Goethe's Werke.

Nach den vorzüglichsten Quellen revidirte Ausgabe.

Erster Theil.

Gedichte.

Herausgegeben und mit Anmerkungen begleitet von

Dr. Fr. Strehlke,

Director des Gymnasiums zu Marienburg.

Erster Theil.

Nebst der Biographie des Dichters, von Fr. Forster, und drei Facsimile's von Goethe's Handschrift.

Berlin.

Gustav Hempel.

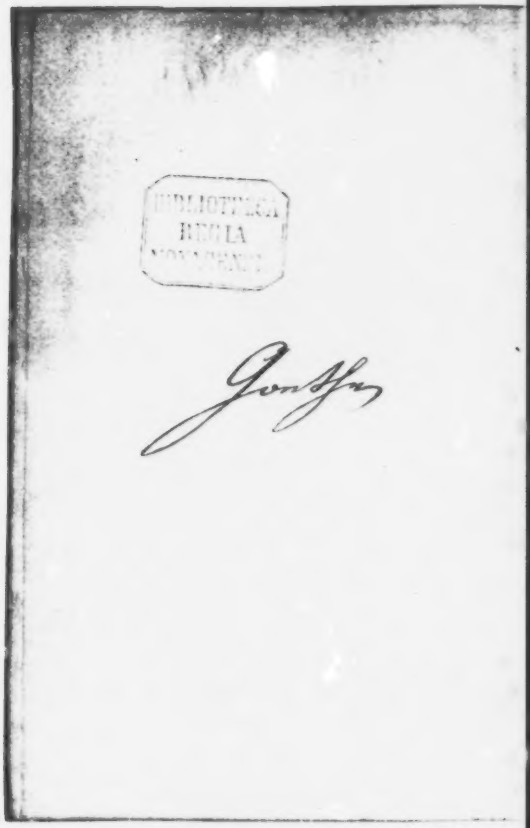
BIBLIOTECA
BUGLA

Wer Wissenschaft und Kunst besitzt
Hat auch Religion;
Wer jene beyden nicht besitzt
Der habe Religion.

Goethe

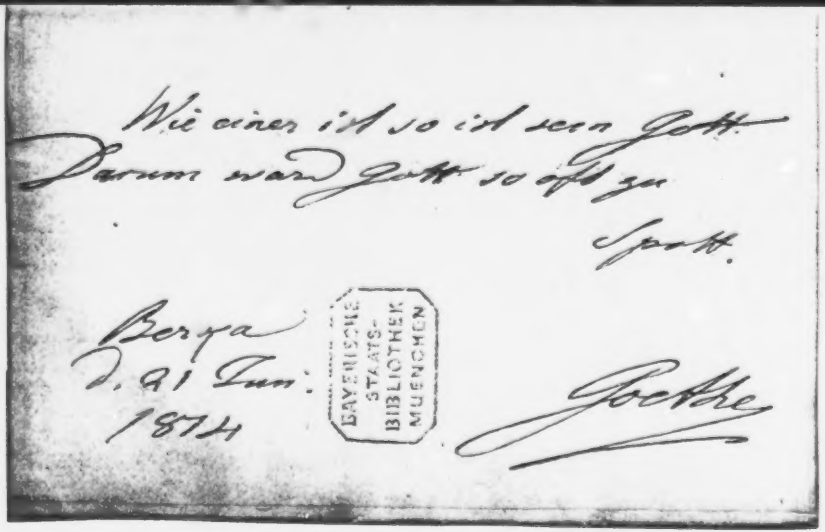
Wie einer ist so ist sein Gott.
Darum war Gott so oft zu
Spott.

Berga
d. 21 Jun.
1814

Goethe

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

Inhalt.

Seite

Goethe's Leben und seine Werke. Von Fr. Förster . . . XI

Zueignung 7

I. Lieder.

Vorklage 13
An die Günstigen 14
Der neue Amadis 14
Stirbt der Fuchs, so gilt der Balg 15
Heidenröslein 16
Blinde Kuh 17
Christel 17
Die Spröde 18
Die Bekehrte 19
Rettung 19
Der Musensohn 20
Gefunden 21
Gleich und Gleich 22
Wechsellied zum Tanze 22
Selbstbetrug 23
Kriegserklärung 24
Liebhaber in allen Gestalten 25
Der Goldschmiedegesell 26
Antworten bei einem gesellschaftlichen Fragespiel 27
Verschiedene Empfindungen an einem Platze 29
Wer kauft Liebesgötter? 30
Der Abschied 31
Die schöne Nacht 32
Glück und Traum 32
Lebendiges Andenken 33
Glück der Entfernung 34
An Luna 34

Seite

Brautnacht 35
Schadenfreude 36
Unschuld 36
Scheintod 37
Novemberlied 37
An die Erwählte 38
Erster Verlust 38
Nachgefühl 39
Nähe des Geliebten 39
Gegenwart 40
An die Entfernte 41
Am Flusse 41
Abschied 41
Wechsel 42
Beherzigung 42
Meeres Stille 43
Glückliche Fahrt 43
Muth 44
Erinnerung 44
Willkommen und Abschied 44
Neue Liebe neues Leben 45
An Belinden 46
Mailied 47
Mit einem gemalten Band 48
Mit einem goldnen Halskettchen 48
An Lorichen 49
Auf dem See 50
Vom Berge 51
Blumengruß 51
Im Sommer 51
Mailied 52
Frühzeitiger Frühling 52
Herbstgefühl 54
Rastlose Liebe 54
Schäfers Klagelied 55
Trost in Thränen 56
Nachtgesang 57
Sehnsucht 57
An Mignon 59
Bergschloß 60

Seite

Geistesgruß 61
An ein goldnes Herz, das er am Halse trug 62
Wonne der Wehmuth 62
Wanderers Nachtlied 62
Ein gleiches 63
Jägers Abendlied 63
An den Mond 64
Einschränkung 65
Sorge 65
Hoffnung 66
Eigenthum 66
An Lina 66

II. Gesellige Lieder.

Zum neuen Jahr 69
Stiftungslied 70
Frühlingsorakel 71
Die glücklichen Gatten (Für's Leben.) 73
Bundeslied 75
Dauer im Wechsel 76
Tischlied 77
Gewohnt, gethan 79
Generalbeichte 80
Kophtisches Lied 82
Ein anderes 82
Vanitas! vanitatum vanitas! 83
Kriegsglück 84
Offne Tafel 86
Rechenschaft 88
Ergo bibamus! 91
Musen und Grazien in der Mark 92
Epiphanias 93
Die Lustigen von Weimar 95
Sicilianisches Lied 95
Schweizerlied 96
Finnisches Lied 97
Zigeunerlied 97

III. Vermischte Gedichte.

Deutscher Parnaß 101

Seite
Gellert's Monument von Oeser 107
Ilmenau, am 3. September. 1783 108
Erklärung eines alten Holzschnittes, vorstellend Hans Sachsens poetische Sendung 113
Auf Lessing's Tod 118
Die Geheimnisse. Ein Fragment 124
Epilog zu Schiller's Glocke 136
Mahomet's Gesang 139
Gesang der Geister über den Wassern 141
Meine Göttin 142
Harzreise im Winter 145
An Schwager Kronos 154
Wanderers Sturmlied 155
Seefahrt 159
Adler und Taube 160
Prometheus 162
Ganymed 163
Grenzen der Menschheit 164
Das Göttliche 166
Königlich Gebet 168
Menschengefühl 168
Lili's Park 168
Liebebedürfniß 172
Anliegen 172
An seine Spröde 173
Die Musageten 173
Morgenklagen 174
Der Besuch 176
Magisches Netz 178
Der Becher 179
Nachtgedanken 180
An Lida 180
Nähe 181
Wanderlied 181

IV. Lyrisches.

Trilogie der Leidenschaft. An Werther 185
Elegie 187
Ausgleichung 191
Aeolsharfen. Gedicht 191

Seite

Ungeduld 193
Lust und Qual 193
Immer und Ueberall 194
März 194
April 195
Mai 195
Juni 196
Frühling übers Jahr 198
Für ewig 199
Zwischen beiden Welten 199
Aus einem Stammbuch von 1604 199
Um Mitternacht 200
St. Nepomuk's Vorabend 201
Im Vorübergehn 201
Pfingsten 202
Auf'm Obe 202
Blick um Blick 203
Haus-Park 203
Der neue Kopernikus 204
Gegenseitig 205
Freibeuter 205

V. Sonnette.

I. Mächtiges Ueberraschen 209
II. Freundliches Begegnen 210
III. Kurz und gut 211
IV. Das Mädchen spricht 211
V. Wachsthum 212
VI. Reiseehrung 212
VII. Abschied 213
VIII. Die Liebende schreibt 213
IX. Die Liebende abermals 214
X. Sie kann nicht enden 214
XI. Nemesis 215
XII. Christgeschenk 215
XIII. Warnung 216
XIV. Die Zweifelnden 216
XV. Mädchen und Dichter 217
XVI. Epoche 217
XVII. Charade 218

Seite

VI. Aus Wilhelm Meister.

Mignon (drei) 221
Harfenspieler (drei) 223
Philine 224

VII. Balladen.

Mignon 227
Der Sänger 228
Das Veilchen 229
Der untreue Knabe 230
Erlkönig 231
Der Fischer 233
Der König in Thule 234
Das Blümlein Wunderschön 235
Ritter Kurt's Brautfahrt 238
Hochzeitlied 240
Der Schatzgräber 242
Der Rattenfänger 244
Die Spinnerin 244
Vor Gericht 245
Der Edelknabe und die Müllerin 246
Der Junggesell und der Mühlbach 248
Der Müllerin Verrath 250
Der Müllerin Reue 252
Wanderer und Pächterin 255
Wirkung in die Ferne 257
Die wandelnde Glocke 258
Der getreue Eckart 259
Der Todtentanz 261
Der Zauberlehrling 263
Die Braut von Korinth 266
Der Gott und die Bajadere 272
Paria. Des Paria Gebet 275
Legende 276
Dank des Paria 279
Johanna Sebus 280
Ballade vom vertriebenen und zurückkehrenden Grafen 282

Zur Revision des Textes 289

Goethe's

Leben und seine Werke.

Von Friedrich Förster.

Vorwort.

Da Goethe in „Dichtung und Wahrheit" eine Selbstbiographie geschrieben hat und seine Werke nunmehr, aus der kostspieligen Einzelhaft der Cotta'schen Buchhandlung erlöst, durch wohlfeile Ausgaben mehr als je vorher ein Gemeingut des Volkes werden, so dürfte es Manchem als eine unnöthige Zugabe erscheinen, unsere Ausgabe seiner Werke mit einem Abriß der Lebensgeschichte des Dichters auszustatten. Dergleichen Bedenken zu beseitigen und unsere Zugabe zu rechtfertigen, sei Folgendes bemerkt. Daß Goethe in „Dichtung und Wahrheit" uns, obschon keine Erdichtung, doch mehr eine poetische als eine wahrheitsgetreue Darstellung seiner Erlebnisse giebt, hat er selbst kein Hehl gehabt. Mündliche und schriftliche Eröffnungen von ihm rechtfertigen diese Ansicht. „In diesem Sinne" — so bemerkt er 1811 — „nannte ich bescheiden genug ein solches, mit sorgfältiger Treue behandeltes Werk „Dichtung und Wahrheit", innigst überzeugt, daß der Mensch in der Gegenwart, ja vielmehr in der Erinnerung, die Außenwelt nach seinen Eigenheiten bildend modele." Und ein späteres Bekenntniß vom Jahre 1830 lautet: „Was den einigermaßen paradoxen Titel der Vertraulichkeiten aus meinem Leben „Dichtung und Wahrheit" betrifft, so ward derselbe durch die Erfahrung

veranlaßt, daß das Publikum immer an der Wahrhaftigkeit solcher biographischen Versuche Zweifel hegt. Diesem zu begegnen, bekannte ich mich zu einer Art von Fiktion, gewissermaßen ohne Noth, durch einen gewissen Widerspruchsgeist getrieben; denn es war mein ernstes Bestreben, das eigentliche Grundwahre, das, insofern ich es einsah, in meinem Leben obgewaltet, möglichst darzustellen und auszudrücken. Wenn aber ein solches in späteren Jahren nicht möglich ist, ohne die Rückerinnerung und also die Einbildungskraft wirken zu lassen, und man immer in den Fall kommt, gewissermaßen das dichterische Vermögen auszuüben, so ist klar, daß man mehr die Resultate und wie wir uns das Vergangene jetzt denken, als die Einzelheiten, die sich damals ereigneten, aufstellen und hervorbringen werde." — Wir erwägen ferner, daß Bescheidenheit und zarte Rücksichtnahme auf Zeitgenossen Goethe oft schweigen hießen, wo uns gegenwärtig das freie Wort und eine getreue Schilderung seiner staatsmännischen, gesellschaftlichen und häuslichen Verhältnisse erlaubt sind, wie denn auf das, was der Dichter über sich selbst mittheilt, die von Mephisto dem Doktor Faust zugerufenen Worte: „Das Beste dürft Ihr ihnen doch nicht sagen", Anwendung finden möchten. Weshalb aber vornehmlich die in „Dichtung und Wahrheit" gegebene Selbstbiographie als ungenügend erscheint, ist, daß sie nur die Jahre der Kindheit und des Jünglings bis zu seinem sechsundzwanzigsten Jahre, bis zu der 1775 erfolgten Uebersiedelung nach Weimar umfaßt. Und selbst in diesem Abschnitte wenden wir, was seine Herzensangelegenheiten, diese unversiegbare Quelle der Ergießungen in Freud und Leid, betrifft, oft nur kurz abgefunden, namentlich erhalten wir über seine Schwärmerei für Charlotte Buff in Wetzlar, der wir den weltbewegenden Roman „Die Leiden des jungen Werther's" verdanken, einen ganz ungenügenden Bericht. Dieser Umstand ist um so wichtiger und nöthigt den Biographen um so mehr zur Ergänzung von „Dichtung und Wahrheit", wie aber auch anderer

seits wieder zur Benutzung dieser Quelle, wo sie einmal in vollerem Erguſſe fluthet, weil wir bei keinem anderen der großen Dichter alter und neuer Zeit Leben und Schaffen so innigst verbunden und eines das andere bedingend und erläuternd finden, wie bei Goethe. „Alle meine Gedichte," äußerte er öfter, „sind Gelegenheitsgedichte; sie sind durch die Wirklichkeit angeregt und haben darin Grund und Boden; von Gedichten aus der Luft gegriffen halte ich nichts." *) Wenn sich dies auch zunächst nur auf seine lyrischen Gedichte bezog, so läßt sich doch nachweisen, daß selbst die größeren dramatischen Dichtungen, die Romane, Novellen, Märchen, Balladen, Elegien und Xenien ihr Entstehen wirklichen Erlebnissen verdanken, so daß die Geschichte seines Lebens zugleich die Geschichte seiner Dichtungen ist.

Der Verfasser konnte bei dem ihm knapp zugemessenen Raume sich nicht die Aufgabe stellen, eine eigentliche Biographie des Dichters in dem herkömmlichen Sinne des Wortes und in der Ausführlichkeit eines Viehoff, Schäfer, Lewes zu schreiben, noch die tiefere kulturgeschichtliche Bedeutung des großen Mannes zu entwickeln, was einem seiner Zeitgenossen überhaupt nicht möglich sein dürfte. Nur Denkwürdigkeiten aus Goethe's Leben, nur eine Skizze desselben als Einleitung zu den Werken des Dichters sollte und wollte er geben, bestrebt, hierbei die Trockenheit eines Lebenskalenders der Encyklopädien und Konversationslexika zu vermeiden und Goethe dem Dichter, besonders dem werdenden Dichter, eine größere Aufmerksamkeit zuzuwenden als Goethe dem Kunstforscher, Künstler, Kritiker, Naturforscher, Staats- und Geschäftsmanne. Die Jugendgeschichte des Dichters ist daher mit größerer Ausführlichkeit behandelt als die späteren

*) Diese auch in Eckermann's „Gesprächen" aufgenommene Bemerkung vernahm ich aus Goethe's Munde, als ich am 27. August 1831 — dem Vorabend seines dreiundachtzigsten, seines letzten Geburtstages — im engsten Kreise an seiner Mittagstafel ihm einen von mir gedichteten, von Zelter komponirten Festgruß vortrug.

Lebensperioden, und der Verfasser glaubte sich nicht dem Vorwurfe der Inkonsequenz auszusetzen, wenn er, bemüht, möglichst den Wortlaut der Quellen selbst zu geben und den Ton lebendiger Ursprünglichkeit festzuhalten, zu diesen Quellen auch Goethe's Selbstbiographie zählte, — der gegen deren unbedingte Benutzung oben hervorgehobenen Bedenken ungeachtet, — und größere Partien derselben, mit denen zu wetteifern unmöglich ist, in seine Darstellung herübernahm.

Auch wird man ihm gelegentliche Einflechtungen eigner Erlebnisse und Erinnerungen verzeihen als einem Veteranen, dem noch vergönnt war, während der letzten zwanzig Lebensjahre des Dichters zu wiederholten Malen und oft in prägnanten Momenten seines belebenden und belehrenden Umgangs sich zu erfreuen.

I. Der Knabe im elterlichen Hause; der Vater und die Mutter; das Heimathsland; Unterricht in Wissenschaften und Künsten; erste Liebe; Gretchen.

Am 28. des Augustmonats 1749, Mittags 12 Uhr, wurde in der freien deutschen Reichsstadt Frankfurt am Main dem kaiserlichen Rathe, Doktor der Rechte, Herrn Johann Kaspar Goethe, und seiner Ehegattin, Frau Katharina, gebornen Elisabeth Textor, ein Söhnchen geboren, welches in der heiligen Taufe die Namen Johann Wolfgang erhielt. Dieselben Vornamen hatte sein Großvater von mütterlicher Seite, der damals noch lebende kaiserliche Rath und Stadtschultheiß Textor, dessen Großvater seinen deutschen Namen Weber aus gelahrtem Vornehmthun in einen lateinischen „Textor" verändert hatte. Der Großvater von väterlicher Seite war Friedrich Georg Goethe, ein aus Artern im Mansfeldischen nach Frankfurt eingewanderter Schneidergeselle, welcher daselbst zünftiger Meister ward, später nach der Verheirathung mit der Erbin des Gasthofes zum Weidenbusch (Weidenhof?), der verwittweten Kornelia Schelhorn, geb. Walther, Nadel und Bügeleisen niederlegte und als wohlhabender Gastwirth 1730 starb. Er hatte seinen Sohn, den Vater unseres Dichters, das Gymnasium und die Universität besuchen lassen, worauf derselbe zum Doktor beider Rechte promovirt und kaiserlicher Rath in Frankfurt wurde. Einem wenig gekannten, Goethe's Leben und Schriften betreffenden Sammelwerke: „A. Nicolovius, Ueber Goethe, Leipzig 1828," sind zwei Schattenrisse von den beiden Eltern des Dichters vorgedruckt; obschon sie nur das Profil geben, so beglaubigen sie doch als wohlgetroffen die Züge, die der Sohn in seiner Selbstschilderung von ihnen angiebt:

Vom Vater hab' ich die Statur,
Des Lebens ernstes Führen,
Vom Mütterchen die Frohnatur
Und Lust zu fabuliren.

Die Züge des Vaters tragen ganz das Gepräge unseres Wolfgang in den älteren Jahren: die hohe Stirn, die sich geltend machende Nase, den beredten Mund, Würde und Ernst. Im Gesicht der Mutter finden wir nicht die äußere Form, wol aber die innere geistige Begabung des Sohnes wieder: Heiterkeit, Witz, Gutmüthigkeit, und etwas Schelmerei ist auch dabei.*) — Wenngleich

*) Sprechender noch als in jenen beiden Schattenrissen finden wir den Charakter der Eltern in zwei Briefen, welche wir zur Vervollständigung der Bildnisse besitzen. „An Herrn Secret. Schöndorn, in Algier. Frankfurth am Mayn den 24 July 1776. Ihr freundschaftlicher Brief d. d. Algier den 29. Octb. 1775 an Unseren Sohn, worinnen eine succinte Beschreibung des Spanischen coup manqué befindet enthalten, ist eingelaufe 6 Wochen hernach altzit richtig einpfangen, und ist seine Schuld nicht, das er bisher unbeantwortet geblieben. Er war damals schon abwesend, und wir mußten ihm solchen nach Weimar schicken, wo er sich noch aufhält. Hören Sie, wie dies meinander hängt, weil Ihnen doch alles, schätzbarer Freund, was diesen Singularen Menschen betrift, interessant seyn mögte. Ich fange vom Ursprung seiner itzigen Verhältnisse an. Der Herzog von Weimar lernte ihn schon vor 2 Jahren auf der vortheilhaften Seite kennen, und nachdem er von Turkey, wo er sich mit der darmstadt. Prinzessin Louise vermählt hat, wieder zurück nach Frankfurth kam, wurde er von diesem jungen Herzoglichen Paar in aller Form nach Weimar eingeladen, wohin er dan auch gereiset. Er hielte sich den vergangenen Winter daselbst als Gast auf, und unterhielt die heutige Herrschaften mit Vorlesung seiner noch ungedruckten Werkgens, nahme das Schlittschuhfahren, und andern guten Geschmack ein, wodurch er sich Dieselben sowohl als auch in der Nachbarschaft viele hohe und Vornehme zu Freunde machte. Jetzt nun aber der Herzog den Dr. kennen lernte, desto weniger konnte Er ihn entbehren, Consuli und 1200 Thaler Besoldung ernannte. Da sitzt nun der Herr und sagt sich in sein neues Fach bestmöglichst. Wir wollen ihn auch darin sitzen lassen, jedoch auch zugleich wegen dessen itzigen Amtsgeschäften in dieser Correspondenz abstehen und Vertretten. Sie sollen das Weitere von ihm jederzeit erfahren, auch seine kleine Schritten (alter Colonensius) womit anber der Anfang gemacht wird, übersenden. Noch eins: Weilen der Herzog von W. die Gelährte nicht nur schätzt, sondern sie auch nach Verdienst belohnet, darum seine Residenz in kurzen der Sammelplatz vieler schönen Geister sein, z. B. ist daselbst der eine Graf von Stolberg Cammerherr geworden, und wird sich bald dahin verfügen. Herder tritt da als General-Superind. auf, und Lenz ist inglechen seit einigen Monathen dort. Was Sie aber am meisten wundern wird, ist, daß sich der Dr. mit Wieland ausgesöhnet, und nun auf dem freundschaftlichen Fuß mit ihm lebet. Und das geht von Herzen. Was den Lest. Schleffer in Emmerking betrift, kan er mit Druckschriften nicht feurig werden, die theils denen dogmatischen Theologen gar nicht anstehen, wie dan eben diese Schwarzen Männer mit weisen Kreyen den 2ten Theil seines Landtrauschlusses nach ihrer dogmatischen Lehrart nicht gefellet fanden, und daher den weis. Ihm zur Gewissenlos reizen. Er kam auch erst mit seinem Anti-Pope zum Vorschein. In den Ephemeriden der Menschheit, eine Schrift die in Basel heraus kommt, trift man auch verschiedene Aufsätze von ihm an z. Hartemann Goethe Vater.

(Bis hierher Goethe der Vater; es fährt nun Mütterchen fort.)

der Mensch nicht wie die Pflanze und das Thier an ein streng abgegrenztes Klima, auch nicht auf eine einzige Bodenart und Nahrung angewiesen und beschränkt ist, so üben doch die klimatischen und geographischen Verhältnisse einen bedeutenden Einfluß auf die Ausbildung des Eigenthümlichen und Charakteristischen im Menschen aus, wie in leiblicher, so in geistiger Beziehung, und zwar, wie dies nachweisbar ist, mehr noch bei begabten Naturen als bei Menschen gewöhnlichen Schlages. „Die primitive Bedingung für die Eigenheit eines Menschen ist sein Geburtsland. Aus ihm geht mehr in ihn über, als er wissen kann. (Goethe ist ein Mitteldeutscher, ein Westfranke.“*) Wenn wir auch sein langes Leben singen: „Das ganze Deutschland soll es sein!“ so wird es doch für alle Zeit dabei bleiben, daß die Bevölkerung zwiespaltig in eine norddeutsche (niederdeutsche) und eine süddeutsche (oberdeutsche) sich scheidet. In neuster Zeit hat man die „Mainlinie“ als die Grenze des Südens von dem Norden bezeichnet; dies erscheint bei einem auch nur flüchtigen Blick auf die Landkarte als ungenau. Der Main durchströmt als ein Nebenfluß des Rheins nur eine verhältnißmäßig kurze Strecke und noch dazu in so vielen Krümmungen, daß es ganz unmöglich sein würde, die Aufstellung der Grenzpfähle durch seinen Lauf bestimmen zu lassen. Zutreffender dürfte die Abgrenzung des Südens von dem Norden dadurch erreicht werden, daß wir zwischen beide ein „Mitteldeutschland“ legen. Ober-

---

Liebster, Bester Freund!

Sie müssen doch auch ein Wörtgen Von mir hören, doch auch erfahren, daß ich noch lebe, oft, oft an Ihnen denke, immer gern wissen möchte, Was unser Freund Schönborn in Alsheim betribe u. d. m. Sie erinnern sich doch, daß beinahe 3 Jahre verflossen sind, da wir so Vergnügt beysammen waren und Weintrauben aßen. Ich dächte, Sie wären lang genug in der Barbarey gewesen, hätten lange genug verschleierte Damen gesehen, mein Rath, den Ihnen also mein Freundschaftliches Herz giebt ist also der, kommen Sie bald Wieder Zu uns, es War Vor mich jederzeit eine Wollust große Menschen um und bey mir zu haben, aber in meiner jetzigen Lage, da meine Beide Kinder Weit, Weit von mir entfernt sind, ist's Himmelfreude. Folgen Sie mir und kommen je ehender je besser s soll Ihnen Wohl thun. Was Wollen wir einander erzählen, Vor langer Zeile dürfen wir uns nicht fürchten, ich besitze einen Schatz Von Anecdoten, Geschichten u. s. w., daß ich mich anheischig mache, 8 Tage in einem fort zu plaudern, und Wenn Sie nun gar anfangen werden — — Von Seen und Meeren, Städten und Dörffern, Menschen und Mißgeburten, Elevanten und Pflanzen. Das soll ein Gaudium werden. Leben Sie Wohl. Dieses wünscht Ihre ganz eigne Freundin

C. L. Goethe.

Antworten Sie uns doch ja bald, damit wir erfahren, ob die 4 pissen glücklich in Ihre Hände gekommen sind. —

*) Rosenkranz. Goethe und seine Werke. 1847. S. 38.

deutschland wird im Süden von Welschland durch den Alpengürtel, im Westen durch das Wasgaugebirge (die Vogesen), im Norden durch die schwäbische Alp und die bairische Hochebene bis zum Fichtelgebirge abgegrenzt; die Bewohner desselben sind die Badenser, Schwaben, Schweizer, Tyroler, Baiern und Oestreicher; der Rhein, welcher nach Norden, und die Donau, welche nach Osten fließt, sind die Hauptströme. Niederdeutschland wird im Nordwesten und Nordosten durch die Nord- und Ostsee begrenzt, im Süden durch das Riesengebirge, Erzgebirge, den Harz, Thüringer Wald und Spessart; die Hauptströme: die Weichsel, die Oder, Elbe, Weser und der Rhein, fließen in gleichlaufender Richtung nach N.O. und N.W. durch ein mit Landseen durchschnittenes Flachland zur Ost- und Nordsee. — Eine strengere Grenzscheide als Fluß und Gebirg hat zwischen Ober- und Niederdeutschland die Mundart (Dialekt) gezogen. Denn obschon das Germanische die Wurzel ist, aus welcher die süddeutsche wie die norddeutsche Sprache ihre Zweige und Blüthen trieben, so macht sich doch in der oberdeutschen Mundart das Allemannische (Hochdeutsche), in der niederdeutschen das Sassische (Plattdeutsche) geltend und zwar in so sehr von einander abweichender Weise, daß der mecklenburger Bauer und der württemberger und tiroler Bergbewohner sich eben so wenig verstehen, wie der Picarde und der Gascogner in Frankreich. Außerdem kommen in Süd- und in Norddeutschland noch eine große Anzahl eigenthümlicher Mundarten vor, so daß Staberl, wenn er sich rühmt: „i versteh halt zehn Sprachen, aber alle auf deutsch," noch sehr bescheiden erscheint.

Da nun aber Süddeutschland und Norddeutschland nicht durch ein unübersteigliches Gebirge oder ein Meer geschieden sind, am Allerwenigsten durch die von landeskundigen Strategen und Diplomaten erfundene, aber nirgend gefundene Mainlinie, so haben Geographen, welche dem Volksthum eine Berechtigung bei den Grenzregulirungen zuerkennen, zwischen Ober- und Niederdeutschland jenes erwähnte Mitteldeutschland abgesteckt, wodurch der Süden mit dem Norden vermittelt, eine Verschmelzung und Versöhnung der ernsten, witzig und tapfer humoristischen Sassenstämme mit den gemüthlichen, gutmüthigen, ipasigen Alemannen hergestellt wird. „Dies mittlere Deutschland ist ein liebliches Hügelland, welches sein Zentrum im Rheingau von Mainz bis Cöln hat. Westlich finden wir das Moselland Lothringen, östlich das Mainland Franken, weiterhin noch

Thüringen, zu welchem wir dem Stamme nach auch die Bewohner des Königreichs Sachsen rechnen müssen; denn diese sind ihrem Herkommen nach Sorben, die von den Thüringern bezwungen wurden, und haben mit dem sächsischen Volksstamme in Westphalen, Hannover, Friesland, Holstein nichts gemein. Dies Hügelland mit seinem gartenhaften Anbau, unsere Obstkammer, unsere Weinkeller, hegt besonders jene Gemüthlichkeit, die als deutsch gilt. Hier sind die reizenden Thäler, die betriebsamen kleinen Städte, die klappernden Mühlen mit ihrer idyllischen Umbauung, genug jene ganze bürgerliche ehrenfeste Behaglichkeit, die nun in ihrer Karrikatur als der deutsche Michel erscheint.“*)

Goethe's Wiege stand in Frankfurt a. M., das sich als die Hauptstadt des mittleren Deutschland's geltend machte und als Krönungsstadt der deutschen Kaiser und freie Reichsstadt sich eines Ansehens vor so mancher der Residenzen der kleinen deutschen Fürsten erfreute. Gegen Eckermann bemerkt Goethe einmal: daß, wenn der französische Nationaldichter Beranger in Jena gelebt und gesungen hätte, sein Name nicht über das Weichbild der Stadt bekannt geworden sein würde, während seine Lieder, in Paris gesungen, alsobald ein Eigenthum der gesammten französischen Nation wurden; dies sei allerdings ein Vorzug der Hauptstadt eines zur Vereinigung und Einheit gelangten Volkes. An anderer Stelle hat er jedoch die Vorzüge anerkannt, welche Deutschland durch die zahlreichen Residenzen und Hauptstädte und deren Hofhaltungen gewonnen, indem durch Gründung von Schulen, Universitäten, Akademien, naturwissenschaftlichen und Kunst-Museen, durch Unterstützung und Förderung der Gelehrten, der Künstler und Naturforscher weit mehr für die allgemeine Bildung gethan worden sei als in den Ländern, wo alle Bildungsmittel und daher auch die Bildung selbst in der einzigen Hauptstadt konzentrirt würden. „Deutschland hat kein äußerliches Zentrum. Als ein Land der Individualität — (ein Jeder muß für seinen Mann stehen) — macht es ein solches unmöglich. Wir haben daher viele Hauptstädte, die durch ihre Eigenthümlichkeiten sich ergänzen. Keine kann sich, wie Paris, als ausschließlichen Gravitationspunkt betrachten. In Frankreich ist es nothwendig, daß ein Talent, um anerkannt zu sein, in Paris anerkannt werde. Alles, was irgend ein Streben in sich trägt,

*) Aufklärung z. z. C. S. 38.

muß deshalb nach Paris wallfahren, dort für die Nation den Stempel der Legitimation zu empfangen. Bei uns kann das Talent außer Sorge sein, wenn es nicht in Wien, München, Dresden, Berlin aufwächst. Es kann in der Provinz sich eben so gut entwickeln, und nicht selten ist es ja in unserer Geschichte der Fall gewesen, daß gerade von Provinzialhauptstädten die nachhaltigsten Anregungen für ganz Deutschland ausgegangen. Was im politischen Betracht für unsere Stellung nach Außen ein Mangel, ist für die Freiheit und Mannichfaltigkeit der Bildung im Innern unstreitig ein Vortheil." — Mag immerhin Berlin dereinst die Hauptstadt von ganz Deutschland werden; niemals werden Wien, München, Stuttgart, Frankfurt, Köln und das südlich und westlich gelegene Deutschland so berlinisirt werden, wie die Provinzialstädte Frankreich's parisirt worden sind.

Luther, Melanchthon, Herder, Matheinecke, Schleiermacher, Kant, Fichte, Schelling, Hegel, Lessing, Klopstock, Wieland, Schiller, Cornelius, Rauch, Kaulbach und so fast alle Berühmtheiten Deutschland's in Wissenschaft und Kunst sind in keiner der größeren Hauptstädte geboren, selbst ihren späteren Ruhm erwarben sie nicht alle in fürstlichen Residenzstädten. Frankfurt am Main, der Geburtsort Goethe's, zählt ebenfalls nicht zu den Hauptstädten, war aber vor vielen der fürstlichen Residenzen dadurch begünstigt, daß es als freie Reichsstadt ein unabhängiges Bürgerthum, als große Handelsstadt Betriebsamkeit und Wohlhabigkeit, als Krönungsstadt der deutschen Kaiser eine geschichtliche Bedeutsamkeit besaß. Die gesellschaftliche, wissenschaftliche und künstlerische Bildung, überhaupt die gesammte Lebensweise, prägte dem geborenen Frankfurter einen eigenthümlichen Charakter auf, den auch Goethe, obschon er mit dem 26. Jahre seine Vaterstadt für immer verließ, bis in sein spätestes Alter nicht verleugnen konnte.

Den Vater nahmen, da er als kaiserlicher Rath und Doktor der Rechte sich zu vornehm dünkte, eine Anstellung in den herkömmlichen Formen bei den Vätern der Stadt nachzusuchen, Amtsgeschäfte nicht in Anspruch, so daß er vollauf Muße hatte, dem Sohne mit zeitweiliger Beihülfe eines Privatlehrers Unterricht in den alten und neuen Sprachen, in Literatur und Weltgeschichte, in Geographie und Mathematik zu ertheilen. Von dem Martyrerthum des Gymnasiasten, welcher von der Quarta bis zur Prima zehn Jahre lang durch widersinnige Lehrmethode mit lateinischer und griechischer Grammatik,

mit Buchſtabirenlernen im Homer, Sophokles, Herodot und Plato, Livius, Horaz und Virgil gequält wird, ohne von ihrem geiſtigen Gehalt und ihrer vollendeten Formſchönheit auch nur die entfernteſte Ahnung zu gewinnen, blieb unſer Wolfgang verſchont. Der Unterricht bei dem Vater beſchränkte ſich auf das Repetiren des Penſums in einer Privatſchule, welche er in Gemeinſchaft mit einigen Knaben befreundeter Familien beſuchte. Daß ihn der hier ertheilte Unterricht beſonders gefördert hätte, davon weiß er nichts zu rühmen; wol aber beklagt er ſich über die rohe Behandlung, welche die Schüler erfuhren. „Unſere Lehrer" — erzählt er — „behandelten uns oft ſehr unfreundlich und ungeſchickt mit Schlägen und Püffen, gegen die wir uns um ſo mehr verhärteten, als Widerſetzlichkeit oder Gegenwirkung aufs Höchſte verpönt waren." Der einzige Vortheil, welchen die Schüler und vor allen anderen Wolfgang davon zu ziehen wußten, war: ſich in Ertragung körperlicher Schmerzen abzuhärten, zu welchem Behuf, wenn ernſtliche Raufereien nicht ausreichten, Spiele mit Püffen und Kniffen ausgeſonnen wurden, bei welchen ein Knabe den andern im Aushalten des Schmerzes zu übertreffen ſuchte. Im Lateiniſchen hatte unſer Wolfgang ziemliche Fortſchritte gemacht, ſo daß er mit dem fünfzehnten Jahre die vorzüglichſten römiſchen Klaſſiker kannte; nicht ſo im Griechiſchen, da er in dieſer Sprache nur das neue Teſtament kennen lernte; den Homer las er in einer deutſchen Ueberſetzung. Das Dichtertalent machte ſich bei unſerem Wolfgang bereits in dem Knabenalter bemerkbar. „Wir Knaben," erzählt er ſelbſt, „hatten eine ſonntägige Zuſammenkunft, wo Jeder von ihm ſelbſt verfertigte Verſe vorlas. Und hier begegnete mir etwas ſehr Wunderbares, was mich lang' in Unruh verſetzte. Meine Gedichte, wie ſie immer ſein mochten, mußte ich immer für die beſſeren halten. Allein ich bemerkte bald, daß meine Mitbewerber, welche ſehr lahme Dinge vorbrachten, in dem gleichen Falle waren und ſich nicht weniger dünkten. . . . Da ich nun ſolchen Irrthum vor mir ſah, fiel es mir eines Tages aufs Herz, ob nicht jene Gedichte wirklich beſſer ſeien als die meinigen, und ob ich nicht mit Recht jenen Knaben eben ſo toll vorkommen möchte als ſie mir. Dies beunruhigte mich ſehr und lange Zeit; denn es war mir unmöglich, ein äußeres Kennzeichen der Wahrheit zu finden. . . Endlich beruhigten mich Leichtſinn und Selbſtgefühl und eine Probearbeit, welche das Lob des Lehrers erhielt." Damals gab es für die noch nicht erwachſene Jugend keinen ſo reichhaltigen

Vorrath an Kinderschriften wie gegenwärtig. Vornehmlich war ein Buch, für welches eben so wie vor beinah hundert Jahren der Knabe Goethe so noch heut die Knaben schwärmen, „Robinson Crusoe," die liebste Unterhaltungsschrift unsers Wolfgang. Bald aber fand er noch mehr Behagen an den sogenannten Volksmärchen und Volksliedern, welche aus einer Winkeldruckerei in Frankfurt hervorgingen und mit der Bezeichnung: „gedruckt in diesem Jahr mit stehengelassener Schrift," auf dem schrecklichsten Löschpapier öffentlich feil geboten wurden. „Wir Kinder," erzählt Goethe, „hatten also das Glück, diese schätzbaren Ueberreste des Mittelalters auf einem Tischchen vor der Hausthüre eines Bücherträdlers täglich zu finden und sie für ein paar Kreuzer uns zuzueignen. Der Eulenspiegel, die vier Haimonskinder, die schöne Melusine, der Kaiser Oktavian, die schöne Magelone, Fortunatus mit der ganzen Sippschaft bis auf den ewigen Juden, Alles stand uns zu Diensten, sobald uns Gelüstete, nach diesen Werken anstatt nach irgend einer Näscherei zu greifen." — Die Erzählung von dem ewigen Juden interessirte ihn so sehr, daß er den Plan zu einem Epos entwarf, dessen Hauptträger der Schuster Ahasverus zu Jerusalem sein sollte. Es blieb bei einer unvollendeten Legende in Hans Sachsens Manier. Von einem bei Weitem nachhaltigeren Einfluß auf den zukünftigen Siegeslauf unsers Dichterknaben war die Bekanntschaft mit dem Puppenspiele: „Doktor Faust", der erst später die Bekanntschaft mit den gedruckten Volksbüchern: „Faust's Höllenzwang" und anderen Schriften, welche diese Legende behandeln, folgte. Die Vermuthung liegt nah, daß unserm Wolfgang frühzeitig die zuerst von Spieß in Frankfurt a. M. 1587 gedruckte „Geschichte des berühmten und berüchtigten Doktor Faust" bekannt geworden sein mag. Bei Widmanns in Hamburg erschien 1599: „Wahrhafte Historien von den greulichen und abscheulichen Sünden und Laster, auch den vielen verwunderbarlichen und seltsamen Abenteuern, so Dr. Johannes Faustus, ein weitberufener Schwarzkünstler und Erzzauberer, durch seine Schwarzkunst bis an sein erschreckliches Ende getrieben hat." Diesen beiden deutschen Volksbüchern liegt die Sage zum Grunde, daß Faust als ein Schwarzkünstler sich der Magie ergeben, und dem Teufel seine Seele verschrieben habe, wofür er zwar ein lustiges Leben geführt, schließlich aber zur Hölle abgeführt worden sei. Früher als in Deutschland waren ähnliche Sagen in anderen Ländern entstanden; die älteste wird dem Theophilus, Oekonomos der

griechischen Kirche zu Adana, und seinem Schüler Eutychianus in der Mitte des sechsten Jahrhunderts zugeschrieben. In Spanien, Italien und England finden wir Sagen von Zauberern und aus denselben hervorgegangene Dramen und Erzählungen, mit denen jedoch unser Wolfgang schon jetzt keinesweges bekannt wurde. In Deutschland gedieh erst seit der Erfindung der Buchdruckerkunst, welche Faust und Schöffer in Mainz und Straßburg betrieben, die Faustsage zu einer allgemeinen Berühmtheit; vornehmlich durch die Puppenspiele der Bänkelsänger, welche auf den Messen und Märkten immer auf ein schaulustiges Publikum zählen durften.

Sehr eifrig beschäftigte ihn noch als Knaben das Studium der hebräischen Sprache. Die Veranlassung hierzu gab, daß er, wozu sich in Frankfurt hinreichende Gelegenheit bot, die Kinder Israel's unter einander ein ganz absonderliches Judendeutsch, mit hebräischen Wörtern vermischt, sprechen hörte, dessen Verständniß ohne Kenntniß des Hebräischen ihm nicht möglich zu sein schien. Außerdem verlangte ihn darnach, die Bücher des alten Testamentes, welches er mit großem Eifer las, in ihrer Ursprache verstehen zu lernen. Der Vater gab dem Wunsche des Sohnes nach, und der Rektor des Gymnasiums, Doktor Albrecht, ließ sich bereit finden, dem Knaben, obschon er nicht Gymnasiast war, Unterricht im Hebräischen zu ertheilen, und brachte es in der That der eifrige Schüler viel weiter darin als Friedrich der Große, welcher sich begnügte, als Randbescheid an die Bettelbriefe das hebräische „tohu vabohu" (wüst und leer) zu schreiben.

In den neueren Sprachen, obschon der Unterricht darin dem Knaben in sehr ungenügender Weise ertheilt wurde, machte Wolfgang bedeutendere Fortschritte als in den alten; das Lebendige prägte sich ihm leichter ein als das Todte. Bei Erlernung des Sprechens der neueren Sprachen kam ihm, wie jedem mit musikalischem Gehör Begabten, zu Statten, daß er leicht den Schall und Klang einer Sprache, ihre Bewegung, ihren Akzent, den Ton und was sonst von äußeren Eigenthümlichkeiten, auffaßte und sich anrignete. Die Vorliebe des Vaters für die italienische Sprache, welche er auf einer Reise in jenes Land gründlich erlernt hatte, veranlaßte ihn zunächst, seiner Tochter Kornelia, welche nur ein Jahr jünger als Wolfgang war, Unterricht in dieser Sprache zu ertheilen. Da dies in denselben Zimmer geschah, in welchem der Bruder über seinem lateinischen Exercitium schwitzte, horchte dieser gern über sein Buch hinweg und konnte den Vater zu dessen Freude sehr bald mit einigen

italienischen Redensarten erfreuen. Auch die Mutter war der italienischen Sprache mächtig; in den Familienkreisen wurde viel Italienisch gesprochen.

Das Französische, schon damals und zumal in der Handelsstadt Frankfurt die Allerweltssprache, eignete sich Wolfgang mehr „durch Aufhorchen auf die Unterhaltung der Bedienten, Soldaten und Schildwachen als in der Schulstube an." Als Wolfgang noch nicht zehn Jahr alt war, erhielt der Vater zu seinem großen Verdruß bei dem Einmarsch französischer Truppen am Neujahrstage 1759 den Königslieutenant Grafen Thorane, einen Provençalen, als Einquartirung, welcher die Stelle eines Platzmajors zu versehen hatte und daher viel Unruhe in das Haus brachte. Der Vater, obschon des Französischen vollkommen mächtig, hielt sich von jeder Gemeinschaft mit dem Königslieutenant fern, wodurch die Mutter sich veranlaßt fand, die Unliebenswürdigkeit ihres grämlichen Hausherrn durch entgegenkommende Freundlichkeit gut zu machen. Da der Herr Gemahl sich zu einer Verständigung mit dem fremden Offizier nicht herbeiließ, nahm sie die Vermittelung eines Nachbars, welcher gut Französisch sprach, öfter in Anspruch und müßigte sich sogar manche Stunde ab, um die zur Unterhaltung und zur Verständigung über gewöhnliche Angelegenheiten nöthigen französischen Redensarten auswendig zu lernen, welche Aufmerksamkeit von dem fremden Gaste sehr hoch aufgenommen wurde.

In dieser Zeit wurde unser Wolfgang im Französischen dadurch gefördert, daß er als Knabe von zehn Jahren von seinem Großvater ein Freibillet zu den Vorstellungen im französischen Theater erhielt. Er verstand zwar, wie er später selbst berichtet, nichts von dem, was gesprochen wurde, eignete sich aber den Sprachton und Akzent, von seinem musikalischen Gehör unterstützt, vollkommen an. „Ich lernte," erzählt er, „ganze Stellen auswendig und rezitirte sie, ohne ihren Zusammenhang zu verstehen, wie ein eingelernter Sprachvogel, welches mir um so leichter ward, als ich früher die für ein Kind meist unverständlichen biblischen Stellen auswendig gelernt und sie in dem Tone der protestantischen Prediger herzusagen mich gewöhnt hatte."

Mehr aber als durch den Besuch des französischen Theaters wurde die Erlernung der fremden Sprache durch die Bekanntschaft mit der vierzehnjährigen Tochter des Theaterdirektors gefördert. Wolfgang wurde durch ihren Bruder mit ihr näher bekannt. „Sie war," erzählt er, „ein gar angenehmes Mädchen, gut gewachsen, von einer regelmäßigen Bildung, brauner Farbe,

schwarzen Haaren und Augen; ihr ganzes Betragen hatte etwas Stilles, ja Trauriges. Ich suchte ihr auf alle Weise gefällig zu sein; allein ich konnte ihre Aufmerksamkeit nicht auf mich lenken. Manchmal, wenn die Mutter auf den Proben oder in Gesellschaft war, fanden wir uns in ihrer Wohnung zusammen, um zu spielen oder uns zu unterhalten. Ich ging niemals hin, ohne der Schönen eine Blume, eine Frucht oder sonst etwas zu überreichen; zwar dankte sie auf das Höflichste, aber ich fand keine Spur, daß sie sonst auf mich geachtet hätte. Ich erklärte mir nun ihr trauriges Aussehn und hatte sie nur desto lieber." Für den Unterricht in dem Englischen wurde ein englischer Sprachlehrer angenommen, welcher sich dadurch zu empfehlen gewußt hatte, daß er in seiner Ankündigung versicherte: seine Schüler in vier Wochen so weit zu fördern, daß sie sich dann mit einigem Fleiße selbst weiter fördern könnten. Von einem angeborenen Talent unterstützt, trieb Wolfgang am Eifrigsten das Zeichnen, worin er frühzeitig, da er sich auf das Gebiet der Landschaftsmalerei beschränkte, so erhebliche Fortschritte machte, daß er, zumal sein Lehrer und seine Freunde unter den Künstlern ihn hierzu ermunterten, fest entschlossen war, sich ausschließlich zum Künstler und zwar zum Landschafter auszubilden. Führte ihn sein Genius auch sehr bald auf andere Bahnen, so blieb er doch sein ganzes Leben hindurch jener Neigung getreu, und so sahen wir auf der in Berlin 1861 veranstalteten „Goethe-Ausstellung" **siebenundsiebzig Handzeichnungen von ihm in Sepia, Tusche,** Pastellfarben, Landschaften und Figuren, zu verschiedenen Zeiten seines Lebens bis in das hohe Alter ausgeführt. Er selbst scherzt über diese seine Passion in einer poetischen Epistel an die Prinzessin Karoline von Weimar Eisenach (1807):

„Wie aber nach dem jüngsten Gericht
„Das vorgeschah auch wieder geschicht,
„Und über Wolken und unter Flammen,
„Freunde und Feinde kommen zusammen,
„Und überall im höchsten Chor
„Jeder Heilige nach wie vor
„Hebt und trägt sein Marterinstrument,
„Woran man ihn allein erkennt,
„So werd' auch ich wol in Abraham's Schooß
„Bleistift und Pinsel nicht werden los;
„Bei vieler Lust und wenig Gaben
„Werd' ich doch nur gekritzelt haben."

Nicht mit gleicher Anlage, deshalb auch nicht mit gleichem Eifer, wurde die Musik getrieben. Die Fortschritte im Klavierspiel waren nicht erheblich, auch auf der Flöte und dem Cello wurde es zu keiner merklichen Fertigkeit gebracht, und von Leistungen im Gesange wird gar nichts berichtet, obschon für Melodie und Rhythmus, wie es die Lieder des Dichters bezeugen, das entschiedenste Talent ihm eigen war, und der Gesang, zumal von sympathischen Frauenstimmen, ihm bis in das hohe Alter höchsten Genuß gewährte, wovon in den Briefen an Zelter genügend Erwähnung geschieht.

Auch für die Ausbildung in gymnastischen Uebungen, welche in den deutschen Gymnasien, obschon diese ihren Namen von den griechischen Ringerschulen entlehnt hatten, gänzlich vernachlässigt wurden, hatte der Vater gesorgt; den Unterricht in der Tanzkunst übernahm er selbst. In der Fechtkunst mit dem Stoß-Rappier erhielt Wolfgang zuerst von einem französischen und hernach von einem deutschen Fechtmeister Unterricht. Der Art und Weise des Landsmannes gesteht Goethe in seiner Selbst-Biographie den Vorzug vor der französischen Schule zu, und seine dort ausführlich gegebene Beurtheilung beider Schulen ist noch bis heut zutreffend.*) — In späteren Jahren finden wir Goethe als verwegenen, aber sattelfesten Reiter im Jagdgefolge des Herzogs von Weimar. Die ersten Uebungen in der edlen Reitkunst hatte er bereits im Knabenalter nach Anordnung des Vaters bei einem tüchtigen Stallmeister gemacht. Alles Pedantische war unserm Wolfgang bei jeder Unterweisung in Kunst und Wissenschaft zuwider, so war es auch auf der Reitbahn der Fall:

*) Dichtung und Wahrheit I. S. 231. Als der Verf. in Jena studirte, war daselbst noch „der Fechtconvent" in Kraft und die dort herkömmliche Kreisler'sche Schule war als die beste in ganz Deutschland anerkannt. Als im Jahre 1811 französische Truppen zu verschiedenen Malen Station in Jena hatten, waren sie verwundert, uns Studenten auf diesem Punkte unsre Fechtkünste machen zu sehen. Bald hielten auch ihre Fechtmeister und Schüler sich dort auf, und wir nahmen eine Aufforderung zur Fechtpassage, deren Kniffe mit Kunde betrieben wurden, an. Da sie nicht wie wir, jenen Stand innehatte der Kunst besaßen, unsere steifen Stöße weder zu führen noch zu parriren verstanden, auch das Degen-Klub-der-Hand-Schlagen des Korporals nicht kannten, mußten sie in jedem Gange sich als die Besiegten bekennen. August v. Goethe und der Verf. waren als renommirte Fechter in das Vorderzimmer gebeten worden, und hatten sich nahmen, die Franzosen tüchtig „aufzuschmieren" zu haben. Goethe der Vater, der eben in Jena anwesend war, hatte davon gehört. Auf sein Verlangen machten ich und August einige Gänge in seiner Gegenwart im botanischen Garten und er freute seine Freude darüber auch, daß die Ueberlegenheit der deutschen Fechtschule über die französische, welche er als Knabe behauptet, sich ungeschmälert erhalten habe.

„Zum Ersten und Letzten war immer vom Schluß die Rede, und es konnte Einem doch Niemand sagen, worin denn eigentlich der Schluß bestehe, worauf doch eigentlich Alles ankommen sollte.“ Dennoch kam, was er auf dieser Reitbahn gelernt, ihm später oft zu Statten, sei es nun bei dem nächtlichen Ritt zur Geliebten von Straßburg nach Sesenheim, bei den Hetzjagden in Weimar, bei der Harzreise im Winter, in dem Feldzuge in der Champagne und bei anderen Abenteuern.

Die Liebe zu den Naturwissenschaften, in denen damals Alchymie und Astrologie noch ihren geheimnißvollen Ruhm beanspruchten, wurde schon bei dem Knaben geweckt durch Lesung von Faust's Höllenzwang, durch eine Naturaliensammlung des Vaters und durch die Wunderthaten einer Elektrisirmaschine, welche in einer Meßbude ihre magischen Künste zeigte.

Der Vater hielt den körperlich und geistig frühreifen Jüngling für hinreichend vorbereitet und ausgebildet, um ihn in seinem sechzehnten Jahre die Universität Leipzig beziehen zu lassen, wo er sich der Rechtswissenschaft widmen, nebenbei auch die sogenannten „humaniora“ treiben sollte, wozu die Erklärung griechischer und römischer Klassiker, Vorlesungen über Rhetorik, Poetik und Philosophie gerechnet wurden. Der Vater hatte Leipzig gewählt, nicht allein wegen der Berühmtheit seiner Professoren, sondern auch weil diese Stadt damals in dem Rufe stand: „es sei ein klein Paris und bilde feine Leute.“ Vornehmlich war es diese zuletzt genannte Rücksicht, welche die Eltern für Leipzig entschied; denn zu großen Besorgnissen hatte die Unbändigkeit des Knaben und so mancher Geniestreich, den er als heranwachsender Jüngling im Verein mit lustigen Brüdern ausführte, Veranlassung gegeben. Auch an einer recht ernstlich gemeinten Liebschaft hatte der sechzehnjährige Wolfgang es nicht fehlen lassen. Von den vielen Liebesverhältnissen, welche der Dichter durch sein ganzes Leben hindurch vom Knaben- bis zum Greisenalter gehabt, dürfte das mit dem schönen Gretchen in Frankfurt wol das unschuldigste und rührendste sein. Eines Abends saß er mit seinen munteren Freunden beisammen; es wurde der Flasche gut zugesprochen, und als es zuletzt am Weine gebrach, rief Einer nach der Magd; „allein statt derselben,“ so erzählt Goethe selbst, „trat ein Mädchen herein von ungemeiner und, wenn man sie in ihrer Umgebung sah, von unglaublicher Schönheit.“ Man bat sie, noch ein paar Flaschen zu holen. „Thu' es, Gretchen,“ sagte Einer, „es ist ja nur ein Katzensprung.“ „Warum nicht?“

versetzte sie, nahm ein paar leere Flaschen vom Tisch und eilte fort. Ihre Gestalt war von der Rückseite fast noch zierlicher. Das Häubchen saß so nett auf dem kleinen Kopfe, den ein schlanker Hals gar anmuthig mit Nacken und Schultern verband. Alles an ihr schien auserlesen, und man konnte der ganzen Gestalt um so ruhiger folgen, als die Aufmerksamkeit nicht mehr durch die stillen, treuen Augen und den lieblichen Mund allein angezogen und gefesselt wurde. Ich machte den Gesellen Vorwürfe, daß sie das Kind allein in der Nacht ausschicken wollten; sie lachten mich aus, und ich war bald getröstet, als sie wiederkam. Sie trank ein Glas auf unsere Gesundheit, entfernte sich aber bald, indem sie uns rieth, nicht gar lange beisammen zu bleiben. — Die Gestalt dieses Mädchens verfolgte mich von dem Augenblicke an auf allen Wegen und Stegen; es war der erste bleibende Eindruck, den ein weibliches Wesen auf mich gemacht hatte; und da ich einen Vorwand, sie im Hause zu sehen, weder finden konnte, noch suchen mochte, ging ich ihr zu Liebe in die Kirche und hatte bald ausgespürt, wo sie saß; und so konnte ich mich während des langen Gottesdienstes wol satt an ihr sehen. Beim Herausgehen getraute ich mich nicht sie anzureden, noch weniger sie zu begleiten und war schon selig, wenn sie mich bemerkt und gegen einen Gruß genickt zu haben schien." —

So zurückhaltend und scheu hat Goethe den Doktor Faust bei der ersten Begegnung mit Gretchen nicht geschildert und doch ist es außer Zweifel, daß der Dichter in der Erinnerung an seinen Kirchgang jenes so bedeutsame Scene niederschrieb. Ein loser Scherz, den man mit einem eingebildeten jungen Mann trieb, indem man ihn Liebesbriefe schreiben und die Antwort darauf empfangen ließ, gab unserm Wolfgang wieder Gelegenheit, Gretchen zu sehen. Durch ihr besonnenes und gutmüthiges Dazwischentreten wurde Goethe, welcher sich dazu hergegeben hatte, die erdichteten Liebesbriefe zu schreiben, aus diesem Handel, der zu schlimmen Händeln Veranlassung zu geben drohte, herausgezogen, und durch dies sorgsame Benehmen Gretchens seine leidenschaftliche Zuneigung zu ihr noch glühender als vorher. . . „Ich konnte mich," erzählt er selbst, „nicht von ihr losreißen; sie aber hat mich so freundlich, indem sie mit beiden Händen meine Rechte nahm und liebevoll drückte. Die Thränen waren mir nicht weit; ich glaubte ihre Augen feucht zu sehen; ich drückte mein Gesicht auf ihre Hände und eilte fort. In meinem Leben hatte ich mich nicht in einer solchen Verwirrung

befunden“. . . Zur Besinnung und Erkenntniß dessen, was er damals erlebte, ist er erst in späteren Jahren gekommen. „Die ersten Liebesneigungen einer unverdorbenen Jugend,“ so lautet sein Bekenntniß, „nehmen durchaus eine geistige Wendung. Die Natur scheint zu wollen, daß ein Geschlecht in dem andern das Gute und Schöne sittlich gewahr werde. Und so war auch mir durch den Anblick dieses Mädchens, durch meine Neigung zu ihr eine neue Welt des Schönen und Vortrefflichen aufgegangen.“ Das öftere Beisammensein der beiden Liebenden gewann einen festeren Bestand und Gehalt dadurch, daß Gretchen, lernbegierig wie sie war, sich gern von ihrem gelehrten Freunde unterrichten ließ. „Einem jungen Paare,“ — auch dies ist eine Bemerkung Goethe's aus späterer Zeit — „das von Natur einigermaßen harmonisch gebildet ist, kann nichts zu einer schöneren Vereinigung gereichen, als wenn das Mädchen lernbegierig und der Jüngling lehrhaft ist. Es entsteht daraus ein ebenso gründliches als angenehmes Verhältniß. Sie erblickt in ihm den Schöpfer ihres geistigen Daseins und er in ihr ein Geschöpf, das nicht der Natur, dem Zufall oder einem einseitigen Wollen, sondern einem beiderseitigen Willen seine Vollendung verdankt, und diese Wechselwirkung ist so süß, daß wir uns nicht wundern dürfen, wenn seit dem alten und neuen Abälard aus einem solchen Zusammentreffen zweier Wesen die gewaltsamsten Leidenschaften und so viel Glück als Unglück entsprungen sind.“

Daß Goethe bei dem Gretchen im Faust Wesen und Gestalt seiner ersten Geliebten vorgeschwebt, erhält durch diese von dem Dichter ausgesprochenen Ansichten Bestätigung. Wenn Gretchen in einfältiger Unschuld sagt:

Ich weiß so gut, daß solch erfahrnen Mann
Mein arm Gespräch nicht unterhalten kann,

und Faust sie mit dem freundlichen Zuspruch beruhigt:

Ein Blick von Dir, ein Wort mehr unterhält
Als alle Weisheit dieser Welt;

so dürfen wir solche Bekenntnisse wol mit Recht auf die Bekanntschaft mit Gretchen in Frankfurt zurückführen. Und ebenso die am Schlusse der Gartenscene von ihr, nachdem ihr Faust Gute Nacht gesagt, gesprochenen Worte:

Du lieber Gott! was so ein Mann
Nicht Alles, Alles denken kann!
Beschämt nur steh' ich vor ihm da
Und sag' zu allen Sachen Ja.

Bin doch ein arm unwissend Kind,
Begreife nicht, was er an mir find't.

II. Der Student in Leipzig.

Beim Beginne der Vorlesungen des Winterhalbjahres im Oktober 1765 traf unser Wolfgang in Leipzig ein. Die Leipziger Universität verdankt ihre Gründung einem im Jahre 1409 stattgehabten Zerwürfnisse der auf der damals weltberühmten Universität zu Prag studirenden Deutschen mit den dortigen Behörden, in Folge dessen die meißnische, sächsische, bairische und polnische Landsmannschaft in Massen auszogen und sich mit einigen der Professoren, die ihnen gefolgt waren, in Leipzig niederließen, wo sie willkommene Aufnahme fanden. Der Kurfürst Rudolph II. begünstigte das Aufblühen der Universität, welche nach dem Vorbilde anderer Hochschulen für die verschiedenen Wissenschaften: Theologie, Jurisprudenz, Medizin und Philosophie gesonderte Fakultäten (Lehrkörperschaften) erhielt. Zur Erinnerung an die Eingewanderten wurde bestimmt, daß für alle Zeiten die akademischen Bürger einer der vier Nationen: der meißnischen, sächsischen, bairischen oder polnischen zugetheilt werden mußten. Goethe wurde der bairischen zugetheilt und bei der juristischen Fakultät inskribirt. Er war dem Professor der Rechtswissenschaft Hofrath Böhmer empfohlen, welcher sich dem angehenden „Studioso" gefällig erwies und ihm den Küchenzettel für die Vorlesungen vorschrieb. Hierüber und über den als Bruder Studio begonnenen Lebenslauf schreibt er an seinen Freund Riese in Marburg: „Leipzig, den 20. October 1765. Morgens um 6: Riese, guten Tag! den 21. Abends um 5: Riese, guten Abend! Ich lebe hier wie — wie — ich weiß selbst nicht recht wie. Doch ungefähr

So wie ein Vogel, der auf einem Ast
Im schönsten Wald sich Freiheit athmend wiegt,
Der ungestört die sanfte Luft genießt,
Mit seinen Zartgen von Baum zu Baum,
Von Busch zu Busch sich singend hinzuschwingen.

Genug, stellt Euch ein Vöglein auf einem grünen Aestlein in allen seinen Freuden für, so leb' ich." „Ich habe heute zwei Collegien gehört: die Staatengeschichte bei Professor Böhmer und bei Ernesti über Cicero's Gespräch vom Redner. Nicht

wahr, das ging an? Die andere Woche geht Collegium philosophicum et mathematicum an. Gottscheden hab' ich noch nicht gesehn. Er hat wieder geheurathet. Eine Frfr. Oberstlieutnantin. Ihr wißt es doch, sie ist 19 und er 65 Jahr. Sie ist 4 Schuh groß und er 7. Sie ist mager wie ein Häring und er dick wie ein Federsack. Ich mache hier große Figur! Aber noch nur Zeit bin ich kein Stutzer; ich werd' es auch nicht. Ich brauche Kunst, um reinlich zu sein. In Gesellschaften, Konzert, Komödie, bei Gastereien, Abendessen, Spatierfahrten, so viel es um diese Zeit angeht. Ha! das geht köstlich. Aber auch köstlich kostspielig. Zum Henker, das fühlt mein Beutel. Halt! retter! halter auf! Siehst Du sie nicht mehr fliegen? Da marschiren zwei Louisd'or. Helft! Da ging einer. Himmel! Schon wieder ein paar. Groschen sind hier, wie bei Euch Kreuzer draußen im Reiche. Aber dennoch kann hier Einer sehr wohlfeil leben. So hoffe ich des Jahrs mit 300 Rt., was sage ich mit 200 Rt. auszukommen. NB. Das nicht mitgerechnet, was schon fort zum Henker ist." In einem nächstfolgenden Briefe vom 30. Oktbr. schreibt er dem Freunde: „Gottsched hat wieder geheurathet, der alte Bock. Ganz Leipzig verachtet ihn. Niemand geht mit ihm um." Unser Wolfgang greift, wie fast in allen seinen Leipziger Briefen, auch in diesem aus der ungebundenen in die gebundene Rede und dichtet:

„Gottsched, ein Mann so groß, als wär' er vom alten Geschlechte
Jenes, der zu Gath im Land der Philister geboren,
Zu der Kinder Israel's Schrecken zum Eichgrund hinabkam.
Ja, so sieht er aus und seines Körperhaus Größe
Ist, er sprach es selbst, sechs ganze Parisische Schuhe."

Am Schlusse verläßt er den Hexameter und fügt in gereimten Alexandrinern hinzu:

„Ich sah den großen Mann auf dem Katheder stehn,
Ich hörte was er sprach und muß es Dir gestehn,
Es ist sein Vortrag gut, und seine Reden fließen
So wie ein klarer Bach. Doch steht er gleich dem Riesen
Auf dem erhabnen Stuhl. Und kennte man ihn nicht,
So müßte man es gleich, weil er stets prahlend spricht." *)

*) Zahn, Goethe's Briefe an Leipziger Freunde. Leipzig 1849. Das Buch enthält mehr, als der Titel besagt, welcher richtiger heißen würde: Briefe Goethe's an Freunde und Freundinnen aus Leipzig 1765—68, aus Frankfurt, Straßburg, Saarbrück, Weimar 1768 bis 11. September 1831. Als eine sehr werthvolle Zugabe: Briefe seiner Schwester Kornelia nebst ihrem und den Porträts von Käthchen Schönkopf und Friederike Oeser.

Vom größten Interesse für den jungen Dichter war es, mit dem berühmten Dichter in persönliche Bekanntschaft zu treten. Er ließ sich mit seinem älteren Freunde Schlosser eines Morgens bei Gottsched melden; sie wurden angenommen. „Wir traten," erzählt Goethe, „in das Empfangezimmer zu einer sonderbaren Scene: denn in dem Augenblicke trat Gottsched, der große, breite, riesenhafte Mann, in einem gründamastnen, mit rothem Taffet gefütterten Schlafrock zur entgegengesetzten Thüre herein; aber sein ungeheures Haupt war kahl und ohne Bedeckung. Dafür sollte jedoch sogleich gesorgt sein; denn der Bediente sprang mit einer großen Alongeperrücke zu einer Seitenthür herein und reichte den Hauptschmuck seinem Herrn mit erschrockener Geberde. Gottsched, ohne den mindesten Verdruß zu äußern, hob mit der linken Hand die Perrücke von dem Arme des Dieners und indem er sie sehr geschickt auf den Kopf schwang, gab er mit seiner rechten Tatze dem armen Menschen eine Ohrfeige, so daß dieser, wie es im Lustspiele zu geschehen pflegt, sich zur Thür hinauswirbelte, worauf der ansehnliche Altvater uns ganz gravitätisch zu sitzen nöthigte und einen ziemlich langen Discurs mit gutem Anstande durchführte."

Mehr als des bombastischen Gottsched's Poesien zogen die natürlich einfachen Fabeln und Erzählungen Gellert's unsern jungen Dichter an; er besuchte dessen Vorträge, mit denen derselbe ein „Practicum" verband, in welchem er prosaische Aufsätze und Gedichte seiner Zuhörer sich zur Durchsicht vorlegen ließ. „Er wünschte" — so berichtet Goethe — „nur prosaische Aufsätze und beurtheilte auch diese immer zuerst. Die Verse behandelte er nur als eine traurige Zugabe, und was das Schlimmste war, selbst meine Prosa fand wenig Gnade vor seinen Augen; denn ich pflegte nach meiner Weise immer einen kleinen Roman zum Grunde zu legen, den ich in Briefen auszuführen liebte. Die Gegenstände waren leidenschaftlich, der Stil ging über die gewöhnliche Prosa hinaus, und der Inhalt mochte freilich nicht sehr für eine tiefe Menschenkenntniß des Verfassers zeugen; und so war ich denn von unserm Lehrer sehr wenig begünstigt, ob er gleich meine Arbeiten so gut wie die der Anderen genau durchsah, mit rother Tinte korrigirte und hier und da eine sittliche Anmerkung hinzufügte."

Strenger aber noch verfuhr die geistreiche Frau Professor Böhmer, die sich des jungen Dichters, was Kleidung, Anstand und feinere Lebensart betraf, mit gutem Erfolge angenommen

hatte. Sie sagte ihm unverholen, daß die von ihm aus Frankfurt mitgebrachten Gedichte und Schauspiele, die er nicht ohne einiges Selbstgefühl ihr vorgelesen hatte, zu nichts weiter taugten, als das Kaminfeuer damit anzumachen. Unser Wolfgang überzeugte sich, als er am Abend aus seinem Zimmer sie noch einmal durchlas, von der Wahrheit dieses Ausspruches; und er erzählt uns, wie er eines Tages „Poesie und Prosa, Pläne, Skizzen und Entwürfe" sämmtlich zugleich auf dem Küchenherde verbrannt habe. —

Die Collegia, die er hörte, befriedigten seine Begier nach Wissenschaft keineswegs; was das Collegium logicum betrifft, so erzählt er sehr launig, wie wunderlich es ihm vorgekommen, daß er diejenigen Geistesoperationen, die er von Jugend auf mit der größten Bequemlichkeit verrichtet hatte, so aus einander zerren, vereinzeln und gleichsam zerstören sollte. Der Ausruf des Schülers, als Mephisto ihm den Vortrag des Professors der Philosophie schildert: „Mir wird von alle dem so dumm, als ging mir ein Mühlrad im Kopfe herum," ist das Bekenntniß Goethe's aus eigener Erfahrung. Es darf uns daher nicht Wunder nehmen, daß, wenn um Fastnacht die köstlichen Kräpfel in der Nähe des Auditoriums des Professors Winkler heiß aus der Pfanne kamen, der Hörsal leer blieb und der Appetit sich mehr den saftigen Pfannenkuchen als der trocknen Logik zuwendete. Einem mit ungestümem Drange nach Erkenntniß ringenden Geiste, der mit der Erwartung in die Hörsäle der Professoren eingetreten war, von ihnen darüber Aufschluß zu erhalten, „was die Welt im Innersten zusammenhält," konnte es kein Genügen gewähren, anstatt in den Hörsälen die Weihe zum Eintritt in den Tempel der Wahrheit zu empfangen, sich in dem Bäckerladen auf eigne Hand mit warmen Kräpfeln abspeisen zu müssen. Von der Niedergeschlagenheit, die ihn damals befiel, giebt Zeugniß nachstehender Brief vom 28. April 1766 an seinen Freund Riese in Marburg. „Ich habe nicht geschrieben, verzeiht es mir. Fragt nicht nach der Ursache! Die Geschäfte waren es wenigstens nicht. Ihr lebt vergnügt in Marburg, ich lebe hier eben so hin. Einsam, einsam, ganz einsam. Bester Riese, diese Einsamkeit hat so eine gewisse Traurigkeit in meine Seele geprägt.

Es ist mein einziges Vergnügen,
Wenn ich entfernt von Jedermann

Am Bache bei den Büschen liegen,
An meine Lieben denken kann.

„Wie vergnügt ich aber auch da bin, so fühle ich dennoch allen Mangel des gesellschaftlichen Lebens. Ich seufze nach meinen Freunden und Mädchen, und wenn ich fühle, daß ich vergebens seufze —

Da wird mein Herz vom Jammer voll,
Mein Auge, das wird trüber,
Der Bach rauscht jetzt im Sturm vorüber,
Der mir vorher so sanft erscholl,
Der grüne Baum verdorrt,
Der Zephir, der mich zu erfrischen
Sonst wehte, wird zum Nord
Und trägt entrissne Blätter fort.
Voll Zittern flieh' ich dann den Ort,
Ich flieh' und such' in öden Mauern
Einsames Trauern.

„Aber wie froh bin ich, ganz froh! Horn hat mich durch seine Ankunft einem Theil meiner Schwermuth entrissen. Er wundert sich, daß ich so verändert bin.

Er sucht die Ursach zu ergründen,
Denkt lächelnd nach und sieht mir ins Gesicht.
Doch wie kann er die Ursach finden?
Ich weiß sie selbsten nicht.

„Euer Brief redet von ...., ich muß doch ein Wenig von mir selbst reden.

Ganz andre Wünsche steigen jetzt als sonst,
Geliebter Freund, in meiner Brust herauf.
Du weißt, wie sehr ich mich zur Dichtkunst neigte,
Wie großer Haß in meinem Busen schlug,
Mit dem ich die verfolgte, die sich nur
Dem Recht und seinem Heiligthume weihten,
Und nicht der Musen sanften Lockungen
Ein offnes Ohr und ausgestreckte Hände
Voll Sehnsucht reichten. Ach, Du weißt, mein Freund,
Wie sehr ich (und gewiß mit Unrecht) glaubte,
Die Muse liebte mich und gäb' mir oft
Ein Lied. Es klang von meiner Leyer zwar
Manch stolzes Lied, das aber nicht die Musen
Und nicht Apollo reichten. Zwar mein Stolz,
Der glaubt' es, daß so tief zu mir herab

Sich Götter niederließen, glaubte, daß
Aus Meisterhänden nichts Vollkommners käme,
Als es aus meiner Hand gekommen war.
Ich fühlte nicht, daß keine Schwinge mir
Gegeben war, empor zu rudern,
Und auch vielleicht mir von der Götter Hand
Niemals gegeben werden würde. Doch
Glaubt' ich, ich hab' sie schon und könnte fliegen.
Allein kaum kam ich her, als schnell der Nebel
Vor meinen Augen sank, als ich den Ruhm
Der großen Männer sah und erst vernahm,
Wie viel dazu gehörte, Ruhm verdienen.
Da sah ich erst, daß mein erhabner Flug,
Wie es mir schien, nichts war als das Bemühn
Des Wurms im Staube, der den Adler sieht
Zur Sonn' sich schwingen und wie er hinauf
Sich sehnt. Er sträubt empor und windet sich,
Und ängstlich spannt er alle Nerven an
Und bleibt am Staub. Doch schnell entsteht ein Wind,
Der hebt den Staub in Wirbeln auf. Der glaubt
Sich groß dem Adler gleich und jauchzet schon
Im Tummel. Doch auf einmal zieht der Wind
Den Odem ein. Es sinkt der Staub hinab,
Mit ihm der Wurm. Jetzt kriecht er wie zuvor.

„Werdet nicht über meinen Galimathias böse. Lebt wohl. — Liebet mich. Lebt wohl. Lebt wohl." — Jedenfalls ist dieser Brief in einer verzagten Stimmung geschrieben, nachdem Frau Professor Böhmer die ihr von Wolfgang vorgelesenen Gedichte zum Feuertode verurtheilt hatte, welches Urtheil der Dichter mit eigener Hand an den Kindern seiner Phantasie vollzog. Wenn nun auch bei diesem Opfer nicht wie bei dem, welches Abrahams zu vollziehen im Begriff war, ein Zicklein von Jehova, auch nicht wie bei dem, welchem Iphigenie geweiht war, eine Hirschkuh von Diana zur Stellvertretung auf den Altar gesendet wurde, so erschien, zwar nicht zur Rettung der Gedichte, wol aber zu der des Dichters aus seinen Bedrängnissen, ein holdseliges Wesen, das seinen Muth wieder aufrichtete und das Vertrauen zu seinem Berufe zur Dichtkunst aufs Neue belebte, worüber wir die nähere Mittheilung bis zum Schlusse des Aufenthaltes in Leipzig vorbehalten; zuvörderst haben wir über die Fortsetzung der Studien unseres Studenten zu berichten.

Hofrath Böhmer, ein gestrenger Professor des Staatsrechts, erklärte sich durchaus nicht mit dem Vorhaben unseres Wolfgang einverstanden: die schönen Wissenschaften, Literatur und Poesie zu seinem Hauptstudium zu machen. Gegen dergleichen Allotria zu warnen, hielt der eingefleischte Jurist für geboten; nur mit Mühe setzte der angehende Student es durch, daß Böhmer zugab, die Vorlesungen Gellert's über Literargeschichte und dessen Praktikum ferner zu frequentiren. „Die Verehrung und Liebe," erzählt Goethe, „welche Gellert von allen jungen Leuten genoß, war außerordentlich. Ich besuchte ihn und wurde freundlich von ihm aufgenommen. Nicht groß von Gestalt, zierlich, aber nicht hager, sanfte, eher traurige Augen, eine sehr schöne Stirn, eine nicht übertriebene Habichtsnase, ein feiner Mund, ein gefälliges Oval des Gesichts: Alles machte seine Gegenwart angenehm und wünschenswerth. Es kostete einige Mühe, zu ihm zu gelangen. Seine zwei Famuli schienen Priester, die ein Heiligthum bewahren, wozu nicht Jedem und zu jeder Zeit der Zutritt erlaubt ist, und eine solche Vorsicht war wol nothwendig; denn er würde seinen ganzen Tag aufgeopfert haben, wenn er alle die Menschen, die sich ihm vertraulich zu nähern gedachten, hätte aufnehmen und befriedigen wollen." Gewiß hatte der jugendliche Goethe damals noch keine Ahnung davon, daß er in seinen alten Tagen zu gleichen Vorsichtsmaßregeln zur Abwehr nicht nur der lästigen, oft auch der ihm zu gelegenerer Zeit erwünschten Besucher seine Zuflucht zu nehmen genöthigt sein würde.

„Gellert hatte," wie Goethe an anderer Stelle erzählt, „sich nach seinem frommen Gemüth eine Moral (Ethik) aufgesetzt, welche er von Zeit zu Zeit öffentlich ablas .... Das philosophische Auditorium war in solchen Stunden gedrängt voll, und die schöne Seele, der reine Wille, die Theilnahme des edlen Mannes an unserem Wohl, seine Ermahnungen, Warnungen und Bitten in einem etwas hohlen und traurigen Tone vorgebracht, machten wol einen augenblicklichen Eindruck; allein er hielt nicht lange vor, um so weniger, da sich manche Spötter fanden, welche diese weiche und, wie sie glaubten, entnervende Manier uns verdächtig zu machen wußten ...." Andere Klagen wurden gegen den sonst so hochverehrten Mann darüber erhoben, daß er vornehme und reiche Dänen, welche ihm besonders empfohlen waren, vor den anderen Zuhörern begünstige, „und so zerrte man den guten Namen des trefflichen Gellert

dergestalt hin und her, daß wir zuletzt, um nicht zu sehr an ihm zu werden, gleichgiltig gegen ihn wurden und uns nicht mehr vor ihm setzen ließen; doch grüßten wir ihn immer auf der Seite, wenn er auf seinem zahmen Schimmel einhergeritten kam, welcher ein Geschenk des Kurfürsten von Sachsen war, um ihn zu einer seiner Gesundheit so nothigen Bewegung zu veranlassen."

Als einen bleibenden Gewinn aus dem Praktikum bei Gellert rühmt Goethe, daß er durch ihn veranlaßt wurde, seine Handschrift zu verbessern. „Er machte," erzählt Goethe, bei den Aufsätzen, die wir ihm einreichten, mit seinem herrlichen Tone es uns zur heiligsten Pflicht, unsere Hand ebenso sehr, ja, noch mehr als unsern Stil zu üben. Dieses wiederholte er so oft als ihm eine krizliche, nachlässige Schrift zu Gesicht kam; wobei er mehrmals äußerte, daß er sehr gern die schöne Handschrift seiner Schüler zum Hauptzweck seines Unterrichts machen möchte, um so mehr, weil er oft bemerkt habe, daß eine gute Hand einen guten Stil nach sich ziehe." — Unsers Wolfgang Wohlgefallen an Musik, besonders am Gesange, fand in der Familie Breitkopf ein Genügen; der Sohn des Hauses, Bernhard, komponirte die Lieder seines poetischen Freundes Wolfgang, und der Vater gab ein Heft derselben 1770, jedoch ohne Goethe's Namen zu nennen, heraus. Handschriftlich widmete der Dichter sie seiner Freundin Friederike Oeser, die sie ihm oft vorgesungen. „Die Lieder, die ich dir gegeben, die gehören als wahres Eigenthum dem schönen Ort und Dir" — schrieb er ihr in der Erinnerung an den Aufenthalt in Dölitz, wo Oeser ein Landhaus besaß. Zwei Sängerinnen, welche später zu einem hohen Ruhme gelangten, Frau Schmeling-Mara und Corona Schröter, begannen damals ihre Siegeslaufbahn in Leipzig in den Opern von Hiller. Das Theater unter Koch's vortrefflicher Direktion wurde von Goethe fleißig besucht.

In sorgsamer Weise ließ es die freundlich gesinnte Frau Professor Böhmer, welche in der gelehrten und feinen Gesellschaft den Ton angab, nicht am Zustutzen des nach ihrer Ansicht etwas verwilderten, jungen Frankfurters fehlen; sie weihte ihn in die Geheimnisse des Kartenspieles ein, unter denen L'hombre, Taroc und Piquet damals die üblichsten, zugleich aber auch schwerer als der deutsche „Schafkopf", „Dreiblatt" und „Solo" waren. — Boston war noch nicht aus Amerika importirt; doch erwähnt Goethe, daß er in Straßburg Whist gespielt.

In Dichtung und Wahrheit macht Wolfgang dem Vater einen bescheidenen Vorwurf darüber, daß er ihn, als er ihn nach Leipzig entließ, „wiederholt vom Kartenspiel abgemahnt habe." Er fügt dann hinzu: „Frau Hofrath Böhmer wußte mich nach ihrer Weise zu bestimmen, indem sie die Abmahnung meines Vaters nur von dem Mißbrauch erklärte. Da ich nun auch die Vortheile davon in der Gesellschaft einsah, ließ ich mich gern von ihr regieren." Er bekennt dann freilich, daß er im Kartenspiel ein Stümper geblieben sei, da ihm die nöthige Aufmerksamkeit gefehlt. Anderen empfiehlt er, sich darin Fertigkeit anzueignen. „Die Zeit ist unendlich lang und ein jeder Tag ein Gefäß, in das sich unendlich viel einzieren läßt, wenn man es wirklich ausfüllen will."

III. Lessing's Minna von Barnhelm und Laokoon. Ekhof. Gottsched. Friedrich der Große über die deutsche Literatur. Der Maler Oeser und seine Tochter Friederike. Gesang und Schauspiel. Der Kupferstecher Stock. Reise nach Dresden. Behrisch. Clodius. Langer.

Mit mehr Liebe und Lust und deshalb auch mit nachhaltigerem Erfolge als Jurisprudenz und Philosophie, trieb unser Wolfgang die schönen Wissenschaften und die zeichnenden Künste. Bei seinem entschiedenen Talente zur Dichtkunst erkannte er in Lessing's Schauspielen die Vorbilder für sich auf diesem Gebiete. Während seiner Studentenjahre in Leipzig wohnte Goethe zum ersten Male einer Vorstellung von Minna von Barnhelm bei, „Eines Werkes," — sagt er in Dichtung und Wahrheit — „der wahrsten Ausgeburt des siebenjährigen Krieges, von vollkommenem norddeutschen Nationalgehalt muß ich hier vor Allem ehrenvoll erwähnen; es ist die erste aus dem bedeutenden Leben herausgegriffene Theaterproduktion, von speziell temporärem Gehalt, die deswegen auch eine nie zu berechnende Wirkung that: Minna von Barnhelm." Lessing hatte im Gefolge des preußischen Generals v. Tauenzien während des Krieges das Leben und den Charakter der preußischen Offiziere und Soldaten und als ein geborner Sachse die sächsischen Fräuleins und Kammermädchen genau kennen gelernt, die er mit ergreifender Wahrheit auf die Bühne brachte. „Man erkennt leicht," bemerkt Goethe, „wie genanntes Stück zwischen Krieg und Frieden, Haß und Neigung erzeugt ist. Diese Produktion war es, die den

Blick in eine höhere, bedeutendere Welt aus der literarischen und bürgerlichen, in welcher sich die Dichtkunst bisher bewegt hatte, glücklich eröffnete. Die gehässige Spannung, in welcher Preußen und Sachsen sich während dieses Krieges befanden — (es ist von dem siebenjährigen Kriege die Rede) — konnte durch die Beendigung desselben nicht aufgehoben werden. Der Sachse fühlte nun erst recht schmerzlich die Wunden, die ihm der übermüthig gewordene Preuße geschlagen hatte. Durch den politischen Frieden konnte der Friede zwischen den Gemüthern nicht sogleich hergestellt werden. Dieses aber sollte gedachtes Schauspiel im Bilde bewirken. Die Anmuth und Liebenswürdigkeit der Sächsinnen überwindet den Wörth, die Würde, den Starrsinn der Preußen, und sowol an den Hauptpersonen, als den Subalternen wird eine glückliche Vereinigung bizarrer und widerstrebender Elemente kunstgemäß dargestellt." Aber auch den tieferen Grund, auf welchem diese vaterländische Dichtung ruht, und den Geist, welcher für die deutsche Literatur eine neue Zeit hervorrief, hatte Goethe frühzeitig erkannt und anerkannt.

„Der erste wahre und höhere eigentliche Lebensgehalt," bemerkt er, „kam durch Friedrich den Großen und die Thaten des siebenjährigen Krieges in die deutsche Poesie. Jede Nationaldichtung muß schal sein oder schal werden, die nicht auf dem Menschlichsten ruht, auf den Ereignissen der Völker und ihrer Hirten, wenn beide für Einen Mann stehn. Könige sind darzustellen in Krieg und Gefahr, wo sie eben dadurch als die Ersten erscheinen, weil sie das Schicksal des Allerletzten bestimmen und theilen und dadurch viel interessanter werden als die Götter selbst, die, wenn sie Schicksale bestimmt haben, sich der Theilnahme derselben entziehen. In diesem Sinne muß jede Nation, wenn sie für irgend etwas gelten will, eine Epopöe (Heldengedicht) besitzen, wozu nicht gerade die Form des epischen Gedichtes nöthig ist. — Die Kriegslieder eines preußischen Grenadiers, von Gleim angestimmt, behaupten deswegen einen so hohen Rang unter den deutschen Gedichten, weil sie mit und in der That entsprungen sind, und noch überdies, weil an ihnen die glückliche Form, als hätte sie ein Mitstreitender in den höchsten Augenblicken hervorgebracht, uns die vollkommenste Wirksamkeit empfinden läßt. — Ramler singt auf eine andere, höchst würdige Weise die Thaten seines Königs. Alle seine Gedichte sind gehaltvoll, beschäftigen uns mit großen, herzerhebenden

Gegenständen und behaupten schon dadurch einen unzerstörlichen Werth. Denn der innere Gehalt des bearbeiteten Gegenstandes ist der Anfang und das Ende der Kunst. ... Die Preußen und mit ihnen das protestantische Deutschland gewannen also für ihre Literatur einen Schatz, welcher der Gegenpartei fehlte, und dessen Mangel sie durch keine nachherige Bemühung hat ersetzen können. An dem großen Begriff, den die Preußen von ihrem Könige hegen durften, bauten sie sich erst heran, und um desto eifriger, als derjenige, in dessen Namen sie Alles thaten, ein für allemal nichts von ihnen wissen wollte.“*)

Die erste Bekanntschaft mit Shakespeare machte Goethe

*) Friedrich ließ, als er Leipzig während des Krieges einen Besuch in Waffen machte, Gellert zu sich einladen, unterhielt sich mit ihm über den Zustand der deutschen Literatur, ließ sich von ihm eine seiner Fabeln deklamiren und belobte ihn freundlich. Von Klopstock, Lessing, Wieland, Herder, Winkelmann, Goethe, Schiller, welche seine Zeitgenossen, zum Theil in späteren Jahren, waren, hat er niemals Kenntniß genommen; nur Goethe's Götz von Berlichingen erwähnt er und ist außer sich „über die Barbarei des Berliner Publikums, welches einem Stücke, das eine verabscheuungswürdige Nachahmung Shakespeare's sei, mit vollen Haufen Beifall klatsche.“ Dennoch ist Deutschland seinem großen Könige dafür Dank schuldig, daß er, im Vertrauen auf den unkräftigen Geist des deutschen Volkes, ihm eine Nationalliteratur mit prosodischen Worten verkündet. In der von ihm 1780 im Druck erschienenen, in französischer Sprache geschriebenen Abhandlung über die deutsche Literatur sagt er: „Erst seit Kurzem haben die gebildeten Völker in Deutschland Muth gewonnen, in ihrer Muttersprache zu schreiben und ernsthaft zu denken. Deutsche zu sein, Man sieht, daß in den Geistern sich eine Umwandlung vorbereitet, man hört wieder von dem Ruhme der Nation sprechen, man bestrebt sich, die Nachbarn zu erreichen, man will sich den Weg zum Parnaß, den Weg zur Unsterblichkeit bahnen. Nun nichts zu vergessen, was unsere Feinde aufgehalten hat, muß sich auf den gesunden Geschmack aufmerksam. Den man von der deutschen Sprache an den meisten deutschen Höfen gemacht hat. Dies sind die Fesseln, die uns hemmten, mit unsern Nachbarn jenseit des Rheines und der Alpen gleichen Schritt zu halten. Allein es haben immer die später Gekommenen ihre Vorgänger übertroffen: dies kann bei uns schneller als man glaubt geschehen, wenn die Fürsten Geschmack an den Wissenschaften gewinnen, wenn sie die, welche sich damit beschäftigen, emanzipiren und dieselben lieben und belohnen, die das Bessere leisten. Wir werden unsere klassischen Schriftsteller haben, ein Jeder aus dem Volke wird sie lesen und sich daran bilden, unsere Nachbarn werden Deutsch lernen, an den Höfen wird man es mit weiter Luft (avec délice) sprechen und es kann geschehen, daß unsere Sprache, wenn sie vollkommen ausgebildet ist, durch die Vortheile für unsere Schriftsteller sich von einem Ende Europa's zu dem anderen verbreitet. Diese schönen Züge unserer Literatur sind noch nicht zu erkennen, aber sie nahen sich schon. Ich kündige sie Euch an, sie erscheinen bereits; ich werde sie nicht mehr sehen, wenn Alter verjagt mir diese Hoffnung. Ich stehe wie Mosis und lege das gelobte Land von fern, werde es aber nicht mehr betreten.“ —

in Leipzig durch „Dodd's Beauties of Shakespeare" (die Schönheiten Shakespeare's), eine Auswahl aus seinen Sonnetten und vorzüglichen Stellen aus seinen Trauerspielen. Wieland und Eschenburg hatten die vorzüglichsten in Prosa ungenügend übersetzt; allein auch in dieser Verunstaltung und, wie man es auch wol zu nennen pflegt, „Verballhornisirung" erkannte unser Wolfgang den Riesengeist in diesen Sprüchen, ohne jedoch von ihm zurückgeschreckt zu werden durch den Zuruf: Du gleichst dem Geist, den Du begreifst, nicht mir! — Von bedeutendem Einfluß auf die Bildung unseres kunstbeflissenen Studenten der Rechte war Lessing's Laokoon.

„Man muß," schreibt Goethe in späteren Jahren, „Jüngling sein, um sich zu vergegenwärtigen, welche Wirkung Lessing's Laokoon auf uns ausübte, indem dieses Werk uns aus der Region eines kümmerlichen Anschauens in die freien Gefilde des Gedankens hinriß. Das so lange mißverstandene: „ut pictura poesis" (daß die Malerei zur Dichtkunst werde), war auf einmal beseitigt, der Unterschied der bildenden und Redekünste klar, die Gipfel beider erschienen nun getrennt, wie nah ihr Unterbau auch zusammenstoßen mochte. Der bildende Künstler sollte sich innerhalb der Grenze des Schönen halten, wenn dem redenden, der die Bedeutung jeder Art nicht entbehren kann, auch darüber hinauszuschweifen vergönnt wäre. Jener arbeitet für den äußeren Sinn, der nur durch das Schöne befriedigt wird, dieser für die Einbildungskraft, die sich wol mit dem Häßlichen noch abfinden mag. Wie von einem Blitz erleuchteten sich uns alle Folgen dieses herrlichen Gedankens, alle bisherige anleitende und urtheilende Kritik ward wie ein abgetragener Rock weggeworfen, wir hielten uns von allem Uebel erlöst und glaubten mit einigem Mitleid auf das sonst so herrliche sechzehnte Jahrhundert herabblicken zu dürfen, wo man in deutschen Bildwerken und Gedichten das Leben nur unter der Form eines schellenbehangenen Narren, den Tod unter der Unform eines klappernden Knochengerippes, so wie die nothwendigen und zufälligen Uebel der Welt unter dem fratzenhaften Bilde des Teufels zu vergegenwärtigen wußte. Am Meisten entzückte uns die Schönheit jenes Gedankens, daß die Alten den Tod als den Bruder des Schlafs anerkannt und beide, wie es Zwillingen geziemt, zum Verwechseln gleich gebildet. Hier konnten wir nun erst den Triumph des Schönen höchlich feiern und das Häßliche jeder Art, da es doch einmal aus der Welt nicht zu vertreiben

ist, im Reiche der Kunst nur in den niedrigen Kreis des Lächerlichen verweisen." —

Unser Studiosus ließ es jedoch nicht bei der Theorie der Kunst bewenden; er wendete sich auch mit großem Eifer der Praxis zu und versuchte es, sich zum ausübenden Künstler auszubilden. Er nahm mit einigen anderen Studenten bei dem Direktor der Zeichenakademie Oeser Unterricht, welcher in Leipzig seiner Zeit für einen großen Meister in seiner Kunst galt. Goethe berichtet darüber: „Oeser's Lehre wirkte auf unsern Geist und unsern Geschmack; aber seine eigne Zeichnung war zu unbestimmt, als daß sie mich, der ich an Gegenständen der Kunst und Natur auch nur hindämmerte, hätte zu einer strengen und entschiedenen Ausübung der Kunst antreiben können. Von den Gesichtern und Körpern selbst überlieferte er uns mehr die Ansichten als die Proportionen. Er gab uns die Begriffe von den Gestalten und verlangte, wir sollten sie in uns lebendig werden lassen. Das wäre denn auch recht schön und gut gewesen, wenn er nicht blos Anfänger vor sich gehabt hätte. Konnte man ihm daher ein vorzügliches Talent zum Unterricht wol absprechen, so mußte man dagegen bekennen, daß er sehr gescheit und weltklug sei, und daß eine glückliche Gewandtheit des Geistes ihn in einem höheren Sinne recht eigentlich zum Lehrer qualifizire. . . . Uebrigens ermangelte er nicht, uns von der Perspektive, von Licht und Schatten zwar genugsam, doch immer nur so zu unterrichten, daß wir uns anzustrengen und zu quälen hatten, um eine Anwendung der überlieferten Grundsätze zu treffen." Es scheint, daß Oeser es mit denjenigen seiner Schüler, welche sich nur als Dilettanten ausbilden wollten, nicht so streng nahm, wie mit denjenigen, welche die Kunst zu ihrem Berufe machten. „Da nun," fügt Goethe als ein aufrichtiges Selbstbekenntniß hinzu, „der Fleiß ohnehin meine Sache nicht war: denn es machte mir nichts Vergnügen, als was mich anflog, so wurde ich nach und nach, wo nicht lässig, doch mißmuthig, und weil die Kenntniß bequemer ist als das Thun, so ließ ich mir gefallen, wohin der Lehrer uns nach seiner Weise zu führen gedachte." Nach einer anderen Richtung hin förderte Oeser seine Schüler dadurch, daß er sie auf „das hohe Kunstleben Winkelmann's in Italien und dessen Schriften aufmerksam machte. Oeser betrachtete in gewisser Beziehung Winkelmann als seinen Schüler, für den er eine leidenschaftliche Verehrung hatte, welche er seinen Schülern leicht einzuflößen

mußte. Groß war die Freude, als Oeser seinen Schülern die Nachricht von der Heimkehr Winkelmann's nach Deutschland und seinen Besuch in Leipzig ankündigte. „Oeser," — erzählt Goethe, — „war selbst ganz exaltirt, wenn er daran nur dachte, und wie ein Donnerschlag bei klarem Himmel fiel die Nachricht von Winkelmann's Tode zwischen uns nieder." — Er wurde 1768 in Triest von Francesco Arcangeli, der ihn als Reisediener begleitete, in dem Zimmer des Gasthofes, in welchem er abgestiegen war, beraubt und ermordet. —

Die Tochter des Lehrers, die bereits erwähnte Friederike, zeichnete sich weniger durch Schönheit als durch muntern Witz und neckischen Uebermuth, vornehmlich aber durch ihren Gesang aus, wodurch sich unser Wolfgang besonders angezogen fühlte, und in ihrem Umgange in der Stadt und auf dem Lande frohe Tage verlebte. Sie hatte ihm während eines Krankenlagers aufrichtige Theilnahme bezeigt und ihm oft Gesellschaft geleistet. Nach seiner Heimkehr nach Frankfurt fand zwischen Beiden ein Briefwechsel statt, von dem sich jedoch nur die Briefe Goethe's in Versen und Prosa erhalten haben. In einer poetischen Epistel aus Frankfurt, den 6. November 1768, schildert er der Freundin den traurigen Zustand, in welchem er sich befindet:

„O sage Du,
Kann man was Traurigers erfahren,
Am Körper jung und alt an Jahren,
Halb siech und halb gesund zu sein?"

Er gedenkt des Krankenlagers in Leipzig mit dankbarer Erinnerung an die liebevolle Pflege, die er dort gefunden:

„Zwar hab' ich hier an meiner Seite
Beständig rechte gute Leute,
Die mit mir leiden, wenn ich leide,
Sie sorgen mir für manche Freude,
Es fehlt mir nur an mir, um recht beglückt zu sein;
Und dennoch kenn' ich Niemand, der die Pein
Des Schmerzes so behende stillt, die Ruh
Mit einem Blick der Seele schenkt, wie Du.
Ich kam zu Dir, ein Todter aus dem Grabe,
Den bald ein zweiter Tod zum zweiten Mal begräbt,
Und wenn er nur einmal recht nah ums Haupt geschwebt,
Der bebt
Bei der Erinnerung gewiß, so lang er lebt.
Ich weiß, wie ich gezittert habe;

Doch machtest Du mit Deiner süßen Gabe
Ein Blumenbeet mir aus dem Grabe;
Erzähltest mir, wie gut, wie kummerfrei,
Wie schön, wie süß Dein selig Leben sei,
Mit einem Ton der Schmeichelei,
Daß ich, was mir das Elend jemals raubte,
Weil Du's besaß'st, selbst zu besitzen glaubte.
Zufrieden reist' ich fort und — was noch mehr ist — hab'
Und ganz war meine Reise so." —

Aus die Frankfurter Schönen ist unser Dichter nicht sonderlich gut zu sprechen:

„Ich kam hierher und fand das Frauenzimmer
Ein Bißchen — ja, man sagt's nicht gern. — wie immer.
G'nug, die hierher hat Keine mich gerührt. . . .
Du lieber Gott! an Munterkeit ist hier,
An Einsicht und an Witz Dir keine Einz'ge gleich,
Und Deiner Stimme Harmonie.
Wie käme die heraus ins Reich?
Mit einem Mädchen hier zu Lande
Ist's allmal ein langweilig Spiel,
Zur Freundschaft fehlt's ihr an Verstande,
Zur Liebe fehlt's ihr an Gefühl." —

Durch Oeser machte unser Studiosus die Bekanntschaft mit dem Kupferstecher Stock, welcher nach Oeser'schen Zeichnungen größere und kleinere Platten, die zu Romanen und Gedichten als Illustrationen verwendet wurden, anfertigte. Stock war aus Nürnberg übergesiedelt und wohnte mit seiner Frau und seinen beiden Töchtern*) in einer bescheidenen Dachwohnung in dem Hause des Buchhändlers Breitkopf, mit dessen Sohne unser Wolfgang befreundet war. Dies gab Veranlassung zum Besuche des Kupferstechers in seinem Arbeitszimmer. „Mich reizte" — erzählt Goethe — „die reinliche Technik dieser Kunstart, und ich gefiele mich in ihm, um auch etwas der Art zu verfertigen. Meine Neigung hatte sich wieder auf die Landschaft gelegt, die mir bei einsamen Spaziergängen unterhaltend, an sich erreichbar und in den Kunstwerken faßlicher erschien

*) Die älteste Minna war in ihrer Jugend als eine große Schönheit, in späteren Jahren als Gattin Lerse's, des Freundes Schiller's, und als die Mutter Theodor Körner's berühmt, gefeiert und besungen.

als die menschliche Figur, die mich abschreckte. Ich radirte daher unter seiner Anleitung verschiedene Landschaften, die, obgleich von einer ungeübten Hand gefertigt, einigen Effekt machten. Das Grundiren der Platten, das Weißanfeuchten, das Radiren und zuletzt das Aetzen gab mannichfaltige Beschäftigung, und ich war bald dahin gelangt, daß ich meinem Meister in manchen Dingen beistehen konnte. Zwischen solchen Arbeiten wurde auch manchmal, damit so Alles versucht würde, in Holz geschnitten. Ich verfertigte verschiedene kleine Druckstöcke nach französischen Mustern, und Manches davon ward brauchbar gefunden.*) Weder aber die Theorie noch die Ausübung der Kunst gewähren dem strebsamen Geiste Befriedigung, wenn sie nicht durch die Anschauung wahrhafter Kunstwerke unterstützt und bestaubigt werden. Nun hatte unser Student in Leipzig nur in beschränkter Weise Gelegenheit gefunden, Kunstwerke von Bedeutung kennen zu lernen; von Oefer aber hatte er mit solcher Begeisterung von der Bildergalerie in Dresden sprechen hören, daß eine unbezwingliche Sehnsucht ihn zu jener Quelle, ja, man darf sagen, zu jenem unerschöpflichen Meere ewiger Schönheit auf dem Gebiete der Malerei hinzog. — Um die Wallfahrt zu jenen Heiligthümern unbeirrt durch vorläufige Anleitung und unbelästigt von der Priester- und Dienerschaft ausführen zu können, unternahm unser Wolfgang diese Wallfahrt, ohne seine Freunde von seinem Unternehmen in Kenntniß zu setzen und ohne sich mit Empfehlungsbriefen ausstatten zu lassen. Ein Zimmernachbar von ihm, ein halberblindeter Kandidat der Theologie, erhielt von Zeit zu Zeit aus Dresden von einem lustigen Schuhmachermeister Briefe, deren guter Humor Goethen veranlaßten, den Theologen um einen Brief zu ersuchen, der ihn als einen seiner guten Freunde bei dem Verwandten einführen und zu gastlicher Aufnahme empfehlen sollte. „Mein

*) In einem der Venetianischen Epigramme sagt Goethe von sich selbst:

„Vieles hab' ich versucht, gezeichnet, in Kupfer gestochen,
Viel gemalt, in Thon hab' ich auch Manches gedruckt,
Unbeständig jedoch, und nichts gelernt noch geleistet;
Nur ein einzig Talent brachte ich der Meisterschaft nah:
Deutsch zu schreiben. Und so verdorb' ich unglücklicher Dichter
In dem schlechtesten Stoff leider nun Leben und Kunst."

(Anmerk. Nicht ist, wie gewöhnlich erklärt wird, unter dem „schlechtesten Stoff" die deutsche Sprache gemeint, sondern „das Leben in Venedig", welches ihm, im Vergleiche mit Rom, einen sehr dürftigen Stoff darbot.)

guter Kandidat gab mir," erzählt Goethe, „nach einigem Widerstreben einen mühsam geschriebenen Brief mit, und ich fuhr, meine Matrikel als Reisepaß in der Tasche, mit der „gelben Kutsche" nach Dresden." Man brachte in diesem Marterfuhrwerke auf unchaussirter Landstraße einige dreißig Stunden zu und kam an allen Gliedern gelähmt und zerschlagen am Orte der Bestimmung an. Gegenwärtig legt man diesen Weg in dem sanfthingleitenden Eisenbahnwagen in drei Stunden zurück.

Unser Kunstreisender fand die erwünschte Aufnahme bei dem lustigen Schuster und dessen Frau, fleißigen, aber in dürftigen Verhältnissen in der Vorstadt lebenden Leuten. „Der Meister Schuhmacher" — so schildert ihn Goethe — „blieb sich immer gleich, weil Alles aus einer Quelle floß. Sein Eigenthum war ein tüchtiger Menschenverstand, der auf einem heiteren Gemüthe ruhte und sich in der gleichmäßigen hergebrachten Thätigkeit gefiel. Daß er unablässig arbeitete, war sein Erstes und Nothwendigstes; daß er alles Uebrige als zufällig ansah, dies bewahrte sein Behagen, und ich mußte ihn vor vielen Anderen in die Klasse Derjenigen rechnen, welche praktische Philosophen, bewußtlose Weltweise genannt werden." —

Die Bildergalerie befand sich damals in einem ansehnlichen Gebäude, mit der Front gegen den Neumarkt gewendet, von wo eine Freitreppe zum Eingangsportale führte. In den vorderen, nach der Mittagseite liegenden Zimmern, den einzigen, welche Licht hatten, waren die Fenster verhangen; in den nach den Seitengassen und Gäßchen liegenden Sälen und Gemächern war diese Vorsicht nicht nöthig, sie entbehrten ebenso wie die inneren nach dem Hofe zu gelegenen gänzlich der Beleuchtung. Dies war nöthig vorauszuschicken, um den Eindruck begreiflich zu finden, welchen die Galerie auf unsern jungen Kunstreisenden machte.

„Ich trat" — erzählt er — „in dieses Heiligthum, und meine Verwunderung überstieg jeden Begriff, den ich mir gemacht hatte. Dieser in sich selbst wiederkehrende Saal, in welchem Pracht und Reinlichkeit bei der größten Stille herrschten, die blendenden Rahmen, alle der Zeit nach näher, in der sie vergoldet wurden, der gebohnte Fußboden, die mehr von Schauenden betretenen als von Arbeitenden benutzten Räume gaben ein Gefühl von Feierlichkeit einiger Art, das am so mehr der Empfindung ähnelte, womit man ein Gotteshaus betritt, als der Schmuck so manches Tempels, der Gegenstand so mancher An-

betung hier abermals nur zu heiligen Kunstzwecken aufgestellt erschien."

Den eigenthümlichen Gang, welchen die geistige Entwickelung Goethe's auf einem jeden Gebiete der Wissenschaften und der Künste nahm, lernen wir zuerst kennen bei diesem ersten Besuche der Bildergalerie in Dresden. „Die wenigen Tage meines Aufenthaltes in Dresden" — so berichtet er — „waren allein der Gemäldegalerie gewidmet. Die Antiken standen noch in den Pavillons des großen Gartens; ich lehnte es ab, sie zu sehen, so wie alles Uebrige, was Dresden Kostliches enthielt, nur zu voll von der Ueberzeugung, daß an und in der Gemäldesammlung selbst mir noch Vieles verborgen bleiben müsse.*) So nahm ich den Werth der italienischen Meister mehr auf Treu und Glauben an, als daß ich mir eine Einsicht in denselben hätte anmaßen können. Was ich nicht als Natur ansehen, an die Stelle der Natur setzen, mit einem bekannten Gegenstande vergleichen konnte, war auf mich nicht wirksam. Der materielle Eindruck ist es, der den Anfang selbst zu jeder höheren Liebhaberei macht." —

So waren es denn die Werke der holländischen Meister, welche den jungen Kunstfreund vor allen anderen anzogen und fesselten, wie dies noch vielen Tausenden, welche vor und nach ihm die Galerie besuchten, ergangen ist. Die Spitzenklöpplerin, die Wildprethändlerin und der Geflügelverkäufer von Metsu, der Kesselflicker von Frz. Mieris, die Federviehhändlerin von Slingeland; das Fräulein im Atlaskleid, der Trompeter von Terburg, der Arzt und die Patientin von G. Dou; von demselben der Violinspieler; der Hase von Weniz; Rembrandt, der

*) Daß Goethe das grüne Gewölbe mit den kostbaren Edelsteinen, Perlenschmuck, Elfenbein-, Bernstein- und Muschelschnitzereien nicht besuchte, hat nichts Auffallendes; wohl aber, daß er die Werke griechischer und römischer Kunst ungesehen ließ, obschon ihm bekannt sein mußte, daß die drei, in Herculanum damals aufgefundenen Musen, welche durch Winckelmann's Vermittelung nach Dresden gekommen waren, sich mit noch anderen Statuen, die gegenwärtig der edelste Schmuck der Antikengalerie im Japanischen Palais sind, damals vor dem Schlosse im großen Garten und zwar im Freien, jedem Unwetter ausgesetzt, aufgestellt waren. Dasselbe Schicksal hatten die von Friedrich II. erworbenen antiken Skulpturen und Bronzestatuen, welche viele Jahre lang vor dem neuen Palais im Park von Sanssouci aufgestellt waren. Es befanden sich darunter der tanzende Bacchus und die Musen, welche damals für „die Puppe des Ephemeden" ausgegeben wurden und jetzt ein Hauptschmuck des Berliner Museums sind.

seine muntre Gattin mit dem Champagnerglase lachend auf dem Schooße hält, das Mädchen mit dem Lichte von Schalken, dem Meister nächtlicher Beleuchtung; die Bauernhochzeiten von Teniers, Wirthschaftsscenen von Ostade, Landschaften von Ruysdael, die Schimmel von Wouwermann, die man beinah nach Hunderten zählen kann. „Ich verhehlte" — erzählt Goethe — „mein Entzücken über die Bilder dieser Meister nicht, wo der Pinsel über die Natur den Sieg davontrug; denn solche Dinge waren es vorzüglich, die mich an sich zogen, wo die Vergleichung mit der bekannten Natur den Werth der Kunst nothwendig erhöhen mußte. — Als ich bei meinem Schuster nach dem ersten Besuche der Galerie wieder eintrat, um das Mittagsmahl zu genießen, traute ich meinen Augen kaum; denn ich glaubte ein Bild von Ostade vor mir zu sehn, so vollkommen, daß man es nur auf die Galerie hätte hängen dürfen. Stellung der Gegenstände, Licht, Schatten, bräunlicher Teint des Ganzen, magische Haltung, Alles, was man in jenen Bildern bewundert, sah ich hier in der Wirklichkeit. Es war das erste Mal, daß ich auf einen so hohen Grad die Gabe gewahr wurde, die ich nachher mit mehr Bewußtsein übte: die Natur nämlich mit den Augen dieses oder jenes Künstlers zu sehen, dessen Werken ich soeben eine besondere Aufmerksamkeit gewidmet hatte. Diese Fähigkeit hat mir viel Genuß gewährt, aber auch die Begierde vermehrt, der Ausübung eines Talents, das mir die Natur versagt zu haben schien, von Zeit zu Zeit eifrig nachzuhängen."

Befriedigt und voll übermüthigen Humors kehrte unser Wolfgang von seiner heimlich gehaltenen Kunstreise zurück. Eine seinem Dichten und Treiben sehr zusagende Bekanntschaft hatte er an dem Hofmeister eines jungen Grafen Lindenau, Namens Behrisch, gemacht. Er war weit in den Dreißigern vorgerückt, kleidete sich sehr nett, obschon immer nur in Grau, und ging nie aus ohne den Degen an der Seite, den dreieckigen Klapphut (Chapeau-bas) unter dem Arme. „Er war," sagt Goethe von ihm, „einer von den Menschen, die eine ganz besondre Gabe haben, die Zeit zu verderben, oder vielmehr, die aus nichts etwas zu machen wissen. Er ähnelte einem alten Franzosen, auch sprach und schrieb er sehr leicht und gut Französisch. Uebrigens hatte er sehr gute Studien gemacht, war besonders in den neueren Sprachen und ihren Literaturen sehr bewandert und schrieb eine vortreffliche Hand. Mir war er immer gewogen, und ich, der ich immer geneigt war, mit älteren Personen

umzugehen, attachirte mich bald an ihn.“ Der Einfluß übrigens, den Behrisch auf ihn ausübte, konnte nicht nach jeder Richtung hin günstig sein. Wenn er zierliche Abschriften von seinen Gedichten in kalligraphischer Vollendung und mit niedlichen Vignetten versehen anfertigte und manche Stellen als der Verbesserung bedürftig anstrich, so mochte Goethe allerdings dadurch veranlaßt werden, die Leichtigkeit seiner Production durch eigene Kritik zu zügeln; wenigstens erzählt er selbst von sich, daß er sich bemüht habe, wenn auch die Gegenstände, die er behandelte, nicht sehr bedeutend sein konnten, dieselben doch immer rein und scharf auszudrücken. Dagegen nährte Behrisch in seinem Kreise durch sein Beispiel und durch die Freude, die er über dessen Nachahmung fand, den Hang zur Geringschätzung anderer gleichzeitiger Schriftsteller, so daß Goethe, wie er selbst bemerkt, „den wenigen Glauben, den er in dieser Beziehung noch hegte, durch die lieblosen Anmerkungen verlor, die Jener allerdings mit Witz und Laune über die Schriften und Gedichte Dieses oder Jenes vorzubringen wußte.“ Aus dieser Gesinnung ging auch die allerdings nicht ganz ungerechte Verspottung des Professors Clodius hervor, der seit 1759 an der Universität Leipzig thätig und in gewisser Weise Gellert's Nachfolger war, da er, wie Dieser früher in seinem sogenannten Pratikum, die prosaischen und poetischen Arbeiten seiner Zuhörer durchzusehen übernommen hatte; aber er galt auch selbst für einen Liebling der Musen und wurde bei Hochzeiten, Kindtaufen und Todesfällen als ein beliebter Gelegenheitsdichter häufig in Anspruch genommen. Ein Anhänger Ramler's indessen, ahmte er den majestätischen Pomp desselben vorzugsweise dadurch nach, daß er volltönende Wörter aus dem Griechischen und Lateinischen einführte, während seine Poesie als die eines vollständigen Anhängers von Gottsched im Uebrigen keineswegs geeignet war, den Geist zu erheben. Der durch Behrisch vielfach geübte Spott auf der einen Seite und die maßlose Anerkennung, die Clodius in Leipzig gezollt wurde, andrerseits veranlaßten eines Tages Goethe, als er mit seinen Freunden bei dem Kuchenbäcker Hendel zusammensaß, jene Kraft- und Machtwörter des Professors in einem an Hendel gerichteten Gedichte zu vereinigen und dieselben an eine Wand des Hauses zu schreiben. Das Gedicht (vgl. „Dichtung und Wahrheit,“ 7. Buch, und Gedichte, Band III unserer Ausgabe) war ziemlich harmlos und hätte keine weitere Folge nach sich gezogen; war es doch nur eine Satire gegen einen Prolog von Clodius, welcher der Aufführung des „Hermann“ von

J. E. Schlegel bei Eröffnung des neuen Theaters in Leipzig am 6. Oktober 1766 voranging. (Vgl. Goethe und Leipzig von W. Freiherr von Biedermann I, 79.) Aber als Clodius 1767 noch mit seinem Drama „Medon oder die Rache des Weisen" hervortrat, parodirte Goethe das Stück noch an dem Abend der Aufführung und ließ es von seinem Freunde Horn auf seiner Stube vortragen. Hanswurst tritt mit zwei großen Säcken belastet auf, die er nach verschiedenen vorangehenden Späßen zu beiden Seiten des Proscениums stellt. Er vertraut den Zuschauern, daß in beiden Säcken moralisch-ästhetischer Sand befindlich sei, den ihnen die Schauspieler häufig in die Augen werfen würden; der eine sei nämlich mit Wohlthaten gefüllt, die nichts kosteten, der andere mit prächtig ausgedrückten Gesinnungen, welche nichts hinter sich hätten. — Aber auch dieser Prolog, obwol er das falsche Pathos der Sprache und Charaktere in Clodius' Drama scharf angriff, wäre vielleicht noch vergessen worden, hätte nicht Goethe's Freund Horn ... es ältere Gedicht wieder hervorgesucht und demselben durch Hinzufügung einiger Verse eine direkte Beziehung auf „Medon" gegeben. Dieselben lauten:

Wenn dann ein Autor Dich uns im Kothurne zeigt,
Und Du Sentenzen sprichst, wird unser Herz erweicht.
Wär' es dem Marmor gleich, so dürft Du uns erscheinen,
Wie Medon uns erschien, und Myriaden weinen.

Das Gedicht in seiner veränderten Gestalt wurde von Horn, ohne daß es bei Goethe besondern Beifall gefunden hätte, weiter verbreitet und die Unzufriedenheit derer, die es mißbilligten, traf natürlich in erster Linie den ursprünglichen Verfasser. Aber auch Behrisch litt wenigstens zunächst unter den Folgen. Der Umgang mit einem so händelsüchtigen Menschen wie Goethe wurde ihm zur Last gelegt; auch der von ihm gepflegte Umgang „mit einigen Mädchen, die besser waren als ihr Ruf", — um den in „Dichtung und Wahrheit" gebrauchten Ausdruck beizubehalten, — mochte ihm verdacht werden; kurz, er wurde von seiner Stellung als Hofmeister entlassen. Er begab sich indessen, von Gellert empfohlen, nach Dessau zu dem Fürsten Leopold Friedrich Franz von Dessau, um daselbst die Stellung eines Pagenhofmeisters zu übernehmen. (Vgl. W. Freiherr von Biedermann, I, 238, und H. Düntzer, „Aus Goethe's Freundeskreise." 1868. S. 500). Goethe gab seinem Schmerze über den Verlust des Freundes, mit dem er übrigens auch noch in späteren Jahren in Verbindung blieb,

in jenen drei Oden Ausdruck, die seit 1836 in den Ausgaben stehen. (Vgl. Band III unsrer Ausgabe.) — Und auch in „Dichtung und Wahrheit" wies er ihm, ohne jenes oben angedeuteten schädlichen Einflusses anders als mit den Worten zu gedenken, daß Behrisch ihn verzogen hätte, indem er ihn bildete, eine immerhin bedeutende Stelle für seine geistige Entwickelung an. Als Behrisch fort war, trat bei Goethe alsbald wieder jener Konflikt mit der Gesellschaft ein, vor dem ihn seine Nähe so ziemlich bewahrt hatte. Ein wirres, stürmisches Wesen brach wieder durch, er wurde mißtrauisch gegen Lob und Tadel, launisch im Umgange mit seinen Freunden und unzufrieden mit sich selbst.

Dieser kränkelnde Zustand seines Innern zeigt sich auch in den späteren Stadien eines Liebesverhältnisses, welches während des größten Theils seines Aufenthalts in Leipzig stattfand. Frankfurter Freunde, unter Anderen auch Goethe's späterer Schwager Schlosser, welche Ostern 1766 nach Leipzig kamen, waren die Veranlassung, daß er seinen Mittagstisch bei dem Weinhändler Schönkopf auf dem Brühl nahm, dessen Frau eine Frankfurterin war, und auch des Abends fand Goethe sich mit seinen Freunden oft hier ein. Bald übte die Tochter des Wirthes, Anna Katharina Schönkopf (in „Dichtung und Wahrheit" Annchen oder Annette genannt) auf ihn eine besondere Anziehungskraft aus. Sie war drei Jahr älter als er, „ein hübsches Mädchen von mittlerer Größe, schönem Wuchs, mit einem vollen, frischen Gesicht, braunen Augen, klug und aufgeweckt, heiteren Sinnes und einfachen warmen Gemüths, nicht ohne Interesse für Poesie", und mit dieser von Goethe selbst gegebenen Schilderung stimmt auch der Bericht des obenerwähnten Horn an einen Freund in Frankfurt, den späteren Stadt- und Gerichtsschultheißen Moors, nahe überein. Dieser Brief, vom 3. October 1766, weiht uns sogar in einige Details ein, die Goethe selbst nicht erwähnt hat. „Merke nun," heißt es in demselben nach der einleitenden Beschreibung, „seine List! Damit Niemand ihn wegen einer solchen Liebe in Verdacht haben möchte, nimmt er vor, die Welt grad das Gegentheil zu bereden, welches ihm bisher außerordentlich geglückt ist. Er macht Staat und scheint einer gewissen Fräulein, von der ich Dir erzählt habe, die Cur zu machen. Er kann zu gewissen Zeiten seine Geliebte sehen und sprechen, ohne daß Jemand den geringsten Argwohn schöpft, und ich begleite ihn manchmal zu ihr. Wenn Goethe nicht mein Freund wäre, ich verliebte mich selbst in sie. Mittlerweile hält man ihn nun in Fräulein — doch was

braucht Du ihren Namen zu wissen — verliebt, und man verirt ihn wol gern in Gesellschaft deswegen." — Dieses Verhältniß hatte längere Zeit seinen ungetrübten Fortgang; Musik und Poesie, auch kleinere dramatische Aufführungen erheiterten und belebten den gegenseitigen Verkehr. Im Winter 1767 indessen, also um die Zeit, wo Behrisch Leipzig verließ, traten Verstimmungen ein, an denen Goethe nach seinem eigenen offenen Geständniß allein die Schuld trug. Ihrer Liebe sich allzu sicher fühlend, glaubte er jede üble Laune an ihr auslassen zu dürfen, und verdarb er außerdem durch ungegründete und abgeschmackte Eifersüchteleien sich und ihr die schönsten Tage. Die Folgen blieben nicht aus: das Herz des Mädchens wendete sich allmählig von ihm ab, und als er, sein Unrecht einsehend, wieder einlenken wollte, war sein Bemühen vergeblich. Goethe fand sich in diese Wendung der Dinge nur schwer; verschiedene Briefe der nächsten Jahre sind voll von Klagen und Vorwürfen, die er sich selbst macht, und diese Stimmung blickt auch noch in der 40 Jahre später abgefaßten Erzählung in „Dichtung und Wahrheit" durch.

Es würde den Umfang dieser Skizze weit überschreiten, wenn wir in gleicher Ausführlichkeit der zahlreichen anderen Personen gedenken wollten, mit denen Goethe in Leipzig in Beziehung getreten ist. Die beiden Zacharia, Christian Felix Weiße, Gellenburg, Schiebler und Griesbach wären nur Einige von Vielen; und so können wir auch des Nachfolgers von Behrisch, C. J. Langer, nur mit wenigen Worten gedenken. Dieser wußte bald die Hindernisse, die gerade für ihn dem Umgange mit Goethe im Wege standen, zu beseitigen und durch tief eingehende Gespräche über theologische Fragen das vorhandene Interesse für diesen Gegenstand bei dem fünf Jahre jüngeren Freunde neu anzuregen. Dieser Umstand ist insofern von Bedeutung, als wir Goethe noch nach seiner Rückkehr in die Heimath in ähnlicher Weise beschäftigt finden.

Ehe wir ihn indessen in diese begleiten, müssen wir noch von der schweren Krankheit berichten, die ihn am Anfang des Sommers 1768 befiel. Eines Nachts wachte er mit einem heftigen Blutsturze auf und hatte nur so viel Kraft und Besinnung, seinen Stubennachbar, den bereits erwähnten Theologen Limprecht zu wecken. Die sorgfältige Behandlung des Dr. Reichel ließ ihn, nachdem er mehrere Tage zwischen Leben und Tod geschwebt hatte, einer langsamen Genesung entgegengehen. Die große Theilnahme aber und Pflege, die ihm von befreundeten Familien zu Theil wurde

der vertrautere und nachhaltigere Umgang mit Einzelnen, namentlich mit Langer und Herrmann (dem späteren Bürgermeister von Leipzig), wirkten auch auf seine Gemüthsstimmung günstig ein und machten ihn, wie er selbst sagt, zu einem andern Menschen. Endlich gegen das Ende des August war er so weit hergestellt, daß er seine Rückreise in die Heimath antreten konnte. Es war gerade sein neunzehnter Geburtstag, als er Leipzig nach einem fast dreijährigen Aufenthalte verließ.

Und was waren die Resultate, die aus demselben gewonnen waren? Wir dürfen dieselben zunächst nicht in den ausgeführten Dichtungen suchen. Zwar hatte er schon von Frankfurt ein fast fertiges Trauerspiel „Belsazar" mitgebracht, wir hören von mannichfachen Entwürfen zu Lustspielen und haben sogar noch Bruchstücke eines Romans in Briefen übrig; aber fast Allem hat Goethe selbst dadurch, daß er es vernichtete, sein Urtheil gesprochen. Dagegen gehören die beiden ältesten noch vorhandenen Lustspiele „Die Laune des Verliebten" und „Die Mitschuldigen", jedoch auch nur in ihrer ersten Gestalt, der Leipziger Zeit an. Das erste dieser Stücke, welches deutliche Beziehungen zu seinem eigenen Verhältnisse mit Käthchen Schönkopf verräth, ist erst 1779 zum ersten Male aufgeführt und 1806 gedruckt worden, so daß man mit Fug und Recht eine Umarbeitung des ursprünglichen, allerdings wahrscheinlich schon 1767 verfaßten Textes annehmen kann. Von dem zweiten Stücke existiren noch jetzt mehrere von einander abweichende Handschriften, die älteste aus dem Jahre 1768, die zweite, ursprünglich im Besitze von Friederike Brion, von 1769 (vgl. Katalog der Goethe-Ausstellung in Berlin, S. 14), und beide weichen wesentlich von dem ältesten gedruckten Texte (1787) ab. — Größer ist die Zahl der lyrischen Gedichte. Außer den bereits früher erwähnten gehören hierher zahlreiche Sendungen an Schlosser (vgl. W. Freiherr von Biedermann I, 71), ein Festgedicht auf die Vermählung seines Oheims Textor, eine Hymne an Flora, die Idylle vom weinenden Baum u. a., und von solchen, die noch erhalten sind, unter andern die Mehrzahl der in dem sogenannten Leipziger Liederbuch stehenden, die mit Versen untermischten Briefe an Riese, der Scheiderief an Zachariä und ein bis jetzt noch nicht veröffentlichtes Gedicht an Korona Schröter, dessen Mittheilung auch uns leider nicht gestattet ist. Viel Bedeutendes indessen ist in ihnen allen nicht enthalten, und schon die erste Recension jenes Liederbuchs von Wieland im „Teutschen

Merkur," 1772, hebt nicht mit Unrecht nur eins, „die schöne Nacht" (I, 32), als besonders gelungen und ansprechend hervor.

Während es aber auf diesem Gebiete nur die immer zunehmende Leichtigkeit in der Beherrschung der Form und in der Bewältigung des poetischen Stoffes ist, die den werdenden Goethe bezeichnet, ist der Leipziger Aufenthalt insofern für ihn von größerer Bedeutung gewesen, als er die Keime zu einer universalen, wenigstens viele Gebiete umfassenden Bildung in ihn legte. Er war in Verbindung mit Menschen jeder Lebensrichtung und jedes Bildungsgrades getreten; jede der einzelnen Künste hatte anregend auf ihn gewirkt, und von den Wissenschaften war ihm, ohne daß er sich in die übrigen gerade vertieft hätte, vielleicht nur diejenige recht fremd geblieben, für die er bei Beginn seines Studiums bestimmt worden war.

IV. Im Vaterhause. September 1768 bis April 1770

Eins der letzten Erlebnisse Goethe's in Leipzig war ein Studenten-Tumult gewesen, der von den üblichen Exzessen begleitet war; er indessen, durch seine noch nicht überwundene Krankheit und doch bisweilen ungeregelte Lebensweise angegriffen und zum Trübsinn geneigt, glaubte in jenem wüsten Lärm und in dem Klirren der eingeworfenen Fensterscheiben ein Bild seiner zertrümmerten Hoffnungen zu erkennen. So waren es denn keinesweges nur heitere Gedanken, welche ihn auf seiner achttägigen Reise in die Vaterstadt beschäftigten; auch wußte er, daß im elterlichen Hause die Verhältnisse der Seinigen unter einander nicht vollständig günstig waren und ihm keine Freude bereiten würden. Als die erste leidenschaftliche Aufregung des Wiedersehens vorüber war, hatte er bald Gelegenheit genug, zu sehen, daß Alles so war, wie seine Schwester ihm bereits früher brieflich mitgetheilt hatte. Diese selbst war allerdings vorzugsweise der leidende Theil. Der Vater hatte in seiner strengen und pedantischen Weise, die jede eigene Lust an der Sache unterdrücken mußte, den Unterricht der Tochter im Französischen, Englischen, Italienischen und Deutschen, in der Mathematik, Geschichte und Geographie selbst übernommen; auch der Musik und dem Zeichnen mußte sie einige Stunden des Tages widmen. Dies nahm das junge Mädchen in einer Weise in

Anspruch, daß sie nicht daran denken konnte, an geselligen Vergnügungen außer dem Hause Theil zu nehmen oder ihre Freundinnen zu sich einzuladen. Vor Allem war sie aber dadurch in die bitterste Stimmung gegen ihren Vater gerathen, daß er ihr schon mehrere Jahre hindurch so manche unschuldige Freude entzogen oder vergällt hatte, und sie gab diesem Gefühle auch in ihrem ganzen Verhalten gegen ihn Ausdruck. Ja, es scheint, als wenn diese falsche Behandlung Kornelien auch über sich selbst in Unklarheit und Zweifel gebracht hätte; wenigstens läßt sich dies aus ihrem Tagebuche schließen, aus welchem auch hervorgeht, daß sie eine lebhafte Neigung für einen jungen Engländer deshalb unterdrückte, weil sie sich nicht der Hoffnung hinzugeben wagte, daß sie ihn werde glücklich machen können. (Vgl. Düntzer's Frauenbilder, S. 147. ff.)

Dies traurige Verhältniß der Tochter zum Vater vermochte auch die Mutter nicht zu ändern; das Einzige, was sie ihun konnte, bestand darin, daß sie ihn in leidlicher Stimmung zu erhalten suchte. Auch für ihren Sohn mußte sie gewiß öfters in diesem Sinne wirken; denn der Vater war nicht mit Unrecht verstimmt, nicht allein darüber, daß sein Sohn in so verkümmertem Zustande heimgekehrt war, sondern auch, daß er bis jetzt nichts geleistet habe, was der Rede werth war. Auch wird ihm die Vernachlässigung von dessen Berufsstudium, der Jurisprudenz, wol schwerlich lange entgangen sein. Indessen äußerte er seine Unzufriedenheit mehr indirekt und durch eine gewisse Ungeduld über seine bis jetzt nicht erfüllten Erwartungen, als dadurch, daß er den Sohn wirklich tadelte. — Zu alledem kam noch, daß Goethe's Großvater, der Stadtschultheiß Johann Wolfgang Textor, seit einiger Zeit vom Schlage gelähmt war und seine Tage in Siechthum verbrachte, bis er am 6. Februar 1771 starb.

Auch das körperliche Befinden des Heimgekehrten war noch keineswegs günstig, und wir erfahren von einer Reihe verschiedener schmerzhafter Leiden, die ihn quälten. Am 13. September 1768 berichtet er zwar an Oeser, daß nach dem Ausspruche der Frankfurter Aerzte seine Krankheit nicht sowol in der Lunge als in den zu ihr führenden Theilen liege und sich täglich zu bessern scheine; aber eine Geschwulst am Halse, die Folge des Blutsturzes in Leipzig, war noch immer nicht gehoben und machte eine langwierige Kur nothwendig, welche er in einer poetischen Epistel an Friederike Oeser vom November desselben Jahres beschreibt (vgl. Bd. III d. Ged. unf. Ausg.). Dann wurde er im

Dezember wieder von einer heftigen Kolik befallen, die ihn bis zum Schluß des Jahres an das Zimmer fesselte. „Diesmal war's arg," schreibt er an Käthchen Schönkopf, „und sah noch ärger aus, als es war, und war mit schrecklichen Schmerzen verbunden. Unglück ist auch gut. Ich habe viel von der Krankheit gelernt, das ich nirgends in meinem Leben hätte lernen können." Dieselbe Krankheit, wie es scheint, wiederholte sich im Januar 1769, und erst gegen das Frühjahr hin zeigte sich eine wirkliche und anhaltende Genesung.

Es darf bei Berücksichtigung der eben berührten Umstände nicht auffallen, daß Goethe's eigene Stimmung in dieser Zeit manchem Wechsel unterworfen und seine Beschäftigungen mehr von äußeren Eindrücken abhängig als systematisch geregelt waren. Aber für sein Gemüthsleben wurde es bald von der größten Bedeutung, daß seine Schwester, die nach seinem eigenen Ausdruck „so liebebedürftig als irgend ein menschliches Wesen war", ihm ihre ganze Neigung zuwandte, und auch jene theologisch-mystischen Studien, denen er sich mit Eifer hingab, waren nicht nur nicht fruchtlos für seine Gesammtbildung, sondern es haben die in ihnen gewonnenen Anschauungen, wenn auch erst viele Jahre später, in einer herrlichen Dichtung ihre Verwerthung gefunden.

Die äußere Anregung für dieses Gebiet, dem Goethe allerdings auch schon in Leipzig in der letzten Zeit nicht fern gestanden hatte, gaben die erneuerten Beziehungen zu Fräulein von Klettenberg (geboren 19. Dezember 1723), zu denen ihn zunächst besonders seine Kränklichkeit gestimmt machte. (Vgl. über sie J. M. Lappenberg, Reliquien der Fräulein Susanna Katharina von Klettenberg. Hamburg, 1849.) Es ist dieselbe, aus deren Unterhaltungen und Briefen er später „die Bekenntnisse einer schönen Seele" entstehen ließ, die in „Wilhelm Meister's Lehrjahren" veröffentlicht wurden. Die Auffassung, für die Goethe gewonnen werden sollte und welche seine Freundin in vollstem Maße theilte, war die der Herrnhuter Gemeinden, und es steht außer allem Zweifel, daß jene Bemühungen eine Zeitlang von großem Erfolge begleitet waren. Goethe gewann die höchste Verehrung für den Grafen Zinzendorf, und abgesehen von mancher anderweitigen Aeußerung seiner kirchlichen Gesinnung bezeugte er dieselbe zum Beispiel auch noch später in Straßburg dadurch, daß er (am 26. August 1770) zum Abendmahl ging. Auch war es gerade die den Zinzendorf'schen Ideen feindselige Richtung des älteren und jüngeren Franke, sowie Baumgarten's in Halle, die ihn, da sie auch

in Straßburg stark vertreten war, früher dem positiven Christenthum entfremdete, als es vermuthlich sonst der Fall gewesen wäre. Sehr interessant ist in dieser Beziehung namentlich ein unter dem obengenannten Datum ohne Zweifel an Fräulein von Klettenberg gerichteter Brief, da er uns diese verschiedenen religiösen Wandlungen Goethe's veranschaulicht. (Vgl. A. Schöll. Briefe und Aufsätze von Goethe, S. 39.)

Jene „abgesonderten Frommen", wie Goethe sie nennt, bewegten sich aber noch auf einem andern Gebiete, das ihn in hohem Grade anzog. Der Chirurg sowie der Arzt, die ihn behandelten, gehörten auch zu ihnen, und der Letztere, wahrscheinlich ein Dr. Müller, (vgl. Lappenberg, S. 263 u. f.) „ein unerklärlicher, schlaublickender, freundlich sprechender, übrigens abstruser Mann", rühmte sich namentlich, in dem Besitze eines Universalmittels, eines wunderwirkenden Salzes zu sein, welches er in dem abgeschlossenen Laboratorium seines Hauses selbst bereitete. Er hatte dasselbe sogar einmal auf dringendes Zureden der Frau Rath bei einer jener obenerwähnten Krankheiten ihres Sohnes mit glücklichem Erfolge angewandt. Auch Fräulein von Klettenberg trieb alchymistische Künste. Sie hatte nicht allein Welling's berühmtes Opus magico-cabalisticum et theosophicum eifrig studirt und ihrem jungen Freunde empfohlen, sondern auch in ihrem Hause ein chemisches Laboratorium eingerichtet. Goethe ließ sich gern in diese Sphären hineinziehen. Die Beschäftigung mit dem obengenannten Werke führte ihn auf ältere Adepten und Schwarzkünstler, auf Theophrastus Paracelsus, Basilius Valentinus, Helmont, Starkey und Andere. „Mir wollte," bemerkt er bei dieser Gelegenheit, „besonders die Aurea catena Homeri gefallen, wodurch die Natur, wenn auch vielleicht auf phantastische Weise, in einer schönen Verknüpfung dargestellt wird." In dem kleinen Laboratorium, welches er darauf anlegte, wurden dann praktische Versuche mancher Art angestellt, und er freute sich besonders über seine Fertigkeit in Bereitung des Kieselsaftes (liquor silicum), der durch das Schmelzen reiner Quarzkiesel mit einem gehörigen Antheil Alkali entsteht.

Mochte indessen Goethe von den Beschäftigungen dieser Art sehr in Anspruch genommen werden, so lag es doch nicht in seiner Natur, zu irgend einer Zeit das eigentlich Wissenschaftliche gänzlich außer Acht zu lassen, und so tritt denn schließlich gegen die Alchymie die Chemie in den Vordergrund, wie er sie aus Boerhave's Kompendium kennen lernte, und das eifrige Studium

von Arnold's Kirchen- und Ketzerhistorie bildete nach einer andern Seite hin die nothwendige Ergänzung. Ebenso verfolgt er mit Aufmerksamkeit jede bedeutende Erscheinung in der Literatur. Herder's „kritische Wälder," denen er das Prognostikon stellt, daß Lessing in ihnen garstig Holz machen wird, (vgl. den Brief an Prof. Oeser vom 13. Febr. 1769), die Schriften Wieland's und Lessing's, die in diese Periode fallen, entgehen ihm nicht, und sein richtiges und gesundes Urtheil zeigt sich, wenn er, obgleich zunächst noch nicht öffentlich, der Bardenpoesie Kretschmann's in Zittau scharf entgegentritt. Dieser hatte vor Kurzem den „Gesang Ringulph's des Barden, als Varus geschlagen worden war", herausgegeben und hatte dafür große Anerkennung gefunden; Goethe indessen schrieb an Friederike Oeser (am 13. Febr. 1769): „Ich denke so von Ringulph wie von allen Gesängen dieser Art. Gott sei Dank, daß wir Frieden haben! Zu was das Kriegsgeschrei? Ja, wenn's eine Dichtungsart wäre, wo viel Reichthum an Bildern, Sentiments oder sonst was läge, ei gut, da ficht immer! Aber nichts als ein ewig Gedonnere der Schlacht, die Gluth, die im Muth aus den Augen blitzt, der goldene Huf mit Blut bespritzt, der Helm mit dem Federbusch, der Speer, ein paar Dutzend ungeheure Hyperbeln, ein ewiges Ha! Ah! wenn der Vers nicht voll werden will, und wenn's lang währt, die Monotonie des Silbenmaßes, das ist nicht auszustehen. Macht mich was empfinden, was ich nicht gefühlt, was denken, was ich nicht gedacht habe, und ich will Euch loben. Aber Lärm und Geschrei statt des Pathos, das thut's nicht. Flittergold! und das ist Alles."

Dagegen ist die Zeit des ganzen Aufenthaltes in Frankfurt in der That arm an poetischen Arbeiten. Einzelne Lieder des sogenannten Leipziger Liederbuchs, wol auch das geistliche Lied „Dies wird die letzte Thrän' nicht sein" (Bd. III der Ged. uns. Ausg.), die obenerwähnte Epistel an Friederike Oeser und Umarbeitungen der „Laune des Verliebten" dürften das Einzige sein, was Erwähnung verdient, wenn auch manches Andere noch entworfen und später vernichtet oder verloren sein mag. Hierher gehört z. B. die Farce „Lustspiel in Leipzig", deren baldiges Erscheinen er den Leipziger Freunden ankündigt, die indessen nicht zur Vollendung gekommen ist.

Inzwischen hatte sich Goethe's Gesundheit so befestigt, daß an eine Fortsetzung seines eigentlichen Studiums gedacht werden konnte. In seinen Briefen spricht er öfters von dem Wunsche,

wieder nach Leipzig zu gehen; eine Zeitlang war auch von Paris die Rede; indessen wählte der Vater schließlich die Universität Straßburg.

V. In Straßburg. April 1770 bis August 1771.

Goethe war, als er am 2. April in Straßburg ankam, im Gasthof „Zum Geist" abgestiegen und bezog alsbald eine Wohnung in einer belebten Straße, Fischmarkt Nr. 80. Seinen Mittagstisch nahm er bei zwei alten Jungfrauen Namens Lauth (Krämergasse Nr. 13), die ihre Pension schon lange mit Ordnung und gutem Erfolge geführt hatten. Diese Wahl war insofern von Bedeutung, als die Tischgesellschaft, welche er vorfand, bald den hauptsächlichsten Kreis seines Umgangs ausmachte. Sie bestand aus einigen Juristen, Medizinern, Theologen und einem pensionirten Ludwigsritter, dessen Goethe in „Dichtung und Wahrheit" noch besonders Erwähnung thut. Seiner schon früher bewiesenen Neigung gemäß, gern mit älteren Personen zu verkehren, schloß er sich namentlich an den Tischpräsidenten Johann Daniel Salzmann an, einen Junggesellen von damals 48 Jahren, der Aktuar beim Pupillenkollegium war. Das Bild, welches Goethe selbst von ihm entwirft, ist uns in späterer Zeit in mehr ausgeführter Gestalt vorgeführt worden (A. Stoeber, der Aktuar Salzmann, Frankfurt a. M., 1855.); aber jeder Zug desselben beweist den wohlthätigen Einfluß, den der Aktuar Salzmann auf seine jüngeren Freunde auszuüben wußte. Für Goethe zeigte sich dies zunächst darin, daß er ihn in der Betreibung des juristischen Studiums unterstützte, für das sich bei ihm noch immer keine ernstliche Neigung finden wollte. Ein Repetent wurde angenommen, und Goethe fand sich allmählig in dessen Methode, unter Abweisung aller theoretischen Untersuchung einzig und allein die Einübung für das Examen und die Praxis im Auge zu haben, so daß er sich nach Heften vorbereitete, die zu diesem Zwecke in Fragen und Antworten ausgearbeitet waren. Auf diese Weise glaubte er eines eingehenderen Studiums der Jurisprudenz entbehren zu können, zu dem ohnehin in Straßburg wenigstens durch die Professoren keine besondere Anregung geboten wurde.

Da Goethe auf diese Weise für seine geistigen Bedürfnisse

noch keine ausreichende Nahrung fand, so war es natürlich, daß er sich dem Reize, auch andre Wissenschaften kennen zu lernen, nicht entzog, um so weniger, wenn dieselben mit seinem bisherigen Bildungsgange in Zusammenhang gebracht werden konnten. So mögen es denn nicht allein die Gespräche seiner medizinischen Tischgenossen gewesen sein, die ihn veranlaßten, an der Klinik des älteren Ehrmann theilzunehmen, Chemie bei Spielmann, Anatomie bei Lobstein und Geburtshilfe bei dem jüngeren Ehrmann zu hören; es lassen sich vielmehr alle diese Beschäftigungen leicht an diejenigen anreihen, welche er bereits in Frankfurt getrieben hatte.

Und auch die Theologie blieb nicht ausgeschlossen. Nicht allein, daß er unter seinen Tischgenossen den Theologen Franz Lerse, denselben, dessen Namen er später im Göz verewigte, zu manchem eingehenden Gespräche veranlaßte; es herrschte, wenigstens in der ersten Zeit, in Goethe noch jenes lebendige religiöse Interesse, welches Fräulein von Klettenberg in ihm genährt hatte, und auch das Erscheinen von Jung (später Heinrich Stilling genannt), konnte nicht anders als in diesem Sinne wirken, wenngleich eine Uebereinstimmung der Ansichten Beider niemals stattgefunden hat.

Die erste Begegnung mit Jung-Stilling ist übrigens für Goethe zu charakteristisch, als daß wir uns die Mittheilung derselben nach den eigenen Worten des Ersteren versagen könnten. (Vgl. Heinrich Stilling's Wanderschaft. Eine wahrhafte Geschichte. Berlin und Leipzig. 1778. S. 158 u. f.)

Er erzählt — und zwar legt er immer die Erzählung einem Anderen in den Mund — wie Stilling als ein blutarmer Student mit einem älteren Freunde, Herrn Troost, in Straßburg angekommen und Beide daselbst eine Wohnung gemiethet. „Des anderen Mittags gingen sie zum ersten Male ins Kosthaus zu Tische. Sie waren zuerst da; man wies ihnen ihren Platz an. Es speisten ungefähr zwanzig Personen an diesem Tisch, und sie sahen Einen nach dem Anderen hereintreten. Besonders kam Einer mit großen hellen Augen, prachtvoller Stirn und schönem Wuchs muthig ins Zimmer. Dieser zog Herrn Troost's und Stilling's Augen auf sich; Ersterer sagte gegen Letzteren: das muß ein vortrefflicher Mann sein. Stilling bejahte das; doch glaubte er, daß sie Beide viel Verdruß von ihm haben würden, weil er ihn für einen wilden Kameraden ansah. Dieses schloß er aus dem freien Wesen, das sich der Student heraus-

nahm; allein darin irrte er sich sehr.*) — Herr Troost sagte leise zu Stilling: hier ist's am Besten, daß man vierzehn Tage schweigt. Letzterer erkannte diese Wahrheit, sie schwiegen, und es kehrte sich auch Niemand sonderlich an sie, außer daß Goethe zuweilen seine Augen herüberwälzte; er saß Stilling gegenüber, und er hatte die Regierung am Tisch, ohne daß er sie suchte." —

Ueber den Vorgang bei Tisch, bei welchem Goethe sich Stilling's Achtung und Freundschaft erwarb, wird von Letzterem Folgendes erzählt: „Herr Troost war nett und nach der Mode gekleidet; Stilling auch so ziemlich. Er hatte einen schwarzbraunen Rock mit Manchesternen Unterkleidern; nur war ihm noch eine runde Perrücke übrig, die er zwischen seinen Beutel-Perrücken doch auch gern verbrauchen wollte. Diese hatte er einstmalen aufgesetzt und kam damit an den Tisch. Niemand störte sich daran als nur ein Herr Waldberg**) aus Wien. Da derselbe wußte, daß Stilling sehr für die Religion eingenommen war, so fragte er ihn: ob wol Adam eine runde Perrücke im Paradiese möchte getragen haben? Alle lachten herzlich bis auf Salzmann, Goethe und Troost. Stillingen fuhr der Zorn durch alle Glieder, und er antwortete darauf: Schämen Sie sich dieses Spottes! Ein solcher alltäglicher Einfall ist nicht werth, daß er beacht werde! Goethe aber fiel ein und sagte: Probier erst einen Menschen, ob er des Spottes werth sei! Es ist teufelmäßig, einen rechtschaffenen Mann, der Niemanden beleidigt hat, zum Besten zu haben! — Von dieser Zeit an nahm sich Herr Goethe Stilling's an, besuchte ihn, gewann ihn lieb, machte Brüderschaft und Freundschaft mit ihm und bemühte sich bei allen Gelegenheiten, ihm Liebe zu erzeigen. Schade, daß so Wenige diesen vortrefflichen Menschen seinem Herzen nach kennen!"

Ebenso wie Straßburg in wissenschaftlicher Hinsicht für Goethe förderlich war, bot es ihm auch Gelegenheit und Veranlassung, seine künstlerischen Anschauungen weiterzubilden. Die großartigen Verhältnisse des Münsters hatten vom ersten Tage seine Aufmerksamkeit erregt und veranlaßten ihn zu dem

*) Diese Scene, von Chodowiecki vortrefflich gezeichnet und radirt, findet man in der oben angegebenen Ausgabe von Heinrich Stilling's Wanderschaft als Titelkupfer.

**) Unter den Tischgenossen war John Mayer, aus Lindau gebürtig, dessen Vater Chef eines Banquierhauses in Wien war. Er lebte später als Arzt in London, und ist ohne Zweifel der hier Waldberg Genannte.

Ende 1772 erschienenen Aufsatze „Von Deutscher Baukunst".*) Auch auf Raphael, dessen schönste Gemälde er früher schon in Dresden kennen gelernt hatte, wurde seine Aufmerksamkeit aufs Neue gelenkt. Die zum Empfange der Gemahlin Ludwig's XVI., der östreichischen Prinzessin Marie Antoinette, bestimmten Zimmer waren mit Gobelins nach Raphael's Kartons ausgeschmückt. Aber Goethe deutet selbst an, daß ihm, der damals offenbar vollständig den naturalistischen Geschmack der Niederländer theilte, ein volles Verständniß für Raphael noch nicht aufgegangen sei. „Dieser Anblick," bemerkt er, „war für mich von ganz entschiedener Wirkung, indem ich das Rechte und Vollkommene, obgleich nur nachgebildet, in Masse kennen lernte. Ich ging und kam und kam und ging, und konnte mich nicht satt sehen; ja, ein vergebliches Streben quälte mich, weil ich das, was mich so außerordentlich ansprach, auch gern begriffen hätte."

Von ungleich größerer Bedeutung war dagegen für Goethe das tiefere Verständniß des Wesens und der Aufgabe der Dichtkunst, welche er noch in Straßburg gewinnen sollte; denn nur durch den großen Fortschritt auf diesem Gebiete war es möglich, daß er schon in den nächsten Jahren „Götz" und „Werther" schaffen konnte. Hierfür war vor allen Dingen die Bekanntschaft mit Herder förderlich. Dieser, fünf Jahre älter als Goethe und bereits durch mehre Schriften in literarischem Ansehen, war als Instruktor und Reiseprediger des Prinzen von Holstein-Eutin, nach einem längeren Aufenthalte in Frankreich, im September 1770 nach Straßburg gekommen, wo er jenes Verhältniß, das überhaupt nur vier Monate gedauert hatte, alsbald löste. Der Zweck seines Aufenthaltes war die Behandlung einer Thränenfistel, welche schließlich von Lobstein war mit Geschick operirt wurde, ohne daß indessen der Erfolg vollständig und andauernd gewesen wäre. Auf diese Weise war er fast beständig an das Zimmer gefesselt, und auch Goethe schreibt den widersprechenden, bittern, bissigen Humor," mit dem er ihn behandelte, seinem Uebel und den daraus entspringenden Leiden zu. Er indessen, der schnell mit ihm bekannt geworden und ihm näher getreten war, ließ sich durch keine Laune abschrecken. „Die ganze Zeit dieser Kur," heißt es in Dichtung und Wahrheit, „besuchte ich Herdern Morgens und Abends; ich blieb auch wol

*) Dieser Aufsatz wurde 1773 noch einmal abgedruckt in Herder's Schrift „Von Deutscher Art und Kunst."

ganze Tage bei ihm und gewöhnte mich in Kurzem um so mehr an sein Schelten und Tadeln, als ich seine schönen und großen Eigenschaften, seine ausgebreiteten Kenntnisse, seine tiefen Einsichten täglich mehr schätzen lernte." Welche wichtigen Materien aber auch zwischen Beiden abgehandelt werden mochten, am Wichtigsten ist ohne Zweifel der Begriff der Volkspoesie, für den Herder Goethen zuerst empfänglich machte. Von Hamann's Gedanken ausgehend, daß die Poesie überhaupt nicht ein besonderes Privilegium einzelner bevorzugter Naturen, sondern eine „Welt- und Völkergabe" sei, suchte er dies zunächst an den Dichtungen des Alten Testamentes nachzuweisen; er weckte oder erneuerte ferner sein Interesse an Ossian und Homer, veranlaßte ihn zu Sammlungen von Volksliedern bei seinen Streifereien im Elsaß, kurz, er that Alles, um ihn in seinem Sinne anzuregen. Man kann die Art und Weise, wie Herder wirkte, nicht schärfer und passender als mit Goethe's eigenen Worten bezeichnen: „Wäre Herder methodischer gewesen, so hätte ich auch für eine dauerhafte Richtung meiner Bildung die köstlichste Anleitung gefunden; aber er war mehr geneigt, zu prüfen und anzuregen, als zu führen und zu leiten."

Wir wollen indessen nicht mit Goethe klagen, daß die Leitung Herder's nicht speziell genug gewesen ist, denn daß er einer solchen nicht bedurfte, beweist er aufs Deutlichste durch seine selbstständige Auffassung Shakespeare's, dem er während seines Aufenthalts in Straßburg ein besonderes Interesse und eifriges Studium widmete. Wir glauben nicht annehmen zu können, daß Goethe sich hiebei auf Wieland's meist in Prosa gegebene Uebersetzung (1762—1766) und seine noch unvollkommneren Vorgänger beschränkt hat, welche nur einzelne Stücke oder Szenen bearbeitet hatten; sicherlich hatte er auch englische Original-Ausgaben zur Hand. Es läßt sich dies aus einer Rede schließen, welche er am 14. Oktober 1770, also erst kurze Zeit nach der Bekanntschaft mit Herder, in der „Gelehrten Uebungsgesellschaft" hielt, und die wir, weil sie weniger zugänglich ist, zum Theil ihrem Wortlaute nach mittheilen.

In der Einleitung vergleicht er den Schritt des gewöhnlichen Wanderers mit dem Schritte desjenigen, der in den Siebenmeilenstiefeln ihn überholt, fordert aber die Freunde auf, gleichen Schritt mit dem Ersteren zu halten, die gigantischen Schritte des Anderen anzustaunen, zu ehren, seinen Fußtapfen zu folgen, seine Riesenschritte mit den gewöhnlichen abzumessen. „Auf die Reise,

meine Herren! Die Betrachtung so eines einzigen Tapis macht unsere Seele feuriger und größer als das Angaffen eines tausendfüßigen königlichen Einzuges. Wir ehren heut das Andenken des größten Wanderers und thun uns dadurch selbst eine Ehre an. Von Verdiensten, die wir zu schätzen wissen, haben wir selbst einen Keim in uns.

„Erwarten Sie nicht, daß ich viel und ordentlich schreibe; Ruhe der Seele ist kein Festtagskleid, und noch zur Zeit hab ich wenig über Shakespeare gedacht; — geahnet, empfunden, wenn's hoch kam, ist das Höchste, wohin ich es habe bringen können. Die erste Zeile, die ich in ihm las, machte mich auf zeitlebens ihm eigen, und wie ich mit dem ersten Stücke fertig war, stand ich wie ein Blindgeborner, dem eine Wunderhand das Gesicht in einem Augenblicke schenkt. Ich erkannte, ich fühlte meine Existenz um eine Unendlichkeit erweitert — Alles war mir neu, unbekannt, und das ungewohnte Licht machte mir Augenschmerzen. Nach und nach lernte ich sehen, und — Dank sei meinem erkenntlichen Genius — ich fühle noch immer lebhaft, was ich gewonnen habe. Ich zweifelte keinen Augenblick, dem regelmäßigen Theater zu entsagen. Es schien mir die Einheit des Ortes so kerkermäßig ängstlich, die Einheiten der Zeit und der Handlung lästige Fesseln unserer Einbildungskraft; ich sprang in die freie Luft und fühlte erst, daß ich Hände und Füße hatte. Und jetzo, da ich sehe, wie viel Unrecht mir die Herren der Regel in ihrem Loch angethan haben, wie viel freie Seelen sich drinnen noch krümmen, so wäre mir mein Herz geborsten, wenn ich ihnen nicht Fehde angekündigt hätte und nicht täglich suchte, ihre Thürme zusammenzuschlagen.

„Das griechische Theater, das die Franzosen zum Muster nahmen, war nach innerer und äußerer Beschaffenheit so, daß eher ein Marquis den Alcibiades nachahmen könnte, als es Corneille dem Sophokles zu folgen möglich wäre. Erst Intermezzo des Gottesdienstes, dann feierlich politisch, zeigte das Trauerspiel einzelne große Handlungen der Väter dem Volke mit der reinen Einfalt der Vollkommenheit, erregte ganze und große Empfindungen in den Seelen; denn es war selbst ganz und groß. Und in was für Seelen! Griechischen! Ich kann mich nicht erklären, was das heißt; aber ich fühle es und berufe mich der Kürze halber auf Homer, Sophokles und Theokrit; die haben's mich fühlen gelehrt. Nun sag' ich geschwind hintendrein: Französchen, was willst Du mit der griechischen Rüstung? Sie ist Dir zu groß und zu schwer.

— Drum sind auch alle französischen Trauerspiele Parodien von sich selbst. Wie das so regelmäßig zugeht, und daß sie einander so ähnlich sind wie Schuhe und auch langweilig mitunter, besonders im vierten Akt, das wissen die Herren leider aus Erfahrung, und ich sage nichts davon.

„Wer eigentlich zuerst darauf gekommen ist, die Haupt- und Staatsaktionen auf das Theater zu bringen, weiß ich nicht; es giebt Gelegenheit für den Liebhaber zu einer kritischen Abhandlung. Ob Shakespeare die Ehre der Erfindung gehört, weiß ich; genug, er brachte diese Art auf den Grad, der noch immer der höchste geschienen hat, da so wenig Augen hinaufreichen und also schwer zu hoffen ist, Einer könne ihn übersehen oder gar übersteigen. Shakespeare, mein Freund! Wenn Du noch unter uns wärest, ich könnte nirgends leben als mit Dir; wie gern wollt' ich die Nebenrolle eines Pylades spielen, wenn Du der Orest wärest; lieber als die geehrwürdigste Person eines Oberpriesters im Tempel zu Delphos.

„Ich will abbrechen, meine Herren, und morgen weiter lesen; denn ich bin in einem Ton, der Ihnen vielleicht nicht so erbaulich ist, als er mir von Herzen geht." (Zuruf: Fortfahren, weiter lesen!)

„Shakespeare's Theater ist ein schöner Raritätenkasten, in dem die Geschichte der Welt vor unseren Augen an dem unsichtbaren Faden der Zeit vorbeiwallt. Seine Plane sind — nach dem gemeinen Styl zu reden — keine Plane; aber alle seine Stücke drehen sich um den geheimen Punkt, den noch kein Philosoph gesehen und bestimmt hat, in dem das Eigenthümliche unseres Ichs, die prätendirte Freiheit unseres Wollens mit dem nothwendigen Gange des Ganzen zusammenstößt. Unser verdorbener Geschmack aber umnebelt dergestalt unsere Augen, daß wir fast eine neue Schöpfung nöthig haben, uns aus dieser Finsterniß zu entwickeln. Alle Franzosen und angesteckte Deutsche haben sich bei dieser Gelegenheit, wie bei mehreren, wenig Ehre gemacht. Voltaire, der von jeher Profession machte, alle Majestät zu lästern, hat sich auch hier als ein ächter Thersites bewiesen. Wäre ich Odysseus, er sollte seinen Rücken unter meinem Scepter verzerren. Die meisten von diesen Herren stoßen sich besonders an seinen Charakteren an. Und ich rufe: Natur! Natur! nichts so Natur, als Shakespeare's Menschen. — Da hab' ich sie Alle überm Hals. Laß't mir Luft, daß ich reden kann! Er wetteifert mit dem Prometheus, bildet ihm Zug für Zug seine Menschen

nach, nur in kolossalischer Größe; darin liegt es, daß wir unsere Brüder verkennen, und dann belebte er sie mit dem Hauche seines Geistes; er redet aus allen, und man erkennt ihre Verwandtschaft. Und was will sich unser Jahrhundert unterstehen, von Natur zu urtheilen? Wo sollten wir sie her kennen, die wir von Jugend auf Alles geschnürt und geziert an uns fühlen und an Anderen sehen? Ich schäme mich oft vor Shakespeare; denn es kommt manchmal vor, daß ich beim ersten Blick denke: Das hätt' ich anders gemacht; hintendrein erkenne ich, daß ich ein armer Sünder bin, daß aus Shakespeare die Natur weissagt, daß meine Menschen Seifenblasen sind, von Romangrillen aufgetrieben. Und nun zum Schluß, ob ich gleich noch nicht angefangen habe. Das, was edle Philosophen von der Welt gesagt haben, gilt auch von Shakespeare; das, was wir bös nennen, ist nur die andere Seite vom Guten, die so nothwendig zu seiner Existenz und in das Ganze gehört, als zona torrida brennen und Lappland einfrieren muß, damit es einen gemäßigten Himmelsstrich gebe. Er führt uns durch die ganze Welt; aber wir verzärtelte, unerfahrene Menschen schreien bei jeder fremden Heuschrecke, die uns begegnet: Herr, er will uns fressen! Auf, meine Herren! Trompeten Sie mir alle edlen Seelen aus dem Elysium des sogenannten guten Geschmacks, wo sie schlaftrunken in langweiliger Dämmerung halb sind, halb nicht sind, Leidenschaften im Herzen und kein Mark in den Knochen haben und, weil sie nicht müde genug, zu ruhen und doch zu faul sind, um thätig zu sein, ihr Schattenleben zwischen Myrten- und Lorbeergebüschen verschlendern und vergähnen."

Die Gesellschaft, in der Goethe diesen Vortrag hielt, war schon zu Anfang der sechziger Jahre von Salzmann gestiftet worden, scheint aber vorzugsweise in den Jahren 1770 und 1771 eine größere Entwickelung gewonnen zu haben. (Vgl. Stöber S. 20.) Zu ihr gehörten damals alle bisher genannten Freunde Goethe's; auch Herder nahm an den Versammlungen als Gast Theil, außer ihnen aber noch zwei junge Juristen, Weyland und Engelbach, die Goethe auf einer später zu erwähnenden Reise begleiteten, ferner auch Leopold Wagner (geboren 1747 zu Straßburg und vermuthlich in den achtziger Jahren gestorben). Letzterer ist Verfasser zweier Trauerspiele, „der Kindesmörderin," auf deren Sujet Goethe einen nicht mehr zu erweisenden Anspruch erhebt, und „der Reue nach der That". Ein besonders thätiges Mitglied aber war J. M. R. Lenz aus Livland, der im Sommer

1771 gleichfalls nach Straßburg kam und sich damals aufs Engste an Goethe anschloß, ihn später indessen durch sein Verhalten mehrfach verletzte.*)

Aber auch abgesehen von diesem literarischen Vereine sind noch manche Spuren von Goethe's Thätigkeit in Straßburg übrig geblieben. Wir erwähnen nur aus den von A. Schöll veröffentlichten „Briefen und Aufsätzen" die „Ephemerides," deren Inhalt der Herausgeber in folgender Weise charakterisirt: „Es sind kurze Anführungen aus allerhand Büchern, Titel verschiedener etwa künftig zu lesender Schriften, kurze Sentenzen und Urtheile, etwas ausführlicher nur ein paar Mal über Gelesenes, Worte und Ausdrücke, aus älterem oder besonderem Sprachgebrauch angemerkt, einzelne Beobachtungen und Andeutungen aus dem eigenen Leben und hingeworfene Zeilen zu poetischem Gebrauch, was Alles bunt genug durcheinanderläuft." — Alles zusammen indessen, nach bestimmten Gesichtspunkten geordnet, giebt immerhin einen Beweis wenigstens für das Interesse, welches Goethe für die verschiedenartigsten Gebiete des Wissens und Könnens hatte.

Indessen geht doch auch aus Allem wieder hervor, daß der heitere Lebensgenuß in Straßburg keineswegs von Goethe außer Acht gelassen wurde. Körperliche Uebungen wurden mit besonderer Vorliebe getrieben. Außer dem Fechten beschäftigte ihn eine Zeit lang der Tanzunterricht eifrig, an welchen er heiläufig in „Dichtung und Wahrheit" die Erzählung von den beiden schönen Töchtern des Tanzlehrers, Lucinde und Emilie, anknüpft, für deren historische Wahrheit sich wenigstens bis jetzt keine anderweitige Bestätigung gefunden hat. Vor allen Dingen aber lockten die schöne Jahreszeit und die freundliche Natur des Elsaß ins Freie. So durchstreifte er öfters das Land und folgte an einem Oktobertage des Jahres 1770 auch der Einladung seines Freundes und Tischgenossen Weyland, ihn zu einem evangelischen Landgeistlichen, dem Pfarrer Johann Jakob Brion in Sesenheim, sechs Stunden von Straßburg, zu begleiten. Dieser Besuch gab den ersten Anlaß zu dem viel beschriebenen und viel beurtheilten Verhältnisse Goethe's zu Friederike Brion, dem auch er selbst in „Dichtung und Wahrheit" eine ausführliche und reizvolle Schilderung gewidmet hat. Aber ihm selbst kam es dort darauf an, zu zeigen, wie ihm aus Liebes-Leid und Lust eine Quelle für seine Dichtungen

*) Genaueres, aber nicht sehr Uebersichtliches darüber in den einschlagenden Schriften, Aufsätzen und Ausgaben von Loeper, H. von Maltzahn, Düntzer, Oppeln und Düntzer.

geflossen sei; uns muß es genügen, dies an seinem Leben im Ganzen nachzuweisen, im Einzelnen aber dürfen wir nur das historisch Beglaubigte oder nahezu Wahrscheinliche bringen. So wird es denn nöthig, selbst den dürftigen Angaben, die auf diese Weise übrig bleiben, einige allgemeine Bemerkungen voranzuschicken, die für die Beurtheilung der ganzen Sache von Bedeutung sein dürften.

Die Zeit des ersten Besuchs in Sesenheim wird durch einen Brief an Mantell F.*) vom 14. Oktober festgestellt, den Goethe unmittelbar nach seiner Rückkehr aus Sesenheim schrieb. Schon am nächsten Tage folgte ein Brief an Friederike, der zärtliche Empfindungen für sie in recht deutlicher Weise ausspricht. Eine freundliche Antwort blieb nicht aus, und vermuthlich wird manche Sendung hin und her erfolgt sein, ehe Goethe zum zweiten Besuche, vielleicht im November, und zu dem dritten, etwa um Weihnachten, kam. Auf diese letzteren bezieht Düntzer (vgl. Frauenbilder, S. 13.) nicht ohne Wahrscheinlichkeit die beiden Gedichte „Ich komme bald, Ihr goldnen Kinder," und „Jetzt sitzt der Ritter an dem Tisch." (Vgl. B. III. unserer Ausgabe). Am Bedeutungsvollsten aber ist der vierte Besuch, der, wie aus dem Briefwechsel mit Salzmann hervorgeht, mindestens vier Wochen im April und Mai dauerte. Auf ihn bezieht sich die Schilderung des Festes in „Dichtung und Wahrheit"; während desselben entstanden die Gedichte „Dem Himmel wach' entgegen", „Jetzt fühlt der Engel, was ich fühle," und „Gewache, Friederike"; kurz Alles deutet auf eine größere Innigkeit und Traulichkeit des ganzen Verhältnisses hin. Indessen, wie wiederum die Briefe an Salzmann zeigen, befiel Goethe während der letzten Zeit seiner Anwesenheit eine natürliche Unruhe. Er wußte nicht, wie er das Glück seiner Liebe mit seinen eigenen Aussichten in die Zukunft, mit den Plänen vereinigen könnte, die seine Familie mit ihm hatte, und fühlte sich gleich unfähig, nach der einen oder andern Seite hin einen entscheidenden Schritt zu thun. Jedoch ermannte er sich soweit, um, vermuthlich in der letzten Woche des Mai, wenigstens nach Straßburg zurückzukehren. Aber schon im nächsten Monat trieb ihn die Unruhe wieder fort. Es mag dahingestellt bleiben, ob wie das schöne Lied „Kleine Blumen, kleine Blätter" in die Zeit zwischen jenem Besuche und dem neuen Ausflug zu setzen haben; jedenfalls

*) Vgl. A. Stern, Briefe und Aufsätze Goethe's S. 42. Wir wagen nicht, trotz verschiedener Vermuthungen, die darüber gemacht sind, zu entscheiden, an wen der Brief gerichtet ist.

scheint es aber, daß Goethe diesmal ursprünglich nicht die Absicht hatte, nach Seesenheim zu gehen. Er ritt am 22. Juni, von Weyland begleitet, auf der Straße nach Zabern (Saverne) über Pfalzburg nach seines Freundes Vaterstadt Buchsweiler und nahm seinen Weg ins Saarthal. Aber auf der Rückkehr über Zweibrücken und Niederbrunn trennte er sich in Hagenau von seinem Freunde und eilte doch nach Seesenheim. Wir wissen von diesem Besuche nur, daß er von kurzer Dauer war. Indessen folgte sehr bald darauf die Anwesenheit von Friederiken in Begleitung ihrer Mutter und Schwester in Straßburg, die freilich nach Goethe's eigener Aussage keinen angenehmen Eindruck in ihm zurückließ. In der That würde sich dies bestätigen, wenn wir mit Sicherheit annehmen könnten, daß das etwas forcirte Gedicht „Ach, bist Du fort", sich auf die Abreise Friederikens bezieht. Danach haben wir nur noch von Goethe's letztem Besuche zu berichten, der wenige Tage vor seiner Abreise von Straßburg stattgefunden haben wird. Ueber ihn nur seine eigenen einfachen Worte: „Als ich ihr die Hand noch vom Pferde reichte, standen ihr die Thränen in den Augen, und mir war sehr übel zu Muthe." Die Trennung für immer war aber noch nicht einmal ausgesprochen; sie erfolgte indessen, wie es scheint, bald. Goethe begleitete seinen schriftlichen Abschied vielleicht mit dem Gedichte „Ein grauer, trüber Morgen." Von Friederikens Antwort wissen wir nur die Wirkung, die sie auf Goethe machte. „Die Antwort zerriß mir das Herz. Es war dieselbe Hand, derselbe Sinn, dasselbe Gefühl, die sich zu mir, die sich an mir herangebildet hatten. Ich fühlte nun erst den Verlust, den sie erlitt, und war unfähig, ihn zu ersetzen, ja, nur ihn zu lindern. — Ich hatte das schönste Herz in seinem Tiefsten verwundet."

Dies Gefühl der Reue war gewiß wahr und aufrichtig; denn Goethe erkennt selbst an, daß er ein Unrecht gegen Friederiken verübt hat. Um so mehr aber müssen Diejenigen in ihrem Urtheile schonend sein, welche es unternehmen, den Dichter beurtheilen zu wollen. Bevor Goethe „Dichtung und Wahrheit" schrieb, wußte in Deutschland Niemand etwas von der ganzen Sache, und es liegt gewiß kein Anlaß vor, ihm, der das ganze Verhältniß, allerdings erst nach vielen Jahren, mit Unbefangenheit und [illegible]erkeit erzählt, ernstgemeinte und tiefverletzende Vorwürfe zu machen; von einem Unrecht im rechtlichen Sinne des Wortes, etwa er Aufhebung einer Verlobung, kann nun vollends nicht die Rede sein, da eine Verlobung gar nicht statt-

gefunden hatte. Indessen kann man über solche Verirrungen im Urtheil um so ruhiger hinweggehen, als die Veranlassung derselben leicht zu erkennen ist. Goethe hat durch den Zauber und die Lieblichkeit der Darstellung des ganzen Verhältnisses Alle dazu verleitet, demselben eine größere Bedeutung für seine ganze Entwickelung zuzuschreiben, als sie ihm zukommt.

Unter allen diesen Aufregungen hatte Goethe indessen den Abschluß seines juristischen Studiums nicht außer Acht gelassen. Das Thema der von ihm bearbeiteten Dissertation war: „Der Gesetzgeber ist nicht blos berechtigt, sondern auch verpflichtet, einen Kultus vorzuschreiben, an welchen die Geistlichen wie die Laien sich streng zu halten haben, wie sie auch als Privatpersonen darüber denken mögen." Die juristische Fakultät sprach sich bei manchem Lobe gegen den Druck der Arbeit aus, den Goethe's Vater besonders gewünscht hatte; dagegen stellte sie ihm frei, über „Positiones juris" zu disputiren. Goethe stellte deren 56 auf, aus denen folgende hervorgehoben werden mögen, die sich auf das Staatsrecht beziehen. Nr. 43 und 44: Die Gesetzgebung und die Auslegung (interpretatio) der Gesetze steht dem Fürsten zu. Nr. 46: Das Wohl des Gemeindewesens (res publicae) sei das höchste Gesetz! Nr. 47: Nicht das Herkommen (usus), sondern die Nützlichkeit für das Volk setzt das Völkerrecht fest. Nr. 51: Die von den Fürsten gemachten Interpretationen müssen abgesondert gesammelt und nicht mit den Grundrechten vermischt werden; Nr. 52: sondern können von jeder neuen Generation oder jedem zur Herrschaft gelangten neuen Fürsten für ungiltig erklärt und von diesem eine neue Auslegung erbeten werden. Nr. 52: Die Todesstrafen dürfen nicht abgeschafft werden.

Die Disputation fand unter lebhafter Betheiligung von Goethe's Tischgenossen am 6. August 1771 statt; in den letzten Tagen desselben Monats verließ der Licentiat der Rechte nach französischem, der Doktor der Rechte nach deutschem Ritus die Universitätsstadt.

VI. In Frankfurt. August 1771 bis Mai 1772. Götz von Berlichingen mit der eisernen Hand.

Die Straßburger Freunde gaben dem Abreisenden das Geleit nach dem rechten Rheinufer. Einen wiederholt letzten Gruß rief er dem Wälder und Hügel überragenden Thurme des Münsters zu und nahm sein erstes Nachtquartier in Mannheim, der Residenz des kunstsinnigen kurpfälzischen Hofes. Bei seinem Besuche Dresden's als Leipziger Student hatte er, wie wir wissen, in der Bildergalerie eine so vollständige Befriedigung seiner Neigung zur Kunst gefunden, daß er die antiken Statuen unbeachtet gelassen. In Mannheim sah er zum ersten Male „eine Sammlung trefflicher Abgüsse der durch Winckelmann's Schriften aufs Neue in das geistige Leben der Gegenwart gerufenen Götter- und Heroenwelt Griechenlands; einen Wald von Statuen, durch den man sich durchwinden, eine große ideale Volksgesellschaft, zwischen der man sich durchdrängen mußte."

In der Heimath fand er Manches verändert; denn im elterlichen Hause sah es jetzt freundlicher aus. Der Vater, der sich an des Sohnes juristischen Erfolgen und an seinem gesunden Aussehen erfreute, empfing ihn mit mehr Zufriedenheit als bei seiner Heimkehr aus Leipzig und sorgte vor Allem dafür, daß er aufs Schleunigste als Advokat vereidigt wurde. Dies geschah bereits am 31. August. Wir können jedoch bei dieser Gelegenheit sogleich bemerken, daß die neue Thätigkeit ihn auch in der Folge wenig in Anspruch nahm und er, von seinem Vater und einem Schreiber unterstützt, nur wenige Zeit auf dieselbe zu verwenden nöthig hatte. — Auch das Verhältniß zwischen Vater und Tochter war besser geworden; Kornelie hatte jetzt „einen Kreis von verständigen und liebenswürdigen Frauenzimmern um sich versammelt." Das gute Mütterchen sorgte dafür, daß für den lieben Sohn in der Küche seine Leibgerichte bereitet und aus dem Keller die Flaschen besten Rheinweins heraufgeholt wurden. Allem, was die gute Laune des Vaters hätte stören können, wußte sie vorzubeugen. So half sie auch mit Rath und That bei einem Vorfalle, der eine solche Störung leicht hätte herbeiführen können. „In Mainz," so erzählt Goethe, „hatte mir ein harfenspielender Knabe so wohl gefallen, daß ich ihn, weil die Messe grad vor der Thür war, nach Frankfurt einlud, ihm Wohnung zu geben und ihn zu befördern versprach. In diesem Ereigniß trat wieder einmal diejenige Eigenheit hervor, die mich in meinem Leben

so viel gekostet hat, daß ich nämlich gern sehe, wenn jüngere Wesen sich um mich versammeln und an mich anknüpfen, wodurch ich denn freilich zuletzt mit ihrem Schicksal belastet werde. Eine unangenehme Erfahrung nach der andern konnte mich von dem angeborenen Trieb nicht zurückbringen, der noch gegenwärtig (1811) bei der deutlichen Ueberzeugung mich von Zeit zu Zeit irre zu führen droht."

Bald nahmen auch freundschaftliche und literarische Beziehungen seine Zeit in Anspruch. Durch die Gebrüder Hieronymus und Georg Schlosser, mit denen er schon früher bekannt geweien war, trat er mit dem acht Jahre älteren Kriegszahlmeister Merk in Darmstadt in Verbindung, der eine Reihe von Jahren hindurch auf ihn den heilsamsten Einfluß ausgeübt hat und jedenfalls, wenn Goethe dies auch nicht immer anerkannte, zu den Wenigen gehört, die die Größe seines Talents und den Reichthum seines Geistes frühzeitig durchschaut haben. Das erste Resultat dieser Verbindung war die Betheiligung Goethe's bei den von dem jüngeren Schlosser redigirten „Frankfurter Gelehrten Anzeigen," welche mit Beginn des Jahres 1772 erschienen, und bei denen außer den Genannten noch Herder, Professor Höpfner in Gießen, Rektor Wenck, Professor Petersen in Darmstadt und Andere thätig waren. Von Goethe selbst sind in dieser Zeitschrift nicht weniger als 30 Recensionen, die dem Jahre 1772 angehören, 8 aus dem folgenden Jahre. Diese wurden später in die Ausgabe letzter Hand aufgenommen und geben, da sie sich auf die verschiedenartigsten Werke beziehen, einen deutlichen Beweis, wie sehr ihr Verfasser im Laufe der Zeit an Reife des Urtheils und umfassender Bildung gewonnen hatte.

Daß Goethe aber auch bereits in Straßburg sich mit größeren poetischen Entwürfen beschäftigt hatte, erfahren wir aus einer Aufzeichnung, welche er über jenen Besuch in Darmstadt gemacht hat. „Man hörte hier in einem Kreise gebildeter Männer und Frauen" — unter diesen befand sich auch Herder's Braut, Karoline Flachsland — „gern die Vorlesung meiner gefertigten oder angefangenen Arbeiten; man munterte mich auf, wenn ich offen und umständlich erzählte, was ich vorhatte, und schalt mich, wenn ich bei jedem neuen Anlaß das Frühbegonnene zurücksetzte. „Faust" war schon vorgerückt, „Götz von Berlichingen" baute sich nach und nach in meinem Geiste zusammen, das Studium des 15. und 16. Jahrhunderts beschäftigte mich, und jenes Münstergebäude hatte einen sehr ernsten Eindruck in mir zurückgelassen,

der als Hintergrund zu jenen Dichtungen wol dastehen konnte. Was ich über jene Baukunst gedacht und gewähnt hatte, schrieb ich zusammen. Das Erste, worauf ich drang, war, daß man sie deutsch und nicht gothisch nennen, nicht für ausländisch, sondern für vaterländisch halten sollte; das Zweite, daß man sie nicht mit der Baukunst der Griechen und Römer vergleichen dürfe, weil sie aus einem ganz andern Prinzip entsprungen sei. Wenn Jene unter einem glücklicheren Himmel ihr Dach auf Säulen ruhen ließen, so entstand ja schon an und für sich eine durchbrochene Wand. Wir aber, die wir uns durchaus gegen die Witterung schützen und mit Mauern überall umgeben müssen, haben den Genius zu verehren, der Mittel fand, massiven Wänden Mannichfaltigkeit zu geben, sie dem Scheine nach zu durchbrechen und das Auge würdig auf der großen Fläche zu beschäftigen. Dasselbe gilt von den Thürmen, welche nicht, wie die Kuppeln, nach innen einen Himmel bilden, sondern außen gen Himmel streben und das Dasein des Heiligthums, das sich an ihren Grundbau gelagert, weit umher den Ländern verkünden sollten. Das Innere dieser würdigen Gebäude wagte ich nur durch poetisches Anschauen und durch fromme Stimmung zu berühren."

Die fromme Stimmung des Gemüthes im kirchlichen Sinne indessen, wie wir sie früher bei Goethe als eine Folge der Beziehungen zu Fräulein von Klettenberg gefunden haben, hatte um diese Zeit schon einer ganz anderen Richtung des Geistes weichen müssen. Er las zwar mit erneutem Eifer die Bibel, aber bereits mit der vollen Ueberzeugung, daß man mit den alleinigen Gefühlsorganen einer „schönen Seele" nicht in die Tiefen des großen barten Wortes vordringe, daß eine gesunde Kritik, das unanfechtbare Recht der Vernunft und des Verstandes, zur Geltung gebracht werden müsse; denn der Buchstabe tödte, der Geist mache lebendig. „Die Bibel," so bemerkt er, „als ein zusammengetragenes, nach und nach entstandenes, zu verschiedenen Zeiten überarbeitetes Werk anzusehen, schmeichelte meinem kleinen Dünkel, indem diese Vorstellungsart noch keineswegs herrschend, viel weniger in den Kreis der frommen Gesellschaft, in welchem ich viel verkehrte, aufgenommen war . . . Daß in der Bibel sich Widersprüche finden, wird jetzt („Aus meinem Leben. Dichtung und Wahrheit. Zweiter Theil" erschien 1812) Niemand mehr in Abrede stellen. Diese suchte man damals dadurch auszugleichen, daß man die deutlichste Stelle zum Grunde legte

und die widersprechende, weniger klare jener anzuhören, bemüht war. Ich dagegen suchte durch Prüfung herauszufinden, welche Stelle den Sinn der Sache am Meisten ausspräche; an diese hielt ich mich und verwarf die anderen als untergeschoben . . . Das Innere, Eigentliche einer Schrift zu erforschen, sei daher eines Jeden Sache und dabei vor allen Dingen zu erwägen, wie sie sich zu unserem eigenen Innern verhalte und inwiefern durch jene Lebenskraft die unsrige erregt und befruchtet werde; alles Aeußere dagegen, was auf uns unwirksam oder einem Zweifel unterworfen sei, habe man der Kritik zu überlassen, welche, wenn sie auch im Stande sein sollte, das Ganze zu zerstückeln und zu zersplittern, dennoch niemals dahin gelangen würde, uns den eigentlichen Grund, an dem wir festhalten, zu rauben, ja, uns nicht einen Augenblick an der einmal gefaßten Zuversicht irre zu machen.

„Diese aus Glauben und Schauen entsprungene Ueberzeugung, welche in allen Fällen, die wir für die wichtigsten erkennen, anwendbar und stärkend ist, liegt zum Grunde meinem sittlichen sowol wie meinem literarischen Lebensbau und ist als ein reichlich wucherndes Kapital anzusehen, ob wir gleich in einzelnen Fällen zu fehlerhafter Anwendung verleitet werden können."

So finden wir den jungen Doktor der Rechte in dieser Zeit, wo ihn doch bereits die Studien zu Götz und Faust sehr in Anspruch nahmen, mit kritischen Untersuchungen über verschiedene Schriften des Alten und Neuen Testamentes beschäftigt. Das Ergebniß seiner Bibelstudien veröffentlichte er 1773 in zwei kleinen Schriften, welche er, ohne seinen Namen zu nennen, auf seine Kosten drucken, durch die Eichenbergische Buchhandlung so gut als möglich „verhöken" ließ und an Freunde verschenkte. Die erste führt den mit Absicht irreleitenden Titel: „Brief des Pastors zu *** an seinen neuen Amtsbruder zu ***. Aus dem Französischen." Die zweite nennt sich: „Zwo wichtige, bisher unerörterte biblische Fragen, zum ersten Male gründlich beantwortet von einem Landgeistlichen in Schwaben." Der Vater hatte diese Schriftchen als Kuriosa aufbewahrt; der Sohn fand sie in späterer Zeit in dessen Familien-Archiv vor und hat sie in der „Gesammtausgabe seiner Werke letzter Hand" wieder abdrucken lassen. — Nach seinem eigenen Geständniß hatte er sich zur Abfassung dieser Schriften durch die sybillinischen Blätter des „Magus aus Norden", Hamann in Königsberg, verleiten

lassen, auf den er besonders seit der Bekanntschaft mit Herder aufmerksam geworden war.

Bedeutender indessen und gehaltvoller zeigen sich die Resultate von Goethe's Bibelstudien in jener großen Dichtung, die ihn fast sein ganzes Leben hindurch beschäftigte, in dem bereits mehrfach erwähnten „Faust". Wir wissen freilich nicht mit voller Bestimmtheit, wie weit derselbe zu dieser Zeit bereits vorgerückt war. Goethe's oben mitgetheilte, hierauf bezügliche Angabe sagt nichts Sicheres aus, und wenn er auch frühzeitig mit der Faustsage bekannt geworden, Puppenspiele gesehen und jetzt bereits manches Erlebniß gehabt, manche Studien getrieben hatte, die er für seine Dichtung verwerthen konnte, so beweist doch nichts, daß das Letztere unmittelbar geschehen ist. Es ist deshalb nicht unzweckmäßig, darauf hinzuweisen, daß die erste directe Erwähnung des Faust als einer werdenden Dichtung erst dem Jahre 1773 angehört. In einem Gedichte Gotter's an Goethe, als dieser ihm den Götz übersandt hatte, (Bd. III unsr. Ausg.) heißt es:

Schick mir dafür den Doktor Faust,
Sobald Dein Kopf ihn ausgebraut!

Aber auch an kleineren Gedichten war diese Zeit nicht unfruchtbar. Wir erwähnen deren zunächst drei, die sämmtlich erst nach Goethe's Tode bekannt geworden sind: „Elysium an Uranien", „Pilgers Morgenlied an Lila" und der „Felsweih Gesang an Psyche" (in Bd. III unsr. Ausgabe). Sie sind an zwei Homburger Hofdamen, die Goethe im April 1772 kennen gelernt hatte, und an Herder's Braut gerichtet, die mit Beiden befreundet war. Eigenthümlicher und charakteristischer als diese ist ein anderes Gedicht, das wir mit Goethe's eigenen Worten einführen, weil es in gewissem Sinne als einziges Beispiel einer bestimmten Gattung übrig geblieben ist. Indem er nämlich die trübe und unruhige Stimmung schildert, an der er nach dem Abschiede von Friederiken oftmals litt, fährt er fort: „Ich gewöhnte mich auf der Straße zu leben und wie ein Bote zwischen dem Gebirg und dem flachen Lande hin- und herzuwandern. Oft ging ich allein oder in Gesellschaft durch meine Vaterstadt, als wenn sie mich nichts anginge, speiste in einem der großen Gasthöfe und zog nach Tische meines Weges weiter fort. Mehr als jemals war ich gegen offene Welt und freie Natur gerichtet. Unterwegs sang ich mir seltsame Hymnen und Dithyramben, wovon noch eine unter dem Titel: „Wanderers Sturmlied" übrig ist. Ich sang diesen

Halbunsinn leidenschaftlich vor mich hin, da mich ein schrecklicher Wetter unterwegs traf, dem ich entgegen gehen mußte."

Am Eifrigsten war unser Dichter aber mit den geschichtlichen Studien zum „Götz von Berlichingen" beschäftigt, welche er bereits in Straßburg begonnen hatte.

Den ersten Gedanken, das absterbende Mittelalter des deutschen Reiches in einem Schauspiele darzustellen, hatte ihm die von dem schwäbischen Ritter Götz von Berlichingen mit der eisernen Hand verfaßte Selbstbiographie gegeben. „Durch die fortdauernde Theilnahme an Shakespeare's Werken," — erzählt er — „hatte ich mir den Geist so ausgeweitet, daß mir der enge Bühnenraum und die kurze, einer Vorstellung zugemessene Zeit keineswegs hinlänglich schienen, um etwas Bedeutendes vorzutragen. Das Leben des biedern Götz von Berlichingen, von ihm selbst geschrieben, trieb mich in die historische Behandlungsart, und meine Einbildungskraft dehnte sich dergestalt aus, daß auch meine dramatische Form alle Theatergrenzen überschritt und sich den lebendigen Ereignissen mehr zu nähern suchte." Wie indeß dies Drama allmählig seine verschiedenen Gestalten gewann, darüber wird in der Einleitung zu demselben ausführlich berichtet. Hier möge daher die Bemerkung genügen, daß es auch noch nicht zur Vollendung kam, während Goethe im Sommer 1772 in Wetzlar verweilte. Dorthin ging er nämlich im Frühjahr, um auf Anordnung seines Vaters und nach der damals bei jungen Juristen üblichen Sitte sich praktisch mit deutschem Civil- und Staatsrecht bekannt zu machen. Nach Goethe's eigenem Geständniß war ihm indessen der zu erwartende Erfolg von geringerer Bedeutung, als es ihm angenehm erschien, seinen Aufenthaltsort wieder verändern zu können.

VII. Goethe in Wetzlar. Werther's Leiden.

„Was mir in Wetzlar begegnete," schreibt Goethe in Dichtung und Wahrheit, „ist von keiner großen Bedeutung; aber es kann ein höheres Interesse einflößen, wenn man eine flüchtige Geschichte des Kammergerichts nicht verschmähen will, um sich den ungünstigen Augenblick zu vergegenwärtigen, in welchem ich daselbst anlangte.

Seitdem wir aber durch die 1854 erschienene Schrift „Goethe und Werther", welche ein Sohn Lottens, der kürzlich verstorbene Hannöversche Legationsrath und Minister-Resident am päpstlichen Hofe, A. Kestner, herausgab, eine Menge von neuen Briefen und Schriftstücken kennen gelernt haben, die über Goethe's Leben während seines Aufenthalts in Wetzlar, dem Schauplatze der „Leiden des jungen Werther's", genaue Auskunft geben, können wir es nur vollkommen gerechtfertigt finden, daß der Dichter in „Dichtung und Wahrheit" große Zurückhaltung beobachtet und die Verhältnisse zu dem befreundeten Hause nur schonend berührt hat. Als er 1812 den zweiten Band der obengenannten Schrift herausgab, war Kestner (er starb am 24. Mai 1800) zwar längst todt, aber seine Gattin lebte noch, und sie würde durch die Veröffentlichung damaliger Beziehungen zu Goethe, und wenn sie auch noch so unschuldiger Art waren, aufs Neue schmerzlich berührt worden sein;*) hatte sie doch schon genug gelitten durch das, was in dem Romane als Dichtung von ihrem Verhältniß zu Goethe bekannt geworden war.

Ein Fragment eines Briefwechsels aus den nachgelassenen Papieren des Hannöver'schen Legationsrathes Kestner, dessen nähere Bekanntschaft wir in dem Hause des Amtmanns Buff alsbald machen werden, giebt uns eine Schilderung unseres Dichters in jenen Tagen.

„Im Frühjahr (1772) kam hier ein gewisser Goethe aus Frankfurt, seiner Handthierung nach Dr. juris, 23 Jahr alt, einziger Sohn eines sehr reichen Vaters, um sich hier — dies war seines Vaters Absicht — in praxi umzusehen, der seinigen nach aber den Homer, Pindar u. s. w. zu studiren, und was

*) Der Verfasser dieser Biographie kam im September 1811 als ein wegen einer Schmähschrift gegen den Kaiser Napoleon verfolgter, flüchtiger Student von Jena nach Wetzlar. Ein ebenfalls flüchtiger Gesinnungsgenosse, **Riedel, Sohn des Kammerrathes und frühern Erziehers des Erbprinzen in Weimar, hatte in Vorschlag gebracht, auf Schleich- und Seitenwegen nach Wetzlar zu gehen, wo seine Mutter sich eben auf Besuch in dem elterlichen Hause befinde. Ich wurde in der Familie des Amtmanns Buff, des Bruders der Frau Rath Riedel, mit Herzlichkeit aufgenommen und verlebte in dem schönen Lahnthale glückliche Tage. Als ich eines Tages beschäftigt war, das Porträt eines hübschen jungen Mädchens von Staub und Fliegenschmutz zu reinigen, bemerkte mich eine ebenfalls zum Besuch anwesende ältere Schwester. „Und wissen Sie auch wol," fragte sie mich, „wessen Porträt dies ist?" Auf mein „Nein" erhielt ich zur Antwort: „Das ist die berühmte Werther's Lotte, wie sie vor etwa einigen dreißig Jahren aussah. Wollen Sie ihre persönliche Bekanntschaft machen, so haben Sie das sehr nah. Sie steht vor Ihnen."**

sein Genie, seine Denkungsart und sein Herz ihm weiter für Beschäftigungen eingeben würden. Gleich anfangs kündigten ihn die schönen Geister als einen ihrer Mitbrüder und Mitarbeiter an der neuen Frankfurter Gelehrten Zeitung beiläufig auch als Philosophen im Publiko an und gaben sich Mühe, mit ihm in Verbindung zu stehen. Da ich unter diese Klasse von Leuten nicht gehöre oder vielmehr im Publiko nicht so gänge bin, so lernte ich Goethen erst später und ganz von ohngefähr kennen. Einer der vornehmsten unserer schönen Geister, Legationssekretär Gotter, beredete mich einst, nach Garbenheim, einem Dorf, unserem gewöhnlichen Spaziergang, mit ihm zu gehen. Daselbst fand ich ihn im Grase unter einem Baume auf dem Rücken liegen, indem er sich mit einigen Umstehenden, einem Epikuräischen Philosophen (v. Gous, großes Genie), einem stoischen Philosophen (v. Kielmannsegge) und einem Mitteding von beiden (Dr. König) unterhielt und ihm recht wohl war. Er hat sich nachher darüber gefreut, daß ich ihn in solcher Stellung kennen gelernt. Es ward von mancherlei, zum Theil interessanten Dingen gesprochen. Für dieses Mal urtheilte ich aber nichts weiter von ihm, als: er ist kein unbeträchtlicher Mensch. Sie wissen, daß ich nicht eilig urtheile. Ich fand schon, daß er Genie hatte und eine lebhafte Einbildungskraft; aber dieses war mir noch nicht genug, ihn hochzuschätzen.

„Ehe ich weiter gehe, muß ich eine Schilderung von ihm versuchen, da ich ihn nachher genau kennen gelernt habe.

„Er hat sehr viel Talent, ist ein wahres Genie und ein Mensch von Charakter, besitzt eine außerordentlich lebhafte Einbildungskraft, daher er sich meistens in Bildern und Gleichnissen ausdrückt. Er pflegt auch selbst zu sagen, daß er sich immer uneigentlich ausdrücke, niemals eigentlich ausdrücken könne; wenn er aber älter werde, hoffe er die Gedanken selbst, wie sie wären, zu denken und zu sagen.

„Er ist in allen seinen Affekten heftig, hat jedoch oft viel Gewalt über sich. Seine Denkungsart ist edel; von Vorurtheilen so viel frei, handelt er, wie es ihm einfällt, ohne sich darum zu bekümmern, ob es Mode ist, ob es die Lebensart erlaubt. Aller Zwang ist ihm verhaßt.

„Er liebt die Kinder und kann sich mit ihnen sehr beschäftigen; er ist bizarre und hat in seinem Betragen, seinem Aeußerlichen Verschiedenes, das ihn unangenehm machen könnte. Aber bei Kindern, bei Frauenzimmern und vielen Anderen ist er doch wohl angeschrieben.

„Für das weibliche Geschlecht hat er sehr viele Hochachtung. „In principiis ist er noch nicht fest und strebt noch erst nach einem gewissen System. Um etwas davon zu sagen, so halt er viel von Rousseau, ist jedoch nicht ein blinder Anbeter von demselben. Er ist nicht, was man orthodox nennt; jedoch nicht aus Stolz oder Caprice oder um etwas vorstellen zu wollen. Er äußert sich auch über gewisse Hauptmaterien gegen Wenige; stört Andere nicht gern in ihren ruhigen Vorstellungen. Er haßt zwar den Scepticismum, strebt nach Wahrheit und nach Determinirung über gewisse Hauptmaterien, glaubt auch schon über die wichtigsten determinirt zu sein; soviel ich aber gemerkt, ist er es noch nicht. Er geht nicht in die Kirche, auch nicht zum Abendmahl, betet auch selten; denn, sagt er, ich bin dazu nicht genug Lügner. Zuweilen ist er über gewisse Materien ruhig, zuweilen aber nichts weniger wie das. Vor der christlichen Religion hat er Hochachtung, nicht aber in der Gestalt, wie sie unsere Theologen vorstellen. Er glaubt ein künftiges Leben, einen besseren Zustand. Er strebt nach Wahrheit, hält jedoch mehr vom Gefühl derselben als von ihrer Demonstration.

„Er hat schon viel gethan und viele Kenntnisse, viel Lektüre, aber doch noch mehr gedacht und raisonnirt. Aus den schönen Wissenschaften und Künsten hat er sein Hauptwerk gemacht, oder vielmehr aus allen Wissenschaften, nur nicht den sogenannten Brodwissenschaften."

Als Randbemerkung fügt Kestner hinzu:

„Ich wollte ihn schildern, aber es würde zu weitläufig werden, denn es läßt sich gar viel von ihm sagen. Er ist mit einem Worte ein sehr merkwürdiger Mensch. — Ich würde nicht fertig werden, wenn ich ihn ganz schildern wollte."

Da Goethe mit Gotter befreundet war und Kestner gleichfalls, so war die Bekanntschaft leicht und ungezwungen eingeleitet. Die muntern Freunde nahmen Abrede, sich in den nächsten Tagen bei einem ländlichen Balle, zu welchem einige Familien eingeladen hatten, wieder zu treffen. Ueber diesen verhängnißvollen Ball finden wir in Kestner's Nachlaß ein zweites Fragment eines Briefentwurfs von seiner Hand:

„Den 9. Juni 1772 fügte es sich, daß Goethe mit bei einem Ball auf dem Lande*) war, wo mein Mädchen (Lottchen Buff) und ich auch waren. Ich konnte erst nachkommen und ritt dahin.

*) In dem Dorfe Wolperthausen.

Mein Mädchen fuhr also in einer anderen Gesellschaft hin, der Dr. Goethe war mit in dem Wagen und lernte Lottchen hier zuerst kennen. Er hat sehr viele Kenntnisse, und die Natur, im physikalischen und moralischen Verstande genommen, zu seinem Haupt-Studium gemacht, und von beiden die wahre Schönheit studirt. Noch kein Frauenzimmer hier hatte ihm ein Genüge geleistet; Lottchen zog gleich seine ganze Aufmerksamkeit an sich. Sie ist noch jung (16 Jahr alt), sie hat, wenn sie gleich keine ganz regelmäßige Schönheit ist, eine sehr vortheilhafte, einnehmende Gesichtsbildung; ihr Blick ist wie ein heiterer Frühlingsmorgen, zumal den Tag, da sie den Tanz liebt; sie war lustig, sie war in ganz ungekünsteltem Putz. Er bemerkte bei ihr Gefühl für das Schöne der Natur und einen ungezwungenen Witz, mehr Laune als Witz. — Er wußte nicht, daß sie nicht mehr frei war (sie war in der That mit Kestner öffentlich nicht verlobt, aber gebunden); es ist nie unsere Gewohnheit, mehr als Freundschaft gegen einander zu äußern. Er war den Tag ausgelassen lustig; dieses ist er manchmal, dagegen zu anderer Zeit melancholisch. Lottchen eroberte ihn ganz, um desto mehr, da sie sich keine Mühe darum gab, sondern sich nur dem Vergnügen überließ. Anderen Tages konnte es nicht fehlen, daß Goethe sich nach Lottchens Befinden erkundigte."

Wir haben diese Stelle mitgetheilt, weil es vollständig dieselben Situationen sind, die Goethe nachher in Werther's Leiden dem Briefe vom 16. Juni zu Grunde legte.

In Wetzlar besaß „der deutsche Orden" eine Komthurei; das stattliche Ordenshaus, das Rentamt und die wirthschaftlichen Gebäude waren mit einer hohen Mauer umgeben, das Besitzthum war mit Feld, Weinberg, Gemüse- und Obstgarten ausgestattet und wurde, wie andere ähnliche, durch ganz Deutschland zerstreute Besitzungen dieses Ordens, von einem Rentamtmann verwaltet.*) Diese Stelle nahm, als Goethe nach Wetzlar kam, der Amtmann Buff ein, von dem jedoch weder Goethe noch Kestner Näheres berichten. Desto mehr erfahren wir — und dies hat für uns größeres Interesse — von seiner zweitgeborenen Tochter Charlotte, die bereits seit zwei Jahren mit Kestner im Stillen, doch nicht ohne Zustimmung der Eltern, versprochen war.

*) Noch 1854 fand es Dr. Friedländer ꝛc. (Siehe dessen interessante Beschreibung von Wetzlar und Garbenheim im Jahr 1854.)

Bei dem ersten Besuche, welchen Goethe nach dem ländlichen Tanzvergnügen in dem Deutsch-Ordenshause machte, war ihm noch nicht bekannt, daß Charlottens Herz und Hand bereits vergeben waren. Hatten nun schon bei dem ländlichen Feste die graziöse Erscheinung, der Witz und die unbefangene Liebenswürdigkeit das leicht Feuer fangende Herz unsres Dichters bezaubert, so ward dies noch in viel höherem Grade der Fall, als er sie zum ersten Male in ihrer häuslichen Thätigkeit sah.

„Der neue Ankömmling," schreibt er in Dichtung und Wahrheit (nach der ersten Bekanntschaft mit Lotte), „völlig frei von allen Banden, sorglos in der Gegenwart eines Mädchens, das, schon versagt, den gefälligsten Dienst nicht als Bewerbung auslegen und sich desto eher daran erfreuen konnte, ließ sich ruhig gehen, war aber bald dergestalt eingesponnen und gefesselt und zugleich von dem jungen Paare so zutraulich und freundlich behandelt, daß er sich selbst nicht mehr kannte. Müßig und träumerisch, weil ihm keine Gegenwart genügte, fand er das, was ihm abging, in einer Freundin, die, indem sie fürs ganze Jahr lebte, nur für einen Augenblick zu leben schien. Sie machte ihn gern zu ihrem Begleiter, er konnte bald ihre Nähe nicht missen, denn sie vermittelte ihm die Alltagswelt, und so waren sie bei einer ausgedehnten Wirthschaft auf dem Acker und den Wiesen, auf dem Krautland wie im Garten bald unzertrennliche Gefährten. Erlaubten es dem Bräutigam seine Geschäfte, so war er an seinem Theile dabei; sie hatten sich alle Drei an einander gewöhnt, ohne es zu wollen, und wußten nicht, wie sie dazu kamen, sich nicht entbehren zu können. So lebten sie den herrlichen Sommer hin, eine ächt deutsche Idylle, wozu das fruchtbare Land die Prosa und eine reine Neigung die Poesie hergab."

Aber was der Dichter hier als ungetrübte, heitre Neigung bezeichnet, die kaum über ein gegenseitiges Wohlgefallen hinausging, war in Wirklichkeit eine glühende Leidenschaft, von der sein ganzes Denken und Trachten erfüllt war. In seiner Selbstbiographie freilich bemerkt er bei Erwähnung dessen, was ihn in Wetzlar mehr noch als die Reichskammergerichtsprozesse in Anspruch nahm, daß er vergebens die verdüsterten Seelenkräfte anrufen, umsonst von ihnen fordern würde, daß sie ihm jene lieblichen Verhältnisse wieder vergegenwärtigen möchten, welche ihm den Aufenthalt im Lahnthal so hoch verschönten. Aber wir halten dies für eine jener Verschleierungen der Wahrheit, zu der sich Goethe das Recht schon durch die Ueberschrift seines Werkes

ausdrücklich gewahrt hatte. Es wären nicht nur liebliche Verhältnisse gewesen, welche er zu schildern gehabt hätte, sondern die Wogen einer verzehrenden Leidenschaft, die damals stärker in ihm brausten, als sie es je gethan hatten.

„Glücklicherweise hatte aber auch der Genius schon früher dafür gesorgt und ihn angetrieben, in frischer Erinnerung das Nächstvergangene festzuhalten, zu schildern und kühn genug zur günstigen Stunde öffentlich aufzustellen. Daß hier das Büchlein „Werther" gemeint sei, bedarf wol keiner näheren Bezeichnung". — Hiermit verweist uns der Dichter selbst auf seinen „Werther" als die Quelle, aus der wir schöpfen und der wir in Folge dessen einen größeren Glauben schenken müssen, als den mit Absicht abgeschwächten Mittheilungen seines späteren Alters, wenn wir zu erfahren wünschen, was er in Wetzlar erlebte.

„Der Werther," äußerte er 1824 gegen Eckermann (vgl. Gespräche mit Goethe, III, 37) „ist auch so ein Geschöpf, das ich, gleich dem Pelikan, mit dem Blute meines eigenen Herzens gefüttert habe. Es ist darin so viel Innerliches aus meiner eigenen Brust, so viel von Empfindungen und Gedanken, um damit wohl einen Roman von zehn solcher Bändchen auszustatten."

Wie leidenschaftlich aufgeregt der Dichter seinen Stellvertreter Werther auch in dem Romane bei dem ersten Abschiede von Lotte schreiben läßt, — in Wahrheit schied Goethe in einem noch bei Weitem aufgeregteren Zustande von Wetzlar.

Am 10. September 1772 — und auch der Brief des Romans trägt das Datum des 10. Septembers — schreibt er an Kestner:

„Er ist fort, Kestner, wenn Sie diesen Zettel kriegen, er ist fort. Geben Sie Lottchen inliegenden Zettel! Ich war sehr gefaßt, aber Euer Gespräch hat mich auseinandergerissen. Ich kann Ihnen in dem Augenblicke nichts sagen als: Leben Sie wohl! Wäre ich einen Augenblick länger bei Euch geblieben, ich hätte nicht gehalten. Nun bin ich allein, und morgen geh' ich. O mein armer Kopf." — „An Charlotte" war unverschlossen folgender Brief eingelegt: „Wol hoff' ich wiederzukommen, aber Gott weiß wann. Lotte, wie war mir's bei Deinem Reden ums Herz, da ich wußte, es ist das letzte Mal, daß ich Sie sehe. Nicht das letzte Mal, und doch geh' ich morgen fort. Fort ist er. Welcher Geist brachte Euch auf den Diskurs! Da ich Alles sagen durfte, was ich fühlte, ach mir war's um Hienieden zu thun, um Ihre Hand, die ich zum letzten Mal küßte.

Das Zimmer, in das ich nicht wiederkehren werde und der liebe Vater, der mich zum letzten Mal begleitete! Ich bin nun allein und darf weinen, ich lasse Euch glücklich und gehe nicht aus Euren Herzen. Und sehe Euch wieder, aber nicht morgen ist nimmer. Sagen Sie meinen Buben, er ist fort. Ich mag nicht weiter."

Am 11. September 1772, des Morgens 7 Uhr reiste Goethe zu Pferde nach Koblenz ab; ein Freund, v. Born, begleitete ihn bis Braunfels und brachte nach der Rückkehr Kestnern und Lotten einen letzten Abschiedsgruß. „Goethe war sehr niedergeschlagen weggereist," schreibt Kestner in seinem Tagebuche. „Nachmittags brachte ich die Billets von Goethe an Lottchen. Sie war betrübt über seine Abreise; es kamen ihr die Thränen beim Lesen in die Augen. Doch war es ihr lieb, daß er fort war, da sie ihm das nicht geben konnte, was er wünschte. Wir sprachen nur von ihm; ich konnte auch nicht anders, als an ihn denken, vertheidigte die Art seiner Abreise, welche von einem Unverständigen getadelt wurde; ich that es mit vieler Heftigkeit. Nachher schrieb ich ihm, was seit seiner Abreise vorgegangen war."

VIII. Die Leiden des jungen Werther's.

So lag nun Wetzlar mit seiner Liebe und seinem Leid hinter unserm Dichter. Von Braunfels schickte er den Miethgaul zurück, übergab den Mantelsack mit dem nothwendigsten Reisegepäck einem Schiffer, welcher die Lahn hinab nach Koblenz fuhr, wohin er selbst die Wanderung zu Fuß antrat, nach einer, früher mit Merck getroffenen Verabredung, welcher ihn bei Frau v. Laroche in Ehrenbreitstein angemeldet hatte. „Dem Entschlusse nach frei," erzählt er selbst, „dem Gefühle nach befangen, wanderte ich diesen schönen, durch seine Krümmungen lieblichen, in seinen Ufern so mannichfaltigen Fluß hinunter, in einem Zustande, in welchem uns die Gegenwart der stummlebendigen Natur so wohlthätig ist."

Vom schönsten Herbstwetter begünstigt, übereilte sich unser Wanderer nicht; bis nach Ems brachte er mehrere Tage zu, genoß daselbst einige Male des sanften, warmen Bades der Heilquellen und fuhr zuerst auf der Lahn, dann auf dem Rhein nach Thal-Ehrenbreitstein, wo er von der Familie Laroche freundlich empfangen und bald als ein Glied derselben betrachtet wurde. „Mit der Mutter," erzählt er, „verband mich ein belletristisches und sentimentales Streben, mit dem Vater ein heiterer Weltsinn,

mit den Töchtern meine Jugend." — Mit den Töchtern? Der Wahrheit näher lag es, zu sagen: mit der älteren Tochter Maximiliane gegenseitige Zuneigung. „Es ist," so spricht sich unser Dichter bei dieser neuen Bekanntschaft aus, „eine sehr angenehme Empfindung, wenn sich eine neue Leidenschaft in uns zu regen anfängt, ehe die alte noch ganz verklungen ist. So sieht man bei untergehender Sonne gern auf der entgegengesetzten Seite den Mond aufgehen und erfreut sich an dem Doppelglanze der beiden Himmelslichter." Diese Bekanntschaft nahm Goethe wieder auf, nachdem Maximiliane im nächsten Jahr als Gattin des Kaufmanns Brentano nach Frankfurt übergesiedelt war.

Die Nachwehen alles dessen, was Goethe in Wetzlar Schmerzliches erlebt, und ein erneutes Herzenswehe in dem Umgange mit einer jungen geistreichen Freundin, die in ihrem Ehestande kein volles Glück fand, ohne daß der Freund sich hilfreich erzeigen durfte, bereiteten Diesem die peinlichste Lage. Die sentimentale Jugend jener Zeit, der es an Unternehmungsgeist nach außen hin, an genügender Thätigkeit in dem Berufsleben mangelte, wurde von der Krankheit des Lebensüberdrusses befallen, so daß die Berechtigung zum Selbstmorde vielfach verhandelt wurde, zumal seit ihn Montesquieu — allerdings nur für seine Helden und großen Männer — in Anspruch nahm, da es diesen freistehen müsse, den fünften Akt ihres Trauerspieles zu schließen, wo es ihnen beliebe. Den schmachtenden Jünglingen wie den sehnsucht-kränkelnden jungen Mädchen waren die Freuden des Lebens vergällt und verleidet. „Da ich," so schildert Goethe seinen damaligen Zustand, „selbst in dem Falle war und am Besten weiß, was für Pein ich darin erlitten, was für Anstrengung es mich gekostet, ihr zu entgehen, so will ich die Betrachtungen nicht verbergen, die ich über die verschiedenen Todesarten, die man wählen könnte, angestellt." Unser Dichter geht nun in seiner trübseligen Wertherstimmung die damals landesüblichen Weisen des Selbstmordes durch; weder das Erschießen, noch das Ertränken, am Wenigsten das Erhängen findet seinen Beifall, auch gedenkt er nicht wie Ajax sich in sein Schwert zu stürzen, noch wie Kleopatra eine Natter sich an das Herz zu setzen; zuletzt sagt ihm doch noch am Meisten der Dolchstoß zu, wie ihn Kaiser Otho wählte. „Unter einer ansehnlichen Waffensammlung," erzählt er, „besaß ich auch einen kostbaren, wohlgeschliffenen Dolch. Diesen legte ich mir jederzeit neben das Bette, und eh ich das Licht auslöschte, versuchte ich, ob es mir wol gelingen möchte, die scharfe Spitze

ein paar Zoll tief in die Brust zu senken. Da dieses aber niemals gelingen wollte, so lachte ich mich zuletzt selbst aus, warf alle hypochondrische Fratzen hinweg und beschloß zu leben. Um dies aber mit Heiterkeit thun zu können, mußte ich eine dichterische Aufgabe zur Ausführung bringen, wo Alles, was ich über diesen wichtigen Punkt empfunden, gedacht und gewähnt, zur Sprache kommen sollte. Ich versammelte hierzu die Elemente, die sich schon ein paar Jahre in mir herumtrieben, ich vergegenwärtigte mir die Fälle, die mich am Meisten gedrängt und geängstigt hatten; aber es wollte sich nichts gestalten: es fehlte mir eine Begebenheit, eine Fabel, in welcher sie sich verkörpern könnten. Auf einmal erfahre ich die Nachricht von Jerusalem's Tode und unmittelbar nach dem allgemeinen Gerüchte sogleich die genauste und umständlichste Beschreibung des Vorgangs, und in diesem Augenblicke war der Plan zu „Werther" gefunden; das Ganze schoß von allen Seiten zusammen und ward eine solide Masse, wie das Wasser im Gefäß, das eben auf dem Punkte des Gefrierens steht, durch die geringste Erschütterung sogleich in ein festes Eis verwandelt wird." Den Vergleich mit dem Eis weiter durchzuführen, würde der Dichter selbst nicht im Stande gewesen sein; denn sein Roman entzündete einen wahren Weltbrand.

Jerusalem war der Sohn eines protestantischen Theologen, Pfarrers zu Riddaghausen, welcher nach einem Herkommen aus der katholischen Zeit den Titel „Abt" führte, seit 1771 Präsident des Konsistoriums zu Wolfenbüttel war und durch seine Schriften sich einen geachteten Namen erworben hatte. Ohne in nähere Freundschaftsverhältnisse mit dem jungen Jerusalem zu treten, hatte Goethe ihn als Student in Leipzig kennen gelernt*) und erneute diese Bekanntschaft in Wetzlar; jedoch gehörte Jerusalem, der es vorzog, in stiller Zurückgezogenheit zu leben, nicht zu dem Freundeskreise, in welchem Goethe verkehrte; näher war er mit Kestner bekannt.

In tiefster Seele war Goethe bei der Nachricht von dem Selbstmorde Jerusalem's erschüttert. „Der unglückliche Jerusalem", schreibt er an Kestner,**) — „die Nachricht war mir schrecklich und unerwartet; es war gräßlich, zum angenehmsten Geschenk der Liebe diese Nachricht zur Beilage. Der Unglückliche.

*) Es ist allerdings auffällig, daß die Kestner'sche Familie von dieser höheren Bekanntschaft Goethe's mit Jerusalem keine Kenntniß gehabt hat, die Jener in einem seiner Briefe ausdrücklich erwähnt.

**) Ort und Datum fehlen.

Aber die Teufel, welches sind die schändlichen Menschen, die nichts genießen, denn Spreu der Eitelkeit, und Götzenlust in ihrem Herzen haben und Götzendienst predigen und hemmen gute Natur und übertreiben und verderben die Kräfte, sind Schuld an diesem Unglück, an unserm Unglück; hole sie der Teufel, ihr Bruder. Wenn der verfluchte Pfaff .... nicht schuld ist, so verzeih mir's Gott, daß ich ihm wünsche, er möge den Hals brechen wie Eli. — Der arme Junge, wenn ich zurückkam vom Spaziergang und er mir begegnete hinaus im Mondschein, sagt ich: er ist verliebt. — Lotte muß sich noch erinnern, daß ich darüber lächelte. Gott weiß, die Einsamkeit hat sein Herz untergraben."

Jerusalem erschoß sich am 30. Oktober 1772. Der vorstehende Brief muß in den ersten Tagen des November geschrieben sein; denn aus einer Notiz in Kestner's Tagebuch ersehen wir, daß Goethe mit Schlosser, der sich inzwischen mit Goethe's Schwester verlobt hatte, am 6. November Abends in Wetzlar ankam und daselbst bis zum 10. November verweilte.

Daß Goethe's Gemüthsverfassung in der Zeit, als er „Werther's Leiden" schrieb, die eines fast schon zur Ruhe Gekommenen war, ersehen wir aus den Briefen, die er nach Jerusalem's Tode an Kestner schrieb. „Ich danke Euch, lieber Kestner," heißt es in einem Briefe aus Darmstadt, Ende November 1772, „für die Nachricht von des armen Jerusalem's Tod, sie hat uns herzlich interessirt, Ihr sollt sie wiederhaben, wenn sie abgeschrieben ist. ... Alle möchten Lotten kennen. Ich pflege viel von ihr zu erzählen, da denn die Leute lächeln und argwohnen, es möchte meine Geliebte sein, bis Merck versichert, von der Seite sei ich ganz unschuldig. ... Gestern fiel mir ein, an Lotte zu schreiben. Ich dachte aber, alle ihre Antwort ist doch nur: „Wir wollen's so gut sein lassen," und erschießen mag ich mich vor der Hand noch nicht." — Darmstadt, den 8. Dezember 1772: „Gott segne Euch und alle Liebe und allen guten Willen auf Erden. Es hat mir viel Wohl durch meine Glieder gegossen der Aufenthalt hier; doch wird's im Ganzen nicht besser werden. Fiat voluntas. Wiewohl es Euch ist und nicht erschießerlich, gleich wie es Niemandem sein kann, der auf den drei steinernen Treppen zu dem Hause des Herrn — Amtmann Buff — gehet, hab' ich aus Euerm Briefe ersehen, und geliebt es Gott also in Secula Seculorum."

Alle anderen Briefe aber, welche unser Dichter, während er sich mit Werther beschäftigte, schrieb, überbietet an ausgelassenem

Humor ein aus Frankfurt vermuthlich Mitte Januar 1773 an Kestner gerichteter Brief.

„Kann nicht unterlassen, mit heutiger Post noch an Hochdieselben einige Zeilen zu senden, sintemalen wir heute mit Blaukraut und Leberwurst unser Gemüth ergetzt. ... Dienet sodann zur freundlichen Nachricht, daß wegen gestern abendigen unmäßiglicher Weise zu uns genommenem Wein, die Christliche Nachtruhe durch mancherlei so seltsamlich als verdrüßliche Abenteuer genecket und gestört worden" u. s. w.

Als nun aber der Tag der Hochzeit, der ihm jedoch nicht genau gemeldet wird, näher rückt, schlägt die halberloschene Flamme in neuer Gluth auf. Er läßt es sich nicht nehmen, die Trauringe in Frankfurt anfertigen zu lassen, und schickt sie nach Wetzlar. An Kestner schreibt er: „Laßt nun das die ersten Glieder zur Kette der Glückseligkeit sein, die Euch an die Erde wie an ein Paradies anbinden soll. Ich bin der Eurige, aber von nun an gar nicht mehr neugierig Euch zu sehen noch Lotten. Auch wird ihre Silhouette auf den ersten Osterfeiertag, wird hoffentlich sein Euer Hochzeittag, oder wol gar schon übermorgen, aus meiner Stube geschafft und nicht eher wieder hineingehängt, bis ich höre, daß sie in den Wochen liegt; dann geht eine neue Epoche an, und ich habe sie nicht mehr lieb, sondern ihre Kinder und zwar ein Bißchen um ihretwillen, doch das thut nichts, und wenn Ihr mich zu Gevatter bittet, so soll mein Geist zwiefältig auf dem Knaben ruhen und soll gar zum Narren werden über Mädchen, die seiner Mutter gleichen."

Eingelegt waren einige an Lotte gerichtete Zeilen; er schreibt ihr: „Möge mein Andenken immer so bei Ihnen sein, wie dieser Ring, in Ihrer Glückseligkeit! Liebe Lotte, nach viel Zeit wollen wir uns wiedersehen, Sie den Ring am Finger und mich noch immer für Sie — da weiß ich keinen Namen, keinen Beinamen. Sie kennen mich ja."

Adresse: An Charlotte Buff; sonst genannt die liebe Lotte abzugeben im teutschen Haus.

In dem ersten Briefe nach der Hochzeit (vom 19. April) erinnert er Kestner an den letzten Abend, den er vor seiner plötzlichen Abreise von Wetzlar mit ihm und Lotten verlebte:

„Von der Lotte wegzugehen! Ich begreif's noch nicht, wie's möglich war; denn seht nur, seid kein Stock! Wer nun oder vorher oder nachher zu Euch sagte: geht weg von Lotten — Nun, was würdet Ihr —? Das ist keine Frage. Nun,

ich bin auch kein Stück und bin gangen, und sagt, ist's Heldenthat oder was? Ich bin mit mir zufrieden und nicht. Es kostete mich wenig, und doch begreif' ich nicht, wie's möglich war. Da liegt der Haas im Pfeffer. Wir redeten, wie's drüben aussäh' über den Wolken; das weiß ich zwar nicht; das weiß ich aber, daß unser Herr Gott ein sehr kaltblütiger Mann sein muß, der Euch die Lotte läßt. Wenn ich sterbe und habe droben was zu sagen, ich hol' sie Euch wahrlich. Drum betet fein für mein Leben und Gesundheit, Waden und Bauch u. s. w., und sterb' ich, so versöhnt meine Seele mit Thränen, Opfer und dergleichen; sonst, Kestner, sieht's schief aus."

Der Freund fand sich durch den Ton dieser Briefe verletzt, und dies veranlaßte unsern Dichter zu einer so unumwundenen Erklärung in Betreff seines Verhältnisses zu Kestner und Lotten, wie wir es bisher noch nicht von ihm vernahmen. „Mich einen Neider und Nerer zu heißen und dergleichen mehr," schreibt er Mitte April an Kestner, „das ist all nur, seit Ihr verheirathet seid. Meine Grillen. Lieber, müssen nun so drein gehn ... O Kestner, wenn hab' ich Euch Lotten mißgönnt im menschlichen Sinn? Denn um sie Euch nicht zu mißgönnen im heiligen Sinn, müßte ich ein Engel sein ohne Lung' und Leber."

Während aber unser Dichter die Bekenntnisse in „Dichtung und Wahrheit" mit einer sehr gemäßigten Zurückhaltung niedergelegt hat, bezeugen die Briefe, welche er kurz nach der Rückkehr aus Wetzlar schreibt, daß seine Leidenschaft für Lotte keineswegs erloschen war. Er schreibt an Kestner am 25. September 1772:

„Lotte hat nicht von mir geträumt. Das nehm' ich sehr übel und will, daß sie diese Nacht von mir träumen soll, diese Nacht, und soll's Ihnen noch dazu nicht sagen. Die Stelle hat mich in Ihrem Briefe geärgert, als ich ihn wieder las. Nicht einmal von mir geträumt, eine Ehre, die wir den gleichgiltigsten Dingen widerfahren lassen, die des Tags uns umgeben. Und — ob ich um sie gewesen bin mit Leib und Seel und von ihr geträumt habe Tag und Nacht! Bei Gott! ich bin ein Narr, wenn ich am Geschicktesten bin, und mein Genius ein böser Genius, der mich nach Wolpertshausen katschirte, und doch ein guter Genius. Meine Tage in Wetzlar wollt' ich nicht besser zugebracht haben, und doch geben mir die Götter keine solchen Tage mehr, sie verstehen sich aufs Strafen und den Tantalus. Gute Nacht! Das sagt' ich auch eben an Lotten's Schattenbild."

An Lotte, den 9. Oktober 1772: „Dank Ihrem guten Geist, goldne Lotte, der Sie trieb, mir eine unerwartete Freude zu machen, und wenn er so schwarz wäre, wie das Schicksal. Dank ihm! Heut, eh ich zu Tisch ging, grüßt' ich Ihr Bild herzlich und bei Tisch — ich wunderte mich über den seltsamen Brief, brach ihn auf und steckt' ihn weg. O, liebe Lotte, seit ich Sie das erste Mal sah, wie ist das Alles so anders! Es ist noch eben diese Blüthenfarbe am Bande, doch verschossner kommt es mir vor als im Wagen, ist auch natürlich. Dank Ihrem Herzen, daß Sie mir noch so ein Geschenk machen können, ich wollt' aber auch in die finsterste Höhlen meines Verdrusses — Nein, Lotte, Sie bleiben mir, dafür geb' Ihnen der Reiche im Himmel seiner schönsten Früchte, und wem er sie auf Erden versagt, dem laß er droben im Paradiese, wo kühle Bäche fließen zwischen Palmbäumen und Früchte drüber hängen wie Gold — indessen wollt' ich, ich wär' auf eine Stunde bei Ihnen."

Die wirkliche Ausarbeitung des Werther fällt vorzugsweise in den Sommer 1773, wenn auch die Vollendung erst im Februar und März des folgenden Jahres vor sich ging. In einigen Briefen an die Freunde aus dieser Zeit deutet er bereits auf die Ueberraschung hin, die er ihnen bereiten werde. In der That wurden Werther's Leiden schon gedruckt, und Wigand in Leipzig hatte ihm ein so ansehnliches Honorar geboten, daß die rückständigen Schulden für den Druck des Götz, den Goethe und Merck im Selbstverlage hatten erscheinen lassen, davon gedeckt werden konnten.

Aber mochte es auch nicht außer der Vorahnung unsers Dichters liegen, daß sein Roman bei Lotte und Kestner keine erfreuliche Aufnahme finden werde, so war doch die Aufnahme desselben bei dem Publikum für ihn eine unerwartete, überraschende. „Die Wirkung dieses Büchleins," schreibt er in späterer Zeit, „war groß, ja ungeheuer, und vorzüglich deshalb, weil es genau in die rechte Zeit traf. Denn wie es nur eines geringen Zündkrauts bedarf, um eine gewaltige Mine zu entschleudern, so war auch die Explosion, welche sich hierauf im Publikum ereignete, deshalb so mächtig, weil die junge Welt sich schon selbst untergraben hatte, und die Erschütterung deswegen so groß, weil ein Jeder mit seinen übertriebenen Forderungen, unbefriedigten Leidenschaften und eingebildeten Leiden zum Ausbruch kam."

Diese „ungeheure Wirkung" durfte der Dichter zu seinen Gunsten auslegen als eine Freisprechung von der Schuld, die

Kestner ihm als ein Vergehen an der Freundschaft zur Last legte, um so mehr, nachdem Kestner, durch seinen Freund Henning beruhigt, an Goethe einen ihn zufriedenstellenden zweiten Brief geschrieben hatte. Hierauf antwortete ihm Goethe (den 21. November 1774): „Da hab' ich Deinen Brief, Kestner! An einem fremden Pult, in eines Malers Stube, denn gestern fing ich an in Oel zu malen, habe Deinen Brief und muß Dir zurufen: Dank! Dank, Lieber, Du bist immer der Gute! O, könnt' ich Dir an Hals springen, mich zu Lottens Füßen werfen, eine, eine Minute und all, all das sollte getilgt, erklärt sein, was ich mit Büchern Papier nicht aufschließen könnte! O Ihr Ungläubigen! würde ich ausrufen! Ihr Kleingläubigen! Könntet Ihr den tausendsten Theil fühlen, was Werther tausend Herzen ist, Ihr würdet die Unkosten nicht berechnen, die Ihr dazu hergebt! Da lies ein Blättchen und sende mir's heilig wieder, wie Du's hier drinnen hast. Du schickst mir Hennings' Brief, er klagt mich nicht an, er entschuldigt mich. Bruder, lieber Kestner, wollt Ihr warten, so wird Euch geholfen. Ich wollt' um meines eignen Lebens Gefahr willen Werthern nicht zurückrufen, und glaub mir, glaub an mich, Deine Besorgnisse, Deine Gravamina schwinden wie Gespenster der Nacht, wenn Du Geduld hast, und dann — binnen hier und einem Jahre versprech' ich Euch, auf die lieblichste, einsigste, innigste Weise Alles, was noch übrig sein möchte von Verdacht, Mißdeutung u. s. w. im schwätzenden Publikum, obgleich das eine Heerd' Schwein' ist, auszulöschen, wie ein reiner Nordwind Nebel und Duft. Werther muß, muß sein! Ihr fühlt ihn nicht, Ihr fühlt nur mich und Euch, und was Ihr angeklebt heißt — und trutz Euch und Andern — eingewoben ist. Wenn ich noch lebe, so bist Du's, dem ich's danke, — bist also nicht Albert. — Und also — —

„Gieb Lotten eine Hand ganz warm von mir und sag ihr: Ihren Namen von tausend heiligen Lippen mit Ehrfurcht ausgesprochen zu wissen, sei doch ein Aequivalent gegen Besorgnisse, die Einem kaum ohne alles Andere im gemeinen Leben, da man jeder Base ausgesetzt ist, 'ums' verdrießen würden.

„Wenn Ihr brav seid und nicht an mir nagt, so schick ich Euch Briefe, Laute, Seufzer nach Werthern, und wenn Ihr Glauben habt, so glaubt, daß Alles wohl sein wird und Geschwätz nichts ist, und herzinte Deines Philosophen (Hennings') Brief, den ich geküßt habe. O Du! Hast nicht gefühlt, wie der Mensch Dich umfaßt, Dich tröstet und in Deinem, in Lottens Werth Trost

genug findet gegen das Elend, das schon Euch in der Dichtung schreckt. Lotte, leb wohl! Kestner, Du — habt mich lieb — und nagt mich nicht!"

IX. Bis zur Uebersiedelung nach Weimar, November 1775.

Wir haben uns bei Werther's Leiden und den Beziehungen derselben zu Goethe's eigenem Leben länger aufgehalten, als es vielleicht in diesem kurzen Abriß geschehen durfte; aber in der That geht auch in keinem anderen Werke Goethe's Leben und Dichtung so in einander über, und kaum ein anderes hat seinen Namen in so weiten Kreisen populär und berühmt gemacht. Um so eher wird es aber jetzt gestattet sein, das Leben von den Werken zu trennen, so daß wir zuerst das Wichtigste erwähnen, was ihm bis zu seiner Uebersiedelung nach Weimar begegnete, und dann die hauptsächlichsten Schriften berühren, die dieser Periode angehören.

Als Goethe nach jenem Besuche in Ehrenbreitstein noch in der Mitte des Septembers 1772 nach Frankfurt zurückgekehrt war, nahm er auf Wunsch seines Vaters seine juristische Praxis wieder auf, ohne ihr indessen ein größeres Interesse zu widmen als früher. Schon seine Unstätigkeit, wiewol sie keineswegs mit Unthätigkeit verbunden war, mußte derselben hinderlich sein. Er verweilte schon im Winter längere Zeit in Darmstadt, wohin ihn der Verkehr mit Merck zog, der an allen seinen Unternehmungen lebendigen Antheil nahm; ebenso zog es ihn bisweilen in die Homburger Kreise. Aber auch wenn er daheim war, lebte er viel in heiteren geselligen Zirkeln. Ein solcher bildete sich namentlich im Gerock'schen Hause, in welchem der humoristische Rath Creepel und seine Schwestern, sowie Goethe's Jugendfreunde, Horn und Riese, viel verkehrten. Auch mit der Frau von F. H. Jacobi und dessen Schwestern, die im Sommer längere Zeit in Frankfurt waren, wurde Goethe bekannt, mancher Anderen nicht zu gedenken, auf deren Namhaftmachung wir verzichten. In diesen Gesellschaften lernte er auch Anna Sibylle Münch (geboren am 3. Juli 1758), die Tochter eines Frankfurter Kaufmanns, kennen (vgl. über sie namentlich H. Düntzer, Frauenbilder aus Goethe's Jugendzeit, S. 208 u. ff.), mit der er bald in ein näheres Verhältniß trat. Es ist dasselbe Mädchen, mit dem

er uns in „Dichtung und Wahrheit" am Schlusse des dritten Theils bekannt macht. Nachdem er des scherzhaften Spieles Erwähnung gethan, daß durch das Loos Ehepaare für einen bestimmten Abend gebildet würden, fährt er fort: „Hier traf es sich nun wunderbar genug, daß mir das Loos gleich von Anfang an eben dasselbe Frauenzimmer zweimal bestimmte, ein sehr gutes Wesen, gerade von der Art, die man sich als Frau gern denken mag. Ihre Gestalt war schön und regelmäßig, ihr Gesicht angenehm, und in ihrem Betragen waltete eine Ruhe, die von der Gesundheit ihres Körpers und Geistes zeugte. Sie war sich zu allen Tagen und Stunden völlig gleich. — Wie uns nun aber das Loos zum dritten Male zusammenbrachte, so erklärte der neckische Gesetzgeber (Crespel) feierlichst der Himmel habe gesprochen, und wir könnten nun nicht mehr geschieden werden."

Wenn indessen auch das ganze Verhältniß nur flüchtiger Art war und bald stärkeren Eindrücken weichen mußte, so verdanken wir demselben doch das Entstehen des „Klavigo".

Das Jahr 1773 brachte übrigens noch manche andere für Goethe wichtige Begebenheiten. Schon am 2. Mai hatte Herder's Hochzeit in Darmstadt stattgefunden, bei der er zugegen gewesen war; am 1. November war die Vermählung seiner Schwester mit Schlosser, der als Oberamtmann nach Emmendingen im Badenschen zog. Besonders aber nahm ihn die Ankunft von Marie Brentano in Anspruch, der oben erwähnten Tochter der Frau von Laroche, die, wie bereits mitgetheilt, seit dem Januar 1774 mit dem Kaufmann Peter Brentano vermählt war. Auch mit ihr bildete sich ein etwas leidenschaftliches Verhältniß, dessen Gefahren sich indessen Goethe, durch Erfahrungen gereift, noch zeitig genug zu entziehen wußte.

Dagegen ist das Jahr 1774, wenn uns auch der Schluß desselben wieder zu einem neuen Liebesverhältnisse führt, besonders reich an Bekanntschaften mit literarisch bedeutenden Personen, welche Frankfurt berührten. In den letzten Tagen des Juni kam Lavater dorthin, der bereits mit Fräulein von Klettenberg sowie mit Goethe in brieflichem Verkehr gestanden hatte und den lebhaften Wunsch einer persönlichen Bekanntschaft mit ihm hegte. Basedow, dessen pädagogische Reform-Ideen kaum weniger die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zogen als Lavater's theologisches Wirken, und der für seine Unternehmungen Unterstützung suchte, folgte nach wenigen Tagen. Der Verkehr besonders mit dem Erstern war so anregend, und die persönliche Zuneigung

zu ihm wurde so groß, daß Goethe sich mit dem fast achttägigen Zusammensein mit ihm in seinem elterlichen Hause nicht begnügte, sondern ihn, soweit es irgend seine Zeit gestattete, auf einer Rheinreise begleitete. Er brach am 15. Juli nach Ems auf, vermuthlich in Basedow's Begleitung. Mit Lavater gemeinsam wurde dann am 18. die bekannte Lahnfahrt unternommen, auf der er das Gedicht „Geistes Gruß" (Band I. 61 unſ. Ausg.) schrieb, und auf die sich ein zweites, „Diné zu Koblenz" (Band II. 253 unſ. Ausg.) bezieht. Es ist interessant, daß wir in Beziehung auf diese Mittheilungen jetzt nicht mehr Goethe selbst zur alleinigen Quelle haben. Auch in den kürzlich bekannt gewordenen Fragmenten aus Lavater's „Tagebuch der Emſer Reise" (vgl. „Zur Feier des 21. Mai 1867. Briefe von Goethe an helvetische Freunde", S. 25 u. f.) findet sich alles Einzelne bestätigt.

Am 20. Juli trennten sich die Freunde in Köln; Goethe ging nach Düſſeldorf und Pempelfort, um dort die Familie Jacobi's zu besuchen, traf indessen Jacobi selbst nicht an und eilte bald nach Elberfeld, wo sein Straßburger Freund Heinrich Jung als Arzt lebte. Er fand dort nicht allein zufällig Lavater wieder, sondern machte jetzt auch die Bekanntschaft Jacobi's, aus der wenigstens für die nächste Zeit eine schwärmerische Freundschaft Beider hervorging. In Briefen an Frau von Laroche und Wieland verlieh Jacobi seiner Freude hierüber Ausdruck, und ebenso sprach sich in den unmittelbar auf die Trennung folgenden Briefen an Goethe die größte Zärtlichkeit aus. Aber auch Goethe hatte wenigstens für den Augenblick gleiche Empfindungen. Ihm war, um seine eigenen Worte zu gebrauchen, „eine solche reine Geistesverwandtschaft neu und erregte ein leidenschaftliches Verlangen fernerer Mittheilung". In Jacobi's Hause lebte damals W. Heinse, und auch Dieser theilte die allgemeine Bewunderung, die Goethe einflößte. Während indessen Jacobi in dem oben erwähnten Briefe an Wieland vom 27. August 1774 mehr das Eigenartige in Goethe's ganzem Wesen hervorhebt und z. B. bemerkt, man brauche nur eine Stunde bei ihm zu sein, um es im höchsten Grade lächerlich zu finden, von ihm zu begehren, daß er anders denken und handeln solle, als er wirklich handle, sieht Heinse in ihm mehr das menschliche Ideal in der größten geistigen und körperlichen Vollkommenheit. „Goethe war bei uns," schreibt er an Gleim, „ein schöner Junge von 25 Jahren, der vom Wirbel bis zur Zehe Genie und Stärke ist, ein Herz voll Gefühl, ein Geist voll Feuer mit Adlerflügeln;

ich kenne keinen Menschen in der ganzen gelehrten Welt, der in solcher Jugend so rund und so voll von dem eigenen Genie gewesen wäre als er." *) In eine spätere Zeit des Jahres, als Goethe längst wieder nach Frankfurt zurückgekehrt war, fällt ein Besuch Klopstock's, der für Goethe jedenfalls mehr ehrenvoll als anregend war. Goethe war ihm schon einmal vergeblich entgegengereist, als er von Göttingen aus erwartet wurde; in den ersten Tagen des Oktober kam er indessen wirklich an und wurde in Goethe's elterlichem Hause aufgenommen. Auch als Klopstock seine Reise fortsetzte, um der Einladung des Markgrafen von Baden folgend, zu seinem eigentlichen Ziele, nach Karlsruhe, zu gelangen, begleitete ihn Goethe, wie es scheint, nach Mannheim; wenigstens ist uns die Nachricht aufbehalten, daß das Gedicht „An Schwager Kronos" (Band I, 154 unsr. Ausg.) am 10. Oktober 1774 in der Postchaise entstanden ist. Ein näheres Verhältniß zwischen Beiden hat sich indessen nicht gebildet. Eine fertige und abgeschlossene Persönlichkeit, die schon auf der Höhe stand, welche ihr überhaupt zu erreichen bestimmt war, und ein werdender, noch ringender, aber ungleich höherer Genius standen sich gegenüber; der Erste mehr Anerkennung heischend als Interesse für Andre äußernd, der Zweite zwar Bewunderung und Ehrfurcht zollend, aber doch auch Theilnahme begehrend für das reiche Leben, von dem sein Inneres erfüllt war. — Auch die spätere Zeit trug nicht dazu bei, das Band zwischen Goethe und Klopstock zu einem engeren zu machen (vgl. unten). — Am Wichtigsten und Folgereichsten war aber für Goethe der letzte bedeutende Besuch, den dies Jahr brachte. Am 11. oder 12. Dezember kam Karl Ludwig von Knebel, früher preußischer Offizier, jetzt seit Kurzem Erzieher des Prinzen Konstantin von Sachsen-Weimar, zu ihm. Er war auf einer Reise nach Frankreich begriffen, welche der eben Genannte und der Erbprinz Karl August in seiner und des Grafen Johann Eustach von Görz Begleitung zu ihrer Ausbildung machten; auf dieser sollte Karl August zugleich die für ihn erwählte Braut, die Prinzessin Luise von Hessen-Darmstadt, kennen lernen, welche damals in Karlsruhe verweilte. Goethe wurde dem Prinzen vorgestellt, und der erste

*) Das vorzügliche Porträt des Dichters aus Goethe's jüngeren Jahren ist von Mayr, einem geschickten süddeutschen Maler, der es 1775 malte; es befindet sich im Besitze der v. Oertzen'schen Familie. Da glaubt man an den Zauber, den dieser verklärte Geist und dieser vergeistigte Körper auf Jeden ausübte, der in seinen Kreis eintrat.

Eindruck bereits war ein so günstiger, daß eine Einladung nach Mainz unmittelbar folgte. Goethe fuhr mit Knebel, der zurückgeblieben war, dorthin und kehrte nach kurzem Aufenthalte nach Frankfurt zurück.

Bei seiner Heimkehr wurde er durch die Nachricht von dem eben (am 13. Dezember) erfolgten Tode des Fräuleins von Klettenberg erschüttert; aber ein neuer bedeutender Eindruck, der ihm wenige Wochen später wurde, drängte die Empfindungen des Schmerzes bald zurück. An einem der letzten Abende des Jahres (vgl. Düntzer's Frauenbilder, S. 265) wohnte er einem Konzerte bei, welches in einem angesehenen Handelshause, dem der Wittwe Schönemann, gegeben wurde. Er lernte dort die einzige Tochter derselben, Anna Elisabeth (geboren am 23. Juni 1758) kennen, und es entwickelte sich im Laufe des Winters jenes anmuthige und doch wieder an manchen Störungen und Verstimmungen leidende Liebesverhältniß, welches Goethe in „Dichtung und Wahrheit" in so ausführlicher und anziehender Weise geschildert hat. Das Eigenthümliche dieser Beziehungen und Dasjenige, worin sie von allen anderen abweichen, lernen wir noch anschaulicher aus den an „Lili" und „Belinde" gerichteten Liedern kennen, denen man vor allen Dingen noch „Lili's Park" hinzufügen muß. (Vgl. Gedichte I. 45, 50, 51, 62, 168 unt. Ausg.) Wir müssen um so mehr auf diese verweisen, als es den Raum dieser Blätter bei Weitem überschreiten würde, wenn wir die einzelnen Phasen und Details dieser Zustände darstellen wollten. Genug also, daß durch das etwas energische Einschreiten von Fräulein Delf, einer Bekannten des Schönemann'schen Hauses aus Heidelberg, die um die Osterzeit 1775 in Frankfurt verweilte, eine Verlobung herbeigeführt wurde. „Es war," sagt Goethe in seinen biographischen Mittheilungen, „ein seltsamer Beschluß des hohen über uns Waltenden, daß ich in dem Verlaufe meines wundersamen Lebens doch auch erfahren sollte, wie es einem Bräutigam zu Muthe sei." Aber wenn er auch gelegentlich in den „Wanderjahren" den Bräutigamsstand als „den anmuthigsten" bezeichnet, „der uns in dem gesitteten Kreise des Lebens vergönnt sei", so stellten sich doch bald leichtere, bald schwerere Verstimmungen ein, die theils auf dem kühlen Verhältnisse der beiderseitigen Familien beruhen mochten, theils in den ungleichartigen Charakteren des Paares ihren Grund hatten. Da war denn die Ankunft der Grafen Stolberg und des Grafen Haugwitz, die im Mai erfolgte, eine vielleicht nicht ungern gesehene Ablenkung

auf andere Gedanken. Wenigstens schweifte er mit ihnen und mit Klinger, den er erst um diese Zeit kennen gelernt zu haben scheint, zuerst einige Zeit in der Umgebung Frankfurt's umher und schloß sich den Erstgenannten gegen Ende Mai zu einer Reise nach der Schweiz an. Ihr Weg führte sie über Darmstadt nach Karlsruhe. Hier sah Goethe die Weimarischen Prinzen wieder, die aus Frankreich bereits zurückgekehrt waren, und empfing wiederholte Einladungen zu einem Besuche nach Weimar. Dann besuchte er seine Schwester in Emmendingen und brach am 5. Juni nach Schaffhausen auf. Ob und wann er in Begleitung seiner Freunde gewesen ist, läßt sich nicht mit voller Bestimmtheit feststellen. Er selbst war jedenfalls seit dem 12. in Zürich, meistens in innigem Verkehr mit Lavater; auf einer Seefahrt von dort nach Richterswil am 15. Juni, bei der wir ihn in Begleitung seines Landsmanns Passavant finden, entsteht das schöne Lied „Und frische Nahrung, neues Blut"; dann geht die Reise weiter über Altorf, Andermatt und auf den Gipfel des St. Gotthard. Der Aufforderung Passavant's, mit ihm nach Italien zu gehen, folgt Goethe indessen nicht. Vielmehr treffen wir ihn, nachdem er wahrscheinlich seinen Rückweg aus der Schweiz über Lindau genommen hatte, nach einiger Zeit in Straßburg, wo er mit dem bereits früher erwähnten Zimmermann in Beziehung trat. Dieser zeigte ihm unter vielen Silhouetten auch die der Frau von Stein aus Weimar, welche einen so bedeutenden Eindruck auf ihn machte, daß er die nachstehenden Worte darunter schrieb: „Es wäre ein herrliches Schauspiel zu sehen, wie die Welt sich in dieser Seele spiegelt. Sie sieht die Welt, wie sie ist und doch durchs Medium der Liebe. So ist auch Sanftheit der allgemeine Eindruck."

Noch im Juli kehrte Goethe nach Frankfurt zurück, aber auch nur, um dort neue Zerstreuungen mannichfacher Art zu finden. Wir erwähnen nur die Anwesenheit Jung's im August und die Sulzer's, des zu seiner Zeit berühmten Aesthetikers, in den ersten Tagen des September; am 10. September fand die Hochzeit des mit Goethe's Umgangskreisen befreundeten Pfarrers Johann Ludwig Ewald statt, für welche das „Bundeslied" (Band I, 75 unsr. Ausg.) gedichtet wurde. Noch in demselben Monat war Karl August in Frankfurt, nachdem er am 3. September 18 Jahr alt, die Regierung angetreten; er reiste zu seiner Vermählung, die am 3. Oktober in Darmstadt stattfand, und verabredete bei seiner Rückkehr nach Frankfurt am 12. desselben Monats auf das Bestimmteste den

Besuch Goethe's. Dieser sollte die Reise in Begleitung des noch in Karlsruhe verweilenden Kammerjunkers von Kalb machen, der mit einem zurückgebliebenen Wagen an einem bestimmten Tage in Frankfurt eintreffen würde.

So zeigt sich denn nach langem Irren und Schweifen endlich die Stelle, die unsern Dichter für die Dauer fesseln und der Ausgangspunkt all seines späteren Wirkens werden sollte. Die Vorstellung, daß es sich ja zunächst nur um einen Besuch, nicht um ein dauerndes Bleiben in Weimar handele, erleichterte den Abschied von der Familie und den Freunden. Viel entsagte er indessen zugleich mit dem Abschiede — aus Gründen, die trotz aller angestellten Forschungen doch nicht klar und menschlich natürlich vorliegen. Dafür, daß Goethe sie auch noch später liebte, spricht nicht Weniges, was wir aus der ersten Zeit in Weimar erfahren; wir erinnern nur an das Gedicht „Holde Lili, warst so lang" (Bd. III unsr. Ausg.) und daran, daß er ihr noch 1776 sein Drama „Stella" übersandte; aber nur Wenigen ist bekannt, daß auch positive Beweise, deren Veröffentlichung uns leider nicht gestattet ist, dafür existiren, daß Lili (seit dem 25. August 1778 Frau von Türkheim) auch in späteren Jahren noch eine leidenschaftliche Neigung für Goethe bewahrte, den sie ausdrücklich als den Schöpfer und Erhalter ihrer ganzen moralischen Existenz bezeichnete.

Goethe's Abreise nach Weimar wurde indessen noch durch eine Verzögerung behindert, die ihm, nachdem er von Allen Abschied genommen hatte, besonders lästig war und ihm den Gedanken erwecken mußte, daß sein Besuch in Weimar vielleicht rückgängig gemacht werden sollte. Er verabredete deshalb mit seinem Vater, daß, wenn der Wagen mit seinem Reisebegleiter nicht an einem bestimmten Tage ankäme, er eine schon länger beabsichtigte Reise nach Italien machen werde. Wirklich reiste er am 30. Oktober ab und blieb die Nacht in Heidelberg im Hause des Fräulein Delf. Mitten in der Nacht kam indessen eine Estafette, die Zögerung wurde aufgeklärt und nach kurzer Ueberlegung die Umkehr beschlossen. Seiner gütigen Wirthin, die noch immer für die Reise nach Italien und das nachherige Bleiben in der Heimath kämpfte, rief er endlich die Worte Egmont's zu, mit denen er auch „Dichtung und Wahrheit" schließt: „Kind, Kind! Nicht weiter! Wie von unsichtbaren Geistern gepeitscht, gehen die Sonnenpferde der Zeit mit unsers Schicksals leichtem Wagen durch, und uns bleibt nichts, als

muthig gefaßt die Zügel zu halten und bald rechts, bald links, vom Steine hier, vom Sturze da, die Räder abzulenken. Wohin es geht, wer weiß es? Erinnert er sich doch kaum, woher er kam!"

X. Goethe's Schriften in den Jahren 1772—1775.

In dem vorigen Abschnitt sind nur bisweilen einzelne Gedichte erwähnt worden, die an dieses oder jenes Lebensereigniß anknüpfen; aber bei dem unruhigen Treiben, schon bei dem häufigen Wechsel des Aufenthaltes in diesen vier Jahren, wäre kaum zu erwarten gewesen, daß eine reiche poetische Produktion noch außer Götz und Werther das Resultat derselben hätte sein können. Manches ist freilich nur Entwurf geblieben, bei Manchem die spätere Ausführung unterlassen; aber auch die Fülle des auf den verschiedensten Gebieten Vollendeten ist noch immer bedeutend genug, um uns in Staunen zu setzen. Dabei geht neben diesem reichen poetischen Schaffen ein eifriges Studium Spinoza's, namentlich seiner Ethik, welches schon früher begonnen, durch die Verbindung mit Jacobi frische Anregung gewann und den Dichter auch zur philosophischen Betrachtung aller wichtigen Verhältnisse des menschlichen Lebens hindrängte. Doch wir wollen, ohne uns streng an chronologische Ordnung zu binden, versuchen, diese viel umfassende Thätigkeit nach bestimmten Gesichtspunkten geordnet darzustellen.

Die Pläne und Entwürfe Goethe's sind es vor Allem, die in den gewaltigen Aufgaben, welche der Dichter sich stellte, uns wieder den Charakter der Sturm- und Drangperiode vor Augen führen. „Faust" wurde besonders im Jahre 1774 weiter gefördert. Die Absicht, Julius Cäsar dramatisch zu behandeln, für die später Napoleon in seinem bekannten Gespräche mit Goethe ihn aufs Neue zu gewinnen suchte, wurde bald aufgegeben, aber Prometheus, Mahomet und der ewige Jude beschäftigten ihn länger. Zeugniß hierfür legt das dramatische Fragment „Prometheus" (1773) und das dem folgenden Jahre angehörige Gedicht gleichen Namens (Band I. S. 162 unt. Anm.) ab. Auch bei „Mahomet" (1773 bis 1774) war eine dramatische Behandlung in Aussicht genommen. Das Gedicht „Mahomet's Gesang" (Band I. S. 159 unt. Anm.) steht noch im Göttinger Musenalmanach als Dialog; dasjenige, welches

wir im 3. Bande der Gedichte bringen, ist ein Monolog, der eine noch vorhandene Scene des Stückes einleitet. (Vgl. A. Schöll, Briefe und Aufsätze von Goethe, S. 152.) Dagegen war für den ewigen Juden, wie die noch vorhandenen, aber erst 1836 bekannt gewordenen Fragmente zeigen (vgl. Bd. III unf. Ausg.), von vorn herein eine epische Form bestimmt. — Wirklich vollendet wurden dagegen die beiden Singspiele „Erwin und Elmire", welches Goethe Lili widmete, und „Claudine von Villa Bella", allerdings noch in einer von der späteren Bearbeitung wesentlich abweichenden Gestalt. Auch „Clavigo," nach den Mémoires von Beaumarchais dramatisirt, gehört dem Jahre 1774 an. Goethe erzählt in „Dichtung und Wahrheit," wie einst seine ihm durch das Loos gewordene Partnerin in einer jener heiteren Gesellschaften zu ihm gesagt hätte: „Wenn ich Deine Gebieterin und nicht Deine Frau wäre, so würde ich Dich ersuchen, dieses Memoire in ein Schauspiel zu bringen; es scheint mir ganz dazu geeignet zu sein." Er gab das Versprechen, in der nächsten Versammlung nach acht Tagen das vollendete Stück vorlesen zu wollen, und führte es auch wirklich aus. Die Schnelligkeit der Ausführung oder die Art derselben waren es übrigens nicht, welche den Werth des Stückes beeinträchtigten. Daher kann sich auch Merck's vielerwähnte Aeußerung über dasselbe, „Solch einen Quark mußt Du mir nicht mehr schreiben", nur auf etwas Anderes beziehen, was Goethe sehr gut wußte und auch in seinem Briefe an Schönborn vom 1. Juni 1774 äußerte. „Mein Held," schrieb er, „ist ein unbestimmter, halb großer, halb kleiner Mensch, der Pendant zum Weislingen im Götz, vielmehr Weislingen selbst in der ganzen Rundheit einer Hauptperson." Hiermit deutet er offenbar an, daß er in der Wahl des Stoffes nicht glücklich gewesen ist; und diese gewonnene Erkenntniß bewies er bald thatsächlich durch eine bessere Wahl. Durch die Geschichte des Jesuiten Famiana Strada „De bello Belgico" auf den Aufstand der Niederlande geführt, kam er alsbald auf die Idee zu „Egmont", von dem jedenfalls noch im Herbste 1775 bedeutende Partien vollendet, ja sogar die erste Gestalt des ganzen Stückes bestimmt wurde.

Die dramatische Form wenigstens wandte Goethe auch zu einer Reihe von Satiren an, in denen er theils ganze Zeitrichtungen, theils einzelne Persönlichkeiten geißelte. Die meisten derselben gehören dem Jahre 1774 an, so der Prolog zu den „neuesten Offenbarungen Gottes, verdeutlicht durch Dr. Karl Friedrich Bahrdt," so der „Satyros oder vergötterte Waldteufel",

den Einige auf Basedow, Andere auf den von Goethe auch in einem Epigramm (vgl. Bd. III uns. Ausg.) verspotteten Schweizer Dr. Christoph Kaufmann beziehen wollen. Das Fastnachtsspiel vom „Pater Brey" war gegen den Hessen-Darmstädtischen Rath Leuchsenring (Mr. Liserin) gerichtet, wie es in „Dichtung und Wahrheit" heißt, „einen zarten und weichen dieser Zunftgenossen, die auf ihre eigene Hand hin- und wiederzogen, sich in jeder Stadt vor Anker legten und wenigstens in einigen Familien Einfluß zu gewinnen suchten." Leuchsenring hatte in der That durch seine Intriguen und Zwischenträgereien das Verhältniß zwischen Herder und seiner Braut für längere Zeit gestört. Auch das „Jahrmarktsfest zu Plundersweilern", das noch in späteren Jahren manche Veränderungen erfuhr, bezieht sich auf Frankfurter Zustände und Verhältnisse, während die Satire „Götter, Helden und Wieland" ein Angriff auf das Singspiel des Letzteren „Alcestis" und mehr noch auf die im „Teutschen Merkur" 1773 veröffentlichten „Briefe über das Singspiel" war, in denen Wieland die Berechtigung der neuern Dichter vertheidigte, unsrer Empfindungs- und Anschauungsweise auch bei der Behandlung von Stoffen aus dem antiken Sagenkreise Rechnung zu tragen. Uebrigens wußte Goethe, entweder, weil er sich überzeugte, daß Wieland's Ansicht vom ästhetischen Gesichtspunkte aus wohl motivirt sei — wie er ja später in der „Iphigenie" selbst diesem Princip huldigte, — oder weil es ihm leid that, den sonst hochverehrten Mann gekränkt zu haben, der noch dazu seine Entgegnungen in sehr gemäßigter Weise aussprach, ihn noch ehe die Verhältnisse mit Weimar sich zu bilden begannen, durch einen offenherzigen Brief zu versöhnen. Um so unangenehmer war es für Goethe, daß man ihn allgemein für den Verfasser einer anderen Satire „Prometheus, Deukalion und seine Recensenten" hielt. Denn hier war wieder der von Wieland redigirte Merkur angegriffen, und manches Einzelne bezog sich sogar auf den Aufenthalt der Weimar'schen Prinzen in Mainz. Goethe, der den Verdacht der Falschheit und Indiscretion nicht auf sich ruhen lassen konnte, sah sich, als er den Verfasser sehr bald in seinem Freunde Wagner ermittelt hatte, zu einer öffentlichen Erklärung genöthigt, daß nicht er, sondern Jener die Satire geschrieben habe, und sorgte alsbald auch dafür, daß diese Erklärung durch Knebel in Weimar bekannt wurde. Es bleibt endlich noch übrig, eines erst 1836 veröffentlichten Fragments, „Hanswurst's Hochzeit", zu erwähnen, eines Stückes, in dem,

wie es scheint, Humor und Laune bis zur höchsten Ausgelassenheit gesteigert waren, und das deshalb zum größten Theile ungedruckt geblieben ist.

Nicht minder groß ist die Zahl der lyrischen Gedichte dieses Zeitraums. Viele derselben sind schon gelegentlich erwähnt worden, und eine vollständige Aufzählung liegt außer unserer Absicht; aber es muß wenigstens darauf hingewiesen werden, daß nicht wenige von ihnen den Dichter bereits als des vollsten Ausdrucks der Empfindung mächtig und somit auf der höchsten Stufe der lyrischen Dichtungsart erscheinen lassen. „Das Veilchen", „der König in Thule", „Mailied", „der untreue Knabe", „Heidenröslein," „Jägers Abendlied" sind nur einzelne Beispiele von vielen. — Durch aus eigenthümlich und der getreue Ausdruck seiner naturalistischen Kunstanschauung sind auch die meistens dem Jahre 1774 angehörigen Gedichte „Künstlers Morgenlied", „Künstlers Abendlied", „Kenner und Enthusiast" u. a., denen in Anschauung und dem Gedanken nach die dramatisirten Scenen „Künstlers Erdenwallen" verwandt sind. — Wir finden die Mehrzahl aller dieser Gedichte in Jacobi's Zeitschrift „Iris", in dem von Matthias Claudius herausgegebenen „Wandsbecker Boten", im Göttinger und andern Musenalmanachen, in Lavater's „physiognomischen Fragmenten", deren Herausgabe Goethe zum Theil besorgte, und in manchen anderen Schriften zerstreut. Von prosaischen Schriften sind dagegen hier nur die „Briefe aus der Schweiz" zu erwähnen, die in den Ausgaben meistens hinter „Werther's Leiden" gestellt sind, weil der Dichter in einigen einleitenden Worten dieselben dem Werther zuschreibt. Die Briefe sind ohne Zweifel ein Resultat der oben beschriebenen Schweizerreise.

XI. Leben in Weimar bis zur italienischen Reise. Vom November 1775—1786

Von dem Zeitpunkte an, wo Goethe die Stadt betrat, welche sein dauernder Wohnsitz werden sollte, liegen noch 56 Jahre vor uns, aus denen wir das Bedeutendste hervorzuheben haben, was der Dichter that und was ihm begegnete. Da erscheint es denn für jetzt nicht mehr möglich, immer seinen Lebensgang von Jahr zu Jahr zu verfolgen, sondern wir können nur das Wichtigste und Einflußreichste erwähnen, müssen Gleichartiges, auch wenn

es der Zeit nach getrennt ist, zusammenstellen und dürfen überhaupt nur größere Lebensabschnitte charakterisiren, indem wir auf die Mittheilung vieler Einzelnheiten verzichten.

Die herzogliche Familie in Weimar, auf deren Einladung Goethe nach Weimar gekommen war, konnte nicht anders als bedeutendes Interesse einflößen. Die Mutter des Herzogs, Anna Amalia, von Geburt eine braunschweigische Prinzessin, verband mit einer umfassenden Bildung und lebhaftem Sinne für alle Künste nicht allein die heiterste Lebenslust, die sich ohne Bedenken oft über alle Schranken der Etikette hinwegsetzte, sondern auch eine außerordentliche Gutmüthigkeit des Charakters, die ihr leicht alle Herzen gewann. Sie hatte seit dem Tode ihres Gemahls (1758), also seit ihrem 19. Jahre, die Erziehung ihrer Söhne und die Regierung des Landes geleitet und die letztere erst am 31. September 1775 in die Hände ihres Sohnes legen können. Jetzt stand sie im 36. Lebensjahre, und nachdem sie ihre Jugend in der Sorge für Andere hingebracht hatte, lebte sie mit um so größerem Rechte ihren eigenen, niemals unedlen Neigungen gemäß. Ihr Sohn, der regierende Herzog Karl August, war acht Jahre jünger als Goethe und wie dieser eine Natur, die erst nach manchen inneren Kämpfen und Wandlungen den Weg fand, auf dem eine gedeihliche und stetige Wirksamkeit für ihn möglich war und durch dessen consequente Verfolgung er sich den Ruhm erwerben sollte, einer der vorzüglichsten deutschen Fürsten zu werden. Ein Feind alles äußeren Formenwesens, kurz und soldatisch in seinem Benehmen, wurde er von einem leidenschaftlichen Triebe nach Thätigkeit beseelt. Auch darin war Goethe sein Geistesverwandter, und gewiß hat die Vorstellung von dem rastlosen Schaffen seines Geistes in dem Herzoge in höherem Grade seine Freundschaft für ihn hervorgerufen, als die Thatsache, daß er bereits „Werther", „Götz" und „Clavigo" gedichtet hatte. Auch war das innere Interesse und wahre Verständniß für Poesie bei dem Herzoge, wenn auch nicht gering, so doch nicht hervorragend; noch in späteren Jahren, nachdem Goethe's und Schiller's Meisterwerke geschaffen waren, sehen wir ihn immer noch mit Vorliebe an den Produkten des französischen Classicismus hängen. In viel höherem Maße waren es die Naturwissenschaften, welche namentlich im reiferen Alter Goethe und den Herzog in ihrer außeramtlichen Thätigkeit einander nahe hielten. Indessen sind die Quellen, aus

denen sich das schöne Verhältniß zwischen Fürst und Dichter erkennen läßt, zu reichhaltig, als daß es sich wagen ließe, es in wenigen Worten zu schildern. Mannichfache Züge für dasselbe liegen in Goethe's Werken zerstreut, und wir erinnern beispielsweise nur an das die ersten Jahre des Zusammenlebens Beider so schön charakterisirende Gedicht „Ilmenau" (Band I. S. 108 unsr. Ausg.), während uns das volle Bild des Herzogs aus seinem „Briefwechsel mit Goethe" (2 Bände, Weimar 1863) entgegentritt.

Weit anders von Temperament und Charakter war Karl August's Gemahlin Luise. Verschlossen und im Ganzen wenig mittheilsam, verbarg sie ihre Empfindungen und ihr ganzes Innere vielleicht mehr als nöthig war; aber sie glaubte ihre fürstliche Würde gewiß um so strenger wahren zu müssen, als ihr Gatte dieselbe in Aeußerlichkeiten gern vergaß und wenigstens in den ersten Jahren manche Ausschreitungen Anderer theilte oder begünstigte. Wenn auf diese Weise das eheliche Verhältniß kein besonders günstiges sein konnte, so gebührt Goethe jedenfalls das Verdienst, auf die Stimmung der Fürstin, die nicht allein er, sondern auch Lavater, Herder und Andere hoch verehrten, günstig und erfolgreich gewirkt zu haben. Er that dies durch die tägliche Unterhaltung, soweit ihm zu derselben Gelegenheit gegeben wurde, und versuchte es auch, wie wir öfters sehen können, mit der Hilfe der Dichtung. Und in der That verdiente Luise, die nach der Schlacht bei Jena so kühn und muthig Napoleon gegenübertrat, daß sie dadurch ihrem Gemahle sein Land erhielt, nicht allein jene Theilnahme, sondern auch die mannichfachen Huldigungen, die Goethe ihr in seinen Werken dargebracht hat.

Es bleibt endlich der Prinz Constantin zu erwähnen übrig, der jüngere, schon früh (am 6. September 1793) verstorbene Bruder Karl August's. Der Umgang mit dem in sich gekehrten, launischen und noch dazu durch ein unglückliches Liebesverhältniß (zu Karoline von Ilten) leidenden Jüngling, der sich niemals durch Energie zu festen Entschlüssen emporarbeiten konnte, mochte wenig Erfreuliches haben; indessen hat Goethe auch ihm gegenüber die größte Theilnahme bewiesen und sich namentlich bemüht, bei den späteren Verirrungen des Prinzen das Verhältniß desselben mit den übrigen Mitgliedern des herzoglichen Hauses möglichst wiederherzustellen. (Vgl. Düntzer, „Aus Goethe's Freundeskreise", S. 486 u. ff.)

Auch an literarisch bedeutenden Persönlichkeiten und an solchen, die für Literatur Sinn und Verständniß hatten, fehlte es bereits im Jahre 1775 in Weimar nicht. Wieland und Knebel waren dort geblieben, auch nachdem ihre Thätigkeit als Erzieher der jungen Prinzen beendigt war, und der Erste stand, abgesehen von seiner eigenen literarischen Fruchtbarkeit, seit zwei Jahren durch die Herausgabe des „Teutschen Merkur" mit den Gelehrten und Dichtern von fast ganz Deutschland in Verbindung. Musäus lebte seit vielen Jahren in Weimar, und von jüngeren Männern namentlich F. J. Bertuch, der vor Kurzem zum Geheimen Cabinetssecretär des Herzogs ernannt war und sich bereits durch die Uebersetzung des Don Quixote bekannt gemacht hatte, wie er denn auch später mit manchen literarischen Unternehmungen beschäftigt war. (Von 1786—1804 gab er mit dem Maler G. M. Kraus und später allein das „Journal des Luxus und der Moden" heraus.) Ferner der Kammerherr Siegmund Freiherr von Seckendorff, der durch sein musikalisches Talent wirksam war. (Im Jahre 1779 erschienen von ihm zwei Sammlungen von Compositionen, unter ihnen beispielsweise von Goethe „Der Fischer", „Das Veilchen", „Der untreue Knabe" und Stücke aus der „Proserpina"); endlich Hildebrandt von Einsiedeln, dessen dramatisches Talent dem bald von Goethe errichteten Liebhaber-Theater wesentlich zu Statten kam. Von geringerer Bedeutung waren vielleicht Bode, der Uebersetzer des Smollet, der Kapellmeister und Componist C. W. Wolf und der Legationsrath und Bibliothekar Herrmann, von dem manche Operetten sehr beliebt waren.

Zu alldem kam noch ein Kreis intelligenter oder anmuthiger Frauen, von denen hier nur die kleine und verwachsene Hofdame der Herzogin Amalie, Luise von Göchhausen, und die talentvolle Hofsängerin Corona Schröter erwähnt sein mögen, welche Letztere allerdings erst 1778 (vgl. E. Pasqué, „Goethe's Theaterleitung in Weimar", II, 260) auf Goethe's Veranlassung nach Weimar kam. Aber bedeutender als alle Diese und Alle, die wir noch nennen könnten, war eine Frau, die eine lange Reihe von Jahren auf Goethe's Leben und Treiben den entschiedensten Einfluß ausgeübt hat und die einzige Vertraute seines Dichtens und Trachtens gewesen ist. — Charlotte von Stein. Die Briefe an sie (herausgegeben von A. Schöll, 1848—1850, 2. Aufl. 1857) sind eine der wichtigsten Quellen für die Geschichte von Goethe's Leben, für die richtige Würdigung seines Charakters und für das

allmählige Entstehen seiner bedeutendsten Werke. Wir würden ein noch wichtigeres Document in ihnen besitzen, über manches Unklare und Dunkle würde Aufschluß und Licht verbreitet sein, das persönliche Verhalten der Frau von Stein würde vor jeder entstellenden Auffassung geschützt gewesen sein, wenn sie ihre Briefe, die sie von Goethe zurückforderte und kurz vor ihrem Tode vernichtete, der Oeffentlichkeit überlassen hätte. —

Charlotte von Stein, geboren am 25. December 1742, war die Tochter des Hofmarschalls von Schardt und seit ihrem 22. Jahre die Gattin des Ober-Stallmeisters von Stein. Sie war, als Goethe sie kennen lernte, 33 Jahre alt, Mutter von sieben Kindern und keineswegs durch besondere Schönheit ausgezeichnet. Schiller schreibt von ihr, allerdings schon nach der italienischen Reise Goethe's: „Schön kann sie nie gewesen sein; aber ihr Gesicht hat einen tiefen Ernst und eine ganz eigne Offenheit. Ein gesunder Verstand und Wahrheit liegen in ihrem Wesen." Damit stimmen auch die Porträts überein, wie sie von ihr vorhanden sind. Wie dem aber auch sein mag, von Goethe's Seite erreichte die Zuneigung zu ihr schon bald nach der ersten Begegnung den Siedepunkt der Leidenschaft, und es kostete viele Mühe und Kämpfe, seine Empfindungen oder wenigstens den Ausdruck derselben allmählig etwas herunterzustimmen; aber die geliebte Frau war eifrig darauf bedacht, dies Ziel zu erreichen und hütete sich ängstlich, ihr Herz über einen gemäßigten Grad schwesterlicher Zuneigung warm werden zu lassen. Was indeß für uns von größerer Wichtigkeit ist: Frau von Stein war es, die von allen poetischen Entwürfen Goethe's die erste Kenntniß erhielt und ihn zur Fortsetzung und Vollendung des Begonnenen antrieb, während die Liebe zu ihr ihn gleichzeitig zu einer größeren Zahl tief empfundener lyrischen Gedichte anregte. (Vergl. Bd. I, S. 62, 64, 180 und namentlich Vieles in Bd. III unf. Ausg.)

Es sind im Vorigen die bedeutendsten Persönlichkeiten namhaft gemacht worden, die Goethe bei seinem Erscheinen in Weimar antraf. Wir könnten jetzt noch über den Eindruck berichten, den er selbst hervorbrachte. Aber wenn wir auch die Schilderung, die Falk den alten Gleim von ihm machen läßt, mit Düntzer (vergl. „Aus Goethe's Freundeskreise", S. 62) für wenig gesichert ansehen müssen, man braucht nur Wieland's Gedicht „An Psyche" oder seine Briefe an Meusel, Zimmermann, Frau von La Roche, Jacobi und Merck zu lesen (vgl. besonders

„Ausgewählte Briefe von C. M. Wieland", Bd. III, S. 243), um überzeugt zu sein, daß auch Jung-Stilling und Heinse in früheren Jahren keine übertriebenen Schilderungen gemacht hatten. Da heißt es denn: „Goethe, den wir seit neun Tagen hier besitzen, ist das größte Genie und der beste, liebenswertheste Mensch, den ich kenne." — „Ich lebe nun neun Wochen mit Goethen und lebe, seit unsre Seelenvereinigung so unvermerkt und ohne allen effort nach und nach zu Stande gekommen, ganz in ihm. Es ist in allen Betrachtungen und von allen Seiten das größte, beste, herrlichste menschliche Wesen, das Gott geschaffen hat." — „Heute war eine Stunde, wo ich ihn erst in seiner ganzen Herrlichkeit, der ganzen schönen, gefühlvollen, reinen Menschheit sah. Außer mir kniet' ich neben ihn, drückte meine Seele an seine Brust und betete Gott an."

Die ersten Jahre, welche Goethe in Weimar zubrachte, hat man nicht mit Unrecht „die lustige Zeit in Weimar" genannt. Parforceritte durch das Land, Jagd, Tanz, Trinkgelage, Schlittenfahrten, Schlittschuhlaufen, Maskeraden, kurz Alles, was eine Kraftäußerung nach irgend einer Seite hin möglich machte, folgte schnell Eins auf das Andere, der jugendliche Herzog in seinem ungebändigten, sich nach Bethätigung seiner Kräfte sehnenden Geiste fast stets an der Spitze. Goethe selbst macht aus dem Treiben der ausgelassenen Hofgesellen kein Hehl. Er schreibt im Mai 1776 an Merck: „Ich treib's hier toll genug und denk' oft an Dich. Wir machen des Teufels Zeug." (Allerdings mit dem Zusatz: „Doch ich weniger als der Bursche (Lenz), der nun ein herrlich Drain' auf unsern Leib schreibt.") Auch Knebel gesteht in seiner Selbstbiographie: „Manche Excentricitäten gingen zur selbigen Zeit vor, die ich nicht zu beschreiben Lust habe, die uns aber auswärts nicht in den besten Ruf setzten." Aber mochte auch in Wirklichkeit das Maß des Schicklichen und Angemessenen oft genug überschritten werden, die Berichte, welche über das Leben in Weimar in Deutschland verbreitet wurden, gingen jedenfalls noch mehr über das Maß der Wahrheit hinaus. Als Quelle dieser Uebertreibungen betrachtete man allgemein den früheren Erzieher des Herzogs, den Grafen Görz. Wenn indessen Wieland in einem Briefe an Frau von La Roche vom 14. Juli 1776 warnt, Nachrichten aus Weimar voreilig Glauben zu schenken, namentlich vor Allem, was aus der unreinen Quelle, **'s Mund und Feder, fließe, so kann er damit nicht den Grafen Görz meinen, sondern nur, wie auch der Herausgeber jener

Briefe, Franz Horn, richtig bemerkt, den Jugendfreund Goethe's von Straßburg her, Reinhold Lenz, der von April bis November 1776 in Weimar und der Umgegend war. Die Charakteristik des Briefstellers von Seiten Wieland's paßt nur auf Lenz, nicht auf Görz; denn Jener schreibt: „Er ist der schiefste, allerschwächste und der Natur mißlungenste Mensch, der je gewesen ist, der ewig sich selbst betrügt, ewig Heuchler ist, ohne es zu wissen, und wenn er das, was er ist, mit Bewußtsein seiner selbst wäre, nicht verdiente, auf Gottes Erdboden geduldet zu werden." Wo indessen auch die Verleumdungen herstammen mochten, Goethe hatte nicht geringe Unannehmlichkeiten von ihnen. Eine unter vielen war die unerquickliche Correspondenz mit Klopstock, der sich für berufen hielt, als Warner und Rather gegen Goethe aufzutreten.

Uebrigens zeigte es sich schon wenige Monate nach Goethe's Ankunft, daß auch die ernsten Interessen des Lebens keineswegs außer Acht gelassen wurden. Schon im Anfange des Jahres 1776 wurde von Seiten des Herzogs mehrfach der Wunsch ausgesprochen, daß Goethe ganz in Weimar bleiben und eine Stellung im Staatsdienste annehmen möge, und am 22. Januar schreibt dieser an Merck, „daß er jetzt in alle Hof- und politischen Händel verwickelt sei und fast nicht wieder wegkommen werde". Er fing an, als Gast an den Sitzungen des Geheimen Conseils theilzunehmen; das kleine Jägerhaus an der Allee nach Belvedere, welches er gemiethet hatte, vertauschte er sehr bald mit dem Gartenhäuschen und Garten an der Ilm, einem Besitzthum Bertuch's, welches der Herzog von diesem kaufte und Goethe schenkte.*) Inzwischen wurden auch Unterhandlungen mit seinem Vater eingeleitet. Goethe's eigene Bedenken traten namentlich vor dem innigen Freundschaftsgefühle zum Herzoge zurück, und der für sein ferneres Leben entscheidende Schritt geschah, indem Dieser ihn am 11. Juni zum Geheimen Legationsrath mit Sitz und Stimme im Geheimen Conseil und einem Gehalte von 1200 Thalern ernannte. Aber wenn auch der Herzog gegen Goethe's Vater erklärt hatte, daß die ganze Anstellung nur eine Form sei, und Goethe in Weimar nur eine Stellung haben könne, die seines Freundes, so lag es doch in der Natur der Sache, daß er fortan den ihm obliegenden

*) Goethe wohnte hier bis zum Juni 1782, zu welcher Zeit er ein geräumigeres Haus in der Stadt bezog

Geschäften, die allerdings erst mit dem Beginn des Jahres 1779 recht bedeutend zu werden anfingen, Thätigkeit und Anstrengung zuwandte. So war denn Goethe Staatsbeamter geworden, und er hat alle seine Obliegenheiten, wenn auch nicht immer in der hergebrachten Weise, so doch jederzeit mit strenger Gewissenhaftigkeit erfüllt. Zu den früheren Darstellungen dieses Zweiges seiner Thätigkeit („Briefwechsel zwischen dem Großherzog Karl August und Goethe" und Vogel, „Goethe's amtliche Thätigkeit") ist sorben noch eine neue Quelle hinzugekommen, die dieselbe erst in ihrem vollen Umfange und ihrem Charakter nach erkennen läßt: der Briefwechsel mit seinem vieljährigen Freunde und Amtsgenossen, dem weimar'schen Minister Christian Gottlob von Voigt (Leipzig, 1868). Wir müssen uns indessen hier damit begnügen, die verschiedenen Stellungen, die er bekleidet, und die Geschäfte, die er verwaltet hat, aufzuzählen. Im Januar 1779 übernahm er die Kriegs- und die Wegebau-Commission; im September desselben Jahres wurde er Geheimer Rath; im April 1782 wurde er geadelt; im Juni desselben Jahres führte er interimistisch das Präsidium der Kammer, und nur die italienische Reise, der sich noch ein weiterer Nachurlaub anschloß, brachte ihm eine längere Befreiung von allen Aemtern, wiewol er auch während dieser Zeit seinen Rath und sein Gutachten in allen wichtigen Fragen aussprach.

Allerdings nahm aber die amtliche Thätigkeit niemals die volle Zeit des Dichters in Anspruch, sondern gestattete manche anderweitige Beschäftigung. So begründete er bald nach seiner Ankunft in Weimar ein Liebhaber-Theater und führte fast acht Jahre hindurch die Leitung desselben. Seine nächste Absicht dabei war, einen Ersatz für das öffentliche Schauspiel zu geben, welches in Weimar fehlte, seit 1774 das Schloß mit dem Theater abgebrannt war. Früher indessen, schon lange, ehe Wieland nach Weimar gekommen war (1757), hatte in Weimar ein Hoftheater bestanden, das freilich schon 1758 aufhörte; es hatten 1768 die Koch'sche Gesellschaft, seit 1771 die Seyler'sche dort ihre Vorstellungen gegeben. Die Schwierigkeiten, die dem Unternehmen entgegenstanden, waren nicht unbedeutend. Es fehlte zuerst an geeigneten Localitäten. Da mußten dann entweder der Redoutensaal oder Räume in den herzoglichen Schlössern benutzt werden; ja, bisweilen wurde in den Parks von Ettersburg, Belvedere und Tiefurt die Bühne im Freien errichtet. Wenn dies Experimentiren an verschiedenen Orten dem Werthe der Dar-

stellung bisweilen Eintrag thun mochte, so kam dadurch doch ein frisches und bewegliches Leben in das Ganze, indem Alle sich bemühen mußten, den jedesmaligen besonderen Anforderungen des einzelnen Tages Genüge zu leisten. Auch in geselliger Beziehung wurde ein wesentlicher Fortschritt gemacht. Der Hof, Prinz Constantin und der Herzog spielten gelegentlich mit; Beide haben z. B. die Rolle des Pylades in der ersten und in der dritten Aufführung der „Iphigenia" gegeben. Im Uebrigen wurde Alles aus Stadt und Umgegend herangezogen, was irgend wie Talent zur scenischen Darstellung zu haben schien. Wir finden Knebel, Musäus, Hufeland, Einsiedel, Corona Schröter, Amalie Kotzebue, die Schwester des Dichters, und Goethe selbst als Schauspieler, aber auch viele Andere, die mit dem Hofe in keiner weiteren Verbindung standen. Jedenfalls wurde durch dieses Verfahren eine Annäherung der damals noch schroff einander gegenüberstehenden Stände herbeigeführt. Die Stücke, welche zur Aufführung kamen, waren sehr verschiedener Art, indessen überwog das ernste Drama, für das Deutschland damals noch wenig Mustergiltiges aufzuweisen hatte, keineswegs. Singspiele, Operetten und leichtere Lustspiele kamen am Häufigsten vor. So wurden von Goethe'schen Stücken „Erwin und Elmire", „Claudine von Villa Bella", in späteren Jahren „Die Fischerin", sowie „Scherz, List und Rache" gegeben. Im Herbst 1776 ließ er „Die Mitschuldigen", sowie die kurz zuvor zunächst für Amalie Kotzebue geschriebenen „Geschwister" aufführen, in denen er selbst als „Wilhelm" auftrat. Im nächsten Jahre folgte „Lila" zum Geburtstage der Herzogin und nicht ohne specielle Beziehung auf sie, und „Die geflickte Braut", ein Stück, das später umgearbeitet den Namen „Triumph der Empfindsamkeit" bekam. „Proserpina", „Iphigenie" (in Prosa) und die Bearbeitung der „Vögel" des Aristophanes gehören den Jahren 1778 bis 1780 an. Doch es kann um so weniger unter Zweck sein, die Anfänge von Goethe's Theaterleitung ins Einzelne zu verfolgen, als in neuerer Zeit diese Seite seiner Thätigkeit in umfassenden Werken oder einzelnen Aufsätzen ausführlich dargestellt ist.*) Wir müssen uns vielmehr mit dem Endresultat begnügen, daß diese Periode

*) Vgl. S. Peucer im Weimar'schen Album „Das Liebhaber-Theater am herzoglichen Hofe zu Weimar. Lieferung und Erneuerung." — R. Göll „Goethe's Verhältniß zum Theater" in den „Weimar'schen Beiträgen" 1865. — C. W. Weber „Zur Geschichte des Weimar'schen Theaters" 1865. — Ernst Pasqué „Goethe's Theaterleitung in Weimar". 2 Bde. 1863

für Goethe ihre Bedeutung vorzugsweise darin hat, eine vielseitige Vorbereitung für seine Leitung eines stehenden Theaters zu sein, welche mit dem Jahre 1791 begann. Wir erwähnen deshalb nur noch, daß erst 1783, also nach 8 Jahren, der Eifer der unter Goethe's Leitung wirkenden Dilettanten etwas nachließ. Dies veranlaßte die Berufung der Bellomo'schen Gesellschaft, welche gegen Ende des genannten Jahres in Weimar einzog und am 5. April 1791 ihre letzte Vorstellung gab.

Meistens auch der dramatischen Gattung angehörig sind die zahlreichen Dichtungen, welche Goethe während dieser Periode für die verschiedenen Hoffestlichkeiten verfaßte. Die Geburtstage der Herzoginnen pflegten nicht selten mit Maskenzügen gefeiert zu werden, und manche andere Gelegenheit trat ein, bei der auf seine dichterische Hilfe gerechnet wurde. Vieles hierher Gehörige, besonders aus den siebenziger Jahren, ist verloren gegangen, Manches erst spät wiederaufgefunden. Wir finden in Goethe's Werken nur noch den Aufzug des Winters aus der Zeit von 1776—1780, den der vier Weltalter, einen Zug Lappländer, den Aufzug des Winters, Amor*), die neun weiblichen Tugenden, und den „Planetentanz", sämmtlich zu den Geburtstagen der Herzogin Luise in den Jahren 1780—1784 bestimmt.

Aber wenn wir ein volles Bild von Goethe's vielumfassender Thätigkeit gewinnen wollen, so dürfen wir seine anhaltende Beschäftigung mit dem Zeichnen und verschiedenen Gebieten der Naturwissenschaften, besonders der Mineralogie und Geologie, nicht vergessen. Schon sein amtlicher Beruf machte ihm, da er nicht allein die Kriegs-Commission, sondern auch die der Wege und Bauten unter sich hatte, eine gewisse Sachkenntniß zur Pflicht; noch mehr aber trieb ihn seine eigene Neigung. So ist er schon 1776 eifrig mit dem Studium des thüringer Gesteins beschäftigt, und schon damals erwachte in ihm der Wunsch, das verschüttete Bergwerk in Ilmenau wieder in Thätigkeit zu bringen, ein Wunsch, dessen Erfüllung sich allerdings noch acht Jahre hinzog. Erst am 24. Februar 1784 erfolgte die Eröffnung des neuen Bergwerks, bei welcher er selbst die Festrede hielt. — Ja, in dieser Zeit der äußersten Vielseitigkeit scheute Goethe nicht einmal vor dem Plane einer Arbeit zurück, die seiner eigentlichen

*) Das Gedicht, welches unter diesem Namen in den Werken steht, ist der Schluß eines „Banteumwischen Ballets" in 3 Akten, welches 1863 von G. v. Loeper zuerst veröffentlicht wurde.

Natur fern lag. Im Jahre 1780 sammelte er eifrig Materialien für das Leben des Herzogs Bernhard von Weimar, nicht um ihn zum Helden eines Drama's zu machen, sondern zum Zwecke einer historischen Erzählung. Der Umstand jedoch, daß sich dieser Zweck nicht erreichen ließ, ohne daß man in eine Darstellung der gleichzeitigen welthistorischen Begebenheiten einging, schreckte Goethe nach einiger Zeit von der Ausführung seines Unternehmens ab. Das gesammelte Material wurde Anderen überlassen und ist auch später verwerthet worden; Goethe selbst aber, einmal wieder für historische Verhältnisse angeregt, faßte den Gedanken zur Umarbeitung und weiteren Ausführung des seit 1775 liegen gebliebenen „Egmont."

Heben wir so ein, wenn auch nur nach den allgemeinsten Zügen entworfenes Bild von Goethe's Beschäftigungen während der ersten elf Jahre seines Lebens in Weimar gewonnen, so liegt uns jetzt noch ob, auf sein äußeres Leben und die Begegnisse desselben einen Blick zu werfen, um so mehr, als uns dies zugleich Gelegenheit giebt, eine Anzahl der lyrischen Gedichte dieser Periode zu erwähnen, bei denen sich meistentheils der äußere Anlaß nachweisen läßt, der sie ins Leben gerufen hat. Sehr viele derselben sind auf den zahlreichen größeren und kleineren Reisen entstanden, die Goethe unternahm. Schon im December 1775 finden wir ihn mit Bertuch, dem jüngern Kalb, Einsiedel und Kraus in den Waldgegenden um Bürgel und Waldeck bei Jena. (Vgl. Archiv für neuere Literatur II, S. 282 u. ff. und III, S. 237 die Aufsätze von H. Viehoff und H. Düntzer.) Von dort folgte er der Einladung des Herzogs nach Gotha. Am 12. Februar des folgenden Jahres dichtete er am Hang des Ettersberges „Wanderers Nachtlied" (I, S. 62 unf. Ausg.). Auf einer Reise nach Leipzig, die auf dem Rückwege über Dessau führte, beschäftigte ihn „Hans Sachsens poetische Sendung" (I, S. 113 unf. Ausg.). Als er später vom 18. Juli bis Mitte August wieder im thüringer Walde war, dichtete er die „Einschränkung" (I, S. 65 unf. Ausg.), auf welche im nächsten Monate das für die erste Zeit in Weimar so charakteristische Gedicht „Seefahrt" (I, S. 159 unf. Ausg.) folgte. Das Jahr 1777 ist bemerkenswerth durch die „Harzreise im Winter" (I, S. 144 unf. Ausg.), die vom Ende November bis Mitte December dauerte. Im Mai 1778 sah sich der Herzog zu einer Reise nach Berlin veranlaßt, da ein Krieg zwischen Oestreich und Preußen in Aussicht stand und ein enger Anschluß an die benachbarte Macht

nöthig war. Goethe begleitete ihn, und es ist nicht ohne Interesse, zu erfahren, welchen Eindruck die Residenz des von ihm schon in seiner Jugend hochverehrten Königs auf ihn machte. „Es sind mir tausend Lichter aufgegangen. Und dem alten Fritz bin ich recht nahe geworden; da hab' ich sein Wesen gesehen, sein Gold, Silber, Marmor, Affen, Papageien, zerrissene Vorhänge und hab' über den großen Menschen seine eigenen Lumpenhunde räsonniren hören." (Vgl. Riemer's Mittheilungen II, S. 60.) Weniger befriedigt, freilich nach einer anderen Richtung hin, schreibt er an Frau von Stein (vgl. Briefe ꝛc. I, S. 169): „So viel kann ich sagen: Je größer die Welt, desto garstiger die Farce, und ich schwöre, keine Zote und Eselei der Hanswurstiaden ist so ekelhaft als das Wesen der Großen, Mittleren und Kleinen durcheinander. Ich habe die Götter gebeten, daß sie mir meinen Muth und Gradheit erhalten wollen bis ans Ende und lieber mögen das Ende vorrücken, als mich den letzten Theil des Zieles lausig hinkriechen lassen." — Das nächste Jahr brachte eine Reise in die Schweiz, zu der Goethe wol selbst die Veranlassung und Anregung gab, da er den Herzog auf längere Zeit von dem Leben und Treiben des Hofes zu entfernen wünschte. Am 12. September reiste der Herzog unter dem Incognito eines Oberforstmeisters von Wedel mit seinem Freunde und Jagdgenossen, der jenen Namen wirklich führte, mit Goethe und geringer Dienerschaft von Weimar ab. Noch in Kassel wurde das Incognito Georg Forster gegenüber anfangs aufrecht erhalten. In Frankfurt wurden die Reisenden von Goethe's Eltern aufgenommen, die sich geehrt fühlten, den fürstlichen Freund ihres Sohnes zu beherbergen. Von dort ging es weiter über Speier und Rheinzabern. Von hier ritt Goethe, während die übrige Gesellschaft ihren Weg nach Straßburg fortsetzte, noch einmal nach Sesenheim, wo er vor acht Jahren so glückliche Tage verlebt hatte. Es war wol weniger das Gefühl der Sehnsucht, welches ihn dorthin trieb, als das der Nothwendigkeit, begangenes Unrecht, soweit es anging, auszugleichen. Wenigstens schreibt er an Frau von Stein, „daß er jetzt wieder mit Zufriedenheit an dieses Eckchen der Welt hindenken und in Frieden mit den Geistern dieser Ausgesöhnten in sich leben könne." Goethe hat seitdem Friederike nicht wieder gesehen; sie starb unvermählt in dem badenschen Dorfe Meißenheim im November 1813. Eine Pflicht ähnlicher, wenn auch nicht so schwerer Art, hatte Goethe zu erfüllen, als er mit dem Herzoge in Straßburg zusammen-

getroffen war. Er besuchte Lili, die seit zwei Jahren an den reichen Banquier von Türkheim verheirathet war. „Ungetrübt von einer beschränkten Leidenschaft," schreibt er in demselben Briefe an Frau von Stein, „treten nun in meine Seele die Verhältnisse zu den Menschen, die bleibend sind; meine entfernten Freunde und ihr Schicksal liegen nun vor mir wie ein Land, in dessen Gegenden man von einem hohen Berge oder im Vogelfluge sieht." Auch noch ein dritter Besuch galt einer Erinnerung: Am 27. September weilte er am Grabe seiner am 16. Juni 1777 verstorbenen Schwester zu Emmendingen. Von da ging es über Basel in die Schweiz. Die Schweizerreise selbst lernen wir durch Goethe's „Briefe aus der Schweiz" kennen, die er unterwegs für Frau von Stein dictirte, die aber schon 1796 in den „Horen" erschienen und im Jahre 1808 mit geringen Veränderungen eine Stelle unter seinen Schriften erhielten. Die Reise führte durch das Thal der Birs, dann über Münster (Moustiers) und Biel (Bienne) nach Bern. Von hier aus wurde das Berner Oberland, namentlich das Lauterbrunner und das Hasli-Thal besucht. Der Anblick des Staubbachs von Lauterbrunn aus gab die Anregung zu dem „Gesang der Geister über den Wassern" (Bd. I, S. 141 unsr. Ausg.). Nach Bern zurückgekehrt, verweilten die Reisenden dort einige Tage, gingen aber bald nach einem Besuche des Neuenburger Sees über Lausanne nach Nyon. Von da wurde ein Seitenweg nach dem Juragebirge eingeschlagen und am 26. October die Dôle, der höchste Gipfel desselben, erstiegen. Der gefährlichste und anstrengendste Theil der Reise sollte indessen nachfolgen — der Besuch der Gletscher des Chamounithales und die Rückkehr von dort nach Wallis. Der berühmte Erforscher der Alpen, de Saussure, wurde, da diese Tour der vorgerückten Jahreszeit wegen etwas bedenklich schien, auf seinem Landhause bei Genf besucht und um Rath befragt; er sprach sich ermuthigend aus, und so wurde die Reise am 3. November angetreten. Alles ging glücklich von Statten; indessen war der 12. November, an dem die Furka überstiegen wurde, nach Goethe's eigener ausführlicher Beschreibung ein höchst gefährlicher Tag. Die Reisenden erholten sich nach der Anstrengung des Tages bei den Kapuzinern zu Realp und waren schon am folgenden Morgen im Stande, den St. Gotthard zu ersteigen. Von dem Höhepunkte der St. Gotthardstraße wandten sie sich wieder nordwärts, gelangten durch das Urnerloch über die Teufelsbrücke nach Andermatt und durch das Thal der Reuß an den Vierwaldstätter See nach Luzern, wo

sie Wedel erwartete, der die Gebirgsreise nicht mitgemacht hatte. Der noch übrige Theil des November wurde dann dem Aufenthalte in Zürich gewidmet und besonders dem Umgange mit Lavater, den der Herzog ebenso begierig war, kennen zu lernen, als Goethe sich freute, ihn wiederzusehen. Allerdings hatte der Letztere auch seine Besorgnisse gehabt. In den fünf Briefen, die er von Genf, Thun und vom St. Gotthard-Hospiz an ihn im Laufe des October und November gesandt hatte (vgl. „Briefe von Goethe an Lavater". Herausgegeben von H. Hirzel. S. 38. 55), finden sich Stellen wie die folgenden: „Eines werden wir aber doch wol thun müssen, daß wir einander unsre Partikular-Religionen ungehudelt lassen. Du bist gut darinne; aber ich bin manchmal hart und unhold; da bitt' ich im Voraus um Geduld. Denn z. E. da hat mir Tobler Deine Offenbarung Johannis (genauer: die homiletische Bearbeitung der Offenbarung Jesu an Johannes) gegeben; an der ist mir nun nichts noch als Deine Handschrift; darüber hab' ich sie auch zu lesen angefangen. Es hilft aber nicht; ich kann das Göttliche nirgends und das Poetische nur hier und da finden. Das Ganze ist mir fatal; mir ist's, als röche ich überall einen Menschen durch, der gar keinen Geruch von Dem gehabt hat, der da ist A und O." — „Ich bin ein sehr irdischer Mensch. Mir ist das Gleichnis vom ungerechten Haushalter, vom verlorenen Sohn, vom Säemann, von der Perle, vom Groschen ꝛc. göttlicher (wenn je was Göttlichs da sein soll), als die sieben Botschafter, Leuchter, Hörner, Siegel, Sterne und Wehe. Ich denke auch aus der Wahrheit zu sein, aber aus der Wahrheit der fünf Sinne, und Gott habe Geduld mit mir wie bisher!"

Lavater's persönliche Liebenswürdigkeit und die Freude des Wiedersehens waren jedoch so überwältigend, daß die Verschiedenheit der religiösen Ansichten für den Umgang nicht störend wurde. In mehreren Briefen an Frau von Stein spricht sich Goethe über ihn noch mit dem vollsten Enthusiasmus aus: „Die Bekanntschaft von Lavatern ist für den Herzog und mich, was ich gehofft habe — Siegel und oberste Spitze der ganzen Reise und eine Weide von Himmelsbrod, wovon man lange gute Folgen spüren wird. Die Trefflichkeit dieses Menschen spricht kein Mund aus; wenn durch Abwesenheit sich die Idee von ihm verschmächt hat, wird man aufs Neue von seinem Wesen überrascht. Er ist der beste, größeste, weiseste, innigste aller sterblichen und unsterblichen Menschen, die ich kenne." — Und in einem anderen

Briefe: „Wir sind in und mit Lavatern glücklich; es ist uns Allen eine Kur, um einen Menschen zu sein, der in der Häuslichkeit der Liebe lebt und strebt, der an dem, was er wirkt, Genuß im Wirken hat und seine Freunde mit unglaublicher Aufmerksamkeit trägt, nährt, leitet und erfreut.“ — Diese Worte sind deshalb denkwürdig, weil sie vielleicht die letzten sind, in denen Goethe den Freund so hoch stellt und unbedingt verehrt. Die späteren Schriften des Letzteren widerstrebten ihm allzu sehr, und wenn auch die Briefe bis zum Jahre 1782 noch innige Freundschaft zeigen, so kam es doch bald zu einer Entfremdung, die sich nur vermehrte, als Lavater im Juli 1786 nach Weimar kam und Goethe's Gast war.

Anfang December wurde die Heimreise angetreten. Von Zürich ging es an den Bodensee nach Schaffhausen, wo Lavater sich noch einmal einfand, und von dort nach Stuttgart, wo die Reisenden, vom Herzoge Karl sehr zuvorkommend behandelt, obwol das Incognito nicht gebrochen wurde, den Feierlichkeiten des Jahrestages der Militär-Akademie beiwohnten. Hier war es, wo zum ersten Male das Doppelgestirn der deutschen Literatur einander gegenüberstand: Schiller, der zwanzigjährige unbekannte Student der Medicin, und der dreißigjährige Goethe, dem Götz und Werther bereits den Kranz des Weltruhmes geflochten hatten.

Die übrige Reise war weniger interessant. Der Aufenthalt in Karlsruhe, Darmstadt und Homburg wollte nach dem ungezwungenen Leben in der Schweiz, wo Schönheit und Erhabenheit der Natur in reicher Fülle und Großartigkeit die Herzen erweiterte und erhob, den Reisenden nicht mehr behagen. „Gott im Himmel!“ schreibt Goethe am 22. December an Frau von Stein, „was ist Weimar für ein Paradies!“ — Eine Erheiterung und ablenkende Thätigkeit hatte er jedoch unterwegs darin gefunden, daß er das Singspiel „Jery und Bätely“ dichtete.

Gerade vier Monate, noch dazu meistentheils in rauher Witterung, hatten Goethe und der Herzog auf der Schweizerreise zugebracht; aber eine geistige und körperliche Kräftigung war für Beide die glückliche Folge derselben, und der Ernst des Lebens und seiner Ansprüche wurde Beiden in erhöhtem Grade fühlbar, als sie wieder in den Kreis ihrer Geschäfte eintraten. Damals schrieb Goethe die bedeutungsvollen Worte in sein Tagebuch: „Ich will Herr über mich selbst sein; Niemand, als

wer sich selbst verleugnet, ist werth zu herrschen und kann herrschen." Es ist derselbe Gedanke, den er am 3. September 1783 dem Herzoge in dem Gedichte „Ilmenau" (vgl. Bd. I, S. 113 unſ. Ausg.) vor die Seele führt:

Der kann sich manchen Wunsch gewähren,
Der kalt sich selbst und seinem Willen lebt;
Allein wer Andre wohl zu leiten strebt,
Muß fähig sein, viel zu entbehren.

Wir können über die übrigen Reisen Goethe's mit um so größerer Kürze hinweggehen, als sie auf seine geistige Entwickelung keinen besonders ersichtlichen Einfluß ausgeübt haben. Ohne der kleineren Ausflüge in den Jahren 1780 und 1781 zu gedenken, sei deshalb nur die diplomatische Mission erwähnt, die ihn im Mai 1782 an die Höfe von Gotha, Meiningen, Hildburghausen, Koburg und Rudolstadt führte. Im September 1783 reiste er mit dem jungen Fritz von Stein, den er zur Erziehung ganz in sein Haus aufgenommen hatte, in den Harz, und bei dieser Gelegenheit nach Halberstadt, Göttingen und Kassel. Am Interessantesten war der Aufenthalt in der Universitätsstadt, da sich Gelegenheit zu einem mannichfachen Verkehr mit Sömmering und Forster darbot, durch den Goethe in seinen naturhistorischen Studien vielfach gefördert wurde. Im August des Jahres 1784 war er gleichzeitig mit dem Herzog in Braunschweig. Unterwegs, größtentheils am 8. des Monats, entstand das Gedicht „Zueignung", welches schon in der Ausgabe von 1787 Goethe's Schriften, zunächst „Werther's Leiden", eröffnete. Das Jahr 1785 endlich brachte eine Reise mit Knebel ins Fichtelgebirge, an die sich der erste, sechs Wochen dauernde Besuch von Karlsbad anschloß, wo sich gleichfalls noch Herder und Frau von Stein aufhielten. Aus dieser Zeit stammt ein scherzhaftes Lied an den Grafen Moritz von Brühl. (Vgl. Bd. III unſ. Ausg.)

Schon die eben erwähnten Reisen*) zeigen uns Goethe in manchem Verkehr mit älteren Freunden und neue Verhältnisse begründend; reicher aber war in dieser Beziehung natürlich das Leben in der Heimath, wenn auch nicht immer der Art, daß es sich stets nur um ein Genießen freundschaftlichen Umganges gehandelt hätte. Indessen gerade in Verhältnissen, in denen es

*) Goethe's Frankfurter Freundin Klettenberg pflegte zu sagen, Goethe erfahre auf einer Reise von Frankfurt nach Mainz mehr als Andere, „die von Paris nach London zurückkommen."

sich um Tröstung und persönliche Unterstützung Anderer, um Verwendung für sie bei der herzoglichen Familie handelte, tritt uns der Charakter Goethe's, der in früherer Zeit so oft verkannt worden ist, in der schönsten Weise vor Augen. Erst allmählig ist eine Reihe von Einzelnheiten bekannt geworden, die diesem Gebiete angehören; aber gerade darin liegt ein Beweis dafür, daß ihm an der That allein etwas lag, und nicht an der Anerkennung derselben durch die Welt.

Schon im Februar 1776 wurde auf Goethe's Veranlassung eine Sammlung für Bürger, der sich in bedrängter Lage befand, veranstaltet, um ihm eine ruhige Fortsetzung der begonnenen Uebersetzung des Homer zu ermöglichen, und Goethe hatte die Freude, ihm den bedeutenden Betrag von 65 Louisd'or zusenden zu können. Im folgenden Jahre erschien, von Goethe emendirt und ohne des Verfassers Vorwissen zum Druck befördert: „Heinrich Stilling's Jugend", und das Honorar von 30 Louisd'or, welches er dem gleichfalls schwer bedrängten Freunde zusandte, ist vermuthlich, wenigstens theilweise, eine Unterstützung aus seinen eigenen Mitteln gewesen. (Vgl. Goethe's Leben von J. W. Schäfer I. 252.) — Auch Lenz hatte bei seinem Besuche (1776), der nicht weniger als 8 Monate dauerte, nur den Zweck, eine Unterstützung oder wo möglich eine feste Stellung am Weimar'schen Hofe zu gewinnen. Goethe ertrug ihn trotz seines nicht selten unpassenden und rücksichtslosen Benehmens mit Geduld und empfahl ihn der Berücksichtigung des Herzogs; die eigene Schuld des mit sich selbst zerfallenen, unwahren und sittlich unreifen Jugendgenossen machte jedoch dessen Entfernung von Weimar nothwendig. Von kürzerer Dauer und ohne egoistische Zwecke war der Besuch Klinger's (Juni 1776), dessen Persönlichkeit ihm allerdings unter veränderten Lebensverhältnissen jetzt keineswegs mehr zusagte. Wahrhaft aufopfernde Menschenfreundlichkeit bewies Goethe in dem eigenthümlichen Verhältnisse zu dem jungen Plessing in Wernigerode, auf welches das Gedicht „Harzreise im Winter" (Bd. I. S. 145 unt. Ausg.) sich bezieht und zweitens gegen einen Mann, der sich eine Reihe von Jahren unter dem angenommenen Namen „Kraft" im Weimar'schen aufhielt. Eine auf denselben hindeutende Stelle in den „Tag- und Jahresheften" (1794) beginnt mit den nachstehenden Worten, welche sich chronologisch jedoch auf eine frühere Periode beziehen: „Ein wundersamer, durch verwickelte Schicksale nicht ohne seine Schuld verarmter Mann hielt sich durch meine Unterstützung in Ilmenau unter

fremdem Namen auf." Außerdem theilt A. Schöll in seinen „Briefen und Aufsätzen von Goethe", S. 166 u. ff., eine Reihe von 20 Briefen Goethe's an diese Person mit, die einen tieferen Blick in das ganze Verhältniß thun lassen; sie gehören den Jahren 1778—1783 an, und erst im August 1785 endeten mit dem Tode des Mannes Goethe's Wohlthaten gegen ihn. Aber auch nachher erfüllte Goethe streng das Versprechen, seinen Namen nicht zu nennen. Wir heben aus dieser großen Zahl von Briefen nur eine Stelle hervor, in der Goethe den Unglücklichen beruhigt, als er die Besorgniß äußert, den vielbeschäftigten Staatsmann und Schriftsteller zu belästigen. „Sie sind mir nicht zur Last," schreibt er ihm am 23. November 1778; „vielmehr lehrt's mich wirthschaften. Ich verdünne viel von meinem Einkommen, das ich für den Nothleidenden sparen könnte. Und glauben Sie denn, daß Ihre Thränen und Ihr Segen nichts sind? Der, der hat, darf nicht segnen; er muß geben; aber wenn die Großen und Reichen dieser Welt Güter und Rangzeichen austheilen, so hat das Schicksal dem Elenden zum Gleichgewichte den Segen gegeben, nach dem der Glückliche zu geizen nicht versteht."

Auch darin bewies Goethe seine theilnehmende und neidlose Gesinnung, daß er versuchte, geistig bedeutende Persönlichkeiten unter seinen Freunden nach Weimar oder Jena zu ziehen. Es mißlang dies freilich mit dem Professor Höpfner in Gießen, den er an die Universität bringen wollte, und mit dem Grafen Friedrich Leopold zu Stolberg, obgleich derselbe wenige Wochen nach Goethe's Ankunft mit seinem Bruder nach Weimar kam. Der Herzog hatte den Ersteren zum Kammerherrn ernannt, aber Klopstock es für seine Pflicht gehalten, ihn nicht nach Weimar ziehen zu lassen. Dagegen gelang die Berufung Herder's, für die Goethe von Anfang an thätig gewesen war. Und nicht allein das. Mit der eingehendsten Sorgfalt betrieb er die Einrichtung von dessen Amtswohnung und Wirthschaft, so daß Herder Alles fertig vorfand, als er im October 1776 seine Stellung als General-Superintendent antrat. Auch in der Folge, wenn Herder's Reizbarkeit, die Goethe von früher bekannt war, eine Störung des Freundschafts-Verhältnisses herbeiführte, war Goethe es jederzeit, der wieder zum Frieden einlenkte. — So blieben auch die Beziehungen mit Merck, der 1777 ankam und seinen Besuch später noch einmal wiederholte, trotzdem daß dieser eine keineswegs schonende Kritik Goethe gegenüber anwendete, auf dem

alten freundschaftlichen Fuße, und nur mit F. H. Jacobi trat eine etwas längere Spannung ein. An dieser trug Goethe selbst die Schuld. In übermüthiger Laune und in heiterer Gesellschaft hatte er dessen Roman „Woldemar“ (1779) an einen Baum genagelt, war dann selbst auf diesen hinaufgestiegen und hatte über den armen Sünder eine komische Standrede gehalten. Es dauerte einige Jahre, bis Jacobi sich wieder versöhnlich zeigte. Vermittelungen durch Knebel, durch Frau von La Roche, durch Frau Schlosser in Emmendingen (vgl. „Briefwechsel zwischen Goethe und F. H. Jacobi“, S. 57) erwiesen sich als fruchtlos; aber am 2. October 1782 schreibt Goethe, indem er außerdem ein Darlehen aus älterer Zeit an Jacobi zurückbezahlt: „Wenn man alt und die Welt enger wird, denkt man dann freilich mit Wunden an die Zeiten, wo man sich zum Zeitvertreibe Freunde verscherzt und in leichtsinnigem Uebermuthe die Wunden, die man schlägt, nicht fühlen kann, noch zu heilen bemüht ist.“ Jacobi konnte nicht widerstehen. Ein freundschaftlicher Briefwechsel begann wieder. Nach zwei Jahren ist Jacobi mit seiner Schwester und gleichzeitig mit Matthias Claudius in Weimar, und die Freundschaft, der allerdings noch ein neuer Bruch bevorstand, war wiederhergestellt.

Wir erwähnen endlich von anderen Besuchen in Weimar noch den öfters sich wiederholenden von Goethe's altem Lehrer in der Zeichenkunst, Oeser, den der Marquise Branconi (1782), die Goethe bereits in der Schweiz kennen gelernt hatte, den Elisens von der Recke (1784) und der Fürstin Galizin (1785), in deren Begleitung sich der berühmte Philologe Hemsterhuys befand.

So war es ein nach vielen Seiten hin anregendes Leben, das Goethe in den elf Jahren, die wir zusammenzufassen gesucht haben, geführt hat; und in der That zeigt sich dies auch darin, daß seine dichterische Thätigkeit kaum jemals in dieser Periode auf längere Zeit geruht hat. Viele seiner lyrischen und dramatischen Dichtungen sind bereits bei den verschiedenen Gelegenheiten erwähnt worden, denen sie ihren Ursprung verdanken. Wir können indessen zu den ersteren noch hinzufügen das Gedicht „An den Mond“ (1778), „Meine Göttin“ (1780), „Der Sänger“ (1782), die Lieder des Harfenspielers: „Wer sich der Einsamkeit ergiebt“ und „Wer nie sein Brod mit Thränen aß“, „Das Göttliche“ und „Grenzen der Menschheit“ (1782), „Wanderers Nachtlied“, „Novemberlied“ (1783), endlich eine Reihe

von Gedichten, meistentheils Inschriften, die jetzt in der Abtheilung „Antiker Form sich nähernd" zu finden sind. Vor Allem ist aber noch darauf hinzuweisen, daß Goethe in dieser Zeit bereits an fünf großen Dichtungen, „Egmont", „Iphigenie", „Tasso", „Faust" und „Wilhelm Meister" eifrig thätig gewesen ist. An der Ausführung des „Egmont" wurde 1779 und 1782 gearbeitet; in dem letzten Jahre von März bis Mai beschäftigte ihn namentlich der vierte Akt desselben. Von der Vollendung der „Iphigenie" (1779) ist bereits früher gesprochen. Von „Tasso", der 1780 und ursprünglich auch in Prosa begonnen war, waren schon im November 1781 zwei Aufzüge fertig. Dieser Theil des Drama's blieb aber damals liegen, weil den Dichter die Ausarbeitung des Fragment gebliebenen „Elpenor" ablenkte. Auch „Faust" ward, wie sich aus einzelnen Andeutungen ergiebt, in den Jahren 1776 bis 1780 weitergefördert. Von „Wilhelm Meister" fallen die ersten Anfänge in das Jahr 1777; am 19. Mai 1783 schickte er den dritten und Anfang December desselben Jahres den vierten Theil des Werkes an Knebel, das fünfte Buch (nach der ursprünglichen Eintheilung) beschäftigt ihn 1784; am 9. December 1785 berichtet er an Frau von Stein, daß er den Plan für alle sechs folgenden Bücher des Romans Tags zuvor aufgeschrieben habe.

So drängten eine Reihe angefangener Werke zur Vollendung. Wenn indessen die Verpflichtung dazu, so zu sagen, nur eine innerliche war, so kam bald auch noch ein moralischer Zwang hinzu. Obgleich Goethe bisher keine Sammlung seiner Werke veranstaltet hatte, so waren doch im Verlage des Berliner Buchhändlers Himburg in den Jahren 1775—1779 drei Auflagen derselben erschienen. Goethe erzählt selbst in „Dichtung und Wahrheit", daß der unberufene Verleger sich noch seines Dienstes gegen das Publikum gerühmt und ihm zur Entschädigung etwas Berliner Porzellan angeboten habe. (Vgl. das hierauf bezügliche Epigramm in Bd. III unf. Ausg.) Goethe beschloß deshalb, selbst eine Ausgabe herzustellen, und trat zu diesem Zwecke mit dem Leipziger Buchhändler Göschen in Verbindung. Der für die vier ersten Bände bestimmte Inhalt war mit Ausnahme der „Iphigenie" schon vor der italienischen Reise fertig; aber für den fünften waren „Egmont", sowie „Claudine von Villa Bella" und „Erwin und Elmire", die gleichfalls noch umgearbeitet werden mußten, für den sechsten war „Tasso", für den siebenten „Faust" bestimmt, und nichts war vollendet.

Wenn Goethe auf diese Weise mitten in der Production

bedeutungsvoller Werke, durch innere und äußere Verpflichtungen an ihre Vollendung gebunden, plötzlich den langgehegten Wunsch, Italien kennen zu lernen, zur Ausführung bringt, so läßt sich füglich nicht annehmen, daß eine vorübergehende Verstimmung gegen die Verhältnisse in Weimar oder Unlust an der Menge amtlicher Geschäfte oder irgend ein äußerer Grund ihn auf einige Jahre aus der Heimath getrieben hat. Es war vielmehr das, wenn auch vielleicht nicht vollständig klare Bewußtsein, daß zu seiner dichterischen Vollendung und für die Kritik, die er an sich selber zu üben hätte, ihm ein bestimmtes Gesetz fehle. Ein solches Gesetz konnte er bei der Eigenthümlichkeit seiner Natur nicht aus den Schriften des Alterthums oder über das Alterthum gewinnen, sondern nur durch unmittelbare Anschauung einmal der übrig gebliebenen Kunstschätze desselben, dann aber auch der Natur, in der und aus deren Einwirkung sich das ganze antike Leben entfaltet hat. Wir werden später sehen, wie er dieses Ziel in der That gerade für die Poesie vollständig erreicht hat, obwol in Italien vorzugsweise die bildenden Künste, die Natur und selbst die Naturwissenschaften, am Wenigsten aber die Dichterwerke der Alten seine Thätigkeit in Anspruch nahmen.

XII. Von der italienischen Reise bis zur Verbindung mit Schiller. September 1786 bis Juni 1794.

Nachdem Goethe sich in der ersten Hälfte des Jahres 1786 im Stillen zu einer längeren Abwesenheit von der Heimath vorbereitet hatte, reiste er am 24. Juli nach Karlsbad ab. Von der Herzogin Luise, die am 18. Juli von einer Prinzessin (der späteren Erbgroßherzogin von Mecklenburg-Schwerin) entbunden war, hatte er Tags zuvor Abschied genommen, ohne daß sie oder irgend Jemand in Weimar von seinen weiteren Plänen etwas wußte; den Herzog, der allerdings im Allgemeinen in dieselben eingeweiht sein mußte, sah er nicht mehr, da dieser gerade seinen Großoheim, den alten Herzog Ludwig von Braunschweig, bei dessen Abreise von Weimar begleitet hatte; er traf ihn indessen schon im Anfange des nächsten Monats in Karlsbad wieder, wo auch Herder's und Frau von Stein in diesem Sommer wieder verweilten. Die Letztere, welche schon am 14. August nach Hause zurückkehrte, ist vielleicht die Einzige, welche von seiner Absicht, nach Italien zu gehen, in Kenntniß gesetzt war.

Die fünf Wochen, welche Goethe in Karlsbad blieb, vergingen in angenehmer und heiterer Gesellschaft noch schnell genug. Die Redaction seiner Schriften für die oben erwähnte Ausgabe gab unterhaltende Beschäftigung und ließ noch Zeit zu naturwissenschaftlichen, besonders mineralogischen Studien übrig. Auch machte es ihm Freude, auf den Wunsch des geselligen Kreises, in dem er lebte, seine noch ungedruckten oder umgearbeiteten Dichtungen vorzulesen. Aber wenn auf diese Weise „Werther's Leiden" schnell in ihre zweite Gestalt gebracht wurden und „Iphigenie" allmählig ihr metrisches Gewand erhielt, so war die Menge dessen, was unvollendet geblieben, doch überwiegend, und die Freunde hatten nicht Unrecht, wenn sie Goethe's Geburtstag durch den Scherz feierten, daß sie in mehreren Gedichten die unvollendeten seiner Poesien um ihre Ausführung bitten ließen.

Am 3. September, nachdem die vier ersten Bände seiner Schriften vollständig revidirt waren, wie er seinem Hausgenossen noch unmittelbar vor seiner Abreise schrieb (vergl. Goethe's Briefe an Friedrich von Stein, S. 32), stahl er sich nach seinem eigenen Ausdrucke früh 3 Uhr aus Karlsbad weg; dem Herzoge, der Karlsbad wenige Tage vorher verlassen, hatte er am Tage vor seiner Abreise geschrieben: „Zu den vier letzten Bänden meiner Schriften bedarf ich Muße und Stimmung; ich habe die Sache zu leicht genommen und sehe jetzt erst, was zu thun ist, wenn es keine Sudelei werden soll. Dieses Alles und noch viele zusammentreffende Umstände drängen und zwingen mich, in Gegenden der Welt mich zu verlieren, wo ich ganz unbekannt bin. Ich gehe ganz allein unter einem fremden Namen und hoffe von dieser etwas sonderbar scheinenden Unternehmung das Beste. Nur bitt' ich, lassen Sie Niemanden nichts merken, daß ich außen bleibe!"

Goethe reiste als Kaufmann Möller über Regensburg, München, den Brenner, Botzen, Trient und traf am 11. September in Roveredo ein; hier, an der damaligen Sprachgrenze des Deutschen und Italienischen, mußte er zum ersten Male, wie er schreibt, seine Sprachkünste versuchen. Am 16. September ist er in Verona und nach einem kurzen Aufenthalte in Vicenza und Padua. Er bleibt vom 28. September bis 14. October in Venedig; Theater, Gerichtssitzungen, Volksleben, die Werke der Baukunst, Bildhauerei und Malerei beschäftigen ihn aufs Angregendste. Dann geht er weiter über Ferrara, Bologna, Florenz und Spoleto nach Rom, wo er am 28. October anlangt.

Sein erster Aufenthalt daselbst dauerte bis zum Februar des nächsten Jahres. Es scheint jedoch, ehe wir in unserm kurzen Berichte fortfahren, zweckmäßig zu sein, wenn wir daran erinnern, daß es nicht unsere Absicht sein kann, ein lebensvolles Bild von den Eindrücken zu geben, die Goethe in Rom und in Italien überhaupt gewonnen hat, schon deswegen nicht, weil seine eigene unübertreffliche Schilderung der italienischen Reise allgemein zugänglich und bekannt ist. Eher dürfte es sich rechtfertigen, seinen eigenen Bericht, wenigstens für Einzelnheiten, durch eine neue Quelle zu bestätigen, die erst in diesem Jahre bekannt geworden ist. Wenige Tage nämlich, nachdem Goethe am 22. Februar mit dem befreundeten Maler Tischbein (vgl. Bd. II, S. 202 und 400 unt. Ausg.) nach Neapel gegangen war, erstattete der Graf Franz von Herzan, Cardinal und bevollmächtigter Minister Oestreichs am Römischen Hofe, an den Grafen Kaunitz Bericht über Goethe's Thun und Treiben in Italien Er schreibt an diesen am 3. März 1787: „Herr Goethe hat sich zwei Monate hier aufgehalten und trachtete, unbekannt zu bleiben und änderte deswegen seinen Namen in den „Müller" um, unter welcher Aufschrift auch seine Briefe an ihn gekommen. Er soll wenige Gesellschaften besucht haben; einige Male war er bei dem jungen Fürsten Lichtenstein, und mein deutscher Sekretär, welcher in einem Gasthofe mit ihm bekannt geworden, sagte mir, daß er vermuthe, seine Absicht sei, eine Reisebeschreibung zu machen und daß er ihm einige Stücke aus seinem Tagebuche vorgelesen, wo er über die Inquisition, die gegenwärtige Regierung und das große Elend Rom's scharfe und bissige Anmerkungen macht. Er wohnte hier bei dem deutschen Maler Tischbein, und mit eben diesem ist er nach Neapel gereist. Ich habe meinem Sekretär, auf dessen Rechtschaffenheit ich mich verlassen kann, aufgetragen, daß er bei seiner Rückkunft, die wahrscheinlich bald erfolgen dürfte, sich mit Jenen in einen näheren Umgang setzen soll, um hierdurch im Stande zu sein, mit Sicherheit ein wachsames Auge auf seine Aufführung und allfällig geheime Absicht tragen zu können, wo sonach Ew. Liebden das, was immer zu meiner Kenntniß gelangen wird, unverweilt zu berichten die Ehre haben werde." Man sieht, Graf Herzan war im Allgemeinen gut unterrichtet, wenn auch Goethe um die Zeit seines Schreibens bereits vier Monate in Rom war, sich nicht Müller, sondern Möller nannte und erst nach einem Vierteljahre (am 6. Juni) wieder nach Rom zurückkehrte. Man sieht auch,

daß die Sache den Grafen Herzan interessirte. Schon nach drei Wochen (am 24. März) ist er im Besitze ausführlicherer Nachrichten, von denen diejenigen, welche sich auf Goethe's Pläne für die Zukunft beziehen, allerdings unrichtig sein mußten, da Dieser dieselben später selbst änderte. Aber Herzan weiß doch, daß er außer Tischbein und dem Fürsten Lichtenstein viel mit dem russischen Rathe Reiffenstein verkehrt, daß er in die arkadische Versammlung unter dem Namen Megalio aufgenommen ist, an einer neuen Ausgabe seiner Werke in acht Bänden arbeitet und die „Iphigenie" vollendet hat, welche der Abbate Tacchi ins Italienische übersetzen werde. Ja, Herzan's Secretär ist sogar (auf welchem Wege, wird uns freilich nicht mitgetheilt) in den Besitz eines Briefes von Goethe's Mutter gekommen, den diese am 17. November 1786 an ihren Sohn geschrieben hat, und der für Kaunitz mitgesendet wird.*)

Goethe hatte indessen, während er ein Interesse erregte, das ihm gewiß unbekannt war, fünf Wochen in Neapel zugebracht, von wo aus er am 2. März den Vesuv bestiegen hatte, und reiste, von dem jungen, ihm von Tischbein empfohlenen Maler Kniep begleitet, am 29. März nach Sicilien ab, wo er nach einer ziemlich langsamen Ueberfahrt, auf der ihn die weitere Ausarbeitung des „Tasso" beschäftigte, am 2. April im Hafen von Palermo vor Anker ging. Am 18. April trat er mit seinem Reisegefährten zu Pferde die Reise durch die Insel an, die fast einen Monat dauerte. Er besuchte Segest, Girgenti, Catania, Messina und schiffte sich in letzterer Stadt am 14. Mai ein. Erst nach einer viertägigen Fahrt, nachdem das Schiff nahe daran gewesen war, an der Insel Capri zu scheitern, traf Goethe wieder in Neapel ein. Das Incognito hatte er hier abgelegt, da er den vierzehntägigen Aufenthalt zu keiner ernsteren Thätigkeit bestimmt hatte und Einladungen anzunehmen bereit war, die ihm freilich in den letzten Tagen seines Aufenthalts wieder sehr störend wurden. — Goethe's zweiter Aufenthalt in Rom währte genau drei Monate, vom 6. Juni bis zum 7. September, und war vorzugsweise der Förderung seiner Dramen gewidmet. Es folgte dann eine ländliche Episode, meistens in

*) Vergl. Sebastian Brunner „Die theologische Dienerschaft am Hofe Joseph's II." Wien 1868. S. 151, S. 156, S. 160. An einer Stelle dieses Werkes spricht Herzan auch noch die Befürchtung aus, daß Goethe auf die Besetzung der Coadjutorstelle Mainz seinen Einfluß im preußischem Interesse geltend machen werde. Diesen Posten erhielt bekanntlich Dalberg.

Castel Gandolfo bei Frascati, während welcher Zeit er eine leidenschaftliche, wenn auch nur vorübergehende Neigung zu einer schönen Mailänderin faßte, deren Name uns nicht berichtet wird. Nach seiner Rückkehr endlich brachte er noch ein halbes Jahr in Rom zu, welches er am 22. April 1788 verließ. Er reiste, unterwegs am Tasso arbeitend, über Florenz, Mailand, den Comersee, Chur, den Bodensee, Stuttgart und Nürnberg zurück und traf am 18. Juni wieder in Weimar ein.

Einzelne Persönlichkeiten, mit denen Goethe während seiner italienischen Reise in Beziehung trat, mußten schon in dem vorangehenden Berichte erwähnt werden; andere müssen wir nachtragen. Es war natürlich, daß er bei seinem Streben nach tieferem Kunstverständnisse sich vorzugsweise an die Künstler hielt, und so stand er denn außer mit Tischbein in Rom namentlich in Verkehr mit Angelika Kaufmann und in Neapel mit Philipp Hackert, dessen Biographie er später in den Jahren 1810 bis 1811 verfaßte. Bei seinem dritten Aufenthalte in Rom stand ihm besonders Heinrich Meyer aus Stäfa nahe, der später selbst nach Weimar zog und sein Hausgenosse wurde, während die Verbindung mit dem Maler Müller, für den Goethe selbst durch eine eifrige Sammlung die Mittel zu seiner Ausbildung in Italien besorgt hatte, mit dem Bildhauer Trippel, mit dem Architekten Hirt und dem jungen Bury aus Hanau nicht gleich eng war. — Von italienischen Schriftstellern lernte er namentlich den Abbate Monti kennen, den er bei dem Fürsten von Lichtenstein seine Tragödie „Aristodem" vorlesen hörte, außerdem den 1788 im 36. Jahre verstorbenen Ritter Filangieri, den Verfasser der Schrift „La scienza della legislatione". Von besonderem Nutzen aber war für ihn der Umgang mit K. Ph. Moritz (1757—1793), der sich von November 1786 bis zum Herbste 1788 in Italien aufhielt. Dessen „Wanderungen nach England" und die ersten Theile seines biographischen Romans „Anton Reiser" hatten bereits Goethe's Aufmerksamkeit erregt, und seine Persönlichkeit sprach ihn in hohem Grade an. „Es ist ein reiner, trefflicher Mann," sagt er von ihm in der italienischen Reise", „an dem wir viele Freude haben." In der That hatte sich Moritz nicht allein theoretisch mit ästhetischen Fragen beschäftigt, ein Gebiet beiläufig, in welchem seine Schriften auch auf Schiller anregend wirkten, sondern er war beispielsweise auch ein genauer Kenner der deutschen Prosodie. Goethe, der diese nie wissenschaftlich kennen gelernt oder aus ihr ein Studium

gemacht hatte, ließ sich hier von ihm die Wege weisen und benutzte das Gewonnene für die metrische Umarbeitung der Dramen, die ihn beschäftigten.

Ueber den neuen Freunden vergaß indessen der in der Ferne Weilende die in der Heimath nicht. Wir sind im Besitze einer reichen Anzahl von Briefen, die dieser Zeit seiner Abwesenheit angehören. Sie sind an seine Mutter, an Jacobi, an Merck, an Herder's, Knebel, an seinen Zögling Fritz von Stein u. A. gerichtet; dazu kommt noch eine ausführliche Correspondenz mit dem Herzoge, die zum größten Theile erst in diesem Jahre bekannt gewordene mit Voigt, endlich die wichtigste von allen: die mit Frau von Stein. Aus diesen letzteren Briefen, die Goethe sich nach seiner Rückkehr wiedergeben ließ, ist die italienische Reise in der Gestalt, wie sie später in seinen Werken erschien, nach der Angabe Derjenigen, der den genauesten Einblick in dieses Verhältniß gehabt hat, des Herausgebers der „Briefe Goethe's an Frau von Stein" (Bd. III, 292), nur Auszug und Ueberarbeitung. „Zum größten Theil," heißt es an der angeführten Stelle, „ist der Inhalt wörtlich derselbe, nur häufig in den besonderen Stücken umgestellt und anders vertheilt. Manches ist hinzugethan; Vieles ist weggeschnitten; denn nicht nur sind in den Briefen die Berichte fortwährend durchflochten mit eben solchen Ausdrücken unverbrüchlicher, warmer Anhänglichkeit an die Freundin, wie alle die Blätter der vorhergehenden Jahre sie enthalten, sondern es ist auch die Darstellung und Erörterung von Naturbeobachtungen hie und da viel ausführlicher, in der Besprechung von Gebäuden, Kunstwerken mehr Ernst. Jenem allerdings classischen Charakter (von diesem Prädicat müssen freilich die in letzter Redaction eingeschobenen resumirenden und paraphrasirenden „Berichte" ausgenommen werden), welchen die Umarbeitung den Tagebüchern gab, hat sie manche Stelle geopfert, die an sich von der Sinnenhelle des Dichters und seiner gemüthlich tiefen Verehrung der Schöpfung einen liebenswürdigen Eindruck gewährt."

Während Goethe so ein größeres Werk vorbereitet hatte, gewissermaßen ohne es zu wissen, war er in demjenigen, was er zu Ende führen wollte, nicht so schnell vorgeschritten, als er wünschte. Allerdings war „Iphigenie in Tauris", von der ihn einige Zeit hindurch der Plan zu einer „Iphigenie in Delphi" abgelenkt hatte, im Anfange des Jahres 1787, und „Egmont" im September desselben Jahres vollendet worden. Auch die

beiden Singspiele „Erwin und Elmire“, sowie „Claudine von Villa Bella“ hatten ihr prosaisches Gewand mit einem metrischen vertauscht und konnten noch 1788 mit „Egmont“ als fünfter Band der neuen Ausgabe von Göschen erscheinen. Von kleineren Dichtungen war „Künstlers Erdenwallen“ umgearbeitet, „Künstlers Apotheose“, „Amor als Landschaftemaler“ (Bd. II. S. 187 unsr. Ausg.) und das Gedicht „Cupido, loser, eigensinn'ger Knabe“ (Bd. III unsr. Ausg.) in Italien neu entstanden. Dagegen ist „Faust“ dort wahrscheinlich nur um die Scene der Hexenküche gefördert und „Tasso“ nicht völlig vollendet worden.

Indessen auch die positiven und augenscheinlichen Resultate werden Demjenigen nicht gering erscheinen, der bedenkt, in wie eifriges Studium Goethe außerdem der Natur und der bildenden Kunst gewidmet hat, und vollends wird dies nicht der Fall sein, wenn er sich die Umwandlung vergegenwärtigt, welche der Aufenthalt in Italien in dem Gesammtwesen des Dichters hervorgebracht hat. Dieser Umwandlung ist er sich selbst wohl bewußt; denn er schreibt schon am 20. December 1786, also nach einem kaum zweimonatlichen Aufenthalte in Rom: „Und doch ist Alles mehr Mühe und Sorge als Genuß. Die Wiedergeburt, die mich von innen heraus umarbeitet, wirkt immer fort. Ich dachte wol, hier was Rechts zu lernen; daß ich aber so weit in die Schule zurückgehen, daß ich so viel verlernen, ja durchaus umlernen müßte, dachte ich nicht; nun bin ich aber einmal überzeugt und habe mich ganz hingegeben, und je mehr ich mich verleugnen muß, desto mehr freut es mich. Ich bin wie ein Baumeister, der einen Thurm aufführen wollte und ein schlechtes Fundament gelegt hatte; er wird es noch bei Zeiten gewahr und bricht gern wieder ab, was er schon aus der Erde gebracht hat; seinen Grundriß sucht er zu erweitern, zu veredeln, sich seines Grundes mehr zu versichern und freut sich schon im Voraus der gewissen Festigkeit des Baues.“

Worin aber diese Umwandlung bestand, das ist eine Frage, deren Beantwortung der Dichter uns selbst überläßt; indessen läßt sich in Beziehung auf dieselbe wenigstens so viel leicht erkennen, daß das wirkende Mittel nur die Anschauung der Natur und der Kunst des Alterthums sein konnte. In gewisser Weise war allerdings schon ursprünglich eine natürliche Verwandtschaft zwischen Goethe und dem Geiste des Alterthums vorhanden. Als ein erstes Zeichen hiervon sehen wir, daß er auch schon in früheren Jahren in seiner Dichtungsweise stets vom Sinnlich-

Individuellen ausging und nur das Wirkliche darstellte. Seine zahlreichen lyrischen Gedichte liefern hierfür den deutlichsten Beweis, da fast sämmtlichen bestimmte Anlässe und gegebene Verhältnisse zum Grunde liegen, aus denen sie hervorgegangen sind; aber auch „Werther", „Götz", „Wilhelm Meister" u. a. zeigen uns dieselbe Erscheinung. Ganz dasselbe findet bei den Dichtern des Alterthums, besonders bei den Griechen, statt. Pindar's Hymnen und Oden sind meistens durch äußere Veranlassungen hervorgerufen und an sie geknüpft; die Homerischen Gedichte lehnen sich an die Stammsagen des eigenen Volkes an, und auch die Tragödie erfindet ihre Stoffe nicht, sondern benutzt die vorhandenen Mythen. Zweitens zeigt die religiöse Richtung Goethe's eine Verwandtschaft und Uebereinstimmung mit dem Alterthum. Wir haben zwar mehrfach Gelegenheit gehabt, zu sehen, mit welchem Interesse er auch die verschiedenen Erscheinungsformen des Christenthums in sich aufnahm, und brauchen dazu nur an sein Studium der Bibel und herrnhutischer Schriften, an seinen Umgang mit Fräulein von Klettenberg, Jung-Stilling und Lavater zu erinnern. Aber während er den sittlichen Bestandtheilen der christlichen Lehre Anerkennung zollt und selbst Tugenden übt, die wir rein christliche nennen müssen, ist er doch auch schon in früherer Zeit jedem Dogma gegenüber feindlich oder zum Mindesten gleichgiltig und neigt sich auch in dieser Beziehung der pantheistischen Auffassung des Alterthums zu. — Während nun diese beiden antiken Momente in Goethe's Natur bereits vorhanden waren, zeigt sich in späterer Zeit noch ein drittes, und von diesem ist ersichtlich, daß es erst durch seinen Aufenthalt in Italien in ihm Aufnahme gefunden hat. Schon Winckelmann, dem Goethe 1805 in seiner Schrift „Winckelmann und sein Jahrhundert" ein schönes Denkmal setzte, hatte sich in seiner Kunstgeschichte die Aufgabe gestellt und mit glücklichem Erfolge gelöst, nachzuweisen, wie in der ganzen griechischen Kunst das Streben nach dem Ideal obwalte. Ebenso wie in den bildenden Künsten, ist es aber auch in der Poesie. Antigone, Penelope, Achilles, Ajax sind eigentlich mehr allgemeine Typen als speciell durchgeführte Charaktere; eine wirklich individuelle Gestaltung ist nicht im Sinne der Antike. Welche Mittel die Alten nun in den plastischen Künsten verwendeten, um sich ihren Idealen zu nähern, hat Winckelmann nachgewiesen; es ist aber leicht zu sehen, daß auch in der Poesie ähnliche angewendet werden mußten. Es war die Form im

weitesten Sinne genommen, die äußerste Vollendung derselben, der die Dichter ihr Hauptaugenmerk zuwandten.

In dieser Richtung sehen wir, und zwar besonders an seinen späteren Dichtungen, die aus der Zeit der Gemeinschaft mit Schiller stammen, hat Italien auf Goethe gewirkt. Er überzeugte sich jetzt von dem Werthe bestimmter Formen; er erkannte, wie wichtig es sei, daß der Dichter Gegenstände wähle, die wirklich darstellbar wären, erkannte die Nothwendigkeit des treuesten und beharrlichsten Fleißes bei aller Ausführung im Einzelnen und lernte auch, wie er selbst sagt, auf die mechanischen Vortheile und Verrichtungen der Kunst achten.

Es darf uns dabei nicht Wunder nehmen, daß die Resultate davon nicht plötzlich, sobald Goethe nur den Fuß wieder auf deutschen Boden gesetzt hatte, hervortraten; zunächst war der schroffe Wechsel, den das Leben in der Heimath gegen das in Italien darbot, einer freien dichterischen Production ungünstig; und dann fand auch Goethe zu Hause Manches anders, als er wünschte. Alte freundschaftliche Verhältnisse wie mit Wieland, Knebel und Herder hatten sich durch die lange Zeit seiner Abwesenheit wol etwas gelockert, oder Goethe fand bei den genannten Männern nicht das eingehende Verständniß für das, was ihn jetzt besonders interessirte. Der Herzog gab sich mit größerem Eifer, als es Goethe wünschte, der Beschäftigung mit dem Militärwesen hin, und selbst das innigste Verhältniß, welches ihm Weimar darbot, löste sich bald gänzlich in Folge einer Verbindung, die Goethe nach seiner Rückkehr aus Italien einging, einer Verbindung, die freilich nach der anderen Seite viel dazu beitrug, um das Gefühl der Verstimmung, das sich seiner bemächtigt hatte, wieder zu beseitigen.

Auf einem Spaziergange im Park, im Herbste 1788, trat ein junges Mädchen zu ihm heran und überreichte ihm eine Bittschrift ihres Bruders in Jena, der sich als Verfasser des Romans „Rinaldo Rinaldini" bekannt gemacht hatte. Dies gab den ersten Anlaß zu der Bekanntschaft mit der damals 24jährigen Christiane Vulpius, die Goethe, als sie ihm Weihnachten 1789 einen Sohn geboren hatte, mit ihrer Tante und Schwester in sein Haus nahm. Er erzog sich an der ihm treu ergebenen Geliebten eine an seinen naturwissenschaftlichen Arbeiten theilnehmende Schülerin und hatte in ihr eine seine häuslichen Angelegenheiten umsichtig und gewissenhaft besorgende Wirthin. Die Vermählung mit ihr fand erst am 19. October 1806 statt, unmittelbar

nach der Schlacht bei Jena; die Anerkennung der legitimen Geburt seines Sohnes kann indessen nicht, wie es gewöhnlich angenommen wird, der hierfür bestimmende Grund gewesen sein, da dieselbe bereits viel früher bewerkstelligt war. Daß Christiane Goethe geistig nicht genügen konnte, unterliegt keinem Zweifel; aber er liebte sie und beklagte ihren Tod, der am 6. Juni 1816 erfolgte, mit dem Ausdrucke des tiefsten und wahrsten Schmerzes. (Vgl. Gedichte Band II, S. 429 unf. Ausg.)*)

In unmittelbarem Zusammenhange mit dem neugebildeten Verhältnisse steht das Zurückziehen Goethe's von manchen geselligen Verbindungen; die schmerzlichste Folge desselben war für ihn das Aufhören der zwölfjährigen Freundschaft zu Frau von Stein. Wir können nach Goethe's Briefen an sie keinen von beiden Theilen von der Schuld eines egoistischen Verhaltens freisprechen, wenn auch auf Goethe's Seite das Maß desselben etwas größer sein mag; doch fehlen, wie oben erwähnt, ihre Briefe, weshalb sich das Verhältniß nicht vollständig übersehen läßt.

Er indessen hatte schon Schwereres als dies ertragen; bei seiner glücklichen Fähigkeit, sich über unangenehme Zustände hinwegzusetzen, fand er sich bald im Stande, alle Verstimmung zu überwinden und sich wieder einer geregelten Thätigkeit zu widmen. Besonders günstig hierfür war der Umstand, daß der Herzog schon vor seiner Rückkehr aus Italien auf sein Bitten „dem Gegenwärtigen den ferneren Urlaub gegönnt hatte, der dem Abwesenden bewilligt war". Zwar enthielt das am 11. April 1788 an die Kammer erlassene herzogliche Reicript den Passus, daß Goethe nun in beständiger Connexion mit den Kammerangelegenheiten zu bleiben berechtigt sei, den Sessionen des Collegiums von Zeit zu Zeit, so wie es seine Geschäfte erlaubten, beizuwohnen und dabei seinen Sitz auf dem „für Uns bestimmten Stuhle" zu nehmen; es fehlte aber jeder Zwang, und der Grad seiner Betheiligung an den Geschäften war von seinem freien Willen abhängig. In dieser Zeit der Muße, die nur durch die Ansprüche des Hofes an seine Gegenwart bisweilen gestört wurde, ist es vorzugsweise die Pflanzenmetamorphose, die ihn beschäftigt (vgl. auch Gedichte Bd. II, S. 227 unf. Ausg.); er arbeitet außerdem einzelne Partien der italienischen Reise für den „Teutschen Merkur" aus und von Dichtungen ent-

*) Wir kennen nur einen der von Goethe an Christiane gerichteten Briefe, unter diesen hat einen sehr herzlichen Ton; er schließt: „Lebe wohl und liebe

stehen außer einigen kleinen Gedichten, die noch in dem achten Bande der ersten Ausgabe seiner Schriften (1789) Platz fanden, die „Römischen Elegien", zu denen Italien Stimmung und Farbe, das Liebesleben der Gegenwart den wirklichen Anlaß darboten. Die Anwesenheit von Moritz, der am 1. December 1788 bis Ende Januar 1789 in Weimar und in Goethe's eigenem Hause lebte, fällt mit einer Wiederaufnahme des „Tasso" zusammen, der im Juli 1789 vollendet ward.

Das nächste Jahr brachte allerdings wieder mannichfache Geschäfte und Zerstreuungen. Die ersten stehen damit in Verbindung, daß ihm allmählig die Sorge für alle wissenschaftlichen Anstalten des Landes übertragen ward; er widmet sich namentlich den Verhältnissen der Landesuniversität, sorgt für die zweckmäßigere Einrichtung und Aufstellung der dortigen Sammlungen und Museen und arbeitet den Plan zur Anlegung eines botanischen Gartens aus (vgl. C. J. Sauppe „Goethe's Leben und Werke" in chronologischen Tafeln. 1854. S. 49); aber Alles dieses läßt ihm noch Zeit, Studien zur Farbenlehre zu machen und die Zweifel, die für ihn an der Newton'schen Hypothese entstehen, durch eine Reihe von Versuchen zu begründen. Eine Zerstreuung dagegen boten wieder zwei Reisen dar, die ihn von März bis October in Anspruch nahmen. Einmal ging er der Herzogin Amalie, die schon im August 1788 eine Reise nach Italien angetreten hatte, Mitte März bis Venedig entgegen. Da sich die Rückkehr derselben über Neapel verzögerte, so hatte Goethe in Venedig einen längeren Aufenthalt, dem wir das Entstehen des größten Theils der „Venetianischen Epigramme" verdanken. Noch auf der Rückreise in Augsburg traf ihn eine Einladung des Herzogs, der als General in preußischem Dienste stand, das Feldlager in Schlesien zu besuchen. Goethe folgte derselben und war in Folge dessen wieder von Ende Juli bis Anfang October von Weimar abwesend. Auch über diese Reise, bei deren Beendigung er einige Wochen in Dresden verweilte, sind kürzlich neue Nachrichten zu Tage gekommen, auf die wir, weil sie sich auf Einzelnheiten beziehen, hier nicht näher eingehen können. Wir verweisen deshalb betreffs derselben auf die Schrift von H. Wentzel „Goethe in Schlesien", 1867.

Das nächste Jahr (1791) verging äußerlich so ruhig, daß Goethe kaum Weimar verließ, brachte ihm aber doch wieder eine neue Thätigkeit. Der Herzog kündigte den Contract mit der Bellomo'schen Gesellschaft, wenn er auch einen Theil

der Mitglieder derselben zurückbehielt, und stellte Goethe mit unumschränkter Vollmacht als obersten Leiter an die Spitze des neu zu begründenden Hoftheaters. Dasselbe wurde am 7. Mai mit Iffland's „Jägern" eröffnet. Der Theaterzettel (vergl. E. Pasqué I, 70) zeigt uns bereits eine Reihe von Schauspielern, auf deren künstlerische Ausbildung Goethe nachher so vortheilhaft eingewirkt hat: Malkolmi, Becker, den älteren Genast, und vor Allen Christiane Neumann, die schon sechs Jahre später starb und deren Andenken er mit der schönen Elegie „Euphrosyne" (vergl. Bd. II, S. 48 unsr. Ausg.) feierte. In der That hatte Goethe aber Recht, wenn er in seinem Prologe den Schauspieler sagen läßt, daß man erst anfinge, „nach jenem schönen Ziel vereint zu wandeln"; denn es waren unendliche Schwierigkeiten zu überwinden; es mußten nicht allein die Schauspieler gebildet, sondern es mußte auch vor Allem der Geschmack des Publikums gebildet werden, dem bis dahin Singspiele und Operetten und höchstens leichte Lustspiele besser als das classische Drama zusagten. Auch Goethe konnte anfangs nicht allzu energisch gegen diese Richtung wirken; seine eigenen Stücke „Der Groß-Kophta", „Der Bürger-General", „Die Aufgeregten", seine Betheiligung an den „Theatralischen Abenteuern", die Aufführung vieler Lustspiele von Kotzebue beweisen im Gegentheil seine Nachgiebigkeit gegen Hof und Publikum. Darstellungen wie die seiner „Iphigenie", des „König Johann" von Shakespeare, von Mozart's „Don Juan" und Schiller's „Don Karlos" (1792) und einige andere gehören zu den Ausnahmen. Wir werden indessen sehen, wie schon nach wenigen Jahren, hauptsächlich durch die enge Verbindung mit Schiller, ein neuer Schwung in alle diese Bestrebungen kam, und die wirklich goldene Zeit für die Weimar'sche Bühne gleichzeitig mit dem eigentlich classischen Zeitalter unserer Literatur begann.

In dieser Zeit, die auch in Goethe's Leben der Höhepunkt ist, muß denn auch unsere Darstellung hineilen. Wir erwähnen deshalb nur flüchtig den Feldzug in der Champagne, an dem Goethe auf des Herzogs Wunsch im August und September 1792 theilnahm, sowie die Belagerung von Mainz, welche den größten Theil des Sommers 1793 beanspruchte; geben doch über Beides Goethe's eigene biographische Nachrichten vollständige Auskunft. Ein Gleiches gilt von der Rückreise aus der Champagne, an die sich ein sechswöchentlicher Aufenthalt bei Jacobi und ein Besuch bei der Fürstin Gallizin in Münster anschlossen. Dagegen ist

von der Belagerung von Mainz noch zu berichten, daß Goethe sich während derselben eifrig mit der weiteren Ausarbeitung von „Reineke Fuchs" beschäftigte, den er im Anfange des Jahres begonnen hatte. Eine solche Ablenkung mochte bei den unerfreulichen Tagesereignissen um so nothwendiger sein, als auch für Frankfurt, wo Goethe's Mutter lebte, eine trübe Zeit in Aussicht stand. In der That mußte dieselbe schon im Anfange des nächsten Jahres Vieles von ihrem Besitzthum veräußern, konnte jedoch nicht bewogen werden, Frankfurt zu verlassen. — Goethe selbst war schon Ende August 1793 nach Weimar zurückgekehrt. Die Wiederaufnahme der Leitung des Theaters, welches mit einem von ihm gedichteten Prolog am 15. October eröffnet wurde, die Redaction seiner „Neuen Schriften", von denen der erste Band, hauptsächlich den „Groß-Kophta" und die Schilderung des „Römischen Carnevals" enthaltend, schon im Jahre zuvor erschienen war, endlich das weitere Studium der Farbenlehre nahmen ihn völlig in Anspruch. Dazu kam die Einrichtung eines neuen Hauses auf dem Frauenplan, das der Herzog für ihn hatte ausbauen lassen, und endlich, wenigstens seit dem Beginn des Jahres 1794, die Wiederaufnahme von „Wilhelm Meister". Mitten in diese Thätigkeit fallen aber auch zugleich die Anfänge einer neuen Verbindung für Goethe, die wichtiger für ihn und die ganze deutsche Literatur war als irgend eine, in die er vorher oder nachher getreten ist. Es begann der Bund mit Schiller, der ungetrübt bis zum Tode des Letzteren, also fast 11 Jahre, dauerte, jene Zeit hindurch, die man mit vollem Rechte als die eigentlich classische Periode unserer Literatur bezeichnet hat.

XIII. Goethe in gemeinschaftlichem Wirken mit Schiller.

Schiller war zum ersten Male schon in der zweiten Hälfte des Juli 1787 nach Weimar gekommen, also zu einer Zeit, wo Goethe noch in Italien war. Ihr erstes Zusammentreffen im Hause der Frau von Lengefeld am 7. September 1788 brachte sie einander nicht näher. Schiller's erste dramatische Werke waren Goethe verhaßt, weil Jener „als ein kraftvolles, aber unreifes Talent eben die ethischen und theatralischen Paradoxen, von denen er selbst sich inmittelst zu reinigen gestrebt, recht in vollem, hinreißenden Strome über das Vaterland er-

gossen hatte". Ob Goethe damals schon den „Karlos" gelesen hatte, müssen wir dahingestellt sein lassen, wenn er auch später anerkannte, daß der Dichter sich in ihm bemüht habe, „sich zu beschränken und dem Rohen, Uebertriebenen und Gigantischen zu entsagen". Auch Schiller's erster Bericht über dies Zusammentreffen, von dem er seinem Freunde Körner in Dresden schon nach wenigen Tagen Mittheilung macht, ist wenigstens nicht unbedingten Lobes voll; seine mündlichen Aeußerungen über Goethe sollen sogar sehr hart gewesen sein. Hier schreibt er indessen doch, nachdem er von dem unter seiner Erwartung gebliebenen Eindruck gesprochen, den dessen Gestalt und Haltung auf ihn gemacht habe: „Im Ganzen genommen ist meine in der That große Idee von ihm nach dieser persönlichen Bekanntschaft nicht vermindert worden; aber ich zweifle, ob wir einander je sehr nahe rücken werden. Vieles, was mir jetzt noch interessant ist, was ich noch zu wünschen und zu hoffen habe, hat seine Epoche bei ihm durchlebt; er ist mir — an Jahren weniger, als an Lebenserfahrungen und Selbstentwicklung — so weit voraus, daß wir unterwegens nie mehr zusammenkommen werden, und sein ganzes Wesen ist schon von Anfang her anders angelegt als das meinige; seine Welt ist nicht die meinige; unsere Vorstellungsarten scheinen wesentlich verschieden. Indessen schließt sich's aus einer solchen Zusammenkunft nicht sicher und gründlich. Die Zeit wird das Weitere lehren." — Daher war es vergeblich, daß Freunde und Verehrer der beiden großen Dichter in der ersten Zeit Beide einander zu befreunden suchten. Goethe nahm selbst an der Berufung Schiller's nach Jena keinen anderen Antheil als den, der ihm geschäftlich zukam, und Dieser schrieb um dieselbe Zeit, als seine Anstellung betrieben wurde, am 2. Februar 1789 an Körner:

„Oefters um Goethe zu sein, würde mich unglücklich machen. Er hat auch gegen seine nächsten Freunde keinen Moment der Ergießung; er ist an nichts zu fassen. Ich glaube in der That, er ist ein Egoist in ungewöhnlichem Grade. Er besitzt das Talent, die Menschen zu fesseln und durch kleine sowol als große Attentionen sich verbindlich zu machen; aber sich selbst weiß er immer frei zu behalten. Er macht seine Existenz wohlthätig kund, aber nur wie ein Gott, ohne sich selbst zu geben; dies scheint mir eine consequente und planmäßige Handlungsart, die ganz auf den höchsten Genuß der Eigenliebe calculirt ist. Ein solches Wesen sollten die Menschen nicht um sich herum aufkommen lassen. Mir ist er dadurch verhaßt, ob ich gleich

seinen Geist von ganzem Herzen liebe und groß von ihm denke." — „Eine ganz sonderbare Mischung von Haß und Liebe ist es, die er in mir erweckt hat, eine Empfindung, die derjenigen nicht ganz unähnlich ist, welche Brutus und Cassius gegen Cäsar gehabt haben müssen; ich könnte seinen Geist umbringen und ihn von Herzen lieben."

Und in einem folgenden Briefe vom 25. Februar 1789 schreibt er dem Freunde: „Goethe hat weit mehr Genie als ich und dabei weit mehr Reichthum an Kenntnissen, eine sichrere Sinnlichkeit und zu Allem diesem einen durch Kunstkenntniß aller Art geläuterten und verfeinerten Kunstsinn, was mir in einem Grade, der ganz und gar bis zur Unwissenheit geht, mangelt. Hätte ich nicht einige andere Talente und hätte ich nicht so viel Feinheit gehabt, diese Talente und Fertigkeiten in das Gebiet des Drama's herüberzuziehen, so würde ich in diesem Fache gar nicht neben ihm sichtbar geworden sein." — In dem Briefe vom 9. März 1789 heißt es sogar: „Dieser Mensch, dieser Goethe, ist mir nun einmal im Wege, und er erinnert mich so oft, daß das Schicksal mich hart behandelt hat. Wie leicht ward sein Genie von dem Schicksal getragen, und wie muß ich bis diese Minute noch kämpfen!"*)

Im Ganzen war es indessen vortheilhaft, daß die Vereinigung Beider nicht zu früh erfolgte, weil vielleicht ihre Wirkung dann nicht so dauernd und nachhaltig gewesen wäre. Schiller mußte in der That noch eine wichtige Phase seiner geistigen Entwicklung durchmachen, ehe er Goethe ebenbürtig und gleichberechtigt an die Seite treten konnte. Allerdings hatte er schon früher, durch Lessing und Winckelmann angeregt, über das Wesen der Dichtkunst gedacht und geschrieben; auch Moritz' Schriften hatten auf ihn gewirkt; jetzt aber übten die Werke Kant's auf ihn einen mächtigen Einfluß aus, des Philosophen, der es unter

*) Etwa zehn Jahre später, in einem Briefe vom 23. November 1800 an Gräfin Schimmelmann, hat Schiller ein umfassenderes und gerechteres Urtheil über Goethe gefällt. Wir führen nur eine Stelle daraus an. Nachdem Schiller ihn als Dichter und Forscher geschildert, fährt er fort: „Aber diese hohen Vorzüge seines Geistes sind es nicht, die mich an ihn binden. Wenn er nicht als Mensch für mich den größten Werth vor Allen hätte, die ich persönlich je habe kennen lernen, so würde ich sein Genie nur in der Ferne bewundern. Ich darf wohl sagen, daß ich in den sechs Jahren, die ich mit ihm zusammen lebte, auch nicht einen Augenblick an seinem Charakter irre geworden bin. Er hat eine hohe Wahrheit und Biederkeit in seiner Natur und den höchsten Ernst für das Rechte und Gute ꝛc."

nommen hatte, ohne auf die bestehenden Dichtungen Rücksicht zu nehmen oder sie auch nur zu kennen, ohne die gegenwärtig giltigen Theorien zu beachten, aus den strengen Gesetzen des abstracten Denkens ein System der Dichtkunst und des Geschmackes zu bilden. Je mehr Schiller sich in dieses Studium vertiefte und sich allmählig, wenn auch auf Kant'schen Principien fußend, eine Aesthetik bildete, die seinem eigenen Sinne und den Ansprüchen, die er an die Dichtkunst machte, angemessen war, um so mehr bereitete er sich, ohne es vielleicht selber zu wissen, für jene Verbindung und zugleich für die höchsten Schöpfungen seines eigenen Genius vor.

Jahre waren indessen vergangen, Jahre einer gewaltigen politischen Aufregung und leidenschaftlicher Kämpfe im Nachbarlande, als Schiller 1794 durch die Herausgabe der von ihm zu begründenden „Horen" sich wieder auf Goethe hingewiesen sah, den er ebenso wie Wilhelm von Humboldt, Herder, Fichte, Knebel, Woltmann und Kant zur Theilnahme an seiner Zeitschrift aufforderte. Es war gewiß ganz in Goethe's Sinne, wenn Schiller in seiner Ankündigung sagte: „Je mehr das beschränkte Interesse der Gegenwart die Gemüther in Spannung setzt, einengt und unterjocht, desto dringender wird das Bedürfniß, durch ein allgemeines und höheres Interesse an dem, was rein menschlich und über allen Einfluß der Zeiten erhaben ist, hier sie wieder in Freiheit zu setzen und die politisch getheilte Welt unter der Fahne der Wahrheit und Schönheit wieder zu vereinigen." Goethe erklärte sich bereit, Beiträge zu liefern, und kurze Zeit darauf folgte bei einem zufälligen Zusammentreffen in Jena eine längere Unterredung über die Metamorphose der Pflanzen und eine zweite über die Theorie der Kunst, bis dann Schiller am 23. August jenen berühmten Brief schrieb, der in unbefangener und deutlicher Weise die Eigenthümlichkeit von Goethe's Natur darstellt und die Verschiedenheit der seinigen aus dem Gegensatze erkennen läßt. „Sie suchen", heißt es an einer Stelle, „das Nothwendige der Natur; aber Sie suchen es auf dem schwersten Wege, vor welchem jede schwächere Kraft sich wohl hüten wird. Sie nehmen die ganze Natur zusammen, um über das Einzelne Licht zu bekommen; in der Allheit ihrer Erscheinungsarten suchen Sie den Erklärungsgrund für das Individuum auf. Von der einfachen Organisation steigen Sie Schritt vor Schritt zu der mehr verwickelten auf, um endlich die verwickeltste von allen, den Menschen, genetisch aus den Ma-

terialien des ganzen Naturgebäudes zu erbauen." — „Wären Sie als ein Grieche, ja nur als ein Italiener geboren worden, und hätte schon von der Wiege an eine auserlesene Natur und eine idealisirende Kunst Sie umgeben, so wäre Ihr Weg unendlich verkürzt, ja vielleicht ganz überflüssig gemacht worden. Schon in die erste Anschauung der Dinge hätten Sie dann die Form des Nothwendigen aufgenommen, und mit Ihren ersten Erfahrungen hätte sich der große Sinn in Ihnen entwickelt. Nun, da Sie als ein Deutscher geboren sind, da Ihr griechischer Geist in diese nordische Schöpfung geworfen wurde, so blieb Ihnen keine andere Wahl, als entweder selbst zum nordischen Künstler zu werden oder Ihrer Imagination das, was ihr die Wirklichkeit vorenthielt, durch Nachhilfe der Denkkraft zu ersetzen und so gleichsam von innen heraus und auf rationellem Wege ein Griechenland zu gebären."

Dieser Brief wurde von Goethe mit Rührung und Freude aufgenommen, weil er ebensowol bewies, mit welchem Interesse als mit welchem Verständniß Schiller sein ganzes Dichten und Trachten aufgefaßt hatte, und von jetzt an erblühte in kürzester Frist jener Freundschaftsbund, der in der Geschichte der Literatur als einziges Beispiel dasteht. Persönliches Wohlwollen beider Männer gegen einander war nicht der Grund desselben, sondern erst seine Folge gewesen; aber um so mehr spricht es für die Größe ihres Charakters, daß fortan keine, auch nicht die geringste Rivalität zwischen ihnen herrscht. Sie fördern sich gegenseitig auf den verschiedenen Wegen, die sie infolge der Verschiedenartigkeit ihrer Natur einschlagen müssen, und freuen sich mit der neidlosesten Anerkennung, der Eine über den Erfolg des Andern. Einen Beweis hierfür giebt außer verschiedenen anderen Zeugnissen der Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe, von dem der Letztere Einzelnes schon in seiner später zu erwähnenden Schrift „Kunst und Alterthum" bekannt machte.*)

Jenes gemeinsame Streben Schiller's und Goethe's zeigte sich nun zunächst darin, daß Dieser die literarischen Unternehmungen des Freundes mit zahlreichen Beiträgen unterstützte. In den zehn Bänden der „Horen", die Schiller von 1795 bis 1797 redigirte, finden sich von Goethe die „Episteln" (vgl. Bd. II, S. 128 unsr. Ausg.), die Uebersetzung eines „Hymnus

*) Die erste Ausgabe des Briefwechsels erschien in sechs Bänden 1829 und 1830, die zweite bedeutend vollständigere 1856 in zwei Bänden.

auf den Apollo" aus dem Griechischen (vgl. Bd. III uns. Ausg.), ferner die „Römischen Elegien"; von prosaischen Werken: die Briefe aus der Schweizer-Reise von 1779, „die Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten", „Benvenuto Cellini", der aus dem Französischen der Frau von Staël übersetzte „Versuch über die Dichtungen" und „Literarischer Sansculottismus." Noch thätiger zeigte er sich für die fünf Musenalmanache, die Schiller von 1796 bis 1800 redigirte. Schon der erste enthielt eine Reihe von lyrischen Gedichten, die sich leicht in dem ersten Bande unserer Ausgabe auffinden lassen, ferner den „Prolog zur Wiedereröffnung des Weimarischen Theaters am 6. October 1794" und die „Venetianischen Epigramme". In dem zweiten tritt sogar eine vollständig gemeinsame Thätigkeit beider Dichter an den Tag. Es ist der für 1797 bestimmte, aber schon im Herbste des vorangehenden Jahres erschienene sogenannte Xenien-Almanach, der seinerseits wieder eine zahllose Menge von Gegenschriften hervorrief. Die eben erwähnten „Horen" nämlich hatten nicht den Beifall und die Theilnahme gefunden, welche der Herausgeber sich von ihnen versprochen, sondern im Gegentheil manche Angriffe und ungünstige Beurtheilungen erfahren. Dies und manche andere Mißstimmung veranlaßte nun jene Epigramme, die den Hauptinhalt des obigen Musenalmanachs bilden. Eine Menge von Zeitschriften, ferner Nicolai, Thümmel, die Grafen Stolberg, Manso, Hermes, Matthias Claudius, Jung-Stilling, Jacobs, Böttiger, Lavater, gelegentlich auch Wieland und Herder und viele Andere wurden stärker oder schwächer angegriffen. Schiller und Goethe sandten sich während der Zeit der Abfassung die Epigramme, die ein Jeder fertig hatte, gegenseitig zu; Manches wurde geändert, gestrichen, und es schien anfangs, daß die Autorschaft für ein jedes Einzelne der kleinen Gedichte zu ermitteln unmöglich wäre. Wie dies durch die Begünstigung mancher Umstände allmählig doch gelungen ist, darüber müssen wir unsere Leser auf den dritten Band der Gedichte verweisen, in dem die Xenien und verwandten Gedichte, soweit sie Goethe angehören, vollständig gesammelt sind.

Indessen darf man den Xenien nicht einen allzu großen Werth und keine sehr tiefgreifende Bedeutung zuschreiben; sie sind mehr interessant als gemeinsame Geistesthätigkeit Goethe's und Schiller's, als deshalb, weil in ihnen eine wesentliche Kunstleistung vorläge. Von größerem Erfolge und der Dichter selbst würdiger war eine andere Waffe, die sie gegen ihre

Widerſacher führten: die Vorzüglichkeit und Vollendung ihrer eigenen Werke in den nächſten Jahren. Die theoretiſche Betrachtung der einzelnen Dichtungsgattungen, wie ſie in dem Briefwechſel vorliegt, führte zunächſt zu dem Reſultate, daß Goethe ſich mehr für das Epos, Schiller für das Drama beſtimmt glaubte. Während ſich nun Jeder dieſer beſonderen Gattung widmete, wandten ſich Beide gleichzeitig auch einer Art der Dichtung zu, die in gewiſſem Sinne epiſche und dramatiſche Elemente vereinigt. So ſind denn die Jahre 1797 und 1798 beſonders reich an Balladen. „Der Schatzgräber", „Die Braut von Korinth", „Der Gott und die Bajadere", „Der Zauberlehrling", „Das Blümlein Wunderſchön", „Der Junggeſell und der Mühlbach", „Der Müllerin Verrath", „Der Müllerin Reue" fallen ſämmtlich in dieſe Zeit. Wir finden dieſe, ſowie die gleichzeitigen Elegien „Alexis und Dora", „Der neue Pauſias und ſein Blumenmädchen", „Amyntas" und „Euphroſyne" nebſt manchem anderen Goethe'ſchen Gedichte in den Schiller'ſchen Muſenalmanachen für 1798 und 1799. Außerdem ſind es vorzugsweiſe „Herrmann und Dorothea", „Wilhelm Meiſter" und zum Theil auch „Fauſt", die Goethe in dieſer Zeit beſchäftigen. Ueber das allmählige Entſtehen der zuerſt genannten Dichtung giebt die Einleitung (Bd. II. S. 59 u. f. unſ. Ausg.) die nöthige Auskunft. Wir fügen hier nur noch hinzu, daß die Ausarbeitung derſelben in die Zeit fällt, in welcher Goethe ein beſonderes Intereſſe an der Thätigkeit des berühmten Philologen Friedrich Auguſt Wolf nahm. Beide waren ſchon im Sommer 1795 einander näher getreten*), und wiewol die ſcharfe Polemik des Letzteren gegen Herder's Aufſatz in den Horen „Homer, ein Günſtling ſeiner Zeit" eine kurze Entfremdung herbeigeführt hatte, ſo knüpfte doch Goethe ſchon Ende 1796 die Verbindung mit dem Verfaſſer der „Prolegomena" wieder an. Sobald er ſich von dem ſeinen dichteriſchen Sinn verletzenden Gedanken losſagen konnte, daß „Ilias" und „Odyſſee" nicht das Werk eines Dichters wären, hatte er ſich mit Eifer dem Studium jenes Werkes gewidmet. Am Deutlichſten ſpricht er die Umwandlung ſeiner früheren Ueberzeugung, zu der er freilich in ſpäteren Jahren wieder zurückkehrte, in der Elegie „Herrmann und Dorothea" aus, welche den Zweck hatte, das neue Epos an-

*) Die Beziehungen Goethe's zu Wolf ſind neuerdings ausführlich und ſachgemäß dargeſtellt in der Schrift von M. Bernays: „Goethe's Briefe an Friedrich Auguſt Wolf", 1868.

zukündigen. (Vergl. Bd. II, S. 54 und. Ausg.) Früher konnte die Unerreichbarkeit Homer's den epischen Dichter davon zurückschrecken, sich mit ihm auf der gleichen Bahn zu messen; jetzt ermuthigte ihn der Gedanke, daß es keinen Homer, sondern nur Homeriden giebt:

Denn wer wagte mit Göttern den Kampf, und wer mit dem Einen?
Doch Homeride zu sein, auch nur als Letzter, ist schön.

Ebenso wie „Herrmann und Dorothea" einen lebhaften Gedankenaustausch Goethe's und Schiller's herbeigeführt und der Letztere für Manches in der Composition und im Einzelnen seinen Rath gegeben und seine Meinung ausgesprochen hatte, so war dies in den Jahren vorher in noch viel höherem Maße mit „Wilhelm Meister" der Fall gewesen, den Goethe 1794 nach langer Unterbrechung wieder vorgenommen, und von dem er die beiden ersten Bücher bereits im Juni zum Abdruck in seinen „Neuen Schriften" an den Buchhändler Unger geschickt hatte. Gerade dieser Umstand veranlaßte nämlich besondere Schwierigkeiten. Das langsame Fortschreiten des vor siebzehn Jahren begonnenen Werkes hatte es unmöglich gemacht, einen bestimmten Plan für das Ganze festzuhalten und durchzuführen. Widersprüche und Unwahrscheinlichkeiten fanden sich, wenn man das bereits Gedruckte mit dem noch ungedruckten Manuscripte verglich. Da hatte denn Schiller eine reichliche Gelegenheit, nachzuhelfen und Alles in Ordnung zu bringen, und er hat keine Mühe gescheut, um dieses Ziel zu befördern. Die Briefe — etwa siebzig an der Zahl — in welchen „Wilhelm Meister's" gedacht oder ihn berührende Fragen zwischen den beiden Freunden behandelt werden, geben hierfür den vollgiltigsten Beweis.

Ebenso fruchtbar war Schiller's Betheiligung an den Fragen über „Faust", den Goethe Ende Juni 1797 wiederaufzunehmen begann; jedoch ist die Darlegung dessen, was Schiller hier gewirkt hat, ohne ein genaueres Eingehen auf die der ganzen Dichtung zum Grunde liegenden Probleme unmöglich.

Was Schiller's für Goethe that, vergalt Dieser, soweit es anging, durch Betheiligung an den Arbeiten des Freundes. Wir können allerdings nicht viel Werth darauf legen, daß er den Stoff des „Wilhelm Tell" gewissermaßen an Schiller abtrat; von größerer Bedeutung ist seine Correspondenz über „Wallenstein," die von ihm veranlaßte Aenderung der „Kraniche

des Ihrens" und die sorgfältige Mühe, welche er jederzeit der Darstellung Schiller'scher Dramen auf der Bühne widmete. Wer indessen abwägen will (obgleich dies kaum eines Verhältnisses, wie des vorliegenden, würdig ist), ob Schiller oder Goethe der mehr Empfangende gewesen ist, wird dieses, so weit es sich um gewissermaßen greifbare Güter handelt, in dem Letzteren, soweit es sich um die Erhebung zum Stilvollen, wahrhaft Künstlerischen und Classischen handelt, in Schiller finden müssen.

Wir haben bisher nur die hauptsächlichsten Werke namhaft gemacht, welche Goethe während seines gemeinschaftlichen Wirkens mit Schiller zu Ende geführt hat, und können auch der übrigen nur vorübergehend gedenken. Zu ihnen gehören außer einer großen Anzahl lyrischer Gedichte, an denen namentlich das Jahr 1803 reich ist, die „Weissagungen des Bakis", 1798 (Bd. II, S. 155 unt. Ausg.), „Die erste Walpurgisnacht", 1799 (II, 303), der erste Gesang der unvollendeten „Achilleis", (1798—1799) und endlich von Dramen: „Die natürliche Tochter", deren Bearbeitung in die Jahre 1799 bis 1803 fällt, „Faust" und „der Zauberflöte zweiter Theil", 1798.

Außerdem nahm die Thätigkeit für die Bühne Goethe sehr in Anspruch. Nicht allein, daß er Voltaire's Dramen „Tankred" und „Mahomet" und andre eigne (Götz) und fremde Stücke für dieselbe bearbeitete, die Leie- wie Aufführungsproben selbst leitete und sich um alles Technische bekümmerte; er scheute auch die Mühe nicht, die einzelnen Schauspieler in Declamation und Vortrag zu unterrichten, und erst seit Schiller nach Weimar übergesiedelt war, unterstützte Dieser ihn in seinen Bemühungen. Dafür erreichte er aber auch den Erfolg, daß die Bühne in Weimar während der Zeit seiner persönlichen Leitung, besonders was das Zusammenspiel der Schauspieler, den inneren Zusammenhang der Darstellung und die rhythmische Declamation anbetraf, für die vorzüglichste in Deutschland galt. Das wurde überall anerkannt, wo die Schauspieler von Weimar hinkamen, in Leipzig und Halle, wie in dem benachbarten Badeorte Lauchstädt. Zur Eröffnung des neuen Schauspielhauses an dem letztgenannten Orte dichtete Goethe 1802 das Vorspiel „Was wir bringen", während „Paläophron und Neoterpe" (1800) zunächst für Weimar bestimmt war. So geschah es denn auch nicht selten, daß berühmte auswärtige Schauspieler und Sänger, durch den Ruf dieser Bühne angelockt, in Gastrollen auftraten, so 1801 der

ältere Gern und Frau Unzelmann und von 1795 bis 1812 in viermaligem längeren Gastspiel Iffland.

Auch die Beschäftigungen mit der bildenden Kunst, der Schiller viel ferner stand, hatten bei Goethe ihren ungestörten Fortgang. Eine besondere Anregung für dies Gebiet gewährte ihm sein Freund Heinrich Meyer, der im Jahre 1792 aus Italien zurückgekehrt und bis zum Oktober 1798, wo er wieder nach Italien ging, sein Haus- und Tischgenosse war. Gemeinschaftliche Erinnerungen an das Land, in dem er eine so glückliche Zeit verlebt hatte, machten ihm Meyer besonders werth, und als Dieser gegen Ende des folgenden Jahres nach Weimar zurückkehrte, zog er wiederum in Goethe's Haus und verließ es erst bei seiner Verheirathung 1802. Er war es auch besonders, der Goethe bei drei Unternehmungen unterstützte, die dem eben bezeichneten Gebiete angehören. Die erste ist die Begründung der „Propyläen", welche Goethe von 1798 bis 1800 herausgab. Seine Absicht bei dieser Zeitschrift bestand darin, daß er ein besseres Verständniß der antiken Kunst befördern wollte. Indem er den symbolischen Titel entschuldigt, den er seiner Zeitschrift gegeben, und die mögliche Mißdeutung abweist, die aus der Benennung hervorgehen könnte, als wolle er und seine Mitarbeiter ein Werk der Kunst und Pracht wie jene alten Propyläen aufführen, sagt er in der Einleitung fort: „Jener Titel stehe uns zur Erinnerung, daß wir uns so wenig als möglich vom klassischen Boden entfernen; er erleichtere durch seine Kürze und Bedeutsamkeit die Nachfrage der Kunstfreunde, die wir durch gegenwärtiges Werk zu interessiren gedenken, das Bemerkungen und Betrachtungen harmonisch verbundener Freunde über Natur und Kunst enthalten soll!"

Aber obwol Goethe selbst vortreffliche Arbeiten, wie den Aufsatz über „Laokoon", „Den Sammler und die Seinigen", „Ueber Wahrheit und Wahrscheinlichkeit der Kunstwerke" u. a. in den Propyläen veröffentlichte, so gewannen sie doch kein großes Publikum, und nur ein mehr auf die künstlerische Praxis gerichtetes, fast gleichzeitiges Unternehmen war von besserem Erfolge begleitet. Es waren die Bilderausstellungen, die Goethe seit 1799 in Weimar veranstaltete. Im ersten Jahre, wo „Paris und Helena" die Preisaufgabe gewesen war, zeigte sich die Betheiligung auswärtiger Künstler noch gering; aber schon in den beiden folgenden, als der „Tod des Rheins", „Hektor's Abschied von Andromache", „Achill auf Skyros" und „Achill's

Kampf mit den Flüssen" die Themata waren, freute sich Goethe der vielseitigen Theilnahme, welche die Ausstellungen fanden. Endlich betheiligte sich Meyer an der Herausgabe von „Winckelmann und sein Jahrhundert." (Cotta, 1805.)

Es bleibt die Fortsetzung der naturwissenschaftlichen Thätigkeit zu erwähnen übrig. Für diese vertritt das Studium von Schelling's Schriften, dem Goethe sich seit 1798 besonders widmete, mehr die theoretische Seite. „Schelling von der Weltseele", schreibt er in den Tag- und Jahresheften, „beschäftigte unser höchstes Geistesvermögen". Aber fast gleichzeitig macht er auch wieder in Jena chemische Experimente, beschäftigt sich mit der Metamorphose der Insekten und mit vergleichender Anatomie. Im Ganzen nimmt indessen jetzt das Studium der Farbenlehre schon sein großes Interesse in Anspruch. Er übersetzt z. B. für die Propyläen Diderot's „Versuch über die Malerei", der namentlich im 2. Kapitel ganz in dieses Gebiet gehört, und ebenso Theophrast's Schrift über die Farben; daneben gehen aber auch die selbstständigen Untersuchungen ununterbrochen fort.

Wenn wir zuletzt noch Goethe's äußere Lebensverhältnisse in diesem Zeitraum berühren, so sehen wir zunächst von dem häufigen Wechsel des Aufenthalts zwischen Weimar und Jena vollständig ab. Derselbe hatte außerdem, daß Goethe in Jena größere Ruhe fand, in den ersten Jahren seinen Grund zum Theil in dem Wunsche eines persönlichen Verkehrs mit Schiller, und später, als Dieser in Weimar lebte, in den zahlreichen Beziehungen zu den Professoren der Universitätsstadt. Indessen bringt auch abgesehen davon fast jedes Jahr etwas der Erwähnung Werthes, das Jahr 1795 außer seinem dritten Besuch von Karlsbad den für ihn schmerzlichen Vorfall, daß eins seiner Lieblingswerke, der Bergbetrieb in Ilmenau, in Folge eines Stollenbruchs eingestellt werden mußte; das Jahr 1796 einen längeren Besuch von Schiller's Freund Körner, dem Vater des Dichters, und die einstweilige Rückkehr Wilhelm's von Humboldt nach Jena, der mehrere Jahre von dort abwesend gewesen war. Gegen Ende des Jahres ist Goethe mit dem Herzog in Leipzig, wo ihn wegen seiner Studien über Pflanzenphysiologie besonders der Professor Ludwig und der Privatdocent Fischer interessiren, die er auf Alexander von Humboldt's Empfehlung aufsuchte. Am 11. Junius 1797 kehrt er über Dessau nach Weimar zurück, tritt aber noch in demselben Jahre seine dritte größere Schweizerreise

an, die ihn vom 30. Juli bis zum 19. November von Weimar fern hält. Der Bericht über dieselbe, den Goethe später zum Theil aus Briefen an Meyer und Schiller, Voigt, den Herzog Karl August, Cotta und Böttiger zusammensetzte, findet sich in seinen Werken. Er führte auf derselben Christiane und seinen siebenjährigen Sohn zu seiner Mutter, die er zum letzten Male sehen sollte, nach Frankfurt und ging dann allein über Heidelberg, Stuttgart, Tübingen und Schaffhausen in die Schweiz. Auch auf dem Rückwege berührte er wieder Tübingen und reiste über Nürnberg, wo er mit Knebel zusammentraf, nach Weimar zurück. Manche der bereits früher erwähnten Gedichte, die Elegien „Ammntas" und „Euphrosyne", die Ballade „der Junggesell und der Mühlbach" sind auf dieser Reise entstanden. Im nächsten Jahre kaufte Goethe das Freigut Oberroßla; die Nachbarschaft von Osmanstädt, wohin Wieland sich um dieselbe Zeit aus Weimar zurückzog, brachte ihn Diesem wieder näher, und der Besuch, den Wieland im Juli 1799 von seiner Jugendfreundin Frau von La Roche erhielt, erneuerte auch die Verbindung mit Dieser wiederum. Ebenso schreibt sich aus demselben Jahre die erste Bekanntschaft mit Tieck her. Auf eine schwere Brustkrankheit, die ihn 1801 überfiel, folgte im Juni eine Badereise nach Pyrmont, von wo er erst am 30. August, nach mannichfachem Aufenthalte unterwegs, heimkehrte. In das folgende Jahr fällt ein Besuch Zelter's, mit dem er bereits 1799 den brieflichen Verkehr begonnen hatte, während das Verhalten Kotzebue's, der im Frühjahr in seine Vaterstadt zurückgekehrt war, eine bald vorübergehende Verstimmung hervorrief. Die nächste Zeit blieb überhaupt nicht von manchen Unannehmlichkeiten frei: 1803 sah sich Goethe genöthigt, sein Gut wieder zu verkaufen; in Jena machten die Verluste der Universität, da die beiden Hufeland, Fichte, Loder, Paulus, Schelling und Schütz zu gleicher Zeit in andre Stellungen übergingen, ihm amtlich viel Sorge; denn es mußte an die Wiederbesetzung der erledigten Aemter gedacht werden. Schütz nahm sogar seine Literaturzeitung mit nach Halle hinüber, und Goethe trat in Folge dessen selbst, in Verbindung mit dem Philologen Eichstädt, am Schlusse des Jahres 1803 in die Redaktion der „Neuen Jenaer Allgemeinen Literaturzeitung" ein. Kurz zuvor hatte er den Doktor Riemer, der eben aus Italien zurückgekehrt war, als Lehrer seines Sohnes ins Haus genommen. Noch dasselbe Jahr brachte dann den Goethe wenig erfreulichen Besuch der Frau von Staël,

die in Begleitung von Benjamin Constant in Weimar eintraf und im folgenden Jahre, von A. W. Schlegel begleitet, noch einmal dorthin zurückkehrte. Wenige Tage nach ihrer ersten Ankunft hatte Goethe den Verlust Herder's zu beklagen, der am 18. December 1803 starb; aber ein noch tieferer Schmerz traf ihn, als am 9. Mai 1805 der Tod ihm auch den Freund entriß, mit dem er mehr als zehn Jahre gemeinsam gewirkt und gestrebt hatte.

XIV. Von Schiller's Tode bis zum Erscheinen des West-Oestlichen Divan. 1805—1819.

Man pflegt in Biographien unsers Dichters von dem Zeitpunkte und der Begebenheit an, die wir soeben erreicht haben, Goethe's Alter zu datiren; aber wenn auch in den ersten Jahren nach dem Tode des Freundes seine poetische Production nicht bedeutend ist, weil dessen treibende Kraft ihn nicht anfeuert, und er die Gemeinsamkeit der Thätigkeit schmerzlich vermißt, so sehen wir doch noch nirgends Spuren des Alters. Goethe's Leben verläuft nach wie vor weiter in rastloser Thätigkeit; sogar Leidenschaften, die sonst nur dem jüngeren Alter eigen zu sein pflegen, bewegen sein Inneres, und das, was er erlebt und gefühlt hat, spiegelt sich, wenn auch in anderer Weise wie früher, in jenen neu entstehenden Dichtungen ab, von denen wir später zu sprechen haben werden. Ebenso wenig zeigt sich schon seit dem Jahre 1805 eine irgendwie bemerkenswerthe Umwandlung in Goethe's Ansichten über Kunst und Literatur, und so richtig man als das Charakteristische seines späteren Alters die Universalität geistiger Interessen überhaupt und speciell für die Literatur seine Idee der allgemeinen Weltliteratur hervorzuheben pflegt, so wenig paßt eine so zusammenfassende Vorstellung für die zunächst folgenden Jahre. Auch der West-Oestliche Diwan, zu dem die Vorbereitungen seit 1812 begannen, ist nur eine Stufe zu dem endlich erreichten Ziele, und eine wirklich bedeutende Veränderung in des Dichters Ansichten über die bildende Kunst ist auch erst Folge und zwar langsam wirkende Folge seiner Beziehungen zu Sulpiz Boisserée, die schon 1810 angeknüpft, aber erst 1814 enger und einflußreicher wurden. So können wir denn die weitere Erzählung

seines Lebens vor der Hand fortsetzen und werden erst später Gelegenheit haben, jene Veränderungen darzustellen, die allerdings in ihm schließlich vor sich gegangen sind.

Als Schiller gestorben war, fühlte sich Goethe einsam. Hatten doch seine sonstigen Freunde in Weimar, vielleicht nur mit Ausnahme von Meyer, vor dieser Verbindung einigermaßen zurücktreten müssen, so daß er Manchem mochte entfremdet sein. Zu den hauptsächlichen Vertretern der sogenannten „Romantiker", wenn wir Tieck vielleicht ausnehmen, fühlte sich Goethe persönlich wenig hingezogen, und er erkannte sehr wohl, daß der Kultus, welcher von ihrer Seite mit ihm getrieben wurde, nicht in allen seinen Beweggründen lauter war. — Da aber der Sinn für geselligen Verkehr und geistige Mittheilung in ihm nach wie vor lebendig war, so ist es eine bunte Reihe von Personen, die wir an ihm vorüber und theilweise mit ihm ziehen sehen, wenn wir sein Leben Jahr für Jahr verfolgen. Dazu trugen besonders der Aufenthalt in Karlsbad und Teplitz, sowie die gewohnten Sommerreisen bei. Goethe war in der Zeit von 1805 bis 1819 in acht Sommern in Karlsbad, in zweien in Teplitz, und machte außerdem 1814 eine dreimonatliche Reise in die Main-, Rhein- und Neckar-Gegenden, sowie 1815 eine Badereise nach Wiesbaden, die ihn nach Beendigung seiner Kur zum Theil wieder an dieselben Orte führte. Schon die zahlreichen Gelegenheitsgedichte, welche wir in Bd. II. S. 400 ff. unsr. Ausg. finden, und denen sich im dritten Bande eine noch größere Anzahl anreihen wird, sind ein Beweis für den Umfang seines Verkehrs, aus dem wir nur diejenigen Personen hervorheben können, die entweder selbst oder wenigstens für Goethe von Bedeutung gewesen sind.

Die erste Heiterung nach Schiller's Tode gewährte ihm ein schon längere Zeit verabredeter Besuch Wolf's, der am 30. Mai in Weimar eintraf. Gleich anregend im täglichen Gespräch wie im akademischen Vortrag, wußte er auch Goethe zu der lebendigsten Mittheilung zu bewegen. „Die Unterhaltung", sagt Bernays von Wolf, (vgl. Goethe's Briefe an F. A. Wolf, S. 48) „lockte ihn, den ganzen Reichthum seines Wissens frei an den Tag zu geben; und es war in der That kein Wissen, — denn Alles, was er äußerte, trug das schärfste Gepräge des Individuellen; es hatte, indem es durch seinen Geist hindurchgegangen, von diesem Form und Farbe erhalten. In der Ungebundenheit seiner genialischen

Natur ließ er alle Eigenschaften seines Wesens keck durch einander spielen; seine glänzende Dialektik, sein Scharfsinn, der ihn auch für die gewagtesten Behauptungen einen, wenn nicht zureichenden, so doch beschönigenden Grund finden ließ, seine unvergleichliche Gabe eindringendster Wahrnehmung und die Fähigkeit, das Wahrgenommene ebenso prägnant darzustellen, — dabei neben der kühlen Besonnenheit des allseitig erfahrenen Kritikers eine gewisse Verwegenheit des Geistes, die ihn antrieb, überall auf das Aeußerste und Letzte loszudringen — das Alles machte sich in raschem Wechsel neben und nach einander geltend." — „Wolf", heißt es dort später, „war eine von den seltenen Persönlichkeiten, von denen ein Strom geistiger Bewegung ausgeht, der Jeden ergreift und von dem Jeder gern sich heben und tragen läßt." So begann denn zwischen Beiden ein lebendiger Ideenaustausch, für den auch, nachdem Wolf Weimar wieder verlassen hatte, sich mehrfach neue Gelegenheit darbot. Goethe besuchte ihn später in Halle, machte noch im Sommer 1805 mit ihm eine gemeinschaftliche Reise in den Harz und hat ihn auch noch später 1814 in Berka, 1816 in Tennstädt, 1820 in Jena und 1824 in Weimar wiedergesehen. — Wenn sich gleichwol kein wirklich inniges Verhältniß zwischen beiden Männern bildete, oder wenigstens kein solches, das nur einigermaßen Ersatz für den Verlust Schiller's bot, so waren daran nicht die kleinen Verstimmungen schuld, wie sie aus der Zeit des Besuches in Berka berichtet werden (vgl. M. Bernays S. 79, und den Goethe-Zelter'schen Briefwechsel II, 234), sondern es lag etwas Tieferes zu Grunde. Ein so bedeutender Kenner des Alterthums Wolf war, so Großes er für die kritische Behandlung wichtiger Fragen geleistet hat, so war er eben doch nur Philologe und entweder unfähig oder nicht geneigt, den Ansichten über antike Kunst, wie sie Goethe und Meyer, auf Winckelmann fußend, gewonnen hatten, irgend welchen Werth beizulegen oder ihre Wahrheit anzuerkennen. Das aber war ein Standpunkt, der zu vielen und unausgleichbaren Differenzen führen mußte, wiewol es niemals Goethe's Sache war, in schroffer Polemik gegen Andere aufzutreten.

Dies bewies er auch, als unmittelbar nach Wolf sein alter Freund Jacobi nach Weimar kam, ehe er zur Uebernahme seiner neuen Stellung als Mitglied der Akademie der Wissenschaften nach München übersiedelte. So wenig bei der besonderen

Richtung, die Jacobi in seiner Philosophie eingeschlagen hatte, ein Verständniß Beider möglich war, so litt doch der persönliche Verkehr keineswegs, und es war erst einer spateren Zeit vorbehalten, den alten Freundschaftsbund zu lösen.

Bald nach Jacobi's Abreise folgte Goethe der Weimarer Theatergesellschaft nach Lauchstädt und veranstaltete hier am 10. August eine Todtenfeier für Schiller, die er früher in Weimar unter dem ersten Eindruck des Schmerzes abgelehnt hatte. „Die Glocke" wurde aufgeführt und am Schlusse seiner berühmte Epilog gesprochen, mit dem er in so würdiger Weise das Andenken des Dahingeschiedenen geehrt hat. (vgl. Bd. I., S. 136 unt. Ausg.) diese Aufführung auch in späteren Jahren wiederholt.

Von Lauchstädt aus hatte Goethe sich öfters nach Halle begeben. Er hatte dort Schleiermacher kennen gelernt, Vorlesungen von Steffens, Wolf und namentlich von Gall beigewohnt, dessen Schädellehre ihn interessirte und deren Resultate seinen eigenen Anschauungen nicht allzu fern lagen. Ebenso verließ er Lauchstädt noch einmal, um, von seinem Sohne und Voß begleitet, eine Reise in den Harz zu machen. Er verweilte unter andern bei dem durch seine Sammelwuth bekannten Chemiker Beireis in Helmstädt, dem s. g. tollen Hagen in Nienburg und bei den Verwandten Gleim's, der schon 1803 gestorben war, in Halberstadt. Im September kehrte er dann nach Weimar zurück.

Eine neue, nicht unbedeutende Aufgabe harrte hier seiner. Nachdem die Ausgabe seiner „Neuen Schriften" bei Unger schon 1800 beendigt war, mußte bei dem mannichfachen Zuwachse der letzten Jahre und in Folge des Umstandes, daß die ältere Göschen'sche, sowie die eben genannte Ausgabe nebeneinander bestanden, ohne ein organisches Ganze zu bilden, das Bedürfniß einer neuen Gesammtausgabe entstehen, und die Vorbereitungen dazu sollten getroffen werden. Es ist diejenige, welche von 1806—1810 in 13 Bänden in der Cotta'schen Buchhandlung zu Tübingen erschien. Außerdem widmete er sich der Jenaer Literaturzeitung, in der in den Jahren 1804, 1805 und 1806 zahlreiche Recensionen von ihm erschienen, darunter z. B. die berühmte über Voß's Gedichte. Der Abschluß des ersten Theils der Farbenlehre, der auch für das Jahr 1806 bestimmt war, erfolgte erst drei Jahre später. Aber diese mannichfache Thätigkeit erlitt weniger durch den Sommeraufenthalt in Karlsbad als durch die politischen Bewegungen und den Krieg

in Deutschland eine unwillkommene Unterbrechung. Es ist aus der Geschichte bekannt, wie sich schon seit Beginn des Jahres 1806 Napoleon's Politik besonders gegen Preußen und die mit ihm verbündeten kleineren Staaten richtete, welche sich nicht dem Rheinbunde angeschlossen hatten, ebenso daß der unglückliche Ausfall der Schlacht bei Jena am 14. Oktober die Existenz des Landes in Frage stellte. Bei der Plünderung in Weimar blieb Goethe, dessen Haus zum Quartier für den Marschall Augereau bestimmt war, verschont, und aus einer persönlichen Gefahr, die durch das Eindringen zweier Soldaten in sein Zimmer veranlaßt wurde, befreite ihn das entschlossene Benehmen Christianens, mit der er sich wenige Tage später, in Gegenwart seines Sohnes und Riemer's, trauen ließ. Das Herzogthum wurde erhalten; Napoleon bewilligte dessen Fortbestehen „aus Achtung für die Herzogin". Natürlich hatte Karl August sein preußisches Kommando aufgeben müssen und sich außerdem genöthigt gesehen, in den Rheinbund einzutreten. Es war dies kein befriedigender Zustand, in den man gekommen war, und nicht Karl August allein, auch Goethe hat dies tief empfunden. Er stand jedoch dem Zerfall Deutschlands, auf den er längst vorbereitet war, nicht muthlos gegenüber. Mit unablässiger Thätigkeit war sein Streben, zumal in der ersten Zeit nach der verlorenen Schlacht, darauf gerichtet, wenigstens das geistige Deutschland zu retten, die Neugestaltung des politischen von der Zeit und der Wiedererweckung des thätigen Bürgersinnes erwartend. Er rieth daher zwar zur Unterwerfung unter Napoleon's Macht, aber gleichzeitig zur patriotischen Thätigkeit im Hause, in der Stadt, im Staate. Diesen Standpunkt vertritt er besonders klar in dem classisch schönen „Vorspiel zur Eröffnung des Weimarischen Theaters am 19. September 1807"; jede sentimental klagende Auffassung der öffentlichen Zustände war aber Goethe im höchsten Grade zuwider, wie dies seine „Geselligen Lieder" jener Zeit oft scherzhaft oder burlesk aussprachen. Seine persönliche Bewunderung Napoleon's war nicht das Resultat einer gleichgiltigen Stimmung gegen Deutschland, sondern seines dichterischen Sinnes, der von allem Großen und Gewaltigen, wo und in welcher Gestalt es sich auch zeigen mochte, mächtig ergriffen werden mußte. Aber auch hier wußte er in seinem Verhalten das richtige Maß zu treffen. Als Napoleon bei seiner ersten Anwesenheit in Weimar den Ministern des Landes eine Audienz bewilligte, erschien Göthe nicht, während er im

September 1808, als er dem Herzoge auf die Fürstenversammlung nach Erfurt folgen mußte, der ergangenen Aufforderung des Kaisers gern nachkam, da sie nicht seiner amtlichen Stellung, sondern dem Dichter galt. Das Letztere ergiebt sich wenigstens aus dem Inhalte der drei Unterredungen, die er mit dem Kaiser gehabt hat.

Am 2. Oktober Vormittags 11 Uhr war Goethe zur Audienz beschieden. Der Kaiser saß beim Frühstück, um ihn her standen einige Marschälle. Napoleon winkte, Goethe trat näher; dem Kaiser imponirte die Erscheinung; die ersten Worte, die er an ihn richtete, waren: „Vous êtes un homme!“ Diese Bemerkung erwiderte Goethe mit stummer Verbeugung. „Er fragte dann“, erzählt uns der Dichter: „Wie alt sind Sie? — Sechzig Jahr. — Sie haben Sich gut erhalten. Sie haben Trauerspiele geschrieben? Ich antwortete das Nothwendige. Hier nahm Daru das Wort . . . Er sprach von mir, wie etwa meine Gönner in Berlin, (wo Daru zum Mitgliede der Akademie der Wissenschaften gewählt worden war) mochten gesprochen haben, wenigstens erkannte ich ihre Denkweise und ihre Gesinnung. Er fügte sodann hinzu, daß ich auch aus dem Französischen übersetzt habe und zwar Voltaire's Mahomet. Der Kaiser versetzte: „es ist kein gutes Stück,“ und legte sehr umständlich auseinander, wie anschicklich es sei, daß der Weltüberwinder von sich eine so ungünstige Schilderung mache. Er wendete sodann sein Gespräch auf „Werther“, den er durch und durch mochte studirt haben. Nach verschiedenen ganz richtigen Bemerkungen bezeichnete er eine gewisse Stelle und sagte: „Warum haben Sie das gethan? es ist nicht naturgemäß,“ welches er weitläufig und vollkommen richtig auseinandersetzte.“ — Weder in seinen eigenen Aufzeichnungen, noch in den Gesprächen mit Eckermann, noch auf mein persönliches Befragen wollte Goethe die von Napoleon bezeichnete Stelle verrathen. Vergebens bemühten wir uns, in unserm Werther eine solche zu finden, auf welche Napoleon's zutreffende Bemerkung bezogen werden könnte. Zuerst gab der Kanzler von Müller in seinen „Erinnerungen“ einigen Aufschluß, ausführlichern Schöll in einer Anmerkung zu einem Briefe Goethe's an Frau v. Stein vom 6. Juli 1786 (Bd. III. 268). In der frühern Werther-Ausgabe vom Jahre 1774 wird erzählt, „daß Werther den Verdruß bei der Gesandtschaft nie vergessen und seine Ehre dadurch unwiederbringlich gekränkt gehalten.“ Diese Stelle strich Goethe — wahrscheinlich durch eine Bemerkung Herder's veranlaßt —

in der 1787 erschienenen Ausgabe, fügte einen Brief vom 8. Februar hinzu, in welchem schon vor dem Vorgang bei dem Gesandten die durch sein Liebesleiden gesteigerte Scharfsichtigkeit Werther's für das herzlose Wesen der Weltmenschen und seine Neigung, sich von ihnen loszumachen, geschildert wird, und ersetzte die gestrichene Stelle der ersten Ausgabe durch die Bemerkung, „daß dieser Verdruß neben allem Anderen, was Werther je Unangenehmes in seinem wirklichen Leben erfahren, für seine kranke Seele zu einer Art von Berechtigung der Verzweiflung an seiner Fähigkeit zu einem Geschäftsleben, der Unthätigkeit geworden, die ihn dem engen Kreise seiner öden Leidenschaft ganz überließ." — Da Napoleon den Roman nur aus einer Uebersetzung der ersten Ausgabe kannte, fand Goethe den ihm gemachten Vorwurf ganz richtig, fügte jedoch hinzu: „es wäre dem Dichter vielleicht zu verzeihen, wenn er sich eines nicht leicht zu entdeckenden Kunstgriffes bediene, um gewisse Wirkungen hervorzubringen, die er auf einem einfachen, natürlichen Wege nicht hätte erreichen können." „Der Kaiser schien damit zufrieden, kehrte zum Drama zurück und machte sehr bedeutende Bemerkungen, wie Einer, der die tragische Bühne mit der größten Aufmerksamkeit gleich einem Kriminalrichter beobachtet und dabei doch das Abweichen des französischen Theaters von Natur und Wahrheit sehr tief empfunden hat. So kam er auch auf die Schicksalsstücke mit Mißbilligung. „Sie hätten einer dunkleren Zeit angehört," sagte er. „Was will man jetzt mit dem Schicksal? die Politik ist das Schicksal." Die Unterhaltung währte fast eine Stunde. Nach jeder von ihm gemachten Bemerkung fragte Napoleon: „Qu'en dit Monsieur Goethe?" und nachdem Dieser sich beurlaubt, wiederholte er gegen seine Umgebung nochmals: „Voilà un homme!" Einige Tage später kam der Kaiser nach Weimar. Auf dem Hofballe trat er wieder zu Goethe heran mit der Bemerkung, er solle ein Trauerspiel: „Den Tod Cäsar's" schreiben, was ihm auf eine würdigere Weise gelingen würde als Voltaire. „Das könnte", sagte er, „die Hauptaufgabe Ihres Lebens werden. Man müßte darin der Welt zeigen, wie Cäsar die Menschen beglückt haben würde, wenn man ihm Zeit gelassen hätte, seine umfassenden Pläne auszuführen." In Weimar erhielt Goethe noch einmal bei einem Frühstück Gelegenheit zu einer Unterhaltung, bei welcher der Kaiser ihn aufforderte, nach Paris zu kommen. „Kommen Sie nach Paris," sagte er mit wohlgemeintem Kom-

mando, „ich verlange das von Ihnen; Sie werden dort eine größere Weltanschauung gewinnen und ungeheure Stoffe für Ihre Schöpfungen finden."

Gerade die traurige Lage Deutschlands hatte, wie wir oben gesehen haben, Goethe schon im Winter 1806 zu concentrirter eigner Thätigkeit angeregt. In der That vollendete er noch in demselben Jahre und in den ersten Monaten des nächsten den ersten Theil des „Faust" und faßte im folgenden Jahre den Plan zu der Fortsetzung von „Wilhelm Meister" durch die „Wanderjahre" und, während er den ersten Aufzug des Festspiels „Pandora" vollendete und die Fortsetzung schematisirte, die Idee zu den „Wahlverwandtschaften." „Pandora" sowol als die „Wahlverwandtschaften", bemerkt er selbst in den „Tag- und Jahresheften", „drücken das schmerzliche Gefühl der Entbehrung aus und konnten also nebeneinander gar wohl gedeihen." In der That liegen auch diesem vorzüglichsten Roman Goethe's persönliche Beziehungen zu Grunde, wenngleich viel darüber getrittten worden ist, welche es sind. Es wird daher zweckmäßiger sein, die Darstellung derselben und die Beweisgründe für einzelne Behauptungen für die Einleitung zu den Wahlverwandtschaften aufzusparen; hier nur die Bemerkung, daß die Zeit, von der wir sprechen, ihn manche weibliche Bekanntschaft machen ließ, die auf ihn nicht ohne Eindruck geblieben ist. Es waren erst vierzehn Tage nach dem Tode der Herzogin Amalie (am 10. April 1807) verflossen, den Goethe tief betrauerte, und deren Gedächtniß er durch die schönen Worte zu ihrem Andenken feierte, welche bei dem Trauergottesdienst am 19. April in allen Kirchen des Landes verlesen wurden, als Bettina Brentano, die Tochter von Goethe's Jugendfreundin Maximiliane und die Enkelin der Sophie von Laroche, damals 22 Jahre alt, in Weimar erschien. Er ließ sich die schwärmerische Verehrung und das aus ihr hervorgehende seltsame Verhalten des „Kindes" gefallen; aber schon ihr zweiter Besuch im November desselben Jahres scheint ihm weniger zugesagt zu haben, und im September 1811, als sie, bereits mit Achim von Arnim vermählt, zum dritten Male in Weimar war, kam es in Folge eines Streites mit Goethe's Gattin zu einem vollständigen Bruche. Aus der Erinnerung an diesen Verkehr mit Goethe ging später der berühmt gewordene „Briefwechsel Goethe's mit einem Kinde" (1835) hervor und damit verbunden die Behauptung über das Entstehen einer Reihe von Sonnetten, die wir sogleich werden zu erwähnen haben. (Vgl. Bd. I, S. 209 u. ff. unf. Ausg.) — Einen

ungleich tieferen Eindruck und zwar in der Weise, daß eine wirkliche Leidenschaft in ihm entstand, machte auf ihn noch in demselben Jahre, in dem er Bettina kennen gelernt hatte, Minna Herzlieb, die Pflegetochter des Buchhändlers Frommann in Jena und nachmalige Gattin des Professors Walch. Es kann, wie an der oben angegebenen Stelle unserer Ausgabe bemerkt wird, kein Zweifel mehr darüber obwalten, daß der größere Theil der Sonnette direct an sie gerichtet ist. Die Zeit, in der dies geschah, war eine lebendig angeregte. Als Goethe in den letzten Monaten des Jahres 1807 in Jena verweilte, war auch Zacharias Werner dort und belebte den geselligen Verkehr im Frommann'schen Hause; durch ihn wurde Goethe für die bisher von ihm nur selten und widerstrebend angewendete Form des Sonetts gewonnen, und ebenso wie diese interessirte ihn eine Zeit lang die besondere Richtung, welche Werner im Trauerspiel einschlug, so daß er dessen „Wanda, Königin der Sarmaten" zur Aufführung brachte.

Wir kommen hierdurch wieder auf das Theater, dessen Direction Goethe auch in diesem Jahre nach wie vor geführt hatte; jedoch gerade dieser Geschäftszweig, in dem seine Leistungen anerkanntermaßen unübertrefflich waren, sollte für ihn jetzt die Quelle mancher Unannehmlichkeiten werden. Allerdings hatte es an solchen auch bereits früher nicht gefehlt (vgl. Briefwechsel des Großherzogs Karl August mit Goethe. Bd. I. S. 203); eine Hauptveranlassung derselben lag aber seit 1797 in der talentvollen Sängerin Karoline Jagemann, die seit diesem Jahre an der Hofbühne thätig war. „Ihre seltene Körperschönheit," sagt Pasqué (Bd. II, S. 169.), „ihre Talente, Stimme und Darstellungsgabe machten sie bald zu einer der größten Zierden des Hoftheaters, zum Lieblinge des Publikums und vor allen Dingen des Herzogs, der in ihr „eine Gesellschafterin" seiner Erholungsstunden fand." — Jedoch schon aus der ersten Zeit ihres Auftretens wird uns von manchen Conflicten berichtet, in die sie mit anderen Mitgliedern der Bühne kam, und wenn sie auch klug genug war, Goethe nicht persönlich zu reizen, so wußte sie doch den Herzog häufig zu einem eigenmächtigen Eingreifen in die Theaterverwaltung zu bestimmen, ja durch ihn sogar die ihr zufagende Besetzung der Rollen durchzusetzen. Lange genug mag Goethe dies im Stillen ertragen haben; schließlich drängte es ihn indessen zu einem entscheidenden Schritte, der durch die Unzufriedenheit des Herzogs mit einem widerspenstigen Sänger Morhardt herbeigeführt wurde. Wir

verdanken die bisher unbekannten Details über diese ganze Angelegenheit einem Abschnitte in den oben erwähnten Briefen Goethe's an Ch. G. Voigt und den darin enthaltenen Mittheilungen aus den Theaterakten von 1808. (Vgl. S. 482 u. ff.) Nachdem zu einer Reihe von Cabinetsbefehlen des Herzogs an die Theater-Commission ohne vorherige Besprechung mit Goethe auch der auf den vorliegenden Fall bezügliche gekommen war, bat Dieser unter dem 10. November 1808 um seine Entlassung von diesem Amte: .... „Ich befinde mich in der von allen Seiten gedrängten Lage, nicht den Fürsten, sondern den Wohlwollenden inständigst bitten zu müssen, mich von einem Geschäfte zu entbinden, das einen sonst so wünschenswerthen und dankenswerthen Zustand zur Hölle macht." Der Minister Voigt versuchte eine Vermittelung. Er gab dem Herzoge zu bedenken, daß Goethe's Ruf zu weit ausgedehnt sei; nicht allein das Weimarer Publikum, sondern ganz Deutschland sehe auf ihn; man würde der Sache gedruckt und ungedruckt die fatalste Auslegung geben. Er fügte seinem Schreiben vom 20. November einen Auszug aus dem Berichte des Hofraths Meyer, der Mitglied der Theater-Commission war, hinzu, worin es heißt: „daß der Geheimrath von Goethe sich mit einer blos scheinbaren Direction nicht abgeben wolle, weil seine Ehre dies nicht zulasse. Indessen sei er sehr bereitwillig, in dem jetzigen Zustande die Direction fortzusetzen, wenn ihm nur der zugehörige Einfluß in die Disciplin bleibe, und im Falle der Herzog darin etwas nöthig fände, er die Gnade haben möchte, es durch ihn gehen zu lassen. Dies erfordere unumgänglich seine Ehre und sein Ansehen bei den Schauspielern selbst." Bezeichnend für die ganze Sache ist der Umstand, daß Meyer höchst vertraulich noch die Erklärung Goethe's beifügte, dieser prätendire keineswegs, die Mad. Jagemann auf irgend eine Weise zu geniren, sondern ihr solle wie bisher lediglich überlassen bleiben, ob und wie sie auftreten wolle. Ueberhaupt sehe er durchaus auf keine Persönlichkeit, sondern es sei ihm blos um die Sache zu thun." — Indessen Goethe's Erklärung entsprach keineswegs den Ansichten des Herzogs; denn Dieser schrieb an Voigt aus Altenberge am 30. November: „Die Theatersache ist von der Art, daß ich platterdings die sogenannte Souveränetät nicht länger existiren lassen will. Kann sich Goethe in ein vernünftiges, natürliches und den hergebrachten Dienstgewohnheiten anpassendes Arrangement fügen, so soll es mir lieb sein, mit ihm zu thun zu haben, wo nicht, so kann er die

ganze Direction aufgeben." — Als der Herzog nach Weimar zurückgekommen war, ließ er eine Constitution der Hoftheater-Directions-Commission ausarbeiten, die er dann noch selbst in einigen wesentlichen Punkten umänderte, indem er eine Reihe von Befugnissen strich, die Goethe als dem Intendanten und Chef jener Commission zugewiesen waren. Dann schrieb er an Voigt: „Wenn Goethe keine Luft hat, in ein so vernünftiges Gleis, wie meine Absichten es erklären und die projectirte Constitution es besagt, sich zu fügen, so ist es für mich, für ihn und für meine Nachkommen besser, daß er sich ganz des Geschäfts entsage. Dieses ist mein letztes Wort in dieser Angelegenheit" u. s. w. Die Theater-Constitution wird Goethe mitgetheilt; er erklärt sich aber in sehr bestimmter Weise gegen den Paragraphen, nach welchem sich der Herzog die Entscheidung über Anstellung und Entlassung der Mitglieder der Bühne, über Auswahl der Stücke und Rollenbesetzung vorbehalten wolle. „So lange", bemerkte er, „der Theater-Commission und ihrer Ueberzeugung nicht ein entschiedenes Uebergewicht, selbst über den höchsten Willen, zugestanden wird, so bleibt sie ein armseliges, verstimmtes Werkzeug, das nicht leiten kann, was von ihm gefordert wird." Und in Beziehung auf die Besetzung der Rollen sagte er ausdrücklich: „Die Entscheidungen hierinnen einem äußeren Ermessen, und wäre es das höchste, zu unterwerfen, liege ganz außer der Natur des Geschäfts." — Als das sicherste Heilmittel, die Zustände des Weimarischen Theaters wieder zu ordnen, empfahl er dann die Trennung des Schauspiels von der Oper und erbot sich, bei einer neuen Einrichtung in diesem Sinne die Stelle eines Intendanten und Chefs der Theater-Commission im Allgemeinen zu übernehmen, sich dem Schauspiel insbesondere zu widmen und nach Serenissimi ihm bekannten Intentionen nicht allein das bisher Uebliche fortzusetzen, sondern auch bei hinwegzuräumenden Hindernissen mit neuer Lust und Energie der Zeit und ihren Forderungen gemäß fortzuschreiten. Auf Verlangen des Herzogs arbeitete Goethe dann einen neuen Plan aus, in welchen er einen Paragraphen des Inhalts aufgenommen wünschte: „Der Geheimrath von Goethe besorgt das Kunstfach beim Schauspiele allein und unbeschränkt." Vertraulich fügte er an Voigt hinzu: „Ich glaube nicht, daß man jenseits nachgeben wird, und ich werde kein Haar breit weichen."

Hiermit verlassen uns die aktenmäßigen Nachrichten, und wir können nur aus dem, was weiter geschehen ist, auf das dazwischen

Liegende schließen. Goethe übernahm die Direction wieder, und so wird der Herzog wenigstens gewiß die Absicht ausgesprochen haben, in den wesentlichsten Punkten nachzugeben; daß die Einmischung des Herzogs indessen auch später nicht unterblieben ist, zeigt sich deutlich genug.

Goethe führte die Theater-Direction noch eine Reihe von Jahren fort; indessen nahm sein Interesse für die Sache ab. Mit der Ausbildung der Schauspieler beschäftigte er sich nicht mehr so eifrig als früher, namentlich seitdem seine vorzüglichsten Schüler, wie Pius Alexander Wolff und dessen Gattin, Grüner und Andere die Weimarer Bühne verlassen hatten. Auch berührte es ihn unangenehm, daß der Graf Edling ihm in der Intendanz zur Seite gesetzt wurde, und er suchte Diesen deshalb auch von allen Theatergeschäften fern zu halten. Dies wurde in noch höherem Maße möglich, als es ihm gelang, sich im Jahre 1817 seinen Sohn, der inzwischen Kammerrath geworden war, als Gehilfen beiordnen zu lassen. Bei alledem entzog er sich den mühevollen Arbeiten nicht, die sein Amt mit sich brachte. Einzelnen Aufführungen Shakespeare'scher und Calderon'scher Stücke, den Gastspielen Iffland's, der gemeinsamen Feier zu Schiller's und Iffland's Andenken am 10. Mai 1815 widmete er sich mit dem größten Interesse; ja es schien, als wenn er in Folge von neuen Concessionen und Versprechungen des Herzogs im Jahre 1817 mit neuem Eifer an die altgewohnte Arbeit gehen wollte. Wenigstens schreibt er am 12. Februar an Knebel: „Dir hat Frau Fama gewiß in Deine beneidenswerthe Einsamkeit die Nachricht gebracht, daß ich die Theaterlast nochmals auf mich genommen habe, eben als wenn wir noch junge Burschе wären. Dadurch, daß mein Sohn mir zugegeben ist, wird eine solche Führung in der bedenklichen Lage allein möglich. Doch eben das Bedenkliche giebt den wahren Reiz. Ich hoffe, daß man zu Ostern schon sehen soll, was sich mit Ernst und Kraft thun läßt." Und ebenso berichtet er am 23. Februar an Zelter: „In kurzer Zeit soll Alles ein anderes Ansehen haben, und wenn ich bis Johanni fortfahre, zu handeln wie diese drei Wochen, so kann ich in die weite Welt gehen, und es soll dieser Anstalt besser geholfen sein als durch Solon's Gesetze und Abschied den Athenienſern." So widmete sich Goethe der Thätigkeit für das Theater in erhöhtem Maße, als ein Vorfall, der ihn tief verletzte, sein gänzliches Ausscheiden aus derselben herbeiführte.

Ein herumziehender Schauspieler, Namens Karsten, hatte einen gelehrigen Pudel abgerichtet, in einem nach dem Französischen bearbeiteten Melodrama „Der Hund des Aubry" eine wesentliche Rolle zu spielen, indem er darin den Mörder seines Herrn entdeckt und verhaftet. Dem Wunsche und der Aufforderung des Herzogs, Karsten und seinen Hund zu einem Gastspiele nach Weimar einzuladen, kam Goethe nicht nach, und als dies wider seinen Willen durch die Intrigue des Grafen Edling und der Frau Jagemann, die inzwischen zur Frau von Heygendorf erhoben war, doch durchgesetzt wurde, bat er am Tage der Theaterprobe schriftlich um die Erlaubniß, der Aufführung nicht beiwohnen und sich als beurlaubt ansehen zu dürfen, und reiste nach Jena. Der Herzog antwortete am Tage nach der ersten Aufführung am 13. April (am 14. fand die zweite statt): „Verschiedene Aeußerungen Deinerseits, welche mir zu Augen und Ohren gekommen sind, haben mich unterrichtet, daß Du es gerne sehen würdest, von den Verdrießlichkeiten der Theaterintendanz entbunden zu werden, daß Du aber selbiger gern mit Rath und That an die Hand gehen würdest, wenn, wie dies wol oft der Fall sein wird, Du von der Intendanz darum ersucht würdest. Ich komme gern hierin Deinem Wunsche entgegen, dankend für das viele Gute, was Du bei diesen sehr verworrenen und ermüdenden Geschäften geleistet hast, bittend, Interesse an der Kunstseite derselben zu behalten, und hoffend, daß der verminderte Verdruß Deine Gesundheit und Lebensjahre vermehren werde."

Das ist das Ende von Goethe's Thätigkeit auf diesem Gebiete. Mit seinem Ausscheiden hörten die Wirkungen seines von den höchsten Kunstprincipien geleiteten, mehr als fünfundzwanzigjährigen Bemühens nicht auf. Er hat das deutsche Theater, unterstützt durch Schiller's große dramatische Wirksamkeit, aus roher und naturalistischer Empirie zuerst zu wahren Kunstleistungen erhoben, und auf diesem Wege eine Anstalt des öffentlichen Vergnügens und der Schaulust, in fortwährendem Kampfe mit Hof und Publikum, den höchsten Culturzwecken dienstbar gemacht. Er selbst fiel, äußerlich genommen, zuletzt in diesem Kampfe ruhmbedeckt.

Es kann aber nicht befremden, daß der Vorfall und die schon früher erlittenen Unbilden, obschon sein persönliches Verhältniß zum Herzoge bald wieder hergestellt wurde, ihn lange gegen alles Theaterwesen verstimmten. Der dramatischen Literatur selbst, der ausländischen wie der heimischen, widmete Goethe

dagegen nach wie vor seine Aufmerksamkeit und Thätigkeit, welche sich sogar noch spät productiv in der Abfassung von Theater-Prologen äußert (1821 zur Eröffnung des königlichen Schauspielhauses zu Berlin und 1828 für das Königstädter Theater daselbst). Ja, selbst das Werk seines hohen Alters, der zweite Theil des „Faust", hat dramatische Form.

Den Sommer des Jahres 1808 brachte Goethe wie gewöhnlich in Karlsbad zu, wo er schon während seines vorjährigen Aufenthaltes den Kreis seiner Bekannten bedeutend erweitert hatte. Wir erwähnen unter denselben nur die schöne, reizende und anziehende Fürstin Bagration, bei der er auch den Fürsten von Ligne kennen lernte. „Seine Gegenwart," heißt es von Letzterem in den „Tag- und Jahresheften", „bestätigte seinen Ruf; er zeigte sich immer heiter, geistreich, allen Vorfällen gewachsen und als Welt- und Lebemann überall willkommen und zu Hause." Goethe, der in engeren Verkehr mit ihm trat, widmete seinem Andenken, als er 1814 gestorben war, das „Requiem dem frohsten Manne des Jahrhunderts". Außerdem sind die Prinzessin Solms, Schwester der Königin Luise von Preußen, spätere Königin von Hannover, der berühmte Publicist Gentz, der sächsische Oberhofprediger Reinhard und endlich der Graf Reinhard zu nennen, der durch seine merkwürdigen Lebensschicksale bekannt ist. Auch mit ihm trat Goethe in brieflichen Verkehr. (Briefwechsel zwischen Goethe und Reinhard, 1807 — 1832. Stuttgart, 1850.) Zu diesen kamen 1808 noch die geselligen Kreise der Herzogin von Kurland hinzu, zu denen Frau Elise von der Recke, begleitet von Tiedge, dem Verfasser der Urania, gehörte. Manche Gedichte stammen aus diesen Jahren und speziell der Zeit, wo Goethe in Karlsbad verweilte. Außer der nicht geringen Zahl derjenigen, die er an einzelne Personen richtete, mögen hier nur die „Wirkung in die Ferne" (I, 257) und „Der Goldschmiedsgesell" (I, 26) erwähnt werden. Bisweilen wurde aber Goethe's dichterische Thätigkeit auch noch von Andern in Anspruch genommen. So schrieb er 1810 und 1812 „Im Namen der Bürgerschaft von Karlsbad" eine Reihe von Gedichten, zu Ehren der Kaiserin Marie Luise von Oestreich, des Kaisers Franz I. und seiner Tochter, der Kaiserin von Frankreich, ebenso wie er schon 1809 auf fremde Anregung in Weimar die Ballade „Johanna Sebus" gedichtet hatte.

In ähnlicher Weise, wie Goethe in Karlsbad in mannichfachem Verkehr mit der Gesellschaft stand, entsagte er auch in

der Heimath der bisherigen Zurückgezogenheit. Wir hören von den Abendzirkeln bei Johanna Schopenhauer, in denen er ein häufiger Gast ist, von Gesellschaftsmorgen bei der Prinzessin Karoline, und ebenso ist sein eigenes Haus geselligem Verkehr geöffnet. Er liebt namentlich musikalische Unterhaltung, und einige seiner Gedichte, wie „Ergo bibamus" (Bd. I, S. 91), „Schneider-Kourage" (II, 251), „Genialisch Treiben" (II, 257) sind zunächst für seine sogenannte freiwillige Hauskapelle gedichtet, die sich im Jahre 1810 meistens nach Theaterproben am Donnerstage bei ihm zu versammeln pflegte.

Aber Alles dies sind doch nur Beschäftigungen, die einen kleinen Theil seiner vielumfassenden Thätigkeit ausmachten; seine Hauptkraft war auch in dieser Zeit der Vollendung größerer Werke gewidmet, die noch dazu den verschiedenartigsten Gebieten angehören. Die Stanzen, welche er 1810 zur Erklärung des Maskenzuges „die romantische Poesie" für die Feier des Geburtstages der Herzogin Luise am 30. Januar dichtete, verdienen hier kaum eine Erwähnung; aber noch 1809 vollendete er die „Wahlverwandtschaften", 1810 die „Farbenlehre," und in den Jahren 1811—1814 erschienen die drei ersten Bände von „Dichtung und Wahrheit".

Die „Wahlverwandtschaften", so vielen unmotivirten Tadel man gegen ihren Inhalt und das Problem erhoben hat, das in ihnen behandelt wird, haben nach einer Seite hin von jeher die größte Anerkennung gefunden. So wie Wieland erst in dem spätesten seiner zahlreichen größeren Romane, im „Aristipp", den höchsten Grad der stilistischen Vollendung und Darstellung erreichte, der überhaupt in seiner Natur lag, so hat auch Goethe erst jetzt in seinem 60. Jahre hierin das Größte geleistet. Und nicht allein das. Auch die Kunst der Komposition des Ganzen, die wohldurchdachte und bis ins Kleinste sorgfältige und glückliche Durchführung der Charaktere stellen die „Wahlverwandtschaften" als Kunstwerk den vorzüglichsten Schöpfungen einer früheren Zeit, der „Iphigenia" und dem „Tasso" gleich. Wir glauben demnach in ihnen gewiß mit Recht noch die nachwirkenden Resultate jener Kunstanschauungen wiederzufinden, die Goethe in Italien gewonnen und später im Verkehr mit Schiller für sich in bestimmte Theorien umgewandelt hatte.

Mit der „Farbenlehre", die er der Herzogin Luise widmete, war ein Werk abgeschlossen, dessen erster Entwurf schon zwanzig Jahre früher entstanden war. Bei der Mühe und Liebe aber,

die er dem Gegenstande gewidmet hatte, war er schmerzlich berührt, in der gelehrten Welt keine, und selbst von ihm nahe stehenden Personen auch nur eine theilweise Anerkennung zu finden. Man erkennt dies aus seinen Worten in den „Tag- und Jahresheften." Nachdem er von der großen Anstrengung gesprochen, die der Abschluß des Werkes in den ersten Monaten des Jahres 1810 nöthig machte, und wie er dann das letzte Blatt mit Vergnügen habe in die Druckerei wandern sehen, fährt er fort: „Die bisher getragene Last war so groß, daß ich den 16. Mai (als Alles vollendet war) als glücklichen Befreiungstag ansah, an welchem ich mich in den Wagen setzte, um nach Böhmen zu fahren. Um die Wirkung war ich wenig bekümmert und that wohl. Einer so vollkommenen Antheilnahme und abweisenden Unfreundlichkeit war ich aber doch nicht gewärtig; ich schweige davon u. s. w." — Die Farbenlehre erschien in zwei sehr umfangreichen Octavbänden (von je 702 und 795 Seiten) und gehört, als dem reifsten Mannesalter Goethe's entsprossen, auch zu seinen classischen Werken, wenn man deren hohe formelle Vorzüge, die vollendete Sprache, die Reinheit des Stils und die Behandlung des Stoffes ins Auge fasst. Dem Inhalte nach überragt der historische Theil die übrigen; die Spuren einer Erklärung der Farben sind von den ältesten Zeiten her verfolgt, und zugleich der Gang und die verschiedenen Richtungen der Naturforschung im Allgemeinen in großen Zügen geschildert. Der dogmatische Theil wird zwar wegen der zahlreichen neuen und richtigen Experimente, der von Malern später vielfach benutzten Lehre vom Colorit und von den subjectiven Farben und der darin niedergelegten reichen Erfahrungen dauernden Werth behalten; die versuchte Neubegründung der ganzen Lehre selbst wird dagegen von Fachmännern für verfehlt erachtet, wesentlich aus dem Grunde, weil Goethe die Aufgabe durch Beobachtung und Versuche, nicht aber auf dem mathematisch-optischen Wege, welcher als der exacteste auch die sichersten Resultate liefert, zu lösen versucht hat. Gleichwol war die völlige Ablehnung, welche das Werk erfuhr, ungerechtfertigt; nur Philosophen wie Schelling, Hegel und Schopenhauer verstanden dasselbe zu würdigen. Auch mit seinen übrigen naturwissenschaftlichen, aus einer genialen Intuition und fortgesetzter minutiöser Beobachtung hervorgegangenen Entdeckungen ist Goethe nur allmählig durchgedrungen, und so ist es vielleicht zweckmäßig, obgleich er dieselben bis an sein Lebensende fortsetzte, schon jetzt durch Zurück-

greifen in die Vergangenheit und Vorgreifen in die Zukunft einen Ueberblick über den Umfang seiner Thätigkeit auf diesem Gebiete zu gewinnen.

Ohne auf Goethe's frühere naturwissenschaftliche Beschäftigungen einzugehen, die zu keinen selbstständigen Arbeiten Veranlassung gegeben haben, erwähnen wir zunächst nur die bedeutendsten Schriften. Die älteste dürfte der im Jahre 1782 im Tiefurter Journal (handschriftlich) erschienene Aufsatz „Die Natur" sein. Einen ganz besondern Werth aber legte er mit Recht auf eine Entdeckung, die er im März 1784 machte und im folgenden Jahre in seinem Aufsatze „Den Menschen wie den Thieren ist ein Zwischenknochen der obern Kinnlade zuzuschreiben" ausführlicher darlegte. Die Freude über diese Entdeckung des os intermaxillare spricht er aufs Lebhafteste in seinen gleichzeitigen Briefen an Merck, Knebel, Frau v. Stein und Herder aus. An den Letzteren schreibt er (vgl. Herder's Nachlaß I. 75): „Nach Anleitung des Evangelii muß ich Dich auf das Eiligste mit einem Glücke bekannt machen, das mir zugestoßen ist. Ich habe gefunden — weder Gold noch Silber, aber was mir unsägliche Freude macht, das os intermaxillare am Menschen. Ich verglich mit Lodern Menschen- und Thierschädel, kam auf die Spur, und siehe, da ist es. Nun bitt' ich Dich, laß Dich nichts merken! Denn es muß geheim behandelt werden. Es soll Dich auch recht herzlich freuen; denn es ist wie der Schlußstein zum Menschen, fehlt nicht, ist auch da." — Zwar wollte der gelehrte Anatom Camper in Leyden, dem er durch Merck's Vermittelung den Aufsatz in lateinischer Uebersetzung und ohne Nennung des Verfassers im folgenden Jahre zusandte, die Richtigkeit der Entdeckung nicht anerkennen; indessen hatte Goethe wenigstens später die Genugthuung, daß dies fast allgemein geschah. — In der weiteren Reihenfolge seiner naturwissenschaftlichen Arbeiten sind dann zu erwähnen: sein „Versuch, die Metamorphose der Pflanzen zu erklären" (1790), „der Versuch als Vermittler von Objekt und Subjekt" (1793), die Zeitschrift „Zur Naturwissenschaft überhaupt, besonders zur Morphologie", die von 1817—1824 in 6 Heften erschien, endlich noch eine Reihe von kleineren, zum Theil auf Meteorologie, Geologie und Mineralogie bezüglichen Arbeiten.

Von diesen Schriften ist „Die Metamorphose der Pflanzen" die bedeutendste und berühmteste. Goethe hat darin zuerst die Einheit aller Organe der Pflanzen nachgewiesen. „Und mit

dieser Erkenntniß", sagt einer seiner neuesten Beurtheiler,*) „war etwas Großes für die Wissenschaft geschehn: es war ein Monismus an die Stelle des Dualismus der Linné'schen Schule gesetzt." So ist die Goethe'sche Schrift als der Ausgangspunkt der ganzen neuern Botanik anzusehn.

Gleichzeitig mit dem Erscheinen der Pflanzen-Metamorphose machte Goethe (1790 in Venedig) eine nicht minder folgenreiche und gleichfalls von der neuern Naturforschung**) anerkannte und weiter entwickelte Entdeckung, daß nämlich der Schädel eine Fortsetzung der Rücken-Wirbelsäule sei, jedoch ohne sie sogleich zu veröffentlichen, so daß, als Oken später (1807) mit derselben hervortrat, ein Streit über die Priorität entstand. Auch mit der Ansicht von der Einheit aller Lebensformen, wenn Goethe dieselbe auch nicht wie die neuere Schule auf die Zelle zurückführte, stand er in seiner Zeit fast allein, und ebenso sind die von seinen Zeitgenossen meist bestrittenen geologischen Ansichten Goethe's durch die neuesten Forscher (Lyell) wesentlich bestätigt. So hat Goethe, was ihm bei seinen Lebzeiten nicht gern zugestanden wurde, in neuerer Zeit volles Bürgerrecht im Reiche der Naturwissenschaften erlangt. Man würde aber irren, wollte man glauben, Goethe seien seine Entdeckungen kraft besonderer Divinationsgabe und mühelos gelungen; sie sind die Frucht des angestrengtesten Nachdenkens, allseitigen Studiums und unausgesetzter Beobachtung. Speciell in Bezug auf Goethe sagt Schleiden: ***) „Man muß sich niemals um die Geschichte großer Männer, welche wirklich für die Menschheit fördernde Werke schufen, bekümmert haben, wenn man nicht weiß, daß gerade die großen Geister nur durch die gründlichsten und umfassendsten Studien und durch den ernstesten Fleiß befähigt wurden, Großes und Dauerndes zu leisten."

Wir kommen auf das dritte der oben namhaft gemachten Werke, welche dieser Periode angehören, auf „Dichtung und Wahrheit", dessen letzter Theil, die Ereignisse des Jahres 1775 behandelnd, allerdings erst 1833 in den nachgelassenen Werken

*) Vergl. R. Kirchhoff „Die Idee der Pflanzen-Metamorphose bei Wolf und bei Goethe". Berlin, 1867.

**) Wir können unsre Leser für die genauere Prüfung von Goethe's Leistungen in der Naturwissenschaft namentlich auf Kirchhoff's Schrift „Goethe als Naturforscher und in besonderer Beziehung auf Schiller, Berlin 1861" verweisen.

***) Schleiden: „Goethe als Naturforscher", in Westermann's Monatsheften, März 1863.

bekannt geworden ist. Goethe hatte sich, als er dieses Werk unternahm, die Aufgabe größer gestellt, als er sie später löste. Die eigentliche Biographie geht nur bis zu der Zeit, wo er nach Weimar übersiedelte. Für die späteren Jahre mußten die Beschreibungen der „italienischen Reise," der „Kampagne in Frankreich," der „Belagerung von Mainz" und die Mittheilungen „Aus einer Reise in die Schweiz (1797)" und „Aus einer Reise am Rhein, Main und Neckar (1814 und 1815)" die Stelle der Biographie vertreten; auch die „Annalen oder Tag- und Jahreshefte," die allerdings bedeutend später und auch nicht immer von Goethe allein redigirt sind, mußten für dieselben aushelfen. — Wir haben indessen um so weniger Veranlassung, auf dasjenige hier näher einzugehen, was Goethe mit seinem Werke gewollt und geleistet, als das Vorwort zu dieser Biographie uns dazu bereits Gelegenheit geboten hat.

Nach dem Tode Schiller's war auf diese Weise eine Reihe von Jahren dahingegangen, ohne daß in Goethe's Sinnes- und Denkweise, in seiner Anschauung von bildender Kunst und Poesie eine irgend erhebliche Veränderung zu bemerken gewesen wäre. Indessen um das Jahr 1814 machte sich von zwei Seiten her ein Einfluß auf ihn geltend, durch den die ausschließliche Neigung zum klassischen Alterthum wesentlich beschränkt wurde. Von der einen Seite geschah dies vorzugsweise durch Sulpiz Boisserée, der seinen Sinn für die deutsche Kunst des Mittelalters von Neuem weckte und durch Mittheilung seiner reichen Sammlungen rege erhielt; außerdem aber wurde Goethe, seiner Neigung gemäß, sich von den politischen Unruhen der Gegenwart in seiner geistigen Thätigkeit möglichst zu entfernen, nachdem er kurze Zeit sogar chinesische Geschichte getrieben hatte, auf den Orient geführt, und aus der Kenntniß seiner Dichter allmählig jene Stimmung der lyrischen Beschaulichkeit in ihm hervorgerufen, aus welcher der „West-Oestliche Diwan" hervorging. Beides war für die Entwickelung Goethe's von hoher Bedeutung; denn es bildet den Uebergang zu der universalen Richtung in Kunst und Literatur, welche seinen spätesten Jahren eigenthümlich ist und deren besondere Merkmale sich uns noch zeigen werden.

Boisserée hatte schon im Mai 1810 an Goethe eine Reihe von Zeichnungen, den Kölner Dom betreffend, gesendet; genau ein Jahr später kam er selbst nach Weimar, nicht blos um ihn kennen zu lernen, sondern auch mit der festen Absicht, Goethe's Interesse für deutsche Kunst und die Bestrebungen zu erwecken,

welche er selbst in ihr verfolgte. Er war mit Zeichnungen verschiedener Art ausgerüstet; außer solchen, welche Denkmäler christlicher Bauart, namentlich aus Köln, darstellten, hatte er auch Umrisse des jungen Cornelius zu den Nibelungen und zu Goethe's Faust mitgebracht; aber die Sache hatte ihre Schwierigkeiten. Daher schreibt denn auch sein Freund Bertram an ihn: „Mein Brief trifft Dich hoffentlich gesund und wohl in Weimar, wo Du bedächtig Deine Herrlichkeiten vor dem alten Herrn auskramst und demonstrirend und konstruirend ihn unter Deinen Bogengängen und Knospen-thürmchen herumführst, erwartend, daß der starre Heidensinn vor dieser christlich-deutschen Künstlergröße, wenn nicht bekehrt, doch staunend und bewundernd sich niederbeuge. Der Himmel gebe Dir nur Ruhe und heitere Laune!" Einer solchen Ermuthigung bedurfte es allerdings; denn der erste Empfang war keineswegs vielversprechend. „Ich komme soeben von Goethe," schreibt Sulpiz an seinen Bruder Melchior, „der mich recht steif und kalt empfing; ich ließ mich nicht irre machen und war wieder gebunden, und nicht unterthänig. Der alte Herr ließ mich eine Weile warten. Da kam er mit gepudertem Kopf, seinen Ordensbändern; die Stunde war so steif vornehm als möglich." Aber schon einige Tage später ist Boisserée sehr zufrieden mit Goethe. „Mit dem alten Herrn geht mir's ganz vortrefflich; bekam ich auch den ersten Tag nur einen Finger, den andern hatte ich schon den ganzen Arm." In der That spendete Goethe den Zeichnungen von Cornelius Lob, während sein alter Freund und Kunstgenosse Meyer dasselbe nur sehr bedingt gelten lassen wollte, und Boisserée hatte die Freude, daß er Goethe sein ganzes Portefeuille zusenden durfte. Es würde indessen den Raum dieser Blätter und den Zweck, den wir mit ihnen verbinden, weit überschreiten, wenn wir nachweisen wollten, wie durch die Bemühungen Boisserée's allmählig jene oben angedeutete Erweiterung des Kunstinteresses und eine vorurtheilslosere Anerkennung des Nichtklassischen herbeigeführt wurde. Es ging nicht allzu schnell, und der durchgreifendste Erfolg war erst zu erwarten, wenn Goethe selbst an den Rhein ging und die im Besitze der Brüder befindlichen Kunstsammlungen kennen lernte. Deshalb ladet Sulpiz ihn schon 1811 dringend an den Rhein ein, aber Goethe geht in eben jenem so wie in den folgenden Jahren nach Karlsbad und Teplitz, und erst 1814 und 1815 bringt er den größeren Theil des Sommers am Rhein und einen großen Theil seiner Zeit mit dem Studium der deut-

ſchen Kunſt zu. Auf beiden Reiſen verweilte er auch längere Zeit in Heidelberg, und auf der zweiten war Boiſſerée längere Zeit ſein Begleiter, ſo daß man hätte vermuthen können, er wäre ganz für deſſen Richtung gewonnen.

Unmittelbar nach ſeiner Rückkehr von dem zweiten Aus-Auge, im October 1815, begann Goethe die Vorbereitungen zu einer neuen Zeitſchrift, deren erſte Veranlaſſung allerdings die erneuerte Beſchäftigung mit der Kunſt und die Abſicht, ſeine Reiſeerlebniſſe niederzulegen, geweſen ſein mag, die ſich aber bald auf einem viel weiteren Gebiete bewegte. Es iſt die Zeitſchrift „Kunſt und Alterthum", die Goethe von 1816 bis zu ſeinem Tode redigirt hat. (Das letzte Heft des 18. oder dritte des 6. Bandes erſchien, von den Weimariſchen Kunſtfreunden herausgegeben, erſt nach Goethe's Tode.) Die erſten Hefte führen noch den ſpecielleren Titel „Ueber Kunſt und Alterthum in den Rhein- und Maingegenden" und ſind keineswegs vor dem Standpunkte einer unbedingten Verehrung für die Meiſter des Mittelalters und ebenſowenig für die neu-deutſche, religiös-patriotiſche Kunſt geſchrieben; ſie treten im Gegentheil nicht ſelten polemiſch gegen dieſelbe auf. In den ſpäteren Bänden gewinnt die ganze Zeitſchrift einen anderen Mittelpunkt. Goethe benutzte dieſelbe, um alle ſeine kleineren Arbeiten, ehe ſie ihren Weg in die Geſammtausgaben nahmen, in ihr zu veröffentlichen, weshalb ſie denn auch als eine der wichtigſten Quellen für die Redaction ſeiner Werke anzuſehen iſt.

Schon im Jahre 1813 hatte ſich für Goethe außerdem ein neues Feld geiſtiger Thätigkeit eröffnet, auf dem er eine Reihe von Jahren mit beſonderer Vorliebe verweilte. Wir haben ſchon früher Gelegenheit gehabt, zu ſehen, daß er nicht geringe Neigung für die Poeſie des Orients beſaß. Die Bibel, der Koran, die Moallakat (Gedichte der ſieben großen arabiſchen Dichter), die Sakontala von Forſter und manches Andere waren ihm längſt bekannt, ebenſo die Reiſen von J. Chardin, Pietro della Valle und Tavernier. Zu all dem kehrte ſein Intereſſe nun zurück, als er 1814 die Gedichte von Hafis in der Hammer'ſchen Ueberſetzung in die Hände bekam. Er vertiefte ſich immer mehr in den Charakter und den Ausdruck dieſer nach ſeinen eigenen Worten „ſeinem Alter, ſeiner Denkweiſe, ſeiner Erfahrung und Umſicht zuſagenden Dichtart." Auch verabſäumte er nicht, bei ſchwierigen Fragen, die ihm begegneten, ſich mit Orientaliſten wie Lorsbach, Diez, Sylveſter de Sacy und beſonders dem jüngern

Kosegarten in Verbindung zu setzen. „Obgleich," sagt er in den „Tag- und Jahresheften", „diese Männer kaum ahnen, noch weniger begreifen konnten, was ich eigentlich wollte, so trug doch ein Jeder dazu bei, mich aufs Eiligste in einem Felde aufzuklären, in dem ich mich manchmal geübt, aber niemals ernstlich umgesehen hatte." — Goethe aber wußte sehr wohl, was er wollte. Er hatte das Bedürfniß, dem, was ihn dichterisch bewegte, nicht mehr wie früher den unmittelbaren Ausdruck zu geben, sondern, wie es die Dichter des Orients von jeher gethan, den durch das Symbol. So entstand denn in den Jahren 1814 bis 1818 der „West-Oestliche Divan", der 1819 erschien und dem auch später noch Manches eingefügt wurde. Die Bezeichnung, welche Goethe für diese Sammlung von Gedichten gewählt hat, deutet einmal auf eine zwischen dem Osten und dem Westen beitehende Wechselwirkung hin und bereitet so die bereits früher angedeutete Idee von einer „Welt-Literatur" vor, der er in seinen letzten Jahren anhängt; zweitens entspricht jene Bezeichnung aber auch insofern dem Inhalte des Divan, als die Gedichte desselben theils selbstständig, also Motive des deutschen Dichters in orientalischem Gewande, theils Nachbildungen orientalischer Dichter sind.

Die Jahre, in denen Goethe diese neuen Anregungen empfing, fallen mit der Zeit zusammen, in welcher Deutschland seine Befreiung vom französischen Joche vorbereitete und glücklich durchführte, und es läge für uns die Gelegenheit vor, die vielbesprochene Frage, wie Goethe sich diesen Begebenheiten gegenüber verhalten, welche Theilnahme er ihnen erwiesen hat, aufs Neue zu erörtern. Eine Nothwendigkeit ist jedoch nicht vorhanden, und um so weniger, als der Eine an den patriotischen Sinn des Dichters höhere Anforderungen stellen würde als der Andere. Begnügen wir uns daher mit einigen Zügen, die für diese Frage maßgebend sein können.

Als Professor Luden ihn aufforderte, an der von ihm nach Beendigung des Krieges gegründeten patriotischen Zeitschrift „Nemesis" Theil zu nehmen, lehnte Goethe dieses Anerbieten zwar ab, fügte jedoch hinzu: „Glauben Sie ja nicht, daß ich gleichgiltig wäre gegen die großen Ideen — Freiheit, Volk, Vaterland; nein, diese Ideen sind in uns; sie sind ein Theil unseres Wesens, und Niemand vermag sie von sich zu werfen. Auch liegt mir Deutschland warm am Herzen. Ich habe oft einen bitteren Schmerz empfunden bei dem Gedanken an das deutsche Volk, das so achtbar im Einzelnen, so miserabel im Ganzen ist." Als Luden

ihm bemerkte, daß nach den siegreichen Kämpfen das deutsche Volk erwacht sei, entgegnete Goethe: „Ist denn wirklich das deutsche Volk erwacht? Weiß es, was es will und was es vermag? Der Schlaf ist zu tief gewesen, als daß auch die stärkste Rüttelung so schnell zur Besinnung zu führen vermöchte. Und ist denn jede Bewegung eine Erhebung? Erhebt sich, wer gewaltsam aufgestöbert wird? Wir sprechen nicht von den Tausenden gebildeter Jünglinge und Männer; wir sprechen von den Millionen. Und was ist denn errungen oder gewonnen worden? Wir sagen, die Freiheit; vielleicht aber würden wir es richtiger Befreiung nennen, nicht vom Joche der Fremden, sondern von nur einem fremden Joche. Es ist wahr, Franzosen sehe ich nicht mehr und nicht Italiener; dafür aber sehe ich Kosacken, Baschkiren, Kroaten, Magyaren, Kalmuken, braune und andere Husaren!" — Und als Eckermann einst gegen ihn äußerte: „wie sehr es damals die kampflustige Jugend beklagt habe, keine Kriegslieder Goethe's singen zu können," antwortete er: „Wie hätte ich die Waffen ergreifen können ohne Haß? und wie hätte ich hassen können ohne Jugend? Hätten jene Ereignisse mich als einen Zwanzigjährigen getroffen, so wäre ich sicher nicht der Letzte geblieben; allein es fand mich als Einen, der bereits über die ersten Sechzig hinaus war. . . . . Kriegslieder schreiben und im Zimmer sitzen! das wäre meine Art gewesen! Aus dem Bivouac heraus, wo man Nachts die Pferde der feindlichen Vorposten wiehern hört, da hätte ich mir es gefallen lassen! Aber das war damals nicht mein Leben und nicht meine Sache, sondern die unsers Theodor Körner. Ihn kleiden seine Kriegslieder auch ganz vollkommen. Bei mir aber, der ich keine kriegerische Natur bin und keinen kriegerischen Sinn habe, würden Kriegslieder eine Maske gewesen sein, die mir sehr schlecht zu Gesicht gestanden hätte." —

Wir wollen nicht einmal einen besonderen Werth darauf legen, daß Goethe auch zur Feier der Heimkehr der sieggekrönten preußischen Krieger das Festspiel „des Epimenides Erwachen" schrieb (in Berlin am 30. März 1815, in Weimar am 30. Januar 1816 aufgeführt), oder gar, daß er 1817 eine Inschrift zu Blücher's Standbild in Rostock verfaßte. Aber auch die persönlichen Erlebnisse des Biographen zeigen, daß er selbst dem Einzelnen, der sich der großen Sache widmete, seine Theilnahme nicht versagte.

Von dem Interesse Goethe's an der Erhebung Deutsch-

lands und den Befreiungskriegen in den Jahren 1813, 14 und 15 kann der Biograph aus eignen Erlebnissen Folgendes anführen. Als wir im April 1813 in Meißen, wo unser Detachement Freiwilliger vom Lützow'schen Freicorps die Nacht im Quartiere gelegen, früh Morgens zum Abmarsch angetreten waren, bemerkte ich in der Ecke einer Extrapostchaise, vor welche frische Pferde vorgelegt wurden, in einem grauen Mantel mit rothem Kragen und ähnlicher Feldmütze, wie die russischen Offiziere diese zu tragen pflegten, den mir von Jena her wohlbekannten Geh. Rath v. Goethe. Kaum hatte ich dies den Kameraden mitgetheilt, als diese sogleich — die Mehrzahl waren Studenten — an den Wagen herantraten. Ich begrüßte in feuriger Anrede es als ein Zeichen guter Vorbedeutung, daß wir unserm gefeierten Dichterfürsten an dem Morgen der anbrechenden Freiheit begegneten, und was dergleichen mehr war, und schloß mit der Bitte um Ertheilung des Waffensegens. Die Kameraden zogen ihre Säbel und Hirschfänger und hielten ihre Gewehre mit lautem Zurufe: „Gieb uns Deinen Waffensegen!“ Goethen entgegen. Er war dazu sogleich bereit, legte die Hände auf die ihm entgegengehaltenen Waffen und schloß seinen kurzen Spruch mit den laut und vernehmlich gesprochenen Worten: „Kinder, zieht mit Gott, und möge mein Segen Euch geleiten!“ — Auch als ich auf der Rückkehr von Paris 1815 nach Heidelberg kam, traf es sich durch eine für mich glückliche Fügung, daß Goethe gerade dort war, und der mir stets freundlich Gesinnte hat später, am 17. September 1820, diesen Begegnungen noch eine besondere Bedeutung dadurch verliehen, daß er in einem an mich gerichteten Gedichte auf sie Bezug nimmt. (Vgl. Band III. unserer Ausgabe.)

Die glückliche Beendigung des Krieges hatte übrigens auch für Weimar und Goethe selbst erfreuliche Resultate. Durch die Beschlüsse des Wiener Congresses wurde das Land zu einem Großherzogthum erhoben, so daß am 7. April 1816 die Huldigungsfeierlichkeit vor sich ging; die landständische Verfassung sollte im nächsten Jahre ins Leben treten. In Folge der Reorganisation des Staatsministeriums wurde Goethe's Gehalt als Minister auf 3000 Thlr. nebst Equipagegeldern erhöht. Seine Thätigkeit blieb indessen auf die oberste Leitung aller wissenschaftlichen und Kunst-Anstalten des Landes beschränkt. Dasselbe Jahr brachte noch am 27. September das Jubiläum seines vieljährigen Freundes und Amtsgenossen Voigt, das nächste die Vermählung seines Sohnes mit Ottilie von Pogwisch. Der im Jahre

1810 erschienenen Ausgabe seiner Werke in 13 Bänden war im Jahre 1815 bei Cotta eine auf 20 Bände vermehrte gefolgt, welche im Jahre 1819 abgeschlossen wurde. Auch die freundschaftlichen Verbindungen mit der Außenwelt hatten sich in dieser Periode von Goethe's Leben vermehrt; zu den vielen, die bereits erwähnt sind, kommt noch 1814 der Beginn des Briefwechsels mit dem Staatsrathe Schultz, der sich besonders für die Farbenlehre interessirte. Mochte dann die Freundschaft mit Jacobi auch wieder etwas gelockert sein, (vgl. B. II. S. 195 unt. Ausg.) die Beziehungen mit Zelter waren, besonders seit dem schweren Schicksalsschlage, der diesen 1812 traf, inniger geworden; die Freunde hatten bis zum Jahre 1819 schon mehr als 300 Briefe mit einander gewechselt. — Dagegen hatte Goethe im Laufe der Zeit auch manche Verluste nahestehender Personen zu beklagen gehabt. Wir heben unter ihnen nur hervor den seiner Mutter am 13. September 1808, und den von Herder's Wittwe, für die er stets die wärmste Theilnahme gehegt hatte, am 5. September 1809. Am 20. Januar 1813 war auch Wieland gestorben, und Goethe hatte in der Trauerloge am 18. Februar in der Rede „Zum brüderlichen Andenken Wieland's" in unübertrefflicher Weise die hohe Bedeutung des Mannes charakterisirt und seine Verdienste anerkannt; am 22. März 1819 endlich, einen Tag vor der Ermordung Kotzebue's, die Goethe tief erregte, starb auch der Staatsminister von Voigt. Des am 6. Juni 1816 erfolgten Todes seiner Gattin ist schon oben gedacht.

Goethe selbst hatte am 28. August dieses Jahres, den er auf der Reise von Hof nach Karlsbad zubrachte, sein siebzigstes Lebensjahr erreicht.

XV. Goethe's Greisenalter. 1819—1832.

Als Goethe in Karlsbad eintraf, warteten seiner nicht nur mannichfache Geschenke und Zusendungen der Seinigen und nahe stehender Personen, sondern es kamen auch bald Berichte über die besondere Feier, welche zu Ehren seines Geburtstages in seiner Vaterstadt stattgefunden hatte. Schon im October 1814, als er zum vorletzten Male sich in Frankfurt aufgehalten, hatte man ihm dort eine öffentliche Huldigung bereitet. Vor der Vorstellung des „Tasso", die ihm zu Ehren angeordnet war, empfing

man ihn mit einem Festprologe, und am Schlusse wurden die Kränze von Ariost's und Virgil's Büsten herabgenommen und ihm überreicht. Auch jetzt feierte man den Tag wieder mit der Darstellung des „Tasso", und ein mit Smaragden verzierter Lorbeerkranz, der bei der Festtafel aufgestellt war, wurde ihm als Erinnerungszeichen übersandt. Goethe sprach seinen Dank in der Weise seines Alters symbolisch aus. Das Gedicht (II, 439 ausf. Ausg.), mit welchem er „den vielfachen Ausdruck von Liebe und freundschaftlicher Neigung zur Feier seines siebzigsten Geburtstages dankbar zu erwidern suchte," knüpft an eine Münze an, die Boisserée zum Andenken an einen Ritter Baldstein als Vater von vierundzwanzig Söhnen hatte schlagen lassen.

Sein Aufenthalt in dem Badeorte, der diesmal nur vier Wochen dauerte, ist insofern bemerkenswerth, als er ihn mit politischen Notabilitäten des Karlsbader Congresses in Berührung brachte; er wiederholte den Besuch von Karlsbad übrigens nur noch einmal, im Frühling des nächsten Jahres, wo er namentlich mit dem Philologen Gottfried Hermann, der ihm seine Ausgabe von Euripides' Iphigenie gewidmet hatte, in nahem Verkehr stand. In den drei folgenden Jahren besuchte er jedesmal Marienbad; seit 1824 indessen stellte er alle größeren Reisen ein und begnügte sich mit gelegentlichen Ausflügen nach Jena oder in die Weimar naheliegenden Partien des thüringer Waldes.

Doch Goethe's rastlose Thätigkeit erlitt durch die annehmenden Jahre keine Unterbrechung, sondern man möchte eher sagen, wenn man die zahlreichen Arbeiten gerade dieser Jahre überblickt, daß sie sich gesteigert haben müsse. Außer zahlreichen Aufsätzen, die wir nicht einzeln namhaft machen, die sich aber auf die verschiedenartigsten Gebiete erstrecken, in denen Goethe überhaupt thätig gewesen ist, beschäftigte ihn zunächst die Composition von „Wilhelm Meister's Wanderjahren." Da er in dieselben eine Reihe von Erzählungen hineinlegte, welche zum Theil ursprünglich für die „Unterhaltungen deutscher Ausgewanderter" bestimmt waren und in keiner genauen Verbindung mit dem zu befolgenden Plane des Ganzen standen, so machte schon die Zusammenstellung des ersten Theiles, der 1821 erschien, große Mühe, und die Schwierigkeiten mußten sich noch steigern, als er später sich genöthigt sah, an die Fortsetzung und Beendigung des Ganzen zu denken. Einen glücklicheren und leichteren Erfolg erreichte Goethe dagegen auch noch jetzt in kleineren Dich-

tungen der verschiedensten Art. Die „Ballade vom vertriebenen und zurückkehrenden Grafen“ (I, 282) gehört allerdings, wenn sie auch erst 1820 veröffentlicht wurde, schon dem Jahre 1816 an; aber aus den Jahren 1821 bis 1823 stammen die drei Gedichte, welche unter der Ueberschrift „Paria“ vereinigt sind, (I, 275 u. f.) und fast aus derselben Zeit diejenigen, welche jetzt den gemeinsamen Titel „Trilogie der Leidenschaft“ führen. (I, 185.) So war in der That eine ernste Leidenschaft, die ihnen den Ursprung gegeben und die sich auch in dem Tone der wahrsten Empfindung ausspricht, wie er uns aus denselben entgegenklingt. Sein Herz hatte sich noch immer jugendliche Empfänglichkeit und Erregbarkeit für zarte Empfindung bewahrt. Er stand bereits in seinem 74. Jahre, als er 1823 in Marienbad die junge und schöne Ulrike von Levezow wiedersah, die er bereits im vorigen Jahre daselbst kennen gelernt hatte. Die Liebe, die er zu ihr faßte, blieb nicht unerwidert. Wenn Goethe — so erzählen Augenzeugen — in der Brunnen-Allee ihre Stimme hörte, eilte er ihr nach; er versäumte keine Stunde bei ihr zu sein. Man erzählte sich damals — und sein Freund Zelter machte daraus kein Hehl — Goethe habe allen Ernstes daran gedacht, sie als Gattin heimzuführen, und sie habe sich bereit erklärt, ihm zu folgen. — Wir lassen dahingestellt, was Goethe hat thun wollen, und begnügen uns mit dem, was er gethan hat. Eine schwere Krankheit freilich, die ihn schon am Anfange des Jahres heimgesucht hatte, wiederholte sich noch am Schluß desselben, und man ist allgemein der Ansicht, daß sie in den heftigen Gemüthsaufregungen ihren Grund hatte, denen der Dichter sich ausgesetzt gesehen; indessen als er fast unmittelbar nach seiner Genesung zu der Elegie „die Aussöhnung“ hinzufügte, konnte dies nur den Sinn haben, der seiner allein würdig war: daß er entsagt und sich selbst überwunden habe.

Aber neben denjenigen Leistungen, in denen Goethe sich selbst noch productiv zeigte, tritt in dieser Periode seines hohen Alters, entsprechend jener schon durch den West-Oestlichen Diwan vorbereiteten Neigung und als eine weitere Consequenz derselben, lebhafter als früher sein Interesse für die Literaturen fremder Völker, besonders, wenn auch nicht ausschließlich, für die italienische, englische und französische hervor. Es scheint zweckmäßig, dies im Einzelnen schon jetzt nachzuweisen, wenn es dadurch auch nöthig wird, zum Theil schon in die letzten Lebensjahre des Dichters vorzugreifen.

Zu der Zeit, als Goethe in Italien war, hatte er keine Veranlassung und Neigung gehabt, der älteren oder gleichzeitigen Literatur des Landes ein besonderes Interesse zuzuwenden. Die römische Canzonette, die jetzt unter der Ueberschrift „Moderömerinnen" in seinen Werken steht, hatte er schon viel früher übersetzt, und wenn er nach seiner Rückkehr aus Italien sich mit der Bearbeitung der Lebensbeschreibung des Benvenuto Cellini beschäftigte, so reizte ihn offenbar mehr das Sachliche und Stoffliche hiebei als der Umstand, daß dieselbe der italienischen Literatur angehörte. Die ersten Spuren einer eingehenderen Theilnahme zeigen sich erst 1815 in dem Aufsatze: „Don Ciccio" im Morgenblatte, in welchem er die Freunde der italienischen Literatur auf eine merkwürdige Sammlung von Spottgedichten auf die genannte Person aufmerksam machte, deren Verfasser, Franzesco Lazarelli, ein Zeitgenosse des Papstes Innocenz XI. ist. In drei Aufsätzen weist er dann 1818 und 1819 auf den Streit der klassischen und romantischen Schule in Italien hin, bis ihn im folgenden Jahre die Werke des später so berühmten Alessandro Manzoni besonders in Anspruch nahmen. Namentlich giebt ihm dessen Drama „Il conte di Carmagnola" wiederholt Veranlassung, den Standpunkt und die Auffassung des Romantikers gegen Angriffe seiner eigenen Landsleute und auch der Engländer zu vertheidigen; aber auch mit seinen „heiligen Hymnen" und der späteren Tragödie „Adelchi" beschäftigte er sich, und die Ode auf den Tod Napoleon's übersetzte er selbst ins Deutsche. (Vgl. II. 467 unt. Ausg.) Ein brieflicher Verkehr war die Folge dieser Theilnahme. Manzoni eröffnete denselben mit einem Dankschreiben für die Anerkennung des „Grafen Carmagnola", das mit den nachstehenden Worten beginnt: „So sehr das literarische Verbeugen und Danksagen außer Kredit gekommen, so hoffe ich doch, Sie werden diesen aufrichtigen Ausdruck eines dankbaren Gemüthes nicht verschmähen; denn wenn während der Arbeit an der Tragödie des Grafen Carmagnola mir Jemand vorausgesagt hätte, daß Goethe sie lesen würde, so wäre es mir die größte Aufmunterung gewesen, hätte mir die Hoffnung eines unerwarteten Preises dargeboten." Von Dichtern der älteren Zeit ist es vorzugsweise Dante, dem Goethe besondere Aufmerksamkeit widmet. Durch die Uebersetzung von Streckfuß angeregt, versuchte er sich auch an einigen Stellen und schrieb 1826 den Aufsatz „Dante", den wir in seinen Werken haben.

Anders war sein Verhältniß zur französischen Literatur. Er kannte sie von Jugend auf und hatte schon in „Werther" und „Götz" einen Weg eingeschlagen, der wenigstens weit entfernt von demjenigen ist, auf dem der sogenannte „Klassicismus" dieser Nation sich bewegte. Wenn er daher auch in früheren Jahren Stücke von Voltaire für die Bühne vorbereitete, so that er es mehr, weil sich in ihnen eine bestimmte Art der poetischen Behandlung ausgeprägt hatte, als weil er sie für Meisterwerke hielt, und 1808 wird er wol auch mehr von Talma's Spiel als von Racine's Poesie ergriffen gewesen sein. Ja, mochte er später auch interessanten Erscheinungen in der französischen Literatur, wie Salvandy's „Don Alonzo ou de l'Espagne" oder noch in seinem letzten Lebensjahre dem Werke „Le livre des Cent-et-un" seine Aufmerksamkeit widmen und, wie uns seine „Nachgelassenen Werke" zeigen, Auszüge aus verschiedenen französischen Zeitschriften machen, das Wesentlichste seines Interesses beruhte doch darauf, zu erkennen, wie die deutsche Literatur im Allgemeinen und er selbst im Besonderen auf Frankreich wirkten. Sein „Werther" war dort früh anerkannt, „Götz von Berlichingen" wenigstens schon 1809 von Benjamin Constant als ein bedeutendes Werk gewürdigt; der Fürst von Ligne hatte den „Wahlverwandtschaften" das höchste Lob gezollt. Da freute es ihn denn, wenn er von der Uebersetzung seiner Dramen (1821) und seiner Gedichte erfuhr; aber er verhehlte es auch nicht, wenn das Journal du Commerce über seinen „Tasso" im Gegensatz zu dem von Alexandre Duval bemerkt, „daß das Stück kalt und ohne Interesse sei und eigentlich nur sittlich weinerliche Salbaderei (du marivaudage en larmes) enthalte." Demnach ist es nicht zufällig, wenn er gerade in seinen Aufsätzen über diese Erscheinungen in der französischen Literatur schon 1821 seinen bereits angedeuteten Gedanken über die „Nothwendigkeit einer Weltliteratur" ausspricht: „Ueberall hört und liest man von dem Vorschreiten des Menschengeschlechtes, von den weiteren Aussichten der Welt- und Menschenverhältnisse. Wie es auch im Ganzen hiermit beschaffen sein mag, welches zu untersuchen und näher zu bestimmen nicht meines Amtes ist, will ich doch von meiner Seite meine Freunde aufmerksam machen, daß ich überzeugt sei, es bilde sich eine allgemeine Weltliteratur, in der uns Deutschen eine ehrenvolle Rolle vorbehalten ist. Alle Nationen schauen sich nach uns um, sie loben, sie tadeln, nehmen auf und verwerfen, ahmen nach und entstellen, verstehen oder miß-

verstehen und, eröffnen oder verschließen ihre Herzen. Dies Alles müssen wir gleichmüthig aufnehmen, indem uns das Ganze von großem Werth ist."

Was die englische Literatur anbetrifft, so haben wir gesehen, wie in älterer Zeit Shakespeare, Ossian, Goldsmith und zum Theil die Balladenpoesie auf Goethe gewirkt haben; in der jetzigen Periode interessirten ihn besonders Walter Scott, Thomas Carlyle und Byron. Der Letztere hatte ihm seine Dramen „Sardanapal" und „Werner" gewidmet, und Goethe sprach seinen Gegendank in einem Gedichte aus, im Frühjahr 1825 (II. 451), welches Byron, im Begriff, nach Griechenland abzusegeln, noch in Livorno erhielt und unmittelbar nach dem Empfange am 24. Juli erwiderte. Aber auch schon vordem hatte er dessen „Manfred" und „Don Juan" eifrig gelesen und aus beiden Dichtungen Einzelnes übersetzt (II, 462 ff. uns. Ausg.). Ebenso haben wir Beurtheilungen von Goethe über das „Leben Napoleon's" von Walter Scott (1827), über das „Leben Schiller's" von Carlyle, der auch den „Wilhelm Meister" übersetzt hatte, über dessen „German romance" u. A. Da sich mit den genannten Männern auch ein brieflicher Verkehr gebildet hatte, so war es erklärlich, daß Goethe's Name in England eine große Popularität gewann. Dieser verliehen neunzehn Männer einen besonderen Ausdruck dadurch, daß sie ihm an seinem letzten Geburtstage ein ehrenvolles Schreiben, begleitet von einem kostbaren Pertschaft mit der Inschrift: „Ohne Rast, aber ohne Hast" übersandten. Unter ihnen waren von bekannteren Namen Churchill, der Uebersetzer von „Wallenstein's Lager," Southey, Wordsworth, Carlyle, Walter Scott und Lord Francis Lewison Gower, der Uebersetzer des Faust. (Vergl. „Goethe's letzte literarische Thätigkeit ꝛc.", dargestellt von Dr. K. W. Müller. 1832. S. 47.) Goethe sprach seinen Dank aus in dem Gedichte „An die neunzehn Freunde in England." (Vgl. Bd. III. uns. Ausg.)

Selbst serbische und litthauische Volkspoesie blieb Goethe nicht fremd; und von den Liedern, welche sich an die Erhebung Griechenlands und dessen Befreiung vom türkischen Joch knüpften, findet sich eine Anzahl unter seinen Uebersetzungen (II. 472 uns. Ausg). Indessen, so weit er seinen Blick auch ausdehnen mochte — und es geschah dies noch weiter, als wir hier zur Anschauung bringen konnten — so kehrte er doch von Zeit zu Zeit wieder zur alten und specieller zur altgriechischen Literatur

zurück. Seitdem der Verkehr mit Wolf abgenommen hatte*) war er auch wieder zu seiner alten Ansicht über Homer zurückgekehrt, da C. F. Schubart's „Ideen über Homer" ihn umgestimmt hatten. (Vgl. das Epigramm „Homer wieder Homer" II. 272 und Anes.) Die neuen Beziehungen mit Gottfried Hermann aber veranlaßten ihn zu mannichfacher Thätigkeit. So arbeitete er lange an einer Wiederherstellung der Euripideischen Tragödie „Phaethon", von der nur 120 Verse Fragmente übrig sind, er beschäftigte sich mit der Katharsis, die Aristoteles als Aufgabe der Tragödie hinstellt, schrieb über die Parodie bei den Alten und widmete unter Anderem Hermann's eigenen Untersuchungen über die Tetralogien der Griechen ein aufmerksames Studium.

Wenn schon diese lebendige Theilnahme für die Literatur aller Völker als ein deutlicher Beweis für seine Hoffnung auf eine Weltliteratur gelten kann, so versehlte er doch auch nicht, seinem Gedanken noch außerdem in mannichfacher Weise Ausdruck zu geben. Wie er es in Prosa that, haben wir bereits gesehen; aber es mag vielleicht auch angemessen sein, auf ein kleines Gedicht aus dieser Zeit hinzuweisen, das denselben Zweck hat:

Wie David königlich zur Harfe sang,
Der Winzerin Lied am Throne lieblich klang,
Des Persers Bulbul Rosenbusch umhangt,
Und Schlangenhaut als Wildengürtel prangt,
Von Pol zu Pol Gesänge sich erneun —
Ein Sphärentanz, harmonisch im Getümmel —
Laßt alle Völker unter gleichem Himmel
Sich gleicher Habe wohlgemuth erfreun!

Auch die letzten Lebensjahre Goethe's, denen wir uns jetzt zuwenden, sind, abgesehen von demjenigen, was wir schon vorweg genommen haben, noch durch anderweitige Thätigkeit bemerkenswerth. Am Meisten nahm ihn zunächst seit 1823 die Sorge für eine neue und vollständige Ausgabe seiner Werke in Anspruch. Zuerst war das geschäftliche Verhältniß zu ordnen. Da die Cotta'sche Buchhandlung nach Ablauf des früheren Contracts sich nicht sogleich zu dem neuen Unternehmen bereit erklärte, so trat Goethe mit andern Buchhandlungen in Verbindung; indessen wurde durch die Vermittelung Boisserée's eine

*) Sein letzter Brief an Wolf ist vom 4. Juni 1819; jedoch besuchte ihn Dieser noch vor seiner Reise nach dem südlichen Frankreich im April 1824 in Weimar. Wolf starb in Marseille am 8. August desselben Jahres.

Vereinigung herbeigeführt und das ausschließliche Verlagsrecht Goethe'scher Werke ist seit jener Ausgabe letzter Hand, die von 1827—1830 vierzig Bände brachte, denen sich seit 1832 noch zwanzig Bände „Nachgelassener Werke" anschlossen, bis 1867 im Besitze der genannten Handlung geblieben. Nur „Herrmann und Dorothea" 1798, im Vieweg'schen Verlage (anfangs zu Berlin, später in Braunschweig) erschienen, kam auch dort immer weiter in neuen Auflagen heraus, und ebenso hatte Weygand in Leipzig, bei dem 1774 „die Leiden des jungen Werther's" zuerst verlegt waren, auch ein Recht zu weiteren Auflagen. So wurde noch 1824, 50 Jahre nach dem ersten Erscheinen, eine neue Ausgabe veranstaltet, die Goethe selbst auf Veranlassung des Verlegers mit dem Gedicht „An Werther" (I, 185 uns. Ausg.) einleitete, und auch noch 1865 erschien ein neuer Abdruck derselben.

Größere Mühe als die Unterhandlungen über den Verlag machte die Anordnung und die Vollendung von begonnenen Werken, die für die neue Ausgabe bestimmt waren. „Die Wanderjahre" waren fortzusetzen, und ebenso war ein vierter Theil von „Dichtung und Wahrheit" in Aussicht genommen, und Alles dies traf mit der Zeit zusammen, in der Goethe den Briefwechsel mit Schiller, sowie den mit Zelter redigirte. Dazu kam, daß er, wenn er auch selbst sein Haus selten verließ, doch in demselben zum Empfange von zahlreichen Besuchen bereit sein mußte. Und nicht allein von Solchen, die ihn geistig anregten oder Interesse boten, wie Rauch, Schinkel, Graf Sternberg, A. W. v. Schlegel, der König Ludwig von Baiern, die preußischen Prinzen, Streckfuß, Zelter, F. Mendelssohn, Spontini, Hegel, die beiden Humboldt u. A.; — wie viele Hunderte mögen ihm nahe gekommen sein, die ihm nichts bringen konnten, und denen nur daran gelegen war, den großen Dichter gesehen und gesprochen zu haben! — Unter allen diesen Umständen war es für ihn eine große Hilfe, daß er seit dem Juni 1823 in J. P. Eckermann einen geschickten Sekretär b fand, der sich bald so weit bildete, daß er ihm auch bei der Vorbereitung seiner neuen Ausgabe die wesentlichsten Dienste leisten konnte, bei der sich übrigens noch außerdem Riemer und Göttling bereitwillig betheiligten. Schon bei der Fortsetzung der „Wanderjahre" hatte Eckermann keine leichte Aufgabe. Abgesehen davon, daß er Goethe auf Vieles aufmerksam machen mußte, wo der ohnehin schon lose Zusammenhang zwischen dem Einzelnen verloren gegangen war, so sollte er

auch für den zweiten und dritten Band aus einigen starken Convoluten handschriftlicher Notizen einige Druckbogen zusammenstellen, um dieselben zu füllen. Auf diese Weise wurden die „Betrachtungen im Sinne der Wanderer" dem zweiten Bande hinzugefügt, und den Schluß des dritten mußte der Abschnitt „Aus Makariens Archiv" bilden. Ja, Goethe gab hier auch dem schönen Gedichte „Bei Betrachtung von Schiller's Schädel" (vgl. Bd. III unsr. Ausg.), welches er am 25. September 1826 beendigt hatte, zuerst seine Stelle. — Der vierte Theil von „Dichtung und Wahrheit" wurde dagegen erst Ende 1831 abgeschlossen und blieb ebenso wie der zweite Theil des „Faust" den „Nachgelassenen Werken" vorbehalten. In den Jahren 1826 bis 1828 beschäftigten ihn diejenigen Partien des „Faust", über welche er sich schon mit Schiller viel besprochen hatte, und in die er jetzt manches Ereigniß späterer Jahre verflocht; auch erschien im vierten Theil der neuen Ausgabe der Werke 1827 „Helena" unter dem Titel „Klassisch-romantische Phantasmagorie," die später den dritten Akt des zweiten Theils des „Faust" bildete; aber der Abschluß des ganzen Werkes erfolgte erst im Juli 1831.

Während dieser Jahre hatten aber auch manche persönliche Erlebnisse, fröhliche wie traurige, das Gemüth des greisen Dichters nicht unberührt gelassen. Das Jahr 1825, auch noch deswegen bemerkenswerth, weil das Theater in Weimar, einst der Schauplatz der vereinten Thätigkeit Goethe's und Schiller's, am 22. März in Flammen aufging, brachte drei große Feste, das fünfzigjährige Regierungs-Jubiläum des Großherzogs am 3. September, die fünfzigjährige Feier von dessen Vermählung am 3. October und das Dienstjubiläum Goethe's am 7. November. Wie er selbst für die beiden ersten Tage Alles aufgeboten hatte, um das Fürstenpaar zu erfreuen, so fand auch er von Seiten desselben die reichste Vergeltung. Schon die Wahl des Tages war eine Ueberraschung; Goethe war zwar am 7. November 1775 nach Weimar gekommen, aber erst am 11. Juni des folgenden Jahres in den Staatsdienst eingetreten. Karl August bestimmte indeß in zartsinniger Weise, daß der Tag seines Eintreffens in Weimar als der Beginn jenes langen Zeitraums angesehen werden sollte. Zur Feier des Tages hatte er eine goldene Denkmünze prägen lassen, die auf der Vorderseite sein und Luisens, auf der Rückseite Goethe's von einem Lorbeerkranze geschmücktes Brustbild zeigt. Es war ferner ein neuer Abdruck der „Iphigenie" veranstaltet, und das Stück selbst wurde an diesem

Abende in vorzüglicher Aufführung zur Darstellung gebracht. Eine glänzende Feier verherrlichte den Tag. Deputationen der Behörden des Landes erschienen. Die Facultäten von Jena überbrachten zwei Doctordiplome und vier Glückwünschungsschreiben. Der Magistrat der Stadt überreichte durch den Bürgermeister Schwabe eine Urkunde, durch welche Goethe's einzigem Sohne, dem Kammerrath von Goethe, und seinen beiden Enkeln, Walter und Wolfgang, sowie allen seinen männlichen Nachkommen auf ewige Zeiten das Bürgerrecht der Residenzstadt Weimar verliehen wurde. Gedichte und Gaben aller Art von Einheimischen und Fremden, ein Festmahl in dem feierlich geschmückten Stadthause in Weimar, an welchem mit goldenen Buchstaben die Titel von 36 seiner Werke prangten, ein Prolog vor der Aufführung der „Iphigenie", die Illumination des Frauenplatzes, an dem Goethe wohnte, Alles das sind nur Einzelnheiten von dem vielen Sinnvollen und Schönen, was die Begeisterung und Verehrung für den hochgefeierten Dichter ersonnen hatte. (Ausführlicheres in der Schrift: „Goethe's goldner Jubeltag". Weimar 1826.) —

Nicht ohne Mühe hatte Goethe den Anforderungen genügt, die eine solche Feier auch an seine Körperkräfte stellte, und erst allmählig fand er sich in die gewohnte Thätigkeit wieder, die auch in den folgenden Jahren nicht allzu häufig unterbrochen wurde. Als am 17. September 1826 die Aufstellung von Schiller's Büste in dem Bibliothekgebäude erfolgte, mochte er der stillen Feier nicht beiwohnen, weil er sich vor einer heftigen Gemüthserregung scheute. Aber noch heftigere als die der Erinnerung sollten ihm nicht erspart bleiben; am 6. Januar 1827 starb Frau von Stein, 85 Jahre alt. Sie hatte den Wunsch ausgesprochen, daß man ihre Leiche nicht bei Goethe's Hause vorbeitragen solle, weil es ihn angreifen könne. (Vgl. Briefe III, aus dem Jahre 1826.) Tiefer ergriff ihn jedenfalls der Tod des Großherzogs, den auf der Rückreise von Berlin, zu Graditz bei Torgau, am 14. Juni 1828 ein Schlaganfall betroffen hatte. Goethe zog sich für längere Zeit auf das einsame Schloß Dornburg zurück, um seinen Schmerz zu überwinden. Während er dort vom Juli bis zum September verweilte und namentlich durch naturwissenschaftliche Studien seinen Geist von der Trauer abzulenken suchte, entstanden die tief empfundenen Dornburger Lieder (Bd. III unf. Ausg.), deren zarter und inniger Ton kaum an einen gealterten Dichter denken läßt. Auch die „Cantate" und das

„Tischlied", welche er zur Feier von Zelter's siebzigstem Geburtstage dichtete, gehören diesem Jahre an. (Vgl. Bd. III unt. Ausg.) Aber es war das Maß dessen, was ihn treffen sollte, noch nicht erschöpft. Nachdem er in den letzten Monaten des Jahres 1829 noch den Briefwechsel mit Schiller zu Ende redigirt und dem Könige Ludwig von Baiern gewidmet hatte, erlitt er im Jahre 1830 wiederum zwei schwere Verluste, den der Herzogin Luise am 14. Februar und den seines Sohnes, der am 28. Oktober in Rom starb und dort auf dem protestantischen Kirchhofe, neben der Pyramide des Cestius, seine Ruhestätte fand. — Goethe's eigene starke Natur überwand jedoch selbst noch eine schwere Krankheit, die ihn in Folge der heftigen und gewaltsam überwundenen Gemüthserschütterung erfaßt hatte, und so macht denn das letzte Lebensjahr des Greises weder den Eindruck einer gedrückten und trüben Gemüthsstimmung noch irgend welcher körperlichen Leiden, die ihn gequält hätten.

Der Verfasser dieser Biographie fand ihn bei einem Besuche im August 1831, wiederhergestellt von einer noch späteren Krankheit als der eben erwähnten, in früherer Rüstigkeit des Körpers und Heiterkeit des Geistes. Von den Weimarischen Freunden waren ihm noch Professor Riemer, Kanzler von Müller, sein Arzt Dr. Vogel, sein täglicher Gast und Begleiter Dr. Eckermann und Soret, der Erzieher der Kinder des Großherzogs, geblieben; und er hatte außerdem noch das Glück, an seiner Schwiegertochter eine lebensfrohe Pflegerin und an seinen Enkeln heitere Hausgenossen zu haben. Der von Ottilien gegründeten Zeitschrift „Chaos", die von 1829 bis 1831 erschien, widmete er nach wie vor unausgesetzte Theilnahme und erhöhte deren Werth durch manchen Beitrag; der Briefwechsel mit Zelter und manchem Andern war noch nicht ausgesetzt. Kurz zuvor hatte er auch die neu und vermehrt herausgegebene „Metamorphose der Pflanzen" mit der französischen Uebersetzung Soret's an den Naturforscher Geoffroy St. Hilaire nach Paris gesandt und Cuvier's Dankschreiben beantwortet. — Seine Büste, die der französische Bildhauer David 1829 modellirt hatte, war schon angekommen und sollte an seinem Geburtstage enthüllt werden. Es war der Tag vor demselben, als mein oben erwähnter Besuch stattfand. Die Tischgesellschaft bestand heut nur aus Goethe, seiner Schwiegertochter, mir und meiner Frau. Der alte Herr war vom besten Humor, neckte Ottilie wegen ihrer Vorliebe für die Engländer, von denen es ihr gelungen sei, heut ein

Mustereremplar bei ihm einzuschmuggeln. Bei Tisch legte er vor und empfahl besonders die schönen tigergefleckten Forellen, denen man gar nicht ansähe, daß sie zu dem Geschlecht der Raubthiere gehörten. Bei der Strophe des ihm gewidmeten Festgrußes*) rollten ihm Thränen über die Wangen, doch ließ er keine Wehmuth aufkommen. „Von dem Rhein den Aeltesten!“ rief er; Ottilie verstand, was er meinte. Frankfurter Verehrer hatten ihm zu seinem dreiundachtzigsten Geburtstage eine Kiste mit 83er Rüdesheimer übersandt, und von diesem edlen Gewächs wurde eine Flasche geleert.**)

In einem Briefe an Zelter vom 4. September berichtet er dann, wie er sich der öffentlichen Feier seines Geburtstages entzogen und sechs Tage, und zwar die heitersten des ganzen Sommers, in Ilmenau zugebracht: „Auf einem einsamen Bretterhäuschen des höchsten Gipfels der Tannenwälder recognoscirte

*) „Heide Ruarben dieses Thals,
„Die Ihr ihn belauschtet,
„Die in Wald und Quellen Ihr
„Oft sein Lied umrauschtet:
„Ward dem Liebenden sein Glück
„Gern von Euch beschieden,
„Gönnt dem Dichter unverwehrt
„Heitern Lebensfrieden! —

**) An dieser Stelle sei es gestattet, die Bekanntschaft des nachstehenden kleinen Gedichts „Lauf der Welt“ aufzufrischen:

Als ich ein junger Geselle war,
Lustig und guter Dinge,
Da hielten die Maler ehrbar
Mein Gesicht für viel zu geringe;
Dafür war mir manch schönes Kind
Von Herzen treu und hold gesinnt.

Nun ich hier als Altmeister sitz,
Rufen sie mich auf die Straßen und Gassen,
Zu haben bin ich wie der alte Fritz
Auf Pfefferkuchen und Tassen;
Doch die schönen Kinder, die bleiben fern.
O Traum der Jugend, o goldner Stern!

Der Verfasser dieses Gedichtes ist nicht Goethe, sondern der Unterzeichnete. Ich schrieb es dem verstorbenen braunschweigischen Heimatdichter Sabbath, der von Goethe beauftragt war, mir im Jahre 1826 eine Tasse zu zeigen, auf welche er das Bildnis des gefeierten Dichters gemalt hatte, in sein Album. Wie es geschehen, daß es sich unter die Gedichte Goethe's verirrt hat, ist mir unbekannt; ich kann es mir gern gefallen lassen. G. Zeitler.

ich die Inschrift vom 7. September 1783. des Liedes, das Du auf den Fittigen der Musik so lieblich in alle Welt getragen hast:

„Ueber allen Gipfeln
Ist Ruh,
In allen Wipfeln
Spürest Du
Kaum einen Hauch;
Die Vögelein schweigen im Walde.
Warte nur, balde
Ruhest Du auch."

Die am Schlusse dieses Liedes — mehr im Tone des Wunsches als der Besorgniß — von Goethe gesprochenen Worte wurden erfüllt, bevor der 28. August wiederkehrte. Am 22. März, nach einer Krankheit von wenigen Tagen, schloß er seine Augen für immer. Als die Todesnacht ihn bereits umhüllte, und seine Sinne schwanden, wollte er noch des Himmels Blau sehen und sprach als die letzten vernehmlichen Worte: „Mehr Licht!"

Der Leichnam wurde unter angemessener Feierlichkeit in der fürstlichen Gruft beigesetzt. Als der Sarg ausgestellt wurde, las die Trauerversammlung über dem Vorhange, der sie von demselben trennte, die Worte aus „Hermann und Dorothea":

„Des Todes rührendes Bild steht
„Nicht als Schrecken dem Weisen und nicht als Ende dem Frommen.
„Jenen drängt es ins Leben zurück und lehret ihn handeln;
„Diesem stärkt es zu künftigem Heil im Trübsal die Hoffnung;
„Beiden wird zum Leben der Tod."

Berlin, 1868.

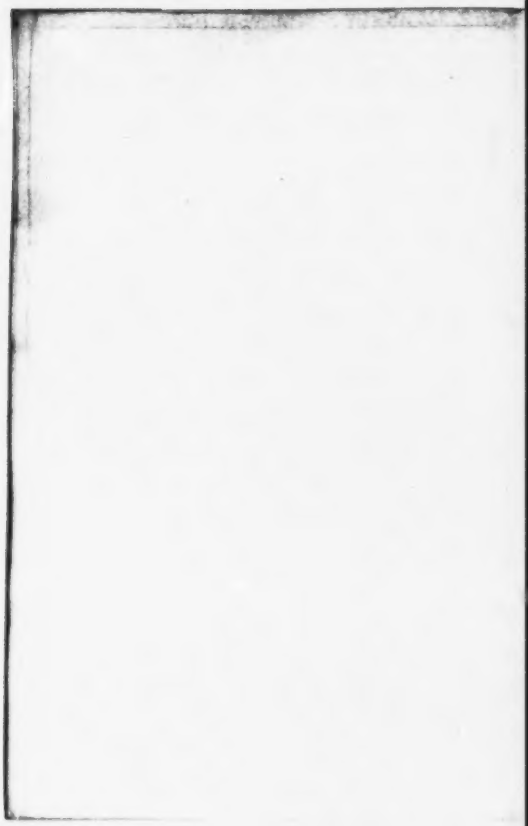

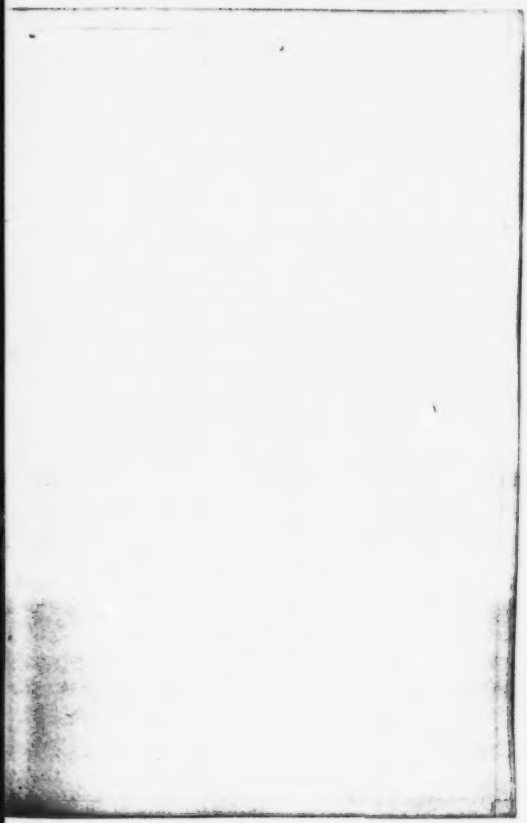

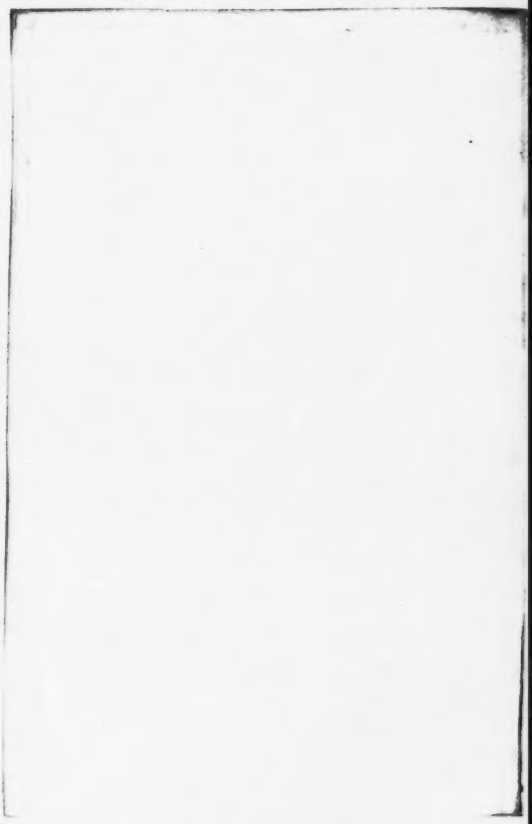

Goethe's Gedichte.

Erster Theil.

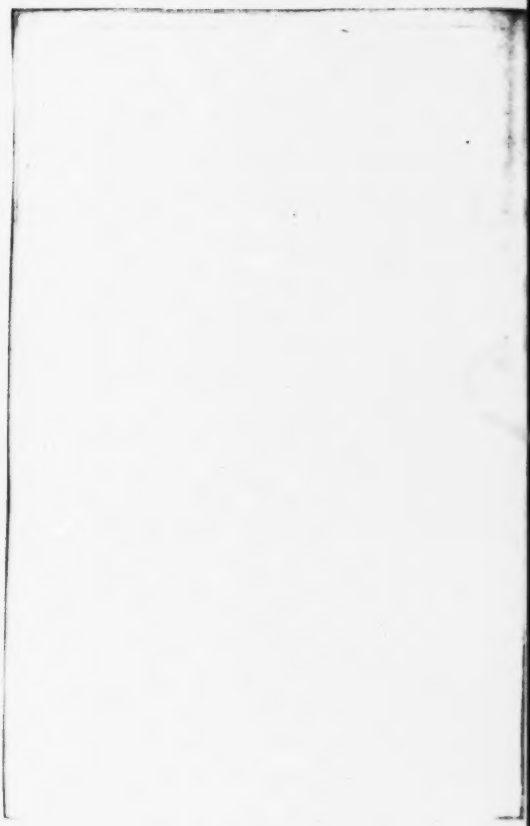

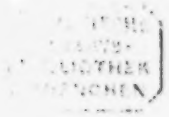

Vorbemerkung des Herausgebers

Bei Veranstaltung dieser neuen Ausgabe von Goethe's Gedichten haben wir vorzugsweise zwei Ziele erstrebt: erstens Vollständigkeit der Sammlung, zweitens Reinigung des Textes von jeder Willkürlichkeit, welche fremde Hände sich gestattet haben, sowie von den vielen, oft sinnentstellenden Druckfehlern, die in den bisherigen Ausgaben enthalten sind.

Zur Erreichung des ersten Zieles mußten nicht nur alle in den älteren und neueren Ausgaben abgedruckten Gedichte, sondern auch solche aufgenommen werden, welche an den verschiedensten Orten, in Briefwechseln, Zeitschriften und wo es sonst sein mochte, zerstreut und noch nirgend gesammelt waren.

Bei dem Ordnen der Gedichte schien es geboten, von einander zu scheiden, was Goethe selbst in die von ihm veranstalteten Ausgaben aufgenommen hat, und was nach seinem Tode aus seinem Nachlasse hinzugefügt worden ist, und auch den bisher nicht gesammelten und nicht aufgenommenen Gedichten ihre besondere Stelle anzuweisen. Demnach waren drei Haupt-

Abtheilungen zu bilden, von denen die erste die sämmtlichen noch von Goethe selbst ausgewählten, die zweite die von seinen Herausgebern bis jetzt hinzugefügten, die dritte endlich die neu gesammelten Gedichte umfaßt. — Diese Reihenfolge werden wir auch für den Inhalt jedes einzelnen Bandes beibehalten, mit der Beschränkung indessen, daß der West-Oestliche Divan den letzten Theil der Gedichte überhaupt bilden wird.

Nächstdem glaubten wir, auch die von Goethe selbst getroffene Eintheilung seiner Gedichte nach bestimmten allgemeinen Gattungsbezeichnungen („Lieder," „gesellige Lieder," „Vermischte Gedichte," „Lyrisches" u. s. w.) aufrecht erhalten zu müssen. Auf diese Weise wird zugleich für die Gedichte der zweiten und dritten Gruppe ein ziemlich festes Prinzip der Anordnung gewonnen: denn auch sie können jenen von Goethe selbst festgestellten Rubriken eingereiht werden. Indessen schien hierbei ebenfalls eine gewisse Abweichung von der ursprünglichen Vertheilung zweckmäßig. Goethe hat nämlich, als er seine Gedichte allmälig herausgab, in die späteren Bände, namentlich der Ausgabe letzter Hand, immer wieder neu entstandene, vergessene oder zurückgelegte Gedichte aufgenommen die besser in einen früheren Band gepaßt hätten. Unseres Erachtens war daher in der jetzigen Ausgabe die Vertheilung des Stoffes in Goethe's Sinne so zu treffen, als wenn er seine sämmtlichen Gedichte auf einmal geordnet und in die richtige Reihenfolge gebracht hätte. Es läßt sich freilich nicht verhehlen, daß ein solches Verfahren zum Theil nur auf subjectivem Ermessen beruhen konnte.

Eben so große Sorgfalt, wie der Ermittelung und Sammlung des Stoffes, ward auch der Revision des Textes gewidmet. Zur Feststellung der richtigen Lesart sind nicht allein die sämmtlichen älteren Ausgaben, so weit sie in Betracht kommen, also die sechs, welche bis zu Goethe's Tode erschienen, sowie die späteren verglichen, sondern wo es irgend möglich war, ist auch handschriftliches Material benutzt worden. Nur auf diesem Wege konnte eine große Menge jener oben erwähnten Fehler beseitigt werden, wie Jeder leicht erkennen wird, der dem Goethe'schen Texte jemals speciellere Aufmerksamkeit zugewandt hat. Die Verlagshandlung behält sich vor, am Schlusse eines jeden Bandes ein genaues Verzeichniß der für nothwendig erachteten Korrekturen mit der erforderlichen Begründung dem Publikum vorzulegen.

Sollte trotz alledem noch dieser oder jener Fehler stehen geblieben sein, so liegt die Entschuldigung dafür gewiß in der Unmöglichkeit, von den Handschriften der Gedichte, soweit diese noch vorhanden sind, jederzeit Gebrauch machen zu dürfen; und ebensowenig kann in Betreff der neu gesammelten Gedichte die Vollständigkeit so weit gehen, daß wir auch diejenigen bringen sollten, welche sich in ausschließlichem Privatbesitz befinden.

Damit der Leser in den Stand gesetzt sei, wenigstens die Zeit des Entstehens und die unmittelbaren Beziehungen der einzelnen Gedichte zu erkennen, haben wir den Text noch mit den zweckdienlichen Anmerkungen versehen.

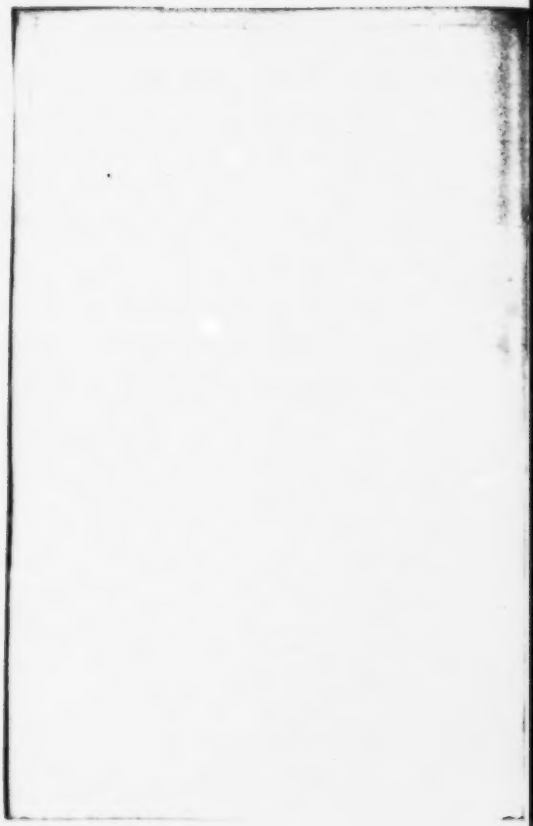

LANDES-
BIBLIOTHEK

Zueignung.*)

Der Morgen kam; es scheuchten seine Tritte
Den leisen Schlaf, der mich gelind umfing,
Daß ich, erwacht, aus meiner stillen Hütte
Den Berg hinauf mit frischer Seele ging;
Ich freute mich bei einem jeden Schritte
Der neuen Blume, die voll Tropfen hing;
Der junge Tag erhob sich mit Entzücken,
Und Alles war erquickt, mich zu erquicken.

Und wie ich stieg, zog von dem Fluß der Wiesen
Ein Nebel sich in Streifen sacht hervor.
Er wich und wechselte mich zu umfließen,
Und wuchs geflügelt mir ums Haupt empor:
Des schönen Blicks sollt' ich nicht mehr genießen,
Die Gegend deckte mir ein trüber Flor;
Bald sah ich mich von Wolken wie umgossen
Und mit mir selbst in Dämm'rung eingeschlossen.

Auf einmal schien die Sonne durchzudringen,
Im Nebel ließ sich eine Klarheit sehn;
Hier sank er leise sich hinabzuschwingen,
Hier theilt' er steigend sich um Wald und Höhn.

*) Dies Gedicht, größtentheils am 8. August 1784 verfaßt, war anfangs zu einer vorbereitenden Einleitung für „die Geheimnisse" bestimmt und steht auch in der von 1806—1808 erschienenen Ausgabe unmittelbar vor denselben am Schlusse des 8. Bandes; aber schon bei der Redaktion seiner Schriften für die 1787 beginnende Ausgabe hatte Goethe es für zweckmäßig gehalten, die Zueignung seinen gesammelten Werken vorauszuschicken, und er ist dieser Anordnung auch in den Ausgaben von 1815 und 1827 treu geblieben.

Wie hofft' ich ihr den ersten Gruß zu bringen!
Sie hofft' ich nach der Trübe doppelt schön.
Der luft'ge Kampf war lange nicht vollendet,
Ein Glanz umgab mich, und ich stand geblendet.

Bald machte mich, die Augen aufzuschlagen,
Ein inn'rer Trieb des Herzens wieder kühn,
Ich konnt' es nur mit schnellen Blicken wagen;
Denn Alles schien zu brennen und zu glühn.
Da schwebte mit den Wolken hergetragen
Ein göttlich Weib vor meinen Augen hin;
Kein schöner Bild sah ich in meinem Leben,
Sie sah mich an und blieb verweilend schweben.

Kennst Du mich nicht? sprach sie mit einem Munde,
Dem aller Lieb' und Treue Ton entfloß:
Erkennst Du mich, die ich in manche Wunde
Des Lebens Dir den reinsten Balsam goß?
Du kennst mich wohl, an die zu ew'gem Bunde
Dein strebend Herz sich fest und fester schloß.
Sah ich Dich nicht mit heißen Herzenstränen
Als Knabe schon nach mir Dich eifrig sehnen?

Ja! rief ich aus, indem ich selig nieder
Zur Erde sank, lang' hab' ich Dich gefühlt;
Du gabst mir Ruh, wenn durch die jungen Glieder
Die Leidenschaft sich rastlos durchgewühlt;
Du hast mir wie mit himmlischem Gefieder
Am heißen Tag die Stirne sanft gekühlt;
Du schenktest mir der Erde beste Gaben,
Und jedes Glück will ich durch Dich nur haben!

Dich nenn' ich nicht. Zwar hör' ich Dich von Vielen
Gar oft genannt, und Jeder heißt dich sein,
Ein jedes Auge glaubt auf Dich zu zielen,
Fast jedem Auge wird Dein Strahl zur Pein.
Ach, da ich irrte, hatt' ich viel Gefühlen,
Da ich Dich kenne, bin ich fast allein;
Ich muß mein Glück nur mit mir selbst genießen,
Dein holdes Licht verdecken und verschließen.

Sie lächelte, sie sprach: Du siehst, wie klug,
Wie nöthig war's, Euch wenig zu enthüllen!
Kaum bist Du sicher vor dem gröbsten Trug,
Kaum bist Du Herr vom ersten Kinderwillen,
So glaubst Du Dich schon Uebermensch genug,
Versäumst die Pflicht des Mannes zu erfüllen!
Wie viel bist Du von Andern unterschieden?
Erkenne Dich, leb' mit der Welt in Frieden!

Verzeih' mir, rief ich aus, ich meint' es gut;
Soll ich umsonst die Augen offen haben?
Ein froher Wille lebt in meinem Blut,
Ich kenne ganz den Werth von Deinen Gaben!
Für Andre wächst in mir das edle Gut,
Ich kann und will das Pfund nicht mehr vergraben!
Warum sucht' ich den Weg so sehnsuchtsvoll,
Wenn ich ihn nicht den Brüdern zeigen soll?

Und wie ich sprach, sah mich das hohe Wesen
Mit einem Blick mitleid'ger Nachsicht an;
Ich konnte mich in ihrem Auge lesen,
Was ich verfehlt und was ich recht gethan.
Sie lächelte, da war ich schon genesen,
Zu neuen Freuden stieg mein Geist heran;
Ich konnte nun mit innigem Vertrauen
Mich zu ihr nahn und ihre Nähe schauen.

Da reckte sie die Hand aus in die Streifen
Der leichten Wolken und des Dufts umher;
Wie sie ihn fakte, ließ er sich ergreifen,
Er ließ sich ziehn, es war kein Nebel mehr.
Mein Auge konnt' im Thale wieder schweifen,
Den Himmel blickt' ich, er war hell und hehr.
Nur sah ich sie den reinsten Schleier halten,
Er floß um sie und schwoll in tausend Falten.

Ich kenne Dich, ich kenne Deine Schwächen,
Ich weiß, was Gutes in Dir lebt und glimmt!
— So sagte sie, ich hör' sie ewig sprechen, —
Empfange hier, was ich Dir lang' bestimmt!

Dem Glücklichen kann es an nichts gebrechen,
Der dies Geschenk mit stiller Seele nimmt:
Aus Morgenduft gewebt und Sonnenklarheit,
Der Dichtung Schleier aus der Hand der Wahrheit.

Und wenn es Dir und Deinen Freunden schwüle
Am Mittag wird, so wirf ihn in die Luft!
Sogleich umsäuselt Abendwindes Kühle,
Umhaucht Euch Blumen-Würzgeruch und Duft,
Es schweigt das Weben banger Erdgefühle,
Zum Wolkenbette wandelt sich die Gruft,
Besänftiget wird jede Lebenswelle,
Der Tag wird lieblich, und die Nacht wird helle.

So kommt denn, Freunde, wenn auf Euren Wegen
Des Lebens Bürde schwer und schwerer drückt,
Wenn Eure Bahn ein frischerneuter Segen
Mit Blumen ziert, mit goldnen Früchten schmückt:
Wir gehn vereint dem nächsten Tag entgegen!
So leben wir, so wandeln wir beglückt.
Und dann auch soll, wenn Enkel um uns trauern,
Zu ihrer Lust noch unsre Liebe dauern.

I.

Lieder.

Drat erklingt, was frah erklang,
Glück und Unglück wird Gesang.

Vorklage.*)

Wie nimmt ein leidenſchaftlich Stammeln
Geſchrieben ſich ſo ſeltſam aus!
Nun ſoll ich gar von Haus zu Haus
Die loſen Blätter alle ſammeln.

Was eine lange, weite Strecke
Im Leben von einander ſtand,
Das kommt nun unter einer Decke
Dem guten Leſer in die Hand.

Doch ſchäme Dich nicht der Gebrechen,
Vollende ſchnell das kleine Buch;
Die Welt iſt voller Widerſpruch,
Und ſollte ſich's nicht widerſprechen?

*) Einleitendes Gedicht für die 1815 begonnene Ausgabe.

An die Günstigen.*)

Dichter lieben nicht zu schweigen,
Wollen sich der Menge zeigen:
Lob und Tadel muß ja sein!
Niemand beichtet gern in Prosa,
Doch vertraun wir oft sub Rosa
In der Musen stillem Hain.

Was ich irrte, was ich strebte,
Was ich litt und was ich lebte,
Sind hier Blumen nur im Strauß;
Und das Alter wie die Jugend,
Und der Fehler wie die Tugend
Nimmt sich gut in Liedern aus.

Der neue Amadis.**)

Als ich noch ein Knabe war,
Sperrte man mich ein;
Und so saß ich manches Jahr
Ueber mir allein,
Wie in Mutterleib.

Doch Du warst mein Zeitvertreib,
Goldne Phantasie.
Und ich ward ein warmer Held,
Wie der Prinz Pipi,
Und durchzog die Welt.

Baute manch krystallen Schloß
Und zerstört' es auch,
Warf mein blinkendes Geschoß
Drachen durch den Bauch;
Ja, ich war ein Mann!

*) Ursprünglich zur Einleitung für den letzten Band der Ausgabe von Unger, 1787—1790, bestimmt.

**) Die Lieder Seite 14—17 stammen aus Goethe's Jugendzeit und hängen mit großer Wahrscheinlichkeit in die Zeit des Straßburger Aufenthalts zu sehen sein; das erste fand zuerst in Jakobi's Zeitschrift „Iris", Januar 1774 das letzte in Wieland's „Teutschem Merkur", April 1776.

Ritterlich befreit' ich dann
Die Prinzessin Fisch;
Sie war gar zu obligeant,
Führte mich zu Tisch,
Und ich war galant.

Und ihr Kuß war Götterbrod,
Glühend wie der Wein.
Ach! ich liebte fast mich todt!
Rings mit Sonnenschein
War sie emaillirt.

Ach! wer hat sie mir entführt?
Hielt kein Zauberband
Sie zurück vom schnellen Fliehn?
Sagt, wo ist ihr Land?
Wo der Weg dahin?

Stirbt der Fuchs, so gilt der Balg.

Nach Mittage saßen wir
Junges Volk im Kühlen;
Amor kam, und „stirbt der Fuchs"
Wollt' er mit uns spielen.

Jeder meiner Freunde saß
Froh bei seinem Herzchen;
Amor blies die Fackel aus,
Sprach: hier ist das Herzchen!

Und die Fackel, wie sie glomm,
Ließ man eilig wandern,
Jeder drückte sie geschwind
In die Hand des Andern.

Und mir reichte Dorilis
Sie mit Spott und Scherze;
Kaum berühret mein Finger sie,
Hell entflammt die Kerze.

Sengt mir Augen und Geſicht,
Setzt die Bruſt in Flammen,
Ueber meinem Haupte ſchlug
Faſt die Gluth zuſammen.

Löſchen wollt' ich, patſchte zu;
Doch es brennt beſtändig;
Statt zu ſterben, ward der Fuchs
Recht bei mir lebendig.

Heidenröslein.*)

Sah ein Knab' ein Röslein ſtehn,
Röslein auf der Heiden,
War ſo jung und morgenſchön,
Lief er ſchnell, es nah zu ſehn,
Sah's mit vielen Freuden.
Röslein, Röslein, Röslein roth,
Röslein auf der Heiden.

Knabe ſprach: ich breche Dich,
Röslein auf der Heiden!
Röslein ſprach: ich ſteche Dich,
Daß Du ewig denkſt an mich,
Und ich will's nicht leiden.
Röslein, Röslein, Röslein roth,
Röslein auf der Heiden.

Und der wilde Knabe brach
's Röslein auf der Heiden;
Röslein wehrte ſich und ſtach,
Half ihm doch kein Weh und Ach,
Mußt' es eben leiden.
Röslein, Röslein, Röslein roth,
Röslein auf der Heiden.

*) Nach einem alten Volksliede, das Goethe aber in der dritten Strophe wesentlich umgestaltet hat.

Blinde Kuh.

O liebliche Therese!
Wie wandelt gleich ins Böse
Dein offnes Auge sich!
Die Augen zugebunden,
Hast Du mich schnell gefunden;
Und warum fingst Du eben mich?

Du fastest mich aufs Beste
Und hieltest mich so feste;
Ich sank in Deinen Schoos.
Kaum warst Du aufgebunden,
War alle Lust verschwunden;
Du ließest kalt den Blinden los.

Er tappte hin und wieder,
Verrenkte fast die Glieder,
Und Alle foppten ihn.
Und willst Du mich nicht lieben,
So geh' ich stets im Trüben
Wie mit verbundnen Augen hin.

Christel.

Hab' oft einen dumpfen, düstern Sinn,
Ein gar so schweres Blut!
Wenn ich bei meiner Christel bin,
Ist Alles wieder gut.
Ich seh' sie dort, ich seh' sie hier
Und weiß nicht auf der Welt
Und wie und wo und wann sie mir,
Warum sie mir gefällt.

Das schwarze Schelmenaug' dadrein,
Die schwarze Braue drauf,
Seh' ich ein einzig Mal hinein,
Die Seele geht mir auf.

Ist Eine, die so lieben Mund,
Liebrunde Wänglein hat?
Ach, und es ist noch etwas rund,
Da sieht kein Aug' sich satt!

Und wenn ich sie denn fassen darf,
Im luft'gen deutschen Tanz,
Das geht herum, das geht so scharf,
Da fühl' ich mich so ganz!
Und wenn's ihr taumlig wird und warm.
Da wieg' ich sie sogleich
An meiner Brust, in meinem Arm;
's ist mir ein Königreich!

Und wenn sie liebend nach mir blickt
Und Alles rund vergißt,
Und dann an meine Brust gedrückt
Und weidlich eins geküßt,
Das läuft mir durch das Rückenmark
Bis in die große Zeh!
Ich bin so schwach, ich bin so stark,
Mir ist so wohl, so weh!

Da möcht' ich mehr und immer mehr,
Der Tag wird mir nicht lang;
Wenn ich die Nacht auch bei ihr wär',
Darob wär' mir nicht bang.
Ich denk', ich halte sie einmal
Und küße meine Lust;
Und endigt sich nicht meine Qual,
Sterb' ich an ihrer Brust!

Die Spröde.*)

An dem reinsten Frühlingsmorgen
Ging die Schäferin und sang,
Jung und schön und ohne Sorgen,
Daß es durch die Felder klang,
Se la la! le ralla.

*) Dieses und das folgende Lied ursprünglich Arien für die von Mozart und Cimarosa gemeinschaftlich componirte Oper „Theatralische Abenteuer", 1791.

Thyrsis bot ihr für ein Mäulchen
Zwei, drei Schäfchen gleich am Ort.
Schalkhaft blickte sie ein Weilchen;
Doch sie sang und lachte fort,
So la la! le ralla.

Und ein Andrer bot ihr Bänder,
Und der Dritte bot sein Herz;
Doch sie trieb mit Herz und Bändern
So wie mit den Lämmern Scherz,
Nur la la! le ralla.

Die Bekehrte.

Bei dem Glanze der Abendröthe
Ging ich still den Wald entlang;
Damon saß und blies die Flöte,
Daß es von den Felsen klang,
So la la.

Und er zog mich, ach! an sich nieder,
Küßte mich so bold, so süß.
Und ich sagte: blase wieder!
Und der gute Junge blies,
So la la.

Meine Ruhe ist nun verloren,
Meine Freude floh davon,
Und ich höre vor meinen Ohren
Immer nur den alten Ton,
So la la, le ralla u. s. w.

Rettung.*)

Mein Mädchen ward mir ungetreu,
Das machte mich zum Freudenhasser;
Da lief ich an ein fließend Wasser,
Das Wasser lief vor mir vorbei.

*) Zuerst in Jacobi's Iris, Mai 1775, mit der Unterschrift P.

Da ſtand ich nun, verzweifelnd, ſtumm;
Im Kopfe war mir's wie betrunken,
Faſt wär' ich in den Strom geſunken,
Es ging die Welt mit mir herum.

Auf einmal hört' ich was, das rief —
Ich wandte juſt dahin den Rücken —
Es war ein Stimmchen zum Entzücken:
„Nimm Dich in Acht! der Fluß iſt tief."

Da lief mir was durchs ganze Blut,
Ich ſeh', ſo iſt's ein liebes Mädchen;
Ich frage ſie: wie heißt Du? „Käthchen!"
O ſchönes Käthchen! Du biſt gut.

Du hältſt vom Tode mich zurück,
Auf immer dank' ich Dir mein Leben;
Allein das heißt mir wenig geben,
Nun ſei auch meines Lebens Glück!

Und dann klagt' ich ihr meine Noth,
Sie ſchlug die Augen lieblich nieder;
Ich küßte ſie und ſie mich wieder,
Und — vor der Hand nichts mehr von Tod.

Der Muſenſohn.*)

Durch Feld und Wald zu ſchweifen,
Mein Liedchen weg zu pfeifen,
So geht's von Ort zu Ort!
Und nach dem Takte reget
Und nach dem Maß beweget
Sich Alles an mir fort.

Ich kann ſie kaum erwarten,
Die erſte Blum' im Garten,
Die erſte Bluth' am Baum.
Sie grüßen meine Lieder,
Und kommt der Winter wieder,
Sing' ich noch jenen Traum.

*) Zuerſt in der Ausgabe von 1800.

Ich ſing' ihn in der Weite,
Auf Eines Länz' und Breite,
Da blüht der Winter ſchön!
Auch dieſe Blüthe ſchwindet,
Und neue Freude findet
Sich auf bebauten Höhn.

Denn wie ich bei der Linde
Das junge Völkchen finde:
Sogleich erreg' ich ſie.
Der ſtumpfe Burſche blüht ſich,
Das ſteife Mädchen dreht ſich
Nach meiner Melodie.

Ihr gebt den Sohlen Flügel
Und treibt durch Thal und Hügel
Den Liebling weit von Haus.
Ihr lieben, holden Muſen,
Wann ruh' ich ihr am Buſen
Auch endlich wieder aus?

Gefunden.*)

Ich ging im Walde
So für mich hin,
Und nichts zu ſuchen,
Das war mein Sinn.

Im Schatten ſah ich
Ein Blümchen ſtehn,
Wie Sterne leuchtend,
Wie Aeuglein ſchön.

Ich wollt' es brechen,
Da ſagt' es fein:
Soll ich zum Welken
Gebrochen ſein?

*) Sehr nahe übereinſtimmend mit einem ſpäter folgenden Gedichte „Im Vorübergehn" und wie dieß letztere und das nächſtfolgende auf Goethe's Verhältniß zu ſeiner ſpäteren Gattin Chriſtiane Vulpius bezüglich. Der Zeit nach gehören „Gefunden" und „Gleich und Gleich" wahrſcheinlich dem Jahr 1813 an.

Ich grub's mit allen
Den Würzlein aus,
Zum Garten trug ich's
Am hübschen Haus.

Und pflanzt' es wieder
Am stillen Ort;
Nun zweigt es immer
Und blüht so fort.

Gleich und Gleich.

Ein Blumenglöckchen
Vom Boden hervor
War früh gesprosset
In lieblichem Flor;
Da kam ein Bienchen
Und naschte fein: —
Die müssen wol Beide
Für einander sein.

Wechsellied zum Tanze.*)

Die Gleichgiltigen.

Komm mit, o Schöne, komm mit mir zum Tanze!
Tanzen gehöret zum festlichen Tag.
Bist Du mein Schatz nicht, so kannst Du es werden,
Wirst Du es nimmer, so tanzen wir doch.
Komm mit, o Schöne, komm mit mir zum Tanze!
Tanzen verherrlicht den festlichen Tag.

Die Zärtlichen.

Ohne Dich, Liebste, was wären die Feste?
Ohne Dich, Süße, was wäre der Tanz?
Wärst Du mein Schatz nicht, so möcht' ich nicht tanzen,
Bleibst Du es immer, ist Leben ein Fest.
Ohne Dich, Liebste, was wären die Feste?
Ohne Dich, Süße, was wäre der Tanz?

*) Zuerst in der Ausgabe von 1789.

Die Gleichgiltigen.

Laſſ' ſie nur lieben, und laſſ' Du uns tanzen!
Schmachtende Liebe vermeidet den Tanz.
Schlingen wir fröhlich den drehenden Reihen,
Schleichen die Andern um dämmernden Wald.
Laſſ' ſie nur lieben, und laſſ' Du uns tanzen!
Schmachtende Liebe vermeidet den Tanz.

Die Zärtlichen.

Laſſ' ſie ſich drehen, und laſſ' Du uns wandeln!
Wandeln der Liebe iſt himmliſcher Tanz.
Amor, der nahe, der höret ſie ſpotten,
Rächet ſich einmal und rächet ſich bald.
Laſſ' ſie ſich drehen, und laſſ' Du uns wandeln!
Wandeln der Liebe iſt himmliſcher Tanz.

Selbſtbetrug.*)

Der Vorhang ſchwebet hin und her
Bei meiner Nachbarin.
Gewiß, ſie lauſchet überquer,
Ob ich zu Hauſe bin,

Und ob der eiferſücht'ge Groll,
Den ich am Tag gehegt,
Sich, wie er nun auf immer ſoll,
Im tiefen Herzen regt.

Doch leider hat das ſchöne Kind
Dergleichen nicht gefühlt.
Ich ſeh', es iſt der Abendwind,
Der mit dem Vorhang ſpielt.

*) Zuerſt in dem von Wieland und Goethe herausgegebenen Taſchenbuch auf das Jahr 1804, ebenſo wie die Gedichte: „Kriegserklärung", „Frühzeitiger Frühling", „Schäfers Klagelied", „Troſt in Thränen", „Nachtgeſang", „Sehnſucht" und „Bergſchloß". — Die jetzt allgemein angenommene Conjectur „legt" ſtatt „regt" haben wir nicht gewagt aufnehmen zu dürfen, da das Gedicht auch ohne dieſelbe zu erklären iſt.

Kriegserklärung.

Wenn ich doch so schön wär'
Wie die Mädchen auf dem Land!
Sie tragen gelbe Hüte
Mit rosenrothem Band.

Glauben, daß man schön sei,
Dächt' ich, ist erlaubt.
In der Stadt, ach! ich hab' es
Dem Junker geglaubt.

Nun im Frühling, ach! ist's
Um die Freuden gethan;
Nun ziehen die Dirnen,
Die ländlichen, an.

Und die Taill' und den Schlepp
Verändr' ich zur Stund';
Das Leibchen ist länger,
Das Röckchen ist rund.

Trage gelblichen Hut
Und ein Mieder wie Schnee,
Und fächle mit Andern
Den blühenden Klee.

Spürt er unter dem Chor
Etwas Zierliches aus,
Der lüsterne Knabe,
Er winkt mir ins Haus.

Ich begleit' ihn verschämt,
Und er kennt mich noch nicht,
Er kneipt mir die Wangen
Und sieht mein Gesicht.

Die Städterin droht
Euch Dirnen den Krieg,
Und doppelte Reize
Bedauten den Sieg.

Liebhaber

in allen Gestalten.*)

Ich wollt', ich wär' ein Fisch,
So hurtig und frisch;
Und kämst Du zu angeln,
Ich würde nicht mangeln.
Ich wollt', ich wär' ein Fisch,
So hurtig und frisch.

Ich wollt', ich wär' ein Pferd,
Da wär' ich Dir werth.
O, wär' ich ein Wagen,
Bequem Dich zu tragen.
Ich wollt', ich wär' ein Pferd,
Da wär' ich Dir werth.

Ich wollt', ich wäre Gold,
Dir immer im Sold;
Und thätst Du was kaufen,
Käm' ich wiedergelaufen.
Ich wollt', ich wäre Gold,
Dir immer im Sold.

Ich wollt', ich wär' treu,
Mein Liebchen stets neu;
Ich wollt' mich verbeißen,
Wollt' nimmer verreisen.
Ich wollt', ich wär' treu,
Mein Liebchen stets neu.

Ich wollt', ich wär' alt
Und runzlig und kalt;
Thätst Du mir's versagen,
Da könnt' mich's nicht plagen.
Ich wollt', ich wär' alt
Und runzlig und kalt.

Wär' ich Affe sogleich
Voll neckender Streich';

*) Erster Druck in der Ausgabe von 1815.

Hätt' was Dich verdroſſen,
So macht' ich Dir Poſſen.
Wär' ich Affe ſogleich
Voll neckender Streich?

Wär' ich gut wie ein Schaf,
Wie der Löwe ſo brav;
Hätt' Augen wie's Lüchschen
Und Liſten wie's Füchschen!
Wär' ich gut wie ein Schaf,
Wie der Löwe ſo brav!

Was Alles ich wär',
Das gönnt' ich Dir ſehr;
Mit fürſtlichen Gaben,
Du ſollteſt mich haben.
Was Alles ich wär',
Das gönnt' ich Dir ſehr.

Doch bin ich, wie ich bin,
Und nimm mich nur hin!
Willſt Du Beßre beſitzen,
So laß' Dir ſie ſchnitzen,
Ich bin nun, wie ich bin;
So nimm mich nur hin!

Der Goldſchmiedsgeſell.*)

Es iſt doch meine Nachbarin
Ein allerliebſtes Mädchen!
Wie früh ich in der Werkſtatt bin,
Blick' ich nach ihrem Lädchen.

Zu Ring und Kette poch' ich dann
Die feinen goldnen Drähtchen.
Ach! denk' ich, wann, und wieder, wann
Zu ſolch ein Ring für Käthchen?

*) Am 12. September 1808 in Hof auf der Rückreiſe von Karlsbad gedichtet. Vergl. H. Düntzer, Goethe's lyriſche Gedichte, für gebildete Leſer erläutert I, 58.

Und thut sie erst die Schaltern auf,
Da kommt das ganze Städtchen
Und seilicht und wirbt mit hellem Hauf
Ums Allerlei im Lädchen.

Ich feile; wol ferfeil' ich dann
Auch manches goldne Drähtchen.
Der Meister brummt, der harte Mann!
Er merkt, es war das Lädchen.

Und flugs, wie nur der Handel still,
Gleich greift sie nach dem Rädchen.
Ich weiß wol, was sie spinnen will:
Es hofft das liebe Mädchen.

Das kleine Füßchen tritt und tritt;
Da denk' ich mir das Mädchen,
Das Strumpfband denk' ich auch wol mit:
Ich schenk's dem lieben Mädchen.

Und nach den Lippen führt der Schatz
Das allerfeinste Fädchen.
O, wär' ich doch an seinem Platz,
Wie küßt' ich mir das Mädchen!

Antworten

bei einem gesellschaftlichen Frageſpiel.*)

Die Dame.

Was ein weiblich Herz erfreue
In der klein- und großen Welt?
Ganz gewiß ist es das Neue,
Dessen Blüthe stets gefällt;
Doch viel werther ist die Treue,
Die auch in der Früchte Zeit
Noch mit Blüthen uns erfreut.

*) Dies und das folgende Gedicht sind aus dem Singspiel: „Die ungleichen Hausgenossen", an dem Goethe in den Jahren 1785 bis 1792 arbeitete. Beide wurden zuerst veröffentlicht in Schiller's Musenalmanach für 1796.

Der junge Herr.

Paris war in Wald und Höhlen
Mit den Nymphen wohl bekannt,
Bis ihm Zeus, um ihn zu quälen,
Drei der Himmlischen gesandt;
Und es fühlte wol im Wählen
In der alt- und neuen Zeit
Niemand mehr Verlegenheit.

Der Erfahrne.

Geh den Weibern zart entgegen,
Du gewinnst sie, auf mein Wort;
Und wer rasch ist und verwegen,
Kommt vielleicht noch besser fort;
Doch wem wenig dran gelegen
Scheinet, ob er reist und rührt,
Der beleidigt, der verführt.

Der Zufriedene.

Vielfach ist der Menschen Streben,
Ihre Unruh, ihr Verdruß;
Auch ist manches Gut gegeben,
Mancher liebliche Genuß;
Doch das größte Glück im Leben
Und der reichlichste Gewinn
Ist ein guter, leichter Sinn.

Der lustige Rath.

Wer der Menschen thöricht Treiben
Täglich sieht und täglich schilt
Und, wenn Andre Narren bleiben,
Selbst für einen Narren gilt,
Der trägt schwerer als zur Mühle
Irgend ein beladen Thier;
Und, wie ich im Busen fühle,
Wahrlich! so ergeht es mir.

Verschiedene Empfindungen an einem Platze.

Das Mädchen.

Ich hab' ihn geſehen!
Wie iſt mir geſchehen?
O himmliſcher Blick!
Er kommt mir entgegen;
Ich weiche verlegen,
Ich ſchwanke zurück.
Ich irre, ich träume!
Ihr Felſen, Ihr Bäume,
Verbergt meine Freude,
Verberget mein Glück!

Der Jüngling.

Hier muß ich ſie finden!
Ich ſah ſie verſchwinden,
Ihr folgte mein Blick.
Sie kam mir entgegen,
Dann trat ſie verlegen
Und ſchamroth zurück.
Iſt's Hoffnung, ſind's Träume?
Ihr Felſen, Ihr Bäume,
Entdeckt mir die Liebſte,
Entdeckt mir mein Glück!

Der Schmachtende.

Hier klag' ich, verborgen,
Dem thauenden Morgen
Mein einſam Geſchick.
Verkannt von der Menge,
Wie zieh' ich ins Enge
Mich ſtille zurück!
O zärtliche Seele,
O, ſchweige, verhehle
Die ewigen Leiden,
Verhehle Dein Glück!

Der Jäger.

Es lohnet mich heute
Mit doppelter Beute
Ein gutes Geschick:
Der redliche Diener
Bringt Hasen und Hühner
Beladen zurück.
Hier sind' ich gefangen
Auch Vögel noch hangen! —
Es lebe der Jäger,
Es lebe sein Glück!

Wer kauft Liebesgötter?*)

Von allen schönen Waaren,
Zum Markte hergefahren,
Wird keine mehr behagen,
Als die wir Euch getragen
Aus fremden Ländern bringen.
O, höret, was wir singen!
Und seht die schönen Vögel,
Sie stehen zum Verkauf.

Zuerst beseht den großen,
Den lustigen, den losen!
Er hüpfet leicht und munter
Von Baum und Busch herunter;
Gleich ist er wieder droben.
Wir wollen ihn nicht loben.
O, seht den muntern Vogel!
Er steht hier zum Verkauf.

Betrachtet nun den kleinen;
Er will bedächtig scheinen,
Und doch ist er der lose
So gut als wie der große.

*) In Boß Musenalmanach auf 1786 mit der Ueberschrift „Liebesgötter auf dem Markte."

Er zeiget meiſt im Stillen
Den allerbeſten Willen.
Der loſe kleine Vogel,
Er ſteht hier zum Verkauf.

O, ſeht das kleine Täubchen,
Das liebe Turtelweibchen!
Die Mädchen ſind ſo zierlich,
Verſtändig und manierlich;
Sie mag ſich gerne putzen
Und Eure Liebe nutzen.
Der kleine, zarte Vogel,
Er ſteht hier zum Verkauf.

Wir wollen ſie nicht loben,
Sie ſtehn in allen Proben.
Sie lieben ſich das Neue;
Doch über ihre Treue
Verlangt nicht Brief und Siegel;
Sie haben alle Flügel.
Wie artig ſind die Vögel,
Wie reizend iſt der Kauf!

Der Abſchied.*)

Laſſ' mein Aug' den Abſchied ſagen,
Den mein Mund nicht nehmen kann!
Schwer, wie ſchwer iſt er zu tragen!
Und ich bin doch ſonſt ein Mann.

Traurig wird in dieſer Stunde
Selbſt der Liebe ſüßtes Pfand,
Kalt der Kuß von Deinem Munde,
Matt der Druck von Deiner Hand.

Sonſt, ein leicht geſtohlnes Mäulchen,
O, wie hat es mich entzückt!
So erfreuet uns ein Veilchen,
Das man früh im März gepflückt.

*) Die Zeit der Abfaſſung dieſes zuerſt 1780 gedruckten Gedichtes iſt uns unbekannt.

Doch ich pflücke nun kein Kränzchen,
Keine Roſe mehr für Dich.
Frühling iſt es, liebes Fränzchen;
Aber leider Herbſt für mich!

Die ſchöne Nacht.*)

Nun verlaſſ' ich dieſe Hütte,
Meiner Liebſten Aufenthalt,
Wandle mit verhülltem Schritte
Durch den öden, finſtern Wald:
Luna bricht durch Buſch und Eichen,
Herbyr meldet ihren Lauf,
Und die Birken ſtreun mit Neigen
Ihr den ſüßten Weihrauch auf.

Wie erzeg' ich mich im Kühlen
Dieſer ſchönen Sommernacht!
O, wie ſtill iſt hier zu fühlen,
Was die Seele glücklich macht!
Läßt ſich kaum die Wonne faſſen! —
Und doch wollt' ich, Himmel, Dir
Tauſend ſolcher Nächte laſſen,
Gäb' mein Mädchen eine mir.

Glück und Traum.

Du haſt uns oft im Traum geſehen
Zuſammen zum Altare gehen,
Und Dich als Frau und mich als Mann.
Oft nahm ich wachend Deinem Munde
In einer unbewachten Stunde
So viel man Küſſe nehmen kann.

Das reinſte Glück, das wir empfunden,
Die Wolluſt mancher reichen Stunden

*) Dieß ſo wie die acht folgenden Gedichte erſchienen zuerſt in dem ſchon 1768 gedruckten ſogenannten Leipziger Liederbuch, wo es jedoch zum Theil andere Lesarten haben. Vgl. Neue Lieder, in Melodien geſetzt von Bernhard Theodor Breitkopf. Leipzig, 1770.

Flieh wie die Zeit mit dem Genuß,
Was hilft es mir, daß ich genieße?
Wie Träume fliehn die wärmſten Küſſe,
Und alle Freude wie ein Kuß.

Lebendiges Andenken.

Der Liebſten Band und Schleife rauben,
Halb mag ſie zürnen, halb erlauben,
Euch iſt es viel, ich will es glauben
Und gönn' Euch ſolchen Selbſtbetrug:
Ein Schleier, Halstuch, Strumpfband, Ringe
Sind wohlich keine kleinen Dinge;
Allein mir ſind ſie nicht genug.

Lebend'gen Theil von ihrem Leben,
Ihn hat nach leiſem Widerſtreben
Die Allerliebſte mir gegeben,
Und jene Herrlichkeit wird nichts.
Wie lach' ich all der Trödelwaare!
Sie ſchenkte mir die ſchönen Haare,
Den Schmuck des ſchönſten Angeſichts.

Soll ich Dich gleich, Geliebte, miſſen,
Wirſt Du mir doch nicht ganz entriſſen:
Zu ſchaun, zu tändeln und zu küſſen
Bleibt die Reliquie von Dir. —
Gleich iſt des Haars und mein Geſchicke;
Sonſt buhlten wir mit einem Glücke
Um ſie, jetzt ſind wir fern von ihr.

Feſt waren wir an ſie gehangen;
Wir ſtreichelten die runden Wangen,
Uns lockt' und zog ein ſüß Verlangen,
Wir gleiteten zur vollern Bruſt.
O Nebenbuhler, frei von Neide,
Du ſüß Geſchenk, Du ſchöne Beute,
Erinn're mich an Glück und Luſt!

Glück der Entfernung.

Trink', o Jüngling! heil'ges Glücke
Tagelang aus der Liebsten Blicke,
Abends gaukl' ihr Bild Dich ein!
Kein Verliebter hab' es besser;
Doch das Glück bleibt immer größer,
Fern von der Geliebten sein.

Ew'ge Kräfte, Zeit und Ferne,
Heimlich wie die Kraft der Sterne,
Wiegen dieses Blut zur Ruh.
Mein Gefühl wird stets erweichter,
Doch mein Herz wird täglich leichter,
Und mein Glück nimmt immer zu.

Nirgends kann ich sie vergessen;
Und doch kann ich ruhig essen,
Heiter ist mein Geist und frei;
Und unmerkliche Verklärung
Macht die Liebe zur Verehrung,
Die Begier zur Schwärmerei.

Aufgezogen durch die Sonne,
Schwimmt im Hauch ätherischer Wonne
So das leichteste Wölklein nie,
Wie mein Herz in Ruh und Freude.
Frei von Furcht, zu groß zum Neide,
Lieb' ich, ewig lieb' ich sie!

An Luna.

Schwester von dem ersten Licht,
Bild der Zärtlichkeit in Trauer!
Nebel schwimmt mit Silberschauer
Um Dein rötendes Gesicht;
Deines leisen Fußes Lauf
Weckt aus tauverschlossnen Höhlen
Traurig abgeschiedne Seelen,
Mich und nächt'ge Vögel auf.

Forschend übersieht Dein Blick
Eine großgemessne Weite.
Hebe mich an Deine Seite!
Gieb der Schwärmerei dies Glück!
Und in wellustweller Ruh
Sah der weitverklagte Ritter
Durch das gläserne Gegitter
Seines Mädchens Nächten zu.

Des Beschauens holdes Glück
Mildert solcher Ferne Qualen;
Und ich sammle Deine Strahlen,
Und ich spärse meinen Blick.
Hell und heller wird es schon
Um die unverhüllten Glieder,
Und nun hebt sie mich hernieder,
Wie Dich einst Endymion.

Brautnacht.

Im Schlafgemach, entfernt vom Feste,
Sitzt Amor, Dir getreu, und bebt,
Daß nicht die List muthwill'ger Gäste
Des Brautbetts Frieden untergräbt.
Es blinkt mit mystisch heil'gem Schimmer
Vor vom der Flammen blasses Gold;
Ein Weihrauchswirbel füllt das Zimmer,
Damit Ihr recht genießen sollt.

Wie schlägt Dein Herz beim Schlag der Stunde,
Der Deiner Gäste Lärm verjagt!
Wie glühst Du nach dem schönen Munde,
Der bald verstummt und nichts versagt!
Du eilst, um Alles zu vollenden,
Mit ihr ins Heiligthum hinein;
Das Feuer in des Wächters Händen
Wird wie ein Nachtlicht still und klein.

Wie bebt vor Deiner Küsse Menge
Ihr Busen und ihr voll Gesicht!
Zum Zittern wird nun ihre Strenge,
Denn Deine Kühnheit wird zur Pflicht.

Schnell hilft Dir Amor sie entkleiden
Und ist nicht bald so schnell als Du;
Dann hält er schalkhaft und bescheiden
Sich fest die beiden Augen zu.

Schadenfreude.

In des Papillons Gestalt'
Flattr' ich nach den letzten Zügen
Zu den vielgeliebten Stellen,
Zeugen himmlischer Vergnügen,
Ueber Wiesen, an die Quellen,
Um den Hügel, durch den Wald.

Ich belausch' ein zärtlich Paar;
Von des schönen Mädchens Haupte
Aus den Kränzen schau' ich nieder:
Alles, was der Tod mir raubte,
Seh' ich hier im Bilde wieder,
Bin so glücklich, wie ich war.

Sie umarmt ihn lächelnd stumm,
Und sein Mund genießt der Stunde,
Die ihm gütige Götter senden
Hupft vom Busen zu dem Munde,
Von dem Munde zu den Händen,
Und ich hüpf' um ihn herum.

Und sie sieht mich Schmetterling:
Zitternd vor des Freunds Verlangen,
Springt sie auf; da flieg' ich ferne.
„Liebster, komm ihn einzufangen!
Komm! ich hätt' es gar zu gerne,
Gern das kleine, bunte Ding."

Unschuld.

Schönste Tugend einer Seele,
Reinster Quell der Zärtlichkeit!
Mehr als Byron, als Pamele
Ideal und Seltenheit!

Wenn ein andres Feuer brennet,
Flieht Dein zärtlich schwaches Licht;
Dich fühlt nur, wer Dich nicht kennet,
Wer Dich kennt, der fühlt Dich nicht.

Göttin, in dem Paradiese
Lebtest Du mit uns vereint;
Noch erscheinst Du manchen Wiese
Morgens, eh die Sonne scheint.
Nur der finite Dichter siehet
Dich im Nebelkleide stehn;
Phöbus kommt, der Nebel flichet,
Und im Nebel bist Du hin.

Scheintod.*)

Weint, Mädchen, hier bei Amor's Grabe! hier
Sank er von nichts, von ohngefähr danieder.
Doch ist er wirklich todt? Ich schwöre nicht dafür:
Ein Nichts, ein Ohngefähr erweckt ihn öfters wieder.

Novemberlied.**)

Dem Schützen, — doch dem alten nicht,
Zu dem die Sonne flieht,
Der uns ihr fernes Angesicht
Mit Wolken überzieht; —

Dem Knaben sei dies Lied geweiht,
Der zwischen Rosen spielt,
Uns höret und zur rechten Zeit
Nach schönen Herzen zielt.

Durch ihn hat uns des Winters Nacht,
So häßlich sonst und rauh,
Gar manchen werthen Freund gebracht
Und manche liebe Frau.

*) Im Leipziger Liederbuche und in der (handschriftlichen) Sammlung von Friederike Oeser, mit dem Zusatze: „Nach dem Französischen."
**) An Goethe's Freund von Knebel gerichtet, dessen Geburtstag auf den 30. November fiel; spätestens aus dem Jahre 1814.

Von nun an soll sein schönes Bild
Am Sternenhimmel stehn,
Und er soll ewig hold und mild
Uns auf- und untergehn.

An die Erwählte.*)

Hand in Hand! und Lipp' auf Lippe!
Liebes Mädchen, bleibe treu!
Lebe wohl! und manche Klippe
Fährt Dein Liebster noch vorbei;
Aber wenn er einst den Hafen
Nach dem Sturme wieder grüßt,
Mögen ihn die Götter strafen,
Wenn er ohne Dich genießt.

Frisch gewagt ist schon gewonnen,
Halb ist schon mein Werk vollbracht;
Sterne leuchten mir wie Sonnen,
Nur dem Feigen ist es Nacht.
Wär' ich müßig Dir zur Seite,
Drückte noch der Kummer mich;
Doch in aller dieser Weite
Flieg' ich rasch und nur für Dich.

Schon ist mir das Thal gefunden,
Wo wir einst zusammen gehn
Und den Strom in Abendstunden
Sanft hinuntergleiten sehn.
Diese Pappeln auf den Wiesen,
Diese Buchen in dem Hain!
Ach! und hinter allen diesen
Wird doch auch ein Hüttchen sein.

Erster Verlust.**)

Ach! wer bringt die schönen Tage,
Jene Tage der ersten Liebe,
Ach! wer bringt nur eine Stunde
Jener holden Zeit zurück!

*) Zuerst in der Ausgabe von 1800; die Zeit der Abfassung ist unbekannt.
**) Die Schlußzeile trat 3. Akte der „Ungleichen Hausgenossen" statt zu einem Triolett umgestaltet.

Einſam nähr' ich meine Wunde
Und mit ſtets erneuter Klage
Traur' ich ums verlorne Glück.

Ach, wer bringt die ſchönen Tage,
Jene holde Zeit zurück!

Nachgefühl.*)

Wenn die Reben wieder blühen,
Rühret ſich der Wein im Faſſe;
Wenn die Roſen wieder glühen,
Weiß ich nicht, wie mir geſchieht.

Thränen rinnen von den Wangen,
Was ich thue, was ich laſſe;
Nur ein unbeſtimmt Verlangen
Fühl' ich, das die Bruſt durchglüht.

Und zuletzt muß ich mir ſagen,
Wenn ich mich bedenk' und faſſe,
Daß in ſolchen ſchönen Tagen
Doris einſt für mich geglüht.

Nähe des Geliebten.**)

Ich denke Dein, wenn mir der Sonne Schimmer
Vom Meere ſtrahlt;
Ich denke Dein, wenn ſich des Mondes Flimmer
In Quellen malt.

Ich ſehe Dich, wenn auf dem fernen Wege
Der Staub ſich hebt,
In tiefer Nacht, wenn auf dem ſchmalen Stege
Der Wandrer bebt.

*) Zuerſt in Schiller's Muſenalmanach auf 1798 mit der Ueberſchrift „Erinnerung."

**) Dies Gedicht, zuerſt abgedruckt in Schiller's Muſenalmanach für 1796, iſt veranlaßt durch ein Lied von Friederike Brun, geb. Münter, welches mit denſelben Worten beginnt.

Ich höre Dich, wenn dort mit dumpfem Rauschen
Die Welle steigt.
Im stillen Haine geh' ich oft zu lauschen,
Wenn Alles schweigt.

Ich bin bei Dir; Du seist auch noch so ferne,
Du bist mir nah!
Die Sonne sinkt, bald leuchten mir die Sterne.
O, wärst Du da!

Gegenwart.*)

Alles kündet Dich an!
Erscheinet die herrliche Sonne,
Folgst Du, so hoff' ich es, bald.

Trittst Du im Garten hervor,
So bist Du die Rose der Rosen,
Lilie der Lilien zugleich.

Wenn Du im Tanze Dich regst,
So regen sich alle Gestirne
Mit Dir und um Dich umher.

Nachts! und so wär' es denn Nacht!
Nun überscheinst Du des Mondes
Lieblichen, ladenden Glanz.

Ladend und lieblich bist Du,
Und Blumen, Mond und Gestirne
Huldigen, Sonne, nur Dir.

Sonne, so sei Du auch mir
Die Schöpferin herrlicher Tage!
Leben und Ewigkeit ist's.

*) Aus dem Jahre 1815 stammend und in dem Goethe-Zelterschen Briefwechsel II, S. 200 erwähnt. Die Veranlassung zu dem Gedicht gab das Lied von W. Neigen 1776—1828 „Namen nennen Dich nicht, Dich bilden Griffel und Pinsel herrlicher Künstler nicht nach."

An die Entfernte.*)

So hab' ich wirklich Dich verloren?
Bist Du, o Schöne, mir entflohn?
Noch klingt in den gewohnten Ohren
Ein jedes Wort, ein jeder Ton.

So wie des Wandrers Blick am Morgen
Vergebens in die Lüfte dringt,
Wenn, in dem blauen Raum verborgen,
Hoch über ihm die Lerche singt:

So dringet ängstlich hin und wieder
Durch Feld und Busch und Wald mein Blick:
Dich rufen alle meine Lieder;
O komm, Geliebte, mir zurück!

Am Flusse.**)

Verfließet, vielgeliebte Lieder,
Zum Meere der Vergessenheit!
Kein Knabe sing' entzückt Euch wieder,
Kein Mädchen in der Blüthenzeit.

Ihr sanget nur von meiner Lieben;
Nun spricht sie meiner Treue Hohn.
Ihr wart ins Wasser eingeschrieben;
So fließt denn auch mit ihm davon!

Abschied.***)

Zu lieblich ist's, ein Wort zu brechen,
Zu schwer die wohlerkannte Pflicht,
Und leider kann man nichts versprechen,
Was unserm Herzen widerspricht.

*) Die Zeit der Abfassung dieses zuerst 1789 gedruckten Gedichtes ist unbekannt.
**) In Schiller's Musenalmanach für 1799 mit der Ueberschrift: „An meine Lieder" und mit der Unterschrift „Julius Auman."
***) In Schiller's Musenalmanach für 1798.

Du übst die alten Zauberlieder,
Du lockst ihn, der kaum ruhig war,
Zum Schaukelkahn der süßen Thorheit wieder,
Erneust, verdoppelst die Gefahr.

Was suchst Du nur Dich zu verstecken!
Sei offen, stieh nicht meinen Blick!
Früh oder spät mußt' ich's entdecken,
Und hier hast Du Dein Wort zurück.

Was ich gefollt, hab' ich vollendet;
Durch mich sei Dir von nun an nichts verwehrt;
Allein verzeih' dem Freund, der sich nun von Dir wendet
Und still in sich zurücke kehrt.

Wechsel.*)

Auf Kieseln im Bache da lieg' ich wie helle!
Verbreite die Arme der kommenden Welle,
Und hublerisch drückt sie die sehnende Brust;
Dann führt sie der Leichtsinn im Strome danieder;
Es naht sich die zweite, sie streichelt mich wieder:
So fühl' ich die Freuden der wechselnden Lust.

Und doch, und so traurig, verschleifst Du vergebens
Die köstlichen Stunden des eilenden Lebens,
Weil Dich das geliebteste Mädchen verläßt!
O, ruf' sie zurücke, die vorigen Zeiten!
Es küßt sich so süße die Lippe der Zweiten,
Als kaum sich die Lippe der Ersten geküßt.

Beherzigung.**)

Ach, was soll der Mensch verlangen?
Ist es besser, ruhig bleiben,
Klammernd fest sich anzuhangen?
Ist es besser, sich zu treiben?

*) Im Leipziger Liederbuche mit der Ueberschrift „Unbeständigkeit."
**) Zuerst erschienen 1789; Zeit der Abfassung unbekannt.

Soll er sich ein Häuschen bauen?
Soll er unter Zelten leben?
Soll er auf die Felsen trauen?
Selbst die festen Felsen beben.

Eines schickt sich nicht für Alle!
Gehe Jeder, wie er's treibe,
Gehe Jeder, wo er bleibe,
Und wer steht, daß er nicht falle.

Meeres Stille.*)

Tiefe Stille herrscht im Wasser,
Ohne Regung ruht das Meer,
Und bekümmert sieht der Schiffer
Glatte Fläche rings umher.

Keine Luft von keiner Seite!
Todesstille fürchterlich!
In der ungeheuern Weite
Regt keine Welle sich.

Glückliche Fahrt.*)

Die Nebel zerreißen,
Der Himmel ist helle,
Und Aeolus löset
Das ängstliche Band.
Es säuseln die Winde,
Es rühret sich der Schiffer.
Geschwinde! Geschwinde!
Es theilt sich die Welle,
Es naht sich die Ferne;
Schon seh' ich das Land!

*) Zuerst abgedruckt in Schiller's Musenalmanach für 1796.

Muth.*)

Sorglos über die Fläche weg,
Wo vom kühnsten Wager die Bahn
Dir nicht vorgegraben Du siehst,
Mache Dir selber Bahn!

Stille, Liebchen, mein Herz!
Kracht's gleich, bricht's doch nicht!
Bricht's gleich, bricht's nicht mit Dir!

Erinnerung.**)

Willst Du immer weiter schweifen?
Sieh, das Gute liegt so nah.
Lerne nur das Glück ergreifen;
Denn das Glück ist immer da.

Willkommen und Abschied.***)

Es schlug mein Herz: geschwind zu Pferde!
Es war gethan, fast eh' gedacht.
Der Abend wiegte schon die Erde,
Und an den Bergen hing die Nacht;
Schon stand im Nebelkleid die Eiche
Ein aufgethürmter Riese da,
Wo Finsternis aus dem Gesträuche
Mit hundert schwarzen Augen sah.

Der Mond von einem Wolkenbügel
Sah kläglich aus dem Duft hervor;
Die Winde schwangen leise Flügel,
Umsausten schauerlich mein Ohr;
Die Nacht schuf tausend Ungeheuer,
Doch frisch und fröhlich war mein Muth;
In meinen Adern welches Feuer!
In meinem Herzen welche Glut!

*) Mit der Ueberschrift „Eislebenslied" im Februarheft des „Teutschen Merkur 1776."

**) In der Ausgabe von 1789, in der diese Verse zuerst gedruckt sind, stehen sie unmittelbar hinter dem Gedicht „Gedenzung" (S. 42), so daß sie gewissermaßen als eine der möglichen Antworten auf die in jenem aufgeworfenen Fragen gelten können.

***) Dies und das nächstfolgende sind haben Beziehung auf Friederike Brion in Sesenheim; beide sind zuerst abgedruckt im Märzheft von Jakobi's Iris 1775.

Dich sah ich, und die milde Freude
Floß von dem süßen Blick auf mich;
Ganz war mein Herz an Deiner Seite
Und jeder Athemzug für Dich.
Ein rosenfarbnes Frühlingswetter
Umzog das liebliche Gesicht,
Und Zärtlichkeit für mich — Ihr Götter!
Ich hofft' es, ich verdient' es nicht!

Doch ach, schon mit der Morgensonne
Verengt der Abschied mir das Herz:
In Deinen Küssen, welche Wonne!
In Deinem Auge, welcher Schmerz!
Ich ging, Du standst und sahst zur Erden
Und sahst mir nach mit nassem Blick;
Und doch — welch Glück, geliebt zu werden!
Und lieben, Götter, welch ein Glück!

Neue Liebe, neues Leben.

Herz, mein Herz, was soll das geben?
Was bedränget Dich so sehr?
Welch ein fremdes, neues Leben!
Ich erkenne Dich nicht mehr.
Weg ist Alles, was Du liebtest,
Weg, warum Du Dich betrübtest,
Weg Dein Fleiß und Deine Ruh —
Ach, wie kamst Du nur dazu!

Fesselt Dich die Jugendblüthe,
Diese liebliche Gestalt,
Dieser Blick voll Treu' und Güte
Mit unendlicher Gewalt?
Will ich rasch mich ihr entrieben,
Mich ermannen, ihr entfliehen,
Führet mich im Augenblick
Ach, mein Weg zu ihr zurück.

Und an diesem Zauberfädchen,
Das sich nicht zerreißen läßt,
Hält das liebe, lose Mädchen
Mich so wider Willen fest;

Muß in ihrem Zauberkreise
Leben nun auf ihre Weise.
Die Verand'rung, ach, wie groß!
Liebe! Liebe! laß' mich los!

An Belinden.*)

Warum ziehst Du mich unwiderstehlich
Ach, in jene Pracht?
War ich guter Junge nicht so selig
In der öden Nacht?

Heimlich in mein Zimmerchen verschlossen,
Lag im Mondenschein,
Ganz von seinem Schauerlicht umflossen,
Und ich dämmert' ein;

Träumte da von vollen, goldnen Stunden
Ungemischter Lust,
Hatte schon das liebe Kind empfunden
Tief in meiner Brust.

Bin ich's noch, den Du bei so viel Lichtern
An dem Spieltisch hältst?
Du so unerträglichen Gesichtern
Gegenüberstellst?

Reizender ist mir des Frühlings Blüthe
Nun nicht auf der Flur;
Wo Du, Engel, bist, ist Lieb' und Güte,
Wo Du bist, Natur.

*) Mit Beziehung auf Elisabeth Schönemann, sonst von Goethe Lili genannt. Vergleiche „Wahrheit und Dichtung" und die Lieder „Auf dem See", „Vom Berge" und „An ein gelbes Herz, das er am Halse trug", sowie „Lili's Park" III. Abth.) Der Text ist für diese Stelle mannigfachen Veränderungen ausgesetzt gewesen. Im Jakobi'schen Jour. März 1775, S. 81: „Anakreon, weil hatt ich Dein Bild empfunden," in den Ausgaben von 1787 und 1808: „Hatte schon Dein liebes Bild empfunden," und in denen von 1815 und 1827: „Hatte schon das liebe Kind empfunden." Sämmtliche Ausgaben nach Goethe's Tode geben: „Hätte schon ganz Dein liebes Bild empfunden." Wir halten die Lesart der Ausgabe letzter Hand für die richtige, obschon sie nicht mit dem Texte im Merck'schen Briefwechsel I, 69 übereinstimmt, und werden die Gründe dafür an einer andern Stelle beibringen.

Mailied.*)

Wie herrlich leuchtet
Mir die Natur!
Wie glänzt die Sonne!
Wie lacht die Flur!

Es dringen Blüthen
Aus jedem Zweig
Und tausend Stimmen
Aus dem Gesträuch,

Und Freud' und Wonne
Aus jeder Brust.
O Erd', o Sonne!
O Glück, o Lust!

O Lieb', o Liebe!
So golden schön,
Wie Morgenwolken
Auf jenen Höhn!

Du segnest herrlich
Das frische Feld,
Im Blüthendampfe
Die volle Welt.

O Mädchen, Mädchen,
Wie lieb' ich Dich!
Wie blickt Dein Auge!
Wie liebst Du mich!

So liebt die Lerche
Gesang und Luft,
Und Morgenblumen
Den Himmelsduft,

*) Dies und das nächstfolgende Lied in der Iris, Januar 1775, das darauf folgende ebendaselbst im August desselben Jahres, alle drei mit persönlicher Beziehung auf Friederike Brion.

Wie ich Dich liebe
Mit warmem Blut,
Die Du mir Jugend
Und Freud' und Muth

Zu neuen Liedern
Und Tänzen giebst.
Sei ewig glücklich,
Wie Du mich liebst!

Mit einem gemalten Band.

Kleine Blumen, kleine Blätter
Streuen mir mit leichter Hand
Gute junge Frühlings-Götter
Tändelnd auf ein luftig Band.

Zephyr, nimm's auf Deine Flügel,
Schling's um meiner Liebsten Kleid;
Und so tritt sie vor den Spiegel
All in ihrer Munterkeit,

Sieht mit Rosen sich umgeben,
Selbst wie eine Rose jung.
Einen Blick, geliebtes Leben!
Und ich bin belohnt genung.

Fühle, was dies Herz empfindet,
Reiche frei mir Deine Hand,
Und das Band, das uns verbindet,
Sei kein schwaches Rosenband!

Mit einem goldnen Halskettchen.

Dir darf dies Blatt ein Kettchen bringen,
Das, ganz zur Biegsamkeit gewöhnt,
Sich mit viel hundert kleinen Schlingen
Um Deinen Hals zu schmiegen sehnt.

Gewähr' dem Närrchen die Begierde,
Sie ist voll Unschuld, ist nicht kühn;
Am Tag ist's eine kleine Zierde,
Am Abend wirfst Du's wieder hin.

Doch bringt Dir Einer jene Kette,
Die schwerer drückt und ernster faßt,
Verdenk' ich Dir es nicht, Lisette,
Wenn Du ein klein Bedenken hast.

An Lottchen.*)

Mitten im Getümmel mancher Freuden,
Mancher Sorgen, mancher Herzensnoth,
Denk' ich Dein, o Lottchen, denken Dein die Beiden,
Wie beim stillen Abendroth
Du die Hand uns freundlich reichtest,
Da Du uns auf reich bebauter Flur
In dem Schooße herrlicher Natur
Manche leicht verhüllte Spur
Einer lieben Seele zeigtest.

Wohl ist mir's, daß ich Dich nicht verkannt,
Daß ich gleich Dich in der ersten Stunde,
Ganz den Herzensausdruck in dem Munde,
Dich ein wahres, gutes Kind genannt.

Still und eng und ruhig auferzogen,
Wirft man uns auf einmal in die Welt;
Uns umspülen hunderttausend Wogen,
Alles reizt uns, Mancherlei gefällt,
Mancherlei verdrießt uns, und von Stund' zu Stunden
Schwankt das leichtunruhige Gefühl;
Wir empfinden, und was wir empfunden,
Spült hinweg das bunte Weltgewühl.

Wol, ich weiß es, da durchschleicht uns innen
Manche Hoffnung, mancher Schmerz.
Lottchen, wer kennt unsre Sinnen?
Lottchen, wer kennt unser Herz?

*) Teutscher Merkur, Januar 1776.

Ach! es möchte gern gekannt sein, überfließen
In das Mitempfinden einer Kreatur
Und vertrauend zwiefach neu genießen
Alles Leid und Freude der Natur.

Und da sucht das Aug' so oft vergebens
Rings umher und findet Alles zu;
So verlaumelt sich der schönste Theil des Lebens
Ohne Sturm und ohne Ruh;
Und zu Deinem ew'gen Unbehagen
Stößt Dich heute, was Dich gestern zog.
Kannst Du zu der Welt nur Neigung tragen,
Die so oft Dich trog
Und bei Deinem Weh, bei Deinem Glücke
Blieb in eigenwill'ger, starrer Ruh?
Sieh, da tritt der Geist in sich zurücke,
Und das Herz — es schließt sich zu.

So fand ich Dich und ging Dir frei entgegen.
„O, sie ist werth zu sein geliebt!"
Rief ich, erflehte Dir des Himmels reinsten Segen,
Den er Dir nun in Deiner Freundin gibt.

Auf dem See.*)

Und frische Nahrung, neues Blut
Saug' ich aus freier Welt;
Wie ist Natur so hold und gut,
Die mich am Busen hält!
Die Welle wieget unsern Kahn
Im Rudertakt hinauf,
Und Berge, wolkig himmelan,
Begegnen unserm Lauf.

Aug', mein Aug', was sinkst Du nieder?
Goldne Träume, kommt ihr wieder?
Weg, Du Traum! so gold Du bist!
Hier auch Lieb' und Leben ist.

*) Dies und das folgende Lied wurden am 14. Juni 1775 auf dem Züricher See gedichtet.

Auf der Welle blinken
Tausend schwebende Sterne;
Weiche Nebel trinken
Rings die thürmende Ferne;
Morgenwind umflügelt
Die bekannte Bucht,
Und im See bespiegelt
Sich die reifende Frucht.

Vom Berge.

Wenn ich, liebe Lili, Dich nicht liebte,
Welche Wonne gäb' mir dieser Blick!
Und doch, wenn ich, Lili, Dich nicht liebte,
Hätt' ich hier und fänd' ich dort mein Glück?

Blumengruß.*)

Der Strauß, den ich gepflücket,
Grüße Dich viel tausendmal!
Ich habe mich oft gebücket,
Ach, wol ein tausendmal,
Und ihn ans Herz gedrücket
Wie hunderttausendmal!

Im Sommer.**)

Wie Feld und Au
So blinkend im Thau!
Wie perlenschwer
Die Pflanzen umher!
Wie durchs Gebüsch
Die Winde so frisch!
Wie laut im hellen Sonnenstrahl
Die süßen Vöglein allzumal!

*) Zuerst in der Ausgabe von 1813.

**) Dasselbe Gedicht steht auch in den Werken von J. G. Jakobi, III, 108. Auf welcher Seite der Irrthum in Beziehung auf die Autorschaft liegt, scheint zu ermitteln nicht möglich.

Ach, aber da,
Wo Liebchen ich ſah,
Im Kämmerlein,
So nieder und klein,
So rings bedeckt,
Der Sonne verſteckt,
Wo blieb die Erde weit und breit
Mit aller ihrer Herrlichkeit!

Mailied.*)

Zwiſchen Weizen und Korn,
Zwiſchen Hecken und Dorn,
Zwiſchen Bäumen und Gras,
Wo geht's Liebchen?
Sag' mir das!

Fand mein Holdchen
Nicht daheim;
Muß das Goldchen
Draußen ſein.
Grünt und blühet
Schön der Mai;
Liebchen ziehet
Frei und frei.

An dem Felſen beim Fluß,
Wo ſie reichte den Kuß,
Jenen erſten im Gras,
Seh' ich etwas!
Iſt ſie das?

Frühzeitiger Frühling.**)

Tage der Wonne,
Kommt Ihr ſo bald?
Schenkt mir die Sonne
Hügel und Wald?

*) Wol ſpäteſtens aus dem Jahre 1811.
**) Vgl. Anmerkung zu „Selbſtgefühl" S. 23. Urſprünglich wird dies Lied übrigens ſchon in einem Briefe Zelter's vom 7. April 1802.

Reichlicher fließen
Bächlein zumal,
Sind es die Wiesen,
Iſt es das Thal.

Blauliche Friſche!
Himmel und Höh!
Goldene Fiſche
Wimmeln im See.

Buntes Gefieder
Rauſchet im Hain;
Himmliſche Lieder
Schallen darein.

Unter des Grünen
Blühender Kraft
Naſchen die Bienen
Summend am Saft.

Leiſe Bewegung
Bebt in der Luft,
Reizende Regung,
Schläfernder Duft.

Mächtiger rühret
Bald ſich ein Hauch,
Doch er verlieret
Gleich ſich im Strauch.

Aber zum Buſen
Kehrt er zurück.
Helfet, Ihr Muſen,
Tragen das Glück!

Saget, ſeit geſtern
Wie mir geſchah?
Liebliche Schweſtern,
Liebchen iſt da!

Herbstgefühl.*)

Fetter grüne, Du Laub,
Am Rebengeländer
Hier mein Fenster herauf!
Gedrängter quellet,
Zwillingsbeeren, und reifet
Schneller und glänzend voller!
Euch brütet der Mutter Sonne
Scheideblick, Euch umsäuselt
Des holden Himmels
Fruchtende Fülle;
Euch kühlet des Mondes
Freundlicher Zauberhauch,
Und Euch bethauen, ach,
Aus diesen Augen
Der ewig belebenden Liebe
Voll schwellende Thränen.

Rastlose Liebe.**)

Dem Schnee, dem Regen,
Dem Wind entgegen,
Im Dampf der Klüfte,
Durch Nebeldüfte
Immer zu! Immer zu!
Ohne Rast und Ruh!

Lieber durch Leiden
Möcht' ich mich schlagen,
Als so viel Freuden
Des Lebens ertragen.
Alle das Reizen
Von Herzen zu Herzen,
Ach, wie so eigen
Schaffet das Schmerzen!

*) In der Ausg. v. September 1775. Statt Laub', welches viele Ausgaben haben ist Laub zu lesen.
**) Zuerst in der Ausgabe von 1789.

Wie soll ich fliehen?
Wälderwärts ziehen?
Alles vergebens!
Krone des Lebens,
Glück ohne Ruh,
Liebe, bist Du!

Schäfers Klagelied.*)

Da droben auf jenem Berge
Da steh' ich tausendmal,
An meinem Stabe gebogen,
Und schaue hinab in das Thal.

Dann folg' ich der weidenden Herde,
Mein Hündchen bewahret mir sie;
Ich bin herunter gekommen
Und weiß doch selber nicht wie.

Da stehet von schönen Blumen
Die ganze Wiese so voll;
Ich breche sie, ohne zu wissen,
Wem ich sie geben soll.

Und Regen, Sturm und Gewitter
Verpass' ich unter dem Baum.
Die Thüre dort bleibet verschlossen;
Doch Alles ist leider ein Traum.

Es stehet ein Regenbogen
Wol über jenem Haus!
Sie aber ist weggezogen,
Und weit in das Land hinaus,

Hinaus in das Land und weiter,
Vielleicht gar über die See.
Vorüber, Ihr Schafe, vorüber!
Dem Schäfer ist gar so weh.

*) Vergleiche die Anmerkung S. 23.

Troſt in Thränen.*)

Wie kommt's, daß Du ſo traurig biſt,
Da Alles froh erſcheint?
Man ſieht Dir's an den Augen an,
Gewiß, Du haſt geweint.

„Und hab' ich einſam auch geweint,
So iſt's mein eigner Schmerz,
Und Thränen fließen gar ſo ſüß,
Erleichtern das mir Herz."

Die frohen Freunde laden Dich,
O, komm an unſre Bruſt!
Und was Du auch verloren haſt,
Vertraue den Verluſt.

„Ihr lärmt und rauſcht und ahnet nicht,
Was mich, den Armen, quält.
Ach nein, verloren hab' ich's nicht,
So ſehr es mir auch fehlt."

So raffe denn Dich eilig auf!
Du biſt ein junges Blut.
In Deinen Jahren hat man Kraft
Und zum Erwerben Muth.

„Ach nein, erwerben kann ich's nicht,
Es ſteht mir gar zu fern.
Es weilt ſo hoch, es blinkt ſo ſchön,
Wie droben jener Stern."

Die Sterne, die begehrt man nicht,
Man freut ſich ihrer Pracht,

*) Vgl. die Anmerkung zu dem Gedichte „Selbſtbetrug", S. 23. — Faſt ſämmtliche Ausgaben nach Goethe's Tode haben in der dritten Strophe „Vertraute" ſtatt „Vertraue". Es kann kein Zweifel ſein, daß Goethe „Vertraue" geſchrieben hat: einmal ſprechen dafür die ſämmtlichen älteren Ausgaben und die im Privatbeſitze befindliche Handſchrift des Gedichts, die wir geſehen haben, dann aber vor Allem der Sinn derſelben. Kann ein Verluſt, der zu Thränen rührt, ſo leicht verſchmerzt werden? und wäre es eine Tröſtung der Umſtehenden von Seiten der Freunde, dies zu verlangen?

Und mit Entzücken blickt man auf
In jeder heitern Nacht.

„Und mit Entzücken blick' ich auf
So manchen lieben Tag;
Verweinen laß't die Nächte mich,
So lang' ich weinen mag."

Nachtgesang.*)

O gieb vom weichen Pfühle,
Träumend, ein halb Gehör!
Bei meinem Saitenspiele
Schlafe! was willst Du mehr?

Bei meinem Saitenspiele
Segnet der Sterne Heer
Die ewigen Gefühle;
Schlafe! was willst Du mehr?

Die ewigen Gefühle
Heben mich, hoch und hehr,
Aus irdischem Gewühle;
Schlafe! was willst Du mehr?

Vom irdischen Gewühle
Trennst Du mich nur zu sehr,
Bannst mich in diese Kühle;
Schlafe! was willst Du mehr?

Bannst mich in diese Kühle,
Giebst nur im Traum Gehör,
Ach, auf dem weichen Pfühle;
Schlafe! was willst Du mehr?

Sehnsucht.**)

Was zieht mir das Herz so?
Was zieht mich hinaus
Und windet und schraubt mich
Aus Zimmer und Haus?

*) Bearbeitung eines italienischen Volksliedes.
**) Vergl. die Anm. Seite 23.

Wie dort sich die Wolken
Um Felsen verziehn!
Da möcht' ich hinüber,
Da möcht' ich wol hin!

Nun wiegt sich der Nachen
Geselliger Flug;
Ich mische mich drunter
Und folge dem Zug.
Und Berg und Gemäuer
Umflittern wir;
Sie weilet da drunten,
Ich grüße nach ihr.

Da kommt sie und wandelt;
Ich eile sobald,
Ein singender Vogel,
Zum buschigen Wald.
Sie weilet und horchet
Und lächelt mit sich:
„Er singet so lieblich
Und singt es an mich."

Die scheidende Sonne
Vergoldet die Höhn;
Die sinnende Schöne,
Sie läßt es geschehn.
Sie wandelt am Bache
Die Wiesen entlang,
Und finster und finstrer
Umschlingt sich der Gang.

Auf einmal erschein' ich,
Ein blinkender Stern.
„Wie glänzet da droben,
So nah und so fern!"
Und hast Du mit Staunen
Das Leuchten erblickt,
Ich lieg' Dir zu Füßen;
Da bin ich beglückt!

An Mignon.*)

Ueber Thal und Fluß getragen,
Fliehet rein der Sonne Wagen.
Ach, sie ruht in ihrem Lauf
So wie Deine meine Schmerzen
Tief im Herzen
Immer Morgens wieder auf.

Kaum will mir die Nacht noch frommen;
Denn die Träume selber kommen
Nun in trauriger Gestalt;
Und ich fühle dieser Schmerzen
Still im Herzen
Heimlich bildende Gewalt.

Schon seit manchen schönen Jahren
Seh' ich unten Schiffe fahren;
Jedes kommt an seinen Ort;
Aber, ach, die steten Schmerzen,
Fest im Herzen,
Schwimmen nicht im Strome fort.

Schön in Kleidern muß ich kommen,
Aus dem Schrank sind sie genommen,
Weil es heute Festtag ist;
Niemand ahnet, daß von Schmerzen
Herz im Herzen
Grimmig mir zerrissen ist.

Heimlich muß ich immer weinen,
Aber freundlich kann ich scheinen
Und sogar gesund und roth;
Wären tödtlich diese Schmerzen
Meinem Herzen,
Ach, schon lange wär' ich todt!

*) In Schiller's Musenalmanach für 1798.

Bergschloß.*)

Da droben auf jenem Berge
Da steht ein altes Schloß,
Wo hinter Thoren und Thüren
Sonst lauerten Ritter und Roß.

Verbrannt sind Thüren und Thore,
Und überall ist es so still;
Das alte, verfallne Gemäuer
Durchklettr' ich, wie ich nur will.

Hierneben lag ein Keller,
So voll von köstlichem Wein;
Nun steiget nicht mehr mit Krügen
Die Kellnerin heiter hinein.

Sie setzt den Gästen im Saale
Nicht mehr die Becher umher,
Sie füllt am heiligen Mahle
Dem Pfaffen das Fläschchen nicht mehr.

Sie reicht dem lüsternen Knappen
Nicht mehr auf dem Gange den Trank
Und nimmt für flüchtige Gabe
Nicht mehr den flüchtigen Dank.

Denn alle Balken und Decken
Sie sind schon lange verbrannt,
Und Erker und Gang und Kapelle
In Schutt und Trümmer verwandt.

Doch als mit Zither und Flasche
Nach diesen schlimmen Hohn
Ich an dem heitersten Tage
Mein Liebchen steigen gesehn;

Da drängte sich frohes Behagen
Hervor aus verödeter Ruh,
Da sang's wie in alten Tagen
Recht heimlich wieder zu;

*) Vgl. die Anmerkung Seite 23.

Als wären für ſtattliche Gäſte
Die weiteſten Räume bereit,
Als käm' ein Pärchen gegangen
Aus jener tüchtigen Zeit;

Als ſtünd' in ſeiner Karelle
Der würdige Paſſe ſchon da
Und fragte: Wollt Ihr einander?
Wir aber lächelten: Ja!

Und tief bewegten Geſänge
Des Herzens innigſten Grund,
Es zeugte ſtatt der Menge
Der Echo ſchallender Mund.

Und als ſich gegen den Abend
Im Stillen Alles verlor,
Da blickte die glühende Sonne
Zum ſchroffen Gipfel empor.

Und Knapp' und Kellnerin glänzen
Als Herren weit und breit;
Sie nimmt ſich um Kredenzen
Und er um Danke ſich Zeit.

Geiſtes Gruß.*)

Hoch auf dem alten Thurme ſteht
Des Helden edler Geiſt,
Der, wie das Schiff vorübergeht,
Es wohl zu fahren heißt.

„Sieh, dieſe Senne war ſo ſtark,
„Dies Herz ſo feſt und wild,
„Die Knochen voll von Rittermark,
„Der Becher angefüllt;

„Mein halbes Leben ſtürmt' ich fort,
„Verdehnt' die Hälft' in Ruh,
„Und Du, Du Menſchen-Schifflein dort,
„Fahr' immer, immer zu!"

*) Am 18. Juli 1774 beim Anblick der Ruine Lahneck auf einer Reiſe mit Lavater und Baſedow in das Stammbuch des Malers Lips geſchrieben.

An ein goldnes Herz, das er am Halse trug.*)

Angedenken Du verklungner Freude,
Das ich immer noch am Halse trage,
Hältst Du länger als das Seelenband uns Beide?
Verlängerst Du der Liebe kurze Tage?

Flieh' ich, Lili, vor Dir! Muß noch an Deinem Bande
Durch fremde Lande,
Durch ferne Thäler und Wälder wallen!
Ach! Lili's Herz konnte so bald nicht
Von meinem Herzen fallen.

Wie ein Vogel, der den Faden bricht
Und zum Walde kehrt,
Er schleppt des Gefängnisses Schmach,
Noch ein Stückchen des Fadens nach;
Er ist der alte freigeborne Vogel nicht,
Er hat schon Jemand angehört.

Wonne der Wehmuth.**)

Trocknet nicht, trocknet nicht,
Thränen der ewigen Liebe!
Ach, nur dem holt getrockneten Auge
Wie öde, wie todt die Welt ihm erscheint!
Trocknet nicht, trocknet nicht,
Thränen unglücklicher Liebe!

Wandrers Nachtlied.***)

Der Du von dem Himmel bist,
Alles Leid und Schmerzen stillest,
Den, der doppelt elend ist,
Doppelt mit Erquickung füllest,
Ach, ich bin des Treibens müde!
Was soll all der Schmerz und Lust?
Süßer Friede,
Komm, ach, komm in meine Brust!

*) Vgl. die Anmerkg. S. 60. Der Tag der Abfassung ist der 21. Juni 1775.
**) Zuerst erschienen 1789; die Zeit der Abfassung ist unbekannt.
***) Wie aus einem Briefe Goethes an Frau v. Stein vom 12. Februar 1776 hervorgeht, an diese gerichtet.

Wandrers Nachtlied.*)

Ueber allen Gipfeln
Ist Ruh,
In allen Wipfeln
Spürest Du
Kaum einen Hauch;
Die Vögelein schweigen im Walde.
Warte nur, balde
Ruhest Du auch.

Jägers Abendlied.**)

Im Felde schleich' ich still und wild,
Gespannt mein Feuerrohr,
Da schwebt so leicht Dein liebes Bild,
Dein süßes Bild nur vor.

Du wandelst jetzt wol still und mild
Durch Feld und liebes Thal,
Und, ach! mein schnell vertauschend Bild,
Stellt sich Dir's nicht einmal?

Des Menschen, der die Welt durchstreift
Voll Unmuth und Verdruß,
Nach Osten und nach Westen schweift,
Weil er Dich lassen muß.

Mir ist es, denk' ich nur an Dich,
Als in den Mond zu sehn;
Ein stiller Friede kommt auf mich,
Weiß nicht, wie mir geschehn.

*) Am 7. September 1780, als Goethe auf dem Gickelhahn bei Ilmenau übernachtete.

**) Im Tenschen Merkur, Januar 1776, mit der Ueberschrift „Jägers Nachtlied."

An den Mond.*)

Füllest wieder Busch und Thal
Still mit Nebelglanz,
Lösest endlich auch einmal
Meine Seele ganz;

Breitest über mein Gefild
Lindernd Deinen Blick,
Wie des Freundes Auge mild
Ueber mein Geschick.

Jeden Nachklang fühlt mein Herz
Froh- und trüber Zeit,
Wandle zwischen Freud' und Schmerz
In der Einsamkeit.

Fließe, fließe, lieber Fluß!
Nimmer werd' ich froh!
So vertauschte Scherz und Kuß
Und die Treue so.

Ich besaß es doch einmal,
Was so köstlich ist!
Daß man doch in seiner Qual
Nimmer es vergißt!

Rausche, Fluß, das Thal entlang,
Ohne Rast und Ruh,
Rausche, flüstre meinem Sang
Melodien zu,

Wenn Du in der Winternacht
Wüthend überschwillst,
Oder um die Frühlingspracht
Junger Knospen quillst.

*) Das Gedicht, im Januar 1778 verfaßt, hat namentlich in seiner älteren Gestalt, wie sie in den Briefen an Frau v. Stein mitgetheilt wird, eine nicht zu verkennende Beziehung auf den Selbstmord eines Fräuleins v. Lasberg; in die Ausgabe aufgenommen wurde es 1789.

Selig, wer sich vor der Welt
Ohne Haß verschließt,
Einen Freund am Busen hält
Und mit dem genießt,

Was von Menschen nicht gewußt,
Oder nicht bedacht,
Durch das Labyrinth der Brust
Wandelt in der Nacht.

Einschränkung.*)

Ich weiß nicht, was mir hier gefällt,
In dieser engen, kleinen Welt
Mit holdem Zauberband mich hält.
Vergeß' ich doch, vergeß' ich gern,
Wie seltsam mich das Schicksal leitet;
Und ach! ich fühle, nah' und fern
Ist mir noch Manches zubereitet.
O, wäre doch das rechte Maß gemessen!
Was bleibt mir nun, als eingebaut,
Von holder Lebenskraft erfüllt,
In stiller Gegenwart die Zukunft zu erbauen!

Sorge.**)

Kehre nicht in diesem Kreise
Neu und immer neu zurück!
Laß', o laß' mir meine Weise,
Gönn', o gönne mir mein Glück!
Soll ich fliehen? Soll ich's fassen?
Nun, gezweifelt ist genug.
Willst Du mich nicht glücklich lassen,
Sorge, nun so mach' mich klug!

*) Am 9. August 1776 in Ilmenau geschrieben und am 30. August desselben Jahres an Lavater geschickt (vergl. Briefe Goethe's an Lavater, herausgegeben von H. Hirzel, Leipzig 1833. Dort lautet die Ueberschrift: „Dem Schicksal", und in der vierten Zeile wird der Herzog Carl August von Weimar erwähnt: („Mein Carl und ich vergessen hier, Wie seltsam uns ein tiefes Schicksal leitet.")

**) Die Zeit der Abfassung dieses zuerst 1789 gedruckten Gedichtes ist nicht mit Sicherheit zu ermitteln.

Hoffnung.*)

Schaff', das Tagwerk meiner Hände,
Hohes Glück, daß ich's vollende!
Laß', o laß' mich nicht ermatten!
Nein, es sind nicht leere Träume:
Jetzt nur Stangen, diese Bäume
Geben einst noch Frucht und Schatten.

Eigenthum.**)

Ich weiß, daß mir nichts angehört
Als der Gedanke, der ungestört
Aus meiner Seele will fließen,
Und jeder günstige Augenblick,
Den mich ein liebendes Geschick
Von Grund aus läßt genießen.

An Lina.***)

Liebchen, kommen diese Lieder
Jemals wieder Dir zur Hand,
Setze beim Klaviere nieder,
Wo der Freund sonst bei Dir stand

Laß die Saiten rasch erklingen
Und dann sieh ins Buch hinein;
Nur nicht lesen! immer singen!
Und ein jedes Blatt ist Dein.

Ach, wie traurig sieht in Lettern
Schwarz auf weiß das Lied mich an,
Das aus Deinem Mund vergöttern,
Das ein Herz zerreißen kann!

*) Vermuthlich Juni 1775 gedichtet.
**) Im Goethe-Zelter'schen Briefwechsel II. 99, als am 20. Februar 1814 componirt, erwähnt.
***) Zuerst in der Ausgabe von 1806.

II.

Gesellige Lieder.

Was wir in Gesellschaft singen,
Wird von Herz zu Herzen dringen.

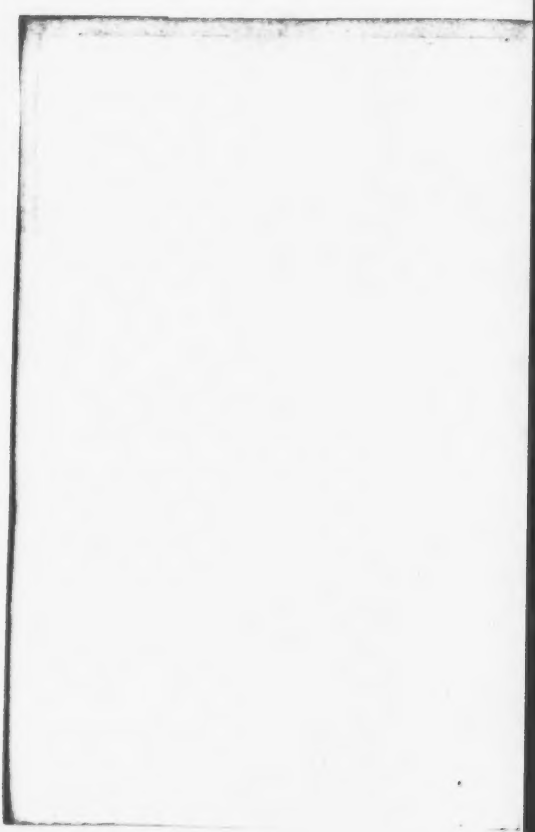

Zum neuen Jahr.

Zwischen dem Alten,
Zwischen dem Neuen
Hier uns zu freuen
Schenkt uns das Glück,
Und das Vergangne
Heißt mit Vertrauen
Vorwärts zu schauen,
Schauen zurück.

Stunden der Plage,
Leider, sie scheiden
Treue von Leiden,
Liebe von Lust;
Bessere Tage
Sammeln uns wieder,
Heitere Lieder
Stärken die Brust.

Leiden und Freuden,
Jener verschwundnen,
Sind die Verbundnen
Fröhlich gedenk.
O des Geschickes
Seltsamer Windung!
Alte Verbindung,
Neues Geschenk!

*) Von den „Geselligen Liedern" sind das erste, zweite, dritte, vierte, sechste, siebente und achte zuerst in dem Wieland-Goethe'schen Taschenbuch auf das Jahr 1804 erschienen und wahrscheinlich auch nicht sehr viel früher verfaßt.

Dankt es dem regen
Wogenden Glücke,
Dankt dem Geschicke
Männiglich Gut!
Freut Euch des Wechsels
Heiterer Triebe,
Offener Liebe,
Heimlicher Gluth!

Andere schauen
Deckende Falten
Ueber dem Alten
Traurig und scheu;
Aber uns leuchtet
Freundliche Treue;
Sehet, das Neue
Findet uns neu.

So wie im Tanze
Bald sich verschwindet,
Wieder sich findet
Liebendes Paar;
So durch des Lebens
Wirrende Bewegung
Führe die Neigung
Uns in das Jahr.

Stiftungslied.

Was gibst Du, schöne Nachbarin,
Im Garten so allein?
Und wenn Du Haus und Felder pflegst,
Will ich Dein Diener sein.

Mein Bruder schlich zur Kellnerin
Und bot ihr seine Hand;
Sie gab ihm einen frischen Trank
Und einen Kuß dazu.

Mein Vetter ist ein kluger Wicht,
Er ist der Köchin hold;
Den Braten dreht er für und für
Um süßen Minnesold.

Die Tadre, die verehrten dann
Zusammen ein gutes Mahl,
Und singend kam ein viertes Paar
Gesprungen in den Saal.

Willkommen! und willkommen auch
Fürs wackre fünfte Paar,
Das voll Geschicht' und Neuigkeit
Und frischer Schwänke war.

Noch blieb für Räthsel, Witz und Geist
Und feine Spiele Platz:
Ein sechstes Pärchen kam heran,
Gefunden war der Schatz.

Doch Eines fehlt' und fehlte sehr,
Was doch das Beste thut:
Ein zärtlich Pärchen schloß sich an,
Ein treues — nun war's gut.

Gesellig feiert fort und fort
Das ungestörte Mahl,
Und Eins im Andern freue sich
Der heil'gen Doppelzahl!

Frühlingsorakel.

Du prophet'scher Vogel Du,
Blüthensänger, o Coucou!
Bitten eines jungen Paares
In der schönsten Zeit des Jahres
Höre, liebster Vogel Du!
Kann es hoffen, ruf' ihm zu
Dein Coucou, Dein Coucou,
Immer mehr Coucou, Coucou.

Hörst Du? ein verliebtes Paar
Sehnt sich herzlich zum Altar;
Und es ist bei seiner Jugend
Voller Treue, voller Tugend.
Ist die Stunde denn noch nicht voll?
Sag', wie lange es warten soll?
Horch! Coucou! Horch! Coucou!
Immer stille! Nichts hinzu!

Ist es doch nicht unsre Schuld!
Nur zwei Jahre noch Geduld!
Aber wenn wir uns genommen,
Werden Pa-pa-papas kommen?
Wisse, daß Du uns erfreust,
Wenn Du viele prophezeist.
Eins! Coucou! Zwei! Coucou!
Immer weiter Coucou, Coucou, Cou.

Haben wir wol recht gezählt,
Wenig am Halbdutzend fehlt.
Wenn wir gute Werte geben,
Sagst Du wol, wie lang' wir leben?
Freilich, wir gestehen Dir's,
Gern um Längsten trieben wir's.
Cou Coucou, Cou Coucou,
Cou, Cou, Cou, Cou, Cou, Cou, Cou, Cou, Cou.

Leben ist ein großes Fest,
Wenn sich's nicht berechnen läßt.
Sind wir nun zusammen blieben,
Bleibt denn auch das treue Lieben?
Könnte das zu Ende gehn,
Wär' doch Alles nicht mehr schön.
Cou Coucou, Cou Coucou,
Cou, Cou, Cou, Cou, Cou, Cou, Cou, Cou, Cou.

(Mit Grazie in infinitum.)

Die glücklichen Gatten.*)

Nach diesem Frühlingswetzen,
Den wir so warm erflehn,
Veilchen, o sieh den Seen,
Der unsre Flur durchweht!
Nur in der blauen Trübe
Verliert sich fern der Blick.**)
Hier wandelt noch die Liebe,
Hier hauset noch das Glück.

Das Pärchen weißer Tauben
Du siehst, es flieht dorthin,
Wo um bejonnte Lauben
Gefüllte Veilchen blühn.
Dort banden wir zusammen
Den allerersten Strauß,
Dort schlugen unsre Flammen
Zuerst gewaltig aus.

Doch als uns vom Altare
Nach dem beliebten Ja
Mit manchem jungen Paare
Der Pfarrer eilen sah,
Da gingen andre Sonnen
Und andre Monden auf,
Da war die Welt gewonnen
Für unsern Lebenslauf.

Und hunderttausend Siegel
Bekräftigten den Bund,
Im Wäldchen auf dem Hügel,
Im Busch am Wiesengrund,
In Höhlen, im Gemäuer
Auf des Geklüftes Höh',

*) Nachdem dies Gedicht, wie S. 69 erwähnt wurde, bereits 1804 gedruckt war, veröffentlichte es Goethe 1829 noch einmal in seiner Zeitschrift „Kunst und Alterthum" II. 3, 29 unter der Ueberschrift „Fürs Leben." In III. 1, 55 derselben Zeitschrift entschuldigt er dies damit, daß es in den Zusammenhang der dort mitgetheilten Gedichte gehört habe und eigentlich auch dem Componisten zu Liede dort eingefügt sei, welcher vielleicht aus dem Ganzen eine musikalische Gesammtrichtung zu bilden geneigt wäre.

**) In „Kunst und Alterthum": Bis in die blaue Trübe
Verliert sich unser Blick;

Und Amor trug das Feuer
Selbst in das Rohr am See.

Wir wandelten zufrieden,
Wir glaubten uns zu Zwei;
Doch anders war's beschieden,
Und sieh! wir waren Drei;
Und Vier und Fünf und Sechs,
Sie saßen um den Topf,
Und nun sind die Gewächse
Fast all' uns über Kopf.

Und dort in schöner Fläche
Das neugebaute Haus
Umschlingen Pappelbäche,
So freundlich sieht's heraus.
Wer schaffte wol da drüben
Sich diesen frohen Sitz?
Ist es mit seiner Lieben
Nicht unser braver Fritz?

Und wo im Felsengrunde
Der eingeklemmte Fluß
Sich schäumend aus dem Schlunde
Auf Räder stürzen muß;
Man spricht von Müllerinnen
Und, wie so schön sie sind;
Doch immer wird gewinnen
Dort hinten unser Kind.

Doch wo das Grun so dichte
Um Kirch' und Rasen steht,
Da, wo die alte Fichte
Allein um Himmel weht,
Da ruhet unserer Todten
Friedvereintes Gebein
Und leitet von dem Boden
Zum Himmel unsern Blick.

Es blitzen Waffenwogen
Den Hügel schwankend ab;
Das Heer es kommt gezogen,
Das uns den Frieden gab.

Wer, mit der Ehrenbinde,
Beweist sich stets voraus?
Er gleichet unserm Kinde!*)
So kommt der Knabe nach Haus.

Den liebsten aller Gäste
Bewirthet nun die Braut;
Sie ward am Friedensfeste
Dem Treuen angetraut;
Und zu den Freudenthränen
Drängt Jeder sich herbei;
Da schmachten Zu mit Kranen
Der jüngsten Kinder drei.

Bei Flöten und Schalmeien
Erneuert sich die Zeit,
Da wir uns einst im Reihen
Als junges Paar gefreut;
Und in des Jahres Laufe,
— Die Wonne fühl' ich schon!
Begleiten wir zur Taufe
Den Enkel und den Sohn.

Bundeslied.**)

In allen guten Stunden,
Erhöht von Lieb' und Wein,
Soll dieses Lied verbunden
Von uns gesungen sein!
Uns hält der Gott zusammen,
Der uns hierher gebracht;
Erneuert unire Flammen!
Er hat sie angefacht.

So glühet fröhlich heute,
Seid recht von Herzen eins!
Auf, trinkt erneuter Freude
Dies Glas des schön Weins!

*) Nur das Taschenbuch und die letzte Ausgabe von 1807 lesen hier „Er“; sonst steht überall „Es.“

**) Zum 10. September 1775 bei der Vermählung des Predigers Ewald in Offenbach von zwei andern jungen Paaren gesungen; vgl. Wahrheit und Dichtung, 17. Buch. Vor allem, weil dem gegenwärtigen wesentlich abweichende Text in Wieland's Deutschem Merkur, Februar 1776.

Auf, in der holden Stunde
Stoßt an und küsset treu
Bei jedem neuen Bunde
Die alten wieder neu!

Wer lebt in unserm Kreise,
Und lebt nicht selig drin?
Genießt die freie Weise
Und treuen Bruderſinn!
So bleibt durch alle Zeiten
Hers Herzen zugekehrt;
Von keinen Kleinigkeiten
Wird unser Bund gestört.

Uns hat ein Gott gesegnet
Mit freiem Lebensblick,
Und Alles, was begegnet,
Erneuert unser Glück.
Durch Grillen nicht gedränget,
Verknickt sich keine Luſt;
Durch Zieren nicht geenget,
Schlägt freier unsre Brust.

Mit jedem Schritt wird weiter
Die weiche Lebensbahn,
Und heiter, immer heiter
Steigt unser Blick hinan.
Uns wird es nimmer lange,
Wenn Alles steigt und fällt,
Und bleiben lange, lange!
Auf ewig sie gesellt.

Dauer im Wechsel.

Holde blühen trübe Tagen,
Ach, nur eine Stunde heil!
Aber vollen Blothentrauen
Schüttelt oben der laue Weſt.
Teil ich mich den Grünen freuen,
Dem ich Schatten erſt verdankt?
Bald wird Sturm auch das zerstreuen,
Wenn es kalt im Herbſt geschwankt.

Willſt Du nach den Früchten greifen,
Eilig nimm Dein Theil davon!
Dieſe kommen an zu reifen,
Und die andern keimen ſchon:
Glatt, mit jedem Regenguſſe
Reinert ſich Dein holdes Thal,
Ach! und in demſelben Kuſſe
Schwimmſt Du nicht zum zweiten Mal.

Du nun ſelbſt! Was ſelbſtheit
Sich vor Dir hervorgethan,
Mauern ſiehſt Du, ſiehſt Paläſte
Stets mit andern Augen an.
Vorgeſchwunden iſt die Liebe,
Die im Kuſſe ſonſt genas,
Jener Fuß, der an der Krippe
Sich mit Gemſenſtrecke maß.

Jene Hand, die zorn und milde
Sich bewegte wohlgethan,
Das geänderte Gebilde,
Alles iſt ein Andres nun.
Und was ſich an jener Stelle
Nun mit Deinem Namen nennt,
Kam heuer wie eine Welle,
Und ſo eilt's zum Element.

Löſ' den Anfang mit dem Ende
Sich in Eins zuſammenziehn!
Schneller als die Gegenſtände
Selber Dich vorüberfliehn.
Danke, daß die Gunſt der Muſen
Unvergängliches verheißt:
Den Gehalt in Deinem Buſen
Und die Form in Deinem Geiſt.

Tiſchlied.

Mich ergreift, ich weiß nicht wie,
Himmliſches Behagen.
Will mich's etwa gar hinauf
Zu den Sternen tragen?

Doch ich bleibe lieber hier,
Kann ich redlich sagen,
Beim Gesang und Glase Wein
Auf den Tisch zu schlagen.

Wundert Euch, Ihr Freunde, nicht,
Wie ich mich geberde;
Wirklich ist es allerliebst
Auf der lieben Erde;
Darum schwör' ich feierlich
Und ohn' alle Fährde,
Daß ich mich nicht freventlich
Wegbegeben werde.

Da wir aber allzumal
So beisammen weilen,
Dacht' ich, klänge der Pokal
Zu des Dichters Zeilen.
Gute Freunde gehen fort,
Wol an hundert Meilen,
Darum soll man hier am Ort
Anzustoßen eilen.

Lebe hoch, wer Leben schafft!
Das ist meine Lehre.
Unser König denn voran,
Ihm gebührt die Ehre.
Gegen inn- und äußern Feind
Setzt er sich zur Wehre;
Uns Erhalten denkt er zwar,
Mehr noch, wie er mehre.

Nun begrüß' ich sie sogleich,
Sie, die einzig Eine.
Jeder denke ritterlich
Sich dabei die Seine.
Merket auch ein schönes Kind,
Wen ich eben meine,
Nun, so nicke sie mir zu
Und auch so der Meine!

Freunden gilt das dritte Glas,
Zweien oder dreien,

Die mit uns am guten Tag
Sich im Stillen freuen
Und der Nebel trübe Nacht
Leis und leicht zerſtreuen:
Dieſen ſei ein Hoch gebracht,
Allen oder neuen!

Breiter wallet nun der Strom
Mit vermehrten Wellen:
Leben ſeht im hohen Ton
Fröhliche Geſellen!
Die ſich mit gedrängter Kraft
Brav zuſammenſtellen
In des Glückes Sonnenſchein
Und in ſchlimmen Fällen.

Wie wir nun zuſammen ſind,
Sind zuſammen Viele
Wohl gelinzt, denn wie uns
Andern ihre Spiele!
Von der Quelle bis ans Meer
Mahlet manche Mühle,
Und das Wohl der ganzen Welt
Iſt's, worauf ich ziele.

Gewohnt, gethan.*)

Ich habe geliebet; nun lieb' ich erſt recht!
Erſt war ich der Diener, nun bin ich der Knecht.
Erſt war ich der Diener von Allen;
Nun feſſelt mich dieſe charmante Perſon,
Sie thut mir auch Alles zur Liebe, zum Lohn,
Sie kann nur allein mir gefallen.

Ich habe geglaubet; nun glaub' ich erſt recht!
Und geht es noch wunderlich, geht es auch ſchlecht,
Ich bleibe beim gläubigen Orden:
So düſter es oft und ſo dunkel es war
In drängenden Nöthen, in naher Gefahr,
Auf einmal iſt's lichter geworden.

*) Nach Dünzer, (I, 166.) im April 1813 als Parodie des Liedes „Ich habe geliebet, nun lieb' ich nicht mehr" auf der Reiſe nach Töplitz verfaßt.

Ich habe gespeiset; nun speis' ich erst gut!
Bei heiterem Sinne, mit fröhlichem Blut
Ist Alles an Tafel vergessen.
Die Jugend verschlingt nur, dann saufet sie fort;
Ich liebe zu tafeln am lustigen Ort,
Ich koste und ich schmecke beim Essen.

Ich habe getrunken; nun trink' ich erst gern!
Der Wein, er erhöht uns, er macht uns zum Herrn
Und löset die sklavischen Zungen.
Ja, schenket nur nicht das erquickende Naß!
Denn schwindet der älteste Wein aus dem Faß,
So altern dagegen die jungen.

Ich habe getanzt und dem Tanze gelobt!
Und wird auch kein Schleifer, kein Walzer getobt,
So drehn wir ein sittiges Tänzchen.
Und wer sich der Blumen recht viele verflicht,
Und hält auch die ein' und die andere nicht,
Ihm bleibet ein munteres Kränzchen.

Drum frisch nur aufs Neue! Bedenke Dich nicht!
Denn wer sich die Rosen, die blühenden, bricht,
Der spüret fürwahr nur die Dornen.
Ist heute wie gestern, es flimmert der Stern;
Nur hafte von hängenden Köpfen Dich fern
Und lebe Dir immer von vornen.

Generalbeichte.*)

Lasset heut im edeln Kreis
Meine Warnung gelten!
Kommt die ernste Stimmung wahr,
Denn sie kommt so selten.
Manches habt Ihr vorgenommen,
Manches ist Euch schlecht bekommen,
Nun ich muß Euch schelten.

*) Im Text in der Zelterschen Komposition (1807), abgedruckt als Nr. 16 der Liedersammlung „Zur Tischtafel. Berlin 1818", enthält manche Abweichungen.

Reue soll man doch einmal
In der Welt erfinden!
So bekennt verliebt und traurig
Eure größten Sünden!
Aus des Irrthums falschen Pfaden
Sammelt Euch und sucht bei Zeiten
Euch zurechtzufinden!

Ja, wir haben, sei's bekannt,
Wachend oft geträumet,
Nicht geleert das volle Glas,
Wenn der Wein geschäumet;
Manche rasche Schäferstunde,
Flüchtgen Kuß vom lieben Munde
Haben wir versäumet.

Still und maulfaul saßen wir,
Wenn Philister schwatzten,
Ueber göttlichen Gesang
Ihr Geklatsche schätzten,
Wegen glücklicher Momente,
Deren man sich rühmen könnte,
Uns zur Rede setzten.

Willst Du Absolution
Deinen Treuen geben,
Wollen wir nach Deinem Wink
Unablässlich streben,
Uns vom Halben zu entwöhnen
Und im Ganzen, Guten, Schönen
Resolut zu leben,

Den Philistern allzumal
Wohlgemuth zu schnippen,
Jenen Perlenschaum des Weins
Nicht nur flach zu nippen,
Nicht zu liebeln leis mit Augen,
Sondern fest uns anzusaugen
An geliebte Lippen.

Kophtisches Lied.*)

Lasset Gelehrte sich zanken und streiten,
Streng und bedächtig die Lehrer auch sein!
Alle die Weisesten aller der Zeiten
Lächeln und winken und stimmen mit ein:
Thöricht, auf Bess'rung der Thoren zu harren!
Kinder der Klugheit, o habet die Narren
Eben zum Narren auch, wie sich's gehört!

Merlin der Alte, im leuchtenden Grabe,
Wo ich als Jüngling gesprochen ihn habe,
Hat mich mit ähnlicher Antwort belehrt:
Thöricht, auf Bess'rung der Thoren zu harren!
Kinder der Klugheit, o habet die Narren
Eben zum Narren auch, wie sich's gehört!

Und auf den Höhen der indischen Lüfte
Und in den Tiefen ägyptischer Grüfte
Hab' ich das heilige Wort nur gehört:
Thöricht, auf Bess'rung der Thoren zu harren!
Kinder der Klugheit, o habet die Narren
Eben zum Narren auch, wie sich's gehört!

Ein anderes.

Geh! gehorche meinen Winken,
Nutze Deine jungen Tage,
Lerne zeitig klüger sein:
Auf des Glückes großer Wage
Steht die Zunge selten ein;
Du mußt steigen oder sinken,
Du mußt herrschen und gewinnen,
Oder dienen und verlieren,
Leiden oder triumphiren,
Amboß oder Hammer sein.

*) Dies und das folgende Lied (mit Kompositionen) zuerst in Schiller's Musenalmanach für 1796. Goethe hatte früher die Absicht, den „Großkophta" als Oper zu behandeln, und beide Lieder waren zu Arien derselben bestimmt.

Vanitas! vanitatum vanitas!*)

Ich hab' mein Sach auf Nichts geſtellt,
Juchhe!
Drum iſt's ſo wohl mir in der Welt;
Juchhe!
Und wer will mein Kamerade ſein,
Der ſtoße mit an, der ſtimme mit ein,
Bei dieſer Neige Wein!

Ich ſtellt' mein Sach auf Geld und Gut,
Juchhe!
Darüber verlor ich Freud' und Muth;
O weh!
Die Münze rollte hier und dort,
Und haſcht' ich ſie an einem Ort,
Am andern war ſie fort.

Auf Weiber ſtellt' ich nun mein Sach,
Juchhe!
Daher mir kam viel Ungemach;
O weh!
Die Falſche ſucht' ſich ein ander Theil,
Die Treue macht' mir Langeweil',
Die Beſte war nicht feil.

Ich ſtellt' mein Sach auf Reis' und Fahrt,
Juchhe!
Und ließ meine Vaterlandesart;
O weh!
Und mir behagt' es nirgends recht,
Die Koſt war fremd, das Bett war ſchlecht,
Niemand verſtand mich recht.

*) Nach Dünzer I, 173, eine Parodie des geiſtlichen Liedes „Ich hab' mein Sach Gott heimgeſtellt"; indeſſen erinnert nur die erſte der 18 Strophen dieſes Liedes an die des Goetheſchen, welches im Uebrigen durchaus unabhängig gehalten iſt. Die lateiniſche Ueberſchrift iſt der nicht ganz genaue Wortlaut der gewöhnlichen Ueberſetzung von Pred. Salomonis 1, 2, und Dünzer weiſt darauf hin, daß dieſelbe entweder heißen müßte: „Vanitas vanitatum" oder „Vanitas vanitatum! omnia vanitas."

Ich ſtellt' mein Sach auf Ruhm und Ehr',
Juchhe!
Und ſieh! gleich hatt' ein Andrer mehr;
O weh!
Wie ich mich hatt' hervorgethan,
Da ſahen die Leute ſcheel mich an,
Hatte Keinem recht gethan.

Ich ſetzt' mein Sach auf Kampf und Krieg,
Juchhe!
Und uns gelang ſo mancher Sieg;
Juchhe!
Wir zogen in Feindes Land hinein,
Dem Freunde ſollt's nicht viel beſſer ſein,
Und ich verlor ein Bein.

Nun hab' ich mein Sach auf Nichts geſtellt,
Juchhe!
Und mein gehört die ganze Welt;
Juchhe!
Zu Ende geht nun Sang und Schmaus.
Nur trinkt mir alle Neigen aus,
Die letzte muß heraus!

Kriegsglück.*)

Verwunichter weiß ich nichts im Krieg,
Als nicht bleſſirt zu ſein.
Man geht getroſt von Sieg zu Sieg
Gefahrgewohnt hinein;
Hat abgepackt und aufgepackt
Und weiter nichts ereilt,
Als daß man auf dem Marſch ſich plackt,
Im Lager langeweilt.

Dann geht das Kantoniren an,
Dem Bauer eine Laſt,
Verdrießlich jedem Edelmann
Und Bürgern gar verhaßt.

*) Nach der Ausgabe von 1836 am 14. Februar 1814 gedichtet.

Sei höflich, man bedient Dich schlecht,
Den Grobian zur Noth;
Und nimmt man selbst am Wirthe Recht,
Ißt man Profeßen-Brod.

Wenn endlich die Kanone brummt,
Und knattert's klein Gewehr,
Trompet' und Trab und Trommel summt,
Da geht's wol lustig her;
Und wie nun das Gefecht befiehlt,
Man weichet, man erneut's,
Man retirirt, man avancirt
Und immer ohne Kreuz.

Nun endlich pfeift Musketen-Blei
Und trifft, will's Gott, das Bein,
Und nun ist alle Noth vorbei,
Man schleppt uns gleich hinein
Zum Städtchen, das der Sieger deckt,
Wohin man grimmig kam;
Die Frauen, die man erst erschreckt,
Sind liebenswürdig zahm.

Da thut sich Herz und Keller los,
Die Küche darf nicht ruhn;
Auf weicher Betten Flaumen-Schooß
Kann man sich gütlich thun.
Der kleine Flügelbube hupft,
Die Wirthin rastet nie,
Sogar das Hemdchen wird gezupft,
Das nenn' ich doch Charpie!

Hat Eine sich den Helden nun
Beinah herangepflegt,
So kann die Nachbarin nicht ruhn,
Die ihn gesellig hegt.
Ein Drittes kommt wol emsiglich,
Am Ende fehlet Keins,
Und in der Mitte sieht er sich
Des sämmtlichen Vereins.

Der König hört von guter Hand,
Man sei voll Kampfeslust;

Da kömmt behende Kreuz und Band
Und zieret Rock und Bruſt.
Sagt, ob's für einen Mariſchmann
Wol etwas Beſſres giebt!
Und unter Thränen ſcheidet man
Geehrt ſo wie geliebt.

Offne Tafel.*)

Viele Gäſte wünſch' ich heut
Mir zu meinem Tiſche!
Speiſen ſind genug bereit,
Vögel, Wild und Fiſche.
Eingeladen ſind ſie ja,
Haben's angenommen.
Hänschen, geh und ſieh Dich um!
Sieh mir, ob ſie kommen!

Schöne Kinder hoff' ich nun,
Die von gar nichts wiſſen,
Nicht, daß es was Hübſches ſei,
Einen Freund zu küſſen.
Eingeladen ſind ſie all',
Haben's angenommen.
Hänschen, geh und ſieh Dich um!
Sieh mir, ob ſie kommen!

Frauen denk' ich auch zu ſehn,
Die den Ehegatten,
Ward er immer brummiger,
Immer lieber hatten.
Eingeladen wurden ſie,
Haben's angenommen.

*) Am 12 Oktober 1813 gedichtet; vgl. Düntzer I, 177. Es ſcheint bis jetzt Niemandem bekannt zu ſein, daß das ganze Gedicht nur die freie Übertragung eines franzöſiſchen Liedes iſt, das mit den Worten beginnt:

On dit qu'il arrive ici
Grande compagnie,
Qui vaut mieux que celle-ci
Et bien mieux choisie.
Va t'en voir, s'ils viennent, Jean,
Va t'en voir, s'ils viennent.

Das franzöſiſche Lied „Les rareies" von La Motte findet ſich in dem Sammelwerk Nouvelle Encyclopédie poétique, publiée par P. Capelle" Tom XV. p. 249.

Hänſchen, geh und ſieh Dich um!
Sieh mir, ob ſie kommen!

Junge Herrn berief ich auch,
Nicht im Mind'ſten eitel,
Die ſogar beſcheiden ſind
Mit gefülltem Beutel;
Dieſe hat ich ſonderlich,
Haben's angenommen.
Hänſchen, geh und ſieh Dich um!
Sieh mir, ob ſie kommen!

Männer lud ich mit Reſpekt,
Die auf ihre Frauen
Ganz allein, nicht nebenaus
Auf die ſchönſte ſchauen.
Sie erwiederten den Gruß,
Haben's angenommen.
Hänſchen, geh und ſieh Dich um!
Sieh mir, ob ſie kommen!

Dichter lud ich auch herbei,
Unſre Luſt zu mehren,
Die weit lieber ein fremdes Lied
Als ihr eignes hören.
Alle dieſe ſtimmten ein,
Haben's angenommen.
Hänſchen, geh und ſieh Dich um!
Sieh mir, ob ſie kommen!

Doch ich ſehe Niemand gehn,
Sehe Niemand rennen.
Suppe kocht und ſiedet ein,
Braten will verbrennen.
Ach, wir haben's, fürcht' ich nun,
Zu genau genommen!
Hänſchen, ſag', was meinſt Du wol?
Es wird Niemand kommen!

Hänſchen, lauf' und ſäume nicht,
Auf' mir neue Gäſte!
Jeder komme, wie er iſt,
Das iſt wol das Beſte!

Schon iſt's in der Stadt bekannt,
Wohl iſt's aufgenommen.
Hänschen, mach' die Thüren auf;
Sieh nur, wie ſie kommen!

Rechenſchaft.*)

Der Meiſter.

Friſch! der Wein ſoll reichlich fließen!
Nichts Verdrießlich's weh' uns an!
Sage, willſt Du mitgenießen,
Haſt Du Deine Pflicht gethan?

Einer.

Zwei recht gute junge Leute
Liebten ſich nur gar zu ſehr;
Geſtern zärtlich, wüthend heute,
Morgen wär' es noch viel mehr;
Senkte Sie hier das Genicke,
Dort zerrauft' Er ſich das Haar;
Alles bracht' ich ins Geſchicke,
Und ſie ſind ein glücklich Paar.

Chor.

Sollſt uns nicht nach Weine lechzen!
Gleich das volle Glas heran!
Denn das Aechzen und das Krächzen
Haſt Du heut ſchon abgethan.

Einer.

Warum weinſt Du, junge Waiſe?
„Gott! ich wünſchte mir das Grab;
Denn mein Vormund, leiſe, leiſe,
Bringt mich an den Bettelſtab."
Und ich kannte das Gelichter,
Zog den Schächer vor Gericht;
Streng und brav ſind unſre Richter,
Und das Mädchen bettelt nicht.

*) 1810 gedichtet und in demſelben Jahre von Zelter mit ſeiner Kompoſition herausgegeben. Dies und das folgende Lied waren übrigens von Goethe zunächſt für die Berliner Liedertafel beſtimmt. Vergl. Goethe-Zelter'ſcher Briefwechſel, 1, 397, 398.

Chor.

Sollſt uns nicht nach Weine lechzen!
Gleich das volle Glas heran!
Denn das Aechzen und das Krächzen
Haſt Du heut ſchon abgethan.

Einer.

Einem armen kleinen Kegel,
Der ſich nicht beſonders regt,
Hatt' ein ungeheurer Flegel
Heute grob ſich aufgelegt;
Und ich fühlte mich ein Mannſen,
Ich gedachte meiner Pflicht,
Und ich hieb dem langen Hanſen
Gleich die Schmarre durchs Geſicht.

Chor.

Sollſt uns nicht nach Weine lechzen!
Gleich das volle Glas heran!
Denn das Aechzen und das Krächzen
Haſt Du heut ſchon abgethan.

Einer.

Wenig hab' ich nur zu ſagen;
Denn ich habe nichts gethan.
Ohne Sorgen, ohne Plagen
Nahm ich mich der Wirthſchaft an;
Doch ich habe nichts vergeſſen,
Ich gedachte meiner Pflicht:
Alle wollten ſie zu eſſen,
Und an Eſſen fehlt' es nicht.

Chor.

Sollſt uns nicht nach Weine lechzen!
Gleich das volle Glas heran!
Denn das Aechzen und das Krächzen
Haſt Du heut ſchon abgethan.

Einer.

Einer wollte mich erneuen,
Macht' es ſchlecht: Verzeih' mir Gott!

Achselzucken, Kümmereien!
Und er hieß ein Patriot.
Ich verfluchte das Gewäsche,
Nannte meinen alten Lauf.
Narre! wenn es brennt, so lösche,
Hat's gebrannt, bau' wieder auf!

Chor.

Sollst uns nicht nach Weine lechzen!
Gleich das volle Glas heran!
Denn das Aechzen und das Krächzen
Hast Du heut schon abgethan.

Meister.

Jeder möge so verkünden,
Was ihm heute wohl gelang!
Das ist erst das rechte Zünden,
Daß entbrenne der Gesang.
Keinen Druckser hier zu leiden,
Sei ein ewiges Mandat!
Nur die Lumpe sind bescheiden,
Brave freuen sich der That.

Chor.

Sollst uns nicht nach Weine lechzen!
Gleich das volle Glas heran!
Denn das Aechzen und das Krächzen
Haben wir nun abgethan.

Drei Stimmen.

Heiter trete jeder Sänger
Hochwillkommen in den Saal!
Denn nur mit dem Grillenfänger
Halten wir's nicht liberal,
Fürchten hinter diesen Launen,
Diesem ausstaffirten Schmerz,
Diesen trüben Augenbraunen
Leerheit oder schlechtes Herz.

Chor.

Niemand soll nach Weine lechzen!
Doch kein Dichter soll heran,
Der das Aechzen und das Krächzen
Nicht zuvor hat abgethan!

Ergo bibamus!*)

Hier sind wir versammelt zu löblichem Thun,
Drum Brüderchen: Ergo bibamus!
Die Gläser, sie klingen, Gespräche, sie ruhn,
Beherziget Ergo bibamus!
Das heißt noch ein altes, ein tüchtiges Wort:
Es passet zum Ersten und passet so fort,
Und schallet ein Echo vom festlichen Ort,
Ein herrliches Ergo bibamus.

Ich hatte mein freundliches Liebchen gesehn;
Da dacht' ich mir: Ergo bibamus!
Und nahte mich freundlich, da ließ sie mich stehn;
Ich half mir und dachte: Bibamus!
Und wenn sie versöhnet Euch herzt und küßt,
Und wenn Ihr das Herzen und Küssen vermißt,
So bleibet nur, bis Ihr was Besseres wißt,
Beim tröstlichen Ergo bibamus!

Mich ruft mein Geschick von den Freunden hinweg;
Ihr Redlichen! Ergo bibamus!
Ich scheide von hinnen mit leichtem Gepäck;
Drum doppeltes Ergo bibamus!
Und was auch der Filz von dem Leibe sich schmorgt,
So bleibt für den Heitern doch immer gesorgt,
Weil immer dem Frohen der Fröhliche borgt;
Drum, Brüderchen! Ergo bibamus!

Was sollen wir sagen zum heutigen Tag!
Ich dächte nur: Ergo bibamus!
Er ist nun einmal von besonderem Schlag;
Drum immer aufs Neue: Bibamus!
Er führet die Freude durchs offene Thor,
Es glänzen die Wolken, es theilt sich der Flor,
Da scheint uns ein Bildchen, ein göttliches, vor;
Wir klingen und singen: Bibamus!

*) 1810 gedichtet und von Zelter, unmittelbar nachdem er das Lied empfangen hatte, am 4. April 1810 komponirt; der erste Druck in den „Gesängen der Liedertafel" 1811, Nr. 44.

Musen und Grazien in der Mark.*)

O, wie ist die Stadt so wenig;
Laß't die Maurer künftig ruhn!
Unsre Bürger, unser König
Könnten wol was Besser's thun.
Ball und Oper wird uns tödten;
Liebchen, komm auf meine Flur!
Denn besonders die Poeten,
Die verderben die Natur.

O, wie freut es mich, mein Liebchen,
Daß Du so naturlich bist,
Unsre Mädchen, unsre Bübchen
Spielen künftig auf dem Mist!
Und auf unsern Promenaden
Zeigt sich erst die Neigung stark.
Liebes Mädchen! laß' uns waten,
Waten noch durch diesen Quark.

Dann im Sand uns zu verlieren,
Der uns keinen Weg versperrt!
Dich den Anger hin zu führen,
Wo der Dorn das Röckchen zerrt!
Zu dem Dörfchen laß' uns schleichen
Mit dem spitzen Thurme hier,
Welch ein Wirthshaus sonder gleichen!
Trocknes Brod und saures Bier!

Sagt mir nichts von gutem Boden,
Nichts vom Magdeburger Land!
Unsre Samen, unsre Todten,
Ruhen in dem leichten Sand.
Selbst die Wissenschaft verlieret
Nichts an ihrem raschen Lauf;
Denn bei uns, was vegetiret,
Alles keimt getrocknet auf.

*) Vgl. Schiller's Musenalmanach von 1797. Das Gedicht ist vornehmlich gegen F. W. A. Schmidt, den sogenannten Schmidt von Werneuchen (1764—1838) gerichtet, den Goethe auch wegen seines „Kalenders der Musen und Grazien" in der gleichzeitigen Xenie angreift:

Musen und Grazien! oft habt Ihr Euch schrecklich verirret,
Doch dem Pfarrer noch nie selbst die Perrücke gebracht.

Geht es nicht in unſerm Hofe
Wie im Paradieſe zu?
Statt der Dame, ſtatt der Zofe
Macht die Henne Glu! glu! glu!
Uns beſchäftigt nicht der Pfauen,
Nur der Gänſe Lebenslauf; -
Meine Mutter zieht die grauen,
Meine Frau die weißen auf.

Laſſ' den Wirling uns beſtricheln!
Glücklich, wenn ein deutſcher Mann
Seinem Freunde Vetter Michel
Guten Abend bieten kann.
Wie iſt der Gedanke labend:
Solch ein Edler bleibt uns nah!
Immer ſagt man: geſtern Abend
War doch Vetter Michel da!

Und in unſern Liedern reimet
Silb' aus Silbe, Wort aus Wort.
Ob ſich gleich auf Deutſch nichts reimet,
Reimt der Deutſche dennoch fort.
Ob es kräftig oder zierlich,
Geht uns ſo genau nicht an;
Wir ſind bieder und natürlich,
Und das iſt genug gethan.

Epiphaniae.*)

Die heiligen drei König' mit ihrem Stern,
Sie eſſen, ſie trinken, und bezahlen nicht gern;
Sie eſſen gern, ſie trinken gern,
Sie eſſen, trinken, und bezahlen nicht gern.

*) Zum 6. Januar 1791 (Dreikönigsabend). Der Herausgeber der Briefe Goethe's an Frau v. Stein II, 12, theilt mit, daß am heiligen Dreikönigsabend dies Gedicht von zwei Sängern und der Schauſpielerin Corona Schröter (dieſe war der erſte König, „der weiß' und auch der ſchön',") vorgetragen worden ſei. In die Berliner Liedertafel wurde das erſt 1815 in den Ausgaben erſcheinende Gedicht ſchon 1811 als Nr. 62 aufgenommen, aber mit verſchiedenen Textesveränderungen.

Die heil'gen drei König' sind kommen allhier,
Es sind ihrer drei und nicht ihrer vier;
Und wenn zu dreien der vierte wär',
So wär' ein heiliger drei König mehr.

Ich Erster bin der weiß' und auch der schön',
Bei Tage solltet Ihr erst mich sehn!
Doch ach! mit allen Specerein
Werd' ich sein Tag kein Mädchen mehr erfreun.

Ich aber bin der braun' und bin der lang',
Bekannt bei Weibern wohl und bei Gesang.
Ich bringe Gold statt Specerein,
Da werd' ich überall willkommen sein.

Ich endlich bin der schwarz' und bin der klein'
Und mag auch wol einmal recht lustig sein.
Ich esse gern, ich trinke gern,
Ich esse, trinke, und bedanke mich gern.

Die heil'gen drei König' sind wohlgesinnt,
Sie suchen die Mutter und das Kind;
Der Joseph fromm sitzt auch dabei,
Der Ochs und Esel liegen auf der Streu.

Wir bringen Myrrhen, wir bringen Gold,
Dem Weihrauch sind die Damen hold;
Und haben wir Wein von gutem Gewächs,
So trinken wir drei so gut als ihrer sechs.

Da wir nun hier schöne Herrn und Fraun,
Aber keine Ochsen und Esel schaun,
So sind wir nicht am rechten Ort
Und ziehen unseres Weges weiter fort.

Die Luſtigen von Weimar.*)

Donnerſtag nach Belvedere,
Freitag geht's nach Jena fort:
Denn das iſt, bei meiner Ehre,
Doch ein allerliebſter Ort!
Samſtag iſt's, worauf wir zielen,
Sonntag rutſcht man auf das Land;
Zwätzen, Burgau, Schneidemühlen
Sind uns alle wohlbekannt.

Montag reiſet uns die Bühne,
Dienſtag ſchleicht dann auch herbei;
Doch er bringt zu ſtiller Sühne
Ein Rauſchchen krank und frei.
Mittwoch fehlt es nicht an Rührung:
Denn es giebt ein gutes Stück;
Donnerſtag lenkt die Verführung
Uns nach Belveder' zurück.

Und es ſchlingt ununterbrochen
Immer ſich der Freudenkreis
Durch die zweiundfünfzig Wochen,
Wenn man's recht zu führen weiß.
Spiel und Tanz, Geſpräch, Theater,
Sie erfriſchen unſer Blut;
Laſſ't den Wienern ihren Prater:
Weimar, Jena, da iſt's gut!

Sicilianiſches Lied.**)

Ihr ſchwarzen Aeugelein!
Wenn Ihr nur winket,
Es fallen Häuſer ein,
Es fallen Städte;

*) Dies Gedicht wird im Goethe-Zelter'ſchen Briefwechſel II, 101 als am 9. März 1814 bereits komponirt erwähnt.

**) Dies und die beiden folgenden waren Lieder-Beilagen eines Briefes an Zelter vom 28. Februar 1817. Nach Düntzer's Unterſuchungen I, 190 iſt das erſte eine Uebertragung der 2 erſten Strophen eines Liedes von Giovanni Meli, das zweite ein malteſ. Schweizer-Volkslied, das dritte die Ueberſetzung eines franzöſiſchen Textes der Voyage pittoresque au Cap Nord par A. F. Skjöldebrand, 1801.

Und dieſe Leinenwand
Vor meinem Herzen, —
Bedenk' doch nur einmal
Die ſollt' nicht fallen!

Schweizerlied.

Uf'm Bergli
Bin i geſäſſe,
Ha de Vögle
Zugeſchaut;
Hänt geſunge,
Hänt gehrunge,
Hänt's Neſtli
Gebaut.

In ä Garte
Bin i geſtande,
Ha de Imbli
Zugeſchaut!
Hänt gebrummet,
Hänt geſummet,
Hänt Zelli
Gebaut.

Uf d' Wieſe
Bin i gange,
Lugt' i Summer-
vögle a;
Hänt geloge,
Hänt geflooge,
Gar z' ſchön hänt's
Gethan.

Und da kummt nu
Der Hanſel,
Und da zetz i
Em froh,
Wie ſie's mache,
Und mer lache
Und mache's
Au ſo.

Finniſches Lied.

Kam' der liebe Wohlbekannte,
Völlig ſo wie er geſchieden:
Kuß erklang' an ſeinen Lippen,
Hätt' auch Wolfsblut ſie geröthet;
Ihm den Handſchlag gab' ich, wären
Seine Fingerſpitzen Schlangen.

Mund! o hätteſt Du Verſtändniß,
Wort' um Worte trügſt Du wechſelnd,
Sollt' auch Einiges verhallen,
Zwiſchen zwei entfernten Liebchen.

Gern entbehrt' ich gute Biſſen,
Prieſters Tafelfleiſch vergäß' ich,
Eher als dem Freund entſagen,
Den ich Sommers raſch bewungen,
Winters langer Weil' bezähmte.

Zigeunerlied.*)

Im Nebelgeriefel, im tiefen Schnee,
Im wilden Wald in der Winternacht,
Ich hörte der Wölfe Hungergeheul,
Ich hörte der Eulen Geſchrei:
Wille wau wau wau!
Wille wo wo wo!
Wito hu!

Ich ſchoß einmal eine Katz' am Zaun,
Der Anne, der Her', ihre ſchwarze liebe Katz';
Da kamen des Nachts ſieben Wehrwölf' zu mir,
Waren ſieben ſieben Weiber vom Dorf.
Wille wau wau wau!
Wille wo wo wo!
Wito hu!

*) 1771, am Anfange des 5. Aktes der erſten Bearbeitung des Götz von Berlichingen mit manchen Textesabweichungen.

BIBLIOTHEK

Ich kannte ſie all', ich kannte ſie wohl,
Die Anne, die Urſel, die Käth',
Die Liſe, die Barbe, die Ev', die Beth;
Sie heulten im Kreiſe mich an.
Wille wau wau wau!
Wille wo wo wo!
Wito hu!

Da nannt' ich ſie alle bei Namen laut:
Was willſt Du, Anne? was willſt Du, Beth?
Da rüttelten ſie ſich, da ſchüttelten ſie ſich
Und liefen und heulten davon.
Wille wau wau wau!
Wille wo wo wo!
Wito hu!

III.

Vermischte Gedichte.

Wie so bunt der Reim gewoben,
Mailuftarte gröne zu loben!

Deutscher Parnaß.*)

Unter diesen
Lorbeerbüschen,
Auf den Wiesen,
An den frischen Wasserfällen
Meines Lebens zu genießen,
Gab Apoll dem heitern Knaben;
Und so haben
Mich im Stillen
Nach des Gottes hohem Willen
Hehre Musen auferzogen,
Aus den hellen
Silberquellen
Des Parnassus mich erquicket
Und das keusche, reine Siegel
Auf die Lippen mir gedrücket.

Und die Nachtigall umkreiset
Mich mit dem bescheidnen Flügel.
Hier in Büschen, dort auf Bäumen
Ruft sie die verwandte Menge,
Und die himmlischen Gesänge
Lehren mich von Liebe träumen.

*) Zuerst in Schiller's Musenalmanach von 1799 mit dem Namen „Julius Amman" unter der von Schiller gewählten Ueberschrift „Sängerweihe", später in der Ausgabe von 1806 als „Dithyrambe" bezeichnet. Die Polemik des Gedichtes richtet sich vorzugsweise gegen die Ausschreitungen der Sturm- und Drang-Periode.

Und im Herzen wächst die Fülle
Der geselig edlen Triebe,
Nährt sich Freundschaft, keimet Liebe,
Und Apoll belebt die Stille
Seiner Thäler, seiner Höhen.
Süße, laue Lüfte wehen.
Alle, denen er gewogen,
Werden mächtig angezogen,
Und ein Edler folgt dem andern.

Dieser kommt mit muntrem Wesen
Und mit offnem, heitrem Blicke;
Diesen seh' ich ernster wandeln;
Und ein Andrer, kaum genesen,
Ruft die alte Kraft zurücke;
Denn ihm drang durch Mark und Leben
Die verderblich holde Flamme,
Und was Amor ihm entwendet,
Kann Apoll nur wiedergeben:
Ruh und Lust und Harmonien
Und ein kräftig rein Bestreben.

Auf, Ihr Brüder!
Ehrt die Lieder!
Sie sind gleich den guten Thaten.
Wer kann besser als der Sänger
Dem verirrten Freunde rathen?
Wirke gut, so wirkst Du länger,
Als es Menschen sonst vermögen.

Ja, ich höre sie von weiten;
Ja, sie greifen in die Saiten;
Mit gewalt'gen Götterschlägen
Rufen sie zu Recht und Pflichten
Und bewegen,
Die sie singen, wie sie dichten,
Zum erhabensten Geschäfte,
Zu der Bildung aller Kräfte.

Auch die holden Phantasien
Blühen

Rings umher auf allen Zweigen,
Die sich balde
Wie im holden Zaubermalde
Voller goldnen Früchte beugen.

Was wir fühlen, was wir schauen
In dem Land der höchsten Wonne,
Dieser Boden, diese Sonne
Lockt auch die besten Frauen.
Und der Hauch der linden Musen
Weckt des Mädchens zarten Busen,
Stimmt die Kehle zum Gesange,
Und mit schön gefärbter Wange
Singet sie schon würd'ge Lieder,
Setzt sich zu den Schwestern nieder,
Und es singt die schöne Kette,
Zart und zärter um die Wette.

Doch die Eine
Geht alleine
Bei den Buchen,
Unter Linden,
Dort zu suchen,
Dort zu finden,
Was im stillen Morgenhaine
Amor schalkisch ihr entwendet,
Ihres Herzens holde Stille,
Ihres Busens erste Fülle.
Und sie träget in die grünen
Schattenwälder,
Was die Männer nicht verdienen,
Ihre lieblichen Gefühle;
Scheuet nicht des Tages Schwüle,
Achtet nicht des Abends Kühle
Und verliert sich in die Felder.
Stört sie nicht auf ihren Wegen!
Muse, geh ihr still entgegen!

Doch was hör' ich? Welch ein Schall
Ueberbraust den Wasserfall,
Sauset heftig durch den Hain?
Welch ein Lärmen, welches Schrein?

Ist es möglich? seh' ich recht?
Ein verwegenes Geschlecht
Dringt ins Heiligthum herein.

Hier hervor
Strömt ein Chor!
Liebeswuth,
Weinesgluth
Rast im Blick,
Sträubt das Haar!
Und die Schaar,
Mann und Weib, —
Tigerfell
Schlägt umher —
Ohne Scheu
Zeigt den Leib.
Und Metall,
Rauher Schall
Grellt ins Ohr.
Wer sie hört,
Wird gestört;
Hier hervor
Drängt das Chor;
Alles flieht,
Wer sie sieht.

Ach, die Büsche sind geknickt!
Ach, die Blumen sind erstickt
Von den Sohlen dieser Brut!
Wer begegnet ihrer Wuth?

Brüder, laßt uns Alles wagen!
Eure reine Wange glüht,
Phöbus hilft sie uns verjagen,
Wenn er unsre Schmerzen sieht;
Und uns Waffen
Zu verschaffen,
Schüttert er des Berges Wipfel,
Und vom Gipfel
Prasseln Steine
Durch die Haine.
Brüder, faßt sie mächtig auf!

Schlehenrosen
Ströme dieser Brut entgegen
Und vertreib' aus unsern milden
Himmelreinen Lustgefilden
Diese Fremden, diese Wilden!

Doch was seh' ich?
Ist es möglich?
Unerträglich
Fährt es nur durch alle Glieder,
Und die Hand
Sinket von dem Schwunge nieder.
Ist es möglich?
Meine Fremden,
Unsre Brüder
Zeigen ihnen selbst die Wege!
O die Frechen!
Wie sie mit den Klapperblechen
Selbst voraus im Takte ziehen!
Gute Brüder, lasst uns fliehn!

Doch ein Wort zu den Verwegnen!
Ja, ein Wort soll Euch begegnen,
Kräftig wie ein Donnerschlag.
Worte sind des Dichters Waffen;
Will der Gott sich Recht verschaffen,
Folgen seine Pfeile nach.

War es möglich, Eure hohe
Götterwürde
Zu vergessen! Ist der rohe,
Schwere Thyrsus keine Bürde
Für die Hand, auf zarten Saiten
Nur gewöhnet hinzugleiten?
Aus den klaren Wasserfällen,
Aus den zarten Rieselwellen
Tränket Ihr
Gar Silen's abscheulich Thier?
Dort entweiht es Aganippen
Mit den rohen, breiten Lippen,
Stampft mit ungeschickten Füßen,
Bis die Wellen trübe fließen.

O, wie möcht ich gern mich täuschen;
Aber Schmerzen fühlt das Ohr;
Aus den keuschen
Heil'gen Schatten
Dringt verhaßter Ton hervor,
Wild Gelächter
Statt der Liebe süßem Wahn!
Weiberhasser und Verächter
Stimmen ein Triumphlied an.
Nachtigall und Turtel fliehen
Das so keusch erwärmte Nest,
Und in wüthendem Erglühen
Hält der Faun die Nymphe fest.
Hier wird ein Gewand zerrissen,
Dem Genusse folgt der Spott,
Und zu ihren frechen Küssen
Leuchtet mit Verdruß der Gott.

Ja, ich sehe schon von weiten
Wolkenzug und Dunst und Rauch.
Nicht die Leyer nur hat Saiten,
Saiten hat der Bogen auch.
Selbst den Busen des Verehrers
Schüttert das gewalt'ge Rohr;
Denn die Flamme des Verheerers
Rundet ihn von weiten ab.
O, vernehmt noch meine Stimme,
Meiner Liebe Bruderwort!
Fliehet vor des Gottes Grimme,
Eilt aus unsern Grenzen fort!
Daß sie wieder heilig werde,
Lenkt hinweg den wilden Zug!
Vielen Boden hat die Erde
Und unbelauscht genug.
Uns umleuchten reine Sterne,
Hier nur hat das Edle Werth.

Doch wenn Ihr aus weiter Ferne
Hieher einst zu uns gezieht,
Wenn Euch nichts so sehr beglücket,
Als was Ihr bei uns erwerbt,
Euch nicht mehr ein Spiel entzücket,

Das die Schranken übertobt:
Kommt als gute Pilger wieder,
Steiget froh den Berg heran;
Tief gefühlte Reuelieder
Künden uns die Brüder an.
Und ein neuer Kranz umwindet
Eure Schläfe feierlich.
Wenn sich der Verirrte findet,
Freuen alle Götter sich.
Schneller noch als Liebe's Fluthen
Um der Todten stilles Haus,
Leicht der Liebe Kelch den Guten
Jedes Fehls Erinnerung aus.
Alles eilet Euch entgegen,
Und Ihr kommt verklärt heran,
Und man sieht um Euren Segen;
Ihr gehört uns doppelt an!

Gellert's Monument von Oeser.*)

Als Gellert, der geliebte, schied,
Manch gutes Herz im Stillen weinte,
Auch manches matte, schiefe Lied
Sich mit dem reinen Schmerz vereinte,
Und jeder Stümper bei dem Grab
Ein Blümchen an die Ehrenkrone,
Ein Scherflein zu des Edlen Lohne,
Mit vielzufriedner Miene gab:
Stand Oeser seitwärts von den Leuten
Und fühlte den Geschiednen, sann
Ein bleibend Bild, ein lieblich Deuten
Auf den verschwundnen werthen Mann;
Und sammelte mit Geistesflug
Im Marmor alles Lobes Stammeln,
Wie wir in einen engen Krug
Die Asche des Geliebten sammeln.

*) Nach der Ausgabe von 1836 aus dem Jahre 1774. Das Monument steht in Leipzig.

Ilmenau

am 3. September 1783.*)

An muthig Thal! Du immergrüner Hain!
Mein Herz begrüßt Euch wieder auf das Beste;
Entfaltet mir die schwerbehangnen Aeste,
Nehmt freundlich mich in Eure Schatten ein,
Erquickt von Euren Höhn am Tag der Lieb' und Luft
Mit frischer Luft und Balsam meine Bruft!

Wie kehrt' ich oft mit wechselndem Geschicke,
Erhabner Berg! an Deinen Fuß zurücke!
O, laß' mich heut an Deinen sachten Höhn
Ein jugendlich, ein neues Eden sehn!
Ich hab' es wol auch mit um Euch verdienet:
Ich sorge still, indeß Ihr ruhig grünet.**)

Laß't mich vergessen, daß auch hier die Welt
So manch Geschöpf in Erdefesseln hält,
Der Landmann leichtem Sand den Samen anvertraut
Und seinen Kohl dem frechen Wilde haut,
Der Knappe kargen Brod in Klüften sucht,
Der Köhler zittert, wenn der Jäger flucht.
Verjünet Euch mir, wie Ihr es oft getan,
Als fing' ich heut ein neues Leben an.

Ihr seid mir hold, Ihr nennt mir diese Träume,
Sie schmeicheln mir und locken alte Reime:
Mir wieder selbst, von allen Menschen fern,
Wie bad' ich mich in Euren Düften gern!
Melodisch rauscht die hohe Tanne wieder,
Melodisch eilt der Wasserfall hernieder;
Die Wolke sinkt, der Nebel drückt ins Thal,
Und es ist Nacht und Dämmrung auf einmal.

---

*) Zum Geburtstage des Herzogs Karl August. Daß ganze Gedicht für die gegenseitigen Beziehungen des Fürsten und des Dichters so wie den Gang der geistigen und sittlichen Entwicklung Beider zum Verständniß. Die Zartheit und Rücksicht, mit der Goethe sein Verhältniß zum Herzog auch hier, zeigt sich unter vielen Andern auch darin, daß er dies Gedicht erst 20 Jahre später in seine Werke aufnahm.

**) Die Wiederaufnahme des Bergwerks zu Ilmenau war seit Jahren vorbereitet und erfolgte auch wirklich 1784.

Im finstern Wald, beim Liebesblick der Sterne,
Wo ist mein Pfad, den sorglos ich verlor?
Welch seltne Stimmen hör' ich in der Ferne?
Sie schallen wechselnd an dem Fels empor.
Ich eile sacht zu sehn, was es bedeutet,
Wie von des Hirsches Ruf der Jäger will geleitet.

Wo bin ich? ist's ein Zaubermärchen-Land?
Welch nächtliches Gelag am Fuß der Felsenwand?
Bei kleinen Hütten, dicht mit Reis bedecket,
Seh' ich sie froh ans Feuer hingestrecket,
Es dringt der Glanz hoch durch den Fichten-Saal,
Am niedern Herde kocht ein rohes Mahl;
Sie scherzen laut, indessen bald geleeret
Die Flasche frisch im Kreise wiederkehret.

Sagt, wem vergleich' ich diese muntre Schaar?
Von wannen kommt sie? um wohin zu ziehen?
Wie ist an ihr doch Alles wunderbar!
Soll ich sie grüßen? soll ich vor ihr fliehen?
Ist es der Jäger wildes Geisterheer?
Sind's Gnomen, die hier Zauberkünste treiben?
Ich seh' im Busch der kleinen Feuer mehr;
Es schaudert mich, ich wage kaum zu bleiben.
Ist's der Aegyptier verdächt'ger Aufenthalt?*)
Ist es ein flücht'ger Fürst wie im Ardenner-Wald?**)
Soll ich Verirrter hier in den verschlungnen Gründen
Die Geister Shakespeare's gar verkörpert finden?
Ja, der Gedanke führt mich eben recht:
Sie sind es selbst, wo nicht ein gleich Geschlecht!
Unbändig schwelgt ein Geist in ihrer Mitten,
Und durch die Rohheit fühl' ich edle Sitten.

Wie nennt Ihr ihn? Wer ist's, der dort gebückt***)
Nachlässig stark die breiten Schultern drückt?
Er sitzt zunächst gelassen an der Flamme,
Die markige Gestalt aus altem Heldenstamme.

*) Zigeuner, wie französisch noch „les Egyptiens."
**) Shakespeare's „Wie es Euch gefällt", Act II. Sc. 1.
***) K. P. von Knebel (vergl. S. 87), nicht, wie sonst auch angenommen wird, des Herzogs Stallmeister, Baron Friedrich von Stein.

Er saugt begierig am geliebten Rohr,
Es steigt der Dampf an seiner Stirn empor.
Gutmüthig trocken weiß er Freud' und Lachen
Im ganzen Cirkel laut zu machen,
Wenn er mit ernstlichem Gesicht
Barbarisch bunt in fremder Mundart spricht.

Wer ist der Andre*), der sich nieder
An einen Sturz des alten Baumes lehnt,
Und seine langen, feingestalten Glieder
Ekstatisch faul nach allen Seiten dehnt,
Und, ohne daß die Zecher auf ihn hören,
Mit Geistesflug sich in die Höhe schwingt
Und von dem Tanz der himmelhohen Sphären
Ein monotones Lied mit großer Inbrunst singt?

Doch scheinet Allen etwas zu gebrechen.
Ich höre sie auf einmal leise sprechen,
Des Jünglings**) Ruhe nicht zu unterbrechen,
Der dort am Ende, wo das Thal sich schließt,
In einer Hütte, leicht gezimmert,
Vor der ein letzter Blick des kleinen Feuers schimmert,
Vom Wasserfall umrauscht, des milden Schlafs genießt.
Mich treibt das Herz, nach jener Kluft zu wandern;
Ich schleiche still und scheide von den Andern.

Sei mir gegrüßt, der hier in später Nacht***)
Gedankenvoll an dieser Schwelle wacht!
Was süßest Du entfernt von jenen Freuden?
Du scheinst mir auf was Wichtiges bedacht.
Was ist's, daß Du in Sinnen Dich verlierest,
Und nicht einmal Dein kleines Feuer schürest?

„O, frage nicht! denn ich bin nicht bereit,
Des Fremden Neugier leicht zu stillen;
Sogar verbitt' ich Deinen guten Willen;
Hier ist zu schweigen und zu leiden Zeit.

*) L. C. Freiherr von Seckendorf (1744—1785), durch einige Dichtungen und Kompositionen mancher Goethe'schen Lieder bekannt.
**) Der Herzog.
***) Der Dichter redet hier sein anderes Ich, sich selbst, wie er vor Jahren war, an.

Ich bin Dir nicht im Stande selbst zu sagen
Woher ich sei, wer mich hierher gesandt;
Von fremden Zonen bin ich her verflogen
Und durch die Freundschaft festgebannt.

Wer kennt sich selbst? wer weiß, was er vermag?
Hat nie der Muthige Vermögnes unternommen?
Und was Du thust, sagt erst der andre Tag,
War es zum Schaden oder Frommen.
Ließ nicht Prometheus selbst die reine Himmelsgluth
Auf frischen Thon vergötternd niederfließen?
Und konnt' er mehr als irdisch Blut
Durch die belebten Adern gießen?
Ich brachte rein des Feuer vom Altar;
Was ich entzündet, ist nicht reine Flamme.
Der Sturm vermehrt die Gluth und die Gefahr;
Ich schwanke nicht, indem ich mich verdamme.

Und wenn ich unklug Muth und Freiheit sang*)
Und Redlichkeit und Freiheit sonder Zwang,
Stolz auf sich selbst und herrliches Behagen,
Erwarb ich mir der Menschen schöne Gunst;
Doch ach! ein Gott versagte mir die Kunst,
Die arme Kunst, mich künstlich zu betragen.
Nun saß' ich hier zugleich erhoben und gedrückt,
Unschuldig und gestraft, unschuldig und beglückt.

Doch rede sacht! denn unter diesem Dach
Ruht all' mein Wohl und all' mein Ungemach:
Ein edles Herz, vom Wege der Natur
Durch enges Schicksal abgeleitet,
Das ahnungsvoll, nun auf der rechten Spur
Bald mit sich selbst und bald mit Zauberschatten streitet,
Und was ihm das Geschick durch die Geburt geschenkt,
Mit Muh und Schweiß erst zu erringen denkt.
Kein liebevolles Wort kann seinen Geist enthüllen
Und kein Gesang die hohen Wogen stillen.

Wer kann der Raupe, die am Zweige kriecht,
Von ihrem künft'gen Futter sprechen?
Und wer der Puppe, die am Boden liegt,

*) Hindeutung auf Werther, Götz und andre Jugendarbeiten des Dichters.

Die zarte Schale helfen durchzubrechen?
Es kommt die Zeit, sie drängt sich selber los
Und eilt auf Fittigen der Rose in den Schooß.

Gewiß, ihm geben auch die Jahre
Die rechte Richtung seiner Kraft.
Noch ist bei dieser Neigung für das Wahre
Ihm Irrthum eine Leidenschaft.
Der Vorwitz lockt ihn in die Weite,
Kein Fels ist ihm zu schroff, kein Steg zu schmal;
Der Unfall lauert an der Seite
Und stürzt ihn in den Arm der Qual.
Dann treibt die schmerzlich überspannte Regung
Gewaltsam ihn bald da, bald dort hinaus,
Und von unmuthiger Bewegung
Ruht er unmuthig wieder aus.
Und düster wild an heitern Tagen,
Unbändig, ohne froh zu sein,
Schläft er, an Seel' und Leib verwundet und zerschlagen,
Auf einem harten Lager ein,
Indessen ich hier still und athmend kaum
Die Augen zu den freien Sternen kehre,
Und, halb erwacht und halb im schweren Traum,
Mich kaum des schweren Traums erwehre."

Verschwinde, Traum!

Wie dank' ich, Musen, Euch,
Daß Ihr mich heut auf einen Pfad gestellet,
Wo auf ein einzig Wort die ganze Gegend gleich
Zum schönsten Tage sich erhellet!
Die Wolke flieht, der Nebel fällt,
Die Schatten sind hinweg. Ihr Götter, Preis und Wonne!
Es leuchtet mir die wahre Sonne,
Es lebt nur eine schönre Welt;
Das ängstliche Gesicht ist in die Luft zerronnen,
Ein neues Leben ist's, es ist schon lang' begonnen.

Ich sehe hier, wie man nach langer Reise
Im Vaterland sich wieder kennt,
Ein ruhig Volk im stillen Fleiße
Benutzen, was Natur an Gaben ihm gegönnt.
Der Faden eilet von dem Rocken
Des Webers raschem Stuhle zu,

Und Seil und Kübel wird in längrer Ruh*)
Nicht am verbrochnen Schachte stocken;
Es wird der Trug entdeckt, die Ordnung kehrt zurück,
Es folgt Gedeihn und festes irdisches Glück.

So wär', o Fürst, der Winkel Deines Landes
Ein Vorbild Deiner Tage fein!
Du kennest lang' die Pflichten Deines Standes
Und schränkest nach und nach die freie Seele ein.
Der kann sich manchen Wunsch gewähren,
Der kalt sich selbst und seinem Willen lebt;
Allein wer Andre wohl zu leiten strebt,
Muß fähig sein, viel zu entbehren.

So wandle Du — der Lohn ist nicht gering —
Nicht schwankend hin, wie jener Sämann ging,
Daß bald ein Korn, des Zufalls leichtes Spiel,
Hier auf den Weg, dort zwischen Dornen fiel;
Nein! streue klug wie reich, mit männlich stäter Hand,
Den Samen aus auf ein geackert Land;
Dann laß' es ruhn! die Ernte wird erscheinen
Und Dich beglücken und die Deinen.

Erklärung eines alten Holzschnittes, vorstellend Hans Sachsens poetische Sendung.**)

In seiner Werkstatt Sonntags früh
Steht unser theurer Meister hie,
Sein schmutzig Schurzfell abgelegt,
Einen saubern Feiertwamms er trägt.
Läßt Pechdraht, Hammer und Kneipe rasten,
Die Ahl steckt an dem Arbeitskasten;
Er ruht nun auch am sieb'nten Tag
Von manchem Zug und manchem Schlag.

Wie er die Frühlings-Sonne spürt,
Die Ruh ihm neue Arbeit gebiert:

*) Vergl. S. 108. Anm. 2.
**) Im März und April 1776 verfaßt und in dem letztgenannten Monat schon im Teutschen Merkur bekannt gemacht. Goethe ahmt hier Hans Sachs in Sprache und Ausdruck nach.

Er fühlt, daß er eine kleine Welt
In seinem Gehirne brütend hält,
Daß die fängt an zu wirken und leben,
Daß er sie gerne mecht' von sich geben.

Er hätt ein Auge treu und klug
Und wär auch liebevoll genug,
Zu schauen Manches klar und rein,
Und wieder Alles zu machen fein;
Hätt auch eine Zunge, die sich ergoß
Und leicht und fein in Worte floß;
Deß thäten die Musen sich erfreun,
Wollten ihn zum Meistersänger weihn.

Da tritt herein ein junges Weib,
Mit voller Brust und rundem Leib;
Kräftig sie auf den Füßen steht,
Grad, edel vor sich hin sie geht,
Ohne mit Schlepp und Steiß zu schwenzen,
Oder mit den Augen herum zu scharlenzen.
Sie trägt einen Maßstab in ihrer Hand,
Ihr Gürtel ist ein gülden Band,
Hätt auf dem Haupt einen Kornähr-Kranz,
Ihr Auge war lichten Tages Glanz;
Man nennt sie thätig Ehrbarkeit,
Sonst auch Großmuth, Rechtfertigkeit.

Die tritt mit gutem Gruß herein;
Er dreh nicht mag verwundert sein,
Denn wie sie ist, so gut und schön,
Meint er, er hätt sie lang gesehn.

Die spricht: Ich habe Dich auserlesen,
Vor Vielen in dem Weltwirrwesen,
Daß Du sollst haben klare Sinnen,
Nichts Unzeschicklichs magst beginnen.
Wenn Andre durch einander rennen,
Sollst Dus mit treuem Blick erkennen;
Wenn Andre bärmlich sich beklagen,
Sollst schwankweis Deine Sach zutragen;
Sollst halten über Ehr und Recht,
In allem Ding sein schlicht und schlecht,
Frummkeit und Tugend bieder preisen,
Das Böse mit seinem Namen heißen.

Nichts verlindert und nichts verwitzelt,
Nichts verzierlicht und nichts verkritzelt;
Sondern die Welt soll vor Dir stehn,
Wie Albrecht Dürer sie hat gesehn,
Ihr festes Leben und Männlichkeit,
Ihre innre Kraft und Ständigkeit.
Der Natur Genius an der Hand
Soll Dich führen durch alle Land,
Soll Dir zeigen alles Leben,
Der Menschen wunderliches Weben,
Ihr Wirren, Suchen, Stoßen und Treiben,
Schieben, Reißen, Drängen und Reiben,
Wie kunterbunt die Wirthschaft tellert,
Der Ameishauf durch einander kellert;
Mag Dir aber bei Allem geschehn,
Als thätst in einen Zauberkasten sehn.
Schreib das dem Menschenvolk auf Erden,
Ehs ihm möcht eine Witzung werden.
Da macht sie ihm ein Fenster auf,
Zeigt ihm draußen viel bunten Hauf,
Unter dem Himmel allerlei Wesen,
Wie Ihrs mögt in seinen Schriften lesen.

Wie nun der liebe Meister sich
An der Natur freut wunniglich,
Da seht Ihr an der andern Seiten
Ein altes Weiblein zu ihm gleiten;
Man nennet sie Historia,
Mythologia, Fabula:
Sie schleppt mit keuchend wankenden Schritten
Eine große Tafel in Holz geschnitten;
Darauf seht Ihr mit weiten Aermeln und Falten
Gott Vater Kinderlehre halten,*)
Adam, Eva, Paradies und Schlang,**)
Sodom und Gomorrhas Untergang,***)
Kunnt auch die zwölf durchlauchtigen Frauen†)

*) Bezieht auf die Tragödie „die ungleichen Kinder Evä."
**) „Tragödie von Schöpfung, Fall und Austreibung Kram's aus dem Paradies."
***) Gleichfalls ein Drama von Hans Sachs.
†) In dem „Ehrenspiegel der zwölf durchlauchtigen Frauen" schildert Hans Sachs an zwölf Frauen des Alten Testamentes die zwölf vornehmlichsten Tugenden; ebenso gehören die später erwähnten „zwölf Tyrannen" von Pharao bis Antiochus dem Alten Testamente an.

Da in einem Ehren-Spiegel ſchauen:
Dann allerlei Blutdurſt, Frevel und Mord,
Der zwölf Tyrannen Schandenport,
Auch allerlei Lehr und gute Weis.
Könnt ſehn Sankt Peter mit der Gaiß,*)
Ueber der Welt Regiment unzufrieden,
Von unſerm Herrn unrecht beſchieden.
Auch war bemalt der weite Raum
Ihres Kleids und Schleyps und auch der Saum
Mit weltlich Tugend und Laſter Geſchicht.

Unſer Meiſter das All erſucht
Und freut ſich deſſen wunderſam;
Denn es dient ſehr in ſeinen Kram.
Von wannen er ſich eignet ſehr
Gut Exempel und gute Lehr,
Erzählt das eben fix und treu,
Als wär er ſelbſt geſyn dabei.
Sein Geiſt war ganz dahin gebannt,
Er hätt kein Auge davon verwandt,
Hätt er nicht hinter ſeinem Rucken
Hören mit Klappern und Schellen ſpucken.

Da thät er einen Narren ſpüren
Mit Bocks- und Affenſprüng beſtreu
Und ihm mit Schwank und Narretheiden
Ein luſtig Zwiſchenſpiel bereiten.
Schleppt hinter ſich an einer Leinen
Alle Narren, groß und kleinen,
Dick und hager, geſtreckt und krumb,
Allzu witzig und allzu dumb.
Mit einem großen Farrenſchwanz
Regiert er ſie wie ein'n Aſſentanz.
Beſpöttet eines Jeden Fürm,**)

*) Titel einer Legende von Hans Sachs.

**) In dem Gedichte, auf das Goethe hier Bezug nimmt, dem Faſtnachtsſpiele „das Narrenſchneiden" kommt der Ausdruck „Anfarm" als Subſtantiv vor:

Schaw ſeyund kompt der groß anfarm,
Schaw wie ein wilder wüſter wurm.

Sanders in ſeinem „Wörterbuche der deutſchen Sprache" erklärt „Fürm" „Arten Unarten."

Treibt sie ins Bad,*) schneidt ihnen die Wurm,
Und fuhrt gar bitter viel Beschwerden,
Daß ihrer doch nicht wollen wen'ger werden.

Wie er sich sieht so um und um,
Kehrt ihm das fast den Kopf herum,
Wie er wollt Worte zu Allem finden,
Wie er möcht so viel Schwall verbinden,
Wie er möcht immer muthig bleiben,
So fort zu singen und zu schreiben?
Da steigt auf einer Wolke Saum
Herein zu's Obersenfters Raum
Die Muse, heilig anzuschauen,
Wie ein Bild unsrer lieben Frauen.
Die umgiebt ihn mit ihrer Klarheit
Immer kräftig wirkender Wahrheit.
Sie spricht: Ich komm, um Dich zu weihn,
Nimm meinen Segen und Gedeihn!
Ein heilig Feuer, das in Dir ruht,
Schlag aus in hohe lichte Gluth!
Doch daß das Leben, das Dich treibt,
Immer bei holden Kräften bleibt,
Hab ich Deinem innern Wesen
Nahrung und Balsam auserlesen,
Daß Deine Seel sei wonnereich,
Einer Knospe im Thaue gleich.

Da zeigt sie ihm hinter seinem Haus
Heimlich zur Hinterthür hinaus
In dem eng umzäunten Garten
Ein holdes Mägdlein sitzend warten
Am Bächlein, beim Hollunderstrauch;
Mit abgesenktem Haupt und Aug
Sitzt unter einem Apfelbaum
Und spürt die Welt rings um sich kaum,
Hat Rosen in ihren Schooß gepflückt
Und bindet ein Kränzlein fehr geschickt
Mit hellen Knospen und Blättern drein:
Für wen mag wol das Kränzel sein?
So sitzt sie in sich selbst geneigt,
In Hoffnungsfülle ihr Busen steigt,

*) Vergleiche den Schwank von Hans Sachs „das Karrenbad."

Ihr Wesen ist so ahndevoll,
Weiß nicht, was sie sich wünschen soll,
Und unter vieler Grillen Lauf
Steigt wol einmal ein Seufzer auf.

Warum ist Deine Stirn so trüb?
Das, was Dich drängt, süße Lieb,
Ist volle Wonn und Seligkeit,
Die Dir in Einem ist bereit,
Der manches Schicksal wirrevoll
An Deinem Auge sich lindern soll;
Der durch manch wunniglichen Kuß
Wiedergeboren werden muß,
Wie er den schlanken Leib umfaßt,
Von aller Mühe findet Rast,
Wie er ins liebe Aermchen sinkt,
Neue Lebenstag und Kräfte trinkt.
Und Dir kehrt neues Jugendglück,
Deine Schalkheit kehret Dir zurück
Mit Necken und manchen Schelmereien
Wird ihn bald nazen, bald erfreuen.
So wird die Liebe nimmer alt,
Und wird der Dichter nimmer kalt!

Wie er so heimlich glücklich lebt,
Da droben in den Wolken schwebt
Ein Eichkranz, ewig jung belaubt,
Den setzt die Nachwelt ihm aufs Haupt;
In Froschpfuhl all das Volk verbannt,
Das seinen Meister je verkannt.

Auf Mieding's Tod.*)

Welch ein Getümmel füllt Thaliens Haus?
Welch ein geschäftig Volk [illegible] ein und aus?
Von hohlen Brettern tönt des Hammers Schlag,
Der Sonntag feiert nicht, die Nacht wird Tag.
Was die Erfindung still und zart ersann,
Beschwätzt laut den rohen Zimmermann.
Ich sehe Hauenschild**) gedankenvoll;

*) Mieding, Theatermeister in Weimar, starb am 27. Januar 1784. Goethe theilte dies Gedicht zuerst 1792 in dem (handschriftlichen) Journal von Tiefurt mit (Nr. 28).
**) Die drei genannten Personen sind der Kammerdiener, der Hofmaler, der Hofschneider und der Hofjude des Herzogs von Weimar.

Ist's Tuch', ist's Haide, den er kleiden soll?
Und Schumann, froh, als wär' er schon bezahlt,
Weil er einmal mit ganzen Farben malt.
Ich sehe Thielens leicht bewegten Schritt,
Der lust'ger wird, je mehr er Euch verschmitt.
Der thät'ge Jude läuft mit manchem Rest,
Und diese Gährung deutet auf ein Fest.

Allein, wie Viele hab' ich hergezählt,
Und nenn' Ihn nicht, den Mann, der nie gefehlt,
Der sinnreich schnell, mit schmerzbeladner Brust,
Den Lattenbau zu fügen wohl gewußt,
Das Brettgerüst, das, nicht von ihm belebt,
Wie ein Skelett an todten Drähten schwebt.

Wo ist er? sagt! — Ihm war die Kunst so lieb,
Daß Kolik nicht, nicht Husten ihn vertrieb.
„Er liegt so krank, so schlimm es nie noch war!"
Ach Freunde! Weh! Ich fühle die Gefahr;
Hält Krankheit ihn zurück, so ist es Noth,
Er ist nicht krank, nein, Kinder, er ist todt!

Wie? Mieding todt? erschallt bis unters Dach
Das hohle Haus, vom Echo kehrt ein Ach;
Die Arbeit stockt, die Hand wird Jedem schwer,
Der Leim wird kalt, die Farbe fließt nicht mehr;
Ein Jeder steht betäubt an seinem Ort,
Und nur der Mittwoch treibt die Arbeit fort.

Ja, Mieding todt! O, scharret sein Gebein
Nicht undankbar wie manchen Andern ein!
Laßt seinen Sarg eröffnet, tretet her,
Klagt jedem Bürger, der gelebt wie er,
Und laßt am Rand des Grabes, wo wir stehn,
Die Schmerzen in Betrachtung übergehn!

O Weimar! Dir fiel ein besonder Loos!*)
Wie Bethlehem in Juda, klein und groß,
Bald wegen Geist und Witz berufst Dich weit
Europens Mund, bald wegen Albernheit.

*) Diese Strophe, obwol im Tiefurter Journal vorhanden, ist in den älteren Ausgaben mit Absicht weggelassen.
**) Alle Ausgaben lesen „Rath", während das Tiefurter Journal, wie schon S. Hirzel und nach ihm M. Bernays bemerkt hat, die richtige Lesart giebt.

Der ſtille Weiſe ſchaut und ſieht geſchwind,
Wie zwei Extreme noch verſchwiſtert ſind.
Eröffne Du, die Du beſondre Luſt
Am Guten haſt, der Rührung Deine Bruſt!

Und Du, o Muſe, rufe weit und laut
Den Namen aus, der heut uns ſtill erbaut!
Wie Manchen, werth und unwerth, hielt mit Glück
Die ſanfte Hand von ew'ger Nacht zurück!
O laſſ' auch Mieding's Namen nicht vergehn!
Laſſ' ihn ſtets neu am Horizonte ſtehn!
Nenn' ihn der Welt, die krieg'riſch oder fein
Dem Schickſal dient und glaubt ihr Herr zu ſein,
Dem Rad**) der Zeit vergebens widerſteht,
Verwirrt, beſchäftigt und betäubt ſich dreht;
Wo Jeder, mit ſich ſelbſt genug geplagt,
So ſelten nach dem nächſten Nachbar fragt,
Doch gern im Geiſt nach fernen Zonen eilt
Und Glück und Uebel mit dem Fremden theilt.
Verkünde laut und ſag' es überall:
Wo Einer fiel, ſeh' Jeder ſeinen Fall!

Du, Staatsmann, tritt herbei! Hier liegt der Mann,
Der ſo wie Du ein ſchwer Geſchäft begann;
Mit Luſt zum Werke mehr als zum Gewinn
Schob er ein leicht Gerüſt mit leichtem Sinn,
Den Wunderbau, der äußerlich entzückt,
Indeß der Zaubrer ſich im Winkel drückt.
Er war's, der ſäumend manchen Tag verlor,
So ſehr ihn Autor und Akteur beſchwor,
Und dann zuletzt, wenn es zum Treffen ging,
Des Stückes Glück an ſchwache Fäden hing.

Wie oft trat nicht die Herrſchaft ſchon herein!
Es ward gepocht, die Symphonie fiel ein,
Daß er noch kletterte, die Stangen trug,
Die Seile zog und manchen Nagel ſchlug.
Oft glückt's ihm; kühn betreg er die Gefahr;
Doch auch ein Bock macht' ihm kein graues Haar.

Wer preiſt genug des Mannes kluge Hand,
Wenn er aus Draht elaſt'ſche Federn wand,
Vielfält'ge Parpen auf die Lättchen ſchlug,
Die Rolle fügte, die den Wagen trug,

Von Zindel, Blech, gefärbt Papier und Glas,
Dem Ausgang lächelnd, rings umgeben saß.
So treu dem unermüdlichen Beruf,
War Er's, der Held und Schäfer leicht erschuf.
Was Alles zarte, schöne Seelen rührt,
Ward treu von ihm, nachahmend, ausgeführt:
Des Rasens Grün, des Wassers Silberfall,
Der Vögel Sang, des Donners lauter Knall,
Der Laube Schatten und des Mondes Licht —
Ja, selbst ein Ungeheu'r erschreckt' ihn nicht.

Wie die Natur manch widerwärt'ge Kraft
Verbindend zwingt und streitend Körper schafft,
So zwang er jedes Handwerk, jeden Fleiß;
Des Dichters Welt entstand auf sein Geheiß;
Und, so verdient, gewährt die Muse nur
Den Namen ihm — Direktor der Natur.*)

Wer faßt nach ihm voll Kühnheit und Verstand
Die vielen Zügel mit der Einen Hand?
Hier, wo sich Jeder seines Weges treibt,
Wo ein Faktotum unentbehrlich bleibt,
Wo selbst der Dichter heimlich voll Verdruß
Im Fall der Noth die Lichter putzen muß.

O sorget nicht! Gar Viele regt sein Tod!
Sein Witz ist nicht zu erben, doch sein Brod;
Und ungleich ihm, denkt mancher Ehrenmann:
Verdien' ich's nicht, wenn ich's nur essen kann.

Was stutzt Ihr? Seht den schlecht verzierten Sarg!
Auch das Gefolg' scheint Euch gering und karg;
Wie! ruft Ihr, wer so künstlich und so fein,
So wirksam war, muß reich gestorben sein!
Warum versagt man ihm den Trauerglanz,
Den äußern Anstand letzter Ehre ganz?

Nicht so geschwind! Das Glück macht Alles gleich,
Den Faulen und den Thät'gen, Arm und Reich.
Zum Gütersammeln war er nicht der Mann;
Der Tag verzehrte, was der Tag gewann.
Bedauert ihn, der, schaffend bis ans Grab,
Was künstlich war und nicht, was Vortheil gab,

*) Vergl. Triumph der Empfindsamkeit. Akt 2.

In Hoffnung täglich weniger erwarb,
Vertröstet lebte und vertröstet starb.

Nun laß't die Glocken tönen, und zu Ehr
Werd' er mit lauter Trauer beigesetzt!
Wer ist's, der ihm ein Lob zu Grabe bringt,
Eh noch die Erde rollt, das Chor verklingt?

Ihr Schwestern, die Ihr, bald auf Thespis' Karr'n,
Geschleppt von Eseln und umschrien von Narr'n,
Vor Hunger kaum, vor Schande nie bewahrt,
Von Dorf zu Dorf, Euch feil zu bieten, fahrt,
Bald wieder, durch der Menschen Gunst begückt,
In Herrlichkeit der Welt die Welt entzückt;
Die Mädchen Eurer Art sind selten karg,
Kommt, gebt die schönsten Kränze diesem Sarg!
Vereinet hier theilnehmend Euer Leid,
Zahlt, was Ihr Ihm, was Ihr uns schuldig seid!
Als Euern Tempel graufe Gluth verheert,
Ward Ihr von uns drum weniger geehrt?
Wie viel Altäre stiegen vor Euch auf!
Wie manches Rauchwerk brachte man Euch drauf!
An wie viel Plätzen lag vor Euch gebückt
Ein schwer befriedigt Publikum entzückt!
In engen Hütten und im reichen Saal,
Auf Höhen Ettersburg's, in Tiefurt's Thal,
Im leichten Zelt, auf Teppichen der Pracht
Und unter dem Gewölb' der hohen Nacht
Erscheint Ihr, die Ihr vielgestaltet seid,
Im Reifrock bald und bald im Galakleid.

Auch das Gefolg, das um Euch sich erzieht,
Dem der Geschmack die Thüren ekel schließt,
Das leichte, tolle, schedige Geschlecht,
Es kam zu Hauf und immer kam es recht.

An weiße Wand bringt dort der Zauberstab
Ein Schattenvolk aus mythologischem Grab.
Im Possenspiel regt sich die alte Zeit,
Gutherzig, doch mit Ungezogenheit.
Was Gallier und Brite sich erdacht,
Ward wohlverdeutscht hier Deutschen vorgebracht;
Und oftmals liehen Wärme, Leben, Glanz

Dem armen Dialog — Gesang und Tanz.
Des Karnevals zerstreuter Flitterwelt
Herz sinnreich Spiel und Handlung zugesellt.
Dramatisch selbst erschienen hergesandt
Drei Könige aus fernem Morgenland;
Und stürzen brachts' auf weinlichen Altar
Dianens Priesterin ihr Opfer dar.
Nun ehrt uns auch in dieser Trauerzeit!
Gebt uns ein Zeichen! denn Ihr seid nicht weit.

Ihr Freunde, Platz! Weicht einen kleinen Schritt!
Seht, wer da kommt und festlich näher tritt!
Sie ist es selbst; die Gute fehlt uns nie;
Wir sind erhört, die Musen senden sie.
Ihr kennt sie wohl; sie ist's, die stets gefällt;
Als eine Blume zeigt sie sich der Welt:
Zum Muster wuchs das schöne Bild empor,
Vollendet nun, sie ist's und stellt es vor.
Es gönnten ihr die Musen jede Gunst,
Und die Natur erschuf in ihr die Kunst.
So häuft sie willig jeden Reiz auf sich,
Und selbst Dein Name ziert, Korona, Dich.*)

Sie tritt herbei. Seht sie gefällig stehn!
Nur absichtslos, doch wie mit Absicht schön.
Und hocherstaunt seht Ihr in ihr vereint
Ein Ideal, das Künstlern nur erscheint.

Anständig führt die leis erhobne Hand
Den schönsten Kranz, umknüpft von Trauerband.
Der Rose frohes, volles Angesicht,
Das treue Veilchen, der Narzisse Licht,
Vielfält'ger Nelken, eitler Tulpen Pracht,
Von Mädchenhand geschickt hervorgebracht,
Durchschlungen von der Myrte sanfter Zier,
Vereint die Kunst zum Trauerschmucke hier;
Und durch den schwarzen, leichtgeknüpften Flor
Sieht eine Lorbeerspitze still hervor.

Es schweigt das Volk. Mit Augen voller Glanz
Wirft sie ins Grab den wohlverdienten Kranz.

*) Vergl. die Anmerkung S. 93.

Sie öffnet ihren Mund, und lieblich fließt
Der weiche Ton, der sich ums Herz ergießt.
Sie spricht: Den Dank für das, was Du gethan,
Geduldet, nimm, Du Abgeschiedner, an!
Der Gute wie der Böse müht sich viel,
Und Beide bleiben weit von ihrem Ziel.
Dir gab ein Gott in holder, steter Kraft
Zu Deiner Kunst die ew'ge Leidenschaft.
Sie war's, die Dich zur bösen Zeit erhielt,
Mit der Du krank als wie ein Kind gespielt,
Die auf den blassen Mund ein Lächeln rief,
In deren Arm Dein müdes Haupt entschlief.
Ein Jeder, dem Natur ein Gleiches gab,
Besuche pilgernd Dein bescheiden Grab!
Fest steh' Dein Sarg in wohlgegönnter Ruh,
Mit lockrer Erde deck ihn leise zu,
Und sanfter als des Lebens liege dann
Auf Dir des Grabes Bürde, guter Mann!

Die Geheimnisse.*)

Ein Fragment.

Ein wunderbares Lied ist Euch bereitet;
Vernehmt es gern und Jeden ruft herbei!
Durch Berg' und Thäler ist der Weg geleitet;
Hier ist der Blick beschränkt, dort wieder frei,
Und wenn der Pfad sacht in die Büsche gleitet,
So denket nicht, daß es ein Irrthum sei!
Wir wollen doch, wenn wir genug geklommen,
Zur rechten Zeit dem Ziele näher kommen.

Doch glaube Keiner, daß mit allem Sinnen
Das ganze Lied er je enträthseln werde;
Gar Viele müssen Vieles hier gewinnen,
Gar manche Blüthen bringt die Mutter Erde;

*) 1784 und 1785 verfaßt. — Sulpice Boisserée theilt in seinem „Briefwechsel mit Goethe," S. 256, eine interessante Aeußerung Goethe's über seine eigene Dichtung mit: „Die Geheimnisse habe er zu groß angefangen, wie so Vieles. Die zwölf Pfeiler sollten die zwölf Religionen sein und Alles nachher absichtlich durch einander mixen, das Wirkliche als Märchen und dies umgekehrt als die Wirklichkeit erscheinen."

Der Eine sieht mit düstrem Blick von hinnen,
Der Andre weilt mit fröhlicher Geberde:
Ein Jeder soll nach seiner Lust genießen,
Für manchen Wandrer soll die Quelle fließen.

Ermüdet von des Tages langer Reise,
Die auf erhabnen Antrieb er gethan,
An einem Stab, nach frommer Wanderer Weise,
Kam Bruder Markus, außer Steg und Bahn,
Verlangend nach geringem Trank und Speise,
In einem Thal am schönen Abend an,
Voll Hoffnung in den waldbewachsnen Gründen
Ein gastfrei Dach für diese Nacht zu finden.

Am steilen Berge, der nun vor ihm stehet,
Glaubt er die Spuren eines Wegs zu sehn,
Er folgt dem Pfade, der in Krümmen gehet,
Und muß sich steigend um die Felsen drehn;
Bald sieht er sich hoch übers Thal erhöhet,
Die Sonne scheint ihm wieder freundlich schön,
Und bald sieht er mit innigem Vergnügen
Den Gipfel nah vor seinen Augen liegen.

Und nebenhin die Sonne, die im Reizen
Noch prachtvoll zwischen dunklen Wolken thront;
Er sammelt Kraft, die Höhe zu ersteigen,
Dort hofft er seine Mühe bald belohnt.
Nun, spricht er zu sich selbst, nun muß sich zeigen,
Ob etwas Menschlich's in der Nähe wohnt!
Er steigt und horcht und ist wie neu geboren:
Ein Glockenklang erschallt in seinen Ohren.

Und wie er nun den Gipfel ganz erstiegen,
Sieht er ein nahes, sanft geschwungnes Thal;
Sein stilles Auge leuchtet von Vergnügen;
Denn vor dem Walde sieht er auf einmal
In grüner Au ein schön Gebäude liegen,
So eben trifft's der letzte Sonnenstrahl;
Er eilt durch Wiesen, die der Thau befeuchtet,
Denn Kloster zu, das ihm entgegenleuchtet.

Schon sieht er dicht sich vor dem stillen Orte,
Der seinen Geist mit Ruh und Hoffnung füllt,
Und auf dem Bogen der geschlossnen Pforte
Erblickt er ein geheimnißvolles Bild.
Er steht und sinnt und lispelt leise Worte
Der Andacht, die in seinem Herzen quillt;
Er steht und sinnt: was hat das zu bedeuten?
Die Sonne sinkt und es verklingt das Läuten.

Das Zeichen sieht er prächtig aufgerichtet,
Das aller Welt zu Trost und Hoffnung steht,
Zu dem viel tausend Geister sich verpflichtet,
Zu dem viel tausend Herzen warm gefleht,
Das die Gewalt des bittern Tods vernichtet,
Das in so mancher Siegesfahne weht:
Ein Labequell durchdringt die matten Glieder,
Er sieht das Kreuz und schlägt die Augen nieder.

Er fühlet neu, was dort für Heil entsprungen,
Den Glauben fühlt er einer halben Welt;
Doch von ganz neuem Sinn wird er durchdrungen,
Wie sich das Bild ihm hier vor Augen stellt:
Es steht das Kreuz mit Rosen dicht umschlungen.
Wer hat dem Kreuze Rosen angesellt?
Es schwillt der Kranz, um recht von allen Seiten
Das strenge Holz mit Weichheit zu begleiten.

Und leichte Silber-Himmelswolken schweben
Mit Kreuz und Rosen sich emporzuschwingen,
Und aus der Mitte quillt ein heilig Leben
Dreifacher Strahlen, die aus einem Punkte dringen;
Von keinen Worten ist das Bild umgeben,
Die dem Geheimniß Sinn und Klarheit bringen.
Im Dämmerschein, der immer tiefer grauet,
Steht er und sinnt und fühlet sich erbauet.

Er klarst zuletzt, als schon die hohen Sterne
Ihr helles Auge zu ihm nieder wenden.
Das Thor geht auf, und man empfängt ihn gerne
Mit offnen Armen, mit bereiten Händen.
Er sagt, woher er sei, von welcher Ferne
Ihn die Befehle höhrer Wesen senden.
Man hordt und staunt. Wie man den Unbekannten
Als Gast geehrt, ehrt man nun den Gesandten.

Ein Jeder drängt sich zu, um auch zu hören,
Und ist bewegt von heimlicher Gewalt;
Kein Odem wagt den selnen Gast zu stören,
Da jedes Wort im Herzen wiederhallt.
Was er erzählet, wirkt wie tiefe Lehren
Der Weisheit, die von Kinderlippen schallt:
An Offenheit, an Unschuld der Geberde
Scheint er ein Mensch von einer andern Erde.

Willkommen, ruft zuletzt ein Greis, willkommen,
Wenn Deine Sendung Trost und Hoffnung trägt!
Du siehst uns an; wir Alle stehn beklommen,
Obgleich Dein Anblick unsre Seele regt:
Das schönste Glück, ach! wird uns weggenommen,
Von Sorgen sind wir und von Furcht bewegt.
Zur wicht'gen Stunde nehmen unsre Mauern
Dich Fremden auf, um auch mit uns zu trauern.

Denn, ach! der Mann, der Alle hier verbündet,
Den wir als Vater, Freund und Führer kennen,
Der Licht und Muth dem Leben angezündet,
In wenig Zeit wird er sich von uns trennen,
Er hat es erst vor Kurzem selbst verkündet;
Doch will er weder Art noch Stunde nennen.
Und so ist uns sein ganz gewisses Scheiden
Geheimnißvoll und voller bittrer Leiden.

Du siehest Alle hier mit grauen Haaren,
Wie die Natur uns selbst zur Ruhe wies;
Wir nahmen Keinen auf, den jung an Jahren
Sein Herz zu früh der Welt entsagen hieß.
Nachdem wir Lebens Lust und Last erfahren,
Der Wind nicht mehr in unsre Segel blies,
War uns erlaubt, mit Ehren hier zu landen,
Getrost, daß wir den sichern Hafen fanden.

Dem edlen Manne, der uns hergeleitet,
Wohnt Friede Gottes in der Brust;
Ich hab' ihn auf des Lebens Pfad begleitet
Und bin mir alter Zeiten wohl bewußt;
Die Stunden, da er einsam sich bereitet,
Verkünden uns den nahenden Verlust.
Was ist der Mensch, warum kann er sein Leben
Umsonst und nicht für einen Bessern geben?

Dies wäre nun mein einziges Verlangen.
Warum muß ich des Wunsches mich entschlagen?
Wie Viele sind schon vor mir hingegangen!
Nur ihn muß ich am Bittersten beklagen.
Wie hätt' er sonst so freundlich Dich empfangen!
Allein er hat das Haus uns übertragen,
Zwar Keinen noch zum Folger sich ernennet,
Doch lebt er schon im Geist von uns getrennet.

Und kommt nur täglich eine kleine Stunde,
Erzählet und ist mehr als sonst gerührt;
Wir hören dann aus seinem eignen Munde,
Wie wunderbar die Vorsicht ihn geführt;
Wir merken auf, damit die sichre Kunde
Im Kleinsten auch die Nachwelt nicht verliert;
Auch sorgen wir, daß Einer fleißig schreibe
Und sein Gedächtniß rein und wahrhaft bleibe.

Zwar Vieles wollt' ich lieber selbst erzählen,
Als ich jetzt nur zu hören stille bin;
Der kleinste Umstand sollte mir nicht fehlen,
Noch hab' ich Alles lebhaft in dem Sinn;
Ich höre zu und kann es kaum verhehlen,
Daß ich nicht stets damit zufrieden bin.
Sprech' ich einmal von allen diesen Dingen,
Sie sollen prächtiger aus meinem Munde klingen.

Als dritter Mann erzählt' ich mehr und freier,
Wie ihn ein Geist der Mutter früh verhieß,
Und wie ein Stern bei seiner Taufe Feier
Sich glänzender am Abendhimmel wies,
Und wie mit weiten Fittigen ein Geier
Im Hofe sich bei Tauben niederließ,
Nicht grimmig stoßend und wie sonst zu schaden,
Er schien sie sanft zur Einigkeit zu laden.

Dann hat er uns bescheidentlich verschwiegen,
Wie er als Kind die Otter überwand,
Die er um seiner Schwester Arm sich schmiegen,
Um die entschlafne fest gewunden fand.
Die Amme floh und ließ den Säugling liegen;
Er drosselte den Wurm mit sichrer Hand:
Die Mutter kam und sah mit Freudebeben
Des Sohnes Thaten und der Tochter Leben.

Und so verschwieg er auch, daß eine Quelle
Vor seinem Schwert aus trocknem Felsen sprang,
Stark wie ein Bach sich mit bewegter Welle
Den Berg hinab bis in die Tiefe schlang;
Noch quillt sie fort so rasch, so silberhelle,
Als sie zuerst sich ihm entgegendrang,
Und die Gefährten, die das Wunder schauten,
Den heißen Durst zu stillen kaum getrauten.

Wenn einen Menschen die Natur erhoben,
Ist es kein Wunder, wenn ihm viel gelingt;
Man muß in ihm die Macht des Schöpfers loben,
Der schwachen Thon zu solcher Ehre bringt;
Doch wenn ein Mann von allen Lebensproben
Die sauerste besteht, sich selbst bezwingt,
Dann kann man ihn mit Freuden Andern zeigen
Und sagen: Das ist er, das ist sein eigen!

Denn alle Kraft dringt vorwärts in die Weite,
Zu leben und zu wirken hier und dort;
Dagegen engt und hemmt von jeder Seite
Der Strom der Welt und reißt uns mit sich fort.
In diesem innern Sturm und äußern Streite
Vernimmt der Geist ein schwer verstanden Wort:
Von der Gewalt, die alle Wesen bindet,
Befreit der Mensch sich, der sich überwindet.

Wie frühe war es, daß sein Herz ihn lehrte,
Was ich bei ihm kaum Tugend nennen darf,
Daß er des Vaters strenges Wort verehrte
Und willig war, wenn jener rauh und scharf
Der Jugend freie Zeit mit Dienst beschwerte,
Dem sich der Sohn mit Freuden unterwarf,
Wie elternlos und irrend wol ein Knabe
Aus Noth es thut um eine kleine Gabe!

Die Streiter mußt' er in das Feld begleiten
Zuerst zu Fuß bei Sturm und Sonnenschein,
Die Pferde warten und den Tisch bereiten
Und jedem alten Krieger dienstbar sein.
Gern und geschwind lief er zu allen Zeiten
Bei Tag und Nacht als Bote durch den Hain;
Und so gewohnt, für Andre nur zu leben,
Schien Mühe nur ihm Fröhlichkeit zu geben.

Wie er im Streit mit kühnem, muntrem Weſen
Die Pfeile las, die er am Boden fand,
Eilt' er hernach, die Kräuter ſelbſt zu leſen,
Mit denen er Verwundete verband;
Was er berührte, mußte gleich genesen,
Es freute ſich der Kranke ſeiner Hand.
Wer wollt' ihn nicht mit Fröhlichkeit betrachten!
Und nur der Vater ſchien nicht ſein zu achten.

Leicht wie ein ſegelnd Schiff, das keine Schwere
Der Ladung fühlt und eilt von Port zu Port,
Trug er die Laſt der elterlichen Lehre,
Gehorſam war ihr erſt- und letztes Wort;
Und wie den Knaben Luſt, den Jüngling Ehre,
So zog ihn nur der fremde Wille fort.
Der Vater ſann umſonſt auf neue Proben,
Und wenn er fordern wollte, mußt' er loben.

Zuletzt gab ſich auch dieſer überwunden,
Bekannte thätig ſeines Sohnes Werth;
Die Raubigkeit des Alten war verſchwunden,
Er ſchenkt' auf einmal ihm ein köſtlich Pferd;
Der Jüngling ward vom kleinen Dienſt entbunden,
Er führte ſtatt des kurzen Dolchs ein Schwert.
Und ſo trat er gerüſt in einen Orden,
Zu dem er durch Geburt berechtigt worden.

So könnt' ich Dir noch tagelang berichten,
Was jeden Hörer in Erſtaunen ſetzt;
Sein Leben wird den köſtlichſten Geſchichten
Gewiß dereinſt von Enkeln gleichgeſetzt;
Was dem Gemüth in Fabeln und Gedichten
Unglaublich ſcheint und es doch hoch ergetzt,
Vernimmt es hier und mag ſich gern bequemen,
Zwiefach erfreut, für wahr es anzunehmen.

Und fragſt Du mich, wie der Gemählte heiße,
Den ich aus Aug' der Vorwelt auserlas,
Den ich zwar oft, doch nie genugſam preiſe.
An dem ſo viel Unglaubliches geſchah?
Humanus heißt der Heilige, der Weiſe,
Der beſte Mann, den ich mit Augen ſah;

Und sein Geschlecht, wie es die Fürsten nennen,
Sollst Du zugleich mit seinen Ahnen kennen.

Der Alte sprach's und hätte mehr gesprochen;
Denn er war ganz der Wunderdinge voll,
Und wir erachten uns noch manche Wochen
An Allem, was er uns erzählen soll;
Doch eben ward sein Reden unterbrochen,
Als gegen seinen Gast das Herz am Stärksten quoll.
Die andern Brüder gingen bald und kamen,
Bis sie das Wort ihm aus dem Munde nahmen.

Und da nun Markus nach genossnem Mahle
Dem Herrn und seinen Wirthen sich geneigt,
Erbat er sich noch eine reine Schale
Voll Wasser, und auch die ward ihm gereicht.
Dann führten sie ihn zu dem großen Saale,
Worin sich ihm ein seltner Anblick zeigt.
Was er dort sah, soll nicht verborgen bleiben,
Ich will es Euch gewissenhaft beschreiben.

Kein Schmuck war hier, die Augen zu verblenden,
Ein kühnes Kreuzgewölbe stieg empor,
Und dreizehn Stühle sah er an den Wänden
Umher geordnet wie im frommen Chor,
Gar zierlich ausgeschnitzt von klugen Händen;
Es stand ein kleiner Pult an jedem vor.
Man fühlte hier der Andacht sich ergeben
Und Lebensruh und ein gesellig Leben.

Zu Häupten sah er dreizehn Schilde hangen,
Denn jedem Stuhl war eines zugezählt.
Sie schienen hier nicht ahnenstolz zu prangen,
Ein jedes schien bedeutend und gewählt,
Und Bruder Markus brannte vor Verlangen,
Zu wissen, was so manches Bild verhehlt;
Im mittelsten erblickt er jenes Zeichen
Zum zweiten Mal, ein Kreuz mit Rosenzweigen.

Die Seele kann sich hier gar Vieles bilden;
Ein Gegenstand zieht von dem andern fort,
Und Helme hängen über manchen Schilden,
Auch Schwert und Lanze sieht man hier und dort;

Die Waffen, wie man sie von Schlachtgefilden
Auflesen kann, verzieren diesen Ort;
Hier Fahnen und Gewehre fremder Lande
Und, sch' ich recht, auch Ketten dort und Bande!

Ein Jeder sinkt vor seinem Stuhle nieder,
Schlägt auf die Brust, in still Gebet gekehrt;
Von ihren Lippen tönen kurze Lieder,
In denen sich andächt'ge Freude nährt;
Dann segnen sich die treu verbundnen Brüder
Zum kurzen Schlaf, den Phantasie nicht stört;
Nur Markus bleibt, indem die andern gehen,
Mit einigen im Saale schauend stehen.

So müd' er ist, wünscht er noch fortzuwachen;
Denn kräftig reizt ihn manch und manches Bild:
Hier sieht er einen feuerfarbnen Drachen,
Der seinen Dunst in wilden Flammen stillt,
Hier einen Arm in eines Bären Rachen,
Von dem das Blut in heißen Strömen quillt;
Die beiden Schilder hangen gleicher Weite
Beim Rosenkreuz zur rechten und linken Seite.

Du kommst hierher auf wunderbaren Pfaden,
Spricht ihn der Alte wieder freundlich an,
Laß diese Bilder Dich zu Kleinen laden,
Bis Du erfahrst, was mancher Held gethan.
Was hier verborgen, ist nicht zu errathen,
Mein zeige denn es Dir vertraulich an;
Du ahnest wol, wie Manches hier gelitten,
Gelebt, verloren ward, und was erstritten.

Doch glaube nicht, daß nur von alten Zeiten
Der Greis erzählt, hier gilt noch Manches vor;
Das, was Du siehst, will mehr und mehr bedeuten;
Ein Jeder deckt es bald und bald ein Flor.
Gelebt es Dir, so magst Du Dich bereiten:
Du kannst, o Freund, nur erst durchs erste Thor;
Im Vorhof hier Du freundlich aufgenommen
Und scheinst mir werth, ins Innerste zu kommen.

Nach kurzem Schlaf in einer stillen Zelle
Weckt unsern Freund ein dumpfer Glockenton.

Er rafft ſich auf mit unverdroſſner Schnelle,
Dem Ruf der Andacht folgt der Himmelsſtern.
Geſchwind bekleidet eilt er nach der Schwelle,
Es eilt ſein Herz voraus zur Kirche ſchon,
Gehorſam, ruhig, durch Gebet beflügelt:
Er klinkt am Schloß und findet es verriegelt.

Und wie er horcht, ſo wird in gleichen Zeiten
Dreimal ein Schlag auf hohles Erz erneut.
Nicht Schlag der Uhr und auch nicht Glockenläuten,
Ein Flötenton miſcht ſich von Zeit zu Zeit;
Der Schall, der ſeltſam iſt und ſchwer zu deuten,
Bewegt ſich ſo, daß er das Herz erfreut,
Einladend ernſt, als wenn ſich mit Geſängen
Zufriedne Paare durch einander ſchlängen.

Er eilt ans Fenſter, dort vielleicht zu ſchauen,
Was ihn verwirrt und wunderbar erfreut;
Er ſieht den Tag im fernen Oſten grauen,
Den Horizont mit leichtem Duft geſtreift,
Und — ſoll er wirklich ſeinen Augen trauen? —
Ein ſeltſam Licht, das durch den Garten ſchweift;
Drei Jünglinge mit Fackeln in den Händen
Sieht er ſich eilend durch die Gänge wenden.

Er ſieht genau die weißen Kleider glänzen,
Die ihnen knapp und wohl am Leibe ſtehn,
Ihr lockig Haupt kann er mit Blumenkränzen,
Mit Roſen ihren Gurt umwunden ſehn;
Es ſcheint, als kämen ſie von nächt'gen Tänzen,
Von froher Müde recht erquickt und ſchön.
Sie eilen nun und löſchen, wie die Sterne,
Die Fackeln aus und ſchwinden in die Ferne.

Ueber das Fragment: Die Geheimniſſe. 1816.

Eine Geſellſchaft ſtudirender Jünglinge in einer der erſten Städte Nord-Deutſchlands haben ihren freundſchaftlichen Zuſammenkünften eine gewiſſe Form gegeben, ſo daß ſie erſt ein dicht-riſches Werk vorleſen, ſodann über daſſelbe ihre Meinungen wechſelſeitig eröffnend, geſellige Stunden nützlich hinbringen. Derſelbe Verein hat auch

meinem Gedichte, „Die Geheimnisse“ überschrieben, seine Aufmerksamkeit gewidmet, sich darüber besprochen und, als die Meinungen nicht zu vereinigen gewesen, den Entschluß gefaßt, bei mir anzufragen, inwiefern es thulich sei, diese Räthsel aufzuklären; wobei sie mir zugleich eine gar wohl haltbare Meinung mitgetheilt, worin die meisten mit einander übereingekommen. Da ich nun in dem Antrage und der Art desselben so viel guten Willen, Sinn und Anstand finde, so will ich hierauf um so lieber eine Erklärung geben, als jenes räthselhafte Produkt die Auslegungsgabe schon manches Lesers beschäftigt hat, und ich in meinen schriftstellerischen Bekenntnissen wol sobald an die Epoche nicht gelangen möchte, wo diese Arbeit veranlaßt und sogleich auf einmal in so kurzer Zeit auf den Punkt gebracht worden, wie man sie kennt, alsdann aber unterbrochen und nie wieder vorgenommen wurde; es war in der Mitte der achtziger Jahre.

Ich darf voraussetzen, daß jenes Gedicht selbst dem Leser bekannt sei; doch will ich davon Folgendes erwähnen: Man erinnert sich, daß ein junger Ordensgeistlicher in einer gebirgigen Gegend verirrt, zuletzt im freundlichen Thal ein herrliches Gebäude antrifft, das auf Wohnung von frommen, geheimnißvollen Männern deutet. Er findet daselbst zwölf Ritter, welche nach überstandenem sturmvollen Leben, wo Mühe, Leiden und Gefahr sich andrängten, endlich hier zu wohnen und Gott im Stillen zu dienen, Verpflichtung übernommen. Ein dreizehnter, den sie für ihren Obern erkennen, ist eben im Begriff, von ihnen zu scheiden; auf welche Art, bleibt verborgen; doch heute er in den letzten Tagen seinen Lebenslauf zu erzählen angefangen, wovon dem neu angekommenen geistlichen Bruder eine kurze Andeutung bei guter Aufnahme zu Theil wird. Eine geheimnißvolle Nachterscheinung festlicher Jünglinge, deren Fackeln bei eiligem Lauf den Garten erhellen, macht den Beschluß.

Um nun die weitere Absicht, so den Plan im Allgemeinen und somit auch den Zweck des Gedichtes zu bekennen, eröffne ich, daß der Leser durch eine Art von idealem Montserrat geführt werden und, nachdem er durch die verschiedenen Regionen der Berge, Felsen und Klippen-Höhen seinen Weg genommen, gelegentlich wieder auf weite und glückliche Ebenen gelangen sollte. Einen jeden der Rittermönche würde man in seiner Wohnung besucht und durch Ansicht ausländischer und nationaler Verschiedenheiten erfahren haben, daß die trefflichsten Männer von allen Enden der Erde sich hier versammeln mögen, wo jeder von ihnen Gott auf seine eigenste Weise im Stillen verehre

Der mit Bruder Markus herumwandelnde Leser oder Zuhörer wäre gewahr geworden, daß die verschiedensten Denk- und Empfindungsweisen, welche in dem Menschen durch Atmosphäre, Landstrich, Volkerschaft, Bedürfniß, Gewohnheit entwickelt oder ihm eingedrückt werden, sich hier am Orte in ausgezeichneten Individuen darzustellen und die Begier nach höchster Ausbildung, obgleich einzeln unvollkommen, durch Zusammenleben würdig auszusprechen berufen seien.

Damit dieses aber möglich werde, haben sie sich um einen Mann versammelt, der den Namen Humanus führt; wozu sie sich nicht entschlossen hätten, ohne Einmuthlich eine Aehnlichkeit, eine Annäherung zu ihm zu fühlen. Dieser Verminter nun will unvermuthet von ihnen scheiden, und sie vernehmen, so bekannt als erbaut, die Geschichte seiner vergangnen Zustände. Diese erzählt jedoch nicht er allein, sondern jeder von den Zwölfen, mit denen er sämmtlich im Laufe der Zeiten in Berührung gekommen, kann von einem Theil dieses großen Lebenswandels Nachricht und Auskunft geben.

Hier würde sich dann gefunden haben, daß jede besondere Religion einen Moment ihrer höchsten Blüthe und Frucht erreiche, worin sie jenem obern Führer und Verminter sich angenaht, ja sich mit ihm vollkommen vereinigt. Diese Epochen sollten in jenen zwölf Repräsentanten verkörpert und fixirt erscheinen, so daß man jede Anerkennung Gottes und der Tugend, sie zeige sich auch in noch so wunderbarer Gestalt, doch immer aller Ehren, aller Liebe würdig müßte gefunden haben. Und nun konnte nach langem Zusammenleben Humanus gar wohl von ihnen scheiden, weil sein Geist sich in ihnen Allen verkörpert, Allen angehörig, keines eigenen irdischen Gewandes mehr bedarf.

Wenn nun nach diesem Entwurf der Hörer, der Theilnehmer, durch alle Länder und Zeiten im Geiste geführt, überall das Erfreulichste, was die Liebe Gottes und der Menschen unter so mancherlei Gestalten hervorbringt, erfahren; so sollte daraus die angenehmste Empfindung entspringen, indem weder Abweichung, Mißbrauch, noch Entstellung, wodurch jede Religion in gewissen Epochen verhaßt wird, zur Erscheinung gekommen wären.

Ereignet sich nun diese ganze Handlung in der Charwoche, ist das Hauptkennzeichen dieser Gesellschaft ein Kreuz mit Rosen umwunden, so läßt sich leicht voraussehen, daß die durch den Ostertag besiegelte ewige Dauer erhöhter menschlicher Zustände auch hier bei dem Scheiden des Humanus sich tröstlich würde offenbaret haben.

Damit aber ein so schöner Bund nicht ohne Haupt und Mittelsperson bleibe, wird durch wunderbare Schickung und Offenbarung der arme Pilgrim Bruder Markus in die hohe Stelle eingesetzt, der ohne ausgebreitete Umsicht, ohne Streben nach Unerreichbarem, durch Demuth, Ergebenheit, treue Thätigkeit im frommen Kreise gar wohl verdient, einer wohlwollenden Gesellschaft, so lange sie auf der Erde verweilt, vorzustehen.

Wäre [illegible] vor dreißig Jahren, wo es ersonnen und angefangen [illegible], vollendet erschienen, so wäre es der Zeit einigermaßen vorgeeilt. Auch gegenwärtig, obgleich seit jener Epoche die Ideen sich erweitert, die Gefühle gereinigt, die Ansichten aufgeklärt haben, würde man das nun allgemein Anerkannte im poetischen Kleide vielleicht gerne sehen und sich daran in den Gesinnungen befestigen, in welchen ganz allein der Mensch auf seinem eigenen Montserrat Glück und Ruhe finden kann.

Epilog zu Schiller's Glocke.*)

Freude dieser Stadt bedeute,
Friede sei ihr erst Geläute!

Und so geschah's! Dem friedenreichen Klange
Bewegte sich das Land und segenbar
Ein wirkes Glück erblühte; im Hochgesange
Begrüßten wir das junge Fürstenpaar;
Im Vollgewühl, in lebensregem Drange
Vermischte sich die thät'ge Völkerschaar,
Und festlich ward an die geschmückten Stufen
Die Huldigung der Künste vorgerufen.**)

Da hör' ich schreckhaft mitternächt'ges Läuten,
Das dumpf und schwer die Trauertöne schwellt.
Ist's möglich? Soll es unsern Freund bedeuten,
An den sich jeder Wunsch geklammert hält?

*) Schiller's Lied von der Glocke ward zum Andenken des Dichters am 10. August 1805 in Rudolstadt mit diesem Epilog dramatisch aufgeführt, der sich seinem Inhalte nach an den Schlußchor „Vivos voco, mortuos plango, fulgura frango" anschließt. Die jetzt vorliegende Gestalt des Ganzen ist das Resultat mehrfacher Umarbeitungen. Eine Wiederholung und Erweiterung der Feier geschah am 10. Mai 1815.

**) Festspiel von Schiller, aufgeführt am 12. November 1804.

Den Lebenswürd'gen soll der Tod erbeuten?
Ach! wie verwirrt solch ein Verlust die Welt!
Ach! was zerstört an solcher Riß den Seinen!
Nun weint die Welt, und sollten wir nicht weinen?

Denn er war unser! Wie bequem gesellig
Den hohen Mann der gute Tag gereizt,
Wie bald sein Ernst anschließend, wohlgefällig
Zur Wechselrede heiter sich geneigt,
Bald raschgewandt, geistreich und sicherstellig
Der Lebenspläne tiefen Sinn ereignt
Und fruchtbar sich in Rath und That ergossen:
Das haben wir erfahren und genossen.

Denn er war unser! Mag das stolze Wort
Den lauten Schmerz gewaltig übertönen!
Er mochte sich bei uns im sichern Port
Nach wildem Sturm zum Dauernden gewöhnen.
Indessen schritt sein Geist gewaltig fort
Ins Ewige des Wahren, Guten, Schönen,
Und hinter ihm in wesenlosem Scheine
Lag, was uns Alle bändigt, das Gemeine.

Nun schmückt er sich die schöne Gartenzinne,
Von wannen er der Sterne Wort vernahm,
Das dem gleich ew'gen, gleich lebend'gen Sinne
Geheimnißvoll und klar entgegenkam.
Dort, sich und uns zu köstlichem Gewinne,
Verwechselt' er die Zeiten wundersam,
Begegnet so, im Würdigsten beschäftigt,
Der Dämmerung der Nacht, die uns entkräftigt.

Ihm schwollen der Geschichte Fluth auf Fluthen,
Verspülend, was getadelt, was gelobt,
Der Erdbeherrscher wilde Heeresgluthen,
Die in der Welt sich grimmig ausgetobt,
Im niedrig Schrecklichsten, im höchsten Guten
Nach ihrem Wesen deutlich durchgeprobt. —
Nun sank der Mond, und zu erneuter Wonne
Vom klaren Berg herüber stieg die Sonne.

Nun glühte seine Wange roth und röther
Von jener Jugend, die uns nie entfliegt,

Von jenem Muth, der früher oder später
Den Widerstand der stumpfen Welt besiegt,
Von jenem Glauben, der sich stets erhöhter
Bald kühn hervordrängt, bald geduldig schmiegt,
Damit das Gute wirke, wachse, fromme,
Damit der Tag dem Edlen endlich komme.

Doch hat er, so geübt, so vollgehaltig,
Dies bretterne Gerüste nicht verschmäht;
Hier schildert' er das Schicksal, das gewaltig
Von Tag zu Nacht die Erdenachse dreht,
Und manches tiefe Werk hat, reichgestaltig,
Den Werth der Kunst, des Künstlers Werth erhöht.
Er wendete die Blüthe höchsten Strebens,
Das Leben selbst, an dieses Bild des Lebens.

Ihr kanntet ihn, wie er mit Riesenschritte
Den Kreis des Wollens, des Vollbringens maß,
Durch Zeit und Land der Völker Sinn und Sitte,
Das dunkle Buch mit heiterm Blicke las;
Doch wie er athemlos in unsrer Mitte
In Leiden bangte, kümmerlich genas,
Das haben wir in traurig schönen Jahren,
Denn er war unser, leidend miterfahren.

Ihn, wenn er vom zerrüttenden Gewühle
Des bittern Schmerzes wieder aufgeblickt,
Ihn haben wir dem lästigen Gefühle
Der Gegenwart, der stockenden, entrückt,
Mit guter Kunst und ausgefochtem Spiele
Den neubelebten edlen Sinn erquickt
Und noch am Abend vor den letzten Sonnen
Ein holdes Lächeln glücklich abgewonnen.

Er hatte früh das strenge Wort gelesen,
Dem Leiden war er, war dem Tod vertraut.
So schied er nun, wie er so oft genesen:
Nun schreckt uns das, wofür uns längst gegraut.
Doch schon erblicket sein verklärtes Wesen
Sich hier verklärt, wenn es hernieder schaut.
Was Mitwelt sonst an ihm bekrittelt, getadelt,
Es hat's der Tod, es hat's die Zeit getadelt.

Auch manche Geister, die mit ihm gerungen,
Sein groß Verdienst unwillig anerkannt,
Sie fühlen sich von seiner Kraft durchdrungen,
In seinem Kreise willig festgebannt:
Zum Höchsten hat er sich emporgeschwungen,
Mit Allem, was wir schätzen, eng verwandt.
So feiert Ihn! Denn was dem Mann das Leben
Nur halb ertheilt, soll ganz die Nachwelt geben.

So bleibt er uns, der vor so manchen Jahren —
Schon wehne sind's! — von uns sich weggekehrt!
Wir haben Alle segenreich erfahren,
Die Welt verdankt ihm, was er sie gelehrt;
Schon längst verbreitet sich's in ganze Schaaren,
Das Eigenste, was ihm allein gehört.
Er glänzt uns vor, wie ein Komet entschwindend,
Unendlich Licht mit seinem Licht verbindend.

Mahomet's Gesang.*)

Seht den Felsenquell,
Freudehell
Wie ein Sternenblick;
Ueber Wolken
Nährten seine Jugend
Gute Geister
Zwischen Klippen im Gebüsch.

Jünglingfrisch
Tanzt er aus der Wolke
Auf die Marmorfelsen nieder,
Rauchet wieder
Nach dem Himmel.

*) Eigentlich „Gesang an Mahomet." Der erste Druck des Gedichtes im Göttinger Musenalmanach für 1774 behält noch die Form des Dialogs bei, der von Ali und seiner Tochter Fatema, der Gattin Mahomet's, zum Preise des letzteren gesprochen wird. Dabei hat das Ganze aber auch einen von dem ursprünglich dramatischen Zwecke unabhängigen Sinn. Der Strom, den der Dichter von Beginn seines Laufes an bis zur Vereinigung mit dem Ocean verfolgt, dient als Bild für einen Menschen, der den Keim der Größe in sich trägt und diese auch zur vollständigen Entwickelung bringt.

Durch die Gipfelzänge
Jagt er bunten Kieſeln nach,
Und mit frühem Führertritt
Reißt er ſeine Bruderquellen
Mit ſich fort.

Drunten werden in dem Thal
Unter ſeinem Fußtritt Blumen,
Und die Wieſe
Lebt von ſeinem Hauch.

Doch ihn hält kein Schattenthal,
Keine Blumen,
Die ihm ſeine Knie umſchlingen,
Ihm mit Liebes-Augen ſchmeicheln;
Nach der Ebne dringt ſein Lauf
Schlangenwandelnd.

Bäche ſchmiegen
Sich geſellig an. Nun tritt er
In die Ebne ſilbervrangend,
Und die Ebne prangt mit ihm,
Und die Flüſſe von der Ebne
Und die Bäche von den Bergen
Jauchzen ihm und rufen: Bruder!
Bruder, nimm die Brüder mit,
Mit zu Deinem alten Vater,
Zu dem ew'gen Ocean,
Der mit ausgeſpannten Armen
Unſer wartet,
Die ſich, ach! vergebens öffnen,
Seine Sehnenden zu faſſen;
Denn uns frißt in öder Wüſte
Gier'ger Sand; die Sonne droben
Saugt an unſerm Blut; ein Hügel
Hemmet uns zum Teiche! Bruder,
Nimm die Brüder von der Ebne,
Nimm die Brüder von den Bergen
Mit, zu Deinem Vater mit!

Kommt Ihr Alle! —
Und nun ſchwillt er

Herrlicher; ein ganz Geſchlechte
Trägt den Fürſten hoch empor,
Und im rollenden Triumphe
Giebt er Ländern Namen, Städte
Werden unter ſeinem Fuß.

Unaufhaltſam rauſcht er weiter,
Läßt der Thürme Flammengiebel,
Marmorhäuſer, eine Schöpfung
Seiner Fülle, hinter ſich.

Cedernhäuſer trägt der Atlas
Auf den Rieſenſchultern; ſauſend
Weben über ſeinem Haupte
Tauſend Flaggen durch die Lüfte,
Zeugen ſeiner Herrlichkeit.

Und ſo trägt er ſeine Brüder,
Seine Schätze, ſeine Kinder
Dem erwartenden Erzeuger
Freudebrauſend an das Herz.

Geſang der Geiſter über den Waſſern.*)

Des Menſchen Seele
Gleicht dem Waſſer:
Vom Himmel kommt es,
Zum Himmel ſteigt es,
Und wieder nieder
Zur Erde muß es,
Ewig wechſelnd.

Strömt von der hohen,
Steilen Felswand
Der reine Strahl,
Dann ſtäubt er lieblich

*) Am 14. Oktober 1779 zu Thun in der Schweiz gedichtet. Der bekannte Staubbach im Thale von Lauterbrunnen iſt es, der Goethe die erſte Anregung zu dieſer Dichtung gegeben hat. — Vgl. Briefe an Frau von Stein. I, 254.

In Wollenwellen
Zum glatten Fels,
Und leicht empfangen
Wallt er verſchleiernd,
Leisrauſchend
Zur Tiefe nieder.

Ragen Klippen
Dem Sturz entgegen,
Schäumt er unmuthig
Stufenweiſe
Zum Abgrund.

Im flachen Bette
Schleicht er das Wieſenthal hin,
Und in dem glatten See
Weiden ihr Antlitz
Alle Geſtirne.

Wind iſt der Welle
Lieblicher Bubler;
Wind miſcht vom Grund aus
Schäumende Wogen.

Seele des Menſchen,
Wie gleichſt Du dem Waſſer!
Schickſal des Menſchen,
Wie gleichſt Du dem Wind!

Meine Göttin.*)

Welcher Unſterblichen
Soll der höchſte Preis ſein?
Mit Niemand ſtreit' ich;
Aber ich geb' ihn
Der ewig beweglichen,
Immer neuen

* Am 15. September 1780 zu Kaltennordheim in Thüringen gedichtet; vgl. Briefe an Frau von Stein, I, 380; ſpäter im Tiefurter Journal 1781, Nr. 3 als „Ode" mitgetheilt, dann mit der jetzigen Ueberſchrift in die Gedichte aufgenommen.

Seltsamen Tochter Jovis,
Seinem Schooßkinde,
Der Phantasie.

Denn ihr hat er
Alle Launen,
Die er sonst nur allein
Sich vorbehält,
Zugestanden
Und hat seine Freude
An der Thörin.

Sie mag rosenbekränzt
Mit dem Lilienstengel
Blumenthäler betreten,
Sommervögeln gebieten
Und leichtnährenden Thau
Mit Bienenlippen
Von Blüthen saugen;

Oder sie mag
Mit fliegendem Haar
Und düsterm Blicke
Im Winde sausen
Um Felsenwände,
Und tausendfarbig
Wie Morgen und Abend,
Immer wechselnd
Wie Mondesblicke,
Den Sterblichen scheinen.

Lass't uns Alle
Den Vater preisen,
Den alten, hohen,
Der solch eine schöne,
Unverwelkliche Gattin
Dem sterblichen Menschen
Gesellen mögen!

Denn uns allein
Hat er sie verbunden
Mit Himmelsband
Und ihr geboten,

In Freud' und Elend
Als treue Gattin
Nicht zu entweichen.

Alle die andern
Armen Geschlechter
Der kinderreichen,
Lebendigen Erde
Wandeln und weiden
In dunklem Genuß
Und trüben Schmerzen
Des augenblicklichen
Beschränkten Lebens,
Gebeugt vom Joche
Der Nothdurft

Uns aber hat er
Seine gewandteste,
Verzärtelte Tochter,
Freut Euch! genannt.
Begegnet ihr lieblich
Wie einer Geliebten!
Laß't ihr die Würde
Der Frauen im Haus!

Und daß die alte
Schwiegermutter Weisheit
Das zarte Seelchen
Ja nicht beleid'ge!

Doch kenn' ich ihre Schwester,
Die ältere, gesetztere,
Meine stille Freundin:
O, daß die erst
Mit dem Lichte des Lebens
Sich von mir wende,
Die edle Treiberin,
Trösterin, Hoffnung!

Harzreiſe im Winter.*)

Dem Geier gleich,
Der auf ſchweren Morgenwolken
Mit ſanftem Fittig ruhend
Nach Beute ſchaut,
Schwebe mein Lied!

Denn ein Gott hat
Jedem ſeine Bahn
Vorgezeichnet.
Die der Glückliche
Raſch zum freudigen
Ziele rennt;
Wem aber Unglück
Das Herz zuſammenzog,
Er ſträubt vergebens
Sich gegen die Schranken
Des ehernen Fadens,
Den die doch bittre Schere
Nur einmal löſt.

*) Gegen Ende November 1777 unternahm der Herzog Karl Auguſt, veranlaßt durch häufige Klagen der ländlichen Bevölkerung, im Eiſenachſchen eine Jagd auf wilde Schweine. Goethe verabredete, ſich erſt nach einem längeren Umwege der Jagdgeſellſchaft anzuſchließen, und benutzte die gewonnene Zeit, um zwei ſehr verſchiedene Zwecke zu erreichen. Er hatte erſtens im Laufe des Jahres zwei Briefe von einem jungen Theologen in Wernigerode, Pleſſing, erhalten. „Das erſte Schreiben", berichtet Goethe ſelbſt, „eigentlich ein Heft, war das Wunderbarſte, was mir in ſelbſtquäleriſcher Art jemals vorgekommen. Man erkannte darin einen jungen, durch Schulen und Univerſitäten gebildeten Mann, dem nun aber ſein ſämmtliches Gelernte zu eigener innerer, ſittlicher Beruhigung nicht gedeihen wollte." Der Zweck des Schreibens beſtand darin, daß er Goethe's ſeelſorgeriſchen Rath in Anſpruch nahm, ein Verlangen, das er in ſeinem zweiten Briefe lebhafter und heftiger wiederholte. — Der zweite Punkt führt auf ein ganz verſchiedenes Gebiet. Der Herzog und mit ihm Goethe waren ſchon damals auf den Gedanken gekommen, das in Verfall gerathene Bergwerk in Ilmenau wieder in Gang zu bringen, wie ſie es denn auch ſpäter wirklich thaten. (Vgl. Goethe's Rede bei Eröffnung des neuen Bergbaus zu Ilmenau, den 24. Februar 1784.) Für Goethe war es demnach wünſchenswerth, eine eigene Anſchauung des Bergweſens zu gewinnen. Dieſen beiden Zwecken widmet er ſich nun auf der Reiſe, die er vom 29. November bis zum 15. December allein machte; erſt an dieſem Tage traf er in Eiſenach mit dem Herzog zuſammen. Wir finden ihn demnach inkognito, wie es ſein Plan mit ſich brachte, am 5. December in Wernigerode bei Pleſſing, einige Tage ſpäter in den Meſſing- und Hüttenwerken an der Ocker, ſpäter in Klausthal und Mittags den 10. Dec. oben auf dem Brocken. (Vgl. namentlich Briefe an Frau von Stein I, 125 ff.)

In Dickicht-Schauer
Drängt sich das rauhe Wild,
Und mit den Sperlingen
Haben längst die Reichen
In ihre Sümpfe sich gesenkt.

Leicht ist's folgen dem Wagen,
Den Fortuna führt,
Wie der gemächliche Troß
Auf gebesserten Wegen
Hinter des Fürsten Einzug.

Aber abseits, wer ist's?
Ins Gebüsch verliert sich sein Pfad,
Hinter ihm schlagen
Die Sträuche zusammen,
Das Gras steht wieder auf,
Die Oede verschlingt ihn.

Ach, wer heilet die Schmerzen
Dess', dem Balsam zu Gift ward,
Der sich Menschenhaß
Aus der Fülle der Liebe trank?
Erst verachtet, nun ein Verächter,
Zehrt er heimlich auf
Seinen eignen Werth
In ung'nügender Selbstsucht.

Ist auf Deinem Psalter,
Vater der Liebe, ein Ton
Seinem Ohre vernehmlich,
So erquicke sein Herz!
Oeffne den umwölkten Blick
Ueber die tausend Quellen
Neben dem Durstenden
In der Wüste!

Der Du der Freuden viel schaffst,
Jedem ein überfließend Maß,
Segne die Brüder der Jagd
Auf der Fährte des Wilds
Mit jugendlichem Uebermuth
Fröhlicher Mordsucht,

Späte Rächer des Unbilds,
Dem ſchon Jahre vergeblich
Wehrt mit Knitteln der Bauer.

Aber den Einſamen hüll'
In Deine Goldwolken!
Umgieb mit Wintergrün,
Bis die Roſe wieder heranreift,
Die feuchten Haare,
O Liebe, Deines Dichters!

Mit der dämmernden Fackel
Leuchteſt Du ihm
Durch die Furten bei Nacht,
Ueber grundloſe Wege
Auf öden Gefilden;
Mit dem tauſendfarbigen Morgen
Lachſt Du ins Herz ihm;
Mit dem beiſenden Sturm
Trägſt Du ihn hoch empor;
Winterſtröme ſtürzen vom Felſen
In ſeine Pſalmen,
Und Altar des lieblichſten Danks
Wird ihm des gefürchteten Gipfels
Schneebehangner Scheitel,
Den mit Geiſterreiben
Kränzten ahnende Völker.

Du ſtehſt mit unerforſchtem Buſen
Geheimnißvoll offenbar
Ueber der erſtaunten Welt
Und ſchauſt aus Wolken
Auf ihre Reich- und Herrlichkeit,
Die Du aus den Adern Deiner Brüder
Reichen Dir wäſſerſt.

„Ueber Goethe's Harzreiſe im Winter. Einladungsſchrift von Dr. Kannegieſser, Rektor des Gymnaſiums zu Prenzlau. December 1829.“ Dieſes kleine Heft, vom Verfaſſer freundlich zugeſandt, gab mir die angenehme Veranlaſſung, die ſonderbaren Bilder früherer Jahre aus den lethäiſchen Fluthen wieder hervorzurufen;

wobei ich zu bewundern hatte, daß mein sinniger Ausleger, dem die wunderlichen Besonderheiten jenes Winterzuges keineswegs bekannt sein konnten, dennoch, durch wenige Andeutungen geleitet, die Eigenheiten des Verhältnisses, die Wesenheit des Zustandes und den Sinn des obwaltenden Gefühls durchdringlich erkannt und ausgesprochen.

Nachdem ich mir nun jene für mich sehr bedeutenden Tage wieder zurückgerufen, so kann ich nicht unterlassen, Einiges zu erwiedern und, wie es bei mir aufgeregt worden, niederzuschreiben.

Schon früher hatte ich die Ehre erlebt, daß geistreich nachspürende Männer meine Gedichte zu entwickeln sich bestrebten; ich nenne Moritz und Delbrück, welche Beide in das Angedeutete, Verschwiegene, Geheimnißvolle dergestalt eindrangen, daß sie mich selbst in Verwunderung setzten; wie ich denn von Letztgenanntem nur anführen will, daß er in den Gedichten an Lida größere Zartheit als in allen übrigen aufgespürt.

Gleiches Wohlwollen erzeigt mir nun Herr Dr. Kannegießer, wofür ich ihm einen öffentlich ausgesprochenen Dank vertraulich erwiedere und nach seinem Wunsch über das genannte Gedicht auch meinerseits einige Aufklärung versuche.

Was von meinen Arbeiten durchaus und so auch von den kleineren Gedichten gilt, ist, daß sie alle, durch mehr oder minder bedeutende Gelegenheit aufgeregt, im unmittelbaren Anschauen irgend eines Gegenstandes verfaßt worden, deshalb sie sich nicht gleichen, darin jedoch übereinkommen, daß bei besondern äußern, oft gewöhnlichen Umständen ein Allgemeines, Inneres, Höheres dem Dichter vorschwebte.

Weil nun aber Demjenigen, der eine Erklärung meiner Gedichte unternimmt, jene eigentlichen, im Gedicht nur angedeuteten Anlässe nicht bekannt sein können, so wird er den innern, höhern, faßlichern Sinn vorwalten lassen; ich habe auch hiezu, um die Poesie nicht zur Prose herabzuziehen, wenn mir dergleichen zur Kenntniß gekommen, gewöhnlich geschwiegen.

Das Gedicht aber, welches der gegenwärtige Erklärer gewählt, die Harzreise, ist sehr schwer zu entwickeln, weil es sich auf die allerbesondersten Umstände bezieht; und doch hat er sehr viel geleistet, indem er das Angedeutete genugsam herausahnete, wodurch ich mich stellenweise in Verwunderung gesetzt und bewogen fühle, Folgendes zu näherer Aufklärung zu eröffnen.

In meinen biographischen Versuchen würde jene Epoche eine

bedeutende Stelle einnehmen. Die Reise ward Ende November's 1777 gewagt. Ganz allein, zu Pferde, im drohenden Schnee, unternahm der Dichter ein Abenteuer, das man bizarr nennen konnte, von welchem jedoch die Motive im Gedicht selbst leise angedeutet sind.

Dem Geier gleich,
Der, auf schweren Morgenwolken
Mit sanftem Fittig ruhend,
Nach Beute schaut,
Schwebe mein Lied!

Der Reisende verläßt am frühsten Wintermorgen seinen im Augenblick behaglich-gastfreundlichen thüringischen Wohnsitz, wo ihn später eine zweite Vaterstadt beglückte, er reitet nordwärts bergauf; ein schwerer, schneedrohender Himmel wälzt sich ihm entgegen.

Denn ein Gott hat
Jedem seine Bahn
Vorgezeichnet,
Die der Glückliche
Rasch zum freudig.
Ziele rennt.

Begonnene Ausführung eines bedenklichen und beschwerlichen Unternehmens stählt den Muth und erheitert den Geist. Der Dichter gedenkt seines bisherigen Lebensganges, den er glücklich nennen, dem er den schönsten Erfolg versprechen darf.

Wem aber Unglück
Das Herz zusammenzog,
Er sträubt vergebens
Sich gegen die Schranken
Des ehernen Fadens,
Den die doch bittre Schere
Nur einmal löst.

Aber sogleich gedenkt er eines Unglücklichen, Mißmuthigen, um dessentwillen er eigentlich die Fahrt unternommen.

Als der Dichter den Werther geschrieben, um sich wenigstens persönlich von der damals herrschenden Empfindsamkeits-Krankheit zu befreien, mußte er die große Unbequemlichkeit erleben, daß man ihn gerade diesen Gesinnungen günstig hielt. Er mußte manchen schriftlichen Andrang erdulden, worunter ihm besonders ein junger Mann auffiel, welcher schreibselig-beredt und dabei so ernstlich durchdrungen von Mißbehagen und selbstischer Qual sich zeigte, daß es unmöglich war, nur irgend eine Persönlichkeit zu denken, wozu diese Seel-Enthüllungen passen möchten. Alle seine wiederholten zudringlichen Aeußerungen waren anziehend und abstoßend

zugleich, daß endlich, bei einer immer aufgeforderten und wieder gedämpften Theilnahme, die Neugier rege ward, welchen Körper sich ein so wunderlicher Geist gebildet habe? Ich wollte den Jüngling sehen, aber unerkannt, und deshalb hatte ich mich eigentlich auf den Weg begeben.

In Dichtets-Schauer
Drängt sich das rauhe Wild.

Der Reisende gelangt auf die nächsten Bergeshöhen; immer winterhafter zeigt sich die Landschaft, einsam und öde starrt Alles umher, nur flüchtiges Wild deutet auf kümmerlichen Zustand. Nun blickt er über gefrorne Teiche, Seen, auch eine Stadt kommt ihm zu Gesicht.

Und mit den Sperlingen
Haben längst die Reichen
In ihre Sümpfe sich gelenkt.

Wer seine Bequemlichkeiten aufopfert, verachtet gern Diejenigen, die sich darin behagen. Jäger, Soldaten, mühsam Reisende bedürfen gutes Muthes, der sich leicht zu Uebermuth steigert. Unser Reisender hat alle Bequemlichkeiten zurückgelassen und verachtet die Städter, deren Zustand er gleichnißweise schmählich herabsetzt.

Wahrscheinlich ist ein wunderlamer Druckfehler daher entstanden, daß Setzer oder Korrektor die Reichen, die ihm keinen Sinn zu geben schienen, in Reiher verwandelte, welche doch auf einiges Verhältniß zu den Rohrsperlingen hindeuten möchten. In der vorletzten Ausgabe stehen jene, diese in der letzten.

Leicht ist's folgen dem Wagen,
Den Fortuna führt,
Wie der gemächliche Troß
Auf gebesserten Wegen
Hin[illegible] des Fürsten Einzug.

Der Dichter kehrt wieder zu seiner eigenen günstigen Lebensepoche zurück, ohne sich irgend ein Verdienst anzumaßen, ja er spricht von den augenblicklichen Glücksvortheilen beinahe mit Geringschätzung.

Aber abseits, wer ist's?
Ins Gebüsch verliert sich sein Pfad,
Hinter ihm schlagen
Die Sträuche zusammen,
Das Gras steht wieder auf,
Die Oede verschlingt ihn.

Das Bild des einsamen, menschen- und lebensfeindlichen Jünglings kommt ihm wieder in den Sinn, er malt sich's aus.

Ach, wer heilet die Schmerzen
Dess', dem Balsam zu Gift ward,
Der sich Menschenhass
Aus der Fülle der Liebe trank?
Erst verachtet, nun ein Verächter,
Kehrt er dämonisch auf
Seinen eignen Werth
In ungeheurer Selbstsucht.

Er fährt fort, ihn zu beklagen.

Ist auf Deinem Blatter,
Vater der Liebe, ein Ton
Seinem Ohr vernehmlich,
So erquicke sein Herz!
Oeffne den unwillkür Blick
Ueber die tausend Quellen
Neben dem Durstenden
In der Wüste.

Seine herzliche Theilnahme ergießt sich im Gebet. Die Auslegung dieser Strophen ist meinem freundlichen Kommentator besonders gelungen; er hat das Herzliche derselben innigst gefühlt und entwickelt.

Der Du der Freuden viel schaffst,
Jedem ein überfließend Maß,
Segne die Hüter der Jagd
Auf der Fährte des Wilds
Mit jugendlichem Uebermuth
Fröhlicher Mordsucht,
Späte Rächer des Unbilds,
Dem schon Jahre vergeblich
Wehrt mit Knütteln der Bauer.

Der Dichter wendet seine Gedanken zu Leben und That hin, erinnert sich seiner engverbundenen Freunde, welche gerade in dieser Jahrszeit und Witterung eine bedeutende Jagd unternehmen, um das in gewisser Gegend sich mehrende Schwarzwildpret zu bekämpfen. Eben diese Lustpartie war es, welche jene vertraute Gesellschaft aus der Stadt zog, dem Dichter Raum und Gelegenheit zu seiner Wanderung darbietend. Er trennte sich mit dem Versprechen, bald wieder unter ihnen zu sein.

Aber den Einsamen hüll'
In Deine Gotzwolken!
Umgieb mit Wintergrün,
Bis die Rose wieder heranreift,
Die feuchten Haare,
O Liebe, Deines Dichters!

Nun aber kehrt er zu sich selbst zurück, betrachtet seinen bedenklichen Zustand und ruft der Liebe, ihm zur Seite zu bleiben.

Hier ist der Ort, zu bemerken, daß man sich bei Auslegung von Dichtern immer zwischen dem Wirklichen und Ideellen zu halten habe. In der siebenten Strophe heißt Liebe das unbefriedigte, dem Menschen zwar inwohnende, aber von außen zurückgewiesene Bedürfniß; in der achten Strophe ist unter Vater der Liebe das Wesen gemeint, welchem alle übrigen die wechselseitige Neigung zu danken haben; hier in der zehnten ist unter Liebe das edelste Bedürfniß geistiger, vielleicht auch körperlicher Vereinigung gedacht, welches die Einzelnen in Bewegung setzt und auf die schönste Weise in Freundschaft, Gattentreue, Kinderpietät und außerdem noch auf hundert zarte Weisen befriedigt und lebendig erhält.

Mit der dämmernden Fackel
Leuchtest Du ihm
Durch die Furten bei Nacht,
Ueber grundlose Wege
Auf steilen Gefilden;
Mit dem tausendfarbigen Morgen
Lachst Du ins Herz ihm;
Mit dem beizenden Sturm
Trägst Du ihn doch empor;
Winterströme führen vom Felsen
In seine Bialmen.

Er schildert einzelne Beschwerlichkeiten des Augenblicks, die ihn peinlich anfechten, aber in Gedanken an die entfernten Geliebten frohmüthig überstanden werden.

Und Altar des lieblichsten Danks
Wird ihm des zerrichteten Gipfels
Schneebedungener Scheitel,
Den mit Geistern [illegible]den
Kränzten ahnende Völker.

Ein wichtiger, völlig ideell, [illegible] phantastisch erscheinender Punkt, über dessen Realität der Dichter schon manchen Zweifel erleben mußte, wovon aber ein sehr erfreuliches Dokument noch in seinen Händen ist.

Ich stand wirklich am zehnten Dezember in der Mittagsstunde, grenzenlosen Schnee überschauend, auf dem Gipfel des Brockens, zwischen jenen ahnungsvollen Granitklippen, über mir den vollkommen klarsten Himmel, von welchem herab die Sonne gewaltsam brannte, so daß in der Wolle des Ueberrocks der bekannte dranstige Geruch erregt ward. Unter mir sah ich ein unbewegliches Wogenmeer nach allen Seiten die Gegend überdecken und nur durch höhere und tiefere Lage der Wolkenschichten die darunter befindlichen Berge und Thäler andeuten.

Die herrliche Erscheinung farbiger Schatten, bei untergehender Sonne, ist in meinem Entwurf der Farbenlehre im 75. Paragraphen umständlich beschrieben.

Du stehst mit unerforschtem Busen
Geheimnißvoll offenbar
Ueber der erkannten Welt
Und schaust aus Wolken
Auf ihre Reiche und Herrlichkeit.
Die Du aus den Adern Deiner Brüder
Reben Dir wässerst.

Hier ist leise auf den Bergbau gedeutet. Der unerforschte Busen des Hauptgipfels wird den Adern seiner Brüder entgegengesetzt. Die Metalladern sind gemeint, aus welchen die Reiche der Welt und ihre Herrlichkeit gewässert werden.

Eine vorläufige Anschauung dieser wichtigen Geschäfts-Thätigkeit sich zu verschaffen, welches ihm auch gelang, veranlaßte zum Theil das seltsame Unternehmen, wovon das gegenwärtige Gedicht allerdings mysteriöse, schwer zu deutende Spuren enthält.

Das Thema desselben wäre also wol folgendermaßen auszusprechen: der Dichter, in doppelter Absicht, ein unmittelbares Anschauen des Bergbaues zu gewinnen und einen jungen, äußerst hypochondrischen Selbstquäler zu besuchen und aufzurichten, bedient sich der Gelegenheit, daß engverbundene Freunde zur Winterjagdlust auszieht, um sich von ihnen auf kurze Zeit zu trennen.

So wie sie die rauhe Witterung nicht achten, unternimmt er nach seiner Seite hin jenen einsamen, wunderlichen Ritt. Es glückt ihm nicht nur, seine Wünsche erfüllt zu sehen, sondern auch durch eine ganz eigene Reihe von Anlässen, Wanderungen und Zufälligkeiten auf den beschneiten Brockengipfel zu gelangen. Von dem, was ihm während dieser Zeit durch den Sinn gegangen, schreibt er zuletzt kurz, fragmentarisch, geheimnißvoll, im Sinn und Ton des ganzen Unternehmens, kaum geregelte rhythmische Zeilen.

Durch einen ziemlichen Umweg schließt er sich wieder an die Brüder der Jagd, theilt ihre tagtäglichen heroischen Freuden, um Nachts in Gegenwart einer prasselnden Kaminflamme sie durch Erzählung seiner wunderlichen Abenteuer zu ergetzen und zu rühren.

Mein werther Kommentator wird hieraus mit eignem Vergnügen ersehen, wie er so vollkommen zum Verständniß des Gedichtes gelangt sei, als es ohne die Kenntniß der besonders vorwaltenden Umstände möglich gewesen; er findet mich an keiner Stelle mit ihm in Widerstreit, und wenn das Reelle hie und da das Ideelle einigermaßen zu beschränken scheint, so wird doch dieses wieder erfreulich gehoben und ins rechte Licht gestellt, weil es auf einer wirklichen, doch würdigen Base emporgehoben worden. Giebt man nun aber dem Erklärer zu, daß er nicht gerade beschränkt sein soll, Alles, was er vorträgt, aus dem Gedicht zu entwickeln, sondern, daß er uns Freude macht, wenn er manches verwandte Gute und Schöne an dem Gedichte entwickelt, so darf man diese kleine, gehaltreiche Arbeit durchaus billigen und mit Dank erkennen.

An Schwager Kronos. *)

Spute Dich, Kronos!
Fort den rasselnden Trott!
Bergab gleitet der Weg;
Eilles Schwindeln zögert
Mir vor die Stirne Dein Zaudern.
Frisch, beherzt es gleich,
Ueber Stock und Steine den Trott
Rasch ins Leben hinein!

Nun schon wieder
Den erahmenden Schritt
Mühsam Berg hinauf!
Auf denn, nicht träge denn,
Strebend und hoffend hinan!
Weit, hoch, herrlich der Blick
Rings ins Leben hinein!
Vom Gebirg zum Gebirg
Schwebet der ewige Geist,
Ewiges Lebens ahndevoll.

*) Am 10. Oktober 1774 in der Postchaise gedichtet. Diese Zeitbestimmung aus der Ausgabe von 1856 läßt sich mit um so größerer Sicherheit annehmen, als es wahrscheinlich ist, daß Goethe an diesem Tage aus Mannheim, wohin er vielleicht Klettbeck begleitet hatte, nach Frankfurt zurückkehrte. (Vgl. Düntzer, I, 361.)

Seitwärts des Ueberdachs Schatten
Zieht Dich an,
Und ein Erfrischung verheißender Blick
Auf der Schwelle des Mädchens da.
Labe Dich! — Mir auch, Mädchen.
Diesen schäumenden Trank,
Diesen frischen Gesundheitsblick!

Ab denn, rascher hinab!
Sieh, die Sonne sinkt!
Eh' sie sinkt, eh' noch Greisen
Ergreift im Moore Nebelduft,
Entzahnte Kieter schnattern
Und das schlotternde Gebein:

Trunknen vom letzten Strahl
Reiß' mich, ein Feuermeer,
Mir im schäumenden Aug',
Mich Geblendeten, Taumelnden
In der Hölle nächtliches Thor!

Töne, Schwager, ins Horn,
Rassle den schallenden Trab,
Daß der Orkus vernehme: wir kommen,
Daß gleich an der Thüre
Der Wirth uns freundlich empfange.

Wanderers Sturmlied.*)

Wen Du nicht verlässest, Genius,
Nicht der Regen, nicht der Sturm
Haucht ihm Schauer übers Herz.
Wen Du nicht verlässest, Genius,

*) Wol aus dem Jahre 1772, aber erst 43 Jahre später veröffentlicht. Die Handschrift des Gedichts, welche Goethe am 31. August 1774 an F. H. Jacobi schickte, ist nicht unwesentlich von dem gegenwärtigen Texte verschieden. Wie Goethe zu der Wahl der Ueberschrift gekommen ist, geht aus dem 12. Buche von Wahrheit und Dichtung hervor; denn indem er dort seine Lebensweise nach der Trennung von Friederike Brion schildert, erwähnt er zugleich, man habe ihn wegen seines Unterschweifens in der Gegend „den Wanderer" genannt.

Wird dem Regenzewölk,
Wird dem Schloßensturm
Entgegen singen
Wie die Lerche,
Du da droben!

Den Du nicht verlässest, Genius,
Wirst ihn heben übern Schlammpfad
Mit den Feuerflügeln;
Wandeln wird er
Wie mit Blumenfüßen
Ueber Deukalion's Fluthschlamm,
Python tödtend, leicht, groß,
Pythius Apollo.

Den Du nicht verlässest, Genius,
Wirst die wollnen Flügel unterspreiten,
Wenn er auf dem Felsen schläft,
Wirst mit Hülterfittigen ihn decken
In des Haines Mitternacht.

Wen Du nicht verlässest, Genius,
Wirst im Schneegestöber
Wärmumhüllen;
Nach der Wärme ziehn sich Musen,
Nach der Wärme Charitinnen.

Umschwebet mich, Ihr Musen,
Ihr Charitinnen!
Das ist Wasser, das ist Erde
Und der Sohn des Wassers und der Erde,
Ueber den ich wandle
Gottergleich.

Ihr seid rein wie das Herz der Wasser,
Ihr seid rein wie das Mark der Erde,
Ihr umschwebt mich, und ich schwebe
Ueber Wasser, über Erde,
Gottergleich.

Soll der zurückkehren,
Der kleine, schwarze, feurige Bauer?
Soll der zurückkehren, erwartend
Nur Deine Gaben, Vater Bromius,
Und hellleuchtend, umwärmend Feuer?
Der kehren muthig?
Und ich, den Ihr begleitet,
Musen und Charitinnen alle,
Den Alles erwartet, was Ihr,
Musen und Charitinnen,
Umkränzende Seligkeit
Rings ums Leben verherrlicht habt,
Soll muthlos kehren?

Vater Bromius!
Du bist Genius,
Jahrhunderts Genius,
Bist, was innre Gluth
Pindarn war,
Was der Welt
Phöbus Apoll ist.

Weh! Weh! Innre Wärme,
Seelenwärme,
Mittelpunkt!
Glüh' entgegen
Phöb'-Apollen!
Kalt wird sonst
Sein Fürstenblick
Ueber Dich vorübergleiten,
Neidgetroffen
Auf der Ceder Kraft verweilen,
Die zu grünen
Sein nicht harrt.

Warum nennt mein Lied Dich zuletzt,
Dich, von dem es begann,
Dich, in dem es endet,
Dich, aus dem es quillt,
Jupiter Pluvius?
Dich, Dich strömt mein Lied,
Und kastalischer Quell

Rinnt ein Nebenbach,
Rinnet Müßigen,
Sterblich Glücklichen
Abseits von Dir,
Der Du mich fassend deckst,
Jupiter Pluvius!

Nicht am Ulmenbaum
Hast Du ihn besucht,
Mit dem Taubenpaar
In dem zärtlichen Arm,
Mit der freundlichen Ros' umkränzt,
Tändelnden ihn, blumenglücklichen
Anakreon,
Sturmathmende Gottheit!

Nicht im Pappelwald
An des Sybaris Strand,
An des Gebirgs
Sonnebeglänzter Stirn nicht
Fastest Du ihn,
Den Blumen-singenden,
Honig-lallenden,
Freundlich winkenden
Theokrit.

Wenn die Räder rasselten,
Rad an Rad rasch ums Ziel weg,
Hoch flog
Siegdurchglühter
Jünglinge Peitschenknall,
Und sich Staub wälzt',
Wie vom Gebirg herab
Kieselwetter ins Thal,
Glühte Deine Seel' Gefahren, Pindar,
Muth. — Glühte? —
Armes Herz!
Dort auf dem Hügel,
Himmliche Macht!
Nur so viel Gluth,
Dort meine Hütte,
Dorthin zu waten!

Seefahrt.*)

Lange Tag' und Nächte ſtand mein Schiff bedachtet;
Gunſt der Winde harrend ſaß mit treuen Freunden
Mir Geduld und guten Muth erzechend
Ich im Hafen.

Und ſie waren doppelt ungeduldig:
Gerne gönnen wir die ſchnellſte Re[illegible]-,
Gern die hohe Fahrt Dir; Güterfülle
Wartet drüben in den Welten Deiner,
Wird Rückkehrendem in unſern Armen
Lieb' und Preis Dir.

Und am frühen Morgen ward's Getümmel,
Und dem Schlaf entjauchzt uns der Matroſe,
Alles wimmelt, Alles lebet, webet,
Mit dem erſten Segenshauch zu ſchiffen.

Und die Segel blähen in dem Hauche,
Und die Sonne lockt mit Feuerliebe;
Ziehn die Segel, ziehn die hohen Wolken,
Jauchzen an dem Ufer alle Freunde
Hoffnungslieder nach, im Freudetaumel
Reiſefreuden wähnend wie des Einſchiffmorgens,
Wie der erſten hohen Sternennächte.

Aber gottgeſandte Wechſelwinde treiben
Seitwärts ihn der vorgeſteckten Fahrt ab,
Und er ſcheint ſich ihnen hinzugeben,
Strebet leiſe ſie zu überliſten,
Treu dem Zweck auch auf dem ſchiefen Wege.

*) Am 11. September 1776 gedichtet. Der älteſte Druck im deutſchen Muſeum (IX., 267 bei Weygand in Leipzig), einer Zeitſchrift, mit der Goethe ſonſt in keiner Verbindung ſtand, ſcheint durch Merck veranlaßt zu ſein; wenigſtens ſtimmt der Text genau mit der an Merck ſchon am 18. September geſandten Handſchrift überein, während in der gleichzeitigen Sendung an Lavater, abgeſehen von einigen andern Abweichungen, die fünfte Strophe des Gedichts ganz fehlt. — Es liegt übrigens nach Zeit und Umſtänden nahe, das ganze Gedicht auf die Vorbereitung und die erſte Entwickelung der Verhältniſſe Goethe's in Weimar zu beziehen.

Aber aus der dumpfen, grauen Ferne
Kündet leise wandelnd sich der Sturm an,
Drückt die Vögel nieder aufs Gewässer,
Drückt der Menschen schwellend Herz darnieder;
Und er kommt. Vor seinem starren Wüthen
Streckt der Schiffer klug die Segel nieder;
Mit dem angsterfüllten Balle spielen
Wind und Wellen.

Und an jenem Ufer drüben stehen
Freund' und Lieben, beben auf dem Festen:
Ach, warum ist er nicht hier geblieben!
Ach, der Sturm! Verschlagen weg vom Glücke!
Soll der Gute so zu Grunde gehen?
Ach, er sollte, ach, er könnte! Götter!

Doch er stehet männlich an dem Steuer;
Mit dem Schiffe spielen Wind und Wellen,
Wind und Wellen nicht mit seinem Herzen;
Herrschend blickt er auf die grimme Tiefe
Und vertrauet scheiternd oder landend
Seinen Göttern.

Adler und Taube.*)

Ein Adlersjüngling hob die Flügel
Nach Raub aus;
Ihn traf des Jägers Pfeil und schnitt
Der rechten Schwinge Sennkraft ab.
Er stürzt' herab in einen Wirrenbusch,
Fraß seinen Schmerz drei Tage lang
Und sucht' an Tual
Drei lange, lange Nächte lang;
Zuletzt heilt ihn
Allgegenwärt'ger Balsam
Allheilender Natur.
Er schleicht aus dem Gebüsch hervor

*) Der erste Abdruck des Gedichts ist im Göttinger Musenalmanach von 1774, wonach die Abfassung desselben spätestens in den August 1773 fallen kann.

Und reckt die Flügel — ach!
Die Schwingkraft weggeschnitten —
Hebt sich mühsam kaum
Am Boden weg
Unwürd'gem Raubbedürfniß nach
Und ruht trostrauernd
Auf dem niedern Fels am Bach;
Er blickt zur Eich' hinauf,
Hinauf zum Himmel,
Und eine Thräne füllt sein hohes Aug'.

Da kommt muthwillig durch die Myrtenäste
Dahergerauscht ein Taubenpaar,
Läßt sich herab und wandelt nickend
Ueber goldnen Sand am Bach
Und ruckt einander an;
Ihr röthlich Auge bublt umher,
Erblickt den Innigtrauernden.
Der Tauber schwingt neugiergesellig sich
Zum nahen Busch und blickt
Mit Selbstgefälligkeit ihn freundlich an.
Du trauerst, liebelt er,
Sei gutes Muthes, Freund!
Hast Du zur ruhigen Glückseligkeit
Nicht Alles hier?
Kannst Du Dich nicht des goldnen Zweiges freun,
Der vor des Tages Gluth Dich schützt?
Kannst Du der Abendsonne Schein
Auf weichem Moos am Bache nicht
Die Brust entgegenbeben?
Du wandelst durch der Blumen frischen Thau,
Pflückst aus dem Ueberfluß
Des Waldgebüsches Dir
Gelegne Speise, letzest
Den leichten Durst am Silberquell.
O Freund, das wahre Glück
Ist die Genügsamkeit,
Und die Genügsamkeit
Hat überall genug. —
O Weise! sprach der Adler, und tiefernst
Versinkt er tiefer in sich selbst,
O Weisheit! Du redst wie eine Taube!

Prometheus.*)

Bedecke Deinen Himmel, Zeus,
Mit Wolkendunst
Und übe, dem Knaben gleich,
Der Disteln köpft,
An Eichen Dich und Bergeshöhn!
Mußt mir meine Erde
Doch lassen stehn,
Und meine Hütte, die Du nicht gebaut,
Und meinen Herd,
Um dessen Gluth
Du mich beneidest.

Ich kenne nichts Aermeres
Unter der Sonn' als Euch, Götter!
Ihr nähret kümmerlich
Von Opfersteuern
Und Gebetshauch
Eure Majestät
Und darbtet, wären
Nicht Kinder und Bettler
Hoffnungsvolle Thoren.

Da ich ein Kind war,
Nicht wußte, wo aus noch ein,
Kehrt' ich mein verirrtes Auge
Zur Sonne, als wenn drüber wär'
Ein Ohr, zu hören meine Klage,
Ein Herz wie mein's,
Sich des Bedrängten zu erbarmen.

Wer half mir
Wider der Titanen Uebermuth?
Wer rettete vom Tode mich,
Von Sklaverei?
Hast Du nicht Alles selbst vollendet,
Heilig glühend Herz,

*) Im 4. Dezember 1774 wurde dies Gedicht an Merck geschickt, während das Drama „Prometheus", mit welchem es in Verbindung zu stehen scheint, in keinem Zusammenhange, nach Goethe's eigener Angabe dem Jahre vorher angehört.

Und glühtest jung und gut,
Betrogen, Rettungsdank
Dem Schlafenden da droben?

Ich Dich ehren? Wofür?
Hast Du die Schmerzen gelindert
Je des Beladenen?
Hast Du die Thränen gestillet
Je des Geängsteten?
Hat nicht mich zum Manne geschmiedet
Die allmächtige Zeit
Und das ewige Schicksal,
Meine Herrn und Deine?

Wähntest Du etwa,
Ich sollte das Leben hassen,
In Wüsten fliehen,
Weil nicht alle
Blütenträume reiften?

Hier sitz' ich, forme Menschen
Nach meinem Bilde,
Ein Geschlecht, das mir gleich sei,
Zu leiden, zu weinen,
Zu genießen und zu freuen sich
Und Dein nicht zu achten,
Wie ich.

Ganymed.*)

Wie im Morgenglanze
Du rings mich anglühst,
Frühling, Geliebter!
Mit tausendfacher Liebeswonne

*) Die Zeit der Abfassung dieses und des folgenden Gedichtes läßt sich nur nach der inneren Verwandtschaft mit den vorhergehenden vermuthen. Auch die Ueberschrift giebt zu Bedenken Veranlassung. Welche Beziehung ist hier zu dem schönen und ewig jugendlichen Knaben, dem Sohne des Trojschen Königs Tros, den nach Homer (Ilias 20, 232) die Götter entführten, damit er Mundschenk des Zeus würde? Jedenfalls bietet nur das Kommen zu Zeus, das bei Ganymed der Sage nach nicht einmal ein freiwilliges war, einen Vergleichungspunkt dar, wenn auch Goethe noch den Hymnus an Aphrodite im Auge gehabt haben mag, in welchem die Entführung des Ganymed durch einen Sturmwind geschah.

Sich an mein Herz drängt
Deiner ewigen Wärme
Heilig Gefühl,
Unendliche Schöne!

Daß ich Dich fassen möcht'
In diesen Arm!

Ach, an Deinem Busen
Lieg' ich, schmachte,
Und Deine Blumen, Dein Gras
Drängen sich an mein Herz.
Du kühlst den brennenden
Durst meines Busens,
Lieblicher Morgenwind,
Ruft drein die Nachtigall
Liebend nach mir aus dem Nebelthal.
Ich komm', ich komme!
Wohin? Ach, wohin?

Hinauf! Hinauf strebt's.
Es schweben die Wolken
Abwärts, die Wolken
Neigen sich der sehnenden Liebe.
Mir! Mir!
In Euerm Schoose
Aufwärts!
Umfangend umfangen!
Aufwärts an Deinen Busen,
Allliebender Vater!

Grenzen der Menschheit.

Wenn der uralte,
Heilige Vater
Mit gelassener Hand
Aus rollenden Wolken
Segnende Blitze
Ueber die Erde sä't,
Küss' ich den letzten
Saum seines Kleides,
Kindliche Schauer
Treu in der Brust.

Denn mit Göttern
Soll sich nicht messen
Irgend ein Mensch.
Hebt er sich aufwärts
Und berührt
Mit dem Scheitel die Sterne,
Nirgends haften dann
Die unsichern Sohlen,
Und mit ihm spielen
Wolken und Winde.

Steht er mit festen
Markigen Knochen
Auf der wohlgegründeten,
Dauernden Erde,
Reicht er nicht auf,
Nur mit der Eiche
Oder der Rebe
Sich zu vergleichen.

Was unterscheidet
Götter von Menschen?
Daß viele Wellen
Vor jenen wandeln,
Ein ewiger Strom:
Uns hebt die Welle,
Verschlingt die Welle,
Und wir versinken.

Ein kleiner Ring
Begrenzt unser Leben,
Und viele Geschlechter
Reihen sich dauernd
An ihres Daseins
Unendliche Kette.

Das Göttliche.*)

Edel sei der Mensch,
Hilfreich und gut!
Denn das allein
Unterscheidet ihn
Von allen Wesen,
Die wir kennen.

Heil den unbekannten
Höhern Wesen,
Die wir ahnen!
Sein Beispiel lehr' uns
Jene glauben!

Denn unfühlend
Ist die Natur:
Es leuchtet die Sonne
Ueber Bös' und Gute,
Und dem Verbrecher
Glänzen wie dem Besten
Der Mond und die Sterne.

Wind und Ströme,
Donner und Hagel
Rauschen ihren Weg
Und ergreifen
Vorübereilend
Einen um den Andern.

Auch so das Glück
Tappt unter die Menge,
Faßt bald des Knaben
Lockige Unschuld,
Bald auch den kahlen
Schuldigen Scheitel.

*) Zuerst in dem Tiefurter Journal, 1782, Nr. 40, dann in der Schrift von F. H. Jacobi „Ueber die Lehre des Spinoza, in Briefen an den Herrn Moses Mendelssohn", 1785. — Die Ueberschrift des Gedichtes wird Demjenigen zuzueignen, der dann Gedanken sucht über das Göttliche an sich: es wird nur das Göttliche oder Gottähnliche im Menschen dargestellt, und insofern war eine ältere Bezeichnung des Gedichtes, „der Mensch", wie sie sich in dem Abdrucke der Berliner „Ephemeriden der Literatur und des Theaters", 1786, Nr. 11, findet, dem Inhalte angemessener.

Nach ewigen, ehrnen,
Großen Gesetzen
Müssen wir Alle
Unseres Daseins
Kreise vollenden.

Nur allein der Mensch
Vermag das Unmögliche;
Er unterscheidet,
Wählet und richtet;
Er kann dem Augenblick
Dauer verleihen.

Er allein darf
Den Guten lohnen,
Den Bösen strafen,
Heilen und retten,
Alles Irrende, Schweifende
Nützlich verbinden.

Und wir verehren
Die Unsterblichen,
Als wären sie Menschen,
Thäten im Großen,
Was der Beste im Kleinen
Thut oder möchte.

Der edle Mensch
Sei hilfreich und gut!
Unermüdet schaff' er
Das Nützliche, Rechte,
Sei uns ein Vorbild
Jener geahneten Wesen!

Königlich Gebet.*)

Ha, ich bin der Herr der Welt! mich lieben
Die Edlen, die mir dienen.
Ha, ich bin Herr der Welt! ich liebe
Die Edlen, denen ich gebiete.
O gieb mir, Gott im Himmel, daß ich mich
Der Hoh und Liebe nicht überhebe!

Menschengefühl.

Ach, Ihr Götter, große Götter
In dem weiten Himmel droben!
Gebet Ihr uns auf der Erde
Festen Sinn und guten Muth:
O, wir ließen Euch, Ihr Guten,
Euren weiten Himmel droben!

Lili's Park.**)

Ist doch keine Menagerie
So bunt als meiner Lili ihre!
Sie hat drein die wunderbarsten Thiere
Und kriegt sie 'rein, weiß selbst nicht wie.
O wie sie hüpfen, laufen, trappeln,
Mit abgestumpften Flügeln zappeln,
Die armen Vögelein all'sammt,
Ja wie gelöschter Liebesbrand!

Wie heißt die Fee? — Lili? — Fragt nicht nach ihr!
Kennt Ihr sie nicht, so danket Gott dafür.

Welch ein Geräusch, welch ein Gegacker,
Wenn sie sich in die Thüre stellt

---

* Dies wie das folgende Gedicht zuerst abgedruckt in der Ausgabe von 1815. Vgl. die Anmerk. S. 46. — Bielschowsky in seiner Erläuterung Goethe'scher Gedichte, III. 482, erwähnt eine Bemerkung von Varnhagen von Ense, daß jene Lili, welche die verheirathete Frau von Türckheim vorstellen, nicht Goethe's Lili, sondern die verheirathete Frau von Türckheim angehöre.

Und in der Hand das Futterkörbchen hält!
Welch ein Gequiek, welch ein Gequacker!
Alle Bäume, alle Büsche scheinen lebendig zu werden:
So stürzen sich ganze Herden
Zu ihren Füßen: sogar im Bassin die Fische
Patschen ungeduldig mit den Köpfen heraus.
Und sie streut dann das Futter aus
Mit einem Blick — Götter zu entrücken,
Geschweige die Bestien. Da geht's an ein Picken,
An ein Schlürfen, an ein Hacken;
Sie stürzen einander über die Nacken,
Schieben sich, drängen sich, reißen sich,
Jagen sich, ängsti[gen] sich, beißen sich,
Und das all um ein Stückchen Brod,
Das, trocken, [a]us den schönen Händen schmeckt,
Als hätt' es [A]mbrosia gesteckt.

Aber der Blick auch, der Ton,
Wenn sie ruft: Pipi! Pipi!
Zöge den Adler Jupiter's vom Thron;
Der Venus Taubenpaar,
Ja, der eitle Pfau sogar,
Ich schwöre, sie kämen,
Wenn sie den Ton von Weitem nur vernähmen.

Denn so hat sie aus des Waldes Nacht
Einen Bären, ungeleckt und ungezogen,
Unter ihren Beschluß herein betrogen,
Unter die zahme Kompagnie gebracht
Und mit den Andern zahm gemacht:
Bis auf einen gewissen Punkt versteht sich!
Wie schön und ach, wie gut
Schien sie zu sein! Ich hätte mein Blut
Gegeben, um ihre Blumen zu begießen.

„Ihr saget: Ich! Wie? Wer?"
Gut denn, Ihr Herrn, graduus: Ich bin der Bär;
In einem Filetschurz gefangen,
An einem Seidenfaden ihr zu Füßen.
Doch wie das Alles zugegangen,
Erzähl' ich Euch zur andern Zeit;
Dazu bin ich zu wüthig heut.

Denn, ha! ſteh' ich ſo an der Ecke
Und hör' von Weitem das Geſchnatter,
Seh' das Geflitter, das Geflatter,
Kehr' ich mich um
Und brumm',
Und renne rückwärts eine Strecke,
Und ſeh' mich um
Und brumm',
Und laufe wieder eine Strecke,
Und kehr' doch endlich wieder um.

Dann fängt's auf einmal an zu raſen,
Ein macht'ger Geiſt ſchnaubt aus der Naſen,
Es wildet die innere Natur.
Was, Du ein Thor, ein Häschen nur,
So ein Pipi, Eichhörnchen, Nuß zu knacken!
Ich ſträube meinen borſt'gen Nacken,
Zu dienen ungewöhnt.
Ein jedes aufgeſtutzte Bäumchen höhnt
Mich an! Ich flieh' vom Boulingreen,
Vom niedlich glatt gemähten Graſe;
Der Buchsbaum zieht mir eine Naſe,
Ich flieh' ins dunkelſte Gebüſche hin,
Durchs Gehäge zu dringen,
Ueber die Planken zu ſpringen.
Mir verſagt Klettern und Sprung,
Ein Zauber bleut mich nieder,
Ein Zauber häkelt mich nieder,
Ich arbeite mich ab und bin ich matt genung,
Dann lieg' ich an gekünſtelten Kaskaden,
Und kau' und wein' und wälze halb mich todt,
Und ach! es hören meine Noth
Nur verſchlungene Dryaden.

Auf einmal — ach, es dringt
Ein ſehnes Gefühl durch alle meine Glieder!
Sie iſt's, die dort in ihrer Laube ſingt!
Ich höre die liebe, liebe Stimme wieder,
Die ganze Luft iſt warm, iſt blüthevoll.
Ach, ſingt ſie wol, daß ich ſie hören ſoll?
Ich dringe zu, tret' alle Sträuche nieder,

Die Büsche fliehn, die Bäume weichen mir,
Und so — zu ihren Füßen liegt das Thier.

Sie sieht es an: „Ein Ungeheuer, doch drollig!
Für einen Bären zu wild,
Für einen Pudel zu wild,
So zottig, tapzig, knollig!“
Sie streicht ihm mit dem Füßchen übern Rücken;
Er denkt im Paradiese zu sein.
Wie ihn alle sieben Sinne jücken!
Und sie sieht ganz gelassen drein.
Ich kuß' ihre Schuhe, kau' an den Sohlen,
So sittig, als ein Bär nur mag;
Ganz sachte heb' ich mich und schwinge mich verstohlen
Leis an ihr Knie. — Am günst'gen Tag
Läßt sie's geschehn und kraut mir um die Ohren
Und patscht mich mit muthwillig derbem Schlag;
Ich knurr', in Wonne neu geboren;
Dann fordert sie mit süßem, eitlem Spotte:
Allons tout doux! eh la menotte!
Et faites Service!
Comme un joli Seigneur!
So treibt sie's fort mit Spiel und Lachen,
Es hofft der oft betrogne Thor;
Doch will er sich ein Bischen unnütz machen,
Hält sie ihn kurz als wie zuvor.

Doch hat sie auch ein Fläschchen Balsam-Feuers,
Dem keiner Erde Honig gleicht,
Wovon sie wol einmal, von Lieb' und Treu' erweicht,
Um die verlechzten Lippen ihres Ungeheuers
Ein Tröpfchen mit der Fingerspitze streicht
Und wieder flieht und mich mir überläßt,
Und ich dann, losgebunden, fest
Gebannt bin, immer nach ihr ziehe,
Sie suche, schaudre, wieder fliehe. —
So läßt sie den zerstörten Armen gehn,
Ist seiner Lust, ist seinen Schmerzen still;
Ha! manchmal läßt sie mir die Thür halb offen stehn,
Seitblickt mich spottend an, ob ich nicht fliehen will.

Und ich! — Götter, ist's in Euren Händen,
Dieses dumpfe Zauberwerk zu enden,

Wie dank' ich, wenn Ihr mir die Freiheit schafft!
Doch sendet Ihr mir keine Hilfe nieder —
Nicht ganz umsonst reck' ich so meine Glieder:
Ich fühl's! Ich schwör's! Noch hab' ich Kraft.

Liebebedürfniß.*)

Wer vernimmt mich? Ach, wem soll ich's klagen?
Wer's vernähme, würd' er mich bedauern?
Ach, die Lippe, die so manche Freude
Sonst genossen hat und sonst gegeben,
Ist gespalten, und sie schmerzt erbärmlich.
Und sie ist nicht etwa wund geworden,
Weil die Liebste mich zu wild ergriffen,
Hold mich angebissen, daß sie fester
Sich des Freunds versichernd ihn genösse:
Nein, das zarte Lippchen ist gesprungen,
Weil nun über Reif und Frost die Winde
Spitz und scharf und liebelos mir begegnen.

Und nun soll mir Saft der edlen Traube,
Mit dem Saft der Bienen bei dem Feuer
Meines Herds vereinigt, Lindrung schaffen.
Ach, was will das helfen, mischt die Liebe
Nicht ein Tröpfchen ihres Balsams drunter?

Anliegen.**)

O schönes Mädchen Du,
Du mit dem schwarzen Haar,
Die Du ans Fenster trittst,
Auf dem Balkone stehst!
Und stehst Du wol umsonst?
O, stündest Du für mich
Und zögst die Klinke los,
Wie glücklich wär' ich da!
Wie schnell spräng' ich hinauf!

*) Dies später wesentlich veränderte Gedicht war ursprünglich für Frau von Stein bestimmt, der es Goethe am 2. November 1776 zuschickte. Es hatte zuerst die Ueberschrift „An den Geist des Johannes Secundus." (Ein bekannter neulateinischer Dichter, 1511—1536, der Verfasser der „Basia" oder „Küsse". — Vgl. Briefe an Frau von Stein, I, 67.

**) Dies und das folgende Gedicht zuerst abgedruckt in der Ausgabe von 1789.

An seine Spröde.

Siehst Du die Pomeranze?
Noch hangt sie an dem Baume;
Schon ist der März verflossen,
Und neue Blüthen kommen.
Ich trete zu dem Baume
Und sage: Pomeranze,
Du reife Pomeranze,
Du süße Pomeranze,
Ich schüttle, fühl', ich schüttle,
O, fall' in meinen Schooß!

Die Musageten.*)

Oft in tiefen Winternächten
Rief ich an die beiden Musen:
Keine Morgenröthe leuchtet,
Und es will kein Tag erscheinen;
Aber bringt zur rechten Stunde
Mir der Lampe fromm Gelcuchte,
Daß es, statt Auror' und Phöbus,
Meinen stillen Fleiß belebe!
Doch sie ließen mich im Schlafe,
Dumpf und unerquicklich, liegen,
Und nach jedem späten Morgen
Folgten ungenutzte Tage.

Da sich nun der Frühling regte,
Sagt' ich zu den Nachtigallen:
Liebe Nachtigallen, schlaget
Früh, o früh! vor meinem Fenster,
Weckt mich aus dem vollen Schlafe,
Der den Jüngling mächtig fesselt!
Doch die liederfüllten Sänger
Tönten Nachts vor meinem Fenster
Ihre süßen Melodien,

*) Zuerst erschienen in Schiller's Musenalmanach für 1799 mit der Unterschrift „Justus Venator." Vgl. die Anmerkung auf Seite 101.

Hielten wach die liebe Seele,
Regten zartes neues Sehnen
Aus dem neugerührten Busen.
Und so ging die Nacht vorüber,
Und Aurora fand mich schlafen,
Ja, mich weckte kaum die Sonne.

Endlich ist es Sommer worden,
Und beim ersten Morgenschimmer
Reißt mich aus dem holden Schlummer
Die geschäftig frühe Fliege.
Unbarmherzig kehrt sie wieder,
Wenn auch oft der halb Erwachte
Ungeduldig sie verscheuchet,
Lockt die unverschämten Schwestern,
Und von meinen Augenlidern
Muß der holde Schlaf entweichen.
Rüstig spring' ich von dem Lager,
Suche die geliebten Musen,
Finde sie im Buchenhaine,
Mich gefällig zu empfangen;
Und den leidigen Insekten
Dank' ich manche goldne Stunde.
Seid mir doch, Ihr Unbenannten,
Von dem Dichter hochverehret
Als die wahren Musageten!

Morgenklagen.*)

O Du leises, leidiges Mädchen,
Sag' mir an, womit hab' ich's verschuldet,
Daß Du mich auf diese Kelter spannest,
Daß Du Dein gezeben Wort gebrochen?

Drücktest doch so freundlich gestern Abend
Mir die Hände, hörtest so lieblich:
Ja, ich komme, komme gegen Morgen
Ganz gewiß, mein Freund, auf Deine Stube.

* Am 31. Oktober 1788 an J. H. Jacobi als „Exercitium" gesendet. Vgl. Briefwechsel zwischen Goethe und F. H. Jacobi, Leipzig 1846, S. 117.

Angelehnet ließ ich meine Thüre,
Hatte wohl die Angeln erst geprüfet
Und mich recht gefreut, daß sie nicht knarrten.

Welche Nacht des Wartens ist vergangen!
Wacht' ich doch und zählte jedes Viertel;
Schlief ich ein auf wenig Augenblicke,
War mein Herz beständig wach geblieben,
Weckte mich von meinem leisen Schlummer.

Ja, da segnet' ich die Finsternisse,
Die so ruhig Alles überdecken,
Freute mich der allgemeinen Stille,
Horchte lauschend immer in die Stille,
Ob sich nicht ein Laut bewegen möchte.

„Hätte sie Gedanken, wie ich denke,
Hätte sie Gefühl, wie ich empfinde,
Würde sie den Morgen nicht erwarten,
Würde schon in dieser Stunde kommen."

Hüpft' ein Kätzchen oben übern Boden,
Knisterte das Mäuschen in der Ecke,
Regte sich, ich weiß nicht was, im Hause,
Immer hofft' ich, Deinen Schritt zu hören,
Immer glaubt' ich, Deinen Tritt zu hören.

Und so lag ich lang' und immer länger,
Und es fing der Tag schon an zu grauen,
Und es rauschte hier und rauschte dorten.

„Ist es ihre Thüre? Wär's die meine!"
Saß ich aufgestemmt in meinem Bette,
Schaute nach der halberhellten Thüre,
Ob sie nicht sich wol bewegen möchte.
Angelehnet blieben beide Flügel
Auf den leisen Angeln ruhig hangen.

Und der Tag ward immer hell und heller;
Hört' ich schon des Nachbars Thüre gehen,
Der das Taglohn zu gewinnen eilet,
Hört' ich bald darauf die Wagen rasseln,

War das Thor der Stadt nun auch eröffnet,
Und es regte sich der ganze Plunder
Des bewegten Marktes durch einander.

Ward nun in dem Haus ein Gehn und Kommen
Auf und ab die Stiegen, hin und wieder
Knarrten Thüren, klapperten die Tritte,
Und ich konnte wie vom schönen Leben
Mich noch nicht von meiner Hoffnung scheiden.

Endlich, als die ganz verhaßte Sonne
Meine Fenster traf und meine Wände,
Sprang ich auf und eilte nach dem Garten,
Meinen heißen, sehnsuchtsvollen Athem
Mit der kühlen Morgenluft zu mischen,
Dir vielleicht im Garten zu begegnen;
Und nun bist Du weder in der Laube
Noch im hohen Lindengang zu finden.

Der Besuch.*)

Meine Liebste wollt' ich heut beschleichen;
Aber ihre Thüre war verschlossen.
Hab' ich doch den Schlüssel in der Tasche!
Dessn' ich leise die geliebte Thüre!

Auf dem Saale fand ich nicht das Mädchen,
Fand das Mädchen nicht in ihrer Stube;
Endlich, da ich leis die Kammer öffne,
Find' ich sie gar zierlich eingeschlafen,
Angekleidet auf dem Sopha liegen.

Bei der Arbeit war sie eingeschlafen;
Das Gestricke mit den Nadeln ruhte
Zwischen den gefalnen zarten Händen;
Und ich setzte mich an ihre Seite,
Ganz bei mir in Rath, ob ich sie wecke.

Da betrachtet' ich den schönen Frieden,
Der auf ihren Augenlidern ruhte;

*) Zuerst abgedruckt in Schiller's Musenalmanach für 1796, aber jedenfalls viel früher gedichtet.

Auf den Lippen war die ſtille Treue,
Auf den Wangen Lieblichkeit zu Hauſe,
Und die Unſchuld eines guten Herzens
Regte ſich im Buſen hin und wieder.
Jedes ihrer Glieder lag gefällig
Anmutig vom ſüßen Götterbalſam.
Freudig ſaß ich da, und die Betrachtung
Hatte die Begierde, ſie zu wecken,
Mit geheimen Banden feſt und feſter.

O Du Liebe, dacht' ich, kann der Schlummer,
Der Verräther jedes falſchen Zuges,
Kann er Dir nicht ſchaden, nichts entdecken,
Was des Freundes zarte Meinung ſtörte?

Deine holden Augen ſind geſchloſſen,
Die mich offen ſchon allein bezaubern;
Es bewegen Deine ſüßen Lippen
Weder ſich zur Rede noch zum Kuſſe;
Ausgeleert ſind dieſe Zauberkande
Deiner Arme, die mich ſonſt umſchlingen,
Und die Hand, die reizende Gebärtin
Zarter Schmeicheleien, unbeweglich.
Wär's ein Irrthum, wie ich von Dir denke,
Wär' es Selbſtbetrug, wie ich Dich liebe,
Müßt' ich's jetzt entdecken, da ſich Amor
Ohne Binde neben mich geſtellet.

Lange ſaß ich ſo und freute herzlich
Ihres Werthes mich und meiner Liebe;
Schlafend hatte ſie mir ſo gefallen,
Daß ich mich nicht traute, ſie zu wecken.

Leiſe leg' ich ihr zwei Pomeranzen
Und zwei Roſen auf das Tiſchchen nieder;
Sachte, ſachte ſchleich' ich meiner Wege.
Oeffnet ſie die Augen, meine Gute,
Gleich erblickt ſie dieſe bunte Gabe,
Staunt, wie immer bei verſchloſſnen Thüren
Dieſes freundliche Geſchenk ſich finde.

Seh' ich dieſe Nacht den Engel wieder,
O, wie freut ſie ſich, vergilt mir doppelt
Dieſes Opfer meiner zarten Liebe!

Magisches Netz.*)

Zum ersten Mai 1803.

Sind es Kämpfe, die ich sehe?
Sind es Spiele? sind es Wunder?
Fünf der allerliebsten Knaben,
Gegen fünf Geschwister streitend,
Regelmäßig, taktbeständig,
Einer Jungfrau zu Gebote.

Blanke Spieße führen jene,
Diese flechten schnelle Fäden,
Daß man glaubt, in ihren Schlingen
Werde sich das Eisen fangen.
Bald gefangen sind die Spieße;
Doch im leichten Kriegestanze
Stiehlt sich einer nach dem andern
Aus der zarten Schlingenreihe,
Die sogleich den freien haschet,
Wenn sie den gebundnen löset.

So mit Ringen, Streiten, Siegen,
Wechselflucht und Wiederkehren
Wird ein künstlich Netz geflochten,
Himmelslocken gleich an Weiße,
Die vom Lichten in das Dichte
Mannigfalte Streifen ziehen,
Wie es Farben kaum vermöchten.

Wer empfängt nun der Gewänder
Allerwünschtes? Wen beglückt nun
Unsre vielgeliebte Herrin
Als den anerkannten Diener?
Mich beglückt des holden Looses
Treu und still ersehntes Zeichen,
Und ich fühle mich umschlungen,
Ihrer Dienerschaft geweihet.

*) Im Goethe-Schiller'schen Taschenbuch für 1804 mit einer abweichenden Strophe. Nach den Mittheilungen Danzer's (II, 384) und Bandhagen's dem Geburtstage der Prinzessin von Solms-Laubach gewidmet. Goethe fand dieselbe an einer Wache stehen. Die fünf Knaben, die gegen fünf Geschwister streiten, sind die fünf Finger der beiden Hände, die blanken Spieße die Stricknadeln.

Doch indem ich ſo behaglich,
Aufgeſchmückt, ſtolzirend wandle,
Sieh! da knüpfen jene Loſen,
Ohne Streit, geheim geſchäftig,
Andre Netze, fein und feiner,
Dämmrungsfäden, Mondenblicke,
Nachtviolenduft verwebend.

Eh wir nur das Netz bemerken,
Iſt ein Glücklicher gefangen,
Den wir Andern, den wir Alle
Segnend und beneidend grüßen.

Der Becher.*)

Einen wohlgeſchnitzten vollen Becher
Hielt ich drückend in den beiden Händen,
Sog begierig ſüßen Wein vom Rande,
Gram und Sorg' auf einmal zu vertrinken.

Amor trat herein und fand mich ſitzen,
Und er lächelte beſcheidenweiſe,
Als den Unverſtändigen bedauernd.

„Freund, ich kenn' ein ſchöneres Gefäße,
Wertd, die ganze Seele drein zu ſenken;
Was gelobſt Du, wenn ich Dir es gönne,
Es mit andern Nektar Dir erfülle?"

O, wie freundlich hat er Wort gehalten!
Da er, Lida, Dich mit ſanfter Neigung
Mir, dem lange Sehnenden, geeignet.

Wenn ich Deinen lieben Leib umfaſſe
Und von Deinen einzig treuen Lippen
Langbewahrter Liebe Balſam koſte,
Selig ſprech' ich dann zu meinem Geiſte:

*) Am 20. September 1781 an Frau von Stein geſchickt (vgl. Briefe an Frau von Stein II, 101; dann im Tiefurter Journal Nr. 6, 1781 mit dem nicht ernſtlich gemeinten Zuſatz „Aus dem Griechiſchen."

Nein, ein ſolch Gefäß hat außer Amorn
Nie ein Gott gebildet noch beſeſſen!
Solche Formen treibet nie Vulkanus
Mit den ſinnbegabten feinen Hämmern!
Auf belaubten Hügeln mag Lyäus
Durch die älteſten, klügſten ſeiner Faunen
Ausgeſuchte Trauben keltern laſſen,
Selbſt geheimnißvoller Gährung vorſtehn:
Solchen Trank verſchafft ihm keine Sorgfalt!

Nachtgedanken.*)

Euch bedaur' ich, unglückſel'ge Sterne,
Die Ihr ſchön ſeid und ſo herrlich ſcheinet,
Dem bedrängten Schiffer gerne leuchtet,
Unbelohnt von Göttern und von Menſchen:
Denn Ihr liebt nicht, kanntet nie die Liebe.
Unaufhaltſam führen ew'ge Stunden
Eure Reihen durch den weiten Himmel.
Welche Reiſe habt Ihr ſchon vollendet,
Seit ich weilend in dem Arm der Liebſten
Euer und der Mitternacht vergeſſen.

An Lida.**)

Den Einzigen, Lida, welchen Du lieben kannſt,
Forderſt Du ganz für Dich, und mit Recht.
Auch iſt er einzig Dein;
Denn, ſeit ich von Dir bin,
Scheint mir des ſchnellſten Lebens
Lärmende Bewegung
Nur ein leichter Flor, durch den ich Deine Geſtalt
Immerfort wie in Wolken erblicke:
Sie leuchtet mir freundlich und treu,
Wie durch des Nordlichts bewegliche Strahlen
Ewige Sterne ſchimmern.

*) Zuerſt in der Ausgabe von 1780.

**) Am 9. Oktober 1784 von Gotha aus an Frau von Stein geſchickt, mit dem einzigen Unterſchiede gegen den jetzigen Text, daß ſtatt Lida „Lotte" ſteht. Vgl. Briefe an Frau von Stein, II, 106.

Nähe.*)

Wie Du mir eil, geliebtes Kind,
Ich weiß nicht wie, ſo fremde biſt!
Wenn wir im Schwarm der vielen Menſchen ſind,
Das ſchlägt mir alle Freuden nieder.
Doch ja, wenn Alles ſtill und finſter um uns iſt,
Erkenn' ich Dich an Deinen Küſſen wieder.

Wanderlied.**)

Von dem Berge zu den Hügeln,
Niederab das Thal entlang,
Da erklingt es wie von Flügeln,
Da bewegt ſich's wie Gehäng;
Und dem unbedingten Triebe
Folget Freude, folget Ruh;
Und Dein Streben, ſei's in Liebe,
Und Dein Leben ſei die That!

Denn die Bande ſind zerriſſen,
Das Vertrauen iſt verletzt;
Kann ich ſagen, kann ich wiſſen,
Welchem Zufall ausgeſetzt
Ich nun ſcheiden, ich nun wandern,
Wie die Wittwe trauervoll,
Statt dem Einen mit dem Andern
Fort und fort mich wenden ſoll.

Bleibe nicht am Boden heften,
Friſch gewagt und friſch hinaus!
Kopf und Arm mit heitern Kräften,
Ueberall ſind ſie zu Haus;
Wo wir uns der Sonne freuen,
Sind wir jede Sorge los;
Daß wir uns in ihr zerſtreuen,
Darum iſt die Welt ſo groß.

*) Für die Zeit der Abfaſſung fehlt jeder Anhalt, wenn man auch geneigt ſein möchte, das Gedicht auf Lili (Schönemann) zu beziehen; der erſte Abdruck in der Ausgabe von 1789.
**) 1821. Aus „Wilhelm Meiſters Wanderjahre oder die Entſagenden."

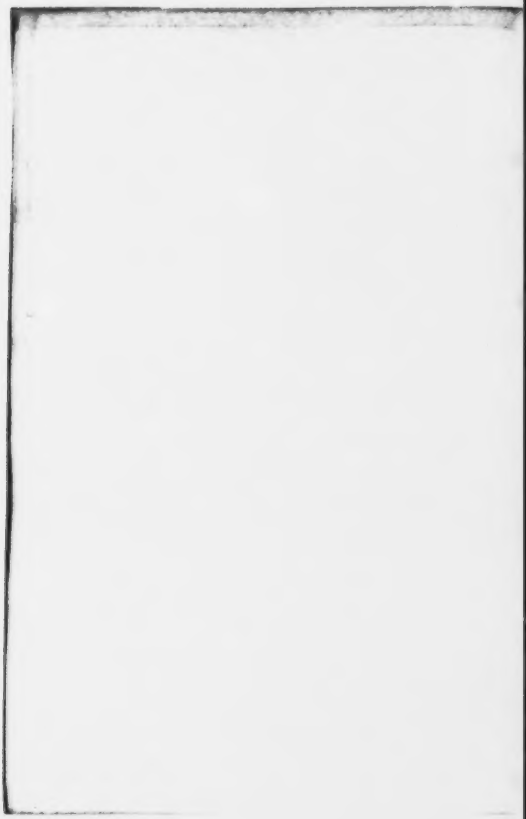

IV.

Lyrisches.

Töne Lied aus weiter Ferne,
Sanfte heimlich nach der Nähe
So der Freude, so dem Wehe!
Blinken doch auch so die Sterne.
Alles Gute wirkt geschwinder;
Alte Kinder, junge Kinder
Hören's immer gerne.

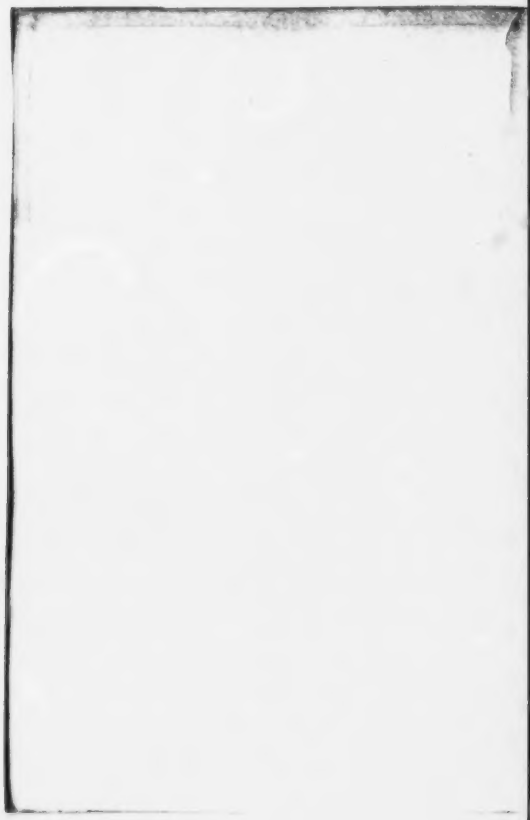

Trilogie der Leidenschaft.*)

An Werther.

Noch einmal wagst Du, vielbeweinter Schatten,
Hervor Dich an des Tages Licht,
Vergönnst mir auf neu bekümmten Matten
Und meinen Anblick scheust Du nicht.
Es ist, als ob Du lebtest in der Nähe,
Wo uns der Thau auf einem Feld erquickt,
Und nach des Tages unwillkommner Nähe
Der Scheidesonne letzter Strahl entzückt;
Zum Bleiben ich, zum Scheiden Du erkoren,
Eilst Du voran — und hast nicht viel verloren.

Des Menschen Leben scheint ein herrlich Loos;
Der Tag, wie lieblich, so die Nacht, wie groß!
Und wir, zerstaunt in Paradieses Wonne,
Genießen kaum der hocherlauchten Sonne,
Da kämpft sogleich verworrene Betrübung

*) Die drei Gedichte, welche unter dieser Ueberschrift zusammengefaßt werden und von denen das erste aus dem Jahre 1824, die beiden andern aus dem Jahre vorher stammen, haben ursprünglich nicht zusammengehört. Goethe hat sich selbst darüber ausgesprochen. (Vgl. „Gespräche mit Goethe in den letzten Jahren seines Lebens von J. P. Eckermann." 3. Theil, S. 261, 1848: „Meine sogenannte Trilogie der Leidenschaft ist ursprünglich nicht als Trilogie konzipirt, vielmehr erst nach und nach und gewissermaßen zufällig zur Trilogie geworden. Zuerst hatte ich blos die Elegie als selbstständiges Gedicht für sich. Dann besuchte mich die Schmanewska, eine ausgezeichnete Klavierspielerin, die denselbigen Sommer mit mir in Marienbad gewesen war und durch ihre reizenden Melodien einen Nachklang jener jugendlich seligen Tage in mir erweckte. Die Strophen, die ich dieser Freundin widmete, sind daher auch ganz im Versmaß und Ton jener Elegie gedichtet und fügen sich dieser wie von selbst als versöhnender Ausgang an. — Dann wollte Weygand, Buchhändler in Leipzig, eine neue Ausgabe meines Werther veranstalten und bat mich um eine Vorrede, welches mir dann ein höchst willkommner Anlaß war, mein Gedicht an Werther zu schreiben. Da ich aber noch immer einen Rest jener Leidenschaft im Herzen hatte, so gestaltete sich das Gedicht wie von selbst als Introduktion jener Elegie. So kam es denn, daß alle drei jetzt zusammenstehenden Gedichte von denselben liebeschmerzlichen Gefühle durchdrungen werden und jene Trilogie der Leidenschaft sich bildete, ich wußte nicht wie."

Bald mit uns selbst und bald mit der Umgebung;
Keins wird vom Andern wünschenswerth ergänzt,
Von außen düstert's, wenn es innen glänzt,
Ein glänzend Aeußres deckt mein trüber Blick,
Da sieht es nah — und man verkennt das Glück.

Nun glauben wir's zu kennen! Mit Gewalt
Ergreift uns Liebreiz weiblicher Gestalt:
Der Jüngling, froh wie in der Kindheit Flor,
Im Frühling tritt als Frühling selbst hervor.
Entzückt, erstaunt, wer dies ihm angethan?
Er schaut umher, die Welt gehört ihm an.
Ins Weite zieht ihn unbefangne Hast,
Nichts engt ihn ein, nicht Mauer, nicht Palast;
Wie Vögelschaar an Wäldergipeln streift,
So schweift auch er, der um die Liebste schweift;
Er sucht vom Aether, den er gern verläßt,
Den treuen Blick, und dieser hält ihn fest.

Doch erst zu früh und dann zu spät gewarnt,
Fühlt er den Flug gehemmt, fühlt sich umgarnt,
Das Wiedersehn ist froh, das Scheiden schwer,
Das Wieder-Wiedersehn beglückt noch mehr,
Und Jahre sind im Augenblick ersetzt;
Doch tückisch harrt das Lebewohl zuletzt.

Du lächelst, Freund, gefühlvoll, wie sich ziemt:
Ein gräßlich Scheiden machte Dich berühmt;
Wir feierten Dein kläglich Mißgeschick,
Du ließest uns zu Wohl und Weh zurück;
Dann zog uns wieder ungewisse Bahn
Der Leidenschaften labyrinthisch an;
Und wir verschlangen wiederholter Noth,
Dem Scheiden endlich — Scheiden ist der Tod!
Wie klingt es rührend, wenn der Dichter singt,
Den Tod zu meiden, den das Scheiden bringt!
Verstrickt in solche Qualen halbverschuldet,
Geb' ihm ein Gott, zu sagen, was er duldet.

Elegie.

Und wenn der Menſch in ſeiner Qual verſtummt,
Gab mir ein Gott, zu ſagen, was ich leide.

Was ſoll ich nun vom Wiederſehen hoffen,
Von dieſes Tages noch geſchloſſner Blüthe?
Das Paradies, die Hölle ſteht Dir offen;
Wie wankelmüthig regt ſich's im Gemüthe! —
Kein Zweifeln mehr! Sie tritt aus Himmelsäther
Zu ihren Armen lebt ſie Dich empor.

So warſt Du denn im Paradies empfangen,
Als wärſt Du werth des ewig ſchönen Lebens;
Dir blieb kein Wunſch, kein Hoffen, kein Verlangen,
Hier war das Ziel des innigſten Beſtrebens,
Und in dem Anſchaun dieſes einzig Schönen
Verſiegte gleich der Quell ſehnſüchtiger Thränen.

Wie regte nicht der Tag die raſchen Flügel,
Schien die Minuten vor ſich her zu treiben!
Der Abendkuß, ein treu verbündlich Siegel:
So wird es auch der nächſten Sonne bleiben.
Die Stunden glichen ſich in zartem Wandern
Wie Schweſtern zwar, doch keine ganz den andern.

Der Kuß, der letzte, grauſam ſüß, zerſchneidend
Ein herrliches Geflecht verſchlungner Minnen:
Nun eilt, nun ſtockt der Fuß die Schwelle meidend.
Als trieb' ein Cherub flammend ihn von hinnen;
Das Auge ſtarrt auf düſtrem Pfad verdroſſen,
Es blickt zurück, die Pforte ſteht verſchloſſen.

Und nun verſchloſſen in ſich ſelbſt, als hätte
Dies Herz ſich nie geöffnet, ſel'ge Stunden
Mit jedem Stern des Himmels um die Wette
An ihrer Seite leuchtend nicht empfunden;
Und Mißmuth, Reue, Vorwurf, Sorgenſchwere
Belaſten's nun in ſchwüler Atmoſphäre.

Iſt denn die Welt nicht übrig? Felſenwände,
Sind ſie nicht mehr gekrönt von heil'gen Schatten?

Die Ernte, reift sie nicht? Ein grün Gelände,
Zieht sich's nicht hin am Fluß durch Busch und Matten?
Und wölbt sich nicht das überweltlich Große,
Gestaltenreiche, bald Gestaltenlose?

Wie leicht und zierlich, klar und zart gewoben,
Schwebt seraphgleich aus ernster Wolken Chor,
Als glich' es ihr, am blauen Aether droben
Ein schlank Gebild aus lichtem Duft empor;
So sahst Du sie in frohem Tanze walten,
Die lieblichste der lieblichsten Gestalten.

Doch nur Momente darfst Dich unterwinden,
Ein Luftgebild statt ihrer festzuhalten;
Ins Herz zurück! dort wirst Du's besser finden,
Dort regt sie sich in wechselnden Gestalten;
Zu vielen bildet eine sich hinüber,
So tausendfach und immer, immer lieber.

Wie um Empfang sie an den Pforten weilte
Und mich von dannauf stufenweis beglückte,
Selbst nach dem letzten Kuß mich noch ereilte,
Den letzten mir auf die Lippen drückte:
So klar beweglich bleibt das Bild der Lieben
Mit Flammenschrift ins treue Herz geschrieben.

Ins Herz, das fest wie zinnenhohe Mauer
Sich ihr bewahrt und sie in sich bewahret,
Für sie sich freut an seiner eignen Dauer,
Nur weiß von sich, wenn sie sich offenbaret,
Sich freier fühlt in so geliebten Schranken
Und nur noch schlägt, für Alles ihr zu danken.

War Fabiolen zu lieben, war Bedürfen
Von Gegenliebe wegzuleugnen, zerschwunden:
Zu Hoffnungslust zu freudigen Entwürfen,
Entschlossen, rascher That sogleich gefunden!
Wenn Liebe je den Liebenden begeistet,
Ward es an mir aufs Lieblichste geleistet;

Und zwar durch sie! — Wie lag ein innres Bangen
Auf Geist und Körper, unwillkommner Schwere!

Von Schauerbildern rings der Blick umfangen
Im wüsten Raum beklemmter Herzensleere;
Nun dämmert Hoffnung von bekannter Schwelle,
Sie selbst erscheint in milder Sonnenhelle.

Dem Frieden Gottes, welcher Euch hienieden
Mehr als Vernunft beseliget — wir lesen's —
Vergleich' ich wol der Liebe heitern Frieden
In Gegenwart des allgeliebten Wesens;
Da ruht das Herz, und nichts vermag zu stören
Den tiefsten Sinn, den Sinn, ihr zu gehören.

In unsers Busens Reine wogt ein Streben,
Sich einem Höhern, Reinern, Unbekannten
Aus Dankbarkeit freiwillig hinzugeben,
Enträtselnd sich den ewig Ungenannten;
Wir heißen's: fromm sein! — Solcher sel'gen Höhe
Fühl' ich mich theilhaft, wenn ich vor ihr stehe.

Vor ihrem Blick wie vor der Sonne Walten,
Vor ihrem Athem wie vor Frühlingsblumen
Zerschmilzt, so längst sich eins starr erhalten,
Der Selbstsinn tief in winterlichen Grüften;
Kein Eigennutz, kein Eigenwille dauert,
Vor ihrem Kommen sind sie weggeschauert.

Es ist, als wenn sie sagte: „Stund' um Stunde
Wird uns das Leben freundlich dargeboten;
Das Gestrige ließ uns geringe Kunde,
Das Morgende, zu wissen ist's verboten;
Und wenn ich je mich vor dem Abend scheute, —
Die Sonne sank und sah noch, was mich freute.

Drum thu' wie ich und schaue froh verständig
Dem Augenblick ins Auge! Kein Verschieben!
Begegn' ihm schnell wohlwollend wie lebendig,
Im Handeln sei's, zur Freude sei's dem Lieben!
Nur wo Du bist, sei Alles, immer lindlich,
So bist Du Alles, bist unüberwindlich."

Du hast gut reden, dacht' ich; zum Geleite
Gab Dir ein Gott die Gunst des Augenblicks,

Und Jeder fühlt an Deiner holden Seite
Sich augenblicks den Günſtling des Geſchickes;
Mich ſchreckt der Wink, von Dir mich zu entfernen.
Was hilft es mir, ſo hohe Weisheit lernen!

Nun bin ich fern! Der jetzigen Minute,
Was ziemt denn der? Ich wüßt' es nicht zu ſagen;
Sie bietet mir zum Schönen manches Gute, —
Das laſtet nur, ich muß mich ihm entſchlagen;
Mich treibt umher ein unbezwinglich Sehnen,
Da bleibt kein Rath als grenzenloſe Thränen.

So quillt denn fort und fließet unaufhaltſam!
Doch nie gelang's, die innre Gluth zu dämpfen!
Schon taſt't's und reißt in meiner Bruſt gewaltſam,
Wo Tod und Leben grauſend ſich bekämpfen.
Wol Kräuter gäb's, des Körpers Qual zu ſtillen;
Allein dem Geiſt fehlt's am Entſchluß und Willen,

Fehlt's am Begriff: wie ſollt' er ſie vermiſſen?
Er wiederholt ihr Bild zu tauſend Malen.
Das wandert bald, bald wird es weggeriſſen,
Undeutlich jetzt und jetzt im reinſten Strahlen;
Wie könnte dies geringſtem Troſte frommen,
Die Ebb' und Fluth, das Geben wie das Kommen!

Verlaſſ't mich hier, getreue Weggenoſſen!
Laſſ't mich allein am Fels, in Moor und Moos;
Nur immer zu! Euch iſt die Welt erſchloſſen,
Die Erde weit, der Himmel hehr und groß;
Betrachtet, forſcht, die Einzelheiten ſammelt,
Naturgeheimniß werde nachgeſtammelt!

Mir iſt das All, ich bin mir ſelbſt verloren,
Der ich noch erſt den Göttern Liebling war;
Sie prüften mich, verliehen mir Pandoren,
So reich an Gütern, reicher an Gefahr;
Sie drängten mich zum gabelſ'aen Munde,
Die trennen mich und richten mich zu Grunde.

Aussöhnung.

Die Leidenschaft bringt Leiden! Wer beschwichtigt
Bellemmtes Herz, das allzuviel verloren?
Wo sind die Stunden, überschnell verflüchtigt?
Vergebens war das Schönste Dir erkoren!
Trüb' ist der Geist, verworren das Beginnen;
Die hehre Welt, wie schwindet sie den Sinnen!

Da schwebt hervor Musik mit Engelschwingen,
Verflicht in Millionen Ton' um Töne,
Des Menschen Wesen durch und durch zu dringen,
Zu überfüllen ihn mit ew'ger Schöne:
Das Auge netzt sich, fühlt im hehern Sehnen
Den Heilerwerth der Töne wie der Thränen.

Und so das Herz erleichtert merkt bebende,
Daß es noch lebt und schlägt und möchte schlagen,
Dem reinsten Dank der überreichen Spende
Sich selbst erwiedernd willig darzutragen.
Da fühlte sich — o, daß es ewig bliebe! —
Das Doppelglück der Töne wie der Liebe.

Aeoloharfen.*)

Gespräch.

Er.

Ich dacht', ich habe keinen Schmerz,
Und doch war mir so bang ums Herz,
Mir war's gebunden vor der Stirn
Und hohl im innersten Gehirn —
Bis endlich Thrän' auf Thräne fließt,
Verhaltnes Lebewohl ergießt. —
Ihr Lebewohl war heitre Ruh,
Sie weint wol jetzund auch wie Du.

*) Beilage eines Briefes an Zelter vom 14. Dezember 1822. In dem Goethe-Zelter'schen Briefwechsel (III, 280) ist das Gedicht in 2 Theile getheilt und ohne Ueberschrift.

Sie.

Ja, er ist fort, das muß nun sein!
Ihr Lieben, laß't mich nur allein!
Sollt' ich Euch seltsam scheinen,
Es wird nicht ewig währen!
Jetzt kann ich ihn nicht entbehren,
Und da muß ich weinen.

Er.

Zur Trauer bin ich nicht gestimmt,
Und Freude kann ich auch nicht haben:
Was sollen mir die reifen Gaben,
Die man von jedem Baume nimmt!
Der Tag ist mir zum Ueberdruß,
Langweilig ist's, wenn Nächte sich befeuern;
Mir bleibt der einzige Genuß,
Dein holdes Bild mir ewig zu erneuern,
Und fühlest Du den Wunsch nach diesem Segen,
Du kämest mir auf halbem Weg entgegen.

Sie.

Du trauerst, daß ich nicht erscheine,
Vielleicht entfernt so treu nicht meine,
Sonst wär' mein Geist im Bilde da.
Schmückt Iris wol des Himmels Bläue?
Laß' regnen, gleich erscheint die neue.
Du weinst! Schon bin ich wieder da.

Er.

Ja, Du bist wol an Iris zu vergleichen,
Ein liebenswürdig Wunderzeichen,
So schmeichelnd herrlich, bunt in Harmonie
Und immer neu und immer gleich wie sie!

Ungeduld.*)

Immer wieder in die Weite
Ueber Länder, an das Meer,
Phantaſien in der Breite,
Zuwebt am Ufer hin und her!
Neu iſt immer die Erfahrung:
Immer iſt dem Herzen bang,
Schmerzen ſind der Jugend Nahrung,
Thränen ſalzger Liebgeſang.

Luſt und Qual.**)

Knabe ſah ich, Fiſcherknabe,
Auf dem ſchwarzen Felſ im Meer,
Und bereitend falſche Gabe
Sang ich, lauſchend rings umher,
— Angel ſchwebte lockend nieder,
Gleich ein Fiſchlein ſtreift und ſchnappt, —
Schadenfrohe Schelmenlieder —
Und das Fiſchlein war ertappt.

Ach! am Ufer, durch die Fluren,
Ins Gebüſche tief im Hain
Folgt' ich einer Sohle Spuren,
Und die Hirtin war allein.
Blicke ſinken, Worte ſtocken! —
Wie ein Taſchenmeſſer ſchnappt,
Faßte ſie mich in die Locken,
Und das Bübchen war ertappt.

Weiß doch Gott, mit welchem Hirten
Sie aufs Neue ſich ergeht!
Muß ich in das Meer mich ſtürzen,
Wie es ſauſet, wie es weht.

*) Zuerſt in der Ausgabe letzter Hand.
**) Nach der Ausgabe von 1836 am 24. Dezember 1815 gedichtet und zuerſt gedruckt in der Zeitſchrift „Kunſt und Alterthum", die Goethe von 1816 bis zu ſeinem Tode herausgab. (Vgl. daſelbſt, II, 3, 13. 1820.)

Wenn mich oft im Netze jammert
Das Gewimmel groß und klein,
Immer möcht' ich noch umklammert
Noch von ihren Armen sein!

Immer und Ueberall.*)

Dringe tief zu Berges Grüften,
Wolken folge hoch zu Lüften;
Muse ruft zu Bach und Thale
Tausend, aber tausend Male.

Sobald ein frisches Kelchlein blüht,
Es fordert neue Lieder;
Und wenn die Zeit verrauschend flieht,
Jahrszeiten kommen wieder.

März.**)

Es ist ein Schnee gefallen;
Denn es ist noch nicht Zeit,
Daß von den Blümlein allen,
Daß von den Blümlein allen
Wir werden hoch erfreut.

Der Sonnenblick betrüget
Mit mildem, falschem Schein,
Die Schwalbe selber lüget,
Die Schwalbe selber lüget,
Warum? Sie kommt allein!

Sollt' ich mich einsam freuen,
Wenn auch der Frühling nah?
Doch kommen wir zu Zweien,
Doch kommen wir zu Zweien,
Gleich ist der Sommer da.

*) Die vier ersten Zeilen dieses Gedichtes stehen in dem auf S. 187 genannten Hefte von „Kunst und Alterthum" als Motto.

**) Dies und die 7 folgenden Gedichte zuerst in „Kunst und Alterthum" II, 3, 13 u. ff. 1820; sie sind indessen zum Theil einige Jahre früher verfaßt.

April.

Augen, ſagt mir, ſagt, was ſagt Ihr?
Denn Ihr ſagt was gar zu Schönes,
Gar des lieblichſten Getönes;
Und in gleichem Sinne fragt Ihr.

Doch ich glaub' Euch zu erfaſſen:
Hinter dieſer Augen Klarheit
Ruht ein Herz in Lieb' und Wahrheit
Jetzt ſich ſelber überlaſſen,

Dem es wol behagen müßte,
Unter ſo viel ſtumpfen, blinden
Endlich einen Blick zu finden,
Der es auch zu ſchätzen wüßte.

Und indem ich dieſe Chiffern
Mich verſenke zu ſtudiren,
Laſſ't Euch ebenfalls verführen,
Meine Blicke zu entziffern!

Mai.*)

Leichte Silberwolken ſchweben
Durch die erſt erwärmten Lüfte,
Mild, von Schimmer ſanft umgeben,
Blickt die Sonne durch die Düfte;
Leiſe wallt und drängt die Welle
Sich am reichen Ufer hin,
Und wie reingewaſchen, helle,
Schwankend hin und her und hin
Spiegelt ſich das junge Grün.

Still iſt Luft und Lüftchen ſtille;
Was bewegt mir das Gezweige?
Schwüle Liebe dieſer Fülle
Von den Bäumen durchs Geſträuche.

*) Nach der Ausgabe von 1836 vom 2. Januar 1816.

Nun der Blick auf einmal helle,
Sieh! der Bübchen Flatterſchaar,
Das bewegt und regt ſo ſchnelle,
Wie der Morgen ſie gebar,
Flügelhaft ſich Paar und Paar.

Fangen an das Dach zu flechten; —
Wer bedürfte dieſer Hütte?
Und wie Zimmrer, die gerechten,
Bank und Tiſchchen in der Mitte!
Und ſo bin ich noch verwundert,
Sonne ſinkt, ich fühl' es kaum;
Und nun führen aber hundert
Mir das Liebchen in den Raum!
Tag und Abend, welch ein Traum!

Juni.*)

Hinter jenem Berge wohnt
Sie, die meine Liebe lohnt.
Sage, Berg, was iſt denn das?
Iſt mir doch, als wärſt Du Glas,

Und ich wär' nicht weit davon;
Denn ſie kommt, ich ſeh' es ſchon,
Traurig, denn ich bin nicht da,
Lächelnd, ja, ſie weiß es ja!

Nun ſtellt ſich dazwiſchen
Ein kühles Thal mit leuchten Büſchen,
Bächen, Wieſen und dergleichen,
Mühlen und Rändern, den ſchönſten Zeichen,
Daß da gleich wird eine Fläche kommen,
Weite Felder unbeklommen.
Und ſo immer, immer heraus,
Bis mir an Garten und Haus!

*) Nach der Ausg. von 1806 vom 24. Juni 1815. Die Aufgaben nach Goethe's Text haben hier faſt ſämmtlich „Matten" ſtatt „Rändern" und am Schluſſe der dritten Strophe „nur" ſtatt „nun."

Aber wie geschicht's?
Freut mich das Alles nicht —
Freute mich des Gesichts
Und der zwei Aeuglein Glanz,
Freute mich des leichten Gangs,
Und wie ich sie seh'
Vom Zerf zur Zeh!

Sie ist fort, ich bin hier,
Ich bin weg, bin bei ihr.

Wandelt sie auf schroffen Hügeln,
Eilet sie das Thal entlang,
Da erklingt es wie mit Flügeln,
Da bewegt sich's wie Gesang.
Und auf diese Jugendfülle,
Dieser Glieder frohe Pracht
Harret Einer in der Stille,
Den sie einzig glücklich macht.

Liebe steht ihr gar zu schön,
Schöneres hab' ich nie gesehn!
Bricht ihr doch ein Blumenflor
Aus dem Herzen leicht hervor.

Denk' ich: soll es doch so sein!
Das erquickt mir Mark und Bein;
Wähn' ich wol, wenn sie mich liebt,
Daß es noch was Bessres giebt?

Und noch schöner ist die Braut,
Wenn sie sich mir ganz vertraut,
Wenn sie spricht und mir erzählt,
Was sie freut und was sie quält.

Wie's ihr ist und wie's ihr war,
Kenn' ich sie doch ganz und gar.
Wer gewänn' an Seel' und Leib
Solch ein Kind und solch ein Weib!

Frühling übers Jahr.*)

Das Beet, schon lockert
Sich's in die Höh,
Da wanken Glöckchen,
So weiß wie Schnee;
Safran entfaltet
Gewalt'ge Gluth,
Smaragden keimt es
Und keimt wie Blut.
Primeln stolzieren
So naseweis,
Schalkhafte Veilchen,
Versteckt mit Fleiß;
Was auch noch Alles
Da regt und webt,
Genug, der Frühling,
Er wirkt und lebt.

Doch was im Garten
Am Reichsten blüht,
Das ist des Liebchens
Lieblich Gemüth.
Da glühen Blicke
Mir immerfort,
Erregend Liedchen,
Erheiternd Wort.
Ein immer offen,
Ein Blüthenherz,
Im Ernste freundlich
Und rein im Scherz.
Wenn Ros' und Lilie
Der Sommer bringt,
Er doch verzehrens
Mit Liebchen ringt.

*) Vom 13. Mai 1816. S. Gervinus in seinem „Grundriß der Geschichte der deutschen Dichtung" I. 700, bezieht das Gedicht auf Goethe's Gattin, die schon am 6. Juni desselben Jahres starb.

Für ewig.*)

Denn was der Mensch in seinen Erdeschranken
Von hohem Glück mit Götternamen nennt,
Die Harmonie der Treue, die kein Wanken,
Der Freundschaft, die nicht Zweifelsorge kennt,
Das Licht das Weisen nur zu einsamen Gedanken,
Das Dichtern nur in schönen Bildern brennt,
Das hatt' ich all' in meinen besten Stunden
In ihr entdeckt und es für mich gefunden.

Zwischen beiden Welten.**)

Einer Eins'gen angehören,
Einen Einzigen verehren,
Wie vereint es Herz und Sinn!
Lida! Glück der nächsten Nähe.
William! Stern der schönsten Höhe,
Euch verdank' ich, was ich bin.
Tag' und Jahre sind verschwunden,
Und doch ruht auf jenen Stunden
Meines Werthes Vollgewinn.

Aus einem Stammbuch von 1604.***)

Hoffnung beschwingt Gedanken, Liebe Hoffnung.
In klarster Nacht hinauf zu Cynthien, Liebe!
Und sprich: Wie sie sich oben umgestaltet,
So auf der Erde schwindet, wächst mein Glück.

*) Eine vermuthlich für „die Geheimnisse" (S. 121) bestimmte Strophe, die zuerst in der Ausgabe von 1789 erschien. Vgl. die Bemerkung von A. Schöll zu Goethe's Briefen an Frau von Stein III, 97.

**) Die Zeit der Abfassung ist unbekannt. Man möchte aber eher geneigt sein, das Gedicht für ein vergessenes Jugendprodukt zu halten, als dessen Entstehen erst in die Zeit seiner Veröffentlichung in „Kunst und Alterthum" zu setzen. Daß unter „William" Shakespeare zu verstehen ist, unterliegt nach Goethe's Bildungsgang wol keinem Zweifel.

***) Goethe sagt über dies Gedicht in „Kunst und Alterthum" III, 1, 56. 1821: „Es steht in einem alten Stammbuche; mir ist es in Abschrift zugekommen; der Name Shakespeare findet sich darunter, und der Jahreszahl nach könnte es wol seine Handschrift sein. Vielleicht belehrt uns ein Kenner, ob das Gedicht schon unter den kleineren Gedichten Shakespeare's definitiv, und wo wir es zu suchen haben."

Und wispre sanft-bescheiden ihr ans Ohr,
Wie Zweifel oft das Haupt ding, Treue thränte.
Und Ihr, Gedanken, mißtrauen geneigt,
Beschuld Euch die Geliebte deßenthalb,
So sagt: Ihr wechselt zwar, doch ändert nicht,
Wie sie dieselbe bleibt und immer wechselt.
Untrauen tritt ins Herz, verzifftet's nicht;
Denn Lieb' ist süßer, von Verdacht gewürzt.
Wenn sie verdrießlich dann das Aug' umwölkt,
Des Himmels Klärе widerwärtig schwärzt,
Dann, Seufzer-Winde, scheucht die Wolken weg,
Thränt nieder, sie in Regen aufzulösen!
Gedanke, Hoffnung, Liebe, bleibt nur dort,
Bis Cynthia scheint, wie sie mir sonst gethan!

Um Mitternacht.*)

Um Mitternacht ging ich nicht eben gerne
Klein, kleiner Knabe, jenen Kirchhof hin
Zu Vaters Haus, des Pfarrers; Stern am Sterne,
Sie leuchteten doch alle gar zu schön
Um Mitternacht.

Wenn ich dann ferner in des Lebens Weite
Zur Liebsten mußte, mußte, weil sie zog,
Gestirn und Nordschein über mir im Streite,
Ich gehend, kommend Seligkeiten sog
Um Mitternacht!

Bis dann zuletzt des vollen Mondes Helle
So klar und deutlich mir ins Finstre drang,
Auch der Gedanke willig, sinnig, schnelle
Sich ums Vergangne wie ums Künftge schlang
Um Mitternacht.

*) Nach S. Hirzel, „Neues Verzeichniß einer Goethe-Bibliothek" wurde dies Gedicht zuerst gedruckt in der „Neuen Liedersammlung" von Nägeli. Zürich und Berlin 1821; dann in „Kunst und Alterthum" III, 3, 170. 1822. Daß das Gedicht 1818 entstanden ist, erwähnt Goethe selbst in den „Tag- und Jahres-Heften." Vgl. auch Eckermann, I, 285.

St. Nepomuck's Vorabend.*)

Carlsbad, den 15. Mai 1820.

Lichtlein ſchwimmen auf dem Strome,
Kinder ſitzen auf der Brücken,
Glocke, Glöckchen fügt vom Dome
Sich der Andacht, dem Entzücken.

Lichtlein ſchwinden, Sterne ſchwinden,
Alle löſte ſich die Seele
Unſres Heil'gen; nicht verkünden
Durft' er anvertraute Fehle.

Lichtlein, ſchwimmet! Spielt, Ihr Kinder!
Wunderchor, o ſinge, ſinge!
Und verkündiget nicht minder,
Was den Stern zu Sternen bringe!

Im Vorübergehn.**)

Ich ging im Felde
So für mich hin,
Und nichts zu ſuchen,
Das war mein Sinn.

Da ſtand ein Blümchen
Sogleich ſo nah,
Daß ich im Leben
Nichts lieber ſah.

Ich wollt' es brechen,
Da ſagt' es ſchleunig:
Ich habe Wurzeln,
Die ſind gar heimlich.

*) Goethe ſchickte das Gedicht am 24. Mai 1820 an Zelter, der es unmittelbar darauf komponirte.

**) Das Gedicht iſt in viel Uebereinſtimmung mit dem bereits S. 21 mitgetheilten, und liegen demſelben aller Wahrſcheinlichkeit nach auch die gleichen Beziehungen zu Grunde.

Im tiefen Boden
Bin ich gegründet;
Drum sind die Blüthen
So schön gerundet.

Ich kann nicht liebeln,
Ich kann nicht schmeicheln;
Mußt mich nicht brechen,
Mußt mich verpflanzen.

Ich ging im Walde
So vor mich hin;
Ich war so heiter,
Wollt' immer weiter —
Das war mein Sinn.

Pfingsten.*)

Unter halb verwelkten Maien
Schläft der liebe Freund so still;
O! wie soll es ihn erfreuen,
Was ich ihm vertrauen will:
Ohne Wurzeln dieses Reisig,
Es verdorrt das junge Blut;
Aber Liebe, wie Herr Dreyßig,**)
Nähret ihre Pflanzen gut.

Aug' um Ohr.***)

Was dem Auge dar sich stellet,
Sicher glauben wir's zu schauen;
Was dem Ohr sich unerstellet,
Euch uns nicht ein gleich Vertrauen;

*) Nach der Ausgabe von 1806 aus dem Jahre 1814.

**) Kaufmann und Handelsgärtner in Tannroda bei Weimar.

***) Dies gereimt in der Ausgabe letzter Hand. Goethe schrieb es in die weiße Rosette von Eglantinen gewunden und gibt in dem Album mit der Bezeichnung: Jena, den 17. Mai 1817. Vergl. Katalog der Goethe-Ausstellung 1861.

Darum Deine lieben Worte
Haben oft mir wohlgethan;
Doch ein Blick am rechten Orte,
Uebrig läßt er keinen Wahn.

Blick um Blick.*)

Wenn Du Dich im Spiegel beſiehſt,
Denke, daß ich dieſe Augen küſſte
Und mich mit mir ſelbſt entzweien müſſte,
Sobalde Du mich ſiehſt;
Denn da ich nur in dieſen Augen lebe,
Du mir giebſt, was ich gebe,
So wär' ich ganz verloren;
Jetzt bin ich immer wie neugeboren.

Haus-Park.**)

Liebe Mutter, die Geſpielen
Sitzen mir ſchon manche Zeit,
Daß ich beſſer ſollte fühlen,
Was Natur im Freien beut.
Bin ich hinter dieſen Mauern,
Dieſen Hecken, dieſem Bur,
Wollen ſie mich nur bedauern
Neben dieſem alten Zur.

Solche ſchroffe grüne Wände
Ließen ſie nicht länger ſtehn;
Kann man doch von einem Ende
Gleich bis an das andre ſehn.
Von der Schere fallen Blätter,
Fallen Blüthen, welch ein Schmerz!
Asmus, unſer lieber Vetter,
Nennt es puren Schneiderſcherz.

*) Ausgabe von 1827. In den Inhaltsverzeichniſſen der Ausgabe letzter Hand mit der Ueberſchrift „Kuß auf Blick."

**) Nach Düntzer (II, 273) identiſch mit der „empfindſamen Gärtnerin", einem Gedichte, deſſen zwei letzte Strophen Goethe am 28. April 1797 an Schiller ſchickte und das ein Pendant zu den „Muſen und Grazien in der Mark" (vgl. S. 92) bilden ſollte. Damit ſtimmt auch überein, daß die Ausgabe von 1806 das Gedicht in das Jahr 1797 verlegt.

Stehn die Pappeln doch so prächtig
Um des Nachbars Gartenhaus;
Und bei uns, wie niederträchtig
Nehmen sich die Zwiebeln aus!
Wollt Ihr nicht den Wunsch erfüllen —
Ich bescheide mich ja wol!
Bauet nur um Gotteswillen,
Liebe Mutter, keinen Kohl!

Der neue Kopernikus.*)

Art'ges Häuschen hab' ich klein,
Und darin versteckt,
Bin ich vor der Sonne Schein
Gar bequem bedeckt.

Denn da giebt es Schalterlein,
Federchen und Lädchen,
Finde mich so wohl allein
Als mit hübschen Mädchen.

Denn, o Wunder! mir zur Lust
Regen sich die Wälder,
Näher kommen meiner Brust
Die entfernten Felder.

Und so tanzen auch vorbei
Die bewachsenen Berge;
Fehlet nur das Lustgeschrei
Aufgeregter Zwerge.

Doch so gänzlich still und stumm
Rennt es mir vorüber,
Meistens grad und oft auch krumm,
Und so ist mir's lieber.

Wenn ich's recht betrachten will
Und es ernst gewahre,
Steht vielleicht das Alles still,
Und ich selber fahre.

*) Am 26. Juli 1814 auf einer Reise an den Rhein verfaßt.

Gegenseitig.*)

Wie sitzt mir das Liebchen?
Was krönt sie so groß?
Den Fernen, sie wiegt ihn,
Sie hat ihn im Schooß;

Im zierlichen Käfig
Ein Vöglein sie hält,
Sie läßt es herausser,
So wie's ihr gefällt.

Hat's Picken dem Finger,
Den Lippen gethan,
Es flieget und flattert
Und wieder heran.

So eile zur Heimath!
Das ist nun der Brauch,
Und hast Du das Mädchen,
So hat sie Dich auch.

Freibeuter.**)

Mein Haus hat kein' Thür,
Mein' Thür hat k' Haus;
Und immer mit Schätzel
Hinein und heraus.

Mei Küch hat k' Herd,
Mei Herd hat k' Kuch;
Da bratet's und siedet's
Für sich und für mich.

Mei Bett hat k' G'stell,
Mei G'stell hat k' Bett;

*) 1816. Die meisten Ausgaben nach 1827 lesen im siebenten Vers fälschlich „herausen."
**) Zuerst in der Ausgabe letzter Hand.

Doch wüßt ich nit E'nen,
Der's luſtiger hett.

Mei Keller is hoch,
Mei Scheuer is tief,
Zu oberſt, zu unterſt —
Da log ich und ſchlief.

Und bin ich erwachen,
Da geht es ſo fort:
Mei Ort hat le' Bleibens,
Mein Bleibens ken' Ort.

V.

Sonnette.

Liebe will ich ſtehend leben,
Jede Form, ſie kommt von oben

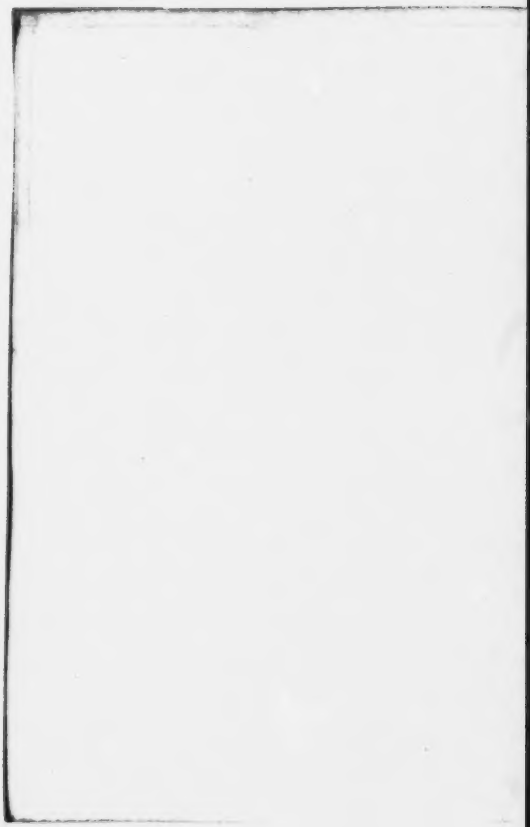

Sonnette.*)

1. Mächtiges Ueberraschen.

Ein Strom entrauscht unweitem Felsensaale,
Zum Ocean sich eilig zu verbinden;
Was auch sich spiegeln mag von Grund zu Gründen,
Er wandelt unaufhaltsam fort zu Thale.

Dämonisch aber stürzt mit einem Male —
Ihr solaten Berg und Wald in Wirbelwinden —
Sich Oreas, Behagen dort zu finden,
Und hemmt den Lauf, begrenzt die weite Schale.

*) Die Form des Sonnette, welches zum Theil in Folge von Bürger's Anregung bei den Dichtern der romantischen Schule beliebt geworden war, wendete Goethe zuerst in der „Natürlichen Tochter" an, deren erster Akt 1801 vollendet wurde. Eugenie dichtet dort im 4. Auftritt des 2. Akts das Sonnett „Welch Wonneleben wird hier ausgesonnen!" Ziemlich gleichzeitig ist ein zweites, das in das Vorspiel „Was wir bringen" aufgeführt bei Eröffnung des neuen Schauspielhauses in Lauchstädt, 1802) eingelegt wurde, und in dem Goethe bereits eine gewisse Neigung für die neugewählte Form kundgiebt; vergl. „Natur und Kunst, sie scheinen sich zu fliehen". Wenn er daher auch später 1806 in dem dritten Sonnette, welches außer den 17 hier zusammenstehenden noch von ihm verfaßt ist, mit den Worten „Ich schneide sonst so gern aus ganzem Holze, Und müßte nun doch auch mitunter leimen" wieder auf die Mängel einer so beschränkenden Form hinweist, so bedurfte es doch bald nur einer äußeren Anregung, um alle Bedenken in ihm schwinden zu lassen. Diese wurde ihm gegeben, als er sich vom 11. November bis zum 18. Dezember 1807 in Jena aufhielt. In Abendzirkeln bei dem Buchhändler Frommann, bei seinem Freunde Knebel und Anderen wurden viele Sonnette von Klinger, A. W. Schlegel, Gries und namentlich auch von dem persönlich anwesenden Zacharias Werner vorgelesen, und schon einige Tage vor seiner Abreise von Jena hatte auch Goethe deren bereits zwölf gedichtet (vgl. namentlich Riemer's Mittheilungen

Die Welle sprüht und staunt zurück und weichet
Und schwillt bergan, sich immer selbst zu trinken;
Gehemmt ist nun zum Vater hin das Streben.

Sie schwankt und ruht, zum See zurückgedeichet;
Gestirne, spiegelnd sich, beschaun das Blinken
Des Wellenschlags am Fels, ein neues Leben.

2. Freundliches Begegnen.

Im weiten Mantel bis ans Kinn verhüllet,
Ging ich den Felsenweg, den schroffen, grauen,
Hernieder dann zu winterbaiten Auen,
Unruh'gen Sinns, zur nahen Flucht gewillet.

Auf einmal schien der neue Tag enthüllet:
Ein Mädchen kam, ein Himmel anzuschauen,
So musterhaft wie jene lieben Frauen
Der Dichterwelt. Mein Sehnen war gestillet.

Doch wandt' ich mich hinweg und ließ sie gehn
Und wickelte mich enger in die Falten,
Als wollt' ich trutzend in mir selbst erwarmen;

Und holt' ihr doch. Sie stand. Da war's geschehen!
In meiner Hülle konnt' ich mich nicht halten,
Die warf ich weg, sie lag in meinen Armen.

über Goethe, I, 35 u. ff.). Auch die noch übrigen 5 Sonnette stammen ziemlich aus derselben Zeit, so daß alle 17 den Jahren 1807 und 1808 angehören. In dieselbe Zeit fällt aber auch die persönliche Bekanntschaft mit Bettina (Brentano, der Enkelin der einst so berühmten Romanschriftstellerin Sophie von La Roche, der Tochter von Goethe's Jugendfreunden Maximiliane. Bettina war zuerst im April und dann im November 1807 in Weimar gewesen, und der von ihr später herausgegebene „Briefwechsel Goethe's mit einem Kinde (Berlin 1835)" hat zu dem vielbesprochenen Streite Veranlassung gegeben, in wie weit die nachfolgenden Sonnette auf sie zu beziehen oder gar nur der dichterische Ausdruck von Stellen ihrer eigenen Briefe seien. Die meisten sachkundigen Urtheile haben sich gegen eine solche Entstehungsweise der Sonnette ausgesprochen, und mit um so größerer Berechtigung, als Goethe in jener Zeit viel persönliche Empfindungen für talentvolle junge Mädchen hegte, deren Name bereits in dem 10. Sonnette angedeutet wird und die die Auflösung der Charade bildet, die der Gegenstand des 17. ist.

3. Kurz und gut.

Sollt' ich mich denn so ganz an Sie gewöhnen?
Das wäre mir zuletzt doch reine Plage.
Darum versuch' ich's gleich am heut'gen Tage
Und nahe nicht dem vielgewohnten Schönen.

Wie aber mag ich Dich, mein Herz, versöhnen,
Daß ich im nicht'gen Fall Dich nicht befrage?
Wolan! Komm her! Wir äußern unsre Klage
In liebevollen, traurig heitern Tönen.

Siehst Du, es geht! Des Dichters Wink gewärtig,
Melodisch klingt die durchgespielte Leyer,
Ein Liebesopfer traulich darzubringen.

Du denkst es kaum und sieh, das Lied ist fertig!
Allein was nun? — Ich dächt', im ersten Feuer
Wir eilten hin, es vor ihr selbst zu singen.

4. Das Mädchen spricht.*)

Du siehst so ernst, Geliebter! Deinem Bilde
Von Marmor hier möcht' ich Dich wol vergleichen';
Wie dieses giebst Du mir kein Lebenszeichen;
Mit Dir verglichen zeigt der Stein sich milde.

Der Feind verbirgt sich hinter seinem Schilde;
Der Freund soll offen seine Stirn uns reichen.
Ich suche Dich, Du suchst mir zu entweichen;
Doch halte Stand wie dieses Kunstgebilde!

An wen von Beiden soll ich nun mich wenden?
Sollt' ich von Beiden Kälte leiden müssen,
Da dieser todt und Du lebendig heißest?

Kurz, um der Worte mehr nicht zu verschwenden,
So will ich diesen Stein so lange küssen,
Bis eifersüchtig Du mich ihm entreißest.

*) Nach der Ausgabe von 1836 und einer in Privatbesitz befindlichen Handschrift vom 6. Dezember 1807.

5. Wachsthum.

Als kleines art'ges Kind nach Feld und Auen
Sprangst Du mit mir so manchen Frühlingsmorgen.
„Für solch ein Töchterchen, mit holden Sorgen
Möcht' ich als Vater segnend Häuser bauen!"

Und als Du anfingst in die Welt zu schauen,
War Deine Freude häusliches Besorgen.
„Solch eine Schwester! und ich wär' geborgen;
Wie könnt' ich ihr, ach! wie sie mir vertrauen!"

Nun kann den schönen Wachsthum nichts beschränken;
Ich fühl' im Herzen heißes Liebetoben.
Umfass' ich sie, die Schmerzen zu beschwicht'gen?

Doch, ach! nun muß ich Dich als Fürstin denken:
Du stehst so schroff vor mir emporerhoben;
Ich beuge mich vor Deinem Blick, dem flücht'gen.

6. Reisezehrung.

Entwöhnen sollt' ich mich vom Glanz der Blicke,
Mein Leben sollten sie nicht mehr verschönen.
Was man Geschick nennt, läßt sich nicht versöhnen;
Ich weiß es wol und trat bestürzt zurücke.

Nun wußt' ich auch von keinem weitern Glücke;
Gleich fing ich an von diesen und von jenen
Nothwend'gen Dingen sonst mich zu entwöhnen;
Nothwendig schien mir nichts als ihre Blicke.

Des Weines Gluth, den Vielgenuß der Speisen,
Bequemlichkeit und Schlaf und sonst'ge Gaben,
Gesellschaft wies ich weg, daß wenig bliebe.

So kann ich ruhig durch die Welt nun reisen:
Was ich bedarf, ist überall zu haben,
Und Unentbehrlich's bring' ich mit — die Liebe.

7. Abſchied.

War unerſättlich nach viel tauſend Küſſen,
Und mußt' mit einem Kuß am Ende ſcheiden;
Nach herber Trennung tief empfundnem Leiden
War mir das Ufer, dem ich mich entriſſen,

Mit Wohnungen, mit Bergen, Hügeln, Flüſſen,
So lang' ich's deutlich ſah, ein Schatz der Freuden;
Zuletzt im Blauen blieb ein Augenmerken
An fernentwichnen lichten Finſterniſſen.

Und endlich, als das Meer den Blick umgrenzte,
Fiel mir zurück ins Herz mein heiß Verlangen;
Ich ſuchte mein Verlornes gar verdroſſen.

Da war es gleich, als ob der Himmel glänzte;
Mir ſchien, als wäre nichts mir, nichts entgangen,
Als hätt' ich Alles, was ich je genoſſen.

8. Die Liebende ſchreibt.

Ein Blick von Deinen Augen in die meinen,
Ein Kuß von Deinem Mund auf meinem Munde —
Wer davon hat wie ich gewiſſe Kunde,
Mag dem was Andres wol erfreulich ſcheinen?

Entfernt von Dir, entfremdet von den Meinen,
Führ' ich ſtets die Gedanken in die Runde,
Und immer treffen ſie auf jene Stunde,
Die einzige; da fang' ich an zu weinen.

Die Thräne trocknet wieder unverſehens:
Er liebt ja, denk' ich, her in dieſe Stille,
Und ſollteſt Du nicht in die Ferne reichen?

Vernimm das Lispeln dieſes Liebewehens!
Mein einzig Glück auf Erden iſt Dein Wille,
Dein freundlicher zu mir; gieb mir ein Zeichen!

9. Die Liebende abermals.

Warum ich wieder zum Papier mich wende?
Das mußt Du, Liebster, so bestimmt nicht fragen,
Denn eigentlich hab' ich Dir nichts zu sagen;
Doch kommt's zuletzt in Deine lieben Hände.

Weil ich nicht kommen kann, soll, was ich sende,
Mein ungetheiltes Herz hinüber tragen
Mit Wonnen, Hoffnungen, Entzücken, Plagen:
Das Alles hat nicht Anfang, hat nicht Ende.

Ich mag vom heut'gen Tag Dir nichts vertrauen,
Wie sich im Sinnen, Wünschen, Wähnen, Wollen
Mein treues Herz zu Dir hinüber wendet:

So stand ich einst vor Dir, Dich anzuschauen,
Und sagte nichts. Was hätt' ich sagen sollen?
Mein ganzes Wesen war in sich vollendet.

10. Sie kann nicht enden.

Wenn ich nun gleich das weiße Blatt Dir schicke,
Anstatt, daß ich's mit Lettern erst beschreibe,
Ausfüllteſt Du's vielleicht zum Zeitvertreibe
Und ſendeteſt's an mich, die Hochbeglückte.

Wenn ich den blauen Umſchlag dann erblickte,
Neugierig ſchnell, wie es geziemt dem Weibe,
Riß' ich ihn auf, daß nichts verborgen bleibe;
Da läſ' ich, was mich mündlich ſonſt entzückte.

Lieb Kind! Mein artig Herz! Mein einzig Weſen!*)
Wie Du ſo freundlich meine Sehnſucht ſtilleſt
Mit ſüßem Wort und mich ſo ganz verwöhnteſt.

Sogar Dein Lispeln glaubt' ich auch zu leſen,
Womit Du liebend meine Seele füllteſt
Und mich auf ewig vor mir ſelbſt verſchönteſt.

*) (Minna) Herzlieb, Tochter des Buchhändlers Frommann in Jena.

11. Nemeſis.

Wenn durch das Volk die grimme Seuche wüthet,
Soll man vorſichtig die Geſellſchaft laſſen.
Auch hab' ich oft mit Zaudern und Verpaſſen
Vor manchen Influenzen mich gehütet.

Und obgleich Amor öfters mich begütet,
Mocht' ich zuletzt mich nicht mit ihm befaſſen.
So ging mir's auch mit jenen Lakrimaſſen,*)
Als vier- und dreifach reimend ſie gebrütet.

Nun aber folgt die Strafe dem Verächter,
Als wenn die Schlangenfackel der Erinnen
Von Berg zu Thal, von Land zu Meer ihn triebe.

Ich höre wol der Genien Gelächter;
Doch trennet mich von jeglichem Beſinnen
Sonettenwuth und Raſerei der Liebe.

12. Chriſtgeſchenk.**)

Mein ſüßes Liebchen! Hier in Schachtelwänden
Gar mannichfalt geformte Süßigkeiten
Die Früchte ſind es heil'ger Weihnachtszeiten,
Gedachte nur, den Kindern auszuſpenden.

Dir möcht' ich dann mit ſüßem Redewenden
Poetiſch Zuckerbrod zum Feſt bereiten;
Allein was ſoll's mit ſolchen Eitelkeiten?
Weg den Verſuch, mit Schmeichelei zu blenden!

Doch giebt es noch ein Süßes, das vom Innern
Zum Innern ſpricht, genießbar in der Ferne,
Das kann nur bis zu Dir hinüber wehen.

*) Verfaſſer der „Lakrimas", eines ſpaniſchen Muſtern nachgebildeten Schauſpiels, das von A. W. Schlegel 1803 herausgegeben wurde, ist Wilhelm von Schütz (1776–1847), der außer Andern mit Tieck, Zacharias Werner und Varnhagen von Enſe in mannichfacher Verbindung ſtand. Vgl. über ihn A. Koberſtein, Grundriß der Geſchichte der Deutſchen Nationalliteratur, III, 1270.

**) Vom 24. Dezember 1807.

Und fühlst Du dann ein freundliches Erinnern,
Als blinkten froh Dir wohlbekannte Sterne,
Wirst Du die kleinste Gabe nicht verschmähen.

13. Warnung.

Am jüngsten Tag, wenn die Posaunen schallen,
Und Alles aus ist mit dem Erdeleben,
Sind wir verpflichtet, Rechenschaft zu geben
Von jedem Wort, das unnütz uns entfallen.

Wie wird's nun werden mit den Worten allen,
In welchen ich so liebevoll mein Streben
Um Deine Gunst Dir an den Tag gegeben,
Wenn diese blos an Deinem Ohr verhallen?

Darum bedenk', o Liebchen! Dein Gewissen,
Bedenk' im Ernst, wie lange Du gezaudert,
Daß nicht der Welt solch Leiden widerfahre!

Werd' ich berechnen und entschuld'gen müssen,
Was Alles unnütz ich vor Dir geplaudert,
So wird der jüngste Tag zum vollen Jahre.

14. Die Zweifelnden.*)

Ihr liebt, und schreibt Sonnette! Weh der Grille!
Die Kraft des Herzens, sich zu offenbaren,
Soll Reime suchen, sie zusammenpaaren;
Ihr Kinder, glaubt, ohnmächtig bleibt der Wille.

Ganz ungebunden spricht des Herzens Fülle
Sich kaum noch aus; sie mag sich gern bewahren,
Dann Stürmen gleich durch alle Saiten fahren,
Dann wieder senken sich zu Nacht und Stille.

Was quält Ihr Euch und uns, auf jähem Stege
Nur Schritt vor Schritt den läst'gen Stein zu wälzen,
Der rückwärts lastet, immer neu zu mühen?

*) Dies und das folgende Sonnett nehmen die Zweifel wieder auf, die Goethe schon früher darüber gehegt hatte, ob das Sonnett überhaupt eine für wahrhafte Poesie geeignete Form sei.

Die Liebenden.

Im Gegentheil, wir ſind auf rechtem Wege!
Das Allerſtarrſte freudig aufzuſchmelzen,
Muß Liebesfeuer allgewaltig glühen.

15. Mädchen.

Ich weiſſe doch am Ernſt verſchränkter Zeilen!
Zwar lauſch' ich gern bei Deinen Silbenſpielen;
Allein mir ſcheint, was Herzen redlich fühlen,
Mein ſüßer Freund, das ſoll man nicht befeilen.

Der Dichter pflegt, um nicht zu langeweilen,
Sein Innerſtes von Grund aus umzuwühlen;
Doch ſeine Wunden weiß er auszukühlen,
Mit Zauberwort die tiefſten auszuheilen.

Dichter.

Schau, Liebchen, hin! wie geht's dem Feuerwerker?
Traun ausgelernt, wie man nach Maßen wettert,
Irrgänglich-klug minirt er ſeine Grüfte;

Allein die Macht des Elements iſt ſtärker,
Und eh er ſich's verſieht, geht er zerſchmettert
Mit allen ſeinen Künſten in die Lüfte.

16. Epoche.*)

Mit Flammenſchrift war innigſt eingeſchrieben
Petrarka's Bruſt vor allen andern Tagen
Charfreitag. Ebenſo, ich darf's wol ſagen,
Iſt mir Advent von Achtzehnhundertſieben.

*) Vgl. Düntzer I, 334. Petrarka war an einem Charfreitag von der Liebe zu ſeiner Laura ergriffen worden und beklagt ſich in einem Sonnette, daß der Liebesgott ihn unbewaffnet getroffen; in einem andern, elf Jahre ſpäter an demſelben Tage geſchriebenen Sonnett bittet er Gott, daß er den irren Geiſt zu beſſeren Zielen führen möge. — Das vorliegende Gedicht bezieht ſich auf das Zuſammenſein mit der Geliebten am Advent, den 29. November 1807, wo Goethe in Jena war.

Ich fing nicht an, ich fuhr nur fort zu lieben
Sie, die ich früh im Herzen ſchon getragen,
Dann wieder weislich aus dem Sinn geſchlagen,
Der ich nun wieder bin ans Herz getrieben.

Petrarka's Liebe, die unendlich hohe,
War leider unbelohnt und gar zu traurig,
Ein Herzenswoh, ein ewiger Charfreitag;

Doch ſtets erſcheine fort und fort die frohe,
Süß, unter Palmenjubel, wonneſchaurig,
Der Herrin Ankunft mir, ein ew'ger Maitag!

17. Charade.*)

Zwei Worte ſind es, kurz, bequem zu ſagen,
Die wir ſo oft mit holder Freude nennen,
Doch keineswegs die Dinge deutlich kennen,
Wovon ſie eigentlich den Stempel tragen.

Es thut gar wohl in jung- und alten Tagen,
Eins an dem andern koſtlich zu verbrennen;
Und kann man ſie vereint zuſammen nennen,
So drückt man aus ein ſeliges Behagen.

Nun aber ſuch' ich ihnen zu gefallen
Und bitte, mit ſich ſelbſt mich zu beglücken;
Ich hoffe ſtill, doch hoff' ich's zu erlangen:

Als Namen der Geliebten ſie zu lallen,
In einem Bild ſie beide zu erblicken,
In einem Weſen beide zu umfangen.

*) Vgl. die Anmerkung S. 214.

VI.

Aus Wilhelm Meister.

Auch vernehmt im Gedränge
Jener Geister Gesänge!

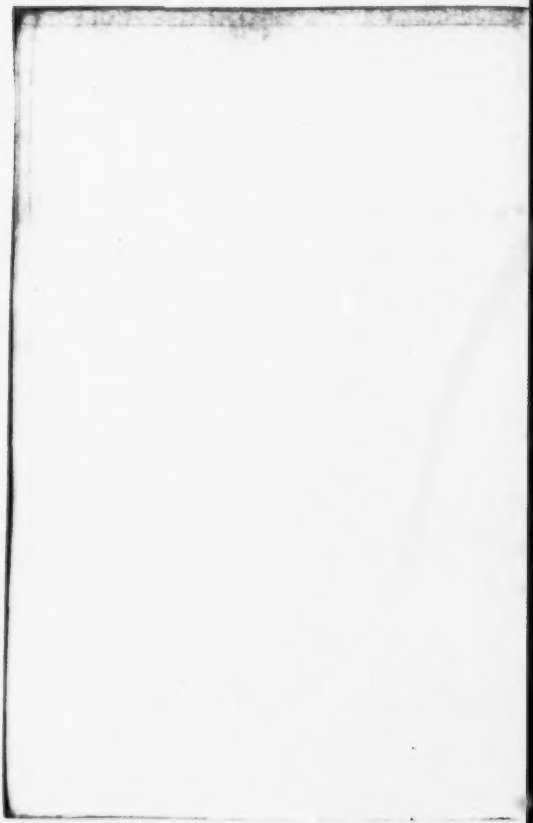

Aus Wilhelm Meister.*)

Mignon.

Heiß' mich nicht reden, heiß' mich schweigen;
Denn mein Geheimniß ist mir Pflicht.
Ich möchte Dir mein ganzes Inne zeigen;
Allein das Schicksal will es nicht.

Zur rechten Zeit vertreibt der Sonne Lauf
Die finstre Nacht, und sie muß sich erhellen;
Der harte Fels schließt seinen Busen auf,
Mißgönnt der Erde nicht die tiefverborgnen Quellen.

Ein Jeder sucht im Arm des Freundes Ruh,
Dort kann die Brust in Klagen sich ergießen;
Allein ein Schwur drückt mir die Lippen zu,
Und nur ein Gott vermag sie aufzuschließen.

*) Wie das Motto, mit dem die Lieder „aus Wilhelm Meister" eingeleitet werden, erst durch die Beziehung auf das den „Vermischten Gedichte" seinen wahren Sinn erkennen läßt, so gewinnen auch die Lieder selbst ihre tiefere Bedeutung erst durch die Stelle, welche ihnen in „Wilhelm Meister" angewiesen ist. Für die Lieder Mignon's ist demnach das 4., 5. und 8. Buch desselben, für die des Harfners das 2. und 5. und das letztere auch für das Lied Philinens zu vergleichen. — Die Zeit, in welcher die einzelnen Liedergedichtet sind, läßt sich für die meisten mit Sicherheit auch nicht einmal annähernd bestimmen: nur von dem zweiten Liede Mignon's wissen wir, daß es am 20. Juni 1785 an Frau von Stein gesandt wurde. (Vgl. Briefe III, 168.) Ferner ergiebt der Goethe-Schiller'sche Briefwechsel, daß von Wilhelm Meister's Lehrjahren, an welchen Goethe von 1777–1796 gearbeitet hat, die ersten drei Bücher schon 1784 vollendet waren der erste Band ward bereits am Schlusse jenes Jahres herausgegeben und daß das vierte Buch am 11. Februar 1795 von Goethe an Schiller gesandt wurde. Der zweite Band erschien im April, der dritte (das fünfte und sechste Buch enthaltend) noch in demselben Jahre, der vierte Band (siebentes und achtes Buch) 1796.

Dieſelbe.

Nur wer die Sehnſucht kennt,
Weiß, was ich leide.
Allein und abgetrennt
Von aller Freude,
Seh' ich ans Firmament
Nach jener Seite.
Ach! der mich liebt und kennt,
Iſt in der Weite.
Es ſchwindelt mir, es brennt
Mein Eingeweide.
Nur wer die Sehnſucht kennt,
Weiß, was ich leide!

Dieſelbe.

So laſſ't mich ſcheinen, bis ich werde!
Zieht mir das weiße Kleid nicht aus!
Ich eile von der ſchönen Erde
Hinab in jenes feſte Haus.

Dort ruh' ich eine kleine Stille,
Dann öffnet ſich der friſche Blick,
Ich laſſe dann die reine Hülle,
Den Gürtel und den Kranz zurück.

Und jene himmliſchen Geſtalten,
Sie fragen nicht nach Mann und Weib,
Und keine Kleider, keine Falten
Umgeben den verklärten Leib.

Zwar lebt' ich ohne Sorg' und Mühe,
Doch fühlt' ich tiefen Schmerz genung.
Vor Kummer altert' ich zu frühe;
Macht mich auf ewig wieder jung!

Harfenspieler.

Wer sich der Einsamkeit ergiebt,
Ach, der ist bald allein!
Ein Jeder lebt, ein Jeder liebt
Und läßt ihn seiner Pein. —

Ja! laß't mich meiner Qual!
Und kann ich nur einmal
Recht einsam sein,
Dann bin ich nicht allein.

Es schleicht ein Liebender lauschend sacht,
Ob seine Freundin allein?
So überschleicht bei Tag und Nacht
Mich Einsamen die Pein,
Mich Einsamen die Qual.
Ach, werd' ich erst einmal
Einsam im Grabe sein,
Da läßt sie mich allein!

Derselbe.

An die Thüren will ich schleichen,
Still und sittsam will ich flehn;
Fromme Hand wird Nahrung reichen,
Und ich werde weitergehn.
Jeder wird sich glücklich scheinen,
Wenn mein Bild vor ihm erscheint;
Eine Thräne wird er weinen,
Und ich weiß nicht, was er weint.

Derselbe.

Wer nie sein Brod mit Thränen aß,
Wer nie die kummervollen Nächte
Auf seinem Bette weinend saß,
Der kennt Euch nicht, Ihr himmlischen Mächte!

Ihr führt ins Leben uns hinein,
Ihr laß't den Armen schuldig werden,
Dann überlaß't Ihr ihn der Pein;
Denn alle Schuld rächt sich auf Erden.

Philine.

Singet nicht in Trauertönen
Von der Einsamkeit der Nacht!
Nein, sie ist, o holde Schönen,
Zur Geselligkeit gemacht.

Wie das Weib dem Mann gegeben
Als die schönste Hälfte war,
Ist die Nacht das halbe Leben,
Und die schönste Hälfte zwar.

Könnt Ihr Euch des Tages freuen,
Der nur Freuden unterbricht?
Er ist gut, sich zu zerstreuen;
Zu was Anderm taugt er nicht.

Aber wenn in nächt'ger Stunde
Süßer Lampe Dämmrung fließt,
Und vom Mund zum nahen Munde
Scherz und Liebe sich ergießt;

Wenn der rasche, lose Knabe,
Der sonst wild und feurig eilt,
Oft bei einer kleinen Gabe
Unter leichten Spielen weilt;

Wenn die Nachtigall Verliebten
Liebevoll ein Liedchen singt,
Das Gesangnen und Betrübten
Nur wie Ach und Wehe klingt:

Mit wie leichtem Herzensregen
Horchet Ihr der Glocke nicht,
Die mit zwölf bedächt'gen Schlägen
Ruh und Sicherheit versprecht!

Darum an dem langen Tage
Merke Dir es, liebe Braut:
Jeder Tag hat seine Plage,
Und die Nacht hat ihre Lust.

VII.

Balladen.

Manches, noch ſo wunderbar,
Dichterkunſt machen's wahr.

Mignon. *)

Kennst Du das Land, wo die Citronen blühn,
Im dunkeln Laub die Goldorangen glühn,
Ein sanfter Wind vom blauen Himmel weht,
Die Myrte still und hoch der Lorbeer steht?
Kennst Du es wol?

Dahin! Dahin
Möcht' ich mit Dir, o mein Geliebter, ziehn!

Kennst Du das Haus? Auf Säulen ruht sein Dach,
Es glänzt der Saal, es schimmert das Gemach,
Und Marmorbilder stehn und sehn mich an:
Was hat man Dir, Du armes Kind, gethan?
Kennst Du es wol?

Dahin! Dahin
Möcht' ich mit Dir, o mein Beschützer, ziehn!

Kennst Du den Berg und seinen Wolkensteg?
Das Maulthier sucht im Nebel seinen Weg,
In Höhlen wohnt der Drachen alte Brut;
Es stürzt der Fels und über ihn die Fluth.
Kennst Du ihn wol?

Dahin! Dahin
Geht unser Weg, O Vater, laß' uns ziehn!

*) Die Zeit der Abfassung läßt sich weder bei dieser noch bei der folgenden Ballade mit Sicherheit bestimmen; wann beide zuerst veröffentlicht wurden, geht daraus hervor, daß „Mignon" im dritten, „der Sänger" im zweiten Buche von „Wilhelm Meister" steht.

Der Sänger.*)

Was hör' ich draußen vor dem Thor,
Was auf der Brücke schallen?
Laßt den Gesang vor unserm Ohr
Im Saale wiederhallen!
Der König sprach's, der Page lief,
Der Knabe kam, der König rief:
Laßt mir herein den Alten!

Gegrüßet seid mir, edle Herrn,
Gegrüßt Ihr, schöne Damen!
Welch reicher Himmel! Stern bei Stern!
Wer kennet ihre Namen?
Im Saal voll Pracht und Herrlichkeit
Schließt, Augen, Euch! hier ist nicht Zeit,
Sich staunend zu ergetzen.

Der Sänger drückt' die Augen ein
Und schlug in vollen Tönen;
Die Ritter schauten muthig drein
Und in den Schooß die Schönen.
Der König, dem das Lied gefiel,
Hieß ihn ob ehren sein Spiel,
Eine goldne Kette reichen.

„Die goldne Kette gieb mir nicht,
Die Kette gieb den Rittern,
Vor deren kühnem Angesicht

*) In die Sammlung der Gedichte kam „Der Sänger" zuerst 1800, nachdem Goethe zahlreiche Veränderungen und Verbesserungen des Textes gemacht hatte, die denn auch in den Ausgaben von 1806 und 1815 beibehalten wurden; für die Ausgabe letzter Hand von 1827 veränderte Goethe auch Reime drei Stellen. Ungeachtet dieser endgiltigen Feststellung des Textes haben alle Cotta'schen Ausgaben bis 1840 diese oder jene Lesart aus „Wilhelm Meister" aufgenommen und nur die eben erschienene von 1867 ist zum Theil zu dem richtigen Texte zurückgekehrt. Aus den zahlreichen von Goethe beobachteten Lesarten ist übrigens klar, daß es seine Absicht gewesen ist, zwei Fassungen des Gedichts, die eine für „Wilhelm Meister", die andere für die Gedichtsammlung neben einander bestehen zu lassen. Die in der letztern unrichtiger Weise aufgenommenen Lesarten sind: Seite 20 „hieß ihn, zum Lohne" V. 21 „klingen" und V. 38 „O! dreimal hochbeglücktes Haus."

Der Feinde Lanzen splittern!
Gieb sie dem Kanzler, den Du hast,
Und laß' ihn noch die goldne Last
Zu andern Lasten tragen!

Ich singe, wie der Vogel singt,
Der in den Zweigen wohnet;
Das Lied, das aus der Kehle dringt,
Ist Lohn, der reichlich lohnet;
Doch darf ich bitten, bitt' ich Eins:
Laß' mir den besten Becher Weins
In purem Golde reichen!

Er setzt' ihn an, er trank ihn aus:
O Trank voll süßer Labe!
O, wohl dem hochbeglückten Haus,
Wo das ist kleine Gabe!
Erzeht's Euch wohl, so denkt an mich,
Und dankt Gott so warm, als ich
Für diesen Trunk Euch danke!

Das Veilchen.*)

Ein Veilchen auf der Wiese stand
Gebückt in sich und unbekannt:
Es war ein herzig's Veilchen.
Da kam eine junge Schäferin
Mit leichtem Schritt und muntrem Sinn
Daher, daher,
Die Wiese her und sang.

Ach! denkt das Veilchen, wär' ich nur
Die schönste Blume der Natur,
Ach, nur ein kleines Veilchen,
Bis mich das Liebchen abgepflückt

*) Aus einem Briefe, den Lotte Jacobi im Januar 1773 an ihren Bruder J. G. Jacobi schickte, geht hervor, daß sie das Gedicht bereits damals in Händen hatte, (vgl. Düntzer I, 221); später nahm es Goethe in sein Singspiel „Erwin und Elmire" auf, das 1775 in Jacobi's Iris II, 3, 193 veröffentlicht wurde, und nach mannichfacher anderweitiger Verbreitung kam es 1789 in die erste ächte Ausgabe von Goethe's Werken.

Und an dem Busen matt gedrückt!
Ach nur, ach nur
Ein Viertelstündchen lang!

Ach, aber ach! das Mädchen kam
Und nicht in Acht das Veilchen nahm,
Ertrat das arme Veilchen.
Es sank und starb und freut' sich noch:*)
Und sterb' ich denn, so sterb' ich doch
Durch sie, durch sie,
Zu ihren Füßen doch.

Der untreue Knabe.**)

Es war ein Knabe frech genung,***)
War erst aus Frankreich kommen,
Der hatt' ein armes Mädel jung
Gar oft in Arm genommen,
Und liebgekost und liebgeherzt,
Als Bräutigam herumgeschwärzt
Und endlich sie verlassen.

Das brave Mädel das erfuhr,†)
Verrannen ihr die Sinnen;
Sie lacht' und weint' und bet't und schwur;
So fuhr die Seel' von hinnen.
Die Stund', da sie verschieden war,
Wird bang dem Buben, grauft sein Haar,
Es treibt ihn fort zu Pferde.

*) Viele Ausgaben, aber nicht die ältesten Drucke, haben unrichtig „lang."

**) Aus dem Singspiel „Klärchen von Villa Bella", mit dem Goethe 1774 bis 1775 beschäftigt war.

***) Alle Cottaschen Ausgaben seit 1830 mit Ausnahme der jetzt eben erschienenden von 1867 lesen nach dem Text in Klärchen „Edule", während Goethe in den Sammlungen der Gedichte statt „Knabe" hat. Text ist der leidenschaftlichere und intensivere Ausdruck dem Charakter des Klärchen angemessen; auch hat Goethe nicht ohne Absicht, wenn er Lieder aus seinen Dramen oder Romanen in die Gedichtsammlungen übergehen ließ, manche Veränderungen an ihnen vorgenommen.

†) Es ist von verschiedenen Seiten vorgeschlagen, hier „Da 'd" zu lesen, so von L. Tieck im Archiv für neuere Literatur, von Th. Bergk in seiner Schrift „Acht Briefe von Goethe, Berlin 1867"; indessen glauben wir nach Jungen (I, 224) folgen zu müssen, der mit Recht auf die Goethesche Eigenheit, das Wort nicht aufzulösen, hinweist, der er denn auch hier in dem zweiten Verse gefolgt ist.

Er gab die Sporen kreuz und quer
Und ritt auf alle Seiten,
Herüber, hinüber, hin und her,
Kann keine Ruh erreiten;
Reit't sieben Tag' und sieben Nacht,
Es blitzt und donnert, stürmt und kracht,
Die Fluthen reißen über.

Und reit't in Blitz und Wetterschein
Gemäuerwerk entgegen,
Bind't 's Pferd hausf' an und kriecht hinein,
Und duckt sich vor dem Regen.
Und wie er tappt, und wie er fühlt,
Sich unter ihm die Erd' erwühlt;
Er stürzt wol hundert Klafter.

Und als er sich ermannt vom Schlag,
Sieht er drei Lichtlein schleichen.
Er rafft sich auf und krabbelt nach:
Die Lichtlein ferne weichen,
Verführen ihn die Thür' und Läng',
Trepp' auf, Trepp' ab, durch enge Gäng',
Verfallne wüste Keller.

Auf einmal sieht er hoch im Saal,
Sieht sitzen hundert Gäste,
Hohläugig grinsen allzumal
Und winken ihn zum Feste.
Er sieht sein Schüßel unterm an,
Mit weißen Tüchern angethan;
Die wend't sich —

Erlkönig.*)

Wer reitet so spät durch Nacht und Wind?
Es ist der Vater mit seinem Kind;
Er hat den Knaben wol in dem Arm,
Er faßt ihn sicher, er hält ihn warm.

*) Die Chronologie Goetheſcher Schriften weiß die Arien des Singſpiels „Die Fiſcherin", zu denen auch der Erlkönig gehört, dem Jahre 1781 zu; der erſte Abdruck deſſelben findet ſich in der Berliner Literatur- und Theater-Zeitung vom 11. und 18. September 1782. — Ueber den Namen „Erlkönig" ſiehe „Erlenkönig" giebt das Deutſche Wörterbuch der Gebrüder Grimm

Mein Sohn, was birgst Du so bang Dein Gesicht? —
Siehst, Vater, Du den Erlkönig nicht,
Den Erlenkönig mit Kron' und Schweif? —
Mein Sohn, es ist ein Nebelstreif. —

„Du liebes Kind, komm, geh mit mir!
„Gar schöne Spiele spiel' ich mit Dir;
„Manch' bunte Blumen sind an dem Strand,
„Meine Mutter hat manch gülden Gewand." —

Mein Vater, mein Vater, und höreſt Du nicht,
Was Erlenkönig mir leise verspricht? —
Sei ruhig, bleibe ruhig, mein Kind!
In dürren Blättern säuselt der Wind.

„Willſt, feiner Knabe, Du mit mir gehn?
„Meine Töchter sollen Dich warten schön;
„Meine Töchter führen den nächtlichen Reihn
„Und wiegen und tanzen und singen Dich ein." —

Auskunft: „In Herder's Stimmen der Völker" wurde das dänische „ellerkonge", ellekonge d. i. elverkonge, elvekonge, also Elfenkönig, Elbenkönig, gleichbedeutend mit „Beherrscher der Elbe" falsch übersetzt, was hernach auch Goethen verführte. Einen Erlkönig giebt es in keiner Sage. — Man will im Erlkönig halb eine Nachahmung des Volksliedes gefunden haben, das Herder unter dem Titel „Erlkönigs Tochter" mitgetheilt hat, halb eine Umbildung des in „Firmenich's Völkerstimmen" (I, 488) bekannt gemachten Liedes „Er hakuut", das Backalb. Daß Goethe das erste gekannt hat, unterliegt keinem Zweifel; in Beziehung auf das zweite ist aber die Untersuchung etwas schwieriger. Firmenich selbst hat sich über das Verhältnis jenes gerichtes zum Erlkönig nicht ausgesprochen, sondern sagt nur folgendes: Volkan, ein Kobold, der noch bis zu Anfang dieses Jahrhunderts sein Wesen trieb, war ein übermäßig großes Kalb, welches spät am Abend durch die Straßen wanderte, sich den Leuten auf den Rücken setzte und sich bis zu ihrer Wohnung tragen ließ, wo es dann wieder verschwand. Fluchen machte die Last leichter, Beten schwerer. Die erste Strophe lautet folgendermaßen:

Wer patscht esu spieh durch Ken on Wenk'
Et is one Vadder met si kenk,
Et Jüngsche holt an der Vadder sich fraa,
Et hat vil Schlock on es ganz naas.

Schon diese wenigen Zeilen müssen Jeden davon überzeugen, daß die Uebereinstimmung mit dem „Erlkönig" keine zufällige sein kann; diese Ueberzeugung wird aber zur absoluten Gewißheit, wenn man noch vergleicht, wie zur Art des Todes in beiden Gedichten vollständig dieselbe ist. Interessant sind die Zeilen nicht so zu stehen, daß Goethe das Kasbeure Volkslied nachgeahmt hat, sondern wir halten dies für eine allerdings mit großem Geschick gemachte Parodie des Goethe'schen Erlkönigs.

Mein Vater, mein Vater, und siehst Du nicht dort
Erlkönigs Töchter am düstern Ort? —
Mein Sohn, mein Sohn, ich seh' es genau,
Es scheinen die alten Weiden so grau. —

„Ich liebe Dich, mich reizt Deine schöne Gestalt:
Und bist Du nicht willig, so brauch' ich Gewalt." —
Mein Vater, mein Vater, jetzt faßt er mich an!
Erlkönig hat mir ein Leids gethan! —

Dem Vater grauset's, er reitet geschwind,
Er hält in Armen das ächzende Kind,
Erreicht den Hof mit Mühe und Noth;
In seinen Armen das Kind war todt.

Der Fischer.*)

Das Wasser rauscht', das Wasser schwoll,
Ein Fischer saß daran,
Sah nach dem Angel ruhevoll,
Kühl bis ans Herz hinan.
Und wie er sitzt und wie er lauscht,
Theilt sich die Fluth empor:
Aus dem bewegten Wasser rauscht
Ein feuchtes Weib hervor.

Sie sang zu ihm, sie sprach zu ihm:
Was lockst Du meine Brut
Mit Menschenwitz und Menschenlist
Hinauf in Todesgluth?
Ach, wüßtest Du, wie's Fischlein ist
So wohlig auf dem Grund,
Du stiegst herunter, wie Du bist,
Und würdest erst gesund.

*) Alle Ausgaben bis zu Goethe's Tode haben den Text wie hier; in den meisten späteren hat man noch das Wörtchen „den" hinzugefügt, ebenso wie man in der folgenden Zeile „Mühe" in „Müh'" verwandelt hat.
**) Zuerst gedruckt 1779. Vgl. „Volks- und andere Lieder, in Musik gesetzt von Siegmund Freiherrn von Seckendorff." Der Text hat dort und in den nächsten Ausgaben manche Abweichungen.

Labt sich die liebe Sonne nicht,
Der Mond sich nicht im Meer?
Kehrt wellenathmend ihr Gesicht
Nicht doppelt schöner her?
Lockt Dich der tiefe Himmel nicht,
Das feuchtverklärte Blau?
Lockt Dich Dein eigen Angesicht
Nicht her in ew'gen Thau?

Das Wasser rauscht', das Wasser schwoll,
Netzt' ihm den nackten Fuß;
Sein Herz wuchs ihm so sehnsuchtsvoll
Wie bei der Liebsten Gruß.
Sie sprach zu ihm, sie sang zu ihm;
Da war's um ihn geschehn:
Halb zog sie ihn, halb sank er hin,
Und ward nicht mehr gesehen.

Der König in Thule.*)

Es war ein König in Thule,
Gar treu bis an das Grab,
Dem sterbend seine Buhle
Einen goldnen Becher gab.

Es ging ihm nichts darüber,
Er leert' ihn jeden Schmaus;

*) Aus Goethe's eigenen Worten in „Wahrheit und Dichtung" geht hervor, daß er diese Ballade schon im Sommer 1774 gedichtet, und in dasselbe Jahr verlegt sie auch die Ausgabe von 1836; der erste Druck ist in der dritten Sammlung der von Zelter'schen komponirten Lieder. Schon in ihnen ist das Gedicht als zu Goethe's Faust gehörig bezeichnet, in dessen ältester Ausgabe von 1788 es sich auch befindet, in der gegenwärtigen Gestalt findet, und aus der es 1806 in die Sammlung der Gedichte hinübergenommen wurde. Der ältere Text des Gedichtes weicht bedeutend von dem jetzigen ab, und schon die erste Strophe desselben bereitet uns in ungefährlicher Weise. Während es sonst in der Ballade uns überlassen bleibt, die Empfindung, welche sie erregen soll, uns selbst zum Bewußtsein zu bringen, wird dieselbe in der jetzigen Fassung des Gedichtes schon in dem zweiten Verse in etwas auffallender Weise aussprechen. Dies war früher vermieden; denn die erste Strophe des älteren Textes lautete:

Es war ein König in Thule,
Einen goldnen Becher er hatt'
Empfangen von seiner Buhle
Auf ihrem Todesbett.

Die Augen gingen ihm über,
So oft er trank daraus.

Und als er kam zu sterben,
Zählt' er seine Städt' im Reich,
Gönnt' Alles seinem Erben,
Den Becher nicht zugleich.

Er saß beim Königsmahle,
Die Ritter um ihn her,
Auf hohem Vätersaale
Dort auf dem Schloß am Meer.

Dort stand der alte Zecher,
Trank letzte Lebensgluth
Und warf den heil'gen Becher
Hinunter in die Fluth.

Er sah ihn stürzen, trinken
Und sinken tief ins Meer.
Die Augen thäten ihm sinken;
Trank nie einen Tropfen mehr.

Das Blümlein Wunderschön.*)

Lied des gefangnen Grafen.

Graf.

Ich kenn' ein Blümlein Wunderschön
Und trage darnach Verlangen;
Ich möcht' es gerne zu suchen gehn,
Allein ich bin gefangen.
Die Schmerzen sind mir nicht gering;
Denn als ich in der Freiheit ging,
Da hatt' ich es in der Nähe.

*) Nach Goethe's eigener Angabe 1798 gedichtet, zuerst abgedruckt in Schiller's Musenalmanach für 1799. Bichoff (II, 349) giebt nach Gutzinger und nach brieflichen Mittheilungen von Varnhagen von Ense Nachrichten über die Anregungen, die Goethe zu dieser Ballade bestimmt haben. Auf seiner Schweizerreise 1797 las er in Tschudi's „Schweizerischer Chronik", daß Johann Graf von Habsburg-Rapperswyl von den Bürgern von Zürich 1350

Von diesem ringsum steilen Schloß
Laß' ich die Augen schweifen,
Und kann's von hohem Thurmgeschoß
Mit Blicken nicht ergreifen;
Und wer mir's vor die Augen brächt',
Es wäre Ritter oder Knecht,
Der sollte mein Trauter bleiben.

Rose.

Ich blühe schön und höre dies
Hier unter Deinem Gitter.
Du meinest mich, die Rose, gewiß,
Du edler, armer Ritter!
Du hast gar einen hohen Sinn,
Es herrscht die Blumenkönigin
Gewiß auch in Deinem Herzen.

Graf.

Dein Purpur ist aller Ehren werth
Im grünen Ueberkleide,
Darob das Mädchen Dein begehrt
Wie Gold und edel Geschmeide.
Dein Kranz erhöht das schönste Gesicht,
Allein Du bist das Blümlein nicht,
Das ich im Stillen verehre.

Lilie.

Das Röslein hat gar stolzen Brauch
Und strebet immer nach oben;
Doch wird ein liebes Liebchen auch
Der Lilie Zierde loben.

---

anfangen worden sei und im Gedanken das Lied gemacht habe: „Ich weiß ein blaues Blümelein". Dies ist vermuthlich dasselbe, welches Görres in seinen „Volks- und Meisterliedern" in neuer Umbildung mitgetheilt hat:

Ich weiß mir ein Blümlein blaue
Von himmelklarem Schein;
Es steht im grünen Klee.
Es heißt: Vergiß mir mein.
Ich kannt es gestern Abend,
Was wie verschwunden war!
Der Rose und Lilien Blumen
Ist es nimmer da.

Wem's Herze schlägt in treuer Brust
Und ist sich rein wie ich bewußt,
Der hält mich wol am Höchsten.

Graf.

Ich nenne mich zwar keusch und rein,
Und rein von bösen Fehlen;*)
Doch muß ich hier gefangen sein
Und muß mich einsam quälen.
Du bist mir zwar ein schönes Bild
Von mancher Jungfrau rein und mild;
Doch weiß ich noch was Liebers.

Nelke.

Das mag wol ich, die Nelke, sein
Hier in des Wächters Garten;
Wie würde sonst der Alte mein
Mit so viel Sorgen warten?
Im schönen Kreis der Blumen Tanz
Und Wohlgeruch das Leben lang
Und alle tausend Farben.

Graf.

Die Nelke soll man nicht verschmähn,
Sie ist des Gärtners Wonne;
Bald muß sie in dem Lichte stehn,
Bald schützt er sie vor Sonne;
Doch was den Grafen glücklich macht,
Es ist nicht ausgesuchte Pracht,
Es ist ein stilles Blümchen.

Veilchen.

Ich steh' verborgen und gebückt
Und mag nicht gerne sprechen;
Doch will ich, weil sich's eben schickt,
Mein tiefes Schweigen brechen.
Wenn ich es bin, Du guter Mann,

*) Ueber einige Varianten des Textes vgl. das Verzeichniß am Schluß des Bandes.

Wie schmerzt mich's, daß ich hinauf nicht kann
Dir alle Gerüche senden.

Graf.

Das gute Veilchen schätz' ich sehr;
Es ist so gar bescheiden
Und duftet so schön; doch brauch' ich mehr
In meinem herben Leiden.
Ich will es Euch nur eingestehn:
Auf diesen dürren Felsenhöhn
Ist's Liebchen nicht zu finden.

Doch wandelt unten an dem Bach
Das treuste Weib der Erde
Und seufzet leise manches Ach,
Bis ich erlöset werde.
Wenn sie ein blaues Blümchen bricht
Und immer sagt: Vergiß mein nicht!
So fühl' ich's in der Ferne.

Ja, in der Ferne fühlt sich die Macht,
Wenn Zwei sich redlich lieben;
Drum bin ich in des Kerkers Nacht
Auch noch lebendig geblieben.
Und wenn mir fast das Herze bricht,
So ruf' ich nur: Vergiß mein nicht!
Da komm' ich wieder ins Leben.

Ritter Kurt's Brautfahrt.*)

Mit des Bräutigams Behagen
Schwingt sich Ritter Kurt aufs Roß;
In der Traumnacht soll's ihn tragen
Auf der edlen Liebsten Schloß:

*) Zuerst gedruckt in dem Wieland-Goethe'schen Taschenbuch auf das Jahr 1804, Tasch. II, 241, weist mit großer Wahrscheinlichkeit nach, wie eine Stelle in den Memoiren des Marschalls von Bassompierre, die Goethe auch sonst in den „Unterhaltungen deutscher Ausgewanderter" benutzt hat, die Anregung zu diesem Gedichte gegeben. Zur vollen Evidenz kommt die Sache noch dadurch, daß Goethe die treffliche Erzählung, auf die es hier ankommt, in einem Briefe an Knebel vom 20. Mai 1814 erwähnt.

Als am öden Felſenorte
Drohend ſich ein Gegner naht;
Ohne Zögern, ohne Worte
Schreiten ſie zu raſcher That.

Lange ſchwankt des Kampfes Welle,
Bis ſich Kurt im Siege freut:
Er entfernt ſich von der Stelle,
Ueberwinder und gebläut.
Aber was er bald gewahret
In des Buſches Zitterſchein,
Mit dem Jüngling ſtill gepaaret
Schleicht ein Liebchen durch den Hain.

Und ſie winkt ihn auf das Plätzchen:
Lieber Herr, nicht ſo geſchwind!
Habt Ihr nichts an Euer Schätzchen?
Habt Ihr nichts für Euer Kind?
Ihn durchglühet ſüße Flamme,
Daß er nicht vorbei bejehrt,
Und er findet nun die Amme
Wie die Jungfrau liebenswerth.

Doch er hört die Diener blaſen,
Denket nun der hohen Braut,
Und nun wird auf ſeinen Straßen
Jahresfeſt und Markt ſo laut,
Und er wählet in den Buden
Manches Pfand zu Lieb und Huld;
Aber, ach, da kommen Juden
Mit dem Schein vertagter Schuld.

Und nun halten die Gerichte
Den bedenden Ritter auf.
O verteufelte Geſchichte!
Heldenhafter Lebenslauf!
Soll ich heute mich gedulden?
Die Verlegenheit iſt groß.
Widerſacher, Weiber, Schulden,
Ach, kein Ritter wird ſie los.

Hochzeitlied.*)

Wir singen und sagen vom Grafen so gern,
Der hier in dem Schlosse gehauset,
Da wo Ihr den Enkel des seligen Herrn,
Den heute vermählten, beschauet.
Nun hatte sich Jener im heiligen Krieg
Zu Ehren gestritten durch mannigen Sieg,
Und als er zu Hause vom Rößlein stieg,
Da fand er sein Schlößlein eben,
Doch Diener und Habe zerstoben.

Da bist Du nun, Gräflein, da bist Du zu Haus,
Das Heimische findest Du schlimmer!
Zum Fenster da ziehen die Winde hinaus,
Sie kommen durch alle die Zimmer.

*) Wie aus dem Goethe-Zelter'schen Briefwechsel (I, 36 u. 41) hervorgeht, 1802 gedichtet und in dem Taschenbuche für 1804 zuerst veröffentlicht. — Es ist sehr wahrscheinlich, daß die Sage, welche Grimm in seinen „Deutschen Sagen" von Eilenburg in Sachsen mittheilt, die Anregung zu dieser Ballade gegeben hat. Nach den Mittheilungen von Oechsinger und Saurre (Goethe's und Schiller's Balladen und Romanzen erläutert von C. J. Saurre S. 231 lautet dieselbe folgendermaßen: „Der Graf von Eilenburg hatte einen Kreuzzug mitgemacht und in diesem mit Ruhm und Ehren am Hofe des Kaisers all sein Vermögen verthan. Er kehrt endlich in der Heimath zurück und findet nur ein ungeheures Himmelbett in einem großen, sonst ganz leeren Saale. Er legt sich hinein und schläft ein. Des Nachts erwacht er, und ein Zwerg steht vor ihm auf dem Bette und bittet um Erlaubniß, daß sein Volk in diesem Saale die Hochzeit der Zwergprinzessin begehen dürfe; der Graf giebt die Erlaubniß, und die Hochzeit erfolgt. Die Zwergleute erringen nun dem Hause viel Glück; nur darf der Graf Niemandem von ihren Thaten etwas sagen. Endlich führt derselbe eine junge schöne Gemahlin heim, der sind die Zwerge auch gewogen, und als sie ein Kind gebären soll, bieten sie sich zum Beistand an, verheißen, daß das Kind besonders begabt werden, und daß die junge Zwergprinzessin in derselben Stunde ebenfalls ein Kind gebären solle. Niemand aber dürfe sonst zugegen sein oder zuschauen. Aber die alte böse Gräfin schaut durch eine Ritze doch zu. Da verschwinden die Zwergleute und mit ihnen auch das Glück. — Wir können dem noch Folgendes hinzu, das zum Theil in Privatmittheilungen seinen Ursprung hat. Die gräfliche Familie Eilenburg in Preußen, wahrscheinlich eine Seitenlinie des Wettin'schen Hauses, hatte ihren Stammsitz in der Eilenburg früher Meißen, und zu den jetzigen Majoratsgütern derselben gehört auch noch ein alterthümlicher Stammsitz, welchen der Wichtelmann (Zwerg, dem alten Grafen Eilenburg geschenkt haben soll. Dieser Majoratssitz, in dem ostpreußischen Kreise Rastenburg gelegen, heißt aber Preußen, und es hat nahe zu glauben, daß Goethe gerade deshalb in der letzten Strophe diesen Ausdruck gebraucht hat, weil er den Ort der lokalisirten Sage kannte.

Was wäre zu thun in der herbstlichen Nacht?
So hab' ich doch manche noch schlimmer vollbracht,
Der Morgen hat Alles wol besser gemacht.
Drum rasch bei der mondlichen Helle
Ins Bett, in das Stroh, ins Gestelle!

Und als er im willigen Schlummer so lag,
Bewegt es sich unter dem Bette.
Die Ratte, die raschle, so lange sie mag!
Ja, wenn sie ein Bröselein hätte!
Doch siehe! da stehet ein winziger Wicht,
Ein Zwerglein so zierlich mit Ampelenlicht,
Mit Rednergeberden und Sprecher-Gewicht
Zum Fuß des ermüdeten Grafen,
Der, schläft er nicht, möcht' er doch schlafen.

Wir haben uns Feste hier oben erlaubt,
Seitdem Du die Zimmer verlassen,
Und weil wir Dich weit in der Ferne geglaubt,
So dachten wir eben zu prassen.
Und wenn Du vergönnest und wenn Dir nicht graut,
So schmausen die Zwerge behaglich und laut
Zu Ehren der reichen, der niedlichen Braut.
Der Graf im Behagen des Traumes:
Bedienet Euch immer des Raumes!

Da kommen drei Reiter, sie reiten hervor,
Die unter dem Bette gehalten;
Dann folget ein singendes, klingendes Chor
Possierlicher kleiner Gestalten,
Und Wagen auf Wagen mit allem Geräth,
Daß Einem so Hören und Sehen vergeht,
Wie's nur in den Schlössern der Könige steht,
Zuletzt auf vergoldetem Wagen
Die Braut und die Gäste getragen.

So rennet nun Alles in vollem Galopp
Und kurt sich im Saale sein Plätzchen;
Zum Treben und Walzen und lustigen Hopp
Erliesest sich Jeder ein Schätzchen.
Da pfeift es und geigt es und klinget und klirrt,
Und ringelt's und schleift es und rauschet und wirrt,

Da wispert's und knistert's und flistert's und schwirrt;
Das Gräflein, es blicket hinüber,
Es dünkt ihn, als läg' er im Fieber.

Nun dappelt's und rappelt's und klappert's im Saal
Von Bänken und Stühlen und Tischen,
Da will nun ein Jeder am festlichen Mahl
Sich neben dem Liebchen erfrischen;
Sie tragen die Würste, die Schinken so klein
Und Braten und Fisch und Geflügel herein;
Es kreiset beständig der köstliche Wein;
Das tollet und kollet so lange,
Verschwindet zuletzt mit Gesange.

Und sollen wir singen, was weiter geschehn,
So schweige das Toben und Tosen!
Denn was er so artig 'm Kleinen gesehn,
Erfuhr er, genoß er im Großen.
Trompeten und klingender, singender Schall
Und Wagen und Reiter und bräutlicher Schwall,
Sie kommen und zeigen und neigen sich all',
Unzählige, selige Leute.
So ging es und geht es noch heute.

Der Schatzgräber.*)

Arm am Beutel, krank am Herzen
Schleppt' ich meine langen Tage.
Armuth ist die größte Plage,
Reichthum ist das höchste Gut!
Und zu enden meine Schmerzen,
Ging ich einen Schatz zu graben.
Meine Seele soll'n Du haben!
Schrieb ich hin mit eignem Blut.

*) Wahrscheinlich ist es dies Gedicht, welches Schiller in einem Briefe an Goethe vom 29. Mai 1797 mit folgenden Worten beurtheilt: „Es ist so mustergültig schön und rund und vollendet, daß ich recht dabei gefühlt habe, wie auch ein kleines Ganze eine einfache Idee durch die vollkommene Darstellung Einem den Genuß des Höchsten geben kann.“ — Der erste Druck, mit Abweichungen, in Schiller's Musenalmanach für 1798. — Alle Bemühungen, eine Quelle für dies Gedicht zu finden, sind bis jetzt erfolglos gewesen.

Und so wie ich Kreis' um Kreise,
Stellte wunderbare Flammen,
Braut und Knochenwerk zusammen:
Die Beschwörung war vollbracht.
Und auf die gelernte Weise
Grub ich nach dem alten Schatze
Auf dem angezeigten Platze.
Schwarz und stürmisch war die Nacht.

Und ich sah ein Licht von weiten,
Und es kam gleich einem Sterne
Hinten aus der fernsten Ferne,
Eben als es Zwölfe schlug.
Und da galt kein Vorbereiten.*)
Heller ward's mit einem Male
Von dem Glanz der vollen Schale,
Die ein schöner Knabe trug.

Holde Augen sah ich blinken
Unter dichtem Blumenkranze:
In des Trankes Himmelsglanze
Trat er in den Kreis herein.
Und er hieß mich freundlich trinken;
Und ich dacht': es kann der Knabe
Mit der schönen, lichten Gabe
Wahrlich nicht der Böse sein.

Trinke Muth des reinen Lebens!
Dann verstehst Du die Belehrung,
Kommst mit ängstlicher Beschwörung
Nicht zurück an diesen Ort.
Grabe hier nicht mehr vergebens!
Tages Arbeit, Abends Gäste!
Saure Wochen, frohe Feste!
Sei Dein künftig Zauberwort!

*) Man hat für diese Stelle drei Erklärungen: 1) ehe ich auf den Einfall des Geistes (Knaben) vorbereitet war, 2) die Vorbereitungen halfen nichts: der Geist trat doch in den Kreis hinein, 3) der Geist bedurfte keiner weitern Vorbereitung wie der Beschwörer.

Der Rattenfänger.*)

Ich bin der wohlbekannte Sänger,
Der vielgereiste Rattenfänger,
Den diese altberühmte Stadt
Gewiß besonders nöthig hat;
Und wären's Ratten noch so viele,
Und wären Wiesel mit im Spiele:
Von allen säubr' ich diesen Ort,
Sie müssen mit einander fort.

Dann ist der gutgelaunte Sänger
Mitunter auch ein Kinderfänger,
Der selbst die wildesten bezwingt,
Wenn er die goldnen Märchen singt.
Und wären Knaben noch so trutzig,
Und wären Mädchen noch so stutzig,
In meine Saiten greif' ich ein,
Sie müssen alle hinterdrein.

Dann ist der vielgewandte Sänger
Gelegentlich ein Mädchenfänger;
In keinem Städtchen langt er an,
Wo er's nicht Mancher angethan.
Und wären Mädchen noch so blöde,
Und wären Weiber noch so spröde,
Doch allen wird so liebebang
Bei Zauberlaiten und Gesang.

(Den Anfang.)

Die Spinnerin.**)

Als ich still und ruhig spann,
Ohne nur zu stocken,
Trat ein schöner junger Mann
Nahe mir zum Rocken.

*) Zuerst gedruckt in dem Wieland-Goetheschen Taschenbuch für 1804. Nach Riemer Mittheilungen über Goethe II, 620 ist jedoch das Gedicht sehr viel früher verfaßt, da Goethe es in ein von Bellomo aufgeführtes Kinderballet „Der Rattenfänger" einlegte und die Bellomo'sche Gesellschaft nur von 1784—1790 Vorstellungen in Weimar gab.

**) Zuerst in der Ausgabe von 1800, nach Vieweg (II, 185) vermuthlich schon 1796 gedichtet und durch ein von Fiß in seiner Sammlung mitgetheiltes Volkslied veranlaßt.

Lobte, was zu loben war, —
Sollte das was schaden? —
Mein dem Flachse gleiches Haar
Und den gleichen Faden.

Ruhig war er nicht dabei,
Ließ es nicht beim Alten;
Und der Faden riß entzwei,
Den ich lang erhalten.

Und des Flachses Steingewicht
Gab noch viele Zahlen;
Aber, ach! ich konnte nicht
Mehr mit ihnen prahlen.

Als ich sie zum Weber trug,
Fühlt' ich was sich regen,
Und mein armes Herze schlug
Mit geschwindern Schlägen.

Nun beim heißen Sonnenstich
Bring' ich's auf die Bleiche
Und mit Mühe bück' ich mich
Nach dem nächsten Teiche.

Was ich in dem Kämmerlein
Still und fein gesponnen,
Kommt — wie kann es anders sein? —
Endlich an die Sonnen.

Vor Gericht.*)

Von wem ich es habe, das sag' ich Euch nicht,
Das Kind in meinem Leib. —
Pfui! speit Ihr aus: die Hure da! —
Bin doch ein ehrlich Weib.

Mit wem ich mich traute, das sag' ich Euch nicht.
Mein Schatz ist lieb und gut,

*) Zuerst in der Ausgabe von 1815.

Trägt er eine goldene Kett' am Hals,
Trägt er einen strohernen Hut.

Soll Spott und Hohn getragen sein,
Trag' ich allein den Hohn.
Ich kenn' ihn wol, er kennt mich wol,
Und Gott weiß auch davon.

Herr Pfarrer und Herr Amtmann Ihr,
Ich bitte, laß't mich in Ruh!
Es ist mein Kind, es bleibt mein Kind,
Ihr geht mir ja nichts dazu.

Der Edelknabe und die Müllerin.*)

Edelknabe.

Wohin? wohin?
Schöne Müllerin!
Wie heißt Du?

Müllerin.

Liese.

*) In dem Schiller'schen Musenalmanach für 1798 stehen diese und die drei folgenden Balladen, eine jede mit dem entsprechenden Zusatz Altenglisch, Altdeutsch, Altfranzösisch, Altitalienisch. Goethe schickte dieselben mit Ausnahme der dritten, die erst später vollendet wurde, während seiner dritten Schweizerreise Juli bis November 1797 an Schiller, den er schon früher auf die eigenthümliche Form aufmerksam gemacht hatte, die er nachher auch in dem ersten, zweiten und vierten dieser Gedichte wirksam anwendete. „Ich bin", schreibt er am 31. August 1797, „von Stuttgart aus unterwegs auf ein poetisches Genre gefallen, in welchem wir künftig mehr machen müssen. Es sind Gespräche in Liedern. Ich habe so ein Gespräch zwischen einem Knaben, der in eine Müllerin verliebt ist, und dem Mühlbach angefangen und hoffe es bald zu überschicken." — Von den fremden Liedern, die Goethe benutzt hat, ist nur eins bekannt, das französische, dessen erste Strophe folgendermaßen lautet:

En manteau, manteau sans chemise,
Non que l'ami pût en manquer;
C'est que la servante lui fut prise
En lieu charmant à remarquer:
Surprise en caressant une pomme,
Pomme de vingt ans au moulin,
On l'avait mis en comme l'homme
En le chassant de cet Eden.

Dasselbe Gedicht übersetzte Goethe später in genauerem Anschluß an das Original, als er die französische Novelle „La folie en pelerinage" (die pilgernde Thörin) in „Wilhelm Meister's Wanderjahre" einfaßte.

Edelknabe.

Wohin denn? Wohin
Mit dem Rechen in der Hand?

Müllerin.

Auf des Vaters Land,
Auf des Vaters Wiese.

Edelknabe.

Und gehst so allein?

Müllerin.

Das Heu soll herein,
Das bedeutet der Rechen;
Und im Garten daran
Hangen die Birnen zu reifen an,
Die will ich brechen.

Edelknabe.

Ist nicht eine stille Laube dabei?

Müllerin.

Sonst ihrer zwei,
An beiden Ecken.

Edelknabe.

Ich komme Dir nach,
Und am heißen Mittag
Wollen wir uns drein verstecken.
Nicht wahr, im grünen vertraulichen Haus

Müllerin.

Das gäbe Geschichten.

Edelknabe.

Rubst Du in meinen Armen aus?

Müllerin.

Mit Nichten!
Denn wer die artige Müllerin küßt,
Auf der Stelle verrathen ist.

Euer schönes, dunkles Kleid
Thät' mir leid
So weiß zu färben.
Gleich und Gleich! so allein ist's recht!
Darauf will ich leben und sterben.
Ich liebe mir den Müllerknecht;
An dem ist nichts zu verderben.

Der Junggesell und der Mühlbach.

Gesell.

Wo willst Du klares Bächlein hin
So munter?
Du eilst mit frohem, leichtem Sinn
Hinunter.
Was suchst Du eilig in dem Thal?
So höre doch und sprich einmal!

Bach.

Ich war ein Bächlein, Junggesell;
Sie haben
Mich so gefaßt, damit ich schnell
Im Graben
Zur Mühle dort hinunter soll,
Und immer bin ich rasch und voll.

Gesell.

Du eilest mit gelassnem Muth
Zur Mühle,
Und weißt nicht, was ich junges Blut
Hier fühle.
Es blickt die schöne Müllerin
Wol freundlich manchmal nach Dir hin?

Bach.

Sie öffnet früh beim Morgenlicht
Den Laden
Und kommt, ihr liebes Angesicht
Zu baden.
Ihr Busen ist so voll und weiß;
Es wird mir gleich zum Dampfen heiß.

Gesell.

Kann sie im Wasser Liebesgluth
Entzünden,
Wie soll man Ruh mit Fleisch und Blut
Weck finden?
Wenn man sie einmal nur gesehn,
Ach! immer muß man nach ihr gehn.

Bach.

Dann stürz' ich auf die Räder mich
Mit Brausen,
Und alle Schaufeln drehen sich
Im Sausen.
Seitdem das schöne Mädchen schafft,
Hat auch das Wasser bessre Kraft.

Gesell.

Du Armer, fühlst Du nicht den Schmerz
Die Andre?
Sie lacht Dich an und sagt im Scherz:
Nun wandre!
Sie bietet Dich wol selbst zurück
Mit einem süßen Liebesblick?

Bach.

Mir wird so schwer, so schwer, vom Ort
Zu fließen:
Ich krümme mich nur sachte fort
Durch Wiesen;
Und käm' es erst auf mich nur an,
Der Weg wär' bald zurückgethan.

Gesell.

Geselle meiner Liebesqual,
Ich scheide;
Du murmelst mir vielleicht einmal
Zur Freude.
Geh, sag' ihr gleich und sag' ihr oft,
Was still der Knabe wünscht und hofft!

Der Müllerin Verrath.

Woher der Freund so früh und schnelle,
Da kaum der Tag im Osten graut?
Hat er sich in der Waldkapelle,
So kalt und frisch es ist, erbaut?
Es starret ihm der Bach entgegen;
Mag er mit Willen barfuß gehn?
Was flucht er seinen Morgensegen
Durch die beschneiten, wilden Höhn?

Ach, weh! Er kommt vom warmen Bette,
Wo er sich andern Spaß versprach;
Und wenn er nicht den Mantel hätte,
Wie schrecklich wäre seine Schmach!
Es hat ihn jener Schalk betrogen
Und ihm den Bündel abgepackt;
Der arme Freund ist ausgezogen
Und irrt wie Adam bloß und nackt.

Warum auch schlich er diese Wege
Nach einem solchen Aepfelmaar,
Das saftig schön im Mühlgehege
So wie im Paradiese war.
Er wird den Scherz nicht leicht erneuen;
Er drückte schnell sich aus dem Haus
Und bricht auf einmal nun im Freien
In bittre, laute Klagen aus.

„Ich las in ihren Feuerblicken
Nicht eine Silbe von Verrath;
Sie schien mit mir sich zu entzücken,
Und sann auf solche schwarze Thar!
Nennt ich in ihren Armen träumen,
Wie meuchlerisch der Buben schlau?
Sie hieß den holden Amor säumen,
Und pünktig war er uns genau.

„Ich meiner Liebe zu erfreuen,
Der Nacht, die nie ein Ende nahm!
Und erst die Mutter anzuschreien,

Nun eben als der Morgen kam!
Da drang ein Dutzend Anverwandten
Herein, ein wahrer Menschenstrom:
Da kamen Vettern, Muhmen, Tanten,
Es kam ein Bruder und ein Ohm.

„Das war ein Toben, war ein Wüthen!
Ein Jeder schien ein andres Thier.
Sie zerrten des Mädchens Blumen
Mit schrecklichem Geschrei von mir. —
Was dringt Ihr alle wie von Sinnen
Auf den unschuld'gen Jüngling ein?
Denn solche Schätze zu gewinnen,
Da muß man viel behender sein.

„Weiß Amor seinem schönen Spiele
Doch immer eifrig nachzugehn!
Er läßt fürwahr nicht in der Mühle
Die Blumen sechzehn Jahre stehn. —
Sie raubten nun das Kleiderbündel
Und welkten auch den Mantel noch.
Wie nur so viel verflucht Gesindel
Im engen Hause sich verkroch!

„Nun sprang ich auf und tobt' und fluchte,
Gewiß, durch Alle durchzugehn.
Ich sah noch einmal die Verruchte,
Und ach! sie war noch immer schön.
Sie Alle wichen meinem Grimme,
Da flog noch manches wilde Wort;
Da macht' ich mich mit Donnerstimme
Noch endlich aus der Höhle fort.

„Man soll Euch Mädchen auf dem Lande
Wie Mädchen aus den Städten fliehn.
So lasset doch den Fraun von Stande
Die Lust, die Diener auszuziehn!
Doch seid Ihr auch von den Geübten
Und kennt Ihr keine zarte Pflicht,
So ändert immer die Geliebten,
Doch sie verrathen müßt Ihr nicht!"

So singt er in der Winterstunde,
Wo nicht ein armes Hälmchen grünt.
Ich lache seiner tiefen Wunde,
Denn wirklich ist sie wohlverdient.
So geb' es Jedem, der am Tage
Sein edles Liebchen frech betrügt,
Und Nachts mit allzukühner Wage
Zu Amor's falscher Mühle kriecht.

Der Müllerin Reue.

Jüngling.

Nur fort, Du braune Hexe, fort
Aus meinem gereinigten Hause,
Daß ich Dich nach dem ernsten Wort
Nicht zause!
Was singst Du hier für Heuchelei
Von Lieb' und stiller Mädchentreu?
Wer mag das Märchen hören!

Zigeunerin.

Ich singe von des Mädchens Reu'
Und langem, heißem Sehnen;
Denn Leichtsinn wandelte sich in Treu'
Und Thränen.
Sie fürchtet der Mutter Drohen nicht mehr,
Sie fürchtet des Bruders Faust nicht so sehr
Als den Haß des herzlich Geliebten.

Jüngling.

Von Eigennutz sing' und von Verrath,
Von Mord und diebischem Rauben!
Man wird Dir jede falsche That
Viel glauben.
Wenn sie Beute vertheilt, Gewand und Gut,
Schlimmer als je Ihr Zigeuner thut,
Das sind gewohnte Geschichten.

Zigeunerin.

„Ach weh! ach weh! Was hab' ich gethan!
Was hilft mir nun das Lauschen!
Ich hör' an meine Kammer heran
Ihn rauschen.
Da klopfte mir hoch das Herz, ich dacht':
O hättest Du doch die Liebesnacht
Der Mutter nicht verrathen!"

Jüngling.

Ach, leider! trat ich auch einst hinein
Und ging verführt im Stillen:
Ach, Süßchen! laß' mich zu Dir ein
Mit Willen!
Doch gleich entstand ein Lärm und Geschrei;
Es rannten die tollen Verwandten herbei.
Noch siedet das Blut mir im Leibe.

Zigeunerin.

„Kommt nun dieselbige Stunde zurück,
Wie still mich's kränket und schmerzet!
Ich habe das nahe, das einzige Glück
Verscherzet.
Ich armes Mädchen, ich war zu jung!
Es war mein Bruder verrucht genung,
So schlecht an dem Liebsten zu handeln."

Der Dichter.

So ging das schwarze Weib in das Haus,
In den Hof zur springenden Quelle;
Sie wusch sich heftig die Augen aus,
Und helle
Ward Aug' und Gesicht, und weiß und klar
Stellt sich die schöne Müllerin dar
Dem erstaunt-erzürnten Knaben.

Müllerin.

Ich fürchte fürwahr Dein erzürnt Gesicht,
Du Süßer, Schöner und Trauter!

Und Schläg' und Messerstiche nicht;
Nur lauter
Sag' ich von Schmerz und Liebe Dir
Und will zu Deinen Füßen hier
Nun leben oder auch sterben.

Jüngling.

O Neigung, sage, wie hast Du so tief
Im Herzen Dich versteckt?
Wer hat Dich, die verborgen schlief,
Geweckt?
Ach, Liebe, Du wol unsterblich bist!
Nicht kann Verrath und hämische List
Dein göttlich Leben tödten.

Müllerin.

Liebst Du mich noch so hoch und sehr,
Wie Du mir sonst geschworen,
So ist uns Beiden auch nichts mehr
Verloren.
Nimm hin das vielgeliebte Weib,
Den jungen, unberührten Leib!
Es ist nun Alles Dein eigen!

Beide.

Nun, Sonne, gehe hinab und hinauf!
Ihr Sterne, leuchtet und dunkelt!
Es geht ein Liebesgestirn mir auf
Und funkelt.
So lange die Quelle springt und rinnt,
So lange bleiben wir gleichgesinnt,
Eins an des Andern Herzen.

Wanderer und Pächterin.*)

Er.

Kannſt Du, ſchöne Pächt'rin ohne gleichen,
Unter dieſer breiten Schattenlinde,
Wo ich Wanderer kurze Rube finde,
Labung mir für Durſt und Hunger reichen?

Sie.

Willſt Du, Bielerreiſer, hier Dich laben:
Sauren Rahm und Brod und reife Früchte,
Nur die ganz natürlichſten Gerichte,
Kannſt Du reichlich an der Quelle haben.

Er.

Iſt mir doch, ich müßte ſchon Dich kennen,
Unvergeſſne Zierde holder Stunden!
Aehnlichkeiten hab' ich oft gefunden;
Dieſe muß ich doch ein Wunder nennen.

Sie.

Ohne Wunder findet ſich bei Wandern
Oft ein ſehr erklärliches Erſtaunen.
Ja, die Blonde gleichet oft der Braunen;
Eine reizet eben wie die Andern.

Er.

Heute nicht, fürwahr, zum erſten Male
Hat mir's dieſe Bildung abgewonnen!
Damals war ſie Sonne aller Sonnen
In dem feſtlich aufgeſchmückten Saale.

Sie.

Freut es Dich, ſo kann es wol geſchehen,
Daß man Deinen Märchenſcherz vollende:

*) Zuerſt in dem Wieland-Goethe'ſchen Taſchenbuch für 1804. Riemer (II, 612) bemerkt bei Erwähnung dieſes Gedichtes: „Dieſe reizende Ballade iſt wahrſcheinlich eine der bei Goethe's ländlichem Aufenthalt in dem von ihm 1803 gekauften Gute Roßla entſtandenen Produktionen und ſcheint offenbar auf das Verhältniß der Eugenie (Natürliche Tochter) in deren zweitem Theil anzuſpielen."

Purpurseide floß von ihrer Lende,
Da Du sie zum ersten Mal gesehen.

Er.

Nein, fürwahr, das hast Du nicht gedichtet!
Konnten Geister Dir es offenbaren?
Von Juwelen hast Du auch erfahren
Und von Perlen, die ihr Blick vernichtet.

Sie.

Dieses Eine ward mir wol vertrauet:
Daß die Schöne, schamhaft zu gestehen,
Und in Hoffnung, wieder Dich zu sehen,
Manche Schlösser in die Luft erbauet.

Er.

Trieben mich umher doch alle Winde!
Sucht' ich Ehr' und Geld auf jede Weise!
Doch gesegnet, wenn am Schluß der Reise
Ich das edle Bildniß wiederfinde!

Sie.

Nicht ein Bildniß, wirklich siehst Du jene
Hehe Tochter des verdrängten Blutes;
Nun im Pachte des verlaßnen Gutes
Mit dem Bruder freuet sich Helene.

Er.

Aber diese herrlichen Gefilde,
Kann sie der Besitzer selbst vermeiden?
Reiche Felder, breite Wies' und Weiden,
Mächt'ge Quellen, süße Himmelsmilde.

Sie.

Ist er doch in alle Welt entlaufen!
Wir Geschwister haben viel erworben;
Wenn der Gute, wie man sagt, gestorben,
Wollen wir das Hinterlaßne kaufen.

Er.

Wol zu kaufen ist es, meine Schöne!
Vom Besitzer hört' ich die Bedinge;

Doch der Preis ist keineswegs geringe,
Denn das letzte Wort, es ist: Helene!

Sie.

Kennt' uns Glück und Höhe nicht vereinen!
Hat die Liebe diesen Weg genommen?
Doch ich seh' den wackren Bruder kommen;
Wenn er's hören wird, was kann er meinen?

Wirkung in die Ferne. *)

Die Königin steht im hohen Saal,
Da brennen der Kerzen so viele;
Sie spricht zum Pagen: „Du läufst einmal
Und holst mir den Beutel zum Spiele.
Er liegt zur Hand
Auf meines Tisches Rand."
Der Knabe, der eilt so behende,
War bald an Schlosses Ende.

Und neben der Königin schlürft' zur Stund'
Sorbet die schönste der Frauen.
Da brach ihr die Tasse so hart an dem Mund,
Es war ein Gräuel zu schauen.
Verlegenheit! Scham!
Ums Prachtkleid ist's gethan!
Sie eilt und fliegt so behende
Entgegen des Schlosses Ende.

Der Knabe zurück zu laufen kam
Entgegen der Schönen in Schmerzen;
Es wußt' es Niemand, doch Beide zusamm',
Sie hegten einander im Herzen;
Und o des Glücks,
Des günst'gen Geschicks!
Sie warfen mit Brust sich zu Brüsten
Und herzten und küßten nach Lüsten.

Doch endlich Beide sich reißen los;
Sie eilt in ihre Gemächer;

*) 1808 gedichtet, 1815 zuerst veröffentlicht. Eine Quelle, die Goethe etwa benutzt hätte, ist bis jetzt nicht bekannt geworden.

Der Page drängt sich zur Königin groß
Durch alle die Degen und Fächer.
Die Fürstin entdeckt
Das Veilchen befleckt;
Für sie war nichts unerreichbar,
Der Kön'gin von Saba vergleichbar.

Und sie die Hofmeisterin rufen läßt:
„Wir kamen doch neulich zu Streite,
Und Ihr behauptetet steif und fest,
Nicht reiche der Geist in die Weite;
Die Gegenwart nur,
Sie lasse wol Spur;
Doch Niemand wirk' in die Ferne,
Sogar nicht die himmlischen Sterne.

„Nun seht! Soeben ward mir zur Seit'
Der geistige Süßtrank verschüttet,
Und gleich darauf hat er dort hinten so weit
Dem Knaben die Weste zerrüttet. —
Beserz' Dir sie neu!
Und weil ich mich freu',
Daß sie mir zum Beweise gezeiten,
Ich zahl' sie! sonst wirst Du gescholten."

Die wandelnde Glocke.*)

Es war ein Kind, das weilte nie
Zur Kirche sich bequemen,
Und Sonntags fand es stets ein Wie,
Den Weg ins Feld zu nehmen.

Die Mutter sprach: Die Glocke tönt,
Und so ist Dir's befohlen,
Und hast Du Dich nicht hingewöhnt,
Sie kommt und wird Dich holen.

*) Nach Meiners II, 576 verdankt das am 22. Mai 1813 in Zürich verfaßte Gedicht sein Entstehen einem Scherze, den er und Goethe's Sohn gemeinsam mit einem kleinen Knaben zu treiben liebten, d. h. sie Sonntags vor der Kirchzeit verabredeten, bei irgendeinem Gelaute dem Kinde von der zunehmenden, ziehen immer und eindringlicher zu fürchten sagen. Zu rechter Zeit daher ein, die Glocke habe sich wol von ihrem Stuhle losgemacht, komme über Matte und Straße dahergewackelt und könne sich leicht über ihn verstürzen, wenn er sich draußen sehen lasse. Dieser kleine Vorfall mag dem Dichter nach vielen Jahren wieder in Erinnerung gekommen sein.

Das Kind, es denkt: die Glocke hängt
Da droben auf dem Stuhle,
Schon hat's den Weg ins Feld gelenkt,
Als lief' es aus der Schule.

Die Glocke Glocke tönt nicht mehr,
Die Mutter hat gelacket.
Doch welch ein Schrecken hinterher!
Die Glocke kommt gewacket.

Sie wackelt schnell, man glaubt es kaum;
Das arme Kind im Schrecken,
Es läuft, es kommt, als wie im Traum;
Die Glocke wird es decken.

Doch nimmt es richtig seinen Husch,
Und mit gewandter Schnelle
Eilt es durch Anger, Feld und Busch
Zur Kirche, zur Kapelle.

Und jeden Sonn- und Feiertag
Gedenkt es an den Schaden,
Läßt durch den ersten Glockenschlag,
Nicht in Person sich laden.

Der getreue Eckart.*)

O wären wir weiter, o wär' ich zu Haus!
Sie kommen, da kommt schon der nächtliche Graus;
Sie sind's, die unholdigen Schwestern.

*) Die Ballade ist fast gleichzeitig mit der vorigen entstanden; denn Goethe sandte sie am 6. Juli 1813 von Teplitz aus an Riemer. — Der Stoff derselben ist zwar alten guter alten Sage entlehnt, sei es, daß Goethe dieselbe aus dem Munde des Volkes gehört, sei es, wie Einige wollen, daß er J. H. von Falckenstein's Thüringische Chronik benutzt hat. Schon in der alten Heldensage ist Eckart der Getreue, der Warner, der vor dem Venusberge sitzt und Jedem abräth hineinzugehen, wie er denn auch hier in verwandter Thätigkeit auftritt. In dem Venusberge aber, den Einige mit dem Hörselberge bei Eisenach für identisch ansehen, ist die Hofhaltung der frau Holle oder Hulda, aus der erst die spätere Sage frau Venus gemacht hat. Die Begleiterinnen derselben sind die Hulden oder — wie Goethe, mit der Bedeutung des Namens spielend, sie auch nennt — die Unholden, bei welcher Gelegenheit allerdings bemerkt zu werden verdient, daß auch die Hulden ursprünglich nicht als dem Menschen feindliche Wesen gedacht, sondern erst in christlicher Umbildung dazu gestempelt wurden. Vgl. Wiehers III, 119 und Grimm's deutsche Mythologie.

Sie ſtreifen heran, und ſie finden uns hier,
Sie trinken das mühſam gebolte, das Bier,
Und laſſen nur leer uns die Krüge.

So ſprechen die Kinder und drücken ſich ſchnell;
Da zeigt ſich vor ihnen ein alter Geſell:
Nur ſtille, Kind! Kinderlein, ſtille!
Die Hulden, ſie kommen von durſtiger Jagd,
Und laſſ't Ihr ſie trinken, wie's Jeder behagt,
Dann ſind ſie Euch hold, die Unholden.

Geſagt ſo geſchehn! und da nahet ſich der Graus
Und ſiehet ſo grau und ſo ſchattenhaft aus,
Doch ſchlürft es und ſchlampft es aufs Beſte.
Das Bier iſt verſchwunden, die Krüge ſind leer;
Nun ſauſt es und brauſt es, das wüthige Heer,
Ins weite Gethal und Gebirge.

Die Kinderlein ängſtlich gen Hauſe ſo ſchnell,
Geſellt ſich zu ihnen der fromme Geſell:
Ihr Pürpchen, nur ſeid mir nicht traurig!
Wir kriegen nun Schelten und Streich' bis aufs Blut.
Nein, keineswegs, Alles geht herrlich und gut,
Nur ſchweiget und horchet wie Mäuslein!

Und der es Euch anräth und der es befiehlt,
Er iſt es, der gern mit den Kindelein ſpielt,
Der alte Getreue, der Eckart.
Vom Wundermann hat man Euch immer erzählt;
Nur hat die Beſtätigung Jedem gefehlt,
Die habt Ihr nun köſtlich in Händen.

Sie kommen nach Hauſe, ſie ſetzen den Krug
Ein jedes den Eltern beſcheiden genug
Und harren der Schläg' und der Scheiten.
Doch ſiehe, man koſtet: ein herrliches Bier!
Man trinkt in die Runde ſchon dreimal und vier,
Und noch nimmt der Krug nicht ein Ende.

Das Wunder, es dauert zum morgenden Tag;
Doch fraget, wer immer zu fragen vermag:
Wie iſt's mit den Krügen ergangen?
Die Mäuslein, ſie lächeln, im Stillen ergetzt:

Sie stammeln und stottern und schwatzen zuletzt,
Und gleich sind vertrocknet die Krüge.

Und wenn Euch, Ihr Kinder, mit treuem Gesicht
Ein Vater, ein Lehrer, ein Alderman spricht,
So horchet und folget ihm pünktlich!
Und liegt auch das Jünglein in peinlicher Hut,
Verplaudern ist schädlich, verschweigen ist gut;
Dann füllt sich das Bier in den Krügen.

Der Todtentanz.*)

Der Thürmer, der schaut zu Mitten der Nacht
Hinab auf die Gräber in Lage:
Der Mond, der hat Alles ins Helle gebracht;
Der Kirchhof, er liegt wie am Tage.
Da regt sich ein Grab und ein anderes dann:
Sie kommen hervor, ein Weib da, ein Mann,
In weißen und schleppenden Hemden.

*) Gleichfalls aus dem Sommer 1813. — Die Quelle, die zu dieser Ballade die Veranlassung gegeben hat, ist unserem Wissen allen Erklärern Goethe's unbekannt. Es findet sich nämlich in Hermanni Corneri Chronicon III, 819 (Eccard Corpus historicum medii aevi, Francofurti et Lipsiae 1743, Tom. II) folgende Geschichte: Zu Salisbury in England lebte ein Advokat, der sich die allergrößten Schändlichkeiten zu Schulden kommen ließ. Nach seinem Tode erschreckte er fast drei Monate hindurch die ganze Stadt durch allerlei fürchterliche Erscheinungen, deren Ausgang und Ende man wol in dem Kirchhofe fand, ohne jedoch das Nähere zu errathen. — Zu Ende des dritten Monats, bei Vollmondszeit und heiterem Wetter begab sich ein kühner Jüngling in ein Fenster des Kirchthurms, von wo er einen Ueberblick über den ganzen Kirchhof hatte. Zu gewohnter Stunde erhebt sich das Gespenst aus dem Grabe, legt das umhüllende Leichentuch in die Ecke desselben und geht, von den Hunden der ganzen Stadt verfolgt, gegen die es sich vertheidigt, über den Kirchhof. Der Jüngling steigt vom Thurm herab und raubt das Leichentuch, das er mit sich hinaufnimmt, um zu sehen, was das Gespenst thun würde. Endlich kehrt dieses letztere zurück, findet das Tuch nicht und schnuppert nach Art eines Hundes nach demselben umher. Den auf dem Thurme stehenden Jüngling schrecklich anschauend, geht es auf den Thurm los und klettert dann wie eine Eidechse in die Höhe. Der Jüngling aber läßt sich am Glockenstuhle herab, läuft an den Hochaltar, legt das Tuch darauf und wappnet sich mit einem Kreuze, das er dem eindringenden Gespenste siegreich entgegenhält. Endlich als der Küster zur Frühmette läutet, stürzt letzteres vor dem Altare zusammen und erfüllt die Kirche mit gräßlichem Gestanke. Der Jüngling wird vor Furcht der Sinne beraubt und hält jeden Herantretenden für das Gespenst. Endlich wird er mit Gewalt zu Bette gebracht und erzählt das Begebniß. Er siechte lange und wurde nie ganz geheilt.

Das recht nun, es will sich ergetzen sogleich,
Die Knöchel zur Runde, zum Kranze,
So arm und so jung und so alt und so reich;
Doch hindern die Schleppen am Tanze.
Und weil hier die Scham nun nicht weiter gebeut,
Sie schütteln sich Alle: da liegen zerstreut
Die Hemdelein über den Hügeln.

Nun bebt sich der Schenkel, nun wackelt das Bein,
Geberden da giebt es vertrackte;
Dann klippert's und klappert's mitunter hinein,
Als schlüg' man die Hölzlein zum Takte.
Das kommt nun dem Thürmer so lächerlich vor;
Da raunt ihm der Schalk, der Versucher, ins Ohr:
Geh! hole Dir einen der Laken!

Gethan wie gedacht! und er flüchtet sich schnell
Nun hinter geheiligte Thüren.
Der Mond und noch immer er scheinet so hell
Zum Tanz, den sie schauderlich führen.
Doch endlich verlieret sich Tiefer und Der,
Schleicht Eins nach dem Andern gekleidet einher,
Und husch ist es unter dem Rasen.

Nur Einer, der trippelt und stolpert zuletzt
Und tappet und grapst an den Gräften;
Doch hat kein Geselle so schwer ihn verletzt;
Er wittert das Tuch in den Lüften.
Er rüttelt die Thurmthür, sie schlägt ihn zurück,
Geistert und gespenstet, dem Thürmer zum Glück,
Sie blinkt von metallenen Kreuzen.

Das Hemd muß er haben, da rastet er nicht,
Da gilt auch kein langes Besinnen.
Den gothischen Zierrath erspäht nun der Wicht
Und klettert von Zinne zu Zinnen.
Nun ist's um den armen, den Thürmer gethan,
Es ruckt sich von Schnörkel zu Schnörkel hinan,
Langbeinigen Spinnen vergleichbar.

Der Thürmer erbleichet, der Thürmer erbebt,
Gern gäb' er ihn wieder, den Laken.
Da bäselt — jetzt hat er am Längsten gelebt —

Den Zwiesel ein eiserner Zacken.
Schon trübet der Mond sich verschwindenden Scheins,
Die Glocke, sie donnert ein mächtiges Eins,
Und unten zerschellt das Gerippe.

Der Zauberlehrling.*)

Hat der alte Hexenmeister
Sich doch einmal wegbegeben!
Und nun sollen seine Geister
Auch nach meinem Willen leben!
Seine Wort' und Werke
Merkt' ich und den Brauch,
Und mit Geisteskräfte
Thu' ich Wunder auch.

*) Das Gedicht wird zuerst in einem Briefe Schiller's vom 23. Juli 1797 erwähnt, wenn es auch einige Monate früher verfaßt sein mag; der erste Druck ist in Schiller's Musenalmanach für 1798. Quelle des Gedichts, wie man ausführlich nachgewiesen hat, (Vgl. Strowe „Zwei Balladen von Goethe, verglichen mit den Quellen, aus denen sie geschöpft sind") ist Lucian's Schrift „der Lügner", Cap. 33–36. Wir übersetzen aus derselben nur die beiden nothwendigsten Stellen. „In einer Versammlung bei dem reichen Eukrates werden mancherlei seltsame und wunderbare Begebenheiten erzählt, die den Anwesenden mehr oder minder glaubwürdig erschienen. Unter Andern berichtet Eukrates selbst, er habe in seiner Jugend einen ägyptischen Priester Pankrates kennen gelernt und sei mit ihm zusammengereist und vertraut geworden. Da habe er denn gesehen, wie dieser auf Krokodilen geritten und mit ihnen zusammen im Nil geschwommen sei und wie alle Thiere sich ihm unterwürfig gezeigt hätten und Aehnliches. Zuletzt habe der Aegypter ihn überredet, seinen Diener in Memphis zurücklassen und mit ihm allein zu reisen. „So oft wir nun", geht die Erzählung weiter, „in eine Herberge kamen, nahm der Mann den Thürriegel oder den Besen oder die Mörserkeule, bekleidete den Gegenstand, that einen Zauberspruch und bewirkte, daß er ging, wobei derselbe dann allen Andern ein Mensch zu sein schien. Der Gegenstand ging fort, holte Wasser, kaufte und bereitete die Speisen und bediente und besorgte uns in allen Stücken geschickt. Dann aber, wenn es der Aufwartung nicht mehr bedurfte, so machte Pankrates durch das Sprechen eines anderen Zauberspruches den Riegel wieder zum Riegel oder die Mörserkeule zur Mörserkeule. Obgleich ich mich nun sehr bemühte, wußte ich doch nicht, wie ich dies von ihm erlernen könnte; denn er war damit zurückhaltend, obwol er sich in Beziehung auf das Uebrige sehr gefällig zeigte. Eines Tages aber hörte ich, ohne daß er es wußte, indem ich im Dunkeln fast neben ihm stand, das — übrigens nur dreisilbige Zauberwort. Am folgenden Tage, als jener auf dem Markte ein Geschäft hatte, nahm ich die Mörserkeule, verwandelte sie durch das Sprechen der drei Silben und befahl ihr Wasser zu tragen. Als sie nun das Gefäß vollgetragen hatte, sagte ich: Höre auf und trage kein Wasser mehr, sondern sei wieder eine Mörserkeule! Der Gegenstand aber wollte mir nicht gehorchen, sondern trug immerfort Wasser herbei, bis er uns mit fortwährendem Tragen das Haus überschwemmte. Ich aber, in Verlegen-

Walle! walle
Manche Strecke,
Daß, zum Zwecke,
Waſſer fließe
Und mit reichem, vollem Schwalle
Zu dem Bade ſich ergieße.

Und nun komm, Du alter Beſen,
Nimm die ſchlechten Lumpenhüllen!
Biſt ſchon lange Knecht geweſen;
Nun erfülle meinen Willen!
Auf zwei Beinen ſtehe,
Oben ſei ein Kopf!
Eile nun und gehe
Mit dem Waſſertopf!

Walle! walle
Manche Strecke,
Daß, zum Zwecke,
Waſſer fließe
Und mit reichem, vollem Schwalle
Zu dem Bade ſich ergieße.

Seht, er läuft zum Ufer nieder;
Wahrlich! iſt ſchon an dem Fluſſe,
Und mit Blitzesſchnelle wieder
Iſt er hier mit raſchem Guſſe.
Schon zum zweiten Male!
Wie das Becken ſchwillt!
Wie ſich jede Schale
Voll mit Waſſer füllt!

Stehe! ſtehe!
Denn wir haben
Deiner Gaben
Vollgemeſſen! —

---

heit über die Sache — ich fürchtete nämlich, daß Pankrates, wie es denn auch wirklich geſchah, bei ſeiner Rückkehr unwillig ſein möchte, — ergreife ein Beil und ſchlage die Leute in zwei Stücke. Aber jedes von dieſen ergriff ein Gefäß, trug Waſſer, und ich hatte zwei Waſſerträger ſtatt eines. Indeſſen kam auch Pankrates zurück, und als er merkte, was geſchehen war, machte er jene Gegenſtände zwar wieder zu dem, was ſie vor dem Sprechen der Formel geweſen waren; er ſelbſt aber verließ mich unvermerkt, und ich weiß nicht, wohin er verſchwunden iſt."

Ach, ich merk' es! Wehe! Wehe!
Hab' ich doch das Wort vergeſſen!

Ach! das Wort, worauf am Ende
Er das wird, was er geweſen.
Ach, er läuft und bringt behende!
Wärſt Du doch der alte Beſen!
Immer neue Güſſe
Bringt er ſchnell herein,
Ach! und hundert Fluſſe
Stürzen auf mich ein.

Nein, nicht länger
Kann ich's laſſen;
Will ihn faſſen.
Das iſt Tücke!
Ach, nun wird mir immer bänger!
Welche Miene, welche Blicke!

O, Du Ausgeburt der Hölle!
Soll das ganze Haus erſaufen?
Seh' ich über jede Schwelle
Doch ſchon Waſſerſtröme laufen.
Ein verruchter Beſen,
Der nicht hören will!
Stock, der Du geweſen,
Steh' doch wieder ſtill!

Willſt's am Ende
Gar nicht laſſen?
Will Dich faſſen,
Will Dich halten
Und das alte Holz behende
Mit dem ſcharfen Beile ſpalten.

Seht, da kommt er ſchleppend wieder!
Wie ich mich nur auf Dich werfe,
Gleich, o Kobold, liegſt Du nieder;
Krachend trifft die glatte Schärfe!
Wahrlich! brav getroffen!
Seht, er iſt entzwei!
Und nun kann ich hoffen
Und ich athme frei!

„Wehe! wehe!
Beide Theile
Stehn in Eile
Schon als Knechte
Völlig fertig in die Höhe!
Helft mir, ach, Ihr hohen Mächte!

Und sie laufen! Naß und näßer
Wird's im Saal und auf den Stufen.
Welch entsetzliches Gewässer!
Herr und Meister! hör' mich rufen! —
Ach, da kommt der Meister!
Herr, die Noth ist groß!
Die ich rief, die Geister,
Werd' ich nun nicht los.

„In die Ecke,
Besen! Besen!
Seid's gewesen!
Denn als Geister
Ruft Euch nur, zu seinem Zwecke,
Erst hervor der alte Meister."

Die Braut von Korinth.*)

Nach Korinthus von Athen gezogen
Kam ein Jüngling, dort noch unbekannt,
Einen Bürger hofft' er sich gewogen;
Beide Väter waren gastverwandt,
Hatten früh schon
Töchterchen und Sohn
Braut und Bräutigam voraus genannt.

*) Goethe war vom 4. bis zum 6. Juni 1797 mit diesem Gedichte beschäftigt, das zuerst in Schillers Musenalmanach von 1798 erschien. Wie lange er sich aber bei diesem und andern gerade seiner bedeutendsten Gedichte mit dem Stoffe herumgetragen hat, geht aus einer Bemerkung hervor, die er in dem Aufsatz „Bedeutende Fördernis durch ein einziges geistreiches Wort" macht. „Wir trugen sich gewisse große Motive, Legenden, wahrgeschichtlich Ueberliefertes so tief in den Sinn, daß ich sie wenigstens drei fünfzig Jahre lebendig und wirksam im Innern erhielt; mir schien der schönste Besitz, welche werthen Bilder oft in der Einbildungskraft erneut zu sehen, da sie sich denn zwar immer umgestalteten, doch ohne sich zu verändern, einen reineren Form, einer entschiedeneren Darstellung entgegenreiften. Ich will hievon nur

Aber wird er auch willkommen scheinen,
Wenn er theuer nicht die Gunst erkauft?
Er ist noch ein Heide mit den Seinen,
Und sie sind schon Christen und getauft.
Keimt ein Glaube neu,
Wird ein Lieb' und Treu'
Wie ein böses Unkraut ausgerauft.

Und schon lag das ganze Haus im Stillen,
Vater, Töchter, nur die Mutter wacht;
Sie empfängt den Gast mit besten Willen;
Gleich ins Prunkgemach wird er gebracht.
Wein und Essen pranzt,
Eh' er es verlangt;
So verlockend wünscht sie gute Nacht.

Aber bei dem wohlbestellten Essen
Wird die Lust der Speise nicht erregt;
Müdigkeit läßt Speis' und Trank vergessen,
Daß er auskleidet sich ans Bette legt;
Und er schlummert bald,
Als ein schöner Gott
Sich nur öffnen Thür und Thor bewegt.

Denn er sieht, bei seiner Lampe Schimmer
Tritt, mit weißem Schleier und Gewand,
Sittsam still ein Mädchen in das Zimmer,
Um die Stirn ein schwarz- und goldnes Band.
Wie sie ihn erblickt,
Hebt sie, die erschrickt,
Mit Erstaunen eine weiße Hand.

---

die Braut von Korinth, den Gott und die Bajadere, den Grafen und die Zwerge (Hochzeitlied), den Sänger und die Kinder (Ballade vom verst. u. zurückk. Grafen) und zuletzt noch den baldigst mitzutheilenden Paria nennen." – Die Hauptquelle, die Goethe benutzt hat, sind die Wundergeschichten (*Περὶ Παραδόξων*) des Phlegon von Tralles in Lydien, eines Freigelassenen des Kaisers Hadrian. Riemer (II, 531) weist außerdem noch auf eine zweite Quelle hin, der wenigstens einige Züge entlehnt sind. Es ist der Philosoph Flavius Philostratus, der am Anfange des dritten Jahrhunderts unsrer Zeitrechnung lebte, in seiner Biographie des Neupythagoräischen Philosophen Apollonius von Thyana. Riemer giebt endlich auch noch eine bereits in den „Öffentlichen Blättern 1794" mitgetheilte Erzählung, die Goethe möglicher Weise gekannt hat.

Bin ich, rief sie aus, so fremd im Hause,
Daß ich von dem Gaste nichts vernahm?
Ach, so hält man mich in meiner Klause!
Und nun überfällt mich hier die Scham.
Ruhe nur so fort
Auf dem Lager dort,
Und ich gehe schnell, so wie ich kam.

Bleibe, schönes Mädchen! ruft der Knabe,
Rafft von seinem Lager sich geschwind:
Hier ist Ceres', hier ist Bacchus' Gabe,
Und Du bringst den Amor, liebes Kind!
Bist vor Schrecken blaß!
Liebe, komm und faß',
Faß' und sehn, wie froh die Götter sind!

Ferne bleib', o Jüngling, bleibe stehen!
Ich gehöre nicht den Freuden an.
Schon der letzte Schritt ist, ach! geschehen
Durch der guten Mutter krankes Wahn,
Die genesend schwur:
Jugend und Natur
Sei dem Himmel für [illegible] unterthan.

Und der alten Götter bunt Gewimmel
Hat sogleich das stille Haus geleert.
Unsichtbar wird Einer nur im Himmel
Und ein Heiland wird am Kreuz verehrt;
Opfer fallen hier,
Weder Lamm noch Stier,
Aber Menschenopfer unerhört.

Und er fragt und wäget alle Worte,
Deren keines seinem Geist entgeht.
Ist es möglich, daß am stillen Orte
Die geliebte Braut hier vor mir steht?
Sei die meine nur!
Unsrer Väter Schwur
Hat vom Himmel Segen uns erfleht.

Mich erhältst Du nicht, Du gute Seele!
Meiner zweiten Schwester gönnt man Dich.
Wenn ich mich in stiller Klause quäle,

Ach! in ihren Armen denk' an mich,
Die an Dich nur denkt,
Die ſich liebend kränkt;
In die Erde bald verbirgt ſie ſich.

Nein! bei dieſer Flamme ſei's geſchworen,
Gütig zeigt ſie Hymen uns voraus,
Biſt der Freude nicht und mir verloren,
Kommſt mit mir in meines Vaters Haus.
Liebchen, bleibe hier!
Feire gleich mit mir
Unerwartet unſern Hochzeitſchmaus!

Und ſchon wechſeln ſie der Treue Zeichen;
Golden reicht ſie ihm die Kette dar,
Und er will ihr eine Schale reichen,
Silbern, künſtlich, wie nicht eine war.
Die iſt nicht für mich;
Doch ich bitte Dich,
Eine Locke gieb von Deinem Haar!

Eben ſchlug die dumpfe Geiſterſtunde,
Und nun ſchien es ihr erſt wohl zu ſein.
Gierig ſchlürfte ſie mit blaſſem Munde
Nun den dunkel blutgefärbten Wein:
Doch vom Weizenbrod,
Das er freundlich bot,
Nahm ſie nicht den kleinſten Biſſen ein.

Und dem Jüngling reichte ſie die Schale,
Der wie ſie nun haſtig lüſtern trank.
Liebe fordert er beim ſtillen Mahle;
Ach, ſein armes Herz war liebekrank.
Doch ſie widerſteht,
Wie er immer fleht,
Bis er weinend auf das Bette ſank.

Und ſie kommt und wirft ſich zu ihm nieder:
Ach, wie ungern ſeh' ich Dich gequält!
Aber, ach! berührſt Du meine Glieder,
Fühlſt Du ſchaudernd, was ich Dir verhehlt.
Wie der Schnee ſo weiß,
Aber kalt wie Eis
Iſt das Liebchen, das Du Dir erwählt.

Heftig faßt er sie mit starken Armen,
Von der Liebe Jugendkraft durchmannt:
Hoffe doch bei mir noch zu erwarmen,
Wärst Du selbst mir aus dem Grab gesandt!
Wechselhauch und Kuß!
Liebesüberfluß!
Brennst Du nicht und fühlest mich entbrannt?

Liebe schließet fester sie zusammen,
Thränen mischen sich in ihre Lust;
Gierig saugt sie seines Mundes Flammen,
Eins ist nur im Andern sich bewußt.
Seine Liebeswuth
Wärmt ihr starres Blut,
Doch es schlägt kein Herz in ihrer Brust.

Unterdessen schleichet auf dem Gange
Häuslich spät die Mutter noch vorbei,
Horchet an der Thür und horchet lange,
Welch ein sonderbarer Ton es sei.
Klag- und Wonnelaut
Bräutigams und Braut
Und des Liebestammelns Raserei.

Ungewiß bleibt sie an der Thüre,
Weil sie erst sich überzeugen muß,
Und sie hört die höchsten Liebesschwüre,
Lieb' und Schmeichelworte, mit Verdruß —
Still! der Hahn erwacht!
Aber mitten Nacht
Bist Du wieder da? — und Kuß auf Kuß.

Länger hält die Mutter nicht das Zürnen,
Drückt das bekannte Schloß geschwind;
Macht es hier im Hause solche Dirnen,
Die zum Fremden gleich zu Willen sind? —
Zu zur Thür hinein.
Bei der Lampe Schein
Sieht sie — Gott! sie sieht ihr eigen Kind.

Und der Jüngling will in gleichen Schrecken
Mit des Mädchens eitlem Putzwerker,
Mit dem Tuche die Gesichte decken;

Doch sie wundet gleich sich selbst hervor,
Die mit Geist's Gewalt
Hebet die Gestalt
Ganz und langsam sich im Bett empor.

„Mutter! Mutter!“ spricht sie bebte Worte:
„So mißgönnt Ihr mir die schöne Nacht!
Ihr vertreibt mich von dem warmen Orte!
Bin ich nur Verwesung nun erwacht?
Ist's Euch nicht genug,
Daß ins Leichentuch,
Daß Ihr früh mich in das Grab gebracht?

„Aber aus der schwerbedeckten Enge
Treibet mich ein eigenes Gericht;
Eurer Priester summende Gesänge
Und ihr Segen haben kein Gewicht;
Salz und Wasser bildt
Nicht, wo Jugend bildt;
Ach! die Erde bildet die nicht nicht.

„Dieser Jüngling war mir erst versprochen,
Als noch Venus' heitrer Tempel stand.
Mutter, habt Ihr doch das Wort gebrochen,
Weil ein fremd, ein falsch Gelübd' Euch band!
Doch kein Gott erhört,
Wenn die Mutter schwört,
Zu versagen ihrer Tochter Hand.

„Aus dem Grabe werd' ich ausgetrieben,
Noch zu suchen das vermißte Gut,
Noch den schon verlornen Mann zu lieben
Und zu saugen seines Herzens Blut.
Ist's um den geschehn,
Muß nach Andern gehn,
Und das junge Volk erliegt der Wuth.

„Schöner Jüngling! kannst nicht länger leben!
Du verziehest nun an diesem Ort.
Meine Kette hab' ich Dir gegeben;
Deine Locke nehm' ich mit mir fort.
Sieh sie an genau!
Morgen bist Du grau,
Und nur braun erscheinst Du wieder dort.

Höre, Mutter, nun die letzte Bitte:
Einen Scheiterhaufen schichte Du!
Oeffne meine bange kleine Hütte,
Bring' in Flammen Liebende zur Ruh!
Wenn der Funke sprüht,
Wenn die Asche glüht,
Eilen wir den alten Göttern zu.

Der Gott und die Bajadere.*)

Indische Legende.

Mahadöh, der Herr der Erde,
Kommt herab zum sechsten Mal,
Daß er unsers Gleichen werde,
Mitzufühlen Freud' und Qual.
Er bequemt sich, hier zu wohnen,
Läßt sich Alles selbst geschehn.
Soll er strafen oder schonen,
Muß er Menschen menschlich sehn.
Und hat er die Stadt sich als Wandrer betrachtet,
Die Großen belauert, auf Kleine geachtet,
Verläßt er sie Abends, um weiter zu gehn.

Als er nun hinausgegangen,
Wo die letzten Häuser sind,
Sieht er mit gemalten Wangen
Ein verlornes schönes Kind.
Grüß' Dich, Jungfrau! — Dank der Ehre!
Wart', ich komme gleich hinaus! —
Und wer bist Du? — Bajadere,
Und dies ist der Liebe Haus.

*) Mit dem vorigen Gedichte, wenigstens was die Beendigung anbetrifft, fast gleichzeitig. Vgl. Schiller-Goethe'scher Briefwechsel, 2. Aufl. I, 315. Den Stoff, allerdings nur in der dürftigsten Gestalt, entnahm Goethe aus „Sonnerat's Reise nach Ostindien und China in den Jahren 1774—1781, deren deutsche Uebersetzung er bald nach ihrem Erscheinen 1783 erhielt. Wir verdanken diese Mittheilungen Düntzer's Forschungen I, 290, der zugleich auch bemerkt, daß Goethe anstatt des Königs der Baidjaiter, Lewendren, einen der höchsten Götter, Siwa, gewählt und die Verwandlungen des Wischnu auf diesen, den er unter dem Namen Mahadöh einführt (emit Mahadeva, bei Sonnerat Mahaden) übertragen habe.

Sie rührt ſich, die Cymbeln zum Tanze zu ſchlagen,
Sie weiß ſich ſo lieblich im Kreiſe zu tragen,
Sie neigt ſich und biegt ſich und reicht ihm den Strauß.

Schmeichelnd zieht ſie ihn zur Schwelle,
Lebhaft ihn ins Haus hinein.
Schöner Fremdling, lampenhelle
Soll ſogleich die Hütte ſein.
Biſt Du müd', ich will Dich laben,
Lindern Deiner Füße Schmerz.
Was Du willſt, das ſollſt Du haben,
Ruhe, Freuden oder Scherz.

Sie lindert geſchäftig geheuchelte Leiden.
Der Göttliche lächelt; er ſiehet mit Freuden
Durch tiefes Verderben ein menſchliches Herz.

Und er fordert Sklavendienſte;
Immer heitrer wird ſie nur,
Und des Mädchens frühe Künſte
Werden nach und nach Natur.
Und ſo ſtellet auf die Blüthe
Bald und bald die Frucht ſich ein;
Iſt Gehorſam im Gemüthe,
Wird nicht fern die Liebe ſein.

Aber, ſie ſchärfet und ſchärfet zu prüfen,
Wählet der Kenner der Höhen und Tiefen
Luſt und Entſetzen und grimmige Pein.

Und er küßt die bunten Wangen,
Und ſie fühlt der Liebe Qual,
Und das Mädchen ſteht gefangen,
Und ſie weint zum erſten Mal;
Sinkt zu ſeinen Füßen nieder,
Nicht um Wolluſt noch Gewinnſt,
Ach! und die gelenken Glieder
Sie verſagen allen Dienſt.

Und ſo zu des Lagers vergnüglicher Feier
Bereiten den dunklen behaglichen Schleier
Die nächtlichen Stunden, das ſchöne Geſpinnſt.

Spät entſchlummert unter Scherzen,
Früh erwacht nach kurzer Raſt,
Findet ſie an ihrem Herzen
Todt den vielgeliebten Gaſt.

Schreiend stürzt sie auf ihn nieder;
Aber nicht erweckt sie ihn,
Und man trägt die starren Glieder
Bald zur Flammengrube hin.
Sie hören die Priester, die Todtengesänge,
Sie rasen und rennen und theilen die Menge.
Wer bist Du? was drängst zu der Grube Dich hin?

Bei der Bahre stürzt sie nieder,
Ihr Geschrei durchdringt die Luft:
Meinen Gatten will ich wieder!
Und ich such' ihn in der Gruft.
Soll zu Asche mir zerfallen
Dieser Glieder Götterpracht?
Mein! er war es, mein vor Allen!
Ach, nur eine süße Nacht!
Es singen die Priester: Wir tragen die Alten,
Nach langem Ermatten und spätem Erkalten,
Wir tragen die Jugend, noch eh' sie's gedacht.

Höre Deiner Priester Lehre!
Dieser war Dein Gatte nicht.
Lebst Du doch als Bajadere,
Und sie hast Du keine Pflicht.
Nur dem Körper folgt der Schatten
In das stille Todtenreich;
Nur die Gattin folgt dem Gatten:
Das ist Pflicht und Ruhm zugleich.
Ertöne, Trommete, zu heiliger Klage!
O nehmet, Ihr Götter! die Zierde der Tage,
O nehmet den Jüngling in Flammen zu Euch!

So das Eher, das ohn' Erbarmen
Mehret ihres Herzens Noth;
Und mit ausgestreckten Armen
Springt sie in den heißen Tod.
Doch der Götterjüngling hebet
Aus der Flamme sich empor,
Und in seinen Armen schwebet
Die Geliebte mit hervor.
Es freut sich die Gottheit der reuigen Sünder;
Unsterbliche heben verlorene Kinder
Mit feurigen Armen zum Himmel empor.

Paria.*)

Des Paria Gebet.

Großer Brama, Herr der Mächte!
Alles iſt von Deinem Samen,
Und ſo biſt Du der Gerechte!
Haſt Du denn allein die Bramen,
Nur die Rajas und die Reichen,
Haſt Du ſie allein geſchaffen?
Oder biſt auch Du's, der Affen
Werden ließ und unſers Gleichen?

Edel ſind wir nicht zu nennen:
Denn das Schlechte, das gehört uns,
Und was Andre tödtlich kennen,
Das alleine, das vermehrt uns.
Mag dies für die Menſchen gelten,
Mögen ſie uns doch verachten!
Aber Du, Du ſollſt uns achten,
Denn Du könnteſt Alle ſchelten.

*) Die drei unter dieſer Ueberſchrift zuſammengefügten Gedichte hat Goethe ſchon urſprünglich als Trilogie gedacht: ſie haben ſich zu einer ſolchen nicht erſt ſpäter, wie es bei der Trilogie der Leidenſchaft (S. 185) der Fall war, geſtaltet. Auch läßt ſich ihr innerer Zuſammenhang leicht nachweiſen. Dieſelben ſind jedoch keineswegs in ununterbrochener Zeitfolge entworfen und vollendet worden. Reif für den Abdruck ward zuerſt die „Legende“: Goethe weiſt ſie in den „Tag- und Jahresheften“ dem Jahre 1821 zu, was indeß (wie auch die Anmerkung S. 267 beweiſt) nicht ausſchließt, daß er ſich lange vorher mit dem Stoffe beſchäftigt hat. Die beiden anderen Gedichte waren jedenfalls 1823 vollendet, da er ſie am 10. November jenes Jahres Schwann mittheilte. Bald darauf erſchienen ſämmtliche drei in „Kunſt und Alterthum“ (IV, 3, 1824). — Der Stoff, welchen Goethe benutzt hat, iſt zum größten Theil in dem bereits früher angeführten Werke Sonnerat's zu finden; doch hat der Dichter ihn im eigentlichſten Sinne des Wortes nur als Material behandelt, das er ſeinen Zwecken gemäß formte, und es iſt, wie auch Tümpel (I, 307) bemerkt, durchaus neu und weit von der indiſchen Sage abweichend, in dem verachteten, von Allen gemiedenen Paria den Gedanken ſich entwickeln zu laſſen, daß die Gottheit keinen Menſchenkamm habe gänzlich verwerfen können, daß ſie vielmehr jedem einen Weg, ihr zu nahen, offen gelaſſen habe. — Wir bemerken endlich noch, daß die Stelle, welche dieſe Gedichte in unſerer Ausgabe einnehmen, eine nothwendige iſt, wennſchon Goethe aus äußeren Gründen eine andere Stelle für ſie in der Ausgabe letzter Hand erwählt hat. Die Schlußworte in dem „Gebet des Paria“ weiſen unmittelbar auf die Worte hin, mit welchen das vorhergehende Gedicht: „Der Gott und die Bajadere“ endet.

Alſo, Herr, nach dieſem Flehen,
Segne mich zu Deinem Kinde!
Oder Eines laſſ' entſtehen,
Das auch mich mit Dir verbinde!
Denn Du haſt den Bajaderen
Eine Göttin ſelbſt erhoben;
Auch wir Andern, Dich zu loben,
Wollen ſolch ein Wunder hören.

Legende.

Waſſer holen geht die reine,
Schöne Frau des hohen Bramen,
Des verehrten, fehlerloſen,
Ernſteſter Gerechtigkeit.
Täglich von dem heil'gen Fluſſe
Holt ſie köſtlichſtes Erquicken; —
Aber wo iſt Krug und Eimer?
Sie bedarf derſelben nicht.
Sel'gem Herzen, frommen Händen
Ballt ſich die bewegte Welle
Herrlich zu kryſtallner Kugel;
Dieſe trägt ſie, frohen Buſens,
Reiner Sitte, holden Wandelns,
Vor den Gatten in das Haus.

Heute kommt die menſchenliebe
Im Gebet zu Ganges' Fluthen,
Beugt ſich zu der klaren Fläche —
Plötzlich überraſchend ſpiegelt
Aus des höchſten Himmels Breiten,
Ueber ihr vorübereilend,
Allerlieblichſte Geſtalt
Hehren Jünglings, den des Gottes
Urantänglich ſchönes Denken
Aus dem ew'gen Buſen ſchuf;
Solchen ſchauend, fühlt ergriffen
Von verwirrenden Gefühlen
Sie das inn're neue Leben,
Will verharren in dem Anſchaun,
Weiß es wen, da kehrt es wieder,
Und verworren ſtrebt ſie fluthwärts,
Mit unſichrer Hand zu ſchöpfen;

Aber ach! sie schöpft nicht mehr!
Denn des Wassers heil'ge Welle
Scheint zu fliehn, sich zu entfernen;
Sie erblickt nur bohler Wirbel
Graus'e Tiefen unter sich.

Arme sinken, Tritte straucheln, —
Ist's denn auch der Pfad nach Hause?
Soll sie zaudern? soll sie fliehen?
Will sie denken, wo Gedanke,
Rath und Hilfe gleich verzagt? —
Und so tritt sie vor den Gatten;
Er erblickt sie, Blick ist Urtheil;
Hohen Sinns ergreift das Schwert er,
Schleppt sie zu dem Todtenhügel,
Wo Verbrecher büßend bluten.
Wüßte sie zu widerstreben?
Wüßte sie sich zu entschuld'gen,
Schuldig keiner Schuld bewußt?

Und er kehrt mit blut'gem Schwerte
Sinnend zu der stillen Wohnung;
Da entgegnet ihm der Sohn:
„Wessen Blut ist's? Vater! Vater!“ —
„Der Verbrecherin! — „Mit Nichten!
Denn es starret nicht am Schwerte
Wie verbrecherische Tropfen,
Fließt wie aus der Wunde frisch.
Mutter, Mutter! tritt heraus her!
Ungerecht war nie der Vater,
Sage, was er jetzt verübt.“ —
Schweige! Schweige! 's ist das ihre! —
„Wessen ist es?“ — Schweige! Schweige! —
„Wäre meiner Mutter Blut!!!
Was geschehen? was verschuldet?
Her das Schwert! Ergriffen hab' ich's;
Deine Gattin magst Du tödten,
Aber meine Mutter nicht!
In die Flammen folgt die Gattin
Ihrem einzig Angetrauten,
Seiner einzig theuren Mutter
In das Schwert der treue Sohn.“

Halt, o halte! rief der Vater,
Noch ist Raum, entheil', enteile!
Füge Haupt dem Rumpfe wieder!
Du berührest mit dem Schwerte,
Und lebendig folgt sie Dir.

Eilend athemlos erblickt er
Staunend zweier Frauen Körper
Ueberkreuzt und so die Häupter;
Welch Entsetzen! welche Wahl!
Dann der Mutter Haupt erfaßt er,
Küßt es nicht, das todt erblaßte,
Auf des nächsten Rumpfes Lücke
Setzt er's eilig; mit dem Schwerte
Segnet er das fromme Werk.

Auferstieht ein Riesenbildniß. —
Von der Mutter theuren Lippen,
Göttlich-unverändert-süßen,
Tönt das grausenvolle Wort:
Sohn, o Sohn! Welch Uebereilen!
Deiner Mutter Leichnam dorten,
Neben ihm das freche Haupt
Der Verbrecherin, des Opfers
Waltender Gerechtigkeit!
Mich nun hast Du ihrem Körper
Eingeeinigt auf ewige Tage;
Weisen Wollens, milden Handelns
Werd' ich unter Göttern sein.
Ja, des Himmelsknaben Bildniß
Webt so schön vor Stirn und Auge;
Senkt sich's in das Herz herunter,
Regt es tolle Wuthbegier.

Immer wird es wiederkehren,
Immer steigen, immer sinken,
Sich verdüstern, sich verklären:
So hat Brama dies gewollt.
Er gebot ja buntem Fittig,
Klarem Antlitz, schlanken Gliedern,
Göttlich-ewigem Erscheinen,
Mich zu prüfen, zu verführen;
Denn von oben kommt Verführung,

Wenn's den Göttern so beliebt.
Und so soll ich, die Bramane,
Mit dem Haupt im Himmel weilend,
Fühlen, Paria, dieser Erde
Niederziehende Gewalt.

Sohn, ich sende Dich dem Vater!
Tröste! — Nicht ein traurig Büßen,
Stummes Harren, — stolz Verdienen
Halt' Euch in der Bildniß fest!
Wandert aus durch alle Welten,
Wandelt hin durch alle Zeiten
Und verkündet auch Geringstem,
Daß ihn Brama droben hört!

Ihm ist Keiner der Geringste;
Wer sich mit gelähmten Gliedern,
Sich mit wild zerstörtem Geiste,
Düster, ohne Hilf' und Rettung,
Sei er Brame, sei er Paria,
Mit dem Blick nach oben kehrt,
Wird's empfinden, wird's erfahren:
Dort erglühen tausend Augen,
Ruhend lauschen tausend Ohren,
Denen nichts verborgen bleibt.

Heb' ich mich zu seinem Throne,
Schaut er mich, die Grausenhafte,
Die er gräßlich umgeschaffen,
Muß er ewig mich bejammern,
Euch zu Gute komme das!
Und ich werd' ihn freundlich mahnen,
Und ich werd' ihm wütbend sagen,
Wie es mir der Sinn gebietet,
Wie es mir im Busen schwellet.
Was ich denke, was ich fühle —
Ein Geheimniß bleibe das!

Dank des Paria.

Großer Brama! nun erkenn' ich,
Daß Du Schöpfer bist der Welten!
Dich als meinen Herrscher nenn' ich;
Denn Du lässest Alle gelten.

Und verschließest auch dem Letzten
Keines von den tausend Ohren;
Uns, die tief Herabgesetzten,
Alle hast Du neu geboren.

Wendet Euch zu dieser Frauen,
Die der Schmerz zur Göttin wandelt!
Nun beharr' ich anzuschauen
Den, der einzig wirkt und handelt.

Johanna Sebus.*)

Zum Andenken der siebzehnjährigen Schenk, Guten, aus dem Dorfe Briennen, die am 13. Januar 1809 bei dem Eisgange des Rheins und dem großen Bruche des Dammes von Cleverham Hilfe reichend unterging.

Der Damm zerreißt, das Feld erbraust,
Die Fluthen spülen, die Fläche saust.
„Ich trage Dich, Mutter, durch die Fluth,
Noch reicht sie nicht hoch, ich wate gut."
„Auch uns bedenke, bedrängt wie wir sind,
Die Hausgenossin, drei arme Kind!
Die schwache Frau! ... Du gehst davon!" —
Sie trägt die Mutter durchs Wasser schon.
„Zum Bühle da rettet Euch! harret derweil;
Gleich kehr' ich zurück, uns Allen ist Heil.
Zum Bühl ist's noch trocken und wenige Schritt;
Doch nehmt auch mir meine Ziege mit!"

Der Damm zerschmilzt, das Feld erbraust,
Die Fluthen wühlen, die Fläche saust.

*) Zuerst gedruckt in dem „Berliner Taschenbuch" auf das Jahr 1810. Da der Text sowol in diesem wie in einer in dem Goethe-Knebel'schen Briefwechsel befindlichen Abschrift des Gedichts, die in der Königlichen Bibliothek zu Berlin ist, nicht unwesentlich von dem jetzigen abweicht, so ist anzunehmen, daß Goethe dasselbe für die Ausgabe von 1815 noch verändert hat. Es hat dort wie in der Ausgabe letzter Hand seine Stelle unter den Balladen gefunden, wobei wol die bald erfolgende Komposition Zelter's maßgebend gewesen ist. Das Gedicht selbst hatte Goethe „auf Veranlassung unserer Nachbarn aus der Cleverschen Gegend" (Br. v. Goethe-Zelter'schen Briefwechsel, I, 360) verfaßt und bereits am 1. Juni 1809 beendigt.

Sie ſetzt die Mutter auf ſichres Land;
Schön Suschen gleich wieder zur Fluth gewandt.
„Wohin? Wohin? Die Breite ſchwoll;
Des Waſſers iſt hüben und drüben voll.
Verwegen ins Tiefe willſt Du hinein?“ —
„Sie ſollen und müſſen gerettet ſein!“

Der Damm verſchwindet, die Welle brauſt,
Eine Meereswoge ſie ſchwankt und ſauſt.
Schön Suschen ſchreitet gewohnten Steg,
Umſtrömt auch, gleitet ſie nicht vom Weg,
Erreicht den Buhl und die Nachbarin,
Doch der und den Kindern kein Gewinn!

Der Damm verſchwand, ein Meer erbraust's,
Den kleinen Hügel im Kreis umſauſt's.
Da gähnet und wirbelt der ſchäumende Schlund
Und ziehet die Frau mit den Kindern zu Grund;
Das Horn der Ziege faßt das ein, —
So ſollten ſie Alle verloren ſein!
Schön Suschen ſteht noch ſtrack und gut:
Wer rettet das junge, das edelſte Blut!
Schön Suschen ſteht noch wie ein Stern;
Doch alle Werber ſind alle fern.
Rings um ſie her iſt Waſſerbahn,
Kein Schifflein ſchwimmet zu ihr heran.
Noch einmal blickt ſie zum Himmel hinauf,
Da nehmen die ſchmeichelnden Fluthen ſie auf.

Kein Damm, kein Feld! Nur hier und dort
Bezeichnet ein Baum, ein Thurn den Ort,
Bedeckt iſt Alles mit Waſſerſchwall;
Doch Suschens Bild ſchwebt überall. —
Das Waſſer ſinkt, das Land erſcheint,
Und überall wird ſchön Suschen beweint. —
Und Dem ſei, wer's nicht ſingt und ſagt,
Im Leben und Tod nicht nachgefragt!

Ballade

vom

vertriebenen und zurückkehrenden Grafen.*)

Herein, o Du Guter! Du Alter herein!
Hier unten im Saale da sind wir allein,
Wir wollen die Pforte verschließen.
Die Mutter, sie betet, der Vater im Hain
Ist gangen, die Wölfe zu schießen.
O sing' uns ein Märchen, o sing' es uns oft,
Daß ich und der Bruder es lerne!
Wir haben schon längst einen Sänger gehofft, —
Die Kinder, sie hören es gerne.

Im nächtlichen Schrecken, im feindlichen Graus
Verläßt er das hohe, das herrliche Haus,
Die Schätze, die hat er vergraben.
Der Graf nun so eilig zum Pförtchen hinaus,
Was mag er im Arme denn haben?
Was birget er unter dem Mantel geschwind?
Was trägt er so rasch in die Ferne?
Ein Töchterlein ist es, da schläft nun das Kind —
Die Kinder, sie hören es gerne.

Nun hellt sich der Morgen; die Welt ist so weit,
In Thälern und Wäldern die Wohnung bereit,
In Dörfern erquickt man den Sänger.
So schreitet und heischt er unendliche Zeit,
Der Bart wächst ihm länger und länger;
Doch wächst in dem Arme das liebliche Kind,
Wie unter dem glücklichsten Sterne,
Geschützt in dem Mantel vor Regen und Wind —
Die Kinder, sie hören es gerne.

*) Vollendet am Schluß des Jahres 1816 und zuerst veröffentlicht in „Kunst und Alterthum" II, 3. 1820. Goethe benutzte allerdings die Sammlung von Thomas Percy „Reliques of ancient poetry" und die darin enthaltene Ballade „The beggars daughter of Bednallgreen." Insofern verdiente es jedenfalls eine genauere Untersuchung, und um so mehr, da manche Züge bei Goethe nicht mit dem englischen Original übereinstimmen, es verlohne sich auch die 8. Erzählung des 2. Tages in Boccaccio's Dekameron, die von dem vertriebenen Grafen von Anjou und seinen Kindern handelt, gekannt und gleichfalls benutzt sei.

Und immer sind weiter die Jahre gerückt,
Der Mantel entfärbt sich, der Mantel zerrückt,
Er könnte sie länger nicht fassen.
Der Vater, er schaut sie; wie ist er beglückt!
Er kann sich für Freude nicht lassen;
So schön und so edel erscheint sie zugleich,
Entsprossen aus tüchtigem Kerne,
Wie macht sie den Vater, den theuren, so reich! —
Die Kinder, sie hören es gerne.

Da reitet ein fürstlicher Ritter heran,
Sie reckt die Hand aus, der Gabe zu nahn;
Almosen will er nicht geben.
Er fasset das Händchen so kräftiglich an:
Die will ich, so ruft er, aufs Leben!
Erkennst Du, erwidert der Alte, den Schatz,
Erhebst Du zur Fürstin sie gerne;
Sie sei Dir verlobet auf grünendem Platz —
Die Kinder, sie hören es gerne.

Sie segnet der Priester am heiligen Ort,
Mit Lust und mit Unlust nun ziehet sie fort,
Sie möchte vom Vater nicht scheiden.
Der Alte, er wandelt nun hier und bald dort,
Er träget in Freuden sein Leiden.
So hab' ich mir Jahre die Tochter gedacht,
Die Enkelein wol in der Ferne;
Sie segn' ich bei Tage, sie segn' ich bei Nacht —
Die Kinder, sie hören es gerne.

Er segnet die Kinder; da poltert's am Thor,
Der Vater, da ist er! Sie springen hervor,
Sie können den Alten nicht bergen —
Was lockst Du die Kinder! Du Bettler, Du Thor!
Ergreift ihn, Ihr eisernen Schergen!
Zum tiefsten Verließ den Verwegenen fort!
Die Mutter vernimmt's in der Ferne,
Sie eilet, sie bittet mit schmeichelndem Wort —
Die Kinder, sie hören es gerne.

Die Schergen, sie lassen den Würdigen stehn,
Und Mutter und Kinder, sie bitten so schön;
Der fürstliche Stolze verbeißet

Die grimmige Wuth, ihn entrüstet das Flehn,
Bis endlich sein Schweigen zerreißet:
Du niedrige Brut! Du vom Bettlergeschlecht!
Verfinsterung fürstlicher Sterne!
Ihr bringt mir Verderben! Geschieht mir doch Recht —
Die Kinder, sie hören's nicht gerne.

Noch stehet der Alte mit herrlichem Blick,
Die eisernen Schergen, sie treten zurück,
Es wächst nur das Toben und Wüthen.
Schon lange verflucht' ich mein ehliches Glück,
Das sind nun die Früchte der Blüthen!
Man leugnete stets und man leugnet mit Recht,
Daß je sich der Adel erlerne;
Die Bettlerin zeugte mir Bettlergeschlecht —
Die Kinder, sie hören's nicht gerne.

Und wenn Euch der Gatte, der Vater verstößt,
Die heiligsten Bande verwegentlich löst,
So kommt zu dem Vater, dem Ahnen!
Der Bettler vermag, so ergraut und entblößt,
Euch herrliche Wege zu bahnen.
Die Burg, die ist meine! Du hast sie geraubt,
Mich trieb Dein Geschlecht in die Ferne;
Wol bin ich mit köstlichen Siegeln beglaubt! —
Die Kinder, sie hören es gerne.

Rechtmäßiger König, er kehret zurück,
Den Treuen verleiht er entwendetes Glück,
Ich löse die Siegel der Schätze.
So rufet der Alte mit freundlichem Blick:
Euch fänd' ich die milden Gesetze.
Erhebe Dich, Sohn! Es entwickelt sich gut,
Heut einen sich selige Sterne,
Die Fürstin, sie zeugte Dir fürstliches Blut —
Die Kinder, sie hören es gerne.

Ueber die Ballade vom vertriebenen und zurückkehrenden Grafen.

Die Ballade hat etwas Myſterioſes, ohne myſtiſch zu ſein; dieſe letzte Eigenſchaft eines Gedichts liegt im Stoff, jene in der Behandlung. Das Geheimnißvolle der Ballade entſpringt aus der Vortragsweiſe. Der Sänger nämlich hat ſeinen prägnanten Gegenſtand, ſeine Figuren, deren Thaten und Bewegung, ſo tief im Sinne, daß er nicht weiß, wie er ihn ans Tageslicht fördern ſoll. Er bedient ſich daher aller drei Grundarten der Poeſie, um zunächſt auszudrücken, was die Einbildungskraft erregen, den Geiſt beſchäftigen ſoll; er kann lyriſch, epiſch, dramatiſch beginnen und, nach Belieben die Formen wechſelnd, fortfahren, zum Ende hineilen oder es weit hinausſchieben. Der Refrain, das Wiederkehren ebendeſſelben Schlußklanges, giebt dieſer Dichtart den entſchiedenen lyriſchen Charakter.

Hat man ſich mit ihr vollkommen befreundet, wie es bei uns Deutſchen wol der Fall iſt, ſo ſind die Balladen aller Völker verſtändlich, weil die Geiſter in gewiſſen Zeitaltern, entweder contemporan oder ſucceſſiv, bei gleichem Geſchäft immer gleichartig verfahren. Uebrigens ließe ſich an einer Auswahl ſolcher Gedichte die ganze Poetik gar wol vortragen, weil hier die Elemente noch nicht getrennt, ſondern wie in einem lebendigen Urei zuſammen ſind, das nur ebrütet werden darf, um als herrlichſtes Phänomen auf Goldflügeln in die Lüfte zu ſteigen.

Zu ſolchen Betrachtungen gab mir die oben bezeichnete Ballade Gelegenheit; ſie iſt zwar keineswegs myſterios, allein ich konnte doch beim Vortrag öfters bemerken, daß ſelbſt geiſtreich-gewandte Perſonen nicht gleich zum erſten Mal ganz zur Anſchauung der dargeſtellten Handlung gelangten. Da ich nun aber nichts daran ändern kann, um ihr mehr Klarheit zu geben, ſo gedenk' ich ihr durch proſaiſche Darſtellung zu Hilfe zu kommen.

V. 1. Zwei Knaben in einem alten, waldumgebenen Ritterſchloß ergreifen die Gelegenheit, da der Vater auf der Wolfsjagd, die Mutter im Gebet begriffen iſt, einen Sänger in die einſame Halle hereinzulaſſen.

V. 2. Der alte Barde beginnt unmittelbar ſeinen geſchichtlichen Geſang. Ein Graf, im Augenblick, da Feinde ſein Schloß einnehmen, entflieht, nachdem er ſeine Schätze vergraben, ein Töchterchen in den Mantel gewickelt mit forttragend.

V. 3. Er geht in die Welt unter der Form eines hilfs-

bedürftigen Sängers. Das Kind, eine schätzbare Bürde, wächst heran.

V. 4. Das Hinschwinden der Jahre wird durch Entfärben und Zerstieben des Mantels angedeutet; auch ist die Tochter schön und groß geworden; eines solchen Schirmes bedürfte sie nicht mehr.

V. 5. Ein fürstlicher Ritter kommt vorbei: anstatt der edelschönen Hand ein Almosen zu reichen, ergreift er sie werbend; der Vater gesteht die Tochter zu.

V. 6. Getraut scheidet sie ungern vom Vater; er zieht einsam umher. Nun aber fällt der Sänger aus seiner Rolle, er ist es selbst; er spricht in der ersten Person, wie er in Gedanken Tochter und Enkel segne.

V. 7. Er segnet die Kinder, und wir argwöhnen, er sei nicht allein der Graf, dessen der Gesang erwähnte, sondern dies seien seine Enkel, die Fürstin seine Tochter, der fürstliche Jäger sein Schwiegersohn. Wir hoffen das Beste; aber bald werden wir in Schrecken gesetzt. Der stolze, hochfahrende, heftige Vater kommt zurück; entrüstet, daß ein Bettler sich ins Haus geschlichen, gebietet er, denselben ins Verließ zu werfen. Die Kinder sind verschüchtert, die herbeieilende Mutter legt ein freundliches Vorwort ein.

V. 8. Die Knechte getrauen sich nicht, den würdigen Greis anzurühren; Mutter und Kinder bitten; der Fürst verbeißt nur augenblicklich seinen Zorn. (Dies würde auf dem Theater ein glückliches Bild machen.) Aber ein längst verhaltener Grimm bricht los; im Gefühl seiner alten, ritterlichen Herkunft hat es den Stolzen heimlich gereut, die Tochter eines Bettlers geehlicht zu haben.

V. 9. Schmählich verachtende Vorwürfe gegen Frau und Kinder brechen los.

V. 10. Der Greis, der in seiner Würde unangetastet stehen geblieben, eröffnet den Mund und erklärt sich als Vater und Großvater, auch als ehemaliger Herr der Burg: das Geschlecht des gegenwärtigen Besitzers hat ihn vertrieben.

V. 11. Die nähern Umstände klären sich auf; eine gewaltsame Regierungsveränderung hatte den rechtmäßigen König, dem der Graf anhing, vertrieben und so auch seine Getreuen, die nun bei wiederhergestellter Dynastie zurückkehren. Der Alte legitimirt sich dadurch als Hausbesitzer, daß er die Stelle der vergrabenen Schätze anzudeuten weiß, verkündigt übrigens eine allgemeine Amnestie sowol im Reiche als im Hause, und Alles nimmt ein erfreuliches Ende.

Ich wünsche den Lesern und Sängern das Gedicht durch diese Erklärung genießbarer gemacht zu haben und bemerke noch, daß eine vor vielen Jahren mich anmuthende altenglische Ballade, die ein Kundiger jener Literatur vielleicht bald nachweist, diese Darstellung veranlaßt habe. Der Gegenstand war mir sehr lieb geworden, auf den Grad, daß ich ihn auch zur Oper ausarbeitete, welche, wenn schon der entworfene Plan theilweise ausgeführt war, doch, wie so manches Andere, hinter mir liegen blieb. Vielleicht ergreift ein Jüngerer diesen Gegenstand, hebt die lyrischen und dramatischen Punkte hervor und drängt die epischen in den Hintergrund. Bei lebhafter, geistreicher Ausführung von Seiten des Dichters und Komponisten dürfte sich ein solches Theaterstück wol gute Aufnahme versprechen.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

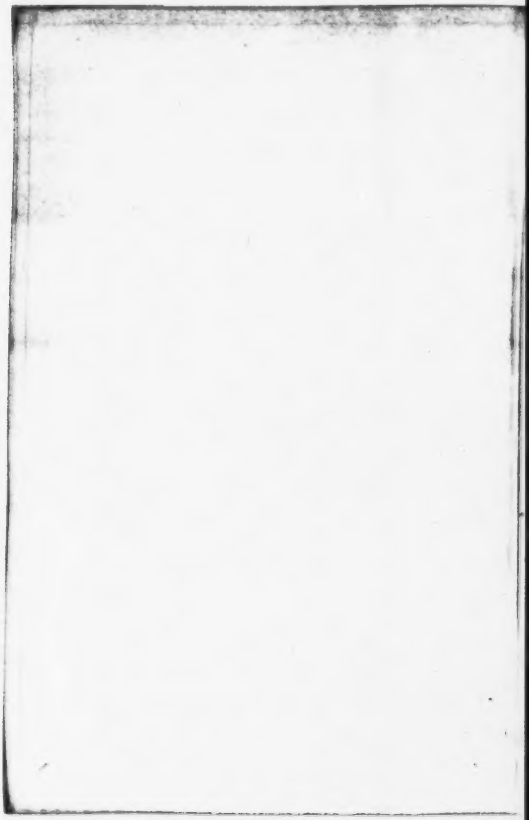

Zur Reviſion des Textes.

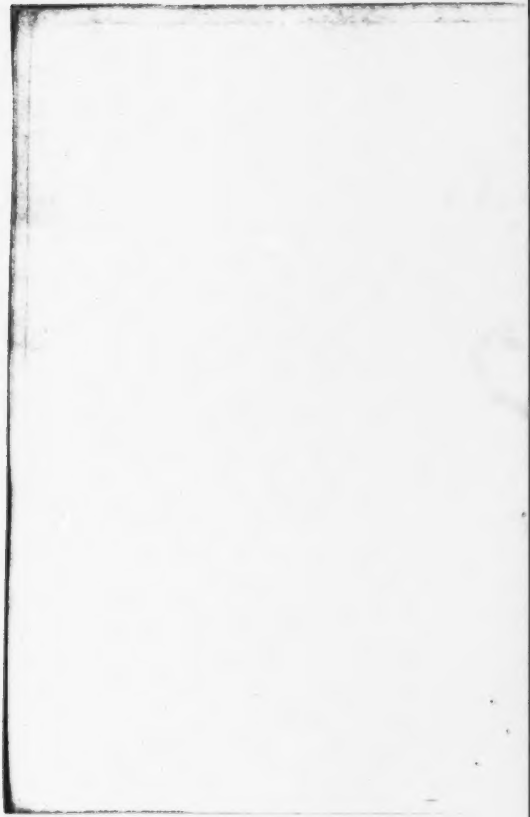

Zur bequemeren Orientirung des Lesers theilen wir hier ein Verzeichniß der Ausgaben mit, die wir zur Herstellung des Textes glaubten benutzen zu müssen und bemerken zugleich, daß die Zahlen, welche einer jeden vorgedruckt sind, später der Kürze wegen zur Bezeichnung derselben verwendet worden sind. Häufig sind auch mehrere Ausgaben, die nur Abdrücke desselben Textes sind, unter einer Zahl zusammengefaßt, und der Unterschied zwischen ihnen ist dann durch einen hinzugefügten Buchstaben markirt worden.

1. **D. Goethens Schriften.** Erster Theil, mit Kupfern. Berlin bei Christian Friedrich Himburg. 1775. Zweyter Theil ebendaselbst. — Der dritte Band erschien 1777 mit der Bezeichnung J. W. Goethens Schriften, der vierte mit derselben Bezeichnung 1779. — Die einzelnen Bände haben zum Theil zwei neue Auflagen erhalten; für die uns zunächst vorliegenden Zwecke ist indeß nur der vierte Band von Interesse, weil in ihm eine größere Anzahl lyrischer Gedichte enthalten ist. Die Ausgabe selbst ist ohne Goethe's Zustimmung aus Einzeldrucken seiner ältern Werke und für die Gedichte aus Zeitschriften zusammengestellt.

1a. **J. W. Goethens Schriften.** Carlsruhe bey Christian Gottlieb Schmieder. 4 B. 1778—1780. Es ist nur ein öfters wiederholter Nachdruck des vorigen Nachdrucks. Ebensowenig haben die sogenannte zweite Auflage (Frankfurt und Leipzig 1778—1780), ferner die von Reutlingen 1794 irgend einen kritischen Werth, da Goethe an keiner derselben irgend einen Antheil hat.

2. **Goethes Schriften.** Leipzig bei Georg Joachim Göschen. 1787—1790. 8 B. — Der achte Band, der vorzugsweise die lyrischen Gedichte enthält, erschien 1789, der sechste und siebente erst im folgenden Jahre. — Mit diesen parallel geht eine geringere ohne Goethe's
2a. Bewilligung gemachte Ausgabe in 4 Bänden, die dem Inhalte nach vollständig mit jener übereinstimmt und von der die ersten zwei Bände 1787, der dritte und vierte 1791 erschienen. Auch von diesen Ausgaben sind verschiedene Titelauflagen und Nachdrucke vorhanden, die nur durch gelegentliche Fehler von den ächten abweichen.

3. **Goethes neue Schriften.** Berlin bei Johann Friedrich Unger. 1792—1800. 7 B. — Die lyrischen Gedichte stehen fast sämmtlich in dem letzten Bande.

4. **Goethes Werke.** Tübingen in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. 1806—1810. 13 B. Die Gedichte stehen größtentheils im ersten, theilweise aber auch im achten und zehnten Bande.

5. **Goethes Werke.** Stuttgart und Tübingen in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. 20 B. 1815—1819. Mit dieser Ausgabe ziemlich gleichzeitig und dem Inhalte nach übereinstimmend ist eine zweite
5a. Goethe's Werke. Originalausgabe. Wien bei Chr. Kaulfuß und C. Armbruster. Stuttgart. In der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. 20 B. 1816—1822. — Einzelne Bände haben auch nur die Bezeichnung: Wien und Stuttgart, ohne daß die Verleger genannt sind. — Die lyrischen Gedichte stehen in beiden meistens in dem ersten, zweiten und neunten Bande, welche 1815 bis 1817 gedruckt sind.

6. **Goethes Werke.** Vollständige Ausgabe letzter Hand. Stuttgart und Tübingen in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. 1827—1831.
6a. Es erschien zu gleicher Zeit eine Ausgabe in Octav und eine Taschenausgabe. Die lyrischen Gedichte stehen fast sämmtlich in den ersten vier Bänden und dem dreizehnten, die 1827 und 1828 gedruckt sind.

7. **Goethe's nachgelassene Werke.** Stuttgart und Tübingen in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. 12 B. in Octav. 1832—1834. Den Inhalt dieser Ausgabe wurde vollständig in die letzter zu erwähnenden aufgenommen.

8. **Goethe's poetische und prosaische Werke** in 2 B. Stuttgart und Tübingen in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. 1836—1837. — Die Redaktion ist von Riemer und Eckermann besorgt.

Ein dritter Band, als zweite Hälfte des zweiten, der den Inhalt der nachgelassenen Werke aufnahm, erschien 1842.

9. **Goethe's sämmtliche Werke in 40 Bänden.** Vollständige neugeordnete Ausgabe. Stuttgart und Tübingen. J. G. Cotta'scher Verlag. 1840. — Diese Ausgabe wurde 1850, 1853 und 1855 vermehrt, nicht ohne einzelne Abweichungen im Texte.

9a—c.

10. **Goethe's Gedichte.** 2 B. Stuttgart und Tübingen. J. G. Cotta'scher Verlag. 1851. — Wir glaubten uns mit dieser einen Gesammtausgabe der Gedichte begnügen zu können, obgleich es deren mehr giebt, aber unser Wissen ist auf die Revision des Textes in derselben niemals eine besondere Aufmerksamkeit verwandt worden.

11. **Goethe's sämmtliche Werke in 20 Bänden.** Vollständige neugeordnete Ausgabe. Stuttgart. J. G. Cotta'scher Verlag. 1850 u. f. — Diese Ausgabe, die von der vierzigbändigen nicht unwesentlich im Texte abweicht, wurde 1857 wiederholt und verbessert.

11a.

12. **Goethe's sämmtliche Werke.** Vollständige Ausgabe in 6 Bänden. Stuttgart. J. G. Cotta'scher Verlag 1860.

13. **Goethe's Werke.** Ausgabe in 30 Lieferungen. Stuttgart. Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. 1867. (In diesem Augenblicke noch nicht vollendet.*)

*) Häufig werden selbst Exemplare der nämlichen Ausgabe im Texte erheblich von einander ab, so z. B. Exemplare der Ausgabe ad 6a und 9b!

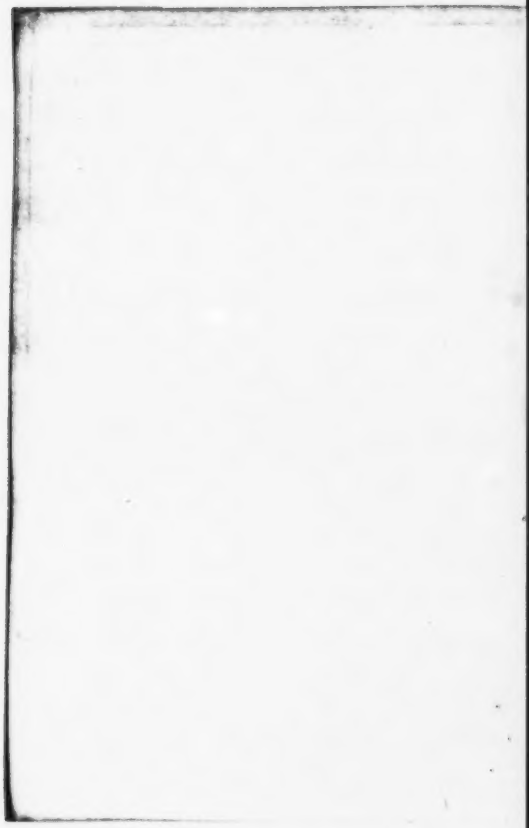

Verzeichniß der Stellen,

in denen unſer Text von anderen Ausgaben abweicht.

Seite

7. war, nach den Ausgaben 2, 2a u. 4: alle ſpäteren ward. Auch Düntzer (I. 59) und Schäfer (Goethes ausgewählte Gedichte. Schulausgabe. Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. S. 149) halten das erſte für richtig, ſo daß ward als ein von 5 beginnender und ſeitdem immer fortgepflanzter Druckfehler anzuſehen iſt. In der That erfordert aber auch der Zuſammenhang unſre Lesart. Die Natur verändert ſich nicht dem wandelnden Dichter zu Liebe, ſondern befindet ſich bereits in dem Zuſtande des Erquickſeins.
ſteigend. — 12 unrichtig ſchweigend.

10. Abendwindes Kühle, nach 2, 2a u. 4. Alle ſpäteren Ausgaben: Abendwindeskühle. Es iſt nicht anzunehmen, daß Goethe alle drei Subſtantiva ſich zu einem Begriffe verbunden gedacht hat; das wäre dann doch wenigſtens orthographiſch angedeutet worden, wie unmittelbar nachher bei Blumen-Würzgeruch. Das Setzen von Bindeſtrichen geſchieht ja ſelbſt ſehr häufig in Fällen, wo nur zwei Wörter zuſammengeſetzt ſind, z. B. Kampfes-Luſt, Muſketen-Blei, Flammen-Schooß, Proſoſen-Brod (S. 85), Götter-Werth (S. 191), eine Schreibweiſe, die wir allerdings nicht immer beibehalten haben.

14. in, — 4 und 5 im.
zerſtört', — 5, 6 und 6a verſtört.

16. 's Röslein. Druckfehler in 13: 's Röhlein.
ihm, nach der Ausgabe 6; faſt alle übrigen ihr. Uns ſcheint der veränderte Ausdruck, wie ihn die Ausgabe letzter Hand giebt, beabſichtigt zu ſein. Wenn man ihr lieſt, wird der Sinn der Allegorie faſt zu deutlich.

Seite

19. Glanze — ach! an sich — Ruhe — höre, statt Glanz, zu sich, Ruh', hör'. Die vier letzten Varianten, die seit 9 existiren, sind in 13 beseitigt. Es waren willkürliche Veränderungen des Goethe'schen Textes.

23. der, — in 2 und 2a er. Es läßt sich nicht leugnen, daß, wie auch Düntzer bemerkt (I. 55), er vorzuziehen wäre, indessen hielten wir diese Aenderung auf die Autorität der ältesten Ausgaben allein hin nicht für ausreichend gerechtfertigt.
regt, 4—9; alle neueren Ausgaben haben die Viehoff'sche Conjektur „legt" angenommen (vgl. Viehoff II. 485). Es ist indessen einmal sehr unwahrscheinlich, daß Goethe weder in dem Taschenbuch von 1804 noch in den Ausgaben 4, 5 und 6 einen Fehler, durch den der Sinn so wesentlich verändert wird, nicht bemerkt haben sollte; zum Andern läßt das Gedicht auch immer noch eine Erklärung zu, wenn wir die alte Lesart beibehalten.

37. ohngefähr, — Ohngefähr nach 6, die neueren Ausgaben schreiben ohne Grund „Ungefähr", obwohl Goethe auch die andere Form häufig genug hat.

43. Meeres Stille. So ist die Ueberschrift nach 6 herzustellen, analog dem oben bei dem Gedichte „Zueignung" erwähnten Falle. In vielen Ausgaben ist dies Gedicht von dem nachfolgenden durch einen Strich getrennt, während dem Sinne nach das eine mit dem andern unmittelbar zusammenhängt.

46. Hatte schon das liebe Kind empfunden. Ueber die verschiedenen Lesarten vgl. S. 46; hier nur die Gründe, welche uns zu der Wahl der unsrigen bestimmt haben. Die Handschrift des Gedichtes hat den Text übereinstimmend mit den älteren Ausgaben bis 4: „Hatte schon dein liebes Bild empfunden." Wenn wir nun in 5 plötzlich „das liebe Kind" statt „dein liebes Bild" lesen und dieselben Worte in der doch mit ziemlicher Sorgfalt redigirten Ausgabe letzter Hand beibehalten finden, so können wir nicht anders annehmen, als daß diese Veränderung von Goethe herstammt und deshalb beibehalten werden muß. In derselben Weise wären dann auch die Textesworte in Wahrheit und Dichtung herzustellen.

Seite

49. umſpülen, — 10 umſpielen.

50. wollig himmeln, — in vielen Ausgaben durch ein Komma getrennt, welches den Sinn weſentlich ſtört.

51. Ach, — 10 auch.

53. Sind es die Wieſen, iſt es das Thal. Die meiſten Ausgaben haben an dieſer Stelle ein oder zwei Fragezeichen, während der Satz hypothetiſcher Art iſt.

54. Laub. Faſt alle Ausgaben von 1789—1853 haben Laub', 13 und 12 indeſſen das Richtige. Uebrigens ſteht die richtige Lesart ſchon in dem älteſten Drucke des Gedichts, in der Iris.
Zur. — 9b dem. (Vergl. jedoch die Anmerkung zum Ausgaben-Verzeichniß.)

56. Vertraue. Faſt alle Ausgaben von 9a an unrichtig: Vertraure. Vgl. die Anmerkung S. 56.

57. Aus, — 6 unrichtig an s.

59. Reten, — 12 ſchweren.

65. genießt. Faſt alle Ausgaben haben hier einen Punkt oder ein Ausrufungszeichen, wodurch die folgende Strophe ihrer Konſtruktion nach von der vorangehenden vollſtändig losgelöſt wird; nur 8, 11, 11a. und 13 machen eine Ausnahme.

70. Gut, — 12 gut.

72. denn noch, — 12 denn.

75. Er. Unſere Lesart, die ſtatt des ſonſt üblichen es ſteht, gründet ſich auf die Autorität des Taſchenbuchs von 1804, der allerdings die übrigen Ausgaben, ſei es mit oder ohne Abſicht, nicht gefolgt ſind. Es ließe ſich, soviel geben wir zu, allenfalls denken, daß Goethe urſprünglich es geſchrieben, aber nicht, daß er nachträglich er in es verwandelt hätte.

80. jungen, — in vielen Ausgaben Jungen, indeſſen hat 13 die richtige Schreibweiſe, die ſich auch ſchon in 6 findet, wiederhergeſtellt.

89. Hatt', — die meiſten, wo nicht alle Ausgaben hat; indeſſen findet ſich das Richtige ſchon in dem von Zelter beſorgten Abdruck für die „Berliner Liedertafel".

92. Waten zweimal. In Schillers Muſenalmanach für 1797,

Seite

in dem der erste Druck dieses Gedichtes ist, und in 8 waten, sonst wohl überall waden. Da nun Goethe auch sonst „Waten" sagt, z. B. in „Johanna Sebus" S. 280, in Wanderers Sturmlied S. 158, so scheint es, als wenn der Grund, warum man die Wortform verändert hat, darin zu suchen ist, daß man einen reinen Reim herstellen wollte. Unreine Reime sind aber bei Goethe häufig genug, so in unserm Gedichte selbst „Boden und Todten", S. 25 „verheißen und verreisen", S. 28 „Höhlen, quälen", S. 30 „großen, losen" u. s. w. Wir halten demnach „Waten" unbedingt für das Richtige.

97. langer Weil', — 9. 9a—c (vergl. jedoch Anmerkung zum Ausgaben-Verzeichniß) und 11 langer Weil'. Schon Düntzer (I. 193) hat nachgewiesen, daß die ursprünglich aus dem Goethe-Zelter'schen Briefwechsel entnommene Lesart der eben genannten Ausgaben nicht mit Goethe's Original-Handschrift, die auf der Berliner Bibliothek ist, übereinstimmt. In der Handschrift des Goethe-Knebel'schen Briefwechsels steht in lateinischen Lettern langerweis'.

97. sieben sieben, — die älteren Ausgaben bis 8 inklusive haben diese Lesart, die neueren haben sieben nur einmal; indessen ist das zweite Wort in 13 wiederhergestellt.

105. Luftgefilden. So haben Schiller's Musenalmanach für 1799 und die Ausgaben seit 9, dagegen 4 bis 8 Luftgefilden.
Tränket, — 12 allein unrichtig tränket.

106. Fühlt, — Schiller's Musenalmanach und 9b füllt.

110. Freuden, — 12 Freunden.

114. fein. Die Ausgaben schwanken zwischen diesem Wort und rein; indessen findet sich die richtige Lesart in dem ältesten Drucke im Teutschen Merkur, sowie in 4, 8 und 13.
eine, — 12 ein.

118. wunniglichen. Die Ausgaben haben gegen die Autorität des Merkur hier wonniglichen, während S. 115 Z. 24 übereinstimmend überall „wunniglich" steht. Jedenfalls ist nicht anzunehmen, daß Goethe an der einen Stelle mit Absicht die archaistische Form beibehalten, an der andern sie geändert haben sollte.

Seite

Lebenstäg nach dem „Teutschen Merkur“ und 2. Andere Ausgaben: Lebenstag'.

119. Der thät'ge Jude. Die Ausgaben schwanken zwischen dieser Lesart und den beiden nachstehenden: „der Jude Elkan“ und „der thät'ge Elkan. — Es scheint, daß diejenige gewählt werden muß, die Goethe in der Ausgabe letzter Hand hat.

jedem. Alle Ausgaben haben jedem, das Tiefurter Journal aber den Akkusativ. Es ist allerdings möglich, daß klagen in der Bedeutung „beklagen“ steht, wie es die ältere Sprache häufig gebraucht hat. Vergl. die Stellen in Sanders Wörterbuch der deutschen Sprache.

120. Rad, — alle Ausgaben Rath; vgl. jedoch die zweite Anmerkung S. 119.

schwache, — 12 schwachen.

122 Wart. Ward Schreibfehler im Tiefurter Journal. Druckfehler in 9b.

Erscheint. Düntzer I. 423 schlägt „Erschient“ vor, eine Verbesserung, die an sich sehr viel für sich hat, die wir jedoch nicht aufzunehmen wagen, weil sie sich weder auf das Tiefurter Journal noch auf irgend eine Ausgabe stützt.

126. füllt, — 9b füllte.

Es steht. So die älteren Ausgaben und 13. Dagegen 6: Es sieht und seit 8 fast sämmtliche Ausgaben: Er sieht.

132. Geliebt nach 2, 2a und 4; alle sonstigen Ausgaben „Beliebt“; wir glauben nicht annehmen zu dürfen, daß Goethe das alterthümliche Wort mit Absicht umgeändert hat.

133. zur Kirche. Verschiedene Ausgaben wie 8, 11 „der Kirche“.

137. Der Dämmerung der Nacht. Einzelne Ausgaben z. B. 9b (vergl. jedoch die Anmerkung zum Ausgaben-Verzeichniß) u. 12 setzen hinter Dämmerung unrichtig ein Komma.

142. vom Grund aus, — 13 von.

144. In dunklem. Fast alle neueren Ausgaben seit 9 Im dunkeln gegen die Autorität von 2—8.

145. die doch, — 13 doch die.

146. Dickichts-Schauer; seit 9 fast alle Ausgaben „Dickichtschauer.

Seite

Reichen, — Reiher, ein bereits von Goethe gerügter Druckfehler (vgl. S. 150) der Ausgabe 5.
Ach, — Aber, Druckfehler in 6 und 6a.
den, — dem, Druckfehler in 12.

147. **Geisterreihen.** Aus den Geisterreihen ist in Goethe's nachgelassenen Werken, 7 Bd. 5, 325, (gleichbedeutend mit 6 Bd. 45, 323,) Geisterreigen geworden.
Du stehst. Dafür in 5 (nicht in 5a), in 6 und 6a Du siehst, ein Fehler, der in 7 Bd. 45, 324 vermieden ist.

152. **anzehnten, — 6. 6a** Bd. 45, 323, am **siebenten.** Goethe irrt sich selbst in Beziehung auf das Datum, und es haben die Ausgaben seit 9 auch schon das Richtige.

154. **Spute.** Alle Ausgaben bis 6 (gegen die Ableitung des Wortes) **Spude.**
Ewiges. Goethe scheint in der Bildung auf es und en geschwankt zu haben, 4, 5 und 5a haben das letztere, 6 und 6a das erste. Wir glauben der Ausgabe letzter Hand folgen zu müssen, obwohl die neueren fast durchgängig Ewigen lesen.

158. **Müßigen.** — 5 und 5a, also die ersten Ausgaben, in denen das Gedicht sich findet, „**Muſigen**"; die im Privatbesitz befindliche Handschrift hat **Muſigen**, wie dies auch der Briefwechsel mit F. H. Jakobi bestätigt, in dem das ganze Gedicht in seiner ursprünglichen Gestalt enthalten ist. Wir haben es nicht gewagt, diese Lesart in den Text aufzunehmen, weil wir nicht die Autorität der Ausgabe letzter Hand für uns haben; indessen können wir uns nicht verhehlen, daß der Ausdruck „**muſig**" an dieser Stelle allerdings sehr viel für sich hat. Schon der kastalische Quell führt auf die Vorstellung der Musen, die z. B. gerade auch der Goethe wohlbekannte und in diesem Gedichte speziell erwähnte Theokrit „kastalische Nymphen" nennt. Dazu kommt, daß Goethe, obwohl er eigentlich im Dichten begriffen ist, einen Gegensatz machen will zwischen sich selbst, nicht insofern er Mühe und Anstrengung hat, sondern insofern er unter dem nicht begeisternden Einflusse des Jupiter Pluvius steht, und auf der andern Seite den „sterblich Glücklichen", welchen der kastalische Quell rinnt. Es wird demnach als zweites Glied des Gegensatzes nicht der Begriff des Müßi-

Seite

gen, sondern der des „Mußigen" gefordert. Die etwaigen sprachlichen Bedenken möchten wir durch Hinweisung auf Bildungen wie „wohlig", „goldig" heben, und fügen endlich nur noch hinzu, daß die in früheren Jahren bei Goethe übliche Orthographie „grüßen", „Fleißig" ꝛc. ꝛc. nicht füglich als Grund gegen das von uns Gesagte geltend gemacht werden kann.

159. **blähen oder blühen?** Nur die an Merck gesandte Handschrift des Gedichtes hat das erste, die Ausgaben von 2—6a, ebenso die Lavater'sche Handschrift, wenigstens nach dem Abdruck im Briefwechsel S. 22 das zweite; die Ausgaben seit 8 haben sämmtlich **blähen**. Es läßt sich allerdings denken, daß „blühen" bei der weiten Uebertragung, die das Wort überhaupt erfährt, auch in dem vorliegenden Falle von den Segeln gebraucht worden sei; indessen sind wir doch, wiewohl nicht ohne großes Bedenken, der allgemein angenommenen Lesart gefolgt.

Einschiffmorgens. — 4, 5a und fast sämmtliche neueren Ausgaben lesen Einschiffmorgens, ebenso auch die Lavater'sche Handschrift, dagegen ist bei Merck, so wie in 6 und 6a ein **s** eingeschaltet. Dieselben Gründe wie in der vorigen Stelle haben auch hier die Wahl unserer Lesart bestimmt.

160. **herab**, nach 2 und 2a; ebenso in 13; dagegen 4, 9a und 11 **hinab**.

161. **gutes**. Diese Form ist statt der auf **n**, die sich vorzugsweise in 5 und 5a findet, in 6 und 6a in den meisten Fällen gewählt, indessen bringt 13 wieder „**guten**".

162. **mußt**, — 2 (aber nicht 2a) und 4 „**müßt**", und alle drei Ausgaben „*Aermere*".

166. **den**, — 2 und 2a **dem**.

168. **der Herr**. Düntzer I. 377 verlangt, daß „der" in der ersten Zeile gestrichen werde, da es in der dritten fehlt, indessen läßt sich die Autorität keiner einzigen Ausgabe dafür anführen.

176. **War das Thor der Stadt nun auch eröffnet**. Die ganze Zeile fehlt in der neuesten Ausgabe (13).

177. **Vom süßen**. Im Musenalmanach „Von süßem". schleich'. Offenbar richtige Lesart des Musenalmanachs,

Seite

die auch 9b, 11a u. 13 bringen, während fast alle früheren Ausgaben „schlich“ lesen.

180. nie, — 2 und 2a nicht, ebenso älteste klügste statt „ältesten, klügsten“.

185. des Tages Licht, — alle übrigen Ausgaben „das Tageslicht“. Ueber den Ursprung des Gedichtes vergl. die Anmerkung S. 185. Wir haben angenommen, daß das Gedicht, welches die Wengand'sche Buchhandlung von Goethe besonders erbeten hatte, nicht gleich in der zweiten Zeile falsch abgedruckt sein wird, und es steht in den betreffenden Werther-Ausgaben in der That unsre Lesart.

187. sehnsücht'ger, und so an vielen Stellen sel'gen, heil'gen, während in den übrigen Ausgaben sehnsüchtiger, seligen u. s. w. gedruckt ist, fassen wir nur als orthographische Verschiedenheit, da das „i“ in den betreffenden Stellen doch nicht gesprochen werden dürfte.

190. reißt. Die Ausgaben 6, 6a und 8 haben die richtige Lesart, die übrigen schreiben reißt's.

196. Zimmrer, — 9b Zimmer.
Rändern, nach „Kunst und Alterthum“, 6, 6a und 8; alle übrigen Ausgaben Rädern. Der Text in „Kunst und Alterthum“ ist für 6 revidirt, wie sich aus dem Vorschaffen eines Druckfehlers und Veränderung der Interpunktion ergiebt; es ist also unwahrscheinlich, daß „Rändern“ übersehen sein sollte, wenn Goethe es für falsch angesehen hätte. In der That erklären sich die Ränder einfach als eine Bezeichnung für die Ufer der oben erwähnten Bäche, die nach dem Thale fließen und so auf das Erscheinen einer weiteren Fläche vorbereiten.
mir auf dieselbe Autorität hin wie das Vorige, während von neueren Ausgaben wohl nur 11a und 13 unsre Lesart, alle übrigen wir haben. Das Ungewöhnliche des Ausdrucks erklärt sich durch eine Reihe nahe liegender Analogien.

205. herauße, nach 6 und 6a, die neueren Ausgaben mit Ausnahme von 13 fast sämmtlich heraußen.

209. lich, — 12 lie.

213. tief empfundnem, nach 5, 5a und 11, so wie dem „Briefwechsel Goethe's mit einem Kinde“; die übrigen Ausgaben: tief empfundnen.

Seite
215. blinkten, — 9c und 13 unrichtig blickten.

227. laß', wie in der ersten Ausgabe des Wilhelm Meister, in 6, 6a, 8, 12 u. 13; viele andere dagegen laßt. Der Plural würde der sprechenden Person das Vorrecht zuschreiben, daß sie über das Ziehen zu entscheiden habe, während der Singularis dieselbe dem Angeredeten unterordnet.

228. Ließ, ihn zu ehren — reichen. 229. O! wohl dem hochbeglückten Hause. Ueber die unrichtigen Lesarten: ließ ihm zum Lohne — bringen. O! dreimal hochbeglücktes Haus vgl. die Anmerkung S. 228.

230. dem, — in der Ausgabe der Gedichte von 1864 den.
sank, — viele Ausgaben sang.
Knabe statt Buhle; Das und nicht Da's. Vgl. hierüber die dritte und vierte Anmerkung S. 230.

233. in Armen. Mühe. Vgl. die erste Anmerkung auf S. 233.

234. leert', — in vielen Ausgaben unrichtig das Präsens.

236. von hohem. — 8 ohne Autorität: vom steilen, 5, 5a, 6 und 6a von hohem, 13 vom hohen.

238. meinem, — Musenalmanach meinen.

241. Poßierlicher, — 5 und 11 poßirlich.
und (Sehen), — 13 als (Sehen).

243. dichtem, — 3 einem.

247. Birnen, — 3, 4 und 5 Birn.

251. kucken, wie 3—8; die späteren Ausgaben ohne Grund guckten.

252. Märchen, — 5 Mädchen.

255. natürlichsten, — 9b natürlichen.

259. lief', — sonst alle Ausgaben lief.
hinterher! Alte Ausgaben haben das Ausrufungszeichen vor diesem Wort, während der Sinn es nach demselben erfordert. Die Illustrationen des Gedichtes haben in ihrer Darstellung das Richtige getroffen.

261. Alderman. Es ist kein Grund vorhanden, die von Göthe anf. gewählte englische Orthographie durch Zusetzung eines n mehr deutsch zu machen.

262. Kranze, — 5 Tanze.

Seite

264. Nimm, — 5 Nimmſt.

265. nur. Der Muſenalmanach und die Ausgabe der Gedichte von 1864 nun.

275. unſers, — 6. 6a unſeres.

276. heil'gen. Wir haben den Apoſtroph ſtatt des i nicht allein in dieſem, ſondern auch in verſchiedenen andern Worten des Gedichtes geſetzt, ſo ſam're, blut'gen, ew'ge, und bemerken, daß wir darin nur eine orthographiſche Aenderung machen. Vgl. Bemerk. zu Seite 187.

279. Brame, — 6 Brama.

281. Thurn, — 12 u. 13 Thurm.

283. ſich, — 12 ſie.
Enkelein, — 9b Enkelin.
er wandelt, — 9b wandelt.

LANDESMUSEUM
STAATS-
BIBLIOTHEK
MÜNCHEN

Goethe's Werke.

Nach den vorzüglichsten Quellen revidirte Ausgabe.

Zweiter Theil.

Gedichte.

Herausgegeben und mit Anmerkungen begleitet von
Dr. Jos. Strehlke,
Director des Gymnasiums zu Marienburg.

Zweiter Theil.

Berlin.
Gustav Hempel.

Inhalt.

Seite

VIII. Antiker Form ſich nähernd.

Herzog Leopold von Braunſchweig 5
Dem Ackersmann 6
Anakreon's Grab 6
Die Geſchwiſter 6
Zeitmaß 6
Warnung 7
Einſamkeit 7
Erwählter Fels 7
Erkanntes Glück 7
Ländliches Glück 8
Philomele 8
Geweihter Platz 8
Der Park 9
Die Lehrer 9
Verſuchung 9
Ungleiche Heirath 9
Heilige Familie 9
Entſchuldigung 10
Süße Sorgen 10
Ferne 10
Der Chineſe in Rom 10
Spiegel der Muſe 11
Phöbos und Hermes 11
Der neue Amor 11
Die Kränze 12
Schweizeralpe 12
Phyſiognomiſche Reiſen 13

IX. 1. Elegien 1.

Römiſche Elegien I–XX. 17

Seite

IX. 2. Elegien II.

Alexis und Dora 37
Der neue Paufias und sein Blumenmädchen 41
Euphrosyne 48
Das Wiedersehn 52
Amyntas 53
Herrmann und Dorothea 54

X. Herrmann und Dorothea. 63

XI. Episteln.

Erste Epistel 129
Zweite Epistel 132

XII. Epigramme. (Venedig 1790.)

1—104 137

XIII. Weissagungen des Bakis.

1—32. 157

XIV. Vier Jahreszeiten.

Frühling. 1—18 165
Sommer. 19—37 167
Herbst. 38—83 169
Winter. 84—99. 173

XV. Kunst.

Die Nektartropfen 177
Der Wanderer 178
Künstlers Morgenlied 184
Amor als Landschaftsmaler 186
Künstlers Abendlied 188
Kenner und Künstler 189
Kenner und Enthusiast 190
Monolog des Liebhabers 191
Guter Rath 191
Sendschreiben 192
Künstlers Zug und Recht 193
Groß ist die Diana der Epheser 195
Antike 196

Seite
Begeisterung 197
Studien 197
Typus 197
Ideale 197
Abwege 198
Modernes 198
Museen 198
Zu Gemälden einer Kapelle 199
Kore 199
Ländlich 199
(Unerlässlich) 200
Landschaft 200
Künstler-Lied 201
Wilhelm Tischbein's Idyllen (I—XVI.) 202
Zu meinen Handzeichnungen 217
I. Einsamste Wildniß 218
II. Hausgarten 219
III. Freie Welt 219
IV. Geheimster Wohnsitz 219
V. Bequemes Wandern 220
VI. Gehindertes Verkehr 220

XVI. Gott und Welt.

Prooemion 223
Weltseele 224
Eins und Alles 226
Parabase 227
Die Metamorphose der Pflanzen 227
Epirrhema 230
Metamorphose der Thiere 230
Antepirrhema 232
Atmosphäre 232
Howard's Ehrengedächtniß 233
Stratus 233
Cumulus 234
Cirrus 234
Nimbus 234
Wohl zu merken 235
Entoptische Farben 235
Was es gilt. Dem Chromatiker 236

Seite
Herkömmlich. Demselben 236
Allerdings. Dem Physiker 237
Ultimatum 237
Die Weisen und die Leute 238
Urworte. Orphisch 241

XVII. Epigrammatisch.

Das Sonnett 249
Sprache 249
Vorschlag zur Güte 250
Vertrauen 250
Stoßseufzer 251
Perfektibilität 251
Schneider Courage 251
Katechisation 252
Totalität 252
Das garstige Gesicht 253
Diné zu Coblenz 253
Jahrmarkt zu Hünfeld 255
Versus Memoriales 255
Neue Heilige 256
Warnung 256
Frech und Froh 256
Soldatentrost 257
Problem 257
Genialisch Treiben 257
Hypochonder 257
Geselligkeit 258
Probatum est 258
Ursprüngliches 258
Den Originalen 259
Den Zudringlichen 259
Den Guten 259
Den Besten 259
Lähmung 259
Spruch, Widerspruch 260
Demuth 260
Keins von Allen 260
Lebensart 260
Vergebliche Müh 260

Seite

Bedingung 260
Das Beste 261
Meine Wahl 261
Memento 261
Ein anderes 261
Breit wie lang 261
Lebensregel 261
Frisches Ei, gutes Ei 262
Selbstgefühl 262
Räthsel 262
Desgleichen 263
Desgleichen 263
Desgleichen 263
Die Jahre 263
Das Alter 263
Grabschrift 264
Beispiel 264
Umgekehrt 264
Fürstenregel 264
Lug oder Trug? 264
Egalité 265
Wie Du mir, so ich Dir 265
Zeit und Zeitung 265
Zeichen der Zeit 265
Kommt Zeit, kommt Rath 265
National-Versammlung 265
Dem 31. Oktober 1817 266
Nativität 266
Das Parterre spricht 266
Auf den Kauf 267
Ins Einzelne 267
Ins Weite 268
Kronos als Kunstrichter 268
Grundbedingung 268
Jahr aus, Jahr ein 269
Nett und niedlich 269
Für Sie 270
Genug 270
Den Absolutisten 270
Feindseliger Blick 270

Seite

Bielrath 271
Kein Vergleich 271
Kunst und Alterthum 272
Panacee 272
Homer wieder Homer 272
Wandersegen 272
Gleichgewinn 273
Lebensgenuß 273
Heut und ewig 274
Schlußpoetik 274
Der Kölner Mummenschanz 275
Der Narr epilogirt 276

XVIII. Parabolisch.

Die Freuden 279
Autoren 279
Rezensent 280
Dilettant und Kritiker 280
Legende vom Hufeisen 281
Ein Meister einer ländlichen Schule 283
Erklärung einer antiken Gemme 284
Katzenpastete 285
Séance 286
Legende 286
Neologen 287
Krittler 287
Kläffer 288
Celebrität 288
Pfaffenspiel 289
Gedichte 290
Die Poesie 290
Immer Mädchen 291
Immer schön 291
Amor und Psyche 291
Fliegentod 292
Am Flusse 292
Fuchs und Kranich 292
Fuchs und Jäger 293
Die Frösche 294
Die Hochzeit 294

Seite
Begräbniß 294
Drohende Zeichen 295
Die Käufer 295
Das Bergdorf 296
Symbole 296
Drei Palinodien 297
Werth des Wortes 299
Pilgernde Könige 299
Valet 299

XIX. Kantaten.

Die erste Walpurgisnacht 303
Rinaldo 306
Idylle 310

XX. Gott, Gemüth und Welt. 315

XXI. Sprichwörtlich. 321

XXII. Zahme Xenien.

Erste Abtheilung 345
Zweite Abtheilung. Mit Bakis' Weissagungen vermischt . 350
Dritte Abtheilung 359
Vierte Abtheilung 367
Fünfte Abtheilung 378
Sechste Abtheilung 390

XXIII. An Personen zu festlichen Gelegenheiten, Inschriften, Denk- und Sendeblätter.*)

An Zacharia 399
An Silvien 400
Derselben 400
An Tischbein 400
An Denselben 401
An Denselben 401
An Denselben 401
An Uranius (Karlsbad, 1807.) 402
Einer hohen Reisenden 402

*) Wir tragen in diesem Theile des Inhalts noch einige literar-historische Notizen nach, welche auch für den Kundigeren von Werth sein dürften.

Seite

Im Namen der Bürgerschaft von Karlsbad.
Der Kaiserin Ankunft 403
Der Kaiserin Becher 405
Der Kaiserin Platz 405
Der Kaiserin Abschied 406
Ihro der Kaiserin von Oesterreich Majestät 408
Ihro des Kaisers von Oesterreich Majestät 410
Ihro der Kaiserin von Frankreich Majestät 412
Der Frau Erbgroßherzogin von Sachsen-Weimar u. Eisenach. 414
Derselben 414
Gräfin O'Donel als Eleonore 415
An Gräfin O'Donel 415
An Dieselbe 415
An Herrn Abbate Bondi 416
Stammbuchsweihe 416
An Gräfin Konstanze von Fritsch. (Angebinde zur Rückkehr.) 417
Am Geburtstage der Großherzogin Luise 417
Rhein und Main 418
Aussicht 418
(Frankfurt.) Den 15. August 1815 419
Den 16. August 419
Den Drillingsfreunden von Köln (Gebrüder Boisserée und Bertram) 420
Ministerial-Jubiläum 421
An Geheimerath von Willemer 422
Der liebenden Vergeßlichen, zum Geburtstage 423
Mit Wahrheit und Dichtung 423
Loge.
Symbolum. (1816.) 423
Dank des Sängers 424
Verschwiegenheit 425
Gegentoast der Schwestern 425
Trauerloge. (1816. Tod der einzigen Tochter des Großherzogs.) 426
Zur Logenfeier (50jähriges Regierungs-Jubiläum des Großherzogs.) 426
An Herrn Genast. (Doppelte Erinnerung.) 428
Bilderscenen. Zum 15. März 1816. bei Freih. v. Heildorf 429
Anzuwenden (Bruchstück der Geheimnisse. S. Bd. I. S. 124.) 429
Der Gatte der Gattin 429

Seite
v. Voigt's Jubiläum 429
An Gräfin Titinne C'Donel 431
Derselben 431
An Frau Oberkammerherrin von Egloffstein . . . 431
Bilderscenen. Zur Feier des 2. Februar 1817. . . . 432
An Gräfin Julie von Egloffstein 432
Derselben. Reise-Segen (4. Juni 1819) 432
Derselben. Zur Dresdner Reise (Jena, 22. April 1820) 433
Derselben. Gewechseltes Format 433
Derselben. Abgeschlossenes Buch 433
Der zierlichsten Undine 434
Zum Geburtstag, mit meinen kleinen Gedichten. (An Wilhelmine Herzlieb.) 434
Meinem Freunde v. Knebel 434
Maskenzüge 435
Der Abwesende dem Maskenfest 435
Wiegenlied dem jungen Mineralogen Walter von Goethe 435
An Graf Paar 436
Demselben 437
An Gräfin Zaraczewska 437
An Fürst Biron von Kurland 437
Auf Kosegarten's Grab. Die Kinder dem Vater . . . 438
Dem Schauspieler Malkolmi das Publikum 438
Porträtkapsel. (An Marianne von Willemer.) 438
Entgegnung vom 28. August 439
An Graf Karl Harrach 439
An Gräfin Marie von Einsiedel 440
Ottilien von Goethe 440
Der Prinzessin Maria von Sachsen-Weimar-Eisenach . 440
Toast zum akademischen Mittagsmahl 441
Toast beim akademischen Mittagsmahl auf der Rose. . . 441
Dem Fürsten Hardenberg 441
Der Frau von Ziegesar, geb. von Stein 442
Der Prinzessin Auguste von Sachsen-Weimar-Eisenach . . 442
An Bernhard von Knebel 443
Fröhliches Gedächtniß 443
Frühlingsgarten. (In das Stammbuch des Grafen Carl Brühl.) 444
Liebeswirkung 444
Liebesausbreitung 444
Zum Bildchen: Ruine Pleß bei Göttingen. (Weimar, 17. Mai 1815.) 444

Seite
Zum Bildchen von Ulrich's Garten 445
In eine Sammlung künstlich ausgeschnittener Landschaften 445
Jena's Flora 445
An Freund Meißn. (1818.) 445
Toast zum Landtage (etwa 1820) 446
Reichthum und Blüthe 446
Myrte und Lorbeer. (An Marianne von Willemer.) . . . 446
Der Vater dem Kinde (Grabschrift) 447
Ihro Kaiserlichen Hoheit der Großfürstin Alexandra . . 447
Irrthum. (Heiteres Mißverständniß.) (12. Juli 1821.) . . 447
Wiederherstellung. (Berichtigt.) (An Adele Schopenhauer. 28. November 1821.) 448
Frau von Spiegel ins Stammbuch 448
Der vollkommenen Sticterin 449
Herrn Kanzler von Müller 450
An zwei Gebrüder, eifrige junge Naturfreunde 450
Dem Großherzog Karl August. (Weihnachten.) 450
An Lord Byron. (Weimar, 22. Juni 1823.) 451
Liebschaft (Marienbad) 452
An Madame Marie Szymanowska 453
An Fräulein Kasimira Wotowska 454
Einer Gesellschaft versammelter Freunde 454
Zum 2. Februar 1824 455
Thal und Sonne. (An Gesunde und Genesende) . . . 455
Zu Thaer's Jubelfest 455

XXIV. Aus fremden Sprachen.

Klaggesang von der edlen Frauen des Asan Aga. (Aus dem Morlachischen) 459
An die Zikade. (Nach dem Anakreon) 462
Byron's Don Juan 462
Monolog aus Byron's Manfred 463
Aus Byron's Manfred. Bannfluch 465
Der fünfte Mai (Ode von Manzoni) 467
Das Sträußchen (Altböhmisch) 470
Klaggesang (Irisch) 471
Neugriechisch-epirotische Heldenlieder. I—VII . . . 472
Neugriechische Liebe-Skolien 477

Zur Revision des Textes 481

Goethe's Gedichte.

Zweiter Theil.

VIII.

Antiker Form sich nähernd.

Stehn uns diese weiten Hallen
Zu Gedichte wie den Alten?

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MÜNCHEN

Antiker Form sich nahernd. *)

Herzog Leopold von Braunschweig.**)

1785.

Dich ergriff mit Gewalt der alte Herrscher des Flusses,
Hält Dich und theilet mit Dir ewig sein strömendes Reich.
Ruhig schlummert Du nun beim stillern Rauschen der Urne,
Bis Dich stürmende Fluth wieder zu Thaten erweckt;
Hilfreich werde dem Volke, so wie Du ein Sterblicher wolltest,
Und vollend' als ein Gott, was Du als Mensch mißlang!

*) Von den 27 Gedichten, die Goethe unter der obigen Bezeichnung zusammengefaßt hat, gehören die ersten zwanzig den achtziger Jahren an, wie sie sich denn auch bereits sämmtlich in der Ausgabe von 1789 finden; die übrigen stammen aus dem folgenden Jahrzehnt, und nur „die Thräne" findet vermuthlich später, die „Physiognomischen Reisen" bedeutend früheren Ursprungs. Die meisten dieser Gedichte sind im Laufe der Zeit mehrfach verändert worden und finden sich erst in der Ausgabe von 1806, einige sogar erst in denen von 1815 und 1827 vollständig so, wie wir sie jetzt haben.

**) Dieser, Bruder der Herzogin Amalie von Weimar und preußischer General, sank am 27. April 1785 zu Frankfurt bei einer Ueberschwemmung der Oder seinen Tod, als er auf einem Kahne zur Rettung von Menschenleben sich auf den Strom gewagt hatte. Ein Bild in der Marienkirche zu Frankfurt, die Auffindung seiner Leiche darstellend, ein Denkmal, das die Freimaurerloge in der Nähe der Stelle setzen ließ, wo er sein Leben verlor, mit einer Inschrift von Ramler, endlich auch ein Denkmal in Tiefurt bei Weimar feierte sein Andenken. Der ursprünglich von Goethe verfaßte Text fand sich unter Herder's Papieren. (Vgl. „Aus Herder's Nachlaß." Herausgegeben von H. Düntzer und F. G. von Herder, 3 B. 1856—1857, I, 177). Der lautete die beiden letzten Verse:

Sei dann hilfreich dem Menschen, wie Du es Sterblichen warest,
Den wir als Krieger ehren, herzlich als Bruder geliebt.

Dem Ackermann.*)

Flach bedecket und leicht den goldenen Samen die Furche,
Guter! die tiefere deckt endlich Dein ruhend Gebein.
Fröhlich gepflügt und gesät! Hier keimet lebendige Nahrung,
Und die Hoffnung entfernt selbst von dem Grabe sich nicht.

Anakreon's Grab.

Wo die Rose hier blüht, wo Reben um Lorbeer sich schlingen,
Wo das Turtelchen lockt, wo sich das Grillchen ergetzt,
Welch ein Grab ist hier, das alle Götter mit Leben
Schön bepflanzt und geziert? Es ist Anakreon's Ruh.
Frühling, Sommer und Herbst genoß der glückliche Dichter;
Vor dem Winter hat ihn endlich der Hügel geschützt.

Die Geschwister.

Schlummer und Schlaf, zwei Brüder zum Dienste der Götter berufen,
Bat sich Prometheus herab seinem Geschlechte zum Trost;
Aber den Gott zu so leicht, doch schwer zu ertragen den Menschen
Ward nun ihr Schlummer zu Schlaf, ward nun ihr Schlaf zu dem Tod.

Zeitmaß.

Cres, wie seh' ich Dich hier! In jedlichem Händchen die Sanduhr!
Wie? Leichtsinniger Gott, mußt Du doppelt die Zeit?
„Sparsam rinnen aus einer die Stunden entfernter Geliebten;
Gegenwärtigen fließt eilig die zweite herab."

*) Wieder das Gedicht, das in der Ausgabe vom 1788 noch in ganz anderer Gestalt steht, trotz ausführlicher Mitteilungen Hoffmans von Fallersleben im 3. Bande der Weimarischen Jahrbücher S. 460. — Das Gedicht fand sich ebenso wie „Baumann", „Die Geschwister", „Zeitmaß", „Die Liebes", „Heilige Familie" mit manchen Abweichungen des Textes unter den von A. Schöll herausgegebenen Papieren der Frau von Stein. (Vgl. „Briefe und Aufsätze von Goethe aus den Jahren 1766—1786." Zum ersten Mal herausgegeben von A. Schöll, 2. Ausg., Weimar 1857, S. 235).

„Warnung.“*)

Wecke den Amor nicht auf! Noch schläft der liebliche Knabe;
Geh, vollbring' Dein Geschäft, wie es der Tag Dir gebeut!
So der Zeit bedienet sich klug die sorgliche Mutter,
Wenn ihr Knäbchen entschläft; denn es erwacht nur zu bald.

„Einsamkeit.“**)

Die Ihr Felsen und Bäume bewohnt, o heilsame Nymphen,
Gebet Jeglichem gern, was er im Stillen begehrt!
Schaffet dem Traurigen Trost, dem Zweifelhaften Belehrung,
Und dem Liebenden gönnt, daß ihm begegne sein Glück!
Denn Euch gaben die Götter, was sie den Menschen versagten,
Jeglichem, der Euch vertraut, tröstlich und hilflich zu sein.

Erwählter Fels.

Hier im Stillen gedachte der Liebende seiner Geliebten;
Heiter sprach er zu mir: Werde mir Zeuge, Du Stein!
Doch erhebe Dich nicht, Du hast noch viele Gesellen;
Jedem Felsen der Flur, die mich, den Glücklichen, nährt,
Jedem Baume des Walds, um den ich wandernd mich schlinge:
Denkmal bleibe des Glücks! rief' ich ihm weihend und froh.
Doch die Stimme verleih' ich nur Dir, wie unter der Menge
Einen die Muse sich wählt, freundlich die Lippen ihm küßt.

Erkanntes Glück.***)

Was bedächtlich Natur sonst unter Viele vertheilet,
Gab sie mit reichlicher Hand Alles der Einzigen, ihr.
Und die so herrlich Begabte, von Vielen so innig Verehrte
Gab ein liebend Geschick freundlich dem Glücklichen, mir.

---

*) Goethe schreibt am 22. Novbr. 1784 an Frau von Stein: „Lebe wohl, und wenn eine Bitte bei Dir stattfindet, so wecke den Amor nicht, wenn der unartige Knabe ein Kissen gefunden hat und schlummert.“

**) Dies und das folgende Epigramm schickte Goethe am 5. Mai 1789 an Frau v. Stein. (Vgl. den Goethe-Knebel'schen Briefwechsel I, 92). Das eine steht in Form von der jetzigen etwas abweichenden Form in eine Tafel eingegraben [illegible] von einer Steintreppe, die zum römischen Hause im Park zu Weimar führt, das andre, das gleichfalls für die Ausgaben verändert wurde, auf einem Felsen hinter Goethe's Gartenhaus eingegraben. (Vgl. „Weimar's [illegible] Stätten“ von R. Springer 1863 S. 94).

***) Ein Brief vom 14. August 1782 an Frau von Stein macht es sehr wahrscheinlich, daß das Gedicht auf sie zu beziehen ist.

Ländliches Glück.*)

Seid, o Geister des Hains, o seid, Ihr Nymphen des Flusses,
Eurer Entfernten gedenk, Eueren Nahen zur Lust!
Weidend feierten sie im Stillen die ländlichen Feste;
Mir, dem gebahnten Pfad folgend, beschleichen das Glück.
Amor wohne mit uns! es macht der himmlische Knabe
Gegenwärtige lieb und die Entfernten Euch nah.

Philomele.**)

Dich hat Amor gewiß, o Sängerin, süßernd erzogen;
Kindisch reichte der Gott Dir mit dem Pfeile die Kost.
So, durchdrungen von Gift die hilflos athmende Kehle,
Trifft mit der Liebe Gewalt nun Philomele das Herz.

Geweihter Platz.***)

Wenn zu den Reihen der Nymphen, versammelt in heiliger Mondnacht,
Sich die Grazien heimlich herab vom Olympus gesellen,
Hier belauscht sie der Dichter und hört die schönen Gesänge,
Sieht verschwiegener Laune geheimnißvolle Bewegung.
Was der Himmel nur Herrliches hat, was glücklich die Erde
Reizendes immer gebar, das erscheint dem wachenden Träumer.
Alles erzählt er den Musen, und daß die Götter nicht zürnen,
Lehren die Musen ihn gleich bescheiden Geheimnisse sprechen.

---

*) Gleichfalls am 5. Mai 1782 an Knebel geschickt und in seiner unveränderlichen Form Inschrift eines Felsens in Goethe's Garten. — Die Ausgabe von 1789 hat noch manche Varianten, die neueren Ausgaben seit 1806 lesen in der dritten Zeile „sein" statt „ihr".

**) Am 26. Mai 1782 an Frau von Stein geschickt, für die Ausgabe von 1789 und dann noch für die von 1806 verändert. In der Fassung von 1789 wurden diese Verse später im Park zu Tiefurt unter das Standbild eines Amor gesetzt, der mit dem Pfeil die Nachtigall füttert. (Vgl. Briefe an Frau von Stein II, 208 und Springer, S. 47.)

***) Das Gedicht, in wesentlich abweichender Gestalt, ist die Inschrift einer Büste Wieland's im Park zu Tiefurt. (Vgl. Springer, S. 45.)

Der Park.*)

Welch ein himmlischer Garten entspringt aus Tod' und aus Wüste,
Wird und lebet und glänzt herrlich im Lichte vor mir!
Wol den Schöpfer ahmet Ihr nach, Ihr Götter der Erde!
Fels und See und Gebüsch, Vögel und Fisch und Gewild.
Nur daß Euere Stätte sich ganz zum Eden vollende,
Fehlet ein Glücklicher hier, fehlt Euch am Sabbat die Ruh.

Die Lehrer.**)

Als Diogenes still in seiner Tonne sich sonnte,
Und Kalanus mit Lust stieg in das flammende Grab,
Welche herrliche Lehre dem raschen Sohn des Philippus,
Wäre der Herrscher der Welt nicht auch der Lehre zu groß!

Versuchung.***)

Reichte die schädliche Frucht einst Mutter Eva dem Gatten,
Ach! vom thörichten Biß kränkelt das ganze Geschlecht.
Nun, vom heiligen Leibe, der Seelen speiset und heilet,
Kostest Du, Lydia, fromm, liebliches büßendes Kind!
Darum schick' ich Dir eilig die Frucht voll irdischer Süße,
Daß der Himmel Dich nicht Deinem Geliebten entzieh'.

Ungleiche Heirath.

Selbst ein so himmlisches Paar fand nach der Verbindung sich ungleich:
Psyche ward älter und klug, Amor ist immer noch Kind.

Heilige Familie.†)

O des süßen Kindes und o der glücklichen Mutter,
Wie sie sich einzig in ihm, wie es in ihr sich ergetzt!
Welche Wonne gewährte der Blick auf dies herrliche Bild mir,
Stünd' ich Armer nicht so heilig wie Josef dabei!

---

*) Im Mai 1782 gedichtet und der größten Wahrscheinlichkeit nach auf den Park in Gotha zu beziehen, der um diese Zeit angelegt wurde. — Ueber die Verschiedenheit der Lesarten vgl. das Verzeichniß am Schlusse des Bandes.

**) Auch in der 6. Abtheilung der zahmen Xenien werden der Brahmane Kalanus und Alexander in einem Gedichte zusammengestellt.

***) Goethe schickte dies Epigramm am 1. Juni 1781 an Frau von Stein zugleich mit Erdbeeren aus seinem Garten.

†) Vgl. Die Anmerkung S. 6.

Entschuldigung.*)

Du verklagest das Weib, sie schwanke von Einem zum Andern!
Tadle sie nicht: sie sucht einen beständigen Mann!

Süße Sorgen.**)

Weichet, Sorgen, von mir! — Doch ach! den sterblichen Menschen
Lässet die Sorge nicht los, eh ihn das Leben verläßt.
Soll es einmal denn sein, so kommt Ihr, Sorgen der Liebe,
Treibt die Geschwister hinaus, nehmt und behauptet mein Herz!

Ferne.***)

Königen, sagt man, gab die Natur vor andern Gebornen
Eines längeren Arms weithinaus fassende Kraft.
Doch auch mir, dem Geringen, verlieh sie das fürstliche Vorrecht:
Denn ich fasse von fern, halte Dich, Lida, mir fest.

Der Chinese in Rom.†)

Einen Chinesen sah ich in Rom; die gesammten Gebäude
Alter und neuerer Zeit schienen ihm lästig und schwer.
Ach! so seufzt' er, die Armen! ich hoffe, sie sollen begreifen,
Wie erst Säulchen von Holz tragen des Daches Gesell,
Daß an Latten und Pappen, Geschnitz und bunter Vergoldung
Sich des gebildeten Augs feinerer Sinn nur erfreut.

*) Nach Tümpel II, 18 am 9. November 1782 bei der Hofdame der Herzogin Amalie, Fräulein von Göchhausen, geschrieben.

**) Goethe übersandte diese Verse am 16. November 1788 an den Herzog Karl August. (Vgl. Briefwechsel des Großherzogs Karl August und Goethe's I, 155. Wenige Zeit später schickte er dieselben auch an seinen Verleger Göschen, damit sie noch in die Ausgabe von 1789 aufgenommen würden. (Vgl. „Goethe und Leipzig" von W. Freiherrn von Biedermann, 2. B., Leipzig 1909, II, 109.

***) Am 12. April 1782 aus Meiningen an Frau von Stein geschickt. Das Ganze bezieht sich auf eine Aeußerung der Freundin, die mit dem Verse aus Ovids Heroiden 17, 166) Aehnlichkeit haben mochte: „An nesciam longas regibus esse manus?"

†) „Eigentlich", schreibt Goethe an Schiller unter dem 10. August 1795, „hat eine arrogante Aeußerung des Herrn Richter Jean Paul Friedrich in einem Briefe an Knebel mich in die Disposition zu diesem Gedichte gesetzt." Schiller nahm dasselbe auf Goethes Wunsch in den Musenalmanach von 1797 auf, in dem wir in der 3. Zeile „und Schnitzwerk" statt „Geschnitz" lesen.

Siehe, da glaubt' ich im Bilde so manchen Schwärmer zu schauen,
Der sein lustig Gespinnst mit der soliden Natur
Ewigem Teppich vergleicht, den ächten, reinen Gesunden
Krank nennt, daß ja nur er heiße, der Kranke, gesund.

Spiegel der Muse.*)

Sich zu schmücken begierig, verfolgte den rinnenden Bach einst
Früh die Muse hinab, sie suchte die ruhigste Stelle.
Eilend und rauschend indeß verzog die schwankende Fläche
Stets das bewegliche Bild; die Göttin wandte sich zürnend;
Doch der Bach rief hinter ihr drein und höhnte sie: Freilich
Magst Du die Wahrheit nicht sehn, wie rein Dir mein Spiegel sie zeiget!
Aber indessen stand sie schon fern am Winkel des Sees,
Ihrer Gestalt sich erfreuend, und rückte den Kranz sich zurechte.

Phöbos und Hermes.**)

Deles' ernster Beherrscher und Maja's Sohn, der gewandte,
Rechteten heftig, es wünscht' Jeder den herrlichen Preis.
Hermes verlangte die Leyer, die Leyer verlangt' auch Apollon,
Doch vergeblich erfüllt Hoffnung den Beiden das Herz;
Denn rasch drängt sich Ares heran, gewaltsam entscheidend,
Schlägt das goldene Spiel wild mit dem Eisen entzwei.
Hermes lacht unmäßig, der schadenfrohe; doch Phöbos
Und den Musen ergreift inniger Schmerz das Gemüth.

Der neue Amor.***)

Amor, nicht das Kind, der Jüngling, der Psychen verführte,
Sah im Olympus sich um, frech und der Siege gewohnt;
Eine Göttin erblickt' er, vor allen die herrlichste Schöne,
Venus Urania war's, und er entbrannte für sie.

*) Am 22. März 1799 gedichtet (vgl. Düntzer II, 23), dann im 2. Band und zweiten Stück der Propyläen, einer von Goethe von 1799–1800 herausgegebenen Zeitschrift, abgedruckt.

**) Gleichfalls in den Propyläen (II, 1, 3, 1799) zuerst veröffentlicht. Ueber die Variante des Textes siehe am Schluß des Bandes.

***) Gespräche mit den Fürsten Galitzin und Henkerhuys, erzählt Goethe selbst in „der Kampagne in Frankreich", schrieben im Dezember 1798 zu diesem Gedichte, das zuerst in Schiller's Musenalmanach für 1798 gedruckt erschien.

Ach! die Heilige selbst, sie widerstand nicht dem Werben,
Und der Verwegene hielt fest sie im Arme bestrickt.
Da entstand aus ihnen ein neuer lieblicher Amor,
Der dem Vater den Sinn, Sitte der Mutter verdankt.
Immer findest Du ihn in holder Musen Gesellschaft,
Und sein reizender Pfeil stiftet die Liebe der Kunst.

Die Kränze.*)

Klopstock will uns vom Pindus entfernen; wir sollen nach Lorbeer
Nicht mehr zeigen, uns soll inländische Eiche genügen;
Und doch führet er selbst den überpiusen Kreuzzug
Hin auf Golgatha's Gipfel, ausländische Götter zu ehren!
Doch auf welchen Hügel er wolle, versamml' er die Engel,
Lasse beim Grabe des Guten verlassene Redliche weinen:
Wo ein Held und Heiliger starb, wo ein Dichter gesunken,
Uns im Leben und Tod ein Beispiel treffliches Muthes,
Hohes Menschenwerthes zu hinterlassen, da knieen
Billig alle Völker in Andachtswonne, verehren
Dorn und Lorbeerkranz und was ihn geschmückt und gepeinigt.

Schweizeralpe.**)

Uri, am 1. Oktober 1797.

War doch gestern Dein Haupt noch so braun wie die Locke der Lieben,
Deren holdes Gebild still aus der Ferne mir winkt;
Silbergrau bezeichnet Dir früh der Schnee nun die Gipfel.
Der sich in stürmender Nacht Dir um den Scheitel ergoß.
Jugend, ach! ist dem Alter so nah durchs Leben verbunden,
Wie ein beweglicher Traum Gestern und Heute verbund.

*) Die Zeit der Abfassung des zuerst 1815 in die Ausgaben aufgenommenen Gedichtes, ebenso die specielle Veranlassung, welche niemand zu bezeichnen gegeben haben mag, sind uns unbekannt.

**) Beilage eines Briefes an Schiller aus Stäfa vom 17. Oktober 1797 und zuerst in dem Musenalmanach für 1798 veröffentlicht.

Phyſiognomiſche Reiſen.*)

Die Phyſiognomiſten.

Sollt' es wahr ſein, was uns der rohe Wandrer verkündet,
Daß die Menſchengeſtalt von allen ſichtlichen Dingen
Ganz allein uns lüge, daß wir, was edel und albern,
Was beſchränkt und groß, im Angeſichte zu ſuchen,
Eitele Thoren ſind, betrogne betrügende Thoren?
Ach! wir ſind auf den dunkelen Pfad des verworrenen Lebens
Wieder zurückgeſcheucht, der Schimmer zu Nächten verfinſtert.

Der Dichter.

Hebet Eure zweifelnden Stirnen empor, Ihr Geliebten,
Und verdient nicht den Irrthum, hört nicht bald Dieſen, bald Jenen!
Habet Ihr Eurer Meiſter vergeſſen? Auf! kehret zum Pindus,
Fraget dorten die Neune, der Grazien nächſte Verwandte!
Ihnen allein iſt gegeben, der edlen, ſtillen Betrachtung
Vorzuſtehn. Ergebet Euch gern der heiligen Lehre,
Merket beſcheiden leiſe Worte! Ich darf Euch verſprechen:
Anders ſagen die Muſen, und anders ſagt es Muſäus.

---

*) Die Zeit der Abfaſſung iſt unbekannt; da indeſſen Muſäus' gleichnamiges, gegen Lavater und ſeine Anhänger gerichtetes Buch 1778 und 1779 erſchienen war, ſo läßt ſich annehmen, daß auch die Goethe'ſche Vertheidigung des Angegriffenen nicht viel ſpäter erfolgt ſein wird. Für eine frühe Zeit des Entſtehens ſprechen auch die zum Theil noch wenig vollkommenen Hexameter, wie der 8., 10. und 14.

IX.

Elegien.

I.

Wie wir einſt ſo glücklich waren,
Müſſen's jetzt durch Euch erfahren.

Römische Elegien.*)

I.

Saget, Steine, mir an, o sprecht, Ihr hohen Paläste!
Straßen, redet ein Wort! Genius, regst Du Dich nicht?**)
Ja, es ist Alles belebt in Deinen heiligen Mauern,

*) Ueber die Zeit, in welche die Ausarbeitung und Redaktion der römischen Elegien fällt, spricht sich Goethe sowol in der „Kampagne in Frankreich", wie in den „Tag- und Jahresheften" mit Bestimmtheit aus und in gleicher Weise über das persönliche Verhältniß, welches mit auf dieselben eingewirkt hat. Es war noch das Jahr seiner Rückkehr aus Italien, in dem er, sonst in Einsamkeit und Abgeschlossenheit von allen Freunden lebend und in wenig mitheilsamer Stimmung, „jenes glückliche häusliche Verhältniß fand, das ihn in dieser wunderlichen Epoche lieblich zu umfassen wußte." Wie diese Worte unzweifelhaft auf seine spätere Gattin, Christiane Vulpius, gedeutet werden müssen, so bestimmt sich auch der Abschluß der Elegien durch einen Brief an Herder aus der Zeit seines zweiten Aufenthaltes in Italien. Er schreibt an diesen unter dem 3. April 1790: „Meine Elegien sind weit zu Ende, und es ist gleichsam keine Spur dieser Arbeit mehr in mir." Vgl. Herder's Nachlaß I, 118.) Alles dies hindert indessen nicht, anzunehmen, daß die eigentlichen Eindrücke, die den römischen Elegien zu Grunde liegen, auch wirklich römischen oder italienischen Ursprungs sind, ja daß sogar manches Einzelne in denselben auch bereits dort gedichtet ist. Waren es doch die römischen Dichter Ovid, Tibull, Katull und Properz, mit denen er sich in Italien mit Vorliebe beschäftigte, und deren Einfluß auf die Elegien nicht allein aus einer großen Anzahl einzelner Stellen, sondern auch aus ihrem Gesammtcharakter zu erkennen ist. Und vollends die einzige Elegie, die er unabhängig von den übrigen früher veröffentlichte, (vgl. „Deutsche Monatsschrift", B. II, Juli — S. 185 — Berlin 1791 bei F. Vieweg dem älteren) hat geradezu die Bezeichnung „Rom, 1789", um anzudeuten, an welchen Ort und in welche Zeit sich der Leser versetzen soll. — Die erste Veröffentlichung der römischen Elegien erfolgte 1795 im sechsten Stücke des ersten Jahrgangs der Horen, mit den in den Ausgaben später weggebliebenen Worten Ovid's (Ars amatoria 33—34):

Nos Veneremeam tutam concessaque furta canemus
Inque meo nullum carmine crimen erit.

(Sicherer Liebe Genuß und gestattete heimliche Freuden werd' ich Euch singen, und frei bleibet von Schuld mein Gesang.) Diese Worte, die als Motto dienten, bestätigen noch in einzelnen Punkten das, was oben über den Ursprung der Elegien gesagt ist. Der Herausgabe war eine Korrespondenz mit Schiller vorangegangen, in Folge deren die 2. und die 16. Elegie des ursprünglichen Manuskripts wegblieben. Nach Riemer (Mittheilungen II, 623) hätte die zweite und dritte dies Schicksal getroffen, indessen will dies, wenn man nicht das Ausfallen anderer Elegien annimmt, in keiner Weise mit den Nachrichten im Schiller-Goethe'schen Briefwechsel stimmen. Eine neue Revision der Elegien geschah später für die Ausgabe von 1800, wobei Goethe sich der Hülfe A. W. v. Schlegel's bediente, und zuletzt noch von Goethe allein für die Ausgabe von 1807, so daß erst in dieser der gegenwärtige Text vorliegt.

**) Nicht der des Dichters, sondern der Schutzgeist des Orts.

Ewige Roma! Nur mir schweiget noch Alles so still.
O, wer flüstert mir zu, an welchem Fenster erblick' ich
Einst das holde Geschöpf, das mich versengend erquickt?
Ahn' ich die Wege noch nicht, durch die ich immer und immer,
Zu ihr und von ihr zu gehn, opfre die köstliche Zeit?
Noch betracht' ich Kirch' und Palast, Ruinen und Säulen,
Wie ein bedächtiger Mann schicklich die Reise benutzt.
Doch bald ist es vorbei! dann wird ein einziger Tempel,
Amor's Tempel nur sein, der den Geweihten empfängt.
Eine Welt war bist Du, o Rom! doch ohne die Liebe
Wäre die Welt nicht die Welt, wäre denn Rom auch nicht Rom.

II.

Ehret, wen Ihr auch wollt! Nun bin ich endlich geborgen!
Schöne Damen und Ihr, Herren der feineren Welt,
Fraget nach Oheim und Vetter und alten Ruhmen und Tanten,
Und dem gebundnen Gespräch folge das traurige Spiel!
Auch Ihr Uebrigen fahret mir wohl, in großen und kleinen
Zirkeln, die Ihr mich oft nah der Verzweiflung gebracht!
Wiederbelet politisch und wecklos jegliche Meinung,
Die den Wandrer mit Wuth über Europa verfolgt.
So verfolgte das Liedchen Malbrough den reisenden Briten*),
Einst von Paris nach Livorn, dann von Livorno nach Rom,
Weiter nach Neapel hinunter, und wär' er nach Smyrna gesegelt,
„Malbrough!" empfing' ihn auch dort! „Malbrough!" im Hafen das Lied.
Und so mußt' ich bis jetzt auf allen Tritten und Schritten
Schelten hören das Volk, schelten der Könige Rath.
Nun entdeckt Ihr mich nicht so bald in meinem Asyle,
Das mir Amor der Fürst, königlich schützend, verlieh.
Hier bedecket er mich mit seinem Fittig; die Liebste
Fürchtet römisch gesinnt wüthende Gallier nicht.**)
Sie erkundigt sich nie nach meiner Märe, sie spähet
Sorglich den Wünschen des Manns, dem sie sich eignete, nach.
Sie ergetzt sich an ihm, dem freien, rüstigen Fremden,
Der von Bergen und Schnee, hölzernen Häusern erzählt,
Theilt die Flammen, die sie in seinem Busen entzündet,

*) Weitverbreitetes französisches Volkslied „Malbrough s'en va-t-en guerre" ꝛc., dessen Goethe auch in der italienischen Reise Erwähnung thut.

**) Wenn hiemit auch auf die rohen Zeiten der französischen Revolution hingedeutet wird, so ist doch eben so auf eine Beziehung auf Bonaparte, den gallischen Heerführer, der die alten Römer besiegte, angespielt.

Freut ſich, daß er das Gold nicht wie der Römer bedenkt.
Beſſer iſt ihr Tiſch nun beſtellt; es fehlet an Kleidern,
Fehlet am Wagen ihr nicht, der nach der Oper ſie bringt.
Mutter und Tochter erfreun ſich ihres nordiſchen Gaſtes,
Und der Barbare beherrſcht römiſchen Buſen und Leib.

III.

Laſſ' Dich, Geliebte, nicht reun, daß Du mir ſo ſchnell Dich ergeben!
Glaub' es, ich denke nicht frech, denke nicht niedrig von Dir.
Vielfach wirken die Pfeile des Amor; einige ritzen,
Und vom ſchleichenden Gift krankt auf Jahre das Herz.
Aber mächtig befiedert, mit friſch geſchliffener Schärfe
Dringen die andern ins Mark, zünden behende das Blut.
In der heroiſchen Zeit, da Götter und Göttinnen liebten,
Folgte Begierde dem Blick, folgte Genuß der Begier.
Glaubſt Du, es habe ſich lange die Göttin der Liebe beſonnen,
Als im Idäiſchen Hain einſt ihr Anchiſes gefiel?
Hätte Luna geſäumt, den ſchönen Schläfer zu küſſen,
O, ſo hätt' ihn geſchwind neidend Aurora geweckt.
Hero erblickte Leandern am lauten Feſt, und behende
Stürzte der Liebende ſich heiß in die nächtliche Fluth.*)
Rhea Sylvia wandelt, die fürſtliche Jungfrau, der Tiber
Waſſer zu ſchöpfen, hinab, und ſie ergreifet der Gott.
So erzeugte die Söhne ſich Mars! — Die Zwillinge tränket
Eine Wölfin, und Rom nennt ſich die Fürſtin der Welt.

IV.

Fromm ſind wir Liebende, ſtill verehren wir alle Dämonen,
Wünſchen uns jeglichen Gott, jegliche Göttin geneigt.
Und ſo gleichen wir Euch, o römiſche Sieger! Den Göttern
Aller Völker der Welt bietet Ihr Wohnungen an,
Habe ſie ſchwarz und ſtreng aus altem Baſalt der Aegypter,
Oder ein Grieche ſie weiß, reizend, aus Marmor geformt.
Doch verdrießet es nicht die Ewigen, wenn wir beſonders
Weihrauch köſtlicher Art Einer der Göttlichen ſtreun.
Ja, wir bekennen Euch gern, es bleiben unſre Gebete,
Unſer täglicher Dienſt Einer beſonders geweiht.
Schalkhaft, munter und ernſt begehen wir heimliche Feſte,

*) Nach der Darſtellung des Grammatikers Muſäus, von dem wir ein die Geſchichte Hero's und Leander's behandelndes Epos beſitzen, während Schiller in ſeiner Ballade „Hero und Leander“ ſich mehr an die 18. Heroide des Ovid anſchloß.

Und das Schweigen geziemt allen Geweihten genau.
Eh' an die Ferse locken wir selbst durch gräßliche Thaten
Uns die Erinnyen her, wagten es eher, des Zeus
Hartes Gericht am rollenden Rad und am Felsen zu dulden,*)
Als dem reizenden Dienst unser Gemüth zu entziehn.
Diese Göttin, sie heißt Gelegenheit; lernet sie kennen!**)
Sie erscheinet Euch oft, immer in andrer Gestalt.
Tochter des Proteus möchte sie sein, mit Thetis gezeuget,***)
Deren verwandelte List manchen Heroen betrog.
So betriegt nun die Tochter den Unerfahrnen, den Blöden:
Schlummernde nedet sie stets, Wachende fliegt sie vorbei;
Gern ergiebt sie sich nur dem raschen, thätigen Manne;
Dieser findet sie zahm, spielend und zärtlich und hold.
Einst erschien sie auch mir, ein bräunliches Mädchen, die Haare
Fielen ihr dunkel und reich über die Stirne herab;
Kurze Locken ringelten sich ums zierliche Hälschen,
Ungeflochtenes Haar krauste vom Scheitel sich auf.
Und ich verkannte sie nicht, ergriff die Eilende; lieblich
Gab sie Umarmung und Kuß bald mir gelebrig zurück.
O, wie war ich beglückt! — Doch stille, die Zeit ist vorüber,
Und umwunden bin ich, römische Flechten, von Euch.

V.

Froh empfind' ich mich nun auf klassischem Boden begeistert;
Vor- und Mitwelt spricht lauter und reizender mir.
Hier befolg' ich den Rath, durchblättre die Werke der Alten

*) Beziehung auf Ixion und entweder Prometheus oder Sisyphus. Für das Letztere erklärt sich entschieden R. Heller in seinem Aufsatz „Die antiken Quellen von Goethe's elegischen Dichtungen. Vgl. Jahrbücher für Philologie und Pädagogik 1868 B. II, S. 367. Als Beweis führt er eine Stelle des Properz II, 16, 29 an, die Goethe nachgeahmt hat, und zweitens die alte Lesart der Heroen „Hartes Gericht an rollenden Rädern und Felsen zu dulden." Indessen konnte Goethe, wenn er diese Worte absichtlich änderte, nicht auch die Absicht haben, die Beziehung zu ändern, die er in sie hineinlegte?

**) Die hier genannte Göttin und somit auch ihre Genealogie ist eine Erfindung des Dichters; denn an die römische Fortuna oder abnliche Gestalten läßt sich bei ihr nicht denken.

***) Vgl. Ovid's Metamorphosen II, 220 u. ff. Dort wird erzählt, wie Thetis vor Peleus fliehend sich zuerst in einen Vogel, dann in einen Baum und zuletzt in eine Tigerin verwandelt. Bekanntlich ist die Verwandlungsfähigkeit des Proteus, der übrigens hier nur deshalb zu einem weiblichen Gatten der Thetis gemacht wird, weil er zufällig auch in der Ovidischen Erzählung vorkommt, in der er der Thetis die Geburt des Achilles weissagt.

Mit geschäftiger Hand, täglich mit neuem Genuß.
Aber die Nächte hindurch hält Amor mich anders beschäftigt;
Werd' ich auch bald nur gelehrt, bin ich doch doppelt beglückt.
Und belehr' ich mich nicht, indem ich des lieblichen Busens
Formen spähe, die Hand leite die Hüften hinab?
Dann versteh' ich den Marmor erst recht; ich denk' und vergleiche,
Sehe mit fühlendem Aug', fühle mit sehender Hand.
Raubt die Liebste denn gleich mir einige Stunden des Tages,
Giebt sie Stunden der Nacht mir zur Entschädigung hin.
Wird doch nicht immer geküßt, es wird vernünftig gesprochen;
Ueberfällt sie der Schlaf, lieg' ich und denke mir viel.
Oftmals hab' ich auch schon in ihren Armen gedichtet
Und des Hexameters Maß leise mit fingernder Hand
Ihr auf dem Rücken gezählt. Sie athmet in lieblichem Schlummer,
Und es durchglühet ihr Hauch mir bis ins Tiefste die Brust.
Amor schüret die Lamp' indeß und denket der Zeiten,
Da er den nämlichen Dienst seinen Triumvirn gethan.*)

VI.

„Kannst Du, o Grausamer! mich in solchen Worten betrüben?
Reden so bitter und hart liebende Männer bei Euch?
Wenn das Volk mich verklagt, ich muß es dulden! und bin ich
Etwa nicht schuldig? Doch, ach! schuldig nur bin ich mit Dir!
Diese Kleider, sie sind der neidischen Nachbarin Zeugen,
Daß die Wittwe nicht mehr einsam den Gatten beweint.
Bist Du ohne Bedacht nicht oft bei Mondschein gekommen,
Grau, im dunkeln Sürtout, hinten gerundet das Haar?
Hast Du Dir scherzend nicht selbst die geistliche Maske gewählet?
Soll's ein Prälate denn sein, gut, der Prälate bist Du.
In dem geistlichen Rom, kaum scheint es zu glauben, doch
schwör' ich:
Nie hat ein Geistlicher sich meiner Umarmung gefreut.
Arm war ich leider und jung und wohl bekannt den Verführern:
Falconieri hat mir oft in die Augen gegafft,
Und ein Kuppler Albani's mich mit gewichtigen Zetteln
Bald nach Ostia, bald nach den vier Brunnen gelockt.
Aber wer nicht kam, war das Mädchen. So hab' ich von Herzen
Rothstrumpf immer gehaßt und Violetstrumpf dazu.

*) Wir schließen uns der Ansicht an, daß darunter die drei römischen Dichter Tibull, Katull und Properz zu verstehen sind.

Denn „Ihr Mädchen bleibt am Ende doch die Betrognen",
Sagte der Vater, wenn auch leichter die Mutter es nahm.
Und so bin ich denn auch am Ende betrogen! Du zürnest
Nur zum Scheine mit mir, weil Du zu fliehen gedenkst.
Geh! Ihr seid der Frauen nicht werth! Wir tragen die Kinder
Unter dem Herzen, und so tragen die Treue wir auch;
Aber Ihr Männer, Ihr schüttet mit Eurer Kraft und Begierde
Auch die Liebe zugleich in den Umarmungen aus!"
Also sprach die Geliebte und nahm den Kleinen vom Stuhle,
Drückt' ihn küssend ans Herz, Thränen entquellen dem Blick.
Und wie saß ich beschämt, daß Reden feindlicher Menschen
Dieses liebliche Bild mir zu beflecken vermocht!
Dunkel brennt das Feuer nur augenblicklich und dampfet,
Wenn das Wasser die Gluth stürzend und jählings verhüllt;
Aber sie reinigt sich schnell, verjagt die trübenden Dämpfe;
Neuer und mächtiger dringt leuchtende Flamme hinauf.

VII.

O, wie fühl' ich in Rom mich so froh! gedenk' ich der Zeiten,
Da mich ein graulicher Tag hinten im Norden umfing,
Trübe der Himmel und schwer auf meine Scheitel sich senkte,
Farb- und gestaltlos die Welt um den Ermatteten lag
Und ich über mein Ich, des unbefriedigten Geistes
Düstre Wege zu spähn, still in Betrachtung versank.
Nun umleuchtet der Glanz des helleren Aethers die Stirne;
Phöbus rufet, der Gott, Formen und Farben hervor.
Sternhell glänzet die Nacht, sie klingt von weichen Gesängen,
Und mir leuchtet der Mond heller als nordischer Tag.
Welche Seligkeit ward mir Sterblichem! Träum' ich? Empfänget
Dein ambrosisches Haus, Jupiter Vater, den Gast?
Ach! hier lieg' ich und strecke nach Deinen Knien die Hände
Flehend aus. O vernimm, Jupiter Xenius, mich!
Wie ich hereingekommen, ich kann's nicht sagen; es faßte
Hebe den Wandrer und zog mich in die Hallen heran.
Hast Du ihr einen Heroen heraufzuführen geboten?
Irrte die Schöne? Vergieb! Laß' mir des Irrthums Gewinn!
Deine Tochter Fortuna, sie auch! Die herrlichsten Gaben*)

*) Auch schon die griechische Göttin Tyche, die zum Theil mit der römischen Fortuna übereinstimmt, gilt als Tochter des Zeus Eleutherios. (Vgl. Pindar, Olymp. Oden 12.)

Theilt als ein Mädchen sie aus, wie es die Laune gebeut.
Bist Du der wirthliche Gott? O dann, so verstoße den Gastfreund
Nicht von Deinem Olymp wieder zur Erde hinab!
„Dichter! wohin versteigest Du Dich?“ — Verzieh mir! der hohe
Kapitolinische Berg ist Dir ein zweiter Olymp.
Dulde mich, Jupiter, hier, und Hermes führe mich später
Cestius' Mal*) vorbei leise zum Orkus hinab!

VIII.

Wenn Du mir sagst, Du habest als Kind, Geliebte, den Menschen
Nicht gefallen, und Dich habe die Mutter verschmäht,
Bis Du größer geworden und still Dich entwickelt, ich glaub' es:
Gerne denk' ich mir Dich als ein besonderes Kind.
Fehlet Bildung und Farbe doch auch der Blüthe des Weinstocks,
Wenn die Beere gereift Menschen und Götter entzückt.

IX.

Herbstlich leuchtet die Flamme vom ländlich geselligen Herde,
Knistert und glänzet, wie rasch! sausend vom Reisig empor.
Diesen Abend erfreut sie mich mehr; denn eh noch zur Kohle
Sich das Bündel verzehrt, unter die Asche sich neigt,
Kommt mein liebliches Mädchen. Dann flammen Reisig und Scheite,
Und die erwärmete Nacht wird uns ein glänzendes Fest.
Morgen frühe geschäftig verläßt sie das Lager der Liebe,
Weckt aus der Asche behend Flammen aufs Neue hervor.
Denn vor Andern verlieh der Schmeichlerin Amor die Gabe,
Freude zu wecken, die kaum still wie zu Asche versank.

*) Ein berühmtes Grabdenkmal in der Nähe der Aurelianischen Mauer und der Porta San Paolo. Von C. Cestius wissen wir nicht viel mehr, als daß er im Zeitalter des Augustus lebte und einer der Septemviri epulones war. Jetzt ist in der Nähe des Denkmals der protestantische Begräbnißplatz.

X.

Alexander und Cäsar und Heinrich und Friedrich, die Großen,*)
Gäben die Hälfte mir gern ihres erworbenen Ruhms,
Könnt' ich auf eine Nacht dies Lager Jedem vergönnen;
Aber die Armen, sie hält strenge des Orkus Gewalt.
Freue Dich also, Lebend'ger, der liebenderwärmeten Stätte,
Ehe den fliehenden Fuß schauerlich Lethe Dir netzt!

XI.

Euch, o Grazien, legt die wenigen Blätter ein Dichter
Auf den reinen Altar, Knospen der Rose dazu,
Und er thut es getrost. Der Künstler freuet sich seiner
Werkstatt, wenn sie um ihn immer ein Pantheon scheint.
Jupiter senket die göttliche Stirn, und Juno erhebt sie;**)
Phöbus schreitet hervor, schüttelt das lockige Haupt;
Trocken schauet Minerva herab, und Hermes, der leichte,
Wendet zur Seite den Blick, schalkisch und zärtlich zugleich.
Aber nach Bacchus, dem Weichen, dem Träumenden, hebet Kythere
Blicke süßer Begier, selbst in dem Marmor noch feucht.
Seiner Umarmung gedenket sie gern und scheinet zu fragen:
Sollte der herrliche Sohn uns an der Seite nicht stehn?

XII.

Hörst Du, Liebchen, das muntre Geschrei den Flaminischen Weg her?***)
Schnitter sind es; sie ziehn wieder nach Hause zurück,
Weit hinweg. Sie haben des Römers Ernte vollendet,

*) Die Erwähnung Friedrich's des Großen in einem seiner ganzen Persönlichkeit nicht recht angemessenen Zusammenhange scheint für die Annahme zu sprechen, daß diese Elegie bald nach der Kunde von seinem Tode, den Goethe in der „Italienischen Reise" in einem Briefe vom 19. Januar 1787 berührt, entstanden sei.

**) Daß Goethe hier an bestimmte Statuen denkt, ist augenscheinlich; schwerer dürfte der Nachweis sein, welche es sind. Heller (S. 414) nimmt für Jupiter den kolossalen Kopf in Ostia an, den Goethe, wie er in der „Italienischen Reise" erzählt, sich selbst ausgegraben hatte, für Phoebus den Apoll von Belvedere, für Kythere die Medicäische Venus.

***) Die Straße, welche durch die Porta del popolo, die alte Porta Flaminia, nach Rimini und Pesaro führt.

Der für Ceres den Kranz selber zu flechten verschmäht.
Keine Feste sind mehr der großen Göttin gewidmet,*)
Die statt Eicheln zur Kost goldenen Weizen verlieh.
Laß uns Beide das Fest im Stillen freudig begehen!
Sind zwei Liebende doch sich ein versammeltes Volk.
Hast Du wol je gehört von jener mystischen Feier,
Die von Eleusis bisher frühe dem Sieger gefolgt?
Griechen stifteten sie, und immer riefen nur Griechen
Selbst in den Mauern Rom's: „Kommt zur geheiligten Nacht!“
Fern entwich der Profane; da bebte der wartende Neuling,
Den ein weißes Gewand, Zeichen der Reinheit, umgab.
Wunderlich irrte darauf der Eingeführte durch Kreise
Seltner Gestalten; im Traum schien er zu wallen: denn hier
Wanden sich Schlangen am Boden umher; verschlossene Kästchen,
Reich mit Aehren umkränzt, trugen hier Mädchen vorbei;
Vielbedeutend geberdeten sich die Priester und summten,
Ungeduldig und bang harrte der Lehrling auf Licht.
Erst nach mancherlei Proben und Prüfungen ward ihm enthüllet,
Was der geheiligte Kreis seltsam in Bildern verbarg.
Und was war das Geheimniß, als daß Demeter, die große,
Sich gefällig einmal auch einem Helden bequemt,
Als sie dem Jasion**) einst, dem rüstigen König der Kreter,
Ihres unsterblichen Leibs holdes Verborgne gegönnt.
Da war Kreta beglückt! Das Hochzeitbette der Göttin
Schwoll von Aehren, und reich drückte den Acker die Saat.
Aber die übrige Welt verschmachtete; denn es versäumte
Ueber der Liebe Genuß Ceres den schönen Beruf.
Voll Erstaunen vernahm der Eingeweihte das Märchen,
Winkte der Liebsten — Verstehst Du nun, Geliebte, den Wink?
Jene buschige Myrte beschattet ein heiliges Plätzchen!
Unsre Zufriedenheit bringt keine Gefährde der Welt.

XIII.

Rasch bleibet ein Schalk, und wer ihm vertraut, ist betrogen!
Heuchelnd kam er zu mir: „Diesmal nur traue mir noch,
Redlich mein' ich's mit Dir: Du hast Dein Leben und Dichten,

*) „groß“ ist hier mehr mythologische als charakterisirende Bezeichnung. Ceres und Proserpina werden öfters als *ai μεγάλαι θεαί* bezeichnet. — Vgl. auch den 23. Vers dieser Elegie.

**) Sohn des Zeus und der Elektra. — Die Erzählung schon im 5. Buch der Odyssee, V. 125.

Dankbar erkenn' ich es wol, meiner Verehrung geweiht.
Siehe, Dir bin ich nun gar nach Rom gefolget; ich möchte
Dir im fremden Gebiet gern was Gefälliges thun.
Jeder Reisende klagt, er finde schlechte Bewirthung;
Welchen Amor empfiehlt, köstlich bewirthet ist er.
Du betrachtest mit Staunen die Trümmern alter Gebäude
Und durchwandelst mit Sinn diesen geheiligten Raum.
Du verehrtest noch mehr die werthen Reste des Bildens
Einziger Künstler, die stets ich in der Werkstatt besucht.
Diese Gestalten, ich formte sie selbst! Verzeih' mir, ich prahle
Diesmal nicht; Du gestehst, was ich Dir sage, sei wahr.
Nun Du mir lässiger dienst, wo sind die schönen Gestalten,
Wo die Farben, der Glanz Deiner Erfindungen hin?
Denkst Du nun wieder zu bilden, o Freund? Die Schule der Griechen
Blieb noch offen, das Thor schlossen die Jahre nicht zu.
Ich, der Lehrer, bin ewig jung und liebe die Jungen.
Klüger lieb' ich Dich nicht! Munter! Begreife mich wohl!
War das Antike doch neu, da jene Glücklichen lebten!
Lebe glücklich, und so lebe die Vorzeit in Dir!
Stoff zum Liede, wo nimmst Du ihn her? Ich muß Dir ihn geben,
Und den höheren Stil lehret die Liebe Dich nur."
Also sprach der Sophist. Wer widerspräch' ihm? und leider
Bin ich zu solchen gewöhnt, wenn der Gebieter befiehlt. —
Nun, verrätherisch hält er sein Wort, giebt Stoff zu Gesängen,
Ach, und raubt mir die Zeit, Kraft und Besinnung zugleich;
Blick und Händedruck und Kasse, gemüthliche Worte,
Silben köstlichen Sinns wechselt ein liebendes Paar.
Da wird Lispeln Geschwätz, wird Stottern liebliche Rede:
Solch ein Hymnus verhallt ohne prosodisches Maß.
Dich, Aurora, wie kannt' ich Dich sonst als Freundin der Musen!
Hat, Aurora, Dich auch Amor, der Ioser, verführt?
Du erscheinest mir nun als seine Freundin und weckst
Mich an seinem Altar wieder zum festlichen Tag.
Fand' ich die Fülle der Locken an meinem Busen, das Köpfchen
Ruhet und drucket den Arm, der sich dem Halse bequemt:
Welch ein freudig Erwachen, erbeutet Ihr, ruhige Stunden,
Mir das Denkmal der Lust, die in den Schlaf uns gewiegt!
Sie bewegt sich im Schlummer und sinkt auf die Breite des Lagers
Weggewendet, und doch läßt sie mir Hand noch in Hand.

Herzliche Liebe verbindet uns stets und treues Verlangen,
Und den Wechsel behielt nur die Begierde sich vor.
Einen Druck der Hand, ich sehe die himmlischen Augen
Wieder offen. — O nein! laß't auf der Bildung mich ruhn!
Bleibt geschlossen! Ihr macht mich verwirrt und trunken, Ihr raubet
Mir den stillen Genuß reiner Betrachtung zu früh.
Diese Formen, wie groß! wie edel gewendet die Glieder!
Schlief Ariadne so schön: Theseus, Du konntest entfliehn?
Diesen Lippen ein einziger Kuß! O Theseus, nun scheide!
Blick' ihr ins Auge! sie wacht! — Ewig nun hält sie Dich fest.

XIV.

Zünde mir Licht an, Knabe! — „Noch ist es hell. Ihr verzehret
Oel und Docht nur umsonst. Schließet die Läden doch nicht!
Hinter die Häuser entwich, nicht hinter den Berg uns die Sonne!
Ein halb Stündchen noch währt's bis zum Geläute der Nacht."
Unglückseliger! geh' und gehorch'! Mein Mädchen erwart' ich;
Tröste mich, Lämpchen, indeß, lieblicher Bote der Nacht!

XV.

Cäsarn wär' ich wol nie zu fernen Britannen gefolget,*)
Florus hätte mich leicht in die Popine geschleppt!
Denn mir bleiben weit mehr die Nebel des traurigen Nordens
Als ein geschäftiges Volk südlicher Flöhe verhaßt.
Und noch schöner von heut an seid mir gegrüßet, Ihr Schenken,
Osterien, wie Euch schicklich der Römer benennt!
Denn Ihr zeigtet mir heute die Liebste, begleitet vom Oheim,
Den die Gute so oft, mich zu besitzen, betrügt.
Hier stand unser Tisch, den Deutsche vertraulich umgaben;
Drüben suchte das Kind neben der Mutter den Platz,
Rückte vielmals die Bank und wußt' es artig zu machen,

*) Es ist allgemein bekannt, daß die ersten vier Verse auf einen Anekdote aus dem Leben des Kaisers Hadrian beruhen, die sein Biograph Spartianus mitteilt. Ein Dichter Florus hatte die nachstehenden Verse an den Kaiser gerichtet: Ego nolo Caesar esse, Ambulare per Britannos, Scythicas pati nives (Kaiser sein, ich möcht' es nimmer, Mit zu ziehen durch Britannien Und zu frieren bei den Scythen), worauf dieser antwortete: Ego nolo Florus esse, Ambulare per tabernas, Lattare per popinas, Culicos pati rotundos (Florus sein, ich möcht' es nimmer, Um zu ziehn von Schenk' zu Schenke, Und verbogen in den knappen Betten Stich erhalten).

Daß ich halb ihr Gesicht, völlig den Nacken gewann.
Lauter sprach sie, als hier die Römerin pfleget, fredenste,
Blickte gewendet nach mir, goß und verfehlte das Glas.
Wein floß über den Tisch, und sie mit zierlichem Finger
Zog auf dem hölzernen Blatt Kreise der Feuchtigkeit hin.
Meinen Namen verschlang sie dem ihrigen; immer begierig
Schaut' ich dem Fingerchen nach, und sie bemerkte mich wohl.
Endlich zog sie bedeutend das Zeichen der römischen Fünfe
Und ein Strichlein davor. Schnell, und sobald ich's gesehn,
Schlang sie Kreise durch Kreise, die Lettern und Ziffern zu löschen.
Aber die köstliche Vier blieb mir ins Auge geprägt.*)
Stumm war ich sitzen geblieben und biß die glühende Lippe,
Halb aus Schalkheit und Lust, halb aus Begierde mir wund.
Erst noch so lange bis Nacht! dann noch vier Stunden zu warten!
Hohe Sonne, Du weißt und Du beschaueſt Dein Rom!
Größeres sahest Du nichts und wirst nichts Größeres sehen,
Wie es Dein Priester Horaz in der Entzückung versprach.**)
Aber beute verweile mir nicht, und wende die Blicke
Von dem Siebengebirg früher und williger ab!
Einem Dichter zu Liebe verkürze die herrlichen Stunden,
Die mit begierigem Blick selig der Maler genießt;
Glühend blicke noch schnell zu diesen hohen Façaden,
Kuppeln und Säulen zuletzt und Obelisken herauf!
Stürze Dich eilig ins Meer, um morgen früher zu sehen,
Was Jahrhunderte schon göttliche Lust Dir gewährt;
Diese feuchten, mit Rohr so lange bewachsnen Gestade,
Diese mit Bäumen und Busch düster beschatteten Höhn.
Wenig Hütten zeigten sie erst; dann sahst Du auf einmal
Sie vom wimmelnden Volk glücklicher Räuber belebt.
Alles schleppten sie drauf an diese Stätte zusammen;
Raum war das übrige Rund Deiner Betrachtung noch werth;
Sahst eine Welt hier entstehn, sahst dann eine Welt hier in
Trümmern,
Aus den Trümmern aufs Neu' fast eine größere Welt!

*) Die Zeit nach deutscher Uhr läßt sich nicht genau bestimmen, da wir nicht wissen, in welchen Monat der Lichter sich denkt. (Vgl. den Vergleichungskreis der italienischen und deutschen Uhr in der „Italienischen Reise" den 16. September 1786.)

**) In der größeren Ausgabe letzter Hand, aber nicht in der Taschenausgabe, ließ man „Propers." Goethe sagt in seinen Gesprächen mit Eckermann II, 201, daß er sich durch den (Philologen) Gottling zu dieser Aenderung habe verleiten lassen: Priester Properz klinge übrigens schlecht, und er sei daher für die frühere Lesart.

Daß ich dieſe noch lange, von Dir beleuchtet, erblicke,
Spinne die Parze mir klug langſam den Faden herab!
Aber ſie eile herbei, die ſchön bezeichnete Stunde! —
Glücklich! Hör' ich ſie ſchon? Nein; doch ich höre ſchon Drei.
So, Ihr lieben Muſen, betrogt Ihr mieder die Länge
Dieſer Weile, die mich von der Geliebten getrennt.
Lebet wohl! Nun eil' ich und fürcht' Euch nicht zu beleid'gen;
Denn Ihr Stolzen, Ihr gebt Amorn doch immer den Rang.

XVI.

„Warum biſt Du, Geliebter, nicht heute zur Vigne gekommen?
Einſam, wie ich verſprach, wartet' ich oben auf Dich." —
Beſte, ſchon war ich hinein; da ſah ich zum Glücke den Oheim
Reben den Stecken, bemüht hin ſich und her ſich zu drehn.
Schleichend eilt' ich hinaus. — „O, welch ein Irrthum ergriff Dich!
Eine Scheuche nur war's, was Dich vertrieb! Die Geſtalt
Flickten wir emſig zuſammen aus alten Kleidern und Rohren;
Emſig half ich daran, ſelbſt mir zu ſchaden bemüht.
Nun, des Alten Wunſch iſt erfüllt; den loſeſten Vogel
Scheucht' er heute, der ihm Gärtchen und Nichte beſtiehlt." •

XVII.

Manche Töne ſind mir Verdruß, doch bleibet am Meiſten
Hundegebell mir verhaßt; kläffend zerreißt es mein Ohr.
Einen Hund nur hör' ich ſehr oft mit frohem Behagen
Vollend kläffen, den Hund, den ſich der Nachbar erzog;
Denn er bellte mir einſt mein Mädchen an, da ſie ſich heimlich
Zu mir ſtahl, und verrieth unſer Geheimniß beinah.
Jetzo — hör' ich ihn bellen, ſo denk' ich nur immer: Sie kommt wol!
Oder ich denke der Zeit, da die Erwartete kam.

XVIII.

Eines iſt mir verdrießlich vor allen Dingen, ein Andres
Bleibt mir abſcheulich, empört jegliche Faſer in mir,
Nur der bloße Gedanke. Ich will es Euch, Freunde, geſtehen:
Gar verdrießlich iſt mir einſam das Lager zu Nacht;
Aber ganz abſcheulich iſt's, auf dem Wege der Liebe
Schlangen zu fürchten und Gift unter den Roſen der Luſt,

Wenn im schönsten Moment der hin sich gebenden Freude
Deinem sinkenden Haupt lispelnde Sorge sich naht.
Darum macht Faustine mein Glück; sie theilet das Lager
Gerne mit mir und bewahrt Treue dem Treuen genau.
Reizendes Hinderniß will die rasche Jugend; ich liebe,
Mich des versicherten Guts lange bequem zu erfreun.
Welche Seligkeit ist's! wir wechseln sichere Küsse,
Athem und Leben getrost saugen und flößen wir ein.
So erfreuen wir uns der langen Nächte; wir lauschen,
Busen an Busen gedrängt, Stürmen und Regen und Guß.
Und so dämmert der Morgen heran; es bringen die Stunden
Neue Blumen herbei, schmücken uns festlich den Tag.
Gönnet mir, o Quirites, das Glück, und Jedem gewähre
Aller Güter der Welt erstes und letztes der Gott!

XIX.

Schwer erhalten wir uns den guten Namen; denn Fama
Steht mit Amorn, ich weiß, meinem Gebieter, im Streit.
Wißt auch Ihr, woher es entsprang, daß Beide sich hassen?
Alte Geschichten sind das, und ich erzähle sie wol.*)
Immer die mächtige Göttin, doch war sie für die Gesellschaft
Unerträglich; denn gern führt sie das herrschende Wort.
Und so war sie von je bei allen Göttergelagen
Mit der Stimme von Erz Großen und Kleinen verhaßt.
So berühmte sie einst sich übermüthig, sie habe
Jovis herrlichen Sohn ganz sich zum Sklaven gemacht.
„Meinen Herkules fuhr' ich dereinst, o Vater der Götter,"
Rief triumphirend sie aus, „wiedergeboren Du ihn.
Herkules ist es nicht mehr, den Dir Alkmene geboren;
Seine Verehrung für mich macht ihn auf Erden zum Gott.
Schaut er nach dem Olymp, so glaubst Du, er schaue nach Deinen
Mächtigen Sitzen: Vergeb'! Nur in den Aether nach mir
Sieht der würdigste Mann; nur mich zu verdienen, durchschreitet
Leicht sein mächtiger Fuß Bahnen, die Keiner betrat;
Aber auch ich belohn' ihn auf seinen Wegen und preise
Seinen Namen voraus, eh er die That noch bestimmt.
Mich vermählst Du ihm einst; der Amazonen Besieger

*) Auch diese wie bei der Göttin Gelegenheit läßt Goethe, was zum Ganze gehört, seine eigene Erfindung walten; die einzelnen Züge und Fassungen sind indessen den alten Dichtern entlehnt.

Werd' auch meiner, und ihn nenn' ich mit Freuden Gemahl!"
Alles ſchwieg; ſie mochten nicht gern die Prahlerin reizen:
Denn ſie denkt ſich erzürnt leicht was Gehäſſiges aus.
Amorn bemerkte ſie nicht: er ſchlich bei Seite; den Helden
Bracht' er mit weniger Kunſt unter der Schönſten Gewalt.
Nun vermummt er ſein Paar; ihr hängt er die Bürde des Löwen
Ueber die Schultern und lehnt mühſam die Keule dazu.
Drauf beſpickt er mit Blumen des Helden ſträubende Haare,
Reichet den Rocken der Fauſt, die ſich dem Scherze bequemt.
So vollendet er bald die neckiſche Gruppe; dann läuft er,
Ruft durch den ganzen Olymp: „Herrliche Thaten geſchehn!
Nie hat Erd' und Himmel, die unermüdete Sonne
Hat auf der ewigen Bahn keines der Wunder erblickt!"
Alles eilte; ſie glaubten dem loſen Knaben; denn ernſtlich
Hatt' er geſprochen; und auch Fama, ſie blieb nicht zurück.
Wer ſich freute, den Mann ſo tief erniedrigt zu ſehen,
Denkt Ihr? Juno. Es galt Amorn ein freundlich Geſicht.
Fama daneben, wie ſtand ſie beſchämt, verlegen, verweifelnd!
Anfangs lachte ſie nur: „Masken, Ihr Götter, ſind das!
Meinen Helden, ich kenn' ihn zu gut! Es haben Tragöden
Uns zum Beſten!" Doch bald ſah ſie mit Schmerzen, er war's! —
Nicht den tauſendſten Theil verdroß es Vulkanen, ſein Weibchen
Mit dem rüſtigen Freund unter den Maſchen zu ſehn.*)
Als das verſtändige Netz im rechten Moment ſie umfaßte,
Raſch die Verſchlungnen umſchlang, feſt die Genießenden hielt.
Wie ſich die Jünglinge freuten, Merkur und Bachus! Sie Beide
Mußten geſtehn, es ſei, über dem Buſen zu ruhn
Dieſes herrlichen Weibes, ein ſchöner Gedanke. Sie baten:
Löſe, Vulkan, ſie noch nicht! Laſſ' ſie noch einmal beſehn!
Und der Alte war ſo Hahnrei und hielt ſie nur feſter. —
Aber Fama, ſie floh raſch und voll Grimmes davon.
Seit der Zeit iſt zwiſchen den Zweien der Fehde nicht Stillſtand;
Wie ſie ſich Helden erwählt, gleich iſt der Knabe darnach.
Wer ſie am Höchſten verehrt, den weiß er am Beſten zu faſſen
Und den Sittlichſten greift er am Gefährlichſten an.

*) Homer, Odyſſee, VIII, 266—366.

Will ihm Einer entgehn, den bringt er vom Schlimmen ins Schlimmste.

Mädchen bietet er an; wer sie ihm thöricht verschmäht,
Muß erst grimmige Pfeile von seinem Bogen erdulden;
Mann erhitzt er auf Mann, treibt die Begierden aufs Thier.
Wer sich seiner schämt, der muß erst leiden; dem Heuchler
Streut er bittern Genuß unter Verbrechen und Noth.
Aber auch sie, die Göttin, verfolgt ihn mit Augen und Ohren;
Sieht sie ihn einmal bei Dir, gleich ist sie feindlich gesinnt,
Schreckt Dich mit ernstem Blick, verachtenden Mienen, und heftig
Strenge verruft sie das Haus, das er gewöhnlich besucht.
Und so geht es auch mir: Schon leid' ich ein Weniz; die Göttin,
Eifersüchtig, sie forscht meinem Geheimnisse nach.
Doch es ist ein altes Gesetz: Ich schweig' und verehre;
Denn der Könige Zwist*) büßten die Griechen, wie ich.

XX.

Zieret Stärke den Mann und freies, muthiges Wesen,
O, so ziemet ihm fast tiefes Geheimniß noch mehr.
Städtebezwingerin Du, Verschwiegenheit! Fürstin der Völker!
Theure Göttin, die mich sicher durchs Leben geführt,
Welches Schicksal erfuhr' ich! Es löset scherzend die Muse,
Amor leiset, der Schalk, mir den verschlossenen Mund.
Ach, schon wird es so schwer, der kleinen Schande verbergen!
Weder die Krone bedeckt, weder ein phrygischer Bund
Midas' verlängertes Ohr; der nächste Diener entdeckt es,**)
Und ihm ängstet und drückt gleich das Geheimniß die Brust.
In die Erde vergrub' er es gern, um sich zu erleichtern:
Doch die Erde verwahrt solche Geheimnisse nicht;
Rohre sprießen hervor und rauschen und lispeln im Winde:
Midas, Midas der Fürst, trägt ein verlängertes Ohr!
Schwerer wird es nun mir, ein schönes Geheimniß zu wahren;
Ach, den Lippen entquillt Fülle des Herzens so leicht!
Keiner Freundin darf ich's vertrauen, — sie möchte mich schelten —
Keinem Freunde, — vielleicht brächte der Freund mir Gefahr.
Mein Entzücken dem Hain, dem schallenden Felsen zu sagen,
Bin ich endlich nicht jung, bin ich nicht einsam genug.

*) Reminiscenz an Horaz. Epist. I, 2, 14. Quidquid delirant reges, plectuntur Achivi.

**) Vgl. Ovid, Metamorph. XI, 93 u. ff.

Dir, Hexameter, Dir, Pentameter, sei es vertrauet,
Wie sie des Tags mich erfreut, wie sie des Nachts mich beglückt.
Sie, von vielen Männern gesucht, vermeidet die Schlingen,
Die ihr der Kühnere frech, heimlich der Listige legt;
Klug und zierlich schlüpft sie vorbei und kennet die Wege,
Wo sie der Liebste gewiß lauschend begierig empfängt.
Zaudre, Luna, sie kommt! damit sie der Nachbar nicht sehe;
Rausche, Lüftchen, im Laub! Niemand vernehme den Tritt!
Und Ihr, wachset und blüht, geliebte Lieder, und wieget
Euch im leisesten Hauch lauer und liebender Luft,
Und entdeckt den Tuniken, wie jene Rohre geschwätzig,
Eines glücklichen Paars schönes Geheimniß zuletzt!

IX. 2

Elegien.

II.

Bilder ſo wie Leidenſchaften
Mögen gern am Liebe haften.

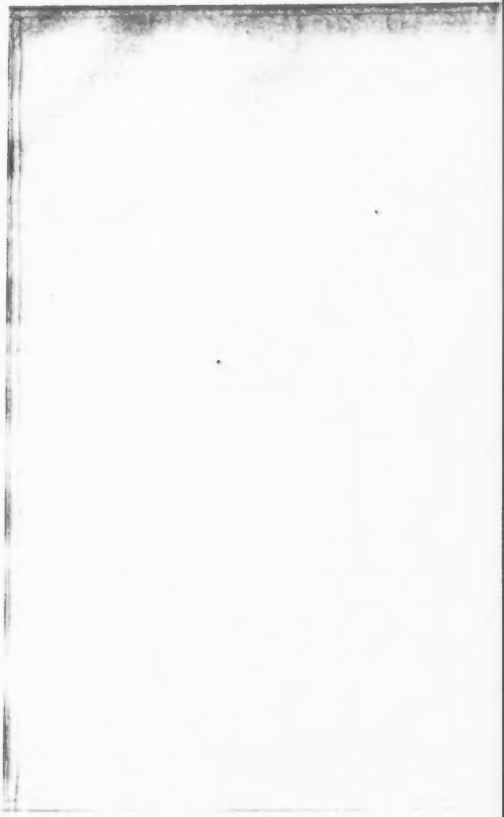

Alexis und Dora.*)

Ach! unaufhaltsam strebet das Schiff mit jedem Momente
Durch die schäumende Fluth weiter und weiter hinaus!
Langhin furcht sich die Gleise des Kiels, worin die Delphine
Springend folgen, als stöb' ihnen die Beute davon.
Alles deutet auf glückliche Fahrt: der ruhige Bootsmann
Ruckt am Segel gelind, das sich für Alle bemüht;
Vorwärts dringt der Schiffenden Geist wie Flaggen und Wimpel;
Einer nur steht rückwärts traurig gewendet am Mast,
Sieht die Berge schon blau, die scheidenden, sieht in das Meer sie
Niedersinken; es sinkt jegliche Freude vor ihm.
Auch Dir ist es verschwunden, das Schiff, das Deinen Alexis,
Dir, o Dora, den Freund, ach! Dir den Bräutigam raubt.

---

*) Sämmtliche Elegien gehören den Jahren 1795 bis 1798 an; diese, die zweitälteste von allen und bereits im Mai des zuerst genannten Jahres gedichtet, wurde zuerst in Schiller's Musenalmanach für 1797 mitgetheilt, indessen später, wie auch alle übrigen, für die Ausgabe von 1800 noch ein Mal umgearbeitet. — Vor ihrem Erscheinen war sie bereits Schiller und Wilhelm von Humboldt mitgetheilt, und der Briefwechsel mit dem Ersteren gab Goethe Gelegenheit, einige Motive und Situationen zu vertheidigen, die von verschiedenen Seiten als bedenklich bezeichnet waren. Gegen den Vorwurf, daß die Eifersucht bei Alexis zu schnell auf das Gefühl des reinen Liebesglücks folge, wendet er einmal ein, daß wirklich jedes unerwartete und unverdiente Liebesglück die Furcht des Verlustes unmittelbar auf der Ferse nach sich ziehe, andererseits, daß die Idylle durchaus einen pathetischen Gang habe, und also das Leidenschaftliche bis gegen das Ende gesteigert werden müsse. — Das andere Bedenken bezog sich darauf, ob es angemessen sei, Alexis mit einem Bündel zu beschweren (vgl. V. 61). Goethe setzt, nachdem er die Sache selbst mit der Pietät des Sohnes gegen die Mutter und mit dem einfachen Charakter der Zeit vertheidigt hat, in die er den Leser versetzen will, noch Folgendes hinzu: „Wenn man sieht, daß man nie ins Ganze wirken kann, und daß die Leser immer am Einzelnen hängen, vergebt Einem Lust und Muth, sie mit seinen ästhetischen Gründen bekannt zu machen." (Vgl. Goethe-Schiller'scher Briefwechsel I, 151, 158, 174, 176.)

Auch Du blickest vergebens nach mir. Noch schlagen die Herzen
Für einander, doch, ach! nun an einander nicht mehr.
Einziger Augenblick, in welchem ich lebte! Du wiegest
Alle Tage, die sonst kalt mir verschwindenden, auf.
Ach! nur im Augenblick, im letzten, stieg mir ein Leben
Unvermuthet in Dir wie von den Göttern herab.
Nur umsonst verklärst Du mit Deinem Lichte den Aether;
Dein allleuchtender Tag, Phöbus, mir ist er verhaßt.
In mich selber kehr' ich zurück; da will ich im Stillen
Wiederholen die Zeit, als sie mir täglich erschien.
War es möglich, die Schönheit zu sehn und nicht zu empfinden?
Wirkte der himmlische Reiz nicht auf Dein stumpfes Gemüth?
Klage Dich, Armer, nicht an! — So legt der Dichter ein Räthsel,
Künstlich mit Worten verschränkt, oft der Versammlung ins Ohr.
Jeden freuet die seltne, der zierlichen Bilder Verknüpfung;
Aber noch fehlet das Wort, das die Bedeutung verwahrt.
Ist es endlich entdeckt, dann heitert sich jedes Gemüth auf
Und erblickt im Gedicht doppelt erfreulichen Sinn.
Ach! warum so spät, o Amor, nahmst Du die Binde,
Die Du uns Aug' mir geknüpft, nahmst sie zu spät mir hinweg!
Lange schon harrte betrachtet das Schiff auf günstige Lüfte;
Endlich strebte der Wind glücklich vom Ufer ins Meer.
Leere Zeiten der Jugend und leere Träume der Zukunft!
Ihr verschwindet, es bleibt einzig die Stunde mir nur.
Ja, sie bleibt, es bleibt mir das Glück! ich halte Dich, Dora!
Und die Hoffnung zeigt, Dora, Dein Bild mir allein.
Oefter sah ich zum Tempel Dich gehn, geschmückt und gesittet,
Und das Mütterchen ging feierlich neben Dir her.
Eilig warst Du und frisch, zu Markte die Früchte zu tragen,
Und vom Brunnen, wie kühn wiegte Dein Haupt das Gefäß!
Da erschien Dein Hals, erschien Dein Nacken vor Allen,
Und vor Allen erschien Deiner Bewegungen Maß.
Oftmals hab' ich gefeuert, es möchte der Krug Dir entstürzen;
Doch er hielt sich stät auf dem geringelten Tuch.
Schöne Nachbarin, ja, so war ich gewohnt Dich zu sehen,
Wie man die Sterne sieht, wie man den Mond sich bekannt,
Sich an ihnen erfreut, und innen im ruhigen Busen
Nicht der entfernteste Wunsch, sie zu besitzen, sich regt.
Jahre, so gingt Ihr dahin! Nur zwang Schritte getrennet
Waren die Häuser, und nie hab' ich die Schwelle berührt.
Und nun trennt uns die gräßliche Flut! Du lügst nur den Himmel,
Welle! Dein herrliches Blau ist mir die Farbe der Nacht.

Alles rührte sich schon; da kam ein Knabe gelaufen
An mein väterlich Haus, rief mich zum Strande hinab:
Schon erbebt sich das Segel, es flattert im Winde, so sprach er,
Und gelichtet mit Kraft trennt sich der Anker vom Sand;
Komm, Alexis, o komm! Da drückte der wackere Vater
Würdig die segnende Hand mir auf das lockige Haupt;
Sorglich reichte die Mutter ein nachbereitetes Bündel;
Glücklich kehre zurück! riefen sie, glücklich und reich!
Und so sprang ich hinweg, das Bündelchen unter dem Arme,
An der Mauer hinab, fand an der Thüre Dich stehn
Deines Gartens. Du lächeltest mir und sagtest: Alexis!
Sind die Lärmenden dort Deine Gesellen der Fahrt?
Fremde Küsten besuchest Du nun, und köstliche Waaren
Handelst Du ein und Schmuck reichen Matronen der Stadt.
Aber bringe mir auch ein leichtes Kettchen! ich will es
Dankbar zahlen; so oft hab' ich die Zierde gewünscht!
Stehen war ich geblieben und fragte nach Weise des Kaufmanns
Erst nach Form und Gewicht Deiner Bestellung genau.
Gar bescheiden erwogst Du den Preis! Da blickt' ich indessen
Nach dem Halse, des Schmucks unserer Königin werth.
Heftiger tönte vom Schiff das Geschrei; da sagtest Du freundlich:
Nimm aus dem Garten noch einige Früchte mit Dir!
Nimm die reifsten Orangen, die weißen Feigen; das Meer bringt
Keine Früchte, sie bringt jegliches Land nicht hervor.
Und so trat ich herein. Du brachst nun die Früchte geschäftig,
Und die goldene Last zog das geschürzte Gewand.
Oefters bat ich, es sei nun genug; und immer noch eine
Schönere Frucht fiel Dir, leise berührt, in die Hand.
Endlich kamst Du zur Laube hinan; da fand sich ein Körbchen,
Und die Myrte bog blühend sich über uns hin.
Schweigend begannest Du nun geschickt die Früchte zu ordnen:
Erst die Orange, die schwer ruht als ein goldener Ball,
Dann die weichliche Feige, die jeder Druck schon entstellet;
Und mit Myrte bedeckt ward und geziert das Geschenk.
Aber ich hob es nicht auf; ich stand. Mir sahen einander
In die Augen, und mir ward vor dem Auge so trüb.
Deinen Busen fühlt' ich an meinem! Den herrlichen Nacken,
Ihn umschlang nun mein Arm; tausendmal küßt' ich den Hals.
Mir sank über die Schulter Dein Haupt; nun knüpften auch Deine
Lieblichen Arme das Band um den Beglückten herum.
Amor's Hände fühlt' ich: er drückt' uns gewaltig zusammen,
Und aus heiterer Luft donnert' es dreimal; da floß

Häufig die Thräne vom Aug' mir herab: Du weintest, ich weinte,
Und vor Jammer und Glück schien uns die Welt zu vergehn.
Immer heftiger rief es am Strand; da wollten die Füße
Mich nicht tragen, ich rief: Dora! und bist Du nicht mein?
Ewig! sagtest Du leise. Da schienen unsere Thränen
Wie durch göttliche Luft leise vom Auge gehaucht.
Näher rief es: Alexis! Da blickte der suchende Knabe
Durch die Thüre herein. Wie er das Körbchen empfing!
Wie er mich trieb! Wie ich Dir die Hand noch drückte! — Zu Schiffe
Wie ich gekommen? Ich weiß, daß ich ein Trunkner schien.
Und so hielten mich auch die Gesellen, schonten den Kranken;
Und schon deckte der Hauch trüber Entfernung die Stadt.
Ewig! Dora, lispeltest Du; mir schallt es im Ohre
Mit dem Donner des Zeus! Stand sie doch neben dem Thron,
Seine Tochter, die Göttin der Liebe; die Grazien standen
Ihr zur Seiten! Er ist götterbekräftigt, der Bund!
O, so eile denn, Schiff, mit allen günstigen Winden!
Strebe, mächtiger Kiel, trenne die schäumende Fluth!
Bringe dem fremden Hafen mich zu, damit mir der Goldschmied
In der Werkstatt gleich ordne das himmliche Pfand!
Wahrlich! zur Kette soll das Kettchen werden, o Dora!
Nunmal umgebe sie Dir locker gewunden den Hals!
Ferner schaff' ich noch Schmuck, den mannichfaltigsten; goldne
Spangen sollen Dir auch reichlich verzieren die Hand!
Da wetteifre Rubin und Smaragd, der liebliche Saphir
Stelle dem Hyacinth sich gegenüber, und Gold
Halte das Edelgestein in schöner Verbindung zusammen!
O, wie den Bräutigam freut einzig zu schmücken die Braut!
Seh' ich Perlen, so denk' ich an Dich; bei jeglichem Ringe
Kommt mir der länglichen Hand schönes Gebild in den Sinn.
Tauschen will ich und kaufen; Du sollst das Schönste von Allem
Wählen; ich widmete gern alle die Ladung nur Dir.
Doch nicht Schmuck und Juwelen allein verschafft Dein Geliebter:
Was ein häusliches Weib freuet, das bringt er Dir auch.
Feine wollene Decken mit Purpursäumen, ein Lager
Zu bereiten, das uns traulich und weichlich umfängt,
Köstlicher Leinwand Stücke. Du sitzest und nähest und kleidest
Mich und Dich und auch wol noch ein Drittes darein.
Bilder der Hoffnung, täuschet mein Herz! O mäßiget, Götter,
Diesen gewaltigen Brand, der mir den Busen durchtobt!
Aber auch nie verlang' ich zurück, die schmerzliche Freude,

Wenn die Sorge ſich kalt, gräßlich gelaſſen, mir naht.
Nicht der Erinnyen Fackel, das Bellen der hölliſchen Hunde
Schreckt den Verbrecher ſo in der Verzweiflung Gefild,
Als das gelaſſne Geſpenſt mich ſchreckt, das die Schöne von fern mir
Zeiget: die Thüre ſteht wirklich des Gartens noch auf!
Und ein Anderer kommt! Für ihn auch fallen die Früchte!
Und die Feige gewährt ſtärkenden Honig auch ihm!
Lockt ſie auch ihn nach der Laube? Und ſolat er's, macht mich, Ihr Götter,
Blind, verwiſchet das Bild jeder Erinnrung in mir!
Ja, ein Mädchen iſt ſie! und die ſich geſchwinde dem Einen
Giebt, ſie kehret ſich auch ſchnell zu dem Andern herum.
Lache nicht diesmal, Zeus, der frech gebrochenen Schwüre!
Donnere ſchrecklicher! Triff! — Halte die Blitze zurück!
Sende die ſchwankenden Wolken mir nach! Im nächtlichen Dunkel
Treffe Dein leuchtender Blitz dieſen unglücklichen Mann!
Streue die Planken umher und gieb der tobenden Welle
Dieſe Waaren, und mich gieb den Delphinen zum Raub! —
Nun, Ihr Musen, a nun! Vergebens ſtrebt Ihr zu ſchulden,
Wie ich Jammer und Glück wechſeln in liebender Bruſt.
Heilen könnet die Wunden Ihr nicht, die Amor geſchlagen;
Aber Linderung kommt einzig, Ihr Guten, von Euch.

Der neue Pauſias und ſein Blumenmädchen.*)

Pauſias von Sicyon, der Maler, war als Jüngling in Glyceren, ſeine Mitbürgerin, verliebt, welche Blumenkränze zu winden einen ſehr erfinderiſchen Geiſt hatte. Sie wetteiferten mit einander, und er brachte die Nachahmung der Blumen zur größten Mannichfaltigkeit. Endlich malte er ſeine Geliebte, ſitzend, mit einem Kranze beſchäftigt. Dieſes Bild wurde für eins ſeiner beſten gehalten und die Kranzwinderin oder Kranzhändlerin genannt, weil Glycere ſich auf dieſe Weiſe als ein armes Mädchen ernährt hatte. Lucius Lucullus kaufte eine Copie in Athen für zwei Talente. Plinius B. XXXV, C. XI. S. 40.

Sie.

Schütte die Blumen nur her zu meinen Füßen und Deinen!
Welch ein chaotiſches Bild holder Verwirrung Du ſtreuſt!

*) Die erſte Erwähnung des Gedichtes im Goethe-Schiller'ſchen Briefwechſel geſchieht am 26. Mai 1797; indeſſen iſt Goethe offenbar ſchon einige Zeit vorher mit demſelben beſchäftigt geweſen; die erſte Veröffentlichung erfolgte in Schiller's Muſenalmanach für 1798. — Der von Goethe ſelbſt zitirten Stelle aus Plinius fügen wir nur noch hinzu, daß Pauſias etwa um 340 vor Chriſto lebte, von demſelben Lehrer wie Apelles unterrichtet und nicht allein an ſich.

Er.

Du erscheinest als Liebe, die Elemente zu knüpfen;
Wie Du sie bindest, so wird nun erst ein Leben daraus.

Sie.

Sanft berühre die Rose, sie bleib' im Körbchen verborgen!
Wo ich Dich finde, mein Freund, öffentlich reich' ich sie Dir.

Er.

Und ich thu', als kennt' ich Dich nicht, und danke Dir freundlich;
Aber dem Gegengeschenk weichet die Geberin aus.

Sie.

Reiche die Hyacinthe mir nun und reiche die Nelke,
Daß die frühe zugleich neben der späteren sei.

Er.

Laß' im blumigen Kreise zu Deinen Füßen mich sitzen,
Und ich fülle den Schooß Dir mit der lieblichen Schaar.

Sie.

Reiche den Faden mir erst! dann sollen die Gartenverwandten,
Die sich von ferne nur sahn, neben einander sich freun.

Er.

Was bewundr' ich zuerst? was zieht? die herrlichen Blumen?
Oder der Finger Geschick? oder der Wählerin Geist?

Sie.

Gieb auch Blätter, den Glanz der blendenden Blumen zu mildern;
Auch das Leben verlangt ruhige Blätter im Kranz.

Er.

Sage, was wählst Du so lange bei diesem Strauße? Gewiß ist
Dieser Jemand geweiht, den Du besonders bedenkst.

Sie.

Hundert Sträuße vertheil' ich des Tags und Kränze die Menge;
Aber den schönsten doch bring' ich am Abende Dir.

---

sondern auch wegen mancher Erfindungen in der Kunst berühmt war. Plinius berichtet von ihm, daß er der Erste gewesen sei, der auch Plafonds und Wände gemalt habe; interessirt hat uns Goethe natürlich nur an Pausias als Blumenmaler erinnert, da er ihn nun nach dieser Seite hin mit dem neuen Pausias, dem Dichter, in Verbindung bringen wollte.

Er.

Ach, wie wäre der Maler beglückt, der dieſe Gewinde
Malte, das blumige Feld, ach! und die Göttin zuerſt!

Sie.

Aber doch mäßig beglückt iſt der, mich dünkt, der am Boden
Hier ſitzt, dem ich den Kuß reichend noch glücklicher bin.

Er.

Ach, Geliebte, noch einen! Die neidiſchen Lüfte des Morgens
Nahmen den erſten ſogleich mir von den Lippen hinweg.

Sie.

Wie der Frühling die Blumen mir giebt, ſo geb' ich die Küſſe
Gern dem Geliebten, und hier ſei mit dem Kuſſe der Kranz!

Er.

Hätt' ich das hohe Talent des Pauſias glücklich empfangen,
Nachzubilden den Kranz wär' ein Geſchäfte des Tags.

Sie.

Schön iſt er wirklich. Sieh ihn nur an! Es wechſeln die ſchönſten
Kinder Florens um ihn bunt und gefällig den Tanz.

Er.

In die Kelche verſenkt' ich mich dann und erſchöpfte den ſüßen
Zauber, den die Natur über die Kronen ergoß.

Sie.

Und ſo fänd' ich am Abend noch friſch den gebundenen Kranz hier;
Unverwelklich ſpräch' uns von der Tafel er an.

Er.

Ach, wie fühl' ich mich arm und unvermögend! wie wünſcht' ich
Feſtzuhalten das Glück, das mir die Augen verſengt!

Sie.

Unzufriedener Mann! Du biſt ein Dichter, und neideſt
Jenes Alten Talent? Brauche das Deinige doch!

Er.

Und erreicht wol der Dichter den Schmelz der farbigen Blumen?
Neben Deiner Geſtalt bleibt nur ein Schatten ſein Wort!

Sie.

Aber vermag der Maler wol auszudrücken: Ich liebe!
Nur Dich lieb' ich, mein Freund, lebe für Dich nur allein!

Er.

Ach! und der Dichter selbst vermag nicht zu sagen: Ich liebe!
Wie Du, himmlisches Kind, süß mir es schmeichelst ins Ohr.

Sie.

Viel vermögen sie Beide; doch bleibt die Sprache des Kusses
Mit der Sprache des Blicks nur den Verliebten geschenkt.

Er.

Du vereinigst Alles; Du dichtest und malest mit Blumen:
Florens Kinder sind Dir Farben und Worte zugleich.

Sie.

Nur ein vergängliches Werk entwindet der Hand sich des Mädchens
Jeden Morgen; die Pracht welkt vor dem Abende schon.

Er.

Auch so geben die Götter vergängliche Gaben und locken
Mit erneutem Geschenk immer die Sterblichen an.

Sie.

Hat Dir doch kein Strauß, kein Kranz des Tages gefehlet
Seit dem ersten, der Dich mir so von Herzen verband.

Er.

Ja, noch hängt er zu Hause, der erste Kranz, in der Kammer,
Welchen Du mir, den Schmaus lieblich umwandelnd, gereicht.

Sie.

Da ich den Becher Dir kränzte, die Rosenknospe hineinfiel,
Und Du tranktest und riefst: Mädchen, die Blumen sind Gift!

Er.

Und dagegen Du lachtest: Sie sind voll Honig, die Blumen;
Aber die Biene nur findet die Süßigkeit aus.

Sie.

Und der rohe Timanth erzürnt mich und sagte: Die Hummeln
Forschen des herrlichen Kelchs süße Geheimnisse wel!

Er.

Und Du wandteſt Dich weg und wollteſt fliehen: es ſtürzten
Vor dem tärpiſchen Mann Körbchen und Blumen hinab.

Sie.

Und Du rieſſt ihm gebietend: Das Mädchen laſſ' nur! die Sträuße
So wie das Mädchen ſelbſt ſind für den feineren Sinn.

Er.

Aber feſter hielt er Dich nur; es grinſte der Lacher,
Und Dein Kleid zerriß oben vom Nacken herab.

Sie.

Und Du warſt in begeiſterter Wuth den Becher hinüber,
Daß er am Schädel ihm, häßlich vergeſſen, erklang.

Er.

Wein und Zorn verblendeten mich; doch ſah ich den weißen
Nacken, die herrliche Bruſt, die Du bedeckteſt, im Blid.

Sie.

Welch ein Getümmel ward und ein Aufſtand! Purpurn das Blut lief,
Mit dem Weine vermiſcht, gräulich dem Gegner vom Haupt.

Er.

Dich nur ſah ich, nur Dich am Boden kniend, verdrießlich;
Mit der einen Hand breitſt das Gewand Du hinauf.

Sie.

Ach, da flogen die Teller nach Dir! Ich ſorgte, den edlen
Fremdling träfe der Wurf kreiſend geſchwungnen Metalls.

Er.

Und doch ſah ich nur Dich, wie raſch mit der anderen Hand Du
Körbchen, Blumen und Kranz ſammelteſt unter dem Stuhl.

Sie.

Schützend trateſt Du vor, daß nicht mich verletzte der Zufall
Oder der zornige Wirth, weil ich das Mahl ihm geſtört.

Er.

Ja, ich erinnre mich noch; ich nahm den Teppich, wie Einer,
Der auf dem linken Arm gegen den Stier ihn bewegt.

Sie.

Ruhe gebot der Wirth und sinnige Freunde. Da schlüpft' ich
Sachte hinaus; nach Dir wendet' ich immer den Blick.

Er.

Ach, Du warst mir verschwunden! Vergebens sucht' ich in allen
Winkeln des Hauses herum so wie auf Straßen und Markt.

Sie.

Schamhaft blieb ich verborgen. Das unbescholtene Mädchen,
Sonst von den Bürgern geliebt, war nun das Märchen des Tags.

Er.

Blumen sah ich genug und Sträuße, Kränze die Menge:
Aber Du fehltest mir, aber Du fehltest der Stadt.

Sie.

Stille saß ich zu Hause. Da blätterte los sich vom Zweige
Manche Rose, so auch dorrte die Nelke dahin.

Er.

Mancher Jüngling sprach auf dem Platz: Da liegen die Blumen!
Aber die Liebliche fehlt, die sie verbände zum Kranz.

Sie.

Kränze band ich indessen zu Haus und ließ sie verwelken.
Siehst Du! da hangen sie noch neben dem Herde für Dich.

Er.

Auch so welkte der Kranz, Dein erstes Geschenk! Ich vergaß nicht
Ihn im Getümmel, ich hing neben dem Bett mir ihn auf.

Sie.

Abends betrachtet' ich mir die welkenden, saß noch und weinte,
Bis in der dunkelen Nacht Farbe nach Farbe verlosch.

Er.

Irrend ging ich umher und fragte nach Deiner Behausung;
Keiner der Eitelsten selbst konnte mir geben Bescheid.

Sie.

Keiner hat je mich besucht, und Keiner weiß die entlegne
Wohnung; die Größe der Stadt birget die Aermere leicht.

Er.

Irrend lief ich umher und flehte zur ſpähenden Sonne:
Zeige mir, mächtiger Gott, wo Du im Winkel ihr ſcheinſt!

Sie.

Große Götter hörten Dich nicht; doch Penia hört' es.
Endlich trieb die Noth nach dem Gewerbe mich aus.

Er.

Trieb nicht noch Dich ein anderer Gott, den Beſchützer zu ſuchen?
Hatte nicht Amor für uns wechſelnde Pfeile getauſcht?

Sie.

Spähend ſucht' ich Dich auf bei vollem Markt, und ich ſah Dich!

Er.

Und es hielt das Gedräng keines der Liebenden auf.

Sie.

Schnell wir theilten das Volk, wir kamen zuſammen, Du ſtandeſt,

Er.

Und Du ſtandeſt vor mir, ja! und wir waren allein,

Sie.

Mitten unter den Menſchen! ſie ſchienen nur Sträucher und Bäume,

Er.

Und mir ſchien ihr Getös nur ein Geriefel des Quells.

Sie.

Immer allein ſind Liebende ſich in der größten Verſammlung;
Aber ſind ſie zu Zwein, ſtellt auch der Dritte ſich ein.

Er.

Amor, ja! er ſchmückt ſich mit dieſen herrlichen Kränzen.
Schütte die Blumen nun doch fort, aus dem Schooße den Reſt!

Sie.

Nun, ich ſchüttle ſie weg, die ſchönen. In Deiner Umarmung,
Lieber, geht mir auch heut wieder die Sonne nur auf.

Euphrosyne.*)

Auch von des höchsten Gebirgs beeisten, nackigen Gipfeln
Schwindet Purpur und Glanz scheidender Sonne hinweg.
Lange verhüllt schon Nacht das Thal und die Pfade des Wanderers,
Der am tosenden Strom auf zu der Hütte sich sehnt,
Zu dem Ziele des Tags, der stillen, hirtlichen Wohnung;
Und der göttliche Schlaf eilet gefällig voraus,
Dieser holde Geselle des Reisenden. Daß er auch heute
Segnend krönte das Haupt mir mit dem heiligen Mohn!
Aber was leuchtet mir dort vom Felsen glänzend herüber
Und erhellet den Duft schäumender Ströme so hold?
Strahlt die Sonne**) vielleicht durch heimliche Spalten und Klüfte?
Denn kein irdischer Glanz ist es, der wandelnde, dort
Räder wälzt sich die Wolke, sie glüht. Ich staune dem Wunder!
Wird der rosige Strahl nicht ein bewegtes Gebild?
Welche Göttin nahet sich mir? und welche der Musen
Suchet den treuen Freund selbst in dem grausen Gefilde?
Schöne Göttin! enthülle Dich mir und täusche verschwindend
Nicht den begeisterten Sinn, nicht das gerührte Gemüth!
Nenne, wenn Du es darfst vor einem Sterblichen, Deinen
Göttlichen Namen! wo nicht, rege bedeutend mich auf,
Daß ich wähle, welche Du seist von den ewigen Lehrern
Jesus, und der Dichter heilende ernste Dich würdig im Lied!
„Nennst Du mich, Guter, nicht meine? Und kame diese Gestalt Dir,
Die Du doch sonst selbst, eben als ein fremdes Gebild?
Zwar der Erde gehör' ich nicht mehr, und trauernd entschwang sich
Schon der schaudernde Geist jugendlich frohem Genuß;

*) In einem Briefe aus Zürich vom 25. Oktober 1797 spricht Goethe zuerst die Absicht aus, das Fragment von sich verlorenen Manuscripten zu reinigen; indessen erhielt die Vollendung des Gedichtes erst am 15. Juni des folgenden Jahres und die erste Veröffentlichung in Schiller's Musenalmanach für 1798. Christiane Vulpius, geboren am 1. December 1765, war von Goethe's Bekanntschaft in Lauchstädt 1792 gewonnen, war am 12. September 1797 gestorben. Goethe hatte nach dem frühen Tode ihres Bruders sich lebhaft für ihre Ausbildung interessirt, und ebenso war Corona Schröter für dieselbe thätig gewesen. Diese Beziehungen wurden von dem alt-klassischen Gelehrten gedeutet, der Goethe gegen den Kunstsinn vertheidigt, gegen Anschauungen, die zuletzt allerdings auf einen Standpunkt führen, der eigentlich gegenstandslos ist. In dem Namen, wobei dem in der Natur, daß der letzte Akkord Dissonanz gegeben, in der er sie gelöst hatte, die bei Euphrosyne in der Zauberoper „Das Petermännchen." — Goethe, Sämmtliche W. 12). Im Jahre 1806 wurde sie in dem früher dem Fürsten Nikolaus gehörenden Garten, dem letzteren Eigenthum der Erbprinzessin Gemahlin, ein Denkmal gesetzt.

**) Glanz in ähnlicher Weise tritt Goethe in der „Zueignung" (S. 1) die Göttin der Wahrheit schildern werden.

Aber ich hoffte mein Bild noch feſt in des Freundes Erinnrung
Eingeſchrieben und noch ſchön durch die Liebe verklärt.
Ja, ſchon ſagt mir gerührt Dein Blick, mir ſagt es die Thräne:
Euphroſyne, ſie iſt noch von dem Freunde gekannt.
Sieh, die Scheidende zieht durch Wald und grauſes Gebirge,
Sucht den wandernden Mann, ach, in der Ferne noch auf,
Sucht den Lehrer, den Freund, den Vater, blickt noch einmal
Nach dem leichten Gerüſt irdiſcher Freuden zurück.*)
Laſſ' mich der Tage gedenken, da mich, das Kind, Du dem Spiele
Jener täuſchenden Kunſt reizender Muſen geweiht.
Laſſ' mich der Stunde gedenken und jedes kleineren Umſtands!
Ach, wer ruft nicht ſo gern Unwiederbringliches an!
Jenes ſüße Gedränge der leichteſten irdiſchen Tage,
Ach, wer ſchätzt ihn genug, dieſen vereilenden Werth!
Klein erſcheinet es nun, doch ach! nicht kleinlich dem Herzen;
Macht die Liebe, die Kunſt jegliches Kleine doch groß.
Denkſt Du der Stunde noch wol, wie auf dem Brettergeviere
Du mich der höheren Kunſt ernſtere Stufen geführt?
Knabe ſchien ich, ein rührendes Kind, Du nanntеſt mich Arthur,**)
Und belebteſt in mir britiſches Dichtergebild,
Drobteſt mit grimmiger Gluth den armen Augen und wandteſt
Selbſt den thränenden Blick, innig getäuſchet, hinweg.
Ach, da warſt Du ſo hold und ſchützteſt ein trauriges Leben,
Das die verwegene Flucht endlich dem Knaben entriß.
Freundlich faßteſt Du mich, den Zerſchmetterten, trugſt mich von dannen,
Und ich heuchelte lang', Dir an dem Buſen, den Tod.
Endlich ſchlug die Augen ich auf und ſah Dich in ernſte,
Stille Betrachtung verſenkt, über den Liebling geneigt.
Kindlich ſtrebt' ich empor und küßte die Hände Dir dankbar,
Reichte zum reinen Kuß Dir den gefälligen Mund,
Fragte: Warum, mein Vater, ſo ernſt? Und hab' ich gefehlet,
O, ſo zeige mir an, wie mir das Beſſre gelingt!

*) Hindeutung auf die theatraliſche Thätigkeit, welche Beide vereinigte.
**) König Johann von Shakeſpeare wurde im Winter 1791 aufgeführt. Goethe bemerkt bei dieſer Gelegenheit in den „Tag- und Jahresheften“: „Chriſtiane Neumann, als Arthur von mir unterrichtet, that wundervolle Wirkung; alle die Uebrigen mit ihr in Harmonie zu bringen, mußte meine Sorge ſein. Und ſo verfuhr ich von vorn herein, daß ich in jedem Stück den Vorzüglichſten zu bemerken und ihm die Andern anzubequemen ſuchte.“

Keine Mühe verdrießt mich bei Dir, und Alles und Jedes
Wiederhol' ich so gern, wenn Du mich leitest und lehrst.
Aber Du faßtest mich stark und drücktest mich fester im Arme,
Und es schauderte mir tief in dem Busen das Herz.
Nein, mein liebliches Kind! so rieth Du, Alles und Jedes,
Wie Du es heute gezeigt, zeig' es auch morgen der Stadt!
Rühre sie Alle, wie mich Du gerührt, und es fließen zum Beifall
Dir von dem trockensten Aug' herrliche Thränen herab.
Aber am Tiefsten traft Du doch mich, den Freund, der im Arzt Dich
Hält, den selber der Schein früherer Leiche geschreckt.
Ach, Natur, wie sicher und groß in Allem erscheinst Du!
Himmel und Erde beherrscht ewiges, festes Gesetz;
Jahre folgen auf Jahre, dem Frühlinge reichet der Sommer,
Und dem reichlichen Herbst traulich der Winter die Hand.
Felsen stehen gegründet, es stürzt sich das ewige Wasser
Aus der bewölkten Kluft schäumend und brausend hinab.
Fichten grünen so fort, und selbst die entlaubten Gebüsche
Hegen im Winter schon heimliche Knospen am Zweig.
Alles entflieht und vergeht nach Gesetz; doch über des Menschen
Leben, dem köstlichen Schatz, herrschet ein schwankendes Loos.
Nicht dem blühenden nickt der willig scheidende Vater,
Seinem trefflichen Sohn, freundlich vom Rande der Gruft;
Nicht der Jüngere schließt dem Aelteren immer das Auge,
Das sich willig gesenkt, traurig dem Schwächeren zu.
Oefter, ach, verkehrt das Geschick die Ordnung der Tage!
Hilflos klaget ein Greis Kinder und Enkel umsonst,
Steht, ein beschädigter Stamm, dem rings zerschmetterte Zweige
Um die Seiten umher strömende Schlossen gestreckt.
Und so, liebliches Kind, durchdrang mich die tiefe Betrachtung,
Als Du zur Leiche verstellt über die Arme mir hingst;
Aber freudig seh' ich Dich mir in dem Glanze der Jugend,
Vielgeliebtes Geschöpf, wieder am Herzen belebt,
Springe fröhlich dahin, vermuthet Knabe! Das Mädchen
Wächst zur Freude der Welt, mir zum Entzücken heran.
Immer strebe so fort, und Deine natürlichen Gaben
Bilde bei jedlichem Schritt steigenden Lebens die Kunst!
Sei mir lange zur Lust, und eh mein Auge sich schließet,
Wünsch' ich Dein schönes Talent glücklich vollendet zu sehn. —
Also sprachst Du, und nie vergaß ich der wichtigen Stunde;
Deutend entwickelt' ich mich an dem erhabenen Wort.

O, wie ſprach ich ſo gerne zum Volk die rührenden Reden,*)
Die Du, voller Gehalt, kindlichen Lippen vertraut!
O, wie bildet' ich mich an Deinen Augen und ſuchte
Dich im tiefen Gedräng ſtaunender Hörer heraus!
Doch dort wirſt Du nun ſein und ſtehn, und nimmer bewegt ſich
Euphroſyne hervor, Dir zu erheitern den Blick.
Du vernimmſt ſie nicht mehr, die Töne des wachſenden Zöglings.
Die Du zu liebendem Schmerz ſtrebe, ſo ſtrebe! geſtimmt.
Andere kommen und gehn; es werden Dir Andre gefallen;
Selbſt dem großen Talent drängt ſich ein größeres nach.
Aber Du, vergeſſe mich nicht! Wenn Eine Dir jemals
Sich im verwornen Geſchäft heiter entgegen bewegt,
Deinem Winke ſich fügt, an Deinem Lächeln ſich freuet
Und am Platze ſich nur, den Du beſtimmteſt, gefällt,
Wenn ſie Mühe nicht ſpart noch Fleiß, wenn thätig der Kräfte,
Selbſt bis zur Pforte des Grabs, freudiges Opfer ſie bringt,
Guter, dann gedenkeſt Du mein und ruſeſt auch ſpät noch:
Euphroſyne, ſie iſt wieder erſtanden vor mir!
Vieles ſagt' ich noch gern; doch ach, die Scheidende weilt nicht,
Wie ſie wollte; mich führt ſtreng ein gebietender Gott.
Lebe wohl! ſchon zieht mich's dahin in ſchwankendem Eilen.
Einen Wunſch nur vernimm, freundlich gewähre mir ihn:
Laſſ' nicht ungerühmt mich zu den Schatten hinabgehn!
Nur die Muſe gewährt einiges Leben dem Tod.
Denn geſtaltlos ſchweben umher in Perſephoneia's**)
Reiche maſſenweis Schatten vom Namen getrennt;
Wen der Dichter aber gerühmt, der wandelt, geſtaltet,
Einzeln, geſellet dem Chor aller Heroen ſich zu.
Freudig tret' ich einher, von Deinem Liede verkündet,
Und der Göttin Blick weilet gefällig auf mir.
Mild empfängt ſie mich dann und nennt mich; es winken die Hohen
Göttlichen Frauen mich an, immer die nächſten am Thron.
Penelopeia redet zu mir, die treuſte der Weiber,*
Auch Evadne, gelehnt auf den geliebten Gemahl.***)

*) Nicht, wie man es auch erklärt hat, auf Goethe's Prologe und Epiloge, ſondern auf ihre tragiſchen Rollen Klärchen im Egmont, Ophelia, Emilia Galotti, Prinzeſſin Eboli u. a. beziehlich.

**) Auch in der Odyſſee 11, 225 erſcheinen von Perſephoneia geſendet nur die Frauen.

***) Evadne ſtürzte ſich, als ihr Gatte Kapaneus, einer der Sieben vor Theben, verbrannt wurde, in den Scheiterhaufen.

Jüngere nahen ſich dann, zu früh herunter geſandte,
Und beklagen mit mir unſer gemeines Geſchick.
Wenn Antigone kommt, die ſchweſterlichſte der Seelen,
Und Polyxena, früh noch von dem bräutlichen Tod,*)
Seh' ich als Schweſtern ſie an und trete würdig zu ihnen;
Denn der tragiſchen Kunſt holde Geſchöpfe ſind ſie.
Bildete doch ein Dichter auch mich; und ſeine Geſänge,
Ja, ſie vollenden an mir, was mir das Leben verſagt."
Alſo ſprach ſie, und noch bewegte der liebliche Mund ſich
Weiter zu reden; allein ſchwirrend verſagte der Ton.
Denn aus dem Purpurgewölk, dem ſchwebenden, immer bewegten,
Trat der herrliche Gott Hermes gelaſſen hervor;
Mild erhob er den Stab und deutete; wallend verſchlangen
Wachſende Wolken im Zug beide Geſtalten vor mir.
Tiefer liegt die Nacht um mich her; die ſtürzenden Waſſer
Brauſen gewaltiger nun neben dem ſchlüpfrigen Pfad.
Unbezwingliche Trauer befällt mich, entkräftender Jammer,
Und ein mooſiger Fels ſtützet den Sinkenden nur.
Wehmuth reißt durch die Saiten der Bruſt; die nächtlichen Thränen
Fließen, und über dem Wald kündet der Morgen ſich an.

Das Wiederſehn.**)

Er.

Süße Freundin, noch einen, nur einen Kuß noch gewähre
Dieſen Lippen! Warum biſt Du mir heute ſo karg?
Geſtern blühte wie heute der Baum; wir wechſelten Küſſe
Tauſendfältig; dem Schwarm Bienen vergleicht Du ſie ja,
Wie ſie den Blüthen ſich nahn und ſaugen, ſchweben und wieder
Saugen, und lieblicher Ton ſüßen Genuſſes erſchallt.
Alle noch üben das holde Geſchäft. Und wäre der Frühling
Uns vorübergeflohn, eh ſich die Blüthe zerſtreut?

*) Polyxena wurde am Grabe des Achilles, der ihr Gatte hatte werden ſollen, geopfert.

**) Nicht, wie die Ausgabe von 1836 und nach ihr Düntzer II, 74 angeben, zuerſt 1800, ſondern ſchon 1796 in dem Muſenalmanach von Voß abgedruckt; vgl. Herzel S. 36), auch außerdem in der „Neuen Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften und Künſte", herausgegeben von Luk. 1796, S. 363 mitgetheilt. Der jetzige Text, von dem die beiden obengenannten nicht unbedeutend abweichen, wurde für die Ausgabe von 1800 hergeſtellt.

Sie.

Träume, lieblicher Freund, nur immer! rede von geſtern!
Gerne hör' ich Dich an, drücke Dich redlich ans Herz.
Geſtern, ſagſt Du? — Es war, ich weiß, ein köſtliches Geſtern;
Worte verklangen im Wort, Küſſe verdrängten den Kuß.
Schmerzlich war's, zu ſcheiden am Abende, traurig die lange
Nacht von geſtern auf heut, die den Getrennten gebot.
Doch der Morgen kehret zurück. Ach, daß mir indeſſen
Zehnmal, leider! der Baum Blüthen und Früchte gebracht!

Amyntas.*)

Nikias, trefflicher Mann, Du Arzt des Leibs und der Seele!
Krank, ich bin es fürwahr, aber Dein Mittel iſt hart.
Ach, mir ſchwanden die Kräfte dahin, dem Rathe zu folgen;
Ja, und es ſcheinet der Freund ſchon mir ein Gegner zu ſein
Widerlegen kann ich Dich nicht; ich ſage mir Alles,
Sage das härtere Wort, das Du verſchweigeſt, mir auch.
Aber ach, das Waſſer entſtürzt der Steile des Felſens
Raſch, und die Welle des Bachs halten Geſänge nicht auf.
Rafft nicht unaufhaltſam der Sturm? und wälzet die Sonne
Sich von dem Gipfel des Tags nicht in die Wellen hinab?
Und ſo ſpricht mir rings die Natur: Auch Du biſt, Amyntas,
Unter das ſtrenge Geſetz ehrner Gewalten gebeugt.
Runzle die Stirne nicht tiefer, mein Freund, und höre gefällig,
Was mich geſtern ein Baum dort an dem Bache gelehrt!
Wenig Aepfel trägt er mir nur, der ſonſt ſo beladne;
Sieh, der Epheu iſt ſchuld, der ihn gewaltig umgiebt.
Und ich faßte das Meſſer, das krummgebogene, ſcharfe,
Trennte ſchneidend und riß Ranke nach Ranken herab;
Aber ich ſchauderte gleich, als tief erſeufzend und kläglich
Aus den Wipfeln zu mir liſpelnde Klage ſich goß:
O, verletze mich nicht, den treuen Gartengenoſſen,
Dem Du als Knabe ſo früh manche Genüſſe verdankt!

*) „Ein Apfelbaum mit Epheu umwunden gab Anlaß zur Elegie Amyntas.“ So ſchreibt Goethe am 19. September 1797 aus Zürich. — Der erſte Abdruck im Schiller's Muſenalmanach für 1799. — Daß Theokrit ſeine elfte Idylle, den „Cyklopen“, an den Aeskleſchen Arzt Nikias richtet und mit dem Satze beginnt, daß es gegen die Liebe kein anderes Heilmittel als die Dichtkunſt gebe, iſt Goethe natürlich bekannt geweſen; indeſſen ſteht dies mit dem Inhalte ſeines eigenen Gedichtes kaum in irgend einem Zuſammenhange.

O, verletze mich nicht! Du reißest mit diesem Geflechte,
Das Du gewaltig zerstörst, grausam das Leben mir aus.
Hab' ich nicht selbst sie genährt und sanft sie herauf mir erzogen?
Ist wie mein eigenes Laub nicht mir das ihre verwandt?
Soll ich nicht lieben die Pflanze, die, meiner einzig bedürftig,
Still mit begieriger Kraft mir um die Seite sich schlingt?
Tausend Ranken wurzelten an, mit tausend und tausend
Fasern senket sie fest mir in das Leben sich ein.
Nahrung nimmt sie von mir; was ich bedürfte, genießt sie;
Und so saugt sie das Mark, sauget die Seele mir aus.
Nur vergebens nahr' ich mich noch; die gewaltige Wurzel
Sendet lebendigen Safts, ach, nur die Hälfte hinauf.
Denn der gefährliche Gast, der geliebteste, maßet bebende
Unterwegens die Kraft herrlicher Früchte sich an.
Nichts gelangt zur Krone hinauf; die äußersten Wipfel
Dorren, es dorret der Ast über dem Bache schon hin.
Ja, die Verrätherin ist's! sie schmeichelt mir Leben und Güter,
Schmeichelt die strebende Kraft, schmeichelt die Hoffnung mir ab,
Sie nur fühl' ich, nur sie, die Umschlingende, freue der Fesseln,
Freue des tödtenden Schmucks fremder Umlaubung mich nur.
Halte das Messer zurück, o Nikias! schone den Armen,
Der sich in liebender Lust, willig gezwungen, verzehrt!
Süß ist jede Verschwendung; o, laß' mich der schönsten genießen!
Wer sich der Liebe vertraut, hält er sein Leben zu Rath?

Hermann und Dorothea.*)

Also das wäre Verbrechen, daß einst Properz mich begeistert,
Daß Martial sich zu mir auch, der verwegne, gesellt?
Daß ich die Alten nicht hinter mir ließ, die Schule zu hüten,
Daß sie nach Latium gern mir in das Leben gefolgt?
Daß ich Natur und Kunst zu schaun mich treulich bestrebe,
Daß kein Name mich täuscht, daß mich kein Dogma beschränkt?
Daß nicht des Lebens bedingender Drang mich, den Menschen, verändert,
Daß ich der Heuchelei dürftige Maske verschmäht?

*) Am 6. Dezember 1796 schickte Goethe dieses Gericht an Schiller und wahrscheinlich auch an Knebel. (Vgl. die betreffenden Briefwechsel.) Der Erstere widerrieth die unmittelbare Veröffentlichung, weil die Gemüther noch in Folge der (vor 2 Monaten) erschienenen Xenien verbärtet seien, und so verschob denn Goethe dieselbe bis auf die Herausgabe seines gleichnamigen Epos im Herbste des nächsten Jahres.

Solcher Fehler, die Du, o Muſe, ſo emſig gepfleget,
Zeihet der Pöbel mich; Pöbel nur ſieht er in mir.*)
Ja, ſogar der Beſſere ſelbſt, gutmüthig und bieder,**)
Will mich anders; doch Du, Muſe, beſtehlt mir allein;
Denn Du biſt es allein, die noch mit die innere Jugend
Friſch erneueſt und ſie mir bis zu Ende verſprichſt.
Aber verdopple nunmehr, o Göttin, die heilige Sorgfalt!
Ach, die Scheitel umwallt reichlich die Locke nicht mehr:
Da bedarf man der Kränze, ſich ſelbſt und Andre zu täuſchen;
Kränzte doch Cäſar ſelbſt nur aus Bedürfniß das Haupt!
Haſt Du ein Lorbeerreis mir beſtimmt, ſo laſſ' es am Zweige
Weiter grünen und gieb einſt es dem Würdigern hin!
Aber Roſen winde genug zum häuslichen Kranze!
Bald als Lilie ſchlingt ſilberne Locke ſich durch.
Schüre die Gattin das Feuer, auf reinlichem Herde zu kochen!
Werfe der Knabe das Reis, ſpielend geſchäftig, dazu!
Laſſ' im Becher nicht fehlen den Wein! Geſprächige Freunde,
Gleichgeſinnte, herein! Kränze, ſie warten auf Euch.
Erſt die Geſundheit des Mannes, der, endlich vom Namen
Homeros***)
Kühn uns befreiend, uns auch ruft in die vollere Bahn!
Denn wer wagte mit Göttern den Kampf? und wer mit dem
Einen? —

*) Nach Düntzer (II, 76) mit ausdrücklicher Beziehung auf die gegen die Xenien gerichtete Schmähſchrift „Gegengeſchenk an die Eurelkoche in Jena und Weimar von einigen dankbaren Gäſten."

**) Schiller ſchreibt am 6. Dezember 1796 an Goethe: „Das Unangenehme an der Sache iſt dieſes, daß die wohlweiſen Herren Moderatiſten, ſo wenig ſie auch ein ſolches Produkt (wie das obige) in Schutz nehmen können, doch triumphiren und ſagen werden, daß unſer Angriff darauf gefuhrt habe, und daß das Skandal durch uns gegeben ſei."

***) F. A. Wolf (1758—1824) hatte zuerſt mit Sicherheit die in der Philologie allgemein anerkannte und nachher auch für andere Volkspoeſien angenommene Art und Weiſe des Entſtehens der Homeriſchen Gedichte dargelegt. Ihn hatte Goethe in Weimar in den erſten Tagen des Jahres 1796 bei W. von Humboldt kennen gelernt, und ein recht lebhafter Briefwechſel war auf die Bekanntſchaft gefolgt. Aus dieſem, der noch größtentheils nicht veröffentlicht auf der königlichen Bibliothek in Berlin liegt, iſt eine Stelle in einem Briefe vom 26. Dezember 1796 für das Vorliegende von Intereſſe. „Schon lange, ſchreibt Goethe, war ich geneigt, mich in dem epiſchen Fache zu verſuchen, und immer ſchreckte mich der hohe Begriff von Einheit und Untheilbarkeit der Homeriſchen Gedichte ab. Nunmehr, da Sie dieſe herrlichen Werke einer Familie zueignen, iſt die Kühnheit geringer, ſich in größere Geſellſchaft zu wagen und den Weg zu verfolgen, den Voß in ſeiner Luiſe ſo ſchön vorgezeichnet hat." — Daß Goethe ſpäter ſeine Anſicht über Homer wieder geändert hat, iſt für die Erklärung unſrer Stelle von keiner Wichtigkeit.

Doch Homeride zu sein, auch nur als letzter, ist schön.
Darum höret das neuste Gedicht! Noch einmal getrunken!
Euch besteche der Wein, Freundschaft und Liebe das Ohr!
Deutschen selber führ' ich Euch zu in die stillere Wohnung,
Wo sich, nah der Natur, menschlich der Mensch noch erzieht;
Uns begleite des Dichters Geist, der seine Luise
Rasch dem würdigen Freund, uns zu entzücken, verband.*)
Auch die traurigen Bilder der Zeit, sie führ' ich vorüber;
Aber es siege der Muth in dem gesunden Geschlecht!
Hab' ich Euch Thränen ins Auge gelockt und Lust in die Seele
Singend geflößt, so kommt, drücket mich herzlich ans Herz!
Weise denn sei das Gespräch! Uns lehret Weisheit am Ende
Das Jahrhundert; wen hat das Geschick nicht geprüft?
Blicket heiterer nun auf jene Schmerzen zurücke,
Wenn Euch ein fröhlicher Sinn Manches entbehrlich erklärt!
Menschen lernten wir kennen und Nationen; so lass't uns,
Unser eigenes Herz kennend, uns dessen erfreun!

*) Hindeutung auf den Schluß von Voß' Luise, wo die Trauung schon am Polterabend erfolgt.

X.

Herrmann und Dorothea.

Herrmann und Dorothea.*)

*) Unmittelbar nach der Beendigung von Wilhelm Meister's Lehrjahren, im September 1796, begann Goethe die Ausführung dieses Epos, zu dem er in kurzer Zeit den Plan ausgedacht und entwickelt hatte. Er hatte das Ganze ursprünglich auf sechs Gesänge angelegt, von denen Mitte Oktober bereits drei so gut wie fertig waren; aber bald nachher änderte er seine erste Absicht dahin um, daß aus jenen sechs Gesängen neun wurden, und auf einer Reise, die er im Januar des nächsten Jahres nach Leipzig unternahm, gelang ihm zunächst die vollständige Schematisirung und Anordnung des Stoffes. Jetzt ging die weitere Ausführung schnell vorwärts. Schon Anfangs März ist der vierte, Mitte April sind die vier folgenden Gesänge fertig, und am 3. Mai liest Schiller schon das Manuskript des letzten. Dieser und Wilhelm von Humboldt sind es überhaupt, welche das Entstehen und Weiterbilden der ganzen Dichtung mit dem größten Interesse verfolgt haben und nicht ohne Einfluß auf dieselbe geblieben sind. Schiller wirft in seinen Briefen an Goethe in dieser Zeit nicht selten theoretische Fragen über das Wesen des Epos und die Anforderungen auf, die man an diese Dichtungsgattung zu stellen habe, und es scheint, als wenn die gründlichen Erörterungen, welche schriftlich und mündlich angestellt wurden, mit dahin gewirkt haben, daß uns in Herrmann und Dorothea ein vollständig rein gehaltenes Muster einer bestimmten Dichtungsart vorliegt. Humboldt dagegen, so sehr er zwei Jahre später in seinen „Aesthetischen Versuchen" sich in eine kritische Prüfung und Analyse dieser Dichtung einläßt, hat damals seine spezielle Thätigkeit mehr auf das Metrische gerichtet und auf diesem Gebiete Goethe mit seinem Rathe unterstützt. — So erschien denn „Herrmann und Dorothea" im Oktober 1797, um, wie wol aus der sehr großen Menge bald nach einander erschienener Anzeigen hervorgeht, eine der am Meisten gelesenen, wenn auch für den Augenblick noch nicht ihrem vollen Werthe nach gewürdigten Dichtungen zu werden. Das Letztere geschah auch selbst bei den wirklich Urtheilsfähigen erst später, als die Theorien, wie sie Schiller in seinem Aufsatz „Ueber naive und sentimentalische Dichtung" bereits 1795 dargelegt hatte, zu allgemeinerer Geltung und tieferem Verständniß gelangten.

Für die Würdigung dessen, was Goethe geleistet hat, ist es nun vor Allem nöthig, die Quelle kennen zu lernen, aus der er den Stoff zu seiner Dichtung gewonnen hat; denn die Unbekanntschaft mit derselben könnte verleiten, ihr

einen höheren Werth beizulegen, als ihr in Wirklichkeit zukommt. Diese Quelle ist frühzeitig bekannt geworden; wenigstens wird sie im „Morgenblatt für gebildete Stände", 1809 Nr. 138, S. 551, bereits angegeben. Es ist „G. G. Göckingk's vollkommene Emigrationsgeschichte von denen aus dem Erzbisthum Salzburg vertriebenen und größtentheils nach Preußen gegangenen Lutheranern u. s. w. Frankfurt und Leipzig 1734." B. I, S. 671, deren Verfasser allerdings wieder ältere Schriften benutzt hat. „Ein Salzburgisches Mädchen, heißt es dort (nach Jördens in seinem Lexikon deutscher Dichter und Prosaisten 1811, B. 4, S. 215), „welches der Religion wegen Vater und Mutter verlassen hatte, zog mit ihren Landsleuten fort, ohne zu wissen, wie es ihr ergehen oder wo sie Gott hinführen würde. Als sie nun durch das Oettingische reisten, kam eines reichen Bürgers Sohn aus Altmühl zu ihr und fragte sie, wie es ihr im dasigen Lande gefalle? Sie gab zur Antwort: Herr, ganz wohl. — Er fuhr fort: ob sie denn bei seinem Vater wohl dienen wolle? — Sie antwortete: Gar gern; sie wolle treu und fleißig sein, wenn er sie in seine Dienste nehmen wolle. — Darauf erzählte sie ihm alle ihre Bauerarbeit, die sie verstünde; sie könne das Vieh füttern, die Kühe melken, das Feld bestellen, Heu machen und dergleichen mehr. Nun hatte der Vater diesen seinen Sohn oft angemahnt, daß er doch heirathen möchte, wozu er sich aber weder nie entschließen konnte. Da aber besagte Emigranten da durchzogen und er dieses Mädchens ansichtig ward, gefiel ihm dieselbe. Er ging daher zu seinem Vater, erinnerte denselben, wie er ihn so oft zum Heirathen angespornt, und entdeckte ihm dabei, daß er sich eine Braut ausgesucht hätte. Er bäte, daß der Vater ihm erlauben möge, dieselbe zu nehmen. Der Vater fragte, wer sie sei. Er gab ihm zur Antwort, es sei eine Salzburgerin, die ihm sehr wohl gefiele; wolle ihm nun der Vater nicht erlauben, dieselbe zu nehmen, so werde er auch niemals heirathen. Als nun der Vater nebst seinen Freunden und dem dazu gebetenen Prediger sich lange vergeblich bemüht hatten, ihm Solches aus dem Sinne zu reden, es ihm aber endlich doch zugaben, so stellte er seinem Vater die Salzburgerin vor. Das Mädchen aber wußte von nichts Anderem, als daß man sie zu einer Dienstmagd verlange, und in dieser Meinung ging sie mit dem jungen Menschen nach dem Hause seines Vaters. Der Vater hingegen stund in den Gedanken, sein Sohn habe der Salzburgerin sein Herz schon eröffnet. Daher fragte er sie, wie ihr denn sein Sohn gefiele, und ob sie ihn denn wol heirathen wolle. Weil sie nun nichts wußte, so glaubte sie, man wolle sie äffen, und sagte daher, man solle sie nur nicht so foppen; zu einer Magd habe man sie verlangt, und deswegen wäre sie mit seinem Sohne gegangen; wolle man sie nun dazu annehmen, so werde sie allen Fleiß und Treue beweisen und ihr Brod schon verdienen; aber foppen lasse sie sich nicht. Der Vater aber blieb dabei, daß es sein Ernst sei, und der Sohn entdeckte ihr jetzt die wahre Ursach, warum er sie in seines Vaters

Haus gebracht; er habe nämlich ein herzliches Verlangen, ſie zu heirathen. Das Mädchen ſah ihn darauf an, ſchwieg ein klein Weniz und ſagte darauf, wenn es denn ſein Ernſt wäre, daß er ſie haben wolle, ſo ſei ſie es auch zufrieden, und ſie werde ihn halten wie ihr Auge im Kopfe. Der Sohn reichte ihr jetzt ein Eheyfand; ſie aber griff ſofort in ihn Buſen, zog einen Beutel heraus, in welchem ſich zweihundert Dukaten befanden, und ſagte, ſie wolle ihm hiemit auch einen Mahlſchaz geben. So war alſo die Verlobung richtig."

So hat eine an ſich ganz unbedeutende Erzählung Goethe Veranlaſſung geboten, ſeine dichteriſche Schöpfungskraft aufs Herrlichſte zu bethätigen; denn daß Alles, was in Hermann und Dorothea von poetiſchem Werthe iſt, erſt durch ihn geſchaffen wurde, bedarf wol keines Nachweiſes. Wenn es demnach auch wahrſcheinlich iſt, daß er auch durch irgend einen verwandten Stoff zu einer gleich bedeutenden Dichtung hätte angeregt werden können, ſo iſt doch andererſeits nicht zu verkennen, daß ſich die Begabung des Dichters weſentlich ſchon in der Wahl des geeigneten Stoffes zeigt. Jedenfalls aber iſt es unmotivirt, in Goethe's Intereſſe darüber unwillig zu ſein, daß dieſe Quelle überhaupt aufgeſucht und aufgefunden worden iſt; denn ſelbſt der verſtändnißvolle Beurtheiler gewinnt erſt durch die Kenntniß derſelben den richtigen Maßſtab für den Werth der Goetheſchen Dichtung. — Die gleiche Freiheit und Selbſtſtändigkeit der Behandlung, die Goethe dieſer ſeiner Quelle gegenüber bewahrt hat, zeigt ſich auch im Verhältniß zu derjenigen Dichtung, die man häufig als das Vorbild für die vorliegende angeſehen hat. Dreizehn Jahre vor dieſer war „Luiſe" von J. H. Voß erſchienen, für die Goethe nicht allein in der Elegie „Hermann und Dorothea", ſondern auch ſonſt (vgl. „Kampagne in Frankreich") die größte Anerkennung ausgeſprochen hat. Aber es iſt augenſcheinlich und auch bereits vielfältig erörtert und anerkannt, wie weit er die Voſſiſche Dichtung übertroffen und ſich ſelbſt zu einer höheren Gattung der Poeſie erhoben hat. Wenn ſich das Letztere beſonders darin ausſpricht, daß er die gewaltigen Begebenheiten der franzöſiſchen Revolution in ihrer Einwirkung auf die kleinen Verhältniſſe des bürgerlichen Lebens zeigt, ſo treten außerdem als beſondere Vorzüge des Goethe'ſchen Epos im Gegenſatz zu der Voſſiſchen Idylle noch die plaſtiſche Sicherheit hervor, mit der die Charaktere erfunden und bis ans Ende durchgeführt ſind, und ebenſo die Freiheit von allen ſubjektiven und zufälligen Beimiſchungen, die in der älteren Dichtung keineswegs vermieden ſind.

Es bleibt, da es nicht unſere Abſicht ſein kann, das eben Geſagte weiter auszuführen, nur noch übrig, von dem Zuſtand des Textes, in welchem wir unſre Dichtung beſitzen, und den etwaigen Veränderungen zu berichten, welche mit demſelben vorgenommen ſind. Es hat ſich indeſſen hier, obgleich ſowol von der urſprünglichen Verlagshandlung (F. Vieweg der Aeltere in Berlin, deſſen Firma 1799 nach Braunſchweig überſiedelte) wie von der Cotta'ſchen außer-

ordentlich viele Einzelausgaben veranſtaltet wurden, die Sache noch verhältnißmäßig günſtig geſtaltet. Nachdem der urſprüngliche Text noch einmal einer Reviſion unterzogen und namentlich metriſche Veränderungen in ihm vorgenommen worden (wahrſcheinlich durch W. von Humboldt und Brinkmann; vgl. Goethe-Schiller'ſcher Briefwechſel III, 75), iſt derſelbe ſeit 1806 in den Geſammtausgaben, die wir allein berückſichtigen können, im Großen und Ganzen unverändert geblieben, wenn auch einige Fehler bei allen gemeinſchaftlich, andere in dieſer oder jener Ausgabe Eingang gefunden haben. Wir verweiſen hierüber auf das Verzeichniß am Schluſſe dieſes Bandes.

Kalliope.

Schicksal und Antheil.

„Hab' ich den Markt und die Straßen doch nie so einsam gesehen!
Ist doch die Stadt wie gekehrt, wie ausgestorben! Nicht funfzig,
Däucht mir, blieben zurück von allen unsern Bewohnern.
Was die Neugier nicht thut! So rennt und läuft nun ein Jeder,
Um den traurigen Zug der armen Vertriebnen zu sehen.
Bis zum Dammweg, welchen sie ziehn, ist's immer ein Stündchen,
Und da läuft man hinab im heißen Staube des Mittags.
Möcht' ich mich doch nicht rühren vom Platz, um zu sehen das Elend
Guter fliehender Menschen, die nun mit geretteter Habe
Leider das überrheinische Land, das schöne, verlassend,
Zu uns herüberkommen und durch den glücklichen Winkel
Dieses fruchtbaren Thals und seiner Krümmungen wandern.
Trefflich hast Du gehandelt, o Frau, daß Du milde den Sohn fort
Schicktest mit altem Linnen und etwas Essen und Trinken,
Um es den Armen zu spenden; denn Geben ist Sache des Reichen.
Was der Junge doch fährt und wie er bändigt die Hengste!
Sehr gut nimmt das Kutschchen sich aus, das neue; bequemlich
Saßen Viere darin und auf dem Bocke der Kutscher.
Diesmal fuhr er allein; wie rollt' es leicht um die Ecke!"
So sprach, unter dem Thore des Hauses sitzend am Markte
Wohlbehaglich, zur Frau der Wirth zum goldenen Löwen.
Und es versetzte darauf die kluge, verständige Hausfrau:

„Vater, nicht gerne verschenk' ich die abgetragene Leinwand;
Denn sie ist zu manchem Gebrauch, und für Geld nicht zu haben,
Wenn man ihrer bedarf. Doch heute gab ich so gerne
Manches bessere Stück an Ueberzügen und Hemden;
Denn ich hörte von Kindern und Alten, die nackend dahergehn.
Wirst Du mir aber verzeihn? denn auch Dein Schrank ist geplündert.
Und besonders den Schlafrock mit indianischen Blumen,
Von dem feinsten Kattun, mit seinem Flanelle gefüttert,
Gab ich hin; er ist dünn und alt und ganz aus der Mode."
Aber es lächelte drauf der treffliche Hauswirth und sagte:
„Ungern vermiss' ich ihn doch, den alten kattunenen Schlafrock
Aecht ostindischen Stoffs; so etwas kriegt man nicht wieder.
Wol! ich trug ihn nicht mehr. Man will jetzt freilich, der Mann soll
Immer gehn im Sürtout und in der Pelesche sich zeigen,
Immer gestiefelt sein; verbannt ist Pantoffel und Mütze."
„Siehe!" versetzte die Frau, „dort kommen schon Einige wieder,
Die den Zug mit gesehn; er muß doch wol schon vorbei sein.
Seht, wie Allen die Schuhe so staubig sind, wie die Gesichter
Glühen! Und Jeglicher führt das Schnupftuch und wischt sich den Schweiß ab.
Möcht' ich doch auch in der Hitze nach solchem Schauspiel so weit nicht
Laufen und leiden! Fürwahr, ich habe genug am Erzählten."
Und es sagte darauf der gute Vater mit Nachdruck:
„Solch ein Wetter ist selten zu solcher Ernte gekommen,
Und wir bringen die Frucht herein, wie das Heu schon herein ist,
Trocken; der Himmel ist hell, es ist kein Wölkchen zu sehen,
Und von Morgen webet der Wind mit lieblicher Kühlung.
Das ist beständiges Wetter, und überreif ist das Korn schon;
Morgen fangen wir an zu schneiden die reichliche Ernte."
Als er so sprach, vermehrten sich immer die Schaaren der Männer
Und der Weiber, die über den Markt sich nach Hause begaben;
Und so kam auch zurück mit seinen Töchtern gefahren
Rasch an die andere Seite des Marks der begüterte Nachbar
An sein erneuertes Haus, der erste Kaufmann des Ortes,
Im geöffneten Wagen (er war in Landau verfertigt).
Lebhaft wurden die Gassen; denn wohl war bevölkert das Städtchen,
Mancher Fabriken befliß man sich da und manches Gewerbes.
Und so saß das traulich Paar, sich unter dem Thorweg
Ueber das wandernde Volk mit mancher Bemerkung ergetzend.
Endlich aber begann die würdige Hausfrau und sagte:

„Sieh! dort kommt der Prediger her; es kommt auch der Nachbar Apotheker mit ihm; die sollen uns Alles erzählen,
Was sie draußen gesehn und was zu schauen nicht froh macht."
Freundlich kamen heran die Beiden und grüßten das Ehpaar,
Setzten sich auf die Bänke, die hölzernen, unter dem Thorweg,
Stand von den Füßen schüttelnd und Luft mit dem Tuche sich fächelnd.
Da begann denn zuerst nach wechselseitigen Grüßen
Der Apotheker zu sprechen und sagte beinahe verdrießlich:
„So sind die Menschen, fürwahr! Und Einer ist doch wie der Andre.
Daß er zu gaffen sich freut, wenn den Nächsten ein Unglück befället!
Läuft doch Jeder, die Flamme zu sehn, die verderblich emporschlägt,
Jeder den armen Verbrecher, der peinlich zum Tode geführt wird.
Jeder spaziert nun hinaus, zu schauen der guten Vertriebnen
Elend, und Niemand bedenkt, daß ihn das ähnliche Schicksal
Auch, vielleicht zunächst, betreffen kann, oder doch künftig.
Unverzeihlich sind' ich den Leichtsinn; doch liegt er im Menschen."
Und es sagte darauf der edle, verständige Pfarrherr,
Er, die Zierde der Stadt, ein Jüngling näher dem Manne.
Dieser kannte das Leben und kannte der Hörer Bedürfniß,
War vom hohen Werthe der heiligen Schriften durchdrungen,
Die uns der Menschen Geschick enthüllen und ihre Gesinnung;
Und so kannt' er auch wohl die besten weltlichen Schriften.
Dieser sprach: „Ich table nicht gern, was immer dem Menschen
Für unschädliche Triebe die gute Mutter Natur gab;
Denn was Verstand und Vernunft nicht immer vermögen, vermag oft
Solch ein glücklicher Hang, der unwiderstehlich uns leitet.
Lockte die Neugier nicht den Menschen mit heftigen Reizen,
Sagt, erführ' er wol je, wie schön sich die weltlichen Dinge
Gegen einander verhalten? Denn erst verlangt er das Neue,
Suchet das Nützliche dann mit unermüdetem Fleiße,
Endlich begehrt er das Gute, das ihn erhebet und werth macht.
In der Jugend ist ihm ein froher Gefährte der Leichtsinn,
Der die Gefahr ihm verbirgt und heilsam geschwinde die Spuren
Tilget des schmerzlichen Uebels, sobald es nur irgend vorbeizog.
Freilich ist er zu preisen, der Mann, dem in reiferen Jahren
Sich der gesetzte Verstand aus solchem Frohsinn entwickelt,
Der im Glück wie im Unglück sich eifrig und thätig bestrebet;
Denn das Gute bringt er hervor und ersetzet den Schaden."
Freundlich begann sogleich die ungeduldige Hausfrau:

„Saget uns, was Ihr gesehn! Denn das begehrt' ich zu wissen."
„Schwerlich", versetzte darauf der Apotheker mit Nachdruck,
„Werd' ich so bald mich freun nach dem, was ich Alles erfahren.
Und wer erzählet es wol, das mannichfaltigste Elend!
Schon von ferne sahn wir den Staub, noch eh wir die Wiesen
Abwärts kamen; der Zug war schon von Hügel zu Hügel
Unabsehlich dahin, man konnte wenig erkennen.
Als wir nun aber den Weg, der quer durchs Thal geht, erreichten,
War Gedräng und Getümmel noch groß der Wandrer und Wagen.
Leider sahen wir noch genug der Armen vorbeiziehn.
Konnten einzeln erfahren, wie bitter die schmerzliche Flucht sei,
Und wie froh das Gefühl des eilig geretteten Lebens.
Traurig war es zu sehn, die mannichfaltige Habe,
Die ein Haus nur verbirgt, das wohlversehne, und die ein
Guter Wirth umher an die rechten Stellen gesetzt hat,
Immer bereit zum Gebrauche; denn Alles ist nöthig und nützlich;
Nun zu sehen das Alles, auf mancherlei Wagen und Karren
Durch einander geladen, mit Uebereilung geflüchtet.
Ueber dem Schranke lieget das Sieb und die wollene Decke;
An dem Backtrog das Bett und das Leintuch über dem Spiegel.
Ach, und es nimmt die Gefahr, wie wir beim Brande vor wenig
Jahren auch wol gesehn, dem Menschen alle Besinnung,
Daß er das Unbedeutende faßt und das Theure zurücklässt.
Also führten auch hier mit unbesonnener Sorgfalt
Schlechte Dinge sie fort, die Ochsen und Pferde beschwerend,
Alte Bretter und Fässer, den Gänsestall und den Käfig.
Auch so leuchten die Kleider und Kinder, mit Bündeln sich schleppend,
Unter Körben und Butten voll Sachen keines Gebrauches;
Denn es verläßt der Mensch so ungern das Letzte der Habe.
Und so zog auf dem staubigen Weg der drängende Zug fort
Ordnungsloß und verwirrt. Mit schwächeren Thieren der Eine
Wünschte langsam zu fahren, ein Anderer emsig zu eilen.
Da entstand ein Geschrei der gemischten Weiber und Kinder
Und ein Blöken des Viehes, dazwischen der Hunde Gebelfer,
Und ein Behaun der Alten und Kranken, die hoch auf dem schweren,
Ueberpackten Wagen auf Betten saßen und schwankten.
Aber aus dem Geleise gedrängt nach dem Rande des Hochwegs
Irrte das knarrende Rad; es stürzt' in den Graben das Fuhrwerk
Umgeschlagen, und weitum entstürzten im Schwunge die Menschen
Mit entsetzlichem Schrei'n in das Feld hin, aber doch glücklich;
Später stürzten die Kasten und fielen näher dem Wagen.
Wahrlich, wer im Fallen sie sah, der erwartete nun, sie

Unter der Laſt der Kiſten und Schränke zerſchmettert zu ſchauen.
Und ſo lag zerbrochen der Wagen und hilflos die Menſchen;
Denn die Uebrigen gingen und zogen eilig vorüber,
Nur ſich ſelber bedenkend und hingeriſſen vom Strome.
Und wir eilten hinzu und fanden die Kranken und Alten,
Die zu Haus und im Bett ſchon kaum ihr dauerndes Leiden
Trügen, hier auf dem Boden, beſchädigt, ächzen und jammern,
Von der Sonne verbrannt und erſtickt vom wogenden Staube."
Und es ſagte darauf gerührt der menſchliche Hauswirth:
„Möge doch Hermann ſie treffen und ſie erquicken und kleiden!
Ungern wird' ich ſie ſehn; mich ſchmerzt der Anblick des Jammers.
Schon von dem erſten Bericht ſo großer Leiden gerühret
Schickten wir eilend ein Scherflein von unſerm Ueberfluß, daß nur
Einige würden geſtärkt, und ſchienen uns ſelber beruhigt.
Aber laſſ't uns nicht mehr die traurigen Bilder erneuern!
Denn es beſchleichet die Furcht gar bald die Herzen der Menſchen
Und die Sorge, die mehr als ſelbſt mir das Uebel verhaßt iſt.
Tretet herein in den hinteren Raum, das kühlere Sälchen!
Nie ſcheint Sonne dahin, nie dringet wärmere Luft dort
Durch die ſtärkeren Mauern; und Mütterchen bringt uns ein Gläschen
Dreiundachtziger her, damit wir die Grillen vertreiben.
Hier iſt nicht freundlich zu trinken; die Fliegen umſummen die Gläſer."
Und ſie gingen dahin und freuten ſich Alle der Kühlung.
Sorgſam brachte die Mutter des klaren, herrlichen Weines
In geſchliffener Flaſche auf blankem, zinnernem Runde
Mit den grünlichen Römern, den ächten Bechern des Rheinweins. —
Und ſo ſitzend umgaben die Drei den glänzend gebohnten,
Runden, braunen Tiſch, er ſtand auf mächtigen Füßen.
Heiter klangen ſogleich die Gläſer des Wirthes und Pfarrers;
Doch unbeweglich hielt der Dritte denkend das ſeine,
Und es fordert' ihn auf der Wirth mit freundlichen Worten:
„Friſch, Herr Nachbar, getrunken! Denn noch bewahrte vor Unglück
Gott uns gnädig und wird auch künftig uns alſo bewahren.
Denn wer erkennet es nicht, daß ſeit dem ſchrecklichen Brande,
Da er ſo hart uns geſtraft, er uns nun beſtändig erfreut hat
Und beſtändig beſchützt, ſo wie der Menſch ſich des Auges
Köſtlichen Apfel bewahrt, der vor allen Gliedern ihm lieb iſt.
Sollt' er fernerhin nicht uns ſchützen und Hilfe bereiten?
Denn man ſieht es erſt recht, wie viel er vermag, in Gefahren.

Sollt' er die blühende Stadt, die er erſt durch fleißige Bürger
Neu aus der Aſche gebaut und dann ſie reichlich geſegnet,
Jetzo wieder zerſtören und alle Bemühung vernichten?"
Heiter ſagte darauf der treffliche Pfarrer und milde:
„Haltet am Glauben feſt und feſt an dieſer Geſinnung!
Denn ſie macht im Glücke verſtändig und ſicher, im Unglück
Reicht ſie den ſchönſten Troſt und belebt die herrlichſte Hoffnung."
Da verſetzte der Wirth mit männlichen, klugen Gedanken:
„Wie begrüßt' ich ſo oft mit Staunen die Fluthen des Rheinſtroms,
Wenn ich reiſend nach meinem Geſchäft ihm wieder mich nahte!
Immer ſchien er mir groß und erhob mir Sinn und Gemüthe;
Aber ich konnte nicht denken, daß bald ſein liebliches Ufer
Sollte werden ein Wall, um abzuwehren den Franken,
Und ſein verbreitetes Bett ein allverbindender Graben.
Seht, ſo ſchützt die Natur, ſo ſchützen die wackeren Deutſchen,
Und ſo ſchützt uns der Herr! Wer wollte thöricht verzagen?
Müde ſchon ſind die Streiter, und Alles deutet auf Frieden.
Möge doch auch, wenn das Feſt, das lang' erwünſchte, gefeiert
Wird in unſerer Kirche, die Glocke dann tönt zu der Orgel,
Und die Trompete ſchmettert, das hohe Te Deum begleitend:
Möge mein Herrmann doch auch an dieſem Tage, Herr Pfarrer,
Mit der Braut entſchloſſen vor Euch am Altare ſich ſtellen,
Und das glückliche Feſt, in allen den Landen begangen,
Auch mir kunftig erſcheinen, der häuslichen Freuden ein Jahrtag.
Aber ungern ſeh' ich den Jüngling, der immer ſo thätig
Mir in dem Hauſe ſich regt, nach außen langſam und ſchüchtern.
Wenig findet er Luſt ſich unter Leuten zu zeigen;
Ja, er vermeidet ſogar der jungen Mädchen Geſellſchaft
Und den fröhlichen Tanz, den alle Jugend begehrt."
Alſo ſprach er und horchte. Man hörte der ſtampfenden Pferde
Fernes Getöſe ſich nahn, man hörte den rollenden Wagen,
Der mit gewaltiger Eile nun donnert' unter den Thorweg.

Terpsichore.

Herrmann.

Als nun der wohlgebildete Sohn ins Zimmer hereintrat,
Schaute der Prediger ihm mit scharfen Blicken entgegen
Und betrachtete seine Gestalt und sein ganzes Benehmen
Mit dem Auge des Forschers, der leicht die Mienen enträthselt.
Lächelte dann und sprach zu ihm mit traulichen Worten:
„Kommt Ihr doch als ein veränderter Mensch! Ich habe noch niemals
Euch so munter gesehn und Eure Blicke so lebhaft.
Fröhlich kommt Ihr und heiter; man sieht, Ihr habet die Gaben
Unter die Armen vertheilt und ihren Segen empfangen."
Ruhig erwiderte drauf der Sohn mit ernstlichen Worten:
„Ob ich löblich gehandelt, ich weiß es nicht; aber mein Herz hat
Mich geheißen zu thun, so wie ich genau nun erzähle.
Mutter, Ihr kramtet so lange, die alten Stücke zu suchen
Und zu wählen; nur spät war erst das Bündel zusammen,
Auch der Wein und das Bier ward langsam, sorglich gepacket.
Als ich nun endlich vors Thor und auf die Straße hinauskam,
Strömte zurück die Menge der Bürger mit Weibern und Kindern
Mir entgegen; denn fern war schon der Zug der Vertriebnen.
Schneller hielt ich mich dran und fuhr behende dem Dorf zu,
Wo sie, wie ich gehört, heut' übernachten und rasten.
Als ich nun meines Weges die neue Straße hinanfuhr,

Fiel mir ein Wagen ins Auge, von tüchtigen Bäumen gefüget,
Von zwei Ochsen gezogen, den größten und stärksten des Auslands;
Nebenher aber ging mit starken Schritten ein Mädchen,
Lenkte mit langem Stabe die beiden gewaltigen Thiere,
Trieb sie an und hielt sie zurück; sie leitete klüglich.
Als mich das Mädchen erblickte, so trat sie den Pferden gelassen
Näher und sagte zu mir: Nicht immer war es mit uns so
Jammervoll, als Ihr uns heut auf diesen Wegen erblicket.
Noch nicht bin ich gewohnt, vom Fremden die Gabe zu heischen,
Die er oft ungern giebt, um los zu werden den Armen;
Aber mich dränget die Noth, zu reden. Hier auf dem Strohe
Liegt die erst entbundene Frau des reichen Besitzers,
Die ich mit Stieren und Wagen noch kaum, die Schwangre, gerettet;
Spät nur kommen wir nach, und kaum das Leben erhielt sie.
Nun liegt neugeboren das Kind ihr nackend im Arme,
Und mit Wenigem nur vermögen die Unsern zu helfen,
Wenn wir im nächsten Dorf, wo wir heute zu rasten gedenken,
Auch sie finden, wiewol ich fürchte, sie sind schon vorüber.
Wär' Euch irgend von Leinwand nur was Entbehrliches, wenn Ihr
Hier aus der Nachbarschaft seid, so spendet's gütig den Armen!
„Also sprach sie, und matt erhob sich vom Strohe die bleiche
Wöchnerin, schaute nach mir; ich aber sagte dagegen:
Guten Menschen fürwahr spricht oft ein himmlischer Geist zu,
Daß sie fühlen die Noth, die dem armen Bruder bevorsteht;
Denn so gab mir die Mutter im Vorgefühle von Eurem
Jammer ein Bündel, sogleich es der nackten Nothdurft zu reichen.
Und ich löste die Knoten der Schnur und gab ihr den Schlafrock
Unsers Vaters dahin und gab ihr Hemden und Leintuch.
Und sie dankte mit Freuden und rief: Der Glückliche glaubt nicht,
Daß noch Wunder geschehn; denn nur im Elend erkennt man
Gottes Hand und Finger, der gute Menschen zum Guten
Leitet. Was er durch Euch an uns thut, thu' er Euch selber!
Und ich sah die Wöchnerin froh die verschiedene Leinwand,
Aber besonders den weichen Flanell des Schlafrocks befühlen.
Eilen wir, sagte zu ihr die Jungfrau, dem Dorf zu, in welchem
Unsre Gemeine schon rastet und diese Nacht durch sich aufhält!
Dort besorg' ich sogleich das Kinderzeug, alles und jedes.
Und sie grüßte mich noch und sprach den herzlichsten Dank aus;
Trieb die Ochsen; da ging der Wagen. Ich aber verweilte,
Hielt die Pferde noch an; denn Zwiespalt war mir im Herzen,
Ob ich mit eilenden Rossen das Dorf erreichte, die Speisen
Unter das übrige Volk zu spenden, oder sogleich hier

Alles dem Mädchen gabe, damit sie es weislich vertheilte.
Und ich entschied mich gleich in meinem Herzen und fuhr ihr
Sachte nach und erreichte sie bald und sagte behende:
Gutes Mädchen, mir hat die Mutter nicht Leinwand alleine
Auf den Wagen gegeben, damit ich den Nackten bekleide,
Sondern sie sagte dazu noch Speis' und manches Getränke,
Und es ist mir genug davon im Kasten des Wagens.
Nun bin ich aber geneigt, auch diese Gaben in Deine
Hand zu legen, und so erfüll' ich am Besten den Auftrag.
Du vertheilst sie mit Sinn, ich müßte dem Zufall gehorchen.
Drauf versetzte das Mädchen: Mit aller Treue vertrau't ich
Eure Gaben; der Dürftigste soll sich derselben erfreuen.
Also sprach sie. Ich öffnete schnell die Kasten des Wagens,
Brachte die Schinken hervor, die schweren, brachte die Brode,
Flaschen Weines und Biers, und reicht' ihr Alles und Jedes.
Gerne hätt' ich noch mehr ihr gegeben, doch leer war der Kasten.
Alles packte sie drauf zu der Wöchnerin Füßen und sog so
Weiter; ich eilte zurück mit meinen Pferden der Stadt zu."
Als nun Hermann geendet, da nahm der gesprächige Nachbar
Gleich das Wort und rief: „O glücklich, wer in den Tagen
Dieser Flucht und Verwirrung in seinem Haus nur allein lebt,
Wem nicht Frau und Kinder zur Seite bange sich schmiegen!
Glücklich fühl' ich mich jetzt; ich möcht' um Vieles nicht heute
Vater heißen und nicht für Frau und Kinder besorgt sein.
Oefters dacht' ich mir auch schon die Flucht und habe die besten
Sachen zusammengepackt, das alte Geld und die Ketten
Meiner seligen Mutter, wovon noch nichts verkauft ist.
Freilich bliebe noch Vieles zurück, das so leicht nicht geschafft wird.
Selbst die Kräuter und Wurzeln, mit vielem Fleiße gesammelt,
Müßt' ich ungern, wenn auch der Werth der Waare nicht groß ist.
Bleibt der Provisor zurück, so geb' ich getröstet von Hause.
Hab' ich die Baarschaft gerettet und meinen Körper, so hab' ich
Alles gerettet; der einzelne Mann entfliehet am Leichtsten."
„Nachbar", versetzte darauf der junge Herrmann mit Nachdruck,
Keineswegs denk' ich wie Ihr, und tadle die Rede.
Ist wol Der ein würdiger Mann, der im Glück und im Unglück
Sich nur allein bedenkt und Leiden und Freuden zu theilen
Nicht verstehet und nicht dazu von Herzen bewegt wird?
Lieber möcht' ich als je mich heute zur Heirath entschließen;
Denn manch gutes Mädchen bedarf des schützenden Mannes,
Und der Mann des erheiternden Weibs, wenn ihm Unglück
bevorsteht."

Lächelnd sagte darauf der Vater: „So hör' ich Dich gerne!
Solch ein vernünftiges Wort hast Du mir selten gesprochen."
Aber es fiel sogleich die gute Mutter behend ein:
„Sohn, fürwahr! Du hast Recht; wir Eltern gaben das Beispiel.
Denn wir haben uns nicht an fröhlichen Tagen erwählet,
Und uns knüpfte vielmehr die traurigste Stunde zusammen.
Montag Morgens — ich weiß es genau; denn Tages vorher war
Jener schreckliche Brand, der unser Städtchen verzehrte —
Zwanzig Jahre sind's nun; es war ein Sonntag wie heute,
Heiß und trocken die Zeit und wenig Wasser im Orte.
Alle Leute waren, spazierend in festlichen Kleidern,
Auf den Dörfern vertheilt und in den Schenken und Mühlen.
Und am Ende der Stadt begann das Feuer. Der Brand lief
Eilig die Straßen hindurch, erzeugend sich selber den Zugwind.
Und es brannten die Scheunen der reichgesammelten Ernte,
Und es brannten die Straßen bis zu dem Markt, und das Haus war
Meines Vaters hierneben verzehrt und dieses zugleich mit.
Wenig flüchteten wir. Ich saß die traurige Nacht durch
Vor der Stadt auf dem Anger, die Kasten und Betten bewahrend;
Doch zuletzt befiel mich der Schlaf; und als nun des Morgens
Mich die Kühlung erweckte, die vor der Sonne herabfällt,
Sah ich den Rauch und die Gluth und die hohlen Mauern und Essen.
Da war bekommt mein Herz; allein die Sonne ging wieder
Herrlicher auf als je und stärkte mir Muth in die Seele.
Da erhob ich mich eilend. Es trieb mich, die Stätte zu sehen,
Wo die Wohnung gestanden, und ob sich die Hühner gerettet,
Die ich besonders geliebt; denn kindisch war mein Gemüth noch.
Als ich nun über die Trümmer des Hauses und Hofes daher stieg,
Die noch rauchten, und so die Wohnung wüst und zerstört sah,
Kamst Du zur andern Seite herauf und durchsuchtest die Stätte.
Dir war sein Pferd in dem Stalle verschüttet; die glimmenden Balken
Lagen darüber und Schutt, und nichts zu sehn war vom Thiere.
Also standen wir gegen einander, bedenklich und traurig;
Denn die Wand war gefallen, die unsere Höfe geschieden.
Und Du fassest darauf mich bei der Hand an und sagtest:
Lieschen, wie kommst Du hierher? Geh weg! Du verbrennest die Sohlen;
Denn der Schutt ist heiß, er sengt mir die stärksten Stiefeln.
Und Du hobest mich auf und trugst mich herüber durch Trümmer

Hof weg. Da ſtand noch das Thor des Hauſes mit ſeinem Gewölbe,
Wie es jetzt ſteht; es war allein von Allem geblieben.
Und Du ſetzteſt mich nieder und küßteſt mich, und ich verwehrt' es.
Aber Du ſagteſt darauf mit freundlich bedeutenden Worten:
Siehe, das Haus liegt nieder. Bleib' hier und hilf mir es bauen,
Und ich helfe dagegen auch Deinem Vater an ſeinem.
Doch ich verſtand Dich nicht, bis Du um Vater die Mutter
Schickteſt und ſchnell das Gelübd' der fröhlichen Ehe vollbracht war.
Noch erinnr' ich mich heute des halbverbrannten Geballes
Freudig und ſehe die Sonne noch immer ſo herrlich heraufgehn;
Denn mir gab der Tag den Gemahl, es haben die erſten
Zeiten der wilden Zerſtörung den Sohn mir der Jugend gegeben.
Darum lob' ich Dich, Herrmann, daß Du mit reinem Vertrauen
Auch ein Mädchen Dir denkſt in dieſen traurigen Zeiten
Und es wageſt zu freien im Krieg und über den Trümmern."

Da verſetzte ſogleich der Vater lebhaft und ſagte:
„Die Geſinnung iſt löblich, und wahr iſt auch die Geſchichte,
Mütterchen, die Du erzählſt; denn ſo iſt Alles begonnen.
Aber beſſer iſt beſſer. Nicht einen Jeden betrifft es,
Anzufangen von vorn ſein ganzes Leben und Weſen.
Nicht ſoll Jeder ſich quälen, wie wir und Andere thaten.
O, wie glücklich iſt Der, dem Vater und Mutter das Haus ſchon
Wohlbeſtellt übergeben, und der mit Gedeihen es ausziert!
Aller Anfang iſt ſchwer, am Schwerſten der Anfang der Wirthſchaft.
Mancherlei Dinge bedarf der Menſch, und Alles wird täglich
Theurer; da ſeh' er ſich vor, des Geldes mehr zu erwerben!
Und ſo hoff' ich von Dir, mein Herrmann, daß Du mit nächſtens
In das Haus die Braut mit ſchöner Mitgift hereinführſt;
Denn ein wackerer Mann verdient ein begütertes Mädchen,
Und es behaget ſo wohl, wenn mit dem gewünſchteten Weibchen
Auch in Körben und Kaſten die nützliche Gabe hereinkommt.
Nicht umſonſt bereitet durch manche Jahre die Mutter
Viele Leinwand der Tochter von ſeinem und ſtarkem Gewebe;
Nicht umſonſt verehren die Pathen ihr Silbergeräthe,
Und der Vater ſondert im Pulte das ſeltene Goldſtück;
Denn ſie ſoll dereinſt mit ihren Gütern und Gaben
Jenen Jüngling erfreun, der ſie vor Allen erwählt hat.
Ja, ich weiß, wie behaglich ein Weibchen im Hauſe ſich findet,
Das ihr eignes Geräth in Küch' und Zimmern erkennet
Und das Bette ſich ſelbſt und den Tiſch ſich ſelber gedeckt hat.
Nur wohlausgeſtattet möcht' ich im Hauſe die Braut ſehn;

Denn die Arme wird doch nur zuletzt vom Manne verachtet,
Und er hält sie als Magd, die als Magd mit dem Bündel hereinkam.
Ungerecht bleiben die Männer, die Zeiten der Liebe vergeben.*)
Ja, mein Herrmann, Du würdest mein Alter höchlich erfreuen,
Wenn Du mir bald ins Haus ein Schwiegertöchterchen brächtest
Aus der Nachbarschaft her, aus jenem Hause, dem grünen.
Reich ist der Mann fürwahr, sein Handel und seine Fabriken
Machen ihn täglich reicher; denn wo gewinnt nicht der Kaufmann?
Nur drei Töchter sind da; sie theilen allein das Vermögen.
Schon ist die älteste bestimmt, ich weiß es; aber die zweite
Wie die dritte sind noch, und vielleicht nicht lange, zu haben.
Wär' ich an Deiner Statt, ich hätte bis jetzt nicht gesaudert,
Eins mir der Mädchen geholt, so wie ich das Mütterchen fortrug."

Da versetzte der Sohn bescheiden dem dringenden Vater:
„Wirklich, mein Wille war auch wie Eurer, eine der Töchter
Unsers Nachbars zu wählen. Wir sind zusammen erzogen,
Spielten neben dem Brunnen am Markt in früheren Zeiten,
Und ich habe sie oft vor der Knaben Wildheit beschützet.
Doch das ist lange schon her; es bleiben die wachsenden Mädchen
Endlich billig zu Haus und fliehn die wilderen Spiele.
Wohlgezogen sind sie gewiß! Ich ging auch zu Zeiten
Noch aus alter Bekanntschaft, so wie Ihr es wünschtet, hinüber;
Aber ich konnte mich nie in ihrem Umgang erfreuen.
Denn sie tadelten stets an mir, das mußt' ich ertragen:
Gar zu lang war mein Rock, zu grob das Tuch und die Farbe
Gar zu gemein, und die Haare nicht recht gestutzt und gekräuselt.
Endlich hatt' ich im Sinne, mich auch zu putzen wie jene
Handelsbübchen, die stets am Sonntag drüben sich zeigen,
Und um die, halbseiden, im Sommer das Läppchen herumhängt.

*) Darauf, daß dieser Hexameter in seiner ursprünglichen Fassung „Ungerecht bleiben die Männer und die Zeiten der Liebe vergeben" unrichtig sei, hatte zuerst das Morgenblatt für gebildete Stände 1808 Nr. 145 hingewiesen. Riemer (II, 306) erwähnt dann, daß er auch Goethe, weil der Vers, ohne sein proverbialisches Anhängsel zu verlieren und eine gewisse gnomische Energie einzubüßen, nicht wol zu entern gewesen, ihn hatten stehen lassen; auch hätte F. A. Wolf denselben nicht nur entschuldigt, sondern ihn auch durch Homerische Beispiele erläutert; endlich hätte der jüngere Sohn Goethe noch einmal an ihn erinnert, dieser aber gesagt: die sechzehntägige Dichtung möge als Wahrzeichen stehen bleiben! Das letztere ist insofern nur in der Ausgabe von 1815 geschehen; in der Ausgabe letzter Hand ist das Wörtchen „und" nicht mit aufgenommen. Dieser Lesart sind daher auch wir gefolgt; denn es konnte für uns nicht maßgebend sein, daß Riemer in der von ihm und Eckermann redigirten Ausgabe von 1836 wieder seinen persönlichen Wunsch zur Geltung gebracht hat.

Aber noch früh genug merkt' ich, ſie hatten mich immer zum Beſten;
Und das war mir empfindlich, mein Stolz war beleidigt; doch mehr noch
Kränkte mich's tief, daß ſo ſie den guten Willen verkannten,
Den ich gegen ſie hegte, beſonders München, die jüngſte.
Denn ſo war ich zuletzt an Ostern hinübergegangen,
Hatte den neuen Rock, der jetzt nur oben im Schrank hängt,
Angezogen und war friſiert wie die übrigen Burſche.
Als ich eintrat, lächerten ſie; doch zog ich's auf mich nicht.
München ſaß am Klavier; es war der Vater zugegen,
Hörte die Töchterchen ſingen und war entzückt und in Laune.
Manches verſtand ich nicht, was in den Liedern geſagt war;
Aber ich hörte viel von Pamina, viel von Tamino,*)
Und ich wollte doch auch nicht ſtumm ſein. Sobald ſie geendet,
Fragt' ich dem Texte nach und nach den beiden Perſonen.
Alle ſchwiegen darauf und lächelten; aber der Vater
Sagte: Nicht wahr, mein Freund, Er kennt nur Adam und Eva?
Niemand hielt ſich alsdann, und laut auflachten die Mädchen,
Laut auf lachten die Knaben, es hielt den Bauch ſich der Alte.
Fallen ließ ich den Hut vor Verlegenheit, und das Gekicher
Dauerte fort und fort, ſo viel ſie auch ſangen und ſpielten.
Und ich eilte beſchämt und verdrießlich wieder nach Hauſe,
Hängte den Rock in den Schrank und zog die Haare herunter
Mit den Fingern und ſchwur, nicht mehr zu betreten die Schwelle.
Und ich hatte wol recht; denn eitel ſind ſie und lieblos,
Und ich höre, noch heiß' ich bei ihnen immer Tamino."

Da verſetzte die Mutter: „Du ſollteſt, Herrmann, ſo lange
Mit den Kindern nicht zürnen; denn Kinder ſind ſie ja ſämmtlich.
München fürwahr iſt gut und war Dir immer gewogen;
Neulich fragte ſie noch nach Dir. Die ſollteſt Du wählen!"

Da verſetzte bedenklich der Sohn: „Ich weiß nicht, es präge
Jener Verdruß ſich ſo tief bei mir ein; ich möchte fürwahr nicht
Sie am Klaviere mehr ſehn und ihre Liedchen vernehmen."

Doch der Vater fuhr auf und ſprach die zornigen Worte:
„Wenig Freud' erleb' ich an Dir! Ich ſagt' es doch immer,
Als Du zu Pferden nur und Luſt nur bezeigteſt zum Acker.
Was ein Knecht ſchon verrichtet des wohlbegüterten Mannes,
Thuſt Du; indeſſen muß der Vater des Sohnes entbehren,

*) Die Zauberflöte war ſieben Jahre vor dem Erſcheinen von Herrmann und Dorothea zum erſten Male aufgeführt worden.

Der ihm zur Ehre doch auch vor andern Bürgern sich zeigte.
Und so täuschte mich früh mit leerer Hoffnung die Mutter,
Wenn in der Schule das Lesen und Schreiben und Lernen D
niemals
Wie den Andern gelang und Du immer der Unterste saßest.
Freilich! das kommt daher, wenn Ehrgefühl nicht im Busen
Eines Jünglinges lebt, und wenn er nicht höher hinauf will.
Hätte mein Vater gesorgt für mich, so wie ich für Dich that,
Mich zur Schule gesendet und mir die Lehrer gehalten,
Ja! ich wäre was Anders als Wirth zum goldenen Löwen."
Aber der Sohn stand auf und nahte sich schweigend d
Thüre,
Langsam und ohne Geräusch; allein der Vater, entrüstet,
Rief ihm nach: „So gehe nur hin! Ich kenne den Trotzkopf!
Geh' und führe fortan die Wirthschaft, daß ich nicht schelte!
Aber denke nur nicht, Du wollest ein bäurisches Mädchen
Je mir bringen ins Haus, als Schwiegertochter, die Trulle!*)
Lange hab' ich gelebt und weiß mit Menschen zu handeln,
Weiß zu bewirthen die Herrn und Frauen, daß sie zufrieden
Von mir weggehn; ich weiß den Fremden gefällig zu schmeichel
Aber so soll mir denn auch ein Schwiegertöchterchen endlich
Wiederbegegnen und so mir die viele Mühe verüßen!
Spielen soll sie mir auch das Klavier! Es sollen die schönsten,
Besten Leute der Stadt sich mit Vergnügen versammeln,
Wie es Sonntags geschieht im Hause des Nachbars." Da trud
Leise der Sohn auf die Klinke, und so verließ er die Stube.

*) Trulle, sonst auch Trülle, Drulle, volksthümlicher Ausdruck für e
plumpe, grobe Person, mit dem Maskulinum Trull, welches Plump
Bauer zusammengesetzt wird.

Die Bürger.

Also antwich der bescheidene Sohn der heftigen Rede;
Aber der Vater fuhr in der Art fort, wie er begonnen:
„Was im Menschen nicht ist, kommt auch nicht aus ihm, und schwerlich
Wird mich des herrlichsten Wunsches Erfüllung jemals erfreuen,
Daß der Sohn dem Vater nicht gleich sei, sondern ein Bessrer.
Denn was wäre das Haus, was wäre die Stadt, wenn nicht immer
Jeder gedächte mit Lust zu erhalten und zu erneuen
Und zu verbessern auch, wie die Zeit uns lehrt und das Ausland!
Soll doch nicht als ein Pilz der Mensch dem Boden entwachsen
Und verfaulen geschwind an dem Platze, der ihn erzeugt hat,
Keine Spur nachlassend von seiner lebendigen Wirkung!
Sieht man am Hause doch gleich so deutlich, weß Sinnes der Herr sei,
Wie man, das Städtchen betretend, die Obrigkeiten beurtheilt.
Denn wo die Thürme verfallen und Mauern, wo in den Gräben
Unrath sich häufet und Unrath auf allen Gassen herumliegt,
Wo der Stein aus der Fuge sich rückt und nicht wieder gesetzt wird,
Wo der Balken verfault, und das Haus vergeblich die neue
Unterstützung erwartet: der Ort ist übel regieret.
Denn wo nicht immer von oben die Ordnung und Reinlichkeit wirket,

Da gewöhnet sich leicht der Bürger zu schmutzigem Saumsal,
Wie der Bettler sich auch an lumpige Kleider gewöhnet.
Darum hab' ich gewünscht, es solle sich Herrmann auf Reisen
Bald begeben und sehn zum Wenigsten Straßburg und Frankfurt
Und das freundliche Mannheim, das gleich und heiter gebaut ist,
Denn wer die Städte gesehn, die großen und reinlichen, ruht nicht,
Künftig die Vaterstadt selbst, so klein sie auch sei, zu verzieren.
Lobt nicht der Fremde bei uns die ausgebesserten Thore
Und den geweißten Thurm und die wohlerneuerte Kirche?
Rühmt nicht Jeder das Pflaster, die wasserreichen, verdeckten,
Wohlvertheilten Kanäle, die Nutzen und Sicherheit bringen,
Daß dem Feuer sogleich beim ersten Ausbruch gewehret sei?
Ist das nicht Alles geschehn seit jenem schrecklichen Brande?
Baudert war ich sechsmal im Rath und habe mir Beifall,
Habe mir herzlichen Dank von guten Bürgern verdienet,
Was ich angab, emsig betrieben und so auch die Anstalt
Redlicher Männer vollführt, die sie unvollendet verließen.
Sie kam endlich die Lust in jedes Mitglied des Rathes.
Alle bestreben sich jetzt, und schon ist der neue Chausseebau
Fest beschlossen, der uns mit der großen Straße verbindet.
Aber ich fürchte nur sehr, so wird die Jugend nicht handeln!
Denn die Einen, sie denken auf Lust und vergänglichen Putz nur;
Andere hocken zu Haus und brüten hinter dem Ofen.
Und, das fürcht' ich, ein Solcher wird Herrmann immer mir bleiben."
Und es versetzte sogleich die gute, verständige Mutter:
„Immer bist Du doch, Vater, so ungerecht gegen den Sohn! und
So wird am Wenigsten Dir Dein Wunsch des Guten erfüllet.
Denn wir können die Kinder nach unserem Sinne nicht formen;
So wie Gott sie uns gab, so muß man sie haben und lieben,
Sie erziehen aufs Beste und Jeglichen lassen gewähren.
Denn der Eine hat die, die Anderen andere Gaben;
Jeder braucht sie, und Jeder ist doch nur auf eigene Weise
Gut und glücklich. Ich lasse mir meinen Herrmann nicht schelten;
Denn, ich weiß es, er ist der Güter, die er dereinst erbt,
Werth und ein trefflicher Wirth, ein Muster Bürgern und Bauern,
Und im Rathe gewiß, ich seh' es voraus, nicht der Letzte.
Aber täglich mit Schelten und Tadeln benimmst Du dem Armen
Allen Muth in der Brust, so wie Du es heute gethan hast."
Und sie verließ die Stube sogleich und eilte dem Sohn nach,
Daß sie ihn irgendwo fänd' und ihn mit gütigen Worten
Wieder erfreute; denn er, der treffliche Sohn, er verdient' es.
Lächelnd sagte darauf, sobald sie hinweg war, der Vater:

„Sind doch ein wunderlich Volk die Weiber so wie die Kinder!
Jedes lebet so gern nach seinem eignen Belieben,
Und man sollte hernach nur immer loben und streicheln.
Einmal für allemal gilt das wahre Sprüchlein der Alten:
Wer nicht vorwärts geht, der kommt zurücke! So bleibt es."
Und es versetzte darauf der Apotheker bedächtig:
„Gerne geb' ich es zu, Herr Nachbar, und sehe mich immer
Selbst nach dem Besseren um, wofern es nicht theuer, doch neu ist;
Aber hilft es fürwahr, wenn man nicht die Fülle des Geldes hat,
Thätig und rührig zu sein und innen und außen zu bessern?
Nur zu sehr ist der Bürger beschränkt; das Gute vermag er
Nicht zu erlangen, wenn er es kennt; zu schwach ist sein Beutel,
Das Bedürfniß zu groß; so wird er immer gehindert.
Manches hätt' ich gethan; allein wer scheut nicht die Kosten
Solcher Veränderung besonders in diesen gefährlichen Zeiten!
Lange lachte mir schon mein Haus im modischen Kleidchen,
Lange glänzten durchaus mit großen Scheiben die Fenster:
Aber wer thut dem Kaufmann es nach, der bei seinem Vermögen
Auch die Wege noch kennt, auf welchen das Beste zu haben.
Seht nur das Haus an da drüben, das neue! Wie prächtig in grünen
Feldern die Stuckatur der weißen Schnörkel sich ausnimmt!
Groß sind die Tafeln der Fenster; wie glänzen und spiegeln die Scheiben,
Daß verdunkelt stehn die übrigen Häuser des Marktes!
Und doch waren die unsern gleich nach dem Brande die schönsten,
Die Apotheke zum Engel so wie der goldene Löwe.
So war mein Garten auch in der ganzen Gegend berühmt, und
Jeder Reisende stand und sah durch die rothen Stacketen
Nach den Bettlern von Stein und nach den farbigen Zwergen.
Wem ich den Kaffee dann gar in dem herrlichen Grottenwerk reichte,
Das nun freilich verstaubt und halb verfallen mir dasteht,
Der erfreute sich hoch des farbig schimmernden Lichtes
Schöngeordneter Muscheln, und mit geblendetem Auge
Schaute der Kenner selbst den Bleiglanz und die Korallen.
Ebenso ward in dem Saale die Malerei auch bewundert,
Wo die geputzten Herren und Damen im Garten spazieren
Und mit spitzigen Fingern die Blumen reichen und halten.
Ja, wer sähe das jetzt nur noch an! Ich gebe verdrießlich
Kaum mehr hinaus; denn Alles soll anders sein und geschmackvoll,

Wie sie's heißen, und weiß die Latten und hölzernen Bänke.
Alles ist einfach und glatt; nicht Schnitzwerk oder Vergoldung
Will man mehr, und es kostet das fremde Holz nun am Meisten.
Nun, ich wär' es zufrieden, mir auch was Neues zu schaffen,
Auch zu gehn mit der Zeit und oft zu verändern den Hausrath;
Aber es fürchtet sich Jeder, auch nur zu rücken das Kleinste.
Denn wer vermöchte wol jetzt die Arbeitsleute zu zahlen?
Neulich kam mir's in Sinn, den Engel Michael wieder,
Der mir die Offizin bezeichnet, vergolden zu lassen
Und den gräulichen Drachen, der ihm zu Füßen sich windet;
Aber ich ließ ihn verbräunt, wie er ist; mich schreckte die Forderung."

Euterpe.

Mutter und Sohn.

Also sprachen die Männer sich unterhaltend. Die Mutter
Ging indessen, den Sohn erst vor dem Hause zu suchen
Auf der steinernen Bank, wo sein gewöhnlicher Sitz war.
Als sie daselbst ihn nicht fand, so ging sie, im Stalle zu schauen,
Ob er die herrlichen Pferde, die Hengste, selber besorgte,
Die er als Fohlen gekauft und die er Niemand vertraute.
Und es sagte der Knecht: „Er ist in den Garten gegangen."
Da durchschritt sie behende die langen, doppelten Höfe,
Ließ die Ställe zurück und die wohlgezimmerten Scheunen,
Trat in den Garten, der weit bis an die Mauern des Städtchens
Reichte, schritt ihn hindurch und freute sich jegliches Wachsthums,
Stellte die Stützen zurecht, auf denen beladen die Aeste
Ruhten des Apfelbaums wie des Birnbaums lastende Zweige,
Nahm gleich einige Raupen vom kräftig strotzenden Kohl weg;
Denn ein geschäftiges Weib thut keine Schritte vergebens.
Also war sie ans Ende des langen Gartens gekommen
Bis zur Laube, mit Geisblatt bedeckt; nicht fand sie den Sohn da,
Ebensowenig als sie bis jetzt ihn im Garten erblickte.
Aber nur angelehnt war das Pförtchen, das aus der Laube
Aus besonderer Gunst durch die Mauer des Städtchens gebrochen
Hatte der Ahnherr einst, der würdige Burgemeister.
Und so ging sie bequem den trocknen Graben hinüber,
Wo an der Straße sogleich der wohlumzäunete Weinberg
Aufstieg steileren Pfads, die Fläche zur Sonne gekehret.
Auch den schritt sie hinauf und freute der Fülle der Trauben

Sich im Steigen, die kaum sich unter den Blättern verbargen.
Schattig war und bedeckt der hohe mittlere Laubgang,
Den man auf Stufen erstieg von unbehauenen Platten.
Und es hingen herein Gutedel und Muskateller,
Röthlichblaue daneben von ganz besonderer Größe,
Alle mit Fleiße gepflanzt, der Gäste Nachtisch zu zieren.
Aber den übrigen Berg bedeckten einzelne Stöcke,
Kleinere Trauben tragend, von denen der köstliche Wein kommt.
Also schritt sie hinauf, sich schon des Herbstes erfreuend
Und des festlichen Tags, an dem die Gegend im Jubel
Trauben liefet und tritt und den Most in die Fässer versammelt,
Feuerwerke des Abends von allen Orten und Enden
Leuchten und knallen und so der Ernten schönste geehrt wird.
Doch unruhiger ging sie, nachdem sie dem Sohne gerufen
Zwei- auch dreimal, und nur das Echo vielfach zurücktam,
Das von den Thürmen der Stadt, ein sehr geschwätziges, herklang.
Ihn zu suchen war ihr so fremd; er entfernte sich niemals
Weit, er sagt' es ihr denn, um zu verhüten die Sorge
Seiner liebenden Mutter und ihre Furcht vor dem Unfall.
Aber sie hoffte noch stets, ihn doch auf dem Wege zu finden;
Denn die Thüren, die untre so wie die obre, des Weinbergs
Standen gleichfalls offen. Und so nun trat sie ins Feld ein,
Das mit weiter Fläche den Rücken des Hügels bedeckte.
Immer noch wandelte sie auf eigenem Boden und freute
Sich der eigenen Saat und des herrlich nickenden Kornes,
Das mit goldener Kraft sich im ganzen Felde bewegte.
Zwischen den Aeckern schritt sie hindurch auf dem Raine den Fußpfad,
Hatte den Birnbaum im Auge, den großen, der auf dem Hügel
Stand, die Grenze der Felder, die ihrem Hause gehörten.
Wer ihn gepflanzt, man konnt' es nicht wissen; er war in der Gegend
Weit und breit gesehn, und berühmt die Früchte des Baumes;
Unter ihm pflegten die Schnitter des Mahls sich zu freuen am Mittag,
Und die Hirten des Viehs in seinem Schatten zu warten;
Bänke fanden sie da von rohen Steinen und Rasen.
Und sie irrete nicht; dort saß ihr Herrmann und ruhte,
Saß mit dem Arme gestützt und schien in die Gegend zu schauen
Jenseits, nach dem Gebirg; er kehrte der Mutter den Rücken.
Sachte schlich sie hinan und rührt' ihm leise die Schulter.
Und er wandte sich schnell; da sah sie ihm Thränen im Auge.

„Mutter," ſagt' er betroffen, „Ihr überraſcht mich!" Und eilig
Trocknet' er ab die Thräne, der Jüngling edlen Gefühles.
„Wie? Du weineſt, mein Sohn?" verſetzte die Mutter betroffen;
„Daran kenn' ich Dich nicht! Ich habe das niemals erfahren!
Sag', was beklemmt Dir das Herz? Was treibt Dich, einſam zu ſitzen
Unter dem Birnbaum hier? Was bringt Dir Thränen ins Auge?"
Und es nahm ſich zuſammen der treffliche Jüngling und ſagte:
„Wahrlich, dem iſt kein Herz im ehernen Buſen, der jetzo
Nicht die Noth der Menſchen, der umgetriebnen, empfindet;
Dem iſt kein Sinn in dem Haupte, der nicht um ſein eigenes Wohl ſich
Und um des Vaterlands Wohl in dieſen Tagen bekümmert.
Was ich heute geſehn und gehört, das rührte das Herz mir;
Und nun ging ich heraus und ſah die herrliche, weite
Landſchaft, die ſich vor uns in fruchtbaren Hügeln umherſchlingt,
Sah die goldene Frucht den Garben entgegen ſich neigen
Und ein reichliches Obſt uns volle Kammern verſprechen.
Aber, ach! wie nah iſt der Feind! Die Fluthen des Rheines
Schützen uns zwar; doch, ach! was ſind nun Fluthen und Berge
Jenem ſchrecklichen Volke, das wie ein Gewitter daherzieht!
Denn ſie rufen zuſammen aus allen Enden die Jugend
Wie das Alter und dringen gewaltig vor, und die Menge
Scheut den Tod nicht; es dringt gleich nach der Menge die Menge.
Ach! und ein Deutſcher wagt in ſeinem Hauſe zu bleiben,
Hofft vielleicht zu entgehen dem Alles bedrohenden Unfall!
Liebe Mutter, ich ſag' Euch, am heutigen Tage verdrießt mich,
Daß man mich neulich entſchuldigt, als man die Streitenden auslas
Aus den Bürgern. Fürwahr, ich bin der einzige Sohn nur,
Und die Wirthſchaft iſt groß, und wichtig unſer Gewerbe.
Aber wär' ich nicht beſſer, zu widerſtehen da vorne
An der Grenze, als hier zu erwarten Elend und Knechtſchaft?
Ja, mir hat es der Geiſt geſagt, und im innerſten Buſen
Regt ſich Muth und Begier, dem Vaterlande zu leben
Und zu ſterben und Andern ein würdiges Beiſpiel zu geben.
Wahrlich, wäre die Kraft der deutſchen Jugend beiſammen
An der Grenze, verbündet, nicht nachzugeben den Fremden,
O, ſie ſollten uns nicht den herrlichen Boden betreten
Und vor unſeren Augen die Früchte des Landes verzehren,
Nicht den Männern gebieten und rauben Weiber und Mädchen!
Sehet, Mutter, mir iſt im tiefſten Herzen beſchloſſen,

Bald zu thun und gleich, was recht mir däucht und verständig;
Denn wer lange bedenkt, der wählt nicht immer das Beste.
Sehet, ich werde nicht wieder nach Hause kehren! Von hier aus
Geh' ich gerad' in die Stadt und übergebe den Kriegern
Diesen Arm und dies Herz, dem Vaterlande zu dienen.
Sage der Vater alsdann, ob nicht der Ehre Gefühl mir
Auch den Busen belebt, und ob ich nicht höher hinauf will!"

Da versetzte bedeutend die gute, verständige Mutter,
Stille Thränen vergießend, sie kamen ihr leichtlich ins Auge:
„Sohn, was hat sich in Dir verändert und Deinem Gemüthe,
Daß Du zu Deiner Mutter nicht redest wie gestern und immer,
Offen und frei, und sagst, was Deinen Wünschen gemäß ist?
Hörte jetzt ein Dritter Dich reden, er würde fürwahr Dich
Höchlich loben und Deinen Entschluß als den edelsten preisen,
Durch Dein Wort verführt und Deine bedeutenden Reden.
Doch ich tadle Dich nur; denn sieh, ich kenne Dich besser.
Du verbirgst Dein Herz und hast ganz andre Gedanken.
Denn ich weiß es, Dich ruft nicht die Trommel, nicht die Trompete,
Nicht begehrst Du zu scheinen in der Montur vor den Mädchen;
Denn es ist Deine Bestimmung, so wacker und brav Du auch sonst bist,
Wohl zu verwahren das Haus und stille das Feld zu besorgen.
Darum sage mir frei: Was drinat Dich zu dieser Entschließung?"

Ernsthaft sagte der Sohn: „Ihr irrt, Mutter. Ein Tag ist
Nicht dem anderen gleich. Der Jüngling reifet zum Manne;
Besser im Stillen reift er zur That oft als im Geräusche
Wilden, schwankenden Lebens, das manchen Jüngling verderbt hat.
Und so still ich auch bin und war, so hat in der Brust mir
Doch sich gebildet ein Herz, das Unrecht haßet und Unbill,
Und ich verstehe recht gut, die wesentlichen Dinge zu sondern;
Auch hat die Arbeit den Arm und die Füße mächtig gestärket.
Alles, fühl' ich, ist wahr; ich darf es kühnlich behaupten.
Und doch tadelt Ihr mich mit Recht, o Mutter, und habt mich
Auf halbwahren Worten ertappt und halber Verstellung.
Denn, gesteh' ich es nur, nicht ruft die nahe Gefahr mich
Aus dem Hause des Vaters und nicht der hohe Gedanke,
Meinem Vaterland hilfreich zu sein und schrecklich den Feinden.
Worte waren es nur, die ich sprach; sie sollten vor Euch nur
Meine Gefühle verstecken, die mir das Herz zerreißen.
Und so laß't mich, o Mutter! Denn da ich vergebliche Wünsche
Hege im Busen, so mag auch mein Leben vergeblich dahingehn!

Denn ich weiß es recht wohl: der Einzelne schadet sich selber,
Der sich hinzieht, wenn sich nicht Alle zum Ganzen bestreben."
„Fahre nur fort", so sagte darauf die verständige Mutter,
Alles mir zu erzählen, das Größte wie das Geringste;
Denn die Männer sind heftig und denken nur immer das Letzte,
Und die Hinderniß treibt die Heftigen leicht von dem Wege;
Aber ein Weib ist geschickt, auf Mittel zu denken, und wandelt
Auch den Umweg, geschickt zu ihrem Zweck zu gelangen.
Sage mir Alles daher, warum Du so heftig bewegt bist,
Wie ich Dich niemals gesehn, und das Blut Dir wallt in den Adern,
Wider Willen die Thräne dem Auge sich dringt zu entstürzen."
Da überließ sich dem Schmerze der gute Jüngling und weinte,
Weinte laut an der Brust der Mutter und sprach so erweichet:
„Wahrlich, des Vaters Wort hat heute mich kränkend getroffen,
Das ich niemals verdient, nicht heut und keinen der Tage;
Denn die Eltern zu ehren, war früh mein Liebstes, und Niemand
Schien mir klüger zu sein und weiser, als die mich erzeugten
Und mit Ernst mir in dunkeler Zeit der Kindheit geboten.
Vieles hab' ich fürwahr von meinen Gespielen geduldet,
Wenn sie mit Tücke mir oft den guten Willen vergalten;
Oftmals hab' ich an ihnen nicht Wurf noch Streiche gerochen.
Aber spotteten sie mir den Vater aus, wenn er Sonntags
Aus der Kirche kam mit würdig bedächtigem Schritte,
Lachten sie über das Band der Mütze, die Blumen des Schlafrocks,
Den er so stattlich trug und der erst heute verschenkt ward:
Fürchterlich ballte sich gleich die Faust mir; mit grimmigem Wüthen
Fiel ich sie an und schlug und traf mit blindem Beginnen,
Ohne zu sehen, wohin. Sie heulten mit blutigen Nasen
Und entrissen sich kaum den wüthenden Tritten und Schlägen.
Und so wuchs ich heran, um viel vom Vater zu dulden,
Der statt Anderer mich gar oft mit Worten herumnahm,
Wenn bei Rath ihm Verdruß in der letzten Sitzung erregt ward;
Und ich büßte den Streit und die Ränke seiner Kollegen.
Oftmals habt Ihr mich selbst bedauert; denn Vieles ertrug ich,
Stets in Gedanken der Eltern von Herzen zu ehrende Wohlthat,
Die nur sinnen, für uns zu mehren die Hab' und die Güter,
Und sich selber Manches entziehn, um zu sparen den Kindern.
Aber, ach! nicht das Sparen allein, um spät zu genießen,
Macht das Glück, es macht nicht das Glück der Haufe beim Haufen,
Nicht der Acker am Acker, so schön sich die Güter auch schließen

Denn der Vater wird alt, und mit ihm altern die Söhne,
Ohne die Freude des Tags und mit der Sorge für morgen
Sagt mir und schauet hinab, wie herrlich liegen die schönen,
Reichen Gebreite nicht da, und unten Weinberg und Garten,
Dort die Scheunen und Ställe, die schöne Reihe der Güter!
Aber seh' ich dann dort das Hinterhaus, wo an dem Giebel
Sich das Fenster uns zeigt von meinem Stübchen im Dache,
Denk' ich die Zeiten zurück, wie manche Nacht ich den Mond schon
Dort erwartet und schon so manchen Morgen die Sonne,
Wenn der gesunde Schlaf mir nur wenige Stunden genügte:
Ach! da kommt mir so einsam vor wie die Kammer, der Hof und
Garten, das herrliche Feld, das über die Hügel sich hinstreckt;
Alles liegt so öde vor mir: ich entbehre der Gattin."
Da antwortete drauf die gute Mutter verständig:
„Sohn, mehr wünschest Du nicht, die Braut in die Kammer zu führen,
Daß Dir werde die Nacht zur schönen Hälfte des Lebens,
Und die Arbeit des Tags Dir freier und eigener werde,
Als der Vater es wünscht und die Mutter. Wir haben Dir immer
Zugeredet, ja, Dich getrieben, ein Mädchen zu wählen.
Aber mir ist es bekannt, und jetzo sagt es das Herz mir:
Wenn die Stunde nicht kommt, die rechte, wenn nicht das rechte
Mädchen zur Stunde sich zeigt, so bleibt das Wählen im Weiten,
Und es wirket die Furcht, die falsche zu greifen, am Meisten.
Soll ich Dir sagen, mein Sohn, so hast Du, ich glaube, gewählet;
Denn Dein Herz ist getroffen und mehr als gewöhnlich empfindlich.
Sag' es gerad' nur heraus, denn mir schon sagt es die Seele:
Jenes Mädchen ist's, das vertriebene, die Du gewählt hast."
„Liebe Mutter, Ihr sagt's!" versetzte lebhaft der Sohn drauf.
„Ja, sie ist's! Und führ' ich sie nicht als Braut mir nach Hause
Heute noch, ziehet sie fort, verschwindet vielleicht mir auf immer
In der Verwirrung des Kriegs und im traurigen Hin- und Herziehn. —
Mutter, ewig umsonst gedeiht mir die reiche Besitzung
Dann vor Augen; umsonst sind künftige Jahre mir fruchtbar.
Ja, das gewohnte Haus und der Garten ist mir zuwider;
Ach! und die Liebe der Mutter, sie selbst nicht tröstet den Armen.
Denn es löset die Liebe, das fühl' ich, jegliche Bande,
Wenn sie die übrigen knüpft; und nicht das Mädchen allein läßt
Vater und Mutter zurück, wenn sie dem erwählten Mann folgt,
Auch der Jüngling, er weiß nichts mehr von Mutter und Vater,

Wenn er das Mädchen sieht, das einzigeliebte, davonziehn.
Darum lasset mich gehn, wohin die Verzweiflung mich antreibt!
Denn mein Vater, er hat die entscheidenden Worte gesprochen,
Und sein Haus ist nicht mehr das meine, wenn er das Mädchen
Ausschließt, das ich allein nach Haus zu führen begehre."
Da versetzte behend die gute, verständige Mutter:
„Stehen wie Felsen doch zwei Männer gegen einander!
Unbewegt und stolz will keiner dem andern sich nähern,
Keiner zum guten Worte, dem ersten, die Zunge bewegen.
Darum sag' ich Dir, Sohn: noch lebt die Hoffnung in meinem
Herzen, daß er sie Dir, wenn sie gut und brav ist, verlobe,
Obgleich arm, so entschieden er auch die Arme versagt hat.
Denn er redet gar Manches in seiner heftigen Art aus,
Das er doch nicht vollbringt; so giebt er auch zu das Versagte.
Aber ein gutes Wort verlangt er und kann es verlangen;
Denn er ist Vater. Auch wissen wir wohl, sein Zorn ist nach Tische,
Wo er heftiger spricht und Anderer Gründe bezweifelt,
Nie bedeutend; es reget der Wein dann jegliche Kraft auf
Seines heftigen Wollens und läßt ihn die Worte der Andern
Nicht vernehmen, er hört und fühlt alleine sich selber.
Aber es kommt der Abend heran, und die vielen Gespräche
Sind nun zwischen ihm und seinen Freunden gewechselt.
Milder ist er fürwahr, ich weiß, wenn das Räuschchen vorbei ist
Und er das Unrecht fühlt, das er Andern lebhaft erzeigte.
Komm! wir wagen es gleich; das Frischgewagte geräth nur.
Und wir bedürfen der Freunde, die jetzo bei ihm noch versammelt
Sitzen; besonders wird uns der würdige Geistliche helfen."
Also sprach sie behende und zog vom Steine sich hebend
Auch vom Sitze den Sohn, den willig folgenden. Beide
Kamen schweigend herunter, den wichtigen Vorsatz bedenkend.

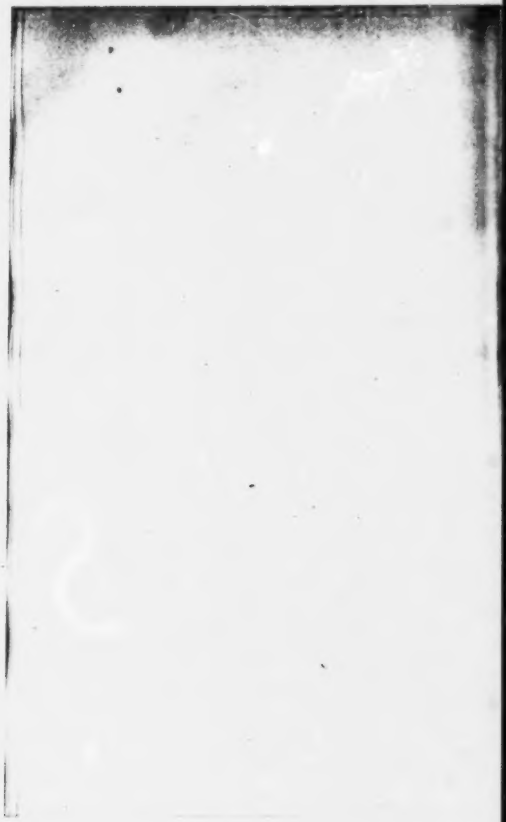

Polyhymnia.

Der Weltbürger.

Aber es saßen die Drei noch immer sprechend zusammen,
Mit dem geistlichen Herrn der Apotheker beim Wirthe;
Und es war das Gespräch noch immer ebendasselbe,
Das viel hin und her nach allen Seiten geführt ward.
Aber der treffliche Pfarrer versetzte würdig gesinnt drauf:
„Widersprechen will ich Euch nicht. Ich weiß es, der Mensch soll
Immer streben zum Bessern; und, wie wir sehen, er strebt auch
Immer dem Höheren nach, zum Wenigsten sucht er das Neue.
Aber geht nicht zu weit! Denn neben diesen Gefühlen
Gab die Natur uns auch die Lust, zu verharren im Alten
Und sich dessen zu freun, was Jeder lange gewohnt ist.
Aller Zustand ist gut, der natürlich ist und vernünftig.
Vieles wünscht sich der Mensch, und doch bedarf er nur wenig;
Denn die Tage sind kurz, und beschränkt der Sterblichen Schicksal.
Niemals tadl' ich den Mann, der, immer thätig und rastlos
Umgetrieben, das Meer und alle Straßen der Erde
Kühn und emsig befährt und sich des Gewinnes erfreuet,
Welcher sich reichlich um ihn und um die Seinen herumhäuft;
Aber Jener ist auch mir werth, der ruhige Bürger,
Der sein väterlich Erbe mit stillen Schritten umgehet
Und die Erde besorgt, so wie es die Stunden gebieten.
Nicht verändert sich ihm in jedem Jahre der Boden;
Nicht streckt eilig der Baum, der neugepflanzte, die Arme
Gegen den Himmel aus, mit reichlichen Blüthen geeh'ret.
Nein, der Mann bedarf der Geduld; er bedarf auch des reinen,

Immer gleichen, ruhigen Sinns und des graden Verstandes;
Denn nur wenige Samen vertraut er der nährenden Erde,
Wenige Thiere nur versteht er mehrend zu ziehen;
Denn das Künstliche bleibt allein sein ganzer Gedanke.
Glücklich, wem die Natur ein so gestimmtes Gemüth gab!
Er ernähret uns Alle. Und Heil dem Bürger des kleinen
Städtchens, welcher ländlich Gewerb mit Bürgergewerb paart!
Auf ihm liegt nicht der Druck, der ängstlich den Landmann beschränket;
Ihn verwirrt nicht die Sorge der vielbegehrenden Städter,
Die dem Reicheren stets und dem Höheren, wenig vermögend,
Nachzustreben gewohnt sind, besonders die Weiber und Mädchen.
Segnet immer darum des Sohnes ruhig Bemühen
Und die Gattin, die einst er, die gleichgesinnte, sich wähle!"

Also sprach er. Es trat die Mutter zugleich mit dem Sohn ein,
Führend ihn bei der Hand und vor den Gatten ihn stellend.
„Vater," sprach sie, „wie oft gedachten wir untereinander
Schwatzend des fröhlichen Tags, der kommen würde, wenn künftig
Herrmann seine Braut sich erwählend uns endlich erfreute!
Hin und wieder dachten wir da; bald dieses, bald jenes
Mädchen bestimmten wir ihm mit elterlichem Geschwätze.
Nun ist er kommen, der Tag; nun hat die Braut ihm der Himmel
Hergeführt und gezeigt, es hat sein Herz nun entschieden.
Sagten wir damals nicht immer, er solle selber sich wählen?
Wünschtest Du nicht noch vorhin, er möchte heiter und lebhaft
Für ein Mädchen empfinden? Nun ist die Stunde gekommen!
Ja, er hat gefühlt und gewählt und ist männlich entschieden.
Jenes Mädchen ist's, die Fremde, die ihm begegnet.
Gieb sie ihm, oder er bleibt, so schwur er, im ledigen Stande."

Und es sagte der Sohn: „Die gebt mir, Vater! Mein Herz hat
Rein und sicher gewählt; Euch ist sie die würdigste Tochter."

Aber der Vater schwieg. Da stand der Geistliche schnell auf,
Nahm das Wort und sprach: „Der Augenblick nur entscheidet
Ueber das Leben des Menschen und über sein ganzes Geschicke.
Denn nach langer Berathung ist doch ein jeder Entschluß nur
Werk des Moments, es ergreift doch nur der Verständige das Rechte.
Immer gefährlicher ist's, beim Wählen Dieses und Jenes
Nebenher zu bedenken und so das Gefühl zu verwirren.
Rein ist Herrmann; ich kenn' ihn von Jugend auf; und er streckte
Schon als Knabe die Hände nicht aus nach Diesem und Jenem;
Was er begehrte, das war ihm gemäß; so hielt er es fest auch.

Seid nicht scheu und verwundert, daß nun auf einmal erscheinet,
Was Ihr so lange gewünscht. Es hat die Erscheinung fürwahr nicht
Jetzt die Gestalt des Wunsches, so wie Ihr ihn etwa gehoget.
Denn die Wünsche verhüllen uns selbst das Gewünschte; die Gaben
Kommen von oben herab in ihren eignen Gestalten.
Nun verkennet es nicht, das Mädchen, das Eurem geliebten,
Guten, verständigen Sohn zuerst die Seele bewegt hat!
Glücklich ist Der, dem sogleich die erste Geliebte die Hand reicht,
Dem der liebkichste Wunsch nicht heimlich im Herzen verschmachtet!
Ja, ich seh' es ihm an, es ist sein Schicksal entschieden.
Wahre Neigung vollendet sogleich zum Manne den Jüngling.
Nicht beweglich ist er; ich fürchte, versagt Ihr ihm Dieses,
Gehen die Jahre dahin, die schönsten, in traurigem Leben."
Da versetzte sogleich der Apotheker bedächtig,
Dem schon lange das Wort von der Lippe zu springen bereit war:
„Laß't uns auch diesmal doch nur die Mittelstraße betreten!
Eile mit Weile! das war selbst Kaiser Augustus' Devise.*)
Gerne schick' ich mich an, den lieben Nachbarn zu dienen,
Meinen geringen Verstand zu ihrem Nutzen zu brauchen;
Und besonders bedarf die Jugend, daß man sie leite.
Laß't mich also hinaus! Ich will es prüfen, das Mädchen,
Will die Gemeinde befragen, in der sie lebt und bekannt ist.
Niemand betrügt mich so leicht; ich weiß die Worte zu schätzen."
Da versetzte sogleich der Sohn mit geflügelten Worten:
„Thut es, Nachbar, und geht und erkundigt Euch! Aber ich wünsche,
Daß der Herr Pfarrer sich auch in Eurer Gesellschaft befinde;
Zwei so treffliche Männer sind unverwerfliche Zeugen.
O, mein Vater! sie ist nicht hergelaufen, das Mädchen,
Keine, die durch das Land auf Abenteuer umherschweift
Und den Jüngling bestrickt, den unerfahrnen, mit Ränken.
Nein, das wilde Geschick des allverderblichen Krieges,
Das die Welt zerstört und manches feste Gebäude
Schon aus dem Grunde gehoben, hat auch die Arme vertrieben.

*) Vgl. Aull. Gellii Noctes atticae X, 11, 3. „Σπεῦδε βραδέως", oder Suetan, Octav. 25. Diese Worte soll Augustus sowol im Gespräch wie in seinen Briefen häufig gebraucht haben.

Streifen nicht herrliche Männer von hoher Geburt nun im Elend?*)
Fürsten fliehen vermummt, und Könige leben verbannet.
Ach, so ist auch sie, von ihren Schwestern die beste,
Aus dem Lande getrieben; ihr eignes Unglück vergessend,
Steht sie Anderen bei, ist ohne Hilfe noch hilfreich.
Groß sind Jammer und Noth, die über die Erde sich breiten;
Sollte nicht auch ein Glück aus diesem Unglück hervorgehn,
Und ich im Arme der Braut, der zuverlässigen Gattin,
Mich nicht erfreuen des Kriegs, so wie Ihr des Brandes Euch freutet?"

Da versetzte der Vater und that bedeutend den Mund auf:
„Wie ist, o Sohn, Dir die Zunge gelöst, die schon Dir im Munde
Lange Jahre gestockt und nur sich dürftig bewegte!
Muß ich doch heut erfahren, was jedem Vater gedroht ist,
Daß den Willen des Sohns, den bestigen, gerne die Mutter
Allzu gelind begünstigt, und jeder Nachbar Partei nimmt,
Wenn es über den Vater nur hergeht oder den Ehmann.
Aber ich will Euch zusammen nicht widerstehen; was hilf' es?
Denn ich sehe doch schon hier Trotz und Thränen im Voraus.
Gehet und prüfet und bringt in Gottes Namen die Tochter
Mir ins Haus! Wo nicht, so mag er das Mädchen vergessen!"

Also der Vater. Es rief der Sohn mit froher Geberde:
„Noch vor Abend ist Euch die trefflichste Tochter beschieret,
Wie sie der Mann sich wünscht, dem ein kluger Sinn in der Brust lebt.
Glücklich ist die Gute dann auch, so darf ich es hoffen.
Ja, sie danket mir ewig, daß ich ihr Vater und Mutter
Wiedergegeben in Euch, so wie sie verständige Kinder
Wünschen. Aber ich zaudre nicht mehr; ich schirre die Pferde
Gleich und führe die Freunde hinaus auf die Spur der Geliebten,
Ueberlasse die Männer sich selbst und der eigenen Klugheit,
Richte, so schwör' ich Euch zu, mich ganz nach ihrer Entscheidung,

*) Diese Stelle, die längere Erzählung des Richters im folgenden Gesange und die Schlußworte des Ganzen weisen besonders auf den historischen Hintergrund hin, welchen Goethe den einfachen, bürgerlichen Verhältnissen giebt, die er dargestellt hat. Daß er die Absicht gehabt hat, einen solchen zu zeichnen, geht deutlich daraus hervor, daß er die Handlung selbst sich etwa in den August des Jahres 1796 verlegt denkt, und daß er von seiner eigenen Dichtung sagt: „Ich habe das Allgemeinschicksal der Existenz einer kleinen deutschen Stadt in dem ersten Tiegel von seinen Schlacken abzuscheiden gesucht und zugleich die großen Bewegungen des Welttheaters aus einem kleinen Spiegel zurückzuwerfen getrachtet."

Und ich seh' es nicht wieder, als bis es mein ist, das Mädchen."
Und so ging er hinaus, indessen Manches die Andern
Weislich erwogen und schnell die wichtige Sache besprachen.
Herrmann eilte zum Stalle sogleich, wo die muthigen Hengste
Ruhig standen und rasch den reinen Hafer verzehrten
Und das trockene Heu, auf der besten Wiese gebauten.
Eilig legt' er ihnen darauf das blanke Gebiß an,
Zog die Riemen sogleich durch die schön versilberten Schnallen
Und befestigte dann die langen, breiteren Zügel,
Führte die Pferde heraus in den Hof, wo der willige Knecht schon
Vorgeschoben die Kutsche, sie leicht an der Deichsel bewegend.
Abgemessen knüpften sie drauf an die Wage mit saubern
Stricken die rasche Kraft der leicht hinziehenden Pferde.
Herrmann faßte die Peitsche; dann saß er und rollt' in den Thorweg.
Als die Freunde nun gleich die geräumigen Plätze genommen,
Rollte der Wagen eilig und ließ das Pflaster zurücke,
Ließ zurück die Mauern der Stadt und die reinlichen Thürme.
So fuhr Herrmann dahin der wohlbekannten Chaussee zu
Rasch und säumete nicht und fuhr bergan wie bergunter.
Als er aber nunmehr den Thurm des Dorfes erblickte,
Und nicht fern mehr lagen die gartenumgebenen Häuser,
Dacht' er bei sich selbst, nun anzuhalten die Pferde.
Von dem würdigen Dunkel erhabener Linden umschattet,
Die Jahrhunderte schon an dieser Stelle gewurzelt,
War, mit Rasen bedeckt, ein weiter, grünender Anger
Vor dem Dorfe, den Bauern und nahen Städtern ein Lustort.
Flach gegraben befand sich unter den Bäumen ein Brunnen.
Stieg man die Stufen hinab, so zeigten sich steinerne Bänke,
Rings um die Quelle gesetzt, die immer lebendig hervorquoll,
Reinlich, mit niedriger Mauer gefaßt, zu schöpfen bequemlich.
Herrmann aber beschloß, in diesem Schatten die Pferde
Mit dem Wagen zu halten. Er that so und sagte die Worte:
„Steiget, Freunde, nun aus und geht, damit Ihr erfahret,
Ob das Mädchen auch werth der Hand sei, die ich ihr biete!
Zwar ich glaub' es, und mir erzählt Ihr nichts Neues und Seltnes;
Hätt' ich allein zu thun, so ging' ich behend zu dem Dorf hin,
Und mit wenigen Worten entschiede die Gute mein Schicksal.
Und Ihr werdet sie bald vor allen Andern erkennen;
Denn wol schwerlich ist an Bildung ihr Eine vergleichbar.
Aber ich geb' Euch noch die Zeichen der reinlichen Kleider:

Denn der rothe Latz erhebt den gewölbeten Busen,
Schön geschnürt, und es liegt das schwarze Mieder ihr knapp an;
Sauber hat sie den Saum des Hemdes zur Krause gefaltet,
Die ihr das Kinn umgiebt, das runde, mit reinlicher Anmuth;
Frei und heiter zeigt sich des Kopfes zierliches Eirund;
Stark sind vielmal die Zöpfe um silberne Nadeln gewickelt;
Vielgefaltet und blau fängt unter dem Latze der Rock an
Und umschlägt ihr im Gehn die wohlgebildeten Knöchel.
Doch das will ich Euch sagen und noch mir ausdrücklich erbitten:
Redet nicht mit dem Mädchen und laßt nicht merken die Absicht,
Sondern befraget die Andern und hört, was sie Alles erzählen!
Habt Ihr Nachricht genug, zu beruhigen Vater und Mutter,
Kehret zu mir dann zurück, und wir bedenken das Weitre.
Also dacht' ich mir's aus den Weg her, den wir gefahren."
Also sprach er. Es gingen darauf die Freunde dem Dorf zu,
Wo in Gärten und Scheunen und Häusern die Menge von Menschen
Wimmelte, Karrn an Karrn die breite Straße dahin stand.
Männer versorgten das brüllende Vieh und die Pferd' an den Wagen,
Wäsche trockneten emsig auf allen Hecken die Weiber,
Und es ergetzten die Kinder sich plätschernd im Wasser des Baches.
Also durch die Wagen sich drängend, durch Menschen und Thiere,
Sahen sie rechts und links sich um, die gesendeten Späher,
Ob sie nicht etwa das Bild des bezeichneten Mädchens erblickten;
Aber keine von Allen erschien die herrliche Jungfrau.
Stärker fanden sie bald das Gedränge. Da war um die Wagen
Streit der drohenden Männer, worein sich mischten die Weiber,
Schreiend. Da nahte sich schnell mit würdigen Schritten ein Alter,
Trat zu den Scheltenden hin, und sogleich verklang das Getöse,
Als er Ruhe gebot und väterlich ernst sie bedrohte.
„Hat uns", rief er, „noch nicht das Unglück also gebändigt,
Daß wir endlich verstehn uns unter einander zu dulden
Und zu vertragen, wenn auch nicht Jeder die Handlungen admißt?
Unverträglich fürwahr ist der Glückliche. Werden die Leiden
Endlich Euch lehren, nicht mehr wie sonst mit dem Bruder zu hadern?
Gönnet einander den Platz auf fremdem Boden und theilet,
Was Ihr habet, zusammen, damit Ihr Barmherzigkeit findet!"

Alſo ſagte der Mann, und Alle ſchwiegen; verträglich
Ordneten Vieh und Wagen die wieder beſänftigten Menſchen.
Als der Geiſtliche nun die Rede des Mannes vernommen
Und den ruhigen Sinn des fremden Richters entdeckte,
Trat er an ihn heran und ſprach die bedeutenden Worte:
„Vater, fürwahr! wenn das Volk in glücklichen Tagen dahinlebt,
Von der Erde ſich nährend, die weit und breit ſich auftut
Und die erwünſchten Gaben in Jahren und Monden erneuert,
Da geht Alles von ſelbſt, und Jeder iſt ſich der Klügſte
Wie der Beſte; und ſo beſtehen ſie neben einander,
Und der vernünftigſte Mann iſt wie ein Andrer gehalten;
Denn was Alles geſchieht, geht ſtill wie von ſelber den Gang fort.
Aber zerrüttet die Noth die gewöhnlichen Wege des Lebens,
Reißt das Gebäude nieder und wühlet Garten und Saat um,
Treibt den Mann und das Weib vom Raume der traulichen Wohnung,
Schleppt in die Ferne ſie fort durch ängſtliche Tage und Nächte;
Ach! da ſieht man ſich um, wer wol der verſtändigſte Mann ſei,
Und er redet nicht mehr die herrlichen Worte vergebens.
Sagt mir, Vater, Ihr ſeid gewiß der Richter von dieſen
Flüchtigen Männern, der Ihr ſogleich die Gemüther beruhigt?
Ja, Ihr erſcheint mir heut als einer der älteſten Führer,
Die durch Wüſten und Irren vertriebene Völker geleitet.
Denk' ich doch eben, ich rede mit Joſua oder mit Moſes."
Und es verſetzte darauf mit ernſtem Blicke der Richter:
„Wahrlich, unſere Zeit vergleicht ſich den ſeltenſten Zeiten,
Die die Geſchichte bemerkt, die heilige wie die gemeine;
Denn wer geſtern und heut in dieſen Tagen gelebt hat,
Hat ſchon Jahre gelebt: ſo drängen ſich alle Geſchichten.
Denk' ich ein Wenig zurück, ſo ſcheint mir ein graues Alter
Auf dem Haupte zu liegen; und doch iſt die Kraft noch lebendig.
O, wir Anderen dürfen uns wohl mit Jenen vergleichen,
Denen in ernſter Stund' erſchien im feurigen Buſche
Gott der Herr; auch uns erſchien er in Wolken und Feuer."
Als nun der Pfarrer darauf noch weiter zu ſprechen geneigt war
Und das Schickſal des Manns und der Seinen zu hören verlangte,

Sagte behend der Geſchickte mit heimlichen Worten ins Ohr ihm:
„Sprecht mit dem Richter nur fort und bringt das Geſpräch auf das Mädchen!
Aber ich gehe herum, ſie aufzuſuchen, und komme
Wieder, ſobald ich ſie finde.“ Es nickte der Pfarrer dagegen,
Und durch die Hecken und Gärten und Scheunen ſuchte der Späher.

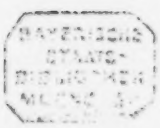

Klio.

Das Zeitalter.

Als nun der geiſtliche Herr den fremden Richter befragte,
Was die Gemeine gelitten, wie lang' ſie von Hauſe vertrieben,
Sagte der Mann darauf: „Nicht kurz ſind unſere Leiden;
Denn wir haben das Bittre der ſämmtlichen Jahre getrunken
Schrecklicher, weil auch uns die ſchönſte Hoffnung zerſtört ward.
Denn wer leugnet es wol, daß hoch ſich das Herz ihm erhoben,
Ihm die freiere Bruſt mit reineren Pulſen geſchlagen,
Als ſich der erſte Glanz der neuen Sonne herandob,
Als man hörte vom Rechte der Menſchen, das Allen gemein ſei,
Von der begeiſternden Freiheit und von der löblichen Gleichheit!
Damals hoffte Jeder ſich ſelbſt zu leben; es ſchien ſich
Aufzulöſen das Band, das viele Länder umſtrickte,
Das der Müſſiggang und der Eigennutz in der Hand hielt.
Schauten nicht alle Völker in jenen drängenden Tagen
Nach der Hauptſtadt der Welt, die es ſchon ſo lange geweſen
Und jetzt mehr als je den herrlichen Namen verdiente?
Waren nicht jener Männer, der erſten Verkünder der Botſchaft,
Namen den höchſten gleich, die unter die Sterne geſetzt ſind?
Wuchs nicht jeglichem Menſchen der Muth und der Geiſt und die Sprache?
„Und wir waren zuerſt als Nachbarn lebhaft entzündet.
Drauf begann der Krieg, und die Züge bewaffneter Franken
Rückten näher; allein ſie ſchienen nur Freundſchaft zu bringen.
Und die brachten ſie auch; denn ihnen erhöht war die Seele

Allen; sie pflanzten mit Lust die munteren Bäume der Freiheit,
Jedem das Seine versprechend und Jedem die eigne Regierung.
Hoch erfreute sich da die Jugend, sich freute das Alter,
Und der muntere Tanz begann um die neue Standarte.
So gewannen sie bald, die überwiegenden Franken,
Erst der Männer Geist mit feurigem, muntrem Beginnen,
Dann die Herzen der Weiber mit unwiderstehlicher Anmuth.
Leicht selbst schien uns der Druck des vielbedürfenden Krieges;
Denn die Hoffnung umschwebte vor unsern Augen die Ferne,
Lockte die Blicke hinaus in neueröffnete Bahnen.
„O, wie froh ist die Zeit, wenn mit der Braut sich der Bräut'gam
Schwinget im Tanze, den Tag der gewünschten Verbindung erwartend!
Aber herrlicher war die Zeit, in der uns das Höchste,
Was der Mensch sich denkt, als nah und erreichbar sich zeigt.
Da war Jedem die Zunge gelöst; es sprachen die Greise,
Männer und Jünglinge laut voll hohen Sinns und Gefühl s.
„Aber der Himmel trübte sich bald. Um den Vortheil der Herrschaft
Stritt ein verderbtes Geschlecht, unwürdig, das Gute zu schaffen.
Sie ermordeten sich und unterdrückten die neuen
Nachbarn und Brüder und sandten die eigennützige Menge.
Und es prassten bei uns die Obern und raubten im Großen,
Und es raubten und prassten bis zu dem Kleinsten die Kleinen;
Jeder schien nur besorgt, es bleibe was übrig für morgen.
Allzugroß war die Noth, und täglich wuchs die Bedrückung;
Niemand vernahm das Geschrei, sie waren die Herren des Tages.
Da fiel Kummer und Wuth auch selbst ein gelassnes Gemüth an;
Jeder sann nur und schwur die Beleidigung alle zu rächen
Und den bittern Verlust der doppelt betrognen Hoffnung.
Und es wendete sich das Glück auf die Seite der Deutschen,
Und der Franke floh mit eiligen Märschen zurücke.
Ach, da fühlten wir erst das traurige Schicksal des Krieges!
Denn der Sieger ist groß und gut; zum Wenigsten scheint er's,
Und er schonet den Mann, den besiegten, als wär' er der seine,
Wenn er ihm täglich nützt und mit den Gütern ihm dienet.
Aber der Flüchtige kennt kein Gesetz; dann er wehrt nur den Tod ab
Und verzehret nur schnell und ohne Rücksicht die Güter.
Dann ist sein Gemüth auch erbittt, und es kehrt die Verzweiflung
Aus dem Herzen hervor das frevelhafte Beginnen.

Nichts iſt heilig ihm mehr; er raubt es. Die wilde Begierde
Dringt mit Gewalt auf das Weib und macht die Luſt zum Entſetzen.
Ueberall ſiehet er den Tod und genießt die letzten Minuten
Grauſam, freut ſich des Bluts und freut ſich des heulenden Jammers.
„Grimmig erhob ſich darauf in unſern Männern die Wuth nun,
Das Verlorne zu rächen und zu vertheid'gen die Reſte.
Alles ergriff die Waffen, gelockt von der Eile des Flüchtlings
Und vom blaſſen Geſicht und ſcheu unſicheren Blicke.
Raſtlos nun erklang das Getön der ſtürmenden Glocke,
Und die künft'ge Gefahr hielt nicht die grimmige Wuth auf.
Schnell verwandelte ſich des Feldbaus friedliche Rüſtung
Nun in Wehre; da troff von Blute Gabel und Senſe.
Ohne Begnadigung fiel der Feind und ohne Verſchonung;
Ueberall raſ'te die Wuth und die feige, tückiſche Schwäche.
Möcht' ich den Menſchen doch nie in dieſer ſchnöden Verirrung
Wiederſehn! Das wüthende Thier iſt ein beſſerer Anblick.
Sprech' er doch nie von Freiheit, als könn' er ſich ſelber regieren!
Losgebunden erſcheint, ſobald die Schranken hinweg ſind,
Alles Böſe, das tief das Geſetz in die Winkel zurücktrieb."
„Trefflicher Mann!" verſetzte darauf der Pfarrer mit Nachdruck,
„Wenn Ihr den Menſchen verkennt, ſo kann ich Euch darum nicht ſchelten;
Habt Ihr doch Böſes genug erlitten vom wüſten Beginnen!
Wolltet Ihr aber zurück die traurigen Tage durchſchauen,
Würdet Ihr ſelber geſtehen, wie oft Ihr auch Gutes erblicktet,
Manches Treffliche, das verborgen bleibt in dem Herzen,
Regt die Gefahr es nicht auf, und drängt die Noth nicht den Menſchen,
Daß er als Engel ſich zeig', erſcheine den Andern ein Schutzgott."
Lächelnd verſetzte darauf der alte, würdige Richter:
„Ihr erinnert mich klug, wie oft nach dem Brande des Hauſes
Man den betrübten Beſitzer an Gold und Silber erinnert,
Das geſchmolzen im Schutt nun überblieben zerſtreut liegt.
Wenig iſt es fürwahr, doch auch das Wenige köſtlich,
Und der Verarmte gräbet ihm nach und freut ſich des Fundes.
Und ſo kehr' ich auch gern die heitern Gedanken zu jenen
Wenigen guten Thaten, die aufbewahrt das Gedächtniß.
Ja, ich will es nicht leugnen, ich ſah ſich Feinde verſöhnen,
Um die Stadt vom Uebel zu retten; ich ſah auch der Freunde,

Sah der Eltern Lieb' und der Kinder Unmögliches wagen,
Sah, wie der Jüngling auf einmal zum Mann ward, sah, wie der Greis sich
Wieder verjüngte, das Kind sich selbst als Jüngling enthüllte.
Ja, und das schwache Geschlecht, so wie es gewöhnlich genannt wird,
Zeigte sich tapfer und mächtig und gegenwärtigen Geistes.
Und so lass't mich vor allen der schönen That noch erwähnen,
Die hochherzig ein Mädchen vollbrachte, die treffliche Jungfrau,
Die auf dem großen Gehöft allein mit den Mädchen zurückblieb;
Denn es waren die Männer auch gegen die Feinden gezogen.
Da überfiel den Hof ein Trupp verlaufnen Gesindels
Plündernd, und drängte sogleich sich in die Zimmer der Frauen.
Sie erblickten das Bild der schön erwachsenen Jungfrau
Und die lieblichen Mädchen, noch eher Kinder zu heißen.
Da ergriff sie wilde Begier; sie stürmten gefühllos
Auf die zitternde Schaar und aufs hochherzige Mädchen.
Aber sie riß dem Einen sogleich von der Seite den Säbel,
Hieb ihn nieder gewaltig; er stürzt' ihr blutend zu Füßen.
Dann mit männlichen Streichen befreite sie tapfer die Mädchen,
Traf noch viere der Räuber; doch die entflohen dem Tode.
Dann verschloß sie den Hof und harrte der Hilfe, bewaffnet."
Als der Geistliche nun das Lob des Mädchens vernommen,
Stieg die Hoffnung sogleich für seinen Freund im Gemüth auf,
Und er war im Begriff zu fragen, wohin sie gerathen,
Ob auf der traurigen Flucht sie nun mit dem Volk sich befinde.
Aber da trat herbei der Apotheker behende,
Zupfte den geistlichen Herrn und sagte die wispernden Worte:
„Hab' ich doch endlich das Mädchen aus vielen hundert gefunden
Nach der Beschreibung! So kommt und sehet sie selber mit Augen!
Nehmet den Richter mit Euch, damit wir das Weitere hören!"
Und sie kehrten sich um, und weg war gerufen der Richter
Von den Seinen, die ihn, bedürftig des Rathes, verlangten.
Doch es folgte sogleich dem Apotheker der Pfarrherr
An die Lücke des Zauns, und jener deutete lustig:
„Seht Ihr," sagt' er, „das Mädchen? Sie hat die Puppe gewickelt,
Und ich erkenne genau den alten Kattun und den blauen
Kissenüberzug wohl, den ihr Herrmann im Bündel gebracht hat.
Sie verwendete schnell fürwahr und gut die Geschenke.
Diese sind deutliche Zeichen, es treffen die übrigen alle;
Denn der rothe Latz erhebt den gewölbeten Busen,
Schön geschnürt, und es liegt das schwarze Mieder ihr knapp an;

Sauber ist der Saum des Hemdes zur Krause gefaltet
Und umgiebt ihr das Kinn, das rundr, mit reinlicher Anmuth;
Frei und heiter zeigt sich des Kopfes zierliches Eirund
Und die starken Zöpfe um silberne Nadeln gewickelt;
Sitzt sie gleich, so sehen wir doch die treffliche Größe
Und den blauen Rock, der vielgefaltet vom Busen
Reichlich herunterwallt zum wohlgebildeten Knöchel.
Ohne Zweifel, sie ist's. Drum kommet, damit wir vernehmen,
Ob sie gut und tugendhaft sei, ein häusliches Mädchen."

Da versetzte der Pfarrer, mit Blicken die Sitzende prüfend:
„Daß sie den Jüngling entzückt, fürwahr, es ist mir kein Wunder;
Denn sie hält vor dem Blick des erfahrenen Mannes die Probe.
Glücklich, wem doch Mutter Natur die rechte Gestalt gab!
Denn sie empfiehlet ihn stets, und nirgends ist er ein Fremdling.
Jeder nahet sich gern und Jeder möchte verweilen,
Wenn die Gefälligkeit nur sich zu der Gestalt noch gesellet.
Ich versichr' Euch, es ist dem Jüngling ein Mädchen gefunden,
Das ihm die künftigen Tage des Lebens herrlich erbeitert,
Treu mit weiblicher Kraft durch alle Zeiten ihm beitebt.
So ein vollkommener Körper gewiß verwahrt auch die Seele
Rein, und die rüstige Jugend verspricht ein glückliches Alter."

Und es sagte darauf der Apotheker bedenklich:
„Trieget doch öfter der Schein! Ich mag dem Aeußern nicht trauen;
Denn ich habe das Sprichwort so oft erprobet gefunden:
Eh Du den Scheffel Salz mit dem neuen Bekannten verzehret,
Darfst Du nicht leichtlich ihm trauen; Dich macht die Zeit nur gewisser,
Wie Du es habest mit ihm, und wie die Freundschaft bestehe.
Lasset uns also zuerst bei guten Leuten uns umthun,
Denen das Mädchen bekannt ist, und die uns von ihr nun erzählen."

„Auch ich lobe die Vorsicht," versetzte der Geistliche folgend;
„Freien wir doch nicht für uns! Für Andere frein ist bedenklich."
Und sie gingen darauf dem wackern Richter entgegen,
Der in seinen Geschäften die Straße wieder heraufta.".
Und zu ihm sprach sogleich der kluge Pfarrer mit Vorsicht:
„Sagt, wir haben ein Mädchen gesehn, das im Garten unlängst hier
Unter dem Apfelbaum saß und Kindern Kleider verfertigt
Aus getragnem Kattun, der ihr vermuthlich geschenkt ward.
Uns gefiel die Gestalt; sie scheinet der Wackeren eine.
Saget uns, was Ihr wißt! Wir fragen aus löblicher Absicht."

Als in den Garten zu blicken der Richter sogleich nun heraustrat,
Sagt' er: „Diese kennet Ihr schon; denn wenn ich erzählte
Von der herrlichen That, die jene Jungfrau verrichtet,
Als sie das Schwert ergriff und sich und die Ihren beschützte —
Diese war's! Ihr seht es ihr an, sie ist rüstig geboren,
Aber so gut wie stark; denn ihren alten Verwandten
Pflegte sie bis zum Tode, da ihn der Jammer dahinriß
Ueber des Städtchens Noth und seiner Besitzung Gefahren.
Auch mit stillem Gemüth hat sie die Schmerzen ertragen
Ueber des Bräutigams Tod, der, ein edler Jüngling, im ersten
Feuer des hohen Gedankens, nach edler Freiheit zu streben,
Selbst hinging nach Paris und bald den schrecklichen Tod fand;
Denn wie zu Hause so dort bestritt er Willkür und Ränke."
Also sagte der Richter. Die Beiden schieden und dankten,
Und der Geistliche zog ein Goldstück (das Silber des Beutels
War vor einigen Stunden von ihm schon milde verspendet,
Als er die Flüchtlinge sah in traurigen Haufen vorbeiziehn)
Und er reicht' es dem Schulzen und sagte: „Theilet den Pfennig
Unter die Dürftigen aus, und Gott vermehre die Gabe!"
Doch es weigerte sich der Mann und sagte: „Wir haben
Manchen Thaler gerettet und manche Kleider und Sachen,
Und ich hoffe, wir kehren zurück, noch eh es verzehrt ist."
Da versetzte der Pfarrer und drückt' ihm das Geld in die Hand ein:
„Niemand säume zu geben in diesen Tagen, und Niemand
Weigre sich anzunehmen, was ihm die Milde geboten!
Niemand weiß, wie lang' er es hat, was er ruhig besitzet;
Niemand, wie lang' er noch in fremden Landen umherzieht
Und des Ackers entbehrt und des Gartens, der ihn ernähret."
„Ei doch!" sagte darauf der Apotheker geschäftig,
„Wäre mir jetzt nur Geld in der Tasche, so solltet Ihr's haben,
Groß wie klein; denn Viele gewiß der Euren begehren's.
Unbeschenkt doch lass' ich Euch nicht, damit Ihr den Willen
Sehet, woferne die That auch hinter dem Wollen zurückbleibt."
Also sprach er und zog den gestickten ledernen Beutel
An den Riemen hervor, worin der Tabak ihm verwahret war,
Oeffnete zierlich und theilte; da fanden sich einige Pfeifen.
„Klein ist die Gabe," setzt' er dazu. Da sagte der Schulthei[ß]:
„Guter Tabak ist doch dem Reisenden immer willkommen."
Und es lobte darauf der Apotheker den Knaster.
Aber der Pfarrherr zog ihn hinweg, und sie schieden vom Richter.

Eilen wir!" sprach der verständige Mann; „es wartet der Jüngling
Peinlich. Er höre so schnell als möglich die fröhliche Botschaft!"
Und sie eilten und kamen und fanden den Jüngling gelehnet
An den Wagen unter den Linden. Die Pferde zerstampften
Wild den Rasen; er hielt sie im Zaum und stand in Gedanken,
Blickte still vor sich hin und sah die Freunde nicht eher,
Bis sie kommend ihn riefen und fröhliche Zeichen ihm gaben.
Schon von ferne begann der Apotheker zu sprechen;
Doch sie traten näher hinzu. Da faßte der Pfarrherr
Seine Hand und sprach und nahm dem Gefährten das Wort weg:
„Heil Dir, junger Mann! Dein treues Auge, Dein treues
Herz hat richtig gewählt! Glück Dir und dem Weibe der Jugend!
Deiner ist sie werth; drum komm und wende den Wagen,
Daß wir fahrend sogleich die Ecke des Dorfes erreichen,
Um sie werben und bald nach Hause führen die Gute!"
Aber der Jüngling stand, und ohne Zeichen der Freude
Hört' er die Worte des Boten, die himmlisch waren und tröstlich,
Seufzete tief und sprach: „Wir kamen mit eilendem Fuhrwerk,
Und wir ziehen vielleicht beschämt und langsam nach Hause;
Denn hier hat mich, seitdem ich warte, die Sorge befallen,
Argwohn und Zweifel und Alles, was nur ein liebendes Herz kränkt.
Glaubt Ihr, wenn wir nur kommen, so werde das Mädchen uns folgen,
Weil wir reich sind, aber sie arm und vertrieben einherzieht?
Armuth selbst macht stolz, die unverdiente. Genügsam
Scheint das Mädchen und thätig, und so gehört ihr die Welt an.
Glaubt Ihr, es sei ein Weib von solcher Schönheit und Sitte
Aufgewachsen, um nie den guten Jüngling zu reizen?
Glaubt Ihr, sie habe bis jetzt ihr Herz verschlossen der Liebe?
Fahret nicht rasch bis hinan! Wir möchten zu unsrer Beschämung
Sachte die Pferde herum nach Hause lenken. Ich fürchte,
Irgend ein Jüngling besitzt dies Herz, und die wackere Hand hat
Eingeschlagen und schon dem Glücklichen Treue versprochen.
Ach! da steh' ich vor ihr mit meinem Antrag beschämet."
Ihn zu trösten, öffnete drauf der Pfarrer den Mund schon;
Doch es fiel der Gefährte mit seiner gesprächigen Art ein:
„Freilich, so wären wir nicht vor Zeiten verlegen gewesen,
Da ein jedes Geschäft nach seiner Weise vollbracht ward!
Hatten die Eltern die Braut für ihren Sohn sich ersehen,
Ward zuvörderst ein Freund vom Hause vertraulich gerufen;
Diesen sandte man dann als Freiersmann zu den Eltern

Der erkorenen Braut, der dann in ſtattlichem Putze
Sonntags etwa nach Tiſche den würdigen Bürger beſuchte,
Freundliche Worte mit ihm im Allgemeinen zuvörderſt
Wechſelnd und klug das Geſpräch zu lenken und wenden verſtehend.
Endlich nach langem Umſchweif ward auch der Tochter erwähnt'
Rühmlich und rühmlich des Manns und des Hauſes, von dem man geſandt war.
Kluge Leute merkten die Abſicht; der kluge Geſandte
Merkte den Willen gar bald und konnte ſich weiter erklären.
Lehnte den Antrag man ab, ſo war auch ein Korb nicht verdrießlich;
Aber gelang es denn auch, ſo war der Freiersmann immer
In dem Hauſe der Erſte bei jedem häuslichen Feſte;
Denn es erinnerte ſich durchs ganze Leben das Ehpaar,
Daß die geſchickte Hand den erſten Knoten geſchlungen.
Jetzt iſt aber das Alles mit andern guten Gebräuchen
Aus der Mode gekommen, und Jeder freit für ſich ſelber.
Nehme denn Jeglicher auch den Korb mit eigenen Händen,
Der ihm etwa beſchert iſt, und ſtehe beſchämt vor dem Mädchen!"
„Sei es, wie ihm auch ſei!" verſetzte der Jüngling, der kaum auf
Alle die Worte gehört und ſchon ſich im Stillen entſchloſſen;
„Selber geh' ich und will mein Schickſal ſelber erfahren
Aus dem Munde des Mädchens, zu dem ich das größte Vertrauen
Hege, das irgend ein Menſch nur je zu dem Weibe gehegt hat.
Was ſie ſagt, das iſt gut, es iſt vernünftig, das weiß ich.
Soll ich ſie auch zum letzten Mal ſehn, ſo will ich noch einmal
Dieſem offenen Blick des ſchwarzen Auges begegnen;
Drück' ich ſie nie an das Herz, ſo will ich die Bruſt und die Schultern
Einmal noch ſehn, die mein Arm ſo ſehr zu umſchließen begehret,
Will den Mund noch ſehen, von dem ein Kuß und das Ja mich
Glücklich macht auf ewig, das Nein mich auf ewig zerſtöret.
Aber laſſ't mich allein! Ihr ſollt nicht warten. Begebet
Euch zu Vater und Mutter zurück, damit ſie erfahren,
Daß ſich der Sohn nicht geirrt, und daß es werth iſt das Mädchen.
Und ſo laſſ't mich allein! Den Fußweg über den Hügel
An den Birnbaum hin und unſern Weinberg hinunter
Geh' ich näher nach Hauſe zurück. O, daß ich die Traute
Freudig und ſchnell heimführte! Vielleicht auch ſchleich' ich alleine

Jene Pfade nach Haus und betrete froh sie nicht wieder."
Also sprach er und gab dem geistlichen Herrn die Zügel,
Der verständig sie faßte, die schäumenden Rosse beherrschend,
Schnell den Wagen bestieg und den Sitz des Führers besetzte.
Aber Du zauderest noch, vorsichtiger Nachbar, und sagtest:
„Gerne vertrau' ich, mein Freund, Euch Seel' und Geist und Gemüth an;
Aber Leib und Gebein ist nicht zum Besten verwahret,
Wenn die geistliche Hand der weltlichen Zügel sich anmaßt."
Doch Du lächeltest drauf, verständiger Pfarrer, und sagtest:
„Sitzet nur ein, und getrost vertraut mir den Leib wie die Seele!
Denn geschickt ist die Hand schon lange, den Zügel zu führen,
Und das Auge geübt, die künstlichste Wendung zu treffen.
Denn wir waren in Straßburg gewohnt, den Wagen zu lenken,
Als ich den jungen Baron dahin begleitete; täglich
Rollte der Wagen, geleitet von mir, das hallende Thor durch,
Staubige Wege hinaus bis fern zu den Auen und Linden
Mitten durch Schaaren des Volks, das mit Spazieren den Tag lebt."
Halb getröstet bestieg darauf der Nachbar den Wagen,
Saß wie Einer, der sich zum weislichen Sprunge bereitet,
Und die Hengste rannten nach Hause, begierig des Stalles.
Aber die Wolke des Staubs quoll unter den mächtigen Hufen.
Lange noch stand der Jüngling und sah den Staub sich erheben,
Sah den Staub sich zerstreun; so stand er ohne Gedanken.

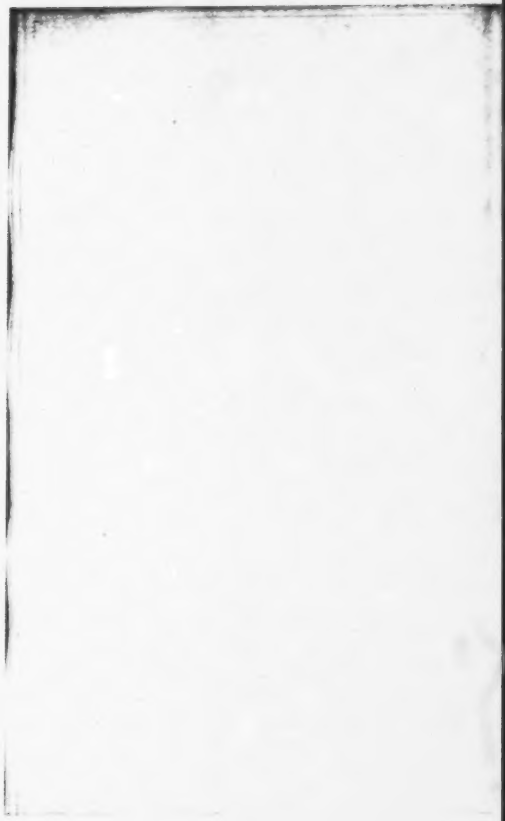

Erato.

Dorothea.

Wie der wandernde Mann, der vor dem Sinken der Sonne
Sie noch einmal ins Auge, die schnellverschwindende, faßte,
Dann im dunkeln Gebüsch und an der Seite des Felsens
Schweben siehet ihr Bild; wohin er die Blicke nur wendet,
Eilet es vor und glänzt und schwankt in herrlichen Farben:
So bewegte vor Herrmann die liebliche Bildung des Mädchens
Sanft sich vorbei und schien dem Pfad ins Getreide zu folgen.
Aber er fuhr aus dem staunenden Traum auf, wendete langsam
Nach dem Dorfe sich zu und staunte wieder; denn wieder
Kam ihm die hohe Gestalt des herrlichen Mädchens entgegen.
Fest betrachtet' er sie; es war kein Scheinbild, sie war es
Selber. Den größeren Krug und einen kleinern am Henkel
Tragend in jeglicher Hand, so schritt sie geschäftig zum Brunnen.
Und er ging ihr freudig entgegen. Es gab ihm ihr Anblick
Muth und Kraft; er sprach zu seiner Verwunderten also:
„Find' ich Dich, wackeres Mädchen, so bald aufs Neue beschäftigt,
Hilfreich Andern zu sein und gern zu erquicken die Menschen?
Sag', warum kommst Du allein zum Quell, der doch so entfernt liegt,
Da sich Andere doch mit dem Wasser des Dorfes begnügen?
Freilich ist dies von besonderer Kraft und lieblich zu kosten.
Jener Kranken bringst Du es wol, die Du treulich gerettet?"
Freundlich begrüßte sogleich das gute Mädchen den Jüngling,
Sprach: „So ist schon hier der Weg mir zum Brunnen belohnet,

Da ich finde den Guten, der uns so Vieles gereicht hat;
Denn der Anblick des Gebers ist wie die Gaben erfreulich.
Kommt und sehet doch selber, wer Eure Milde genossen,
Und empfanget den ruhigen Dank von allen Erquickten!
Daß Ihr aber sogleich vernehmet, warum ich gekommen,
Hier zu schöpfen, wo rein und unabläßig der Quell fließt,
Sag' ich Euch dies: Es haben die unvorsichtigen Menschen
Alles Wasser getrübt im Dorfe, mit Pferden und Ochsen
Gleich durchwatend den Quell, der Wasser bringt den Bewohnern.
Und so haben sie auch mit Waschen und Reinigen alle
Tröge des Dorfes beschmutzt und alle Brunnen besudelt;
Denn ein Jeglicher denkt nur sich selbst und das nächste Bedürfniß
Schnell zu befried'gen und rasch, und nicht des Folgenden denkt er."

Also sprach sie und war die breiten Stufen hinunter
Mit dem Begleiter gelangt, und auf das Mäuerchen setzten
Beide sich nieder des Quells. Sie beugte sich über, zu schöpfen,
Und er faßte den anderen Krug und beugte sich über.
Und sie sahen gespiegelt ihr Bild in der Bläue des Himmels
Schwanken und nickten sich zu und grüßten sich freundlich im Spiegel.
„Laß' mich trinken," sagte darauf der heitere Jüngling;
Und sie reicht' ihm den Krug. Dann ruhten sie Beide, vertraulich
Auf die Gefäße gelehnt; sie aber sagte zum Freunde:
„Sage, wie fand' ich Dich hier und ohne Wagen und Pferde,
Ferne vom Ort, wo ich erst Dich gesehen? Wie bist Du gekommen?"
Denkend schaute Hermann zur Erde; dann hob er die Blicke
Ruhig gegen sie auf und sah ihr freundlich ins Auge,
Fühlte sich still und getrost. Jedoch ihr von Liebe zu sprechen,
Wär' ihm unmöglich gewesen; ihr Auge blickte nicht Liebe,
Aber hellen Verstand, und gebot, verständig zu reden.
Und er faßte sich schnell und sagte traulich zum Mädchen:
„Laß' mich reden, mein Kind, und Deine Fragen erwidern!
Deinetwegen kam ich hierher! Was soll ich's verbergen?
Denn ich lebe beglückt mit beiden liebenden Eltern,
Denen ich treulich das Haus und die Güter helfe verwalten
Als der einzige Sohn, und unsre Geschäfte sind vielfach.
Alle Felder besorg' ich; der Vater waltet im Hause
Fleißig; die thätige Mutter belebt im Ganzen die Wirthschaft.
Aber Du hast gewiß auch erfahren, wie sehr das Gesinde
Bald durch Leichtsinn und bald durch Untreu' plaget die Hausfrau,

Immer ſie nöthigt zu wechſeln und Fehler um Fehler zu tauſchen.
Lange wünſchte die Mutter daher ſich ein Mädchen im Hauſe,
Das mit der Hand nicht allein, das auch mit dem Herzen ihr hülfe
An der Tochter Statt, der leider frühe verlornen.
Nun, als ich heut am Wagen Dich ſah in froher Gewandtheit,
Sah die Stärke des Arms und die volle Geſundheit der Glieder,
Als ich die Worte vernahm, die verſtändigen, war ich betroffen,
Und ich eilte nach Hauſe, den Eltern und Freunden die Fremde
Rühmend nach ihrem Verdienſt. Nun komm' ich Dir aber zu ſagen,
Was ſie wünſchen wie ich. — Verzeih mir die ſtotternde Rede!"
„Scheuet Euch nicht," ſo ſagte ſie drauf, „das Weitre zu ſprechen;
Ihr beleidigt mich nicht, ich hab' es dankbar empfunden.
Sagt es nur grad' heraus! Mich kann das Wort nicht erſchrecken:
Dingen möchtet Ihr mich als Magd für Vater und Mutter,
Zu verſehen das Haus, das wohlerhalten Euch daſteht;
Und Ihr glaubet an mir ein tüchtiges Mädchen zu finden,
Zu der Arbeit geſchickt und nicht von rohem Gemüthe.
Euer Antrag war kurz; ſo ſoll die Antwort auch kurz ſein:
Ja, ich gehe mit Euch und folge dem Rufe des Schickſals.
Meine Pflicht iſt erfüllt; ich habe die Wöchnerin wieder
Zu den Ihren gebracht, ſie freuen ſich Alle der Rettung;
Schon ſind die Meiſten beiſammen, die Uebrigen werden ſich finden.
Alle denken gewiß in kurzen Tagen zur Heimath
Wiederzukehren; ſo pflegt ſich ſtets der Vertriebne zu ſchmeicheln.
Aber ich täuſche mich nicht mit leichter Hoffnung in dieſen
Traurigen Tagen, die uns noch traurige Tage verſprechen;
Denn gelöſt ſind die Bande der Welt; wer knüpfet ſie wieder
Als allein nur die Noth, die höchſte, die uns bevorſteht?
Kann ich im Hauſe des würdigen Manns mich dienend ernähren
Unter den Augen der trefflichen Frau, ſo thu' ich es gerne;
Denn ein wanderndes Mädchen iſt immer von ſchwankendem Rufe.
Ja, ich gehe mit Euch, ſobald ich die Krüge den Freunden
Wiedergebracht und noch mir den Segen der Guten erbeten.
Kommt! Ihr müſſet ſie ſehen und mich von ihnen empfangen."
Fröhlich hörte der Jüngling des willigen Mädchens Entſchließung,
Zweifelnd, ob er ihr nun die Wahrheit ſollte geſtehen.
Aber es ſchien ihm das Beſte zu ſein, in dem Wahn ſie zu laſſen

In sein Haus sie zu führen, zu werden um Liebe nur dort erst.
Ach! und den goldenen Ring erblickt' er am Finger des Mädchens!
Und so ließ er sie sprechen und horchte fleißig den Worten.
„Laß't uns," fuhr sie nun fort, „zurücke kehren! Die Mädchen
Werden immer getadelt, die lange beim Brunnen verweilen;
Und doch ist es am rinnenden Quell so lieblich zu schwätzen."
Also standen sie auf und schauten Beide noch einmal
In den Brunnen zurück, und süßes Verlangen ergriff sie.
Schweigend nahm sie darauf die beiden Krüge beim Henkel,
Stieg die Stufen hinan, und Herrmann folgte der Lieben.
Einen Krug verlangt' er von ihr, die Bürde zu theilen.
„Laß't ihn," sprach sie; „es trägt sich besser die gleichere Last so,
Und der Herr, der künftig befiehlt, er soll mir nicht dienen.
Seht mich so ernst nicht an, als wäre mein Schicksal bedenklich!
Dienen lerne bei Zeiten das Weib nach ihrer Bestimmung!
Denn durch Dienen allein gelangt sie endlich zum Herrschen,
Zu der verdienten Gewalt, die doch ihr im Hause gehöret.
Dienet die Schwester dem Bruder doch früh, sie dienet den Eltern,
Und ihr Leben ist immer ein ewiges Gehen und Kommen,
Oder ein Heben und Tragen, Bereiten und Schaffen für Andre;
Wohl ihr, wenn sie daran sich gewöhnt, daß kein Weg ihr zu sauer
Wird, und die Stunden der Nacht ihr sind wie die Stunden des Tages,
Daß ihr niemals die Arbeit zu klein und die Nadel zu fein dünkt,
Daß sie sich ganz vergißt und leben mag nur in Andern.
Denn als Mutter fürwahr bedarf sie der Tugenden alle,
Wenn der Säugling die Kranken weckt und Nahrung begehret
Von der Schwachen, und so zu Schmerzen Sorgen sich häufen.
Zwanzig Männer verbunden ertrügen nicht diese Beschwerde,
Und sie sollen es nicht; doch sollen sie dankbar es einsehn."
Also sprach sie und war mit ihrem stillen Begleiter
Durch den Garten gekommen bis an die Tenne der Scheune,
Wo die Wöchnerin lag, die sie froh mit den Töchtern verlassen,
Jenen geretteten Mädchen, den schönen Bildern der Unschuld.
Beide traten hinein; und von der anderen Seite
Trat, ein Kind an jeglicher Hand, der Richter zugleich ein.
Diese waren bisher der jammernden Mutter verloren;
Aber gefunden hat sie nun im Gewimmel der Alte.
Und sie sprangen mit Lust, die liebe Mutter zu grüßen,

Sich des Bruders zu freun, des unbekannten Geſpielen;
Auf Dorotheen ſprangen ſie dann und grüßten ſie freundlich,
Brod verlangend und Obſt, vor Allem aber zu trinken.
Und ſie reichte das Waſſer herum. Da tranken die Kinder,
Und die Wöchnerin trank mit den Töchtern; ſo trank auch der Richter.
Alle waren gelabt und lobten das herrliche Waſſer;
Säuerlich war's und erquicklich, geſund zu trinken den Menſchen.
Da verſetzte das Mädchen mit ernſten Blicken und ſagte:
„Freunde, dieſes iſt wol das letzte Mal, daß ich den Krug Euch
Führe zum Munde, daß ich die Lippen mit Waſſer Euch netze;
Aber wenn Euch fortan am heißen Tage der Trunk labt,
Wenn Ihr im Schatten der Ruh und der reinen Quellen genießet,
Dann gedenket auch mein und meines freundlichen Dienſtes,
Den ich aus Liebe mehr als aus Verwandtſchaft geleiſtet!
Was Ihr mir Gutes erzeigt, erkenn' ich durchs künftige Leben.
Ungern laſſ' ich Euch zwar; doch Jeder iſt diesmal dem Andern
Mehr zur Laſt als zum Troſt, und Alle müſſen wir endlich
Uns im fremden Lande zerſtreun, wenn die Rückkehr verſagt iſt.
Seht, hier ſteht der Jüngling, dem wir die Gaben verdanken,
Dieſe Hülle des Kinds und jene willkommene Speiſe.
Dieſer kommt und wirbt, in ſeinem Haus mich zu ſehen,
Daß ich diene daſelbſt den reichen, trefflichen Eltern;
Und ich ſchlag' es nicht ab; denn überall dienet das Mädchen,
Und ihr wäre zur Laſt, bedient im Hauſe zu ruhen.
Alſo folg' ich ihm gern, er ſcheint ein verſtändiger Jüngling,
Und ſo werden die Eltern es ſein, wie Reichen geziemet.
Darum lebet nun wohl, geliebte Freundin, und freuet
Euch des lebendigen Säuglings, der ſchon ſo geſund Euch anblickt!
Drücket Ihr ihn an die Bruſt in dieſen farbigen Wickeln,
O, ſo gedenket des Jünglings, des guten, der ſie uns reichte,
Und der künftig auch mich, die Eure, nähret und kleidet!
Und Ihr, trefflicher Mann," ſo ſprach ſie gewendet zum Richter,
„Habet Dank, daß Ihr Vater mir wart in mancherlei Fällen!"
Und ſie kniete darauf zur guten Wöchnerin nieder,
Küßte die weinende Frau und vernahm des Segens Geliſpel.
Aber Du ſagteſt indeß, ehrwürdiger Richter, zu Herrmann:
„Billig ſeid Ihr, o Freund, zu den guten Wirthen zu zählen,
Die mit tüchtigen Menſchen den Haushalt zu führen bedacht ſind.
Denn ich habe wol oft geſehn, daß man Rinder und Pferde
So wie Schafe genau bei Tauſch und Handel betrachtet;

Aber den Menschen, der Alles erhält, wenn er tüchtig und gut ist,
Und der Alles zerstreut und zerstört durch falsches Beginnen,
Diesen nimmt man nur so auf Glück und Zufall ins Haus ein
Und bereuet zu spät ein übereiltes Entschließen.
Aber es scheint, Ihr versteht's; denn Ihr habt ein Mädchen erwählet,
Euch zu dienen im Haus und Euren Eltern, das brav ist.
Haltet sie wohl! Ihr werdet, so lang' sie der Wirthschaft sich annimmt,
Nicht die Schwester vermissen, noch Eure Eltern die Tochter."
Viele kamen indeß, der Wöchnerin nahe Verwandte,
Manches bringend und ihr die bessere Wohnung verkündend.
Alle vernahmen des Mädchens Entschluß und segneten Herrmann
Mit bedeutenden Blicken und mit besondern Gedanken.
Denn so sagte wol Eine zur Andern flüchtig ans Ohr hin:
„Wenn aus dem Herrn ein Bräutigam wird, so ist sie geborgen."
Herrmann faßte darauf sie bei der Hand an und sagte:
„Laß' uns gehen! Es neigt sich der Tag, und fern ist das Städtchen."
Lebhaft gesprächig umarmten darauf Dorotheen die Weiber.
Herrmann zog sie hinweg; noch viele Grüße befahl sie.
Aber da fielen die Kinder mit Schrein und entsetzlichem Weinen
Ihr in die Kleider und wollten die zweite Mutter nicht lassen.
Aber ein' und die andre der Weiber sagte gebietend:
„Stille, Kinder! Sie geht in die Stadt und bringt Euch des guten
Zuckerbrodes genug, das Euch der Bruder bestellte,
Als der Storch ihn jüngst beim Zuckerbäcker vorbeitrug,
Und Ihr sehet sie bald mit den schön vergoldeten Tüten."
Und so ließen die Kinder sie los, und Herrmann entriß sie
Noch den Umarmungen kaum und den ferne winkenden Tüchern.

Melpomene.

Hermann und Dorothea.

Also gingen die Zwei entgegen der sinkenden Sonne,
Die in Wolken sich tief, gewitterdrohend, verhüllte,
Aus dem Schleier bald hier bald dort mit glühenden Blicken
Strahlend über das Feld die ahnungsvolle Beleuchtung.
„Möge das drohende Wetter," so sagte Hermann, „nicht etwa
Schlossen uns bringen und heftigen Guß! denn schön ist die Ernte."
Und sie freuten sich Beide des hohen, wankenden Kornes,
Das die Durchschreitenden fast, die hohen Gestalten, erreichte.
Und es sagte darauf das Mädchen zum leitenden Freunde:
„Guter, dem ich zunächst ein freundlich Schicksal verdanke,
Dach und Fach, wenn im Freien so manchem Vertriebnen der Sturm bräut!,
Saget mir jetzt vor Allem und lehret die Eltern mich kennen,
Denen ich künftig zu dienen von ganzer Seele geneigt bin;
Denn kennt Jemand den Herrn, so kann er ihm leichter genug thun,
Wenn er die Dinge bedenkt, die jenem die wichtigsten scheinen,
Und auf die er den Sinn, den festbestimmten, gesetzt hat.
Darum saget mir doch: wie gewinn' ich Vater und Mutter?"
Und es versetzte dagegen der gute, verständige Jüngling:
„O, wie geb' ich Dir Recht, Du gutes, treffliches Mädchen,
Daß Du zuvörderst Dich nach dem Sinne der Eltern befragest!
Denn so strebt' ich bisher vergebens, dem Vater zu dienen,

Wenn ich der Wirthschaft mich als wie der meinigen annahm,
Früh den Acker und spät und so besorgend den Weinberg.
Meine Mutter befriedigt' ich wol, sie wußt' es zu schätzen;
Und so wirst Du ihr auch das trefflichste Mädchen erscheinen,
Wenn Du das Haus besorgst, als wenn Du das Deine bedächtest.
Aber dem Vater nicht so; denn dieser liebet den Schein auch.
Gutes Mädchen, halte mich nicht für kalt und gefühllos,
Wenn ich den Vater Dir sogleich, der Fremden, enthülle.
Ja, ich schwör' es, das erste Mal ist's, daß frei mir ein solches
Wort die Zunge verläßt, die nicht zu schwatzen gewohnt ist;
Aber Du lockst mir hervor aus der Brust ein jedes Vertrauen.
Einige Zierde verlangt der gute Vater im Leben,
Wünschet äußere Zeichen der Liebe so wie der Verehrung,
Und er würde vielleicht vom schlechteren Diener befriedigt,
Der dies wüßte zu nutzen, und würde dem besseren gram sein."
Freudig sagte sie drauf, zugleich die schnelleren Schritte
Durch den dunkelnden Pfad verdoppelnd mit leichter Bewegung:
„Beide zusammen hoff' ich fürwahr zufrieden zu stellen;
Denn der Mutter Sinn ist wie mein eigenes Wesen,
Und der äußeren Zierde bin ich von Jugend nicht fremde.
Unsere Nachbarn, die Franken, in ihren früheren Zeiten
Hielten auf Höflichkeit viel; sie war dem Edlen und Bürger
Wie den Bauern gemein, und Jeder empfahl sie den Seinen.
Und so brachten bei uns auf deutscher Seite gewöhnlich
Auch die Kinder des Morgens mit Händeküssen und Knixchen
Segenswünsche den Eltern und bieten sittlich den Tag aus.
Alles, was ich gelernt und was ich von jung auf gewohnt bin,
Was von Herzen mir geht — ich will es dem Alten erzeigen.
Aber wer sagt mir nunmehr: wie soll ich Dir selber begegnen,
Dir, dem einzigen Sohn und künftig meinem Gebieter?"
Also sprach sie, und eben gelangten sie unter den Birnbaum.
Herrlich glänzte der Mond, der volle, vom Himmel herunter;
Nacht war's, völlig bedeckt das letzte Schimmern der Sonne.
Und so lagen vor ihnen in Massen gegen einander
Lichter, hell wie der Tag, und Schatten dunkeler Nächte.
Und es hörte die Frage, die freundliche, gern in dem Schatten
Herrmann des herrlichen Baums am Orte, der ihm so lieb war,
Der noch heute die Thränen um seine Vertriebne gesehen.
Und indem sie sich nieder ein Wenig zu ruhen gesetzet,
Sagte der liebende Jüngling, die Hand des Mädchens
ergreifend:
„Laß' Dein Herz Dir es sagen und folg' ihm frei nur in Allem!"

Aber er wagte kein weiteres Wort, so sehr auch die Stunde
Günstig war; er fürchtete nur ein Nein zu ereilen.
Ach, und er fühlte den Ring am Finger, das schmerzliche Zeichen.
Also saßen sie still und schweigend neben einander;
Aber das Mädchen begann und sagte: „Wie sind' ich des Mondes
Herrlichen Schein so süß! Er ist der Klarheit des Tags gleich.
Seh' ich doch dort in der Stadt die Häuser deutlich und Höfe,
An dem Giebel ein Fenster; mich däucht, ich zähle die Scheiben."

„Was Du siehst," versetzte darauf der gehaltene Jüngling,
„Das ist unsere Wohnung, in die ich nieder Dich führe,
Und dies Fenster dort ist meines Zimmers im Dache,
Das vielleicht das Deine nun wird; wir verändern im Hause.
Diese Felder sind unser, sie reifen zur morgenden Ernte.
Hier im Schatten wollen wir ruhn und des Mahles genießen!
Aber laß' uns nunmehr hinab durch Weinberg und Garten
Steigen; denn sieh, es rückt das schwere Gewitter herüber,
Wetterleuchtend und bald verschlingend den lieblichen Vollmond."
Und so standen sie auf und wandelten nieder das Feld hin
Durch das mächtige Korn, der nächtlichen Klarheit sich freuend;
Und sie waren zum Weinberg gelangt und traten ins Dunkel.

Und so leitet' er sie die vielen Platten hinunter,
Die, unbehauen gelegt, als Stufen dienten im Laubgang.
Langsam schritt sie hinab, auf seinen Schultern die Hände,
Und mit schwankenden Lichtern durchs Laub überblickte der Mond sie,
Eh er, von Wetterwolken umhüllt, im Dunkeln das Paar ließ.
Sorglich stützte der Starke das Mädchen, das über ihn her hing;
Aber sie, unkundig des Steigs und der roheren Stufen,
Fehlte tretend; es knackte der Fuß, sie drohte zu fallen.
Eilig streckte gewandt der sinnige Jüngling den Arm aus,
Hielt empor die Geliebte; sie sank ihm leis auf die Schulter,
Brust war gesenkt an Brust und Wang' an Wange. So stand er,
Starr wie ein Marmorbild, vom ernsten Willen gebändigt,
Drückte nicht fester sie an, er stemmte sich gegen die Schwere.
Und so fühlt' er die herrliche Last, die Wärme des Herzens
Und den Balsam des Athems, an seinen Lippen verhauchet,
Trug mit Mannesgefühl die Heldengröße des Weibes.

Doch sie verhehlte den Schmerz und sagte die scherzenden Worte:
„Das bedeutet Verdruß, so sagen bedenkliche Leute,

Wenn beim Eintritt ins Haus nicht fern von der Schwelle der Fuß knackt.
Hätt' ich mir doch fürwahr ein beſſeres Zeichen gewünſchet!
Laſſ' uns ein Wenig verweilen, damit Dich die Eltern nicht tadeln
Wegen der hinkenden Magd, und ein ſchlechter Wirth Du erſcheineſt."

Urania.

Aussicht.

Musen, die Ihr so gern die herzliche Liebe begünstigt,
Auf dem Wege bisher den trefflichen Jüngling geleitet,
An die Brust ihm das Mädchen noch vor der Verlobung gedrückt habt:
Helfet auch ferner den Bund des lieblichen Paares vollenden,
Theilet die Wolken sogleich, die über ihr Glück sich heraufziehn!
Aber saget vor Allem, was jetzt im Hause geschiehet!
Ungeduldig betrat die Mutter zum dritten Mal wieder
Schon das Zimmer der Männer, das sorglich erst sie verlassen,
Sprechend vom nahen Gewitter, vom schnellen Verdunkeln des Mondes,
Dann vom Außenbleiben des Sohns und der Nächte Gefahren;
Tadelte lebhaft die Freunde, daß, ohne das Mädchen zu sprechen,
Ohne zu werben für ihn, sie so bald sich vom Jüngling getrennet.
„Mache nicht schlimmer das Uebel!“ versetzt' unmuthig der Vater;
„Denn Du siehst, wir harren ja selbst und warten des Ausgangs.“
Aber gelassen begann der Nachbar sitzend zu sprechen:
„Immer verdank' ich es doch in solch unruhiger Stunde
Meinem seligen Vater, der mir als Knaben die Wurzel
Aller Ungeduld ausriß, daß auch kein Fäschen zurückblieb,
Und ich erwarten lernte sogleich wie keiner der Weisen.“

„Sagt," versetzte der Pfarrer, „welch Kunststück brauchte der Alte?"
„Das erzähl' ich Euch gern, denn Jeder kann es sich merken,"
Sagte der Nachbar darauf. „Als Knabe stand ich am Sonntag
Ungeduldig einmal, die Kutsche begierig erwartend,
Die uns sollte hinaus zum Brunnen führen der Linden.
Doch sie kam nicht; ich lief wie ein Wiesel dahin und dorthin,
Treppen hinauf und hinab und von dem Fenster zur Thüre.
Meine Hände prickelten mir; ich kratzte die Tische,
Trappelte stampfend herum, und nahe war mir das Weinen.
Alles sah der gelassene Mann; doch als ich es endlich
Gar zu thöricht betrieb, ergriff er mich ruhig beim Arme,
Führte zum Fenster mich hin und sprach die bedenklichen Worte:
Siehst Du des Tischlers da drüben für heute geschlossene Werkstatt?
Morgen eröffnet er sie; da rühret sich Hobel und Säge,
Und so geht es von frühe bis Abend die fleißigen Stunden.
Aber bedenke Dir dies: der Morgen wird künftig erscheinen,
Da der Meister sich regt mit allen seinen Gesellen,
Dir den Sarg zu bereiten und schnell und geschickt zu vollenden,
Und sie tragen das bretterne Haus geschäftig herüber,
Das den Geduld'gen zuletzt und den Ungeduldigen aufnimmt
Und gar bald ein drückendes Dach zu tragen bestimmt ist.
Alles sah ich sogleich im Geiste wirklich geschehen,
Sah die Bretter gefügt und die schwarze Farbe bereitet,
Saß geduldig nunmehr und harrete ruhig der Kutsche.
Rennen Andere nun in zweifelhafter Erwartung
Ungeberdig herum, da muß ich des Sarges gedenken."
Lächelnd sagte der Pfarrer: „Des Todes rührendes Bild steht*)
Nicht als Schrecken dem Weisen und nicht als Ende dem Frommen.
Jenen drängt es ins Leben zurück und lehret ihn handeln;
Diesem stärkt es zu künftigem Heil im Trübsal die Hoffnung;
Beiden wird zum Leben der Tod. Der Vater mit Unrecht
Hat dem empfindlichen Knaben den Tod im Sarge gewiesen.
Zeige man doch dem Jüngling des edel reifenden Alters

*) Diese Verse gewinnen dadurch noch ein besonderes Interesse, daß sie nach Goethe's Tode von den Seinigen bei der Ausstellung seines Sarges angewendet wurden. In der Halle seines Hauses standen sie in goldenen Buchstaben über dem aus einander geschlagenen Vorhange, welcher den Sarg von den Zuschauern trennte. Vgl. Springer S. 124.

Werth und dem Alter die Jugend, daß beide des ewigen Kreises
Sich erfreuen und so sich Leben im Leben vollende!"
Aber die Thür' ging auf. Es zeigte das herrliche Paar sich,
Und es erstaunten die Freunde, die liebenden Eltern erstaunten
Ueber die Bildung der Braut, des Bräutigams Bildung
vergleichbar;
Ja, es schien die Thüre zu klein, die hohen Gestalten
Einzulassen, die nun zusammen betraten die Schwelle.
Herrmann stellte den Eltern sie vor mit fliegenden Worten:
„Hier ist," sagt' er, „ein Mädchen, so wie Ihr im Hause sie
wünschet.
Lieber Vater, empfanget sie gut! sie verdient es. Und, liebe
Mutter, befragt sie sogleich nach dem ganzen Umfang der
Wirthschaft,
Daß Ihr seht, wie sehr sie verdient Euch näher zu werden!"
Eilig führt' er darauf den trefflichen Pfarrer bei Seite,
Sagte: „Würdiger Herr, nun helft mir aus dieser Beforgniß
Schnell und löset den Knoten, vor dessen Entwicklung ich schaudre!
Denn ich habe das Mädchen als meine Braut nicht geworben,
Sondern sie glaubt als Magd in das Haus zu gehn, und ich
fürchte,
Daß unwillig sie fliehe, sobald wir gedenken der Heirath.
Aber entschieden sei es sogleich! Nicht länger im Irrthum
Soll sie bleiben, wie ich nicht länger den Zweifel ertrage.
Eilet und zeiget auch hier die Weisheit, die wir verehren!"
Und es wendete sich der Geistliche gleich zur Gesellschaft.
Aber leider getrübt war durch die Rede des Vaters
Schon die Seele des Mädchens; er hatte die munteren Worte
Mit behaglicher Art im guten Sinne gesprochen:
„Ja, das gefällt mir, mein Kind. Mit Freuden erfahr' ich, der
Sohn hat
Auch wie der Vater Geschmack, der seiner Zeit es gewiesen,
Immer die Schönste zum Tanze geführet und endlich die Schönste
Zu sein Haus als Frau sich geholt; das Mütterchen war es.
Denn an der Braut, die der Mann sich erwählt, läßt gleich sich
erkennen,
Welches Geistes er ist, und ob er sich eigenen Werth fühlt.
Aber Ihr brauchtet wol auch nur wenig Zeit zur Entschließung?
Denn mich dünket fürwahr, ihm ist so schwer nicht zu folgen."
Herrmann hörte die Worte nur flüchtig; ihm bebten die
Glieder
Innen, und stille war der ganze Kreis nun auf einmal.

Aber das treffliche Mädchen, von solchen spöttischen Worten,
Wie sie ihr schienen, verletzt und tief in der Seele getroffen,
Stand, mit fliegender Röthe die Wange bis gegen den Nacken
Uebergossen; doch hielt sie sich an und nahm sich zusammen,
Sprach zu dem Alten darauf, nicht völlig die Schmerzen verbergend:
„Traun! zu solchem Empfang hat mich der Sohn nicht bereitet,
Der mir des Vaters Art geschildert, des trefflichen Bürgers;
Und ich weiß, ich stehe vor Euch, dem gebildeten Manne,
Der sich klug mit Jedem beträgt und gemäß den Personen.
Aber so scheint es, Ihr fühlt nicht Mitleid genug mit der Armen,
Die nun die Schwelle betritt und die Euch zu dienen bereit ist;
Denn sonst würdet Ihr nicht mit bitterem Spotte mir setzen,
Wie entfernt mein Geschick von Eurem Sohn und von Euch sei.
Freilich tret' ich nur arm mit kleinem Bündel ins Haus ein,
Das mit Allem versehn die frohen Bewohner gewiß macht;
Aber ich kenne mich wohl und fühle das ganze Verhältniß.
Ist es edel, mich gleich mit solchem Spotte zu treffen,
Der auf der Schwelle beinah mich schon aus dem Hause zurücktreibt?"

Bang bewegte sich Herrmann und winkte dem geistlichen Freunde,
Daß er ins Mittel sich schlüge, sogleich zu verscheuchen den Irrthum.
Eilig trat der Kluge heran und schaute des Mädchens
Stillen Verdruß und gehaltenen Schmerz und Thränen im Auge.
Da befahl ihm sein Geist, nicht gleich die Verwirrung zu lösen,
Sondern vielmehr das bewegte Gemüth zu prüfen des Mädchens.
Und er sagte darauf zu ihr mit versuchenden Worten:
„Sieher, Du überlegtest nicht wohl, o Mädchen des Auslands,
Wenn Du bei Fremden zu dienen Dich allzu eilig entschlossest,
Was es heiße, das Haus des gebietenden Herrn zu betreten;
Denn der Handschlag bestimmt das ganze Schicksal des Jahres,
Und gar Vieles zu dulden verbindet ein einziges Jawort.
Sind doch nicht das Schwerste des Dienens die ermüdenden Wege,
Nicht der bittere Schweiß der ewig drängenden Arbeit;
Denn mit dem Knechte zugleich bemüht sich der thätige Freie.
Aber zu dulden die Laune des Herrn, wenn er ungerecht tadelt
Oder Dieses und Jenes begehrt, mit sich selber in Zwiespalt,
Und die Heftigkeit noch der Frauen, die leicht sich erzürnet,
Mit der Kinder roher und übermüthiger Unart:

Das ist schwer zu ertragen und doch die Pflicht zu erfüllen
Unaesäumt und rasch, und selbst nicht mürrisch zu stocken.
Doch Du scheinst mir dazu nicht geschickt, da die Scherze des Vaters
Schon Dich treffen so tief, und doch nichts gewöhnlicher vorkommt,
Als ein Mädchen zu plagen, daß wohl ihr ein Jüngling gefalle."
Also sprach er. Es fühlte die treffende Rede das Mädchen,
Und sie hielt sich nicht mehr; es zeigten sich ihre Gefühle
Mächtig, es bob sich die Brust, aus der ein Seufzer hervordrang,
Und sie sagte sogleich mit heiß vergossenen Thränen:
„O, nie weiß der verständige Mann, der im Schmerz uns zu rathen
Denkt, wie wenig sein Wort, das kalte, die Brust zu befreien
Je von dem Leiden vermag, das ein hohes Schicksal uns auflegt.
Ihr seid glücklich und froh; wie sollt' ein Scherz Euch verwunden!
Doch der Krankende fühlt auch schmerzlich die leise Berührung.
Nein, es hülfe mir nichts, wenn selbst mir Verstellung gelänge.
Zeige sich gleich, was später nur tiefere Schmerzen vermehrte
Und mich drängte vielleicht in still verzehrendes Elend.
Laß't mich wieder hinweg! Ich darf im Hause nicht bleiben;
Ich will fort und gehe, die armen Meinen zu suchen,
Die ich im Unglück verließ, für mich nur das Bessere wählend.
Dies ist mein fester Entschluß, und ich darf Euch darum nun bekennen,
Was im Herzen sich sonst wol Jahre hätte verborgen.
Ja, des Vaters Spott hat tief mich getroffen, nicht, weil ich
Stolz und empfindlich bin, wie es wol der Magd nicht geziemet,
Sondern weil mir fürwahr im Herzen die Neigung sich regte
Gegen den Jüngling, der heute mir als ein Erretter erschienen.
Denn als er erst auf der Straße mich ließ, so war er mir immer
In Gedanken geblieben; ich dachte des glücklichen Mädchens,
Das er vielleicht schon als Braut im Herzen möchte bewahren.
Und als ich wieder am Brunnen ihn fand, da freut' ich mich seines
Anblicks so sehr, als wär' mir der Himmlischen Einer erschienen;
Und ich sollt' ihm so gern, als nun er zur Magd mich geworben.
Doch mir schmeichelte freilich das Herz (ich will es gestehen)
Auf dem Wege hierher, als könnt' ich vielleicht ihn verdienen,
Wenn ich würde des Hauses dereinst unentbehrliche Stütze.
Aber, ach! nun seh' ich zuerst die Gefahren, in die ich
Mich begab, so nah dem still Geliebten zu wohnen.
Nun erst fühl' ich, wie weit ein armes Mädchen entfernt ist

Von dem reicheren Jüngling, und wenn sie die Tüchtigste wäre.
Alles das hab' ich gesagt, damit Ihr das Herz nicht verkennet,
Das ein Zufall beleidigt, dem ich die Besinnung verdanke.
Denn das mußt' ich erwarten, die stillen Wünsche verbergend,
Daß er sich brächte zunächst die Braut zum Hause geführet;
Und wie hätt' ich alsdann die heimlichen Schmerzen ertragen!
Glücklich bin ich gewarnt, und glücklich löst das Geheimniß
Von dem Busen sich los, jetzt, da noch das Uebel ist heilbar.
Aber das sei nun gesagt. Und nun soll im Hause mich länger
Hier nichts halten, wo ich beschämt und ängstlich nur stehe,
Frei die Neigung bekennend und jene thörichte Hoffnung.
Nicht die Nacht, die breit sich bedeckt mit sinkenden Wolken,
Nicht der rollende Donner (ich hör' ihn) soll mich verhindern,
Nicht des Regens Guß, der draußen gewaltsam herabschlägt,
Noch der sausende Sturm. Das hab' ich Alles ertragen
Auf der traurigen Flucht und nah am verfolgenden Feinde.
Und ich gehe nun wieder hinaus, wie ich lange gewohnt bin,
Von dem Strudel der Zeit ergriffen, von Allem zu scheiden.
Lebet wohl! Ich bleibe nicht länger; es ist nun geschehen."
Also sprach sie, sich rasch zurück nach der Thüre bewegend,
Unter dem Arm das Bündelchen noch, das sie brachte, bewahrend.
Aber die Mutter ergriff mit beiden Armen das Mädchen,
Um den Leib sie fassend, und rief verwundert und staunend:
„Sag', was bedeutet mir dies und diese vergeblichen Thränen?
Nein, ich lasse Dich nicht! Du bist mir des Sohnes Verlobte."
Aber der Vater stand mit Widerwillen dazegen,
Auf die Weinende schauend, und sprach die verdrießlichen Worte:
„Also das ist mir zuletzt für die höchste Nachsicht geworden,
Daß mir das Unangenehmste geschieht noch zum Schlusse des Tages!
Denn mir ist unleidlicher nichts als Thränen der Weiber,
Leidenschaftlich Geschrei, das heftig verworren beginnet,
Was mit ein Wenig Vernunft sich ließe gemächlicher schlichten.
Mir ist lästig, noch länger dies wunderliche Beginnen
Anzuschauen. Vollendet es selbst! ich gehe zu Bette."
Und er wandte sich schnell und eilte zur Kammer zu gehen,
Wo ihm das Ehbett stand und wo er zu ruhen gewohnt war.
Aber ihn hielt der Sohn und faßte die flehenden Worte:
„Vater, eilet nur nicht und stürmt nicht über das Mädchen!
Ich nur habe die Schuld von aller Verwirrung zu tragen,
Die unerwartet der Freund noch durch Verstellung vermehrt hat.
Redet, würdiger Herr! denn Euch vertraut' ich die Sache.

Häufet nicht Angst und Verdruß, vollendet lieber das Ganze!
Denn ich möchte so hoch Euch nicht in Zukunft verehren,
Wenn Ihr Schadenfreude nur übt statt herrlicher Weisheit."
Lächelnd versetzte darauf der würdige Pfarrer und sagte:
„Welche Klugheit hätte denn wol das schöne Bekenntniß
Dieser Guten entlockt und uns enthüllt ihr Gemüthe?
Ist nicht die Sorge sogleich Dir zur Wonn' und Freude geworden?
Rede darum nur selbst! Was bedarf es fremder Erklärung?"
Nun trat Hermann hervor und sprach die freundlichen Worte:
„Laß' Dich die Thränen nicht reun, noch diese flüchtigen Schmerzen!
Denn sie vollenden mein Glück und, wie ich wünsche, das Deine.
Nicht das treffliche Mädchen als Magd, die Fremde, zu dingen,
Kam ich zum Brunnen; ich kam, um Deine Liebe zu werben.
Aber, ach! mein schüchterner Blick, er konnte die Neigung
Deines Herzens nicht sehn; nur Freundlichkeit sah er im Auge,
Als aus dem Spiegel Du ihn des ruhigen Brunnens begrüßtest.
Dich ins Haus nur zu führen, es war schon die Hälfte des Glückes;
Aber nun vollendest Du mir's! O, sei mir gesegnet!" —
Und es schaute das Mädchen mit tiefer Rührung zum Jüngling
Und vermied nicht Umarmung und Kuß, den Gipfel der Freude,
Wenn sie den Liebenden sind die lang' ersehnte Versicherung
Künftigen Glücks im Leben, das nun ein unendliches scheinet.
Und den Uebrigen hatte der Pfarrherr Alles erkläret.
Aber das Mädchen kam, vor dem Vater sich herzlich mit Anmuth
Neigend und so ihm die Hand, die zurückgezogene, küssend,
Sprach: „Ihr werdet gerecht der Ueberraschten verzeihen,
Erst die Thränen des Schmerzes und nun die Thränen der Freude.
O, vergebt mir jenes Gefühl, vergebt mir auch dieses
Und laßt nur mich ins Glück, das neu mir gegönnte, mich finden!
Ja, der erste Verdruß, an dem ich Verworrene schuld war,
Sei der letzte zugleich! Wozu die Magd sich verpflichtet,
Treu zu liebendem Dienst, den soll die Tochter Euch leisten!"
Und der Vater umarmte sie gleich, die Thräne verbergend.
Traulich kam die Mutter herbei und küßte sie herzlich,
Schüttelte Hand in Hand; es schwiegen die weinenden Frauen.
Eilig faßte darauf der gute, verständige Pfarrherr
Erst des Vaters Hand und zog ihm vom Finger den Trauring,
(Nicht so leicht; er war vom rundlichen Gliede gehalten)

Nahm den Ring der Mutter darauf und verlobte die Kinder;
Sprach: „Noch einmal sei der goldenen Reifen Bestimmung,
Fest ein Band zu knüpfen, das völlig gleiche dem alten.
Dieser Jüngling ist tief von der Liebe zum Mädchen durchdrungen,
Und das Mädchen gesteht, daß auch ihr der Jüngling erwünscht ist.
Also verlob' ich Euch hier und segn' Euch künftigen Zeiten
Mit dem Willen der Eltern und mit dem Zeugniß des Freundes."

Und es neigte sich gleich mit Segenswünschen der Nachbar.
Aber als der geistliche Herr den goldenen Reif nun
Steckt' an die Hand des Mädchens, erblickt' er den anderen staunend,
Den schon Hermann zuvor am Brunnen sorglich betrachtet.
Und er sagte darauf mit freundlich scherzenden Worten:
„Wie? Du verlobest Dich schon zum zweiten Mal? Daß nicht der erste
Bräutigam bei dem Altar sich zeige mit hinderndem Einspruch!"

Aber sie sagte darauf: „O, laßt mich dieser Erinnrung
Einen Augenblick weihen! Denn wohl verdient sie der Gute,
Der mir ihn scheidend gab und nicht zur Heimath zurückam.
Alles sah er voraus, als rasch die Liebe der Freiheit,
Als ihn die Lust, im neuen, veränderten Wesen zu wirken,
Trieb nach Paris zu gehn, dahin, wo er Kerker und Tod fand.
Lebe glücklich, sagt' er. Ich gehe; denn Alles bewegt sich
Jetzt auf Erden einmal, es scheint sich Alles zu trennen.
Grundgesetze lösen sich auf der festesten Staaten,
Und es löst der Besitz sich los vom alten Besitzer,
Freund sich los von Freund; es löst sich Liebe von Liebe.
Ich verlasse Dich hier; und, wo ich jemals Dich wieder
finde — wer weiß es? Vielleicht sind diese Gespräche die letzten.
Nur ein Fremdling, sagt man mit Recht, ist der Mensch hier auf Erden.
Mehr ein Fremdling als jemals ist nun ein Jeder geworden.
Uns gehört der Boden nicht mehr; es wandern die Schätze;
Gold und Silber schmilzt aus den alten, heiligen Formen;
Alles regt sich, als wollte die Welt, die gestaltete, rückwärts
Lösen in Chaos und Nacht sich auf und neu sich gestalten.
Du bewahrst mir Dein Herz; und finden dereinst wir uns wieder
Ueber den Trümmern der Welt, so sind wir erneute Geschöpfe,
Umgebildet und frei und unabhängig vom Schicksal.
Denn was fesselte Den, der solche Tage durchlebt hat!
Aber soll es nicht sein, daß je wir, aus diesen Gefahren

Glücklich entronnen, uns einſt mit Freuden wieder umfangen,
O, ſo erhalte mein ſchwebendes Bild vor Deinen Gedanken,
Daß Du mit gleichem Muthe zu Glück und Unglück bereit ſeiſt!
Lockt neue Wohnung Dich an und neue Verbindung,
So genieße mit Dank, was dann Dir das Schickſal bereitet!
Liebe die Liebenden rein und halte dem Guten Dich dankbar!
Aber dann auch ſetze nur leicht den beweglichen Fuß auf!
Denn es lauert der doppelte Schmerz des neuen Verluſtes.
Heilig ſei Dir der Tag, doch ſchätze das Leben nicht höher
Als ein anderes Gut, und alle Güter ſind trüglich.
Alſo ſprach er; und nie erſchien der Edle mir wieder.
Alles verlor ich indeß und tauſendmal dacht' ich der Warnung.
Nun auch denk' ich des Worts, da ſchön mir die Liebe das Glück hier
Neu bereitet und mir die herrlichſten Hoffnungen aufſchließt.
O, verzeih, mein trefflicher Freund, daß ich, ſelbſt an dem Arm Dich
Haltend, bebe! So ſcheint dem endlich gelandeten Schiffer
Auch der ſicherſte Grund des feſteſten Bodens zu ſchwanken."
Alſo ſprach ſie und ſteckte die Ringe neben einander.
Aber der Bräutigam ſprach mit edler, männlicher Rührung:
„Deſto feſter ſei bei der allgemeinen Erſchütterung,
Dorothea, der Bund! Wir wollen halten und dauern,
Feſt uns halten und feſt der ſchönen Güter Beſitzthum.
Denn der Menſch, der zur ſchwankenden Zeit auch ſchwankend geſinnt iſt,
Der vermehret das Uebel und breitet es weiter und weiter;
Aber wer feſt auf dem Sinne beharrt, der bildet die Welt ſich.
Nicht dem Deutſchen geziemt es, die fürchterliche Bewegung
Fortzuleiten und auch zu wanken hierhin und dorthin.
Dies iſt unſer! ſo laſſ' uns ſagen und ſo es behaupten!
Denn es werden noch ſtets die entſchloſſenen Völker geprieſen,
Die für Gott und Geſetz, für Eltern, Weiber und Kinder
Stritten und gegen den Feind zuſammenſtehend erlagen.
Du biſt mein; und nun iſt das Meine meiner als jemals.
Nicht mit Kummer will ich's bewahren und fortgend genießen,
Sondern mit Muth und Kraft. Und drohen dießmal die Feinde
Oder künftig, ſo rüſte mich ſelbſt und reiche die Waffen!

Weiß ich durch Dich nur versorgt das Haus und die liebenden Eltern,
O, so stellt sich die Brust dem Feinde sicher entgegen.
Und gedächte Jeder wie ich, so stünde die Macht auf
Gegen die Macht, und wir erfreuten uns Alle des Friedens."

XI.

Epistel.

Gerne hätt' ich fortgeschrieben,
Aber es ist liegen blieben.

Episteln.

Erste Epistel.*)

Jetzt, da Jeglicher liest und viele Leser das Buch nur
Ungeduldig durchblättern und, selbst die Feder ergreifend,
Auf das Büchlein ein Buch mit seltner Fertigkeit pfropfen,
Soll auch ich, Du willst es, mein Freund, Dir über das Schreiben
Schreibend, die Menge vermehren und meine Meinung verkünden,
Daß auch Andere wieder darüber meinen, und immer
So ins Unendliche fort die schwankende Woge sich wälze.
Doch so fähret der Fischer dem hohen Meer zu, sobald ihm
Günstig der Wind und der Morgen erscheint; er treibt sein Gewerbe,
Wenn auch hundert Gesellen die blinkende Fläche durchkreuzen.

Edler Freund, Du wünschest das Wohl des Menschengeschlechts,
Unserer Deutschen besonders und ganz vorzüglich des nächsten
Bürgers und fürchtest die Folgen gefährlicher Bücher; wir haben

*) Diese Epistel ist im Oktober 1794, die zweite, welche Goethe ursprünglich noch fortzusetzen gedachte, im Dezember desselben Jahres gedichtet worden; die erste eröffnet die mit dem Januar 1795 beginnenden „Horen", zu deren Herausgabe sich Schiller mit Goethe vereinigt hatte, die zweite steht in dem zweiten Hefte derselben. Wie alle in Hexametern oder Distichen geschriebenen Dichtungen, erfuhren auch die Episteln eine Umarbeitung, die vorzugsweise durch die Absicht metrischer Veränderungen veranlaßt war, und in dieser veränderten Gestalt wurden sie zuerst in die 1806 erschienene Ausgabe von Goethe's Werken aufgenommen.

Leider oft sie gesehen. Was sollte man, oder was könnten
Biedere Männer vereint, was könnten die Herrscher bewirken?
Ernst und wichtig erscheint mir die Frage; doch trifft sie mich eben
In vergnüglicher Stimmung. Im warmen, heiteren Wetter
Glänzet fruchtbar die Gegend, mir bringen liebliche Lüfte
Ueber die wallende Fluth süß duftende Kühlung herüber,
Und dem Heitern erscheint die Welt auch heiter, und ferne
Schwebt die Sorge mir nur in leichten Wölkchen vorüber.

Was mein leichter Griffel entwirft, ist leicht zu verlöschen,
Und viel tiefer präget sich nicht der Eindruck der Lettern,
Die, so sagt man, der Ewigkeit trotzen. Freilich an Viele
Spricht die gedruckte Kolumne; doch bald, wie Jeder sein Antlitz,
Das er im Spiegel gesehen, vergißt, die behaglichen Züge,
So vergißt er das Wort, wenn auch von Erze gestempelt.

Reden schwanken so leicht herüber, hinüber, wenn Viele
Sprechen und Jeder nur sich im eigenen Worte, sogar auch
Nur sich selbst im Worte vernimmt, das der Andere sagte.
Mit den Büchern ist es nicht anders. Liest doch nur Jeder
Aus dem Buch sich heraus, und ist er gewaltig, so liest er
In das Buch sich hinein, amalgamirt sich das Fremde.
Ganz vergebens strebst Du daher, durch Schriften des Menschen
Schon entschiedenen Hang und seine Neigung zu wenden;
Aber bestärken kannst Du ihn wol in seiner Gesinnung,
Oder, wär' er noch neu, in Dieses ihn tauchen und Jenes.

Sag' ich, wie ich es denke, so scheint durchaus mir, es bildet
Nur das Leben den Mann, und wenig bedeuten die Worte.
Denn zwar hören wir gern, was unsre Meinung bestätigt,
Aber das Hören bestimmt nicht die Meinung; was uns zuwider
Wäre, glaubten wir wol dem künstlichen Redner; doch eilet
Unser befreites Gemüth, gewohnte Bahnen zu suchen.
Sollen wir freudig horchen und willig gehorchen, so mußt Du
Schmeicheln. Sprichst Du zum Volke, zu Fürsten und Königen, Allen
Magst Du Geschichten erzählen, worin als wirklich erscheinet,
Was sie wünschen und was sie selber zu leben begehrten.

Wäre Homer von Allen gehört, von Allen gelesen,
Schmeichelt' er nicht dem Geiste sich ein, es sei auch der Hörer
Wer er sei? Und klinget nicht immer im hohen Pallaste,
In des Königes Zelt, die Ilias herrlich dem Helden?

Hört nicht aber dagegen Ulyssens wandernde Klugheit
Auf dem Markte sich besser, da wo sich der Bürger versammelt?
Dort sieht jeglicher Held in Helm und Harnisch, es sieht hier
Sich der Bettler sogar in seinen Lumpen veredelt.

Also hört' ich einmal am wohlgepflasterten Ufer
Jener Neptunischen Stadt, allwo man geflügelte Löwen
Göttlich verehrt, ein Märchen erzählen. Im Kreise geschlossen
Drängte das horchende Volk sich um den zerlumpten Rhapsoden.
„Einst," so sprach er, „verschlug mich der Sturm ans Ufer der Insel,
Die Utopien heißt. Ich weiß nicht, ob sie ein Andrer
Dieser Gesellschaft jemals betrat; sie lieget im Meere
Links von Herkules' Säulen. Ich ward gar freundlich empfangen;
In ein Gasthaus führte man mich, woselbst ich das beste
Essen und Trinken fand und weiches Lager und Pflege.
So verstrich ein Monat geschwind. Ich hatte des Kummers
Völlig vergessen und jeglicher Noth; da fing sich im Stillen
Aber die Sorge nun an: wie wird die Zeche Dir leider
Nach der Mahlzeit bekommen? Denn nichts enthielte der Seckel.
Reiche mir weniger! bat ich den Wirth; er brachte nur immer
Desto mehr. Da wuchs mir die Angst, ich konnte nicht länger
Essen und sorgen und sagte zuletzt: Ich bitte, die Zeche
Billig zu machen, Herr Wirth! Er aber mit finsterem Auge
Sah von der Seite mich an, ergriff den Knittel und schwenkte
Unbarmherzig ihn über mich her und traf mir die Schultern,
Traf den Kopf und hätte beinah mich zu Tode geschlagen.
Eilend lief ich davon und suchte den Richter; man holte
Gleich den Wirth, der ruhig erschien und bedächtig versetzte:

„Also muß' es Allen ergehn, die das heilige Gastrecht
Unserer Insel verletzen und unanständig und gottlos
Zeche verlangen vom Manne, der sie doch höflich bewirthet.
Sollt' ich solche Beleidigung dulden im eigenen Hause?
Nein, es hätte fürwahr statt meines Herzens ein Schwamm nur
Mir im Busen gewohnt, wofern ich dergleichen gelitten.

„Darauf sagte der Richter zu mir: Vergesset die Schläge!
Denn Ihr habt die Strafe verdient, ja, schärfere Schmerzen;
Aber wollt Ihr bleiben und mitbewohnen die Insel,
Müsset Ihr Euch erst würdig beweisen und tüchtig zum Bürger.
Ach! versetzt' ich, mein Herr, ich habe leider mich niemals
Gerne zur Arbeit gefügt. So hab' ich auch keine Talente,

Die den Menschen bequemer ernähren; man hat mich im Spott nur
Hans Ohnsorge genannt und mich von Hause vertrieben.

„O, so sei uns gegrüßt! versetzte der Richter; Du sollst Dich
Oben setzen zu Tisch, wenn sich die Gemeine versammelt,
Sollst im Rathe den Platz, den Du verdienest, erhalten.
Aber hüte Dich wohl, daß nicht ein schändlicher Rückfall
Dich zur Arbeit verleite, daß man nicht etwa das Grabscheit
Oder das Ruder bei Dir im Hause finde! Du wärest
Gleich auf immer verloren und ohne Nahrung und Ehre.
Aber auf dem Markte zu sitzen, die Arme geschlungen
Ueber dem schwellenden Bauch, zu hören lustige Lieder
Unserer Sänger, zu sehn die Tänze der Mädchen, der Knaben
Spiele, das werde Dir Pflicht, die Du gelobest und schwörest."

So erzählte der Mann, und heiter waren die Stirnen
Aller Hörer geworden, und alle wünschten des Tages
Solche Wirthe zu finden, ja, solche Schläge zu dulden.

Zweite Epistel.

Würdiger Freund, Du runzelst die Stirn; Dir scheinen die Scherze
Nicht am rechten Orte zu sein. Die Frage war ernsthaft,
Und besonnen verlangst Du die Antwort; da weiß ich, beim Himmel,
Nicht, wie eben sich mir der Schalk im Busen bewegte.
Doch ich fahre bedächtiger fort. Du sagst mir: So möchte
Meinetwegen die Menge sich halten im Leben und Lesen,
Wie sie könnte; doch denke Dir nur die Töchter im Hause,
Die mir der kurpfuschende Dichter mit allem Bösen bekannt macht.

Dem ist leichter geholfen, versetz' ich, als wol ein Andrer
Denken möchte. Die Mädchen sind gut und machen sich gerne
Was zu schaffen. Da gieb nur dem einen die Schlüssel zum Keller,
Daß es die Weine des Vaters besorge, sobald sie, vom Winzer
Oder vom Kaufmann geliefert, die weiten Gewölbe bereichern.
Manches zu schaffen hat ein Mädchen, die vielen Gefäße,
Leere Fässer und Flaschen in reinlicher Ordnung zu halten;

Dann betrachtet ſie oft des ſchäumenden Mostes Bewegung,
Gießt das Fehlende zu, damit die wallenden Blaſen
Leicht die Oeffnung des Faſſes erreichen, trinkbar und helle
Endlich der edelſte Saft ſich künftigen Jahren vollende.
Unermüdet iſt ſie alsdann, zu füllen, zu ſchöpfen,
Daß ſtets geiſtig der Trank und rein die Tafel belebe.

Laſſ' der andern die Küche zum Reich! Da giebt es wahrhaftig
Arbeit genug, das tägliche Mahl durch Sommer und Winter
Schmackhaft ſtets zu bereiten und ohne Beſchwerde des Beutels.
Denn im Frühjahr ſorget ſie ſchon, im Hofe die Küchlein
Bald zu erziehen und bald die ſchnatternden Enten zu füttern.
Alles, was ihr die Jahrszeit giebt, das bringt ſie bei Zeiten
Dir auf den Tiſch und weiß mit jeglichem Tage die Speiſen
Klug zu wechſeln, und reift nur eben der Sommer die Früchte,
Denkt ſie an Vorrath ſchon für den Winter. Im kühlen Gewölbe
Gährt ihr der kräftige Kohl und reifen im Eſſig die Gurken;
Aber die luſtige Kammer bewahrt ihr die Gaben Pomonens.
Gerne nimmt ſie das Lob vom Vater und allen Geſchwiſtern,
Und mißlingt ihr etwas, dann iſt's ein größeres Unglück,
Als wenn Dir ein Schuldner entläuft und den Wechſel zurücklässt.
Immer iſt ſo das Mädchen beſchäftigt und reifet im Stillen
Häuslicher Tugend entgegen, den kluzen Mann zu beglücken.
Wünſcht ſie dann endlich zu le'en, ſo wählt ſie gewißlich ein Kochbuch,
Deren Hunderte ſchon die eifrigen Preſſen uns gaben.

Eine Schweſter beſorget den Garten, der ſchwerlich zur Wildniß,
Deine Wohnung romantiſch und feucht zu umgeben, verdammt iſt,
Sondern in zierliche Beete getheilt, als Vorhof der Küche,
Nützliche Kräuter ernährt und jugendbeglückende Früchte.
Patriarchaliſch erzeuge ſo ſelbſt Dir ein kleines, gedrängtes
Königreich und bevölkre Dein Haus mit treuem Geſinde!
Haſt Du der Töchter noch mehr, die lieber ſitzen und ſtille
Weibliche Arbeit verrichten, da iſt's noch beſſer; die Nadel
Ruht im Jahre nicht leicht; denn noch ſo häuslich im Hauſe,
Mögen ſie öffentlich gern als müſſige Damen erſcheinen.
Wie ſich das Nähen und Flicken vermehrt, das Waſchen und Bügeln
Hundertfältig, ſeitdem in weißer arkadiſcher Hülle

Sich das Mädchen gefällt, mit langen Röcken und Schleppen
Gassen kehret und Gärten, und Staub erreget im Tanzsaal!
Wahrlich! wären mir nur der Mädchen ein Dutzend im Hause,
Niemals wär' ich verlegen um Arbeit; sie machen sich Arbeit
Selber genug; es sollte kein Buch im Laufe des Jahres
Ueber die Schwelle mir kommen, vom Bücherverleiher gesendet.

XII.

Epigramme.*)

Venedig, 1790.

Wie man Geld und Zeit verthan,
Zeigt das Buchlein luſtig an.

*) Die Venetianiſchen Epigramme verdanken Goethe's zweiter Reiſe nach Italien ihren Urſprung. Dieſe wurde dadurch veranlaßt, daß die Herzogin Amalie, die damals gerade in Italien war, Goethe's Wunſch, ihr entgegenzukommen, mit Freuden aufnahm und der Herzog bereitwillig ſeine Zuſtimmung gab. So verließ denn Goethe am 13. März 1790 Jena, wo er ſich ſeit Anfang des Monats aufgehalten hatte, kam am 31. März nach Venedig und blieb daſelbſt, da die Ankunft der Herzogin aus Neapel ſich verzögerte, bis zum 6. Mai vollſtändig allein, ſich und ſeinen Beſchäftigungen überlaſſen. Wir wiſſen aus ſeinen Briefen, die er um dieſe Zeit namentlich an Herder richtete, daß ihn das Studium der älteren Venetianiſchen Malerſchule und das Dichten der Epigramme vorzugsweiſe in Anſpruch nahm. Schon am 15. April ſchickte er eine Anzahl derſelben in die Heimath, unter ihnen eins beſonders an den Herzog (Nr. 35), welches bei der erſten Veröffentlichung der Epigramme nicht mit aufgenommen wurde; am 4. Mai waren ſchon 100 fertig. Es kommen daher nur wenige auf die kurze Zeit, die Goethe noch mit der Herzogin gemeinſchaftlich in Italien blieb, bis zu Anfang Juni, oder auf Rechnung ſpäterer Abfaſſung, wobei noch zu berückſichtigen, daß ſchließlich eine Auswahl aus einer größeren Menge gegeben wurde, ſo daß alſo bei Weitem die meiſten im eigentlichſten Sinne des Wortes „Venetianiſche Epigramme“ ſind.

Obwol demnach die Eindrücke ähnlicher Art ſind, wie ſie den Römiſchen Elegien zu Grunde liegen, ſo iſt doch die Stimmung, in der ſie gedichtet wurden, eine weſentlich verſchiedene. Sei es, daß die Trennung von ſeinen neugebildeten häuslichen Verhältniſſen den Dichter ſchmerzlich berührte (vgl.

Herder's Nachlaß I. 115), sei es, daß er sich diesmal über die Lebhaftigkeit seines Wunsches, Italien wiederzusehen, selbst getäuscht hatte, die innere Heiterkeit, das Gefühl der völligen Zufriedenheit, das ihn früher in Italien beseelt hatte, fehlt eigentlich vollständig. So schreibt er unmittelbar nach seiner Ankunft an Herder, daß er „diesmal ein Wenig intoleranter gegen das Sauleben dieser Nation sei als das vorige Mal," und in ähnlichem Sinne spricht er sich im vierten Epigramm aus. Deshalb ist auch der Hauptinhalt der Epigramme polemisch. Italien selbst, Aberglaube, Priesterherrschaft, die französische Revolution und die Newton'sche Farbentheorie sind es vor Allem, gegen die er seine Angriffe richtet, und nur die Schilderung der Gaunlerin Bettina und eines Liebesverhältnisses, zu welchem auch nicht der Genuß der Gegenwart, sondern nur Erinnerung und Hoffnung die Farben geliefert haben, führt uns heitere Bilder vor.

Von den Epigrammen erschienen zuerst je zwölf in dem Juni- und October-Heft der „Berliner Deutschen Monatsschrift" von 1791; die übrigen blieben, außer in kleineren Weimarischen Kreisen, unbekannt, und erst im October 1794 machte Goethe Schiller den Vorschlag, die Epigramme als ein Ganzes in den Musenalmanach für 1796 aufzunehmen; er übersandte dieselben indessen erst im August 1795 zum Abdruck, nachdem er sie, unter ihnen auch die bereits früher erschienenen, nicht unwesentlich verändert und von den letzteren zwei weggelassen hatte. Auf den Abdruck im Musenalmanach folgte 1800 die Aufnahme in die von Unger veranstaltete Ausgabe von Goethe's Werken mit neuen Verbesserungen, die größtentheils aus der Revision A. W. Schlegel's hervorgingen. (Vgl. Briefe Schiller's und Goethe's an A. W. Schlegel, Leipzig 1846, S. 29.) Endlich wurden auch noch für die Ausgabe von 1806 einige, wiewol nicht bedeutende Aenderungen vorgenommen, bei denen Heinrich Voß hilfreich war. Wir bemerken schließlich noch, daß die lateinischen Motto's, mit denen es Goethe für rathsam hielt, auf die Antiquität hinzudeuten (vgl. Goethe-Schiller'scher Briefwechsel I, 81), schon in der Ausgabe von 1806 wegfielen. Das erste, aus Martial (*Hominem pagina nostra sapit*, „Unsere Gedichte zeigen, daß wir Menschen sind"), erinnert an die Worte des Terenz: Ich bin ein Mensch und will mich keiner menschlichen Sache entziehen (*Homo sum, humani nihil a me alienum puto*); das zweite ist aus Horaz (Sern. I, 4, 39 ff.),

Haec ego mecum
Compressis agito labris; ubi quid datur oti
Illudo chartis. Hoc est mediocribus illis
Ex vitiis unum.

(Dieses erwäg' ich
Schweigsam, die Lippen gepreßt; doch schalt mir Muße vergönnt ist,
Werf' ich es auf das Papier. Von jenen nur mäßigen Fehlern
Ist dies einer.)

1.

Sarkophagen und Urnen verzierte der Heide mit Leben:
Faunen tanzen umher, mit der Bacchantinnen Chor
Machen sie bunte Reihe; der ziegenfüßete Raushad*)
Zwingt den heiseren Ton wild aus dem schmetternden Horn.
Cymbeln, Trommeln erklingen; wir sehen und hören den Marmor.**)
Flatternde Vögel, wie schmeckt herrlich dem Schnabel die Frucht!
Euch verscheuchet kein Lärm, noch weniger scheucht er den Amor,
Der in dem bunten Gewühl erst sich der Fackel erfreut.
So überwältiget Fülle den Tod; und die Asche da drinnen
Scheint im stillen Bezirk noch sich des Lebens zu freun.
So umgebe denn spät den Sarkophagen des Dichters
Diese Rolle, von ihm reichlich mit Leben geschmückt!

2.

Kaum an dem blaueren Himmel erblickt' ich die glänzende Sonne,
Reich, vom Felsen herab, Epheu zu Kränzen geschmückt,
Sah den emsigen Winzer die Rebe der Pappel verbinden,
Ueber die Wiege Virgil's kam mir ein lauliger Wind:***)
Da gesellten die Musen sich gleich zum Freunde; wir pflogen
Abgerissnes Gespräch, wie es den Wanderer freut.

3.

Immer halt' ich die Liebste begierig im Arme geschlossen,
Immer drängt sich mein Herz fest an den Busen ihr an,

*) Pan, noch einem unter den kleineren Homerischen Gedichten Sohn des hyllenischen Hermes und der Tochter des waldbewohnenden Dryops wird eigentlich erst in der späteren Zeit der Kunst ziegenfüßig dargestellt, während Bocksbart und Hörner von jeher seine Embleme waren.

**) Aehnlich Schiller im Spaziergang: „Und vom Meißel befreit redet der fühlende Stein."

***) Virgil ist 70 vor Christo zu Andes (jetzt Pietola oder Bande) bei Mantua geboren.

Immer lehnet mein Haupt an ihren Knieen, ich blicke
Nach dem lieblichen Mund ihr, nach den Augen hinauf.
Weichling! schölte mich Einer, und so verbringst Du die Tage?
Ach, ich verbringe sie schlimm! Höre nur, wie mir geschieht!
Leider wend' ich den Rücken der einzigen Freude des Lebens;
Schon den zwanzigsten Tag schleppt mich der Wagen dahin.
Betturine trotzen mir nun, es schmeichelt der Kümmrer,*)
Und der Bediente vom Platz sinnet auf Lügen und Trug.**)
Will ich ihnen entgehn, so faßt mich der Meister der Posten,
Postillone sind Herrn, dann die Dogane dazu!***)
„Ich verstehe Dich nicht. Du widersprichst Dir! Du schienest
Paradiesisch zu ruhn, ganz wie Rinaldo beglückt."†)
Ach! ich verstehe mich wohl: Es ist mein Körper auf Reisen,
Und es ruhet mein Geist stets der Geliebten im Schooß.

4.

Das ist Italien, das ich verließ. Noch stäuben die Wege,
Noch ist der Fremde geprellt, stellt er sich, wie er auch will.
Deutsche Redlichkeit suchst Du in allen Winkeln vergebens;
Leben und Weben ist hier, aber nicht Ordnung und Zucht;
Jeder sorgt nur für sich, mißtrauet dem Andern, ist eitel,
Und die Meister des Staats sorgen nur wieder für sich.
Schön ist das Land, doch ach! Faustinen find' ich nicht wieder!††)
Das ist Italien nicht mehr, das ich mit Schmerzen verließ.

5.

In der Gondel lag ich gestreckt und fuhr durch die Schiffe,
Die in dem großen Kanal, viele beschachtete, stehn.
Mancherlei Waare findest Du da für manches Bedürfniß,
Weizen, Wein und Gemüs, Scheite wie leichtes Gesträuch.
Pfeilschnell drangen wir durch; da traf ein verlorener Lorbeer
Derb mir die Wangen. Ich rief: Daphne, verletzest Du mich?†††)
Lohn erwartet' ich eher! Die Nymphe lispelte lächelnd:
Dichter sind'gen nicht schwer. Leicht ist die Strafe. Nur zu!

*) Cameriere, Kellner.
**) Servitore di Piazza, Lohndiener.
***) Zollbehörde.
†) In Taffo's befreitem Jerusalem.
††) Vgl. S. 28 dieses Bandes.
†††) Ueber die Verwandlung der von Apollo geliebten Daphne in einen Lorbeerbaum vgl. Ovid's Metamorph. I, 451—567.

6.

Seh' ich den Pilgrim, ſo kann ich mich nie der Thränen enthalten.*)
O, wie beſeliget uns Menſchen ein falſcher Begriff!

7.

Eine Liebe hatt' ich, ſie war mir lieber als Alles!
Aber ich hab' ſie nicht mehr! „Schweig und ertrag' den Verluſt!"

8.

Dieſe Gondel vergleich' ich der ſanft einſchaukelnden Wiege,
Und das Käſtchen darauf ſcheint ein geräumiger Sarg.
Recht ſo! Zwiſchen der Wieg' und dem Sarg wir ſchwanken und ſchweben
Auf dem großen Kanal ſorglos durchs Leben dahin.

9.

Feierlich**) ſehn wir neben dem Doge den Nuncius gehen;***)
Sie begraben den Herrn, Einer verſiegelt den Stein.
Was der Doge ſich denkt, ich weiß es nicht; aber der Andre
Lächelt über den Ernſt dieſes Gepränges gewiß.

10.

Warum treibt ſich das Volk ſo und ſchreit? Es will ſich ernähren,
Kinder zeugen und die nähren, ſo gut es vermag.
Merke Dir, Reiſender, das und thue zu Hauſe desgleichen!
Weiter bringt es kein Menſch, ſtell' er ſich, wie er auch will.

11.

Wie ſie klingeln, die Pfaffen! Wie angelegen ſie's machen,
Daß man komme, nur ja plappre, wie geſtern ſo heut!

---

*) Der Zuſammenhang mit dem vorigen Epigramme iſt nur äußerlich; der Dichter knüpft ſeine Gedanken an das an, was ihm auf ſeiner Fahrt im Canale grande begegnet. Der Irrthum, der die Pilger beſeligt, führt ihn dann auf einen eigenen Irrthum, mit dem es ihm ebenſo gegangen iſt; aber ſein eigener Irrthum iſt nicht mehr vorhanden. Es liegt nahe, hier nicht an eine Jugendgeliebte Goethe's, ſondern mit Heller (S. 509) an Frau von Stein zu denken, zu der ſich ſeine Beziehungen gelöſt hatten.

**) Der Irrthum der Pilger und der großen Menge überhaupt führt auf Diejenigen, welche denſelben in ihrem Intereſſe zu benutzen verſtehen, auf die Geiſtlichen und die Großen dieſer Erde, ein Thema, welches mit einigen Abſchweifungen bis zum 18. Epigramme fortgeführt wird.

***) Am Charfreitag (er fiel 1790 auf den 2. April) geht der päpſtliche Nuncius mit dem Dogen zum heiligen Grabe, das von dieſem verſiegelt wird. (Nach Düntzer II, 90.)

Scheltet mir nicht die Pfaffen; sie kennen des Menschen Bedürfniß;
Denn wie ist er beglückt, plappert er morgen wie heut!

12.

Mache der Schwärmer sich Schüler wie Sand am Meere — der Sand ist
Sand; die Perle sei mein, Du, o vernünftiger Freund!

13.

Süß, den sprossenden Klee mit weichlichen Füßen im Frühling
Und die Wolle des Lamms tasten mit zärtlicher Hand;
Süß, voll Blüthen zu sehn die neulebendigen Zweige,
Dann das grünende Laub locken mit sehnendem Blick.
Aber süßer, mit Blumen dem Busen der Schäferin schmeicheln;
Und dies vielfache Glück läßt mich entbehren der Mai.*)

14.

Diesem Amboß vergleich' ich das Land, den Hammer dem Herrscher
Und dem Volke das Blech, das in der Mitte sich krümmt.
Wehe dem armen Blech, wenn nur willkürliche Schläge
Ungewiß treffen, und nie fertig der Kessel erscheint!

15.

Schüler macht sich der Schwärmer genug und rühret die Menge.**)
Wenn der vernünftige Mann einzelne Liebende zählt.
Wunderthätige Bilder sind meist nur schlechte Gemälde:
Werke des Geists und der Kunst sind für den Pöbel nicht da.

16.

Mache zum Herrscher sich der, der seinen Vortheil versteht:
Doch wir wählten uns den, der sich auf unsern versteht.

17.

Noth lehrt beten, man sagt's; will Einer es lernen, er gehe
Nach Italien! Noth findet der Fremde gewiß.

*) Goethe schrieb am 4. Mai 1790 aus Venedig an Herder: „Seit 8 Tagen ist es sehr schön Wetter, nur das Grüne fehlt hier dem Frühling." (Vgl. Herder's Nachlaß I, 120).

**) Ausführung und Anwendung des in Nr. 12 bereits ausgesprochenen Gedankens.

18.

Welch ein heftig Gedränge nach dieſem Laden! Wie emſig
Wägt man, empfängt man das Geld, reicht man die Waare dahin!
Schnupftabak wird hier verkauft. Das heißt ſich ſelber erkennen!
Nieswurz holt ſich das Volk ohne Verordnung und Arzt.*)

19.

Jeder Edle Venedig's kann Doze werden; das macht ihn
Gleich als Knaben ſo [illegible] eigen, bedächtig und ſteif.
Darum ſind die Oblaten [illegible] zart im katholiſchen Wälſchland;
Denn aus demſelbigen Teig weihet der Prieſter den Gott.

20.

Rubig am Arſenal ſtehn zwei altgriechiſche Löwen;**)
Klein wird neben dem Paar Pforte, wie Thurm und Kanal.
Käme die Mutter der Götter herab, es ſchmiegten ſich beide***)
Vor den Wagen, und ſie freute ſich ihres Geſpanns.
Aber nun ruhen ſie traurig; der neue geflügelte Kater†)
Schnurrt überall, und ihn nennet Venedig Patron.

21.

Emſig wallet der Pilger! Und wird er den Heiligen finden,
Hören und ſehen den Mann, welcher die Wunder gethan?
Nein, es führte die Zeit ihn hinweg: Du findeſt nur Reſte,
Seinen Schädel, ein paar ſeiner Gebeine verwahrt.
Pilgrime ſind wir Alle, die wir Italien ſuchen;
Nur ein zerſtreutes Gebein ehren wir gläubig und froh.††)

---

*) Gewöhnliches Heilmittel, das im Alterthum gegen den Wahnſinn, aber auch gegen viele andere Krankheiten angewendet wurde. Plinius (Hist. nat. 25, 5) nennt Lähmungen, Waſſerſucht, Fieber, Gliederſchmerzen, Podagra als ſolche.

**) Sie ſtammen aus dem Piräus bei Athen und waren 1687 von dort als Beute nach Venedig gebracht worden.

***) Rhea oder Kybele, Mutter des Zeus, Poſeidon und Hades (vgl. Ilias 15, 187), die gewöhnlich zwiſchen Löwen ſitzend mit Tympanon und Mauerkrone dargeſtellt wird. Daher Schiller im Spaziergang: „Mutter Kybele ſpannt an des Wagens Deichſel die Löwen.“

†) Der überall als Wahrzeichen ſich aufdrängende unanſehnliche geflügelte Löwe des Evangeliſten Markus, des Schutzheiligen Venedig's. (Tanzer II. 92.)

††) Das antike Leben in ſeiner reichen Geſtaltung kann uns nicht mit voller Wahrheit aus ſeinen Ruinen und Ueberreſten entgegentreten.

22.

Jupiter Pluvius, heut erscheinst Du ein freundlicher Dämon;*)
Denn ein vielfach Geschenk giebst Du in einem Moment:
Giebst Venedig zu trinken, dem Lande grünendes Wachsthum;
Manches kleine Gedicht giebst Du dem Büchelchen hier.

23.

Gieße nur, tränke nur fort die rothdemäntelten Frösche,
Wässre das durstende Land, daß es uns Broccoli schickt!**)
Nur durchwässre mir nicht dies Büchlein! Es sei mir ein Fläschchen
Reinen Araks, und Punsch mache sich Jeder nach Lust!

24.

Sankt Johannes im Koth heißt jene Kirche; Venedig***)
Nenn' ich mit doppeltem Recht heute Sankt Markus im Koth.

25.

Hast Du Bajä gesehn, so kennst Du das Meer und die Fische.†)
Hier ist Venedig; Du kennst nun auch den Pfuhl und den Frosch.

26.

„Schläfst Du noch immer?" Nur still, und laß' mich ruhen! Erwach' ich,
Nun, was soll ich denn hier? Breit ist das Bette, doch leer.
Ist überall ja doch Sardinien, wo man allein schläft,††)
Tibur, Freund, überall, wo Dich die Liebliche weckt.

27.

Alle Neun, sie winkten mir oft, ich meine die Musen;
Doch ich achtet' es nicht, hatte das Mädchen im Schooß.

---

*) Die Hindeutung darauf, daß Jupiter Pluvius sonst nicht bezüglich auf den Dichter wirken kann, spricht auch für die Lesart, welche wir bei „Wanderers Sturmlied" (B. I, S. 158) vorgeschlagen haben.

**) Eine Art feinen Kohls.

***) Eine berühmte Kirche Venedig's heißt San Giovanni e Paolo. In ihr wurde das Todtenamt für die Dogen gehalten.

†) Berühmter Badeort im Alterthum, in dem der Kaiser Domitian auch künstliche Fischteiche angelegt hatte, was um so eher möglich war, da der ganze Küstenstrich von Neapel an bis hierher sehr fischreich ist.

††) Das schon gelegene und vielbesuchte Tibur wird oft von römischen Dichtern gepriesen, und auch den hier ausgedrückten Gegensatz gegen Sardinien giebt schon Martial 4, 60 „Quum mors — Venerit in medio Tiburis Sardinia est". „Naht sich der Tod Dir — Mitten in Tibur scheint dann Dir Sardinien zu sein."

Nun verließ ich mein Liebchen; mich haben die Musen verlassen,
Und ich schielte verwirrt, suchte nach Messer und Strick.
Doch von Göttern ist voll der Olymp; Du kamst mich zu retten,
Langeweile! Du bist Mutter der Musen gegrüßt.

28.

Welch ein Mädchen ich wünsche zu haben? Ihr fragt mich. Ich hab' sie,*)
Wie ich sie wünsche; das heißt, dünkt mich, mit Wenigem Viel.
An dem Meere ging ich und suchte mir Muscheln. In einer
Fand ich ein Perlchen; es bleibt nun mir am Herzen verwahrt.

29.

Vieles hab' ich versucht, gezeichnet, in Kupfer gestochen,
Oel gemalt, in Thon hab' ich auch Manches gedruckt,
Unbeständig jedoch, und nichts gelernt noch geleistet;
Nur ein einzig Talent brachte' ich der Meisterschaft nah:
Deutsch zu schreiben. Und so verderb' ich unglücklicher Dichter
In dem schlechtesten Stoff leider nun Leben und Kunst.**)

30.

Schöne Kinder fragt Ihr und steht mit verdeckten Gesichtern,
Bettelt: das heißt mit Macht reden ans männliche Herz.
Jeder wünscht sich ein Knäbchen, wie Ihr das dürftige zeiget,
Und ein Liebchen, wie man's unter dem Schleier sich denkt.

31.

Das ist Dein eigenes Kind nicht, worauf Du bettelst, und rührst mich nicht.
O, wie rührt mich erst Die, die mir mein eigenes bringt!

---

*) Vgl. die einleitenden Bemerkungen zu den Elegien S. 17, aus denen die speciellere Beziehung dieser Worte deutlich hervorgeht.

**) Man hatte bisher wol allgemein angenommen, daß Goethe unter Stoff hier die deutsche Sprache bezeichnet habe. Allerdings sagt er gelegentlich, so auch im 77. Epigramme, über deren Unbildsamkeit, und schon Klopstock hatte ihn deswegen angegriffen, als er in seinem grammatischen Gespräche „der zweite Wettstreit" die deutsche Sprache (Teutone) sagen ließ:

Goethe, Du dauerst mich, daß Du mich schreibest. Wenn Du mich kenntest,
Wäre dies Dir nicht Gram: Goethe, Du dauerst mich auch.

Indessen wird sich gegen die ausführliche Deduktion Heller's (S. 300 u. f.) nichts Wesentliches einwenden lassen, wenn er beweist, daß unter Stoff einfach der Gegenstand zu verstehen sei, den Goethe zu seinen Epigrammen wählt und wegen dessen Geringfügigkeit er scherzend sich selbst tadelt: nämlich das, was ihm Benedig bietet. Demnach kann man auch ohne Bedenken zugeben, daß Goethe bei den zwei letzten Versen des Epigramms an das Ovidische „Materia premis ingenium" (Amor. III, 1, 25) gedacht hat.

32.

Warum leckst Du Dein Mäulchen, indem Du mir eilig begegnest?
Wohl, Dein Züngelchen sagt mir, wie gesprächig es sei.

33.

Sämmtliche Künste lernt und treibet der Deutsche; zu jeder
Zeigt er ein schönes Talent, wenn er sie ernstlich ergreift.
Eine Kunst nur treibt er und will sie nicht lernen, die Dichtkunst.
Darum pfuscht er auch so; Freunde, wir haben's erlebt.*)

34.

Oft erklärtet Ihr Euch als Freunde des Dichters, Ihr Götter!
Gebt ihm auch, was er bedarf! Mäßiges braucht er, doch viel:**)
Erstlich freundliche Wohnung, dann leidlich zu essen, zu trinken
Gut; der Deutsche versteht sich auf den Nektar wie Ihr.
Dann geziemende Kleidung und Freunde, vertraulich zu schwatzen;
Dann ein Liebchen des Nachts, das ihn von Herzen begehrt.
Diese fünf natürlichen Dinge verlang' ich vor Allem.
Gebet mir ferner dazu Sprachen, die alten und neu'n,
Daß ich der Völker Gewerb' und ihre Geschichten vernehme;
Gebt mir ein reines Gefühl, was sie in Künsten getan!
Ansehn gebt mir im Volke, verschafft bei Mächtigen Einfluß,
Oder was sonst noch bequem unter den Menschen erscheint!
Gut — schon dank' ich Euch, Götter; Ihr habt den glücklichsten Menschen
Ehstens fertig; denn Ihr gönntet das Meiste mir schon.

35.

Klein ist unter den Fürsten Germanien's freilich der meine,***)
Kurz und schmal ist sein Land, mäßig nur, was er vermag.
Aber so wende nach innen, so wende nach außen die Kräfte
Jeder! Da wär's ein Fest, Deutscher mit Deutschen zu sein;
Doch was prieset Du Ihn, den Thaten und Werke verkünden?
Und bestochen erschien Deine Verehrung vielleicht;
Denn mir hat er gegeben, was Große selten gewähren,
Neigung, Muße, Vertraun, Felder und Garten und Haus.

*) Eine direkte Hindeutung auf Schiller's Räuber, die Heller hier findet und aus Goethe's ausgesprochener Abneigung gegen dies Stück beweisen will, läßt sich aus den verliegenden Worten nicht entnehmen.

**) Offenbar nach Martial X. 47, wenn auch modernere Verhältnissen Rechnung getragen ist.

***) Dies speciell an den Herzog von Weimar gerichtete Epigramm fehlte im Musenalmanach. Stellen desselben, die an Dichter des Alterthums erinnern, weisen Düntzer (I. 23) und Heller (S. 305) nach.

Niemand braucht' ich zu danken als Ihm, und Manches bedurft' ich,
Der ich mich auf den Erwerb ſchlecht als ein Dichter verſtand.

Hat mich Europa gelobt, was hat mir Europa gegeben?
Nichts! Ich habe, wie ſchwer! meine Gedichte bezahlt.
Deutſchland ahmte mich nach, und Frankreich mochte mich leſen.
England! freundlich empfingſt Du den zerrütteten Gaſt.*)
Doch was fördert es mich, daß auch ſogar der Chineſe
Malet mit ängſtlicher Hand Werthern und Lotten auf Glas?**)

Niemals fruz ein Kaiſer nach mir, es hat ſich kein König
Um mich bekümmert, und Er war mir Auguſt und Mäcen.

36.

Eines Menſchen Leben, was iſt's? Doch Tauſende können
Reden über den Mann, was er und wie er's gethan.
Weniger iſt ein Gedicht; doch können es Tauſend genießen,
Tauſende tadeln. Mein Freund, lebe nur, dichte nur fort!

37.

Müde war ich geworden, nur immer Gemälde zu ſehen,
Herrliche Schätze der Kunſt, wie ſie Venedig bewahrt.
Denn auch dieſer Genuß verlangt Erholung und Muße;
Nach lebendigem Reiz ſuchte mein ſchmachtender Blick.
Gaullerin! da erſah ich in Dir zu den Büchen das Urbild,
Wie ſie Johannes Bellin reizend mit Flügeln gemalt,
Wie ſie Paul Veroneſe mit Bechern dem Bräutgam ſendet,
Deſſen Gäſte, getäuſcht, Waſſer genießen für Wein.

38.

Wie, von der künſtlichen Hand geſchnitzt, das liebe Figürchen,
Weich und ohne Gebein, wie die Molluska nur ſchwimmt!
Alles iſt Glied und Alles Gelenk und Alles gefällig,
Alles nach Maßen gebaut, Alles nach Willkür bewegt.

*) Die franzöſiſchen Ueberſetzungen des Werther, der ohne Zweifel mit dem zerrütteten Gaſt gemeint iſt, begannen ſchon 1776, die engliſchen 1779.

**) Die Anſpielung bezieht ſich auf ein Faktum. Ein Herr von Leonhardi meldete dem Herausgeber des Lexikons deutſcher Dichter und Proſaiſten, C. H. Jördens, einſt Folgendes: „Im Jahre 1779 befand ich mich in Holſtein. Es war eben ein Kauffahrer aus Oſtindien nahe bei Glückſtadt angekommen, und ich ging, das Schiff von verhältniſſicher Größe zu beſehen. In des Kapitäns Kajüte hingen mehrere chineſiſche Gemälde, Werther's Leiden darſtellend. (Vgl. „Arpell, Werther und ſeine Zeit," S. 36.)

Menſchen hab' ich gekannt und Thiere, ſo Vögel als Fiſche,
Manches beſondre Gewürm, Wunder der großen Natur;
Und doch ſtaun' ich Dich an, Bettine, liebliches Wunder,
Die Du Alles zugleich biſt und ein Engel dazu.

39.

Kehre nicht, liebliches Kind, die Beinchen hinauf zu dem Himmel!
Jupiter ſieht Dich, der Schalk, und Ganymed iſt beſorgt.

40.

Wende die Füßchen zum Himmel nur ohne Sorge! Mir ſtrecken
Arme betend empor, aber nicht ſchuldlos wie Du.

41.

Seitwärts neigt ſich Dein Hälschen. Iſt das ein Wunder? Es träget
Oft Dich Ganze; Du biſt leicht, nur dem Hälschen zu ſchwer.
Mir iſt ſie gar nicht zuwider, die ſchiefe Stellung des Köpfchens;
Unter ſchönerer Laſt beugte kein Nacken ſich je.

42.

So verwirret mit dumpf willkurlich verwebten Geſtalten,
Hellſich und trübe geſinnt, Breughel den ſchwankenden Blick;
So zerrüttet auch Dürer mit apokalyptiſchen Bildern,
Menſchen und Grillen zugleich, unſer geſundes Gehirn;
So erreget ein Dichter, von Sphinxen, Sirenen, Centauren
Singend mit Macht, Neugier in dem verwunderten Ohr;
So beweget ein Traum den Seraglichen, wenn er zu greifen,
Vorwärts glaubet zu gehn, Alles veränderlich ſchwebt;
So verwirret uns Bettine, die holden Glieder verwechſelnd;
Doch erfreut ſie uns gleich, wenn ſie die Sohlen betrat.

43.

Gern überſchreit' ich die Grenze, mit breiter Kreide gezogen.
Macht ſie Bottegha, das Kind, drängt ſie mich artig zurück.*)

44.

„Ach! mit dieſen Seelen, was macht er? Jeſus Maria!"**)
„Bündelchen Wäſche ſind das, wie man zum Brunnen ſie trägt.

*) (Vgl. Dünzer II, 97) „Far bottega", den Kram anfangen, ſagt man von Gauklern und Taſchenſpielern, die die Zuſchauer von ihrem vorher mit Kreide bezeichneten Raume zurückdrängen.

**) Anime, homonymer Ausdruck im Italieniſchen für „Seelen und Bündelchen Wäſche."

„Wahrlich, sie fällt! Ich halt' es nicht aus! Komm, gehn wir!
Wie zierlich,
„Sieh nur, wie steht sie, wie leicht! Alles mit Lächeln und
Lust!"
Altes Weib, Du bewunderst mit Recht Bettinen! Du scheinst mir
Jünger zu werden und schön, da Dich mein Liebling erfreut.

45.

Alles seh' ich so gerne von Dir, doch seh' ich am Liebsten,
Wenn der Vater bebend über Dich selber Dich wirft,
Du Dich im Schwung überschlägst und nach dem tödtlichen
Sprunge
Wieder stehest und läufst, eben ob nichts wär' geschehn.

46.

Schon entrunzelt sich jedes Gesicht; die Furchen der Mühe,
Sorgen und Armuth fliehn, Glückliche glaubt man zu sehn.
Dir erweicht sich der Schiffer und klopft Dir die Wange; der
Seckel
Thut sich Dir käuflich zwar, aber er thut sich doch auf,
Und der Bewohner Venedig's entfaltet den Mantel und reicht Dir,
Eben als flehtest Du laut bei den Mirakeln Anton's,
Bei des Herrn fünf Wunden, dem Herzen der seligsten Jungfrau,
Bei der feurigen Qual, welche die Seelen durchiegt.
Jeder kleine Knabe, der Schiffer, der Höke, der Bettler
Drängt sich und freut sich bei Dir, daß er ein Kind ist
wie Du.

47.

Dichten ist ein lustig Metier, nur sind' ich es theuer:
Wie dies Büchlein mir wächst, gehn die Zechinen mir fort.

48.

„Welch ein Wahnsinn ergriff Dich Müßigen? Hältst Du nicht
inne?
Wird dies Mädchen ein Buch? Stimme was Klügeres an!"
Wartet, ich singe die Könige bald, die Großen der Erde,
Wenn ich ihr Handwerk einst besser begreife wie jetzt.
Doch Bettinen sing' ich indeß; denn Gaukler und Dichter
Sind gar nahe verwandt, suchen und finden sich gern.

49.

Böcke, zur Linken mit Euch! so ordnet künftig der Richter,
Und Ihr Schäfchen, Ihr sollt ruhig zur Rechten mir stehn!
Wohl! Doch Eines ist noch von ihm zu hoffen; dann sagt er:
Seid, Vernünftige, mir grad' gegenüber gestellt!

50.

Wißt Ihr, wie ich gewiß zu Hunderten Euch Epigramme
Fertige? Führet mich nur weit von der Liebsten hinweg!

51.

Alle Freiheits-Apostel, sie waren mir immer zuwider;
Willkür suchte doch nur Jeder am Ende für sich.
Willst Du Viele befrein, so wag' es, Vielen zu dienen!
Wie gefährlich das sei, willst Du es wissen? Versuch's!

52.

Könige wollen das Gute, die Demagogen desgleichen,
Sagt man; doch irren sie sich: Menschen, ach, sind sie wie wir.
Nie gelingt es der Menge, für sich zu wollen; wir wissen's.
Doch wer verstehet für uns Alle zu wollen, er zeig's!

53.

Jeglichen Schwärmer schlagt mir ans Kreuz im dreißigsten Jahre!
Kennt er nur einmal die Welt, wird der Betrogne der Schelm.

54.

Frankreich's traurig Geschick, die Großen mögen's bedenken,
Aber bedenken fürwahr sollen es Kleine noch mehr!
Große gingen zu Grunde; doch wer beschützte die Menge
Gegen die Menge? Da war Menge der Menge Tyrann.

55.

Tolle Zeiten hab' ich erlebt und hab' nicht ermangelt,
Selbst auch thöricht zu sein, wie es die Zeit mir gebot.

56.

Sage, thun wir nicht recht? Wir müssen den Pöbel betriegen.
Sieh nur, wie ungeschickt, sieh nur, wie wild er sich zeigt!
Ungeschickt und wild sind alle roben Betrognen;
Seid nur redlich und so führet ihn zum Menschlichen an!

57.

Fürsten prägen so oft auf kaum versilbertes Kupfer
Ihr bedeutendes Bild; lange betriegt sich das Volk.
Schwärmer prägen den Stempel des Geists auf Lügen und Unsinn;
Wem der Probirstein fehlt, hält sie für redliches Gold.

58.

Jene Menschen sind toll, so sagt Ihr von heftigen Sprechern,
Die wir in Frankreich laut hören auf Straßen und Markt.

Mir auch scheinen sie toll; doch redet ein Toller in Freiheit
Weise Sprüche, wenn, ach! Weisheit im Sklaven verstummt?

59.

Lange haben die Großen der Franzen Sprache gesprochen,
Halt nur geachtet den Mann, dem sie vom Munde nicht floß;
Nun lallt alles Volk entzückt die Sprache der Franken:
Zürnet, Mächtige, nicht! Was Ihr verlanget, geschieht.

60.

„Seid doch nicht so frech, Epigramme!" Warum nicht? Wir sind nur
Ueberschriften; die Welt hat die Kapitel des Buchs.

61.

Wie dem hohen Apostel ein Tuch voll Thiere gezeigt ward,*)
Rein und unrein, zeigt, Lieber, das Büchlein sich Dir.

62.

Ein Epigramm, ob wol es gut sei? Kannst Du's entscheiden?
Weiß man doch eben nicht stets, was er sich dachte, der Schalk.

63.

Um so gemeiner es ist und näher dem Neide, der Mißgunst,
Um so eher begreift Du das Gedichtchen gewiß.

64.

Chloe schwöret, sie liebt mich; ich glaub's nicht. Aber sie liebt Dich,
Sagt mir ein Kenner. Schon gut; glaubt' ich's, da wär' es vorbei.

65.

Niemand liebst Du, und mich, Philarchos, liebst Du so heftig.
Ist denn kein anderer Weg, mich zu bezwingen, als der?

66.

Ist denn so groß das Geheimniß, was Gott und der Mensch und die Welt sei?
Nein! Doch Niemand hört's gerne; da bleibt es geheim.

67.

Vieles kann ich ertragen. Die meisten beschwerlichen Dinge
Duld' ich mit ruhigem Muth, wie es ein Gott mir gebeut.
Wenige sind mir jedoch wie Gift und Schlange zuwider,
Viere: Rauch des Tabaks, Wanzen und Knoblauch und †.

68.

Längst schon hätt' ich Euch gern von jenen Thierchen gesprochen,
Die so zierlich und schnell fahren dahin und daher.

*) Vgl. Apostelgeschichte 10, 11 u. ff.

Schlängelchen scheinen sie gleich, doch viergefüßet; sie laufen,
Kriechen und schleichen, und leicht schleppen die Schwänzchen sie nach.
Seht, hier sind sie! und hier! Nun sind sie verschwunden! Wo sind sie?
Welche Ritze, welch Kraut nahm die Entfliehenden auf?
Wollt Ihr mir's künftig erlauben, so nenn' ich die Thierchen Lacerten;
Denn ich brauche sie noch oft als gefälliges Bild.*)

69.

Wer Lacerten gesehn, der kann sich die zierlichen Mädchen
Denken, die über den Platz fahren dahin und daher.
Schnell und beweglich sind sie und gleiten, stehen und schwatzen,
Und es rauscht das Gewand hinter den Eilenden drein.
Sieh, hier ist sie! und hier! Verlierst Du sie einmal, so suchst Du
Sie vergebens; so bald kommt sie nicht wieder hervor.
Wenn Du aber die Winkel nicht scheust, nicht Gäßchen und Treppchen,
Folg' ihr, wie sie Dich lockt, in die Spelunke hinein!

70.

Was Spelunke nun sei, verlangt Ihr zu wissen? Da wird ja
Fast zum Lexikon dies epigrammatische Buch.
Dunkele Häuser sind's in engen Gäßchen; zum Kaffee
Führt Dich die Schöne, und sie setzt sich geschäftig, nicht Du.

71.

Zwei der feinsten Lacerten, sie hielten sich immer zusammen;
Eine beinahe zu groß, eine beinahe zu klein.
Siehst Du Beide zusammen, so wird die Wahl Dir unmöglich;
Jede besonders, sie schien einzig die Schönste zu sein.

72.

Heilige Leute, sagt man, sie wollten besonders dem Sünder
Und der Sünderin wohl. Gebt's mir doch eben auch so!

73.

Wär' ich ein häusliches Weib und hätte, was ich bedürfte,
Treu sein wollt' ich und froh, herzen und küssen den Mann.
So sang unter andern gemeinen Liedern ein Dirnchen
Mir in Venedig, und nie hört' ich ein frömmer Gebet.

*) Dies und die nächstfolgenden Epigramme sind an vielen Stellen Ovid und Martial nachgebildet, ein Umstand, der für die Beurtheilung des Themas derselben nicht ohne Bedeutung ist.

74.

Wundern kann es mich nicht, daß Menſchen die Hunde ſo lieben;
Denn ein erbärmlicher Schuft iſt wie der Menſch ſo der Hund.

75.

Frech wol bin ich geworden; es iſt kein Wunder. Ihr, Götter,
Wißt und wißt nicht allein, daß ich auch fromm bin und treu.

76.

Haſt Du nicht gute Geſellſchaft geſehn? Es zeigt uns Dein Büchlein
Faſt nur Gaukler und Volk, ja, was noch niedriger iſt.
Gute Geſellſchaft hab' ich geſehn; man nennt ſie die gute,
Wenn ſie zum kleinſten Gedicht keine Gelegenheit giebt.

77.

Was mit mir das Schickſal gewollt? Es wäre verwegen,
Das zu fragen; denn meiſt will es mit Vielen nicht viel.
Einen Dichter zu bilden, die Abſicht wär' ihm gelungen,
Hätte die Sprache ſich nicht unüberwindlich gezeigt.

78.

Mit Botanik giebſt Du Dich ab, mit Optik? Was thuſt Du?
Iſt es nicht ſchönrer Gewinn, rühren ein zärtliches Herz?
Ach, die zärtlichen Herzen! Ein Pfuſcher vermag ſie zu rühren;
Sei es mein einziges Glück, Dich zu berühren, Natur!

79.

Weiß hat Newton gemacht aus allen Farben. Gar Manches
Hat er Euch weis gemacht, das Ihr ein Säkulum glaubt.

80.

„Alles erklärt ſich wohl," ſo ſagt mir ein Schüler, „aus jenen
Theorien, die uns weislich der Meiſter gelehrt."
Habt Ihr einmal das Kreuz von Holze tüchtig gezimmert,
Paßt ein lebendiger Leib freilich zur Strafe daran.

81.

Wenn auf beſchwerlichen Reiſen ein Jüngling zur Liebſten ſich windet,
Hab' er dies Büchlein! Es iſt reizend und tröſtlich zugleich;
Und erwartet dereinſt ein Mädchen den Liebſten, ſie halte
Dieſes Büchlein, und nur, kommt er, ſo werfe ſie's weg!

82.

Gleich den Winken des Mädchens, des eilenden, welche verſtohlen
Im Vorbeigehn nur freundlich mir ſtreifet den Arm,
So vergönnt, Ihr Muſen, dem Reiſenden kleine Gedichte:
O, behaltet dem Freund größere Gunſt noch bevor!

83.

Wenn, in Wolken und Dünste verhüllt, die Sonne nur trübe
Stunden sendet, wie still wandeln die Pfade wir fort!
Dränget Regen den Wandrer, wie ist uns des ländlichen Daches
Schirm willkommen! Wie sanft ruht sich's in stürmischer Nacht!
Aber die Göttin kehret zurück; schnell scheuche die Nebel
Von der Stirne hinweg! Gleiche der Mutter Natur!

84.

Willst Du mit reinem Gefühl der Liebe Freuden genießen,
O, laß' Frechheit und Ernst ferne vom Herzen Dir sein!
Die will Amorn verjagen, und der gedenkt ihn zu fesseln;
Beiden das Gegentheil lächelt der schelmische Gott.

85.

Göttlicher Morpheus, umsonst bewegst Du die lieblichen Mohne;
Bleibt das Auge doch wach, wenn mir es Amor nicht schließt.

86.

Liebe flößest Du ein und Begier; ich fühl' es und brenne.
Liebenswürdige, nun flöße Vertrauen mir ein!

87.

Ha! ich kenne Dich, Amor, so gut als Einer! Da bringst Du
Deine Fackel, und sie leuchtet im Dunkel uns vor.
Aber Du führest uns bald verworrene Pfade; wir brauchten
Deine Fackel erst recht, ach! und die falsche erlischt.

88.

Eine einzige Nacht an Deinem Herzen! — Das Andre
Giebt sich. Es trennet uns noch Amor in Nebel und Nacht.
Ja, ich erlebe den Morgen, an dem Aurora die Freunde
Busen an Busen belauscht, Phöbus, der frühe, sie weckt.

89.

Ist es Dir Ernst, so zaudre nun länger nicht! Mache mich glücklich!
Wolltest Du scherzen? Es sei, Liebchen, des Scherzes genug!

90.

Daß ich schweige, verdrießt Dich? Was soll ich reden? Du merkest
Auf der Seufzer, des Blicks leise Beredsamkeit nicht.
Eine Göttin vermag der Lippe Siegel zu lösen:
Nur Aurora, sie weckt einst Dir am Busen mich auf.
Ja, dann töne mein Hymnus den frühen Göttern entgegen,
Wie das Memnonische Bild lieblich Geheimnisse sang!

91.

Welch ein lustiges Spiel! Es windet am Faden die Scheide,
Die von der Hand entflieh, eilig sich wieder herauf.

Seht, so schein' ich mein Herz bald dieser Schönen, bald jener
Zuzuwerfen; doch gleich kehrt es im Fluge zurück.

92.

O, wie achtet' ich sonst auf alle Zeiten des Jahres,
Grüßte den kommenden Lenz, sehnte dem Herbste mich nach!
Aber nun ist nicht Sommer noch Winter, seit mich Beglückten
Amor's Fittig bedeckt, ewiger Frühling umschwebt.

93.

„Sage, wie lebst Du?" Ich lebe! Und wären hundert und hundert
Jahre dem Menschen gegönnt, wünscht' ich mir Morgen wie Heut.

94.

Götter, wie soll ich Euch danken! Ihr habt mir Alles gegeben,
Was der Mensch sich erfleht, nur in der Regel fast nichts.

95.

In der Dämmrung des Morgens den höchsten Gipfel erklimmen,
Frühe den Boten des Tags grüßen, Dich, freundlichen Stern!
Ungeduldig die Blicke der Himmelsfürstin erwarten,
Wonne des Jünglings, wie oft lecktest Du Nachts mich heraus!
Nun erscheint Ihr mir, Boten des Tags, Ihr himmlischen Augen
Meiner Geliebten, und stets kommt mir die Sonne zu früh.

96.

Du erstaunest und zeigst mir das Meer; es scheinet zu brennen.
Wie bewegt sich die Fluth flammend ums nächtliche Schiff!
Mich verwundert es nicht; das Meer gebar Aphroditen,
Und entsprang nicht aus ihr uns eine Flamme, der Sohn?

97.

Glänzen sah ich das Meer und blinken die liebliche Welle;
Frisch mit günstigem Wind zogen die Segel dahin.
Keine Sehnsucht fühlte mein Herz; es wendete rückwärts
Nach dem Schnee des Gebirgs bald sich der schmachtende Blick.
Südwärts liegen der Schätze wie viel! Doch Einer im Norden*)
Zieht, ein großer Magnet, unwiderstehlich zurück.

98.

Ach, mein Mädchen verreist! Sie steigt zu Schiffe! — Mein König,
Aeolus, mächtiger Fürst! Halte die Stürme zurück!
Thörichter! ruft mir der Gott, befürchte nicht wüthende Stürme,
Fürchte den Hauch, wenn sanft Amor die Flügel bewegt!

*) Karl August.

99.

Arm und kleiderlos war, als ich sie geworben, das Mädchen;
Damals gefiel sie mir nackt, wie sie mir jetzt noch gefällt.

100.

Oftmals hab' ich geirrt und habe mich wieder gefunden,
Aber glücklicher nie; nun ist dies Mädchen mein Glück!
Ist auch dieses ein Irrthum, so schont mich, Ihr klügeren Götter,
Und benehmt mir ihn erst drüben am kalten Gestad!

101.

Traurig, Midas, war Dein Geschick: in bebenden Händen
Fühltest Du, hungriger Greis, schwere verwandelte Kost.
Mir im ähnlichen Fall geht's luft'ger; denn was ich berühre,
Wird mir unter der Hand gleich ein behendes Gedicht.
Holde Musen, ich sträube mich nicht; nur daß Ihr mein Liebchen,
Drück' ich es fest an die Brust, nicht mir zum Märchen verkehrt!

102.

„Ach, mein Hals ist ein Wenig geschwollen!" so sagte die Beste
Aengstlich. — Stille, mein Kind! still! und vernehme das Wort!
Dich hat die Hand der Venus berührt; sie deutet Dir leise,
Daß sie das Körperchen bald, ach! unaufhaltsam verstellt.
Bald verdirbt sie die schlanke Gestalt, die zierlichen Brüstchen;
Alles schwillt nun; es paßt nirgends das neuste Gewand.
Sei nur ruhig! Es deutet die fallende Blüthe dem Gärtner,
Daß die liebliche Frucht schwellend im Herbste gedeiht.

103.

Wonniglich ist's, die Geliebte verlangend im Arme zu halten,
Wenn ihr klopfendes Herz Liebe zuerst Dir gesteht.
Wonniglicher, das Pochen des Neulebendigen fühlen,
Das in dem lieblichen Schooß immer sich nährend bewegt.
Schon versucht es die Sprünge der raschen Jugend; es klopfet
Ungeduldig schon an, sehnt sich nach himmlischem Licht.
Harre noch wenige Tage! Auf allen Pfaden des Lebens
Führen die Horen Dich streng, wie es das Schicksal gebeut.
Widerfahre Dir, was Dir auch will, Du wachsender Liebling —
Liebe bildete Dich; werde Dir Liebe zu Theil!

104.

Und so tändelt' ich mir, von allen Freunden geschieden,
In der Neptunischen Stadt Tage wie Stunden hinweg.
Alles, was ich ernbt, ich würz' es mit süßer Erinnrung,
Würz' es mit Hoffnung; sie sind lieblichste Würzen der Welt.

XIII.

Weissagungen des Bakis.*)

Seltsam ist Propheten Lied;
Doppelt seltsam, was geschieht.

*) Die Weissagungen des Bakis werden zuerst in Goethe's Tagebuch vom 23. März 1798 erwähnt. Nach Riemer's Mittheilungen (II, 538) hatte Goethe die Absicht gehabt, auf jeden Tag im Jahre ein Distichon zu machen, damit es eine Art von Orakelbüchlein in der Weise der ehemaligen Sprüchlein würde, wie man sich sonst der Bibel, des Gesangbuches u. s. w. dazu bediente, aus einem zufällig aufgeschlagenen Vers ein gutes oder schlimmes Omen, Bestätigung oder Abmahnung und dergleichen herzunehmen, oder wie die Alten

ihren Homer und Virgil brauchten. Aber Goethe sagt selbst in den „Tag- und Jahresheften", daß ihn diese Beschäftigung nur einige Zeit unterhalten hätte, und in einem Briefe an Schlegel (vergl. Briefe Schiller's und Goethe's an A. W. Schlegel, S. 40.) bemerkt er: „Die Weissagungen des Bakis sollten eigentlich zahlreicher sein, damit selbst die Masse verwirrt machte; aber der gute Humor, der zu solchen Thorheiten gehört, ist nicht immer bei der Hand." Nur einmal, scheint es, hat Goethe die früher gehegte Idee wieder aufgenommen, wenigstens hat die zweite Abtheilung der Xenien, welche zuerst in „Kunst und Alterthum" (III. 2, 74—1821) erschien, die Ueberschrift „Zahme Xenien, mit Bakis' Weissagungen vermischt".

Bakis selbst war ein alter böotischer Weissager, von dem Herodot (VIII, 20) einen Orakelspruch anführt und dessen auch andere griechische Schriftsteller gedenken. Ueber seine Person ist man so wenig im Klaren, daß Bakis fast zu einer Art Gattungsname geworden ist: denn auch Weissager aus Athen und Arkadien bezeichnete man mit diesem Namen, und Aristophanes bildete sogar aus ihm ein besonderes Verbum *βακίζω*. Um so mehr aber war Bakis gerade für Goethe eine geeignete Persönlichkeit, unter deren Namen er seine absichtlich dunkel gehaltenen Sprüche einführen konnte, deren Auslegung, wie wir sogleich hier bemerken, bis jetzt so gut wie vergeblich versucht ist. Zwar ist dem Dichter selbst einmal eine handschriftliche Erläuterung derselben von Wien aus zugekommen (vgl. Düntzer II, 109); aber wenn die Bemerkungen, die er unter dem 4. Dezember 1827 zu Zelter hierüber macht, sich auf jene Auslegung beziehen, so dürfte mit derselben wenig gewonnen gewesen sein. In neuerer Zeit sind von Diebold (II, 401) so wie von Düntzer (II, 108) Versuche zu Erklärungen gemacht worden, die vielleicht in einzelnen Punkten zu richtigen Resultaten geführt haben. Wir müssen indessen darauf verzichten, aus jenen Berken Mittheilungen zu machen und möglicher Weise denselben etwas Neues hinzuzufügen, da in dem vorliegenden Falle nur ein vollständig ausgeführter und in seinen Einzelheiten begründeter Kommentar von einigem Werthe sein könnte. Dieser würde unserm Dafürhalten nach vorzugsweise im Auge behalten müssen, daß, wie schon Niemer bemerkt, die Abfassung dieser Sprüche in die Zeit der französischen Revolution fällt, und daß ferner in ihnen nicht Alles Weissagung und Räthsel ist, sondern Vieles auch nur räthselhaft ausgedrückte Welt- und Lebensweisheit.

In Beziehung auf die Geschichte des Textes ist nur zu erwähnen, daß derselbe zu dem ersten Drucke in der Ausgabe von 1800 von A. W. von Schlegel revidirt wurde, und daß Goethe später, zuletzt noch für die Ausgabe von 1806, wiederum einige Veränderungen in demselben vornahm.

1.

Wahnſinn ruft man dem Kalchas und Wahnſinn ruft man Kaſſandren,
Eh man nach Ilion zog, wenn man von Ilion kommt.
Wer kann hören das Morgen und Uebermorgen? Nicht Einer!
Denn was geſtern und ehgeſtern geſprochen — wer hört's?

2.

Lang und ſchmal iſt ein Weg. Sobald Du ihn gehſt, ſo wird er
Breiter; aber Du ziehſt Schlangengewinde Dir nach.
Biſt Du ans Ende gekommen, ſo werde der ſchreckliche Knoten
Dir zur Blume, und Du gieb ſie dem Ganzen dahin!

3.

Nicht Zukünftiges nur verkündet Bakis, auch jetzt noch
Still Verborgenes zeigt er als ein Kundiger an.
Wünſchelruthen ſind hier; ſie zeigen am Stamm nicht die Schätze,
Nur in der fühlenden Hand regt ſich das magiſche Reis.

4.

Wenn ſich der Hals des Schwanes verkürzt und mit Menſchengeſichte
Sich der prophetiſche Gaſt über den Spiegel beſtrebt;
Läßt den ſilbernen Schleier die Schöne dem Nachen entfallen,
Ziehen dem ſchwimmenden gleich goldene Ströme ſich nach.

5.

Zweie ſeh' ich! Den Großen! Ich ſeh' den Größern! Die Beiden
Reiben mit feindlicher Kraft Einer den Andern ſich auf.
Hier iſt Felſen und Land, und dort ſind Felſen und Wellen!
Welcher der Größere ſei, redet die Parze nur aus.

6.

Kommt ein wandernder Fürſt, auf kalter Schwelle zu ſchlafen,
Schlinge Ceres den Kranz ſtille verflechtend um ihn!

Dann verstummen die Hunde; es wird ein Geier ihn wecken,
Und ein thätiges Volk freut sich des neuen Geschicks.

7.

Sieben gehn verhüllt und Sieben mit offnem Gesichte.
Jene fürchtet das Volk, fürchten die Großen der Welt;
Aber die Andern sind's, die Verräther, von Keinem erforschet;
Denn ihr eigen Gesicht birget als Maske den Schalk.

8.

Gestern war es noch nicht, und weder heute noch morgen
Wird es, und Jedoe verspricht Nachbarn und Freunden es schon;
Ja, er verspricht es den Feinden. So edel gehn wir ins neue
Säkulum hinüber, und leer bleibet die Hand und der Mund.

9.

Mäuse laufen zusammen auf offnem Markte; der Wandrer
Kommt auf hölzernem Fuß viefach und klappernd heran.
Fliegen die Tauben der Saat in gleichem Momente vorüber,
Dann ist, Tola, das Glück unter der Erde Dir hold.

10.

Einsam schmückt sich zu Hause mit Gold und Seide die Jungfrau;
Nicht vom Spiegel belehrt, fühlt sie das schickliche Kleid.
Tritt sie hervor, so gleicht sie der Magd; nur Einer von Allen
Kennt sie; es zeiget sein Aug' ihr das vollendete Bild.

11.

Ja, vom Jupiter rollt Ihr, mächtig strömende Fluthen,
Ueber Ufer und Damm, Felder und Gärten mit fort.
Einen seh' ich! Er sitzt und harfenirt der Verwüstung;
Aber der reißende Strom nimmt auch die Lieder hinweg.

12.

Mächtig bist Du, gebildet zugleich, und Alles verneigt sich,
Wenn Du mit herrlichem Zug über den Markt Dich bewegst.
Endlich ist er vorüber. Da lispelt fragend ein Jeder:
War denn Gerechtigkeit auch in der Tugenden Zug?

13.

Mauern seh' ich zerstürzt und Mauern seh' ich errichtet,
Hier Gefangene, dort auch der Gefangenen viel.
Ist vielleicht nur die Welt ein großer Kerker, und frei ist
Wol der Tolle, der sich Ketten zu Kränzen erliest?

14.

Laſſ' mich ruhen, ich ſchlafe. — „Ich aber wache." — Mit Nichten! —
„Träumſt Du?" — Ich werde geliebt! — „Freilich, Du redeſt im Traum." —
Wachender, ſage, was haſt Du? — „Da ſieh nur alle die Schätze!" —
Sehen ſoll ich? Ein Schatz, wird er mit Augen geſehn?

15.

Schlüſſel liegen im Buche zerſtreut, das Räthſel zu löſen;
Denn der prophetiſche Geiſt ruft den Verſtändigen an.
Jene nenn' ich die Klügſten, die leicht ſich vom Tage belehren
Laſſen; es bringt wol der Tag Räthſel und Löſung zugleich.

16.

Auch Vergangenes zeigt Euch Bakis; denn ſelbſt das Vergangene
Ruht, verblendete Welt, oft als ein Räthſel vor Dir.
Wer das Vergangene kennte, der wüßte das Künftige; Beides
Schließt an heute ſich rein, an ein Vollendetes, an.

17.

Thun die Himmel ſich auf und regnen, ſo träufelt das Waſſer
Ueber Felſen und Gras, Mauern und Bäume zugleich.
Kehret die Sonne zurück, ſo verdampfet vom Steine die Wohlthat;
Nur das Lebendige hält Gabe der Göttlichen feſt.

18.

Sag, was zählſt Du? — „Ich zähle, damit ich die Zehne begreife,
Dann ein andres Zehn, Hundert und Tauſend hernach." —
Näher kommſt Du dazu, ſobald Du mir folgeſt. — „Und wie denn?" —
Sage zur Zehne: Sei Zehn! Dann ſind die Tauſende Dein.

19.

Haſt Du die Welle geſehen, die über das Ufer einher ſchlug?
Siehe die zweite, ſie kommt, rollet ſich ſprühend ſchon aus!
Gleich erhebt ſich die dritte! Fürwahr, Du erwarteſt vergebens,
Daß die letzte ſich heut ruhig zu Füßen Dir legt.

20.

Einem möcht' ich gefallen! ſo denkt das Mädchen; den Zweiten
Find' ich edel und gut; aber er reizet mich nicht.
Wäre der Dritte gewiß, ſo wäre mir dieſer der Liebſte.
Ach, daß der Unbeſtand immer das Lieblichſte bleibt!

21.

Blaß erſcheineſt Du mir und todt dem Auge. Wie rufſt Du
Aus der innern Kraft heiliges Leben empor?

„Wär' ich dem Auge vollendet, so könntest Du ruhig genießen;
Nur der Mangel erhebt über Dich selbst Dich hinweg."

22.

Zweimal färbt sich das Haar, zuerst aus dem Blonden ins Braune,
Bis das Braune sodann silbergediegen sich zeigt.
Halb errathe das Räthsel, so ist die andere Hälfte
Völlig Dir zu Gebot, daß Du die erste bezwingst.

23.

Was erschrickst Du? — „Hinweg, hinweg mit diesen Gespenstern!
Zeige die Blume mir doch, zeig' mir ein Menschengesicht!
Ja, nun seh' ich die Blumen; ich sehe die Menschengesichter." —
Aber ich sehe Dich nun selbst als betrognes Gespenst.

24.

Einer rollet daher; es stehen ruhig die Neune;
Nach vollendetem Lauf liegen die Viere gestreckt.
Helden finden es schön, gewaltsam treffend zu wirken;
Denn es vermag nur ein Gott Kegel und Kugel zu sein.

25.

Wie viel Aepfel verlangst Du für diese Blüthen? — „Ein Tausend;
Denn der Blüthen sind wol zwanzig der Tausende hier.
Und von Zwanzig nur Einen, das sind' ich billig." — Du bist schon
Glücklich, wenn Du dereinst Einen von Tausend behältst.

26.

Sprich, wie werd' ich die Sperlinge los, so sagte der Gärtner,
Und die Raupen dazu, ferner das Käfergeschlecht,
Maulwurf, Erdfloh, Wespe, die Würmer, das Teufelsgezüchte? —
„Laß' sie nur Alle, so frißt Einer den Anderen auf."

27.

Klingeln hör' ich; es sind die lustigen Schlittengeläute.
Wie sich die Thorheit doch selbst in der Kälte noch rührt!
„Klingeln hörst Du? Mich däucht, es ist die eigene Kappe,
Die sich am Ofen Dir leis um die Ohren bewegt."

28.

Seht den Vogel! Er fliegt von einem Baume zum andern,
Nascht mit geschäftigem Pick unter den Früchten umher.
Frag' ihn, er plappert auch wol und wird Dir offen versichern,
Daß er der hehren Natur herrliche Tiefen erpickt.

29.

Eines kenn' ich verehrt, ja angebetet zu Füße;
Auf die Scheitel gestellt, wird es von Jedem verflucht.
Eines kenn' ich, und fest bedruckt es zufrieden die Lippe:
Doch in dem zweiten Moment ist es der Abscheu der Welt.

30.

Dieses ist es, das Höchste, zu gleicher Zeit das Gemeinste;
Nun das Schönste, sogleich auch das Abscheulichste nun.
Nur im Schlürfen genieße Du das und koste nicht tiefer!
Unter dem reizenden Schaum sinket die Neige zu Grund.

31.

Ein beweglicher Körper erfreut mich, ewig gewendet
Erst nach Norden und dann ernst nach der Tiefe hinab.
Doch ein andrer gefällt mir nicht so; er gehorchet den Winden,
Und sein ganzes Talent löst sich in Bücklingen auf.

32.

Ewig wird er Euch sein der Eine, der sich in Viele
Theilt, und Einer jedoch, ewig der Einzige bleibt.
Findet in Einem die Vielen, empfindet die Viele wie Einen,
Und Ihr habt den Beginn, habet das Ende der Kunst!

XIV.

Vier Jahreszeiten.*)

Alle Viere, mehr und minder,
Nicken wie die hübſchen Kinder.

*) Die unter dieſer Ueberſchrift zuſammengefaßten Diſtichen ſtammen der Mehrzahl nach aus dem Muſenalmanach für 1797 her, den Schiller, in dieſem Jahre ganz beſonders von Goethe durch Beiträge unterſtützt, herausgab und der wegen der vielberufenen Xenien gewöhnlich der Xenien-Almanach genannt zu werden pflegt. Dieſe Xenien waren in der Weiſe zu Stande gekommen, daß beide Dichter in ein Heft, das zwiſchen ihnen zirkulirte, die gerade fertigen Gedichte hineinſchrieben; dies Heft exiſtirt ſogar noch und iſt in wortgetreuem Abdrucke herausgegeben worden. (Vgl. Schiller's und Goethe's Xenien-Manuſkript. Zum erſten Mal bekannt gemacht von Eduard Boas und herausgegeben von Wendelin von Maltzahn. Berlin 1856.) Aber die ganze Anzahl der hier ſtehenden Diſtichen beträgt nur 128, unter denen noch dazu 51 ſind, die ſpäter nicht in den Almanach aufgenommen wurden; dagegen beläuft ſich die Geſammtzahl deſſen, was Goethe und Schiller gemeinſchaftlich in dieſer Gattung geleiſtet haben, auf weit über 600 Epigramme. Da nun in dem Xenien-Almanach bei faſt ſämmtlichen Diſtichen der Verfaſſer nicht genannt iſt, ſo wäre die Schwierigkeit, denſelben herauszufinden, faſt unüberwindlich geweſen, wenn nicht Schiller's Gattin in einem Exemplare deſſelben die meiſten Epigramme mit einem G. oder Sch. bezeichnet hätte, welche Chiffer

Hofmeister im dritten Bande seiner Nachlese zu Schiller's Werken mit unter die einzelnen Distichen setzen ließ. Alle Schwierigkeiten sind freilich auch so nicht gehoben; denn einmal steht es fest, daß manche der kleinen Gedichte von Goethe und Schiller gemeinschaftlich verfaßt sind, so daß beispielsweise der eine den Gedanken, der andere die Form gegeben hat; zweitens stimmen die eben bezeichneten Angaben nicht immer mit denen des Xenien-Manuskripts, und endlich ist man aus mannichfachen Gründen bisweilen geneigt, sie für irrig zu halten. So bleibt es schon bei manchen Gedichten, die unter den Rubriken „Frühling" und „Sommer" stehen, zweifelhaft, ob Goethe oder Schiller ihr Verfasser ist. Wir finden die ersten im Musenalmanach mit der Ueberschrift „Vielen", die anderen mit der Ueberschrift „Einer" versehen, und beide sind mit G. und Sch. unterzeichnet; aber einige derselben werden in jenem obenerwähnten Exemplare des Almanachs ausdrücklich als von Schiller herstammend bezeichnet. Von den Gedichten unter der Rubrik „Herbst", die Goethe, wie er sich am 22. März 1800 gegen Schiller ausdrückt, für die noch in demselben Jahre erscheinende Sammlung der Gedichte „zusammengestoppelt" hat, ist auch die Mehrzahl dem Xenien-Almanach, namentlich der mit G. und Sch. unterzeichneten Abtheilung „Tabulae votivae" entnommen; sechs Distichen in den Ausgaben seit 1840, Nr. 46—51, sind erst nach Goethe's Tod aus der Zeitschrift „Chaos", die von 1829—1831 in Weimar erschien, von seinen Herausgebern hinzugefügt worden und können daher nach dem Plane dieser Ausgabe ebenso wie Nr. 69 und 70, bei denen derselbe Fall vorliegt, erst später ihre Stelle finden. Endlich sind vier Distichen, nach unserer Bezeichnung Nr. 38, 48, 65 und 84, neu von Goethe hinzugefügt, während zwei ohne Zweifel Schiller zum Verfasser haben. Dagegen ist bei allen Epigrammen, die unter der Bezeichnung „Winter" stehen, Goethe's Autorschaft unzweifelhaft; sie sind in dem Musenalmanach unter der Ueberschrift die „Eisbahn" zusammengefaßt und mit Goethe's vollständigem Namen unterzeichnet.

In Beziehung auf den Text ist schließlich zu erwähnen, daß die Ausgabe von 1800 allerdings wesentliche Abweichungen von dem Musenalmanach zeigt, später indessen von Goethe keine Veränderung mehr gemacht worden ist. Einen ausführlichen Kommentar über die „Vier Jahreszeiten" besitzen wir von Martin. (Berlin 1860.)

Im Musenalmanach sind elf der Distichen unter der Rubrik „Frühling" mit mehreren großen Buchstaben bezeichnet, welche man auf verschiedene Namen der geselligen Kreise in Weimar und Jena deutete. Indessen sind diese Deutungen höchst unsicher, und um so mehr, da wir nicht einmal wissen, ob Goethe und Schiller nicht mit Absicht das Errathen unmöglich machen wollten. Wir theilen daher jene Vermuthungen, wie sie namentlich Boas in seiner obengenannten Schrift niedergelegt hat, an den betreffenden Stellen nur kurz mit, ohne dadurch zugleich aussprechen, daß wir dieselben für richtig halten.

Frühling.

1.*)

Auf, Ihr Distichen, frisch! Ihr muntern, lebendigen Knaben!
Reich ist Garten und Feld! Blumen zum Kranze herbei!

2.**)

Reich ist an Blumen die Flur; doch einige sind nur dem Auge,
Andre dem Herzen nur schön; wähle Dir, Leser, nun selbst!

3.***)

Rosenknospe, Du bist dem blühenden Mädchen gewidmet,
Die als die Herrlichste sich, als die Bescheidenste zeigt.

4.†)

Viele der Veilchen zusammen geknüpft, das Sträußchen erscheinet
Erst als Blume; Du bist, häusliches Mädchen, gemeint.

5.††)

Eine kannt' ich, sie war wie die Lilie schlank, und ihr Stolz war
Unschuld; herrlicher hat Salomo keine gesehn.

6.†††)

Schön erhebt sich der Aglei und senkt das Köpfchen herunter.
Ist es Gefühl oder ist's Muthwill? Ihr rathet es nicht.

7.§)

Viele duftende Glocken, o Hyacinthe, bewegst Du;
Aber die Glocken ziehn wie die Gerüche nicht an.

---

*) Nach den in der Einleitung gemachten Angaben gehört dies Epigramm und ebenso 2, 7, 8, 9 und 14 Schiller an.

**) Im Almanach mit der Ueberschrift „Mannichfaltigkeit".

***) L. D. Gräfin Pina von Beust, spätere Frau von Scharbt.

†) C. G. Christiane Goethe, damals noch Christiane Vulpius.

††) L. D. Nach zwar gleich unhaltbaren Vermuthungen entweder Lenchen de Ahna, spätere Gattin des Bibliothekars Vulpius, oder Louise von Hessen-Darmstadt, also die damals regierende Herzogin von Weimar.

†††) H. W. Henriette von Wolfskeel, später Frau v. Fritsch, Hoffräulein der Herzogin Amalie.

§) N. z. S. O. A. D., ebenso wie 11 A. H. L. N. H. D. u. 12 W. N. L. L. W. J. hat man nicht zu erklären versucht.

8.*)

Nachtviole, Dich geht man am blendenden Tage vorüber;
Doch bei der Nachtigall Schlag hauchest Du köstlichen Geist.

9.**)

Tuberose, Du ragest hervor und ergetzest im Freien;
Aber bleibe vom Haupt, bleibe vom Herzen mir fern!

10.***)

Fern erblick' ich den Mohn; er glüht. Doch komm' ich Dir näher,
Ach, so seh' ich zu bald, daß Du die Rose nur lügst.

11.

Tulpen, Ihr werdet gescholten von sentimentalischen Kennern;
Aber ein lustiger Sinn wünscht auch ein lustiges Blatt.

12.

Nelken, wie sind' ich Euch schön! Doch alle gleicht Ihr einander,
Unterscheidet Euch kaum, und ich entscheide mich nicht.

13.†)

Prangt mit den Farben Aurorens, Ranunkeln, Tulpen und Astern!
Hier ist ein dunkles Blatt, das Euch an Dufte beschämt.

14.††)

Keine lockt mich, Ranunkeln, von Euch, und keine begehr' ich;
Aber im Beete vermischt sieht Euch das Auge mit Lust.

15.

Sagt! Was füllet das Zimmer mit Wohlgerüchen? Reseda,
Farblos, ohne Gestalt, stilles, bescheidenes Kraut.

---

*) A. L. Eine Tochter oder Anverwandte des Professor Lenz in Jena.

**) „Tuberose" überschrieben — Frau Dr. Boehmer in Jena.

***) Im Almanach mit der Ueberschrift „Klatschrose" und folgendem Text:
Weit von fern erblick' ich [illegible]chen, doch komm' ich Dir näher,
Ach, so seh' ich zu bald, daß Du die Rose nur lügst.
Man rieth nicht ohne Wahrscheinlichkeit auf Luise von Gechhausen, Hofdame der Herzogin Amalie.

†) „Geranium" überschrieben — Charlotte von Stebach oder Henriette von Knebel.

††) „Ranunkeln" ist nicht gedeutet worden, ebensowenig das folgende, „M. R." bezeichnet.

16.*)

Zierde wärst Du der Gärten; doch wo Du erscheinest, da sagst Du:
Ceres streute mich selbst aus mit der goldenen Saat.

17.**)

Deine liebliche Kleinheit, Dein holdes Auge, sie sagen
Immer: Vergiß mein nicht! immer: Vergiß nur nicht mein!

18.***)

Schwänden dem inneren Auge die Bilder sämmtlicher Blumen,
Eleonore, Dein Bild brächte das Herz sich hervor.

Sommer.†)

19.

Grausam erweiset sich Amor an mir! O spielet, Ihr Musen,
Mit den Schmerzen, die er, spielend, im Busen erregt!

20.

Manuskripte besitz' ich wie kein Gelehrter noch König;
Denn mein Liebchen, sie schreibt, was ich ihr dichtete, mir.

21.

Wie im Winter die Saat nur langsam keimet, im Sommer
Lebhaft treibet und reift, so war die Neigung zu Dir.

22.

Immer war mir das Feld und der Wald und der Fels und die Gärten
Nur ein Raum, und Du machst sie, Geliebte, zum Ort.

23.††)

Raum und Zeit, ich empfind' es, sind bloße Formen des Anschauns;
Da das Eckchen mit Dir, Liebchen, unendlich mir scheint.

---

*) „Kornblume", Ernestine Bulpius.
**) C. B. Konstanze, Gräfin Frisch.
***) L. M. Luise von Weimar.
†) Man hat von diesen Epigrammen Nr. 22, 23, 31, 32, 35 und 36 Schiller zugeschrieben, obwol seine Gattin diesen Cyklus nicht bezeichnet hatte; indessen, mag es auch in den einzelnen Fällen mit gutem Grunde geschehen sein, so muß man doch selbstverständlich bei solchen Fragen auf unumstößliche Gewißheit verzichten.
††) Grundlehre der Kant'schen Philosophie, daß sich alles Seiende nur unter der Voraussetzung von Raum und Zeit denken läßt.

24.*)

Sorge, sie steiget mit Dir zu Roß, sie steiget zu Schiffe;
Viel zudringlicher noch packet sich Amor uns auf.

25.

Neigung besiegen ist schwer; gesellet sich aber Gewohnheit,
Wurzelnd, allmählig zu ihr, unüberwindlich ist sie.

26.

Welche Schrift ich zwei-, ja dreimal hinter einander
Lese? Das herzliche Blatt, das die Geliebte mir schreibt.

27.

Sie entzückt mich und täuschet vielleicht. O, Dichter und Sänger,
Mimen! lerntet Ihr doch meiner Geliebten was ab!

28.

Alle Freude des Dichters, ein gutes Gedicht zu erschaffen,
Fühle das liebliche Kind, das ihn begeisterte, mit!

29.

Ein Epigramm sei zu kurz, mir etwas Herzlich's zu sagen!
Wie, mein Geliebter, ist nicht kürzer der herzliche Kuß?

30.

Kennst Du das herrliche Gift der unbefriedigten Liebe?
Es versengt und erquickt, zehret am Mark und erneut's.

31.

Kennst Du die herrliche Wirkung der endlich befriedigten Liebe?
Körper verbindet sie schön, wenn sie die Geister befreit.

32.

Das ist die wahre Liebe, die immer und immer sich gleich bleibt,
Wenn man ihr Alles gewährt, wenn man ihr Alles versagt.

33.

Alles wünscht' ich zu haben, um mit ihr Alles zu theilen;
Alles gäb' ich dahin, wär' sie, die Einzige, mein.

34.

Kränken ein liebendes Herz und schweigen müssen: geschärfter
Können die Qualen nicht sein, die Rhadamanth sich ersinnt.

35.

Warum bin ich vergänglich, o Zeus? So fragte die Schönheit.
Macht' ich doch, sagte der Gott, nur das Vergängliche schön.

*) Der erste Vers nach Horaz, Oden III, 1, 37.

36.

Und die Liebe, die Blumen, der Thau und die Jugend vernahmen's,
Alle gingen sie weg, weinend, von Jupiter's Thron.

37.

Leben muß man und lieben; es endet Leben und Liebe.
Schnittest Du, Parze, doch nur beiden die Fäden zugleich!

Herbst.*)

38.

Früchte bringet das Leben dem Mann; doch hangen sie selten
Roth und lustig am Zweig, wie uns ein Apfel begrüßt.

39.

Richtet den herrschenden Stab auf Leben und Handeln, und lasset
Amorn, dem lieblichen Gott, doch mit der Muse das Spiel!

40.

Lehret! Es ziemet Euch wohl, auch wir verehren die Sitte;
Aber die Muse läßt nicht sich gebieten von Euch.

41.

Nimm dem Prometheus die Fackel, beleb', o Muse, die Menschen!
Nimm sie dem Amor und rasch quäl' und beglücke wie er!

42.

Alle Schöpfung ist Werk der Natur. Von Jupiter's Throne
Zuckt der allmächtige Strahl, nährt und erschüttert die Welt.

---

*) Nr. 45, 53, 54 und 60 finden sich auch in Schiller's Werken mit den Ueberschriften „Pflicht für Jeden", „Aufgabe", „die schwere Verbindung" und „das Verbindungsmittel"; Nr. 58, 48, 63, 64 und 65 sind von Goethe neu hinzugefügt, die übrigen sämmtlich dem Musenalmanach entnommen. Die in letzterem beigefügten Ueberschriften lassen wir zur Erleichterung des Verständnisses nachstehend folgen:
39. An die Moralisten. 40. Im Almanach ein sechszeiliges Epigramm mit der gleichen Ueberschrift. 41. An die Muse. 42. Genialische Kraft. 43. Guter Rath. 44. Wechselwirkung. 46. Natur und Vernunft. 47. Glaubwürdigkeit. 49. Was nützt. 50. Was schadet. 51. Das Schooßkind. 52. Trost. 55. Vergebliches Geschwätz. 56. Der berufene Leser. 57. Der Freund. 58. Das blinde Werkzeug. 59. Moderecension. 61. H. S. (Heinrich Stilling.) 62. Revolutionen (bedeutend verändert). 65. Bäuerlicher Rath. 66. Der Biedermann. 67. Würde des Kleinen. 68 und 69 bilden ein Gedicht, überschrieben „das Heilige und das Heiligste". 70. Das Würdigste. 71. Der Erste. 72. Ultima ratio. 73. Wer will die Stelle? 74. Zum ewigen Frieden. 75. Zum ewigen Krieg. 76. Unterschied. 77. Ursache. 78. An den Selbstherrscher. 79. Der Minister. 80. Der Hofmann. 81. Der Rathsherr. 82. Der Nachtwächter.

43.

Freunde, treibet nur Alles mit Ernst und Liebe! Die beiden
Stehen dem Deutschen so schön, den, ach, so Vieles entstellt.

44.

Kinder werfen den Ball an die Wand und fangen ihn wieder;
Aber ich lobe das Spiel, wirft mir der Freund ihn zurück.

45.

Immer strebe zum Ganzen, und kannst Du selber kein Ganzes
Werden, als dienendes Glied schließ' an ein Ganzes Dich an!

46.

Wärt Ihr, Schwärmer, im Stande, die Ideale zu fassen,
O, so verehrtet Ihr auch, wie sich's gebührt, die Natur.

47.

Wem zu glauben ist, redlicher Freund, das kann ich Dir sagen:
Glaube dem Leben! Es lehrt besser als Redner und Buch.

48.

Alle Blüthen müssen vergehn, daß Früchte beglücken;
Blüthen und Frucht zugleich gebet Ihr, Musen, allein.

49.

Schädliche Wahrheit, ich ziehe sie vor dem nützlichen Irrthum.
Wahrheit heilet den Schmerz, den sie vielleicht uns erregt.

50.

Schadet ein Irrthum wol? Nicht immer. Aber das Irren,
Immer schadet's; wie sehr, sieht man am Ende des Wegs.

51.

Fremde Kinder, wir lieben sie nie so sehr als die eignen;
Irrthum, das eigne Kind, ist uns dem Herzen so nah.

52.

Irrthum verläßt uns nie; doch ziehet ein höher Bedürfniß
Immer den strebenden Geist leise zur Wahrheit hinan.

53.

Gleich sei Keiner dem Andern, doch gleich sei Jeder dem Höchsten!
Wie das zu machen? Es sei Jeder vollendet in sich!

54.

Warum will sich Geschmack und Genie so selten vereinen?
Jener fürchtet die Kraft, dieses verachtet den Zaum.

55.

Fortzupflanzen die Welt sind alle vernünft'gen Diskurse
Unvermögend; durch sie kommt auch kein Kunstwerk hervor.

56.

Welchen Leser ich wünsche? Den unbefangensten, der mich,
Sich und die Welt vergißt und in dem Buche nur lebt.

57.

Dieser ist mir der Freund, der mit mir Strebendem wandelt;
Lädt er zum Sitzen mich ein, stehl' ich für heute mich weg.

58.

Wie beklag' ich es tief, daß diese herrliche Seele,
Werth, mit zum Zwecke zu gehn, mich nur als Mittel begreift!

59.

Preise dem Kinde die Puppen, wofür es begierig die Groschen
Hinwirft! Wahrlich, Du wirst Krämern und Kindern ein Gott.

60.

Wie verfährt die Natur, um Hohes und Niedres im Menschen
Zu verbinden? Sie stellt Eitelkeit zwischen hinein.

61.

Auf das empfindsame Volk hab' ich nie was gehalten; es werden,
Kommt die Gelegenheit nur, schlechte Gesellen daraus.

62.

Franzthum drängt in diesen verworrenen Tagen, wie ehmals
Lutherthum es gethan, ruhige Bildung zurück.

63.

Wo Parteien entstehn, hält Jeder sich hüben und drüben;
Viele Jahre vergehn, eh sie die Mitte vereint.

64.

„Jene machen Partei. Welch unerlaubtes Beginnen!
Aber unsre Partei, freilich, versteht sich von selbst."

65.

Willst Du, mein Sohn, frei bleiben, so lerne was Rechtes und halte
Dich genügsam und nie blicke nach oben hinauf!

66.

Wer ist der edlere Mann in jedem Stande? Der stets sich
Neiget zum Gleichgewicht, was er auch habe voraus.

67.

Wißt Ihr, wie auch der Kleine was ist? Er mache das Kleine
Recht; der Große begehrt just so das Große zu thun.

68.

Was iſt heilig? Das iſt's, was viele Seelen zuſammen
Bindet, bänd' es auch nur leicht wie die Binſe den Kranz.

69.

Was iſt das Heiligſte? Das, was heut und ewig die Geiſter,
Tiefer und tiefer gefühlt, immer nur einiger macht.

70.

Wer iſt das würdigſte Glied des Staats? Ein wackerer Bürger;
Unter jeglicher Form bleibt er der edelſte Stoff.

71.

Wer iſt denn wirklich ein Fürſt? Ich hab' es immer geſehen:
Der nur iſt wirklich Fürſt, der es vermochte zu ſein.

72.

Fehlet die Einſicht oben, der gute Wille von unten,
Führt ſogleich die Gewalt, oder ſie endet den Streit.

73.

Republiken hab' ich geſehn, und das iſt die beſte,
Die dem regierenden Theil Laſten, nicht Vortheil, gewährt.

74.

Bald, es lenne nur Jeder den eigenen, gönne dem Andern
Seinen Vortheil, ſo iſt ewiger Friede gemacht.

75.

Keiner beſcheidet ſich gern mit dem Theile, der ihm gebühret,
Und ſo habt Ihr den Stoff immer und ewig zum Krieg.

76.

Zweierlei Arten giebt es, die treffende Wahrheit zu ſagen:
Oeffentlich immer dem Volk, immer dem Fürſten geheim.

77.

Wenn Du laut den Einzelnen ſchiltſt, er wird ſich verſtocken.
Wie ſich die Menge verſteckt, wenn Du im Ganzen ſie loſt.

78.

Du biſt König und Ritter und kannſt befehlen und ſtreiten;
Aber zu jedem Vertrag rufe den Kanzler herbei!

79.

Klug und thätig und feſt, bekannt mit Allem, nach oben
Und nach unten gewandt, ſei er Miniſter und bleib's!

80.

Welchen Hofmann ich ehre? Den klärſten und feinſten! Das Andre,
Was er noch ſonſt beſitzt, kommt ihm als Menſchen zu gut.

81.

Ob Du der Klügſte ſeiſt, daran iſt wenig gelegen;
Aber der Biederſte ſei, ſo wie bei Rathe, zu Haus!

82.

Ob Du wachſt, das kümmert uns nicht, wofern Du nur ſingeſt.
Singe, Wächter, Dein Lied, ſchlafend, wie Mehrere thun!

83.

Diesmal ſtreuſt Du, o Herbſt, nur leichte, welkende Blätter;
Gieb mir ein ander Mal ſchwellende Früchte dafür!

Winter.*)

84.

Waſſer iſt Körper und Boden der Fluß. Das neuſte Theater
Thut in der Sonne Glanz zwiſchen den Ufern ſich auf.

85.

Wahrlich, es ſcheint nur ein Traum! Bedeutende Bilder des Lebens
Schweben lieblich und ernſt über die Fläche dahin.

86.

Eingefroren ſahen wir ſo Jahrhunderte ſtarren,
Menſchengefühl und Vernunft ſchlich nur verborgen am Grund.

87.

Nur die Fläche beſtimmt die kreiſenden Bahnen des Lebens;
Iſt ſie glatt, ſo vergißt Jeder die nahe Gefahr.

88.

Alle ſtreben und eilen und ſuchen und fliehen einander;
Aber Alle beſchränkt freundlich die glättere Bahn.

89.

Durch einander gleiten ſie her, die Schüler und Meiſter
Und das gewöhnliche Volk, das in der Mitte ſich hält.

*) Vgl. im Muſenalmanach, S. 143, den Abſchnitt „die Eisbahn", der hier allerdings mit einigen Veränderungen aufgenommen iſt.

90.

Jeder zeigt hier, was er vermag; nicht Lob und nicht Tadel
Hielte Diesen zurück, förderte Jenen zum Ziel.

91.

Euch, Präkonen des Pfuschers, des Meisters Verkleinerer, wünscht' ich
Mit ohnmächtiger Wuth stumm hier am Ufer zu sehn.

92.

Lehrling, Du schwankest und zauderst und scheuest die glättere Fläche.
Nur gelassen! Du wirst einst noch die Freude der Bahn.

93.

Willst Du schon zierlich erscheinen und bist nicht sicher? Vergebens!
Nur aus vollendeter Kraft blicket die Anmuth hervor.

94.

Fallen ist der Sterblichen Loos. So fällt hier der Schüler
Wie der Meister; doch stürzt dieser gefährlicher hin.

95.

Stürzt der rüstigste Läufer der Bahn, so lacht man am Ufer,
Wie man bei Bier und Tabak über Besiegte sich hebt.

96.

Gleite fröhlich dahin, zieh Rath dem werdenden Schüler,
Freue des Meisters Dich und so genieße des Tags!

97.

Siehe, schon nahet der Frühling; das strömende Wasser verzehret
Unten, der sanftere Blick oben der Sonne das Eis.

98.

Dieses Geschlecht ist hinweg, zerstreut die bunte Gesellschaft.
Schiffern und Fischern gehört wieder die wallende Fluth.

99.

Schwimme, Du mächtige Scholle, nur hin! Und kommst Du als Scholle
Nicht hinunter, Du kommst doch wol als Tropfen ins Meer.

XV.

Kunst.

Bilde, Künstler, rede nicht!
Nur ein Hauch sei Dein Gedicht!

Die unter der Rubrik „Kunst“ zusammengestellten Gedichte gehören den verschiedensten Perioden von Goethe's Leben an und geben, wenn man die Chronologie bei ihnen berücksichtigt, die wesentlichsten Züge seiner allmähligen Entwickelung auf dem Gebiete der Kunst. Die den ersten siebziger Jahren angehören, lassen den Dichter der Sturm- und Drangperiode erkennen, der in der Rückkehr zur Natur und in unbedingter Nachahmung derselben allein das Heil für die Kunst sieht; manche wiederum, Goethe's mittlerem Lebensalter angehörig, verrathen den heilsamen Einfluß Italien's und der Anschauung antiker Kunst; in den späteren Gedichten endlich tritt zum Theil schon jene symbolische Darstellungsweise hervor, welche überhaupt für die letzten zwei Jahrzehnte Goethe's charakteristisch ist.

Die Nektartropfen.*)

Als Minerva, jenen Liebling,
Den Prometheus, zu begünst'gen,
Eine volle Nektarschale
Von dem Himmel niederbrachte,
Seine Menschen zu beglücken
Und den Trieb zu holden Künsten
Ihrem Busen einzuflößen,
Eilte sie mit schnellen Füßen,
Daß sie Jupiter nicht sähe;
Und die goldne Schale schwankte,
Und es fielen wenig Tropfen
Auf den grünen Boden nieder.

Emsig waren drauf die Bienen
Hinterher und saugten fleißig,
Kam der Schmetterling geschäftig,
Auch ein Tröpfchen zu erhaschen;
Selbst die ungestalte Spinne
Kroch herbei und sog gewaltig.

Glücklich haben sie gekostet,
Sie und andre zarte Thierchen;
Denn sie theilen mit dem Menschen
Nun das schönste Glück, die Kunst.

*) Zuerst in der Ausgabe von 1789 gedruckt und nach der gewöhnlichen Annahme dem Jahre 1781 angehörig.

Der Wandrer.*)

Wandrer.

Gott segne Dich, junge Frau,
Und den säugenden Knaben
An Deiner Brust!
Laß mich an der Felsenwand hier
In des Ulmbaums Schatten
Meine Bürde werfen,
Neben Dir ausruhn.

Frau.

Welch Gewerb treibt Dich
Durch des Tages Hitze
Den staubigen Pfad her?

*) Ueber die Zeit des Entstehens dieses Gedichts und selbst über die spezielleren Beziehungen desselben herrscht einige Unklarheit. Goethe schreibt an Kestner in einem undatirten Briefe (S. 165): „Etwas verdrüßt mich. In Wetzlar hatte ich ein Gedicht gemacht, das von Rechtswegen Niemand besser verstehen sollte als Ihr. Ich möcht' es Euch so gern schicken, hab' aber keine Abschrift mehr davon. Boje hat eine durch Merken, und ich glaube, es wird in den (Göttinger) Musenalmanach kommen; es ist überschrieben „Der Wandrer" und fängt an: Gott segne Dich junge Frau. Ihr würdet's auch ohne das gleich gekannt haben." Und weiter in einem andern Briefe (S. 180): „Den Wandrer" binde ich Lotten ans Herz. Er ist in meinem Garten an einem der besten Tage gemacht, Lotten ganz im Herzen und in einer ruhigen Genügsamkeit all Eure künftige Glückseligkeit vor meiner Seele. Du wirst, wenn Du's recht ansiehst, mehr Intimität in dem Dinge finden, als es scheinen sollte. Du wirst unter der Allegorie Lotten und mich, und was ich so hundertausendmal bei ihr gefühlt, erkennen. Aber verrath's keinem Menschen." — Nun fällt Goethe's Aufenthalt in Wetzlar in den Sommer des Jahres 1772, seine Bekanntschaft mit Lotte auf den 9. Juni desselben Jahres, und wenn auch in der Chronologie seiner Schriften „der Wandrer" dem Jahre 1773 zugewiesen wird, so sagt Goethe doch wieder in dem Briefwechsel mit Zelter (VI., 224), er sei 1771 geschrieben. Mehr aber als dies Zeugniß, das auf einem Gedächtnißfehler beruhen könnte, ist der Umstand von Wichtigkeit, daß Karoline Flachsland in einem Briefe, der jedenfalls mehrere Monate vor Goethe's Aufenthalt in Wetzlar geschrieben ist (vgl. Herder's Nachlaß III. 226), das vorliegende Gedicht als von Goethe mitgetheilt bereits erwähnt: „Goethe steckt voll Lieder. Eins von einer Hütte, die in die Ruinen alter Tempel gebaut, ist vortrefflich." — Dieser Schlaage gegenüber bleibt nichts Anderes übrig, als eine doppelte Abfassung des Gedichtes anzunehmen, die eine vor dem Aufenthalte Goethe's in Wetzlar, die andere nach demselben. — Der Text des Gedichtes, wie er in dem Göttinger Musenalmanach für 1774 und in den „Briefen an und von Merck" mitgetheilt wird, stimmt nicht genau überein; indessen hat Goethe für die Ausgabe von 1789 das Gedicht noch einmal umgearbeitet.

Bringſt Du Waaren aus der Stadt
Im Land herum?
Lächelſt, Fremdling,
Ueber meine Frage?

Wandrer.

Keine Waaren bring' ich aus der Stadt.
Kühl wird nun der Abend;
Zeige mir den Brunnen,
Traus Du trinkeſt,
Liebes junges Weib!

Frau.

Hier den Felſenpfad hinauf.
Geh voran! Durchs Gebüſche
Geht der Pfad nach der Hütte,
Drin ich wohne,
Zu dem Brunnen,
Den ich trinke.

Wandrer.

Spuren ordnender Menſchenhand
Zwiſchen dem Geſträuch!
Dieſe Steine haſt Du nicht gefügt,
Reichhinſtreuende Natur!

Frau.

Weiter hinauf!

Wandrer.

Von dem Moos gedeckt ein Architrav!
Ich erkenne Dich, bildender Geiſt!
Haſt Dein Siegel in den Stein geprägt.

Frau.

Weiter, Fremdling!

Wandrer.

Eine Inſchrift, über die ich trete!
Nicht zu leſen!
Vergewandelt ſeid Ihr,
Tiefgegrabne Worte,
Die Ihr Eures Meiſters Andacht
Tauſend Enkeln zeigen ſollet.

Frau.

Staunest, Fremdling,
Diese Stein' an?
Droben sind der Steine viel
Um meine Hütte.

Wandrer.

Droben?

Frau.

Gleich zur Linken
Durchs Gebüsch hinan;
Hier!

Wandrer.

Ihr Musen und Grazien!

Frau.

Das ist meine Hütte.

Wandrer.

Eines Tempels Trümmer!

Frau.

Hier zur Seit' hinab
Quillt der Brunnen,
Den ich trinke.

Wandrer.

Glühend webst Du
Ueber Deinem Grabe,
Genius! Ueber Dir
Ist zusammengestürzt
Dein Meisterstück,
O Du Unsterblicher!

Frau.

Wart', ich hole das Gefäß
Dir zum Trinken.

Wandrer.

Epheu hat Deine schlanke
Götterbildung umkleidet.
Wie Du emporstrebst
Aus dem Schutte,
Säulenpaar!
Und Du einsame Schwester dort,

Wie Ihr,
Düſtres Moos auf dem heiligen Haupt,
Majeſtätiſch trauernd herabſchaut
Auf die zertrümmerten
Zu Euern Füßen,
Eure Geſchwiſter!
In des Brombeergeſträuches Schatten
Deckt ſie Schutt und Erde,
Und hohes Gras wankt drüber hin!
Schätzeſt Du ſo, Natur,
Deines Meiſterſtücks Meiſterſtück?
Unempfindlich zertrümmerſt Du
Dein Heiligthum?
Säeſt Diſteln drein?

Frau.

Wie der Knabe ſchläft!
Willſt Du in der Hütte ruhn,
Fremdling? Willſt Du hier
Lieber in dem Freien bleiben?
Es iſt kühl! Nimm den Knaben,
Daß ich Waſſer ſchöpfen gehe.
Schlafe, Lieber! ſchlaf'!

Wandrer.

Süß iſt Deine Ruh!
Wie's, in himmliſcher Geſundheit
Schwimmend, ruhig athmet!
Du, geboren über Reſten
Heiliger Vergangenheit,
Ruh' ihr Geiſt auf Dir!
Welchen der umſchwebt,
Wird in Götterſelbſtgefühl
Jedes Tags genießen.
Voller Keim blüh' auf,
Des glänzenden Frühlings
Herrlicher Schmuck,
Und leuchte vor Deinen Geſellen!
Und welkt die Blüthenhülle weg,
Dann ſteig' aus Deinem Buſen
Die volle Frucht
Und reife der Sonn' entgegen!

Frau.

Gesegne's Gott! — Und schläft er noch?
Ich habe nichts zum frischen Trunk
Als ein Stück Brod, das ich Dir bieten kann.

Wandrer.

Ich danke Dir.
Wie herrlich Alles blüht umher
Und grünt!

Frau.

Mein Mann wird bald
Nach Hause sein
Vom Feld. O bleibe, bleibe, Mann!
Und iß mit uns das Abendbrod!

Wandrer.

Ihr wohnet hier?

Frau.

Da, zwischen dem Gemäuer her.
Die Hütte baute noch mein Vater
Aus Ziegeln und des Schuttes Steinen.
Hier wohnen wir.
Er gab mich einem Ackersmann
Und starb in unsern Armen. —
Hast Du geschlafen, liebes Herz?
Wie er munter ist und spielen will!
Du Schelm!

Wandrer.

Natur! Du ewig keimende,
Schaffst Jeden zum Genuß des Lebens,
Hast Deine Kinder alle mütterlich
Mit Erbtheil ausgestattet, einer Hütte.
Hoch baut die Schwalb' an das Gesims,
Unfühlend, welchen Zierrath
Sie verflicht;
Die Raup' umspinnt den goldnen Zweig
Zum Winterhaus für ihre Brut;
Und Du flickst zwischen der Vergangenheit
Erhabne Trümmer
Für Deine Bedürfniß'
Eine Hütte, o Mensch,

Genießeſt über Gräbern! —
Leb wohl, Du glücklich Weib!

Frau.

Du willſt nicht bleiben?

Wandrer.

Gott erhalt' Euch,
Segn' Euern Knaben!

Frau.

Glück auf den Weg!

Wandrer.

Wohin führt mich der Pfad
Dort übern Berg?

Frau.

Nach Cuma.*)

Wandrer.

Wie weit iſt's hin?

Frau.

Drei Meilen gut.

Wandrer.

Leb wohl!
O, leite meinen Gang, Natur!
Den Fremdlings-Reiſetritt,
Den über Gräber
Heiliger Vergangenheit
Ich wandle.
Leit' ihn zum Schutzort,
Vorm Nord gedeckt,
Und wo dem Mittagsſtrahl

*) Felix Mendelsſohn freute ſich auf ſeiner Reiſe in Italien, das Lokal des Gedichtes aufgefunden zu haben, wie er denn in einem Briefe an Zelter vom 7. Mai 1831 berichtet: „Zwiſchen Pozzuoli und Baja liegt das Haus jener Frau in „eines Tempels Trümmern“ und „nach Cuma iſt es drei Meilen gut.“ Goethe, als er von dieſem Irrthum hörte, ſchrieb an Zelter, wann er das Gedicht verfaßt habe, und fügte hinzu: „Das iſt der Vortheil des Dichters, daß er das voraus ahnt und werth hält, was der die Wirklichkeit Suchende, wenn er es in dieſem findet und erkennet, doppelt lieben und höchlich daran ſich erfreuen muß.“

Ein Pappelwäldchen wehrt.
Und kehr' ich dann
Am Abend heim
Zur Hütte,
Vergoldet vom letzten Sonnenstrahl,
Laß' mich empfangen solch ein Weib,
Den Knaben auf dem Arm!

Künstlers Morgenlied.*)

Der Tempel ist Euch aufgebaut,
Ihr hohen Musen all,
Und hier in meinem Herzen ist
Das Allerheiligste.

Wenn Morgens mich die Sonne weckt,
Warm, froh ich schau' umher,
Steht rings Ihr Ewiglebenden
Im heil'gen Morgenglanz.

Ich bet' hinan, und Lobgesang
Ist lauter mein Gebet,
Und freudeklingend Saitenspiel
Begleitet mein Gebet.

Ich trete vor den Altar hin
Und lese, wie sich's ziemt,
Andacht liturg'scher Lektion
Im heiligen Homer.

Und wenn er ins Getümmel mich
Von Löwenkriegern reißt,

*) Das Gedicht stammt sehr wahrscheinlich aus dem Sommer des Jahres 1774 und wurde zuerst gedruckt in dem Werke: „Neuer Versuch über die Schauspielkunst. Nach dem Französischen (des Mercier). Mit einem Anhang aus Goethe's Brieftasche. Leipzig 1776." Der Uebersetzer ist Goethe's Freund J. J. Wagner, und außer dem vorliegenden Gedichte finden wir daselbst noch die folgenden vier Gedichte: Sendschreiben (S. 193), Guter Rath (S. 191), Kenner und Künstler (S. 189), Kenner und Liebhaber (S. 190). Der ganze Anhang aus Goethe's Brieftasche wurde später mit zwei gleichfalls hier stehenden Aufsätzen in die unächten Ausgaben von 1779 an aufgenommen. Danach ist auch die Angabe der Ausgabe von 1856 zu berichtigen, daß das vorliegende Gedicht erst 1789 gedruckt sei. — Die genannten fünf Gedichte stehen übrigens sämmtlich auch schon in der Ausgabe von 1789.

Und Götterſöhn' auf Wagen hoch
Nachglühend ſtürmen an,

Und Roß dann vor dem Wagen ſtürzt,
Und drunter und drüber ſich
Freund', Feinde wälzen in Todesblut —
Er ſang'te ſie dahin

Mit Flammenſchwert, der Heldenſohn,
Zehntauſend auf einmal,
Bis dann auch er, gebändiget
Von einer Götterhand,

Ab auf den Roſus niederſtürzt,
Den er ſich ſelbſt gehäuft,
Und Feinde nun den ſchönen Leib
Verſchändend taſten an:

Da greif' ich muthig auf, es wird
Die Koble zum Gewehr,
Und jene meine hohe Wand
In Schlachtfeld-Wogen brauſt.

Hinan! Hinan! Es heulet laut
Gebrüll der Feindeswuth,
Und Schild an Schild und Schwert auf Helm
Und um den Todten Tod.

Ich dränge mich hinan, hinan,
Da kämpfen ſie um ihn,
Die tapfern Freunde, tapferer
In ihrer Thränenwuth.

Ach, rettet! Kämpfet! Rettet ihn!
Ins Lager tragt ihn fort
Und Balſam gießt dem Todten auf
Und Thränen Todten-Ehr'!

Und find' ich mich zurück hierher,
Empfängſt Du, Liebe, mich,
Mein Mädchen, ach, im Bilde nur,
Und ſo im Bilde warm!

Ach, wie Du ruhteſt neben mir
Und ſchmachteteſt mich an,

Und mir's vom Aug' durchs Herz hindurch
Zum Griffel schmachtete!

Wie ich an Aug' und Wange mich
Und Mund mich weidete,
Und mir's im Busen jung und frisch
Wie einer Gottheit war!

O, kehre doch und bleibe dann
In meinen Armen fest,
Und keine, keine Schlachten mehr,
Nur Dich in meinem Arm!

Und sollst mir, meine Liebe, sein
Alldeutend Ideal,
Madonna sein, ein Erstlingskind,
Ein heilig's, an der Brust;

Und haschen will ich, Nymphe, Dich
Im tiefen Waldgebüsch;
O, fliehe nicht die rauhe Brust,
Mein aufgerecktes Ohr!

Und liegen will ich Mars zu Dir,
Du Liebesgöttin stark,
Und ziehn ein Netz um uns herum
Und rufen dem Olymp,

Wer von den Göttern kommen will,
Beneiden unser Glück,
Und soll's die Frage Eifersucht,
Am Bettfuß angebannt.

Amor als Landschaftsmaler.*)

Saß ich früh auf einer Felienspitze,
Sah mit starren Augen in den Nebel;
Wie ein grau grundirtes Tuch gespannet,
Deckt' er Alles in die Breit' und Höhe.

*) „Ein Gedicht „Amor als Landschaftsmaler", schreibt Goethe aus Rom am 22. Februar 1789 an Knebel, „schicke ich Dir ehstens und wünsche ihm gut Glück." — Der erste Abdruck desselben ist in der Ausgabe von 1789.

Stellt' ein Knabe ſich mir an die Seite,
Sagte: „Lieber Freund, wie magſt Du ſtarrend
Auf das leere Tuch gelaſſen ſchauen?
Haſt Du denn zum Malen und zum Bilden
Alle Luſt auf ewig wol verloren?“

Sah ich an das Kind und dachte heimlich:
Will das Bübchen doch den Meiſter machen!

„Willſt Du immer trüb' und müßig bleiben,“
Sprach der Knabe, „kann nichts Kluges werden;
Sieh, ich will Dir gleich ein Bildchen malen,
Dich ein hübſches Bildchen malen lehren.“

Und er richtete den Zeigefinger,
Der ſo röthlich war wie eine Roſe,
Nach dem weiten ausgeſpannten Teppich,
Fing mit ſeinem Finger an zu zeichnen:

Oben malt' er eine ſchöne Sonne,
Die mir in die Augen mächtig glänzte,
Und den Saum der Wolken macht' er golden,
Ließ die Strahlen durch die Wolken dringen;
Malte dann die zarten, leichten Wipfel
Friſch erquickter Bäume, zog die Hügel,
Einen nach dem andern, frei dahinter;
Unten ließ er's nicht an Waſſer fehlen,
Zeichnete den Fluß ſo ganz natürlich,
Daß er ſchien im Sonnenſtrahl zu glitzern,
Daß er ſchien am hohen Rand zu rauſchen.

Ach, da ſtanden Blumen an dem Fluſſe,
Und da waren Farben auf der Wieſe,
Gold und Schmelz und Purpur und ein Grünes,
Alles wie Smaragd und wie Karfunkel!
Hell und rein laſirt' er drauf den Himmel
Und die blauen Berge fern und ferner,
Daß ich, ganz entzückt und neugeboren,
Bald den Maler, bald das Bild beſchaute.

„Hab' ich doch,“ ſo ſagt' er, „Dir bewieſen,
Daß ich dieſes Handwerk gut verſtehe;
Doch es iſt das Schwerſte noch zurücke.“

Zeichnete darnach mit ſpitzem Finger
Und mit großer Sorgfalt an dem Mädchen,

Grad' ans Ende, wo die Sonne kräftig
Von dem hellen Boden widerglänzte,
Zeichnete das allerliebste Mädchen,
Wohlgebildet, zierlich angekleidet,
Frische Wangen unter braunen Haaren,
Und die Wangen waren von der Farbe
Wie das Fingerchen, das sie gebildet.

„O Du Knabe!" rief ich, „welch ein Meister
Hat in seine Schule Dich genommen,
Daß Du so geschwind und so natürlich
Alles klug beginnst und gut vollendest?"

Da ich noch so rede, sieh, da rühret
Sich ein Windchen und bewegt die Gipfel,
Kräuselt alle Wellen auf dem Flusse,
Füllt den Schleier des vollkommnen Mädchens,
Und, was mich Erstaunten mehr erstaunte,
Fängt das Mädchen an den Fuß zu rühren,
Geht zu kommen, nähert sich dem Orte,
Wo ich mit dem losen Lehrer sitze.

Da nun Alles, Alles sich bewegte,
Bäume, Fluß und Blumen und der Schleier
Und der zarte Fuß der Allerschönsten,
Glaubt Ihr wol, ich sei auf meinem Felsen
Wie ein Felsen still und fest geblieben?

Künstlers Abendlied.*)

Ach, daß die innre Schöpfungskraft
Durch meinen Sinn erschölle!
Daß eine Bildung voller Saft
Aus meinen Fingern quölle!

Ich zittre nur, ich stottre nur
Und kann es doch nicht lassen;

*) Goethe schickte dies Gedicht am 4. Dezember 1774 an Merck (vgl. Briefe an und von Merck, I. 55) und wahrscheinlich ziemlich gleichzeitig an Lavater; denn in Lavater's Physiognomischen Fragmenten, deren ersten Band Goethe selbst für den Druck vorbereitete und, wie auch den zweiten, mit eigenen Beiträgen vermehrte, steht das Gedicht unter dem 19. April 1775. Es ist daher ein Irrthum, wenn in dem Briefwechsel zwischen Goethe und Lavater (S. 29) dasselbe in die Briefe des Jahres 1777 eingereiht wird.

Ich fühl', ich kenne Dich, Natur,
Und ſo muß ich Dich faſſen.

Bedenk' ich dann, wie manches Jahr
Sich ſchon mein Sinn erſchließet,
Wie er, wo dürre Heide war,
Nun Freudenquell genießet;

Wie ſehn' ich mich, Natur, nach Dir,
Dich treu und lieb zu fühlen!
Ein luſt'ger Springbrunn, wirſt Du mir
Aus tauſend Röhren ſpielen.

Wirſt alle meine Kräfte mir
In meinem Sinn erheitern,
Und dieſes enge Daſein hier
Zur Ewigkeit erweitern.

Kenner und Künſtler.*)

Kenner.

Gut, brav, mein Herr! Allein
Die linke Seite
Nicht ganz gleich der rechten;
Hier ſcheint es mir zu lang
Und hier zu breit;
Hier zuckt's ein Wenig,
Und die Lippe
Nicht ganz Natur,
So todt noch Alles!

Künſtler.

O rathet, helft mir,
Daß ich mich vollende!
Wo iſt der Urquell der Natur,
Daraus ich ſchöpfend
Himmel fühl' und Leben
In die Fingerſpitzen hervor?
Daß ich mit Götterſinn

*) Der Abdruck im Göttinger Muſenalmanach für 1776 dürfte älter ſein als der oben erwähnte in der Ueberſetzung von Mercier, da der Almanach bereits im September 1775 erſchien. Uebrigens weichen auch die Texte in beiden Drucken nicht unbedeutend von einander ab.

Und Menſchenhand
Vermöge zu bilden,
Was bei meinem Weib'
Ich animaliſch kann und muß.

Kenner.

Da ſehen Sie zu!

Künſtler.

So!

Kenner und Enthuſiaſt.*)

Ich führt' einen Freund zum Maidel jung,
Wollt' ihm zu genießen geben,
Was Alles es hätt', gar Freud' genung,
Friſch, junges, warmes Leben.

Wir fanden ſie ſitzen an ihrem Bett,
Thät ſich auf ihr Händlein ſtützen.
Der Herr, der macht ihr ein Kompliment,
Thät gegen ihr über ſitzen.
Er ſpitzt die Naſe, er ſturt ſie an,
Betracht ſie herüber, hinüber;
Und um mich war's gar bald gethan,
Die Sinnen gingen mir über.

Der liebe Herr für allen Dank
Führt mich drauf in eine Ecken
Und ſagt, ſie wär' doch allzu ſchlank
Und hätt' auch Sommerflecken.
Da nahm ich von meinem Kind Adieu,
Und ſcheidend ſah ich in die Höh:
Ach Herre Gott, ach Herre Gott,
Erbarm' Dich doch des Herren!

Da führt' ich ihn in die Galerie
Voll Menſchengluth und Geiſtes;
Mir wird's da gleich, ich weiß nicht wie,
Mein ganzes Herz zerreißt es.

*) Im Muſenalmanach „Der Kenner", bei Mercier und in den neuſten Ausgaben „Wahrhaftes Mahrgen" überſchrieben.

O Maler! Maler! rief ich laut,
Belohn' Dir Gott Dein Malen!
Und nur die allerschönste Braut
Kann Dich für uns bezahlen.

Und sieh, da ging mein Herr herum
Und stochert sich die Zähne,
Registrirt in Katalogum
Mir meine Göttersöhne.
Mein Busen war so voll und bang,
Von hundert Welten trächtig;
Ihm war bald was zu kurz, zu lang,
Wägt' Alles gar bedächtig.

Da warf ich in ein Eckchen mich,
Die Eingeweide brannten.
Um ihn versammelten Männer sich,
Die ihn einen Kenner nannten.

Monolog des Liebhabers.*)

Was nutzt die glühende Natur
Vor Deinen Augen Dir,
Was nutzt Dir das Gebildete
Der Kunst rings um Dich her,
Wenn liebevolle Schöpfungskraft
Nicht Deine Seele füllt
Und in den Fingerspitzen Dir
Nicht wieder bildend wird?

Guter Rath.**)

Geschieht wol, daß man einen Tag
Weder sich noch Andre leiden mag,

*) Das Gedicht trägt in dem Maße den Charakter der vorhergehenden an sich, daß man es ohne Bedenken in dieselbe Zeit setzen kann. Der erste Druck desselben ist in Wieland's Teutschem Merkur (1776. I. 129.) Dort ist die Ueberschrift „An Kenner und Liebhaber", und die drei ersten Zeilen lauten: Was frommt die glühende Natur An Deinem Busen Dir, Was hilft Dich das Gebildete.

**) Die Ueberschrift bei Mercier und in den ältesten Ausgaben ist: „Guter Rath auf ein Reißbrett, auch wol Schreibtisch u. s. w.", beschränkt also das Gesagte nicht auf die Kunst allein, sondern deutet es auf die Wissenschaft und andere Gebiete menschlicher Thätigkeit aus.

Will nichts Dir nach dem Herzen ein.
Sollt's in der Kunst wol anders sein?
Drum hetze Dich nicht zur schlimmen Zeit.
Denn Füll' und Kraft sind nimmer weit:
Hast in der bösen Stund' geruht,
Ist Dir die gute doppelt gut.

Sendschreiben.*)

Mein altes Evangelium
Bring' ich Dir hier schon wieder;
Doch ist mir's wohl um mich herum,
Darum schreib' ich Dir's nieder.

Ich holte Gold, ich holte Wein,
Stellt' Alles da zusammen;
Da, dacht' ich, da wird Wärme sein,
Geht mein Gemäld' in Flammen!
Auch thät ich bei der Schätze Flor
Viel Gluth und Reichthum schwärmen;
Doch Menschenfleisch geht Allem vor,
Um sich daran zu wärmen.

Und wer nicht richtet, sondern fleißig ist,
Wie ich bin und wie Du bist,
Den belohnt auch die Arbeit mit Genuß;
Nichts wird auf der Welt ihm Ueberdruß.
Denn er bleckt nicht mit stumpfem Zahn
Lang' Gestrecktes und Gebratnes an,
Das er, wenn er noch so sittlich kaut,
Endlich doch nicht sonderlich verdaut,
Sondern faßt ein tüchtig Schinkenbein,
Haut da gut taglöhnermäßig drein,
Füllt bis oben zierig den Pokal,
Trinkt, und wischt das Maul wol nicht einmal.

*) Von den fünf Strophen, aus denen dies Gedicht besteht, schickte Goethe die drei letzten am 4. Dezember 1774, die beiden ersten am folgenden Tage in zwei besonderen Briefen an Merck. In der That scheinen auch beide Theile nicht zu einander zu gehören, und nur der Umstand, daß sie bei Merckes und in den wächsten Ausgaben, wo sie unter der Ueberschrift „Brief" stehen, in Eins zusammengefaßt sind, hat vielleicht diese unpassende Verbindung herbeigeführt. Auch das Wörtchen und, mit welchem die dritte Strophe beginnt, kann hier nicht maßgebend sein; denn in dem Merck'schen Texte steht es nicht.

Sieh, ſo iſt Natur ein Buch lebendig,
Unverſtanden, doch nicht unverſtändlich;
Denn Dein Herz hat viel und groß Begehr,
Was wol in der Welt für Freude wär',
Allen Sonnenſchein und alle Bäume,
Alles Meergeſtad' und alle Träume
In Dein Herz zu ſammeln mit einander,
Wie die Welt durchwühlend Banks, Solander.

Und wie muß Dir's werden, wenn Du fühleſt,
Daß Du Alles in Dir ſelbſt erzieleſt,
Freude hatt an Deiner Frau und Hunden,
Als noch Keiner in Elyſium gefunden,
Als er da mit Schatten lieblich ſchweifte
Und an goldne Gottgeſtalten ſtreifte.
Nicht in Rom, in Magna Grăcia,
Dir im Herzen iſt die Wonne da!
Wer mit ſeiner Mutter, der Natur, ſich hält,
Find't im Stengelglas wol eine Welt.

Künſtlers Fug und Recht.*)

Ein frommer Maler mit vielem Fleiß
Hatte manchmal gewonnen den Preis,
Und manchmal ließ er's auch geſchehn,
Daß er einem Beſſern nach mußt' ſtehn;
Hatte ſeine Tafeln fortgemalt,
Wie man ſie lobt, wie man ſie bezahlt.
Da kamen einige gut hinaus;
Man baut' ihn'n ſogar ein Heiligenhaus.

*) Die Ausgabe von 1836 ſetzt auch das Entſtehen dieſes Gedichts in das Jahr 1774, obwol es erſt 1815 in den Werken Goethe's erſchien. Auch wir ſchließen uns dieſer Annahme an, die durch eine uns gemachte Mittheilung des Dr. Kletke in Berlin, welcher uns einen lange vor 1815 erfolgten Abdruck des Gedichts nachweiſt, noch eine weitere Beſtätigung erhält. Im Jahre 1770 erſchienen, von dem Goethe wohlbekannten Pfarrer J. L. Ewald in Offenbach herausgegeben, „die Fantaſien auf einer Reiſe durch Gegenden des Friedens von E. P. von S.", und in ihnen mit der Ueberſchrift „der Maler", allerdings im Texte bisweilen abweichend, das vorliegende Gedicht. Möglicherweiſe hat Ewald daſſelbe noch aus der Zeit ſeines Umgangs mit Goethe, wie bei einem andern Gedichte wirklich nachzuweiſen iſt, handſchriftlich beſeſſen; aber offenbar durch die 258. Xenie unangenehm berührt, ließ er ſeine Beſtimmung an dem Gedichte aus. Zu der Stelle „daß auch ſogar das wüſte Schwein ꝛc." macht er die Anmerkung: „Vermuthlich eine voreilige Entſchuldigung der Xenien."

Nun fand er Gelegenheit einmal,
Zu malen eine Wand im Saal;
Mit emsigen Zügen er staffirt,
Was öfters in der Welt passirt,
Zog seinen Umriß leicht und klar;
Man konnte sehn, was gemeint da war.
Mit wenig Farben er kolorirt,
Doch so, daß er das Aug' frappirt.
Er glaubt' es für den Platz gerecht
Und nicht zu gut und nicht zu schlecht,
Daß es versammelte Herrn und Fraun
Möchten einmal mit Lust beschaun;
Zugleich er auch noch wünscht' und wollt',
Daß man dabei was denken sollt'.

Als nun die Arbeit fertig war,
Da trat herein manch Freundespaar,
Das unsers Künstlers Werke liebt,
Und darum desto mehr betrübt,
Daß an der losen, leidigen Wand
Nicht auch ein Götterbildniß stand.
Die setzten ihn sogleich zur Red',
Warum er so was malen thät',
Da doch der Saal und seine Wänd'
Gehörten nur für Narrenhänd';
Er sollte sich nicht lassen verführen
Und nun auch Bänk' und Tische beschmieren;
Er sollte bei seinen Tafeln bleiben
Und hübsch mit seinem Pinsel schreiben!
Und sagten ihm von dieser Art
Noch viel Verbindlich's in den Bart.

Er sprach darauf bescheidentlich:
Eure gute Meinung beschämet mich.
Es freut mich mehr nichts auf der Welt,
Als wenn Euch je mein Werk gefällt.
Da aber aus eigenem Beruf
Gott der Herr allerlei Thier' erschuf,
Daß auch sogar das wüste Schwein,
Kröten und Schlangen vom Herren sein,
Und er auch Manches nur ebaucht
Und gerade nicht Alles ausgeführt

(Wie man den Menſchen dann ſelbſt nicht ſcharf
Und nur en gros betrachten darf):
So hab' ich als ein armer Knecht
Vom ſündlich menſchlichen Geſchlecht
Von Jugend auf allerlei Luſt geſpürt
Und mich in Allerlei exercirt,
Und ſo durch Uebung und durch Glück
Gelang mir, ſagt Ihr, manches Stück.
Nun dächt' ich, nach vielem Rennen und Laufen
Dürft' Einer auch einmal verſchnaufen,
Ohne daß Jeder gleich, der wohl ihm wollt',
Ihn 'nen faulen Bengel heißen ſollt'.

Drum iſt mein Wort zu dieſer Friſt,
Wie's allezeit geweſen iſt:
Mit keiner Arbeit hab' ich geprahlt,
Und was ich gemalt hab', hab' ich gemalt.

Groß iſt die Diana der Epheſer.*)

Apoſtelgeſchichte 19, 28.

Zu Epheſus ein Goldſchmied ſaß
In ſeiner Werkſtatt, pochte,
So gut er konnt', ohn' Unterlaß,
So zierlich er's vermochte.
Als Knab' und Jüngling kniet' er ſchon
Im Tempel vor der Göttin Thron

*) Die Beziehungen, welche hier zu Grunde liegen, geben aus verſchiedenen Stellen des Briefwechſels Goethe's mit F. H. Jacobi hervor. Dieſer hatte ſeine Schrift „Von den göttlichen Dingen und ihrer Offenbarung. Leipzig 1811" an Goethe geſendet, der den Dank für dieſelbe mit einigen Worten begleitete, die ſein Mißfallen über die Angriffe kundgaben, welche darin gegen die Naturphiloſophie enthalten waren. „Ich bin nun einmal Einer der Epheſiſchen Goldſchmiede, der ſein ganzes Leben im Anſchauen und Anſtaunen und Verehrung des wunderwürdigen Tempels der Göttin zugebracht hat und dem es unmöglich eine angenehme Empfindung erregen kann, wenn irgend ein Apoſtel ſeinen Mitbürgern einen anderen und noch dazu formloſen Gott aufdringen will." Bald darauf iſt wol auch unſer Gedicht entſtanden, das Jacobi indeſſen erſt aus dem erſten Abdrucke in der Ausgabe von 1815 kennen lernte. In dem Entwurfe zu einem Briefe vom November 1815, von dem es unbekannt iſt, ob die Ausführung deſſelben an Goethe abgeſendet iſt, beſchwert er ſich bitter über „das Spottgedicht"; indeſſen ſcheint, wie wieder aus einem ſpäteren Briefe Goethe's vom 3. Juli 1817 hervorgeht, das Mißverhältniß bald wieder ausgeglichen worden zu ſein.

Und halte den Gürtel unter den Brüſten,
Worin ſo manche Thiere niſten,
Zu Hauſe traulich nachgefeilt,
Wie's ihm der Vater zugetheilt,
Und leitete ſein kunſtreich Streben
In frommer Wirkung durch das Leben.

Da hört er denn auf einmal laut
Eines Gaſſenvolkes Windesbraut,
Als gäb's einen Gott ſo im Gehirn,
Da hinter des Menſchen alberner Stirn,
Der ſei viel herrlicher als das Weſen,
An dem wir die Breite der Gottheit leſen.

Der alte Künſtler horcht nur auf,
Läßt ſeinen Knaben auf den Markt den Lauf,
Feilt immer fort an Hirſchen und Thieren,
Die ſeiner Gottheit Kniee zieren,
Und hofft, es könnte das Glück ihm walten,
Ihr Angeſicht würdig zu geſtalten.

Will's aber Einer anders halten,
So mag er nach Belieben ſchalten!
Nur ſoll er nicht das Handwerk ſchänden;
Sonſt wird er ſchlecht und ſchmählich enden.

Antike.*)

Homer iſt lange mit Ehren genannt,
Jetzt ward Euch Phidias bekannt;
Nun hält nichts gegen Beide Stich,
Darob ereifre Niemand ſich!

Seid willkommen, edle Gäſte,
Jedem ächten deutſchen Sinn!
Denn das Herrlichſte, das Beſte,
Bringt allein dem Geiſt Gewinn.

*) Die ſämmtlichen jetzt noch folgenden Gedichte der Abtheilung „Kunſt" finden ſich erſt ſeit der Ausgabe letzter Hand in Goethe's Werken: die obigen Verſe ſind zuerſt in Kunſt und Alterthum III, 1, 105, 1821, abgedruckt und dienen als eine Art Einleitung zu der Rubrik „Bildende Kunſt", in der altgriechiſche Kunſtdenkmäler beſchrieben werden. — Ueber die Abweichung unſrer Lesart ſiehe am Schluß des Bandes.

Begeiſterung.

Faſſeſt Du die Muſe nur beim Zipfel,
Halt Du wenig nur getdan;
Geiſt und Kunſt auf ihrem höchſten Gipfel
Mutden alle Menſchen an.

Studien.*)

Nachahmung der Natur
— Der ſchönen —
Ich ging auch wol auf dieſer Spur;
Gewöhnen
Mocht' ich wol nach und nach den Sinn,
Mich zu vergnügen;
Allein ſobald ich mündig bin, —
„Es ſind's die Griechen!"

Typus.**)

Es iſt nichts in der Haut,
Was nicht im Knochen iſt.
Vor ſchlechtem Gebilde Jedem graut,
Das ein Augenſchmerz ihm iſt.

Was freut denn Jeden? Blühen zu ſehn,
Das von innen ſchon gut geſtaltet;
Außen mag's in Glätte, mag in Farben gehn,
Es iſt ihm ſchon voran gewaltet.

Ideale.

Der Maler magt's mit Götter-Bildern,
Sein Höchſtes hat er aufgeſtellt;
Doch was er für unmöglich hält,

*) Die Interpunktion, welche bisher in den Ausgaben befolgt iſt, macht das Verſtändniß dieſer Worte geradezu unmöglich. Sie ſind als Dialog zu faſſen, und der zuerſt Sprechende wird nach den Worten „Allein ſobald ich mündig bin" von dem Zweiten unterbrochen.

**) Der Knochenbau der menſchlichen oder thieriſchen Geſtalt iſt die erſte Grundlage ihrer Vollkommenheit. — Es liegt ſehr nahe, zu vermuthen, daß Goethe in der vierten Zeile „Das" geſchrieben hat; auf der andern Seite iſt indeß zu erwägen, daß der Relativſatz häufig die Natur eines Einſatzſatzes hat.

Dem Liebenden die Liebste schildern,
Er wag' es auch! Ein Traum wird frommen,
Ein Schattenbild ist doch willkommen.

Abwege.

Künstler, wird's im Innern steif,
Das ist nicht erfreulich!
Auch der vagen Züge Schweif
Ist uns ganz abscheulich;
Kommst Du aber auf die Spur,
Daß Du's nicht getroffen,
Zu der wahren Kunstnatur
Steht der Pfad schon offen.

Modernes.*)

„Wie aber kann sich Hans van Eyck
Mit Phidias nur messen?"
Ihr müßt, so lehr' ich, alsogleich
Einen um den Andern vergessen.

Denn wärt Ihr stets bei Einer geblieben,
Wie könntet Ihr noch immer lieben?
Das ist die Kunst, das ist die Welt,
Daß Eins ums Andere gefällt.

Museen.

An Bildern schleppt Ihr hin und her
Verlornes und Erworbnes;
Und bei dem Senden kreuz und quer,
Was bleibt uns denn? Verdorbnes!

*) Der nachahmende Maler eignet sich vorzugsweise auch deshalb, mit dem griechischen Bildhauer in Gegensatz gestellt zu werden, weil nach Goethe's Urtheil dem ersten die symmetrische Composition abgeht. Der Sinn des Ganzen besteht ebendaz darin, daß man antike und neuere Kunst nicht mit einander vergleichen solle.

Zu Gemälden einer Kapelle.

So wie Moſes, kaum geboren
Gewiſſem Tode beſtimmt,
Wunderbar ward gerettet:
So Mancher, ſchon halb verloren,
Da der Feind eindrang, ergrimmt,
Ward wieder froh und glücklich gebettet.

Johannes erſt in der Wüſte predigt:
„Seht Gottes Lamm, das von Sünden erledigt!“
Nun deutet er in die himmliſchen Auen:
„Dort ſollt Ihr den Herrn, den erlöſenden, ſchauen.“

Kore.*)

Nicht gedeutet!
Ob Mutter? Tochter? Schweſter? Enkelin?
Von Helios gezeugt? Von wer geboren?
Wohin gewandert? Wo verſteckt? Verloren?
Gefunden? — Räthſel iſt's dem Künſtlerſinn,
Und ruhte ſie verhüllt in düſtre Schleier,
Vom Rauch umwirbelt Acheront'ſcher Feuer,
Die Gott-Natur enthüllt ſich zum Gewinn:
Nach höchſter Schönheit muß die Jungfrau ſtreben,
Sicilien verleiht ihr Götterleben.

Ländlich.**)

Die Nachtigall, ſie war entfernt,
Der Frühling lockt ſie wieder;
Was Neues hat ſie nicht gelernt,
Singt alte, liebe Lieder.

*) Nach der Ausgabe von 1836 etwa aus dem Jahre 1819. Die Reihe von Fragen am Anfang deutet auf Hauptmomente der Mythe von Demeter und Perſephoneia; wir wüßten jedoch nicht anzugeben, auf welches Gemälde der letzteren ſich das Ganze bezieht.

**) Die erſte dieſer Strophen iſt in den neueren Ausgaben unter die neugriechiſchen Liebesſkolien geſetzt worden, die zweite iſt die Hälfte eines Gedichtes, das Goethe ſeinem Gartenhauſe im Parke zu Weimar gewidmet hat. Die Ausgabe von 1836 bringt zuerſt die hier fehlenden vier Zeilen:

Schlanker Bäume grüner Flor,
Selbſtgepflanzter, wuchs empor;
Geiſtig ging zugleich alldort
Schaffen, Hegen, Wachſen fort.

Uebermüthig sieht's nicht aus,
Dieses kleine Gartenhaus;
Allen, die sich drin genährt,
Ward ein guter Muth beschert.

(Unerläßlich).

Gar Manches artig ist geschehn
Durch leichte Griffel-Spiele;
Doch recht betrachtet, wohl besehn,
Fehlt immer Hain und Mühle.

Erinnr' ich mich doch spät und früh
Des lieblichsten Gesichts;
Sie denkt an mich, ich denk' an sie,
Und Beiden hilft es nichts.

Landschaft.*)

Das Alles sieht so luftig aus,
So wohlgewaschen das Bauerhaus,
So morgenthaulich Gras und Baum,
So herrlich Blau der Berge Saum!
Seht nur das Wölkchen, wie es spielt
Und sich im reinen Aether kühlt!
Fände sich ein Niederländer hier,
Er nähme wahrlich gleich Quartier,
Und was er sieht und was er malt,
Wird hundert Jahre nachgezahlt.

Wie kommt Dir denn das Alles vor?
Es glänzt als wie durch Silberflor,
Durchscheinend ist's, es steht ein Licht
Dahinter, lieblichstes Gesicht.
Durch solcher holden Lampe Schein
Wird Alles klar und überein,
Was sonst ein garstig Ungefähr,
Tagtäglich, ein Gemeines wär' —
Fehlt's Dir an Geist und Kunst-Gebühr,
Die Liebe weiß schon Rath dafür.

*) Diese Verse wurden veranlaßt durch eine von Lieber in Weimar in Aquarell kopirte Landschaft eines Niederländers aus der Dresdner Galerie. Vgl. Düntzer 1, 457. — Ueber die Variante des Textes siehe am Schluß des Bandes.

Künſtler-Lied.*)

Zu erfinden, zu beſchließen,
Bleibe, Künſtler, oft allein!
Deines Wirkens zu genießen,
Eile freudig zum Verein!
Dort im Ganzen ſchau', erfahre
Deinen eignen Lebenslauf,
Und die Thaten mancher Jahre
Gehn Dir in dem Nachbar auf.

Der Gedanke, das Entwerfen,
Die Geſtalten, ihr Bezug,
Eines wird das Andre ſchärfen,
Und am Ende ſei's genug!
Wohl erfunden, klug erſonnen,
Schön gebildet, zart vollbracht,
So von jeher hat gewonnen
Künſtler kunſtreich ſeine Macht.

Wie Natur im Vielgebilde
Einen Gott nur offenbart,
So im weiten Kunſtgefilde
Webt ein Sinn der ew'gen Art;
Dieſes iſt der Sinn der Wahrheit,
Der ſich nur mit Schönem ſchmückt
Und getroſt der höchſten Klarheit
Hellſten Tags entgegenblickt.

Wie beherzt in Reim und Proſe
Redner, Dichter ſich ergehn,
Soll des Lebens heitre Roſe
Friſch auf Malertafel ſtehn,
Mit Geſchwiſtern reich umgeben,
Mit des Herbſtes Frucht umlegt,
Daß ſie von geheimem Leben
Offenbaren Sinn erregt.

*) Goethe verfaßte dies Gedicht auf Veranlaſſung des Direktors der Berliner Akademie der Künſte, Schadow, in den letzten Tagen des Jahres 1816; es war zu dem Jahresfeſte des Berliner Künſtlervereins am 6. Januar 1817 beſtimmt. Das Feſt ſelbſt und die freudige Aufnahme des Gedichtes ſchilderte Zelter Goethen unmittelbar darauf. Mit geringen Veränderungen des Textes wurde das Feſtgedicht 1827 in die Sammlung der Gedichte, 1828 in „Wilhelm Meiſter's Wanderjahre" aufgenommen.

Tausendfach und schön entfließe
Form aus Formen Deiner Hand,
Und im Menschenbild genieße,
Daß ein Gott sich hergewandt!
Welch ein Werkzeug Ihr gebrauchet,
Stellet Euch als Brüder dar!
Und gefangweis flammt und rauchet
Opfersäule vom Altar.

Wilhelm Tischbein's Idyllen.*)

Wilhelm Tischbein bildete sich in der glücklichen Zeit, wo dem zeichnenden Künstler noch objektives Wahre von außen geboten ward, wo er die reineren Dichterwerke als Vorarbeit betrachten, sie nach seiner Weise belebt wieder hervorbringen konnte.

Wenn Homer ihn zur heroisch-kriegerischen Welt heranzog, wendete er sich eben so gern mit Theokrit zum unschuldigen golden-silbernen Zeitalter ländlichen Wesens und Treibens, und wenn die Phantasie, welche Alles mit Bildern bevölkert, ins Weite zu führen drohte, so kehrte er schnell zum Charakteristischen zurück, das er Gestalt um Gestalt bis zu den Thieren verfolgte.

Und so vorbereitet begab er sich nach Italien, da er denn schon auf der Reise das Vorgefühl einer heroisch-bedeutenden Landschaft in Skizzen gar anmuthig auszudrücken wußte.

Seines wackern Lebensganges haben wir früher schon gedacht, so wie des wechselseitig freundschaftlich-belehrend fortdauernden Verhältnisses. Gegenwärtig sei von leicht entworfenen Blättern die Rede, durch deren Sendung er bis auf den heutigen Tag eine höchst erquickliche Verbindung auch aus der Ferne zu erhalten weiß.

Vor uns liegt ein Band in groß Quart mehr oder weniger ausgeführter Entwürfe, die Mannichfaltigkeit des künstlerischen Sinnes und Denkens enthaltend. Einem jeden Blatte haben wir auf des Freundes Verlangen einige Reime hinzugefügt; er liebt

*) Wilhelm Tischbein, mit dem Goethe vielfältig in Verbindung gestanden hat, wird in dessen Schriften, namentlich in den auf Kunst bezüglichen, so häufig erwähnt, daß sich aus denselben eine Kenntniß seiner Persönlichkeit, seines Charakters und seines Einflusses auf ihn leicht gewinnen läßt. Die Veranlassung zu diesen Gedichten theilt uns Goethe selbst in einem ausführlicheren Aufsatze mit, den wir um so mehr schon an dieser Stelle mittheilen, weil die Gedichte ohne ihn unverständlich sind. — Derselbe wurde zuerst veröffentlicht in „Kunst und Alterthum", III, 3. 91, 1821

seine sinnigen Skizzen durch Worte verklärt und vollendet zu sehen. Als Titelschrift sandten wir voran:

Wie seit seinen Jünglings-Jahren
Unser Tischbein sich ergeht,
Wie er Berg und Thal befahren,
Stets an rechter Stelle steht;
Was er sieht, weiß mitzutheilen,
Was er dichtet, ebenfalls;
Saumen bringt er auch zuweilen,
Frauen doch auf allen Zeiler
Des poetisch-plastischen Alls:
Also war es an der Tiber,
Wo dergleichen wir geübt,
Und noch wirkt dieselbe Fiber,
Freund dem Freunde gleich geliebt.

I.

Substruktionen zerstörter, ungeheurer Lust- und Prachtgebäude, deren Ruinen durch Vegetation wieder belebt worden.

Gar manche bedeutende Stelle unserer Erdoberfläche erinnert mitten in herrlicher Gegenwart an eine größere Vergangenheit, und vielleicht ist nirgends dieser Kontrast sichtbarer, fühlbarer als in Rom und dessen Umgegend; das Zerstörte ist ungeheuer, durch keine Einbildungskraft zu vergegenwärtigen, und doch auch erscheint das Wiederhergestellte, unsern Augen sich Darbietende gleichfalls ungeheuer.

Nun aber zu unserm Blatt! Die weitläufigsten, von der Baukunst eroberten Räume sollten wieder als ebener Boden dem Pflanzenleben gewidmet werden. Substruktionen, die Last kaiserlicher Wohnungen zu tragen geeignet, überlassen nunmehr einen ebenen, gleichgiltigen Boden dem Weizenbau; Schlinge- und Hängepflanzen senken sich in diese halbverschütteten, finstern Räume; Früchte des Granatbaumes, Kürbißranken erheitern, schmücken diese Einöde; und wenn dem Auge des Wanderers ein so uneben zerrissener Boden als gestalteter Naturhügel erschien, so wunderte es einen Herabsteigenden desto mehr, in solchen Schluchten statt Urfels Mauerwerk, statt Gebirgslagern, Spalten und Gängen gerade anstrebende Mauerpfeiler, mächtige Gewölbsbogen zu erblicken und, wollte er sich wagen, ein unterirdisches Labyrinth von düsteren Hallen und Gängen vor sich zu finden.

Einem solchen gefühlvollen Anschauen war Tischbein mehr

als Andere hingegeben; überall fand er Lebendiges zu dem Abgeschiedenen gepaart. Noch besitze ich solche unschätzbare Blätter, die den innigen Sinn eines wundersamen hingeschwundenen und wieder neubelebten Zustandes verkünden.

Dem oben beschriebenen Blatt fügte ich folgende Reime hinzu:

Würd'ge Prachtgebäude stürzen,
Mauer fällt, Gewölbe bleiben,
Daß nach tausendjähr'gem Treiben
Thor und Pfeiler sich verkürzen.
Dann beginnt das Leben wieder,
Boden mischt sich neuen Saaten,
Rank' auf Ranke senkt sich nieder;
Der Natur ist's wohl gerathen.

Das in solchem Falle uns überraschende Gefühl sprach ich in früher Jugend, ohne den sinnlichen Eindruck erfahren zu haben, folgendermaßen aus:

Natur! Du ewig keimende,
Schaffst Jeden zum Genuß des Lebens,
Hast Deine Kinder alle mütterlich
Mit Erbtheil ausgestattet, einer Hütte.
Hoch baut die Schwalb' an das Gesims,
Unfühlend, welchen Zierrath
Sie verkleet.
Die Raup' umspinnt den goldnen Zweig
Zum Winterhaus für ihre Brut;
Und Du flichst zwischen der Vergangenheit
Erhabne Trümmer
Für Deine Bedürfniß'
Eine Hütte, o Mensch,
Genießest über Gräbern! —

II.

Im Meer die Sonne untergehend, zwei Jünglingsfreunde, an einander traulich gelehnt, auf einer Höhe stehend, von den letzten Strahlen beleuchtet, überschauen die reiche Gegend und erquicken sich mit und an einander.

Für dergleichen Naturscenen hatte Tischbein stets reinen Sinn und offene, freie Brust. Ich besitze noch eine ältere Zeichnung, wo er sich als Reisender in unwirthbarem Gebirg am Sonnenaufgang und herrlichen, sich zusammendrängenden Zufälligkeiten

entzückt. In dieſem Betracht ſchrieb ich zu einem Bilde folgende Zeilen:

Schön und menſchlich iſt der Geiſt,
Der uns in das Freie weiſt,
Wo in Wäldern, auf der Flur,
Wie im ſteilen Berggehänge,
Sonnen-Auf- und Untergänge
Preiſen Gott und die Natur.

Der Geſchichtsmaler, der eigentliche Menſchendarſteller, hat in Bezug auf Landſchaft große Vortheile; aus dem Wirklichen zieht er das Bedeutende, findet das Merkwürdige unter jeder Bedingung, weiß ihm Geſtalt und Adel zu verleihen. Schroffe Felſen, deren bewaldeter Fuß in bebaute Hügel ſich ſenkt, die endlich gegen den Fluß zu in ſette Triſt auslaufen. Hier begleiten grüne Wieſen mit bebuſchten Ufern den Strom ins Meer. Und was da Alles von fernen Vorgebirgen, Buchten und ſichern Landungen erſcheinen mag, das war dem Künſtler um Rom und Neapel auf mannichfachen Reiſen ſo zu eigen geworden, daß dergleichen Umriſſe leicht und bequem aus ſeiner Feder floſſen, ſtets anmuthig, ſtets bedeutend.

Auch auf das Stärkſte drückten ſich einzelne Vorfallenheiten der lebloſen Natur in ſein Gedächtniß; er wiederholte ſie gern, wie man eine Geſchichte, die uns beſonders getroffen, uns Antheil abzugewinnen vermocht, erzählend gern öfters wiederholen mag. Baum- und Felsgruppen, eigene, ſeltene Oertlichkeiten, Meteore jeder Art, die Verbindung irdiſcher Wirkungen mit himmliſchen, das Wechſelſpiel unterer und oberer Erſcheinungen ward er nicht müde darzuſtellen.

Seltenes und Außerordentliches verliſcht noch weniger in ſeiner Einbildungskraft. Den vollen Mond neben dem feuerſprühenden, furchtbaren Spiel des Veſuv's, Beides im Meere ſich abſpiegelnd, wagt er ſogar mit Federſtrichen nachzubilden, fließende Laven wie die erſtarrten faßt er gleich charakteriſtiſch auf. Solche flüchtige Blätter, deren ich noch gar manche ſorgfältig verwahre, ſind geiſtreiche Luſt.

III.

Wie man ſonſt angehenden Kunſtjüngern eine reiche, vollbeerige Traube vorlegte, um ihnen daran die Geheimniſſe der Kompoſition, Gruppirung, Licht, Schatten und Haltung zu verſinnlichen, ſo ſtanden zu Frascati in dem Aldobrandini'ſchen

Garten zu einer Einheit versammelt die verschiedenartigsten Bäume, ein Wanderziel allen Künstlern und Kunstfreunden.

In der Mitte hob sich die Cypresse hoch empor, links strebte die immer grünende Eiche zur Breite wie zur Höhe und bildete, indem sie zugleich jenen schlanken Baum hie und da mit zierlichen Aesten umfaßte, eine reiche Lichtseite. Rechts in freier Luft zeigten sich der Pinien horizontale Schirmgipfel, und die Schattenseite war mit leichterem Gesträuche abgeschlossen; sodann nahmen weiter hervor die breiten gezackten Blätter eines Feigenbaums noch einiges Licht auf, und das Ganze rundete sich befriedigend.

Von dieser musterhaften Gruppe besitze ich noch eine große Kreidezeichnung auf grau Papier, Jedermann zur Bewunderung. Nun hatte er dieses Gebilde unverrückt im Sinne behalten, solches in gegenwärtigem Kunst- und Musterbüchlein abermals vorgestellt, nur, dem Format gemäß, um Vieles kleiner und mit einiger Veränderung. Folgenden Reim schrieb ich zur Seite:

Wenn, in Wäldern, Baum an Bäumen,
Bruder sich mit Bruder nähret,
Sei das Wandern, sei das Träumen
Unverwehrt und ungestöret;
Doch wo einzelne Gesellen
Zierlich mit einander streben,
Sich zum schönen Ganzen stellen,
Das ist Freude, das ist Leben.

IV.

Abermals aus der vegetabilen Welt, eine seltene, vielleicht einzige Erscheinung, schwer, unmöglich zu beschreiben. Da sich jedoch die wunderlichste Zufälligkeit unserm Freunde so tief eingeprägt hat, daß er den Gegenstand oft wiederholen mochte, so sei auch von unserer Seite der Versuch gewagt.

Inmitten eines von düsteren Bäumen umschatteten Wasserspiegels zeigt sich auf geringer Erderhöhung eine alte Eiche, im Volllichte ihre zackigen Aeste umher verbreitend und niedersenkend, so daß die letzten Blätterbüschel beinahe das Wasser erreichen und sich darin gar freundlich bespiegelnd wiederholen. Ebenso ist der wenige abgeteilte Erdgrund, worauf der Baum steht, auch Stamm und Aeste, insofern es der Raum zuließ, im Abglanz wiederholt.

Der alte, in feuchter Einsamkeit erwachsene, ausdauernde Baum, in düsterer Umgebung erleuchtet, in der Wüste sich selbst bespiegelnd, veranlaßte folgenden anthropomorphischen Reim:

Mitten in dem Waſſerſpiegel
Hob die Eiche ſich empor,
Majeſtätiſch Fürſtenſiegel
Solchem grünen Waldesflor;
Sieht ſich ſelbſt zu ihren Füßen,
Schaut den Himmel in der Fluth:
So des Lebens zu genießen
Einſamkeit iſt höchſtes Gut.

V.

In belebte und anzenehme Geſellſchaft verſetzt uns aus jener Einſamkeit geſchwinde dieſes Blatt. Auf Raſen gelagert ſehen wir anmuthige Jungfrauen, deren ſchöne Körper der Sitte früherer Zeitalter gemäß nur theilweiſe verhüllt ſind; der Anblick von derben, gefälligen Gliedern iſt uns geaönnt.

Nun aber fragen wir: Was verſammelt ſie an dieſen Platz? Was erwarten ſie? Denn gegenwärtig ſcheint nichts vorhanden, was ihnen Unterhaltung gewähren könnte. Doch, näher beſehen, ſchauen wir hüben und drüben zwei männliche Figuren. Links, erhöht unter einem Baume ſitzend, einen lieblichen Jüngling, die Flöte in der Hand, als erklärte er vor Beginnen ſeines Vortrags, auf was für Melodien er ſich bereite, was für Lieder ſollten gehört werden. Auf ihn ſind viele Blicke gerichtet, wol die Hälfte der Hörerinnen ſcheint ihm zu vertrauen, von ihm angezogen zu ſein.

Aber an der andern Seite hat ſich ein Faun unter die Nymphen gemiſcht; er zeigt eine vielrohrige Pfeife, verſpricht die munterſten Tänze, die luſtigſte Unterhaltung; auch mag er ſich wol die Hälfte der Hörerſchaft gewonnen haben.

Mit wenig Reimen ſuchten wir dies auszudrücken:

Harren ſebt Ihr ſie, die Schönen,
Was durchs Ohr das Herz ergreife.
Flöte wird für Tiefe tönen,
Für die Andern Pan's Gepfeife.

Nun aber laſſ't uns ſchweigen, damit Beide den Wettſtreit zu beginnen nicht weiter gehindert ſeien.

VI.

Alle kunſtreichen idylliſchen Darſtellungen erwerben ſich deshalb die größte Gunſt, weil menſchlich natürliche, ewig wiederkehrende, erfreuliche Lebenszuſtände einfach wahrhaft vorgetragen werden, freilich abgeſondert von allem Läſtigen, Unreinen, Wider-

wärtigen, worein wir sie auf Erden gehüllt sehn. Mütterliche, väterliche Verhältnisse zu Kindern, besonders zu Knaben, Spiel und Naschlust der Kleinen, Bildungstrieb, Ernst und Sorge der Erwachsenen, das Alles spiegelt sich gar lieblich gegen einander. Diesem Sinne gemäß finden wir in der sogenannten heiligen Familie einen idyllischen Gegenstand, erhoben zu frommer Würde, und deshalb doppelt und dreifach ansprechend.

Hiernach also haben wir dem sechsten Bilde folgenden Vers zur Seite geschrieben:

Heute noch im Paradiese
Weiden Lämmer auf der Wiese,
Hüpft von Fels zu Fels die Ziege;
Milch und Obst nach ew'ger Weise
Bleibt der Alt- und Jungen Speise;
Mutterarm ist Kinderwiege,
Vaterflöte spricht ans Ohr,
Und Natur ist's nach wie vor;
Wo Ihr huldiget der Holden,
Erd' und Himmel silbern, golden.
Darum Heil dem Freunde sei,
Der sich fühlt so treu und frei!

Nun zur nähern Beschreibung des Dargestellten! Eine junge, im blauen Gewand kniende Frau schaut, eine Ziege melkend, aus dem Bilde heraus, mit vollem, freundlichen Angesicht. Es ist aber keineswegs der Zuschauer, nach welchem sie sich umsieht; ihr Geschäft verrichtend, horcht sie vielmehr auf die Bitte des Kindes, das, an ihrem Rücken, nach der eben quillenden unschuldigen Nahrung verlangt. Vorwärts liegen und sitzen drei Knaben um eine Schale, eben gemolkene Milch schlürfend, ohne weiteres Hilfsmittel als begierige Lippen. Hinterwärts am Baume sitzt ein Faun, den Schlauch unter dem rechten Arme, mit linker Hand hinaufreichend, als wolle er Früchte von den Knaben, die auf dem Aste schweben, empfangen und der Familie einen willkommenen Nachtisch bereiten.

In der Ferne sieht man vor einer Höhle Feuer angezündet, um den heiteren kühlen Morgen für die Umsitzenden zu erwärmen; die Felsengrotte aber zunächst ist hoch, tief und geräumig, wie sie vor Stürmen und unfreundlicher Jahreszeit zu schützen hinreichend sein möchte. Und so ist auch das Troglodytische anzudeuten nicht vergessen, als nächstes Hauptbedingniß eines solchen halb wahren, halb poetischen Naturzustandes.

VII.

Was die Alten preiſen,
Das wird ein Kind ergreifen,
Was die Väter ſungen,
Das zwitſchern munter Jungen.
O! möchten ſie zum Schönen
Sich früh und früh gewöhnen,
Und wären ſie geboren
Den ziegenfüß'gen Ohren.

Mit dieſer Strophe begleiteten wir ein Bild, das, nach des Künſtlers liebſter Weiſe, bei natürlichen, ſelbſt ans Rohe grenzenden Gegenſtänden zugleich auf höhere Bildung deutend, die Anfänge der Sittlichkeit zur Sprache bringt.

Auf einer hohen, freien Hügelgruppe haben ſich drei Figuren zuſammengekauert. Faun der Vater, ſeinem ziegenfüßigen, von einer halbbekleideten, ſittigen Mutter auf dem Schooß gehaltenen Knaben die Töne der Rohrpfeife vordudelnd; begierig greift der Knabe darnach, ein Gleiches zu verſuchen. Alle drei Geſichter ſind glücklichen Ausdrucks, der Vater ſcheint ſein Beſtes thun zu wollen, das Kind greift täppiſch wacker zu, die Miene der Mutter hat eher etwas Schmerzliches, ſie ſcheint gerührt, entzückt, wie es ſolchen Naturen im Augenblicke wol ziemen mag.

Hier iſt zu bemerken, daß der zartfühlende Künſtler ſich nicht überwinden könne, den weiblichen Gliedern ſolcher Faunenfamilien Ziegenfüße zu verleihen, welches im Plaſtiſchen, bei Darſtellung wilder Bacchantenchöre, wohl zuläſſig, ja nothwendig ſein möchte, in der Malerei aber, ſelbſt von großen Meiſtern kunſtreich ausgeführt, immer etwas Anſtößiges hat. Wenn auch der Vater allenfalls mit thieriſchem Huf und Ohr gelten kann, da wir ja ohnehin in der geſitteten Welt die Männer geſtiefelt zu ſehen gewohnt ſind, nicht weit von jenem Faunen-Koſtüm entfernt, ſo können die Frauen hingegen ohne lange, würdige Kleider nicht gedacht werden. Durch dieſe vom Künſtler beliebte Wendung ergiebt ſich eine merkliche Annäherung an unſere Sitten, an das Schickliche, ohne welches ein Kunſtwerk nicht leicht glücklichen Eingang finden würde.

Zu wiederholen iſt hier noch, daß jener Gipfel, welcher die Gruppe trägt, in großer Höhe gedacht ſei; Pinienſchirme reichen hinabwärts, wodurch denn auch die koloſſalen Fichtenzapfen motivirt ſind, welche neben jenen Geſtalten, zu andern Früchten gehäuft, an der Erde liegen.

VIII.

Hier ist nun eines Geschlechtes zu gedenken, welches in dem Tischbein'schen Idyllenkreis eine bedeutende Rolle spielt, ich meine die Centauren, die er, als Pferd- und Menschenkundiger, sehr gut vorzustellen weiß.

Wenn wir der menschlichen Gestalt Bocksfüße hinzufügen, sie mit Hörnchen und Großohren begaben, so ziehen wir sie zum Thiere herunter, und nur auf der niedrigsten Stufe schöner Sinnlichkeit dürfen wir sie erscheinen lassen. Mit der Centaurenbildung ist es ganz ein Anderes. Wie der Mensch sich körperlich niemals freier, erhabener, begünstigter fühlt als zu Pferde, wo er, ein verständiger Reiter, die mächtigen Glieder eines so herrlichen Thiers, eben als wären es die eigenen, seinem Willen unterwirft und so über die Erde hin als höheres Wesen zu wallen vermag, ebenso erscheint der Centaur beneidenswerth, dessen unmögliche Bildung uns nicht so ganz unwahrscheinlich entgegentritt, weil ja der in einiger Ferne hinjagende Reiter mit dem Pferde verschmolzen zu sein scheint. Denken wir uns dieses Geschlecht nun auch als gewaltige wilde Berg- und Forstgeschöpfe, von Jagd lebend, zu allen Kraftübungen sich stählend, ihre Halbsohlen zu gleich mächtigem Leben erziehend, finden wir sie erfahren in der Sternkunde, die ihnen sichere Wegesrichtung verleiht, ferner einsichtig in die Kräfte von Kräutern und Wurzeln, die ihnen zur Nahrung, Erquickung und Heilung gegeben sind, so läßt sich gar wohl folgern, daß darunter vorzüglich sinnende, Erfahrung verbindende Männer sich hervorthun, denen man wol die Erziehung eines Fürsten, eines Helden anvertrauen möchte.

So wird uns Chiron geschildert, den man hier ausgestreckt ruhend, also den thierischen Leib an der Erde findet. Der obere menschliche Theil deutet aber auf Höheres, mehr als Menschliches. Denn das Haupt wird durch den Arm unterstützt, Angesicht und Augen sind aufwärts gerichtet; edle Form, ernster Blick, auf sinnige, wichtige Unternehmung deutend. Damit wir aber außer Zweifel gesetzt werden, was so eine wundersame Person im Sinne trage, sehen wir hinterwärts halb versteckt ein Weibchen im Tigerfell. Es wendet uns die Schultern zu und spielt mit einem muntern, beinahe unbändigen Menschenknaben. Sollte das nicht Achill sein, einem Chiron als dem tüchtigsten Pädagogen übergeben, welcher jedoch einen solchen Auftrag wol bedenklich finden darf?

Wir haben diesem Bilde deshalb folgende Strophe hinzugefügt:

Edel-ernst, ein Halbthier liegend,
Im Beschauen, im Besinnen,
Hin und her im Geiste wiegend,
Denkt er Großes zu gewinnen.
Ach, er möchte gern entfliehen
Solchem Auftrag, solcher Bürde:
Einen Helden zu erziehen
Wird Centauren selbst zur Bürde.

IX.

Die sämmtlichen sowol sittlich-menschlichen als natürlich-animalischen Elemente der Tischbein'schen Idylle haben wir bisher beherzigt und dargestellt; nun, da wir genug in dieser Region gewandelt, müssen wir noch zum Abschluß einer tragischen Situation gedenken.

Das Grundmotiv aber aller tragischen Situationen ist das Abscheiden, und da braucht's weder Gift noch Dolch, weder Spieß noch Schwert; das Scheiden aus einem gewohnten, geliebten, rechtlichen Zustand, veranlaßt durch mehr oder mindern Nothzwang, durch mehr oder weniger verhaßte Gewalt, ist auch eine Variation desselben Thema's, und so hat auch unser Künstler nicht unterlassen, die Scheidescene von Hirt und Hirtin gemüthlich darzustellen.

Unter einem alten, in der Zeit unverwüstlich fortwachsenden Eichbaum sitzen sie neben einander, die holden, erst lebensanfänglich Jüngeren. Der Knabe, die Füße über einander geschlagen, sieht vor sich hin; er wüßte nichts zu sagen, er vermag nicht über den Verlust zu denken. Verlust denkt sich nicht, er fühlt sich nur. Die schlanke, tüchtige, wohlgebaute, schöne Hirtin aber lehnt sich trostlos auf seine Schulter; ihr ist wohler, sie kann weinen, sie bezahlt der Gegenwart, was mit schweren Zinsen künftigen Stunden abzutragen wäre. Und so sehen wir die Beiden allein, aber nicht einsam; denn neben ihnen hat der Künstler sinnig die spital endenden Hirtenstäbe umgekehrt zur Erde gesenkt, in einander greifend; auch sieht man zunächst verschiedenartige Schafe, als wenn sie beiderlei Herden angehörten, sich mit den düstern Köpfchen gegen einander unschuldig bethun. Mit einem Waldgebüsch ist das Ganze geschlossen.

Und so schließen wir auch unsere Idyllenregion, oder vielmehr, ehe wir aus derselben herausgetreten, befreunden wir uns mit etwas Höherem, Uebermenschlichem, das uns desto erfreulicher aufnimmt, als wir an der sinnigen Behandlung des Untermensch-

lichen, dem Künstler dankend, Freude genossen. Und an der Schwelle dieses Ueberganges sprechen wir aus, wie folgt:

Was wir froh und dankbar fühlen,
Wenn es auch am Ende quält,
Was wir lechzen zu erzielen,
Wo es Herz und Sinnen fehlt:
Heitre Gegend, groß gebildet,
Jugendschritt an Freundesbrust,
Wechselseitig abgemildet,
Holder Liebe Schmerzenslust:
Alles habt Ihr nun empfangen,
Irdisch war's und in der Nähe;
Sehnsucht aber und Verlangen
Hebt vom Boden in die Höh.
An der Quelle sind's Najaden,
Sind Sylphiden in der Luft,
Leichter fühlt Ihr Euch im Baden,
Leichter noch in Himmelsduft;
Und das Plätschern und das Wallen,
Ein und Andres zieht Euch an;
Lasset Lied und Bild verhallen,
Doch im Innern ist's gethan.

X.

In dem ernst-lieblichen Fels- und Waldgebüsch liegt, den Rücken gegen uns gekehrt, ausgestreckt auf Moos und Kräutern, über der Urne gelehnt, die schlankste Gestalt, nackende Reize dem Auge darbietend. Des mit leichtem Schilfkranze gezierten Hauptes geringe Wendung läßt uns ein unbefangenes, jugendliches Gesicht sehen, völlig zu der untadeligen Gestalt passend; sie scheint auf einen Vogel zu achten, der aus dem Rohr, auf dem Rohr sein Nest vertheidigend, mit leidenschaftlichem Geschrei gegen sie anstrebt; es scheint, als habe das zarte Thierchen die Halbgöttin jetzt erst gewahrt und die Störung seines stillen, sichern Ansiedelns furchtsam-lebhaft empfunden. Aber so ganz einsam ist unsere Schöne nicht hier oben; nur etwas höher und rückwärts im Dunkel einer Felsgrotte ruht in der Dämmerung des Widerscheines eine ältere, obgleich nicht weniger anmuthige Gespielin. So dürfen wir sie nennen, denn die beiden überfließenden Urnen senden ihre spielenden Wellen einem Bett zu, vereint fließen sie hin und scheinen das mädchenhafte Gespräch in ihrem Laufe fortzuführen.

Wie aber zwei vertraute Freundinnen ſich wol einmal entzweien und eben auch ſo zuſammengefloſſene Bäche nach Umſtänden wieder ſich trennen, das haben wir in wenigen Reimen doppelſinnig auszudrücken geſucht:

Jetzo wallen ſie zuſammen,
Kühle kühlt und birgt die Flammen,
Tiefer unten werden Hirten
Sich zum Wonnebad entgürten;
Um den Schönſten von den Dreien
Werden Beide ſich entzweien.
Diese fließt in offner Schwüle,
Jene zu gewohnter Kühle
Sucht den Liebſten in der Mühle.

XI.

Sehen wir doch in der Wirklichkeit auf unmerklichem Draht, auf ſchwankem Seil, wandelbare Bewegungen, kühnen Sprung auf Sprung, blickverwirrenden Körperwechſel; über ſolcher Kraftäußerung und Anmuthserſcheinung vergeſſen wir die geringen Hilfsmittel, welche dieſe wunderſame Welt flüchtig begründen; nur auf das Bild ſchauen wir, das uns entzückt, den Begriff eines neuen Handwerks mittheilt und eine liebliche Kunſtwelt eröffnet.

Und ſo haben auch die antiken Maler beim anſchaulichen Nachbilden Tanzender, die des Bodens nicht zu bedürfen ſcheinen, da ſie ihn kaum berühren, dieſen Boden ſowol als jedes irdiſche Hilfsmittel, Sprung- und Flugwerk beſeitigt, ihre Geſtalten in der Luft ſchwebend auf einfachem Grunde gehalten, wie ſie der Einbildungskraft, die ſich ihrer, von allem Nebenwerk abgeſondert, am Liebſten erinnern mag, frei und unbedingt vorſchweben. Auf ſolche Weiſe ſteigert auch Tiſchbein ſein idylliſches Beſtreben; auf leichtem Rohrgezweige hebt er ſeine Muſe empor, wie wir begleitend auszudrücken ſuchten:

Was ſich nach der Erde ſenkte,
Was ſich an den Boden hielt,
Was den Aether nicht erreicht,
Seht, wie es empor ſich ſchwenkte,
Wie's auf Rohr und Ranken ſpielt!
Künſtlerwille macht es leicht.

XII.

Durch dieſen Uebergang jedoch werden wir in die Lufthöhe geführt und in ätheriſcher Weite uns zu bewegen eingeladen. Hoch im finſtern Luftraume ſchwebt im weiten Mantel, der ſich

um und über sie wolkenartig faltet, eine schlanke Gestalt; im Fortschweben sieht sie sich um nach dem sanften Lichte, das von unten zu ihr hinaufblickt, ihr holdes Angesicht so wie die nackten Sohlen erleuchtet.

Nicht lange bleiben wir über die Bedeutung der Schwebenden unaufgeklärt; um ihr Haupt winden sich Rosen an Rosen in unbegrenzten Zirkeln; Aurorен erkennen wir da. Der Gedanke, sie so vorzustellen, ist freundlich genug. Denn wie wir sonst auf heiligen Bildern um das Haupt der verklärten Mutter Gottes Kreise von Engelsköpfchen sehen, die sich nach und nach in glänzende Wölkchen auflösen, ebenso ist es hier mit den Rosen gemeint, zu welchen die roth gesäumten Wölkchen der Morgendämmerung bedeutungsvoll gestaltet sind. Wir begrüßten sie mit folgendem Reim:

Wenn um das Götterkind Aurorен
In Finsterniß werden Rosen geboren,
Sie feucht, so leicht, so hoch gemeint,
Die Sonne ihr auf die Ferſen ſcheint.
Das ist denn doch das wahre Leben,
Wo in der Nacht auch Blüthen schweben.

XIII.

Eine noch lieblichere Gestalt schwebt näher an uns heran, obgleich verschleiert, doch so gut wie nackt. Die Art ihres Erscheinens drücken wir folgendermaßen aus:

Ohne menſchliche Gebrechen,
Göttergleich mit heiterm Sinn,
Thauig Moos und Waſſerflächen
Ueberſchreitend, ſchwebt ſie hin.

Wir mochten bei ihr gern der Morgenstunde gedenken; denn auf diese scheint sie uns zu deuten, wo sich leichte Nebel von feuchter Stelle augenblicklich hervorheben, um als Thau die benachbarten Hügelflächen sonnenschein zu erquicken und zu verschwinden. Ebensowenig dürfen wir hoffen, diese liebenswürdige Gestalt anzuhalten, uns ihrer zu bemächtigen. Sie zieht vorüber und läßt uns traurig zurück, so wie die Morgenstunde, wenn wir sie auch treulich genützt, immer zu früh enteilt, um uns der Mühe des Tages zu überlassen. Deshalb fügten wir hinzu:

Heute floh ſie, floh wie geſtern,
Riß der Muſe ſich vom Schooß;
Ach! ſie hat ſo läſt'ge Schweſtern,
Peinlich werden wir ſie los.

XIV.

Die leichte Bewegung eines zierlichen Geſtaltenpaars erinnert uns an die heiterſten, geſellig-feſtlichen Stunden. Zwei leicht bekleidete Feenmädchen ſcheinen ſich im Fluge zu begegnen; ſoeben vor einander vorbeiſchwebend, ſehen Beide ſich um, als wollten ſie die liebliche Geſpielin ſo ſchnell nicht aus den Augen verlieren. Zierlichſte Biegung der Körper, anmuthigſte Bewegung der äußerſten Glieder, augenblickliche Verſchiedenheit zweier gleich lieblicher Weſen erinnerten uns an unſchätzbare Zeiten, wo die frohe Hora weichend uns der froheren übergiebt, und das Leben einem Tanzreihen gleich ſich auf das Anmuthigſte wiederholend dahinſchwebt.

Alles, was uns bewegſam beglückte, Muſik, Tanz, und was ſonſt noch aus mannichfaltigen, lebendig-beweglichen Elementen ſich entwickelt, im Kontraſte ſich trennt, harmoniſch wieder zuſammenfließt, mag uns wol beim Anblick dieſes Bildes in Erinnerung treten. Dies ſind gerade die ſchönſten Symbole, die eine vielfache Deutung zulaſſen, indeß das dargeſtellte Bildliche immer daſſelbe bleibt.

Diesmal entließen wir ſie mit dem einfachen Ausruf:

Wirket Stunden leichten Webens,
Lieblich lieblichen begegnend,
Zettel, Einſchlag längſten Lebens,
Scheidend, kommend, grüßend, ſegnend.

XV.

Und wie denn der kluge Feuerwerker ſeine blendenden Darſtellungen gewöhnlich mit einer Raketengarbe zu enden pflegt, ſo hat auch unſer Freund, was bisher einzeln oder paarweis an der Erde, in der Mittelhöhe erſchien, nun zur Dreiheit erhoben und in die höchſte Atmoſphäre geluftet. Ein überhängender Felsgipfel tritt zur rechten Seite ins Bild hinein, ohne Rechenſchaft von dem Fuße zu geben, worauf die Maſſe ruhen könnte; er hängt, von Roſen und wildem Wein bekränzt, über dem weiten Meer, welches, bis vorn an den Rahmen herantretend, aus ſeinem erleuchteten Horizonte die Sonne hervorläßt, die ſich in den Wellen beſpiegelt und den Himmel aufklärt. Da ſchweben denn um jenes Felshaupt drei friſche, leichte Sylphiden, die unterſte flach wie eine Streifwolke einherziehend, die zweite ſich hinter ihr erhebend, die dritte noch weiter hinter- und aufwärts ſich in den Aether verlierend. Es iſt, als wenn der Künſtler die Howardiſche Terminologie anthropomorphiſch auszudrücken den Vorſatz gehabt,

und es bedürfte nur noch Weniges, so wäre die Zeichensprache vollkommen. Sehr anmuthig schwebt die unterste mit Schale und Krug an die Rosen heran und spürt, ob durch linde Befeuchtung der Morgenduft sich möchte entwickelt haben. Die zweite erhebt sich in diagonaler Richtung, die dritte senkrecht steigt empor. Mit wenigen Pinselzügen wäre hier die Streifwolke, die geballte, die zerstiebende vorgestellt. Wir werden den wackern Freund ersuchen, in diesem Sinne ein Gegenbild zu erfinden, und bringen deshalb kein Gedicht hier bei, weil solches nur als Wiederholung von Howard's Ehrengedächtniß erscheinen dürfte.

Wir schlagen um und wenden uns zu

XVI.

wo der Künstler auf einmal den Vorhang fallen und uns vor einer Scene stehen läßt, welche Bezug auf das erste Bild zu haben scheint, mit welchem sie jedoch einen auffallenden Gegensatz bildet. Dort sahen wir mächtige, ernstlich-gründliche Kunst, durch Natur und Zeit überwältigt, ihre Eigenthümlichkeit aufgehoben und mit Frucht-, Feld- und Acker-Boden ausgeglichen, der Vegetation anheimgegeben; hier aber finden wir Natur, wie sie gebirgisch auf sich selbst ruht, ohne der Pflanzenwelt irgend einen Antheil einzuräumen. Wir bezeichneten den Gegenstand mit folgenden Worten:

Rubig Waſſer, grauſe Höhle,
Bergeshöh und ernſtes Licht,
Seltſam, wie es unſrer Seele
Schauderhafte Laute ſpricht.
So erweiſt ſich wol Natur,
Künſtlerblick vernimmt es nur.

Nun laſſe man dieſe proſaiſch rhythmiſchen Darſtellungen abermals als einen Verſuch gelten, weit entfernte oder wol gar aus der Wirklichkeit verſchwundene Bilder in der Einbildungskraft hervorzurufen. Möge dieſe Bemühung freundlich aufgenommen werden, wie es derjenigen gelang, die wir der Philoſtratiſchen Galerie gewidmet. Glücklicherweiſe werden die gegenwärtig beſprochenen noch von deutſchem Tageslicht beſchienen, und welche Ausführung der Künſtler ſo bedeutenden Intentionen verliehen, wird derjenige beurtheilen, der Glück und Gelegenheit hat, das Vorzimmer des Großherzogs von Oldenburg Hoheit im Schloſſe neben deſſen Kabinet zu betreten.

Zu meinen Handzeichnungen.

Radirte Blätter, nach Handzeichnungen (Skizzen) von Goethe, herausgegeben von Schwerdgeburth. Weimar 1821.*)

Das Unternehmen einiger verdienten Künſtler, nach meinen Entwürfen radirte Blätter herauszugeben, muß mir in mehr als einem Sinne erwünſcht ſein; denn wie dem Dichter die Melodie willkommen iſt, wodurch der Tonkünſtler ſein Lied für ihn und Andere belebt, ſo freut es auch hier, ältere längſt verklungene Bilder aus dem Lethe'ſchen Strome wieder hervorgehoben zu ſehen.

Andertheils aber hab' ich längſt bedacht, daß in den Bekenntniſſen, in den Nachrichten, die ich von meinem Lebensgange gegeben, des Zeichnens öfters erwähnt wird, wobei man wol nicht mit Unrecht fragen könnte, warum denn aus wiederholter Bemühung und fortdauernder Liebhaberei nicht auch etwas künſtleriſch Befriedigendes habe hervortreten können.

Da läßt ſich nun vor allen Dingen von den Vortheilen flüchtiger Entwürfe nach der Natur für den Einzelnen ſo Manches erwähnen; denn wie man von Leibniz erzählt, daß er beim Leſen, Sprechen, Denken gar Vieles angemerkt, ohne die Blätter jemals wieder anzuſehen und dennoch dadurch jene bedeutenden Momente ſeinem Gedächtniß eingeprägt, alſo iſt es auch mit flüchtigen Skizzen nach der Natur, wodurch uns Bilder, Zuſtände, an denen wir vorübergegangen, feſtgehalten werden und die Reproduktion derſelben in der Einbildungskraft glücklich erleichtert wird. Nun kommt hinzu, daß der Liebhaber, deſſen Hand nicht fertig genug iſt, allen und jeden Gegenſtänden eine anmuthige Nachbildung zu verleihen, aufs Bedeutende hinſtreben und dasjenige ſich zueignen wird, was einen auffallenden, ſich beſonders ausſprechenden Charakter hat. Dergleichen glaubten freundſchaftlich geſinnte Künſtler ſchon längſt unter meinen Blättern zu finden; wie denn der uns allzu früh entriſſene Kaatz ſich eine Sammlung aufſuchte, davon aber Gebrauch zu machen durch tödtliche Krankheit verhindert ward.

So iſt denn auch der ſchönſte Gewinn, den der Liebhaber bei ſeinem unerreichten Streben dennoch genießt, daß ihm die Geſellſchaft des Künſtlers lieb und werth, unterhaltend und nützlich

*) Die Handzeichnungen ſind diejenigen, welche, radirt von Holdermann, 1821 in der Berliner Goethe-Ausſtellung zu ſehen waren. Für die Erklärung des Einzelnen giebt auch hier der Goethe'ſche Aufſatz, der zuerſt in „Kunſt und Alterthum“ (III, 3, 146. 1821) erſchien, die beſte Auskunft.

bleibt; und wer auch nicht selbst hervorzubringen im Stande ist, wird, wenn er sich nur kennt und zu beurtheilen weiß, im Umgang mit produktiven Menschen immer gewinnen und, wo auch nicht gerade von dieser Seite, doch von einer andern sich ausbilden und auferbauen.

Im Gefühl übrigens, daß diese Skizzen, selbst wie sie gegenwärtig vorgelegt werden, ihre Unzulänglichkeit nicht ganz überwinden können, habe ich ihnen kleine Gedichte hinzugefügt, damit der innere Sinn erregt und der Beschauer löblich getäuscht werde, als wenn er das mit Augen sähe, was er fühlt und denkt, eine Annäherung nämlich an den Zustand, in welchem der Zeichner sich befand, als er die wenigen Striche dem Papier anvertraute.

Ein Gleiches haben wir schon oben bei flüchtigen Zeichnungen eines Freundes gethan; denn wenn man von einem jeden Kunstgebilde zwar verlangen kann, daß es sich selbst ausspreche, so gilt dies doch eigentlich nur von gewählten, der größten Ausführung sich eignenden Werken. Andern hingegen, welche etwas zu denken und zu wünschen übriglassen, mag man wol mit guten Worten eine schickliche Nachhilfe gönnen.

Mannichfaltiges, was hier noch zu sagen wäre, bleibe verspart auf den Fall, daß die Unternehmung begünstigt würde, und mehrere Blätter, über die man sich äußern könnte, den Freunden der Kunst und der Sitte vorgelegt wären.

I.

Einsamste Wildniß.

Ich sah die Welt mit liebevollen Blicken,
Und Welt und ich, wir schwelgten im Entzücken;
So duftig war, belebend, immer frisch,
Wie Fels, wie Strom, so Bergwald und Gebüsch.
Doch unvermögend Streben, Nachgelalle
Bracht' oft den Stift, den Pinsel bracht's zu Falle;
Auf neues Wagniß endlich blieb doch nur
Vom besten Wollen bald und halbe Spur.

Ihr Jüngern aber, die Ihr unverzagt
Unausgesprochnes auszusprechen wagt,
Den Sinn, woran die Hand sich stotternd maß,
Das Unvermögen liebevoll vergaß,
Ihr seid es, die, was ich und Ihr gefehlt,
Dem weiten Kreis der Kunstwelt nicht verhelft.
Und wie dem Walde geht's den Blättern allen:
Sie knospen, grünen, welken ab und fallen.

II.

Hausgarten.

Hier ſind wir denn vorerſt ganz ſtill zu Haus.
Von Thür zu Thüre ſieht es lieblich aus;
Der Künſtler frob die ſtillen Blicke beat,
Wo Leben ſich zum Leben freundlich regt.
Und wie wir auch durch ferne Lande ziehn,
Da kommt es her, da kehrt es wieder hin;
Wir wenden uns, wie auch die Welt entücke,
Der Enge zu, die uns allein beglücke.

III.

Freie Welt.

Wir wandern ferner auf bekanntem Grund,
Wir waren jung, hier waren wir geſund
Und ſchlenderten den Sommerabend lang
Mit halber Hoffnung mannichfalt'gen Gang.
Und wie man kam, ſo ging man nicht zurück:
Begegnen iſt ein höchſtes Liebesglück.
Und Zwei zuſammen ſehen Fluß und Bahn
Und Berg und Buſch ſogleich ganz anders an.
Und wer dieſelben Pfade wandernd ſchleicht,
Sei ihm des Zieles holder Wunſch erreicht!

IV.

Geheimſter Wohnſitz.

Wie das erbaut war, wie's im Frieden lag,
Es kommt vielleicht vom Alterthum zu Tag;
Denn Vieles wirkte, hielt am fel'gen Fleiß,
Wovon die Welt noch keine Silbe weiß.
Der Tempel ſteht, dem höchſten Sinn geweiht,
Auf Felſengrund in hehrer Einſamkeit.
Daneben wohnt die fromme Pilgerſchaar;
Sie wechſeln, gehend, kommend, Jahr für Jahr.
So ruhig harrt ein wallendes Geſchlecht,
Geſchützt durch Mauern, mehr durch Licht und Recht,
Und wer ſich dort ſein Probejahr befand,
Hat in der Welt gar einen eignen Stand;

Wir hofften selbst uns ein Asyl zu gründen.
Wer Buchten kennt, Erdyungen, wird es finden.
Der Abend war unübertrefflich schön,
Ach, wollte Gott! ein Künstler hätt's gesehn.

V.

Bequemes Wandern.

Hier sind, so scheint es, Wandrer wohlbedacht;
Denn Jeder fände Pfad um Mitternacht.
Wir sagen nicht, wir hätten's oft gesehn,
Dergleichen Wege doch gelang's zu gehn;
Denn freilich, wo die Mühe war gehoben,
Da kann der Waller jede Stunde loben;
Er geht beherzt, denn Schritt für Schritt ist leicht,
So daß er fröhlich Zweck und Ziel erreicht.

O sel'ge Jugend, wie sie Tag und Nacht,
Den Ort zu ändern, munzt angefacht,
Durch wilden Bergriß höchst behaglich steigt
Und auf dem Gipfel Nebeldunst erreicht!
Man scheli' es nicht! denn wohl genießt sie rein
Auch über Wolken heitern Sonnenschein.

VI.

Gehindertes Verkehr.

Wie sich am Meere Mann um Mann befestigt
Und am Gestade Schiffer überlästigt,
Die engen Pfade völlig weglos macht,
Auf Sicherheit, mehr auf Gewalt bedacht;
Bald Recht, bald Plackerei, sein selbst gewiß,
Sei wie es sei, und immer Hinderniß,
So Tag und Nacht den Reisenden zur Last;
Es ist vielleicht zu düster aufgefaßt.

XVI.

Gott und Welt.

Weite Welt und freies Leben,
Langer Jahre redlich Streben,
Stets gefördert und stets gegründet,
Nie geschlossen, oft gemündet,
Aelteres bewahrt mit Treue,
Freundlich aufgefaßtes Neue,
Heitern Sinn und reine Zwecke:
Nun, man kommt wol eine Strecke.*)

*) Diese Worte haben ursprünglich als Motto für die naturwissenschaftliche Zeitschrift gedient, die Goethe in fünf Heften von 1817–1824 herausgab. (Vgl. „Zur Naturwissenschaft überhaupt, besonders zur Morphologie, 1817“ ersten Bandes erstes Heft, vor dem Titel).

Procœmion.*)

Im Namen Dessen, der Sich selbst erschuf
Von Ewigkeit in schaffendem Beruf,
In Seinem Namen, der den Glauben schafft,
Vertrauen, Liebe, Thätigkeit und Kraft,
In Jenes Namen, der, so oft genannt,
Dem Wesen nach blieb immer unbekannt:

So weit das Ohr, so weit das Auge reicht,
Du findest nur Bekanntes, das Ihm gleicht,
Und Deines Geistes höchster Feuerflug
Hat schon am Gleichniß, hat am Bild genug;
Es zieht Dich an, es reißt Dich heiter fort,
Und wo Du wandelst, schmückt sich Weg und Ort.
Du zählst nicht mehr, berechnest keine Zeit,
Und jeder Schritt ist Unermeßlichkeit.

Was wär' ein Gott, der nur von außen stieße,
Im Kreis das All am Finger laufen ließe!
Ihm ziemt's, die Welt im Innern zu bewegen,
Natur in Sich, Sich in Natur zu hegen,
So daß, was in Ihm lebt und webt und ist,
Nie Seine Kraft, nie Seinen Geist vermißt.

---

*) Die ersten beiden Strophen, im März 1816 gedichtet, stehen gleichfalls in dem S. 221 erwähnten Hefte, die dritte und vierte finden sich schon seit der Ausgabe von 1815 unter den Sprüchen, die unter dem Namen „Gott, Gemüth und Welt" zusammengestellt sind. Gleichwol steht Alles in engem Zusammenhange, da es die religiöse Weltanschauung Goethe's in zwei wesentlichen Punkten zeigt. Gott ist der ewig Schaffende, sich in der Natur in seinen Wirken unaufhörlich Offenbarende und in ihr Aufgehende; aber die menschliche Erkenntniß Gottes ist beschränkt, da sie nicht bis zum klaren und bestimmten Gedanken über ihn gelangt, sondern auch im günstigsten Falle sich mit dem Gleichniß und Bilde genügen lassen muß.

Im Innern ist ein Universum auch;
Daher der Völker löblicher Gebrauch,
Daß Jeglicher das Beste, was er kennt,
Er Gott, ja, seinen Gott benennt,
Ihm Himmel und Erden übergiebt,
Ihn fürchtet und womöglich liebt.

Weltseele.*)

Vertheilet Euch nach allen Regionen
Von diesem heil'gen Schmaus!
Begeistert reißt Euch durch die nächsten Zonen
Ins All und füllt es aus!

Schon schwebet Ihr in ungemeßnen Fernen
Den sel'gen Götterraum
Und leuchtet neu, gesellig, unter Sternen
Im lichtbesäten Raum.

*) Zuerst gedruckt in dem Wieland-Goethe'schen Taschenbuch auf das Jahr 1804 mit der Ueberschrift „Weltschöpfung" und von Zelter bald darauf komponirt. Das Gedicht, schon in der Ausgabe von 1815 unter die „Geselligen Lieder" aufgenommen, ist offenbar ursprünglich für die geselligen Kreise bestimmt gewesen, welche sich im Winter von 1801 auf 1802 zu bestimmten Zeiten in Goethe's Hause zu versammeln pflegten. Ebenso läßt sich leicht erkennen, daß der Inhalt auf die Schelling'sche Naturphilosophie Bezug nimmt, in der zugleich auch die Elemente zu einem tieferen Verständniß des Gedichtes liegen. Mit Schelling's „Ideen zu einer Philosophie der Natur" hatte sich Goethe schon seit 1797 eifrig beschäftigt und mit ihm selbst eine Reihe von Jahren in genauem persönlichen Verkehr gestanden. Erst im Jahre 1802 scheint er der speculativen Studien etwas müde geworden zu sein. Wenigstens schreibt er am 19. Februar an Schiller, nachdem er zuvor mit großer Anerkennung von Schelling gesprochen hat: „Ich würde ihn öfters sehen, wenn ich nicht noch auf poetische Momente hoffte, und die Philosophie zerstört bei mir die Poesie und das wol deßhalb, weil sie mich ins Object treibt, indem ich mich nie rein speculativ erhalten kann, sondern gleich zu jedem Satze eine Anschauung suchen muß und deßhalb gleich in die Natur hinausfliehe." Aber in späterer Zeit erinnert er sich wieder mit Vergnügen jener Zeit. „Das Gedicht," schreibt er am 20. Mai 1826 an Zelter, „stammt aus der Zeit her, wo ein reicher, jugendlicher Muth sich noch mit dem Universum identificirte, es auszufüllen, ja, es in seinen Theilen wieder hervorzubringen glaubte. Jener kühne Drang hat uns denn doch eine reine, dauernde Einwirkung aufs Leben nachgelassen; und wie weit wir auch im philosophischen Erkennen, dichterischem Behandeln vorgedrungen sein mögen, so war es doch in der Zeit von Bedeutung und, wie ich täglich sehen kann, anleitend und anregend für Manchen." — Wenn Goethe übrigens am Anfang des erwähnten Briefes bemerkt, daß das Lied seine guten 50 Jahre alt sei, so kann dies, wie bereits Düntzer (II, 311) bemerkt, wol nur ein Gedächtnißfehler Goethe's sein.

Dann treibt Ihr Euch, gewaltige Kometen,
Ins Weit' und Weite' hinan;
Das Labyrinth der Sonnen und Planeten
Durchschneidet Eure Bahn.

Ihr greifet rasch nach ungeformten Erden
Und wirket schöpferisch jung,
Daß sie belebt und stets belebter werden
Im abgemeßnen Schwung.

Und kreisend führt Ihr in bewegten Lüften
Den wandelbaren Flor
Und schreibt dem Stein in allen seinen Grüften
Die festen Formen vor.

Nun Alles sich mit göttlichem Erkühnen
Zu übertreffen strebt;
Das Wasser will, das unfruchtbare, grünen,
Und jedes Stäubchen lebt.

Und so verdrängt mit liebevollem Streiten
Der feuchten Qualme Nacht!
Nun glühen schon des Paradieses Weiten
In überbunter Pracht.

Wie regt sich bald, ein holdes Licht zu schauen,
Gestaltenreiche Schaar,
Und Ihr erstaunt auf den beglückten Auen
Nun als das erste Paar;

Und bald verlischt ein unbegrenztes Streben
Im sel'gen Wechselblick.
Und so empfangt mit Dank das schönste Leben
Vom All ins All zurück!

Eins und Alles.*)

Im Grenzenlosen sich zu finden,
Wird gern der Einzelne verschwinden,
Da löst sich aller Ueberdruß;
Statt heißem Wünschen, wildem Wollen,
Statt läst'gem Fordern, strengem Sollen,
Sich aufzugeben, ist Genuß.

Weltseele, komm, uns zu durchdringen!
Dann mit dem Weltgeist selbst zu ringen,
Wird unsrer Kräfte Hochberuf.
Theilnehmend führen gute Geister,
Gelinde leitend, höchste Meister,
Zu dem, der Alles schafft und schuf.

Und umzuschaffen das Geschaffne,
Damit sich's nicht zum Starren waffne,
Wirkt ewiges, lebend'ges Thun.
Und was nicht war, nun will es werden
Zu reinen Sonnen, farb'gen Erden;
In keinem Falle darf es ruhn.

Es soll sich regen, schaffend handeln,
Erst sich gestalten, dann verwandeln;
Nur scheinbar steht's Momente still.
Das Ew'ge regt sich fort in Allen;
Denn Alles muß in Nichts zerfallen,
Wenn es im Sein beharren will.

*) Zuerst gedruckt in der Zeitschrift „Zur Naturwissenschaft" II, 1. 1829. — Das Verständniß des Gedichtes wird derjenige leicht gewinnen, der mit der Theorie des Stoffwechsels aus der neueren Naturwissenschaft bekannt ist; wenigstens schildern die beiden letzten Strophen das fortwährende Umgestalten alles Seienden. Aber es ist hier noch ein anderes Moment zu berücksichtigen, das der Goethe-Schelling'schen Auffassung eigenthümlich ist, nämlich das Verhältniß zur Weltseele. Wie es scheint, denn deutlich auszusprechen ist es nicht, geht alles Seiende, also ursprungsweise auch der Mensch, nachdem es alle Wandlungen durchgemacht hat, deren es fähig ist, in die Weltseele über, welche das Wirkende und Seiende im Universum ist.

Parabaſe.*)

Freudig war vor vielen Jahren
Eifrig ſo der Geiſt beſtrebt,
Zu erforſchen, zu erfahren,
Wie Natur im Schaffen lebt.
Und es iſt das ewig Eine,
Das ſich vielfach offenbart;
Klein das Große, groß das Kleine,
Alles nach der eignen Art.
Immer wechſelnd, feſt ſich haltend,
Nah und fern und fern und nah;
So geſtaltend, umgeſtaltend —
Zum Erſtaunen bin ich da.

Die Metamorphoſe der Pflanzen.**)

Dich verwirret, Geliebte, die tauſendfältige Miſchung
Dieſes Blumengewühls über dem Garten umher;

*) Zuerſt in der obengenannten Zeitſchrift I, 3. 1820. — Die ſogenannten Parabaſe, ebenſo ſpäter „Epirrhema“ und „Antepirrhema“ ſind der älteren attiſchen Komödie entlehnt. Parabaſe im weiteren Sinne iſt eine Anſprache des Chors reſp. des Chorführers an die Zuſchauer, die meiſtens ganz ſubjektiv gehalten iſt und mit dem Inhalte der Komödie in keinem oder wenigſtens nur in ſehr loſem Zuſammenhange ſteht. Neuere Nachbildungen ſolcher Parabaſen haben wir von Platen, Brun, Gruppe u. A. Die antike Parabaſe beſtand eigentlich aus ſieben Theilen, von denen der zweite die Parabaſe im engeren Sinne, der fünfte das Epirrhema, der ſechſte das Antepirrhema war.

**) Zuerſt in Schiller's Muſenalmanach für 1799 abgedruckt, indeſſen, wie das Folgende zeigt, wahrſcheinlich neun Jahre früher verfaßt. — Goethe's wiſſenſchaftliche Abhandlung „Verſuch, die Metamorphoſe der Pflanzen zu erklären“ (1790), hatte keinen günſtigen Eindruck gemacht, ſondern nur lebhaften Widerſpruch von Seiten der Fachgelehrten hervorgerufen. Zu einer Auflage vom Jahre 1817, der das Schickſal eben jener Schrift ſchildert, erwähnt Goethe, daß er verſucht habe, ihm wohlwollende Gemüther durch dieſe Elegie zur Theilnahme für den Gegenſtand zu locken. Für das Jahr 1790 paſſen auch ſehr viel beſſer die nachſtehenden Worte über Chriſtiane Vulpius: „Höchſt willkommen war dieſes Gedicht der eigentlich Geliebten, welche das Recht hatte, die lieblichen Bilder auf ſich zu beziehen; und auch ich fühlte mich ſehr glücklich, als das lebendige Gleichniß unſre ſchöne, vollkommene Neigung ſteigerte und vollendete.“ Wenn Goethe daher in den „Tag- und Jahresheften“ ſagt, er habe die Metamorphoſe der Pflanzen in elegiſcher Form 1797 geſchrieben, ſo möchten wir dies eher als eine Umarbeitung des ſchon früher vorhandenen Gedichtes anſehen, wie denn eine ſolche ſchon ohnehin wegen der hier vorliegenden Behandlung des Metrums mit Sicherheit angenommen werden muß.

Viele Namen höreſt Du an, und immer verdränget
Mit barbariſchem Klang einer den andern im Ohr.
Alle Geſtalten ſind ähnlich, und keine gleichet der andern,
Und ſo deutet das Chor auf ein geheimes Geſetz,
Auf ein heiliges Räthſel. O, könnt' ich Dir, liebliche Freundin,
Ueberliefern ſogleich glücklich das löſende Wort!
Werdend betrachte ſie nun, wie nach und nach ſich die Pflanze,
Stufenweiſe geführt, bildet zu Blüthen und Frucht!
Aus dem Samen entwickelt ſie ſich, ſobald ihn der Erde
Stille befruchtender Schooß bald in das Leben entläßt
Und dem Reize des Lichts, des heiligen, ewig bewegten,
Gleich den zärteſten Bau keimender Blätter empfiehlt.
Einfach ſchlief in dem Samen die Kraft; ein beginnendes Vorbild
Lag, verſchloſſen in ſich, unter die Hülle gebeugt,
Blatt und Wurzel und Keim, nur halb geformet und farblos;
Trocken erhält ſo der Kern ruhiges Leben bewahrt,
Quillet ſtrebend empor, ſich milder Feuchte vertrauend,
Und erhebt ſich ſogleich aus der umgebenden Nacht.
Aber einfach bleibt die Geſtalt der erſten Erſcheinung;
Und ſo bezeichnet ſich auch unter den Pflanzen das Kind.
Gleich darauf ein folgender Trieb ſich erhebend erneuet,
Knoten auf Knoten gethürmt, immer das erſte Gebild,
Zwar nicht immer das gleiche; denn mannichfaltig erzeugt ſich,
Ausgebildet, Du ſiehſt's, immer das folgende Blatt,
Ausgedehnter, gekerbter, getrennter in Spitzen und Theile,
Die verwachſen vorher ruhten im untern Organ.
Und ſo erreicht es zuerſt die höchſt beſtimmte Vollendung,
Die bei manchem Geſchlecht Dich zum Erſtaunen bewegt.
Viel gerippt und gezackt, auf maſtig ſtrotzender Fläche,
Scheinet die Fülle des Triebs frei und unendlich zu ſein.
Doch hier hält die Natur mit mächtigen Händen die Bildung
An und lenket ſie ſanft in das Vollkommnere hin.
Mäßiger leitet ſie nun den Saft, verengt die Gefäße,
Und gleich zeigt die Geſtalt zärtere Wirkungen an.
Stille zieht ſich der Trieb der ſtrebenden Ränder zurücke,
Und die Rippe des Stiels bildet ſich völliger aus.
Blattlos aber und ſchnell erhebt ſich der zärtere Stengel,
Und ein Wundergebild zieht den Betrachtenden an.
Rings im Kreiſe ſtellet ſich nun, gezählet und ohne
Zahl, das kleinere Blatt neben dem ähnlichen hin.
Um die Achſe gedrängt entſcheidet der bergende Kelch ſich,
Der zur höchſten Geſtalt farbige Kronen entläßt.

Alſo prangt die Natur in hoher, voller Erſcheinung,
Und ſie zeiget gereiht Glieder an Glieder geſtuft.
Immer ſtaunſt Du aufs Neue, ſobald ſich am Stengel die Blume
Ueber dem ſchlanken Gerüſt wechſelnder Blätter bewegt.
Aber die Herrlichkeit wird des neuen Schaffens Verkündung;
Ja, das farbige Blatt fühlet die göttliche Hand,
Und zuſammen übt es ſich ſchnell; die zärteſten Formen,
Zwiefach ſtreben ſie vor, ſich zu vereinen beſtimmt.
Traulich ſieben ſie nun, die holden Paare, beiſammen,
Zahlreich ordnen ſie ſich um den geweihten Altar.
Hymen ſchwebet herbei, und herrliche Düfte gewaltig
Strömen ſüßen Geruch, Alles belebend, umher.
Nun vereinzelt ſchwellen ſogleich unzählige Keime,
Hold in den Mutterſchooß ſchwellender Früchte gehüllt.
Und hier ſchließt die Natur den Ring der ewigen Kräfte;
Doch ein neuer ſogleich faſſet den vorigen an,
Daß die Kette ſich fort durch alle Zeiten verlänge,
Und das Ganze belebt ſo wie das Einzelne ſei.
Wende nun, o Geliebte, den Blick zum bunten Gewimmel,
Das verwirrend nicht mehr ſich vor dem Geiſte bewegt!
Jede Pflanze verkündet Dir nun die ew'gen Geſetze,
Jede Blume, ſie ſpricht lauter und lauter mit Dir.
Aber entzifferſt Du hier der Göttin heilige Lettern,
Ueberall ſiehſt Du ſie dann auch in verändertem Zug.
Kriechend zaudre die Raupe, der Schmetterling eile geſchäftig,
Bildſam ändre der Menſch ſelbſt die beſtimmte Geſtalt.
O, gedenke denn auch, wie aus dem Keim der Bekanntſchaft
Nach und nach in uns holde Gewohnheit entſproß,
Freundſchaft ſich mit Macht in unſerm Innern enthüllte,
Und wie Amor zuletzt Blüthen und Früchte gezeugt.
Denke, wie mannichfach bald die, bald jene Geſtalten
Still ent' ltend Natur unſern Gefühlen geliehn!
Freue Dich auch des heutigen Tags! Die heilige Liebe
Strebt zu der höchſten Frucht gleicher Geſinnungen auf,
Gleicher Anſicht der Dinge, damit in harmoniſchem Anſchaun
Sich verbinde das Paar, finde die höhere Welt.

Epirrhema.*)

Müsset im Naturbetrachten
Immer Eins wie Alles achten;
Nichts ist drinnen, nichts ist draußen;
Denn was innen, das ist außen.
So ergreifet ohne Säumniß
Heilig öffentlich Geheimniß!

Freuet Euch des wahren Scheins,
Euch des ernsten Spieles:
Kein Lebend'ges ist ein Eins,
Immer ist's ein Vieles.

Metamorphose der Thiere.**)

Wagt Ihr, also bereitet, die letzte Stufe zu steigen
Dieses Gipfels, so reicht mir die Hand und öffnet den freien
Blick ins weite Feld der Natur! Sie spendet die reichen
Lebensgaben umher, die Göttin, aber empfindet
Keine Sorge wie sterbliche Frau um ihrer Gebornen
Sichere Nahrung; ihr ziemet es nicht; denn zwiefach bestimmte
Sie das höchste Gesetz, beschränkte jegliches Leben,
Gab ihm gemessnes Bedürfniß, und ungemessene Gaben
Leicht zu finden, streute sie aus, und ruhig begünstigt
Sie das muntre Bemühn der vielfach bedürftigen Kinder;
Unerzogen schwärmen sie fort nach ihrer Bestimmung.

Zweck sein selbst ist jegliches Thier; vollkommen entspringt es
Aus dem Schooß der Natur und zeugt vollkommene Kinder.
Alle Glieder bilden sich aus nach ew'gen Gesetzen,
Und die seltenste Form bewahrt im Geheimen das Urbild.
So ist jeglicher Mund geschickt, die Speise zu fassen,
Welche dem Körper gebührt; es sei nun schwächlich und zahnlos
Oder mächtig der Kiefer gezahnt, in jeglichem Falle

*) Zuerst in der Zeitschrift: „Zur Naturwissenschaft u. s. w." I. 2. 1820; ebenso wie die beiden folgenden Gedichte.

**) Nach Düntzer (II, 322) möglicherweise schon aus dem Jahre 1806 stammend, da in Goethe's Tagebuch unter dem 10. November dieses Jahres „Hexameter zur Metapelegie" angeführt werden.

Fördert ein ſchicklich Organ den übrigen Gliedern die Nahrung;
Auch bewegt ſich jeglicher Fuß, der lange, der kurze,
Ganz harmoniſch zum Sinne des Thiers und ſeinem Bedürfniß.
So iſt jedem der Kinder die volle, reine Geſundheit
Von der Mutter beſtimmt; denn alle lebendigen Glieder
Widerſprechen ſich nie und wirken alle zum Leben.
Alſo beſtimmt die Geſtalt die Lebensweiſe des Thieres;
Und die Weiſe zu leben, ſie wirkt auf alle Geſtalten
Mächtig zurück. So zeiget ſich feſt die geordnete Bildung,
Welche zum Wechſel ſich neigt durch äußerlich wirkende Weſen.

Doch im Innern befindet die Kraft der edlern Geſchöpfe
Sich im heiligen Kreiſe lebendiger Bildung beſchloſſen.
Dieſe Grenzen erweitert kein Gott, es ehrt die Natur ſie:
Denn nur alſo beſchränkt war je das Vollkommene möglich.

Doch im Innern ſcheint ein Geiſt gewaltig zu ringen,
Wie er durchdränge den Kreis, Willkür zu ſchaffen den Formen
Wie dem Wollen; doch was er beginnt, beginnt er vergebens.
Denn zwar drängt er ſich vor zu dieſen Gliedern, zu jenen,
Stattet mächtig ſie aus, jedoch ſchon darben dagegen
Andere Glieder; die Laſt des Uebergewichtes vernichtet
Alle Schöne der Form und alle reine Bewegung.
Siehſt Du alſo dem einen Geſchöpf beſonderen Vorzug
Irgend gegönnt, ſo frage nur gleich: wo leidet es etwa
Mangel anderswo? und ſuche mit forſchendem Geiſte!
Finden wirſt Du ſogleich zu aller Bildung den Schlüſſel.
Denn ſo hat kein Thier, dem ſämmtliche Zähne den obern
Kiefer umzäunen, ein Horn auf ſeiner Stirne getragen,
Und daher iſt den Löwen gehörnt der ewigen Mutter
Ganz unmöglich zu bilden, und böte ſie alle Gewalt auf;
Denn ſie hat nicht Maſſe genug, die Reihen der Zähne
Völlig zu pflanzen und auch Geweih und Hörner zu treiben.

Dieſer ſchöne Begriff von Macht und Schranken, von Willkür
Und Geſetz, von Freiheit und Maß, von beweglicher Ordnung,
Vorzug und Mangel, erfreue Dich hoch! Die heilige Muſe
Bringt harmoniſch ihn Dir, mit ſanftem Zwange belehrend.
Keinen höhern Begriff erringt der ſittliche Denker,
Keinen der thätige Mann, der dichtende Künſtler; der Herrſcher,
Der verdient es zu ſein, erfreut nur durch ihn ſich der Krone.
Freue Dich, höchſtes Geſchöpf, der Natur! Du fühleſt Dich fähig,

Ihr den höchſten Gedanken, zu dem ſie ſchaffend ſich aufſchwang,
Nachzudenken. Hier ſtehe nun ſtill und wende die Blicke
Rückwärts! Prüfe, vergleiche und nimm vom Munde der Muſe,
Daß Du ſchauteſt, nicht ſchwärmſt, die liebliche volle Gewißheit!

Antepirrhema.

So ſchauet mit beſcheidnem Blick
Der ewigen Weberin Meiſterſtück,
Wie ein Tritt tauſend Fäden regt,
Die Schifflein hinüber, herüber ſchießen,
Die Fäden ſich begegnend fließen,
Ein Schlag tauſend Verbindungen ſchlägt!
Das hat ſie nicht zuſammengebettelt;
Sie hat's von Ewigkeit angezettelt,
Damit der ewige Meiſtermann
Getroſt den Einſchlag werfen kann.

Atmoſphäre.*)

„Die Welt, ſie iſt ſo groß und breit,
Der Himmel auch ſo hehr und weit,
Ich muß das Alles mit Augen faſſen,
Will ſich aber nicht recht denken laſſen."

Dich im Unendlichen zu finden,
Mußt unterſcheiden und dann verbinden.
Drum danket mein beflügelt Lied
Dem Manne, der Wolken unterſchied.

*) Dieſe und die vier nachfolgenden Gedichte, ebenſo das ſpäter folgende „Wohl zu merken", ſind 1820 und 1821 verfaßt und an verſchiedenen Stellen der Zeitſchrift für Naturwiſſenſchaft 1820 und 1822 zuerſt abgedruckt. Sie ſind ſämmtlich auf den engliſchen Meteorologen Luke Howard (geb. 1772) bezüglich, der einen Verſuch über die Wolken, das Klima von London und manche kleinere Arbeiten veröffentlicht hatte. Goethe ſagt hierüber in den „Tag- und Jahresheften" (1821): „Schon ſeit einigen Jahren hatte mich die Wolkenbildung nach Howard beſchäftigt und große Vortheile bei Naturbetrachtungen gewährt. Ich ſchrieb ein Ehrengedächtniß in vier Strophen, welche die Hauptworte ſeiner Terminologie enthielten, auf Anſuchen Londoner Freunde ſodann noch einen Eingang von drei Strophen, zu beſſerer Volksanſicht und Verdeutlichung des Sinnes." In Beziehung auf die letzteren müſſen wir für dieſe und die folgenden Gedichte auf Goethe's eigene meteorologiſche Schriften verweiſen und bemerken, daß wir hier nur die Terminologie mit Goethe's Worten erklären.

Howard's Ehrengedächtniß.

Wenn Gottheit Kamarupa, hoch und hehr,*)
Durch Lüfte ſchwankend wandelt leicht und ſchwer,
Des Schleiers Falten ſammelt, ſie zerſtreut,
Am Wechſel der Geſtalten ſich erfreut,
Jetzt ſtarr ſich hält, dann ſchwindet wie ein Traum,
Da ſtaunen wir und trau'n dem Auge kaum;

Nun reat ſich kühn des eignen Bildens Kraft,
Die Unbeſtimmtes zu Beſtimmtem ſchafft;
Da droht ein Leu, dort wogt ein Elephant,
Kameeles Hals, zum Drachen umgewandt,
Ein Heer zieht an, doch triumphirt es nicht,
Da es die Macht am ſteilen Felſen bricht;
Der treuſte Wolkenbote ſelbſt zerſtiebt,
Eh er die Fern' erreicht, wohin man liebt.

Er aber, Howard, zieht mit reinem Sinn
Uns neuer Lehre herrlichſten Gewinn.
Was ſich nicht halten, nicht erreichen läßt,
Er faßt es an, er hält zuerſt es feſt,
Beſtimmt das Unbeſtimmte, ſchränkt es ein,
Benennt es treffend! — Sei die Ehre Dein! —
Wie Streife ſteigt, ſich ballt, zerflattert, fällt,
Erinnre dankbar Deiner ſich die Welt!

Stratus.**)

Wenn von dem ſtillen Waſſerſpiegel-Plan
Ein Nebel hebt den flachen Teppich an,
Der Mond, dem Wallen des Erſcheins vereint,
Als ein Geſpenſt Geſpenſter bildend ſcheint,
Dann ſind wir Alle, das geſtehn wir nur,
Erquickt', erfreute Kinder, o Natur!

*) Die in der Wolkenbildung thätige Gottheit, nach Kalidaſa's Gedicht Megha-Dûta.

**) Alle diejenigen Wolken, welche ſich ſtreifen- oder ſchichtenweiſe zunächſt auf die Erde beziehen, von dem Nebelſtreif an, der ſich vom Sumpf oder feuchten Wieſen erhebt, bis zu den Streifen und Schichten, welche theils die Seiten der Berge, theils ihre Gipfel bedecken.

Dann hebt sich's wol am Berge, sammelnd breit
An Streife Streifen; so umdüftert's weit
Die Mittelhöhe, Beidem gleich geneigt,
Ob's fallend wässert oder luftig steigt.

Cumulus.*)

Und wenn darauf zu höhrer Atmosphäre
Der tüchtige Gehalt berufen wäre,
Stein Wolke hoch, zum Herrlichsten geballt,
Verkündet, festgebildet, Machtgewalt,
Und, was Ihr fürchtet und auch wol erlebt,
Wie's oben drohet, so es unten bebt.

Cirrus.**)

Doch immer höher steigt der edle Drang!
Erlösung ist ein himmlisch-leichter Zwang.
Ein Aufgebäustes, flockig löst sich's auf,
Wie Schäflein trippelnd, leicht gekämmt zu Hauf.
So fließt zuletzt, was unten leicht entstand,
Dem Vater oben still in Schooß und Hand.

Nimbus.***)

Nun läss't auch niederwärts, durch Erdgewalt
Herabgezogen, was sich hoch geballt,
In Donnerwettern wüthend sich ergehn,
Heerschaaren gleich entrollen und verwehn! —

Der Erde thätig-leidendes Geschick!
Doch mit dem Bilde hebet Euren Blick!
Die Rede geht herab, denn sie beschreibt;
Der Geist will aufwärts, wo er ewig bleibt.

*) So werden solche aufgethürmte Wolkenmassen genannt, wenn sie sich am Horizonte heraufziehen und ihre eigene Bewegung verfolgen.

**) Wenn der Cumulus die ihm vorgeschriebene Höhe der Atmosphäre erreicht, oder auch bei sich verändendem Barometerstande, wird der obere Theil dieser Wolken aufgetrieben, zu Flocken gekämmt und höheren Luftregionen zugeführt. Wenn nun diese Flecken, die bei uns „Schäfchen" heißen, für sich am Himmel stehen oder hinziehen, so werden sie Cirrus genannt.

***) Mit diesem Namen wird der Fall bezeichnet, wenn sich im Sommer gewitterhaft über große Landestheilen eine düstere Wolke heranwälzt und unten schon abregnet, indessen ihr oberer Saum noch von der Sonne beschienen wird.

Wohl zu merken!

Und wenn wir unterſchieden haben,
Dann müſſen wir lebendige Gaben
Dem Abgeſonderten wieder verleihn
Und uns eines Folgelebens erfreun.

So, wenn der Maler, der Poet,
Mit Howard's Sondrung wohl vertraut,
Des Morgens früh, am Abend ſpät
Die Atmoſphäre prüfend ſchaut,

Da läßt er den Charakter gelten;
Doch ihm ertheilen luſtige Welten
Das Uebergängliche, das Milde,
Daß er es faſſe, fühle, bilde.

Entoptiſche Farben.*)

(An Julien.)

Laſſ' Dir von den Spiegeleien
Unſrer Phyſiker erzählen,
Die am Phänomen ſich freuen,
Mehr ſich mit Gedanken quälen.

Spiegel drüben, Spiegel drüben,
Doppelſtellung auserleſen!
Und dazwiſchen ruht im Trüben
Als Kryſtall das Erdenweſen.

Dieſes zeigt, wenn jene blicken,
Ullerſchönſte Farbenſpiele,
Dämmerlicht, das beide ſchicken,
Offenbart ſich dem Gefühle.

Schwarz wie Kreuze wirſt Du ſehen,
Pfauenaugen kann man finden;
Tag und Abendlicht vergehen,
Bis zuſammen beide ſchwinden.

*) Am 17. Mai 1817 geſchrieben und Julie Gräfin Egloffſtein gewidmet, die, wie Goethe von ihr ſagt, „ein ſeltenes Talent zur bildenden Kunſt mit manchen andern und überdies mit perſönlichen Eigenſchaften verbindet, welche allein hinreichend wären, ſie als höchſt vorzüglich in der Welt auftreten zu laſſen." — Zum Verſtändniß des Inhalts vgl. in Goethe's Farbenlehre den Abſchnitt „Die entoptiſchen Farben."

Und der Name wird ein Zeichen,
Tief ist der Krystall durchdrungen;
Aug' in Auge sieht dergleichen
Wundersame Spiegelungen.

Laß' den Makrokosmus gelten,
Seine spenstischen Gestalten,
Da die lieben, kleinen Welten
Wirklich Herrlichstes enthalten.

Was es gilt.*)

Dem Chromatiker.

Bringst Du die Natur heran,
Daß sie Jeder nutzen kann:
Falsches hast Du nicht ersonnen,
Hast der Menschen Gunst gewonnen.

Möget Ihr das Licht zerstücken,
Farb' um Farbe draus entwickeln,
Oder andre Schwänke führen,
Kügelchen polarisiren,
Daß der Hörer ganz erschrocken
Fühlet Sinn und Sinne stocken:
Nein, es soll Euch nicht gelingen,
Sollt uns nicht bei Seite bringen;
Kräftig, wie wir's angefangen,
Wollen wir zum Ziel gelangen.

Herkömmlich.**)

Priester werden Messe singen,
Und die Pfarrer werden pred'gen;
Jeder wird vor allen Dingen
Seiner Meinung sich entled'gen
Und sich der Gemeine freuen,
Die sich um ihn her versammelt,

*) Nach der Ausgabe von 1836 Pfingsten 1817 geschrieben, zuerst abgedruckt in dem ersten Hefte „Zur Naturwissenschaft."
**) Zuerst im vierten Heft der genannten Zeitschrift, 1822.

So im Alten wie im Neuen
Obngefähre Worte ſtammelt.
Und ſo laſſet auch die Farben
Mich nach meiner Art verkünden,
Ohne Wunden, ohne Narben,
Mit der läßlichſten der Sünden!

Allerdings.*)

Dem Phyſiker.

„Ins Innre der Natur —"
Du Philiſter! —
„Dringt kein erſchaffner Geiſt."
Mich und Geſchwiſter
Mögt Ihr an ſolches Wort
Nur nicht erinnern!
Wir denken: Ort für Ort
Sind wir im Innern.
„Glückſelig, wem ſie nur
Die äußre Schale weiſt!"
Das hör' ich ſechzig Jahre wiederholen,
Ich fluche drauf, aber verſtohlen,
Sage mir tauſend, tauſend Male:
Alles giebt ſie reichlich und gern;
Natur hat weder Kern
Noch Schale,
Alles iſt ſie mit einem Male;
Dich prüfe Du nur allermeiſt,
Ob Du Kern oder Schale ſeiſt!

Ultimatum.**)

Und ſo ſag' ich zum letzten Male:
Natur hat weder Kern
Noch Schale;
Du prüfe Dich nur allermeiſt,
Ob Du Kern oder Schale ſeiſt!

*) 1820. Drittes Heft der Morphologie. Mit Beziehung auf Haller's Spruch: „Ins Innre der Natur dringt kein erſchaffner Geiſt. Zu glücklich, wann ſie noch die äußre Schale weiß." (Vgl. Düntzer II, 330.)
**) Zuerſt in der Ausgabe von 1827.

„Wir kennen Dich, Du Schalk!
Du machst nur Possen;
Vor unsrer Nase doch
Ist viel verschlossen."

Ihr folget falscher Spur;
Denkt nicht, wir scherzen!
Ist nicht der Kern der Natur
Menschen im Herzen?

Die Weisen und die Leute.*)

Epimenides.

Kommt, Brüder, sammelt Euch im Hain!
Schon drängt das Volk, es strömt herein
Von Nord, Süd, West und Osten.
Sie möchten gern belehret sein,
Doch soll's nicht Mühe kosten:
Ich bitt' Euch, haltet Euch bereit,
Ihm derb den Text zu lesen.

Die Leute.

Ihr Grillenfänger sollt uns heut
Zur Rede stehn mit Deutlichkeit
Und nicht mit dunklem Wesen.
Sagt! — Ist die Welt von Ewigkeit?

Anaxagoras.

Ich glaub' es; denn zu jeder Zeit,
Wo sie noch nicht gewesen,
Das wäre Schade gewesen.

Die Leute.

Doch, ob der Untergang ihr dräut?

Anaximenes.

Vermuthlich! Doch mir ist's nicht leid;
Denn bleibt nur Gott in Ewigkeit,
Wird's nie an Welten fehlen.

*) 1814 gedichtet und gleichzeitig 1821 im „Morgenblatt für gebildete Stände" und in „Kunst und Alterthum" 3, 1—7 veröffentlicht; die ursprünglich beabsichtigte Ueberschrift hieß: „Das Gastmahl der sieben Weisen." Nach Riemer (II, 574) hat Goethe das Gedicht lange secretirt, weil es, wie er meinte, gewisse Intoleranzen sehr tief verletzen würde, und die Welt es denn doch nicht werth sei, daß man sich, um ihr Spaß zu machen, mit der Welt überwerfe."

Die Leute.
Allein was iſt Unendlichkeit?

Parmenides.
Wie kannſt Du ſo Dich quälen!
Geh in Dich ſelbſt! Entdeckſt Du drin
Unendlichkeit in Geiſt und Sinn,
So iſt Du nicht zu beſien! —

Die Leute.
Wo denken und wie denken wir?

Diogenes.
So hört doch auf zu beſien!
Der Denker denkt vom Hut zum Schuh,
Und ihm geräth in Blitzes Ru
Das Was, das Wie, das Beſte.

Die Leute.
Hauſ't wirklich eine Seel' in mir?

Mimnermus.
Das frage Deine Gäſte! —
Denn, ſiehſt Du, ich geſtehe Dir:
Das art'ge Weſen, das, entzückt,
Sich ſelbſt und Andre gern beglückt,
Das möcht' ich Seele nennen.

Die Leute.
Liegt auch bei Nacht der Schlaf auf ihr?

Periander.
Kann ſich von Dir nicht trennen.
Es kommt auf Dich, Du Körper, an!
Haſt Du Dir leiblich wohlgethan,
Wird ſie erquicklich ruhen.

Die Leute.
Was iſt der ſogenannte Geiſt?

Kleobulus.
Was man ſo Geiſt gewöhnlich heißt,
Antwortet, aber fragt nicht.

Die Leute.
Erkläre mir, was glücklich heißt!

Krates.
Das nackte Kind, das ſagt nicht:
Mit ſeinem Pfennig ſpringt es fort

Und kennt recht gut den Semmelert,
Ich meine des Bäckers Laden.

Die Leute.

Sprich, wer Unsterblichkeit beweist?

Aristipp.

Den rechten Lebensfaden
Spinnt Einer, der lebt und leben läßt;
Er drille zu, er zwirne fest,
Der liebe Gott wird weisen.

Die Leute.

Ist's besser thöricht oder klug?

Demokrit.

Das läßt sich auch begreifen.
Hält sich der Narr für klug genug,
So gönnt es ihm der Weise.

Die Leute.

Herrscht Zufall blos und Augentrug?

Epikur.

Ich bleib' in meinem Gleise.
Den Zufall bändige zum Glück,
Ergeb' am Augentrug den Blick;
Hast Nutz und Spaß von beiden.

Die Leute.

Ist unsre Willensfreiheit Lug?

Zeno.

Es kommt drauf an zu wagen.
Nur halte Deinen Willen fest!
Und gebst Du auch zu Grund zuletzt,
So hat's nicht viel zu sagen.

Die Leute.

Kam ich als böse Sieben zur Welt?

Pelagius.

Man muß Dich wol ertragen.
Du brachtest aus der Mutter Schooß
Fürwahr ein unerträglich Loos:
Gar ungeschickt zu fragen.

Die Leute.

Ist Befruchtungstrieb uns zugesellt?

Plato.

Wär' Bestrung nicht die Lust der Welt,
So würdest Du nicht fragen.
Mit Dir versuch' erst umzugehn,
Und kannst Du Dich nicht selbst verstehn
So quäl' nicht andre Leute!

Die Leute.

Doch herrschen Eigennutz und Geld!

Epiktet.

Laß' ihnen doch die Beute!
Die Rechenpfennige der Welt
Mußt Du ihr nicht beneiden.

Die Leute.

So sag, was uns mit Recht gefällt,
Eh wir auf immer scheiden.

Die Weisen.

Mein erst Gesetz ist, in der Welt
Die Frager zu vermeiden.

Urworte. Orphisch.*)

Nachstehende fünf Stanzen sind schon im zweiten Heft der Morphologie abgedruckt, allein sie verdienen wol einem größern Publikum bekannt zu werden; auch haben Freunde gewünscht, daß zum Verständniß derselben Einiges geschähe, damit dasjenige, was sich hier fast nur ahnen läßt, auch einem klaren Sinne gemäß und einer reinen Erkenntniß übergeben sei.

Was nun von älteren und neueren Orphischen Lehren überliefert worden, hat man hier zusammenzudrängen, poetisch kompendios, lakonisch vorzutragen gesucht. Diese wenigen Strophen enthalten viel Bedeutendes in einer Folge, die, wenn man sie erst kennt, dem Geiste die wichtigsten Betrachtungen erleichtert.

*) Indem wir den Goethe'schen Kommentar zu diesem Gedichte hinzufügen, bemerken wir nur noch, daß es 1820 sowol in der mehrfach erwähnten Zeitschrift als auch in „Kunst und Altertum" II, 3, 66 u. ff. veröffentlicht wurde; verfaßt wurde es nach den „Tag- und Jahresheften" bereits 1816. An Sulpiz Boisserée beispielsweise sandte Goethe es bereits im Mai 1816

Daimon, Dämon.

Wie an dem Tag, der Dich der Welt verliehen,
Die Sonne stand zum Gruße der Planeten,
Bist alsobald und fort und fort gediehen
Nach dem Gesetz, wonach Du angetreten.
So mußt Du sein, Dir kannst Du nicht entfliehen,
So sagten schon Sibyllen, so Propheten;
Und keine Zeit und keine Macht zerstückelt
Geprägte Form, die lebend sich entwickelt.

Der Bezug der Ueberschrift auf die Strophe selbst bedarf einer Erläuterung. Der Dämon bedeutet hier die nothwendige, bei der Geburt unmittelbar ausgesprochene, begrenzte Individualität der Person, das Charakteristische, wodurch sich der Einzelne von jedem Andern bei noch so großer Aehnlichkeit unterscheidet. Diese Bestimmung schrieb man dem einwirkenden Gestirn zu, und es ließen sich die unendlich mannichfaltigen Bewegungen und Beziehungen der Himmelskörper, unter sich selbst und zu der Erde, gar schicklich mit den mannichfaltigen Abwechselungen der Geburten in Bezug stellen. Hiervon sollte nun auch das künftige Schicksal des Menschen ausgehen, und man möchte, jenes Erste zugebend, gar wol gestehen, daß angeborne Kraft und Eigenheit mehr als alles Uebrige des Menschen Schicksal bestimme.

Deshalb spricht diese Strophe die Unveränderlichkeit des Individuums mit wiederholter Betheuerung aus. Das noch so entschieden Einzelne kann als ein Endliches gar wol zerstört, aber, so lange sein Kern zusammenhält, nicht zersplittert noch zerstückelt werden sogar durch Generationen hindurch.

Dieses feste, zähe, dieses nur aus sich selbst zu entwickelnde Wesen kommt freilich in mancherlei Beziehungen, wodurch sein erster und ursprünglicher Charakter in seinen Wirkungen gehemmt, in seinen Neigungen gehindert wird, und was hier nun eintritt, nennt unsere Philosophie:

Τύχη, das Zufällige.

Die strenge Grenze doch umzieht gefällig
Ein Wandelndes, das mit und um uns wandelt;
Nicht einsam bleibst Du, bildest Dich gesellig
Und handelst wol so wie ein Andrer handelt.
Im Leben ist's bald hin- bald wiederfällig,
Es ist ein Land und wird so durchgetandelt.
Schon hat sich still der Jahre Kreis gerundet,
Die Lampe harrt der Flamme, die entzündet.

Zufällig iſt es jedoch nicht, daß Einer aus dieſer oder jener Nation, Stamm oder Familie ſein Herkommen ableite; denn die auf der Erde verbreiteten Nationen ſind ſo wie ihre mannichfaltigen Verzweigungen als Individuen anzuſehen, und die Tyche kann nur bei Vermiſchung und Durchkreuzung eingreifen. Wir ſehen das wichtige Beiſpiel von hartnäckiger Perſönlichkeit ſolcher Stämme an der Judenſchaft; europäiſche Nationen, in andere Welttheile verſetzt, legen ihren Charakter nicht ab, und nach mehreren hundert Jahren wird in Nordamerika der Engländer, der Franzoſe, der Deutſche gar wohl zu erkennen ſein; zugleich aber auch werden ſich bei Durchkreuzungen die Wirkungen der Tyche bemerklich machen, wie der Meſtize an einer klarern Hautfarbe zu erkennen iſt. Bei der Erziehung, wenn ſie nicht öffentlich und nationell iſt, behauptet Tyche ihre wandelbaren Rechte. Säugamme und Wärterin, Vater oder Vormund, Lehrer oder Aufſeher, ſo wie alle die erſten Umgebungen an Geſpielen, ländlicher oder ſtädtiſcher Lokalität, Alles bedingt die Eigenthümlichkeit durch frühere Entwickelung, durch Zurückdrängen oder Beſchleunigen; der Dämon freilich hält ſich durch Alles durch, und dieſes iſt denn die eigentliche Natur, der alte Adam, und wie man es nennen mag, der, ſo oft auch ausgetrieben, immer wieder unbezwinglicher zurückkehrt.

In dieſem Sinne einer nothwendig aufgeſtellten Individualität hat man einem jeden Menſchen ſeinen Dämon zugeſchrieben, der ihm gelegentlich ins Ohr raunt, was denn eigentlich zu thun ſei, und ſo wählte Sokrates den Giftbecher, weil ihm ziemte zu ſterben.

Allein Tyche läßt nicht nach und wirkt beſonders auf die Jugend immerfort, die ſich mit ihren Neigungen, Spielen, Geſelligkeiten und flüchtigem Weſen bald da- bald dorthin wirft und nirgends Halt noch Befriedigung findet. Da entſteht denn mit dem wachſenden Tage eine ernſtere Unruhe, eine gründlichere Sehnſucht; die Ankunft eines neuen Göttlichen wird erwartet.

Eros. Liebe.

Die bleibt nicht aus! — Er ſtürzt vom Himmel nieder,
Wohin er ſich aus alter Oede ſchwang;
Er ſchwebt heran auf luſtigem Gefieder,
Um Stirn und Bruſt den Frühlingstag entlang,
Scheint jetzt zu fliehn, vom Fliehen kehrt er wieder,
Da wird ein Wohl im Weh, ſo ſüß und bang.
Gar manches Herz verſchwebt im Allgemeinen,
Doch widmet ſich das edelſte dem Einen.

Hierunter ist Alles begriffen, was man von der leisesten Neigung bis zur leidenschaftlichsten Raserei nur denken möchte; hier verbinden sich der individuelle Dämon und die verführende Tyche mit einander; der Mensch scheint nur sich zu gehorchen, sein eigenes Wollen walten zu lassen, seinem Triebe zu fröhnen, und doch sind es Zufälligkeiten, die sich unterschieben, Fremdartiges, was ihn von seinem Wege ablenkt; er glaubt zu erhaschen und wird gefangen; er glaubt gewonnen zu haben und ist schon verloren. Auch hier treibt Tyche wieder ihr Spiel: sie lockt den Verirrten zu neuen Labyrinthen; hier ist keine Grenze des Irrens, denn der Weg ist ein Irrthum. Nun kommen wir in Gefahr, uns in der Betrachtung zu verlieren, daß das, was auf das Besonderste angelegt schien, ins Allgemeine verschwebt und zerfließt. Daher will das rasche Eintreten der zwei letzten Zeilen uns einen entscheidenden Wink geben, wie man allein diesem Irrsal entkommen und davor lebenslängliche Sicherheit gewinnen möge.

Denn nun zeigt sich erst, wessen der Dämon fähig sei; er, der selbstständige, selbstsüchtige, der mit unbedingtem Wollen in die Welt griff und nur mit Verdruß empfand, wenn Tyche da oder dort in den Weg trat, er fühlt nun, daß er nicht allein durch Natur bestimmt und gestempelt sei; jetzt wird er in seinem Innern gewahr, daß er sich selbst bestimmen könne, daß er den durchs Geschick ihm zugeführten Gegenstand nicht nur gewaltsam ergreifen, sondern auch sich aneignen und, was noch mehr ist, ein zweites Wesen eben wie sich selbst mit ewiger, unzerstörlicher Neigung umfassen könne.

Kaum war dieser Schritt gethan, so ist durch freien Entschluß die Freiheit aufgegeben; zwei Seelen sollen sich in einen Leib, zwei Leiber in eine Seele schicken, und indem eine solche Uebereinkunft sich einleitet, so tritt zu wechselseitiger liebevoller Nöthigung noch eine dritte hinzu; Eltern und Kinder müssen sich abermals zu einem Ganzen bilden; groß ist die gemeinsame Zufriedenheit, aber größer das Bedürfniß. Der aus so viel Gliedern bestehende Körper krankt gemäß dem irdischen Geschick an irgend einem Theile, und anstatt daß er sich im Ganzen freuen sollte, leidet er am Einzelnen, und dessen ungeachtet wird ein solches Verhältniß so n[illegible]schenswerth als nothwendig gefunden. Der Vortheil zieht einen Jeden an, und man läßt sich gefallen, die Nachtheile zu übernehmen. Familie treibt sich an Familie, Stamm an Stamm; eine Völkerschaft hat sich zusammengefunden und wird gewahr, daß auch dem Ganzen fromme, was der Einzelne beschloß; sie macht den Beschluß unwiderruflich durchs Gesetz;

Alles, was liebevolle Neigung freiwillig gewährte, wird nun Pflicht, welche tausend Pflichten entwickelt, und damit Alles ja für Zeit und Ewigkeit abgeschlossen sei, läßt weder Staat noch Kirche noch Herkommen es an Zeremonien fehlen. Alle Theile sehen sich durch die bündigsten Kontrakte, durch die möglichsten Oeffentlichketten vor, daß ja das Ganze in keinem kleinsten Theil durch Wankelmuth und Willkür gefährdet werde.

Ἀνάγκη, Nöthigung.

Da ist's denn wieder, wie die Sterne wollten:
Bedingung und Gesetz und aller Wille
Ist nur ein Wollen, weil wir eben sollten,
Und vor dem Wollen schweigt die Willkür stille;
Das Liebste wird vom Herzen weggescholten,
Dem harten Muß bequemt sich Will' und Grille.
So sind wir scheinfrei denn nach manchen Jahren
Nur enger dran, als wir am Anfang waren.

Keiner Anmerkungen bedarf wol diese Strophe weiter; Niemand ist, dem nicht Erfahrung genugsame Noten zu einem solchen Text darreichte, Niemand, der sich nicht peinlich gezwängt fühlte, wenn er nur erinnerungsweise sich solche Zustände hervorruft, gar Mancher, der verzweifeln möchte, wenn ihn die Gegenwart also gefangen hält. Wie froh eilen wir daher zu den letzten Zeilen, zu denen jedes seine Gemüth sich gern den Kommentar sittlich und religiös zu bilden übernehmen wird.

Ἐλπίς, Hoffnung.

Doch solcher Grenze, solcher ehrnen Mauer
Höchst widerwärt'ge Pforte wird entriegelt;
Sie stehe nur mit alter Felsendauer!
Ein Wesen regt sich leicht und ungezügelt:
Aus Wolkendecke, Nebel, Regenschauer
Erhebt sie uns mit ihr, durch sie beflügelt;
Ihr kennt sie wohl, sie schwärmt durch alle Zonen;
Ein Flügelschlag — und hinter uns Aeonen!

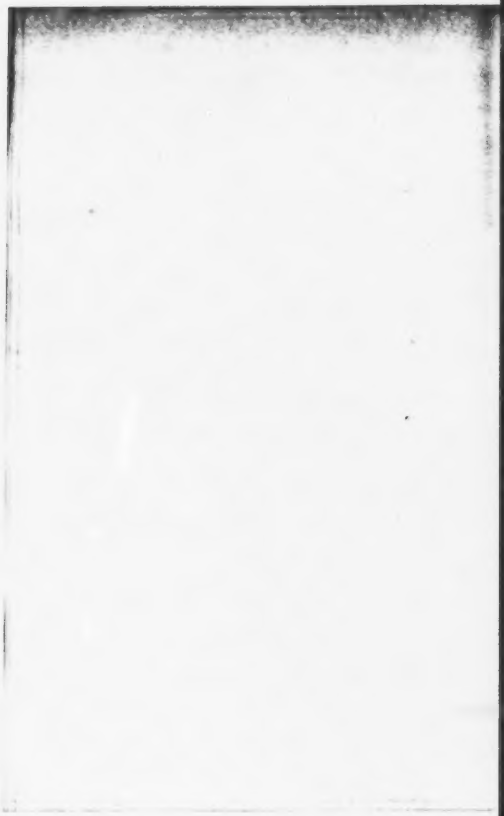

XVII.

Epigrammatisch.

Sei das Werthe solcher Sendung
Tiefen Sinnes heitre Wendung!

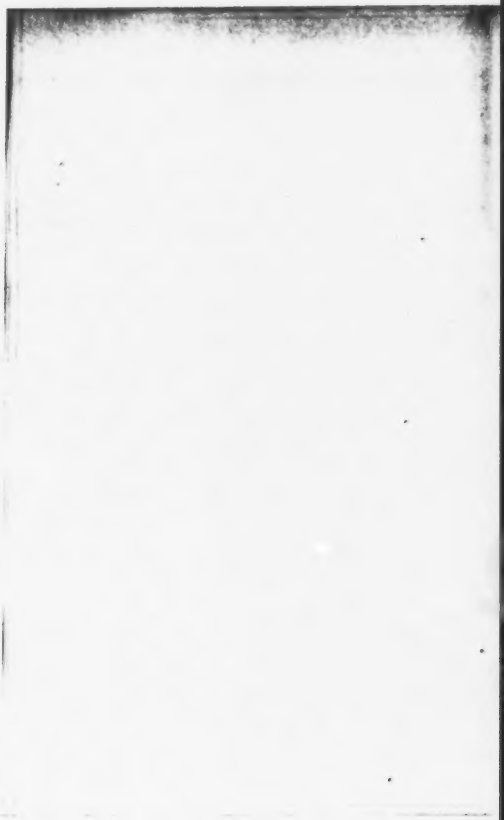

Das Sonnett.*)

Sich in erneutem Kunstgebrauch zu üben,
Ist heil'ge Pflicht, die wir Dir auferlegen:
Du kannst Dich auch wie wir bestimmt bewegen
Nach Tritt und Schritt, wie es Dir vorgeschrieben.

Denn eben die Beschränkung läßt sich lieben,
Wenn sich die Geister gar gewaltig regen;
Und wie sie sich denn auch geberden mögen,
Das Werk zuletzt ist doch vollendet blieben.

So möcht' ich selbst in künstlichen Sonnetten,
In sprachgewandter Maße kühnem Stolze,
Das Beste, was Gefühl mir gäbe, reimen;

Nur weiß ich hier mich nicht bequem zu betten;
Ich schneide sonst so gern aus ganzem Holze,
Und müßte nun doch auch mitunter leimen.

Sprache.**)

Was reich und arm! Was stark und schwach!
Ist reich vergrabner Urne Bauch?
Ist stark das Schwert im Arsenal?
Greif' milde drein, und freundlich Glück
Fließt, Gottheit, von Dir aus!
Faß' an zum Siege, Macht, das Schwert,
Und über Nachbarn Ruhm!

*) Zuerst in der Ausgabe von 1806, im folgenden Jahre noch einmal im „Morgenblatt für gebildete Stände", Nr. 4 abgedruckt. (Vgl. unsre Anmerkung B. I, S. 209.)

**) Vgl. Göttinger Musenalmanach für 1774. — Wenn das Urtheil, welches hier über die Bildsamkeit aller Sprachen und somit auch der deutschen ausgesprochen wird, nicht mit dem 76. der Venetianischen Epigramme übereinstimmt, so erklärt sich dies leicht daraus, daß Goethe im Jahre 1790 höhere Ansprüche an sich machte und eine längere Erfahrung gewonnen hatte.

Vorschlag zur Güte.*)

Er.

Du gefällst mir so wohl, mein liebes Kind,
Und wie wir hier bei einander sind,
So möcht' ich nimmer scheiden;
Da wär' es wohl uns Beiden.

Sie.

Gefall' ich Dir, so gefällst Du mir;
Du sagst es frei, ich sag' es Dir.
Eh nun! Heirathen wir eben!
Das Uebrige wird sich geben.

Er.

Heirathen, Engel, ist wunderlich Wort;
Ich meint', da müßt' ich gleich wieder fort.

Sie.

Was ist's denn so großes Leiden?
Geht's nicht, so lassen wir uns scheiden.

Vertrauen.**)

A. Was kräht Du mir und thust so groß?
B. „Hab' ich doch ein köstlich Liebchen!" —
A. So weis' mir sie doch! Wer ist sie denn?
Die kennt wol manches Bübchen!

B. „Kennst Du sie denn, Du Lumpenhund?" —
A. Das will ich grad' nicht sagen;
Doch hat sie wol auch zu guter Stund'
Dem und Jenem nichts abgeschlagen.

B. „Wer ist denn der Der und der Jener denn?
Das sollst Du mir bekennen!
Ich schlage Dir gleich den Schädel ein,
Wenn Du sie mir nicht kannst nennen!"

---

*) Ausgabe von 1806.
**) Ausgabe von 1815.

A. Und ſchlügſt Du mir auch den Schädel ein,
Da könnt' ich ja nimmer reden;
Und wenn Du denkſt: „Mein Schätzel iſt gut!"
Iſt weiter ja nichts vonnöthen.

Stoßſeufzer.*)

Ach, man ſparte viel,
Selmer wäre verruckt das Ziel,
Wär' weniger Dumpfheit, vergebenes Sehnen
Ich könnte viel glücklicher ſein —
Gäb's nur keinen Wein
Und keine Werberthränen!

Perfektibilität.**)

Möcht' ich doch wol beſſer ſein,
Als ich bin! Was wär' es?
Soll ich aber beſſer ſein,
Als Du biſt, ſo lehr' es!

Möcht' ich auch wol beſſer ſein
Als ſo mancher Andre!
„Willſt Du beſſer ſein als wir,
Lieber Freund, ſo wandre!"

Schneider-Courage.***)

„Es iſt ein Schuß gefallen!
Mein! Sagt, wer ſchoß dadraußʼ?"
Es iſt der junge Jäger,
Der ſchießt im Hinterhaus.

Die Spatzen in dem Garten,
Die machen viel Verdruß.

*) Ausgabe von 1806. „Dumpfheit", ein Ausdruck, den Goethe auch in gleichem Sinne in der älteren Form des Gedichtes „Einſchränkung" (B. 1, S. 65) braucht, iſt nach ſeiner eigenen Erklärung im Tiefurter Journal S. 199 „die Qualität aller Künſtler und Liebenden, es iſt der ſchöne, zauberiſche Schleier, der Natur und Wahrheit in ein heimlicheres Licht ſetzt."
**) Ausg. von 1806.
***) Aus dem Jahre 1810. Vgl. Goethe-Zelter'ſcher Briefwechſel I, 417.

Zwei Spatzen und ein Schneider
Die fielen von dem Schuß,

Die Spatzen von den Schroten,
Der Schneider von dem Schreck,
Die Spatzen in die Schoten,
Der Schneider in den —.

Katechisation.*)

Lehrer.

Bedenk', o Kind, woher sind diese Gaben?
Du kannst nichts von Dir selber haben.

Kind.

Ei, Alles hab' ich vom Papa.

Lehrer.

Und der, woher hat's der?

Kind.

Vom Großpapa.

Lehrer.

Nicht doch! Woher hat's denn der Großpapa bekommen?

Kind.

Der hat's genommen.

Totalität.**)

Ein Kavalier von Kopf und Herz
Ist überall willkommen;

*) Im „Deutschen, sonst Wandsbecker Boten" vom 26. Oktober 1773 unter der Rubrik „Poetischer Mischmasch" und mit der Ueberschrift „Katechetische Induktion." Worin der Fehler des Lehrers besteht, bedarf wol keiner Auseinandersetzung.

** Ausg. von 1815. Düntzer II, 268) ist mehr geneigt, das Gedicht als eine Art persönlicher Satire zu fassen und es etwa auf den aus Goethe's Leben bekannten Besuch Bruchmanns zu beziehen, während Kannegießer (vgl. Beiträge über eine Auswahl von Goethe's lyrischen Gedichten. Breslau 1835, S. 189) die Deutung giebt, daß zur Totalität nicht allein die geistige, sondern auch die körperliche Vollkommenheit gehöre.

Er hat mit ſeinem Witz und Scherz
Manch Weibchen eingenommen;
Doch wenn's ihm fehlt an Fauſt und Kraft,
Wer mag ihn dann beſchützen?
Und wenn er keinen Hintern hat,
Wie mag der Edle ſitzen?

Das garſtige Geſicht.*)

Wenn einen würdigen Biedermann,
Paſtorn oder Rathsherrn lobeſan
Die Wittib läßt in Kupfer ſtechen
Und drunter ein Verslein radebrechen,
Da heißt's: Seht hier mit Kopf und Ohren
Den Herrn, Ehrwürdig, Wohlgeboren!
Seht ſeine Augen und ſeine Stirn!
Aber ſein verſtändig Gehirn,
So manch Verdienſt ums gemeine Weſen
Könnt Ihr ihm nicht an der Naſe leſen.

So, liebe Lotte, heißt's auch hier:
Ich ſchicke da mein Bildniß Dir.
Magſt wol die ernſte Stirne ſehen,
Der Augen Gluth, der Locken Wehen;
'S iſt ungefähr das garſt'ge Geſicht;
Aber meine Liebe ſiehſt Du nicht.

Diné zu Coblenz im Sommer 1774.**)

Zwiſchen Lavater und Baſedow
Saß ich bei Tiſch des Lebens froh.
Herr Heſſer,***) der war gar nicht faul,
Setzt' ſich auf einen ſchwarzen Gaul

*) Ausg. von 1815. Die Ueberſchrift iſt aus dem vorletzten Verſe entnommen, und ein Brief Goethe's an Lotte aus dem Auguſt 1774 erklärt dieſelbe. Das Gedicht ſelbſt mit ſeiner Silhouette war dieſem Briefe beigefügt, während Goethe das erſte allein ſchon am 15. September 1773 abgeſchickt hatte.

**) Am 19. Juli 1774 gedichtet. Die Reiſe mit den beiden hier genannten Perſonen beſchreibt Goethe ausführlich in „Dichtung und Wahrheit."

***) Der in der Schweiz übliche Titel für einen Diakonus oder Kejunkten, wie Lavater es damals in Zürich war.

Nahm einen Pfarrer hinter sich
Und auf die Offenbarung*) strich,
Die uns Johannes der Prophet
Mit Räthseln wohl versiegeln thät;
Eröffnet' die Siegel kurz und gut,
Wie man Theriaksbüchsen öffnen thut,
Und maß mit einem heiligen Rohr**)
Die Kubusstadt und das Perlenthor
Dem hocherstaunten Jünger vor.
Ich war indeß nicht weit gereist,
Hatte ein Stück Salmen aufgespeist.

Vater Basedow unter dieser Zeit
Packt einen Tanzmeister an seiner Seit'
Und zeigt ihm, was die Taufe klar
Bei Christ und seinen Jüngern war,
Und daß sich's gar nicht ziemet jetzt,
Daß man den Kindern die Köpfe netzt.
Drob ärgert sich der Andre sehr
Und wollte gar nichts hören mehr
Und sagt, es wüßte ein jedes Kind,
Daß es in der Bibel anders stünd'.
Und ich behaglich unterdessen
Hätt' einen Hahnen aufgefressen.

Und, wie nach Emmaus,***) weiter ging's
Mit Geist- und Feuerschritten,†)
Prophete rechts, Prophete links,
Das Weltkind in der Mitten.

*) Sanders faßt in seinem „Deutschen Wörterbuche" diese Worte in dem Sinne, wie man sagt „auf Raub streichen", also „die Offenbarung zum Zwecke zum Gegenstande seiner Thätigkeit machen." Uns scheinen dieselben mehr den Sinn von „Klar machen, öffentlich darlegen" zu haben, eine Auslegung, die durch das Substantiv „Ausstrich" im Sinne von „Auktion" berechtigt erscheint und dann auch zu dem nachfolgenden Vergleich mit den Theriaksbüchsen besser paßt.

**) Vgl. Offenb. Joh. 21, 15, 16—21.

***) Beziehung auf das Osterevangelium Luc. 24, 13 u. ff.

†) In Dichtung und Wahrheit: „Mit Sturm- und Feuerschritten."

Jahrmarkt zu Hünfeld,

den 26. Juli 1814.*)

Ich ging mit stolzem Geists-Vertrauen,
Auf dem Jahrmarkt mich umzuschauen,
Die Käufer zu sehn an der Händler Gerüste,
Zu prüfen, ob ich noch etwas wüßte,
Wie mir's Lavater vor alter Zeit
Traulich überliefert; das ging sehr weit!
Da sah ich denn zuerst Soldaten,
Denen wär's eben zum Besten gerathen:
Die That und Qual, sie war geschehn,
Wollten sich nicht gleich einer neuen versehn;
Der Rock war schon der Dirne genug,
Daß sie ihm derb in die Hände schlug.
Bauer und Bürger, die schienen stumm,
Die guten Knaben beinahe dumm.
Beutel und Scheune war gefegt,
Und hatten keine Ehre eingelegt,
Erwarteten Alle, was da käme,
Wahrscheinlich auch nicht sehr bequeme.
Frauen und Mägdlein in guter Ruh
Probirten an die höljernen Schuh';
Man sah an Mienen und Geberden:
Sie ist guter Hoffnung oder will es werden.

Versus Memoriales.**)

Invocavit wir rufen laut,
Reminiscere o wär' ich Braut!
Die Oculi gehn hin und her;
Laetare drüber nicht so sehr.
O, Judica uns nicht so streng!
Palmarum streuen wir die Meng'.
Auf Ostereier freun sich hie
Viel Quasi modo geniti.

*) Die Stellung dieses Gedichts hinter dem vorigen ist wol beabsichtigt, wenn auch die physiognomische Kunst Lavater's jetzt ironisirt wird. Der Dichter erkennt nur solche Dinge, die er auch ohne sie hätte erkennen können.

**) 1815 gedruckt, vorher handschriftlich aber mit demselben Wortlaut im Tiefurter Journal Nr. 23. 1782 mit der Ueberschrift „Zur Kalenderkunde". Zelter erlaubte sich für seinen Abdruck in der „Liedertafel" Nr. 81 zu V. 2 die Variation „Wie juckt die Haut."

Misericordias brauchen wir All',
Jubilate iſt ein ſeltner Fall.
Cantate freut der Menſchen Sinn,
Rogate bringt nicht viel Gewinn,
Exaudi uns zu dieſer Friſt,
Spiritus, der Du der letzte biſt!

Neue Heilige.*)

Alle ſchönen Sünderinnen,
Die zu Heil'gen ſich geweint,
Sind, um Herzen zu gewinnen,
All' in Eine nun vereint.
Seht die Mutterlieb', die Thränen,
Ihre Reu und ihre Pein!
Statt Marien Magdalenen
Soll nun Sankt Oliva ſein.

Warnung.**)

So wie Titania im Feen- und Zauberland
Claus Zetteln in dem Arme fand,
So wirſt Du bald zur Strafe Deiner Sünden
Titanien in Deinen Armen finden.

Frech und Froh.***)

Liebesqual verſchmäht mein Herz,
Sanften Jammer, ſüßen Schmerz;
Nur vom Tücht'gen will ich wiſſen,
Heißem Aeugeln, derben Küſſen.
Sei ein armer Hund erfriſcht
Von der Luſt, mit Pein gemiſcht!
Mädchen, gieb der friſchen Bruſt
Nichts von Pein und alle Luſt!

---

* Zuerſt veröffentlicht in der Ausgabe von 1815, aber ſchon 1787, vielleicht auch ſchon 1786 verfaßt. Veranlaſſung zu dem Epigramme gab die berüchtigte Halsbandgeſchichte, in der auch Marie Nicole le Guay, genannt d'Oliva, (vgl. Düntzer II, 271) eine Rolle ſpielte. Das Genauere in Schöll's Anmerkungen zu den Briefen an Frau von Stein III, 200 u. ff.

** Ausg. von 1815 und Briefe an Frau von Stein I, 189. Den Vers ſelbſt, der auf die bekannten Perſonen in Shakſpeare's Sommernachtstraum Bezug nimmt, hatte Goethe im Dezember des Jahres 1779 geträumt.

***) Ausg. von 1815 wie auch das folgende.

Soldatentrost.

Nein! Hier hat es keine Noth:
Schwarze Mädchen, weißes Brod!
Morgen in ein ander Städtchen!
Schwarzes Brod und weiße Mädchen.

Problem.*)

Warum ist Alles so räthselhaft?
Hier ist das Wollen, hier ist die Kraft;
Das Wollen will, die Kraft ist bereit,
Und daneben die schöne, lange Zeit.
So seht doch hin, wo die gute Welt
Zusammenhält!
Seht hin, wo sie auseinanderfällt!

Genialisch Treiben.**)

So wälz' ich ohne Unterlaß,
Wie Sankt Diogenes, mein Faß.
Bald ist es Ernst, bald ist es Spaß;
Bald ist es Lieb', bald ist es Haß;
Bald ist es Dies, bald ist es Das;
Es ist ein Nichts und ist ein Was.
So wälz' ich ohne Unterlaß,
Wie Sankt Diogenes, mein Faß.

Hypochonder.***)

Der Teufel hol' das Menschengeschlecht!
Man möchte rasend werden!
Da nehm' ich mir so eifrig vor:
Will Niemand weiter sehen,

*) Ausgabe von 1813, aber schon 1811 gedichtet (vgl. Goethe-Zelter'scher Briefwechsel I, 419).

**) Ebendaselbst, aber spätestens 1810, nach Riemer (II, 642) sogar schon während Schiller's Lebzeiten verfaßt. Die Worte eines Goethe'schen Briefes vom 26. September 1795: „Wie ich in dieser letzten unruhigen Zeit meine Laune gemäßigt habe ꝛc., beweisen das Letztere allerdings nicht ausreichend.

***) Dieser und die folgenden 23 Sprüche sämmtlich zuerst in der Ausgabe von 1815, alle späteren von „Nationalversammlung" an erst in der Ausgabe letzter Hand.

Will all das Volk Gott und sich selbst
Und dem Teufel überlassen!
Und kaum seh' ich ein Menschengesicht,
So hab' ich's wieder lieb.

Gesellschaft.

Aus einer großen Gesellschaft heraus
Ging einst ein stiller Gelehrter zu Haus.
Man fragte: Wie seid Ihr zufrieden gewesen?
„Wären's Bücher," sagt' er, „ich würd' sie nicht lesen."

Probatum est.

A.

Man sagt, Sie sind ein Misanthrop!

B.

Die Menschen haß' ich nicht, Gott Lob!
Doch Menschenhaß, er blieb mich an,
Da hab' ich gleich dazu gethan.

A.

Wie hat sich's denn so bald gegeben?

B.

Als Einsiedler beschloß ich zu leben.

Ursprüngliches.

A.

Was widert Dir der Trank so schal?

B.

Ich trinke gern aus dem frischen Quell.

A.

Daraus kam aber das Bächlein her!

B.

Der Unterschied ist bedeutend sehr:
Es wird immer mehr fremden Schmack gewinnen,
Es mag nur immer weiter rinnen.

Den Originalen.

Ein Quidam ſagt: „Ich bin von keiner Schule!
Kein Meiſter lebt, mit dem ich buhle;
Auch bin ich weit davon entfernt,
Daß ich von Todten was gelernt.“
Das heißt, wenn ich ihn recht verſtand:
„Ich bin ein Narr auf eigne Hand.“

Den Zudringlichen.

Was nicht zuſammengeht, das ſoll ſich meiden!
Ich hindr' Euch nicht, wo's Euch beliebt, zu weiden:
Denn Ihr ſeid neu und ich bin alt geboren.
Macht, was Ihr wollt, nur laſſ't mich ungeſchoren!

Den Guten.

Laſſ't Euch einen Gott begeiſten!
Euch beſchränket nur mein Sagen.
Was Ihr könnt, Ihr werdet's leiſten,
Aber müßt mich nur nicht fragen!

Den Beſten.

Die Abgeſchiednen betracht' ich gern,
Stünd' ihr Verdienſt auch noch ſo fern;
Doch mit den edlen lebendigen Neuen
Mag ich wetteifernd mich lieber freuen.

Lähmung.

Was Gutes zu denken, wäre gut,
Fänd' ſich nur immer das gleiche Blut;
Dein Gutgedachtes in fremden Adern
Wird ſogleich mit Dir ſelber hadern.

Ich wär' noch gern ein thätig Mann,
Will aber ruhn;
Denn ich ſoll ja noch immer thun,
Was immer ungern ich gethan.

Trüge gern noch länger des Lehrers Bürden,
Wenn Schüler nur nicht gleich Lehrer würden.

Spruch, Widerspruch.

Ihr müßt mich nicht durch Widerspruch verwirren!
Sobald man spricht, beginnt man schon zu irren.

Demuth.

Seh' ich die Werke der Meister an,
So seh' ich das, was sie gethan;
Betracht' ich meine Siebensachen,
Seh' ich, was ich hätt' sollen machen.

Keins von Allen.

Wenn Du Dich selber machst zum Knecht,
Bedauert Dich Niemand, geht's Dir schlecht;
Machst Du Dich aber selbst zum Herrn,
Die Leute sehn es auch nicht gern;
Und bleibst Du endlich, wie Du bist,
So sagen sie, daß nichts an Dir ist.

Lebensart.

Ueber Wetter- und Herren-Launen
Runzle niemals die Augenbraunen,
Und bei den Grillen der hübschen Frauen
Mußt Du immer vergnüglich schauen.

Vergebliche Müh.*)

Willst Du der getreue Eckart sein
Und Jedermann vor Schaden warnen,
'S ist auch eine Rolle, sie trägt nichts ein:
Sie laufen dennoch nach den Garnen.

Bedingung.

Ihr laß't nicht nach, Ihr bleibt dabei,
Begehret Rath, ich kann ihn geben;
Allein, damit ich ruhig sei,
Versprecht mir, ihm nicht nachzuleben!

*) Vgl. B. I, S. 259.

Das Beſte.

Wenn Dir's in Kopf und Herzen ſchwirrt,
Was willſt Du Beſſres haben!
Wer nicht mehr liebt und nicht mehr irrt,
Der laſſe ſich begraben!

Meine Wahl.

Ich liebe mir den heitern Mann
Am Meiſten unter meinen Gäſten:
Wer ſich nicht ſelbſt zum Beſten haben kann,
Der iſt gewiß nicht von den Beſten.

Memento.

Kannſt dem Schickſal widerſtehen,
Aber manchmal giebt es Schläge;
Will's nicht aus dem Wege gehen,
Ei, ſo geh Du aus dem Wege!

Ein anderes.

Mußt nicht widerſtehn dem Schickſal,
Aber mußt es auch nicht fliehen!
Wirſt Du ihm entgegengehen,
Wird's Dich freundlich nach ſich ziehen.

Breit wie lang.

Wer beſcheiden iſt, muß dulden,
Und wer frech iſt, der muß leiden;
Alſo wirſt Du gleich verſchulden,
Ob Du frech ſeiſt, ob beſcheiden.

Lebensregel.*)

Willſt Du Dir ein hübſch Leben zimmern,
Mußt Dich ums Vergangne nicht bekümmern,
Das Wenigſte muß Dich verdrießen,
Mußt ſtets die Gegenwart genießen,
Beſonders keinen Menſchen haſſen
Und die Zukunft Gott überlaſſen.

*) Das Gedicht führte Goethe ſpäter weiter aus (vgl. die Zeitſchrift: „Chaos" Nr. 36, S. 143, 1830, unterſchrieben „Zum 25. Oktober 1829"). In dieſer neuen Geſtalt wurde es auch in die 4. Abtheilung der Lenien geſetzt.

Frisches Ei, gutes Ei.

Enthusiasmus vergleich' ich gern
Der Austern, meine lieben Herrn,
Die, wenn Ihr sie nicht frisch genoßt,
Wahrhaftig ist eine schlechte Kost.
Begeistrung ist keine Häringswaare,
Die man einpökelt auf einige Jahre.

Selbstgefühl.

Jeder ist doch auch ein Mensch! —
Wenn er sich gewahret,
Sieht er, daß Natur an ihm
Wahrlich nicht gesparet,
Daß er manche Lust und Pein
Trägt als Er und eigen;
Sollt' er nicht auch hinterdrein
Wohlgemuth sich zeigen?

Räthsel.*)

Ein Bruder ist's von vielen Brüdern,
In Allem ihnen völlig gleich,
Ein nöthig Glied von vielen Gliedern
In eines großen Vaters Reich;
Jedoch erblickt man ihn nur selten,
Fast wie ein eingeschobnes Kind:
Die Andern lassen ihn nur gelten
Da, wo sie unvermögend sind.

*) Die vier Räthsel, welche hier auf einander folgen, sind zum Theil wahrscheinlich durch Schiller's „Turandot" veranlaßt worden, in die man anfangs bei jeder Aufführung drei neue Räthsel einzulegen liebte. Daher finden wir auch das erste bereits in der Ausgabe von 1806, und wenn das zweite und dritte erst in der von 1815, das vierte in der von 1827 steht, so sind dieselben doch ohne Zweifel viel früher entstanden. Die Deutungen, welche man vorgeschlagen hat, sind für das erste „Genie" (nach Kannegießer S. 239), nach Düntzer (II, 281) mit größerer Wahrscheinlichkeit „der Schalttag." — Für das zweite finden wir nirgends eine irgend haltbare Lösung; Einige wollen darin einen berühmten Luftschiffer, Andere die Philosophen Fichte oder Hegel finden. Für das dritte ist die Lösung „Spiegel"; bei dem vierten jedoch fast schwerlich, wie Düntzer (II, 292 und außerdem in einem besondern Aufsatz „Goethe's Räthsel" im Weimarischen Sonntagsblatt vom 10. Mai 1857) nachweisen will, „die Zehnen" gemeint, sondern viel wahrscheinlicher „die Zähne."

Desgleichen.

Viel Männer ſind hoch zu verehren,
Wohlthätige durch Werk und Lehren;
Doch wer uns zu erſtatten wagt,
Was die Natur uns ganz verſagt,
Den darf ich wol den Größten nennen:
Ich denke doch, Ihr müßt ihn kennen!

Desgleichen.

Ein Werkzeug iſt es, alle Tage nöthig,
Den Männern weniger, den Frauen viel,
Zum treuſten Dienſte gar gelind erbötig,
Im Einen vielfach, ſpitz und ſcharf. Sein Spiel
Gern wiederholt, wobei wir uns beſcheiden:
Von außen glatt, wenn wir von innen leiden.
Doch Spiel und Schmuck erquickt uns nur aufs Neue,
Erhellte Lieb' ihm erſt gerechte Weihe.

Desgleichen.

Die beſten Freunde, die wir haben,
Sie kommen nur mit Schmerzen an,
Und was ſie uns für Weh gethan,
Iſt faſt ſo groß als ihre Gaben.
Und wenn ſie wieder Abſchied nehmen,
Muß man zu Schmerzen ſich bequemen.

Die Jahre.

Die Jahre ſind allerliebſte Leut':
Sie brachten geſtern, ſie bringen heut;
Und ſo verdringen wir Jüngern eben
Das allerliebſte Schlaraffenleben.
Und dann fällt's den Jahren auf einmal ein,
Nicht mehr wie ſonſt bequem zu ſein,
Wollen nicht mehr ſchenken, wollen nicht mehr borgen,
Sie nehmen heute, ſie nehmen morgen.

Das Alter.

Das Alter iſt ein höflich Mann;
Ein Mal übers andre klopft er an,

Aber man sagt Niemand: Herein!
Und vor der Thüre will er nicht sein.
Da klinkt er auf, tritt ein so schnell,
Und nun heißt's, er sei ein grober Gesell.

Grabschrift.

Als Knabe verschlossen und trutzig,
Als Jüngling anmaßlich und stutzig,
Als Mann zu Thaten willig,
Als Greis leichtsinnig und grillig! —
Auf Deinem Grabstein wird man lesen:
Das ist fürwahr ein Mensch gewesen!

Beispiel.

Wenn ich 'mal ungeduldig werde,
Denk' ich an die Geduld der Erde,
Die, wie man sagt, sich täglich dreht
Und jährlich so wie jährlich geht.
Bin ich denn für was Andres da? —
Ich folge der lieben Frau Mama.

Umgekehrt.

Sind die im Unglück, die wir lieben,
Das wird uns wahrlich das betrüben;
Sind aber glücklich, die wir hassen,
Das will sich gar nicht begreifen lassen;
Umgekehrt ist's ein Jubilo,
Da sind wir lieb- und schadenfroh.

Fürstenregel.

Sollen die Menschen nicht denken und dichten,
Müßt Ihr ihnen ein lustig Leben errichten;
Wollt Ihr ihnen aber wahrhaft nützen,
So müßt Ihr sie scheren und sie beschützen.

Lug oder Trug?

Darf man das Volk betrügen?
Ich sage nein!
Doch willst Du sie belügen,
So mach' es nur nicht fein!

Égalité.

Das Größte will man nicht erreichen,
Man beneidet nur ſeines Gleichen;
Der ſchlimmſte Neidhart iſt in der Welt,
Der Jeden für ſeines Gleichen hält.

Wie Du mir, ſo ich Dir.

Mann mit zugeknöpften Taſchen,
Dir thut Niemand was zu lieb:
Hand wird nur von Hand gewaſchen;
Wenn Du nehmen willſt, ſo gieb!

Zeit und Zeitung.

A. Sag mir, warum Dich keine Zeitung freut?
B. Ich liebe ſie nicht, ſie dienen der Zeit.

Zeichen der Zeit.

Hör auf die Worte darum horum:
Ex tenui Spes Saeculorum,
Willſt Du die harum horum kennen,
Jetzt werden ſie Dir ſich ſelber nennen.

Kommt Zeit, kommt Rath.

Wer will denn Alles gleich ergründen!
Sobald der Schnee ſchmilzt, wird ſich's finden.

Hier hilft nun weiter kein Bemühn!
Sind's Roſen, nun, ſie werden blühn.

National-Verſammlung.*)

Auf der rechte und linken Seite,
Auf dem Berg und in der Mitten,
Sitzen, ſtehen ſie zum Streite,
All' einander ungelitten.

Wenn Du Dich ans Ganze wendeſt
Und vortreſt, wie Du ſinneſt,

*) In Kunſt und Alterthum II, 3, 1820, vor dem Titel.

Merke, welchen Du entfremdest,
Fühle, wen Du Dir gewinnest!

Dem 31. Oktober 1817.*)

Dreihundert Jahre hat sich schon
Der Protestant erwiesen,
Daß ihn von Papst- und Türkenthron
Befehle baß verdrießen.

Was auch der Pfaffe sinnt und schleicht,
Der Pred'ger sieht zur Wache,
Und daß der Erbfeind nichts erreicht,
Ist aller Deutschen Sache.

Auch ich soll gottgegebne Kraft
Nicht ungenützt verlieren
Und will in Kunst und Wissenschaft
Wie immer protestiren.

Nativität.**)

Der Deutsche ist gelehrt,
Wenn er sein Deutsch versteht;
Doch bleib' ihm unverwehrt,
Wenn er nach außen geht.
Er komme dann zurück
Gewiß um viel gelehrter;
Doch ist's ein großes Glück,
Wenn nicht um viel verkehrter.

Das Parterre spricht.***)

Strenge Fräulein zu begrüßen,
Muß ich mich bequemen;
Mit den liederlichen Süßen
Werd' ich's leichter nehmen.

*) Luther hatte vor 300 Jahren an diesem Tage seine 95 Thesen an die Schloßkirche zu Wittenberg angeschlagen, und Goethe eröffnet mit diesen Worten seine 1818 beginnende Zeitschrift „Kunst und Alterthum."
**) Zu Jena am 11. April 1815 verfaßt.
***) Zu Weimar den 1. Dezember 1814 verfaßt.

Auf der Bühne lieb' ich droben
Keine Redumschweife;
Soll ich denn am Ende loben,
Was ich nicht begreife?

Lose, faßliche Geberden
Können mich verführen;
Lieber will ich schlechter werden
Als mich ennuyiren.

Auf den Kauf.*)

Wo ist Einer, der sich quälet
Mit der Last, die wir getragen?
Wenn es an Gestalten fehlet,
Ist ein Kreuz geschwind geschlagen.

Pfaffenhelden singen sie,
Frauen wohl empfohlen,
Oberleder bringen sie,
Aber keine Sohlen.

Jung und Alte, Groß und Klein,
Gräßliches Gelichter!
Niemand will ein Schuster sein,
Jedermann ein Dichter.

Alle kommen sie gerennt,
Möchten's gerne treiben;
Doch wer keinen Leisten kennt,
Wird ein Pfuscher bleiben.

Willst Du das verfluchte Zeug
Auf dem Markte kaufen,
Wirst Du, eh es möglich däucht,
Wirst Du barfuß laufen.

Ins Einzelne.**)

Seit vielen Jahren hab' ich still
Zu Eurem Thun geschwiegen,
Das sich am Tag und Tages-Will'
Gefällig mag vergnügen.

*) Dieser und die beiden folgenden Sprüche polemisiren gegen die Romantiker.

**) Kunst und Alterthum III, 1, 1821, vor dem Titelblatt.

Ihr denkt, woher der Wind auch weht
Zu Schaden und Gewinne,
Wenn es nach Eurem Sinne geht,
Es ging' nach einem Sinne.

Du segelst her, der Andre hin,
Die Woge zu erproben,
Und was erst eine Flotte schien,
Ist ganz und gar zerstoben.

Ins Weite.

Das geht so fröhlich
Ins Allgemeine,
Ist leicht und selig,
Als wär's auch reine!
Sie wissen gar nichts
Von stillen Riffen;
Und wie sie schiffen,
Die lieben Heitern,
Sie werden wie gar nichts
Zusammen scheitern.

Kronos als Kunstrichter.*)

Saturnus eigne Kinder frißt,
Hat irgend kein Gewissen;
Ohne Senf und Salz und, wie Ihr wißt,
Verschlingt er Euch den Bissen.

Shakspearen sollt' es auch ergehn
Nach hergebrachter Weise: —
Den hebt mir auf, sagt Polyphem,
Daß ich zuletzt ihn speise.

Grundbedingung.**)

Sprichst Du von Natur und Kunst,
Habe beide stets vor Augen;
Denn was will die Rede taugen
Ohne Gegenwart und Gunst!

*) „Kunst und Alterthum" II, 3, 34, 1820.
**) Ebendaselbst II, 3, 98, 1820.

Eh Du von der Liebe ſprichſt,
Laſſ' ſie erſt im Herzen leben,
Eines holden Angeſichts
Phosphorglanz Dir Feuer geben!

Jahr aus, Jahr ein.

Ohne Schrittſchuh und Schellengeläut
Iſt der Januar ein böſes Heut.

Ohne Faſtnachtstanz und Mummenſpiel
Iſt am Februar auch nicht viel.

Willſt Du den März nicht ganz verlieren,
So laſſ' nicht in April Dich führen!

Den erſten April mußt überſtehn,
Dann kann Dir manches Gut's geſchehn.

Und weiterhin im Mai, wenn's glückt,
Hat Dich wieder ein Mädchen berückt.

Und das beſchäftigt Dich ſo ſehr,
Zählſt Tage, Wochen und Monde nicht mehr.

Nett und niedlich.

Haſt Du das Mädchen geſehn
Flüchtig vorübergehn?
Wollt', ſie wär' meine Braut!

Ja wol, die Blonde, die Falbe!
Sie ſittigt ſo zierlich wie die Schwalbe,
Die ihr Neſt baut.

Du biſt mein und biſt ſo zierlich,
Du biſt mein und ſo manierlich,
Aber etwas fehlt Dir noch;
Küſſeſt mit ſo ſpitzen Lippen,
Wie die Tauben Waſſer nippen;
Allzu zierlich biſt Du doch.

Für Sie.

„In Deinem Liede walten
Gar manche schöne Namen!"
Sind mancherlei Gestalten,
Doch nur ein Rahmen.

„Nun aber die Schöne,
Die Dich am Herzen hegte?"
Jede kennt die Töne,
Die sie erregte.

Genug.

Immer niedlich, immer heiter,
Immer lieblich und so weiter,
Stets natürlich, aber klug!
Nun das, dächt' ich, wär' genug.

Den Absolutisten.

„Wir streben nach dem Absoluten
Als nach dem allerhöchsten Guten."
Ich stell' es einem Jeden frei;
Doch merkt' ich mir vor andern Dingen:
Wie unbedingt, uns zu bedingen,
Die absolute Liebe sei.

Feindseliger Blick.*)

„Du kommst doch über so Viele hinaus,
Warum bist Du gleich außerm Haus,
Warum gleich aus dem Häuschen,
Wenn Einer Dir mit Brillen spricht?
Du machst ein ganz verflucht Gesicht
Und bist so still wie Mäuschen."

Das scheint doch wirklich sonnenklar!
Ich geh' mit Zügen frei und bar,
Mit freien, treuen Blicken;
Der hat eine Maske vorgethan,

*) Goethe spricht seine Abneigung gegen Brillen öfters aus; so auch in den „Wahlverwandtschaften" in Ottiliens Tagebuch: „Es käme Niemand mit einer Brille in ein vertrauliches Gemach, wenn er wüßte, daß uns Frauen sogleich die Lust vergeht, ihn anzusehen und uns mit ihm zu unterhalten."

Mit Späherblicken kommt er an.
Darein ſollt' ich mich ſchicken?

Was iſt denn aber beim Geſpräch,
Das Herz und Geiſt erfüllet,
Als daß ein ächtes Wortgepräg
Von Aug' zu Auge quillet?
Kommt Jener nun mit Gläſern dort,
So bin ich ſtille, ſtille;
Ich rede kein vernünftig Wort
Mit Einem durch die Brille.

Vielrath.*)

Spricht man mit Jedermann,
Da hört man Keinen;
Stets wird ein andrer Mann
Auch anders meinen.
Was wäre Rath ſodann
Vor unſern Ohren?
Kennſt Du nicht Mann für Mann,
Du biſt verloren.

Kein Vergleich.**)

Befrei' uns Gott von s und ung,
Wir können ſie entbehren;
Doch wollen wir durch Muſterung
Nicht uns, noch Andre ſcheren.

Es ſchreibt mir Einer: den Vergleich
Von Deutſchen und Franzoſen,
Und jeder Patriot ſogleich
Wird heftig ſich erboßen.

Kein Chriſtenmenſche hört ihm zu;
Iſt denn der Kerl bei Sinnen?
Vergleichung aber läßt man zu;
Da müſſen wir gewinnen.

*) In der vierten Abtheilung der Xenien ſteht daſſelbe Gedicht mit einigen Abweichungen.

**) Vgl. Düntzer II, 295. Der Scherz iſt wol veranlaßt durch Jean Paul's Sturm gegen das Binde-s in ſeinen im Morgenblatt 1818 erſchienenen „Briefen über die deutſchen Doppelwörter."

Kunſt und Alterthum.*)

„Was iſt denn Kunſt und Alterthum,
Was Alterthum und Kunſt?“
Genug, das eine hat den Ruhm,
Das andre hat die Gunſt.

Panacea.**)

„Sprich, wie Du Dich immer und immer erneuſt?“
Kannſt's auch, wenn Du immer am Großen Dich freuſt.
Das Große bleibt friſch, erwärmend, belebend;
Im Kleinlichen fröſtelt der Kleinliche bebend.

Homer wieder Homer.***)

Scharfſinnig habt Ihr, wie Ihr ſeid,
Von aller Verehrung uns befreit,
Und wir bekannten überfrei,
Daß Ilias nur ein Flickwerk ſei.

Mög' unſer Abfall Niemand kränken!
Denn Jugend weiß uns zu entzünden,
Daß wir ihn lieber als Ganzes denken,
Als Ganzes freudig ihn empfinden.

Wandersegen.†)

Die Wanderjahre ſind nun angetreten,
Und jeder Schritt des Wanderers iſt bedenklich.
Zwar pflegt er nicht zu ſingen und zu beten;
Doch wendet er, ſobald der Pfad verfänglich,
Den ernſten Blick, wo Nebel ihn umtrüben,
Ins eigne Herz und in das Herz der Lieben.

---

*) In der gleichnamigen Zeitſchrift IV, 2, 1823, vor dem Titelblatt.

**) Vgl. ebendaſelbſt hinter dem Titelblatt. Das Wort ſelbſt, *πανάκεια*, bedeutet „Heilmittel für Alles.“

***) Vgl. die Anmerkung II. Bd. S. 55 und die „Tages- und Jahreshefte“ unter dem Jahre 1821, wo Goethe die Einwirkung von C. A. Schubart's „Ideen über Homer“ und die Aenderung ſeiner früheren Anſicht darlegt.

†) Mit „Wilhelm Meiſter's Wanderjahren“, deren erſter Theil 1821 erſchien, gedruckt und in den Ausgaben ſeit 1840 unter die „Vermiſchten Gedichte“ geſetzt.

Gleichgewinn.*)

Geht Einer mit dem Andern hin
Und auch wol vor dem Andern;
Drum laſſ't uns treu und brav und kühn
Die Lebenspfade wandern!
Es fällt ein jüngerer Soldat
Wol in den erſten Schlachten;
Der Andre muß ins Alter ſpat
Im Bivouak übernachten.
Doch weiß er eifrig ſeinen Ruhm
Und ſeines Herrn zu mehren,
So bleibt ſein letztes Eigenthum
Gewiß das Bett der Ehren.

Lebensgenuß.**)

„Wie man nur ſo leben mag?
Du machſt Dir gar keinen guten Tag!"
Ein guter Abend kommt heran,
Wenn ich den ganzen Tag gethan.

Wenn man mich da- und dorthin zerrt,
Und wo ich nichts vermag,
Bin von mir ſelbſt nur abgeſperrt,
Da hab' ich keinen Tag.

Thut ſich nun auf, was man bedarf
Und was ich wohl vermag,
Da greif' ich ein, es geht ſo ſcharf,
Da hab' ich meinen Tag.

Ich ſcheine mir an keinem Ort,
Auch Zeit iſt keine Zeit,
Ein geiſtreich-aufgeſchloſſnes Wort
Wirkt auf die Ewigkeit.

*) In „Kunſt und Alterthum" III, 2, 198, 1827.
**) 1821. Einleitende Verſe zu dem erſten Theil von Wilhelm Meiſters Wanderjahren.

Heut und ewig.*)

Unmöglich ist's, den Tag dem Tag zu zeigen,
Der nur Verworrnes im Verworrnen spiegelt,
Und Jeder selbst sich fühlt als recht und eigen,
Statt sich zu zügeln, nur am Andern zügelt;
Da ist's den Lippen besser, daß sie schweigen,
Indeß der Geist sich fort und fort beflügelt.
Aus Gestern wird nicht Heute; doch Aeonen,
Sie werden wechselnd sinken, werden thronen.

Schlußpoetik.**)

Sage, Muse, sag dem Dichter,
Wie er denn es machen soll!
Denn der wunderlichsten Richter
Ist die liebe Welt so voll.

Immer hab' ich doch den rechten,
Klaren Weg im Lied gezeigt;
Immer war es doch den schlechten,
Düstern Pfaden abgeneigt.

Aber was die Herren wollten,
Ward mir niemals ganz bekannt;
Wenn sie wußten, was sie sollten,
Wär' es auch wol bald genannt.

Willst Du Dir ein Maß bereiten,
Schaue, was den Edlen mißt,
Was ihn auch entstellt zu Zeiten,
Wenn der Leichtsinn sich vergißt!

Solch ein Inhalt Deiner Sänge,
Der erbauet, der gefällt,
Und im wüstesten Gedränge
Dankt's die stille, bessre Welt.

---

*) In „Kunst und Alterthum" II, 3, 190, 1820, aber vermuthlich eine Strophe, die ursprünglich für die „Geheimnisse" (B. 1, S. 134) bestimmt gewesen ist. Siehe auch Bd. 1, S. 199: „Für ewig."

**) Abweisung ungerechter Kritik.

Frage nicht nach andrem Titel!
Meinem Willen bleibt ſein Recht.
Und die Schurken laſſ' dem Büttel
Und die Narren dem Geſchlecht!"

Der Kölner Mummenſchanz.

Faſtnacht 1825.

Da das Alter, wie wir wiſſen,
Nicht für Thorheit beſſen kann,
Wär' es ein geſundner Biſſen
Einem heitern alten Mann,

Daß am Rhein, dem viel beſchwommnen,
Mummenſchaar ſich zum Gefecht
Rüſtet gegen angekommnen
Feind zu ſichern altes Recht.

Auch dem Weiſen fügt behäglich
Sich die Thorheit wol zur Hand;
Und ſo iſt es gar verträglich,
Wenn er ſich mit Euch verband.

Selbſt Erasmus*) ging den Spuren
Der Moria ſcherzend nach;
Ulrich Hutten mit Obſkuren
Derbe Lanzenſtiele brach.

Löblich wird ein tolles Streben,
Wenn es kurz iſt und mit Sinn;
Heiterkeit zum Erdeleben
Sei dem flücht'gen Rauſch Gewinn!

Häufet nur an dieſem Tage
Kluger Thorheit Volligewicht,
Daß mit uns die Nachwelt ſage:
Jahre ſind der Lieb' und Pflicht.

*) 1467—1536, berühmter Humaniſt und Verfaſſer des „Lobs der Narrheit" (Encomion Moriae).

Der Narr epilogirt.*)

Manch gutes Werk hab' ich verricht,
Ihr nehmt das Lob, das kränkt mich nicht:
Ich denke, daß sich in der Welt
Alles bald wieder ins Gleiche stellt.
Lobt man mich, weil ich was Dummes gemacht,
Dann mir das Herz im Leibe lacht;
Schilt man mich, weil ich was Gutes gethan,
So nehm' ich's ganz gemächlich an.
Schlägt mich ein Mächtiger, daß es schmerzt,
So thu' ich, als hätt' er nur gescherzt;
Doch ist es Einer von Meinesgleichen,
Den weiß ich wacker durchzustreichen.
Hebt mich das Glück, so bin ich froh
Und sing' in dulci jubilo;
Senkt sich das Rad und quetscht mich nieder,
So denk' ich: Nun, es hebt sich wieder!
Grille nicht bei Sommersonnenschein,
Daß es wieder werde Winter sein;
Und kommen die weißen Flockenschaaren,
Da lieb' ich mir das Schlittenfahren.
Ich mag mich stellen, wie ich will,
Die Sonne hält mir doch nicht still,
Und immer geht's den alten Gang
Das liebe lange Leben lang;
Der Knecht so wie der Herr vom Haus
Ziehen sich täglich an und aus,
Sie mögen sich hoch oder niedrig messen,
Müssen wachen, schlafen, trinken und essen.
Drum trag' ich über nichts ein Leid;
Macht's wie der Narr, so seid Ihr gescheit!

*) 1804 geschrieben und nach Düntzer (II, 307) ursprünglich zum Epilog des 3. Aktes der Bühnenbearbeitung des Götz bestimmt.

XVIII.

Parabolisch.

Was im Leben uns verdrießt,
Man im Bilde gern genießt.

„Die Freuden.“*)

Es flattert um die Quelle
Die wechselnde Libelle;
Mich freut sie lange schon;
Bald dunkel und bald helle,
Wie der Chamäleon,
Bald roth, bald blau,
Bald blau, bald grün;
O, daß ich in der Nähe
Doch ihre Farben sähe!

Sie schwirrt und schwebet, rastet nie.
Doch still! — sie setzt sich an die Weiden.
Da hab' ich sie! Da hab' ich sie!
Und nun betracht' ich sie genau
Und seh' ein traurig-dunkles Blau —

So geht es Dir, Zergliedrer Deiner Freuden!

„Autoren.“**)

Ueber die Wiese, den Bach herab,
Durch seinen Garten,
Bricht er die jüngsten Blumen ab;
Ihm schlägt das Herz vor Erwarten.
Sein Mädchen kommt — O Gewinnst! O Glück!
Jüngling, tauschest Deine Blüthen um einen Blick!

---

*) 1769 im Leipziger Liederbuch (vgl. B. 1, S. 39), 1776 im Almanach der Deutschen Musen (Leipzig, Weygand). Die Ausgaben von 1789, 1806 und 1867 haben die Ueberschrift wie oben, alle übrigen dem Wortlaute des letzten Verses widersprechend „Die Freude.“

**) Im Wandsbecker Boten vom 9. März 1774 (Nr. 37) und ebenso im Göttinger Musenalmanach von 1775 mit der Ueberschrift „Ein Gleichniß“ und H. D. unterschrieben. Den älteren, nicht unbedeutend abweichenden Text hat erst in die Ausgabe von 1815 aufgenommenen Gedichtes theilt auch O. Jahn in der Kieler Monatsschrift April 1854, S. 253 mit. Wir stimmen mit Düntzer (II, 345) darin überein, daß Goethe hier nur die sorglose Weise charakterisiren will, wie er mit seinen eigenen Gedichten umging, aber keinen Angriff gegen Klopstock und Basedow beabsichtigt.

Der Nachbar Gärtner sieht herein
Ueber die Hecke: „So ein Thor möcht' ich sein!
Hab' Freude, meine Blumen zu nähren,
Die Vögel von meinen Früchten zu wehren;
Aber sind sie reif: Geld! guter Freund!
Soll ich meine Mühe verlieren?"

Das sind Autoren, wie es scheint.
Der eine streut seine Freuden herum
Seinen Freunden, dem Publikum,
Der andre läßt sich pränumeriren.

Rezensent.*)

Da hatt' ich einen Kerl zu Gast,
Er war mir eben nicht zur Last;
Ich hatt' just mein gewöhnlich Essen,
Hat sich der Kerl pumpsatt gefressen,
Zum Nachtisch, was ich gespeichert hatt'.
Und kaum ist mir der Kerl so satt,
Thut ihn der Teufel zum Nachbar führen,
Ueber mein Essen zu räsonniren:
„Die Supp' hätt' können gewürzter sein,
Der Braten brauner, firner der Wein."
Der Tausendsakerment!
Schlagt ihn todt, den Hund! Es ist ein Rezensent.

Dilettant und Kritiker.**)

Es hatt' ein Knab' eine Taube zart,
Gar schön von Farben und bunt,

*) Gleichfalls im Göttinger Musenalmanach 1775 und daselbst mit der Ueberschrift „Der unverschämte Gast", in den Ausgaben seit 1815. — Die Angriffe Goethe's gegen Rezensenten und ihre Thätigkeit sind schwerlich sehr ernst zu nehmen, da er selbst 1773 und 1773 für die Frankfurter gelehrten Anzeigen in diesem Sinne gewirkt hat und in Beziehung auf tadelnde Kritik damals nicht sehr empfindlich war. Auch wird der Spott des Gedichtes viel natürlicher und harmloser, wenn der Gedanke an den Rezensenten nicht sogleich durch die Ueberschrift erweckt wird, sondern wie erst durch den Schluß, so etwas kann nur ein Rezensent thun, auf ihn gedeutet werden.

**) Im Wandsbecker Boten vom 29. Oktober 1772 (Nr. 173) mit der Ueberschrift „Ein Gleichniß", in den Ausgaben seit 1815. — Man hat behauptet, daß die Veranlassung zu diesem Gedichte in einer ungünstigen und an sich mangelhaften Rezension des Götz zu suchen sei, nämlich in der Schrift von Chr. H. Schmid „Ueber Götz von Berlichingen. Eine dramaturgische Ab-

Gar herzlich lieb nach Knaben-Art,
Gehzet aus seinem Mund,
Und hatte so Freud' am Täubchen sein,
Daß er nicht konnte sich freuen allein.

Da lebte nicht weit ein Alt-Fuchs herum,
Erfahren und lehrreich und schwätzig darum:
Der hatte den Knaben manch Stündlein ergetzt,
Mit Wundern und Lügen verprahlt und verschwätzt.

„Muß meinem Fuchs doch mein Täubelein zeigen!"
Er lief und fand ihn strecken in Sträuchen.
„Sieh, Fuchs, mein lieb Täublein, mein Täubchen so schön!
Hast Du Dein Tag so ein Täubchen gesehn?"

Zeig her! — Der Knabe reicht's. — Geht wol an;
Aber es fehlt noch Manches dran.
Die Federn, zum Exempel, sind zu kurz gerathen. —
Da fing er an, rupft' sich den Braten.

Der Knabe schrie. — Du mußt stärkre einsetzen!
Sonst ziert's nicht, schwinget nicht. —
Da war's nackt — Mißgeburt — und in Fetzen!
Dem Knaben das Herze bricht.

Wer sich erkennt im Knaben gut,
Der sei vor Füchsen auf seiner Hut!

Legende vom Hufeisen.*)

Als noch, verkannt und sehr gering,
Unser Herr auf der Erde ging
Und viele Jünger sich zu ihm fanden,
Die sehr selten sein Wort verstanden,
Liebt' er sich gar über die Maßen
Seinen Hof zu halten auf der Straßen,

handlung. Leipzig 1774." Dies ist der Zeit nach nicht gut möglich; aber auch abgesehen davon möchten wir aus dem Ganzen nur einen einfachen Gedanken herauslesen. Wie oben in „den Freuden" dargestellt wurde, daß man sich seine eigenen Freuden nicht verderben solle, so heißt es hier, man solle es auch mit denen Anderer nicht thun.

*) In Schiller's Musenalmanach für 1798, überschrieben „Ein Gleichniß", in den Ausgaben seit 1806. Eine Quelle, die Goethe benutzt hätte, ist nicht bekannt.

Weil unter des Himmels Angesicht
Man immer besser und freier spricht.
Er ließ sie da die höchsten Lehren
Aus seinem heiligen Munde hören;
Besonders durch Gleichniß und Exempel
Macht' er einen jeden Markt zum Tempel.

So schlendert' er in Geistes Ruh
Mit ihnen einst einem Städtchen zu,
Sah etwas blinken auf der Straß,
Das ein gebrochen Hufeisen was.
Er sagte zu Sankt Peter drauf:
Heb' doch einmal das Eisen auf!
Sankt Peter war nicht aufgeräumt,
Er hatte soeben im Geben geträumt
So was vom Regiment der Welt,
Was einem Jeden wohlgefällt:
Denn im Kopf hat das keine Schranken;
Das waren so seine liebsten Gedanken.
Nun war der Fund ihm viel zu klein,
Hätte müssen Kron' und Zepter sein;
Aber wie sollt' er seinen Rücken
Nach einem halben Hufeisen bücken?
Er also sich zur Seite kehrt
Und thut, als hätt' er's nicht gehört.

Der Herr, nach seiner Langmuth, drauf
Hebt selber das Hufeisen auf
Und thut auch weiter nicht dergleichen.
Als sie nun bald die Stadt erreichen,
Geht er vor eines Schmiedes Thür,
Nimmt von dem Mann drei Pfennig dafür.
Und als sie über den Markt nun gehen,
Sieht er daselbst schöne Kirschen stehen,
Kauft ihrer so wenig oder so viel,
Als man für einen Dreier geben will,
Die er sodann nach seiner Art
Nudig im Aermel aufbewahrt.

Nun ging's um andern Thor hinaus,
Durch Wies' und Felder ohne Haus,
Auch war der Weg von Bäumen bloß;
Die Sonne schien, die Hitz' war groß,

So daß man viel an solcher Stätt'
Für einen Trunk Waßer gegeben hätt'.
Der Herr gebt immer voraus vor Allen,
Läßt unversehens eine Kirsche fallen.
Sankt Peter war gleich dahinter her,
Als wenn es ein goldner Apfel wär';
Das Beerlein schmeckte seinem Gaum.
Der Herr nach einem kleinen Raum
Ein ander Kirschlein zur Erde schickt,
Wornach Sankt Peter schnell sich bückt.
So läßt der Herr ihn seinen Rucken
Gar vielmal nach den Kirschen bücken.
Das dauert eine ganze Zeit;
Dann sprach der Herr mit Heiterkeit:
Thätst Du zur rechten Zeit Dich regen,
Hättst Du's bequemer haben mögen.
Wer geringe Ding' wenig acht't,
Sich um geringere Mühe macht.

Ein Meister einer ländlichen Schule.*)

I.

Ein Meister einer ländlichen Schule
Erbud sich einst von seinem Stuhle
Und hatte fest sich vorgenommen,
In bessere Gesellschaft zu kommen;
Deswegen er im nahen Bad
In den sogenannten Salon eintrat.
Verblüfft war er gleich an der Thür,
Als wenn's ihm zu vornehm widerfür';
Macht' daher dem ersten Fremden rechts
Einen tiefen Bückling, es war nichts Schlechts;
Aber hinten hätt' er nicht vorgesehn,
Daß da auch wieder Leute stehn,
Gab Einem zur Linken in den Schooß
Mit seinem Hintern einen derben Stoß.

*) Zuerst im achten Bande der 1806 beginnenden Ausgabe mit folgender Ankündigung: „Parabeln. Werden fortgesetzt bis zum Dutzend, wodurch man den hier angedeuteten Charakter völlig zu umzeichnen hofft und zugleich unserer Zeit, welche das Charakteristische in der Kunst so sehr zu schätzen weiß, einigen Dienst zu leisten glaubt." Indessen ist diese Fortsetzung nicht erfolgt: denn die 1815 und 1827 als parabolisch bezeichneten Gedichte können nicht als eine solche Fortsetzung gelten.

Daß bitt' er schnell gern abgebüßt;
Doch wie er eilig den wieder begrüßt,
So stößt er rechts einen Andern an;
Er hat wieder Jemand was Leids gethan.
Und wie er's diesem wieder abbittet,
Er's wieder mit einem Andern verschüttet,
Und komplimentirt sich zu seiner Qual,
Von hinten und vorn so durch den Saal,
Bis ihm endlich ein derber Geist
Ungeduldig die Thüre weist.

Möge doch Mancher in seinen Sünden
Hievon die Nutzanwendung finden!

II.

Da er nun seine Straße ging,
Dacht' er: Ich machte mich zu gering,
Will mich aber nicht weiter schmiegen;
Denn wer sich grün macht, den fressen die Ziegen
So ging er gleich frisch querfeldein,
Und zwar nicht über Stock und Stein,
Sondern über Aecker und gute Wiesen,
Zertrat das Alles mit lasichen Füßen.

Ein Besitzer begegnet ihm so
Und tragt nicht weiter wie noch wo,
Sondern schlägt ihn tüchtig hinter die Ohren.

Bin ich doch gleich wie neu geboren!
Ruft unser Wandrer hoch entzückt.
Wer bist Du, Mann, der mich beglückt?
Möchte mich Gott doch immer segnen,
Daß mir so fröhliche Gesellen begegnen!

Erklärung einer antiken Gemme.*)

Es steht ein junger Feigenstock
In einem schönen Garten;
Daneben sitzt ein Ziegenbock,
Als wollt' er seiner warten.

Allein, Quiriten, wie man irrt!
Der Baum ist schlecht gehütet;

*) Seit 1815 in den Ausgaben, ebenso die acht folgenden Gedichte. –

Und ihm zur andern Seite schwirrt
Ein Käfer ausgebrütet.

Es fliegt der Held mit Panzerbrust
Und naschet in den Zweigen,
Und auch der Bock hat große Lust,
Gemächlich aufzusteigen.

Drum seht Ihr, Freunde, schon beinah
Das Bäumchen nackt von Blättern;
Es stehet ganz erbärmlich da
Und flehet zu den Göttern.

Drum hört die guten Lehren an,
Ihr Kinder, zart von Jahren:
Vor Ziegenbock und Käferzahn
Soll man ein Bäumchen wahren!

Katzenpastete.*)

Bewährt den Forscher der Natur
Ein frei und ruhig Schauen,
So folge Meßkunst seiner Spur
Mit Vorsicht und Vertrauen!

Zwar mag in einem Menschenkind
Sich Beides auch vereinen;
Doch daß es zwei Gewerbe sind,
Das läßt sich nicht verneinen.

Es war einmal ein braver Koch,
Geschickt im Appretiren;
Dem fiel es ein, er wollte doch
Als Jäger sich geriren.

Er zog bewehrt zum grünen Wald,
Wo manches Wildpret hauste,
Und einen Kater schoß er bald,
Der junge Vögel schmauste.

Sah ihn für einen Hasen an
Und ließ sich nicht bedeuten,

*) Aus dem Jahre 1810. — Gegen Newton, der zugleich Mathematiker und Physiker war.

Pastetete viel Würze dran
Und setzt' ihn vor den Leuten.

Doch manche Gäste das verdroß,
Gewisse feine Nasen:
Die Katze, die der Jäger schoß,
Macht nie der Koch zum Hasen.

Séance.

Hier ist's, wo unter eignem Namen
Die Buchstaben sonst zusammenkamen.
Mit Scharlachkleidern angethan,
Saßen die Selbstlauter oben an:
A, E, I, O und U dabei
Machten gar ein seltsam Geschrei.
Die Mitlauter kamen mit steifen Schritten,
Mußten erst um Erlaubniß bitten:
Präsident A war ihnen geneigt;
Da wurd' ihnen denn der Platz gezeigt;
Andre aber, die mußten stehn,
Als Pe-Ha und Te-Ha und solches Geten.
Da gab's ein Gerede, man weiß nicht wie;
Das nennt man eine Akademie.

Legende.

In der Wüsten ein heiliger Mann
Zu seinem Erstaunen thät treffen an
Einen ziegenfüßigen Faun; der sprach:
„Herr, betet für mich und meine Gefährt',
Daß ich zum Himmel gelassen werd',
Zur Seligen Freud'; uns dürstet darnach."
Der heilige Mann dagegen sprach:
„Es steht mit Deiner Bitte gar gefährlich,
Und gewährt wird sie Dir schwerlich.
Du kommst nicht zum englischen Gruß,
Denn Du hast einen Ziegenfuß."
Da sprach hierauf der wilde Mann:
„Was hat Euch mein Ziegenfuß gethan?
Sah ich doch Manche stracks und schön
Mit Geißköpfen gen Himmel gehn."

Neologen.

Ich begegnet' einem jungen Mann,
Ich fragt' ihn um sein Gewerbe.
Er sagt': Ich lerne, wie ich kann,
Daß ich mir, eh ich sterbe,
Ein Bauergütchen erwerbe.
Ich sagte: Das ist sehr wohl gedacht;
Und wünschte, er hätt' es so weit gebracht.
Da hört' ich, er habe vom lieben Papa
Und ebenso von der Frau Mama
Die allerschönsten Rittergüter.

Das nenn' ich doch originale Gemüther.

Krittler.

Ein unverschämter Naseweis,
Der, was er durch Stahlarbeiterfleiß
Auf dem Laden künstlich liegen sah,
Dacht', es wär' für ihn alleine da.
So tatscht' er dem geduldigen Mann
Die blanken Waaren sämmtlich an
Und schüpte sie nach Dünkelsrecht,
Das Schlechte hoch, das Gute schlecht,
Getrost, zufriednen Angesichts;
Dann ging er weg und kaufte nichts.

Den Kramer das zuletzt verdroß,
Und macht ein Stählern künstlich Schloß
Zur rechten Stunde glühend heiß.
Da ruft gleich unser Naseweis:
„Wer wird so schlechte Waare kaufen!
Der Stahl ist schändlich angelaufen."
Und tappt auch gleich recht läppisch drein
Und fängt erbärmlich an zu schrein.
Der Kramer fragt: Was ist denn das?
Der Quidam schreit: „Ein frost'ger Spaß!"

Kläffer.

Wir reiten in die Kreuz' und Quer'
Nach Freuden und Geschäften;
Doch immer läfft es hinterher
Und bellt aus allen Kräften.
So will der Spitz aus unserm Stall
Uns immerfort begleiten,
Und seines Bellens lauter Schall
Beweist nur, daß wir reiten.

Celebrität.

Auf groſsen und auf kleinen Brücken
Stehn vielgestaltete Nepomucken,
Von Erz, von Holz, gemalt, von Stein,
Kolossisch hoch und zwergisch klein.
Jeder hat seine Andacht davor,
Weil Nepomuck auf der Brücken das Leben verlor.

Ist Einer nun mit Kopf und Ohren
Einmal zum Heiligen auserkoren,
Oder hat er unter Henkershänden
Erbärmlich müssen das Leben enden,
So ist er zur Qualität gelangt,
Daß er gar weit im Bilde prangt.
Kupferstich, Holzschnitt thun sich eilen,
Ihn allen Welten mitzutheilen;
Und jede Gestalt wird wohl empfangen,
Thut sie mit seinem Namen prangen;
Wie es denn auch dem Herren Christ
Nicht ein Haar besser geworden ist.
Merkwürdig für die Menschenkinder,
Bald Heiliger, bald armer Sünder,
Sehn wir Herrn Werther auch allda*)
Prangen in Holzschnitts-Gloria.
Das zeugt erst recht von seinem Werthe,
Daß mit erbärmlicher Geberde
Er wird auf jedem Jahrmarkt prangen,
Wird in Wirthsstuben aufgehangen.

*) Ueber die Holzschnitte zu Werther vgl. Appell's „Werther und seine Zeit" p. 49 u. ff.

Jeder kann mit dem Stocke zeigen:
„Gleich wird die Kugel das Hirn erreichen!“
Und Jeder spricht bei Bier und Brod:
„Gott sei's gedankt — nicht wir sind todt!“

Pfaffenspiel.*)

In einer Stadt, wo Parität
Noch in der alten Ordnung steht,
Da, wo sich nämlich Katholiken
Und Protestanten in einander schicken,
Und, wie's von Vätern war erprobt,
Jeder Gott auf seine Weise lobt,
Da lebten wir Kinder Lutheraner
Von etwas Predigt und Gesang,
Waren aber dem Kling und Klang
Der Katholiken nur ungethaner;
Denn Alles war doch gar zu schön,
Bunter und lustiger anzusehn.

Dieweil nun Affe, Mensch und Kind
Zur Nachahmung geboren sind,
Erfanden wir, die Zeit zu kürzen,
Ein auserlesnes Pfaffenspiel:
Zum Chorrock, der uns wohlgefiel,
Gaben die Schwestern ihre Schürzen;
Handtücher, mit Wirkwerk schön verziert,
Wurden zur Stola travestirt;
Die Mütze mußte den Bischof zieren,
Von Goldpapier mit vielen Thieren.

So zogen wir nun im Ornat
Durch Haus und Garten früh und spat
Und wiederholten ohne Schonen
Die sämmtlichen heiligen Funktionen;
Doch fehlte noch das beste Stück.
Wir wußten wohl, ein prächtig Läuten
Habe hier am Meisten zu bedeuten;
Und nun begünstigt uns das Glück:
Denn auf dem Boden hing ein Strick.

*) Ursprünglich nur „Parabel“ bezeichnet. Auch die Ueberschriften fast sämmtlicher noch unter dieser Rubrik folgenden Gedichte stammen nicht von Goethe her, sondern sind erst in der Ausgabe von 1840 hinzugesetzt.

Wir sind entzückt, und wie wir diesen
Zum Glockenstrang sogleich erkiesen,
Ruht er nicht einen Augenblick;
Denn wechselnd eilten wir Geschwister,
Einer ward um den Andern Küster,
Ein Jedes drängte sich hinzu.
Das ging nun allerliebst von Statten,
Und weil wir keine Glocken hatten,
So sangen wir Bum Baum dazu.

Vergessen wie die ältste Sage
War der unschuld'ge Kinderscherz;
Doch grade diese letzten Tage
Fiel er mit einmal mir aufs Herz:
Da sind sie ja nach allen Stücken,
Die neupoetischen Katholiken!

Gedichte.*)

Gedichte sind gemalte Fensterscheiben!
Sieht man vom Markt in die Kirche hinein,
Da ist Alles dunkel und düster;
Und so sieht's auch der Herr Philister;
Der mag denn wol verdrießlich sein
Und lebenslang verdrießlich bleiben.

Kommt aber nur einmal herein!
Begrüßt die heilige Kapelle!
Da ist's auf einmal farbig helle,
Geschickt und Zierrath glänzt in Schnelle,
Bedeutend wirkt ein edler Schein;
Dies wird Euch Kindern Gottes taugen,
Erbaut Euch und ergetzt die Augen!

Die Poesie**)

Gott sandte seinen roben Kindern
Geist und Ternunz, Wissenschaft und Kunst,
Bedachte die mit aller Himmelsgunst,
Der Erde grasses Loos zu mindern.

*) Alle nach folgenden Gedichte dieser Abtheilung sind zuerst für die Ausgabe letzter Hand gesammelt. Die nicht von Goethe selbst herrührenden Ueberschriften derselben sind durch kleinere Schrift bezeichnet.
**) Vgl. Kunst und Alterthum III, 1, 7. 1821.

Sie kamen nackt vom Himmel an
Und wußten ſich nicht zu benehmen;
Die Poeſie zog ihnen Kleider an,
Und keine hatte ſich zu ſchämen.

Immer Mädchen.

Wenn ich auf dem Markte geh'
Durchs Gedränge
Und das hübſche Mädchen ſeh'
In der Menge:
Geh' ich hier, ſie kommt heran,
Aber drüben;
Niemand ſieht uns Beiden an,
Wie wir lieben.

„Alter, hörſt Du noch nicht auf?
Immer Mädchen!
In dem jungen Lebenslauf
War's ein Käthchen.
Welche jetzt den Tag verſüßt,
Sag's mit Klarheit!"
Seht nur hin, wie ſie mich grüßt!
Es iſt die Wahrheit!

Immer ſchön.

Zu Regenſchauer und Hagelſchlag*)
Geſellt ſich liebeloſer Tag,
Da birgſt Du Deinen Schimmer;
Ich klopf' am Fenſter, poch' am Thor:
Komm, liebſtes Seelchen, komm hervor!
Du biſt ſo ſchön wie immer.

Amor und Pſyche.

Den Muſenſchweſtern fiel es ein,
Auch Pſychen in der Kunſt zu dichten
Methodice zu unterrichten;
Das Seelchen blieb proſaiſch rein.

*) Das Gedicht, obwol in den Ausgaben von 1827 und 1836 ſtehend, iſt in den ſpäteren ohne Grund weggelaſſen.

Nicht sonderlich erklang die Leyer
Selbst in der schönsten Sommernacht;
Doch Amor kommt mit Blick und Feuer:
Der ganze Kursus war vollbracht.

Fliegentod.*)

Sie saugt mit Gier verrätherisches Getränke
Unabgesetzt, vom ersten Zug verführt;
Sie fühlt sich wohl, und längst sind die Gelenke
Der zarten Beinchen schon paralysirt,
Nicht mehr gewandt, die Flügelchen zu putzen,
Nicht mehr geschickt, das Köpfchen aufzustutzen, —
Das Leben so sich im Genuß verliert.
Zum Stehen kaum wird noch das Füßchen taugen;
So schlürft sie fort, und mitten unterm Saugen
Umnebelt ihr der Tod die tausend Augen.

Am Flusse.**)

Wenn Du am breiten Flusse wohnst,
Seicht stockt er manchmal auch vorbei;
Dann, wenn Du Deine Wiesen schonst,
Herüber schlemmt er, es ist ein Brei.

Am klaren Tag hinab die Schiffe,
Der Fischer weislich streicht hinan;
Nun starret Eis am Ufer und Riffe,
Das Knabenvolk ist Herr der Bahn.

Das mußt Du sehn und unterweilen
Doch immer, was Du willst, vollziehn!
Nicht stocken darfst Du, vor nicht eilen;
Die Zeit, sie geht gemessen hin.

Fuchs und Kranich.***)

Zwei Personen, ganz verschieden,
Luden sich bei mir zu Tafel,
Diesmal lebten sie in Frieden,
Fuchs und Kranich, sagt die Fabel.

*) 1810 gedichtet.

**) Vgl. Kunst und Alterthum III, 1, 1821, hinter dem Titelblatt.

***) Am 16. Oktober 1825 gedichtet. Man vergleiche das gleichnamige Gedicht Schiller's im Musenalmanach S. 142, welches gegen F. Nicolai gerichtet ist. — Das Gedicht selbst findet sich in „Kunst und Alterthum" III, 1, 15, 1821, sowie im Morgenblatt vom 22. Juni desselben Jahres.

Beiden macht' ich was zurechte,
Rupfte gleich die jüngſten Tauben;
Weil er von Schakals Geſchlechte,
Legt' ich bei geſchwollne Trauben.

Langgebäuchtes Glasgefäße
Setzt' ich ungeſäumt dagegen,
Wo ſich klar im Elemente
Gold- und Silberfiſchlein regen.

Hättet Ihr den Fuchs geſehen
Auf der flachen Schüſſel hauſen,
Neidiſch müßtet Ihr geſtehen:
Welch ein Appetit zum Schmauſen!

Wenn der Vogel ganz bedächtig
Sich auf einem Fuße wiegte,
Hals und Schnabel, zart und ſchmächtig,
Zierlich nach den Fiſchlein ſchmiegte.

Dankend freuten ſie beim Wandern
Sich der Tauben, ſich der Fiſchchen;
Jeder ſpottete des Andern
Als genährt am Katzentiſchchen.

Willſt nicht Salz und Schmalz verlieren,
Mußt gemäß den Urgeſchichten,
Wenn die Leute willſt gaſtiren,
Dich nach Schnauz' und Schnabel richten.

Fuchs und Jäger.*)

Schwer, in Waldes Buſch und Buchſe
Füchſen auf die Spur gelangen;
Hält's der Jäger mit dem Fuchſe,
Iſt's unmöglich, ihn zu fangen.

Und ſo wäre manches Wunder
Wie A B Ab auszuſprechen,
Ueber welches wir jetzunder
Kopf und Hirn im Kopf zerbrechen.

*) Dieſes, ſo wie die folgenden Gedichte „Die Fröſche", „Die Hochzeit", „Trohende Zeichen", „Die Käufer", „Das Bergdorf" in Kunſt und Alterthum III, 1. 17 u. f. 1821.

Die Frösche.

Ein großer Teich war zugefroren;
Die Fröschlein, in der Tiefe verloren,
Durften nicht ferner quaken noch springen,
Versprachen sich aber im halben Traum:
Fänden sie nur da oben Raum,
Wie Nachtigallen wollten sie singen.
Der Thauwind kam, das Eis zerschmolz;
Nun ruderten sie und landeten stolz
Und saßen am Ufer weit und breit
Und quakten wie vor alter Zeit.

Die Hochzeit.

Im Dorfe war ein groß Gelag,
Man sagt', es sei ein Hochzeittag.
Ich zwängte mich in den Schenken-Saal;
Da drehten die Pärchen allzumal,
Ein jedes Mädchen mit seinem Wicht;
Da gab es manch verliebt Gesicht.
Nun fragt' ich endlich nach der Braut.
Mich Einer starr ins Angesicht schaut:
„Das mögt Ihr von einem Andern hören!
Wir aber tanzen ihr zu Ehren,
Wir tanzen schon drei Tag und Nacht,
Und hat noch Niemand an sie gedacht."
Will Einer im Leben um sich schauen,
Dergleichen wird man ihm viel vertrauen.

Begräbniß.

Ein Mägdlein trug man zur Thür hinaus
Zu Grabe;
Die Bürger schauten zum Fenster heraus,
Sie saßen eben in Saus und Braus
Auf Gut und Habe.
Da dachten sie: Man trägt sie hinaus,
Trägt man uns nächstens auch hinaus,
Und wer denn endlich bleibt im Haus,
Hat Gut und schöne Gaben:
Es muß sie doch Einer haben.

Drohende Zeichen.

Tritt in recht vollem, klarem Schein
Frau Venus am Abendhimmel herein,
Oder daß blutroth ein Komet
Gar ruthengleich durch Sterne steht,
Der Philister springt vor Thüre heraus:
„Der Stern steht über meinem Haus!
O weh! Das ist mir ja verdächtlich!“ —
Da ruft er seinem Nachbar ängstlich:
„Ach, seht, was mir ein Zeichen dräut,
Das gilt fürwahr uns arme Leut'!
Meine Mutter liegt am bösen Keuch,
Mein Kind am Wind und schwerer Seuch',
Meine Frau, fürcht' ich, will auch erkranken,
Sie thät schon seit acht Tag' nicht zanken,
Und andre Dinge nach Bericht!
Ich fürcht', es kommt das jüngste Gericht.“

Der Nachbar spricht: „Ihr habt wol recht,
Es geht uns diesmal Allen schlecht,
Doch laß't uns ein paar Gassen geben,
Da seht Ihr, wie die Sterne stehen! —
Sie deuten hier, sie deuten dort.
Bleibe Jeder weislich an seinem Ort
Und thue das Beste, was er kann,
Und leide wie ein andrer Mann!“

Die Käufer.*)

Zu der Apfel-Verkäuferin
Kamen Kinder gelaufen,
Alle wollten kaufen;
Mit munterm Sinn
Griffen sie aus dem Haufen,
Beschauten mit Verlangen
Nah und näher rothbäckige Wangen —

*) Gedichtet zu Karlsbad am 2. Mai 1820.

Sie hörten den Preis
Und warfen sie wieder hin,
Als wären sie glühend heiß.

Was der für Käufer haben sollte,
Der Waare gratis geben wollte!

Das Bergdorf.

Jetzt war das Beradorf abgebrannt;
Sieh nur, wie schnell sich das ermannt!
Steht Alles wieder in Brett und Schindeln,
Die Kinder liegen in Wieg' und Windeln;
Wie schön ist's, wenn man Gott vertraut!"

Neuer Scheiterhaufen ist aufgebaut,
Daß, wenn es Funken und Wind gefiele,
Gott selbst verlör' in solchem Spiele.

Symbole.

Im Vatikan bedient man sich
Palmsonntags ächter Palmen,
Die Kardinäle benzen sich
Und sinzen alte Psalmen.
Dieselben Psalmen singt man auch,
Oelweizlein in den Händen,
Muß im Gebirg zu diesem Brauch
Stechpalmen gar verwenden;
Zuletzt, man will ein grünes Reis,
So nimmt man Weidenzweige,
Damit der Fromme Lob und Preis
Auch im Germanien zeige.
Und habt Ihr Euch das wohl gemerkt,
Gönnt man Euch das Bequeme,
Wenn Ihr im Glauben Euch bestärkt;
Das sind Mythologeme.

Drei Palinodien.*)

1.

„— Weihrauch iſt nur ein Tribut für Götter
Und für die Sterblichen ein Gift.“

Soll denn Dein Opferrauch
Die Götter kränken?
Du hältſt die Naſe zu —
Was ſoll ich denken?
Den Weihrauch ſchätzet man
Vor allen Dingen;
Wer ihn nicht riechen kann,
Soll ihn nicht bringen.

Mit ſtarrem Angeſicht
Verehrſt Du Puppen;
Und riecht der Prieſter nicht,
So hat Gott den Schnuppen.

2.

Geiſt und Schönheit im Streit.

Herr Geiſt, der allen Reſpekt verdient,
Und deſſen Gunſt wir höchlich ſchätzen,
Vernimmt, man habe ſich erkühnt,
Die Schönheit über ihn zu ſetzen;
Er macht daraus ein großes Weſen.
Da kommt Herr Hauch, uns längſt bekannt
Als würdiger Geiſtsrepräſentant,
Fängt an, doch leider nicht galant,

*) Eine Palinodie iſt eigentlich der Widerruf eines Geſanges durch einen andern, im weiteren Sinne dann ein Widerruf überhaupt: an einen ſolchen hat Goethe hier wol nicht gedacht, ſondern nur an eine Entgegnung und Polemik gegen widerſtrebende Anſichten. Während wir uns nun für das erſte Gedicht einfach mit der aus den Worten hervorgehenden Deutung begnügen müſſen, daß nur das Lob Desjenigen einen Werth hat, der ſelbſt eine gewiſſe Würdigkeit beſitzt, giebt für das zweite und dritte der Katalog der Goethe-Ausſtellung in Berlin (vgl. S. 18) wenigſtens einige Aufklärung über beſondere Beziehungen. Das dritte Gedicht iſt handſchriftlich datirt „Weimar, den 3. November 1813“, und der Handſchrift voran geht eine von Goethe's Hand geſchriebene Fabel von F. Haug (1761—1829), die mit den Worten beginnt „Der Friedbogen rief verwegen“. Demnach iſt vermuthlich unter „Herr Hauch“ in der Palinodie Niemand anderes als „Haug“ zu verſtehen, und ebenſo kann man mit vieler Wahrſcheinlichkeit annehmen, daß dieſe und die dritte aus derſelben Zeit herſtammen.

Dem Luderchen den Text zu lesen.
Das rührt den Leichtsinn nicht einmal;
Sie läuft gleich zu dem Principal:
„Ihr seid ja sonst gewandt und klug,
Ist denn die Welt nicht groß genug!
Ich laff' Euch, wenn Ihr trutzt, im Stich;
Doch seid Ihr weise, so liebt Ihr mich.
Seid versichert, im ganzen Jahr
Giebt's nicht wieder so ein hübsches Paar!"

"Allwi.

Die Schönheit hatte schöne Töchter,
Der Geist erzeugte dumme Söhne;
So war für einige Geschlechter
Der Geist nicht ewig, doch das Schöne.
Der Geist ist immer Autochthone.
So kam er wieder, wirkte, strebte
Und fand zu seinem höchsten Lohne
Die Schönheit, die ihn frisch belebte.

3.

Regen und Regenbogen.

Auf schweres Gewitter und Regenguß
Blickt' ein Philister zum Beichluß
Ins weiterziehende Grause nach
Und so zu Seinesgleichen sprach:
Der Donner hat uns sehr erschreckt,
Der Blitz die Scheunen angesteckt,
Und das war unsrer Sünden Theil!
Dagegen hat zu frischem Heil
Der Regen fruchtbar uns erquickt
Und für den nächsten Herbst beglückt.
Was kommt nun aber der Regenbogen
An grauer Wand herangezogen?
Der mag wol zu entbehren sein,
Der bunte Trug, der leere Schein!

Frau Iris aber dagegen sprach:
Erkühnst Du Dich zu meiner Schmach?
Doch bin ich hier ins All gestellt
Als Zeugniß einer bessern Welt.

Für Augen, die vom Erdenlauf
Getroſt ſich wenden zum Himmel auf
Und in der Dünſte trübem Netz
Erkennen Gott und ſein Geſetz.
Drum wühle Du, ein andres Schwein,
Nur immer den Rüſſel in den Boden hinein
Und gönne dem verklärten Blick
An meiner Herrlichkeit ſein Glück!

Werth des Wortes.*)

Worte ſind der Seele Bild!
Nicht ein Bild, ſie ſind ein Schatten,
Sagen herbe, deuten mild,
Was wir haben, was wir hatten. —
Was wir hatten, wo iſt's hin?
Und was iſt's denn, was wir haben? —
Nun, wir ſprechen: Raſch im Fliehn
Haſchen wir des Lebens Gaben.

Pilgernde Könige.**)

Wenn was irgend iſt geſchehen,
Hört man's noch in ſpaten Tagen;
Immer klingend wird es wehen,
Wenn die Glock' iſt angeſchlagen.
Und ſo laſſ't von dieſem Schalle
Euch erheitern, Viele, Viele!
Denn am Ende ſind wir Alle
Pilgernd Könige zum Ziele.

Valet.

Sonſt war ich Freund von Narren,
Ich rief ſie ins Haus herein;
Brachte Jeder ſeinen Sparren,
Wollten Zimmermeiſter ſein.
Wollten mir das Dach abtragen,
Ein andres ſetzen hinauf;

*) Am 10. Januar 1818 gedichtet. Vgl. Sulpiz Boiſſerée, II, 202. Nach Goethe's Erklärung: Der Worte, flüchtiger wie bleibender, Werth und Wirkung.

**) Eine Strophe, die von Goethe in eine Romanze von O. Schwab, „Die Dreikönigslegende" eingeſchoben wurde; verfaßt wurde dieſelbe am 1. Juni 1821. (Vgl. Sulpiz Boiſſerée, II, 311. O.: im Wanderſtunde zu einem alten Manuſkript der heiligen Dreikönigslegende.

Sie legten das Holz zu Schragen
Und nahmen's wieder auf
Und rannten hin und wieder
Und stießen einander an;
Das fuhr mir in die Glieder,
Daß ich den Frost gewann.
Ich sagt': Hinaus, Ihr Narren! —
Sie ärgerten sich drob;
Nahm Jeder seinen Sparren;
Der Abschied, der war grob.

Daher bin ich bekehret.
Ich sitze nun an der Thür;
Wenn Einer sich zu mir kehret:
Geh, ruf' ich, für und für!
Du bist ein Narr so gräulich! —
Da macht er ein flämisch Gesicht:
„Du, Hausherr! Wie abscheulich!
Was giebst Du für ein Gewicht!
Wir taseln ja durch die Straßen,
Wir jubeln auf dem Markt;
Wird Einer wegen Unmaßen
Gar selten angequarkt.
Du sollst uns gar nichts heißen!"

Nun endet meine Qual!
Denn gehn sie vor die Thüre:
Es ist besser als in den Saal.

XIX.

Kantaten.

Möge dies der Sänger loben!
Ihm zu Ehren war's gewoben

Von den drei Kantaten, die wir, abweichend von den Ausgaben seit 1840, nicht unter die dramatischen Gedichte stellen, ist die erste vermuthlich schon im Sommer 1799, wo nicht früher entstanden: wenigstens schickte Goethe sie am 26. August jenes Jahres an Zelter, der freilich mit einer Komposition derselben nicht zu Stande kommen konnte. Auf das eigenthümliche Genre der dramatischen Ballade oder — wenigstens nach der Art, wie Goethe sie ausgeführt hat — „der Gespräche in Liedern" war Goethe schon zwei Jahre früher verfallen und setzte dasselbe auch noch später gelegentlich fort. Vgl. Gedichte und Anmerkungen B. I, 246. 252. 255. — **Rinaldo** wurde nach Goethe's eigenen Angaben in den „Tages- und Jahresheften" 1811 für den Prinzen Friedrich von Gotha gedichtet und vom Kapellmeister Winter komponirt: „die Kantate," fügt er hinzu, „gewährte, durch des Prinzen anmuthige Tenorstimme vorgetragen, von Chören begleitet, einen schönen Genuß." — Die **Idylle** endlich, die auch unmittelbar nach ihrer Vollendung in besonderem Abdrucke als „Idyllische Kantate zum 30. Januar 1813" herausgegeben wurde, war zur Feier des Geburtstages der Herzogin Luise von Weimar bestimmt.

Die erste Walpurgisnacht.

Ein Druide.

Es lacht der Mai,
Der Wald ist frei
Von Eis und Reifgehänge.
Der Schnee ist fort;
Am grünen Ort
Erschallen Lustgesänge.
Ein reiner Schnee
Liegt auf der Höh;
Doch eilen wir nach oben,
Begehn den alten, heil'gen Brauch,
Allvater dort zu loben!
Die Flamme lodre durch den Rauch!
So wird das Herz erhoben.

Die Druiden.

Die Flamme lodre durch den Rauch!
Begeht den alten, heil'gen Brauch,
Allvater dort zu loben!
Hinauf, hinauf nach oben!

Einer aus dem Volke.

Könnt Ihr so verwegen handeln?
Wollt Ihr denn zum Tode wandeln?
Kennet Ihr nicht die Gesetze
Unsrer harten Ueberwinder?
Rings gestellt sind ihre Netze
Auf die Heiden, auf die Sünder.
Ach, sie schlachten auf dem Walle
Unsre Weiber, unsre Kinder,
Und wir Alle
Nahen uns gewissem Falle.

Chor der Weiber.

Auf des Lagers hohem Walle
Schlachten sie schon unsre Kinder.

Ach, die strengen Ueberwinder!
Und wir Alle
Nahen uns gewissem Falle.

Ein Druide.

Wer Opfer heut
Zu bringen scheut,
Verdient erst seine Bande.
Der Wald ist frei!
Das Holz herbei,
Und schichtet es zum Brande!
Doch bleiben wir
Im Buschrevier
Am Tage noch im Stillen,
Und Männer stellen wir zur Hut
Um Eurer Sorgen willen.
Dann aber lass't mit frischem Muth
Uns unsre Pflicht erfüllen!

Chor der Wächter.

Vertheilt Euch, wackre Männer, hier
Durch dieses ganze Waldrevier
Und wachet hier im Stillen,
Wenn sie die Pflicht erfüllen!

Ein Wächter.

Diese dumpfen Pfaffenschriften,
Lass't uns keck sie überlisten!
Mit dem Teufel, den sie fabeln,
Wollen wir sie selbst erschrecken.
Kommt! Mit Zacken und mit Gabeln
Und mit Gluth und Klapperstöcken
Lärmen wir bei nächt'ger Weile
Durch die engen Felsenstrecken.
Kauz und Eule
Heul' in unser Rundgeheule!

Chor der Wächter.

Kommt mit Zacken und mit Gabeln
Wie der Teufel, den sie fabeln,
Und mit wilden Klapperstöcken,
Durch die leeren Felsenstrecken!
Kauz und Eule,
Heul' in unser Rundgeheule!

Ein Druide.

So weit gebracht,
Daß wir bei Nacht
Allvater heimlich ſingen!
Doch iſt es Tag,
Sobald man mag
Ein reines Herz Dir bringen.
Du kannſt zwar heut
Und manche Zeit
Dem Feinde viel erlauben.
Die Flamme reinigt ſich vom Rauch:
So reinig' unſern Glauben!
Und raubt man uns den alten Brauch,
Dein Licht, wer will es rauben!

Ein chriſtlicher Wächter.

Hilf, ach, hilf mir, Kriegsgeſelle!
Ach, es kommt die ganze Hölle!
Sieh, wie die verherten Leiber
Durch und durch von Flamme glühen!
Menſchen-Wölf' und Drachen-Weiber,
Die im Flug vorüberziehen!
Welch entſetzliches Getöſe!
Laſſ't uns, laſſ't uns Alle fliehen!
Oben flammt und ſauſt der Böſe;
Aus dem Boden
Dampfet rings ein Höllenbroden.

Chor der chriſtlichen Wächter.

Schreckliche, verherte Leiber,
Menſchen-Wölf' und Drachen-Weiber!
Welch entſetzliches Getöſe!
Sieh, da flammt, da zieht der Böſe!
Aus dem Boden
Dampfet rings ein Höllenbroden.

Chor der Druiden.

Die Flamme reinigt ſich vom Rauch:
So reinig' unſern Glauben!
Und raubt man uns den alten Brauch,
Dein Licht, wer kann es rauben!

Rinaldo.

Chor.

Zu dem Strande! Zu der Barke!
Iſt Euch ſchon der Wind nicht günſtig,
Zu den Rudern greifet brünſtig!
Hier bewähre ſich der Starke:
So das Meer durchlaufen wir.

Rinaldo.

O, laſſ't mich einen Augenblick noch hier!
Der Himmel will es nicht, ich ſoll nicht ſcheiden.
Der wüſte Fels, die waldumnachtne Bucht
Befangen mich, ſie hindern meine Flucht.
Ihr wart ſo ſchön, nun ſeid Ihr umgeboren;
Der Erde Reiz, des Himmels Reiz iſt fort.
Was hält mich noch am Schreckensort?
Mein einzig Glück, hier hab' ich es verloren.

Stelle her der goldnen Tage
Paradieſe noch einmal!
Liebes Herz, ja, ſchlage, ſchlage!
Treuer Geiſt, erſchaff' ſie wieder!
Freier Athem, Deine Lieder
Miſchen ſich mit Luſt und Qual.

Bunte, reichgeſchmückte Beete,
Sie umzingelt ein Palaſt;
Alles webt in Duft und Röthe,
Wie Du nie geträumet haſt!

Rings umgeben Galerien
Dieſes Gartens weite Räume;
Roſen an der Erde blühen,
In den Lüften blühn die Bäume!

Waſſerſtrahlen! Waſſerflocken!
Lieblich rauſcht ein Silberſchwall;
Mit der Turteltaube Locken
Lockt zugleich die Nachtigall.

Chor.

Sachte kommt und kommt verbunden
Zu dem edelſten Beruf!
Alle Reize ſind verſchwunden,

Die ſich Zauberei erſchuf.
Ach, nun beilet ſeine Wunden,
Ach, nun tröſtet ſeine Stunden
Gukes Wort und Freundesruf.

Rinaldo.

Mit der Turteltaube Locken
Lockt zugleich die Nachtigall,
Waſſerſtrahlen, Waſſerflocken
Wirbeln ſich nach ihrem Schall.

Aber Alles verkündet:
Nur ſie iſt gemeinet;
Aber Alles verſchwindet,
Sobald ſie erſcheinet
In lieblicher Jugend,
In glänzender Pracht.

Da ſchlingen zu Kränzen
Sich Lilien und Roſen;
Da eilen und koſen
In luſtigen Tänzen
Die lauſchen Lüfte;
Sie führen Gedüfte,
Sich fliehend und ſuchend,
Vom Schlummer erwacht.

Chor.

Nein, nicht länger iſt zu ſäumen,
Wecket ihn aus ſeinen Träumen,
Zeigt den diamantnen Schild!

Rinaldo.

Weh! Was ſeh' ich, welch ein Bild!

Chor.

Ja, es ſoll den Trug entſiegeln.

Rinaldo.

Soll ich alſo mich beſpiegeln,
Mich ſo tief erniedrigt ſehn?

Chor.

Faſſe Dich, ſo iſt's geſchehn!

Rinaldo.

Ja, so sei's! Ich will mich fassen,
Will den lieben Ort verlassen
Und zum zweiten Mal Armiden. —
Nun, so sei's! So sei's geschieden!

Chor.

Wol, es sei! Es sei geschieden!

Theil des Chors.

Zurück nur, zurücke
Durch günstige Meere!
Dem geistigen Blicke
Erscheinen die Fahnen,
Erscheinen die Heere,
Das stäubende Feld.

Chor.

Zur Tugend der Ahnen
Ermannt sich der Held.

Rinaldo.

Zum zweiten Male
Seh' ich erscheinen
Und jammern, weinen
In diesem Thale
Die Frau der Frauen.
Das soll ich schauen
Zum zweiten Male?
Das soll ich hören,
Und soll nicht wehren,
Und soll nicht retten?

Chor.

Unwürd'ge Ketten!

Rinaldo.

Und umgewandelt
Seh' ich die Holde;
Sie blickt und handelt
Gleichwie Dämonen,
Und kein Versöhnen
Ist mehr zu hoffen.
Vom Blitz getroffen
Sehen die Paläste!
Die Götterreste,
Die Luftgeschäfte
Der Geisterkräfte,

Mit allem Lieben,
Ach, ſie zerſtieben!

Chor.

Ja, ſie zerſtieben!

Theil des Chors.

Schon ſind ſie erhöret,
Gebete der Frommen.
Noch ſäumſt Du zu kommen?
Schon fördert die Reiſe
Der günſtigſte Wind.

Chor.

Geſchwinde, geſchwind!

Rinaldo.

Im Tiefſten zerſtöret,
Ich hab' Euch vernommen;
Ihr drängt mich zu kommen.
Unglückliche Reiſe!
Unſeliger Wind!

Chor.

Geſchwinde, geſchwind!

Chor.

Segel ſchwellen,
Grüne Wellen,
Weiße Schäume!
Seht die grünen,
Weiten Räume,
Von Delphinen
Raſch durchſchwommen!

Einer nach dem Andern.

Wie ſie kommen!
Wie ſie ſchweben!
Wie ſie eilen!
Wie ſie ſtreben
Und verweilen,
So beweglich,
So verträglich!

Zu Zweien.

Das erfriſchet
Und verwiſchet
Das Vergangne.
Dir begegnet

Das geſegnet
Angefangne.

Rinaldo.

Das erfriſchet
Und verwiſchet
Das Vergangne.
Mir begegnet
Das geſegnet
Angefangne.

(Wiederholt zu Dreien.)

Alle.

Wunderbar ſind wir gekommen,
Wunderbar zurückgeſchwommen,
Unſer großes Ziel iſt da!
Schalle zu dem heil'gen Strande
Loſung dem gelobten Lande:
Godofred und Solyma!

Idylle.

(Es wird angenommen, ein ländliches Chor habe ſich verſammelt und ſtehe im Begriff, ſeinen Feſtzug anzutreten.)

Chor.

Dem feſtlichen Tage
Begegnet mit Kränzen,
Verſchlungenen Tänzen,
Geſelligen Freuden
Und Reihengeſang!

Damon.

Wie ſehn' ich mich aus dem Gedränge fort!
Wie frommte mir ein wohlverborgner Ort!
In dem Gewühl, in dieſer Menge
Wird mir die Flur, wird mir die Luft zu enge.

Chor.

Nun ordnet die Züge,
Daß Jeder ſich füge,
Und Einer mit Allen,
Zu wandeln, zu wallen
Die Fluren entlang!

(Es wird angenommen, das Chor entferne ſich; der Geſang wird immer leiſer, bis er zuletzt ganz, wie aus der Ferne, verhallt.)

Damon.

Vergebens ruft, vergebens zieht Ihr mich;
Es ſpricht mein Herz; allein es ſpricht mit ſich.

Und ſoll ich beſchauen
Geſegnetes Land,
Den Himmel, den blauen,
Die grünenden Gauen,
So will ich allein
Im Stillen mich freun.

Da will ich verehren
Die Würde der Frauen,
Im Geiſte ſie ſchauen,
Im Geiſte verehren;
Und Echo allein
Vertraute ſoll ſein.

Chor.

(Aus Leiſeſte, wie aus der Ferne, nicht abſatzweiſe in Damon's Geſang die Worte:)

Und Echo — allein —
Vertraute — ſoll ſein. —

Menalkas.

Wie, find' ich Dich, mein Trauter, hier?
Du eileſt nicht zu jenen Feſtgeſellen?
Nun zaudre nicht und komm mit mir,
In Reih und Glied auch uns zu ſtellen!

Damon.

Willkommen, Freund! Doch laſſ' die Feſtlichkeit
Mich hier begehn im Schatten alter Buchen!
Die Liebe ſucht die Einſamkeit,
Auch die Verehrung darf ſie ſuchen.

Menalkas.

Du ſucheſt einen falſchen Ruhm
Und willſt mir heute nicht gefallen.
Die Liebe ſei Dein Eigenthum;
Doch die Verehrung theileſt Du mit Allen!

Wenn ſich Tauſende vereinen
Und des holden Tags Erſcheinen

Mit Gesängen,
Freudeklängen
Herrlich feiern:
Dann erquickt sich Herz und Ohr;

Und wenn Tausende betheuern,
Die Gefühle sich erschließen
Und die Wünsche sich ergießen,
Reißt es kraftvoll Dich empor.

(Es wird angenommen, das Chor setzet nach und nach aus der Ferne zurück.)

Damon.

Lieblich hör' ich schon von Weiten,
Und es reizet mich die Menge;
Ja, sie wallen, ja, sie schreiten
Von dem Hügel in das Thal.

Menalkas.

Laß' uns eilen, fröhlich schreiten
Zu dem Rhythmus der Gesänge!
Ja, sie kommen, sie bereiten
Sich des Waldes grünen Saal.

Chor.
(allmählig wachsend.)

Ja, wir kommen, wir begleiten
Mit dem Wohlklang der Gesänge
Fröhlich im Verlauf der Zeiten
Diesen einzig schönen Tag.

Alle.

Worauf wir zielen,
Was Alle fühlen,
Verschweigt, verschweiget! —
Nur Freude zeiget,
Denn die vermag's;
Ihr wird es glücken,
Und ihr Entzücken
Enthält die Würde,
Enthält den Segen
Des Pfingsttags.

XX.

Gott, Gemüth und Welt.

Wird nur erst der Himmel heiter,
Tausend Jahr' und noch weiter.

Die in dieser sowie die in der folgenden Abtheilung enthaltenen Sprüche sind zuerst für die Ausgabe von 1815 gesammelt, was natürlich nicht ausschließt, daß sie zum Theil einer viel früheren Zeit angehören.

In wenig Stunden
Hat Gott das Rechte gefunden.

Wer Gott vertraut,
Iſt ſchon auferbaut.

Sogar dies Wort hat nicht gelogen:
Wen Gott betriegt, der iſt wohl betrogen.

Das Unſer Vater ein ſchön Gebet,
Es dient und hilft in allen Nöthen:
Wenn Einer auch Vater Unſer ſteht,
In Gottes Namen, laſſ' ihn beten!

Ich wandle auf weiter, bunter Flur
Urſprünglicher Natur;
Ein heller Born, in welchem ich habe,
Iſt Ueberlieferung, iſt Gnade.

Wie? Wann? und Wo? — Die Götter bleiben ſtumm!
Du halte Dich ans Weil, und frage nicht Warum!

Willſt Du ins Unendliche ſchreiten,
Geh nur im Endlichen nach allen Seiten!

Willſt Du Dich am Ganzen erquicken,
So mußt Du das Ganze im Kleinſten erblicken.

Aus tiefem Gemüth, aus der Mutter Schoos
Will Manches dem Tage entgegen;
Doch soll das Kleine je werden groß,
So muß es sich rühren und regen.

Da, wo das Wasser sich entzweit,
Wird zuerst Lebendig's befreit.

Und wird das Wasser sich entfalten,
Sogleich wird sich's lebendig gestalten;
Da wälzen sich Thiere, sie trocknen um Flor,
Und Pflanzen-Gezweige, sie dringen hervor.

Durchsichtig erscheint die Luft, so rein,
Und trägt im Busen Stahl und Stein.
Entzündet werden sie sich begegnen;
Da wird's Metall und Steine regnen.

Denn was das Feuer lebendig erfaßt,
Bleibt nicht mehr Uniform und Erdenlast.
Verflüchtigt wird es und unsichtbar,
Eilt hinauf, wo erst sein Anfang war.

Und so kommt wieder zur Erde herab,
Dem die Erde den Ursprung gab.
Gleicherweise sind wir auch zerstückt,
Einmal gefestet, einmal verflüchtigt.

Und wer durch alle die Elemente,
Feuer, Luft, Wasser und Erde rennte,
Der wird zuletzt sich überzeugen,
Er sei kein Wesen ihresgleichen.

„Was will die Nadel nach Norden gekehrt?"
Sich selbst zu finden, es ist ihr verwehrt.

Die endliche Ruhe wird nur verspürt,
Sobald der Pol den Pol berührt.

Drum danket Gott, Ihr Söhne der Zeit,
Daß er die Pole für ewig entzweit!

Magnetes Geheimniß, erkläre mir das!
Kein größer Geheimniß als Lieb' und Haß.

Wirst Du Deinesgleichen kennen lernen,
So wirst Du Dich gleich wieder entfernen.

Warum tanzen Bübchen mit Mädchen so gern?
Ungleich dem Gleichen bleibet nicht fern.

Dagegen die Bauern in der Schenke
Prügeln sich gleich mit den Beinen der Bänke

Der Amtmann schnell das Uebel stillt,
Weil er nicht für Ihresgleichen gilt.

Soll Dein Kompaß Dich richtig leiten,
Hüte Dich vor Magnetheim', die Dich begleiten!

Verdoppelte sich der Sterne Schein,
Das All wird ewig finster sein.

„Und was sich zwischen beide stellt?"
Dein Auge sowie die Körperwelt.

An der Finsterniß zusammengeschrumpfen,
Wird Dein Auge vom Licht entbunden.

Schwarz und Weiß, eine Todtenschau,
Vermischt ein niederträchtig Grau.

Will Licht einem Körper sich vermählen,
Es wird den ganz durchsichtigen wählen.

Du aber halte Dich mit Liebe
An das Durchscheinende, das Trübe!

Denn steht das Trübste vor der Sonne,
Da siehst die herrlichste Purpurwonne.

Und will das Licht sich dem Trübsten entwinden,
So wird es glühend Roth entzünden.

Und wie das Trübe verdunstet und weicht,
Das Rothe zum hellsten Gelb erbleicht.

Ist endlich der Aether rein und klar,
Ist das Licht weiß, wie es anfangs war.

Steht vor dem Finstern milchig Grau,
Die Sonne bescheint's, da wird es Blau.

Auf Bergen in der reinsten Höhe
Tief Röthlichblau ist Himmelsnähe.

Du staunest über die Königspracht,
Und gleich ist sammetschwarz die Nacht.

Und so bleibt auch in ewigem Frieden
Die Finsterniß vom Licht geschieden.

Daß sie mit einander streiten können,
Das ist eine baare Thorheit zu nennen.

Sie streiten mit der Körperwelt,
Die sie ewig aus einander hält.

XXI.

Sprichwörtlich.

Lebst im Volke; sei gewohnt,
Keiner je des Andern schont!

Sprichwörtlich.*)

Wenn ich den Scherz will ernsthaft nehmen,
So soll mich Niemand drum beschämen;
Und wenn ich den Ernst will scherzhaft treiben,
So werd' ich immer Derselbe bleiben.

Die Lust zu reden kommt zu rechter Stunde,
Und wahrhaft fließt das Wort aus Herz und Munde.

Ich sah mich um an vielen Orten
Nach lustigen, gescheiten Worten;
An bösen Tagen muß' ich mich freuen,
Daß diese die besten Worte verleihen.

Im neuen Jahre Glück und Heil!
Auf Weh und Wunden gute Salbe!
Auf groben Klotz ein grober Keil!
Auf einen Schelmen anderthalbe!

Willst lustig leben,
Geh mit zwei Säcken,
Einen zum Geben,
Einen, um einzustecken!
Da gleichest Du Prinzen,
Plünderst und beglückst Provinzen.

Was in der Zeiten Bildersaal
Jemals ist trefflich gewesen,
Das wird immer Einer einmal
Wieder auffrischen und lesen.

*) Vgl. die Anmerkung S. 314.

Nicht Jeder wandelt nur gemeine Stege;
Du siehst, die Spinnen bauen luft'ge Wege.

Ein Kranz ist gar viel leichter binden,
Als ihm ein würdig Haupt zu finden.

Wie die Pflanzen zu wachsen belieben,
Darin wird jeder Gärtner sich üben;
Wo aber des Menschen Wachsthum ruht,
Dazu Jeder selbst das Beste thut.

Willst Du Dir aber das Beste thun,
So bleib nicht auf Dir selber ruhn,
Sondern folg eines Meisters Sinn!
Mit ihm zu irren ist Dir Gewinn.

Benutze redlich Deine Zeit!
Willst was begreifen, such's nicht weit!

Zwischen heut und morgen
Liegt eine lange Frist;
Lerne schnell besorgen,
Da Du noch munter bist.

Die Tinte macht uns wol gelehrt,
Doch ärgert sie, wo sie nicht hingehört.
Geschrieben Wort ist Perlen gleich,
Ein Tintenklecks ein böser Streich.

Wenn man fürs Künftige was erbaut,
Schief wird's von Vielen angeschaut.
Thust Du was für den Augenblick,
Vor Allem opfre Du dem Glück!

Mit einem Herren steht es gut,
Der, was er befohlen, selber thut.

Thu' nur das Rechte in Deinen Sachen;
Das Andre wird sich von selber machen.

Wenn Jemand sich wohl im Kleinen däucht,
So denke, der hat ein Großes erreicht.

Glaube nur, Du hast viel gethan,
Wenn Dir Geduld gewöhnest an.

Wer sich nicht nach der Decke streckt,
Dem bleiben die Füße unbedeckt.

Der Vogel ist froh in der Luft gemüthet,
Wenn es da unten im Neste brütet.

Wenn ein kluger Mann der Frau befiehlt,
Dann sei es um ein Großes gespielt;
Will die Frau dem Mann befehlen,
So muß sie das Große im Kleinen wählen.

Welche Frau hat einen guten Mann,
Der sieht man's am Gesicht wol an.

Eine Frau macht oft ein bös Gesicht;
Der gute Mann verdient's wol nicht.

Ein braver Mann! Ich kenn' ihn ganz genau:
Erst prügelt er, dann kämmt er seine Frau.

Ein schönes Ja, ein schönes Nein,
Nur geschwind, soll mir willkommen sein.

Januar, Februar, März,
Du bist mein liebes Herz.
Mai, Juni, Juli, August,
Mir ist nichts mehr bewußt.

Neumond und geküßter Mund
Sind gleich wieder hell und frisch und gesund.

Mir gäb' es keine größre Pein,
Wär' ich im Paradies allein.

Es ließe sich Alles trefflich schlichten,
Könnte man die Sachen zweimal verrichten.

Nur heute, heute nur laß' Dich nicht fangen,
So bist Du hundertmal entgangen.

Geht's in der Welt Dir endlich schlecht,
Thu' was Du willst, nur habe nicht Recht!

Zücht'ge den Hund, den Wolf magst Du peitschen!
Graue Haare sollst Du nicht reißen.

Am Flusse kannst Du stemmen und häkeln;
Ueberschwemmung läßt sich nicht mäkeln.

Tausend Fliegen hatt' ich am Abend erschlagen;
Doch weckte mich eine beim frühsten Tagen.

Und wärst Du auch zum fernsten Ort,
Zur kleinsten Hütte durchgedrungen,
Was hilft es Dir? Du findest dort
Tabak und böse Zungen.

Wüßte nicht, was sie Bessers erfinden könnten,
Als wenn die Lichter ohne Putzen brennten.

Lief' das Brod, wie die Hasen laufen,
Es kostete viel Schweiß, es zu kaufen.

Will Vogeljang Dir nicht gerathen,
So magst Du Deinen Schuhu braten.

Das wär' Dir ein schönes Gartengelände,
Wo man den Weinstock mit Würsten bände.

Du mußt Dich niemals mit Schwur vermessen:
Von dieser Speise will ich nicht essen.

Wer aber recht bequem ist und faul,
Flieg' dem eine gebratne Taube ins Maul,
Er würde höflich sich's verbitten,
Wär' sie nicht auch geschickt zerschnitten.

Freigebig ist der mit seinen Schritten,
Der kommt, von der Katze Speck zu erbitten.

Haſt Deine Kaſtanien zu lange gebraten;
Sie ſind Dir alle zu Kohlen gerathen.

Das ſind mir allzu böſe Biſſen,
An denen die Gäſte erwürgen müſſen.

Das iſt eine von den großen Thaten,
Sich in ſeinem eignen Fett zu braten.

Geſotten oder gebraten!
Er iſt ans Feuer gerathen.

Gebraten oder geſotten!
Ihr ſollt nicht meiner ſpotten.
Was Ihr Euch heute geröſtet,
Ihr ſeid doch morgen geröſtet.

Wer Ohren hat, ſoll hören!
Wer Geld hat, ſoll's verzehren!

Der Mutter ſchenk' ich,
Die Tochter denk' ich.

Kleid' eine Säule,
Sie ſieht wie ein Fräule.

Schlaf' ich, ſo ſchlaf' ich mir bequem.
Arbeit' ich, ja, ich weiß nicht wem.

Ganz und gar
Bin ich ein armer Wicht.
Meine Träume ſind nicht wahr,
Und meine Gedanken gerathen nicht.

Mit meinem Willen mag's geſchehn! —
Die Thräne wird mir in dem Auge ſtehn.

Wol unglückſelig iſt der Mann,
Der unterläßt das, was er kann,
Und unterfängt ſich, was er nicht verſteht;
Kein Wunder, daß er zu Grunde geht.

Du trägſt ſehr leicht, wenn Du nichts haſt;
Aber Reichthum iſt eine leichtere Laſt.

Alles in der Welt läßt ſich ertragen,
Nur nicht eine Reihe von ſchönen Tagen.

Was räucherſt Du nun Deinem Todten?
Hätſt Du's ihm ſo im Leben geboten!

Ja, wer Eure Verehrung nicht kennte:
Euch, nicht ihm baut Ihr Monumente.

Willſt Du Dich Deines Werthes freuen,
So mußt der Welt Du Werth verleihen.

Will Einer in die Wüſte pred'gen,
Der mag ſich von ſich ſelbſt erled'gen;
Spricht aber Einer zu ſeinen Brüdern,
Dem werden ſie's oft ſchlecht erwidern.

Laſſ' Neid und Mißgunſt ſich verzehren,
Das Gute werden ſie nicht wehren.
Denn, Gott ſei Dank, es iſt ein alter Brauch:
So weit die Sonne ſcheint, ſo weit erwärmt ſie auch.

Das Interim
Hat den Schalk hinter ihm.
Wie viel' Schälke muß es geben,
Da wir Alle ad Interim leben!

Was fragſt Du viel: Wo will's hinaus?
Wo oder wie kann's enden?
Ich dächte, Freund, Du bliebſt zu Haus
Und ſprächſt mit Deinen Händen.

Viele Köche verſalzen den Brei;
Bewahr' uns Gott vor vielen Dienern!
Wir aber ſind, geſteht es frei,
Ein Lazareth von Medizinern.

Ihr meint, ich hätt' mich gewaltig betrogen;
Hab's aber nicht aus den Fingern geſogen.

Noch ſpukt der Babylon'ſche Thurm;
Sie ſind nicht zu vereinen!
Ein jeder Mann hat ſeinen Wurm,
Kopernikus den ſeinen.

Denn bei den alten lieben Todten
Braucht man Erklärung, will man Noten;
Die Neuen glaubt man blank zu verſtehn;
Doch ohne Dollmetſch wird's auch nicht gehn.

Sie ſagen: Das muthet mich nicht an!
Und meinen, ſie hätten's abgethan.

In meinem Revier
Sind Gelehrte geweſen;
Außer ihrem eignen Brevier
Konnten ſie keines leſen.

Viel Rettungsmittel bieteſt Du! Was heißt's?
Die beſte Rettung: Gegenwart des Geiſts!

Laſſ' nur die Sorge ſein!
Das giebt ſich Alles ſchon,
Und fällt der Himmel ein,
Kommt doch eine Lerche davon.

Dann iſt Einer durchaus verarmt,
Wenn die Scham den Schaden umarmt.

„Du treibſt mir's gar zu toll.
Ich fürcht', es breche!"
Nicht jeden Wochenſchluß
Macht Gott die Zeche.

Du biſt ſehr eilig, meiner Treu!
Du ſuchſt die Thür und läufſt vorbei.

Sie glauben mit einander zu ſtreiten
Und fühlen das Unrecht von beiden Seiten.

Haben's gekauft, es freut ſie daß;
Eh man's denkt, ſo betrübt ſie das.

Willſt Du nichts Unnützes kaufen,
Mußt Du nicht auf den Jahrmarkt laufen.

Langeweile iſt ein böſes Kraut,
Aber auch eine Würze, die viel verdaut.

Wird uns eine rechte Qual zu Theil,
Dann wünſchen wir uns Langeweil'.

Daß ſie die Kinder erziehen könnten,
Müßten die Mütter ſein wie Enten:
Sie ſchwämmen mit ihrer Brut in Ruh;
Da gehört aber freilich Waſſer dazu.

Das junge Volk, es bildet ſich ein,
Sein Tauftag ſollte der Schöpfungstag ſein.
Möchten ſie doch zugleich bedenken,
Was wir ihnen als Eingebinde ſchenken.

„Nein, heut iſt mir das Glück erboſt!" —
Du, ſattle gut und reite getroſt!

Ueber ein Ding wird viel geplaudert,
Viel berathen und lange gezaudert,
Und endlich giebt ein böſes Muß
Der Sache widrig den Beſchluß.

Eine Breſche iſt jeder Tag,
Die viele Menſchen erſtürmen.
Wer auch in die Lücke fallen mag,
Die Todten ſich niemals thürmen.

Wenn Einer ſchiffet und reiſet,
Sammelt er nach und nach immer ein,
Was ſich am Leben mit mancher Pein
Wieder ausſchälet und weiſet.

Der Menſch erfährt, er ſei auch wer er mag,
Ein letztes Glück und einen letzten Tag.

Das Glück Deiner Tage
Wäge nicht mit der Goldwage!

Wirſt Du die Krämerwage nehmen,
So wirſt Du Dich ſchämen und Dich bequemen.

Haſt Du einmal das Rechte gethan,
Und ſieht ein Feind nur Scheeles daran,
So wird er gelegentlich ſpät oder früh
Daſſelbe thun, er weiß nicht wie.

Willſt Du das Gute thun, mein Sohn,
So lebe nur lange, da giebt ſich's ſchon;
Sollteſt Du aber zu früh erſterben,
Wirſt Du von Künftigen Dank erwerben.

Was giebt uns wol den ſchönſten Frieden,
Als frei am eignen Glück zu ſchmieden?

Laſſ't mir die jungen Leute nur
Und ergetzt Euch an ihren Gaben!
Es will doch Großmama Natur
Manchmal einen närriſchen Einfall haben.

Ungebildet waren wir unanzenehm;
Jetzt ſind uns die Neuen ſehr unbequem.

Wo Anmaßung nur wohlgefällt?
An Kindern: denen gehört die Welt.

Ihr zählt mich immer unter die Frohen,
Erſt lebt' ich roh, jetzt unter den Rohen.
Den Fehler, den man ſelbſt geübt,
Man auch wol an dem Andern liebt.

Willſt Du mit mir hauſen,
So laſſ' die Beſtie draußen!

Wollen die Menſchen Beſtien ſein,
So bringt nur Thiere zur Stube herein!
Das Widerwärtige wird ſich mindern,
Wir ſind eben Alle von Adam's Kindern.

Mit Narren leben wird Dir gar nicht ſchwer,
Erhalte nur ein Tollhaus um Dich her!

Sag mir, was ein Hypochondrist
Für ein wunderlicher Kunstfreund ist.
In Bildergalerien geht er spazieren
Vor lauter Gemälden, die ihn vexiren.

Der Hypochonder ist bald kurirt,
Wenn Euch das Leben recht kujonirt.

Du sollst mit dem Tode zufrieden sein;
Warum machst Du Dir das Leben zur Pein?

Kein tolleres Verlieben kann sein,
Giebst Einem ein Fest und lädst ihn nicht ein.

Da siehst Du nun, wie's Einem geht,
Weil sich der Beste von selbst versteht.

Wenn ein Edler gegen Dich fehlt,
So thu', als hättest Du's nicht gezählt;
Er wird es in sein Schuldbuch schreiben
Und Dir nicht lange im Debet bleiben.

Suche nicht vergebne Heilung!
Unsrer Krankheit schwer Geheimniß
Schwankt zwischen Uebereilung
Und zwischen Versäumniß.

Ja, schelte nur und fluche fort,
Es wird sich Bessres nie ergeben;
Denn Trost ist ein absurdes Wort:
Wer nicht verzweifeln kann, der muß nicht leben.

Ich soll nicht auf den Meister schwören,
Und immerfort den Meister hören!
Nein, ich weiß, er kann nicht lügen,
Will mich gern mit ihm betrügen.

Mich freuen die vielen Guten und Tücht'gen,
Obgleich so Viele dazwischen helfen.
Die Deutschen wissen zu berücht'gen,
Aber sie verstehen nicht nachzuhelfen.

„Du kommst nicht ins Ideen-Land!"
So bin ich doch am Ufer bekannt.

Wer die Inseln nicht zu erobern glaubt,
Dem ist Ankerwerfen doch wol erlaubt.

Meine Dichtergluth war sehr gering,
So lang' ich dem Guten entgegenging;
Dagegen brannte sie lichterlob,
Wenn ich vor drohendem Uebel floh.

Zart Gedicht wie Regenbogen
Wird nur auf dunkeln Grund gezogen;
Darum behagt dem Dichtergenie
Das Element der Melancholie.

Kaum hatt' ich mich in die Welt gespielt
Und fing an aufzutauchen,
Als man mich schon so vornehm hielt,
Mich zu mißbrauchen.

Wer dem Publikum dient, ist ein armes Thier;
Er quält sich ab, Niemand bedankt sich dafür.

Gleich zu sein unter Gleichen,
Das läßt sich schwer erreichen:
Du müßtest ohne Verdrießen
Wie der Schlechteste zu sein Dich entschließen.

Man kann nicht immer zusammenstehn,
Am Wenigsten mit großen Haufen.
Seine Freunde, die läßt man gehn,
Die Menge läßt man laufen.

Du magst an Dir das Falsche nähren,
Allein wir lassen uns nicht stören;
Du kannst uns loben, kannst uns schelten,
Wir lassen es nicht für das Rechte gelten.

Man soll sich nicht mit Spöttern befassen:
Wer will sich für 'nen Narren halten lassen!
Darüber muß man sich aber zerreißen,
Daß man Narren nicht darf Narren heißen.

Christkindlein trägt die Sünden der Welt,
Sankt Christoph das Kind über Wasser hält;

Sie haben es Beid' uns angethan,
Es geht mit uns von vornen an.

Epheu und ein zärtlich Gemüth
Heftet sich an und grünt und blüht.
Kann es weder Stamm noch Mauer finden,
Es muß verdorren, es muß verschwinden.

Zierlich Denken und süß Erinnern
Ist das Leben im tiefsten Innern.

Ich träumt' und liebte sonnenklar;
Daß ich liebte, ward ich gewahr.

Wer Recht will thun immer und mit Lust,
Der hege wahre Lieb' in Sinn und Brust!

„Wann magst Du Dich am Liebsten bücken?"
Dem Liebchen Frühlingsblume zu pflücken.

Doch das ist gar kein groß Verdienst;
Denn Liebe bleibt der höchste Gewinnst.

Die Zeit, sie mäht so Rosen als Dornen;
Aber das treibt immer wieder von vornen.

Genieße, was der Schmerz Dir hinterließ!
Ist Noth vorüber, sind die Nöthe süß.

Glückselig ist, wer Liebe rein genießt,
Weil doch zuletzt das Grab so Lieb' als Haß verschließt.

Viele Lieb' hab' ich erlebet,
Wenn ich liebelos gestrebet,
Und Verdrießliches erworben,
Wenn ich fast für Lieb' gestorben.
So Du es zusammenzogen,
Bleibet Saldo Dir gewogen.

Thut Dir Jemand was zu lieb,
Nur geschwinde, gieb nur, gieb!
Wenige getreu erwarten
Dankesblume aus stillem Garten.

Doppelt giebt, wer gleich giebt,
Hundertfach, der gleich giebt,
Was man wünscht und liebt.

„Warum zauderst Du so mit Deinen Schritten?"
Nur ungern mag ich ruhn;
Will ich aber was Gutes thun,
Muß ich erst um Erlaubniß bitten.

Was willst Du lange vigiliren,
Dich mit der Welt herumrevriren?
Nur Heiterkeit und grader Sinn
Verschafft Dir endlichen Gewinn.

Wem wol das Glück die schönste Palme beut?
Wer freudig thut, sich des Gethanen freut.

Gleich ist Alles versöhnt;
Wer redlich ficht, wird gekrönt.

Du wirkst nicht, Alles bleibt so stumpf.
Sei guter Dinge!
Der Stein im Sumpf
Macht keine Ringe.

In des Weinstocks herrliche Gaben
Gießt Ihr mir schlechtes Gewässer!
Ich soll immer Unrecht haben
Und weiß es besser.

Was ich mir gefallen lasse?
Zuschlagen muß die Masse,
Dann ist sie respektabel;
Urtheilen gelingt ihr miserabel.

Es ist sehr schwer oft, zu ergründen,
Warum wir das angefangen;
Wir müssen oft Belohnung finden,
Daß es uns schlecht ergangen.

Seh' ich an Andern große Eigenschaften,
Und wollen die an mir auch haften,
So werd' ich sie in Liebe pflegen;
Geht's nicht, so thu' ich was Anders dagegen.

Ich, Egoist! — Wenn ich's nicht besser wüßte!
Der Neid, das ist der Egoiste;
Und was ich auch für Wege gelossen,
Aufm Neidpfad habt Ihr mich nie betroffen.

Nicht über Zeit- noch Landgenossen
Mußt Du Dich beklagen;
Nachbarn werden ganz andere Possen,
Und auch Künftige, über Dich sagen.

Im Vaterlande
Schreibe, was Dir gefällt!
Da sind Liebesbande,
Da ist Deine Welt.

Draußen zu wenig oder zu viel;
Zu Hause nur ist Maß und Ziel.

Warum werden die Dichter beneidet?
Weil Unart sie zuweilen kleidet,
Und in der Welt ist's große Pein,
Daß wir nicht dürfen unartig sein.

So kommt denn auch das Dichtergenie
Durch die Welt und weiß nicht wie.

Guten Vortheil bringt ein heitrer Sinn;
Andern zerstört Verlust den Gewinn.

„Immer denk' ich, mein Wunsch ist erreicht,
Und gleich geht's wieder anders her!"
Zerstückle das Leben, Du machst Dir's leicht;
Vereinige es, und Du machst Dir's schwer!

„Bist Du denn nicht auch zu Grunde gerichtet?
Von Deinen Hoffnungen trifft nichts ein."
Die Hoffnung ist's, die sinnet und dichtet,
Und da kann ich noch immer lustig sein.

Nicht Alles ist an Eins gebunden;
Seid nur nicht mit Euch selbst im Streit!
Mit Liebe endigt man, was man erfunden,
Was man gelernt, mit Sicherheit.

Wer uns am Strengſten kritiſirt?
Ein Dilettant, der ſich reſignirt.

Durch Vernünfteln wird Poeſie vertrieben;
Aber ſie mag das Vernünftige lieben.

„Wo iſt der Lehrer, dem man glaubt?“
Thu', was Dir Dein kleines Gemüth erlaubt!

Glaubſt Dich zu kennen, wirſt Gott nicht erkennen.
Auch wol das Schlechte göttlich nennen.

Wer Gott ahnet, iſt hoch zu halten;
Denn er wird nie im Schlechten walten.

Macht's einander nur nicht ſauer!
Hier ſind wir gleich, Baron und Bauer.

Warum uns Gott ſo wohl gefällt?
Weil er ſich uns nie in den Weg ſtellt.

Wie wollten die Fiſcher ſich nähren und retten,
Wenn die Fröſche ſämmtlich Zähne hätten?

Die Kirſchen und Beeren behagen,
Mußt Du Kinder und Sperlinge fragen.

„Warum hat Dich das ſchöne Kind verlaſſen?“
Ich kann ſie darum doch nicht haſſen:
Sie ſchien zu fürchten und zu fühlen,
Ich werde das Präveniren ſpielen.

Glaube mir gar und ganz,
Mädchen, laſſ' Deine Bein' in Ruh!
Es gehört mehr zum Tanz
Als rothe Schuh'.

Was ich nicht weiß,
Macht mich nicht heiß.
Und was ich weiß,
Machte mich heiß,
Wenn ich nicht wüßte,
Wie's werden müßte.

Oft, wenn Dir jeder Trost entflieht,
Mußt Du im Stillen Dich bequemen.
Nur dann, wenn Dir Gewalt geschieht,
Wird die Menge an Dir Antheil nehmen;
Ums Unrecht, das Dir widerfährt,
Kein Mensch den Blick zur Seite kehrt.

Was ärgerst Du Dich über jüdlich Erhobne!
Wo gäb' es denn nicht Eingeschobne?

Worauf Alles ankommt? Das ist sehr simpel.
Vater, verfüge, eh's Dein Gesinde spürt!
Dahin oder dorthin flattert ein Wimpel;
Steuermann weiß, wohin Euch der Wind führt.

Eigenheiten, die werden schon hasten;
Kultivire Deine Eigenschaften!

Viel' Gewohnheiten darfst Du haben,
Aber keine Gewohnheit!
Dies Wort unter des Dichters Gaben
Halte nicht für Thorheit!

Das Rechte, das ich viel gethan,
Das ficht mich nun nicht weiter an;
Aber das Falsche, das mir entschlüpft,
Wie ein Gespenst mir vor Augen hüpft.

Gebt mir zu thun!
Das sind reiche Gaben.
Das Herz kann nicht ruhn,
Will zu schaffen haben.

Ihrer Viele wissen viel;
Von der Weisheit sind sie weit entfernt.
Andre Leute sind Euch ein Spiel;
Sich selbst hat Niemand ausgelernt.

„Man hat ein Schimpflied auf Dich gemacht."
Es hat's ein böser Feind erdacht.

Laß' sie's nur immer singen!
Denn es wird bald verklingen.

Dauert nicht so lang' in den Landen
Als das „Christ ist erstanden!"

Das dauert schon 1800 Jahr
Und ein paar drüber, das ist wol wahr!

Wer ist denn der souveräne Mann?
Das ist bald gesagt:
Der, den man nicht hindern kann,
Ob er nach Gutem oder Bösem jagt.

Entzwei' und gebiete! Tüchtig Wort;
Verein' und leite! Bessrer Hort.

Magst Du einmal mich hintergehen,
Merk' ich's, so laß' ich's wol geschehen;
Gestehst Du mir's aber ins Gesicht,
In meinem Leben verzeih' ich's nicht.

Nicht größern Vortheil wüßt' ich zu nennen,
Als des Feindes Verdienst erkennen.

„Hat man das Gute Dir erwidert?"
Mein Pfeil flog ab, sehr schön befiedert,
Der ganze Himmel stand ihm offen;
Er hat wol irgendwo getroffen.

„Was schnitt Dein Freund für ein Gesicht?"
Guter Geselle, das versteh' ich nicht.
Ihm ist wol sein süß Gesicht verleidet,
Daß er heut saure Gesichter schneidet.

Ihr sucht die Menschen zu benennen
Und glaubt am Namen sie zu kennen.
Wer tiefer sieht, gesteht sich frei:
Es ist was Anonymes dabei.

Mancherlei hast Du versäumet:
Statt zu handeln, hast geträumet,
Statt zu denken, hast geschwiegen,
Solltest wandern, bliebest liegen.

Nein, ich habe nichts versäumet!
Wißt Ihr denn, was ich geträumet?

Nun will ich zum Danke fliegen;
Nur mein Bündel bleibe liegen!

Heute geh' ich. Komm' ich wieder,
Singen wir ganz andre Lieder.
Wo so viel sich hoffen läßt,
Ist der Abschied ja ein Fest.

Was soll ich viel lieben, was soll ich viel hassen?
Man lebt nur vom Lebenlassen.

Nichts leichter als dem Dürftigen schmeicheln;
Wer mag aber ohne Vortheil heucheln?

„Wie konnte Der denn Das erlangen?"
Er ist auf Fingerchen gegangen.

Sprichwort bezeichnet Nationen;
Mußt aber erst unter ihnen wohnen.

„Erkenne Dich!" — Was soll das heißen?
Es heißt: Sei nur, und sei auch nicht!
Es ist eben ein Spruch der lieben Weisen,
Der sich in der Kürze widerspricht.

Erkenne Dich! — Was hab' ich da für Lohn?
Erkenn' ich mich, so muß ich gleich davon,
Als wenn ich auf den Maskenball käme
Und gleich die Larve vom Angesicht nähme.

Andre zu kennen, das mußt Du probiren,
Ihnen zu schmeicheln oder sie zu verliren.

„Warum magst Du gewisse Schriften nicht lesen?"
Das ist auch sonst meine Speise gewesen;
Gilt aber die Kürze, sich einzupinnen,
Nicht kaum sie mehr Blättern Geschmack abgewinnen.

Was dem Enkel sowie dem Ahn frommt,
Darüber hat man viel geträumet;
Aber worauf eben Alles ankommt,
Das wird vom Lehrer gewöhnlich versäumet.

Verweile nicht und sei Dir selbst ein Traum,
Und wie Du reisest, danke jedem Raum,

Bequeme Dich dem Heißen wie dem Kalten;
Dir wird die Welt, Du wirst ihr nie veralten.

Ohne Umschweife
Begreife,
Was Dich mit der Welt entzweit!
Nicht will sie Gemüth, will Höflichkeit.

Gemüth muß verschleifen,
Höflichkeit läßt sich mit Händen greifen.

Was eben wahr ist aller Orten,
Das sag' ich mit ungescheuten Worten.

Nichts taugt Ungeduld,
Noch weniger Reue;
Jene vermehrt die Schuld,
Diese schafft neue.

Daß von diesem wilden Sehnen,
Dieser reichen Saat von Thränen
Götterluft zu hoffen sei,
Mache Deine Seele frei!

Der entschließt sich doch gleich!
Den heiß' ich brav und kühn!
Er springt in den Teich,
Dem Regen zu entfliehn.

Daß Glück ihm günstig sei,
Was hilft's dem Stöffel?
Denn regnet's Brei,
Fehlt ihm der Löffel.

Dichter gleichen Bären,
Die immer an eignen Pfoten zehren.

Die Welt ist nicht aus Brei und Mus geschaffen;
Deswegen haltet Euch nicht wie Schlaraffen!
Harte Bissen giebt es zu kauen:
Wir müssen erwürgen oder sie verdauen.

Ein kluges Volk wohnt nah dabei,
Das immerfort sein Bestes wollte;

Es gab dem niedrigen Kirchthurm Brei,
Damit er größer werden ſollte.

Sechsundzwanzig Groſchen gilt mein Thaler!
Was heißt Ihr mich denn einen Prahler?
Habt Ihr doch Andre nicht geſcholten,
Deren Groſchen einen Thaler gegolten!

Niederträchtigers wird nichts gereicht,
Als wenn der Tag den Tag erzeugt.

Was hat Dir das arme Glas gethan?
Sieh Deinen Spiegel nicht ſo häßlich an!

Liebesbücher und Jahrgedichte
Machen bleich und hager;
Fröſche plagten, ſagt die Geſchichte,
Pharaonem auf ſeinem Lager.

So ſchließen wir, daß in die Läng'
Euch nicht die Ohren gellen;
Vernunft iſt hoch, Verſtand iſt ſtreng,
Wir raſſeln drein mit Schellen.

Dieſe Worte ſind nicht alle in Sachſen
Noch auf meinem eignen Miſt gewachſen;
Doch was für Samen die Fremde bringt,
Erzog ich im Lande gut gedüngt.

Und ſelbſt den Leuten du bon ton
Iſt dieſes Büchlein luſtig erſchienen:
Es iſt kein Globe de Compression,
Sind lauter Flatterminen.

XXII.

Zahme Xenien.

Ille velut fidis arcana sodalibus olim
Credebat libris, neque, si male cesserat, unquam
Decurrens alio, neque si bene: quo fit, ut omnis
Votiva *pateat* veluti *descripta* tabella
Vita senis.

HORAT. Satir. II, 1, 30—34.

Die zahmen Xenien, so genannt im Gegensatze zu den 1797 erschienenen, wurden zuerst theils in „Kunst und Alterthum“, theils in der Ausgabe letzter Hand veröffentlicht. Sie haben in der letzteren ein von Riemer vorgeschlagenes gemeinsames Motto aus Horaz, das sich allerdings zunächst auf den römischen Satiriker Lucilius bezieht, aber zugleich auch die Weise und die Absicht Goethe's charakterisirt:

Seinen Schriften vertraute der Dichter wie treuen Genossen
Jedes Geheimniß; ob schlecht es ihm ging, ob glücklich, er wählte
Keinen anderen Weg; und so liegt das Leben des Greises
Klar vor uns, als wär' es ein Bild, den Göttern geweihet.

Es ist aber noch eine andere Seite der Xenien hervorzuheben; sie sind nicht allein Selbstgeständnisse, sondern sind auch häufig polemisch, oder, wie Riemer (Mittheilungen II, 617) sich ausdrückt, es sind „mentale Apostrophen an gewisse Personen, die der Dichter sich im Geiste vorstellt, die harangirt, rekrutirt, tadelt, schilt, affentirt u. s. w., also an Gegner, Widersacher, Feinde und solche, denen Lehre und Belehrung Noth thut.“ So ließe sich denn bei vielen dieser Sprüche nicht allein die Zeit und die Veranlassung ihrer Abfassung nachweisen, sondern man könnte auch nicht selten die bestimmten Personen oder Zeitrichtungen genau bezeichnen, auf die Goethe Bezug nimmt. Diese Aufgabe, an die sich bisher noch Niemand gewagt hat, kann interessen nur in einem ausführlichen Kommentar eine befriedigendere Lösung finden.

I.*)

Ich rufe Dich, verruſnes Wort,
Zur Ordnung auf des Tags;
Denn Wichte, Scheime ſolchen Schlags,
Die wirken immer fort.

„Warum willſt Du Dich von uns Allen
Und unſrer Meinung entfernen?“
Ich ſchreibe nicht, Euch zu gefallen;
Ihr ſollt was lernen!

„Iſt denn das klug und wohlgethan?
Was willſt Du Freund und Feinde kränken!“
Erwachſne gehn mich nichts mehr an;
Ich muß nun an die Enkel denken.

Und ſollſt auch Du und Du und Du
Nicht gleich mit mir zerfallen;
Was ich dem Enkel zu Liebe thu',
Thu' ich Euch Allen.

Verzeiht einmal dem raſchen Wort,
Und ſo verzeiht dem Plaudern!
Denn jetzo wär's nicht ganz am Ort,
Wie bis hieher zu zaudern.

*) „Kunſt und Alterthum“ II, 3, 91 u. ff. — 1820. In den Ausgaben 19 eine Zeile weggelaſſen und in die vierte Abtheilung geſtellt:

Wie auch die Welt ſich ſtellen mag,
Der Tag immer beſiegt den Tag.

Wer in der Weltgeſchichte lebt,
Dem Augenblick ſollt' er ſich richten?
Wer in die Zeiten ſchaut und ſtrebt,
Nur der iſt werth, zu ſprechen und zu dichten.

„Sag mir, worauf die Böſen ſinnen!"
Andern den Tag zu verderben,
Sich den Tag zu gewinnen:
Das, meinen ſie, heiße erwerben.

„Was iſt denn Deine Abſicht geweſen,
Jetzt neue Feuer anzubrennen?"
Diejenigen ſollen's leſen,
Die mich nicht mehr hören können.

Einen langen Tag über lebt' ich ſchön,
Eine kurze Nacht;
Die Sonne war eben im Aufgehn,
Als ich zu neuem Tag erwacht'.

„Deine Zöglinge möchten Dich fragen:
Lange lebten wir gern auf Erden, —
Was willſt Du uns für Lehre ſagen?" —
Keine Kunſt iſt's, alt zu werden;
Es iſt Kunſt, es zu ertragen.

Nachdem Einer ringt,
Alſo ihm gelingt,
Wenn Manneskraft und Hall'
Ihm Gott zum Willen gab.

Den hochbeſtandnen Föhrenwald
Pflanzt' ich in jungen Tagen;
Er freut mich ſo! — ! — ! — Man wird ihn bald
Als Brennholz niederſchlagen.

Die Art erklingt, da blinkt ſchon jedes Beil;
Die Eiche fällt, und Jeder holzt ſein Theil.

Ein alter Mann iſt ſtets ein König Lear! —
Was Hand in Hand mitwirkte, ſtritt,
Iſt längſt vorbeigegangen;
Was mit und an Dir lebte, litt,
Hat ſich wo anders angehangen;

Die Jugend iſt um ihretwillen hier;
Es wäre thöricht, zu verlangen:
Komm, ältle Du mit mir!

Gutes zu empfangen, zu erweiſen,
Alter, geh auf Reiſen! —
Meine Freunde
Sind aus einer Mittelzeit,
Eine ſchöne Gemeinde;
Weit und breit,
Auch entfernt,
Haben ſie von mir gelernt,
In Geſinnung treu;
Haben nicht an mir gelitten,
Ich hab' ihnen nichts abzubitten;
Als Perſon komm' ich neu,
Wir haben kein Konto mit einander,
Sind wie im Paradies ſelbander.

Mit dieſer Welt iſt's keiner Wege richtig;
Vergebens biſt Du brav, vergebens tüchtig,
Sie will uns zahm, ſie will ſogar uns nichtig!

Von heiligen Männern und von weiſen
Ließ' ich mich recht gern unterweiſen;
Aber es müßte kurz geſchehn,
Langes Reden will mir nicht anſtehn:
Wornach ſoll man am Ende trachten?
Die Welt zu kennen und ſie nicht verachten.

Haſt Du es ſo lange wie ich getrieben,
Verſuche wie ich das Leben zu lieben!

Ruhig ſoll ich hier verpaſſen
Meine Müh und Fleiß;
Alles ſoll ich gelten laſſen,
Was ich beſſer weiß.

Hör auf doch mit Weisheit zu prahlen, zu prangen,
Beſcheidenheit würde Dir löblicher ſtehn;
Kaum haſt Du die Fehler der Jugend begangen,
So mußt Du die Fehler des Alters begehn.

Liebe leidet nicht Gesellen,
Aber Leiden sucht und heat sie;
Lebenswoge, Well' auf Wellen,
Einen wie den Andern trägt sie.

Einsam oder auch selbander,
Unter Lieben, unter Leiden,
Werden vor und nach einander
Einer mit dem Andern scheiden.

Wie es Dir nicht im Leben ziemt,
Mußt Du nach Ruhm auch nicht am Ende jagen;
Denn bist Du nur erst hundert Jahr berühmt,
So weiß kein Mensch mehr was von Dir zu sagen.

Ins holde Leben wenn Dich Götter senden,
Genieße wohlgemuth und froh!
Scheint es bedenklich, Dich hinaus zu wenden,
Nimm Dir's nicht übel! Allen scheint es so.

Nichts vom Vergänglichen,
Wie's auch geschah!
Uns zu verewigen,
Sind wir ja da.

Hab' ich gerechter Weise verschuldet
Diese Strafe in alten Tagen?
Erst hab' ich's an den Vätern erduldet,
Jetzt muß ich's an den Enkeln ertragen.

„Wer will der Menge widerstehn?"
Ich widerstreb' ihr nicht, ich laß' sie gehn.
Sie schwebt und webt und schwankt und schwirrt,
Bis sie endlich wieder Einheit wird.

„Warum erklärst Du's nicht und läßt sie gehn?"
Geht's mich denn an, wenn sie mich nicht verstehn?

„Sag nur, wie trägst Du so behäglich
Der tollen Jugend anmaßliches Wesen?"
Fürwahr, sie wären unerträglich,
Wär' ich nicht auch unerträglich gewesen.

Ich hör' es gern, wenn auch die Jugend plappert:
Das Neue klingt, das Alte klappert.

„Warum willſt Du nicht mit Gewalt
Unter die Thoren, die Neulinge ſchlagen?"
Wär' ich nicht mit Ehren alt,
Wie wollt' ich die Jugend ertragen!

„Was wir denn ſollen,
Sag uns, in dieſen Tagen!"
Sie machen, was ſie wollen; —
Nur ſollen ſie mich nicht fragen!

„Wie doch, betriegeriſcher Wicht,
Verträgſt Du Dich mit Allen?"
Ich leugne die Talente nicht,
Wenn ſie mir auch miſſallen.

Wenn Einer auch ſich überſchätzt,
Die Sterne kann er nicht erreichen;
Zu tief wird er herabgeſetzt,
Da iſt denn Alles bald im Gleichen.

Fahrt nur fort nach Eurer Weiſe
Die Welt zu überſpinnen!
Ich in meinem lebendigen Kreiſe
Weiß das Leben zu gewinnen.

Mir will das kranke Zeug nicht munden,
Autoren ſollten erſt geſunden.

Zeig' ich die Fehler des Geſchlechts,
So heißt es: Thue ſelbſt was Rechts!

„Du Kräftiger, ſei nicht ſo ſtill,
Wenn auch ſich Andere ſcheuen."
Wer den Teufel erſchrecken will,
Der muß laut ſchreien.

„Du haſt an ſchönen Tagen
Dich manchmal abgequält!"
Ich habe mich nie verrechnet,
Aber oft verzählt.

Ueber Berg und Thal,
Irrthum über Irrthum allzumal,
Kommen wir wieder ins Freie!
Doch da iſt's gar zu weit und breit;
Nun ſuchen wir in kurzer Zeit
Irrgang und Berg aufs Neue.

Giebt's ein Geſpräch, wenn wir uns nicht belügen,
Mehr oder weniger verſteckt?
So ein Ragout von Wahrheit und von Lügen,
Das iſt die Köcherei, die mir am Beſten ſchmeckt.

Kennſt Du das Spiel, wo man im luſt'gen Kreis
Das Pfeifchen ſucht und niemals findet,
Weil man's dem Sucher, ohn' daß er's weiß,
In ſeines Rockes hintre Falten bindet,
Das heißt, an ſeinen Steiß?

Mit Narren leben wird Dir gar nicht ſchwer,
Verſammle nur ein Tollhaus um Dich her!
Bedenke dann, — das macht Dich gleich gelind —
Daß Narrenwärter ſelbſt auch Narren ſind!

Wo recht viel Widerſprüche ſchwirren,
Mag ich am Liebſten wandern;
Niemand gönnt dem Andern —
Wie luſtig! — das Recht zu irren.

Stämme wollen gegen Stämme rocken;
Kann doch Einer, was der Andere kann!
Steckt doch Mark in jedem Knochen,
Und in jedem Hemde ſteckt ein Mann.

Hat Wälſcher Hahn an ſeinem Kropf,
Storch an dem Langhals Freude;
Der Keſſel ſchilt den Dientopf,
Schwarz ſind ſie alle beide.

Wie gerne ſäh' ich Jeden ſtolziren,
Könnt' er das Pfauenrad vollführen!

„Warum nur die hübſchen Leute
Mir nicht gefallen ſollen?“

Manchen hält man für fett;
Er iſt nur geſchwollen.

„Da reiten ſie hin! Wer hemmt den Lauf?“
Wer reitet denn? „Stolz und Unwiſſenheit.“
Laſſ' ſie reiten! Da iſt gute Zeit;
Schimpf und Schande ſitzen hinten auf.

„Wie iſt Dir's doch ſo balde
Zur Ehr' und Schmach gediehn?“
Blieb' der Wolf im Walde,
So wird' er nicht beſchrien.

Die Freunde.

O, laſſ' die Jammer-Klagen,
Da nach den ſchlimmſten Tagen
Man wieder froh genießt!

Hiob.

Ihr wollet meiner ſpotten;
Denn iſt der Fiſch geſotten,
Was hilft es, daß die Quelle fließt?

Was willſt Du mit den alten Tröpfen?
Es ſind Knöpfe, die nicht mehr knöpfen.

Laſſ' im Irrthum ſie gebettet,
Suche weislich zu entfliehn!
Biſt ins Freie Du gerettet,
Niemand ſollſt Du nach Dir ziehn.

Ueber Alles, was begegnet,
Froh, mit reinem Jugendſinn,
Sei belehrt, es ſei geſegnet!
Und das bleibe Dir Gewinn!

Ins Sichere willſt Du Dich betten!
Ich liebe mir inneren Streit;
Denn wenn wir die Zweifel nicht hätten,
Wo wäre denn frohe Gewißheit?

„Was willſt Du, daß von Deiner Geſinnung
Man Dir nach ins Ewige ſende?“

Er gehörte zu keiner Innung,
Blieb Liebhaber bis ans Ende.

„Triebst Du doch bald Dies, bald Das
War es ernstlich? war es Spaß?"
Daß ich redlich mich beflissen,
Was auch werde, Gott mag's wissen!

„Dir warum doch verliert
Gleich Alles Werth und Gewicht?"
Das Thun interessirt,
Das Gethane nicht.

„So still und so sinnig!
Es fehlt Dir was, gesteh' es frei!"
Zufrieden bin ich,
Aber mir ist nicht wohl dabei.

Weißt Du, worin der Spaß des Lebens liegt?
Sei lustig! — Geht es nicht, so sei vergnügt!

II.

Mit Bakis' Weissagungen vermischt.*)

Wir sind vielleicht zu antik gewesen;
Nun wollen wir es moderner lesen.

„Sonst warst Du so weit vom Prahlen entfernt;
Wo hast Du das Prahlen so grausam gelernt?"
Im Orient lernt' ich das Prahlen.
Doch seit ich zurück bin, im westlichen Land
Zu meiner Beruhigung find' ich und fand
Zu Hunderten Orientalen.

Und was die Menschen meinen,
Das ist mir einerlei;
Möchte mich mir selbst vereinen,
Allein wir sind zu Zwei;
Und im lebend'gen Treiben
Sind wir ein Hier, ein Dort,

*) „Kunst und Alterthum" III, 2, 74 u. ff. — 1821. Ueber Bakis vgl. S. 126.

Das Eine liebt zu bleiben,
Das Andre möchte fort;
Doch zu dem Selbſt-Verſtändniß
Iſt auch wol noch ein Rath:
Nach fröhlichem Erkenntniß
Erfolge raſche That!

Und wenn die That bisweilen
Ganz etwas Anders bringt,
So laſſ't uns das ereilen,
Was unverboſſt gelingt!

Wie Ihr denkt oder denken ſollt,
Geht mich nichts an;
Was Ihr Guten, Ihr Beſten wollt,
Hab' ich zum Theil gethan.
Viel übrig bleibt zu thun;
Möge nur Keiner läſſig ruhn! —
Was ich ſag', iſt Bekenntniß
Zu meinem und Eurem Verſtändniß.
Die Welt wird täglich breiter und größer;
So macht's denn auch vollkommner und beſſer!
Beſſer ſollt' es heißen und vollkommner;
So ſei denn Jeder ein Willkommner!

Wie das Geſtirn,
Ohne Haſt,
Aber ohne Raſt,
Drehe ſich Jeder
Um die eigne Laſt!

Ich bin ſo guter Dinge,
So heiter und rein,
Und wenn ich einen Fehler beginge,
Könnt's keiner ſein.

Ja, das iſt das rechte Gleis,
Daß man nicht weiß,
Was man denkt,
Wenn man denkt;
Alles iſt als wie geſchenkt.

Warum man ſo Manches leidet,
Und zwar ohne Sünde? —

Niemand giebt uns Gehör."
Wie das Thätige scheidet,
Alles ist Phründe,
Und es lebt nichts mehr.

„Manches können wir nicht verstehn."
Lebt nur fort, es wird schon gehn.

„Wie weißt Du Dich denn so zu fassen?"
Was ich table, muß ich gelten lassen.

„Bakis ist wieder auferstanden!"
Ja, wie mir scheint, in allen Landen.
Ueberall hat er mehr Gewicht
Als hier im kleinen Reimgedicht.

Gott hat den Menschen gemacht
Nach seinem Bilde;
Dann kam er selbst herab,
Mensch, lieb und milde.

Barbaren hatten versucht,
Sich Götter zu machen;
Allein sie sahen verflucht,
Garstiger als Drachen.

Wer wollte Schand' und Spott
Nun weiter steuern?
Verwandelte sich Gott
Zu Ungeheuern?

Und so will ich ein- für allemal
Keine Bestien in dem Götter-Saal!
Die leidigen Elephanten-Rüssel,
Das umgeschlungene Schlangen-Genüssel,
Tief Ur-Schildkröt' im Welten-Sumpf,
Viel' Königs-Köpf' auf einem Rumpf,
Die müssen uns zur Verzweiflung bringen,
Wird sie nicht reiner Oft verschlingen.

Der Oft hat sie schon längst verschlungen,
Kalidas und Andere sind durchgedrungen;
Sie haben mit Dichter-Zierlichkeit
Von Pfaffen und Fratzen uns befreit.

In Indien möcht' ich selber leben,
Hätt' es nur keine Steinbauer gegeben.
Was will man denn veränglicher wissen?
Sakontala, Nala, die muß man küssen,
Und Mega-Dubta, den Wolkenjesandten,
Wer schickt ihn nicht gerne zu Seelenverwandten!

„Willst Du, was doch Genesene preisen,
Das Eisen und handhabende Weisen
So ganz entschieden fliehen und hassen?"
Da Gott mir höhere Menschheit gönnte,
Mag ich die täppischen Elemente
Nicht verkehrt auf mich wirken lassen.

Als hätte, da wär' ich sehr erstaunt,
Der Nabel mir was ins Ohr geraunt,
Ein Rad zu schlagen, aufm Kopf zu stehn,
Das mag für lustige Jungen gehn;
Wir aber lassen es wol beim Alten,
Den Kopf womöglich oben zu halten.

Die Deutschen sind ein gut Geschlecht,
Ein Jeder sagt: Will nur, was recht.
Recht aber soll vorzüglich heißen:
Was ich und meine Gevattern preisen;
Das Uebrige ist ein weitläufig Ding,
Das schätz' ich lieber gleich gering.

Ich habe gar nichts gegen die Menge;
Doch kommt sie einmal ins Gedränge,
So ruft sie, um den Teufel zu bannen,
Gewiß die Schelme, die Tyrannen.

Seit sechzig Jahren seh' ich gröblich irren
Und irre derb mit drein;
Da Labyrinthe nun das Labyrinth verwirren,
Wo soll Euch Ariadne sein?

„Wie weit soll das noch gehn!
Du fällst gar oft ins Abstruse,
Wir können Dich nicht verstehn."
Deshalb thu' ich Buße!
Das gehört zu den Sünden.

Seht mich an als Propheten!
Viel Denken, mehr Empfinden
Und wenig Reden.

Was ich sagen wollt',
Verbietet mir keine Zensur!
Sagt verständig immer mir,
Was Jedem frommt,
Was Ihr und Andere sollt;
Da kommt,
Ich versichr' Euch, so viel zur Sprache,
Was uns beschäftigt auf lange Tage.

O Freiheit süß der Presse!
Nun sind wir endlich froh;
Sie pocht von Messe zu Messe
In dulci jubilo.
Kommt, lass't uns Alles drucken
Und walten für und für;
Nur sollte Keiner mucken,
Der nicht so denkt wie wir!

Was Euch die heilige Pressfreiheit
Für Frommen, Vortheil und Früchte beut?
Davon habt Ihr gewisse Erscheinung:
Diese Verachtung öffentlicher Meinung.

Nicht Jeder kann Alles ertragen:
Der weicht Diesem, der Jenem aus;
Warum soll ich nicht sagen:
Die indischen Götzen, die sind mir ein Graus?

Nichts schrecklicher kann den Menschen geschehn,
Als das Absurde verkörpert zu sehn.

Dummes Zeug kann man viel reden,
Kann es auch schreiben,
Wird weder Leib noch Seele tödten,
Es wird Alles beim Alten bleiben;
Dummes aber vors Auge gestellt,
Hat ein magisches Recht:
Weil es die Sinne gefesselt hält,
Bleibt der Geist ein Knecht.

Auch dieſe will ich nicht verſchonen,
Die tollen Höhl-Exkavationen,
Das düſtre Troglodyten-Gewühl,
Mit Schnauz' und Rüſſel ein altern Spiel;
Verrückte Zierrath-Brauerei,
Es iſt eine ſaubre Bauerei.
Nehme ſie Niemand zum Exempel,
Die Elephanten- und Frapen-Tempel!
Mit heiligen Grillen trieben ſie Spott,
Man fühlt weder Natur noch Gott.

Auf ew'g hab' ich ſie vertrieben,
Vielköpf'ge Götter trifft mein Bann,
So Wiſchnu, Kama, Brama, Schiwen,
Sogar den Affen Hannemann.
Nun ſoll am Nil ich mir gefallen,
Hundsköpf'ge Götter heißen groß.
O, wär' ich doch aus meinen Hallen
Auch Iſis und Oſiris los!

Ihr guten Dichter Ihr,
Seid nur in Zeiten zahm!
Sie machen Shakesſpear
Auch noch am Ende lahm.

Im Auslegen ſeid friſch und munter!
Legt Ihr's nicht aus, ſo legt was unter!

Was dem Einen widerfährt,
Widerfährt dem Andern;
Niemand wäre ſo gelehrt,
Der nicht ſollte wandern;
Und ein armer Teufel kommt
Auch von Stell' zu Stelle:
Frauen wiſſen, was ihm frommt,
Welle folgt der Welle.

„Ich zieh' ins Feld!
Wie macht's der Held?"
Vor der Schlacht hochherzig,
Iſt ſie gewonnen, barmherzig,
Mit hübſchen Kindern liebherzig.

Wär' ich Soldat,
Das wär' mein Rath.

„Gieb eine Norm zur Bürger-Führung!"
Hienieden
Im Frieden
Kehre Jeder vor seiner Thüre;
Besiegt,
Besiegt,
Vertrage man sich mit der Einquartierung!

Wenn der Jüngling absurd ist,
Fällt er darüber in lange Pein;
Der Alte soll nicht absurd sein,
Weil das Leben ihm kurz ist.

„Was hast Du uns absurd genannt?
Absurd allein ist der Pedant."

Will ich Euch aber Pedanten benennen,
Da muß ich mich erst besinnen können.

Titius, Kajus, die Wohlbekannten! —
Doch wenn ich's recht beim Licht besah,
Einer steht dem Andern so nah;
Am Ende sind wir Alle Pedanten.

Das mach' ich mir denn zum reichen Gewinn,
Daß ich getrost ein Pedante bin.

Thust Deine Sache und thust sie recht,
Halt' fest und ehre Deinen Orden!
Hältst Du aber die Andern für schlecht,
So bist Du selbst ein Pedant geworden.

Wie Einer denkt, ist einerlei,
Was Einer thut, ist meierlei;
Macht er's gut, so ist es recht,
Geräth es nicht, so bleibt es schlecht.

Von Jahren zu Jahren
Muß man viel Fremdes erfahren;
Du trachte, wie Du lebst und leibst,
Daß Du nur immer Derselbe bleibst!

Wenn ich kennte den Weg des Herrn,
Ich ging' ihn wahrhaftig gar zu gern;
Führte man mich in der Wahrheit Haus,
Bei Gott, ich ging' nicht wieder heraus.

„Sei Deinen Worten Lob und Ehre!
Wir ſehn, daß Du ein Erfahrner biſt."
Siebt aus, als wenn es von geſtern wäre,
Weil es von heut iſt.

Das Beſte möcht' ich Euch vertrauen:
Sollt erſt in eignen Spiegel ſchauen!

Seid Ihr, wie ſchön geputzte Braut,
Bei dieſem Anblick froh geblieben,
Fragt, ob Ihr Alles, was Ihr ſchaut,
Mit redlichem Geſicht mögt lieben.

Habt Ihr gelogen in Wort und Schrift,
Andern iſt es und Euch ein Gift.

X hat ſich nie des Wahren befliſſen,
Im Widerſpruche fand er's;
Nun glaubt er Alles beſſer zu wiſſen,
Und weiß es nur anders.

„Du haſt nicht Recht!" Das mag wol ſein;
Doch das zu ſagen, iſt klein.
Habe *mehr* Recht als ich! Das wird was ſein.

Da kommen ſie von verſchiedenen Seiten,
Nord, Oſt, Süd, Weſt und anderen Weiten,
Und klagen Dieſen und Jenen an,
Er habe nicht ihren Willen gethan;
Und was ſie dann nicht gelten laſſen,
Das ſollen die Uebrigen gleichfalls haſſen.
Warum ich aber mich Alter betrübe?
Daß man nicht liebt, — was ich liebe.

Und doch bleibt was Liebes immer,
So im Reden, ſo im Denken,
Wie wir ſchöne Frauenzimmer
Mehr als garſtige beſchenken.

Bleibt ſo etwas, dem wir huld'gen,
Wenn wir's auch nicht recht begreifen;
Wir erkennen, wir entſchuld'gen,
Mögen nicht zur Seite weichen.

„Sagt, wie könnten wir das Wahre
— Denn es iſt uns ungelegen —
Niederlegen auf die Bahre,
Daß es nie ſich möchte regen?"

Dieſe Mühe wird nicht groß ſein
Kultivirten deutſchen Orten;
Wollt Ihr es auf ewig los ſein,
So erſtickt es nur mit Worten!

Immer muß man wiederholen:
Wie ich ſage, ſo ich denke!
Wenn ich Dieſen, Jenen kränke,
Kränk' auch er mich unverholen!

Störet ja — mir ſagt's die Zeitung, —
Unverletzten, würd'gen Ortes,
Dieſer Jenem, beſt'gen Wortes,
Die beliebige Bereitung.

Was der Eine will bereiten,
Einem Andern will's nicht gelten;
Hüben, drüben muß man ſchelten:
Das iſt nun der Geiſt der Zeiten.

Läßt mich das Alter im Stich?
Bin ich wieder ein Kind?
Ich weiß nicht, ob ich
Oder die Andern verrückt ſind.

„Sag nur, warum Du in manchem Falle
So ganz untröſtlich biſt?"
Die Menſchen bemühen ſich alle
Umzuthun, was gethan iſt.

„Und wenn was umzuthun wäre,
Das würde wol auch gethan;
Ich frage Dich bei Wort und Ehre:
Wo fangen wir's an?"

Umſtülpen führt nicht ins Weite;
Wir kehren krank und froh

Den Strumpf auf die linke Seite
Und tragen ihn ſo.

Und ſollen das Falſche ſie umthun,
So fangen ſie wieder von vornen an;
Sie laſſen immer das Wahre ruhn
Und meinen, mit Falſchem wär's auch gethan.

Da ſteht man denn von Neuem ſtill,
Warum das auch nicht gehen will.

Niemand muß k rein rennen
Auch mit den beſten Gaben;
Sollen's die Deutſchen mit Dank erkennen,
So wollen ſie Zeit haben.

Das Tüchtige, und wenn auch falſch,
Wirkt Tag für Tag, von Haus zu Haus;
Das Tüchtige, wenn's wahrhaft iſt,
Wirkt über alle Zeiten hinaus.

III.*)

Gönnet immer fort und fort
Bakis Eure Gnade!
Des Propheten tiefſtes Wort,
Oft iſt's nur Charade.

*) Kunſt und Alterthum IV. 3. 98 u. ff. — 1824. Hier bilden den Schluß zwei ſpaniſche Xenien, über deren Urſprung oder Verfaſſer wir nichts Näheres anzugeben wiſſen:

Afirmativo soy y tan constante
Que antes que en mi se imprima forma nueva
Se imprimirá la cera en el diamante.

Lo sigue y lo persigue la blasfemia,
Como el fuero publico enemigo:
Tal es el proclo con que el vulgo premia.

(Das Wachs kann eher ſich im Diamanten
Einprägen, als in mir das neue Weſen:
So halt' ich feſt und handhaft am Erkannten.

Ihn folgt und ihn verfolgt die Schmähung immer,
Als wär' er Feind des öffentlichen Wohles;
Denn anderen Lohn gewährt die Menge nimmer.)

Willst Du Dich als Dichter beweisen,
So mußt Du nicht Helden noch Hirten preisen;
Hier ist Rhodus! Tanze, Du Wicht,
Und der Gelegenheit schaff ein Gewicht!

Man mäkelt an der Persönlichkeit,
Vernunftig, ohne Scheu;
Was habt Ihr denn aber, was Euch erfreut,
Als Eure liebe Persönlichkeit;
Sie sei auch, wie sie sei?

Wer etwas taugt, der schweige still!
Im Stillen giebt sich's schon;
Es gilt, man stelle sich wie man will,
Doch endlich die Person.

„Was heißt Du denn Sünde?" —
Die Jedermann,
Wo ich finde,
Daß man's nicht lassen kann.

Hätte Gott mich anders gewollt,
So hätt' er mich anders gebaut;
Da er mir aber Talent gezollt,
Hat er mir viel vertraut.
Ich brauch' es zur Rechten und Linken,
Weiß nicht, was daraus kommt;
Wenn's nicht mehr frommt,
Wird er schon winken.

An unsers himmlischen Vaters Tisch
Greift wacker zu und bechert frisch!
Denn Gut' und Böse sind abgeweist,
Wenn's „Jacet ecce Tibullus!" heißt.

Sage mir Keiner,
Hier soll' ich hausen!
Hier mehr als draußen
Bin ich alleiner.

Die ächte Konversation
Hält weder früh noch Abends Stich;
In der Jugend sind wir monoton,
Im Alter wiederholt man sich.

„Alter Mond, in Deinen Phasen
Bist Du sehr zurückgesetzt."
Freunde, Liedchen auch zuletzt,
Haben nichts als Phrasen.

„Du hast Dich dem allerverdrießlichsten Trieb
In Deinen Xenien übergeben."
Wer mit XXII den Werther schrieb,
Wie will der mit LXXII leben!

Erst singen wir: „der Hirsch so frei
Fährt durch die Wälder — Lalla bei —"
Mit vollem Wohlbehagen;
Doch sieht es schon bedenklich aus,
Wird aus dem Hirsch ein Hirsche L,
Hat viel mehr Enden zu tragen;
In Lebens-Wald und Dickicht-Graus
Er weiß nicht da noch dort hinaus,
Das geht auf einen Hirsche LL hinaus —
Heil unsern alten Tagen!!!

Habt Ihr das Alles recht bedacht?
So wie der Tag ist wohl vollbracht,
Ist keiner überzählig.
Verstand und Sinn ist hehr und weit;
Doch wird Euch zu gelegener Zeit
Auch das Absurde fröhlich.

Fehlst Du, lass' Dich's nicht betrüben;
Denn der Mangel führt zum Lieben.
Kannst Dich nicht vom Fehl befrein,
Wirst Du Andern gern verzeihn.

Die Jugend verwundert sich sehr,
Wenn Fehler zum Nachtheil gedeihen;
Sie faßt sich, sie denkt zu bereuen.
Im Alter erstaunt und bereut man nicht mehr.

„Wie mag ich gern und lange leben?"
Mußt immer nach dem Trefflichsten streben!
Des unerkannt Trefflichen wirket so viel,
Und Zeit und Ewigkeit legt ihm kein Ziel.

Alt-Thümer ſind ein böſes Ding;
Ich ſchätze ſie aber nicht gering.
Wenn nur Neu-Thümer in allen Ehren
Auch um ſo Vieles beſſer wären!

„Irr-Thümer ſollen uns plagen?
Iſt nicht an unſer Heil gedacht?“
Halb-Thümer ſolltet Ihr ſagen,
Wo halb und halb kein Ganzes macht.

Auf Pergament Lieb' und Haß geſchrieben,
Iſt, was wir heute haſſen und lieben;
Wo käme Lieb' und Haß denn her,
Wenn er nicht ſchon von Alters wär'!

Sagt nur nichts halb:
Ergänzen, welche Pein!
Sagt nur nichts grob:
Das Wahre ſpricht ſich rein.

„Entferne Dich nicht ganz und gar,
Beruhige Dich in unſerm Orden!
Es iſt Alles noch wie es war;
Nur iſt es verworrner geworden.“
Und was man für bedeutend hält,
Iſt Alles auf ſchwache Füße geſtellt.

Was mich tröſtet in ſolcher Noth:
Geſcheite Leute, ſie finden ihr Brod,
Tüchtige Männer erhalten das Land,
Hübſche Mädchen verſchlingen das Band;
Wird dergleichen noch ferner geſchehn,
So kann die Welt nicht untergehn.

„Wie haſt Du an der Welt noch Luſt,
Da Alles ſchon Dir iſt bewußt?“
Gar wol! Das Dümmſte, was geſchicht,
Weil ich es weiß, verdrießt mich nicht.
Mich könnte Dies und Das betrüben,
Hätt' ich's nicht ſchon in Verſen geſchrieben.

Zum ſtarren Brei erweitert
Sah ich den See gar eben,

Ein Stein hineingeſchleudert
Konnte keine Ringe geben.

Ein Wuth-Meer ſah ich ſchwellend,
Gierig zum Strand es fuhr;
Der Fels, hinab zerſchellend,
Ließ eben auch keine Spur.

Dreihundert Jahre ſind vorbei,
Werden auch nicht wiederkommen,
Sie haben Böſes krank und frei,
Auch Gutes mitgenommen;
Und doch von beiden iſt auch Euch
Der Fülle genug geblieben:
Entſiehet Euch dem verſtorbnen Zeug,
Lebend'ges laſſ't uns lieben!

Nichts iſt zarter als die Vergangenheit;
Rühre ſie an wie ein glühend Eiſen!
Denn ſie wird Dir ſogleich beweiſen,
Du lebeſt auch in beſſer Zeit.

Dreihundert Jahre ſind vor der Thüre,
Und wenn man das Alles mit erführe,
Erführe man nur in ſolchen Jahren,
Was wir zuſammen in dreißig erfahren.

Lieb' und Leidenſchaft können verfliegen;
Wohlwollen aber wird ewig ſiegen.

„Entfernſt Du Dich, Du liebe Seele,
Wie viel iſt uns entriſſen!"
Wenn ich Euch auch nicht fehle,
Werdet Ihr mich immer vermiſſen.

Ein Mann, der Thränen ſtreng entwöhnt,
Mag ſich ein Held erſcheinen;
Doch wenn's im Innern ſehnt und dröhnt,
Geb' ihm ein Gott — zu weinen!

„Du haſt Unſterblichkeit im Sinn;
Kannſt Du uns Deine Gründe nennen?"
Gar wol! Der Hauptgrund liegt darin,
Daß wir ſie nicht entbehren können.

Der Sinn ergreift und denkt sich was,
Die Feder eilt hiernach zu walten:
Ein flüchtig Bild, es ist gefaßt;
Allein es läßt sich nicht erhalten.

All unser redlichstes Bemühn
Glückt nur im unbewußten Momente;
Wie möchte denn die Rose blühn,
Wenn sie der Sonne Herrlichkeit erkennte!

Wär' nicht das Auge sonnenhaft,
Die Sonne könnt' es nie erblicken;
Läg' nicht in uns des Gottes eigne Kraft,
Wie könnt' uns Göttliches entzücken!

Was auch als Wahrheit oder Fabel
In tausend Büchern Dir erscheint,
Das Alles ist ein Thurm zu Babel,
Wenn es die Liebe nicht vereint.

Das Beste in der Welt
Ist ohne Dank;
Gesunder Mensch ohne Geld
Ist bald krank.

Wohl, wer auf rechter Spur
Sich in der Stille fiedelt!
Im Offnen tanzt sich's nur,
So lang' Fortuna fiedelt.

Du irrest, Salomo!
Nicht Alles nenn' ich eitel:
Bleibt doch dem Greise selbst
Noch immer Wein und Beutel.

Ueberall trinkt man guten Wein,
Jedes Gefäß genügt dem Zecher;
Doch soll es mit Wonne getrunken sein,
So wünsch' ich mir künstlichen griechischen Becher.

Künstler, zeiget nur den Augen
Farben-Fülle, reines Rund!
Was den Seelen möge taugen,
Seid gesund und wirkt gesund!

Entweicht, wo düstre Dummheit gerne schweift,
Inbrünstig aufnimmt, was sie nicht begreift,
Wo Schreckensmärchen schleichen, stutzend fliehn,
Und unermeßlich Maße lang sich ziehn.

Medergrün aus Dante's Hölle*)
Bannet fern von Eurem Kreis!
Ladet zu der klaren Quelle
Glücklich Naturell und Fleiß!

Und so haltet, liebe Söhne,
Einzig Euch auf Eurem Stand;
Denn das Gute, Liebe, Schöne,
Leben ist's dem Lebens-Band.

„Denkst Du nicht auch an ein Testament?"
Keineswegs! Wie man vom Leben sich trennt,
So muß man sich trennen von Jungen und Alten;
Die werden's Alle ganz anders halten.

„Geht Dir denn das von Herzen,
Was man von Dir hört und liest?"
Sollte man das nicht bescherzen,
Was uns verdrießt?

Sie schelten einander Egoisten;
Will Jeder doch nur sein Leben fristen.
Wenn Der und Der ein Egoist,
So denke, daß Du es selber bist.
Du willst nach Deiner Art bestehn;
Mußt selbst auf Deinen Nutzen sehn!
Dann werdet Ihr das Geheimnis besitzen,
Euch sämmtlich unter einander zu nützen;
Doch den laß't nicht zu Euch herein,
Der Andern schadet, um etwas zu sein!

*) Goethe denkt an ein zur Berliner Kunstausstellung eingesendetes, aber nicht aufgestelltes Gemälde nach Dante, welches er (vgl. Kunst und Alterthum I, 3, 218. 1817), folgendermaßen beschreibt: „Lebensgroße Figur mit grünem Haar. Aus dem enthaupteten Halse springt ein Blutquell; die Hand hob rechten, ausgestreckten Armes hält den Kopf bei den Haaren; dieser, von innen glühend, dient als Laterne, wovon das Licht über die Figur ausgeht."

„Bei so verworrnem Spiele
Wird mir wahrhaftig bang!“
Es giebt der Menschen so viele,
Und es ist der Tag so lang.

Volle sechsundsiebzig Jahre sind geschieden,
Und nun, dächt' ich, wäre Zeit zum Frieden;
Tag für Tag wird wider Willen klüger,
Amor jubilirt und Mars, der Krieger.

Was lassen sie denn übrig zuletzt,
Jene unbescheidnen Wesen?
Behauptet doch Heute steif und fest,
Gestern sei nicht gewesen.

Es mag sich Feindliches ereignen,
Du bleibe ruhig, bleibe stumm!
Und wenn sie Dir die Bewegung leugnen,
Geh ihnen vor der Nas' herum!

Vieljähriges dürft' ich Euch wol vertrauen!
Das Offenbare wäre leicht zu schauen,
Wenn nicht die Stunde sich selbst verzehrte
Und immer warnend wenig belehrte.
Wer ist der Klinge? wer ist der Thor?
Wir sind eben sämmtlich als wie zuvor.

„Was hast Du denn? Unruhig bist Du nicht
Und auch nicht ruhig, machst mir ein Gesicht,
Als schwankest Du, magnetischen Schlaf zu ahnen.“
Der Alte schlummert wie das Kind,
Und wie wir eben Menschen sind,
Wir schlafen sämmtlich auf Vulkanen.

IV.*)

Laß't zahme Xenien immer walten,
Der Dichter nimmer gebückt ist.
Ihr lieft verrückten Werther schalten,
So lernt nun, wie das Alter verrückt ist!

Den Vortheil hat der Dichter:
Wie die Gemeinde prüft und probt,
So ist sie auch sein Richter:
Da wird er nun gescholten, gelobt,
Und bleibt immer ein Dichter.

Es schnurrt mein Tagebuch
Am Bratenwender;
Nichts schreibt sich leichter voll
Als ein Kalender.

„Ruf' ich, da will mir Keiner horchen;
Hab' ich das um die Leute verdient?"
Es möchte Niemand mehr gehorchen,
Wären aber Alle gern gut bedient.

„Wann wird der Herr seine Freude sehn?"
Wenn er befiehlt mit Sinnen
Ehrlichen Leuten, die's recht verstehn,
Und läßt sie was gewinnen.

„Wer ist ein unbrauchbarer Mann?"
Der nicht befehlen und auch nicht gehorchen kann.

„Sage, warum Dich die Menschen verlassen?"
Glaubet nicht, daß sie mich deshalb hassen!
Auch bei mir will sich die Lust verlieren,
Mit irgend Jemand zu konversiren.

*) Die drei noch folgenden Gruppen stehen erst in der Ausgabe letzter Hand; in allen neueren seit 1840 hat man jedoch, weil in Goethe's Nachlaß sich noch viel in das Gebiet der Xenien Gehöriges vorfand, eine neue siebente Abtheilung gebildet. Diese stimmt indessen genau mit der älteren sechsten überein, während man alles neu Hinzugekommene in die fünfte und besonders in die sechste der neueren Eintheilung gewesen hat. Alles dies findet sich in unserer Ausgabe im 3. Bande unter XXII. zusammengestellt und um neu Aufgefundenes vermehrt.

So hoch die Naſe reicht, da mag's wol gehn;
Was aber drüber iſt, können ſie nicht ſehn.

Wie Einer iſt, ſo iſt ſein Gott;
Darum ward Gott ſo oft zu Spott.

Geh' ich, ſo wird der Schade größer;
Bleib' ich, ſo wird es auch nicht beſſer.

„Sei einmal ehrlich nur:
Wo findeſt Du in deutſcher Literatur
Die größte Verſänglichkeit?"
Wir ſind von vielen Seiten groß;
Doch hie und da giebt ſich bloß
Bedauerlichſte Unzulänglichkeit.

„Vertreibe mir, Du gefällſt mir nicht,
Und ſchilfſt Du nicht, ſo ſchneidſt ein Geſicht,
Wo Sämmtliche loben und preiſen!"
Daß, wenn man das Eine von vornen bedeckt,
Das Andre bleibt hinten hinaus geſtreckt,
Das ſoll ein Anſtand heißen!

„Sage, wie es Dir nur gefällt,
Solch zerſtückeltes Zeug zu treiben?"
Seht nur hin: Für gebildete Welt
Darf man nichts Anders beginnen und ſchreiben.

„Warum willſt Du das junge Blut
So ſchnöde von Dir entfernen?"
Sie machen's Alle hübſch und gut;
Aber ſie wollen nichts lernen.

Die holden jungen Geiſter
Sind alle von einem Schlag,
Sie nennen mich ihren Meiſter
Und gehn der Naſe nach.

Mit ſeltſamen Geberden
Giebt man ſich viele Pein,
Kein Menſch will etwas werden,
Ein Jeder will ſchon was ſein.

„Willst Dich nicht gern vom Alten entfernen?
Hat denn das Neue so gar kein Gewicht?“
Umlernen müßte man immer, umlernen!
Und wenn man umlernt, da lebt man nicht.

„Sag uns Jungen doch auch was zu Liebe!“
Nun, daß ich Euch Jungen gar herzlichen liebe!
Denn als ich war als Junge gesetzt,
Hatt' ich mich auch viel lieber als jetzt.

Ich neide nichts, ich laß' es gehn
Und kann mich immer Manchem gleich erhalten;
Fahnreiben aber, junge, neidlos ansehn,
Das ist die größte Prüfung mein, des Alten.

Künstler! Dich selbst zu adeln,
Mußt Du bescheiden prahlen;
Laß' Dich heute loben, morgen tadeln
Und immer bezahlen!

Als Knabe nahm ich mir's zur Lehre,
Welt sei ein allerliebster Spaß,
Als wenn es Vater und Mutter wäre;
Dann — etwas anders fand ich das.

Die klugen Leute gefallen mir nicht;
(Ich tadle mich selbst auch wol zuweilen)
Sie heißen das Vorsicht,
Wenn sie sich übereilen.

„Anders lesen Knaben den Terenz,
Anders Grotius.“
Mich Knaben ärgerte die Sentenz,
Die ich nun gelten lassen muß.

„So widerstrebe! Das wird Dich adeln;
Willst vor der Feierstunde schon ruhn?“
Ich bin zu alt, um etwas zu tadeln,
Doch immer jung genug, etwas zu thun.

„Du bist ein wunderlicher Mann;
Warum verstummst Du vor diesem Gesicht?“

Was ich nicht loben kann,
Davon sprech' ich nicht.

„Bei mancherlei Geschäftigkeit
Hast Dich ungeschickt benommen."
Ohne jene Verrücktheit
Wär' ich nicht so weit gekommen.

Laß' doch, was Du halb vollbracht,
Mich und Andre kennen!"
Weil es uns nur irre macht,
Wollen wir's verbrennen.

„Willst Du uns denn nicht auch was gönnen?
Kannst ja, was mancher Andre kann."
Wenn sie mich heute verbrauchen können,
Dann bin ich ihnen ein rechter Mann.

Das Alles ist nicht mein Bereich;
Was soll ich mir viel Sorge machen?
Die Fische schwimmen glatt im Teich
Und kümmern sich nicht um den Nachen.

Mit der Welt muß Niemand leben,
Als wer sie brauchen will;
Ist er brauchbar und still,
Sollt' er sich lieber dem Teufel ergeben,
Als zu thun, was sie will.

„Was lehr' ich Dich vor allen Dingen?"
Möchte über meinen eignen Schatten springen!

Sie möchten gerne frei sein.
Lange kann das einerlei sein;
Wo es aber drunter und drüber geht,
Ein Heiliger wird angefleht,
Und wollen die alten uns nicht befreien,
So macht man sich behend einen neuen;
Im Schiffbruch jammert Jedermann,
Daß keiner mehr als der andre kann.

Grenzlose Lebenspein,
Fast, fast erdrückt sie mich!

Das wollen Alle Herren sein,
Und Keiner ist Herr von sich.

Und wenn man auch den Tyrannen ersticht,
Ist immer noch viel zu verlieren.
Sie gönnten Cäsarn das Reich nicht,
Und wußten's nicht zu regieren.

Warum mir aber in neuster Welt
Anarchie gar so wohl gefällt?
Ein Jeder lebt nach seinem Sinn;
Das ist nun also auch mein Gewinn.
Ich laß' einem Jeden sein Bestreben,
Um auch nach meinem Sinne zu leben.

Da kann man frank und fröhlich leben,
Niemandem wird Recht gegeben,
Dafür giebt man wieder Niemand Recht,
Macht's eben gut, macht's eben schlecht;
Im Ganzen aber, wie man sieht,
Im Weltlauf immer doch etwas geschieht.
Was Kluges, Dummes auch je geschah,
Das nennt man Welt-Historia,
Und die Herrn Bredow's künft'ger Zeiten
Werden daraus Tabellen bereiten;
Darin studirt die Jugend mit Fleiß,
Was sie nie zu begreifen weiß.

Wie es in der Welt so geht —
Weiß man, was geschah?
Und was auf dem Papiere steht,
Das steht eben da.

Das Weltregiment — über Nacht
Seine Formen hab' ich durchgedacht.
Den hehren Despoten lieb' ich im Krieg,
Verständ'gen Monarchen gleich hinter dem Sieg;
Dann wünscht' ich jedoch, daß alle die Frauen
Sich nicht gleich neben und mit ihm erbauten.
Und wie ich das hoffe, so kommt mir die Menge,
Nimmt hüben und drüben mich derb ins Gedränge,
Von da verlier' ich alle Spur. —
Was will mir Gott für Lehre daraus gönnen?

Daß wir uns eben Alle nur
Auf kurze Zeit regieren können.

Ich tadl' Euch nicht,
Ich lob' Euch nicht;
Aber ich spaße:
Dem klugen Blicht
Fährt's ins Gesicht
Und in die Nase.

Und wenn er ganz gewaltig niest,
Wer weiß, was dann daher entsprießt,
Und was er Alles mache;
Besinnung aber hinterdrein,
Verstand, Vernunft, womöglich rein,
Das ist die rechte Sache.

Soll nun Euch immer und immer beplappern?
Gewinnt Ihr nie einen freien Blick?
Sie frieren, daß ihnen die Zähne klappern;
Das heißen sie nachher Kritik.

„Du sagst gar wunderliche Dinge!"
Beschaut sie nur, sie sind geringe;
Wird Vers und Reim denn angeklagt,
Wenn Leben und Prosa das Tollste sagt?

„Du gebst so freien Angesichts,
Mit muntern, offnen Augen!"
Ihr tauget eben Alle nichts;
Warum sollt' ich was taugen?

„Warum bist Du so hochmüthig?
Hast sonst nicht so die Leute gescholten!"
Wäre sehr gerne demüthig,
Wenn sie mich nur so lassen wollten.

Wenn ich dumm bin, lassen sie mich gelten;
Wenn ich Recht hab', wollen sie mich schelten.

Ueberzeugung soll mir Niemand rauben!
Wer's besser weiß, der mag es glauben.

Dem ist es schlecht in seiner Haut,
Der in seinen eignen Busen schaut.

„Wohin wir bei unsern Gebresten
Uns im Augenblick richten sollen?"
Denke nur immer an die Besten,
Sie mögen stecken, wo sie wollen!

Den Reichthum muß der Neid betheuern;
Denn er kreucht nie in leere Scheuern.

Soll der Neider zerplatzen,
Begieb Dich Deiner Fratzen!

Soll es reichlich zu Dir fließen,
Reichlich Andre laß' genießen!

„Ist Dein Geschenk wol angekommen?"
Sie haben es eben nicht übel genommen.

Der Teufel! Sie ist nicht gering,
Wie ich von Weitem spüre;
Nun schelten sie das arme Ding,
Daß sie Euch so verführe.
Erinnert Euch, verfluchtes Pack,
Des paradiesischen Falles!
Hat Euch die Schöne nur im Sack,
So gilt sie Euch für Alles.

Wenn Dir's bei uns nun nicht gefällt,
So geh in Deine östliche Welt!

Ich wünsche mir eine hübsche Frau,
Die nicht Alles nähme gar zu genau,
Doch aber zugleich am Besten verstände,
Wie ich mich selbst am Besten befände.

Wäre Gott und Eine,
So wäre mein Lied nicht kleine.

Gott hab' ich und die Kleine
Im Lied erhalten reine.
So laß't mir das Gedächtniß
Als frühestes Vermächtniß!

„Sie betrog Dich geraume Zeit,
Nun siehst Du wol, sie war ein Schein.“
Was weißt Du denn von Wirklichkeit?
War sie drum weniger mein?

„Betrogen bist Du zum Erbarmen,
Nun läßt sie Dich allein!“
Und war es nur ein Schein, —
Sie lag in meinen Armen,
War sie drum weniger mein?

Gern hören wir allerlei gute Lehr',
Doch Schmähen und Schimpfen noch viel mehr.

Glaube Dich nicht allzu gut gebettet!
Ein gewarnter Mann ist halb gerettet.

Wein macht munter geistreichen Mann;
Weihrauch ohne Feuer man nicht riechen kann.

Willst Du Weihrauchs Geruch erregen,
Feurige Kohlen mußt unterlegen.

Wem ich ein besser Schicksal gönnte? —
Es sind die erkünstelten Talente;
An Diesem, an Jenem, am Besten gebricht's,
Sie mühen und zwängen und kommen zu nichts.

„Sage deutlicher, wie und wenn!
Du bist uns nicht immer klar.“
Gute Leute, wißt Ihr denn,
Ob ich mir's selber war?

„Wir quälen uns immerfort
In des Irrthums Banden.“
Wie manches verständliche Wort
Habt Ihr mißverstanden!

Einem unverständigen Wort
Habt Ihr Sinn geliehen;
Und so geht's immer fort:
Verzeiht, Euch wird verziehen.

Nehmt nur mein Leben hin in Bausch
Und Bogen, wie ich's führe;

Andre verſchlafen ihren Rauſch,
Meiner ſteht auf dem Papiere.

Beſſer betteln als borgen!
Warum ſollen Zwei denn ſorgen?
Wenn Einer ſorgt und redlich denkt,
Kommt Andrer wohl und heiter und ſchenkt.
Das ſind die beſten Intreſſen,
Die Schuldner und Gläubiger vergeſſen.

Ich bin ein armer Mann,
Schätze mich aber nicht gering;
Die Armuth iſt ein ehrlich Ding,
Wer mit umgehn kann.

Erlauchte Bettler hab' ich gekannt,
Künſtler und Philoſophen genannt;
Doch wüſt' ich Niemand, ungeprahlt,
Der ſeine Zeche beſſer bezahlt.

„Was hat Dich nur von uns entfernt?"
Hab' immer den Plutarch geleſen.
„Was haſt Du denn dabei gelernt?"
Sind eben Alles Menſchen geweſen.

Kato wollte wol Andre ſtrafen;
Selbander mocht' er gerne ſchlafen.

Deshalb er ſich zur Unzeit
Mit Schwiegertochter und Sohn entzweit,
Auch eine junge Frau genommen,
Welches ihm gar nicht wohl bekommen;
Wie Kaiſer Friedrich der Letzte
Väterlich auseinanderſetzte.

„Was willſt Du, redend zur Menge,
Dich ſelbſt fürtrefflich preiſen?"
Kato ſelbſt war ruhmredig, der Strenge;
Plutarch will's ihm gar ernſt verweiſen.

Man könnt' erzogene Kinder gebären,
Wenn die Eltern erzogen wären.

Was ich in meinem Haus ertrag',
Das sieht ein Fremder am ersten Tag;
Doch ändert er sich's nicht zu Liebe,
Und wenn er hundert Jahre bliebe.

Wie auch die Welt sich stellen mag,
Der Tag immer belügt den Tag.

Dagegen man auch nicht gerne hört,
Wenn der Tag den Tag zerstört.

Ich bin Euch Sämmtlichen zur Last,
Einigen auch sogar verhaßt.
Das hat aber gar nichts zu sagen;
Denn mir behagt's in alten Tagen,
So wie es mir in jungen behagte,
Daß ich nach Alt und Jung nicht fragte.

Mit sich selbst zu Rathe gehn,
Immer wird's am Besten stehn;
Gern im Freien, gern zu Haus,
Lausche da und dort hinaus
Und kontrollire Dich für und für!
Da horchen Alt und Jung nach Dir.

Die Xenien, sie wandeln zahm,
Der Dichter hält sich nicht für lahm;
Belieben Euch aber geschärftere Sachen,
So wartet, bis die wilden erwachen!

Sibyllinisch mit meinem Gesicht
Soll ich im Alter prahlen!
Je mehr es ihm an Fülle gebricht,
Desto öfter wollen sie's malen!

„Ist's in der Näh? Kam's aus der Ferne?
Was beugt Dich heute so schwer?"
Ich spaßte wol am Abend gerne,
Wenn nur der Tag nicht so ernsthaft wär'.

Spricht man mit Jedermann,
Da hört man Keinen;
Stets wird ein andrer Mann
Auch anders meinen;

Was wäre Rath sodann,
Sie zu verstehen?
Kennst Du nicht Mann für Mann,
Es wird nicht gehen.

Gott hat die Gradheit selbst ans Herz genommen,
Auf gradem Weg ist Niemand umgekommen.

Wirst Du die frommen Wahrheits-Wege gehen,
Dich selbst und Andere triegst Du nie.
Die Frömmelei läßt Falsches auch bestehen;
Derwegen haß' ich sie.

Du sehnst Dich, weit hinaus zu wandern,
Bereitest Dich zu raschem Flug;
Dir selbst sei treu und treu den Andern!
Dann ist die Enge weit genug.

Halte Dich im Stillen rein
Und laß' es um Dich wettern!
Je mehr Du fühlst ein Mensch zu sein,
Desto ähnlicher bist Du den Göttern.

Was hätte man vom Zeitungstraum,
Der leid'gen Ephemere,
Wenn es uns nicht im stillen Raum
Noch ganz behaglich wäre!

Das Schlimmste, was uns widerfährt,
Das werden wir vom Tag gelehrt.
Wer in dem Gestern Heute sah,
Dem geht das Heute nicht allzu nah,
Und wer im Heute sieht das Morgen,
Der wird sich rühren, wird nicht sorgen.

Liegt Dir Gestern klar und offen,*)
Wirkst Du heute kräftig frei,
Kannst auch auf ein Morgen hoffen,
Das nicht minder glücklich sei.

*) Goethe brauchte diesen Spruch, dessen Uebersetzung ins Französische und ins Englische (vgl. B. III. unsrer Ausgabe) vermuthlich auch von ihm selbst herstammt, öfters, wenn er um Facsimile's seiner Handschrift angegangen wurde. (Vgl. „Goethe und Leipzig von W. Freiherrn v. Biedermann." Leipzig 1880. B. II, S. 143.)

V.

Kein Stündchen ſchleiche Dir vergebens,
Benutze, was Dir widerfahren!
Verdruß iſt auch ein Theil des Lebens;
Den ſollen die Lenien bewahren.
Alles verdienet Reim und Fleiß,
Wenn man es recht zu ſondern weiß.

Gott grüß Euch, Brüder,
Sämmtliche Oner und Aner!
Ich bin Weltbewohner,
Bin Weimaraner.
Ich habe dieſem edlen Kreis
Durch Bildung mich empfohlen,
Und wer es etwa beſſer weiß,
Der mag's wo anders holen!

„Wohin willſt Du Dich wenden?“
Nach Weimar-Jena, der großen Stadt,
Die an beiden Enden
Viel Gutes hat.

Gar nichts Neues ſagt Ihr mir!
Unvollkommen war ich ohne Zweifel.
Was Ihr an mir tadelt, dumme Teufel,
Ich weiß es beſſer als Ihr!

„Sag mir doch, von Deinen Gegnern
Warum willſt Du gar nichts wiſſen?“
Sag mir doch, ob Du dahin trittſt,
Wo man in den Weg .....?

Jude.

Sie machen immerfort Chauſſeen,
Bis Niemand vor Wegezeld reiſen kann!

Student.

Mit den Wiſſenſchaften wird's auch ſo gehen;
Eine jede quält ihren eignen Mann.

„Was ist denn die Wissenschaft?"
Sie ist nur des Lebens Kraft.
Ihr erzeuget nicht das Leben;
Leben erst muß Leben geben.

„Wie ist denn wol ein Theaterbau?"
Ich weiß es wirklich sehr genau:
Man pfercht das Brennlichste zusammen,
Da steht's denn alsobald in Flammen.

„Wie reizt doch das die Leute so sehr?
Was laufen sie wieder ins Schauspielhaus?"
Es ist doch etwas Weniges mehr,
Als säh' man grade zum Fenster hinaus.

Konversations-Lexikon heißt's mit Recht,
Weil, wenn die Konversation ist schlecht,
Jedermann
Zur Konversation es nutzen kann.

Wir sollen wir denn da gesunden?
Haben weder Außen noch Innen gefunden.

Was haben wir denn da gefunden?
Wir wissen weder oben noch unten.

Mit diesem Versatilen
Scheint nur das Wort zu spielen;
Doch wirkt ein Wort so mächtig,
Ist der Gedanke trächtig.

Wenn sie aus Deinem Korbe naschen,
Behalte noch etwas in der Taschen!

Sollen Dich die Dohlen nicht umschrein,
Mußt nicht Knopf auf dem Kirchthurm sein.

Man zieht den Todten ihr ehrenvolles Gewand an
Und denkt nicht, daß man zunächst auch wol balsamirt wird;
Ruinen sieht man als malerisch interessant an
Und fühlt nicht, daß man so eben auch ruinirt wird.

Und wo die Freunde verfaulen,
Das ist ganz einerlei,

Ob unter Marmor-Saulen
Oder im Rasen frei.
Der Lebende bedenke,
Wenn auch der Tag ihm mault,
Daß er den Freunden schenke,
Was nie und nimmer fault.

„Hast Du das Alles nicht bedacht?
Wir haben's doch in unserm Orden."
Ich hätt' es gern Euch recht gemacht;
Es wäre aber nichts geworden.

Noch bin ich gleich von Euch entfernt,
Hass' Euch Cyklopen und Silbenfresser.
Ich habe nichts von Euch gelernt;
Ihr wußtet's immer besser.

Die Jugend ist vergessen
Aus getheilten Interessen;
Das Alter ist vergessen
Aus Mangel an Interessen.

„Brich doch mit diesem Lump sogleich,
Er machte Dir einen Schelmenstreich!
Wie kannst Du mit ihm leben?"
Ich mochte mich weiter nicht bemühn;
Ich hab' ihm verziehn,
Aber nicht vergeben.

„Schneide so kein Gesicht!
Warum bist Du der Welt so satt?"
Das weiß Alles nicht,
Was es neben und um sich hat.

„Wie soll ich meine Kinder unterrichten?
Unnützes, Schädliches zu sichten,
Belehre mich!"
Belehre sie von Himmel und Erden,
Was sie niemals begreifen werden!

Tadle nur nicht! Was tadelst Du nur!
Bist mit Laternen auf der Spur

Dem Menschen, den sie nimmer finden;
Was willst ihn zu suchen Dich unterwinden!

Die Bösen soll man nimmer schelten,
Sie werden zur Seite der Guten gelten;
Die Guten aber werden wissen,
Vor wem sie sich sorglich hüten müssen.

„In der Urzeit seien Menschen gewesen,
Seien mit Bestien zusammen gewesen."

„Sie malträtiren Dich spät und früh;
Sprichst Du denn gar nicht mit?"
† † † Seliger Erben und Kompagnie,
Die Firma hat immer Kredit.

Das Zeitungs-Geschwister,
Wie mag sich's gestalten,
Als um die Philister
Zum Narren zu halten?

Dem Arzt verzeiht! Denn doch einmal
Lebt er mit seinen Kindern.
Die Krankheit ist ein Kapital;
Wer wollte das vermindern!

„Mit unsern wenigen Gaben
Haben wir redlich geprahlt,
Und was wir dem Publikum gaben,
Sie haben es immer bezahlt."

Frömmigkeit verbindet sehr,
Aber Gottlosigkeit noch viel mehr.

Verständige Leute kannst Du irren sehn,
In Sachen nämlich, die sie nicht verstehn.

Der Achse wird mancher Stoß versetzt;
Sie rührt sich nicht — und bricht zuletzt.

Johannis-Feuer sei unverwehrt,
Die Freude nie verloren!
Besen werden immer stumpf gekehrt
Und Jungen immer geboren.

Das Schlechte kannst Du immer loben;
Du hast dafür sogleich den Lohn:
In Deinem Pfuhle schwimmst Du oben
Und bist der Pfuscher Schutzpatron.

Das Gute schelten? — Man wird probiren!
Es geht, wenn Du Dich frech erkühnst;
Doch treten, wenn's die Menschen spüren,
Sie Dich in Quark, wie Du's verdienst.

Jeder solcher Lumpenhunde
Wird vom zweiten abgethan.
Sei nur brav zu jeder Stunde,
Niemand hat Dir etwas an!

Komm her! Wir setzen uns zu Tisch,
Den möchte solche Narrheit rühren!
Die Welt geht aus einander wie ein fauler Fisch:
Wir wollen sie nicht balsamiren.

Sage mir ein weiser Mann,
Was das Mick-Mack heißen kann!
Solch zweideutig Achselzucken,
Nutzen wird's nicht, noch behagen.

Ihr seht uns an mit scheelem Blick,
Ihr schwanket vor, Ihr schwankt zurück
Und häufet Zeil' auf Zeile,
So zerret Lesers dürstig Ohr
Mit vielgequirltem Phrasen-Flor,
Uns habt Ihr nicht am Seile!
Die M. K. F's
Mit ihren Treff's,
Sie wirken noch eine Weile.

Der trockne Versemann
Weiß nur zu tadeln;
Ja, wer nicht ehren kann,
Der kann nicht adeln.

„So laß' doch auch noch Diese gelten,
Bist ja im Urtheil sonst gelind!"
Sie sollen nicht die schlechten Dichter schelten,
Da sie nicht vielmal besser sind.

Deinen Vortheil zwar verstehst Du,
Doch verstehst nicht aufzuräumen;
Haß und Widerwillen läßt Du,
Und dergleichen wird auch kommen.

Will Einer sich gewöhnen,
So sei's zum Guten, zum Schönen!
Man thue nur das Rechte!
Am Ende duckt, am Ende dient der Schlechte.

Es darf sich Einer wenig bücken,
Er hockt mit einem leichten Sprung
Der Teufel gleich dem Teufel auf dem Rücken.

Anbete Du das Feuer hundert Jahr,
Dann fall' hinein, — Dich frißt's mit Haut und Haar.

„Der Mond soll im Kalender stehn;
Doch auf den Straßen ist er nicht zu sehn.
Warum darauf die Polizei nicht achtet?"

Mein Freund, urtheile nicht so schnell!
Du thust gewaltig klug und hell,
Wenn es in Deinem Kopfe nachtet.

O Ihr Tags- und Splitterrichter,
Splittert nur nicht Alles klein!
Denn, fürwahr, der schlechteste Dichter
Wird noch Euer Meister sein.

Habe nichts dagegen, daß ihm so sei;
Aber daß mich's erfreut,
Das müßt' ich lügen.
Eh ich's verstand, da sprach ich frei,
Und jetzt versteh' ich Mancherlei;
Warum sollt' ich nun schweigen,
Uns neuen Weg zu zeigen?

Das ist doch nur der alte Trost;
Werdet doch gescheiter!
Treiet nicht immer denselben Fleck,
So geht doch weiter!

Viel Wunderkuren giebt's jetzunder,
Bedenkliche, gesteh' ich's frei!

Natur und Kunst thun große Wunder,
Und es giebt Scheine nebenbei.

Mit diesen Menschen umzugehen,
Ist wahrlich keine große Last;
Sie werden Dich recht gut verstehen,
Wenn Du sie nur zum Besten hast.

O Welt, vor Deinem häßlichen Schlund
Wird guter Wille selbst zunichte.
Scheint das Licht auf einen schwarzen Grund,
So sieht man nichts mehr von dem Lichte.

Mit Liebe nicht, nur mit Respekt
Werden wir uns mit Dir vereinen.
O Sonne, thätest Du Deinen Effekt,
Ohne zu scheinen!

Sie thäten gern große Männer verehren,
Wenn diese nur auch zugleich Lumpe wären.

Wie Mancher auf der Geige fiedelt,
Meint er, er habe sich angesiedelt;
Auch in natürlicher Wissenschaft,
Da übt er seine geringe Kraft
Und glaubt auf seiner Violin
Ein anderer, dritter Orpheus zu sein.
Jeder streicht zu, versucht sein Glück;
Es ist zuletzt eine Katzen-Musik.

Alles will reden,
Jeder will wandeln.
Ich allein soll nicht sprechen
Noch handeln.

Sie lauen längst an dem schlechten Wissen;
Wir spaßen, die wir's besser wissen.

Das ist eins von den alten Sünden:
Sie meinen, Rechnen, das sei Erfinden.
Und weil sie so viel Recht gehabt,
Sei ihr Unrecht mit Recht begabt!

Und weil ihre Wissenschaft exakt,
So sei Keiner von ihnen vertrakt!

Man soll nicht lachen,
Sich nicht von den Leuten trennen!
Sie wollen Alle machen,
Was sie nicht können.

Wenn Du hast, das ist wol schön,
Doch Du mußt es auch verstehn:
Können, das ist große Sache,
Damit das Wollen etwas mache.

Hier liegt ein überschlechter Poet.
Wenn er nur niemals aufersteht!

Hätt' ich gesandert zu werden,
Bis man mir's Leben gegönnt,
Ich wäre noch nicht auf Erden,
Wie Ihr bezeisen könnt,
Wenn Ihr seht, wie sie sich geberden,
Die, um etwas zu scheinen,
Mich gerne möchten verneinen.

Mag's die Welt zur Seite weisen,
Wenig Schüler werden's preisen,
Die an Deinem Sinn entbrannt,
Wenn die Vielen Dich verkannt.

Ein reiner Reim wird wol begehrt;
Doch den Gedanken rein zu haben,
Die edelste von allen Gaben,
Das ist mir alle Reime werth.

Allerliebliehste Trochäen
Aus der Zeile zu vertreiben
Und schwerfälligste Spondeen
An die Stelle zu verleiben,
Bis zuletzt ein Vers entsteht,
Wird mich immerfort verdrießen.
Laß' die Reime lieblich fließen,
Laß' mich des Gesangs genießen
Und des Blicks, der mich versteht!

„Ein Schnippchen schlägst Du doch im S
Der Du so ruhig scheinest;
So sag doch frank und frei dem Pack,
Wie Du's mit ihnen meinest!"

Ich habe mir mit Müh und Fleiß
Gefunden, was ich suchte;
Was schiert es mich, ob Jemand weiß,
Daß ich das Volk verfluchte!

Für mich hab' ich genug erworben,
So viel auch Widerspruch sich regt;
Sie haben meine Gedanken verdorben
Und sagen, sie hätten mich widerlegt.

Nur stille, nur bis morgen früh!
Denn Niemand weiß recht, was er will.
Was für ein Lärm, was für eine Müh!
Ich sitze gleich und schlummre still.

Alles auch Meinende
Wird nicht vereint,
Weil das Erscheinende
Nicht mehr erscheint.

Reuchlin! Wer will sich ihm vergleichen,
Zu seiner Zeit ein Wunderzeichen!
Das Fürsten- und das Städtewesen
Durchschlängelte sein Lebenslauf,
Die heiligen Bücher schloß er auf.
Doch Pfaffen wußten sich zu rühren,
Die Alles breit ins Schlechte führen;
Sie finden Alles da und die
So dumm und so absurd wie sie.
Dergleichen will mir auch begegnen;
Bin unter Dache, — laß' es regnen!
„Denn gegen die obskuren Rotten,
Die mir zu schaden sich veramalen,
Auch mir kann es an Ulrich Hutten,
An Franz von Sickingen nicht fehlen."

Am Lehrling mäkelten sie,
Nun mäkeln sie am Wandrer;

Jener lernte spät und früh,
Dieser wird kein Andrer.
Beide wirken im schönen Kreise
Kräftig, wohlgemuth und zart;
Lerne doch Jeder nach seiner Weise,
Wandle doch Jeder in seiner Art!

Nein, das wird mich nicht kränken,
Ich acht' es für Himmelsgabe!
Soll ich geringer von mir denken,
Weil ich Feinde habe?

Warum ich Royalist bin,
Das ist sehr simpel:
Als Poet fand ich Ruhms Gewinn,
Frei Segel, freie Wimpel;
Mußt' aber Alles selber thun,
Konnt' Niemand fragen;
Der alte Fritz wußt' auch zu thun,
Durft' ihm Niemand was sagen.

„Sie wollten Dir keinen Beifall gönnen,
Du warst niemals nach ihrem Sinn!"
Hätten sie mich beurtheilen können,
So wär' ich nicht, was ich bin.

Das Unvernünftige zu verbreiten,
Bemüht man sich nach allen Seiten;
Es täuschet eine kleine Frist,
Man sieht doch bald, wie schlecht es ist.

„Der Pseudo-Wandrer, wie auch dumm,
Versammelt sein Geschwister."
Es giebt manch Evangelium:
Hab' es auch der Philister!

Ihr edlen Deutschen wißt noch nicht,
Was eines treuen Lehrers Pflicht
Für Euch weiß zu bestehen;
Zu zeigen, was moralisch sei,
Erlauben wir uns stank und frei,
Ein Falsum zu begehen.

Hiezu haben wir Recht und Titel;
Der Zweck heiligt die Mittel.

Verdammen wir die Jesuiten,
So gilt es doch in unsern Sitten.

Ist dem Gezücht Verdienst ein Titel?
Ein Fallum wird ein heilig Mittel;
Das schmeichelt ja, sie wissen's schon,
Der frommen deutschen Nation,
Die sich erst recht erhaben fühlt,
Wenn all ihr Würdges ist verspielt.
„Doch gegen die obskuren Kutten,
Die mir zu schaden sich verquälen,
Auch mir soll es an Ulrich Hutten,
An Franz von Sickingen nicht fehlen."

Ihr schmähet meine Dichtung:
Was habt Ihr denn gethan?
Wahrhaftig, die Vernichtung,
Verneinend fängt sie an;
Doch ihren scharfen Besen
Strengt sie vergebens an.
Ihr seid gar nicht gewesen!
Wo träfe sie Euch an?

Haben da und dort zu mäkeln,
An dem äußern Rand zu häkeln,
Machen mir den kleinen Krieg.
Doch Ihr schadet Eurem Rufe;
Weilt nicht auf der niedern Stufe,
Die ich längst schon überstieg!

„Die Feinde, sie bedroh'n Dich,
Das mehrt von Tag zu Tage sich:
Wie Dir doch gar nicht graut!"
Das seh' ich Alles unbewegt;
Sie zerren an der Schlangenhaut,
Die längst ich abgelegt.
Und ist die nächste reif genung,
Abstreif' ich die sogleich
Und wandle neubelebt und jung
Im frischen Götterreich.

Ihr guten Kinder,
Ihr armen Sünder,
Zupft mir am Mantel —
Laßt nur den Handel!
Ich werde wallen
Und laß' ihn fallen;
Wer ihn erwischet,
Der ist erfrischet.

Ueber Moses' Leichnam stritten
Selige mit Fluch-Tämonen.
Lag er doch in ihrer Mitten,
Kannten sie doch kein Verschonen!
Greift der stets bewußte Meister
Nochmals zum bewährten Stabe,
Hämmert auf die Pustrichs-Geister;
Engel brachten ihn zu Grabe.

(Geständniß).

Wir.

Du toller Wicht, gesteh nur offen:
Man hat Dich auf manchem Fehler betroffen!

Er.

Ja wol! Doch macht' ich ihn wieder gut.

Wir.

Wie denn?

Er.

Ei, wie's ein Jeder thut.

Wir.

Wie hast Du denn das angefangen?

Er.

Ich hab' einen neuen Fehler begangen;
Darauf waren die Leute so versessen,
Daß sie des alten gern vergessen.

VI.

Lasset walten, lasset gelten,
Was ich wunderlich verkündigt!
Dürftet Ihr den Guten schelten,
Der mit seiner Zeit gesündigt?

Niemand will der Dichter kränken,
Folgt er kühn dem raschen Flug;
Wollte Jemand anders denken,
Ist der Weg ja breit genug.

Schwärmt Ihr doch zu ganzen Schaaren
Lieber als in wenig Paaren,
Laßt mir keine Seite leer!
Summt umher, es wird Euch glücken!
Einzeln stechen auch die Mücken,
Braucht nicht gleich ein ganzes Heer.

Da ich viel allein verbleibe,
Pflege Weniges zu sagen;
Da ich aber gerne schreibe,
Mögen's meine Leser tragen!
Sollte heißen, gern diktire,
Und das ist doch auch ein Sprechen,
Wo ich keine Zeit verliere;
Niemand wird mich unterbrechen.

Wie im Auge mit fliegenden Mücken,
So ist's mit Sorgen ganz genau;
Wenn wir in die schöne Welt hinein blicken,
Da schwebt ein Spinnweben-Grau;
Es überzieht nicht, es zieht nur vorüber,
Das Bild ist getrübt, wenn nur nicht trüber;
Die klare Welt bleibt klare Welt:
Im Auge nur ist's schlecht bestellt.

Trage Dein Uebel, wie Du magst,
Klage Niemand Dein Mißgeschick!
Wie Du dem Freunde ein Unglück klagst,
Giebt er Dir gleich ein Dutzend zurück.

In keiner Gilde kann man sein,
Man wisse denn zu schultern sein.
Das, was sie lieben, was sie hassen,
Das muß man eben geschehen lassen;
Das, was sie wissen, läßt man gelten,
Was sie nicht wissen, muß man schelten,
Althergebrachtes weiter führen,
Das Neue klüglich retardiren:
Dann werden sie Dir zugestehn,
Auch nebenher Deinen Weg zu gehn.
Doch würden sie, könnt' es gelingen,
Zum Widerruf Dich pfäffisch zwingen.

Hemmet Ihr verschmähten Freier
Nicht die schlechtgestimmte Leyer,
So verzweifl' ich ganz und gar.
Nie zeigt sich ohne Schleier;
Doch der Mensch, er hat den Staar.

Die geschichtlichen Symbole —
Thöricht, wer sie wichtig hält;
Immer forschet er ins Hohle
Und versäumt die reiche Welt.

Suche nicht verborgne Weihe!
Unterm Schleier laß' das Starre!
Willst Du leben, guter Narre,
Sieh nur hinter Dich ins Freie!

Einheit ew'gen Lichts zu spalten,
Müssen wir für thöricht halten,
Wenn Euch Irrthum schon genügt.
Hell und Dunkel, Licht und Schatten,
Weiß man klüglich sie zu gatten,
Ist das Farbenreich besiegt.

Die Beiden lieben sich gar sein,
Mögen nicht ohne einander sein;
Wie Eins im Andern sich verliert,
Manch buntes Kind sich ausgebiert.
Im eignen Auge schaue mit Lust,
Was Plato von Anbeginn gewußt!

Denn das ist der Natur Gehalt,
Daß außen gilt, was innen galt.

Freunde, flieht die dunkle Kammer,
Wo man Euch das Licht verzwickt
Und mit kümmerlichstem Jammer
Sich verschrobnen Bildern bückt.
Abergläubische Verehrer
Gab's die Jahre her genug;
In den Köpfen Eurer Lehrer
Laff't Gespenst und Wahn und Trug!

Wenn der Blick an heitern Tagen
Sich zur Himmelsbläue lenkt,
Beim Sirok der Sonnenwagen
Purpurroth sich niedersenkt,
Da gebt der Natur die Ehre,
Froh, an Aug' und Herz gesund,
Und erkennt der Farbenlehre
Allgemeinen, ew'gen Grund!

Das wirst Du sie nicht überreden;
Sie rechnen Dich ja zu den Blöden,
Den blöden Augen, blöden Sinnen;
Die Finsterniß im Lichte drinnen,
Die kannst Du ewig nicht erfassen;
Mußt das den Herren überlassen,
Die's zu beweisen sind erbötig.
Gott sei den guten Schülern gnädig!

Mit Widerlegen, Bedingen, Begrimmen
Bemüht und brüstet Mancher sich;
Ich kann daraus nichts weiter gewinnen,
Als daß er anders denkt wie ich.

Wie man die Könige versetzt,
Wird der Granit auch abgesetzt,
Und Gneis, der Sohn, ist nun Papa!
Auch dessen Untergang ist nah;
Denn Plute's Gabel drohet schon
Dem Urgrund Revolution;
Basalt, der schwarze Teufels-Mohr,
Aus nester Hölle bricht hervor,

Zerspaltet Fels, Gestein und Erden,
Omega muß zum Alpha werden.
Und so wäre denn die liebe Welt
Gognostisch auch auf den Kopf gestellt.

Kaum wendet der edle Werner den Rücken,
Zerstört man das Poseidaonische Reich;
Wenn Alle sich vor Hephästos bücken,
Ich kann es nicht sogleich;
Ich weiß nur in der Folge zu schätzen.
Schon hab' ich manches Kredo verpaßt;
Mir sind sie Alle gleich verhaßt,
Neue Götter und Götzen.

Ursprünglich eignen Sinn
Laß' Dir nicht rauben!
Woran die Menge glaubt,
Ist leicht zu glauben.

Natürlich mit Verstand
Sei Du beflissen!
Was der Gescheite weiß,
Ist schwer zu wissen.

Je mehr man kennt, je mehr man weiß,
Erkennt man, Alles dreht im Kreis:
Erst lehrt man Jenes, lehrt man Dies;
Nun aber waltet ganz gewiß
Im innern Erdenspatium
Pyro-Hydrophylakium,
Damit's der Erden Oberfläche
An Feuer und Wasser nicht gebreche.
Wo käme denn ein Ding sonst her,
Wenn es nicht längst schon fertig wär'?
So ist denn, eh man sich's versah,
Der Pater Kircher wieder da.
Will mich jedoch des Worts nicht schämen:
Wir tasten ewig an Problemen.

Keine Gluthen, keine Meere
Geb' ich in dem Innern zu;
Doch allherrschend waltet Schwere,
Nicht verdammt zu Tod und Ruh.

Vom lebend'gen Gott lebendig,
Durch den Geist, der Alles regt,
Wechselt sie, nicht unbeständig,
Immer in sich selbst bewegt.

Seht nur hin! Ihr werdet's fassen!
Wenn Merkur sich hebt und neigt,
Wird im Anziehn, im Entlassen
Atmosphäre schwer und leicht.

Mir genügt nicht Eure Lehre:
Ebb' und Fluth der Atmosphäre —
Denk' sich's Jeder, wie er kann!
Will mich nur an Hermes halten;
Denn des Barometers Walten
Ist der Witterung Tyrann.

Westen mag die Luft regieren,
Sturm und Fluth nach Osten führen,
Wenn Merkur sich schläfrig zeigt;
Aller Elemente Toben,
Ostber ist es aufgehoben,
Wenn er aus dem Schlummer steigt.

Das Leben wohnt in jedem Sterne;
Er wandelt mit den andern gerne
Die selbsterwählte reine Bahn.
Im innern Erdenball pulsiren
Die Kräfte, die zur Nacht uns führen
Und wieder zu dem Tag heran.

Wenn im Unendlichen Dasselbe
Sich wiederholend ewig fließt,
Das tausendfältige Gewölbe
Sich kraftig in einander schließt,
Strömt Lebensluft aus allen Dingen,
Dem kleinsten wie dem größten Stern,
Und alles Drängen, alles Ringen
Ist ew'ge Ruh in Gott dem Herrn.

Nachts, wann gute Geister schweifen,
Schlaf Dir von der Stirne streifen,
Mondenlicht und Sternenflimmern

Dich mit ew'gem All unschimmern,
Scheinst Du Dir entkörpert schon,
Wagest Dich an Gottes Thron.

Aber wenn der Tag die Welt
Wieder auf die Füße stellt,
Schwerlich möcht' er Dir's erfüllen
Mit der Frühe bestem Willen;
Zu Mittag schon wandelt sich
Morgentraum gar wunderlich.

Sei Du im Leben wie im Wissen
Durchaus der reinen Fahrt beflissen!
Wenn Sturm und Strömung stoßen, zerrn,
Sie werden doch nicht Deine Herrn;
Kompaß und Pol-Stern, Zeitenmesser
Und Sonn' und Mond verstehst Du besser,
Vollendest so nach Deiner Art
Mit stillen Freunden Deine Fahrt,
Besonders wenn Dich's nicht verdrießt,
Wo sich der Weg im Kreise schließt.
Der Weltumsegler freudig trifft
Den Hafen, wo er ausgeschifft.

Wie fruchtbar ist der kleinste Kreis,
Wenn man ihn wohl zu pflegen weiß!

Wenn Kindesblick begierig schaut,
Er findet des Vaters Haus gebaut;
Und wenn das Ohr sich erst vertraut,
Ihm tönt der Muttersprache Laut;
Gewahrt es Dies und Jenes nah,
Man fabelt ihm, was fern geschah,
Umflittert ihn, wächst er heran;
Er findet eben Alles gethan,
Man rühmt ihm Dies, man preist ihm Das:
Er wäre gar gern auch etwas;
Wie er soll wirken, schaffen, lieben,
Das steht ja Alles schon geschrieben
Und, was noch schlimmer ist, gedruckt.
Da steht der junge Mensch verduckt,
Und endlich wird ihm offenbar,
Er sei nur, was ein Andrer war.

Gern wär' ich Ueberlieferung los
Und ganz original;
Doch ist das Unternehmen groß
Und führt in manche Qual.
Als Autochthone rechnet' ich
Es mir zur höchsten Ehre,
Wenn ich nicht gar zu wunderlich
Selbst Ueberlieferung wäre.

Vom Vater hab' ich die Statur,
Des Lebens ernstes Führen,
Von Mütterchen die Frohnatur
Und Lust zu fabuliren.
Urahnherr war der Schönsten hold,
Das spukt so hin und wieder;
Urahnfrau liebte Schmuck und Gold,
Das zuckt wol durch die Glieder.
Sind nun die Elemente nicht
Aus dem Komplex zu trennen,
Was ist denn an dem ganzen Wicht
Original zu nennen?

Theilen kann ich nicht das Leben,
Nicht das Innen noch das Außen;
Allen muß das Ganze geben.
Um mit Euch und mir zu hausen.
Immer hab' ich nur geschrieben,
Wie ich fühle, wie ich's meine,
Und so spalt' ich mich, Ihr Lieben,
Und bin immerfort der Eine.

XXIII.

An Personen zu festlichen Gelegenheiten, Inschriften, Denk- und Sendeblätter.

Vieles reicht' ich meinen Lieben,
Weniges ist mir geblieben.

Die mit G. bezeichneten Anmerkungen sind dieselben, welche Goethe in der Ausgabe letzter Hand IV, 176 u. ff. unter der Ueberschrift „Aufklärende Bemerkungen" zusammengestellt hat; wir theilen sie aus Rücksichten der Zweckmäßigkeit gleich bei jedem einzelnen Gedichte mit. Die Gedicht selbst haben wir, soweit es möglich und angemessen war, chronologisch geordnet und zugleich das Jahr der Entstehung oder ersten Veröffentlichung (letztere durch das Zeichen * von der ersteren unterschieden) beigefügt.

An Zachariä.*)

1767.

Schon wälzen schnelle Räder rasselnd sich und tragen
Dich von dem unbeklagten Ort
Und, angekettet fest an Deinen Wagen,
Die Freuden mit Dir fort.

Du bist uns kaum entwichen, und schwermüthig ziehen
Aus dumpfen Höhlen (denn dahin
Flohn sie bei Deiner Ankunft, wie vorm Glühen
Der Sonne Nebel fliehn)

Verdruß und Langeweile. Wie die Stymphaliden
Umschwärmen sie den Tisch und sprühn
Von ihren giftigen Gift unsrem Frieden
Auf alle Speisen hin.

Wo ist, sie zu verscheuchen, unser güt'ger Retter?
Der Venus vielgeliebter Sohn,
Apollens Liebling, Liebling aller Götter,
Lebt er? Ist er entflohn?

O, gäb' er mir die Stärke, seine mächt'ge Leyer
Zu schlagen, die Apoll ihm gab!
Ich rührte sie; dann flöhn die Ungeheuer
Erschreckt zur Höll' hinab.

O, leih mir, Sohn der Maja, Deiner Fersen Schwingen,
Die Du sonst Sterblichen geliehn!
Die reißen mich aus diesem Elend, bringen
Mich zu der Oker hin.

---

*) J. W. Zachariä (1726—1777), Professor am Carolinum in Braunschweig und besonders durch seine Epopöen bekannt, besuchte Leipzig im Jahre 1767 auf längere Zeit und war während seines Aufenthalts steter Tischgenosse Goethe's. — Das vorliegende Gedicht wurde in Zachariä's Todesjahre zuerst im Leipziger Musenalmanach (Verlag von Schwickert) veröffentlicht, dann 1779 in die unächten, 1815 in die ächten Ausgaben der Werke aufgenommen.

Dann folg' ich unerwartet ihm am Flusse;
Allein so wenig staunet er,
Als ging' ihm, angeheftet seinem Fuße,
Sein Schatten hinterher.

Von ihm dann unzertrennlich, wärmt den jungen Busen
Der Glanz, der glorreich ihn umgiebt;
Er liebet mich; dann lieben mich die Musen,
Weil mich ihr Liebling liebt.

An Silvien.*)

*1806.

Wenn die Zweige Wurzeln schlagen,
Wachsen, grünen, Früchte tragen,
Möchtest Du dem Angedenken
Deines Freunds ein Lächeln schenken.

Derselben.

*1815.

Und wenn sie zuletzt erfrieren,
Weil man sie nicht wohl verschanzet,
Will sich's alsobald gebühren,
Daß man hoffend neue pflanzet.

An Tischbein.**)

1806.

Erst ein Deutscher, dann ein Schweizer,
Dann ein Berg- und Thal-Durchkreuzer,
Römer, dann Napolitaner,
Philosoph und doch kein Aner,
Dichter, fruchtbar aller Orten,
Bald mit Zeichen, bald mit Worten,
Immer bleibest Du Derselbe
Von der Tiber bis zur Elbe!
Glück und Heil! So wie Du strebest,
Leben! So wie Du belebest,
So genieße, laß' genießen!
Bis die Nymphen Dich begrüßen,
Die sich in der Alme baden
Und aufs Freundlichste Dich laden.

*) Goethe's Nachlaß enthielt noch ein längeres und eigenthümliches Gedicht, gleichfalls an „Silvien" gerichtet, für welches wir auf den dritten Band dieser Ausgabe verweisen.

**) Ueber Tischbein vgl. S. 202 dieses Bandes, über die spezielleren Beziehungen dieser an ihn gerichteten Gedichte die „Tag- und Jahreshefte" unter dem Jahre 1806.

An Denselben.

1806.

Alles, was Du denkst und sinnest,
Was Du der Natur und Kunst
Mit Empfindung abgewinnest,
Druckst Du aus durch Musengunst.
Farbe her! Dein Meisterwille
Schafft ein sichtliches Gedicht;
Doch, bescheiden in der Fülle,
Du verschmähst die Worte nicht.

An Denselben.

1806.

Für das Gute, für das Schöne,
Das Du uns so reichlich sendest,
Möge jegliche Kamöne
Freude spenden, wie Du spendest!
Möge Dir im nord'schen Trüben
Aller Guten, aller Lieben
Reine Neigung so bereiten,
Ueberall Dich zu begleiten
Mit des Umgangs trauter Wonne,
Wie im heitern Land der Sonne!

An Denselben.*)

1806.

Statt den Menschen in den Thieren
Zu verlieren,
Findest Du ihn klar darin
Und belebst als wahrer Dichter
Schaf- und säuisches Gelichter
Mit Gesinnung wie mit Sinn.
Auch der Esel kommt zu Ehren
Und vahl uns weise Lehren.
Das, was Büffon nur begonnen,
Kommt durch Tischbein an die Sonnen.

*) „Tischbein," sagte Goethe gelegentlich, „ist ein rückschreitender Jehovah: er hat er Menschen gemalt, nun macht er Thiere." (Vgl. „Briefe an und von Goethe" und „Aphorismen aus Brokardika", herausg. von Riemer, Leipzig 1846. S. 196.)

An Uranius.*)

1807.

Himmel, ach! So ruft man aus,
Wenn's uns schlecht geworden.
Himmel will verdienen sich
Pfaff' und Ritterorden.

Ihren Himmel finden Viel'
In dem Weltgetümmel;
Jugend unter Tanz und Spiel
Meint, sie sei im Himmel.

Doch von dem Klaviere tönt
Ganz ein andrer Himmel;
Alle Morgen grüß' ich ihn,
Nickt er mir vom Schimmel.

Einer hohen Reisenden.**)

Karlsbad, Juli 1808.

Wohin Du trittst, wird uns verklärte Stunde.
Dir leuchtet Klarheit frisch vom Angesicht,
Vom Auge Gutheit, Lieblichkeit vom Munde,
Aus Wolken dringt ein reines Himmelslicht.
Der Ungeheuer Schwarm im Hintergrunde,
Er drängt, er droht, jedoch er schreckt Dich nicht,
Wie Du mit Freiheit unbefangen schreitest,
Das Herz erhebst und jeden Geist erweitest.

So wandelst Du, Dein Ebenbild zu schauen,
Das majestätisch uns von oben blickt;
Der Mütter Urbild, Königin der Frauen,
Ein Wunderpinsel hat sie ausgedrückt.
Ihr beugt ein Mann mit liebevollem Grauen,
Ein Weib die Knie', in Demuth still entzückt;
Du aber kommst, ihr Deine Hand zu reichen,
Als wärest Du zu Haus bei Deinesgleichen.

*) F. H. Himmel, preußischer Kapellmeister. Goethe gedenkt seiner auch in den „Tag- und Jahresheften" von 1806.

**) An die Erbprinzessin Auguste von Hessen-Kassel, Tochter des Königs Friedrich Wilhelm II. von Preußen. „Ich schrieb," sagt Goethe in den „Tag- und Jahresheften" von 1808, „ein Gedicht zu Ehren und Freuden dieser würdigen, auch mir gewogenen Dame, welches, in der Mitte eines großen Blattes kalligraphirt, mit dem bildereichsten Rahmen verziert werden sollte, die Gegenwärtige darstellend, durch welche sie gerührt, die Gegenstände, denen sie die meiste Aufmerksamkeit zugewendet, die ihr den meisten Genuß gewährt hatten."

Doch ſchreite weiter, was auch hier ſich finde,
Zum Lande hin, dem doch kein andres gleicht,
Wo uns Natur befreit, wie Kunſt auch binde,
Der Geiſt ſich ſtählt, wenn ſich das Herz erweicht,
Vor ſtillem Schaun ſo Zeit- als Volksgewinde
Zum Abgrund wallt, zur Himmelshöhe ſteigt:
Dorthin gehörſt Du, die Du ſchaffend ſtrebeſt,
Die Trümmer herſtellſt, Todtes neu belebeſt.

Führ' uns indeß durch blumenreiche Matten,
Am breiten Fluß durchs wohlbekannte Thal,
Wo Reben ſich um Sonnenhügel gatten,
Der Fels Dich ſchützt vor mächt'gem Sonnenſtrahl!
Genieße froh der engen Laube Schatten,
Der keinen Milch unſchuldig würd'ges Mahl,
Und hier und dort vergönn', an Deinen Blicken,
An Deinem Wort uns ewig zu entzücken!

Im Namen der Bürgerſchaft von Karlsbad.

Der Kaiſerin Ankunft. *)

Den 6. Juni 1810.

Zu des ein'gen Tages Feſte
Schmückt Euch Alle, windet Kränze,
Daß für Heimiſche, für Gäſte,
Herrlicher das Thal erglänze,
Dem ein neuer Frühling weht!
Väter, Mütter, Töchter, Söhne,
Auf! Ein frohes Lied ertöne,
Alles um Euch her verſchöne
Den Empfang der Majeſtät!

*) Als man die Kaiſerin Marie Luiſe von Oeſtreich, die dritte Gemahlin Franz' I., in Karlsbad erwartete, wurde Goethe, der gleichfalls dort war, von den Einwohnern aufgefordert, ihre Ankunft durch ein Gedicht zu feiern. So entſtand das erſte und einige Tage ſpäter das zweite Stück der kleinen Sammlung, während er das dritte aus eigenem Antriebe ſchrieb, als der Kaiſerin ein ſchöner Platz gewidmet wurde, und das vierte wurde von ihr ſelbſt verlangt. (Vgl. Goethe's Briefwechſel mit Knebel II, 10.) — Sämmtliche Gedichte erſchienen alsbald einzeln und geſammelt in Karlsbader Drucken; ſie wurden dann mehrfach durch Zeitſchriften verbreitet und 1817 in die Ausgabe letzter Hand aufgenommen.

Hier im waldbewachsnen Thale,
Das so mancher Fremde segnet,
Weil mit heilsam heißer Schale
Die Genesung ihm begegnet
Und ihm frisches Leben schafft,
Muß in tiefen Felsenschlünden
Feuer sich mit Wasser binden,
Klüften siedend sich entwinden;
Neue Kräfte wirkt die Kraft.

Dem Genesnen, dem Gesunden
Bieten sich so manche Schätze.
Daß der Freund den Freund gefunden,
Zeugen die erwählten Plätze,
Wie Erinnrung köstlich sei.
Und so wurden Wald und Wiese
Zum bewohnten Paradiese,
Daß ein Jeglicher genieße,
Sich empfinde froh und frei.

Aber heute neu mit Machten
Sprudle, Quell, aus Deinen Höhlen!
Faltet aus die frischen Prachten,
Ihr, des grünen Thals Juwelen,
Holde Blumen, Euren Flor!
Und Ihr Sprossen dieser Gauen,
Kinder, eilt Sie anzuschauen,
Blickt mit Wonne, mit Vertrauen
Zu der Herrlichen empor!

Sie, die Tausenden gehöret,
Sie erwählt Euch, Sie ist Euer!
Ihr umgebt Sie unverwehret;
Gnädig gönnt Sie dieser Feier
Mutterblicke, hoch und mild.
Dränget Euch, Ihr jungen Scharen!
Dem, der früh solch Glück erfahren,
Wächst an Glanz von Jahr zu Jahren
Der Erinnrung Himmelsbild.

Was in segensreicher Enge
Diese Kaiserstadt umwallet,
Was in fröhlichem Gedränge
Seit Jahrhunderten erschallet,

Werde dieſem Tag zu Theil!
Alles Wohl, das hier gequollen,
Alle Luſt, die hier erſchollen,
Ruft herab mit feuervollen
Segenswünſchen Ihr zum Heil!

Der Kaiſerin Becher.

Den 10. Juni 1810.

Dich klein geblümt Gefäß mit Schmuck und Leben
Des Blumenflores mal'riſch zu umwinden,
Iſt zwar zu ſpät; doch unſer Glück zu künden,
Soll nun von Worten Dich ein Kranz umgeben.

Und möcht' er auch ſo zierlich Dich umſchweben,
Wie ihn die Grazien, die Muſen binden;
Rein auszuſprechen, was wir rein empfinden,
Iſt für den Dichter ſelbſt vergeblich Streben.

Den Lippen, denen Huld und Gunſt entquellen,
Von denen Freundlichkeit und Frohſinn wirken,
Haſt Du, beglückt Gefäß, Dich nähern dürfen;

Gekoſtet haben ſie die heißen Wellen. —
O, möchten ſie aus unſern Luſtbezirken
Des Lebens Balſam friſch erquicklich ſchlürfen!

Der Kaiſerin Platz.

Den 19. Juni 1810.

Wenn vor dem Glanz, der um die Herrin ſchwebet,
Das Volk ſich theilt in drängendem Gewühle,
Dann gleich um Sie ſich neu zu ſammeln ſtrebet,
Stumm erſt und ſtaunend, dann im Hochgefühle
Mit Leberuf den Widerhall belebet:
So ſpreche nun die Nymphe dieſer Kühle
Zu jedem ſtill empfindenden Gemüthe
Von Ihrer Anmuth, Heiterkeit und Güte!

Ehrwürd'ger Fels, der ſich vom Himmelsblauen
Herab dem Thale reich bemooſt vermählte,
Am ſchattengrünen Berg Ihr bunten Auen,
Die längſt zum Bilde ſich der Künſtler wählte,
Ihr ließt Euch ſtets geſchmückt und fröhlich ſchauen;
Doch immer war's, als ob Euch Eines fehlte:

Nun Sie auf Euch mit Huld und Neigung blicket,
Nun wißt Ihr erst, warum Ihr Euch geschmücket.

Die Sonne wird, o Nymphe, bald sich senken,
An die Du mit uns Allen Dich verwöhnet;
Nicht ohne Schmerz läßt Sie entfernt Sich denken.
O, möchte Sie, nach der sich Alles sehnet,
Hieher den Weg, froh wiederkehrend, lenken!
O, möchtest Du, wenn Du Dich neu verschönet,
In Deinem zweiundzwölften, lust'gen Saale
Sie wiedersehn, Sie sehn mit dem Gemahle!

Der Kaiserin Abschied.

Den 22. Juni 1810.

Lasset uns die Nacht erhellen
Abermals mit bunten Feuern,
Die von Felsen, die von Wellen
Widerglänzend Ihr bedeuern
Unsrer treuen Wünsche Gluth!
Abermals zur Morgenstunde
Sammle sich die bunte Menge,
Stimme fröhliche Gesänge!
Von dem Herzen zu dem Munde
Ströme neuer Lebensmuth!

Hörner schallen, Fahnen fliegen,
Trommeln künden frohe Feier;
Aber ach, auf allen Zügen
Liegt es wie der Wolkenschleier,
Der um Gipfel sich gethan.
Und so spricht's aus trüben Blicken:
Sie, die unser Sich bemeistert,
Uns erhoben, uns begeistert,
Ach! Sie zieht in Augenblicken,
Langsam scheidend, herabinan.

Die, zu uns herniedersteigend,
Mit uns wandelt unsre Pfade,
Unsrem Gruße freundlich neigend
Die allseitig heitre Gnade,
Sie zu missen, welch ein Schmerz! —

Tröstet Euch! Auch Sie empfindet,
Und die Muse soll's Euch sagen;
Denn die Muse darf es wagen,
Die das Innre wohl ergründet,
Auch zu blicken Ihr ins Herz.

„An der Kluft, vom Fels umschlossen,
Dem der geistte Schatz entquillet,
Bei dem Volk, das unverdrossen
Junggewohnte Pflicht erfüllet,
Allen dient um kleinen Lohn,
In dem menschenreichen Thale,
Dem von allen Ort- und Enden
Hülfebedürft'ge zu sich wenden,
Herrsch' ich nun im grünen Saale,
Herrsche von dem Blumenthron."

„Und so seh' ich Abgesandte
Vieler Völker, die mich ehren;
Freunde sind' ich, Nahverwandte,
Die ganz eigens mir gehören,
Und so nenn' ich Alles mein.
Ja, durch Neigung mir verbunden,
Fühlt sich Jeder aufgeheitert;
Auch mir ist das Herz erweitert,
Und die Freiheit dieser Stunden
Wird mir unvergeßlich sein."

„Keine Blumen soll man streuen,
Da ich mit Bedauern scheide.
Geh, o Muse, sag den Treuen,
Daß ich selbst mit ihnen leide!
Schnell war mir die Stunde da.
Laß't verstummen alle Lieder!
Doch auf Euren Lippen schwebet
Jener Wunsch, der mich belebet.
Wenn Ihr lispelt: „Kehre wieder!"
Habt Ihr gleich mein offnes Ja."

Auf denn, Muse, zu verkünden,
Was die Frau Dir aufgetragen! —
Lasset alle Nebel schwinden!
Laß't die schönste Sonne tagen,

Weil ein Jeder hoffen mag.
Die Ihr traurig Sie begleitet,
Eilt entzückt Ihr dann entgegen;
Und Ihr bringt auf neuen Wegen,
Kaiserlich umher geleitet,
Sie herab am schönsten Tag.

Ihro der Kaiserin von Oesterreich Majestät.*)

Juli 1813.

Wie lange harren wir gewisser Kunde!
Wie ist das Zweifeln bang, die Hoffnung süß!
Noch schwebt sie vor, die unwillkommne Stunde,
Da uns die Frau, die Herrliche, verließ
Und uns das letzte Wort vom Gnadenmunde
Die Wiederkehr, die baldige, verhieß;
Wir sollten ja in diesem stillen Thale
Sie wiedersehn, Sie sehn mit dem Gemahle.

Doch solch ein Wort läßt immer noch in Sorgen,
Und leider waren wir zu sehr verwöhnt,
Erinnerten an jedem heitren Morgen,
Wie Sie uns einst den schönsten Tag verschönt
Und unser Leben, häuslich sonst verborgen,
Mit Herrlichkeit der Majestät gekrönt.
Es war geschehn! Sie war uns nun entrissen,
Und wo Sie ging, wird man Sie stets vermissen.

Der starre Fels, er scheint sich noch zu neigen
Vor Ihrer Hoheit, Ihrer Majestät;
Die Stämme wiegen sich, in allen Zweigen
Von Ihrer Anmuth lind und leis umweht;
Die Blumen, die ihr Haupt im Grünen beugen,
Erheben's forschend, wo vielleicht Sie geht.
Und mit den Büschen, die Ihr Blüthen streuen,
Wetteifern all die Herzen Ihrer Treuen.

*) Die drei folgenden Gedichte gelten der Anwesenheit Franz' I., seiner Gemahlin und seiner Tochter Marie Luise, der Gemahlin Napoleon's I., welche vom 2. bis zum 4. Juli in Karlsbad verweilten. „Drei Gedichte für Kaiserliche Majestäten, im Namen der Bürgerschaft von Karlsbad, gaben mir eine ehrenvoll angenehme Gelegenheit, zu versuchen, ob noch einiger poetischer Geist in mir walte." — (Vgl. „Tag- und Jahreshefte" von 1813). Auch diese Gedichte wurden unmittelbar nach ihrer Abfassung auf die obenerwähnte Weise verbreitet.

Und wenn Sie Sich im weiten Reich bewegen,
Nach jeder Richtung wird sogleich gefragt;
Wenn dann der Weg Sie in die Ferne träget,
Vereitelt Hoffen bitterlich beklagt
Und immer neu die Hoffnung aufgeregt:
Sie wird erfüllen, was Sie zugesagt;
Erst soll es Ihr und dem Gemahle glücken,
Die Tochter und den Eidam zu erblicken.

Es ist geschehn! Im seligsten Momente
Begegnet sich der liebevolle Blick,
Und was die Donau ernst und schmerzlich trennte,
Giebt wonnevoll die Elbe nun zurück.
Wer ist es, der's in Worte fassen könnte!
Begünstigt ist der Höchsten größtes Glück.
Im Drang der ahnungsvollsten Weltgewühle
Die elterlichen, kindlichen Gefühle.

Auf hoher Burg sodann ein festlich Prangen
Erhebt den Geist und überrascht den Sinn;
Denn Böhmen's Hauptstadt soll das Glück erlangen,
Des höchsten Anblicks einzigen Gewinn;
Der Vater will die Tochter dort empfangen,
Der Kaiser Oestreich's Frankreich's Kaiserin.
So wird Er Sie am Tag der Freude führen,
Die herrlich Fremdgewordne, zu den Ihren.

So nah gerückt sollt' es vorüberrollen,
Ein Glück, das dann wol immer sich verliert!
Nein! Ihr versagt es nicht den Hoffnungsvollen,
Sie rufen aus, was sie im Tiefsten rührt:
Wie unsre Brunnen immer treu gequollen,
So unser Herz Dem, der das Zepter führt,
Und unser Thun, wie wir die Gäste pflegen,
Verdienet Seinen Blick und Seinen Segen.

Nun endlich meldet würdevoll Geläute
Der Majestäten feierliches Nahn,
Und an des Berges ausgeglichner Seite
Rückt schon der Zug den Kaiserweg heran;
Die Menge schwillt in wogenhafter Breite,
Zu seiner Herrscher Blick drängt sie hinan.
Verstumme, Lied, und laß' in vollen Chören
Den Freudenruf entzücken Busens hören!

Ihro des Kaisers von Oesterreich Majestät.

Juli 1814.

Er kommt! Er naht! — Wie fühlt bei diesem Schalle
Die Seele gleich sich ahnungsvoll bedingt!
Doch schon befreien sich die Herzen alle
Durch Leberuf, davon der Fels erklingt.
Nun, Muse, streue gleich auf die im Schwall:
Bewegte Volksfluth, die den Herrn umringt,
Den Samen aus zu würdiger Beachtung
Des Augenblicks und ewiger Betrachtung!

Denn wendet Er in Seinen weiten Reichen
Den Blick umher nach mannichfalt'gem Gut,
So übersieht Er Fülle sonder Gleichen,
Die über Allem ausgebreitet ruht;
Wo Ebne sich verflächet, Berge steigen,
Der Aehre Gold, der edlen Rebe Blut,
Und schaarenweis, zum Nutzen eingehändigt,
Der Thiere Herden, die der Mensch gehändigt.

Und wo die großen Flüsse sich ergießen
Durch überbreites, reichbebautes Land,
Mit schnellen Fluthen manche Städte grüßen,
Dort hält Er gern das Auge hingewandt.
Nun laß' Er auch des Vaterblicks genießen
Die tiefe Stadt, die kühn sich unterwand,
In enge Schlucht sich notgedrungen setzte,
Vielleicht die kleinste, keineswegs die letzte!

Weil dieses Thal, von Bergen rings umfriedet,
Ein ungeheures Wunder sich erzeugt,
Wo heimlich seit Urjahren unermüdet
Heilsam Gewässer durch die Klüfte schleicht,
In tiefen Höhlen ohne Feuer siedet
Und ohne Fall hoch in die Lüfte steigt
Und, wenn des Wirkens Leidenschaft gestillet,
Die Felsen bildet, denen es entquillet.

In tiefer Wildniß dieser Thäler schreckte
Des Jägers Horn die scheuen Wilde kaum.
Er war es, der den Wunderquell entdeckte,
Und Böhmen's Karl belebt den stummen Raum.
Ein Jeder, der zu bauen sich erkeckte
Auf heißem Boden an der Schlünde Saum,

Und ferne her nun die Erkrankten ladet,
Sieht sich mit Wald und Feld und Trift begnadet.

So hat fortan mit immer regem Streben
Natur und Kunst viel Tausenden genützt.
Was Gott dem Bürger in die Hand gegeben —
Wenn es der Fürst begünstigt und beschützt,
Dann bleibt fürwahr ein unverwüstlich Leben,
Indem der Sohn dem Vater nachbesitzt.
Geschlechter widerstehn der größten Plage
Und blühn und wachsen bis zum spätsten Tage.

Vollständig ist jedoch kein Glück zu nennen,
Wenn bei so manchem Gut das höchste fehlt;
Wir durften das nur in der Ferne kennen,
Und Jahre haben wir umsonst gezählt.
Erst heute mögen wir getrost bekennen,
Wie solch ein Mangel uns bisher gequält;
Heut fühlen wir entbehrter Regung Wonne:
Der Blick des Herrn, er ist die zweite Sonne.

Erhabne Gegenwart, die heute gründet,
Was lange schon der Wunsch im Stillen war!
Beamte, Bürger, wechselseits entzündet,
Befeuern sich im neuen Jubeljahr,
Und Jeder macht die Kraft, die er sich findet,
Nach allen Seiten thätig offenbar,
Und nun erscheint, damit der Herr Sich freue,
Das Alte fest und lebevoll das Neue.

Selbst jener wilde Quell, den tief im Grunde
Kein Menschenwitz und keine Kraft beschwor,
Ergrimmt nicht mehr am eingezwängten Schlunde;
Ihm läßt die Weisheit nun ein offnes Thor.
Damit der fernste Pilger hier gesunde,
Wirft sprudelnd frei er volle Kraft hervor,
Zerreißt nicht mehr die selbstgewölbten Decken;
Nur heilen will er künftig, nicht erschrecken.

Und wo die Brunnen lau und milder wallen,
Befiehlt der Herr, soll es auch heiter sein.
Schon richten sich empor geraume Hallen,
Behauner Stamm fügt sich geviertem Stein.

Des Herren Preis wird stets daselbst erschallen:
Er gab uns diesen Raum, Er lud uns ein!
Uns wird die Noth nicht mehr zusammendrängen;
Behaglich soll das Wandeln sich verlängen.

Von Seines Auges mildem Blick entbrennet
Ein heilig Feuer, das uns nie entweicht;
Und wie man erst des Sommers Kräfte kennet,
Wenn sich im Herbst der Trauben Fülle zeigt,
So zeige sich, wenn Er von uns getrennet,
Der Segen wirksam, den Er uns gereicht,
Und werde so beim glücklichsten Ereigniß
Die kleine Stadt des großen Reiches Gleichniß!

Ihro der Kaiserin von Frankreich Majestät.

Juli 1812.

Sieht man den schönsten Stern die Nacht erhellen,
So wird das Auge wie das Herz erquickt;
Doch wenn in seltnen, langersehnten Fällen
Ein herrliches Gestirn zum andern rückt,
Die nah verwandten Strahlen sich gesellen,
Dann weilt ein Jeder schauend, hocherzückt;
So unser Blick, wie er hinauf sich wendet,
Wird vom Verein der Majestät geblendet.

Wir denken noch, wie Sie hinweggezogen,
Der Eltern Lust, die holde Friedensbraut;
Schon beugten sich des Rheines edle Wogen,
Die beiden Ufer lächelten vertraut;
So freut die Erde sich am Himmelsbogen,
Von farbigen Juwelen aufgebaut,
Wenn er schon vor unsern Augen schwindet,
Den Frieden sichert, den er angekündet.

Im neuen Reich empfängt Sie das Behagen
Von Millionen, die aus düstrer Nacht
Aufschauen wieder zu gesunden Tagen,
Zum festen Leben abermals erwacht.
Ein Jeder fühlt sein Herz gesichert schlagen
Und staunet nun; denn Alles ist vollbracht:
Die holde Braut in lebensreichem Scheine —
Was Tausende verwirrten, löst der Eine.

Worüber trüb Jahrhunderte gesonnen,
Er überſieht's in hellſtem Geiſteslicht.
Das Kleinliche iſt alles weggeronnen,
Nur Meer und Erde haben hier Gewicht.
Iſt jenem erſt das Ufer abgewonnen,
Daß ſich daran die ſtolze Woge bricht,
So tritt durch weiſen Schluß, durch Machtgefechte
Das feſte Land in alle ſeine Rechte.

Und wenn dem Helden Alles zwar gelungen,
Den das Geſchick zum Günſtling auserwählt,
Und Ihm vor Allen Alles aufgedrungen,
Was die Geſchichte jemals aufgezählt,
Ja, reichlicher, als Dichter je geſungen, —
Ihm hat bis jetzt das Höchſte noch gefehlt;
Nun ſteht das Reich geſichert wie gegründet,
Nun fühlt Er froh im Sohne Sich gegründet.

Und daß auch Dieſem eine Hoheit glänze,
Iſt Roma ſelbſt zur Wächterin beſtellt.
Die Göttin, hebt an ihres Königs Wiege,
Denkt abermal das Schickſal einer Welt.
Was ſind hier die Trophäen aller Siege,
Wo ſich der Vater in dem Sohn gefällt?
Zuſammen werden Sie des Glücks genießen,
Mit milder Hand den Janustempel ſchließen.

Sie, die zum Vorzug einſt als Braut gelanget,
Vermittlerin nach Götterart zu ſein,
Als Mutter, die den Sohn im Arme, pranget,
Befördre neuen, dauernden Verein!
Sie klare, wenn die Welt im Düſtern bangt,
Den Himmel auf zu ew'gem Sonnenſchein!
Uns ſei durch Sie dies letzte Glück beſchieden —
Der Alles wollen kann, will auch den Frieden.

Ihro Kaiserlichen Hoheit der Frau Erbgroßherzogin von Sachsen-Weimar und Eisenach.*)

Am 16. Februar 1812.

Wer Marmor hier und Erz und Elfenbein erblickt,
Und was noch sonst von Stoff die edle Kunst beschickt,
Der denkt: Wie möchten wir mit emsigem Fleiß
Und treuem Sinn das Alles umgestalten,
In tausend Bildern Ihren hohen Preis
Und unsre Liebe zu entfalten!

Die Blumen, in den Wintertagen,
Versammeln froh sich hier zu Hauf,
Mit heitern Blicken uns zu sagen:
An Ihrem Fest blüht Alles auf.

Derselben.**)

Weimar, den 15. März 1813.

In würdiger Umgebung Deines Bildes,
Wie es mir immerfort im Geiste waltet,
Wählt' ich in Tagen, wo der Frühling schaltet,
Des Gartens Blumen, Blumen des Gefildes.

Dann schien der Rand des Achilleischen Schildes,
So reich er war, nicht reich genug gestaltet;
Ja, ward' ein Purpurteppich umgefaltet,
Darauf gesät der Sterne blendend Mildes.

Nun aber wird ein zierlich Heft geschmücket,
Ein treuer Diener widmet's Deiner Hoheit,
Und Du vergönnest mir die erste Weihe.

Wie sprech' ich aus, wie sehr mich das beglücket!
Jetzt fühl' ich erst in neubelebter Freiheit:
Die schönsten Kränze winden Lieb und Treue.

*) G. Tafelaufsatze zum Geburtstage Ihro Kais. Hoh. der Frau Erbgroßherzogin Maria Pawlowna, geb. Großfürstin von Rußland.

**) G. J. K. H. der Frau Erbgroßherzogin war ein kostbares Stammbuch von treuer geschickter Hand verehrt worden, und mir ward die Gnade zugedacht, dasselbe durch vorstehendes Sonnett einzuweihen.

Gräfin O'Donel als Eleonore.*)

Töplitz, 1812.

Wenn's Jemand ziemt, zu ſprechen mit Vertrauen,
So ziemt es mir: Ich ſtelle heut den Chor
Gebildeter und liebevoller Frauen,
Der ſich ſo gern um Sie verſammelt, vor.
Mir iſt vergönnt, an Ihr hinaufzuſchauen,
Mich zu erquicken an dem friſchen Flor,
Der jede Stunde neuen Werth bethätigt
Und Frauenwürde ewiglich beſtätigt.

An Gräfin O'Donel.**)

Karlsbad, den 8. Auguſt 1818.

Ich dachte Dein, und Farben bunt erſchienen
Im Sonnenglanz mir vorm Geſicht,
Von Blättern ſah ich Mancherlei ergrünen,
Da waren Roſen, auch Vergiß-mein-nicht!
Pfeile dazwiſchen, golden anzuſchauen,
Durchſcheinend Alles, rings ein goldner Kranz;
Und angeſtimmt das hohe Lob der Frauen —
Nun Becher, zu der Freundin! Bleibe klar und ganz!

An Dieſelbe.***)

Karlsbad, den 1. Mai 1820.

Hier, wo noch ihr Platz genannt wird,
Hier, wo noch ihr Becher ſteht,
Doch nur Wenigen bekannt wird,
Was von ihrem Grabe weht;

*) G. Zum Schluß einer dramatiſchen Vorſtellung in Töplitz, an Ihro Majeſtät die Kaiſerin von Oeſterreich, geſprochen von Gräfin O'Donel.

**) G. Mit einem heiter und glänzend gemalten Glaſe der unſchätzbaren Freundin von Karlsbad nach Franzenbrunnen.

***) G. An Dieſelbe, als ich ſie ganz unverhofft in Franzenbrunnen antraf, wo ſich unſere Unterhaltung ganz auf den höchſt beklagenswerthen Verluſt unſerer Herrin einſchränkte. Sie vertraute mir, daß noch manches theure Pfand von der Höchſtſeligen in ihren Händen ſei, wozu ſie ein koſtbares Käſtchen habe verfertigen laſſen, für welches ſie eine Inſchrift von mir verlange; ſie wolle damit die inwendige Seite des Deckels bekleiden. Hiezu ſendete ich jene Strophen von Karlsbad, und wer über Bedeutung des darin erwähnten Platzes und Bechers das Nähere zu erfahren wünſcht, findet ſolches in der Reihe der Karlsbader Gedichte. — (Unter der „Herrin" iſt die am 7. April 1816 verſtorbene Kaiſerin von Oeſtreich verſtanden.)

Sag' ich: Freundin, halte heilig,
Was Dir von der Holden blieb,
Die so groß — ach, übereilig! —
Von den Allertreusten schied.

Uns, den Liebenden, den Treuen,
Sei nun weiter nichts begehrt!
Nur ist, wenn wir sie erneuen,
Unser Leben etwas werth.

An Herrn Abbate Bondi.*)

8. August 1812.

Aus jenen Ländern ächten Sonnenscheines
Beglückten oft mich Gaben der Gefilde:
Azumen reizend, Feigen süß und milde,
Der Mandeln Milch, die Feuerkraft des Weines.

So manches Musenwerk erregte meines
Nordländ'schen Geistes innigste Gebilde,
Wie an Achilleus' lebensreichem Schilde
Erfreut' ich mich des günstigsten Vereines.

Und daß ich mich daran begnügen könnte,
War mir sogar ein Kunstbesitz bereitet,
Erquickend mich durch Anmuth wie durch Stärke.

Doch nichts erschien im größeren Momente,
Voll innern Werths, von so viel Glück begleitet,
Als durch Luisen, Bondi, Deine Werke.

Stammbuchsweihe.**)

14. März 1813.

Munte Gärten lieb' ich mir,
Viele Blumen drinne,
Und Du hast so einen hier,
Merk' ich wol, im Sinne.

*) S. Ein Prachtexemplar der Werke des Abbate Bondi ward mir durch die allerhöchste Gnade Ihro Majestät der Kaiserinn zur Erwiderung schrieb ich das mitgetheilte Sonnett. — Clemente Bondi (1742—1821). Seine Werke waren 1808 in Wien in einer dreibändigen Prachtausgabe erschienen.

**) Die Zeitbestimmung nach der Ausgabe von 1836.

Mögen Wünsche für Dein Glück
Tausendfach erscheinen!
Grüße sie mit heitrem Blick
Und voran die meinen!

An Gräfin Konstanze von Fritsch.*)

Weimar. Angebinde zur Rückkehr, 30. Nov. 1813.

Die Freundin war hinausgegangen,
Um in der Welt sich umzuthun,
Doch wird sie bald nach Haus gelangen
Und auf gewohnte Weise ruhn.
Und neigt sich dann das art'ge Köpfchen,
Umwunden reich von Zopf und Zöpfchen,
Nach einem küssenweichen Sitzchen,
So liebet freundlich ihr das Mützchen!

Am Geburtstage der Grosherzogin Luise.**)

Weimar, 30. Januar 1814.

Von Osten will das holde Licht
Nun glänzend uns vereinen,
Und schönre Stunden fänd' es nicht,
Als diesem Tag zu scheinen.

Vorüber führt ein herrliches Geschick
Erhabne Helden, hochverehrte Frauen;
Nun fesselt uns des heut'gen Tages Glück,
Als Bleibende Dich unter uns zu schauen.

Soll auch das Wort sich hören lassen?
Der Tag ist schön, der Raum ist klein;
So mag die Inschrift kurz sich fassen:
Ein Herz wie alle, sie sind Dein.

*) Gräfin Konstanze v. Fritsch war Hof- und Stiftsdame in Weimar. Vgl. S. 167 dieses Bandes.

**) G. Inschriften bei der Anwesenheit Ihro Majestät der regierenden Kaiserin von Rußland.

Rhein und Main.*)

1814—1814.

Ihr des Rheins gestreckten Hügeln,
Hochgesegneten Gebreiten,
Auen, die den Fluß bespiegeln,
Weingeschmückten Landesweiten
Möget mit Gedankenflügeln
Ihr den treuen Freund begleiten!

Was ich dort gelebt, genossen,
Was mir all dorther entsprossen,
Welche Freude, welche Kenntniß,
Wär' ein allzu lang Geständniß.
Mög' es Jeden so erfreuen,
Die Erfahrenen, die Neuen!

Erst Empfindung, dann Gedanken,
Erst ins Weite, dann zu Schranken;
Aus dem Bilden hold und mild
Zeigt sich Dir das wahre Bild.

Wenn Ihr's habt und wenn Ihr's wißt,
Wißt Ihr denn, wer es vermißt.
Bleibet Eurem Sinne treu,
Neu ist alt, und alt ist neu.

Hier sah ich hin, hier sah ich zu
Nach liebevoller Weise,
Die fernen Lieben, Du, auch Du,
Sie lebten froh im Kreise.

Aussicht.

Siehst Du das, wie ich es sah,
Wohnst Du so, wie ich gewohnt,
Lieb' und Freundschaft sind Dir nah,
Und ein jeder Tag betennt.

*) G. Bei meinem Aufenthalt in jenen Gegenden wurden eine Menge kleinere Gedichte, theils in manches Album, meist unter langschaftliche Zeichnungen, ja manchmal als Beisch- und Abschiedskarten vertheilt, von denen sich voraussetzen, vielleicht die und da räthselhafte, erhalten haben. Freunde werden sich deren gern erinnern, und so mögen sie denn auch hier eingeschaltet stehen. Zu bemerken ist bei der zehnten Strophe, daß Hersey und Hetzgia von Gundelsaut, Soheiten, in der Nacht zum 16. August die Straßburger am Flusse unverhofft beglückten. — Bei einzelnen dieser kleinen Gedichte ist auch die Zeit der Abfassung genauer bekannt, so bei dem ersten, welches in „Kunst und Alterthum" I, 2, 64. 1814. mit dem Datum des 16. August bezeichnet ist.

Blumenkelche, Blumenglocken
Folgen Deinem Reiselauf;
Unter Schneegestöbers Flocken
Suche mir ein Liebes auf!

Nicht ist Alles Gold, was gleißt,
Glück nicht Alles, was so heißt,
Nicht Alles Freude, was so scheint.
Damit hab' ich gar Manches gemeint.

An die Stelle des Genusses
Trete Bildchen holden Scheins
Zu Erinnerung des Flusses,
Der Terrasse, dieses Hains!

Den 15. August 1815.

Wohlerleuchtet, glühend-milde
Zog der Fluß im Abendschein,
Ueber Brück' und Stadtgebilde
Finsternisse sanken ein.

Den 16. August.

Doch am Morgen ward es klar,
Neu begann's umher zu grünen
Nach der Nacht, wo jenes Paar
Sternengleich uns angeschienen.

Du bist auch am Rhein gewesen,
Auch am Hof zu Biberich;
Magst nun an dem Maine lesen,
Wie es lustig war um Dich.

Also lustig sah es aus,
Wo der Main vorüberfloß,
Als im schmucken Hain und Haus
Festlich Eifer überfloß.

Ferner Freunde ward gedacht;
Denn das heißt genießen,
Wenn zu Fest- und Flusses-Pracht
Tausend Quellen fließen.

Wasserfülle, Landesgröße,
Heitren Himmel, frohe Bahn!

Diese Wellen, diese Flöße
Landen auch in Winkel an.

Fluß und Ufer, Land und Höhen
Rühmen seit geraumer Zeit
So Dein Kommen, so Dein Gehen,
Zeichen Deiner Thätigkeit.

Pfeifen hör' ich fern im Busche;
Das ist wol der Vogelsteller? —
Neben mir es pfeift noch greller;
Schelme sind's, es sind Kartouche!
Diese geben sich ein Zeichen. —
Keineswegs! Ein Vielgewandter
Und uns Allen Wohlbekannter
Kommt zum Lustmahl ohne Gleichen.

Den Drillingsfreunden von Köln.*)

Mit einem Bildnisse. Weimar, Christfest 1814.

Der Abgebildete
Vergleicht sich billig
Heil'gem Dreikönige,
Dieweil er willig
Dem Stern, der ostenher
Wahrhaft erschienen,
Auf allen Wegen war
Bereit zu dienen.

Der Bildner gleichesfalls
Vergleicht sich eben
Dem Reiter, der den Hals
Darangegeben,
Wie Hämmling auch gethan,**)
Ein Held, geworden
Durch seine Manneskraft
Ritter vom Orden.

*) Diese Verse begleiteten ein in Oel auf Holz von Raabe gemaltes Bildniß Goethe's, welches dieser den damals in Heidelberg verweilenden Gebrüdern Boisserée schickte. — Vgl. Sulpiz Boisserée II, 50. Boisserée fügt in seinem Dankbriefe noch hinzu: „Der Stern im Osten zieht manchen Freunden zu denken. Wenige wissen, daß Sie, ein anderer Dreikönig, sich jetzt ein dreifach Reich um's Haupt gewunden haben und den Osten zugleich griechisch, persisch und christlich nehmen."

**) Eigentlich Hans Memling, niederländischer Maler im 15. Jahrhundert.

Darum zuſammen ſie
Euch nun verehren,
Die zum Vergangenen
Muthig ſich kehren,
Stein, Heil'ge, Sammt und Gold —
Männiglich ſtrebend
Und altem Tage hold —
Fröhlich belebend.

Miniſterial-Jubiläum.*)

1. Jan. 1815.

Hat der Tag ſich kaum erneuet,
Wo uns Winterfreude blühet,
Jedermann ſich wünſchend freuet,
Wenn er Freund' und Gönner ſiehet.

Sagt, wie ſchon am zweiten Tage
Sich ein zweites Feſt entzündet?
Hat vielleicht willkommne Sage
Vaterland und Reich gegründet?

Haben ſich die Allgewalten
Endlich ſchöpferiſch entſchieden,
Aufzuzeichnen, zu entfalten
Allgemeinen ew'gen Frieden?

Nein! — Dem Würdigen, dem Biedern
Winden wir vollkommne Kränze,
Und zu aller Art von Liedern
Schlingen ſich des Feſtes Tänze.

Selbſt das Erz erweicht ſich gerne,
Wunderſam ihn zu verehren;
Aber Ihr auch aus der Ferne,
Laſſ't zu ſeinem Preiſe hören!

Er, nach langer Jahre Sorgen,
Wo der Boden oft gebidmet,
Sieht nun Fürſt und Volk geborgen,
Dem er Geiſt und Kraft gewidmet.

*) Zur Jubiläumsfeier des Geheimraths von Frankenberg in Gotha, den Goethe in den „Tag- und Jahresheften" von 1801 als einen nahestehenden Freund erwähnt.

Die Gemahlin, längst verbunden
Ihm als treulichstes Geleite,
Sieht er auch, der tausend Stunden
Froh gedenk, an seiner Seite.

Leb' er so, mit Jünglingskräften
Immer herrlich und vermögsam,
In den wichtigsten Geschäften
Heiter, klug und weise regsam,

Und in seiner Trauten Kreise
Sorgenfrei und unterhaltend,
Eine Welt nach seiner Weise
Nah und fern umher gestaltend.

An Geheimerath von Willemer.*)

12. Februar 1815.

Reicher Blumen goldne Ranken
Sind des Liedes würd'ge Schranken;
Goldneres hab' ich genossen,
Als ich Euch ins Herz geschlossen.

Goldner glänzten stille Fluthen
Von der Abendsonne Gluthen,
Goldner blinkte Wein zum Schalle
Glockenähnlicher Krystalle.

Weisen Freundes goldne Worte
Lispellen am Schattenorte,
Edler Kinder treu Bekenntniß,
Elterliches Einverständniß.

Goldnes Netz, das Euch umwunden,
Wer will dessen Werth erkunden?
Wie dem heil'gen Stein der Alten,
Muß sich Golde Gold entfalten.

*) G. Als ich eine Zeitlang im Orient hauste, liebte ich meine Gedichte mit goldblumigen Verzierungen einzufassen; dies geschah denn auch an diesem Gedichte, dem geprüften alten Freunde Geheime-Rath v. Willemer gewidmet. — W. war Banquier in Frankfurt a. M., und Goethe gedenkt seiner Beziehungen zu ihm sowol in den „Tag- und Jahresheften" als auch in dem Briefwechsel mit Boisserée.

Und so bringt vom fernen Orte
Dieses Blatt Euch goldne Worte,
Wenn die Lettern, schwarz gebildet,
Liebevoll der Blick vergüldet.

Der liebenden Vergeßlichen, zum Geburtstage.

*1815.

Dem schönen Tag sei es geschrieben!
Oft glänze Dir sein heitres Licht!
Uns höreſt Du nicht auf zu lieben,
Doch bitten wir: Vergiß uns nicht!

Mit Wahrheit und Dichtung.

*1815.

Ein alter Freund erscheint maskirt,
Und das, was er im Schilde führt,
Gesteht er wol nicht Allen;
Doch Du entdeckst sogleich den Reim
Und sprichst ihn aus ganz insgeheim:
Er wünscht Dir zu .....

Loge.

Symbolum.

Des Maurers Wandeln,
Es gleicht dem Leben,
Und sein Bestreben,
Es gleicht dem Handeln
Der Menschen auf Erden.

Die Zukunft decket
Schmerzen und Glücke
Schrittweis dem Blicke;
Doch ungeschrecket
Dringen wir vorwärts,

Und schwer und schwerer
Hängt eine Hülle
Mit Ehrfurcht. Stille
Ruhn oben die Sterne
Und unten die Gräber.

Betracht' ſie genauer
Und ſiehe, ſo melden
Im Buſen der Helden
Sich wandelnde Schauer
Und ernſte Gefühle.

Doch rufen von drüben
Die Stimmen der Geiſter,
Die Stimmen der Meiſter:
Verſäumt nicht zu üben
Die Kräfte des Guten!

Hier winden ſich Kronen
In ewiger Stille;
Die ſollen mit Fülle
Die Thätigen lohnen!
Wir heißen Euch hoffen.

Dank des Sängers.

Dezember 1815.

Von Sängern hat man viel erzählt,
Die in ein Schloß gekommen,
Wo nichts ermangelt, nichts gefehlt;
Sie haben Platz genommen.
Doch war wo, irgendwo ein Platz,
Vergleichbar dieſem Brüder-Schatz,
Wo auch ich Platz genommen?

Ihr fraget nicht, woher ich ſei,
Wir Alle ſind von oben;
Doch ſingend wird der Freie frei
Und darf die Brüder loben.
Die Bruſt entlöſe der Geſang!
Was außen eng, was außen bang,
Uns macht es nicht beklommen.

So hab' ich Euch denn ſchon den Dank,
Den ich gedacht, erwieſen
Und Euch mit Tönen, rein und ſchlank,
Als Würdige geprieſen.

Was bleibet übrig als der Schall,
Den wir ſo gerne hören,
Wenn überall, allüberall
Im Stillen wir uns vermehren!

Verſchwiegenheit.

1816.

Wenn die Liebſte zum Erwidern
Blick auf Liebesblicke beut,
Singt ein Dichter gern in Liedern,
Wie ein ſolches Glück erfreut!
Aber Schweigen bringet Fülle
Reicheren Vertrauns zurück;
Leiſe, leiſe! Stille, ſtille!
Das iſt erſt das wahre Glück.

Wenn den Krieger wild Getöſe,
Tromm'l und Pauken aufgereg',
Er den Feind in aller Blöße
Schmetternd über Länder ſchlägt,
Nimmt er wegen Siegsverheerung
Gern den Ruhm, den lauten, an,
Wenn verheimlichte Verehrung
Seiner Wohlthat wohlgethan.

Heil uns! Wir verbundne Brüder
Wiſſen doch, was Keiner weiß;
Ja, ſogar bekannte Lieder
Hüllen ſich in unſern Kreis.
Niemand ſoll und wird es ſchauen,
Was einander wir vertraut:
Denn auf Schweigen und Vertrauen
Iſt der Tempel aufgebaut.

Gegentoaſt der Schweſtern.

Zum 24. Oktober 1839, dem Stiftungs- und Anſtellungsfeſte.

Unſer Dank, und wenn auch trutzig,
Grüßend alle lieben Gäſte,
Mache keinen Frohen ſtutzig;
Denn wir feiern Eure Feſte.

Sollten aber wir, die Frauen,
Dankbar solche Brüder preisen,
Die, ins Innere zu schauen,
Immer uns zur Seite weisen!

Doch Amalien, der hehren,
Die auch Euch verklärt erscheinet,
Sprechend, singend ihr zu Ehren,
Sind wir doch mit Euch vereinet.

Und indem wir Eure Lieder
Denken keineswegs zu stören,
Fragen alle sich die Brüder,
Was sie ohne Schwestern wären.

Trauerloge.

An dem öden Strand des Lebens,
Wo sich Dün' auf Düne häuft,
Wo der Sturm im Finstern träuft,
Setze Dir ein Ziel des Strebens!
Unter schon verloschnen Siegeln
Tausend Väter hingestreckt,
Ach, von neuen, frischen Hügeln
Freund an Freunden überdeckt!

Hast Du so Dich abgefunden,
Werde Nacht und Aether klar,
Und der ew'gen Sterne Schaar
Deute Dir belebte Stunden,
Wo Du hier mit Ungetrübten,
Treulich wirkend, gern verweilst
Und auch treulich den geliebten
Ewigen entgegeneilst!

Zur Logenfeier
des 3. September 1825.

Einleitung.

Einmal nur in unserm Leben,
Was auch sonst begegnen mag,
Ist das höchste Glück gegeben,
Einmal feiert solchen Tag!

Einen Tag, der froh erglänzend,
Bunten Schmucks der Nacht entſteigt,
Sich geſellig nun bekränzend,
Segensvoll zum Berge neigt.

Darum öffnet Eure Pforten,
Laſſ't Vertrauteſte herein!
Heute ſoll an allen Orten
Liebe nah der Liebe ſein!

Zwiſchengeſang.

Laſſ't fahren hin das allzu Flüchtige!
Ihr ſucht bei ihm vergebens Rath;
In dem Vergangnen lebt das Tüchtige,
Verewigt ſich in ſchöner That.

Und ſo gewinnt ſich das Lebendige
Durch Folg' aus Folge neue Kraft;
Denn die Geſinnung, die beſtändige,
Sie macht allein den Menſchen dauerhaft.

So löſt ſich jene große Frage
Nach unſerm zweiten Vaterland;
Denn das Beſtändige der ird'ſchen Tage
Verbürgt uns ewigen Beſtand.

Schlußgeſang.

Nun auf und laſſ't verlauten,
Ihr brüderlich Vertrauten,
Wie Ihr geheim verehret!
Nach außen ſei's gekehret,
Nicht mehr in Sälen
Verhalle der Sang!

Und jubelnd übermaßen
Durchziehet neue Straßen!
Wo wir ins Leere ſchauten,
Erſcheinen edle Bauten
Und Kranz an Kränzen
Die Reihen entlang.

So äußeres Gebäude
Verkündet innre Freude;

Der Schule Raum erheitert,
Zu lichtem Saal erweitert;
Die Kinder scheuen
Nicht Moder noch Zwang.

Nun in die luft'gen Räume!
Wer pflanzte diese Bäume,
Ihr kinderfrohen Gatten?
Er pflegte diese Schatten,
Und Wälder umgrünen
Die Hügel entlang.

Die Plage zu vergessen,
Das Gute zu ermessen,
So aufgeregt als treulich,
So traulich wie erfreulich
Stimmet zusammen
In herzlichem Sang!

Wie viel er ausgespendet,
Auch weit und breit vollendet,
Die Unzahl sich verbündet,
Unsäglich Glück gegründet,
Das wiederholet
Das Leben entlang!

An Herrn Genast,*)

Bei Abgabe seiner Regie unter zwei Handzeichnungen geschrieben.
Doppelte Erinnerung. 1816.

Zur Erinnerung trüber Tage
Voll Bemühen, voller Plage.

Zum Erinnern schöner Stunden,
Wo das Rechte war gefunden.

*) Genast war lange Zeit wohlverdienter Regisseur des Weimarer Theaters gewesen; er erwähnt die hier stehenden Verse Goethe's auch in seinem Tagebuche. (Vergl. „Aus dem Tagebuche des Schauspielers Eduard Genast.")

Bilderscenen.*)

Zum 15. März 1816. bei Freiherrn v. Helldorff.

Ihr kommt, Gebildetes allhier zu schauen,
Gebildet scheinbar, doch ein lebend Bild;
So weiß die Kunst vielfältig anzubauen
Der Fabel, der Geschichte reich Gefild.
Ihr sehet tücht'ge Männer, wackre Frauen,
Zu Thaten mächtig wie zur Hilfe mild,
Und so entgegnen wir Euch, starr erscheinend,
Lebendig, uns zu Eurer Lust vereinend.

Anzuwenden.**)

15. März 1816.

Wohin er auch die Blicke kehrt und wendet,
Je mehr erstaunt er über Kunst und Pracht;
Mit Vorsatz scheint der Reichthum hier verschwendet,
Es scheint, als habe sich nur Alles selbst gemacht.
Soll er sich wundern, daß das Werk vollendet?
Soll er sich wundern, daß es so erdacht?
Ihn dünkt, als fang' er erst mit himmlischem Entzücken
Zu leben an in diesen Augenblicken.

Gatte der Gattin.***)

6. Juni 1816.

Du versuchst, o Sonne, vergebens,
Durch die düstren Wolken zu scheinen!
Der ganze Gewinn meines Lebens
Ist, ihren Verlust zu beweinen.

v. Voigt's Jubiläum,†)

am 27. September 1816.

Von Berges Luft, dem Aether gleich zu achten,
Umweht, auf Gipfelfels hochwald'ger Schlünde,

*) G. Bilderscenen zu den so beliebten Darstellungen von Gemälden durch lebendige Personen.

**) G. Ein Bruchstück, das aber der Denkende anzuschließen wissen wird.

***) Worte des Schmerzes über den Tod seiner eigenen Gattin.

†) G. Herrn Staatsminister von Voigt (in Weimar) zu seiner Jubelfeier ein Denkmal vieljährigen und mannichfaltigen Zusammenwirkens. Die erste Strophe begleitet sich auf den Ilmenauer Bergbau, dem wir mit Fleiß und Studium mehrere Jahre vorstanden. Die zweite und dritte deutet auf die in

Im engsten Stollen wie in tiefsten Schachten
Ein Licht zu suchen, das den Geist entzünde,
War ein gemeinsam köstliches Betrachten,
Ob nicht Natur zuletzt sich doch ergründe.
Und manches Jahr des stillsten Erdelebens
Ward so zum Zeugen edelsten Bestrebens.

Im Garten auch, wo Dichterblumen sprossen,
Den äußern Sinn, den innern Sinn erquicken,
Gefahrlos nicht vor lustigen Geschossen,
Wie sie Exoten hin und wieder schicken,
Da haben wir der Stunden viel genossen
An frisch belebter Vorwelt heitern Blicken,
Gesellend uns den ewig theuren Geistern,
Den stets beredten, unerreichten Meistern.

Dahin bewegten wir von dorn'gen Pfaden
Verwornen Lebens gern die milden Schritte,
Dort fanden sich, zu gleicher Lust geladen,
Der Männer Tiefsinn, Frauen-Geist und Sitte,
Und Wissenschaft und Kunst und alle Gnaden
Des Musengottes reich in unsrer Mitte,
Bis endlich, längst umwölkt, der Himmel wettert,
Das Paradies und seinen Hain zerschmettert.

Nun aber Friede tröstend wiederkehret,
Kehrt unser Sinn sich treulich nach dem Alten,
Zu bauen auf, was Kampf und Zug zerstöret,
Zu sichern, wie's ein guter Geist erhalten. —
Verwirrend ist's, wenn man die Menge höret;
Denn Jeder will nach eignem Willen schalten.
Beharren wir zusammt in gleichem Sinne!
Das rechn' ich uns zum köstlichsten Gewinne.

Gesellschaft höchst gebildeter Frauen und Männer gefundene Erheiterung von oftmals lästigen und gefährlichen Geschäften, der Schluß auf die Schrecken der feindlichen Ueberschwemmung, auf den Drang der wechselvollen Kriegsjahre, auf das Glück endlicher Befreiung und zugleich auf die Nothwendigkeit des Zusammenhaltens gerüsteter Freunde in einer Zeit, wo eine Erweiterung aller Begriffe die hohe Kultur des Vaterlandes zu vernichten drohte.

An Gräfin Titinne O'Donel.*)

Weimar, 9. Oktober 1816.

Als der Knabe nach der Schule,
Das Pennal in Händen, ging
Und mit ſtumpfer Federſpule
Lettern an zu kritzeln fing,
Hofft' er endlich ſchön zu ſchreiben
Als den herrlichſten Gewinn;
Doch daß das Geſchriebne bleiben
Sollte, ſich durch Länder treiben,
Gar ein Werth der Federſpule,
Kam ihm in der engen Schule
Auf dem niedern Schemelſtuhle
Wahrlich niemals in den Sinn.

Derſelben.**)

*1827.

Die abgeſtutzten, angetauchten,
Die ungeſchickten, vielgebrauchten
Haſt Du, die Freundliche, gewollt.
Nun aber nimm ein friſch Gefieder,
Das niederſchreiben ſüße Lieder
Allſchönſter Tage Dir geſollt!

An Frau Oberkammerherrin von Egloffſtein.

Weimar, den 27. Dezember 1816.

Viel Geduldetes, Genoſſnes,
Halb Verſchwiegnes, laut Ergoſſnes
Ward in ferner Welt verthan;
Aber jene guten Zeiten,
Tiefurt's Thal, äther'ſche Weiten,
Gehen Dich beſonders an.

*) G. Gräfin Titinne O'Donel, geb. Gräfin Clary, hatte in jugendlicher Heiterkeit und freundlicher Laune eine meiner Schreibfedern verlangt, die ich ihr mit ſolchen Zeilen zuſchickte.

**) G. An Dieſelbe mit einer neuen, kaum angeſchriebenen Feder zugeſendet.

Bilder-Scenen,*)

per Feier des 2. Februar 1817.

Mit Säulen schmückt ein Architekt aufs Beste,
Mit Statuen, Gemälden seine Hallen;
Dann finden sich am frohen Tag die Gäste,
Von Melodie bewegt einher zu wallen.
Nun wirket ungelehrt am schönsten Feste
Durch Widerspruch die Kunst, ihm zu gefallen.
Statt laute Freude frisch bewegt zu schildern,
Erstarrt das Lebende zu holden Bildern.

An Gräfin Julie von Egloffstein.**)

1817.

Freundlich werden neue Stunden
Zu vergangnen sich gesellen,
Blüthen, Blumen, wohl empfunden,
Bleiben ewig Immortellen.

Derselben. Reise-Segen.***)

1819.

Sei die Zierde des Geschlechts! —
Blicke weder links noch rechts!
Schaue von den Gegenständen
In Dein Innerstes zurück!
Sicher traue Deinen Händen,
Eignes fördre Freundes Glück!

*) Vergleiche Seite 439, erste Anmerkung.

**) G. An Julie Gräfin Egloffstein, die ein seltenes Talent zur bildenden Kunst mit manchem andern und überdies mit persönlichen Eigenschaften verbindet, welche allein hinreichend wären, sie als höchst vorzüglich in der Welt auftreten zu lassen. Dieses Gedicht ward veranlaßt durch unverwelkliche Blumen von ausgezeichneter Schönheit.

***) G. Derselben auf die Reise mitgegeben, die sie in einigem Zweifel zwischen sich und eifrig berathenden Freunden antrat, welche besonders wegen Anwendung ihres schönen Talents nicht einig werden konnten.

Derſelben. Zur Dresdner Reiſe.*)

1820.

Ein guter Geiſt iſt ſchon genug, —
Du gehſt zu hundert Geiſtern,
Vorüber wandelt Dir ein Zug
Von großen, größern Meiſtern.
Sie grüßen alle Dich fortan
Als ihresgleichen Jung-Geſellen
Und winken freundlich Dich heran,
Dich in den Kreis zu ſtellen.
Du ſtehſt und ſchweigſt am heil'gen Ort
Und möchteſt gerne fragen —
Am Ende iſt's ein einzig Wort,
Was ſie Dir alle ſagen.

An Dieſelbe.**)

Gewechſeltes Format. 1821.

Von ſo zarten Miniaturen,
Wie der ſchönen Hand ſie glücken,
Schreiteſt Du auf breitre Spuren,
Wichtiger umherzublicken.

Heil den ernſteren Geſchäften!
Seligen Erfolg zu ſchauen,
Einigeſt zu Mannes Kräften
Liebenswürdiges der Frauen.

An Dieſelbe.***)

Abgeſchloſſenes Buch. 1823.

Abgeſchloſſen ſei das Buch!
Es enthält fürwahr genug;
Was davon Dich kann erfreuen,
Wird ſich immerfort erneuen.
Und was mag dem Scheiden frommen
Als ein baldig Wiederkommen?

*) G. Ebendieſelbe hatte ſich zu einem Aufenthalt in Dresden entſchloſſen, wo ſie die eigentlichſte Förderniß ihrer Bemühungen finden konnte.

**) G. Dieſelbe hatte ſich nun aus dem kleinen Format in größeres erhoben, worin es ihr ebenfalls nach Wunſch glückte.

Goethe lobt auch in den „Tag- und Jahresheften" des Jahres 1821 beſonders eine von ihr angefertigte Kopie nach den „Söhnen Rubens."

***) G. Zum Abſchluß eines vollgeſchriebenen und vollgezeichneten Albums.

Der zierlichsten Undine.*)

1817.

Sieh Acht! Es wird Dir Allerlei begegnen:
Bist Du im Trocknen, wird es regnen.
Zum Schwimmen wird die Welle sich versagen.
Wen aber hast Du deshalb anzuklagen? —
Merkst Du nicht eifersücht'gen Zorn?
Ein Lächeln wird er wol verdienen,
Und Du verzeihst dem Onkel Kühleborn:
Man sagt ihm nach, er liebe selbst Undinen.

Zum Geburtstag, mit meinen kleinen Gedichten.**)

Jena, den 22. Mai 1817.

Wenn Kranz auf Kranz den Tag umwindet,
Sei dieser auch ihr zugewandt,
Und wenn sie hier Bekannte findet,
So hat sie sich vielleicht erkannt.

Meinem Freunde v. Knebel.***)

Zum 30. November 1817.

Lustrum ist ein fremdes Wort!
Aber wenn wir sagen,
Lustra haben wir am Ort
Acht bis neun ertragen
Und genossen und gelebt
Und geliebt bisweilen,
Wird, wer nach dem Gleichen strebt,
Heute mit uns theilen;
Wenn wir sagen, das ist viel,
Denn das Leben streuet
Blum' und Dorne: — Ziel ist Ziel,
Das uns heute freuet.

*) G. Der zierlichsten, aus den Wellen gebornen Undine auf einem Maskenball durch einen nexischen Unterhändler zugebracht. — (Undine war ein Fräulein Wilhelmine von Münchhausen.)

**) G. Mit meinen kleinen Gedichten, wo sie sich auf manchem Blatt wie im Spiegel wiederfinden konnte.

***) G. An meinen alten Weimarischen Urfreund, Major von Knebel, von Zelter komponirt, um vierstimmig zum gefeierten Tage vorgetragen zu werden.

Maskenzüge. *)

Den 30. Januar 1818.

Die Gestalten gehn vorüber,
Masken scheinen sie zu sein;
Doch sie sind uns Beiden lieber,
Uns vom edelsten Verein.

Sie sind wahr; denn wohl vernommen
Haben wir sie selbst gefühlt,
Und, wie es vielleicht gekommen,
Sie zum Theile mitgespielt.

Denke nun zum vielten Male,
Was nach sternenheller Nacht
Holder Tag im hohen Saale
Wundersältig dargebracht.

Der Abwesende dem Maskenfest.

Zum 16. Februar 1818.

So wandelt hin, lebendige Gestalten,
Bewegten Lebens reichliche Gebilde!
Dem schönsten Tage lasset Liebe walten,
Im Reihen schmückt elysische Gefilde!
Ergetzen sollt Ihr, geistreich unterhalten,
Belehren auch und warnen freundlichst milde.
Der Dichter Alle segnet Euch zum Frieden,
Abwesend sei es oder abgeschieden.

Wiegenlied dem jungen Mineralogen Walter von Goethe.**)

Den 21. April 1818.

Singen sie Blumen der kindlichen Ruh,
Käfer und Vögel und Thierchen dazu!
Aber Du wachest, wir treten herein,
Bringen was Rubiges, bringen den Stein.

Steinchen, die bunten, ein lustiges Spiel,
Was man auch würfe, und wie es auch fiel'!
Kindischen Händchen entschlickt sich so fein
Knöchlein und Bohnen und Edelgestein.

*) G. Zwischen jene ausführlicheren Maskenzüge einzuschalten. — (In unserer Ausgabe werden die letzteren unter den dramatischen Gedichten mitgetheilt.)

**) G. Einem Neugebornen, den die mineralogische Gesellschaft zu Jena nicht früh genug an sich heranziehen konnte.

Knabe, Du siehest nun Steine behaun,
Ordnend sich fügen, zu Häusern sich baun.
Wol! Du verwunderst Dich, stimmest mit ein:
Das ist wahrhaftig ein nützlicher Stein!

Spielst Du mit Schiefern, das Kügelchen rollt,
Dreht sich zur Grube, so wie Du gewollt,
Läufest begierig auch hinter ihm drein,
Das ist fürwahr wol ein lustiger Stein!

Steinchen um Steinchen versetzelt die Welt,
Wissende haben's zusammengestellt;
Trittst Du begierig zu Sälen herein,
Siehst Du zuerst nicht den Stein vor dem Stein.

Doch unterscheidest und merkest genau:
Dieser ist rot, und ein andrer ist blau,
Einer, der klarste, von Farben so rein,
Farbig erblitzet der edelste Stein.

Aber die Säulchen, wer schliff sie so glatt,
Spitzte sie, schärfte sie glänzend und matt?
Schau in die Klüfte des Berges hinein:
Ruhig entwickelt sich Stein aus Gestein.

Ewig natürlich bewegende Kraft
Göttlich gesetzlich entbindet und schafft;
Trennendes Leben, im Leben Verein,
Oben die Geister und unten der Stein!

Nun, wie es Vater und Ahn Dir erprobt,
Gott und Natur und das All ist gelobt!
Komme, der Sinnende führet Dich ein,
Unserem Ringe willkommener Stein!

An Graf Paar.*)

Karlsbad, d. 12. August 1818.

Der Berge denke gern, auch des Gesteins!
Sie waren Zeugen freundlichsten Vereins;
Zutrauen, schnell gegeben, schnell gefunden,
Beschleunigte das Glück gezählter Stunden.
Behagen schaut nicht vorwärts, nicht zurück,
Und so verewigt sich der Augenblick!

*) G. Graf Paar, Adjutant des Feldmarschalls Fürsten von Schwarzenberg, war mir in Karlsbad einer der liebsten und eifrigsten Gesellschafter. Aus Wohlwollen zu mir befreundete er sich mit der ihm bisher ganz fremden Geognosie; ich überreichte ihm ein Heft über böhmische Gebirgsarten mit diesen wenigen Reimzeilen.

Demſelben.*)

Karlsbad, am 16. Auguſt 1818, Nachts.

Dem Scheidenden iſt jede Gabe werth,
Ein dürres Blatt, ein Moos, ein Steinchen aus der Quelle,
Daß er des Freunds gedenke, jener Stelle,
Wohin er ewig hin und hin begehrt:
Ein Zeuge bleibt's, wie ſinnig ſie gewandelt.
So wird ein Nichts zum höchſten Schatz verwandelt.

Wenn aber ſolche Gabe tiefen Werth,
Geſtaltet, mit ſich führt, für ſich allein
Dem Sinn des Künſtlers wünſchenswerth begegnete:
Wie muß das nun ein Schatz der Schätze ſein,
Wenn ihn der Freund im Scheiden treulich ſegnete!

An Gräfin Zaraczewska.**)

Karlsbad, den 5. September 1818.

Da ſieht man, wie die Menſchen ſind:
Nur Leidenſchaft und kein Gewiſſen!
Wie haben ſie dem ſchönen Kind
Das Röckchen halb vom Leib geriſſen!
Doch mir begegnete das Glück in ſpäter Zeit,
Ein frommer Jüngling wird mich neiden:
Dir, Freundin, dank' ich die Gelegenheit,
Den holden Schatz von Kopf bis Fuß zu kleiden.

An Fürſt Biron von Kurland.***)

Karlsbad, den 9. September 1818.

Als Luther's Feſt mit gläub'ger Schaar
Im vor'gen Herbſt gefeiert war,

*) G. Derſelbe ließ abreiſend eine höchſt merkwürdige Statue von Bronze mir zurück, wofür ich meinen Dank auf einem Erwiderungsblatt ausdrückte. Noch jetzt ſchmückt dieſes Gebilde vorzüglich meine kleine Sammlung.

**) G. Eine mit der deutſchen Literatur aufs Innigſte bekannte polniſche Dame vereinigte ſich mit mir im Lobe von Fouqué's Undine und bemerkte zugleich, daß eine franzöſiſche Ueberſetzung das Original keineswegs erreiche, und verſprach, ſie mir zu eigener Ueberzeugung mitzutheilen. Als ich das Buch erhielt, fand ich es in einem Zuſtande, der dem Verfaſſer gewiß geſchmeichelt hätte. Die vordere Decke fehlte ganz, die erſten Bogen konnten als gerollt und gekräuſelt kaum geleſen werden; ich ſchaffte es zum Buchbinder, der es denn völlig wiederherſtellte, und ſo erhielt es die Dame zurück mit jenen eingeſchriebenen Zeilen.

***) G. Fürſt Biron von Kurland, deſſen freundlicher Neigung ich ſchon früher angenehme Zuſtgaben verdankte, ſchickte mir von Töplitz nach Karls-

Dacht' ich, es brauche hundert Jahr',
Um es mit Würde zu erneuen;
Doch beim verliehnen Ehrenbild,
Wie ernst es ist und kräftig mild,
Beim Herkules und seinem Schild
Kann ich der Feier mich an jedem Tage freuen.

Auf Kosegarten's Grab. Die Kinder dem Vater.*)

Ende des Jahres 1818.

Laßt nach vielgeprüftem Leben
Hier den edlen Pilgrim ruhn!
Ehrt sein Wollen und sein Streben
Wie sein Dichten und sein Thun!

Dem Schauspieler Malkolmi das Publikum.**)

Oktober 1819.

Reichen Beifall hattest Du erworben,
Allgemeine Neigung rein erzielt;
Viel Personen sind in Dir gestorben,
Und Du hast sie alle gut gespielt.

Porträtkapsel.***)

Mit des Dichters Porträt. 2. April 1819.

Eine Schachtel Mirabellen
Kam von Süden, zog nach Norden;
Als die Frucht gespeist geworden,
Gilt sich wiedereinzustellen
Das Gehäus, woher es kommen;
Bringet keine süßen Früchte,
Bringt vielmehr ein ernst Gesichte,
Das im Weiten und im Fernen
Nimmer will Entbehrung lernen.

---

hat eine höchst merkwürdige Zeichnung. Sie ist sehr wohl erhalten, in mäßigem Quartformate, von Peter Becker, dem trefflichen Erzieher, mit der Feder sehr sauber gezeichnet, aufgerissen und angelegt, eine Allegorie in Ehren Luther's vorstellend, welcher hier als Herkules siegreich aufgeführt wird.

*) G. Zur Kosegarten bestimmt und, wie ich vernehme, auf seinen Denkstein gesetzt.

**) G. Auf den guten alten Malkolmi gemeint. — Derselbe wird viele Jahre hindurch lebend in den „Tag- und Jahresheften" erwähnt.

***) G. Aus der Epistel selbst erklärbar: Das Bildniß des Freundes in einer ausgeleerten Schachtel getrockneter Früchte übersandt.

Entgegnung vom 28. August*)

Erwiderung der Feier meines siebzigsten Geburtstages. Karlsbad, 15. Sept. 1819.

Sah gemalt, in Gold und Rahmen,
Grauen Barts, den Ritter reiten,
Und zu Pferd an seinen Seiten
An die Vierundzwanzig kamen;
Sie zum Thron des Kaisers ritten,
Wohlempfangen, wohlgelitten,
Derb und kräftig, hold und schicklich,
Und man pries den Vater glücklich.

Sieht der Dichter, nah und ferne
Söhn' und Töchter, lichte Sterne,
Sieht sie alle wohlgerathen,
Tüchtig, von geprüften Thaten,
Freigesinnt, sich selbst beschränkend,
Immerfort das Nächste denkend,
Thätig treu in jedem Kreise,
Still beharrlich jeder Weise,
Nicht vom Weg, dem graden, weichend
Und zuletzt das Ziel erreichend.
Bring' er Töchter nun und Söhne,
Sittenreich, in holder Schöne,
Vor den Vater alles Guten,
In die reinen Himmelsgluthen,
Mitgenossen ew'ger Freuden! —
Das erwarten wir bescheiden.

An Graf Karl Harrach.**)

Karlsbad, den 25. Sept. 1819.

Die sich herzlich oft begrüßten,
Die das Leben sich versüßten,

*) G. Mit diesem Gedichte suchte ich den vielfachen Ausdruck von Liebe und freundschaftlicher Neigung zur Feier meines siebzigsten Geburtstags nach allen Seiten hin dankbar zu erwidern.

**) G. Graf Karl Harrach, mit dem ich vor vielen Jahren zu Karlsbad in Gesellschaft der Seinigen glückliche Tage verlebte, hatte sich der Heilkunde gewidmet und darin durch eifriges Studium und gewissenhafte Ausübung bedeutend hervorgethan. Er begegnete mir wieder an derselbigen Stelle; das alte Vertrauen trat sogleich wieder ein, und es eröffnete sich von dem bisherigen Leben und Treiben die erfreulich wirksamste Unterhaltung.

Führt ein guter Geist zur Stelle
Wieder an dieselbe Quelle!
Treues Wirken, reines Lieben
Ist das Beste stets geblieben.

An Gräfin Marie von Einsiedel. (Zum Tauftage.)*)

Tiefurter Eingebinde. 30. Oktober 1813.

Töchterchen, nach trüben Stunden
Zu der Eltern Lust erschienen,
Hast so jung das Glück gefunden,
Den Geliebtesten zu dienen.
Mögest Du den frohsten Stunden
Ihres Lebens blühend grünen!

Ottilien von Goethe.**)

1820.

Ehe wir nun weiter schreiten,
Halte still und sieh Dich um!
Denn geschwätzig sind die Zeiten,
Und sie sind auch wieder stumm.

Was Du mir als Kind gewesen,
Was Du mir als Mädchen warst,
Magst in Deinem Innern lesen,
Wie Du Dir es offenbarst.

Deiner Treue sei's zum Lohne,
Wenn Du diese Lieder singst,
Daß dem Vater in dem Sohne
Tüchtig-schöne Knaben bringst.

Der Prinzessin Maria v. Sachsen-Weimar-Eisenach.***)

Mit Raphael's Gärtnerin. Zum 3. Februar 1820.

Sanftes Bild dem sanften Bilde
Unserer Fürstin widmet sich;
Solche Ruhe, solche Milde
Immerfort umschwebe Dich!

*) G. Pathenanrus einem während der schweren Krankheit des Vaters sehnlichst erwarteten Ankömmling.

**) G. Der unter meinen Augen aufgewachsenen lieben Gattin meines Sohnes als Zugabe der Wanderjahre.

***) G. An Prinzessin Maria mit Raphael's Gärtnerin.

Denn ein äußerlich Zerstreuen,
Das sich in sich selbst verschellt,
Fordert inneres Erneuen,
Das den Sinn zusammenhält.

Aus dem bunten Weltbeginnen
Wende Deinen holden Blick
So vertrauenvoll nach innen
Wie aufs heil'ge Bild zurück!

Toast zum akademischen Mittagsmahl*)

am 22. April 1820.

Abwesend ist kein Freund zu achten,
Der immer für uns denkt und strebt
Und, wie es auch die Zeiten brachten,
Für uns in gleichem Sinne lebt.
Bei Sonnenschein und Regenschauer
Ruft ein verklärter, heitrer Blick
Dem zweifelhaften Zustand Glück
Und jedem Glück die längste Dauer.

Toast beim akademischen Mittagsmahl auf der Rose.

28. August 1820.

Wo Jahr um Jahr die Jugend sich erneut,
Ein frisches Alter würd'ge Lehre beut,
Wo Fürsten reichlich hohe Mittel spenden,
Was Alles kann und wird sich da vollenden,
Wenn Jeder thätig, froh an seinem Theil. —
Heil jedem Einzelnen, dem Ganzen Heil!

Dem Fürsten Hardenberg.**)

Zum siebzigsten Geburtstag. 31. Mai 1820.

Wer die Körner wollte zählen,
Die dem Stundenglas entrinnen,
Würde Zeit und Ziel verfehlen,
Solchem Strome nachzusinnen.

*) G. Bei verschiedenen Gastmahlen (gebrochene Toaste). — Die Bemerkung bezieht sich auch auf den Seite 446 stehenden Toast.

**) G. Dem Fürsten Hardenberg Durchlaucht zum siebzigsten Geburtstag unter dessen Bildniß, auf Anregung der Gebrüder Henschel, der ich mich um so lieber fügte, als der Fürst im Jahre 1813 sich bei seiner Anwesenheit in Weimar der frühsten akademischen Jahre in Leipzig erinnerte, wo wir zusammen bei Oesern Reichenkunde genommen hatten.

Auch vergehn uns die Gedanken,
Wenn wir in Dein Leben schauen,
Freien Geist in Erdeschranken,
Festes Handeln und Vertrauen.

So entrinnen jeder Stunde
Fügsam glückliche Geschäfte.
Segen Dir von Mund zu Munde!
Neuen Muth und frische Kräfte!

Der Frau von Ziegesar geb. von Stein.*)

Zum Geburtstage 11. September 1830.

Zwar die vierundzwanzig Ritter
Ehren wir in allen Fällen;
Doch auch Fräulein sind nicht bitter,
Wenn sie sich dazwischen stellen.

Heute lasset mich beachten
Solche lieblichsten Vereine,
Wenn sie bunte Reihe machten,
Die Ziegesar und die Steine.

Kämen sämmtlich angezogen
Dieser Stämme frohe Lichter,
Würden Könige gewogen,
Und begrüßten sie die Dichter.

Und besonders aber Eine,
Welche mir zu segnen kamen;
Freunde nennen sie die Kleine,
Sie verdient gar viele Namen.

Der Prinzessin Auguste v. Sachsen-Weimar-Eisenach.**)

Mit Elzheimer's Morgen. Aurora. zum 30. September 1830.

Alle Pappeln hoch in Lüften,
Jeder Strauch in seinen Düften,

*) G. Hierauf ließ der immer thätig- und ergetzliche junge Freund Julius Voßisteren die zum Andenken auf einen mit Söhnen reich gesegneten Ritter Wallstein geschlagene Medaille in Kupfer stechen. Ich bediente mich dieser neuen Anregung, um jenen Dankesgruß zu wiederholen und zu vermannichfaltigen. Dies geschah denn auch in gegenwärtigem Gericht. Es paßt mit dem vorigen allgemeinen (Goeth- meint damit die „Entsagung", in unserer Ausgabe S. 439), nebst beigefügter Medaillen-Abbildung, als wahrer, heiterer Ausdruck von Theilnahme, einem liebenswürdigen Gliede der gleichfalls zahlreich ausgebreiteten Familien überreicht.

**) G. An Prinzessin Auguste. Der Kupferstich von Elzheimer's Aurora

Alle sehn sich nach Dir um;
Berge schauen dort herüber,
Leuchten schön und jauchzten lieber;
Doch der schöne Tag ist stumm.

Lust-Schalmeien will man hören,
Flöten, Hörner und von Chören
Alles, was nur Freude regt.
Selbst an seiner strengen Kette
Springt das Freundchen um die Wette,
Immer hin- und herbewegt.

Und so täuschen wir die Ferne,
Segnen alle holden Sterne,
Die mit Gaben Dich geschmückt.
Neue Freude, neue Lieder
Grüßen Dich. Erscheine wieder!
Denn der neue Frühling blickt.

An Bernhard v. Knebel.*)

Weimar, den 30. November 1820.

Den November, den dreißigsten,
Feire stets als heiligen Tag
Mit Opfern, wie's nur dem fleißigsten,
Dem besten Sohne gelingen mag;
Denn der Vater ist heut geboren,
Der Dich liebt, wie's billig ist.
Kindlein, sei ihm zugeschworen!
Freude nur bringt, was willig ist.

Fröhliches Gedächtniß.**)

Wen ein guter Geist besessen,
Hält sich das Gedächtniß rein;
Alles Uebel sei vergessen,
Eingedenk der Lust zu sein!

mit einigen Strophen zum Geburtstag von Jena her, geschrieben in dem Garten der Prinzessinnen.

*) G. An Knebel's herangewachsenen Sohn, einige Jahre später (als das an den Vater gerichtete Gedicht). Vgl. S. 434.

**) G. (Bemerkung zu den nächsten acht Gedichten.) In Stammbücher, Zeichnungsmappen, Notenhefte und sonst eingeschrieben. Sie sind theils allgemein verständlich oder auch im Besondern leicht zu deuten.

Bleib' ein fröhliches Vermächtniß
Jed' Ergehen, jede Ruh!
So belebe Dein Gedächtniß,
Und dann denke mich dazu!

Frühlingsgarten.

Lieblich ist's, im Frühlings-Garten
Mancher holden Blume warten;
Aber lieblicher, im Segen
Seiner Freunde Namen pflegen;
Denn der Anblick solcher Züge
Thut so Seel' als Geist Genüge,
Ja, zu Lieb und Treu bekennt
Sich der Freund, wie er sich nennt.

Liedeswirkung.

Hörst Du reine Lieder singen,
Ohr ist eins mit Deiner Brust;
Siehst Du Farben um Dich klingen,
Wirst Du Deines Augs bewußt.
In das Innere zu dringen,
Giebt das Aeußre Glück und Lust.

Liedesausbreitung.

Zuerst im stillsten Raum entsprungen,
Das Lied erklingt von Ort zu Ort;
Wie es in Geist und Seel' erklungen,
So hallt's nach allen Seiten fort.

Zum Bildchen:

Ruine Pleß bei Göttingen.

Auf diesen Trümmern hab' ich auch gesessen,
Vergnügt getrunken und gegessen
Und in die Welt hinaus geschaut,
War aber wenig nur erbaut.
Kein liebes Kind gedachte meiner,
Und ich fürwahr gehörte keiner;
So war die ganze Welt umgraut.
Ihr wißt ja selbst, was sie erheitert,
Die Horizonte stufenklar erweitert.

Zum Bildchen von Ulrich's Garten.

Daß zu Ulrich's Gartenräumen
Soll ein Verslein mir erträumen,
Ist ein wunderbarer Streich;
Denn es war von süßen Träumen
In den ländlich engen Räumen
Mir ein Frühling hold und reich.
Sollt' es Euch zu Lust und Frommen
Auch einmal zu gute kommen,
Freut Euch in dem engsten Raum!
Was beglückt, es ist kein Traum.

In eine Sammlung künstlich ausgeschnittener Landschaften.

Zarte, schattende Gebilde,
Fliegt zu Eurer Künstlerin,
Daß sie, freundlich, froh und milde,
Immer sich nach ihrem Sinn
Eine Welt von Schatten bilde!
Denn das irdische Gefilde
Schattet oft nach eignem Sinn.

Jena's Flora.

Flora, welche Jena's Gauen
Reich mit Blum' und Früchten schmückt,
Ist verwundert, anzuschauen,
Was ein fremder Himmel schickt.

Sorget nun in dichten Häusern,
Daß auch hier der Wachsthum frei,
Daß den allerzartsten Reisern
Hier ein ew'ger Sommer sei.

An Freund Meßisch.*)

Durch Vermittlung einer Theuren
Geht ein Täschchen bis zur Elbe,

*) G. Die Tochter eines Freundes, mit dem man frei heitere Jahre zugebracht, der nun aber längst entfernt lebte, diese findet zufällig unter den ausgestellten Waaren des Frauenvereins ein Taschenbuch, von dem Dichter dorthin geschenkt, eignet sich's an und verlangt dazu einige Worte von dessen Hand.

Kommt, vom Freunde zu betheuren:
Immer bleibet er Derselbe.

Immer wie in Dornburg's Gauen,
Wo beim allerbesten Weine
Waren hell im Sonnenscheine
Berg' und Thäler anzuschauen.

Du nun an der reichen Elbe,
An dem spiegelbreiten Flusse,
Weit entfernt vom trauten Kusse
Bleib' auch immerfort Derselbe!

Toast zum Landtage.

Das Wohl des Einzelnen bedenken,
Im Ganzen auch das Wohl zu lenken,
Welch wünschenswerthester Verein!
Den guten Wirth beruft man zum Berather;
Ein Jeder sei zu Hause Vater,
So wird der Fürst auch Landesvater sein.

Reichthum und Blüthe.*)

Blumen und Gold zugleich
Machen reich.
Goldnen Rahmen siehst Du erfüllt
Mit Deinem Bild.
Sieh nur, wie köstlich es ist,
Was Du hast und bist!

Myrte und Lorbeer.**)

Mit einem in Eines geschlungenen Lorbeer- und Myrtenkranz.

Myrt' und Lorbeer hatten sich verbunden;
Mögen sie vielleicht getrennt erscheinen,
Wollen sie, gedenkend sel'ger Stunden,
Hoffnungsvoll sich abermals vereinen.

*) G. Ein vortreffliches Blumengemälde in dem reichsten Goldrahmen an passender Stelle geziemend dargebracht.

**) G. Dieses Gedicht begleitete einen geschlungenen Lorbeer- und Myrtenkranz zum Symbol eines wie Patern und Sulcika in Liebe und Dichtung wetteifernden Paares.

Der Vater dem Kinde. (Grabschrift.)

Lebe wohl auf Wiedersehn!
Wenig Jahre meine Freude,
Sei mir Hoffnungs-Trost im Leide,
Du, nun als ein Engel schön!
Lebe wohl auf Wiedersehn!

Ihro Kaiserlichen Hoheit der Großfürstin Alexandra.*)

1821.

Der Frühling grünte zeitig, blühte froh
Narziß' und Tulpe, dann die Rose so;
Auch Früchte reiften mit gedrängtem Segen
Der nah und nähern Sonnengluth entgegen; —
Sie zierten wechselnd längst ersehnte Zeit
Und schmeichelten der tiefsten Einsamkeit.
Da stellte sich dem Hocherstaunten dar
Ein hehrer Fürst und Jugend, Paar um Paar,
So gut als lieb, ehrwürdig und erfreulich;
Der innre Sinn bewahret sie getreulich,
In Frühlings-, Sommer-, Herbst- und Wintertagen
Die holden Bilder auf- und abzutragen.
So kann er dann bei solcher Sterne Schein,
Auch wenn er wollte, niemals einsam sein.

Irrthum. (Heiteres Mißverständniß.)**)

Wer hat's gewollt? Wer hat's gethan,
So Liebliches erzielt?
Das ist doch wol der rechte Roman,
Der selbst Romane spielt.

*) G. Durch meine beinah absolute Einsamkeit, auf welche schon der Schluß des vorigen Gedichtes (Goethe meint damit das Gedicht „Zum 3. Febr. 1824," in unserer Ausgabe S. 455) anspielt, hatte ich mir den Namen des Eremiten verdient, der sich aber in Zelle und Garten höchst geehrt und erfreut fühlte, als mein Herr und Gebieter mir zwei liebenswürdige junge Fürstenpaare zuführte, und der freundlichste Besuch durch das Gedicht erwidert werden durfte.

**) G. (Bemerkung zu diesem und dem nächsten Gedicht). Zwei Exemplare der Wanderjahre hatten zwischen zwei Freundinnen gekreuzt und dadurch heitere Mißverständnisse veranlaßt, welche hierfreundlich ausgesprochen werden.

Wiederherstellung. (Berichtigt.)

Verirrtes Büchlein, kannst unsichre Tritte
Da oder dorthin keineswegs vermeiden;
Irrsternen zu bewegst Du Deine Schritte
Und vor dem Kommen bist bereit zu scheiden.
Für diesmal aber wollen wir Dich fesseln,
Du sollst mir diese Botschaft nicht verfehlen;
Sei es durch Rosen, Dornen, Veilchen, Nesseln,
Nur immer gradezu, geh zu Adelen!

Frau von Spiegel ins Stammbuch.*)

Januar 1821.

Der Dichtung Faden läßt sich heut nicht fassen;
Ich bitte mir die Blätter weiß zu lassen.

Am 25. Februar 1824.

Seit jenen Zeilen bis zum heut'gen Tage
Sind fast zweihundert Wochen fortgeschritten,
Und immer ist es noch die alte Klage,
Als lasse sich die Muse nicht erbitten;
Doch wenn ich sie im Stillen ernstlich frage,
Versetzt sie mich mit Adlerflug inmitten
Von jener Feier eins'gen Augenblicken,
Wie es erscholl im freudigsten Entzücken:

„Nun geht es auf, das Licht der Morgenländer,
Die Tochter von Byzanz. Ihr seht sie hier!
Als Kaiserskind trägt sie die Goldgewänder,
Und doch ist sie des Schmuckes höchste Zier.
Die goldnen Schuhe, jene theuren Pfänder,
Die Liebesboten zwischen ihm und ihr,
Sie bringt der Zwerg, die frohste Morgengabe:
Ein Liebespfand ist mehr als Gut und Habe."

*) G. Frau Hofmarschall von Spiegel hatte mir ein neues Album im Jahre 1821 übergeben; es war mir im Augenblick nicht möglich, etwas Gehaltvolles zu finden, ich behielt mir ein paar weiße Seiten vor. Gute Februar 1824 erbat ich mir das Album wieder und schrieb jenes Gedicht hinein. Die zwei mittleren Stanzen wird man in den Musenalmanachen „die romantische Poesie" wiederfinden, wo jedoche Dame als Prinzessin von Byzanz mit Konig Rother im Glanze der Schönheit und Majestät auftrat. Schade, daß solche Erscheinungen nicht festgehalten, ja nicht einmal wie gute Theaterstücke wiederholt werden können.

„Da ſprach das Lied ſo heiter als bedächtig
Von König Rother's unbezwungner Kraft,
Dem, wie er ſchon in Waffen groß und mächtig,
Auch Liebe nun das höchſte Glück verſchafft.
Als Pilger klug, als Gaſt freigebig, prächtig,
Hat er als Held zuletzt ſie weggerafft,
Zum ſchönſten Glück, zum höchſten Mutterloſe:
Von ihnen ſtammt Pipin und Karl der Große."

Wie denn das Gute, Schöne nimmer ſchwindet
Und, immer wirkend, immer ſich erhält,
Sich ungeſäumt zum höchſten Wahren findet,
Als lebend zu Lebendigem geſellt,
Und glücklich iſt, wer ihnen ſich verbindet,
Beſtändig bleibt ihm die bewegte Welt:
So war's auch mir im Augenblick, dem ſüßen,
Nach langer Zeit die Freundin zu begrüßen.

Der vollkommenen Stickerin.*)

Marienbad, am 28. Auguſt 1821.

Ich kam von einem Prälaten,
Dem die herrlichſten Stolen
Ueber die Schulter hingen,
Worauf unverholen
Wunderthaten
Der Heiligen auf- und niedergingen.

Mir aber war ein Andres beſchert:
Lieblichſte Blumen-Gehänge,
Farbenglanz und Uebergänge,
Wie Natur den Künſtler belehrt;
Ein allerliebſtes Frühlings-Gelände,
Mit Nadeln zierlich ſchattirt und gebrochen,
Daß, wäre ſelbſt das Herz durchſtochen,
Man es gewiß gar wohl empfände;
Und werd' es nur zu Feiertagen
Süßer Namen und lieber Geburten tragen.

*) G. Zwar kein Kleidungsſtück, aber ein zum Ankleiden höchſt nöthiges Erforderniß, welches wol zu errathen ſein möchte, war in ſeltenem Grade verziert worden. Es begrüßte mich im böhmiſchen Gebirg an meinem Geburtstag aus weiter Ferne, und ſein blumenreicher Anblick ergetzte mich mitten zwiſchen Fichten und Tannen.

Herrn Kanzler von Müller.*)

Weimar, den 13. April 1823.

Will sich's wol ziemen, Dir zum zweiten Male
Dieselbe Gabe festlich darzubringen,
Den Dichter-Trank in Deiner eignen Schale,
Und nur dazu das alte Lied zu singen?
So sei es denn! — Es bleiben alte Lieder
Den Christ-Gemeinden, wie gewohnt, erbaulich:
Und hört er Freundes Wunsch und Segen wieder,
Er findet sie, wie immer, lieb und traulich.

An zwei Gebrüder, eifrige junge Naturfreunde.**)

Marienbad, den 21 Juli 1822.

Am feuchten Fels, den dichtes Moos versteckt,
Erblühen Blumen, flattert manch Insekt;
Scheint es auch dürr den kahlen Berg hinan,
So nährt es doch, das Schaf bewollt sich dran.
Die Wiese grünt, gehörnte Herde braunt,
Da wandeln Menschen, gut und bös gelaunt,
Genießen reichlich, spärlich, früh und spat,
Den Wunderwuchs der folgereichen Saat.
Und wenn der Kranke faßt am Ziel erliegt,
So steigt die Quelle rasch, die Hoffnung siegt.
Ihr, vom Gestein hinauf zur Atmosphäre
Gedenket mein! — Dem Höchsten Preis und Ehre!

Dem Großherzog Karl August***)

am Weihnachts Abend 1823, mit einer Sammlung Gedichte auf die Gründung der neuen Bürgerschule.

Bäume leuchtend, Bäume blendend,
Ueberall das Süße spendend,

*) G. Herrn Kanzler von Müller hatte ich das vorige Jahr ein vollständiges Exemplar meiner Werke zum Geburtstage überreicht, ungebunden und unaeschmackt. Derselbe gab mir ein Jahr darauf den ersten Band gebunden zurück und Gelegenheit, mich an demselben Tage nachträglich einzuzeichnen.

**) G. An zwei hoffnungsvolle Knaben, welche, entzündet durch eifrige Geologen, sich leidenschaftlich ihnen zugesellten und im Aufspüren von merkwürdigen Gebirg- und Gangarten sich besonders thätig erwiesen.

***) G. Als der Fürst bei der Christbescherung seiner theuren Enkel gegenwärtig war, überreichten sie ihm überseits mit obigen zwei Strophen eine Sammlung Gedichte auf die Gründung der neuen Bürgerschule im Namen sämmtlicher Jugend.

In dem Glanze sich bewegend,
Alt- und junges Herz erregend —
Solch ein Fest ist uns beschéret,
Mancher Gaben Schmuck verehret;
Staunend schaun wir auf und nieder,
Hin und her und immer wieder.

Aber, Fürst, wenn Dir's begegnet
Und ein Abend so Dich segnet,
Daß als Lichter, daß als Flammen
Vor Dir glänzten allzusammen
Alles, was Du ausgerichtet,
Alle, die Du Dir verpflichtet:
Mit erhöhten Geistesblicken
Fühltest herrliches Entzücken.

An Lord Byron.*)

1825.

Ein freundlich Wort kommt eines nach dem andern
Von Süden her und bringt uns frohe Stunden;
Es ruft uns auf, zum Edelsten zu wandern,
Nicht ist der Geist, doch ist der Fuß gebunden.

Wie soll ich Dem, den ich so lang' begleitet,
Nun etwas Traulichs in die Ferne sagen?
Ihm, der sich selbst im Innersten bestreitet,
Stark angewohnt, das tiefste Weh zu tragen!

Wohl sei ihm doch, wenn er sich selbst empfindet!
Er wage selbst sich hoch beglückt zu nennen,
Wenn Musenkraft die Schmerzen überwindet;
Und wie ich ihn erkannt, mög' er sich kennen!

*) G. An Lord Byron. Dieser merkwürdige Mann hatte manches Freundliche schriftlich und mündlich durch Reisende begrüßend nach Weimar gelangen lassen, welches ich durch jene Strophen zu erwidern für Pflicht hielt. Sie trafen ihn noch glücklicherweise in Livorno, eben als er für Griechenland sich einzuschiffen im Begriff war, und veranlaßten ihn noch zu einer schriftlichen Erwiderung vom 24. Juli 1823, die mir unschätzbar bleibt; wie denn das Nähere dieser Verhältnisse in den Beilagen zu Kapitän Medwin's Unterhaltungen, dem ich auf Anfrage das Allgemeinste mittheilte, zu finden ist. Das Handschriftliche, zugleich mit Abschriften der Originale, wird früher oder später bekannt werden. (Vergl. „Kunst und Alterthum" V, 1, 5. 1824.)

Liebschaft.*)

Marienbad, 1823.

Du hattest längst mir's angethan,
Doch jetzt gewahr' ich neues Leben;
Ein süßer Mund blickt uns gar freundlich an,
Wenn er uns einen Kuß gegeben.

Tadelt man, daß wir uns lieben,
Dürfen wir uns nicht betrüben:
Tadel ist von keiner Kraft.
Andern Dingen mag das gelten!
Kein Mißbilligen, kein Schelten
Macht die Liebe tadelhaft.

Du Schüler Howard's, wunderlich
Siehst Morgens um und über Dich,
Ob Nebel fallen, ob sie steigen,
Und was sich für Gewölke zeigen.

Auf Berges Ferne ballt sich auf
Ein Alpenheer, beeist zu Hauf,
Und oben drüber flüchtig schweifen
Gefiedert weiße, luft'ge Streifen;
Doch unten senkt sich grau und grauer
Aus Wolkenschicht ein Regenschauer.

Und wenn bei stillem Dämmerlicht
Ein allerliebstes Treugesicht
Auf holder Schwelle Dir begegnet,
Weißt Du, ob's heitert, ob es regnet?

Wenn sich lebendig Silber neigt,
So giebt es Schnee und Regen,
Und wie es wieder aufwärts steigt,
Ist blaues Zelt zugegen.
Auch sinke viel, es steige kaum
Der Freude Wink, des Schmerzens,

*) G. Sind als Ausblicke von Galanterie, Neigung, Anhänglichkeit und Leidenschaft im Conflict mit Weltleben und täglicher Beschäftigung zu betrachten, wie denn der liebende auch als Wetterbeobachter auftritt. — (Ueber die persönlichen Verhältnisse, die hier zu Grunde liegen, namentlich über Goethe's leidenschaftliche Neigung zu Ulrike von Levetzow, geben Eckermann's Mittheilungen und unsere Biographie Auskunft.)

Man fühlt ihn gleich im engen Raum
Des lieb-lebend'gen Herzens.

Du gingst vorüber? Wie! Ich sah Dich nicht;
Du kamst zurück, Dich hab' ich nicht gesehen —
Verlorner, unglückſel'ger Augenblick!
Bin ich denn blind? Wie soll mir das geschehen?

Doch tröst' ich mich, und Du verzeihst mir gern,
Entschuldigung wirst Du mit Freude finden;
Ich sehe Dich, bist Du auch noch so fern,
Und in der Nähe kannst Du mir verschwinden.

Am heißen Quell verbringst Du Deine Tage;
Das regt mich auf zu innerm Zwist;
Denn wie ich Dich so ganz im Herzen trage,
Begreif' ich nicht, wie Du wo anders bist.

An Madame Marie Szymanowska.*)

1823.

Die Leidenschaft bringt Leiden! — Wer beschwichtigt
Beklommnes Herz, das allzuviel verloren?
Wo sind die Stunden, überschnell verflüchtigt?
Vergebens war das Schönste Dir erkoren!
Trüb ist der Geist, verworren das Beginnen;
Die hehre Welt, wie schwindet sie den Sinnen!

Da schwebt hervor Musik mit Engelsschwingen,
Verflicht zu Millionen Ton' um Töne,
Des Menschen Wesen durch und durch zu dringen,
Zu überfüllen ihn mit ew'ger Schöne;
Das Auge netzt sich, fühlt im höhern Sehnen
Den Götterwerth der Töne wie der Thränen.

Und so das Herz erleichtert merkt behende,
Daß es noch lebt und schlägt und möchte schlagen,

*) G. Dieses Gedicht, die Leiden einer bangenden Liebe ausdrückend, steht schon im vorigen Bande (S. 191) an seinem gemüthlichen Platze; hier durfte es nicht fehlen, weil es ursprünglich durch die hohe Kunst der Madame Szymanowska, der trefflichsten Pianofortespielerin, zu bedeutender Zeit und Stunde aufgeregt und ihr ursprünglich übergeben wurde.

Zum reinſten Dank der überreichen Spende
Sich ſelbſt erwidernd willig darzutragen.
Da fühlte ſich — o, daß es ewig bliebe! —
Das Doppelglück der Töne wie der Liebe.

An Fräulein Kaſimira Wotowska.*)

1823.

Dein Teſtament vertheilt die holden Gaben,
Womit Natur Dich mütterlich vollendet,
Vermächtniß nach Vermächtniß ausgeſpendet,
Zufrieden Jeder, ſeinen Theil zu haben;
Doch wenn Du Glückliche zu machen trachteſt,
So wär' es der, dem Du Dich ganz vermachteſt.

Einer Geſellſchaft verſammelter Freunde**)

zum 28. Auguſt 1823 geſendet von Marienbad.

In Hygiea's Form beliebt's Arminden,
Im Waldgebirg ſich Schlöſſer aufzubauen,
Verſpricht dem Kranken Heil, dem Lebensmüden
Erwacht auf einmal hoffendes Vertrauen;
Dem halb Geneſnen ſchnell zu heiterm Frieden
Entfaltet ſich ein Kreis erleſner Frauen,
Dann weiß ſie uns nach aller Art zu irren,
Durch Spiel und Tanz und Neigung zu verwirren.

So wird von Tag zu Tag ein Traum gedichtet,
Dem Wachen gleich, ein labyrinthiſch Weſen;
Doch zu der Ferne bleibt mein Blick gerichtet,
Wo meinem Herzen ſich ein Kreis erleſen,
Wo er ſich mir und ich mich ihm verpflichtet;
Dort fühl' ich mich vollkommener geneſen.

*) G. Fräulein Wotowska, Schweſter der Madame Szymanowska, von einigen, vielleicht eingebildeten Leiden geplagt, ſchön und anmuthig, mitunter traurig geſtimmt und vom Tode ſprechend. Ein geiſtreicher Freund ſchrieb in ihr Stammbuch ein Teſtament, worin ſie ihre höchſt liebenswürdigen Eigenſchaften und Vorzüge einzeln und an verſchiedene Perſonen vermacht. Der Scherz konnte für [illegible] anmuthig gelten, indem der Segen der Legate auf die Legatarien theils Mangel, theils geſteigerte Vorzüge derſelben andeutete, und ich ſchrieb dieſes Gedicht unmittelbar in jener Vorausſetzung.

**) G. Eine Geſellſchaft verſammelter Weimariſcher Freunde hatte ſich verabredet, meinen Geburtstag zu feiern, und ich veranlaſſete, als die Nachricht zu mir kam, daß die beiden Strophen gerade am Schluß des Feſtes zu dankbarer Erwiderung konnten vorgetragen werden.

So trägt es mich zum ehrenvollen Feste,
Schon bin ich da! — Gesegnet alle Gäste!

Zum 2. Februar 1824.*)

Man ist gewohnt, daß an den höchsten Tagen
Zum Herrscherthron sich alle Völkerschaften
Nach eigner Weise zuversichtlich wagen,
Mag seltsam auch der Schmuck an ihnen haften.
Wie denn das Aeußre sei von Pelz und Kragen,
Man sieht hindurch die innern Eigenschaften;
Hier dringt nun ein Korsar, zum Schein verwegen,
Einsiedlerischer Zelle stillen Segen.

Thal und Sonne. (An Gesunde und Genesende.)**)

Thal.

Das holde Thal hat schon die Sonne wieder
Mit Frühlingsblüth' und Blumen angefüllt,
Die Nachtigall singt immer neue Lieder
Dem Hochgefühl, das ihr entgegenquillt;
Erfreue Dich der gottverliehnen Gaben!
Froh, wie er Dich erschuf, will er Dich haben.

Zu Thaer's Jubelfest.***)

Den 14. Mai 1824.

Wer müht sich wol im Garten dort
Und mustert jedes Beet?
Er pflanzt und gießt und spricht kein Wort,
So schön auch Alles steht.
Das er gepfropft und okulirt
Mit sichrer kluger Hand,
Das Bäumchen zart ist anspalirt
Nach Ordnung und Verstand.

*) G. Das löbliche Herkommen, die höchsten Herrschaften bei festlichen Maskenzügen durch ein dichterisches Wort zu begrüßen, ließ man auch diesmal obwalten. Ein Korsar, an den Helden Byron's erinnernd, überga& es im Namen des als Anacreon lebenden Dichters. — (Der 2. Febr. war der Geburtstag des Großherzogs Karl Friedrich.)

**) G. Aufruf im Frühling an Gesunde und Genesende. — (Vgl. „Kunst und Alterthum" V, 1, 206, 1824.)

***) G. Thaer's Jubelfest, bei welchem ich, obschon abwesend, meinen aufrichtigen Antheil dem würdigen Manne zu beweisen nicht versäumen wollte. Es ward von Zelter komponirt und von ihm an Ort und Stelle selbst auf

Doch sagt mir, was es heißen soll:
Warum ist er so still?
Man sieht, ihm ist der Kopf so voll,
Daß er was Andres will.
Genug, ihm wird nicht wohl dahier,
Ich fürcht', er will davon;
Er schreitet nach der Gartenthür,
Und draußen ist er schon.

Im Felde giebt's genug zu thun,
Wo der Befreite schweift;
Er schaut, studirt und kann nicht ruhn,
Bis es im Kopfe reift.
Auf einmal hat's der Biedre los,
Wie er das Beste kann:
Nicht ruhen soll der Erdenkloß,
Am Wenigsten der Mann!

Der Boden rührt sich ungesäumt
Im Wechsel jedes Jahr,
Ein Feld so nach dem andern keimt
Und reift und fruchtet baar;
So fruchtet's auch von Geist zu Geist
Und nutzt von Ort zu Ort.
Gewiß, Ihr fragt nicht, wie er heißt.
Sein Name lebe fort!

---

gefudert. Der dieser Gelegenheit fällt nur auf, daß an einen so positiven, wandten und herzenskundigen Freund wie Zelter kein besonderes Gedicht in dieser ganzen Sammlung sich vorfindet. Es kommt aber daher, daß alles Lyrische, was ich fein dreißig Jahren gedichtet, als in seinem Sinne und Geiste verfaßt, ihm zu eigentlicher musikalischer Belebung gesendet worden.

XXIV.

Aus fremden Sprachen.

Klaggesang von der edlen Frauen des Asan Aga.*)

Aus dem Morlackischen.

Was ist Weißes dort am grünen Walde?
Ist es Schnee wol, oder sind es Schwäne?
Wär' es Schnee, er wäre weggeschmolzen;
Wären's Schwäne, wären weggeflogen.
Ist kein Schnee nicht, es sind keine Schwäne,
'S ist der Glanz der Zelten Asan Aga.
Niederliegt er drin an seiner Wunde;
Ihn besucht die Mutter und die Schwester;
Schamhaft säumt sein Weib zu ihm zu kommen.

Als nun seine Wunde linder wurde,
Ließ er seinem treuen Weibe sagen:
„Harre mein nicht mehr an meinem Hofe,
Nicht am Hofe und nicht bei den Meinen!"

Als die Frau dies harte Wort vernommen,
Stand die Treue starr und voller Schmerzen,

*) Ueber das Entstehen dieser Uebersetzung sagt Goethe selbst in „Kunst und Alterthum" V, 2, 58, 1821: „Schon sind es fünfzig Jahre, daß ich den Klaggesang von der edlen Frauen Asan Aga übersetzte, der sich in des Abbate Fortis' Reisen, auch von da in den Morlackischen Notizen der Gräfin Rosenberg finden ließ. Ich übertrug ihn nach dem beigefügten Französischen mit Schonung des Rhythmus und Beachtung der Wortstellung des Originals." — Daß Goethe sich in der Zeit der Abfassung nicht wesentlich geirrt haben kann, geht daraus hervor, daß der Klaggesang schon 1778 in dem ersten Theile der von Herder gesammelten Volkslieder erschien. — Düntzer (I, 319) behauptet indessen, daß Goethe sich irre, wenn er angiebt, die Uebersetzung nach dem Französischen, wie es in Fortis' Uebersetzung beigefügt war, gemacht zu haben. Da jedoch Goethe wahrscheinlich beide Texte, sowol den französischen wie den deutschen vor Augen gehabt hat, so dürfte sich jene Behauptung schwer mit Sicherheit beweisen lassen. — Für eine ausführliche Erklärung des Gedichtes verweisen wir auf „Kannegießer's Vorträge über eine Auswahl von Goethe's lyrischen Gedichten" (S. 1—18).

Hört der Pferde Stampfen vor der Thüre,
Und es däucht ihr, Asan käm', ihr Gatte,
Springt zum Thurme, sich herabzustürzen.
Aengstlich folgen ihr zwei liebe Töchter,
Rufen nach ihr, weinend bittre Thränen:
„Sind nicht unsers Vaters Asan Rosse,
Ist Dein Bruder Pintorowich kommen!"

Und es kehret die Gemahlin Asan's,
Schlingt die Arme jammernd um den Bruder:
„Sieh die Schmach, o Bruder, Deiner Schwester!
Mich verstoßen, Mutter dieser fünfe!"

Schweigt der Bruder, ziehet aus der Tasche,
Eingehüllet in hochrothe Seide,
Ausgefertiget den Brief der Scheidung,
Daß sie kehre zu der Mutter Wohnung,
Frei sich einem Andern zu ergeben.

Als die Frau den Trauer-Scheidbrief sahe,
Küßte sie der beiden Knaben Stirne,
Küßt' die Wangen ihrer beiden Mädchen.
Aber ach, vom Säugling in der Wiege
Kann sie sich im bittern Schmerz nicht reißen!

Reißt sie los der ungestüme Bruder,
Hebt sie auf das muntre Roß behende,
Und so eilt er mit der bangen Frauen
Grad' nach seines Vaters hoher Wohnung.

Kurze Zeit war's, noch nicht sieben Tage;
Kurze Zeit g'nug; von viel großen Herren
Unsre Frau in ihrer Wittwen-Trauer,
Unsre Frau zum Weib begehret wurde.

Und der größte war Imoski's Kadi,
Und die Frau bat weinend ihren Bruder:
„Ich beschwöre Dich bei Deinem Leben,
Gieb mich keinem Andern mehr zur Frauen,
Daß das Wiederleben meiner lieben
Armen Kinder mir das Herz nicht breche!"

Ihre Reden achtet nicht der Bruder,
Fest, Imoski's Kadi sie zu trauen.
Doch die Gute bittet ihn unendlich:

Schicke wenigſtens ein Blatt, o Bruder,
Mit den Worten zu Imoshi's Kadi:
„Dich begrüßt die junge Wittib freundlich
Und läßt durch dies Blatt Dich höflich bitten,
Daß, wenn Dich die Suaten herbegleiten,
Du mir einen langen Schleier bringeſt,
Daß ich mich vor Asan's Haus verhülle,
Meine lieben Waiſen nicht erblicke."

Kaum erlas der Kadi dieſes Schreiben,
Als er ſeine Suaten alle ſammelt
Und zum Wege nach der Braut ſich rüſtet,
Mit den Schleier, den ſie beiſchte, tragend.

Glücklich kamen ſie zur Fürſtin Hauſe,
Glücklich ſie mit ihr vom Hauſe wieder.
Aber als ſie Asan's Wohnung nahten,
Sahn die Kinder eben ab die Mutter,
Riefen: „Komm zu Deiner Halle wieder!
Iß das Abendbrod mit Deinen Kindern!"
Traurig hört' es die Gemahlin Asan's,
Kehrete ſich zu der Suaten Fürſten:
„Laſſ' doch, laſſ' die Suaten und die Pferde
Halten wenig vor der Lieben Thüre,
Daß ich meine Kleinen noch beſchenke."

Und ſie hielten vor der Lieben Thüre,
Und den armen Kindern gab ſie Gaben:
Gab den Knaben goldgeſtickte Stiefel,
Gab den Mädchen lange, reiche Kleider,
Und dem Säugling, hilflos in der Wiege,
Gab ſie für die Zukunft auch ein Röckchen.

Das beſeit ſah Vater Asan Aga,
Rief gar traurig ſeinen lieben Kindern:
„Kehrt zu mir, Ihr lieben armen Kleinen!
Eurer Mutter Bruſt iſt Eiſen worden,
Feſt verſchloſſen, kann nicht Mitleid fühlen."

Wie das hörte die Gemahlin Asan's,
Stürzt' ſie bleich, den Boden ſchütternd, nieder,
Und die Seel' entfloh dem bangen Buſen,
Als ſie ihre Kinder vor ſich fliehn ſah.

An die Zikade.*)

nach dem Anakreon.

Selig bist Du, liebe Kleine,
Die Du auf der Bäume Zweigen,
Von geringem Trank begeistert,
Singend, wie ein König lebest!
Dir gehöret eigen Alles,
Was Du auf den Feldern siehest,
Alles, was die Stunden bringen;
Lebest unter Ackersleuten,
Ihre Freundin, unbeschädigt,
Du, den Sterblichen Verehrte,
Süßen Frühlings süßer Bote!
Ja, Dich lieben alle Musen,
Phöbus selber muß Dich lieben,
Gaben Dir die Silberstimme;
Dich ergreifet nie das Alter,
Weise, Zarte, Dichterfreundin,
Ohne Fleisch und Blut Geborne,
Leidenlose Erdentochter,
Fast den Göttern zu vergleichen!

Byron's Don Juan.**)

Mir fehlt ein Held! — „Ein Held, er sollte fehlen,
Da Jahr und Monat neu vom Neusten spricht?" —
Ein Zeitungsschreiber mag sich schmeichelnd quälen,
So sagt die Zeit, es sei der rechte nicht.
Von Solchen mag ich wahrlich nichts erzählen,
Da nehm' ich mir Freund Juan ins Gesicht;
Wir haben in der Oper ihn gesehen,
Früher als billig war, zum Teufel gehen.

*) Uebertragung eines Anakreontischen Liedes, die zuerst 1781 im Tiefurter Journal Nr. 9 unter der Ueberschrift „An die Heuschrecke" mitgetheilt wurde. Dieser handschriftliche Text weicht an drei Stellen von dem später (1789) in die Ausgaben aufgenommenen ab.

**) Byron's 1819 erschienene epische Dichtung „Don Juan" veranlaßte Goethe zu einer ausführlichen Kritik, die zuerst 1821 in „Kunst und Alterthum" III. 1, 75 erschien, und der Kritik mochte wieder diese Uebersetzung veranlassen, die er nach seinen eigenen Worten „nicht als Muster, sondern zur Anregung für andre Uebersetzer" abdrucken ließ.

Vernon, der Metzger Kumberland und Wolf ſo mit,
Auch Hawke, Prinz Ferdinand, Burgoyne aufs Beſte,
Keppel und Howe, ſie hatten ihre Feſte,
Die Wellesley jetzt — der Könige Schattenſchritt
Vom Stamme Banko's — Raben aus einem Neſte! —
Der Ruhm, die Luft zu herrſchen reißt ſie mit.
Dumouriez's, Bonaparte's Kampfgewinnſten,
Die Zeitung ſteht den Herren gleich zu Dienſten.

Barnave kennt und Briſſot die Geſchichte,
Condorcet, Mirabeau und Petion auch;
Cloots, Danton, Marat litten viel Gerüchte,
Selbſt La Fayette, er ging beinah in Rauch,
Dann Joubert, Hoche, vom Militär-Verpflichte,
Lannes, Desaix, Moreau. Es war der Brauch,
Zu ihrer Zeit an ihnen viel zu preiſen;
Doch will das nichts für meine Lieder heißen.

Nelſon war unſer Kriegsgott ohne Frage
Und iſt es noch dem herrlichſten Bekenntniß;
Doch von Trafalgar tönet kaum die Sage,
Und ſo iſt Fluth und Ebbe wetterwendiſch.
Denn die Armee iſt populär zu Tage
Und mit dem Seevolk nicht im Einverſtändniß;
Der Prinz iſt für den Landdienſt, und indeſſen
Sind Duncan, Nelſon, Howe, ſie ſind vergeſſen.

Vor Agamemnon lebten manche Braven,
So wie nachher, von Sinn und hoher Kraft;
Sie wirkten viel, ſind unberühmt entſchlafen,
Da kein Poet ihr Leben weiter ſchafft.
Von unſern Helden möcht' ich Niemand ſtrafen,
Da jeder ſich am Tag zuſammenrafft;
Für mein Gedicht wüßt' ich mir aber keinen
Und nenne ſo Don Juan mein, den Meinen.

Monolog aus Byron's Manfred.*)

Manfred allein.

Der Zeit, des Schreckens Narren ſind wir! Tage
Beſtehlend, ſtehlen ſie ſich weg. Wir leben

*) Als Byron's Trauerſpiel „Manfred" 1817 erſchien, gab Goethe gleichfalls eine Kritik deſſelben, der er dieſe Ueberſetzung als Beweis dafür hinzu-

In Lebens Ueberdruß, in Scheu des Todes.
In all den Tagen der verwünschten Posse —
Lebend'ge Last auf widerstrebendem Herzen,
In Sorgen stockt es, heftig schlägt's in Pein,
Der Freud' ein End' ist Todeskampf und Ohnmacht —
In all den Tagen, den vergangnen, künftigen —
Im Leben ist nichts Gegenwart — Du zählst,
Wie wenig: — weniger als wenig, wo die Seele
Nicht nach dem Tod verlangt und doch zurück
Wie vor dem Winterstrome schreckt. Das Fröstelu
Wär' nur ein Augenblick. — Ich hab' ein Mittel
In meiner Wissenskraft: Die Todten ruf' ich
Und frage sie: Was ist denn, das wir fürchten?
Der Antwort ernsteste ist doch das Grab.
Und das ist nichts, antworten sie mir nicht —

Antwortete begrabner Priester Gottes
Dem Weib zu Endor! Sparta's König zog
Aus griech'scher Jungfrau nie entschlafnem Geist
Antwort und Schicksal. Das Geliebteste
Hatt' er gemordet, wußte nicht, wen er traf,
Starb ungesühnt. Wenn er auch schon zu Hilfe
Den milden Zeus berief, Pbigaliens
Arkadische Beschwörer aufrief, zu gewinnen
Vom aufgebrachten Schatten sein Verzeihen,
Auch eine Grenze nur des Rächens. Die versetzte
Mit zweifelhaftem Wortsinn; doch erfüllt ward's.

Und hätt' ich nie gelebt! Das, was ich liebe,
Wäre noch lebendig. Hätt' ich nie geliebt!
Das, was ich liebe, wär' noch immer schön
Und glücklich, glückverspendend. Und was aber,
Was ist sie jetzt? Für meine Sünden büßt sie —
Ein Wesen? Denk' es nicht — Vielleicht ein Nichts.
In wenig Stunden frag' ich nicht umsonst;
In dieser Stunde fürcht' ich, wie ich trotze;
Bis diese Stunde schreckte mich kein Schauen
Der Geister, guter, böser. Zitt'r' ich nun?
Und fühl' am Herzen fremden, kalten Thau!

fügte, „daß ein gewisser heftiger, ja exzentrischer Ausdruck nothig sei, um die Intention des Dichters darzustellen." — Vgl. „Kunst und Alterthum" II, 2, 130, 1820.

Doch kann ich thun, was mich im Tiefſten widert;
Der Erde Schrecken ruf' ich auf. — Es nachtet! —

Aus Byron's Manfred.

Bannfluch.

Wenn der Mond iſt auf der Welle,
Wenn der Glühwurm iſt im Gras
Und ein Scheinlicht auf dem Grabe,
Irres Licht auf dem Moraſt,
Wenn die Sterne fallend ſchießen,
Eul' der Eul' erwidernd heult
Und die Blätter ſchweigend ruhen
An des dunkeln Hügels Wand,
Meine Seel' ſei auf der Deinen
Mit Gewalt und Zeichenwink!

Iſt Dein Schlummer noch ſo tief,
Kommt Dein Geiſt doch nie zum Schlaf.
Da ſind Schatten, die nicht ſchwinden,
Da Gedanken, die nicht banneſt.
Die Gewalt, die Du nicht kenneſt,
Läßt Dich nimmermehr allein.
Biſt ins Leichentuch gewindelt,
Eingehüllt in einer Wolke,
Und für immer, immer wohnſt Du
In dem Geiſte dieſes Spruchs.

Siehſt mich nicht vorübergehen,
Fühlſt mich doch in Deinem Auge
Als ein Ding, das ungeſehen
Nah Dir ſein muß, wie es war;
Und wenn Du, geheim durchſchaudert,
Deinen Kopf umwendend, blickeſt,
Sollſt Dich wundern, daß nicht etwa
Wie ein Schatten bin zur Stelle;
Nein, die Kraft, die Du empfunden,
Iſt, was ſich in Dir verbirgt.

Und ein Zauberwort und Lied
Taufte Dich mit einem Fluch,
Und ſchon hat ein Geiſt der Luft
Dich umgarnt mit einer Schlinge.

In dem Wind ist eine Stimme,
Die verheut Dir, Dich zu freuen.
Und wenn Dir die Nacht versagt
Ihres reinen Himmels Ruhe,
Bringt der Tag eine Sonn' herauf,
Wär' sie nieder, wünschest Du.

Deinen falschen Thränen zog ich
Tödtlichste Essenzen aus,
Deinem eignen Herzen sog ich
Blut, das schwärzeste, vom Quell,
Deinem Lächeln lockt' ich Schlangen,
Dort geheim geringelt, ab,
Deinem Lippenpaar entsaugt' ich
Allerschlimmstes aller Gifte.
Jedem Gift, das ich erprobet,
Schlimmer ist Dein eignes doch.

Bei Deiner kalten Brust, dem Schlangenlächeln,
Der Arglist' unergründlichem Schlund,
Bei dem so tugendsam scheinenden Auge,
Bei der verschlossenen Seele Trug,
Bei der Vollendung Deiner Künste,
Dem Wahn, Du trageſt ein menschliches Herz,
Bei Deinem Gefallen an Anderer Pein,
Bei Deiner Kains-Bruderschaft
Beschwöre ich Dich und nöthige
Dich, selbst Dir eigne Hölle zu sein!

Auf Dein Haupt gieß' ich die Schale,
Die Dich solchem Urtheil widmet:
Nicht zu schlafen, nicht zu sterben
Sei Dein dauernd Mißgeschick!
Scheinbar soll der Tod sich nahen
Deinem Wunsch, doch nur als Grauen.
Schau! Der Zauber wirkt umher Dir,
Dich gefiirrlos fesselt Kette;
Ueber Herz und Hirn zusammen
Ist der Spruch erganzen — Schwinde!

Der fünfte Mai.*)

Ode von Alexander Manzoni.

Er war — und wie, bewegungslos,
Nach letztem Hauche Seufzer;
Die Hülle lag, uneingedenk,
Verwaist von solchem Geiste:
So tief getroffen, starr erstaunt
Die Erde steht der Botschaft.

Stumm, sinnend nach der letzten
Stunde des Schreckensmannes,
Sie wüßte nicht, ob solcherlei
Fußstapfen Menschenfußes
Nochmals den blutgefärbten Staub
Zu stempeln sich erkühnten.

Ihn wetterstrahlend auf dem Thron
Erblickte die Muse schweigend,
Sodann im Wechsel immerfort
Ihn fallen, steigen, liegen;
Zu tausend Stimmen Klang und Ruf
Vermischte sie nicht die ihre.

Jungfräulich, keiner Schmeichelei
Noch frevler Schmähung schuldig,
Erhebt sie sich plötzlich aufgeregt,
Da solche Strahlen schwinden,
Die Urne kränzend mit Gesang,
Der wol nicht sterben möchte.

Zu Pyramiden von Alpen her,
Vom Manzanar zum Rheine,

*) Ueber Manzoni vgl. „Tag- und Jahreshefte“ von 1820 und 1821, ebenso die ausführlichen Aufsätze Goethe's „Klassiker und Romantiker in Italien sich gegenseitig bekämpfend“ (1818) — „Il conte di Carmagnola, tragedia di Alessandro Manzoni, 1820.“ — „Graf Carmagnola noch einmal.“ — Die Uebersetzung der vorliegenden, auf den Tod Napoleon's I. am 5. Mai 1821 bezüglichen Ode veröffentlichte Goethe zuerst in „Kunst und Alterthum“ IV. 1, 182, 1823, hatte sie indessen schon im Sommer 1822 einzelnen Freunden mitgetheilt. (Vgl. „Briefwechsel und mündlicher Verkehr zwischen Goethe und dem Rath Grüner.“ Leipzig 1853. S. 105). — Eine neue Uebersetzung des Gedichtes und manches Einzelne zur Erläuterung desselben giebt Fr. Rempel im Archiv für neuere Literatur. Zweiter Jahrgang. 1847. S. 126.

Des sichern Blitzes Wetterschlag
Aus leuchtenden Donnerwolken,
Er traf von Scylla zum Tanais,
Von einem zum andern Meere.

Mit wahrem Ruhm? — Die künft'ge Welt
Entscheide dies! Wir beugen uns,
Die Stirne tief, dem Mächtigsten,
Erschaffenden, der sich einmal
Von allgewalt'ger Geisteskraft
Grenzlose Spur beliebte.

Das stürmische, doch bebende
Erfreun an großen Planen,
Die Angst des Herzens, das, ungezähmt,
Dienend nach dem Reiche gelüstet
Und es erlangt zum höchsten Lohn,
Den's thöricht war zu hoffen,

Das ward ihm all: der Ehrenruhm
Vergrößert nach Gefahren,
Sodann die Flucht und wieder Sieg,
Kaiserpalast, Verbannung,
Zweimal um Staub zurückgedrängt
Und zweimal auf dem Altar.

Er trat hervor: Gespaltne Welt,
Bewaffnet gegen einander,
Ergeben wandte sich zu ihm,
Als lauschten sie dem Schicksal;
Gebietend Schweigen, Schiedesmann
Setzt' er sich mitten inne;

Verschwand! — Die Tage Müßiggangs,
Verschlossen im engen Raume,
Zeugen von grenzenlosem Neid
Und tiefem, frommem Gefühle,
Von unauslöschlichem Haß zugleich
Und unbezwungener Liebe.

Wie übers Haupt Schiffbrüchigem
Die Welle sich wälzt und lastet,
Die Welle, die den Armen erst
Emporhob, vorwärts rollte,

Daß er entfernte Gegenden
Umsonst zuletzt erblickte:

So ward's dem Geist, der wogenhaft
Hinaufstieg in der Erinnrung.
Ach, wie so oft den Künftigen
Wollt' er sich selbst erzählen,
Und kraftlos auf das ewige Blatt
Sank die ermüdete Hand hin!

O, wie so oft beim schweigsamen
Sterben des Tags, des leeren,
Gesenkt den blitzenden Augenstrahl,
Die Arme übergefaltet,
Stand er, von Tagen, vergangnen,
Bestürmt' ihn die Erinnrung!

Da schaut' er die beweglichen
Zelten, durchwimmelte Thäler,
Das Wetterleuchten der Waffen zu Fuß,
Die Welle reitender Männer,
Die aufgeregteste Herrscherschaft
Und das allerschnellste Gehorchen.

Ach, bei so schrecklichem Schmerzgefühl
Sank ihm der entathmete Busen,
Und er verzweifelte! — Nein, die Kraft
Der ewigen Hand von oben,
In Lüfte, leichter athembar,
Liebherzig trug ihn hinüber;

Und leitete ihn auf blühende
Fußpfade, die hoffnungsreichen,
Zu ewigen Feldern, zum höchsten Lohn,
Der alle Begierden beschämet;
Er sieht, wie auf Schweigen und Finsterniß,
Auf den Ruhm, den er durchdrungen.

Schönste, unsterblich wohlthätige
Glaubenskraft, immer triumphend,
Sprich es aus, erfreue Dich,
Daß stolzer-höheres Wesen
Sich dem berüchtigten Golgatha
Wol niemals niedergebeugt hat!

Und also von müder Asche denn
Entferne jedes widrige Wort!
Der Gott, der niederdrückt und hebt,
Der Leiden fügt und Tröstung auch,
Auf der verlassnen Lagerstatt
Ihm ja zur Seite sich fügte.

Das Sträußchen.*)

Altböhmisch.

Wehet ein Lüftchen
Aus fürstlichen Wäldern;
Da läufet das Mädchen,
Da läuft es zum Bach,
Schöpft in beschlagne
Eimer das Wasser.

Vorsichtig, bedächtig
Versteht sie zu schöpfen.
Am Flusse zum Mädchen
Schwimmet ein Sträußchen,
Ein duftiges Sträußchen
Von Veilchen und Rosen.

Wenn ich, Du holdes
Blümchen, es wüßte,
Wer Dich gepflanzet
In lockeren Boden,
Wahrlich, dem gäb' ich
Ein goldenes Ringlein.

Wenn ich, Du holdes
Sträußchen, es wüßte,
Wer Dich mit zartem
Baste gebunden,
Wahrlich, dem gäb' ich
Die Nadel vom Haare.

Wenn ich, Du holdes
Blümchen, es wüßte,
Wer in den kühlen
Bach Dich geworfen,

*) Vgl. „Kunst und Alterthum" IV, 1, 73, 1823.

Wahrlich, dem gäb' ich
Mein Kränzlein vom Haupte.

Und so verfolgt sie
Das eilende Sträußchen,
Sie eilet vorauf ihm,
Versucht es zu fangen:
Da fällt, ach, da fällt sie
Ins kühlige Wasser.

Klaggesang.*)

Irisch.

So singet laut den Pillalu
Zu mancher Thräne Sorg' und Noth!
Och orro orro ollalu,
O weh, des Herren Kind ist todt!

Zu Morgen, als es tagen wollt',
Die Eule kam vorbeigeschwingt,
Rohrdommel Abends tönt im Rohr.
Ihr nun die Todtensänge singt:
Och orro orro ollalu.

Und sterben Du? Warum, warum
Verlassen Deiner Eltern Lieb',
Verwandten Stammes weiten Kreis?
Den Schrei des Volkes hörst Du nicht:
Och orro orro ollalu.

Und scheiden soll die Mutter, wie,
Von ihrem Liebchen, schön und süß?
Warst Du nicht ihres Herzens Herz,
Der Puls, der ihm das Leben gab?
Och orro orro ollalu.

Den Knaben läßt sie weg von sich,
Der bleibt und weis't für sich allein;
Das Frohgesicht, sie sieht's nicht mehr,
Sie saugt nicht mehr den Jugendhauch.
Och orro orro ollalu.

*) 1817 aus „Glenarvon" übersetzt, zuerst veröffentlicht in „Kunst und Alterthum" IV, 1, 106, 1823.

Da ſchet hin an Berg und Sing,
Den Uferkreis am reinen See,
Von Waldesdecke, Saatenland,
Bis nah heran zu Schloß und Wall!
Och orro orro ollalu.

Die Jammer-Nachbarn dringen her
Mit hohlem Blick und Athem ſchwer;
Sie halten an und ſchlängeln fort
Und ſingen Tod im Todtenwort:
Och orro orro ollalu.

So ſinget laut den Pillalu
Und weinet, was Ihr weinen wollt!
Och orro orro ollalu,
Des Herren einz'ger Sohn iſt fort.

Neugriechiſch-epirotiſche Heldenlieder.*)

I.

Sind Gefilde türkiſch worden,
Sonſt Beſitz der Albaneſen;
Stergios iſt noch am Leben,
Keines Paſcha's achtet er.
Und ſo lang' es ſchneit hier oben,
Beugen wir den Türken nicht.
Setzet Eure Vorhut dahin,
Wo die Wölfe niſtend hocken!
Sei der Sklave Stadtbewohner!
Stadtbezirk iſt unſern Braven
Wüſter Felſen Klippenſpalte.
Eh als mit den Türken leben,
Lieber mit den wilden Thieren!

II.

Schwarzes Fahrzeug theilt die Welle
Nächſt der Küſte von Kaſſandra,
Ueber ihm die ſchwarzen Segel,
Ueber ihnen Himmelsbläue.

*) Ueber die erſten ſechs dieſer Lieder vgl. „Kunſt und Alterthum" IV, 1, 54, 1823.

Kommt ein Türken-Schiff entgegen,
Scharlach-Wimpel wehen glänzend.
„Streich die Segel unverzüglich,
Nieder laß die Segel Du!“ —
Nein, ich streiche nicht die Segel,
Nimmer laß' ich sie herab;
Droht Ihr doch, als wär' ich Bräutchen,
Bräutchen, das zu schrecken ist.
Jannis bin ich, Sohn des Stathas,
Edam des Bukovalas.
Frisch, Gesellen, frisch zur Arbeit!
Auf zum Vordertheil des Schiffes!
Türkenblut ist zu vergießen,
Schont nicht der Ungläubigen!
Und mit einer klugen Wendung
Beut das Türken-Schiff die Spitze;
Jannis aber schwingt hinauf sich
Mit dem Säbel in der Faust;
Das Gebälke trieft vom Blute,
Und gerötet sind die Wellen.
Allah, Allah! schrein um Gnade
Die Ungläub'gen auf den Knieen.
„Traurig Leben“, ruft der Sieger,
„Bleibe den Besiegten nun!“

III.

Beuge, Liakos, dem Pascha,
Beuge dem Vezire Dich!
Warst Du vormals Armatole,
Landgebieter wirst Du nun.
„Bleibt nur Liakos am Leben,
Wird er nie ein Beugender.
Nur sein Schwert ist ihm der Pascha,
Ist Beut das Schießgewehr.“
Ali Pascha, das vernehmend,
Zürnt dem Unwillkommenen,
Schreibt die Briefe, die Befehle;
So bestimmt er, was zu thun:
„Veli Guekas, eile kräftig
Durch die Städte, durch das Land,
Bring mir Liakos zur Stelle,
Lebend sei er oder todt!“

Guekas streift nun durch die Gegend,
Auf die Kämpfer macht er Jagd,
Forscht sie aus und überrascht sie,
An der Vorhut ist er schon.
Kontogiakupis, der schreit nun
Von des Bollwerks hohem Stand:
„Herzhaft, Kinder mein, zur Arbeit!
Kinder mein, zum Streit hervor!“
Liakos erscheint behende,
Hält in Zähnen fest das Schwert.
Tag und Nacht ward nun geschlagen,
Tage drei, der Nächte drei.
Albaneserinnen weinen,
Schwarz in Trauerkleid gehüllt;
Veli Guekas kehrt nur wieder,
Hingewürgt im eignen Blut.

IV.

Welch Getöse? Wo entsteht es?
Welch gewaltiges Erschüttern?
Sind es Stiere vor dem Schlachtbeil,
Wild Gethier im grimmen Kampfe?
Nein! Bukovalas, zum Kriege
Fünfzehnhundert Kämpfer führend,
Streitet zwischen Kerasovon
Und dem großen Stadtbezirk.
Flintenschüsse wie des Regens,
Kugeln wie der Schloßen Schlag! —
Blondes Mädchen ruft herunter
Von dem Ueberpforten-Fenster:
„Halte, Janno, das Gefecht an,
Dieses Laden, dieses Schießen!
Laß den Staub herniedersinken,
Laß den Pulverdunst verwehen,
Und so zählet Eure Krieger,
Daß Ihr wisset, wer verloren!“
Dreimal zählte man die Türken,
Und vierhundert Todte lagen,
Und wie man die Kämpfer zählte,
Treie nur verblichen da.

V.

Ausgeherrschet hat die Sonne,
Zu dem Führer kommt die Menge:
„Auf, Gesellen, schöpfet Wasser,
Theilt Euch in das Abendbrod!
Lampraios Du aber, Neffe,
Setze Dich an meine Seite!
Trage künftig diese Waffen,
Du nun bist der Kapitan.
Und Ihr andern braven Krieger,
Fasset den verwaisten Säbel,
Hauet grüne Fichtenzweige,
Flechtet sie zum Lager mir!
Führt den Beichtiger zur Stelle,
Daß ich ihm bekennen möge,
Ihm enthülle, welchen Thaten
Ich mein Leben zugekehrt:
Dreißig Jahr bin Armatole,
Zwanzig Jahr ein Kämpfer schon;
Nun will mich der Tod erbleichen,
Das ich wol zufrieden bin.
Frisch nun mir das Grab bereitet,
Daß es hoch sei und geräumig,
Aufrecht, daß ich fechten könne,
Könne laden die Pistolen.
Rechts will ich ein Fenster offen,
Daß die Schwalbe Frühling künde,
Daß die Nachtigall vom Maien
Allerlieblichstes berichte."

VI.

Der Olympos, der Kissavos,
Die zwei Berge haderten;
Da entgegnend sprach Olympos
Also zu dem Kissavos:
„Nicht erhebe Dich, Kissave,
Türken-Du Getretener!
Bin ich doch der Greis Olympos,
Den die ganze Welt vernahm.
Zweiundsechzig Gipfel zähl' ich
Und zweitausend Quellen klar;

Jeder Brunn hat seinen Wimpel,
Seinen Kämpfer jeder Zweig.
Auf den höchsten Gipfel hat sich
Mir ein Adler aufgesetzt,
Faßt in seinen mächt'gen Klauen
Eines Helden blutend Haupt."
„Sage, Haupt, wie ist's ergangen?
Fielest Du verbrecherisch?"
Speise, Vogel, meine Jugend,
Meine Mannheit speise nur!
Ellenlänger wächst Dein Flügel,
Deine Klaue spannenlang.
Bei Louron, in Xeromeron
Lebt' ich in dem Kriegerstand,
So in Cbaña, auf'm Olympos
Kämpft' ich bis ins zwölfte Jahr.
Sechzig Aga's, ich erschlug sie,
Ihr Gefild verbrannt' ich dann;
Die ich sonst noch niederstreckte,
Türken, Albaneser auch,
Sind zu viele, gar zu viele,
Daß ich sie nicht zählen mag;
Nun ist meine Reihe kommen,
Im Gefechte fiel ich brav.

VII.

Charon.*)

Die Bergeshöhn warum so schwarz?
Woher die Wolkenwoge?
Ist es der Sturm, der droben kämpft,
Der Regen, Gipfel peitschend?
Nicht ist's der Sturm, der droben kämpft,
Nicht Regen, Gipfel peitschend;
Nein, Charon ist's, er saust einher,
Entführet die Verblichnen;

*) Vgl. „Kunst und Alterthum" IV, 2, 49, 1823 und V, 3, 5, 1826. — Das Gedicht selbst war zum Gegenstande einer Preisaufgabe für Maler gemacht worden, und an der zuletzt zitierten Stelle berichtet Goethe über ein von Lebrett eingereichtes Gemälde. In der Abtheilung seiner Werke, die die Ueberschrift „Aeußeres über Kunst" trägt, beschreibt und beurtheilt er dann auch die weiteren, bei derselben Gelegenheit eingegangenen Zeichnungen.

Die Jungen treibt er vor sich hin,
Schleppt hinter sich die Alten;
Die Jüngsten aber, Säuglinge,
In Reih gedenkt am Sattel.
Da riefen ihm die Greise zu,
Die Jünglinge, sie knieeten:
„O Charon, halt, halt am Gebeg,
Halt an beim kühlen Brunnen!
Die Alten da erquicken sich,
Die Jugend schleudert Steine,
Die Knaben zart zerstreuen sich
Und pflücken bunte Blümchen."

Nicht am Gebege halt' ich still,
Ich halte nicht am Brunnen;
Zu schöpfen kommen Weiber an,
Erkennen ihre Kinder,
Die Männer auch erkennen sie,
Das Trennen wird unmöglich.

Neugriechische Liebe-Skolien.*)

1.

Diese Richtung ist gewiß,
Immer schreite, schreite!
Finsterniß und Hinderniß
Drängt mich nicht zur Seite.

Endlich leuchtest meinem Pfad,
Luna, klar und golden;
Immer fort und immer grad
Geht mein Weg zur Holden.

Nun der Fluß die Pfade bricht,
Ich zum Nachen schreite,
Leite, liebes Himmelslicht,
Mich zur andern Seite!

Seh' ich doch das Lämpchen schon
Aus der Hütte schimmern,

*) Vgl. Ausgabe von 1827. Das dritte der einzelnen Skolien fehlt hier, weil wir es bereits S. 199 unter der Ueberschrift „Ländlich" mitgetheilt haben.

Laß' um Deinen Wagenthron
Alle Sterne glimmern!

2.

Immerhin und immerfort,
Allzu schön erscheinend,
Folgt sie mir von Ort zu Ort,
Und so hab' ich weinend

Ueberall umsonst gefragt,
Feld und Flur durchmessen,
Auch hat Fels und Berg gesagt:
„Kannst sie nicht vergessen."

Wiese sagte: Geh nach Haus,
Laß' Dich dort bedauern!
Siehst mir gar zu traurig aus,
Möchte selber trauern.

Endlich fasse Dir ein Herz
Und begreif's geschwinder!
Lachen, Weinen, Lust und Schmerz
Sind Geschwisterkinder.

Einzelne.

Hebe selbst die Hindernisse,
Neige Dich herab, Cypresse,
Daß ich Deinen Gipfel küsse
Und das Leben dran vergesse!

Gute Gärtnerei zu lernen,
Könnte nimmermehr verlangen;
Mein Jasmin ist fortgegangen,
Meine Rose weilt im Fernen.

Luna, solcher hohen Stelle
Weiten Umblick neid' ich Dir;
Sei auch der Entfernten helle,
Aber äugle nicht mit ihr!

Liebevoll und frank und frei
Riefst Du mich heran;

Langsam geh' ich nun vorbei,
Siehst Du mich denn an?

Ringlein kauft! geschwind, Ihr Frauen!
Möcht' nicht weiter wandeln;
Gegen Aug' und Augenbrau'n
Wollt' ich sie verhandeln.

Ach, Cypresse, hoch zu schauen,
Mögest Du Dich zu mir neigen!
Habe Dir was zu vertrauen,
Und dann will ich ewig schweigen.

Harre lieblich im Kranzentanze,
Blondes Mädchen! Bleib er unverletzt,
Auch wenn Luna in Orion's Glanze
Wechselscheinend sich ergetzt!

Weiß ich doch, zu welchem Glück
Mädchen mir emporblüht,
Wenn der feurig schwarze Blick
Aus der Milch hervorsieht.

Von der Rose meines Herzens
Pflücktest Blätter noch Gefallen;
Sind vor Gluth des Scheideschmerzens
All die andern abgefallen.

Liebt' ich Dich als Kleine, Kleine,
Jungfrau warst Du mir versagt;
Wirst doch endlich noch die Meine,
Wenn der Freund die Wittwe fragt.

Bayerische Staats-Bibliothek München

Zur Revision des Textes.

Zur Herstellung des Textes wurden von uns vorzugsweise folgende Ausgaben benutzt und verglichen:

1. J. Goethens Schriften. I. Berlin, Himburg. 1775. II. ebendas. III. 1777. IV. 1779. (III. u. IV. u. d. Typ. J. W. Goethens Schr.).
2. Goethes Schriften. Leipzig, Göschen. 1787—90. 8 B.
2a. Neuer Abdruck hievon ohne Goethe's Bewilligung. 1787—91.
3. Goethes neue Schriften. Berlin, Unger. 1792—1800. 7. Bde.
4. Goethes Werke. Tübingen, Cotta. 1806—10. 13 Bde.
5. Goethes Werke. Stuttg. u. Tüb., Cotta. 20. Bde. 1815—19.
5a. Goethes Werke. Originalausgabe. Wien, Kaulfuß u. Armbruster Stuttg., Cotta. 20 Bde. 1816—22.
6. Goethes Werke. Vollständige Ausgabe letzter Hand. Stuttg. u. Tüb., Cotta. 1827—31.
6a. Gleichzeitige Ausgaben in Taschenformat.
7. Goethe's nachgelassene Werke. Stuttg. u. Tüb., Cotta. 15 Bde. in Schrj. 1832—34. 16.—18. Bd. 1842.
8. Goethe's poetische und prosaische Werke in 2 Bden. Stuttg. u. Tüb., Cotta. 1836—37. III. 1847.
9. Goethe's sämmtliche Werke in 40 Bänden. Stuttg. u. Tüb., Cotta. 1840.
9a—c. Neue Abdrücke derselben Ausgabe, von 1850, 1853, 1855.
10. Goethe's Gedichte. 2 Bde. Stuttg. u. Tüb., Cotta. 1851.
11. Goethe's sämmtliche Werke in 30 Bänden. Stuttg., Cotta. 1850 u. f.
11a. do. 1857.
12. Goethe's sämmtliche Werke in 6 Bänden. Stuttg., Cotta. 1860.
13. Goethe's Werke. Ausw. in 30 Bnd. Stuttg., Cotta. 1867 f.

Ausführliche Titelangabe siehe im ersten Theil S. 391. f. —

Es scheint zweckmäßig, wiederholt daran zu erinnern, daß von den älteren Ausgaben auch solche, die aus der gleichen Redaktion hervorgegangen sind, nicht selten von einander abweichen, so z. B. 2 und 2a, 5 und 5a, 6 und 6a, 9 und 9a, 9b und 9c; ja, es bringen sogar bisweilen verschiedene Exemplare einer und derselben Ausgabe, z. B. 6a und 9b, ganz abweichende Lesarten.

Verzeichniß der Stellen,

in denen unser Text von anderen Ausgaben abweicht.

Seite Zeile

6. 10. Schön. Ausgabe 2 und 2a haben schon.

8. 4. sie. Wir folgen den Ausgaben 4—6, während seit 8 überall ohne ersichtlichen Grund jen' gelesen wird.

8. 6. wohne. Diese richtige, auch durch die Handschrift zu erweisende Lesart steht in 4; 5 und 6 haben wohnte, die neueren Ausgaben seit 8 auch wohne.

9. 7. Fehlet ein Glücklicher hier, — 5: Fehlt hier ein Glücklicher, 9, 11 und 12: Fehlt ein Glücklicher hier.

9. 12. auch, — 2 und 2a selbst.

11. 1. glaubt' ich, — 9c glaub' ich.

11. 20. Schlägt, — nach dem ersten Druck in den Propyläen und den Ausgaben 4—8; seit 9 findet sich unnöthiger Weise er hinzugesetzt, jedoch in 13 wieder weggelassen.

12. 10. Eiche, — 5 Eichel.

12. 16. 17. trefflichen, Hohen. Wir folgen der Ausgabe letzter Hand, während 5 und wol sämmtliche neuere Ausgaben die jetzt üblicheren Formen trefflichen, Hohen haben.

18. 23. Napel, — 9, 9a und wenigstens in vielen Exemplaren 9c Neapel.

18. 24. empfing'. In sämmtlichen Ausgaben fehlt der Apostroph, der nöthig ist, um den Konjunktiv zu bezeichnen.

21. 14. auf dem Rücken. Die Horen, 3 und 4 lesen auf den Rücken, und Düntzer (II. 44) hält das seit der Ausgabe 5 allgemein beibehaltene dem für einen immer fortgesetzten Druckfehler, weshalb denn auch 11a und 13 die alte Lesart wieder eingeführt haben. Es ist indessen wahrscheinlicher, daß die Lesart von 5 eine absichtliche Veränderung Goethe's ist, die er getroffen hat.

Seite Zeile

um nicht den Gedanken an einen andern sehr nahe liegenden Ausdruck zu erwecken.

22. 11. **jählings**, — in den Horen so wie in 3—5 **gähling**.

22. 28 **Sterblichem**, — 5, 8, 13 und andre Ausgaben **Sterblichen**. Man muß zwar zugeben, daß Goethe in der Anwendung dieser Dativform nicht ganz gleichmäßig verfährt, aber da in 6 die eigentlich korrekte Form steht, so scheint kein Grund vorhanden zu sein, dieselbe zu verändern.

23. 24. **erwärmete**. Die Horen und die Ausgaben bis 5 inkl. **erwärmte**.

25. 22. **Als sie dem Jason einst**, — die Horen: **Als sie dem edlen Jason**; 3, 4 u. 6a wie bei uns. 5: **Jason**, in 6 fehlt **dem**; die richtige Lesart ist dann wieder durch 8 eingeführt.

25. 29. **Winkte**, — 9 und 9c **Winket**, 9b in manchen Exemplaren **Winkt**, in andern **Winket**.

26. 6. **Trümmern**, — 3 liest **Trümmer**.

26. 8. **Du verehrtest**. Die neuesten Ausgaben bringen die ursprüngliche Lesart der Horen **Du verehrest**, wie es scheint, ohne zureichenden Grund. Die Veränderung erscheint als beabsichtigt; denn das Imperfektum deutet zweckmäßig schon darauf hin, daß jetzt eine Veränderung mit dem Dichter vorgehen soll.

26. 18. **Mutter**, — 9, 9b und 9c **Mutter**.

27. 24. **gegrüßet**, — 9b **gegrüßt**.

28. 17. **Horaz**, — 6 **Properz**. Vergl. die Anmerkung S. 28.

29. 23. **kläffen**, — 9b in manchen Exemplaren **kläffend**.

31. 38. **sie**, — 10 **sich**.

32. 28. **verwahrt**. Die Horen und alle älteren Ausgaben haben unsre Lesart, nur in 9—13 lesen wir **bewahrt**.

32. 29. **rauschen**, — 9—12 haben gegen alle Autorität **tauschen**; in der Ausgabe 13 ist indessen die richtige Lesart wieder eingeführt.

38. 16. **fehlet**, — 12 **fehlte**.

40. 10. **Zu Schiffe**, — 10 **Im Schiffe**.

41. 3. **Gefild**, — 5 **Gefilde**.

41. 11. **jeder**. So der Musenalmanach und alle älteren Ausgaben, dagegen 9, 11, 12, 13 **jener**. Der Schmerz des Alexis gewinnt offenbar einen viel kräftigeren Ausdruck,

Seite Zeile

wenn er jede Erinnerung, nicht nur die an jene glückliche Stunde getilgt wissen will.

41. 22. Plinius B. XXXV. C. XI. S. 40. Nach Düntzer II. 68 ist XXXV. 40 zu schreiben und XI. ein späterer Druckfehler. Wir wußten nicht, inwiefern; XI. bezeichnet die Kapiteleintheilung, wie sie beispielsweise in der Ausgabe von Sillig ist.

42. 5. bleib'. Der Musenalmanach hat bleibt, während schon 8 die jetzige Lesart bringt, die wir ebensowenig wie die zu Seite 44, 45 und 46 angegebenen Veränderungen des ältesten Textes mit Düntzer für Druckfehler halten können. Vgl. Düntzer II. 68.

43. 26. wünscht' ich, — 8 wünsch' ich.

44. 27. trankest. Der Musenalmanach und 3: trankst.

45. 25. geschwungnen. Der Musenalmanach und 3—5 geschlungnen, ebenso auch noch 10; erst in 6 ist die jetzige Lesart eingeführt.

45. 33. erinnre, — 10 erinnere.

46. 14. sich, — 10 ich.

46. 15. dorrte. Musenalmanach und 3: welkte.

48. 4. verhüllt schon Nacht. Musenalmanach und 3: Lange deckt Nacht schon.

50. 21. dem köstlichen Schatz. Musenalmanach, 3—5 und 13 den, die übrigen Ausgaben dem. Da die Veränderung aus 6 herstammt und der Dativ zugleich den Charakter eines mehr gehobenen Ausdrucks trägt, so glaubten wir hier keinen Druckfehler, sondern eine Absicht annehmen zu müssen.

53. 30. lispelnde Klage, — lispelnd die Klage.

54. 4. nicht mir, — mir nicht.

54. 12. Saft, ach, nur die Hälfte, — Saft, ach! nur zur Hälfte.

54. 13. geliebteste, — geliebte.

Die vier zuletzt genannten Abweichungen des Gedichtes giebt der Text des Gedichtes, wie er in Goethe's „Reise in die Schweiz" aufgenommen ist; von diesen stimmen die drei letzten mit dem Musenalmanach überein.

55. 6. erneuest, — 9b und 9c erneuerst.

55. 17. Lass', — 10 Lasst.

56. 4. Deutschen. In 5 und 6 Deutsche; aber Herrmann

Seite Zeile

und Dorothea werden doch nicht in die stillere Wohnung des Dichters oder der ihm befreundeten Zuhörer, sondern die letzteren zu den Lokalitäten der Dichtung geführt.

56. 5. naß, — 3 nach.

56. 12. denn. Eigentlich wäre dann vorzuziehen, wie es die Ausgabe 3 giebt; aber zwischen 3 und 4 liegt eine Umarbeitung des Gedichtes, die uns nicht gestattet, einzelne Veränderungen anzunehmen, andre zu verwerfen. So lautet z. B. abweichend von dem jetzigen Texte die 6. Zeile in 3: „daß des Lebens bedingender Drang nicht den Menschen verändert," und in der 5. vom Ende lesen wir: „des Jahrhundertes".

63. 22. rollt'. Die übrigen Ausgaben rollt. Die Leichtigkeit des Rollens kommt offenbar daher, daß Herrmann allein im Wagen sitzt, ist also natürlicher nur auf den einmaligen Fall zu beziehen.

5. 11. daß, — 13 da.

65. 25. gern, — 12 und 13 gerne.

70. 8. erblicket. So die älteren Einzelausgaben und nach ihnen auch 13; die neueren seit 5 haben, wie uns scheint, nur in Folge eines fortgepflanzten Druckfehlers: erblicktet.

71. 12. der Dürftigste. Alle Ausgaben seit 5 haben „Dürftige"; aber unsre Lesart ist durch die Autorität der älteren Einzelausgaben um so mehr gerechtfertigt, als sie dem Sinne besser entspricht.

73. 14. Darum, — 5a Drum.

73. 27. soll, — 5a sollte.

73. 28. der, — 5a den.

73. 40. eignes, — 5a eigenes.

74. 2. Ungerecht bleiben. Vergl. die Anmerkung S. 74.

74. 24. tadelten, — 5a tadeln.

78. 1. zu schmutzigem, — 5a zum schmutzigen.

78. 21. Anderen, — 5a Andern.

81. 13. jegliches. So in 6, dagegen in 5, sowie in 13: jeglichen. Vergl. die zweite Anmerkung zu S. 12.

82. 24. Mahls, — 5a Mahles.

83. 7. dem. Aeltere Einzelausgaben: den.

83. 11. eigenes, — 5a eignes.

84. 20. vor den Mädchen, — 13 vor dem Mädchen.

Seite Zeile

86. 4. **Garten.** So lesen wir auf die Autorität der älteren Ausgaben hin und insofern dem Sinne mehr entsprechend, als immer nur von einem Garten die Rede ist; die Ausgaben seit 5 haben Gärten.

92. 24. **trefflichste,** — 5a **treffliche.**

93. 28. **ging',** — 5a **ging.**

100. 32. **war,** — 12 und 13 mit offenbarer Verschlechterung des Sinnes, da das Plötzliche und Unerwartete nicht ausgedrückt wird, **ward.**

101. 20. **verwahrt,** — 12 **bewahrt.** Vergl. die erste Anmerkung zu S. 32.

103. 8. **von ferne.** Wir haben diese Lesart nach den älteren Einzelausgaben aufgenommen, obgleich 5 und 6 und seitdem alle neueren so **ferne** lesen; man kann indessen hier unmöglich an eine absichtliche Veränderung des Dichters denken.

104. 17. **andern,** — 12 **anderen.**

105. 2. **Herrn,** — 12 und 13 **Herren.** Dafür ließe sich allerdings der Gebrauch der gleichen Form S. 190 Z. 28 und 29 anführen; indeß ist dort die Färbung des Ausdrucks absichtlich komisch gehalten.

107. 13. **betrachtet',** — 5 und 6 **betrachtet.**

112. 12. **beßere.** So in den älteren Ausgaben und in 5. in 6 **beßre.**

130. 15. **Reden,** — 9b **Reden.**

130. 32. **Sprichst,** — 9, 9b und 9c **Sprich.**

132. 29. **wol,** — nach der alten Lesart der Horen es, die indessen in Folge der späteren Umarbeitungen nicht mehr als berechtigt erscheint.

133. 34. **stille,** — 10 **still.**

134. 3. **mir,** — 10 **wir.**

139. 9. **vergleich' ich,** — 5 **verglich ich.** Das letztere findet sich auch in einzelnen Exemplaren von 6a.

144. 10. **erklärtet,** — 5 und 6 **erklärt.**

145. 29. **künstlichen,** — 4 und 5 **künstlichsten.**

147. 3. **Sieh,** — 9b **sie.**

149. 16. **Ein Epigramm, ob wol es gut sei.** Die Lesart ist fast in jeder Ausgabe verschieden. Im Musenalmanach und 3: **Ob ein Epigramm wohl gut seyn?** 4: **Ein Epigramm, ob es gut sey.** 8: **Ein Epigramm,**

Seite Zeile

ob's wohl auch gut ſey? Der letzteren willkürlichen Veränderung ſind die meiſten neueren Ausgaben gefolgt, ſo 10, 11 und 12, nur daß ſie ob es ſchreiben. Wir glaubten die übereinſtimmende Lesart von 5 und 6 annehmen zu müſſen.

149. 20. Iſt, — 3 Iſt's.

157. 2. Kaſſandren, — 3 Kaſſandern.

159. 17. an, — 3 als, eine Lesart, für die jedoch kein ausreichender Grund vorzuliegen ſcheint.

160. 28. Teufelsgezüchte, — 3 Teufelsgezücht.

161. 3. es, — 9, 9b und 9c er.

168. 21. verſengt. Dies iſt die Lesart des Muſenalmanachs, der Ausgaben 3, 4, 8 und der meiſten neueren; dagegen haben die Ausgaben 5 und 6: verſenkt. Das erſte iſt gewiß richtig; denn es werden hier Paare von Gegenſätzen gebildet, und in dieſen entſprechen ſich die einzelnen Glieder nur durch die oben gegebene Lesart.

171. 5. Strebendem, — 10 Sterbenden. Der Muſenalmanach und die Ausgaben 3 - 5, 8 und 13 Strebenden, die übrigen, ſo auch 6, wie hier. Vergl. die Anmerkung zu Seite 22.

171. 19. nur. Die ſcheinbar unweſentliche Frage, ob das Komma vor oder nach „nur" zu ſetzen iſt, hat inſofern eine Bedeutung, als der Sinn jenachdem nicht unweſentlich geändert wird; übrigens erheiſcht hier ſchon der nothwendige Vereinſchnitt die von uns gewählte Stellung.

172. 26. er, — 8 der.

178. 4. ſängenden. Der Muſenalmanach hat ſaugenden. Der Gebrauch von ſäugen ſtatt ſaugen läßt ſich an vielen Beiſpielen, ſogar einige Male auch bei Goethe nachweiſen, ſo daß die Wiedereinführung der alten Lesart, die ſich noch dazu auf keine Ausgabe ſtützt, als nicht nothwendig erſcheint.

178. 11. Gewerb. Der Muſenalmanach, ſowie die Ausgaben 2, 2a und 4 leſen Gewerbe; wir folgen der durch 5 und 6 berechtigten Lesart.

179. 37 zeigen. Der Muſenalmanach und die unächten Ausgaben: zeugen. Dem Sinne nach iſt dieſe Lesart unbedenklich vorzuziehen, und mehr prinzipielles als ſachliches Bedenken hat uns abgehalten, ſie in den Text zu ſetzen; aber alle Ausgaben von 2 an haben nun einmal unſre Lesart.

Seite Zeile

180. 17. Trümmer. Alle Ausgaben bis 1815 inkl. Trümmern, eine auch sonst von Goethe gebrauchte Form (Vgl. S. 26 dieses Bandes), die indessen in 6 in Trümmer umgeändert wurde.

182. 24. („Hast Du geschlafen liebes Herz".) Hinter dieser Zeile 24 hat der Musenalmanach noch die in keiner ächten Ausgabe stehenden Worte „Du meines Lebens Hoffnung". Es scheint indessen nicht, daß dieselben in den Ausgaben durch ein Versehen weggeblieben sind, sondern eher, daß Goethe den Vers gestrichen hat, da er dem Charakter der geschilderten Frau nicht entspricht.

182. 29. Für Deine Bedürfniß'. Die Lesart „Für Dein Bedürfniß" ist ein seit 8 in den Ausgaben verbreiteter Fehler, der indessen in 12 und 13 schon getilgt ist.

185. 1. Wagen, — 2 und 2a Wägen.

189. 6. Nun. So lesen alle Ausgaben bis 5 inkl., während in den Briefen an Lavater und an Merk jetzt steht; 6 und 8 haben indessen nur.

189. 13. hier. Daß diese Lesart dem in allen Ausgaben stehenden „mir" vorzuziehen ist, bedarf keines Beweises, und das Letztere scheint um so eher als Druckfehler angesehen werden zu müssen, als in dem Briefwechsel an Lavater (S. 29) in der That hier steht.

193. 12. in, — 13 im.

193. 27. haut', — sonst überall haut, während das Imperfektum durch den Sinn geboten scheint.

195. 18. Apostelgeschichte 19. 28. Das Citat ist in vielen Ausgaben ungenau, so in 5, 6, 8, 9b und 10: 19, 38, in 11 und 12: 19, 30.

196. 25. Euch. Nach der Lesart in „Kunst und Alterthum", in 6 und 8; seit 9 liest man allgemein in Folge eines fortgeerbten Druckfehlers auch, der indessen in 13 schon getilgt ist.

197. 14. Ueber die uns nothwendig erscheinende Interpunktion vgl. die Anmerkung zu S. 197.

200. 30. überein. Alle Ausgaben haben überrein, nur 12 hat wol eher zufällig als mit Absicht unsre Lesart. Abgesehen davon, daß überein in dem hier nothwendigen Sinne auch sonst bei Goethe vorkommt, (vgl. „Dem würdigen Bruderfeste" in B. III. unsrer Ausgabe), scheint der Gegensatz

Seite Zeile

gegen: das „garſtige Ungefähr“ doch nicht durch ein „Uebereines“ in der Zeichnung, was ſchon einen Tadel enthalten würde, ſondern nur durch ein Uebereinſtimmendes, die Idee des Künſtlers Realiſirendes ausgedrückt werden zu können.

204. 28. Für Deine Bedürfniſſ'. Vgl. die Anmerkung zu Seite 182.

209. 28. reichen. In „Kunſt und Alterthum“: weichen.

220. 1. ein. In „Kunſt und Alterthum“: im.

225. 2. und Weite'. Im Wieland-Goethe'ſchen Taſchenbuch: und Weit'.

227. 16. dem. So lieſt der Muſenalmanach, 5 und 6, dagegen 3 und 4: den. Die Varianten in 3 dürften allerdings hier keine Berückſichtigung finden, da das Gedicht für 4 noch mehrfach verändert iſt; indeſſen beziehen ſich die hier mitzutheilenden Abweichungen auf Stellen, die von dieſer Veränderung nicht betroffen ſind.

228. 32. Vollkommnere, — 8 Vollkommene.

229. 11. Hymen, — 6a Hymnen.

229. 29. in. So in 5, 6 und 8, ſowie in den ſpäteren Ausgaben; im Muſenalmanach, in 3 und 4: aus. Danach müßte „in“ ein Druckfehler der Ausgabe 5 ſein, was indeſſen wenigſtens nicht zu erweiſen iſt.

230. 18. beſtimmte, — 9b beſtimmt, 9 und 9c beſtimmet.

230. 20. ungemeſſene, — 6a in vielen Exemplaren angemeſſene. Abgeſehen davon, daß die kritiſche Wahrſcheinlichkeit für unſere Lesart ſpricht, denn dieſelbe ſteht ſowol in 6 wie in den „Heften zur Naturwiſſenſchaft“, ſpricht für ſie auch das wirkliche Verfahren der Natur und die Auffaſſung, die Goethe von derſelben hat.

242. 7. So ſagten ſchon Sibyllen, ſo Propheten. Bei Sulpiz Boiſſerée (II. 222): Das ändern nicht Sybillen, nicht Propheten.

245. 32. durch alle Zonen, — ebendaſelbſt: nach allen Zonen.

249. 11. Maße, — 4, 5 und 5a, ſowie der erſte Druck im Morgenblatt: Maßen.

251. 1. auch. So leſen 5, 6 und 8 und neuerdings erſt 13, die übrigen Ausgaben: auch gleich. Man ſieht leicht, wie das überflüſſige Wort in den Text gekommen iſt.

Seite Zeile

251. a. verruckt. Dies ist die Lesart aller Ausgaben bis 8 inkl. von neueren z. B. 9b: verrückt.

253. 29. Sept'. Die älteren Ausgaben bis 8: sept.

254. 20. Sagt. Nach der Lesart der Ausgaben bis 8, während neuere wie 12 den Apostroph hinzugefügt haben, der hier keineswegs nöthig ist.

254. 23. Hätt', — 9b Hatt'.

255. 19. Erwarteten. Alle Ausgaben mit Ausnahme von 12 „Erwarten". Wir halten mit Düntzer (II. 270) das letzte für einen Druckfehler, da der Sinn nothwendig das Imperfektum erfordert. Wenn derselbe aber außerdem noch in der achten Zeile desselben Gedichtes war's statt wär's vorschlägt, so scheint dies nicht berechtigt, da wär', hätt' ältere Indikativformen sind, die Goethe öfters gebraucht.

256. 25. Aeuglen, — 10 Aeuglein.

257. 9. bereit, — 9b breit.

266. 9. steht, — 10 sieht.

268. 4. ging. Die übrigen Ausgaben mit Ausnahme von 12 ohne Apostroph, welcher letztere indessen schon in „Kunst und Alterthum" steht.

268. 32. will. In Kunst und Alterthum soll.

273. 5. wandern, — ebendaselbst wandeln.

273. 9. Im, — ebendaselbst Am.

279. 1. Die Freuden. Vergl. die Anmerkung S. 279.

279. 16. So, — 10 Wo.

282. 18. waren so. Im Musenalmanach und in 4 fehlt so.

283. 31. hätt' — 9b hatt'. Vgl. S. 354.

286. 30. Es sieht. So lesen die älteren Ausgaben bis 8 inkl. und neuerdings 13; die übrigen: Es steht.

292. 17. breiten, — in „Kunst und Alterthum" wollen.

294. 20. Mich. Wir folgen der Lesart von „Kunst und Alterthum" und von 6, sonst liest man in den Ausgaben von 8—12: mir.

295. 11. arme Leut'. Die Sache liegt gerade wie bei der vorigen Stelle, die Ausgaben 8—12 haben armen Leut'. Ueber den Gebrauch von „gelten" mit dem Akkusativ verweisen wir auf Sander's Wörterbuch.

295. 32. mit, — 13 nach.

321. 17. mit, — 6 und 6a haben unrichtig: in, während 5 und 5a

Seite Zeile

das Richtige haben. Der Fehler wurde ſchon in 8 verbeſſert.

325. 18. ein. Nach 5 und 5a, während der meiſten ſpäteren Ausgaben (12 ausgenommen) nach dem Vorgange von 6 eine bringen. Wir glauben ſchon aus metriſchen Gründen nicht, daß hier eine von Goethe beabſichtigte Veränderung vorliegt.

326. 5. Deinem, — 5 und 5a, 8 und 12: deinen, während 6 die richtige Lesart giebt.

326. 14. Dem werden, — 5, 5a und von neueren Ausgaben zuerſt 9 haben die richtige Lesart, in 6, 6a und 8 fehlt dem, wobei nicht anzunehmen iſt, daß Goethe es mit Abſicht geſtrichen haben ſollte.

329. 25. hauſen. In 6, 6a und andern Ausgaben lieſt man (gewiß nur, weil der Setzer einen richtigen Reim herſtellen wollte,): hauſten. Auch S. 360 dieſes Bandes hat der Text, während eine gleiche Veränderung nothwendig geweſen wäre, hauſen.

333. 28. oft, — wenn man ein Komma ſetzt, ſo darf es nicht vor, ſondern nur hinter oft geſetzt werden.

338. 29. dem, — 5, aber nicht 5a den.

339. 15. von, — 5 und 5a an, die neue, augenſcheinlich mit Abſicht gemachte Veränderung in von ſeit 6.

344. 16. erwacht'. Der Apoſtroph, der ſich nirgends findet, ſcheint unentbehrlich.

346. 21. Weiſe. In „Kunſt und Alterthum": Weiſ'.

349. 6. Schande. In „Kunſt und Alterthum", ſowie in 6 und 8: Schade. Wir glauben gleichwol, daß Schade ein Druckfehler iſt; denn einmal iſt die Verbindung „Schimpf und Schande" ſehr üblich, und zweitens hätte Goethe vielleicht auch eher, wie er es ſonſt zu thun pflegt „Schaden" als „Schade" geſchrieben, wenn er das Wort überhaupt hätte brauchen wollen.

349. 25. Ueber. In „Kunſt und Alterthum", 6 und 8: aber, offenbar ein Druckfehler, der auch ſeit 9 beſeitigt iſt.

350. 18. Weiſſagungen. In „Kunſt und Alterthum", 6 und 6a: Weiſſagen; wir glaubten die zuerſt in 9 für nöthig befundene Veränderung annehmen zu müſſen.

353. 6. Seelenverwandten. In „Kunſt und Alterthum" Seelverwandten.

Seite Zeile

357. 4. ging', — 5, 6, 8, 9 und andere Ausgaben: ging.

360. 25. Abends. Nach „Kunst und Alterthum", während die Ausgaben sämmtlich Abend haben.

361. 1—4. Es scheint nothwendig, diese vier Zeilen so aufzufassen, daß die zwei ersten eine Anrede, die beiden folgenden die Antwort darauf enthalten.

363. 12. genug. In „Kunst und Alterthum" gnug.

366. 5. sechsundsiebzig. Im 3. Hefte des 4. Bandes von „Kunst und Alterthum", das 1823 zum Drucke vorbereitet wurde, mußte natürlich vierundsiebzig stehen.

366. 8. der, — 6 und 6a den.

367. 15. horchen, — 8 gehorchen.

369. 1. Alten. In 6 und 6a Attern; die Verbesserung wurde in 8 gemacht.

370. 24. Grenzlose, — 8 Gränzenlose.

371. 14. Niemandem. Die übrigen Ausgaben Niemanden. Vergl. die zweite Anmerkung zu Seite 22.

372. 19 u. 20. Dinge — geringe. Die uns vorliegende Handschrift hat Ding — gering. Vergl. Katalog der Goethe-Ausstellung in Berlin, Seite 19.

373. 31—34. Wir haben geglaubt diese vier Zeilen als ein Gedicht zusammenfassen zu müssen.

377. 10. haff' ich. In den Ausgaben 6 und 6a fehlt ich, welches erst in 8 zugesetzt wurde. Die Verbesserung, die sicherlich auch handschriftlich berechtigt ist, empfiehlt sich des Sinnes und des Metrums wegen.

379. 23. verfaulen. Diese Lesart haben 6, 6a, und 8; seit 9 hat man dafür, wie es scheint, ohne ausreichenden Grund, faulen eingeführt.

384. 28. handeln. Einzelne Exemplare von 6a und seitdem wol alle übrigen Ausgaben: wandeln, während nur 6 und die übrigen Exemplare von 6a unsre Lesart haben, deren Richtigkeit des Beweises kaum bedarf.

384. 29. lauen, — 9b und 9c hauen.

390. 15—22. Diese 8 Zeilen sind nicht, wie allgemein geschehen, in 2 Abschnitte zu zerlegen, sondern als ein Ganzes zu fassen.

395. 17. Freunden. Diese Verbesserung, denn dafür halten wir diese Lesart, ist erst in 9 eingeführt, aber nicht allgemein angenommen worden; die Ausgabe 13 hat, wie 6, 6a und 8, Freuden.

Seite Zeile

395. 30. **Umfittigt.** Dies c. sonst bei Goethe übliche Wort (vgl. B. 1, S. 58) ist fast in allen Ausgaben in das nicht zu erklärende oder wenigstens nicht nachweisbare **Umfittigt** verwandelt.

392. 6. **Bilden.** In 9 wurde das Gedicht mit der Ueberschrift „Gesetz der Trübe" in die Abtheilung „Gott und Welt" gesetzt und zugleich diese alterthümliche Form mit dem moderneren „**Bildern**" vertauscht, welches wir in den Ausgaben bis 12 überall finden.

400. 3. **ging'.** Der Apostroph, obwol er sich in keiner Ausgabe findet, ist unentbehrlich.

14. **Deines,** — 4 **Eines.**

402. 7. **Viel',** — die übrigen Ausgaben **viel.**

402. 22. **er schreckt,** — 9, 9a, 9b, 9c und 12 **erschreckt.**

411. 26. **lebenvoll.** Goethe braucht an verschiedenen Stellen gerade diese Wortform mit Vorliebe (vgl. auch Sander's Wörterbuch); und da dieselbe sowol in dem alten Druck des Morgenblatts vom 25. Juli 1812 als auch in den Ausgaben 5 und 5a steht, so ist nicht anzunehmen, daß er sie für 6 in **lebenvoll** umgewandelt haben sollte. Gleichwol steht das letztere in allen Ausgaben seit 6.

411. 27. **Grunde.** Alle Ausgaben haben **Schlunde,** obwol auf diese Weise der Reim durch die Wiederholung des gleichen Wortes gebildet wird. Wir können hier nur einen fortgesetzten Druckfehler vermuthen, und um so mehr, da das Morgenblatt wirklich die von uns angenommene Lesart hat.

413. 2. **in hellstem,** — 8 **im hellsten.**

413. 5. **jenem,** — 8 **jenen** (allerdings dort schon als Druckfehler bezeichnet).

413. 8. **Land.** Alle Ausgaben **Band,** während das Morgenblatt wieder die richtige Lesart hat. Eines Beweises, daß nur „**Land**" einen guten Sinn giebt, scheint es nach dem Zusammenhange des Ganzen nicht zu bedürfen.

414. 3. **16. Februar.** Verbesserung von 8, in 6 und 6a: 15. Februar.

416. 12. **Agrumen,** — 9b **Blumen.**

417. 2. **doch,** — 5 und 6 **nun,** welches in 8 in **doch** verändert wurde. Wir glauben annehmen zu müssen, daß die Herausgeber von 8 eine durch Handschriften berechtigte

Seite Zeile

Veränderung gemacht haben, und um so mehr, da in demselben Gedichte noch zwei andere vorkommen, die auf die genannte Ausgabe zurückgeführt werden müssen.

417. 11. sich, — 5 und 6 ste, 8 sich.

417. 13. küssenweichen, — 5, 6a, 6 und 6a kissenreichen, 8 küssenweichen. Wir glauben konsequenter Weise auch diese Lesart von 8 aufnehmen zu müssen.

417. 16. 1814. In 8: 1818, ein Fehler, der indessen im Verzeichniß des Inhalts verbessert ist; in 6 fehlt die Jahreszahl.

419. 3. Schneegestöbers, — 9b und 9c sowie 12 Schneegestöber.

419. 4. Suche mir ein Liebes auf. Dies ist der Wortlaut, wie er in 6 gegeben wird. In 8 wurde das kleine Gedicht zuerst unter die an Gräfin Konstanze von Fritsch gerichteten Gedichte gesetzt, mit der Veränderung, daß die letzte Zeile lautete: „Suchst du mir was Liebes auf". Die Erklärung scheint einfach darin zu liegen, daß Goethe diese Verse zweimal oder noch öfter angewendet hat. Für diese Möglichkeit spricht auch seine eigene Bemerkung S. 418. Es ist noch hinzuzufügen, daß nicht wenige Exemplare der Ausgabe 6a nur statt mir haben.

420. 25. gleichesfalls. Nach 6 und 6a; 5 und 5a und viele neuere Ausgaben gleichenfalls. Vgl. die zweite Anmerkung zu S. 12.

421. 14. Freund', Der Plural, den auch die Ausgaben 9a, 9b, 9c und 12 haben, ist wol nothwendig.

422. 12. umher gestaltend, — 8 umhergestaltend.

427 3. bekränzend, — 6, 6a und 8 begränzend.

427. 21. verbürgt, — 9 verbirgt.

431. 21. niederschreiben. So in 6 und manchen Exemplaren von 6a, während andere derselben Ausgabe und 8 an Stelle dieses Wortes aufzuzeichnen haben, eine Lesart, in der die Silbe „zu" grammatisch vollständig unmöglich ist. Alle neueren Ausgaben haben gleichwol die Lesart von 8 angenommen.

432. 24. fördre, — 6 und 6a fordre.

433. 19. breitre, — 6a breitere.

434. 2. Kühleborn. Einzelne Exemplare von 6a Külleborn.

435. 33. fiel', — 6, 6a und 8 fiel.

Seite Zeile

436. 14. ein andrer ist, — 9 und 9c ein anderer.

438. 9. Laff't, — 6a in einzelnen Exemplaren und 8 laß.

447. 20. auf- und abzutragen. Diese Schreibweise, wie sie sich auch in 6, 6a und 8 findet, hat später einer andern Platz machen müssen, welche den Sinn wesentlich stört; seit 9 schreibt man auf und ab zu tragen.

450. 21. Wunderwuchs. In einzelnen Exemplaren von 6a, in 8, 9, 9b und 12 Wunderwache.

451. 12. Du. Zwar haben 6, 6a und 8 sich, und erst 9 bringt die jetzige Lesart; indessen entspricht dieselbe so sehr dem Sinne des Ganzen, daß wir annehmen müssen, die Verbesserung ist nach einem Manuskript gemacht.

453. 18. das allzu viel. Die Ausgaben 6 und 6a lesen hier, aber nicht an der anderen Stelle, wo das Gedicht mitgetheilt wird (Band 3, S. 27 resp. 30): Dich, das zu viel. Es erscheint nicht unmöglich, daß diese kleine Verschiedenheit eine beabsichtigte war; indessen haben die Herausgeber dieselbe seit 9 fallen lassen.

454. 21. aller. In der Schrift „Briefwechsel und mündlicher Verkehr zwischen Goethe und dem Rathe Grüner, Leipzig, 1853", S. 187, in welcher dies Gedicht mitgetheilt wird, steht statt unsrer Lesart alter.

454. 24. Wachen, — ebendaselbst Wahne.

455. 15. Er pflanzt, — 12 Erpflanzt.

462. 18. Welle, — 13 Wälle.

462. 34. triumphend, — 13 triumphirend.

464. 31. büßt. Alle Ausgaben mit Ausnahme von 9c: büßte, während büßt nach „Kunst und Alterthum" und nach dem Zusammenhange der Stelle die richtige Lesart ist. Englisch: What is she now? a sufferer for my sins.

465. 37. Luft. So ist die Lesart in „Kunst und Alterthum", während die Ausgaben sämmtlich Luft haben, obgleich in dem englischen Text steht: „A spirit of the air Hath begirt thee with a snare."

469. 14. Bestürmt'. Der Apostroph fehlt sowol in „Kunst und Alterthum" wie in den meisten Ausgaben.

469. 15. schaut', — 12 schaut.

471. 18. nun, — 9b nur.

473. 9. Stathas. Goethe schreibt zwar sowol in „Kunst und Alterthum" wie in 6 und 6a „Stada"; da der Name des

Seite Zeile

Mannes aber notorisch „Stathas“ heißt, so glauben auch wir diese zuerst in 9 gemachte Korrektur annehmen zu müssen.

473. 14. Ungläubigen, — 9b Unglaubigen.

473. 40. Bring. In „Kunst und Alterthum“ Bringt.

474. 16. Hingewürgt, — 9b Hingewirkt.

474. 20. vor, 9b von.

475. 9. Kapitan, — 9, 9c, 12 Kapitän, gegen die Autorität von „Kunst und Alterthum“ und der Ausgabe 6.

475. 16. welchen, — 9b welche.

476. 12. Klaue, — 9c Klauen.

477. 4. gehenkt. Die zwei Stellen, an denen das vorliegende Gedicht in Kunst und Alterthum mitgetheilt wird (IV. 2, 49 und V. 3, 5) haben verschiedene Schreibweise; an der ersten Stelle liest man gehenkt, an der zweiten gehängt, und diese Verschiedenheit ist dann auch in die Ausgaben übergegangen.

Goethe's Werke.

Nach den vorzüglichsten Quellen revidirte Ausgabe.

Dritter Theil.

Gedichte.

Herausgegeben und mit Anmerkungen begleitet von

Dr. Fr. Strehlke,
Director des Gymnasiums zu Marienburg.

Dritter Theil.

Berlin.
Gustav Hempel.

epoche des Ursprungs der Stadt war der Einfall des Alboinus, Königs der Lombarden, im Jahre 568. Damals nahm der Patriarch von Aquileja nebst seinen Geistlichen und vielen Bürgern der Stadt seine Zuflucht hierher. Dazu gesellten sich eine Menge aus andern Gegenden des obern Theils von Italien, und daraus erwuchs eine aus vielen kleinen Inseln bestehende Stadt, welche nachgehends den Namen Venedig bekam. Die Folge der Dogen fängt im Jahre 697 an." Voltmann, III. 358. — Den zwei Säulen (S. 60), aus orientalischem Granit. Die westliche, röthliche ist mit dem Bilde des h. Theodor, die andere, aschgraue mit einem nach Osten schauenden Löwen geschmückt. Der Doge Domenico soll sie 1125 bei seiner Rückkehr aus dem Archipelagus mitgebracht haben; aufgestellt wurden sie erst 1170. Seit dem sechzehnten Jahrhundert war zwischen beiden Säulen der Richtplatz. — Sind so oft in Kupfer gestochen. G.'s Vater hatte solche aus Venedig mitgebracht. Am Bedeutendsten sind die vom Maler Michael Marieschi und von Antonio Visentini herausgegebenen, die erstern unter dem Titel: Magnificentiores selectioresque urbis Venetiarum prospectus (1741), die andere: Urbis Venetiarum prospectus ex Antonii Canalis tabulis aere expressi. — Nach Tische. Am Morgen hatte er an der „Iphigenie" gearbeitet. Im Tagebuch wird von diesem Tage bemerkt: „Mein Pensum an der „Iphigenie" absolvirt." Hoffte er diese ja in Venedig zu vollenden. — Gewöhnlich kann man ... messen. Winckelmann schrieb: „Die besten Häuser sind am Canal maggior, und wenn man sie sehen will, muß man eine Gondel nehmen. Die übrigen Straßen sind zum Theil so eng, daß nicht zwei Menschen neben einander gehen können, und die Häuser sind hoch, aber sehr lumpigt und schlecht." — Die Hauptbrücke Rialto, zu der er vom Markusplatze gelangte, wenn er den Weg nördlich nach dem Canal Grande einschlug. — Zu der Kirche (S. 61), die weiter nordöstlich auf einer Insel liegt. — Die Insel der heiligen Clara, an dem nordwestlichen Ende des Canal Grande links. — Meines guten Vaters, der bereits vor vier Jahren nach längerm Leiden gestorben war. Vgl. Werke, Bd. XX. S. 235. — Sie unterliegt der Zeit. Wie viel würdiger als der tadelsüchtige Archenholz (England und Italien, IV. 41 ff.) urtheilt hier G.! — Gegen Abend. Im Tagebuch heißt es unter dem 30sten: „Außer einigem Fleiß an der „Iphigenie" habe ich meine meiste Zeit auf den Palladio verwendet und kann nicht davon kommen." — Für ein armes, gutes Thier ist (S. 62),

da[illegible] sich überall nach den örtlichen Verhältnissen entwickelt. — D[illegible] lange Steindamm an der nördlichen [nordöstlichen] Seite (S. 62), Fondamenta nuova. — Heute. Es stimmt dies nicht wohl zu der Bemerkung der vorigen Eintragung, gegen Abend habe er sich in die entferntesten Quartiere der Stadt verlaufen, wobei des nordöstlichen langen Steindammes Murano gegenüber gedacht wird. Gehört diese Bemerkung etwa dem folgenden Tage an? — Den Plan. Volkmann (III. 562) empfiehlt den Reisenden einen Plan auf einem Bogen von Ughebelini. — Den Markusthurm, den Glockenthurm, il campanile. Die Aussicht von der oberen Galerie ist eine der wunderbarsten. — Zum Ritter Emo. Venedig war im Kriege mit dem Dey von Tunis begriffen. Der Admiral Emo hatte die Stadt Sphax beschossen und theilweise zerstört, aber auch seine eigenen Schiffe waren dabei zu Schaden gekommen. Auch nach der Zerstörung der vom 24. Juli bis zum 2. August beschossenen Stadt Biserta war der Dey noch nicht zum Frieden geneigt. Um neue Verstärkung dem Ritter Emo zukommen zu lassen, wurden die rückständigen Abgaben in Venedig mit aller Strenge eingetrieben. Noch ehe die durch den Gegenwind in den Lagunen zurückgehaltenen Schiffe Venedig verlassen konnten, am 28. September, hatte Ritter Emo die Stadt Susa zu bombardiren angefangen. Vgl. Politisches Journal, 1786, II. 705 f., 928, 975, 1157. Im folgenden Jahre sah sich die Stadt zu einem Waffenstillstand genöthigt, der aber zu keinem Frieden, sondern nur zu einer neuen Blockade durch den Vizeadmiral Condulmero führte. Ritter Emo ward 1788 entlassen, und Faliero erhielt an seiner Stelle das Kommando. — Zwischen Abend und Mitternacht. Der Gebirge von Friaul, Krain und Istrien gedenkt G. nicht, obgleich man dieselben besonders bei hellem Sonnenuntergange auch mit bloßem Auge sehr deutlich sieht.

23. Den 1. bis 3. Oktober (S. 62—69). Am Sonntagmorgen berichtet das Tagebuch: „Heute früh schrieb ich lange an der „Iphigenie", und es ging gut von Statten. Die Tage sind sich nicht gleich, und es wundert mich, daß es in dem fremden Leben noch so geht; es ist aber ein Zeichen, daß ich mich noch besitze." — Es ist wol eine Art Polizei. Vgl. unten die Aeußerung vom 9ten (S. 83), und Archenholz, IV. 66. — Die Carità (S. 63). Die ersten Kirchen, die er besucht, sind die von Palladio angelegten, dessen Studium ihn neben der „Iphigenie" fesselt. Das Kloster Santa Maria della Carità (vgl. oben

S. 650) überwies Napoleon 1807 der neuen Accademia dell' arti. Das von Palladio 1552 erbaute Kloſter war 1630 durch einen Brand zum Theil zerſtört worden. Die alte Kirche nebſt Kloſter (scuola) blieb unverändert. — Il Redentore (S. 64), für das Erlöſchen der Peſt vom Senat gelobt und von Palladio in ſeiner letzten Zeit ausgeführt. — San Giorgio (S. 65), deren ganz von Marmor aufgeführte Vorderſeite auch von Palladio 1556 entworfen wurde. — Volkmann ſagt etwas davon (III. 629): „Das Portal iſt anſehnlich und mit einer großen römiſchen und kleinern korinthiſchen Ordnung geziert. Auf ſolchen ruhet ein prächtiger Giebel, welcher mit drei Statuen beſetzt iſt. Es iſt Schade, daß das Gebälke der großen Ordnung ſich nicht beſſer vor dem von der kleinen hebt. Es nimmt ſich auch ſchlecht aus, daß der Giebel der kleinern Ordnung an dem Seitengebäude gleichſam durch die Kolonnen, welche den Hauptgiebel tragen, unterbrochen wird und ſich an dieſe ſtützt. Die Hauptthüre iſt auch zu hoch und zu ſchmal; demungeachtet bleibt es allemal eine ſchöne Vorderſeite.“ — Inwendig iſt il Redentore gleichfalls köſtlich. Hiergegen bemerkt Gſell-Fels, ohne auf G.'s damalige, ſpäter abgelegte Schwärmerei für Palladio zu achten: „Im Gegenſatz zu der betäubenden Farbenpracht und dem myſtiſchen Helldunkel S. Marco's übt dieſes farbloſe und helle Innere, das allein durch das Liniengefühl, die keuſchen Ornamente und die Raumverhältniſſe der Alten zu wirken ſucht, einen faſt kühlen, froſtigen Eindruck aus.“ Der ſonſtigen Unreinlichkeit gedenkt er nicht, nur einer andern ſchlimmen Beſudelung in den Straßen, des Eingangs und der Treppen der Paläſte bis zur Thüre der Säle, durch welche die Nobili ruhig „mit aufgehobenen Röcken“ waten. — Dem heiligen Franciscus, von Aſſiſi, deſſen Todestag die Kirche am folgenden Tage feiert. — Die Peters-Kapuziner, in der Kirche San Francesco della Vigna. Vgl. oben S. 70. Die von Matthäus von Baſſi 1528 geſtiftete Brüderſchaft der Minoriten, einer vom Koſtnitzer Konzil 1415 anerkannten Abzweigung der Franziskaner, begann 1534 zu Rom ſich eine eigene Kirche erbauen zu laſſen. Palladio erhielt den Auftrag zum Entwurf einer Façade, da der von Sanſovino gemachte verworfen worden war. So führte das Studium Palladio's G. zum Beſuche dieſer Kirche. — Auf einem Uferdamme. Vgl. G.'s erſte „Epiſtel“, V. 56ff. (Werke, Bd. II. S. 131). — Zur Kirche der Mendicanti (S. 66), im Seſtiere

San Paolo, auf der linken Seite des Canal Grande. „Den Namen I Mendicanti führt ein Hospital für alte Leute und arme Mädchen. Es ist eines von den vieren, wo man an Sonn- und Festtagen die herrlichsten Kirchenmusiken umsonst hört. Sie werden ganz allein von den dazu abgerichteten Mädchen aufgeführt. Einige sind Virtuosinnen sowol im Singen als im Spielen." Volkmann, II. 623. Vgl. Werke, Bd. III. S. 149. Der begeistertste Lobpreiser dieser musikalischen Aufführungen in den vier sogenannten Scuole war Rousseau; nichts in Italien und nichts auf der Welt komme ihnen gleich. Tous les dimanches, schreibt er im siebenten Buche der „Confessions", à l'église de chacune de ces quatre scuole on a, durant les vêpres, des motets à grand choeur et en grand orchestre, composés et dirigés par les plus grands maîtres de l'Italie, exécutés dans les tribunes grillées, uniquement par des filles dont la plus vieille n'a pas vingt ans. Je n'ai l'idée de rien d'aussi voluptueux, d'aussi touchant que cette musique: les richesses de l'art, le goût exquis des chants, la beauté des voix, la justesse de l'exécution, tout dans ces délicieux concerts concourt à produire une impression qui n'est assurément pas du bon costume, mais dont je doute qu'aucun coeur d'homme soit à l'abri. Jamais Carrio ni moi manquoient ces vêpres aux Mendicanti, et nous n'étions pas les seuls. L'église étoit toujours pleine d'amateurs: les acteurs même de l'opéra venoient se former au vrai goût du chant sur ces excellens modèles. Ce qui me désoloit étoit ces maudites grilles, qui ne laissoient passer que des sons et me cachoient les anges de beauté dont ils étoient dignes. Ergetzlich ist seine weitere Erzählung, daß er bei persönlicher Bekanntschaft der Sängerinnen gerade die besten derselben häßlich, höchstens die Chorsängerinnen leidlich gefunden habe. Da der 3. Oktober kein Sonntag war, so würde das Datum dieser Eintragung irrig sein, wenn nicht etwa anzunehmen, daß der Franciscustag in dem Mendicantenkloster als Festtag gefeiert wurde; vielleicht gehört sie dem 1sten an. — St. Moses (S. 66), San Moisè. Nach Volkmann (III. 678), der die Theatervorstellungen erst Anfang November beginnen läßt, waren für ernsthafte und komische Opern die Theater San Moisè, San Samuel, San Benedetto und San Cassiano, für die Komödie (Lust- und Trauerspiel) San Luca, San Crisostomo und San Angelo bestimmt. Das heutige Tagestheater Malibran ist das alte San Crisostomo.

— Im herzoglichen Palaſt (S. 67), Palazzo Ducale. — Eine Komödie (S. 67). Schon Volkmann bemerkte, daß die Advokaten bei Widerlegung ihres Gegners in leidenſchaftliche Hitze gerathen und den Fremden durch ihre „Harlekinaden" lächerlich werden. — Der Doge ſelbſt oder vielmehr deſſen Gemahlin (S. 68). Doge war ſeit 1779 Paolo Renieri. Bei ſeinem im Karneval 1789 erfolgten Tode machte man ſich über ihn luſtig, da er durch ſeinen Geiz, zu dem ihn beſonders ſeine Gemahlin, die Dogareſſe, verleitete, ſich verhaßt gemacht hatte. Vgl. Wieland's „Merkur" 1789, II. 210 f. — Im Puppenſpiel, „Doktor Johannes Fauſt", wo Kasperle durch „Berlicke" die Geiſter ruft, durch „Berlocke" ſie verſchwinden läßt. Urſprünglich ſcheint das von Juſtus Möſer 1761 angeführte per li per la geweſen zu ſein. Simrock hat Perlippe Perlappe aufgenommen, doch ſind die Formen mit dem Gaumenlaut häufiger; wir finden Parlito Parloko, Parlico Parlocko, Parlicka Parlocka, Perlick Perluck.

24. Den 4. bis 6. Oktober (S. 69—74). Der Pantalon, Signor Pantalon, die ſtehende Charaktermaske des Alten, der von Truffaldino, dem Venetianiſchen Arlechino, immer gefoppt wird. — Der Verſchlag, „Der Verſchlag oder: Hier wird Verſteckens geſpielt. Ein Luſtſpiel in drei Aufzügen nach Calderon von Johann Chriſtian Bock" (1781). Es iſt nicht unmittelbar nach Calderon's El Escondido y la Tapada (vgl. Schmidt „Die Schauſpiele Calderon's", S. 60 ff., Klein's „Geſchichte des Dramas", XI. 2, 118—134), ſondern nach der franzöſiſchen Bearbeitung La cloison im zweiten Bande des Théâtre Espagnol (1770) gemacht. Eine einaktige Komödie La cloison gab die Gräfin von Genlis im erſten Bande ihres Théâtre de Société (1781), den Gotter 1783 überſetzte. — Am 4ten ſchrieb G. in ſein Tagebuch: „Es hat heute geregnet, und ich habe die Zeit gleich angewendet, an der „Iphigenie" zu ſchreiben. — Sonntag [den 8ten] iſt der Weihtag der Markuskirche. Bis dahin wollen wir ſehen, was uns an der „Iphigenie" [die er in Venedig vollenden wollte] und an den Venezianiſchen Merkwürdigkeiten noch zu thun übrig bleibt." — Alle Vigne (S. 70), vielmehr della (früher dalla) Vigna. Vgl. S. 653. — Im Arſenal. Vgl. Volkmann, III. 606 ff. Archenholz erklärt das Arſenal für unbedeutend, wenn auch der gewöhnliche Reiſende durch das ungeheure Ganze, was ſich hier vereinigt finde, und den angehäuften Plunder ſich die Augen blenden laſſe. Kein einziges preußiſches Infanterie-Regiment könnte daraus bewaffnet oder eine tüchtige Flotte daraus gehörig ausgerüſtet

werden. Die Regierung habe die Marine sehr vernachläſſigt, so daß sie höchstens den Handel gegen die Seeräuber beschützen könnte. 1787 fügte er hinzu, dies Urtheil habe sich dadurch bestätigt, daß Venedig nicht einmal dem kleinen Raubstaate Tunis habe Furcht einflößen können, sondern zu seiner Schande gezwungen gewesen, diesem einen ansehnlichen Tribut zu bewilligen. Den öffentlichen Angaben, wonach die Flotte aus 80 Kriegsschiffen mit 1452 Kanonen bestehe und man in Kriegszeiten 26 Linienschiffe mit 30,000 Mann aufbringen könne, wollte man keinen Glauben beimessen. Vgl. Politisches Journal, 1788, I. 175 f.; Stolberg, IX. 443 f. — Riva de' [degli] Schiavoni (S. 71), östlich vom Markusplatze, der Isola di San Giorgio maggiore gegenüber. — Des Bucentaur, den er auch im Arsenal gesehen. Der damalige war 1728 gebaut. Man verkaufte zu Venedig einen Bogen: La nuova Regia sul acque nel Bucentoro. Die Barke war 107 Fuß lang, 22 breit und mit vergoldeter Bildhauerarbeit geschmückt. — Am feierlichsten Tage, Christi Himmelfahrt, zur Erinnerung an den Einzug des Dogen Sebastiano Ziani nach dem Siege über Friedrich Barbarossa (1177). Damals ging der nach Venedig geflüchtete Papst Alexander III. dem Sieger entgegen und gab ihm seinen Ring, den er ins Meer werfen solle, das jedem Dogen in Zukunft wie das Weib dem Manne unterthan sein werde. — Aus der Tragödie, die wahrscheinlich in San Crisostomo gespielt worden war. — Felicissima notte! (S. 72). Vgl. oben S. 40. — Die Masken, die stehenden, mit Masken versehenen Personen der Commedia mimica. — Nach den Umständen albern (S. 73). Etwas Aehnliches wird von den Alten über eine Aufführung eines Stückes des Euripides erzählt. — Der Flügel in der Carità (S. 74). Vgl. oben S. 650.

25. Den 7. und 8. Oktober (S. 74—81). Am 7ten schrieb G. in sein Tagebuch: „Heut habe ich keinen Vers an der „Iphigenie" hervorbringen können. Darum will ich Dir sogleich schreiben, damit ich doch meine erste Tageszeit gut anwende." — Wahrscheinlich schloß sich unmittelbar daran die erste Eintragung (S. 74, Z. 16—30), und darauf folgte die ausgefallene Aeußerung: „Auch habe ich mir überlegt, daß ich mit dieser Truppe und vor diesem Volke wohl meine „Iphigenie" spielen wollte; nur müßte ich Eins und das Andere verändern, was ich überhaupt hätte thun müssen, wenn ich sie auch unsern Theatern und unserm Publiko hätte nahe bringen wollen. Aber es scheint, daß der

letzte Funken von Anhänglichkeit ans Theater ausgelöscht werden soll. Du glaubst nicht, wie mir das Alles so gar leer, so gar nichts wird. Auch fange ich an zu begreifen, wie Euripides von der reinen Kunst seiner Vorfahren herunterlief und den unglaublichen Beifall erhielt. Man muß nur sehen, wenn man Augen hat, und Alles entwickelt sich." — Heute früh (S. 74). Später am Tage, wenn nicht erst Abends geschrieben. — Eines alten Sieges, bei Lepanto, eigentlich bei den Curzolaren, am 7. Oktober 1571, wo die Venetianer unter Sebastiano Vaniere und einige päpstliche Galeeren sich mit der italiänisch-spanischen Flotte unter Juan d'Austria vereinigt hatten. Trotz dieses großen Sieges mußten die Venetianer zwei Jahre später einen unvortheilhaften Frieden mit den Türken schließen. Die Kirche der Heiligen, deren Fest auf den Siegestag fällt, liegt im Sestiere del Castello. — Savj (S. 75). Weise; sechs Savj grandi, die als Minister dem Dogen zur Seite stehen, fünf Savj di terra ferma, die dem Kriegswesen, und ebenso viel Savj degli ordini, die dem Seewesen vorstehen. — Der Senatoren, der sechzig in den Senat gewählten Nobili, zu dem auch die ganze Signoria (der Doge mit den Savj), die Zehnmänner (li Dieci) und alle Magistratspersonen gehören. — Niebuhr ärgert sich (a. a. O. 290), daß G. „in der Prozession des Dogen und des Senats nicht die Imago der alten Größe, der zahllosen und klugen Männer, sondern nur einen Theaterzug sehe". Wer hier richtiger geurtheilt, ist keine Frage; es war eben nichts mehr als ein veralteter Pomp, an dem ein gesunder Sinn nur als an einem für den Fremden anziehenden Schauspiel Antheil nehmen konnte. Daß G. lebhaft die einstige Größe Venedig's fühlte, liegt so klar vor, daß es fast unbegreiflich ist, wie Niebuhr dies übersehen und behaupten konnte, Dieser habe ohne Liebe gesehen. — Den famosen Gesang der Schiffer (S. 76). Vgl. Fragment 6, Venedig, S. 535ff. — Aus Rousseau. Er giebt sie hinter seinen Gesängen: Les consolations des Misères de ma vie ou Recueil d'Airs, Romances et Duos par J. J. Rousseau. Paris 1780 fol. G. hörte diese Lieder Rousseau's im August 1781 von Corona Schröter singen (Tagebuch vom 12. und 15. August), und diese sang ihm auch wol die Melodie der Barcarolen. — Der Giudecca, der großen Insel im Süden der Stadt, auch Zuecca genannt. — Malamocco und Palestrina (S. 77), östlich am Meere gelegene Orte, ersteres mit einem großen Hafen. — Von der Stelle über den Gondelgesang waren auch Niebuhr, Cornelius

und die übrigen Freunde ſehr erfreut. Vgl. Lebensnachrichten, II. 293. — Der Palaſt Piſani (S. 77), links vom Canal Grande in der Nähe der Kirche San Stefano. Jetzt iſt in dem großartigen Gebäude eine Mädchenſchule. — Das köſtliche Bild, das Volkmann (III. 596) ſchon ſeit einigen Jahren verkauft ſein ließ, ging wirklich 1857 Venedig verloren; es kam für 13,560 Lire in den Beſitz der britiſchen Nationalgalerie. — Wegen des Koſtüms, deſſen nicht genaue Beobachtung Volkmann (III. 596) hervorgehoben hatte. — Meine alte Gabe (S. 78). Vgl. Werke, Bd. XXI. S. 100 u. Bd. XXII. S. 110, 360. — Hauſe Farſetti (S. 79), Palazzo Farſetti, links vom Canal Grande, damals Kunſtakademie, jetzt Municipio (Rathhaus). — Von Mannheim her und ſonſt. Vgl. Werke, Bd. XXII. S. 51–53, 286, oben S. 503 u. unten S. 723. — Eine Kleopatra, ein Abguß der ſogenannten Kleopatra im Vatikan, die im Eingange des Hofes des Belvedere ſtand. Schon Winckelmann hielt ſie für eine ſchlafende Nymphe oder eine Venus, indem er bemerkte, die vorgebliche Schlange (Aspis) ſei ein Armband. Visconti (Museo Pio-Clementino, II. 89–91) erklärte ſie für Ariadne; den unwiderleglichen Beweis der Richtigkeit dieſer Deutung lieferte Fr. Jacobs (vgl. Deſſen „Vermiſchte Schriften", V. 407–444), dem Welcker (Alte Denkmäler, II. 449 f.) beiſtimmte. Die Statue ward nach Paris entführt. Vgl. Winckelmann's Werke von Fernow und Meyer, VI. 297 f. — Die Mutter Niobe, in der berühmten Florentiniſchen Gruppe. — Einige Gladiatoren, wol von Grabmälern abgegoſſene. — Ein in ſeinen Flügeln ruhender Genius, ſchlafend, von ſeinen Flügeln bedeckt, kaum antik. — Sitzende und ſtehende Philoſophen, wie Plato in der Villa Negroni (vgl. S. 717) und andere Statuen, die man für Philoſophen ausgab, da man Porträtſtatuen leichtfertig auf beſtimmte Perſonen bezog. — Jakob Böhme. Er ſelbſt erzählte 1612 in der Schrift „Aurora oder die Morgenröthe im Aufgang", wie ihm dieſe Erleuchtung im Jahre 1600 gekommen, wie ſein Attralgeiſt durch den plötzlichen Anblick eines zinnernen Gefäßes durch Einſtrahlung Jupiter's zum innerſten Mittelpunkte der Statue hingeriſſen worden ſei; wenn er dieſes auch anfangs nur für eine Einbildung gehalten, ſo habe er doch immer deutlicher die Wirklichkeit erkannt, ſich ſtill dieſer Offenbarung gefreut und Gott gedankt. — Vom Tempel des Antoninus und der Fauſtina in Rom, in deſſen Cella die Kirche San Lorenzo in Miranda eingebaut iſt. — Des Pantheon in Mannheim. Vgl. Werke Bd. XXII. S. 53. — Zwei

ungeheure Löwen (S. 79), über die sich Volkmann (III. 600) auf Winckelmann's Urtheil (Kunstgeschichte, VII. 1, 16) beruft. Francesco Morosini soll sie 1687 aus dem Piraeus nach Venedig gebracht haben. Vgl. G.'s Venediger Epigramme, 20, erste Epistel, 57 f. (Werke, Bd. II. S. 141 u. 151); Archenholz (IV. 61 f.) schließt aus der Ueberschrift Denunzie secrete, daß ihr aufgesperrter Rachen zu Angebereien benutzt worden sei, und glaubt, dieses geschehe noch. — Der Türkenbesiegerin (S. 80). Vgl. S. 657. — Die Ermordung des heiligen Petrus Martyr, in der Capella di Rosario der Kirche Santi Giovanni e Paolo (vgl. oben S. 561 ff.), bei dem Brande vom 16. August 1867 zerstört. — Eines Palastes, des Palazzo Grimani. Die Statue, die aus der Vorhofnische des Pantheon stammt, gehört zu den vorzüglichsten Resten jener Zeit. Sie steht zwischen vier gothischen Säulen, ihr gegenüber eine Statue des Augustus, von der nur ein Theil des Torso ächt ist. — Die Pferde auf der Markuskirche. Volkmann bemerkt (III. 573): „Ueber dem Haupteingange bemerkt man antike Pferde von Kupfer und nicht von Bronze, wie Winckelmann versichert. Winckelmann hält sie für die schönsten aus dem Alterthum. Konstantin ließ sie nebst dem Sonnenwagen nach Konstantinopel bringen, von wo sie die Venezianer 1206 entführten. — Andere finden in ihrer Stellung etwas Steifes und Hölzernes." Nach Konstantinopel kamen sie erst im fünften Jahrhundert unter Theodosius, wie es heißt, aus Chios. — In der Nähe schwer. Demnach waren sie ursprünglich bestimmt, in der Höhe zu stehen. — Mit meinem Schutzgeiste, einem Lohndiener. Am 14ten äußerte G. (S. 662), er lebe mit Lohnbedienten sehr glücklich. — Die Kinder, den jüngsten Sohn der Frau von Stein und Herder's Kinder. — Smith (S. 81). Vgl. oben S. 647. — Die botanische Bezeichnung als Eryngium maritimum der an allen sandigen Meerküsten Europa's sich findenden blauen Meerwurz (französisch Panicaut) ist offenbar späterer Zusatz, der als solcher hätte bezeichnet werden sollen. — Der Fischmarkt, die besonders Freitags sehr reich bestellte Pescheria, am linken Ufer des Canal Grande beim Traghetto alle Fabbriche. — Beleuchte, hier etwas auffallend im Sinne von betrachte, wie man sagt etwas näher beleuchten, im militärischen Gebrauche ein Dorf beleuchten. — Seiner Aufmerksamkeit auf die Steinarten gedenken die Briefe nicht. In dem Verzeichnisse seiner von Innsbruck bis Otricoli gesammelten Steinarten gedenkt er (S. 568) mehrerer Kalksteine,

welche längere Zeit im Meere gelegen und von Meerwürmern angefressen gewesen, eines steinartigen zusammengebackenen Stückes von Meerschlamm, mehrerer Basaltgeschiebe aus dem adriatischen Meere und des mit Traß gemischten Kalkes, den er von der Mauer bei Palestrina abgeschlagen.

26. Den 9. bis 12. Oktober (S. 81—89). Den 9ten. Palestrina. Von hier ziehen sich die Murazzi, gewaltige Mauerdämme (vgl. S. 652) bis Sottomarina, Chiozza oder Chioggia gegenüber. Er fuhr wol vom Hafen Malamocco aus. — Von hundert Inseln (S. 82). Vgl. Volkmann, III. 564. — Castel, Castello di San Andrea del Lido. — St. Peter, Isola di San Pietro Castello, in älterer Zeit von ihrer Olivenform Olivolo genannt. — Uebrigens hat Venedig nichts zu besorgen (S. 83). Archenholz (IV. 66) behauptet, nach vielen Sachverständigen werde Venedig schon nach zweihundert Jahren unbewohnbar sein. — Wenn sie ihre Stadt nur reinlicher hielten. Vgl. dieselbe Klage am 1sten (S. 62 f.). — Die Tabarros, die langen rothen Mäntel, die auch das Gesicht halb bedecken; nur die Magistratspersonen trugen andere, gewöhnlich schwarze, bei festlichen Gelegenheiten lange Kleider. — Auf den Markusthurm. Vgl. oben S. 62. — Den 10ten. Am Morgen schrieb er in sein Tagebuch: „Ich fange auch an, mich zum Schlusse zu bereiten. „Iphigenie" wird nicht fertig, aber sie soll in meiner Gesellschaft unter diesem Himmel nichts verlieren. O, könnt' ich Dir nur einen Hauch dieser leichten Existenz hinübersenden!" Vgl. unten S. 88, Z. 16 f. — Von der Truppe Sacchi (S. 86). Antonio Sacchi, zu Wien im Jahre 1708 geboren, wurde bald der berühmteste Truffaldino und Vorsteher der bedeutendsten italiänischen Komödientruppe. Mit dieser ward er nach Petersburg und nach Lissabon berufen. Nach seiner Rückkehr spielte er in Venedig mit solchem Glücke, daß er das große Theater San Samuele für seine Vorstellungen miethen mußte. Als aber darauf die Volkskomödie durch Goldoni in Mißachtung gerieth, war es Graf Carlo Gozzi, der seit 1761 durch seine neuen Märchendramen, welchen er die vier Volksmasken geschickt anpaßte, Sacchi's Bühne zur höchsten Blüthe brachte. Doch trennten sich später einige Schauspieler von dessen Truppe, und 1771 trat die besonders tragische Rollen liebende Signora Ricci ein, der zu Liebe Gozzi Uebersetzungen französischer und anderer ausländischen Stücke lieferte. 1786 war Sacchi todt und seine Truppe zerstreut. Vgl. Klein, „Geschichte des

BIBLIOTHECA
REGIA

Druck von G. Bernstein in Berlin.

Dramas", VI. 1, 424 f. — Smeraldina (S. 86) das Kammermädchen in Gozzi's Tragikomödien, wie in dessen auf dem Weimarer Liebhabertheater gegebenen Zobelde. — Brighella, eine dem Pierrot ähnliche Maske in weißer Kleidung, die einen pöbelhaften, trotzigen und verschlagenen Ferraresen darstellt, eine der vier von Gozzi benutzten Masken der Commedia dell' Arte. Den Brighella gab bei Sacchi's Bühne Abanagro Zannoni, den Pantalon Cesare Darbes, den Tartaglia Agostino Fiorillo, während er selbst der ausgezeichnetste Truffaldino war. — Nachdem ich (S. 88). Diesen Abschluß des vierten Stückes des Tagebuches schrieb G. wol erst am 13ten oder 14ten. — Schon jetzt finde ich ... werth bleibt. Riemer führt (I. 319) diese Stelle aus dem „Manuskript der italiänischen Reisebeschreibung" an, ohne Ahnung, daß sie schon gedruckt sei; nur giebt er in den geschriebenen statt in diesen, vor erweitern noch einmal das ich, läßt er vor auch und wäre nach wahr weg und hat am Schlusse ist statt bleibt. Vorher giebt er ohne weitere Angabe, woher die Stelle genommen, die Worte: „Es ist ein sonderbares Ding um den ersten Eindruck; er ist immer ein Gemisch von Wahrheit und Lüge." — Die Ausgabe des Galiani, Vitruvii de architectura libros X cum versione Italica edidit Bernardus Galiani. Neapoli 1758. 1759. fol. — Die Wieland'sche Uebersetzung der Satiren des Horaz (S. 89), die in der ersten Hälfte des Jahres erschienen war. Die Vorrede ist vom 1. Mai 1786. — Niebuhr (a. a. O. 290) macht es G. zum Vorwurf, daß er unglaublich wenig in Venedig gesehen, wobei er voraussetzt, daß das Venediger Tagebuch ganz abgedruckt sei, wovon wir das Gegentheil wissen, dann aber, daß G. Alles, was er gesehen, im Tagebuche angeführt habe, obgleich er die Kenntniß der Hauptpunkte Venedig's als Frau von Stein aus Reisewerken bekannt voraussetzen durfte. Auch Niebuhr's Aerger über G.'s Lob der Bolognesischen Schule, ja der heil. Petronilla, und seine Freude an Guercino und Guido (S. 288) zeugt nur von der großen Befangenheit in der Beurtheilung unserer dreißig Jahre später nur als Lebenserinnerungen herausgegebenen Reisebriefe.

27. Den 14. Oktober (S. 89).

An Philipp Seidel.

„Hier wieder Briefe, die das Nöthige enthalten.[1]) Was Dich betrifft, so thust Du vor wie nach, als wüßtest Du nicht, wo ich

[1]) Erwiderungen auf amtliche durch Seidel empfangene Anfragen.

sei. Heute den 14. Oktober geh' ich von Venedig. Ich habe diese wundervolle Stadt recht wohl gesehn.

„Du erhältst mit der fahrenden Post[1]) ein Packet,[2]) das Du der Frau von Stein zustellst, und eine Kiste, die Du eröffnest und die darin enthaltenen Sachen nach der dabei befindlichen Anweisung austheilst. Die Kiste wird später kommen.

„Ich bin wohl und sehe auf diese Art fast mehr, als wenn ich mit mehrern Umständen und Empfehlungen reiste. Mit Lohnbedienten besonders hier lebe ich sehr glücklich. Von Florenz aus schreib' ich mehr und dann auch, wohin Du mir schreiben und schicken sollst. In der „Stella" ist noch etwas zu verändern, wenn es nicht schon Herder bemerkt hat. Auch diese Veränderung soll mit der „Iphigenie" kommen, die ich hier nicht habe beendigen können. Es kommt auf einige glückliche Tage an, so ist sie fertig. Auch hat es gewiß keine Eile; denn an „Werther" und „Götz von Berlichingen" haben sie eine Weile[3]) zu drucken. Lebe wohl! Genietze und gebrauche die Zeit! Meine Einsamkeit bekommt mir wohl, doch freu' ich mich nach langem Fasten[4]) des guten Tischbein's in Rom. Ich habe die Briefe nur sauber geleimet und nicht gesiegelt; sieh zu, daß Du etwa eine saubere Antike findest, und siegle jeden hübsch in die Mitte des breitsten Ueberschlags und sende sie an die Behörde.

„NB. Das Packet, was mit der Fahrenden ankommen sollte, kommt auch erst mit der Kiste, und zwar ist es nicht drinnen, sondern in der Emballage in Wachstuch eingewickelt, versiegelt und mit meiner Adresse versehen. Wenn Du also das äußere Tuch abnimmst, wirst Du es unter dem Stroh finden. Die Sachen in der Kiste sind alle beschrieben, und Du wirst sie demnach austheilen und aufheben. Sage der Frau von Stein, das [in seinem heutigen Briefe an sie versprochene] Tagebuch würde später kommen, weil es nicht mit der Post, sondern mit Fuhrleuten ginge. Herrn Kommissionsrath Paulsen[5]) kannst Du melden, Herr Möller habe in Venedig nur 167 französische Livres und 14 Scudi erhalten. Lebe wohl! Grüße Fritzen[6]) und sag ihm, er solle nun auch nächstens ein Briefchen von

[1]) Also spät, zu einer Zeit, wo G. längst in Rom angekommen war.
[2]) Mit den vier Stücken des für Frau von Stein bestimmten Tagebuchs.
[3]) So ist wol statt „Woche", wie gedruckt steht, zu lesen.
[4]) Im Abdruck steht „nach langen Lasten".
[5]) In Jena.
[6]) Fritz von Stein, der noch in G.'s Hause wohnte.

mir erhalten. Meine Briefe von Verona vom 18. September (glaub' ich) mit den Einschlüssen wirst Du erhalten haben. Schreibe mir Alles hübsch sorgfältig zu seiner Zeit! An natürlichen Gegenständen sowie der Kunst halt' ich reiche Ernte. Lebe wohl!"

Auf denselben Tag fällt der zweite Brief

An den Herzog Karl August.

„Noch ein freundliches, frohes Wort aus der Ferne, ohne Ort und Zeit. Bald darf ich den Mund öffnen und sagen, wie wohl mir's geht. Ich bin gesund und hoffe von Ihnen und den Ihrigen das Beste. Wie wird mich's freuen, auch wieder ein Wort von Ihnen zu sehen! Wie sonderbar unser Zusammentreffen in Karlsbad mir vorschwebt, kann ich nicht sagen. Daß ich in Ihrer Gegenwart gleichsam Rechenschaft von einem großen Theil meines vergangenen Lebens ablegen mußte und was sich Alles anknüpfte! Und daß ich meine Papiere just von Ihrem Geburtstage datire! Alles dieses läßt mich abergläubischen Menschen die wunderlichsten Erscheinungen sehen. Was Gott zusammengefügt hat, soll der Mensch nicht scheiden. Die Zeitungen lehren mich etwas spät, wie's in der Welt zugeht. Görtz im Haag, der Statthalter und die Patrioten in Waffen, der neue König für Oranien erklärt![1])

Was wird das werden? An allen Ecken und Enden sauft das Menschengeschlecht wieder einmal. Und ich indeß, mitten in dem, was der Krieg erwarb (Fleiß und Klugheit nicht ausgeschlossen), genieße der schönsten Gaben des Friedens! Wie oft wünsche ich Sie zu mir, um Sie manches Guten theilhaftig zu sehen. Leben Sie recht wohl, bleiben Sie mir, empfehlen Sie mich Ihrer Frau Gemahlin! Ehstens mehr, und, wie man zu sagen pflegt, ein vernünftig Wort. Leben Sie recht wohl! Es versteht sich, daß man glaubt, Sie wissen, wo ich sei."

Auch an Frau von Stein und Herder wird er an diesem Tage geschrieben haben. Die am 14ten „zwei Stunden in der Nacht", d. h. 8½ Uhr Abends geschriebenen Zeilen (S. 89, Z. 31—38) nahm er mit auf den Weg, als er mit dem Kourierschiff nach Ferrara abging.

[1]) Graf Görtz war am 13. September im Haag angekommen und hatte am 18ten sein Beglaubigungsschreiben als außerordentlicher preußischer Gesandter bei den Generalstaaten übergeben und diese aufgefordert, sich bei den Staaten von Holland zu verwenden, daß der Erbstatthalter mit Ehre und Anstand zurückkehren könne; jene aber nahmen am 23sten dem Erbstatthalter das Ernennungsrecht in der Armee, worüber dieser bei den Generalstaaten Klage führte.

Ferrara bis Rom.

28. Den 15. und 16. Oktober, Reise nach Ferrara und Aufenthalt daselbst (S. 90 f.). In den fünfundvierzigsten Grad. Bei Venedig hatte er den Breitegrad (45°. 20′) nicht erwähnt. — An der Saale, bei Jena, das durch den Fluß oft sehr litt. — Entvölkerten Stadt. Sie hatte nur noch einige tausend Einwohner (Volkmann, III. 341). Es war die erste Stadt des Kirchenstaates, die er betrat. Der hierdurch bedingten auffallenden Veränderung gedenkt er hier nicht. — Ariost unzufrieden, weil der Herzog ihm nicht wohl wollte und sich karg gegen ihn zeigte. Sein noch vorhandenes kleines Haus mit der bezeichnenden Inschrift wird übergangen. — Statt Tasso's Gefängniß (S. 91). Volkmann bemerkt (III. 544 f.): „In dem Hoepital Sant Anna zeigt man noch den Ort, wo der berühmte Tasso sieben Jahre unter dem Vorwande des Wahnwitzes in Verwahrung gehalten wurde." Erst 1812 wurde das wirkliche Gefängniß Tasso's wieder entdeckt. — Luther's Tintenflecks, auf der Wartburg. — Einem schönen akademischen Institut, dem Studio Pubblico im frühern Palazzo del Paradiso, der 1586 für die Universität bestimmt wurde. — Im Hofe, in der Eingangshalle, wo römische und christliche Denkmäler, besonders schöne Sarkophagen, sich finden, auch ein altgriechisches Relief. — Eines Malers. Volkmann gedenkt (III. 524) eines Bildes des Herodes und der Herodias von Bononi in der Augustinerkirche, das hier kaum gemeint sein dürfte.

29. Cento den 17. Oktober (S. 91—93). Die Fahrt von Ferrara ist übergangen. — Guercin's, der hier noch bedeutende Spuren seines Wirkens zurückgelassen, während Ferrara nur schwache Erinnerungen an die beiden großen Dichter erregte. — Ungefähr fünftausend. Volkmann giebt ungefähr 4000 an (III. 538). — Das Bild (S. 92), in der Kirche del Rosario di Dio, das Volkmann (III. 539) kurz als Guercino's bestes Bild in Cento bezeichnet. — Strange, der englische Kupferstecher Robert Strange, der auch Italien besucht hatte. Er starb zu London 1792. — Eine Madonna. Volkmann gedenkt einer Madonna, in welcher Guercino seine Geliebte abgebildet, in der Kirche des h. Petrus, und einer Maria mit dem Kinde an der Brust in der Jesuitenkirche.

30. Bologna den 18. bis 20. Oktober (S. 93—101). — Den 15ten. In meinem Volkmann, der ausführlich über Cento handelt (I. 426—507). Cento empfahl G. Knebel's

Bruder ganz besonders zum Besuche wegen der Gemälde Guercino's. Vgl. Knebel's Brief an seine Schwester vom 14. September 1789. — Die Cäcilia (S. 93), in der Kirche San Giovanni in Monte, in der Cäcilienkapelle, jetzt in der Pinacoteca der Accademia delle belle arte. Sie ward 1563 für die Cäcilienkapelle gemalt. Volkmann nahm (I. 469 f.) daran Anstoß, daß Johannes und Paulus auf einer Linie mit der Hauptheiligen stehen und Heilige mit einander verbunden seien, die nicht zu derselben Zeit gelebt. Stolberg (VIII. 42) fand die Maria Magdalena dieses Bildes „in der edlen Ruhe des schönen Angesichts weit schöner als Cäcilie" und zog dieser Raphael's Agathe im Palaste Ranuzzi vor. — Fünf Heilige, außer Cäcilia noch Magdalena, Augustinus, Johannes und Paulus. — Melchisedek. Vgl. den Brief an die Hebräer 7. 3. — Wenn man die Werke der ältern Meister betrachtet. Ein Anfang zur Sammlung der älteren Bologneser Schule war im Palazzo Pubblico schon damals gemacht. — Albrecht Dürer n. Ende 1505 war er nach Venedig gegangen, von wo er Bologna besuchte. — Auf seiner niederländischen Reise (S. 94), in den Jahren 1519 bis 1521. G. nahm diese Angaben aus Dürer's Briefen und Aufzeichnungen, die ihm schon früh bekannt geworden waren. — Gelehrten. Man nannte so Bologna la dotta, wie von seinem guten Leben la grassa. — In den gewölbten Lauben, Loggie: „Die gewölbten Gänge, welche in den meisten Straßen vor den Häusern (höher als die Straßen) sind, auf welchen das zweite Stockwerk ruhet und darunter man geht, benehmen den Häusern viel von ihrem Ansehen." Büsching. — Den Thurm, den Torre Asinelli, 1109 erbaut, 257 Fuß hoch. Auf 447 Stufen steigt man zur Höhe. — Der hängende Thurm, der daneben stehende Torre Garisenda. Volkmann hielt es für unmöglich, daß ein Baumeister absichtlich schief gebaut habe. Nach den Messungen von Alidosi ist daran nicht zu zweifeln; derselbe hat festgestellt, daß der Thurm gegen Süden 6,6, gegen Osten 1,6 Fuß überhängt. — Die Kinder Gottes ... Ungeheuer (S. 95). Vgl. 1. Mos. 6, 2—4. — Das große Bild von Guido (S. 96), die sogenannte Madonna della Pietà, jetzt in der Pinacoteca. Maria am Leichnam Christi weinend mit zwei klagenden Engeln; unten die Schutzheiligen der Stadt, Petronius, Dominicus, Karl Borromäus, Franciscus und Proculus. — Der Mendicanti, i Mendicanti di Dentro. Stolberg sagt von dieser Kirche nur, sie sei reich an Gemälden von Guido Reni, Hannibal Carracci und Andern aus dieser Schule. — Müssen hier —. Die vor Abscheu nicht ausgeschriebenen Worte sollten

auf das Halten des Leichnams eines Gekreuzigten deuten. — Sebastian (S. 96). Nach Volkmann in der Sakristei von San Salvatore, jetzt in der Pinacoteca. — Im Palast Tanari. Volkmann (I. 482): „Das Bild ist meisterhaft in einer großen Manier, mit schönen Mitteltinten gemalt, insonderheit kann man die sanfte, bescheidene Miene der Maria nicht genug bewundern." — Eine Beschneidung von Guercin, auf dem Hauptaltar der Kirche Gesù e Maria. Auch Stolberg lobt dieses Bild. „Es besteht aus zehn menschlichen Figuren, die dieser große Meister mit der ihm eigenen Stärke des Pinsels und unnachahmlicher Wahrheit belebt hat." — Von Raphael (S. 97). Volkmann gedenkt solcher im Palazzo Zaniboni und im Studio Pubblico (I. 438, 482). — Eine heilige Agathe, eben von Raphael, im Palazzo Ranuzzi, die, wie oben bemerkt, Stolberg der Cäcilie Raphael's vorzog. — Wollte ich meine Arbeit an Iphigenia fortsetzen. Unmöglich kann G. während des Fahrens die in Venedig abgebrochene Umschrift seines Stückes wieder aufgenommen haben. Wir hörten, wie er schon zu Venedig aus Veranlassung der Aufführung von Crébillon's Elektra an Aenderungen dachte, welche er mit dem Stücke vornehmen müsse, um es auch dem deutschen Theater näher zu bringen. Die beabsichtigte Ausführung dieser Veränderungen dürfte es gewesen sein, welche den Dichter von der Vollendung der Umschrift in Venedig abhielt. Vielleicht war es zunächst eine Aenderung im vierten Aufzuge, welche ihm vorschwebte, ohne daß er über dieselbe mit sich einig werden konnte; denn gerade in diesem findet sich eine Abweichung der jetzigen Gestalt des Stückes vom ersten Entwurf und dessen weiterer Bearbeitung. Das Nachdenken über diese Aenderung veranlaßte ihn wol, den ganzen Verlauf der Handlung näher zu erwägen, woraus sich denn der Gedanke über den in der Sage von Iphigenie liegenden dramatischen Gehalt ergeben mochte, der ihn so anzog, daß er den Plan zu einer Iphigenie in Delphi (denn so sollte das Stück heißen, nicht von oder auf Delphi) sich vollständig entwickelte. Man kann zweifeln, ob die kurze Angabe des Inhaltes dieses neuen Stückes (von den Worten: „So kurz als möglich" an bis „gesehen werden", S. 98, Z. 5) ursprünglich im Tagebuch stand, nicht aus späterer Erinnerung hinzugefügt worden. G. überließ sich diesen Gedanken wol am frühesten Morgen zwischen Schlaf und Wachen. Vgl. den Schluß der Eintragung vom 27sten (S. 112, Z. 22 ff.). Der Vermuthung Bahlen's (Aristoteles und Goethe, eine Betrachtung zu Aristoteles' Poetik, 1874), den tragischen Punkt seiner „Delphischen Iphi-

genie" habe G. in der Stelle der „Poetik" des Aristoteles (14) über die Erkennung in dem „Kresphontes" und der „Iphigenie" gefunden, widerspricht das, was G. über die Entstehung dieses Planes sagt, geradezu; nichts lag in jenem Augenblicke dem Dichter ferner als die Poetik des griechischen Weisen, die er seit achtzehn Jahren nicht mehr gelesen hatte. — Erinnern (S. 98) dürfte darauf deuten, daß der Traum selbst, den er hier auf seine italiänische Reise deutet, den Freunden bekannt gewesen, und ursprünglich stand wol im Tagebuch (denn wir haben immer nur Tagebuchbemerkungen) statt „meine Freunde" die an Frau von Stein gerichtete Anrede „Dich". — Das Institut, il instituto delle scienze ed arti, über dessen reiche Sammlungen Volkmann (I. 404 ff.) handelt, die heutige Universität. Es ist der Palast des Kardinals Poggi, der 1711, wo er in den Besitz des Senats kam, diese Bestimmung erhielt. Ungünstig urtheilt Archenholz, IV. 99. — Der innere Hof, von Bartolommeo Triachini. — Die mannichfaltigen schönen und wissenswerthen Dinge (S. 99). Außer einer großen Bibliothek fanden sich hier Kunstsammlungen und eine Sternwarte. — Durch den ungeheuern Zudrang. G. will sagen: erst die Noth habe die klösterliche Aufsicht der Studirenden gesprengt; noch viel länger habe es gedauert, ehe man bürgerliche Waisenhäuser (im Gegensatz zu den geistlichen Anstalten, in denen man die Waisen unterbrachte) gegründet. — Den Bergen, den Apenninen. — Wie Antäus, ein G. sehr beliebtes Bild, dessen sich auch sein Faust (Werke, Bd. XIII. S. 77) bedient. — Paderno, eine Meile südlich von Bologna. Volkmann verweist (I. 503) wegen des Bologneser Steins auf Keyßler's Reisen und auf eine Abhandlung von Marggraff in den Memoires de l'Académie de Berlin. Schon Werther im Briefe vom 18. Juli bedient sich des Vergleiches mit dem „Bononischen Stein" (Werke, Bd. XIV. S. 47). Vgl. Werke, Bd. XII. S. 154, den unter dem 17. November mitgetheilten Brief an Knebel und den an Denselben am 25. Oktober 1788 gerichteten. — Werden Kenner ... zu entwickeln wissen (S. 100). Er dachte bei dieser Aeußerung, die vielleicht mit der ganzen Fassung der Stelle später ist, wol an den Bergehauptmann von Trebra in Zellerfeld, dem er nach seiner Rückkehr eine Beschreibung der Art, wie man den Bologneser Stein breche, in seine Akten geben wollte. Vgl. von Biedermann, „Goethe's Beziehungen zum sächsischen Erzgebirge", S. 50. Ueber seine in Paderno gemachte Sammlung „Zur Naturgeschichte des Bologneser Schwerspaths" vgl. S. 568 f.

31. **Durch die Apenninen bis Giredo, den 21. und 22. Oktober** (S. 101 f.) — **Ob ich mich heute selbst u. s. w.** Erst am 22sten hatte er Bologna zu verlassen gedacht. Eine innere Unruhe hatte ihn wieder überfallen, und so benutzte er gern eine sich ihm früher nach Perugia darbietende Gelegenheit. Daß er Bologna nur flüchtig gesehen, bemerkt er selbst später (S. 115). **Von Bologna bis Pianoro** sind $1^1/_2$ italiänische Posten (5 deutsche Meilen) und ebenso weit von dort nach Lojano, wo er schon des Windes wegen die Dächer mit Steinen beschwert fand. — **Giredo** (S. 101), eine Tagereise von Lojano. — **Im Archenholz.** G. hatte schon in Weimar die erste Auflage von dessen „England und Italien" gelesen, in welchem Dieser das erstere ebenso überschwänglich pries, als er das andere herabsetzte. Eine Ehrenrettung Italiens hatte der Bibliothekar Jagemann zu Weimar im Mai- und Juniheft des „Deutschen Museum's" 1785 geliefert, wogegen A. in der 2. Auflage sich vertheidigte. — Der Schlußsatz: „Gestern Abend ... schön" (S. 102) ist wol erst am folgenden Morgen geschrieben. — Das handschriftliche Tagebuch gedenkt unter diesem Tage des Planes eines „Ulysses auf Phäa" (der Phäakeninsel). Vgl. meine Schrift „Goethe und Karl August", I. 231, Anmerkung.

32. **Von Giredo über Florenz und Perugia nach Foligno, den 23. bis 25. Oktober** (S. 102—110). — **Die Herbergen zu Arezzo und Perugia.** Auffallend sind die schlechten Herbergen in diesen bischöflichen Städten; aber auch der gleichfalls bischöflichen Stadt Velletri ging es nicht besser. Vgl. S. 169. — **Hatte ich eiligst durchlaufen.** Später sagte er, er habe es kaum gesehen (S. 115), sei nur drei Stunden geblieben. Weshalb er so eilte, wissen wir, und man begreift nicht, wie Niebuhr (S. 290) dies übersehen konnte. **Den Breitegrad von Florenz** (43°, 40') übergeht er. — **Den Dom, Santa Maria del Fiore.** — **Das Baptisterium.** Il Battisterio, des Doms, das Johannes dem Täufer, dem Schutzheiligen von Florenz, gewidmet ist (San Giovanni). — **Der Garten Boboli,** hinter dem Palazzo Pitti. Eine ausführliche Beschreibung desselben hat Volkmann I. 587 f. — **Toskana** (S. 103), das auch Archenholz als das glücklichste Land Italiens bezeichnet. — **Neulich, am 22sten.** Vgl. S. 102. — **Auf die ursprüngliche Art.** Schon Hesiod kennt neben dem einfachen Hackenpflug den Räderpflug, dessen auch Virgil gedenkt. Vgl. H. Rau, „Geschichte des Pfluges" (1845). — **Arezzo,** 9 Posten von Florenz,

10 von da bis Perugia. — An einem herrlichen Morgen (S. 105), dem 25ten. — Volkmann (S. 106). Dieser schreibt (III. 431): „Die den Philippinern zugehörige Kirche St. Maria di Minerva ist der schönste Rest aus dem Alterthum, den man zu Assisi und der ganzen umliegenden Gegend sieht. Die Vorderseite besteht aus sechs kannelirten korinthischen Säulen, die wohl erhalten und von gutem Geschmacke sind. Der Name der Kirche scheint ein Beweis zu sein, daß hier ehemals ein der Minerva gewidmeter Tempel gestanden. Außer dieser Vorderseite ist die Kirche neu. Man sieht noch die Löcher der Nägel, womit die Buchstaben von Bronze, welche vormals zur Inschrift dienten, in der Mauer befestigt worden." — Madonna del Angelo, vielmehr degli Angeli, auch Maria Portiuncula oder degli Angeli genannt. — Der... über einander gethürmten Kirchen. „Assisi, vor Alters Assisium, eine kleine Stadt auf einem Berge (eine italiänische Meile von dem Wallfahrtsorte Madonna degli Angeli), welches der Geburtsort des h. Franciscus und der Sitz eines Bischofs ist, der unmittelbar unter dem Papste stehet. Die Domkirche bestehet aus drei über einander gebauten Kirchen, in deren unterster das Grab des h. Franciscus ist." Büsching. G. war schon so gründlich verstimmt gegen alles Mönchthum geworden, daß ihn vor der berühmten Kirche des Heiligen schauderte, was man ihm freilich wieder auf das Aergste verdacht hat, obgleich nichts natürlicher war, als daß er den klassischen Resten vor diesem bei aller Großartigkeit ihm widerwärtigen Sitze finstern Aberglaubens den Vorzug gab; strebte ja seine ganze Seele nach Klarheit und edler Einfalt. — Vitruv. I, 4—7. V, 2, 3. — Model (S. 107), modulo, der Säulenhalbmesser. — Palmyrenisches Ungeheuer, wie der Tempel des Baal zu Palmyra. Vgl. Wood, The ruins of Palmyra (1753) und oben S. 403. — Gran Convento, dem Dom zu Assisi. — Aus den alten Tragsesseln (S. 109). Von zwei Maulthieren getragene Tragsessel kommen bei den Alten nicht vor. Bei den Römern trugen Sklaven die Sänfte (lectica) oder den Sessel (sella, auch scamnum). Vierrädrige Maulthierwagen kennt schon Homer. Der Wagen der Vetturinen stammt wol von dem frühe in Rom eingeführten essedum oder dem wenig davon verschiedenen cisium her. — Die erste poetische Idee, die dichterische Vorstellung von der ersten Zeit der Menschheit. — Foligno oder Fuligno, das alte Fulginia. Stolberg gedenkt hier (IX. 302 f.) einer herrlichen Madonna Raphael's im St. Annenkloster der Franzis-

lauerinnen. — Auf Ixion's Rad (S. 110), unter der größten Qual. So schreibt G. am 20. Februar 1785 an Herder: „Gegeben vom Rade Ixion's." Des „harten Gerichtes am rollenden Rad" gedenkt auch die vierte römische Elegie (Werke, Bd. II. S. 20).

33. Von Foligno über Spoleto nach Terni, den 26. und 27. Oktober (S. 110—112). Die ursprüngliche Fassung des Anfangs dieser Eintragung hat sich in einer Abschrift der Frau von Stein erhalten, die, als sie die Tagebücher und Briefe, die ihr G. aus Italien zugeschickt, ihm zurückgab, mehrere für sein Verhältniß zu ihr bedeutende Stellen sich abschrieb. Sie lautet: „Wieder in einer Höhle sitzend, die vor einem Jahre vom Erdbeben gelitten, wende ich mein Gebet zu Dir, mein lieber Schutzgeist! Wie verwöhnt ich bin, fühle ich erst jetzt, zehn Jahre mit Dir zu leben, von Dir geliebt zu sein, und nun in einer fremden Welt! Ich sagte mir's voraus, und nur die höchste Nothwendigkeit konnte mich zwingen, den Entschluß zu fassen. Laß uns keinen andern Gedanken haben als unser Leben mit einander zu endigen." Höhle nannte er die schlechte Herberge, wie am 25sten (S. 109), worauf sich wieder bezieht. — Vom Erdbeben, das den Kirchenstaat im vorigen Oktober heimgesucht hatte. Vgl. Polit. Journal 1788, II. 1150f. — Terni, „ein Städtchen mit ungefähr 7000 Einwohnern". Volkmann. Es ist das alte Interamna, benannt von den zwei Armen der Nera (Nars), die es einschließen. — Spoleto. Vgl. Volkmann, I. 421, 423. — Das Amphitheater in Verona, der Tempel bei Assisi. — Der Winterkasten auf dem Weißenstein (S. 111), jetzt Wilhelmshöhe bei Kassel. G. hatte im Oktober 1783 dem jungen Fritz von Stein zu Liebe seine Reise vom Harz bis nach Kassel ausgedehnt, um dort „den Riesen [Herkules] auf dem Winterkasten" zu besuchen. — Crocefisso, wol San Salvadore zwischen Foligno und Spoleto. Volkmann berichtet (III. 426): „Nach der Station alle Vene (mitten zwischen Foligno und Spoleto) links am Wege ein kleiner Tempel, woraus man eine Kapelle St. Salvatore gemacht. Die Einwohner glauben, der Tempel sei dem Flußgotte [dem Clitumnus] geheiligt gewesen. Er scheint nicht sehr alt, fällt aber von ferne artig und malerisch in die Augen. Die Form ist ein langes Viereck, dessen Vorderseite vier korinthische Säulen und zwei Pilaster hat. Die Mauern sind bis an die Pilaster verlängert." Auch Büsching nennt die am Flusse stehende Kapelle San Salvadore, wie sie auch noch heute San Salvadore heißt. G. muß den Namen Crocefisso gehört haben. Stolberg

Inhalt.

Alle mit † bezeichneten Gedichte sind nicht in den bisherigen Ausgaben enthalten. — Die Aufnahme einiger Ueberschriften in verschiedene Rubriken hat die Absicht, das Auffinden solcher Gedichte zu erleichtern, denen man bei der Anordnung hätte verschiedene Stellen anweisen können.

Seite

Vorbemerkung des Herausgebers XVII

I. Lieder.

Aus „Egmont“:
- Die Trommel gerühret 5
- Freudvoll und leidvoll 5

Aus „Faust“:
- Burgen mit hohen 6
- Der Schäfer putzte sich zum Tanz 6
- Meine Ruh ist hin 7
- Ach, neige, Du Schmerzensreiche 9

Aus „Götz von Berlichingen“:
- Mit Pfeilen und Bogen 10
- Berg auf und Berg ab 10
- Es fing ein Knab ein Meislein 11
- Wollt' es Euch etwa nicht behagen 11

Aus dem Vorspiel „Was wir bringen“:
- Warum doch erschallen 12

† Sehnsucht 12
† Morgenständchen 13
† Entfernung von der Geliebten 15
† Als ich in Saarbrücken war 16
Friederike 16
Auf einen Baum im Wäldchen bei Sesenheim 17
† Ein grauer, trüber Morgen 17
† An Belinde 18

Aus „Jery und Bätely“:
- Es war ein fauler Schäfer 18
- Es rauschet das Wasser 19
- Endlich, endlich darf ich hoffen 19

ſpricht (IX. 392) von einem „Tempel des Clitumniſchen Jupiters am Clitumnus“. Vgl. Herder's Reiſe, S. 81. Das aus den Zeiten der Antonine ſtammende Tempelchen iſt aus Trümmern umliegender Heiligthümer ſpät hergeſtellt worden, wie die damals noch nicht beachtete Inſchrift beſagt: ſchon im fünften Jahrhundert war es dem Heiland geweiht. — Dem Trasimeniſchen See (S. 111), dem Lago di Perugia. — Auffällig iſt, daß G. nicht des berühmten, an vier Miglien öſtlich von Terni nahe bei Geſt liegenden Waſſerfalles des Velino gedenkt, noch der benachbarten Höhle, die Volkmann (III. 412 ff., 418 f.) ausführlich beſchreibt, von denen die letztere kein Reiſender unbeſucht zu laſſen pflegte. Vgl. Stolberg, IX. 388 f., und Herder, S. 83. Da G. gerade diesmal ſich ſo wenig beeilte, daß er zwei Tage auf Spoleto und Terni verwandte, ſo wird die Erwähnung von jenem Beſuche des Waſſerfalls, wie ſo Manches, bei der Zuſammenſtellung und Bearbeitung des Tagebuchs ausgefallen ſein, wodurch ſich denn Niebuhr's Vorwurf (S. 290) erledigt. Daß er bei Terni auf einem vulkaniſchen Boden ein Stück Travertin gefunden, das von einem Gebäude herrühren müſſe, wiſſen wir. Vgl. S. 568. — Der Dämonen (S. 112), der zur That reizenden Götter; auf die böſen Geiſter würde wenigſtens „die Gunſt“ nicht paſſen. — Heute, auf dem Wege von Spoleto nach Terni. Vielleicht hatte der Anblick von Spoleto dieſen Gedanken in ihm angeregt, da die Stadt außer dem Dome „22 Pfarrkirchen, ebenſo viel Klöſter, 17 Einſiedlereien und 13 geiſtliche Brüderſchaften hatte“ (Büſching). — Der ewige Jude, in ſeinem 1774 begonnenen, aber liegen gebliebenen epiſchen Gedichte, deſſen er Werke, Bd. XXII. S. 178 ff. ausführlich gedachte. — Jene Legende. Als Petrus, um dem Martyrtode zu entgehen, aus Rom floh, begegnete ihm Chriſtus, der, nachdem er auf ſeine Frage, „Herr, wohin gehſt Du?“ (Domine, quo vadis?) deſſen Abſicht vernommen, ihm erwiderte, er komme, um ſich zu Rom von Neuem kreuzigen zu laſſen, worauf Petrus beſchämt zur Stadt zurückkehrte, wo er den Kreuzestod erlitt. — Aus Ungeduld, weiter zu kommen. Aber dennoch machte er nur kurze Tagereiſen, als ob er ſich nur langſam ſeinem erſehnten Ziele nähern wollte.

34. Von Terni nach Città Caſtellana, den 28. Oktober (S. 112 f.) Der Weg beträgt 6¼ Poſten, wogegen er in den beiden vorigen Tagen zuſammen 6¾ gemacht hatte. — Die Brücke. Es finden ſich hier bedeutende Ueberbleibſel der prächtigen Brücke des Auguſtus über die Nera. Vgl. Volkmann, III. 409. Narni iſt das alte Narnia. — Köſtliche Gegenden,

die er aber nicht ſehn konnte, ebenſo wenig wie er hier in der Frühe des Morgens die geologiſche Beſchaffenheit zu erkennen vermochte. — Otricoli (S. 113), in der Nähe des alten Ocriculum. G. giebt diesmal faſt blos geologiſche Bemerkungen. Volkmann bemerkt (III. 405), in der Nähe des elenden Ortes Otricoli fänden ſich ganze Hügel von ſolchen runden Kieſelſteinen, wie ſie gewöhnlich in den Flüſſen ausſehen, wenn ſie lange herumgewälzt ſind. — Die Brücke, der alte Ponte felice, den Sixtus V. 1589 umgebaut hatte. — Einen Berg. Vgl. Volkmann, III. 405. — Città oder Cività Caſtellana, „auf drei Seiten von Flüſſen umgeben, hängt nur an der vierten mit dem oben durch eine Citadelle gekrönten Berge zuſammen. Auf dem Felſen ſind Höhlen zu Wohnungen für das gemeine Volk ausgehauen. Man ſucht hier das alte Faleril.“ Volkmann. Gleich über der Tiberbrücke fand G. Lava mit weißen Granaten, die er mitnahm. Vgl. S. 568. — Die Ausſicht. Volkmann hebt die herrliche Ausſicht vom Thurme der Citadelle nach dem Sabinerlande hervor, wo man Schloß Caprarola und den Berg Soracte (San Oreſte) ſehe. — Mit meinem Faſanenkahn. Vgl. S. 98, 667.

Die Fahrt von Civita Caſtellana nach Rom, 7¾ Poſten, bleibt ganz unbeſchrieben; auch die erſten Briefe aus Rom gedenken ihrer nicht. Man vergleiche die genaue Beſchreibung dieſer Fahrt bis zur römiſchen Dogana, die auch damals wie heute ſich in der Piazza Pietra vor den elf koloſſalen Marmorſäulen des ſogenannten Antoniniſchen Tempels befand, bei Moritz, I. 107—112. Auch G. fuhr durch die Porta del popolo an der päpſtlichen Wache vorbei, den Corſo weit hinauf, bis am Palazzo di Sciarra ihn eine Seitenſtraße rechts zur Dogana führte.

Rom.

Vom 29. Oktober 1786 bis zum 21. Februar 1787.

35. Den 1. November (S. 114 f.). Von den beiden letzten Tagen des Oktobers nach ſeiner am Nachmittag oder Abend des 29ſten erfolgten Ankunft, auch von ſeinem ſonſt wohl hervorgehobenen Namenstage, dem Wolfgangstage (31ſten), fehlt jede Spur; wahrſcheinlich war der erſte Eindruck zu groß, als daß er ſich zu faſſen vermocht hätte. Die erſte Mittheilung („Endlich kann ich ... dienen ſollen“) ſcheint einem Briefe in die Heimath anzugehören, muß aber, da G. erſt nach der Mitte des Monats der Freundin in Weimar ſeinen Aufenthalt angab, irrig auf den 1ſten geſetzt ſein; der andere Brief („Ja, ich bin end-

lich ... kostspielig") scheint sich unmittelbar daran zu schließen. Das Ganze dürfte an Frau von Stein gerichtet sein, so daß auch hier meine Freunde an die Stelle von Du getreten wäre. — Porta del popolo (S. 114), das großartige, mit Marmorsäulen und den Statuen der Apostelfürsten geschmückte, mit dem päpstlichen Wappen zwischen zwei großen Füllhörnern versehene nördliche Thor, nach dem er sich so lange gesehnt. Mehr östlich war die alte Porta Flaminia. „Das Thor und der Platz del Popolo führten ihren Namen von einem Pappelhain, der in dieser Gegend um das Grabmal des Augustus gepflanzt war." Moritz, I. 155. G. dachte wol, wie so Viele, bei popolo an das Römische Volk. — Jedermann mit Leib und Seele in Norden gefesselt sah. Prinz Konstantin hatte schon vor Jahren Italien in Begleitung des Hofraths Albrecht besucht. Von Seiten des übrigen Hofes scheint Niemand damals nach dem Süden sich gesehnt zu haben. Wunderlich muß Jedem, der weiß, was den Dichter nach Italien trieb, die Aeußerung auffallen: nur weil er keinen Begleiter nach Italien gehabt, habe er allein die Reise angetreten. Die Fassung dieser Stelle scheint der spätern Bearbeitung der Briefe anzugehören, wenn nicht vielmehr die Worte „Und laßt mich nun sagen ... Mittelpunkt zu suchen" ganz eingeschoben sind. — Kein lateinisch Buch mehr ansehen. Vgl. oben S. 89. — Mein Vater (S. 115). Vgl. Werke, Bd. XX. S. 11. Er hatte sie wol von seiner Reise 1740 mitgebracht, etwa die Vedute delle Fabbriche, Piazze e Strade di Roma di Giovanni Giacomo Rossi (1665) oder spätere Nachbildungen derselben. Was Riemer bemerkt (II. 222, Anm. 2), G. habe dieselben Prospekte in seinen Zimmern aufgehängt gehabt, finde ich sonst nicht bestätigt. Ueber der Treppe hing der Plan von Rom. In seiner Sammlung von Kupferstichen befanden sich nach Schuchardt (I. 223) „Pläne und Prospekte von Rom von Alessandro Specchi u. A., sehr beschädigt und aufgezogen in einem Pappband in größtem Querfolio". Auch sonst besaß G. große und kleine Pläne von Rom. Vgl. Eckermann's Bericht vom 8. und 10. April 1829. — Pygmalion's Elise. In Ovid's schöner Darstellung der Sage (Metam., X. 243—297) erscheint die belebte Bildsäule ohne Namen. Elise heißt sie in Bodmer's epischer Erzählung in Prosa „Pygmalion und Elise", zuerst 1747 gedruckt, 1749 wiederholt. Diesem folgte Ramler 1768 in seiner Kantate „Pygmalion", auf die sich Herder 1769 in dem erst in unserer Zeit gedruckten vierten „kritischen

Wäldchen“ (Herder's Werke, XX. 547) bezog: „Wenn ich ... als ein zweiter Pygmalion eine Elise zu umarmen glaube.“ Auf Ramler's Kantate deutet auch Wieland 1771 am Ende des dritten Buches seines Gedichtes „Die Grazien“ (W.'s Werke, Th. XI. S. 178). Da man neuerdings Pygmalion's Geliebte nur unter dem Namen Galathee kennt, so ließ sich Schuchardt verleiten, in dem Namen Elise eine Verwechslung G.'s mit Elisa anzunehmen, wie Dido, die Schwester des tyrischen Königs Pygmalion, heißt. Den Namen Galathee (denn diese Namensform mit dem unbefugten h war bei den Franzosen durchgedrungen) gab der Geliebten Pygmalion's wol zuerst der 1746 verstorbene Themiseul Hyacinthe de Cordonnier, der sich den Namen Saint Hyacinthe beilegte, in einem seiner kleinen Romane, welchem er die Pygmalionsage zu Grunde legte. Auf den Namen kam er wol durch die von Ovid erzählte Sage von Acis und Galatea. Ihm folgte Rousseau in seinem berühmt gewordenen Mono- oder Duodrama „Pygmalion“, das Benda 1780 in Musik setzte, auch Großmann 1776 zu einem Lustspiele benutzte. Vgl. von Loeper zu G.'s Werken, Bd. XXII. S. 269. An unserer Stelle kann wegen des Namens Elise Rousseau's Dichtung nicht gemeint sein.

36. **Rom, den 3. November** (S. 116—119). Dieser und die nächstfolgenden Briefe scheinen aus den Aufzeichnungen des Tagebuchs hervorgegangen. — **Gestern.** Von Moritz (I. 123) wissen wir, daß die letzten Tage des Oktober und auch der erste November in Rom so kalt waren, daß „die Leute selbst im Gehen auf den Straßen sich schon an Kohlentöpfen wärmten“, so daß also Rom unsern Dichter, der dazu durch den Bankerott seines Banquiers unangenehm berührt ward, übel empfing. Erst am Allerseelentage trat laues, aber trübes und regnerisches Wetter ein. — **Am Tage Allerseelen.** Es macht einen geradezu komischen Eindruck, sieht man, auf welche verschiedene Weise G. und Moritz diesen Tag zugebracht, wenn man auch nicht behaupten darf, daß G. sich der widerwärtigen Allerseelenfeier, die am Schaurigsten in einer dem Todtendienst gewidmeten Kirche an der Tiber war (Moritz, I. 123 ff.), ganz habe entziehen können, vielmehr wird er auch die schwarze äußere Bekleidung der Kirche sammt den Abbildungen von Schädeln und Todtengebein gesehen und das klägliche Geschrei um Almosen für Todtenmessen per le povere anime del purgatorio vernommen haben. — **Tischbein.** Daß er sich auf Diesen freue, hatte er schon am

14. Oktober an Seidel geſchrieben. G. und der Herzog von Weimar waren durch Merck früher mit dem Maler Wilhelm Tiſchbein (den 15. Februar 1751 zu Haina geboren) in Verbindung gekommen, der, nachdem er mit Unterſtützung des Landgrafen von Heſſen-Kaſſel anderthalb Jahre in Italien zugebracht, zunächſt in Zürich ſich niedergelaſſen hatte. Sie empfahlen ihn dem Herzog von Gotha, der ihn auf ſeine Koſten nach Italien reiſen ließ. Das in Rom vollendete, Anfangs 1785 an den Herzog von Gotha abgeſandte Bild Konradin's gefiel dieſem ungemein, wie auch G. daran großes Gefallen fand; doch ließ Dieſer, wahrſcheinlich in Folge des Einfluſſes von Hofrath Reiffenſtein, ſich nicht beſtimmen, Tiſchbein Auftrag zu einem neuen Gemälde zu geben, wenn er ihm auch ſeine Unterſtützung nicht entzog und ihn ſpäter in ſeine Dienſte zu nehmen verſprach. Vgl. Düntzer, „Aus Goethe's Freundeskreiſe" (1868), S. 223 ff. Von einer weitern Verbindung G.'s mit Tiſchbein findet ſich keine ſichere Spur; doch war Letzterer bedacht, ſich den Dichter durch Sendungen von Rom aus zu verbinden, die aber erſt nach deſſen Abreiſe von Weimar abgingen oder noch der Abſendung harrten, als G. in Rom ankam. Wie ſehr Tiſchbein von G.'s Gegenwart ſich beglückt fühlte, zeigt deſſen Aeußerung an Lavater vom 9. Dezember: „Goethe war mir durch Sie und ſeine andern Freunde [beſonders Merck] ſchon ziemlich bekannt durch die vielen Beſchreibungen, welche ich von ihm hörte, und ich habe ihn ebenſo gefunden, wie ich mir ihn dachte. Nur die große Geſetztheit und Ruhe hätte ich mir in dem lebhaften Empfinder nicht denken können, und daß er ſich in allen Fällen bekannt und zu Hauſe findet. Was mich noch ſo ſehr an ihm freut, iſt ſein einfaches Leben. Er begehrte von mir ein kleines Stübchen, wo er ſchlafen und ungehindert arbeiten könnte, und ein ganz einfaches Eſſen, das ich ihm dann leicht verſchaffen konnte, weil er mit ſo Wenigem zufrieden iſt." G. wird Tiſchbein gleich aufgeſucht haben, der ſeine frühere Wohnung auf Trinità de' Monti (oder, wie man früher meiſt ſagte, Trinità di Monte), wo die meiſten Maler wohnten, verlaſſen und in einem Eckhauſe des Corſo eine für ihn ſehr geeignete Wohnung bezogen hatte. Der Hausherr war ein gewiſſer Collina, deſſen Sohn manche Dienſte verrichten konnte. Das Haus iſt jetzt mit Nr. 20 bezeichnet; es liegt links vom Thore auf der Ecke des nach dem Monte Pincio führenden Vicolo della Fontanella, an welchem Hof und Garten hergehen. Aus dem zweiten Stocke hatte G. eine ſchöne Ausſicht

auf den Monte Pincio. Der Gemeinderath von Rom hat 1872 das Haus durch eine Gedenktafel ausgezeichnet. Wahrscheinlich wohnten schon damals in demselben Hause die Maler Friedrich Bury aus Hanau, der sehr früh nach Rom gekommen, und Johann Georg Schütz aus Frankfurt, die er gleich in der ersten Zeit kennen lernte, wenn auch erst der „Zweite Aufenthalt" ihrer gedenkt. Vgl. S. 677. Daß man früher ein anderes Gebäude als sein Wohnhaus bezeichnet habe, bemerkt G. am 1. Mai 1829 gegen Eckermann. Das Essen erhielten sie wol im Hause, wenn nicht in einem ganz in der Nähe gelegenen, da die Wirthe das Essen in guten Wärmekästen zu schicken pflegten. In seiner frühern Wohnung hatte Tischbein bei den Wirthsleuten gespeist. Vgl. W. Tischbein, „Aus meinem Leben", II. 35. Das Speisehaus der Deutschen war in der Strada Condotti, nahe bei dem von Deutschen viel besuchten Café Greco. Vgl. Herder's Reise, S. 95. — Auf den Monte Cavallo (S. 116). Vgl. Volkmann, II. 294; Moritz, III. 31 ff., 60. Wie herrlich spricht G. den mächtigen Eindruck dieser einzigen Kunstwerke aus, die auch Canova überraschten und mit immer neuem Staunen erfüllten, Thorwaldsen hinrissen, während Winckelmann, der auf Monte Cavallo wohnte, nur von den Pferden mit großer Anerkennung spricht. Daß sie kein Original, sondern römische Nachbildungen griechischer Vorbilder seien, erkannte schon Visconti (Museo Pio-Clementino, I. 37); man schwankt neuerdings, ob man ihre Vorbilder der ältern attischen Schule oder der Zeit des Lysippus zuschreiben solle. Vgl. Welcker, „Das akademische Kunstmuseum zu Bonn", S. 133—150 der 2. Ausg. — Durch den ... geräumigen Hof eine übergeräumige Treppe hinauf. Vgl. Volkmann, III. 296 f. — Die Funktion. Das Betreten der Cappella Paolina, wo die Feierlichkeit stattfand, ist übergangen. — Die schönste, würdigste Männergestalt. Vgl. unten den Brief an Fritz Stein vom 4. Januar 1787; Moritz, I. 130 ff.; Stolberg, VII. 87, 143 f. — Den goldenen Mund, wol mit Bezug auf goldene Worte, die er sprechen sollte (Chrysostomus). — Venio iterum crucifigi. Vgl. oben S. 112, 671. — Der gewölbten und gemalten Säle (S. 117), mit ihren herrlichen Gemälden, die jetzt, sofern sie beweglich waren, von dort verschwunden und durch andere ersetzt sind. — Den heitern Karl Maratti. Volkmann (II. 297 f.): „Die große Galerie gemalt von Cirro Ferri, Bourguignon, Salvator Rosa u. A. Kein vorzügliches Stück. Am Besten an der Hinterwand die Geburt der Maria von Karl Maratti. In dem Zimmer

Maria mit dem Kinde, Brustbild von Maratti." Auch hier erschien Niebuhr (S. 290) G.'s aus reiner Anschauung, seiner Begabung und gebildetem, das Schöne, wo er es fand, anerkennendem Geschmack hervorgegangenes Urtheil „verkehrt". — Die heilige Petronilla (S. 117), jetzt in der Galeria Capitolina (143). — Diese doppelte Handlung. Volkmann, II. 298 f. — Vor einem Bilde von Tizian. Volkmann verzeichnet ohne weitere Bemerkung (II. 299): „Die Marter des h. Sebastianus von Tizian". Jetzt hängt das Gemälde in der Pinacoteca des Vatikan's im dritten Saale (20). Die Heiligen sind Ambrosius, Katharina, Petrus, Franciscus und Antonius. Das Bild kam durch Klemens XIV. von Venedig nach Rom. — Ein Wandbild von Guido in seiner Kapelle (S. 118). Volkmann, II. 300. — Einer unter uns, der Maler Friedrich Müller aus Kreuznach, nach Tieck's Bericht. Tieck's Bericht wird nicht, wie Hettner meint, durch Müller's Aeußerung an Heinse vom folgenden 17. April widerlegt: „Goethe logirte beim Maler Tischbein, schien ein Staatsgefangener vom neugebackenen Antiquar Hirt (ein erbärmlicher Prinz), von Schütz, Burg u. s. w. zu sein. Diese machten seine Leibgarde aus, und es schien mir immer, wenn ich den starken Goethe unter den schalen Schmachtlappen so herummarschiren sah, als erblickte ich den Achilles unter den Weibern von Skyros. Ich sah ihn nicht, als nur in den letzten Tagen seines Hierseins [am 22. Februar war G. nach Neapel gereist]; da trafen wir uns auf der Villa Medici und sprachen auf einige Augenblicke mit einander." Denn Müller hatte Ursache genug, dieser für ihn gerade nicht besonders ehrenvollen Geschichte nicht zu erwähnen, ja man sollte glauben, diese neben der Eifersucht auf Tischbein und G.'s übrige Freunde habe dazu beigetragen, daß Müller sich ganz und gar von seinem berühmten Landsmann zurückzog. Daß Friedrich Müller den ein halbes Jahr jüngern Frankfurter Dichter einmal persönlich gesehen, beruht auf unsicherm Zeugnisse. Vgl. B. Seuffert, „Maler Müller", S. 24. Dagegen wissen wir, daß G. früher mit ihm in brieflicher Verbindung stand, und seit 1778, als Müller nach Italien ging, die jährliche Unterstützung der Weimarer Freunde vermittelte. Die letzte Sendung an ihn erfolgte am 18. Februar 1780. Vgl. Seuffert, S. 33. Auf die Nachricht, daß Müller in Rom katholisch geworden, bat ihn G. am 6. November um nähere Auskunft. „Es verändert in unserer Angelegenheit gar nichts", bemerkte er, „nur möcht' ich, wenn die Sache wahr ist, Fragenden die wahren Umstände erzählen und, wäre es nicht wahr, mit Grund

widersprechen können." Die von Müller darauf nach Weimar gesandten Gemälde und Zeichnungen mißfielen dort allgemein; auch G. machte in seinem Briefe vom 21. Juni 1781 in freundlichster Weise Auestellungen und gab Rathschläge. Darüber kam es zum Bruche. Im nächsten Jahre knüpfte sich G.'s Verhältniß mit Tischbein an, der gleichfalls nach Rom ging, und von dessen Verbindung mit G. Müller wol hörte. Mag nun Müller wirklich G. einmal gesehen oder ihn blos aus Abbildungen und Beschreibungen gekannt haben, daß er behauptete, der Fremde sei nicht G., hat nichts Unwahrscheinliches; ob er sich über seinen Umgang ganz so geäußert, wie Tischbein berichtete, bleibe dahingestellt. Auffallender dürfte es sein, daß sich das Gerücht von G.'s Anwesenheit schon damals verbreitet hatte, da er doch das Geheimniß so ängstlich zu verbergen gesucht. Natürlich hielt sich nun Müller noch absichtlicher zurück, als er schon sonst bei G.'s inniger Verbindung mit dem ihm widerwärtigen Tischbein gethan haben würde, da er nicht an seine zu Schanden gewordene Versicherung über Diesen erinnert sein mochte. Auch G.'s übrige Bekannte, Meyer, Reiffenstein u. A. traten hindernd zwischen eine persönliche Verbindung mit dem Freunde, der mit ihm schon vor vielen Jahren gebrochen hatte. Eine von Goedeke's Unbegreiflichkeiten ist seine eigensinnig festgehaltene Behauptung, Müller habe in Rom zu G.'s näherm Freundeskreise gehört und er sei unter Denjenigen gewesen, denen er seine „Iphigenie" vorgelesen habe. — Pordenone (S. 118), der von seiner Vaterstadt in Friaul so genannte Giovanni Antonio Licinio Regillo, Schüler Bellini's (1484—1539). — Heinrich Meyer (S. 119), in Zürich am 16. März 1760 geboren. Er empfing zu Stäfa, wohin die Mutter übersiedelte, bei Johannes Cölla, der ursprünglich Formstecher war, aber durch eigene Uebung sich zum Maler gebildet hatte, den ersten Unterricht; nach dessen Tode kam er 1778 nach Zürich zu Füßli, kehrte aber 1781 nach Stäfa zurück. Im Mai 1784 ging er mit seinem Jugendfreunde Heinrich Cölla,[1]) der auch mit ihm Füßli's Unterricht genossen hatte, nach Rom. „Sie lebten nun still und eingezogen in Rom zusammen, treu ergeben den Studien, oft übermäßig in Arbeiten sich anstrengend, und erwarben bald selbst einen Theil ihres

[1]) In Meyer's „Entwurf einer Kunstgeschichte des achtzehnten Jahrhunderts", S. 337, heißt es von diesem: Cölla nach Stäfa zurückgekehrten, 1789 erhobenen Freunde, er habe weich, zart und gefällig gearbeitet, aber seiner Kränklichkeit wegen sich auf Kopien und wenige Bildnisse beschränkt, nie eigene Erfindungen auszuführen unternommen.

Unterhaltes dadurch, daß ſie getuſchte Kopien von antiken Büſten oder Gemälden ſowie auch eigene Kompoſitionen verfertigten und dieſelben an Kunſthändler verkauften. — Sie legten auch zu gemeinſamem Beſitz eine kleine Sammlung an von Kunſtgegenſtänden, Gemälden und Handzeichnungen und ſetzten feſt, daß der Ueberlebende Eigenthümer dieſes durch Liebe gepflegten Schatzes ſein ſollte." Vgl. „Heinrich Meyer von Zürich" (Neujahrsblatt der Künſtlergeſellſchaft in Zürich für 1852), S. 2. Auf eine Frage ſeiner Mutter nach ihrem Fortſchreiten in der Kunſt erwiderte er: „Seht, wir klimmen und klimmen, aber der Berg iſt ſteil, abſcheulich ſteil, und ſelten gelingt es, bis oben zu gelangen. Die Meiſten verzagen ob der ſchwindelnden Höhe und erliegen auf halbem Wege; Andere umgiebt Finſterniß, und ſie verwirren ſich und gerathen in die Klüfte des Irrthums." — Gleich am Anfange lernte G. auch Hirt kennen, deſſen erſt der „Zweite Römiſche Aufenthalt" gedenkt. Vgl. S. 443 f., 677 und den Brief G.'s an Wieland vom 17ten (unten Anm. 42), Wieland's Merkur 1788, I. 272 f.

37. Briefe vom 4ten an Seidel und G.'s Mutter.

An Seidel.

„Ich bin hier glücklich angelangt. Schicke mir nun Alles, was Du geſammelt haſt. Du machſt über den Brief an mich, den Du nur mit Oblaten ſiegelſt oder leimſt, noch ein Couvert mit der Adreſſe: A Sgr. Tischbein, Pittore Tedesco al Corso, incontro del Palazzo Rondanini.[1]) Roma. Heute ſchreib' ich nur dies; nächſtens mehr. Laß Dir von Herrn Voigt auch ein Briefchen geben und verſchweige, ſo lange es geht, wo ich ſei. Schreibe mir auch, wann dieſer Brief angekommen; er geht den 4. November ab. Lebe wohl! Das Geſetz und die Propheten ſind nun erfüllt,[2]) und ich habe Ruhe vor den Römiſchen Gevenſtern[3]) auf zeitlebens. Lebe wohl. Liebe mich!"

Der Brief deutet auf eine von Voigt erwartete Antwort.

Von dem am 4. November mit der Angabe ſeines Aufenthaltes an ſeine Mutter gerichteten Briefe erhalten wir blos aus

[1]) Die Form Rondanini ſtatt Rondinini, der ſich G. regelmäßig bedient, braucht auch Stolberg (VII. 210); Volkmann hat ſchon die jetzt gangbare Rondinini, doch die ältere hat ſich heute noch bei der Digna Rondanini erhalten, die demſelben Marcheſe gehörte.

[2]) Vgl. Werke, Bd V. S. 256, 5. 1.

[3]) Vor den Schauenbildern, welche die Erzählungen Anderer über Rom in ihm erregten.

der auf sonderbare Weise uns erhaltenen Antwort derselben Kunde. Vgl. Brunner, „Die theologische Dienerschaft am Hofe Joseph's II.", S. 157 f. Aus dieser entnehmen wir auch, daß er ihr einen Brief an die Gebrüder Bethmann in Frankfurt übersandt hatte, den sie ihnen so zugehen lassen möge, daß diese nicht wissen sollen, durch wen sie ihn erhalten. Wahrscheinlich schrieb er ihnen wegen einer Anweisung auf einen Banquier in Rom auf den Namen eines Kaufmanns Möller, da der Banquier, an den ihn Paulsen empfohlen, mittlerweile fallirt hatte.

38. Den 5. bis 7. November (S. 119—122). Die Eintragung vom 5ten ist aus dem Tagebuche, die vom 7ten aus einem Briefe an Frau von Stein. — Nur in Rom u. s. w., wie es in einem Spruche Goethe's heißt (Bd. XIX. S. 66): „Nur in der Schule selbst ist die eigentliche Vorschule." — Scirocco (S. 120). Volkmann, II. 849. Von der bösen Einwirkung des Scirocco sind alle Reisebeschreibungen voll, manche gedenken ihrer in den übertriebensten Ausdrücken. Moritz bemerkt (III. 275): „Man kann wol sagen, daß der Sciorocco [sic] den Gedanken selbst eine andere Richtung giebt und den Ton in Gesellschaften anders stimmt als der Tramontan, der oft den Nebel der Seele zerstreut, so wie er die Luft von Wolken reinigt." — Bodmer, der schon am 2. Januar 1783 im höchsten Alter verstorbene Dichter in Zürich, der sich mit den ersten patriarchalischen Zeiten lebhaft beschäftigt hatte. — Den Mann zugleich als Pferdebändiger u. s. w. (S. 121). In einem Briefe aus Rom vom 30. August 1787 im „Merkur" 1788 (I. S. 266 f.) heißt es von Tischbein: „Jetzt hat unser Künstler ein kleines Gemälde gefertigt, das wegen seiner sonderbaren Erfindung und glücklichen Ausführung verdient, daß ich Ihnen eine kurze Beschreibung davon mache. Er hatte den Endzweck, das Reich des Menschen über die Thiere der Erde vorzustellen. Seine Phantasie versetzte sich in jene Zeiten der Menschheit, worin sie, ihrer Kindheit noch nahe, weder Künste noch Wissenschaften kannte, sondern allein bemüht war, die ersten sinnlichen Bedürfnisse zu befriedigen und sich gegen andere Thiere sicher zu stellen. Einen Theil derselben fesselte der Mensch durch Wohlthun an sich, wie den Hund und das Pferd, deren er sich nachher als Werkzeuge bedient, andere, die sich nicht an seine Gesellschaft gewöhnen wollen, zu unterjochen und sie als Beute zu betrachten. In diesem ursprünglichen Zustande ist der Mensch blos Jäger und Fischer. Das Fleisch der Thiere in der Luft, auf der Erde und im Wasser ist seine Nahrung, das Fell des Löwen und des Tigers seine Bedeckung

Aus „Scherz, List und Rache“:
Nacht, o holde, haldes Leben 19
Aus „Klaudine von Villa Bella“:
Mit Mädeln ſich vertragen 20
Serenate (Liebliches Kind) 21
Lebet wohl, geliebte Bäume 21
† Elfenliedchen 22
† An meine Bäume 22

III. Vermiſchte Gedichte.

† Neujahrslied 25
† An die Venus 26
† Kinderverſtand 27
Die Liebe wider Willen 28
Verſchiedene Drohung 28
Der Miſanthrop 29
Liebe und Tugend 29
Wunſch eines jungen Mädchens 30
† Zueignung 30
Drei Oden an meinen Freund Behrisch:
Verpflanze den ſchönen Baum 31
Du gehſt! Ich murre 33
Sei gefühllos! 33
† Felsweihe-Geſang an Pſyche 35
Elyſium. An Uranien 37
Pilgers Morgenlied. An Lila 39
Nach Sefenheim 40
Ueber Tiſch 40
Stammbuch Johann Peter Reynier's 41
Auf Fräulein von Klettenberg 43
Aus dem Singſpiel „Die Fiſcherin“:
Wenn der Fiſcher 's Netz auswirft 43
Auf dem Fluß und auf der Erde 43
Für Männer uns zu plagen 44
† Mahomet's Nachthymne 44
Zu den Leiden des jungen Werther's 45
† Scherze 46
† Heitre Epiſtel 46
† Das Gänschen im Domino 47
† An die Theegeſellſchaft 48
† Der Dichter im Staatswagen 49

und ſein Lager. Die Vorſtellung ſelbſt iſt folgende. Man ſieht zwei ſolcher Naturmenſchen, deren charakteriſtiſche Geſtalt aus den Zeiten der ältern Heroen genommen iſt, die, wie Herkules und Theſeus, die Welt von Ungeheuern befreiten. Sie ſind ganz nackt, auf zwei ſtolzen Pferden reitend, wovon das eine ein Schweißfuchs mit weißen Mähnen und Schweif, das andere ein Schimmel mit ſchwarz geſprenkten Flecken iſt. Sie kehren eben von der Jagd mit ihrer erlegten Beute zurück und ſcheinen, in ruhigem Schritte ſich gegen einander wendend, freundlich zuſammen zu ſprechen. Der Eine, mit der Lanze in der Hand, ſchleppt einen Löwen, an dem Pferde befeſtigt, hinter ſich; der Andere, mit dem Bogen, hat einen Adler auf den Rücken gebunden, deſſen weite Flügel ſich auf beiden Seiten verbreiten. Hinter ihnen folgt eine braun und grau geſtreifte Dogge, der getreue Gefährte der Menſchen ſowie das Pferd. Der Grund des Gemäldes iſt von einer Seite ein ungeheurer Fels, in deſſen Höhle der Löwe ſeine Wohnung hatte, ſowie der Adler die ſeinige auf deſſen unerſteigbaren Gipfeln; von der andern Seite eine anmuthige Ferne mit Waſſer, wo man noch zwei andere Männer entdeckt, die einen ungeheuern Fiſch aus deſſen Tiefe gezogen haben. Die Art, womit das Ganze gruppirt iſt und ſo viele Gegenſtände in einem ſo engen Raume ohne Verwirrung beiſammen ſind, läßt ſich durch keine Beſchreibung anſchaulich machen. Das Gemälde iſt ein Kabinetsſtück. Die Figuren ſind nicht viel über einen Palm hoch. Die richtige Zeichnung und das Ausführliche darin erinnert beim erſten Anblick an die Gemälde eines Benvenuto Garofalo. Das beſonders Hervorſtechende in dem Bilde iſt der Rücken des einen Reiters, von der ſchönſten Form, Zeichnung und Farbe. Die Pferde, der Löwe und der Adler ſind nach der Natur ſtudirt. Im Kolorit ſuchte der Künſtler das Transparente und Harmoniſche der Niederländer nachzuahmen." — **Wünſcht er durch ein Gedicht verknüpft** (S. 121). Von einem Pferdeſtücke aus einem ſolchen angefangenen Gedichte ſchreibt Tiſchbein im Herbſt 1787 an Merck: „Es iſt auf eine wunderliche Art, und vielleicht das einzige, das je auf dieſe Art gemacht worden. Ich habe Vorfälle, die ich in meinem Leben geſehen, und Bemerkungen, die ich gemacht über die Natur und beſonders über die Gemüther der Menſchen und über mein eigenes, in Zeichnung gebracht. So wie der Dichter Geſchichten handelnd erzählt, ſo habe ich die Vorfälle gezeichnet und wäre Willens, dieſe alle in eine zuſammenhängende Geſchichte, in Eins zu bringen. Es gehören aber auch noch Wörter dazu, aber ſo, daß eines dem

andern aufhilft. Die Zeichnungen ſtellen Einem die Geſchichten lebhafter dar, als man ſie mit Wörtern ausdrücken könnte, oder man muß deren gar viel brauchen, und dadurch wird es langweilig, da ein Gedicht nur eine zierliche Rede iſt, die vergnügt und unterhält; wenn nun mit Zeichnungen dieſes verbunden iſt, ſo vergnügt es noch mehr, und man kann ſich viel deutlicher machen." — Die Logen von Raphael (S. 121), auf dem zweiten Stock des Vatikan's. — Die großen Gemälde, in den Stanzen Raphael's daſelbſt. — Die wenigſten (S. 122), Gott, der das Chaos ſcheidet, und Eva im Sündenfall. Die übrigen ſind von Giulio Romano, Francesco Penni, Pellegrino da Modena, Pierin del Vaga u. A. ausgeführt. Volkmann, II. 175.

39. Den 8. bis 11. November (S. 122—124). Aus dem Tagebuche. — Hofrath Reiffenſtein. Johann Friedrich Reiffenſtein, eigentlich Reifſtein, geboren am 22. November 1729 zu Ragnit im preußiſchen Litthauen, kam ſchon 1762 als Begleiter eines Grafen Lynar nach Rom, wo er Winckelmann kennen lernte, nach deſſen Tode er der angeſehenſte Fremdenführer daſelbſt wurde. Er war Geſchäftsführer des Herzogs von Gotha, der ihn 1772 zu ſeinem Hofrath mit einem Gehalt von 400 Scudi ernannte und viel auf ſein Urtheil hielt, was auch Tiſchbein zu ſeinem Nachtheil erfahren ſollte. 1780 ward er ruſſiſcher Hofrath mit 500 Zechinen Gehalt. „In Allem, was in das Fach der Alterthumskunde einſchlug, richtete er ſich nach dem, was er von ſeinem gelehrten Vorfahr [Winckelmann] gehört und geleſen hatte, über die praktiſchen Regeln in der Kunſt pflichtete er Mengs bei, ſowie in einer beſonderen Hochſchätzung Raphael's; andere ſeiner gehegten Meinungen mochten von dem Umgang mit Römiſchen Künſtlern herrühren; denn ſie ſchienen noch von der Maratti'ſchen und Sacchi'ſchen Schule abzuſtammen. — Reiffenſtein war, unparteiiſch beurtheilt, im Leben ein rechtlicher wackerer Mann, hilfreich und zu dienen bereit, ſo weit ſein Vermögen und ſeine Einſichten reichten. Wir merken dies an, weil Viele, beſonders Künſtler, ſo lange er lebte, ja gar nach ſeinem Tode noch nicht gut auf ihn zu ſprechen waren; denn da eine Menge zum Theil wichtiger Beſtellungen von Kunſtprodukten nach dem Auslande durch ihn beſorgt wurde, und er in deren Vertheilung vielleicht manchmal die beſten Freunde am Beſten bedacht hatte, ſo erhoben Diejenigen, die ſich zurückgeſetzt glaubten, heftige Klagen, ja Einige haßten ihn recht bitterlich." H. Meyer, „Entwurf", S. 360 f. Reiffenſtein nahm den am Gothaer Hofe in Gunſt ſtehenden

Dichter freundlich auf, und dieser hütete sich wohl, den kenntniß- und einflußreichen Mann, der sich fast ein Vierteljahrhundert in Rom eingelebt hatte, irgend zu verletzen, und schonte seine Schwächen. Reiffenstein wohnte auf Trinità de' Monti, hatte auch in Frascati ein größeres Haus. Vgl. Schlichtegroll's „Nekrolog der Deutschen", IV (1794). I, 1—31 ff.; Danzel, „Gottsched", S. 287 ff. Scheffner schreibt am 20. September 1767 an Herder (Herder's Lebensbild, I. 2. 275): „Der Rath Reifftein [Richstein ist verlesen oder verdruckt], dessen Winckelmann in seinen Anmerkungen zur Geschichte der Kunst erwähnt, ein Mann, der die Kunst mit großem Nutzen studirt hat, möchte gern nach Preußen zurück; er hat an den König geschrieben und erhält keine Antwort. Ja, wenn er für 200 Thaler dienen oder ein lustiger Franzos werden könnte! Er bleibt also in Italien, wo er ein Fremdling ist, und Preußen, wo seine Familie in schlechter Verfassung lebt, muß auch ihn entbehren!" — Den Namen, den ich angenommen hatte (S. 122), Möller. Schien er ihm etwa Vielsagend und besonders für Italien schlecht gewählt? Ein Schwindler Namens Miller, der im Wahnsinn endete, hatte sich in Rom durch seine Finanzoperationen einen außerordentlich schlechten Namen gemacht. Vgl. Politisches Journal 1786, S. 373, 427, 1153, 1230. — Die Rotonda (S. 123), das Pantheon, wie G. selbst am 3. Dezember die Kirche nennt. Vgl. Werke, Bd. XXII. S. 53; Volkmann, II. 346 f.; Stolberg, VII. 270 f. Wann G. im Pantheon gewesen, hören wir ebenso wenig, wie von seinem Besuche des Museo Pio-Clementino und dem ersten Eindrucke des Apollo im dortigen von ihm benannten Gabinetto. — Die Pyramide des Cestius, bei der Porta San Paolo. Volkmann, II. 585 f.; Moritz, I. 199 f. „Der Zerstörung ist dieses wenige Jahrzehnte vor unserer Zeitrechnung errichtete Denkmal dadurch entgangen, daß Aurelian sich genöthigt gesehen hatte, es seinem Mauerverbande einzuverleiben. Zu der ziemlich engen Grabeskammer, deren Decken- und Wandgemälde gegenwärtig fast ganz verloschen sind, gelangt man durch die an der Nordseite in einiger Höhe angebrachte Pforte, welche, wie dies bei Gräbern zur Vermeidung von Räubereien gewöhnlich war, keinen Treppenzugang hatte. — C. Cestius war einer der sieben Marschälle oder Epulonen, welche den feierlichen Göttermahlen vorstanden. Er hatte in seinem Testament selbst die Anordnung getroffen, daß ihm ein solches Denkmal errichtet werde." Braun, „Die Ruinen und Museen Roms", S. 93 f. Umher ist der protestantische Kirchhof. Moritz sah auf den Leichensteinen zwei englische und eine

deutsche Inschrift; einige kleine Leichenhügel waren ohne Inschrift. G. zeichnete später das Grabmal. Auch hier steht er von jeder Beschreibung als unzulänglich ab. — Der Kaiserpaläste (S. 123), Palazzi de' Cesari in den Orti Farnesiani. Eine kurze Beschreibung derselben fand G. bei Volkmann, II. 619 f. Vgl. zum 18ten, Anm. 43. — Die Nymphe Egeria (S. 124). „Unterhalb des Hügels, worauf St. Urbano liegt, der Hain und die Quelle der Egeria. Noch Ueberreste der marmorenen Verzierungen." Volkmann, II. 60. Vgl. Moritz, III. 187 f. — Die Rennbahn des Caracalla, ganz in der Nähe, neben der Via di Porta di San Sebastiano, der alten Via Appia. Vgl. den Bericht vom Dezember 1787, S. 450 f.; Volkmann, II. 536 f. Fabretti schrieb sie dem Gallien zu, während man gewöhnlich hier die auf einer Münze des Caracalla abgebildete Rennbahn sah. Vgl. Stolberg, VII. 163 ff. Seit 1825 werden die Trümmer richtig als Circus des Maximinus nach einer dort gefundenen Inschrift bezeichnet. Vgl. Braun, S. 84 ff. — Das Grab der Metella. Den von der Verzierung (Stierschädeln und Kranzgewinden mit einer Trophäe) Capo di bove genannten Thurm, dessen auch von Volkmann (II. 599) gegebene Inschrift: Caeciliae Q. Cretici f. Metellae Crassi, ihn als Grabstätte der Gattin des Crassus bezeichnet. Der hier eingemauerte Sarg kam nach Neapel. Volkmann bemerkt, der runde Thurm mit ungeheuer dicken Wänden aus großen Travertinquadersteinen stehe auf einem viereckigen Fuße, der inwendige Raum sei von konischer Form, oben gewölbt und wol mit einer Statue verziert gewesen. Vgl. Moritz, III. 186 f. — Habe ich Dich herzugewünscht. Diese Worte waren wol an Herder gerichtet, so daß hier eine Eintragung des Tagebuchs durch eine Aeußerung aus einem, wol dem ersten Briefe an Herder erweitert worden. — Der großen Wasserleitung, bei der Porta Maggiore, dem Acquedotto di Nerone. Vgl. Stolberg, VII. 178 ff. — Ans Coliseo, bei der Rückkehr nach ihrer Wohnung auf dem Corso.

40. Aufenthalt zu Frascati vom 14ten bis 16ten November bei Reifenstein, der hier eine Villa besaß (S. 124 bis 126). Vgl. G.'s Briefe aus dem September 1787 S. 400 f., 408 ff., 412 f. Frascati, in der Nähe des alten Alba, 12 Miglien von Rom, an einem „mit Häusern und Gärten wie besäeten" Berge. Der Weg dorthin ist wüst und öde. Volkmann, II. 913 ff. — Die stattliche Wirthin (S. 125), Frau Reifenstein. — Felicissima notte! Vgl. S. 40. — Hackert. Philipp Hackert, geboren zu Prenzlau am 15. September 1737, der berühmte Landschaftsmaler, dessen Leben G. später schrieb. Er war bereits Ende 1768 nach

Rom gekommen und mit Reiffenſtein in innigſte Verbindung getreten. Im Oktober 1785 ging er auf wiederholte Einladung des Königs nach Neapel, wo dieſer ihn und ſeinen Bruder in Dienſt nahm. — Sulzer's Theorie (S. 126), „Allgemeine Theorie der ſchönen Wiſſenſchaften und Künſte“ in vier Theilen, deren erſten 1771 erſchienenen G. ſcharf beurtheilt hatte, wie auch deſſen kleine Schrift: „Die ſchönen Künſte in ihrem Urſprung, ihrer wahren Natur und beſten Anwendung, betrachtet von Johann Georg Sulzer.“ Vgl. Werke, Bd. XXIX. S. 5ff., 68ff. Sulzer war ſchon vor ſieben Jahren geſtorben. Vgl. den Brief vom 15. März 1787 (S. 195f.).

41. Den 17. November (S. 126). In Andrea della Valle. Volkmann bemerkt (II. 477f.), in der großen und ſchönen 1591 erbauten Kirche San Andrea della Valle habe Domenichino an den Pfeilern der Kuppel die vier Evangeliſten vortrefflich gemalt, in der hintern Rundung des Chores die Geſchichte des heiligen Andreas, im Chore drei große Gemälde. — Die Farneſiſche Galerie von Carraccio, die 62 Fuß lange, 19 breite Galerie des Annibal Carracci im Palaſt Farneſe. Vgl. Volkmann, II. 445ff. Annibal Carracci arbeitete hier zugleich mit ſeinem ältern Bruder Agoſtino, ſeinem Vetter Lodovico und ſeinen beſten Schülern, Domenichino, Lanfranco und Guido. Vgl. Moritz, III. 225ff. Niebuhr (S. 288) will dieſe Aeußerung, wie G.'s Lob der Bologneſiſchen Schule, nur aus der Anſteckung der Zeit erklärlich finden, ohne zu ahnen, wie G. gerade durch die Vorzüge dieſer Schule ſich angezogen fühlte und in Carracci wie in Domenichino ein reiches Feld zum Studium fand, wenn er ihn auch nicht als den vollendetſten Meiſter bewunderte. G. wollte gerade durch Schauen lernen, Niebuhr hielt ſich für einen Fertigen.

42. Briefe vom 17ten in die Heimat. An dieſem Tage ſchrieb er einen bisher verſchollenen Brief an den Herzog Karl Auguſt, in welchem ein anderer an Frau von Stein ſich befand mit Einlagen an Knebel und Wieland, auch wol an Herder. Am 2. Dezember ſandte der Herzog von Berlin aus den Brief an Frau von Stein. Erſt durch dieſe erfuhren die Freunde, daß G. in Rom ſei. Aus dem Schreiben an Frau von Stein iſt wahrſcheinlich der erſte Abſatz des mit dem 1. November bezeichneten Briefes, dem wol die Tagebuchbemerkungen beilagen. Deshalb verweiſt er Knebel und Wieland an die Erzählungen dieſer.

An Knebel.

„Auch Dich, mein Lieber, muß ich aus Abraham's Schooße beſonders begrüßen. Wie vielmal denk' ich an Dich, und wie Manches möcht' ich Dir mittheilen! Ich bin wie zu Hauſe. Tiſchbein's Liebe und Vorſorge erleichtert und befördert mir Alles; es iſt ein gar guter und kluger Menſch. Von dem Privatleben der Alten ſind, wie bekannt, wenig Spuren noch übrig; deſto größer ſind die Reſte, die uns ihre Sorge fürs Volk, fürs Allgemeine und ihre wahre weltherrliche Größe zeigen. Schon hab' ich das Merkwürdigſte geſehen und wiedergeſehen: Waſſerleitungen, Bäder, Theater, Amphitheater, Rennbahn, Tempel! Und dann die Paläſte der Kaiſer, die Gräber der Großen. Mit dieſen Bildern hab' ich meinen Geiſt genährt und geſtärkt. Ich leſe den Vitruv, daß der Geiſt der Zeit mich anwehe, wo das Alles erſt aus der Erde ſtieg; ich habe den Palladio, der zu ſeiner Zeit noch vieles Ganzes ſah, maß und mit ſeinem großen Verſtand in Zeichnungen herſtellte, und ſo ſteigt der alte Phönix Rom wie ein Geiſt aus ſeinem Grabe; doch iſt's Anſtrengung ſtatt Genuſſes und Trauer ſtatt Freude. Gewiß, man muß ſich einen eigenen Sinn machen, Rom zu ſehen; Alles iſt nur Trümmer, und doch, wer dieſe Trümmer nicht geſehen hat, kann ſich von Größe keinen Begriff machen. So ſind Muſeen und Galerien auch nur Schädelſtätten, Gebeinhäuſer und Rumpfkammern, aber was für Schädel ꝛc.[1]) Alle Kirchen geben uns nur die Begriffe von Martern und Verſtümmelung. Alle neue Paläſte ſind auch nur geraubte und geplünderte Theilchen der Welt. Ich mag meinen Worten keine weitere Auslegung geben! Genug, man kann Alles hier ſuchen, nur keine Einheit, keine Uebereinſtimmung; und das iſt's, was viele Fremde irre macht. Ich bin nun drei Wochen da und ſage ſelbſt: ‚Wenn es Einem Ernſt iſt, kann man ein halb Jahr bleiben, um nur erſt gewahr zu werden, wo man iſt.' Und ſolch ein Stückwerk iſt mein Brief auch, und alle meine Briefe, die ich von hier aus ſchreibe. Wenn ich wiederkomme, ſoll mein Mund etwas Ganzeres bringen.

„So ſpät die Jahreszeit iſt, ſo freut mich doch mein Bißchen Botanik erſt recht in dieſem Lande, wo eine frohere, weniger unterbrochene Vegetation zu Hauſe iſt. Ich habe ſchon recht artige, ins Allgemeine gehende Bemerkungen gemacht, die auch

[1]) Vgl. das Xenion der Venediger Epigramme (Werke, Bd. II. S. 141).

Dir in der Folge angenehm sein werden. Das Steinreich hat hier seinen Thron, wo von allen Enden der Welt das Kostbarste zusammengebracht wird. Wie ein Granitfreund die Obelieken und Säulen ansieht, kannst Du denken. Tischbein, dem ich einmal Ferber's Brief[1]) über die alten Steinarten in Abschrift schickte, hat sich mit einem ächten sinnlichen Künstlersinn auf diese Gegenstände geworfen, hat sich Alles bekannt gemacht und erleichtert mir auch wissenschaftlich das Studium. Der Vesuv hat vor ungefähr vierzehn Tagen eine Eruption gehabt, die Lava ist stark geflossen. Auf meinem Tische liegt schon ein ganz frisch gebackenes Stück vor mir, das ein Reisender daher brachte. Wie viel ich auf Deinen Spuren durch Tirol an Dich gedacht habe, sag' ich Dir nicht; auf dem Brenner bin ich einige Tage geblieben. Kobell'n in München traf ich nicht zu Hause. Alle diese vorliegenden Gegenden rollt' ich nur durch und hatte keine Ruhe als hier, wo ich mich denn auch recht satt weide. Ich schließe dies Blatt ungesiegelt an Frau von Stein. Lebe wohl! Liebe mich und hilf die gute Stätte einer Rückkehr für mich bereiten!"

An Wieland.

„Ich muß Dir doch auch ein Wort sagen aus der Stadt, wo Du so oft im Geiste spazierst und wo ich Dich auch dem Leibe nach recht bequem und zur guten Stunde herumführen möchte. Ich setze die beiden unterstrichenen Bedingungen; denn ich fürchte, Du möchtest sonst gelegentlich mit Herrn Archenholz[2]) Chorus machen. Mir geht es sehr gut, davon ich Mancherlei werde zu erzählen haben. Laß Dir indeß von Frau von Stein Einiges erzählen und freue Dich in meine Seele! Die Uebersetzung Deiner Satiren[3]) lese ich hier mit dem größten Vergnügen, Abends, wenn wir von unserm Lauf zurückkommen. Ich habe schon viel gesehen, meine Augen sind selbst gut ausgewischt, und ich habe gute, treffliche Begleiter. Von einem derselben ist meine Absicht, Dich heute zu unterhalten.

„Du kennst ihn schon gewissermaßen; er hat Dir einige Stücke durch Mercken für den „Merkur" geschickt, von welchen er kaum weiß, ob sie gedruckt und wie sie aufgenommen worden.[4]) Er

[1]) Vgl. oben S. 635. Die Sendung muß von Weimar aus geschehen sein.
[2]) Vgl. oben S. 101, 668.
[3]) Vgl. unter dem 12. Oktober (S. 89).
[4]) Es sind die „Briefe aus Rom, hauptsächlich neue Werke jetzt daselbst lebender Künstler betreffend" (die Ueberschriften zeigen unbedeutende Abweichungen), Merkur 1785, IV. 251–267; 1788, I. 69–82, 169–185.

heißt Hirt, und ich will Dich mit wenigen Worten mit ihm bekannt machen. Er ist im Werden, ein trockener, treuer, fleißiger Deutscher, der schon recht schöne historische Kenntnisse von Rom und von der Kunst hat und seinen Geschmack im Umgang mit Verständigen bildet. In wenigen Jahren wird er sich zu einem vorzüglichen Cicerone bilden, und schon jetzt werde ich ihn Denen, die mich befragen, empfehlen, wenn ihnen an einem soliden Unterricht gelegen ist.[1]) Dieser gute Mann muß nun aber auch auf ein Fundament seiner Existenz denken; er wünschte ein Journal als Beitrag zur Kunst und zur Kenntniß von Rom herauszugeben, hat auch schon aus Deutschland leidliche Bedingungen. Ich dachte aber, ob dies nicht eine Acquisition für Dich wäre. Er kann und wird sich am Liebsten auf eine Bogenzahl, auf ein Gewisses engagiren; doch versteht sich, daß man erst versuche und sich verstehe."

Nachdem G. die Art dieser Beiträge näher bezeichnet, fährt er fort:

„Kannst Du so einen Beitrag, wie vorsteht, für den „Merkur" brauchen und dagegen dem guten Manne mit blankem Golde helfen, so will ich gern das Meine dazu thun, daß beiden Theilen geholfen werde. Ich bin nun selbst hier, lerne Rom kennen, wie ich Deutschland kenne, und wünschte, daß dies ein Anlaß würde, etwas Gutes zu beginnen. Nach meinem Wunsch sollte alsdann dieser Theil des „Merkur's" für Diejenigen, die nach Italien gehen, für Die, die daher kommen, und für Andere, die es nie sehen, mehr oder weniger interessant sein, man müßte aber eine gewisse Folge und Vollständigkeit der Sache geben. Weiß ich nur erst Deinen Willen und daß Du magst, so will ich schon das Meine thun und theils hier schon einen klugen Plan mit Hirten abreden, theils, wenn ich zurückkomme, gern die Sachen durchsehen, die mich immer interessiren werden. Aller Anfang ist schwer; der gute Hirt ist im Anfange, in einigen Jahren kann sein Schicksal gemacht sein; gern wünschte ich einem Landsmann, der sich redlich in der Fremde nähren will, zu helfen.[2]) Kaum bleibt mir ein Platz fürs Lebewohl. Wer

[1]) Vgl. über ihn als Cicerone G.'s Brief Ende Mai 1788 an Herder (Aus Herder's Nachlaß, I. 90; Herder's Werke, S. 140, 149; Suphan, VII. 95, 1774; Matthissen's Werke, IV. 265—268.

[2]) Daß er diesen Antrag ablehnte, berichtet Wieland den 17. December an Merck, dem er das Honorar für Hirt's Briefe übersendet und den Dialog desselben „Ueber die Schönheit" als unbrauchbar für den „Merkur" zur Disposition stellt.

nicht weiß, wo ich bin, dem ſag es nicht! Frau von Stein hat meine Adreſſe."

An Friedrich von Stein.[1])

„Mein lieber Fritz! Wie ſehr es mich verlangt, etwas auch von Dir zu wiſſen, kannſt Du denken, da Du weißt, wie lieb ich Dich habe. Oft thut es mir im Herzen weh, daß Du nicht bei mir biſt, da ich ſo viele und ſo merkwürdige Gegenſtände täglich betrachte. Laß Dir von Deiner Mutter ſagen, wo ich bin, und laß Dir ſonſt von ihr mittheilen, was ich ihr ſchreibe. Ich bin in einem ſchönen, warmen Lande; es fängt jetzt an, zum zweiten Mal auf Wieſen und Plätzen grün zu werden. Das Gras und die Kräuter keimen zum zweiten Mal, und wenn auch die Blätter von vielen Bäumen fallen, ſo ſind doch viele, die immer grün bleiben. Es geht ein warmer Wind, der zwar oft Regen bringt, doch mir nicht ſchadet, wie er Andern thut, die länger hier ſind. Lebe wohl! Sei brav und gedenke mein; laß Dir in meinem Zimmer wohl werden![2]) Morgen und Abend macht man doch auch ſchon hier Kaminfeuer. Ich hätte Dir wol viel zu ſagen, es wird ſich aber beſſer erzählen laſſen."

43. Den 18. November (S. 126—128). In der Farneſina, in dem kleinen Farneſiſchen Palaſt (Piccolo Farnese oder Palazzo Farnese alla Lungara), wo gleich beim Haupteingange in der erſten Loggia die Geſchichte von Amor und Pſyche in zwölf Darſtellungen, nach Raphael's Erfindung von Giulio Romano und Francesco Penni ausgeführt iſt, wiederhergeſtellt von Carlo Maratti. Vgl. den Brief vom 16. Juli 1786 und den Brief an den Herzog vom 6. Mai 1788; Volkmann, II. 638 ff. Die berühmte Galatea in der zweiten Loggia, die G. am Schluſſe der klaſſiſchen Walpurgisnacht im „Fauſt" vorſchwebt, wird hier übergangen. — St. Peter in Montorio, in Trastevere, auf dem Janiculus (Gianicolo). Vgl. Moritz, I. 201. Die Transfiguration oder Verklärung Chriſti befand ſich damals auf dem Hauptaltare der Kirche, nach Volkmann in keinem günſtigen Lichte; jetzt iſt ſie eine Zierde der

[1]) Der undatirte Brief ſcheint in dieſe Zeit, kaum eine Woche ſpäter zu fallen.

[2]) Er wohnte in G.'s Haus. G. hatte am 2. September an Seidel geſchrieben: „Sage Gutern [ſeinem Bedienten], er ſoll Frigchen Holz geben, wenn er im Kamin oder ſonſt Feuer anmachen will." Aber bei G.'s längerem Wegbleiben hatte Frau von Stein ihn wieder zu ſich genommen.

Vatikanischen Pinakotea. Vgl. G.'s Bericht vom Dezember 1787, S. 453. „Wenn die doppelte Handlung auch ein Fehler wäre," bemerkt Volkmann, „so schadet er doch der großen Kunst nicht, welche übrigens in diesem Bilde herrscht." Stolberg (VII. 242 f.) bemerkt, Raphael habe wissentlich einen Fehler begangen. Moritz sagt, die anbetend Hingesunkenen drückten die Empfindung aus, womit Raphael sein Ideal empfunden. — Auch was die Steine betrifft (S. 127). G. hatte ihm den darauf bezüglichen Brief Ferber's mitgetheilt. Vgl. S. 635. — Eine für mich ausgewählte Sammlung. Volkmann berichtet (II. 805 f.): „Die Marmorsäger verfertigen kleine Kasten mit allen Marmorarten, welche Studioli heißen. Ein solches Studiolo mit 150 Stücken, welche ungefähr so groß im Quadrat sind als die Felder im Brettspiele, kostet 4 Dukaten. Sie sind nach dem dabei befindlichen Verzeichnisse numerirt. Man muß sich aber vor Betrug hüten, weil oft einerlei Art mit verschiedenen kleinen Abweichungen vorkommt. Ueberdies haben diese Leute nicht Kenntniß genug und verwechseln die Namen." Tischbein aber hatte für G. ein mit größter Sorgfalt gemachtes Studiolo angelegt. — Ein Geistlicher. Vgl. unten S. 726 den Brief an den Herzog. — Des Neronischen Palastes, der sogenannten Domus aurea, die sich vom Palatinus, den sie ganz einnahm, bis in die Nähe des Esquilinischen Thores ausbreitete. Baureste dieses einstigen Palastes fanden sich damals nicht, man wandelte nur auf der Stätte, wo einst diese übermüthige Pracht sich entfaltet hatte, jetzt eine „durch Gartenkultur und wilde Vegetation geschmückte Einöde" (oben S. 478) sich fand. Vgl. oben S. 404 und 683. Nach Moritz (III. 121) pflegten sich „auf dem Estrich des zertrümmerten Kaiserpalastes" die Maler zu versammeln, um von hier die unterliegenden Ruinen zu zeichnen. Vgl. Tischbein, II. 66 ff. — Ein Franzose, Ritter Diel von Marsilly, früher französischer Gardelieutenant. Er trat im September 1760 mit diesem Gemälde in Rom auf, wo er sich vor drei Jahren niedergelassen. Er starb plötzlich im August 1761 und hinterließ das Bild einer ihm befreundeten Engländerin, Namens Smith. — Er läßt das Bild durch Mengs restauriren. Dies ist nicht richtig. — Winckelmann spricht irgendwo, Geschichte der Kunst, VII. 3. 28. 29. — Mengs stirbt (S. 128). Er war bereits vor mehr als sieben Jahren gestorben (am 29. Juni 1779). Mengs hatte das Geheimniß seiner Schwester Therese anvertraut, deren Gatte,

Seite

† Soldatenchor zu „Wallenſtein's Lager“ 49
Zu dem Feſtſpiel „Des Epimenides Erwachen“ . . . 51
Kriegsgeſänge aus „Des Epimenides Erwachen“:
Der Ruf des Herrn 51
(Vorwärts!) Brüder, auf! die Welt zu befreien . . 53
So riſſen wir uns rings herum 54
Beherzigung 55
Prieſterchor aus dem zweiten Theil der Zauberflöte . . 55
An den Kuchenbäcker Händel in Leipzig 56
† Geſpräch zwiſchen Schildwache und Freund Hain . . . 56
Mein Beichtiger, mein Beichtiger 57
Unüberwindlich 57
Gleich zu Gleich 58
Weltliteratur 58
† Strophe zum Wanderlied 59
† Erklärung einer Kupfertafel mit Abbildungen von Mineralien 59
† Geognoſtiſcher Dank 61
† Arie 61
† Schiller's „Braut von Meſſina“ 63
† Auf dem Stadthaus 63
† Waffen gegen Eiferſucht 64
† Veni Creator Spiritus 64

IV. Lyriſches.

Wahrer Genuß 69
Aus „Erwin und Elmire“:
Inneres Wühlen 71
Auf dem Land und in der Stadt 71
† Ihr ſollt genießen 72
Wie ſchön und wie herrlich 72
Ein Schauſpiel für Götter 73
Nein, nein, ich glaube nicht 73
Höret alle mich, Ihr Götter 74
Hörſt Du, er hat geſchworen 74
(Wehmuth) Ihr verblühet, ſüße Roſen 74
Welch ein Liepeln, welch ein Schauer 75
Mit vollen Athemzügen 75
Sieh mich, Heil'ger, wie ich bin 77
Sie liebt mich 77
Aus „Klaudine von Villa Bella“:
Eine Blond' und eine Braune 78

der Maler A. Maron, es nach ſeinem Tode veröffentlichen ſollte. Maron und Reiffenſtein waren von der Unächtheit überzeugt. Auf die Angabe von Mengs berief ſich im folgenden Jahre Don G. Niccola d'Azara in den Memorie concernenti la vita di Antonio Raffaelo Mengs in Fea's Ausgabe der Opera di A. R. Mengs, der zu wiſſen behauptete, daß Mengs im Innern des Kalkauftrags ein Wahrzeichen angebracht, wodurch es als Werk ſeiner Hand anerkannt werden könne. Winckelman ſagt, der Franzoſe habe die oberſte Bekleidung der Mauer, wo er das Bild gefunden, ſtückweis abgenommen und in ſeinem Hauſe auf einer von einem Maurer gemachten Lage von Gips die Stücke aneinandergeſetzt. — Ich habe es geſtern geſehen (S. 128). Meyer gab im ſiebenten Bande von Winckelmann's Werken auf Tafel VII einen aus der Erinnerung damals gemachten Entwurf des Gemäldes, da die Beſitzerin eine Zeichnung davon zu nehmen nicht geſtattete. In einer längern Anmerkung zu Winckelmann VII. 483 führte Meyer die für und gegen die Aechtheit angeführten Gründe an; er ſelbſt entſchied ſich für dieſelbe, obgleich es erwieſen iſt, daß die beiden andern Gemälde, welche derſelbe Diel aufgefunden haben wollte, von Caſanova ſtammen.

Um dieſe Zeit hatte G. auch Karl Philipp Moritz kennen gelernt, deſſen er erſt unter dem 1. Dezember gedenkt. Moritz, der von ſeinem Verleger Campe Vorſchuß für eine Reiſebeſchreibung von Italien erhalten, da ſeine „Reiſen eines Deutſchen in England" eine gute Aufnahme gefunden, war zwei Tage vor G. in Rom angekommen, doch machte er Deſſen Bekanntſchaft erſt Mitte November. Am 20ſten ſchreibt er (der vorige Brief iſt vom 10ten): „Der Herr von Goethe iſt hier angekommen, und mein hieſiger Aufenthalt hat dadurch ein neues und doppeltes Intereſſe für mich gewonnen. Dieſer Geiſt iſt ein Spiegel, in welchem ſich mir alle Gegenſtände in ihrem lebhafteſten Glanze und in ihren friſcheſten Farben darſtellen. Der Umgang mit ihm bringt die ſchönſten Träume meiner Jugend in Erfüllung, und ſeine Erſcheinung — gleich einem wohlthätigen Genius in dieſer Sphäre der Kunſt — iſt mir ſowie Mehreren ein unverhofftes Glück. Denn bei allen Schönheiten der Natur und Kunſt giebt es doch nichts Höheres als den harmoniſchen Gedankenwechſel, wodurch die dunklen Empfindungen erſt zur Sprache und zum Bewußtſein kommen. Es iſt hier jetzt mitten im November noch das angenehmſte Frühlingswetter, und ich machte vor ein paar Tagen in der Geſellſchaft des Herrn von Goethe und einiger Künſtler, die mit

ihm wohnen, einen Spaziergang nach der Villa Panfili (vgl. S. 134), der mich in eine neue Welt von Ideen und herrlichen Eindrücken geführt hat." Aehnlich äußert er sich am 23sten gegen seinen Freund Klisching. Moritz wohnte in G.'s Nähe in der Strada Babuina (Via del Babuino), die den Namen von einem Pavian (Babuino) auf einem dortigen Brunnen hat, bei dem Maler und Bilderhändler Pasquale, einem Freunde von Mengs. Von dem Corso gelangte G. durch eine Querstraße gleich zur Strada Babuina.

44. Den 20. bis 24. November (S. 128—132). Eintragungen vom 19ten und 21sten fehlen. — Den 22sten. Des großen Obelisks, unter Sixtus V. aufgerichtet. Caligula hatte ihn von Heliopolis nach Rom bringen lassen, wo er lange Zeit bei der Sakristei der Kirche gestanden hatte. Vgl. Volkmann, II. 51—54. — Die Sixtinische Kapelle (S. 129), im Vatikan. Vgl. den Bericht vom 2. Dezember (S. 134). Die Seitenwände mit Fresken von Perugino und andern berühmten Malern der Zeit beachtete man nicht. Vgl. Volkmann, II. 108 f. — Die innere Sicherheit und Männlichkeit. Vgl. Moritz, III. 7. — Des Tambours, der Laterne, worin sechzehn Pfeiler auf herumlaufendem Postament (Volkmann, II. 70 f.). Für das Oeffnen durfte der Aufseher nichts annehmen. Vgl. Moritz, II. 175 f., III. 240 f. — Der Cäcilienkirche, Santa Cecilia in Trastevere, Kirche der Benediktinerinnen. — Die Litiganti. Fra i due litiganti il terzo gode von Giambattista Lorenzi (Klein, Geschichte des Dramas, VI. 1, 286—306), die 1766 Gennaro Astarita in Musik gesetzt hatte, 1772 Giovanni Paisiello, später auch Sarti. Mit der Musik des Letztern sah sie Herder's Gattin im November 1788 zu Weimar. Vgl. Herder's Reise, S. 165. Unter dem Opernhause (S. 130) ist das Theater Andrea della Valle gemeint, bei dem sie auf dem Rückwege von der Kirche zunächst vorüberkamen (Moritz, II. 211 f.), nicht das Theater Aliberti in der Via del Babuino rechts vom Corso, wo freilich damals auch gespielt wurde. Volkmann schreibt (II. 480): „Das kleine Teatro Valle hinter dem Palast Valle ist seit einigen Jahren reparirt worden. Es wird zur Komödie gebraucht." G. nennt es am 14. September 1787 das Theater in Valle. — Den Fürsten von Liechtenstein, Karl Borromäus Johann Nepomuk, geboren am 1. März 1765, der am 24. Dezember 1795 im Zweikampf fiel (Brunner, S. 280, Anm. 2).

Er hatte den Fürsten zuerst in dem besonders durch eine reiche und treffliche Gemäldegalerie ausgezeichneten Palazzo Doria kennen gelernt, wo er nach dessen auf die frühere Bekanntschaft in Karlsbad sich beziehendem Gruß sein Incognito beizubehalten nicht vermochte. Der Kardinal Herzan schreibt am 24. März 1787 (vgl. Brunner, a. a. O. S. 156 f.): „Der Antiquarius Hirt, welcher öfters im Hause des jungen Fürsten Liechtenstein ist, hatte Goethe überredet, sich bei Diesem, jedoch mit ausdrücklicher Verbittung aller Etikette, vorstellen zu lassen, wo er denn nachher auch öfters hinkam, zu Mittag speiste und vom gedachten Herrn Fürsten in die hiesige arkadische Versammlung eingeführt und unter dem Namen Megalio akklamirt wurde, von welcher Zeit er sich auch Herr Goethe oder Geheimrath Goethe nennen ließ. Er verfertigte mit eigener Hand mehrere Zeichnungen, arbeitete an einer neuen Ausgabe seiner Werke in 8 Bänden und vollendete sein angefangenes Trauerspiel Iphigenia, welches Herr Abbate Tacchi, Ajo des jungen Herrn Fürsten von Liechtenstein, nun in das Italiänische übersezet, um es auf einem der hiesigen Theater vorstellen zu lassen." — Gräfin von Harrach (S. 130), Marie Josephine von Liechtenstein, geboren am 6. Dezember 1763, vermählt am 29. Januar 1782 mit Johann Nepomuk Ernst von Harrach. G. hatte in Karlsbad sie und die Ihrigen, unter Andern ihren Schwager Karl Borromäus von Harrach (Werke, Bd. II. S. 439, u. XXVII. 1. S. 249), kennen und schätzen gelernt. — Abbate Monti. Vincenzo Monti, geboren 1754 im Ferrareſiſchen, war 1778 als Sekretär des Nepoten Luigi Braschi nach Rom gekommen, wo er, angefeuert durch Alfieri's Beispiel, die Trauerspiele „Galeotto Manfredi" und „Aristodemo" schrieb. Eine deutsche Uebersezung des „Aristodemo" erschien 1872. Vgl. Werke, Bd. XI. 1. S. 146. Monti blieb mit G. in freundlicher Verbindung. 1813 schickte er ihm seine „Ilias". Sieben Jahre später schrieb G.: „Monti, Verfasser von Aristodemo und Cajus Gracchus, Uebersezer der Ilias, kämpft eifrig und kräftig auf der klaſſiſchen Seite." — Von Sparta, vielmehr von Messenien. — Die Tochter des Prätendenten (S. 132). Der Prätendent Eduard Karl von England, Graf von Albany, hatte im vorigen Jahre seine natürliche Tochter aus Frankreich nach Rom kommen lassen, sie aus königlicher Machtvollkommenheit legitimirt und zur Erbin eingesezt. Vgl. G.'s Werke, Bd. XVI. S. 302, 313. Herder wurde ihr beim Kardinal Borgia vorgestellt. Vgl. Herder's Reise nach Italien, S. 164. — Das

fremde Murmelthier (S. 132). Seltsam sucht Riemer (II 227, Anm. 1) darin einen Anklang an Murren und Murmeln, da G., wie man sage, in den Bart zu murmeln gepflegt, wenn ihm etwas nicht recht gewesen. Der Ausdruck Murmelthier steht bildlich von Demjenigen, den man seiner Seltenheit wegen vorführt, um den Leuten Unterhaltung zu machen, wie der Savoyarde mit seinem Murmelthier, seiner Marmotte, thut. Man erinnere sich des Savoyarden in G.'s „Puppenspiel". — In unserm Bezirk, in der Regione Campo Marzo. — Schwendimann. Der Mörder war ein Schlesier. „Der geachtetste Stempelschneider [in Rom] war Schwendimann, ein Schweizer, der in früherer Zeit Hedlinger's Unterricht genossen hatte. Seine Medaille auf Mengs, eine größere auf das Bündniß der Schweiz mit Frankreich und eine noch größere auf den Kurfürst von Pfalzbaiern sind Zeugnisse seiner Geschicklichkeit." Meyer, a. a. O. S. 358f. — Hedlinger's, des berühmten Stempelschneiders Johann Karl Hedlinger, geboren zu Schwyz am 20. März 1691, der zur weitern Ausbildung nach Nancy und Paris ging, 1726 bis 1728 in Rom arbeitete, später nach Petersburg und Stockholm berufen wurde, am 14. März 1771 in seiner Vaterstadt starb. Vgl. Tischbein, II. 225f. Daß der Abschnitt „Carolus von Hedlinger" in Lavater's „Physiognomischen Fragmenten" (III. 174—177) von G. sei, hat L. Hirzel in der „Zeitschrift für deutsches Alterthum und deutsche Literatur", IX. 2, nachgewiesen. — Eine Kirche. Archenholz bemerkt (IV. 196), viele Kirchenschwellen sehe man mit Verbrechern besetzt, die oft ganze Wochen, ja Monate da blieben, lobt indessen die Strenge des damaligen Gouverneurs Spinelli, der aber deshalb nicht lange an dieser Stelle bleiben konnte, sondern zum Kardinal befördert wurde, wie Moritz (III. 264f.) bemerkt. Wir hören, daß vom 1. bis 25. Juni 1786 25 Personen ermordet wurden (Politisches Journal 1786, 704). In den zwölf ersten Jahren unter Pius VI. (1775—1787) zählte man in Rom 20,000 Mordthaten (daselbst 1787, 754). Vgl. Stolberg, VII. 142. — In meine Gemälde. Wahrscheinlich sind die Mittheilungen vom 22sten bis 24sten an Frau von Stein gerichtet, welcher er jeden Sonnabend (dieser und der Mittwoch waren Postage) schrieb; der 23ste war ein Sonnabend. Hiernach muß G. schon einmal des Unheils von Erdbeben und Ueberschwemmung gedacht haben. Vgl. den Schluß des Briefes vom 2. Dezember.

45. Den 1. und 2. Dezember (S. 133—135). Vom 25. November bis zum 2. Dezember haben ſich nur wenige Bemerkungen, aus dem Anfang Dezember, erhalten, die wahrſcheinlich aus einem Briefe an Frau von Stein genommen ſind. — Moritz. Vgl. oben S. 691 f. — Anton Reiſer. Der Anfang dieſes fünfbändigen Romans, welchem Moritz ſein eigenes wunderliches Leben zu Grunde legte, war ſchon im vorigen, ſein Andreas Hartknopf in dieſem Jahre erſchienen. — Ueber die hier genannten Halbkünſte hat G. im „Zweiten Römiſchen Aufenthalt“ (S. 407 ff.) ſich weitläufiger ausgelaſſen. Vgl. Meyer, a. a. O. S. 362 ff. Stolberg ſah bei Reiffenſtein ein Gemälde aus Wachsfarben und erfuhr von ihm Näheres über dieſe Kunſt (VII. 89 f.). Vgl. auch den „Nekrolog der Deutſchen“ 1794, I. 19—22; daſelbſt, S. 17—19, über die Verfertigung von Glaspaſten. Später verſuchte ſich darin der G. befreundete Maler Roux, deſſen drei Hefte „Ueber die Farben in techniſchem Sinne“ (1825—1829) G. in „Ueber Kunſt und Alterthum“, VI. 2, empfehlend anzeigte. — Archenholzens Italien. Es waren ihm wol die beiden letzten, Italien behandelnden Bände von „England und Italien“ in der zweiten Ausgabe zugekommen, die freilich auf dem Titel die Jahrzahl 1787 tragen, aber wahrſcheinlich im Herbſt 1786 erſchienen ſind. Ein Reiſender mochte dieſe mitgebracht haben, wenn nicht etwa Moritz ſie von ſeinem Verleger zugeſchickt erhalten hatte. Archenholz behauptete, kein Ort in der Welt ſtelle ein ſolches Bild der Traurigkeit dar als Rom, wo Pracht und Heuchelei herrſchten, allgemeiner Stolz die Munterkeit erſtickt, alle Stände ſeien durchaus vollgläubig, und was der übertriebenen und unwahren Behauptungen mehr waren. — Kehrten wir... zurück (S. 134). Vgl. oben zum 22ſten (S. 692). — Den Logen Raphael's. Vgl. oben 689. — Auf die Villa Panfili, weſtlich von Rom, wo er früher mit Moritz geweſen war (vgl. oben S. 692). Sie hat mit dem Park einen Umfang von 6 Miglien. Vgl. Moritz, I. 149. — Meine botaniſchen Spekulationen. Vgl. G.'s Aeußerung in der „Geſchichte meines botaniſchen Studiums“, Werke, Bd. XXXIII. S. 71. — Villa Melini (S. 135), auf dem nordweſtlich von Rom gelegenen Monte Mario, genannt von Mario Melini; auf demſelben Berge liegt die Villa Madama, die ihren Namen von Margaretha von Oeſtreich führt. Vgl. Moritz, II. 106 ff. — Den botaniſchen Garten. Dieſes Beſuches wird bis zur Abreiſe von Rom nicht gedacht. — Ganz von Unheil u. ſ. w. (S. 135). Auffallend iſt die Aehnlichkeit des Ausdrucks mit der Aeußerung vom 24. November, die genug von

Mord enthält. Der dortige Ausdruck Verbrechen und Unheil, Erdbeben und Waſſerfluth iſt paſſender. Möglich, daß der letzte Abſatz ein ſpäterer Zuſatz iſt, ſo daß G. früher den Brief vom 24. November weglaſſen wollte, aber der Zuſatz, als er ſich für Aufnahme jenes Briefes entſchied, zufällig ſtehen geblieben wäre.

46. Den 3. bis 8. Dezember (S. 135—137). Von dieſer Woche haben ſich nur einige kurze Mittheilungen erhalten, von denen die beiden erſten wol aus dem Tagebuch ſtammen. — Den 3ten. — Man hat nicht mit ihnen gelebt, ſie nicht ganz ſich zu eigen gemacht. Vgl. im Briefe vom 25ſten: „wo denn das erſte Staunen ſich in ein Mitleben und reineres Gefühl des Werthes der Sache auflöſt". — Das Pantheon, der Apoll von Belvedere. Vgl. die Bemerkung vom 9. November (S. 123). — Ueberſetzt von Fea (S. 136). Die Ueberſetzung von Carlo Fea aus Pigna bei Nizza war eben in zweiter Ausgabe erſchienen (die erſte iſt von 1783 und 1784). — Den 5ten. Die Eingeweide ... erregt, meine Sehnſucht erweckt, wie Mignon in ihrem Sehnſuchtsliede ſingt: „Mir brennt das Eingeweide." Vgl. meine Erläuterungen zu den lyriſchen Gedichten, II. 252. Aehnlich ſprach G. am 28. September ſeine Freude darüber aus, daß Venedig ihm kein bloßes Wort, kein hohler Name mehr ſei. — Den 8ten. Die immergrünen Bäume. Volkmann nennt (I. 63) als immergrüne Bäume, aus denen die Alleen und Hecken beſtehen, Kirſchlorbeerbaum, Lorbeerbaum, Erdbeerbaum, Piſtazienbaum, Trompetenbaum, Sadebaum, Mehlbaum, Eibiſch, Zypreſſe, Myrte, Buchsbaum und Lebensbaum. — Ans Meer, bei der Tibermündung zu Fiumicino in der Geſellſchaft von Moritz. Vgl. den Brief vom 13ten. — Dachte ich, eben während des Ausfluge. — Moritz. Dieſer berichtet ſelbſt nach ſeiner Geneſung unter irrigem Datum (I. 161): „Meine letzte Exkurſion war ein Spazierritt in Geſellſchaft einiger Freunde nach der Mündung der Tiber bei Fiumicino. Wir kehrten den Abend ziemlich ſpät zurück und langten glücklich in Rom wieder an, wo die Ueberbleibſel des antiken Pflaſters in der Gegend des Pantheon's mir diesmal ein ſchlimmes Zeichen waren. Denn auf eben dieſem Pflaſter, das durch die Zeit ganz ausgeglättet und von einem feinen Staubregen noch ſchlüpfriger geworden war, hatte ich das Schickſal, durch einen Sturz mit dem Pferde den linken Arm zu brechen. Darüber habe ich ein paar Monate Bett und Zimmer hüten

müſſen." Noch eingehender iſt ſein Bericht an ſeinen Verleger Campe (Lenzer, „Johann Joachim Campe", II. 343 ff.). „Ich machte Goethe's Bekanntſchaft einige Wochen vorher," ſchreibt er, „ehe ich den Unfall hatte, der mir auf der Rückkehr von einer kleinen Reiſe nach der Mündung der Tiber begegnete, wo Goethe und Tiſchbein nebſt noch Zweien von der Geſellſchaft fuhren und ich mit noch Einem von der Geſellſchaft ritt, und nicht weit von der Porta Sirtina, wo die Straße mit lauter breiten, glatten Steinen gepflaſtert war, meinem Gefährten zurufe, er ſolle hier langſam reiten, weil es ein Wenig geregnet hatte und die breiten Steine ſo glatt wie Eis waren. Kaum hatte ich dies geſagt, ſo glitſchte mein Pferd mit den Vorderfüßen; ich riß es zum zweiten und dritten Mal wieder in die Höhe; endlich konnte es ſich nicht länger halten, ſondern glitſchte mit allen vier Füßen aus und ſchlug mit mir auf die linke Seite. Weil es ſich gleich wieder aufraffte, ſo hatte ich am Bein nur eine ſchwache Kontuſion bekommen; mit dem Oberarm aber war ich an die Erhöhung von einer Mauer gefallen, welche an einem Hauſe oben herausgebaut war, und mußte ihn alſo nothwendig brechen. Es verſammelten ſich gleich eine Menge von Menſchen um mich herum, die mich alle bedauerten, und ich wurde ſogleich auf einen Lehnſtuhl geſetzt und unter einem Gefolge von lauter bemitleidenden Menſchen den ganzen Corſo hinunter nach der Strada Babuina (Barberina iſt verleſen), wo ich wohne, zu Hauſe getragen." Dieſes muß kurz vor unſerm Briefe, früheſtens am 3ten geſchehen ſein, wo er den letzten Brief abſandte. — Ein böſes Hauskreuz (S. 137). Von ſeiner hilfreichen Thätigkeit machte er wol keine nähere Mittheilung; erſt als die Sorge überſtanden war, gedachte er ſeiner Mühwaltung. Vgl. S. 145. Moritz ſchreibt an Campe, G. ſei ihm während der vierzig Tage, die er unter faſt unaufhörlichen Schmerzen unbeweglich auf einem Fleck habe liegen müſſen, Alles geworden, was nur ein Menſch dem Menſchen ſein kann. „Täglich hat er mich mehr als einmal beſucht und mehrere Nächte bei mir gewacht. — Er lenkte zugleich den guten Willen meiner hieſigen deutſchen Landsleute, deren jetzt eine ſtarke Anzahl iſt. — Sie waren den andern Tag faſt alle bei mir; ſie erboten ſich alle, bei mir zu wachen. Goethe ließ ſie looſen, wie ſie der Reihe nach bei mir wachen ſollten, und ſogleich waren alle Nächte beſetzt, ſo daß es an jeden nur ein paarmal kam, und dann ließ er [Druckfehler iſt ließen] andere zwölf um die Stunden am Tage looſen, ſo daß jeder den Tag über eine Stunde

bei mir bleiben sollte, damit ich immer abwechselnde Gesellschaft hätte."

Um diese Zeit hatte G. auch die Umschrift der „Iphigenie", die er in den letzten Tagen des Aufenthalte zu Venedig hatte liegen lassen, fortzusetzen begonnen. Er hatte sie wol erst wieder angegriffen, nachdem er die Hauptpunkte Rom's gesehen hatte und von Frascati zurückgekommen war. Die ersten drei Akte, die er schon vollendet, wird er nochmals rasch durchgenommen haben. Von einer weitern Umgestaltung hatte er Abstand genommen, die Durchsicht mit frischer Seele begonnen. Gegen Knebel äußerte er später, er habe die Hälfte der neuen Arbeit an „Iphigenien" in Rom gethan. Vgl. Anm. 57. Tischbein sagt von G. in dem schon angeführten Briefe an Lavater vom 9. Dezember: „Da [in seinem kleinen Stübchen] sitzet er nun jetzo und arbeitet des Morgens, um seine Iphigenie fertig zu machen, bis um neun Uhr, dann gehet er aus und sieht die großen hiesigen Kunstwerke. Er läßt sich wenig vor den großen Weltmenschen sehen, giebt und nimmt keinen Besuch außer von Künstlern an. Man wollte ihm eine Ehre anthun, was man den großen Dichtern, die vor ihm hier waren, gethan hatte; er verbat sich es aber und schützte den Zeitverlust vor und wandte auf eine höfliche Art den Schein von Eitelkeit von sich ab, das ihm gewiß ebenso viel Ehre macht, als wenn er wirklich auf dem Kapitol gekrönt worden wäre. Ich freue mich, daß ich jetzo lebe, des Goethe und Lavater wegen." — Vom 9ten ist folgender Brief.

An Seidel.

„Deinen Brief erhalte ich heute Abend, den 9. Dezember, also richtig nach Deiner Ausrechnung. Auch noch ein Wort, weil die Post geht. In der Zwischenzeit[1]) habe ich meinen Freunden geschrieben, wo ich bin. Kaum war ich in Rom angekommen, als ich erkannt wurde; doch führe ich mein Incognito durch, sehe nur die Sachen und lehne alle andern Verhältnisse ab. Man ist auch diese Sonderbarkeit schon gewohnt, der erste Sturm ist vorüber, und man läßt mich so ziemlich meines Wegs gehn. Du hast Deine Sachen gut gemacht: Deine Relation ist recht brav, und ich freue mich Deines Wohlseins. Hier ist köstliches Wetter, das nur manchmal von zwei bis drei Regentagen

[1]) Am 17. November.

unterbrochen wird. Ich kann Alles mit der größten Bequemlichkeit sehn. Jeder Teutsche schreibt nach Hause, daß ich hier bin; also ist's, wenn Du diesen Brief erhältst, kein Geheimniß mehr. Du schweigst indessen und lässest Dich auf nichts ein. Gioja[1]) war bankrutt, wie ich hieher kam; ich habe wiederholt bei ihm nachfragen lassen, ob ein Brief an meine fingirte Adresse[2]) da sei, und immer die Antwort mit Nein erhalten. Morgen will ich also wieder fragen lassen. Göschen habe ich an Herrn Herder gewiesen. Ich genieße hier köstliche Tage. Man kann sich nichts denken, was man nicht gesehen hat, Rom am Wenigsten. Dem denkenden und fühlenden Menschen geht ein neues Leben, ein neuer Sinn auf, wenn er diesen Ort betritt, ja allen Menschen, jedem nach seinem Maße. Lebe wohl! Mit dem nächsten Posttag mehr, auch über die Geschäftssachen und sonst. Welch ein Unterschied! Ihr steckt im Schnee und Eis, und hier ist Alles grün. Die immergrünen Bäume, alles Gras und Kraut, das sich nach der langen Sommerdürrung erst erholt, da die warmen Regen kommen; kaum vermißt man das abgefallene Laub der übrigen Bäume. Leb wohl! Schicke mir den Voigt'schen Brief in extenso. Es müssen noch andere Geschäftssachen darinnen stehen von der Steuerkommission, die mich interessiren.

„Nachschrift. Es versteht sich von selbst, daß Du meinen nächsten Freunden in Weimar nun meine Adresse geben oder mir ihre Briefe selbst zuschicken kannst. Ich tadle Dich nicht, daß Du die ersten eröffnetest."

An Frau von Stein hatte G. ohne Zweifel an demselben Tag geschrieben, und Diese den Brief erhalten, als sie am 25sten ihrer jungen Freundin Lotte von Lengefeld meldete, sie habe aus Rom viele hübsche Briefe von G.

47. Vom 10. bis 16. Dezember. Aus dieser Zeit, in welcher er sich entschloß, mit dem neuen Jahre nach Neapel zu gehen, zur Charwoche wieder nach Rom und nach Ostern nach Deutschland zurückzukehren, sind außer dem in die „Italiänische Reise" theilweise aufgenommenen Briefe vom 13ten (S. 137 f.) nur zwei erhalten, an den Herzog Karl August vom 12ten mit einer Nachschrift vom 16ten, und an Seidel vom 13ten.

[1]) An den er Wechsel von Paulsen in Jena hatte.
[2]) Auf den Namen Möller.

An den Herzog Karl Auguſt.

„Mein erſter Brief von hier aus wird Sie in Berlin aufgeſucht haben; darum konnte ich noch nicht mit einer Antwort, mit einer Nachricht von Ihnen erfreut werden, nach der ich ſo ſehr verlange. Faſt bis zur Ermüdung hab' ich bisher fortgefahren, Rom zu durchwandern; auch hab' ich das Meiſte geſehen. Was heißt aber das Sehen von Gegenſtänden, bei denen man lange verweilen, zu denen man oft zurückkehren müßte, um ſie kennen und ſchätzen zu lernen! An Ihre Frau Gemahlin ſchreib' ich hierüber einige Worte, auf die ich mich beziehe. Daneben hab' ich meine Iphigenie ganz umgeſchrieben;[1]) ein ehrlicher Schweizer macht mir nun eine Kopie, und um Weihnachten wird ſie abgehen können. Ich wünſche, daß ich möge. Nun ſoll es über die andern Sachen, endlich auch über Fauſt hergehen. Da ich mir vornahm, meine Fragmente drucken zu laſſen, hielt ich mich für todt; wie froh will ich ſein, wenn ich mich durch Vollendung des Angefangenen wieder als lebendig legitimiren kann.

„Gegen Weihnachten wird auch mein Penſum in Rom fürerſt abſolvirt ſein. Mit dem neuen Jahr will ich nach Neapel gehn und dort mich der herrlichen Natur erfreuen und meine Seele von der Idee ſo vieler trauriger Ruinen rein ſpülen und die allzu ſtrengen Begriffe der Kunſt lindern. Tiſchbein wird mit mir gehen; er iſt mir unentbehrlich. So einen reinen, guten und doch ſo klugen, ausgebildeten Menſchen hab' ich kaum geſehen. Wie leid thut mir's, daß er nicht zu den Ihrigen gehört, nicht allein als Künſtler, ſondern auch als verſtändiger, thätiger Menſch! In ſeinem Umgange beleb' ich mich aufs Neue; es iſt eine Luſt, ſich mit ihm über alle Gegenſtände zu unterhalten, Natur und Kunſt mit ihm zu betrachten und zu genießen. Uebrigens iſt das ſtrenge Incognito, das ich hier halte, mir von größtem Vortheile. Man kennt mich und ich rede mit Jedem, den ich ohngefähr hier und da treffe, leide aber nicht, daß man mich nach meinem Stande oder Namen begrüße, gehe zu Niemanden und nehme keinen Beſuch an. Hielte ich nicht ſo ſtrenge darauf, ſo hätte

[1]) Strenge genommen, würde dies beſagen, daß das Stück in Rom ganz umgeſchrieben worden, wonach er alſo die von Tordole bis Venedig gemachte Umſchrift nicht vollendet hätte; indeſſen war die ganz genaue Angabe, daß er die drei erſten Akte bereits in einer Umſchrift nach Rom gebracht, nicht durchaus geboten, und andere Aeußerungen zeigen, daß er die Arbeit in Rom nur vollendete.

Seite

Noch so spät, Ihr Nachtigallen 78
Herz, mein Herz 78
Hin und wieder fliegen Pfeile 79
Es erhebt sich eine Stimme 79
Liebe schwärmt auf allen Wegen 80
In dem stillen Mondenscheine 80
Ein grausames Wetter 81
Aus „Jery und Bätely“:
Ich verschone Dich mit Klagen 81
Nicht so eilig, liebes Kind 81
Aus „Lila“:
Auf aus der Ruh! Auf aus der Ruh! 82
Am Ziele! 83
Aus „Scherz, List und Rache“:
Gern in stillen Melancholien 83
Aus „Der Zauberflöte zweiter Theil“:
An der Seite der Geliebten 84
† Lyrischer Ausruf 84
† An Auguste Gräfin zu Stolberg 85
† Elegie 85
† Warum gabst Du uns die tiefen Blicke? 86
† Beim Zeichnen 88
† Nach dem Wiedersehen 88
† Mit einem Glas 88
† An Frau von Stein 88
† Anrufung 89
† An Dieselbe 89
† Mit einer Hyazinthe 90
† Zum neuen Jahr 1779 an Frau von Stein 90
† Frühlingsgruß an Dieselbe 90
† Kleine Herzen 91
† Mit einem Strauß 91
† Oktave 91
Kupido 92
Aus „Pandora“:
Der Seligkeit Fülle, die hab' ich empfunden . . . 92
Aus „Faust“: Was machst Du mir 93
† Der Ring 94
So ist der Held, der mir gefällt 94
An Sie (Ist das Chaos doch) 95
An Sie (Bist Du's nicht, so sei vergeben) 97

ich meine Zeit mit Ehreempfangen und Ehregeben hinbringen müssen. Den einzigen Prinz Liechtenstein, den Bruder der Gräfin Harrach, habe ich besucht, doch auch so, daß wir uns zuerst auf einer Galerie [Doria] begegneten. Und dabei werd' ich bleiben; denn selbst über mein Erwarten bin ich hier bekannt, und meine Nation ist mehr, als ich glaubte, von mir eingenommen.

„Unter den neuen Künstlern seh' ich mich auch um, was da lebt und wird; unter den Kunsthändlern gleichfalls. Alles ist sehr theuer, was sich einigermaßen auszeichnet. Alle Arten von Kunstwerken sind auf einen hohen Preis getrieben. Für Sie möcht' ich nichts aufpacken als Gipssachen, die zu Wasser gehen könnten. Einige Kolossalköpfe kann ich selbst nicht entbehren; ich meine, man könne nicht leben, ohne sie manchmal zu sehen. Der Bildhauer Trippel[1]) hat eine kleine Nemesis in Marmor nach einer größern im Museo[2]) gearbeitet, und man kann sagen, sie ist besser als das Original, welches deswegen nicht übertrieben ist, da viele mittelmäßige Köpfe, ja Handwerker in alten Zeiten nach guten Originalen kopirten, ja zuletzt Kopie von Kopie gemacht ward. So kann an einer Statue die Idee schön, Proportion aber und Ausführung schlecht sein, und ein neuerer Künstler kann ihr einen Theil der Vorzüge wiedergeben, die ihre ganz verlorenen Originale hatten. Diese Nemesis wäre eine schöne Zierde in die Zimmer Ihrer Frau Gemahlin. Er verlangt 100 Dukaten dafür; wenn ich sie aber wie für mich nehme, glaub' ich sie für 80 zu erhalten. Was übrigens hier mit dem Kunsthandel getrieben und gewonnen wird, ist unaussprechlich, und es sind meist Ausländer, die klug genug waren, sich diesen wichtigen Zweig zuzueignen. Gute Abdrücke des Mark-Antonio[3]) sind hier rarer und theurer als irgendwo, da Raphael's Andenken und die Spuren seines Geistes nirgends mehr geschätzt werden können als hier. Die ausgedruckten und abgetratzten Platten sind aber noch hier, und werden solche Abdrücke für ein Geringes, für 3 Gr., 18 Pf., ja noch weniger in Partien verkauft. Sie sind entsetzlich verdorben, und doch kann man die herrlichen Ideen und Kompositionen nicht ohne Entzücken ansehen. Auch

[1]) Alexander Trippel, 1744 zu Schaffhausen geboren, war nach längerem Aufenthalt in Kopenhagen und Paris vor zehn Jahren nach Rom gekommen. Mit Talenten war er seit langer Zeit beschenkt.

[2]) Im Museo Pio-Clementino.

[3]) Marco Antonio Raimondi, Kupferstecher, geboren zu Bologna 1475 oder 1488, kam um 1510 nach Rom, wo ihn Raphael für sich in Anspruch nahm.

möcht' ich Ihnen die kleinen Modelle der ägyptischen Löwen vom Kapitol und von der Fontana felice in Bronze mitbringen, um Ihren Schreibtisch zu zieren; sie werden 20 bis 30 Dukaten kosten. Ich notire mir alle diese wünschenswerthen Kleinigkeiten und werde, wenn ich Auftrag von Ihnen erhalten sollte, eine gewisse Summe auszugeben, das Dauerhafteste wählen. Auch sind zwei Bände des Musei Pio-Clementini heraus, jeder zu 6 Dukaten, die auch kaum zu entbehren sind. An Antiken und Originalbilder ist nicht zu denken; man spricht gleich von 10,000 Scudi ꝛc. Leben Sie aufs Beste wohl! Versagen Sie mir ein Zeugniß Ihres Andenkens und Ihrer Liebe nicht! Einsam in die Welt hinausgestoßen, wäre ich schlimmer daran als ein Anfänger, wenn ich das Zurückgelassene nicht auch erhalten könnte."

Der in die „Italiänische Reise" aufgenommene Brief vom 13ten (S. 137 f.) ist wol an Herder gerichtet; der gleichzeitige an Frau von Stein fehlt. — Verschwinden, wie er es anderwärts eine Flucht oder eine Hedschire nennt. — Winckelmann's Briefe, in zwei Theilen 1777 und 1780 zu Dresden von Dahdorf herausgegeben. — In derselben Jahreszeit, am 18. November. — Brief an Franke, vom 4. Februar 1758. Johann Michael Franke war seit 1740 Bibliothekar des Grafen Bünau in Nöthenitz bei Dresden, bei dem Winckelmann acht Jahre später als Sekretär eintrat; 1764 kam er als königlicher Bibliothekar nach Dresden. — Mit Decken von Rohr überdeckt (S. 138). Vgl. „Tasso", V. 4 (Werke, Bd. VII. S. 289):

„Wie will ich Deine Bäume pflegen, die Zitronen
Im Herbst mit Brettern und mit Ziegeln decken
Und mit verbundnem Rohre wohl verwahren!" —

Neulich. Vgl. den Brief vom 8ten. — Der Fisch ... giebt, der Zitterroche, mit welchem später A. v. Humboldt und Gay-Lussac in Neapel Versuche anstellten. Auf denselben Tag fällt der folgende Brief.

An Deidel.

„Ich habe Dir schon neulich geschrieben, daß ich bald nach meiner Ankunft hier erkannt worden, indeß blieb diese Entdeckung erst in einem kleinen Zirkel, und wie sie sich ausbreitete, sagte man sich zugleich, daß ich unerkannt sein wollte. Ich ging also meines Wegs fort, ward von Niemand gehindert, fand

viele Menſchen, die mir die Betrachtung der Merkwürdigkeiten erleichterten und nützlich machten, ohne daß mich Jemand mit meinem Ich und mit dem ſeinigen inkommodirte. So hab' ich nun Rom in kurzer Zeit geſehen und kenne es zur Noth; denn es gehören Jahre dazu, um ſich hier ganz zur Kenntniß der höchſten der Künſte auszubilden. Ich habe für diesmal meine Abſicht erreicht und einen Grund gelegt, auf den man weiter fortbauen kann, wie es Gelegenheit und Kräfte erlauben.

„Meinen Freunden hab' ich auch geſchrieben; es kann und braucht weiter kein Geheimniß zu ſein. Du gehſt zu den Herren Geheimen Räthen[1]) und machſt von hier aus meine beſten Empfehlungen und empfiehlſt mich ihrem Andenken. Ein Gleiches kannſt Du bei Herrn und Frau von Wedel[2]) und bei den Hofdamen thun.[3]) Fällt Dir ſonſt noch Jemand ein, ſo thue das Gleiche, ich gebe Dir Vollmacht; wo Du es ſchicklich und artig hältſt, ſo gebe ich Dir Vollmacht. Schreibe mir nur nachher, wen Du gegrüßt haſt, z. B. Herrn Geheimen Kammerrath Gülicke. Dem Herrn Hofrath Voigt danke für ſeine guten Nachrichten und daß er mich von ſeiner Seite ſo außer Sorgen ſetzt. Bachmann, Löſchner, Seeger, Brunnquell[4]) grüße auch, und wenn von meinem Außenbleiben die Rede iſt, kannſt Du im Allgemeinen merken laſſen, ich würde wol einmal eben auch unvermuthet wiederkommen. Schreibe mir doch, wie viel das Käſtchen Steine, das Tiſchbein geſchickt,[5]) gewogen und wie viel es gekoſtet, daß wir uns wegen der Fracht anderer Sachen darnach richten können. Schicke und ſchreibe mir immerfort bis in den halben März, damit Dein letzter Brief vor Oſtern hier ſei. Die Feierlichkeiten der Charwoche warte ich noch hier ab und dann rücke ich wieder nordwärts, wenn man von ſo entfernten Dingen reden darf. Gleich nach dem neuen Jahre geh' ich nach Neapel. Briefe werden mir nachgeſchicket.

„Lebe wohl! Grüße Fritzen und Ernſten, wenn er lebt.[6])

[1]) Schnauß, Lyncker und Schmidt.

[2]) Otto Joachim Moritz von Wedel, Kammerherr und Oberforſtmeiſter. Seine Gattin war die mit der Herzogin nach Weimar gekommene Hofdame von Wöllwarth. Sie wohnten in demſelben Hauſe mit Frau von Stein.

[3]) Beſonders Fräulein von Waldner und Fräulein von Göchhauſen.

[4]) Bachmann war Kammerdervoalter, Löſchner Kammerweiter, Seeger Kriegsregiſtrator, Brunnquell Wegekommiſſar. Vgl. unten G.'s Brief an Letztern vom 27. Oktober 1787.

[5]) Vgl. S. 690.

[6]) Die beiden jüngſten Söhne der Frau von Stein; der mittlere, Ernſt, litt an einem unheilbaren Fußübel; der älteſte, Karl, war nicht in Weimar.

auch meine Leute[1]) und lebe wohl und vergnügt! So viel ſag' ich Dir nun noch von Rom, daß man ſich keinen Begriff davon machen kann, ohne es geſehen zu haben, und daß ein wohl unterrichteter Ankömmling wieder in die Schule zurück muß.[2]) Es iſt ein herrliches Wetter."

Vom 16ten ſind die Zeilen an den Herzog datirt: „Den Brief an Ihre Frau Gemahlin werd' ich mit der nächſten Poſt abſenden, ich konnte ihn heute nicht endigen. So Vieles dringt von allen Enden und Ecken auf mich zu, daß ich kaum zu mir ſelbſt komme. Aber es iſt eine Luſt, in einem ſo großen Elemente zu leben, wo man für viele Jahre Nahrung vor ſich ſieht, wenn man ſie auch für den Augenblick mit den äußerſten Lippen nur koſten kann." — Hiernach muß auch der Brief vom 12ten bis zu dieſem Poſttage liegen geblieben ſein, obgleich G. dies nicht erwähnt; er hatte den Brief an die Herzogin noch am 12ten oder 13ten ſchreiben wollen, was ihm indeß bis zum 16ten nicht gelang, da es ihm an Sammlung fehlte. Beſonders nahm ihn Moritz in Anſpruch, wovon er den Freunden nichts verrieth.

48. Vom 17. bis zum 23. Dezember. Von dieſer Woche hat ſich in der „Italiäniſchen Reiſe" nur ein Brief vom 20ſten (S. 138 f.) erhalten, wahrſcheinlich an Herder geſchrieben, ſo daß urſprünglich ſtatt „Herder erkundigt ſich" ſtand „Du erkundigſt Dich". — Doktor Münter (S. 139). Friedrich Münter, geboren zu Gotha am 14. Oktober 1761, war in ſeinem dritten Jahre mit ſeinem Vater nach Dänemark gekommen. Nach beendigten Studien trat er im Jahre 1784 mit königlicher Genehmigung eine gelehrte Reiſe nach Italien an. 1785 beſuchte er Neapel, Mitte Oktober fuhr er nach Sizilien; der Verſuch, den Aetna zu beſteigen (am 28. Dezember), mißglückte; von Meſſina aus beſuchte er Kalabrien, deſſen vom Erdbeben verwüſtete Theile er bereiſte; am 5. Februar 1786 kehrte er nach Meſſina zurück; der 25ſten war er wieder in Neapel. Er hatte eben nur eine gelehrte Reiſe unternommen. Die Andeutung, daß er vielleicht noch andere Zwecke verfolgt, fällt auf. — Schöne Münzen hat er geſammelt. Er ſelbſt ſchreibt in ſeinen „Nachrichten von Neapel und Sizilien" (S. 47 der Ueberſetzung): „Für Den, der ſelbſt alte Medaillen ſammelt, iſt Neapel einer der beauemſten Oerter, da ſie noch nicht ſo theuer als in Rom ſind und man

[1]) Seine Diener Goß und Sutor und die Köchin Dorothea. Vgl. S. 736.
[2]) Vgl. oben S. 137 f., 669.

ſie in großer Menge bei den Goldſchmieden und bei den Leuten, die mit altem Metall handeln, findet. Ich habe auf ſolche Art vortreffliche und ſeltene Stücke gefunden und in kurzer Zeit und für wenig Geld eine beträchtliche Menge griechiſcher Münzen zuſammengebracht, die überhaupt weit ſchöner und belehrender ſind als die römiſchen." Beſonders belehrend waren ihm die Farneſiſche Münzſammlung in Neapel und die eines Baron Aſtuto in Noto geweſen. Ausführlich ſpricht er von dem hohen Werthe der ſizilianiſchen Münzen, auf denen ein geübtes Auge die zunehmende Verbeſſerung der Kunſt bis zu einer Höhe und Vollkommenheit bemerke, die man kaum auf den ſchönſten Münzen aus Alexandrien finde (S. 312 ff.).

Erſt am 23ſten ſchrieb Goethe

An die Herzogin.

„Schon lange würde ich Ew. Durchlaucht Rechenſchaft von meiner Reiſe, von meinem Aufenthalte in Rom gegeben haben, wenn ich hätte hoffen können, etwas zu ſchreiben, das Ihrer Aufmerkſamkeit werth wäre. Der Reiſende kann ſelten aus ſich herausgehen: was er von Schickſalen zu melden hat, iſt wenig bedeutend, und meiſtens ſchreibt er mit ſelbſtgefälligem Entzücken, daß er nun auch jene lang gewünſchten Gegenden betrete, jene herrlichen Gegenſtände mit Augen ſehe und nach ſeiner Art davon und dabei genieße. Ich habe nun den erſten flüchtigen Lauf durch Rom beinahe geendigt, ich kenne die Stadt und ihre Lage, die Ruinen, Villen, Paläſte, Galerien und Muſeen. Wie leicht iſt es, bei einer ſolchen Fülle von Gegenſtänden etwas zu denken, zu empfinden, zu phantaſiren! Aber wenn es nun darauf ankommt, die Sachen um ihrer ſelbſt willen zu ſehen, den Künſten aufs Mark zu dringen, das Gebildete und Hervorgebrachte nicht nach dem Effekt, ſondern nach ſeinem innern Werthe zu beurtheilen, dann fühlt man erſt, wie ſchwer die Aufgabe iſt, und wünſcht mehr Zeit und ernſthaftere Betrachtung dieſen ſchätzbaren Denkmalen menſchlichen Geiſtes und menſchlicher Bemühungen widmen zu können. Um nichts zu verſäumen, habe ich gleich einen Theil des erſten Genuſſes aufgeopfert und habe die Ruinen in Geſellſchaft von Baukünſtlern, die übrigen Kunſtwerke mit andern Künſtlern geſehen und dabei bemerken können, daß ein Leben voll Thätigkeit und Uebung kaum hinreicht, unſere Kenntniß auf den höchſten Punkt der Reinheit zu bringen. Und doch wäre nur dieſe Sicherheit und Gewißheit,

die Dinge für das zu nehmen, was sie sind, selbst die besten Sachen einander subordiniren zu können, jedes im Verhältnisse zum andern zu betrachten, der größte Genuß, nach dem wir im Kunst- wie im Natur- und Lebenssinne streben sollten. Indessen sehe ich fleißig, ohne mich aufzuspannen, und freue mich, wenn von Zeit zu Zeit ein neues Licht erscheint. Hier kann ich eine Betrachtung nicht verschweigen, die ich gemacht habe: daß es nämlich bequemer und leichter sei, die Natur als die Kunst zu beobachten und zu schätzen. Das geringste Produkt der Natur hat den Kreis seiner Vollkommenheit in sich, und ich darf nur Augen haben, um zu sehen, so kann ich die Verhältnisse entdecken; ich bin sicher, daß innerhalb eines kleinen Zirkels eine ganze wahre Existenz beschlossen ist. Ein Kunstwerk hingegen hat seine Vollkommenheit außer sich, das Beste in der Idee des Künstlers, die er selten oder nie erreicht, die folgenden in gewissen angenommenen Gesetzen, welche zwar aus der Natur der Kunst und des Handwerks hergeleitet, aber doch nicht so leicht zu verstehen und zu entziffern sind als die Gesetze der lebendigen Natur. Es ist viel Tradition bei den Kunstwerken, die Naturwerke sind immer wie ein frisch ausgesprochenes Wort Gottes.

„Unvergeßlich wird mir der Augenblick sein, in dem ich das Glück hatte, mich Ew. Durchlaucht vor meiner Abreise zu empfehlen, unaussprechlich die Gewalt, die ich anwenden mußte, mein weiteres Vorhaben zu verschweigen. Lassen mich Ew. Durchlaucht bei meiner Rückkehr eine immer gleich gnädig gesinnte Fürstin wiederfinden!“

49. Vom 24. bis zum 30. Dezember (S. 139—142). — Den 25. Dezember. Wol an Frau von Stein gerichtet, deren Geburtstag der Weihnachtstag war. — Ein Mitleben. Vgl. den Brief vom 3ten (S. 135). — Palast Rondanini. Vgl. oben S. 679, Anm. Volkmann: „Der Palast Rondinini wird erst seit einigen Jahren besucht. Der Grund dazu ist mit der schönen Sammlung von Statuen, Gemälden und merkwürdigen Basreliefs gelegt, welche der Marchese viele Jahre in einer unbekannten Vigne (hinter den Diocletianischen Bädern südostwärts an der Straße nach der Porta di San Lorenzo) besessen, nunmehr aber in seinen Palast hat bringen und aufstellen lassen. Dies geschah bei meinem Aufenthalt in Rom 1758, und ich habe mir einen von Algardi ergänzten Torso aufgezeichnet, welchen

Winckelmann damals nach dem Torſo und Laokoon in Belvedere für eines der beſten Stücke des Alterthums hielt." — Die Medusenmaske (S. 139), jetzt in der Münchener Glyptothek. Vgl. oben S. 502, Welcker, Alte Denkmäler, IV. 67 ff. — Eines Jupiter (S. 140), des ſogenannten lächelnden Jupiter. — Den 29ſten (S. 141). Die Mittheilungen dieſes Tages ſcheinen alle an Herder gerichtet, wonach „ſollteſt Du" ſtatt ſollte Herder ſtand. — Seines zweiten Aufenthalts. Vgl. oben S. 674. — Zu Zürich, beſonders mit dem ſchon geſtorbenen Bodmer und mit Lavater. Vgl. oben S. 680. — Der „Zerſtreuten Blätter", Herder's. In dieſem Theile ſtanden unter anderen die Abhandlungen „Nemeſis. Ein lehrendes Sinnbild" und „Wie die Alten den Tod gebildet". — Mein Porträt. Ein Brief aus Rom vom 30. Auguſt 1787 in Wieland's „T. Merkur" 1788, I. 270 f., berichtet über das faſt vollendete Bild: „Man ſieht den Dichter eingehüllt in einen weißen Mantel, den Hut auf dem Kopf, in der Stellung zwiſchen Sitzen und Liegen, mit dem tiefdenkenden Blick über die Vergänglichkeit der Dinge, auf einem umgeſtürzten und in Trümmer übergegangenen Obelisk ruhen. Die darauf eingegrabenen Hieroglyphen zeugen, daß er aus dem höchſten Alterthum der ägyptiſchen Kunſt iſt. Daneben liegt ein verſtümmeltes Basrelief, woraus man aber noch die beſte Zeit der griechiſchen Kunſt wahrnimmt, und das die Erkennung des Oreſt's von ſeiner Schweſter Iphigenia vorſtellt; ein Gegenſtand, dem unſer Dichter ſeit mehrern Jahren für die Bühne bearbeitet hat und dem er in dem Muſeo des Künſtlers ſeine letzte Politur gab. Eine gebrochene Säule, deren Kapitäl von der ioniſchen und korinthiſchen Ordnung zuſammengeſetzt iſt, erinnert uns, daß ſie ein Werk der Römer unter den Kaiſern iſt. In der Ferne ſieht man die Campagna di Roma mit den vielen an der Appiſchen Straße zerſtreuten Grabmälern, die aber vorgebliche Denkmäler waren, die Namen Derjenigen, deren Aſche darin ruhte, auf die Nachwelt zu bringen. Die Menge und die feſte Bauart der Aquäducte zeugt von der ehemaligen unglaublichen Bevölkerung dieſer Gegend. Weiterhin ſieht man das durch den beredten Römer und durch den reichen Epikureer Lucullus berühmte Tusculum, über dieſem erhebt ſich der durch einen Vulkan gebildete Berg Albano, an deſſen Fuß die beiden Seen Albano und Nemi liegen, die gleichen Urſprung haben. Ueber dieſe Veränderung der Natur und der menſchlichen Dinge ſtaunt das Auge des philoſophiſchen Dichters hin, und der ſchauervolle Gedanke

der Vergänglichkeit scheint auf seinem Gesichte zu schweben. Der Künstler hat sich bemüht, die Aehnlichkeit und die charakteristischen Züge seines Urbildes so viel wie möglich zu treffen. Seine Absicht war, nicht sowol das Malerische und das Kolorit eines Tizian's und Van Dyck, als vielmehr die Bestimmtheit und die feinen und eignen Lineamente im Ausdruck, wie wir sie bei Raphael und Holbein bewundern, nachzuahmen. Die letzte Handanlegung wird zeigen, inwieferne der Künstler dem sich vorgesetzten Ideal nahe gekommen sei." Der Verfasser des Briefes benutzte wol Tischbein's eigene Mittheilungen. Einzelnes hat Dieser auf dem Gemälde nicht ausgeführt. Das Gemälde blieb in Italien, wo es der Landsmann des Dichters Freiherr Karl von Rothschild kaufte. Eine Abbildung in 4° gaben die „Gedenkblätter an Goethe" (Frankfurt 1846). Eine kleine Lithographie des Bildes von Siebert, auf welcher sich die auf dem Gemälde fehlenden Hieroglyphen finden, das Basrelief aber ein ganz anderes ist, erschien in Schaffhausen bei Brodtmann: sie hat die wunderliche Unterschrift: „Goethe, in finniger Betrachtung unter römischen Alterthümern nach dem von Ihm selbst gezeichneten Original, welches er in Italien einem seiner begleitenden Freunde in den Jahren zwischen 1787 und 1788 zum Geschenk gemacht." Ein Nachstich desselben findet sich vor den „Nachträgen zu Goethe's Werken" von Ed. Boas. Wahrscheinlich war dieses Bild Tischbein's erster Entwurf. — Besonders liest sich Geschichte (S. 142). G. hatte sich eine sehr kleine Taschenausgabe des Livius angeschafft, die er bei seinem Abgange Moritz schenkte. Dieser berichtet (III. 252): „Auf dem Corso stehen an den Erhöhungen auf den Seiten die Bücherhändler mit ihrem Vorrath aus. Man kauft hier die klassischen Autoren, die immer in großer Anzahl schon eingebunden vorhanden sind, um ein geringes Geld." Auch Tischbein las in Rom den Livius. Vgl. Tischbein, II. 67. — Korn- und Geldspenden, die Frumentatio und das Congiarium, die bei festlichen Gelegenheiten unter das Volk ausgetheilt wurden. Vgl. Juven., X. 80, 81.

Vom Briefe G.'s an Frau von Stein vom 29sten hat sich keine Spur erhalten; er schrieb an diesem Tage an ihren Sohn.

An Friedrich von Stein.

„Dein Brief, mein vielgeliebter Fritz, hat mir viele Freude gemacht. Du kannst nicht öfter an mich denken als ich an Dich. Gar oft wünsche ich Dich zu mir; es giebt gar mancherlei Gutes

zu genießen, das Dich noch mehr als mich ergetzen würde. Schwefelabdrücke bring' ich Dir mit und Steine von merkwürdigen Gebäuden, wo Du zugleich die verschiedenen Arten von Steinen sehen sollst, mit denen man hier baute und auszierte. Die ganze Nacht vor dem Weihnachtsfest sind wir in den Kirchen herumgefahren und haben die Feierlichkeiten angesehen und angehört. Zu St. Apollinar war Musik, St. Peter mit wenigen Lichtern, Lampen und Fackeln kaum erleuchtet, so daß man das ungeheure Gebäude kaum wieder erkannte; in einer sehr erleuchteten Seitenkapelle sangen die Chorherren die Frühmetten. In St. Maria maggiore war die Kirche schön erleuchtet: dort haben sie einige Stücke von der Krippe Christi; es zieht eine Prozession mit Fackeln umher, es wird ein silbernes Kindlein auf einer silbernen sehr verzierten Wiege getragen u. s. w. Am Weihnachtsmorgen hielt der Papst in St. Peter Hochamt, bei dem die Kardinäle ministrirten. Es mögen 2000 Menschen in der Kirche gewesen sein, und man bemerkte sie kaum, da man hineintrat, da sie alle um den Hochaltar standen. Die Gasse, in der ich wohne, ist gegen 3000 Schritte lang; Du kannst sie einmal in der Belvedere'schen Allee abschreiten und dabei an mich denken. Erzählung von bessern Sachen hebe ich für Dich auf. Wenn wir künftig zusammen gehen und fahren, habe ich Dir zu erzählen, und Du sollst Dich nicht mehr über mein Stillschweigen beklagen.

„Lebe wohl! Auch ein Stück Lava vom Vesuv sollst Du haben. Grüße Ernsten, Deine Großeltern[1]) und behalte mich lieb! Dein italiänischer Brief hat mich gefreut; nächstens sollst Du auch einen von mir in dieser Sprache haben."

Vom 30sten ist der Brief

An Seidel:

„Frau von Stein schreibt mir, es sei ein Kasten über Nürnberg in meinem Hause angekommen, der noch nicht eröffnet worden; das macht mir einige Sorge. Es ist der Kasten, den ich von Venedig abschickte.[2]) Er muß aber emballirt sein, und zwischen der Emballage und dem Kasten muß noch ein Packet in Wachstuch stecken, das an Frau von Stein gehört.[3]) Ist er also richtig angekommen, so mache die Emballage los, gieb das Packet an Frau von Stein, mache den Kasten auf. In demselben ist

[1]) Hofmarschall von Schardt und Frau.
[2]) Vgl. oben S. 662.
[3]) Die drei ersten Stücke des Tagebuchs befanden sich darin.

eine große Schachtel, welche auch an Frau von Stein gegeben wird, nebst vielen andern Packetchen und Papieren, worauf ihre Adresse steht. Das Uebrige hebe auf! Wäre aber der Kasten ohne Emballage angekommen, so muß ich mich erkundigen, und deswegen schreibe mir gleich Alles, wie sich's verhält; auch melde mir sonst, was vorgegangen ist. Ich wiederhole nochmals, das Wachstuchpacket in Quarto muß zwischen dem Stroh der Emballage stecken. Du kannst dem Herrn Voß das Geld, was aus der Tontine gekommen ist, gegen eine Quittung auszahlen. Versteht sich, das für den verstorbenen Bruder zurückgezahlte.[1]) Lebe wohl! Ich bin gesund und fleißig und vergnügt. Auf alle Fälle machst Du den Kasten auf."

50. Vom 31. Dezember bis zum 6. Januar 1787. (S. 142—147). Der Brief vom 2ten ist wol an Herder gerichtet, so daß statt Ihr habt ursprünglich „Du hast" stand. Vgl. oben S. 16. Die tief in seiner Seele liegende Wahrheit, daß alle Erkenntniß vom Anschauen ausgehen müsse, spricht sich hier entschieden aus, und zugleich die Absicht, auch die Künste in gleicher Weise wie die Natur von einem besondern, sich ihm aufdrängenden Gesichtspunkte zu betrachten. — Am 4. Januar schrieb er

An Friedrich von Stein.

„In meinen weiten Mantel eingewickelt und meinen Feuernapf bei mir, schreib' ich Dir, mein lieber Fritz; denn in meiner Stube ist weder Ofen noch Kamin, und seit gestern weht ein Nordwind. Das Wetter ist schön, und man geht gern auf den trockenen Straßen spazieren. Nun muß ich Dir allerlei Geschichten erzählen. Neulich sind wir in der Peterskirche fast, wie man zu sagen pflegt, über den Papst gefallen. Wir gingen nach Tische in der Kirche herum und besahen die schönen Steinarten, womit Alles ausgeziert ist. Tischbein zeigte mir eben einen vorzüglich schön gezeichneten Alabaster (eigentlich Kalkspath) an einem Grabmale, als ich ihm auf einmal in die Ohren sagte: „Da ist der Papst." Ihro Heiligkeit knieten wirklich in langem weißem Gewande mit der rothen Schnur an einem Pfeiler und beteten. Die Monsignores vom Gefolge, davon einer den rothen, goldbesetzten Hut hielt, standen mit ihren Breviern nicht weit davon und sprachen mit einander, und anstatt einer feierlichen Stille

[1]) Der Page Karl Ludwig Georg Ferdinand von Voß war in diesem Jahre gestorben. Es handelte sich um Zurückzahlung der Einlage.

Sein

An Sie (Schmerzen, welche Dich berührten) 98
Mit einem zierlichst aufgetrockneten Blumenkranze . . 98
Erwiderung (Bunte Blumen in dem Garten) 99
Dem aufgehenden Vollmonde 99
Früh, wenn Thal, Gebirg und Garten 100
Der Bräutigam 100
† Mein Blick war auf den Himmel hin gerichtet . . . 101
† An Lili 101

V. Sonnette.

Natur und Kunst 105
Aus dem Drama „Die natürliche Tochter“:
Welch Wonnelehen wird hier ausgespendet . . . 106

VI. Aus „Wilhelm Meister“.

Aus den „Lehrjahren“:
Ihm färbt der Morgensonne Licht 109
Ich armer Teufel, Herr Baron 109
Aus den „Wanderjahren“:
Ein Wunder ist der arme Mensch geboren . . . 110
Bist noch so tief in Schmerz und Qual verloren . 110
Wie ist heut mir doch zu Muthe 110
Bleiben, Gehen, Gehen, Bleiben 193

VII. Balladen.

Aus „Faust“:
Es war einmal ein König 113
Es war eine Ratt' im Kellernest 114
Gutmann und Gutweib 114

VIII. Antiker Form sich nähernd.

† Liebesspruch 119
† Gnomische Verse 119
† Knebel's Schreibtisch 120
† An Frau von Stein (Herzlich hat ich die Muse) . . . 120
† Inschrift für einen Felsen 120
† Ein Gleiches 121
† An Frau von Stein (Frage nicht nach mir) 121
† Nach dem Lateinischen 121
† Fragment 121
† Die Wahrheit 122

machten die Leute, welche in der Peterskirche zu reinigen haben,[1]) einen Lärm auf den andern, damit der Papst sie und ihren Fleiß bemerken sollte; denn, wie er weg war, feierten sie auch wieder. Wenn man dem Papst begegnet, es sei, wo es wolle, so kniet man nieder, um den Segen zu empfangen. Er hat keinen Bart, sondern sieht aus wie Paste, die Du kennst, nur daß er älter. Hier trägt Niemand einen Bart als die griechischen Priester und die Kapuziner. Nun zu einer andern Scene. Neulich sahen wir, und ich kann wohl sagen, hörten wir 1000 Schweine in einem engen Bezirk abschlachten. Es geschieht dies den Winter über alle Freitage auf einem Platze, wo früher ein Minerventempel stand.[2]) Die Schweine werden zu Hunderten zwischen Stangen eingesperrt; auf ein gegebenes Zeichen springen Kerls hinein zu den Thieren, ergreifen sie, rammeln sich mit ihnen herum und stoßen ihnen unter der einen Vorderpfote ein rundes Eisen in den Leib, das sie, weil es oben eine Art Haken hat, mit der flachen Hand in der Wunde leiernd herumdrehen, bis das Thier todt ist. Das Lärmen der Menschen, das von dem Geschrei der Thiere überschrieen wird, die Händel, die dabei vorfallen, der Antheil der Zuschauer und noch allerlei Detail machen dieses Ammazzamento zum sonderbarsten Spektakel. Es geschieht auf diese Weise, weil hier Alles Monopol ist und die Regierung die Schweine aufkauft, schlachten läßt und dann an die Fleischer austheilt. Dann war ich auch in einer ersten Vorstellung einer Oper, wo das Parterre noch einen größern Lärm machte als die 1000 Schweine. Davon will ich Dir künftig das Detail erzählen.[3]) Alexander in Indien[4]) hat mir Langeweile gemacht. Dagegen war das Ballet Die Eroberung von Troja recht schön. Wie viel hätte ich darum gegeben, Dich und die Herders an meine Seite zu bringen!

[1]) Archenholz rühmt (V. 41) die große Reinlichkeit der Peterskirche, derentwegen eine Anzahl Leute unaufhörlich den ganzen Tag beschäftigt seien, zu reinigen und zu putzen.

[2]) Auf dem Foro di Nerva.

[3]) Moritz, I. 165 ff.: „Es herrscht [bei den Recitativen] ein solches allgemeines Getöse im Parterre und Logen, daß Einer kaum sein eigenes Wort vernimmt; ein Jeder spricht laut mit seinem Nachbar, und auf das Schauspiel achtet Niemand. Sobald dann aber auch eine Lieblingsarie kömmt, herrscht auf einmal eine bewunderungswürdige Stille; Zitti! Zitti! ertönt von allen Seiten" u. s. w. II. 215 f. berichtet er von den Neckereien zwischen den Zuhörern, die sich hier ganz wie zu Hause fühlten, und den Lieblingen unter den Schauspielern; 218 ff. von dem Lärm derselben, wenn sie eine Arie wiederholt haben wollen, was erst geschehen dürfe, wenn einer der Nepoten des Papstes dazu das Zeichen gebe.

[4]) Von Anfossi. Vgl. oben S. 147.

Wie würde Euch das große Pferd und die herausſteigenden Griechen, Hektor's Schatten, die Flucht des Aeneas, die brennende Stadt und der Triumph der Griechen ergetzt haben! Die Kleider ſind ſehr ſchön, die Dekorationen mäßig.[1]) Geſtern ſah ich in einem andern Theater die Locandiera von Goldoni.[2]) Da hier alle Rollen, wie Du weißt, von Männern geſpielt werden, machte ein Römiſcher Bürger, der ſonſt ſeines Handwerks ein Färber iſt, die Locandiera ſo ſchön, daß nichts zu wünſchen übrig blieb. Auch die Tänzerinnen der großen Oper ſind Männer, die allerliebſt ihre Künſte treiben. Ferner muß ich Dir erzählen, daß ich zum Pastore dell Arcadia bin ausgerufen worden,[3]) als ich heut in dieſe Geſellſchaft kam, von der Dir Herr Schmidt[4]) erzählen mag. Vergebens habe ich dieſe Ehre abzulehnen geſucht, weil ich mich nicht öffentlich bekennen will. Ich mußte mir gar ſchöne Sachen vorleſen laſſen, und ich erhielt den Namen Megalio per causa della grandezza oder grandiosità delle mie opere, wie ſich die Herren auszudrücken beliebten. Wenn ich das Sonett, das zu meiner Ehre auch verleſen wurde, erhalte, ſo ſchicke ich Dir's.[5]) Für heute lebe wohl! Ich habe ſehr gefudelt und viel

[1]) Moritz berichtet am 2. März (I. 168 f.): „In einem pantomimiſchen Ballet [im Theater Alberti] ſahe ich das große hölzerne Trojaniſche Pferd aufs Theater führen, welches von den Trojanern triumphirend umtanzt und von dem Parterre mit jauchzendem Geſchrei empfangen wurde. Während die Trojaner ſchlummerten, ſtiegen die griechiſchen Helden auf einer Leiter aus dem Bauche des Pferdes, und dem Aeneas erſchien um Mitternacht der Schatten des Hektor und verkündigte ihm mit ängſtlichen Geberden den Sturz und die Zerſtörung von Troja. Schon ſtand Troja in Flammen, durch welche der fromme Aeneas ſeinen Vater Anchiſes auf ſeinem Rücken trug, während er ſeinen Sohn an der Hand führte und ſeine Gattin Kreuſa ihm folgte. Hinter der Kreuſa aber kam eine weiße Geſtalt und zog ſie unwiderſtehlich zurück, daß ſie von ihrem Gatten ſich verlor, der nachher wieder umkehrte und ſie ängſtlich ſuchte, bis ſie ihm plötzlich wie eine geiſtige Geſtalt erſchien und mit Geberden ihn zur Flucht ermahnte. Die Griechen führten nun die gefeſſelten Trojanerinnen im Triumph auf, unter welchen ſich auch Kaſſandra befand die vergebliche und ohne Glauben zu finden, das Verderben von Troja prophezeyt hatte, welches nun die Gefährtinnen ihres Unglücks mit ihr bejammerten. Dieß Ballet hatte das Verdienſt, daß es die Darſtellung des Einzelnen ſehr deutlich nachzuahmen ſtrebte und eben deswegen, ohngeachtet der Einförmigkeit und der Harte des Kontraſtes in dem pantomimiſchen Ausdruck im Ganzen genommen eine vortreffliche Wirkung that."

[2]) Vgl. oben S. 524. Das Stück war dem jungen Freunde auch der zu Weimar aufgeführten deutſchen Bearbeitung bekannt.

[3]) Vgl. oben S. 466 f. Die Aufnahme erfolgte in der erſten ordentlichen Sitzung des neuen Jahres. Dieſe fanden regelmäßig Donnerstags ſtatt. Vgl. S. 693 und zum Berichte über den Januar 1788.

[4]) Wol der Bibliothekar, bei welchem Frau Stunde im Italiäniſchen gewohnt haben dürfte.

[5]) Vgl. oben S. 468.

zu ſchreiben; ohne meine Hand nicht nach! Es iſt kalt, und ich ſchließe meinen Brief wie Du mit den Zwillingen.[1]) Grüße Herders[2]) und lies ihnen dieſen Brief!“

Auf dieſen Brief an Fritz bezieht ſich der vom 4ten (S. 143 f.), der an Frau von Stein gerichtet iſt; auf ihn deutet auch G.'s Brief an den Herzog vom folgenden 10. Februar. — In meinem letzten Brief, wol vom 30. Dezember. — Brief vom Herzog, der nicht mehr vorhanden; die Antwort darauf folgt unten. — Riedeſel ꝛc. (S. 144). Johann Hermann von Riedeſel, Sohn eines E. bekannt gewordenen preußiſchen Generallieutenants, geboren 1740, war von Winckelmann als Cicerone in Rom herumgeführt worden; ſeine Briefe aus der Ferne riſſen Winckelmann zu innigſter Liebe und Freundſchaft hin. Er gab ihm das Zeugniß, daß er Einer unter Tauſenden ſei, der das Schöne gleichſam von Natur kenne. 1764 kehrte er nach Italien zurück, um mit Winckelmann nach Sizilien zu reiſen, aber da er ihn nicht zu Rom traf, mußte er ohne ihn die Reiſe antreten. Auf Deſſen Wunſch ſchrieb er einen ausführlichen Bericht über ſeine Reiſe, den Winckelmann mit unendlicher Freude aufnahm. War es ja der erſte Reiſende, der Sizilien ganz mit ſeinen Augen, ganz in ſeinem Sinne ſah und ihm über die für die alte Kunſt ſo höchſt bedeutende Inſel die überraſchendſten Mittheilungen machte. Er ſelbſt wollte die Briefe mit einer Vorrede in der Schweiz herausgeben. Doch kam es dazu nicht; erſt drei Jahre nach Winckelmann's Tode erſchienen ſie zu Zürich unter dem Titel: „Reiſe durch Sizilien und Großgriechenland. Zwei Sendſchreiben an Winckelmann.“ Eine franzöſiſche Ueberſetzung lieferte Forſter (Lauſanne 1773). Mit „ꝛc.“ ſind beſonders Bryhone, Borch und die Kupferwerke über Sizilien, die Voyage pittoresque gemeint, deren wir unten gedenken werden. — Des Herzogs Unfall, ein heftiger Sturz mit dem Pferde vor Berlin. — Daß Sie die Güte haben mögen. Im Briefe wird die Anrede „Du“ ſtehen; wahrſcheinlich fand ſich auch nach ſchreibe noch „Dir“. — Montag über acht Tage, am 15ten. — Ein Anderer (S. 145). Abbate Tocchi, vgl. oben S. 693. — Worauf ſie ſchon im Ernſte geſonnen haben. Vgl. Tiſchbein's Aeußerung vom 9. Dezember (oben S. 698). Dieſe Ehre hatte man einer Zuprovi-

[1]) Mit dem Abendſegen: „Die Zwillinge ſind in der Nähe“. Vgl. den Brief an Fritz vom 16. Februar 1788.

[2]) Wie oben, ſind Herder's Kinder gemeint.

ſatorin Corilla erzeigt, die, wie Archenholz bemerkt, tief unter unſerer deutſchen Karſchin ſtand. Ein Kardinal hatte ihre Krönung beim Papſte durchgeſetzt.

Den 6ten (S. 145). Der Brief ſcheint an Herder gerichtet. — Dieſe vierzig Tage. Auch Moritz ſpricht am 20. Januar von vierzig Tagen, die er auf einem Fleck habe liegen müſſen (vgl. oben S. 697). Dort ſagt er auch, ſeit ſechs Tagen ſei ihm Alles, was er gelitten, wie ein Traum; ſein Arm ſei ſo geheilt, daß er ihn nicht mehr im Bande zu tragen brauche. Er zählt die vierzig Tage offenbar vom 14ten ab, was denn faſt zutrifft, wenn der Armbruch gegen den 6. Dezember erfolgte. Bei G. dürften die vierzig Tage aus einer andern Briefſtelle oder einer Aeußerung von Moritz ſelbſt in unſere Stelle gekommen ſein, wo ſie nichts weniger als nothwendig ſind. — Wärter. An Campe ſchreibt Moritz: „Um alle Kleinigkeiten, die zu meiner Hilfe und Erleichterung dienen konnten, iſt Goethe unaufhörlich beſorgt geweſen und hat Alles hervorgeſucht, was nur irgend dazu abzwecken konnte, mich bei gutem Muthe zu erhalten. Und wie oft, wenn ich unter meinem Schmerz erliegen und verzagen wollte, habe ich in ſeiner Gegenwart wieder neuen Muth gefaßt, und weil ich gern ſtandhaft vor ihm erſcheinen wollte, bin ich oft dadurch wirklich ſtandhaft geworden." — Beichtvater. Moritz ließ ihn einen Blick in ſeine Verwirrungen thun, beſonders in ſeine ſchwärmeriſche Liebe zu einer verheiratheten Dame, die ihn zu manchen Verirrungen verleitet hatte. — Sekretär. Aus dem Briefe an Campe erſehen wir, daß G. Letzterm jenen Unfall ohne Unterſchrift berichtet hatte. — In der Villa Ludoviſi oder Buoncompagni zwiſchen der Porta Pinciana und Salara, von Kardinal Ludovico Ludoviſi erbaut, an die Buoncompagni durch Erbſchaft gelangt. „Bei dem Eingange der Villa ſteht ein koloſſaler Kopf der Juno, der in Anſehung des edlen Ausdrucks, der Grazie und guten Verhältniſſe einer der beſten Köpfe des Alterthums iſt." Volkmann, Ii. 275. „Vielleicht unter allen Werken aus dem Alterthum das, woraus am Tiefſten erkannt werden kann, was es in idealer Geſichtsbildung vermochte. — Was Winckelmann anführt, der gebieteriſche Mund, der herrſchende Blick der großen, rundgewölbten Augen reichen nicht aus, den Charakter dieſes Bildes zu beſtimmen. — Mit der Hoheit, die durch die Form der Stephane oder Sphendone auf dem Haupte vermehrt wird, ſcheint ſich ein leiſer Ausdruck der Wehmuth in den Zügen zu verbinden, wodurch die

Göttin uns näher tritt, als verwandt von dieſer Seite mit menſchlichem Weſen: es iſt nicht die Ironie des Denkers, ſondern das Gefühl, in welchem die Ahndung des Vergänglichen und Unbefriedigenden in allem Irdiſchen aufging, aber ſich ſtill verſchließt." Welcker, „Das akademiſche Kunſtmuſeum zu Bonn", S. 86 f. (zweite Ausg.). — Statt Ihr beklagtet Euch (S. 145) ſtand wol die Anrede mit „Du". — An welchem Orte ... abgehalten hätte (S. 146) dürfte ſpäter eingeſchoben und der Uebergang urſprünglich gelautet haben: „Hier in Rom aber". — Padua. Dort ſcheint er ſie aber nicht gefördert zu haben. — Iphigenia von Delphi. Vgl. oben S. 97 f. — Eine beſondere. San Apollinare, nach dem Briefe an Fritz von Stein S. 709. — Diogenismus (S. 147). Gleichgiltigkeit. — Mein frommer Vorfahre. Es ſchwebt die Sage von Diogenes und Alexander vor. Vgl. Werke, Bd. II. S. 9. — Villa Madama. Vgl. oben S. 695. — Sieben Bühnen. Früher waren Theatervorſtellungen nur vom 7. Januar bis zum Aſchermittwoch geſtattet, erſt ſeit einigen Jahren wurde auf einigen Bühnen auch vom Sommer an geſpielt. Vgl. Moritz, II. 211 f. Volkmann (II. 769 f.) führt die Theater Argentina, Aliberti und Tordinone als die drei größten an, dann Capranica, La Valle, Granari, Palacorda und La Pace. — Anfoſſi. Pasquale Anfoſſi, geboren zu Neapel 1729, der vor Kurzem aus London nach Italien zurückgekehrt war, zeigte noch immer viel Feuer. — Ein Cyrus, wol nach Metaſtaſio's Ciro riconosciuto. — Die Eroberung von Troja. Vgl. oben S. 711 f.

51. Vom 7. bis zum 13. Januar (S. 147—151). — Den 10ten. Der Brief iſt an Herder. — Hier folgt denn alſo. Die Abſendung muß ſich um einen Poſttag verſpätet haben, wenn die Datirung des unten mitgetheilten Briefes an Seidel richtig iſt. — Statt Herder ... will ſtand unzweifelhaft Du ... willſt. Herder änderte in der Iphigenia wol nur die falſche Form Delphos in Delphi. — Moritzens Proſodie (S. 148), „Verſuch einer deutſchen Proſodie", in dieſem Jahre erſchienen. Zur Sache vgl. meine Schrift: „Die drei älteſten Bearbeitungen von Goethe's Iphigenia", S. 155. — Berlichingiſches. Beſonders war Tiſchbein ein Verehrer des Götz, nach dem er ein großes Bild gemalt hatte. — Eure (S. 149). Auch hier ſtand wol die Einzahl, da er nur einen geſchnittenen Stein überſandte.

Wahrſcheinlich iſt an dieſem Tage folgender Brief geſchrieben,

der im Drucke vom 20ſten datirt iſt, was nicht dazu ſtimmt, daß an demſelben Tage „Iphigenie“ abgeſchickt wurde; auch iſt es höchſt unwahrſcheinlich, daß G. mit der Antwort auf den am 5ten oder 6ten empfangenen Brief des Herzogs zwei Wochen geſäumt haben ſollte.

An den Herzog Karl Auguſt.

„Wie ſehr hat mich nach einem ſo langen Zeitraum Ihr erſter Brief erfreut! Wäre nur der Schluß tröſtlicher geweſen und hätte die Nachricht von dem Falle mir nicht ſo viel Unruhe gebracht! Ich worte mit Schmerzen auf die Nachricht, daß Sie wieder zu Hauſe, daß keine Folgen zu beſorgen ſind, und bitte Sie inſtändig: Rufen Sie mich, wie ich Ihnen nur einigermaßen nöthig ſcheine, zurück! So gewiß ich jahrelang mit Nutzen hier verweilen könnte, ſo gewiß habe ich ſchon die oberſten Gipfel des Großen und Schönen gepflückt und kann mein ganzes Leben davon zehren. Geſegnet fühl' ich auch die Folgen auf mein Gemüth, das ſich erheitert, das offener, theilnehmender und mittheilender wird. Wie ſehr dank' ich Ihnen, daß Sie mir ſo freundlich entgegenkommen, mir die Hand reichen und mich über meine Flucht, mein Außenbleiben und meine Rückkehr beruhigen. Endlich geht heute die umgeſchriebene Iphigenie ab; nun werd' ich gleich den Egmont endigen, daß er wenigſtens ein ſcheinbares Ganze mache. Das Wichtigſte, woran ich nun mein Auge und meinen Geiſt übe, ſind die Stile der verſchiedenen Völker des Alterthums und die Epoche dieſer Stile in ſich, wozu Winckelmann's „Geſchichte der Kunſt“ ein treuer Führer iſt. Mit Hilfe der Künſtleraugen und eigener Kombinationsgabe ſuche ich ſo viel als möglich Manches zu finden und zu ſuppliren, was uns Winckelmann jetzt ſelbſt geben würde, wenn er in dieſem Jahre eine neue Ausgabe veranſtalten könnte. Von der neuen Kunſt genieße ich, was ich darneben kann. Auch habe ich mich zu den Gemmen gewendet und werde eine kleine Sammlung der beſten Schwefel mitbringen. Vor einigen Tagen waren wir bei Jenkins.[1]) Dieſer kluge und glückliche Schalk beſitzt die herrlichſten Sachen. Er hat ſich von kleinen Anfängen durch geſchickten Gebrauch der Zeit, der Umſtände und durch Vorſchub ſeiner Landsleute zu einem großen Vermögen heraufgebracht. Erſt

[1]) Thomas Jenkins, früher Maler in Rom und als ſolcher noch von Winckelmann erwähnt, ſpäter Kunſthändler und Banquier. Vgl. Juſti, „Winckelmann“, II, 1. 311f.

neulich, als die Villa Negroni[1]) zu Kauf stand, associirte er sich mit Einem, der zu Grund und Boden Luft hatte; er trat für die Statüen an und für allen Marmor in der Villa. Dafür gab er 12.000 Scudi. Nun wendet er vielleicht noch 6000 auf die Restauration, und den größten Theil dieser Summen löst er aus drei sitzenden Statüen[2]) wieder, die köstlich schön sind und drei Philosophen vorstellen. An unsere Zeichenakademie[3]) hab' ich vielfältig gedacht, auch einen Mann gefunden, wie wir ihn einmal brauchen, wenn Kraus abgeht, daß man mehr aufs Solidere kommt.[4]) Ich habe wol immer bei dem Einfluß, den ich auf die Schule hatte, gefühlt, daß ich's nicht verstand; nun weiß ich das Wie und Warum. Der Fürst von Waldeck aus Böhmen[5]) ist hier; er empfiehlt sich Ihnen aufs Beste. Es ist das fünfte Mal, daß er nach Rom kommt. Er besitzt ein großes Münzkabinet, welches zu kompletiren er gewaltig kauft. Doch sind seine Liebhabereien nicht blos antiquarisch, er hat eine schöne böhmische Dame zur Gesellschaft. Sie war den letzten Sommer auch in Karlsbad, wir hörten aber nur ihre Liebenswürdigkeit rühmen; sie war schon, als wir ankamen, nach Teplitz abgegangen. Sie ist mit dem Bischof von Prag[6]) verwandt, ihr alter Mann ist mit hier. Der Fürst will die Küste von Albanien bis Dalmatien herauf bereisen, wenn ihn die Pest nicht hindert, welche drüben herumschleichen soll.[7]) Er hat mir von einem ungeheuren Campement erzählt, welches künftigen Sommer

[1]) Hinter den Esquilin, wo jetzt der Zentralpunkt der Eisenbahnen.

[2]) Drei Menander und Postdippus (jetzt im Museo Pio-Clementino) und wahrscheinlich drei nach England verkaufte Plato. Vgl. Schuster, „Ueber die erhaltenen Portraite der griechischen Philosophen", S. 13.

[3]) 1779 zu Weimar gegründet. Direktor war der Maler J. M. Kraus, G.'s Freund und Landsmann.

[4]) Er dachte ohne Zweifel an H. Meyer.

[5]) Der jüngere Bruder des regierenden Fürsten, Christian August, geboren am 6. Dezember 1744, stand als General in österreichischen Diensten. 1789 befehligte er im Kriege gegen die Türken. Drei Jahre später verlor er bei Tüchowitz den linken Arm, trat aber als tapferer Feldherr bei der Eroberung der Weißenburger Linien und darauf in den Niederlanden hervor. 1796 finden wir ihn in Böhmen, von wo er von der Königin von Portugal als Feldmarschall berufen wird, doch starb er schon am 25. September 1798. Im Rom hatte er seine Wohnung in der Strada Condotti, in demselben Hause, wo später Herder wohnte (Herder's Reise, S. 95). Vgl. L. Curtze, „Geschichte und Beschreibung des Fürstenthums Waldeck", S. 620 f.; Gaedechens, „Die Antiken des Fürstlich Waldeck'schen Museums zu Arolsen", S. 31.

[6]) Erzbischof war seit 1763 Anton Peter von Przichowsky-Przichowitz.

[7]) Es hieß, sie sei in Siebenbürgen ausgebrochen. Vgl. Politisches Journal 1787, I. 57.

zwei Armeen, die böhmische und mährische, halten sollen. Sie werden davon schon besser unterrichtet sein. Hier machen die Erklärungen der drei geistlichen Kurfürsten gegen die Anmaßung der Nuntien großes Aufsehen.[1] Vorgestern haben die Mainzischen und Trier'schen Geschäftsträger beim Papst Audienz gehabt. Köln war vorausgegangen. In das neue lebendige Rom mag ich gar nicht hineinsehen, um mir die Imagination nicht zu verderben. Unmöglich kann es eine schlechtere Administration geben. Man schreibt mir, daß Sie wieder wohl zu Hause erwartet werden, daß Sie gleich nach Karlsbad abgehen: das ist für Ihr Befinden ein gutes Zeugniß. Ich schicke deshalb diesen Brief an Edelsheim.[2] Bleiben Sie mir wohlgesinnt, damit ich mich meines Rückzugs über die Alpen lebhaft freuen möge!"

Den 13. Januar (S. 149). Der Brief war an Herder gerichtet. — Im Palaste Giustiniani, in der Straße von San Eustachio nach San Luigi, erbaut von dem Marchese Vincentio Giustiniani. In der reichen Antikengalerie standen die Sachen zu eng zusammen. Sie wurden später öffentlich versteigert. — Eine Minerva, jetzt im Vatikan. Bal Volkmann, II. 469. Zoega fand in ihr weder Majestät noch Grazie, auch tadelte er die ganze Behandlung. Vgl. Welcker, a. a. O. S. 68f. — Winckelmann gedenkt ihrer kaum. V. 3, 4 erwähnt er die Nase dieser Minerva, deren Fläche breit und mit scharfen Ecken gearbeitet sei, was nur bei den Statuen des ältesten Stils der Fall sei. Meyer zu Winkelmann IV. 396 bemerkt, sie möge ein ächtes Werk des hohen Stils sein, und V. 562 möchte er sie einem Schüler des Phidias zuschreiben. — Was Winckelmann vom hohen Stil ... sagt. VIII. 2, 1—4. Außer der Schönheit, bemerkt er, hätten diese Künstler die Großheit beachtet und der großen Richtigkeit der Form in gewissem Grade die Schönheit geopfert; die scharfe Bezeichnung, die sie erstrebt, habe ihren Grund in den Begriffen der Schönheit. Die einzigen Beispiele dieses hohen Stils seien in Rom wol nur die neun Palmen hohe Pallas in der Villa Albani und Niobe mit ihren Töchtern in der Villa Medicis. — In der Propaganda (S. 150), an der Nordseite des spanischen Platzes, von Bernini unter Urban VIII. erbaut. — Elenisch. Welche

[1] Der Papst hatte einen Nuntius nach München und einen nach Köln geschickt. Die Kurfürsten erklärten die Anmaßungen des letztern für null und nichtig und führten beim Papst Beschwerde. Vgl. Politisches Journal 1786. II. 1296 f., 1787, I. 595, 771 ff., 1256 ff.

[2] Badischen Geheimerath, der mit dem Herzog in beständiger Verbindung war.

Sprache darunter gemeint ſei, weiß ich nicht, ebenſo wenig, worauf Voiſch (S. 150) gehe. Iſt bei letzterm etwa an die Boiter, einen Stamm der Ruthenen, zu denken, und bei Clenisch an St. Helena? Neugriechiſch hieß Romaiſch. In Bezeichnung und Abgrenzung der Sprachen verfuhr man ziemlich willkürlich. Mir liegt das Programm zu dieſem Sprachfeſte von 1862 vor (Accademia Poliglotta che li alunni del pontificio collegio urbano de propaganda fide offrono a' santi re Magi per l'Epifania del Signore nell anno 1862). Es werden darin 36 Sprachen aufgeführt, unter denen ſich von den von G. angeführten nur Türkiſch, Perſiſch, Hebräiſch, Arabiſch, Syriſch, Koptiſch, Armeniſch und Griechiſch, dagegen die meiſten neueuropäiſchen Sprachen, ſelbſt Italiäniſch, ſogar neben Deutſch Schweizeriſch findet, auch Celtiſch, Irländiſch, Schottiſch. Die Buchdruckerei der Propaganda beſaß 1786 die Schriften folgender Sprachen: Abeſſiniſch, Arabiſch, Armeniſch, Bulgariſch, Strangelo-Chaldäiſch, Neſtoriano-Chaldäiſch, Koptiſch, Deutſch, Gelehrt-Georgiſch, Bulgar-Georgiſch, Griechiſch, Hebräiſch, Hiberniſch, Illyriſch nach Hieronymus, Illyriſch nach Cyrillus, Indianiſch, Lateiniſch, Moskowitiſch, Kirchen-Perſiſch, Vulgar-Perſiſch, Rabbiniſch, Rutheniſch, Samaritaniſch, Serbiſch, Syriſch, Tibetaniſch. Vgl. Volkmann, II. 325 ff.; über den Redeaktus Moritz, III. 36. — Kardinal Albani, der Kardinaldiakon Aleſſandro Albani (geb. den 19. Oktober 1692), Winckelmann's Gönner, war am 11. Dezember 1779 geſtorben. Vgl. über ihn Juſti, „Winckelmann", II. 1. 291 ff. — Dem zu Liebe er Manches geſchrieben (S. 151), in ſeinen „Monumenti", deren Wahl und Behandlung auf den Geſchmack des Kardinals berechnet, wie ſie ganz in italiäniſchem Sinne geſchrieben waren, wogegen ſeine „Kunſtgeſchichte" ein ächt deutſches Werk nicht blos in der Sprache iſt. Am 13ten ſchrieb G. an Jacobi und Seidel.

An Jacobi.

„Ich habe, lieber Bruder, um doch auch einmal dem Sohne David's ähnlich zu ſein, das „Ueber ein Kleines" geſpielt,[1]) bin, wie der Rattenfänger von Hameln (jedoch allein und ohne Jemands Kind zu verleiten) in den Berg gegangen und komme hier in Rom wieder ans Tageslicht. Ich weiß, Du gönnſt mir alles

[1]) Johannes 16, 16: „Ueber ein Kleines, ſo werdet Ihr mich nicht ſehen, und aber über ein Kleines, ſo werdet Ihr mich ſehen; denn ich gehe zum Vater."

Gute, was ich hier in reichem Maße genieße, und nimmſt mit dem freundlichen Gruße vorlieb, den ich Dir von hier aus ſchicke; denn ſchreiben läßt ſich nichts von dem, was man ſehen muß. Sage mir doch bald, wie Deine engliſche Reiſe abgelaufen, ob Du wohl und vergnügt biſt! Niemals hab' ich lebhafter gefühlt, wie man zuſammenholten ſoll, als in fremdem Lande, in das ich mich, entäußert von Allem, was uns ſchützt und forthilft, geſtürzt habe. Aber ich lerne auch was. Lebe wohl, grüße die Schweſtern und ſchreibe mir bald!"

An Seidel.

„Beiliegendes Packet gieb Herrn Herder; es enthält die Iphigenie. Möge ſie glücklich ankommen und meine Arbeit daran durch eine freundliche Aufnahme belohnt werden. Mir geht es ſehr wohl; das ſchönſte Wetter erlaubt von allen Stunden des Tages Gebrauch zu machen. Ich habe mich faſt durch Rom durchgeſehen und bin an der Wiederholung; ſchon fängt das Geſehene an, ſich zu ordnen, und das unendlich Scheinende ſchließt ſich in Grenzen. Indeß bleibt doch das Feld zu groß, als daß man es durch ſolche Streifereien recht ſollte kennen lernen; es gehören Jahre, es gehören Leben dazu. Ich verfolge meinen alten Plan und ſuche das Gründliche, was als Kapital Intereſſen tragen muß, und gewinne ſo viel, daß ich mein übriges Leben davon zehren kann. Wie man ſagt, daß Einer nicht wieder froh wird, der ein Gespenſt geſehen hat, ſo möchte ich ſagen, daß Einer, der Italien, beſonders Rom recht geſehen hat, nie ganz in ſeinem Gemüthe unglücklich werden kann. Es wird nun ein Brief von Dir unterwegs an mich ſein. Schreibe mir von Zeit zu Zeit und nun auch, wie Deine Kaſſe ausſieht, daß ich mich darnach richten kann, wenn Göſchen bezahlt, was Du an Paulſen bezahlſt. Die Witterungstabelle[1]) iſt angekommen. Ein Brief läuft gewöhnlich 16 Tage; wie Du Gegenwärtiges erhältſt, ſchreibe mir die Ankunft mit umlaufender Poſt, daß ich beruhigt werde! Ich habe eine Abſchrift[2]) hier behalten. Nun geht's an Egmont und die andern Sachen; ich will nichts in Stücken geben. Decke den Apoll, der im Vorſaal ſteht [3]) mit einer Serviette zu; erſt hier lernt man ein ſolch Beſitzthum ſchätzen. Ich bin wohl, das Wetter herrlich. Empfiehl mich hier und da, z. B. der Gräfin

[1]) Von Weimar, die er verlangt hatte.
[2]) Der „Iphigenie".
[3]) Einen Abguß des Apoll von Belvedere.

Seite

† In das Stammbuch des Frtz von Stein 122
In das Stammbuch der Gräfin Tina Brühl 122
† Aus den Römischen Elegien 123
Feldlager in Schlesien 123
An die Knappschaft zu Tarnowitz 124
† In F. L. Schröder's Stammbuch 124
Sakontala 124
† Trier 125
† In Iffland's Stammbuch 125
Die neue Sirene 125
† Von Virgil's Grabe (Als das heilige Blatt) 204

XI. Epistela.

† Erster Brief an J. J. Riese 129
† Zweiter Brief an Denselben 129
† Dritter Brief an Denselben 131
† Französische Epistel an Trapp 133
An Mademoiselle Oeser zu Leipzig 134
† Aus einem Briefe an Kestner 139
Goethe an Gotter 140
† An Herder 142
† An Herder und dessen Gattin 144
Fragment 145

XII. Venetianische Epigramme.

† *) 1—6 (105—110) 149

XIII. Weissagungen des Bakis.

I—III (33—35) 153

XIV. Chinesisch-Deutsche Jahres- und Tageszeiten.

Sag, was könnt' uns Mandarinen 157
Weiß wie Lilien, reine Kerzen 157
Ziehn die Schafe von der Wiese 157
Der Pfau schreit häßlich 158
Entwickle Deiner Lüfte Glanz 158
Der Kuckuk wie die Nachtigall 158
War schöner als der schönste Tag 158
Dämmrung senkte sich von oben 159

*) Größtentheils nicht in den früheren Ausgaben.

Bernſtorff und Bode'n,[1]) dem Obermarſchall[2]) und von Klinkowſtröm[3]) u. ſ. w. Kayſer in Zürich[4]) hat Partitur geſchickt, und zwar den erſten Akt der Oper[5]) umgearbeitet und den Anfang des vierten; eröffne das Packet und laſſe beide Akte durch Ambroſius[6]) ſorgfältig in Stimmen ausſchreiben. Ebenſo verfahre mit dem zweiten Akt, wenn ihn Kayſer ſchickt. Die erſte Abſchrift der Stimmen, die wir machen ließen, wird dadurch unbrauchbar; es iſt aber eine Kleinigkeit gegen den Gewinn an Kunſt, den der Komponiſt bei dieſer Umarbeitung gemacht. Sollte noch nicht La grotta di Trofonio in Partitur von Wien gekommen ſein?[7]) Iſt ſie es, ſo laß ſie an Kayſer abgehn."

52. Vom 14. bis zum 20. Januar (151—154). Dieſe Mittheilungen ſind wol größtentheils dem Tagebuche entnommen, nur bei der Aufnahme in die Briefe etwas umgeſtaltet worden. Von dem Briefe an Frau von Stein vom 26ſten möchte ſich nichts darin erhalten haben. — Den 15ten. Ariſtodem. Vgl. oben S. 693. — Des Nepoten, des zum Herzog von Nemi und Granden von Spanien erhobenen Grafen Luigi Braſchi. Der andere Nepote, Romualdo Braſchi Oneſti, hatte die Kardinalswürde erlangt. Vgl. Politiſches Journal 1786, II. 1110f.; 1787, I. 45. Ohne Genehmigung des Nepoten durfte keine Arie wiederholt werden. Der Herzog von Nemi ſaß mit fürſtlichem Anſehen in der Ecloge, während der Nepote des vorigen Papſtes noch im Orcheſter den Flügel ſpielte, da Klemens XIV. ſich von dem ſchändlichen, jetzt herrſchenden Nepotismus frei gehalten hatte. — Den 16ten. Den Herkules Farneſe, im Palazzo Farneſe, auf dem von dieſem benannten Platze. Vgl. Volkmann, II. 441f. Ueber die wirkliche Verſetzung nach Neapel vgl. den Brief vom 20. Juni (S. 349). Schon Archenholz ſchreibt (V. 68), während des nächſten Konklaves, das man gewöhnlich zu ſolchen Wegſchaffungen benutze,

[1]) Die Gräfin von Bernſtorff, Wittwe des däniſchen Miniſters, Tante der Schwägerin der Frau von Stein, hatte ſich mit ihrem Geſchäftsführer, dem bekannten Ueberſetzer J. J. Chr. Bode, 1779 in Weimar niedergelaſſen.

[2]) Geheimerath von Witzleben.

[3]) Reiſemarſchall und Kammerherr.

[4]) Der Sohn eines Frankfurter Organiſten, Philipp Chriſtoph Kayſer, geboren am 10. März 1755, den G. zum Komponiſten zu fördern auf jede Weiſe bedacht war. Vgl. Düntzer, „Frauenbilder aus Goethe's Jugendzeit", S. 290 ff.

[5]) D'i „Scherz, Liſt und Rache".

[6]) Hofmuſikus Johann Nikolaus Ambroſius.

[7]) Graf Harrach in Wien hatte die Sendung der Partitur dieſer ſchon 1785 daſelbſt aufgeführten Oper Salieri's verſprochen, deren Text von Caſti der Herzog beſaß.

werde man den Palaſt Farneſe ausleeren, in Neapel ſei der Platz für den Herkules ſchon beſtimmt. Bereits würden mehrere Statuen durch Albacini reſtaurirt. Vgl. zum Briefe vom 26. Februar. — Die Kirche (S. 152). San Antonis Abbate. — An einem ſo weitſchichtigen Platz, Piazza di Santa Maria Maggiore. Die Weihe findet noch jetzt am 17ten ſtatt; am Schluſſe der ſogenannten Ottave des Feſtes, am 23ſten, ſchickten auch der Papſt und die Kardinäle ihre Pferde. Volkmann, welcher dieſer römiſchen Thierweihe nicht gedenkt, erwähnt dieſes von dem Kloſter deſſelben Heiligen zu Neapel (III. 141 f.). — Den 19ten (S. 153). Höchſt unglücklich iſt die jetzige Redaktion der auf Friedrich den Großen bezüglichen Stelle, als ob G. erſt damals die Kunde von dem ſchon am 17. Auguſt erfolgten Tode deſſelben erhalten, die er doch ſchon in Karlsbad empfing. Vermuthlich knüpfte die Erinnerung an den Geburtstag des großen Königs (den 24ſten) an, den dieſer nicht mehr erleben ſollte. Freilich ſieht man nicht recht, wie dieſe Erinnerung ſich an den 19ten anſchließt, den Tag nach der preußiſchen Krönungsfeier. Höchſt wahrſcheinlich bezog dieſe Bemerkung ſich auf den 18ten, und G. verwechſelte den Krönungstag mit dem Geburtstage. — Des katholiſchen Paradieſes. Vgl. oben S. 105. — Mit den Heroen ſeinesgleichen. Vgl. die zehnte der Römiſchen Elegien. — Wenn man ... gebracht hat, wenn auch er ſterben mußte. — Einen Theil des Kapitols, wol die Sammlungen des Palazzo di Conservatori. Vgl. Volkmann, II. 513—520. — In dieſer Gegend. Nicht am Ufer der Tiber wurden die Knaben gefunden, ſondern am Fuße des Palatinus, da der Fluß damals weit ausgetreten war. Vgl. den Brief vom 25ſten, S. 155. Auf dem Comitium zeigte man noch zur Kaiſerzeit den Ficus Ruminalis, unter welchem die Wölfin die Kleinen genährt hatte. Vgl. Tac. Ann., XIII. 58; Plin. N. H., XV. 20. — Lazareth San Spirito (S. 154). Spedale di San Spirito oder Archiospedale, jenſeit der Tiber, etwas ſüdlich von G.'s Wohnung. Vgl. Volkmann, II. 673 f. — Wir, G. mit Tiſchbein und andern befreundeten Künſtlern. Dieſe ſind auch mit gemeint, wenn er zu anderer Zeit ſchreibt: „Wir machten uns einen luſtigen (oder „guten") Tag." Moritz ſcheint noch nicht ausgegangen zu ſein, da er erſt am 2. März in ſeinen gedruckten Briefen fortfährt, wo er ſchreibt, er könne nun ausgehn und habe ſeit einigen Tagen ſeine Wanderungen fortgeſetzt. — Studiren. Es iſt hier nicht vom Zeichnen nach der Perſpektive die Rede.

53. Vom 21. bis zum 27. Januar (S. 154—157). Die wenigen aus dieser Woche erhaltenen Mittheilungen dürften aus wirklichen Briefen an Herder und Frau von Stein genommen sein, wobei nur die Datirungen von einem Montag und einem Donnerstag, also einen oder zwei Tage nach dem Posttage, bedenklich scheinen. — Den 22sten. Man hört läuten. Das Sprichwort sagt: „Er hat läuten gehört, aber nicht zusammenschlagen" (oder „weiß aber nicht, wo die Glocken hängen"). Zusammenschlagen, zusammenläuten, von dem letzten, dem Gottesdienst unmittelbar vorhergehenden stärkern Läuten. — In unserer Nachbarschaft, in Gotha, Leipzig und besonders Dresden. — Angelika (S. 155). Erst ganz vor Kurzem muß er ihre Bekanntschaft gemacht haben. Angelika Kaufmann, zu Bregenz am 30. October 1741 geboren, hatte schon zu Winckelmann's Zeit sich zu Rom, wohin sie 1763 kam, als Malerin ausgezeichnet. 1769 begab sie sich nach London. Hier, wo sie bald einen außerordentlichen Ruf erlangte, wußte ein Betrieger sie zu berücken, mit dem sie eine bald wieder gelöste Ehe einging. Vgl. Herder's Reise, S. 334. Um 1780 kehrte sie nach Rom zurück, wo sie 1782 den ältern Maler Antonio Zucchi aus Venedig mehr aus dem Wunsche, nicht allein zu stehn, als aus innerer Neigung heirathete. Sie wohnte nahe bei Reifenstein, auf Trinità de' Monti. Herder's Briefe aus Italien athmen die vollste Begeisterung für die zarte Weiblichkeit dieser Engelseele; er hielt sie für die gebildetste Frau in Europa, die aber durch die fatale Kunst, in der sie von Kindheit an existirt habe, auf ihrem Stamme vertrocknet sei. Vgl. S. 226, 300, 311 ff., 322 f., 332 f. Von ihrem Gatten sagt er, er sei in seiner Art ein braver Mann, komme ihm aber wie ein Venezianischer Alter in der Komödie vor. Heinrich Meyer nennt sie zwei Jahre vor ihrem am 5. November 1807 erfolgten Tode „den gepriesenen Liebling aller blos schauenden und genießenden Kunstfreunde, auch von ernstlich prüfenden Kennern, doch mit billiger Mäßigung, hochgeachtet". Das Heitere, Leichte, Gefällige in Formen, Farben, Anlage und Behandlung sei der einzig herrschende Charakter ihrer zahlreichen Bilder. „Keiner der lebenden Maler hat sie, weder in der Anmuth der Darstellungen noch im Geschmack und Fertigkeit, den Pinsel zu handhaben, übertroffen; dagegen ist ihre Zeichnung schwach und unbestimmt, Gestalten und Züge der Figuren haben wenig Abwechselndes, der Ausdruck der Leidenschaften keine Kraft. Die Helden sehen wie zarte Knaben oder verkleidete Mädchen aus, Alten und Greisen fehlt es an Ernst

und Würde. Zwar ist der Angelika selten, vielleicht gar niemals Geschmackloses, noch weniger Niedriges entschlüpft, indessen stehen ihre Erfindungen doch eben nicht hoch, sind im Ganzen weder mehr noch weniger als leichte, liebliche Spiele einer schönen Phantasie; keine derselben ist tief gegriffen, aus sich selbst heraus entwickelt, lange gepflegt, rund, gehalt- und bedeutungsvoll." Vgl. Justi, „Winckelmann", II. 2, 70ff. Mit Klopstock, dessen Samma sie malte, stand sie in London seit 1769 in Verbindung. Vgl. auch Matthisson's Werke, IV. 261—265, der gegen Meyer's Urtheil über ihre Helden Einspruch erhebt (S. 270). — Den 25sten (S. 155). Je weiter man hineingeht, wie er am vorigen 19. Oktober gesagt hatte, es gehe mit dem Leben wie mit der Kunst, je weiter man hineinkomme, je breiter werde sie. — Auf dem Hügel (S. 156), dem Palatinus. — Der Weiber ... den elenden Hügel Cölius. Vgl. Liv., I. 29, 30 und G.'s funfzehnte Römische Elegie, 37f. — Jacquier (S. 157). François Jacquier, geboren am 7. Juni 1711 zu Vitri, vollendete seine Studien in dem französischen Franziskanerkloster auf Trinità de' Monti. 1733 ward er Professor der heiligen Schrift am Collegio der Propaganda, 1746 Professor der Experimentalphysik, 1773 der Mathematik am Collegio Romano. Er wurde von den Päpsten bei allen Unternehmungen zugezogen, zu welchen mathematische oder physikalische Kenntnisse gehörten. Berühmt waren seine mit seinem Freunde Leseur herausgegebenen Isaaci Newtoni Philosophiae naturalis Principia mathematica perpetuis commentariis illustrata (1739—1742), seine Elementi di perspettiva secondo i principi di Taylor (1756), Éléments du calcul intégral und manche andere bis zur letzten Zeit herausgegebenen Schriften. Er war Mitglied der meisten bedeutenden Akademien Europa's und aller italiänischen Gesellschaften und so auch der Arcadia, in welcher er noch in diesem Jahre einen Vortrag gehalten hatte. Ein abgeschlossener Einsiedler war er demnach nicht. Er starb schon am 3. Juli 1788. Seines Kommentars zu Newton's Optik gedenkt G. später in der „Geschichte der Farbenlehre". — Den Gespenstern, Träumereien.

54. Vom 28. Januar bis zum 3. Februar (S. 157—159). Von den beiden einzigen aus dieser Woche aufgenommenen Mittheilungen scheint die erste aus dem Tagebuch zu stammen, die andere ist etwa einem Briefe an Herder entnommen. — Die Examen zu sondern. Vgl. die Aeußerung im Briefe an den Herzog, S. 716.

— Hievon (S. 157), von der allmählichen Ausbildung und dem ſpätern Verfall der Kunſt. — Anerkennen thun. Sonderbar hat ſich dieſe gemeine Sprechweiſe hier erhalten. — Der Forderung, die Epochen zu ſondern. — Den Kreis göttlicher Bildung (S. 158). Vgl. was Herder's Gattin in Deſſen „Reiſe", S. 72 berichtet, und Herder's Werke, Bd. XVIII. S. 687 ff. — Das Coliſeo. Vgl. Volkmann, II. 181 ff.; Moritz, I. 207; Stolberg, VII. 115 ff.

Vom 3. Februar haben ſich einige nicht aufgenommene Briefe erhalten.

An Karl Auguſt.

„Ihr luſtiges Briefchen von Gotha, Ihr gütiger, theilnehmender Brief von Mainz[1]) ſind mir faſt zu gleicher Zeit zu guter Stunde geworden und haben meiner Lauf- und Reiſebahn Licht und Freude gebracht. Ohne Theilnahme Derer, an die mich das Schickſal ſo feſt geknüpft hat, ohne Ihre Zufriedenheit mag und kann ich nichts genießen. Alle Ideen von Abgeſchiedenheit ſind nur Phantome des Selbſtbetrugs, die mit dem Fieber verſchwinden.

„Rom fängt nun an, ſich über mir zu erleichtern, die entſetzliche Maſſe von Gegenſtänden ſich zu ordnen und Licht in die Tiefen zu ſcheinen. Entſetzlich war zuletzt meine Begierde, hierher zu kommen, und nun iſt meine Zufriedenheit vollkommen, daß ich dieſen Ort nicht eher betreten habe. Recht bedauerlich waren mir einige Reiſende, die ich habe kennen lernen, die, jung und unvorbereitet und doch mit Eifer und Ernſt, unter der Laſt von Begriffen, die auf ſie zudrangen, gleichſam erlagen. Ich habe nun überwunden und bin nun täglich mit mehr Luſt und Freude da; beſonders wird eine kleine Abweſenheit das Anſchauen nur mehr auffriſchen. Jetzt ſuche ich nur zu kompletiren und auch die weniger intereſſanten Gegenſtände zu ſehen, die man wenigſtens

[1]) Wohin der Herzog ſich in Knebel's Begleitung begeben hatte, um auf die Wahl Dalberg's zum Koadjutor zu wirken. In Wien war man von der Abſicht des Herzogs unterrichtet, und da man wußte, daß G. zu Rom war, ſuchte man hinter deſſen Briefe zu kommen, aus denen man über dieſe Angelegenheit Näheres zu erfahren hoffte. Der Kardinal von Herzan ſcheute ſich nicht, ſeinen deutſchen Sekretär zu beſtimmen, Briefe aus G.'s Wohnung zu ſtehlen. Dieſem gelang es wirklich, nach G.'s Abreiſe einen Brief von Deſſen Mutter ſich anzueignen. Der Sekretär hatte G.'s Bekanntſchaft in einem „Gaſthofe" gemacht, weil in der Osteria Campanella am Teatro di Marcello, die noch heute den Namen Goethe-Kneipe führt. Manches, was der Sekretär dem Kardinal berichtete (Brunner, S. 157 ff.), war erfunden, wenn nicht G. ſelbſt abſichtlich den zudringlichen Menſchen irreführte.

geſehen haben muß. Die Kunſtwerke der erſten Klaſſe müßte man von Zeit zu Zeit wiederſehen können; in ihnen iſt ein unabſehlicher Abgrund.

„Wahrſcheinlich haben Sie zu Ihrer Reiſe[1]) auch ſo ſchönes Wetter: heute iſt hier ein reiner Maitag.

„Von intereſſanten Männern hab' ich manchen, von Weibern außer Angelika nur eine kennen gelernt.[2]) Mit dem ſchönen Geſchlechte kann man ſich hier, wie überall, nicht ohne Zeitverluſt einlaſſen. Vom Theater und den kirchlichen Zeremonien bin ich gleich übel erbaut. Die Schauſpieler geben ſich viel Mühe, um Freude, die Pfaffen, um Andacht zu erregen, und beide wirken nur auf eine Klaſſe, zu der ich nicht gehöre. Beide Künſte ſind in ein ſeelenloſes Gepränge ausgeartet. Auf alle Fälle iſt der Papſt der beſte Schauſpieler,[3]) der hier ſeine Perſon producirt. Die andern Menſchen, die nicht öffentlich gaukeln, treiben meiſt ihr Spiel im Stillen. Vielleicht komm' ich auch dazu, dieſes näher zu ſehen. Man kann ſich leicht denken, daß es mitunter ſehr einfach iſt.

„Es freut mich, daß Knebel mit Ihnen iſt. Geſellſchaft iſt zu allen Dingen nütze; ich habe ein Gelübde gethan, nie wieder allein zu reiſen. Knebel'n bitt' ich zu ſagen, mir ſei nur noch ein ſchmutzig grauer Marmor von Carrara bekannt, den ſie Bardiglio[4]) nennen. Eben ſolche graue Flecke hat der unreine weiße Carrariſche Marmor, und der fleckigſte ſcheint den Uebergang in den Bardiglio zu machen.[5]) Ich habe ein ſchön Studium[6]) weißer Marmore gekauft, das aus zwölf Stücken beſteht, antiken und modernen. Man ließ vor einigen Jahren auf Veranlaſſung eines Geiſtlichen, der ſich auf dieſe Wiſſenſchaft legte,[7]) Stücke Marmor von Paros kommen, um zu entſcheiden, welche Statüen wirklich von griechiſchem Marmor ſeien; davon habe ich noch Muſter bei einem Steinſchneider gefunden, die mir ſehr werth ſind. Die Propaganda, die überall herumreicht, verſchrieb dieſen Marmor. Wie könnte das Inſtitut genutzt werden! Auch thun

[1]) Nach Darmſtadt, Mannheim und andern Höfen, die er in Sachen des Fürſtenbundes beſuchte.

[2]) Etwa die Freundin des Prinzen Waldeck?

[3]) Man nännte ihn zu Rom il papa-attore.

[4]) Es heißt eigentlich eine graue Mönchskutte.

[5]) Dieſer Stelle wegen ließ der Herzog den Brief durch Frau von Stein Knebel wenden. Vgl. des Herzogs Brief an Knebel vom 1. März.

[6]) Vgl. oben S. 690.

[7]) Vgl. oben S. 127.

es die Klugen, die dabei Einfluß haben. Leben Sie wohl und behalten mir Ihre Liebe, damit ich froh und frei gehe und wiederkehre!"

An Hofrath Voigt.

„Wie sehr ich meinen zurückgelassenen Freunden, wie sehr ich den Geschäften angehöre, an deren Faden fortzugehn ich gewohnt bin, habe ich recht lebhaft bei Lesung Ihres Briefs empfunden, der bei mir ein recht sehnliches Verlangen erregte, wieder nach Hause zu kommen. An dem Unfall des Geschworenen[1]) nehme ich herzlichen Antheil, doppelt, um des guten Mannes und des Geschäfts willen. Das Uebrige hat mir Ursache zur Freude gegeben. Werden Sie nicht müde, bei so mancher Arbeit auch noch meinen Theil in diesen Geschäften zu tragen, indeß ich im fremden Lande auch für Sie mit sammle, um mit neuen Kräften bei altem Antheil zurückzukehren. Was Sie thun und einrichten und publiciren mögen, billige ich zum Voraus. Wenn man über den Zweck einer Sache so einverstanden ist, wie wir es sind, kann über die Mittel kein Zweifel bleiben. Möge ich immer hören, daß Sie wohl und munter sind.

„Heute, den 3. Februar, kommt auch Ihr dritter Brief an und bringt mir gute Nachrichten. Ich danke Ihnen, daß Sie mir außer unsern gemeinschaftlichen Geschäften auch sonst deutsche Nachrichten geben wollen. Sie sind der Einzige, der mich damit erfreut. Weisen Sie ja Ackermannen[2]) an, daß er künftig die Frage, wie viel Steuern in Vorschlag gebracht werden sollen, erst an uns bringt. Es ist ja das die Sache der höchsten Bedeutung; der Teufel hat den Narren gemacht. Doch sei's ihm verziehen! er ist nicht der Einzige, der in Dingen von Wichtigkeit den Schein sucht. Und mag auch die gegenwärtige Generation des Vortheils genießen, wenn es uns nur nicht an Berichtigung der Heerdeschillings-Differenz hindert, wo ich immer dachte, den Erlaß anzufangen. Das sei auf seine Zeit verwiesen. Das Bergwesen erfreut mich sehr; da das Treibewerk geht, wird sich das Uebrige auch treiben lassen. Hält dann das Seil, so wird die Geduld das Gewordene auch halten.

„Fahren Sie fort, mir von Zeit zu Zeit zu schreiben, und verzeihen, wenn ich nicht so bald antworte; die Stunden des Tags

[1]) Johann Gottfried Schreiber aus Marienberg war 1784 als Berggeschworener nach Ilmenau gekommen. Vgl. G.'s Werke, Bd. XXVII. 1. S. 642 u. 2. S. 9.
[2]) W. Ackermann, Justizamtmann in Ilmenau.

und der Nacht verschwinden mir, und nur an den unzähligen neuen Bildern und Begriffen weiß ich, daß ich gelebt habe. Das Wetter ist nicht schöner zu denken und zu wünschen; man erinnert sich kaum eines solchen Winters in Rom.

„Bernstein[1]) schreibt mir, er möchte nun gern wieder nach Ilmenau. Er hat meinem Rathe und meiner Weisung nicht gefolgt; nun wird er zappeln. Indeß, wenn Sie es einleiten können, so wäre es mir ganz recht, besonders da Sie mir nicht schreiben, daß die Bergchirurgusstelle wieder besetzt sei. Ueber Reinhold's Verpflanzung[2]) freue ich mich und über Alles, was Jena Gutes widerfährt. Können Sie dem Landkammerrath Riedel[3]) von einiger Hilfe sein, so bin ich überzeugt, daß Sie es mit Freuden thun werden; er scheint mir ein wackerer junger Mann. Den Ihrigen die besten Grüße wie auch dem Herrn Bergsekretär!“[4])

An Seidel.

„Dein Briefchen vom 15. Januar mit den Beilagen, so auch die vorhergehenden, sind richtig angekommen. Vor allen Dingen empfiehl mich Herrn Geheimerath Schnauß und vermelde, daß ich mit nächster Post[5]) sein freundschaftliches Schreiben erwidern werde. Kranzen[6]) habe ich gesprochen und zu einem kleinen Konzert gehabt. Er war nach seiner Art vergnügt. Auch hab' ich über Musik mit ihm geredet, ihm, da er von komischen Opern als einem Lieblingsfache sprach, eine von meinen neuen angeboten; er ließ sich aber nicht recht ein, war es Zerstreuung, Verlegenheit oder sonst was. Er ist nach Neapel; wenn ich ihn wiedersehe, will ich nach Deinen Wünschen und eigener Neigung noch einmal an ihm setzen.“[7])

„Einen großen Theil der Zweifel über die Baukunst werde ich Dir bei meiner Rückkunft lösen können, werde Dir Manches zur Naturkenntniß mittheilen. Auf dieser Reise gewinn' ich viel

---

[1]) Früher Bergchirurg in Ilmenau.

[2]) Der aus seinem Kloster entflohene Karl Bernhard Reinhold, Wieland's Schwiegersohn, war als Professor nach Jena berufen worden.

[3]) Dr. Riedel, Verlobter der Schwester von Kestner's Lotte, dessen Berufung als Landkammerrath mit Aussicht auf Uebertragung der Erziehung des Erbprinzen, G. veranlaßt hatte.

[4]) Voigt's jüngerem Bruder. Vgl. oben S. 635.

[5]) Am Tage. Der Brief ist nicht bekannt geworden.

[6]) Der zu Weimar 1754 geborene herzogliche Violinist Johann Friedrich Kranz war vom Herzog zu seiner weitern Ausbildung nach Italien geschickt worden. Vor vielen Jahren war er mit Wieland in G.'s elterlichem Hause gewesen.

[7]) Deutlich für „auf ihn zu wirken, ihn zu bestimmen suchen“.

und wünſche es Andern zum Nutzen über die Berge zu bringen. Sonſt iſt Alles recht und gut, was Du ſchreibſt und thuſt. Wenn Dir ſonſt etwas einfällt, ſo ſage mir's! Erinnert, giebt man auf Manches ſorgfältig Acht, das man auch nun für Andere ſieht. Rom hab' ich für die kurze Zeit recht durchgeſehen, faſt keinen Tag verſäumt. Schon wird mir der Blick über dieſe große Stadt, und was ſie enthält, leichter. Lebe wohl und fahre fort, einzuſchicken und zu ſchreiben!

„Nachſchrift. Grüße ſämmtliche Herren Kammerräthe und den Rath Göze;[1]) auch mache Herrn und Frau Obermarſchall, Herrn und Frau von Oppel,[2]) meine Empfehlung. Noch ein Wort! Ich kann nicht billigen, daß Du der Frau von Stein nicht nähere Auskunft wegen des Kaſtens gabſt. Ich bin dadurch auf einige Zeit in Sorge gerathen. Wo man aufklären, auch in Kleinigkeiten, kann, ſoll man es ja und bald thun. Ich gebe dieſe Lehre und Ermahnung Dir und mir, indem ich dies ſchreibe."

55. Vom 4. bis zum 10. Februar. Aus dieſer Woche, in welcher das ſchöne Frühlingswetter G. zum landſchaftlichen Zeichnen trieb, giebt die Italiäniſche Reiſe keine Mittheilungen. Doch haben ſich ein paar Briefe dieſer Zeit erhalten. Am 6. Februar ſchrieb G. an Herzog Ernſt II. von Gotha, der Ende September mit ſeiner leidenden, auf der Reiſe ſelbſt erkrankenden Gemahlin nach Hyères gegangen war:

An Herzog Ernſt.

„Durchlauchtigſter Herzog! Gnädigſter Herr! Bisher habe ich mitten unter Freuden in der ſchmerzlichſten Ungewißheit gelebt, wo ſich Ew. Durchlaucht aufhalten und wo ſich unſere gnädigſte Herzogin befinden möchten. Die Zeitungen brachten uns die Nachricht von einer unterbrochenen Reiſe; von Hauſe konnt' ich nichts Gewiſſes vernehmen, bis ſich endlich Prinz Auguſt über mich erbarmte und mir Ihre Ankunft in Hyères verſichert hat. So gehe denn dieſes Blatt an dieſe ſchöne Küſte, meinen gnädigſten Herrſchaften meinen dreimonatlichen glücklichen und geſegneten Aufenthalt in Rom zu verkündigen. So viel von dieſer Hauptſtadt der Welt ſchon geſagt iſt, ſo wenig getraue ich mir davon zu ſagen. Da man ſich einen großen Theil ſeines Lebens

[1]) Johann Gottlieb Göze, Rath und Kriegskaſſirer.
[2]) Johann Siegmund von Oppel war Wirklicher Geheimrath und Landſchaftsaſſeſſor.

mit römischer Geschichte, römischen Alterthümern, römischem Rechte beschäftigt, da man durch Bücher, Künstler, Fabrikanten und Handwerker immerfort an diesen Mittelpunkt erinnert, mit den hiesigen Gegenständen von allen Seiten bekannt wird, so bleibt Einem zuletzt nichts mehr übrig, als im Schauen die letzte Befriedigung zu suchen. Und die hab' ich denn mit so viel tausend Andern in reichem Maße gefunden. Ich habe alle Kräfte meines Geistes aufgespannt, um die Zeit, die ich hier zugebracht, aufs Beste zu nutzen; ich habe wenigstens einen allgemeinen Begriff von der Stadt und dem, was sie enthält. Gewisse besondere Kapitel habe ich mir besonders empfohlen sein lassen.

„Herr Hofrath Reiffenstein erzeigt mir viele Gefälligkeiten, bei Tischbein habe ich meine Wohnung aufgeschlagen, und dieses Künstlerleben, dieser Künstlerumgang verschafft mir großen Nutzen, erleichtert mir das Studium und bringt mich in kurzer Zeit vorwärts. Diesen Ihren Künstler will ich nicht loben; das große Bild, das er für Ew. Durchlaucht unter Händen hat,[1]) mag von seinem unermüdlichen Fleiße zeugen. Es ist, wenn man in der Nähe zusieht, ein ungeheures Unternehmen; es gehört ein großer Muth und eine Begierde, etwas Rechtes zu thun und zu lernen, dazu, um so ein Werk anzufangen. Gewiß wird es Ew. Durchlaucht zur Freude gereichen, wenn ich Höchstdieselben benachrichtige, daß Ihre Majestät die Kaiserin von Rußland einige Gemälde bei ihm bestellen lassen; es ist Einiges von ihm durch einen Grafen Wiesen nach Petersburg gekommen.[2])

„Da mir hier so manches Gute, wenn ich es recht betrachte, durch Ew. Durchlaucht Gnade zu Theil wird, so wünschte ich nichts lebhafter, als Höchstdieselben auch hier zu verehren. Ich zähle eine Wiedergeburt von dem Tage an, da ich Rom betrat; ich lebe eine neue Jugend, der ich mich immer mit den größten Freuden erinnern werde. Der Wunsch, dieses Glück mit Denen zu theilen, an die mein Gemüth so sehr geheftet ist, wird fast täglich in mir lebhaft. Nach geendigtem Karnevale denke ich nach Neapel zu gehen. Darf ich bitten, mich der Durchlauchtigsten

[1]) Paris und Hektor. Vgl. Beck, „Ernst II., Herzog zu Sachsen-Gotha und Altenburg". S. 297 299f., 305ff.

[2]) Staatsrath Wiesen hatte von Tischbein's großem Gemälde des Konradin eine Wiederholung im Kleinen für 100 Zechinen bei diesem bestellt. In einem Briefe aus Rom vom 30. August im Merkur 1788. I. 267 heißt es, die russische Kaiserin habe, als sie den ersten Kopf von Tischbein's Hand, wahrscheinlich aus der Skizze vom Urtheil des Paris gesehen, diesen für 1000 Rubel gekauft. Genaueres giebt Tischbein selbst II. 30 ff.

Seite

Nun weiß man erſt, was Roſenknospe ſei 159
Als Allerſchönſte biſt Du anerkannt 159
Mich ängſtigt das Verfängliche 160
Hingeſunken alten Träumen 160
Die ſtille Freude wollt Ihr ſtören 160
Nun denn! Eh wir von hinnen eilen 160

XV. Kunſt.

Dilettant und Künſtler 163
† An Sulpiz Boiſſerée 163
Austauſch 164
Wilhelm Tiſchbein's Idyllen (XVII—XXII.) 164
Adler, mit einer Lyra nach oben ſtrebend:
Sollen immer unſre Lieder 165
Bei Tag der Wolken formumformend Weben . . 165
Guter Adler, nicht ſo munter 165
† Guter Adler, nicht ins Weite 165
Schwebender Genius über der Erdkugel:
Zwiſchen Oben, zwiſchen Unten 166
Memento mori giebt's genug 166
Wenn am Tag Zenith und Ferne 167
Beſchildeter Arm, gegen ein vorüberziehendes Wetter Bücher beſchützend:
Manchest Herrliche der Welt 167
Soll Dich das Alter nicht verneinen 167
Alter Held ſchützt alte Bücher 167
Regenbogen über den Hügeln einer anmuthigen Landſchaft:
Grau und trüb und immer trüber 167
Wilde Stürme, Kriegeswogen 168
Frohe Zeichen zu gewahren 168
Aus des Regens duſtrer Trübe 168
Genius, die Büſte der Natur enthüllend:
Bleibe das Geheimniß theuer 168
Suche nicht verborgne Weihe 168
Anſchaun, wenn es Dir gelingt 168
Urne auf einem bunten Teppich:
Kannſt Du die Bedeutung leſen 169
Offen ſteht ſie! Doch geheime Gaben 169
Leuchtender Stern über Winkelwage, Blei und Zirkel:
Zum Beginnen, zum Vollenden 169
Sterne werden immer ſcheinen 169

Herzogin, von deren beſſerm Befinden ich ſehnliche Nachricht erwarte, unterthänigſt zu Füßen zu legen!"

Den 10ten wandte ſich G. wieder an Merck und den Herzog Karl Auguſt.

An Merck.

„Du mußt auch wenigſtens ein Wort haben, eh ich von Rom weiter ziehe. Ich bin nun drei Monate hier, und daß ich mich recht ſatt ſehe, kannſt Du denken. Ich ſage nichts weiter; denn was will man ſagen, wenn man zum Schauen der Dinge kommt, die man von Jugend auf mit den Augen des Geiſtes gewaltſam vergebens herbeigezogen! Es war hohe Zeit, daß ich mich auf den Weg machte; ich wäre für Sehnſucht vergangen. Behalte mich in freundlichem Andenken! Du ſiehſt mich wahrſcheinlich gern, wenn ich nach Hauſe kehre; wann, weiß ich nicht. Magſt Du mir etwas ſagen, etwas beſtellen, ſo findet mich Dein Brief unter einem Umſchlag an Tiſchbein, al Corso incontro al Palazzo Rondanini, am Sicherſten. Aſchermittwochen geht's nach Neapel, Oſtern bin ich wieder hier. Lebe wohl, grüße die Deinen!"

An Karl Auguſt.

„Eh das Karneval uns mit ſeinem Lärm anfüllt, muß ich noch einmal ſchreiben; denn ich weiß nicht, ob mir nachher[1]) ſo viel Zeit übrig bleibt. Dieſe Luſtbarkeiten gehen uns deſto näher an, da ſie unter unſern Fenſtern vorgehen und wir dieſe Tage über viel Beſuch haben werden. Schon täglich führt man die Rennpferde in die Gegend des Obelisks,[2]) richtet ſie mit dem Kopfe gegen den Corſo, und ſo hält man ſie eine Weile, um ſie an den Platz, von dem ſie auslaufen ſollen, zu gewöhnen; dann führt man ſie die Straße hinunter und zeigt ihnen ihre Laufbahn. Vor einigen Abenden wurde in dem kleinen Theater Valle[3]) ein neues Intermezzo von Anfoſſi mit großem Beifall aufgeführt; es iſt recht glücklich komponirt.

„Uebrigens bin ich auch hier weniger genießend als bemüht; ich laufe und denke mich müd' und matt. Jetzt kommt noch gar der Zeicheneifer dazu und macht mir, da ich nur wenige Zeit aufs

[1]) Vor der Abreiſe nach Neapel.

[2]) In der Mitte der Piazza del Popolo. Der Obelisk ward unter Auguſt aus Heliopolis gebracht und in dem Circus Maximus aufgeſtellt. Dort verſchüttet und in zwei Theile gebrochen, wurde er hier aufgerichtet.

[3]) Vgl. oben S. 692.

Arbeiten verwenden kann, ein wahres Leiden. Doch wenn ich jetzt und hier nichts lernen will, was soll's werden? Miß Gore ist nicht vergessen, vielmehr fühl' ich eine große Begierde, mich besser, als bisher geschehen können, vor ihr zu zeigen.[1]) Ich habe die ganze Familie neulich in Frascati auf einem Gemälde von Hackert (freilich ein Wenig entstellt) gesehen.[2]) Sie schreiben mir, daß Sie mich vor Weihnachten nicht erwarten. Der Himmel segne Sie für alles Gute, das Sie mir gewähren und gönnen! Der Stein hatte ich zwei Reisepläne geschrieben,[3]) die Sie, durch Weimar nur durchreisend, nicht können gesehen haben; denn die Briefe sind später angekommen. Allein, was kann man Sicheres von solchen Wegen sagen, die so manchem Wechsel unterworfen sind! Alles kommt darauf an, ob ich nach Sizilien gehe oder nicht. Das macht, wenn ich's solid angreife, drei bis vier Monate Unterschied. Erst dacht' ich schon im August wieder zu Hause zu sein, und jetzt wenigstens wünsche ich mich im Herbste wenigstens wieder über die Berge zurück. Das träfe, wenn ich Schlosser'n[4]) und meiner Mutter einige Zeit schenkte, mit Ihren Gesinnungen überein. Auf Ostern das Nähere und Weitere. Ich möchte meine Schiffe in Ophir recht beladen.[5]) Es soll mir an keiner Art der nöthigen und gehörigen Ingredienzien fehlen. Mit dieser großen und herrlichen Stadt werde ich nun schon familiärer, und so kommen wir aufs rechte Fleck. Sie verliert nicht dabei, und ich gewinne. Es ist mir sehr gesund, in einem solchen Elemente mich erst recht zu baden und zu waschen; das Einölen soll nach Ihrem Rezepte in Neapel vor sich gehen. Ich frage nicht nach Ihren Wegen und

---

[1]) Emilie Gore, die mit ihrer Schwester Elise und ihrem Vater Charles Gore in den letzten Jahren Weimar viel besucht hatte, wo der Herzog großen Antheil an ihnen nahm und sich besonders zu Elise hingezogen fühlte. Diese scheint sich über G.'s Anlage zum Zeichnen und das, was seinen Zeichnungen abzugehen, geäußert zu haben. Einen Brief an Miß Gore sandte er im Sommer dem Herzog zur Beförderung. Nach der Rückkehr gedenkt er der Beschränktheit der sittlichen und Kunstansichten der Gores (Briefe an Frau von Stein. III. 305). [2]) Hackert war mit Gore sehr vertraut gewesen; zwei Sommer hatte er mit dessen Familie auf Castel Gandolfo und in Albano, dann den Winter in Rom verlebt.

[3]) Vgl. oben S. 1436. Der Brief war zur Zeit geschrieben, wo der Herzog Weimar schon verlassen hatte; auch der vorhergehende, gleichfalls seiner Rückkehr gedenkende Brief vom 30. December kam erst nach dessen Abreise an.

[4]) Seinem Schwager J. G. Schlosser in Emmendingen.

[5]) Vgl. 1. Könige 10, 11. 22. „Eine Flotte, lieber Bruder, gleichen immer den Schiffen aus Ophir," schreibt G. an Jacobi am 3. Dezember 1784.

wie es Ihnen darauf ergeht. Ich werde seiner Zeit schon mein Theil erfahren. Leben Sie recht wohl! Grüßen Sie Knebel'n! Von Neapel schreib' ich wenigstens ein Wort und schick' es auch an Edelsheim.

„Nachschrift. Es bleibt mir noch ein Wenig Zeit, und ich muß diese Seite noch vollschreiben. Ganz besonders ergetzt mich der Antheil, den Sie an „Wilhelm Meister" nehmen. Seit der Zeit, da Sie ihn in Tannroda lasen,[1]) hab' ich ihn oft wieder vor der Seele gehabt. Die große Arbeit, die noch erfordert wird, ihn zu endigen, wird nur durch solche theilnehmende Aufmunterungen überwindlich. Ich habe das Wunderbarste vor. Ich möchte ihn endigen mit dem Eintritt ins vierzigste Jahr; da muß er auch geschrieben sein. Daß es auch nur der Zeit nach möglich werde, lassen Sie uns, wenn ich wiederkomme, zu Rathe gehen. Ich lege hier den Grund zu einer soliden Zufriedenheit und werde zurückkehrend mit einiger Einrichtung Vieles thun können. Noch eins! Tischbein malt mich in Lebensgröße, in weißem Mantel auf Ruinen sitzend; es giebt ein glückliches Bild.[2]) Er nimmt zur Ausarbeitung seine ganze Kunst zusammen, da die Idee glücklich ist. Leben Sie wohl!"

Moritz war auch um diese Zeit noch G.'s gewöhnlicher Gesellschafter. Am 3ten beruft sich Dieser bei Campe auf G., der seine ganze Einrichtung kenne und dessen freundschaftlicher Rath ihm dabei oft sehr zu Statten gekommen. G. war es wol auch, der ihn veranlaßte, seine zum Druck bestimmte Reisebeschreibung anders einzurichten, als er in dem bereits zum Druck abgesandten Anfang gethan hatte; er dachte jetzt „eine Reiseroute durch Italien gleichsam nur zur Unterlage oder zum Leitfaden zu gebrauchen, worauf er seine sämmtlichen Bemerkungen über Sitten, Gebräuche, Alterthümer u. s. w. reihen könnte, und auf diese Weise eine Art von künstlicher Komposition hervorzubringen, worin die allgemeinen Bemerkungen auf dem gehörigen Fleck lebhaft und anschaulich gemacht würden, und zugleich auf die Alterthümer eine solche zweckmäßige Rücksicht zu nehmen, daß dies Buch zugleich als Pendant zu den von ihm herauszugebenden Römischen Antiquitäten betrachtet und in dieser Weise ein bleibendes Werk würde". Vgl. oben S. 164.

---

[1]) Wol im Winter 1785. Vgl. den Brief G.'s an den Herzog vom 8. Dezember 1787.

[2]) Vgl. oben S. 707 f.

56. Vom 11. bis zum 17. Februar (S. 159—163). Die Mittheilungen vom 13ten und 15ten sind wol aus dem Tagebuche. — Den 13ten. Zum neuen Obelisken, einer schlechten antik-römischen Nachahmung des auf der Piazza del Popolo stehenden Obelisken. Vgl. oben S. 731, Anm. 1. — Der Gärten des Lucullus. „In der Gegend von S. Joseph an S. Andrea del Fratte oder etwas weiter an dem eigentlichen Abfalle des Hügels (des Monte Pincio) lagen die Gärten des Lucullus." Volkmann, II. 324. — An die Kaiserinnen. „Messalina, des Kaisers Claudius Gemahlin, wählte sich diesen Ort zum Sitz ihrer Ausschweifungen und versagte den rechtmäßigen Besitzer Valerius Asiaticus davon. Der Kaiser ließ sie auch hier umbringen." Volkmann, II. 325. — Den 15ten (S. 159f.). Iphigenia. Vgl. oben S. 155. — Clerisseau. Charles Louis Clerisseau, geb. zu Paris 1721, zeichnete auf Kosten einiger Engländer Prospekte von Ruinen und alten Denkmälern Italiens, zu denen Zucchi die Staffage machte; gestochen wurden sie von Cunego. Bis 1767 erschienen davon zwölf Blätter. — Den 16ten (S. 160—162). Der Brief ist an Herder gerichtet. — Mit dem Löwchen. Vgl. den Brief vom 10. Januar. — Unter dem großen Lüster. Volkmann berichtet (II. 770), daß im Theater Argentina ein Kronenleuchter das ganze Haus erhellte, in den Logen kein Licht gebrannt wurde. — Iphigenia von Delphi. Vgl. oben S. 97f. — Am zweiten Februar (S. 162), Maria Lichtmeß, wo alle anwesende Geistliche Lichter tragen. — San Onofrio, südöstlich vom Vatikan; aber sie gingen nicht gerade dahin, sondern machten erst einen Spaziergang außerhalb der Stadt, nach welchem sie bei der Rückkehr San Onofrio besuchten. — In einem Winkel. „Auf einem Steine stehen die Worte: Torquato Tasso hic jacet. Hoc ne nescius esses, fratres hujus ecclesiae P. P. [posuerunt] 1601. Obiit anno 1595. Jedoch hat man in der Wand eine lange Inschrift zu seinem Lobe eingehauen. In der Bibliothek des Klosters zeigen die Mönche nicht nur das Tassobrustbild, sondern auch sein Schreibzeug und einen kleinen irdenen Topf." Volkmann, II. 636f. — Volkmann's zweiten Theil, der nach der Beschreibung der Peterskirche, des Vatikan's, der Thore, der Brücken, der Tiber und der Wasserleitungen die Stadt nach ihren vierzehn Quartieren durchgeht, zuletzt die nächste Umgebung Rom's behandelt. — Den 17ten. (S. 162f.). Wol aus einem Briefe an Frau von Stein, die

selbst in landschaftlichen Zeichnungen sich versuchte und manche von G.'s Handzeichnungen besaß. — „Ein kleiner Mann ist auch ein Mann" (S. 163), wol sprichwörtliche Redensart, deren sich G. im „Prolog" zum „Puppenspiel" bedient (Werke, Bd. VIII. S. 152). Vgl. den Spruch „Selbstgefühl" (Werke, Bd. II. S. 262). Denselben Tag schrieb er

An Seidel.

„Die Nachricht, daß Iphigenie angekommen,[1]) freut mich sehr. Nun geh' ich ganz frei nach Neapel. Schreibe mir nur einmal, wie meine Kasse steht, was Paulsen überhaupt von mir in Händen hat und was mir von meiner Besoldung bis Ostern übrig bleibt, auch auf wie viel ich deductis deducendis die zu Ende Jahres rechnen kann.

„Ich freue mich, daß Du wohl bist und meiner in Liebe gedenkst. Gehe Deinen Weg fort, sei fleißig in Deinem Aemtchen,[2]) sei aufmerksam auf das, was sodann am Nächsten liegt,[3]) und sieh Dich manchmal zur Erholung in einem weitern Felde um.[4]) Ich bin wohl und vergnügt. Auf der Neapolitanischen Reise brauch' ich schön Wetter; das hat sich eingestellt. Die Klarheit des Himmels ist unbeschreiblich, die Wärme gegen Mittag kaum zu dulden. Die Mandelbäume blühen, auch der Lorbeer, Buchsbaum. Ueber das Papiergeld sollst Du befriedigt werden. Das Karneval giebt mir wenig Freude; man gewinnt dabei nur einen sonderbaren Begriff mehr. In die Theater komme ich auch fast gar nicht; man mag hier gar keine Zeit auf diese Gaukelpossen verwenden,[5]) da man zu so viel soliden Betrachtungen Gelegenheit hat. Auch habe ich hier sehr wenig Menschen kennen lernen, obgleich hier und da mancher interessante Mann verborgen ist und vielleicht Lebenskünge an keinem Orte mehr sind, obgleich auf einen Punkt gerichtet. Ungeheuer ist übrigens die Masse wichtiger Gegenstände aller Art, sie wachsen nur [hier?] wie aus der Erde. In den letzten Tagen

[1]) Am 5. Januar hatte Seidel an Göschen geschrieben, „Iphigenie", die den dritten Band beginne, werde schwerlich vor Ende des Monats in Weimar eintreffen, dagegen liege der vierte Band („Stella", „Der Triumph der Empfindsamkeit" und „Die Vögel") zur Ablieferung bereit. Er sandte diesen auf Göschens Wunsch am 18ten ab.

[2]) Er war seit dem vorigen Jahre Kammerkalkulator.

[3]) G. meint wol die Besorgung seiner ihm anvertrauten Angelegenheiten.

[4]) Er deutet auf seine wissenschaftlichen Beschäftigungen.

[5]) Vgl. die Aeußerung in dem Briefe an den Herzog oben S. 726.

macht' ich einen Katalogus von dem, was ich noch nicht gesehen habe; wie viel das ist! Lebe wohl! Grüße meine Leute! Es ist recht gut, daß Herr von Knebel Goßen[1] mitgenommen hat. Sutor[2] kann mir auch einmal schreiben, wenn er Lust und mir etwas zu sagen hat. Leb wohl!

„Nachschrift. Schreibe nur nach wie vor hierher; ich lasse mir die Briefe, wo ich auch sei, nachschicken."

57. Vom 18. bis zum 21. Februar (S. 164—167). Die sämmtlichen hier folgenden Mittheilungen sind aus einem Briefe an Herder; derselbe wurde mit andern, unter ihnen ohne Zweifel auch einem an Frau von Stein, in einem an Seidel adressirten Packet nach G.s Abreise am 23sten mit der Post abgesandt. — Den 18ten. An Herder'n. Statt Herder's Namen stand hier und im Folgenden die persönliche Anrede. — Den 19ten. Unter den Narren. Am Karnevalsmontag beginnt das eigentliche Narrengetümmel auf dem Corso. — Auf der Villa Medicis, auf dem Monte Pincio, zu welchem G. durch die an seiner Wohnung hergehende Gasse Vicolo della Fontanella auf einen schönen Fußweg leicht gelangte, aber wenn er vom Spanischen Platze auf Trinità de' Monti stieg. Ueber die Villa vgl. Volkmann, II. 370f., Moritz, I. 142ff. Wahrscheinlich traf er damals hier den Maler Müller und sprach einige Augenblicke mit ihm, nach Müller's Aeußerung gegen Heinse vom 17. April (Strufferi, S. 44), der ihn nur einmal kurz vor der Abreise nach Neapel hier gesehen haben will. Seit 1801 befindet sich hier die Accademia di Francia. — Claude. Ueber ihn vgl. Hackert in G.'s Werken, Bd. XXXII. S. 188. — Den 21sten (S. 165). Die unzähligen Lichter, die Moccoli. Vgl. Werke, Bd. XVI. S. 325ff., Moritz, I. 162f. — Gezeichnet, wol von dem ihm schon damals befreundeten Maler Johann Georg Schütz, der später die Zeichnungen zu G.s Beschreibung des Römischen Karnevals lieferte. — Orbis pictus. Vgl. Werke, Bd. XX. S. 29 u. 262. — Statt Ihr und Eurer (S. 166) stand ursprünglich ohne Zweifel die Anrede in der Einheit, die G. regelmäßig in die Mehrheit oder in Herder's Namen änderte. — Drei Junonen (S. 167). Im Bericht vom April 1788 (S. 502) sagt G., neben der Juno Ludovisi hätten einige kleinere Junonen zur Vergleichung gestanden. Des kolossalen Junierkopfes und der

[1] G.'s Bedienter Johann Georg Paul Götz.
[2] Ephraim Sutor, auch Sutor genannt, Diener bei G.

Meduſa gedenkt er hier nicht, da er eben nur die zur Vergleichung angeſchafften Junonen hervorheben will, deren Studium ſie jetzt aufgäben. Die beiden andern Junonen waren wahrſcheinlich die beiden ebenfalls in der Villa Ludoviſi ſich findenden. Vgl. Meyer zu Winckelmann, IV. 334.

Am 1sten, dem bewegten Karnevalsmontag, ſchrieb Goethe

An Knebel.

„Deine theilnehmenden Briefe, lieber Knebel, habe ich erhalten. Es iſt mir um Deint- und des Herzogs willen lieb, daß Du mitgereiſt biſt. Man ſoll ſich nicht iſoliren, denn man kann nicht iſolirt bleiben; in Geſellſchaft lernt man eher ſich und Andere tragen. Endlich iſt meine Abreiſe nach Neapel gegen Ende dieſer Woche feſtgeſetzt. Das Wetter iſt köſtlich; ich nehme Tiſchbein mit und genieße in ſeiner Geſellſchaft Alles doppelt und dreifach. Dieſe letzte Zeit in Rom geht es ein Wenig bunt über einander in meinem Kopfe, um ſo mehr, als der Zeichengeiſt in mich gefahren und ich ſeit 14 Tagen beſtändig gekritzelt und gefudelt habe. Ich ſchicke 10 Stückchen mannichfaltiger Gegenden, die vielleicht nicht 3000 Schritte aus einander liegen. Ich hatte ihrer noch viel gezeichnet, um die Abänderung der Gegenſtände recht fühlbar zu machen; ſie wurden aber nicht fertig. In einer Schachtel, die Kranz mitbringt,[1]) liegt ein Stück bononiſcher Schwerſpath und ein Stück Breccia ſilicea d'Egitto für Dich bei. Seidel wird Dir ſie einhändigen. Wie Vieles könnte ich mitbringen, wenn nicht der Tranſport zu theuer wäre, das hier mit nichts anzuſchaffen iſt.

„In wenigen Tagen geht's nach Neapel; dort erwartet [wartet?] mein eine neue Welt, die ich, wie die zerſtückte hier, mit offenen und geſunden Augen anzuſehen hoffe. Indeß bin ich immer fleißig. Nun wird an Taſſo gearbeitet, der geendigt werden ſoll. Neue Ideen bieten ſich mir zu Hunderten dar, die ich vors Erſte ablehnen muß. Wenn mir das gute Geſchick frohen Muth erhält, ſo kann ich viel und vielerlei thun. Der Veſuv wirft Aſche und Steine aus, und bei Nachtzeit ſieht man den Gipfel in Feuer. Nun ein Lavaſtrom, und ich habe nichts weiter zu wünſchen. Wegen Sizilien laſſ' ich das Schickſal walten. Vorbereitet bin ich; wenn das Glück mich lockt, geh' ich. Lebe Du

[1]) Kranz muß demnach, wenn nicht ſchon abgegangen, zur Abreiſe gleich nach G.'s Entfernung bereit geweſen ſein.

indessen wohl und hilf den Freunden leben! Gerne schrieb' ich viel und Interessantes; ja, ich wollte, von Rom abscheidend, wenn ich Zeit hätte, nur über das, was mir vorgekommen und aufgefallen, einen Quartband schreiben. Meine Lage war sehr glücklich und erwünscht hier: ich habe die drei Monate recht radicaliter nutzen können, und wenn ich Manches habe müssen beiseite liegen lassen, so hab' ich dagegen andere Theile gesehen und kennen lernen wie wenig Fremde in einer so kurzen Zeit. Rechnest Du dazu, daß ich die Hälfte der neuen Arbeit an Iphigenien hier gethan habe, so wirst Du sagen, daß ich nicht müssig war. Uebrigens ist Rom eine Welt, und es gehört ein mehrjähriger Aufenthalt dazu, um sagen zu können: ‚Ich kenne sie nur einigermaßen.' Meine größte Sorge war, keinen falschen Begriff mitzunehmen. Sehr wohl hab' ich mit meinem Incognito gethan, doppelt und dreifach. Ich habe Zeit und Geld gespart und habe doch lustig und bequem gelebt und Freunde[1] mitgenießen lassen. Das Karneval muß man sehen, so wenig Vergnügen es gewährt; ebenso ist's mit den geistlichen Mummereien. Die Gegenden um Rom hab' ich fast gar nicht gesehen. In Tivoli war ich nicht, nicht in Albano; das wird auf die Rückkunft aufbewahrt. Ich bin wohl, und das Wetter ist unbeschreiblich schön.

„Daß Du meinen Götz mitgenommen, ist recht gut; wenn Du ihn brauchen kannst, so behalte ihn, bis ich wiederkomme, und gebrauche meines Hauses nach Deinem Willen. Lebe wohl! Auf der Reise nach Neapel wird viel gezeichnet, so der Himmel will. Tischbein geht mit. Wie leid thut es mir, daß ich diese meine zweite Jugend nicht auch mit Dir verleben kann!

„Nachschrift. Hierbei liegt für den Herzog ein Specimen hielandischer Naturgeschichte. Wir können mit Samen von diesen Früchten aufwarten."

Auf denselben Tag fallen die Zeilen an Kestner, Lottens Gatten, in Hannover:

An Kestner.

„Durch Herrn von Pape,[2] der nach Deutschland zurückgeht, muß ich Euch ein Wort und einen Gruß sagen. Ich bin hierher mehr verschlagen worden als gereist und kann nun nicht genug von dem glücklichen Genuß sagen, den ich hier finde. Wenn ich nur irgend etwas davon mittheilen ließe!" Dr. Riedel

[1] Behandeln Schützen, Barn. Meyer, Nonn und Schütz.
[2] Einen Bekannten Kestner's.

iſt nun bei uns angekommen und Landkammerrath geworden. Ich hätte gewünſcht, ihm gleich anfangs nützlich zu ſein. Es wird ſich aber, denk' ich, ſchon finden. Lebt wohl, gedenkt an mich und grüßt Lotten und die Kinder und wer Euch nah iſt! Mir iſt der Kopf von Sehen und Arbeiten, vom ſchönen Wetter und den vielen Faſtnachtsnarren ganz wüſte. Adieu!"

Den 20ſten ſchrieb Goethe

An Seidel.

„Du erhältſt wieder eine Menge Briefe auszutheilen.

„Die Banknoten werden hier von der Bank niemals realiſirt.[1]) Sie bezahlen höchſtens die Note von 10 Scudi aus; für die übrigen zahlen ſie wenig Geld und wieder Papier; dabei chicaniren ſie den Abholer durchs Warten, daß Jeder lieber wo anders hingeht. Jetzt verliert man 2½ Prozent daran. Man glaubt, ſie belaufen ſich auf 24 Millionen, eine Staatsſchuld, die nie wieder abgetragen werden kann. Vor einiger Zeit verlor man mehr, bis 5, auch 6 Prozent. Silber ſieht man hier nur ſpaniſche Piaſter, die ſie erhöht haben, daß ſie einen Scudo, alſo 100 Bajocci gelten, da ſie früher nur 96 galten. Durch dieſe Operation iſt alſo gleich das Silber um 4 Prozent erhöht worden; damit lockte man die Piaſter herein; das kann aber nicht lange dauern, ſo müſſen ſie wieder hinaus, denn was ſind ſie nicht gegen Papier werth! Ueberhaupt iſt der päpſtliche Staat ein Muſter einer abſcheulichen Adminiſtration, und da jetzt das fremde Geld ausbleibt, muß es in Kurzem zu großem Uebel kommen,[2]) da ſie denn wol lernen werden, ihre Felder zu bauen u. ſ. w.

„Wegen der Pleſſig'ſchen[3]) 60 Thaler habe ich Göſchen den Auftrag gegeben. Du kannſt es Pleſſig melden. Göſchen wird dann an Dich zahlen. Iſt ein Packet in Wachstuch, das mit von Karlsbad an Dich kam,[4]) an meine Mutter nach der Vorſchrift abgegangen? Es iſt mir viel daran gelegen, es in ihren Händen zu wiſſen. Siegle die Briefe an Herrn von Hendrich[5])

[1]) Seidel hatte etwas über das Papiergeld in Rom zu erfahren gewünſcht. Vgl. S. 735. Der Geldmangel in der päpſtlichen Kaſſe war damals ungeheuer. Vgl. Politiſches Journal 1786, II. 1152 f.

[2]) Der Kredit ſank immer mehr, ſo daß der Papſt im folgenden Jahre eine Zwangsanleihe machen mußte. Vgl. Politiſches Journal 1787. II. 973 f.

[3]) Ob an den Wernigeröder Pleſſing zu denken, dem G. auch „einige reelle Dienſte erwieſen" hatte? Vgl. Tümpel, „Aus Goethe's Freundeskreiſe", S. 368 f.

[4]) Sekretär Vogel hatte ein an G.'s Mutter adreſſirtes Packet mitgebracht, das Seidel in Wachstuch einnähen und dann abſenden ſollte.

[5]) Kammerherr Hauptmann Franz Ludwig von Hendrich, Feuerlöſchdirektor in Weimar.

und Göschen. Schreibe mir, was die Iphigenie und ein anderes schweres Packet mit den Kupferplatten[1]) an Herder Porto gekostet hat. Frau von Stein und Herr Herder bestimmen, wie die ankommenden Exemplare meiner Schriften ausgetheilt werden sollen; laß sie nach ihrer Anweisung durch Sutor'n herumtragen, überall mit einer Empfehlung!

„Hier ist, was ich aufgenommen, auf einem Blatte:

Venedig	167.	14.
Rom, 24. November	555.	10
„ 5. Januar	274.	—
„ 20. Februar	540.	10
	1537.	14.
Dazu der letzte Brief bei Valeri	2000.	—
Livres . .	3537.	14.

„Das wird ungefähr 900 Thaler in Louisd'or zu 5 Thlr. machen. Berechne Dich gleich mit Paulsen und melde mir, was es mit den übrigen Spesen, Provision ꝛc. gemacht hat, und was mir pro Saldo übrig bleibt.[2]) Dann ersuche Herrn Paulsen, mir unter dem vorigen Namen noch auf 2000 Livres bei Bellani Kredit zu machen, doch so, daß ich nicht genöthigt sei, die ganze Summe auf einmal zu nehmen, sondern daß ich nur so viel davon, als ich nach und nach brauche, erhalten kann."

Auch an den Herzog wird G. geschrieben haben, so daß auf diesen Brief sich die Aeußerung desselben an Knebel vom 18ten bezieht: „Schreib Goethen, er möchte mir den Sermon, den er schreiben wird, schicken!" Wenigstens findet sich in den vorhandenen Briefen an den Herzog und Knebel nichts Bezügliches. Nach Varnhagen's Mittheilung stehen die Worte wirklich so im Briefe. Der Sermon betraf wol die Erkenntniß der Natur.

Neapel.

Reise. Erster Aufenthalt und Ueberfahrt nach Sizilien vom 22. Februar bis zum 29. März 1787.

58. Reise von Rom nach Neapel, vom 22. bis zum 25.

[1]) Es kann nur Lips in Rom verfertigte Titelkupfer.

[2]) Paulsen erhielt das vom Herzog gegebene Honorar und den größten Theil von G.'s Gehalt.

Seite

Pinsel und Feder:
Auf den Pinsel, auf den Kiel 169
Willst Du Großes Dich erkühnen 170
Wenn der Pinsel ihm die Welt erschuf 170
Will der Feder zartes Walten 170
An Professor Rösel 170
An Denselben 171
An Klinger (An diesem Brunnen) 171
An Denselben (Eine Schwelle hieß) 171
Zu einem Oelgemälde 172
Mit einem Bildchen „Schloß Belvedere in der Abendsonne“ 172
Zu einem Bilde von Frankfurt a. M. mit der Sachsenhausener Brücke 172
Zum Bildniß der Prinzessin Marie von Weimar . . . 172
Zu dem Bilde einer Hafenstadt am Schwarzen Meere . 173
Zu einem Bildchen „Goethe's Wohnhaus in Weimar“ . 173
Dieser alte Weidenbaum 173
Inschrift. (Gebildetes fürwahr) 173
Bei Absendung des Vorstehenden 174

XVI. Gott und Welt.

† Veni Creator Spiritus. 64
Poetische Gedanken über die Höllenfahrt Jesu Christi . 177
Der ewige Jude 181
Kestner's Agape 189
Dreifaltigkeit 189
Bei Betrachtung von Schiller's Schädel 190
Vermächtniß 191
Aus „W. Meister's Wanderjahre“:
Bleiben, Gehen, Gehen, Bleiben 193
† Salomo's güldne Worte ꝛc. 213

XVII. Epigrammatisch.

† Alles zu seiner Zeit 197
† Laß' regnen, wenn es regnen will 197
† Nicolai auf Werther's Grabe 198
Auf F. C. Nicolai 198
Den Männern zu zeigen 199
Was ist der Himmel, was ist die Welt 199
† Grabschrift für sich selbst 200
Auf Ch. F. Himburg 200

Februar (S. 168–174). Es sind Tagebuchblätter, Abends nach der Ankunft zu Velletri, Fondi, Sant' Agata und Neapel geschrieben. Auf dem Weg nach Neapel, den man mit bestellten Postpferden in fünfundzwanzig Stunden machen konnte (es sind 128 Miglien, 17 Posten), verwendeten sie vier Tage. Tischbein, der den Weg schon ein paarmal gemacht, konnte G. auf Alles aufmerksam machen. Die erste Station war Torre di mezza via, die zweite Marino. — Genzano (S. 168), zwei Miglien von Albano. Das Schloß gehörte früher dem 1775 verstorbenen Herzog Sforza Cesarini, von dem es der Fürst Sigmundo Maria Giuseppe di Ghigi geerbt hatte. — Nun (S. 20), hinter Albano. Des herrlichen Rückblicks auf Rom von der Höhe vor Albano gedenkt G. nicht. Tischbein berichtet (II. 88 f.): „Fast jeder Stein von den alten verfallenen Gräbern in der Nähe und Ferne wurde begierig aufgesucht und ins Auge gefaßt. Zunächst ging es den Hügel hinan, worauf Albano liegt, und wo man eine große Fläche des Tiberthals übersieht. Diese Hügel gaben Rom die große Mauer und machten es zu dem, was es wurde. Der Weg geht bergauf und ab. Unser Vetturino machte vor einer Osteria Halt, welche an einem abhängigen Wege lag. Wir standen eben an der steilen Wand dieses Hohlweges, um die verschiedenen Erdlagen zu betrachten, als wir plötzlich ein Geräusch dicht hinter uns vernahmen. Indem ich mich umwandte, sah ich einen Wagen mit Ochsen bespannt den schrägen Abhang herunterlaufen. Der Wagen drückte so gewaltig auf die Ochsen, daß sie ihn nicht aufhalten konnten. Dicht zwischen unserer Sedia und uns durch stürmte er herunter, und der Führer lief ganz bestürzt hinterher. Man denke sich meinen Schreck! Ich, der Begleiter und Schützer von Goethe, hatte mir ja vorgesetzt, ihn zu hüten wie eine Mutter ihren Säugling, dieses Kleinod für die Welt, diesen lieben Freund, und nun wäre er fast in einer Minute gerädert worden und ich mit ihm! Unser Vetturino, der den Wagen herunterstürmen sah, kam herangestürzt, um seine Pferde zu retten; aber ehe er sie zur Seite lenken konnte, sagte der Ochsenwagen schon vorbei.... Die Gefahr war indessen so blitzschnell vorübergegangen, daß Goethe sie kaum bemerkt hatte. So glücklich das Unglück auch abgelaufen war, so hatte es mich doch verstimmt, und es überfiel mich ein Schauder, wenn ich daran dachte, daß die Ochsenhörner und der schwere Wagen uns so nahe am Rücken vorbei gerannt waren." Diese Ochsengeschichte, die sich Tischbein als Thiermaler lebhaft eingeprägt hatte, ist Alles, was Dieser von unserer Reise

bis Neapel erwähnt. — Velletri (S. 168), 23 Miglien von Rom entfernt. — Des Cavaliere Borgia (S. 169), des Malteserritters Camillo Borgia, des Bruders des Kardinals; vgl. oben S. 352 u. Herder's Reise, S. 159. Manches aus dem Museum Borgia erwähnt schon Winckelmann; vgl. Dessen Werke, VII. 415. Volkmann gedenkt als des einzigen Palastes in Velletri nur des noch heute besuchten Palazzo Ginetti oder Lancelotti. — Schon gelobten. Die betreffende Aeußerung ist bei der Zusammenstellung unserer Reisebriefe ausgefallen. — Den 23sten. In den pontinischen Sümpfen, die bei Torre de' tre Ponti beginnen. — Welche der Papst angeordnet (S. 170). Pius VI. hatte das von seinem Vorgänger begonnene, aber bald wieder aufgegebene Werk zu seinem Lieblingsunternehmen gemacht, zu dessen Besichtigung er jeden Frühling dorthin reiste; aber bei dem Mangel an Geld ging es damit sehr langsam. Bei seiner diesjährigen Frühlingsreise fand der Papst verschiedene ausgetrocknete Felder wieder mit Schlamm bedeckt und die neuen Austrocknungen so wenig fortgeschritten, daß selbst sein Nepote ihn zu bestimmen suchte, von der nutzlosen Unternehmung abzustehen; doch Pius wollte ein Werk nicht aufgeben, auf das er schon anderthalb Millionen Scudi verwandt habe. Politisches Journal 1787. I. 266. 609. — Der Hauptkanal, die Linea Pia, wo auch wahrscheinlich schon der alte Kanal Decemnovius gewesen war. — Eine Poststation, Bocca di Fiume. — Neza, wo man das alte Pometia suchte; jetzt heißt es Mesa, und man erklärt den Namen ad medias. In der Nähe liegt auf einem Berge Sermoneta, wohin man Ovid's Vaterstadt Sulmo setzte. — Terracina, der letzte Ort des Kirchenstaates. Moritz (II. 5) bezeichnet die von ihm näher beschriebene Straße von Velletri bis Terracina als eine der längsten und schnurgeradesten in Europa, aber auch den Weg als den langweiligsten und ermüdendsten. — Monte Circello (S. 171), jetzt Promontorio Circeo, erstreckt sich rechts von Terracina ins Meer. Hier leben noch die Sagen von der Zauberin Circe. — Fondi, wo sie die Nacht blieben, ist der erste neapolitanische Ort. Selbst der trockne Volkmann sagt (III. 21), die Gegend scheine ein irdisches Paradies. Derselbe berichtet, daß dort die reifen Früchte an den Oel-, Zitronen- und Pomeranzenbäumen abgelesen werden, um den frischen Blüthen Platz zu machen, und daß unter den Bäumen Feldfrüchte wachsen. Stolberg (VII. 318 f.) feiert begeistert die Herrlichkeit der Gegend von Terracina und Fondi, während G. vor Ermüdung nur wenig

zu schreiben vermochte. — Den 24sten. Sant' Agata (S. 171), bloße Poststation mit einem Gasthofe; links liegt die Stadt Sessa oder Sezza, das alte Suessa. — Mignon. Diese etwas sonderbar sich anschließende Aeußerung ist wol bei der Zusammenstellung der Briefe eingeschoben worden. Wahrscheinlich ist Mignon's „Kennst Du das Land?“ erst später entstanden. Vgl. meine Erläuterungen von Goethe's lyrischen Gedichten, II. 284. — Die Beschreibung des Wegs von Sant' Agata bis Mola (4 Posten) gehört zu den einfach schönsten. Vgl. oben S. 354; Moritz, III. 12; Stolberg, VII. 324. — Mola di Gaëta (S. 172). Volkmann (III. 234): „Die Gegend von Mola ist die allerschönste. Die kleine Stadt ist auf den Ruinen von Formiä gebaut und liegt am Meerbusen von Gaëta. Jasminen, Granaten, Myrten blühen das ganze Jahr und verbreiten nebst andern Blüthen und Blumen einen Duft über die ganze Küste. Man hat von der Stadt einen reizenden Prospekt nach Gaëta, welches weit ins Meer hineinliegt; das bis dahin sich krumm herumziehende Horn stellt einen beständig blühenden und fruchttragenden Garten vor. Auf der andern Seite gegen Neapel zeigen sich die Inseln Ischia und Procida.“ Das Beschwerlichste war ihm der neapolitanische Zoll; auch gedenkt er des boshaften und heimtückischen Charakters des Volkes mit Beziehung auf das Sprichwort, die Gegend sei ein von Teufeln bewohntes Paradies. — Mit Aloen (S. 173). Stolberg, VII. 381: „Wir sahen rund um im Felde Aloes gepflanzt oder eigentlicher Agaven.“ Der Trümmer von Minturnä gedenkt Derselbe ausführlich; er hielt sie nicht für Reste eines Theaters, sondern von Thermen. — Ueber den Weg bis an den Garigliano, den Liris der Alten, vgl. Volkmann, III. 28. — Den 25sten. Zwischen Sant' Agata und Capua liegt die Station Torre Fioralisi (Francolise). Der Weg führt am Monte Dragone vorbei zum Volturno, an welchem Capua in einiger Entfernung von den Trümmern des alten liegt. — Nachmittag that sich u. s. w. Des Flusses Clanio, des alten Clanius, gedenkt G. nicht, ebenso wenig der Station Aversa, welches das alte Atella sein soll. — So geht es bis Neapel hinein. Vgl. Volkmann, III. 34. — Unsere enge rollende Wohnung (S. 174). Vgl. G.'s Gedicht „Der neue Kopernikus“ (Werke, Bd. I. S. 204).

59. Die erste Woche in Neapel, vom 26. Februar bis zum 3. März (S. 174—180). — Tagebuchbemerkungen,

die G. mit dem Briefe „Hier schick' ich einige" u. s. w. (S. 179, Z. 2 v. u.) an Frau von Stein sandte. — Den 26sten (S. 174). Largo del Castello, heute Piazza del Municipio, in der Nähe des Schlosses, nicht weit vom Hafen; an dem mit Springbrunnen belebten Platze fanden sich mehrere Theater; G. übersetzt S. 326 Kastellweitung. Die Bezeichnung Largo findet sich auch sonst in Neapel. Nach Volkmann (III. 48) war der Platz früher bebaut, wurde beim Abtragen der Gebäude erhöht. Das Haus, die Locanda di Morticoni (S. 305), war ein Eckhaus, wol nach der Hafenseite zu. — Einen Dreifuß (S. 175), wie ihn schon die Alten zur Erwärmung brauchten. Vgl. Abeken, „Mittelitalien", S. 385. — Tischbein, der von Besuchen bei Freunden zurückkehrte. Dieser berichtet (II. 89): „In Neapel war unser erster Weg zum Cavaliere Venuti. Ich hatte ihn schon in Rom kennen gelernt bei dem Bildhauer Albacini, von dem er Statuen restauriren ließ für den König von Neapel. Man wollte die Farnesischen Kunstsachen nach Neapel schaffen und dort ein Museum errichten. In Neapel erneuerten wir unsere Bekanntschaft, und er erwies mir ungemein viel Höflichkeit und wahrhafte Freundschaft." Vgl. oben S. 721 und Werke, Bd. XXXII. S. 129ff. Tischbein hatte den vor Allem durch seine Bildnisse bekannten Maler Lodovico Venuti, der des besondern Zutrauens des Königs genoß, zuerst, da G. nicht ausgehn konnte, allein besucht; Letzterer war aber gleich darauf durch Tischbein bei ihm eingeführt worden, wenn er nicht schon zu Rom seine Bekanntschaft gemacht hatte. Er gedenkt nach der lückenhaften Weise unserer Briefe des Cavaliere Venuti erst beim Abschiede von ihm, am 1. Juni; er nennt ihn a. a. O. Ritter, nur daselbst S. 152 Marchese. — Den 27sten. Posilippo, an der westlichen Seite von Neapel. Vgl. Volkmann, II. 235. — Die untergehende Sonne. Nur zweimal im Jahre, am 9. und 10. Februar und am 30. und 31. März, beleuchtet diese etwa zehn Minuten vor ihrem Untergange die „Grotta" in ihrer ganzen Länge. Vgl. die Beilage zur „Allgemeinen Zeitung" 1833, Nr. 334. — Meines Vaters, dessen er auch zu Venedig und Rom sogleich gedacht hatte. — Wie man sagt, daß Einer, dem ein Gespenst u. s. w. Vgl. S. 720. — Große, große Augen (S. 176). Die Herzogin Amalie schreibt am 4. August 1781 an Merck, G. habe bei einem trefflichen Abguß eines Basreliefs große Augen gemacht. — Den 28sten. Philipp Hackert. Vgl. oben S. 684. — Francavilla, früher Cellamare,

am Hügel Pizzo Falcone bei dem Ponte Chiaja. Der Palaſt war prächtig nach franzöſiſchem Geſchmack möblirt. — Allerlei Fiſche und wunderliche Geſtalten (S. 176). Tiſchbein (II. 90) erzählt folgenden Vorfall aus der Locanda di Moriconi: „Goethe forderte Waſſer zum Trinken, und da ich auf Alles Acht gab, was er zu ſich nahm, ſo bemerkte ich, daß in dem Glaſe das Waſſer trübe ſei, warnte ihn und verlangte, daß man ihm anderes hole. Man erwiderte, daß man kein anderes hätte; es ſei gutes, geſundes Waſſer und aus der Ciſterne, woraus ſie Alle täglich tränken. Wir beſahen es genau und fanden es voll lebender Inſekten von wunderbaren Geſtalten; krebs- und taſchenkrebsartige, mit Scheren und ohne Scheren, ovalförmige u. ſ. w., welche mit der lebhafteſten Bewegung durch einander ſchoſſen. Goethe meinte: ‚Das Waſſer kann gut ſein; ſchmecken doch Auſtern und Krebſe und andere Meererzeugniſſe gut; aber das nicht allein, es kann auch heilſam ſein.‘ Er trank es, wir ließen uns die Ciſterne zeigen und ſchöpften mit einem Glaſe aus dem Grunde die ſchönſten Geſtalten von Geſchöpfen hervor und machten dabei unſere Betrachtungen über die producirende Natur in dieſer warmen Gegend.“ — Den 1. März. Dem Fürſten von Waldeck. Vgl. oben S. 717, Anm. 5. — Pozzuoli, 8 Miglien von Neapel. — Mit Sakontala (S. 177), die G. in der Ueberſetzung von Forſter kennen lernte. Vgl. das Epigramm, Werke, Bd. III. S. 124. Da die engliſche Ueberſetzung des Stückes des Kâlidâſa erſt 1789, die deutſche noch zwei Jahre ſpäter erſchien, ſo haben wir hier offenbar einen ſpätern Zuſatz. — Trümmern unbenklicher Wohlhäbigkeit. G. ſpricht hier nur den ergreifenden Gegenſatz dieſer wunderbaren Gegend aus. Tiſchbein berichtet (II. 95): „Eines angenehmen Tages erinnere ich mich, den wir in Baja zubrachten. Prinz Chriſtian von Waldeck, der zur Zeit in Neapel war, lud uns ein, mit ihm jene Gegend zu ſehen. Nachdem wir den Golf von Bajä durchfahren und die Gegend durchwandert hatten, ſpeiſeten wir in einer Villa, welche einem Freunde des Prinzen gehörte; ſie lag auf der Höhe der Solfatara und hatte die ſchönſte Ausſicht auf den Golf von Pozzuolo.“ — Karte (S. 178), die Mappa di Pozzuoli secondo lo stato presente, war nach den Ausgrabungen von 1750 erſchienen. Volkmann erwähnt noch keine neuere Ausgabe. — Den 2ten. Wie ein altes, übel placirtes Kloſter. Moritz ſchreibt von Rom aus (II. 104): „In Rom ſcheint eine Todtenſtille zu herrſchen, wenn man von Neapel hierher zurückkommt; Alles iſt einſam und kloſterlich gegen das

Geräusch und Gewühl in den Straßen Toledo, Chiaja" u. s. w. Herder äußert (Reise, S. 220): „Rom ist eine Mördergrube gegen diesen Ort, und ich sehe jetzt gar wohl, warum es mir da nie recht wohl war", und vorher (S. 214): „Hier ist eine Welt, die Gott gemacht. Gesundheit, Ruhe und Leben. Ich glaube es den Neapolitanern, daß, wenn Gott sich eine gute Stunde machen will, er sich ans himmlische Fenster legt und auf Neapel herabsiehet." — Die Fregatte (S. 178). Vielmehr war es eine Korvette; vgl. S. 210 zu Ende. — Die große Spazierfahrt, auf der Chiaja; jetzt fährt man auf der Riviera am Meere hin bis zum Boschetto und weiter. — Besonders Pferde. Stolberg VII. 351: „Die Pracht der Kutschen und Pferde ist groß. Die Pferde sind mit Recht berühmt; sie sind klein, aber sehr schön, voll Feuers, werden aber mit Härte behandelt." — Den 3ten. Nach Resina. „Von den drei Wegen zum Vesuv ist der über Resina (Resina, San Sebastiano und Ottajano) der beschwerlichste, obgleich die Reisenden ihn gewöhnlich nehmen." Volkmann. III. 348. — Nun, als sie an den Lavaberg gekommen waren. — Vom Jahre Einundsiebzig. Man bemerkt jetzt von den Laven des vorigen Jahrhunderts nur die vom Jahre 1767 als besonders bedeutend. — Die Hütte des Einsiedlers, zu der man gewöhnlich von San Sebastiano hinaufritt. „Der in der Hütte [San Salvadore, jetzt Romitorio del Salvatore] wohnende Einsiedler bewirthet die Fremden gegen eine Erzeplichkeit mit Obst und Wein." Volkmann. — Den Aschenberg, den mit Bimestein, Schlacken, Lava und Asche angefüllten und sehr schlüpfrigen aufsteigenden Weg. — Den alten . . . Krater (S. 179), von 1631. — Dem Krater, dem neuen. — Einige gedrängte Blätter, eben die bis hierher gehenden tagebuchartigen Mittheilungen, denen die Briefdatirung nicht wohl zu Gesicht steht. — Eures (S. 180). Im Briefe stand wol „Deines". — Weder im Traume. Frau von Stein litt sehr an Träumen, deren Deutung sie nachhing. Am 27. Dezember 1788 schrieb G. an Herder: „Wenn ich nur Deiner Frau, wie auch der Frau von Stein, die verwünschte Aufmerksamkeit auf Träume abnehmen könnte." Sie hatte ihm jetzt wol wieder von einem bösen Traume geschrieben und ihn gebeten, sich ja zu hüten, sich keiner Gefahr auszusetzen, da sie wußte, daß er nach Neapel gehe und den Vesuv besteigen wolle, hatte wol auch ihre Furcht vor einer Reise nach Sizilien nicht verhehlt. — Vor einigen Tagen, vorgestern. Auffällig ist die Wiederholung dessen, was er schon gestern geschrieben hatte. Fast sollte

man die Stelle bis zurückgelegt für einen Zusatz der Redaktion halten, der unglücklicherweise stehen geblieben, als G den vielleicht früher zurückgelegten Brief vom 2ten aufgenommen hatte; es gehörte in diesem Falle auch nach Drüben sieht es gleichfalls der spätern Fassung an. — Im untern Italien (S. 180). Daß man dort von Erdbeben jetzt gar nichts spüre, war nicht richtig. Das „Politische Journal", das Frau von Stein las, berichtete im Januarhefte (S. 53), diese seien im Neapolitanischen seit Kurzem außerordentlich anhaltend und furchtbar, besonders hätten sie bei der Stadt Aquila großen Schaden verursacht. — Rimini. „Am Christtage (1786) früh Morgens um 4 Uhr wurden starke Erderschütterungen in den Städten Urbino, Pesaro, Fano, Sinigaglia und Gubbio verspürt, so daß die Einwohner auf das freie Feld flüchteten. Noch heftiger waren diese Erschütterungen in Rimini, wo mehrere Häuser und viele hundert Schornsteine einstürzten, auch über zwanzig Personen ihr Leben einbüßten. In einem andern Orte bei Rimini sind fünfhundert Personen umgekommen." Politisches Journal 1787, I. 111. — Mit der neuen Bearbeitung der Iphigenie. Frau von Stein hatte geschrieben, die frühere Gestalt sei ihr zu lieb gewesen, so daß sie sich in die neuere zuerst nicht habe finden können. Vgl. oben S. 197.

An Seidel schrieb G. bei Uebersendung des für Frau von Stein bestimmten Briefes nur die Worte:

„Neapel, den 3. März.

„Glücklich hier angekommen und auch den Vesuv schon bestiegen. Zur Nachricht. G."

Der 3te war ein Sonnabend, dieser also auch hier, wie in Rom, Posttag.

60. Die zweite Woche in Neapel, vom 4. bis zum 10. März (S. 180—187). — Es sind Tagebuchbemerkungen, nur S. 185, Z. 12 v. u. bis S. 186, Z. 26 ist aus einem wol erst am 10ten beendeten Briefe an Frau von Stein. Daß er an diesem Posttage einen Brief abgesandt, ergiebt sich aus dem Anfang des Briefes vom 13ten. Die Tagebuchaufzeichnung „Das ist das Angenehme" (S. 186, Z. 12 v. u. bis S. 187, Z. 18) kann er unmöglich mitgeschickt haben. — Den 5. März. Den zweiten Fastensonntag, den 4. März. In einem am 5ten geschriebenen Briefe würde G. „gestern" gesetzt oder hinzugefügt haben. Am vorigen Sonntag war er erst Abends angekommen. — Einer Kirche, von San Filippo Neri in der Strada de' Tribunali,

einer der prächtigsten Kirchen der Stadt, deren Pracht er hier ebenso wenig erwähnt, als er des Heiligen gedenkt, der ihn so sehr anzog. Dieses berühmtesten Frescobildes von dem ausgezeichneten Neapolitanischen Maler Luca Giordano (1632—1705) gedenkt auch Volkmann (III. 116). Vgl. Moritz, II. 84 f. — Innerhalb einer andern Kirche, Gesu nuovo, der Jesuitenkirche. Das Bild (nach Maccab. II. 3, 24—27) ist von einem andern Neapolitanischen Maler, Francesco Solimene (1657—1747). — Am Meeresufer (S. 181), am Molo. Moritz, II. 21: „Ein Spaziergang auf dem Molo von Neapel am Abend, wann der frische Seewind die Luft abkühlt, hat in der Welt wol seinesgleichen nicht. Vor sich sieht man die stille Bucht und die sanften Ufer sich aus dem Meer erheben; diese ruhige Aussicht macht mit dem Geräusch und Gewühl des Hafens, wo Alles wieder Leben und Thätigkeit ist, den angenehmsten Kontrast. Zur Linken erhebt sich der Vesuv, und so wie die Dämmerung sich niedersenkt, fängt seine Spitze an zu leuchten, und die schwarze Dampfsäule wird allmählich, so wie der Glanz des Tages erlischt, zur Flamme." Vgl. den 30. Mai und 1. Juni. — Filangieri. Gaetano Filangieri, geboren zu Neapel am 18. August 1752, Sohn des Prinzen Cesare Araniello, Jugendfreund des Königs, berühmt durch sein durch Tiefe und Freisinn ausgezeichnetes, von G. längst hochgehaltenes, 1781—1788 in acht Bänden erschienenes Werk La scienza della legislazione, welches die Geistlichkeit 1784 für aufrührerisch und gottlos erklärt hatte. Die in seinem vierzehnten Jahre genommenen Kriegsdienste hatte er bald wieder verlassen, um als Sachwalter aufzutreten und zugleich sich der Wissenschaft zu widmen. Längere Zeit lebte er auf einem Gute bei La Cava, als der König ihn eben in diesem Jahre zum ersten Finanzrath ernannte. Vgl. Münter's Vorrede u. Bartels, I. 166 f. Er starb plötzlich am 21. Juli 1788, eben nach G.'s Rückkehr aus Italien. Sein Elogio storico schrieb der Advokat Donato Tomasi. — Beccaria. Der Mailänder Cesare Beccaria Bonesano, Montesquieu's Verehrer, Verfasser der von edler Menschlichkeit und feurigem Geiste durchwehten Schrift Dei delitti e delle pene, lebte seit 1768 als Lehrer der Staatswirthschaft in seiner Vaterstadt. Er starb am 29. November 1795. — Vico (S. 182), gleichfalls Neapolitaner, schon 1740 gestorben. Sein Hauptwerk sind die Principj di una scienza nuova d'intorno alla commune natura delle nazioni. In Deutschland wies öffentlich auf ihn wol zuerst Fr. Aug. Wolf 1807 hin im ersten Bande des „Museums der Alterthumswissenschaft". —

Den 6ten. Kaleschen (S. 182). Vgl. oben S. 593. Bartels, I. 114: „Kalesse, eine kleine Muschel, die auf zwei höhern Rädern ruht. Hintenauf steht der Fuhrmann in einer zerlumpten Jacke mit der Peitsche in der Hand. So lange man die ihm nicht nimmt, muß er für allen Schaden, den die Kalesse und das Pferd treffen können, stehen. Das Fuhrwerk läuft auf dem schön gepflasterten Weg außerordentlich schnell fort." — Der Weg durch die äußersten Vorstädte, über San Giovanni. — Am Fuße des steilen Hanges, bei San Sebastiano. — Der Somma (S. 183), des zweiten, nördlichen, durch ein Thal vom eigentlichen Vesuv getrennten Gipfels. — Den 7ten (S. 185). Diese Woche, eigentlich seit dem 28. Februar. Der Anfang lautete ursprünglich wol anders. — Einen Pferdekopf. Volkmann (III. 109f.) bemerkt, derselbe habe sich allein von dem 1322 zerschlagenen, vor der Kathedrale stehenden Pferde erhalten; Einige hielten ihn für antik. Winckelmann (VII. 2, 24) bezeichnet Vasari's Angabe, der Florentinische Baumeister Donatelli habe den Kopf gegossen, für irrig. Jetzt steht er unter den Bronzen des Museo Nazionale. — Im Palast Colobrano, Palazzo Caraffa Colobrano (jetzt Palazzo Santangelo). — Weibliche Statue, jetzt zu Rom im Museo Pio-Clementino. Vgl. S. 505 ff. — Winckelmann. Die Stelle führte schon Volkmann (III. 110) an. Vgl. Winckelmann's Werke, IV. 141 mit der Anmerkung S. 363 ff. — Den 9ten. Eine Eintragung vom 8ten fehlt. Wir haben hier den Anfang eines Briefes an Frau von Stein. — Sie spielen hier in der Fasten geistliche Opern (S. 186). Ein Mitarbeiter des „Merkur", der Tenorist Grave aus Weimar, schreibt am 15. Juni 1789 aus Neapel (1789, III. 220): „Noch muß ich etwas erwähnen, was erst seit vier Jahren hier Mode ist und die Tonkunst auf den höchsten Gipfel bringen kann: man führt nämlich in der Fastenzeit [wo sonst das Theater untersagt war] biblische Geschichten mit aller möglichen Pracht als Opera seria im Theater San Carlo auf. Die ganze Nation nimmt an diesen geistlichen Opern den wärmsten Antheil: es werden die besten Sänger, Komponisten und Virtuosen dazu verschrieben." — San Carlo, am Corso, schon zu Volkmann's Zeit (III. 171f.) das beste der dortigen Theater, auf dem jährlich vier neue Opern aufgeführt wurden. — Die Zerstörung von Jerusalem. Das „Politische Journal" berichtet im Maiheft dieses Jahres (S. 563 f.): „Von dem jetzigen Geschmacke der Italiäner oder genauer der Neapolitaner im dramatischen Fache zeigt ein in der vorigen Fastenzeit zu Neapel aufgeführtes geistliches Drama:

„Die Zerſtörung Jeruſalem's durch Nebukadnezar", welches allgemeine Bewunderung erregt hat. Der Dichter iſt ein Juriſt und heißt Sernicola, und der Komponiſt iſt der Kapellmeiſter Giordanello, deſſen Muſik robusta e bene adattata genannt wird. In dieſem Schauſpiele wird der Tempel und die Stadt Jeruſalem im Angeſichte der Zuſchauer von vielen Truppen zu Pferde und zu Fuß mit Sturm erobert." — Capo di Monte (S. 186). Das dortige 1738 erbaute Schloß enthielt die Koſtbarkeiten der Farneſiſchen Sammlung, beſonders aus dem Nachlaß des verſtorbenen Kardinals, beſtehend in Gemälden, Bronzen, Münzen und anderen Kunſtgegenſtänden, auch Büchern, phyſikaliſchen Inſtrumenten und Naturalien, die Don Carlos von Parma hatte hierher bringen laſſen. Vom langen Liegen in Kiſten hatten ſie gelitten; auch befanden ſie ſich in ziemlicher Unordnung. Vgl. Volkmann, III. 66—73; Moritz II. 86. — Etruriſche Vaſen, deren ſich auch viele in dieſer Sammlung finden. Den Namen etruskiſch (wie ſtatt etruriſch ſtehen ſollte) führen ſie mit Unrecht, da ſie in ganz Italien und Sizilien gefunden wurden und ihre Technik griechiſch war. Sammlungen derſelben hatten ſchon Paſſeri (1767—1770) in drei und Hamilton (1766—1767) in vier Bänden herausgegeben. Winckelmann hatte auf dieſe Vaſen die Aufmerkſamkeit hingewandt. — Die Prinzeſſin *** (S. 187), Filangieri's leibliche Schweſter. Vgl. Werke, Bd. XIX. S. 55.

Am 10. März legte G., der auch wol gleichzeitig an Herder ſchrieb, Frau von Stein folgenden Brief an ihren Fritz bei.

An Friedrich von Stein.

„Ich danke Dir, mein lieber Fritz, für Deinen Brief, in welchem mich der Ausdruck Deiner Liebe und Neigung recht herzlich freut. Wenn ich Dir nicht oft wiederhole, daß ich Dich ſehr zu mir wünſche, ſo verſchweige ich nur, was mir faſt täglich im Gemüthe iſt; denn was ich ſehe, iſt gar ſchön und lehrreich, und Du würdeſt es noch mehr genießen als ich. Ich komme ſo bald zurück, als es mir möglich iſt, ſobald ich mir nur eine gewiſſe Art von Kenntniß von dieſem Lande erworben, ſobald ich das Merkwürdigſte von Natur und Kunſt geſehen habe. Dann will ich Dir viel erzählen, wir wollen mancherlei Betrachtungen anſtellen, und mit der Zeit will ich Dich einmal ſelbſt hierher bringen. Mache Dir keine traurigen Vorſtellungen

Seite

Paulo post futuri 201
Mausoll N. N. 201
† O Vater alles wahres Streben 201
† Aleris und Dora 202
Erinnerung 202
† Versus memoriales zur Verbreitung und Festhaltung der zwei wichtigsten natürlichen Systeme 203
Etymologie 204
† Von Virgil's Grabe (Als das heilige Blatt) 204
† Räthsel 205
Zu einer Handschrift Friedrich's des Großen 205
Schul-Pforta 206
Dem Fürsten Blücher von Wahlstadt 206
Zum Diwan 206
Lebensregel 207
Angedenken 207
An .... (Stark von Faust, gewandt im Rath) . . . 207
† Auf Dr. Christoph Kauffmann 208
† Schlaflegen 208
† Reimspruch 209
Frühling 1818 209
† An .... (Du, der Gefällige) 209
† Annonce 209
† In die Welt hinaus 210
Für junge Dichter 210
† Bürgerpflicht 210

XVIII. Parabolisch.

† Salomo's, Königs von Israel und Juda, güldne Worte von der Ceder bis zum Yssop 213
Aus der „Novelle“: (Aus den Gruben) 215
Ein Gleichniß 216
Eins wie's Andre 216
Bildung 217
Beruf des Storches 217
Die Originalen 218

XIX. Kantaten.

Requiem dem Fürsten Ligne 221
Zelter's siebzigster Geburtstag 225

von meinem Außenbleiben. Es war mir höchst nöthig, daß ich wieder eine große Masse von Kenntnissen, von neuen Begriffen mir eigen machte, an denen ich wieder eine Weile verarbeiten kann. Es wird mir und alle den Meinigen zu Gute kommen.

„Hier ist ein Land, so lustig und heiter, wie Du gewöhnlich bist. Die See und das Land geben genug her, um die Menge der Menschen leicht zu nähren. Die Märkte sind voll Fische. Blumenkohl wird auf Eseln häufig durch die Stadt getragen, und die Höker haben Alles voll Rosinen, Mandeln, Feigen, Nüssen, Pomeranzen u. s. w. Das Brod ist gut, und es fehlt nicht an Fleische. Jedermann lebt in den Tag hinein, weil ein Tag dem andern gleicht und man sich auf keine Zeit des Mangels, keinen Winter vorzubereiten hat. Ich bin oft am Meere. Seit einigen Tagen ist es in starker Bewegung.

„Schreibe mir bald wieder! Ich werde Deine Briefe richtig erhalten, wo ich auch sei. Bald werde ich Herkulanum, Pompeji und dann auch Pästum sehen. Grüße, wen Du von mir zu grüßen gut und artig findest; ich billige Alles. Grüße Ernsten und laß ihn mir auch einmal schreiben, was er macht. Empfiehl mich Deiner Großmutter zu geneigtem Andenken. Ich freue mich aus mehr als einer Ursache nach Hause, und Du bist eine der ersten. Lebe wohl und gedenke mein!“

61. **Vom 11. bis zum 13. März** (S. 187—195). Die Mittheilungen der beiden ersten Tage gehören dem Tagebuche an, die vom Abend des 12ten datirte ist Fortsetzung der vom 9ten, „Das ist das Angenehme“ u. s. w. (S. 186, Zeile 27). — **Den 11ten. Mit Tischbein.** Ueber denselben Besuch vgl. S. 193. — **Alle die herrlichen Ansichten.** Vgl. Volkmann, III. 367 bis 371. G. hält sich hier, wie sonst, sehr im Allgemeinen, da er die Kenntniß der Gegend aus bekannten Werken voraussetzt. — **Pompeji.** Volkmann (III. 368 f.) erwähnt daselbst ein Stadtthor, einige Grabmäler, ein zum Theil sehr unordentlich mit Marmor gepflastertes Haus, zwei Theater und einen kleinen Tempel von schlechtem Geschmack. Vgl. S. 193. — **Die Bank.** Es fanden sich vor dem Herkulanischen Thore zwei halbkreisförmige Bänke (exedrae) vor den Gräbern des Gerichtsbeamten und Militärtribunen Aulus Vejus und der Erzpriesterin Mamia, zu deren Grabstätten die Gemeindeverordneten mit Genehmigung des Volks den Platz geschenkt hatten. Vgl. Winckelmann's „Sendschreiben von den Herkulanischen Entdeckungen“ (Werke, II. 177 f.). — **Der Tempel.**

An dem grade entgegengesetzten Thore lagen zwei Tempelchen, von denen man das eine der Isis nach einem darin gefundenen Standbild dieser Göttin zuschrieb, das andere nach einem in der Nähe stehenden Aeskulap benannte; vgl. Winckelmann, III. 108, 126 und die Beschreibung und Abbildung bei Moritz, II. 67 f. Jetzt bezieht man sie ebenso willkürlich auf Jupiter und Juno. — Eine Villa (S. 187), am Herkulanischen Thore, wahrscheinlich von Marius Arrius Diomedes; die für die Villa des Cicero ausgegebene war schon wieder verschüttet. Winckelmann sah jene nur zum Theil aufgedeckt. Die Verhältnisse der dreieckigen Villa waren eben nicht so klein, wie sie G. hier darstellt. Vgl. Moritz, II. 66 f. — Meist ausgebrochen, um sie nach Portici zu bringen. — In einem geringen Gasthof (S. 188), zu Torre dell' Annunziata. Vgl. S. 193. — In Hoffnung .... zu ergetzen. Die Trennung von Tischbein war schon in Aussicht genommen und die Verbindung mit dem Maler Kniep eingeleitet. Es wird an ein Wiedersehen im Mai nach der Rückkehr aus Sizilien gedacht. — Die kleinen Häuser. Vgl. oben S. 184. — Den 12ten (S. 189). Huronen, Naturkinder. Voltaire hatte in seinem L'Ingenu einen Huronen eingeführt. Vgl. G.'s Werke, Bd. XXIII. S. 14. — Abends (S. 190). In Wieland's Feenmärchen, im zweiten Theil des „Wintermärchens". — Zu Gute gehen ließe, eigenthümlich für zu Gute hielte, durchgehen ließe. — Monte Cassino (S. 191), die berühmte Benediktinerabtei auf dem Berge, von dem sie den Namen führt, auf dem Wege nach Rom. Am Fuße des Berges liegt die Stadt San Germano, „wo sich das Gasthaus (Ospizio) der Benediktiner findet, in welchem immer vier Mönche wohnen, welche die Gastfreiheit des Klosters auf freundlichste Weise üben. Alle Reisenden vom Prinzen bis zum Bettler werden in der Abtei bewirthet." Volkmann, III. 386 f. — Abhucken, Nebenform von abhocken, wie knuppern neben knopern. Eigentlich bezeichnet abhocken eine Last abnehmen, wird aber launig, wie nach dem Volksmunde, gebraucht für wegnehmen, wie man abknappen braucht. — Georg Schlosser (S. 192), seinem Schwager Johann Georg Schlosser, der in diesem Jahre von Emmendingen nach Karlsruhe versetzt ward. G. gedachte den wahrheitstrengen, edeldenkenden, durch umfassende Kenntnisse ausgezeichneten Freund auf der Rückreise zu besuchen (S. 732). Unsere Aeußerung scheint G. bei der Zusammenstellung hinzugesetzt zu haben; er hatte unterdessen in „Dichtung und Wahrheit" über sein Verhältniß zu ihm Näheres berichtet. Vgl.

Werke, Bd. XXIII. S. 342. Unſerm Freunde (S. 192) würde er kaum in ſeinem Tagebuch geſchrieben haben, noch weniger konnte er es in einem Briefe an Frau von Stein oder Herder thun. — Mehr ſolcher Scherze. Vgl. oben S. 510. — Den 13ten (S. 193). Der Brief iſt an Frau von Stein gerichtet, welcher er zuletzt am 10ten geſchrieben hatte. In Neapel war der Dienſtag Poſttag. — Sonntag. Das Tagebuch berichtet darüber unter dieſem Tage. Vgl. S. 187 f. Tiſchbein erzählt (II. 89 ff.), Benuti habe ihn und G. nach Pompeji geführt; aber er verwechſelt damit, wie die Beſchreibung ſelbſt zeigt, den Beſuch von Herkulanum und Portici (vgl. S. 201 f.). Nach Pompeji war G. mit Tiſchbein allein gefahren. — Das Stadtthor, das nach Herkulanum führende, eine Doppelpforte mit Nebeneingängen. Vgl. Winckelmann, II. 173 f. — Einer Prieſterin, einer Erzprieſterin (Sacerdos publica), der Mamia, Tochter des Publius. Vgl. S. 751 u. Stolberg, VIII. 76. — Ein ſehr treuer Landſchaftsmaler (S. 194), Kniep. Vgl. S. 757 f. — Die Vesuvianiſchen Produkte. Ueber die Sammlung derſelben, welche G. in Italien erwarb und gewiß größtentheils ſchon damals zuſammengebracht hatte, vgl. S. 570 f. — Weiter und weiter, ein G. gangbarer Ausdruck für immer weiter, wie in den „Lehrjahren" (Werke, Bd. XVII. S. 146, 268) feſter und feſter, fleißiger und fleißiger. — Das Muſeum von Portici, deſſen Schätze jetzt im Erdgeſchoſſe des Muſeo Nazionale in Neapel ſich befinden. Vgl. auch Tiſchbein, II. 89 ff. — Alles, beſonders Reiſtenſtein, Angelika und Moritz. Letzterer fuhr, da er G.'s Reiſe nach Sizilien vernommen, noch vor Oſtern nach Neapel. — Auf Oſtern, wo er zurückzukehren ſich vorgeſetzt hatte. — Den Moment, III. 3, die drei Reden von den Worten „Geſchwiſter, die Ihr" an. — Lebt wohl und liebt mich! eine G. beſonders gegen Frau von Stein beliebte Formel. — Eines Mannes (S. 195), ohne Zweifel Benuti, bei dem ſich alle Abende eine Geſellſchaft von Liebhabern der Künſte und Wiſſenſchaften verſammelte. — Dieſem Geſchlecht, den leidenſchaftlichen Neapolitanern.

62. Vom 14. bis 16. März in Caſerta und den 17ten in Neapel (S. 195—200). — Den 14ten. Das prächtige, hochgelegene Schloß Caſerta bei der von ihm benannten Stadt Caſerta nuova beſteht aus vier kreuzweiſe verbundenen Schlöſſern. Im neuen Schloſſe weilte der Hof meiſt im Frühling. —

Bei Hackert (S. 195). Dieser hatte seine geräumige Wohnung im alten Schlosse Belvedere. — **Ein Aquädukt.** Vgl. Volkmann, III. 383. — **Im Gebirge**, in San Leucio. — **Den 15ten. Den Prinzessinnen** (S. 196), Maria Therese Karoline und Luise Maria Theresa Carolina. Vgl. Werke, Bd. XXXII. S. 144 f. — **Sulzer.** Vgl. oben S. 126. — **Andres**, Friedrich Andres, den Hackert als berühmtesten und besten Gemäldehersteller dem König empfohlen hatte. Dieser berief ihn nach Neapel und stellte ihn als Inspektor der Sammlung von Capo di Monte und Restaurator der vielen in üblem Zustande befindlichen Gemälde an. Vgl. Werke, Bd. XXXII. S. 131 f., 135 ff. — **Den 16ten.** Der erste Theil des Briefes ist an Frau von Stein gerichtet, die ihn auch den Freunden mittheilen sollte, der andere, im ersten Drucke mit demselben Datum versehen (S. 197, Z. 4 v. u. bis S. 198, Z. 25) kaum zu Caserta und demnach auch nicht am 16ten, sondern wol mehrere Tage vorher geschrieben. — **Das alten Capua** (S. 197). Vgl. Volkmann, III. 32. — **Die Freunde.** Herder selbst hatte ihn zu der feinern Durchbildung getrieben (vgl. S. 15 f.). Knebel schrieb an Herder, die neue Bearbeitung habe ihm ein unaussprechliches Vergnügen gemacht, da mit der vollen reifen Frucht nichts zu vergleichen sei. Herder hatte wol eine Aeußerung gethan, welche auf den Mangel voller Befriedigung deutete oder dem Dichter zu kalt schien, da er grade auf dessen höchsten Beifall gerechnet hatte. Auch Philipp Seidel war nicht befriedigt. Wieland, der die metrische Form für ein nothwendiges Erforderniß eines kunstvollendeten Dramas hielt, erfreute sich der feinern Fassung. — **Der Ritter Hamilton.** Sir William Hamilton war schon 1764 englischer Gesandter in Neapel, wo er den regsten Antheil an den Entdeckungen in Herkulanum und Pompeji nahm. Mit seiner reichen Kunstsammlung ging er sieben Jahre später nach England, kehrte aber 1777 als Gesandter nach Neapel zurück. Auch in Rom hatte er Nachgrabungen anstellen lassen. Vgl. Archenholz, V. 19. Winckelmann führt häufig seine Sammlungen an. — **In einem schönen Mädchen** (S. 198), der damals nicht 20, sondern 25 Jahre alten, aus gemeinem Stande stammenden Emma Hart, die nach mancherlei schlimmern Abenteuern Geliebte von Charles Greville geworden, der sie heirathen wollte, aber sie an seinen schon in den Funfzigern stehenden Oheim, unsern Hamilton, gegen Zahlung seiner Schulden abtrat. Sehr herb urtheilt Herder über sie (Reise nach Italien, S. 260 f.), auch

G. sprach ihr eigentlichen Geist und Seele ab (S. 315). Noch zu Hamilton's Lebzeiten, der sie später zu seiner Gattin erhoben hatte, wurde sie Nelson's Geliebte. Als Klopstock sie im Jahre 1800 mit Nelson in Hamburg sah, wurde er durch ihre Darstellungen entzückt. Nach Nelson's Tod versank sie wieder in die niedrigsten Ausschweifungen. — Malt sie Tischbein (S. 198). Ein Gürtelstück, in welchem Tischbein sie als Sibylle gemalt, findet sich in Weimar. Auch zur Iphigenie gebrauchte er ihr wohlgetroffenes Bildniß. Vgl. S. 379. — Den 17ten. Wenn ich Worte schreiben will. Die folgenden Bemerkungen sind wol aus dem am 17ten zu Neapel vollendeten Briefe an Frau von Stein, für den er zum Theil Tagebuchbemerkungen auszog. — Tischbein (S. 199). Seine selbstständige Natur war auf die Gewinnung einer möglichst unabhängigen Stellung gerichtet, wie sie Hackert und Andres in Neapel erlangt hatten; sich G.'s Neigungen unterzuordnen, ihm zu seinen Absichten zu dienen, war ihm nicht mehr möglich, da er alle Zeit und Kraft seinen eignen Zwecken zu widmen sich gedrungen fühlte, wobei er mit schlauer Berechnung verfuhr. Schon als er mit G. nach Neapel ging, scheint er die Absicht gehabt zu haben, dort zu bleiben, obgleich dieser auch eine Reise nach Sizilien im Sinne hatte. Durch Benuti und Hackert hoffte er gefördert zu werden, und die Verbindung mit dem Prinzen von Waldeck wollte er nicht aufgeben; auch auf Hamilton rechnete er stark. Vgl. S. 202. — Gleich und gleich, ganz gleich. — Ueber meine sizilianische Reise. Vgl. S. 197. — Wer mag der Freund sein? Wahrscheinlich Johannes Müller, der im April nach Rom kam, um die Bestätigung der Wahl Dalberg's zum Koadjutor des Kurfürsten von Mainz beim Papste zu betreiben. Vgl. Müller's Werke, Bd. XIV. S. 246, 346. Wahrscheinlich war dessen Absendung für diesen Fall schon in Aussicht genommen. Müller war besonders mit Herder befreundet. Thurneisen (vgl. S. 448) kam wol erst im Herbst nach Rom. — Die Fregatte (S. 200). Vgl. S. 178. — Mit dem Blute des heiligen Januarius. Das sogenannte Blut des Heiligen (San Gennaro), eines Bischofs von Benevent, wird in der ihm geweihten Kirche in einem silbernen Tabernakel hinter dem Hochaltar der Cappella del Tesoro in zwei Fläschchen verwahrt, daselbst auch das Haupt in einem kostbaren Kästchen. Dreimal im Jahre, am Tage des Heiligen, dem 19. September, am 16. Dezember und am ersten Sonntage des Mai, wird das erstarrte Blut dem Haupte genähert, worauf es dann nach kürzerer oder längerer

Zeit flüssig wird; je rascher dies vor sich geht, um so gnädiger ist der Heilige; wird das Blut gar nicht flüssig, so bedeutet dies dessen höchste Ungnade. In außerordentlichen Fällen, besonders bei großen Ausbrüchen des Vesuv's, wird das Prezioso Sangue del Taumaturgo San Gennaro in feierlichem Umzuge durch die Stadt getragen, wobei dieselbe Zeremonie wie an jenen drei Festtagen des Heiligen stattfindet, der, wie die Inschrift der Cappella sagt, die Stadt von Hunger, Krieg, Pest und Feuer errettete. Am Schärfsten hat sich Archenholz (V. 165 ff.) wider diesen Aberglauben ausgesprochen. Höchst anziehend ist die Beschreibung des Wunders im Tagebuch von Zacharias Werner. Vgl. meine Schrift „Zwei Bekehrte", S. 193 f. — Rousseau's und seines hypochondrischen Jammers (S. 200). Er denkt hier zunächst an dessen Rêveries d'un Promeneur solitaire.

63. Vom 18. bis zum 24. März (S. 201—209). Die Berichte vom 18ten bis zum 23sten scheinen aus einem tagebuchartigen Brief an Frau von Stein zu stammen. — Den 18ten. Einen Brunnen grub. Fürst Emanuel von Elboeuf ließ 1713 nach einem Brunnen zu seinem Kasino graben, wobei man auf einen antiken Marmorboden und eine Küche mit Standbildern traf. Weitere Ausgrabungen wurden ihm untersagt; erst 1736 ging man der zufällig gefundenen Spur des alten Theaters nach, aber die Ausgrabungen geschahen zunächst ohne Folge und Einsicht, worüber Winckelmann bitter klagte. Erst unter dem Ingenieur Weber, einem Schweizer, verfuhr man nach einem bestimmten Plane. Vgl. Volkmann, III 304. — Theater. Ueber dessen Reste Bartels, I. 122 ff. — In das Museum, zu Portici. Eine ausführliche Beschreibung bei Volkmann, III. 315—340, der aber des Eimers nicht gedenkt. Vgl. auch Moritz, II. 72 ff.; Stolberg, VIII. 88—301. — Etwas aufzuzeichnen. „Etwas abzuzeichnen gestattet selbst der König keinem Fremden, allenfalls etwas aufzuschreiben." Bartels, I. 128. — Von Zimmer zu Zimmer (S. 202). „Man wird durch 16 Zimmer hindurchgejagt." Bartels, I. 128. Der Gemälde gedenkt G. nicht. Wahrscheinlich ward bei der Herausgabe die ursprüngliche Beschreibung verkürzt. — Ueber den Mittag und Abend dieses Tages berichtet Tischbein (II. 93 f.): „Nachdem wir uns lange an der schönen Gegend ergetzt hatten und vom Anschauen der ausgegrabenen Antiken und so vielfacher Gegenstände ermüdet waren, gingen wir nach Torre dell' Annunziata, wo uns in einer Osteria ein Mittagsmahl

erwartete. Hier wurde viel geſcherzt, aber der rechte Spaß begann erſt nach dem Eſſen. Wir gingen an den Strand des Meeres, welcher gerade hinter dem Hauſe war. Die Meiſten ſtreckten ſich hier auf den Sand nieder, der ſanft wie Sammet iſt; doch war ihre Ruhe nur von kurzer Zeit. Sie ſprangen bald wieder auf, und der gute Lacrimä Chriſti, welcher in die Köpfe geſtiegen war, that ſeine Wirkung, beſonders bei [Georg] Hackert. Sie fingen an zu ſchäkern und ſich mit Sand zu werfen. Die Marcheſina Benuti, welche einen muntern Geiſt hatte, wollte ſich nicht überwinden laſſen; beide Hände griff ſie voll Sand und warf damit. Nun wurde der Kampf allgemein; Jeder wurde beworfen, und Jeder griff nach Sand; anfangs nur nach trockenem, dann nach feuchtem und endlich nach ganz naſſem, ſo daß Alle ganz übertüncht wurden. Dann fielen ſie erſchöpft zur Erde; aber kaum ausgeruht, erneuerten ſie den Kampf mit noch größerm Eifer. Jetzt wurde nur nach dem naſſeſten im Waſſer gegriffen; der Gegner wollte das Einſammeln dieſer anklebenden Munition verhindern und ſtieß Den, der ſich eben danach bückte. Dadurch kam der ins Waſſer, und damit auch der Andere naß würde, zog er ihn nach. So begann nun der Kampf im Meere. Sie benetzten ſich mit Seewaſſer und trieben ſich in dem naſſen Elemente umher, wo denn die Kampfluſt abgekühlt wurde. Ganz ermattet ſtreckten ſie ſich auf den Sand an die Sonne; in kurzer Zeit war Alles wieder trocken, der Sand fiel ab und ließ nicht den geringſten Fleck nach. Das Ufer iſt hier ſo flach, daß man weit ins Meer hineingehen kann, ehe das Waſſer bis an die Waden ſteigt. Goethe hatte ſich vom Kampfe abgeſondert und klopfte Stücke von den Felsblöcken, welche hier liegen, um die Brandung zu brechen, und unterſuchte die Steinarten. Von da fuhren wir mit Benuti nach ſeinem Hauſe. Alle Abende verſammelte ſich bei ihm eine Geſellſchaft von Liebhabern der Künſte und Wiſſenſchaften. Da wurde über Vielerlei geſprochen. Er beſaß viele Kunſtſachen, Antiken von Bronze, etruriſche Vaſen und war für einen Dilettanten ein braver Zeichner und Maler. Unter Anderm hatte er den Homer gemalt, wie er ſitzt und ſingt, um ihn her die Helden des Trojaniſchen Krieges im Elyſium als Schatten — eine Kompoſition, welche ihm Ehre machte und ſein dichteriſches Talent zeigte." — Den 19ten (S. 202). Näher angeknüpft. Eingeleitet war es ſchon früher. Vgl. oben S. 752, Z. 13 ff. — Dieſen vier Wochen, ſeit der Abreiſe von Rom am 22ſten. — Kniep. Chriſtoph Heinrich Kniep, 1748 zu Hildesheim ge-

boren, gestorben 1825 als Professor an der Akademie der schönen Künste in Neapel. Der Fürstbischof Kroschinsky von Ermland hatte den aus dürftigen Verhältnissen heraufgekommenen Künstler nach Rom geschickt, aber der noch in demselben Jahre erfolgende Tod desselben beraubte ihn dieser Unterstützung, und eine andere Anerbietung, die ihn nach Neapel zog, bewährte sich nicht, so daß er in ziemliche Noth gerieth. Vgl. über ihn Halle, im „Kunstblatt" 1825, Nr. 66 f., woraus der „Nekrolog der Deutschen" 1825, S. 739 ff. schöpfte, und die Mittheilungen von Zacharias Werner in meiner Schrift „Zwei Bekehrte", S. 195. Tischbein berichtet (II, 94 f.), Niemand habe ihm in Neapel Kniep's Wohnung anzugeben gewußt, bis ihm endlich ein alter Lohnlakai das Haus bezeichnet, wo er auf dem obersten Stocke gewohnt. Bei seinem Eintreten sei er von seiner Zeichnung aufgesprungen und habe ihn mit dem Ausrufe umarmt, er komme ihm wie sein Schutzengel. „In seiner Stube herum hingen viele Zeichnungen von den schönsten Gegenden Neapel's, die er alle an Ort und Stelle aufgenommen hatte. Die Arbeit, womit er sich eben beschäftigte, war für einen Holländer, dem ich ihn von Rom aus empfohlen hatte. Es fehlte ihm gar nicht an Bestellungen, aber seine Preise waren zu gering, und er arbeitete zu lang an seinen Sachen, weil er Alles aufs Genaueste ausführen wollte. Dabei konnte er nicht bestehen. Als er hörte, daß auch Goethe in Neapel sei, stieg seine Freude höher, und er ging gleich mit mir, ihn zu sehen. Dem gefiel er, und von nun an war er täglich bei uns." G. war schon durch das, was Tischbein ihm von Kniep's ausgezeichnetem Talent und Geschick in der Landschaftsmalerei gesagt hatte, neugierig auf ihn geworden. Meyer sagt von ihm (1805), er habe damals (im letzten Viertel des Jahrhunderts) landschaftliche Gegenstände mit Aquarellfarben vorzüglich reinlich behandelt; heitere Lüfte und Fernungen darzustellen, sei ihm oft ausnehmend wohl gelungen; auch verdienten die niedlichen Figuren, womit er seine Bilder ausstaffirte, unser Lob, hingegen fehle dem Baumschlag das Charakteristisch-Abwechselnde, der Beleuchtung wirksame Massen; er habe ein treffliches, nur nicht zur völligen Ausbildung gediehenes Talent für Erfindung gehabt. G.'s Briefwechsel mit ihm verwahrt das Hausarchiv zu Weimar. — Molo (S. 202), dem Molo Piccolo, in der Nähe des Meeres, am Porto Piccolo. — Gerhard Dow, dem berühmten Leydener Genremaler, den G. in der Epistel an Friederike Oeser „fleißig-kalt" im Gegensatze zu dem reizenden Boucher nennt

(Werke, Bd. III. S. 135). — Des heiligen Joseph's (S. 202). Vgl. zur Revision des Textes, S. 604 f. — Straße Toledo (S. 203), jetzt Strada di Roma, von dem Largo di Piazza (jetzt Piazza del Plebiscito) bis zur Strada nuova di Capodimonte. — Harlekin. Die Venezianische Maske des Arlechino und den deutschen Hanswurst vergleicht er mit dem Neapolitanischen Pulcinella oder Policinell, den die Sage aus der Gegend von Neapel herleitet. — Den 20sten. Ottajano, Gipfel des Vesuv, südwestlich von Somma. — Jene beiden Führer (S. 204). Vgl. S. 182. — Höllenbrudel (S. 205). Brudel, wie Prudel, ist Nebenform von Brodel. — Tropfsteinartigen Material. Vgl. S. 179. — Den 22sten. Das Datum ist irrig, da G. schon am 21sten nach Salerno fuhr. Vgl. S. 306 f. — Die Zimmer (S. 206). Tischbein (II. 101 ff.): „Nie habe ich ein angenehmeres Kabinet gesehen als das, worin er wohnte und schlief. Die Gemälde an den Wänden waren nur Kleinigkeiten, aber alle von einem Sinn und Inhalt, der ihn erfreute und seinem Geiste Manches auf eine angenehme Art wieder in Erinnerung brachte. Alles hing hier durch einander" u. s. w. — — Ein Freund, wol Knebel, der im Briefe ohne Zweifel mit Namen genannt war. Schon der Herzog hatte des Romans gedacht. Vgl. oben S. 733. — Das Verlöbniß der heiligen Katharina (S. 207), die sogenannte Vermählung, die aus der Farneſiſchen Sammlung in das Muſeo Nazionale zu Neapel gekommen, in welcher auch der Vorgang „in die Gegenwart eines heitern sinnlichen Lebens übergegangen ist", wie Meyer sagt, das Kind in inniger Verwunderung die Mutter ansieht. Vgl. G.'s Aeußerung gegen Eckermann vom 13. Dezember 1826. — Den 23sten. Wir waren zusammen. Am Morgen des 23sten waren sie zurückgekehrt; vor zwei Tagen waren sie von Neapel nach Salerno gefahren. — In Päſtum, dem alten Poſidonia. In neuerer Zeit wurde man auf die merkwürdigen Trümmer zuerſt 1752 durch die Zeichnungen eines jungen Malers aus dem Flecken Capaccio aufmerksam gemacht. 1764 erschien eine Beschreibung der Trümmer von Dumont mit Kupfern, drei Jahre später The Ruins of Paestum otherwise Posidonia by Thomas More, 1784 Paoli's umfangreiche Rovine di Pesto — Die Gebirgsschlucht. Vgl. Stolberg, VIII. 164. — Alla Cava, ein von dem romantiſchen Becken, in welchem es liegt, genanntes Städtchen auf dem Wege nach Salern. — Einer ganz einzig lieblichen ... Gegend (S. 208).

Vgl. Stolberg, VIII. 164 f. — Einem Paar schön geformter Berge, des Postiglione (Mons Alburnus), die kurz darauf „zwei malerische Kalkgebirge" heißen. — Nilpferdischen Büffeln (S. 208). Münter (S. 84) sagt, es gäbe auf dem ganzen Erdboden kein abscheulicheres Thier als diese wilden Ochsen; ihre schmutzige graue Farbe und ungeheure Größe unterscheide diese wüthenden und gefährlichen Thiere von allen übrigen Ochsen. G. gedenkt nur der blutrothen wilden Augen dieser nilpferdischen Büffel. Vgl. G.'s „Faust" (Werke, Bd. XII. S. 43):

„Schon sieht er wie ein Nilpferd aus,
Mit feurigen Augen, schrecklichem Gebiß." —

Tempel, Reste, zwei Tempel, eine Basilika, Reste eines Tempels korinthischer Ordnung, des Amphitheaters, der Stadtmauer und Thore. Vgl. Volkmann, III. 175; Münter, 88 ff.; Bartels, I. 185 ff.; Stolberg, VIII. 165 ff.; oben S. 807.

Aus dieser Woche ist uns ein Brief G.'s an Voigt bekannt, der im Drucke das Datum des 23sten trägt, aber vor G.'s Reise nach Pästum, wol am 20sten geschrieben ist, da der Dienstag Posttag war und der Brief sofort für sich, wie die Adresse zeigt, abgeschickt wurde.

An Christian Gottlob Voigt.

„Es hätte mir nicht leicht eine größere Freude von Hause kommen können, als mir die Nachricht von dem Fortgange des Ilmenauer Bergwerks[1]) gebracht hat. Ich bin so sehr mit dem Gedanken an diese Anstalt geheftet, daß mir nichts erwünschter sein kann, als zu hören, daß sie glücklich fortgeht. Die Nachricht selbst kann ich nicht genug loben. Jeder Mensch hat nur den Maßstab nach dem, was er wünschte selbst gemacht zu haben, und wenn ich sage, daß ich nichts daran zu thun, nichts daran zu wünschen weiß, daß ich meinen Namen wie unter einer selbstverfertigten Schrift lese, so werden Sie daraus am Besten den Grad meines Beifalls und meiner Dankbarkeit schätzen können. Ebenso beruhige ich mich über jede Anstalt, die Sie wegen des Treibseils und sonst treffen werden; es hält schwer, aus solcher Ferne eine Meinung zu sagen. Haben Sie die Güte, mir manchmal eine Nachricht zu geben und mich Ihres Wohlbefindens zu versichern. Schon vergnüge ich mich zum Voraus an dem Ge-

1) Zweite Nachricht von dem Fortgang des neuen Bergbaues zu Ilmenau. Weimar den 1. Februar 1787, mit G.'s und Voigt's Unterschrift

Seite

XXII. Xenien und verwandte Gedichte. Zahme Xenien und Invektiven.

†*) Erste Abtheilung. Xenien (1—174) 233
†**) Zweite Abtheilung. Zahme Xenien 257
Dritte Abtheilung. Invektiven.
Der neue Alcinous 289
Teutscher Merkur 294
Journal der Moden 294
B. und K. 295
Triumvirat 296
' ... und ' ... (Die gründlichsten Schuften) . . . 297
Gottheiten zwei, ich weiß nicht 297
Welch ein verehrendes Gedränge 298
Kotzebue 298
Derselbe 299
Bist Du Gemündisches Silber 300
Warum bekämpfst Du nicht den Kotzebue 300
Ultimatum 300
Es hatte ein junger Mann 301
v. ....r (Junge....., alte Nonnen) 302
Voß contra Stolberg 302
Ist erst eine dunkle Kammer gemacht 303
Antikritik 304
Dem Weißmacher 304
Dem Buchstabensparer 305
Herr Schöne 305
Auf Müllner 305
Auf Denselben 306
Goethe und Pustkuchen 307
Was will von Quedlinburg heraus 307
Fauntleroy und Konsorten 307
An Frau K. in C. 308
† Müde bin ich des Widersprechens 309
An ... (Erwiderungen) 309

XXIII. An Personen, zu festlichen Gelegenheiten, Inschriften, Denk- und Sendeblätter.

† In das Stammbuch von Friedr. Max Moor 313

*) Fast alle, **) verschiedene nicht in den bisherigen Ausgaben.

danken, Sie wiederzusehen und die bekannten Fäden gemeinschaftlich in die Hand zu nehmen. So schön und herrlich diese Welt ist, so hat man doch in derselben und mit derselben nichts zu thun.

„Gewiß ist nicht leicht eine schönere Lage als die von Neapel, und die Erinnerung eines solchen Anblicks ist eine Würze aufs ganze Leben. Das Klima ist milde und recht das Element eines leichten Lebens. Vom Uebrigen sage ich nichts. Es ist Alles so oft beschrieben, und was man sich eigens bei den Sachen denkt, hängt mit so viel anderen Begriffen zusammen, daß man sich nicht kurz fassen kann. Es wird dereinst auf dem Thüringer Wald, bei Spaziergängen, bei einem traulichen Abend gute Unterhaltung geben. Nun stehen mir noch die Tempel von Pästum und, wenn es den Winden gefällt, die Küsten Siziliens vor. Dagegen werde ich die heilige Woche in Rom aufgeben müssen. Leben Sie wohl, empfehlen Sie mich den Ihrigen und gedenken mein!"

64. Vom 25. bis zum 29. März (S. 209—212). Die Mittheilungen vom 25sten und 26sten sind an Frau von Stein gerichtet, sie gingen am 27sten ab; die beiden andern bilden den Anfang eines Tagebuches, das er zu Palermo am 3. April schloß und der Freundin sandte. — Den 25sten. Weiter rechts Liegende (S. 210), das man auf dem gewöhnlichen großen Spaziergange vor sich sieht. Das Haus befand sich in dem bevölkertsten Stadttheil bei Pendino, wo Kniep's Geliebte wohnte. — Den Kotyledonen, den Samenblättern, als ersten Knotenpunkten der Pflanzen, welche die ganze weitere Entwicklung in sich tragen. Vgl. G.'s Abhandlung: „Die Metamorphose der Pflanzen", §§. 10—18. — Den 26sten. Einer Fregatte (S. 211). Vgl. oben S. 178, 200. — Da ich entschlossen bin. Noch am 17ten war er ungewiß. Vgl. die S. 188 ausgesprochene Hoffnung des Wiedersehens. — Bin ich auf der Rückreise, von Sizilien (Trinakrien). Die Aeußerung fällt auf, da ein Brief nach Weimar noch keine drei Wochen lief und er nicht denken konnte, in dieser Zeit seine Reise vollendet zu haben. Es gehört dies auch wol zur „Verworrenheit" des Briefes. — Bei Euch, in Weimar. — Serio, einer der wenigen gebildeten Neapolitanischen Adligen. Den Werther kannte er wol nur aus einer Uebersetzung. — Den 29sten (S. 212). Und Gotha. Er denkt besonders an Prinz August, die Oberhofmeisterin von Buchwald, den Minister von Frankenberg

und Geheimerath von Ziegesar nebst ihren Gattinnen. — Ein treues Lebewohl (S. 212), in seinem Herzen; denn diese Zeilen sollten erst aus Palermo nach Weimar gehen. — In meinen Geschäften, in Weimar. — Mein Fasanenschiff. Vgl. S. 98.

Unter Denjenigen, welche in Neapel unsern Dichter aufsuchten, war auch der französische Gesandte, François Cacault, der 1773 auf einer größern Reise die meisten damals in der deutschen Literatur bedeutenden Männer kennen gelernt und sich auch Herder's Freundschaft erworben hatte. Da dieser vernahm, G. sei angekommen, wollte er von ihm Kunde über die Weimarer Freunde einziehen. In einem Briefe an Knebel vom 12. November 1788[1] klagt er, G. habe ihn kalt aufgenommen, so daß er nicht die von seiner Bekanntschaft gehoffte Freude gehabt, doch ihm versprochen, mit seinen [Cacault's] deutschen Freunden von ihm zu sprechen. Cacault wünschte ohne Zweifel von ihm über die ihm so sehr am Herzen liegende deutsche Literatur zu vernehmen, aber dies gerade mußte G., der an diese nicht erinnert werden mochte, widerwärtig sein. Was er am 13. März schreibe, in Neapel wüßten die Menschen nichts mit ihm anzufangen, galt besonders von Cacault, mit dem er keinen Berührungspunkt fand, da Dieser, statt sich des wundervollen Reichthums von Neapel's Kunst und Natur zu freuen, sich unbehaglich fühlte und nach Frankreich zurücksehnte. Im Jahre 1789 fand Herder ihn noch in Neapel. Vgl. Herder's Reise, S. 215.

Sizilien.

Vom 20. März bis zum 14. April 1787.

65. Von Neapel nach Palermo und die ersten Tage daselbst, vom 29. März bis zum 3. April (S. 213—220). Die Tagebuchblätter vom 28sten begleitete G. mit dem an Frau von Stein gerichteten Briefe „Hier noch Einiges“ (S. 218, Z. 8 v. u.), der nur theilweise aufgenommen wurde. Die Berichte über die Seereise sind erst in Palermo, wol nach einzelnen Aufzeichnungen, niedergeschrieben worden. — Den 29sten. Nach dem Posilippo, nach der Küste hin. — Dessen Spitze, dem Capo di Posilippo. — Den 30sten. Capo Minerva S. 214, jetzt Punta della Campanella, die südöst-

1) Vgl. meine Sammlung von Briefen aus Knebel's Nachlaß. „Zur Literatur und Geschichte“, I. 144.

liche Spitze des Golfo di Napoli. — Schon vor zehn Jahren (S. 214). Dies beruht auf Irrthum: denn erſt 1780 war ihm der Plan zum „Taſſo“ aufgegangen, den er im November begann. Der zweite Aufzug ward erſt im folgenden Mai vollendet. Ebenſo verfehlt iſt die Andeutung, er habe ſchon während ſeiner Seefahrt das Stück in Verſe umzuſchreiben begonnen: zunächſt galt es nur, den Plan zu durchdenken. Demnach muß die jetzige Faſſung der Stelle: „Die zwei erſten Akte . . . den Rhythmus eintreten ließ“ der ſpätern Redaktion angehören, wo dem Dichter die Entſtehungsgeſchichte des Dramas nicht mehr genau vorſchwebte. Ja, man könnte denken, G. habe urſprünglich die Beſchäftigung mit „Taſſo“ erſt am folgenden Tage erwähnt. — Den 31ſten. Uſtica, die weſtlichſte der lipariſchen Inſeln. — Noch einige Inſeln (S. 215), Filicudi und Alicudi. — Den 1. April. Im Schlaf und Halbtraum. Kniep erzählte, wenn Zacharias Werner genau berichtet (vgl. Zwei Bekehrte, a. a. O.), G. habe heftig phantaſirt und das Treiben der Matroſen auf dem Verdeck für die Tritte ſeiner Großmutter gehalten. — Vom lilybäiſchen Vorgebirge, Lilybaion, jetzt Capo Boeo. Vgl. Holm's „Geſchichte Siziliens im Alterthum“, I. S. 12, 333. — Bis Capo Gallo, öſtlich davon, nach Palermo zu. — Den 2ten. Mehrere Streifen Papier (S. 216), die ſich wol unter den „46 Blättern größtentheils zu G.'s ſizilianiſcher Reiſe gehörig, meiſt Bleiſtiftkonturen“ von Kniep finden, welche die Sammlung von G.'s Handzeichnungen beſitzt. — Monte Pellegrino (S. 217), bei den Alten Heirkte genannt. Vgl. Holm, I. S. 13, 334 f. — Pforte, Porta felice, am Ende der bis zur Porta nuova ſich erſtreckenden Strada del Caſſero oder di Toledo. — Auf die Rhede (S. 218), den Spaziergang La Marina. — Den 3ten. Von einer andern. Die Strada del Caſſero wird von der noch breitern, aber nicht ganz ſo langen Strada nuova oder di Macqueda durchſchnitten, die zu der Porta di Vicari und der Porta di Macqueda führt. — Der Kutſchenreihe, auf der Strada del Caſſero. — Die Rhede, den Molo. Vgl. S. 220, Z. 24. — Courtiſiren, nach courtois, courtoisie gebildet; die franzöſiſche Form iſt courtiser, wonach in der Brunnenſcene des „Fauſt“ curtefiren. — Ein kleines Diarium, eben die vorher gegebenen Mittheilungen bis zum 2ten. — Ein ander Denkmal (S. 220). Ohne Zweifel ſeine „Nauſikaa“, welcher er am 16ten als einer bekannten Sache gedenkt. Einen „Ulyſſes auf Phäa“ hatte er, wie wir ſahen, ſchon am 22. Oktober 1786 im Sinne. An eine Abbildung

der Ansicht des Hafens von Palermo ist hier nicht zu denken. Eine solche ist wol die von Schuchardt unter Kniep's Handzeichnungen angeführte „Italiänische oder sizilianische Küstenlandschaft, mit hohen Bergen in der Ferne, an deren Fuß eine große Stadt liegt".

66. **Palermo vom Abend des 3ten bis zum 7ten.** (S. 220—228). Es sind Tagebuchaufzeichnungen, wie alle folgenden Berichte aus Palermo; die sie begleitenden Briefe an Frau von Stein fehlen. — **Abends.** Dieses Blatt. Eine Beschreibung muß ihm die beabsichtigte Zeichnung wenn nicht ersetzen, doch vertreten. — **Ein flacheres Vorgebirg, Capo Zafferana.** — **Den 4ten** (S. 221). **Oreto.** G. nannte den Fluß wol nach dem Namen, den er hörte; im ersten Drucke und im ursprünglichen Briefe, auch im „Verzeichniß sizilianischer Steinarten" (S. 572 f.) stand Orete. Graf von Borch (Briefe über Sizilien und Malta, II. 159) nennt ihn Oretus, Bartels (III. 712), der seinen Lauf beschreibt, bezeichnet ihn als „Ammiraglio, den alten Oretus". Den alten Namen Orethus finden wir nur in dem spätern geographischen Namensverzeichnisse von Vibius Sequester. Jetzt hat der Fluß an der Stelle des von der Brücke Ponte dei Ammiraglio (Admiral Georg von Antiochien im Anfange des dreizehnten Jahrhunderts) wieder den Namen Orethus erhalten. — **Hannibal,** vielmehr Hasdrubal, der drei Jahre den Berg Heirkte besetzt hielt, von dem er beständige Kämpfe mit den am Fuße desselben gelagerten Römern hatte. Je weniger etwas hievon feststand (vgl. Polyb., I. 56, 57), um so mehr konnten die Ortsantiquare davon fabeln. Vgl. Haltaus, „Geschichte Rom's im Zeitalter der punischen Kriege. I. 417—429. — **Beinahe vierzig Stücke.** Vgl. S. 572 ff. — **Ai Colli** (S. 222, auch Ai Colle genannt, 7 Miglien westlich von der Stadt (Borch, II. 78). — **Bagaria.** La Bagaria mit ihren prachtigen Landhäusern und Gärten, liegt 7 Miglien westlich von Palermo auf den den Golf von Termini von dem von Palermo trennenden Höhen. Vgl. Bartels, III. 714 ff. — **Von Monte Pellegrino.** Vgl. S. 573 f. — **Den 5ten.** Noch weiter entfernt vom guten Geschmack. Aehnlich äußern sich Payne Knight (G.'s Werke, Bd. XXXII. S. 69) und Bartels (III. 537). — **Ein von dem ganzen Inselvolke angestaunter Brunnen** (S. 223). Dagegen gedenkt Bartels (III. 682 f.) des nach Michel Angelo's Erfindung in Florenz ausgeführten Springbrunnens vor

dem Palazzo Senatorio, der in der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts nach Rom verkauft wurde. In Palermo sind alle Plätze oft mit mehreren Brunnen verziert. — Mit den Kirchen (S. 223). Auch Bartels hebt (III. 690 f.) den reichen, aber geschmacklosen Flitterstaat hervor. Der von Riedesel (S. 10 f.) erwähnten Gemälde in den Kirchen gedenkt G. nicht. — Der langen Straße, der Strada del Cassero. — Den 6ten (S. 224). Der Anfang unseres Berichtes, vielleicht auch manches Einzelne ist zum Zweck der Mittheilung in Wieland's „Merkur" (vgl. Zur Revision des Textes, S. 596) umgestaltet. — Brydone. Nach Borch (II. 93) hätte Brydone seinen Bericht über das im Juli fünf Tage lang gefeierte Rosalienfest wörtlich den von der Regierung jährlich herausgegebenen Nachrichten entnommen. — Ueber den Monte Pellegrino (S. 225) muß G. bereits früher berichtet haben. — Voyage pittoresque ou description des Royaumes de Naples et de Sicile par Abbé de Saint Non, in drei Bänden. G. gedenkt dieses Prachtwerkes auch in dem späteren Aufsatz „Architektonisch-naturhistorisches Problem". Vgl. zum 19. Mai. — Einem grauen Kalkstein. Borch (II. 88): „Der Berg besteht von außen aus Kalkschichten, einwärts aber zeigt sich die ursprüngliche Felsart; es sind hier auch Alabastergruben." — Der Heiligen. Rosalia war die Nichte König Wilhelm's des Guten. In ihrem funfzehnten Jahre begab sie sich auf das Gebirge westlich von Palermo; sie verschwand 1159. Zur Zeit der Pest im Jahre 1624 ward einem Heiligen durch ein Gesicht verkündet, ihre Gebeine, die in einer Höhle des Pellegrino lägen, würden die Stadt retten. Man fand sie wirklich, und Palermo ward von der Pest befreit. — Einen Weg, „in einem Zickzack von 15 Absätzen". Bartels, III. 725 f. — Ein schönes Frauenzimmer (S. 226). „Es ist das Bild eines liebenswürdigen jungen Mädchens von ungefähr 15 Jahren, das in einer Andachtsübung begriffen ist." Brydone, II. 164. — Den 7ten (S. 227). In einem öffentlichen Garten, der Flora oder Bia pubblica, wo früher die erst vom regierenden Könige abgeschafften Ketzerverbrennungen stattfanden; der eigentliche botanische Garten stößt an diesen. Vgl. Stolberg, VIII. 388. — Auf die Höhe (S. 228), des Monte Pellegrino — Aber den Eindruck. Hier trat wol in der Redaktion eine Veränderung ein. — Jenen Gesang, den sechsten der Odyssee.

67. Palermo den 8. bis 10. April (S. 228—235). Den 8ten. Laufer (S. 229), Läufer, wie sie damals noch an

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
GOETHE,J.W.
3-598-50924-3
FN. 16566453

manchen deutschen Höfen, auch in Weimar, gehalten wurden. — Zum Palast des Vicekönigs (S. 229), am Ende der Strada del Cassero bei der Porta nuova. Durch wen G. dem Vicekönig empfohlen worden, hören wir nicht. Man könnte zunächst an Venuti denken. Jedenfalls war G. dem Vicekönig unter seinem wirklichen Namen bekannt. Vgl. S. 229, Z 3 u. 2 v. u. Auch seiner ersten Vorstellung bei diesem ist nicht gedacht. — Dacheröd'schen Familie. Karl Friedrich von Dacheröden war Kammerpräsident in Erfurt und als solcher dem dortigen Statthalter Karl von Dalberg innig befreundet, auch am Weimarer Hofe hoch angesehen. Statt Koadjutor sollte Statthalter stehen; zum Koadjutor war Dalberg erst ganz vor Kurzem erwählt und noch nicht bestätigt. — Regen und schönes Wetter machte. Riemer (I. 27) meint, es sei dies eine zur Z.[ie] von dessen Anwesenheit in Deutschland in Bezug auf G. in Weimar gangbare Redensart gewesen, da Wieland den 27. Mai 1776 an Merck schrieb: „Goethe lebt und regiert und wüthet und giebt Regenwetter und Sonnenschein, tour-à-tour, comme vous savez." Aber es ist dies die sprichwörtliche Redensart faire la pluie et le beau temps, deren sich auch der wol Französisch redende Malteser bediente. — Auf meinem Wege durch Sizilien (S. 230). Davon findet sich aber keine Spur. — Den 9ten. Des Prinzen Pallagonia, auf einem 7 Miglien von Palermo liegenden Landhause, auf das G. einen Tag verwandte. — Als wir uns lesend und hörend vorgestellt. Besonders in Italien hatte er davon erzählen hören, vor Allem in Neapel und Palermo selbst, in Brydone und Borch viel darüber gefunden. Der Prinz Pallagonia, richtiger Palagonia, von dem G. spricht, war Ferdinando Francesco Gravina, Cruyllas ed Aglata, Sohn von Ignazio Sebastiano Gravina e Lucchese und der Margharita Aglata e Bonnani de' Principi di Villafranca. Er vermählte sich mit Maria Giacchina Gaetani e Buglio de' Ducchi Gaetani conti di Racalmuto. 1755 war er Vorsteher der Compagnia di Bianchi zu Palermo. Gegen 1775 begann er die tolle Anlage seiner Villa. Meli hat ihn in einer Ottava gefeiert, aber in der Handschrift hat sich von ihm auch ein satirisches Sonett auf dessen Tod erhalten. Vgl. Villabianca, Sicilia Nobile, II. 91 f.; Appendice, I. 117. Brydone bemerkt (II. 46 ff.): „Die erstaunliche Menge von Bildsäulen, welche sein Haus umgeben, sieht von Weitem als eine kleine zur Vertheidigung desselben ausgezogene Armee aus; kommt man aber unter sie und erblickt sie in ihrer wahren

Gestalt, so glaubt man im Lande der Täuschung und der Bezauberung zu sein. Keine einzige von allen diesen unzähligen Bildsäulen stellt etwas vor, das in der Natur vorhanden wäre, und die Ungereimtheit der elenden Einbildungskraft, die sie gezeugt, ist nicht weniger erstaunlich als ihre wunderbare Fruchtbarkeit. . . . Er hat Menschenköpfe auf den Rumpf von allen Arten von Thieren und Köpfe von allen andern Thieren auf Menschenrümpfe setzen lassen. Zuweilen hat er aus fünf oder sechs Thieren, die in der Natur gar nichts Aehnliches mit einander haben, etwas zusammengesetzt. Er setzt z. B. den Kopf eines Löwen auf den Hals einer Gans, den Leib einer Eidechse, die Beine einer Ziege und den Schwanz eines Fuchses. Auf den Rücken dieses Ungeheuers stellt er ein anderes, wo möglich noch häßlicheres, mit fünf oder sechs Köpfen und einem Busch von Hörnern, die das Thier in der Offenbarung ganz zu Schanden machen. . . . Verschiedene Leute von Palermo haben uns gesagt, daß er ernstlich wünsche, daß seine Frau mit einem Ungeheuer niederkommen möge. . . . Die Bildsäulen, welche den großen Eingang zieren oder vielmehr verstellen und welche den Hof des Palastes umgeben, sind allein auf 600. . . . Die alten Bildsäulen, die sein Vater, der ein verständiger Mann war, zum Zierrathe hingesetzt hatte, scheinen von gutem Geschmack gewesen zu sein; sie sind aber alle zerschlagen und liegen auf einem Haufen zusammen, um dieser neuen Schöpfung Platz zu machen." Borch, der eine Abbildung der Balustrade des Schlosses giebt, berichtet (II. 79): „Der Vater des Prinzen war ein vernünftiger Herr, der die Bequemlichkeit liebte und sich in einer angenehmen Gegend einen schönen Palast baute, welchen er mit Statuen und Büsten von berühmten Männern, mit Familiengemälden und schönen Möbeln auszierte. Sein Sohn fing aber nachher an, in Alles eben die Unordnung und Verwirrung zu bringen, die in seinem Kopf aus übertriebener Frömmigkeit und romantischem Eigendünkel herrscht. Er ließ vorn nach der Länge des Gebäudes eine doppelte Mauer mit einem Geländer aufführen, auf welches er Figuren aufstellte, die aus einem Muschelstuff bestehen und tausenderlei abenteuerliche Dinge vorstellen. Bald sieht man eine weibliche Figur mit einem Pferdekopf, die an einem Putztisch sitzt und mit Dienerinnen, die auf eine ungeheure Art mit allerlei Thierköpfen entstellt sind, umgeben ist. Bald glaubt man die Entführung der Europa unter den lächerlichsten Bildern zu sehen, und die abenteuerlichen Gedanken des Prinzen gingen bisweilen so weit, daß

er einer Figur vier Köpfe aufsetzen ließ. . . . Diese angenehme Balustrade endet mit einem Thor, das eine sonderbare Bauart hat. Es hat nämlich statt der Pfeiler vier Riesen von kolossalischer und scheußlicher Gestalt. Vom Thor an geht die Balustrade noch etwas weiter bis an den Palast selbst fort, und zwar unter der Gestalt eines Hufeisens. Oben auf der Balustrade sind überall vielköpfige Ungeheuer aufgestellt." Vom Schlosse selbst sagt Brydone (II. 48—51): „Die innere Beschaffenheit dieses bezauberten Schlosses . . . ist in allen Absichten ebenso grillenhaft und phantastisch, und man kann seine Augen nirgends hinwenden, ohne eine oder die andere scheußliche Figur vor sich zu sehen. Einige Zimmer sind ungemein groß und prächtig, mit hochgewölbten Decken, welche anstatt des Gypses oder der Stuccaturarbeit ganz aus großen, genau aneinandergefügten Spiegeln bestehen. Vermittelst dieser Spiegel vervielfältigen sich alle Gegenstände so, daß, wenn drei oder vier Personen unter dieser Decke spazieren, allemal drei- oder vierhundert über ihr zu spazieren scheinen. Die Thüren sind ebenfalls ganz mit kleinen Stücken von Spiegeln überdeckt, aus welchen man die lächerlichsten Gestalten geschnitten hat, und die mit einer großen Mannichfaltigkeit von Krystall und Glas von verschiedenen Farben vermengt sind. Alle Kaminstücke, Fenster und Seitentische sind mit Pyramiden und Säulen von stark zusammengekitteten Theetöpfen, Schalen, Bechern, Schüsselchen u. s. w. angefüllt. Einige von diesen Säulen sind nicht ohne Schönheit: eine von ihnen hat zu ihren Füßen einen großen chinesischen Nachttopf und zu ihrem Kapitäl einen Kreis von kleinen artigen Blumentöpfen; der Schaft der Säulen ist über vier Fuß lang und ganz aus Theetöpfen von verschiedener Größe zusammengesetzt, die von dem Fuße an bis ans Kapitäl stufenweise immer kleiner werden. . . . Es sind gewiß nicht weniger als vierzig Säulen und Pyramiden, die auf diese seltsame, phantastische Art gemacht sind. Die meisten Zimmer sind mit außerordentlich feinen Marmortafeln von verschiedenen Farben belegt, die wie Leichensteine aussehen. Einige darunter sind mit Lapis Lazuli, mit Porphyr und andern kostbaren Steinen besetzt; ihre schöne Politur ist jetzt verschwunden, und sie sehen blos wie gemeiner Marmor aus. Anstatt dieser schönen Tafeln hat er auch eine neue Art derselben erfunden, die auch ihren Werth haben. Sie sind aus den schönsten Schildkrötenschalen vermischt mit Perlemutter, Elfenbein und andern Metallen zusammengesetzt und ruhen auf kupfernen Platten. Die Fenster dieses be-

zauberten Schloſſes ſind aus Gläſern von allen Arten von Farben ohne die geringſte Ordnung und Regelmäßigkeit zuſammengeſetzt; Blau, Roth, Grün, Gelb, Purpur, Violet, Alles findet ſich hier unter einander. ... Die Hausuhr ſteht in einer Bildſäule; die Augen der Figur bewegen ſich nach dem Ganggewichte, indem ſie wechſelsweiſe das Weiße und das Schwarze herauskehren, ein ſcheußlicher Anblick. Die Schlafkammer und das Zimmer zum Ankleiden ſind gleich zwei Zimmern im Kaſten Noah; es giebt ſchwerlich ein Thier, ſo geringe und häßlich es auch ſein mag, das ſich hier nicht finden ſollte: Kröten, Fröſche, Schlangen, Eidechſen, Skorpionen, Alles in Marmor gehauen nach ihren natürlichen Farben. Einige ſtellen von der einen Seite ein ſehr ſchönes Porträt im Profil und von der andern ein Gerippe dar. Hier ſieht man eine Amme mit ihrem Kinde auf ihrem Rücken; ſein Rücken iſt genau eines Kindes Rücken, und ſein Geſicht iſt das Geſicht eines runzeligen alten Weibes von neunzig Jahren. ... Die Familienbildſäulen ſind allerliebſt. Sie ſind nach alten Gemälden gemacht und haben ein ſehr ehrwürdiges Anſehen; er hat ſie vom Kopfe bis auf die Füße mit einem zierlichen Marmor bekleidet, und die Wirkung, die dieſes macht, iſt lächerlicher als Alles, was man ſich nur vorſtellen kann. Ihre Schuhe ſind alle von ſchwarzem Marmor, ihre Strümpfe meiſtentheils von rothem; ihre Kleider ſind von verſchiedenen Farben, blau, grün und geſtreift, mit koſtbaren Borten von Giallo antiquo. Die Perücken der Männer und die Aufſätze der Frauenzimmer ſowol als ihre Hemden ſind von feinem weißem Marmor, die langen gekräuſelten Manſchetten aber von Alabaſter. Die Wände des Hauſes ſind mit einigen ſehr ſchönen Basreliefs von weißem Marmor geziert. Da er ſie nicht wohl herausnehmen oder verändern konnte, ſo hat er nur ſehr viele Quadrate hinzugethan, wovon jedes aus vier großen marmornen Tafeln beſteht." Borch (II. 81 ff.): „Es iſt der Palaſt von außen und innen mit Basreliefs und Büſten und Statuen geziert, bei allen leuchtet aber der ſonderbare Geſchmack des Baumeiſters in die Augen. Neben einem Relief, welches die Leiden Chriſti vorſtellt, iſt z. B. ein Tanz von Gauklern zu ſehen, und der Büſte eines römiſchen Kaiſers von buntem Marmor, die eine doppelte Naſe hat und mit einer lorbeerartigen Dornenkrone bedeckt iſt, ſteht ein Neger mit Pferdefüßen gegenüber. Die vier Theile der Welt ließ der Prinz unter der Geſtalt von vier weiblichen Figuren vorſtellen, und zwar Europa mit einem Pferde-

Seite

† In ein Exemplar des Deserted village by Dr. Goldsmith. 313
† Reim auf Basedow 314
† In das Kalenderlein der Frau Hofräthin Kämpf . . . 314
Dem Passavant- und Schäblerischen Brautpaare . . . 314
An Hier. Peter Schlosser 316
† An Lili 101
† Aus einem Briefe an den Herzog Karl August . . . 316
† An den Herzog Karl August 317
An Denselben 317
† An Denselben 318
An Denselben. Abschied der Engelhäuser Bäuerinnen . 318
† An Denselben 320
† An Denselben 320
† An Denselben. Willkommen 321
Dem Großherzog Karl August 321
† An Herzogin Luise von Weimar 322
† Widmung 322
Feier der Geburtsstunde des Erbprinzen Karl Friedrich von Sachsen-Weimar 322
† Bänkelsängerlied. Zum 26. Juli 1785, dem Geburtstage des Grafen Moritz Brühl 323
An Schiller 325
† Am 5. Oktober 1806 326
† An die Malerin Karoline Bardua 326
Zueignung an Prinzessin Karoline von Weimar . . . 326
An Silvie von Ziegesar 328
† An Frau H. D. v. Berg, geb. v. Sivers 330
An den Fürsten Karl von Ligne 331
† An Christine von Ligne 331
An die Schauspielerin Amalie Wolff, geb. Malkolmi . . 331
An Obristlieutenant von Bock 332
An Regierungsrath Peucer 332
An Gräfin Konstanze von Fritsch 333
Derselben 333
An *** (Steine sind zwar kalt und schwer) 333
† An Kirms und von Schardt 334
An Obrist v. Geismar 334
An ein Weihnachtkind 334
Mystische Erwiderung 335
An Sulpiz Boisserée 335
An Alexander von Humboldt 336

kopf, Asia mit einem Kameelskopf, Afrika mit einem Löwenkopf und Amerika mit dem Kopf eines Krokodils. Diesen Figuren gegenüber wollte er die vier Evangelisten in einer ähnlichen Verwandlung aufstellen; er ließ aber diesen Gedanken wieder fahren, weil er doch dem h. Matthäus einen Engelskopf hätte geben müssen, und er wählte dafür die vier Thiere in der Offenbarung, an welchen jetzt gearbeitet wird. ... Die Zimmer des Palastes sind zwar groß und gut vertheilt, es ist aber auch darin die närrische Ausschweifung nicht zu verkennen, die im ganzen Haus herrscht. In den Lehnen der Lehnsessel, die ziemlich hoch und auf antike Art gemacht sind, sind innerhalb der Kissen eiserne Spitzen verborgen, so daß, wenn Jemand hart an dieselben anlehnt, man Gefahr läuft, sich entweder die Spitzen in den Leib oder in den Kopf zu stoßen." Nachdem er der Spiegel an der Decke gedacht, fährt er fort: „In gewisser Entfernung von einander sind Säulen angebracht oder vielmehr Leuchter, die aus Vasen, Theekannen, Schalen und Nachttöpfen von sächsischen und japanischen Korallen bestehen. ... In einem Saale sind nicht nur die Thüren, sondern auch die Decken, die Seitenwände und das Gesims mit den vorher angeführten Nägeln von gefärbtem Glas ausgeziert." Unter den drei Seltsamkeiten der zur Seite des Palastes liegenden Kapelle führt er an letzter Stelle an: „Der Prinz wollte einen Kronenleuchter in der Mitte der Kapelle aufhängen lassen; da aber die gewöhnliche Form eines solchen nicht schicklich gefunden wurde, so ließ er in das Gewölb ein Crucifix malen und in den Nabel des Herrn Christus einen eisernen Haken befestigen, an welchen der h. Franciscus in der Halle aufgehängt ist, dessen Füße und Hände zu Armleuchtern dienen müssen." G.'s Darstellung ist übersichtlicher, anschaulicher belebt und umfassender und läßt uns die systematische Tollheit der Anlage deutlicher erkennen. Münter (S. 190), der kurz über das „von in Stein gehauenen Ungeheuern bewohnte" Schloß hinweggeht, bemerkt, der Prinz selbst glaube an die Wirklichkeit dieser Ungeheuer, die man einst in Afrika finden werde; nach ihm hatte die Regierung ihn interdicirt, nachdem er den größten Theil seines Vermögens so toll verschwendet. Der Interdiction gedenkt schon Richard Payne Knight im Jahre 1777, a. a. O. S. 69. Bartels (III. 718 ff.) bemerkt, die Hauptidee des Prinzen sei gewesen, die Weltgeschöpfe zu entstellen, um daraus Ungeheuer zu bilden, die er, aus einem elenden Sandstein erbärmlich gearbeitet, ohne Verbindung neben einander überall angebracht. Der Prinz,

„dieſer jetzt ſelbſt einem Monſtro ähnelnde, dürre, zuſammengetrocknete Menſch", könne nur ins Leben zurückgerufen werden, wenn man ihn mit Ideen von neuen Ungeheuern unterhalte; die Erben harrten auf ſeinen Tod, um das Denkmal der Verwirrung hinwegzuräumen, das mehr als 20000 Scudi gekoſtet. Stolberg fand im Juli 1792 (VIII. 373) den Halbbruder des vor einigen Jahren geſtorbenen Prinzen, der zugleich deſſen Eidam, im Beſitze des Schloſſes, in welchem nur einige Zimmer noch in der frühern Einrichtung ſich fanden, vor dem Eingange viele abenteuerliche Mißgeſtalten verſchwunden waren. — Jener Brunnen (S. 230). Vgl. oben S. 223. — Den 10ten (S. 234 f.). Nach Monreale, zwei Miglien von Palermo. Der Weg führt durch die Porta nuova. — Der Abt, vielmehr der letzte Erzbiſchof von Palermo, Monſignor Teſta. „Ein kühneres Werk hat weder in alten noch neuen Zeiten ein Privatmann unternommen und mit der Vollkommenheit ausgeführet, wie es dieſes iſt." Bartels, III. 648. Der Dom von Monreale, deſſen zwei merkwürdige Porphyrurnen mit der Aſche zweier ſizilischen Könige und dem Gemälde des h. Placidus von dem „ſizilischen Raphael", Morreale'ſe, Riedeſel (S. 12 f.) erwähnt (vgl. Gregorovius, „Wanderjahre in Italien", III. 141 ff.), wird übergangen. — San Martino, Benediktinerkloſter, ſechs Miglien von Palermo. Von dem zum Theil wilden, ſteil anſteigenden Wege dorthin (Münter, S. 209, Bartels, III. 652 f.) ſchweigt G., er gedenkt nur ſeiner mineralogiſchen Beſchaffenheit. Auch in eine Beſchreibung der Kloſtergebäude läßt er ſich nicht ein. — Ein Hageſtolz. Aber Prinz Palagonia war wirklich verheirathet. — Ihre Sammlungen. Riedeſel ſchreibt 1771 (S. 13): „Dieſes Kloſter hat angefangen, Alterthümer zu ſammeln, und ich ſah eine ſchöne Sammlung von alten Gefäßen, daſelbſt gefunden. Was aber an Figuren von Erz da iſt, verdient nicht mehr Aufmerkſamkeit als ihre Sammlung von Münzen." Münter (S. 212) fand die Münzſammlung, die beſonders ſchöne ſizilianiſche Stücke enthalte, in Unordnung. Vgl. auch Bartels, III. 662. — Nicht ohne traurige Vergleichung (S. 235). Das Bisthum von Monreale war freilich aufgelöſt, aber die höchſt bedeutenden Einkünfte des Kloſters hatten noch keineswegs gelitten (Münter, 210; Bartels, III. 659); daß die Anſtalt im Verſinken ſei, iſt ebenſo wenig begründet, als daß Palagonia's Unternehmen noch mit friſchem Wachsthum hervorſteige. — Der Abſatz: „Wir fuhren ... hervorſteigt" (Z. 17–20), gehört wol der ſpätern Redaktion an.

68. Palermo vom 11. bis zum 13. April (S. 235—240). — Den 11ten. Die Statuen. Eines Antikensaales im Palast finde ich sonst nicht gedacht. Bartels erwähnt aus der hintern Kapelle Roger's nur des alten Saales, an dessen Wänden sich die Gemälde vieler Regenten finden (II. 678 f.), und in dem auch die zwei Widder von Erz (S. 236) standen, über die er S. 679—681 Genaueres mittheilt. Eine ungenügende Abbildung hatte G. in der „Voyage pittoresque" gefunden, aus welcher er wol auch die Sage nahm, die beiden Widder seien mit zwei andern nach Turin gekommen und hätten im Hafen von Syrakus gestanden. Einer dieser Widder ist seitdem durch eine Feuersbrunst zerstört worden. — Katakomben. G. gedenkt nicht der Todtengewölbe „unter dem Kloster der Kapuziner", die Münter (S. 188) als Katakomben bezeichnet. — Den 12ten (S. 236 f.). Des Prinzen Torremuzza. Gabriel Lancilot Castelli Principe di Torremuzza, 1727 geboren, hatte sich durch die von ihm 1769 und 1781 herausgegebenen beiden Sammlungen der Inschriften und Münzen Siziliens sehr verdient gemacht. Eine zweite vermehrte Auflage der Inschriften war 1784 erschienen, und eben beschäftigte ihn ein Nachtrag zu den Münzen. Er war zur Zeit abwesend, da er sich meist auf seinem Landgute in der Bagaria befand. Seine Münzsammlung war eine der bedeutendsten Siziliens. — Der Glanz der sizilischen Städte. Vgl. oben S. 139, 704 f. — Einen langen, hagern Herrn (S. 237). „Der Prinz von Patagonia ist eine arme, elende, hagere Figur, ein Mann, der von jedem Lüftchen zittert und Jedermann, mit dem er redet, zu fürchten scheint; doch habe ich ihn bei verschiedenen Gelegenheiten verständig genug reden gehört." Brydone, II. 51. Graf Borch, der ihn beim Vicekönig traf, schreibt ihm „aufgeklärten Verstand, ziemlich ausgebreitete Kenntniß und ein vortreffliches Herz" zu (II. 86 f.). — Den 13ten (S. 238—240). Graf Borch, dessen „Briefe über Sizilien und Malta" G. am 3. Mai erwähnt. Hier ist seine zu Bern erschienene Schrift „La Minéralogie Sicilienne avec Plans" gemeint. — Die Steinschleifer. Der in Palermo gekauften Achate gedenkt G. im Verzeichniß S. 574. — Hoffegut, gleich Treufreund (S. 239), aus G.'s „Vögeln".

69. Der Besuch bei Cagliostro's Familie (S. 240 bis 252). Statt der ursprünglichen Beschreibung in einem Briefe an Frau von Stein vom 16ten und 17ten ist hier höchst un-

glücklich der 1792 darnach bearbeitete Aufsatz (vgl. zur Revision des Textes, S. 579) aufgenommen, selbst ohne die Stelle (S. 249, Z. 11—28) wegzulassen, welche sich auf die erst 1790 unter dem Titel: „Compendio della vita, e delle gesta di Giuseppe Balsamo, denominato il Conte Cagliostro, che si è 'stratto dal processo contro di lui formato in Roma l'anno 1790" erschienene, bald auch in französischer und in deutscher Uebersetzung verbreitete römische Staatsschrift bezieht. Nur der Anfang unseres Berichtes weicht von dem genannten Aufsatz ab und ist vielleicht mit geringer Aenderung aus dem Briefe an Frau von Stein genommen; dann blieb auch eine kurze Bemerkung über die Seitenverwandten weg und der Schluß von demjenigen, was G. nach seiner Rückkehr gethan. Das Datum des 13ten bezeichnete wol den Tag, an dem G. jenen Rechtsgelehrten zum ersten Mal besuchte, aus dessen Händen er das Memoire erhielt; am 15ten brachte er dann das auf einige Tage geliehene Memoire zurück, worauf er am folgenden Tage die Familie des Betriegers besuchte. Die Halsbandgeschichte hatte die Aufmerksamkeit der ganzen Welt auf Cagliostro gerichtet. Am 31. Mai 1786 war dieser durch das Pariser Parlament aus Frankreich verbannt worden. Mirabeau, der ihn für einen Betrieger hielt, hatte doch die Möglichkeit, daß er an der Halsbandgeschichte unschuldig sei, verfochten. Seine zu Warschau und Mitau getriebenen Betriegereien waren bereits enthüllt. Trotzdem hielten Lavater und Andere noch den Glauben an Cagliostro fest, dessen Freisprechung seine Anhänger in Paris mit Beleuchtung ihrer Häuser feierten. Er selbst begab sich von Paris nach London, von wo er einen zum Aufstand auffordernden Brief an das französische Volk schrieb; in einem andern wandte er sich an das englische Volk. Einige Zeit gelang es ihm, sich in London zu halten, bis Morand, der Herausgeber des Courrier de l'Europe, ihm die Larve abriß. — In jenem Kupferstiche (S. 240), dem Porträt, das sich vor seiner Vertheidigungsschrift (Mémoire justificatif) findet. Nach Rom kehrte er Ende Mai 1789 zurück; gefangen genommen wurde er erst am 27. Dezember, im folgenden Jahre als Freimaurer nach dem gegen diese bestehenden Gesetze verurtheilt, da er eine Loge auf Trinità de' Monti errichtet hatte. — Bracconeri (S. 241). In der römischen Staatsschrift heißt der Name Braconieri. — Felicitas. Im Briefe unterzeichnet sie sich Felice, nicht Felicità; die römische Staatsschrift nennt sie Felix. — Anfangs Juni, am 8ten. — In seiner Jugend, seit seinem dreizehnten

Jahre, wo er in das Kloster zu Cartagirona kam; früher war er mehr als einmal aus dem Seminar San Rocco entlaufen. — Fortgeschickt worden (S. 242). Der öftern Züchtigungen müde, legte er die Kutte ab. — Ein altes Dokument. Er machte ein falsches Testament zu Gunsten eines Marchese Maurigi, wodurch eine fromme Stiftung beeinträchtigt wurde. — Er kam in Untersuchung, ins Gefängniß. Dies geschah mehr als einmal, aber immer wurde er bald entlassen. — Entfloh, weil der von ihm betrogene Silberschmied ihn zu ermorden drohte. — Er reiste durch Kalabrien nach Rom. Wie er selbst angab, ging er nach Messina, von da nach Alexandria, auf die Inseln Rodi und Malta, kehrte dann nach Neapel und nach wiederholtem Aufenthalt zu Messina nach Rom zurück. — Die Tochter eines Gürtlers, Lorenza Feliziani, welche bei Trinità de' Pellegrini wohnte. — Kehrte er nach Neapel . . . zurück. Den längern Aufenthalt in Spanien, Portugal, England und Frankreich übergeht G. — Kam nur auf eine Weise los. Die römische Staatsschrift sagt, Cagliostro sei auf Betreiben eines großen Herrn in Neapel, unter der Bedingung, Palermo sogleich zu verlassen, auf freien Fuß gestellt worden. — Nachdem die ganze Sache . . . außer Streit gesetzt ist (S. 243), durch den in Rom gegen ihn als Freimaurer geführten, mit seiner Verurtheilung endenden Prozeß. — Für einen Engländer (S. 244), Namens Wilton. — Ein Mädchen (S. 245), ältere Tochter der Capitummino, welche die Stammtafel Antoinette nennt. — Ein junger Mensch. Er wird S. 248, l. Z. als Freund des Hauses bezeichnet. — Daß ihr Sohn . . losgesprochen (S. 246). Dies war ihr, wie wir aus ihrem Briefe S. 250 f., Anmerk., sehen, schon früher bekannt. — Eine Frau von vierzig Jahren. Ihr älterer Bruder stand im vierundvierzigsten Jahre. — Versprach ihre Figur u. s. w., wie schon Homer (Ilias, III. 210 f.) den Gegensatz der Gestalten des Odysseus und Menelaus im Stehen und Sitzen bezeichnet. Vgl. Riemer, I. 45. — Das Fest der heiligen Rosalie. Nach Borch (II. 93) pflegte man zu Palermo den Reisenden zu sagen: Resterete per la festa di Santa Rosalia. — Das eine Mädchen (S. 247), Therese. — Morgen früh (S. 248), den 18ten. Es war dies wirklich der Fall. — Der Sohn, Joseph. — Bei einem der öffentlich sitzenden Notarien, nach der in Italien bestehenden Sitte. Den Brief vom 25. Dezember 1787 hat der junge Capitummino selbst geschrieben. — Den großen Wagen (S. 249),

den der heiligen Rosalia, der so hoch war, daß man die Thore unbedeckt lassen mußte. — Die prächtige Illumination (S. 249), besonders der großen gothischen Kathedralkirche, welche die der Peterskirche in Rom übertreffen sollte. Vgl. Brydone, II. 104 f., 145.

Zu der Anmerkung S. 250—252. Maria Anna. Richtiger zusammengezogen Marana. Vgl. S. 251, Z. 28. Im Stammbaum (S. 597) heißt sie, während dieser sonst meist die Vornamen französisch giebt, Giovanina Giuseppe Maria. — Tari oder Taro oder Taria (S. 251), eine kleine Münze, die in Palermo ungefähr den Werth von 34 Reichspfennigen hat, etwas geringer ist als ein Römischer Paolo. — Verehrungswürdige Personen, besonders wol die herzoglichen Familien in Weimar und Gotha. Dem Herzog Ernst von Gotha dankt G. am 8. November 1788 „für den ansehnlichen Beitrag zur Abbüßung seiner Palermitanischen Sünden". — Joff. Der Name ist wol nicht genau wiedergegeben. — Eure Schwester, weil der Alten die Mühe erspart werden sollte und Cagliostro der Schwester noch Geld schuldete. — Der Vetter Joseph (S. 252). Irrig ist G.'s Ergänzung Bracconeri. Daß der junge Joseph Capitummino den Brief geschrieben, ergiebt sich daraus, daß dieser sonst gar nicht im Briefe erwähnt wäre. — Ich werde nicht verfehlen. Dies geschah nicht, da G. seit Mitte August des Jahres von Weimar entfernt war.

70. Palermo, den 15ten bis zur Abreise am Morgen des 18ten (S. 252—255). — Den 15ten. Das Fest morgen, am ersten Sonntag nach Ostern. — Mäander (S. 253), Schlangenlinien. — Die Hauptkirche, die Kathedrale mit den königlichen Sarkophagen, über die im vorigen Jahre Daniele sein Werk Sopra i reali sepolcri di Palermo veröffentlicht hatte. Vgl. Gregorovius, III. 154 ff. — Ein maurisches ... Haus, die Ziza, die, wie auch das andere maurische Gebäude, vor der Porta nuova liegt. Vgl. Bartels, III. 674 f.; Stolberg, VIII. 380; Gregorovius, III. 102 ff. — In einem unfreundlichen Lokal, im Museum im ehemaligen Jesuitenkollegium. Vgl. Bartels, III. 619 ff. Riedesel gedenkt besonders einer Venus mit Kupido. Eine fälschlich Plato genannte Herme, die früher in Rom war, bezeichnet Winckelmann als besonders schön. Vgl. Winckelmann's Werke, V. 230. 543; Bartels, III. 618 ff. — Den 16ten (S. 254). Im öffentlichen Garten. Vgl. S. 227 f. — Den Plan der Nausikaa. Vgl. S. 220, 285 ff. — Die

vielen Pflanzen (S. 254). Nach Borch, II. 87 enthält der Garten an 12000 Pflanzen.

Am 17ten schrieb Goethe

An Fritz Stein:[1]

„Morgen, lieber Fritz, gehen wir aus Palermo. Ich befinde mich wohl und bin vielleicht in meinem Leben nicht sechzehn Tage hinter einander so heiter und vergnügt gewesen als hier. Nun geht es über Alcamo nach Segeste, nach Castel Vetrano, Girgenti, wo wir in fünf Tagen anzulangen gedenken. Ich mache die Reise durchs Land, um zu sehen, wie es auf den Bergen aussieht; Küsten werde ich später noch genug sehen. Das Ziel meiner Reise ist nun bald erreicht, dann geht es wieder rückwärts. Ich habe viel, viel Neues gesehen; erst hier lernt man Italien kennen. Ich wünschte Dir, daß Du die Blumen und Bäume sähest und wärest mit uns überrascht worden, als wir nach einer beschwerlichen Ueberfahrt am Ufer des Meeres die Gärten des Alcinous fanden. Lebe wohl! Ich liebe Dich herzlich. Grüße Alle und schreibe mir, daß ich, wenn ich nach Neapel zurückkomme, Deinen Brief finde!"

Am Morgen des 18ten[2] richtet er mit seinen letzten Tagebuchblättern folgende Zeilen

An Frau von Stein.

„Meine Liebe, noch ein Wort des Abschieds aus Palermo. Ich kann Dir nur wiederholen, daß ich wohl und vergnügt bin und daß nun meine Reise eine Gestalt nimmt. In Neapel hätte sie zu stumpf aufgehört. Aus meinen Blättern siehst Du nur Einiges im Detail; vom Ganzen, von meinem Innersten und den glücklichen Folgen, die ich fühle, kann und mag ich nichts sagen. Dies ist ein unsäglich schönes Land, obgleich ich nur ein Stückchen Küste davon kenne. Wie viel Freude macht mir mit jedem Tage mein Bischen Wissen der natürlichen Dinge, und wie viel mehr müßte ich wissen, wenn meine Freude vollkommen sein sollte! Was ich Euch bereite, geräth mir glücklich. Ich habe schon Freudenthränen vergossen, daß ich Euch Freude machen werde.

1) Das Datum des 16ten beruht auf Versehen.

2) Wenn nicht etwa das Datum, wie bei dem Briefe an ihren Sohn, irrig ist. Frau von Stein nahm von diesem Briefe eine Abschrift, als sie die italiänischen Briefe und Tagebücher G. zur Benutzung mittheilte. G. selbst bewahrte diese Blättchen auf, als er die übrigen Briefe der italiänischen Reise an Frau von Stein von der Ankunft in Rom bis zur Rückreise von Neapel verbrannte. Am 18. Februar 1818 schenkte er den Brief Zelter.

„Lebe wohl, Geliebteste! Mein Herz ist bei Dir, und jetzt, da die weite Ferne, die Abwesenheit Alles gleichsam weggeläutert hat, was die letzte Zeit zwischen uns stockte, brennt und leuchtet die schöne Flamme der Liebe, der Treue, des Andenkens wieder fröhlich in meinem Herzen. Grüße Herders und Alle und gedenke mein!“

71. Von Palermo bis Girgenti vom 18ten bis 23sten (S. 255—260). Aus dem Tagebuchbericht, wie denn G. von Sizilien aus keine weitern Briefe nach der Heimat richtete. Erst als er nach Neapel zurückgekehrt war, sandte er das Tagebuch vom 18. April bis zum 14. Mai an Frau von Stein. — Den 18ten. Unser Reitknecht. An Seidel schreibt G. (unten S. 800), von Palermo bis Girgenti und von da bis Messina habe er die Reise zu Pferde gemacht, was aber nur von der ersten Strecke richtig, nicht von Girgenti aus, wo die Pferde seltener waren. — Hinter Monreale. Vgl. oben S. 234, und Münter, S. 218. — Alcamo, „auf einem kleinen Berge an der See von den Sarazenen angelegt“ (Münter). Den Namen soll die Stadt von ihrem Gründer, einem Sarazenenfürsten, erhalten haben. Münter giebt die Zahl der Einwohner auf 13000, Stolberg auf 8000 an. — Den 19ten (S. 255—257). Steine (S. 256). „Anscheinender Eisenstein zwischen Monte real und Alcamo“, S. 574. — Das Wasser (S. 257), der Gaggera, der bei dem alten Segesta sich aus dem Pispisa und dem Galemici bildet. — Den 20sten (S. 257 f.). Den am andern Morgen angetretenen Weg nach den entfernten Tempelresten des alten Segesta, von den Griechen Egesta genannt, beschreibt G. nicht. — Der Tempel von Segesta. Vgl. Riedesel, S. 17; Münter, S. 222; Stolberg, VIII. 399, und neuerdings Holm, „Geschichte von Sizilien“, I. S. 303 f., 445. Daß der in neuester Zeit mit großen Kosten hergestellte Tempel nie fertig geworden, ist unzweifelhaft. — Deren Riedesel erwähnt (S. 258), S. 18: „Auf eben demselben Hügel neben diesem Tempel sind zwei große Stücke von runder Form und Mühlensteinen gleich, von einem härtern und feinern Steine als der Tempel selbst; jedes dieser Stücke hat 6½ Palm im Durchmesser, 3½ Palm in der Höhe; es scheinen Säulen gewesen zu sein und nicht ein Altar, wie ich von Anfang glaubte, da man kein Zeichen des letzteren daran bemerket.“ — Eines Theaters, von welchem sich Trümmer auf einem Hügel erhalten haben; Prinz Torre-

manza hatte später noch viele schräg aufsteigende Sitze und verschiedene Eingangsthüren bloßlegen lassen; nur von dem Zuschauerraum haben sich so viele Reste erhalten, daß man den Umfang desselben erkennen kann. — Der Stadt (S. 258), auf dem Berge Barbaro oder Barvaro. Vgl. Holm, I. 90. — Den 21sten (S. 258 f.). Castel Vetrano. G.'s literarischer Reisebegleiter Riedesel machte den Weg dorthin an der Küste über Trapani, den Monte di Trapani oder San Giuliano mit den Trümmern von Eryx, Marsala (das alte Lilybäum), Mazara und Pilieri di Castel Vetrano bis zu den auf einem Berge liegenden Resten der Tempel von Selinunt und den alten Steinbrüchen von Campobello. Dies war der gewöhnliche Weg der Reisenden, nur daß man meistens von Mazara gleich nach Castel Vetrano ging und erst von dort aus die Trümmer von Selinunt besuchte. G., dessen Zeit beschränkter war und der gern dem Gebirgszug folgte, machte den geraden Weg durch das Land, so daß er auch Salemi, das alte Halikyä, zur Seite ließ. — Ueber Gipsfelsen (S. 259). Zwischen Alcamo und Castel Vetrano nahm er Quarzstein in Geschieben mit (S. 572). — Die Gebirge in Nordost, hinter Salemi. Von der nördlichen Küste bei San Giuliano geht eine Gebirgswand bis zu dem etwas östlicher gelegenen Sciacca, welche einen kleinen westlichen Theil von der übrigen Insel scheidet. — In der Nacht. Die Ankunft in Castel Vetrano übergeht G. und erwähnt von dieser „großen wohlgebauten Landstadt, die in einer sehr angenehmen, fruchtbaren und gut kultivirten Ebene liegt" (Münter), nur des „nicht sehr zierlichen Lokals", in welchem sie schliefen. Münter fand gar keinen Gasthof und war froh, daß ihm, nachdem er vergebens, um ein Nachtlager zu finden, von einem Kloster zum andern gegangen, ein solches von den Rathsherren eingeräumt wurde, wozu man Betten und alles sonst Nöthige aus der Stadt zusammenlieh; zur Kost mußte er sich selbst ein halbes Lamm kaufen, das einer seiner Maulesetreiber briet. — Den 22sten (S. 259 f.). Die merkwürdigen, südwestlich von Castel Vetrano gelegenen Trümmer von Selinunt besuchte er nicht, sondern ging westlich von dem Gebirgszug den geraden Weg nach Sciacca, wo das alte Thermä Selinuntiä stand, obgleich er, wie Münter, auch wenn er über Pilieri di Selinunte gegangen wäre, noch am Abend in Sciacca hätte sein können. — Pantoffelholz (S. 260), die Korkeiche. — Von Sciacca selbst sagt G. nichts. Vgl. Riedesel, S. 30 f. Näheres bei Münter, S.

256 ff. — **Abends** (S. 260). Bäder, auf dem Berge der Stadt gegenüber. Riedesel, S. 29. — **Caltabellota**, eigentlich Fiume di Caltabellota, wol der alte Alba, der sich östlich von Sciacca ins Meer ergießt; weiter östlich fließt der Macasoli, wahrscheinlich der alte Kamikos. — **Platani**. Noch weiter östlich liegt der größte Fluß Siziliens, der Platani, der Lykos oder Halykos der Alten, der bei Capo Bianco mündet. Aus ihm nahm G. nach seinem Berichte (S. 572 ff.) Quarzstein in Geschieben, Kalk, Feuerstein, einen jaspisähnlichen Stein und Lava. Jenseit des Platani liegt auf einem Felsenhügel der Flecken Monte Allegro. Aus einem kleinen Bache bei demselben nahm G. ein Stück Lava, „wahrscheinlich durch Zufall dahin geführt" (S. 574). Stolberg fand die obersten Häuser von Monte Allegro schon verlassen und zum Theil eingesunken, da die Einwohner die beschwerliche Höhe verlassen und sich am Abhange niedergelassen hatten. — **Die wunderliche Felsenlage von Caltabellota.** Dieser gedenkt er nachträglich. Den von ihm benannten Fluß läßt er rechts; der die Stadt überragende Kastellberg hatte eine Höhe von 949 Meter. Wahrscheinlich ist die ursprüngliche Fassung hier gekürzt, so daß G. bei Erwähnung des sehr romantisch in einem Amphitheater gelegenen Monte Allegro sich der ähnlichen und doch eigenthümlichen Lage von Caltabellota erinnerte. — Der Ankunft in Girgenti, dem alten Akragas, vierzig Meilen von Sciacca entfernt, wird nicht gedacht.

72. **Girgenti, vom 23sten bis zum 27sten** (S. 260 bis 268). Sonderbar ist es, daß vom 23sten jede Eintragung über Girgenti fehlt und der 24ste als erster dort zugebrachter Tag bezeichnet zu werden scheint. Mußte G. etwa, wie in Neapel, den ersten Tag das Zimmer hüten? Ueber die herrliche Aussicht vgl. Riedesel's begeisterte Schilderung S. 31, und neuerdings Holm, I. 140. — **Ein kleiner guter Weltgeistlicher** (S. 261). Brydone, I. 296 und Stolberg, VIII. 469 gedenken der ungemeinen Gefälligkeit und Gastlichkeit eines Canonicus Spoto, der selbst eine schätzbare Sammlung griechischer Vasen besaß. G. selbst nennt seinen Cicerone unter dem 26sten Don Michael Vella. — **Die ganz wohl gebauten Straßen.** Das dürfte doch kaum zur Wirklichkeit stimmen. Brydone (I. 295 f.) bezeichnet die Stadt als sehr unregelmäßig und häßlich, die Straßen als kothig, krumm und eng, die Häuser als schlecht. Auch Münter bemerkt,

Seite
Ein rascher Sinn, der keinen Zweifel hegt 336
† An Döbereiner 337
In das Stammbuch von Bernhard von Knebel . . . 337
Madame Catalani 337
An Graf Loeben 338
An Denselben 338
† An den Frauen-Verein 338
Das Kleinod, das Vergißmeinnicht 338
† An Fräulein von Schiller 339
An Gräfin Karoline von Egloffstein 339
† An Dieselbe bei ihrer Abreise nach Petersburg . . . 340
In das Album Derselben 340
† An den Bücherverleiher Cuno in Karlsbad 341
An Friedrich Förster 341
An Felix Mendelssohn-Bartholdy 342
An die Schauspielerin Frau Genast 342
An Bergrath Lenz 342
Marienbad 343
An Fräulein Kasimira Wolowska 343
An Madame Szymanowska 344
An Graf Kaspar Sternberg 344
An Denselben 344
An Denselben bei seiner Abreise aus Weimar . . . 345
† In das Album Derselben 345
An Rath Schellhorn 345
† An . . . (Ist uns Jugendmuth entrissen) 345
† Gedenkblatt 346
† Dem theuern Lebensgenossen v. Knebel 346
Mit der Jubiläums Medaille 346
Stammbuchs-Weihe 347
An die Sängerin Henriette Sontag 347
An Frau Milder 347
Goethe's Feder an 348
Den Freunden am 28. August 1826 348
An Herzog Bernhard von Weimar 349
Mit einem Blatt Bryophyllum calycinum 350
Mit einem Blatt derselbigen Pflanze 351
An Frau Oberkammerherrin von Egloffstein 351
Mit einem buntgestickten Kissen 351
An Gräfin Rapp, geb. von Rothberg 351
An Dieselbe, nach dem Tode ihres einzigen Sohnes . . 352

(S. 267), wenige Straßen gingen gerade, die meisten seien eng und steil, die Häuser sehr eng und unbequem und schlecht, aus einer rothen Steinart fast ohne Kalk gebaut, nur der Platz, auf dem der Bischof wohne, sei schön. — **Zum Kunstgenuß in die Hauptkirche** (S. 261). In seinem Riedesel (S. 31—36) hatte G. gelesen: „Ich ging in die Domkirche, wo ich in dem jetzigen Taufstein eines der herrlichsten und vielleicht das schönste Basrelief erblickte, welches in Marmor aus dem Alterthum bis in unsere Zeit erhalten worden. Beurtheilen Sie solches nicht nach den Zeichnungen des d'Orville[1]) und des Paters Pancrazi;[2]) zerreißen Sie vielmehr diese elenden Abbildungen der herrlichsten Stücke der Schönheit des Alterthums. Dieser Taufstein ist in den Gräbern der alten Stadt Agrigentum gefunden worden und stellet auf vier Seiten verschiedene Figuren und Arbeit vor. Die vorderste Seite, welche vermuthlich en face im Grabe stand, enthält vier Figuren. Der Held, die Hauptfigur, ist ein Alto rilievo oder ½ hoch erhaben; Alles, was das Alterthum von schönen Formen und Ideen bis zu unsern Zeiten erhalten, ist an ihm zu finden; man sieht einen der schönsten Menschen, aber nicht einen gemeinen, sondern von der Natur zu besondern Unternehmungen bestimmten Sterblichen; er ist über die andern Figuren erhaben, größer als dieselben, schöner, vollkommener, kurz, ein Meisterstück der Natur und ihrer Nachahmerin, der Kunst. Die übrigen Figuren, welche seine Gefährten vorstellen, sind ebenfalls Meisterstücke in den Proportionen und schönen Formen, aber weniger schön als die Hauptfigur. Die alte Frau, welche den Helden zu bitten scheinet, ist etwas klein im Vergleich der übrigen Figuren, aber doch in ihrer Art vollkommen. Auf der rechten Seite dieser Urne ist die Figur, welche ohnmächtig hinsinket, eine der schönsten Frauenspersonen, welche die Kunst bilden, und das Profil des Gesichts so vollkommen und harmonisch, als ein Sterblicher solches vorstellen kann; die Arme, besonders der ausgestreckte und von einer der Nymphen oder Gefährten unterstützte, ist ein Meisterstück und ein Muster der höchsten Schönheit. Die Gewänder sind so schön, edel und ungezwungen, als solche zu erdenken sind, und die Stellungen vortrefflich. Die hintere Seite stellt eine Jagd dar, wo drei

1 Joannis Dorvillii Sicula. Zwei 1764 zu Amsterdam erschienene Foliobände.

2 Antichità Siciliane spiegate dal Padre Giuseppe Maria Pancrazi. Napoli 1751. 1752. 2 Vol. fol.

Mannspersonen, Einer mit einem Spieße, ein Anderer mit einem aufgehabenen großen Steine und Einer zu Pferde mit einem Wurfspieße, ein großes Schwein zu verwunden suchen. Diese Arbeit ist schlecht und unendlich weit unter der von der vordern Seite. Die vierte und en face betrachtet linke Nebenseite ist von gleichem Stil wie die hintere Seite in niedriger und wenig erhobener Arbeit ausgeführt und stellt einen von der Quadriga gefallenen Menschen auf der Erde liegend vor; ein Anderer suchet die vier Pferde, welche scheu und wild vorgestellt sind, aufzuhalten, und mit Mühe sieht man ein Ungeheuer, welches einem Drachen gleichet, in dem Winkel dieser Seite, das die Pferde erschrecket." Er weist Pancrazi's Deutung auf die Königin Phintia zurück und fährt dann fort: „Nachdem ich diese Urne lange mit Aufmerksamkeit betrachtet hatte, blieb ich zweifelhaft, ob solches die Geschichte des Hippolytos und seiner Stiefmutter Phädra oder des Hektor's, welcher den Achilles an seinem Wagen schleppet, vorstellen soll. Die erste Meinung kömmt mir jedoch wahrscheinlicher vor." Und diese Deutung wie der hohe Werth, den Riedesel der vordern und der rechten Seite zuschreibt, ist bis heute mit Ausnahme von Hovel und de Non allgemein anerkannt. Vgl. Brydone, I. 311 f.; Borch, II. 24; Münter, S. 271 ff.; Bartels, III. 452 ff., der freilich die Pferde alle verzeichnet findet; Stolberg, VIII. 457; Archäologische Zeitung 1847, S. 5 ff.; Gregorovius, III. 220 ff. Eine ausführliche Abhandlung ohne Rücksicht auf Riedesel hatte Vincenzio Gaglio in den Opuscoli Siciliani, XIV. 225—306 gegeben. G. hält sich nur an die Borderseite. Daß der Sarkophag zu einem Altar (S. 261) benutzt worden, beruht auf Versehen. — Einer köstlichen Vase. Vgl. unten S. 267. Sie befand sich früher in der Schreibstube des Doms, jetzt steht sie mit einigen andern Vasen aus griechischen Gräbern im Campanile. — Manche Reste der Baukunst. Kapitäle, Basen, Säulen u. s. w. Die Kathedrale steht auf der Stätte eines griechischen Tempels, wol des Zeus Polieus. Vgl. Holm, I. 303. — Den 25sten (S. 262—264). Ueber den Junotempel bemerkt Riedesel, S. 29 f.: „Ich besahe zuerst den Tempel der Juno Lacinia an dem äußersten Ende der Morgenseite der alten Stadt. Dieser Tempel hatte 34 Säulen im Umfang, wie alle zweimal lange (bilunghi) Tempel dorischer alter Ordnung, welche uns übrig sind, haben; es ist nur eine Seite desselben erhalten, woran man siehet, daß die Säulen, wie alle dieser Ordnung, ohne Basen sind; sie haben 21 scheibenförmige Reifen

und sind kegelförmig, wie die von Pesti und andere Tempel dieser Art." Vgl. Münter, S. 281, Bartels III. 435 ff., jetzt besonders Holm, I. 295 f., 440 f., der mit Recht die Haltlosigkeit der Annahme hervorhebt, der an der südöstlichen Seite der alten Stadt auf einem unebenen Boden errichtete Tempel sei der Juno gewidmet gewesen. Hergestellt wurde er in demselben Jahre, in welchem G. ihn sah. — Die Stadtmauern (S. 262). Diese sind besonders am Ost- und Westthore noch erhalten. Vgl. Holm, I. 141, nach welchem noch der größte Theil des heutigen Girgenti zur alten Stadt gehörte. — Der Tempel der Concordia (S. 263). Vgl. Riedesel, S. 40 ff. Daß die Beziehung dieses Tempels auf die Concordia auf einer wunderlich verfehlten Annahme beruhe, bemerkte schon Münter. G. läßt sich auf eine genaue Beschreibung nicht ein, wie sie Münter, S. 282 ff., Bartels, III. 430 ff. und am Genauesten Holm, I. 296 f., 441 f. geben. 1788 wurde auch dieser kostbare Tempel hergestellt. — Bei dem neuen löblichen Vorsatz der Erhaltung ist die im sechzehnten Jahrhundert geschehene Einrichtung zu einer kleinen Kirche des San Gregorio delle rape gemeint, zu welcher man die Scheidewand zwischen dem Naos und dem Opisthodomos niederriß und an ersterm zwölf rundbogige Oeffnungen brach. — Zu Lücken (S. 9) müßte hinzugefügt sein: „des röthlichen Muschelkalks". — Des Jupitertempels, des Tempels des Olympischen Zeus. Vgl. Riedesel, I. 45 ff. Erst im Jahre 1802 fand eine Aufräumung der Trümmer statt, wonach die Feststellung des Grundplanes des in seiner Anlage gewaltigen, 403,3 Palmen langen, 189,9 breiten, aber nie vollendeten Zeustempels gelang. Vgl. Holm, I. 298 ff., 442 ff. — Des Herkules. Vgl. Riedesel, S. 50 f. Münter schreibt (S. 287): „Dreihundert Schritt weiter [als der sogenannte Tempel der Concordia] liegen die Ruinen vom Tempel des Herkules, von dem blos die Hälfte einer gereiften Säule, ein paar Basen und einige Stufen übrig sind. Alles Andere liegt umher zerstreuet und aus den Ruinen kann man schließen, daß der Tempel von ziemlich großem Umfange gewesen sei." Bartels (I. 423 f.) bewunderte in den zerstreuten Resten noch die „edle Simplicität" und den richtigen Geschmack des Künstlers, die „Festigkeit und Solidität des Ganzen"; wenn je ein Künstler die kühne Idee gefaßt, ein Werk für eine Ewigkeit zu bauen, so sei es dieser gewesen. Erstlich den vor vierzig Jahren auf Veranstaltung der sizilischen Alterthumskommission unternommenen Ausgrabungen hat sich Genaueres

über dieſen Tempel ergeben, der größer als die der Juno und der Concordia zugeſchriebenen war und in römiſcher Zeit verändert worden zu ſein ſcheint. Vgl. Holm, I. 297 f., 442. — Der Tempel des Aeskulap (S. 264). Vgl. Riedeſel, S. 42 f. Münter (S. 293) ſah einige wenige Reſte dieſes Tempels, „drei Stufen und ein paar ſtehende doriſche Pilaſter mit der Mauer dazwiſchen, die eine von den Wänden eines Bauernhauſes iſt", in einem Weinberge. Bartels (III. 420) wollte in den Reſten lieber ein Grab ſehen; vgl. aber Holm, I. 302, 444. — Zum Grabmal Theron's. Riedeſel bemerkt S. 44 f. als etwas Beſonderes, daß „an dieſem viereckten Gebäude das erſte Stockwerk doriſcher Ordnung und das zweite an den vier Seiten von Säulen joniſcher Ordnung und Kapitälen, über welche doriſche Triglyphen und von der älteſten Bauart runde Tropfen angebracht ſind, unterſtützet iſt". Deshalb zweifelt er, ob das Gebäude nicht vielmehr römiſch als griechiſch ſei. Münter (S. 292) hielt es für ein Denkmal eines Pferdes, das im Kampfe den Sieg davongetragen. Gegen dieſe zuerſt von D'Orville gegebene, von Fürſt Biscari gebilligte Anſicht erklärt ſich Bartels (III. 416 ff.), der freilich auch nicht an Theron und ein zweitauſendjähriges Alter denkt. — Den 26ſten (S. 264). Habe ich bisher den Namen nicht genannt. Es iſt dies ſchon im Bericht vom 20ſten (S. 258) geſchehen. — Von Riedeſel. Es war G. unbekannt geblieben, daß dieſer feinſinnige Kenner des Alterthums, dem er hier ein ſo ſchönes Denkmal ſetzt, ſchon vor zwei Jahren geſtorben war. — Daß er ſogar hier, vergeſſen u. ſ. w. „Und in dieſen entzückenden Feldern", ſchreibt Riedeſel, S. 32, „entdeckte ich den wohlbehaltenen ſogenannten Tempel der Juno Lacinia, den unverſehrten der Concordia, die Ueberbleibſel des dem Herkules gewidmeten und die Trümmer des rieſenförmigen Tempels des Jupiter's. Hier rief ich aus:

„Hic vivere vellem
Oblitusque meorum, obliviscendus et illis
Neptunum procul e terra spectare furentem."

Die angezogene Stelle des Horaz (Epist. I. 11, 8—10, wo es aber heißt: Tamen illic vivere) wollte Stolberg, wie er (Werke, VI. 78) bemerkt, ſo wenig in den Sinn, daß er ohne Beachtung des Zuſammenhanges den ſonderbaren Gedanken äußerte, Horaz würde wol ſeine Lesart oblitus stultorum billigen. — Finden ſich Gräber (S. 265). Vgl. Riedeſel, S. 44; Bartels, III. 409. — Die Reſte eines kleinen Tempels, des ſogenannten

Tempels der Ceres und Proserpina, welche in die Kirche San Biagio eingemauert sind. Riedesel erwähnt sie nur kurz (S. 53), wie auch die Trümmer des sogenannten Tempels des Kastor und Pollux, die G. übergeht. Vgl. Münter, S. 277 f.; Holm, I. 302, 444. — Manches unscheinbare Denkmal des Alterthums (S. 265). So eine Mauer, 15 Palm dick aus großen Quadersteinen in einem Weinberge, die Riedesel S. 53 der Scene des Theaters zuschreibt, die unzähligen römischen Grabmäler aus Backsteinen (mattoni) außerhalb der Stadt (Riedesel, S. 51 f.). — Gewölben. Bei den Alten hießen diese unterirdischen Fruchtgewölbe *σιροί*, siri. Vgl. Welcker's „Kleine Schriften", II. CXV, der auch unserer Stelle gedenkt, mit der Bemerkung, er selbst habe in Girgenti zwei solcher neben einander gesehen. Diese unterirdischen Kornkammern werden besonders den Thraciern zugeschrieben, auch den Kappadociern u. a., von Varro einigen überceischen Provinzen. Vgl. Varro, De re rustica, I. 57. 63. Colum., I. 6, Plin., N. H., XXIII. 73. Vitruv., VI. 5, 2. 8, 1. Auf Sizilien waren sie wol uralte Sitte. — Der gute Alte, der im Folgenden mit seinem Namen genannte Cicerone. Vgl. oben S. 261. — Die Schichten. Die folgenden Mittheilungen, von denen die erste durch Zwischenstriche in vier getheilt sein sollte, sind meist aus dem Gespräche mit dem Cicerone hervorgegangen, nur S. 265, Z. 8—3 v. u. und S. 267, Z. 5—12, 19—31 eigene Beobachtungen, die etwas sonderbar mit jenen gemischt sind. Alle waren wol Tagebuchbemerkungen. — Die Schichten des Muschelkalks. Von Girgenti nahm G. Muschelkalk mit, aus dem „Tempel und alle Mauern" sind (S. 573). — Den Barbaresken, besonders Algier, das keinen dauernden Frieden mit Spanien, Portugal und Neapel wollte und in diesem Jahre 26 Raubschiffe zur See hatte. — Ein antikes Thor. Akragas hatte nachweislich drei große Thore, im Westen eins gegen Heraklea, im Osten das gegen Gela, im Süden das Hafenthor, die jetzige Porta aurea. — Die Ableitung des Namens Tumenta (S. 266) von trimenia ist unzweifelhaft, da den Griechen der Sommerweizen *ἀκρος τρίμηνος* heißt. Stolberg (VIII. 283) nennt als sizilianische Weizenart, die Ende April gesät werde, Triminia, das von *τριμηνιαῖος* (*τριμηνιαῖος*?) komme; man sie in Aecker, auf denen noch im Februar grüne Saate zum Futter gemäht worden. — Salsola fruticosa. Unter dem 22sten (S. 260) war der Salsola Kali gedacht. — Nidennen (S. 267), verschieden von der gewöhnlich

sogenannten Schnarrente (chipeau, gadwal), die dem Norden angehört, aber auch bis nach Italien herabgeht. — Akragas (S. 267), der Fluß San Biagio. — Von der Vase des Doms. Die oben S. 261 als eine „köstliche Vase von bedeutender Größe und vollkommener Erhaltung" bezeichnet wurde. Riedesel erwähnt S. 36 f. eines der „größten und schönsten Gefäße des Alterthums", das er in der Schreiberei (Segretaria) des Domkapitels gesehen habe. Die Deutung Pancrazi's auf Ulysses und dessen verwandelte Gefährten bei Circe hält er für irrig. „Es ist von der schönsten elliptischen Form, schwarz mit gelben Figuren, und die richtigsten Proportionen in den Contours, aus der guten Zeit des griechischen Stils." Münter gedenkt S. 273 f. gleichfalls dieser 1743 in den Felsengräbern zu Girgenti gefundenen Vase, die, wie er mit Pancrazi annimmt, auf der einen Seite den Ulysses darstelle, welcher den Wahrsager Tiresias um Rath frage, auf der andern Circe mit einigen von des Ulysses Geführten zeige. Dieser Deutung widerspricht Bartels, III. 470 f., der offenbar dieselbe Vase meint, aber die Darstellung also beschreibt: „Zwei und zwei Figuren sprechen mit einander. Nur eine weibliche Figur allein stehet hinter einem sitzenden bärtigen Alten. Sie leget die Hand auf den Mund zum Zeichen der Verschwiegenheit." Die Beziehung auf die Mysterien begründet er hierdurch wie durch den Umstand, daß der halbbekleidete Alte mit dem Lorbeerkranze auf dem Haupte und dem Stab in der Hand auf dem größten Theile der sizilischen Vasen erscheine, bald sitzend wie hier, bald stehend, und immer mit einem Jünglinge zu thun habe, der bald mit bald ohne Harnisch erscheine; auch seien zuweilen wie hier zwei Jünglinge vorhanden, von denen nur einer geharnischt sei. G.'s Darstellung läßt an eine der häufig auf Vasen dargestellten Ankunfts- oder Abschiedsscenen denken. Vgl. Welcker, „Alte Denkmäler" III. 349 f., 407 f., 469; O. Jahn, „Vasensammlung König Ludwig's", S. CCVII f.; Panofka, Annali dell' Instituto, VII. p. 75. Die Bekränzung deutet eher auf das Fest der Ankunft. Prof. Gädechens in Jena, den ich um Rath fragte, gedenkt einer sehr ähnlichen ihm in Stich vorliegenden Vase: „Ein leicht mit einer Chlamys bekleideter Jüngling, den Reisehut im Nacken (also wol nach zurückgelegter Reise), die Lanze in der Hand, reicht seine Rechte einem sitzenden reichgewandeten bekränzten bärtigen Manne, der in der Linken das Scepter führt; hinter seinem Stuhle steht ein königliches Weib, das mit einer Stephane geschmückte Haupt hinten verschleiert, die

an das Kinn gelehnte Rechte mit dem linken Arm stützend, mit ersichtlicher Theilnahme den Jüngling betrachtend. Hinter ihr steht ein bärtiger bekränzter Mann mit Scepter, theilnehmend die rechte Hand erhebend, in seiner Erscheinung dem sitzenden Herrscher sehr ähnlich. Seiner Stellung entspricht durchaus die eines Jünglings mit einer Lanze, der auf der linken Seite hinter dem Bewillkommten steht." Die Mißdeutung von Pancrazi und Münter erklärt sich leicht. Von den Neuern hat Niemand derselben beigestimmt, wenigstens gedenkt Keiner Derjenigen, welche über die Kunstdarstellungen des Odysseus bei Circe und Tiresias handeln (Braun, Bullettino Archeologico 1835, S. 50 f.; O. Jahn, „Archäologische Beiträge", S. 407; Overbeck, „Galerie heroischer Bildwerke", S. 779; Welcker, V. 236, und in seiner Ausgabe von Müller's „Archäologie der Kunst", S. 717), der Base von Girgenti. Es fällt auf, daß G. den Grund der Base für roth hält, während Münter von schwarzem Grunde mit gelben Figuren spricht. Keiner der neuern Kunstarchäologen hat auf unsere Stelle G.'s Rücksicht genommen. Leider stehen mir Il Viaggiatore di Girgenti e il Cicerone di piazza ovvero guida agli avanzi di Agrigente (Girgenti 1826) und die Antichità e monumenti per servire all' opera intitolato: Il viaggiatore con 14 tavole (Girgenti 1842) von Raffaele Politi nicht zu Gebote. — Den 27sten (S. 268). Wie uns die Alten versichern. Es schwebt hier wol die in gleicher Beziehung von Stolberg (VIII. 469) angeführte Stelle Virgil's vor (Aen., III. 703, 704): Arduus inde Acragas ostentat maxima longe Moenia. Der Schönheit von Akragas gedenken auch Polybius (IX. 27) und Diodor (XIII. 82). Freilich mußte die Stadt mit ihren meist nahe dem südlichen Abhange liegenden prächtigen Tempeln einen wunderbaren Anblick darbieten. — Den Vorsatz, Malta zu besuchen, wie Riedesel von hier aus gethan hatte. — Auf dem bisherigen Wege, von Palermo an. Vgl. oben S. 778. — Wenig mehr als der prächtige Name. Riedesel bemerkt (S. 101), dort seien nur „elende Trümmer" vorhanden. Brydone (I. 230) bezeichnet das alte Syrakus als „bloßen Schutthaufen", Borch (I. 110) als „traurige Ueberbleibsel ihres alten Glanzes".

73. Von Girgenti bis Catania, vom 28. April bis zum 1. Mai (S. 269—276). Von Girgenti aus bedienten sich die Reisenden der Maulthiere, da Pferde hier seltener waren.

Vgl. S. 271, 19 ff. Der Maulthiere wird ausdrücklich S. 272, Z. 8 ff., 276, Z. 11, 281, Z. 18 gedacht und der Führer als Maulthiertreibender (S. 275, Z. 20), Maulthierknecht (S. 276, Z. 19) oder allgemein als Reitmann (275, Z. 4), wol nach dem italiänischen Cavallero, oder gar als Vetturin (S. 269, Z. 5 v. u., 276, Z. 4, 288, Z. 6) bezeichnet. Demnach müssen die Pferde S. 275, Z. 3 auf Versehen beruhen. — Den 28sten (S. 269). Triptolemo's, des Sohnes des Königs Keleos von Eleusis, dem Demeter einen mit geflügelten Drachen bespannten Wagen gab, um auf ihm den von ihr verliehenen Weizensamen über die ganze Erde auszubreiten. Sein Name deutet auf die Fruchtbarkeit des Landes hin, das dreimal im Jahre Frucht trägt. — Caltanisetta, 36 Miglien, die Kephalides (I. 303 ff.), der 1815 denselben Weg wie unser Dichter machte, zu Fuße zurücklegte. Wir verweisen auf seine genauere Beschreibung des Weges, auf welchem er Mittags in Canniceti war. G. rechnet (S. 270, I. Z.) 30 Miglien. — Wohlgebauten. „Sie hat einen hübschen freien Platz, breite gutgepflasterte Straßen, auch sehen die Häuser nicht Troglodytenwohnungen ähnlich." Kephalides. — Den uns Hackert gelieben, was früher nicht erwähnt ist, auch nicht auf der Seereise. — Des Flusses Achates (S. 271), zwischen Selinus und Sciacca. Es läßt sich nicht entscheiden, ob der Leone oder der Gavarrello oder der Cannitello der alte Achates gewesen, wahrscheinlich der letztere. Auf dem Wege von Castel Vetrano nach Sciacca war G. über diese Flüsse gekommen, die aber im Bericht vom 22sten nicht erwähnt werden. Seiner Vermuthung wegen des Achates wird nicht weiter gedacht. — Den Gleichen, den drei Bergkegeln zwischen Gotha und Arnstadt, auf denen die Trümmer der Burgen Wachsenburg, Mühlberg und Gleichen liegen. — Auf dem Berg über Caltanisetta. Nach S. 572 f. nahm G. Breccien aus dem Pflaster von Caltanisetta, Kalk und Muscheikalk aus der Stadt, letztern auch von der Höhe über derselben. — Hinter Caltanisetta. Er hatte nach seiner Ankunft noch Zeit, sich in der Gegend umzusehen. — In den Fluß Salso, den alten Himeras, der von Nordosten herabkommt. Im Folgenden nennt G. ihn Fiume Salso. — Den 29sten (S. 272). Noch größere Fruchtbarkeit und Menschenöde. Kephalides, der auf dem ganzen Wege bis Castro Giovanni nur ein einziges, dazu unbewohntes Haus nahe bei der Stadt antraf, bemerkt

(I. 307): „Bald hinter Caltanisetta fing die Gegend an ziemlich öde zu werden; der üppige Baumwuchs verschwand, die Fröhlichkeit der Vögel verstummte, blumenlose Rasendecken breiteten sich über die sonst schön geformten Hügel." — Der Fiume Salso (S. 272). Kephalides mußte neunmal über den sehr breiten, aber damals seichten Fluß. Aus ihm nahm G. Granit, Muschelkalk, andern Kalk, Gips, Breccien, versteinte Madrepore (S. 572 f.). — Den einzeln stehenden Bergrücken, zu dem man mühsam auf einem Saumpfad gelangt. Der Weg von Caltanisetta an beträgt nur 18 Miglien. Die Stadt hatte nach Borch (III. 155) 10000 Einwohner. — Einem mythologischen Namen. Aus einem Haine bei Enna sollte der Gott der Unterwelt die Tochter der Demeter beim Blumensammeln geraubt haben. Die Gegend beschreibt Ovid (Metam., V. 385—391) als den Sitz ewigen Frühlings. Der Besteigung des Gipfels des Berges, wo man Trümmer des griechischen Cerestempels zeigt und auch die Reste der alten Normannenburg den Griechen zuschreibt, gedenkt G. nicht. Er nahm Muschelkalk von Castro Giovanni mit (S. 573). — Den 30sten (S. 273 f.). Die Pferde. Vielmehr die Maulthiere. Vgl. S. 787. Ursprünglich stand hier wol die Thiere. — Des Aetna, der gegen Nordosten liegt. — Der rohe Kohlrabi (S. 274). Vgl. S. 267. — Der Fluß San Paolo, der alte Symaithos. Brydone, I. 225 giebt als Namen des Flusses Giarretta oder Fluß des h. Paulus an. Dagegen bemerkt Borch (II. 163): „Bei seinem Ursprung heißt er St. Paulusfluß, im Gebiet von Catania der Fluß von Catania, bei Catania Giarretta"; Bartels (II. 25): „Giarretta, jetzt gewöhnlich il Fiume di Catania". — Quarzgestein. Im „Verzeichniß der Steinarten" heißt es (S. 572) unter Quarzstein in Geschieben: „Auf dem Wege von Castro Giovanni nach Molimenti, eh man den Fluß mit der Fähre passirt, eh noch viele Lavengeschiebe sich sehen lassen. Man hält's von außen für Lava, wie es in Blöcken liegt." Auch wird unter Sandstein (S. 573) ein Stück „aus dem Thale zwischen Castro Giovanni und Molimenti" aufgeführt. — Den 1. Mai (S. 274—276). Seit zwölf Tagen (S. 275), wo sie Alcamo verließen: denn auch in Girgenti hatten sie sich nicht bequem einrichten können. — Hybla Maior, diesseits der Fähre über den Giarretta. — Schon wieder (S. 276), wie bei Girgenti. Auf dem Wege liegt Misterbianco, wobei G. „über der Fähre des Wassers, das vom Aetna herunterkommt", Asche mitnahm (S. 572) und, wol auf dem

weitern Wege, „Kalktuff mit Asche, der die vulkanischen und andere Geschiebe des Flusses [Giarretta] zusammenbäckt und überdeckt". — **Der Südostseite** (S. 276), in der sogenannten Ebene (Piana) von Catania. 1821 schrieb G. in dem Aufsatze „Fossiler Stier" (Werke, Bd. XXXIII. S. 284): „Ich erinnere mich, in Sizilien auf der großen Plaine von Catania eine kleine, nette, reinbraune Art Rindvieh auf der Weide gesehen zu haben, deren Gehörn, wenn das Thier mit freiem Blick den niedlichen Kopf emporhob, einen höchst angenehmen, ja unauslöschlichen Eindruck machte." Vgl. aber oben unter dem 30sten (S. 273), wo er fast dasselbe von den Thälern hinter Castro Giovanni bemerkt.

74. **In Catania vom 2. bis zum 5. Mai** (S. 276—283). **Den 2ten. In unserer Herberge**, wo der Maulthiertreiber seine Thiere unterstellte. Vgl. S. 275. — **Eine Henne, in Reis gekocht**, wie dieser sie schon einmal in Caltanisetta ihnen zubereitet hatte. Vgl. S. 269. — **Der Homerischen Schreckbilder**, (S. 277), der Cyclopen, Sirenen und Scyllen (vgl. S. 275). — **Empfehlungsschreiben**, wol von ihrem Antiquar Don Michael Bella in Girgenti; denn Empfehlungsschreiben hatte G. nicht nach Sizilien mitgebracht (vgl. aber S. 766), und so hatte er auch keines an den Fürsten Biscari selbst. — **Biscaris**, eigentlich die lateinische Form, wie Medicis statt bei Medici; er heißt Principe di Biscari von dem kleinen Orte dieses Namens. — **Den 3ten. In den Palast.** „Einer der prächtigsten Paläste gehört dem Prinzen von Biscari. Das Aeußere zeichnet sich nicht besonders aus und zeigt nur seinen Umfang, aber inwendig ist er mit fürstlicher Pracht gebauet; dabei in einem sehr edlen Stil und mit der Simplicität, die mir so sehr an den Werken der Alten bewundern." Münter, S. 390. Er war einstöckig wie die meisten Gebäude in Catania, weil mehrstöckige ungleich weniger den Erschütterungen des Erdbebens widerstehen. — **Das Museum**, hinter dem Palaste. Eine Beschreibung desselben lieferte in diesem Jahre der Naturforscher Sestini. Vgl. Münter, S. 417—429. Riedesel erklärte es für eines der vollständigsten und schönsten nicht allein Italiens, sondern der Welt; außer den Alterthümern enthalte es ein „sehr vollkommenes Naturalienkabinet, mechanische Instrumente, mittelalterliche Waffen". — **Der Sturz eines Jupiter's** (S. 278). Riedesel (S. 115 f.) erklärte ihn für einen Bacchus, so schön,

Seite

An Frau Hofräthin Riemer 352
† An Johann Daniel Wagener 352
In das Stammbuch meinem lieben Enkel Walter v. Goethe 353
Mit meinen Werken 353
Viel gute Lehren stehn 353
In ein Stammbuch 353
An *** (Du, schweige künftig nicht so lange) 353
An Frau Carlyle nach Edinburg, auf eine zierliche Visitenkarte 354
An Dieselbe, mit einer Drahtkette 354
Derselben, mit einer weiblichen Arbeit 354
Derselben, zur Brustnadel 354
Derselben, zum Armband 355
An Ferdinand Hiller 355
An den Schauspieler Krüger 355
Die ersten Erzeugnisse der Stotternheimer Saline . . 356
Blumen saß ich, Edelsteine 358
† Inschrift zu einer Lyra, aus Immergrün geflochten . . 359
Tischlied zu Zelter's siebzigstem Geburtstage 359
† An Zelter 360
An Frau Klementine von Mandelsloh 360
An die Damen Duval zu Cartigny im Kanton Genf . 361
Dem würdigen Bruderfeste 361
Erwiderung der festlichen Gaben 362
Der Demoiselle Schmehling 363
An Madame Mara zum frohen Jahresfest 363
† Der neugeborne Eros 363
Vermächtniß 364
In das Stammbuch der Fräulein Melanie von Spiegel 365
† In das Stammbuch des Professor Döbler 365
† Bei Uebersendung einer Artischocke 365
Den verehrten achtzehn Frankfurter Festfreunden . . . 366
An die neunzehn Freunde in England 367
† An Jenny von Pappenheim 367
† Bei Uebersendung einer Medaille mit Goethe's Bild . 367
† Einem jungen Mädchen 368
† Stammbuchvers 368

XXIV. Aus fremden Sprachen.

† Veni Creator Spiritus 64
Aus „Faust": Was machst Du mir 93
Nach Horaz: Wie ist heut mir doch 110

als er jemals etwas gesehen habe, im besten griechischen Stile. „Der Körper ist bis an den Unterleib nackend und vortrefflich gearbeitet, ein Wunder der Kunst und Muster der schönen Natur; das Gewand fängt an den Schenkeln an und ist ebenfalls schön; Kopf, Arme und Beine fehlen.“ Münter (S. 420) folgte Riedesel, gegen den sich schon Borch (I. 53 f.) und auf das Entschiedenste Bartels (II. 285 ff., III. 23 f.) aussprachen. Die neuere Wissenschaft ist ebenso einstimmig in der Anerkennung Jupiter's als in der hohen Schätzung dieses Kunstwerkes. Nach Biscari stand es ursprünglich in der Curie, da es auf dem Orte gefunden wurde, wo das Forum lag. Riedesel hebt noch eine Venus und eine Muse als schöne griechische Arbeiten hervor und zwei Büsten, des Juniter und des Caracalla. — In einen großen, hohen Saal (S. 278), des Palastes selbst. — In Erwartung einer günstigen Aufnahme, da sie ihm eben angemeldet wurden. — Zum Primen. Der Vater, Ignazio Vincenzo Paterno Castello Principe V. di Biscari (der Accent ruht auf der ersten Silbe), zu Catania 1719 geboren, hatte sich 1742 mit einer vornehmen Palermitanerin Anna Morso e Bonanno, Fürstin von Poggio Reale vermählt. Er war am vorigen 1. September kurz vor der Ankunft von Bartels gestorben. Dieser hatte außer seinem Nachfolger (Vincenzo, 1742 geboren) zwei Söhne, den Prälaten Monsigner Giovanni Francesco Paterno, auch als Alterthumsforscher bedeutend, und einen jüngern, der sich gleichfalls dem geistlichen Stande widmete, und eine Tochter Teresa hinterlassen. Bartels, II. 116, 240 ff. Des jüngsten Sohnes wird in dem Elogio auf Ignazio Biscari von Giuseppe Lombardo Suda in den auf seinen Tod erschienenen Vari componimenti della Accademia degli Etnei (1787) nicht gedacht. Jenes Elogio führt auch die Aeußerungen Riedesel's, Brydone's und Borch's über ihn und seine Familie an. — Seine Münzsammlung, die, wie G. aus Riedesel, S. 120, wußte, 8000 Münzen, darunter 400 goldene, theils griechische, theils sizilianische, theils römische, alle konsularischen und die sämmtlichen Kaisermünzen enthielt. — Des Prinzen Torremuzza. Vgl. S. 236. — Winckelmann'schen Faden. Vgl. S. 157 f., 716. — Zu seiner Frau Mutter. Riedesel bezeichnet sie S. 122 als die würdigste Frau in Sizilien. „Die Erziehung ihrer Kinder, die Sorge ihres Hauses, die Wohlfahrt ihres Mannes sind die Gegenstände ihrer Beschäftigung. Nichts, weder ihr lebhafter Charakter noch die Zerstreuungen der Gesellschaft,

gedenkt G. nicht. — **Bald nach Tische** (S. 280). Am Morgen waren sie im Palast des Prinzen gewesen. Der Abbé durfte die ihm persönlich empfohlenen Fremden, denen auch der Fürst selbst sich gefällig zeigen wollte, am Nachmittage nicht allein lassen. Dadurch, daß man diesen Bericht bei der Redaktion auf den folgenden Tag verlegte, ist eine große Verwirrung entstanden. Vgl. zur Revision des Textes, S. 600. — **Die Lava, welche** 1669 u. s. w. Zweier Stücke derselben gedenkt das „Verzeichniß der Steinarten" (S. 571). — **Der Streit.** Dieser begann vielmehr erst während G.'s Anwesenheit in Italien (vgl. unten den Brief an Voigt vom 27. Januar 1788) und entbrannte besonders leidenschaftlich, als Werner seine Ansicht vom neptunistischen Ursprung des Basaltes im Dezemberheft 1788 des „Bergmännischen Journals" weiter ausführte. Die Stelle wird ursprünglich etwas anders gelautet haben. — **Der Ritter Gioeni**, zu dessen Naturalienkabinet der Abbé G. gleichfalls geführt haben wird. Der Malteserritter Don Giuseppe Gioeni war Professor der Naturgeschichte. Zur Zeit der Inquisition wäre er wegen seiner Aeußerung, auf dem Aetna befinde sich 20000 Jahre alte Lava, fast dem Arme derselben verfallen; nur mit Mühe schützte ihn der Fürst Biscari. Bartels, der mehr als ein Jahr früher in Catania war, bezeichnet ihn als einen jungen wohlgebildeten Mann voll Geist und Thätigkeit. Vgl. Bartels, II. 457—460; Münter, S. 429 f; Stolberg, VIII. 238. — **In der gegenwärtigen Jahreszeit.** Aber Riedesel, dessen Bericht, S. 123—126, durchaus glaubhaft ist, hatte doch am 1. Mai mit dem Bauern Blasio von Nicolosi und seinem Bedienten die Spitze des Aetna erreicht, und Bartels gelang es im November, wie er in seiner ausführlichen Schilderung der Aetnafahrt (II. 330—367) erzählt. — **Brydone . . . ist gar nicht hinaufgekommen** (S. 281). Er will beim zweiten Versuche auf der Spitze des Aetna gewesen sein, ja er beschreibt ausführlich die Aussicht, giebt auch den Stand seines Thermometers daselbst an (I. 168 ff.); aber Münter bemerkt (S. 443 f.), nach der Versicherung des Prinzen Biscari sei er nur bis Monte Rosso gekommen, wo Alle stehn bleiben müßten, die nicht im Sommer kämen, und so habe er beschrieben, was er nicht gesehen. Auch Bartels vernahm dies aus sicherer Quelle; Brydone's Führer hatte es verrathen. Vgl. Bartels, II. 349 f. — **Graf Borch.** Zwar will er die Höhe des Barometers und Thermometers auf der Spitze des Berges beobachtet haben (I. 86 f.) und giebt die Länge des Weges an (I. 90), doch sagt er

(I. 80), er habe nur noch Kraft gehabt, ſich nach Monte Biello zu ſchleppen, wo der ſogenannte Thurm des Philoſophen unter Schnee gelegen, und er erklärt es (I. 80) für fruchtloſe Verwegenheit, im Winter (er hatte den Verſuch im Dezember gemacht) die Grenze der den Gipfel bedeckenden Eiskruſte zu überſchreiten. Vgl. auch Engel's „Philoſoph für die Welt", Stück 23. — Monte Roſſo (S. 281). Gioeni ſagt in ſeiner Beſchreibung des Lava-Ausbruchs vom Juli dieſes Jahres (Relazione della eruzione dell' Etna u. ſ. w.), der Berg ſei durch den Ausbruch vom Jahre 1751 gebildet worden und erhebe ſich auf einem ältern Berge, mit dem er einen Rücken bilde; ſein Feuer ſei noch nicht erloſchen, ſondern laſſe noch oft Rauch aus vielen Löchern hervordringen. Hier aber iſt nicht der eigentliche Monte Roſſo gemeint, der blos 3 Miglien von dem Gipfel des Aetna entfernt iſt, ſondern die durch den Ausbruch vom Jahre 1669 entſtandenen ſogenannten Monti Groſſi, die funfzehn Miglien niedriger ſind, aber meiſt von den Reiſenden Monte Roſſo genannt werden, ja Gioeni ſelbſt bediente ſich S. gegenüber dieſes Namens. — Den 4ten. S. 571 f. führt S. als „Lava vom Aetna" an: „Auf dem Wege nach Nicoloſi wegen der Farbe zum Aquarell. Verſchiedene Stücke Laven alle Ciarre [Flecken am Meere am Fuße des Aetna] vom Wege und Bauſteinen abgeſchlagen", endlich „Scorien mit Schörl vom Monte Roſſo". — Schauer (S. 282), einer Stelle, wo er gegen den Wind geſchützt war, aber freilich eine weniger weite Ausſicht genoß. — Den Felſen von Jaci, zwiſchen Caſtello di Jaci und Jaci reale, den ſogenannten Faraglioni oder Cyclopenfelſen. Die drei Felſen kannte S. aus der genauen Beſchreibung Dolomieu's in der Voyage pittoresque de Naples et de la Sicilie. Vgl. Münter, S. 456 ff. — Den 5ten. Unſer geiſtlicher Begleiter blieb nicht aus, nach ſeinem am 3ten gegebenen Verſprechen, da ſie auf den 4ten die Aetnafahrt beſtimmt hatten. Er kam ohne Zweifel am Morgen. Auch daraus ergiebt ſich die falſche Datirung des 5ten (vgl. zur Textrevision, S. 600), daß er am Sonntagmorgen ſie nicht herumgeführt haben würde. — Die Reſte von Waſſerbehältern, einer Naumachie und andere dergleichen Ruinen. Der alte Fürſt Biscari hatte bei den Nachgrabungen unmittelbar unter dem Dome ein altes Gebäude von großem Umfang und guter Bauart ſehr wohl erhalten gefunden, beſtehend aus 9 „Navaten" und 9 Bogen von Lavaquaderſteinen. Man ſah hier die alte Waſſerleitung, durch die noch Waſſer

floß, aber Riedesel konnte hier nicht mit dem Fürsten Thermen erkennen. Vgl. aber Münter, S. 402 f., Stolberg, VIII. 228 f. Derselbe schreibt S. 111: „Man siehet einige kleine Kennzeichen der alten Stadtmauer, des Circus und einer Naumachie in der Gegend des Kapuzinerklosters. Es sind aber mehr idealische Muthmaßungen als wirkliche Denkmale des alten Catania." Es fällt auf, daß G. das Amphitheater ganz übergeht. Schon Riedesel berichtet S. 112 f.: „Die Lage des Amphitheaters der alten Stadt Catania war dem Prinzen von Biscari so wohl bekannt, daß er in meiner Gegenwart da nachgraben ließ, wo er solches zu sein vermuthete, und auch in der That Kennzeichen desselben antraf. Wir trafen das zweite Stockwerk und den Gang, welcher in demselben rund herum ging, nebst einigen Stufen. Ich habe aber in einem Schreiben von demselben kürzlich Nachricht von weitern Entdeckungen desselben erhalten. Er schreibt mir, daß das ganze Amphitheater unter der Erde noch erhalten sei, und daß er völlig in demselben herumgegangen; seine Form sei eiförmig, wie alle Amphitheater sind, und dasselbe nur auf der einen Seite gegen den Berg angelehnet, auf der andern aber frei, von Steinen der Lava erbauet, seine Größe aber sehr beträchtlich." Vgl. Münter, S. 401 f.; Bartels, II. 436 ff.; Stolberg, VIII. 229 f. Riedesel sah schon die Reste des alten Theaters, das größer gewesen als das des Marcellus in Rom, und eines kleinern (eines Odeon) daneben. Vgl. Münter, 388 ff.; Bartels, II. 438 ff. Auch Tempelreste wollte Fürst Biscari gefunden haben, so in der Nähe des Theaters einen kleinen runden Tempel von Lava, dessen Kuppel wohl erhalten sei (Riedesel, S. 113), und einen Pfeiler und ein Stück der Treppe des uralten Cerestempels (Münter, S. 404 ff.). Beträchtliche Spuren der alten Wasserleitung zeigen sich vor Catania. Vgl. Münter, S. 404. Nach den großen Naturanschauungen und den bedeutenden Ruinen von Girgenti machten diese meist unscheinbaren Reste auf G. keinen Eindruck.

75. Ueber Taormina nach Messina, vom 6ten bis zum Morgen des 8ten (S. 283–287). Den 6ten. Der Weg bis Taormina, auf welchem Münter die Felsen von Jaci besuchte, bleibt unbeschrieben. Vgl. Münter, S. 460 f.; Bartels, II. 132 ff.; Stolberg, VIII. 263 ff. Auf dem Wege nach Taormina nahm er die letzte Lava mit. — Taormina. Riedesel, S. 146 f.: „Tauromenium, jetzt Taormina genannt, liegt auf einem 2 Miglien

hoch erhabenen Berge. . . . Ueber Taormina iſt ein Flecken auf einem noch höhern Berge, welcher Mola heißet; die Rhede, wo man Anker wirft, heißt Giardini." Wo er in der „kleinen erbärmlichen Stadt" (Bartels, II. 106) Unterkommen gefunden, ſagt G. nicht. Bartels und Stolberg wohnten im Kapuzinerkloſter. — Zwei Gipfel durch ein Halbrund verbunden (S. 283). Vgl. Riedeſel, S. 151. Derſelbe gedenkt S. 147 f. auch noch mancher andern Alterthümer, unter denen Tempelreſte, Zifternen und Wegen, die man einer Naumachie zuſchreibt. — Den 7ten. Unter Taormina (S. 284), in einem Garten am Meeresufer bei Taormina, wo G. des auf die Höhe gegangenen Malers wartete. Wol an dieſem Tage nahm G. ein Stück Lavaglas, auch Granit und Gneiß „aus dem Meere bei Taormina" (S. 571 f.). — Seine Bleiſtifte manchmal ſpitzen. Riemer, II. 263: „Goethe erzählte mir öfter von dieſer Gewohnheit des Künſtlers, worüber er manchmal vom Zweck abgekommen ſei und die Zeit verthan habe." — Man kann zweifeln, ob die Worte „Und ſo ſaß ich . . . ins Auge faſſen" hier urſprünglich ſtanden; die Grillen dürften kaum der Plan zur „Nauſikaa" geweſen ſein. — Aus der Erinnerung (S. 285—287). Dieſe Aeußerungen, welche bis auf Palermo zurückgehen (Z. 19 f.), ſtimmen weder damit, daß G., wie wir aus ſeinen Tagebuchbemerkungen erſehen, den Gedanken an eine Nauſikaa ſchon früher gefaßt hatte (S. 228), noch mit dem erhaltenen Plane und den Bruchſtücken der Dichtung (vgl. Werke, Bd. X. S. 533 ff.). In dem dort gegebenen Schema nebſt Begründung kommt ſonderbar genug der Name der Nauſikaa nicht vor; es findet ſich für ihn überall Arete, nur in der Motivirung des Schemas im fünften Akt ſcheint einmal der Name der Arete für den des Alcinous zu ſtehen. Die Erzählung der Schickſale des Odyſſeus erfolgte hier im zweiten Akte, der dritte ſpielte zwiſchen Ulyſſes, Nauſikaa (Arete) und ihrem Freier (Nereus), wobei Nauſikaa ihre Neigung verrieth. Im vierten tritt zu dem im Palaſte mit dem Könige bleibenden Aelteſten der Königsſohn, welcher vom Siege des Gaſtes berichtet, dann erſt tritt Nauſikaa auf, deren Leidenſchaft durch die Kunde von der Heldenkraft des Gaſtes auf das Höchſte geſteigert wurde, was ſie bei dem ſchließlichen Auftreten des Ulyſſes nicht verheimlichen kann. Im fünften Aufzug bietet Ulyſſes dem Alcinous ſeinen Sohn als Eidam an, aber im Augenblicke, wo Alles zwiſchen Beiden verabredet iſt, bringt ein Bote die Kunde, daß eine Jungfrau ſich von einem Felſen geſtürzt habe, und raſch

entwickelt sich die schreckliche Gewißheit. Zuletzt wird die Leiche auf die Bühne gebracht, worauf Ulysses verzweifelnd seine Schuld an diesem schrecklichen Schicksal bekennt. Die wenigen ausgeführten Scenen und Stellen weichen nur darin vom Schema ab, daß statt Arete wirklich der Name Nausikaa eintritt und Eurymedusa für ihre Freundin Xanthe. Die am Anfange auftretenden Mädchen heißen „Areteus Jungfrauen". Daß sich ein Schema des Stückes, vielleicht des „Ulysses auf Phäa", über den Strehlke's Zweifel gegen Riemer (Werke, Bd. X. S. 535) nicht begründet ist, und einiges Ausgeführte unter seinen Papieren erhalten habe, ahnte G. nicht, als er diese nichts weniger als ganz zutreffenden Erinnerungen im Jahre 1816 niederschrieb.

76. Den 8. Mai. Von Taormina nach Messina (S. 287 f.). Der Weg bildet eine kleine Tagereise. Vgl. Riedesel, S. 168. — Solanum. Auch Borch (I. 47) bemerkt, die ganze Küste sei davon voll, nennt aber noch eine Masse anderer Pflanzen, die er hier gefunden. — Der Fiume Nisi, der einzige beträchtliche Fluß. Bei G. heißt er Nisi (wie der Oreto Orete), sonst meist Niso. Beide Formen standen wol neben einander, aber Niso ist durchgedrungen. Bei Barrels (II. 22 ff., 106) findet sich daneben noch die lateinische Form Nisus. Der Fluß soll auch Goldsand führen. — Zwischen dem ... Meere und den Felswänden hin. Münter schreibt (S. 402): „Der Weg verliert sich zuweilen in die benachbarten Gebirge, besonders in die Gegend der kleinen Festung San Alessio, die Fauces Tauromenitanae der Alten, die hoch in einem wilden Gebirge liegt. ... Ich blieb diese Nacht zwölf Miglien von Taormina, an einem Orte, der Fiume di Cinisi heißt. ... Den folgenden Morgen ritt ich ohne Gefahr nach dem zu gewissen Jahreszeiten gefährlichen Fiumara (Wildbach) di Nisa, verfolgte beständig die Seeküste im Schatten der hohen und in der alten Geschichte berühmten chalcidischen und pelorischen Felsen, bis ich endlich die Landhäuser, mit denen die Vorstädte von Messina anfangen, erreichte und nach einem Wege von sechs italiänischen Meilen zwischen Landhäusern und Gärten in Messina ankam." Stolberg berichtet (IX. 272): „Beim Capo di San Alessio erhebt sich oft senkrecht ein Felsen und setzet seinen Fuß ins Meer. [Vom Capo San Alessio nahm G. Granit und Gneiß mit, wie „zwischen Taormina und Messina" kalkartig Gestein, wo er auch

häufig Glimmerschiefer mit vielem Quarz und mit Kalk abwechselnd antraf.] Auf ihm steht ein altes Kastell. Links sahen wir fast beständig Felsen oder Berge, welche einen schönen Anblick gaben. . . . Rechts sahen wir den untern Theil von Kalabrien und Siziliens östliche Küste von Messina's Gegend bis nach Syrakus. Zwischen Taormina und Messina, unfern eines Gesundbrunnens am Meer, in welchem gebadet wird, sind Gold- und Silberbergwerke. . . Ungefähr eine kleine deutsche Meile von Messina läuft in gerader Linie eine Straße von Häusern, welche durch große, angenehme Gärten unterbrochen werden. Man sieht sie als eine Vorstadt von Messina an."

77. In Messina am 9ten und 10ten (S. 288—298). Den 9ten (S. 288—291). Nach dem ungeheuern Unglück. Das Erdbeben vom 5. bis 7. Februar 1783 hatte den größten Theil der Häuser zerstört oder verwüstet. — Nach zwölftausend . . . die übrigen dreißigtausend. Riedesel giebt im Jahre 1767 die Zahl der Einwohner auf 25000 an. Beide Zahlen sind zu hoch gegriffen; 6000 und 20000 würden der Wirklichkeit näher kommen. Freilich wollte man 1787 die Zahl der Einwohner wieder auf 30000 schätzen; 1714 hatte man 40393 (unter ihnen über 10000 Mönche und Nonnen) gezählt, aber 1743 hatten die Pest und darauf die Kinderpocken Verheerungen unter den Einwohnern angerichtet. — Auf einer großen Wiese eine Bretterstadt (S. 289). Man nannte diese höher gelegene neue Stadt Terra nuova. Bartels, II. 70 f. Münter spricht (S. 477) von drei verschiedenen Quartieren außerhalb der alten Stadt. — Zu Frankfurt . . . zu Leipzig. Vgl. G.'s Werke, Bd. XX. 14, 18; XXI. 30. Die Bretterbuden beschränkten sich nicht auf die bezeichneten Plätze. — Auffallend ist der Ausdruck dieser Gegenstände; man erwartet eher dieser Gegensätze, so daß die Aeußerungen der Freude und des Frohsinns im Gegensatze zu dem Entsetzen und der Furcht gemeint wären. — Ein freundlicher Konsul. Daß hier (und weiter unten S. 298) die Nation nicht genannt wird, welcher unser Konsul angehörte, fällt auf. Man könnte an den französischen Konsul denken, da derselbe G. mit einem französischen Kauffahrer bekannt machte und auch ein französischer Sprachmeister sich an ihn anschloß. — Vor den Seeräubern sichert, da die Franzosen mit den Seeräuberstaaten auf freundlichem Fuße standen. Vgl. S. 265. — Dem Gouverneur (S. 290), dem gleich nach dem Unglück vom

Vicekönig gesandten Governador intimo Feldmarschall Dr. Michele Odea, nach Münter, S. 486, und Bartels, II. 96. Münter bezeichnet ihn als einen alten biedern Irländer, der seinem Amte als Oberhaupt der zerstörten Stadt, Kommandant der Festung und der einquartierten Truppen wohl gewachsen gewesen sei. „Er war ein großer Freund der militärischen Subordination und wußte Gelindigkeit und Strenge zu rechter Zeit zu gebrauchen, so daß die öffentliche Ordnung und Sicherheit in Messina weit schneller als in Kalabrien wiederhergestellt wurde. Er hat zugleich den Vorsitz in der vom Könige angeordneten Kommission, welche die Wiederaufbauung der Stadt veranstalten soll." — Mit Malta verwandt (S. 291), ein Malteserritter. — Dieser Löwenhöhle, mit Anspielung auf die Aesopische Fabel vom Fuchse und Löwen, deren sich Plato (Alcib., I. 39) und Horaz (Epist., I. 1, 73—75) bedienen. Auch liegt wol ein Anklang an den Rachen des „goldenen Löwen" zu Catania (S. 275, 277) zu Grunde. S. 293 vergleicht S. den Gouverneur mit dem Cyclopen Polyphem. — Den 10ten (S. 292). Der sogenannten Palazzata. Am 6. Februar 1783 war außer vielen Kirchen und Klöstern diese ganze Reihe von Palästen am Meer eingestürzt. Münter, der im Februar 1786 sich in Messina befand, berichtet (S. 483), schon sei Befehl gegeben, die Palazzata wieder aufzubauen und zwar ebenso hoch, wie sie gewesen, damit der Hafen nicht dem gefährlichen Libeccio-Winde ausgesetzt sei, gegen den eben diese hohen Gebäude ihn geschützt hatten. — Sikaner und Sikuler. Die Sikaner bildeten die Urbevölkerung der Insel; dafür, daß sie auf dem Boden des jetzigen Messina sich angesiedelt, findet sich kein geschichtlicher Halt. Ueber die Orte, die nach bestimmten Berichten oder Anzeichen für sikanisch zu halten sind, vgl. Holm, I. 59—62. Die Sikaner scheinen nur der Uebermacht der aus Italien eindringenden Sikuler gewichen zu sein. Diese gründeten hier die Stadt Zankle, das spätere Messina, deren Name (ursprünglich Dankle) auf die sichelförmige Gestalt des Hafens gehn soll. Als die Sikuler durch hellenische Seeräuber bedrängt wurden, wandten sie sich gleichfalls zum westlichen Theil der Insel: später entstand hier eine eigentliche griechische Niederlassung. Vgl. Holm, I. 132 f. — Und so (vgl. S. 301, Z. 17), ein schroffer, wol nicht ursprünglicher Uebergang zur Bezeichnung des Durchwandelns der Stadt. — Den Patron (S. 293). Man erwartet als Patron oder etwa den Patron Odysseus. „Odysseus ... erbittend" paßt eigentlich nicht wohl zu „mit heiterm Sinne" und dürfte

hätterer Zusatz sein. — Frei, dem Handelund Wandel offen wieder übergeben (S. 294). Offen müßte hier gestrichen oder an die Stelle von frei gesetzt werden. Das überlieferte Komma nach frei verdeckt den Schaden nur. Man könnte statt offen vermuthen offen und frei, wie es im Briefe vom 1. September (S. 393) steht. — Die Jesuitenkirche, die wegen ihrer prächtigen Bauart erhalten geblieben. Vgl. S. 292. — Eingelegte Pilaster (S. 295). Borch, I. 43: „Ihre mit feiner Mosaik bekleideten Pilaster scheinen prächtige Tapetenstücke zu sein." — Von ältern und neuern ächten Kunstwerken (S. 296). Solche sah auch Riedesel längst vor dem Erdbeben nicht, nur in dem daneben liegenden Novitiat der Jesuiten waren einige gute Gemälde aus der Römischen Schule (S. 160).

78. Reise von Messina nach Neapel, vom 11ten bis zum Morgen des 14ten (S. 298—305). Den 11ten. Der gelbe Laufer. Vgl. S. 290. Hier zuerst wird die vorgeschriebene Farbe seiner Tracht erwähnt. — Ergetzlichkeit, wie douceur, zur Bezeichnung einer kleinen Gabe, eines Trinkgeldes, wie z. B. bei Volkmann, I. 89, III. 348. — Charybdis . . . Scylla (S. 299). Ueber die unbedeutende Erscheinung der jetzt so genannten Felsen gegen die Homerische Schilderung haben die Reisebeschreiber verschiedene Ansichten geäußert. Vgl. Münter, S. 492. Den Strudel der Charybdis setzen Viele mit Cluver unter den Leuchtthurm auf der äußersten Spitze der Meerzunge (so auch Münter), während Schiffer und Fischer ihn dem sogenannten Scillafelsen gegenüber vor dem Capo di Faro annehmen. Vgl. Stolberg, VIII. 301. — Jodocus Momper, dessen Landschaften sich, wie die seiner etwas ältern Landsleute, Johann Breughel und Paul Brill, durch die weiten Fernungen auszeichnen. — Selinunt. Die Stadt wurde zweimal von den Karthagern zerstört, zuletzt die ganze Gegend von den Sarazenen verwüstet. G. hatte die Trümmer nicht besucht. — Den 12ten (S. 300). Eine Schaar Delphine. Vgl. S. 215 f., Stolberg, VIII. 140 f., Welcker's „Kleine Schriften", I. 89 f. — Der weißen Flagge. Vgl. S. 289. — Den 13ten (S. 301). Und so. Daß zwischen diesem und dem vorigen Bericht eine Nacht und ein Morgen liegt, ergiebt sich daraus, daß sie erst am vierten Tage in Neapel ankamen. Vgl. S. 305, Z. 7—11. — Capo Minerva. Vgl. S. 214. — Den Vögeln von Malcösine (S. 303). Vgl. S. 25. — Auf dem stürmen-

Seite

Gutmann und Gutweib 116
Gnomische Verse 118
Nach dem Lateinischen 121
Nach Lord Byron . . . . . 278 u. 372
† Fillan's Erscheinung und Fingal's Schildsang. Aus Ossian 372
† Erinnerung des Gesanges der Vorzeit. Aus Ossian . 377
† Darthula's Grabesgesang. Aus Ossian 377
† Aus einer Uebertragung des Hohen Liedes 378
† Pindar's 8te Olympische Ode 379
† Auf die Geburt des Apollo 380
Epigramme auf Byron's Kuh 384
Mode-Römerinnen 385
Nach Dante 387
Aus Manzoni's Adelchi und Carmagnola . . . 387 u. 388
Hochländisch 389

Anhang.

† Unbewußte Liebe 401
† Sehnsucht 402
Haus Liederlich 402
Die Zerstörung Magdeburg's 403
† Brezellied für die Brezelfrau in Weimar 404
† Brezelfrau 405
† Verschiedene Wege 406
† Der Autor 406
† Des Welt Lohn 406
Dialog 406
† An Korona Schröter, nach der Aufführung der Sta. Elena 408
† An die Herzogin Luise 408
† Familiengemälde 409
† Blumen und Pflanzen 409
† Das 10te Epigramm des Ausonius 410
Aus dem Italienischen. Sonnett 411
Desgleichen. Sonnett 411
Dornburger Inschrift 412

Zur Revision des Textes 413
Alphabetisches Register der Anfangsworte von sämmtlichen Gedichten Goethe's (mit Ausnahme des Westöstlichen Divan), wie dieselben in den erste drei Theilen dieser Ausgabe enthalten sind 431

den See Tiberias. Matth. 8, 24—27. Vgl. G.'s Gespräche mit Eckermann unter dem 12. Februar 1831. — Barlamé, (S. 303), wol richtiger Barlamo, so daß die Frau dem Fremden, der so weise und edel zu ihr gesprochen hatte, den Namen des Einsiedlers beilegte, der nach dem auch in Italien schon Jahrhunderte lang verbreiteten geistlichen Roman den indischen Prinzen Josaphat bekehrte. Schuchardt dachte sich, Barlamé sei ein damals in Ansehen stehender Geistlicher gewesen. Vergebens habe ich anderwärts, auch von Palermo aus durch Vermittlung Köhler's, darüber Auskunft zu erlangen gesucht. Das Wort findet sich nicht im sizilianischen Dialekte. In der sizilianischen und in der neapolitanischen Mundart müßte der Ruf der Frau lauten: Benedettu lu Barlamu. — Merian's Kupferbibel (S. 304). Vgl. Werke, Bd. XX. S. 29, XXIII. S. 235. — Ein gewaltsames Getöse. Man könnte, was Zacharias Werner von Kniep gehört haben wollte (vgl. S. 763), etwa auf die Rückfahrt beziehen. — Am vierten Tage (S. 305). Gegen Seidel (vgl. S. 801) nennt er diese Fahrt eine vierthalbtägige.

Neapel.

Zweiter Aufenthalt und Rückreise nach Rom, vom 14. Mai bis zum 6. Juni 1787.

79. Vom 14ten bis zum 19ten (S. 306—308). Gleich am 15ten sandte G. die Tagebücher von Palermo bis Neapel (die von der Seefahrt schloß er erst hier ab) an Frau von Stein und begleitete sie mit einem Briefe, von dem uns nichts erhalten ist. Dagegen kennen wir G.'s Brief vom 15ten

An Seidel.

„Dein Brief vom 7. März hat mich gestern, da ich vom Schiffe stieg, empfangen, und Deine treuen Worte waren mir herzlich willkommen. Die Reise durch Sizilien ist denn auch glücklich vollbracht und wird mir ein unzerstörlicher Schatz auf mein ganzes Leben bleiben. Du sollst bei meiner Rückkunft Manches hören. Besonders kann man sich keinen Begriff von der Fruchtbarkeit des inneren Landes machen, wenn man es nicht gesehen hat. Von Palermo auf Girgenti und von da auf Messina habe ich die Reise zu Pferde gemacht[1]) und bin mit

1) Vgl. oben S. 777, 787.

einem franzöſiſchen Schiffe nach einer vierthalbtägigen Fahrt hier angekommen. Nun kann ich Frohnleichnam und St. Peter in Rom feiern.

„Was Du von meiner Iphigenie ſagſt, iſt in gewiſſem Sinne leider wahr. Als ich mich um der Kunſt und des Handwerkes willen entſchließen mußte, das Stück umzuſchreiben, ſah ich voraus, daß die beſten Stellen verlieren mußten, wenn die ſchlechten und mittlern gewannen. Du haſt zwei Scenen genannt, die offenbar verloren haben.[1]) Aber wenn es gedruckt iſt, dann lies es noch einmal ganz gelaſſen, und Du wirſt fühlen, was es als Ganzes gewonnen hat. Doch liegt das Hauptübel in der wenigen Zeit, die ich darauf verwenden können. Den erſten Entwurf ſchrieb ich unter dem Rekrutenausleſen und führte ihn aus auf einer italiäniſchen Reiſe.[2]) Was will daraus werden? Wenn ich Zeit hätte, das Stück zu bearbeiten, ſo ſollteſt Du keine Zeile der Ausgabe[3]) vermiſſen. Was ich machen kann, wird man vielleicht aus einem Stück ſehen, das ich auf dieſer Reiſe erfunden und angefangen habe.[4])

„Was Du mir von den übrigen Verhältniſſen ſchreibſt, werde ich in einem feinen Herzen bewahren und Frucht bringen laſſen. Da ich die Grille Karl's V. hatte, mein Leichenbegängniß bei lebendigem Leibe anzuſehen, darf es mich nicht wundern, wenn Träger und Todtengräber nach ihrer Weiſe handeln und die Prieſter die Exequien anſtimmen.[5]) Uebrigens bleibe ja dabei, und ich fordere Dich dazu auf, mir über Alles, was mich ſelbſt angeht, und was Du ſonſt gut finden magſt, Deine Meinung unverhohlen, ja ohne Einleitung und Entſchuldigung zu ſagen. Ich habe Dich immer als einen meiner Schutzgeiſter angeſehen; werde nicht müde, dieſes Aemtchen auch künftig beiher zu verwalten!

„Inliegendes gieb an Frau von Lichtenberg[6]) und grüße

1) Es ſind Scenen gemeint, die ſchon in der frühern Faſſung bedeutenden Eindruck machten; man kann an III. 3 und 5 denken.

2) Nur den größten Theil der drei erſten Akte des in Weimar begonnenen Stückes ſchrieb er auf dieſer Reiſe.

3) Der ihm bekannten frühern Ausgabe oder vielmehr des Entwurfs. G. meint, er werde dann gar keine Ausſtellung zu machen haben. Daß er die Abſicht hatte, das Stück unſerm Theater näher zu bringen, wiſſen wir.

4) Aus der Nauſikaa.

5) Bei der offenbar launig gewendeten Aeußerung liegt die Meldung Seidel's zu Grunde, daß Viele in Weimar glaubten, G. werde nicht zurückkehren, und ſich deshalb freier über ihn äußerten.

6) Die Gattin des herzoglichen Adjutanten Rittmeiſters Friedrich von Lichtenberg, die G. noch als Fräulein von Aften bei Frau von Stein kennen gelernt hatte. Es galt wol einen von Dieſer ihm zugekommenen Auftrag.

wieder einmal von mir nach der Reihe herum mit dem Vermelden, daß ich aus Sizilien zurückgekommen sei. Herrn von Knebel kann ich meinen Garten nicht einräumen; ich habe Schlüssel und Besitz vor meiner Abreise an Frau von Stein abgetreten. Leite es auch so ein, daß er sie nicht darum anspricht; sie cedirt ihn vielleicht aus Gefälligkeit, aber ungern.[1] Du wirst das schon auf eine gute Weise zu machen wissen.

„Lebe wohl und gedenke meiner! Was mögt Ihr für Wetter gehabt haben? Wir haben in Sizilien mitunter große Kälte gefühlt. Hier ist wieder ein reiner, herrlicher Himmel.

„Wenn Du mit der umlaufenden Post noch etwas Nothwendiges zu sagen hast, so schreibe gleich;[2] schicke mir aber nachher keine Briefe weiter nach Rom, ich müßte es denn wieder verlangen. Ich werde, sobald ich es mit Gewißheit kann, Dir meine neue Adresse schreiben.[3] Lebe wohl! Gedenke mein!

„Kranz ist schon lange fort;[4] ich behalte den Brief an ihn zurück."

An demselben Tage trat er mit Kniep die Reise nach Salerno und Pästum an, von welcher er am 16ten zurückkehrte. Schon vor dem Besuche Siziliens war er mit Kniep dort gewesen. Leider ist der Bericht über diese Reise bei der Redaktion ausgefallen. Ein sonderbarer Irrthum ist es, wenn L. Hirzel („G.'s Italiänische Reise", S. 31) G. von Messina über Salerno und Pästum nach Neapel zurückkehren läßt. Den 17ten richtete er an Herder den Brief S. 306 f. Es ist der einzige Brief, den G. mit Dessen Adresse in die „Italiänische Reise" aufgenommen, wie er es im „Zweiten Römischen Aufenthalt", S. 417 f., mit dem Briefe vom 12 Oktober that. — Die Inseln (S. 306). Er schließt die vom Schiffe und von Sizilien aus gesehenen Inseln mit ein, obgleich eigentlich nur von Sizilien die Rede sein kann. — Den ersten Juni. Das stimmt nicht zu dem Auftrage an Seidel (vgl. unten Anm. 3); G. muß mittlerweile rascher zurückzukehren beschlossen haben. — Anfangs Juli, nach dem Peterstage (29. Juni). — An meinen Schriften. Die Handschrift

1) Weil der Garten ihr gleichsam eine leidhafte Erinnerung an den fernen Freund war, auf den sie das Hauptanrecht zu haben glauben durfte. Bei der Antretung war freilich von einer so langen Abwesenheit nicht die Rede gewesen.

2) Diese Meldung konnte er in etwa fünf Wochen von Weimar erhalten.

3) Er erhielt keine Briefe mehr in Rom, sondern auf der Rückreise von dort in Florenz. Vgl. unten S. 811.

4) Vgl. oben S. 128, Anm. 6.

ging vor dem Drucke durch Herder's Hand, der G.'n über ein paar Aenderungen berichtet haben wird. — Von Dir (S. 306). Er hatte ihm das baldige Erscheinen des dritten Theils der Ideen, der Fortsetzung der Zerstreuten Blätter und der Gespräche über Gott gemeldet, die letzter wol nur geheimnißvoll, wie er auch gegen Andere that, angedeutet. — Die ... herrlichste Idee (S. 307). Erst nachdem ihm durch die Tempel Siziliens der Blick geöffnet war, konnte er den hohen Werth der hier erhaltenen noch ältern Reste würdigen, die ihn beim ersten Anblick stutzig gemacht hatten. Vgl. S. 208 und Münter, S. 89. — Der mittlere Tempel, der die deutlichste Einsicht von der innern Einrichtung der alten dorischen Tempel giebt. Vgl. oben S. 208. — Erlogenen, d. h. rein erdichteten, wie G. auch Lüge von der Dichtung braucht. — Beschriebenen Gegenstände, mit Beziehung auf die Darstellung des Meers und seiner Ufer in der Odyssee. — Sie. Sollte heißen die Alten oder die Griechen. In der „Geschichte der Farbenlehre" sagt G. von der Naturbetrachtung der Griechen: „Sie schauten die Gegenstände tüchtig und lebendig und fühlten sich gedrungen, die Gegenwart auszusprechen." Vgl. auch Werke, Bd. XXVIII. S. 198 ff. — Ferner muß ich Dir vertrauen (S. 308). Vgl. S. 194, 210. — Den 18ten. Vielleicht Fortsetzung des Briefes an Herder, da der Brief erst am 19ten abgehn konnte. — Ein summarisches Verzeichniß, wol nach Volkmann's drittem Bande, wie er Volkmann auch am 16. Februar zu Rom durchgegangen war (S. 162). — Den 19ten war G. mit Kniep in Puzzuoli, wo er nach den vorhandenen Resten die ursprüngliche Gestalt des Tempels des Jupiter Serapis zu errathen suchte. Weshalb er die damaligen Tagebuchbemerkungen und die Vermuthung über die Pholaden, welche Löcher in die Säulen getroffen, bei der Herausgabe der „Italiänischen Reise" unterdrückte, bemerkte er 1823 in dem in den Heften „Zur Naturwissenschaft" (II. 79 ff.) gedruckten Aufsatze „Architektonisch-naturhistorisches Problem" (Werke, Bd. XXXIV. S. 223 ff.), welchem er seine Tagebuchbemerkungen einverleibte. Zur Sache vgl. Gehler's physikalisches Wörterbuch, VI. 1605 ff. Schon am 9. Februar 1823 hatte G. diesen Aufsatz dem Geh. Legationsrath von Hoff, dem Verfasser der „Geschichte der durch Ueberlieferung nachgewiesenen Veränderungen der Erdoberfläche" mitgetheilt, mit der Bemerkung, er habe sie aus der „Italiänischen Reise" weggelassen, weil Kupfer dazu nöthig seien; schon einige Jahre liege die deshalb von neuern

Architekten entworfene Tafel unter andern Papieren. Vgl. G.'s „Naturwissenschaftliche Korrespondenz", I. 201 f.

80. Vom 20. bis zum 26. Mai (S. 308–313). In die „Italiänische Reise" wurden aus dieser Woche nur drei tagebuchartige Mittheilungen und Stücke aus Briefen an Frau von Stein und Herder aufgenommen. — Mein lockeres Prinzeßchen (S. 309), Filangieri's Schwester. Vgl. S. 186 f., 750. — Erdbeben (S. 310), im Februar und März 1783. Die Erdstöße dauerten auch in den folgenden Jahren noch fort, ja hatten zur Zeit noch nicht ganz aufgehört. Vgl. Münter, S. 494 ff. — Andächtig munter beging (S. 311). Die Munterkeit war so sehr ein Grundzug des Filippo Neri, daß zu dessen Lebzeiten Kardinal Agostino Valerio eine Schrift „Philippus sive de laetitia Christiana" herausgab. Ohne Zweifel besuchte G. an diesem Tage das Oratorium des Heiligen. Er gedenkt ausdrücklich seines Oratoriums weder in Neapel noch in Rom noch in Palermo (vgl. Borch, II. 55; oben S. 747 f.) — Philipp Neri. Höchst wahrscheinlich war G. eine kurze italiänische Lebensbeschreibung in die Hand gekommen, wie sie an seinem Festtage verkauft wurden. Vgl. S. 332 ff. nebst unsern Anmerkungen S. 815 ff. — Die Gabe des unwillkürlichen Gebetes, daß er auch in Gegenwart Anderer sich nicht enthalten konnte, Gott anzuflehen. — Die Gabe der Thränen, eine gangbare Bezeichnung seines unbezwinglichen Dranges, bei Allem, was sein Mitleiden erregte, sich in Thränen zu ergießen. — Des Aufsteigens vom Boden und Schwebens, wie es besonders von Franciscus Xaverius und Peter von Alcantara erzählt wird. Vgl. Görres, „Die christliche Mystik", II. 519 ff. — Zu Luther's Zeit. Neri wurde zwei Jahre vor der Reformation geboren. In sein vierunddreißigstes Jahr fällt die Stiftung des Jesuitenordens in demselben Rom, wo er sich eben ganz dem christlichen Leben hingegeben hatte. Sein bedeutendstes Wirken beginnt erst nach dem Tode des Ignatius von Loyola (1556), der ihn vergebens für seinen Orden zu gewinnen suchte. Dieser nannte ihn, weil er selbst in keinen Orden trat, Andere dagegen dazu antrieb, die Glocke. — In das Säkulum, in das weltliche Leben. Freilich wird dadurch Neri's eigentliche Absicht nicht erschöpft, der vielmehr das arg verdorbene Leben wieder mit dem Geiste des apostolischen Christenthums erfüllen wollte und so auch der Entfremdung der Geistlichkeit entgegen-

trat. — Manche Geſchichte (S. 312). Die beiden folgenden Geſchichten erzählt G. auch S. 337 f. — Nach Spernere mundum (S. 313) iſt spernere neminem ausgefallen. Der Grundſatz iſt hier zu einer Anrede an ſich ſelbſt geworden. Vgl. S. 336 f. —

Am 26ſten ſchreibt Goethe

An Fritz Stein.

„Deine vielen Briefe, die ich alle auf einmal erhielt, haben mir viel Freude gemacht. Ich bin aus Sizilien glücklich zurück, und Du kannſt ohne Sorge ſein.[1] Ich komme nun bald, und Du ſollſt ſchöne Sachen ſehen und hören. Zeichne fleißig nach Büſten und verſuche auch einmal einen Kopf nach dem Leben. Zeichne Landſchaften nach der Natur und ſuche gleich etwas Intereſſantes zu wählen, ſo gut es die Gegend giebt. Ich kann Dir, wenn ich komme, manche Anleitung geben; denn ich komme aus einer großen Schule. Dein italiäniſcher Brief hat mich ſehr vergnügt; wenn ich zurückkomme, wollen wir nur Italiäniſch reden.

„Wenn Du das Meer ſehen ſollteſt, würdeſt Du große Freude haben. Wenn man es eine Zeit lang gewohnt iſt, ſo kann man nicht begreifen, wie man hat leben können, ohne es geſehen zu haben, und wie man fort leben ſoll, ohne es zu ſehen. Ich bin durch Sizilien gegangen, ohne Empfehlungsſchreiben und ohne Garde,[2] und bin doch durchgekommen; es geht Alles, wenn man ſich zu ſchicken und zu finden weiß. Wenn es meinen Wünſchen nach geht, ſo ſehen wir dieſe Gegenden einmal zuſammen. Oft wünſche ich Dich zu mir, im Ganzen ſehe ich doch aber, daß es gut iſt, daß ich Dich nicht mitgenommen habe. Nun ſehe ich Dich bald wieder, und es wird mir eine neue Freude ſein. Lebe wohl, grüße Deine Großeltern, Onkels und Tanten.“[3]

Der mit dem Datum des 27ſten verſehene Brief (S. 313 bis 316) muß hiernach ſpäteſtens vom 26ſten ſein; er iſt wol, mit Ausnahme des letzten Abſatzes, an Frau von Stein gerichtet. — Durch Graf Frieß, der von Rom herübergekommen war;

1) Fritz hatte ſich wie ſeine Mutter geängſtigt, daß dem väterlich für ihn ſorgenden Freunde in Sizilien ein Unglück widerfahren möge.

2) Einen bewaffneten Wegeweiſer, einen ſogenannten Campiere. Vgl. Münter, S. 217.

3) Die Brüder ſeiner Mutter, die Frau des ältern (Sophie von Schardt) und die Schweſter des Vaters.

denn daß Dieser einem Andern die Briefe übergeben habe, ist durchaus unwahrscheinlich, einmal weil G. dann den Ueberbringer selbst genannt haben würde, dann aber auch, weil die Vermittlung des Grafen Frieß, wenn Dieser in Rom geblieben wäre, auffallen müßte, da ja Tischbein, der sich wieder in Rom befand, die Briefe unmittelbar überschickt haben würde. Johann Frieß war „wegen guten Herkommens, im Niederländerkriege geleisteten nützlichen Diensten, zur Anlegung von Fabriken verwendeten beträchtlichen Geldsummen und gemachten Geldanticipationen für den Staat, besonders aber wegen ohne Zuthat der Finanzen bewirkten Versorgung der nach der Aktion bei Frankfurt an der Oder durch Polen unter Kommando des Generalfeldzeugmeisters von Loudon zurückmarschirten Armeecorps mit Geld und Lebensmitteln, endlich wegen geführter Direktion des Bergwerksproduktenverschleißes“ 1763 in den erbländischen, 1782 in den Reichsfreiherrn-, 1783 als kaiserlicher Hofrath in den Reichsgrafenstand erhoben worden. Das Geschlecht soll aus Mühlhausen im Sundgau stammen. G. hatte den in Wien auf hohem Fuße lebenden Kunstfreund wol früher, etwa in Karlsbad, kennen lernen. — Das sehnlich erwartete Schächtelchen (S. 313), wol mit einem Andenken der Freundin. — Eine liebenswürdige Dame. Im Briefe war wol der Name genannt, auch die Fassung etwas anders. Man könnte an die Gräfin Lanthieri (vgl. oben S. 633) denken. — Das Gedicht (S. 314), von Goethe (Werke, Bd. III. S. 318 ff.). — Die witzigen Neckereien, zu denen besonders der Herzog sehr aufgelegt war. Vgl. G.'s Briefe an Frau von Stein, III. 268. — Von Urfel, aus Brüssel. — Hamilton und seine Schöne. Vgl. S. 754 f. — Ohne Zweifel erwiderte G. in demselben Briefe auch auf die Mittheilung der Freundin, daß sie, statt in die Schweiz zu gehen, das Bad zu Aachen besuchen werde, welche Absicht gleichfalls aufgegeben wurde. — Auf Herder's dritten Theil (S. 316), der Ideen, der über die alte Welt handelte, dann die Humanität als Zweck der Menschennatur erörterte, weiter ausführte, daß nach den Gesetzen der innern Natur mit der Zeit auch Vernunft und Billigkeit unter den Menschen eine dauernde Humanität befördern müsse, da im Schicksal der Menschen eine weise Güte walte. — Der ganze Absatz scheint aus einem Briefe an Herder zu stammen, so daß Deinen statt Herder's stand, dann weiter Hebe und Du wirst.

81. Am 27sten schrieb G. an den Herzog, dessen Briefe ihm durch den preußischen Gesandten Marchese Luccheſini zugeſchickt worden waren, den herrlichen Brief, in welchem er ſich über die von dieſem ihm vorgeſchlagene Erleichterung in ſeinem weimariſchen Dienſte mit herzlichſtem Danke und dem vollſten Bewußtſein deſſen, was er in Zukunft ihm und dem Vaterlande ſein könne, ausſpricht. Der Brief ging vielleicht durch beſondere Gelegenheit, da der nächſte Poſttag der 30ſte war.

An den Herzog Karl August.

„Ihre lieben und werthen drei Briefe habe ich vor einigen Tagen auf einmal von Rom erhalten, wie die drei erſten zu ihrer Zeit auch alle richtig eingelaufen waren. Nun verlangt mich um ſo mehr nach Rom, um von Luccheſini die Begebenheiten zu erfahren, an denen Sie ſo viel Theil haben.[1]) Möge Alles auch zu Ihrem Glück und Freude ausſchlagen!

„Von meiner glücklichen Rückkunft aus Sizilien, von meiner Exkurſion nach Päſtum wird Frau von Stein etwas ſagen können. Ueberhaupt muß ich alles Detail auf meine Rückkunft verſparen; denn da war und iſt kein Mittel, meine Anmerkungen in Ordnung zu bringen. Ich bin über alle Maßen von meiner Reiſe zufrieden und von meinem zweiten hieſigen Aufenthalte. Ich habe mehrere intereſſante Menſchen kennen lernen,[2]) um derentwillen ich wol einige Zeit bleiben möchte; allein der 1. Juni iſt und bleibt zu meiner Abfahrt angeſetzt, eben wie ich aus Rom bald nach St. Peter zu gehen gedenke. Für den erſten Anbiß habe ich nun Italien genug gekoſtet; wollte ich es mehr und gründlicher nutzen, ſo müßte ich in einigen Jahren wiederkommen. Ich bin nur von Gipfel zu Gipfel geeilt und ſehe nun erſt recht, was mir Alles an Mittelkenntniſſen fehlt. Daß ich Sizilien geſehen habe, iſt mir ein unzerſtörlicher Schatz auf mein ganzes Leben.[3]) Unter dem, was ich mitbringe, wird hoffentlich Manches für Sie ſein. Was Sie beſtellen, will ich in Rom treulich beſorgen, auch mir daſelbſt einige Korreſpondenz

1) Durch des Herzogs unausgeſetzte Bemühungen war die Wahl des Statthalters von Erfurt zum Koadjutor des Kurfürſten von Mainz durchgeſetzt worden. Luccheſini hatte von dieſen Verhandlungen die genaueſte Kunde. Vgl. des Herzogs Brief an Knebel vom 4. März.

2) Beſonders Hackert, Hamilton, Filangieri, Benuti, auch einige gebildete Damen.

3) Dieſer Satz ſteht faſt wörtlich ſo im Briefe an Seidel (S. 800).

offen halten, daß man im Falle immer an gute Künstler rekurriren kann.

„An Ihre Anlagen[1]) habe ich oft gedacht; die schwarze Tafel soll auch nicht vergessen sein. Ich habe manche Räthsel unterwegs gefunden; vielleicht paßt eines in die Höhle der Sphinx. Gartenhäuser und Brunnen bringe ich mit. Meine besten Wünsche folgen Ihrer Frau Gemahlin ins Bad.[2]) Die Stein schreibt mir, sie werde nach Aachen gehn. Wäre sie nach der Schweiz gegangen, so hätte ich meinen Rückweg über Turin genommen, um ihr aufzuwarten; so aber denke ich über den alten Gotthard meine andächtige Wallfahrt zu vollenden. Auf Ihre Kartensammlung freue ich mich recht sehr. Da ich nun ein schön Stück Welt gesehen habe, interessirt sie mich wieder in allen Theilen. Viel Glück zu Dalberg's Erwählung! Ich hoffe ihm auf meiner Rückreise aufzuwarten.[3])

„Diese Stadt ist für einen Fremden sehr reizend; man kann einsam und für sich leben, und doch unter dem schönsten Himmel von den mannichfaltig zubereiteten Exzentrizitäten sein Theil nehmen. Ich bin neugierig, wie mir sein wird, wenn ich kein Meer künftig sehe, das ich nun drei Monate anhaltend und aus so vielen Gesichtspunkten im Auge gehabt habe.[4]) Das ist an Sizilien so lustig, daß, [wenn] man kaum eine Strecke in das Land hinein ist, gleich auf der andern Seite das Meer wieder erscheint und eine neue Küste uns entgegenlacht. Auf alle Weise seh' ich aber, wie schwer es ist, ein Land zu beurtheilen: der Fremde kann es nicht und der Einwohner schwer. Und dann ist der Mensch so einseitig, daß ein so großer und mannichfaltiger Gegenstand von ihm nicht wohl begriffen werden kann. Diejenigen, die ich über Neapel und Sizilien gesprochen habe, haben im Einzelnen fast Alle Recht, im Ganzen, wie mir scheint, fast Keiner. Ueber alle diese Dinge wird mündlich Manches abzuhandeln sein; es gehört dazu, daß man bestimmt und ausführlich spreche.

„In diesen meinen letzten Tagen unterhält mich auch das Theater, an dem ich bisher wenig Freude gehabt habe; doch

1) Im Weimarer Park, wo auch, wie es scheint, eine schwarze Tafel angebracht werden sollte, wie ein Rätsel in der Höhle der Sphinx, von welcher der Herzog mehrfach geschrieben hatte.
2) Nach Pyrmont.
3) Da er nach Frankfurt zu ziehen gedachte.
4) Vgl. die ähnliche Aeußerung im Briefe an Frau Stein, S. 805.

sehe ich, daß ich auf alle Fälle zu alt für diese Späße bin. Die andern bildenden Künste erfreuen mich mehr, und doch am Meisten die Natur mit ihrer ewig konsequenten Wahrheit.

„Auf dem Schiffe hab' ich manchmal an Sie gedacht, daß die präzisen und schnellen Manövres Sie sehr unterhalten würden. Es ist eine respektable Maschine, an der Alles ausgedacht, nichts Willkürliches ist, noch sein kann. Ich habe auf dem Hin- und Herweg vom Meere gelitten, und also viel Freude verloren. Stromboli ist ein wunderlicher Anblick: eine solche immer brennende Esse mitten im Meere ohne weiteres Ufer noch Küste. Die Sirenenfelsen hinter Capri[1]) aber haben uns den unvergeßlichen Eindruck gelassen, an denen wir beinahe auf die seltsamste Art bei völlig heiterem Himmel und vollkommener Meeresstille, eben durch diese Meeresstille, zu Grunde gegangen wären.

„Lassen Sie mich nun dieses Blatt meinem eigenen Verhältnisse widmen, für welches Sie so freundschaftlich und liebevoll sorgen. Es freut mich unendlich, wenn das Compte rendu wenigstens im Allgemeinen hat zu Ihrer Zufriedenheit ausfallen können. Erhalten und vollenden Sie das gute Werk, bei dem ich im Grunde wenig Verdienst habe. Der Gedanke, Schmidten die nähere Aufsicht über die Kameralgeschäfte aufzutragen, hat meinen völligen Beifall; er ist auf alle Weise der rechte Mann. Nur bei dem modo habe ich zu erinnern, daß, wenn Sie ihn zum Vicepräsidenten machen und mir eine Art Direktion lassen, alsdann ein Glied des geheimen Consilii dem andern untergeordnet ist, welches ich nicht für ganz gut halte. Vielmehr wünschte ich, Sie entbänden mich mit einem freundlichen Worte meiner bisherigen Inkumbenz (und mit der gewöhnlichen Formel „auf sein Ansuchen"), machten alsdann Schmidt entweder geradezu zum Präsidenten oder gäben ihm die Direktion, wie ich sie in Wirklichkeit, nicht nach dem Reskripte, gehabt habe. Doch das sei Ihnen Alles überlassen. Mein einziger Wunsch war, Sie Herr von dem Übrigen zu wissen. Alles, was Sie thun, um sich die Sachen mehr nach der Hand einzurichten, kann mir nicht anders als erfreulich sein. Machen Sie diese Veränderung, wann und wie Sie es für gut befinden! Anfangs September bin ich hoffentlich in Frankfurt. Kann ich alsdann einige Zeit bei meiner Mutter

1) Auf zwei oder drei schroffe Felsen im Süden der Insel versetzten Manche die Sirenen; so Virgil, Aen., V. 864.

Vorbemerkung des Herausgebers.

Die Anordnung der Gedichte des dritten Theils ist in etwas anderer Weise ausgeführt, als es ursprünglich beabsichtigt war (s. die Vorbemerkung zum 1. Theil S. 4). Zwar sind die von Goethe selbst gewählten vierundzwanzig Gattungsbezeichnungen beibehalten; um jedoch eine zu große Verstreuung des Gleichartigen zu vermeiden, erschien es uns zweckmäßig, die von 1833 bis jetzt in die Ausgaben aufgenommenen Gedichte nicht von denjenigen, die wir selbst hinzugefügt haben, in der Weise zu sondern, daß sie eine besondere Abtheilung der ganzen Gedichtsammlung bildeten; sie sind daher von jenen nur durch ein äußerliches Kennzeichen im Inhaltsverzeichnisse*) unterschieden.

Auch der Ueberblick über den Grad von Vollständigkeit, der in der vorliegenden Ausgabe erreicht ist, wird auf diese Weise erleichtert, und es liegt kein Grund vor, zu verhehlen, daß von Seiten der Verlagshandlung kein Opfer,

*) Alle Gedichte, welche bisher in keiner Ausgabe Goethe's standen, haben im Inhaltsverzeichnisse das Kennzeichen †.

bleiben, um meine vier letzten Bände in Ordnung zu bringen, meine Reisebeobachtungen besser auszuführen, vielleicht an Wilhelm und einigen andern Ideen zu arbeiten, so werde ich mich sehr erleichtert finden; denn einmal müssen diese Arbeiten doch hinter mich. Und darum nehmen Sie den besten Dank für Ihre Gesinnungen, daß Sie mich so gütig erleichtern wollen. Wie jetzt unsere Sachen stehen, können Sie es ohne Nachtheil der Geschäfte; ja, ich werde Ihnen mehr werden, als ich oft bisher war, wenn Sie mich nur das thun lassen, was Niemand als ich thun kann, und das Uebrige Andern auftragen. Mein Verhältniß zu den Geschäften ist aus meinem persönlichen zu Ihnen entstanden; lassen Sie nun ein neu Verhältniß zu Ihnen nach so manchen Jahren aus dem bisherigen Geschäftsverhältniß entstehen. Ich bin zu Allem und Jedem bereit, wo und wie Sie mich brauchen wollen. Fragen Sie mich über die Symphonie, die Sie zu spielen gedenken, ich will gern jeder Zeit meine Meinung sagen. So wird auch mein persönlich Verhältniß zu Schmidten mich in den Stand setzen, nach Ihrem Verlangen in allen Sachen mitzuwirken. Schon sehe ich, was mir die Reise genützt, wie sie mich aufgeklärt und meine Existenz erheitert hat. Wie Sie mich bisher getragen haben, sorgen Sie ferner für mich und thun Sie mir mehr wohl, als ich selbst kann, als ich wünschen und verlangen darf! Geben Sie mich mir selbst, meinem Vaterlande, geben Sie mich Sich selbst wieder, daß ich ein neues Leben und ein neues Leben mit Ihnen anfange! Ich lege mein ganzes Schicksal zutraulich in Ihre Hände. Ich habe so ein großes und schönes Stück Welt gesehen, und das Resultat ist, daß ich nur mit Ihnen und in dem Ihrigen leben mag. Kann ich es, weniger von Detail überhäuft, zu dem ich nicht geboren bin, so kann ich zu Ihrer und zu vieler Menschen Freude leben. Deswegen nehmen Sie den herzlichsten Dank für diesen neuesten Vorschlag und führen Sie ihn mit Glück und Segen aus!

„Können Sie gelegentlich etwas für Voigten thun, der Manches für mich trägt und dem Sie selbst wegen seiner Brauchbarkeit immer mehr auflegen müssen, so werden Sie Ihrem Dienste gewiß Vortheil bringen. Sprechen Sie mit Schmidt deshalb! Er kennt des Mannes Verdienste, weiß, wie man gewußt hat, ihn zu verkürzen, und kann wol einen Weg finden, wie Sie ohne Unzufriedenheit Mehrerer ihn erleichtern können. Leben Sie wohl und halten sich überzeugt, daß es Wenige treuer mit Ihnen meinen können als ich, und daß das Beste, was an

mir ist und sein wird, immer Ihrem Dienste gewidmet bleiben soll. Halten Sie mich lieb!

„Sagen Sie doch der Stein und Herder'n ein Wort davon im Vertrauen, daß sie nicht in Sorgen und wunderliche Gedanken gerathen. Eine Antwort auf diesen Brief würde mich schwerlich mehr in Rom treffen; ich schreibe bald, wohin wieder Briefe an mich adressirt werden können."

82. **Vom 28. Mai bis zum 3. Juni** (S. 316—331). Die folgenden Mittheilungen scheinen aus Tagebuchbemerkungen zu stammen, die G. von Rom aus an Frau von Stein sandte. Die vom 28. und 29. Mai sind in der jetzigen Fassung in Weimar für Wieland's „Merkur" ausgearbeitet (vgl. oben S. 602 ff.), zu der zweiten über die Eßwaaren ist der Brief Tischbein's oben S. 356 f. benutzt. — **Volkmann.** Vgl. die betreffende Stelle oben S. 602 f. Auch Archenholz (V. 172) giebt die Anzahl der Lazaroni auf 40000 an und sagt, sie hätten „weder Stand, Beschäftigung, Eigenthum, Wohnung noch Lebensunterhalt", bemerkt aber selbst später (das. 173), daß sie „ihren spärlichen Lebensunterhalt auf sehr mannichfaltige Art erlangen", man sie zu Tagelöhnern, Boten, Trägern u. s. w. brauche. Nach Münter (S. 7) gewinnen sie ihren Unterhalt „theils mit kleinen Kariolen, die sie gewöhnlich zu vermiethen haben, theils mit kleinen Diebereien, die sie begehen, wo sie können". Moritz sagt von ihnen (II. 21), sie seien eine Art philosophischer Sekte, wie die Cyniker, die außer der Mühe des Handelns auch die des Denkens vermieden. — **Ich wendete deshalb vorzügliche Aufmerksamkeit auf das Volk.** Vgl. oben S. 189. — **Santa Lucia** (S. 317), die große am Meere sich erstreckende Straße. Vgl. S. 323. — **Herr von Paum** (S. 320). Recherches philosophiques sur les Grecs, II. 137 f.: On se forme sous des climats septentrionaux de l'Europe des idées très fausses de la vie des anciens cyniques; elle ne renfermoit pas à beaucoup près tous les désagrémens qu'on croit y découvrir. — Il y a aujourd'hui à Naples des mendians qui refuseroient la vice-royauté de la Norwège, si on la leur offroit; et d'autres ne voudroient point devenir gouverneurs de la Sibérie, si la cour de Pétersbourg leur en faisoit la proposition: tant ils attachent de félicité à vivre sous un ciel serein et une région si tempérée, que la nudité y est souvent un plaisir et un répas de fruits une volupté. **Das Land des Ackerbaues** (S. 321). So erklärt es auch

Volkmann, III. 225 f., mit Beziehung auf Virgil, Georg., II. 223, der gleichfalls der Bezeichnung Campagna felice gedenkt. — Den 29sten. Cocagna (S. 324), eigentlich ein Fest in Neapel, wo der König dem Volke allerlei Eßwaaren auf einem Gerüst preisgab, dann aber wie unser „Schlaraffenland" ein Fabelland, wo Alles im Ueberfluß für Jeden vorhanden ist, so daß er nur zuzugreifen braucht. Daher auch Pays de Cocagne, Roi de Cocagne (wie eine Komödie von Le Grand von 1718 heißt). Vgl. den Schluß des ersten Theils von Wieland's „Perronte". G. gab in Weimar eine Art Cocagna den Kindern. Vgl. Burckhardt, „Goethe und Philipp Seidel", S. 5. — Die Straße Toledo. Offenbar hat G. hier Tischbein's Brief benutzt, der auch die Zahl 500000 giebt. — Den 30sten. Zum Molo (S. 325). Vgl. S. 748. — Van der Neer, Meister in der Darstellung des auf dem Wasser glitzernden Mondscheins. An diesem oder dem vorigen Tage wird der Marchese Luchesini in Neapel eingetroffen sein, der G. noch ein paar Tage in Neapel zurückhielt. Vgl. S. 326. — Den Miethpfennig. Moritz, I. 11: „Der Vetturin muß dem Fremden, welcher mit ihm wegen einer Reise akkordirt, ein Stück Geld zur Sicherheit geben, statt daß es sonst umgekehrt ist. Das Geld heißt Cappara,[1]) und mit dieser Cappara in der Hand steht ein solcher Vetturin vor Einem wie der Teufel, der im Begriff ist, eine Seele zu fangen. Er braucht alle mögliche Ueberredungskunst, und nimmt man das Geld, so ist man sein, oder man muß ihm den doppelten Werth ersetzen." — Der Kasellwettung (S. 326). Vgl. S. 744. — Nach unserer Verabredung, zur Ausführung. Vgl. S. 207. — Den 1ten Juni. Einen guten moralischen Magen, ähnlich wie Mephistopheles von der Kirche sagt, sie habe einen guten Magen. — Der Gefälligkeit, Menschen zu sehen. Nach seiner Rückkehr aus Sizilien kam G. auch mit Adalbert Gyrowetz zusammen. Dieser erzählt in seiner Lebensbeschreibung (Wien 1845), S. 245, er sei mit G. nach dem Giardino reale spazieren gegangen; derselbe habe große Kenntniß der Musik, besonders der ältern italiänischen gezeigt. Einst sei G. zum österreichischen Gesandten Baron Thugut eingeladen gewesen, wo Legationsrath Hadrava musikalische Scherze eingerichtet habe. Gyrowetz traf

1. Vielmehr caparra. Der letzte Theil des Wortes scheint arra: der erste damit mit capare oder cappare (auswählen, auch in die Hand geben) zusammen.

ihn beim Eintritte allein und unbemerkt nahe der Thüre des Saales stehen. Auf seine Aufforderung, näher zu treten, erwiderte er ablehnend: er höre hier Alles gut und liebe nicht, in die große Welt zu treten. Gyrowetz fand ihn sehr freundlich, fast schüchtern und demüthig. — Und dann wird man hier immer unthätiger (S. 326). Am 13. März schrieb er: „Der Ort inspirirt Nachlässigkeit und gemächlich Leben", am 16ten, er lebe, wie Jedermann hier, in einer Art von trunkner Selbstvergessenheit; wenn man in Rom gern studiren möge, so wolle man hier nur leben, man vergesse sich und die Welt. — Rückkunft von Pästum, am 16ten. — Wenig gesehen. Demnach kann auch eine Fahrt nach Ischia nicht in diese Zeit fallen, sondern sie gehört dem ersten Aufenthalt an. Freilich findet sich eine Spur des Besuches von Ischia nur in dem „Verzeichniß der Steinarten" (S. 571), das auch vulkanische Produkte von Ischia in einer Weise anführt, die darauf deutet, daß er selbst sie gesammelt. Unmöglich konnte er bei seiner Aufmerksamkeit auf mineralogische Merkwürdigkeiten die Insel unbesucht lassen. Die Seefahrt dorthin dauerte acht bis zehn Stunden, doch konnte man auch nach Capo Miseno zu Lande reisen. Vgl. Stolberg, VIII. 123—138. — A und Ω, auch A und O, ein biblischer Ausdruck nach Offenb. Joh. 1, 8. 11; 21, 6. Vgl. Schnorr's Archiv, V. 445. — Abends (S. 327). Cavaliere Benuti. Vgl. S. 744. — Daß ich noch eine Zeit lang mit ihm verweilen könnte. Wozu er seine Anwesenheit etwa hätte benutzen wollen, wissen wir nicht. Bald nach G. reiste er im Auftrage des Königs nach Rom. — Mein Banquier, Meuricoffre. — Den 2ten (S. 328). Die Herzogin von Giovane, Giuliana, Gattin des Herzogs Giovane di Girafole, geboren zu Würzburg, Tochter des Freiherrn von Mudersbach, Jugendfreundin des Statthalters von Erfurt, bei dem G. sie wol kennen gelernt hatte, Hofdame der Königin. Sie hatte schon 1784 Idyllen von Geßner ins Italiänische übertragen, selbst mehrere Idyllen gedichtet, die 1785 gesammelt erschienen, und eine Lösung der Münchener Preisaufgabe geliefert: „Welche dauerhafte Mittel giebt es, die Menschen ohne äußerliche Gewalt zum Guten zu führen?" Auch eine kleine Schrift über den Besuv wird von ihr angeführt. Später ward sie von ihrem Gatten geschieden, dessen Geist und Charakter nicht zu dem ihrigen paßte. Sie begab sich nach Wien, wo sie Oberhofmeisterin der Prinzessin Luise ward. Sie war, als G. die „Italiänische Reise" herausgab, längst (im August 1805 zu

Ofen) gestorben. Weitere Nachrichten über sie giebt u. a. die Encyclopädie von Erich und Gruber. Herder schreibt am 2. Februar 1789 aus Neapel (Reise nach Italien, S. 237): „Eine Duchessa Giovane, eine geborene Deutsche, schätze ich hoch, und ich werde Dir nächstens von ihr schreiben; es geht aber nicht auf Liebe." — Den deutschen Schriftstellerinnen (S. 328), wie Frau von La Roche. — Ernst von Gotha (S. 330), bei dem G. in Ansehen stand. Eine Bestellung an Kniep scheint er aber nicht erwirkt zu haben. Vielleicht trat auch gegen Kniep wie bei Tischbein Riffenstein's Einfluß hindernd ein. — Den 3ten. Der Vorstadt, Chiaja. — Dem Vetturin. G. fuhr, wie es scheint, nicht mit dem Procaccio, einer Art Post, zu welcher so viel zweirädrige Wagen gestellt wurden, als sich Paare von Reisenden fanden. Vgl. Moritz, II. 96.

83. Rückreise nach Rom vom 3. bis 5. Juni (S. 330 f.). Alles dies scheint spätere Zuthat, um einen passenden Abschluß zu gewinnen. Sonderbar werden diese Gedanken auf den Rückweg von Neapel nach Rom verlegt, als ob damit die Reise schon vollendet gewesen wäre. Viel passender würde mit dem Berichte vom 3ten geschlossen; dieser abbrechende Schluß entspräche vollkommen dem ersten, uns ohne weitere Einleitung in die Reise versetzenden Briefe. Auch verrückt unser Schluß ganz und gar G.'s Standpunkt, der keine eigentliche Reisebeschreibung, sondern seine geistige Entwicklung in Italien als Fortsetzung von „Dichtung und Wahrheit" geben wollte.

Bartels (S. 331), auf den er sich zunächst beruft, war damals noch gar nicht mit seiner Reise hervorgetreten; die Vorrede des ersten Bandes ist vom August 1787. Auch Münter's Reisemittheilungen fallen später; einzelnen Mittheilungen in der „Minerva" ließ dieser seine „Nachrichten von Neapel und Sizilien" in dänischer Sprache folgen; die Vorrede ist vom 22. Oktober 1788; die deutsche Uebersetzung erschien 1790. Sonderbar, daß G. Volkmann's und Riedesel's nicht gedenkt, welche den Freunden über Vieles wirklich nähere Auskunft geben konnten. — Architekten. G. denkt hier an die Kupfer in der Voyage pittoresque und manche architektonische Abbildungen einzelner bedeutender Reste des Alterthums in Rom, Pästum, Girgenti, Taormina u. s. w. Vgl. S. 283. — Die innerlichsten, seine eigene Ausbildung. Vgl. S. 264. —

Der letzte Absatz von „Ueberhaupt" an ist offenbar eine an die Leser gerichtete Entschuldigung und neu hinzugekommen. — Von Reiseberichten und Reisenden (S. 331). Am 13. April hatte er geschrieben: „Bin ich doch nur ein Vorfahr von künftigen Andern, im Leben wie auf der Reise."

84. Philipp Neri, der humoristische Heilige (S. 332). Diesen Aufsatz schrieb G. nach seinem Tagebuche, wie Riemer handschriftlich anmerkt, vom 12. bis zum 16. November 1810, wo er auf Veranlassung seiner Zusammenstellung von Hackert's Leben seine italiänischen Papiere wieder durchsah. In seine „Italiänische Reise" nahm er ihn nicht auf, obgleich er zu dem Briefe vom 26. Mai 1787 gehört; erst in seinem „Zweiten Römischen Aufenthalt" gab er ihm am Ende des Jahres 1787 eine Stelle, ohne diejenigen Geschichten auszulassen, die sich schon in dem angeführten Briefe finden, oder diesen ganzen Brief in der „Italiänischen Reise" zu streichen.

Die erste Lebensbeschreibung Neri's lieferte Antonio Gallonico in lateinischer Sprache fünf Jahre nach dessen Tode (1600); ein Nachdruck erschien zu Frankfurt 1602, eine deutsche Uebersetzung zu München 1611. Italiänisch gab Neri's Leben im März 1612, kurz vor dessen in demselben Jahre erfolgender Heiligsprechung, Pietro Giacomo Bacci. 1625 wurde das Buch wieder aufgelegt; eine für das Ausland bestimmte lateinische Uebersetzung, in welcher viele Namen der Orte und der Personen weggelassen sind, folgte zwanzig Jahre später: Vita S. Philippi Nerii Florentini Congregationis Oratorii Fundatoris auctore Jacobo Petro Baccio Aretino eiusdem Congregationis Presbytero. Ihr ist das Brustbild des Heiligen beigegeben. Bacci's Buch erschien in fast hundert Auflagen, ward auch ins Spanische, Portugiesische und Französische übersetzt; eine neue deutsche Bearbeitung gab Karl Reusching 1859. In den Acta Sanctorum der Bollandisten wird an erster Stelle die nach Jahren geordnete Lebensbeschreibung des Gallonico gegeben, an zweiter eine dem Herausgeber zugeschickte von Geronimo Barnabei, in welcher wie bei Bacci den einzelnen Tugenden des Heiligen und seinen Wundern besondere Abschnitte gewidmet sind. Die Herausgeber haben auch das Bild des Heiligen nach Bacci beigegeben, aber verbessert nach dem bei der Heiligsprechung getragenen und ausgehangenen Bilde. Unser Dichter, der über

die Zeitbestimmung selbst seiner Ankunft in Rom und mancher andern Punkte nichts weiß, benutzte wol eine kleinere italiänische, zu Neapel am Feste des Heiligen verkaufte Schrift, welche mehrere Geschichten enthielt, die ich in keiner der drei Lebensbeschreibungen finde, sie müßten denn in der lateinischen Uebersetzung von Bacci ausgefallen sein, die um 130 Seiten kürzer ist als die italiänische, von der eine vermehrte Ausgabe zu Rom im Jahre 1857 erschien: es sind wol spätere Zudichtungen. G. hat einzelnes Wunderbare ins Natürliche übersetzt, die unendlichen Wunderwerke während seines Lebens und nach seinem Tode beiseite gelassen und die menschlichen, besonders humoristischen Züge des Heiligen hervorgehoben.

1515 (S. 332), am frühesten Morgen des 22. Juli. — Fidanza. Der Maler und Kupferstecher Paolo Fidanza zu Rom gab Teste scelte di personaggi illustri in lettre ed in armi dipinte in Vaticano da Rafaelle d'Urbino in vier Theilen heraus; nur der zweite, 1757 erschienene ist von ihm selbst gestochen. — Als eines solchen kann nur auf ihn als Knaben gehn, nicht auf die beigefügten nähern Bestimmungen. — Das schöne Antlitz und die reichen Locken des Jünglings (Z. 11 f.) sind aus dem Bilde des Knaben erschlossen. — Keinen tüchtigern . . . Knaben. Die Lebensbeschreiber heben besonders dessen Gehorsam, Bescheidenheit und Neigung zur Andacht als Zeichen seiner spätern Heiligkeit hervor und bemerken, er sei allgemein der gute Pippo genannt worden. — Einer edlen Familie. Von seinem Vater Francesco hören wir nur, daß er als Sachwalter in gutem Rufe gestanden; die Vorfahren seiner Mutter Lucrezia Soldi hätten einst die höchsten Stellen im Staate bekleidet. — In welchem Alter. Nach Bacci wurde er in seinem 18. Lebensjahre zu seinem Oheim Romolo, einem reichen Kaufmann in San Germano, einer in Monte Cassino gehörenden Stadt, geschickt, um in dessen Geschäft zu treten und ihn später zu beerben, er ging aber schon nach zwei Jahren trotz der liebevollsten Vorstellungen, ohne erst seinen Vater zu befragen, nach Rom, um sich einem frommen Leben zu widmen. Dort fand er Aufnahme bei einem vornehmen Landsmanne, Galeotto Caccia, dessen beide Knaben er unterwies. — Nach der grausamen Plünderung, von 1527. Nach Bacci kam er erst in seinem zwanzigsten Jahre, also frühestens 1534, in Rom an, nach Gallonico 1533. — Ganz den Uebungen der Frömmigkeit. Uebergangen ist, daß er in der Philosophie die ersten Lehrer Rom's

hörte, dann Theologie nach Thomas von Aquin eifrig bei den Auguſtinern trieb. Erſt darauf widmete er ſich ganz den Werken der Frömmigkeit oder, wie es bei den Lebensbeſchreibern heißt, Chriſti, nachdem er alle ſeine Bücher verkauft und den Erlös den Armen gegeben hatte. Er ſchlief nun auf der Erde, ſchlug ſeinen Körper mit kleinen eiſernen Ketten, mied die Menſchen, beſuchte täglich die ſieben Kirchen Rom's (vgl. S. 487) und beſonders das ſogenannte Cimeterio di Callisto bei San Sebaſtiano, das man irrig für die Begräbnißſtätte der Päpſte des zweiten und dritten Jahrhunderts hielt, wo er meiſt die Nächte im Gebet zubrachte. Seine Nahrung beſtand aus einem Stück Brod, das er mit ſich führte. — Zu Heranziehung der Hilfe (S. 332). Bacci berichtet vielmehr, er ſei oft von ſo himmliſchen Tröſtungen erfüllt worden, daß er, unfähig, ſie zu ertragen, ausgerufen: „Gott, es iſt genug! Halte inne mit Deiner Gnade! ich kann ſie nicht mehr aushalten!“ worauf er ſich auf den Boden geworfen und ſich hin und her gewandt habe. — Um ihn verſammeln ſich junge Männer. Bacci berichtet, Neri habe, da er gefühlt, daß der Schöpfer ihn zum Heile der Seelen berufen, öffentliche Orte, Schulen, die Verſammlungen der Börſen und die Plätze der Kaufleute beſucht, um die Sünder zu bekehren und manche für Chriſtus zu gewinnen. Neben dieſen Bekehrungen unterließ er aber auch nicht die Werke der Barmherzigkeit und zeigte ſich beſonders thätig in der Krankenpflege. Am 16. Auguſt 1548 ſtiftete er mit ſeinem Beichtvater Perſiano Roſa in der Kirche San Salvator in Campo die Bruderſchaft von der heiligen Dreifaltigkeit. Neri hatte ſich mit etwa funfzehn frommen Jünglingen von beſchränkten Verhältniſſen verbunden, die ihn alle wie ihren Vater verehrten und außer fleißiger Benutzung der Sakramente ſich gegenſeitig zur Vervollkommnung eines chriſtlichen Lebens ermahnten. Seit dem Jubeljahr 1550 wurden auch Pilger, welche nach Rom kamen, von ihnen beherbergt, ja man nahm ſich auch der noch nicht völlig geneſen aus den Krankenhäuſern Entlaſſenen an. Da das Bedürfniß einer größern Räumlichkeit für die immer mehr ſich ausdehnende, durch reichliche Zuſchüſſe von allen Seiten geförderte Anſtalt ſich herausſtellte, ward ein größeres Haus bei Santa Trinità gewonnen. Vgl. Römiſche Briefe von einem Florentiner, I. 163. Was G. S. 332 f. von der erſten Einrichtung dieſer geiſtlichen Verbindung erzählt, wird von der Anordnung des Oratoriums berichtet, die erſt nach der Zeit fällt, in welcher

Neri die Priesterweihe erhielt. — Daß er alle Beihülfe von den Seinigen abgelehnt (S. 332), finde ich sonst nicht erwähnt. — In die Kreuzgänge und Räume dieser und jener Kirche (S. 333). Bacci berichtet (I. 14, 6), er habe die Seinen an gewissen Tagen nach der Kirche della Minerva oder nach San Bonaventura geführt, wo sie die ganze Nacht im Chore geblieben. — Was den Anschluß der Dominikaner betrifft, so hatte der Papst, bei dem man die Bruderschaft zu verdächtigen gesucht, zwei Dominikaner beauftragt, sich von den dort gehaltenen Reden persönlich zu überzeugen; diese aber konnten ihr nur das rühmlichste Zeugniß ausstellen, ja sie schlossen sich selbst an ihre Erbauungsübungen an und schickten ihre eigenen Zöglinge dorthin. — Nach San Onofrio. Nach Bacci (I. 15, 5) geschah dies am Ostermontag; später wurde bei großer Hitze eine nähere Kirche in der Stadt bestimmt. Vgl. noch Bacci, I. 14, 7, 10, und II. 7, 2, 4. — Die florentiner nöthigten ... ihren Landsmann (S. 334). Irrig verlegt G. dies vor seine Priesterweihe. Bacci berichtet I. 9: „Gott gab es dem Beichtvater Philipp's ein, diesen, da er sonst seine Bestimmung nicht vollständig erfüllen konnte, aufzufordern, sich zum Priester weihen zu lassen. Philipp weigerte sich anfangs und suchte durch mancherlei Gründe ihn zu bestimmen, von seinem Verlangen abzustehen; dieser aber beharrte bei seiner Forderung. Nach Gallonico verwies er ihn auf einen frommen Benediktiner. So erhielt er denn in seinem sechsunddreißigsten Lebensjahre gleich hinter einander die verschiedenen Weihen. Als Priester begab er sich in das Kloster San Girolamo della Carità, wo mehrere fromme Priester wohnten; er erhielt nun den Auftrag, Beichte zu hören. 1558 wurde ihm ein besonderer Theil der Kirche als Oratorium eingeräumt. G. verwechselt dieses Kloster mit dem seinen Landsleuten, den Florentinern, zugehörenden San Giovanni, zu dessen Uebernahme Neri sich im Jahre 1564 erst dann bestimmen ließ, als Papst Pius IV. selbst ihm dieselbe ausdrücklich befahl. — Der Papst ... ein Kloster als eigenthümlich anwies. Auch dies ist nicht ganz richtig. Seine Anhänger baten Neri, eine eigene Kongregation zu stiften (irrig ist es, wenn G. schon vorher von einer Kongregation spricht) und zu diesem Zwecke sich um ein entsprechendes Gebäude umzusehen. „Man schlug ihm", berichtet Bacci (I. 17), „zwei dazu sehr geeignete Kirchen vor, Santa Maria in Monticelli und Santa Maria in Vallicella. Da er in der Wahl schwankte, hielt er es für seine Pflicht, um den Willen Gottes zu erforschen, sich an den Papst

Gregor XII. zu wenden. Dieſer empfahl ihm die letztere, da ſie in einem bevölkertern Stadtheile liege und beſſer zu den kirchlichen Funktionen geeignet ſei. Nachdem er vom Papſte durch Vermittlung eines ſeiner früheſten Anhänger, Francesco Maria Tarugi, die Kirche erhalten, ſtiftete er ſofort die Kongregation des Oratoriums von Weltprieſtern, welche der Papſt durch die Bulle vom 15. Juni 1575 beſtätigte. Die alte Kirche ward niedergeriſſen und ein ſehr umfangreicher Neubau begonnen, der bereits am 3. Februar 1577 eingeweiht werden konnte. Neri wurde zum Vorſteher der neuen Kongregation, den Statuten gemäß zunächſt auf drei Jahre, dann auf Lebenszeit gewählt. Aus der damaligen Einrichtung nahm G. ſowol das, was er von dem frühern, als was er von dem ſpätern Gebrauche der Geſellſchaft Neri's ſagt. Vgl. Bacci I. 19. Daß Neri bereits dreizehn Jahre Prieſter war, ehe er die Kongregation ſtiftete, erwähnt G. nicht. — Bei großer Theurung (S. 335). Dies finde ich ſonſt nicht erwähnt. — In einen Enthuſiasmus. Vgl. Bacci, II. 1, 13, 14, und II. 1, 11, 12. — Von der Luſt, vor der Welt als thörig zu erſcheinen, ſind ſeine Lebensbeſchreibungen voll. — Die Maxime des heiligen Bernhard (S. 335 f.) führte er nach den Lebensbeſchreibungen (vgl. Bacci, II. 20, 23; Acta Sanctorum, XVII. 581) immer im Munde, fügte aber hinzu, dies ſei eine Gabe Gottes, er könne nicht ganz dazu gelangen. Statt neminem finde ich nullum überliefert. — Unwillkommene (S. 336), dem reinen Menſchenſinne widerſtrebende. — Die große Gabe ..., Geiſter zu unterſcheiden, wovon Bacci (III. 9) manche Beiſpiele anführt, wie auch von ſeiner Wahrſagung (III. 4—6). — Der Hund eines Freundes, eines Fürſten, nach Bacci, III. 19, 8, der dieſes unter den Beiſpielen der Abtödtung anführt, die Neri den Seinen auflegte. — Die Geſchichte mit dem Fuchsſchwanze (S. 337), ſchon S. 313 erwähnt, finde ich in den Lebensbeſchreibungen nicht, dagegen Aehnliches, wie das von den zerriſſenen Aermeln, bei Bacci, II. 19, 21. — Daß er die Seinen genöthigt, beim Neubau gleich Taglöhnern ... zur Hand zu langen, finde ich unter den Beiſpielen des Gehorſams (Bacci, I. 20) und der Abtödtung (II. 19) nicht. Auch daß er den Prediger in der Mitte des Worts unterbrochen, und daß weniger fähige Schüler, wenn ſie plötzlich aufgerufen worden, ſich dann beſſer als ſie zu erweiſen das Glück hatten, vermag ich ſonſther nicht zu belegen. Letzteres erinnert an die ähnliche

von Seiten Derer, die ihr Bestreben unterstützten, keine Mühe gescheut worden ist, um in dieser Beziehung das Mögliche zu erreichen und der Vergessenheit oder dem Privatbesitze zu entziehen, was nur immer dazu dienen kann, das Bild des größten deutschen Dichters und seiner dichterischen Thätigkeit nach irgend einer Seite hin zu vervollständigen.

Gleichwol ist es uns nicht gelungen, alle bisher ungedruckten Goethe'schen Poesien, die uns bekannt sind, zum Abdrucke zu erhalten. Dies bezieht sich auf mehrere im Goethe-Archiv zu Weimar sekretirte Gedichte, namentlich auf zwei noch unveröffentlichte Römische Elegien (über welche Düntzer in Herrig's Archiv, Band 15, S. 70, 1854 nähere Aufklärung gegeben hat), mehrere Stammbuchs-Inschriften (z. B. an Fanny Hensel geb. Mendelssohn und an Freimund von Arnim, den Sohn Bettina's), ein paar Verse zum 30. Januar 1812 (deren ergetzliche Entstehungsgeschichte in „Charl. v. Schiller und ihre Freunde", 1860, Bd. I., S. 621 zu lesen ist), ein an Knebel gerichtetes Distichon „Völligen Unsinn siegelt' ich hier", eine zahme Xenie „Man ist nur recht bescheiden, wenn groß Verdienst uns ziert" u. a. m. Hauptsächlich aber bedauern wir, ein noch ungedrucktes Sonnett vom 4. Januar 1811, an Bettina gerichtet, welches bereits Siegfried 1858 in seiner Epistel gegen Lewes erwähnt, und dessen Anfang lautet: „Glanzvollstes aller hohen Gnadenzeichen", nicht mittheilen zu können. Die Publikation desselben steht jedoch von Seiten des Besitzers nahe bevor.

Dagegen haben wir das für einen größern Leserkreis so wenig bestimmte wie geeignete umfangreiche Gedicht „Das

Sitte in der pädagogischen Provinz der „Wanderjahre“ (Werke, Bd. XVIII. S. 163). — **Die schon S. 312 erwähnte Prüfungsgeschichte (S. 338) kann ich sonst nicht nachweisen.** — **Dem heiligen Vater. Unter welchem Papst dies geschehen sei, wird ebenso wenig hier wie oben erwähnt.** Die Lebensbeschreibungen führen immer die Namen der betreffenden Päpste bei den einzelnen Erzählungen an, ja sprechen auch noch besonders über Neri's Beziehung zu allen in seine Römische Zeit fallenden Päpsten. — **Ein Bettelmönch.** Vgl. Bacci, I. 18, 4; Acta Sanctorum, XVII. 580. Noch stärkere Proben seiner eigenen und der seinen Priestern befohlenen Abtödtung geben die Lebensbeschreibungen. So ließ er sich öffentlich den Bart abnehmen, erschien mit halbrasirtem Gesicht, wollte auf alle Weise als ein närrischer und nichts weniger als ein heiliger Mensch erscheinen, wie er z. B. als Liebhaber der schlüpfrigen Novellen der Zeit sich darstellte; seine Anhänger setzte er auf jede Weise dem Spott aus, ließ sie öffentlich sich geißeln, ja gebot einigen, nackt durch die Stadt zu gehen, hielt sie aber davon ab, als sie sich dazu bereit machten. — **Als Beichtiger machte er sich furchtbar** (S. 339). Manche Beispiele dieser Art giebt Bacci, III. 8. — **Während des Meßopfers.** Vgl. Bacci, III. 1, 8, 14. — **Von der Erde emporgehoben.** Vgl. Bacci, III. 1, 11. — **Dem verfallenen Gemäuer der Antoninischen Bäder.** Bacci erzählt (I., 5, 7—10), wie ein Dämon einst bei dem Amphitheater Vespasian's unter der Gestalt eines nackten Menschen böse Begierde in ihm zu erregen gesucht, aber durch sein Gebet verscheucht worden, ein andermal bei San Sebastiano drei Dämonen mit fürchterlichen Gesichtern ihn vergebens in seinem Gebete zu stören gesucht. G. nahm die Geschichte, wenn nicht aus der ihm vorliegenden Quelle, aus der Ortssage. — **Daß . . . eine teuflische, häßliche Finsterniß verborgen liege.** Dies finde ich in den Lebensbeschreibungen nicht, es beruht aber ohne Zweifel auf einer Ueberlieferung, die nur nicht so allgemein gehalten war, sondern auf besondere Fälle sich bezog. — Von jenen ihm bewohnenden **Naturgaben** (S. 340) wissen die Lebensbeschreibungen mancherlei zu erzählen. — **Nach dem sogenannten Indien gezogen.** Vgl. Bacci, I. 12. — **Beinahe ein ganzes Jahrhundert** (S. 341), genauer, etwas mehr als sechzig Jahre, in welchen er Rom nie verließ; er starb vor Vollendung seines achtzigsten Lebensjahres. — **Seine Krankheiten, das Herzklopfen, die Fieberhitze, die**

ihn häufig ergriff, die Erstarrung, in die sein Körper verfiel. — Schon lebend (S. 341). Daß er schon bei Lebzeiten für heilig galt, führt Bacci III. 13 weiter aus. Außer der hier Klemens VIII. zugeschriebenen Aeußerung wird berichtet, Dieser habe lange vorher, ehe er Papst ward, ihn für heilig gehalten und seine Heiligsprechung vorhergesagt. — Chiesa nuova (S. 342). Diese Bezeichnung muß G. vorgefunden haben. — Den neuen Papst. Sein Landsmann Klemens VIII. war am 30. Januar 1592 gewählt worden. — Unter den manchen Beweisen, daß er die Kardinalswürde, zu welcher ihn Gregor XIV. erheben wollte, hartnäckig ausgeschlagen, führt Bacci (II. 16) auch den merkwürdigen Briefwechsel zwischen ihm und seinem Landsmann Klemens VIII. an, den G. in fast getreuer Uebersetzung giebt, wahrscheinlich nach dem Italiänischen. Nur wenig weicht der Ausdruck des Briefes bei Bernabei (Acta Sanctorum, XVII. p. 576) ab. — Agnesina (S. 343). Als Mutter des Papstes wird sonst Lea Detta oder Detti genannt; der Vater war Silvestro Aldobrandini. — Für Was hätte ich nicht Alles zu sagen hat Bacci: Non esset conquerendi argumentum; die Fassung bei Bernabei steht G. viel näher. — Torre de' specchi, einem Kloster der Franziskanerinnen. — Die Schlußbetrachtung (S. 344) scheint kein späterer Zusatz, sondern blos bei der Einfügung in den „Zweiten Römischen Aufenthalt" unterdrückt worden zu sein. Vgl. zur Revision des Textes, S. 606. — Zu Anfang des sechzehnten Jahrhunderts, wo in Raphael, der in Neri's fünftem Lebensjahre starb, die reinste Blüthe der neuern Kunst die Welt beglückte. — Auf reinem, freiem Wege, im Gegensatz zu der im Formenwesen erstarrten römischen Kirche. — In dem Element, der Abtödtung und dem mystischen Glauben. — Cellini, funfzehn Jahre älter als Neri, 1570 oder 1572 gestorben. — Wir so viele Aufmerksamkeit gewidmet. G.'s vollständige, mit einem Anhang versehene Uebersetzung von Cellini's eigener Lebensbeschreibung war 1803 erschienen.

Zweiter Römischer Aufenthalt.

85. Der Vorspruch (S. 345) ist aus Ovid, Fast., IV. 831 f., wo Romulus bei Gründung der Stadt dieses Gebet für deren langdauernden mächtigen Bestand an die Götter richtet.

86. Vom 6. bis zum 16. Juni (S. 347 f.). G. traf in Rom Tischbein, der sich mit dem Prinzen von Waldeck dorthin begeben hatte, und bezog wieder seine frühere Wohnung. Moritz, der während seiner sizilianischen Reise in Neapel gewesen war, befand sich gerade in Tivoli, wohin sich auch G. am 12ten mit Hackert begab. Er traf dort wol noch Moritz, von dem wir einen Bericht aus Tivoli vom 10ten haben. Nach Tischbein (II. 99) wären die Gebrüder Hackert nach Rom gekommen, um sich vor ihrer Niederlassung in Neapel, wo sie im Palast Francavilla auf der Chiaja eine prächtige Wohnung erhielten, mit Silberzeug zu versehen. — Der Brief vom 8ten scheint an Frau von Stein gerichtet, der G. wol zugleich sein Tagebuch seit der Abreise von Palermo sandte. Diese erhielt in Karlsbad am Abend des 27sten einen Brief von G., über dessen Inhalt sie mündlich mit ihrer Schwägerin Sophie von Schardt sprechen wollte. Ihr Sohn Ernst war auf der Reise nach Karlsbad in Wildenthal gestorben. Auch der Brief von Sonnabend dem 16ten ist wol an Frau von Stein: der versäumte Postag (S. 348) war der 13te, wo er sich in Tivoli befand. G. schrieb an Frau von Stein, daß er in Folge eines in Neapel erhaltenen Briefes des Herzogs, der ihn aufgefordert hatte, sich mit der Rückreise nicht zu übereilen, statt Anfang Juli erst an seinem Geburtstage, am 28. August, von Rom abreisen werde. — Die Wasserfälle dort mit den Ruinen. Volkmann (II. 900 ff.) gedenkt des Tempelchen der Sibylla auf der Spitze eines Giebels: „Die berühmte Kaskade entsteht von dem Flusse Teverone, welcher auf dem Berge Trevi an der Grenze von Abruzzo entspringt. Oberhalb Tivoli wird sein Lauf durch ein paar Hügel geschmälert, und darauf stürzt er sich bei diesem Tempel über einen Felsen auf dreißig Ellen in das darunter liegende Thal mit solchem Getöse herab, daß man es in einer großen Entfernung hört. . . . Der Ort, wo sich der Teverone unter dem Felsen verliert, wird die Grotte des Neptunus genannt. Rechter Hand sind vier kleinere Wasserfälle (cascatelle)." Volkmann gedenkt auch der Zeichnungen der Gegend von Poussin und Vernet. Vgl. Moritz, II. 125 ff.; Herder's Brief an seinen Sohn Gottfried in

den „Erinnerungen", II. 290 ff.; Reise nach Italien, S. 185; Stolberg, IX. 368 ff. — Die Worte: „Weiter mag ich . . . hervor" scheinen vor den Absatz „Am letzten Posttage" zu gehören. — Hackert's Vorschlag (S. 348) erwähnt G. schon am 15. März (S. 195 f.). Hackert war wol schon vor G. wegen der nach Neapel zu schaffenden Stücke der Farneſiſchen Erbschaft (vgl. S. 349) nach Rom gekommen. — Daniel von (de) Volterra, Michel Angelo's bedeutendster Nachfolger. Er malte langsam und höchst sorgfältig. — Die Schlußworte „Es war . . . noch vorhanden" sind ein späterer Zusatz, der eigentlich als Anmerkung stehn oder in Klammern geschlossen sein sollte. Schuchardt („Goethe's Kunstsammlungen", I. 254) führt an: „Grablegung, links von vorn die ohnmächtige Maria in den Armen einer der heiligen Frauen. Aquarellzeichnung nach einem Gemälde des Volterra in der Vatikan'schen Sammlung von Heinrich Meyer. gr. fol."

87. Vom 17. bis zum 30. Juni (S. 349—351). Von diesen vier Briefen waren der erste und zweite je an einem Mittwoch geschrieben und wol alle an Frau von Stein gerichtet. — Den 20sten. Nun, seit der Rückkehr von Tivoli. — Der Herkules. Vgl. oben S. 151 f. — Der Toro Farneſe. Die in den Bädern des Caracalla gefundene Gruppe des Amphion und Zethus, die, um ihre Mutter zu rächen, die böse Stiefmutter Dirce mit den Haaren an die Hörner eines wilden Stiers binden; sie war ein Werk des Apollonius und Tauriscus von Tralles; von Rhodus war sie nach Rom gebracht worden. Im Palast Farneſe stand sie auf dem Hof unter einem Verdecke. Vgl. Volkmann, II. 454 ff. Winckelmann gedenkt ihrer häufig, besonders VI. 128 ff. Vgl. Annali, XI. 287—292. — Die Carracci'ſche Galerie. Vgl. S. 685. — Den 27sten. In der Galerie Colonna. Der Palast Colonna liegt am Apostelplatze; die prächtige Galerie im obern Stocke war 109 Fuß lang, 35 Fuß breit. Hier hingen zehn schöne Landschaften von Kaspar Pouſſin, eine große Landschaft von Claude Lorrain, der Tod des Regulus, Johannes in der Wüste, eine Maria und ein im Felde predigender Eremit von Salvator Rosa neben diesen Stücken von Guido, Tizian, Paul Veroneſe u. A. — Bei den ersten Besuchen, die gar nicht erwähnt sind. — Mein Porträt (S. 350). Vgl. oben S. 141, 164. — Angelika malt mich auch. Das Bild hat G. später seiner Schwiegertochter geschenkt. — Den 30sten. Die theils am Morgen des 30sten, theils spät am Abend nach der Beleuchtung oder auch erst am andern Morgen ge-

schriebenen Aufzeichnungen sind wol dem Tagebuch entnommen. Der 30ste war Posttag, der Schluß ist für diesen zu spät geschrieben. — Die Erleuchtung der Kuppel (S. 350), der Peterskirche. Vgl. Volkmann, II. 734. Eine genauere Beschreibung giebt Moritz, (II. 139 ff.), der mit G. und wol an dessen Seite diese Erleuchtung genoß. — Kastell, Castello del Angelo. — Nur die Sachen. An Meyer schreibt G. den 3. März 1796: „Wer in dem immerfort dauernden Streben begriffen ist, die Sachen in sich und nicht, wie unsere lieben Landsleute, sich in den Sachen zu sehen, der muß immer vorwärts kommen." — Ein halb Dutzend, wozu der Anblick von der Peterskirche, das Coliseo in der Abendbeleuchtung, das Panorama von Neapel, die Aussicht vom Vesuv und vom Molo, der Hafen von Palermo, die Aussicht von Catania und vom Aetna gehörten; denn bei den großen Schauspielen ist an Kunstwerke, wie Michel Angelo's jüngstes Gericht, Raphael's Logen und Teppiche, Apollo von Belvedere und das Pantheon, nicht zu denken. — Der Lampen, „einer Art von Papierlaternen, womit die Reifen an der Kuppel und die architektonischen Zierrathen an der Kirche und Kuppel besteckt sind" (Moritz). — Das Feuerwerk, auf der Engelsburg. Volkmann (II. 735 f.): „Die Höhe desselben giebt diesem Spektakel einen Anblick, den man keinem andern von der Welt geben kann, wenngleich ein Hauptstück eines Feuerwerks, nämlich die Wasserfeuer, fehlen." Moritz (II. 138 f.) hebt gleichfalls hervor, daß eben von der ungeheuren Unterlage dazu, dem Grabmal des Hadrian an der Tiber, dies „einzige Feuerwerk in seiner Art", die große Girandola einen so majestätischen Anblick gebe. Es hebe damit an, daß von der Höhe der Engelsburg einige Tausend Raketen aus einem Punkt aufsteigen und sich nach allen Seiten mit einem donnernden Getöse in der Luft verbreiten, wodurch die Tiber und ganz Rom mit seinen Hügeln auf einige Augenblicke erleuchtet werde und dann auf einmal die Scene wieder in Nacht versinke. Dies nenne man eigentlich die Girandola; darauf folgten Feuerwerk und andere Spielwerke, bis das Ganze mit einer zweiten Girandola schließe. G. nannte im Briefe an Bertuch vom 5. April 1788 den Faust die große Girandel. Volkmann bemerkt, diese Girandola bestehe aus 4500 Raketen und koste 500 Scudi. Girandola heißt eigentlich jedes Feuerrad (vgl. Tiez unter giro); auch Giranda und Giraldadola wurden früher so gebraucht. — Rom. Ende Juni (S. 351).

Der wol an Frau von Stein gerichtete Brief ist am 30sten geschrieben. — Ein schönes Quartier (S. 351), da er Tischbein's Saal beziehen wird. — Albano, Castello, Frascati. Vgl. S. 447. — Castello, Castel Gandolfo. — Vergangene Woche. Am 20sten hatte er noch aus Rom geschrieben; demnach müssen die drei Tage, die er auf dem Gebirge zubrachte, zwischen den 21sten und 24sten fallen. — An demselben Tage wird er an Herder geschrieben haben. Vgl. S. 829. Erhalten ist der eingelegte Brief

An die Kinder und Fritzen.

„Rom, den 30. Juni 1787.

„St. Petersfest war nun wieder eine rechte Gelegenheit, Euch zu mir zu wünschen. Laßt Euch nur von den Eltern erzählen, was ich von der Erleuchtung schreibe und was sonst irgend in einem Buche davon steht. Wo man auch in der Nacht in der Stadt auf eine Höhe kam, sah man das feurige Feenschloß am Horizonte stehen, und man wünschte sich mehr Augen zu haben, um es recht sehen zu können. Wenn ich komme, will ich es Euch recht lebhaft beschreiben. Nun ist Alles still in dem großen Rom, und es ist jetzt recht Zeit zum Studiren. Ich lerne gar Manches, was ich Euch wieder lehren werde. Seid indessen hübsch fleißig! denn es kommt Einem heute oder morgen zu Gute, wenn man etwas gelernt hat. Seit acht Tagen ist eine große Hitze auf einmal eingefallen, so daß man des Tages gar nicht ausgehen mag. Die Nächte sind auch sehr warm, und da es eben Vollmond ist, sehr schön und reizend. Das Volk ist die ganze Nacht auf den Straßen, besonders die Festtagsnächte, und singt und spielt auf der Zither und jauchzt, und kein Mensch mag zu Hause und zu Bette. Ich lebe ganz still für mich, und werde, da Herr Tischbein nach Neapel geht, einen großen kühlen Saal bewohnen, fleißig in demselben zeichnen und schreiben und an Euch denken.

„Lebt wohl! Ich kann heut nicht mehr schreiben und will also mit Eurer kurzen Entschuldigung schließen, womit Ihr Eure Briefe zu endigen pflegt."

88. Tischbein's Briefe (S. 352—357). Es ist ein Versehen, daß G. sie in den Junibericht gestellt hat. — Bemerkung. So lange. Er war am 26. Juni 1829, während

G. mit der Redaktion des „Zweiten Römischen Aufenthalts“ beschäftigt war, gestorben. Seine „Italiänische Reise“ hatte G. ihm zugesandt und ihm später ein anmuthiges Denkmal seiner Freundschaft in seinem „Zweiten Römischen Aufenthalt“ zu setzen versprochen. — Den 10ten Juli. Unsere Reise (S. 352). Er reiste mit Benuti, der nach Rom gekommen war, um die Einschiffung des Farnesischen Herkules zu besorgen, und den Brüdern Georg und Philipp Hackert; vgl. Tischbein, II. 99. — Von Rom bis Capua. Diese Reise wird sodann ausführlich bis Garigliano beschrieben, von dort bis drei Meilen hinter Capua nur kurz angedeutet (S. 355, Z. 28 f.). — Hackert, der wol kurz nach dem Petersfeste sich nach Albano begeben hatte. Hier ist nur an Philipp Hackert zu denken; hierdurch und durch das völlige Uebergehen des Bruders wird Tischbein's Angabe, daß beide Brüder mit ihm gereist seien, zweifelhaft. — Bei Kardinal Borgia, der dort bei seinem Bruder wohnte; vgl. S. 169, 742. — Als im Winter. Ende Februar hatte er mit G. denselben Weg gemacht; vgl. S. 169 ff. mit den Anmerkungen S. 741 ff. — Ein Schauspiel (S. 353), das besonders für Tischbein als Thiermaler höchst erfreulich war. — Marchese Lucchesini, der preußische Gesandte, der nach Neapel gereist war; vgl. S. 807. — Genserich's (S. 354). Vielmehr Theodorich's, dessen Schlosse man die weithin sichtbaren Trümmer zuschreibt. Vollmann, III. 9. — Konradin's, nach der unglücklichen Schlacht bei Tagliacozzo; er soll mit dem Prinzen Friedrich bei Mola, nach Andern bei Astura gefangen worden sein. — Des Cicero, als ihn seine Sklaven von seinem Landgute zu Formiä auf einer Sänfte nach dem Meere bringen wollten; vgl. weiter unten Z. 27 f. — Des Marius, der sich nach den Sümpfen von Minturnä am Ausflusse des Liris (Garigliano) flüchtete, wo er gefangen genommen wurde. Tischbein verbindet hier alles Schreckhafte, was er aus der alten Geschichte über die Gegend von Terracina bis Monte Dragone (Mondragone) weiß, wo man die Trümmer von Minturnä zeigte (Stolberg, VII. 331 f.). — Der antiken Stadt. „Bald nachher sieht man große Trümmer und terrassirten Boden, Spuren der alten Stadt Formiä, die den Raum bedeckte, den jetzt Castellone und Mola di Gaeta einnehmen, Städte, welche an einander stoßen.“ Stolberg, VII. 324. — Dem Cicero. „Vor Mola Formiä sieht man einen alten Thurm in Gestalt eines Trizonn, welcher für das Grab des Cicero ausgegeben wird, weil er in der Nähe bei Formiä ein Landgut hatte.“

Volkmann, III. 23. Nach Stolberg, VII. 324 soll der alte Thurm, auf dem ein kleines viereckiges Gebäude errichtet worden, die Stelle der Ermordung bezeichnen. Ueber die Reste von Cicero's Landgut vgl. Moritz, II. 13. — Bereitet war (S. 354), auf Benuti's Veranstaltung. — Herrn Hackert (S. 355), im Palast Francavilla. — Auf seinem Lusthause, auf einem Felsen hart am Meer. Vgl. Tischbein, II. 103. — Später, ohne Datum (S. 356). Dieser und der folgende Brief fallen wol nicht in den Juli. Man könnte meinen, das Schmausfest, dessen im ersten gedacht wird, sei auf den 19. September gefallen, an welchem Tage das Blut des h. Januarius herumgetragen wird. Zu der folgenden Beschreibung vgl. S. 324. — 500000 Menschen. Volkmann meinte (III. 45), die Gesammtzahl betrage nur gegen 350000, welche der Kardinal Spinelli angebe, der lange Erzbischof in Neapel gewesen. Die letzte Zählung habe 358365 ergeben; man rechne dazu an Fremden, Truppen und Seeleuten so viel, daß man auf 450000 komme. Nach dem „Politischen Journal" 1787, S. 973, zählte man damals 375709. — Auf dem Schiff (S. 356), bei der Hin- und Herfahrt.

89. Nachtrag. Päpstliche Teppiche (S. 358—361). Zur Geschichte der Teppichwirkerei vgl. Achille Jubinale, Les tapisseries historiées. Die frühesten gewirkten Teppiche kamen aus Byzanz oder Arabien. Aber schon 985 ließ der Abt von St. Florent in Saumur große Teppiche mit bildlichen Darstellungen in seinem Kloster anfertigen. Zu Poitou finden wir schon im elften Jahrhundert bedeutende Fabriken dieser Art. Der große Teppich zu Bayeux gehört spätestens in die erste Hälfte des zwölften Jahrhunderts. Eine Zunft von Tapisseries de tapis saracinois kennen wir zu Paris im dreizehnten Jahrhundert, und im folgenden zog Karl IV. fremde Weber nach Deutschland; vgl. Schnaase, „Geschichte der bildenden Künste", IV. 246 f., 648 f.; VI. 485. — Ueber Raphael's Teppiche und die Kartone dazu vgl. Ernst Förster, „Raphael", II. 80—101. — Am Frohnleichnamstag. Erst seit Paul III. wurden sie an diesem Feste unter den Kolonnaden der Peterskirche zu allgemeiner Ansicht aufgehängt. Irrig behauptet Förster, später sei ihre Ausstellung im Freien aufgegeben worden, weil dadurch ihre Farben zu sehr eingebüßt, und sie wären blos in der Galerie zwischen der Sala regia und der Kirche sichtbar gewesen; vgl. Volkmann, II. 738. Im Jahre 1798 wurden sie nach

Frankreich entführt; zehn Jahre später kaufte sie Pius VII. zu Genua wieder. Jetzt hängen sie in der großen Galerie des ersten Stockwerks des Vatikan's. — In England (S. 359), in Hamptoncourt. — Schon damals leise Spuren. Vgl. unten S. 847 f. — Die Beschämung und Bestrafung des Ananias (S. 360). Vgl. Förster, 89 f. — Versenkt, zur Erde gesenkt, niedergestürzt. — Marc-Anton. Vgl. oben S. 701. G. besaß von dem Tod des Ananias einen schönen, aber sehr unvollständigen Abdruck von Agostino Venetiano. — Dorigny. Nicolas D., der von Georg I. nach England berufen ward, um Raphael's Kartone zu stechen und für seine treffliche Leistung mit der Ritterwürde belohnt wurde.

90. Vom 1. bis 7. Juli (S. 362 f.). — Den 6ten. Der Brief scheint an Herder gerichtet. — Tischbein ist fort, wol seit dem 4ten. — Acqua acetosa, nördlich von Rom, nicht weit von der Villa di Papa Giulio. Alexander VI. hatte den Brunnen mit einer Einfassung von Bernini versehen lassen. Das Wasser enthält Vitriol und verhärteten Kalktuff. Volkmann (II. 859 f.) führt außer des Johannes Hieronymus Lupi De aqua acidula ad ripam Tiberis epistola (Romae 1749) eine neuere Schrift des Arztes Massimi an. — Nichts Name. Vgl. oben S. 56. — Am Anfang der Woche (S. 363). Sonntag war der 1. Juli. — Einige Landsleute, Schütz von Frankfurt, Friedrich Burn von Hanau. — Ein wackerer Schweizer, H. Meyer. — Wie alle Welt, da er sich nicht giebt, wie er ist, sondern sich diplomatisch zurückhält. Vgl. S. 829. — Egmont. Erst mit dem Anfange des Monats scheint er diesen, der den fünften Band seiner Schriften beginnen sollte, in Angriff genommen zu haben. — Mein Wilhelm Meister, in welchem Manches über Kunst, besondere Dichtkunst, verhandelt werden sollte. — Die alten Sachen, welche in den acht Bänden seiner Schriften erscheinen sollten. — Ich muß diesmal. Der Schluß des Briefes scheint am nächsten Morgen geschrieben: er hatte noch am Abend Einiges hinzufügen wollen, aber den Brief an den Herzog vor Müdigkeit nicht zu Ende führen können.

Am 6ten schrieb Goethe

An Karl August.

Heil, Gesundheit und alles Gute zuvor, wo Sie dieser Brief auch antrifft! Ihr Segen, Ihre Ermahnung hat getrachtet,

und ich finde mich nun, zum ersten Mal auf meiner ganzen Reise mit dem wahren Gefühl von Sodezz in Rom, wo die Sodezz oder der höchste Leichtsinn hingehört. Lucchesini ist wieder hier. Ich habe die Freude gehabt, mich wieder mit ihm von Ihnen zu unterhalten. Er schätzt Sie ganz vorzüglich, und ich bin überzeugt, es ist nicht, um nur blos nach dem Sinne zu reden, daß er so viel Gutes von Ihnen sagt. Uebrigens ist er ein ausgemachter Weltmann und scheint mir, was ich auch nur von Weitem sehe, sein Spiel gut zu spielen.

„Ich werde täglich fleißiger und treibe die Kunst, die eine so ernsthafte Sache ist, immer ernsthafter. Wenn ich nur über einige Stufen im Machen hinweg könnte! Im Begriff und zwar im ächten, nahen Begriff, bin ich weit vorgerückt. Da ich doch einmal ein Künstler bin, so wird es viel zu meiner Glückseligkeit und zu einem künftigen fröhlichen Leben zu Hause beitragen, wenn ich mit meinem kleinen Talente nicht immer zu kriechen und zu krabbeln brauche, sondern mit freiem Gemüthe, auch nur als Liebhaber, arbeiten kann. Auch das, was ich jetzt lerne, bin ich Ihnen schuldig; denn ohne Ihren freundlichen Zuruf, der mir auf meiner Rückreise[1]) begegnete, wäre ich schon jetzt von Rom abgegangen. Die Freunde werden schon berichtet haben, daß ich meinen Aufenthalt bis auf den 28. August verlängere. Auch hab' ich an die Stein und Herder etwas von der St. Petersfeierlichkeit geschrieben, das sie mittheilen werden. Rom hat das Eigene, daß auch das Gespielte drin groß ist.

„Der Farnesische Herkules ist nun wirklich abgegangen, so wie man Anstalt macht, auch den Toro,[2]) und was nur transportabel aus dem Farnesischen Palaste ist, reisefertig zu machen. Auf der andern Seite leert der Großherzog[3]) die Villa Medici völlig aus, und Rom verliert interessante Sachen. Doch bleibt es immer ein unerschöpflicher Brunnen und wird den spätsten Nachkommen noch die wichtigsten Gegenstände der Kunst zu zeigen haben.

„Das allgemeinste Gespräch ist nun, daß der Papst die berühmte Lepri'sche Sache verloren hat. Er hat noch ein Remedium ergriffen; man glaubt aber nicht, daß es ihm viel helfen werde.[4])

---

1) In Neapel nach der Rückkehr von Sizilien, wahrscheinlich als er eben an den Herzog einen und verloren gegangenen Brief gerichtet hatte. Vgl. S. 823.
2) So ist statt Torso zu schreiben. Vgl. S. 349, 823.
3) Von Toskana.
4) Der reiche Fürst Annanzio Lepri hatte den Papst und seinen Nepoten Romualdo Onesti Braschi zu seinen Erben eingesetzt, aber auf seinem Todten-

Tagebuch" („Wir hören's oft und glauben's wol am Ende"), obschon es neuerdings häufig genug abgedruckt ist, einige Venetianische Epigramme und ein paar Verse erotischen Inhalts absichtlich weggelassen, weil die starre Befolgung eines an sich richtigen Grundsatzes hier nicht gerechtfertigt schien. Bei Beurtheilung der Vollständigkeit dieses Bandes ist ferner zu berücksichtigen, daß eine nicht geringe Anzahl von Gedichten, die nicht in der Ausgabe letzter Hand oder den späteren Ausgaben stehen, für den nächsten Theil, der den West-östlichen Divan enthalten wird, zurückgelegt werden mußte, weil dieselben nach ihrem Inhalt und nach der Lebensanschauung, aus der sie hervorgegangen sind, durchaus zu diesem gehören. Alle Gedichte endlich, bei denen Goethe's Autorschaft nicht hinlänglich feststeht, sind in den Anhang verwiesen worden, wo dann zugleich geprüft ist, mit welchem Grade von Wahrscheinlichkeit sie für ächt oder unächt zu halten sind.

Demnach enthält nun der vorliegende Band: *erstens* die sämmtlichen Gedichte, welche in den nach Goethe's Tode erschienenen Ausgaben seiner Werke neu veröffentlicht sind; *zweitens* alle außerdem in Briefwechseln, Zeitschriften, Einzeldrucken und Werken anderer Schriftsteller zerstreuten Stücke und *drittens* eine Anzahl *bisher ungedruckter Gedichte*, deren Mittheilung, wie wir hoffen, alle Verehrer Goethe's besonders interessiren wird.

In der umfassendsten Weise hat Herr von Loeper in Berlin der Herstellung dieses Bandes, die, was wol keines Beweises bedarf, mit besonderen Schwierigkeiten verbunden war, seine Thätigkeit gewidmet und namentlich die eben erwähnten bisher ungedruckten Gedichte beigesteuert oder

„Die Hitze ist so groß, und der Scirocco hält auch die Nächte warm; er muß mir auch zur Entschuldigung dienen; denn er hat mich gegen Abend eingeschläfert, und nun geht die Post.[1]) Leben Sie recht wohl! Behalten Sie mich in freundlichem Andenken, empfehlen Sie mich Ihrer Frau Gemahlin und geben mir noch einige Nachricht von Ihrem und der Ihrigen Befinden nach Rom. In sechzehn Tagen erhalt' ich richtig die Briefe."

Gleichzeitig schrieb G. an Frau von Stein, die er in ihrer äußerst traurigen Stimmung wegen des Todes Ihres Sohnes Ernst zu trösten hatte. Die Todesnachricht erhielt er in den ersten Tagen des Juli, da Ernst gegen den 15. Juni starb. Von ihrer Stimmung zeugt die Aeußerung in einem an ihre Schwester und ihre Schwägerin zugleich gerichteten Briefe: „Das ganze Leben ist ja nur ein Traum, und Ihr Beide seid mir der angenehmste Traum." Da G.'s Trostbrief rein persönlich war, so blieb er hier natürlich ganz weg.

---

hatte diese Schenkung, als durch unerlaubte Mittel erschlichen, widerrufen und sein Vermögen den rechtmäßigen Erben, unter denen an erster Stelle die junge Marianna Lepri war, zugewandt. Der Papst ließ seinen Anspruch nicht fahren, doch trat am 15. Juni 1788 der Abbate Curti als Vertreter der Erben die Erbschaft an, und mußten die vom Papsten weggenommenen Sachen in den Palast Lepri zurückgebracht werden. Der Papst aber wählte zwei der bedeutendsten Rechtsgelehrten, um seine Ansprüche durchzusetzen. „Inzwischen hatten Pius VI. und sein Nepot schon wieder einige neue und sehr reiche Erbschaften erhalten," schreibt das „Politische Journal" im Septemberheft 1788 S. 929. „Fast ganz Italien ist über diese jetzt so eingerissenen päpstlichen Spoliarien, welche fremde Erbschaften zu erschleichen, sehr mißvergnügt und aufgebracht." Eines ähnlichen Falles gedenkt dasselbe Journal ausführlich im Novemberhefte (S. 1111 f.). Auf eine rührende Bittschrift der Lepri'schen Erben, ihnen ihr Gut zu lassen, schrieb der Papst: Non gaudeant impetratis. Sein Vertreter wollte den Beweis führen, daß Lepri seine Schenkung nicht habe widerrufen können. Wirklich gelang es dem Einflusse des Papstes, die Entscheidung zu seinen Gunsten zu lenken; doch beruhigten sich die Erben dabei nicht, und weil nicht ohne Einfluß des Prinzen Alexis Aitieri, welcher unterdessen die Donna Lepri geheirathet hatte, entschied am 19. Juni das Appellationsgericht der Rota zum Jubel des Volks gegen den Papst, der sich aber nicht abhalten ließ, eine nochmalige Verhandlung im November zu beantragen. Trotz der sämtlichen Aussicht sah sich der Prinz Aitieri veranlaßt, mit dem Papst einen Vergleich zu schließen, wonach der Nepote noch sechs Jahre lang die auf Monte Cavi sich befindenden Güter fruktuiren sollte. Hierüber schreibt am 12. Juni an Caunitz: „Vorgestern ist der berühmte Prozeß zwischen Sr. Heiligkeit und dem Mündel Cavri [sic] Lepri neuerdings in der Rota zum Vortheil des Letztern entschieden worden", worin Brunner „ein glänzendes Zeugniß für die Unabhängigkeit und Rechtschaffenheit dieses obersten Gerichtshofes in Rom" erkennt.

1) Der letzte Anlaß des Briefes muß am Morgen des 7ten geschrieben sein, da der Posttag auf den Sonnabend, nicht auf den Freitag fiel. Der 6. Juli war ein Freitag.

91. Vom 8. bis zum 21. Juli (S. 363—367). Von der ersten Woche haben wir nur den am Montag dem 9ten im Voraus begonnenen tagebuchartigen Brief an Frau von Stein. Den 9ten. Gestern (S. 364), als an einem Sonntage. — Dem Engländer Moore, James Moore, geboren zu Edinburgh. Auch Herder sah dessen Gemälde: vgl. dessen Reise, S. 105, und Meyer in G's „Winckelmann und sein Jahrhundert", S. 331 f., 380. — Ara coeli, Santa Maria Ara coeli auf dem Gipfel des Kapitol's. Die Kirche gehört den Franziskanern. — Beatifikation zweier Heiligen. Solche kamen damals häufig vor, weil man durch die aus den betreffenden Ländern fließenden bedeutenden Gelder zu den Kosten der vorangehenden Verhandlung den bedrängten Finanzen aufhelfen wollte. So schreibt das „Politische Journal" im Septemberhefte 1786 (S. 924 f.): „Einen andern Geldzufluß aus Spanien hat man durch die Kanonisation fünf neuer Heiligen, worunter zwei aus Spanien gebürtig waren, erhalten. Die Kosten dieser fünf Prozesse beliefen sich auf 80,000 Scudi, die meistens von andächtigen Seelen aus Spanien geschenkt waren. Diesen fünf neuen Heiligen wurde, aller Protestationen und Einwendungen des Teufels ohngeachtet, der Strahlenteller am 6ten August zuerkannt." Während G.'s Anwesenheit zu Rom Ende 1786 erfolgte die Seligsprechung des Francesco Caracciolo. Im Mai 1787 schreibt das „Politische Journal" (S. 503), man mache Anstalt zur Seligsprechung des am 4ten April gestorbenen Würzburgers Franz Gavard und erwarte dazu nur Kontributionen aus Deutschland. Daß der Papst sich Ende Juni „mit Kanonisirung verschiedener Heiligen" beschäftige, berichtet das „Politische Journal" (S. 737). Höchst wahrscheinlich ist dieselbe Feier der Seligsprechung gemeint, welche Moritz am 14. September als „vor einiger Zeit" geschehen beschreibt (II. 159 ff.). Er spricht aber von drei Franziskanern, von denen der eine aus Subiaco gewesen. Der mit *** bezeichnete Freund, mit welchem er von Nachmittag bis Abend, bald auf dem Kapitolium spazierend, bald nach Ara coeli hinaufsteigend und endlich bei der Dämmerung wie alle Zuschauer auf einem gemietheten Stuhle sitzend, dem Feuerwerk zusehend, in angenehmen Gesprächen zugebracht, war ohne Zweifel G., dessen Namen Moritz früher einmal, am 20. November 1786, mit *** angedeutet hat. In dem Werke: Elementi della storia de' sommi Pontifici — raccolti dal Canonico Giuseppe de Novaes Patricio Portogese,

dessen sechzehnter Band Pius VI. behandelt, finden sich im Jahre 1786 fünf aber 1787 und 1788 keine einzige Seligsprechung angeführt. Wäre diese Zusammenstellung zuverlässig, so würde man anzunehmen haben, daß die am 27. April und am 3. September 1786 erfolgte Seligsprechung der beiden Franziskaner Niccolo Fattor aus Valencia und Tommaso von Cori so viele Monate später von dem Orden zu Rom gefeiert worden; allein gegen die Vollständigkeit ergeben sich eben bedeutende Bedenken, da weder eines Franziskaners aus Subiaco noch des Francesco Caracciolo gedacht wird. — In Brüssel (S. 365), wo das Volk sich vor dem Palaste der Statthalterin versammelt hatte, welche nach der Forderung der Stände die vom Kaiser unter dem 1. Januar erlassenen Bestimmungen, als mit den Vorrechten der Provinz in Widerspruch stehend, in ihrem Namen zurücknehmen sollte. Als der Kaiser die Statthalterin nach Wien berief, riethen die Stände dringend von dieser Reise ab, weil dieselbe „Furcht und Verzweiflung verbreiten würde" und sie den heftigsten Sturm nach jener Stille befürchteten, welche nur die einzige Gegenwart der Statthalterin erhalte; sonst könnten sie unmöglich die Verheerung des platten Landes und augenblickliche Einäscherung der Städte verhindern. Ja, die Syndici der Stadt Brüssel schrieben an die Stände, sie würden sich erinnern, daß die Abreise Margarethens von Parma unter Philipp II. in ähnlichem Falle die Ursache des Verderbens dieser Lande gewesen. — Den 16ten. Der tagebuchartige Brief ward wol am zweitfolgenden Tage vollendet und abgesandt, welcher Postag war; G. hatte, wie in der vorigen Woche, am Montag begonnen. — Mit Angelika, bei welcher er schon jetzt alle Sonntage zu Mittag speiste; vgl. S. 367, 390. — In der Farnesina: vgl. S. 126. — Dem Grabmal des August. Mausoleo d' Augusto. „Das Grabmal des Augustus liegt hinter San Carlo al Corso bei Rivetta. Es besteht aus einem alten Thurm; man sieht nichts mehr von Säulen und Marmor; inwendig liegt ein Garten, und rings um die Mauer läuft eine Terrasse" (Volkmann, II. 359 f.). Ihm schräg gegenüber am jenseitigen Tiberufer liegt die Engelsburg, ursprünglich das Grabmal Hadrian's. „Gegenwärtig ist nur die doppelte Backsteinmauer übrig, auf welcher sich vormals der Tumulus mit seinen Baumanlagungen erhob. Die Umwandlung in einen modernen Circus hat den ursprünglich schön gegliederten Organismus unkenntlich gemacht." Braun, S. 107. — Ochsenhetze. Eine Beschreibung dieser sogenannten Giostra

giebt Moritz, II. 198 ff. — Albacini (S. 365); vgl. Meyer, a. a. O. S. 357. Andere bedeutende Restaurateure waren in Rom Penna und Franzoni. Albacini's als besten Restaurateurs wird auch Werke, Bd. XXXII. S. 130 gedacht. — Eines sitzenden Apoll's. Vgl. S. 367. Es ist der Torso des Bacchus im Museum zu Neapel. — Graf Frieß. Vgl. S. 805 f. — Casti. Giambattista Casti, 1721 zu Prato geboren, hatte die Höfe von Wien, Petersburg und Berlin besucht. Joseph II. ernannte ihn zum Hofdichter. Als solcher dichtete er die Oper Il Re Teodoro in Venezia. Ueber seine Oper La Grotta di Trofonio vgl. S. 721, Anm. 7, über seine Novelle galanti S. 377. — Andrea del Sarto (S. 366). Die hier genannte Madonna findet sich in der gräflich Frieß'schen Sammlung in Wien. — In einem Briefe. Vgl. oben S. 356. — Am Dienstag, dem 10ten. — Den 20sten. Der wol an Herder gerichtete Brief ward erst am folgenden Tage abgesandt. — Durch die Kraft des Geistes, wie er am 2. Februar 1788 sagt, das Feuer der Jugend habe ihm Manches ohne großes Studium gelingen lassen. — Nojos (S. 367), das italiänische nojoso, wie wir ihn S. 829 des italiänischen Sodezi (sodezza) sich bedienen sahen. — Bin ich freilich sehr allein. Mit Moritz konnte er sich doch über Manches unterhalten, obgleich auch Dieser ihm Herder, wenn Letzterer seine gute Stunde hatte, nicht ersetzen konnte. — Menge. Ich finde nur die Aeußerung im zweiten Briefe an Fabroni: „Wenn der Apollo in Belvedere das Fleischige und die Weichheit des sogenannten Antinous hätte, würde er unstreitig schöner sein.“ In der deutschen Ausgabe der Werke von Schilling, II. 121. — Eines Apoll's oder Bacchus'; vgl. oben S. 365.

92. Rom 22. bis zum 28. Juli (S. 367—369). Zunächst erhalten wir Tagebuchbemerkungen vom 22sten bis zum 25sten. — Den 22sten. Palast Barberini. „Die Hauptseite ist nach der Strada Felice. Im untern Geschosse: Raphael's Maitresse, eine schöne Brünette, ziemlich entblößt. Auf dem nach Art der Alten am Arme befestigten Armbande hat Raphael seinen Namen angeschrieben. Das Gemälde ist in einer trockenen Manier gearbeitet, wird aber von Kennern sehr hoch geschätzt. — Maria mit dem Kinde von Leonhard da Vinci; die Maria scheint Porträt von einem jungen Mädchen zu sein. Die Schatten sind zu schwarz, überhaupt ist das Bild trocken und maniert.“ Volkmann, II. 286. Ueber Raphael's Fornarina vgl. Förster, I. 261 ff., 333 f.

Der Madonna da Vinci's gedenkt Bädeker (S. 161) gar nicht. — D'Agincourt (S. 368). Jean Baptiste Louis Georges Seroux d'Agincourt, geboren zu Beauvais am 5. April 1730, hatte sich 1778 in Italien niedergelassen. Da sein Vermögen durch die Revolution außerordentlich gelitten hatte, so verzögerte sich die Herausgabe seiner Histoire de l'art par les monuments depuis sa décadence au 4me siècle jusqu' à son renouvellement au 16me; erst 1810 erschien der erste der sechs Bände, der letzte 1823, neun Jahre nach seinem Tode. — Auflebung, von G. eigenthümlich nur hier gebraucht für Wiederaufleben (renaissance). — Dies. Albert Christoph D., zu Hannover 1755 geboren, Landschaftsmaler und Kupferstecher. Vgl. Meyer, a. a. O. S. 333, 335. Meyer läßt ihn noch 1805 in Wien leben, er war aber schon 1797 gestorben. — Dadurch gewöhnt sich Auge und Geist. Ueber seine Studien in Betreff des Kolorits vgl. G.'s „Konfession" am Schlusse der „Farbenlehre". — Den 23sten. Des unschätzbaren Anblicks. Von der Höhe der Säule, zu der man auf 184 Stufen gelangt, dessen auch Volkmann gedenkt (II. 171 f.). Ueber die Säule selbst vgl. Braun, S. 31. — Durch die Straßen, im Gegensatz zu der Höhe, auf der er gewesen. — Der Platz von Monte Cavallo, über den er zurückkam. Vgl. S. 116. — Den 24sten. Villa Patrizzi oder Patrizi, die erste Villa rechts vor der Porta Pia, von Sebastiano Cipriani gebaut. Eine schöne Aussicht hat man im Garten, besonders von der Wiese aus und von der Treppe des Gartenhauses herab. Der antiken Reste im Garten gedenkt G. nicht. — Den Platz der Antoninischen Säule, die Piazza Colonna, von der in der Mitte stehenden Antoninischen Säule (Colonna Antonina) des Mark-Aurel benannt, zu deren Höhe man auf einer Wendeltreppe von 189 Stufen steigt. „Man meinte, sie sei Antoninus Pius errichtet, während die Basreliefs zeigen, daß sie dem Mark-Aurel gesetzt ist." Volkmann, II. 738. — Die eine Seite des Palastes Chigi nimmt die nördliche Länge des Platzes ein, dessen Antiken 1728 an August II. von Polen verkauft wurden. Der Palast selbst ist sehr einfach gebaut. — Den 25sten (S. 369). Des Prinzen von Piombino, Piombino di Casa Ludovisi, dessen Palast am Corso lag. Winckelmann führt mehrere werthvolle Gemmen aus dieser Sammlung an. — Den 27sten. Aus einem am folgenden Tage vielleicht mit Tagebuchbemerkungen der Woche an Frau von Stein gesandten Brief. — Zu Ende voriger Woche. Wol vor Sonnabend dem 20sten; vgl. den Bericht

S. 376 f. — Wir haben ꝛc. (S. 369), in dieſer Woche. Am Mittwoch hatte er nicht geſchrieben.

93. Vom 29. bis zum 31. Juli (S. 369—371). Offenbar Tagebuchbemerkungen, die aber an Frau von Stein geſandt wurden. — Den 29ſten. Mit Angelika, bei welcher er ſpeiſte. — Aus meinen erſten Römiſchen Briefen; vgl. S. 139 f., 706 f. — Mäuschen (S. 370), Mädchen, wie S. 78, wie man in Weimar ſcherzhaft Miſel brauchte. — Dieſe Ader, wie er am 16. November 1788 an den Herzog ſchreibt, die Studentenader fange an, ſich wieder in ihm zu beleben. — Come il sole d'Inghilterra, eine gangbare Redeweiſe. — Den 31ſten. In die komiſche Oper (S. 371), das Theater Valle. Vgl. S. 692. — L'Impresario in angustie, von Cimarosa als Karnevalsſtück für das Teatro nuovo zu Neapel 1786 geſetzt. Auch Moritz gedenkt am 3. Oktober (II. 216 ff.) ausführlich dieſes ſpäter von Bulpius für die Weimarer Bühne bearbeiteten Stückes, zu welchem G. zwei Lieder dichtete. Vgl. Diezmann, „Goethe-Schiller-Muſeum" (1858), S. 1 ff., und „Eine vergeſſene Oper" in der „Allgemeinen muſikaliſchen Zeitung" vom 6. Juli 1864. „Nichts Komiſcheres habe ich noch geſehen als eine Operette, deren Gegenſtand ſelber die Aufführung einer Operette und die ſpielenden Perſonen die Sänger, der Komponiſt, der Dichter und der Unternehmer des Schauſpiels ſind, welcher letztere hier der Impreſario heißt, und von dem denn auch dieſe Poſſe den Namen hat. Das Stück des Dichters beſteht aus ganz abſcheulichen Abgeſchmacktheiten, daß nämlich Hekuba den Pyrrhus, da er ihren Sohn ermordet hat, einen Murmelthierträger ſchilt, und wie Pyrrhus, gleich dem Verfaſſer des Stücks, zuletzt von ſeinen Gläubigern verfolgt wird" u. ſ. w. Moritz. G. verwechſelt hier die prima und seconda donna, welche letztere eigentlich die Frau des Impreſario iſt.

94. Bericht. (S. 372—379). Die Stelle: „Wer an ſich erfahren hat, ... peinlicher und beläſtiget" (S. 374, Z. 7 bis 375, l. Z.) nahm G. 1831 mit wenigen Aenderungen und Einſchiebung des Berichtes vom folgenden April (S. 503 f.) in die Nachträge und Zuſätze zu ſeiner „Metamorphoſe der Pflanzen" auf (Werke, Bd. XXXIII. S. 72 ff.). — Pinienkerne (S. 375). Einen Pinienſprößling verpflanzte G. vor ſeiner Abreiſe von Rom in Angelika's Garten. — Ueber den Nelkenſtock vgl. a. a. O.

S. 47 f. ad unten den Brief an Knebel vom 18. August. Riemer, 280: „Diese sehr sauber ausgeführten und kolorirten Zeichnungen befinden sich noch in seinen zur „Metamorphose der Pflanzen“ gehörigen Portefeuillen.“ — Nachdem ich mich nun (S. 376). Der Uebergang ist gezwungen. — Wir als leidenschaftliche Bühnenfreunde, er selbst mit Moritz, Burt und andern befreundeten Künstlern. — Unseres Cimarosa. Domenico Cimarosa, der schon frühe mit seinen komischen Opern die italiänische Bühne beherrschte. Nach seiner Rückkehr von Petersburg wurde er Kapellmeister zu Wien. 1787 hatte sein L'Impresario in angustie jubelnden Beifall gefunden. — Konzertmeister Kranz. Eines frühern Konzerts von Kranz wird S. 728 gedacht. Seine längst erfolgte Abreise erwähnt G. am 14. September (S. 397). — Jenkins. Vgl. oben S. 716, Anm. 1. — Volpato. Giovanni B., berühmt durch seine Kupferstiche nach Raphael's Gemälden im Vatikan und Gründer einer trefflichen Schule von Kupferstechern. „Man kann wol sagen,“ bemerkt Meyer a. a. O., „Volpato habe durch diese Kupfer kräftig mitgewirkt zur Ausbreitung des bessern Geschmacks durch alle Reiche der gesitteten Welt.“ — In der schönsten Sommernacht. Vgl. oben S. 369. — Milordo (S. 377) nannte man zu Rom jeden durch Freigebigkeit und Glanz sich auszeichnenden Fremden. — Eines untergeschobenen geschnittenen Steines. G. erwähnt der Sache im Briefe an den Herzog vom 28. September, wonach dies nicht in den Juli gehören dürfte. — Den Ankauf einer schönen Statue. Er kaufte sie von Jenkins. — Einen Mithras, vielmehr einen Priester oder Diener des Mithras, wie solche häufig auf beiden Seiten von Mithrasdenkmälern sich gegenüberstehen. — Im Museo Pio-Clementino, jetzt im Vatikan. Vgl. Visconti's Museo Pio-Clementino, III. tav. XXI mit der Beschreibung. — In Abbé-Tracht (S. 378), die sehr verbreitet war; auch Kinder kleidete man so. — Gott und der Natur sei zu danken. Aehnlich äußerte sich G über den Streit, ob er oder Schiller der bedeutendere deutsche Dichter sei: „Sie sollen sich freuen, daß überall ein Paar Kerle da sind, worüber sie streiten können“ (gegen Eckermann den 12. Mai 1825). — Von einem Gemälde (S. 379). Vgl. den Brief aus Rom vom 30. August 1787 im „Merkur“ 1788, I. 266 f. — Statt Lady Hamilton sollte Miß Harte stehen. — Auch eine der Furien, vielmehr beide und auch Orest. Das Bild war für den Prinzen

von Waldeck bestimmt; jetzt befindet es sich in Arolsen. Tischbein selbst (II. 104 ff.) erklärt für den besten Kopf, den er nach ihr gemalt, den der Andromache auf Hektor's Abschied, gleichfalls jetzt in Arolsen. Auch vieler andern Zeichnungen, die er besonders Abends in Caserta von ihr gemacht, gedenkt Tischbein. „In welcher Stellung sie auch war, sitzend, stehend, liegend, sie war immer malerisch. Hamilton gefielen diese Zeichnungen, er bewahrte sie und schloß sie in seine Schatulle."

95. Vom 1. bis zum 11. August (S. 380–383). Wir haben hier vom 1. August, einem Mittwoch, einen Brief oder vielmehr den Theil eines Briefes an Frau von Stein und vom Sonnabend der folgenden Woche Stellen aus Briefen an Frau von Stein und Herder, außerdem einen vollständig bekannt gewordenen Brief an den Herzog Karl August. In die Zwischenzeit scheint der ungedruckte Brief an die Herzogin Mutter zu fallen, in welchem er ihr die Reise nach Italien für dieses Jahr widerrieth. Er hatte jetzt den Entschluß gefaßt, bis Ostern in Italien zu bleiben. — Im nächsten Brief. Es geschah erst am 11ten, obgleich zwei Posttage dazwischen lagen. — Ohne Datum. Auch dieser Brief ist an Frau von Stein gerichtet, die ihm von neuen magnetischen Erscheinungen in der Schweiz berichtet hatte. Er ist wol vom 4ten, zu einer Zeit, wo er noch beabsichtigte, am 28sten Rom zu verlassen und durch die Schweiz zurückzukehren. — Marktschreier, wie Mesmer, große Herren, wie ein Graf Thun, Propheten, wie Lavater. — Hexenepoche, die von der schrecklichen Macht abergläubischer Selbsttäuschung zeugt. — Villa Borghese (S. 381), hier zum ersten Mal erwähnt. Vgl. unten zu S. 457. — Den 11ten. Der erste Brief ist an Frau von Stein gerichtet; die Anrede ist hier aus der Einheit in die Mehrheit umgesetzt, nur stand vielleicht schon ursprünglich in Z. 22 Euer Urtheil. — In vierzehn Tagen. Am 25. Januar 1788 äußert er gegen den Herzog, er sei vierzehn Tage mit Hackert in Tivoli gewesen. Vor dem 16. Juni hatte er mit Diesem noch keine ganze Woche in Tivoli zugebracht; auch könnte er sich wieder zwischen dem 21sten und 26sten dort aufgehalten haben. Hackert selbst scheint nach dem 30. Juni nach Albano gegangen zu sein, von wo er schon gegen den 4. Juli nach Neapel zurückkehrte. Volle vierzehn Tage lassen sich schwer herausrechnen. — Verschaffelt (S. 382); vgl. S. 608. Maximilian von B. war 1754 zu Mannheim geboren. Sein Vater, Direktor

der Zeichenakademie daselbst und Hofbildhauer, hatte G. auf der Rückkehr von Straßburg freundlich empfangen. Vgl. Werke, Bd. XXII. S. 52. — Ich habe der Herzogin (S. 382). Aus einem Briefe an Herder, in welchem vorher auch der Vollendung des Egmont gedacht war. — Wie eine zweite Natur. Vgl. Werke, Bd. XXVIII. S. 101 f.: „Ein vollkommenes Kunstwerk ist ein Werk des menschlichen Geistes und in diesem Sinne auch ein Werk der Natur." — Alle unsere Geburtstage. Am 25sten war Herder's, am 28sten G.'s und Gottfried Herder's Geburtstag, worauf am 3. und 5. September die Geburtstage des Herzogs und Wieland's folgten; der Winter brachte die Geburtstage Knebel's, der Frau von Stein und der Herzogin.

An Herzog Karl August schrieb G. den 11ten in Erwiderung eines Briefes desselben, ohne seiner Antwort an die Herzogin Mutter zu gedenken.

An Karl August.

„Für Ihren lieben, werthen Brief, mit dem Sie mich erfreut haben, danke ich auf das Herzlichste. Sie krönen dadurch das Glück, das ich hier genieße, und beruhigen mich auf alle Weise. Sie geben mir Raum, daß ich erst recht mein werden kann, und sondern mich von Ihrem Schicksale nicht ab; möge sich Ihnen Alles zum Besten wenden! Ich erwartete Ihr Schreiben, um über meinen fernern Aufenthalt etwas Festes zu beschließen. Nun glaube ich nicht zu fehlen, wenn ich Sie ersuche, mich noch bis Ostern in Italien zu lassen. Mein Gemüth ist fähig, in der Kunstkenntniß weit zu gehen, auch werde ich von allen Seiten aufgemuntert, mein eigenes kleines Zeichentalentchen auszubilden, und so möchten diese Monate hinreichen, meine Einsicht und Fertigkeit vollkommen zu machen. Jetzt werden Architektur und Perspektiv, Komposition und Farbengebung der Landschaft getrieben; September und Oktober möchte ich im Freien dem Zeichnen nach der Natur widmen, November und Dezember der Ausführung zu Hause, dem Fertigmachen und Vollenden, die ersten Monate des künftigen Jahres der menschlichen Figur, dem Gesichte ꝛc. Ich wünsche und hoffe, es nur wenigstens so weit zu bringen wie ein Musikliebhaber, der, wenn er sich vor sein Notenblatt setzt, doch Töne hervorbringt, die ihm und Andern Vergnügen machen. So möchte ich fähig werden, eine Harmonie aufs Blatt

zu bringen und Andere mit mir zu unterhalten und zu erfreuen. Ich weiß zu sehr, wie ängstlich es ist, wenn man eine gewisse Fähigkeit in sich spürt und Einem das Handwerk mangelt, sie auszulassen und auszuüben. Bis Ostern werde ich es so weit gebracht haben, um alsdann für mich weiter gehen zu können. Denn gewisse Dinge sind es, die man von Andern lernen und annehmen muß. Dieses macht den Aufenthalt in Rom so angenehm, weil so viele Menschen sich hier aufhalten, die sich mit Denken über Kunst, mit Ausübung derselben zeitlebens beschäftigen, und wol kein Punkt sein kann, über den man nicht von Einem oder dem Andern Belehrung finden könnte.

„Noch eine andere Epoche denke ich mir Ostern zu schließen: meine erste (oder eigentlich meine zweite) Schriftstellerepoche. Egmont ist fertig, und ich hoffe, bis Neujahr den Tasso, bis Ostern Faust ausgearbeitet zu haben, welches mir nur in dieser Abgeschiedenheit möglich wird. Zugleich, hoffe ich, sollen die kleinen Sachen, welche den fünften, sechsten und siebenten Band füllen, fertig werden und mir bei meiner Rückkehr ins Vaterland nichts übrig bleiben, als den achten zu sammeln und zu ordnen. Somit werde ich auch dieser Verbindlichkeit los und kann an etwas Neues, kann mit Ernst an Wilhelm gehen, den ich Ihnen recht zu Erb und Eigen schreiben möchte. Daß ich meine ältern Sachen fertig arbeite, dient mir erstaunend. Es ist eine Rekapitulation meines Lebens und meiner Kunst, und indem ich gezwungen bin, mich und meine jetzige Denkart, meine neuere Manier nach meiner ersten zurückzubilden, das, was ich nur entworfen hatte, neu auszuführen, so lern' ich mich selbst und meine Engen und Weiten recht kennen. Hätte ich die alten Sachen stehen und liegen lassen, ich würde niemals so weit gekommen sein, als ich jetzt zu reichen hoffe. Ostern rücke ich mit Zucht und Ordnung wieder ins Vaterland und käme zur schönen Jahreszeit zurück. Edelsheim in einem gar guten Brief aus Karlsbad giebt mir zwei Jahre; die hätte ich alsdann ohngefähr vollendet.

„Ist mir erlaubt, einen Wunsch, den ich für jene Zeit habe, noch zum Schluß beizufügen, so wäre es: Ihre Besitzthümer sogleich nach meiner Rückkunft sämmtlich als Fremder bereisen, mit ganz frischen Augen und mit der Gewohnheit, Land und Welt zu sehen, Ihre Provinzen[1]) beurtheilen zu dürfen. Ich würde

1) Dieses Ausdrucks muß sich G. auch in einem Briefe an Herder bedient haben, der über diese vornehme Bezeichnung spottete. Vgl. S. 399.

herrn Quellen nachgewiesen. Auch von den Anmerkungen,*) die in diesem — überwiegend unbekannte und unerklärte Gedichte enthaltenden — Bande reichlicher gegeben sind als in den früheren, ist eine große Zahl sein Eigenthum. Abgesehen davon aber hat er den Herausgeber in allen Fragen, um die es sich hier handeln konnte, mit Rath und That unterstützt, und wenn dessen nicht leichte Aufgabe überhaupt als einigermaßen gelöst angesehen werden kann, so steht derselbe keinen Augenblick an, dieses Resultat jener fortgesetzten Mitwirkung, sowie den gütigen Beiträgen der Herren Senator Gulemann in Hannover, Verlagsbuchhändler Dr. S. Hirzel in Leipzig und Rechtsanwalt Dr. R. Keil in Weimar zuzuschreiben.

Daß auch auf die Herstellung eines richtigen Textes die größte Sorgfalt verwendet worden ist, dafür giebt die Revision desselben am Schlusse des Bandes ausreichenden Beweis, bei welcher alle vorhandenen ersten Drucke und in einer großen Anzahl von Fällen auch die Original-Handschriften verglichen worden sind.

Endlich ist unsre Ausgabe mit einem alphabetisch geordneten Register versehen, welches die Anfänge sämmtlicher Gedichte, die Xenien und Sprüche mit eingerechnet, enthält.

---

*) Die von Herrn von Loeper gegebenen Anmerkungen tragen dessen Namenschiffer L. und sind, wenn sie in Hinzufügungen zu einer Note des Herausgebers bestanden, von derselben durch einen Gedankenstrich getrennt.

mir nach meiner Art ein neues Bild machen und einen vollständigen Begriff erlangen und mich zu jeder Art von Dienst gleichsam aufs Neue qualifiziren, zu der mich Ihre Güte, Ihr Zutrauen bestimmen will. Sekundirt der Himmel meine Wünsche, so will ich mich alsdann der Landesadministration einige Zeit ausschließlich widmen wie jetzt den Künsten; ich habe lange getappt und versucht, es ist Zeit, zu ergreifen und zu wirken. Möge indeß Alles, was Sie bei sich einrichten, Ihren Absichten völlig entsprechen und auch mir, wenn ich wiederkomme, Freude bereiten! Mögen Ihre großen auswärtigen Verhältnisse Ihre Existenz ganz ausfüllen und Sie für Mühe, Aufopferung und Gefahren die schönsten Früchte einernten! Noch Manches bleibt mir über einzelne Dinge zu sagen übrig, das ich auf einen nächsten Brief verspare. Geben Sie mir bald wieder ein Zeichen Ihres Andenkens und Ihrer Liebe! Ihrer Frau Gemahlin empfehle ich mich auf das Beste."

96. **Vom 12. bis 18. August** (S. 383 f.). Aus dieser Woche haben wir außer dem hier theilweise gegebenen Briefe an Frau von Stein einen vom 15ten an Göschen und drei vom 18ten an Knebel, Seidel und die Frau Bürgermeister Bohl in Lobeda bei Jena, eine in Weimar beliebte Naturdichterin. — **Moritz studirt jetzt die Antiquitäten.** Vgl. dessen für G.'s Stellung zu ihm wichtigen Brief vom 1. September an Camve. — **Einen trefflichen Leonard da Vinci.** Dessen „Christus unter den Pharisäern" befand sich damals noch in der Villa Borghese Aldobrandini. Der Fürst Paolo Borghese Aldobrandini ist gemeint, dessen auch S. 410 und 481 gedacht wird. Vgl. Volkmann, II. 72. — **Ihr alter Gatte, Zucchi.** Vgl. S. 155. — **Spiele den Italiäner mit den Italiänern** (S. 384). An Herder schreibt G. zwei Jahre später, Tischbein habe von den Italiänern „in das Metier der Falschheit, Wort- und Bundbrüchigkeit zu pfuschen" gelernt. — **Buoncompagni**, Ignazio Lodovico Principe di Buoncompagni. Herder wurde ihm durch die Herzogin Mutter vorgestellt. Vgl. Herder's Reise, S. 163, 175 f.

Den 15ten erwiderte Goethe

An Göschen.[1])

„Ihre beiden Briefe vom 22. März und 5. Juni beantworte ich durch Gegenwärtiges.

1) Hier zum ersten Mal gedruckt.

„Es thut mir leid, daß Chodowiecki Sie übel versorgt hat, um so mehr als meine Exemplare darüber zurückgeblieben sind, welches mir in mehr als einer Betrachtung höchst unangenehm ist. Lassen Sie sich durch nichts abhalten, die folgenden Bände zugleich mit denen zu spediren, die ins Publikum gehen.

„Egmont ist fertig; was sonst noch zum fünften Bande gehört, will ich auch gleich vornehmen. Es wäre mir lieb, wenn er bald herauskäme. Das Publikum ist durch den vierten schon ans Vereinzeln gewöhnt, und da ich ein ansehnlich Stück Arbeit mehr gebe, als ich versprochen, wird man mir auch nachsehen.

„Hätte das Publikum unsre Ausgabe ein Wenig mehr favorisirt, so könnte ich zehn, ja zwölf Bände, und noch dazu mit mehr Bequemlichkeit liefern; allein wir wollen es diesmal dabei bewenden lassen. Mit unserer Nation soll der Schriftsteller nicht allein uneigennützig, er soll auch großmüthig sein. Sie würden denken, mir eine ungeheure Summe für ein Stück zu bezahlen, wenn Sie mir nur meine Baarauslagen ersetzten, die ich habe machen müssen, um die Studien dazu zu sammeln.

„Von Madame Angelika will ich sehen vorerst eine Zeichnung zum fünften Band zu erhalten. Sie hat so viele Bestellungen, daß kein Federzug von ihr mit Gold zu erhalten ist, was sie nicht aus Gefälligkeit thut. Sie hat mich neulich mit einer Zeichnung überrascht, welche die Stelle aus Iphigenie: „Seid Ihr auch schon herabgekommen!“[1]) vorstellt. Es ist vielleicht eine ihrer glücklichsten Kompositionen. Und eben darum darf ich nicht zudringlich sein. Sobald der fünfte Band abgegangen ist, mache ich mich an den Tasso; Faust soll schließen.

„Wenn Sie die 60 Thlr. von Herrn Plessig[2]) einkassiren können, soll mir's lieb sein. Einigen Verlust am Golde nehm' ich über mich. Ich hoffe, die Exemplare für Rom werden abgegangen sein; wo nicht, so bitte ich, sie aufs Geschwindeste zu spediren.

„Ehstens werde ich Ihnen wegen einer andern Angelegenheit schreiben und mir Ihren Rath ausbitten. Es ist eine komische Oper von mir, eine neue, die nicht in den Schriften begriffen ist,[3]) sehr glücklich komponirt worden; ich wünschte die Partitur davon ins Publikum zu bringen, auf eine Weise, daß der Kom-

1) III. 3. Vgl. oben S. 194.
2) Vgl. oben S. 739. Nach unserer Stelle scheint die Beziehung auf Plessing kaum möglich.
3) „Scherz, List und Rache“.

poniſt, der viel Zeit und Mühe darauf verwendet, einigen Vortheil daraus ziehen könnte. Doch davon nächſtens mehr.

„Ich wünſche zu hören, daß es Ihnen wohl und glücklich geht.“

Nach längerer Zeit wandte ſich G. wieder einmal am 18ten an ſeinen treuen Seidel.

An Seidel.

„Deinen guten, treuen, verſtändigen Brief habe ich lange zu beantworten unterlaſſen; auch habe ich zwei aufgenommene Poſten Geld Dir nicht angezeigt; es wird aber doch Alles in Richtigkeit ſein.

„Die Verhältniſſe, die Du mir gleichſam in einem Spiegel hinſtellſt, wollen wir der Zeit zu entwickeln überlaſſen. So viel kann ich Dir ſagen, daß Deine Gedanken ſehr mit den meinigen zuſammentreffen, ja bis auf geringe Modifikationen dieſelbigen ſind. Vor jetzo iſt mein Aufenthalt in Italien bis Oſtern verlängert. Sieh, was etwa in meinem Hausweſen ſich rücken und legen läßt: ich überlaſſe alles Deinem Gutdünken. Dann ſchreib mir, wenn meine Hausmiethe um iſt; ich erinnere mich nicht genau.[1]) Sage mir ſonſt über Eins und das Andere Deine Meinung und bediene Dich indeß meines Hauſes und des Meinigen zu Deiner Nothdurft und zu Deinem Vergnügen.

„Mache Dir einmal wieder ein Geſchäft, mir einen langen Brief zu ſchreiben und mir mit Deiner gewöhnlichen Freimüthigkeit über die gegenwärtige Lage unſeres kleinen Staats, inſofern Du ſie überſiehſt, und was das Publikum denket und ſagt über das neue Kammerſyſtem u. ſ. w., Deine Gedanken zu eröffnen. Füge ſonſt, was einzelne Perſonen und Neuigkeiten betrifft, hinzu! Ich wünſche, daß unſere gegenwärtige Korreſpondenz Alles wegheben möge, was zwiſchen einem unbedingten wechſelſeitigen Vertrauen ſtehen könnte; denn ich hoffe, Du ſollſt mir bei meiner Zurückkunft mehr werden, als Du mir jemals warſt.

„Schreibe mir auch einmal einen kurzen Auszug meiner ſämmtlichen Ausgaben und Einnahmen ſeit meiner Abweſenheit, damit ich weiß, wie ich im Ganzen ſtehe und was meine Haushaltung koſtet. Ich habe Anfangs Juni von Meuricoure in

1) Das Haus am Frauenplan gehörte dem Rath Helmershauſen, und G. ſcheint es zweimal hinter einander auf drei Jahre gemiethet zu haben. Vgl. den Brief an Seidel vom 28. Oktober.

Neapel 204 Neapolitanische Dukaten und 3 Gran[1]) erhalten, deswegen auch direkt an Paulsen geschrieben. Bald darauf von Belloni [in Rom] 2000 Livres, welche Du mir anweisen ließest. Laß jetzt wieder 2000 an Herrn Hofrath Reiffenstein für Rechnung des Geheimerath von Goethe zahlen. Ich thue dies, weil ich nicht weiß, wie lange ich noch hier bleibe, und weil ich im Herbste auf dem Lande herumziehen will.

„Der Sommer war sehr und ungewöhnlich heiß, daß ich also einmal sagen kann, ich habe einen Sommer gelebt.[2]) Der Herbst wird unvergleichlich werden. Ich bin sehr fleißig. Egmont ist fertig! Was noch in den fünften Band kommt,[3]) wird auch zugerichtet. Uebrigens werden alle Künste mit großem Eifer getrieben. Die Masse dessen, was man hier kennen lernt, ist so groß, daß ich mit aller Vorbereitung dieses ganze Jahr nur in Vorbereitung zugebracht habe, nun scheint es sich aber aufrichten zu wollen. Ich habe denn doch in Kenntniß und Uebung zugenommen, so wenig es auch ist, wenn man aufs Aechte sieht und sich nicht vom Scheine blenden läßt. Briefe kommen wol gar nicht mehr an mich. Empfiehl mich den Herren Geheimenräthen mit dem Vermelden, daß ich ehestens schreiben würde. Versäume nicht, bald und ausführlich zu schreiben; es macht mir viel Vergnügen, aus der Ferne näher gerückt zu werden, besonders da ich schon beinah als ein Fremder nach dem Ettersberg hinsehe. Leb wohl, liebe mich und grüße die Liebenden!"

Den 18ten schrieb er auch

An Knebel.

„Ich habe Dir lange nicht geschrieben, lange nichts von Dir gehört. Ich bin nun auf einem Punkte, wo ich allen meinen Fleiß auf die Gegenwart konzentriren muß. Frau von Stein wird Dir Manches von mir bei ihrer Rückkehr aus dem Karlsbade erzählt haben.

„Ich werde mit den Künsten und der Natur immer vertrauter und mit der Nation immer fremder; ich bin ohnedies schon ein isolirtes Wesen, und mit diesem Volke hab' ich gar nichts

1) Ein neapolitanischer Dukaten (Ducato di regno) hatte den Werth von 3 Mark 10 bis 20 Pf.; ein Grano ist der hundertste Theil des Dukaten.
2) Ende Juli betrachtet man in Rom als Schluß des Sommers und beglückwünscht sich deshalb am 1. August.
3) „Claudine" und „Erwin und Elmire".

gemein. Doch getraute ich mich als Künstler hier zu leben, wenn ich nur einige meiner Freunde hierher versetzen könnte; denn eigentlich ist doch der Grund und das O und A aller Kunst hier noch aufbewahrt. Man schreibt mir, es sei in Deutschland ein schöner Sommer gewesen; mögest Du ihn auch genossen haben! Schreibe mir einmal wieder, wo und wie Du lebst!

„Wenn man als Künstler gern in Rom ist und bleibt, so wünscht man als Liebhaber der Natur nun weiter südlich zu gehen. Nach dem, was ich bei Neapel, in Sizilien von Pflanzen und Fischen gesehen habe, würde ich, wenn ich zehn Jahr jünger wäre, sehr versucht sein, eine Reise nach Indien zu machen, nicht um etwas Neues zu entdecken, sondern um das Entdeckte nach meiner Art anzusehen. Wie ich es oft voraussagte, habe ich es gefunden, daß hier Alles aufgeschlossener und entwickelter ist. Manches, was ich bei uns nur vermuthete und mit dem Mikroskop suchte, seh' ich hier mit bloßen Augen als eine zweifellose Gewißheit. Ich hoffe, Du wirst auch dereinst an meiner Harmonia plantarum, wodurch das Linéeische System auf das Schönste erleuchtet wird, alle Streitigkeiten über die Form der Pflanzen aufgelöst, ja sogar alle Monstra erklärt werden.[1]) Hier ist es bei der Nelkenflor etwas Gewöhnliches, daß aus einer gewissen Sorte gefüllter Nelken eine andere gefüllte völlige Blume herauswächst. Ich habe eine solche gefunden, da aus der Hauptblume vier andere herausgewachsen waren. NB. Vollkommen mit Stielen und Allem, daß man jede besonders abbrechen hätte können. Ich habe sie sorgfältig gezeichnet, auch die Anatomie davon in die kleinsten Theile. Im Herbste geht es aufs Land, und wenngleich mein Hauptzweck ist, Landschaft zu zeichnen und meine Einbildungskraft zu bereichern und meinen Stil zu erweitern, zu reinigen, zu vergrößern, so wird doch nebenher Manches eingesammelt werden. Sage doch Batschen,[2]) er möchte mir schreiben, wie es ihm geht, was er studirt, was er die Zeit gearbeitet, ob ich ihm mit was dienen und helfen kann! Sein Wesen und Schicksal interessirt mich; ich möchte ihn nicht ganz aus den Augen verlieren. Und da wir nicht nach Indien gehen, werden wir uns wol gelegent-

1) Die Worte: Dich erfreuen oder ähnliche sind wahrscheinlich über der Länge des Zwischensatzes vergessen worden.

2) August Johann Georg Karl Batsch, geboren zu Jena am 28. Oktober 1761, war 1786 gleich nach seiner Promotion außerordentlicher Professor der Botanik geworden. Vgl. Danzer, Zur Literatur und Geschichte, I. S. XVI-XIX.

sich in der Büttner'schen Bibliothek[1]) wiederfinden. Grüße Eichhorn, Büttner, Loder, Wiedeburg, Schütz,[2]) und wen Du sonst magst, auch Bentheim.[3]) wenn er noch lebt. Sage mir auch sonst etwas von Academicis, Politicis, wie Du magst und willst! „Behalte mich in gutem Andenken! Mein Herz ist bei Euch; wenn ich nach Deutschland zurückdenke, mag ich nirgends leben als in Eurer Mitte. Gebe nur der Himmel, daß ich Euch gesund wiederfinde. Wo wirst Du diesen Winter bleiben? Du sendest die Briefe auf die alte Weise an mich oder giebst sie Seidel'n. Leb wohl!"

Die Antwort an Frau Bohl in Lobeda[4]) von demselben Tage lautet:

An Frau Bohl.

„Wenn ich nach unserm hiesigen Sommer rechne, so haben Sie auch gute Witterung gehabt, und alle Feldfrüchte sind der braven Hausmutter glücklich eingebracht worden. Ich habe indeß ein schön Stück Welt gesehen und manchmal einen so wohlthätigen Himmel über das Saalthal gewünscht, als er über den meisten Theilen dieser Halbinsel und ihren Inseln schwebt. In Sizilien hab' ich an Sie gedacht. Wie schön steht da der Weizen, die Gerste, gleichsam in ihrem natürlichen Zustande! Wie sicher ist die Jahreszeit und wie bequem die Ernte! Wir im Norden scheinen uns wie unglückliche Nachahmer zu quälen; vergebens suchen wir durch Mühe, Geduld und Anhalten das zu ersetzen, was uns eine gütige Mutter versagt hat. Manche Bemerkungen, die ich gemacht habe, können durch Vergleichung nützlich werden. Zwischen Neapel und Capua ist gleichfalls eine Fruchtbarkeit, die alle unsere Begriffe übersteigt. Man glaubt nur die wiederholten Ernten eines Bodens, wenn man sieht, wie schnell sich hier die Pflanze entwickelt. Im vorigen Jahr haben sie auf demselben Acker drei Mal türkisch Korn zur Reife gebracht.

„Verzeihen Sie, meine Liebe, wenn ich Ihnen durch diese

1) In Jena. Christian Wilhelm Büttner, geboren am 27. Februar 1716, hatte 1783 dem Herzog seine Bibliothek gegen einen kleinen Jahrgehalt, freie Wohnung und den Hofrathstitel abgetreten.

2) Sämmtlich außer Büttner Professoren zu Jena.

3) J. G. von Bentheim, Major und Kommandant in Jena. Am 14. März hatte der Herzog an Knebel geschrieben: „Sage dem alten Bentheim meinen Antheil an seiner glücklichen Genesung."

4) Vgl. über sie O. Jahn zu den Briefen an Voigt, S. 315.

Erzählungen die Lobedaer Flur auf einen Augenblick verleide; von der andern Seite muß ich Ihnen sagen, daß Sie gar Manches in diesem schönen Lande finden würden, womit sich Ihr Gemüth nicht vereinigen könnte. Doch davon mündlich.

„Daß ich aufmerksam und fleißig bin, brauche ich Ihnen nicht zu versichern. Hier in Rom ist man gezwungen, seine Zeit wohl anzuwenden. Die Menge der Gegenstände dringt sich Einem auf, und es ist übrigens eine stille und ernsthafte Stadt, mit so viel Festen und Mummereien sie auch ihre Tage und Nächte vermannichfaltigen mögen. September und Oktober werden hoffentlich ein Paar himmlische Monate, die ich auf dem Lande zuzubringen gedenke. Erinnern Sie sich mein an schönen Tagen!

„Madame Angelika seh' ich oft; sie erwidert Ihren Gruß. Es ist eine treffliche Frau und eine einzige Künstlerin. Leben Sie wohl! Grüßen Sie die Ihrigen!"

97. Vom 19. bis zum 25. August (S. 384—386). Die beiden zugleich abgesandten Briefe vom 23sten und 25sten sind an Herder gerichtet, der an Frau von Stein ist ganz weggelassen. Auch hier ist die Einheit der Anrede in die Mehrheit verändert. — Nr. 24. Es war der 24ste von Herder an G. gerichtete Brief; die Numerirung während längerer Abwesenheit geschriebener Briefe war damals üblich. Bisher waren die Briefe nur nach dem Datum bezeichnet (vgl. unter dem 9., 16. März, 27. Mai). — In der Sixtinischen Kapelle. Vgl. S. 129, 134, 162. — Herr, ich lasse Dich nicht (S. 385). Nach 1. Mos. 32, 26. — Den Propheten. Der „Prophet von Zürich" heißt Lavater schon in einem Briefe an Frau von Stein aus dem Februar 1785 (III. 145). — Die Gestalt dieser Welt vergeht. 1. Kor. 7, 31. — Des †††. Spinoza ist gemeint: die drei Kreuze stehen zur scherzhaften Bezeichnung, daß man sich vor ihm als einem Atheisten bekreuzigt. Erinnerte sich ja G. eines Büchleins über Spinoza, in welchem unter seinem Bilde die Worte standen: Characterem reprobationis in vultu gerens. Vgl. Werke, Bd. XXIII. S. 5. 133 f. „Die Seele ist ewig," lehrt Spinoza (Eth. V., Prop. 31, Schol.), „insofern sie die Dinge unter der Form der Ewigkeit erfaßt." — Ritter Worthley, oder Worsley. Richard W., geboren 1751 zu Appuldurcombe auf der Insel Wight, deren Geschichte er schrieb, brachte auf seinen Reisen in den Jahren 1781—1787 außer vielen Zeichnungen manche Alterthümer und Kunstwerke zusammen, die er

zu London mit einem Texte von Visconti herausgab. Die von Worsley gezeichneten Metopen des Parthenon finden sich im Museum Worsleyanum, II. Ch. 5. Zweiunddreißig Metopen hatte schon Carrey 1674 auf Befehl des Grafen Nointel gezeichnet. Worsley hatte auch eine ausgebrochen. — Meine Büste gemacht (S. 386), von Trippel; vgl. S. 387.

98. Vom 26. bis zum 31. August (S. 386—388). Wir finden nur einen Brief an Herder vom 28sten, der erst zwei Tage später abgesandt wurde. — Zum Feste, zum Geburtstage. — Herder's Büchlein. Im Briefe stand Dein Büchlein, wie auch im Folgenden die Anrede sich findet. Gemeint ist die Schrift „Gott. Einige Gespräche über Spinoza's System" (Herder's Werke, Bd. XVIII. S. 1—134). Unser Brief war es wol, über den Herder ganz glücklich war, wie Sophie von Schardt an Frau von Stein berichtet. Ein Jahr später äußerte G. lächelnd gegen Herder's Gattin, er habe damals den Gott bekommen, um in diesem Jahre an keinen mehr zu glauben. — Die französische Akademie. „Der Palast der Accademia di Francia oder französische Akademie gehörte ehemals der Familie Mancini und darauf dem Herzog von Nevers, der ihn an Ludwig XIV. verkaufte. Der Cavalier Rinaldi hat ihn angegeben. . . . Die 1666 gestiftete Akademie hat einen Direktor und zwölf Pensionärs, gewählt aus den geschicktesten Schülern der Pariser Akademie." Volkmann, II. 316—318. — Pindar. Dieses Bildes von des Marés gedenkt auch Meyer, a. a. O. S. 316 f. Vgl. auch Werke, Bd. XXXII. S. 197. — Trippel (S. 387); vgl. oben S. 386. — Nicht Fulgurationen (S. 388). Mit Anspielung auf Herder's Gott (S. 97 unserer Ausgabe). Am 28sten schrieb G. auch die Verse an den Herzog:

„Du sorgest freundlich, mir den Pfad
Mit Lieblingsblumen zu bestreun" u. s. w.

(Werke, Bd. III. S. 320), die er ihm übersandt haben wird.

99. Bericht (S. 389—392). Die Transfiguration. Vgl. oben S. 126, 453. Gegen die der „Verklärung" gemachten Vorwürfe vgl. Meyer, a. a. O. S. 371 f. — Die Disputa, die Darstellung der Theologie. — Die später aufgekommene Vorliebe, die Richtung, welche G. als die Nazarenische bezeichnete und gegen die 1817 Meyer's Aufsatz „Neudeutsche religios-patriotische Kunst" in „Kunst und Alterthum", I. 2, ganz in G.'s

Sinne sich richtete. Meyer glaubte (a. a. O. S. 16 ff.), die größere Werthschätzung der ältern, vor Raphael blühenden Maler sei zu allererst von Tischbein ausgegangen, doch habe das durch ihn und Hirt wach gewordene Interesse für die Werke ältern Stils noch keinen Einfluß auf die Ausübung der Kunst gehabt. Dagegen habe sich ein Bedenken erregendes Symptom aufkeimender Vorliebe für solche ältere Künstler darin gezeigt, „daß gar viele Künstler, zumal unter den jüngeren, Raphael's nie unterbrochenes Fortschreiten in der Kunst ableugneten, die Gemälde von der sogenannten zweiten Manier dieses Meisters, z. B. die Grablegung, die Disputa u. a., den später verfertigten vorziehen wollten. Unter seinen Arbeiten im Vatikan wurde daher die genannte Disputa am Häufigsten von Studirenden nachgezeichnet; auch genossen die Werke des da Vinci größere Verehrung als zuvor, besonders der junge lehrende Christus unter den Pharisäern, zu jener Zeit noch in der Galerie des Prinzen Borghese Aldobrandini befindlich. Desgleichen wuchs die Gunst für die Arbeiten des Garofalo." Vgl. Meyer's „Entwurf einer Kunstgeschichte", S. 369 f., und oben S. 359, Z. 19 ff. — Lips (S. 390), der Zeichner und Kupferstecher Johann Heinrich L., geboren 1758 zu Kloten bei Zürich, der schon 1783 und 1784 in Rom gewesen, 1786 dahin zurückgekehrt war; über ihn und Burty vgl. Meyer, a. a. O. S. 336 f. Lips wurde von G. bald nach seiner Rückkehr nach Weimar gezogen. — Der Akropolis, des Parthenon; vgl. oben S. 385. — David's, Jacques Louis D., geboren zu Paris den 30. August 1748, kam zuerst 1775 als Pensionär nach Rom, zum zweiten Mal 1784; vgl. Meyer, a. a. O. S. 313 f. — Ueber Tischbein's Hektor (S. 391) vgl. oben S. 730. — Jean Germain Drouais, geboren den 25. November 1763, ging 1784 mit seinem Lehrer David nach Rom, wo er schon am 13. Februar 1788 starb; vgl. Meyer, a. a. O. S. 315 ff. — Benjamin Gagneraux, des Marées, Louis Gauffier, Paul de St. Ours aus Genf; vgl. Meyer, a. a. O. S. 315 ff., Tischbein, II. 44 ff., 55 ff. — Unter den Landschaftmalern, die Kaspar Pouffin nachgeahmt, hebt Meyer S. 333 f. neben Thiers und dem Genfer La Rive noch Boguet hervor, der im Einzelnen die Natur treuer als jene Beiden nachgeahmt, doch das Einfache und Große in der Anlage und das Bedeutende in der Behandlung Pouffin's nicht erreicht. — Ein Buchhändler, Joachim Heinrich Campe in Braunschweig. Vgl. S. 383, 840.

— Palaſt Giuſtiniani (S. 391): vgl. S. 718. — An Herrn von Pourtalès. Ludwig von P. ward 1815 in den Grafenſtand erhoben. Der Apollokopf findet ſich unter den 1834 von Panofka herausgegebenen Antiques du Cabinet du Comte de Pourtalès-Gorgier, Planche 14. Zoëga ſchrieb am 18. April 1790: „Ein antiker Apollokopf von beſonderer Schönheit, welcher dieſen Winter im Palaſt Giuſtiniani entdeckt worden iſt, wo er verborgen ſtand zwiſchen den vielen andern Antiquitäten, die dort in einem Magazin aufbewahrt ſind, bis der Bildhauer Pacetti, der den Auftrag erhalten hatte, dieſe zu arrangiren und zu reſtauriren, deſſen Werth entdeckte und den Prinzen überredete, ihm denſelben für eine geringe Geldſumme zu überlaſſen. Er behielt den Kopf lange geheim und bemühte ſich, ihn unter der Hand außerhalb Rom zu verkaufen. Da er ſich aber nicht genug in Acht nahm, ſo ward es bekannt, und er mußte das Stück zurückgeben, ſo daß es nun in der Galerie Giuſtiniani als eins der vorzüglichſten gezeigt wird. Es iſt unleugbar einer der ſchönſten antiken Köpfe in Rom und nach meinen Gedanken viel ſchöner als der des Vatikaniſchen Apoll's, welches auch das Urtheil Trippel's und anderer Künſtler iſt." Welcker, der die Briefſtelle Zoëga's mittheilt (Das akademiſche Kunſtmuſeum zu Bonn, 1841, S. 72), überſah auffallenderweiſe die damit nicht ſtimmende Aeußerung G.'s, der ſchon 1787 durch Trippel davon hörte. Welcker hält den Kopf für das wichtigſte unter den Bildern des Gottes, das wegen einer gewiſſen Schärfe und Härte in mehrern Details nach einem Original in Bronze ſei. Urtheile Anderer giebt Welcker daſelbſt.

100. Vom 1. bis zum 6. September (S. 393—396). Von den wenigen hier mitgetheilten Aeußerungen, die ſämmtlich am 6ten abgeſandt wurden, ſcheinen die erſte und letzte an Herder, die dritte an Frau von Stein gerichtet. — Den 1ſten, Sonnabend. — Kayſer. Vgl. S. 721, Anm. 4. — Statt Herder's ſtand im Briefe Deine. — Den 3ten. Meine Studien (S. 394), der Kunſtgeſchichte. — Wieder in die ägyptiſchen Sachen. Vgl. S. 143. — Dem großen Obelisken; vgl. S. 405. „Sixtus V. ließ die ſichtbaren Stücke bereits im Jahre 1594 durch da Fontana, und Alexander VII. im Jahre 1666 durch den Pater Kircher unterſuchen. Vermuthlich fand man beidemal, daß der Obelisk in zu viel Stücke zerbrochen war und daß einige derſelben bis unter die Mauern

Goethe's Gedichte.

Dritter Theil.

Gedichte, welche bisher noch nicht veröffentlicht oder von Goethe selbst in die Ausgaben seiner Gedichte nicht aufgenommen sind.

des alten Gebäudes [der Kirche San Lorenzo in Lucina] ginzen. Als diese aber im Jahre 1746 abgetragen wurden, ließ Benedikt XIV. die ungeheuren Stücke durch die Geschwindigkeit [Geschicklichkeit?] des Mechanikers Zabaglia aus dem Schutte herausholen und an den itzigen Ort bei einander hinlegen. Das Postament stand noch unverrückt auf der alten Grundmauer. Der Obelisk besteht itzt aus sechs Stücken und dem Postament, woran man liest: Caesar Divi Julii f. Augustus Pontifex maximus Imp. XII. Cos. XI. Trib. Pot. XIV. Aegypto in potestatem P. R. redacta Soli donum dedit. Auf der einen Seite sind die Hieroglyphen fast ganz verloschen, aber auf der andern erkennt man verschiedene Figuren von Menschen, Thieren und Sphinxen, die in einem guten Stil gearbeitet sind. Der Obelisk . . . hat eine wohl proportionirte Länge, welche 77 Fuß beträgt." Volkmann, II. 355—357, der auch die drei über diesen Obelisco di Cesare Augusto handelnden Schriften von Bandini, Stuard und Freemann aus den Jahren 1750 und 1751 anführt. — Etruriſchen Sachen (S. 394); vgl. S. 186. — Den 6ten. Ihr. Im Briefe stand wol Du. — Zeichnungen, landschaftliche, an denen die Freundin besondern Antheil nahm. — Den 6ten. Sonnabends (S. 395), den 8ten. Er schreibt bereits am Donnerstag, weil er am Posttage in Frascati ist. — Statt Herder ist stand im Briefe Du bist. — Ihn auf die fahrende Post gebe. Er ließ den Egmont also nicht, wie er am 1sten geschrieben hatte, erst Kayser'n zukommen; Diesen lud er vielmehr ein, rasch nach Rom zu kommen, da er eine Abschrift zurückbehalten hatte. — Statt der Gott stand im Briefe wol Dein Gott. — Moritz. Aehnlich hatte er sich schon am 1sten (S. 393) geäußert. — *„Er mit nix".* Herder hatte zu der von Jacobi aus Lessing's Munde mitgetheilten Aeußerung: *„Er mit nix!* Eins und Alles! Ich weiß nichts Anders", in der angeführten Schrift (Herder's Werke, Bd. XVIII. S. 75) hinzugefügt: „Ich auch nicht: nur wünschte ich aus der Seele Lessing's zu vernehmen, wie er sich die Verbindung dieser beiden größten Worte, deren unsere Sprache fähig ist, erklärte. Auch die Welt ist ein Eins: auch die Gottheit ist ein All." Gegen Jacobi's „persönliche, supra- und extramundane Gottheit" hatte er sich entschieden auch hier ausgesprochen. — In Friede hinzufahren (S. 396), nach den Worten Simeon's, Luc. 2, 29. — Eines geschickten Architekten, Louis François Cassas.

Geboren zu Auxy le Ferron am 3. Juni 1756, hatte er seine Jugend in Italien verlebt, wo er sich eifrig in Zeichnung von landschaftlichen Ansichten übte. 1776 hatte er den Grafen de Choiseul-Gouffier auf seiner Reise nach Griechenland und Kleinasien begleitet, deren Beschreibung 1782 erschien. Jetzt war er von einer kürzern Reise in den Orient zurückgekehrt. Vgl. S. 402. — Die trüben Wolken am politischen Himmel (S. 396). Das „Politische Journal" schreibt im August (S. 736): „Es haben jetzt mehrere Länder des deutschen Reiche mitten im Frieden den Anblick von kriegerischen Schauspielen und Rüstungen und Kriegsvorbereitungen. Der Marsch der östreichischen Truppen nach den Niederlanden und der preußischen nach Westfalen und Holland macht viele Gegenden lebhaft. Der östreichische, baierische, schwäbische, fränkische und die rheinischen Kreise werden von den kaiserlichen Truppen, der niederländische, westfälische von den preußischen durchzogen." Am letzten Juli hatte der Herzog an Knebel geschrieben: „Die kriegerischen Aussichten werden sich hoffentlich in Kurzem in die allerfriedlichsten verwandeln. Frankreich giebt nach, ladet England und Preußen zu Mediatoren ein und kontremandirt das Lager bei Givet. Eine gewaffnete Negotiation schien bei jetziger Lage der Sache nöthig zu sein, da man zumal vermuthen konnte, daß Frankreich keinen Krieg haben wollte." Aehnlich wird er sich gegen G. geäußert haben.

101. Vom 9. bis zum 15. September (S. 396–398). In Frascati war G. vom 7ten bis zum 9ten gewesen. — Den 14ten, einen Freitag. Nach dem überlieferten Datum des 12ten wäre der Brief an einem Mittwoch geschrieben, was nicht damit stimmt, daß „die Woche zu Ende gehe". Der Brief vom 15ten ist nur Fortsetzung. — Der von der Mühe lebt. An Knebel schreibt er am 3. Dezember 1781, das Bedürfniß seiner Natur zwinge ihn zu einer mannichfaltigen Thätigkeit: er müsse betriebsam sein, um nur zu leben. Vgl. Riemer's Briefe von und an Goethe, S. 370 f.; Mittheilungen, II. 285*. — Des Engländers (S. 397). Die nähere Beziehung muß im Briefe Herder's enthalten gewesen sein. — Die Schwanzmenschen. Der Holländer Struys (am Ende des siebzehnten Jahrhunderts) wollte geschwänzte Menschen auf Formosa, der Italiäner Gemelli Carreri (im Anfange des achtzehnten) solche auf den Philippinen unter den Negritos gesehen haben. 1768 schwur der Karmeliter-

mönch Ribei, daß er bei den Yupura einen Schwanzmenschen gefunden. Vgl. den gegen Kiepert im „Globus“, XXXI. 5, am 5. Februar 1877 gehaltenen Vortrag Mohnike's in der niederrheinischen Gesellschaft für Natur- und Heilkunde. — „B.“ Wahrscheinlich ist der alte Büttner in Jena gemeint. — Mit Rath Reiffenstein (S. 397), in dessen Hause er dort wohnte. Vgl. S. 400 und oben S. 124 ff. — Den äußerst platten Dialog, in Prosa, in welchem sich der jugendliche Dichter behaglich ergangen hatte. — Theater in Halle. Vgl. S. 692. — Der großen Eruption des Aetna. Das „Politische Journal“ schreibt im Septemberheft, S. 855 f.: „Noch vor Niederkunft der Königin ereignete sich am 18. Juli auf Sizilien eine so fürchterliche Naturerscheinung, wie sie die Insulaner seit langer Zeit nicht gesehen haben. Der Aetna oder Mongibello fing plötzlich des Nachts an, in solcher Menge und mit solcher Wuth seine Feuermasse zu ergießen, daß der Feuerstrom bei den dichsten Rauchwolken, die ihn umgaben, doch die Gegend auf zwanzig Meilen weit erleuchtete, das Land herum mit Lava bedeckte, mehrere Menschen ums Leben brachte und sogar die Lava auf die Küsten von Malta und Kalabrien schleuderte. Zugleich sah man auch den Vesuv bei Neapel weit heftiger als gewöhnlich rauchen und brennen, wodurch die Meinung der Physiker sehr wahrscheinlich wird, die eine unterirdische Kommunikation beider Berge annehmen und behaupten. Seit 1766 war der Aetna nicht in einer solchen Revolution gewesen, und der diesmalige Ausbruch kann wol mit Recht den 27 Hauptergießungen beigezählt werden, die man seit der christlichen Zeitrechnung von ihm weiß. In unserm Jahrhundert sind deren vier gewesen, nämlich in den Jahren 1702, 1747, 1755 und 1766.“ — Den 15ten (S. 398). Trenck's Leben. Friedrich von Tr. ward von Friedrich dem Großen, dessen Ordonnanzoffizier er gewesen, auf der Festung Glatz gefangen gehalten; er entkam 1747, wurde aber später in Danzig wieder verhaftet und nach Magdeburg gebracht, erst Ende 1763 entlassen. Friedrich's Nachfolger gab ihm seine Güter wieder. Seine Lebensgeschichte erschien 1786 in vier Bänden. Vgl. die Aeußerungen von Lotte Lengefeld an Fritz Stein vom 27. März 1787 (Briefe von Goethe und dessen Mutter an Friedrich von Stein, S. 122). — Mit einem merkwürdigen Reisenden. Es fehlt darüber jede nähere Andeutung. — Ein Blatt (S. 398), wol das Verzeichniß der

Zeichnungen von Caſſas, von denen er gleich Nachricht zu geben Herder'n am 6ten verſprochen, der beſonders auf die Zeichnungen von Palmyra geſpannt ſein mußte, mit deſſen Trümmern er ſich viel beſchäftigt hatte.

102. Vom 16. bis zum 22. September (S. 398—400). Der Brief vom letztern Tage iſt an Herder gerichtet. — Das Blut des heiligen Franciscus. Von dem Blute, das allmählich aus ſeiner Seitenwunde gefloſſen ſein ſollte, war ein Theil im Jahre 1591 nach Rom gekommen und wurde früher am 17. September, dem Tage, an welchem Chriſtus ihm ſeine Wundmale eingedrückt haben ſoll, ſpäter am Tage des Apoſtels Matthäus, dem 21. September, in Begleitung aller Mönchsorden durch die Stadt Rom getragen. Die Feier ging von der Erzbruderſchaft der Wundmale des Heiligen aus. Wenigſtens früher behauptete man, das Blut fließe und walle an dieſem Tage. Sehr vorſichtig drücken ſich die Bollandiſten im zweiten Oktoberband der Acta Sanctorum, S. 992 aus. Vgl. S. 406 f. — Mit meinem Schiffchen (S. 399). Entweder Anſpielung auf den Traum von der Faſaneninſel (S. 98, 672) oder auch Anklang an die Schiffe von Ophir. — Von meinem gefeierten Geburtsfeſte. Die Feier hatte Knebel in dem von ihm bewohnten Garten G.'s veranſtaltet. Vgl. Schiller's Brief an Körner vom 29. Auguſt, Knebel's Brief an ſeine Schweſter vom 31ſten. Auch Sophie von Schardt war dabei; Frau von Stein befand ſich in Kochberg. Letztere wird auch G. nicht verhehlt haben, daß ſie den Tag nicht habe fröhlich ſein können, wie ſie ihrer Schwägerin vertraut. — Ihr vexirt. Im Briefe ſtand Du vexirſt. Herder ſpottete auch G.'s als des „vornehmen Römers". — Provinzen. Er hatte dieſen Ausdruck von den einzelnen Theilen von Sachſen-Weimar-Eiſenach gebraucht. Vgl. oben S. 399, 839, Anm. — O wie weit und lang. Anklang an des Hippokrates Aphorisme: „Das Leben iſt kurz und die Kunſt lang", deren ſich der pedantiſche Wagner im „Fauſt" auf ſeine Weiſe bedient.

103. Vom 23. bis zum 30. September (S. 400 f.). Am 25ſten ging er nach Frascati; nach Rom kehrte er erſt am 22. Oktober zurück. Dem am 28ſten ſtattfindenden Begräbniß des proteſtantiſchen Malers Kaiſer aus Dresden, bei dem Moritz die Grabrede hielt, wird G auch wol beigewohnt haben. — Den 28ſten. Auch dieſer Brief iſt an Herder gerichtet. — Die

Villen (S. 400). Die bedeutendsten sind die Villa Aldobrandini oder Belvedere, die Villa Rufina oder Falconieri, die Villen Taverna und Mondragone des Hauses Borgheſe und die Villa Francavilla. — Albano, am See gleichen Namens. Volkmann, II. 927. — Viele Vögel. Auf das Landſchaftsmalen hatte er es in Frascati beſonders abgeſehen. Vgl. S. 410, 844, 856.

Erhalten hat ſich noch folgender Brief aus Frascati vom 28. September

An den Herzog Karl Auguſt.

„Ob wir gleich ſo aus einander ſind, unterhalte ich mich doch oft mit Ihnen, erzähle Ihnen, wie wohl es mir geht, und laſſe mir vom Genius ins Ohr ſagen, daß Ihnen auch wohl iſt, daß Sie da ſind, leben und wirken, wo Sie ſich fühlen und Ihres Daſeins genießen. Ich bin an der friedlichen Seite der Welt, Sie am kriegeriſchen Ende, und, Alles berechnet, man könnte keine antipodiſchere Exiſtenz haben. Hier wird das Pulver gar löblich nur zu Feuerwerken und Freudenſchüſſen an Feſttagen verbraucht, der Soldat hütet ſich ebenſo arg vorm Regen als vorm Feuer. Leben und leben laſſen, iſt das allgemeine Loſungswort. Wir werden was zu erzählen haben, wenn wir dereinſt wieder zuſammenkommen.

„Daß ich halb unklug vom Zeichnen und aller möglichen Nachahmung der Natur bin, wird Frau von Stein ſagen. Ich mag es hier nicht wiederholen, es ſchwindelt mir der Kopf bei dem Gedanken. Man kann nicht einfacher und nicht mannichfaltiger leben als ich jetzt. Es iſt eine ernſthafte Sache um die Kunſt, wenn man es ein Wenig ſtreng nimmt, und ſogar die Kenntniß iſt ſchon ein Metier, welches man doch kaum glauben mag. So viel kann ich verſichern, daß ich, wenn ich Oſtern weggegangen wäre, ich eben geradezu nicht ſagen dürfte, ich ſei da geweſen. Wie ſehr dank' ich Ihnen, daß Sie mir dieſe Muße geben und gönnen. Doch da einmal von Jugend auf mein Geiſt dieſe Richtung genommen hat, ſo hätte ich nie ruhig werden können, ohne dies Ziel zu erreichen. Dieſen Winter hab' ich noch wacker zu thun: es ſoll kein Tag, ja keine Stunde verſäumt werden.

„Noch halte ich mich immer in der Stille, und ſogar (ich weiß nicht, ob es lobens- oder ſcheltenswerth iſt) die Frauen

haben keinen Theil an mir. Mit der einzigen Angelika gehe ich um, die der Achtung jedes wohlgesinnten Menschen werth ist. Haben Sie doch die Güte, Miß Gore ein Exemplar meiner Schriften zu schicken. Künftiges Frühjahr sollen einige Zeichnungen für sie folgen; ich muß noch erst durch einige Schulen, ehe ich mich produziren darf.

„Die Nemesis hab' ich noch nicht bestellt.[1]) Ich hoffe noch immer, einmal eine schöne Antike zu finden. Bei Pichler[2]) kostet eine Figur gegen 50 Zechinen. Ich bestelle sie auch wol bei ihm, wenn ich nur versichert bin, daß er gute Arbeit macht. Manchmal schlaudert er, wenn es bestellt ist. Neulich kam ein antiker Sokrates für 25 Zechinen vor, den ich ungern aus Händen ließ; er war trefflich gearbeitet. Mehr zum Scherz als Ernst hab' ich mir auch einige Einschnitte[3]) gekauft, und doch in der Absicht, um mehr Kenntniß in dem Fache zu erwerben. Graf Frieß, der hier eine Menge Geld ausgegeben (er hat vielleicht für 20 mille Scudi Kunstsachen gekauft), ist noch zu guter Letzte mit einem Cameo auf eine recht brillante Weise betrogen worden. Ein Steinschneider verstand sich mit einem Bignerol; dieser gab vor, den Cameo im Weinberge gefunden zu haben, machte aber ein Geheimniß daraus unter dem Vorwande, der Herr des Weinbergs (der Bignerol war nur Pächter, wie die meisten sind) werde an diesen Schatz Anspruch machen. Graf Frieß mußte in der großen Hitze heimlich vor Rom hinausgehen, dort den Stein besehen ꝛc. Genug, er tappte in die Falle, bezahlte den Stein sehr hoch ꝛc. Die Sache kam bald ans Licht, einen Theil seines Geldes erhielt er wieder ꝛc. Es ist das eine theure Art, zur Kenntniß zu gelangen.

„Leben Sie recht wohl! Ehe ich mich's versah, bin ich ins Erzählen und Schwätzen gerathen. Empfehlen Sie mich Ihrer Frau Gemahlin, erhalten Sie mir Ihre Liebe und lassen mir die Freude, zu denken, daß ich auch für Sie genießend sammle und gewinne!"

104. Bericht (S. 402—411). Hegire, wie G. schon am 3. Dezember 1781 an Lavater von Knebel's Hegire spricht.

1) Vgl. oben S. 701.
2) Johann Pichler, geboren zu Neapel 1734, berühmter Steinschneider, von dessen Gemmen mehrere mit den besten Antiken wetteifern. Vgl. Meyer, Kl. Schriften, II. 59 ff.
3) Geschnittene Steine; vgl. unten den Brief vom 7. Dezember.

Vgl. G.'s Werke, Bd. IV. S. 3 f., 369. Aehnlich nannte er seine Reise eine Flucht, sprach von seinem Verschwinden. — Reſpektive Bäume (S. 403), ſich gegenüberſtehende. — Die Trümmer von Palmyra und Baalbek zogen Herder außerordentlich an. Vgl. S. 414. — In die Gärten auf dem Palatin (S. 404). Vgl. S. 690. — Den mächtigen Obelisken (S. 405). Vgl. oben S. 849 f. — Jetzt ... wieder aufgerichtet. Die Aufstellung geschah durch Antinorio am 12. Juni 1792. Der Sallustianische Obelisk war drei Jahre früher auf Trinità de' monti aufgestellt und der heiligen Dreifaltigkeit geweiht worden. Vgl. den Brief im „Merkur" 1789, III. 213 f. Eine vortreffliche Nachbildung jenes schönsten aller Obelisken zu Rom findet sich in Gotha als Geschenk Pius' VII. Vgl. den Artikel Obelisken in der Encyclopädie von Erich und Gruber. — Dehnischen Pastensammlung. Schwefelabdrücke von Dehn, mit einer Beschreibung von Fr. M. Dolce. 1772. — Das Prachtexemplar (S. 406) erhielt G. erst im Oktober zu Frascati und gab es dann zu Albano an Angelika. Vgl. S. 414, 421. Am 9. August bescheinigt Seidel dem Verleger Göschen, daß er vor einigen Tagen zwölf Exemplare der vier ersten Bände der Werke auf gewöhnlich Papier in englischem Einband und eines auf holländisch Papier in Saffian erhalten habe. — Ueber die Wachsmalerei und die Pastenfabrikation (S. 407 f.) vgl. S. 133, 695. G. erinnerte sich der dortigen Ausführung nicht mehr. — Unterberger. Vgl. Meyer, a. a. O. S. 306: „Unterberger's Kunst möchten wir am liebsten Plafondmanier nennen, heitre, frische Farben, ein angefüllter Raum ohne viel Inhalt." Unterberger lebte noch 1805 in Rom. — Georg Schütz (S. 408). Vgl. oben S. 677. — Wie eine stumme Musik (S. 409). Später nannte G. die Architektur eine verstummte Tonkunst. Vgl. Werke, Bd. XIX. S. 148 mit den Anmerkungen von Loeper's. — Seine wiederholt angepriesenen Lehren. Vgl. Meyer, S. 361. — Villa des Fürsten Aldobrandini (S. 410). Vgl. S. 383, 480. Des Apollosaals dieser Villa mit Domenichino's Darstellungen aus Ovid's „Metamorphosen" gedenkt G. Werke, Bd. XIX. S. 44. — Die Absicht meines Hierseins, im landschaftlichen Zeichnen zu einer gewissen Vollkommenheit zu gelangen. — Nach Verlauf einiger vergnügter Tage. Erst am 21. Oktober kehrte G. nach Rom zurück. Das hier Erzählte dürfte früher fallen. Vgl. S. 376.

105. Vom 1. bis zum 4. Oktober in Frascati und vom 4ten bis zum 6ten in Albano (S. 412—416).

Am 1ſten ſchrieb Goethe

An den Geheimrath Schmidt.[1])

„Nun kann man endlich nach überſtandener Sommerhitze wieder Athem holen! Ich habe mich aus dem tiefen Rom auf die heitern Gebirge gemacht, und hier, beſter Herr Kollege, ſollen Sie auch ſogleich ein Briefchen haben mit dem beſten Dank für Ihr fortdauerndes Andenken! Zwar iſt Einem hier nicht zum Briefſchreiben Zeit,[2]) man mag gern den ganzen Tag ſkizziren und zeichnen und hat Morgens und Abends ſo viel zu thun, die Blätter in Ordnung zu bringen, die Contouren zu kartiren oder mit der Feder zu umreißen, man pfuſcht auch wol einmal mit Farben, und ſo geht die Zeit hin, eben als wenn es ſo ſein müßte.

„Die Zeit der Villeggiatur iſt nun da, und Alles macht ſich aus Rom heraus, was nur irgend kann und weiß. Mädchen, Weiber, Bücher, Gemälde und alle Arten von Hausrath ſind jetzt wohlfeiler zu haben, weil Alles Geld braucht. Man lebt und macht ſich luſtig, um alsdann bis zum Karneval wieder eingezogen zu bleiben. Rom habe ich dieſe Zeit her, ſo viel möglich war, genutzt.

„Die zwei Sommermonate durfte man kaum aus dem Hauſe; ich habe indeß an meinen Schriften gearbeitet; vier Bände werden ihre Aufwartung gemacht haben, die übrigen ſollen folgen. Die Hauptſtadt der Welt iſt übrigens ſtill genug. Eben ſetzt ſich der Obelisk in Bewegung, der auf Trinità del monte ſoll aufgerichtet werden; er lag bisher bei San Giovanni in Laterano.[3]) Der große, aber ſehr beſchädigte Obelisk, der noch im Campo

1) Das Schill bei der Herausgabe des Briefes (in Gutzkow's Unterhaltungen am häuslichen Herd, 1854, II. 51) irrig auf Voigt als Adreſſaten rieth, iſt jetzt, nachdem die Briefe an Voigt vorliegen, unzweifelhaft. Dieſen nannte G. nie Kollege, und der von ihm erhaltene Brief vom 22. Oktober beweiſt, daß er ihm ſeit dem Sommer nicht geſchrieben haben kann. Schon Jahn rachte an Schmidt; man könnte allenfalls auch auf Schmeller rathen, mit dem G. gleichfalls Briefe wechſelte.

2) Das Wort Zeit fehlt im Abdrucke.

3) Vgl. oben S. 856.

Marzo liegt, soll, sagt man, auch aufgerichtet werden. Es ist zwar nicht der größte (der bei St. Giovanni in Laterano steht und der an der Porta del Popolo sind höher), aber mir kommen die Hieroglyphen viel einfacher und besser gearbeitet vor. Auch ist es ein recht altes Monument; er ward dem Sesostris zu Ehren errichtet und nachher dem Augustus gewidmet. Er stand im Marsfelde als Sonnenzeiger der großen Sonnenuhr und liegt jetzt in einem Hofe, zerbrochen, an einer Seite durch den Brand beschädigt und auf Römische Art besudelt.[1]) Daß ich jede Gelegenheit ergreife, die besten Sachen wieder und wieder zu sehen, können Sie leicht denken. Je mehr man sie sieht, desto mehr wird man an ihnen gewahr, und desto mehr möchte man sie sehen.

„Und was machen denn Sie, bester Herr Kollege? Sie sind fleißig, beschäftigt und tragen die Last des Staats. Unser gnädigster Herr ist wahrscheinlich wieder zurück: ich hoffe, er wird wohl und vergnügt sein. Er hat mir auf eine gar edle Weise meinen Urlaub verlängert. Ich bin überzeugt, daß auch Sie und meine andern Herren Kollegen mir diese Stunden und Tage gönnen, die man nur einmal in seinem Leben genießen kann. Ich werde meinen Aufenthalt hier so gut zu nutzen suchen, daß ich, mir und Andern nur Freude, bereichert zurückkehre. Es vergeht kein Tag, an dem ich nicht eine neue Kenntniß erwerbe oder irgend eine Fähigkeit ausbilde.

„Behalten Sie mich in freundschaftlichem Andenken und seien Sie versichert, daß ich mich auch Ihrer oft zur guten Stunde erinnere, auch Sie nur gar zu oft an diesen oder jenen Platz wünsche, damit Sie mancher schönen Aussicht, manches unbeschreiblich reizenden Anblicks, und wäre es nur auf kurze Zeit, genießen könnten. Denn man hat gar keine Idee, wie schön das Land ist, und wir sind den Landschaftsmalern viel schuldig, daß sie uns ein Bild davon über die Alpen schicken.

„Leben Sie recht wohl, empfehlen Sie mich den werthen Ihrigen und allen guten Freunden und gedenken

Ew. Hochwohlgeboren

gehorsamsten Dieners und treuen Freundes."

Die beiden Briefe vom 2ten und 3ten sind an Herder. — Den 2ten. Bei Zeiten (S. 412). Posttag war der 3te. — Tischbein

1) Vgl. S. 794, 845, 849 f., 856.

... nicht so einschlug (S. 412). Er gab sich nicht rein und offen, sondern verfolgte insgeheim seine Absichten. „Hätten wir uns mit ihm verbrüdern können," äußerte G. im Jahre 1822 gegen Riemer, „so wäre es vor fünfunddreißig Jahren geschehen. Noch immer aber, wie man sich ihm nähert, scheucht er Einen zurück; thut man ihm was zu Liebe, so soll man gleich den ganzen Komplex seiner Eigenheiten gelten lassen. Hackert sagte schon von ihm: ‚Wie er einmal gezwirnt ist, muß man ihn vernähen.'" Vgl. G.'s Brief an Herder vom 2. März 1789. — Statt Ihr verlangt, meine Lieben und meine Lieben (S. 413) scheint die Anrede an Herder im Briefe gestanden zu haben. — Es zunächst von mir prätendirt, ich solle darauf hinarbeiten, daß ein Ganzes werde.

Den 3ten schrieb G. aus Frascati

An Knebel.

„Dein Brief erfreute mich zu meiner Abreise von Rom; nun bin ich seit acht Tagen hier in Gesellschaft des alten Kunstfreundes Reiffenstein, der sehr viele Kenntnisse hat und ein gefälliger, guter Gesellschafter ist. Ich setze hier das Studium des Landschaftszeichnens eifrig fort. Jetzt oder niemals werde ich über gewisse Schwierigkeiten hinauskommen und mir wenigstens ein bequemeres Talent für die Zukunft erwerben, als ich bisher besaß, wo es mir mehr Verdruß als Freude machte. Das Studium der Kunst wird sehr ernsthaft getrieben, besonders da ich jetzt Zeit vor mir sehe; nur dies Land zu rekognosziren, braucht es ein Jahr, und erst seit ich von Neapel zurück bin, hab' ich eine Art von Ruhe empfunden. Die heißen Monate hab' ich der stillen Betrachtung, der Arbeit zu Hause und dem Egmont gewidmet, der jetzt wol bei Herder'n angekommen sein wird. Mich verlangt, Eure Meinung darüber zu hören.

„Die bildende Kunst wird so ernsthaft als möglich getrieben. Man kann mit ihr wie mit den heiligsten Sachen spielen, wofür ich mich denn sehr in Acht nehme. Kaum war die erste Begierde des Anschauens gesättigt, kaum hatte sich der Geist aus der Kleinheit der Vorstellungsart, die uns Ultramontanen mehr oder weniger anklebt, erhoben, so saß ich mich schnell nach den besten und sichersten Wegen um. Ich fand sie leicht und gehe nun Schritt vor Schritt darauf hin, langsam, aber sicher, als wenn es mein Metier werden sollte, und so daß ich einen festen

Grund habe, auf dem ich, selbst in der Entfernung von diesen Gegenden, zwar langsam, doch gewiß fortbauen kann. Glücklicherweise hab' ich auch eine Kombination der Kunst mit meiner Vorstellungsart der Natur gefunden, und so werden mir beide doppelt lieb.

„Die Botanik übe ich auf Wegen und Stegen. Es möchte wie eine Rodomontade klingen, wenn ich sagte, wie weit ich darin gekommen zu sein glaube. Genug, ich werde immer sicherer, daß die allgemeine Formel, die ich gefunden habe, auf alle Pflanzen anwendbar ist. Ich kann schon die eigensinnigsten Formen, z. B. Passiflora, Arum, dadurch erklären und mit einander in Parallel setzen. Zur völligen Ausbildung dieser Idee braucht's doch noch Zeit. Dieses Land ist schon recht zu solchen Studien gemacht. Was ich im Norden nur vermuthete, finde ich hier offenbar. Leider, daß ich hier so ganz von allen Büchern, die zu diesem Studio gehören, entfernt bin! Die Genera plantarum[1]) und noch dazu eine alte Edition sind der ganze Vorrath meines Robinson Crusoe'schen Musei. Ich habe diesen Sommer eine Nelke gefunden, aus welcher vier andere vollkommene Nelken herausgewachsen waren, und aus diesen wieder andere gewachsen wären, hätte die Vegetation Trieb genug gehabt. Es ist ein höchst merkwürdiges Phänomen, und meine Hypothese wird dadurch zur Gewißheit. Das Phänomen ist ganz anders, als es Hill[2]) beschreibt, der von solchen Pflanzen ein Traktätchen herausgegeben hat.[3])

„Die Reise des H. Saussure auf den Montblanc, die man mir aus der Schweiz zugeschickt hat, freut mich herzlich. Es ist immer schön, wenn Jemand einen Gipfel seiner Wünsche erreicht; nur giebt mich's Wunder, daß er es nicht eher gethan und sich die Palme des ersten Ersteigens hat rauben lassen.[4]) Als ich in Chamouny war,[5]) sagte ich voraus, daß es möglich sei, und gab eine Art an, die von der, welche sie gebraucht, wenig unterschieden war.

---

1) Von Linné, zuerst 1737 erschienen; an sie schloß sich ein Corollarium an. G. hatte das Buch in Rom gefunden.

2) John Hill, The origine and production of proliferous flowers 1758, wovon eine deutsche Uebersetzung 1760 in Nürnberg erschien.

3. Die Stelle: „Er ist . . . herausgekommen hat" hat Riemer („Mittheilungen", II. 260) in den Brief vom 18. August eingeschoben.

4) Saussure hatte den Berg am 3. August bestiegen, vor ihm im Juni 1786 D. Paccard aus Chamouny.

5) Im Spätherbst 1779.

„Grüße Batschen! Ich fürchte, der Heirathsversuch wird mißlingen; es ist freilich der schönste, den ein Naturkundiger machen kann, nur will er nicht immer gerathen.[1]) Lebe wohl und gebrauche des Meinigen! Empfiehl mich dem Herzoge, den Herzoginnen und guten Freunden. Und was Du beitragen kannst, daß mir die Zeit meiner Entfernung friedlich hinstreiche, daß mir mein Willkommen bei Euch freundlich werde, das thu! Liebe mich!"

Albano, den 5ten. — Eure Blätter (S. 414). Im Briefe stand Deine. Herder hatte einen sehr ausführlichen Brief geschrieben. — Zerstreuten Blätter, der dritten Sammlung, welche Gedichte Herder's unter dem Namen „Bilder und Träume", die Abhandlung „über Bild, Dichtung und Fabel", Blätter der Vorzeit („Dichtungen aus der morgenländischen Sage") und den tiefe Blicke in das orientalische Alterthum versendenden Aufsatz „Persepolis, eine Muthmaßung" enthielt. — Die Ideen, deren dritten Band. — Den vier Saffianbänden, den vier ersten Bänden seiner Schriften, die er Angelika gab. Vgl. oben S. 856. — Fahrt fort u. s. w. Auch hier stand die Einheit. — Mit den Genannten. In seinem Briefe hatte Herder sich über seine Stellung zu Claudius, Jacobi und Lavater ausgesprochen. — Der Eine, Claudius. — Meine Mutter hat Gänse. Bei Claudius findet sich folgendes „Wiegenlied, bei Mondschein zu singen, für beleſene und empfindsame Personen" (nach einem Kinderreime?):

„Meine Mutter hat Gänse,
Fünf blaue,
Sechs graue;
Sind das nicht Gänse?"

Hier deuten die Worte auf ein faules Behagen am Ueberkommenen. — Allein Gott in der Höh' sei Ehr', nach dem Gesang der Engel bei der Geburt Christi, sprichwörtlich aus dem Kirchenliede. — „Sie lassen sich nicht . . . irren", von Demjenigen, den nichts stutzig macht, der auch das Tollste glaubt. Aehnlich schreibt Hamann am 22. Januar 1785 an Jacobi: „Lassen Sie sich das Heu und Stroh nicht irren in meinem Geschmiere."

1) Vgl. S. 344, Anm. 2. Freilich waren die äußern Verhältnisse so ungünstig, daß der treffliche Mann zum Unterhalte seiner Familie sich den Buchhändlern verdingen und sich überarbeiten mußte.

Claudius hatte für die reine Anschauung der Natur keinen Sinn, klammerte sich an den überkommenen seligmachenden Glauben an. — Der erste Undank ist besser als der letzte (S. 414), wol sprichwörtlich. Claudius hatte sich über den zweiten Theil der „Ideen" so ausgesprochen, daß Herder ihm den dritten nicht übersandte. Herbst (Matthias Claudius, S. 324) übersieht, daß G. durch eine Aeußerung Herder's über jene Freunde zu dieser scharfen Auslassung getrieben wurde. — Der Andere, Jacobi, der Herder's „Gott" wegen der ihn betreffenden Stellen und besonders wegen seiner Erklärung gegen einen persönlichen Gott mit Bitterkeit aufgenommen hatte. — Er komme aus einem fremden Lande. Nach Joh. 1, 11 f. — Den Seinigen, die mit ihm derselben Ansicht sein müssen. — Ohne es gestehen zu wollen, ohne ihn mit der Aeußerung, daß sie keiner fremden Ansicht folgen können, zu beleidigen; G. war mit seiner Ueberzeugung gegen Jacobi und Lavater nicht zudringlich, er ließ ihnen gern ihre Anschauung. Diese aber wollten ihn zu der ihrigen als der einzig richtigen bekehren. — Die Großmuth des Alcibiades. Hamann nannte den jungen Franz Kaspar von Buchholz, einen seiner wärmsten Verehrer, seinen Alcibiades. Dieser hatte es ihm durch ein reiches Geschenk möglich gemacht, seine Stelle in Königsberg niederzulegen, wobei er ihm aber die Bedingung stellte, daß er Königsberg verlasse und nach Münster übersiedle. G. vermuthete, Lavater habe dabei seine Hand im Spiele, da er glaube, dieser werde in Münster ganz zum einseitigen Glauben bekehrt werden. Hamann war auf der Reise nach Münster bereits am 21. Juli in Berlin; seine Krankheit nöthigte ihn, statt über Weimar zu reisen, den geraden Weg einzuschlagen. Am 1. September schrieb Hamann aus Pempelfort an Herder; nach Schilderung seiner Reise und seines leidenden Zustandes äußerte er, daß er noch Muth genug habe, zu hoffen. Nach Hamann's am 21. Juni 1788 in Münster erfolgtem Tode äußerte Jacobi, das Geschenk von Buchholz habe Hamann diesem sonderbaren Menschen wol mit dem Tode bezahlt. Vgl. Danzer, „Freundesbilder aus Goethe's Leben", S. 108. — Einen Taschenspielerstreich nennt G. diese voraussagende Vermuthung Lavater's, weil er Parteizwecke, nicht Hamann's Bestes damit verfolge. — Der ein Freund der Lügen ist . . . von Anfang. Nach Joh. 8, 44. — Ich muß ein neues Blatt nehmen (S. 415). Das Briefblatt war schon zu Ende; G. schrieb gewöhnlich sehr groß, weshalb Herder spottete, seine

Briefe seien große Schüsseln von wenigem Inhalt; Herder selbst bediente sich einer kleinen, feinen und zierlichen Schrift. — Keinen ἀγνωώτρητον (S. 415). Vgl. G.'s Sprüche in Werke, Bd. XIX. S. 98 mit von Loeper's Anmerkung. Dem Pythagoras wird der Spruch zugeschrieben: Μηδεὶς ἀγνωώτρητος εἰσίτω. — In einer leidig apostolisch-kapuzinermäßigen Deklamation. In der kleinen 1786 erschienenen Schrift: „Nathanael oder die ebenso gewisse als unerweisliche Göttlichkeit des Christenthums. Für Nathanaele, das ist für Menschen mit geradem, gesundem, ruhigem, trugfreiem Wahrheitssinne," die er gerade G. als einem Nathanael, dessen Stunde noch nicht gekommen, ohne ihn zu nennen, widmete. Die Stelle lautet: „Alles Leben lebt durch etwas außer sich; alles Leben hat ein Principium. Der Christus des Evangeliums ist das Principium alles unsterblichen Lebens." — Auf den Stühlen um den Thron. Vgl. Offenb. Joh. 4, 3 f. — Idyllen, Gedanken zu idyllischen Zeichnungen, wie sie Tischbein liebte. Einer früher in der Villa Borghese gedichteten Idylle gedenkt Tischbein selbst, I. 166. — Statt lebt und fühlt stand leb und fühle; daß gleich darauf Ihr folgt, ist ohne Anstoß. So schreibt G. z. B. auch am 30. November 1779 an Knebel: „Lebt wohl und vergnügt, und thut das Eurige, wenn wir zurückkommen, daß es uns wohl bleibe!" — Irrend, in der Fremde weilend. — Zweckmäßig, für seine geistige Ausbildung. — Unklug, zum Verlust für sein sich einsam findendes Herz. Darauf deutet auch überall fremd. — Ueberall zu Hause, da er sich in Italien heimisch zu fühlen begonnen hatte. Leb und empfiehl stand hier statt der Mehrheit, wie am Schlusse, S. 416, leb und verzeih. — Einer Villa, in Frascati, für Sommer und Herbst. — Ein schönes, freiliegendes Quartier (S. 416). Während ihres Aufenthalts zu Rom miethete die Herzogin die Villa Malta.

106. Vom 7. bis zum 21. Oktober in Castel Gandolfo (S. 416—418). Aus dieser Zeit haben wir nur zwei Briefe vom 12ten, von denen einer an Frau von Stein, der andere an Herder gerichtet ist. — Den 8ten. Dieses Datum scheint G. schon geschrieben gehabt zu haben, der Brief aber dann bis zum zweiten Posttage, dem 12ten, liegen geblieben zu sein. — Theils im Hause. Er wohnte bei Jenkins. — Pulcinell, nach S. 430 ein Schuster von Rom. Daß beim Theater

la Valle ein Römischer Schuster schon zwanzig Jahre den Pulcinell spiele, bemerkt Archenholz, V. 149. Das kleine Theater befand sich in der Nähe des Hauses von Jenkins. — Forster's (S. 416). Schon am 1. September 1787 hatte Forster an Herder von seiner neuen Reise um die Welt geschrieben, die vier Jahre dauern werde; er hatte den Weg derselben näher bestimmt und ihn aufgefordert, ihm Fragen aufzugeben, ein Verlangen, das er bei seinem bald darauf erfolgenden Besuche in Weimar wiederholte. Den 14ten schrieb Herder an Forster's Gattin, er wälze Manches in seinem Kopfe umher und wolle den Reisenden eine große Fracht von Fragen bereiten. — Grüßt Alles ... liebt mich (S. 417); hier stand die Einheit. — Castel Gandolfo, den 12ten. Hier wird wieder einmal (vgl. S. 802), abweichend von der sonst durchgeführten Weise, Herder als Adressat bezeichnet, was auch an so manchen andern Stellen hätte geschehen können, wo die Person Herder's auch jetzt noch deutlich durchscheint. — Die Stelle aus Camper. Vgl. Herder's Werke, Bd. XI. S. 90 f.; Bd. XVIII. S. 689 f. — Lavater's Physiognomik. Im dritten Bande der Physiognomik, S. 40 ff. findet sich ein Aufsatz über Ideale der Alten, gegen den Wieland auftrat (dessen Werke, Bd. XXXVII. S. 403 ff.). — Den letzten Termin. Forster's Reise kam gar nicht zu Stande. — Ich sitze jetzt im Rohre u. s. w., nach dem Sprichwort: „Wer im Rohr sitzt, hat gut Pfeifen schneiden." Aehnlich schrieb er S. 400: „Hier, wo man recht in der Fülle sitzt, kann man sich was zu Gute thun." — Bei mir und hier (S. 418) beziehen sich auf Rom. Herder's Antwort konnte erst in einem halben Monat eintreffen; auch hatte Herder nicht darauf gedrungen, daß G. seine Fragen sofort aufstellte. — Amsterdam sei von den Preußen eingenommen. Erst am 10ten kam die Kapitulation zu Stande. „Amsterdam, die stolze Stadt, hatte zum ersten Mal seit Jahrhunderten sich ergeben und fremde Truppen in ihre Thore aufnehmen müssen", schreibt das „Politische Journal" 1787, S. 953. — Sodezza. Vgl. S. 833. — Ohne Schwertstreich, mit ein paar Bomben. Vielmehr mußte der Herzog von Braunschweig mit schweren Kämpfen die Außenwerke erobern. — Niemand, der sich der Sache weiter annimmt. Auch Frankreich hatte, da die Generalstaaten seine Hilfe ablehnten, sich zurückgezogen.

Vom 12ten bis zur Abreise von Albano am 21sten finden sich keine Briefe. Den Gedanken, noch im Oktober nach Neapel

zu geben, um unter Hackert sich weiter im Landschaftsmalen auszubilden, hatte G. aufgegeben, besonders da Angelika ihm in Allem sehr förderlich gewesen war. Noch am 10ten schrieb Tischbein an Merck, in einigen Tagen erwarte er G. in Neapel, mit dem er dann nach Rom zurückgehen werde. „Der ist ein halber Maler geworden," äußert er; „ . . höre, daß er in Rom fleißig zeichnet, Köpfe und Landschaften." Tischbein hatte dies wol von Hackert vernommen. In demselben Briefe gedenkt er des Bildes von Daniel de Volterra (S. 348).

107. Vom 22. bis zum 31. Oktober (S. 418—422). Den 23sten. Den letzten Posttag, den 19ten; den zweitvorigen hatte G. wirklich geschrieben. Der Brief ist an Frau von Stein gerichtet. — Die acht Tage müssen die Woche vom 13ten bis zum 19ten oder 20sten gewesen sein. — Ueber seinen Gott (S. 419). Die ganze folgende Stelle bis S. 420, Z. 3 ist aus einem Briefe an Herder. Lavater, Jacobi und Claudius sind hier mit den Anfangsbuchstaben bezeichnet. — Die Stücke des Obelisks. Das Wiederaufrichten der in Stücke zerfallenen Obelisken kam damals vielfach zur Sprache. — Ein Märchen, wie er den 4. September 1788 an Herder das Märchen von Christus sagt. — Eine hohle Kindergehirnempfindung, den überkommenen, wie Jacobi glaubte, angeborenen Begriff von einem persönlichen Gotte. — Ein Evangelist werden, das Christenthum als das Einzige, was Noth thue, verkünden. — Der Verwechselung . . . Erfahrung. Jacobi erklärte Glauben und Offenbarung für die einzigen Quellen menschlicher Erkenntniß; er verwarf alle Erkenntniß durch den Verstand, weil dieser zu Annahmen führe, die dem Gefühl widersprächen. Unter Ueberlieferung versteht G. hier die Lehre der Offenbarung, unter Erfahrung die Erkenntniß, zu welcher der Geist den Menschen führt. — Um ein paar Bänke tiefer. Lavater hielt sich für den von Gott getriebenen Propheten. Vgl. S. 414. — Waare, Maschine, hier von der lebendigen Anschauung, dem reinen Begriff, den die Meisten sich nicht anzueignen wissen, weil sie ihn nicht in sich finden. — Ein Künstler, der auf philosophische Weisheit keinen Anspruch macht. — Das Principium, seine geistige, in sich zusammenhängende, ihn belebende Anschauung. — Gleichzeitig wird er an Herder geschrieben

haben, dem er den sehnlichen Wunsch aussprach, ihn an seiner Seite zu haben.[1])

An demselben 23sten schrieb Goethe

An den Herzog Karl August.

„So sehr mein Gemüth auch gewohnt ist, sich mit Ihnen zu unterhalten, so gewiß ich nichts Gutes genieße, ohne Sie dessen theilhaftig zu wünschen, so verlegen bin ich doch gewissermaßen, wenn ich die Feder ansetze, Ihnen zu schreiben. Kaum darf ich denken, daß in Ihrem bewegten Leben Sie jetzt etwas interessiren könnte, was ich aus dem Schooße der Ruhe schreiben dürfte.[2])

„Ich komme eben von Castel Gandolfo zurück, wo ich ohngefähr drei Wochen der schönen Jahreszeit in guter Gesellschaft genossen. Die ganze herrliche Reihe von Hügeln, worauf Frascati, Marino, Castello, Albano, L'Ariccia, Genzano, Nemi liegen, ist vulkanisch,[3]) aber ihre alte Bewegung ist so in Ruhe übergegangen, daß ihre Bewohner schon Jahrtausende sich eines friedlichen Sitzes erfreuen, und nur die neuere Naturlehre hat uns aufmerksam gemacht auf die Gewalt, die ehemals in diesen Gegenden tobte und jene Höhen hervorbrachte, die wir nun bebauen und genießen.[4]) Und wie auf ausgebrannten Vulkanen leben wir auch hier auf den Schlachtfeldern und Lagerplätzen der vorigen Zeit. An dem See von Nemi erinnerte mich ein sonderbarer Gegenstand an Sie, an Ihre gegenwärtige militärische Beschäftigung, an Ihre entschiedene Leidenschaft. Wir hatten uns am Rande des Sees, eines alten Kraters, unter schönen Platanen gelagert; eine Quelle floß sparsam aus dem Felsen, und nahe dabei lag ein alter, trockner hölzerner Trog, aus einem Baumstamm ausgehöhlt. Ich sah die Gegend mit Augen des Zeichners an und bemerkte nicht, daß dieser hölzerne Trog eine Seltenheit sei, da in Italien alle solche Wasserbehälter

1) Diesem schreibt er Ende Mai 1788 (Aus Herder's Nachlaß, I. 91): „Wenn Du nach Castel Gandolfo kommst, so frage nach einer Linie, die nicht weit von Herrn Jenkins' Haus, nicht weit vom kleinen Theater links. Diese hatte ich in den Augen, als ich Dich so lebhaft wünschte."

2) Der Herzog war preußischer Generalmajor geworden und wollte sich dem Feldzuge nach Holland anschließen.

3) Vgl. Ulrich Maurer, „Neue Campagnen" 1821, I. 36.

4) Den Monte cavo kannte G. längst aus Herder's ausführlicher Beschreibung.

von Stein sind. Ein alter Mann, der Früchte gebracht hatte, sprach zu Einigen der Gesellschaft und sagte: ‚Diesen Trog haben die Deutschen Anno 44 gemacht, als sie hier in Quartier lagen; es waren zwei Tröge, den andern hat die Zeit aufgerieben. Es lag damals Kavallerie in Nemi, und sie höhlten diese Tröge aus, um die Pferde bequem zu tränken.' Gleich erinnerte ich mich auch, was Sie mir einst von Ihrem Antheil an der Schlacht bei Velletri [1]) schrieben, und frug den Alten aus, wo die Deutschen gestanden, wo das Lager gewesen ꝛc. Er gab von Allem Bericht; das Hauptlager war gerade über uns an der Seite des Monte cavo. Eine köstliche Position, die auch ehemals Hannibal erwählt hatte.[2]) Das Wetter verhinderte uns, auf den Monte cavo zu gehen und auch die Uebersicht der ganzen damaligen Expedition zu haben; denn man übersieht von da die ganze Gegend. Fast hätte ich Ihnen einen Span aus dem Troge geschnitten und Ihnen so eine recht landsmännisch-militärische Reliquie geschickt. Wenn es mit meinem Zeichnen ein Wenig besser vorwärts geht, so will ich die Platanen mit der Quelle und dem Troge, der wol noch einige Weile liegen wird, zeichnen und schicken, da ich doch nicht wohl hoffen darf, Ihnen aus der Quelle selbst so bald ein Glas zuzutrinken.

„Während dieser Villeggiatur habe ich viel Menschen auf einmal gesehen und kennen lernen, welche ich einzeln nicht würde aufgesucht haben. Es ist auch für Gewinn zu rechnen, eine Nation nach und nach mit Bequemlichkeit zu sehen, mit der man eigentlich nichts Gemeines haben kann.

„Meine besten Wünsche begleiten Sie auf allen Wegen und Stegen. Wenn Sie einen Augenblick Zeit finden, so bitte ich, mir wieder einmal zu sagen, wie Sie leben, und mich durch einige Worte Ihres Andenkens zu versichern. Nur zu sehr finde ich in diesem fremden Lande, daß ich älter bin. Alle Verhältnisse knüpfen sich langsamer und loser; meine beste Zeit habe ich mit Ihnen, mit den Ihrigen gelebt, und dort ist auch mein Herz, wenn sich gleich die Trümmern einer Welt in die andere Wagschale legen. Der Mensch bedarf wenig; Liebe und Sicherheit seines Verhältnisses

1) Zwischen den Spaniern und Oestreichern.

2) Die weite viereckige Ebene hinter Rocca di Papa führt im Volksmunde den Namen Campo di Annibale, obgleich nicht Hannibal, als er von Capua vor den Thoren Rom's erschien, sondern die Römer hier über gelegert haben dürften. Vgl. Müller, „Rom's Campagna", I. 117 f., 137 f.

zu dem einmal Erwählten und Gegebenen kann er nicht entbehren. Leben Sie tausendmal wohl!"

Denselben Tag schrieb Goethe

An Geheimrath Voigt.

„Gewiß habe ich oft diesen Sommer über nach Briefen von Ihnen verlangt und Nachrichten gewünscht, wie es in Ilmenau stehen möchte; denn die Entfernung und die Scheidewand so mancher großer Gegenstände kann doch mein Gemüth nicht hindern, oft an den gewohnten, geliebten Plätzen zu sein. Nun hat mich Ihr letzter Brief wieder auf einmal recht in die Mitte von meiner Freunde Freuden und Geschäften gesetzt. Ich antworte später; denn diesen Monat habe ich auf dem Lande zugebracht, in vieler Gesellschaft, auf einem der schönsten Plätze des Erdbodens, auf dem Gebirge hinter Rom, wo Alles zusammentrifft, um es zum eigentlichen Lustort zu machen. Seit gestern bin ich in der Stadt und eile nun, meine alten Schulden abzutragen.

„Zuvörderst kann ich Ihnen nicht genug ausdrücken, wie sehr mich die Feier meines Geburtstags[1]) gerührt hat, wie sehr mir das kleine Gedicht willkommen war. Sie würzen eine thätige Freundschaft, jenen Eifer, auch statt meiner zu arbeiten und zu sorgen, durch den Ausdruck jener zärteren Empfindungen, deren Versicherung uns schon so viel Freude macht, wenn sie auch nicht durch That und Wirkung begleitet ist.

„Da ich so manchen guten und fröhlichen Tag in unsern Geschäften mit Ihnen zugebracht habe, so hätte ich auch von Herzen gern die übeln und sauren Stunden getheilt, welche Sie zuletzt in Ilmenau haben durcharbeiten müssen. Die beiden Vorfälle sowol der niedergegangenen Tonne als der aufquellenden Wasser[2]) waren vorgesehen und nicht außer der Reihe des Erwarteten. Ich verlange recht sehr zu hören, wie Ihre guten und klugen Anstalten Alles wieder ins alte Gleis werden gebracht haben. Ich kann nicht ausdrücken, wie sehr ich mich, wenn ich Ihre Briefe lese, wieder auf unser Gebirge wünsche,

1) In seinem eigenen Garten. Vgl. oben S. 853.
2) Beim Abteufen war man auf Wasser gestoßen.

Die Zeit wird auch wieder kommen, ich hoffe zu unserer Beiden Freude.

„Und nun noch einen Gedanken, den ich Herrn Geheimen Assistenzrath Schmidt kommunizirt mit der Bitte, darüber mit Ihnen zu sprechen. Ich wünsche, daß zu den Ilmenauer Sachen einige junge Leute nachgezogen würden, auf die man in der Folge einen Theil des Geschäfts legen könnte. Es dürften Zeiten kommen, wo Sie und ich unsern Gedanken und unserer Arbeitsamkeit eine andere Richtung zu geben hätten. Wir haben nun Herrn Riedel in der Kammer, einen andern jungen Mann in der Regierung, dessen Namen ich mich nicht erinnere; ich kenne den Einen wenig, den Andern gar nicht; Sie können Beide beurtheilen. Wäre es nicht Sache, einen (vielleicht Herrn Riedel) oder Beide auf irgend eine Weise an das Geschäft sowol des Bergwerks als der Steuer zu knüpfen, daß wir hoffen könnten, wenigstens auf eine Zeit hinaus unsere Grundsätze befolgt und unsere Mühe auch durch Andere in derselben Richtung fortgesetzt zu sehen? Es sollte dieses einer der ersten Vorschläge bei der Rückkunft sein; da ich aber länger außen bleibe, so wird mir's Freude sein, die Einrichtung auch in meiner Abwesenheit gemacht zu wissen.

„Fahren Sie fort, mit den Ihrigen meiner zu gedenken! Den Kranz[1]) hoffe ich in meinem Gartenhause noch zu finden. Herr von Knebel schreibt mir, daß er dort aufgehangen sei.[2])

„Leben Sie recht wohl! Wir haben hier außerordentlich schöne Tage, zwei oder drei, dann wieder einige trübe, dann windig, dann stellt sich das schöne Wetter wieder ein. Wahrscheinlich befestigt sich die Jahreszeit, daß wir eines frohen Novembers genießen können. Möge es Ihnen zu Hause wohl gehen, wenn es draußen regnet und schneit. Erfreuen Sie mich von Zeit zu Zeit mit einem Briefe. Der Ihrige."

Den 24sten schrieb Goethe

An Kestner in Hannover.

„Herr Rehberg[3]) trifft mich noch hier und überbringt mir

1) Von wilden Heidekraut, das um Ilmenau gepflückt war. Den Kranz hatte Belgt zu C.'s Geburtstagsfeier besorgt. Vgl. den Brief Knebel's an seine Schwester vom 31. August.

2) Der Brief fehlt.

3) Der Maler F. Rehberg aus Hannover. „Dieser Künstler war früher schon einmal in Rom gewesen und jetzt, bei der Berliner Akademie angestellt,

I.

Lieder.

heute Euern Brief vom 18. Mai, indeß ich schon einen andern von Wetzlar erhalten habe. Meine Mutter schreibt mir auch, daß Ihr sie besucht habt, und daß ihr Lotte sehr lieb geworden. Ich freue mich, daß es Euch unter den Eurigen wohl geht; in Wetzlar muß es ein recht Familienfest gewesen sein.

„Ich bleibe noch den nächsten Winter in Italien und fühle mich recht glücklich, daß mir dieses möglich ist. Es soll mir lieb sein, wenn Herr Rehberg zu uns paßt und ich ihm nützlich sein kann. Meine Werke werden ihre Aufwartung gemacht haben; die übrigen Bände sollen folgen, wie sie nach und nach herauskommen. Grüßt mir Lotten aufs Herzlichste, auch Amalien.[1]) Einer Eurer Kleinen[2]) hat sich, wie ich höre, mit meiner Mutter gar gut vertragen. Möge Euch Alle dieser Brief gesund und zufrieden antreffen!"

Den 27sten (S. 420—422). An Herder erst am zweiten Posttag nach der Rückkunft von Castel geschrieben. Der Schluß, von den Worten „Die Ankunft Egmont's" an muß später geschrieben sein, da G. noch am 28sten nichts von dieser Ankunft wußte. Vgl. S. 874. Möglich, daß der Brief schon am 25sten geschrieben ist und der Schluß einem Briefe vom 29sten angehört. — Unserer Scapinereien, des Singspiels „Scherz, List und Rache", in welchem Scapin und Scapine den alten Doktor prellen. — Eine neue Oper. Wir wissen davon nichts weiter. — Statt Herder's Ideen stand wol einfach die Ideen. — Der Schluß, von den Worten an: „Ich beuge mich vor diesem hohen Entwurf der allgemeinen Naturweisheit" (Herder's Werke, Bd. XI. S. 204 f.). Hier wird u. A. als Resultat aller Menschenbemühungen bezeichnet: „auf Verstand und Rechtschaffenheit ruhe das Wesen unsres Geschlechts, sein Zweck und sein Schicksal." — Das griechische Zeitalter (S. 421), im dreizehnten Buche, wie das römische im vierzehnten behandelt ist. — Der Staat, der römische. — Wie Vaterland. Schon 1772 hatte G. in der

wiederaekommen, seine Studien fortzusetzen. Er zeichnet weder richtig noch in einem großen Geschmack der Formen, noch gelingen ihm Werke von lebendigkräftigem Ausdruck oder treffendem Charakter, aber die Beschäftigung tut ihm gut, die Gestalten sind weich, die Erfindung meistens gefällig." Meyer, a. a. O. S. 321. Herder schätzte ihn ganz besonders. Vgl. A. W. von Schlegel im „Schreiben an Lessing" in dessen Werken, IX. 1828.

1) Ihre jüngere Schwester, das Malchen in „Werther's Leiden".

2) Der Knabe Eduard. Vgl. den Brief von G.'s Mutter an Reimer vom 23. Oktober.

Anzeige der Schrift von J. von Sonnenfels „Ueber die Liebe des Vaterlands" erklärt: „Wozu das vergebene Aufstreben nach einer Empfindung, die wir weder haben können noch mögen, die bei gewissen Völkern nur zu gewissen Zeitpunkten das Resultat vieler zusammentreffender Umstände war und ist?" — Ihr müßtet (S. 421): sollte wol Du mußtest heißen. — Zu welcher Zeit, unter Vespasian. — Ein Buch über Malerei und Bildhauerkunst in Rom, von Friedrich Wilhelm Basilius von Ramdohr.[1]) Der Verfasser war seit diesem Jahre Oberappellationsrath in Celle. Mit seinen Ansichten über die Kunst konnte sich G. auch später nicht befreunden. Seine „Charis, oder über das Schöne und die Schönheit in den nachbildenden Künsten" (1793) wurde vom Spotte der „Xenien" getroffen. — Das Saffianexemplar. Vgl. S. 414. — Als man uns gerathen hat, wol es aufs italiänische Theater zu bringen. — Euer [wol Dein] Vorschlag, sie blos im Konzertsaale aufführen zu lassen. — Die Recension . . . des Alten. Wieland's Anzeige der vier ersten Bände von G.'s Schriften im Anzeiger des „Merkur" September 1787, S. CXXI — CXXIII (Wieland's Werke, Bd. XXXVIII. S. 476 ff.). — Ohne Tribut, an die wechselnde Witterung. — Auf irgend eine Arbeit (S. 422). Denken und Thun erklärte G. für die ewige Diastole und Systole, in welcher sein geistiges Leben pulsire. Vgl. Riemer's Mittheilungen, II. 292*, 298**.

An demselben Tage schrieb Goethe

An den Wegekommissar Brunnquell

in Weimar,[2]) der um Genehmigung seiner beabsichtigten Verheirathung gebeten hatte:

„Die Nachricht, die Sie mir von dem Fortgange der Ihnen anvertrauten Geschäfte geben, hat mir viel Vergnügen gemacht. Sie irren nicht, wenn Sie von meinem fortdauernden Antheil überzeugt sind, den ich an Allem nehme, was Gutes und Nützliches in den Staaten unseres Fürsten geschehen kann. Ich freue mich deswegen sehr, zu hören, daß die Chaussee nach Jena end-

1) Auf dem Titel des Buches steht Bildhauerei statt Bildhauerkunst und nach in Rom noch der Zusatz „für Liebhaber des Schönen und der Kunst". Die Schrift erschien in diesem Jahre in drei Bänden zu Leipzig.

2) Vgl. oben S. 703. Der Brief ist im Besitze des Fabrikbesitzers Richard Brunnquell in Blankenburg bei Rudolstadt, bisher ungedruckt.

lich fertig wird, und hoffe, sie dereinst mit Ihnen an einem schönen Tage zu bereiten.

„Ich wünsche, daß Sie durch Ihre Verbindung mit Frau Kühn glücklich werden und eine brave Frau glücklich machen mögen. Grüßen Sie Herrn Güßfeld und gedenken meiner in guter Stunde!"

Vom folgenden Tage ist der Brief

An den Legationsrath Bertuch in Weimar.[1])

„Einen Brief von Ew. Wohlgeboren in Rom zu erhalten, hat mir viel Freude gemacht. Das Andenken meiner alten Freunde begleitet mich immer, und es schmerzt mich oft, daß ich das Gute, das ich hier im Uebermaß genieße, nicht mit ihnen theilen kann. Ich danke für den fortdauernden Antheil, den Sie an der Ausgabe meiner Schriften nehmen. Ich habe eine Antwort an Göschen offen an Seidel'n beigelegt, der selbige auch Ew. Wohlgeboren kommuniziren wird. Auf diese Weise darf ich nicht wiederholen, was dort ausführlich und im Zusammenhang gesagt werden mußte.

„Auf die Ankunft von Kayser'n freue ich mich außerordentlich. Wir wollen sogleich eine größere komische Oper für Deutschland anfangen und vielleicht einen Versuch machen, für das italiänische Theater zu arbeiten. Wenigstens sollen gleich italiänische Worte unter die vornehmsten Stücke seiner jetzigen Partitur gelegt und solche auf diese Weise in Konzerten aufgeführt werden. Man wird sehen, was sie hier für Effekt machen, und wenn sie hier aushalten, ist mir weiter nicht bange.[2])

„Ich bin übrigens auf so mancherlei Weise fleißig, daß mir wirklich manchmal der Kopf schwindelt. Dieses Jahr ist mir wie ein Traum vorübergegangen, und wenn ich nicht an Manchem sähe, daß ich zugenommen habe, so würde ich mich kaum überreden können, so ein schon Stück Zeit verlebt zu haben.

„Unser gnädigster Herr, als dessen friedlichen Antipoden ich mich nunmehr ansehen kann, ist gewiß gegenwärtig glücklich, seine Wünsche erfüllt zu sehen. Möge ihn ein glückliches Schicksal auf allen seinen Wegen begleiten![3])

---

1) In Hirzel's Sammlung, der einen Theil desselben mitgetheilt hat. Die Anrede lautet: „Hochwohlgeborener hochgebietender Herr", die Unterschrift „Ew. Wohlgeboren ergebenster".

2) Hiervon ist weiter nicht die Rede. Auch die komische Oper kam nicht in Fluß. Vgl. oben S. 85.

3) Vgl. die Briefe an den Herzog vom 28. September und vom 17. November.

„Sie schreiben mir nicht, wie Ihre Unternehmungen fortgehen, die Literaturzeitung, das Modejournal. Ich habe einige Zeichnungen, die in letzteres dienen können, vor einiger Zeit an Herrn Rath Krauſe [Kraus] geſchickt, den ich vielmals zu grüßen bitte.[1]) Leben Sie recht wohl, empfehlen Sie mich den Ihrigen und allen Freunden!"

Den 28ſten ſchrieb er auf einen vor acht Tagen eingegangenen Brief

An Seidel.

„Deinen lieben Brief hab' ich bei meiner Rückkehr vom Lande erhalten. Ich bin wieder wohl und vergnügt in Rom, wo ich Kayſer'n erwarte, der mit ſeiner Partitur unterwegs iſt. Du kannſt Dir denken, welch ein Feſt das werden wird. Dank für Deinen Zuruf, Deinen Rath;[2]) ich bin auf dem Wege, ihn zu nützen. Wenn ich nicht ſehr irre, ſo iſt nächſte Oſtern meine Miethe herum.[3]) Gehe nur gerade zum Rath Helmershauſen, grüße ihn von mir und ſage ihm: im Fall, wie ich mich zu erinnern glaubte, Oſtern 88 unſere Miethe um ſei, wünſchte ich die Prolongation derſelben vor der Hand noch auf ein Jahr, bis ich wiederkäme und die Sache weiter in Ordnung ſetzen könnte. Mich dünkt, ſo iſt's auf mehr als eine Weiſe wohl gethan. Haſt Du aber ein Bedenken dabei, ſo ſchreibe mir gleich wieder; denn es hat mit einer ſolchen Erklärung und Prolongation wol einige Zeit.

Was Deine kleine Schrift über das weibliche Geſchlecht betrifft, ſo möchte ich Dir faſt rathen, ſie geradezu drucken zu laſſen, beſonders wenn Du unbekannt bleiben könnteſt. Jene Ausarbeitung übers Geld kann nicht reif genug werden; moraliſche Sachen aber lernt ein Unbefangener recht gut aus dem Effekt aufs Publikum erſt recht kennen.

„Ich lege einen Brief an Göſchen bei und wiederhole nicht, was daraus zu erſehen iſt; zeig ihn auch Herrn Legationsrath Bertuch, damit er erfahre, was ihm zu wiſſen noth iſt. Laß die ſechs Exemplare[4]) nur liegen; ich habe keinem auswärtigen Freunde eines gegeben; wie viele müßt' ich da austheilen![5]) Du ſollſt auch

1) Mal von Schütz gemachte Zeichnungen italiäniſcher Trachten.
2) Sich an einer neuen Oper zu verſuchen.
3) Vgl. oben S. 842, Anm. 1.
4) Die er noch übrig hatte.
5) Die Verſendung an ſeine Mutter und an Keſtner war früher beſtimmt.

eine Iphigenia in Prosa haben, wenn sie Dir Freude macht. Der Künstler kann nur arbeiten, Beifall läßt sich wie Gegenliebe wünschen, nicht erzwingen. Schreibe Du den Brief an Göschen ab oder zieh Dir ihn wenigstens aus, daß Du in der Suite bleibst und behältst, was mit ihm verhandelt wird. Es ist nicht just mit ihm wie mit alle dem Volke. Wenn Du den achten Punkt berichtigt hast, so schreibe mir, auf welche Weise es geschehen ist. Deine Vorschläge, die Du mir schriebst, sind gut. Egmont wird nun angelangt sein. Er ist an Herrn Herder abgegangen. Der Rest des fünften Bandes mit der Kupferplatte soll durch Deine Hände gehen, und Du giebst ihn nicht als gegen baare Zahlung aus. Der Kontrakt besagt's, und man muß keine Komplimente machen.

„Lebe wohl! Gedenke mein, schreibe mir manchmal, wenn auch nicht eben Geschäftssachen. Ich bin wohl, vergnügt und lerne, daß es eine Lust ist."

An Göschen.[1])

„Ich kann nicht sagen, daß der Anblick der drei Exemplare meiner Schriften, welche zur rechten Zeit in Rom anlangten, mir großes Vergnügen verursacht hätte. Das Papier scheint eher gutes Druckpapier als Schreibpapier, das Format schwindet beim Beschneiden gar sehr zusammen, die Lettern scheinen stumpf, die Farbe ist wie das Papier ungleich, so daß diese Bände eher einer ephemeren Zeitschrift als einem Buche ähnlich sehen, das doch einige Zeit dauern sollte. Von ohngefähr war ein Exemplar der Hamburgischen Ausgabe[2]) hier, welches gegen jene wie einem Dedikationsexemplar ähnlich sah. Dies ist nun aber geschehen und nicht zu redressiren. Auch finde ich in einigen Stücken, die ich durchlaufen, Druckfehler und Auslassungen, kann aber nicht entscheiden, ob es am Manuskript oder am Korrektor liege.

„Egmont ist schon in Deutschland, vielleicht schon in Ihren Händen. Klaudine und Erwin sollen bald folgen.

---

1. Der undatirte Brief befindet sich in der Hirzel'schen Sammlung. Bertuch übernahm die Redaktion dieses Briefes, wie sich aus dessen Aeußerung an Göschen vom 19. November ergiebt: „Hierbei folgt ein Brief von Goethe an Sie, den er offen an Sie mir schickte, um ihn auch mir mitzutheilen. Die Kasse von verdorbenen oder Druck und Papier ist sicher ein Ueberhalt vom gedruckten Herder und hat nichts auf sich." Vgl. S. 871.

2) Des in mehreren Ausgaben erschienenen Nachdrucks seiner Werke.

Den ſechſten Band kann auch verſprechen; melden Sie mir nur den letzten Termin, wenn Sie das Manuſkript haben müſſen, um auf Oſtern mit dem Druck fertig zu ſein.

„Sie haben nach dem Kontrakte das Recht, zugleich mit dieſer Ausgabe eine beſſere auf holländiſch Papier zu machen; Sie ſchreiben mir, daß Sie nun die vier erſten Bände noch einmal ſetzen laſſen und nach und nach mehrere Exemplare wollen abdrucken laſſen. Ich ſehe dieſes als jene bedungene Ausgabe an und erwarte die ſtipulirten Exemplare, zugleich auch die Zahl der überhaupt abgedruckten und abzudruckenden Exemplare. Ich gedenke Sie, da hierüber nichts bedungen iſt, nicht einzuſchränken; es iſt dagegen aber auch billig, daß dieſe Auflage ſich nicht ins Unbeſtimmte erweitere. Was über die acht Bände noch ausgearbeitet werden könnte, wollen wir vorerſt noch auf ſich beruhen laſſen. Iſt unſer erſtes Penſum abſolvirt, ſo läßt ſich eher etwas darüber denken und beſtimmen.

„Was die von meinem Freunde komponirte Oper[1]) betrifft, ſo kommt mir's nicht darauf an, ſie in die vier letzten Bände mit aufzunehmen, obgleich das Publikum kein Recht darauf hat, es auch wol ſo genau nicht nehmen möchte, da ich anderthalb Jahre Arbeit mehr liefere, als ich verſprochen habe. Die Endigung, Umänderung und Ausarbeitung der Stücke, die ich nur verſprach, wie ſie da lagen, hat mich unſchätzbare Augenblicke gekoſtet, und ich kann Sie aufrichtig verſichern, wenn ich auf den Gewinn geſehen und meine Schriften nach der Anzeige hingegeben hätte, ſo könnte ich jetzt bequem vier andere Bände fertig haben; ſo mancherlei iſt angefangen, das ſich mir zum Fertigmachen gleichſam aufdringt.

„Wegen Ausgabe der Partitur danke ich für Ihre Bereitwilligkeit. Ich werde die Sache mit dem Komponiſten durchſprechen, den ich in wenig Tagen hier zu ſehen hoffe. Er wird mir das nun vollendete Stück vorſpielen und unſere Abſicht iſt, ſogleich an eine größere Arbeit zu gehen.

„Madame Angelika hat mich mit einer gar ſchönen Zeichnung zum fünften Bande begünſtigt. Herr Lips hat ſie auch bereits geſtochen, und ſchon im Probedruck verdient ſeine Arbeit allen Beifall. Sobald er fertig iſt, werde ich ihn befriedigen und meine Auslage anzeigen. Die Platte ſoll mit Klaudinen ankommen. Der Madame Angelika darf ich kein Geld anbieten,

1) Vgl. oben S. 841 f.

dagegen wünschte ich durch Bücher unsere Erkenntlichkeit zu zeigen und eine gute Einleitung für die Zukunft zu machen. Schicken Sie deswegen auf das Baldigste: Wieland's „Poetische Schriften", die kleine neue Ausgabe, Herder's „Zerstreute Blätter", drei Bände, desselben „Volkslieder", zwei Bände, Bossens kleine Gedichte, Hölty's Gedichte, Bossens Odyssee, wo möglich Alles Schreibpapier, sämmtlich in englischem Band gebunden, wohl gepackt, unter der bekannten Adresse an Herrn Tischbein nach Rom.

„Die Zeichnung aus der Iphigenie, welche die treffliche Künstlerin für mich gefertigt, liegt mir so nah am Herzen, daß ich mich nicht entschließen kann, sie aus Händen zu geben. Bringe ich sie dereinst nach Deutschland, so bin ich nicht abgeneigt, sie einem bekannten sorgfältigen Künstler anzuvertrauen.

„Nach einem Briefe des Kammerkalkulator Seidel hat es einige Irrung gegeben wegen eines Schreibefehlers im Duplikate des Kontrakts; auch haben Sie sich mit ihm wegen Ablieferung der Exemplare anders, als der Kontrakt besagt, abgefunden. Ich billige Alles, was von ihm geschehen ist, und genehmige eine Abänderung und Erklärung des 8. Artikels nach Lage der Umstände, welche Sie mit ihm zu konzertiren die Güte haben werden.

„Richten Sie es doch bei dem neuen Abdruck der vier ersten Bände so ein, daß die Liste der Pränumeranten vor den vierten Band kommt, und lassen die Exkommunikation des Nachdruckers weg, die mir vor der Zueignung sehr unerwartet aufgefallen ist. Uebrigens nehme ich an Allem, was Sie betrifft, aufrichtigen Antheil und wünsche, daß die Feindseligkeiten der Nachdrucker Ihnen keinen empfindlichen Schaden zufügen mögen.

„Ich schließe diesen Brief offen an den Kammerkalkulator Seidel ein, damit er von dem unterrichtet sei, was zwischen uns vorgeht, auch diese Blätter Herrn Legationsrath Bertuch vorlege. Leben Sie recht wohl und gedenken mein!"

108. Bericht (S. 423—432). In Castel Gandolfo. Des Aufenthaltes in Frascati bei Reiffenstein und in Albano wird nicht gedacht. — Zu S. 424 ff. Bei der von herrlicher Gemüthlichkeit anmuthig bewegten Darstellung der Beziehung zu der schönen Mailänderin möchte Dichtung, wenn auch meist unwillkürliche, mit Wahrheit gemischt sein, da der Dichter die Lücken seines ihm bei dem so spät geschriebenen Berichte oft untreuen Gedächtnisses ausfüllte.

Eine gleichzeitige Aeußerung finden wir nur in einem Briefe an Frau von Stein (oben S. 418), wo ihr Vorzug vor den in Castel sich befindenden Römerinnen hervorgehoben wird. [1]) Zum Charakter der Römerinnen vergleiche man die Aeußerung von Moritz (III. 754): „Io sono Romana, ist noch jetzt ein triumphirender Ausdruck bei den Römerinnen, womit sie sich über jedes andere Frauenzimmer wegsetzen. Eine geborene Römerin hat auch gemeiniglich noch etwas Charakteristisches und Erhabenes in ihren Zügen, wodurch sie sich von anderen Italiänerinnen unterscheidet. In ihrem Gang besonders herrscht Majestät und Würde." — Camuccini (S. 425), Kunsthändler in Rom, wol der Vater von Vincenzo Camoccini oder, wie er sich später nannte, Camuccini, geb. zu Rom 1773, der sich 1796 mit seiner ersten großen Unternehmung, einem Karton, auf welchem er die Ermordung des Julius Cäsar darstellte, rühmlich bekannt machte (Meyer, 324 f.) Meyer nennt ihn Lorenzo Cammoccini. Vgl. Schlegel im „Schreiben an Goethe", a. a. O. S. 245 f. — Einen Artikel (S. 426), der wol zu der späten Novelle „Die

1) Thatsächliches wissen wir von ihr sonst nicht; denn eine ganz haltlose Vermuthung ist es, wenn man das mit Bleistift von G. gezeichnete Frauenbildniß, auf dessen hintern Rahmen G. drei englische Verse geschrieben (vgl. G.'s Werke, Bd. V. S. 230 f.), auf die Mailänderin hat beziehen wollen, da man doch viel eher, wenn überhaupt eine Vermuthung zu wagen wäre, an Ulrike Levezow denken könnte. Freilich nach R. Keil's Behauptung (Gartenlaube 1869, Nr. 61) hätten wir nicht blos das von G. selbst gezeichnete Bild der Mailänderin, sondern wüßten auch die Anfangs- und Endbuchstaben ihres Namens; aber die Sache ist mehr als zweifelhaft. G. sah nämlich seinem Sekretär Kräuter als seinem „ersten Gratulanten" am 28. August 1825 ein Büchlein Zeichnungen, welche er in Italien gemacht; unter diesen befand sich auch das Brustbild einer Dame, auf deren Rückseite Kräuter's Sohn nach den von G. seinem Vater gemachten „Erläuterungen" die Worte schrieb: „Signora Pa . . . . . S . . . . z (Goethe's Geliebte in Rom), bei Hackert gezeichnet. Goethe's Handzeichnung." Unter „Goethe's Geliebte in Rom" wird doch Niemand die Mailänderin verstehn, sondern G.'s wirkliche Geliebte daselbst, und wenn er das Bild „bei Hackert" zeichnete, so kann es nicht in den Herbst 1787 fallen, da G. Hackert zuletzt spätestens in den ersten Tagen des Juli sah, wo er weder die Mailänderin kannte, noch eine Geliebte hatte. Und wie sollte G. bei Hackert ein Porträt gezeichnet haben, da er bei diesem vielmehr sich im Landschaftszeichnen übte! Was eigentlich G. über das Bild Kräuter bemerkt hat, ist schwer zu sagen, das, was Kräuter's Sohn berichtet, in dieser Weise unmöglich. Möglich bleibt, daß wir hier eine Zeichnung von G.'s wirklicher Geliebten haben und wir somit auch die Anfangs- und Endbuchstaben ihres Namens hätten, obgleich das schließende z bei einem italiänischen Namen auffällt; aber die Quelle unserer Kunde ist zu getrübt, als daß sie der Vermuthung irgend einen Halt gewährte. Und daß G. das Bild Kräuter schenkte, deutet eben nicht darauf, daß theure Erinnerungen an denselben hafteten.

wunderlichen Nachbarskinder" in den „Wahlverwandtschaften" (II. 10) Veranlassung gab. — Den einwirkenden, bewegenden, bestimmenden Worten (S. 426), den Zeitwörtern. Unter den bestimmenden Worten könnte man freilich die Adverbien verstehn, dann müßten aber die bewegenden die Beiwörter sein, was nicht wohl angeht. — Der Pulcinell (S. 430). Vgl. oben S. 863 f. Die Andeutung, daß er blos im Karneval gespielt, dürfte kaum richtig sein, wenn auch in diesem seine Thätigkeit am Meisten in Anspruch genommen wurde. — Briefe von Haus. Vielmehr hatte sich die Herzogin Mutter brieflich an ihn gewandt. Schon am 11. August hatte G. ihr gerathen, die Reise noch ein Jahr zu verschieben; ihre Antwort empfing er am 22. September. In demselben Monate besprach er die Einrichtung des Aufenthaltes der Herzogin in Rom mit Reiffenstein. — So lang projektirte, immer verschobene. In Weimar hatte er erst im Anfange des Jahres 1786 den Entschluß zur Reise nach Italien gefaßt. — In dem geistreichen und kunstliebenden Kreise unserer Herzogin. Ihr jüngerer Sohn, Prinz Konstantin, war mit Hofrath Albrecht schon im Jahre 1781 nach Italien gereist. Vgl. „Von und an Herder", III. 289 ff. — Herder und ... Dalberg von der andern Seite (S. 431). Dies beruht auf einer Verwechslung der Zeit. Erst im Mai 1788 überreichte der Domherr Johann Friedrich Hugo von Dalberg Herder mit dem Vorschlage, mit ihm nach Italien zu reisen. — Daß er sich „ganz entschieden gefühlt, die Ankunft der Freunde in Italien nicht abzuwarten", ist gleichfalls nicht richtig. Er durfte gleich anfangs hoffen, daß die Herzogin Amalie durch seine Gründe sich bestimmen lassen werde; die Gewißheit, daß die Reise auf das nächste Jahr verschoben sei, hatte er schon am 22. September; ganz unabhängig davon stand es längst bei ihm fest, daß er Ostern, also vor der Ankunft der Herzogin, Italien verlassen werde, und nur der Wunsch des Herzogs bestimmte ihn, im folgenden Jahre auf eine Verlängerung seines Aufenthaltes und den Empfang der Herzogin einzugehen, wovon ihn dieser aber bald entband. Herder's beabsichtigte Reise erfuhr er erst Ende Mai 1788 in Konstanz. — Der Kreis von jüngern (S. 432), besonders Burn und Schütz, die wie später auch Rehberg in demselben Hause wohnten.

109. Vom 1. bis zum 10. November (S. 433—435). Den 1ten, Sonnabend. Der Brief ist an Herder. — Kayser

ist angekommen (S. 433), wol noch am 30sten, wo er Morgens an Seidel schrieb, und an demselben Tag erhielt er auch den Brief mit der Kunde von der Aufnahme des Egmont; denn Dienstags, und ein solcher war der 30ste, kam die Post aus Deutschland. — Zwölf Jahre früher geschrieben. Den Anfang und die Scene zwischen Egmont und Alba brachte G. mit nach Weimar; er griff das Stück dann im Dezember 1778 wieder an, vollendete es aber erst im Frühjahr 1782. Den 5. Mai 1782 sandte er es an Möser's Tochter. Hiernach ist vollenden von dem Anlegen der letzten Hand zu verstehen; aber freilich mußte Manches völlig umgearbeitet werden, wenn er auch an ganze Scenen nicht zu rühren brauchte, wie er am 6. Juli meldete. — Die Strafe des Sisyphus, das Angefangene nicht ausführen zu können. — Ein Titelkupfer (S. 434), Klärchen, vor Egmont knieend. — Die Stelle Z. 24—29 ist wol aus einem Briefe an Frau von Stein. — Die alte Spreu meiner Existenz herausgeschwungen, wie er in „Erwin und Elmire" „den äußerst platten Dialog ganz weggeschmissen" hatte (S. 397). — Den 10ten. Gleichfalls an Herder. — Kayser ist nun da. Das hatte er freilich schon am 3ten gemeldet; aber hier deutet es auf sein thätiges Wirken. Vgl. S. 437. — Ein Naturleben, wie er es launig im Briefe an Fritz von Stein vom 16. Februar 1788 schildert. Herder schreibt im folgenden Jahre aus Rom ärgerlich (Reise, S. 121), G. habe dort wie ein Künstlerbursche gelebt. — Tischbein kommt von Neapel zurück, da seine Aussichten sich dort nicht erfüllen wollten; doch säumte er immer wieder und blieb endlich ganz in Neapel. — Beider Quartier, Kayser's und sein eigenes. — Von zweihundert Zechinen (S. 435). Darauf beruht es, wenn Herder (Reise, 160 f.) schreibt, G. habe die jungen Maler, unter denen er lebte und die er zu gebrauchen gewußt, durch Arbeiten für die Herzogin Mutter belohnt. Die Stelle Z. 18—22 ist wol aus einem Briefe an Frau von Stein.

An demselben 10ten schrieb Goethe

An Seidel.

„Ein Italiäner Namens Philipp Collina, der für den Dienst der Herzogin Mutter bestimmt ist, wird in Zeit von drei Wochen nach diesem Briefe, vielleicht früher, bei Dir eintreffen. Mache ihm in meinem Hause, etwa oben in Fritzens Stube, ein Quar-

tier zurecht, logire, speise und leite ihn, bis er seine Einrichtung machen kann, wozu Du ihm nach Deinen Kenntnissen und Deinem guten Willen behülflich sein wirst. Es ist ein verständiger und, so weit ich nach einer jährigen Erfahrung beurtheile,[1] wohldenkender Mensch. Behandle ihn als einen solchen und mache ihm zuvörderst die Namen und den Stand der Personen bekannt, denen er in gewissem Sinne untergeben ist. Führe ihn zuerst zu Herrn von Einsiedel[2] und frage, wann er der Herzogin aufwarten kann. Bringe ihn zur Fräulein[3] und sorge, daß er der Herzogin vorgestellt wird, sodann zu Herrn Rath Ludecus.[4] Allen diesen Personen hab' ich geschrieben; er braucht sich nur auf meine Briefe zu beziehen. Besonders führe ihn bald zu Herrn Generalsuperintendent Herder. Er spricht nur Italiänisch, und Du kannst ihm allenfalls zum Dolmetscher dienen. Wenn Kayser's Bruder nach Weimar kommt, so führe ihn zum Herrn Generalsuperintendent Herder. Ich habe Diesem von dem jungen Manne geschrieben.[5])

„Die verlangten Quittungen[6]) schicke ich mit nächster Post. Alle Briefe, die an mich kommen, sind voll Klagen und Trauer über die Veränderungen, die sich bei uns zugetragen haben.[7]) Kranzen habe ich eine Schachtel mitgegeben, die er nicht einmal den Verstand gehabt hat, auf eine fahrende Post zu geben, da er nicht zu Hause ging. Es ist nichts von Werth darin, aber Samen und Späße für die Kinder, die mich doch verdrießen, wenn sie verloren gehen.

„Kayser's Gegenwart macht mir viel Vergnügen. Empfiehl mich Herrn Geheimerath Schnauß.[8] Gratulire ihm zu seinem Geburtstage,[9]) und sage ihm, daß er an demselben mir einen

---

1) Er hatte ihn gleich bei seiner Ankunft, wol als Sohn des Hauswirths, kennen lernen und sich seiner bedient. Nach Frau von Stein (Charlotte von Schiller, II. 261) war er ein Taschendieb.

2) Kammerherr der Herzogin Mutter, die sie nach Italien begleiten sollte. Diese ist im Folgenden unter der Herzogin zu verstehen.

3) Die Hofdame der Herzogin Mutter, Luise von Gechausen, die gleichfalls mit dieser reisen sollte.

4) Geheimsecretär und Schatullier der Herzogin Mutter.

5) Er sollte nach Jena gehen, vielleicht um Deutsch zu studiren.

6) Ueber den Empfang seines Gehaltes.

7) Es sind wol die Veränderungen in der Kammer gemeint.

8) Der Herzog hatte den Kammerrath Christian Friedrich Schnauß zugleich mit Goethe an des letztern Geburtstage im Jahre 1776 zum Geheimen Rath ernannt.

9) Am 16. Oktober.

Brief ſchreiben wollen. Ich antworte bald. Lebe wohl! Nächſtens mehr.

„NB. Du kannſt auch dem Italiäner einige andere Perſonen bezeichnen, wo Du es artig und ſchicklich findeſt, daß ich ſie grüßen ließe. Führe ihn zur Frau von Stein. Er bringt auch etwas für die Kinder und für die Herzogin von Gotha; das beſorge Alles. Noch Eins. Da mir daran gelegen iſt, zu wiſſen, wie viel eine ſolche Reiſe koſtet, ſo bab' ich ihm geſagt, er ſolle Alles notiren. Laß es Dir zuletzt geben und ſchicke mir einen Auszug, wo Du es nöthig findeſt. Auch die Zeit, wie lang ſo eine Reiſe dauert und was er von Orten notirt hat.[1])

„Voigt's Büchlein[2]) können mit der fahrenden Poſt kommen und ſollen mir recht lieb ſein."

Von demſelben Tage hat ſich folgender Brief erhalten.

An Einſiedel.

„Ich laſſe Dich durch den abgehenden Filippo Collina beſtens grüßen; ſobald er in Weimar ankommt, ſoll Philipp Seidel Dir ihn vorſtellen. Du wirſt ihn bald beurtheilen, daß er ein unſchädlicher, brauchbarer Menſch iſt. Er wird Dir, da Du die Herzogin auf der Reiſe zu begleiten haſt, alle Laſt des Einrichtens und Machens abnehmen, welche wirklich in Italien unerträglich iſt. Wenn man nicht einen Italiäner an einen Italiäner hetzt, kommt man nicht fort. Sorge für dieſen Menſchen in Deutſchland; er wird Euch dagegen durch ein fernes Land führen und tauſendfachen Verdruß erſparen. Er wird beſcheiden ſein, wie ich ihn immer gekannt habe, und keines Vertrauens mißbrauchen.

„Lebe wohl! Wer weiß, wo wir uns ſehen und treffen! Du findeſt aber, wo es auch ſein möge, Deinen unveränderten Freund."

110. **Vom 11. bis zum 17. November.** Von dieſer Woche iſt nichts bekannt als folgender Brief vom 17ten

1) Am 12ten ſchrieb G. an Seidel: „Ueberbringer iſt Philipp Collina. Mein Brief vom 10. November hat Dir ſchon geſagt, wie Du ihn zu empfangen und zu leiten haſt. Das Uebrige überlaſſe ich Dir. Lebe wohl!"

2) Ueber Aquamarin und Topas. Erfurt 1787; Mineralogiſche Reiſe von Weimar über den Thüringer Wald. Meiningen 1787; Die Rhongebirge bis Bieber und Hanau. Leipzig 1787.

An den Herzog.

„Ihr werther Brief von Eisenach[1] versichert mich Ihres Wohls und läßt mich sehen, daß Sie Ihre neue Laufbahn mit Muth und Freudigkeit antreten. Möge ein günstiges Schicksal Ihr Unternehmen für Sie und die Ihrigen zum Besten kehren und alle Besorgnisse nach und nach auflösen, die sich über Ihr Beginnen in den Herzen so Vieler gesammelt und festgesetzt haben.[2] Mein Schicksal ist mit dem Ihrigen so genau verwandt, daß ich nichts für Sie wünschen kann, das ich mir nicht selbst wünsche. Sie erlauben mir, ja Sie fordern mich auf, Ihnen öfter zu schreiben; ich will es mit Freuden thun, wenn mir vergönnt ist, auf das Papier zu setzen, was der Tag und die Stunde giebt, das denn nicht immer das Bedeutendste sein möchte. Der großen Resultate sind so wenig, und je länger man Gegenstände betrachtet, desto weniger getraut man sich, etwas Allgemeines darüber zu sagen; man möchte lieber die Sache selbst mit allen ihren Theilen ausdrücken oder gar schweigen. Ich muß immer heimlich lachen, wenn ich Fremde sehe, die beim ersten Anblick eines großen Monuments sich den besonderen Effekt notiren, den es auf sie macht. Und doch, wer thut's nicht? und wie Viele begnügen sich nicht damit? Sie haben indeß zwei Briefe von mir erhalten, einen von Frascati, den andern, glaub' ich, von Castel Gandolfo;[3] wenigstens enthielt er die Nachricht von einer militärischen Reliquie der dortigen Gegend.

„Egmont ist nun in Weimar. Ich habe große Freude an der Art, wie ihn die Freunde aufgenommen haben.[4] Auch Ihnen und Ihresgleichen darf er sich hoffentlich präsentiren; denn ich möchte nun nichts mehr schreiben, was nicht Menschen, die ein großes und bewegtes Leben führen und geführt haben, nicht auch lesen dürften und möchten.

---

1. Dorthin hatte ihn die Herzogin begleitet, als er sich nach dem Saalthale, Frau von Schardt hierauf am 17. Oktober, es sei gut, daß sie nicht da sei; das Schicksal Weimarischer für das Hofcalendermesen, der in seine Nachsicht auf Personen und Verhältnisse setze, wenn sie zu sehr gespannt seien, da er auch nichts zu thun vermöge. [illegible]

2. Am 3. Oktober hatte der Herzog Weimar verlassen, um sich nach Holland zu begeben.

3. Vielmehr von Nemi.

4. Vgl. die Anmerkung zu Heft 6, S. 434 f.

„Kayser aus Zürich ist hier und hat die Partitur unserer Oper mitgebracht; ich habe viel Genuß an ihm und seiner Arbeit. Durch ihn genieße ich auch erst die hiesige Musik, weil sich doch nichts in der Welt ohne wahre innere Kenntniß recht genießt. Von meinem übrigen Wesen und Treiben das nächste Mal.

„Und nun ein Wort von Ihrer Frau Mutter Reise, die mir schwer auf dem Herzen liegt. Sie wollte noch dieses Jahr hierher, und es war ein sehr kühnes, ja ein verwegenes Unternehmen, mit denen mir bezeichneten Personen, mit einer ganz bonhommischen, ununterrichteten, so gut als mit dem Lande unbekannten Karawane einen Zug durch diese Gegenden anzutreten. Ich habe ihr pflichtmäßig und geheimräthlich die Gründe vorgelegt, warum die Reise noch ein Jahr aufzuschieben sei. Glücklicherweise kamen einige Umstände dazu, die sie determinirten, noch zu bleiben und zu warten. Ich bin nun über ein Jahr im Lande und weiß, was vornehme Reisende hier erwartet und wie schwer es für Fremde ist, Genuß, Menage und Anstand nur einigermaßen zu verbinden. Vielleicht ist es in diesem Lande schwerer als in andern, doch ist es wieder leicht und sehr bequem, wenn man's weiß. Nur weil Niemand Vortheil davon hat, den Fremden zu unterrichten, vielmehr von Unwissenheit und Ungeschick zu prositiren ist, so geht's aus Einem ins Andre. Genug, das allgemeine Reisegeschick wird hier besonders fühlbar. Vor einigen Tagen habe ich einen Italiäner nach Weimar geschickt, einen sehr guten Menschen, wenn er gut genutzt wird, eine Art von Maitre Jacques, der das Mechanische der Reise zu besorgen, alle Händel mit den Postmeistern, Miethern ꝛc. abzuthun hat. Das ist schon sehr viel, weil die Sekkatur und Prellerei in Italien unendlich ist; man muß nothwendig einen Italiäner an die Italiäner hetzen, um mit ihnen fertig zu werden. Nun ist es aber leider noch um das Moralische und Politische, um Kunst- und Naturgenuß zu thun, wo ich wol rathen kann und kann sagen: „Da und da liegt's". Weil es aber auf die Leitung eines jeden einzelnen Tages ankommt und auf ein Zusammenhalten der ganzen Zeit und Absicht, so ist da Vieles dem Glück und dem Zufall überlassen, was bedacht und geführt werden sollte. Eine Sache, die im ganzen Leben schwer ist und auf Reisen am Schwersten von Großen und Vornehmen ausgeübt werden kann, ist nach meinem Bedünken: die Dienstleistungen und Dienstanerbietungen mehrerer Menschen, die man nicht genau kennt und die sich immer zudrängen, anzunehmen oder

abzulehnen und einen Jeden nach seiner Art zu brauchen, ohne sich zu kompromittiren oder zu sekkiren. Einzeln kommt Jeder eher durch, eine große Gesellschaft leidet gewiß drunter. Für Rom und Neapel wäre so ziemlich gesorgt, in Florenz soll es auch nicht fehlen, und man muß dann auch etwas dem Glück überlassen. Dann ist noch ein Hauptbedenken bei der Reise, daß sie im rechten Zeitmaße geschehe und die Reisenden auch geziemend wiederkehren. Um einen Leibarzt habe ich sehr gebeten, er ist mir aber abgeschlagen worden; ich habe auf einen Chirurgus kapitulirt, der nun leider erst gesucht wird. Keine Dame kenne ich, die ich vorschlagen möchte, kann also auch dazu nichts sagen; die Karawane wird auch dadurch noch größer und schwerer zu bewegen. Ich will thun und vorbereiten, was möglich ist. Wenn nur Einsiedel ein Wenig thätiger und gewandter wäre! Auch höre ich, daß er gar nicht wissen soll, wie er mit dieser Reise dran ist. Ich glaube es wohl.

„Und nun noch ein politisch Wort, ob ich gleich nur das Allgemeinste der Welthändel sehen kann. Ich lese fleißig die Zeitungen, und da neuerdings sich Alles bald aufdeckt und entwickelt, so Vieles öffentlich verhandelt wird, was sonst verborgen traktirt wurde, so kann man mit einer freien Vorstellungsart die Lage der Sache ziemlich übersehen. Mir scheint es für Freund und Feind bedenklich, daß Frankreich so weit herunter ist. Wenn auf der einen Seite die preußisch-englisch-Oranischen Absichten leichter auszuführen sind, so haben auf der andern Seite Katharine und Joseph auch freies Spiel und können sich vielleicht in einem Augenblicke süd- und ostwärts ein ungeheures Uebergewicht verschaffen, indem der Nord und West, wozu ich Frankreich mitrechne, mit einander nicht einig sind. Aus diesen Gegenden kann ich sagen, daß man sich im Stillen und Einzelnen vor Rußland und dem Kaiser fürchtet und glaubt, daß unter keiner Bedingung der Kaiser jene großen Aus- und Absichten Katharinens auf Konstantinopel begünstigen könne, wenn auch nicht einem Nachgeborenen seines Hauses der Besitz von Italien versichert sei. So viel ist gewiß, daß der Kirchenstaat und beide Sizilien ohne Schwertstreich wie Holland wegzunehmen wären. Man legte sich mit einigen Linienschiffen in den Golf von Neapel und bäte sich zwei Thore von Rom aus, so wäre die Sache gethan. Aus verschiedenen Bewegungen glaube ich, daß der päpstliche und neapolitanische Hof auf einer solchen Spur sind, obgleich das allgemeine Publikum sich nichts davon träumen

läßt. Das Volk iſt mißvergnügt, die Geiſtlichkeit beſonders; die Mönche ſind kaiſerlich geſinnt. Noch geſtern ſagte ein ſiebzigjähriger Mönch: ‚Wenn ich nur noch in meinen alten Tagen erleben ſollte, daß der Kaiſer käme und uns Alle aus den Klöſtern jagte; ſelbſt die Religion würde dabei gewinnen!‘ Wenn die ruſſiſchen Schiffe ins mittelländiſche und adriatiſche Meer kommen, wird man bald mehr ſehn. Verbrennen Sie doch ja meine Briefe gleich, daß ſie von Niemandem geleſen werden! Ich kann in dieſer Hoffnung deſto freier ſchreiben.

„Leben Sie tauſendmal wohl! Und wenn Ihr neuſter Schritt manche Mißvergnügte gemacht hat, wenn Sie im Dienſte Manchem ſtreng aufdrücken müſſen, wenn Sie in einem halbfeindlichen Lande nicht immer zufrieden vor ſich ſehen, ſo genießen Sie wenigſtens des Gedankens, daß Sie einen Menſchen, der Ihnen noch angehört, durch Ihre Liebe, Güte und Nachſicht ganz glücklich machen.“

Denſelben Tag ſchrieb er

An Seidel.

„Auf Deinen Brief vom 29. Oktober heute ſo viel. Ich will an Dich und Deine Lage denken, auch Deinetwegen an den Herzog und Schmidt ſchreiben und Dir nächſtens mehr ſagen.

„Trauter[1]) iſt ein Schurke. Ich habe vor meiner Abreiſe ſehr genau Alles abgethan, was ich für Verhältniſſe mit den Kaſſen haben konnte. Wenn nun von mir autoriſirte Beläge, Vorſchüſſe ſtatt baaren Geldes in den Kaſſen liegen, ſo hat der Kaſſirer nichts zu verantworten, ſondern er hat ſie meinem Nachfolger auf Erfordern vorzulegen, und der hat zu thun und zu laſſen, was er will, und wenn die Sache zur Sprache kommt, hab' ich ſie zu verantworten; das geht aber dem Hundsfutt nicht an. Alſo rücke ihm ganz gelaſſen zu Leib und ſage ihm, Du hätteſt das bedacht, was er neulich geſagt hätte, und fändeſt nach Deiner Verbindung mit mir nöthig, mir ſeine Aeußerung zu ſchreiben; ob er noch etwas zu ſagen hätte, ſonſt würdeſt Du mir ſeine erſten, eigentlichſten Worte melden. Laß Dich aber auf weiter nichts ein und beſtehe darauf, daß Du mir ſchreiben würdeſt und müßteſt, und melde mir, was er ſagt! Ueberhaupt

1) Johann Wilhelm Sigmund Trauter war Kammerreviſor und Kaſſirer.

ist's natürlich, da ich so lang die großen Summen Geldes ohne Auf- und Uebersicht kommandirt habe, daß die Lumpen auch lumpig von mir denken. Wie eben die Krechsche Sache war. Ich gebe Dir also hiemit Vollmacht, in jedem ähnlichen Falle gleich auf Erklärung zu dringen und zu declariren, daß Du mir schuldig seist, es zu melden. Ich habe kein persönlich Verhältniß zu den Kassen, bin keiner (mit Wissen) einen Heller schuldig. Fände sich also ja etwas, so könnte mir's lieb sein, daß es bei Zeiten herauskäme; in einem so komplizirten Verhältniß wäre es doch möglich. Was übrigens, wie ich sage, von autorisirten Belägen, als Vorschuß ꝛc., was noch nicht in Rechnungsausgaben verschrieben wäre, in den Kassen läge, davon kann und will ich kein Geheimniß machen. Ich habe davon aber Niemand als dem Herzog Rechenschaft zu geben. Setze also, wie gesagt, in jedem ähnlichen Falle den Trumpf drauf, daß Du es mir schreiben würdest, und verlange nähere Erklärung, um mich benachrichtigen zu können. Lebe wohl! Ich bin gesund und fleißig."

111. Vom 18. bis zum 30. November (S. 435 f.). Aus dieser Zeit ist nur ein Brief oder vielmehr ein Theil eines Briefes an Frau von Stein erhalten, der nächste fällt gerade acht Tage später, auf den 1. Dezember. — Ein Deutscher . . ., der jetzt in Neapel ist. Im Briefe war wahrscheinlich Knieb geradezu genannt, da die Freundin durch G.'s Briefe aus Neapel und sein sizilianisches Tagebuch von ihm wußte. — Deren Kleidsaum (S. 436), ein biblischer Ausdruck, dessen sich G. auch in dem Gedichte „Grenzen der Menschheit" (Werke, Bd. I. S. 164) bedient. — Meine Opern, „Erwin" und „Claudine". Von der neuen Oper ist nicht mehr die Rede.

112. Bericht (S. 437—445). Mit Klinger'n und uns Andern. Von Klinger hatte G. schon im Vierzehnten Buche von „Dichtung und Wahrheit" gehandelt. Unter den Andern können nur gleichzeitige Landsleute gemeint sein, nicht etwa Wagner und Leu. — Schubart (S. 438), der berühmte Dichter und Komponist Christian Friedrich Daniel Schubart, damals eben aus zehnjähriger Gefangenschaft entlassen und als Direktor der herzoglichen Hofmusik und des Theaters angestellt. — Daß in den Liedern von Erwin und Claudine sich G.'s damaliges Genuß- und Liebesleben ausspreche, wird etwas sonderbar ausgedrückt. — Jene französischen Operetten. Vgl. Werke,

Bd. XXIII. S. 27. — Gewöhnlich schilt man auf die italiänischen Texte (S. 438). Vgl. Jahn, „Mozart", I. 345 f. — Der heimlichen Heirath, Il matrimonio segreto, erst 1792 nach Mozart's Tode von Cimarosa gesetzt. — Man kennt den Verfasser nicht. Nach Da Ponte (Memorie, II. p. 160) hatte Berlati den Text geliefert. — Ein einfaches Intermezzo (S. 439), mit zwei Personen. — Die Serva Padrona ward zuerst im Jahre 1730 zu Neapel aufgeführt. — Ein deutscher Buffo, Namens Berger. Anton Berger war nach G.'s Tagebuch schon im Februar 1777 in Weimar. Vgl. Schnorr's „Archiv für Literaturgeschichte", V. 408. — Schon vor Jahren, 1784. Am 14. August 1784 schrieb G. an Frau von Stein, die Operette sei bald fertig. Vgl. Riemer, II. 194. — Ich selbst. Vgl. Werke, Bd. XXVII. S. 6 f. — Die Entführung aus dem Serail, die schon am 12. Juli 1782 die Wiener Bühne betreten hatte. In Weimar wurde sie am 5. April 1785 zur Feier des Kirchganges der Herzogin aufgeführt, am 14. April, 13. September, 8. Dezember und im folgenden Jahre am 2. März wiederholt. Wie sehr G. mit Kayser's beiden ersten Akten zufrieden war und daß er auch nach der Entführung die Operette noch auf die Bühne zu bringen hoffte, zeigen die Briefe an Kayser (Riemer, II. 195**) und an Knebel (am 18. November und 30. Dezember 1785). — An einem Cäcilientage (S. 440). Vgl. S. 130. Ohne Zweifel besuchte G. auch in diesem Jahre am Cäcilientage mit Kayser die Kirche dieser Heiligen. — In der Minerva. Die Bibliothek bei Santa Maria sopra Minerva war von Kardinal Casanetta gegründet; zur Benutzung waren die zweckmäßigsten Einrichtungen getroffen. Von den Dominikanern, welche die Aufsicht führten, wurde den Protestanten nichts verweigert. Vgl. Moritz, II. 187 ff. — Das Speculum Romanae magnificentiae, vielmehr Romanae magnificentiae speculum, von Antonius Lafrerius. — Lomazzo. Giovanni Paolo L., zu Mailand 1538 geboren, 1598 gestorben, malte besonders Landschaften und Porträte in der Weise von Francesco Primaticcio. Er hatte frühe sein Gesicht verloren. — Die Admiranda Romae, die von Giovanni Pietro Bellori herausgegebenen Admiranda Romanarum antiquitatum, die freilich auch auf deutschen Bibliotheken keine Seltenheit waren und von den Schriftstellern über Römische Kunst viel benutzt wurden. — Den Kolossen, auf dem Monte Cavallo. Vgl. S. 116. — Des Septizoniums Severi. Vgl. Spartian., Sever.,

19. 24: Get., 7. Es lag an der Südspitze des Palatinus. Gegen Ende des sechzehnten Jahrhunderts wurden die wenigen unansehnlichen Reste desselben durch Sixtus V. zerstört, der die Säulen nach dem Vatikan schaffen ließ. Vgl. Becker, „Römische Alterthümer", I. 434 f. — Seydelmann (S. 441) Jakob Crescentius S., 1750 zu Dresden geboren; seine Gattin Apollonia de Forge war eine Venetianerin. Vgl. Meyer, S. 342, und den Nekrolog der Deutschen 1829, S. 12 f. — Besuch bei Fackelschein. Auch Moritz betheiligte sich dabei. „Die allerfeinsten Erscheinungen werden dem Auge sichtbar," schreibt er III. 155, „und in dem, was sonst einförmig schien, zeigt sich wiederum eine lebendige Mannichfaltigkeit." Besonders preist er die Ansicht des Apollo von Belvedere bei Fackelschein. Vgl. Herder's Erinnerungen, II. 294. Herder sah bei Fackelschein das Museum des Vatikan's. — Das Museo Pio-Clementino, von Clemens XIV. angelegt, von Pius VI. eröffnet. — In der Nische, der siebenten im Hofe der Statuen im Belvedere (il cortile del Belvedere). Vgl. Moritz, III. 81 ff. — Dem Apollo (S. 442), in der dritten Nische. — Antinous, in der achten Nische. Diesen sogenannten Antinous von Belvedere (Lantin) erkannte Visconti als Merkur. Vgl. Müller's Archäologie, §. 380, 5. Winckelmann, der ihn oft anführt, hielt ihn für einen Meleager. — Den Nil, aus weißem Marmor; bei Visconti, I. 37. — Den Meleager, früher im Palast Pichini; bei Visconti, II. 34. — Dem sogenannten Phocion. Diesen Namen legte der Statue zuerst Visconti (II. 43) zweifelnd bei, später dachte er an Adrast oder Amphiaraus. Braun (S. 548 ff.) nimmt ihn für Aristomenes. — Der Sturz eines ... Bacchus, im Knabenalter. Visconti, II. 29. — Einer Bacchusstatue, unbekleidet. Daselbst, II. 28. — Eines Triton, bei Tivoli gefunden. Daselbst, I. 34. Vgl. Braun, S. 329. — Torso, des Herkules, berühmt unter dem Namen des Torso von Belvedere. Vgl. S. 151 f.; Visconti, II. 10. — Der sogenannte Pyrrhus. „Der Treppe gegenüber steht die kolossalische Statue des Pyrrhus mit einem wohl ausgearbeiteten Harnisch. Das Uebrige ist neu bis auf den Kopf, welcher eben keine besondere Kunst verräth." Volkmann, II. 524. Winckelmann hielt ihn für Agamemnon, die Römern nennen ihn Mars; vgl. Visconti, Museo Capitolino, III. 48. — Eine schöne halbe Figur. Auch Volkmann gedenkt (II. 523) der „Büste einer bekleideten Venus mit einem schönen Kopfe". — Die

nackte Venus (S. 442). Volkmann erwähnt (II. 535) im Zimmer der Kaiser eine große Venus, stehend, wie sie aus dem Bade kommt, zur Seite ein Gefäß mit ihrem Gewande. „Die Figur ist schön, richtig und mit einem sanften Umriß gezeichnet, die Bewegung geschmeidig, das Fleisch natürlich, aber nicht so vortrefflich als an der Mediceischen. . . . Der Fehler dieser Kapitolinischen ist im Kopf, der ganz und gar keiner Venus zukommt, und in der unmäßigen Größe, welche sie männlich macht." Vgl. dagegen Braun, S. 220 ff. — **Die sogenannte schön bekleidete Juno**, im großen Saale (Sala grande) aus dem Hause Cesi stammend. Volkmann bemerkt (II. 529), Einige hielten sie für die schönste erhaltene Juno; sie habe eine edle Stellung und majestätische Würde; der eine Fuß und die Arme seien schlecht ergänzt; Andere sahen in ihr eine Muse. Vgl. Visconti, III. 8. — **Der so berühmte Ariadnekopf**, von Winckelmann Leukothea genannt. — **Im Miscellaneenzimmer**, Stanze delle Miscellanee. Im Kapitolinischen Museum findet sich noch ein anderer für eine Ariadne gehaltener Kopf. — **Hirt's** (S. 443). Vgl. oben S. 688. G. wird gehört haben, daß Hirt seine Nichterwähnung in der „Italiänischen Reise" ihm übel genommen hatte. Vgl. Niebuhr's Lebenserinnerungen, II. 291. Im Jahre 1817 hatte sich G. eines mehrtägigen Besuches von Hirt zu erfreuen. — **Im Fürstenbergischen**, in der badischen Landschaft Baar im Dorfe Bella. — **Einige Jahre früher**, 1782. — **Von der ältesten, nothwendigsten Holzkonstruktion.** Vgl. G.'s Brief an Schiller vom 1. Juli 1797. — **Ins Charakteristische** (S. 444), im Gegensatze zu Menge, Winckelmann und Lessing. Meyer, a. a. O. S. 366 f. bemerkt: „Charakter mit Schönheit vereint kann ohnmöglich anders als in Produkten vollendeter Kunst erscheinen, und insofern haben Jene allerdings Recht, welche die Schönheit als ein Vorrecht und Zeichen des höchsten Flors der Kunst ansehen. Die aber, welche in Kunstwerken hauptsächlich auf das Charakteristische dringen, weisen den Künstler auf den rechten Weg; denn aus dem Bedeutenden hat, wie so eben dargethan worden, das Schöne sich entwickelt; wer hingegen von der Schönheit ausgeht, wird, wie uns das Beispiel von Menge und Canova gelehrt, schwerlich je ein charakteristisches Ganzes erzielen." — **Eine Anzahl Künstler.** Meyer erzählte den Vorfall am 14. April 1829 (vgl. Eckermann's Gespräche unter diesem Tage) in etwas abweichender Weise.

Aus „Egmont.“

I.*)

Die Trommel gerühret,
Das Pfeifchen gespielt!
Mein Liebster gewaffnet
Dem Haufen befiehlt,
Die Lanze hoch führet,
Die Leute regieret.
Wie klopft mir das Herze,
Wie wallt mir das Blut!
O, hätt' ich ein Wämslein
Und Hosen und Hut!

Ich folgt' ihm zum Thor 'naus
Mit muthigem Schritt,
Ging' durch die Provinzen,
Ging' überall mit.
Die Feinde schon weichen,
Wir schießen darein.
Welch Glück sonder Gleichen,
Ein Mannsbild zu sein!

II.**)

Freudvoll
Und leidvoll,
Gedankenvoll sein,
Langen
Und bangen

*) Ein Lied Klärchens aus dem ersten Akte des 1787 vollendeten Dramas, das aber möglicherweise schon bei dem ersten Abschlusse desselben (1775) vorhanden war. Der Abdruck vorstehenden Liedes erfolgt nach der in der Königl. Bibliothek zu Berlin befindlichen Handschrift, in welcher jedoch die dritletzte Zeile lautet: „Wir schießen hinterdrein!“ L.

**) Gesang Klärchens im dritten Akte. Nach der Handschrift des Dichters revidirt. L.

Hiernach war G. gar nicht dabei, sondern er hatte die Geschichte von Meyer. Eigentlich hätte sie eher im Berichte vom Juli ihre Stelle gehabt, wo des Streites über Michel Angelo gedacht ist (S. 379), der auch im Briefe vom 31sten (S. 371) erwähnt wird. Sie tritt hier ohne nähere Zeitbestimmung auf, während Meyer ausdrücklich von einer Sommernacht spricht. Daß sie beim Aussteigen sich hätten trennen müssen, ist ein freier Zusatz G.'s. — Der von Hause ihm gesandte französische Brief (S. 445) dürfte hier weniger an der Stelle sein.

113. **Vom 1. bis zum 8. Dezember** (S. 446 f.). **Den 1sten**, einen Sonnabend. Die Stelle ist aus einem Briefe an Herder, wie auch die zwei zu einem Briefe gehörenden Aeußerungen vom 7ten und 8ten. — **Den 7ten.** Mit Zeichnen, des menschlichen Körpers und zunächst des Kopfes. — Den alten Angantyr, das skaldische „Zaubergespräch Angantyr's und Hervor's", das Herder nach Hickes' Thesaurus linguarum septentrionalium bearbeitet und in den „Volksliedern" (dessen Werke, Bd. V. S. 237 ff.) mitgetheilt hatte. — Die Perspektive. Auch am 10. Januar (S. 462) berichtet er, Abends werde in der Perspektivstunde am menschlichen Körper gezeichnet. Er besuchte wol die französische Akademie. Daß er in die Schule gehe, schreibt er an Frau Stein. — Den Sonntag bringen wir zusammen zu, wie er schon seit dem Sommer Sonntags mit Angelika ausfuhr und bei ihr speiste. — **Den 8ten** (S. 447). Mein Liedchen, das G. wenigstens vor einem Monat geschickt haben muß, etwa am 27. October oder am 3. November. In Herder's Nachlaß fand sich die Strophe aus „Klaudine":

„Liebe schwärmt auf allen Wegen;
Treue wohnt für sich allein.
Liebe kommt Euch rasch entgegen:
Aufgesucht will Treue sein",

aber wahrscheinlich von Herder geschrieben.[1]) Am 28. December sandte Frau von Stein dieselbe Strophe an Leitchen Lengefeld mit der Bemerkung: „Goethe schreibt mir alle Sonntage" und ist glücklich, fröhlich und ganz selig. Im letzten Briefe schickte er mir aus seiner umgeschmolzenen Klaudine einen Vers; hier

1) Vgl. Herder's Werke, Bd. I. S. 11; Düntzer, „Ed. v. Stein", I. 479. 2nd. 2) Vielmehr alle Sonnabende, wenn nicht etwa der Tag gemeint ist, an welchem sie die Briefe empfing.

iſt er.“ Da ſie dieſen Brief am 23. Dezember erhalten hatte, ſo muß er die Strophe dem Briefe vom 8. Dezember beigelegt haben. Daß er aber dieſelbe Strophe mehr als einen Monat früher an Herder als an Frau von Stein geſchickt, iſt nichts weniger als wahrſcheinlich. Ich habe ſchon früher (Goethe und Karl Auguſt, I. 288) die Stelle auf das freilich erſt im Januar mitgetheilte Lied bezogen, das im zweiten Akte der Klaudine Augantino ſingt. Nun ſandte freilich G. die beiden erſten Akte dieſes Singſpiels erſt gegen Mitte Januar (er verſpricht ſie am 10ten); aber daß in den Papieren der „Italiäniſchen Reiſe“ ſich das Lied vollſtändig hinter einander geſchrieben fand, nicht unterbrochen, wie in der „Klaudine“, ergiebt ſich aus Eckermann's Geſprächen, dem G. es am 5. April 1829 in den Briefen aus Italien zeigte. Er ſandte demnach das Lied allein, noch ehe er die beiden erſten Akte der „Klaudine“ ſchickte. Vielleicht gehört die Geſtalt des erſten Verſes, die wir im Briefe vom 9. Februar finden, der erſten Faſſung an, in welcher dann freilich ein Fuß zu viel wäre, den G. ſpäter geſtrichen haben könnte. Möglich, daß Herder erſt, als er „Klaudine“ erhalten, ſein beſonderes Gefallen an dieſem Liede ausſprach. — Von dem Du ſo wenig ſagſt (S. 447). Er hatte wahrſcheinlich auf die Bemerkung vom 3. November nicht geantwortet. — Es iſt weit mehr Poſitives. Dieſe Aeußerung ſteht in keiner Verbindung mit der vorhergehenden über „Egmont“. — Daß man mehr lernen kann. Vor faſt einem Jahre, am 13. Dezember, gedachte G. des Wortes von Winckelmann: „In Rom, glaube ich, iſt die hohe Schule für alle Welt.“

Am 7. Dezember ſchrieb Goethe

An den Herzog.

„Sie muntern mich auf, manchmal etwas von mir hören zu laſſen, und ich nehme die Feder, um ein und den andern Punkt meines täglichen Lebens zu berühren. Schon lange habe ich mir Vorwürfe gemacht, daß ich nicht etwas von meiner Arbeit, es ſei an Zeichnungen oder Betrachtungen über die Kunſt, überſchickt habe; allein wenn ich ſelbſt Künſtler, die hierher kommen, betrachte, ſo finde ich meine Entſchuldigung. Jeder, der nun endlich Rom erreicht hat, denkt, er wolle nun erſt recht

fleißig sein, recht fortarbeiten, fortdenken ꝛc., und er stürzt nur gar zu bald, daß er wieder zurücklernen muß, daß er seinen Grund tiefer graben, stärker und breiter legen muß.[1]) Er muß den Aufwand an Zeit und Kräften erst in die Erde versenken, um in der Folge, wenn das Glück will, sein Gebäude aufführen zu können. Mit dem Beurtheilen ist es das Gleiche, und ich sehe jetzt nach Verlauf eines Jahres an Andern, die hierher kommen, wie ich die Sache im Anfang ansah. Wie die Kindheit und Jugend ihre eigene Vorstellungsart [hat], so giebt es auch eine eigene Reisenden- und Dilettanten-Vorstellungsart, die eigentlich nicht unrichtig, nur verhältnißmäßig ist.

„Meinen geschnittenen Steinhandel[2]) habe ich fortgesetzt und für wenig Geld artige Sachen zusammengekauft. Man muß von Zeit zu Zeit etwas von den Leuten nehmen, um in Connexion zu bleiben und sie kennen zu lernen, wenn man etwas Gutes erwischen will. Aus den Händen der großen Händler muß man nichts nehmen; das ist für Russen und Engländer. Für Sie habe ich einen Einschnitt im Auge; er ist von guter Arbeit und ein interessantes, von den Alten oft wiederholtes Sujet: die Herakliden, wie sie die wiedereroberten Länder durchs Loos theilen. Ich lege die Zeichnung aus den Monumenti inediti[3]) bei. Noch will der Händler mit dem Preis zu hoch hinaus; 15 bis 20 Zechinen, mehr muß man nicht dafür geben, sonst ist's kein Spaß. Die Juden sind nur alle zu klug geworden. Es wird von Fremden ein ungeheures Geld für diese Sachen, besonders für Kameen ausgegeben. Es ist freilich reizend, faßlich, transportabel. Indeß muß man nicht mehr Werth hineinlegen, als es hat: denn große Kunstwerke sind wenig unter allen geschnittenen Steinen in der Welt, und ein Gypskopf ist im Grunde ein würdigerer Gegenstand als viele solcher Spielwerke. Wie freue ich mich auf die Zeit, wo wir zusammen das Stosch'sche Kabinet in Potsdam sehen werden, das Ihnen wol nicht verschlossen bleiben wird. Das Ende meiner Bemühungen und Wanderungen ist und bleibt der Wunsch, Ihr Leben zu zieren. Möge er mir gewährt werden!

„Nun noch ein Wort, das sich auf Ihre innere Wirthschaft bezieht und das ich bis auf meine Rückkunft nicht verspare

1) Vgl. oben S. 138.
2) Vgl. S. 855.
3) Von Winckelmann. Daß die drei Helden die loosenden Herakliden seien, bleibt zweifelhaft. Vgl. Winckelmann's Werke, III. S. XXVII.

will. Ich wünschte, Sie veranlaßten Schmidten, daß er Seidel'n, der Ihnen nun eine Zeit lang in der Stille und im Kleinen dient,[1]) näher prüfe und sich selbst überzeuge, wie und wozu dieser Mensch brauchbar ist. Ich will ihn nicht unbedingt empfehlen, weil er der Meinige war und im Edelsten mein Geschöpf ist; aber ich wünsche, daß man ihn kennen lerne. Wenn Bachmann[2]) abgeht, wird eine große Lücke erscheinen, die vielleicht weniger merklich gemacht werden könnte, wenn man einen solchen durchaus treuen, arbeitsamen, verständigen Menschen dazu vorbereiten ließe. Er ist schon an Bachmann's Seite, kennt die Sachen gut und hat einen richtigen Blick; er ist jung und auf eine Zeit hinaus von ihm etwas zu hoffen. Lassen Sie ihn prüfen, prüfen Sie ihn bei Ihrer Rückkunft selbst! Ich würde mich sehr betriegen, wenn Sie in dieser Klasse Menschen einen Gleichen fänden. Nächstens mehr. Leben Sie tausendmal wohl und erwidern meine Liebe!"

Am folgenden Tage fügte er hinzu:

„Heute erhalte ich Ihren werthen Brief von Overtoon und lege noch ein Blatt zu den geschriebenen. Mein Herz geht wieder auf in der Hoffnung, Sie zu Hause zu wissen; mein Wunsch wird wieder lebendig, an dem Orte zu sein, von dem doch im Grunde Ihre Abwesenheit nur mein Gemüth entfernte.[3]) Ich danke Ihnen für die Nachrichten, die Sie mir von Ihrer Expedition geben, die freilich dem Geiste unseres Jahrhunderts gemäß klüger als kriegerisch ausgegangen ist.[4]) Ich lese die Zeitungen regelmäßig und bleibe im Allgemeinen in der Konnexion. In meinem letzten Briefe habe ich eine politische Poesie gewagt, die Sie mir verzeihen werden; doch scheinen die neuesten Operationen der Kabinette meine Sorge, wo nicht in ihrer ganzen Ausdehnung, doch in ihrer Richtung zu rechtfertigen.

---

1) Zunächst als Vorsteher einer von ihm gegründeten Spinn- und Strickschule von Kindern alter Soldaten und seit 1786 als Kammerkalkulator.

2) Johann Gottlieb Bachmann, der schon bei G.'s Ankunft Rentiersekretär in Ilmenau war, jetzt Rentamtmann.

3) Diese freundliche Wendung war freilich nicht ganz der Wahrheit gemäß; G. aber wählte sie, um dem Herzog seinen innigsten Wunsch herzlich auszudrücken, daß er sich seinem Lande erhalten möge; um so offener konnte er darauf sein Bedauern über seine militärische Laufbahn äußern.

4) Die durch Preußen erfolgte Wiederherstellung der Oranischen Partei war in einem Friedensabschluß mit Frankreich und England bestätigt worden; Preußens Truppen hatten mit Ausnahme von 4000 Mann, welche die Generalstaaten zur Sicherung der Ruhe verlangten, Holland verlassen.

„Wie sehr gönnte ich Ihnen nur einen Theil des Genusses, der mir so reichlich geschenkt ist und den Sie mehr als Jemand verdienen. Leider haben Sie sich zu Ihrer angeborenen Bestimmung, die mühsam genug ist, wenn man ihr ernstlich nachgehen will, noch fremde Lasten aufgeladen, deren Schwere Sie noch oft fühlen werden. Gebe Ihnen ein günstig Geschick immer frohen Muth!

„Daß Sie den Gedanken, die Rembrandts zu kompletiren,[1] fahren lassen, kann ich nicht anders als billigen. Besser, nach und nach bessere Abdrücke von den Hauptblättern angeschafft. Besonders fühle ich hier in Rom, wie interessanter doch die Reinheit der Form und ihre Bestimmtheit vor jener markigen Rohheit und schwebenden Geistigkeit ist und bleibt. Ein paar Blätter von Mark-Anton brächte ich Ihnen gern mit.[2] Es sind ein paar Blätter, ein heiliger Lorenz und ein Kindermord von ihm nach Baccio Bandinelli. Es ist eine Welt in den Blättern und gute Abdrücke davon unschätzbar. Ich habe neulich nur einen Blick in die Vatikanische Kupfersammlung gethan. Da sind Schätze!

„Wenn Sie wieder zu Hause sind, bitte ich einen Abend am Kamin meinem Egmont zu widmen. Könnten Sie wieder eine Tannröder Stimmung, welche meinem Wilhelm so günstig war,[3] antreffen, so würde ich mich recht glücklich fühlen. Es ist gar tröstlich für den Dichter, der sich's denn doch so sauer werden läßt, wenn so eine Arbeit gleich das erste Mal ihre Wirkung nicht verfehlt. Ich hoffe, er soll Ihnen neu sein und zugleich alte Erinnerungen anmuthig anschlagen. Klaudine und Erwin halten mich länger auf, als ich dachte; ich will sie nun gut machen in ihrer Art, besonders da es die ersten Singspiele sind, die in meiner neuen Ausgabe vorkommen. An Faust gehe ich ganz zuletzt, wenn ich alles Andere hinter mir habe. Um das Stück zu vollenden, werde ich mich sonderbar zusammennehmen müssen; ich muß einen magischen Kreis um mich ziehen, wozu mir das günstige Glück eine eigene Stätte bereiten möge.

„Kayser ist nun hier, und ich kann nicht sagen, wie sehr mich seine Gegenwart freut und erbaut. Einen männlichern,

1) Außer Kupferstichen von Albrecht Dürer hatte der Herzog solche von Rembrandt leidenschaftlich gesammelt. Vgl. seinen Brief an Merck vom 2. Juni 1788.

2) Vgl. oben S. 701.

3) Vgl. oben S. 758.

ſolidern Künſtler habe ich nie gekannt, und dabei hat er in der Vorſtellungsart eine Geſchwindigkeit, in ſeinem Umgang eine Grazie, die man erſt nach und nach entdeckt und gewahr wird. Sein Aufenthalt hier wird ihn ganz zur Reife bringen. Er komponirt Alles, was an Muſik zum Egmont nöthig iſt, und ſeine Studien darüber ſind mir ſehr unterrichtend. Ich habe an Frau von Stein einige Zeichnungen geſchickt:[1] wäre etwas darunter, was Ihnen für die Freundinnen gefiele,[2] ſo ſteht es zu Befehl; es iſt aber auf alle Weiſe nichts von einigem Werth. Noch eine andere Uebung habe ich vor, daß ich, wie ehemals[3] durch Kraus das Neueſte von Plundersweilern, ſo durch einen jungen Künſtler[4] neue heroiſche Sujete nach meinen Anläſſen zeichnen laſſe.[5] Wir ſind nur im Anfange, indeß kann ich hoffen, daß in einiger Zeit wenigſtens unſer guter Wille ſichtbar werden wird. Frau von Stein kann etwas Näheres, wenigſtens die Liſte der Sujete, mittheilen.[6]

„Leben Sie aufs Beſte wohl und erfreuen mich manchmal mit einem Worte. Nehmen Sie Filippo Collina, ein Römiſches Original, das ich Ihrer Frau Mutter als Reiſe-Maitre-Jacques[7] überſchicke, in Protektion. Sie können am Erſten beurtheilen, wie wunderlich einem verpflanzten Geſchöpf ſeine Ortsveränderung thut. Es iſt ein ſehr guter Menſch, wenn ich mich nicht ſehr betriege."

Vom 7ten oder 8ten muß auch folgender undatirter Brief ſein.

An Seidel.

„Hier ſchicke ich Dir die Quittungen (ich will es künftig

1) Wol mit dem Briefe vom 24. November (vgl. S. 886), von welchem ein Theil in die „Italiäniſche Reiſe" übergegangen iſt.
2) Dieſes bezieht ſich wol auf einen vom Herzog ausgeſprochenen Wunſch.
3) Weihnachten 1781.
4) Burp. Vgl. unten den Brief an Fritz Stein vom 18ten.
5) Es kann hier wol nur von ernſten Weltbegebenheiten, von denen die Zeitungen ihn unterrichteten, die Rede ſein, ſo daß er ſein Zeitungsleſen auch auf dieſe Weiſe praktiſch machte. Durch Kraus hatte G. literariſche Sujets zeichnen laſſen.
6) Der betreffende Brief oder wenigſtens die bezügliche Stelle ſollte in der „Italiäniſchen Reiſe" nicht fehlen; aber ſelbſt der Bericht übergeht die Sache.
7) Vgl. S. 883. Aehnlich ſchrieb er am 16. Juni 1782 an den Herzog: „Bei der Kriegskaſſe iſt mir ſeine (des Venus) Maitre-Jacquesſchaft faſt unentbehrlich geworden." Diderot's Roman „Jacques le fataliste et son maître" war ſchon damals handſchriftlich in Weimar bekannt geworden.

vierteljährig thun), auch die auf die Kriegskasse, wo Du, so viel ich weiß, nichts erhoben hast. Mache die Rechnung mit Paulsen in Ordnung und laß mir einige hundert Thaler wieder an Herrn Rath Reissenstein wie das letzte Mal anweisen.

„Ich bin wohl und vergnügt und wäre ganz glücklich, wenn mich nicht das Schicksal zwischen Norden und Süden schwebend erhielte.[1] Doch schwebt nicht unser ganzes Leben? Wir wollen nun Ostern herbeikommen lassen. Ich bin fleißig. Klaudine und Erwin kommen bald. Du kannst denken, daß ich im Begriff der bildenden Künste nun immer stärker wachse und in der Ausführung nicht ganz zurückbleibe. Wegen Deiner hab' ich an den Herzog geschrieben und gebeten, daß man Dich prüfen möge, um Dich kennen zu lernen. Ich habe gewissenhaft das Gute gesagt, was ich von Dir denke. Kayser ist gar brav. Er ist so ganz und tief in seiner Kunst, als ich noch keinen Künstler persönlich gekannt habe. Das Theater macht ihm große Freude, und es ist angenehm mit ihm zu leben.

„Hier leg' ich Dir Antworten auf Deine Fragen wegen des Papiergeldes bei.[2] In Rom wäre ein Muster einer unglücklichen Haushaltung zu studiren. Es schienen verständige und kluge Menschen am Ruder zu sein, die sich aber nicht mehr helfen können; so tief ist Alles in den Koth gefahren. Ich mag mich nicht drum bekümmern und mir die Imagination nicht verderben. Lebe wohl! Gedenke mein!"

Auf den 8ten scheinen die Zeilen an Denselben zu fallen:

„Ich erhalte noch Deinen Brief vom 16. November[3] und freue mich Deiner Beobachtungen der Natur. Fahre so fort! Es ist die reellste Freude unter den spekulativen. Die gute Meinung, die man zu meinem Gehirne in Weimar hat,[4] hoffe ich auf die Art zu widerlegen, wie Sophokles eine ähnliche Klage[5] ablehnte: er schrieb seinen Oedipus auf Kolonos, und ob ich gleich

1) Da sein Herz ihn nach Weimar zog, Natur und Kunst ihn an Italien fesselten.

2) Vgl. oben S. 789.

3) Freilich hätte der Brief schon am 1. Dezember eintreffen sollen, aber vielleicht verzögerte sich die Absendung, oder der Brief lag einem Packete bei, das mit der folgenden Post kam.

4) Obwohl man dort in vielen Aufsätzen mit den vier ersten Bänden seiner Schriften nicht zufrieden, meinte, es sei mit seiner Dichtungsgabe vorüber und er in Italien verkommen.

5) Auf Geistesschwäche. Er las der Alten nach den Richtern sein neues Stück vor.

meinen Egmont nicht mit jenem Meiſterſtück vergleichen will, ſo wird doch ſchon dieſes Stück hinreichend ſein, das Publikum zu überzeugen, daß ich noch bei Sinnen bin. Laß doch Deine Korona[1]) Herrn Herder leſen; wenn Dich der abſolvirt, ſo gehſt Du ganz ſicher."

114. Vom 9. bis zum 23. Dezember (S. 447 f.). Vom 11ten bis zum Abend des 15ten dauerte die Reiſe in die Gebirgsgegend bei Rom. — Den 15ten. Der Brief iſt an Frau von Stein gerichtet. — Spät, in der Nacht. — Weder mit einer noch anderer Arbeit. Am 7ten hatte er geſchrieben, daß er die Woche mit Zeichnen zugebracht, da es mit der Dichtung nicht fort gewollt; aber auch ſeine Zeichnungen ſcheinen ihn nicht befriedigt zu haben. — Meinen zweiten Fritz. So muß er Friedrich Bury ſchon früher gegen Frau von Stein bezeichnet haben. — Die ſchönſten Villen, bei Frascati. Vgl. S. 854. — Auf Monte Dragone. Die ſogenannte Borgheſe'ſche Villa Monte Dragone oder Mondragone, an der man 364 Fenſter zählte, war von Kardinal Marco Sitico angelegt, nach deſſen Tode von Kardinal Scipio Borgheſe prächtiger ausgeführt worden. In einer Galerie fanden ſich zwei Koloſſalköpfe des Antinous und der Fauſtina (Volkmann, II. 918). Des Antinous, jetzt im Pariſer Muſeum, gedenkt Winckelmann mehrfach, und er ließ ihn in den Monumenti abbilden. Vgl. Welcker, Kunſtmuſeum, S. 84 ff. — Am Fuße des Monte Cavo (vgl. S. 866) nach Rom zu liegt Rocca di Papa. Vgl. Müller, „Campagna", II. 137. — Aricia, der alte Name von L'Ariccia. — Bei Genzano (früher Genſano), zwei Miglien von L'Ariccia und ebenſo weit von Albano, liegen viele alte Trümmer; vom dortigen Schloſſe genießt man eine reizende Ausſicht auf den Lago di Nemi und die nahen Berge. Vgl. Müller, „Campagna", II. 178 f. — Von Caſtel Gandolfo gelangt man auf einem zwei Miglien langen ſteilen Wege nach Marino, wo ſich Steinbrüche des ſogenannten Piperino finden; von dort auf dem Wege nach Rom begegnet man Reſten der alten Aqua Claudia und Martia.

1) Man konnte ſich etwa denken, es ſei ein auf die Schauſpielkunſt bezügliches Gedicht geweſen, das ſeinen Namen von Korona Schröter führte. Fr. Jacobs begann ein an Dieſe gerichtetes Gedicht über die Schauſpielkunſt.

Von Montag dem 18ten ist folgender Brief

An Fritz Stein.

„Deine Briefe, lieber Fritz, machen mir große Freude. Laß es Dir aber ja ein Gesetz bleiben, mir immer zu schreiben, was Dir begegnet und wie Du denkst, damit Du mir nicht fremd seist, wenn wir uns wiedersehen.

„Mit einem Italiäner, der nach Weimar kommt, erhältst Du Geschenke von Angelika, eine Zeichnung, die Du gleich unter Glas machen mußt, und noch etwas, das ich nicht verrathe. Es ist etwas, was Dir schon einzeln Freude machen würde, mit Bier multiplizirt etwas Altes zu modernem Gebrauche und zu einem doppelten Gebrauche. Nun kannst Du eine Weile rathen. Herr Thurneisen,[1]) der Dich grüßt, nimmt ein Schächtelchen mit; darin liegt ein klein Papierchen an Deine Mutter, dann vier Stück Sepia; davon theile Rath Bause'n[2]) mit, und geht haushälterisch damit um! Auch schreibe mir, wozu Ihr sie verwendet: denn es ist nicht genug Sepia zu haben, man muß sie auch am rechten Fleck und unter den richtigen Mischungen brauchen; sonst thut Tusche eben die Dienste. Die Manier, wie lasirt zu ätzen, kann ich vielleicht nächstens beschreiben. Ich habe mich mit diesen Sachen gar nicht abgeben können, und Jedermann spricht von diesen Sachen; der rechte Mechanismus aber ist nicht gleich gelernt. Ferner wirst Du in dem Schächtelchen viele Abdrücke kleiner Steinchen in Siegellack finden. Ich besitze die Steinchen alle selbst; es sind recht artige darunter.

„Lebe recht wohl! Ich gehe, wenn es Nacht wird,[3]) vier Tage in der Woche in die Perspektivstunde; es ist mir eine rechte Lust, wieder den Schüler zu machen; ich hoffe, diesmal will ich diese Lehre gründlich lernen, an der ich so oft nur oberflächlich gearbeitet habe. Auch habe ich wieder einen Fritz im Hause,[4]) einen jungen Maler, der recht geschickt und gut ist, mit dem ich allerlei zeichne und komponire.

„Leb wohl und vertrage Dich mit Deinem Cousinchen![5])

---

1) Karl Thurneisen aus Frankfurt, den Fritz von Stein dort kennen gelernt hatte; er hatte zu den nahen Bekannten von G.'s Mutter.

2) Heinrich Bause, weil Zeichenlehrer von Fritz.

3) Im Dezember um 3 Uhr. Vgl. S. 41.

4) Buri, der schon länger sein Hausgenosse war. Vgl. S. 897.

5) Befand sich damals Amalia von Imhoff in Weimar?

Schreibe mir manchmal von ihr und grüße ſie. Siegle ferner mit meinem Siegel; es kleidet Deine Briefe recht hübſch."

Der Brief von Donnerſtag, dem 21ſten (S. 448, ist an Frau von Stein. — Was ich bisher geſchickt habe, die Zeichnungen, deren er im Briefe an den Herzog vom 8ten gedacht hat. — Eine Rolle, wahrſcheinlich der heroiſchen Sujets (vgl. S. 895), die er durch Burp machen ließ; einzelne wird er ſelbſt entworfen haben. Statt worauf könnte man worin vermuthen.

Auf denſelben 21ſten fällt der Brief

An Knebel.[1])

„Du biſt gar freundlich, lieber Bruder, daß Du mir oft ſchreibſt; Deine Briefe erfreuen mich ſehr. Laß nicht ab, mich auch durch dieſes Band feſt an Euch zu halten! Wie ſonderbar kommt es mir vor, Dich in meinem Garten zu denken, in den niedrigen Zimmerchen, wohl eingepackt und kalfatert, indeſſen ich in einem hohen Saal, faſt ohne Feuer, eines andern Himmels genieße! Möge Dir es recht wohl ſein! Du haſt doch die Vorfenſter eingeſetzt und Dich auch mit Teppichen verwahrt?

„Die vorige Woche hab' ich noch eine Wanderung in die Gebirge hinter Rom mit einigen Freunden angeſtellt. Es waren unglaublich ſchöne Tage. Wir gingen noch einmal die Gegend von Frascati bis Nemi durch und ſtiegen ſogar auf den Monte cavo. Alles iſt Vulkan und die Gegend die mannichfaltigſte, die ich kenne. Um Neapel und Catania, wo andere herrliche Gegenden ſind, iſt nichts dergleichen, ſo kompendiös und zierlich; jene gehen mehr ins Weite. Es iſt eine Welt für den Landſchaftsmaler. Ich halte mich immer ernſthafter an die Kunſt, mit der ich zeitlebens nur geſpielt habe, und fühle erſt, was Gelegenheit und Unterricht einem angebornen Talent, einer dringenden Neigung aufhelfen. Es verſteht ſich, daß ich bei meinen Jahren in der

1) Knebel muß am Anfang Dezember geſchrieben haben: er hatte Prof. Batſch aufgefordert, etwas an G. beizulegen. Batſch ſandte ihm am 30. November ein Schreiben an G. und fügte am Schluſſe des Briefes an Knebel eine Bitte hinzu, welche Dieſer mittheilen ſollte. „Ich wünſchte einen beträchtlichen Vorrath von Konchylienſand aus Rimini und Livorno, um die 50—80 neuen Schaltthiere, die ich in einem geringen Vorrathe entdeckte, mit einer doppelten und dreifachen Anzahl zu vermehren. Wäre es nicht ein neues Feld, ich wagte jene Bitte nicht. Die Vorgänger haben nichts Brauchbares oder nichts Beſtandiges geliefert."

In ſchwebender Pein,
Himmelhoch jauchzend,
Zum Tode betrübt,
Glücklich allein
Iſt die Seele, die liebt.

Aus „Fauſt."

I.*)

Burgen mit hohen
Mauern und Zinnen,
Mädchen mit Stolzen,
Höhnenden Sinnen
Möcht' ich gewinnen!
Kühn iſt das Mühen,
Herrlich der Lohn!

Und die Trompete
Laſſen wir werben
Wie zu der Freude
So zum Verderben.
Das iſt ein Stürmen!
Das iſt ein Leben!
Mädchen und Burgen
Müſſen ſich geben.
Kühn iſt das Mühen,
Herrlich der Lohn!
Und die Soldaten
Ziehen davon.

II.**)

Lied zum Tanz unter der Dorflinde.

Der Schäfer putzte ſich zum Tanz
Mit bunter Jacke, Band und Kranz,
Schmuck war er angezogen.

*) In der Scene „Vor dem Thor" des erſten Theils, 1808 zuerſt erſchienen. Das Entſtehen dieſes Liedes möchte indeſſen in eine viel frühere Zeit zu ſetzen ſein.

**) In der Spaziergangsſcene des erſten Theils, gleichfalls 1808 zuerſt gedruckt. Erwähnt wird das Gedicht indeſſen bereits im zweiten Buch von Wilhelm Meiſter, das 1795 erſchien, jedoch größtentheils Anfang der achtziger Jahre geſchrieben wurde.

Ausführung zurückbleiben muß; in ächter, bestimmter Kenntniß will ich wenigstens so weit vorwärts als möglich. Meine Kenntniß der natürlichen Dinge hilft mir sehr fort. Es ist unsäglich, wie die Alten der Natur und mit welchem großen Sinn sie ihr gefolgt sind.

„Ich hoffe, noch einige Zeit zu gewinnen; denn es wäre sehr schmerzlich, wenn ich jetzt abbrechen sollte, da ich so weit vorwärts gegangen bin. Auch glaube ich, vorerst mögt Ihr mich und könnt Ihr mich wol entbehren. Ich lebe ganz einsam mit meinen Hausgenossen. Kayser ist bei uns und thut uns wohl. Die Woche seh' ich Angelika zweimal; es ist das beste Wesen von der Welt. Man hat keinen Begriff von einem solchen Talent, mit solcher Einfalt, Herzensgüte und ächter Bescheidenheit. Uebrigens widerstehe ich allem Andringen der sogenannten großen Welt. Ich will auch keine Stunde um der Menschen willen versäumen; sie haben Freunde genug, die Visitenbillets abgeben, einen Platz bei Tische und am Spieltisch einnehmen. Den Kommandeur Dolomieu[1]) habe ich kennen lernen; er hat viele und gute mineralogische Kenntnisse. Der junge Camper ist auch hier,[2]) ein fähiger, unterrichteter Mann, lebhaft und fabrig. Zimmermann aus Braunschweig[3]) ist auch angekommen; ich hab' ihn noch nicht gesehen. Was kommt nicht Alles nach Rom!

---

1) Graf Déodat Guy Silvain Tancrède Gratet de Dolomieu, zu Malta am 24. Juni 1750 geboren, der, um seinen geologischen und mineralogischen Studien zu leben, dem Militärdienst entsagt und wissenschaftliche Reisen in Spanien, den Pyrenäen und Unteritalien gemacht hatte.

2) Gilles Adrian Camper, Sohn des berühmten holländischen Arztes und Anatomen Peter Camper. In einem Briefe aus Rom vom 30. Dezember, im „Merkur" 1788, I. 271 f., heißt es: „Dieser junge Mann vereinigt sehr seltene Eigenschaften. Gleich seinem Vater hat er die Gabe beinahe aller lebendigen Sprachen, wenigstens der berühmtesten, die er mit gleicher Fertigkeit spricht. Er ist ein vortrefflicher Zeichner, und auch als Maler darf er sich nicht erröthen. Dabei ist er ein guter Mineralogie und ein sehr geschickter Zergliederer." Eine körperliche Krankheit habe ihn genöthigt, Paris zu verlassen, wo er Buffon's Hausgenosse gewesen und sich mit dem größten Eifer auf höhere Mathematik, Chemie und Physik gelegt habe. Er habe eigentlich nur die bessere Luft von Montpellier und Hyeres einathmen wollen, aber als er nach Marseille gekommen, sich nach Livorno eingeschifft. Der berühmte Physiker Felice Fontana in Florenz habe ihn auf das Beste aufgenommen; in Neapel sei er Hamilton's Hausgenosse geworden. Bgl. S. 380 f.

3) Eberhard August Wilhelm Zimmermann, geboren zu Leipzig am 17. August 1743, vom Herzog von Braunschweig 1766 als Professor der Physik an das Carolinum berufen, berühmt durch seine „Geographische Geschichte des Menschen und der allgemein verbreiteten vierfüßigen Thiere" 1778 ff. Seine geologischen Studien hatten G. mit ihm in nähere Verbindung gebracht.

Nach Weimar iſt die ſchöne Gore[1]) gekommen, die Dir doch auch wol in die Augen geſtochen hat. Lebe wohl! Grüße die Freunde, gedenke mein!"

Auf denſelben Tag fällt der Brief

An Zeidel.

„Du thuſt ſehr wohl, mein Lieber, Dich mit Betrachtung der Natur zu beſchäftigen. Wie der natürlichſte Genuß der beſte iſt, ſo iſt auch die natürlichſte Betrachtung die beſte. Deine Beobachtungen ſind recht gut, Du biſt auch auf einem guten Wege, zu beobachten: nur mußt Du Dich in Acht nehmen, daß Du Deinen Folgerungen nicht zu viel Werth giebeſt. Ich will nicht ſagen, daß Du keine Folgerungen machen müßteſt (denn das iſt die Natur der Seele), nur mußt Du immer Deine Meinung geringer halten als Dein Auge. So nützen mir z. E. Deine Beobachtungen recht wohl, wenn ich Dir in Meinungen und Kombinationen überlegen bin. Aber Du mußt durch alle dieſe Wege gehen, und die Freude, die Du über eine ſolche Entdeckung haſt, iſt das wahre Kennzeichen, daß Du weiter und weiter gehen wirſt. Schreibe mir Alles, was Du auf dieſem Wege trifſt; mich intereſſirt's ſehr, und ich lerne immer. Führe Deinen Jenaiſchen Kayſer zu Herrn Herder. Laß mir nächſtens einige hundert Thaler anweiſen!"

115. Vom 24. bis zum 31. Dezember (S. 448f.). Der am 25ſten, einem Montag, geſchriebene Brief iſt an Herder gerichtet. — Iſt Chriſtus ... geboren worden. Vgl. S. 902. — Krank (S. 449), in ſich verſtimmt und unbehaglich; bornirt, beſchränkt, eigenſinnig auf ſeine Anſchauung geſtellt. — Geziemt mir weniger als jemals. Er denkt hierbei an die Art, wie man ihn zu Weimar nehmen werde, nicht, wie Riemer (II. 230) will, an die Reiſenden, die nach Weimar kommen möchten. — Denke..., thue, wirke, indem er G.'s Verhältniß zu dem Weimarer Kreiſe durch ſeine Vermittlung möglichſt fördert. — Boten und Reiſende, mit Bezug auf ſchlendern oder irren. Der Bote darf nicht

1) Von den beiden noch unverheiratheten Töchtern von Charles Gore, Eliſe und Emilie, iſt wol die Letztere gemeint. Erſtere ſcheint ſich zu Knebel hingezogen gefühlt zu haben. Vgl. Herder's Brief an Knebel vom 7. Januar 1781 mit Knebel's Antwort vom 23ſten.

schlendern, der Reisende nicht vom Wege abirren. — Zwei Menschen (S. 449, wol Moritz und Bury; bei dem Dritten möchten wir eher an Knieb als an Kayser denken. Vgl. die Aeußerung vom 15. März 1788, S. 485. — Meine Füße ... stellt. Der bildliche Ausdruck bezieht sich gegenständlich auf seine Gesundheit und Ausbreitung.

Briefe aus dieser Zeit an Frau von Stein fehlen. Zu ihrem Geburtstage, dem 25sten, wird er ihr schon am 7ten oder 8ten Glück gewünscht, aber auch an diesem selbst sein Gefühl innigster Anhänglichkeit ausgesprochen haben, und den letzten Posttag des Jahres, den 30sten, konnte er kaum ohne ein gutes Wort an sie vorübergehen lassen.

Am 29sten schrieb er

An den Herzog Karl August.

„Von allen Seiten höre ich, daß es Ihnen wohl geht, daß Sie im Haag vergnügt sind und der Kriegshimmel sich aufgeheitert hat. Das Glück bei Frauen, das Ihnen niemals gefehlt hat, wird Sie auch in Holland nicht verlassen und Sie dafür schadlos halten, daß Sie die schöne Emilie[1] in Ihrem Hause vermißt haben. Mich hat der süße kleine Gott in einen bösen Weltwinkel relegirt. Was das Herz betrifft, so gehört es gar nicht in die Terminologie der hiesigen Liebeskanzlei.

„Jetzt geht die Zeit der Zerstreuung an, für mich weniger als für Andere. Kaum ist Christus geboren, welcher dieses Jahr mit einer Mondfinsterniß und einem starken Donnerwetter seine Geburtsnacht gefeiert hat, so sind auch schon die Narren wieder los, und die um wenige Tage verdrängten Saturnalien[2] treten ein. Vier große und ein halb Dutzend kleine Theater[3] sind aufgegangen, resitiren, singen, tanzen um die Wette. Die große Oper in Alibert hat mich den ersten Abend erschrecklich fekirt. Alle Elemente waren da: Theater, Dekorationen, Lichter, Sänger, Tänzer, Kleider, Musik ꝛc., und Alles mehr durch Gewohnheit als durch einen frischen Geist belebt. Die Mittelmäßigkeit eines so zusammengesetzten, großen, brillanten Gegenstandes war un-

1 Gore. Vgl. S. 901, Anm.

2 Die Saturnalia wurden unter Augustus vom 17. bis zum 19. December gefeiert, später wurde die Dauer auf fünf, zuletzt auf sieben Tage ausgedehnt.

3 Vgl. oben S. 715.

erträglich. Vielleicht geben die andern Theater etwas. Mir ist nicht viel daran gelegen; denn ich bringe die Abende gewöhnlich unter Gesprächen über die Kunst hin, und zwar nicht über das Allgemeine, sondern über besondere Gegenstände der Nachbildung. Jetzt bin ich am menschlichen Kopfe und würde mich sehr glücklich halten, wenn ich immer tiefer in diesen Betrachtungen gehen, immer weiter in der Ausführung kommen könnte. Der junge Camper ist hier und trägt uns die Lehre seines Vaters vor, welche sich trefflich an das Höhere und Höchste anschließt. Sie werden seinen Vater im Haag auch nicht versäumt haben; der gute Alte hat, höre ich, viel gelitten.

„Wenn Sie mir manchmal etwas Bedeutenderes schreiben wollen, können Sie es ohne Sorge thun. Niemals habe ich an einem Briefe nur eine Spur einer Eröffnung bemerkt. Auch kommen sie gewöhnlich in der kürzesten Zeit und können unterwegs nicht fein angehalten worden. Allenfalls nehmen Sie ein unbedeutendes Siegel.

„Anfangs Dezembers[1]) durchlief ich noch einmal das vulkanische Gebirg hinter Rom von Frascati bis Nemi und schnitt bei dieser Gelegenheit einen Span aus jenem Troge.[2]) Mit nächstem Transport wird diese Reliquie sich Ihrem Hausaltare empfehlen.

„Behalten Sie mir Ihre Liebe, wie mein Gemüth Ihnen unwandelbar ergeben ist."

Am 30sten sandte G. folgenden undatirten Brief

An Voigt.

„Ihre Briefe machen jedesmal Epoche in meinem stillen und von aller Welt abgeschiedenen Leben; sie geben mir ein werthes Zeugniß Ihrer fortdauernden Freundschaft und sehnlich erwartete Nachricht von dem Fortgang jener Geschäfte, die mir immer interessant bleiben. So sind denn die Wasser wieder gewältigt! Wie sehr beruhigt mich das einstweilen, bis mir nach dem Versprechen Ihr nächster Brief das Genauere erzählt! Die Erweiterung der Radstube war eine böse und gefährliche Arbeit, die ich mir kaum denken kann. Haben Sie doch auch die Güte, mir von dem Zustand der Steuerkasse ein Wort zu sagen, wenn die diesjährige

1) Vielmehr in der zweiten Woche des Monats.
2) Vgl. oben S. 866 f.

Rechnung abgelegt sein wird. Was Sie wegen der Personen erinnern, welche zu jenen Geschäften angezogen werden könnten, ist Ihrer Klugheit, Ihrer Kenntniß der Menschen und der Umstände gemäß. Suchen Sie die Sache aufs Beste einzuleiten und bleiben meiner fernen und nahen Beistimmung immer gewiß. Ihre Liebe und aufrichtige Neigung zu mir erleichtern mir den Gedanken, daß ich Sie so lang in diesen Geschäften ganz allein lasse, wenn Sie auch schon den größten Theil davon bei meiner Gegenwart getragen haben.

„Ich habe noch keine Nachricht, daß Serenissimus zurück sind. Fast zweifle ich, daß der Aufenthalt in Holland unsern Fürsten befriedigt habe werde. Ich höre, er hat das Regiment noch nicht übernommen. Wie findet sich das Publikum in diesen Schritt? Ich bedaure Ihren Bruder sehr, daß sich seine Ehestandsverhältnisse so verschlimmert haben. Es ist dies ein Uebel, wo die Mittel meist so schlimm sind als das Uebel selbst. Andere Nachrichten aus Deutschland sind auch wenig erbaulich.

„In dem weiten Rom lebe ich indessen sehr still und abgesondert. Ich bin fleißig und würde mehr zu Stande bringen, wenn ich in manchen Sachen nicht wieder von vorne angefangen hätte. Die Betrachtung der Kunstwerke wird jetzt erst interessant. Vollkommene Werke kann man nicht lang genug und genau genug betrachten. Wir haben jetzt den Sohn des berühmten Camper bei uns; ein junger Mann voll Talent und Feuer. Ingleichen ist Professor Zimmermann aus Braunschweig hier. Unter den deutschen Landsleuten finden sich gar gute und liebenswürdige Menschen. Prof. Moritz ist ein sehr angenehmer Gesellschafter; er studirt fleißig und wird, hoffe ich, dem Publiko sich immer mehr von einer vortheilhaften Seite zeigen.

„Von Ihnen und den Ihrigen wünsche ich das Beste zu hören. Leben Sie recht wohl und behalten mich in freundlichem Andenken!

„Die Opernheater sind aufgegangen und die Karnevalslustbarkeiten haben ihren Anfang genommen. Mich rühren sie wenig, und nur wenn in der letzten Woche die Narren unter meinen Fenstern toben, werde ich mich stören lassen. Leben Sie bestens wohl! Hier das Titelkupfer zum fünften Bande.“[1])

---

1) Vgl. oben S. 875.

Gleichzeitig richtete G. folgenden undatirten Brief

An Seidel.

„Hier kommen wieder Briefe, die Du nach den Adressen besorgst. Herrn Legationsrath Bertuch danke für die mir überschickte Pandora[1]) und sage ihm, ich werde die Karnevalsmasken zeichnen lassen und sie ihm mit der Beschreibung schicken.

„Deine Kryſtallisationsbeobachtungen habe ich wieder geleſen. Du beobachteſt genau und gut; auch iſt das Entzücken bei einer unvermutheten Entdeckung, die uns viel aufſchließt, ein gutes Zeichen. Fahre nur immer fort. Deine Erklärungsart ſcheint mir zu mechaniſch, ſowol hier als bei der Vegetation. Die Art zu ſein der Dinge iſt auf eine unglaubliche und geheimnißvolle Weiſe beſtimmt und umſchrieben, wenngleich alle Weſen mit einander in Kommunikation ſtehen. Daß in einer Kochſalzſolution mehrere Geſtalten von Kryſtallen entſtehen, mag wol daher kommen, daß die Solution nicht rein iſt. Jede Beimiſchung, wie Du ſelbſt bemerkt haſt, verändert die Geſtalt der anſchießenden Körper. Wir können daraus ſchließen, daß gewiſſe Eigenſchaften der Körper gewiſſe Formen beſtimmen, einzeln dieſe Form, verbunden eine andere. Und ſo bleibt der Natur eine unzählige Kombination und Modifikation übrig, ohne daß ihre Grundpfeiler erſchüttert werden. Ob die Art, wie es zugeht, recht erklärt [iſt], kann ich nicht ſagen; ich habe zu wenig darüber nachgedacht und nachgeleſen; denn es iſt in den neueren Zeiten unſäglich viel über dieſe Materie geſchrieben worden.

„Ich bin jetzt mit der Form des menſchlichen Körpers beſchäftigt, davon man außer Rom nur einen unvollkommenen Begriff haben kann; nur leider, daß die Zeit, die überall geſchwind vergeht, hier doppelt und dreifach zu eilen ſcheint. Sie wird gewöhnlich als ein Alter mit Flügeln dargeſtellt, hier ſollte man ſie gar als Vogel bilden. Lebe wohl und liebe mich!"

Von den an Seidel zur Beſorgung geſandten Briefen hat ſich nur der eben mitgetheilte an Voigt erhalten.

116. **Bericht** (S. 450—460). **Ein Gedanke rege ward.** Die Briefe vom 7ten und 8ten erwähnen nichts davon; am

1) Pandora, oder Kalender des Luxus und der Moden für das Schaltjahr 1788, bei ſeinem Freunde Göſchen erſchienen, mit einem Beitrag von Bertuch ſelbſt, der bei der Herausgabe betheiligt war.

ten wird blos des Zeichnens gedacht. — Zu den drei Brunnletn (S. 450); vgl. S. 340. — Das Innere steht wenig geschmückt. Volkmann II. 593 f.: „Inwendig ist die Kirche sehr simpel; sie hat nur zwei Altäre und drei Fontänen, welche beinahe wie Altäre gemacht und jede mit Tabernakel und Kreuz verziert sind. Die Altäre haben schöne Säulen von Porphyr, die Fontänen Nischen und Säulen von Verde antico." Der Gemälde gedenkt Volkmann nicht. Vgl. Müller, „Campagna", II. 395 f. — Zeichnungen Raphaels. Raphael hatte sie für die Sala degli Palafrenieri gemalt, wo sie fast ganz erloschen sind. Vgl. Förster, II. 45 f. — Merkur (S. 451), das Decemberheft. — St. Paul vor den Mauern, San Paolo fuore del mura, im Jahre 1823 durch Brand zerstört. „Benediktinerkirche, nach der Peterskirche die größte in Rom, ohne die Tribüne 244 Fuß lang, 140 breit. Sixt V. ließ ihr eine platte hölzerne Decke geben. Die fünf Naoaten der Kirche werden durch achtzig prächtige antike Säulen von parischem Marmor getragen, aber der große Abstand ihrer Kapitäle von der häßlichen Decke macht einen minder guten Anblick. Einige sind glatt, andere gestreift. Die vierzig korinthischen Säulen im mittelsten Gange haben eine Höhe von 34 Fuß aus einem Stücke und sind bis auf den dritten Theil in den Kanneliruugen verziert, welches man bei alten Säulen selten antrifft. Unter Benedikt XIV. sind sie neu polirt worden, welches ihnen ein vortreffliches Ansehen giebt. (Diese Säulen sind aus dem Grabmal des Kaisers Hadrian hierher gebracht worden. Vierzehn hatte schon der Kardinal Cocia zuvor poliren lassen, wovon die Arbeit an jeder 150 Scudi kostete.) Die übrigen Säulen bestehen aus Granit, Pavonazzetto und Cipollino. Außer diesen bemerkt man noch sechzig kleinere Säulen und dreißig von Porphyr an verschiedenen Altären der Kirche. Die vordern Wände der Altäre (Paliotti) bestehen alle aus einem einzigen Stücke Porphyr; die von dem Hauptaltare ist über 8 Fuß lang und beinahe $2^1/_2$ Fuß hoch. — Die Kirche liegt in sumpfigem Boden und ist wegen der Nähe der Tiber so feucht, daß sich keine Malerei lange in gutem Stand hält." Volkmann, II. 589 f. Vgl. Moritz, II. 236 ff. Wendig gab eine genaue Beschreibung im Jahre 1787 in seinen „Briefen aus Rom", III. 65—96. Vgl. noch Stolberg, VII. 196 f.; Müller, „Campagna", II. 397 ff. — Die Rennbahn. Sie stammt nicht von Caracalla, sondern von Maxentius. Vgl. S. 684. — Derjenige, dem architektonische Phantasie gegeben ist (S. 452). Nach Volkmann (II.

598) hatte der kurſächſiſche Legationsrath Bianconi auf ſeinen nicht erſchienenen Riſſen die Herſtellung verſucht. — Die Pyramide des Cestius (S. 452): vgl. S. 683f. — Der Antoniniſchen oder Caracalliſchen Bäder. „Von den Thermae Antonianae oder des Antoninus Caracalla ſieht man hinter der Kirche San Nereo ed Achilleo am Fuße des Aventiniſchen Berges anſehnliche Reſte. Das weitläuftige Gebäude dieſer Bäder war eines der prächtigſten in ganz Rom. Es hat beinah 600 Schritt im innern Umfange. Heutiges Tages iſt von dieſem herrlichen Gebäude nichts Ganzes mehr übrig. Einige Mauern ſind noch ziemlich hoch, ſie gehen aber nach und nach ein.“ Volkmann, II. 604—606, der auf die 19. Platte der Oeuvres d'Architecture von Penrose (Paris 1765) und The Bains of the Romans explained and illustrated. With the restorations of Palladio corrected and improved by Charles Cameron (1772) verweiſt: G. gedenkt weder dieſer noch des Palladio, ſondern des Proſpektes von Piraneſi. Vgl. S. 673. — Hermann van Swanevelt oder Swanevelt, Schüler von Gerhard Dow und Claude Lorrain. Vgl. Werke, Bd. XXI. S. 102, 327; XXXII. S. 29, und G.'s Aeußerung gegen Eckermann vom 21. Dezember 1831. G. beſaß acht Blätter ſeiner Diverses Vues en la Ville de Rome, ſechs ſeiner Diverses Vues dedans et dehors de Rome dessinées. — Der Acqua Paola. Vgl. Volkmann, II. 554 f. — Der Transfiguration (S. 453). Vgl. S. 126 und S. 389; Förſter, II. 299 ff. — Eine Verabredung wie die unſrige (S. 454). Hier kehrt G. zu dem verabredeten Umgange (vgl. S. 450) zurück. — In der Kirche Maria della Pace. Die Stelle Volkmann's ſteht II. 404 f. Die in Rede ſtehende Darſtellung der Propheten und Sibyllen befindet ſich in der Kapelle Chigi, der erſten Kapelle rechts. Ueber die Darſtellung der Sibyllen vgl. Förſter, II. 145 f., 149 ff. — Dieſe höchſt belehrenden ꝛc. (S. 456). Sehr glücklich tritt hier die Beſorgniß um das Leben der von ihrem Bräutigam verlaſſenen Mailänderin ein. Daß er dieſe Nachricht ſchon in der erſten Woche des Monats vernommen, möchten wir freilich nicht verbürgen; G. legte ſich wol die Zeit zu ſeinem Zwecke zurecht, da dieſe Darſtellung wie ein durchgehender Faden ſeine Berichte durchziehen ſollte. — Zu einer Gebirgsreiſe (S. 457). Nach S. 447 war dieſe nicht vorher beſchloſſen, ſondern die ſchönen Tage und der Umſtand, daß es weder mit Zeichnen noch Dichten recht fort wollte, brachten

augenblicklich den Entschluß hervor. Der Bericht kann nicht als durchaus zuverlässig betrachtet werden, ja man darf zweifeln, ob der Umgang durch Rom nicht erst in die zweite Hälfte des Monats gefallen. — Durch sorgfältige Anstalten (S. 457). Man sollte denken, Angelika, die sich der unglücklichen Mailänderin, wie wir später hören, so liebevoll angenommen, habe die Vermittlung übernommen. — Von allem Uebrigen giebt uns der Bericht nichts weiter als Einiges über die Aufnahme des „Egmont" (S. 457 f.). Vgl. 433—435, 447. — Einige Ausstellungen über dieses und jenes. Wir wissen nur, daß Herder und Frau von Stein sich damals schon darüber geäußert, da ja das erst handschriftlich vorhandene Stück nur Wenigen bekannt war. Am 19. Oktober ließ Frau von Stein durch ihre Schwägerin Herder bitten, ihr die Handschrift des Egmont zu schicken, die sie an Lottchen Lengefeld weitergab und am 4. November zurückforderte. Kaum konnte G. schon am 3. November das Urtheil der Freundin über Egmont in Händen haben. — Der unpoetische, in seinem bürgerlichen Behagen bequeme Kunstfreund paßt kaum auf Herder, dem G. freilich S. 447 sich als Künstler entgegensetzt, der selbst am Besten seine Absicht kenne. — In die Villa Borghese. Vgl. oben S. 381; Volkmann, II. 877 f.; Moritz, II. 267 ff., Stolberg, VII. 161; Tischbein, II. 166 f. Hier dichtete G. später die Hexenscene des „Faust". — Einige Scenen für zu lang gehalten würden, wo die zwischen Alba und Egmont und die zwischen Egmont und Ferdinand. Möglich, daß G. später gemachte Anstellungen in diese Zeit versetzt. — Den Freundinnen. Es ist an Frau von Stein zu denken; daß Diese sich auch auf Andere berufen, ist nicht wahrscheinlich. — Euren Wunsch (S. 458. Im Briefe stand wol Deinen, wie gleich darauf Deinem statt Eurem, Dir statt Euch. — Um dem Bericht vom Dezember mehr Ausdehnung zu geben, fügte G. den kurzen Aufsatz Moritz als Etymolog (S. 459 f.) hinzu, der zu diesem Monat keine nähere Beziehung hat. — Ein weiser Mann. In den Sprüchen Goethe's heißt es (Nr. 1025, Werke, Bd. XIX. S. 221): „Die Menschen, da sie zum Nothwendigen nicht hinreichen, bemühen sich ums Unnütze." — Der Herder'schen Preisschrift, vom Jahre 1770, „Ueber den Ursprung der Sprache". Vgl. Goethe's Werke, Bd. XXI. S. 177, 386 ff. Sonderbar ist es, daß G. hier der Herder'schen Preisschrift als der Veranlassung zur Annahme gedenkt, daß Menschen zu gleicher Zeit an verschiedenen

Punkten der Erde entstanden seien, die Widerlegung aber dieser von mehreren gelehrten und scharfsinnigen Geschichtsforschern behaupteten Ansicht im zweiten Theile von Herder's „Ideen" (Herder's Werke, Bd. X. S. 148 ff.) übergeht. Herder's Preisschrift hatte der Verschiedenheit der Menschenracen gar nicht gedacht. Noch im Jahre 1828 erklärte sich G. in einer launigen Unterhaltung mit Martius für das Entstehen der Menschen an verschiedenen Stellen der Erdoberfläche, wie vor Kurzem Jean Baptiste Borz de Saint Vincente in seiner Schrift L'homme, essai zoologique sur le genre humain sechzehn ursprünglich verschiedene Menschenstämme angenommen hatte. Vgl. Eckermann's Gespräche unter dem 7. Oktober 1828. — Die Verwandtschaft aller Sprachen (S. 459). Die Zurückführung der meisten bekannten Sprachen auf ein paar Sprachstämme war (im Jahre 1787) noch nicht einmal versucht worden, selbst Adelung's „Mithridates" (1806) faßte die Sprachverschiedenheit noch rein mechanisch auf; aber als G. den „Zweiten Römischen Aufenthalt" zusammenstellte, war man doch bereits durch Fr. und A. W. Schlegel, J. Grimm und Borz zu hellerer Einsicht gelangt. — In meinen Papieren (S. 460), wie es scheint, ohne genauere Datirung. — Aus seiner brütenden Thätigkeit ... zu einer Art von Thätigkeit. Das paßt durchaus nicht auf den Schluß des Jahres 1787, wo Moritz schon längst einer geregelten Thätigkeit sich gewidmet hatte. Vgl. oben S. 383, 391, 400. — Das etymologische Spiel, das G. selbst später mehrfach verspottet hat, besonders im zweiten Theil des „Faust" (Werke, Bd. XIII. S. 78).

In den bisherigen Briefen und Berichten aus Rom ist der Geliebten G.'s mit keinem Worte Erwähnung gethan. Mag auch immer dieses Verhältniß in Beziehung zur unendlichen Anmuth der „Römischen Elegien", zu denen die Römische Liebe einen Hintergrund bildet, nicht von großer Bedeutung gewesen sein, wie G. im hohen Greisenalter (am 8. April 1829) gegen Eckermann behauptete, jedenfalls hat es sein Leben einige Zeit anmuthig erheitert. Man zeigte die Geliebte noch im Anfange unseres Jahrhunderts. Auch hören wir, daß sie später die Gattin eines reichen Engländers gewesen. W. von Humboldt sah sie und meinte, sie könne nicht so schön gewesen sein wie seine eigene Römische Geliebte. Vgl. meine Erläuterungen zu Goethe's lyrischen Gedichten, III. 46 f. G. deutete launig einmal Herder's Gattin an, daß es ohne Liebe in Rom nicht gehe und so also auch ihr

Schon um die Linde war es voll,
Und Alles tanzte schon wie toll.
Juchhe! Juchhe!
Juchheisa! Heisa! He!
So ging der Fiedelbogen.

Er drückte hastig sich heran;
Da stieß er an ein Mädchen an
Mit seinem Ellenbogen.
Die frische Dirne kehrt' sich um
Und sagte: „Nun, das sind' ich dumm."
Juchhe! Juchhe!
Juchheisa! Heisa! He!
„Seid nicht so ungezogen!"

Doch hurtig in dem Kreise ging's;
Sie tanzten rechts, sie tanzten links,
Und alle Röcke flogen.
Sie wurden roth, sie wurden warm
Und ruhten athmend Arm in Arm,
Juchhe! Juchhe!
Juchheisa! Heisa! He!
Und Hüft' an Ellenbogen.

„Und thu mir doch nicht so vertraut!
Wie Mancher hat nicht seine Braut
Belogen und betrogen!"
Er schmeichelte sie doch bei Seit',
Und von der Linde scholl es weit:
Juchhe! Juchhe!
Juchheisa! Heisa! He!
Geschrei und Fiedelbogen.

III.*)

Meine Ruh ist hin,
Mein Herz ist schwer;
Ich finde sie nimmer
Und nimmermehr.

*) Ebenso wie das folgende Gedicht aus der ältesten Ausgabe des Faust. (Faust. Ein Fragment. Von Goethe. 1790.) Dem Ausdruck und dem Metrum nach ist es ein Lied; aber das Lied hat im dramatischen Zusammenhange entschieden den Charakter eines Monologs. (Vgl. H. Düntzer, Goethe's Faust. Zum erstenmal vollständig erläutert. 1857. S. 221.)

Gatte ohne diese kein volles Glück in Italien genießen werde. „Goethe scherzte letzthin," schreibt diese ihrem Gatten nach Rom (Reise, S. 165), „es werde Dir nicht eher wohl werden in Rom, bis Du liebtest. Gebe das gute Schicksal Dir gute Stunden für manches lange Leiden; nur sei klug und vorsichtig, lieber Engel! [Auch hier lag wol eine Andeutung G.'s zu Grunde.] Ueber den Alpen bist Du wieder ganz mein." In der Zeit vor der Villeggiatur scheint die Anknüpfung des Verhältnisses undenkbar; sie erfolgte erst, als G. auf das Studium und die Nachbildung der menschlichen Gestalt näher sich einließ und die Statuen der Griechen mit der Wirklichkeit verglich, als er selbst nach dem Modell zu zeichnen begann. Wie die meisten Römischen Künstler eine Geliebte besaßen, die ihnen bei ihren Studien zum Modell diente, so wird es auch bei G. der Fall gewesen sein. Nach dem Briefe an den Herzog vom 16. Februar 1788 möchte die eigentliche Liebesverbindung erst gleich nach der Mitte Januar 1788 erfolgt sein, zu der Zeit, wo der Herzog ihm angerathen, doch nicht ganz auf den Genuß der Liebe zu verzichten; die Bekanntschaft selbst mag früher begonnen haben. Da G. damals entschlossen war, Rom zu Ostern zu verlassen, so hatte das Verhältniß nur als ein kurz vorübergehendes begonnen, die Geliebte scheint ihn aber anmuthig gefesselt zu haben, und die Verlängerung seines Aufenthaltes gab auch diesem Liebesglücke weitere Dauer. Von Denjenigen, die über G.'s damaliges Leben am Besten unterrichtet waren, wie Bury, Kayser, Moritz und Meyer, haben wir keine darauf bezüglichen Mittheilungen. Vgl. S. 877, Anm.

117. Vom 1. bis zum 12. Januar 1788 (S. 461 bis 464). Aus den beiden ersten Wochen des neuen Jahres haben wir hier nur drei Briefe, einen vom 3ten, dem Posttage, an Herder, und zwei vom 10ten, zwei Tage vor dem Posttage, an Frau von Stein und Herder; denn der zweite Brief vom 10ten kann nur dann an Herder gerichtet sein, wenn das Datum auf Versehen beruht und statt 10ten zu lesen ist 12ten, wofür sprechen dürfte, daß gerade der 12te Posttag war und der Anfang des Briefes eher auf eine sofortige Absendung deutet; aber die Briefe haben bei der Zusammenstellung mancherlei Aenderungen in der Fassung erfahren, so daß ein Schluß aus einer einzelnen nebensächlichen Aeußerung unsicher ist. — Den 3ten. Verreist. Auch hier fand im Briefe die Trübsal. — Dieses Jahr. Zuletzt hatte er wol am 30ten an Herder geschrieben. — Von einigen

Wochen (S. 461), wol den drei erſten des Dezembers. — **Die Opern.** Daß ihm die Oper wenig Vergnügen mache, ſchrieb er am 29ſten dem Herzog. — **Den 10ten** (S. 462). **In der Perſpektivſtunde.** Vgl. S. 446, 890. — **Beſonders im zweiten Akt** (S. 463). Aber in dieſem fanden ſich ſchon in der erſten Faſſung trochäiſche Lieder. Hier ſind beſonders die aus dem proſaiſchen Dialog in Geſangſtücke umgeſetzten Theile von der Ankunft der Bedienten an („Herr, o Herr, es ſind zwei Männer", Werke, Bd. IX. S. 80) gemeint. — **Zum vierten Theil,** den er (Herder's letzten Brief hatte G. frühestens am 26. Dezember erhalten, eben begonnen. Schon gegen den 10. Januar hatte er mehr als das erſte Drittel dieſes Theils vollendet. — **Moritz,** dem er früher Herder's „Gott" mitgetheilt hatte. Vgl. S. 395. — **Meine titaniſchen Ideen.** Keineswegs Anſpielung auf ſeinen **Prometheus,** der Menſchen nach ſeinem Bilde formt, wie Riemer II. 299 meint, ſondern mit Bezug auf ſeine erſten gegen die Beſchränktheit der beſtehenden Zuſtände gerichteten Dichtungen, beſonders „Götz" und „Werther", in welchen der die Umgeſtaltung der Welt anſtrebende Geiſt des Sturmes und Dranges wehte.

Auf den 5ten fällt G.'s Brief

An Zeidel.

„Ich ſchrieb Dir neulich, Du ſollteſt die Stimmen zu Kayſer's Oper nach Zürich ſchicken.[1]) Wir haben unſere Geſinnungen geändert; behalte ſie nur bei Dir. Deine fortgeſetzten Beobachtungen (unter dem 17. Dezember) ſind recht brav, nur glaube ich noch immer, Du folgerſt zu geſchwind und zu ſchneidend für eine ſo zarte Sache. Fahre fort zu ſehen, zu kombiniren, zu folgern.

„Collina's Weſen wirſt Du nach Deinem guten Verſtande in Richtigkeit ſetzen helfen. Thue, was Du kannſt, doch ſorge dabei, daß das Verhältniß rein bleibe! Du haſt dem Italiäner ſeine erſten Bier- und Weinſchliche gut abgemerkt.

„Lebe wohl! Schreibe mir von Zeit zu Zeit und liebe mich!"

118. Vom 13. bis zum 31. Januar. Aus dieſer ganzen Zeit hat G. keinen einzigen Brief aufgenommen. Die Briefe an Herder und Frau von Stein werden ohne bedeutenden Inhalt geweſen ſein, mehr Aeußerliches enthalten haben, da er wol

1) Der Brief fehlt.

durch die ihn gerade damals besonders fesselnde Liebe zurückhaltender gemacht wurde. Erhalten sind uns nur ein paar durch die Verhältnisse ihm abgenöthigte Briefe.

Am 23sten scheint der Brief an Seidel geschrieben,[1]) der ihm bekümmert über das in Weimar gehende Gerücht seines Austrittes aus dem weimarischen Dienste berichtet hatte.

An Seidel.

„Ich erhalte zwei Briefe von Dir, die mir Deinen Eifer für mein Bestes zeigen. Ich eile, Dich mit wenigen Worten zu beruhigen, mit dem ausdrücklichen Beding, gegen Niemand etwas zu erwähnen, nur darfst Du wol, wenn man mit Besorgnissen ꝛc. an Dich kommt, zu erkennen geben, daß Du über mich und meinen Zustand ruhig seist. Ich sage Dir also, daß Alles, was ich thue, mit des Herzogs Willen und nach seinem Willen geschieht, daß auch mein Kommen oder Außenbleiben ganz von seinem Winke abhängen wird, daß mein Verhältniß zu ihm so gut und rein ist, als es jemals war, und daß es unmöglich ist, je gestört zu werden. Nimm also diese Herrstärkung gegen alle Hauche der Dämonen aller Art und laß Dich nichts anfechten; widme Dich immer mehr Deiner eigentlichen Bestimmung. Ich hoffe, es wird Dein gedacht werden. Lebe wohl!“

Höchst bedeutend ist die ausführliche Antwort an den Herzog vom 25sten auf einen am vorigen Tage durch einen Kurier an die preußische Gesandtschaft überbrachten Brief, in welchem dieser ihm den Antrag gemacht hatte, noch dieses Jahr in Italien zu bleiben, um seiner Mutter bei ihrem dortigen Aufenthalt zur Seite zu stehen. Wie sehr er sich auch durch diesen Antrag, der seine Pläne durchkreuzte, beunruhigt fühlte, konnte er denselben doch nicht ablehnen. Wurde auch durch die Unsicherheit der Entscheidung, die sich bis zur Hälfte März verzog, die Ruhe des Dichters einigermaßen gestört, so gereichten ihm doch die aus Rücksicht auf die Bestimmung, Führer der Herzogin zu werden, genommenen Maßregeln zur höchsten Förderung, ja, wie er selbst am 15. März schreibt, gelangte er gerade in dieser Zeit zu seiner höchsten Zufriedenheit in Rom.

---

1) Das Datum des 25sten scheint verlesen, da dies nach dem Posttag fiel und der Brief geschrieben ist, als ob er sogleich abgeschickt werden sollte; am 25sten wurde er sehr wohl auf einen am vorigen Tag erhaltenen Brief mit der eben abgehenden Post die Zeilen gesandt haben können.

An den Herzog Karl August.

„Welche Freude und Zufriedenheit mir Ihr Brief an einem ſchönen Tage gebracht hat, kann ich Ihnen nicht ausdrücken, und hätte die Sorge für Ihre Geſundheit mich nicht wieder herabgeſtimmt, ſo könnte ich den geſtrigen Tag als den fröhlichſten anſehen, den ich in Rom erlebt habe. Ich lief gleich nach erhaltenem Brief ins Weite; denn wie Triſtram die horizontale Lage für diejenige hält, in welcher man Freude und Schmerz am Beſten genießt und trägt [1]) ſo iſt es bei mir das Wandeln in freier Luft. Da dacht' ich denn recht Vieles durch und ſetzte mich heut früh zu ſchreiben, damit Sie durch den zurückkehrenden Kurier einige Blätter erhalten.

„Zuvörderſt danke ich aufs Schönſte für das Tableau politique. Ich folge dem Lauf der Welt in den Zeitungen nach, und um ſo angenehmer war mir dieſe Ausfüllung und Beſtimmung meiner allgemeinen Ideen. Der Antheil, den Sie an der Geſchichte des Vaterlandes und der Welt nehmen, liegt mir zunächſt am Herzen. Ich freue mich über Alles, was Ihnen gelingt; es iſt mir tröſtlich, daß Ihre Mühe und Aufopferung anerkannt und mit einem ehrenvollen Zutrauen gelohnt wird. Laſſen Sie mich von Zeit zu Zeit wiſſen, wie die Sachen ſtehen; an Ihrem geſtrigen Brief hab' ich nun eine Weile zu zehren.

„Sie wünſchen, daß ich Ihre Frau Mutter in Italien erwarten möge; ich will mich darüber aufrichtig erklären.

„Oſtern war der letzte Termin, den ich meinem Bleiben in Italien geſetzt hatte; auch Sie ſchienen mich im Frühjahr zu Hauſe zu erwarten, und ich habe rationem vitae et studiorum (worüber ich ein beſonderes Blatt, wenn ich Zeit habe, beilege) völlig darauf eingerichtet, daß ich nach dem Feſte Rom ohne Widerwillen verlaſſen kann. Ich erwartete, daß Sie zu Hauſe anlangen und mir nach Lage der Sachen Ihre Geſinnung ſchreiben würden. Nun antizipiren Sie ſolche; ich kann mich darnach einrichten und will nun auch über die Reiſe der Frau Mutter meine Gedanken eröffnen.

„Je mehr ich mich bemühte, nachzudenken und zu ſorgen,

1) I am persuaded of it, Madam, as much as can be, that both man and woman bear pain or sorrow (and, for aught I know, pleasure too) best in a horizontal position. ſpricht Triſtram (Kap. 83), ehe er in ſein Zimmer geht, um ſeinen Schmerz auszuleben zu laſſen.

wie ich ihr als ein getreuer Vorläufer den Weg bereiten könnte, desto mehr sah ich, wie wenig man thun kann, und wie nachher Alles auf den Augenblick ankommt. Die größte Schwierigkeit war diejenige, welcher Sie erwähnen, daß Ihre Frau Mutter mit Anstand auch Menschen sehe, doch ohne zu sehr sekirt zu werden, ohne zu viel Zeit über die wechselseitigen Egards zu verlieren. Ich habe mich zwar ganz aus der Welt gehalten, kenne aber doch so ziemlich die hiesige Societät; sie ist wie überall, und noch überdies sehr exigeant, weil man wirklich in dem großen Rom ein Wenig kleinstädtisch ist. Die Herzogin muß eine Römische Dame zur Seite haben, welche sie überall einführt und wenigstens zu Anfangs begleitet. Ich habe mit Angelika, die ein Engel von Verstand und Conduite ist, darüber gesprochen, und wir haben wol zwei Damen gefunden, doch ist bei einer jeden wieder ein Aber. Der Senator[1] ist wieder zurück; er wird gewiß Alles thun. Indeß bleibt es immer eine gefährliche Sache, sich ganz fremden Menschen in die Hände zu liefern, und es ist immer das Resultat zu befürchten, das Sie in Ihrem Briefe so lebhaft schildern. Ebenso ist es in Florenz und Neapel. Am ersten Orte kann die Herzogin nicht ausweichen, Miladi Cowper[2] zu sehen und auch den Hof, wenn er nicht in Pisa ist. In Neapel ist derselbe Fall. Genug, ich könnte wol im Allgemeinen einige Lebensregeln geben, die aber am Ende nur auf einen Polonius[3]egen hinausliefen. Wenn es nun aber Ihre Gesinnung ist, daß ich in Italien bleiben soll, so wird es meine Schuldigkeit sein, für Alles und auch für diesen Punkt zu sorgen. Nun paßt es gerade, daß ich zu meiner bisherigen rationi vitae übergehe.

„Die Hauptabsicht meiner Reise war, mich von den physisch-moralischen Uebeln zu heilen, die mich in Deutschland quälten und zuletzt unbrauchbar machten, sodann den heißen Durst nach wahrer Kunst zu stillen. Das Erste ist mir ziemlich, das Letzte ganz geglückt. Da ich ganz frei war, ganz nach meinem Wunsch und Willen lebte, so konnte ich nichts auf Andre, nichts auf Umstände, Zwang oder Verhältnisse schieben, Alles kehrte unmittelbar auf mich zurück, und ich habe mich recht durchaus kennen lernen, und unter manchen Mängeln und Fehlern ist der, welchen Sie rügen, nicht der letzte. Ganz unter fremden Menschen,

1 Vgl. zum Berichte aus dem Februar. S. 477⁴.

2 Die verheirathete Tochter des Charles Cherry, die mit seinen beiden andern am Womaster Hofe eine so freundliche Aufnahme gefunden hatte.

3) In Shakespeare's „Hamlet", I. 3.

in einem fremden Lande zu leben, auch nicht einen bekannten Bedienten zu haben, an den man ſich hätte anlehnen können, hat mich aus manchen Träumen geweckt; ich habe an munterem und reſolutem Leben viel gewonnen. Als ich zuerſt nach Rom kam, bemerkte ich bald, daß ich von Kunſt eigentlich gar nichts verſtand, und daß ich bis dahin nur den allgemeinen Abglanz der Natur in den Kunſtwerken bewundert und genoſſen hatte. Hier that ſich eine andere Natur, ein weiteres Feld der Kunſt vor mir auf, ja ein Abgrund der Kunſt, in den ich mit deſto mehr Freude hineinſchaute, als ich meinen Blick an die Abgründe der Natur gewöhnt hatte. Ich überließ mich gelaſſen den ſinnlichen Eindrücken: ſo ſah ich Rom, Neapel, Sizilien und kam auf Corpus domini nach Rom zurück. Die großen Scenen der Natur hatten mein Gemüth ausgeweitet und alle Falten herausgeglättet; von der Würde der Landſchaftsmalerei hatte ich einen Begriff erlangt, ich ſah Claude und Pouſſin mit andern Augen. Mit Hackert, der nach Rom kam, war ich vierzehn Tage in Tivoli.[1] Dann ſperrte mich die Hitze zwei Monate in das Haus, ich machte Egmont fertig und fing an, Perſpektiv zu treiben und ein Wenig mit Farben zu ſpielen. So kam der September heran; ich ging nach Frascati, von da nach Caſtello und zeichnete nach der Natur und konnte nun leicht bemerken, was mir fehlte. Gegen Ende Oktobers kam ich wieder in die Stadt, und da ging eine neue Epoche an. Die Menſchengeſtalt zog nunmehr meine Blicke auf ſich, und wie ich vorher, gleichſam wie von dem Glanz der Sonne, meine Augen von ihr weggewendet, ſo konnte ich nun mit Entzücken ſie betrachten und auf ihr verweilen. Ich begab mich in die Schule, lernte den Kopf mit ſeinen Theilen zeichnen, und nun fing ich erſt an, die Antiken zu verſtehen. Damit brachte ich November und Dezember hin und ſchrieb indeſſen Erwin und Elmire, auch die Hälfte von Klaudinen. Mit dem Anfang Januar fing ich vom Angeſicht aufs Schlüſſelbein, arbeitete mich auf die Bruſt und ſo weiter, Alles von innen heraus; den Knochenbau, die Muskeln wohl ſtudirt und überlegt, dann die antiken Formen betrachtet, mit der Natur verglichen und charakteriſche wohl eingeprägt. Meine ſorgfältigen ehemaligen Studien der Oſteologie und des Körpers überhaupt[2] ſind mir ſehr zu Statten gekommen, und ich habe geſtern

1) Vgl. S. 381.
2) Beſonders ſeit dem Jahre 1781. Vgl. Düntzer, „Aus Goethe's Freundeskreiſe", S. 422 ff.

die Hand als den letzten Theil, der mir überblieb, absolvirt. Die nächste Woche[1]) werden nun die vorzüglichsten Statuen und Gemälde Rom's mit frisch gewaschenen Augen besehen. Diesen Cursum habe ich an der Hand eines Schweizers, Namens Meyer, eines gar verständigen und guten Künstlers, gemacht, und ein junger Hanauer, Namens Burn, der mit mir zusammen wohnt und ein gar resolutes, gutes Wesen ist, hat mir nicht wenig geholfen. Meine Absicht ist nun, im Februar einige Landschaftszeichnungen zu beginnen, einige Bedüten nach der Natur zu zeichnen und zu koloriren, und so auch darin sicherer zu werden. Den März wollte ich anwenden, das Wichtigste nochmals zu durchlaufen, dann die Benediktion[2]) aufzuladen und von Rom für diesmal Abschied zu nehmen. Bestimmt mich nun aber Ihr Wille, hier zu bleiben, Ihrer Frau Mutter zu dienen, so werde ich von Ostern an ein neues Leben beginnen, um mich zu dem Posten eines Reisemarschalls zu qualifiziren. Ich nehme ein neues Blatt, um Ihnen meinen Plan vorzulegen und Ihre Approbation einzuholen.

„Bisher hab' ich Allen widerstanden, die mich in die Welt ziehen wollten, weil es mir am Ersten um meine Hauptsachen zu thun war, weil die Welt nicht giebt, sondern nimmt, und weil ich täglich mehr Abneigung empfinde, etwas halb zu thun. Nun aber werde ich mich equiviren, einen Bedienten anschaffen, mein Quartier besser bestellen, genug, mich so einrichten, daß ich als der Ihrige öffentlich auftreten kann und am Anständigen nichts fehlt. Zuerst will ich den Kardinal Herzan[3]) und den Senator besuchen, dann zum Kardinal-Staatssekretär[4]) und zum Kardinal Bernis[5]) gehen. So weit sind die Schleusen aufgezogen, und das Uebrige folgt von selbst. Ich will den Monat April ganz dieser Ausbreitung widmen; denn ich muß mich selbst wieder daran gewöhnen und das Leben mit mehreren Menschen auch als Studium und Uebung traktiren. Ich habe schon das Vertrauen eines verständigen Mannes, der in der

1) Die mit dem 28sten begann.
2) Am Ostersonntag.
3) Graf Franz zu Herzan und Harrach, 1735 zu Prag geboren, seit 1780 Kardinal und kaiserlich-königlicher Minister am Römischen Hofe. Er hatte auf Raunitzens Wunsch (S. zuvor) Anm. Die Berufung des Herzan unterblieb.
4. Fürst Ignaz Ludovico Buoncompagni. Vgl. S. 284, 302.
5) Franz-Joachim de Pierres, Comte de Lyon et de Bernis. Vgl. Herder's Reise, 2. 175 ff.; Stolberg, VII. 91.

Welt lebt, erworben; mit deſſen Hilfe will ich bald alle Verhältniſſe kennen lernen und ſehen, was die Herzogin zu thun und zu laſſen hat. Was den Genuß der Natur und der Kunſt betrifft, ſo bin ich gewiß, daß ihr ihn Niemand ſo verſchaffen kann, wie ich es im Stande bin. Kann ich noch das Verhältniß gegen das Publikum ſchicklich und wenig läſtig machen, ſo werde ich mich meines Dienſtes nicht zu ſchämen haben. Vielleicht ſchickt es ſich, im Mai eine Exkurſion nach Neapel zu machen. Ich präſentire mich alsdann auch dort bei Hofe und ſondire das Terrain; ebenſo machte ich es in Florenz, wenn ich der Herzogin entgegengehe; denn es wäre meine Abſicht, ſie in Verona zu empfangen. Kommt ſie alsdann mit Jemand an, der ſchon bekannt (und, wie ich mich zu betragen hoffe, beliebt) iſt, ſo macht ſich Alles leichter, beſonders da man ſowol in Neapel als Florenz auf einem natürlichen Fuße bei Hofe (inſofern ſich das denken läßt) lebt und Alles ohne Etikette und Steifheit wird abgethan werden können. Was die häuslichen Einrichtungen betrifft, dieſe ſollen beſtens bedacht werden. Einen großen Dienſt werde ich der Herzogin erweiſen können, ihr alle leidige Verkäufer vom Halſe zu halten, welche ein wahres anſpaſſendes Geſchmeiß ſind und ein beſonderes Geſchick haben, Reiſende zu kompromittiren und ſich anzudrängen. Ich werde ihr einige Sachen beſtellen und anſchaffen, die ihr Freude machen mit Wenigem. Ich habe dieſe Materie aus dem Fundament zu ſtudiren Gelegenheit gehabt.

„Wegen meiner Auslagen diene Folgendes zur Nachricht. Ich habe die Summe, welche ich Ihrer Güte und Vorſorge danke, bisher forterhoben und ſie nach Abzug deſſen, was mir meine fortgehende Wirthſchaft koſtet, auf die Reiſe verwendet, dabei noch 1000 Thaler, welche mir die vier erſten Bände meiner Schriften eintrugen, verzehrt. Bei meiner Lebensart hätte ich ſollen wohlfeiler davonkommen; allein meine Exiſtenz iſt wieder auf eine wahre Wilhelmiade[1]) hinausgelaufen. Doch kann ich völlig zufrieden ſein, meine Endzwecke aus dem Grunde erreicht zu haben. Auch habe ich Bedacht genommen, mein Inkognito ſelbſt durch eine mäßige und ſchickliche Freigebigkeit reſpektabel zu machen und dadurch, daß ich einige Künſtler immer mit mir leben ließ, zugleich Lehrer, Freunde und Diener erworben. Es

1) Er hatte ſich, wie ſein Wilhelm Meiſter, mit Andern beladen, wodurch ihn ſein Leben theurer zu ſtehen kam.

hat sich Alles so hübsch gemacht, daß ich völlig zufrieden sein kann. Das Osterquartal und den Ertrag des fünften Bandes hatte ich zu meiner Rückreise bestimmt und wäre ohne das mindeste Derangement in meine alte Haushaltung wieder eingetreten. Auch will ich gern, wenn Sie mir Ihre Güte kontinuiren, was mir dieses Jahr von meinen Schriften einkommt, fernerhin anwenden und werde mir nur das Surplus von Ihrer Frau Mutter erbitten, damit ich rein und ohne Sorgen bleibe. Daß ich mich ein Wenig equipiren und ein ander Quartier beziehen muß, wird einigen Aufwand machen. So weit meine Vorschläge, welchen ich Ihren Beirath und Billigung wünsche. Noch will ich Niemand entschieden schreiben, daß ich hier bleibe, auch von Ihnen noch von Weimar aus nähere Bestimmung erwarten. Ich schreibe auch Ihrer Frau Mutter nichts und richte mich nur indessen gelassen hier darauf ein.

„Was Ihre innere Wirthschaft betrifft, haben Sie an Schmidten einen trefflichen Rathgeber; er ist ein Haushalter von Haus aus. Ohne Ihre Finanzen in seinen Händen zu wissen, könnte ich nicht einen Augenblick ruhig sein. Von Werken's[1]) Tod wird wol zu profitiren sein. Sollten Sie etwa den alten Bachmann[2]) zum Assessor machen, so gedenken Sie Seidel's, den ich Ihnen in einem Briefe schon empfohlen. Lassen Sie seine Fähigkeiten prüfen, für seine Treue und Honnetetät steh' ich. Das nunmehr gesicherte Glück des Bergwerks freut mich unendlich, und wir können nun mit ernstlichen Anstalten dem Werke entgegengehn. An Voigten haben Sie einen tüchtigen Arbeiter; geben Sie ihm zu den Ilmenauer Sachen einen jungen Mann zu. Ich habe schon deshalb an ihn geschrieben: er wird mit Schmidten sprechen, und man wird Ihnen die Sache vorlegen. Ich wiederhole nochmals, daß, wenn Sie bei Ihrer Zurückkunft mich nöthig finden sollten, ich auf jeden Wink zu kommen bereit bin. Gar Manches macht mir den Rückweg nach Hause reizend. Ohne Ihren Umgang, den Umgang geprüfter Freunde länger zu leben, ist denn doch so eine Sache. Das Herz wird in einem fremden Lande, merk' ich, leicht kalt und frech, weil Liebe und Zutrauen selten angewandt ist. Ich habe nun so viel in Kunst- und Naturkenntniß profitirt, daß ein weiteres Studium durch die Nähe unserer Akademie Jena sehr erleichtert werden würde.

1) Lorenz Heinrich Werken, Kammerrath in Dornburg. Vgl. das Tagebuch vom 2. März 1779 und den Brief an den Herzog vom 16. Juni 1782.
2) Rentamtmann. Vgl. S. 893, Anm. 2.

Hier iſt man gar zu ſehr von Hilfsmitteln entblößt. Dann hoffte ich auch meine Schriften mit mehr Muße und Ruhe zu endigen als in einem Lande, wo Alles Einen außer ſich ruft,[1]) beſonders wenn es mir nun Pflicht wird, der Welt zu leben.

„Beſtätigen Sie mir Ihren Willen, daß ich Oſtern hier bleiben ſoll, ſo ſehe ich mich als einen Diener der Herzogin an und ſubordinire meine übrige Exiſtenz dieſer Pflicht. Es wird mir anfangs wunderbar vorkommen und doch für die Zukunft heilſam ſein, daß ich genöthigt werde, wieder unter allerlei Menſchen zu leben. Luccheſini habe ich, ſeit er wieder in Rom iſt, kaum geſehen. Er lebt ganz in der Welt, wie es ſeine Beſtimmung fordert, und auch zu Hauſe iſt er nicht einen Augenblick allein. Seit Neapel, da er mir von Ihnen und den Geſchäften erzählte, habe ich kein vertrauliches Wort mit ihm ſprechen können, ſo geneigt ich um Ihret- und meinetwillen dazu war. Sowol in Neapel als nachher in Rom, da ich nur ſeine Ankunft erfuhr, bin ich zu ihm geeilt; wenn ich ihn nicht traf, hab' ich mir einen zweiten Weg nicht reuen laſſen. Dagegen hat er mich weder durch ein p. p. c. geehrt, noch mir auch ſeine zweite Ankunft in Rom nur wiſſen laſſen. Wir wohnen in derſelben Straße, etwa 500 Schritt von einander, er iſt den ganzen Tag in der Kutſche, und es iſt ihm nie eingefallen, nur vorm Hauſe zu halten und ein Billet heraufzuſchicken. Ich rechne es auf die Geſchäftigkeit ſeines Geiſtes, der hier zu thun genug findet. Ich bin ihm zu nichts nütze, drum ſucht er mich nicht. Ich finde es natürlich und bitte, daß Sie ſich nichts merken laſſen. Er iſt hier natürlich ſehr gern geſehen, und ſie iſt auch wohl gelitten.

„Nun wäre wol Zeit, daß ich diesmal ſchlöſſe. Ich habe lange die Freude nicht gehabt, mich ganz offen und frei gegen Sie zu erklären, und kann nun auch nicht endigen. Meine größte Sorge, die ich zu Hauſe habe, iſt Fritz.[2]) Er tritt in die Zeit, wo die Natur ſich zu regen anfängt und wo leicht ſein übriges Leben verdorben werden kann. Sehen Sie doch auch ein Wenig auf ihn! Gehen Sie mit ſich ſelbſt ſo gelind als möglich um; Ihre phyſiſchen Uebel laſſen mich nicht ohne Sorge, und es muß auch Ihr Gemüth in einem immer geſchäftigen, doch meiſt genußloſen Leben leiden.

1) Früher hatte er die Einſamkeit in der Fremde als beſonders günſtig zur Vollendung ſeiner Dichtungen bezeichnet.
2) Von Stein. Hatte etwa die Freundin ihn veranlaßt, ihres Fritz gegen den Herzog zu gedenken?

Wo ich ihn nicht hab',
Ist mir das Grab,
Die ganze Welt
Ist mir vergällt.

Mein armer Kopf
Ist mir verrückt,
Mein armer Sinn
Ist mir zerstückt.

Meine Ruh ist hin,
Mein Herz ist schwer;
Ich finde sie nimmer
Und nimmermehr.

Nach ihm nur schau' ich
Zum Fenster hinaus,
Nach ihm nur geh' ich
Aus dem Haus.

Sein hoher Gang,
Sein' edle Gestalt,
Seines Mundes Lächeln,
Seiner Augen Gewalt

Und seiner Rede
Zauberfluß,
Sein Händedruck
Und, ach, sein Kuß!

Meine Ruh ist hin,
Mein Herz ist schwer;
Ich finde sie nimmer
Und nimmermehr.

Mein Busen drängt
Sich nach ihm hin.
Ach, dürft' ich fassen
Und halten ihn!

Und küssen ihn,
So wie ich wollt',
An seinen Küssen
Vergehen sollt'!

„Erhalten Sie mir Ihre Liebe, ein Geschenk, das mir jeden ältern Verlust ersetzte und mir jeden neuern ertragen machte, und bleiben Sie überzeugt, daß bei einer wahren Harmonie des Geistes man einander immer wieder begegnet, wenn man auch noch so weit auseinanderzugehen scheint.

„Schicken Sie mir doch gelegentlich die ausführliche französische Adresse des Koadjutors.“[1])

Zwei Tage später (der 27ste war ein Sonntag) begann G. eine Antwort an Voigt, da er den ersten Posttag, den 26sten, ohne eine solche hatte vergehen lassen; aber der Brief blieb unvollendet auch am zweiten Posttage liegen; am dritten, dem 2. Februar, wollte er ihn schließen und absenden, doch kam er dazu erst eine Woche später.

An Voigt.

„Ich kann nicht einen Posttag länger verschieben, Ihnen zu schreiben, ob mir gleich die Narren allerlei Art heute den Kopf sehr verwüstet haben. Das Karneval ist angegangen, und da unsere Straße der Schauplatz desselben ist, so sehen wir acht[2]) unruhige Tage vor uns. Es war sehr schönes Wetter, Fußgänger und Kutschen für den ersten Tag zahlreich genug. Da ich nicht weit vom Obelisk wohne, so ist aus unsern Fenstern ein schöner Anblick. Der Obelisk, hinter ihm die Porta del Popolo, vor dem Obelisk, nach dem Corso zu, eine lange, mit Teppichen behängte Bühne für Zuschauer, vor der Bühne das Seil, hinter dem die Pferde gehalten werden, die sich zum Ablaufen sträuben und bäumen.[3]) Der Platz an beiden Seiten gleichfalls mit Bühnen für Zuschauer, und die Straße hinauf 3000 Schritt Alles voller Kutschen an beiden Seiten und voll Menschen, nur ein schmaler Lauf für die Pferde. Als Pferderennen betrachtet, ist es wenig oder nichts; die ganze Lokalität zusammen ist interessant und merkwürdig. So sieht es unter dem Römischen Himmel aus, und ich höre, Sie haben auch nur zu schönes Wetter in Deutschland. Was soll daraus werden?

„Nun aber auch, mein bester Gefährte und Geleitsmann in den Tiefen, lassen Sie uns unter die Erde steigen, so weit es

1) Talbert's, des Koadjutors des Kurfürsten von Mainz und Statthalters von Erfurt.

2) Vielmehr neun, vom Montage bis zum Dienstage der folgenden Woche.

3) Vgl. den Brief an den Herzog vom 10. Februar 1787 (S. 731).

uns die Wasser erlauben. Alles, was ich als dramatischer Dichter und Romanenschreiber an dem Menschengeschlecht verschuldet habe, daß ich die Herzen so oft nach Belieben erfreut und gequält, das haben Sie reichlich durch Ihren letzten Brief gerochen.[1]) Er war trefflich komponirt, um mich alle Freuden und Hoffnungen mitempfinden zu lassen und sodann, wenn schon nicht die Hoffnung, doch die nächste Freude zu erfüllen. Aber nur getrost! Noch ist ein gutes Glück bei unserm Bergbau. Wir haben doch jetzt die gewisse Anzeige und müssen immer bedenken, daß es thörig wäre, da zu verzweifeln, wenn das begegnet, was man voraussehen konnte."

119. Bericht (S. 465—470). G.'s Beziehung des Liedes von Cupido (vgl. oben S. 891) auf die verschiedenen den Dichter hin und wieder ziehenden Thätigkeiten ist offenbar irreführend. War er ja damals keineswegs von verschiedenen „thätigen Geistern" besessen, sondern ganz in das Studium der Menschengestalt versunken. Vgl. meine Erläuterungen zu Goethe's lyrischen Gedichten, I. 203 f. Daß ihn im Januar der Liebesgenuß beglückte, mußte der Dichter übergehen, und doch schiebt er hier ein freilich schon im vorigen Jahr entstandenes Liebeslied ein, dem er, man könnte fast glauben schalkhaft, eine andere Beziehung giebt. Vielleicht fällt in diese Zeit „Amor als Landschaftsmaler", das er am 23. Februar Herder'n verspricht, da er es wol noch erst ausfeilen wollte.

Aufnahme in die Gesellschaft der Arcadier (S. 465 ff.). Daß G. diese Aufnahme irrig in das Jahr 1788 versetzt habe, da sie nachweislich am 4. Januar 1787 erfolgte, ist bereits S. 712 bemerkt. Wir durften ihr aber dort ihre Stelle nicht anweisen, weil der Dichter, da er einmal ein falsches Jahr angenommen, sie ausdrücklich als eine Folge des Konzerts darstellt, über welches er unter dem Juli 1787 berichtet. Die Nachrichten über die Arcadier nahm G. wol aus Volkmann, der ihm auch sonst bei diesen Berichten zur Hand war, wie S. 454 zeigt. Volkmann, II, 830 ff., der sich auf Morei's Memorie istoriche dell adunanza degli Arcadi (Roma 1761) beruft, führt den Ursprung der Gesellschaft auf den Rechtsgelehrten Lermio zurück, der als Freund der reinen und natürlichen Dichtkunst seinen Geschmack nach den Mustern der Alten

1) Durch die spannende Schilderung des Unternehmens der Gewältigung der Wasser, welche Voigt ihm früher versprochen hatte.

gebildet. Dieser habe mit einer Gesellschaft junger Leute von Genie Abends Spaziergänge an die entlegenen Orte Rom's und im Felde gemacht. Die Königin Christine von Schweden habe diese Gesellschaft mit der von ihr gestifteten Akademie vereinigen wollen, sei aber vorher gestorben (am 19. April 1768). „Inzwischen dauerten die Versammlungen des Lermio fort, sie wurden zahlreicher und bekamen immer ein mehreres Ansehen. Man sah ein, daß dadurch der reine Geschmack befördert und erhalten wurde. Als diese Gesellschaft witziger Köpfe eines Tages im Jahre 1690 hinter der Engelsburg an der Tiber versammelt war, wurde ein zärtliches Schäfergedicht gelesen, und eines der Mitglieder rief aus, er glaubte in das alte Arkadien versetzt zu sein. Dieser Ausruf machte einen Eindruck auf Crescimbeni,[1]) und er gerieth auf den Einfall, diese Versammlung in eine Akademie unter dem Namen der arkadischen Schäfer, Pastori Arcadi, zu verwandeln. Lermio billigte den Vorschlag; sie machten Gesetze und trugen der Versammlung den ganzen Plan am 5. October 1690 vor. Die Mitglieder, deren damals vierzehn waren, bezeigten ihre Zufriedenheit darüber, und ein Jeder nahm einen Schäfernamen an. Crescimbeni ward der oberste Hirte[2]) dieser Schäfergesellschaft unter dem Titel Custode dell' Arcadia. Den Ort ihrer Zusammenkunft nannten sie Bosco Parrhasio nach einem Orte des alten Griechenlands.[3]) Sie haben solche bald da- bald dorthin verlegt, bis König Johannes V. von Portugal ihnen den jetzigen Platz auf dem Monte Gianicolo kaufte."[4]) Archenholz (V. 101 f.) spottet über die zu seiner Zeit so tief herabgesunkene „berüchtigte" Akademie. Volkmann selbst bemerkt, II. 833 f.: „Der ehemalige Ruf der Arcadier ist heutiges Tages tief gefallen.[5]) Sie kommen nicht anders als bei der Aufnahme neuer Mitglieder zusammen.[6]) Die Menge der Mitglieder ist

1) Giovanni Maria Crescimbeni, geboren zu Macerata am 9. October 1663, ward schon im funfzehnten Jahre Mitglied einer Akademie, im sechzehnten Doctor der Rechte. 1681 kam er nach Rom, wo er sich mehr der Dichtkunst als seinem Fache widmete. Er ward als Jesuit am 8. März 1728.

2) Er nannte sich Alfesibeo Cario.

3) Nach dem ὄρος Παρράσιον in Arkadien. Es schwebte dabei wol Vers 29 des Hymnus auf die Diana von Kallimachus vor.

4) Rom's Besitz ließ sich 1700 noch verschmerzen. Vgl. Volkmann, II. 650 f.

5) II., das anfangt Volkmann daraus, sie sei eine der berühmtesten in Italien und eine der besten von Deutschland, welche sich auf Dichtkunst beziehen; sie habe viel zur Reinigkeit derselben beigetragen und sich bis auf den heutigen Tag erhalten.

6) Er verweist dabei auf I. 78 f., wo es heißt: „Bei welcher Gelegenheit einige Poesien Zenette, Oden und andere Verse zu Ehren des einen Mitglieds

Schuld, daß nicht viel Ehre damit verknüpft iſt, eines zu ſein. Ein Jeder kann heutiges Tages Mitglied werden, wenn er einige wenige Dukaten daran wenden will. Man beſchuldigt den Cuſtode derſelben, daß er Handel mit den Patenten treibe. Inſonderheit iſt er gegen Fremde, die dieſer Ehre theilhaftig werden wollen, ſehr willfährig, wenn ſie auch nicht einmal ein italiäniſches Sonett verſtehen, geſchweige denn eines machen können, wie die ehemalige Abſicht bei der Stiftung war." Daß der Cuſtode alle Mittel in Bewegung ſetzte, den berühmten deutſchen Dichter zu gewinnen, der durch ſein Incognito nur noch mehr Anſehen erlangt hatte, iſt natürlich. 1788 wurde auch die Herzogin Mutter unter dem Namen Palmirena Atticenſe aufgenommen. Herder, welcher hiebei zugegen war, ſchreibt am 6. Dezember: „Mir iſt's diesmal glücklich vorübergegangen, und ich will mich wohl hüten, die heilige Schwelle wieder zu betreten." G. hat ſich bei der Darſtellung der Geſchichte der Entſtehung etwas frei ergangen. — Seine Dialogen (S. 467). Der Istoria della volgar poesia (1698) ſchloſſen ſich ſein Trattato della bellezza della v. p. (1700) und ſeine Commentarj intorno alla storia della v. p. (1702) an. — Die von ihm herausgegebenen Gedichte. Auch ließ er 1708 Le vite degli Arcadi illustri, scritte da diversi autori, in fünf Bänden erſcheinen. — Einem bedeutenden geiſtlichen Herrn (S. 468). Herzan's Bericht (Brunner, S. 156 f.), der junge Fürſt Liechtenſtein habe G. in die arcadiſche Verſammlung eingeführt, iſt jedenfalls irrig; G. war in Rom längſt als der berühmte deutſche Dichter bekannt (vgl. S. 141 ff.), ſo daß es nicht zu verwundern, wenn auch der Cuſtode der Arcadier ſich um ihn bewarb; daß er ſich dabei der Hilfe des Fürſten Liechtenſtein und ſeines Hofmeiſters bediente, iſt freilich möglich. — Statt Jebbro (S. 469) vermuthet von Loeper mit Recht Tebbro oder Tebro, die ältere Form für Tevere. — Arcade di Numero. Bernoulli bei Volkmann (II. 833): „Zur Aufnahme ſoll man von

ablaſſen, welches gemeiniglich nichts darauf antwortet." Bernoulli in ſeinen Zuſätzen zu Volkmann (I. 31 f.) berichtigt dies dahin, daß die Geſellſchaft regelmäßig zuſammenkomme (jeden Donnerſtag), im Sommer im Bosco Parrhasio, im Winter in einem Hauſe nahe bei der Trajaniſchen Säule (in der Straße Arcione; das Haus heißt Serbatojo), wo der Custode generale wohne, und wo ein nicht großer, aber ausdrücklich den Sitzungen der Arcadier gewidmeter und mit Bildniſſen vornehmer Arcadier ausgezierter Saal (Capannone dello Serbatojo) ſei. In dieſem Saale fand alſo auch G.'s Aufnahme ſtatt. Volkmann hat dieſe Berichtigung Bernoulli's in ſeiner zweiten Ausgabe nicht nachgetragen.

zwei Mitgliedern empfehlen werden; wird man angenommen, so empfängt man einen arcadischen Namen und ist Arcade sopra Numero, und ein Jahr nachher sollen Einem gewisse Felder in Arkadien angewiesen werden. Dieses Noviziat ist aber zum Theil abgeschafft worden, und man erhält, oder der Fremde wenigstens, neben dem Diploma ein anderes gedrucktes und besiegeltes Schreiben, vermittelst dessen man Arcade di Numero ist und nach den angewiesenen Feldern sich den zweiten Namen beilegen darf. Zu bemerken ist noch, daß der erste Name niemals zweimal gegeben wird: die Felder hingegen müssen nicht beständig Brache liegen, und daher kann der zweite Name mehrmals in den Fastis vorkommen."

Das Römische Karneval, das schon in der ersten Ausgabe des zweiten Aufenthaltes hier seine Stelle fand, sollte dem Berichte des Februar hinzugefügt sein, da die eigentlichen Glanztage desselben 1788 in den Anfang dieses Monats fielen, nie in den Januar fallen können. Wirklich scheint G. den Aufsatz für den Februarbericht bestimmt gehabt zu haben. Vgl. S. 475.

120. Vom 1. bis zum 9. Februar (S. 471—473). Nur aus zwei Briefen an Herder sind hier Stellen mitgetheilt. Den 2ten. An Herder'n. Im Briefe stand an Dich. — Solche Mühe hat Gott den Menschen gegeben. Vgl. S. 851. — An den achten Band, der gerade die kleinen Gedichte bringen sollte. — Mit den Uebersetzungen meines Werther's. Eine von L. Grafft war schon 1782 erschienen, ihr folgte 1788 eine in England gedruckte von Karl Ludger. Vgl. G.'s Briefe an Frau von Stein. II. 126. — Den 9ten (S. 472 f.). Hier ist der dritte Akt Klaudinens. Die zwei ersten Akte des Stückes müssen gleich nach der Mitte des Januar gesandt worden sein. — Die Bedürfnisse des lyrischen Theaters. Vgl. S. 463. — Jedem Ruf, nach Weimar. — Mein Durst ist gestillt. Vgl. oben S. 914. — Mit den Moccoli. Vgl. Werke. Bd. XVI. S. 325 ff.; Herder's Reise, S. 253. — Kein Festin. Volkmann, II. 778: „Sonst waren am Karneval zu Rom einige öffentliche Bälle, Festini genannt, an einem besonders dazu von einem Entrepreneur gemietheten Platze. Man tanzte in drei großen Sälen, die Entree kostete ein Scudi, es ging Alles ordentlich zu: allein der vorige Papst hat sie aus übertriebener Heiligkeit verboten. Die Meisten waren maskirt, und in den Sälen standen rings

umher Bänke, wo sich Diejenigen, die nicht tanzten, niedersetzen konnten." Zu G.'s Zeit waren sie längst wieder gestartet. — Das Buch Leonard da Vinci's (S. 472). Meyer (S. 200 f.): „Zu dem Wichtigsten, womit die Literatur der Kunst in dem ganzen Jahrhundert bereichert wurde, gehört unstreitig des Leonardo da Vinci Traktat von der Malerei, welcher vorher zwar nicht unbekannt war, doch erst 1651 gedruckt erschien, ein Werk voll goldener Worte. Indessen erwarben sich die Franzosen und nicht die Italiäner das Verdienst, solches gemeinnützig gemacht zu haben; denn dasselbe trat zu Paris, aus zwei Abschriften gezogen, deren eine von Nik. Poussin mit erläuternden Zeichnungen versehen war, an das Licht" u. s. w. — Warum ich nie u. s. w. Weil mir die eigene künstlerische Erfahrung abging. — Die Zuschauer, Beschauer von Kunstwerken, besonders Gemälden. — Die dünken sich so klug, glauben Einsicht in das Wesen der Kunst zu haben. — Der Tabaksdampf (S. 473), den G. zu den vier ihm widerwärtigen Dingen (Venediger Epigramme, 67, Werke, Bd. II. S. 149) zählt. — Paris Bordone, zu Treviso um 1500 geboren, 1570 gestorben, talentvoller Schüler Tizian's, dessen weibliche Bildnisse durch ihr zartes und glänzendes Kolorit besonders anmuthig wirken. — Cupido, kleiner loser ꝛc. Vgl. S. 891, 921. — Lege mir zu viel auf. Vgl. S. 368.

Den 2ten schrieb G. in Fortsetzung des Briefes vom 27. Januar

An Voigt.

„Ich ward abgehalten, diesen Brief zu endigen; nun soll er heute auch gewiß fort. So eben erhalte ich Ihren Brief vom 14. Januar und danke auch für dieses Andenken. Möge das Haupt-Kunstzeug[1]) so glücklich gerathen als das Interims-Kunstzeug und uns bis auf die Tiefe bringen, und möge Ihre anhaltende Betriebsamkeit überall so erkannt werden, wie ich sie erkenne. Glauben Sie, daß ich dagegen, was in meinen Kräften steht, gewiß thun werde, um die Enge Ihres häuslichen Zustandes auszuweiten. Die Abwesenheit unseres gnädigsten Herrn vom Hause setzt mich in einige Verlegenheit. Ich erwarte von seinen Winken die Bestimmung meines Kommens. Indessen habe ich mich ganz angeschickt, nach Ostern Rom zu verlassen, auch

1) Kunstzeug ist der bergmännische Ausdruck für die hydraulische Maschine.

schon Bücher und alle meine Studien an meine Mutter mit einer Gelegenheit[1]) abgesendet. Mein Herz neigt sich zu meinen Freunden und aus diesem Paradiese wieder in die thätige Welt."

Erst am zweitfolgenden Posttage, dem 9ten, wurde der Brief mit den Zeilen geschlossen:

„Noch einen Posttag blieb dieses Blatt liegen. Es waren gar zu lärmende Tage,[2]) und auf heute mußte ich den Schluß meines fünften Bandes[3]) völlig in Ordnung setzen; er geht mit diesem Briefe ab. Ich wünsche ihm, wenn er Ostern erscheint, auch Ihren Beifall.

„Des Herrn Bruders Briefe habe ich erhalten. Danken Sie ihm; ich werde seine Kabinetchen zu empfehlen suchen.[4]) Wegen der Hornschiefer kann ich ihm schlechten Trost geben. Ich habe keine Lava, die ihm ähnlich wäre, gefunden und habe ihn schon in Deutschland nicht für vulkanisch gehalten. Er soll gegen seine Gegner nur defensive gehen. Komme ich einmal zurück und kann wieder an diese Materie denken, so giebt es vielleicht ein Mittel, beide Parteien mit Ehren zu vereinigen. Leben Sie recht wohl, empfehlen Sie mich den Ihrigen und gedenken mein in guten Stunden!

„Ich sehe wohl ein, daß die diesmalige Nachricht ans Publikum[5]) eine eigentliche Komposition, ein Kunstwerk werden wird. Grüßen Sie doch gelegentlich Herrn Fr. v. Trebra[6]) aufs Beste!"

An demselben Tage antwortete er

An Göschen.[7])

„Ew. Hochwohlgeboren Brief vom 27. November vorigen Jahres erhalte ich erst heute, eben da ich im Begriff stehe, an Sie zu schreiben. Es ist mir angenehm, daß Sie mir wegen der verschiedenen Mängel unserer Ausgabe einige Auskunft geben.

---

1) Durch Thurneisen?
2) Zu die Zeit vom 3ten bis zum 5ten Sohn die drei Hauptkarnevalstage.
3) Den noch fehlenden dritten Akt von Klaudine.
4) Vgl. oben S. 655.
5) Dritte Nachricht von dem Fortgang des neuen Bergbaues zu Ilmenau, datirt vom 18. März 1788 und am Abend an G. gesandt.
6) Friedrich Wilhelm Heinrich von Trebra, Oberberghauptmann zu Freiberg; vgl. oben S. 667.
7) Der Brief ist von Goedeke in der „Zeitung für Norddeutschland" 1849, Nr. 295 mitgetheilt.

Ich glaube gern, daß Ihnen Manches selbst Mißvergnügen gemacht hat, und weiß recht gut, daß bei einem solchen Unternehmen sich manche Hindernisse in den Weg legen. Ich halte mir ein Exemplar, in welches ich, wie es die Zeit erlaubt, hineinschaue, um alle Druckfehler, Auslassungen und was mir sonst vorkommt, zu korrigiren und zu notiren. Es ist dieses eine gute Vorarbeit zu einer künftigen Ausgabe.

„Heute geht der letzte Akt Claudinens an Herrn Herder ab. Leider kann ich nur, und das knapp genug, den fünften Band zur Ostermesse bringen. Als ich nach geendigtem Egmont die beiden Singspiele Erwin und Claudine durchsah, um mit kleinen Korrekturen nachzuhelfen, sah ich gar bald, daß ohne völlige Umarbeitung aus beiden Stücken nichts werden konne. Ich entschloß mich dazu und werde erst in dem Augenblicke fertig. Das Publikum wird, hoffe ich, zufrieden sein, in diesem Bande nicht allein Egmont als ein Ganzes, sondern noch dabei zwei neue Singspiele zu finden. Von den Skizzen der ersten Ausgabe ist nur der Name und einige Liedchen übrig geblieben. Der folgende Band wird wahrscheinlich Tasso, Lila, Jery und Bätely und die Fischerin enthalten. Mit diesen Stücken geht es mir nicht besser als mit obgenannten Operetten; ich muß sie ganz umarbeiten, wenn sie in Gesellschaft der vorigen Bände sich nicht schämen sollen. So wird man aus Einem ins Andere geführt. Die schwerste Arbeit, die mir bevorsteht, ist Faust. Doch Eins nach dem Andern. Die vermischten Gedichte zum letzten Bande habe ich auch schon gesammelt und meist zusammengeschrieben; doch will auch dieser achte Band wohl ausgedacht und ausgeziert sein.

„Die Kupfer zu den drei folgenden Bänden hoffe ich auch hier stechen zu lassen. Wenn's möglich ist, so lass' ich sie bald und alle nach einander machen; denn Herr Lips hat einen Ruf nach Florenz erhalten. Für die beiden Platten zum dritten und fünften Bande erhält Herr Lips 8 Karolin oder französische Louisd'or. Wollen Sie wegen der zwei Vignetten zur Iphigenie noch etwas zulegen, so wird es ihn freuen. Künftig will ich auch für die Titelvignetten hier sorgen lassen, damit Alles mehr Einheit habe. Wollen Sie das Geld für Herrn Lips zugleich mit dem Betrag des fünften Bandes an den Kammerkalkulator Seidel auszahlen, so kann ich Herrn Lips befriedigen. Den Buchhändler Chiapponi und Signor Riorrazzi kenne ich nicht.

„Die Literatur-Zeitung wird künftig regelmäßig literarische

Beiträge aus Italien erhalten.[1]) Herr Legationsrath Bertuch kann Ihnen von den interessantesten Werken jedesmal, wenn Sie ihn darum ersuchen, einige Notiz geben.

„Ich sehne mich recht nach der Vollendung unserer Ausgabe der acht Bände, um alsdann an neue Arbeiten zu gehen. Sie können denken, was für eine Menge Stoff ich dies Jahr gesammelt habe, mehr, als ich je zu verarbeiten hoffen kann.

„Herr Legationsrath Bertuch schreibt mir, daß Sie eine liebenswürdige Braut gefunden haben; ich wünsche Ihnen das beste Glück zu dieser Verbindung. Leben Sie recht wohl!

„N. S. Allem Irrthum auszuweichen, notire ich nochmals: Der fünfte Band, wovon das Titelkupfer schon in Herrn Herder's Händen ist, enthält: Egmont, Klaudine von Villa Bella, Erwin und Elmire."

Denselben Tag schrieb Goethe

An Seidel.

„Mit der heutigen Post geht an Herrn Herder der dritte Akt Klaudinens ab. Der ganze fünfte Band ist nun in seinen Händen. Mache nur Deine Sache mit Göschen und sorge, daß Du das Geld gegen den letzten Theil des Manuskripts gleich erhaltest. Gieb es nicht eher aus der Hand; Du brauchst Dich nur auf Deinen Auftrag zu berufen.

„Nun habe ich wegen Fritzens etwas mit Dir zu reden. Ueberlege doch, ob Du Zeit, Muße und Lust hast, Dich seiner anzunehmen und ihm einigen Unterricht zu geben. Ich wünsche es besonders, da ich noch nicht weiß, wie es aus Ostern mit mir wird. Mein Gedanke wäre, daß Du ihm von dem Rechnungswesen im Allgemeinen Begriffe gäbest, dann im Besondern, was zu dieser und jener Art, besonders bei Kammern und Aemtern, nöthig ist, um ihn in den Begriff setzest von dem, was bei einem Rechnungsamt vorkommt, seine Fähigkeit zum Mechanischen prüftest, um abzusehen zu sehen, wo sein Genie hinaus will. Du könntest ihm einen sinnlichen Begriff von den Einkünften des Fürsten geben, von der Art, wie sie zu erheben, zu verwahren, zu berechnen sc. genug, um mit praktischem, lebendigem Sinne in den Bücher kameralistischer Beschäftigungen fahren und mir

[1]) Dies verwirklichte sich nicht. Der Jahrgang 1788 hat nur zwei Mittheilungen von Bertuch aus Rom (Nr. 4. 24.), wie solche auch aus Neapel und Sicilien sich finden.

ſchriftlich oder mündlich Deine Gedanken ſagen. Du findeſt wol Zeit hiezu und übernimmſt wol gern dieſes Geſchäft, das löblich iſt und wodurch Du mir eine Sorge abnimmſt. Denke zugleich an ſein phyſiſches Wohl und mache Dir eine Angelegenheit, zu ſehen, wie es mit der Entwicklung ſeiner Kräfte geht und wird. Sprich Frau von Stein über das Alles: ich habe ihr ſchon deshalb geſchrieben. Du begreifſt meine Abſicht und wirſt ſie gut durchdenken und ihr entgegenarbeiten. Haſt Du nur einen vierwöchentlichen Verſuch gemacht, ſo läßt ſich weiter und beſtimmter[1]) über die Sache handeln.

„Ueber Deine mikroſkopiſchen Beobachtungen und noch mehr über Deine Gedanken dabei müſſen wir uns dereinſt umſtändlicher erklären: es ſind zu zarte Sachen, und die Beſtimmung der Worte und Ausdrücke verlangt große Genauigkeit, die in Schriften kaum, in Briefen nie erhalten werden kann.

„Du wirſt von Göſchen auch noch außer dem ſtipulirten Gelde für den fünften Band eine Summe für die Kupferſtiche erhalten. Ich ſchicke zugleich die Quittungen aufs Oſterquartal,[2]) damit Du Alles berichtigen kannſt; denn ich wünſche, daß Du mir 250 Scudi an Herrn Hofrath Reiffenſtein auszahlen laſſeſt. Wenn das Geld Oſtern hier iſt, ſo iſt es gut. Grüße Collina und gieb ihm einliegendes Blatt; er wird Dir die Summe von 16 Scudi zahlen, die er mir ſchuldig iſt. Lebe wohl und laß mich hören, daß Du wohl biſt und mich liebſt!"

121. Vom 10. bis zum 16. Februar. Aus dieſer Woche giebt G. (S. 473) einige Zeilen vom 16ten an Herder, in welchen des herzoglichen Briefes vom 24. Januar gedacht wird; ſeltſam aber, daß er jenes Briefes erſt drei Wochen ſpäter Erwähnung thun ſoll. Wir glauben, daß die Zeilen, wie ſie hier ſtehen, der Redaktion ihren Urſprung verdanken.

An demſelben Tage ſchrieb Goethe

An den Herzog.[3])

„Als ich Ihre liebe Hand unter einem Umſchlag von Frau von

1) Es muß es ſtatt Beſtimmtes heißen.
2) In verſchiedene Kaſſen. Vgl. oben S. 895 f.
3) Den Brief hat M. Bernays in der Zeitſchrift „Im neuen Reich" 1871, II. 941 ff. nebſt einleitender Bemerkung abdrucken laſſen, mit Unterdrückung einiger Stellen im erſten Abſatze, wodurch leider das Verſtändniß der unmittelbar folgenden Stelle unmöglich gemacht iſt. Wir geben den Brief vollſtändig.

IV.*)

Ach, neige,
Du Schmerzenreiche,
Dein Antlitz gnädig meiner Noth!

Das Schwert im Herzen,
Mit tausend Schmerzen
Blickst auf zu Deines Sohnes Tod.
Zum Vater blickst Du,
Und Seufzer schickst Du
Hinauf um sein' und Deine Noth.

Wer fühlet,
Wie wühlet
Der Schmerz mir im Gebein?
Was mein armes Herz hier banget,
Was es zittert, was verlanget,
Weißt nur Du, nur Du allein!

Wohin ich immer gehe,
Wie weh, wie weh, wie wehe
Wird mir im Busen hier!
Ich bin, ach, kaum alleine,
Ich wein', ich wein', ich weine,
Das Herz zerbricht in mir.

Die Scherben vor meinem Fenster
Bethaut' ich mit Thränen, ach,
Als ich am frühen Morgen
Dir diese Blumen brach.

---

*) Gretchen erscheint an einer Stelle des Zwingers (der Stadtmauer), wo sich in einer Mauerhöhle ein Andachtsbild der Mater dolorosa befindet, und steckt frische Blumen in die vor demselben stehenden Blumenkrüge.

Das „Schwert im Herzen" ist Tradition der katholischen Kirche. Auf Gemälden und im Kirchenliede wird Maria mit dem Schwerte durchbohrt dargestellt; z. B. in dem von Tünner (Faust, S. 154) angeführten Stabat Mater von Jacoponus von Todi heißt es:

Christi Mutter stund mit Schmerzen
Bei dem Kreuz und weint' von Herzen,
Da ihr lieber Sohn anhing.
Voller Peine, voller Quale
War ihr' ganz betrübte Seele,
Sie ein scharfes Schwert durchging. L.

Stein erblickte, dachte ich ein Wort aus Weimar von Ihnen zu erhalten; es war noch aus Mainz; es erfreute mich recht, da es mir Ihre Wiedergenesung versichert. Ich war gutmüthig genug, bei Lesung Ihres Briefes, den mir der Kurier[1]) brachte, an Hämorrhoiden zu denken, und sehe nun freilich, daß die Nachbarschaft gelitten hat. Wenn nur durch diese verdrießliche Inokulation alles Böse auf einmal aus dem Körper getrieben worden ist! Ich werde nicht verfehlen, mit dem geheimnißvollen Sigillo ☽ ♎ ♈ Ω ♏[2]) den bösen Geistern zu trutzen. Sie schreiben so überzeugend, daß man ein cervello tosto[3]) sein müßte, um nicht in den süßen Blumengarten gelockt zu werden. Es scheint, daß Ihre guten Gedanken unterm 22. Januar unmittelbar nach Rom gewirkt haben; denn ich könnte schon von einigen anmuthigen Spaziergängen erzählen. So viel ist gewiß und haben Sie, als ein Doctor longe experientissimus, vollkommen Recht, daß eine dergleichen mäßige Bewegung das Gemüth erfrischt und den Körper in ein köstliches Gleichgewicht bringt. Wie ich solches in meinem Leben mehr als einmal erfahren, dagegen auch die Unbequemlichkeit gespürt habe, wenn ich mich von dem breiten Wege auf den engen Pfad der Enthaltsamkeit und Sicherheit einleiten wollte.

„Ich habe seither fleißig an meinen Operibus fortgeboſſelt und getüftelt. Erwin, Klaudine, Lila, Jery ist Alles in bester Ordnung, auch meine kleinen Gedichte so ziemlich. Nun steht mir fast nichts als der Hügel Tasso und der Berg Faustus vor der Nase. Ich werde weder Tag noch Nacht ruhen, bis Beide fertig sind. Ich habe zu Beiden eine sonderbare Neigung und neuerdings wunderbare Aussichten und Hoffnungen. Alle diese Rekapitulationen alter Ideen, diese Bearbeitungen solcher Gegenstände, von denen ich auf immer getrennt zu sein glaubte, zu denen ich fast mit keiner Ahnung hinreichte, machen mir große Freude. Dieses Summa Summarum meines Lebens giebt mir Muth und Freude, wieder ein neues Blatt zu eröffnen.

„Die Charaktere, die Sie mir schildern, sind sehr interessant und neu wie Alles, was recht gesehen und recht gesprochen ist.

1) Am 24. Januar.

2) Der Herzog muß kaum von dieser Beschwörungsformel gegen das Uebel gesprochen haben. Die Zauberbücher, wie die Clavicula Salomonis, „Faust's Höllenzwang", sind voll von solchen Siegeln. Die Formel bedeutet mit dem Zeichen des Merkur, dann folgen die Bilder der Wage und der drei folgenden Zeichen Jungfrau, Löwe und Skorpion. Merkur deutet auf das Heilmittel, die Wage auf die Herstellung.

3) Ein dürres Gehirn.

So viel weiß ich, daß ich subito, wenn die acht Bände absolvirt sind, den Wilhelm ausschreibe, und zwar an Ihrer Seite, und wenn's im Aschersleben[1]) sein sollte. Gebe der Himmel, daß ich mich nie wieder appelantire, und wenn Sie fortfahren wollen, als Leibarzt an mir zu handeln, so sollen Sie Freude, wenigstens an der Folgsamkeit des Patienten haben.

„Ihre Nachfrage nach Raphael's Schädel erinnert mich an meine Versäumniß. Diese köstliche Reliquie habe ich noch nicht besucht, noch das schöne Bild von ihm [nicht] gesehen, das in der Akademie von St. Luca hängt. Ich will nächste Woche hingehen und mich bei Rath Reiffenstein erkundigen, welche Wege man einzuschlagen hat, um den Schädel formen zu lassen. Ihre anderen Aufträge werde ich besorgen. Noch immer hoffe ich auf eine antike Nemesis.[2]) Mir sind sonst artige Steinchen in die Hände gekommen. Ich habe etwa funfzig, unter denen fünfe sind, die Einem immer Spaß machen können. Der Stein mit den Kriegern[3]) war nicht zu haben. Der Händler wollte keinen Preis recht angeben und hat ihn nun an einen seiner Kunden geschickt, von dem er einen fortwährenden Auftrag hat. Die beiden Blätter Kupferstiche will ich gleich ins Haus nehmen und sie recht studiren, ob die Abdrücke das Geld werth sind. Ich irrte in meinem letzten Brief,[4]) der St. Lorenz ist nur von Marc-Anton, aber das Blatt der Blätter. Man würde schon vergnügt sein, einen Fetzen davon zu besitzen. Der Kindermord ist von einem gleichzeitigen trefflichen Kupferstecher. Beide nach Baccio Bandinelli.

„Sobald die Platanen bei Remi Blätter haben, will ich mir zur Pflicht machen, den famosen Trog mit dem Beiwesen zu zeichnen. Ueberhaupt hoffe ich nun balde mit etwas Gedachterem und Ausgeführterem aufwarten zu können.

„Ich weiß nicht, soll ich mir's zur Tugend oder zum Fehler rechnen, daß ich, ohngeachtet Sie so bestimmt als gütig meinen längeren Aufenthalt in Italien voraussetzen, noch von Weimar aus die Bestätigung Ihres Willens erwarte, eh ich mich recht breit hier niederzusetzen wage.

„Das Kupfer von Egmont ist von Angelika gezeichnet, von Lips gestochen; es freut mich, wenn es Ihnen gefällt. Ich kann die Stunde nicht erwarten, bis Sie Egmont gelesen haben

1) In der Garnison des Herzogs.
2) Vgl. oben S. 701, 855.
3) Den Herakliden; vgl. oben S. 992.
4) Vom 3. Dezember.

und ich Ihre Meinung darüber vernehme. Empfehlen Sie mich Ihrer Frau Gemahlin auf das Angelegentlichſte und fahren Sie fort, in Liebe meiner zu gedenken! Ihre Briefe ſind wie die Tramontane, ſie machen den Himmel heiter."

Auf denſelben Tag fällt G.'s Brief

An Fritz Stein.

„Du hätteſt lange einen Brief von mir haben ſollen; denn die Deinigen erfreuen mich ſehr; auch denke ich oft an Dich, und wenn ich meinem zweiten Fritz etwas zu Liebe thue, ſo thu' ich im Herzen es mit um Deines Namens willen. Dieſer zweite Fritz iſt um zehn Jahre älter als Du und eben auch ein vernünftiger Kindskopf. Du wirſt Dich gut mit ihm vertragen, wenn Du ihn einmal zu ſehen kriegſt. Er hat mich auch recht lieb. Da er einen erſtaunlichen Abſcheu für Schnee, Eis u. ſ. w. und Allem, was nach Norden ſchmeckt, empfindet (er iſt ſehr jung nach Rom gekommen), ſo iſt der Abendſegen: „Die Zwillinge ſind in der Nähe", auf ſeinen Zuſtand abgeändert worden. Und wenn er Abends bei Tiſche anfängt einzuſchlafen, ſo wird Folgendes recitirt:

Der Segen wird geſprochen.
Die Rieſin liegt in den Wochen,
Die Wölfe ſind ausgekrochen,
Sie liegt zwiſchen Eis und Nebel und Schnee,
Tränke gerne Eichela- und Rübenkaffee,
Wenn ſie ihn nur hätte.
Da läuft die Maus!
Kind, geh zu Bette
Und löſche die Lichter aus!

„Ich werde mich freuen, wenn ich dieſen Abendſegen einmal über Dich ſprechen kann. Recitire ihn Herders und Fräulein Göchhauſen. Wenn Du durch Thurneiſen die Sepia erhältſt, ſo gieb ein paar Stückchen an Herrn Rath Bauſe.[1]) Es war nicht artig von ihm, daß er ohne Anfrage Deine Zeichnung radirt hat; indeſſen mag es gut ſein. Die Kryſtalliſationen liegen, wie Ihr vermuthet, im Marmorſchränkchen, im Kabinet, wo Tiſchbein's Bild[2]) hängt. Der Schlüſſel iſt größer als die zu den übrigen Steinſchränken und ſollte bei ihnen an einem Bunde ſein.

1) Vgl. S. 808.
2) Goh von Berlichingen und Weislingen, Kupferſtich von Weſtermayr.

„Das Karneval iſt recht luſtig abgelaufen; es war ſchön Wetter und das Volk vergnügt, ohne ausgelaſſen zu ſein, außer den letzten Abend der Moccoli, wo ein toll Geſchrei und ein precipizio war, das ſich nicht denken läßt, doch iſt Niemand dabei zu Schaden gekommen. Angelika hat Dein dabei gedacht und Dich zu uns in den Wagen gewünſcht.

„Was Du aus meinem Hauſe brauchſt, das nimm zu Dir; ich freue mich, wenn Dir etwas von dem Meinigen nützlich iſt. Unſere kleine Haushaltung geht recht ordentlich. Herr Kayſer komponirt die Symphonie, die Lieder und Zwiſchenſpiele zu Egmont. Herr Schütz von Frankfurt malt ein Bild und zeichnet mancherlei, Herr Burz aus Hanau, ſonſt Fritz der Zweite, macht Zeichnungen nach Michael Angelo in der Kapelle Sixtina.[1] Unſere Alte kocht, unſer Alter (der Vater von Filippo) ſchleicht herum, die hindernde Magd ſchwätzt mehr, als ſie thut, ein Bedienter, der Exjeſuit iſt, beſſert die Röcke aus und wartet auf, und das Kätzchen bringt viele Lerchenköpfe, die oft gegeſſen werden. Es fehlt Niemand als Du, um von Allen zu lernen und an Allem Theil zu nehmen.

„Du ſchriebſt neulich von einem Grab der Miß Gore[2] bei Rom. Vor einigen Abenden, da ich traurige Gedanken hatte, zeichnete ich meines bei der Pyramide des Cestius. Ich will es gelegentlich fertig tuſchen, und dann ſollſt Du es haben. In einigen Tagen werde ich dagegen luſtige Gegenden aus Neapel und Sizilien in farbigen Zeichnungen[3] erhalten, die alle betrübte Gedanken vertreiben ſollen. Ich habe wieder allerlei Steinchen gefunden, ein recht ſonderbares, womit ich dieſen Brief ſiegeln will. Ein Adler, der an der Bruſt ein Löwenhaupt und hinterrücks einen Widderkopf trägt. Du kannſt es mit einem Mikroſkop anſehen; die drei Köpfchen ſind gar natürlich gemacht, und über dem Widderkopf geht eine Kornähre in die Höh.[4] Was ſich die Alten dabei gedacht haben, mag der Himmel wiſſen.

„Lebe recht wohl und grüße alle Freunde, beſonders Deine Großeltern, die Tanten und die Onkels, Lottchen Lengefeld, Frau

---

1) Vgl. oben S. 390.

2) Der Tod dieſer Tochter muß ſpäteſtens Januar 1776 erfo[illegible] ſein, wo Gore Italien verließ.

3) Von Kniep.

4) Ein Onyx von drei Lagen, ausgezeichnet ſchön gearbeitet, noch jetzt in G.'s Sammlungen. Vgl. Schuchardt, II. S. 7, Nr. 42.

von Lichtenberg, Frau von Kalb[1]), Frau von Egloffstein,[2]) und wer sonst meiner gedenken mag. Schreibe mir immer und laß Dich nicht verdrießen, wenn ich nicht immer, nicht gleich antworte. Bei Herrn Rath Bertuch wirst Du Masken des Römischen Karnevals setzen,[3]) die lustig genug sind. Lebe wohl!"

122. Vom 17. bis zum 29. Februar. Aus dieser Zeit erhalten wir nur einen Brief an Herder (S. 473f.). — Drouais. Vgl. S. 848. — Von etwa fünfundzwanzig Jahren. Vgl. Meyer, a. a. O. S. 315. Er war 1763 geboren. — Amor als Landschaftsmaler (S. 474). Das Gedicht erschien im achten Bande von G.'s Schriften in der zweiten Sammlung unter der Ueberschrift „Amor ein Landschaftsmaler" (in unserer Ausgabe Bd. II. S. 186). Vgl. meine Erläuterungen, III. 506 ff. — Schließen den achten Band. Bei der wirklichen Herausgabe folgte auf sie noch das Drama „Künstlers Erdewallen" mit dem neu dazu gedichteten Drama „Künstlers Apotheose" und das Bruchstück „Die Geheimnisse". — Morgen frühe. Vgl. S. 479; denn der dort genannte Sonntag war der 24. Februar, der dritte Sonntag vor Ostern, Lätare genannt, weil der Gottesdienst an demselben mit dem Gesange Laetare, Jerusalem (Jesaias 66, 10) beginnt.

Von sonstigen Briefen aus dieser Zeit ist nichts erhalten, als folgendes „Pour Madame Angelica" adressirte, jedenfalls in den Februar gehörende Billet.[4])

An Angelika Kaufmann.

„Es scheint, daß man in dem Studio de' Tedeschi incontro al Rondanini von einer Extremität zur andern gehe. Vorige Woche zeichnete man die Menschen, wie sie Gott erschaffen hat, und diese Woche will man sie ganz in Stahl und Eisen kleiden. Nach diesem Eingang folgt eine Bitte, theuerste Freundin. Besitzen Sie ein Kupfer, worauf ein Held in nordischer Rüstung, das heißt von Kopf zu Fuß gewaffnet, vorgestellt wird, so bitte ich darum auf einige Tage. Es ist eine sonderbare Zauber-

1) Charlotte von Kalb war im vorigen Jahre nach Weimar gekommen.

2) Die am Weimarer Hofe bekannte Familie Egloffstein aus Franken hatte sich in Weimar vor Kurzem niedergelassen. Vgl. Düntzer, „Zwei Bekehrte", S. 337. Die hier genannte Frau von Egloffstein ist die Mutter des 1787 zuerst als Reiseruugsassessor und Hofjunker im Weimarer „Hof- und Adreßkalender" erscheinenden Heinrich Christoph von Egloffstein.

3) Vgl. oben S. 872, 905.

4) In Hirzel's Sammlung. Nur der Anfang ist bisher gedruckt.

geſchichte in Arbeit, welche ich Sonntags vorzulegen hoffe. Am Sbagliren[1]) wollen wir's nicht fehlen laſſen, in Hoffnung einmal zu treffen. Ich bitte nicht um Vergebung; denn ich habe einmal Generalpardon. Leben Sie beſtens wohl!"

123. Bericht (S. 475—478). Soeben eingeſchalteten Aufſatz. Hiernach ſollte „Das Römiſche Karneval" wol unmittelbar unſerm Bericht vorangehen. Wir hörten bereits, daß Bertuch Abbildungen von Masken von G. ſich erbeten hatte. Vgl. S. 905. — Georg Schütz, der raſcher zu arbeiten gewohnt war als der ſorgfältige Burg. — Melchior Kraus, Georg Melchior K., G.'s Landsmann, geboren am 26. Juli 1733. Vgl. Werke, Bd. XXIII. S. 97 ff., 217 f. — Zur erſten Ausgabe bei Unger. Gedruckt bei Johann Friedrich Unger. Weimar und Gotha. In Kommiſſion bei Karl Wilhelm Ettinger 1789. Sie enthält zwanzig illuminirte Kupfertafeln nebſt einer Vignette. — Auf dem Venetianiſchen Platz (S. 476), am Ende des Corſo vor dem bei der Kirche San Marco gelegenen ſogenannten Palazzo di Venezia, den Klemens VIII. der Republik Venedig für ihren Abgeſandten geſchenkt hatte. — Der Senator von Rom (S. 477), Fürſt Abondio Fauſtino di Rezzonico. Vgl. Werke, Bd. XVI. S. 313, oben S. 916, und Herder's Reiſe, S. 182, 202. „Die Stelle des Senatore di Roma iſt eine von den angeſehenſten; es kann ſie aber kein geborener Römer bekommen, ſondern man muß wenigſtens vierzig Meilen von der Stadt geboren ſein. 1765 ſtarb der Senator Bielke, ein Schwede. Nach deſſen Tod ernannte der Papſt einen ſeiner Nepoten Rezzonico dazu, welcher im folgenden Jahre ſeinen Einzug hielt." Volkmann, II. 512 f. Er iſt Vorſitzer des aus ihm, drei Conſervatori und einem Abgeordneten der Stadt beſtehenden Gerichtshofes, vor den alle die Geſetze und Statuten der Stadt betreffenden Sachen gehören. Vgl. Moritz, III. 266 ff.; Stolberg, VII. 176. Der Fürſt hatte ihm Grüße vom Gothaer Hofe und der Herzogin von Weimar gebracht. — Herr und Frau von Diede. Geheimrath D. auf Ziegenberg, deutſcher Geſandter zu Regensburg; er und ſeine fein gebildete Gattin waren am Gothaer Hofe ſehr angeſehen; G. hatte in Weimar und Gotha mit ihnen verkehrt. Vgl. „Briefe an Frau von Stein", II. 176—178. Schon im Winter 1782 hatten ſie Italien beſucht. — Auf der Kapitoliniſchen Wohnung. Der Palaſt des Senators iſt das

1) Nach sbagliare, ſich irren, fehlen.

Mittelgebäude des Kapitol's. „Man steigt in das erhöhte erste Stockwerk auf einer Treppe, die mit einem schönen Springbrunnen verziert ist. In der Mitte ist eine triumphirende Rom (Roma triumphans) von parischem Marmor, mit Porphyr bekleidet, auf beiden Seiten zwei kolossalische liegende Flußgötter, der Nil und der Tiber." Stolberg, VII. 156 f. — Unseres Freundes (S. 478). Es kann unter dieser auffallend allgemeinen Bezeichnung nur Meyer gemeint sein, wie auch Musculus annimmt. Meyer sagt in seinem oft angeführten „Entwurf", wo er S. 273 ff. ausführlich über Mengs handelt: „Die besten [seiner Oelgemälde] sind diejenigen, bei welchen er die großen Meister der Venezianischen Schule zum Muster nahm; sie haben wenig Schatten und vortrefflichen warmen Ton. Das Bildniß des Papstes Rezzonico ist von dieser Art und eins der trefflichsten Werke seines Pinsels."

124. Vom 1. bis zum 15. März (S. 479—485). — Den 1sten. Der Brief ist an Herder gerichtet. — Sonntags. Vgl. oben S. 474, 935. Daß der Papst an diesem Sonntag auch die goldene Rose weihte, übergeht G. — Gemälde von Albrecht Dürer, auf denen der Papst mit den Kardinälen dargestellt war. — Vorigen Sommer, im August. Vgl. S. 389 f. — Morales, Cristoforo de M. aus Sevilla, unter Paul III., Sänger der päpstlichen Kapelle, von dem sich seit 1543 Motetten, Magnifikate und Messen finden. — Benedetto Marcello (S. 480), geboren 1686 zu Venedig, gestorben zu Brescia 1739. Seine Psalmen gab erst Sebastiano Valle 1803 zu Venedig neu heraus. — Vor funfzehn Jahren. Erst im Spätsommer 1774 war er an die Ausführung des „Faust" gegangen. Nach der Rückkehr von der Schweizerreise (Juli 1775), hatte er noch Einiges daran gearbeitet, seit der Ankunft in Weimar ihn liegen lassen. — Deine Sammlungen der Zerstreuten Blätter (S. 481). In der dritten Sammlung der „Zerstreuten Blätter" waren Herder's Jugendgedichte unter dem Titel „Bilder und Träume" so geordnet erschienen, daß mehrfach Stücke ähnlicher Art auf einander folgten, sonst mannichfaltige Abwechslung herrschte. Doch ist vielleicht auch an die Anordnung der in der ersten und zweiten Sammlung gegebenen acht Bücher „Blumen aus der griechischen Anthologie" zu denken. — Die neue Ausgabe, wol die 1780 zu Parma erschienene Sammlung, da an die deutsche Uebersetzung von Prange (1786) kaum gedacht werden dürfte. — Spekulationen über Farben. In der

„Konfession des Verfassers" am Ende der „Farbenlehre" (Werke, Bd. XXXVI) sagt G., er habe in Italien zuletzt eingesehen, daß man den Farben erst von der Seite der Natur beikommen müsse, wenn man in Absicht auf die Kunst über sie etwas gewinnen wolle. Daselbst wird erzählt, wie Angelika mit Bezug auf seine Behauptung, das Blau sei keine Farbe, eine kleine Landschaft ohne Blau gemalt habe. — Die Galerie Borghese (S. 481). „Der Borghese'sche Palast liegt am Porto di Ripetta etwas gegen Mittag und ist in Ansehung der Malerei der wichtigste in Rom." Vgl. Volkmann, II. 387 ff.; Archenholz, V. 70 ff.; Stolberg, VII. 244 ff. Des Besuches dieses Palastes ist bei der Lückenhaftigkeit der Mittheilungen bisher gar nicht gedacht. — Den 8ten. Sonntags. Es war der 2te gewesen. — Der Akademie San Luca (S. 482) bei der Kirche San Martino e Luca in der Rione di Campitello; Sixtus V. räumte Kirche und Kloster den Malern ein. Drei Säle sind hier mit Gemälden, Thonmodellen und Basreliefs gefüllt, welche Mitglieder der Akademie gemacht; auch finden sich daselbst Bilder von Guido Reni, Carlo Maratti und Salvator Rosa. Hierher hat man auch Raphael's Lucas, der die Madonna abmalt, gebracht. Als eine Art Heiligthum, bemerkt Volkmann, wird hier die Hirnschale Raphael's, worunter die in der Rotonda bei seinem Grabmal angezeigten Verse:

Ille hic est Raphael, timuit quo sospite vinci
Rerum magna parens et moriente mori,

zu lesen, aufbewahrt. Vgl. Moritz, I. 214 f. Im Briefe an den Herzog vom 16. Februar (oben S. 931) hatte G. demselben versprochen, gleich nächste Woche nach San Luca zu gehen. — Diese Reliquie scheint mir ungezweifelt. Der Schädel war aus einem Grabe genommen. Vgl. den Brief an den Herzog vom 6. Mai. Daß derselbe nicht von Raphael ist, steht seit der 1833 erfolgten Aufdeckung von Raphael's Grab im Pantheon fest, da man dort noch den Schädel fand. Abgüsse und die Form selbst kamen nach Weimar. Am 6. April 1789 schreibt G. dem Herzog, seine Erotika seien zufällig unter Raphael's Schädel gekommen, wo sie auch, um des Ominosen willen, liegen bleiben sollen. Im Jahre 1794 überließ er einen Abguß an den Professor van Goens in Utrecht. Vgl. Lindau's „Gegenwart" 1875, VII. 296 f., wo Goulon statt Gaul zu lesen ist. — Das Bild. Man hält es jetzt für die Arbeit eines Schülers von Raphael. Vgl. Förster, II. 244. — Das Kapitol, das Kapitolinische

Museum. — Cavaceppi's (S. 482). Bartolommeo C. hatte schon seit 1735 die Kunst der Restauration geübt; 1755 hieß er il celebre ristauratore. Er stand mit Friedrich dem Großen in Verbindung und war Winckelmann's Freund. Vgl. Justi, II. 323 f. Volkmann (II. 838) rühmt nicht blos seine geschickten Ergänzungen, sondern auch seine eigenen Statuen. Vgl. Meyer, S. 288, der seine höchste Blüthe zwischen 1760 und 1770 setzt. — Visconti. Antonio Eugenio V. aus Mailand, weshalb auch seine Exequien in der den Mailändern gehörenden, auf Kosten Mailändischer Kardinäle erbauten Kirche San Carlo al Corso (nach San Ambrogio Carlo di Lombardo genannt) gehalten wurden. — Auf morgen, Palmsonntag. — In meinem neuen Kabinet, auf dem oberen Stocke. Vgl. S. 499 f. — Den 15ten (S. 483—485). Auch aus der Woche vor Palmsonntag haben wir nur einen Brief, gleichfalls an Herder. — Auf äußere Veranlassung. Auffallend ist es, daß G. dem Freunde unbestimmt von einer äußern Veranlassung sprechen soll. Wenn er ihm den Antrag des Herzogs noch nicht mittheilen durfte, so konnte er sehr wohl diesen Punkt ganz verschweigen. Eher würde eine solche Andeutung im Tagebuch an der Stelle gewesen sein, und vielleicht ist diese Aeußerung aus demselben hier eingeschoben. — Palestrina. Giovanni Pier Luigi (oder Pietro Aloisio) da P., 1524 zu Palestrina geboren, der 1540 als Chorknabe nach Rom gekommen, gab der in Verfall gerathenen geistlichen Musik den höchsten Schwung: der nach ihm benannte Stil wurde der herrschende, und er ist bis heute der klassische Meister desselben geblieben. Er starb am 2. Februar 1594. — Motett. Sein Lamentabatur Jacob. — Einer Fremden. Vielleicht soll es eines oder einiger Fremden heißen. — Einen Fuß modellirt (S. 484). Noch am 14ten schrieb er, daß er daran fort modellire. Moser (Westphälische Beiträge 1789, Nr. 11, Werke, V. 27) berichtet: „Nachdem die Unterhaltung sich wieder auf einen andern Gegenstand gewandt hatte, erzählte Jemand, G. habe vorigen Sommer [?] in Rom einen Fuß bossirt, den die dortigen Kenner für ein Meisterstück des Alterthums gehalten." — Drei, vier Künstler, außer Meyer wol Bury, Lips und Rehberg. — Raphael's Villa, auch Villa Olgiati und Nelli genannt. Die sogenannte Villa Rafaelle Margarita, im Garten Borghese, deren Besitzer unbekannt geblieben, ward 1848 zerstört, nachdem der Fürst Borghese mehrere der dortigen Wandgemälde hatte aussägen und in seinen Palast bringen lassen. Richtiger als hier

spricht G. S. 533 von dem Zimmerchen der Villa, welche Raphael mit seiner Geliebten bewohnte. — Seine Geliebte (S. 484), die unter dem Namen La Fornarina (die Bäckerin) bekannt ist. Vgl. Förster, I. 261 ff., 335 ff. — Die Villa Albani, die unter Winckelmann's Augen heranwuchs, der in seiner Begeisterung erklärte, sie gehe, die Peterskirche ausgenommen, über Alles, was in neueren Zeiten gemacht worden. Vgl. Justi, II. 1, 306 ff. Auch Niebuhr war davon noch entzückt; vgl. Lebenserinnerungen, II. 279 f. Sonderbar, daß G. erst jetzt diese Villa besuchte, von deren Schätzen an Statuen, Büchern, Köpfen, erhabenen Arbeiten und andern Kunstwerken Winckelmann's Kunstgeschichte voll ist; denn nach der Art seiner Aeußerung sollte man dies glauben; doch mag die ursprüngliche Fassung auch hier geändert worden sein. — Drei Personen (S. 485). Am vorigen 25. Dezember hatte er geschrieben, zwei Menschen, ja drei, dankten ihm während seiner Reise ihre Sinnes- und Lebensänderung und würden sie ihm immer danken, wie er am 18. Februar 1787 sein Bedauern geäußert hatte, Moritz in Rom allein zu lassen. Hier ist wol außer Moritz an Bury und Meyer gedacht.

Auf den 15ten fällt wol der undatirte Brief

An Seidel.[1])

„Beiliegender Brief, den mir der alte Collina gegeben hat und den ich eben lese, ist so zu erklären, daß eben der gute Alte kein Gedächtniß mehr hat und sich keiner Sache mehr erinnert. Denn er hätte sonst wissen können, daß er durch mich an seinen Sohn Briefe schicken kann, ferner daß sein Sohn ihm von der Reise und der Ankunft in Weimar geschrieben hat; denn er hat mir ja alle die Briefe selbst gezeigt. Sage das also Collina, damit er nicht irre wird und glaube, sein Vater habe die Briefe nicht empfangen.

„Deinen Brief vom 25. Februar erhalte ich heut. Ich werde so bald möglich von Rom aufbrechen. Wegen Fritzen vertröst' ich Dir ganz; es soll mich freuen, selbst Zeuge Deiner Bemühungen zu sein und mitzuwirken. Was Klaudinen be-

1) Da G. eben Seidel's Brief vom 25. Februar erhalten hatte, so müßte bei regelmäßigem Postlauf dieser schon am 12ten in seine Hände gekommen sein. Der Herausgeber giebt als Datum „Vom 14. März ungefähr." Aber den Brief des Herzogs mußte G. schon empfangen haben, da er von seiner baldigen Abreise entschieden spricht.

Schien hell in meine Kammer
Die Sonne früh herauf,
Saß ich in allem Jammer
In meinem Bett schon auf.

Hilf! Rette mich von Schmach und Tod!
Ach, neige,
Du Schmerzenreiche,
Dein Antlitz gnädig meiner Noth!

Aus „Götz von Berlichingen."

I.*)

Mit Pfeilen und Bogen
Kupido geflogen,
Mit Fackel im Brand,
Wollt' muthlich kriegen
Und männlich siegen
Mit stürmender Hand.
Auf! Auf!
An! An!
Die Waffen erklirrten,
Die Flügelein schwirrten,
Die Augen entbrannt.

Da fand er die Busen
Ach leider! so bloß;
Sie nahmen so willig
Ihn All' auf den Schooß.
Er schüttet die Pfeile
Zum Feuer hinein,
Sie bersten und drucken
Und wiegten ihn ein.
Hei, eio! Popeio!

II.**)

Berg auf und Berg ab und Thal aus und Thal ein,
Es reiten die Ritter,
Ta! Ta!

*) Erste Ausgabe, 1773, S. 63. — Am Anfange des zweiten Akts singt Weislingen's Page dieß Lied zur Laute.

**) Dieß Lied findet sich in dem ersten Entwurfe d. Götz vom Ende des Jahres 1771, in den „Nachgel. W." 1833 veröffentlicht, die Stelle des vorigen.

trifft, so fehlen Dir einige Daten, das Stück ganz richtig zu beurtheilen.[1]) Habe ich eine fette Oper gemacht, so ist mein Zweck erreicht. Du bist ein prosaischer Deutscher und meinst, ein Kunstwerk müsse sich verschlingen lassen wie eine Auster. Weil Du die Verse nicht zu lesen verstehst, denkst Du, es solle Niemand in Versen schreiben. Wäre diese Klaudine komponirt und vorgestellt, wie sie geschrieben ist, so solltest Du anders reden. Was Musikus, Akteur und Dekorateur dazu thun müssen, und was es überhaupt heißt, ein solches Ganze von seiner Seite anzulegen, daß die übrigen mitarbeiten und mitwirken können, kann der Leser nicht hinzuthun und glaubt doch immer, er müsse es können, weil es geschrieben oder gedruckt ist. Davon mehr, wenn wir uns wiedersehen, wie auch über Deine salinischen Beobachtungen. Du wirst Dich ereifern, wenn ich Dir sage, daß ich noch gar nicht überzeugt bin, daß ich Dich vielmehr gewiß zu überzeugen hoffe. Es versteht sich, daß ich alle Deine Beobachtungen als wahr annehme und andere Folgerungen daraus ziehe.

„Lebe wohl! NB. Der alte Collina fängt seinen Brief an: Caro padre. Auch daraus ist zu ersehen, wie schwach der gute Alte ist.

„Das in dieser Schachtel Enthaltene wirst Du austheilen, wie die Aufschriften lauten. Wegen der Samen, die Du Jentschen[2]), zu geben hast, bemerke ich nur dieses. Es sind Alles Sträucher und Bäume, welche in hiesiger Gegend den Winter aushalten; schwerlich werden sie unsern Winter dauern, indessen ist ein Versuch immer zu machen. Er wird also wohl thun, die Eicheln ꝛc. so zu stecken, daß sie die ersten Winter zugedeckt werden können. Die Pinien müssen jede einzeln in einen Topf gesteckt und an der Sonne wohl gehalten, auch zuerst vor der Kälte geschützt werden. Durch das Einzelnstecken erleichtert man sich das Verpflanzen. Ich habe diese Art sogar hier gesehen. Die Kerne, die Diospyros Virginiana überschrieben sind, soll er sorgfältig halten. Es ist ein sehr schöner, aber sehr delikater Baum. Wenn ich wiederkomme, läßt sich mehr davon reden; er soll nur im Allgemeinen die Pflanzen zuerst mit Sorgfalt erziehen und vor der Kälte verwahren."

1) Die Kenntniß der Bedürfnisse des lyrischen Theaters. Vgl. S. 463, 472.

2) Dem Holzgärtner. Vgl. Schoen's Archiv, V. 420.

125. Vom 16. bis zum 22. März (S. 485 f.). Die Charwoche. Aus dieser haben wir hier nur einen Brief vom Charsamstag, der an Herder gerichtet scheint. — Den 22sten. Mit Wundern, Bewunderung erregenden Funktionen. — Benediktion. Die feierliche Benediktion der Stadt und der ganzen Welt (Urbi et orbi) von der Peterskirche herab nach der großen Prozession des Ostersonntags. Schon am grünen Donnerstage hatte eine Benediktion stattgefunden; eine dritte erfolgt am Himmelfahrtstage. Vgl. Moritz, III. 217 f. — Die Fußwaschung und die Speisung der Pilger. Vgl. Kephalides, Reise durch Italien und Sizilien, I. 196 ff. — Kapellmusik, in der Sistina, vom Mittwoch bis zum Charfreitag. Vgl. Kephalides, I. 192 ff., 198 ff. — Allegri. Gregorio A., geb. zu Rom 1590, gest. daselbst 1652, der sich unsterblich gemacht hat durch sein Miserere, welches an den Nachmittagen des Mittwoch, Donnerstag und Freitag in der heiligen Woche von einem vierstimmigen Chore gesungen wird. Mozart zeichnete es nach zweimaligem Hören auf und gab es 1771 zu London heraus. — Improperien, von Palestrina. — Jene Veranlassung (S. 486) deutet auf die äußere Veranlassung im Briefe vom 15ten; die Stelle muß ursprünglich anders gelautet haben. Vgl. oben S. 483. — Die Epoche, auf die ich hoffte, reine Einsicht in das Wesen der Kunst, besonders der bildenden. Vgl. S. 472: „Auf dem rechten Wege bin ich" u. s. w. — Von Kniep . . . begleitet hat, ist wol ein späterer Zusatz. Vgl. S. 500, 933. In G.'s Sammlungen befinden sich von Kniep eine ausgeführte Sepiazeichnung, zwei solche Aquarellzeichnungen, ein Federumriß und über sechsundfunfzig Bleistift-Konturen. — Mit entsetzlichem Lärm. Kephalides berichtet vom „Charsonnabendmorgen" (I. 204): „Alles, was ein Schießgewehr oder Kanonenschlag aufbringen konnte, knallte zu Ehren des morgenden Auferstehungsfestes." In den Kirchen wird die Auferstehung erst in der Frühe des Ostertages gefeiert.

Am 15ten hatte G. den Brief des Herzogs empfangen, auf den er erwiderte:

An den Herzog.

„Rom, den 17. März 1788.

„Ihren freundlichen, herzlichen Brief beantworte ich sogleich mit einem fröhlichen: „Ich komme!" So werden meine Hoff-

nungen, Wünsche, und so wird mein erster Vorsatz[1]) erfüllt. Ich fühle ganz den Umfang Ihrer Güte; mein erster und nächster Dank soll eine unbedingte Aufrichtigkeit sein. Die Zartheit, womit Sie mich behandeln, heißt mich alle sogenannte Delikatesse zu vermeiden, welche, genau betrachtet, wol öfter Prätensionen scheinen möchten. Ihrer Frau Mutter hätte ich, wenn Sie es nöthig und schicklich gehalten hätten, gerne meine Dienste in Italien gewidmet, ob ich gleich wohl einsehe, daß ich dabei mehr würde eingebüßt haben, als sie durch meine Gegenwart gewinnen konnte. Doch glaube ich durch manche Vorbereitung auch für Dieselbe nicht ganz unnütze in Italien gewesen zu sein.

„Diese Woche geht im Taumel vorüber, man muß mit dem Strome fortziehen. Sobald uns der dritte Feiertag erschienen ist, mache ich ernstliche Anstalt zur Abreise. Ich erwarte noch Einiges von Neapel,[2]) habe für mich und Andere mancherlei in Ordnung zu setzen, so vielerlei Fäden abzulösen, die sich dieses Jahr angesponnen und seit Ihrem Mainzer Briefe[3]) sich mit einiger Sicherheit fester geknüpft haben. Alles überlegen, glaube ich Ende Aprils gewiß in Florenz zu sein. Ich werde eilen, das Merkwürdigste dieser Stadt, die Arbeiten Correggio's in Parma, sodann Mailand zu sehen und durchzugehen, und wünschte dann über Chiavenna und Chur, über Lindau, Augsburg und Nürnberg den Weg nach Hause zu nehmen. Ich habe meiner Mutter schon die Hoffnung benommen, mich auf der Rückreise wiederzusehen, und habe sie auf eine andere Gelegenheit vertröstet. Sowol noch von Rom aus als auf der Reise werde ich fleißig schreiben und von meinen Zuständen und meiner Wanderung Nachricht geben.

„Wie ich nun nach diesen Aspekten erst in der Hälfte Juni anlangen könnte, so würde ich noch eine Bitte hinzufügen, daß Sie mir nach meiner Ankunft, dem Gegenwärtigen, den Urlaub gönnen wollten, den Sie dem Abwesenden schon gegeben haben. Mein Wunsch ist, bei einer sonderbaren und unbezwinglichen Gemüthsart, die mich sogar in völliger Freiheit und im Genuß des erstehtesten Glücks Manches hat leiden lassen, mich an Ihrer Seite, mit den Ihrigen, in dem Ihrigen wiederzufinden, die Summe meiner Reise zu ziehen und die Masse mancher Lebenserinnerungen

1) Gleich nach Ostern abzureisen.
2) Von Knebel; vgl. S. 933, 941.
3) In welchem er ihm den Antrag wegen der Herzogin Mutter machte; G. hatte den Brief am 24. Januar erhalten.

und Kunſtbetrachtungen in die drei letzten Bände meiner Schriften zu ſchließen.

„Ich darf wohl ſagen: „Ich habe mich in dieſer anderthalbjährigen Einſamkeit ſelbſt wiedergefunden“; aber als was? Als Künſtler! Was ich ſonſt noch bin, werden Sie beurtheilen und nutzen. Sie haben durch Ihr fortdauerndes, wirkendes Leben jene fürſtliche Kenntniß, wozu die Menſchen zu brauchen ſind, immer mehr erweitert und geſchärft, wie mich jeder Ihrer Briefe deutlich ſehen läßt; dieſer Beurtheilung unterwerfe ich mich gern. Nehmen Sie mich als Gaſt auf, laſſen Sie mich an Ihrer Seite das ganze Maß meiner Exiſtenz ausfüllen und des Lebens genießen, ſo wird meine Kraft wie eine neugeöffnete, geſammelte, gereinigte Quelle von einer Höhe nach Ihrem Willen leicht dahin oder dorthin zu leiten ſein. Ihre Geſinnungen, die Sie mir vorläufig in Ihrem Brief zu erkennen geben, ſind ſo ſchön und für mich zur Beſchämung ehrenvoll. Ich kann nur ſagen: „Herr, hier bin ich, mach aus Deinem Knecht, was Du willſt!“ Jeder Platz, jedes Plätzchen, die Sie mir aufheben, ſollen mir lieb ſein; ich will gerne gehen und kommen, niederſitzen und aufſtehen.

„Alles, was ich bisher geſagt und gebeten habe, gründet ſich auf den Begriff, daß Sie meiner jetzt nicht unmittelbar, nicht im Mechaniſchen bedürfen. Ohne die Gewißheit, daß Sie mit meinem Vikarius[1]) höchſt zufrieden ſein würden, hätte ich mich nicht entfernen, nicht ſo lange verweilen können. Er iſt auf alle Fälle ein Mann, zu ſolchen Plätzen geſchaffen, welche ich nur einnahm, um ſie zur rechten Zeit einem Fähigern abtreten zu können. Wie freut mich's, daß ſie gekommen iſt! Ich kann nicht anders, als denen Einrichtungen, welche Sie machen wollen, den vollkommenſten Beifall geben. Die Autorität, Reſponſabilität und der anhaltende unmittelbare Einfluß eines wirklichen Präſidenten iſt auf alle Weiſe nöthig, um die Sachen in Ordnung zu bringen und darin zu erhalten; auch an Wedel'n,[2]) glaube ich, wird Sie Ihre Wahl nicht triegen. Die Kriegskommiſſion[3]) werden Sie doch auch im gegenwärtigen Falle mit dem Präſidio der Kammer verbunden laſſen?

---

1) Schmidt.
2) Kammerherr und Oberforſtmeiſter Otto Joachim Moritz von Wedel, des Herzogs Jugendgenoſſe.
3) Die unter G.'s Leitung geſtanden hatte.

„Die Kassenrevision und die neue Ordnung ist ein treffliches Institut; dadurch wird dem übelgesinnten Diener das Mittel genommen, sich mit dem ungerechten Mammon Freunde zu machen, dem redlichen wird auf einmal aus mancher Verlegenheit geholfen. Hätte ich beim Antritt meiner Interims-Administration mehr Kenntniß des Details in denen damals einigermaßen verworrenen Zuständen, mehr Entschlossenheit bei einem allgemeinen öffentlichen und heimlichen Widersetzen, mehr Festigkeit gehabt, so hätte ich Ihnen manchen Verlust und mir manche Sorge, Verdruß und wol gar Schiefheit ersparen können. Es war nur Ihnen selbst mit der Zeit vorbehalten, zu thun, was unter andern Verhältnissen Andere nur gewünscht hatten.

„Das Verhältniß, das Sie mir zur Kammer erhalten wollen,[1]) ist, ich wiederhole es, so ehrenvoll, daß ich gleich beschämt bin, es anzunehmen, als verlegen, es abzulehnen. Ich habe schon einmal meine Gründe gesagt, warum ich mich zu dem Letzteren neige, und würde sie wieder verstärkt anführen, wenn ich nicht fühlte, daß es beinahe ebenso unbescheiden sei, eine vorzügliche Gunst eigensinnig abzulehnen, als sie hartnäckig erstreben zu wollen. Mein bestes Verhältniß zu Ihrem Oekonomischen wird immer die Freundschaft zu meinem Nachfolger bleiben, die sich, wie ich hoffe, künftig in einem genaueren Umgange immer fester schließen und zu Ihrem Dienste enger verbinden soll. Besonders sehne ich mich recht, mich mit ihm über allgemeine Grundsätze zu besprechen, welche in keiner Session ausgemacht und nur still und ohne Geräusch von einem einsichtsvollen, wohldenkenden und standhaften Mann durchgeführt werden können.

„Da sich nach meiner Rechnung meine Rückkunft bis in die Hälfte Juni verziehen möchte, so ersuche ich Sie, ja alle Einrichtungen, die Sie nöthig finden, so bald als möglich zu machen. In dem Geiste und Sinne, wie ich Sie handeln sehe, können Sie nichts thun, was nicht auch mir sowol fürs Ganze als für mein Individuum wünschenswerth erscheinen sollte. Selbst wird es mir Freude machen, in eine eingerichtete Haushaltung zu treten, so viele schwankende Gemüther, welche theils durch Ihre Abwesenheit theils durch unbestimmte Lagen zweifelhaft und ängstlich

1) Daß er, „um in beständiger Konnexion mit den Kammerangelegenheiten zu bleiben, berechtigt sei, den Sessionen des Collegii von Zeit zu Zeit, so wie es seine Geschäfte erlauben, beizuwohnen und dabei seinen Sitz auf dem für ihn bestimmten Stuhle zu nehmen", wie es im herzoglichen Erlaß an die Kammer vom 11. April heißt.

waren, beruhigt zu finden und nicht als Einer, der ordnen und entscheiden hilft, sondern als Einer, der sich in das Entschiedene und Geordnete mit Freuden fügt, aufzutreten. Sie sind gut berathen und werden es nach der Art, wie Sie zu Werke gehen, immer besser sein."

„Den 18. März.

„Nach Ihrer Ermahnung bin ich sogleich nach St. Luca gegangen und habe Raphael's Schädel und dem schönen Bilde, welches den Heiligen, da er die ihm erscheinende Madonna malt, vorstellt, mit reiner Freude gehuldigt. Der Schädel ist von der schönsten Bildung, und ich halte ihn für ächt. Rath Reiffenstein hat schon die Erlaubniß von der Akademie erhalten, ihn formen zu lassen; es wird in diesen Tagen geschehen. Ich habe einige Sorge, bis diese Operation vorüber ist. Da der Schädel im Grabe gelegen und gemodert hat, ist er mürbe, und ich fürchte, diese herrliche Reliquie leidet. Dem Former wird alle Sorgfalt empfohlen, und Sie werden große Freude haben, den Abguß zu besitzen. Die Kupfer wird man mir wol überlassen.[1]) Das eine ist eine Welt und der Abdruck sehr frisch, ob er gleich an einigen Orten gelitten hat und schlecht aufgezogen ist. Angelika besitzt einen Abdruck, der nicht so gut und aus vielen Fetzen zusammengeleimt ist. Man weiß diese Sachen hier zu schätzen; auch sind die Albert Dürers in großem Werthe. Rath Reiffenstein hat mir neulich ein Geschenk gemacht, das wertheste Gastgeschenk, das er mir zum Abschiede hätte geben können: Originalradirungen von Claude Lorrain; sie sind unschätzbar, wie Alles von seiner Hand.[2]) Diese und noch andere Zeugnisse bringe ich mit, daß ich im Paradiese war. Sollte mir das Glück wollen, die Gores bei Ihnen zu treffen,[3]) so würden auch diesen lieben Kindern die Blicke ins gelobte, von ihnen wohlgekannte Land, die ich ihnen verschaffen kann, gewiß Freude machen. Auch bringe ich Kupfer'n mit, dessen Talent, hoffe ich, nicht wenig beitragen soll, Harmonie und Geschmack zu verbreiten. Er studirt jetzt die ältere Musik

1) Vgl. S. 931, 958.

2) In G.'s Sammlungen findet sich eine große Anzahl originale Radirungen Lorrain's. Schuchardt, I. 201 ff.

3) Er traf sie wirklich in Weimar, fand sie aber in sittlichen und Kunstbegriffen so eingeschränkt, daß er kaum mit ihnen reden konnte, und des Herzogs Leidenschaft für die jüngere machte ihm große Sorge. Vgl. Briefe an Frau von Stein, III. 305 f.; Düntzer, „Charlotte von Stein", I. 290. Elise Gore hatte nach Herder's Gattin Reise nach Italien, S. 6) ein warmes Herz für G.; sie hatte auch zwei Briefe Werther's übersetzt.

aufs Emsigste und wird einigen Genuß derselben gewiß auch über den Alpen verschaffen können, wenn gleich das Non plus ultra ihrer Ausführung in die Sixtinische Kapelle gebannt zu sein scheint.

„Der gute Geist segne den allgemeinen Geist im Ganzen, wie er bei Ihnen zu Hause ist. Alles, was Herder unter Ihren Auspicien unternimmt, giebt mir die größten Hoffnungen, und ich freue mich, in jedem Sinne daran Theil nehmen zu können. Daß Sie für ihn und für Voigten sorgen,[1]) erregt auch meine herzlichste Dankbarkeit; Sie kommen allen meinen Wünschen und Bitten zuvor. Möchte ich doch auch Ihrer völlig wiederhergestellten Gesundheit ganz gewiß werden, möchten Sie sich durch Ihre mancherlei äußeren Verhältnisse, durch Uebernahme des Regiments[2]), keine disproportionirte Last aufgelegt haben! Es werde und wende sich Alles zu Ihrem Besten. Leben Sie wohl und verzeihen Sie mein unzusammenhängendes Schreiben. Dieser ganze Morgen war unruhig und unterbrochen. Empfehlen Sie mich Ihrer Frau Gemahlin Durchlaucht aufs Beste! Ich siegle diesen Brief sogleich, ob er schon erst den 25sten abgeht."

Den 21. März meldete Goethe

An Göschen.[3])

„Bei der Benennung der Personen zu Klaudinen ist ein Irrthum vorgefallen. Statt „Pedro von Castelvecchio, unter dem Namen Sebastian von Rovero," muß es heißen „Pedro von Castelvecchio, unter dem Namen Pedro von Rovero". Wäre es zu spät, das Blatt umdrucken zu lassen, so wünschte ich, daß eine kleine Note am Ende des Bandes das Publikum davon unterrichtete, weil dieser Irrthum Einfluß auf das Stück hat.[4]) Da ich übrigens wieder nach Deutschland zurückkehre, so wird sich wegen der übrigen Bände in der Nähe besser verhandeln lassen."

---

1) Bgl. die Briefe Herders an den Herzog im Weimarischen Herder-Album, S. 146 ff. Selbst wurde als ein nützliches Individuum in die Kammer berufen; er klagte darüber an Voigt: „Diese ökonomischen Fatalitäten kann mir und meinen Freunden ersparen." Gedruckt bin ich freilich damit. — Ich habe mich lange darüber gewundert.

2) Das Rudolstädter Konsistorialpräsidium in Arnstadt.

3) Abgedruckt in der „Zeitung für Norddeutschland" zum 28. August 1849.

4) Das Richtige steht schon im ersten Druck.

126. Vom 23. bis zum 31. März. Nur eine briefliche Mittheilung an den Herzog vom 28sten, die aber zunächst nicht abgeschickt wurde, iſt uns erhalten.

An den Herzog.

„Ihr Brief,[1]) mein beſter Fürſt und Herr, in welchem Sie mir Ihre Gedanken über Egmont eröffnen, hat das Verlangen nur vermehrt, mich mit Ihnen über ſolche und andere Gegenſtände mündlich zu unterhalten. Bemerkungen wie die, welche Sie mir ſchreiben, ſind zwar für den Autor nicht ſehr tröſtlich, bleiben aber doch dem Menſchen äußerſt wichtig, und wer beide in ſich nie getrennt hat, weiß ſolche Erinnerungen zu ſchätzen und zu nutzen. Einiges, was Ihnen nicht behagte, liegt in der Form und Konſtitution des Stücks und war nicht zu ändern, ohne es aufzuheben. Anderes, z. B. die Bearbeitung des erſten Akts, hätte mit Zeit und Muße[2]) wohl nach Ihren Wünſchen geſchehen können. Noch Anderes, wie z. B. die Aeußerung Machiavellens,[3]) war mit einem Federſtrich ausgelöſcht. Es war ein ſchweres Unternehmen, ich hätte nie geglaubt, es zu vollenden; nun ſteht das Stück da, mehr wie es ſein könnte, als wie es ſein ſollte. Gewiß auch konnte kein gefährlicherer Leſer für das Stück ſein als Sie. Wer ſelbſt auf dem Punkte der Exiſtenz ſteht, um welchen der Dichter ſich ſpielend dreht, dem können die Gaukeleien der Poeſie, welche aus dem Gebiet der Wahrheit ins Gebiet der Lüge ſchwankt, weder genugthun, weil er es beſſer weiß, noch können ſie ihn ergetzen, weil er zu nahe ſteht und es vor ſeinem Auge kein Ganzes wird. Doch Alles ſei auf die gute Stunde aufgeſpart, die ich mir neben Ihnen verſpreche.

„Ich leſe jetzt das Leben des Taſſo, das Abbate Seraſſi, und zwar recht gut geſchrieben hat.[4]) Meine Abſicht iſt, meinen Geiſt mit dem Charakter und den Schickſalen dieſes Dichters zu

1) Der Brief wird am 25sten in G.'s Hände gekommen, alſo gegen den Wien von Weimar abgegangen ſein.

2) An dieſer hatte es doch nicht ganz gefehlt, der Dichter aber hatte die gegebene Darſtellung zu ſeinem Zwecke ganz genugend gefunden. Er wollte ſich indeſſen nicht in eine weite briefliche Erörterung darüber mit dem Herzog einlaſſen. Uebrigens hatte G. noch einen Monolog Margaretens nach der Unterredung mit Machiavell beabſichtigt.

3) Vielleicht iſt Machiavellens Frage: „Er lebhaft?" (III. 1) gemeint.

4) La vita di Torquato Tasso scritta dall' Abate Pierantonio Serassi 1785 in zwei Bänden erſchienen. Früher hatte G. des Giovanni Battiſta Manſo Vita di Torquato Tasso (zuerſt 1621) benutzt.

füllen, um auf der Reise etwas zu haben, das mich beschäftigt. Ich wünsche das angefangene Stück, wo nicht zu endigen, doch weit zu führen, eh ich zurückkomme. Hätte ich es nicht angefangen, so würde ich es jetzt nicht wählen, und ich erinnere mich wol noch, daß Sie mir davon abriethen. Indessen, wie der Reiz, der mich zu diesem Gegenstande führte, aus dem Innersten meiner Natur entstand, so schließt sich jetzt die Arbeit, die ich unternehme, um es zu endigen, ganz sonderbar ans Ende meiner italiänischen Laufbahn, und ich kann nicht wünschen, daß es anders sein möge. Wir wollen sehen, was es wird.

„Lila ist fertig, Jery auch; meine kleinen Gedichte sind bald zusammengeschrieben. So bliebe mir für den nächsten Winter die Ausarbeitung Faust's übrig, zu dem ich eine ganz besondere Neigung fühle. Möge ich nur halb so reussiren, als ich wünsche und hoffe!"

127. Bericht (S. 487—496). Der sieben Hauptkirchen. Vgl. oben S. 332. — In der Villa Matrei. Wohin schon Neri nach Bacci die mit ihm Wallfahrtenden führte, um dort ein mäßiges Mittagsmahl zu genießen. — Eine Prozession (S. 488), in der Weise, wie sie auch Neri veranstaltet hatte, ohne aber den wohlthätigen äußern Zweck für bedürftige Knaben damit zu verbinden. — Ueber die bildende Nachahmung des Schönen (S. 489). Als Moritz im December 1788 nach Weimar kam, erregte diese kleine Schrift in den dortigen ästhetischen Kreisen große Aufregung, wie wir aus den Briefen an den in Rom weilenden Herder von seiner Gattin ersehen. Vgl. Herder's Reise, S. 227 f., 241 ff., 247 f.; Schiller und Lotte, S. 210 ff., 250 ff.; Knebel's Nachlaß, III. 300 ff. Knebel war leidenschaftlich gegen die Abhandlung, die Schiller gegen ihn vertheidigte. Herder nannte sie ein „verwirrtes Ding" und wunderte sich, daß seine Gattin so viel Geschmack daran habe finden können (Reise, S. 265). „Für mich lesen konnte ich sie ganz und gar nicht, und als er sie mir vorlas, sagte ich ihm, bei dem vielen einzelnen Guten, das darin ist, sei sie im Ganzen für mich ungenießbar. Sie ließ eine unangenehme Empfindung in mir zurück, und der Werth, den er aus Goethe's Munde darauf legte, war mir zwar erklärlich, weil es ein Kind ist, auf Goethe gemäßt und gemacht, aber desto mehr beinahe beleidigend." Noch schärfer äußert er sich S. 268. Um Knebel über die Abhandlung von Moritz zu beruhigen, machte G. selbst einen Auszug aus derselben, der

Diesen zufriedenstellte; er wollte ihn in die „Allgemeine Literatur-Zeitung" geben. In dieser erschien am 22. Mai 1789 (Nr. 154) von anderer Seite eine Anzeige, welche das außerordentliche Interesse der zugleich Denkkraft und Empfindung beschäftigenden Schrift anerkannte, und nachdem sie den Hauptfaden der Gedanken nicht ohne einige eingeschaltete Gegenbemerkungen mitgetheilt hatte, die Gefährlichkeit der hier zu Tage tretenden Manier hervorhob, die leicht verführe, falsche Wege zu suchen, zu denen die anscheinende Analogie bilderreicher Vorstellungen so leicht Anlaß gebe. G. ließ ohne seinen Namen im Juliheft von Wieland's „Merkur" seinen Auszug abdrucken, zu welchem er Einleitung und Schluß wol erst hinzugefügt oder doch wenigstens verändert hatte. Der Vortrag sei dadurch etwas dunkel geworden, bemerkte er, daß er gleichsam aus der Seele und in die Seele des Künstlers geschrieben, und zwar in Rom, in der Nähe so manches Schönen der Natur und Kunst, dessen Bekanntschaft er vorauszusetzen scheine, und er forderte den Verfasser zu einer weitern Ausführung der vorgetragenen Sätze auf, um sie mehrern Lesern anschaulich und sowol auf Werke der Dichtkunst als der bildenden Kunst anwendbar zu machen. Die Anzeige ist erst in unsere Ausgabe der Werke aufgenommen (s. Bd. XXVIII. S. 454 ff.). G. schrieb am 19. August an Riemer: „Ich finde sachgemäß, den Auszug aus beikommendem Werklein von Moritz zwischen die übrigen Relationen aufzunehmen, da es in Rom aus unsern Gesprächen entsprungen ist und in der Folge, wo nicht aufs Publikum selbst Einfluß gehabt hat, doch das Fundament unserer nachher mehr entwickelten Denkart geblieben ist. Sehen Sie es gefällig an!"

128. **Vom 1. bis zum 12. April** (S. 497 f.). Aus der ersten Aprilwoche haben wir hier keine briefliche Mittheilung; nur folgende zwei Briefe aus ihr sind erhalten.

Am 2ten schrieb Goethe

An den Herzog.

„In vierzehn Tagen denke ich hier los und ledig zu sein. Seit den Osterfeiertagen ist mir schon so viel durch den Kopf gegangen, als wenn ein halb Jahr vorüber wäre. Jene Funktionen kann man nicht ohne Bewunderung[1]) ansehen; es ist ge-

1) So muß es statt Verwunderung heißen. Vgl. den Brief vom 22. März (S. 485).

Und blauen sich Beulen und hacken sich klein,
Es fliegen die Splitter.
Ta! Ta!
Ein Ritter auf seiner Prinzessin Geheiß
Beut Drachen und Teufeln den Krieg.
Tara Ta!
Wir schonen das Blut, und wir sparen den Schweiß,
Gewinnen auf ander' und andere Weis'
Im Felde der Liebe den Sieg.
Tara Ta!

III.*)

Es fing ein Knab ein Meislein;
Hm! Hm!
Da lacht' er in den Käfig 'nein.
Hm! Hm!
So! So!
Hm! Hm!

Der freut' sich traun so läppisch,
Hm! Hm!
Und griff hinein so täppisch.
Hm! Hm!
So! So!
Hm! Hm!

Da flog das Meislein auf ein Haus,
Hm! Hm!
Und lacht' den dummen Buben aus.
Hm! Hm!
So! So!
Hm! Hm!

IV.**)

Wollt' es Euch etwa nicht behagen,
Daß mir Diese die Fackeln tragen,

*) Georg singt dies Lied gegen den Schluß des dritten Akts.
**) Aus der Bearbeitung des Götz für die Bühne vom Jahre 1804, abgedruckt 1833 in Bd. 2 der Nachgel. W. Adelheid spricht dies Lied im

wiß in der Welt nie ein solches Ensemble gewesen, und man kann den Schein, die Repräsentation nicht höher treiben. Ich habe die Messe des ersten Ostertags, welche unter der Peterskuppel vor dem hohen Altar celebrirt wird, von oben, von einer der Tribünen gesehen, welche an den Pfeilern angebracht sind, worauf die Kuppel ruht. Man sieht ungefähr von der Höhe wie aus Ihren Fenstern[1]) herunter; man glaubt in gewissen Augenblicken seinen Augen kaum, was da für eine Kunst, ein Verstand, ein Geschmack durch Jahrhunderte zusammengearbeitet haben, um einen Menschen bei lebendigem Leibe zu vergöttern! Ich hätte in dieser Stunde ein Kind oder ein Gläubiger sein mögen, um Alles in seinem höchsten Lichte zu sehen.

„Leben Sie recht wohl! Wenn mir die Freunde gleich nach Ankunft dieses Briefs ein Wort nach Florenz schreiben wollen, so trifft es mich unter beiliegender Adresse. Haben Sie die Güte, ihnen das Blättchen mitzutheilen. Empfehlen Sie mich Ihrer Frau Gemahlin. Meine Abfahrt aus Rom zeige ich an. Behalten Sie mich lieb und lassen Sie mich an Ihrer Seite die ersten Freuden unseres Zusammenlebens wiederfinden!"

Am 5ten schrieb Goethe

An Bertuch.[2])

„Ihr werthes Schreiben vom 29. Februar habe ich zur rechten Zeit erhalten und eile, nur einige Worte darauf zu sagen, weil in dieser letzten Zeit sich mehr, als ich wünschte, zusammendrängt.

„Herrn Siebenkees[3]) werde ich leider nicht mehr erleben; ich werde ihn den zurückbleibenden Freunden empfehlen. Wegen der Masken werde ich noch sorgen; die Beschreibung des Karnevals können wir mündlich abbrechen. Auf Herrn Rath Krauſens

1) Im zweiten Stocke des Weimarischen Schlosses.

2) Der bisher unabgedruckte Brief befindet sich im Besitze des Geheimen Ober-Regierungsraths von Loeper in Berlin.

3) Johann Philipp Siebenkees (so schrieb er sich statt der überlieferten Namensform Siebenkas) war am 14. Oktober 1759 zu Nürnberg geboren. Nach Beendigung seiner Studien in Altorf war er seit 1784 Hofmeister in Venedig gewesen, wo er die Handschriften der Markusbibliothek benutzte und besonders wichtige Mittheilungen aus der Handschrift des Atlas machte. Jetzt hatte er sich zu einem längeren Aufenthalte in Rom und Neapel zum Zwecke seiner Studien entschlossen. Sechs Jahre nach seiner Rückkunft starb er als Professor zu Altorf am 25. Juni 1796.

Arbeiten freue ich mich sehr und hoffe sehr auf seinen Beistand in mancherlei Dingen.

„Der Park Durchlaucht des Herzogs wird durch Ihre Aufsicht gewiß gedeihen. Ich hoffe, er wird mich grün und fröhlich empfangen. Das Gedicht auf Mieding's Tod hätte ich mit Freuden in der Pandora[1]) gesehen, wenn nicht meine Absicht wäre, Michael den sechsten und achten Band herauszugeben und Ostern mit dem siebenten, welcher den Faust und also die Gruudel enthält, zu schließen. Auf der Reise wird Tasso durchgedacht und also auf einer Wanderung die Schicksale eines Mannes dramatisirt, dessen ganzes Leben ein Hin- und Herwandeln war. Leben Sie recht wohl!

„Durchlaucht der Herzog haben mir einige Aufträge gegeben. Ich bitte deshalb 200 Scudi an Herrn Hofrath Reiffenstein für Rechnung Durchlaucht des Herzogs von Weimar auszahlen zu lassen."

Daß er in den letzten vierzehn Tagen zu Rom wie ein Kind geweint, erzählte G. vier Monate später Herder's Gattin.

Die Mittheilungen vom 10ten und 11ten (S. 497 f.) sind an Herder und wurden gleichzeitig am 11ten abgesandt. — Den 10ten. Bury. In G's. Sammlungen finden sich von ihm Zeichnungen in Aquarell und mit Tusche, Kreide und Bleistift gemacht. Vgl. Schuchardt, I. 258ff. — Den 11ten. In der französischen Akademie. Vgl. S. 847.

129. Vom 13. bis zum 22. April (S. 498). Wir erhalten hier nur eine Aeußerung vom 14ten, wol an Herder gerichtet.

Den 19ten schrieb Goethe

An Zeidel.

„Den 22sten oder 23sten gehe ich von hier ab[2]) und hoffe bald bei Euch zu sein. Da ich Kayser'n mitbringe und wünschte, daß Du die erste Zeit im Hause bliebst, bis ich mich erst wieder gefunden habe, so wird Collina wol ausziehen müssen. Geh zur Fräulein Göchhausen und sage ihr das, und richtet es aufs Beste ein. Sorge, daß die Summe von 400 Scudi baldigst an Herrn Hof-

1) Vgl. oben S. 905.
2) Auch Herzan berichtete den 16ten an Kaunitz: „Herr Goethe wird künftigen Sonnabend seine Reise von hier nach Weimar antreten."

rath Reifenstein für Rechnung Philipp Seidel's ausgezahlt werde. Ich habe Ursache, Deinen Namen zu wähnen.

„Lebe wohl! Ich lege ein Briefchen an die Fräulein bei, welches Du ihr bringen kannst. Grüße Collina, und wen Du sonst magst. Ich bin wohl. Das Frühjahr ist hier mit Regen, Kühle, Donnerwetter und heiterm Himmel abwechselnd, aber unendlich schön.

„Kayser sollte Fritzens Stube nehmen, die Du ihm bereiten könntest."

130. Bericht (S. 499—512). Meine Korrespondenz der letzten Wochen. Gegen Eckermann bemerkt G. am 10. April 1829, die während seines zweiten Aufenthaltes in Rom geschriebenen Briefe hätten zu viele Beilage nach Haus, auf seine Weimarischen Verhältnisse enthalten und zu wenig von seinem italiänischen Leben gezeigt, als daß er vorzüglichen Gebrauch von ihnen hätte machen können. — Einer allerliebsten Aussicht (S. 500). Der weitern Aussicht auf den Monte Pincio wird nicht gedacht. — Ein alter Weltgeistlicher, ein Erfurt. Vgl. S. 933. — Knien. Vgl. S. 486. — Bei dem günstigsten Licht. In dem Aufsatze „Die entoptischen Farben" (1817), Kap. XI, bemerkt G.: „In Rom, wo wir zehn Wochen des allerreinsten Himmels ohne die mindeste Wolke genossen, war es überhaupt gute Zeit, Gemälde zu sehen. Ich erinnere mich aber, daß eine in meinem Zimmer aufgestellte Aquarellzeichnung mir auf einmal so unendlich schön vorkam, als ich sie niemals gesehen. Ich schrieb es damals eben dem reinen Himmel und einer glücklichen augenblicklichen Disposition der Augen zu: nun, wenn ich der Sache wieder gedenke, erinnere ich mich, daß mein Zimmer gegen Abend lag, daß diese Erscheinung mir des Morgens zuerst auffiel, den ganzen Tag aber wegen des hohen Sonnenstandes Platz greifen konnte." Zehn wolkenlos heitere Wochen gab es keineswegs in diesem Frühlinge, zu dem auch der „hohe Sonnenstand" nicht paßt. Die zehn ungetrübt heitern Wochen werden wol in den Sommer 1787 fallen. — Juno Ludovisi (S. 501), einige kleinere Junonen (S. 502). Vgl. S. 167, 737. — Büsten Jupiter's. Nur eines kolossalen Kopfes des Jupiter finden wir in den früheren Briefen gedacht. Vgl. S. 140. — Medusa Rondanini. Vgl. S. 139, 706. Boisserée schreibt von seinem Besuche bei G. im Mai 1828 (Sulpiz Boisserée, I. 476): „Nachher machte mich Goethe aufmerksam auf die Maske

der Meduſa aus der Villa Randonini [ſic], die ihm der König von Baiern in einem alten Abguß geſchenkt hat. Sie lag auf einem Modelltiſchchen. Sie macht den eigenen Eindruck von einem Sterbenden, deſſen Ausdruck zwiſchen ungeheuerm Schmerz, Wahnſinn und Wuth ſchwebend iſt; man ſieht ein von leiblichem und geiſtigem Schmerz überwältigtes kräftiges weibliches Weſen. Goethe meinte, bei aller Wahrheit ſeien die Augen und der Mund übermäßig groß, und zwar nicht nur durch den Ausdruck, ſondern aus Abſicht, um den Charakter zu ſteigern. Ob es wahr iſt? Seinen Abguß hatte G. in Rom gelaſſen, den ihm geſchenkten bewahrt noch ſeine Sammlung. Vgl. Schuchardt, II. 337. — Des großen Obelisks (S. 502), des Seſoſtris. Vgl. S. 394. — Den nächſten Künſtlern, Bury, Meyer, Lips, Schütz, Rehberg. — Der ... Faun, Abguß nach dem in der Villa Borgheſe. — Von der Mannheimer Sammlung (S. 503). Vgl. Werke, Bd. XXII. S. 52 f. — Gipsgießer. Vgl. Werke, Bd. XXII. S. 111 mit den Bemerkungen von Loeper's, S. 360 f., und den Brief von Betti Jacobi an G. vom 6. November 1773. — Den botaniſchen Garten, deſſen er bis dahin noch nicht gedacht hatte. Der jetzige zur Univerſität (Sapienza) gehörende botaniſche Garten in der Via della Longara wurde unter Gregor XVI. 1837 eingerichtet. — Die von mir aus Samen und Kernen erzogenen. Vgl. S. 374 f. — Ableben jener unſchätzbaren Freundin, am 5. November 1807. Sie wohnte auf Trinità de' Monti. — In einen Garten der Sixtiniſchen Straße (S. 504). Nach Domenico Guoli in der Nuova Antologia im Februarheft 1875 war die am nordweſtlichen Ende der Stadt auf einem Hügel liegende Villa di Malta oder Malte, von deren Garten hier die Rede iſt, zu G.'s Zeit bis zum Jahre 1815 im Beſitze von Giovanni Antonio Parmigiani. Ob Dieſer der „Römiſche Freund“ geweſen, dem G. die friſch aufgeſchoſſenen Dattelpflanzen übergab, oder ob ein Anderer die Beypflanzung in den Garten Parmigiani's beſorgte, bleibt zweifelhaft; G. bemerkt gegen Eckermann am 8. April 1829: „Ich bin in dieſer Villa geweſen und habe oft den Anblick aus dieſen Fenſtern genoſſen.“ 1789 wohnte hier die Herzogin Amalie, Herder im Nebengebäude, wo „ſtille dunkle Zypreſſen ihm vor den Augen ſtanden“. Herder gedenkt dieſer Datteln nicht. Nach Meyer's Bemerkung gegen Eckermann am 14. April 1829 wohnten ſpäter hier der Herzog von Suſſex und der Graf Münſter. Von 1818 bis 1824 war

die Villa im Besitz des schwedischen Bildhauers Johann Nikolaus Byström, der hier seine Werkstätte hatte. König Ludwig von Baiern, der viel mit diesem verkehrte, kaufte ihm die Villa ab. Dieser ist der „erhabene Reisende", der G. mittheilte, daß seine Dattelu bis zur Mannshöhe herangewachsen seien. Gaeli fand noch eine derselben. Es ist eine Phoenix dactylifera von dickem Stamme mit weitreichender Krone, mehr in die Breite als in die Höhe entwickelt, eine der schönsten in Rom. Daß sie aus G.'s Dattelpflanze herangewachsen, darf man aus den Blattansätzen um den Stamm schließen, nach denen sie über achtzig Jahre alt ist. Die Villa befindet sich jetzt im Besitze des Grafen Sobrinsky. — Die Cloaca Maxima (S. 504). Vgl. Volkmann, II. 629 f.; Niebuhr's Römische Geschichte, I. 433 ff.; Braun, S. 50. — Die Katakomben bei St. Sebastian. Volkmann bemerkt (II. 594 f.): „Diese Katakomben sind die berühmtesten und größten in Rom, aber in Ansehung der Größe mit denen in Neapel nicht zu vergleichen. Sie bestehen aus unterirdischen Gängen, 3 bis 4 Fuß breit, die durch die Erde sehr tief hinabgeführt sind und anfangs vermuthlich um den Sand zum Bauen herauszuholen und nachgehends zum Begräbniß der Sklaven und armen Leute, welche die Kosten des Verbrennens nicht bestreiten konnten, [?] gedient haben. In einigen dieser Gänge muß man gebückt gehen, die meisten aber haben eine Höhe von 6 bis 7 Fuß. Man nennte sie Tombe, Catacombe, Arc und Arenarie. Bosius und Arringhius haben sie weitläuftig beschrieben, und überdieses sind noch zu Rom in zween Folianten im Jahre 1720 Osservazioni sopra i Cimeterj de' Santi Martiri e antichi Cristiani di Roma herausgekommen." De Rossi hat sich neuerdings durch seine höchst sorgfältigen und erfolgreichen Forschungen das größte Verdienst um die Kenntniß der Römischen Katakomben erworben. — Piranesi. Vgl. 2 432. — Bosio. Antonio Bosio's Werk erschien 1632, drei Jahre nach seinem Tode. Eine spätere Bemerkung über dieses Buch brachten die „nachgelassenen Werke" unter den auf Kunst bezüglichen Schriften. — Eine andere Wallfahrt. Wir wissen, daß dieser Besuch der Accademia San Luca früher fällt. Vgl. oben S. 945. Wie dieses hier zeitlich verschoben ist, so ist auch die Bemerkung, welche G. beim Weggehen gemacht, insofern nicht richtig, als er gerade im Auftrage des Herzogs hingegangen war, der einen Abguß gewünscht hatte. Endlich ist auch die Angabe, Ruffenstein habe die Abgüsse nachgeschickt, irrig; nur die Form kam erst später. Vgl. den Brief an den Herzog vom 6. Mai (S. 958). Letztere war schon 1784 ver-

nichtet. — Ueber das Bild von des Künstlers Hand (S. 505) vgl. oben S. 937. — Peter von Cortona, Pietro da Cortona (sein Familienname war Berettini), 1596—1669, einer der berühmtesten und wirksamsten Maler seiner Zeit, dessen Manier sich in einer zahlreichen Schule zum Nachtheil der wahren Kunst fortpflanzte. Er schenkte das Bild der Kirche, in deren Hauptaltar es sich lange Zeit befand. — Jene Tänzerin oder Muse. Vgl. S. 185, 749. — Des Bildes von Daniel von Volterra (S. 506). Vgl. S. 348. — Im ideell-Pygmalionischen Sinne (S. 507), mit Bezug auf die Sage von Pygmalion's auf seinen Wunsch belebter Bildsäule. Vgl. S. 115. — In einem kleinen... Kabinet (S. 508), dem nur auf Verlangen vom Custode geöffneten Gabinetto delle Maschere. — In der Erzählung von der Mailänderin (S. 508 f.) fällt die Erwähnung des Besuches ihres bei Jenkins in Dienst stehenden Bruders auf, dessen im Bericht aus dem Februar S. 476 hätte gedacht sein müssen. Inwieweit die anmuthig ausgeführte Abschiedsscene der Wirklichkeit entspreche, ist schwer zu entscheiden. Es war für den Dichter gar zu verführerisch, durch das Bild der herzlichen Neigung zu der Mailänderin den Berichten vom Zweiten Römischen Aufenthalte eine besondere Anziehung zu geben, da er das Verhältniß zu seiner Geliebten, das die letzte Römische Zeit ihm erheiterte, gar nicht erwähnen durfte. Als G. den 24. Februar 1829 die letzten Berichte an Riemer sandte, bat er ihn, „das artige Liebesgeschichtchen" seiner Frau mitzutheilen, der es wol ein angenehmes Viertelstündchen machen werde. Auch noch im spätesten Alter stand ihm die Kunst novellistischer Ausschmückung zu Gebote. Vgl. meine Schrift „Charlotte von Stein und Corona Schröter", S. 299. — Die Treppen von Ripetta (S. 509). „Porto di Ripetta ist der Ort an der Tiber, wo die Schiffe, welche allerlei Provisionen an Eßwaaren, Oel und dergleichen aus Sabina und Umbrien nach Rom führen, anländen. Klemens XI. ließ hier eine schöne Treppe mit breiten Stufen, Inschriften und Fontänen anlegen, welche zusammengenommen diesem sogenannten Hafen ein artiges Ansehen geben." Volkmann, II, 387. Vgl. Moritz, I. 115. Die Strada di Ripetta führt rechts von dem Platze der Porta del Popolo ab, wie die Straße del Babuino links, wogegen der Corso gerade durchgeht.

131. Abschied aus Rom (S. 510 f.). — Drei Nächte vorher. Er schied am 22sten von Rom. Die undenkbare Schön-

heit, Rom im vollen Mondscheine zu durchwandern, hatte G. schon am 2. Februar 1787 gerühmt. Vgl. die Schilderung des nächtlichen Rom's im Mondscheine bei Keyßlaides, I. 201 ff., der in ähnlicher Weise von der Stadt Abschied nahm. — Die Statue Marc Aurel's (S. 510), die prächtige Reiterstatue aus Bronze, die früher auf dem Lateran gewesen, Paul III. aber hier auf einem großen Postamente hatte aufstellen lassen. Vgl. Braun's treffliche Beschreibung, S. 115 ff. — Den Kommandeur, dessen Standbild den Don Juan in Schrecken setzt. Mozart's Don Juan hatte im vorigen Jahre die Bühne betreten, in Italien aber gerade in diesem Jahre Gazzaniga's Oper Convitato di pietra höchsten Beifall gefunden. Vgl. Jahn's „Mozart", IV. 347. An Zelter berichtet G. am 17. April 1815, er habe in Rom erlebt, daß daselbst „eine Oper Don Juan (nicht die Mozart'sche) vier Wochen alle Abende gegeben wurde, wodurch die Stadt so erregt ward, daß die letzten Krämerfamilien mit Kind und Kegel in Parterre und Logen hausten und Niemand leben konnte, der den Don Juan nicht in der Hölle braten und den Gouverneur als seligen Geist nicht hatte gen Himmel fahren sehen". — Der Triumphbogen des Septimius Severus, „welcher auf der mitternächtlichen Seite des Fori unweit des Kapitols lag, hat sich ganz erhalten. Er besteht aus weißem Marmor und hat drei Durchgänge. An dem massiven Mauerwerke stehen vier kannelirte Säulen, welche nebst ihrem Gebälke dem Ganzen ein gutes Relief geben." Volkmann, II. 532. Vgl. Braun, S. 18. — Via Sacra, richtiger Sacra Via. Vgl. Braun, S. 57 f. — Des Coliseo. Vgl. S. 158, 725. — Ovid's Elegie. Trist., I. 3. An Herder in Rom schrieb G. den 27. Dezember 1788 von Weimar aus: „Daß meine Römischen Freunde an mich denken, ist sehr billig; auch ich kann eine leidenschaftliche Erinnerung an jene Zeiten nicht aus meinem Herzen tilgen. Mit welcher Rührung ich des Ovid's Verse oft wiederhole, kann ich nicht sagen:

Cum subit illius tristissima noctis imago,
Quae mihi supremum tempus in Urbe fuit.

„Ich fühle nur zu sehr, was ich verloren habe, seit ich mich aus jenem Element wieder hieher versetzt sehe." Daß auch Kotzebue der von G. erwähnten Verse in seinen „Erinnerungen von einer Reise aus Livland nach Rom und Neapel" (1805) gedenkt, nicht weniger Kardinal Wiseman in seinen Recollections of the last four Popes (1840), ist durchaus nicht auffallend, da jedem mit der

klassischen Literatur bekannten Reisenden diese beim Scheiden aus der ewigen Weltstadt einfallen müssen: Niemand aber konnten sie näher liegen als unserm von so innigem Schmerz ergriffenen Dichter, der in Rom mit den „Trümmern der Liebe" sich so viel beschäftigt hatte. Daß gerade Ovid's Dichtung ihn zu eigener Produktion habe irre werden lassen und gehindert, dürfte man doch bezweifeln; er war aber zu tief ergriffen, als daß er seinen Trennungsschmerz dichterisch zu ergießen vermocht hätte. Daß er dies später unternommen (S. 510), könnte man auf die Zeit der „Römischen Elegien" oder auf das zu Ende des Jahres 1796 in Aussicht genommene Zweite Buch der Elegien beziehen. — Die spätere Fassung (in der Anmerkung S. 511), wonach er auf der Rückreise seinem Abschiedsschmerz immer nachgehangen, dürfte kaum der Wirklichkeit entsprechen. Auf dieser waren seine Gedanken dem Tasso gewidmet, einem seinem sehnsüchtigen Schmerze sympathischen Stoffe. Auch was S. 512 von der Anknüpfung des Tasso und seinem Aufenthalte in Florenz, endlich vom Abschluß des Dramas gesagt wird, das durch den Bruch mit Frau von Stein eine neue persönliche Unterlage erhielt, trifft nicht ganz zu. Die „Ausführlichkeit, womit das Stück theilweis behandelt ist", wurde keineswegs durch seinen damaligen Zustand veranlaßt; sie lag nothwendig in dem Stoffe selbst, nach der Art, wie G. ihn sich ausgebildet hatte. — Die Uebersetzung der Ovidischen Verse ist von Riemer, dem G. am 2. April 1829 schrieb: „Ich bedarf einer deutschen Uebersetzung beikommender sechs Ovidischen Verse, finde aber hierzu nicht den mindesten rhythmischen Anklang in meinem ganzen Wesen. Möchten Sie mir damit aushelfen, so geschähe mir ein Gefalle. — Auch liegt der Ovid bei, dessen Sie doch wol bedürfen, um sich in Stimmung zu setzen." G. hatte nur den Anfang von „Cum repeto noctem" (V. 3) an im Sinne, wie sein Dum (statt Cum) repeto zeigt. Riemer aber nahm die beiden ersten Verse noch zu seiner Uebersetzung hinzu. Wir sehen, daß G. selbst den Ovid zur Hand genommen, um eine entsprechende Uebersetzung zu versuchen und die betreffende Elegie wieder in sich aufzutrinken; da es aber nicht gehen wollte, sandte er das Buch an Riemer.

132. **Rückreise von Rom bis Konstanz.** Von dieser sind nur zwei Briefe an den Herzog und je einer an Knebel und Herder bekannt geworden.

Am 6. Mai schrieb G. von Florenz aus

An den Herzog.

„Da ich von dem Magnetenberge[1]) einmal los bin, zeigt meine Nadel wieder nach Norden; ich bin hier, das heißt, schon wieder bei Ihnen. Ich habe fast Alles gesehen, was Florenz an Kunstsachen enthält, und man könnte wol mit großem Nutzen einige Zeit hier verweilen. Auch das Staatsgebäude näher zu betrachten, würde zu manchen Gedanken Anlaß geben. Die Mediceische Venus übertrifft alle Erwartungen und übersteigt allen Glauben. Wie manche andere kostbare Antiken sind noch hier! An Gemälden treffliche Sachen. Besonders habe ich mich an die älteren Meister gehalten; ich lerne nun die Urväter recht genau, und so lernt man ihre Schüler und Nachfolger erst kennen und schätzen. Der Wunsch, der sich in mir immer wiederholt, ist, es mit Ihnen zu genießen oder Ihnen davon aufzupacken. Raphael's Schädel kommt wahrscheinlich vor mir an; die untere Kinnlade fehlt; sie wird in St. Luca nicht aufbewahrt. Der Guß ist sehr glücklich gerathen; es ist ein rechter Schatz. Die Form kommt nach. Die Marc-Antonios habe ich zuletzt noch per fas et nefas[2]) erwischt. Ich konnte sie nicht zurücklassen, und man machte mir Schwierigkeit. Am vorletzten Tage habe ich noch für ein Geringes etwas für Sie gekauft, das Ihnen auch gewiß Freude macht: die Geschichte der Psyche nach Zeichnungen von Raphael, 32 Blatt. Aus dieser hat er hernach die Sujets zur Farnesina genommen,[3]) und sind daher doppelt interessant. Die 32 Blatt sind nicht gleich, sonst wären sie unbezahlbar, aber die Hälfte ist sehr gut und alte Abdrücke, einige gar so schön, daß man sich nicht genug drüber freuen kann. Am Musik bringen wir auch kostbare Sachen der alten Zeit mit. Kayser ist nun ganz in den alten Meistern. Ich hoffe, die Umstände sollen sich fügen, daß er das, was wir bringen, genießbar machen kann.

„Wir haben das schönste Wetter; ich wünsche Ihnen ein gleiches. Leben Sie recht wohl! Behalten Sie mich lieb und

1) Das „Märchen vom Magnetenberg" erzählt schon Gil's „Werther" (Werke, Bd. XIV. S. 49), wenn man meine „Erläuterungen" S. 89 vergleiche.
2) Wie doch kaum im strengsten Sinne zu nehmen ist.
3) Das ist nicht richtig. Vgl. Förster, II. 14). Ueber die Farnesina vgl. oben S. 140, 1.

empfehlen mich Ihrer Frau Gemahlin auf das Angelegentlichſte. Wahrſcheinlich gehe ich den 9. Mai von hier ab. Von Mailand ſchreibe ich wieder. Ich freue mich ſehr auf die Correges zu Parma und auf das Abendmahl von Vinci in Mailand. Leben Sie recht wohl!"

Den 23. Mai richtete er an den Herzog aus Mailand den verſprochenen Brief, in welchem eine faſt muthwillige Laune herrſcht im Gegenſatze zu dem ſeine Seele tief erſchütternden Schmerze des Abſchiedes von Rom.

An den Herzog.

„Sähe ich Mailand jetzt im Herwege und käme aus den Gebirgen in dieſe weite Gegend, dieſe frei gelegene Stadt, zögen ſich die fernen Apenninen abndungsvoll am Horizont hin: was würde ich für Hymnen ſingen und für Freude unter dieſem ſchönen Himmel am Obſte u. ſ. w. haben! Nun iſt mir verwöhntem Römer nichts recht, und ich bin doch ſonſt eine genügſame Seele.

„Geſtern war ich auf dem Dom, welchen zu erbauen man ein ganzes Marmorgebirg in die abgeſchmackteſten Formen gezwungen hat. Die armen Steine werden noch täglich gequält; denn der Unſinn oder vielmehr der Armſinn iſt noch lange nicht zu Stande.[1] Ich ſah die Hügel um den Comerſee, die hohen Bündner- und Schweizergebirge vor mir wie ein Ufer liegen, an dem ich nach einer wunderbaren Fahrt wieder landen werde. Wir waren am 20ſten[2] Abends hier und gedenken, wie ich ſchon aus Rom ſchrieb, über Chiavenna und Chur zu gehen, den Splügen zu verſuchen, den Adula zu grüßen und dann ein Wenig ſeitwärts nach Konſtanz zu rücken. Dort wollen wir den 4. Juni eintreffen und im „Adler" die Spur jener famoſen Wanderung aufſuchen[3] und die gute Schultheß[4] von Zürich treffen, welche

1) Vgl. S. 517 f.

2) So muß es wol ſtatt 22ſten heißen; der 22ſte war der getrige Tag, an welchem er den Dom beſtiegen hatte.

3) Im Winter 1779 war der Herzog mit G. von Zürich über Konſtanz nach Schaffhauſen gereiſt. Vgl. des Herzogs Brief an Knebel vom 7. Juni 1780, wo er u. A. bemerkt: „Die Merkwürdigkeit von Konſtanz wird Dir der Wirth im „Adler" zeigen, wo Du wohnen mußt. Dieſes iſt der Gaſthof, wo das Zeichen hängt, von welchem Dir Wedel erzählt hat, daß es bei ſtarkem Winde faſt das Haus einreiße."

4) Barbara Schultheß, in den Briefen an Lavater Bäbe genannt. Vgl. Düntzer, „Freundesbilder aus Goethe's Leben", S. 40 f.

So steht es einem Jeden frei,
Er komme zum Dienste selbst herbei;
Denn es hat über Herrn und Knecht
Die Thorheit immer ein gleiches Recht.
Doch steckt hinter diesem Schönbart
Ein Gesicht von ganz andrer Art,
Das würdet Ihr es recht erkennen,
Ihr wol dürftet die Liebe nennen;
Denn die Liebe und die Thorheit
Sind Zwillingsgeschwister von alter Zeit.
Ist die Thorheit doch unerträglich,
Wird sie durch Liebe nicht behaglich,
Und von der Lieb' versteht sich's gar,
Daß sie nie ohne Thorheit war.
Drum dürft Ihr nicht die Thorheit schelten;
Laßt sie wegen der Liebe gelten!

Aus dem Vorspiel: „Was wir bringen.“*)

Warum doch erschallen
Himmelwärts die Lieder?
Zögen gerne nieder
Sterne, die droben
Blinken und wallen,
Zögen sich Luna's
Lieblich Umarmen,
Zögen die warmen,
Wonnigen Tage
Seliger Götter
Gern uns herab!

Sehnsucht.**)

Mel.: O Vater der Barmherzigkeit.

Dies wird die letzte Thrän' nicht sein,
Die glühend Herz aufquillet,

4. Aufz., 18. Auftr. in der Maske der Liebe, begleitet von Kind, Jugend, Mann und Greis, die Fackeln tragen und von ihr an Blumenketten geführt werden.

*) Mit dem „Vorspiel“, an welches sich unmittelbar Goethe's Tasso anschloß, wurden am 26. Juni 1802 die Vorstellungen der Weimarischen Hofbühne in Lauchstädt eröffnet. Das Lied, an die Mondeswechselungen theatralischer Zauberinnen absichtlich erinnernd, wird von den verschiedenen Repräsentantinnen der dramatischen Dichtung gesungen, gleichsam um den Himmel der Kunst und Poesie „herabzuziehen.“ E.

**) Vgl. „Drama für Kopf und Herz 1793. P. I. S. 88, herausgegeben von J. L. Ewald.“ Es ist dies derselbe Ewald, mit dem Goethe während

ich sprechen und begrüßen muß, ohne den Kreis des Propheten zu berühren.[1]) An der Bestimmtheit des Datums unserer Reise sehen Sie, daß ich mich bestrebe, den Kanzler Schmidt selig[2]) nachzuahmen, damit ich mich wenigstens von einer Seite der Zucht und Ordnung zu nähern suche; denn übrigens bin ich ganz entsetzlich verwildert. Ich habe zwar in meinem ganzen Leben nicht viel getaugt, und da ist mein Trost, daß Sie mich eben so sehr nicht verändert finden sollen.

„Der Abschied aus Rom hat mich mehr gekostet, als es für meine Jahre recht und billig ist;[3]) indessen habe ich mein Gemüth nicht zwingen können und habe mir auf der Reise völlige Freiheit gelassen. Darüber habe ich denn jede Stunde wenigstens siebenerlei Humor, und es freut mich von Herzen, daß die Sudelei dieses Briefes ins lustige Siebentel fällt.

„Wie mir hier, da ich nun bald zwei Jahre an die solideste Kunst gewohnt bin, die Kramläden vom Nürnberger Tand an bis zu dem französischen Rebus

$$\begin{pmatrix} M \\ 100 \\ C.\ C. \end{pmatrix}$$

emaillirt und mit Steinchen eingefaßt, vorkommen, kann ich gar nicht sagen. Dagegen ist das Abendmahl des Leonard da Vinci noch ein rechter Schlußstein in das Gewölbe der Kunstbegriffe. Es ist in seiner Art ein einzig Bild, und man kann nichts mit vergleichen.[4]) Kayser studirt hier den Ambrosianischen Ritus, bringt ein Buch Messen von Palestrina und das Motett vom Palmsonntag: Lamentabatur Jacob von Morales,[5]) auch das Tu es Petrus von Scarlatti[6]) ꝛc. mit. Daß nur Bode nichts davon

1) Er hatte also mit dieser Freundin eine Zusammenkunft in Konstanz brieflich verabredet, da er Lavater's wegen Zürich meiden wollte.

2) Johann Ludwig Aarl Schmidt, geboren zu Jena am 9. April 1725, 1783 bis 1795 Hofrath und Professor in Jena, dann wirklicher geheimer Legationsrath in Weimar, war am 6. Juli 1784 als Wirklicher Geheimer Rath und Kanzler der Landesregierung gestorben.

3) An Meyer schreibt er nach der Rückkehr, er könne und dürfe nicht sagen, wie viel es ihn seine Reise von Rom gekostet habe.

4) In dem Aufsatze „Jetzter Besitz über Leonardo da Vinci's Abendmahl" (Werke, Bd. XXVIII, S. 300) heißt es: „Als Reisende haben wir dieses Seitenzimmer [wo das Wandgemälde sich findet] vor manchen Jahren noch unzerstört gefunden." Vgl. Tagebuch, II, 98.

5) Bd. oben S. 908.

6) Alessandro Scarlatti aus Neapel, 1650—1728) war einer der ausgezeichnetsten und zugleich fruchtbarsten Komponisten von Messen und Motetten.

erfährt, ſonſt kommen wir übler an als Starke,[1]) beſonders wenn er wiſſen ſollte, daß ich meine größte Spekulation darauf richte, ein Madonnenbild zu malen, das noch bei meinen Lebzeiten in Rom Wunder thun ſoll.

„Leben Sie tauſendmal wohl! Verzeihen Sie meinem italiäniſchen Schreibzeug und meinen Poſſen; ich werde ſchon wieder dafür büßen müſſen. Empfehlen Sie mich Ihrer Frau Gemahlin zu Gnaden und laſſen mich das alte Glück voriger Zeit, einen gnädigen Herrn und einen theilnehmenden Freund, wiederfinden.“

Den 24. Mai ſchrieb G. von Mailand aus auch den folgenden, noch den tiefen Schmerz der Trennung und die quälende Unruhe, welche eine vertrauliche Ergießung nicht geſtattet, verrathenden Brief

An Knebel.

„Manche Schuld, mein lieber Knebel, werde ich Dir mündlich abzutragen haben; denn ich habe Dir lange nicht geſchrieben. In der letzten Römiſchen Zeit hatte ich nichts mehr zu ſagen; es ging hart zu, da ich mich trennte. Nun wittre ich wieder Gebirgs- und Vaterlandsluft; da wird mir's denn, wo nicht beſſer, doch anders. Erſt heute hat mich die Mineralogie wieder einmal angelächelt. Ich war beim Pater Pini[2]) und ſah ſeine bergkryſtalliſirten Feldſpaths und ward wieder einmal nach einem Stück Stein lüſtern: er hat mir Einiges verſprochen; es iſt ein guter, behaglicher Mann. Nun habe ich eine ſchöne Reiſe vor mir. Auf Como über den See nach Cleven, Chur und ſo weiter. Da wird auch manch Stück Granit betreten und wieder einmal geklopft werden. Ich kaufe hier einen Hammer und werde an den Felſen klopfen, um des Todes Bitterkeit zu vertreiben.[3]) In Rom wurde[4]) kein Stein mehr angeſehen, wenn er nicht geſtaltet iſt; die Form hatte allen Antheil an der Materie verdrängt. Jetzt wird eine Kryſtalliſation ſchon wieder wichtig und ein un-

1) Wilhelm Julius Bode in Weimar, der eifrige Förderer des Freimaurerordens, beſchuldigte den Oberdeſprediger Johann Auguſt Stark in Darmſtadt des Kryptokatholizismus. Gemeint iſt Bode's 1788 namenlos zu Stockholm erſchienene „Epiſtel an Stark über deſſen Kryptokatholizismus“.

2) Ermenegildo Pini, Mitglied der Società Italiana, durch viele naturwiſſenſchaftliche Abhandlungen bekannt. Schon 1775 ſchrieb er eine Introduzione allo studio della storia naturale.

3) Sprichwörtliche Redensart nach 1. Samuelis 15, 32. Vgl. Riemer, Briefe von und an Goethe, S. 369.

4) Während des zweiten Aufenthaltes.

förmlicher Stein zu etwas. So hilft sich die menschliche Natur, wenn nicht zu helfen ist.

„Ich höre von fern und kann es ohne das vermuthen, daß mein Egmont in alle Welt ausgegangen ist.[1] Ich wünsche, daß er auch gedruckt meinen Freunden Freude mache, die ihm, da er als Manuskript kam, eine gute Aufnahme gönnten. Jetzt bin ich an einer sonderbaren Aufgabe, an Tasso. Ich kann und darf nichts darüber sagen. Die ersten Akte[2] müssen fast ganz aufgeopfert werden.

„Nun lebe wohl! Bald werden wir uns sehen. Ich bringe Vieles mit; wenn Ihr nur im Falle seid, es zu genießen. Liebe mich."

Von Konstanz aus schrieb G. an Herder, den er auf der Reise nach Italien begriffen glaubte, Anfangs Juni folgenden Brief nach Rom.[3]

An Herder.

„Daß ich von Konstanz an Dich nach Rom zu schreiben habe, ist wol eine seltsame Sache, die mir noch völlig den Kopf verwirren könnte. Gestern Abend lese ich in der Vaterlandschronik,[4] Du seiest wirklich mit Dalbergen verreist.[5] Ich glaube es und ergebe mich drein, ob es gleich für mich ein sehr harter Fall ist. Reise glücklich und erbrich den Brief gesund da, wo ich in meinem Leben das erste Mal unbedingt glücklich war.

---

1) Er war für sich allein erschienen; der fünfte Band der „Schriften" enthielt außer ihm „Klavigo" und „Erwin".

2) Nur die beiden ersten lagen vor.

3) Der Brief ist undatirt, wird aber wol in die ersten Tage des Juni fallen.

4) Von dem im vorigen Jahre wieder auf freien Fuß gesetzten und in Stuttgart angestellten Dichter und Komponisten Schubart. Die „Vaterlandschronik" bringt unter dem 30. Mai seltsame Nachrichten, als erste der „Ratten vom Parnaßus": „Herder, der einzige Schriftsteller unserer Zeit, ist mit dem Zemboen Dalberg, dem Jüngsten unter dem westlichen deutschen Brüderstummvirate, nach Italien verreist, um nach dem Golde noch unentdeckter literarischer Schätze seine Wünschelrute suchen zu lassen. Goethe, einer der alexandrinischen Sterne in der Ehrenkrone Germaniens, hat auch in Italien große Entdeckungen gemacht. Er trat in den ersten Gesellschaften mit deutscher Kraft und Genialwürde auf, und überall bewunderte man seine großen Kenntnisse, sein tiefes Schönheitsgefühl und sein edles Betragen", mit der Anmerkung: „Wollte ganz Italien dankbarenthusiast gebeten haben, uns auch einmal so ein Paar Reisende herzuschicken, wie Herder und Goethe sind."

5) In einem an Reinhold gerichteten Briefe muß Herder sich die Mittheilung erbeten haben, daß der Coadjutor Dalberg ihm in einem Briefe vom 17. April den Wunsch ausgesprochen, er möge sich fünf bis sechs Monate frei machen können, um mit ihm eine Reise nach Italien zu unternehmen.

Angelika wird Dir ihn geben. Vielleicht erhältst Du zu gleicher Zeit noch einen; denn ich schreibe gleich, wenn ich nach Hause komme, und Ihr haltet Euch wol auf.

„Wenn Ihr einen Antiquar braucht, wie Ihr denn einen braucht, so nehmt einen Deutschen, der Hirt heißt. Er ist ein Pedante, weiß aber viel und wird jedem Fremden nützlich sein. Er nimmt des Tages mit einem Zechin vorlieb; wenn Ihr ihm etwas mehr gebt, so wird er dankbar sein. Er ist übrigens ein durchaus redlicher Mensch. Alsdann suche einen jungen Maler Burx incontro Rondanini, den ich lieb habe, und laß Dir die fertigen Zeichnungen weisen, die er jetzt nach Carrache macht.[1] Er arbeitet sehr brav. Mache, daß sie Dalberg sieht und etwas bestellt. Dieser junge Mensch ist gar brav und gut, und wenn Du etwa das Museum[2] oder sonst eine wichtige Sammlung mit ihm zum zweiten Male, aber NB. allein, sehen willst, so wird es Dir Freude machen und Nutzen bringen. Er ist kein großer Redner, besonders vor Mehreren. Meyer, der Schweizer, ist, fürchte ich, schon in Neapel. Wo er auch sei, mußt Du ihn kennen lernen.

„Ich weiß nicht, ob ich wache oder träume, da ich Dir dieses schreibe. Es ist eine starke Prüfung, die über mich ergeht. Lebe wohl, genieße, was Dir beschert ist. Einer meiner angelegentlichsten Wünsche[3] ist erfüllt. Wenn Du nach Castel Gandolfo kommst, so frage nach einer Pinie, die nicht weit von Herrn Jenkins' Haus, nicht weit vom kleinen Theater steht. Diese hatte ich in den Augen, als ich Dich so sehnlich wünschte. Lebe wohl! Ich gehe zu den Deinigen und will ihnen die Zeit Deiner Abwesenheit verleben helfen.

„Wahrscheinlich wird Euch Hofrath Reiffenstein an einige Orte führen. Ich empfehle Hirten also zum Supplemente. Moritzen mußt Du auch sehen. Du wirst noch Andere finden: Lips ꝛc."

133. Der Rückweg führte wol über Augsburg, Nürnberg, Gotha und Erfurt. Auf dem Wege wird Goethe die Kunde empfangen haben, daß Herder noch in Weimar sei. Hier kam er am 18. Juni Abends zehn Uhr beim Vollmonde an, wie Herder an Knebel berichtet.

1) Bemerkenswerth ist, daß er der nach seiner Erfindung gemachten Zeichnung (vgl. oben S. 497) nicht gedenkt.
2) Das Museo Pio-Clementino.
3) Daß Herder Italien sehen möchte.

Ueber Italien.

134. **Zur Theorie der bildenden Künste** (S. 515–519). Der Aufsatz enthält Ergebnisse der italiänischen Kunststudien G.'s, die er bei den beabsichtigten Schilderungen zu Grunde legen wollte. — **Von der Holzbaukunst.** Man vgl. jedoch die Bemerkungen gegen Hirt oben S. 443 f. Gegen die Herleitung des dorischen Tempelbaues vom Holzbau erklärte sich Klenze in seinen „Aphoristischen Bemerkungen, gesammelt auf einer Reise nach Griechenland" (1838), S. 57 ff. — Vitruv, II. 1, 2–7. Er führt eigentlich die Entstehung der Säulen aus den vier Baumstämmen der Hütte nicht aus, sondern läßt nur die Menschen vom Hüttenbau zum Hausbau fortschreiten. — **Von so vielen Theoristen.** Hiergegen erklärte sich G. schon 1771 in dem Aufsatze „Von deutscher Baukunst", Werke, Bd. XXVIII, S. 339 ff. — In der Iphigenie auf Tauris. V. 113. Vgl. auch Orest., 1366. — **Selinunt** (S. 516). Nur die Reste des Tempels von Selinunt hatte G. nicht selbst gesehen. — Eine Stelle des Vitruv. IV. 3, 1: Is cum paratam habuisset marmoris copiam in Doricae aedis perfectionem, commutavit ex eadem copia et eam Ionicam Libero patri fecit, sed tamen non quod invennsta est species aut genus aut formae dignitas, sed quod impedita est distributio et incommoda in opere triglyphorum et lacunariorum. — **Wie der Dom zu Mailand** (S. 517). Vgl. S. 959 und dagegen Tischbein's begeistertes Lob, II. 3.

135. **Stundenmaß der Italiäner** (S. 519–521). Vgl. S. 40 ff. Die daselbst gegebene Tabelle bezieht sich auf Verona. Tabellen der Zeit in Rom und Neapel giebt Bädeker. — Französische Zeiger, noch heute ora Francese. Amtlich ist diese Bezeichnung der Stunden jetzt überall in Italien eingeführt, wogegen die andere sich in Mittel- und Unteritalien in der Kirche und vielfach beim Volke erhalten hat. — **Felicissima notte** (S. 520). Vgl. S. 40, 125.

136. **Frauenrollen, auf dem Römischen Theater durch Männer gespielt** (S. 522–525). Ueber die Unerträglichkeit, daß Männer Frauenrollen spielen, erklärte sich scharf Archenholz, V. 149 ff. Volkmann, I. 77: „Zu Rom

dürfen keine Frauensperſonen das Theater betreten, welches bei den Komödien oft eine ſehr lächerliche Wirkung thut. Man gedenke ſich z. B. einen Acteur mit ſchwarzem Barte und grober Stimme bei der Rolle der Pamela in der Komödie von Goldoni. Er mag mit noch ſo viel Verſtand und Empfindung ſpielen, ſo bleibt ſeine ganze Figur und der Ton der Stimme doch äußerſt anſtößig bei einer ſo zärtlichen Rolle. Mit den Kaſtraten, welche die weiblichen Rollen in der Oper vorſtellen, hat es eine andre Bewandniß. Ihre Figur und Stimme iſt ſo beſchaffen, daß man den Unterſchied nicht ſehr bemerkt und die Wahrſcheinlichkeit folglich nicht beleidigt wird. Man pflegt jedoch auch zuweilen ſchlechte Kaſtraten, die keine gute Stimme zum Singen haben, zu den weiblichen Rollen in der Komödie zu nehmen." Vgl. S. 712. — Des Tiresias (S. 523). Nach Ovid's Metam., III. 323—331. — Einen fähigen jungen Mann, (S. 524). Iffland. Vgl. Werke, Bd. XXVII. S. 306 f. — Der alten Schriftſteller ... an mehrern Stellen (S. 525). Wir hören von der großen Wirkung, welche die ausgezeichnetſten alten Schauſpieler in Frauenrollen, wie Antigone, Elektra, Merope, Anticye, Klytämneſtra, hervorbrachten. Vgl. Demosthen., De falsa legatione, 418; Cic., Off., I. 31; Gell., VII. 5; Plut., Pelop., 19; Ael., Var. Hist., XIV. 40. Gerade auf die Frauenrollen verwandten die alten Schauſpieler beſondere Kunſt, ſowol in dem Ton der Stimme als auch in den Geberden. Ueber die Römer vgl. Lange, „Vermiſchte Schriften", S. 43 ff.

137. Einfache Nachahmung der Natur, Manier, Stil (S. 525—529). Welche wir öfters brauchen werden. G. denkt hierbei an Beurtheilungen von Kunſtwerken, welche er in weitern „Auszügen aus einem Reiſejournal" im „Merkur" zu geben beabſichtigte. Vgl. S. 528, Z. 1 ff.: „Wir ... werden, ſo oft von bildender Kunſt die Rede iſt, Gelegenheit haben, uns dieſer Blätter zu erinnern." S. 529 unten: „das wir uns in der Folge zu verſchaffen manche Gelegenheit finden werden". Dieſe Stellen hätten jetzt, wo ihnen in den Fragmenten nichts entſpricht, in Wegfall kommen ſollen. — Durch theoretiſche Werke, wie Sulzer's „Theorie der ſchönen Künſte". Auch Moritz erklärt ſich ähnlich wie G. über Manier und Stil bei Gelegenheit Michel Angelo's. — Huyſum (S. 528). Johann van H., Blumen- und Fruchtmaler aus Amſterdam, 1682—1749. Aelterе Zeit- und Fachgenoſſin war Rachel Ruyſch aus dem

Haag, 1664—1750. Beider gedenkt G. 1817 in dem Aufsatz „Blumenmalerei" (Werke, Bd. XXVIII. S. 546).

138. Von Arabesken (S. 530—533). Eigenthümlich ist G. die Beschränkung des Begriffs auf die Verzierung der innern Wände eines Gebäudes, wobei ihm eben die Arabesken im Sinne liegen, die er in Italien gesehen; er verlegt die Veranlassung und Benutzung in den Begriff der Kunstform. Fr. Schlegel sah in der Arabeske das musikalische Wiegen der Linien in sich. Schorn (Umriß einer Geschichte der bildenden Kunst, S. 38) setzte das Wesen der Arabeske in die phantastische Zusammensetzung und Vermischung natürlicher Gestalten, um andeutungsweise allegorische Gestalten auszusprechen. K. O. Müller bemerkt (Archäologie der Kunst, §. 24), in der Arabeske würden mathematische Grundlinien von Gebäuden und Geräthen zum Behufe der Verzierung auf freie Weise in vegetabilische und selbst animalische Formen hinübergespielt. Ueber die Arabesken der Alten vgl. Denselben, §. 435. — Zu den Bemerkungen über die Wandmalereien Pompeji's (S. 530—532) vgl. S. 187 f., 193, 201; Tischbein, II. 92 f. — Die an die Wand gelehnten Tafeln (S. 532) wurden nicht in Pompeji, sondern in Herkulanum gefunden. Vgl. Denner in Wolfgang Helbig's Schrift „Wandgemälde der vom Vesuv verschütteten Städte Kampaniens", S. LXVII ff., wo auch der Beweis geliefert ist, daß diese Tafeln aus andern Wänden ausgeschnittene, ächte Freskobilder sind. Daß es sehr leicht sei, transportable Tafeln aus Kalk und Puzzolane zu machen, wußte G. aus den Versuchen Reifenstein's. Vgl. S. 407. — In den Bädern des Titus. Vgl. Braun, S. 67 f. — Der Logen des Vatikan's (S. 533). Vgl. S. 682. Durch die in den Thermen gefundenen Malereien soll Raphael zu seinem Entwurfe der Bemalung der Logen begeistert worden sein. — Der Villa, welche Raphael mit seiner Geliebten bewohnte. Vgl. S. 484, 938. Niebuhr, der das Zimmer im Februar 1817, wenn auch sehr beschädigt, doch im Ganzen hinreichend erhalten fand, schreibt: „Raphael hat dort die Porträts von vier seiner Geliebten gemalt: drei jugendliche, sehr irdische Schönheiten und eine gar nicht junge Frau; dann Venus, die geschmückt wird, Mars, den Venus umschlingt und dem Nymphen und Amoretten Blumen bringen, und eine Herme, mit einem Schilde gedeckt, auf den ein Heer von Amorn Pfeile abschießen. Diese Gruppe ist außerordentlich schön; so sind es auch alle zahl-

lose groteske Arabesken, welche die Wände zieren." — Die Hochzeit Alexander's und Roxanens (S. 533), richtiger die Brautnacht, findet sich jetzt im neunten Zimmer des Palastes Borghese, ebenso „das geheimnißvoll allegorische Bild" von schwebenden nackten Gestalten, die mit Pfeilen nach einer Scheibe schießen, nach Michel Angelo's Erfindung. Vgl. Förster, II. 51 f.; Bädeker, 182.

139. Volksgesang (S. 533—549). — Venedig. Vgl. S. 76 f., 657. — Rom. Ritornelli (S. 536). Niebuhr, II. 399: „Kein Volk kann unmusikalischer sein [als die Römer]; sie haben nur eine Ritornellmelodie, die ganz abscheulich klingt, und gar keine Volkslieder." Vgl. dagegen W. Müller, „Rom, Römer und Römerinnen" (1820), I. 52 f. und in der Sammlung „Egeria. Raccolta di Poesie italiene popolare" (1829), Nr. 1. 4, 26—30. — Vaudevilles (S. 537). Den Marlborough. Vgl. S. 43, 639. — Ein Vaudeville. Auch Moritz (III. 59 f.) gedenkt dieses Volksliedes, das Einem jetzt allenthalben in den Ohren gelle. „Sein Refrain ist immer non dico — ma, und dann folgt li la batte li, ein Refrain unbedeutender Silben, worunter man dasjenige, was man nicht sagen, sondern für sich behalten will, zu verstecken sucht." — Das letzte Ma, welches abschließt. — Romanze. Moritz, II. 165 f.: „Die italiänischen Volkslieder haben nicht das Mindeste von Hexen, Gespenstern, Geistererscheinungen. Ein Hexenlied, das wir einmal von einem Buben in Rom auf der Straße singen hörten, fiel uns deshalb sehr auf. — Das Lied schien nordischen Ursprungs zu sein." W. Müller bringt es in Nr. 11 der Egeria nach mündlicher Ueberlieferung unter der Ueberschrift Dialogo. Es fehlt dort die vierte Strophe. — Geistliches dialogisirtes Lied (S. 541). Die Canzonetta findet sich auch in spätern Einzeldrucken. W. Müller giebt sie im Druck von solchen in der Egeria Nr. 65; Moritz, (III. 16 ff.) gedenkt eines Liedes zwischen zwei Bettlern, Mann und Frau, worin die verstorbene Mutter die Tochter, der verstorbene Greis den Sohn, Jünglinge und Mädchen ihre Geschwister auffordern, für ihre ewige Ruhe eine kleine Gabe zu opfern. Es heiße Io sono la tua madre, sorella, il tuo padre, fratre. Auch erwähnt er ein Lied an Maria (II. 146 ff.). — Die Tarantella (S. 550). Riedesel, S. 251 ff., bemerkt, daß die von der Spinne Tarantula gebissenen Personen sich mit Tanzen nach der Musik heilen, die Tarantula heiße, doch sei dies ein Vorurtheil, da der

Biß dieser Spinnen gar nicht gefährlich sei. Volkmann, III. 221 f.: „Verständige Naturforscher halten die Erzählungen vom Biß der Tarantuln und den wunderbaren Wirkungen der Musik mit Recht für Märchen."

140. Naturlehre (S. 551—555). Der Brief war eigentlich Antwort auf einen von Knebel aus Jena im Januar 1789 geschriebenen. Bei der Veröffentlichung desselben im „Merkur" wurde zunächst G.'s Antwort aus Weimar nach Neapel verlegt, auch sonst wol in der Einleitung Einzelnes anders gewendet, in der Hauptsache aber die ursprüngliche Fassung beibehalten. Obgleich Niemand ahnen konnte, daß der Brief dem Jahre 1789 angehöre und aus Weimar an den Freund in Jena gerichtet sei, gerieth Knebel über diese Veröffentlichung in leidenschaftlichen Zorn. Ihn zu versöhnen, setzte G. endlich eine rechtfertigende Erwiderung des angeredeten Freundes auf, die er gleichfalls im „Merkur" erscheinen ließ. Vgl. Düntzer, „Goethe und Karl August", I. 323 ff. Beide Briefe erscheinen hier zum ersten Male in Goethe's Werken, was sie wegen ihrer Klarheit und Feinheit, auch ohne Rücksicht auf möglichste Vollständigkeit, längst verdient hätten. G. wollte mit dem Briefe seine auf Naturwissenschaft gerichteten Mittheilungen einleiten, wie er es in ähnlicher Weise in Bezug auf Bau- und bildende Kunst gethan hatte.

141. Aeltere Gemälde (S. 555—563). Am 3. April 1790 schrieb G. aus Venedig an Herder: „Ich studire die Venezianische Malerschule von vorneherein fleißig durch und habe daran viel Freude; auch präsentiren sich mir allerlei Resultate und Bemerkungen, wo nicht ganz neue, doch von neuen Seiten." Dabei benutzte er das schätzbare Werk Della pittura Veneziana. Den 4. Mai äußert er, an Gemälden habe er sich fast krank gesehen und wirklich eine Pause machen müssen. Vgl. Venediger Epigramme, 37 (Werke, Bd. II. S. 145). Aus den damaligen Aufzeichnungen gingen unsere erst 1825 bearbeiteten und herausgegebenen, auf seine Beobachtung, zum Theil auf Mittheilung der restaurirenden Maler sich gründenden, auch eine kurze Entwicklung der ältern Venezianischen Malerschule liefernden Bemerkungen über die Beschädigung und die von der Republik verfügte Herstellung der ihr gehörenden Gemälde hervor. Sehr einseitig ist Stolberg's Urtheil (IX. 446 f., der bei aller Anerkennung der Technik dieser Maler ihnen Genie abspricht. — Altgriechischen Gemälde (S. 556).

Sie sind vielmehr Byzantinischen Ursprungs. — In der Kirche der Griechen (S. 556), San Giorgio de' Greci. — Der Zeit nach, da die Oelmalerei spätere Erfindung ist. — Das Gesicht der Mutter Gottes. In den ältesten Bildern sind die Züge der Mutter Gottes nach denen Christi gebildet. An Boisserée schreibt G. den 19. November 1814: „Da ich Gelegenheit gehabt, noch mehr ächte Byzantinische Arbeiten zu sehen (er denkt dabei an die Byzantinischen Bilder in Venedig), so bin ich überzeugt, daß von dort her der ganze Cyclus des christlichen Olymp's bildlich ist überliefert worden, welches wol geschehen mußte, da man mehr oder weniger die charakteristischen Verschiedenheiten der Ober- und Untergötter auszudrücken bemüht war." Seine abweichende Ansicht begründet Boisserée in der Erwiderung vom 3. Dezember. Vgl. in Wieland's „Merkur" 1782, Junius die „Beantwortung der Frage: Wie kommt Maria, die Tochter David's, zu einer attischen Gesichtsbildung?" mit dem „Anhange" Wieland's. — Donato Veneziano, aus dem Anfang des funfzehnten Jahrhunderts. — Johann Bellin. Giovanni Bellini (Gianbellin), 1426—1516, das Haupt der ältern Venezianischen Schule. Vgl. Venediger Epigramme, 37. — Den Vivarinis (S. 557), Bartolommeo und Luigi Vivarino oder Vivarini aus Murano, bei Venedig, bis zum Ende des funfzehnten Jahrhunderts. Sie arbeiteten auch sonst viel zusammen. Vgl. Kugler, „Geschichte der Malerei", I. 441 ff. — In der Schule der Schneider. Scuola, von den Gilden. Vgl. S. 558 die reichen Schulen. — Das große Altarblatt, Mariä Himmelfahrt. — In den Frari, Santa Maria gloriosa de' Frari. — Auf dem Altar der Familie Pesaro, gleichfalls in den Frari. Madonna mit Heiligen und Gliedern der Familie. Sein eigenes Bild hatte er als Joseph angebracht. Daselbst ist das Grabmal des Dogen Pesaro († 1669). — Weitläufige Gastgebote (S. 558), besonders für die Refektorien mancher Klöster zu Venedig, wie die Hochzeit zu Kana, die Tafel des Levi. — In dem Gefängnisse (S. 559), vielmehr in dem Spital. Das Bild von Tintoretto findet sich in der Kirche San Rocco. — Die Temperabilder, die sich in Italien etwas länger als in Deutschland erhielten, wo Johann van Eyck zuerst in die Farben selbst ölige Substanzen mischte. Vgl. Werke, Bd. XXVI. S. 329. — Svelaturen (S. 560). Der Name bezeichnet eigentlich das Durchscheinen des lichten Grundes, der sich gleichsam „entschleiert" (svelare). — Santi Giovannie Paolo (S. 561), der prächtigen,

Das mit unsäglich neuer Pein
Sich schmerzvermehrend stillet.

O laß' doch immer hier und dort
Mich ewig Liebe fühlen,
Und möcht' der Schmerz auch also fort
Durch Nerv und Adern wühlen!

Könnt' ich doch ausgefüllt einmal
Von Dir, o Ew'ger, werden —
Ach, diese lange, tiefe Qual,
Wie dauert sie auf Erden!

Morgenständchen.*)

Erwache, Friederike,
Vertreib die Nacht,
Die einer Deiner Blicke
Zum Tage macht!
Der Vögel sanft Geflüster
Ruft liebevoll,
Daß mein geliebt Geschwister
Erwachen soll.

Ist Dir Dein Wort nicht heilig
Und meine Ruh?
Erwache! Unverzeiblich!
Noch schlummerst Du?
Horch! Philomelens Kummer
Schweigt heute still,
Weil Dich der böse Schlummer
Nicht meiden will.

---

seines Verhältnisses mit Lili besreundet wurde, und der bereits in unsr. Ausg. I, 75 und II, 193 erwähnt worden ist. Daran, daß Goethe ihm das vorliegende Gedicht für seine Zeitschrift zugesandt hätte, kann wol Niemand denken; vielmehr stimmen wir unbedenklich der Ansicht J. W. Schaefer's bei, der in „Goethe's Leben" (I, 91) die Vermuthung aufstellt, daß das bei Goethes Sinnes- und Denkweise Goethe's recht fern liegende Gedicht den Vorlesungen zu Fräulein v. Klettenberg und zu deren Kreisen seinen Ursprung verdanke. Wahrscheinlich hat Ewald auch dies Gedicht, ebenso wie „Recht und Recht" (II, 193), aus früherer Zeit besessen und es ohne Goethes Vorwissen abdrucken lassen.

*) Vgl. den „Deutschen Musenalmanach" für das Jahr 1838 von C. A. Chamisso und G. Schwab. — Dort theilt A. Stöber aus dem Original-Manuskripte vier Gedichte an Friederike mit und zwar außer diesem „Friederike" (S. 14 des Bandes), „Entfernung von der Geliebten" (S. 15) und „Ein grauer, trüber Morgen" (S. 17). — Drei derselben wurden nachher wieder abgedruckt

nach faſt zwei Jahrhunderten 1430 vollendeten Kirche mit den Degengräbern. — Akkordiren (S. 562), das Herſtellen eines harmonirenden Farbentons. — Die Ermordung des Petrus Martyr (S. 562), bei einem Ueberfalle in einem Walde. Das Bild ging bei einem Brande im Auguſt 1867 zu Grunde.

142. Verzeichniß verſchiedener Gebirgsarten ꝛc. (S. 565—574). — Ferber (S. 567), in den S. 571 erwähnten Briefen. Vgl. S. 31, 635. — Vitruv (S. 568). II. 7, 1.

Nachträge.

Zu S. 679 f.

Goethe's Brief an ſeine Mutter vom 4. November iſt ſo eben aus Fritz Schloſſer's Nachlaſſe mitgetheilt worden. Er lautet:

„Vor allem Andern muß ich Ihnen ſagen, liebe Mutter, daß ich glücklich und geſund hier angelangt bin. Meine Reiſe, die ich ganz im Stillen unternahm, hat mir viel Freude gemacht. Ich bin durch Baiern, Tirol, über Verona, Vicenz, Padua, Venedig, Ferrara, Bologna und Florenz hierher gekommen, ganz allein und unbekannt: auch hier obſervire ich eine Art Inkognito.

„Wie wohl mir's iſt, daß ſich ſo viele Träume und Wünſche meines Lebens auflöſen, daß ich nun die Gegenſtände in der Natur ſehe, die ich von Jugend auf in Kupfer ſah und von denen ich den Vater ſo oft erzählen hörte, kann ich Ihnen nicht ausdrücken. Alle dieſe Dinge ſeh' ich freilich ein Wenig ſpäte, doch mit deſto mehr Nutzen und viel in kurzer Zeit.

„Wie lang ich bleibe, weiß ich noch nicht; es wird darauf ankommen, wie es zu Hauſe ausſieht. Auf alle Fälle geh' ich über die Schweiz zurück und beſuche Sie. Da wollen wir uns was Rechts zu Gute thun; doch das bleibt Alles unter uns. Heute habe ich nicht Zeit, viel zu ſagen, nur wollt' ich, daß Sie ſchnell die Freude mit mir theilten. Ich werde als ein neuer Menſch zurückkommen und mir und meinen Freunden zu größerer Freude leben.

„Inliegenden Brief schicken Sie an die Bethmänner, ohne daß Diese eben erfahren, daß der Brief durch Sie gegangen ist. Die Bethmänner haben mir, ohne es selbst zu wissen, unter einem fremden Namen[1]) Kredit gemacht. Schreiben Sie mir bald und viel, wie es Ihnen geht, und sonst was Neues; in der Fremde ist Alles von Freunden und Lieben interessant. Auch wann dieser Brief ankommt, damit ich mich danach richten kann. Leben Sie wohl und lieben mich!"

Zu S. 812, Anmerkung.

Zu caparra. Arra ist bloße Endung (wie in zimarra), und caparra, capparra bezeichnet das „Ausgewählte", wie unser Handgeld, Handgift, wogegen mancia das mit der Hand gegebene Trinkgeld (Ergetzlichkeit, douceur).

Zu S. 909, Z. 4f.

Herder hatte sich in der Preisschrift sogar wider die Ansicht „mancher neuen Modephilosophen" erklärt, „daß die Natur in jeden großen Erdstrich so gut ein Paar Menschen zu Stammvätern habe hinschaffen können wie in jedes Klima einige Thiere", und dagegen behauptet, „nach aller Wahrscheinlichkeit mache das menschliche Geschlecht ein progressives Ganze von einem Ursprunge in einer großen Haushaltung aus". Seine 1774 erschienene Schrift: „Auch eine Philosophie der Geschichte zur Bildung der Menschheit" begann sogar mit dem Satze, jede neue Entdeckung mache den Ursprung des ganzen Menschengeschlechts von einem Menschenpaare immer wahrscheinlicher.

1) Möller.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

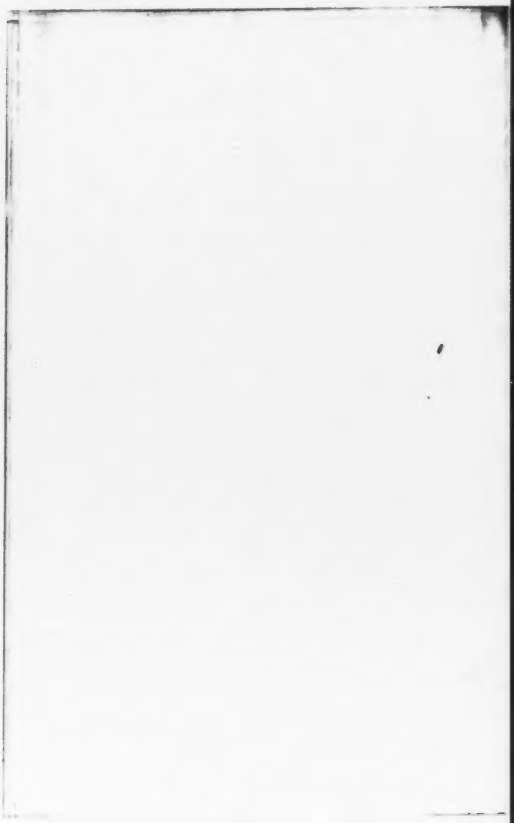

Register.

Seite

I. Verzeichniß der in der „Italiänischen Reise" erwähnten Goethischen Schriften, Briefe ꝛc. 975

II. Sachregister 978

III. Geographisch-topographisches Register 1002

IV. Personenregister 1018

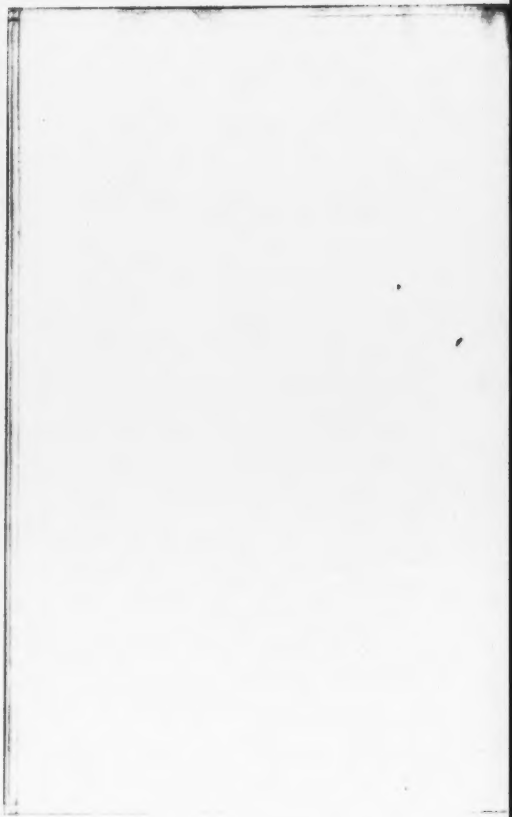

I.

Verzeichniß der in der „Italiänischen Reise" erwähnten Goethischen Schriften, Briefe ꝛc.

Annalen XVII. XX. XXIX.
Architektonisch-naturhistorisches Problem 765. 803.
Auszüge aus einem Reisejournal IX. 965.

Benvenuto Cellini XV f., 821.
Bergbau: „Erste Nachricht von dem Fortgang des neuen Bergbaues zu Ilmenau" 642.
Biographisches Schema XVI.
Blumenmalerei 966.
Boßi: „Joseph Boßi über Leonardo da Vinci's Abendmahl" 960.
Briefe an
Amalia von Weimar 837. 878.
Bertuch 824. 872. 950.
Böttiger XIV.
Bohl, Frau 840. 845.
Bofferee XVII. XX f., XXX. 969.
Brunnquell, Bezirkskommissar 871 f.
Cotta XV.
Eichstädt XVII ff.
Einsiedel, von 881.
Ernst, Herzog v. Gotha 729.
Göschen 840. 873 f., 926. 946.
Goethe, Katharina Elisabetha (des Dichters Mutter) XXVII. 679. 970.
Herder IX f., XVIII., XXVI f., 306 ff., 640. 670. 684 f., 688. 702. 704. 707. 710. 714 f., 718. 728 ff., 734. 367. 746. 750. 753. 802 ff., 806. 825. 828 f., 833. 837 ff., 846. 849. 853. 859. 865. 870. 878 f., 882. 890. 901. 910 f., 924. 928. 934. 936. 958. 941. 954. 962. 968.
Jacobi, Fr. 719. 782.
Karl August XXVII. 640 f., 663. 685. 689 f., 699 f., 704. 713. 716. 724. 731. 733. 735. 740. 828. 836 ff., 854 f., 863 f., 872. 882. 891 f., 902. 911 ff., 918. 920. 928. 941. 947. 949. 954.
Briefe an
Kauffmann, Angelika 934.
Kayser 887.
Kestner 868.
Knebel XVII f., XX. 625 f., 667. 685 f., 737 f., 807. 840. 843. 851. 859. 863. 887. 899. 961. 968.
Lavater 959.
Luise von Weimar 705.
Merck 731.
Meyer XII ff.
Riemer 955. 957.
Schiller XI f., XIV f., 889.
Schmidt, Geheimrath 857.
Seidel, Philipp 640. 661. 675. 679. 689. 698 f., 702. 709. 715. 720. 728. 735. 739. 747. 777. 800. 840. 842. 873. 879 ff. 885 f., 895 f., 901. 905. 911 f., 928 f., 939. 951.
Stein, Frau von IX. XVIII., XXV ff., 313 ff., 632. 640. 673. 680. 685. 687. 694 f., 699. 702. 706. 708. 713. 721. 723. 734. 736. 744. 747. 749 ff., 753 ff., 756. 761 f., 764. 772 f., 776. 800. 804 ff., 822 f., 825. 829 ff., 834 f., 837. 840. 846. 849. 863. 865 877. 879. 886 f., 897. 899. 910 f., 945.
Stein, Fritz von 676. 689. 708. 710. 715. 750. 776. 805 f., 825. 879. 896. 932.
Voigt, Chr. Gottl. 640. 727. 760. 792. 845. 868 f., 903 f., 920 f., 925.
Wieland 679. 685. 687.
Zelter XVII ff., XX, XXIV, XXX.

Cagliostro's Stammbaum 250. 579 f., 597. 772.

Dichtung und Wahrheit XVI f., 648. 752. 814. 886.

Egmont 363. 365 f., 370. 380 f., 393 ff., 429 f., 433 ff., 437 f., 447, 457 f.,

462 f. 473. 716. 720. 828. 838 f. 841. 843. 850. 870. 870. 873. 879. 882. 894. 897. 908. 915. 927 f. 933. 947. 962.
Elegien s. Römische Elegien.
Epigramme s. Venetianische Epigramme.
Epistel an Friederike Oeser 238.
Epitheta. Erste 623. 650.
Erwin und Elmire 397. 416. 420. 436. 458. 462 f. 472. 843. 874. 879. 886. 894. 896. 911. 915. 927 f. 930. 962.

Farben. Die entoptischen 902.
Farbenlehre 724. 803. 834. 937.
Faust 382. 433. 462. 480. 647. 667. 689. 760. 760. 765. 824. 839. 841. 850. 894. 896. 927. 930. 936. 948. 951.
Fischerin. Die 927.
Fichtler Peter 789.

Gedichte.
Amor als Landschaftsmaler 474. 921. 934.
Du 'zeigst freundlich, mir ꝛc. 845.
Elegien s. Römische Elegien.
Geheimnisse. Die 934.
Grenzen der Menschheit 886.
Hans Sachs 474.
Ist es denn wahr, was man gesagt 814. 896.
Kopernikus. Der neue 749.
Künstlers Apotheose 481. 934.
Künstlers Erdenwallen 481. 934.
Nieding's Tod 474. 951.
Prometheus 911.
Geschichte meines botanischen Studiums 629. 647. 695.
Götz von Berlichingen XVIII, 148. 662. 715. 911.
Gott und Welt 629.

Herlinger, Carolus von 694.

Iphigenia von Delphi 97. 146. 160. 666. 715. 734.
Iphigenie auf Tauris XXVI. 154 f. 97. 147 ff. 160. 166. 177. 180. 194. 197. 502. 626. 629. 633. 650. 650 f. 656. 670 ff. 673 f. 699. 662. 666. 678. 698. 700. 707. 716. 720. 725. 728. 740. 747. 754 f. 801. 841. 874. 927.

Jery und Bätely 471. 927. 930. 948.

Jude. der ewige 671.

Karneval. Das Römische IX. XXXI. 475. 529 ff. 726. 924. 935. 950.
Klaudine von Villa Bella 420. 434. 436. 438. 462 f. 471 f. 843. 874 f. 886. 890 f. 894. 896. 915. 924. 926 ff. 930. 939. 946. 962.

Lieder.
Gariso. loser, eigensinniger Knabe 473. 891. 921. 925.
Herr, o Herr, es sind zwei Männer 911.
Kennst Du das Land 743.
Liebe spürest auf allen Wegen 889.
Nur wer die Sehnsucht kennt 696.
Lila 471. 927. 930. 948.

Metamorphose der Pflanzen 761. 835.
Mitschuldigen. Die 628.

Nausikaa 220. 274. 284 ff. 763. 775. 795 f. 801.
Neueste. Das von Plundersweilern 805.
Nose. Karl Wilhelm 635.

Pandora 934.
Philipp Hackert XVI. 684. 736. 815.
Pfeffel. Ker XVI. 578. 605. 815.
Prometheus XVI. 580. 639.
Puppenspiel 694. 735.

Recensien von Voß's „Roma sotterranea" 954. der Sulzer'schen „Theorie" 685 f. auch Voß.
Rheinreise 652.
Römische Elegien 639. 670. 722. 734. 889. 952.
Rotaliens Heiligthum 578. 596.

Sammler. Der, und die Seinigen 580.
Sezzenereien s. Schertz. Ernst und Satyre.
Schertz. Ernst und Satyre XVII. 430. 437. 439. 635. 723. 841. 870. 875. 885. 911.
Schriften. sämmtliche 15.
neue Ausgabe
bei Cotta 650 f. 802. 926 f.
Bd. I. 15. 650. 641
Bd. II. 15. 650.

Schriften, sämmtliche, neue Ausgabe bei Göschen
Bd. III. 15. 629 f.
Bd. IV. 15. 630. 735. 841.
Bd. V. 15. 471 f. 828. 841. 843. 874. 904. 918. 926 ff. 962.
Bd. VI. 15. 471 f. 480 f. 873. 927.
Bd. VII. 15. 471. 480 f.
Bd. VIII. 15. 471. 474. 480 f. 924.
Bd. I u. II. 630.
Bd. I—IV. 15. 209. 740. 856 f. 861. 870 ff. 874 ff. 896. 917.
Bd. I—VIII. 693. 828.
Bd. V—VIII. 15. 160. 197. 414. 629. 810. 839. 873.
Bd. VI—VIII. 943. 946. 951.
Sermon (über die Erkenntniß der Natur?) 740.
Sprüche in Prosa 680. 735. 863. 908.
Stella 640. 662. 735.

Tag- und Jahreshefte s. Annalen.
Tagebuch IX. XVI ff. XX f. XXV. XXVII. 17. 30. 622. 628. 630. 633 f. 636. 638. 645 f. 649. 651 f. 655 ff. 660 ff. 666 ff. 670 f. 674. 680. 682. 684 f. 696. 709. 721. 724. 741. 743 f. 747. 751. 753. 755. 761 f. 764. 776 f. 784. 795. 800. 803. 811. 815. 822 f. 833 ff. 886 f. 918. 938.
Torquato Tasso 160. 166. 197. 214 ff. 382. 433. 462. 471. 481. 498. 512. 650. 702. 737. 763. 839. 841. 927. 930. 948. 951. 957. 962.
Triumph der Empfindsamkeit 735.

Ueber Christus und die zwölf Apostel 471. 529. 581.
Ueber Italien 578.
Ueber Kunst und Alterthum 695. 847.
Ueber Lackson XIV f. 580.
Ueber Wahrheit und Wahrscheinlichkeit der Kunstwerke 780.
Ulysses auf Ithaka 668. 763. 796.

Venetianer Epigramme X. 632 f. 637. 650. 686. 745. 925. 968 f.
Vermischte Gedichte 481. 927. 930. 948.
Versuch einer Witterungslehre 676.
Vogel. Die 15. 25. 27. 36. 45 f. 229. 305. 630. 634. 638. 641. 644. 735. 772. 799.
Von deutscher Baukunst 964.

Wahlverwandtschaften. Die 677 f.
Werke. Ausgabe letzter Hand XXIX.
Werther 131. 211. 229. 309. 428. 443. 472. 630. 662. 667. 761. 870. 911. 924. 945. 956.
Wilhelm Meister XVI. XXIX f. 206. 363. 413. 472. 631. 645 f. 733. 758. 779. 810. 820. 828. 839. 892. 917. 931.
Winckelmann und sein Jahrhundert 649. 831.
Wolfengestalt nach Howard 629.

Xenien XXIV. XXXII. 871.

Zueignung 641. 646. 650.
Zur Naturwissenschaft 903.
Zweiter Römischer Aufenthalt 676. 679. 802. 909.

II.

Sachregister.

Die in der „Ital. Reise" besprochenen Werke der bildenden Kunst und Gemälde sind unter den Rubriken Bildwerke und Gemälde zu finden.

Abbé-Tracht der Literaten in Rom 378.
Abendlegen 713. 932.
Abendlande 693; s. Fasanenkahn.
Abendröthe 1394., 145. 905. 482. 497. 501 ff., 505. 629. 736 f., 937. 953 f.
Abschied aus Rom XXXI, 956 f., 960.
Acanthus weißer 374.
Achilles 282. 677. 781.
Acis und Galatea, Saal von 674.
Ackerbau 103. 108. 256. 265 f., 268 f. 270 f., 698.
Acta Sanctorum 815. 819. 821. 833.
Adel, Neapolitanischer 178 f.
„Admiranda Romae" 440. 887.
Adonis 508.
Adria 888.
Advokaten, italiänische XIX, 67 ff., 635.
Aegerter 518.
Aegyptische Alterthümer 394. 404.
Aehnde 712.
Aerzte in Italien 321.
Aesthlap 264. 292. 780.
Aetna 792 f., dessen Besteigung 793 f.; Ausbruch 797. 799. 852.
Agamemnon 888.
Agathe, Die heil. 97.
Agrumenhaine 415. 863.
Akazienbäume 704.
Akademien: Berlin 667. 869.
" Cassel 781.
" Dresden 732. 847.
" Mannheim 838.
" Mayrel 798.
" Parma 847.
Akademien: Rom; der Königin Christine 922; französische 386. 890. 497. 736. 847. 889; San Luca 482., 504. 861., 937. 945., 954. 958.
" Venedig 561. 638.
" Verona 637.
" Vicenza 644.
" Weimar 475. 717.
Akkordiren der Gemälde 962. 970.
Akropolis 390. 548.
Akustrius von Malcsine 25 ff.
A-la-prima-Malerei 560.
Alaunsteine 571.
Alcinous 254. 286. 373. 776. 790.
„Alexander in Indien", Oper von Antofft 147. 711.
Alexeter 62.
„Allein Gott in der Höh' sei Ehr" 414. 861.
Allemande, Tanz 46.
Allerheiligenfest 116.
Allerseelen 116 f.
Allerseelenfeier 874.
Altarbilder 556 f., 559.
Altarbänder 35. 136. 149. 172. 201. 234. 277 ff., 304.
Alterthumskunde 682.
Alterthumsvereine, italiänische 782.
Altgriechische Bilder 556.
Altmexikanischer Titus 660.
Ammazzamoschi 711.
Amor 474; s. auch Cupido.

Amphiaraus 898.
Amphitheater s. Reg. III unter den einzelnen Städten.
Anatomie 153 f.
Anchises 712.
„Andreas Hartknoch" von Moritz 695.
Angantyr 446. 880.
Antäus 99. 667.
Antigone, Rolle der 965.
Antiken 702.
Antikensammlungen 6. 39. 79. 194. 235 f., 253., 277 f., 326. 349. 354. 391. 441 f., 482. 497. 503. 508. 625. 629. 706 f., 718. 742. 772. 775. 789. 791. 849. 958; s. auch Goethe's Kunstsammlungen.
Antiope, Rolle der 965.
Antiquare s. Herr. Pasquale, Bella in Reg. IV.
Antiquarische Studien 136. 385.
Antiquitäten, „Römische A.", von Moritz 733.
Antiquitätensammlungen 35., 169. 194. 201. 254. 277., 314. 326. 349. 352. 482. 627. 667. 750. 753. 756 f., 771. 789. 846. 938.
„Anton Reiser" von Moritz 133. 695.
Antoninische Säule s. unter Bildwerke.
Antonius Abbas, Fest des heiligen 152.
Anziehungskraft der Erde 11.
Apollo 79. 97. 129. 135. 139. 365. 367. 391. 409.
Apostel, Die zwölf 450 f., 579. 581.
Apostelgeschichte 112.
Aqua Claudia 897.
Aqua Martia 897.
Aquäducte s. Wasserleitungen.
Aquarell s. Wasserfarbenmalerei.
Arabesken 65. 134. 174. 188. 454. 508. 530 ff., 966.
Arbutus unedo 133.
Arcade di Numero 923 f.
Arcade negre Numero 934.
Arcadia (Gesellschaft) 144. 724; ihre Aufnahme in dieselbe 144. 466 ff., 921 ff.
Arcadier 466 ff., 921 ff.
Arcadische Versammlung 698.
Architektur s. Baukunst.
Architekturen von Lomazzo 440.
Architekturzeichnen 362. 858.
Arc 954.
Arenarie 954.
Arete, 795 f.
Ariadne 889.
„Aristodemo", Trauerspiel von Monti 1806. 144. 151. 155. 157. 693.
Aristomenes 888.
Arkadien 1. 621 f.
Aschenberg auf dem Besuv 178. 746.
Aschermittwoch 143.
Asrts 678.
Assisi 694.
Athene 129. 393.
Atlas 253.
Atmosphäre, deren Veränderung 12.
Attische Schule 676.
Attraktiva 396.
Auferstehungsfeier in Rom 486. 941.
Aufgeschwemmtes Erdreich 4.
Augustiner-Mönche 627. 649. 817.
Auguftinus, Der heil. 665.
Ausbruch des Aetna 397., 793., 852.
„ des Besuv 328 f., 737.
Ausgrabungen in Catania 793 f.; in Herkulanum 756.
Auskmalen 562.
Ausstellung der französischen Akademie in Rom 346. 350.

Baal, Göße 669.
Babuino 692.
Bacchus 44. 643. 868. 964.
Bäder s. Schuldrch in Reg. IV.
Bäder s. Rom, Sciacca in Reg. III.
Bajocco 650. 739.
Ball 370.
Ballet 46. 67. 147. 186. 711 f.
Ballsptel 37 f., 638.
Banchieri 602.
Banquier Goethe's in Neapel 327. 813. 842. in Rom 674. 680.
Barbarossen 265. 784.
Barcarolen 655.
Bartolfo 726.
Bariame 800.
Bariamo s. Bartamé.
Barmherzige Brüder 241.
Barttracht 711.
„Baruffe Chiozzotte, Le", Komödie 85.
Basalt, dessen Vulkanität 280. 792.
Basiliken 63. 99.
Basreliefs 80. 834.
Bastille 244.
Baukunst XI f., 45. 48. 65. 73. 79. 88. 94. 99. 110. 188. 208. 230 ff., 238. 261 ff., 282 f., 289. 292. 295 f., 369. 385. 402ff. 443. 452. 515 ff., 643. 665. 669 ff., 684. 729. 876. 889. 968; f.

Es zittert Morgenschimmer
Mit blödem Licht
Erröthend durch Dein Zimmer
Und weckt Dich nicht.
Am Busen Deiner Schwester,
Der für Dich schlagt,
Entschläfst Du immer fester,
Je mehr es tagt.

Ich seh' Dich schlummern, Schöne!
Vom Auge rinnt
Mir eine süße Thräne
Und macht mich blind.
Wer kann es süßlos sehen,
Wer wird nicht heiß,
Und wär' er von den Zehen
Zum Kopf von Eis?

Vielleicht erscheint Dir träumend,
O Glück, mein Bild,
Das bald voll Schlaf und träumend
Die Musen schilt.
Erröthen und erblassen
Sieh sein Gesicht!
Der Schlaf hat ihn verlassen;
Doch wacht er nicht.

Die Nachtigall im Schlafe
Hast Du verjäumt;
Drum höre nun zur Strafe,
Was ich gereimt!
Schwer lag auf meinem Busen
Des Reimes Joch,
Die schönste meiner Musen,
Du — schliefst ja noch.

1840 im „Morgenblatt für gebildete Stände" Nr. 216 und 217, alle vier 1839 in Loeper's Schrift „Goethe in Frankfurt a. M." 1757–1775, 1841 in der auf eine Mystifikation des Publikums berechnete Schrift von Friedrich Pfeiffer, deren Anhang das angebliche „Sesenheimer Liederbuch" bildet, 1842 in Stöber's eigener Schrift „Der Dichter Lenz und Friederike von Sesenheim", 1841 in Baad' „Nachtragen zu Goethe" I. 4, und bei Viehoff I. 91 f., sowie III. 406. — Der Zeit nach scheint das Gedicht dem April oder Mai des Jahres 1771 anzugehören.

auch Gräber, Grabmäler, Pyramiden, Tempel.
Baumaterial der alten Tempel 516 f.
Baustil 65, 73, 190, 220 f., 295.
Bauwerke f. in Reg. III die einzelnen Städte.
Beatifikation f. Seligsprechung.
Begnadigung eines Missetäters 239 f.
Begräbniß eines Kindes 323; eines Kardinals 482.
Beichte 104 f.
Belvedere'sche Allee zu Weimar 709.
Benediktiner-Mönche 729, 752, 771, 791, 906, 916, 941.
Benediktinerinnen 692.
Bergbau, Aeltere Nachricht von dem Fortgang des neuen Bergbaues zu Ilmenau 642; Zweite 642, 709.
Bergwerk Ilmenauer 641 f., 709, 918.
Bergwerksunglück in Ilmenau 868, 903, 921.
Bergwesen in Ilmenau 727.
Brücke Berlocke 68, 655.
Bernstein 791.
Bernsteinarbeiten 279.
Besteigung f. Aetna, Vesuv.
Bettler in Neapel 317.
Bibelstellen 414, 624, 629, 663, 665, 732, 748, 800, 813, 846, 850, 862, 886, 934, 943, 961.
Bibliotheken 169, 440, 845, 887, 939, 950.
Begonia Canaipa 648.
Bildende Kunst 79 f., 185, 261, 344, 421, 434, 508, 515, 518 f., 701, 871, 896, 968; f. auch Bildwerke, Gemälde, Gemmen, Medaillen, Münzen; Antiken-Gemmen-, Kupferstichsammlungen.
Bildergalerien f. Gemäldesammlungen.
Bildwerke.
Adonis 508.
Aeneas 888.
Aegyptische Löwen vom Kapitol 702.
Agamemnon 888.
Aguirra, Marcus 80, 670.
Amphitrite 888.
Amphion und Zethus f. Toro Farnese.
Antinous von Belvedere (oder Mercur) 442, 447, 888, 889.
Antinous, Kolossalkopf des 897.
Bildwerke.
Antonine, zwei 6, 625.
Antoninische Säule 868, 894.
Apoll von Belvedere 128, 135, 139, 198, 354, 367, 409, 442, 663, 666, 720, 824, 833, 888 f.
Apoll, sitzender (Bacchus) 365, 367, 833.
" Pankratischer 849.
Apollokopf (im Kabinet Pourtalès) 201, 849.
Apostel in Rom 673.
Ariadne 658.
Ariadnekopf 442, 889.
Arioste 648.
Aristomenes 888.
Augustus 659.
" mit der Bürgerkrone 39.
Bacchus, sitzender 442.
" Sturz eines 789, 888.
Bacchusstatue 888.
Basrelief der Antoninischen Säule in Rom 894.
Borghesische Fechter 38.
Caligula 39.
Caracallabüste 700.
Ganymed und Venus im Museum zu Palermo 775.
Diskobolus 508.
Fragen zu Padua 53.
Freitag zu Verona 35 f., 637.
Frutus 6.
Farnesischer Herkules f. Herkules.
Faun aus Rosso antico 508.
" tanzender, in der Villa Borghese 502, 953.
Faustina, Kolossalkopf der 897.
Fontana felice 702.
Gallier 53, 648.
Ganymedes 508.
Genius, ruhender, in Venedig 79, 656.
Gladiatoren 79, 656.
Goethe's Büste f. Büsten.
Grabmäler f. d.
Gustav Adolph 53.
Heraklides, Die (Gemme) 892.
Herkules 327.
" Anax 502.
" Farnese 191 f., 349, 721 f., 829, 830, 879.
Herkuleskopf 985 f. auch Toro von Belvedere.
Hermes in Palermo (Plato) 775.
Idyllische zu Pillnitz 646.
Johannes, Der heilige 628.

Bildwerke.
Juno Ludovisi 145. 167. 501 f., 736, 714 f.
Juno, schön bekleidete 442, 889.
Junostatuen (drei Junonen) 502, 736 f.
Jupiter, lächelnder s. Jupiterkopf.
Jupiter, Sturz eines, in Catania 278, 780.
Jupiterbüsten 502, 790, 952.
Jupiterkopf, kolossaler, des lächelnden Jupiter 140, 707, 736, 952.
Kleopatra 79, 656.
Kolossen, zwei, auf dem Monte Cavallo s. Rossebändiger.
Kolossalkerle s. Antinous, Faustina, Jupiter.
Kolossalstatuen auf dem Monte Cavallo s. Rossebändiger.
Laokoon 441, 707.
Laokoonkopf (Abguß) 503.
Livius 648.
Löwchen (Gemme) 148, 160, 734.
Löwen in Venedig 79 f., 651, 659.
Madonna (Friesische Sammlg. in Wien) 366, 628, 833.
Maria s. Madonna.
Marienbild, geschnitzt 558.
Mark-Aurel 510, 956.
Mars 886.
Mausoleo d'Augusto s. Grabmal des Augustus.
Mediceische Venus 889, 958.
Medusa Rondanini 139, 369 f., 502, 707, 737, 952.
Meleager 442, 888.
Menander 717.
Merkur 502.
„ (Antinous) s. Antinous.
Minerva 149, 718.
Mithras s. Paris.
Modelle s. Obelisk auf Monte Citorio, Trajanssäule.
Muse (Tänzerin) im Palast Caraffa Colobrano zu Neapel 185, 505 ff., 749.
Muse zu Catania 780.
Nemesis von Trippel 701, 835.
Nil, Flußgott 442, 888, 906.
Niobe mit ihren Töchtern 79, 656, 718.
Niobe's Töchter (Abguß) 503.
Niobide zu Verona 39, 639.
Bildwerke.
Nymphe, schlafende (Kleopatra) 656.
Obelisk von Heliopolis s. Ob. auf d. Petersplatz und Ob. auf d. Piazza del Popolo.
„ auf dem Marsfelde s. Ob. auf Monte Citorio.
„ auf Monte Cavallo s. Ob. auf dem Petersplatz.
„ auf Monte Citorio 394, 400, 419, 502, 849 f., 856, 865; dessen Modell 856.
„ auf dem Petersplatz 129, 368, 402.
„ auf d. Piazza del Popolo 701, 734, 858, 929.
„ Sallustianischer s. Ob. auf Trinità de' Monti.
„ des Sesstris s. Ob. auf Monte Citorio.
„ bei St. Giovanni im Lateran 858.
„ auf Trinità de' Monti 159, 734, 856.
Odysseus 327.
Pariser zu Padua 53.
Pallas 718.
Paris (Mithras) 377, 836.
Petrarca 50, 648.
Pferde auf der Markuskirche zu Venedig 80, 185, 659.
Pferdekopf im Palast Caraffa Colobrano zu Neapel 185, 749.
Philosophen zu Venedig 79, 658.
Phocion 442, 888.
Plato 658, 717, 775.
Polistippus 717.
Porträt, Königs 442, 888.
Roma triumphans 936.
Rosalie, D. heil. 236 f., 765.
Rossebändiger, zwei, auf dem Monte Cavallo 116, 462, 676, 887.
Sappho 503.
Sarkophag zu Girgenti 261, 780 f., in Ferrara 664.
Sturz s. Bacchus, Jupiter.
Tänzerin im Palast Caraffa Colobrano s. Muse (Tänzerin).
Tasso 648.
Taufstein im Dom zu Girgenti 780 f.
Theodor, D. heil., in Venedig 651.
Tiber, Flußgott 936.

auch Gräber, Grabmäler, Pyramiden, Tempel.
Baumaterial der alten Tempel 516 f.
Bautil 65, 73, 190, 222 f., 295.
Bauwerke s. in Reg. III die einzelnen Städte.
Beatifikation s. Seligsprechung.
Beglaubigung eines Missetäters 299 f.
Begräbniß eines Kindes 323; eines Kardinals 482.
Beichte 104 f.
Belvedere'sche Allee in Weimar 709.
Benediktiner-Mönche 279, 752, 771, 791, 906, 916, 941.
Benediktinerinnen 692.
Bergbau, „Erste Nachricht von dem Fortgang des neuen Bergbaues in Ilmenau" 642; zweite 642, 760.
Bergwerk Ilmenauer 641 f., 760, 918.
Bergwerkunglück in Ilmenau 868, 905, 921.
Bergwesen in Ilmenau 727.
Berlichs Periode 68, 633.
Bernstein 794.
Bernsteinarbeiten 279.
Besteigung s. Aetna, Besuv.
Bettler in Neapel 317.
Bibelstellen 414, 624, 629, 663, 665, 732, 748, 800, 813, 846, 850, 862, 886, 934, 943, 961.
Bibliotheken 169, 440, 845, 887, 909, 950.
Bignonia Catalpa 648.
Bildende Kunst 79 f., 185, 261, 344, 421, 434, 508, 515, 516 f., 701, 871, 886, 968; s. auch Bildwerke, Gemälde, Gemmen, Mosaik, Münzen; Antiken-, Gemälde-, Gemmen-, Kupferstichsammlungen.
Bildergalerien s. Gemäldesammlungen.
Bildwerke.
  Adonis 508.
  Ajax 888.
  Aegyptische Löwen vom Kapitol 702.
  Agamemnon 888.
  Ariadne, Marmor 80, 650.
  Aurelianus 888.
  Aurelius und Lucius s. Torso Farnese.
  Antinous von Belvedere, oder Perseus 442, 447, 823, 886.
  Antinous, Kolossalkopf des 897.
Bildwerke.
  Antonine, zwei 6, 635.
  Antoninische Säule 368, 834.
  Apoll von Belvedere 123, 135, 139, 198, 354, 367, 409, 442, 683, 696, 720, 824, 833, 888 f.
  Apoll, sitzender (Bacchus) 365, 367, 833.
  „ Pariser 849.
  Apollokopf (im Kabinet Pourtalès) 391, 849.
  Apollo in Rom 673.
  Ariadne 658.
  Ariadnekopf 442, 889.
  Ariosto 648.
  Aristomenes 888.
  Augustus 650.
  „ mit der Bürgerkrone 39.
  Bacchus, sitzender 442.
  „ Sturz eines 780, 888.
  Bacchusstatue 888.
  Basreliefs der Antoninischen Säule in Rom 834.
  Borghesische Fechter 38.
  Caligula 39.
  Caracallabüste 700.
  Guido und Berne im Museum zu Palermo 775.
  Diskobolus 508.
  Dogen zu Padua 53.
  Dreifuß zu Verona 35 f., 637.
  Drusus 6.
  Farnesischer Herkules s. Herkules.
  Faun aus Rosso antico 508.
  „ tanzender, in der Villa Borghese 502, 903.
  Faustina, Kolossalkopf der 897.
  Fontana felice 702.
  Gallier 53, 648.
  Ganymedes 508.
  Genius, ruhender, in Venedig 79, 656.
  Gladiatoren 79, 658.
  Goethes Büste s. Büsten.
  Grabmäler s. d.
  Guttav Adolph 53.
  Heraliden, Die (Gemme) 892.
  Herkules 327.
  „ Ajax 502.
  „ Farnese 134 f., 349.
  „ 721 f., 823, 840, 889.
  Herkueskopf 365 f., s. auch Torso von Belvedere.
  Herme in Palermo (Plato) 775.
  Idolente in Florenz 946.
  Johannes, Der heilige 628.

Christkindchen 556.
Christnacht 146.
Christus 92, 112, 116, 156, 180, 206, 342 f., 348, 350 f., 390, 450 f., 486, 541 f., 570, 581, 671, 684, 760, 779, 769, 853, 861 f., 865, 901 f., 960.
Cicerone 1, Führer.
Circe, Zauberin 742, 785 f.
„Circe“ [illegible], Oper von Metastasio 715.
Cirro-Cumulus 629.
Cirrus 629.
Clara, Die heil. 61.
„Clavicula Salomonis“ 990.
Claudius, Matthias 861 f., 865.
Clitumnus, Gott 670.
Cocagna 811 f.
Colleoni s. Regi.
Colombine 523.
Commedia dell' Arte 661.
Commedia mimica 656.
Concordia 261, 263, 782 f.
Conglarium 142, 708.
„Convitato di pietra“, Oper 956.
Cose grosse 299.
Courtoisiren 763.
Cupido 463.
„Cupido, loser, eigensinniger Knabe“ 463.
Curtesiren 763.
Custode generale (der Arcadia) 923.
Custode dell' Arcadia 922 f.
Cyklopen 789.
Cyklopeninseln 793.
Cyniker 320, 811.
„Cyrus“, Oper 147, 715.

Damast, gemodelter, als Gemäldegrund 562.
Danae 39.
Dattelpflanzen 504, 953 f.
Delia 39.
Delphine 215 f., 300, 799.
Delphos 715.
Demeter 787 f.
Dendriten 552.
„Denuncie secrete“ 659.
Deraillement der Deutschen in Rom XII.
Deutsche in Rom XII.
Deutsche Künstler s. Künstler.
Deutsche Literatur 762.
Deutsche Sprache 148.
Deutsches Opernwesen 439.
Deutsches Theater 656, 835.
Dey von Tunis 652.
Dialogisirtes Lied, Geistliches 541 ff., 967.
Diana 97.
Diana, Hymnus auf D. 922.
Dichtkunst, italienische 466 f.
Dido 90, 674.
Dieci, Li s. Zehnmänner.
Diogenismus 147, 715.
Diospyros Virginiana 940.
Dithein 278 f.
Dogana zu Venedig 59 f.
Doge von Venedig 68, 74 f., 651, 657; s. Reniers in Reg. IV.
Dogengräber in Venedig 970.
Dominic, qui vadis? 671.
Dominikaner 939, 946, 948, 887.
„Don Juan“, Oper 510, 956.
Dorische Säulenordnung 516 f.
Dorische Tempel 515 f., 964.
Dreifeldervirtschaft in Sizilien 256.
Dreitorbau in Verona s. Bildwerke.
Drei Könige, Die heiligen 57 f.; Fest der 147, 150.
Ducato di regno 843.

„Eccria“ 967.
Eceria, Nymphe 124.
Eichenholz, frisches 71.
Einhörner 855; s. Gemmen.
Einsiedler auf dem Vesuv 178, 746.
Eisspeisen 551 ff.
Elastizität der Luft 12.
Elektra 74, 97 f.
„Elektra“ von Crebillon 74, 666.
Elektra, Relle der 965.
Elenische Sprache 718.
Elfenbeinarbeiten 279.
Elfe f. Pygmalion.
„Encyclopädie“ von Erich und Gruber 814, 856.
England, Reisen e. Deutschen in, s. von Moritz 691.
„England und Italien“, von Archenholz 695; s. Archenholz in Reg. IV.
Engländer X, 21, 81, 87, 149, 309, 892; als Reisegefährte 101; ungenannter 307, 834.
„Ex nici nihil“ 395, 850.
Einkaufkit 407 f.
„Entführung aus dem Serail“, Oper 46, 439, 674, 887.
Epigenele 583.
Epulonen 683.
Erdbeben 180, 288 f., 310, 670, 747, 797, 804.
Erde, deren Anziehungskraft 11 f.

Bildwerke.
Toro Farnese 349. 825, 829.
Torso eines sitzenden Apoll (Bacchus) s. Apoll, sitzender.
Torso (des Herkules) von Belvedere 442, 707, 888.
Torso Rondanini 706.
Trajanssäule 368, 834, 923.
„ Modell der 6. 625.
Triton 442, 888.
Vase zu Girgenti 261, 267, 781, 785 f.
Vasen, etruskische 186, 394, 750, 757.
„ griechische 779.
„ sicilische 785.
Vaticanischer Apollo s. Apollo.
Venus, bekleidete 442, 888.
„ Kapitolinische (nackte) 442, 889.
„ nackte s. Kapitolinische.
„ sitzend auf der Ferse 508.
„ mit Cupido im Museum zu Palermo 775.
„ zu Catania 790.
„ (oder Kleopatra) zu Venedig 79. 636.
Weltkugel, die vier, im Palast Palagonia 769 f.
Wieder, zwei, von Erz, in Palermo 236. 772.
Zethus und Amphion s. Toro Farnese.
Bileam 97.
„Blätter der Vorzeit", von Herder 861.
Blende 31. 629.
Blut des heil. Franciscus 398, 406, 853.
Blut des heil. Januarius 390, 755.
Böhmische Dame, Gesellschafterin des Fürsten Waldeck 717, 726.
Boische Sprache 719.
Boiker 719.
Bollandisten 815, 853.
Bolognesische Malerschule 661, 665, 685.
Bolognieser Schwertfeger 99 f., 568 ff., 697, 737.
Bonnanischer Stein 99 f., 697.
Borgbeete, Haus 472 f. s. Borgkese in Rom 15.
Borgheimer Jechter s. Bildwerke.
Bosco Parrasio 922 f.
Botanik 6. 9. 12. 17 f., 20. 22. 24. 30 f., 44. 46 f., 70 ff., 81., 84 f., 102 ff., 134 ff., 158, 161. 164, 168. 171 ff., 177, 197 f., 209., 219 f., 227 f., 239., 254, 256 ff., 264—276, 285, 308, 318, 322, 354, 372 ff., 395 f., 400, 406, 482, 503 f., 552, 635, 643 f., 686, 695 f., 735, 742 f., 776, 784, 796, 844 f., 880, 940.
„Briefe" von Herder 571, 635.
Briefe von Tischbein XXXI, 352.
„Briefe" Winckelmann's 137, 702.
„Briefe über Sizilien und Malta", von Borch 764, 772; s. Borch.
„Briefe aus Wälschland" s. „Briefe" von Herder.
Briefwechsel s. in Reg. I: Briefe an.
Brigbella, Maske 86. 661.
Britische Nationalgalerie 658.
Bronzino 567.
„Bruder" 759.
Brüderschaft des heil. Antonius 54.
„ der heil. Dreifaltigkeit 817 f.
„ Erzbruderschaft.
Brunnen 223, 290, 362, 692, 704, 828.
Bucentaur 71, 656.
Buchläden, ital. 51.
Büchershändler in Rom 708.
Büffel 208, 760.
Büsten (Bembo) 51; (Caracalla) 790; (Goethe von Tischbein) 386 f., 391, 397, 847.
Byzantinische Gemälde 989.
„ Teppichmuster 358.

Cactus opuntia 374.
Cäcilie, Die heil. 93. 128 f.
Cäcilienfest 128 ff.
Cäcilientag 440. 887.
Calcara 235, 296, 574.
Calessaren in Neapel 317.
Cameo s. Gemmen.
Campagna di Roma 141. 171. 707 f. 714 XXIV, 321. 842.
Campiere 805.
Canto fermo 534, 536.
„ figurato 534.
Caparra 325, 812, 971.
Caritas (Grande 46. 49. 644.
Cappara (capparra) s. Caparra.
Carita s. Venedig.
Cerris silliquastrum 161.
Ceres 266, 268, 271, 784, 788, 794.
Cervelle rosto 930.
Charwoche in Rom 140, 941.
Chipeau 785.
Chiron 232.
Christenthum 112.
Christi Himmelfahrt 656.

Christkindchen 556.
Christnacht 146.
Christus 92. 112. 116. 156. 184. 206. 342 f., 348. 359 f., 396. 456 f., 486. 541 ff., 579. 581. 671. 689. 709. 719. 769. 853. 861 f., 865. 901 f., 909.
Cicerone 1. Führer.
Circe, Zauberin 742. 785 f.
„Ciro riconosciuto", Oper von Metastasio 715.
Cirro-Cumulus 629.
Cirrus 629.
Clara, die heil. 61.
„Clavicula Salomonis" 930.
Claudius, Matthias 861 f., 865.
Clitumnus, Gott 670.
Cocagna 324. 812.
Colleo 1. Rom.
Colombine 523.
Commedia dell' Arte 661.
Commedia mimica 656.
Concordia 261. 263. 782 f.
Congiarium 142. 708.
„Convitato di pietra", Oper 956.
Cose grosse 309.
Courtoisiren 763.
Cupido 465.
„Curido, loser, eigensinniger Knabe" 465.
Curtesiren 763.
Custode generale (der Arcadia) 923.
Custode dell' Arcadia 922 f.
Cyklopen 789.
Cyklopenfelsen 790.
Cyniker 320. 811.
„Cyrus", Oper 147. 715.

Damast, gemodelter, als Gemäldegrund 862.
Danae 39.
Dattelpflanzen 504. 953 f.
Delila 39.
Delphine 215 f., 300. 799.
Delphos 713.
Demeter 787 f.
Demokriten 552.
„Demonio secreto" 659.
Demissionnement der Deutschen in Rom XII.
Deutsche in Rom XII.
Deutsche Künstler 1. Künstler.
Deutsche Oper, zur 762.
Deutsche Sprache 148.
Deutsches Opernwesen 439.
Deutsches Theater 656. 835.
Dey von Tunis 652.

Dialogisirtes Lied Geistliches 541 ff. 867.
Diana 97.
Diana, Hymnus auf D. 922.
Dichtkunst, italienische 466 f.
Dido 90. 674.
Diocl. Li 1. Schwimmer.
Diogenismus 147. 715.
Diospyros Virginiana 940.
Distein 273 f.
Dogana zu Venedig 59 f.
Doge von Venedig 68. 74 f. 651. 657 f. Renieri in Reg. IV.
Dogengräber in Venedig 970.
Domine, quo vadis 671.
Dominikaner 333. 646. 818. 887.
„Don Juan", Oper 510. 956.
Dorische Säulenstellung 516 f.
Dorische Tempel 515 f., 964.
Dreifelderwirthschaft in Sizilien 256.
Dreifuß in Verona 1. Bildwerke.
Drei Könige, Die heiligen 57 f.; Fest der 147. 150.
Ducato di regno 843.

„Egeria" 967.
Egeria, Nymphe 124.
Eichenholz, ilirisches 71.
Einschnitte 855 f. Gemmen.
Einsiedler auf dem Vesuv 178. 746.
Eisblumen 551 ff.
Elastizität der Luft 12.
Elektra 74. 97 f.
„Elektra" von Crebillon 74. 666.
Elektra, Rolle der 965.
Elenische Sprache 718.
Elfenbeinarbeiten 729.
Elite 1. Pyramalien.
„Encyclopädie" von Erich und Gruber 814. 856.
England. „Reisen e. Deutschen in E.", von Moritz 691.
„England und Italien", von Archenholz 695; 1. Archenholz in Reg. IV.
Engländer X, 21, 81, 87, 149, 369, 892; als Reisegefährte 101; ungenannter 397, 851.
"Ἐν καὶ πᾶν 935, 850.
Enfaustik 407 f.
„Entführung aus dem Serail", Oper 46. 439. 644. 887.
Epigeneie 553.
Epulonen 683.
Erdbeben 180. 288 f., 310. 670. 747. 797. 804.
Erde, deren Anziehungskraft 11 f.

Tremitaner 54.
Erleuchtung s. Illumination.
„Eroberung von Troja", Ballet 147, 711 f.
Erotika von Goethe 937.
Eruption s. Ausbruch.
Eryngium maritimum 81, 659.
„Erzbischof von Prag", Novelle von Gatti 365.
Erzbruderschaft der Wundmale des heiligen Franciscus 853.
Escurial 195.
Eskluft der Neapolitaner 324.
Etruriſche Vasen s. unter Bildwerke.
Etymologiſches Spiel mit Moritz XXXI, 459 f.
Europa 767.
Eurymedusa 796.
Evolution 553.
Exequien s. Begräbniß.

Fackelbeleuchtung, Vortheile der XXXI, 441 ff., 888.
Faraglioni 793.
Farbenauftrag, Erſter 562.
Farbenlehre, Zur 481, 937.
Farneſiſche Erbſchaft 340, 365, 823.
„ Kunſtſachen 744.
Faſanenkahn 98, 113, 212, 399, 667, 672, 858.
Fauces Tauromenitanae 796.
„Fauſt's Hellenizmus" 930.
„Fauſtus, Doktor Johannes" ſ. Puppenſpiel.
Federzeichnung Goethe's XIX.
Feenmärchen von Wieland 190, 752.
„Feuerfeuer" von Dante 379.
Feldzug nach Holland 866.
Felicissima notte! 40, 72, 125, 520, 656, 684.
Felſengräber zu Girgenti 785.
Feſtini 924 f.
Feuersbrünſte in Thüringen 180.
Feuerwerk 350, 364, 824.
Ficus Kumialis 722.
Fiderkommiſſe in Venedig 68.
Fiera 53, 648.
Fiſcher in Neapel 317.
Fleiſchbänke in Neapel 324.
Florentiner Bauſtil 295.
„ Seidenſtoffe 49.
Forellen 24, 623 f.
Foſſori 99; ſ. auch Bologneſer Schwertfeger u. Bonomiſcher Stein.
Franciscus, Erzbruderſchaft der Wundmale des heil. 853.
Franciscustag 654.
Franziskaner 15 f., 364, 406, 658, 734, 821, 891 f.
Franziskanerinnen 669.
Franzöſiſche Akademie in Rom ſ. oben Akademien.
„ Muſik 66.
„ Operetten 438.
Franzöſiſcher Brief über „Werther", XXXI, 443.
„ Zeiger 549, 964.
Franzoſe als Reiſegefährte 87.
Franzoſen X, XIV, 391, 925.
Franzoſenhaß 265.
Frauen auf dem Theater 522.
„ zu Rom 424, 877.
„ zu Venedig 76, 535.
„ zu Verona 50.
„ zu Vicenza 646.
Frauenrollen, auf dem Römiſchen Theater durch Männer geſpielt 371, 522 ff., 712, 964 f.
Frauenzimmer als Pulcinelle 523.
Fregatte nach Palermo 178, 180, 200, 211, 748; ſ. auch Korvette.
Freskogemälde 126, 180, 645, 648 f., 748, 906.
Frigitori 604.
Frittaruolen 202 f.
Fritz der Zweite (Bury) 447, 933.
Frohnleichnamsfeſt zu Rom 325, 347, 358 f., 801, 827.
Fruchtfolge 266.
Fruchtgewölbe der Alten 365, 784.
Frumentatio 142, 708.
Führer 154, 169, 179, 182 ff., 204 f., 208, 221, 235 f., 243 ff., 261 f., 265, 267 f., 270, 273, 279 f., 282, 288 ff., 354, 718, 759, 779, 795; ſ. auch Gebirgführer.
Funktionen 146, 162, 485, 676, 941, 949.
Fuora 72.

Gadwal 785.
„Galante Erzählungen" ſ. Novelle galanti.
Galathee 674.
„Galeotto Manfredi", Trauerſpiel von Monti 920.
Ganymed 127 f., 508.
Garten bei Alcinous 254, 373, 776.
Gazetta 650.
Gedächtnismacher 202 f.
Gebirgsarten, auf der „Ital. R." geſammelt 367 ff.

Geburtstage.
Friedrich's des Großen 722.
Goethe's 3. 15. 282. 387. 399. 822. 838. 847. 853. 868. 880.
Herder's, J. G. Gottfr. 838.
Herder's, Luise Gottfr. 838.
Karl August's 393. 402. 663. 838.
Knebel's 838.
Luise, der Herzogin 838.
Schnauß 880.
Stein, der Frau von 706. 838. 902.
Wieland's 838.
Geistliche 190. 321.
Geistliche Besitzthümer 3 f.
„ Kurfürsten 718.
„ Opern 186. 749.
Geistliches dialogisirtes Lied 541 ff., 967.
Geistlichkeit 885.
Geldmangel in der päpstlichen Kasse 729.
Geliebte Goethe's s. unter Goethe in diesem Reg.
Geliebte Raphael's s. Fornarina in Reg. IV und unter Gemälde (Porträts) in diesem Reg.
Gemälderestauration in Venedig 561 ff., 968.
Gemälde, ältere in Venedig 555 ff.
„ altgriechische in Venedig 556.
Gemälde, Zeichnungen.
Gegenstand.
Abendmahl 556.
Abendmahl von da Vinci 156. 959 f.
Advokat, italiänischer, Federzeichnung von Goethe XIX.
Agathe Die heilige, von Raphael, in Bologna 97.
Aldobrandini'sche Hochzeit (Kopie von Meyer) XIV.
Alexander und Darius, von Paul Veronese 77 f., 658.
Alexander's und Roxanens Hochzeit 533. 967.
Allegorisches Bild von Michel Angelo im Palast Borghese 553. 967.
Amor und Psyche, nach Raphael von Giulio Romano und Penni 126. 689.
Ananias, Bestrafung des 360 f., 828.
Andreas, Geschichte des heiligen, von Domenichin 685.
Gemälde.
Andromache s. Hektor.
Antonius Der heilige, in Padua, von Tizian 54. 648.
Apollo s. Christus.
Athen s. Schule von Athen.
Befreiung des gefangenen Petrus, von Raphael 455.
Beleuchtung, von Guercin 96. 666.
Bestrafung des Ananias, nach Raphael 360 f., 828.
Bildniß s. Porträt.
Bolsena s. Messe von B.
Cäcilie, die heilige, in Bologna 93. 665 f.
Cäsar's Ermordung, von Camuccini 877; s. auch Triumphzug.
Christi Entwöhnung von Correggio 206.
Christus, auferstandener, von Guercin 92. 664.
Christus, lehrender, unter den Pharisäern, von da Vinci 830. 840. 848.
Christus und seine Apostel, nach Zeichnungen Raphael's 450. 906.
Christus, von Tizian 562.
Christus und die Käufer, von Luca Giordano 180. 748; s. auch Grablegung.
Danae 30.
Darius und Alexander, von Paul Veronese 77. 658.
Delila s. Simson und D.
Disputa, von Raphael 389. 847 f.
Enthauptung Johannis, von Piazzetta 54.
Entwöhnung Christi, von Correggio 206.
Eremit, von Salvator Rosa 823.
Ermordung Julius Cäsar's, von Camuccini 877.
Ermordung des Petrus Martyr, von Tizian 80. 563. 659. 970.
Eva im Sündenfall, von Raphael 682.
Evangelisten, Die vier, von Domenichin 685.
Fabel der Psyche s. Amor und Psyche.
Fornarina, von Raphael s. Porträts.

Gemälde.
Fresken s. Carracci, Mantegna u. Freskogemälde.
Galatea, von Raphael 680.
Ganymed und Jupiter, von Mengs 9) 127 f., 690 f.
Georg, Der heilige, von Pordenone 118.
Goethe s. Porträts.
Götz von Berlichingen und Weislingen, von Tischbein 715, 932.
Gore, Familie, von Hackert s. Porträts.
Gott, der das Chaos scheidet, von Raphael 682.
Grablegung Christi, von Raphael 848.
Grablegung Christi, von Volterra 348, 566, 823.
Grachen s. Mutter der Gr.
Hartz, Miß, von Tischbein s. Porträts.
Heimsuchung der Maria, von Karl Maratti 454.
Hektor's Abschied von Andromache, von Tischbein 837.
Hektor und Paris, von Tischbein 391, 730, 848.
Heliador s. Verherrlichung H.'s.
Herme mit einem Schilde, von Raphael 966.
Herodes und Herodias, in Ferrara, von Bononi 664; vgl. 91.
Himmelfahrt der Maria, von Albani 454.
Himmelfahrt Mariä, von Tizian 29, 689.
Hochzeit s. Alexander und Aldobrandini'sche H.
Hochzeit zu Kana, von Paul Veronese 969.
Homer, von Benuti 557.
Horatier von David 700.
Iphigenie auf Tauris von Tischbein 829, 735, 836.
Italienischer Advokat von Goethe s. Advokat.
Johannes der Täufer vor Herodes u. Herodias 91; vgl. 664.
Johannes Enthauptung 34.
Johannes in der Wüste, von Guido 98.
Johannes in der Wüste, von Salvator Rosa 783.
Jüngstes Gericht, Das von Michel Angelo 129, 472, 824.

Gemälde.
Jupiter und Ganymed s. Ganymed.
Kana s. Hochzeit zu K.
Karlone Raphael's 325, 347, 358 f., 827.
Katharina, Die heil., s. Verlöbniß.
Kindermord zu Bethlehem, von Bandinelli 894, 931.
Klemens XIII. s. Porträts.
Konradin von Tischbein 675, 720.
Konstantin und seine Mutter 556.
Krönung der Maria s. Paradies.
Landschaften s. Claude Lorrain, Poussin, Vernet.
Leri s. Tafel des S.
Logen von Raphael im Vatikan 121 f., 134, 407, 533, 682, 695, 824, 966.
Lorenz, Der heil., von Bandinelli 894, 931.
Lucas, Der heil., der die Madonna malt, von Raphael (?) 505, 937, 945.
Madonna von Guercin 92, 664.
Madonna von Raphael, in Foligno 669.
Madonna von Andrea del Sarto 866, 885.
Madonna mit Heiligen rc., von Tizian 357, 969.
Madonna mit dem Kinde, von Guercin 92, 664.
Madonna della Pietà, von Guido Reni 98, 665.
Mannaregen von Brusasorzi 38, 658.
Maria (?), von Guido Reni 118.
Maria, von Salvator Rosa 823.
Maria, Geburt der, von Karl Maratti 117, 676.
Maria, Geburt der, von Vanni 454.
Maria Himmelfahrt zu Venedig, von Tizian 357, 969.
Maria Himmelfahrt, zu Verona, von Tizian 29, 689.
Maria mit dem Kinde an der Brust, von Guercin 92, 664.
Maria mit d. Kinde, von Maratti 117, 676.
Maria m. d. Kinde, von da Vinci 561, 835 f.
Maria, Die empfangende, von Guido Reni 98, 666.

Gemälde.
Maria, Tod der, von Maria Morandi 454.
Maria Verkündigung 210; ſ. auch Heimſuchung, Himmelfahrt, Krönung, Madonna.
Maria von Medicis ſ. Skizzen von Rubens.
Mars, den Venus umſchlingt, von Raphael 906.
Meſſe von Bolſena, von Raphael 455.
Morgen, von Moore 364.
Mutter der Gracchen, von A. Kauffmann 387.
Nacht, von Moore 364.
Oreſt und Iphigenie, von Tiſchbein ſ. Iphigenie.
Paris mit den Kardinälen, von Dürer 479. 936.
Paradies (Krönung der Maria), von Tintoret 39.
Paris ſ. Hektor und P., Urtheil des P.
Parnaß, von Raphael 455.
Petronilla, Die heil., von Guercin 117. 677.
Petrus, Befreiung des gefangenen, von Raphael 455.
Petrus Martyr's Ermordung, von Tizian 80. 562. 650. 970.
Pferdebändiger, von Tiſchbein 121. 680 f.
Philoktet, von Drouais 474.
Pindar's Tod, von Des Marés 386. 847.
Placidus, D. heil., von Morreale 771.
Porträts.
Fornarina, 367. 533. 833.
Goethe, von Angelika Kauffmann 350.
Goethe, von Tiſchbein 141. 164. 350. 707 f. 733.
Gore, Familie, von Hackert 732.
Griechiſche Philoſophen 717.
Harte, Mik, von Tiſchbein 735.
Klemens XIII., von Mengs ſ. Rezzonico.
Raphaeliſche Geliebten 966.
Rezzonico (Papſt Klemens XIII.), von Mengs 478. 936.
Gemälde.
Porträts.
Taſſo 734.
Tizian in den Fearis zu Venedig von ihmſelbſt 969.
Prophetin und Sibyllen, von Raphael 907.
Proſerpina ſ. d.
Pſyche und Amor ſ. Amor.
Raphael's Geliebten ſ. Porträts.
Regulus, Tod des, von Salvator Roſa 823.
Rezzonico ſ. Porträts.
Rochus, D. heil., von Tintoret 559. 969.
Rochus, Gemälde auf deſſen Sarg, von den Bivarinis 557. 969.
Roxanens und Alexander's Hochzeit 533. 967.
Samma, von Angelika Kauffmann 724.
Schule von Athen, von Raphael 121. 682.
Sebaſtian, D. heil., von Guido Reni 96. 666.
Sebaſtian, Marter des heiligen, von Tizian 117 f. 677.
Sibyllen, von Raphael 454 f. 907.
Simſon und Delila, von Orbetto 39.
Skizzen von Rubens 6. 624.
Stanzen von Raphael, im Vatikan 682.
Sündfluth, von Moore 364.
Tafel des Tert, von Paul Veroneſe 969.
Taſſo ſ. Porträts.
Teppiche von Raphael 824. 827.
Tivoli, Zeichnungen von Pouſſin und Vernet 822.
Tizian ſ. Porträts.
Transfiguration (Verklärung), von Raphael 126, 389, 453. 689. 847. 907.
Trientiner Konzil 20. 682.
Triumphzug Cäſar's, von Mantegna 649.
Urſula, Die heil., mit den 11000 Jungfrauen, von Garofo 38. 689.
Urtheil des Paris, v. Tiſchbein 730.
Venus, die geſchminkt wird, von Raphael 966.

Entfernung von der Geliebten.*)

? August 1771?

Ach, bist Du fort? Aus welchen güldnen Träumen
Erwach' ich jetzt zu meiner Qual!
Kein Bitten hielt Dich auf, Du wolltest doch nicht säumen,
Du flogst davon zum zweiten Mal.

Zum zweiten Mal sah ich Dich Abschied nehmen,
Dein göttlich Aug' in Thränen stehn
Für Deine Freundinnen, — des Jünglings stummes Grämen
Blieb unbemerkt, ward nicht gesehn.

O, warum wandtest Du die holden Blicke
Beim Abschied immer von ihm ab?
O, warum ließest Du ihm nichts, ihm nichts zurücke
Als die Verzweiflung und das Grab?

Wie ist die Munterkeit von ihm gewichen!
Die Sonne scheint ihm schwarz, der Boden leer,
Die Bäume blühn ihm schwarz, die Blätter sind verblichen,
Und Alles welket um ihn her.

Er läuft in Gegenden, wo er mit Dir gegangen,
Im krummen Bogengang, im Wald, am Bach,
Und findet Dich nicht mehr — und weinet voll Verlangen
Und voll Verzweiflung dort Dir nach.

Dann in die Stadt zurück; doch die erweckt ihm Grauen,
Er findet Dich nicht mehr, Vollkommenheit!
Ein Andrer mag nach jenen Puppen schauen!
Ihm sind die Närrinnen verleid't.

O lass' Dich doch, o lass' Dich doch erflehen
Und schreib ihm einmal nur — ob Du ihn liebst!
Ach, oder lass' ihn nie Dich wiedersehen,
Wenn Du ihm diesen Trost nicht giebst!

Wie? Nie Dich wiedersehn? Entsetzlicher Gedanke!
Ström alle Deine Qual auf mich!
Ich fühl', ich fühl' ihn ganz — es ist zu viel — ich wanke —
Ich sterbe, Grausame — für Dich!

*) Ueber die Quelle des Gedichts vgl. die Anmerkung S. 13. — Uebrigens muß man die inneren Bedenken von Bischoff (I, 119 und III, 343)

Gemälde.
Venus, den Mars umschlingend, von Raphael 366.
Verklärung, von Raphael s. Transfiguration.
Verlöbniß (Vermählung) der heil. Katharina, von Correggio 207, 758.
Vertreibung Heliodor's, von Solimene 180 f., 748.
Wandgemälde s. d.
Weislingen s. Götz.
Wunder der fünf Brode, von Paul Farinati 38, 638.
S. auch unter Zeichnungen.

Meister.

Albani 454.
Bandinelli 894, 931.
Bononi 664.
Brusasorgi 38, 638.
Camuccini 877.
Caroto 38, 639.
Carracci, Hannibal, Fresken in der Farnesina 126.
Claude Lorrain, Landschaften 823.
" " Originalradirungen 945.
Correggio 206 f., 482, 759, 930.
David 390.
Des Marets 386, 847.
Domenichino 685.
Drouais 474.
Dürer, Albrecht 479, 625, 936, 945.
Farinati 38, 638.
Guerrin 92, 96, 117 f., 664, 666, 677.
Giulio Romano 365, 689.
Guido Reni 96, 118, 665 f.
Hackert 732.
Kauffmann, Ang. 387, 350, 724.
Lorrain s. Claude.
Luca Giordano 180, 748.
Mantegna, Andreas, Fresken 54, 649.
Maratti, Karl 117, 454, 676 f.
Mark-Anton 945.
Mengs 127 f., 478, 690 f. (!), 936.
Meyer, Heinrich XIV.
Michel Angelo 129, 479, 533, 824, 967.
Moore 364.
Morandt 454.
Morrealese 771.

Gemälde.
Orbetto 39.*
Penni, Francesco 365, 689.
Piazzetta 54.
Pordenone 118.
Pouffin, Kaspar und Nikolaus s. Reg. IV.
Raphael 97, 121 f., 126, 134, 326, 347, 358 ff., 365, 367, 389, 407, 450, 458 ff., 505, 533, 665 f., 669, 682, 689, 695, 824, 833, 847 f., 906 f., 937, 945, 966.
Reni s. Guido.
Rubens 6, 624.
Salvator Rosa 823.
Sarto, Andrea del 366, 833.
Schidone 621.
Solimene 180 f., 748.
Tintoret 36, 39, 559, 969.
Tischbein 120, 141, 164, 350, 379, 391, 675, 680 f., 707 f., 715, 730, 733, 755, 896 f., 848, 932.
Tizian 39, 80, 117 f., 557, 562, 639, 648, 659, 677, 969 f.; Fresken von T. 54, 648.
Vanni 454.
Venuti 757.
Vernet, Landschaften 822.
Veronese 77, 658, 969.
Vinci, Leonardo da 156, 367, 390, 833 f., 840, 959 f.
Vivarini, Die 557, 969.
Volterra 348, 506, 823.
Gemäldesammlungen 6, 38 ff., 126, 186, 349, 383, 390, 624, 639, 690, 693, 750, 754, 799, 823, 958; s. auch Goethe's Kunstsammlungen.
Gemmen 133, 143, 148, 159, 186, 377, 398, 405, 709, 716, 836, 855, 892, 931, 933; s. auch Pasten.
Gemmenhandel 892.
Gemmensammlungen 369, 378, 398, 405, 854, 892.
Gemüsemarkt in Neapel 318.
„Genera plantarum" von Linné 860.
Generalstaaten 663, 864, 893.
Gentiana 13.
Geognosie 3—6, 8 ff., 13 f., 31, 44, 50, 99 f., 103, 110, 113, 171 ff., 177, 179, 194, 208, 221 f., 225, 235, 256, 257 ff., 260, 262, 265, 269 ff., 272, 274 f., 280, 287 f., 567 ff., 624, 635, 672, 793, 795.
Geologie XI, 4, 16, 280, 628, 792; s. auch Geognosie.
Georg, D. heil. 118, 534.

Gerichtssäle, ital. 99.
Gesang s. Schiffer, Volksgesang.
„Geschichte der Kunst", von Azincourt 368.
Geschnittene Muscheln 279.
Geschnittene Steine s. Gemmen.
Gesellschaft der Arkadier s. Arcadia.
„ für Natur- und Heilkunde, Niederrheinische 852.
Gewehte Zeug 58.
„Gibiurughum a te etc." 538 ff.
Giallo antico 769.
Gilde der Schneider in Venedig 969.
Giostra in Rom s. Ochsenhetze.
Girsaabäume s. Argüffe.
Girsgeher 502.
Giraloondola 824.
Girands 824.
Girandel 951; „die große G." 824.
Glasflüsse 238.
Glasraften 133. 695.
„Globus" Zeitschrift 852.
Goethe's Archiv XVIII, 758.
„ Aufnahme in die Gesellschaft der Arkadier XXXI, 466 ff.
„ Austritt a. d. weimarischen Dienst. Gerücht dar. 912.
„ Büste von Trippel s. unter Büsten.
„ Geburtstag s. Geburtstage.
„ Geliebte in Rom XXXI, 877. 909 f. 921. 955.
„ Kunstsammlungen XVI. XXV, 673. 828. 933. 945. 951.
„ Porträt s. unter Gemälde.
„ Schweizerreise 936.
„ Wohnhaus in Rom 500 f.
„ „ „ Weimar 842.
Goethe-Kneipe in Rom 725.
„Goethe-Schiller-Museum", von Diezmann 835.
Goldne Rose. Weihe der 936.
„Goldner Löwe" s. Catania in Reg. III.
Gondeln 56. 59 ff., 81.
Gondoliere 78. 533.
Gothische Baukunst 79. 517.
„Gott", von Herder 386, 398, 396, 406. 419. 863. 847. 862. 911.
Gottesdienst s. Kultus.
Gottesdienstliches in der Kunst 405.
Gouverneur von Messina 290 ff.; s. Obea in Reg. IV.
Grab des Cicero 854. 926.
„ der Miß Gore 933.
„ der Mamia 193. 758.
„ der Cäcilia Metella 124. 451. S. auch Grabmal.
Gräber der Dogen in Venedig 970.
„ der heil. drei Könige zu Köln 37.
„ der sizilischen Könige 771. 775.
„ bei Albano 741.
„ zu Girgenti 284 f., 785.
„ auf d. Riva zu Venedig 81.
„ zu Montreale 771.
„ zu Palermo 772. 775.
„ zu Palmyra 403.
„ zu Pompeji 193.
„ türkische 404.
„ zu Verona 35.
„ an der Via Appia 124.
Grabmäler zu Ferrara 664.
„ zu Girgenti 784.
„ in der Peterskirche 710.
„ zu Pompeji 751.
„ römische 354. 658. 683.
„ zu Verona 35.
Grabmal des August 365. 673. 832.
„ Ariosto's 90.
„ Hadrian's 824. 832. 906.
„ des Dogen Pesaro 969.
„ des Pompejus 570.
„ Raphael's 937.
„ Tasso's 734.
„ Theron's 264. 783; s. auch Grab. Grabmäler. Katakomben u. Pyramide des Cestius.
Grabsteine griechische u. römische 637.
Gracchen 387.
„Gracchus, Cajus", Trauerspiel von Monti 688.
Granit als Baumaterial 317 ff.
Grano forte 361.
Grano, Münze 843.
Griechen 149 (hoher Stil). 158 (Kunst). 299. 307. 322. 417. 803. 811. 910.
Griechische Bilder 556.
Griechische Vasen 779.
„Grotta, La, di Trofonio" Oper von Casti 833.
Grotte des Neptun bei Tivoli 822
„ Posilippo 175.
Gründonnerstagsmusik 474.
Grund, rother, der Gemälde 560.
Grundiren der Gemälde 560, 562.

Halbkünste 123. 407 ff., 696.
Halbsäulen 263, 265.
Halsbandprozeß 240. 773.
Handelsmann in Palermo 223 f., 227 f., 252.
Handschrift des „Egmont" 908.
Handschriften Goethe's XVIII f., 629 f., 908.
Handwerker in Italien 321.
Handwurst 203, 759.
Harfe als Barometer 9.
Harfenmädchen 8. 13. 631.
Harlekin 203, 655. 759.
Harmonia plantarum 844.
Harzreise 624.
Hauptbalken 515 f.
Hauptkirchen, sieben, von Rom s. Reg. III unter Rom.
Hauptmann, päpstlicher, als Reisegefährte s. Offizier.
Hausarchiv Goethe's s. unter Goethe.
Hauskapelle des Parstes 116.
Hausknechte in Italien 203.
Hautelisse 358.
Haymon 628.
Hebschire 702; s. Hegire.
Heerdeschilling 727.
Hegire 402, 855.
Heilige 92.
Heiligenbilder 556.
„Heimliche Heirath, Die", Oper 438, 887.
Hektor 391. 712. 730. 781.
Hekuba 835.
Helena 391.
Helle 236.
Henkersknechte auf Gemälden 558 f.
Herakliden, Die, Gemmen-Bildwerke.
Herder-Album 946.
Herkules 111. 151. 263 f., 327. 349. 357. 385. 516. 670. 681. 782 f., 888.
Herkules (Schiff) 357.
Hermor 890.
Hesperische Gärten 554.
Heuernte 886.
Heuschrecken 20 f., 632.
Hexeneroche 380 f., 837.
Hieroglyphen 349. 858.
Hippolnt 261. 781.
„Histoire de l'Art etc." von d'Agincourt 854.
Historische Studien 688.
„Historisch-kritische Nachrichten von Italien" s. Volkmann in Reg. IV.
Hochamt zu Venedig 74; — s. des Parstes 509.
Höhenrauch 30.
„Hölle", von Dante 379.
Holzarchitektur 515 ff., 964.
Holzschnitzwerk 517.
Horatier 390.
Horaz' Satiren, übers. v. Wieland 661, 687.
Hundeführen, Hundetragen 337.
Huronen 189. 752.
Hymnus auf Diana 922.

Ideale der Alten 864.
„Ideen" Herder's 316, 414, 463, 802, 806. 861 f., 870. 909. 911.
„Idyllen" von Geßner 813.
„Ilias", übersetzt von Monti 600.
Iliasbandschriften 950.
Illumination der Kathedrale zu Palermo 249. 775.
" der Petersthurpel 350. 824.
Ilmenauer Bergbau 921. 926.
„L'impresario in angustie", Operette 371, 835 f.
Improperien 485. 941.
Improvisatoren 713.
Industrie in Neapel 319.
Inchiterra, „il sole d'I." 370.
Ingleši s. Engländer.
„L'Inglicismo in Italia" 87.
Incognito Goethe's auf der ital. Reise 118, 244, 250. 622, 640 f., 678. 680. 683. 695. 698 ff., 712. 738. 917. 923. 970.
„Inland, Das", Wochenschrift für Liv-, Esth- und Curland VIII.
Inschriften 18. 34. 48. 52. 636 f., 645. 671. 684. 734. 772.
Intermezzi 439. 731.
„Io sono la tua madre etc." 967.
„Io sono Romana" 878.
Ionische Säulenordnung 517.
" Tempel 516.
Iphigenie 97 f., 379. 515; s. auch Reg. I.
„Iphigenie", Geschichte des Werks 146; Vorlesung 148. 155. 159. 678.
„Iphigenie" Goethe's, übersetzt von Facchi 696.
„Iphigenie auf Tauris" (des Euripides) 515.
Iris 752.
Italien, „England und J.", von Archenholz 133. 695.
Italiäner s. Volksmund.
Italiänische Opernetzte 438.

Italiänische Poesie 466.
" Tragödie 249.
" Theater s. Theater.
Irion's Rat 110. 670.

Jakob, D. heil. von Compostell 57.
Jakobus, Apostel 649.
Jamben, elfsilbige, der Italiäner 72. 74.
Januarius, Der heil. 200. 755 f. 827.
Jerusalem, „Befreiung von J.", Oper 749 f.
Jesuiten 4 f., 223. 623 f., 799. 804.
Jesus s. Christus.
Johannes, Der heilige 487. 561. 628. 665.
Johannes der Täufer 54. 91. 96. 668.
Jolarbar, Ernst 809.
Josepf, Der heil. 202. 759.
Josephsfest 202 f. 761 f. 779.
Juchtenkäf Hackert's 269. 276. 787.
Juden 81; — der ewige J. 112.
Judenbaum 161.
Juno 145, 147, 167, 261 f., 501 f., 752. 889.
Juno Lucinia 781 ff.
Jupiter 79. 123. 127 f., 140. 263. 267, 278. 382. 658. 671. 752.
Jupiter Serapis 803; s. auch Bildwerke, Gemälde, Zeus.
Justina, D. heil. 55. 74. 80. 659.

Kabinetchen, Botarische 31. 926.
Kaiserpaläste s. Rom in Reg. III.
Kalender 905.
Kalechen 182. 749.
Kameen, s. Gemmen.
Kampanische Gefäße 927.
Kanäle in Neapel 181.
Kapellmeister in Venedig 66.
Kapitalfehler 66. s 366.
Kapitulation von Amsterdam 864.
Kappadocier 784.
Kapuziner 65. 70. 711. 772. 794 f.
Karneval in Rom 143. 164 f., 472. 475. 521. 523. 731. 735 f., 738. 857. 904. 920. 933 f.
Karnevalsmasken 905. 934 f.
Karnevalsmontag 736 f.
Kartensammlung Karl August's 808.
Karthager 299. 709.
Kartone Raphael's s. unter Gemälde.
Kassandra 712.
Kastor und Pollux 784.
Kastraten 371. 521. 965.
Katakomben von Neapel 954.
Katakomben von Palermo 290. 772.
" " Rom 564. 954.
Katharina, D. heil. 207. 290. 753.
Katholiken 5.
Katze, Die anbetende 140.
Kaufhort in Palermo s. Handelsmann.
Kayser, Hanns von Gleusis 787.
Kellner in Italien 360.
Kind als Kollegelehrte 19.
Kinderbegräbnis 325.
Kinderprozession 488 f.
Kirche, römische 544. 821.
Kirchen s. Neap. III unter den einzelnen Städten.
Kirchen, Stil der christlichen 65. 73. 99.
Kirchenbaukunst 547.
Kirchenmusik 654.
Kirchen in „Gement" 879.
Kleiderpracht der Fremden in Italien X.
Klostergeistliche 58.
Kniestämmerra, Rolle der 965.
Knabe, Neapolitanischer 207. 209.
Knecht, „Der liederliche K.", Singspiel 624.
Körperzeichnen 497.
Kohlenbecken 175.
Komische Oper 371. 855.
Komödie, italiänische s. Lustspiel.
Kondwitzerland 869.
Kongregation der Väter des Oratoriums 313. 817 ff.
Konklave 521.
Konsul in Messina 289ff. 296. 298. 797.
Konzertaufführungen 369. 376. 392. 477 f. 836.
Konzil zu Kostnitz 653.
" " Trient 20. 632.
Korn- und Geldspenden im alten Rom 142. 708.
Kornkammer Italiens 209.
„Korona" von Viktor Scidel 897.
Korrette nach Palermo 210. 213. 219. 298. 301. 746. 761; s. auch Fregatte.
Kotyledonen 210.
Krämerei in Neapel 319.
Krankheit Karl August's 930.
Kreidegrund der Gemälde 560.
Kresphontes 697.
Kreusa 712.
Kriegskommission, weimarer 943.
Krippe Christi Reliquie 709.
Krippchen in Neapel 315.

Krönung auf dem Kapitol 698.
Krönungstag, preußischer 722.
Kryptokatholizismus 961.
Krystallisation 552 f.
„Künstler, Der", Zeitschrift XV.
Künstler, die alten 396.
" deutsche in Rom 339, 410.
" Römische 379.
„Künstlerdurche" (Goethe) X, 879.
Künstlerideal, griechisches 417.
Kultus, kathol. 5, 8, 227; s. auch Hochamt.
Kunst XII f., XVI, XXI, XXVII, 560; s. auch Alterthümer, Antikensammlungen, Antiquarische Studien, Antiquitätensammlungen, Baukunst, Bildende Kunst, Bildwerke, Gemälde und Gemäldesammlungen, Gemmen und Gemmensammlungen, Kupferstiche, Malerei, Medaillen, Münzen und Münzsammlungen, Musik, Pasten, Theater, Zeichnen.
Kunst der Griechen 156, 261, 417.
" " Aegypter 405.
Kunstausstellungen zu Weimar XVI.
Kunstfreunde in Rom 379.
„Kunstgeschichte, Entwurf einer, des 18. Jahrh.", von Meyer XVI; s. Meyer, Heinrich in Reg. IV.
„Kunstgeschichte" Winckelmann's 136, 143.
Kunsthändler in Rom 378, 716, 878.
Kunsthandel in Rom 701 f.
Kunsthandwerk 350.
Kunstsammlungen 631, 667, 750, 754, 846, 937; s. auch Goethe's Kunstsammlungen und die in Reg. III unter den einzelnen Städten angeführten Museen ꝛc.
Kunststudien (Goethe's 133 f., 157 f., 385, 393, 397, 399, 427–461 ff., 642, 688, 700, 705 f., 716, 829, 843, 854, 859, 891, 896, 903 f., 914 ff., 943, 968.
Kunsturtheile Goethe's s. Kunst u. Kunststudien.
Kunstwerke, Schönheit der 889.
Kunzens 925.
Kupferbibel Merian's 304, 800.
Kupferstiche von Claude Lorrain 945.
" von Dorigny 960 f.
" von Fries und Thurmer 478.
" von Mark Anton 960 f., 454, 701, 931, 945, 958.
" von der Petersskirche XII.
Kupferstiche nach Raphael 958.
" zu d. Schriften Goethe's 740, 874 f., 906, 927 f., 931 f.
" von Strange 92.
" von Volpato 836.
Kupferstichsammlung des Herzogs Karl August 894.
" Goethe's XVII.
Kupferwerke des 16. Jahrh. 440.
Kurfürst von Mainz, Wahlbaiern s. Erthal, Karl Theodor in Reg. IV.
Kurfürsten, geistliche 718.
„Kyllenion", Roman 622.

Lactuca 239.
Laetrygonier 29, 634.
Lätare, Sonntag 964.
Lagunen s. Venedig in Reg. III.
„Lamentabatur Jacob" 938, 960.
Landschaftsmalen und -Zeichnen Goethe's 162 f., 219, 368 f., 381, 385, 394, 415, 420, 428, 527, 729, 737, 828, 844, 854, 859, 865, 867, 878, 915 f.
Landstraßen s. Wege.
Landwirthschaft s. Ackerbau.
Laokoon 441, 503, 707.
Largo 178.
Lasuren 228, 898.
Lastträger in Neapel 317.
Lateinischer Wirth 626.
Lauber 229, 235 ff., 290 ff., 298, 765, 799.
Lava 113, 178 f., 184, 201, 203 f., 260, 275, 290 f., 327, 347, 358, 760 ff., 647, 687, 709, 746, 779, 792 ff., 852.
Lazaroni 321, 602, 811.
Legislazione: „La Scienza della L." von Filangieri 748.
Leinwand zu Gemälden 560, 562.
Lidocchio-Wind 798.
Lido s. Venedig.
Liebe s. Geliebte.
Linnéisches System 844.
Literatoren in Rom 378.
Literatur-Zeitung, Allgemeine, in Jena 873, 927.
„Lorrain", Leer von Lorenz 130, 692.
„Lovandiera", Komödie von Goldoni 524, 712.
Löwchen, Gemme s. Bildwerke.
Logen von Raphael unter Gemälde.
Lohndiener in Bologna 93; in Venedig 80, 647, 659, 662.

Lorenz, Der heil. 487.
Lourdes 621.
Lucas Cranachs 69, 504 f., 937, 945.
Luftspiel, ital. 69, 74, 85 f., 416, 522 f., 661.
Lyoner Seidenstoffe 49.

Maccaroni 324 f.
Madonna s. Maria.
Madrigale 523.
Maander 250, 775.
Manner in Frauenzimmerrollen 371, 522 ff., 964 f.
„Marchen" Das, von Christus 865.
Marchendramen Goethe's 660.
„Mauschen" 78, 320, 855.
Magnetenberg, Marchen vom 958.
Magnetismus 380 f., 857.
Mailanderin, Die schone, in Rom XXIX ff., 418, 424 f., 426 ff., 430, 456, 476, 508 f., 576, 907 f., 955.
Maître Jacques 883, 895.
Malerakademien s. Akademien.
Malerei 78, 141, 156, 219, 407, 421, 555 ff., 695, 871; s. auch Arabesken, Freskogemalde, Gemalde, Landschaftszeichnen, Wachsmalerei, Wandgemalde, Wasserfarbenmalerei, Zeichnen, Zeichnungen.
„ „Ueber die M.", von Leonardo da Vinci 472.
Malerschule, Neapolitanische 180, 321.
„ Venezianische X, 78, 936, 968 f.
Malteser, Der, in Messina 291, 294, 296 ff., 776.
„ in Palermo 229, 766.
Maltiana 570.
Manera 971.
Manier in der Kunst 526 f., 529.
Maria, D. heilige 8, 39, 92, 96, 106, 150, 206, 210, 315, 366, 454, 487, 505, 556, 628, 969.
„ „ deren Antlitz in Byzantinischen Gemalden 556, 969.
Maria Magdalena, Die heil. 665.
Marientag 10, 628.
Markuslow s. Benedig.
Marmor 139 f.
„ von Carrara 726.
„ „ Paros 127, 726.
Mars 888.
Marspas 154.
Martinswand 10, 628.
Masken der italian. Komödie 656, 661.
„ des Röm. Karnevals 165, 736.
Maskeraden 522.
Material der bildenden Kunst 518 f.
Matrimonio segreto, Der 887.
Matthäus, Der heil. 776, 853.
Matuni 784.
Maultiere 269, 272, 281, 786 f.
Maultiertreiber 787.
Medaille auf Menge 694.
Medaillen 78, 153, 255 f.; s. auch Munzen, Munzsammlungen.
„ von Schwendimann 694.
Medusenmaske s. Bildwerke.
Meer 80.
Meerströmungen 7.
Mehl- und Milchspeisen 324.
„Meine Mutter hat Gänse" 414, 861.
Meleager 888.
Mendikanten 96, 665.
Menelaus 774.
„Menschenliebe, Die sogenannte", Trauerspiel 624.
Menschentaeen 909, 971.
Menschliche Figur s. Menschlicher Körper.
Menschliche Gestalt s. Menschlicher Körper.
Menschlicher Körper, dessen Studium 153 f., 385, 390 f., 399, 461 ff., 484 838, 890, 903, 905, 910, 915, 921.
Merbilsorbeles 647, 812.
Merkur 502, 888.
Merkur, Teutscher s. „Teutscher Merkur".
Merope, Rolle der 965.
Messe in Bozen 19, 631.
Messen von Palestrina 960.
Metamorphose der Pflanzen XXVII, 53, 194, 210, 254, 258, 308, 372 ff., 375, 388, 395, 400, 406, 503, 686, 761, 844, 860.
Meteorologie 9, 11 f., 30, 168, 268, 720.
Meteoren 515, 517; M. des Parthenon 847.
Meyer-Schulsche Ausgabe von Winckelmann's Schriften XIX.
Michaelisfest in Benedig 60 f.
Miethpferdig 325; s. auch Caparra.

Mignon f. Reg. IV.
Milordo 896.
Mimosa 648.
Mineraliensammlungen 625, 644.
Mineralogie XI, 5, 7, 16, 31, 127, 221 f., 238 f., 256 ff., 271, 287 f., 522, 567 ff., 625, 631 ff., 635, 640, 647, 649, 659 f., 667, 671 f., 687, 737, 753, 757, 772, 777 ff., 784, 787 ff., 795 ff., 813, 900, 926, 932, 961; f. auch Geognosie.
Minerva 106 ff., 149, 178, 206, 382, 478.
„Minerva", Zeitschrift 440, 814.
Miniatur 156.
Minoriten 673.
„Miscl" 835.
„Miserere" 485, 941.
Mithraß 377, 836.
„Mithridates" von Adelung 909.
Mocenigo 472, 736, 924, 933.
Modejournal, von Bertuch 873.
Modell (modulo) 107, 669.
Modell, geologisches 10, 628.
Modelle von Bildwerken 702; f. auch Abgüsse u. Trajanssäule.
Modelliren 385, 394, 483 f., 498, 938.
Modellzeichnen 910.
Modrin in Neapel 357.
Mondscheinbeleuchtung Rom's 158, 956.
Mordthaten f. Todtschläge.
„Morgenblatt" XX. XXIV.
„Moritz als Etymolog" 459 f., 908.
Mosaiken 78 f., 508, 550, 799.
Molette 479, 483, 936, 960.
Motto XX, XXIV, 1, 345, 621 f., 822, 882.
Münzen 139, 143, 186, 198, 704 f.
„ Alexandrinische 705.
„ sicilianische 705.
Münzsammlungen 186, 236, 278, 705, 717, 771 f., 780.
Münzwissenschaft 139.
Munzana 193.
Muratti f. Benedig in Reg. III.
Muscheln, geschnittene 279.
„Museo Capitolino" v. Visconti 888.
„Museo Pio-Clementino" von Visconti 675, 676, 702, 888.
Museen f. Antike Antiquitäten, Gemälde, Münz- Gemmensammlungen, Naturaliensammlungen und in Reg. III unter den einzelnen Städten.
Musik 46, 66, 130, 369, 473 f., 477 ff., 482 f., 485, 709, 711, 721, 728, 749, 812, 885, 841, 883, 936, 938, 941, 945 f., 958, 960; f. auch Konzertaufführungen und Oratorium.
Mutter Gottes f. Maria.

Nachahmung, einfache, der Natur von 525 ff., 528 f.
Nachdruck der Goethe'schen Schriften von Himburg 874, 876.
„Nachrichten von Neapel und Sicilien" f. Münter in Reg. IV.
„Natdanael", von Lavater 863.
Naturaliensammlungen 6, 234, 625, 639, 750, 789, 792.
Naturbetrachtung 307, 374, 803.
Naturforschung f. Naturstudien.
„Naturgeschichte" des Plinius 322.
Naturreiche 551 ff., 968.
Naturstudien 463 f., 642 f., 705 f., 728, 905, 915 f.
Naturwissenschaft 372, 374, 388, 463; f. Botanik, Geognosie, Geologie, Metamorphose, Meteorologie, Mineralogie, Urpflanze, Zoologie.
Nausikaa 254, 284.
Nazaren 793, 906.
Nazarenische Richtung in der Malerei 389, 847.
Neapel, Bauart 190; — Straßenverunreinigung 228 f.
Neapolitaner f. Volksthpus.
Neapolitanische Dukaten 843.
„ Hof 242, 884.
„ Knabe 307, 309.
„ Malerschule 321.
Nebenrollen im ital. Theater 523.
Nearitos 851.
Nelke, durchgewachsene 375, 835, 844, 860.
Nemesis 931.
„Nemesis" von Herder 707.
Neapolis 131, 711, 721, 742, 935; f. Brasch Brasche Onesti Rezzonico.
Nertunismus 7, 627, 792.
Nereus 795.
Nil 888.
Niobe XV, 39, 79.
Noah 769.
„Noten" 833.
Normannenburg bei Enna 788.
Notare in Italien 248, 774.
„Novelle galanti", von Casti 377, 833.
Nudeln 261 f.
Numerirung der Briefe XXVII, 846.
Nuntien des Papstes Pius VI. 718.

Obelisken 518, 687; f. auch unter Bildwerke.
Ochsenaeschichte 741.
Ochsenhöhe in Rom 365, 832.
Odyssee 254, 284 f., 307, 765, 803, 876.
Oedipus 286, 293, 327, 774, 785 f., 795 f., 798.
„Oedipus auf Kolonos", von Sophokles 896.
Oelbilder 579.
Oelfarben statt Glasscheiben 23.
Oesterreicher 867.
Offizier, päpstlicher, als Reisegefährte 101, 104, 106, 110.
Olivenernte 111 f.
Onofrio 162, 333.
Oper in Rom 371, 711, 911, 965; Venedig 67; f. auch Theater.
" ernste 654, 749.
" komische 371, 654, 835; f. auch Intermezzi, Singspiele.
Opera seria in Neapel 749.
Operetten, französische 438.
Opern, geistliche 186, 749.
Opernverse, italienische 438.
Opernwesen, deutsches 439.
Oranische Partei in Holland 893.
Oratorio, Congregatio dei Padri del 313.
Oratorium, Aufführung eines 66, 654.
„Orbis pictus" 165, 736.
Ordensgeistliche 190.
Orest 74, 97, 194, 379, 707, 964.
Orgel zu Catania 279.
Ὄρος Ἁγιώνιον 922.
„Oryctographia Carniolica" von Hacquet 627.
Oscillation der Erdanziehungskraft 11 f., 628 f.
Osteologie X, 463, 482, 484, 900, 915.
Ottave rime 365.

Packetboot f. Korvette.
Padri del Oratorio 313.
Päpstlicher Hof 312, 864.
Päpstliche Tepviche 356 ff., 827.
Palermo, Bauart 229 f.
" Steinschleifer 238.
" Unreinlichkeit d. Straßen 228 f., 252 f.
Pallo (pallio) 637.
Pallotti 906.
Pallone (Ballspiel) 638.
Palmyrenisches Ungeheuer 107.
Pamela, Rolle der 965.
„Pandora", Kalender von Bertuch 905.
Pantalon 69 f., 655, 661.
Paolo, Mönch 775.
Parkwald in Rom 709.
Parte 106; f. auch Tutte VI.
„Paradies", von Dante 879.
Paris 377, 391, 736.
Parker Watervile 847.
Park in Kassner 808.
Partherin 847 f.
Partitur zu „Oberon, List und Rache" 721.
Pasten 133, 709, 716, 856, 898; f. auch Gemmen.
Pastenfabrikation 407 f., 856.
Pastensammlungen 398, 405, 856.
Pastore dell' Arcadia 712.
Pastori Arcadi 922.
Patellen 84.
Paulus, d. heil. 350, 450 f., 487, 561, 663, 788.
Pektiniten 271.
Pelops 97.
Peperino 370, 897.
„Persepolis", von Herder 414, 861.
Personenverzeichniß der „Klaudine" 946.
Perspektivzeichnen 154, 369, 382, 391, 722, 838, 890, 898, 911, 915.
Persussore, il (Pius VI.) 726.
„Perronte" von Wieland 812.
Pest 717, 765, 797.
Peter- Paul-Fest 750; vgl. Petersfest.
Petersfest in Rom 211, 801 f., 807, 825 ff., 829.
Peters-Karuziner 65, 653.
Petrskirche, — vlab f. Rom.
Peter, St. — 6-Tag f. Petersfest.
Petronilla, T. heil. 117, 661.
Petronius, T. heil. 665.
Petrus, T. heil. 211, 350, 452, 455, 487, 671.
Pfaffen 104, 726.
Pfauenfedern 14.
Pferde in Neapel 178 f., 746.
Pferderennen f. Wettrennen.
Pflanzen f. Botanik.
Phäaken 228, 668.
Phädra 261, 781.
Philippiner 669.
Philippus, Apostel 619.
Philoktet 474.
Philosophen, griechische, deren Porträts 717.
Phintia, Königin 781.

Phlogiston 552. 554.
Phoenix dactylifera 954.
Pholaden 803.
Phrixus 236.
„Physiognomik", v. Lavater 417. 964.
Physiognomische Studien 385.
Pierrot 661.
Pilger 57.
Pinie bei Jenkins' Haus 866. 963.
Pinienkerne 375. 855.
Pinienpreßling in Angelika's Garten 703.
Piperino s. Peperino.
Placidus D. heil. 771.
Plane und Profecte von Rom 673.
Plastik s. Antiken. Bildende Kunst. Bildwerke.
Pocken 797.
Podesta 644.
" von Malesstne 25 ff.
Poesia volgare 467. 923.
Poesie s. Dichtkunst.
„Poetik", von Aristoteles 666 f.
„Poetische Schriften" v. Wieland 876.
Polder 623.
Policinell s. Pulcinell.
„Politisches Journal" 670. 683. 694. 717 f. 721. 739. 742. 747. 749. 827. 830 f. 851 f. 864.
Pollini (Straßen-) in Venedig 62.
Polonaisesagen 914.
Polyphem 798.
Pompejanische Wandmalereien s. Wandgemälde.
Porträts s. unter Gemälde.
Posttage 649.
Prämontratenser 628.
Präsendent. s. Albano in Reg. IV.
Preßgesetze 415.
Priester als Reisegefährte 110.
Prinz Williamscher Beschützer (Caglistro's) 242; vgl. 774.
Prinzessinnen s. Silanglerl in Reg. IV.
Procaccio 874.
Procuranda 127. 150. 169. 726; s. auch Rom in Reg. III: Palätte.
Proserpina 784.
„Protetie. Versuch einer deutschen", von Moritz 715.
Profecte von Clerifeau 734.
" " Rom (von Rossi) 115. 673.
Protestanten 58.
Proteus 373.
Provenzaux 36. 637.
Provinzen", von Weimar 830. 853.
Prozeß 341.
Prozessionen 252 f., 398. 406. 488 f., 709. 941. 948.
„Psalmen", von Marcello 480.
Psyche 126.
Pulcinell 202 f., 232. 322. 416. 450. 523. 759. 863 f., 878.
Puppenspiel „Doktor Johannes Faustus" 68. 655.
Pygmalion. Bildner 115. 567. 673. 955.
" König von Torus 674.
Pygmalion's Elfe 673 f.
Pylades 97. 515.
Pyramide des Cestius s. Rom in Reg. III.
Pyramiden, ägyptische 404.
Pyrrhus, König von Epirus 888.
Pyrrus (Neoptolemos) 835.
Pythagoreisches Stillschweigen 120.

Ramifikation 552. 554.
Raphael's Schädel s. Schädel.
Rapilli 570.
Rattenfänger von Hameln 719.
„Re Teodoro in Corsica", Oper von Casti 366.
„Re Teodoro in Venezia", Oper von Casti 365. 833.
Rebus, französischer 960.
„Recherches philosophiques sur les Grecs" 320. 811.
Rechtssachen in Venedig 67 ff.
Redner, öffentliche in Venedig 65f. 70.
Regenzeit in Italien 111.
Reinlichkeit der Straßen in Messina 294.
Reise der Herzogin Amalia nach Italien X. 880 f., 912 ff.
„Reise durch Italien und Sizilien", von Kerbalides s. Reg. IV: Kerbalides.
„Reise durch Sizilien und Großgriechenland", von Riedesel, s. Reg. IV: Riedesel.
Reisebeschreibungen (Reisebücher) s. in Reg. IV: Archenholz. Arckin. Barrois. Borch. Braun. Brydone. v. Gerning. Gleich. Kerbalides. Kotzebue. Moritz. Münter. Nemnich. Rehfues. Riedesel. Stolberg. Stroumbeck. Volkmann.
„Reisen eines Deutschen in England", von Moritz 684.
„Reisen in Italien", von Moritz s. Reg. IV: Moritz.

„Reiser" s. „Anton R."
Reitmann" 275. 787.
Reitzianten 709. 734. 945.
Renaissance 368. 834.
Rennen s. Wettrennen.
Restauration der Gemälde 127. 561 ff., 968.
Restauratoren 196. 365. 833.
„Réveries d'un Promeneur solitaire" 209. 756.
Ribenmen 267, 784 f.
Rinninen 267
Ritornelli 411. 536. 967.
Robinson Crusoe 860.
Rochus. Der heil. 557.
Römer s. Volksstreue.
Römische Kirche 344. 821.
„Römischer Freund" 564. 953.
Rohr'sches Kürassierregiment 946.
„Roi de Cocagne", Komödie 812.
Rom's Urgeschichte 155 f.
„Roma sotterranea" 504. 954.
Romaische Sprache 719.
Romanze 587 ff., 967.
Rosalie. Die heil. 217. 224 ff., 246. 249. 578. 580. 765. 774 f.
„ „ „ deren Bild 226 f., 765.
„ „ „ deren Wagen 249. 775.
Rosalienberg s. Palermo in Reg. III.
Rosalienfest 224. 246. 249. 765. 774 f.
Rota s. Rom in Reg. III.
Rother Grund der Gemälde 560.
Ruganting 891.
„Ruinen, Die, und Museen Roms", von Braun 683; s. Braun in Reg. IV.
Ruinen von Baalbek 856.
„ in der Campagna di Roma 141.
„ von Capua 743.
„ von Catania 282 f., 798 f.
„ von Cora 778.
„ von Formia 354. 743.
„ von Girgenti 261 ff., 781 ff., 794.
„ der Heinrichsburg 624.
„ von Marsala 778.
„ von Mazara 778.
„ von Messina 288.
„ von Mintunna 743. 826.
„ von Pästum 759.
„ von Palmyra 396. 403. 853, 856.
Ruinen eines phönizischen Tempels 403.
„ von Pilieri di Castel Vetrano 778.
„ von Pompeji 803.
„ der Römischen Kaiserpaläste auf dem Palatin 404—478 (spez. 804—907).
„ von Salerno 208. 307. 709. 803.
„ von Segesta 257 f., 777 f.
„ von Selinunt 778. 799.
„ von Taormina 705.
„ von Tivoli 348—822.
Ruinen-Prospekte Italiens von Clerisseau 734.
Russen 892.
Ruthenen 719.

Sachwalter in Italien 321.
Säulen 317 ff., 964.
Säulenstellungen 45. 316.
Sagen 632.
„Sakontala" Drama, XXVII, 177, 745.
Salone s. Padua.
Salomonischer Tempel 403.
Salsola fruticosa 266.
„ kali 290.
Samariterin 541 ff.
Samma 724.
Sandube 68.
Sarazenen 709.
Sarkophag zu Girgenti 261, 780 f.
Satiren des Horaz 89.
Saturnalien 902.
Sauf 75, 657.
Schaaltiere 935.
Schädel Raphael's 482, 504 f., 931, 937. 945. 954. 958.
Schädellehre 505.
Schauspiel, italienisches 73.
Schenkzeichen in Konstanz 959.
Schiffer in Neapel 317.
„ in Venedig, deren Gesang 76. 333 ff. 877.
Schildkröte 215.
Schlacht bei Faglacozzo 826.
„ bei Velletri 867.
Schloß zu Weimar 909.
Schloßbau in Weimar XI.
Schmausesitte in Neapel 324. 356 f., 827.
Schönes: „Ueber die bildende Nachahmung des Schönen", von Moritz XXX, 489 ff., 948.

Als ich in Saarbrücken war.*)

Den 25. Juni 1771.

Wo bist Du itzt, mein unvergeßlich Mädchen?
Wo singst Du itzt?
Wo lacht die Flur, wo triumphirt das Städtchen,
Das Dich besitzt?

Seit Du entfernt, will keine Sonne scheinen,
Und es vereint
Der Himmel sich, Dir zärtlich nachzuweinen,
Mit Deinem Freund.

All unsre Lust ist fort mit Dir gezogen;
Still überall
Ist Stadt und Feld; Dir nach ist sie geflogen,
Die Nachtigall.

O, komm zurück! Schon rufen Hirt und Heerden
Dich bang herbei.
Komm bald zurück, sonst wird es Winter werden
Im Monat Mai!

Friederike.**)

Jetzt fühlt der Engel, was ich fühle;
Ihr Herz gewann ich mir beim Spiele,
Und sie ist nun von Herzen mein.
Du gabst mir, Schicksal, diese Freude;
Nun laß' auch morgen sein wie heute
Und lehr mich ihrer würdig sein!

---

als berechtigt anerkennen. „Die Gemüthsbewegung," sagt derselbe, „die das Gedicht ausspricht, hat so sehr den Anschein von etwas forcirtem, und deren Ausdruck fehlt es so sehr an dem Goethe'schen Maß, daß man auf jeden Andern als Verfasser rathen möchte."

*) An Friederike Brion. Zuerst mitgetheilt aus Friederikens Nachlaß in den „Blättern für literarische Unterhaltung" vom 5. Januar 1837, dann bei Pfeiffer, Baas, Viehoff. — Die Zeitbestimmung geht daraus hervor, daß Goethe, wie er selbst in „Dichtung und Wahrheit" berichtet, vom 22. Juni an einen Ausflug durch den Elsaß und die Vogesen machte, auf welchem er am 25. Juni sich in Saarbrücken befand.

**) Seit 1840 in den Ausgaben. Döring vereint dies Gedicht mit zwei andern, — die bei uns erst unter den „Vermischten Gedichten" folgen können: „Nach Sesenheim" und „Ueber Tisch" — zu einem Gedichte. —

Schönheit: „Fragmente über die Schönheit", von Mengs 481.
Schönheit in den Kunstwerken 889.
Schönheitssinn der Neapolitaner 322 ff.
Schriften von Mengs 481, 936.
Schule (scuola) = Gilde f. d.
Schuster als Pulcinell 863 f., 878.
Schwabenalter 306.
Schwalbacher 362.
Schwanzwünschen 397, 851 f.
Schwefelabdrücke f. Pasten.
Schwertzeit. Bologneser f. Bologneser Sch.
Scirocco 120, 178 f., 590, 680, 830.
Scirock f. Scirocco.
Scipio f. Orgilde.
Scrollen 289.
Sebastian 7, heil. 96, 340, 487, 504.
Sedia 103, 112, 669, 741.
Sedziola 50.
Seefahrt XXV f., 29, 213 ff., 298 ff., 634, 762 f., 800, f. auch Wasserfahrt.
Seekrankheit 214, 219, 299, 304, 869.
Seeräuber 289, 656, 795 f.
Seereise f. Seefahrt.
Seestorm 215.
Seebiere 138, 172, 176, 179, 215, 222.
Segen. „Der S. wird gesprochen" 952.
Seidenbau 643.
Seidenindustrie 49.
Seile 266.
Seitenrechnung 341, 364, 831.
Senatore di Roma 955.
Senatoren in Venedig 75, 657.
Sendel f. Zendale.
Sepia 141, 808, 952.
Serail in Konstantinopel 402 f.
„Serena, Barrona" 439, 887.
„Setzt's nicht Fasche und Strobel" 414, 941.
„Setze Neapel und stirb!" 179.
Sibylla 930.
Siciliener in Venedig 657.
Sicilianer 292, 708.
Sicilier 292, 706.
Siegen 70.
Silberne italienische 46, 66, 371, 397, 459, 461, 522.
Silbermünzen 788.
Silen 784.
Silenos 784.
Silenus 350, 433, 879.
Silvestro Nazzari f. Nazzari.
Sipillen, Kirche 228.
Sittliche Vasen f. unter Bildwerke, Vasen.
Skulpturen f. Bildwerke.
Smeraldina 86, 661.
Società Italiana 961.
Soda 396.
Sodezza 829, 833, 864.
Sofa 10, 628.
Sole d'Inghilterra 370.
Sonnentempel zu Baalbek 403.
" zu Palmyra 403.
Sonnenuhr auf dem Campus Martius 304; f. auch Bildwerke, Obelisk auf dem Marsfelde.
Spanier 632, 867.
Spaziergang des Neapolitanischen Adels 178.
„Speculum Romanae magnificentiae" 440, 887.
Spielmarkt in Neapel 323, 356 f.
„Spernere mundum etc." 313, 326, 865, 819.
Spring. Höhle der 808.
Sprache f. deutsche Sp., italiän. Sp.
Sprache: „Ueber den Ursprung der Spr.", von Herder 459 908 f., 971.
Sprachfest in der Propaganda 150, 789.
Sprachmeister, französischer, in Messina 298 ff., 797.
Sprichwörter 174, 179, 306, 313, 350, 370, 645, 723, 735, 743, 746, 766, 774, 862, 864, 961.
Stammbaum Cagliostro's (Balsamo's) 597.
Stanzen v. Raphael f. unter Gemälde.
Staphylaea pinnata 648.
Statuen f. Bildwerke.
Steinarten, auf der ital. H. gesammelt 567 ff.
Steinbaukunst der Alten 345, 347.
Steinbrüche 778.
Steine, geschnittene f. Gemmen.
Steinschleifer 778.
Steinschneider 855.
Steingefechte 636.
Stil in der Kunst 927, 929.
Stosch'sches Kabinet 892.
Strassenpolizei in Venedig 62.
Strassenreinigung 221 f., 292 f., 294, f. Unreinlichkeit.
Strohwein 1080.
Struzium des Valerius 854.
Stundenmaß der Italiäner 40 ff., 359 ff., 964.
Stundenrechnung f. Stundenmaß

Strappa, porta 636 f.
Sturm f. Seesturm.
„Sultaninnen. Die drei", Oper 46. 644.
Surrogate für Zeile 266; — für Soda 266.
Syrakusaren 360. 362. 969.

Tabarros 83. 699.
Tänzerinnen in Rom 712.
Tantalus 330.
Tanz f. Ball. Ballet.
Tarantella 550. 967 f.
Tarantola 550.
Tarantulische 967 f.
Tari, Münze 204. 775.
Tartalia, Maske 661.
Tasso, Biographien 947.
Tauriten zu Girgenti f. Bildwerke.
Taurische Diana 97.
Tempel, dorische 315 f., 964.
" der Minerva zu Assisi 196 ff., 199. 669.
" der Minerva zu Athen 385.
" zu Baalbek 403.
" zu Girgenti 261 ff., 782 f.
" zu Pästum 263. 761.
" zu Palmyra 403.
" zu Salerno 208. 780.
" Salomonischer zu Jerusalem 405.
" zu Segesta 255. 257 f., 777.
" zu Selinunt 778. 964.
" Stiliens 805.
Tempelform, alte 65. 99.
Temperabilder 550 f., 969.
Terpsiche, chinesische 358.
Terpsichore nach Raphael 325. 347 388 ff.
Terpsichorikerei 358.
Terra di Lavoro 321. 811.
„Teste Semte", von Adriana 322. 816.
„Teutscher Merkur" 13. 451. 578 f., 596. 602. 629 f., 687 f., 707. 730. 749. 765. 811. 836. 856. 871. 900. 906. 949. 965. 968 f.
Theater der Alten 522.
" deutsche 99.
" italienisches 69. 85. 147. 186. 522 ff., 699. 872. 887. 965; f. auch Th. zu Rom.
" zu Otricoli 25.
" zu Herkulanum 301.
" zu Neapel 186. 749.
" zu Rom 147. 371. 461. 522 ff., 686. 712. 715. 726. 735. 902 ff.; f. auch Theater, italienisches.
Theater zu Venedig 66 f., 654.
" zu Verona 636.
" zu Weimar XX.—S. auch Goethe, Liebhaber-, Schauspiel-, Singspiel, Tragödien, Vaudevilles.
„Théâtre Espagnol" 655.
„Théâtre de Société" 655.
Theaterverstellungen, deren Zeit in Rom 715. — in Venedig 654.
„Theorie der schönen Wissenschaften" von Sulzer 126. 196. 685.
Thermen f. Bäder.
Thelema 681.
Thiere f. Zoologie.
Thierbilder 636.
Thierreiche 152. 722.
Thrazier 784.
Thurm, der hängende f. Bologna in Reg. III.
Thurm des Philosophen, auf dem Aetna 796.
Thyrsus 323. 785 f.
Tod, „Wie die Alten d. T. gebildet", von Herder 707.
Todtschlage in Rom 132. 694.
Tombe 954.
Tontine 710.
Tonkunst, Schule der Dichtkunst 467.
Tracht der Pilger 57 f.
Trachten f. Volkstrachten.
Träume 746.
Trauerspielen, Goethe's 661.
Trauerspiele, ital. 71 f., 144. 522. 656.
Trauerspiel 109. 669.
Trajansäule f. unter Bildwerke.
„Traktat von der Malerei", von da Vinci 925.
Trauungsname 176. 178. 211 f., 383. 689. 932.
Travertin 516.
Triglyphen 316 f., 964.
Trimeter 266. 784.
Triminia 784.
Tripelmeter 269. 787.
„Tristram Shandy" 913.
„Triumphzug Cäsar's", von Mantegna f. unter Gemälde.
Trofonio, „La grotta di Trofonio", Oper 221.
Trog, heilsamer, am See von Nemi 866 f., 882. 903. 931.
Trojanischer Krieg 757.
Trümmer f. Ruinen.

Trasfaldino 655, 660 f.
„Tu es Petrus" 960.
Türken 80, 637, 659.
Türkenkrieg 717.
Tumenia 366, 784.

Uebersetzungen f. Alab. Iphigenie. Werther.
Uhr, italiänische 40 ff., 519 ff., 964; f. auch französischer Zeiger.
Uhr, Vergleichungskreis d. italiän. mit d. deutschen 41 f.
Ultramontanes 88.
Ulysses f. Odysseus.
Unreinlichkeit der Straßen 43, 63, 83, 223 f., 252 f., 633, 660, 779.
„Urbi et orbi", Segen 941.
Urrstanie 210, 254, 348, 372 f.
„Ursprung der Sprache. Ueber den", von Herder f. Sprache.
Urtula, D. heil. 38.

Vasen f. unter Bildwerke.
Vasensammlungen 779.
„Vaterlandschronik". Die von Schubert 962.
Vatikan f. Rom in Reg. III.
Vaudevilles 587, 967.
„Vedi Napoli e poi mori" 179.
„Vedute etc. di Roma", von Rossi 673.
Vegetation f. Botanik.
Venedig, Advokaten 67 ff.
" Ballet 67.
" Bevölkerung 59.
" Brücken 60 f.
" Bucentaur 71, 656.
" Dogen 68, 74 f., 651, 657.
" Eidekommuniß 68.
" Gassen 60, 62 f.
" Gründung 59, 650 f.
" Justiz 67.
" Kanäle 60, 62 f., 82 f.
" Komödie 69.
" Magistrat 657.
" Oper 67.
" physiognomie der Stadt 59 f.
" Plan der Stadt 62, 652.
" Rath zu 68.
" Sarti 75, 657.
" Senatoren 75, 657.
" Steindämme 62.
" Straßenpflaster 62, 83.
" Unreinlichkeit 63, 83, 653, 660.
Venedig, Volksgesang 76 ff., 657.
" Volkstracht 63, 660.
" Zehnmänner 657.
Venezianer 657, 659; f. auch Volkstypus.
Venezianische Malerschule f. Malerschulen.
Venus eiorum crucifigit 112, 116, 671, 674.
Venus f. Bildwerke und Gemälde.
Vergleichungskreis d. italiän. mit d. deutschen Uhr 41 f.
„Verona illustrata" 35, 637.
Veroneserinnen f. Frauen.
„Verschlag, Der", Lustspiel 69, 655.
Verschneiungen 271.
Verwitterung 4.
Veste, Kleidungsstück 37.
Vesuv, Ausbruch 328 f., 737; Besteigung 362 ff., 368 f.; f. auch Vesuv in Reg. III.
Vetturine 51, 101, 106 f., 109, 253 f., 267 ff., 273, 276, 288, 325, 330, 669, 741, 787, 812, 814.
Viburnum Tinus 482.
Vierkenia von Sizilien 229, 295, 2521., 706, 722, 798.
Viehzucht 229, 259, 273, 643.
Vignerol 855.
Villeggiatur der Römer 857, 867.
Vogel 267.
Volat'sche Kabinetchen 31, 635.
Volkssang, italiänischer 76 ff., 335 ff., 657, 967.
„Volkslieder", von Herder 876, 890.
Volkstrachten 14, 20, 37, 43, 50, 83, 323, 646, 660, 873.
Volkstypus der Ferraresen 661.
" der Italiäner XII, 50, 577, 729, 804, 109, 115, 139, 635.
" der Neapolitaner 174, 178, 189, 193 f., 205, 316 ff., 321 ff., 743.
" der Römer 309, 322.
" der Römerinnen 421, 877.
" der Venezianer 60 ff., 68, 75, 83.
" der Veroneser 37, 42.
" der Viterbeser 37, 50, 645.
S. auch unter Frauen.
Völker 169.
„Voyage pittoresque de la Sicile" 229, 506, 713, 765, 772, 796, 814.
Vulkane 171, 173 f.; f. Aetna, Vesuv in Reg. III.
Vulkanismus 635.
Vulkanität des Basalts 280.

Wachsfarben s. Wachsmalerei.
Wachsmalerei 133. 407 f., 695, 856.
Wagner in „Faust“ 853.
Wallfahrt 487.
Wallfahrtskirche 689.
„Wanderungen nach England“, von Moritz 133.
Wandgemälde in Pompeji 187 f., 196. 201. 720 ff., 966; der Pyramide des Cestius 685; auf dem Quirinal 1171. 656; in Raphael's Villa 484. 958; s. auch Logen, Stanzen.
Wasserfälle bei Tivoli 848.
Wasserfahrt 37. 90; s. auch Seefahrt.
Wasserfarbenmalerei 141. 219. 390. 402 ff. 500. 520. 726.
Wassergalle 90.
Wasserleitungen 110. 124. 173. 452. 504. 684. 686. 707. 734. 754. 793 f., 897. 907.
Wasserthiere s. Zoologie und Seethiere.
Wege in Sicilien 272.
Weiber s. Frauen.
Weiberrollen s. Frauenrollen.
Weihnachtsfest in Rom 709.
Weimarer Bühne 835; Kunstausstellungen XVI; Zeichenakademie 475. 717.
Weimarisches Herder-Album 916.
Weinbau 18.
Weinbauern 22.
Wetterschaffung 10. 628.
Weitsprecher 58.
Werke Goethe's s. Schriften in Reg. I.
Werke des Palladio 51. 647.
„Werther“, übersetzt 224.
Wettrennen in Rom 731. 920.
„ in Padua 648.
Wiegenlied von Claudius s. „Meine Mutter hat Gäste“.
Wieland's „Merkur“ s. „Teutscher Merkur“.
„Wilhelmiade“ 917.
Windstille 302.
„Wintermärchen“ von Wieland 752.
Wintmagstabelle 720.
Wolfgangstag 672.
Wollendikung 12. 629.

Xanthe 796.

Yurura 852.

Zehnmänner in Venedig 657.
Zeichenakademie in Mannheim 838; in Weimar 475. 717; s. auch Akademien.
Zeichnen 162 f., 219. 362. 366. 368 f. 381. 385. 394. 396 f., 412 f., 416. 497. 734 f., 854. 877. 887. 930; s. Landschaftszeichnen, Perspectivzeichnen.
Zeichnen von menschlichen Körpern 365. 394 f., 399. 838. 890. 903.
Zeichnungen von Burn 895. 899. 951. 960.
Zeichnungen von Gätze XXXI. 402 ff. 854.
Aegyptische Pyramiden 404.
Baalbek, Sonnentempel in 403.
Jerusalem, Moschee zu 403.
Konstantinopel, Serail 402.
„ Derwischmoschee 403.
Sibayen, Gegend um 403.
Palmyra, Gräber 403.
„ Ruinen 403. 853. 856.
Phönizien, Tempel in 403.
Türkische Gräber 404.
Zeichnungen von Goethe XVII. XIX. 364. 396. 646. 693. 735. 737. 878. 891. 895. 899. 933.
„ von Angelika Kauffmann 160. 841. 876. 898.
„ von Meyer 207 ff., 214. 216. 218 f., 234. 239. 255. 261. 264. 362. 486. 500. 763 f., 933. 941.
„ von Straus 624. 895.
„ von Maler Müller 678.
„ von Poussin 822.
„ von Raphael 126. 360 f., 365. 450. 689. 906. 958.
„ von Schütz 475. 736. 873.
„ von Tischbein 120 f., 357. 887.
„ von Vernet 822.
Zeuxide 37. 50. 68. 638.
Zeitlide 280. 282.
„Zerstörung von Jerusalem durch Vespasianeer“, Oper 186. 749 f.
„Zerstreute Blätter“ von Herder 141. 414. 481. 707. 803. 861. 876. 936.
Zettel, gewebte 58.
Zeus Ammonius 782 f.
Zeus Pelasus 781.
Zitterrochen 138. 762.
Zinn-Röhren 411. 711.
Zindel s. Zendale.
„Zobeide“, von Gozzi 661.
Zoologie 20. 24. 84. 138. 172. 176. 179. 208. 215. 222. 230. 256 f., 267 269. 271. 273. 552. 844.
Zwangsanleihe, Römische 739.
„Zwillinge“ (Abendlegen) 713. 932.

III.

Geographisch-topographisches Register.

Die zur Topographie der einzelnen Städte gehörigen Notizen findet man gleich hinter deren Namen.

Aachen 806 f.
Abach (Abbach) 6. 634.
Abrusso 822.
Achatio, Fluß 271. 787.
Achen, Bach 627.
Acqua acetosa 388. 828.
Ackse s. Erich.
Adriatisches Meer 61. 82. 94. 163. 535. 568. 660. 885.
Akula 959.
Aegypten 140. 385. 404. 629. 850.
Aetna 267. 273. 275. 280. 283. 397. 571 f. 704. 788. 824. 852.
Afrika 211. 267 f.
Agrigentum 780.
Ad Colli 222. 784.
Ahagas 267. 779. 784 ff.
Alba, Fluß 779.
Alba, Stadt 156. 684.
Albanien 717.
Albano 168. 171. 351 f. 398. 400. 414. 447. 569 f. 782. 788. 741. 825. 837. 854. 856 f. 861. 864. 866. 876. 897.
Albano, Berg 707.
" See 569 f. 707. 854.
Alburnus, Mons 760.
Alcamo 253. 257 f. 372. 374. 776 f. 788.
Alexandria 174.
Alexander 784.
Alicudi 763.
Alla Cava 267. 739.
Alle Tene 870.
Alpen 13. 21. 58. 629.
" Bündtner 627.
" Bramer 94.
" Julische 627.
" Kärnthner 627.
" Maritalpen 13.
" Norische 627.
Alpen, Rhätische 627.
" Schweizer 94. 959.
" Tiroler s. Tiroler Gebirg.
Altenburg 730.
Altorf 966.
Amerika 211. 213.
Ammiraglio 764.
Amsterdam 418. 634. 780. 864. 903.
Ammmon 91. 94. 101 f. 111. 113. 129. 171. 568. 667 f. 959.
Appische Straße s. Rom.
Arrulturcombe 846.
Aantia 747.
Aquileja 651.
Arabien 827.
Archiepiscopus 651.
Arcisio 103. 668.
Ariccia, 9. 360. 866. 897.
Arieia 447. 897 f. s. auch S. Ariccia.
Arkadien 1. 621 f.
Armagat 787.
Arsalien 717. 827.
Asphaltsee 946.
Athen 106 ff. 669 f.
" Dom der heil. Franciscus s. Gran Convento.
" Gran Convento 107 f. 669.
" Kirche St. Maria di (della) Minerva 106 ff. 669.
" Tempel d. Minerva Maria della M. 106 ff. 110 f. 643. 669 f.
Attika 821. 743.
Attici 50. 121. 231. 385.
" Atrocolis 385.
" Minerva tempel 385.
Augsburg 942. 963.
Aufidus 826.
Aventa 743.
Avona, Fluß 602.
Agar le perron 851.

Brailhof 403. 856.
Brar Landschaft 689.
Brachialione Fluß 48. 643. 645. 647.
Brazzia da 222. 764. 772.
Brixia 745.
Brixen 3. 970.
Barbarei 222. 237.
Barbaroflus 265. 784.
Barbaro Berg 775.
Barbolino 24. 635.
Barenit 827.
Beaurain 834.
Bella, Dorf 889.
Belvedere, Schloß bei Weimar 512.
Benacus See 23. 633.
Benedictbeuren 8. 10. 627.
Benevent 735.
Bergamo 203.
Berlin XIII. 641. 667. 685. 700. 713. 853. 862. 869.
Bern 772.
Biscari, Prinz 789.
Biberia 652.
Blankenburg in Thüringen 871.
Bocca di Fiume 742.
Böhmen 102. 717.
Boglinaco 29. 635.
Bojano 635.
Bolca, Berg 644.
Bologna 93 ff., 99. 101. 154. 110 f., 115. 522. 568. 625 f., 664. 668. 701. 970.
Accademia delle belle arte 665 f.
Bibliothek 667.
Di instituto delle sciense ed arti 98. 667.
Kirche Giesù e Maria 666.
" der Mendicanti 96. 665.
" San Salvatore 666.
Loggie 665.
Palaft Manuzzi 665 f.
" Tanari 96. 666.
" Zambeni 666.
Palazzo (Studio) Pubblico 665 f.
Pinacoteca der Accademia delle belle arte 665 f.
Studien, Etc. Institut 98.
Sternwarte 667.
Thurm, der hängende 94 f., 665.
Torre Asinelli 94. 665.
Torre Garisenda s. Thurm, der hängende.
Bollena 855.
Borabele 569.
Boßen 9. 18 f., 30. 32. 623. 631.
Bracciano, See 452.
Brandtol 31.
Brandzoll 567. 632. 635.
Brannzoll 631.
Braunschweig 848. 900.
Bregante 645.
Bregenz 720.
Brendola, Berg 644.
Brenner 3. 9. 13 f., 17. 31. 146. 567. 622. 627 ff., 635. 649. 687.
Brenta 48. 55 ff., 59. 650.
Brentone Fluß 650.
Brescia 29. 634. 936.
Briren 18. 631.
Brückl 365. 852.
Bündner Gebirge 959.
Buron Burin 927.
Busang 356. 827.

Caltabellota 260. 779.
Caltanisetta 269 ff., 272 f., 787 ff.
Caltaubetta 272.
Cametata 270.
Campagna felice XXIV. 321. 812.
" di Roma 141. 366 f.
Campo di Annibale 867.
Campobello 778.
Camuciati 787.
Camutello Fluß 787.
Caracciolo 739.
Caro Bianco 779.
" Boso 763.
" di Caro 799.
" Gallo 215 f. 763.
" Minerva 178. 206. 214. 301. 762. 799.
" Mifeno 813.
" di Monte f. Neapel.
" Poftiure 762.
" San Aleffio 572. 796.
" Zaffarana 764.
Carrarola 672.
Carri 178. 180. 206. 213 f., 301 f., 305. 809.
Carua 173. 197. 352. 355. 743. 754. 826. 845. 867.
Carrara 647. 726.
Cartastrona 774.
Caserta 195 ff., 354. 753 f., 837.
Schloß Belvedere 754.
Caftel Gandolfo 129. 351. 416 ff., 423. 447. 508. 732. 825 f., 863 f., 866. 870. 876. 882. 897. 963.
" a Mare 193.
" Betrano 258. 776. 778. 787.

Castello di Jaci 793.
Castellone 836.
Castro Giovanni 272 ff., 572 f., 787 f.
Catania 144, 268, 275 ff., 282, 299, 571, 786, 788 ff., 798, 824, 899.
Benediktinerkloster St. Nicolo d'Arena 279, 791.
Cerestempel 394.
Circus (Amphitheater) 794.
Curie 790.
Forum 790.
„Goldner Löwe" 275 ff., 282, 798.
Kapuzinerkloster 794.
Museum des Prinzen Biscari 789.
" der Benediktiner 791.
Naumachie 282, 793.
Palast des Prinzen Biscari 789.
Thermen 794.
Catania, Fluß von 788.
Cecina 29.
Celle 871.
Cento 72, 91 ff., 97, 115, 664.
Jesuitenkirche 664.
Kirche del Nome di Dio 664.
" des heil. Petrus 664.
Malerakademie 92.
Chalcidische Inseln 796.
Cham 623.
Chamounp 899.
Charybdis 299, 799.
Chiavenna (Clavenna) 942, 959, 961.
Chiogia s. Chioza.
Chios 659.
Chioza 81 f., 85, 88, 660.
Chiusa di Verona 635.
Chur 942, 959, 961.
Ciarre 760.
Cirella, Berg, 171, 742.
Circeo, Vorgebirg 742.
Cirella 628.
Cirl 627.
Cista Castellana 112 f., 568, 671 f.
Cianto, Fluß 743.
Cianius, Fluß 743.
Cleven s. Chiavenna.
Clitumnus, Fluß 671.
Collman 18, 31, 767, 631, 635.
Comersee 633, 950, 961.
Como 961.
Compostell s. San Jago.
Cora 346.
Tempel des Herkules 346.
Cortona 454, 760.
Crocefisso (San Salvatore) 111, 670.
Cumulatione 259.
Curzolaren 657.
Cusano 342.
Cyklopenfelsen 793.

Dänemark 704.
Dalmatien 8, 159, 212, 717.
Dantig 852.
Darmstadt 726, 961.
Decemnovius, Kanal 742.
Diedi 97, 146, 160, 715.
Diemano 633.
Dirschen 631.
Deutschland 635, 831.
Dolo 650.
Donau 4, 6, 623 f.
Dornburg 918.
Dresden 639, 702, 723, 853, 888.
Drillo 573.
Düsseldorf 579.

Edinburgh 831.
Eger 3, 622 f.
Eger, Fluß 629.
Gaeta 777.
Egna 632.
Eisack, Fluß 631.
Eisenach 882.
Elbe 3.
Elbogen (Einbogen) 14, 629.
Elenfis 787.
Elbogen s. Elbogen.
Emmendingen 732, 752.
Emmeran, Stift 623.
Engelhaus 814.
Engsland 246, 358 f., 774, 828, 851, 884, 893.
Enn 632.
Enna 272 f., 788.
Cerestempel 788.
Normannenburg bei E. 788.
Erfurt 229, 271, 766, 807, 920, 963.
Ermland 738.
Erpe 778.
Erz-Gebirge von 51.
Ertutien 186.
Etsch 17 ff., 22, 29, 90, 630 ff., 635 ff., 640.
Ettersberg 843.
Ettersburg 25.
Eurotas 142.

Fa[illegible] 672.
Faino 747.
Fastes Taurominitanae 796.

Ferrara 89 f., 109. 115. 663 ff., 698. 970.
Akademisches Institut 91.
Ariost's Grabmal 90.
Augustinerkirche 664.
Hospital St. Anna 664.
Palazzo del Paradiso 664.
Studio Ludovico 664.
Tasso's Gefängnis 91. 664.
Flamingo 645.
Filicudi 763.
Fiumara di Rifa 796.
Fiume di Caltabellotta 779.
" di Gimil 796.
" Rifa 796.
" salso 572 f. 787 f.
Fiumicino 696.
Florenz XIII. XXIV. 49 102 ff. 115. 144. 205. 332. 342. 483. 512. 521. 639. 662. 668 ff. 764. 884. 900. 914. 917. 927. 942. 950. 957 f. 962. 970.
Il Battisterio San Giovanni (Baptisterium) 668.
Brunnen 764 f.
Garten Boboli 102. 668.
Santa Maria del Fiore (Dom) 102. 668.
Palast Pitti 668.
Foligno 102. 106 f. 109. 668 ff.
St. Annenkloster 669.
Fondi 169. 171. 354. 741 f.
Formia 743. 836.
Formola 854.
Forno 569.
Francolise (Fioraliſi) 743.
Franken, Gau 934.
Frankfurt a. M. XIV. 3 f., 27. 289. 475. 502 f., 626. 632. 634. 706. 797. 806 f., 815.
Pfarrthurm 626.
Römerberg 289.
Frankfurt a. d. O. 806.
Frankreich 240 f., 243. 246. 694. 773 f., 828. 851. 864. 884. 893.
Frascati 124. 129. 171. 351. 394. 397 ff., 400. 408. 412. 414 f., 447. 569. 683 f., 698. 732. 825. 830 ff., 856 f., 859. 863. 866. 876. 882. 897. 899. 903.
Theater 863.
Villa Aldobrandini (Belvedere) 410. 854. 856.
Apollosaal 856.
" Belvedere s. V. Aldobrandini.
" Falconieri (Ruffina) 854.
" Francavilla 854.
Villa Mondragone 854. 897.
" Taverna 854.
" Ruffina s. V. Falconieri.
Freiberg i. S. 926.
Friaul 652 678.
Fürstenberg 443. 889.
Fulcinia 609.
Fuligno s. Foligno.
Fuſina 650.

Gadom 29.
Gaeta 172 f.
" Meerbusen von 743.
Gagarez, Fluß 777.
Galemici, Fluß 777.
Galicien, Franzen 627.
Gandolfo s. Castel Gandolfo.
Garda 635.
Gardafee 22. 92. 146. 567. 633. 635.
Garegnano s. Garzanano.
Garzanano 29. 634 f.
Garigliano 173. 854. 743. 826.
Garignano s. Garzanano.
Garrarello, Fluß 787.
Geta 784.
Gauf 848.
Genfano s. Genzano.
Genua 828.
Genzano 168. 447. 741. 866. 897.
Giardini, Abate 705.
Giarretta, Fluß 788 f.
Girebo 109. 668.
Girgenti 260 ff., 270. 299. 516. 573. 767 ff., 788 f., 800. 814; s. auch Agrigentum und Akragas.
Grabmal Theron's 264.
Gräber 265. 785.
Hafen 784.
Hauptkirche (Dom) 261. 267. 780 f. 785.
Kapelle 265.
Kathedrale s. Hauptkirche.
Kirche San Biagio 784.
Kirche des San Gregorio delle rare 782.
Kloster 260.
Porta aurea 784.
Stadtmauern 262. 782.
Tempel des Aeskulap 264. 783.
" der Ceres und Proſerpina 265. 784.
" der Concordia 261. 263. 782 f.
" des Herkules 263 f., 782.
" der Juno 261 f., 781 ff.
" des Jupiter 263. 267. 782.

Etrurii.
Tempel des Kastor und Pollux 784.
" des Zeus Polieus 781.
Thor, antikes 265, 784.
Ditet 851.
Glatz 852.
Gleichen, Die drei 271, 787.
Gleichen, Burg 787.
Goien 12, 629.
Gotha 212, 271, 330, 579, 704, 723, 725, 761, 775, 787, 856, 935, 963.
Gotthart, St. 8, 808.
Grätz 633.
Griechenland 212, 385, 390.
Grödnerthal 631.
Großgriechenland 237, 322, 515.
Gubbio 747.

Haag 663, 882, 902 f., 966.
Haina 675.
Halltkat 778.
Halle 736.
Halikos, Fluß 779.
Hamburg 755.
Hamelu 719.
Hamptoncourt 828.
Hannover 738, 834, 869.
Harz 6, 624, 670.
Heinrichsburg 624.
Heirfte 763 f.
Helena, St. 719.
Heliopolis 692, 731.
Heraklea 784.
Herkulanum 174, 201, 349, 751, 753 f., 776, 966.
Hildesheim 757.
Himeras, Fluß 787.
Holland 358, 663, 717, 882, 884, 902.
Hyhla Maior 275, 788.
Hyrkes 729, 900.

Il Bra f. Verona.
Il Colle 764.
Ilmenau 641 f., 727 f., 760, 868 f., 963, 918.
Indien 147, 340, 844.
Inn 10, 625, 628.
Innsbruck 7, 10, 13, 567, 627 ff., 631, 659.
Innthal 10.
Interamna 670.
Interlagen 10, 627.
Jor 7, 10, 625, 627.
Jonia 172, 213 f., 305, 571, 743, 813.
Jer (Jar) 627.
Isola bella 640.
Istrien 71, 627, 652.

Jaci 280, 282.
Jaci, Hessen von 793 f.
Jaci reale 793.
Jachenau 627.
Jena XI ff., XIV f., XXIV, 622, 629, 662, 664, 698, 728, 768, 785, 840, 844 f., 871, 880, 901, 918, 960.
Jerusalem 186, 403, 487.

Kärnthen 627.
Kalabrien 242, 283, 298, 310, 704, 774, 797 f., 852.
Kalkalpen 13.
Kamikos, Fluß 779.
Kamranien 322, 604, 966
Kana 109.
Kapitol f. Rom.
Karlsbad XVII f., XXV f., 3, 15, 145, 314, 393, 402, 622, 630, 633, 663, 693, 717 f., 722, 739, 806, 822, 839, 843.
Karlsruhe 752.
Kirchenstaat 664, 670, 884.
Kloten 848.
Köln 57, 718.
Grab d. heil. drei Könige 57.
Königsberg i. Pr. 862.
Kochberg 853.
Kochelsee 8, 627.
Konstantinopel 305, 402 f., 659, 884.
Serail 402 f.
Sophien-Moschee 403.
Konstanz 653, 957, 959 f., 962.
Gasthaus „Zum Adler" 959.
Kopenhagen 701.
Kostnitz f. Konstanz.
Krain 652.

La Cava 748.
Lago di Lorrio 633.
" Maggiore 634.
" di Nemi 447, 707, 866, 897.
" di Perugia 671.
Lajunen f. Venedig.
La Noara 241.
Larticena f. Ariccia.
Larius See 633.
Lausanne 713.
Lavis 632.
Leipzig 289, 502, 723, 797.
Lemberg 627.
Lene, Fluß 632.
Leone, Fluß 757.
Levanto 657.
Levante 267.

Lynden 758.
Lybanen 403.
Lybdäisches Vorgebirge 215.
Lybbaum 778.
Lybonion 763.
Lymona f. Simone.
Lymone 24. 634.
Lyndau 942.
Lynea Fia. Kanal 742.
Lyparische Inseln 763.
Lyris 743. 826.
Lyssabon 669.
Lyvland 956.
Lyvorno 866 f.
Lyvora 840. 845.
Lyzano 101. 668
Lyzach 627.
Lyzer 629.
Lyzden 244. 664. 715. 723 f., 773. 847. 941.
Lyzern 632.
Lyzos, Fluß 779.
Lyon 49.

Macalolt, Fluß 260. 779.
Macerata 922.
Maderno 29. 635.
Madonna del Angelo (oder degli Angeli) 106. 669.
Magdeburg 852.
Mailand 136. 321. 748. 887. 938. 942. 959. 961.
  Dom 517. 959
Main 4.
Mainz 718. 725. 755. 807. 920. 930. 942.
Malamocco 77. 535. 637. 660.
Malcesine 24 ff., 303. 634 f., 638. 709.
Malleſine f. Malceſine.
Malta 268. 291. 764. 774. 786. 798. 852. 900.
Mannheim 79. 382. 503. 658. 726. 838.
  Pantheon 79. 658.
Maria degli Angeli 668.
Maria Einſiedeln 8.
Maria Portiuncula 669.
Mariendera 727.
Marino 447. 741. 866. 897.
Marſala 778.
Marſeille 900.
Martino f. San Martino.
Martinsberg 628.
Martinswald 628.
Martinswand 10. 628.
Mazara 778.
Meſa 170. 742.
Meſſenien 666.
Meſſina XXV. 241. 268. 282 f., 287. 572 f., 704. 774. 777. 794. 796 ff. 802.
  Hafen 266. 708.
  Jeſuitenkirche 292. 294. 799.
  Neuſtes Kollegium 292
  Palazzata 292. 798
  Pfarrei 292
  Terra nuova 570. 797
  Zitadelle 298.
Meſſa f. Meſa.
Minturna 743. 826.
Mira 636.
Miſtelbach 276. 572. 788.
Mitau 935. 773.
Mittelländiſches Meer 163. 885.
Mittenwald 7. 9. 18. 627 f., 631.
Modena 94.
Mola 748. 795. 826.
  „ di Gaeta 172 f., 354. 743. 826.
Moliments 274. 572 f. 788.
Montragone f. Monte Tragone.
Mongibello 852.
Monreale 234. 255 f., 574. 771. 777.
  Dom 771.
Montblanc 960.
Monte allegro 269. 574. 779.
  „ Baldo 634.
  „ Berico 568.
  „ Caro 447.
  „ Caſſino 191. 732. 816.
  „ Cavo 570. 866 f., 897. 899.
  „ Tragone 447. 743. 826.
  „ Pellegrino 217 f., 220. 222. 225. 573. 763 f., 765.
  „ Real f. Monreale.
  „ Roſſo 281. 572. 792 f.; f. auch Monti Roſſi.
  „ di Taranti 778.
  „ Vello 793.
Monti Roſſi 793.
Montpellier 900
Morazano, Schleuſe bei 650.
Mori 633.
Motta 275.
Mühlberg, Burg 787.
Mühlhauſen im Sundgau 806.
München 6 ff., 13., 94, 624 f., 627, 630. 707. 815.
  Akademie 625.
  Alte Reſidenz 625.
  Antiquarium (Antikenſaal) 625.
  Bildergalerie 624.
  Glyptothek 707.
  Hofgarten 624.
  Hotel Tegker 626.
  Jeſuitenkollegium 625.

Auf einen Baum im Wäldchen bei Sesenheim.*)

Dem Himmel wachs' entgegen
Der Baum, der Erde Stolz!
Ihr Wetter, Stürm' und Regen,
Verschont das heil'ge Holz!
Und soll ein Name verderben,
So nehmt die obern in Acht!
Es mag der Dichter sterben,
Der diesen Reim gemacht.

Ein grauer, trüber Morgen.**)

Herbst 1771.

Ein grauer, trüber Morgen
Bedeckt mein liebes Feld;
Im Nebel tief verborgen
Liegt um mich her die Welt.
O liebliche Friederike,
Durft' ich nach Dir zurück!
In einem Deiner Blicke
Liegt Sonnenschein und Glück.

Der Baum, in dessen Rinde
Mein Nam' bei Deinem steht,
Wird bleich vom rauhen Winde,
Der jede Lust verweht.
Der Wiesen grüner Schimmer
Wird trüb wie mein Gesicht;
Sie sehn die Sonne nimmer,
Und ich Friederiken nicht.

*) Vgl. „Morgenblatt für gebildete Stände" 1840 Nr. 216 („Mittheilungen von Friedrich Laun"); aus diesem wurde das Gedicht in die Ausgabe von 1840 aufgenommen. Ob es dem Jahre 1770 oder 1771 angehört, dürfte kaum zu ermitteln sein. — In Pfarrer Stöber's „Volksbuch nach Sesenheim" erzählt Friederike Brion's jüngste Schwester Sophie: „es waren vier schöne Buchen dort im Nachtigallenthälchen gewesen; dort hätten sie einmal eine Tafel aufgehängt, auf die sie vom Scheiner ihre und vieler guten Freunde Namen hatten setzen lassen; Goethe hätte seinen zuletzt geschrieben"; vgl. in Goethe's Schrift „Von Deutscher Baukunst" (erschien 1772) die Stelle: „Siehe, hier in diesem Hain, wo rings um die Namen meiner Geliebten grünen, schneid' ich den Deinigen (Erwin's) in eine Deinem Thurm gleich schlank aufstrebende Buche." — L.

**) Ueber die Quelle vgl. die zweite Anm. auf S. 13. Da Goethe Friederike erst im Oktober 1770 kennen lernte, so kann das Gedicht nicht, wie Diezel annimmt, aus dem Herbste dieses Jahres stammen, sondern wie Düntzer annimmt, aus dem Herbste des folgenden Jahres. Daß das ganze Verhältniß um diese Zeit schon gelockert war, kann nicht füglich als Einwand gegen diese Zeitbestimmung geltend gemacht werden; denn die Phantasie des Dichters ist frei.

München.
Kaufinger Straße 626.
Nationalmuseum 625.
Naturalienkabinet 625.
Pinakothek 625.
Schatzkammer 625.
Schöner Thurm 626.
„Schwarzer Adler" 626.
Münster 862
Murano s. Venedig.

Nancy 634.
Naro 633.
Narofi, Golfo di s. Neapel, Golf.
Narni (Narnia 112, 671.
Nars f. Nera.
Neapel S. XVIII ff., 132, 143, 151 f., 159, 161, 163, 165, 168 ff., 213, 218, 222, 238, 242, 250, 280, 289, 291, 300, 306 ff., 347, 349, 351 f., 365 f., 373, 381, 434 f., 482, 486, 499, 505, 531, 551, 570, 577, 602, 622, 677, 684, 690, 702 ff., 721 f., 728, 730 ff., 735—744, 774 ff., 779 f., 784, 800 ff., 811, 822 f., 829, 837, 843 ff., 859, 864, 884 ff., 899 f., 914 f., 917, 919, 933, 942, 950, 956, 960, 963 f., 968.
Akademie der schönen Künste 758.
Arsenal 317.
Boschetto 746.
Caro di Monte s. Paläste.
Chiaja, Vorstadt 181, 814, 822.
Corso 749.
Farnesische Münzsammlung 705.
Golf 269 f., 301, 305, 763, 884.
Giardino reale, Spaziergang 812.
Kastelle 175.
Kastellwettung 174, 326, 744.
Katakomben 954.
Kirche Gesu nuovo 748.
„ des San Filippo Neri 747 f.
„ des San Gennaro 753.
Largo del Castello s. Kastellwettung.
„ di Piazza 759.
Leuchtthurm 325.
Locanda di Morfeoni 744 f.
Molo 178, 202, 210, 213, 325 327 ff., 748, 758, 812, 824.
Museum 326, 349, 749, 753, 759.
Palast Caraffa Colobrano 185, 565, 749.
„ Caro di Monte 186 f., 340, 750, 754.
Palast Cellamare 744.
„ Francavilla 176, 744, 822, 827.
„ Santangelo 749.
Pendino, del, Stadttheil 761.
Piazza del Municipio 744.
„ del Plebiscito 759.
Pizzo Falcone, Hügel 745.
Ponte Chiaja 745
Porto piccolo 758.
Porzellanfabrik 327.
Promenade 349.
Strada nuova di Capodimonte 759.
„ Chiaja 746.
„ Riviera 746.
„ di Roma 759.
„ Santa Lucia 317, 323, 811.
„ Toledo 202, 324, 356, 746, 759.
„ de' Tribunali 747.
Teatro nuovo 835.
Theater San Carlo 186, 749.
Villa reale, Spaziergang 206.
Nemi 569, 946, 899, 903, 931.
Nemi, See von s. Lago di Nemi.
Nera 670 f.
Nettuno 823.
Neufchatel 391.
Neugriechenland s. Großgriechenld.
Neumark s. Neumarkt.
Neumarkt a. d. Etsch 31, 632, 635.
Nicolosi 281, 571, 702 f.
Niederlande s. Holland.
Niedermünster, Stift 623.
Nifi s. Nifo.
Nifo 287, 796.
Nius s. Nifo.
Nusa 696.
Noara s. La Noara.
Nothenfi 702.
Normegen 811.
Noto 705.
Norenta 650
Palast Giovanelli 650
Nürnberg 709, 860, 942, 950, 963.
Nowahenburg 624

Obermittenwald 631.
Obermünster, Stift 623.
Ocriculum 672
Oetreich 26.
Oen 814

Orbit 792. 853.
Orete f. Oreto.
Orethus f. Oreto.
Orete 221. 772 ff., 764. 796.
Oretus f. Oreto.
Orrend. 6. 624.
Orricoli 113. 567 f., 659. 672.
Orsajano 205. 746. 759.
Overoon 893.

Paderborn 57.
Paderno 99. 568. 667.
Padua 50 ff. 57. 115. 146. 625. 647 ff., 715. 884. 970.
Anatomisches Theater 52. 647.
Bo 3l. das Universitätsgebäude 52. 647.
Botanischer Garten 52. 647 f.
Campus Martius 648.
Fiera. Markt 53. 648.
Kapelle der Annunziata 648 f.
Kirche der Eremitaner 54. 649.
" der heil. Justina 55. 648 f.
" San Antonio 647 f.
Observatorium der Universität 51. 626. 647 f.
Piazza Vittorio Emanuele 648.
Prato della Valle 53. 648.
Rathhaus 54 f.
" Saloue 54 f., 649.
Scuola del Santo 648.
Tempel der Eintracht 649.
Universität f. Bo. 3l.
Paduanische Berge 62. 94. 568.
Pätum 207. 293. 306 f., 326. 516. 754. 759 ff., 782. 802. 807. 813 f.
Palazzuola 569.
Palermo XXV f., 144. 178. 180. 200. 211. 213. 216 ff., 258. 273. 287. 372. 554. 570. 761 ff., 775. 786. 795. 800. 822. 824.
Brunnen 228. 230. 764 f.
Flora pubblica f. Garten, Oeffentlicher.
Garten, Botanischer 765.
Garten, Oeffentlicher 227 f., 254. 372. 765. 776.
Golf 225.
Hafen 764.
Hauptkirche (Kathedrale) 253. 775.
Jesuitenkollegium 775.
Kapelle Roger's 772.
Karmeliterkloster 772.
Katakomben 236. 772.
Kirchen 223 f., 229.

Palermo.
Kirche der heiligen Rosalie 225.
Kloster 225.
Marina 9a. Spaziergang 763.
Mole f. Abede.
Museum 775.
Palast des Vicekönigs 229. 235 f., 766. 772.
Palaste Senatorie 765.
Porta felice (Porte) 217. 763.
" di Macqueda 763.
" nuova 763. 766. 771. 775.
" di Vicari 763.
Abede (Mole) 217 ff., 227. 763.
Rosalienberg 217. 225. 254.
Strada 3l Cassaro 244.
" del Cassero 763. 765 f.
" di Macqueda 765.
" nuova 763.
" di Toledo 763.
Via pubblica f. Garten, Oeffentlicher.
Zisa 253. 775.
Palestrina 77. 81 f., 237. 535. 568. 657. 660. 938.
Palmyra 396. 403. 629. 853. 856.
" Tempel des Baal 665.
Paris 656. 694. 701. 734. 773. 827. 847 f., 900. 925.
Louvre 621.
Museum 897.
Parma 750. 936. 942. 959.
Paros 127. 726.
Paulus, Fluß des heiligen 788.
Paulusfluß. St. f. den vorigen.
Paufilippo f. Posilippo.
Pellegrino f. Monte P.
Pelorische Felsen 786.
Pemrelfort 862.
Perman XIII.
Perugia 101. 105. 668 f.
Pesaro 747.
Pesti f. Pästum.
Petersburg XX. 407. 660. 694. 730. 811. 835. 836.
Pfalzbaiern 694.
Philippinen 851.
Phönizien 403.
Piana 696.
Pianoro 668.
Pilleri di Cattel Petrano 778.
" di Selinunte 778.
Piraus 80. 659.
Pisa 626. 914.
Pisputa, Fluß 777

Platani, Fluß 572 ff., 779.
Po 90. 102. 111.
Poggio Reale 790.
Poitou 827.
Pometia 742.
Pompeji 174. 187 f., 193. 201. 314 f., 349. 530 ff., 570. 751 ff., 966.
Grab der Mamia 193. 753.
Tempel des Aeskulap 187. 752.
" der Isis 187. 752.
" der Juno 187. 752.
" des Jupiter 187. 752.
Villa des Cicero 752.
" des Marius Arrius Diomedes 752.
Ponte del Ammiraglio 764.
" felice 113. 672.
Pontinische Sümpfe 168 ff., 171, 352, 742.
Portici 194. 201 f., 314. 326, 531, 752 f., 756.
Museum 201. 756.
Portugal 274. 366. 632. 784.
Posidonia 759.
Posillipo 175. 206. 213. 305. 355. 744. 762.
Postiglione 760.
Potsdam 892.
Pozzuoli 176 f., 745, 803.
Prag 365. 717. 916.
Prato 833.
Preußen 851. 884. 893.
Procida 305. 743.
Punta della Campanella 762.
Puzzuoli s. Pozzuoli.
Pyrenäen 900.
Pyrmont 808.

Raemsek Land 629.
Raanit 682.
Regenfluß 4. 7. 623.
Regensburg 3 f., 6. 18. 623 ff., 935.
Donaubrücke 623.
Gasthof „Zum Kaiser von Oesterreich" 623.
Gasthof „Zum weißen Lamm" 623.
Gymnasium poeticum 624.
Jesuitenkollegium (St. Paul) 623.
Kirche St. Paul 623.
Schulhaus bei St. Paul 624.
Stadt am Hof 623.
Hüttwanger Thurm 623.
Regensburger Becken 624.
Regenstauf 4. 628.
Rennbach, Fluß 632.
Reschen 631.
Resina 178. 746.
Retrone, Fluß 645.
Rhodus 823.
Rimini 180. 747. 899.
Rina 633.
Rocca di Papa 447. 867. 897.
Rodi 774.
Rom X ff., XIV, XVII ff., XXIV ff., 26. 57. 101. 106. 111. 113 ff., 155 f., 175 f., 178. 189. 194. 196 f., 200. 202. 211. 222. 237. 242 f., 306. 311 ff., 332. 337. 340. 347 ff., 352. 521 ff., 536 ff., 540. 622. 625. 640. 643. 645. 653. 662. 664. 669. 672 ff., 744 f., 749. 752. 755. 757 f., 761. 764 f., 773 ff., 794. 800. 802 ff., 807. 811. 813 f., 816. 822 ff.
Accademia di Francia s. Akademie, französische.
Acqua acetosa 902. 928.
" Claudia 897.
" Marcia 897.
" Paola 452. 907.
Aquedotto di Nerone (große Wasserleitung) 124. 684.
Akademie der Königin Christine 922.
" französische 386. 390. 497. 736. 847.
" St. Luca 482. 504. 931. 937. 945. 954. 958.
Amphitheater Vespasian's 820.
Antoninische Säule s. Reg. II. unter Bildwerke.
Bäder, Antoninische 339. 452. 820. 823. 907.
" Caracallische s. Antoninische B.
" Diocletianische 706.
" des Titus 332. 966.
Beredtere 123. 135. 139. 180. 396. 409. 442. 658. 696. 707.
" d. Vornie bei 888.
Bibliothek Minerva 440. 887.
Cafe Greco 676.
Campo Vaccino 475.
Campus Martius 156. 394. 405. 628. 857 f.
Caro di Nero (Thurm) 684.
Carranna della Serenaja 923.
Cimeterio di Callisto bei San Sebastiano 917.
Circus des Maximus 684.

Rom.
Circus Maximus 731; s. auch Amphitheater.
Cloaca Maxima 504.
Colisäum 156. 724.
Coliseo 124. 158. 368. 421. 477 f., 510. 684. 725. 824.
Collegio Romano 724.
Colonna Antonina s. Antoninische Säule.
Comitium 727.
Corso 364. 377. 437. 510. 521. 672. 679. 684. 692. 697. 708. 731. 736. 834. 920. 935. 955.
Cogana 672.
Domus aurea 690.
Egeria. Haim und Quelle der Nymphe E. 684.
Engelsburg (Kastell) 350. 824. 832. 922.
Esquilin 696. 717.
Esquilinisches Thor s. Porta.
Farnesina s. Paläste.
Fontana felice 702.
Foro di Nerva 711.
Forum 956.
Gabinetto delle Maschere s. Museo Pio-Clementino.
Galerien s. Museen.
Garten Borghese 938.
" Botanischer 503. 695. 953.
" Colonna 440.
" Farnesische 684.
" des Lucullus 159. 734.
" der Villa Patrizi 834.
" auf dem Palatin 404. 856.
Gianicolo s. Monte Gianicolo.
Grabmal des Augustus 365. 673. 832.
" der Cäcilia Metella 124. 451.
" des Hadrian 824. 832. 906.
" des Pompejus 570.
Hospital S. Spirito 154. 342. 722.
Janiculus s. Monte Gianicolo.
Kaiserpaläste s. Paläste.
Kapelle Chigi 907.
" Paolina 676; s. auch Sixtinische Kapelle.
Kapitol 145. 153. 158. 364. 368. 383. 441. 463. 477 f., 482. 510. 569. 698. 702. 722. 831. 935. 937. 956.
Rom.
Kastell s. Engelsburg.
Katakomben 504. 954.
Kirchen.
St. Andrea del Fratte 721.
" Andrea della Valle 136. 685.
" Antonio Abbate 152. 722.
" Berlinar 709. 715.
Ara coeli (Santa Maria) 364. 831.
St. Bonaventura 818.
Brunnlein, Zu den drei 450. 906.
Gacilienkirche 126. 692.
St. Carlo al Corso 482. 832. 968.
Chiesa nuova 342. 821.
St. Croce in Jerusalem 487.
" Eustachio 718.
" Gierauni in Laterano 487. 857 f.
Hauptkirchen, Die sieben 332 487. 817.
St. Joseph 734.
" Lorenzo in Lucina 850.
" Lorenzo außer den Mauern 487.
" Lorenzo in Miranda 658.
" Luigi 718.
" Marco 935.
" Maria Ara coeli s. Ara coeli.
" Maria Maggiore 487. 709.
" Maria ad Martyres s. Pantheon.
" Maria sopra Minerva 887.
" Maria in Monticelli 818.
" Maria della Pace 454. 907.
Kapelle Chigi 907.
" Maria in Vallicella 818.
" Martino e Luca 937.
" della Minerva 818.
" Nereo ed Achilleo 907.
" Onofrio 162. 333. 734. 818.
Pantheon (Santa Maria ad Martyres) s. unter Pantheon.
St. Paul vor den Mauern 451. 487. 906.
" Pietro in Montorio 126. 689.

Rom.
Kirchen.
Peterskirche XII. XIV. 117. 123. 129. 147. 158. 350. 364. 440. 455. 482. 485. 487. 549. 625. 648. 709 f. 734. 775. 824. 906. 939. 941. 950.
St. Salvator in Campo 817.
„ Sebastiano 487. 504. 820. 954.
„ Trinita 817.
„ Urbano 684.
Vgl. auch Tempel.
Kolonnade von St. Peter 350. 827.
„ am Vatikan 440.
Kloster San Giovanni 818.
„ San Girolamo della Carità 34. 818.
„ Torre de' specchi 343.
„ 821.
Lateran f. Paläste.
Lazareth f. Hospital.
Logen des Vatikan f. Museen: Logen Raphael's.
Marsfeld f. Campus Martius.
Monte Cavallo 116. 368. 482. 676. 834. 887.
„ Citorio 394. 405. 419. 502. 849 f. 856 f. 865.
„ Janiculo 689. 922.
„ Mario 135. 695.
„ Palatin 123. 368. 404. 478. 620. 722. 724. 888.
„ Pincio 675 f. 734. 736. 952.
Museen (und Galerien. Sammlungen ꝛc.).
Aldobrandinische Galerie s. Borghesische G.
Belvedere s. d.
Borghesische Galerie 383. 390. 481. 848. 937.
Garraccische Galerie 349. 823.
Colonna, Galerie 349. 823.
Doria, Galerie 701.
Farnesische Galerie 685. 750. 779. f. auch Garraccische Galerie.
Giustiniani, Galerie 849.
Kaiserzimmer im Kapitolin. Museum 889.
Kapitolinisches Museum 442. 677. 938.

Rom.
Museen ꝛc.
Logen Raphael's s. Gemälde in Register II.
Mittelzimmer im Kapitolin. Museum 889.
Museo Pio-Clementino 377. 441 f. 508. 693. 701 f. 717. 749. 836. 888. 955. 963.
Gabinetto delle Maschere 955.
Pinakothek des Vatikan 677. 690. 826.
Sala grande im Kapitolin. Museum 889.
„ regia im Vatikan 827.
Stanzen Raphael's s. Gemälde in Reg. II.
Obelisken s. Reg. II unter Bildwerke.
Osteria Campanella 725.
Paläste.
Barberini 367. 883.
Borghese 937. 967.
des Caracalla 451.
Cesi 889.
Chigi 368. 834.
Galileo s. d.
Colonna 823.
di Conservatori 722.
Doria 693.
Farnese 685. 721 f. 823. 829.
Farnese alla Lungara 689 f. Farnesina.
Farnesina (Piccolo Farnese) 35. 126. 365. 409. 455. 637. 689. 832. 958.
Giustiniani 149. 391. 718. 849.
Kaiserpaläste auf dem Palatin 123. 127. 404. 684. 686. 690; s. auch Neronischer Palast.
Lateran 487. 956.
Pitti 830.
Neronischer 127. 690.
Panthéon 123. 135. 158. 659. 663. 696. 824. 937.
Piccolo Farnese 637. 689; s. Farnesina.
Pichini 888.
der Propaganda 150. 718. 724.
Quirinal 916.
Rondinini (Rondanini 122. 139. 369. 377. 437. 679. 706 f. 731. 963.
di Sciarra 672.

Rom.
Paläste.
Sciarra Colonna 621.
Valle 602.
Vatikan 384—440 ff., 444, 503, 625—682, 690, 692, 718—734, 816—827, 848, 888—894, 966; s. auch Belvedere und il Cortile del P. Raffelle Paolina, Museen (Logen, Pio-Clementino, Sala regia, Stanzen) und Sixtinische Kapelle.
di Venezia 935.
Pantheon s. Paläste.
Plätze.
An der Antoninischen Säule s. Piazza Colonna.
Aracoeli 823.
Campo Vaccino s. d.
Campus Martius s. d.
Colonna 368, 834.
di St. Maria Maggiore 152, 722.
Monte Cavallo s. d.
„ Citorio s. d.
Navona 334.
St. Peter in Montorio 452.
Peterskirche 128 f., 368, 602.
ei Pietra 672.
di Porta del Popolo 955.
del Popolo 673, 731, 734, 858, 920.
Spanischer 718, 736.
Trinita de' Monti 157, 159, 380, 519, 675, 683, 723 f., 736, 773, 856 f., 953.
Venezianischer 935.
Porta Claudia 627.
„ Esquilina 690.
„ Flaminia 673.
„ di San Lorenzo 706.
„ Maggiore 684.
„ San Paolo 487, 683.
„ Pia 834.
„ Pinciana 714.
„ del Popolo 348, 672 f., 858, 920, 955.
„ Salara 714.
„ St. Sebastian 340.
„ Sirmia 697.
Porto di Ripetta 444, 509, 832, 937, 955.
Pyramide des Cestius 123, 452, 683, 907, 933.

Rom.
Quirinal s. Paläste.
Regione Campo Marzo 694.
Reinbahn des Caracalla 124, 451, 684.
„ des Marcentius 906.
Rione di Camerille 937.
Riva Grande 505.
Ripetta s. Porto di Ripetta.
Rotonda s. Pantheon.
Sala grande s. Museen.
„ degli Palafrenieri 906.
„ regia s. Museen.
Sammlungen s. Museen.
San Spirito s. Hospital.
Sapienza (Universität) 950.
Serpentum des Septimius Severus 440, 887.
Serbatojo 923.
Sixtinische Kapelle 129, 154 f., 162, 384, 389 f., 479, 482 f., 485, 692, 846, 923, 941, 946.
Sonnenuhr auf dem Marsfeld 858.
Spritzhaus der Deutschen 676.
Straße Aretine 923.
„ Babuina 692, 697, 707, 955.
„ Condotti 676, 717.
„ Corso s. d.
„ Felice 833.
„ di Ripetta 955.
„ Sixtinische 504, 953.
S. auch Via.
Tempel, Antoninischer 672.
„ des Antoninus und der Faustina 79, 658.
„ Friedenstempel 478.
„ Minerventempel 478, 711.
Theater.
Aliberti 692, 712, 715, 902.
Andrea della Valle 130, 397, 692, 715, 731, 835.
Argentina 715, 734.
Gavranica 715.
Granari 715.
Marcello 725, 794.
Za Pace 715.
Palacorda 715.
Tordinone 715.
Thore s. Porta.
Trajanssäule s. Reg. II unter Bildwerke.
Trastevere 452, 689, 692.
Trinita de' Monti s. d.

Rom.
Triumphbogen des Septimius Severus 478. 510. 956.
des Titus 478.
Universität s. Sapienza.
Vatikan s. Palastc.
Via Arvia 124. 170. 569. 684. 707.
„ del Babuino s. Straße Babuina.
„ della Lungara (Longara) 680. 933.
„ di Porta di San Sebastiano 684.
„ sacra 510.
Vicolo della Fontanella 675. 736.
Viana Rondinini 679.
Villa Albani 484. 718. 939.
„ Borghese 152. 381. 457 f., 837. 840. 863. 908. 953.
„ Buoncompagni (Ludovisi.
„ di Papa Giulio 828.
„ Ludovisi 145. 714. 737.
„ Madama 137. 147. 695.
„ Maita (Maltei 883. 953 f.
„ Mattei 487. 948.
„ Medicis 164. 677. 718. 736. 859.
„ Melini 135. 695.
„ Negroni 717.
„ Nilli s. B. Rafaelle.
„ Ojatani s. B. Rafaelle.
„ Panfili 134. 692. 695.
„ Patrizi 368. 854.
„ Rafaelle Margarita 484. 533. 958 f.
„ Rondinini (Rondanini) 903.
Nomitorio del Salvatore (s. Velur) 746.
Roreredo 22. 367. 632 f.
Roreretid s. Roreredo.
Rutelliani 871.
Rußland 884.

Saal 6. 624.
Saale 994.
Sadtbal 845.
Sabina 955.
Sachsen Weimar-Eisenach 469. 853.
Saimi 270. 775.
Saimo 266 f. 307. 750. 802.
Sala 29. 633. 935.
Salara 632.
Saint Florent 827.
San Alessio 796.
San Biagio, Fluß 785.
„ Crocefisso 111.
„ Germano 752. 816.
„ Giorgio maggiore 60. 64.
„ Giovanni 749.
„ Giuliano 778.
„ Jago von Compostell 8. 57. 627.
„ Leocio 754.
„ Martino, Kloster 234 f., 255. 270. 771.
„ Oreste s. Soracte.
„ Paolo, Fluß 274. 788.
„ Rocco 774.
„ Salvadore 746.
„ Sebastiano 746. 749.
Sant' Agata 171. 173. 741. 743.
Santa Lucia s. Neapel.
Santa Maria 265.
s. Peter s. Venedig: Inseln.
Sarca, Fluß 633.
Saumur 827.
Sarantia 627.
Sarbia 627.
Schaffhausen 701. 708. 959.
Schemberg s. Schönberg.
Schenberg s. Schönberg.
Schlesdheim 624.
Schneeberg 630.
Schönberg 13. 629.
Schwanendorf 4.
Schweden 53. 922.
Schweiz XIII, XV, 380. 694. 806 f. 860. 970.
Schweizer Gebirge 94. 959.
Schwyz 684.
Scuara 259 f., 778 f., 787.
Bäder 779.
Seillafelsen 799.
Seila 299. 799.
Seifeld 9. 627.
Sacta 255. 257 f., 274. 516. 776 f.
Seminar 259. 516. 778. 799. 964.
Semnus 787.
Sermoneta 742.
Serilla 936.
Sesia 168. 743.
Sedenbürgen 717.
Sibyllen 147.
Siebenbürgen 809.
Sibyllen XII f., 139. 143 f., 161. 180. 197. 199. 209. 211. 213 ff., 309. 331. 376. 380. 486. 540. 565. 745. 771. 777. 794. 713. 732. 737. 740. 746. 750. 752 f., 755. 761. 766. 797. 802 ff., 807. 829. 844 f., 915. 933

Sitten, Beide 884.
Sorgo 677.
Spezzia 745.
Spinna (Velino) 183. 749. 759.
Spirito, San, Treppe 113. 129. 672.
Spirito 149. 206. 210. 213. 301. 309.
Spirito marina 660.
Spoleto 366. 774. 784. 831. 900.
Spoleto 120 f., 693.
Spolverbar 652.
Spoltrain 959.
Spoleto 110. 670.
Spoleto, XIV. 678.
Sperlonga 17. 567. 631.
Stersingen f. Sterzing.
Stockholm 694.
Stérzing f. Sterzing.
Stra 650.
Villa Pisani 660.
Straßburg 838.
Streglia 634.
Stromboli 809.
Stuttgart 962.
Subiaco 831 f.
Suessa 743.
Sulmo 742.
Sulza 652.
Sventinische Gebirge 518.
Symaithos 788.
Syrakus 236. 268. 282. 573. 772. 786. 797.

Taglacozzo 826.
Tannroda 733. 894.
Taormina 571 ff., 574. 794. 797. 814.
Amphitheater 283. 795.
Sarazinenkloster 795.
Naumachie 795.
Tarent 550.
Tauris 97. 146. 515. 633.
Tauromenium f. Taormina.
Tavormina f. Taormina.
Teplitz 717.
Terasnol. Thal 632.
Termini, Golf von 764.
Terni 110. 112. 568. 670 f.
Terracina 170 f., 333. 742. 826.
Terra nuova f. Messina.
Teutschen 18. 631.
Teverone, Fluß 822.
Thermae Selinuntiae 778.
Thionville 717.
Thüringen 180. 229. 629.
Thüringer Wald 761.
Tiber (Tebro) 153. 156. 178. 380. 444. 450. 469 (ff. Tebbro ließ Tebbro), 568. 672. 674. 696. 722. 734. 741. 828. 832. 906. 922 f., 955.
Tiberias, See 305 f., 800.
Tiberis 828.
Tiberthal 741.
Tiene 50. 645.
Tirol 9. 13. 26. 625. 627. 629. 631 f., 633. 687. 970.
Tiroler Alpen f. Tiroler Gebirg.
Tiroler Gebirg 6 f., 18, 41, 62, 94, 111. 115. 635.
Tirschenreuth 3. 629.
Tivoli 125. 129. 171. 348, 738. 822. 837. 888. 915.
Tempel der Sibylla 822
Waſſerfälle und Ruinen 822.
Tivoli, Gebirge von 125.
Tolfa 571.
Torbole 22 ff., 567. 633 ff., 700.
Hotel D'Olives 633.
Torre dell' Annunziata 193, 752, 756.
„ Fioraliſo 748.
„ di mezzo via 741.
„ de' tre Ponti 742.
Toscolano 29.
Toskana 103. 467. 668.
Tramieden 632.
Trapani 279. 778.
Trasimenischer See 111. 671.
Trasteverre f. Rom.
Trembeleno, Thal 632.
Trent, Berg 822.
Treviso 925.
Triest 17. 19 f., 630. 632 f.
Teutenkirche 20 f., 632.
Kathedrale 632.
Kirche Santa Maria Maggiore 632.
Seminarium 632.
See Teufels haus 21. 632.
Trier 718.
Trinakrien 211. 761.
Trinita de' Pellegrini 774.
Troja 147. 711 f.
Tunis 632. 656.
Turin 772. 868.
Tusculum 707.

Ueſen 900.
Umbrien 955.
Urbino 747.
Uſtica 214 f., 763.
Utrecht 937.

Valario (Malara) Thal 632.
Varvaro, Berg 778.

Veldidena 628.
Belino, Fluß 671.
Bellettri 168, 171, 352, 668, 741 f., 867.
Museum Borgia 742.
Palazzo Ginetti od. Lancelotti 742.
Venedig IX f., XVII, XIX, XXIV, 26 f., 33, 51, 55 ff., 94, 102, 115, 123, 146, 533 ff., 555 ff., 561, 568, 580, 622, 626, 634, 636, 640 ff., 649 f., 664 ff., 696 ff., 700, 709, 723, 744, 935 f., 950, 969 f.
Accademia dell' arti 653.
Akademie der Gemälderestauration 561 ff.
Arsenal 70, 79, 655.
Carita 63 f., 74.
Dogana 59 f.
Fondamenta nuova 652.
Frari-Kirchen: St. Maria gloriosa.
Gasthof „Königin von England" 56, 650.
Insel der heil. Clara 61, 654.
„ San Giorgio maggiore 60, 534, 656.
„ Giudecca 60, 76, 657.
„ Murano 62, 652, 969.
„ Torcello 660.
„ di San Pietro Castello 82 (St. Peter), 660.
„ Rialto 650.
Kanal der Giudecca 60 f., 76.
„ Grande 60 f., 70, 650 ff., 656 f.
„ Mazzor 654.
Kastell di San Andrea del Lido 82, 660.
Kirchen.
„ St. Francesco della Vigna 70, 653.
„ „ Giorgio 64 f., 653.
„ „ Giorgio de' Greci 556, 969.
„ „ Giovanni e Paolo 562, 650, 969 f.
„ der heil. Justina 74, 80.
„ St. Maria gloriosa de' Frari 557, 969.
„ „ Markus 78, 80, 185, 653.
„ der Mendicanti 66, 653 f.
„ St. Nicolo 64, 653.
„ St. Rocco 557, 969.
„ „ Stefano 654.
„ alle Vigne: St. Francesco.
Venedig.
Kloster Santi Giovanni e Paolo 561.
„ Santa Maria della Carita 650 f.
Konservatorium 66.
Lagunen 55 f., 59, 61 f., 78, 80, 82 f., 535, 650 ff.
Lido 62, 76, 80 ff., 535, 647.
Markusbibliothek 950.
Markusplatz 56, 60 f., 651, 656.
Klettner 85.
Markusturm 51, 62 83, 626, 652, 660.
Municipio (Rathhaus) 658.
Murazzi 81 f., 84, 660.
Palast Farsetti 79, 658.
„ Foscari 650.
„ Grimani 80, 659.
„ Hersoglicher 67, 655.
„ Pisani Moretta 77, 658.
Pescheria (Fischmarkt) 81, 659.
Rialto (Brücke) 60 f., 651.
Riva de Schiavoni 71, 656.
Saal des großen Raths 648.
Schule (scuola) der Schneider 557, 969.
Sestiere del Castello 657.
„ „ San Paolo 653 f.
Theater St. Angelo 654.
„ „ Benedetto 654.
„ „ Gassiano 654.
„ „ Grisostomo 74, 654f.
„ „ Lukas 69, 85, 87, 654.
„ Malibran 654.
„ St. Moses 96, 654.
„ „ Samuel 654, 660.
Traghetto alle Fabbriche 659.
Villa Negroni 658.
Verona IX, 17, 22, 25 f., 29 f., 33, 48, 115, 146, 567, 630, 633 f., 636, 643 ff., 649, 693, 917, 964, 970.
Academia filarmonica 637.
Amphitheater Arena 26, 30, 33, 35 ff., 38, 110, 636, 638, 670.
Arena s. Amphitheater.
Brücke 34, 36, 40, 636 f.
Castello 636.
Corso 34.
Dom 30.
Fiera 33.
Galerie Giusti 44, 640.
Gefängniß (Le Carceri) 638.

Verona.
Hauptwache 638.
Justizpalast 36. 638.
Kirche San Giorgio in Braida 58. 638.
„ Santa Maria di Organo 638. 640.
Museo lapidario 637.
Nonnenkloster 637.
Palast Bevilacqua 39. 639.
„ Canossa 39. 639.
„ Giusti 640.
„ des Provveditore 36. 637 f.
Palazzo della Prefettura s. Justizpalast.
Piazza de' Signori 638.
„ Vittorio Emmanuele 636.
Porta Nuova 40.
„ stuppa oder del Pallio 34.
Seminarium 36.
Strada del Pallio 637.
„ di Porta stuppa (oder del Pallio) 636 f.
Teatro filarmonico 35. 637.
Via Giardino Giusti 640.
Vesuv 132, 165 f., 172 f., 175 f., 178, 182 ff., 185, 188, 194, 201, 208 f., 209, 214, 301, 325, 327 f., 550, 687, 709, 737, 745, 748 f., 753, 756, 759, 813, 824, 852, 966.
„ alter Krater 179, 746.
„ neuer Krater 179, 184, 204, 746.
Vicentiner Gebirge 51, 62, 94, 644.
Vicenza 44 ff., 51, 94, 115, 146, 568, 638, 643 ff., 647, 970.
Accademia d'Agricoltura 644.
„ Olimpica 644.
Banca popolare 645.
Basilika des Palladio 46, 644.
Botanische Bibliothek 644.
Botanischer Garten 47, 644.
Campo Marzo 646.
Corso 644.
Palazzo Fiene 645.
Olympisches Theater 45 f. 49. 643 f.
Palladio's Wohnung 47.
Rotonda 47 f., 645.
Schloß 30.
Vils, Fluß 623.
Viltina 638.
Vitri 734.
Volargine 635.
Volterra 506.
Volturno 743.
Wachsenburg, Burg 787.
Waldland 13.
Waldensee (Wal-, Waldensee) 8, 13. 627.
Waldeck 170 f., 186, 212.
Waldenser s. Waldensee.
Waldmar 623.
Waldsassen 3. 623.
Walser s. Waldensee.
Wardhuis 705.
Wartburg 664.
Weimar X f., XIII, XVI, XXIII, XXVI, XXX, 127, 144, 212, 229, 457, 475, 570, 622 f., 626, 629 f., 635, 640 ff., 650, 672, 675, 677, 687, 692, 699, 703, 709, 712, 717, 720 f., 728, 732, 735, 739, 749, 755, 758, 760 ff., 766, 775, 801 f., 811, 840, 848, 862, 871 f., 878 ff., 882 f., 887, 895 f., 898, 901, 912 ff., 918, 924, 930, 934 f., 937, 939, 945, 947 f., 950 ff., 956, 960 f., 963, 968.
Weißenburg 717.
Weißenburger Linien 717.
Weißenstein 111.
Wermsdorf 739.
Weser 142.
Westfahlen 37.
Wetzlar 870.
Wien 636, 660, 721, 725, 806, 813, 883 ff., 887.
Wiesbaden XIX.
Wight, Insel 846.
Wildrad 624.
Wildenthal 821.
Wilhelmshöhe bei Kassel 111, 670.
Wiltau 628.
Wilten 10, 628.
Winterlaken auf dem Weißenstein 111, 670.
Wolfersdauseln s. das folgende.
Wolfratshausen 7, 627.
Würzburg 676.
Yankee 798.
Yellerfeld 697.
Ziegenberg 935.
Zierl s. Zirl.
Zirl 10, 628.
Zuccca s. Giudecca unter Venedig.
Zürich XVII, 141, 393, 414, 432, 439 f., 474, 675, 678, 680, 707, 713, 721, 911, 939 f.
Zwickel 623.
Zwota (Zwota) 3, 622.

Bald geh' ich in die Reben
Und herbste Trauben ein;
Umher ist Alles Leben,
Es sprudelt neuer Wein.
Doch in der öden Laube,
Ach, denk' ich, wär' sie hier!
Ich brächt' ihr diese Traube,
Und sie — was gäb' sie mir?

An Belinde.*)

Mit „Erwin und Elmire."

Anfang 1775.

Den kleinen Strauß, den ich Dir binde,
Pflückt' ich aus diesem Herzen Dir.
Nimm ihn gefällig auf, Belinde!
Der kleine Strauß, er ist von mir.

Aus „Jery und Bätely."**)

I. Der Schäfer.

Es war ein fauler Schäfer,
Ein rechter Siebenschläfer,
Ihn kümmerte kein Schaf.

Ein Mädchen konnt' ihn fassen;
Da war der Trepf verlassen,
Fort Appetit und Schlaf!

Es trieb ihn in die Ferne,
Des Nachts zählt' er die Sterne,
Er klagt' und härmt' sich brav.

Nun, da sie ihn genommen,
Ist Alles wieder kommen,
Durst, Appetit und Schlaf.

*) Diese Widmungsworte stammen aus Jakobi's Brief 11, 3, 16. März 1775. Dort wurde das Singspiel „Erwin und Elmire" zuerst gedruckt, welches in naher Beziehung zu Goethe's eigenem Verhältniß mit Lili 11 ist, die er auch sonst mit dem Namen „Belinde" bezeichnet. (Vgl. I, 46.)

**) Ebenso wie die beiden folgenden Gedichte aus dem Schäferspiel „Jery und Bätely", welches Goethe im November 1775 auf seiner Schweizerreise dichtete; in die Gedichtsammlung wurden alle drei Gedichte 1803 aufgenommen. — Den Schäfern ist seit uralten Zeiten die Faulheit verbrieft gewesen; als „faule Schäfer" waren sie im Mittelalter und später idyllische Figuren volksthümlicher Komik. — L.

IV.

Personenregister.

Die ins Gebiet des Kultus und der Mythologie gehörenden Personennamen stehen im Sachregister.

Abeken, Wilh. Ludw. Albert Rud. 744.
Abraham 686.
Ackermann, W. 727.
Adelung, Joh. Christoph 909.
Aelian 965.
Aesopus 798.
Agincourt, Oberalter d' 368, 834.
Agliata e Bonnani de' Principi di Villafranca, Margharita, Mutter des Prinzen Palagonia 766.
Agnesina, Mutter Klemens' VIII. 343, 821.
Agrippa, Marcus 80.
Ahasver, der ewige Jude 671.
Alba, Herzog 879, 908.
Albacini, Restaurator 365, 722, 744, 893.
Albani, Kardinal 150 f., 484, 630, 719, 909.
" Mal.r 454.
Albany, Graf von, s. Eduard Karl von Stuart.
Albert, Franz Joseph (der lateinische Bildh.) 626.
Alboin, König der Lombarden 651.
Albrecht, Hofrath in Weimar 673, 878.
Alcamo, Sarazenenfürst 777.
Alcantara, Peter von 804.
Alexiades 414, 862.
Alexandrini, Fürst Paolo Borghese 383, 390, 410, 840.
" Silvestro, Vater Klemens' VIII. 821.
S. auch Borghese.
Alexander III., Papst 656.
" VI. " 828.
" VII. " 849.
" d. Große 77, 147, 715, 967.
Allori 693.
Algardi, Bildhauer 706.
Aldrovi 665.
Alegri, Gregorio 485, 941.
Alfieri, Johann Maria 28, 584, 634.
Alfieri, Prinz Alessio 890.
Ambrogio Carlo di Lombardo, San 938.
Ambrosius, Johann Nikolaus, Hofmaurer 721.
Ananias 360 f.
Andreas, Prof. 626.
" Friedrich, Restaurator 196, 734 f.
Anfossi, Pasquale Komponist 147, 711, 715, 731.
Angelika s. Kauffmann.
Angelo, Anna Maria d' 634.
" Michel s. Michel A.
Anna Amalia s. Weimar.
Antinoos 876.
Antineus 888, 897.
Antoninus 894 f. Caracalla.
Antoninus, Marc Aurelius 79, 368, 510, 658, 671, 954.
" Pius 671.
Antonius, Der hl. von Padua 54, 647 f.
" Abbas, D. heil. 152, 722.
Apollonius griech. Bildhauer 823.
Arrius Claudius Cacus 124, 170.
Aquino, Thomas von 817.
Aranjello, Cesare Prinz 748.
Archenholz, Joh. 133, 589, 625, 626, 628, 651 f., 655, 670 ff., 697 f., 697, 694 f., 711, 714, 721, 754, 756, 811, 862, 922, 937, 964 f.
Arisophius 954.
Arnold 76, 90 f., 378, 533, 648, 664.

Aristodemus, König von Messenien 690.
Aristoteles 666.
Arndt, M. E. XXIV.
Asarista, Gennaro 692.
Attuto, Baron 705.
August, Prinz von Gotha 729, 761.
August II. von Polen 834.
Augustus, Kaiser 39., 106, 365, 394, 405, 506, 671, 731, 850, 858, 902.
Aurelian 683.
Asara, Don G. Riccola d' 691.

Bacci, Pietro Giacomo 815, 948.
Bachmann, Joh. Gottl. 703, 893, 918.
Bädeker, Karl 834, 964.
Baley 740.
Ballamo, Antonin 241, 597.
- Frau Anna (Gattin des Vorigen) 597.
- Peter (beider Vorigen Sohn) 241, 597.
- Frau Felicitas, geb. Braconeri (Gattin des Vor.) 241, 249, 245 ff., 249 f., 251, 597, 773.
- Johanna, Joseph-Maria (verw. Caritumming) 241, 243 f., 246 f., 251 f., 597, 774.
- Joseph (gen. Graf Cagliostro) XXVI, 240 ff., 597 (dessen Stammbaum 243 f., 248, 579 f., 597) 772 ff.
- Frau Lorenza, geb. Felsiani (Gattin des Vorigen) 242, 249, 251 f., 773.

Vorigen Kinder.

Baltasar von Siena XII.
Bandinelli, Baccio, Maler 894.
Bandini, Alterthumsforscher 850.
Barberini 367.
Barlamé (?) 803., 800.
Barnabei, Geronimo 815, 821.
Bartels, Joh. Heinr. XXXII, 279, 331, 748 f., 756, 760, 764 f., 770 ff., 775, 781 ff., 785, 788, 790 ff., 794 ff., 797 f., 814.
Bassi, Matthäus von 653.
Bartsch, Prof. in Jena 844, 861, 899.
Baule, Hofrath 898, 932.
Beaumarchais, Caron de 639 f.
Beccaria, Cesare B. Bonesano 181, 748.
Beck 730.
Becker 888.
Bellini, Giovanni 556 f., 678, 969.
Belloni 740, 843.
Bellori, Giovanni Pietro 887.
Bembo, Pietro, Kardinal 52, 647.
Benda 674.
Benedikt XIV., Papst 850, 906.
Benthein, Major von 845.
Berettini s. Peter von Cortona.
Berger (Buffo) 439, 867.
Bergmann 627.
Berio, Marchese 211, 761.
Bernard, M. 929.
Bernhard, Der Heil. 235, 819.
Bernini XII, 718, 828.
Bernis, Kardinal 916.
Bernoulli 923.
Bernstein, Berachirurg 728.
Bernstorff, Gräfin 721.
Bertati 887.
Bertuch, F. J. 579, 642, 872 f., 876, 905, 928, 954.
Bethmann, Gebr., in Frankfurt 680, 971.
Bianconi, kurfächs. Legationsrath 907.
Biedermann, Woldemar von XVII, 667.
Bielke, Senator von Rom 935.
Biscari, Ignazio Vincenzo Paterno Castello, Principe V. di B. 700, 705f.
- „ Anna, geborne Morso e Bounano, Fürstin von Poggio Reale, Gattin des Vorigen 278 f., 700 f.
- „ Vincenz, Sohn der Vorigen, Fürst 277 ff., 283, 783, 789 f.
- „ Giovanni Francesco Paterno, Bruder des Vorigen 700.
- „ Teresa, Schwester des Vorigen 700.

Biscaris s. Biscari.
Blasio, Bauer 702.
Boas, Ed. 708.
Bobrinsky, Graf 954.
Bock, Joh. Christian 655.
Bode, J. J. Chr. 721.
- „ Wilhelm Julius 960 f.

Böhmer 120, 673, 680, 707.
Böhme, Jakob 79, 658.
Böttiger, Karl Aug. XIV.
Boguet, Landschaftsmaler 391, 848.
Boissevie, Sulpiz XVIII ff., XXX, 952.
Bolongaro, Filippo Giacomo 27, 634.

Bolongaro, Giuseppe Maria Marco 27. 634.
Bonifaz, Der heil. 627.
Bononi 664.
Borr, Frau 909.
Borch XXXII, 238. 281. 713. 764 ff., 767. 769. 772. 774. 776 f., 781. 786. 788. 790. 792. 796. 799. 804.
Bordone, Paris 473. 925.
Borghese, Marco Antonio IV. Francesco, Fürst von Sulmona und Rossano 152.
„ Camillo, Fürst Aldobrandini 938.
„ Scipio, Kardinal 897.
S. auch Aldobrandini.
Borgia, Kardinal 169. 352. 699. 742. 826.
„ Camillo, Malteser, Bruder des Kardinals 169. 742.
Borromäus, Karl, Der heil. 665.
Bosio, Antonio (Bosius) 504. 954.
Boucher, Maler 758.
Bourguignon 676.
Bracconeri, Joseph 241. 597. 773; vgl. 252 u. 773.
„ Frau Maria, geb. Martello (Gattin des Vorig.) 241. 597.
„ Antonia 241. 597.
„ Felicitas (auch Felice und Felix), verehel. Balsamo 241. 249. 245 ff., 249 f., 251 f., 597. 773.
„ Matthäus 241. 251. 597.
„ Joseph (des Vor. Sohn) 597.
Braconieri s. Bracconeri.
Bramante XII. 455.
Braschi, Luigi, Herzog von Nemi 699. 721.
„ Duchi, Romualdo 721. 829.
Braun, Emil 683 f., 786. 832. 834. 888 f., 956.
Braunschweig, Karl, Herzog von 900.
„ Karl Wilh. Ferd., Herzog von 864.
Brentano, von, Dombert 624. 626.
„ Franziska Klara, verehel. Allesina 28. 634.
Bretner, Christoph 644.
Brendel, Johann 709.
Brill, Paul 709.
Brodtmann, Verleger 708.
Brunnich 627.
Brunner 681. 692 f., 725. 830. 923.
Brunnquell, Wegekommissar 709. 871.
Brunnquell, Richard, Fabrikbes. 871.
Brulafore (s) 38. 638.
Brydone, Patrick 224. 281. 713. 763 f., 768. 772. 775. 779. 781. 786. 788. 790. 792.
Buchholz, Franz Xaver von („Medicinalrath") 414. 862.
Buchwald, von, Oberhofmeisterin 761.
Buda, Giuseppe Lombardo 790.
Büchmann, G. 621.
Bünau, Graf 702.
Büsching, Joh. Gust. 627 f., 694. 665. 669. 670 f.
Büttner, Christian Wilh. in Jena 397 („B.") 843. 852.
Buff, Amalia, d. Folgenden Schwester 870.
„ Charlotte, verehel. Kestner 728. 738. 870.
Buffon, G. L. L. Graf von 900.
Buonarotti s. Michel Angelo.
Buoncompagni, Fürst 384. 392. 714. 840. 916.
Burdius 508.
Burckhardt, C. A. H. 812.
Burn, Friedr. A. 376. 390. 447. 497. 500. 502. 676 f., 738. 828. 836. 848. 878. 897 ff., 902. 910. 916. 933. 935. 938 f., 951. 953. 963.
Byström, Johann Nikolaus 954.

Cacault, François 762.
Caccia, Galeotto 816.
Cäcilia Metella 124. 451.
Cagliostro, Joseph 241. 597.
„ Vincenza geb. Martello (Gattin des Vorigen) 241. 597.
„ Maria Dominica Giuseppe, verehel. Marsola (beider Vorig. Tochter) 597.
Cagliostro, Graf s. Balsamo, Joseph.
Calderon 655.
Caligula 39. 692.
Cameron, Charles 907.
Caminer, Elisabeth 644.
Camoccini s. Camuccini.
Campe, Joachim Heinrich (nicht Johann Joachim) 391. 691. 697. 714. 733. 840. 848.
Camper, Peter, der Anatom 417. 864. 900. 903 f.
„ Gilles Adrian, Sohn des Vorigen 463. 900. 903 f.
Camuccini, Kunsthändler in Rom 425. 877.

Camuccini, Vincenzo (Lorenzo), Maler des Vorig. Sohn 877.
Canalett (Bernardo Bellotti) 47.
Candide, Peter 625.
Canoffa, Ludwig von 639.
Canova, Antonio 676. 880.
Capitummino, Johann Bartista 241. 597.
„ Frau Johanna Josepha Maria geb. Pariano (nach Maria Anna 250 und Marana 251), Gattin des Vorig. 241. 243 f., 246 f., 251 f., 597. 774 f.
Capitummino, Antoinette 241. 245. 247 ff., 597. 774.
„ Joseph 241. 244. 247 ff., 597. 774 f.
„ Therese (im Kloster erzogen) 241. 247. 250 ff., 597. 774.
Brüder Maria Kinder.
Capra, Marchese 48. 645.
Caracalla 124. 431 f., 906 f.
Caracciolo, Francesco 831 f.
Caraffa 505.
Careri, Gemelli 851.
Carlos, Don C. v. Parma 750.
Carpio, Gian Francesco 38. 639.
Carracci Agostino 95. 409. 685.
„ Hannibal 95. 126. 349. 409. 665. 685. 963.
„ Lodovico 95. 409. 685.
Carrey 847.
Casanetta, Kardinal 887.
Casanova de Seingalt, Jean Jacques 691.
Cassas, Louis François, Architekt XXXI. 396. 398. 402. 404. 850. 853.
Casti, Giambattista 365. 377. 721. 833.
Catenco, Bildhauer 647.
Caracappi, Bartolommeo, Restaurator 482. 938.
Cellini, Benvenuto 344. 821.
Cestius, C. 123. 452. 683. 907.
Chiappini, Buchhändler in Rom 927.
Chigi, Fürst Sigmondo Maria Giuseppe di 168. 181. 368. 741.
Chodowiecki, Daniel Nicolas 841.
Choiseul-Gouffier, Graf de 851.
Christine, Königin von Schweden 922.
Christus s. Register II.
Chrysäus, Nathan 636.
Cicero, Marc. Tull. 354. 752. 826. 965.
Cimarosa, Domenico 376. 835 f., 887.
Cioja, Banquier 699.
Cipriani, Sebastiano 834.
Claude Lorrain 164. 219. 549. 736. 907. 915. 945.
Claudia Medicea, Erzherzogin 627.
Claudius, Kaiser 734.
„ Matthias 414. 861.
Clemens s. Klemens.
Clerisseau, Charles Louis 159. 734.
Clurer, Bildhauer 709.
Cella, Heinrich 119. 678.
„ Johannes 678.
Cogolo, Pietro, Baumeister 644.
Collina, der Vater 675. 938. 939 f.
„ Bildhauer, der Sohn 675. 879. 881. 883. 895. 898. 911. 929. 951 f.
Colobrano 185. 505. 749.
Colonna 349. 440.
Columbus 395.
Columella 784.
Conduitmero 652.
Conradin s. Konradin.
Conze 637.
Cordonnier, Ebenisten Hyacinthe de 674.
Corilla, Improvisatorin 714.
Corimbo Melicrone 470.
Cornelius, Peter 657.
Corner, Bischof von Vicenza 644.
Correggio 206 f., 482. 942. 959.
Cosela, Kardinal 906.
Costa, Maler und Baumeister 650.
Cotta, J. 624.
„ Joh. Friedr. XV.
„ J. G. 577 ff.
Cowper, Milady, Tochter des Charles Gore 914.
Crassus 684.
Crebillon, Prosper Jolyot de 74. 666.
Crescimbeni, Giovanni Maria 467. 922 f.
Creticus, Q. 684.
Cunego, Kupferstecher 734.
Curti, Abbate 830.
Curze, L. 717.
Cyrillus, Apostel 719.
Cyrus 147.

Dacheröden, Karl Friedr. von 229. 766.
Dalberg, Joh. Friedr. Hugo, Domherr 431. 878.
„ Karl von, Koadjutor 292. 725. 755. 766. 807 f., 813. 920. 962 f.
Daniele 775.

Danieletti 648.
Dante 378. 468.
Danzel, Th. W. 688.
Darbes, Gelatz 661.
Darius 77.
Dahdorf, Karl Wilh. 702.
David, Jacques Louis 380. 648.
David, Renig 719. 969.
Debn 405. 856.
Demosthenes 965.
De Marvé 391. 847 f.
Detta (Detti), Pelz 821.
Dderot 895.
Diede, Herr und Frau von 477. 935.
Diel von Marfild, Ritter 699 f.
Diepold von Vohburg, Markgraf 623.
Dies, Albert Christoph 368. 834.
Dietrich, Baron von 635.
Dietz, Friedr. 602. 874.
Diezmann, Aug. Adf. 835.
Diocletian 386.
Diodor 786.
Dioscuren 715.
Diomedes, Martins Arrius 752.
Dolce, Fr. W. 856.
Dolomieu, Tancred Gratet de 798. 800.
Domenichino 95. 126. 685. 856.
Domenico, Pepe 651.
Dominicus, P. dell. 663.
Donatelli 749.
Donato Veneziano 556. 969.
Donner 866.
Doria, Fürst 484. 690.
Dorigny, Nikolas Henri 828.
Dorothea, Goethe's Schwester 704.
Dow, Gerhard 202. 756. 907.
Drouais, Jean Germain 391. 473 f. 848. 934.
Dürer, Albrecht 93 f. 479. 625. 665. 894. 906. 945.
Dument 759.

Eberhard, Joh. Georg 623.
Ebert 647.
Echermann, Johann Peter XVII f. XXIX. 577. 646. 673. 676. 798. 880. 896. 900. 901. 907. 909. 962 f.
Edelsheim, badischer Geheimrath 718. 723. 820.
Eduard, Karl von England, Graf von Kent, Testament 698.
Eglofstein, Gräfin Wolf. Ebenhard von 934.
" Frau von, Mutter des Vorigen 934.
Eichhorn, Prof. in Jena 843.
Einsiedel, Kammerherr von 860. 864.
Eisdorf, Fürst Emanuel von 736.
Emo, Angelo, Ritter 62. 652.
Engel, Joh. Jak. 796.
Erich, Joh. Samuel 876.
Erthal, Fr. K. Jos. Baron von und zu, Kurfürst von Mainz 755. 920.
Eringer, Karl Wilh., Verleger 935.
Euripides 345. 646 f.
Everdingen, Albert van 17.
Eyck, Johann van 969.
Eyzetino 648.

Fabretti 684.
Fabroni, Angelo 833.
Faltero 852.
Farinati, Paul 638.
Farnese, Alex. 126. 151 f. 349. 365. 409.
Farsetti 79.
Faustina, Gemahlin des Marcus Aurelius Antoninus 79. 656.
Favart, Charles Simon 644.
Fea, Carlo 136. 691. 696.
Felsiani, Lorenzo s. Balsamo.
Ferber, Johann Jakob 31. 367. 571. 633. 687. 690. 866. 920.
Fernow, Karl Ludw. 658.
Ferracino, Bartolom. 649.
Ferrara, Herzog von 964.
Ferri, Ciro 676.
Fidanza, Paolo, Kupferstecher 332. 816.
Filangieri, Gaitano 181. 186 f. 191 f. 748. 750. 804. 807.
Filangieri's Schwester (, Prinzeßchen", „Prinzessin") 186 f., 190 f., 749. 750. 804.
Fiorillo, Augustino 661.
Fischeland, Karoline, s. Herder's Frau.
Flavimonte Gatto 459.
Forster, Ernst 827 f. 883. 906 f. 930. 936. 967.
Foulat, Ludwig 648.
Fontana, Lorenzo de 849.
" Felice, Physiker in Florenz 880.
Forge, Apollonia de 888.
Fornarina 967. 933. 833. 939.
Forster, G. 745.
" Joh. Reinhold 466. 713. 864.
Forster's, J. R., Gattin 864.
Forzarenus, Jacobus 836.
Francavilla 176.
Franceschini 48.

Francia, Francesco 93.
Franciscus. Der heilige von Assisi 62. 70. 106. 108. 364. 398. 406. 638. 665. 853.
Franciscus Xaverius. D. heil. 804.
Frank, R. 634.
Franke, Johann Michael 137. 629. 702.
Frankenberg, Ludwig Adolf Friedr. Christ. Graf von, Minister 761.
Franzoni, Alexander 893.
Freemann, Alterthumsforscher 850.
Friedrich, Prinz von Baden, Sohn des Markgrafen Hermann 536.
Friedrich Barbarossa 646.
Friedrich II., Landgraf von Hessen-Kassel 675.
Friedrich der Große 105. 153. 270. 683. 722. 852. 938.
Friedrich Wilhelm II., König von Preußen 641. 685. 852.
Fries, Ernst 478.
Fries, Graf Johann 313. 365 f., 369, 377 f., 805 f., 833.
Fülle, Joh. Caspar 678.

Gädechens, R., Prof. in Jena 717, 795.
Gaetani e Bugllo de' Turchi Gaetani conti di Ravalmuto, Maria Giacchina, Gattin des Prinzen Palagonia 766.
Gaglio, Vincenzio 784.
Gagneraux, Benjamin 391. 848.
Galiani, Bernardo 88. 661.
Galilei, Galileo 50. 648.
Gall, Joh. Jos. 905.
Gallenus 684.
Gallonico, Antonio 815. 818.
Garofalo Benvenuto Maler 681. 848.
Gatz, Christian 528.
Gauffier, Louis 391. 848.
Gavard, Frans 831.
Gay-Lussac 702.
Gazzaniga 866.
Gebler, Joh. Sam. Traug. 865.
Gellius 862.
Genlis, Gräfin von 655.
Genserich 354. 826.
Georg von Antiochien, Admiral 764.
Georg I. von England 828.
Gerte 265.
Gerning, Joh. Jak. von XXIV.
Geßner, Johann 629.
Geta 888.
Giambellin s. Bellini.
Giocci, Josef Anton 280. 282. 702 f.
Giordanello, Componist 750.
Giordano s. Luca Giordano.
Giotto (Ambrogiotto Bondone) 649.
Giovane di Giovele, Herzog 813.
„ Giuliana, Herzogin von, geb. von Mukerobach 826. 833.
Giovanni, Schreiber 247 ff.
Giunti 648.
Giustiani, Vincenzio 140. 391. 718.
Glorieux 39. 629.
Goethausen, Jeanette Luise von 703. 892. 901 f.
Goeckle, Karl 678. 926.
Goetzl, 827. Prof. 907.
Goeres, Joh. Jos. 804.
Görz, Joh. Gottlob Graf von 663.
Goethe, Georg Joseph 15. 100. 105. 609. 720. 735. 739 f., 836. 872. 905. 926 f.
Goethe's Vater 56. 61. 115. 175. 550. 623. 744. 970.
„ Mutter 735. 737. 739. 869. 952. 870. 873. 926. 942.
Goethe, Cäcilie von, des Dichters Schwiegertochter 825.
Goethe's Diener 704. 736. 738.
Goze, Johann Gott., Kriegskassirer. 729.
Goldoni, Carlo 85. 324. 660. 712. 965.
Gore, Charles, Vater der Folgenden 732. 901. 914.
„ Olive 732. 901. 945.
„ Emmie. 732. 855. 901 f.; s. auch Cowper.
Gotha, Anguste, Herzog von 622.
„ Charlotte, Herzogin von 881.
„ Ernst II., Herzog von 330. 675. 682. 729 f., 775. 814.
Gotter, Friedr. Wilh. 655.
Gozzi, Graf Carlo 72. 86. 660.
Graffi, S. 924.
Grave, Leverett 749.
Grazina e Tyschevic, Ignatio Sebastiano, Vater des Prinzen Palagonia (s. d.) 766.
Gregor XII., Papst 819.
„ XIV., „ 821.
„ XVI. „ 953.
Gregorio 27 ff.
Gregorovius, Ferd. 771. 775. 781.
Greifenklau, Baron von 626.
Greville, Charles 754.
Grimm, Herm. XVIII. XXVIII.
Grimm, Jakob 632. 969.
Großmann, Gust. Friedr. Wilh. 674

Gruber, J. G. 856.
Grün, Anastasius 628.
Gfell-Fels 639 f., 645. 648 f., 653.
Gülicke, Geheimer Rath 703.
Guerrin, Francesco Barbieri 91 f., 96. 117. 661. 664 f.
Guerinus, Hieronymus 52.
Gußfeld 872.
Guido Reni 95 f., 118. 661. 665. 685. 823. 937.
Guoli, Domenico XXIX, 953 f.
Gustav III. v. Schweden 53.
Gustav Adolf v. Schweden 53. 648.
Gustkow, Karl 648. 857.
Gyrowetz, Adalbert 812 f.

Hackert, Georg 685. 822. 826.
Hackert, Philipp XXIV, 125 f., 176. 195 f., 264. 269. 276. 314. 348 f., 352. 354 f., 381, 684. 732. 736. 754 f., 757. 807. 822 f., 826 f., 837. 859. 865. 878. 913.
Hacquet, Balthasar 8. 31. 627.
Hadrava, Legationsrath 812.
Hadrian, Kaiser 906.
Haitaus, Karl Ferd. 764.
Hamann, Joh. Georg 182. 861 f.
Hamilton, Sir William 195. 206. 314. 355 ff., 379. 760. 774 f., 836 f., 837. 900.
Hamilton, Lady (, Harte.
Hamlet 914.
Hannibal 221. 764. 867.
Harrach, Gräfin (, Liechtenstein.
Harrach, Joh. Nepomuk Ernst Graf von 691. 721.
" Karl Borromäus Graf von, Bruder des Vorigen 693.
Hart, Emma (, Harte.
Harte, Wilh. 198. 206. 314 f., 357. 379. 754 f., 806. 836.
Hasdrubal 764.
Hedlinger, Johann Karl 132. 694.
Heine, Wilh. 857. 896.
Heinz, Wolfgang 906.
Heineken 181.
Helmershausen, Rath in Weimar 842. 873.
Hendrich, Franz Xaver, von 739.
Hensler, Friedrich Ludwig v. XXI.
Herder, Wilh. 862.
Herder (, 44, 9, IX XXIX, 15, 89, 139, 141. 147. 164. 184. 210. 266 ff., 306. 328. 366. 386. 393. 395. 406. 414. 416 f., 419 f., 434. 439. 462 f., 471. 486 f., 502. 621. 626. 630. 636. 647 f., 650. 660 f., 670 ff., 676. 685. 692 f., 699. 711. 713. 717. 720. 728. 740. 742. 746. 754 f., 762. 777. 803. 814. 831. 838 ff., 850 f., 863 f., 870. 873. 878. 880. 888. 890 f., 897. 901. 906 ff., 916. 921 ff., 927 f., 932. 935. 946. 948. 953. 956. 971.
Herder, Caroline v. 725. 847. 909 f., 945. 948. 951.
Herder's Kinder 711. 713.
Herder's Sohn Gottfried 822.
Hermogenes, Architekt 516.
Herodian 72.
Herodes 91.
Herodias 91.
Herzan, Kardinal 693. 725. 890. 916. 923. 951.
Hesiod 668.
Hessen-Kassel (, Friedrich II.
Hettner, Hermann 977.
Hides 890.
Hiero II. 506.
Hieronymus, Der heil. 719.
Hill, John 960.
Himburg, Christian Friedr. 874.
Hirschfeld 853.
Hirt, Aloys Ludw. XIII. XXXI, 443. 677 ff., 687 f., 691. 848. 883. 963 f.
Hirzel, L. XXVIII. 694. 802.
Hirzel, Salomon 872. 874. 934.
Hlld., Jos. 624. 630.
Hölty, L. H. Chr. 876.
Hoefner, Ludw. Jul. Friedr. 650.
Hoff, K. E. A. von, Legationsrath 903.
Holbein 708.
Holm, Adolf 703. 777 ff., 782 f., 798.
Homer 109. 121. 143. 228. 307. 396. 628. 669. 774. 799.
Horatier, Die 309.
Horaz 80. 368. 658. 783. 798.
Horel, Joh., Alterthumsforscher 781.
Howard, Lyke 629.
Hufeland, Gottl. Chph., jur. in Jena XIII. 946.
Humboldt, Alexander von XXX. 702.
" Wilh. von XI. XXX. 909.
Hunsum, Johann von 528. 985.

Iffland, Aug. Wilh. 965.
Illem, Adalbert von (, Lichtenberg, Franz 726.
Imhof, Christoph Adam Karl v. 622.
" Amalie von 806.
Jamenski 52.

Jacobi, Georg 903.
" Friedrich 114. 850 ff., 865.

Jacobs, Friedrich 658. 897.
Jacobsen, Jean-Pierre 172. 724.
Jagemann, Karl 658.
Jahn, Otto 641. 753 f. 845. 857. 887. 906.
Jakob, Ludwig 629.
Jauffret, Thomas 876. 427 ff. 429. 716 f. 836. 841 f. 860. 953. 963.
Jentsch, Hofkammer 980.
Jerôme 251. 775.
Johannes V., König von Portugal 922.
Joseph I., König von Portugal 922.
II., Kaiser 27. 30. 184. 636. 680. 852 f. 884.
Juan d'Austria 607.
Jubinale, Achille 547.
Juin, Karl 716. 719. 724. 938 f.
Jurenal 708.

Kaiser, Maler aus Dresden 853.
Kalb, Charlotte von 934.
Kallisla 745.
Kallimachus 922.
Karl der Große 634.
Karl IV., Kaiser 827.
Karl V., Kaiser 801.
Karl August s. Weimar.
Karl Theodor, Kurfürst von der Pfalz 624 f. 634.
Karschin, Anna Luise 714.
Katharina II. von Rußland 407. 730. 884.
Kaufmann, Angelika X. 155. 159 f. 194. 348. 350. 356. 363 ff. 369. 376. 383 f. 387. 389. 397. 405. 416. 418. 420 f. 425 f. 434. 446. 458. 473 f. 476. 482. 545 f. 586 ff. 729 f. 736. 793. 823. 832. 834. 841. 846. 850 f. 861. 865. 875. 893. 898. 900. 908. 914. 931. 933 f. 937. 945. 953. 963.
Kaunitz, Wenzel Anton Fürst von 830. 916. 954.
Kayser, Philipp Christoph, Komponist XVII. 393. 400. 412. 420 f. 433 f. 436 ff. 447. 462. 473 f. 477. 479 f. 483. 497. 638. 721. 849 f. 872 f. 875. 878 f. 880. 883. 887. 894. 898. 900. 902. 910 f. 933. 945. 951 f. 956. 960.
Kayser's Bruder 880. 901.
Keil, Robert 877.
Kephalides 287 f. 941. 956.
Kestner, Charlotte s. Buff.
Kestner, Eduard 870.
Kestner, Joh. Christian 728. 869 f. 873.
Kestler, Johann Georg 667.
Kiesett, Heinrich 852.
Kircher, Athanasius Pater 849 f.
Klein, J. J. 692.
Klemens VIII., Papst 312. 341 ff. 871. 955.
„ XI., Papst 955.
„ XIII., (Aldobrandini), Papst 478. 959.
„ XIV., Papst 441. 508. 677. 721. 888. 924 f. (der vorige Papst).
Klenze, Leo von 964.
Klinger, Fr. Max von 437. 886.
Klinkenström 721.
Klopfing 692.
Klopstock, Friedr. Gottlieb 734. 775.
Knebel, Henriette von 665. 869. 885.
Knebel, Karl Ludw. XVIII. 7. 562. 625 ff. 665. 698. 725 f. 735. 736. 740. 754. 759. 762. 842. 858. 851. 853. 855. 869. 901. 948 f. 959. 963. 968.
Knebel, Max von IX. 665.
Knier, Christoph Heinrich 202. 207 ff. 214 ff. 218. 220 f. 228. 234. 239. 255. 262. 264 f. 268. 274. 276. 281 ff. 284. 294. 299 ff. 304 f. 325 f. 330. 486. 552 f. 557 f. 703 f. 705. 809. 862 f. 814. 886. 902. 933. 941 f.
Knier's Gelichte 264 f. 701.
Kobell, Franz 636. 667.
Kobler, Reinhold XXXII. 803.
Körner, Chr. Gottfr. 783.
Koblenbrenner, von 620.
Komarin von Schwaben 354. 730. 826.
Konstantin, russischer Kaiser 556. 636.
Konstantin, Prinz von Weimar s. Weimar.
Kopebue, Aug. Fr. von XXIV. 956.
Kräuter, Theodor, Sekretär 878.
Kranz, Joh. Friedr., Violinist 376. 397. 728. 797. 802. 836. 893.
Kraschinsky, Fürstbischof 758.
Kraus, Georg Melchior 475. 579. 624. 712. 873. 895. 955. 960.
Krech 886.
Kühn, Frau 872.
Kugler, Franz 969.
Kuts, Heinrich 580.

Labacco XII.
Lafrerius, Antonius 887.
Lanfranco, Giovanni, Maler 685.
Lange, Adolph Gottlob, Prof. im Schulpforta 905.

Langer, Joh. Peter 579.
Lantdieri, Gräfin, geb. v. Wagensperg 22. 633.
La Rive, Landschaftsmaler 848.
La Roche, Sophie von 814.
Laube, Heinrich 634.
Lavater, Joh. Kaspar 385. 414 f. 417. 626. 675. 694. 698. 707. 778. 837. 846. 853. 861 ff. 865. 960.
Le Grand 812.
Lenefeld, Charlotte von 690. 852. 890. 908. 933. 948.
Lenz, Jak. Mich. Reinhold 886.
Leo X., Papst 342. 358.
Leopold, Erbherzog v. Toskana.
Leroi, Fürst Amandio 829.
Leroi, Marianna 890.
Lermio, Rechtsgelehrter 921 f.
Leseur, Thomas, Pater 724.
Lessing, Gotth. Ephr. 626. 850. 889.
Levesow, Ulrike 877.
Lewis, George Henry XXVIII f.
Leyser, J. 697.
Lichtenberg, Friedrich von, Adjutant in Weimar 801.
Lichtenberg, Frau von, geb. v. Ilten, des Vor. Gattin 801. 864.
Liechtenstein, Karl Borromäus Johann Nepomuk, Fürst von 130 f. 692 f. 701. 923.
Liechtenstein, Marie Josephine Fürstin von, verehel. Gräfin Harrach, Schwester des Vorigen 130. 693. 701.
Lili (Elisabeth Schönemann) XVI.
Lindau, Paul 937.
Linné, Karl von 13. 139. 629.
Lips, Joh. Heinr. X. 320. 434. 740. 848. 876. 927. 931. 938. 953. 963.
Livius 648. 708. 724.
Loder, Justus Christian, Prof. in Jena 845.
Loeper, Gustav von XXXII. 584. 674. 826. 863. 923. 950. 953.
Löhneis, Kammermeister 703.
Lonzano (Gio. Paolo 140. 887.
Lorrain, Claude, Lorrain.
Loudon, Generalfeldzeugmeister 806.
Louis, Jakob von 804.
Lucca (Giovanni) 181. 748.
Lucchesini, Marquis 126. 373. 392. 807. 817. 870. 875. 910. Marquise 126.
Lucchesini 126. 392. 724.
Lucchesini, Mme. 884.
Ludger, Karl 924.
Ludovisi, Lodovico, Kardinal 145. 147. 501 f. 714.
Ludwig, König von Bayern 785. 960 f.
„ XIV., König von Frankreich 695. 847.
Luigi, Giovanni Pier 938.
Luise Maria Therese Karoline, Prinzessin von Neapel 734.
„ Prinzessin d. Oestr. Maria Luise, von Weimar s. Weimar.
Luoderius s. Valdder.
Luri, Joh. Hieron. 828.
Luther 311. 664. 804.
Lutoli 632.
Lynar, Graf 682.
Lyncker, Geheimer Rath 703.
Lysippus 676.

Machiavelli, Niccolo 947.
Maecenas 658.
Maffei, Scipio 35. 676 f.
Mamia, Griechterin 193. 731. 753.
Mancini, Familie 847.
Manfo, Giovanni Battista 947.
Mantegna, Andreas 54. 649.
Marana, Marl. 117. 454. 676 f. 682. 869. 907.
Marcello Benedetto 480. 996.
Marcellus, M. Claud., Neffe des Augustus 725. 794.
Margaretha von Oestreich 695.
„ von Parma 832.
Marsatat, Chemiker 667.
Margraff, A. 824.
Maria, Die heilige s. Register II.
Maria Luise, Tochter des Kaisers Franz s. 813.
Maria Therese Karoline, Prinzessin von Neapel 734.
Marinari, Michel, Maler 631.
Marino 554. 926.
Mark-Anton 360. 451. 579. 701. 828. 894. 901. 945. 958.
Mark Aurel s. Antoninus, M. Aurelius.
Marlborough 43. 347. 699.
Marmontel, Hieronymus 626.
Maron, R. von 416. 691.
Martello, Martinus 241. 597.
„ Maria Teres. Prinzessin 241. 597.
„ Sibylla Teres. Prinzessin 241. 597.
Martius 940.
Martoni, Ant. 828.
Martos, Christian, Herzog 887.

Mathisson, Friedr. von 688. 724.
Mauricenus, Hieronymus 34.
Maurisi, Marchese 774.
Max I., Kurfürst von Baiern 625.
Maximus 988.
Maximilian I. Kaiser 10. 628.
Mazzola, Filippo 597.
„ Pirza Maria Dominica Gaetanne, geb. Gagliuffo (Gattin des Vorigen) 597.
„ Gratiosa 597. (Petit. Vor.
„ Vincenza 597.) Kinder.
Mehlich 164.
Meiners, Maria von 624.
Mengaldo 469. 620. 712.
Mendelssohn 93. 665.
Meli, Giovanni 766.
Mellini, Mario 133. 695.
Menzanter 717.
Mengs, Anton Raphael 127 f., 367. 416. 441. 478. 481. 662. 690 ff., 694. 853. 889. 906.
Thersese 690.
Merck, Joh. Heinr. 630. 675. 681. 687 f., 744. 766. 865. 894.
Merian, Matthäus 304. 800.
Merkel, Garlieb 622.
Mesmer, Franz 837.
Messalina 734.
Metastasio 715.
Metella, Cäcilia 124. 684.
Meurisorre, Goethe's Banquier in Neapel 813. 842.
Meyer, Heinrich X ff., XIV, XVI, XIX, XXII, XXXI, 119. 348. 363. 432. 440 f., 448. 484. 497. 505 ff., 639. 648. 658. 678. 682. 691. 694 f., 717 f., 723 f., 747 f., 758 f., 821 f., 828. 834. 836. 847. 855 f., 870. 888 ff., 910. 916. 925. 934. 936. 938 f., 953. 960. 963.
Michel Angelo 129. 134. 371. 379. 389 f., 454. 479. 764. 823. 880. 933. 965. 967.
Mignon XXVII, 171, 430. 643. 645 f., 696. 743.
Miller, Schwinkler 683.
Mirabeau, Riquetti Graf von 775.
Meller, Joh. Philipp (Pseudonym Goethe's) 622. 662. 680. 685. 699. 971.
Möser, Justus 655. 938.
Möser's Tochter 879.
Mohnike, Gottlieb Christ. Friedr. 852.
Momper, Jodocus 299. 799.
Montenari, Graf Andreas 644.
Montesquieu 181 f., 748.
Monti, Vincenz 130. 144. 151. 693.
Moore, James 864. 881.
Morales (Cristoforo) 479. 936. 960.
Moreau 773.
Morandi, Maria 454.
More, Thomas 739.
Morel 921.
Morigeni, Banquier in Rom 174. 365. 730. 744.
Moritz, Karl Philipp, XXX. XXXII. 135. 136. 145. 148. 164. 365. 385. 391. 393. 395. 444. 485. 4618. 473. 476 f., 483. 672 ff., 680. 683. 685. 689 ff., 694 f., 708. 711 f., 714 f., 719. 722. 727. 733. 736. 738. 742 f., 745. 748. 752 f., 756. 811 f., 822 ff., 831 ff., 885 f., 840. 850. 853. 888. 892. 904. 908 ff., 935. 937. 939. 941. 948 f., 955. 963. 965. 967.
Morofini, Francesco 639.
Morreale, Maler 771.
Morte e Bennano f. Biscari, Anna.
Motte 66.
Mozart, Wolfgang Amad. 439. 510. 644. 887. 941. 956.
Muratorbach, Freiherr von 813.
„ Jerem. f. Oberdane.
Müller, Christ. 866 f., 897. 906.
Müller, Friedrich, Maler 118. 677 f., 736.
Müller, Johannes 735.
Müller, K. O., Alterthumsforscher 796. 888. 966.
Müller, Joh. 967.
Münster, Graf von 953.
Münter, Friedr. XXXII., 139. 270. 331. 704. 748. 760. 770 ff., 777 f., 781 ff., 785 f., 789 ff., 793 f., 796 ff., 803 ff., 811. 814.
Muscular, Christian Theodor 936.
Muwitt, Marchese 637.

Napoleon I. 653.
Neapel, Ferdinand IV., König von (1734—1825) 151 f., 174. 176 f., 181. 195. 198. 685. 744. 748. 754. 756. 813.
„ Maria Carolina Ludovica Josepha, Königin von 174. 176. 181. 195 f., 852.
„ Luise Maria Thersese Karoline, Prinzessin von. 754.
„ Maria Thersese Karoline, Prinzessin von 754.

II. Duett.*)

Sie.

Es rauschet das Wasser
Und bleibet nicht stehn;
Gar lustig die Sterne
Am Himmel hin gehn;
Gar lustig die Wolken
Am Himmel hin ziehn.
So rauschet die Liebe
Und fähret dahin.

Er.

Es rauschen die Wasser,
Die Wolken zergehn;
Doch bleiben die Sterne,
Sie wandeln und stehn.
So auch mit der Liebe,
Der treuen, geschicht;
Sie regt sich, sie reat sich,
Und ändert sich nicht.

III. Jery.

Endlich, endlich darf ich hoffen!
Ja, mir steht der Himmel offen!
Auf einmal
Streift ins tiefe Nebelthal
Ein erwünschter Sonnenstrahl.
Theilt Euch, Wolken, immer weiter!
Himmel, werde völlig heiter!
Ende, Liebe, meine Qual!

Aus „Scherz, List und Rache."**)

Nacht, o holde, halbes Leben,
Jedes Tages schöne Freundin,

*) Duett zwischen Bätely und Jery. — Die Form „wegt" statt „bewegt" in der vorletzten Zeile ist ungewöhnlich. Es geht aber durch Goethe's ganze Poesie die ächt dichterische Neigung, die einfachen Verba an Stelle der zusammengesetzten zu gebrauchen. — L.

**) Das Singspiel stammt aus den Jahren 1781—1785; das Lied (im Anfange des vierten Akts) wurde 1833 unter die Gedichte aufgenommen.

Nebukadnezar 186. 750.
Neer s. Van der Neer.
Negroni 717.
Nelson Horazio 755.
Nemi Herzog von s. Braschi Luigi 721.
Nemnich XXIV.
Neri, Glaudio 343.
„ Francesco, Philipp N.'s Vater 816.
„ Lucretia, geb. Soldi, Mutter Philipp N.'s 816.
„ Philipp XXXII. 311 ff., 332 ff., 487, 578, 605, 804, 815 821. 948.
„ Romolo, Oheim Philipp N.'s 816.
Nero 127. 684. 690.
Nerva 711.
Nestorius, Patriarch 719.
Neumann, Karl Woldemar 623.
Neveris, Herzog von 847.
Newton, Isaak 724.
Nicolai, Friedrich 625.
Niebuhr, Barthold Georg XXI, XXIII. 648. 657. 661. 668. 671. 677. 685. 889. 939. 954. 966 f.
Niorrani 927.
Nivildo Amarinzio 469 f.
Nointel, Graf 847.
Non, de s. Saint Non.
Novaes, Giuseppe de 831.

Odea, Michele, Dr., Gobernador intimo von Messina 798.
Oesterreich, Margaretha von 695.
Oppel, Joh. Siegmund von 729.
Oranien, Wilhelm V. von, Statthalter 663; val. 884.
Orbetto, Alessandro Turchi, gen. O. 39. 630.
Orville, Johann d' 780. 783.
Orsi, Paul de 201. 848.
Overbeck, Friedrich 786.
Ovid 510 ff., 673 f., 742, 788, 822, 856, 966 f., 985.

Paccard 869.
Pacetti, Baldauer 849.
Paffiello, Giovanni 691.
Palagonia, Ursu Ferdinando Francesco Gravina Cruyllas d' Aragona 290 ff., 294, 297 f., 299, 706 ff., 772.
Palestrina da 487, 908, 941–960.
Pallazio XII. 45 ff., 49. 51. 63 ff., 73. 79. 81. 88. 106 f., 643 ff., 647. 651. 653. 656. 707.
Pallagonia s. Palagonia.
Palmirena Atticense 923.
Panerazi, Giuseppe Maria 780 f., 785 f.
Panfili 134. 692.
Panofka, Theodor 785, 849.
Paoli 739.
Pape, von 738.
Parmigiani, Giovanni Antonio 953.
Pasquale, Maler 692.
Passeri 750.
Patrizi 908.
Paul III., Papst 827. 936. 956.
„ V., Papst 452.
Paulsen, Kammerjunker 622. 662. 680. 699. 720. 735. 740. 843. 896.
Pauw, Cornelius de 320. 811.
Payne Knight, Richard 764. 770.
Pellegrini, Marchese (Joseph Balsamo) 342.
Pellegrino da Modena, Maler 682.
Penna, Restaurator 833.
Penni, Francesco, Maler 682. 689.
Pergolesi, Giovanni Battista 439.
Perugino 692.
Petato, Doge 969.
„ Familie 557. 969.
Peter von Cortona 454. 505. 955.
„ von Perugia 93.
Petrarca 53. 468. 648.
Petrus Martyr 80. 562.
Petrré 907.
Pfann 642.
Phidias 385. 718.
Philipp II. von Spanien 832.
Phocion 442. 888.
Piazzetta, Giovanni Battista 54. 648.
Pichler, Johann 855.
Pindar 386.
Pini, Ermenegildo 961.
Piombino, Prinz von 969. 978. 834.
Pirro 816 f. Neri, Philipp.
Piranesi, Giovanni Battista 452. 504. 907.
Pisani 77.
Pius IV., Papst 818.
„ VI., Papst (1775–1799) 33. 116. 129. 147. 170. 394. 441. 508. 656. 709 f., 718. 726. 742. 755. 879. 891 f. 898.
„ VII., Papst 828. 856.
Plato 415. 708.
Plinius 739. 841.
Pleffing, Friedr. Victor Lebrecht 739. 841.

Plinius 322. 378. 604. 722. 784.
Plutarch 965.
Poliii. Raffaelle 786.
Polybius 764. 786.
Pompejus 570.
Ponte, da 887.
Pordenone, Giovanni Antonio Regillo 118. 678.
Porta, Wilhelm 152. 349.
Portugal, Maria, Königin von 717.
Poussinrus 717.
Pourtalès-Gorgier, Ludwig von 391. 849.
Pouwin, Andreas 349. 391. 823. 848.
- Nikolaus 274. 621. 822. 915. 925.
Prange 936.
Preußen, König von f. Friedrich d. Große und Friedrich Wilhelm.
Prichowsky-Prichowitz, Anton Peter von, Erzbischof von Prag 717.
Primaticcio, Francesco 887.
Proculus, Der heil. 96, 665.
Publius 753.
Purrhus 888.
Pythagoras 120, 863.

Raabe, Friedrich XVI.
Racalmuto f. Gaetani.
Raimondi 701; f. Marc-Anton.
Ramdohr, Frdr. Wilh. von 871.
Ramler, Karl Wilhelm 673.
Raphael 35, 93, 97, 121 f., 126, 128, 134, 325, 347, 356 ff., 367, 371, 379, 389, 407, 409, 450, 453 ff., 482, 484, 504, 533, 579, 582, 689 f., 695, 701, 706, 816, 821, 848, 906, 937, 939, 954, 958, 966.
Rau, Heribert 668.
Rega, Antonio 505 ff.
Regillo, Giov. Ant. Sicinio f. Pordenone.
Rehberg, Friedr. 869 f., 878, 938, 953.
Rehfues, Phil. Jos. von XXIV.
Reiffenstein, Joh. Friedr., Hofrath X. XXXI, 122, 125, 133, 155, 159, 256, 363, 375 f., 390, 392, 397, 400, 407 ff., 415, 423, 429, 505, 675, 678, 682 ff., 691, 695, 723, 730, 753, 814, 843, 852, 859, 876, 878, 896, 929, 931, 945, 951, 954, 963, 966.
Reiffenstein's Frau 684.
Reinhold, Karl Bernhard, Prof. 728.
Rembrandt, Paul van Rhyn 894.
Remus 153.
Reni f. Guido Reni.
Renieri, Paolo, Doge von Venedig 655.
Reusching, Karl 815.
Reynolds f. Klemens XIII.
Rezzonico f. Klemens XIII.
Rezzonico, Fürst, Senator von Rom 477. 914. 916. 955 f.
Ribel, Karmelitermönch 852.
Ricci, Stavora 600.
Riccio, Andreas 649.
Richelot, Henri XVIII.
Riedel, Konrad, Joh. Aud. 728, 738. 869.
Riedesel, Johann Hermann von XXXII. 144. 258. 294. 279. 550. 713. 765. 771. 775. 777 ff. 789 f., 792. 794 f., 797, 799. 814. 967 f.
Riemer, Friedr. Wilh. XVIII. XXIV. XXVI. XXX. 577. 606. 626. 646. 661. 673. 694. 765. 774. 795 f., 896. 851. 859 f., 871. 887. 901. 949. 957. 961.
Rinaldi, Cavalier 847.
Rittersbauten 625.
Roger I., König von Sizilien 772.
Rohr, General von 946.
Romano, Giulio, Maler 682, 689.
Romulus 153.
Rondinini, Marchese 122. 139. 369. 377. 437. 502. 679. 706. 934.
Roos, Joh. Heinr. 20. 682.
Rosa, Pesiano 817.
Rosa f. Salvator Rosa.
Rossi, Giovanni Giacomo 673.
Rossi, de 954.
Rothschild, Freih. Karl von 708.
Rousseau, Jean Jacques 76, 200, 534. 654. 657. 756.
Rouz, Jakob, Maler 695.
Rorane 987.
Rubens, Peter Paul 6, 624.
Rüppel 654.
Ruysch, Rachel 528, 965.

Sacchi, Andrea, Maler 682.
Sacchi, Antonio, Theaterdirektor 86, 660 f.
Saint Non, Abbé de 765. 781.
Saint Vincent, Jean Baptiste Bory de 909.
Salieri, Antonio 721.
Salomo 403.
Salvator Rosa 349. 676. 937.
Sammichele 637 ff.
Sanlorino, Jacopo Tatti 653.
Saphira 360.

Sartl, Giuseppe, Musiker 692.
Sarto, Andrea del, Maler 366, 833.
Saul, Kenia 66.
Saussure, Horas Benoit de, Dr. 860.
Sartgnd Friedr. Karl von XXII.
Scamozzi, Ottario Berretti XII, 47, 644 f.
Scarlatti, Alessandro 960.
Schardt, Joh. Christian Wilhelm von, Hofmarschall 709, 933.
„ Concordia Elisabeth von, Gattin des Vorigen 709, 751, 933.
„ Sophie von, Schwiegertochter 805, 822, 847, 853, 882, 906.
Scheffner, Joh. Georg 683.
Schelling, Friedr. Wilh. Joseph v. XVI.
Schidone, Bartol. 621.
Schiller, Friedr. XI ff., XXII, 621, 836, 853, 948.
„ Charlotte von 889, 948; s. auch Lengefeld.
Schilling 833.
Schlegel, A. W. von 877, 909.
„ Fr. von 909, 966.
Schleusner XII.
Schlichtegroll, Ad. Heinr. Friedr. 683.
Schlosser, Friedrich 970.
„ Joh. Georg 192, 732, 752.
Schmidt, Adalius Ludwig Karl 960.
„ Leopold 655.
„ Bibliothekar in Weimar 712.
„ Geheimer Rath in Weimar 703, 809 f., 869, 893, 918, 943.
Schnaase, Karl 827.
Schnauß, Christian Friedr., Geh. Rath in Weimar 709, 728, 857, 880.
Schnorr von Carolsfeld, Franz 623, 813, 887, 940.
Schell, Adolph XXV, 857, 924, 935.
Schorn, Joh. Karl Ludw. von 966.
Schreiber, Johann Gottfr. 727.
Schreiter, Korona 657, 897, 955.
Schubart, Christ. Friedr. Daniel 438, 886, 892.
Schuchardt, Christian XXV, 578, 580, 582, 608, 673 f., 764, 800, 823, 945, 951, 953.
Schütz, Johann Georg aus Frankfurt a. M., Maler 408 f., 475, 676 f., 726, 728, 828, 845, 873, 878, 923, 935, 958.
Schultheß, Barbara Viktr. 959 f.
Schuster, Prof. in Leipzig 717.
Schwendimann 132, 694.
Seeger, Kriegsregistrator 703.
Seidel, Philipp 622, 689, 737, 754, 802, 807, 845, 856, 872, 874, 876, 918, 927.
Sertimius Severus 440, 478, 510, 887, 956.
Seraffi, Pierantonio 947.
Serlio XII.
Servicola, Dichter 750.
Sesostris 394, 849, 858.
Sestini, Naturforscher 789.
Seuffert, B. 677, 796.
Severus s. Sertimius.
Seydelmann, Jak. Crescentius 441, 888.
Sforza Cesarini Herzog 741.
Shakespeare, William 914.
Siebentaas s. Siebenkees.
Siebenkees, Johann Philipp 950.
Siebert, Lithograph 708.
Simrock, Karl 655.
Sisto, Marco, Kardinal 897.
Sivers, Peter Reinhold von XIII.
Sirtus V., Papst 672, 692, 849, 888, 906, 937.
Smith, Engländerin 690.
„ Konsul 51, 81, 647, 670.
Solimene, Francesco 748.
Sonnenfels, J. von 871.
Sophokles 896.
Spret, Friedr. XVIII.
Spartianus 887.
Specchi, Alessandro 673.
Spinelli, Gouverneur 694.
„ Kardinal 927.
Spinoza, Baruch 89, 846 f.
Spoto, Gaspucius 729.
Stark (Starke), Johann August 961.
Stein, Charlotte von IX, XXIV, XXVI ff., 129, 362, 622, 628, 630, 670, 661 ff., 667, 670, 689, 709 f., 721, 726, 729, 732, 740, 746 f., 777, 881 ff., 887 f., 811, 838, 843, 847, 850, 880, 895, 897 ff., 908, 909, 955, 957.
„ Ernst von 709, 709, 751, 822, 850.
„ Friedrich 622, 644, 670, 689, 709, 852, 880, 919, 928, 932, 939, 952.
„ Karl von 709.
Steinacker, Professor 626.
Sterne, Lorenz 913.
Steub 631.
Stolberg, Friedrich Leopold von XXXII, 647, 650, 665 f., 669 ff., 676, 683 f., 688, 690, 694 f., 725, 742 f., 746, 753, 756, 759 f., 765,

771. 775. 777. 779. 781. 783 f., 786. 792. 794 ff., 799. 823. 826 f., 906. 908. 916. 965 ff., 968.
Steidl, Philipp von 892.
Strange, Robert 92. 664.
Strehlke, Fr. 796.
Strembeck, N. von 639.
Strupe 851.
Stuart, Altertumsforscher 850.
Sulzer, Joh. Georg 126. 196. 685. 965.
Suffer, Herzog von 905.
Suter (Tutor), Christoph Goethe's Diener 689. 704. 736. 740.
Sutor s. Suter.
Swanefelt, Hermann von 452, 907.

Tacchi, Abbate 603, 713.
Tacitus 111. 722.
Tanari 96.
Tarugi, Francesco Maria 819.
Tasso 76 f., 90 f., 160. 162. 166 f., 197. 214 ff., 378. 503 ff., 648. 664. 784. 947.
Tauriscus von Tralles 823.
Taylor, Naturforscher 724.
Testa, Erzbischof 235. 771.
Theodorich 826.
Theodosius 670.
Theron 264, 783.
Thiers, Landschaftsmaler 848.
Thorwaldsen, Albert Bertel 676.
Thürmer 478.
Thugut, Franz Maria v., Baron 812.
Thun, Graf von 857.
Thurneisen, Karl 448. 755. 898. 926. 932.
Tieck, Ludwig 677.
Tintoret, Jacopo Robusti 39. 557 ff., 561.
Tirin 624.
Tischbein, Wilhelm, Maler X. 116. 118. 120 f., 122. 125 f., 128. 141. 143 f., 148. 164. 166. 170. 175 f., 178. 182 ff., 185. 187. 194. 198 f., 202. 278. 308. 348. 350 ff., 362. 366. 370. 391. 412. 434. 482. 499. 503. 662. 674—681. 686 f., 690. 694. 697 f., 700 f., 703. 707 f., 710. 713. 715. 722. 730 f., 733. 737 f., 741. 744. 751 ff., 755. 758 f., 806. 811 f., 814. 822—828. 840. 848. 855. 863. 865. 876. 908. 932. 960. 964. 966.
Titus, Kaiser XIV. 476. 552.
Tizian 39. 54. 78. 80. 117. 473. 557 f., 560. 562. 648. 677. 708. 823. 925.
Tomasi, Donato 748.
Torremuzza, Gabriel Lancilot Castelli Principe di 236. 276. 772. 777.
Toskana, Peter Leopold I., Großherzog von T., Erzherzog von Oesterreich (Kaiser Kaiser Leopold II.) 50. 820.
Trajan 368. 625.
Trauter, Joh. Wilh. Sigm. 885.
Trebra, von, Oberberghauptmann 607. 920.
Trend, Friedrich von 398. 852.
Triadini, Bartolommeo 667.
Trippel, Alexander 387, 391, 397, 701. 849.
Turchi s. Orbetto.
Turra, Anton, Dr. med. 46. 644.

Uhdedelini 652.
Unger, Joh. Friedr. 475. 570. 935.
Unterberger, Maler 407. 856.
Urban VIII., Papst 718.
Ursel, Herzog und Herzogin von 314, 806.

Vaga, Pierin del 682.
Vadier, S. 666.
Valadier, Lodovico Lyndovigi 625.
Valerio, Agostino, Kardinal 804.
Valerius Maximus 704.
Valle, Sebastiano 936.
Van der Neer 825. 842.
Van Dyck 708.
Vanlere, Sebastiano 657.
Vanni, Kavalier 454.
Varnbagen von Ense 740.
Varro 784.
Vasari, Giorgio 749.
Vejus Julius, Tribun 751.
Vella, Michael, Antiquar 261, 265, 267. 779. 784. 789.
Venetiano, Agostino 828.
Venus, Marmorbildner 895.
Venuti, Ludovico 327, 374. 744. 753. 755. 777. 796. 807. 813. 826. 827.
Vernet 822.
Veronese, Paul 39, 77 ff., 558 ff., 561. 565. 825.
Verschaffelt, Peter von 837 f.
„ Maximilian von, des Vorig. Sohn 382. 391. 837.
Veerasian 871.
Vivino Scamozzi 764.
Vico, Johann Baptista 182. 748.
Villabianca 766.
Vinci, Leonardo da 156. 367. 371. 393. 396. 472. 803. 840. 848. 925. 936 f.
Virgil 29. 633. 668. 712. 786. 809. 811.
Visconti, Kardinal 482. 938.
„ Ennio Quirino 508, 658, 676. 836. 847. 888.
Visentini, Antonio, Maler 651.

Bitruv 52. 88. 106. 515 f., 568. 644. 661. 669. 686. 704. 964. 970.
Bivarini, Bartolommeo und Luigi 557. 969.
Vogel, Sekretär 15.
" Chr. G. H. 622. 739.
" Karl, Dr., Geh. Hofrath in Weimar, Herausgeber des Briefw. zwischen Goethe und Karl August 641.
Voigt, Christian Gottlob, Hofrath in Weimar 31. 641. 679. 699. 703. 810. 857. 918. 946.
" Johann Karl Wilh., Bergsekretär 635. 728. 881. 904. 926.
Volkmann, J. J. IX. XXXII. 23. 65. 93. 106. 162. 316. 454 f., 578. 635. 636 ff., 643 f., 646 ff. 650 ff., 658 ff., 664. 667 ff., 676. 679 f., 682 ff., 689 f., 692. 706. 714 f., 718 f., 721 f., 725. 726. 742 ff., 748 ff., 754. 756. 760. 803. 811. 814. 822 ff., 827. 832. 834. 840. 847. 850. 888 f., 906 ff., 921 ff., 935. 937 f., 954 ff., 964 f., 968.
Vollmer, Wilhelm XV.
Volpato, Giovanni 376. 425. 896.
Voltaire 157. 752.
Volterra, Daniel von 548. 506. 823. 865.
Voß, Joh. Heinr. 876.
" Karl Ludw. Georg Ferd. von, Page 710.
" des Vorigen Bruder 710.
Vulpius, Christiane XI.
" Christian August 835.

Wagenseil s. Lauthieri.
Wagner, Heinrich Gerold 886.
Waldeck (Prinz Aug. Prinz von 1766. 186. 212. 387. 391. 717. 745. 755. 896.
Waldner Aveländer von Loxtarne 703.
Weber, Ingenieur 756.
Wedel, Otto Joachim Moritz von 703. 943. 959.
" gen. von Wedmarth, Frau des Vorigen 703.
Weimar, Anna Amalia, Herzogin von Sachsen IX. 382. 399. 430 f., 435. 744. 849. 863. 865. 878 ff., 885. 895 ff., 903. 917 ff., 925. 942. 950.
Weimar, Karl August, Herzog von Sachsen X. XIV. XVIII. XXXI. 2. 208. 210. 302. 309. 423. 482. 543. 554. 560. 562. 569. 577 f., 594. 599. 622. 630. 655. 728. 767 f., 774. 779. 806 f., 821. 838. 847. 851. 858. 861. 872. 875. 883. 885 f., 891. 896. 902. 904. 910. 912. 925. 936 f., 941. 951. 954.
Weimar, Karoline, Prinzessin von Sachsen- 641.
Weimar, Konstantin, Prinz v. 672. 878.
Weimar, Luise, Herzogin von Sachsen- 415. 641. 663. 700 f., 703 f., 808. 890. 838. 840. 855. 861. 878. 882. 887. 932. 946. 950. 959. 961.
Weinlig 906.
Weislingen 902.
Welcker, Friedr. Gottlieb 639. 658. 676. 707. 715. 718. 784 ff., 799. 849. 897.
Werner, Abraham Gottlob 627. 792.
" Zacharias 756. 758. 763. 800.
" 932.
Westermann 932.
Wetzken, Lor. Heinr. 918.
Wiedeburg, Professor in Jena 845.
Wieland, Chr. M. IX. 89. 190. 578. 621. 635. 642. 655. 674. 707. 728. 752. 754. 765 f., 838. 864. 949. 969.
Wiesen, Graf, Staatsrath 730.
Wilhelm V., Prinz v. Oranien.
Wilhelm II., der Gute, König beider Sizilien 765.
Wilton (Pseudon. Goethe's) 250. 773.
Winckelmann XVI. XIX. 127. 132. 136 f., 143. 149 f., 157. 185. 264. 278. 441. 629. 631. 635. 649. 651. 658 f., 676. 682. 690 f., 702. 707. 713 f., 716. 718 f., 723. 737. 742. 749 ff., 758 f., 766. 775. 790. 823. 834. 868. 891 f., 897. 938 f.
Wiseman, Kardinal 956.
Wisleben, v., Obermarschall 721. 729.
" des Vorigen Gattin 729.
Wollmarth, Fräulein von, verehel. von Wedel s. d.
Wolf, Friedrich Aug. XX. 748.
Wood, Robert 669.
Worsley s. Worsley.
Worsley (Worsley), Richard 385. 390. 846.

Xarenus, D. heil. 340.

Zabaglia, Mechaniker 850.
Zamnoni, Atanasio 661.
Zelter, Karl Friedr. XX. 776.
Zian, Sebastiano, Doge von Venedig 656.
Ziegler, von, Geheimer Rath 762.
Zimmermann, Eberhard Aug. Wilh., Professor 900. 904.
Zinarelli James 632.
Zitz, Seemann 628.
Zoega, Georg 718. 849.
Zucchi, Antonio X. 135. 170. 376. 383. 394. 425. 507 f., 728. 734. 840.

Goethe's Werke.

Nach den vorzüglichsten Quellen revidirte Ausgabe.

Fünfundzwanzigster Theil.

Campagne in Frankreich 1792. — Belagerung von Mainz.

Herausgegeben
und mit Anmerkungen begleitet
von
Fr. Strehlke.

Berlin.
Gustav Hempel.

BIBLIOTECA
BERLIA

Druck von G. Bernstein in Berlin.

Campagne in Frankreich 1792.

Vorbemerkung des Herausgebers.

Die „Campagne in Frankreich“ iſt nicht als eine Geſchichte dieſes bekannten Feldzuges aufzufaſſen, ſondern als ein Theil von Goethe's Selbſtbiographie. Dies beweiſt ſchon der Titel der erſten Ausgabe von 1822: „Aus meinem Leben. Zweiter Abtheilung fünfter Theil“; noch mehr aber geht es daraus hervor, daß unter dem obigen Titel an die Kriegsereigniſſe noch eine Reihe von Erlebniſſen angeſchloſſen werden, die mit ihnen nichts zu thun haben, der Beſuch bei Jacobi in Pempelfort, bei Pleiſſing in Duisburg und bei der Fürſtin Gallitzin in Münſter; ja es wird ſogar dasjenige noch hinzugefügt, was aus Goethe's ſpäterem Aufenthalt in der Heimath, der freilich zunächſt nur vom Dezember 1792 bis zum Mai 1793 währte, bemerkenswerth erſcheinen mochte.

Wenn aber auch das Biographiſche der Hauptzweck des Ganzen iſt, ſo wird der Leſer doch wenigſtens im erſten Theile der Schrift immerfort auf die politiſchen Begebenheiten der damaligen Zeit hingewieſen, ſo daß er einer Orientirung über den zum Theil ſehr verwickelten

Laß' den Schleier mich umgeben,
Der von Deinen Schultern fällt!

In dem vollen Arm der Schönen
Ruhet jetzt belohnte Liebe,
Und nach einsam langem Sehnen
Bringen auch verschmähtem Triebe
Träume jetzt ein Bild der Luft.
Nacht, o holde!

Es schleicht mit leisen Schritten
Die List in Deinen Schatten;
Sie sucht ihren Gatten,
Den Trug. — Im stillsten Winkel
Entdeckt sie ihn, und freudig
Drückt sie ihn an die Brust.

Nacht, o holde, holdes Leben,
Jedes Tages schöne Freundin,
Laß' den Schleier mich umgeben,
Der von Deinen Schultern fällt!
Nacht, o holde!

Aus „Klaudine von Villa Bella."*)

I. (Frech und froh.)

Mit Mädeln sich vertragen,
Mit Männern 'rumgeschlagen,
Und mehr Kredit als Geld,
So kommt man durch die Welt.

Mit Vielem läßt sich schmausen,
Mit Wenig läßt sich hausen;
Daß Wenig Vieles sei,
Schafft nur die Lust herbei!

Will sie sich nicht bequemen,
So mußt Ihr's eben nehmen!
Will Einer nicht vom Ort,
So jagt ihn grade fort!

*) Das Gedicht stammt zum größten Theil aus der zweiten Bearbeitung des Singspiels „Klaudine von Villa Bella", welche 1788 in der ersten achten Ausgabe der Werke und gleichzeitig im Einzeldruck erschien; nur die

Zusammenhang derselben bedarf. Es ist dies um so mehr nothwendig, als auch Goethe häufig genug über Krieg und Kriegführung, Personen und Handlungen entweder selbst urtheilt oder Urtheile Anderer wiedergiebt. Während es nun aber in andern Fällen genügen würde, auf irgend ein anerkanntes Geschichtswerk zu verweisen, ist dies hier nicht ausreichend, weil erst die neuere Forschung, auf sichere, aber bisher unbekannte und nur Wenigen zugängliche Quellen gestützt, die früher zum Theil höchst unklaren und verschiedenartig beurtheilten Verhältnisse entwirrt hat. So wird sich allerdings ein großer Unterschied zeigen, ob Jemand etwa seine Anschauungen nach Lamartine's „Histoire des Girondins" (1847) und dem „Rheinischen Antiquarius" (Koblenz, die Sadt historisch und topographisch dargestellt durch Chr. v. Stramberg. Erster Band 1851) regulirt oder die Resultate als richtig anerkennt, zu denen Ludwig Häusser in seiner „Deutschen Geschichte" und Heinrich v. Sybel in seiner „Geschichte der französischen Revolution" gekommen sind.

Ohne auf ältere Werke, wie die von Dumouriez, Massenbach, Minutoli u. A., anders als gelegentlich Bezug zu nehmen, schließen wir uns hier an Häusser und Sybel an, die alles früher Vorhandene sorgfältig benutzt, neue Quellen ausfindig gemacht und deren Forschungen in allen hier in Betracht kommenden Punkten zu denselben Resultaten geführt haben.

Zunächst ist der mit geringen Unterbrechungen von 1792 bis 1815 geführte Krieg, der allerdings früher oder später doch zum Ausbruch gekommen wäre, durch die Par-

teien in Frankreich selbst und speziell durch das girondistische Ministerium herbeigeführt worden. Auch die Kriegserklärung — vom 20. April 1792 und zunächst gegen Oestreich gerichtet —, auf die der klägliche Feldzug nach Belgien folgte, wurde von Frankreich ausgesprochen. In der That glaubten sich die leitenden Persönlichkeiten der Revolution namentlich von einem glücklichen Kriege große Vortheile versprechen zu können. Die Beseitigung schlechter Elemente im Volke wäre vielleicht auch im entgegengesetzten Falle erfolgt; ein glücklicher Ausgang aber mußte bei dem Charakter der Franzosen der herrschenden Partei Millionen von Herzen zuführen und jede Besorgniß vor den Emigranten beseitigen. — Eine ganz andere Stimmung herrschte dagegen in Beziehung auf den Krieg bei den regierenden Häuptern in Deutschland. Die Emigranten hatten trotz aller Bemühungen eigentlich nur die geistlichen Fürsten am Rhein wirklich für sich gewonnen, freilich ohne daß deren Sympathie eine große Bedeutung gehabt hätte; aber Friedrich Wilhelm II. von Preußen, bei aller persönlichen Theilnahme für Ludwig XVI. und seine Familie, und Leopold I., trotz seiner nahen Verwandtschaft mit ihr, hielten sich anfangs vorsichtig zurück und zeigten wenig Neigung zu einer Intervention in Frankreich. Diesen Charakter trug z. B. die Konferenz zu Pillnitz (25. August 1791) noch ganz an sich, obschon ihr in Frankreich eine andere Bedeutung beigelegt wurde. In Wirklichkeit war auch das Interesse des Königs von Preußen vollständig durch die beabsichtigte Theilung Polens in Anspruch genommen, und der Kaiser hatte nicht allein auf diese,

ſondern auch auf Baiern ſein Augenmerk zu richten. So waren es nur die Nothwendigkeit und der von Frankreich ausgeübte Druck, was die verbündeten Fürſten in den Krieg hineinzwang.

Der Krieg ſelbſt nun wurde unter äußerſt ungünſtigen Umſtänden geführt. Die Vorbereitungen ſeitens der Alliirten waren für die Erreichung irgendwie bedeutender Zwecke unzulänglich; die Wahl des Herzogs Karl Wilhelm Ferdinand von Braunſchweig zum Oberfeldherrn war jedenfalls trotz ſeiner Verdienſte im ſiebenjährigen Kriege eine verfehlte, und zahlreiche Fehler in der Kriegführung entſtanden dadurch, daß ſeine Machtſtellung gegenüber dem gleichfalls bei der Armee anweſenden Könige von Preußen nicht ausreichend abgegrenzt war. Auch die Koalition Preußens und Oeſtreichs war etwas noch zu Neues und Ungewohntes, als daß ein in jeder Beziehung einmüthiges Handeln und Vorgehen hätte ſtattfinden können. Nimmt man hiezu die von den Emigrirten erregten, aber bald getäuſchten Erwartungen der Alliirten, die gehofft hatten, daß die royaliſtiſch geſinnten Franzoſen ſich ihnen zu Tauſenden anſchließen würden, und endlich noch die außerordentlich ungünſtigen Witterungsverhältniſſe im Herbſte des Jahres 1792, ſo iſt vollſtändig erklärlich, warum der zuerſt mit einigen ſcheinbaren Erfolgen beginnende Krieg ein ſo klägliches Ende nehmen mußte.

Dieſes Ende aber wäre, wenigſtens für die preußiſchen Truppen, noch kläglicher geweſen, wenn nicht beſondere Umſtände den Rückzug derſelben geſichert hätten. In den Plänen des Generals Dumouriez hatte es lange gelegen,

Oestreich und Preußen von einander zu trennen, ja das letztere zu einem Bündniß mit Frankreich, allerdings unter der Voraussetzung der Wiedereinsetzung Ludwig's XVI., zu bewegen; es steht sogar fest, daß schon früher solche Versuche gemacht worden waren. Eine Zeit lang schien es, als wenn wirklich die Trennung möglich zu machen wäre, wenigstens wurde sie von einflußreichen Personen in der Umgebung des Königs Friedrich Wilhelm II. ernstlich betrieben. In diese Zeit fällt der Rückzug des preußischen Heeres aus Frankreich, der infolge der Verhandlungen nicht beunruhigt wurde. Aber obwol die maßgebenden Personen, namentlich der König, nicht im Entferntesten an einen Abfall von den Oestreichern dachten, hielt man es doch für gut, besonders bei der Fortsetzung des Rückzuges über Grandpré und die Argonnen, die Unterhandlungen noch nicht abzubrechen; erst als die verbündete Armee an die Maas gekommen war und Verdun erreicht hatte, erklärten die preußischen Unterhändler, daß jeder Friedensschluß nur in Verbindung mit Oestreich gemacht werden würde. So sah sich Dumouriez durch seine eigenen Mittel überlistet. Früher hatte er mit den Preußen zu unterhandeln versucht, um inzwischen Verstärkungen für sein Heer heranzuziehen; jetzt unterhandelten diese, um sich selbst in Sicherheit zu bringen.

Während diese Resultate, die wir wenigstens der Hauptsache nach hier angegeben haben, zum Theil erst durch ganz neue Forschungen gewonnen sind, war man zur Zeit des Feldzuges selbst über die Gründe, warum Manches geschah oder nicht geschah, sehr im Unklaren, besonders wenn

man nicht selbst an den diplomatischen Verhandlungen betheiligt war und nicht inmitten der politischen Bewegung stand. Beides war bei Goethe nicht der Fall, wenn er sich auch immer in der unmittelbaren Umgebung des Herzogs von Weimar befand, der ein preußisches Regiment kommandirte. Dazu kam, daß er während des Feldzuges selbst an nichts weniger dachte, als etwa eine Geschichte desselben oder überhaupt nur etwas zu schreiben, was für das Publikum bestimmt gewesen wäre. Er hatte sich die Jäger'schen Karten des Kriegsschauplatzes besorgt, verfolgte auf diesen, so weit es anging, die Bewegungen der Heere und führte einfach ein Tagebuch, das er bisweilen, wenn ihn die Lust verlassen oder die Möglichkeit ihm gefehlt hatte, es weiter fortzuführen, aus den Mittheilungen Anderer ergänzte. Lange Zeit blieben diese Papiere liegen, und erst im Jahre 1820, also nach achtundzwanzig Jahren, faßte Goethe den Entschluß, dieselben zu einem Theile seiner Biographie zu benutzen. Er machte einen Auszug aus jenen Tagebüchern, suchte manche Erinnerungen hervor und las mehrere auf jene Zeit bezüglichen Werke (außer „Dumouriez' Leben" nennt Düntzer vermuthungsweise noch Girtanner, Massenbach und die 1819 erschienene „Geschichte des preußischen Staates"). Die eigentliche Ausarbeitung, bei der auch noch manches Neue hinzugefügt wurde, z. B. der Abschnitt „Zwischenrede" (S. 126 ff.), geschah im Winter von 1821 auf 1822, vom November bis etwa zum April; denn Ende Juni berichtet Zelter (Briefwechsel mit Goethe, III. 266) schon über den Eindruck, den das fertige Werk auf ihn gemacht habe. Ueber das Prinzip, welches er befolgte, spricht sich Goethe

ſelbſt aus (Tag- und Jahresheſte von 1822): „Man wollte durchaus wahr bleiben und zugleich den gebührenden Euphemismus nicht verſäumen.“

Nimmt man Alles dies zuſammen, ſo ſieht man, daß Goethe's Arbeit eigentlich unter erſchwerenden Umſtänden entſtanden iſt. Um ſo überraſchender erſcheint es, wenn man erkennt, wie er in nicht wenigen Punkten der damals kaum von Jemandem geahnten Wahrheit inſtinktiv nahe kommt, wie wenig er ſich durch das wirre und wilde Treiben um ihn her in der Unbefangenheit ſeiner Auffaſſung ſtören läßt; wenn er daher auch nicht Alles ſagt, was wahr iſt, ſo ſagt er doch gewiß nichts, was unwahr iſt oder von ihm dafür gehalten wird.

Bei dieſem Eindrucke, den ebenſo das einfache Leſen der Schrift hervorruft, wie ihn die eingehendſte Beſchäftigung mit ihrem Inhalte nur beſtätigen kann, iſt es auffällig genug, daß Goethe gerade in Veranlaſſung des „Feldzuges in der Champagne“ Gegenſtand einer ebenſo plumpen als niedrigen Verdächtigung wurde, auf die man wol zuerſt durch eine Hinweiſung Häuſſer's in der erſten Auflage ſeiner „Deutſchen Geſchichte“ (Bd. I. S. 457, 3. Aufl. S. 387) in weiteren Kreiſen aufmerkſam gemacht worden iſt; die hauptſächlich gravirende Stelle findet ſich in dem oben erwähnten „Rheiniſchen Antiquarius“, Bd. I. S. 116 ff., und lautet alſo: „Die von dem Pariſer Stadtrath angeordnete Beraubung der Garde-meuble der Krone lieferte die Mittel zu einer Verſtändigung (mit der dem Kriege widerſtrebenden Partei in Preußen); ſie zur Anwendung zu bringen, ließ Lombard ſich mit ſeinen Akolythen

Göthe und Lafontaine fangen. Die beiden Schreiber hatte er ſich zugelegt, ohne Zweifel damit ſie in den Augen der Welt ein nicht zu rechtfertigendes Treiben rechtfertigen könnten." Nach einigen Bemerkungen über Lafontaine, der bekanntlich als Feldprediger im Regiment von Thadden den Feldzug mitmachen mußte, heißt es dann weiter: „Göthe entſprach vollkommen den Erwartungen ſeines Mäcens. Er vornehmlich hat die Gerüchte um das ſchreckliche Wetter, um die Unfruchtbarkeit der Champagne, um den bei der Armee eingeriſſenen Mangel in Umlauf geſetzt, er hat auch die pompöſe Beſchreibung der Kanonade von Valmy, des Kinderſpiels, geliefert und damit ſeinen Beruf, der Ueberſetzer des großen Aufſchneiders unter den Italienern, des Benvenuto Cellini, zu werden, gerechtfertigt. Von eigenthümlicher Bedeutung ſind deshalb die Worte, ſo auf dem Rückzug der Herzog von Braunſchweig an ihn richtete." (S. 87, Z. 8 ff.)

Alles, was hier geſagt iſt, hat Düntzer (Beilage zu Nr. 119 und 120 der Augsburger Allgem. Zeitung von 1858) unter Hinzuziehung von zeitgenöſiſchen Berichten auf das Gründlichſte widerlegt, wie dies auch Häuſſer an der oben erwähnten Stelle ausdrücklich anerkennt. Wir können daher mit Sicherheit behaupten, daß Alles falſch iſt, was der „Rheiniſche Antiquarius" behauptet. Alſo Goethe hat weder mit dem Herzog von Braunſchweig noch mit dem preußiſchen Agenten Lombard in Verbindung geſtanden; er iſt nicht mit dem Letzteren gefangen worden, das Wetter iſt in der That außerordentlich ſchlecht geweſen, die Champagne iſt zum Theil unfruchtbar, in der Armee hat großer

Mangel geherrſcht, und die Kanonade von Valmy iſt gerade ſo pompös geweſen, wie er ſie beſchrieben hat. Zum Ueberfluſſe läßt ſich indeß noch eine andere Schrift hier vergleichen, die wol ziemlich unbekannt ſein dürfte, an deren Zuverläſſigkeit aber nicht zu zweifeln iſt. Sie führt den Titel „Scenen und Bemerkungen aus meinem Feldpredigerleben im Feldzuge der Preußen nach Champagne im Jahre 1792. Liegnitz und Leipzig bei David Siegert.“ Der uns unbekannte Verfaſſer aus Schleſien, der auch von der Anweſenheit ſeines Amtsgenoſſen Lafontaine berichtet (S. 56 ff.) und „Herrn von Göthe“ (S. 141) zufällig in Verdun kennen lernte, ſtimmt in ſeinen Schilderungen mit denen des Letzteren, namentlich was Temperatur- und Wegeberichte anbetrifft, auf das Genaueſte überein, wie wir dies noch ſpäter in den Anmerkungen zu einzelnen Stellen hervorgehoben haben.

Woher aber die Gereiztheit Stramberg's gegen Goethe, den Jener, nach Allem zu ſchließen, wenig gekannt und geleſen haben dürfte? Einfach daher, weil er ganz für die franzöſiſchen Emigranten Partei nimmt und die Nichtfortſetzung jenes Krieges nur aus dem Grunde beklagt, daß durch dieſelbe das Erreichen ihrer Abſichten verhindert wurde. Deshalb tadelt er Goethe noch wegen einer andern Stelle (S. 138 f.), weil er dieſe Sympathie nicht hegt. „Auch Göthe“ — heißt es a. a. O. S. 150 — „beſpricht die Auflöſung des Emigrantenheeres, die Vernichtung aller ſeiner Hoffnungen, in einer Weiſe, die, dem Mitgefühl für menſchliches Elend fremd, keineswegs die, wie man ſagt, den Dichtern gegebene Sehergabe bekundet.“

Nach diesem vielleicht etwas zu langem Verweilen bei einer ebenso unmotivirten als, wie wir hoffen, wirkungslosen Verleumdung ist nur noch hinzuzufügen, daß der Inhalt unsrer Schrift sich auch in voller Uebereinstimmung mit den Briefen befindet, die Goethe 1792 an seine Freunde Knebel, Jacobi und Herder schrieb, und daß wieder aus Briefen Zelter's, des Grafen Reinhard und des Staatsraths Schulz hervorgeht, welchen Beifall sie alsbald nach ihrem Erscheinen in den Goethe bekannten Kreisen gefunden hat.

Alles bisher Gesagte bezieht sich ausschließlich auf den kriegsgeschichtlichen Theil des Ganzen; das ausschließlich Biographische, die Besuche in Pempelfort, Duisburg und Münster schildernd, bedarf um so weniger einleitender Bemerkungen, als es sich hier nur um einen kurzen Zeitraum in Goethe's Leben handelt, der seinem Inhalte nach einen ähnlichen Charakter an sich trägt wie die auf frühere Zeit bezüglichen biographischen Mittheilungen, namentlich diejenigen, die in der „Italienischen Reise" enthalten sind. Demnach haben auch die Anmerkungen, die wir auf den Text folgen lassen, nicht etwa den Zweck, noch „Dichtung" und „Wahrheit" zu sondern, sondern sie sollen zur Ergänzung von manchem nur Angedeuteten und zur gelegentlichen Berichtigung von Gedächtnißirrthümern dienen.

Die „Campagne in Frankreich" ist während Goethe's Lebzeiten in drei Drucken erschienen. Auf den bereits oben (S. 5) erwähnten folgte noch in demselben Jahre der im 25sten Band der Wiener Ausgabe (5a), auf diese der im 30sten Band der Ausgabe letzter Hand.

Campagne in Frankreich
1792.

Laſſ't Alle nur mißgönnen,
Was ſie nicht nehmen können,
Und ſeid von Herzen froh!
Das iſt das A und O.

So fahret fort zu dichten,
Euch nach der Welt zu richten!
Bedenkt in Wohl und Weh
Dies goldne A-B-C!

II. Serenate.*)

Liebliches Kind,
Kannſt Du mir ſagen,
Sagen, warum
Einſam und ſtumm
Zärtliche Seelen
Immer ſich quälen,
Selbſt ſich betrügen
Und ihr Vergnügen
Immer nur ahnen
Da, wo ſie nicht ſind?
Kannſt Du mir's ſagen,
Liebliches Kind?

III.**)

Lebet wohl, geliebte Bäume!
Wachſet in der Himmelsluft!
Tauſend liebevolle Träume
Schlingen ſich durch Euren Duft.

Doch was ſteh' ich und verweile?
Wie ſo ſchwer, ſo bang iſt's mir?
Ja, ich gehe! Ja, ich eile!
Aber, ach, mein Herz bleibt hier!

erſte Strophe findet ſich bereits in der älteren (proſaiſchen) Faſſung jener Dichtung, die 1776 herausgegeben wurde. In der Ausgabe von 1833 iſt das Gedicht unter die „Lieder für Liebende" eingeordnet, ſeit 1840 mit der obigen Ueberſchrift unter die „Geſelligen Lieder." In beiden Stellen ſteht es nicht recht paſſend; denn es iſt ein Wechſelgeſang zwiſchen dem vermeintlichen Räuberhauptmann Erugantino und ſeinen Genoſſen. — Die zweite Strophe iſt Umbildung des Reimſpruchs: Mit Bielem kommt man aus, Mit Wenig fällt man Haus. Italieniſch: Con molto si sta bene, Con poco un si sostiene. — E.

*) Lied Erugantino's aus der erſten Bearbeitung von Klaudine.

**) Lied Pedro's aus dem zweiten Akte der zweiten Bearbeitung (1780).

Den 23. bis 27. August 1792.

Gleich nach meiner Ankunft in Mainz beſuchte ich Herrn von Stein den älteren, königlich preußiſchen Kammerherrn und Oberſtjägermeiſter, der eine Art Reſidentenſtelle daſelbſt verſah und ſich im Haß gegen alles Revolutionäre gewaltſam auszeichnete. Er ſchilderte mir mit flüchtigen Zügen die bisherigen Fortſchritte der verbündeten Heere und verſah mich mit einem Auszug des topographiſchen Atlas von Deutſchland, welchen Jäger zu Frankfurt unter dem Titel „Kriegstheater“ veranſtaltet.

Mittags bei ihm zur Tafel, fand ich mehrere franzöſiſche Frauenzimmer, die ich mit Aufmerkſamkeit zu betrachten Urſache hatte; die eine (man ſagte, es ſei die Geliebte des Herzogs von Orleans) eine ſtattliche Frau, ſtolzen Betragens und ſchon von gewiſſen Jahren, mit rabenſchwarzen Augen, Augenbraunen und Haar, übrigens im Geſpräch mit Schicklichkeit freundlich. Eine Tochter, die Mutter jugendlich darſtellend, ſprach kein Wort. Deſto munterer und reizender zeigte ſich die Fürſtin Monaco, entſchiedene Freundin des Prinzen von Condé, die Zierde von Chantilly in guten Tagen. Anmuthiger war nichts zu ſehen als dieſe ſchlanke Blondine; jung, heiter, poſſenhaft; kein Mann, auf den ſie's anlegte, hätte ſich verwahren können. Ich beobachtete ſie mit freiem Gemüth und wunderte mich, Philinen, die ich hier nicht zu finden glaubte, ſo friſch und munter ihr Weſen treibend, mir abermals begegnen zu ſehen. Sie ſchien weder ſo geſpannt noch aufgeregt als die übrige Geſellſchaft, die denn freilich in Hoffnung, Sorgen und Beängſtigung lebte. In dieſen Tagen waren die Alliirten in Frankreich eingebrochen. Ob ſich Longwy ſogleich ergeben, ob es widerſtehen werde, ob auch republikaniſch-franzöſiſche Truppen ſich zu den Alliirten geſellen

und Jedermann, wie es versprochen worden, sich für die gute Sache erklären und die Fortschritte erleichtern werde — das Alles schwebte gerade in diesem Augenblicke in Zweifel. Kuriere wurden erwartet; die letzten hatten nur das langsame Vorschreiten der Armee und die Hindernisse grundloser Wege gemeldet. Der gepreßte Wunsch dieser Personen ward nur noch bänglicher, als sie nicht verbergen konnten, daß sie die schnellste Rückkehr ins Vaterland wünschen mußten, um von den Assignaten, der Erfindung ihrer Feinde, Vortheil ziehen, wohlfeiler und bequemer leben zu können.

Sodann verbracht' ich mit Sömmerrings, Huber, Forsters und andern Freunden zwei muntere Abende; hier fühlt' ich mich schon wieder in vaterländischer Luft. Meist schon frühere Bekannte, Studiengenossen, in dem benachbarten Frankfurt wie zu Hause (Sömmerring's Gattin war eine Frankfurterin), sämmtlich mit meiner Mutter vertraut, ihre genialen Eigenheiten schätzend, manches ihrer glücklichen Worte wiederholend, meine große Aehnlichkeit mit ihr in heiterem Betragen und lebhaften Reden mehr als einmal betheuernd: was gab es da nicht für Anlässe, Anklänge in einem natürlichen, angebornen und angewohnten Vertrauen! Die Freiheit eines wohlwollenden Scherzes auf dem Boden der Wissenschaft und Einsicht verlieh die heiterste Stimmung. Von politischen Dingen war die Rede nicht; man fühlte, daß man sich wechselseitig zu schonen habe; denn wenn sie republikanische Gesinnungen nicht ganz verleugneten, so eilte ich offenbar, mit einer Armee zu ziehen, die eben diesen Gesinnungen und ihrer Wirkung ein entschiedenes Ende machen sollte.

Zwischen Mainz und Bingen erlebt' ich eine Scene, die mir den Sinn des Tages alsobald weiter aufschloß. Unser leichtes Fuhrwerk erreichte schnell einen vierspännigen schwerbepackten Wagen; der ausgefahrne Hohlweg aufwärts am Berge her nöthigte uns auszusteigen, und da fragten wir denn die ebenfalls abgestiegenen Schwäger, wer vor uns dahinfahre. Der Postillon jenes Wagens erwiderte darauf mit Schimpfen und Fluchen, daß es Französinnen seien, die mit ihrem Papiergeld durchzukommen glaubten, die er aber gewiß noch umwerfen wolle, wenn sich einigermaßen Gelegenheit fände. Wir verwiesen ihm seine gehässige Leidenschaft, ohne ihn im Mindesten zu bessern. Bei sehr langsamer Fahrt trat ich hervor an den Schlag der Dame und redete sie freundlich

an, worauf ſich ein junges, ſchönes, aber von ängſtlichen Zügen beſchattetes Geſicht einigermaßen erheiterte.

Sie vertraute ſogleich, daß ſie dem Gemahl nach Trier folge und von da baldmöglichſt nach Frankreich zu gelangen wünſche. Da ich ihr nun dieſen Schritt als ſehr voreilig ſchilderte, geſtand ſie, daß außer der Hoffnung, ihren Gemahl wiederzufinden, die Nothwendigkeit, wieder von Papier zu leben, ſie hiezu bewege. Ferner zeigte ſie ein ſolches Zutrauen zu den verbündeten Streitkräften der Preußen, Oeſtreicher und Emigrirten, daß man, wär' auch Zeit und Ort nicht hinderlich geweſen, ſie ſchwerlich zurückgehalten hätte.

Unter dieſen Geſprächen fand ſich ein ſonderbarer Anſteß; über den Hohlweg, worin wir befangen waren, hatte man eine hölzerne Rinne geführt, die das nöthige Waſſer einer jenſeits ſtehenden oberſchlächtigen Mühle zubrachte. Man hätte denken ſollen, die Höhe des Geſtells wäre doch wenigſtens auf einen Heuwagen berechnet geweſen. Wie dem aber auch ſei, das Fuhrwerk war ſo unmäßig oben aufgepackt, Kiſtchen und Schachteln pyramidaliſch über einander gethürmt, daß die Rinne dem weiteren Fortkommen ein unüberwindliches Hinderniß entgegenſetzte.

Hier ging nun erſt das Fluchen und Schelten der Poſtillone los, die ſich um ſo viele Zeit aufgehalten ſahen; wir aber erboten uns freundlich, halfen abpacken und an der andern Seite des träufelnden Schlagbaums wieder aufpacken. Die junge, gute, nach und nach entſchüchterte Frau wußte nicht, wie ſie ſich dankbar genug benehmen ſollte; zugleich aber wuchs ihre Hoffnung auf uns immer mehr und mehr. Sie ſchrieb den Namen ihres Mannes und bat inſtändig, da wir doch früher als ſie nach Trier kommen müßten, ob wir nicht am Thore den Aufenthalt des Gatten ſchriftlich niederzulegen geneigt wären. Bei dem beſten Willen verzweifelten wir an dem Erfolg wegen Größe der Stadt; ſie aber ließ nicht von ihrer Hoffnung.

In Trier angelangt, fanden wir die Stadt von Truppen überlegt, von allerlei Fuhrwerk überfahren, nirgends ein Unterkommen; die Wagen hielten auf den Plätzen, die Menſchen irrten auf den Straßen, das Quartieramt, von allen Seiten beſtürmt, wußte kaum Rath zu ſchaffen. Ein ſolches Gewirre jedoch iſt wie eine Art Lotterie, der Glückliche zieht irgend einen Gewinn; und ſo begegnete mir Lieutenant von Friſch

von des Herzogs Regiment und brachte mich nach freundlichstem Begrüßen zu einem Kanonikus, dessen großes Haus und weitläufiges Gehöfte mich und meine kompendiöse Equipage freundlich und bequemlich aufnahm, wo ich denn sogleich einer genugsamen Erholung pflegte. Gedachter junge militärische Freund, von Kindheit auf mir bekannt und empfohlen, war mit einem kleinen Kommando in Trier zu verweilen beordert, um für die zurückgelassenen Kranken zu sorgen, die nachziehenden Maroden, verspätete Bagagewagen u. dergl. aufzunehmen und sie weiter zu befördern; wobei denn auch mir seine Gegenwart zu Gute kam, ob er gleich nicht gern im Rücken der Armee verweilte, wo für ihn als einen jungen strebenden Mann wenig Glück zu hoffen war.

Mein Diener hatte kaum das Nothwendigste ausgepackt, als er sich in der Stadt umzusehen Urlaub erbat; spät kam er wieder, und des andern Morgens trieb eine gleiche Unruhe ihn aus dem Hause. Mir war dies seltsame Benehmen unerklärlich, bis das Räthsel sich löste: die schönen Französinnen hatten ihn nicht ohne Antheil gelassen, er spürte sorgfältig und hatte das Glück, sie, auf dem großen Platze mitten unter hundert Wagen haltend, an der Schachtelpyramide zu erkennen, ohne jedoch ihren Gemahl aufgefunden zu haben.

Auf dem Wege von Trier nach Luxemburg erfreute mich bald das Monument in der Nähe von Igel. Da mir bekannt war, wie glücklich die Alten ihre Gebäude und Denkmäler zu setzen wußten, warf ich in Gedanken sogleich die sämmtlichen Dorfhütten weg, und nun stand es an dem würdigsten Platze. Die Mosel fließt unmittelbar vorbei, mit welcher sich gegenüber ein ansehnliches Wasser, die Saar, verbindet; die Krümmung der Gewässer, das Auf- und Absteigen des Erdreichs, eine üppige Vegetation geben der Stelle Lieblichkeit und Würde.

Das Monument selbst könnte man einen architektonisch-plastisch verzierten Obelisk nennen. Er steigt in verschiedenen, künstlerisch über einander gestellten Steckwerken in die Höhe, bis er sich zuletzt in einer Spitze endigt, die mit Schuppen ziegelartig verziert ist und mit Kugel, Schlange und Adler in der Luft sich abschloß.

Möge irgend ein Ingenieur, welchen die gegenwärtigen Kriegsläufte in diese Gegend führen und vielleicht eine Zeit lang festhalten, sich die Mühe nicht verdrießen lassen, das

Denkmal auszumessen und, insofern er Zeichner ist, auch die Figuren der vier Seiten, wie sie noch kenntlich sind, uns überliefern und erhalten!

Wie viel traurige bildlose Obelisken sah ich nicht zu meiner Zeit errichten, ohne daß irgend Jemand an jenes Monument gedacht hätte! Es ist freilich schon aus einer spätern Zeit aber man sieht immer noch die Lust und Liebe, seine persönliche Gegenwart mit aller Umgebung und den Zeugnissen von Thätigkeit sinnlich auf die Nachwelt zu bringen. Hier stehen Eltern und Kinder gegen einander, man schmaust im Familienkreise; aber damit der Beschauer auch wisse, woher die Wohlhäbigkeit komme, ziehen beladene Saumrosse einher; Gewerb' und Handel wird auf mancherlei Weise vorgestellt. Denn eigentlich sind es Kriegskommissarien, die sich und den Ihrigen dies Monument errichteten, zum Zeugniß, daß damals wie jetzt an solcher Stelle genugsamer Wohlstand zu erringen sei.

Man hatte diesen ganzen Spitzbau aus tüchtigen Sandquadern roh über einander getürmt und alsdann wie aus einem Felsen die architektonisch-plastischen Gebilde herausgehauen. Die so manchem Jahrhunderte widerstehende Dauer dieses Monuments mag sich wol aus einer so gründlichen Anlage herschreiben.

Diesen angenehmen und fruchtbaren Gedanken konnte ich mich nicht lange hingeben; denn ganz nahe dabei, in Grevenmachern, war mir das modernste Schauspiel bereitet. Hier fand ich das Korps Emigrirter, das aus lauter Edelleuten, meist Ludwigsrittern, bestand. Sie hatten weder Diener noch Reitknechte, sondern besorgten sich selbst und ihr Pferd. Gar Manchen hab' ich zur Tränke führen, vor der Schmiede halten sehen. Was aber den sonderbarsten Kontrast mit diesem demüthigen Beginnen hervorrief, war ein großer, mit Kutschen und Reisewagen aller Art überladener Wiesenraum. Sie waren mit Frau und Liebchen, Kindern und Verwandten zu gleicher Zeit eingerückt, als wenn sie den innern Widerspruch ihres gegenwärtigen Zustandes recht wollten zur Schau tragen.

Da ich einige Stunden hier unter freiem Himmel auf Postpferde warten mußte, konnt' ich noch eine andere Bemerkung machen. Ich saß vor dem Fenster des Posthauses, unsern

von der Stelle, wo das Kästchen stand, in dessen Einschnitt man die unfrankirten Briefe zu werfen pflegt. Einen ähnlichen Zudrang hab' ich nie gesehn; zu Hunderten wurden sie in die Ritze gesenkt. Das grenzenlose Bestreben, wie man mit Leib, Seel' und Geist in sein Vaterland durch die Lücke des durchbrochenen Dammes wieder einzuströmen begehre, war nicht lebhafter und aufdringlicher vorzubilden.

Vor Langerweile und aus Lust, Geheimnisse zu entwickeln oder zu suppliren, dacht' ich mir, was in dieser Briefmenge wol enthalten sein möchte. Da glaubt' ich denn eine Liebende zu spüren, die mit Leidenschaft und Schmerz die Qual des Entbehrens in solcher Trennung heftigst ausdrückte; einen Freund, der von dem Freunde in der äußersten Noth einiges Geld verlangte; ausgetriebene Frauen mit Kindern und Dienstanhang, deren Kasse bis auf wenige Geldstücke zusammengeschmolzen war; feurige Anhänger der Prinzen, die, das Beste hoffend, sich einander Lust und Muth zusprachen; Andere, die schon das Unheil in der Ferne witterten und sich über den bevorstehenden Verlust ihrer Güter jammervoll beschwerten — und ich denke nicht ungeschickt gerathen zu haben.

Ueber Manches klärte der Postmeister mich auf, der, um meine Ungeduld nach Pferden zu beschwichtigen, mich vorsätzlich zu unterhalten suchte. Er zeigte mir verschiedene Briefe, mit Stempeln aus entfernten Gegenden, die nun den Vorgerückten und Vorrückenden nachirren sollten. Frankreich sei an allen seinen Grenzen mit solchen Unglücklichen umlagert, von Antwerpen bis Nizza; dagegen stünden ebenso die französischen Heere zur Vertheidigung und zum Ausfall bereit. Er sagte manches Bedenkliche; ihm schien der Zustand der Dinge wenigstens sehr zweifelhaft.

Da ich mich nicht so wüthend erwies wie Andere, die nach Frankreich hineinstürmten, hielt er mich bald für einen Republikaner und zeigte mehr Vertrauen; er ließ mich die Unbilden bedenken, welche die Preußen von Metter und Weg über Koblenz und Trier erlitten, und machte eine schauderhafte Beschreibung, wie ich das Lager in der Gegend von Longwy finden würde; von Allem war er gut unterrichtet und schien nicht abgeneigt, Andere zu unterrichten; zuletzt suchte er mich aufmerksam zu machen, wie die Preußen beim Einmarsch ruhige und schuldlose Dörfer geplündert, es sei nun durch die Truppen geschehen oder durch Packknechte und Nachzügler; zum

Scheine habe man's bestraft, aber die Menschen im Innersten gegen sich aufgebracht.

Da mußte mir denn jener General des dreißigjährigen Kriegs einfallen, welcher, als man sich über das feindselige Betragen seiner Truppen in Freundes Land höchlich beschwerte, die Antwort gab: „Ich kann meine Armee nicht im Sack transportiren.“ Ueberhaupt aber konnte ich bemerken, daß unser Rücken nicht sehr gesichert sei.

Longwy, dessen Eroberung mir schon unterwegs triumphirend verkündigt war, ließ ich auf meiner Fahrt rechts in einiger Ferne und gelangte den siebenundzwanzigsten August Nachmittags gegen das Lager von Procourt. Auf einer Fläche gelegen, war es zu übersehen, aber dort anzulangen, nicht ohne Schwierigkeit. Ein feuchter, aufgewühlter Boden war Pferden und Wagen hinderlich; daneben fiel es auf, daß man weder Wachen noch Posten noch irgend Jemand antraf, der sich nach den Päßen erkundigt und bei dem man dagegen wieder einige Erkundigung hätte einziehen können. Wir fuhren durch eine Zeltwüste; denn Alles hatte sich verkrochen, um vor dem schrecklichen Wetter kümmerlichen Schutz zu finden. Nur mit Mühe erforschten wir von Einigen die Gegend, wo wir das herzoglich Weimarische Regiment finden könnten, erreichten endlich die Stelle, sahen bekannte Gesichter und wurden von Leidensgenossen gar freundlich aufgenommen. Kämmerier Wagner und sein schwarzer Pudel waren die ersten Begrüßenden; Beide erkannten einen vieljährigen Lebensgesellen, der abermals eine bedenkliche Epoche mit durchkämpfen sollte. Zugleich erfuhr ich einen unangenehmen Vorfall. Des Fürsten Leibpferd, der Amarant, war gestern nach einem gräßlichen Schrei niedergestürzt und todt geblieben.

Nun mußte ich von der Situation des Lagers noch viel Schlimmeres gewahren und vernehmen, als der Postmeister mir vorausgesagt. Man denke sich's auf einer Ebene am Fuße eines sanft aufsteigenden Hügels, an welchem ein von Alters her gezogener Graben Wasser von Feldern und Wiesen abhalten sollte; dieser aber wurde so schnell als möglich Behälter alles Unraths, aller Abwürflinge; der Abzug stockte, gewaltige Regengüsse durchbrachen Nachts den Damm und führten das widerwärtigste Unheil unter die Zelte. Da ward nun, was die Fleischer an Eingeweiden, Knochen und sonst

beiseite geschafft, in die ohnehin feuchten und ängstlichen Schlafstellen getragen.

Mir sollte gleichfalls ein Zelt eingeräumt werden; ich zog aber vor, mich des Tags über bei Freunden und Bekannten aufzuhalten und Nachts in dem großen Schlafwagen der Ruhe zu pflegen, dessen Bequemlichkeit von früheren Zeiten her mir schon bekannt war. Seltsam mußte man es jedoch finden, wie er, obgleich nur etwa dreißig Schritte von den Zelten entfernt, doch dergestalt unzugänglich blieb, daß ich mich Abends mußte hinein- und Morgens wieder heraustragen lassen.

Am 28. und 29. August.

So wunderlich tagte mir diesmal mein Geburtsfest. Wir setzten uns zu Pferde und ritten in die eroberte Festung; das wohlgebaute und befestigte Städtchen liegt auf einer Anhöhe. Meine Absicht war, große wollene Decken zu kaufen, und wir verfügten uns sogleich in einen Kramladen, wo wir Mutter und Töchter hübsch und anmuthig fanden. Wir feilschten nicht viel und zahlten gut und waren so artig, als es Deutschen ohne Tournüre nur möglich ist.

Die Schicksale des Hauses während des Bombardements waren höchst wunderbar. Mehrere Granaten hinter einander fielen in das Familienzimmer; man flüchtete, die Mutter riß ein Kind aus der Wiege und floh, und in dem Augenblick schlug noch eine Granate gerade durch die Kissen, wo der Knabe gelegen hatte. Zum Glück war keine der Granaten gesprungen; sie hatten die Möbeln zerschlagen, am Getäfel gesengt, und so war Alles ohne weiteren Schaden vorübergegangen; in den Laden war keine Kugel gekommen.

Daß der Patriotismus Derer von Longwy nicht allzu kräftig sein mochte, sah man daraus, daß die Bürgerschaft den Kommandanten sehr bald genöthigt hatte, die Festung zu übergeben; auch hatten wir kaum einen Schritt aus dem Laden gethan, als der innere Zwiespalt der Bürger sich uns genugsam verdeutlichte. Königlich Gesinnte, und also unsere Freunde, welche die schnelle Uebergabe bewirkt, bedauerten, daß wir in dieses Waarengewölbe zufällig gekommen und dem schlimmsten aller Jakobiner, der mit seiner ganzen Familie nichts tauge, so viel schönes Geld zu lösen gegeben. Gleicher-

Elfenliedchen.*)

Den 15. Oktober 1780.

Um Mitternacht, wenn die Menschen erst schlafen,
Dann scheinet uns der Mond,
Dann leuchtet uns der Stern;
Wir wandeln und singen
Und tanzen erst gern.

Um Mitternacht, wenn die Menschen erst schlafen,
Auf Wiesen, an den Erlen,
Wir suchen unsern Raum
Und wandeln und singen
Und tanzen einen Traum.

An meine Bäume.**)

Den 16. Dezember 1780.

Sag' ich's Euch, geliebte Bäume,
Die ich ahndevoll gepflanzt,
Als die wunderbarsten Träume
Morgenröthlich mich umtanzt?
Ach, Ihr wißt es, wie ich liebe,
Die so schön mich wieder liebt,
Die den reinsten meiner Triebe
Mir noch reiner wiedergiebt.

Wachset wie aus meinem Herzen,
Treibet in die Luft hinein!
Denn ich grub viel Freud' und Schmerzen
Unter Eure Wurzeln ein.
Bringet Schatten, traget Früchte,
Neue Freude jeden Tag!
Nur daß ich sie dichte, dichte,
Dicht bei ihr genießen mag!

*) Vgl. „Goethe's Briefe an Frau von Stein aus den Jahren 1776 bis 1826. Zum erstenmal herausgegeben durch A. Schöll. 3 Bde. Zweite Ausgabe 1857". I, 360. — Der das Lied begleitende Brief ist datirt „Um Mitternacht vom Sonnabend (den 14.) auf Sontag (den 15. Oktober)."

**) Briefe an Frau von Stein I, 378.

maßen warnte man uns vor einem splendiden Gasthofe, und zwar so bedenklich, als wenn den Speisen daselbst nicht ganz zu trauen sein möchte; zugleich deutete man auf einen geringeren als zuverlässig, wo wir uns denn auch freundlich aufgenommen und leiblich bewirthet sahen.

Nun saßen wir alte Kriegs- und Garnisonskameraden traulich und froh wieder neben und gegen einander; es waren die Offiziere des Regiments, vereint mit des Herzogs Hof-, Haus- und Kanzleigenossen; man unterhielt sich von dem Nächstvergangenen — wie bedeutend und bewegt es Anfang Mais in Aschersleben gewesen, als die Regimenter sich marschfertig zu halten Ordre bekommen, der Herzog von Braunschweig und mehrere hohe Personen daselbst Besuch abgestattet, wobei des Marquis von Bouillé als eines bedeutenden und in die Operationen kräftig eingreifenden Fremden zu erwähnen nicht vergessen wurde. Sobald denn der bereitende Gastwirth dieser Name zu Ohren kam, erkundigte er sich eifrigst, ob wir den Herren kennten. Die Meisten durften es bejahen, wobei er denn viel Respekt bewies und große Hoffnung auf die Mitwirkung dieses würdigen, thätigen Mannes aussprach; ja, es wollte scheinen, als wenn wir von diesem Augenblicke an besser bedient würden.

Wie wir nun alle hier Versammelten uns mit Leib und Seele einem Fürsten angehörig bekannten, der seit mehreren Regierungsjahren so große Vorzüge entwickelt und sich nunmehr auch im Kriegshandwerk, dem er von Jugend auf zugethan gewesen, das er seit geraumer Zeit getrieben, bewähren sollte, so ward auf sein Wohl und seiner Angehörigen nach guter deutscher Weise angestoßen und getrunken, besonders aber auf des Prinzen Bernhard's Wohl, bei welchem kurz vor dem Ausmarsch Obristwachtmeister von Weyrach als Abgeordneter des Regiments Gevatter gestanden hatte.

Nun wußte Jeder von dem Marsche selbst gar Manches zu erzählen, wie man, den Harz links lassend, an Goslar vorbei nach Nordheim durch Göttingen gekommen; da hörte man denn von trefflichen und schlechten Quartieren, bäurisch-unfreundlichen, gebildet-mißmuthigen, hypochondrisch-gefälligen Wirthen, von Nonnenklöstern und mancherlei Abwechselung des Weges und Wetters. Alsdann war man am östlichen Rand Westfalens her bis Koblenz gezogen, hatte mancher hübschen Frau zu gedenken, von seltsamen Geistlichen, un-

vermuthet begegnenden Freunden, zerbrochenen Rädern, umgeworfenen Wagen buntscheckigen Bericht zu erstatten.

Von Koblenz aus beklagte man sich über bergige Gegenden, beschwerliche Wege und mancherlei Mangel, und rückte sodann, nachdem man sich im Vergangenen kaum zerstreut, dem Wirklichen immer näher; der Einmarsch nach Frankreich in dem schrecklichsten Wetter ward als höchst unerfreulich und als würdiges Vorspiel beschrieben des Zustandes, den wir, nach dem Lager zurückkehrend, voraussehen konnten. Jedoch in solcher Gesellschaft ermuthigt sich Einer am Andern, und ich besonders beruhigte mich beim Anblick der köstlichen wollenen Decken, welche der Reitknecht aufgebunden hatte.

Im Lager fand ich Abends in dem großen Zelte die beste Gesellschaft; sie war dort beisammen geblieben, weil man keinen Fuß herausetzen konnte; Alles war gutes Muths und voller Zuversicht. Die schnelle Uebergabe von Longwy bestätigte die Zusage der Emigrirten, man werde überall mit offenen Armen aufgenommen sein, und es schien sich dem großen Vorhaben nichts als die Witterung entgegenzusetzen. Haß und Verachtung des revolutionären Frankreichs, durch die Manifeste des Herzogs von Braunschweig ausgesprochen, zeigten sich ohne Ausnahme bei Preußen, Oestreichern und Emigrirten.

Freilich durfte man nur das wahrhaft Bekanntgewordene erzählen, so ging daraus hervor, daß ein Volk, auf solchen Grad verneinigt, nicht einmal in Parteien gespalten, sondern im Innersten zerrüttet, in lauter Einzelnheiten getrennt, dem hohen Einheitssinne der edel Verbündeten nicht widerstehen konnte.

Auch hatte man schon von Kriegsthaten zu erzählen. Gleich nach dem Eintritt in Frankreich stießen beim Rekognosciren fünf Eskadronen Husaren von Wolfrat auf tausend Chasseurs, die von Sedan her unser Vorrücken beobachten sollten. Die Unsrigen, wohl geführt, griffen an, und da die Gegenseitigen sich tapfer wehrten, auch keinen Pardon annehmen wollten, gab es ein gräulich Gemetzel, worin wir siegten, Gefangene machten, Pferde, Karabiner und Säbel erbeuteten, durch welches Vorspiel der kriegerische Geist erhöht, Hoffnung und Zutrauen fester gegründet wurden.

Am neunundzwanzigsten August geschah der Aufbruch aus diesen halberstarrten Erd- und Wasserwogen, langsam

und nicht ohne Beschwerde; denn wie sollte man Zelte und Geräck, Monturen und Sonstiges nur einigermaßen reinlich halten, da sich keine trockene Stelle fand, wo man irgend etwas hätte zurechtlegen und ausbreiten können!

Die Aufmerksamkeit jedoch, welche die höchsten Heerführer diesem Abmarsch zuwendeten, gab uns frische Vertrauen. Auf das Strengste war alles Fuhrwerk ohne Ausnahme hinter die Kolonne beordert, nur jeder Regimentschef berechtigt, eine Chaise vor seinem Zug bergehen zu lassen, da ich denn das Glück hatte, im leichten offenen Wägelchen die Hauptarmee für diesmal anzuführen. Beide Häupter, der König sowol als der Herzog von Braunschweig, mit ihrem Gefolge hatten sich da postirt, wo Alles an ihnen vorbei mußte. Ich sah sie von Weitem, und als wir herankamen, ritten Ihre Majestät an mein Wäglein heran und fragten in Ihro lakonischen Art, wem das Fuhrwerk gehöre. Ich antwortete laut: „Herzog von Weimar", und wir zogen vorwärts. Nicht leicht ist Jemand von einem vornehmern Visitator angehalten worden.

Weiterhin jedoch fanden wir den Weg hie und da etwas besser. In einer wunderlichen Gegend, wo Hügel und Thal mit einander abwechselten, gab es besonders für Die zu Pferde noch trockene Räume genug, um sich behaglich vorwärts bewegen zu können. Ich warf mich auf das meine, und so ging es freier und lustiger fort; das Regiment hatte den Vortritt bei der Armee, wir konnten also immer voraus sein und der lästigen Bewegung des Ganzen völlig entgehen.

Der Marsch verließ die Hauptstraße, wir kamen über Arrancy, worauf uns denn Chatillon l'Abbaye als erstes Kennzeichen der Revolution, ein verkauftes Kirchengut, in halb abgebrochenen und zerstörten Mauern, zur Seite liegen blieb.

Nun aber sahen wir über Hügel und Thal des Königs Majestät sich eilig zu Pferde bewegend, wie den Kern eines Kometen von einem langen schweifartigen Gefolge begleitet. Kaum war jedoch dieses Phänomen mit Blitzesschnelle vor uns vorbei geschwunden, als ein zweites von einer andern Seite den Hügel krönte oder das Thal erfüllte. Es war der Herzog von Braunschweig, der Elemente gleicher Art an und nach sich zog. Wir nun, obgleich mehr zum Beobachten als zum Beurtheilen geneigt, konnten doch der Betrachtung nicht ausweichen, welche von beiden Gewalten denn eigentlich die obere sei, welche wol im zweifelhaften Falle zu entscheiden habe — unbeantwortete

Fragen, die uns nur Zweifel und Bedenklichkeiten zurückließen.

Was nun aber hiebei noch ernsteren Stoff zum Nachdenken gab, war, daß man beide Heerführer so ganz krank und frei in ein Land hineinreiten sah, wo nicht unwahrscheinlich in jedem Gebüsch ein aufgeregter Todfeind lauern konnte. Doch mußten wir gestehen, daß gerade das kühne persönliche Hingeben von je her den Sieg errang und die Herrschaft behauptete.

Bei wolkigem Himmel schien die Sonne sehr heiß; das Fuhrwerk in grundlosem Boden fand ein schweres Fortkommen. Zerbrochene Räder an Wagen und Kanonen machten gar manchen Aufhalt, hie und da ermattete Füseliere, die sich schon nicht mehr fortschleppen konnten.

Man hörte die Kanonade bei Thionville und wünschte jener Seite guten Erfolg.

Abends erquickten wir uns im Lager bei Pillon. Eine liebliche Waldwiese nahm uns auf, der Schatten erfrischte schon, zum Küchfeuer war Gestrüpp genug bereit, ein Bach floß vorbei und bildete zwei klare Bassins, die beide sogleich von Menschen und Thieren sollten getrübt werden. Das eine gab ich frei, vertheidigte das andere mit Heftigkeit und ließ es sogleich mit Pfählen und Stricken umziehen. Ohne Lärm gegen die Zudringlichen ging es nicht ab. Da fragte einer von unsern Reitern den andern, die eben ganz gelassen an ihrem Zeuge putzten: „Wer ist denn Der, der sich so mausig macht?“ „Ich weiß nicht,“ versetzte der andere; „aber er hat Recht.“

Also kamen nun Preußen und Oestreicher und ein Theil von Frankreich, auf französischem Boden ihr Kriegshandwerk zu treiben. In wessen Macht und Gewalt thaten sie das? Sie konnten es in eignem Namen thun; der Krieg war ihnen zum Theil erklärt, ihr Bund war kein Geheimniß; aber nun ward noch ein Vorwand erfunden. Sie traten auf im Namen Ludwig's XVI.; sie requirirten nicht, aber sie bezgten gewaltsam. Man hatte Bons drucken lassen, die der Kommandirende unterzeichnete, Derjenige aber, der sie in Händen hatte, nach Befund beliebig ausfüllte; Ludwig XVI. sollte bezahlen. Vielleicht hat nach dem Manifest nichts so sehr das Volk gegen das Königthum aufgehetzt als diese Behandlungsart. Ich war selbst bei einer solchen Scene gegenwärtig, deren ich mich als höchst tragisch erinnere. Mehrere Schäfer mochten ihre Heerden vereinigt haben, um sie in Wäl-

dern oder sonst abgelegenen Orten sicher zu verbergen; von thätigen Patrouillen aber aufgegriffen und zur Armee geführt, sahen sie sich zuerst wohl und freundlich empfangen. Man fragte nach den verschiedenen Besitzern, man sonderte und zählte die einzelnen Heerden. Sorge und Furcht, doch mit einiger Hoffnung, schwebte auf den Gesichtern der tüchtigen Männer. Als sich aber dieses Verfahren dahin auflöste, daß man die Heerden unter Regimenter und Kompagnien vertheilte, den Besitzern hingegen ganz höflich auf Ludwig XVI. gestellte Papiere überreichte, indessen ihre wolligen Zöglinge von den ungeduldigen fleischlustigen Soldaten vor ihren Füßen ermordet wurden, so gesteh' ich wohl, es ist mir nicht leicht eine grausamere Scene und ein tieferer männlicher Schmerz in allen seinen Abstufungen jemals vor Augen und zur Seele gekommen. Die griechischen Tragödien allein haben so einfach tief Ergreifendes.

Den 30. August bis 2. September.

Vom heutigen Tag, der uns gegen Verdun bringen sollte, versprachen wir uns Abenteuer, und sie blieben nicht aus. Der auf- und abwärts gehende Weg war schon besser getrocknet, das Fuhrwerk zog ungehinderter dahin, die Reiter bewegten sich leichter und vergnüglich.

Es hatte sich eine muntere Gesellschaft zusammengefunden, die, wohl beritten, so weit vorging, bis sie einen Zug Husaren antraf, der den eigentlichen Vortrab der Hauptarmee machte. Der Rittmeister, ein gesetzter Mann, schon über die mittlern Jahre, schien unsere Ankunft nicht gerne zu sehen. Die strengste Aufmerksamkeit war ihm empfohlen, Alles sollte mit Vorsicht geschehen, jede unangenehme Zufälligkeit klüglich beseitigt werden. Er hatte seine Leute kunstmäßig vertheilt; sie rückten einzeln vor in gewissen Entfernungen, und Alles begab sich in der größten Ordnung und Ruhe. Menschenleer war die Gegend, die äußerste Einsamkeit ahnungsvoll. So waren wir, Hügel auf, Hügel ab, über Mangiennes, Damvillers, Wavrille und Ormont gekommen, als auf einer Höhe, die eine schöne Aussicht gewährte, rechts in den Weinbergen ein Schuß fiel, worauf die Husaren sogleich zufuhren, die nächste Umgebung zu untersuchen. Sie brachten auch wirklich einen schwarz-

haarigen bärtigen Mann herbei, der ziemlich wild aussah und bei dem man ein schlechtes Terzerol gefunden hatte. Er sagte trotzig, daß er die Vögel aus seinem Weinberg verscheuche und Niemand etwas zu Leide thue. Der Rittmeister schien bei stiller Ueberlegung diesen Fall mit seinen gemessenen Ordres zusammenzuhalten und entließ den bedrohten Gefangenen mit einigen Hieben, die der Kerl so eilig mit auf den Weg nahm, daß man ihm seinen Hut mit großem Lustgeschrei nachwarf, den er aber aufzunehmen keinen Beruf empfand.

Der Zug ging weiter; wir unterhielten uns über die Vorkommenheiten und über Manches, was zu erwarten sein möchte. Nun ist zu bemerken, daß unsre kleine Gesellschaft, wie sie sich den Husaren aufgedrungen hatte, zufällig zusammengekommen, aus den verschiedensten Elementen bestand; meistens waren es gradsinnige, jeder nach seiner Weise dem Augenblick gewidmete Menschen. Einen jedoch muß ich besonders auszeichnen, einen ernsten, sehr achtbaren Mann, von der Art, wie sie zu jener Zeit unter den preußischen Kriegsleuten öfter vorkamen, mehr ästhetisch als philosophisch gebildet, ernst mit einem gewissen hypochondrischen Zuge, still in sich gekehrt und zum Wohlthun mit zarter Leidenschaft aufgelegt.

Als wir so weiter vor uns hinrückten, trafen wir auf eine so seltsame als angenehme Erscheinung, die eine allgemeine Theilnahme erregte. Zwei Husaren brachten ein einspänniges zweirädriges Wägelchen den Berg herauf, und als wir uns erkundigten, was unter der übergespannten Leinwand wol befindlich sein möchte, so fand sich ein Knabe von etwa zwölf Jahren, der das Pferd lenkte, und ein wunderschönes Mädchen oder Weibchen, das sich aus der Ecke hervorbeugte, um die vielen Reiter anzusehen, die ihren zweirädrigen Schirm umzingelten. Niemand blieb ohne Theilnahme, aber die eigentlich thätige Wirkung für die Schöne mußten wir unserm empfindenden Freund überlassen, der von dem Augenblick an, als er das bedürftige Fuhrwerk näher betrachtet, sich zur Rettung unaufhaltsam hingedrängt fühlte. Wir traten in den Hintergrund, er aber fragte genau nach allen Umständen, und es fand sich, daß die junge Person in Samagnieux wohnhaft, dem bevorstehenden Bedrängniß seitwärts zu entfernteren Freunden auszuweichen Willens, sich eben der Gefahr in den Rachen geflüchtet habe, wie in solchen ängstlichen Fällen der Mensch

wähnt, es sei überall besser als da, wo er ist. Einstimmig ward ihr nun auf das Freundlichste begreiflich gemacht, daß sie zurückkehren müsse. Auch unser Anführer, der Rittmeister, der zuerst eine Spionerei hier wittern wollte, ließ sich endlich durch die herzliche Beredtsamkeit des sittlichen Mannes überreden, der sie denn auch, zwei Husaren an der Seite, bis an ihren Wohnort einigermaßen getröstet zurückbrachte, woselbst sie uns, die wir in bester Ordnung und Mannszucht bald nachher durchzogen, auf einem Mäuerchen unter den Ihrigen stehend, freundlich und, weil das erste Abenteuer so gut gelungen war, hoffnungsvoll begrüßte.

Es giebt dergleichen Pausen mitten in den Kriegszügen, wo man durch augenblickliche Mannszucht sich Kredit zu verschaffen sucht und eine Art von gesetzlichem Frieden mitten in der Verwirrung beordert. Diese Momente sind köstlich für Bürger und Bauern und für Jeden, dem das dauernde Kriegsunheil noch nicht allen Glauben an Menschlichkeit geraubt hat.

Ein Lager diesseits Verdun wird aufgeschlagen, und man zählt auf einige Tage Rast.

Den Einunddreißigsten Morgens war ich im Schlafwagen, gewiß der trockensten, wärmsten und erfreulichsten Lagerstätte, halb erwacht, als ich etwas an den Ledervorhängen rauschen hörte und bei Eröffnung derselben den Herzog von Weimar erblickte, der mir einen unerwarteten Fremden vorstellte. Ich erkannte sogleich den abenteuerlichen Grothhus, der, seine Parteigängerrolle auch hier zu spielen nicht abgeneigt, angelangt war, um den bedenklichen Auftrag der Aufforderung Verdun's zu übernehmen. In Gefolg dessen war er gekommen, unsern fürstlichen Anführer um einen Stabstrompeter zu ersuchen, welcher, einer solchen besondern Auszeichnung sich erfreuend, alsobald zu dem Geschäft beordert wurde. Wir begrüßten uns, alter Wunderlichkeiten eingedenk, auf das Heiterste, und Grothhus eilte zu seinem Geschäft, worüber denn, als es vollbracht war, gar mancher Scherz getrieben wurde. Man erzählte sich, wie er, den Trompeter voraus, den Husaren hinterdrein, die Fahrstraße hinabgeritten, die Verduner aber, als Sansculotten das Völkerrecht nicht kennend oder verachtend, auf ihn kanonirt; wie er ein weißes Schnupftuch an die Trompete befestigt und immer heftiger zu blasen befohlen; wie er, von einem Kommando eingeholt und mit verbundenen Augen allein in die Festung geführt, alldort schöne Reden

gehalten, aber nichts bewirkt, und was dergleichen mehr war, wodurch man denn nach Weltart den geleisteten Dienst zu verkleinern und dem Unternehmenden die Ehre zu verkümmern wußte.

Als nun die Festung, wie natürlich, auf die erste Forderung, sich zu ergeben, abgeschlagen, mußte man mit Anstalten zum Bombardement vorschreiten. Der Tag ging hin; indessen besorgt' ich noch ein kleines Geschäft, dessen gute Folgen sich mir bis auf den heutigen Tag erstrecken. In Mainz hatte mich Herr v. Stein mit dem Jägerischen Atlas versorgt, welcher den gegenwärtigen, hoffentlich auch den nächstkünftigen Kriegsschauplatz in mehreren Blättern darstellte. Ich nahm das eine hervor, das achtundvierzigste, in dessen Bezirk ich bei Longwy hereingetreten war, und da unter des Herzogs Leuten sich gerade ein Boßler befand, so ward es zerschnitten und aufgezogen und dient mir noch zur Wiedererinnerung jener für die Welt und mich so bedeutenden Tage.

Nach solchen Vorbereitungen zum künftigen Nutzen und augenblicklicher Bequemlichkeit sah ich mich um auf der Wiese, wo wir lagerten und von wo sich die Zelte bis auf die Hügel erstreckten. Auf dem großen grünen ausgebreiteten Teppich zog ein wunderliches Schauspiel meine Aufmerksamkeit an sich: eine Anzahl Soldaten hatten sich in einen Kreis gesetzt und hantierten etwas innerhalb desselben. Bei näherer Untersuchung fand ich sie um einen trichterförmigen Erdfall gelagert, der, von dem reinsten Quellwasser gefüllt, oben etwa dreißig Fuß im Durchmesser haben konnte. Nun waren es unzählige kleine Fischchen, nach denen die Kriegsleute angelten, wozu sie das Geräth neben ihrem übrigen Gepäcke mitgebracht hatten. Das Wasser war das klarste von der Welt, und die Jagd lustig genug anzusehen. Ich hatte jedoch nicht lange diesem Spiele zugeschaut, als ich bemerkte, daß die Fischlein, indem sie sich bewegten, verschiedene Farben spielten. Im ersten Augenblick hielt ich diese Erscheinung für Wechselfarben der beweglichen Körperchen, doch bald eröffnete sich mir eine willkommene Aufklärung. Eine Scherbe Steingut war in den Trichter gefallen, welche mir aus der Tiefe herauf die schönsten prismatischen Farben gewährte. Heller als der Grund, dem Auge entgegengehoben, zeigte sie an dem von mir abstehenden Rande die Blau- und Violettfarbe, an dem mir zugekehrten Rande dagegen die rothe und gelbe. Als ich mich darauf um die Quelle ringsum

bewegte, folgte mir, wie natürlich bei einem solchen subjektiven Versuche, das Phänomen, und die Farben erschienen, bezüglich auf mich, immer dieselbigen.

Leidenschaftlich ohnehin mit diesen Gegenständen beschäftigt, machte mir's die größte Freude, dasjenige hier unter freiem Himmel so frisch und natürlich zu sehen, weshalb sich die Lehrer der Physik schon fast hundert Jahre mit ihren Schülern in eine dunkle Kammer einzusperren pflegten. Ich verschaffte mir noch einige Scherbenstücke, die ich hineinwarf, und konnte gar wohl bemerken, daß die Erscheinung unter der Oberfläche des Wassers sehr bald anfing, beim Hinabsinken immer zunahm und zuletzt ein kleiner weißer Körper, ganz überfärbt, in Gestalt eines Flämmchens am Boden anlangte. Dabei erinnerte ich mich, daß Agricola schon dieser Erscheinung gedacht und sie unter die feurigen Phänomene zu rechnen sich bewogen gesehn.

Nach Tische ritten wir auf den Hügel, der unseren Zelten die Ansicht von Verdun verbarg; wir fanden die Lage der Stadt als einer solchen sehr angenehm von Wiesen, Gärten umgeben, in einer heitern Fläche, von der Maas in mehreren Aesten durchströmt, zwischen näheren und ferneren Hügeln, als Festung freilich einem Bombardement von allen Seiten ausgesetzt. Der Nachmittag ging hin mit Errichtung der Batterien, da die Stadt sich zu ergeben geweigert hatte. Mit guten Ferngläsern beschauten wir indessen die Stadt und konnten ganz genau erkennen, was auf dem gegen uns gekehrten Wall vorging — mancherlei Volk, das sich hin- und herbewegte und besonders an einem Fleck sehr thätig zu sein schien.

Um Mitternacht fing das Bombardement an, sowol von der Batterie auf unserm rechten Ufer als von einer andern auf dem linken, welche, näher gelegen und mit Brandraketen spielend, die stärkste Wirkung hervorbrachte. Diese geschwänzten Feuermeteore mußte man denn ganz gelassen durch die Luft fahren und bald darauf ein Stadtquartier in Flammen sehen. Unsere Ferngläser, dorthin gerichtet, gestatteten uns, auch dieses Unheil im Einzelnen zu betrachten; wir konnten die Menschen erkennen, die sich oben auf den Mauern dem Brande Einhalt zu thun eifrig bemühten, wir konnten die freistehenden, zusammenstürzenden Gesparre bemerken und unterscheiden. Dieses Alles geschah in Gesellschaft von Bekannten und Unbekannten, wobei es unsägliche, oft widersprechende Bemerkungen gab und gar verschiedene Gesinnungen geäußert wurden. Ich war in eine

Batterie getreten, die eben gewaltsam arbeitete; allein der fürchterlich dröhnende Klang abgefeuerter Haubitzen fiel meinem friedlichen Ohr unerträglich; ich mußte mich bald entfernen. Da traf ich auf den Fürsten Reuß XIII., der mir immer ein freundlicher gnädiger Herr gewesen. Wir gingen hinter Weinbergsmauern hin und her, durch sie geschützt vor den Kugeln, welche herauszusenden die Belagerten nicht faul waren. Nach mancherlei politischen Gesprächen, die uns denn freilich nur in ein Labyrinth von Hoffnungen und Sorgen verwickelten, fragte mich der Fürst, womit ich mich gegenwärtig beschäftige, und war sehr verwundert, als ich, anstatt von Tragödien und Romanen zu vermelden, aufgeregt durch die heutige Refraktionserscheinung, von der Farbenlehre mit großer Lebhaftigkeit zu sprechen begann. Denn es ging mir mit diesen Entwickelungen natürlicher Phänomene wie mit Gedichten: ich machte sie nicht, sondern sie machten mich. Das einmal erregte Interesse behauptete sein Recht, die Produktion ging ihren Gang, ohne sich durch Kanonenkugeln und Feuerballen im Mindesten stören zu lassen. Der Fürst verlangte, daß ich ihm faßlich machen sollte, wie ich in dieses Feld geraten. Hier gereichte mir nun der heutige Fall zu besonderem Nutzen und Frommen.

Bei einem solchen Manne bedurft' es nicht vieler Worte, um ihn zu überzeugen, daß ein Naturfreund, der sein Leben gewöhnlich im Freien, es sei nun im Garten, auf der Jagd, reisend oder durch Feldzüge durchführt, Gelegenheit und Muße genug finde, die Natur im Großen zu betrachten und sich mit den Phänomenen aller Art bekannt zu machen. Nun bieten aber atmosphärische Luft, Dünste, Regen, Wasser und Erde uns immerfort abwechselnde Farbenerscheinungen, und zwar unter so verschiedenen Bedingungen und Umständen, daß man wünschen müsse, solche bestimmter kennen zu lernen, sie zu sondern, unter gewisse Rubriken zu bringen, ihre nähere und fernere Verwandtschaft auszuforschen. Hiedurch gewinne man nun in jedem Fach neue Ansichten, unterschieden von der Lehre der Schule und von gedruckten Ueberlieferungen. Unsere Altväter hätten, begabt mit großer Sinnlichkeit, vortrefflich gesehen, jedoch ihre Beobachtungen nicht fort- noch durchgesetzt, am Wenigsten sei ihnen gelungen, die Phänomene wohl zu ordnen und unter die rechten Rubriken zu bringen.

Dergleichen ward abgehandelt, als wir den feuchten Rasen hin- und herzingen; ich setzte, aufgeregt durch Fragen und Ein-

III.

Vermischte Gedichte.

reden, meine Lehre fort, als die Kälte des einbrechenden Morgens uns an ein Bivouak der Oestreicher trieb, welches, die ganze Nacht unterhalten, einen ungebetenen wohlthätigen Feuerkreis darbot. Eingenommen von meiner Sache, mit der ich mich erst seit zwei Jahren beschäftigte, und die also noch in einer frischen, unreifen Gährung begriffen war, hätte ich kaum wissen können, ob der Fürst mir auch zugehört, wenn er nicht einsichtige Worte dazwischengesprochen und zum Schluß meinen Vortrag wieder aufgenommen und beifällige Aufmunterung gegönnt hätte.

Wie ich denn immer bemerkt habe, daß mit Geschäfts- und Weltleuten, die sich gar Vielerlei aus dem Stegreife müssen vertragen lassen und deshalb immer auf ihrer Hut sind, um nicht hintergangen zu werden, viel besser auch in wissenschaftlichen Dingen zu handeln ist, weil sie den Geist frei halten und dem Referenten auffassen, ohne weiteres Interesse als eigene Aufklärungen; da Gelehrte hingegen gewöhnlich nichts hören, als was sie gelernt und gelehrt haben, und worüber sie mit Ihresgleichen übereingekommen sind. An die Stelle des Gegenstandes setzt sich ein Wort-Credo, bei welchem denn so gut zu verharren ist als bei irgend einem andern.

Der Morgen war frisch, aber trocken; wir gingen, theils gebraten, theils erstarrt, wieder auf und ab und sahen an den Weinbergsmauern sich auf einmal etwas regen. Es war ein Piket Jäger, das die Nacht da zugebracht hatte, nun aber Büchse und Tornister wieder aufnahm, hinab in die niedergebrannten Vorstädte zog, um von da aus die Wälle zu beunruhigen. Einem wahrscheinlichen Tod entgegengehend, sangen sie sehr libertine Lieder, in dieser Lage vielleicht verzeihbar.

Kaum verließen sie die Stätte, als ich auf der Mauer, an der sie gerubt, ein sehr auffallendes geologisches Phänomen zu bemerken glaubte; ich sah auf dem von Kalkstein errichteten weißen Mäuerchen ein Gesims von hellgrünen Steinen, völlig von der Farbe des Jaspis, und war höchlich betroffen, wie mitten in diesen Kalkflötzen eine so merkwürdige Steinart in solcher Menge sich sollte gefunden haben. Auf die eigenste Weise ward ich jedoch entzaubert, als ich, auf das Gespenst losgehend, sogleich bemerkte, daß es das Innere von verschimmeltem Brod sei, das, den Jägern ungenießbar, mit gutem Humor ausgeschnitten und zu Verzierung der Mauer ausgebreitet worden.

Hier gab es nun sogleich Gelegenheit, von der, seitdem wir in Feindesland eingetreten, immer wieder zur Sprache kommenden Vergiftung zu reden, welche freilich ein kriegendes Heer mit panischem Schrecken erfüllt, indem nicht allein jede vom Wirth angebotene Speise, sondern auch das selbstgebackene Brod verdächtig wird, dessen innerer, schnell sich entwickelnder Schimmel ganz natürlichen Ursachen zuzuschreiben ist.

Es war den ersten September früh um acht Uhr, als das Bombardement aufhörte, ob man gleich noch immerfort Kugeln hinüber und herüber wechselte. Besonders hatten die Belagerten einen Vierundzwanzigpfünder gegen uns gekehrt, dessen sparsame Schüsse sie mehr zum Scherz als Ernst verwendeten.

Auf der freien Höhe zur Seite der Weinberge, grad im Angesichte dieses gröbsten Geschützes, waren zwei Husaren zu Pferd aufgestellt, um Stadt und Zwischenraum aufmerksam zu beobachten. Diese blieben die Zeit ihrer Postirung über unangefochten. Weil aber bei der Ablösung sich nicht allein die Zahl der Mannschaft vermehrte, sondern auch manche Zuschauer grad im diesem Augenblick herbeiliefen und ein tüchtiger Klump Menschen zusammenkam, so bielten Jene ihre Ladung bereit. Ich stand in diesem Augenblick mit dem Rücken dem ungefähr hundert Schritt entfernten Husaren- und Volkstrupp zugekehrt, mich mit einem Freund besprechend, als auf einmal der grimmige pfeifend-schmetternde Ton hinter mir herfauste, so daß ich mich auf dem Absatz herumdrehte, ohne sagen zu können, ob der Ton, die bewegte Luft, eine innere psychische, sittliche Anregung dieses Umkehren hervorgebracht. Ich sah die Kugel weit hinter der auseinandergestobenen Menge noch durch einige Zäune ricochetiren. Mit großem Geschrei lief man ihr nach, als sie aufgehört hatte, furchtbar zu sein; Niemand war getroffen, und die Glücklichen, die sich dieser runden Eisenmasse bemächtigt, trugen sie im Triumph umher.

Gegen Mittag wurde die Stadt zum zweiten Mal aufgefordert und erbat sich vierundzwanzig Stunden Bedenkzeit. Diese nutzten auch wir, uns etwas bequemer einzurichten, um zu proviantiren, die Gegend umher zu bereiten, wobei ich denn nicht unterließ, mehrmals zu der unterrichtenden Quelle zurückzukehren, wo ich meine Beobachtungen ruhiger und besonnener anstellen konnte; denn das Wasser war rein ausgesiicht und hatte sich vollkommen klar und ruhig gesetzt, um das Spiel der niedersinkenden Flämmchen nach Lust zu wiederholen, und ich

befand mich in der angenehmsten Gemüthsstimmung. Einige Unglücksfälle versetzten jedoch uns wieder bald in Kriegszustand. Ein Offizier von der Artillerie suchte sein Pferd zu tränken; der Wassermangel in der Gegend war allgemein, meine Quelle, an der er vorbeiritt, lag nicht flach genug, er begab sich nach der nahe fließenden Maas, wo er an einem abhängigen Ufer versank; das Pferd hatte sich gerettet, ihn trug man todt vorbei.

Kurz darauf sah und hörte man eine starke Explosion im östreichischen Lager, an dem Hügel, zu dem wir hinaufsehen konnten: Knall und Dampf wiederholte sich einigemal. Bei einer Bombenfüllung war durch Unvorsichtigkeit Feuer entstanden, das höchste Gefahr drohte; es theilte sich schon gefüllten Bomben mit, und man hatte zu fürchten, der ganze Vorrath möchte in die Luft gehen. Bald aber war die Sorge gestillt durch rühmliche That kaiserlicher Soldaten, welche, die bedrohende Gefahr verachtend, Pulver und gefüllte Bomben aus dem Zeltraum eilig hinaustrugen.

So ging auch dieser Tag hin; am andern Morgen ergab sich die Stadt und ward in Besitz genommen; sogleich aber sollte uns ein republikanischer Charakterzug begegnen. Der Kommandant Beaurepaire, bedrängt von der bedrängten Bürgerschaft, die bei fortdauerndem Bombardement ihre ganze Stadt verbrannt und zerstört sah, konnte die Uebergabe nicht länger verweigern; als er aber auf dem Rathhaus in voller Sitzung seine Zustimmung gegeben hatte, zog er ein Pistol hervor und erschoß sich, um abermals ein Beispiel höchster patriotischer Aufopferung darzustellen.

Nach dieser so schnellen Eroberung von Verdun zweifelte Niemand mehr, daß wir bald darüber hinaus gelangen und in Chalons und Epernay uns von den bisherigen Leiden an gutem Weine bestens erholen sollten. Ich ließ daher ungesäumt die Jägerischen Karten, welche den Weg nach Paris bezeichneten, zerschneiden und sorgfältig aufziehen, auch auf die Rückseite weißes Papier kleben, wie ich es schon bei der ersten gethan, um kurze Tagesbemerkungen flüchtig aufzuzeichnen.

Den 3. September.

Früh hatte sich eine Gesellschaft zusammengefunden, nach der Stadt zu reiten, an die ich mich anschloß. Wir fanden gleich beim Eintritt große frühere Anstalten, die auf einen

längeren Widerstand hinderten; das Straßenpflaster war in der Mitte durchaus aufgehoben und gegen die Häuser angehäuft; das feuchte Wetter machte deshalb das Umherwandeln nicht erfreulich. Wir besuchten aber sogleich die namentlich gerühmten Läden, wo der beste Liker aller Art zu haben war. Wir probirten ihn durch und versorgten uns mit mancherlei Sorten. Unter andern war einer Namens Baume humain, welcher, weniger süß, aber stärker, ganz besonders erquickte. Auch die Dragéen, überzuckerte kleine Gewürzkörner in saubern zylindrischen Dosen, wurden nicht abgewiesen. Bei so vielem Guten gedachte man nun der lieben Zurückgelassenen, denen dergleichen am friedlichen Ufer der Ilm gar wohl behagen möchte. Kistchen wurden gepackt; gefällige wohlwollende Kuriere, das bisherige Kriegsglück in Deutschland zu melden beauftragt, waren geneigt, sich mit einigem Gepäck dieser Art zu belasten, wodurch sich denn die Freundinnen zu Hause in höchster Beruhigung überzeugen mochten, daß wir in einem Lande wallfahrteten, wo Geist und Süßigkeit niemals ausgehen dürfen.

Als wir nun darauf die theilweis verletzte und verwüstete Stadt beschauten, waren wir veranlaßt, die Bemerkung zu wiederholen, daß bei solchem Unglück, welches der Mensch dem Menschen bereitet, wie bei dem, was die Natur uns zuschickt, einzelne Fälle vorkommen, die auf eine Schickung, eine günstige Versehung hinzudeuten scheinen. Der untere Steck eines Gebäudes auf dem Markte ließ einen von vielen Fenstern wohlerleuchteten Fayenceladen sehen; man machte uns aufmerksam, daß eine Bombe, von dem Platz aufschlagend, an den schwachen steinernen Thürpfosten des Ladens gefahren, von demselben aber wieder abgewiesen, andere Richtung genommen habe. Der Thürpfosten war wirklich beschädigt, aber er hatte die Pflicht eines guten Vorfechters gethan; die Glanzfülle des oberflächlichen Porzellans stand in widerspiegelnder Herrlichkeit hinter den wasserhellen, wohlgeputzten Fenstern.

Mittags am Wirthstische wurden wir mit guten Austernkeulen und Wein von Bar traktirt, den man, weil er nicht versahren werden kann, im Lande selbst aufsuchen und genießen muß. Nun ist aber an solchen Tischen Sitte, daß man wol Löffel, jedoch weder Messer noch Gabel erhält, die man daher mitbringen muß. Von dieser Landesart unterrichtet, hatten wir schon solche Bestecke angeschafft, die man dort, flach und zierlich gearbeitet, zu kaufen findet. Muntere, resolute Mädchen war-

teten auf, nach derſelben Art und Weiſe, wie ſie vor einigen Tagen ihrer Garniſon noch aufgewartet hatten.

Bei der Beſitznehmung von Verdun ereignete ſich jedoch ein Fall, der, obgleich nur einzeln, großes Aufſehen erregte und allgemeine Theilnahme herbeirief. Die Preußen zogen ein, und es fiel aus der franzöſiſchen Volksmaſſe ein Flintenſchuß, der Niemand verletzte, deſſen Wageſtück aber ein franzöſiſcher Grenadier nicht verleugnen konnte noch wollte. Auf der Hauptwache, wohin er gebracht wurde, bab' ich ihn ſelbſt geſehn; es war ein ſehr ſchöner, wohlgebildeter junger Mann, feſten Blicks und ruhigen Betragens. Bis ſein Schickſal entſchieden wäre, hielt man ihn läßlich. Zunächſt an der Wache war eine Brücke, unter der ein Arm der Maas durchzog; er ſetzte ſich aufs Mäuerchen, blieb eine Zeit lang ruhig, dann überſchlug er ſich rückwärts in die Tiefe und ward nur todt aus dem Waſſer herausgebracht.

Dieſe zweite heroiſche, ahnungsvolle That erregte leidenſchaftlichen Haß bei den friſch Eingewanderten, und ich hörte ſonſt verſtändige Perſonen behaupten, man möchte weder Dieſem noch dem Kommandanten ein ehrlich Begräbniß geſtatten. Freilich hatte man ſich andere Geſinnungen verſprochen, und noch ſah man nicht die geringſte Bewegung unter den fränkiſchen Truppen, zu uns überzugehen.

Größere Heiterkeit verbreitete jedoch die Erzählung, wie der König in Verdun aufgenommen worden; vierzehn der ſchönſten, wohlerzogenſten Frauenzimmer hatten Ihro Majeſtät mit angenehmen Reden, Blumen und Früchten bewillkommt. Seine Vertrauteſten jedoch riethen ihm ab, vom Genuß Vergiftung befürchtend; aber der großmüthige Monarch verfehlte nicht, dieſe wünſchenswerthen Gaben mit galanter Wendung anzunehmen und ſie zutraulich zu koſten. Dieſe reizenden Kinder ſchienen auch unſeren jungen Offizieren einiges Vertrauen eingeflößt zu haben; gewiß, Diejenigen, die das Glück gehabt, dem Ball beizuwohnen, konnten nicht genug von Liebenswürdigkeit, Anmuth und gutem Betragen ſprechen und rühmen.

Aber auch für ſolidere Genüſſe war geſorgt: denn wie man gehofft und vermuthet hatte, fanden ſich die beſten und reichlichſten Vorräthe in der Feſtung, und man eilte vielleicht nur zu ſehr, ſich daran zu erholen. Ich konnte gar wohl bemerken, daß man mit geräuchertem Speck und Fleiſch, mit Reis

und Linsen und andern guten und nothwendigen Dingen nicht haushältisch genug verfahre, welches in unserer Lage bedenklich schien. Lustig dagegen war die Art, wie ein Zeughaus oder Waffensammlung aller Art ganz gelassen geplündert ward. In ein Kloster hatte man allerlei Gewehre, mehr alte als neue, und mancherlei seltsame Dinge gebracht, womit der Mensch, der sich zu wehren Lust hat, den Gegner abhält oder wol gar erlegt.

Mit jener sanften Plünderung aber verhielt es sich folgendermaßen. Als nach eingenommener Stadt die hohen Militärpersonen sich von den Vorräthen aller Art zu überzeugen gedachten, begaben sie sich ebenfalls in diese Waffensammlung, und indem sie solche für das allgemeine Kriegsbedürfniß in Anspruch nahmen, fanden sie manches Besondere, welches dem Einzelnen zu besitzen nicht unangenehm wäre, und Niemand war leicht mit Musterung dieser Waffen beschäftigt, der nicht auch für sich etwas herausgemustert hätte. Dies ging nun durch alle Grade durch, bis dieser Schatz zuletzt beinahe ganz ins Freie fiel. Nun gab Jedermann der angestellten Wache ein kleines Trinkgeld, um sich diese Sammlung zu besehen, und nahm dabei etwas mit heraus, was ihm anstehen mochte. Mein Diener erbeutete auf diese Weise einen flachen, hohen Stock, der, mit Bindfaden stark und geschickt umwunden, dem ersten Anblick nach nichts weiter erwarten ließ; seine Schwere aber deutete auf einen gefährlichen Inhalt, auch enthielt er eine sehr breite, wol vier Fuß lange Degenklinge, womit eine kräftige Faust Wunder gethan hätte.

So zwischen Ordnung und Unordnung, zwischen Erhalten und Verderben, zwischen Rauben und Bezahlen lebte man immer hin, und dies mag es wol sein, was den Krieg für das Gemüth eigentlich verderblich macht. Man spielt den Kühnen, Zerstörenden, dann wieder den Sanften, Belebenden; man gewöhnt sich an Phrasen, mitten in dem verzweifeltsten Zustand Hoffnung zu erregen und zu beleben; hierdurch entsteht nun eine Art von Heuchelei, die einen besondern Charakter hat und sich von der pfäffischen, höfischen, oder wie sie sonst heißen mögen, ganz eigen unterscheidet.

Einer merkwürdigen Person aber muß ich noch gedenken, die ich zwar nur in der Entfernung hinter Gefängnißgittern gesehen: es war der Postmeister von Sainte Menehould, der sich ungeschickterweise von den Preußen hatte fangen lassen. Er

ſcheute keineswegs die Blicke der Neugierigen und ſchien bei ſeinem ungewiſſen Schickſal ganz ruhig. Die Emigrirten behaupteten, er habe tauſend Tode verdient, und hetzten deshalb an den oberſten Behörden, denen aber zum Ruhme zu rechnen iſt, daß ſie in dieſem wie in andern Fällen ſich mit geziemender hoher Ruhe und anwandigem Gleichmuth betragen.

Am 4. September.

Die viele Geſellſchaft, die ab- und zuging, belebte unſere Zelle den ganzen Tag; man hörte Vieles erzählen, Vieles bereden und beurtheilen; die Lage der Dinge that ſich deutlicher auf als bisher. Alle waren einig, daß man ſo ſchnell als möglich nach Paris verdringen müſſe. Die Feſtungen Montmedy und Sedan hatte man unerobert ſich zur Seite gelaſſen und ſchien von der in dortiger Gegend ſtehenden Armee wenig zu befürchten.

La Fayette, auf welchem das Vertrauen des Kriegsvolks beruhte, war genöthigt geweſen, aus der Sache zu ſcheiden; er ſah ſich gedrängt, zum Feinde überzugehen, und ward als Feind behandelt. Dumouriez, wenn er auch ſonſt als Miniſter Einſicht in Militärangelegenheiten bewieſen hatte, war durch keinen Feldzug berühmt, und aus der Kanzlei zum Oberbefehl der Armee befördert, ſchien er auch nur jene Inkonſequenz und Verlegenheit des Augenblicks zu beweiſen. Von der andern Seite verlauteten die traurigen Vorfälle von der Hälfte des Auguſts aus Paris, wo dem braunſchweigiſchen Manifeſt zum Trutze der König gefangen genommen, abgeſetzt und als Miſſethäter behandelt wurde. Was aber für die nächſten Kriegsoperationen höchſt bedenklich ſei, ward am Umſtändlichſten beſprochen.

Der waldbewachſene Gebirgsriegel, welcher die Aire von Süden nach Norden an ihm herzufließen nöthigt, Forêt d'Argonne genannt, lag unmittelbar vor uns und hielt unſere Bewegung auf. Man ſprach viel von den Feſtetten, dem bedeutenden Paß zwiſchen Verdun und Sainte Menehould. Warum er nicht beſetzt werde, beſetzt worden ſei, darüber konnte man ſich nicht vereinigen. Die Emigrirten ſollten ihn einen Augenblick überrumpelt haben, ohne ihn halten zu können. Die abziehende Beſatzung von Longwy hatte ſich, ſo viel wußte

man, dorthin gezogen; auch Dumouriez schickte, während wir uns auf dem Marsch nach Verdun und mit dem Bombardement der Stadt beschäftigten, Truppen querüber durchs Land, um diesen Posten zu verstärken und den rechten Flügel seiner Position hinter Grandpré zu decken und so den Preußen, Oesterreichern und Emigrirten ein zweites Thermopylä entgegenzustellen.

Man gestand sich einander die höchst ungünstige Lage und mußte sich in die Anstalten fügen, wornach die Armee, welche unaufhaltsam gerade vorwärts hätte dringen sollen, die Aire hinabziehen sollte, um sich an den verschanzten Bergschluchten auf gut Glück zu versuchen; wobei noch für höchst vortheilhaft galt, daß Clermont den Franzosen entrissen und von Hessen besetzt sei, welche, gegen die Islettен operirend, sie, wo nicht wegnehmen, doch beunruhigen konnten.

Den 6. bis 10. September.

In diesem Sinne ward nunmehr das Lager verändert und kam hinter Verdun zu stehen; das Hauptquartier des Königs, Glorieux, des Herzogs von Braunschweig, Regret genannt, gab zu wunderlichen Betrachtungen Anlaß. An den ersten Ort gelangt' ich selbst durch einen verdrießlichen Zufall. Des Herzogs von Weimar Regiment sollte bei Jardin Fontaine zu stehen kommen, nahe an der Stadt und der Maas. Zum Thore fuhren wir glücklich heraus, indem wir uns in den Wagenzug eines unbekannten Regiments einschwärzten und von ihm fortschleppen ließen, obgleich zu bemerken war, daß man sich zu weit entferne; auch hätten wir nicht einmal bei dem schmalen Wege aus der Reihe weichen können, ohne uns in den Gräben unwiederbringlich zu verfahren. Wir schauten rechts und links, ohne zu entdecken; wir fragten ebenso und erhielten keinen Bescheid; denn Alle waren fremd wie wir und aufs Verdrießlichste von dem Zustand angegriffen. Endlich auf eine sanfte Höhe gelangt, sah ich links unten in einem Thal, das zu guter Jahrszeit ganz angenehm sein mochte, einen hübschen Ort mit bedeutenden Schloßgebäuden, worin glücklicherweise ein sanfter grüner Rain uns bequem hinunterzubringen versprach. Ich ließ um so eher aus der schrecklichen Fahrleise hinabwärts ausbiegen, als ich unten Offiziere und Reitknechte hin- und wiedersprengen, Packwagen und Chaisen aufgefahren sah; ich ver-

muthete eins der Hauptquartiere, und so fand sich's; es war Glorieux, der Aufenthalt des Königs. Aber auch da war mein Fragen, wo Jardin Fontaine liege, ganz umsonst. Endlich begegnete ich wie einem Himmelsboten Herrn von Alvensleben, der sich mir früher freundlich erwiesen hatte; Dieser gab mir denn Bescheid, ich solle den von allem Fuhrwerk freien Dorfweg im Thale bis nach der Stadt verfolgen, vor derselben aber links durchzudringen suchen, und ich würde Jardin Fontaine gar bald entdecken.

Beides gelang mir, und ich fand auch unsere Zelte aufgeschlagen, aber im schrecklichsten Zustande; man sah sich in grundlosen Koth versenkt, die verfaulten Schlingen der Zeltücher zerrissen eine nach der andern, und die Leinwand schlug Dem über Kopf und Schulter zusammen, der darunter sein Heil zu suchen gedachte. Eine Zeit lang hatte man's ertragen, doch fiel zuletzt der Entschluß dahin aus, das Oertchen selbst zu beziehen. Wir fanden in einem wohleingerichteten Haus und Hof einen guten neckischen Mann als Besitzer, der ehmals Koch in Deutschland gewesen war; mit Munterkeit nahm er uns auf; im Erdgeschoß fanden sich schöne heitere Zimmer, gutes Kamin und was sonst nur erquicklich sein konnte.

Das Gefolge des Herzogs von Weimar ward aus der fürstlichen Küche versorgt; unser Wirth verlangte jedoch dringend, ich solle nur ein einziges Mal von seiner Kunst etwas kosten. Er bereitete mir auch wirklich ein höchst wohlschmeckendes Gastmahl, das mir aber sehr übel bekam, so daß ich wol auch an Gift hätte denken können, wenn mir nicht noch zeitig genug der Knoblauch eingefallen wäre, durch welchen jene Schüsseln erst recht schmackhaft geworden, der auf mich aber, selbst in der geringsten Dosis, höchst gewaltsame Wirkung auszuüben pflegte. Das Uebel war bald vorbei, und ich hielt mich nach wie vor desto lieber an die deutsche Küche, so lange sie auch nur das Mindeste leisten konnte.

Als es zum Abschied ging, überreichte der gut gelaunte Wirth meinem Diener einen vorher versprochenen Brief nach Paris an eine Schwester, die er besonders empfehlen wolle, fügte jedoch nach einigen Hin- und Wiederreden gutmüthig hinzu: „Du wirst wol nicht hinkommen."

Den 11. September.

Wir wurden also nach einigen Tagen gütlicher Pflege wieder in das schrecklichste Wetter hinausgestoßen; unser Weg ging auf dem Gebirgsrücken hin, der, die Gewässer der Maas und Aire scheidend, beide nach Norden zu fließen nöthigt. Unter großen Leiden gelangten wir nach Malancourt, wo wir leere Keller und Küchen wirthlos fanden und schon zufrieden waren, unter Dach auf trockener Bank eine spärliche mitgebrachte Nahrung zu genießen. Die Einrichtung der Wohnungen selbst gefiel mir; sie zeugte von einem stillen häuslichen Behagen; Alles war einfach naturgemäß, dem unmittelbarsten Bedürfniß genügend. Dies hatten wir gestört, dies zerstörten wir; denn aus der Nachbarschaft erscholl ein Angstruf gegen Plünderer, worauf wir denn, hinzueilend, nicht ohne Gefahr dem Unfug für den Augenblick steuerten. Auffallend genug dabei war, daß die armen unbekleideten Verbrecher, denen wir Mäntel und Hemden entrissen, uns der bärtesten Grausamkeit anklagten, daß wir ihnen nicht vergönnen wollten, auf Kosten der Feinde ihre Blöße zu decken.

Aber noch einen eigneren Vorwurf sollten wir erleben. In unser erstes Quartier zurückgekehrt, fanden wir einen vornehmen, uns sonst schon bekannten Emigrirten. Er ward freundlich begrüßt und verschmähte nicht frugale Bissen; allein man konnte ihm eine innere Bewegung anmerken, er hatte etwas auf dem Herzen, dem er durch Ausrufungen Luft zu machen suchte. Als wir nun früherer Bekanntschaft gemäß einiges Vertrauen in ihm zu erwecken suchten, so beschrie er die Grausamkeit, welche der König von Preußen an den französischen Prinzen ausübe. Erstaunt, fast bestürzt verlangten wir nähere Erklärung. Da erfuhren wir nun, der König habe beim Ausmarsch von Glorieux unerachtet des schrecklichsten Regens keinen Ueberrock angezogen, keinen Mantel umgenommen, da denn die königlichen Prinzen ebenfalls sich dergleichen wetterabwehrende Gewande hätten versagen müssen; unser Marquis aber habe diese allerhöchsten Personen, leicht gekleidet, durch und durch genäßt, träufelnd von abfließender Feuchte, nicht ohne das größte Bejammern anschauen können, ja er hätte, wenn es nütze gewesen wäre, sein Leben daran gewendet, sie in einem trockenen Wagen dahinziehen zu sehen; sie, auf denen Hoffnung und Glück des ganzen Vaterlandes beruhe, die an eine ganz andere Lebensweise gewohnt seien.

Wir hatten freilich darauf nichts zu erwidern; denn ihm konnte die Betrachtung nicht tröstlich werden, daß der Krieg als ein Vertod alle Menschen gleich mache, allen Besitz aufhebe und selbst die höchste Persönlichkeit mit Pein und Gefahr bedrohe.

Den 12. September.

Den andern Morgen aber entschloß ich mich in Betracht so hoher Beispiele, meine leichte und doch mit vier requirirten Pferden bespannte Chaise unter dem Schutz des zuverlässigen Kämmerier Wagner zu lassen, welchem die Equipage und das so nöthige baare Geld nachzubringen aufgetragen war. Ich schwang mich mit einigen guten Gesellen zu Pferde, und so begaben wir uns auf den Marsch nach Landres. Wir fanden auf Mitte Wegs Wellen und Reisig eines abgeschlagenen Birkenhölzchens, deren innere Trockenheit die äußere Feuchte bald überwand und uns lohe Flamme und Kohlen, zur Erwärmung wie zum Kochen genugsam, sehr schnell zum Besten gab. Aber die schöne Anstalt einer Regimentstafel war schon gestört; Tische, Stühle und Bänke sah man nicht nachkommen; man behalf sich stehend, vielleicht angelehnt, so gut es gehen wollte. Doch war das Lager gegen Abend glücklich erreicht; so kampirten wir unsern Landres, gerade Grandpré gegenüber, wußten aber gar wohl, wie stark und vortheilhaft der Paß besetzt sei. Es regnete unaufhörlich, nicht ohne Windstoß; die Zeltdecke gewährte wenig Schutz.

Glückselig aber Der, dem eine höhere Leidenschaft den Busen füllte! Die Farbenerscheinung der Quelle hatte mich dieser Tage her nicht einen Augenblick verlassen, ich überdachte sie hin und wieder, um sie zu bequemen Versuchen zu erheben. Da diktirte ich an Vogel, der sich auch hier als treuen Kanzleigefährten erwies, ins gebrochene Konzept und zeichnete nachher die Figuren darneben. Diese Papiere besitz' ich noch mit allen Merkmalen des Regenwetters und als Zeugniß eines treuen Forschens auf eingeschlagenem bedenklichem Pfad. Den Vortheil aber hat der Weg zum Wahren, daß man sich unsicherer Schritte, eines Umwegs, ja eines Fehltritts noch immer gern erinnert.

Das Wetter verschlimmerte sich und ward in der Nacht so arg, daß man es für das höchste Glück schätzen mußte, sie

unter der Decke des Regimentswagens zuzubringen. Wie schredlich war da der Zuſtand, wenn man bedachte, daß man im Angeſicht des Feindes gelagert ſei und befürchten mußte, daß er aus ſeinen Berg- und Waldverſchanzungen irgendwo hervorzubrechen Luſt haben könne!

Vom 13. bis zum 17. September

traf der Kämmerier Wagner, den Pudel mit eingeſchloſſen, bei guter Zeit mit aller Equipage bei uns ein; er hatte eine ſchredliche Nacht verlebt, war nach tauſend andern Hinderniſſen im Finſtern von der Armee abgekommen, verführt durch ſchlaf- und weintrunkene Knechte eines Generals, denen er nachfuhr. Sie gelangten in ein Dorf und vermutheten die Franzoſen ganz nahe. Von allerlei Alarm geängſtigt, verlaſſen von Pferden, die aus der Schwemme nicht zurückkehrten, wußte er ſich denn doch ſo zu richten und zu ſchicken, daß er von dem unſeligen Dorfe los kam und wir uns zuletzt mit allem mobilen Hab' und Gut wieder zuſammenfanden.

Endlich gab es eine Art von erſchütternder Bewegung und zugleich von Hoffnung; man hörte auf unſerm rechten Flügel ſtark kanoniren und ſagte ſich, General Clerfayt ſei aus den Niederlanden angekommen und habe die Franzoſen auf ihrer linken Flanke angegriffen. Alles war äußerſt geſpannt, den Erfolg zu vernehmen.

Ich ritt nach dem Hauptquartier, um näher zu erfahren, was die Kanonade bedeute und was eigentlich zu erwarten ſei. Man wußte daſelbſt noch nichts genau, als daß General Clerfayt mit den Franzoſen handgemein ſein müſſe. Ich traf auf den Major von Weyrach, der ſich aus Ungeduld und Langerweile ſo eben zu Pferde ſetzte und an die Vorpoſten reiten wollte; ich begleitete ihn, und wir gelangten bald auf eine Höhe, wo man ſich weit genug umſehen konnte. Wir trafen auf einen Huſarenpoſten und ſprachen mit dem Offizier, einem jungen hübſchen Manne. Die Kanonade war weit über Grandpré hinaus, und er hatte Ordre, nicht vorwärts zu gehen, um nicht ohne Noth eine Bewegung zu verurſachen. Wir hatten uns nicht lange beſprochen, als Prinz Louis Ferdinand mit einigem Gefolge ankam, nach kurzer Begrüßung und Hin- und Wiederreden von dem Offizier verlangte, daß er vorwärts gehen

ſolle. Dieſer that dringende Vorſtellungen, worauf der Prinz aber nicht achtete, ſondern vorwärts ritt, dem wir denn Alle folgen mußten. Wir waren nicht weit gekommen, als ein franzöſiſcher Jäger ſich von ferne ſehen ließ, an uns bis auf Büchſenſchußweite heranſprengte und ſodann umkehrend ebenſo ſchnell wieder verſchwand. Ihm folgte der zweite, dann der dritte, welche ebenfalls wieder verſchwanden. Der vierte aber, wahrſcheinlich der erſte, ſchoß die Büchſe ganz ernſtlich auf uns ab; man konnte die Kugel deutlich pfeifen hören. Der Prinz ließ ſich nicht irren, und Jene trieben auch ihr Handwerk, ſo daß mehrere Schüſſe fielen, indem wir unſern Weg verfolgten. Ich hätte den Offizier manchmal angeſehen, der zwiſchen ſeiner Pflicht und zwiſchen dem Reſpekt vor einem königlichen Prinzen in der größten Verlegenheit ſchwankte. Er glaubte wol in meinen Blicken etwas Theilnehmendes zu leſen, ritt auf mich zu und ſagte: „Wenn Sie irgend etwas auf den Prinzen vermögen, ſo erſuchen Sie ihn zurückzugehen! Er ſetzt mich der größten Verantwortung aus; ich habe den ſtrengſten Befehl, meinen angewieſenen Poſten nicht zu verlaſſen, und es iſt nichts vernünftiger, als daß wir den Feind nicht reizen, der hinter Grandpré in einer feſten Stellung gelagert iſt. Kehrt der Prinz nicht um, ſo iſt in Kurzem die ganze Vorpoſtenkette alarmirt, man weiß im Hauptquartier nicht, was es beißen ſoll, und der erſte Verdruß ergeht über mich ganz ohne meine Schuld.“ Ich ritt an den Prinzen heran und ſagte: „Man erzeigt mir ſo eben die Ehre, mir einigen Einfluß auf Ihro Hoheit zuzutrauen, deshalb ich um geneigtes Gehör bitte.“ Ich brachte ihm darauf die Sache mit Klarheit vor, welches kaum nöthig geweſen wäre; denn er ſah ſelbſt Alles vor ſich und war freundlich genug, mit einigen guten Worten ſogleich umzukehren, worauf denn auch die Jäger verſchwanden und zu ſchießen aufhörten. Der Offizier dankte mir aufs Verbindlichſte, und man ſieht hieraus, daß ein Vermittler überall willkommen iſt.

Nach und nach klärte ſich's auf. Die Stellung Dumouriez' bei Grandpré war höchſt feſt und vortheilhaft; daß er auf ſeinem rechten Flügel nicht anzugreifen ſei, wußte man wohl; auf ſeiner Linken waren zwei bedeutende Päſſe: La Croix aux Bois und Le Chesne le populeux, beide wohl verhauen und für unzugänglich gehalten; allein der letzte war einem Offizier anvertraut, einem dergleichen Auftrag nicht gewachſenen oder nachläſſigen. Die Oeſtreicher griffen an: bei der erſten Attale

blieb Prinz von Ligne, der Sohn, sodann aber gelang es; man überwältigte den Posten und der große Plan Dumouriez' war zerstört; er mußte seine Stellung verlassen und sich die Aisne hinaufwärts ziehen, und preußische Husaren konnten durch den Paß dringen und jenseits des Argonner Waldes nachsetzen. Sie verbreiteten einen solchen panischen Schrecken über das französische Heer, daß zehntausend Mann vor fünfhundert flohen und nur mit Mühe konnten zum Stehen gebracht und wieder gesammelt werden; wobei sich das Regiment Chamborand besonders hervorthat und den Unsrigen ein weiteres Vordringen verwehrte, welche, ohnehin nur gewissermaßen auf Rekognoszirен ausgeschickt, siegreich mit Freuden zurückkehrten und nicht leugneten, einige Wagen gute Beute gemacht zu haben. In das unmittelbar Brauchbare, Geld und Kleidung, hatten sie sich getheilt, mir aber als einem Kanzleimann kamen die Papiere zu gut, worunter ich einige ältere Befehle La Fayette's und mehrere höchst sauber geschriebene Listen fand. Was mich aber am Meisten überraschte, war ein ziemlich neuer Moniteur. Dieser Druck, dieses Format, mit dem man seit einigen Jahren ununterbrochen bekannt gewesen und die man nun seit mehreren Wochen nicht gesehen, begrüßten mich auf eine etwas unfreundliche Weise, indem ein lakonischer Artikel vom dritten September mir drohend zurief: Les Prussiens pourront venir à Paris, mais ils n'en sortiront pas. Also hielt man denn doch in Paris für möglich, wir könnten hingelangen; daß wir wieder zurückkehrten, dafür mochten die oberen Gewalten sorgen.

Die schreckliche Lage, in der man sich zwischen Erde und Himmel befand, war einigermaßen erleichtert, als man die Armee zurücken und eine Abtheilung der Avantgarde nach der andern vorwärts ziehen sah. Endlich kam die Reihe auch an uns; wir gelangten über Hügel, durch Thäler, Weinberge vorbei, an denen man sich auch wol erquickte. Man kam sodann zu aufgehellter Stunde in eine freiere Gegend und sah in einem freundlichen Thal der Aire das Schloß von Grandpré auf einer Höhe sehr wohl gelegen, eben an dem Punkte, wo genannter Fluß sich westwärts zwischen die Hügel drängt, um auf der Gegenseite des Gebirgs sich mit der Aisne zu verbinden, deren Gewässer immer dem Sonnenuntergang zu durch Vermittlung der Dise endlich in die Seine gelangen; woraus denn ersichtlich, daß der Gebirgsrücken, der uns von der Maas trennte, zwar nicht von bedeutender Höhe, doch von entschiedenem Ein-

fluß auf den Waſſerlauf, uns in eine andere Flußregion zu nöthigen geeignet war.

Auf dieſem Zuge gelangte ich zufällig in das Gefolge des Königs, dann des Herzogs von Braunſchweig; ich unterhielt mich mit Fürſt Reuß und andern diplomatiſch-militäriſchen Bekannten. Dieſe Reitermaſſen machten zu der angenehmen Landſchaft eine reiche Staffage; man hätte einen van der Meulen gewünſcht, um ſolchen Zug zu verewigen; Alles war heiter, munter, voller Zuverſicht und heldenhaft. Einige Dörfer brannten zwar vor uns auf, allein der Rauch thut in einem Kriegsbilde auch nicht übel. Man hatte, ſo hieß es, aus den Häuſern auf den Vortrab geſchoſſen und dieſer nach Kriegsrecht ſogleich die Selbſtrache geübt. Es ward getadelt, war aber nicht zu ändern; dagegen nahm man die Weinberge in Schutz, von denen ſich die Beſitzer doch keine große Leſe verſprechen durften, und ſo ging es zwiſchen freund- und feindſeligem Betragen immer vorwärts.

Wir gelangten, Grandpré hinter uns laſſend, o. und über die Aisne und lagerten bei Vaux les Mourons; hier waren wir nun in der verrufenen Champagne, es ſah aber ſo übel noch nicht aus. Ueber dem Waſſer an der Sonnenſeite erſtreckten ſich wohlgehaltene Weinberge, und wo man Dörfer und Scheunen viſitirte, fanden ſich Nahrungsmittel genug für Menſchen und Thiere, nur leider der Weizen nicht ausgedroſchen, noch weniger genugſame Mühlen, ihn zu mahlen; Oefen zum Backen waren auch ſelten, und ſo fing es wirklich an, ſich einem Tantaliſchen Zuſtande zu nähern.

Am 18. September.

Dergleichen Betrachtungen anzuſtellen, verſammelte ſich eine große Geſellſchaft, die überhaupt, wo es Halt gab, ſich immer mit einigem Zutrauen, beſonders beim Nachmittagskaffee, zuſammenfügte; ſie beſtand aus wunderlichen Elementen, Deutſchen und Franzoſen, Kriegern und Diplomaten, alles bedeutende Perſonen, erfahren, klug, geiſtreich, aufgeregt durch die Wichtigkeit des Augenblicks, Männer ſämmtlich von Werth und Würde, aber doch eigentlich nicht in den innern Rath gezogen und alſo deſto mehr bemüht auszuſinnen, was beſchloſſen ſein, was geſchehen könnte.

Dumouriez, als er den Paß von Grandpré nicht länger halten konnte, hatte sich die Aisne hinauf gezogen, und da ihm der Rücken durch die Islette gesichert war, sich auf die Höhen von Sainte Menehould, die Fronte gegen Frankreich, gestellt. Wir waren durch den engen Paß hereingedrungen, hatten unerobert Festen, Sedan, Montmedy, Stenay im Rücken und an der Seite, die uns jede Zufuhr nach Belieben erschweren konnten. Wir betraten beim schlimmsten Wetter ein seltsames Land, dessen undankbarer Kalkboden nur kümmerlich ausgestreute Ortschaften ernähren konnte.

Freilich lag Rheims, Chalons und ihre gesegneten Umgebungen nicht fern, man konnte hoffen, sich vorwärts zu erholen; die Gesellschaft überzeugte sich daher beinahe einstimmig, daß man auf Rheims marschiren und sich Chalons' bemächtigen müsse; Dumouriez könne sich in seiner vortheilhaften Stellung alsdann nicht ruhig verhalten, eine Schlacht wäre unvermeidlich, wo es auch sei; man glaubte sie schon gewonnen zu haben.

Den 19. September.

Manches Bedenken gab es daher, als wir den Neunzehnten beordert wurden, auf Massiges unsern Zug zu richten, die Aisne aufwärts zu verfolgen und dieses Wasser sowol als das Waldgebirg, näher oder ferner, linker Hand zu behalten.

Nun erholte man sich unterwegs von solchen nachdenklichen Betrachtungen, indem man mancherlei Zufälligkeiten und Ereignissen eine heitere Theilnahme schenkte; ein wundersames Phänomen zog meine ganze Aufmerksamkeit auf sich. Man hatte, um mehrere Kolonnen neben einander fortzuschieben, die eine querfeldein über flache Hügel geführt, zuletzt aber, als man wieder ins Thal sollte, einen steilen Abhang gefunden; dieser ward nun alsbald, so gut es gehen wollte, abgeböscht, doch blieb er immer noch schroff genug. Nun trat eben zu Mittag ein Sonnenblick hervor und spiegelte sich in allen Gewehren. Ich hielt auf einer Höhe und sah jenen blinkenden Waffenfluß glänzend heranziehen; überraschend aber war es, als die Kolonne an den steilen Abhang gelangte, wo sich die bisher geschlossenen Glieder sprungweise trennten und jeder Einzelne, so gut er konnte, in die Tiefe zu gelangen suchte. Diese Unordnung gab völlig

den Begriff eines Wasserfalls; eine Unzahl durch einander hin- und wiederblinkender Bajonnette bezeichneten die lebhafteste Bewegung. Und als nun unten am Fuße sich Alles wieder gleich in Reih' und Glied ordnete und se, wie sie oben angekommen, nun wieder im Thale fortzogen, ward die Vorstellung eines Flusses immer lebhafter; auch war diese Erscheinung um so angenehmer, als ihre lange Dauer fort und fort durch Sonnenblicke begünstigt wurde, deren Werth man in solchen zweifelhaften Stunden nach langer Entbehrung erst recht schätzen lernte.

Nachmittag gelangten wir endlich nach Massiges, nur noch wenige Stunden vom Feind; das Lager war abgesteckt, und wir bezogen den für uns bestimmten Raum. Schon waren Pfähle geschlagen, die Pferde drangebunden, Feuer angezündet, und der Küchwagen that sich auf. Ganz unerwartet kam daher das Gerücht, das Lager solle nicht stattfinden, denn es sei die Nachricht angekommen, das französische Heer ziehe sich von Sainte Menehould auf Chalons; der König wolle sie nicht entwischen lassen und habe daher Befehl zum Aufbruch gegeben. Ich suchte an der rechten Schmiede hierüber Gewißheit und vernahm das, was ich schon gehört hatte, nur mit dem Zusatze: auf diese unsichere und unwahrscheinliche Nachricht sei der Herzog von Weimar und der General Heymann mit eben den Husaren, welche die Unruhe erregt, vorgegangen. Nach einiger Zeit kamen diese Generale zurück und versicherten, es sei nicht die geringste Bewegung zu bemerken; auch mußten jene Patrouillen gestehen, daß sie das Gemeldete mehr geschlossen als gesehen hätten.

Die Anregung aber war einmal gegeben, und der Befehl lautete, die Armee solle vorrücken, jedoch ohne das mindeste Gepäck; alles Fuhrwerk sollte bis Maison Champagne zurückkehren, dort eine Wagenburg bilden und den, wie man voraussetzte, glücklichen Ausgang einer Schlacht abwarten.

Nicht einen Augenblick zweifelhaft, was zu thun sei, überließ ich Wagen, Gepäck und Pferde meinem entschlossenen, sorgfältigen Bedienten und setzte mich mit den Kriegsgenossen alsobald zu Pferde. Es war schon früher mehrmals zur Sprache gekommen, daß, wer sich in einen Kriegszug einlasse, durchaus bei den regulirten Truppen, welche Abtheilung es auch sei, an die er sich angeschlossen, fest bleiben und keine Gefahr scheuen solle; denn was uns auch da betreffe, sei immer ehrenvoll, dahingegen bei der Bagage, beim Troß oder sonst zu verweilen, zugleich gefährlich und schmählich. Und se hatte ich auch mit

den Offizieren des Regiments abgeredet, daß ich mich immer an sie und wo möglich an die Leibschwadron anschließen wolle, weil ja dadurch ein so schönes und gutes Verhältniß nur immer besser befestigt werden könne.

Der Weg war das kleine Wasser die Tourbe hinauf vorgezeichnet, durch das traurigste Thal von der Welt, zwischen niedrigen Hügeln, ohne Baum und Busch; es war befohlen und eingeschärft, in aller Stille zu marschiren, als wenn wir den Feind überfallen wollten, der doch in seiner Stellung das Heranrücken einer Masse von funfzigtausend Mann wol mochte erfahren haben. Die Nacht brach ein, weder Mond noch Sterne leuchteten am Himmel, es pfiff ein wüster Wind; die stille Bewegung einer so großen Menschenreihe in tiefer Finsterniß war ein höchst Eigenes.

Indem man neben der Kolonne herritt, begegnete man mehreren bekannten Offizieren, die hin- und wiedersprengten, um die Bewegung des Marsches bald zu beschleunigen, bald zu retardiren. Man besprach sich, man hielt stille, man versammelte sich. So hatte sich ein Kreis von vielleicht zwölf Bekannten und Unbekannten zusammengefunden; man fragte, klagte, wunderte sich, schalt und raisonnirte: das gestörte Mittagessen konnte man dem Heerführer nicht verzeihen. Ein munterer Gast wünschte sich Bratwurst und Brod, ein anderer sprang gleich mit seinen Wünschen zum Rebbraten und Sardellensalat; da das Alles aber unentgeltlich geschah, fehlte es auch nicht an Pasteten und sonstigen Leckerbissen, nicht an den köstlichsten Weinen, und ein so vollkommenes Gastmahl war beisammen, daß endlich Einer, dessen Appetit übermäßig rege geworden, die ganze Gesellschaft verwünschte und die Pein einer aufgeregten Einbildungskraft im Gegensatze des größten Mangels ganz unerträglich schalt. Man verlor sich auseinander, und der Einzelne war nicht besser dran als Alle zusammen.

Den 19. September Nachts.

So gelangten wir bis Somme Tourbe, wo man Halt machte; der König war in einem Gasthofe abgetreten, vor dessen Thüre der Herzog von Braunschweig in einer Art Laube Hauptquartier und Kanzlei errichtete. Der Platz war groß, es brannten mehrere Feuer, durch große Bundel Weinpfähle gar lebhaft

unterhalten. Der Fürst-Feldmarschall tadelte einigemal persönlich, daß man die Flamme allzu stark auflodern lasse; wir besprachen uns darüber, und Niemand wollte glauben, daß unsere Nähe den Franzosen ein Geheimniß geblieben sei.

Ich war zu spät angekommen und mochte mich in der Nähe umsehen, wie ich wollte, Alles war schon, wo nicht verzehrt, doch in Besitz genommen. Indem ich so umherforschte, gaben mir die Emigrirten ein kluges Küchenschauspiel: sie saßen um einen großen, runden, flachen, abglimmenden Aschenhaufen, in den sich mancher Weinstab knisternd mochte aufgelöst haben; klüglich und schnell hatten sie sich aller Eier des Dorfes bemächtigt; und es sah wirklich appetitlich aus, wie die Eier in dem Aschenhaufen neben einander aufrecht standen und eins nach dem andern zu rechter Zeit schlurfbar herausgehoben wurde. Ich kannte Niemand von den edlen Küchengesellen; unbekannt mocht' ich sie nicht ansprechen; als mir aber so eben ein lieber Bekannter begegnete, der so gut wie ich an Hunger und Durst litt, fiel mir eine Kriegslist ein, nach einer Bemerkung, die ich auf meiner kurzen militärischen Laufbahn anzustellen Gelegenheit gehabt. Ich hatte nämlich bemerkt, daß man beim Fouragiren um die Dörfer und in denselben tölpisch geradezu verfahre; die ersten Andringenden fielen ein, nahmen weg, verdarben, zerstörten, die folgenden fanden immer weniger, und was verloren ging, kam Niemand zu Gute. Ich hatte schon gedacht, daß man bei dieser Gelegenheit strategisch verfahren, und wenn die Menge von vornen hereindringe, sich von der Gegenseite nach einigem Bedürfniß umsehen müsse. Dies konnte nun hier kaum der Fall sein, denn Alles war überschwemmt; aber das Dorf zog sich sehr in die Länge und zwar seitwärts der Straße, wo wir hereingekommen. Ich forderte meinen Freund auf, die lange Gasse mit hinunter zu gehen. Aus dem vorletzten Hause kam ein Soldat fluchend heraus, daß schon Alles aufgezehrt und nirgends nichts mehr zu haben sei. Wir sahen durch die Fenster, da saßen ein paar Jäger ganz ruhig; wir gingen hinein, um wenigstens auf einer Bank unter Dach zu sitzen, wir begrüßten sie als Kameraden und klagten freilich über den allgemeinen Mangel. Nach einigem Hin- und Wiederreden verlangten sie, wir sollten ihnen Verschwiegenheit geloben, worauf wir die Hand gaben. Nun eröffneten sie uns, daß sie in dem Hause einen schönen wohlbestellten Keller gefunden, dessen Eingang sie zwar selbst sekretirt, uns jedoch von dem Vorrath

einen Antheil nicht versagen wollten. Einer zog einen Schlüssel hervor und nach verschiedenen weggeräumten Hindernissen fand sich eine Kellerthüre zu eröffnen. Hinabgestiegen fanden wir nun mehrere etwa zweieimrige Fässer auf dem Lager; was uns aber mehr interessirte, verschiedene Abtheilungen in Sand gelegter gefüllter Flaschen, wo der gutmüthige Kamerad, der sie schon durchprobirt hatte, an die beste Sorte wies. Ich nahm zwischen die ausgespreizten Finger jeder Hand zwei Flaschen, zog sie unter den Mantel, mein Freund desgleichen, und so schritten wir in Hoffnung baldiger Erquickung die Straße wieder hinaufwärts.

Unmittelbar am großen Wachfeuer gewahrte ich eine schwere starke Egge, setzte mich darauf und schob unter dem Mantel meine Flaschen zwischen die Zacken herein. Nach einiger Zeit bracht' ich eine Flasche hervor, wegen der mich meine Nachbarn beriefen, denen ich sogleich den Mitgenuß anbot. Sie thaten gute Züge, der Letzte bescheiden, da er wohl merkte, er lasse mir nur wenig zurück; ich verbarg die Flasche neben mir und brachte bald darauf die zweite hervor, trank den Freunden zu, die sich's abermals wohl schmecken ließen, anfangs das Wunder nicht bemerkten, bei der dritten Flasche jedoch laut über den Hexenmeister aufschrieen, und es war in dieser traurigen Lage ein auf alle Weise willkommener Scherz.

Unter den vielen Personen, deren Gestalt und Gesicht im Kreise vom Feuer erleuchtet war, erblickt' ich einen ältlichen Mann, den ich zu kennen glaubte. Nach Erkundigung und Annäherung war er nicht wenig verwundert, mich hier zu sehen. Es war Marquis von Bombelles, dem ich vor zwei Jahren in Venedig, der Herzogin Amalie folgend, aufgewartet hatte, wo er, als französischer Gesandter residirend, sich höchst angelegen sein ließ, dieser trefflichen Fürstin den dortigen Aufenthalt so angenehm als möglich zu machen. Wechselseitiger Verwunderungsausruf, Freude des Wiedersehens und Erinnerung erheiterten diesen ernsten Augenblick. Zur Sprache kam seine prächtige Wohnung am großen Kanal; es ward gerühmt, wie wir daselbst, in Gondeln anfahrend, ehrenvoll empfangen und freundlich bewirthet worden; wie er durch kleine Feste, gerade im Geschmack und Sinn dieser, Natur und Kunst, Heiterkeit und Anstand in Verbindung liebenden Dame sie und die Ihrigen auf vielfache Weise erfreute, auch sie durch seinen Einfluß manches andere, für Fremde sonst verschlossene Gute genießen lassen.

Neujahrslied.*)

1767 oder 1768.

Wer kömmt, wer kauft von meiner Waar'?
Devisen auf das neue Jahr
Für alle Stände!
Und fehlt auch einer hie und da,
Ein einz'ger Handschuh paßt sich ja
An zwanzig Hände.

Du Jugend, die Du tändelnd liebst,
Ein Küßchen um ein Küßchen giebst,
Unschuldig heiter,
Jetzt lebst Du noch ein Wenig dumm;
Geht nur erst dieses Jahr herum,
So bist Du weiter!

Die Ihr schon Amor's Wege kennt
Und schon ein Bißchen lichter brennt,
Ihr macht mir bange.
Zum Ernst, Ihr Kinder, von dem Spaß!
Das Jahr, zur höchsten Noth noch das,
Sonst währt's zu lange!

Du junger Mann, Du junge Frau,
Lebt nicht zu treu, nicht zu genau
In enger Ehe!
Die Eifersucht quält manches Haus
Und trägt am Ende doch nichts aus
Als doppelt Wehe.

Der Wittwer wünscht in seiner Noth,
Zur sel'gen Frau durch schnellen Tod

*) Zuerst abgedruckt im Leipziger Liederbuch (vgl. I 39) und fast gleichzeitig in den „Unterhaltungen" (Band 8, Stück 6, Monat Dezember 1769. Hamburg.) In Beziehung auf das erste verdanken wir den genauen Nachforschungen von S. Hirzel („Neues Verzeichniß einer Goethe-Bibliothek 1795—1881") die Gewißheit, daß es zwischen Ostern und Michaelis 1769 gedruckt ist. — Ueber die zahlreichen Varianten des Textes siehe den Schluß des Bandes.

Wie ſehr war ich aber verwundert, da ich ihn, den ich durch eine wahrhafte Lobrede zu ergetzen gedachte, mit Wehmuth ausrufen hörte: „Schweigen wir von dieſen Dingen! Jene Zeit liegt nur gar zu weit hinter mir, und ſchon damals, als ich meine edlen Gäſte mit ſcheinbarer Heiterkeit unterhielt, nagte mir der Wurm am Herzen; ich ſah die Folgen voraus deſſen, was in meinem Vaterlande vorging. Ich bewunderte Ihre Sorgloſigkeit, in der Sie die auch Ihnen bevorſtehende Gefahr nicht ahneten; ich bereitete mich im Stillen zu Veränderung meines Zuſtandes. Bald nachher mußt' ich meinen ehrenvollen Poſten und das werthe Venedig verlaſſen und eine Irrfahrt antreten, die mich endlich auch hierher geführet hat."

Das Geheimnißvolle, das man dieſem offenbaren Heranzuge von Zeit zu Zeit hatte geben wollen, ließ uns vermuthen, man werde noch in dieſer Nacht aufbrechen und vorwärts gehen; allein ſchon dämmerte der Tag, und mit demſelben ſtrich ein Sprühregen daher; es war ſchon völlig hell, als wir uns in Bewegung ſetzten. Da des Herzogs von Weimar Regiment den Vortrab hatte, gab man der Leibſchwadron, als der vorderſten der ganzen Kolonne, Huſaren mit, die den Weg unſerer Beſtimmung kennen ſollten. Nun ging es, mitunter im ſcharfen Trab, über Felder und Hügel ohne Buſch und Baum; nur in der Entfernung links ſah man die Argonner Waldgegend; der Sprühregen ſchlug uns heftiger ins Geſicht; bald aber erblickten wir eine Pappelallee, die, ſehr ſchön gewachſen und wohl unterhalten, unſere Richtung quer durchſchnitt. Es war die Chauſſee von Chalons auf Sainte Menehould, der Weg von Paris nach Deutſchland; man führte uns drüber weg und ins Graue hinein.

Schon früher hatten wir den Feind vor der waldichten Gegend gelagert und aufmarſchirt geſehen, nicht weniger ließ ſich bemerken, daß neue Truppen ankamen; es war Kellermann, der ſich ſo eben mit Dumouriez vereinigte, um deſſen linken Flügel zu bilden. Die Unſrigen brannten vor Begierde, auf die Franzoſen loszugehen; Offiziere wie Gemeine hegten den glühenden Wunſch, der Feldherr möge in dieſem Augenblicke angreifen; auch unſer heftiges Vordringen ſchien darauf hinzudeuten. Aber Kellermann hatte ſich zu vortheilhaft geſtellt, und nun begann die Kanonade, von der man viel erzählt, deren augenblickliche Gewaltſamkeit jedoch man nicht beſchreiben, nicht einmal in der Einbildungskraft zurückrufen kann.

Schon lag die Chaussee weit hinter uns, wir stürmten immerfort gegen Westen zu, als auf einmal ein Adjutant gesprengt kam, der uns zurück beorderte; man hatte uns zu weit geführt, und nun erhielten wir den Befehl, wieder über die Chaussee zurückzukehren und unmittelbar an ihre linke Seite den rechten Flügel zu lehnen. Es geschah, und so machten wir Fronte gegen das Vorwerk la Lune, welches auf der Höhe, etwa eine Viertelstunde vor uns, an der Chaussee zu sehen war. Unser Befehlshaber kam uns entgegen; er hatte so eben eine halbe reitende Batterie hinaufgebracht, wir erhielten Ordre, im Schutz derselben vorwärts zu gehen, und fanden unterwegs einen alten Schirrmeister ausgestreckt als das erste Opfer des Tags auf dem Acker liegen. Wir ritten ganz getrost weiter, wir sahen das Vorwerk näher; die dabei aufgestellte Batterie feuerte tüchtig.

Bald aber fanden wir uns in einer seltsamen Lage; Kanonenkugeln flogen wild auf uns ein, ohne daß wir begriffen, wo sie herkommen konnten; wir avancirten ja hinter einer befreundeten Batterie und das feindliche Geschütz auf den entgegengesetzten Hügeln war viel zu weit entfernt, als daß es uns hätte erreichen sollen. Ich hielt seitwärts vor der Fronte und hatte den wunderbarsten Anblick; die Kugeln schlugen dutzendweise vor der Eskadron nieder, zum Glück nicht ricochetirend, in den weichen Boden hineingewühlt; Koth aber und Schmutz bespritzte Mann und Roß; die schwarzen Pferde, von tüchtigen Reitern möglichst zusammengehalten, schnaubten und tosten; die ganze Masse war, ohne sich zu trennen oder zu verwirren, in fluthender Bewegung.

Ein sonderbarer Anblick erinnerte mich an andere Zeiten. In dem ersten Gliede der Eskadren schwankte die Standarte in den Händen eines schönen Knaben hin und wieder; er hielt sie fest, ward aber vom aufgeregten Pferde widerwärtig geschaukelt; sein anmuthiges Gesicht brachte mir seltsam genug, aber natürlich, in diesem schauerlichen Augenblick die noch anmuthigere Mutter vor die Augen, und ich mußte an die ihr zur Seite verbrachten friedlichen Momente gedenken.

Endlich kam der Befehl, zurück und hinab zu gehen; es geschah von den sämmtlichen Kavallerieregimentern mit großer Ordnung und Gelassenheit, nur ein einziges Pferd von Lottum ward getödtet, da wir Uebrigen, besonders auf dem äußersten rechten Flügel, eigentlich Alle hätten umkommen müssen.

Nachdem wir uns denn aus dem unbegreiflichen Feuer zurückgezogen, von Ueberraſchung und Erſtaunen uns erholt hatten, löſte ſich das Räthſel: wir fanden die halbe Batterie, unter deren Schutz wir vorwärts zu gehen geglaubt, ganz unten in einer Vertiefung, dergleichen das Terrain zufällig in dieſer Gegend gar manche bildete. Sie war von oben vertrieben worden und an der anderen Seite der Chauſſee in einer Schlucht heruntergegangen, ſo daß wir ihren Rückzug nicht bemerken konnten; feindliches Geſchütz trat an die Stelle, und was uns hätte bewahren ſollen, wäre beinahe verderblich geworden. Auf unſeren Tadel lachten die Burſche nur und verſicherten ſcherzend, hier unten im Schauer ſei es doch beſſer.

Wenn man aber nachher mit Augen ſah, wie eine ſolche reitende Batterie ſich durch die ſchreckbaren ſchlammigen Hügel qualvoll durchzerren mußte, ſo hatte man abermals den bedenklichen Zuſtand zu überlegen, in den wir uns eingelaſſen hatten.

Indeſſen dauerte die Kanonade immer fort. Kellermann hatte einen gefährlichen Poſten bei der Mühle von Valmy, dem eigentlich das Feuern galt; dort ging ein Pulverwagen in die Luft, und man freute ſich des Unheils, das er unter den Feinden angerichtet haben mochte. Und ſo blieb Alles eigentlich nur Zuſchauer und Zuhörer, was im Feuer ſtand und nicht. Wir hielten auf der Chauſſee von Chalons an einem Wegweiſer, der nach Paris deutete.

Dieſe Hauptſtadt alſo hatten wir im Rücken, das franzöſiſche Heer aber zwiſchen uns und dem Vaterland. Stärkere Riegel waren vielleicht nie vorgeſchoben, Demjenigen höchſt apprehenſiv, der eine genaue Karte des Kriegstheaters nun ſeit vier Wochen unabläſſig ſtudirte.

Doch das augenblickliche Bedürfniß behauptet ſein Recht ſelbſt gegen das nächſtkünftige. Unſere Huſaren hatten mehrere Brodkarren, die von Chalons nach der Armee gehen ſollten, glücklich aufgefangen und brachten ſie den Hochweg daher. Wie es uns nun fremd vorkommen mußte, zwiſchen Paris und Sainte Menehould poſtirt zu ſein, ſo konnten Die zu Chalons des Feindes Armee keineswegs auf dem Wege zu der übrigen vermuthen. Gegen einiges Trinkgeld ließen die Huſaren von dem Brod etwas ab, es war das ſchönſte weiße; der Franzos erſchrickt vor jeder ſchwarzen Krume. Ich theilte mehr als einen

Laib unter die zunächst Angehörigen, mit der Bedingung, mir für die folgenden Tage einen Antheil daran zu verwahren.

Auch noch zu einer andern Vorsicht fand ich Gelegenheit; ein Jäger aus dem Gefolge hatte gleichfalls diesen Husaren eine tüchtige wollene Decke abgehandelt; ich bot ihm die Uebereinkunft an, mir sie auf drei Nächte, jede Nacht für acht Groschen, zu überlassen, wogegen er sie am Tage verwahren sollte. Er hielt dieses Bedingniß für sehr vortheilhaft; die Decke hatte ihm einen Gulden gekostet, und nach kurzer Zeit erhielt er sie mit Profit ja wieder. Ich aber konnte auch zufrieden sein; meine köstlichen wollenen Hüllen von Longwy waren mit der Bagage zurückgeblieben, und nun hatte ich doch bei allem Mangel von Dach und Fach außer meinem Mantel noch einen zweiten Schutz gewonnen.

Alles dieses ging unter anhaltender Begleitung des Kanonendonners vor. Von jeder Seite wurden an diesem Tage zehntausend Schüsse verschwendet, wobei auf unserer Seite nur zwölfhundert Mann, und auch diese ganz unnütz, fielen. Von der ungeheuren Erschütterung klärte sich der Himmel auf; denn man schoß mit Kanonen völlig, als wär' es Pelotonfeuer, zwar ungleich, bald abnehmend, bald zunehmend. Nachmittags ein Uhr nach einiger Pause war es am Gewaltsamsten, die Erde bebte im ganz eigentlichsten Sinne, und doch sah man in den Stellungen nicht die mindeste Veränderung. Niemand wußte, was daraus werden sollte.

Ich hatte so viel vom Kanonenfieber gehört und wünschte zu wissen, wie es eigentlich damit beschaffen sei. Langeweile und ein Geist, den jede Gefahr zur Kühnheit, ja zur Verwegenheit aufruft, verleitete mich, ganz gelassen nach dem Vorwerk la Lune hinauf zu reiten. Dieses war wieder von den Unsrigen besetzt, gewährte jedoch einen gar wilden Anblick. Die zerschossenen Dächer, die herumgestreuten Weizenbündel, die darauf hie und da ausgestreckten tödtlich Verwundeten und dazwischen noch manchmal eine Kanonenkugel, die, sich herüber verirrend, in den Ueberresten der Ziegeldächer klapperte.

Ganz allein, mir selbst gelassen, ritt ich links auf den Höhen weg und konnte deutlich die glückliche Stellung der Franzosen überschauen; sie standen amphitheatralisch in größter Ruh' und Sicherheit, Kellermann jedoch auf dem linken Flügel eher zu erreichen.

Mir begegnete gute Gesellschaft, es waren bekannte Offi-

ſierte vom Generalſtabe und vom Regimente, höchſt verwundert, mich hier zu finden. Sie wollten mich wieder mit ſich zurücknehmen; ich ſprach ihnen aber von beſondern Abſichten, und ſie überließen mich ohne Weiteres meinem bekannten wunderlichen Eigenſinn.

Ich war nun vollkommen in die Region gelangt, wo die Kugeln herüberſpielten; der Ton iſt wunderſam genug, als wär' er zuſammengeſetzt aus dem Brummen des Kreiſels, dem Butteln des Waſſers und dem Pfeifen eines Vogels. Sie waren weniger gefährlich wegen des feuchten Erdbodens; wo eine hinſchlug, blieb ſie ſtecken, und ſo ward mein thörichter Verſuchsritt wenigſtens vor der Gefahr des Ricochetirens geſichert.

Unter dieſen Umſtänden konnt' ich jedoch bald bemerken, daß etwas Ungewöhnliches in mir vorgehe; ich achtete genau darauf, und doch würde ſich die Empfindung nur gleichnißweiſe mittheilen laſſen. Es ſchien, als wäre man an einem ſehr heißen Orte und zugleich von derſelben Hitze völlig durchdrungen, ſo daß man ſich mit demſelben Element, in welchem man ſich befindet, vollkommen gleich fühlt. Die Augen verlieren nichts an ihrer Stärke noch Deutlichkeit; aber es iſt doch, als wenn die Welt einen gewiſſen braunröthlichen Ton hätte, der den Zuſtand ſowie die Gegenſtände noch apprehenſiver macht. Von Bewegung des Blutes habe ich nichts bemerken können, ſondern mir ſchien vielmehr Alles in jener Gluth verſchlungen zu ſein. Hieraus erhellet nun, in welchem Sinne man dieſen Zuſtand ein Fieber nennen könne. Bemerkenswerth bleibt es indeſſen, daß jenes Gräßlich-Bängliche nur durch die Ohren zu uns gebracht wird; denn der Kanonendonner, das Heulen, Pfeifen, Schmettern der Kugeln durch die Luft iſt doch eigentlich Urſache an dieſen Empfindungen.

Als ich zurückgeritten und völlig in Sicherheit war, fand ich bemerkenswerth, daß alle jene Gluth ſogleich erloſchen und nicht das Mindeſte von einer fieberhaften Bewegung übrig geblieben ſei. Es gehört übrigens dieſer Zuſtand unter die am Wenigſten wünſchenswerthen; wie ich denn auch unter meinen lieben und edlen Kriegskameraden kaum einen gefunden habe, der einen eigentlich leidenſchaftlichen Trieb hiernach geäußert hätte.

So war der Tag hingegangen; unbeweglich ſtanden die Franzoſen, Kellermann hatte auch einen bequemern Platz genommen; unſere Leute zog man aus dem Feuer zurück,

und es war eben, als wenn nichts gewesen wäre. Die größte Bestürzung verbreitete sich über die Armee. Noch am Morgen hatte man nicht anders gedacht, als die sämmtlichen Franzosen anzuspießen und aufzuspeisen, ja mich selbst hatte das unbedingte Vertrauen auf ein solches Heer, auf den Herzog von Braunschweig zur Theilnahme an dieser gefährlichen Expedition gelockt; nun aber ging Jeder vor sich hin, man sah sich nicht an, oder wenn es geschah, so war es, um zu fluchen oder zu verwünschen. Wir hatten, eben als es Nacht werden wollte, zufällig einen Kreis geschlossen, in dessen Mitte nicht einmal, wie gewöhnlich, ein Feuer konnte angezündet werden; die Meisten schwiegen, Einige sprachen, und es fehlte doch eigentlich einem Jeden Besinnung und Urtheil. Endlich rief man mich auf, was ich dazu denke; denn ich hatte die Schaar gewöhnlich mit kurzen Sprüchen erheitert und erquickt; diesmal sagte ich: „Von hier und heute geht eine neue Epoche der Weltgeschichte aus, und Ihr könnt sagen, Ihr seid dabei gewesen."

In diesen Augenblicken, wo Niemand nichts zu essen hatte, reklamirte ich einen Bissen Brod von dem heute früh erworbenen; auch war von dem gestern reichlich verspendeten Weine noch der Inhalt eines Branntweinfläschchens übrig geblieben, und ich mußte daher auf die gestern am Feuer so kühn gespielte Rolle des willkommenen Wunderthäters völlig Verzicht thun.

Die Kanonade hatte kaum aufgehört, als Regen und Sturm schon wieder eindrangen und einen Zustand unter freiem Himmel auf zähem Lehmboden höchst unerfreulich machten. Und doch kam nach so langem Wachen, Gemüths- und Leibesbewegung der Schlaf, sich anmeldend, als die Nacht hereindüsterte. Wir hatten uns hinter einer Erhöhung, die den schneidenden Wind abhielt, nothdürftig gelagert, als es Jemandem einfiel, man solle sich für diese Nacht in die Erde graben und mit dem Mantel zudecken. Hiezu machte man gleich Anstalt, und es wurden mehrere Gräber ausgehauen, wozu die reitende Artillerie Geräthschaften hergab. Der Herzog von Weimar selbst verschmähte nicht eine solche voreilige Bestattung.

Hier verlangt' ich nun gegen Erlegung von acht Groschen die bewußte Decke, wickelte mich darein und breitete den Mantel noch oben drüber, ohne von dessen Feuchtigkeit viel zu empfinden. Ulyß kann unter seinem auf ähnliche Weise erworbenen Mantel nicht mit mehr Behaglichkeit und Selbstgenügen geruht haben.

Alle diese Bereitungen waren wider den Willen des Obersten

geſchehen, welcher uns bemerken machte, daß auf einem Hügel gegenüber hinter einem Buſche die Franzoſen eine Batterie ſtehen hatten, mit der ſie uns im Ernſte begraben und nach Belieben vernichten konnten. Allein wir mochten den windſtillen Ort und unſere weislich erſonnene Bequemlichkeit nicht aufgeben, und es war dies nicht das letzte Mal, wo ich bemerkte, daß man, um der Unbequemlichkeit auszuweichen, die Gefahr nicht ſcheue.

Den 21. September

waren die wechſelſeitigen Grüſſe der Erwachenden keineswegs heiter und froh; denn man ward ſich in einer beſchämenden, hoffnungsloſen Lage gewahr. Am Rand eines ungeheuren Amphitheaters fanden wir uns aufgeſtellt, wo jenſeits auf Höhen, deren Fuß durch Flüſſe, Teiche, Bäche, Moräſte geſichert war, der Feind einen kaum überſehbaren Halbzirkel bildete. Dieſſeits ſtanden wir völlig wie geſtern, um zehntauſend Kanonenkugeln leichter, aber ebenſo wenig ſituirt zum Angriff; man blickte in eine weit ausgebreitete Arena hinunter, wo ſich zwiſchen Dorfhütten und Gärten die beiderſeitigen Huſaren herumtrieben und mit Spiegelgefecht bald vor- bald rückwärts eine Stunde nach der andern die Aufmerkſamkeit der Zuſchauer zu feſſeln wußten. Aber aus all dem Hin- und Herſprengen, dem Hin- und Wiederpuffen ergab ſich zuletzt kein Reſultat, als daß Einer der Unſrigen, der ſich zu kühn zwiſchen die Hecken gewagt hatte, umzingelt und, da er ſich keineswegs ergeben wollte, erſchoſſen wurde.

Dies war das einzige Opfer der Waffen an dieſem Tage; aber die eingeriſſene Krankheit machte den unbequemen, drückenden, hilfloſen Zuſtand trauriger und fürchterlicher.

So ſchlagluſtig und fertig man geſtern auch geweſen, geſtand man doch, daß ein Waffenſtillſtand wünſchenswerth ſei, da ſelbſt der Muthigſte, Leidenſchaftlichſte nach weniger Ueberlegung ſagen mußte, ein Angriff würde das verwegenſte Unternehmen von der Welt ſein. Noch ſchwankten die Meinungen den Tag über, wo man ehrenthalben dieſelbe Stellung behauptete wie beim Augenblick der Kanonade; gegen Abend jedoch veränderte man ſie einigermaßen, zuletzt war das Hauptquartier nach Hans gelegt und die Bagage herbeigekommen. Nun hatten wir zu vernehmen die Angſt, die Gefahr, den nahen Untergang unſerer Dienerſchaft und Habſeligkeiten.

Das Waldgebirg Argonne, von Sainte Menehould bis Grandpré, war von Franzosen besetzt; von dort aus führten ihre Husaren den kühnsten, muthwilligsten kleinen Krieg. Wir hatten gestern vernommen, daß ein Sekretär des Herzogs von Braunschweig und einige andere Personen der fürstlichen Umgebung zwischen der Armee und der Wagenburg waren gefangen worden. Diese verdiente aber keineswegs den Namen einer Burg; denn sie war schlecht aufgestellt, nicht geschlossen, nicht genugsam eskortirt. Nun beängstete sie ein blinder Lärm nach dem andern und zugleich die Kanonade in geringer Entfernung. Späterhin trug man sich mit der Fabel oder Wahrheit, die französischen Truppen seien schon den Gebirgswald herab auf dem Wege gewesen, sich der sämmtlichen Equipage zu bemächtigen; da gab sich denn der von ihnen gefangene und wieder losgelassene Läufer des General Kalkreuth ein großes Ansehn, indem er versicherte, er habe durch glückliche Lügen von starker Bedeckung, von reitenden Batterien und dergleichen einen feindlichen Anfall abgewendet. Viel möglich. Wer hat nicht in solchen bedeutenden Augenblicken zu thun oder gethan!

Nun waren die Zelte da, Wagen und Pferde, aber Nahrung für kein Lebendiges. Mitten im Regen ermangelten wir sogar des Wassers, und einige Teiche waren schon durch eingesunkene Pferde verunreinigt; das Alles zusammen bildete den schrecklichsten Zustand. Ich wußte nicht, was es heißen sollte, als ich meinen treuen Zögling, Diener und Gefährten Paul Götze von dem Leder des Reisewagens das zusammengeflossene Regenwasser sehr emsig schöpfen sah; er bekannte, daß es zur Chokolade bestimmt sei, davon er glücklicherweise einen Vorrath mitgebracht hatte; ja, was mehr ist, ich habe aus den Fußtapfen der Pferde schöpfen sehen, um einen unerträglichen Durst zu stillen. Man kaufte das Brod von alten Soldaten, die, an Entbehrung gewohnt, etwas zusammensparten, um sich am Branntwein zu erquicken, wenn derselbe wieder zu haben wäre.

Am 22. September

hörte man, die Generale Manstein und Heymann seien nach Dampierre, in das Hauptquartier von Kellermann, wo sich auch Dumouriez einfinden sollte. Es war von Auswechseln der Gefangenen, von Versorgung der Kranken und Blessirten zum

Schein die Rede; im Ganzen beſſte man aber mitten im Unglück eine Umkehr der Dinge zu bewirken. Seit dem zehnten Auguſt war der König von Frankreich gefangen, grenzenloſe Mordthaten waren im September geſchehen. Man wußte, daß Dumouriez für den König und die Konſtitution geſinnt geweſen; er mußte alſo ſeines eignen Heils, ſeiner Sicherheit willen die gegenwärtigen Zuſtände bekämpfen, und eine groſſe Beredenheit wäre es geworden, wenn er ſich mit den Alliirten alliirt und ſo auf Paris losgegangen wäre.

Seit der Ankunft der Equipage fand ſich die Umgebung des Herzogs von Weimar um Vieles gebeſſert; denn man mußte dem Kämmerier, dem Koch und andern Hausbeamten das Zeugniß geben, daß ſie niemals ohne Vorrath geweſen und ſelbſt in dem größten Mangel immer für etwas warme Speiſe geſorgt. Hierdurch erquickt, ritt ich umher, mich mit der Gegend nur einigermaßen bekannt zu machen, ganz ohne Frucht; dieſe flachen Hügel hatten keinen Charakter, kein Gegenſtand zeichnete ſich vor andern aus. Mich doch zu orientiren, forſcht' ich nach der langen und hoch aufgewachſenen Pappelallee, die geſtern ſo auffallend geweſen war, und da ich ſie nicht entdecken konnte, glaubt' ich mich weit verirrt; allein bei näherer Aufmerkſamkeit fand ich, daß ſie niedergehauen, weggeſchleppt und wol ſchon verbrannt ſei.

An den Stellen, wo die Kanonade hingewirkt, erblickte man groſſen Jammer; die Menſchen lagen unbegraben, und die ſchwer verwundeten Thiere konnten nicht erſterben. Ich ſah ein Pferd, das ſich in ſeinen eigenen, aus dem verwundeten Leibe herausgefallenen Eingeweiden mit den Vorderfüßen verfangen hatte und ſo unſelig dahinhinkte.

Im Nachhauſereiten traf ich den Prinzen Louis Ferdinand im freien Felde auf einem hölzernen Stuhle ſitzen, den man aus einem untern Dorfe heraufgeſchafft; zugleich ſchleppten einige ſeiner Leute einen ſchweren, verſchloſſenen Küchſchrank herbei; ſie verſicherten, es klappere darin, ſie hofften, einen guten Fang gethan zu haben. Man erbrach ihn begierig, fand aber nur ein ſtark beleibtes Kochbuch, und nun, indeſſen der geſpaltene Schrank im Feuer aufloderte, las man die köſtlichſten Küchenrezepte vor, und ſo ward abermals Hunger und Begierde durch eine aufgeregte Einbildungskraft bis zur Verzweiflung geſteigert.

Den 21. September.

Erheitert einigermaßen wurde das schlimmste Wetter von der Welt durch die Nachricht, daß ein Stillstand geschlossen sei, und daß man also wenigstens die Aussicht habe, mit einiger Gemüthsruhe leiden und darben zu können; aber auch dieses gedieh nur zum halben Trost, da man bald vernahm, es sei eigentlich nur eine Uebereinkunft, daß die Vorposten Friede halten sollten, wobei nicht unbenommen bleibe, die Kriegsoperationen außer dieser Berührung nach Gutdünken fortzusetzen. Dieses war eigentlich zu Gunsten der Franzosen bedingt, welche rings umher ihre Stellung verändern und uns besser einschließen konnten; wir aber in der Mitte mußten still halten und in unserem stockenden Zustand verweilen. Die Vorposten aber ergriffen diese Erlaubniß mit Vergnügen; zuerst kamen sie überein, daß, welchem von beiden Theilen Wind und Wetter ins Gesicht schlage, der solle das Recht haben, sich umzukehren, und, in seinen Mantel gewickelt, von dem Gegentheil nichts befürchten. Es kam weiter; die Franzosen hatten immer noch etwas Weniges zur Nahrung, indeß den Deutschen Alles abging; jene theilten daher Einiges mit, und man ward immer kameradlicher. Endlich wurden sogar mit Freundlichkeit von französischer Seite Druckblätter ausgetheilt, wodurch den guten Deutschen das Heil der Freiheit und Gleichheit in zwei Sprachen verkündigt war; die Franzosen ahmten das Manifest des Herzogs von Braunschweig in umgekehrtem Sinne nach, entboten guten Willen und Gastfreundschaft, und ob sich schon bei ihnen mehr Volk, als sie von oben herein regieren konnten, auf die Beine gemacht hatte, so geschah dieser Aufruf, wenigstens in diesem Augenblick, mehr um den Gegentheil zu schwächen, als sich selbst zu stärken.

Den 24. September.

Als Leidensgenossen bedauerte ich auch in dieser Zeit zwei hübsche Knaben von vierzehn bis funfzehn Jahren. Sie hatten als Requirirte mit vier schwachen Pferden meine leichte Chaise bis hierher kaum durchgeschleppt und litten still, mehr für ihre Thiere als für sich; doch war ihnen so wenig als uns Allen zu helfen. Da sie um meinetwillen jedes Unheil ausstanden, fühlte ich mich zu irgend einer Pietät gedrungen und wollte jenes erhandelte Kommißbrod redlich mit ihnen theilen; allein sie lehnten es ab und versicherten, dergleichen könnten sie nicht essen, und als ich fragte, was sie denn gewöhnlich genossen, versetzten

Geführt zu werden.
Du guter Mann, nicht ſo verzagt!
Das, was Dir fehlt, das, was Dich plagt,
Findſt Du auf Erden.

Ihr, die Ihr Miſogyne heißt,
Der Wein beb Euren großen Geiſt
Beſtändig höher!
Zwar Wein beſchweret oft den Kopf;
Doch der thut manchem Ehetropf
Wol zehnmal weher.

Der Himmel geb zur Frühlingszeit
Mir manches Lied voll Munterkeit,
Und Euch gefall es!
Ihr lieben Mädchen, ſingt ſie mit!
Dann iſt mein Wunſch am letzten Schritt,
Dann hab' ich Alles.

An die Venus.*)

1768.

Große Venus, mächt'ge Göttin,
Schöne Venus, hör mein Flehn!
Nie haſt Du mich
Ueber Krügen vor dem Bachus
Auf der Erden liegen ſehn.

Keinen Wein hab' ich getrunken,
Den mein Mädchen nicht gereicht,
Nie getrunken,
Daß ich nicht voll güt'ger Sorge
Deine Roſen erſt geſäugt.

Und dann goß ich auf dies Herze,
Das ſchon längſt Dein Altar iſt,

*) Das Gedicht iſt noch handſchriftlich vorhanden in der kleinen Sammlung, die Goethe ſeiner Jugendfreundin Friederike Oeſer in Leipzig ſchenkte, eine Sammlung, auf die er in der Epiſtel an ſie (vgl. Abtheilung XI dieſes Bandes) Bezug nimmt. Da dieſe vom 6. November 1768 datirt iſt, ſo ergiebt ſich, daß auch dieſes Gedicht ſpäteſtens demſelben Jahre angehört. Der älteſte Druck iſt in einer von W. G. Becker in Leipzig herausgegebenen Wochenſchrift: „Die Muſe." Zweiter Theil, 16. Stück, den 6. Juli 1776; ſpätere Drucke bei O. Jahn „Goethe's Briefe an Leipziger Freunde", 1849, und bei W. Freih. von Biedermann I, 277.

ſie: „Du bon pain, de la bonne soupe, de la bonne viande, de la bonne bière.“ Da nun bei ihnen Alles gut und bei uns Alles ſchlimm war, verzieh ich ihnen gern, daß ſie mit Zurücklaſſung ihrer Pferde ſich bald darauf davonmachten. Sie hatten übrigens manches Unheil ausgeſtanden, ich glaube aber, daß eigentlich das dargebotene Kommißbrod ſie zu dem letzten entſcheidenden Schritt als ein furchtbares Geſpenſt bewogen habe. Weiß- und Schwarzbrod iſt eigentlich das Schiboleth, das Feldgeſchrei zwiſchen Deutſchen und Franzoſen.

Eine Bemerkung darf ich hier nicht unberührt laſſen. Wir kamen freilich zur ungünſtigſten Jahrszeit in ein von der Natur nicht geſegnetes Land, das aber denn doch ſeine wenigen arbeitſamen, ordnungsliebenden, genügſamen Einwohner allenfalls ernährt. Reichere und vornehmere Gegenden mögen eine ſolche freilich geringſchätzig behandeln; ich aber habe keineswegs Ungeziefer und Bettelherbergen dort getroffen. Von Mauerwerk gebaut, mit Ziegeln gedeckt ſind die Häuſer, und überall hinreichende Thätigkeit. Auch iſt die eigentlich ſchlimme Landſtrecke höchſtens vier bis ſechs Stunden breit, und hat ſowol an dem Argonner Waldgebirge her als gegen Rheims und Chalons zu ſchon wieder günſtigere Gelegenheit. Kinder, die man in dem erſten beſten Dorfe aufgegriffen hatte, ſprachen mit Zufriedenheit von ihrer Nahrung, und ich durfte mich nur des Kellers zu Somme Tourbe und des weißen Brodes, das uns ganz friſch von Chalons her in die Hände gefallen war, erinnern, ſo ſchien es doch, als ob in Friedenszeiten hier nicht gerade Hunger und Ungeziefer zu Hauſe ſein müſſe.

Den 25. September.

Daß während des Stillſtandes die Franzoſen von ihrer Seite thätig ſein würden, konnte man vermuthen und erfahren. Sie ſuchten die verlorne Kommunikation mit Chalons wiederherzuſtellen und die Emigrirten in unſerm Rücken zu verdrängen oder vielmehr an uns heranzudrängen; doch augenblicklich ward für uns das Schädlichſte, daß ſie ſowol vom Argonner Waldgebirge als von Sedan und Montmedy her uns die Zufuhr erſchweren, wo nicht völlig vernichten konnten.

Den 26. September.

Da man mich als auf Mancherlei aufmerkſam kannte, ſo brachte man Alles, was irgend ſonderbar ſcheinen mochte, herbei;

unter Andern legte man mir eine Kanonenkugel vor, ungefähr vierpfündig zu achten, doch war das Wunderliche daran, sie auf ihrer ganzen Oberfläche in krystallisirten Pyramiden endigen zu sehen. Kugeln waren jenes Tags genug verschossen worden, daß sich eine gar wohl hierüber konnte verloren haben. Ich erdachte mir allerlei Hypothesen, wie das Metall beim Gusse oder nachher sich zu dieser Gestalt bestimmt hätte; durch einen Zufall ward ich hierüber aufgeklärt.

Nach einer kurzen Abwesenheit wieder in mein Zelt zurückkehrend, fragte ich nach der Kugel; sie wollte sich nicht finden. Als ich darauf bestand, beichtete man, sie sei, nachdem man Allerlei an ihr probirt, zersprungen. Ich forderte die Stücke und fand zu meiner großen Verwunderung eine Krystallisation, die, von der Mitte ausgehend, sich strahlig gegen die Oberfläche erweitete. Es war Schwefelkies, der sich in einer freien Lage ringsum mußte gebildet haben. Diese Entdeckung führte weiter; dergleichen Schwefelkiese fanden sich mehr, obschon kleiner, in Kugel- und Nierenform, auch in andern, weniger regelmäßigen Gestalten, durchaus aber darin gleich, daß sie nirgends angesessen hatten, und daß ihre Krystallisation sich immer auf eine gewisse Mitte bezog; auch waren sie nicht abgerundet, sondern völlig frisch und deutlich krystallinisch abgeschlossen. Sollten sie sich wol in dem Boden selbst erzeugt haben, und findet man dergleichen mehr auf Ackerfeldern?

Aber ich nicht allein war auf die Mineralien der Gegend aufmerksam; die schöne Kreide, die sich überall vorfand, schien durchaus von einigem Werth. Es ist wahr, der Soldat durfte nur ein Kochloch aufbauen, so traf er auf die klarste weiße Kreide, die er zu seinem blanken und glatten Putz sonst so nöthig hatte. Da ging wirklich ein Armeebefehl aus, der Soldat solle sich mit dieser hier umsonst zu habenden nothwendigen Waare so viel als möglich versehen. Dies gab nun freilich zu einigem Spott Gelegenheit; mitten in den furchtbarsten Koth versenkt, sollte man sich mit Reinlichkeits- und Putzmitteln beladen, wo man nach Brod seufzte, sich mit Staub zufrieden stellen.

Auch stutzten die Offiziere nicht wenig, als sie im Hauptquartier übel angelassen wurden, weil sie nicht so reinlich, so zierlich wie auf der Parade zu Berlin oder Potsdam erschienen. Die Oberen konnten nicht helfen; so sollten sie, meinte man, auch nicht schelten.

Den 27. September.

Eine etwas wunderliche Vorsichtsmaßregel, dem dringenden Hunger zu begegnen, ward gleichfalls bei der Armee publizirt: man solle die vorhandenen Gerstengarben so gut als möglich ausklopfen, die gewonnenen Körner in heißem Wasser so lange sieden, bis sie aufplatzen, und durch diese Speise die Befriedigung des Hungers versuchen.

Unserer nächsten Umgebung war jedoch eine bessere Beihilfe zugedacht. Man sah in der Ferne zwei Wagen festgefahren, denen man, weil sie Proviant und andere Bedürfnisse geladen hatten, gern zu Hilfe kam. Stallmeister von Seebach schickte sogleich Pferde dorthin; man brachte sie los, führte sie aber auch sogleich des Herzogs Regiment zu; sie protestirten dagegen, als zur östreichischen Armee bestimmt, wohin auch wirklich ihre Pässe lauteten. Allein man hatte sich einmal ihrer angenommen; um den Zudrang zu verhüten und sie zugleich festzuhalten, gab man ihnen Wache, und da sie auch von uns bezahlt erbielten, was sie forderten, so mußten sie auch bei uns ihre eigentliche Bestimmung finden.

Eilig drängten sich zu allererst die Haushofmeister, Köche und ihre Gehilfen herbei, nahmen von der Butter in Fäßchen, von Schinken und andern guten Dingen Besitz. Der Zulauf vermehrte sich, die größere Menge schrie nach Tabak, der denn auch um theuren Preis häufig ausgegeben wurde. Die Wagen aber waren so umringt, daß sich zuletzt Niemand mehr nähern konnte, deswegen mich unsere Leute und Reiter anriefen und auf das Dringendste baten, ihnen zu diesem nothwendigsten aller Bedürfnisse zu verhelfen.

Ich ließ mir durch Soldaten Platz machen und erstieg sogleich, um mich nicht im Gedränge zu verwirren, den nächsten Wagen; dort bepackte ich mich für gutes Geld mit Tabak, was nur meine Taschen fassen wollten, und ward, als ich wieder herab und spendend ins Freie gelangte, für den größten Wohlthäter gepriesen, der sich jemals der leidenden Menschheit erbarmt hatte. Auch Branntwein war angelangt; man versah sich damit und bezahlte die Bouteille gern mit einem Laubthaler.

Den 27. September.

Sowol im Hauptquartiere selbst, wohin man zuweilen gelangte, als bei allen Denen, die von dort herkamen, erkundigte

man sich nach der Lage der Dinge; sie konnte nicht bedenklicher sein. Von dem Unheil, das in Paris vorgegangen, verlautete immer mehr und mehr, und was man anfangs für Fabeln gehalten, erschien zuletzt als Wahrheit überschwänglich furchtbar. König und Familie waren gefangen, die Absetzung dessen schon zur Sprache gekommen; der Haß des Königthums überhaupt gewann immer mehr Breite, ja schon konnte man erwarten, daß gegen den unglücklichen Monarchen ein Prozeß würde eingeleitet werden. Unsere unmittelbaren kriegerischen Gegner hatten sich eine Kommunikation mit Chalons wieder eröffnet; dort befand sich Luckner, der die von Paris anströmenden Freiwilligen zu Kriegshaufen bilden sollte; aber diese, in den gräßlichen ersten Septembertagen durch die reißend fließenden Blutströme aus der Hauptstadt ausgewandert, brachten Lust zum Morden und Rauben mehr als zu einem rechtlichen Kriege mit. Nach dem Beispiel des Pariser Gräuelvolks ersahen sie sich willkürliche Schlachtopfer, um ihnen, wie sich's fände, Autorität, Besitz oder wol gar das Leben zu rauben. Man durfte sie nur undisziplinirt loslassen, so machten sie uns den Garaus.

Die Emigrirten waren an uns herangedrückt worden, und man erzählte noch von gar manchem Unheil, das im Rücken und von der Seite bedrohte. In der Gegend von Rheims sollten sich zwanzigtausend Bauern zusammengerottet haben, mit Feldgeräth und wild ergriffenen Naturwaffen versehen; die Sorge war groß, auch diese möchten auf uns losbrechen.

Von solchen Dingen ward am Abend in des Herzogs Zelt in Gegenwart von bedeutenden Kriegsobristen gesprochen; Jeder brachte seine Nachricht, seine Vermuthung, seine Sorge als Beitrag in diesen rathlosen Rath; denn es schien durchaus nur ein Wunder uns retten zu können. Ich aber dachte in diesem Augenblick, daß wir gewöhnlich in mißlichen Zuständen uns gern mit hohen Personen vergleichen, besonders mit solchen, denen es noch schlimmer gegangen; da fühlt' ich mich getrieben, wo nicht zur Erheiterung, doch zur Ableitung, aus der Geschichte Ludwig's des Heiligen die drangvollsten Begebenheiten zu erzählen. Der König, auf seinem Kreuzzuge, will zuerst den Sultan von Aegypten demüthigen; denn von diesem hängt gegenwärtig das gelobte Land ab. Damiette fällt ohne Belagerung den Christen in die Hände. Angefeuert von seinem Bruder, Graf Artois, unternimmt der König einen Zug das rechte Nilufer hinauf, nach Babylon-Kairo. Es glückt, einen Graben auszufüllen, der

Waſſer vom Nil empfängt. Die Armee zieht hinüber. Aber nun findet ſie ſich geklemmt zwiſchen dem Nil, deſſen Haupt- und Nebenkanälen, dagegen die Sarazenen auf beiden Ufern des Fluſſes glücklich poſtirt ſind. Ueber die größeren Waſſerleitungen zu ſetzen wird ſchwierig. Man baut Blockhäuſer gegen die Blockhäuſer der Feinde; dieſe aber haben den Vortheil des griechiſchen Feuers. Sie beſchädigen damit die hölzernen Bollwerke, Bauten und Menſchen. Was bilft den Chriſten ihre entſchiedene Schlachtordnung, immeriert von den Sarazenen gereizt, genedt, angegriffen, theilweiſe in Scharmützel verwickelt! Einzelne Wagniſſe, Fauſtkämpfe ſind bedeutend, herzerbebend, aber die Helden, der König ſelbſt wird abgeſchnitten. Zwar brechen die Tapferſten durch, aber die Verwirrung wächſt. Der Graf von Artois iſt in Gefahr; zu deſſen Rettung wagt der König Alles. Der Bruder iſt ſchon todt, das Unheil ſteigt aufs Aeußerſte. An dieſem beißen Tage kommt Alles darauf an, eine Brücke über ein Seitenwaſſer zu vertheidigen, um die Sarazenen vom Rücken des Hauptgefechtes abzuhalten. Den wenigen da poſtirten Kriegsleuten wird auf alle Weiſe zugeſetzt, mit Geſchütz von den Soldaten, mit Steinen und Koth durch Troßbuben. Mitten in dieſem Unheil ſpricht der Graf von Soiſſons zum Ritter Joinville ſcherzend: „Seneſchall, laßt das Hundepack bellen und blöcken! Bei Gottes Thron (ſo pflegte er zu ſchwören), von dieſem Tage ſprechen wir noch im Zimmer vor den Damen!“

Man lächelte, nahm das Omen gut auf, beſprach ſich über mögliche Fälle, beſonders bob man die Urſachen hervor, warum die Franzoſen uns eher ſchonen als verderben müßten; der lange ungetrübte Stillſtand, das bisherige zurückhaltende Betragen gaben einige Hoffnung.

Dieſe zu beleben, wagte ich noch einen hiſtoriſchen Vortrag und erinnerte mit Vorzeigung der Spezialkarten, daß zwei Meilen von uns nach Weſten das berüchtigte Teufelsfeld gelegen ſei, bis wohin Attila, König der Hunnen, mit ſeinen ungeheuren Heeresbaufen im Jahr vierhundertneunundfunfzig gelangte, dort aber von den burgundiſchen Fürſten unter Beiſtand des römiſchen Feldherrn Aëtius geſchlagen worden; daß, hätten ſie ihren Sieg verfolgt, er in Perſon und mit allen ſeinen Leuten umgekommen und vertilgt worden wäre. Der römiſche General aber, der die Burgunderfürſten nicht von aller Furcht vor dieſem gewaltigen Feind zu befreien gedachte, weil er ſie als-

dann sogleich gegen die Römer gewendet gesehen hätte, beredete einen nach dem andern, nach Hause zu ziehen; und so entkam denn auch der Hunnenkönig mit den Ueberresten eines zahlbaren Volkes.

In eben dem Augenblick ward die Nachricht gebracht, der erwartete Broditransport von Grandpré sei angekommen; auch dies belebte doppelt und dreifach die Geister; man schied getrösteter von einander, und ich konnte dem Herzog bis gegen Morgen in einem unterhaltenden französischen Buche vorlesen, das auf die wunderlichste Weise in meine Hände gekommen. Bei den verwegenen frevelhaften Scherzen, welche mitten in dem bedrängtesten Zustand noch Lachen erregten, erinnerte ich mich der leichtfertigen Jäger vor Verdun, welche, Schelmlieder singend, in den Tod gingen. Freilich, wenn man dessen Bitterkeit vertreiben will, muß man es mit den Mitteln so genau nicht nehmen.

Den 28. September.

Das Brod war angekommen, nicht ohne Mühseligkeit und Verlust; auf den schlimmsten Wegen von Grandpré, wo die Bäckerei lag, bis zu uns heran waren mehrere Wagen stecken geblieben, andere dem Feind in die Hände gefallen und selbst ein Theil des Transports ungenießbar; denn im wässrigen, zu schnell gebackenen Brode trennte sich Krume von Rinde, und in den Zwischenräumen erzeugte sich Schimmel. Abermals in Angst vor Gift brachte man mir dergleichen Laibe, diesmal in ihren inneren Höhlungen doch pomeranzenfarbig anzusehen, auf Arsenik und Schwefel hindeutend, wie jenes vor Verdun auf Grünspan. War es aber auch nicht vergiftet, so erregte doch der Anblick Abscheu und Ekel; getäuschte Befriedigung schärfte den Hunger; Krankheit, Elend, Mißmuth lagen schwer auf einer so großen Masse guter Menschen.

In solchen Bedrängnissen wurden wir noch gar durch eine unglaubliche Nachricht überrascht und betrübt; es hieß, der Herzog von Braunschweig habe sein früheres Manifest an Dumouriez geschickt, welcher, darüber ganz verwundert und entrüstet, sogleich den Stillstand aufgekündigt und den Anfang der Feindseligkeiten befohlen habe. So groß das Unheil war, in welchem wir staken und noch größeres bevorsahen, konnten wir

doch nicht unterlassen, zu scherzen und zu spotten; wir sagten, da sähe man, was für Unheil die Autorschaft nach sich ziehe. Jeder Dichter und sonstige Schriftsteller trage gern seine Arbeiten einem Jeden vor, ohne daß er frage, ob es die rechte Zeit und Stunde sei; nun ergehe es dem Herzog von Braunschweig ebenso, der, die Freuden der Autorschaft genießend, sein unglückliches Manifest ganz zur unrechten Zeit wieder produzire.

Wir erwarteten nun, die Vorposten abermals pusten zu hören; man schaute sich nach allen Hügeln um, ob nicht irgend ein Feind erscheinen möchte; aber es war Alles so still und ruhig, als wäre nichts vorgegangen. Indessen lebte man in der peinlichsten Ungewißheit und Unsicherheit; denn Jeder sah wol ein, daß wir strategisch verloren waren, wenn es dem Feind im Mindesten einfallen sollte, uns zu beunruhigen und zu drängen. Doch deutete schon Manches in dieser Ungewißheit auf Uebereinkunft und mildere Gesinnung; so hatte man zum Beispiel den Postmeister von Sainte Menehould gegen die am Zwanzigsten zwischen der Wagenburg und Armee weggefangenen Personen der königlichen Suite frei und ledig gegeben.

Den 29. September.

Gegen Abend setzte sich der ertheilten Ordre gemäß die Equipage in Bewegung; unter Geleit Regiments Herzog von Braunschweig sollte sie vorangehen, um Mitternacht die Armee folgen. Alles regte sich, aber mißmuthig und langsam; denn selbst der beste Wille gleitete auf dem durchweichten Boden und versank, eh er sich's versah. Auch diese Stunden gingen vorüber; Zeit und Stunde rennt durch den raubsten Tag.

Es war Nacht geworden; auch diese sollte man schlaflos zubringen; der Himmel war nicht ungünstig, der Vollmond leuchtete, aber hatte nichts zu beleuchten. Zelte waren verschwunden, Gepäck, Wagen und Pferde, Alles hinweg und unsere kleine Gesellschaft besonders in einer seltsamen Lage. An dem bestimmten Orte, wo wir uns befanden, sollten die Pferde uns aufsuchen; sie waren ausgeblieben. So weit wir bei falbem Licht umherfahen, schien Alles öd' und leer; wir horchten vergebens; weder Gestalt noch Ton war zu vernehmen. Unsere Zweifel wogten hin und her; wir wollten den bezeichneten Platz lieber nicht verlassen, als die Unsrigen in gleiche Verlegenheit

setzen und sie gänzlich verfehlen. Doch war es grauerlich, in Feindesland nach solchen Ereignissen vereinzelt, aufgegeben, wo nicht zu sein, doch für den Augenblick zu scheinen. Wir paßten auf, ob nicht vielleicht eine feindliche Demonstration vorkomme; aber es rührte und regte sich weder Günstiges noch Ungünstiges.

Wir trugen nach und nach alles hinterlassene Zeltstroh in der Umgegend zusammen und verbrannten es, nicht ohne Sorgen. Gelockt durch die Flamme, zog sich eine alte Marketenderin zu uns heran; sie mochte sich beim Rückweg in den fernen Orten nicht ohne Thätigkeit verspätet haben; denn sie trug ziemliche Bündel unter den Armen. Nach Gruß und Erwärmung hob sie zuvörderst Friedrich den Großen in den Himmel und pries den siebenjährigen Krieg, dem sie als Kind wollte beigewohnt haben, schalt grimmig auf die gegenwärtigen Fürsten und Heerführer, die so große Mannschaft in ein Land brächten, wo die Marketenderin ihr Handwerk nicht treiben könne, worauf es denn doch eigentlich abgesehen sei. Man konnte sich an ihrer Art, die Sachen zu betrachten, gar wohl erlustigen und sich für einen Augenblick zerstreuen, doch waren uns endlich die Pferde höchst willkommen; da wir denn auch mit dem Regimente Weimar den ahnungsvollen Rückzug antraten.

Vorsichtsmaßregeln, bedeutende Befehle ließen fürchten, daß die Feinde unserm Abmarsch nicht gelassen zusehen würden. Mit Bangigkeit hatte man noch am Tage das sämmtliche Fuhrwerk, am Bänglichsten aber die Artillerie, in den durchweichten Boden einschneidend, sich stockend bewegen sehen; was mochte nun zu Nacht Alles vorfallen? Mit Bedauern sah man gestürzte, geborstene Bagagewagen im Bachwasser liegen, mit Bejammern ließ man zurückbleibende Kranke hilflos. Wo man sich auch umsah, einigermaßen vertraut mit der Gegend, gestand man, hier sei gar keine Rettung, sobald es dem Feinde, den wir links, rechts und im Rücken wußten, belieben möchte, uns anzugreifen; da dies aber in den ersten Stunden nicht geschah, so stellte sich das hoffnungsbedürftige Gemüth schnell wieder her, und der Menschengeist, der Allem, was geschieht, Verstand und Vernunft unterlegen möchte, sagte sich getrost, die Verhandlungen zwischen den Hauptquartieren Hans und Sainte Menehould seien glücklich und zu unsern Gunsten abgeschlossen worden. Von Stunde zu Stunde vermehrte sich der Glaube; und als ich Halt machen, die sämmtlichen Wagen über dem Dorfe

Saint Jean ordnungsgemäß auffahren sah, war ich schon völlig gewiß, wir würden nach Hause gelangen und in guter Gesellschaft (devant les dames) von unseren ausgestandenen Qualen sprechen und erzählen dürfen. Auch diesmal theilt' ich Freunden und Bekannten meine Ueberzeugung mit, und wir ertrugen die gegenwärtige Noth schon mit Heiterkeit.

Kein Lager ward bezogen, aber die Unsrigen schlugen ein großes Zelt auf, inwendig und auswendig umher die reichsten, herrlichsten Weizengarben zur Schlafstätte gebreitet. Der Mond schien hell durch die beruhigte Luft; nur ein sanfter Zug leichter Wolken war bemerklich, die ganze Umgebung sichtbar und deutlich, fast wie am Tage. Beschienen waren die schlafenden Menschen, die Pferde, vom Futterbedürfniß wach gehalten, darunter viele weiße, die das Licht kräftig wiedergaben; weiße Wagenbedeckungen, selbst die zur Nachtruhe gewidmeten weißen Garben, Alles verbreitete Helle und Heiterkeit über diese bedeutende Scene. Fürwahr, der größte Maler hätte sich glücklich geschätzt, einem solchen Bilde gewachsen zu sein!

Erst spät legt' ich mich ins Zelt und hoffte des tiefsten Schlafes zu genießen; aber die Natur hat manches Unbequeme zwischen ihre schönsten Gaben ausgestreut, und so gehört zu den ungeselligsten Unarten des Menschen, daß er schlafend, eben wenn er selbst am Tiefsten ruht, den Gesellen durch unbändiges Schnarchen wach zu halten pflegt. Kopf an Kopf, ich innerhalb, er außerhalb des Zeltes, lag ich mit einem Manne, der mir durch ein gräßlich Stöhnen die so nöthige Ruhe unwiederbringlich verkümmerte. Ich löste den Strang vom Zeltpflock, um meinen Widersacher kennen zu lernen; es war ein braver, tüchtiger Mann von der Dienerschaft; er lag, vom Mond beschienen, in so tiefem Schlaf, als wenn er Endymion selbst gewesen wäre.

Die Unmöglichkeit, in solcher Nachbarschaft Ruhe zu erlangen, regte den schalkischen Geist in mir auf; ich nahm eine Weizenähre und ließ die schwankende Last über Stirn' und Nase des Schlafenden schweben. In seiner tiefen Ruhe gestört, fuhr er mit der Hand mehrmals übers Gesicht, und sobald er wieder in Schlaf versank, wiederholt' ich mein Spiel, ohne daß er hätte begreifen mögen, woher in dieser Jahrszeit eine Bremse kommen könne. Endlich bracht' ich es dahin, daß er, völlig ermuntert, aufzustehen beschloß. Indessen war auch mir alle Schlafslust vergangen; ich trat vor das Zelt und bewunderte in dem wenig

veränderten Bilde die unendliche Ruhe am Rande der größten, immer noch denkbaren Gefahr; und wie in solchen Augenblicken Angst und Hoffnung, Kümmerniß und Beruhigung wechselsweise auf und ab gaukeln, so erschrak ich wieder, bedenkend, daß, wenn der Feind uns in diesem Augenblick überfallen wollte, weder eine Radspeiche noch ein Menschengebein davonkommen würde.

Der anbrechende Tag wirkte sodann wieder zerstreuend; denn da zeigte sich manches Wunderliche. Zwei alte Marketenderinnen hatten mehrere seidene Weiberröcke buntscheckig um Hüfte und Brust über einander gebunden, den obersten aber um den Hals und oben darüber noch ein Halbmäntelchen. In diesem Ornat stolzirten sie gar komisch einher und behaupteten, durch Kauf und Tausch sich diese Maskerade gewonnen zu haben.

Den 30. September.

So früh sich auch mit Tages Anbruch das sämmtliche Fuhrwerk in Bewegung setzte, so legten wir doch nur einen kurzen Weg zurück; denn schon um neun Uhr hielten wir zwischen Laval und Varge Moulin. Menschen und Thiere suchten sich zu erquicken; kein Lager ward aufgeschlagen. Nun kam auch die Armee heran und postirte sich auf einer Anhöhe; durchaus herrschte die größte Stille und Ordnung. Zwar konnte man an verschiedenen Vorsichtsmaßregeln gar wohl bemerken, daß noch nicht alle Gefahr überstanden sei; man rekognoszirte, man unterhielt sich heimlich mit unbekannten Personen, man rüstete sich zum abermaligen Aufbruch.

Den 1. Oktober.

Der Herzog von Weimar führte die Avantgarde und deckte zugleich den Rückzug der Bagage. Ordnung und Stille herrschten diese Nacht, und man beruhigte sich in dieser Ruhe, als um zwölf Uhr aufzubrechen befohlen ward. Nun ging aber aus Allem hervor, daß dieser Marsch nicht ganz sicher sei wegen Streifpartien, welche vom Argonner Wald herunter zu befürchten waren. Denn wäre auch mit Dumouriez und den höchsten Gewalten Uebereinkunft getroffen gewesen, welches nicht einmal als ganz gewiß angenommen werden konnte, so gehorchte doch

Von dem Becher
Güldne Flammen, und ich glühte,
Und mein Mädchen ward geküßt.

Dir allein empfand dies Herze;
Göttin, gieb mir einen Lohn!
Aus dem Lethe
Soll ich trinken, wenn ich sterbe;
Ach, befreie mich davon!

Laß' mir, Gütige — dem Minos
Sei's an meinem Tod genung —
Mein Gedächtniß!
Denn es ist ein zweites Glücke
Eines Glücks Erinnerung.

Kinderverstand.*)

c. 1768.

In großen Städten lernen früh
Die jüngsten Knaben was;
Denn manche Bücher lesen sie
Und hören dies und das
Vom Lieben und vom Küssen;
Sie brauchten's nicht zu wissen.
Und Mancher ist im zwölften Jahr
Fast klüger, als sein Vater war,
Da er die Mutter nahm.

Das Mädchen wünscht von Jugend auf,
Sich hochgeehrt zu sehn;
Sie ziert sich klein und wächst herauf
In Pracht und Assembleen.
Der Stolz verjagt die Triebe
Der Wollust und der Liebe;
Sie sinnt nur drauf, wie sie sich ziert,
Ein Aug' entzückt, ein Herze rührt,
Und denkt ans Andre nicht.

Auf Dörfern sieht's ganz anders aus;
Da treibt die liebe Noth
Die Jungen auf das Feld hinaus
Nach Arbeit und nach Brod.

*) Aus dem Leipziger Liederbuch.

damals nicht leicht Jemand dem Andern, und die Mannschaft im Waldgebirge durfte sich nur für selbstständig erklären, einen Versuch machen zu unserm Verderben, welches Niemand damals hätte mißbilligen dürfen.

Auch der heutige Marsch ging nicht weit; es war die Absicht, Equipage und Armee zusammen sollten auch gleichen Schritt mit den Oestreichern und Emigrirten halten, die uns zur linken Seite parallel, gleichfalls auf dem Rückzug begriffen waren.

Gegen acht Uhr hielten wir schon, bald nachdem wir Rouvroy hinter uns gelassen hatten; einige Zelte wurden aufgeschlagen; der Tag war schön und die Ruhe nicht gestört.

Und so will ich denn hier auch noch anführen, daß ich in diesem Elend das nedische Gelübde gethan, man solle, wenn ich uns erlöst und mich wieder zu Hause sähe, von mir niemals wieder einen Klagelaut vernehmen über den meine freiere Zimmerausſicht beschränkenden Nachbargiebel, den ich vielmehr jetzt recht sehnlich zu erblicken wünsche; ferner wollt' ich mich über Mißbehagen und Langeweile im deutschen Theater nie wieder beklagen, wo man doch immer Gott danken könne, unter Dach zu sein, was auch auf der Bühne vorgehe. Und so gelobt' ich noch ein Drittes, das mir aber entfallen ist.

Es war noch immer genug, daß Jeder für sich selbst in dem Grade sorgte und Roß und Wagen, Mann und Pferd nach ihren Abtheilungen regelmäßig zusammenblieben, und so auch wir, sobald stille gehalten oder ein Lager aufgeschlagen ward, immer wieder gedeckte Tafeln und Bänke und Stühle fanden. Doch wollte uns bedünken, daß wir gar zu schmal abgefunden würden, ob wir uns gleich bei dem bekannten allgemeinen Mangel bescheiden darein ergaben.

Indessen schenkte mir das Glück Gelegenheit, einem bessern Gastmahl beizuwohnen. Es war zeitig Nacht geworden, Jedermann hatte sich sogleich auf die zubereitete Streue gelegt, auch ich war eingeschlafen; doch weckte mich ein lebhafter, angenehmer Traum; denn mir schien, als röch' ich, als genöss' ich die besten Bissen, und als ich darüber aufwachte, mich aufrichtete, war mein Zelt voll des herrlichsten Geruchs gebratenen und versengten Schweinefettes, der mich sehr lüstern machte. Unmittelbar an der Natur mußte es uns verzieben sein, den Schweinehirten für göttlich und Schweinebraten für unschätzbar zu halten. Ich stand auf und erblickte in ziemlicher Ferne ein Feuer, glücklicherweise aber dem Winde; von daher kam mir

die Fülle des guten Dunstes. Unbedenklich ging ich dem Scheine nach und fand die sämmtliche Dienerschaft um ein großes, bald zu Kohlen verbranntes Feuer beschäftigt, den Rücken des Schweins schon beinahe gar, das Uebrige zerstückt, zum Einpacken bereit, einen Jeden aber thätig und handreichend, um die Würste bald zu vollenden. Unfern des Feuers lagen ein paar große Baumstämme; nach Begrüßung der Gesellschaft setzt' ich mich darauf, und ohne ein Wort zu sagen, sah ich einer solchen Thätigkeit mit Vergnügen zu.

Theils wollten mir die guten Leute wohl, theils konnten sie den unerwarteten Gast schicklicherweise nicht ausschließen, und wirklich, da es zum Austheilen kam, reichten sie mir ein kostbares Stück; auch war Brod zu haben und ein Schluck Branntwein dazu; es fehlte eben an keinem Guten. Nicht weniger ward mir ein tüchtiges Stück Wurst gereicht, als wir uns noch bei Nacht und Nebel zu Pferde setzten; ich steckte es in meine Pistolenhalfter, und so war mir die Begünstigung des Nachtwindes gut zu Statten gekommen.

Den 2. Oktober.

Wenn man sich auch mit einigem Essen und Trinken gestärkt und den Geist durch sittliche Trostgründe beschwichtigt hatte, so wechselten doch immer Hoffnung und Sorge, Verdruß und Scham in der schwankenden Seele; man freute sich, noch am Leben zu sein; unter solchen Bedingungen zu leben, verwünschte man. Nachts um zwei Uhr brachen wir auf, zogen mit Vorsicht an einem Walde vorbei, kamen bei Baux über die Stelle unseres vor Kurzem verlassenen Lagers und bald an die Aisne. Hier fanden wir zwei Brücken geschlagen, die uns aufs rechte Ufer hinüberleiteten. Da verweilten wir nun zwischen beiden, die wir zugleich übersehen konnten, auf einem Sand- und Weidenwerder, das lebhafteste Küchenfeuer sogleich besorgend. Die zartesten Linsen, die ich jemals genossen, lange, rothe, schmackhafte Kartoffeln waren bald bereitet. Als aber zuletzt jene von den östreichischen Fuhrleuten aufgebrachten, bisher streng verheimlichten Schinken gar geworden, konnte man sich genugsam wiederherstellen.

Die Equipage war schon herüber; aber bald eröffnete sich ein so prächtiger als trauriger Anblick. Die Armee zog über

die Brücken, Fußvolk und Artillerie, die Reiterei durch einen Furt, alle Gesichter düster, jeder Mund verschlossen, eine gräßliche Empfindung mittheilend. Kamen Regimenter heran, unter denen man Bekannte, Befreundete wußte, so eilte man hin, man umarmte, man besprach sich; aber unter welchen Fragen, welchem Jammer, welcher Beschämung, nicht ohne Thränen!

Indessen freuten wir uns, so marketenderhaft eingerichtet zu sein, um Hohe wie Niedere erquicken zu können. Erst war die Trommel eines allda postirten Pikets die Tafel; dann holte man aus benachbarten Orten Stühle, Tische und machte sich's und den verschiedenartigsten Gästen so bequem als möglich. Der Kronprinz und Prinz Louis ließen sich die Linsen schmecken, mancher General, der von Weitem den Rauch sah, zog sich darnach. Freilich, wie auch unser Vorrath sein mochte, was sollte das unter so Viele! Man mußte zum zweiten und dritten Male ansetzen, und unsere Reserve verminderte sich.

Wie nun unser Fürst gern Alles mittheilte, so hielten's auch seine Leute, und es wäre schwer, einzeln zu erzählen, wie viel der unglücklichen vorbeiziehenden einzelnen Kranken durch Kämmerier und Koch erquickt wurden.

So ging es nun den ganzen Tag, und so ward mir der Rückzug nicht etwa nur durch Beispiel und Gleichniß, nein, in seiner völligen Wirklichkeit dargestellt und der Schmerz durch jede neue Uniform erneuert und vervielfältigt. Ein so grauenvolles Schauspiel sollte denn auch seiner würdig schließen; der König und sein Generalstab ritt von Weitem her, hielt an der Brücke eine Zeit lang stille, als wenn er sich's noch einmal übersehen und überdenken wollte, zog dann aber am Ende den Weg aller der Seinen. Ebenso erschien der Herzog von Braunschweig an der andern Brücke, zauderte und ritt herüber.

Die Nacht brach ein, windig, aber trocken, und ward auf dem traurigen Weidenkies meist schlaflos zugebracht.

Den 3. Oktober.

Morgens um sechs Uhr verließen wir diesen Platz, zogen über eine Anhöhe nach Grandpré zu und trafen daselbst die Armee gelagert. Dort gab es neues Uebel und neue Sorgen; das Schloß war zum Krankenhause umgebildet und schon mit mehrern hundert Unglücklichen belegt, denen man nicht helfen,

sie nicht erquicken konnte. Man zog mit Scheu vorüber und mußte sie der Menschlichkeit des Feindes überlassen.

Hier überfiel uns abermals ein grimmiger Regen und lähmte jede Bewegung.

Den 4. Oktober.

Die Schwierigkeit, vom Platze zu kommen, wuchs mehr und mehr; um den unfahrbaren Hauptwegen zu entgehen, suchte man sich Bahn über Feld. Der Acker, von rötlicher Farbe, noch zäher als der bisherige Kreideboden, hinderte jede Bewegung. Die vier kleinen Pferde konnten meine Halbchaise kaum erziehen; ich dachte sie wenigstens um das Gewicht meiner Person zu erleichtern. Die Reitpferde waren nicht zu erblicken; der große Küchwagen, mit sechs tüchtigen bespannt, kam an mir vorbei. Ich bestieg ihn; von Viktualien war er nicht ganz leer, die Küchmagd aber stak sehr verdrießlich in der Ecke. Ich überließ mich meinen Studien. Den dritten Band von Gehler's „Physikalischem Lexikon" hatte ich aus dem Koffer genommen; in solchen Fällen ist ein Wörterbuch die willkommenste Begleitung, wo jeden Augenblick eine Unterbrechung vorfällt, und dann gewährt es wieder die beste Zerstreuung, indem es uns von Einem zum Andern führt.

Man hatte sich auf den zähen, hie und da quelligen rothen Thonfeldern nothgedrungen unvorsichtig eingelassen; in einer solchen Falge mußte zuletzt auch dem tüchtigen Küchengespann die Kraft ausgehen. Ich schien mir in meinem Wagen wie eine Parodie von Pharao im Rothen Meere; denn auch um mich her wollten Reiter und Fußvolk in gleicher Farbe gleicherweise versinken. Sehnsüchtig schaut' ich nach allen umgebenden Hügelhöhen; da erblickt' ich endlich die Reitpferde, darunter den mir bestimmten Schimmel; ich winkte sie mit Heftigkeit herbei, und nachdem ich meine Physik der armen krankverdrießlichen Küchmagd übergeben und ihrer Sorgfalt empfohlen, schwang ich mich aufs Pferd mit dem festen Vorsatz, mich sobald nicht wieder auf eine Fahrt einzulassen. Hier ging es nun freilich selbstständiger, aber nicht besser noch schneller.

Grandpré, das nun als ein Ort der Pest und des Todes geschildert war, ließen wir gern hinter uns. Mehrere befreundete Kriegsgenossen trafen zusammen und traten im Kreise, hinter

sich am Zügel die Pferde haltend, um ein Feuer. Sie sagen, dies sei das einzige Mal gewesen, wo ich ein verdrießlich Gesicht gemacht und sie weder durch Ernst gestärkt, noch durch Scherz erheitert habe.

Den 4. und 5. Oktober.

Der Weg, den das Heer eingeschlagen hatte, führte gegen Buzancy, weil man oberhalb Dun über die Maas gehen wollte. Wir schlugen unser Lager unmittelbar bei Sivry, in dessen Umgegend wir noch nicht Alles verzehrt fanden. Der Soldat stürzte in die ersten Gärten und verdarb, was Andere hätten genießen können. Ich ermunterte unseren Koch und seine Leute zu einer strategischen Feuragirung; wir zogen ums ganze Dorf und fanden noch völlig unangetastete Gärten und eine reiche, unbestrittene Ernte. Hier war von Kohl und Zwiebeln, von Wurzeln und andern guten Vegetabilien die Fülle; wir nahmen deshalb nicht mehr, als wir brauchten, mit Bescheidenheit und Schonung. Der Garten war nicht groß, aber sauber gehalten, und ehe wir zu dem Zaun wieder hinauskrochen, stellt' ich Betrachtungen an, wie es zugehe, daß in einem Hausgarten doch auch keine Spur von einer Thüre ins anstoßende Gebäude zu entdecken sei.

Als wir, mit Küchenbeute wohl beschwert, wieder zurückkamen, hörten wir großen Lärm vor dem Regimente. Einem Reiter war sein vor zwanzig Tagen etwa in dieser Gegend requirirtes Pferd davongelaufen, es hatte den Pfahl, an dem es gebunden gewesen, mit fortgenommen; der Kavallerist wurde sehr übel angesehen, bedroht und befehligt, das Pferd wieder zu schaffen.

Da es beschlossen war, den Fünften in der Gegend zu rasten, so wurden wir in Sivry einquartiert und fanden nach so viel Unbilden die Häuslichkeit gar erfreulich und konnten den französisch-ländlichen, idyllisch-homerischen Zustand zu unserer Unterhaltung und Zerstreuung abermals genauer bemerken. Man trat nicht unmittelbar von der Straße in das Haus, sondern fand sich erst in einem kleinen, offenen, viereckten Raum, wie die Thüre selbst das Quadrat angab; von da gelangte man durch die eigentliche Hausthüre in ein geräumiges, hohes, dem Familienleben bestimmtes Zimmer; es war mit Ziegelsteinen

gepflastert, links an der langen Wand ein Feuerherd, unmittelbar an Mauer und Erde; die Esse, die den Rauch abzog, schwebte darüber. Nach Begrüßung der Wirthsleute zog man sich gern dahin, wo man eine entschieden bleibende Rangordnung für die Umsitzenden gewahrte. Rechts am Feuer stand ein hohes Klappkästchen, das auch zum Stuhl diente; es enthielt das Salz, welches, in Vorrath angeschafft, an einem trocknen Platze verwahrt werden mußte. Hier war der Ehrensitz, der sogleich dem vornehmsten Fremden angewiesen wurde; auf mehrere hölzerne Stühle setzten sich die übrigen Ankömmlinge mit den Hausgenossen. Die landsittliche Kochvorrichtung, pot au feu, konnt' ich hier zum ersten Mal genau betrachten. Ein großer eiserner Kessel hing an einem Haken, den man durch Verzahnungen erhöhen und erniedrigen konnte, über dem Feuer; darin befand sich schon ein gutes Stück Rindfleisch mit Wasser und Salz, zugleich aber auch mit weißen und gelben Rüben, Porree, Kraut und andern vegetabilischen Ingredienzien.

Indessen wir uns freundlich mit den guten Menschen besprachen, 'bemerkt' ich erst, wie architektonisch klug Anrichte, Gossenstein, Topf- und Tellerbretter angebracht seien. Diese nahmen sämmtlich den länglichen Raum ein, den jenes Viereck des offenen Vorhauses inwendig zur Seite ließ. Nett und Alles der Ordnung gemäß war das Geräthe zusammengestellt; eine Magd oder Schwester des Hauses besorgte Alles aufs Zierlichste. Die Hausfrau saß am Feuer; ein Knabe stand an ihren Knieen, zwei Töchterchen drängten sich an sie heran. Der Tisch war gedeckt, ein großer irdener Napf aufgestellt, schönes weißes Brod in Scheibchen hineingeschnitten, die heiße Brühe drüber gegossen und guter Appetit empfohlen. Hier hätten jene Knaben, die mein Kommißbrod verschmähten, mich auf das Muster von bon pain und bonne soupe verweisen können. Hierauf folgte das zu gleicher Zeit gar gewordene Zugemüse sowie das Fleisch, und Jedermann hätte sich an dieser einfachen Kochkunst begnügen können.

Wir fragten theilnehmend nach ihren Zuständen; sie hatten schon das vorige Mal, als wir so lange bei Landres gestanden, sehr viel gelitten und fürchteten, kaum hergestellt, von einer feindlichen zurückziehenden Armee nunmehr den völligen Untergang. Wir bezeigten uns theilnehmend und freundlich, tröstlich, daß es nicht lange dauern werde, da wir

außer der Arrièregarde die Letzten seien, und gaben ihnen Rath und Regel, wie sie sich gegen Nachzügler zu verhalten hätten.

Bei immer wechselnden Sturm und Regengüssen brachten wir den Tag meist unter Dach und am Feuer zu, das Vergangene in Gedanken zurückrufend, das Nächstbevorstehende nicht ohne Sorge bedenkend. Seit Grandpré hatte ich weder Wagen noch Koffer noch Bedienten wiedergesehen, Hoffnung und Sorge wechselten deshalb augenblicklich ab. Die Nacht war herangekommen, die Kinder sollten zu Bette gehen; sie näherten sich Vater und Mutter ehrfurchtsvoll, verneigten sich, küßten ihnen die Hand und sagten: Bon soir, Papa, bon soir, Maman, mit wünschenswerther Anmuth. Bald darauf erfuhren wir, daß der Prinz von Braunschweig in unserer Nachbarschaft gefährlich krank liege, und erkundigten uns nach ihm. Besuch lehnte man ab und versicherte zugleich, daß es mit ihm viel besser geworden, so daß er morgen früh unverzüglich aufzubrechen gedenke.

Kaum hatten wir uns vor dem schrecklichen Regen wieder ans Kamin geflüchtet, als ein junger Mann hereintrat, den wir als den jüngeren Bruder unseres Wirths wegen entschiedener Aehnlichkeit erkennen mußten, und so erklärte sich's auch. In die Tracht des französischen Landvolks gekleidet, einen starken Stab in der Hand, trat er auf, ein schöner junger Mann. Sehr ernst, ja verdrießlich wild saß er bei uns am Feuer, ohne zu sprechen; doch hatte er sich kaum erwärmt, als er mit seinem Bruder auf und ab, sodann in das nächste Zimmer trat. Sie sprachen sehr lebhaft und vertraulich zusammen. Er ging in den grimmigen Regen hinaus, ohne daß ihn unsere Wirthsleute zu halten suchten.

Aber auch wir wurden durch ein Angst- und Zetergeschrei in die stürmische Nacht hinausgerufen. Unsere Soldaten hatten unter dem Vorwand, Fourage auf den Boden zu suchen, zu plündern angefangen, und zwar ganz ungeschickterweise, indem sie einem Weber sein Werkzeug wegnahmen, eigentlich für sie ganz unbrauchbar. Mit Ernst und einigen guten Worten brachten wir die Sache wieder ins Gleiche; denn es waren nur Wenige, die sich solcher That unterfingen. Wie leicht konnte das ansteckend werden und Alles drunter und drüber gehn!

Da sich mehrere Personen zusammengefunden hatten, so trat ein weimarischer Husar zu mir, seines Handwerks ein

Fleischer, und vertraute, daß er in einem benachbarten Haus ein gemästetes Schwein entdeckt habe, er seilsche darum, könne es aber von dem Besitzer nicht erhalten, wir möchten mit Ernst dazuthun, denn es würde in den nächsten Tagen an Allem fehlen. Es war wunderbar genug, daß wir, die so eben der Plünderung Einhalt gethan, zu einem ähnlichen Unternehmen aufgefordert werden sollten. Indessen, da der Hunger kein Gesetz anerkennt, gingen wir mit dem Husar in das bezeichnete Haus, fanden gleichfalls ein großes Kaminfeuer, begrüßten die Leute und setzten uns zu ihnen. Es hatte sich noch ein anderer weimarischer Husar, Namens Lieur, zu uns gefunden, dessen Gewandtheit wir die Sache vertrauten. Er begann in geläufigem Französisch von den Tugenden regulirter Truppen zu sprechen und rühmte die Personen, welche nur für baares Geld die nothwendigsten Viktualien anzuschaffen verlangten; dahingegen schalt er die Nachzügler, Packknechte und Marketender, die mit Ungestüm und Gewalt auch die letzte Klaue sich zuzueignen gewohnt seien. Er wolle daher einem Jeden den wohlmeinenden Rath geben, auf den Verkauf zu sinnen, weil Geld noch immer leichter zu verbergen sei als Thiere, die man wohl auswittere. Seine Argumente jedoch schienen keinen großen Eindruck zu machen, als seine Unterhandlung seltsam genug unterbrochen wurde.

An der fest verschlossenen Hausthüre entstand auf einmal ein heftiges Pochen; man achtete nicht darauf, weil man keine Lust hatte, noch mehr Gäste einzulassen; es pochte fort, die kläglichste Stimme rief dazwischen, eine Weiberstimme, die auf gut Deutsch flehentlich um Eröffnung der Thüre bat. Endlich erweicht, schloß man auf; es drang eine alte Marketenderin herein, etwas in ein Tuch gewickelt auf dem Arme tragend, hinter ihr eine junge Person, nicht häßlich, aber blaß und entkräftet; sie hielt sich kaum auf den Füßen. Mit wenigen, aber rüstigen Worten erklärte die Alte den Zustand, indem sie ein nacktes Kind vorwies, von dem jene Frau auf der Flucht entbunden worden. Dadurch versäumt, waren sie, mißhandelt von Bauern, in dieser Nacht endlich an unsere Pforte gekommen. Die Mutter hatte, weil ihr die Milch verschwunden, dem Kinde, seitdem es Athem holte, noch keine Nahrung reichen können. Jetzt forderte die Alte mit Ungestüm Mehl, Milch, Tiegel, auch Leinwand, das Kind hineinzuwickeln. Da sie kein Französisch konnte, mußten wir in ihrem Namen fordern; aber

ihr herrisches Wesen, ihre Heftigkeit gab unsern Reden genug pantomimisches Gewicht und Nachdruck; man konnte das Verlangte nicht geschwind genug herbeischaffen, und das Herbeigeschaffte war ihr nicht gut genug. Dagegen war auch sehenswerth, wie behend sie verfuhr. Uns hatte sie bald vom Feuer verdrängt, der beste Sitz war sogleich für die Wöchnerin eingenommen; sie aber machte sich auf ihrem Schemel so breit, als wenn sie im Hause allein wäre. In einem Nu war das Kind gereinigt und gewickelt, der Brei gekocht; sie fütterte das kleine Geschöpf, dann die Mutter, an sich selbst dachte sie kaum. Nun verlangte sie frische Kleider für die Wöchnerin, indeß die alten trockneten. Wir betrachteten sie mit Verwunderung; sie verstand sich aufs Requiriren.

Der Regen ließ nach, wir suchten unser voriges Quartier, und kurz darauf brachten die Husaren das Schwein. Wir zahlten ein Billiges; nun sollte es geschlachtet werden; es geschah, und als im Nebenzimmer am Tragebalken ein Kloben eingeschraubt zu sehen war, hing das Schwein sogleich dort, um kunstmäßig zerstückt und bereitet zu werden.

Daß unsere Hausleute bei dieser Gelegenheit sich nicht verdrießlich, vielmehr behilflich und zuthätig erwiesen, schien uns einigermaßen wunderbar, da sie wohl Ursache gehabt hätten, unser Betragen roh und rücksichtslos zu finden. In demselbigen Zimmer, wo wir die Operation vornahmen, lagen die Kinder in reinlichen Betten, und aufgeweckt durch unser Getöse, schauten sie artig-furchtsam unter den Decken hervor. Nahe an einem großen zweischläfrigen Ehebett, mit grünem Rasch sorgfältig umschlossen, hing das Schwein, so daß die Vorhänge einen malerischen Hintergrund zu dem erleuchteten Körper machten. Es war ein Nachtstück ohne Gleichen. Aber solchen Betrachtungen konnten sich die Einwohner nicht hingeben; wir merkten vielmehr, daß sie jenem Hause, dem man das Schwein abgewonnen, nicht sonderlich befreundet seien und also eine gewisse Schadenfreude hierbei obwalte. Früher hatten wir auch gutmüthig Einiges von Fleisch und Wurst versprochen; das Alles kam der Funktion zu Statten, die in wenig Stunden vollendet sein sollte. Unser Husar aber bewies sich in seinem Fache so thätig und behend wie die Zigeunerin drüben in dem übrigen, und wir freuten uns schon auf die guten Würste und Braten, die uns von dieser Halbbeute zu Theil werden sollten. In Erwartung dessen legten wir uns

in der Schmiedewerkstatt unseres Wirthes auf die schönsten Weizengarben und schliefen geruhig bis an den Tag. Indessen hatte unser Husar sein Geschäft im Innern des Hauses vollendet, ein Frühstück fand sich bereit, und das Uebrige war schon eingepackt, nachdem vorher den Wirthsleuten gleichfalls ihr Theil gespendet worden, nicht ohne Verdruß unserer Leute, welche behaupteten, bei diesem Volk sei Gutmüthigkeit übel angewendet; sie hätten gewiß noch Fleisch und andere gute Dinge verborgen, die wir auszuwittern noch nicht recht gelernt hätten.

Als ich mich in dem innern Zimmer umsah, fand ich zuletzt eine Thüre verriegelt, die ihrer Stellung nach in einen Garten gehen mußte. Durch ein kleines Fenster an der Seite konnt' ich bemerken, daß ich nicht irre geschlossen hatte; der Garten lag etwas höher als das Haus, und ich erkannt' ihn ganz deutlich für denselben, wo wir uns früh mit Küchenwaaren versehen hatten. Die Thüre war verrammelt und von außen so geschickt verschüttet und bedeckt, daß ich nun wohl begriff, warum ich sie heute früh vergebens gesucht hatte. Und so stand es in den Sternen geschrieben, daß wir ungeachtet aller Vorsicht doch in das Haus gelangen sollten.

Den 6. Oktober früh.

Bei solchen Umgebungen darf man sich nicht einen Augenblick Ruhe, nicht das kürzeste Verharren irgend eines Zustandes erwarten. Mit Tagesanbruch war der ganze Ort auf einmal in großer Bewegung; die Geschichte des entflohenen Pferdes kam wieder zur Sprache. Der geängstigte Reiter, der es herbeischaffen oder Strafe leiden und zu Fuße gehen sollte, war auf den nächsten Dörfern herumgerannt, wo man ihm denn, um die Plackerei selbst los zu werden, zuletzt versicherte, es müsse in Sivry stecken; dort habe man vor so viel Wochen einen Rappen ausgehoben, wie er ihn beschreibe; unmittelbar vor Sivry habe nun das Pferd sich losgemacht, und was sonst noch die Wahrscheinlichkeit vermehren mochte. Nun kam er, begleitet von einem ernsten Unteroffizier, der durch Bedrohung des ganzen Ortes endlich die Auflösung des Räthsels fand. Das Pferd war wirklich hinein nach Sivry zu seinem vorigen Herrn gelaufen; die Freude, den vermißten

Wer von der Arbeit müde,
Läßt gern den Mädchen Friede;
Und wer noch obendrein nichts weiß,
Der denkt an nichts, den macht nichts heiß;
So geht's den Bauern meist.

Die Bauermädchen aber sind
In Ruhe mehr genährt,
Und darum wünschen sie geschwind,
Was jede Mutter wehrt.
Oft stoßen schäkernd Bräute
Den Bräut'gam in die Seite;
Denn von der Arbeit, die sie thun,
Sich zu erholen, auszuruhn,
Das können sie dabei.

Die Liebe wider Willen.*)

Ich weiß es wohl und spotte viel:
Ihr Mädchen seid voll Wankelmuth!
Ihr liebet, wie im Kartenspiel,
Den David und den Alexander;
Sie sind ja Forcen mit einander,
Und die sind mit einander gut.

Doch bin ich elend wie zuvor
Mit misanthropischem Gesicht
Der Liebe Sklav, ein armer Thor!
Wie gern wär' ich sie los, die Schmerzen!
Allein es sitzt zu tief im Herzen,
Und Spott vertreibt die Liebe nicht.

Verschiedene Drohung.**)

Einst ging ich meinem Mädchen nach
Tief in den Wald hinein
Und fiel ihr um den Hals, und „Ach!"
Droht sie, „ich werde schrein."

*) Aus dem Leipziger Liederbuch zugleich mit dem Gedichte „Der Misanthrop" 1833 unter die Sammlung der Gedichte aufgenommen. — Die vier Könige im Kartenspiele, deren Namen übrigens manchen Veränderungen ausgesetzt waren, hießen schon unter Karl VII. von Frankreich (1422–1461) Karl, David, Alexander und Cäsar. (Vgl. Düntzer I, 65.)

**) Im Leipziger Liederbuche mit der Ueberschrift „Das Scherzen" und mit dem Zusatze „Nach dem Italienischen", außerdem 1776 in der Oeserschen

Haus- und Stallgenossen wiederzusehen, sagen sie, sei in der Familie grenzenlos gewesen, allgemein die Theilnahme der Nachbarn. Künstlich genug hatte man das Pferd auf einen Oberboden gebracht und hinter Heu versteckt; Jedermann bewahrte das Geheimniß. Nun aber ward es unter Klagen und Jammern wieder hervorgezogen, und Betrübniß ergriff die ganze Gemeinde, als der Reiter sich darauf schwang und dem Wachtmeister folgte. Niemand gedachte weder eigener Lasten noch des keineswegs aufgeklärten allgemeinen Geschickes; das Pferd und der zum zweiten Mal getäuschte Besitzer waren der Gegenstand der zusammengelaufenen Menge.

Eine augenblickliche Hoffnung that sich hervor; der Kronprinz von Preußen kam geritten, und indem er sich erkundigen wollte, was die Menge zusammengebracht, wendeten sich die guten Leute an ihn mit Flehen, er möge ihnen das Pferd wieder zurückgeben. Es stand nicht in seiner Macht, denn die Kriegslaüfte sind mächtiger als die Könige; er ließ sie trostlos, indem er sich stillschweigend entfernte.

Nun besprachen wir wiederholt mit unsern guten Hausleuten das Manöver gegen die Nachzügler; denn schon spukte das Geschmeiß hin und wieder. Wir riethen, Mann und Frau, Magd und Geselle sollten in der Thüre innerhalb des kleinen Vorraums sich halten und allenfalls ein Stück Brod, einen Schluck Wein, wenn es gefordert würde, auswendig reichen, den eindringenden Ungestüm aber standhaft abwehren. Mit Gewalt erstürmten dergleichen Leute nicht leicht ein Haus; einmal eingelassen aber, werde man ihrer nicht wieder Herr. Die guten Menschen baten uns, noch länger zu bleiben, allein wir hatten an uns selber zu denken; das Regiment des Herzogs war schon vorwärts und der Kronprinz abgeritten; dies war genug, unsern Abschied zu bestimmen.

Wie klüglich dies gewesen, wurde uns noch deutlicher, als wir, bei der Kolonne angelangt, zu hören hatten, daß der Vortrab der französischen Prinzen gestern, als er eben den Paß Chesne le populeux und die Aisne hinter sich gelassen, zwischen les Grandes et Petites Armoises von Bauern angegriffen worden; einem Offizier solle das Pferd unterm Leib getödtet, dem Bedienten des Kommandirenden eine Kugel durch den Hut gegangen sein. Nun fiel mir's aufs Herz, daß in vergangner Nacht, als der bärbeißige Schwager ins Haus trat, ich einer solchen Ahnung mich nicht erwehren konnte.

Am 6. Oktober.

Aus der gefährlichsten Klemme waren wir nun heraus, unser Rückzug jedoch noch immer beschwerlich und bedenklich, der Transport unseres Haushaltes von Tag zu Tage lästiger; denn freilich führten wir ein komplettes Mobiliar mit uns, außer dem Küchengeräth noch Tisch und Bänke, Kisten, Kasten und Stühle, ja ein paar Blechofen. Wie wollte man die mehreren Wagen fortbringen, da der Pferde täglich weniger wurden! Einige fielen, die überbliebenen zeigten sich kraftlos. Es blieb nichts übrig, als einen Wagen stehen zu lassen, um die andern fortzubringen. Nun ward gerathschlagt, was wol das Entbehrlichste sei, und so mußte man einen mit allerlei Geräth wohlbepackten Wagen im Stiche lassen, um nicht Alles zu entbehren. Diese Operation wiederholte sich einigemal, unser Zug ward um Vieles kompendioser, und doch wurden wir aufs Neue an eine solche Reduktion gemahnt, da wir uns an den niedrigen Ufern der Maas mit größter Unbequemlichkeit fortschleppten.

Was mich aber in diesen Stunden am Meisten drückte und besorgt machte, war, daß ich meinen Wagen schon einige Tage vermißte. Nun konnt' ich mir's nicht anders denken, als mein sonst so resoluter Diener sei in Verlegenheit gerathen, habe seine Pferde verloren und andere zu requiriren nicht vermocht. Da sah ich denn in trauriger Einbildungskraft meine werthe böhmische Halbchaise, ein Geschenk meines Fürsten, die mich schon so weit in der Welt herumgetragen, im Koth versunken, vielleicht auch über Bord geworfen, und somit, wie ich da zu Pferde saß, trug ich nun Alles bei mir. Der Koffer mit Kleidungsstücken, Manuskripten jeder Art und manches durch Gewohnheit sonst noch werthe Besitzthum, Alles schien mir verloren und schon in die Welt zerstreut.

Was war aus der Brieftasche mit Geld und bedeutenden Papieren geworden, aus sonstigen Kleinigkeiten, die man an sich herumsteckt? Hatte ich das Alles nun recht umständlich und peinlich durchgedacht, so stellte sich der Geist aus dem unerträglichen Zustande bald wieder her. Das Vertrauen auf meinen Diener fing wieder an zu wachsen, und wie ich vorher umständlich den Verlust gedacht, so dacht' ich nunmehr Alles durch seine Thätigkeit erhalten und freute mich dessen, als läg' es mir schon vor Augen.

Den 7. Oktober.

Als wir eben auf dem linken Ufer der Maas aufwärts zogen, um an die Stelle zu gelangen, wo wir überſetzen und die gebahnte Hauptſtraße jenſeits erreichen ſollten, gerade auf dem rumpfigſten Wieſenfleck, hieß es, der Herzog von Braunſchweig komme hinter uns her. Wir hielten an und begrüßten ihn ehrerbietig; er hielt auch ganz nahe vor uns ſtille und ſagte zu mir: „Es thut mir zwar leid, daß ich Sie in dieſer unangenehmen Lage ſehe; jedoch darf es mir in dem Sinne erwünſcht ſein, daß ich einen einſichtigen, glaubwürdigen Mann mehr weiß, der bezeugen kann, daß wir nicht vom Feinde, ſondern von den Elementen überwunden worden.“

Er hatte mich in dem Hauptquartier zu Hans vorbeigehend geſehen und wußte überhaupt, daß ich bei dem ganzen traurigen Zug gegenwärtig geweſen. Ich antwortete ihm etwas Schickliches und bedauerte noch zuletzt, daß er nach ſo viel Leiden und Anſtrengung noch durch die Krankheit ſeines fürſtlichen Sohnes ſei in Sorgen geſetzt worden, woran wir vorige Nacht in Story großen Antheil empfunden. Er nahm es wohl auf, denn dieſer Prinz war ſein Liebling, zeigte ſodann auf ihn, der in der Nähe hielt; wir verneigten uns auch vor ihm. Der Herzog wünſchte uns Allen Geduld und Ausdauer und ich ihm dagegen eine ungeſtörte Geſundheit, weil ihm ſonſt nichts abgehe, uns und die gute Sache zu retten. Er hatte mich eigentlich niemals geliebt; das mußte ich mir gefallen laſſen; er gab es zu erkennen, das konnt' ich ihm verzeihen; nun aber war das Unglück eine milde Vermittlerin geworden, die uns auf eine theilnehmende Weiſe zuſammenbrachte.

Den 7. und 8. Oktober.

Wir hatten über die Maas geſetzt und den Weg eingeſchlagen, der aus den Niederlanden nach Verdun führt; das Wetter war furchtbarer als je, wir lagerten bei Conſenvoye. Die Unbequemlichkeit, ja das Unheil ſtiegen aufs Höchſte, die Zelte durchnäßt, ſonſt kein Schirm, kein Obdach; man wußte nicht, wohin man ſich wenden ſollte; noch immer fehlte mein Wagen, und ich entbehrte das Nothwendigſte.

konnte man sich auch unter einem Zelte bergen, so war doch an keine Ruhestelle zu denken. Wie sehnte man sich nicht nach Stroh, ja nach irgend einem Brettstück, und zuletzt blieb doch nichts übrig, als sich auf den kalten feuchten Boden niederzulegen!

Nun hatte ich aber schon in vorigen gleichen Fällen mir ein praktisches Hilfsmittel ersonnen, wie solche Noth zu überdauern sei; ich stand nämlich so lange auf den Füßen, bis die Kniee zusammenbrachen, dann setzt' ich mich auf einen Feldstuhl, wo ich hartnäckig verweilte, bis ich niederzusinken glaubte, da denn jede Stelle, wo man sich horizontal ausstrecken konnte, höchst willkommen war. Wie also Hunger das beste Gewürz bleibt, so wird Müdigkeit der herrlichste Schlaftrunk sein.

Zwei Tage und zwei Nächte hatten wir auf diese Weise verlebt, als der traurige Zustand einiger Kranken auch Gesunden zu Gute kommen sollte. Des Herzogs Kammerdiener war von dem allgemeinen Uebel befallen, einen Junker vom Regiment hatte der Fürst aus dem Lazareth von Grandpré gerettet; nun beschloß er, die Beiden in das etwa zwei Meilen entfernte Verdun zu schicken. Kämmerier Wagner wurde ihnen zur Pflege mitgegeben, und ich säumte nicht, auf gnädigste vorsorgliche Anmahnung den vierten Platz einzunehmen. Mit Empfehlungsschreiben an den Kommandanten wurden wir entlassen, und als beim Einsitzen der Pudel nicht zurückbleiben durfte, so ward aus dem sonst so beliebten Schlafwagen ein halbes Lazareth und etwas Menagerieartiges.

Zur Eskorte, zum Quartier- und Proviantmeister erhielten wir jenen Husaren, der, Namens Liseur, aus Luxemburg gebürtig, der Gegend kundig, Geschick, Gewandtheit und Kühnheit eines Freibeuters vereinigte; mit Behagen ritt er vorauf und machte dem mit sechs starken Schimmeln bespannten Wagen und sich selbst ein gutes Ansehen.

Zwischen ansteckende Kranke gepackt, wußt' ich von keiner Apprehension. Der Mensch, wenn er sich getreu bleibt, findet zu jedem Zustande eine hilfreiche Maxime; mir stellte sich, sobald die Gefahr groß ward, der blindeste Fatalismus zur Hand, und ich habe bemerkt, daß Menschen, die ein durchaus gefährlich Metier treiben, sich durch denselben Glauben gestählt und gestärkt fühlen. Die mahomedanische Religion giebt hievon den besten Beweis.

Den 9. Oktober.

Unsere traurige Lazarethfahrt zog nun langsam dahin und gab zu ernsten Betrachtungen Anlaß, da wir in dieselbe Heerstraße fielen, auf der wir mit so viel Muth und Hoffnung ins Land eingetreten waren. Hier berührten wir nun wieder dieselbe Gegend, wo der erste Schuß aus den Weinbergen fiel, denselben Hochweg, wo uns die hübsche Frau in die Hände lief und zurückgeführt worden, kamen an dem Mäuerchen vorbei, von wo sie uns mit den Ihrigen freundlich und zur Hoffnung aufgeregt begrüßte. Wie sah das Alles jetzt anders aus, und wie doppelt unerfreulich erschienen die Folgen eines fruchtlosen Feldzugs durch den trüben Schleier eines anhaltenden Regenwetters!

Doch mitten in diesen Trübnissen sollte mir gerade das Erwünschteste begegnen. Wir hielten ein Fuhrwerk ein, das mit vier kleinen unansehnlichen Pferden vor uns herzog; hier aber gab es einen Lust- und Erkennungsauftritt; denn es war mein Wagen, mein Diener. — „Paul," rief ich aus, „Teufelsjunge, bist Du's! Wie kommst Du hieher?" — Der Koffer stand gerubig aufgepackt an seiner alten Stelle; welch erfreulicher Anblick! Und als ich mich nach Portefeuille und Anderem hastig erkundigte, sprangen zwei Freunde aus dem Wagen, geheimer Sekretär Weyland und Hauptmann Vent. Das war eine gar frobe Scene des Wiederfindens, und ich erfuhr nun, wie es bisher zugegangen.

Seit der Flucht jener Bauernknaben hatte mein Diener die vier Pferde durchzubringen gewußt und sich nicht allein von Hans bis Grandpré, sondern auch von da, als er mir aus den Augen gekommen, über die Aisne geschleppt und immer so fort verlangt, begehrt, fouragirt, requirirt, bis wir zuletzt glücklich wieder zusammentrafen und nun Alle vereint und höchst vergnügt nach Verdun zogen, wo wir genugsame Ruhe und Erquickung zu finden hofften.

Hiezu hatte denn auch der Husar weislich und klüglich die besten Voranstalten getroffen; er war voraus in die Stadt geritten und hatte sich bei der Fülle des Dranges gar bald überzeugt, daß hier ordnungsgemäß durch Wirksamkeit und guten Willen eines Quartieramts nichts zu hoffen sei; glücklicherweise aber sah er in dem Hof eines schönen Hauses Anstalten zu einer herannahenden Abreise; er sprengte zurück,

bedeutete uns, wie wir fahren sollten, und eilte nun, sobald jene Partei heraus war, das Hofthor zu besetzen, dessen Schließen zu verhindern und uns gar erwünscht zu empfangen. Wir fuhren ein, wir stiegen aus, unter Protestation einer alten Haushälterin, welche, so eben von einer Einquartierung befreit, keine neue, besonders ohne Billet, aufzunehmen Lust empfand. Indessen waren die Pferde schon ausgespannt und im Stalle, wir aber hatten uns in die oberen Zimmer getheilt; der Hausherr, ältlich, Edelmann, Ludwigsritter, ließ es geschehen; weder er noch Familie wollten von Gästen weiter wissen, am Wenigsten diesmal von Preußen auf dem Rückzuge.

Den 10. Oktober.

Ein Knabe, der uns in der verwilderten Stadt herumführte, fragte mit Bedeutung, ob wir denn von den unvergleichlichen Verduner Pastetchen noch nicht gekostet hätten. Er führte uns darauf zu dem berühmtesten Meister dieser Art. Wir traten in einen weiten Hausraum, in welchem große und kleine Oefen ringsherum angebracht waren, zugleich auch in der Mitte Tisch und Bänke zum frischen Genuß des augenblicklich Gebackenen. Der Künstler trat vor, sprach aber seine Verzweiflung höchst lebhaft aus, daß es ihm nicht möglich sei, uns zu bedienen, da es ganz und gar an Butter fehle. Er zeigte die schönsten Vorräthe des feinsten Weizenmehls; aber wozu nützten ihm diese ohne Milch und Butter! Er rühmte sein Talent, den Beifall der Einwohner, der Durchreisenden, und bejammerte nur, daß er gerade jetzt, wo er sich vor solchen Fremden zu zeigen und seinen Ruf auszubreiten Gelegenheit finde, gerade des Nothwendigsten ermangeln müßte. Er beschwor uns daher, Butter herbeizuschaffen, und gab zu verstehen, wenn wir nur ein Wenig Ernst zeigen wollten, so sollte sich dergleichen schon irgendwo finden. Doch ließ er sich für den Augenblick zufrieden stellen, als wir versprachen, bei längerem Aufenthalt von Jardin Fontaine dergleichen herbeizubolen.

Unsern jungen Führer, der uns weiter durch die Stadt begleitete und sich ebensowol auf hübsche Minder als auf Pastetchen zu verstehen schien, befragten wir nach einem wun-

derschönen Frauenzimmer, das sich eben aus dem Fenster eines wohlgebauten Hauses herausbog. „Ja," rief er, nachdem er ihren Namen genannt, „das hübsche Köpfchen mag sich fest auf den Schultern halten! Es ist auch Eine von Denen, die dem König von Preußen Blumen und Früchte überreicht haben. Ihr Haus und Familie dachten schon, sie wären wieder obendrauf; das Blatt aber hat sich gewendet, jetzt tausch' ich nicht mit ihr." Er sprach hierüber mit besonderer Gelassenheit, als wäre es ganz naturgemäß und könne und werde nicht anders sein.

Mein Diener war von Jardin Fontaine zurückgekommen, wohin er, unsern alten Wirth zu begrüßen und den Brief an die Schwester zu Paris wiederzubringen, gegangen war. Der neckische Mann empfing ihn gutmüthig genug, bewirthete ihn aufs Beste und lud die Herrschaft ein, die er gleichfalls zu traktiren versprach.

So wohl sollt' es uns aber nicht werden; denn kaum hatten wir den Kessel übers Feuer gehängt, mit herkömmlichen Ingredienzien und Zeremonien, als eine Ordonnanz hereintrat und im Namen des Kommandanten, Herrn von Corbière, freundlich andeutete, wir möchten uns einrichten, morgen früh um acht Uhr aus Verdun zu fahren. Höchst betroffen, daß wir Dach, Fach und Herd, ohne uns nur einigermaßen herstellen zu können, eiligst verlassen und uns wieder in die wüste schmutzige Welt hinausgestoßen sehen sollten, beriefen wir uns auf die Krankheit des Junkers und Kammerdieners, worauf er denn meinte, wir sollten diese bald möglichst fortzubringen suchen, weil in der Nacht die Lazarethe geleert und nur die völlig intransportablen Kranken zurückgelassen würden. Uns überfiel Schrecken und Entsetzen; denn bisher zweifelte Niemand, daß von Seiten der Alliirten man Verdun und Longwy erhalten, wo nicht gar noch einige Festungen erobern und sichere Winterquartiere bereiten müsse. Von diesen Hoffnungen konnten wir nicht auf einmal Abschied nehmen; daher schien es uns, man wolle nur die Festung von den unzähligen Kranken und dem unglaublichen Troß befreien, um sie alsdann mit der nothwendigen Garnison besetzen zu können. Kämmerier Wagner jedoch, der das Schreiben des Herzogs dem Kommandanten überbracht hatte, glaubte das Allerbedenklichste in diesen Maßregeln zu sehen. Was es aber auch im Ganzen für einen Ausgang nähme, mußten wir uns dies-

mal in unser Schicksal ergeben und speisten geruhig den einfachen Topf in verschiedenen Abstäzen und Trachten, als eine andere Ordonnanz abermals hereintrat und uns beschied, wir möchten ja ohne Zaudern und Aufenthalt morgen früh um drei Uhr aus Verdun zu kommen suchen. Kämmerier Wagner, der den Inhalt jenes Briefs an den Kommandanten zu wissen glaubte, sah hierin ein entschiedenes Bekenntniß, daß die Festung den Franzosen sogleich wieder würde übergeben werden. Dabei gedachten wir der Drohung des Knaben, gedachten der schönen geputzten Frauenzimmer, der Früchte und Blumen, und betrübten uns zum ersten Mal recht herzlich und gründlich über eine so entschieden mißlungene große Unternehmung.

Ob ich schon unter dem diplomatischen Corps ächte und verehrungswürdige Freunde gefunden, so konnt' ich doch, so oft ich sie mitten unter diesen großen Bewegungen fand, mich gewisser nedischer Einfälle nicht enthalten; sie kamen mir vor wie Schauspieldirektoren, welche die Stüde wählen, Rollen austheilen und in unscheinbarer Gestalt einhergehen, indessen die Truppe, so gut sie kann, aufs Beste herausgestuzt, das Resultat ihrer Bemühungen dem Glück und der Laune des Publikums überlassen muß.

Baron Breteuil wohnte gegen uns über; seit der Halsbandgeschichte war er mir nicht aus den Gedanken gekommen. Sein Haß gegen den Kardinal von Reban verleitete ihn zu der furchtbarsten Uebereilung; die durch jenen Prozeß entstandene Erschütterung ergriff die Grundfesten des Staates, vernichtete die Achtung gegen die Königin und gegen die obern Stände überhaupt; denn leider Alles, was zur Sprache kam, machte nur das gräuliche Verderben deutlich, worin der Hof und die Vornehmeren befangen lagen.

Diesmal glaubte man, er habe den auffallenden Vergleich gestiftet, der uns zum Rüdzug verpflichtete, zu dessen Entschuldigung man höchst günstige Bedingungen voraussezte; man versicherte, König, Königin und Familie sollten freigegeben und sonst noch manches Wünschenswerthe erfüllt werden. Die Frage aber, wie diese großen diplomatischen Vortheile mit allem Uebrigen, was uns doch auch bekannt war, übereinstimmen sollten, ließ einen Zweifel nach dem andern aufkeimen.

Die Zimmer, die wir bewohnten, waren anständig möblirt; mir fiel ein Wandschrank auf, durch dessen Glasthüren ich viele regelmäßig beschnittene gleiche Hefte in Quart erblidte. Zu

meiner Verwunderung ersah ich daraus, daß unser Wirth als einer der Notablen im Jahre 1787 zu Paris gewesen; in diesen Heften war seine Instruktion abgedruckt. Die Mäßigkeit der damaligen Forderungen, die Bescheidenheit, womit sie abgefaßt, kontrastirten völlig mit den gegenwärtigen Zuständen von Gewaltsamkeit, Uebermuth und Verzweiflung. Ich las diese Blätter mit wahrhafter Rührung und nahm einige Exemplare zu mir.

Den 11. Oktober.

Ohne die Nacht geschlafen zu haben, waren wir früh um drei Uhr eben im Begriff, unsern gegen das Hofthor gerichteten Wagen zu besteigen, als wir ein unüberwindliches Hinderniß gewahr wurden; denn es zog schon eine ununterbrochene Kolonne Krankenwagen zwischen den zur Seite aufgehäuften Pflastersteinen durch die zum Sumpf gefahrene Stadt. Als wir nun so standen, abzuwarten, was erreicht werden könnte, drängte sich unser Wirth, der Ludwigsritter, ohne zu grüßen, an uns vorbei. Unsere Verwunderung über sein frühes und unfreundliches Erscheinen ward aber bald in Mitleid verkehrt; denn sein Bedienter, hinter ihm drein, trug ein Bündelchen auf dem Stocke, und so ward es nur allzu deutlich, daß er, nachdem er vier Wochen vorher Haus und Hof wiedergesehen hatte, es nun abermals wie wir unsere Eroberungen verlassen mußte.

Sodann ward aber meine Aufmerksamkeit auf die bessern Pferde vor meiner Chaise gelenkt; da gestand denn die liebe Dienerschaft, daß sie die bisherigen schwachen, unbrauchbaren gegen Zucker und Kaffee vertauscht, sogleich aber in Requisition anderer glücklich gewesen sei. Die Thätigkeit des gewandten Liseur's war hiebei nicht zu verkennen; auch durch ihn kamen wir diesmal vom Flecke, denn er sprengte in eine Lücke der Wagenreihe und hielt das folgende Gespann so lange zurück, bis wir sechs- und vierspännig eingeschaltet waren; da ich mich denn frischer Luft in meinem leichten Wägelchen abermals erfreuen konnte.

Nun bewegten wir uns mit Leichenschritt, aber bewegten uns doch; der Tag brach an, wir befanden uns vor der Stadt in dem größtmöglichen Gewirr und Gewimmel. Alle Arten von Wagen, wenig Reiter, unzählige Fußgänger durchkreuzten

sich auf dem großen Platze vor dem Thor. Wir zogen mit unserer Kolonne rechts gegen Estain, auf einem beschränkten Fahrweg mit Gräben zu beiden Seiten. Die Selbsterhaltung in einem so ungeheuren Drange kannte schon kein Mitleiden, keine Rücksicht mehr; nicht weit vor uns fiel ein Pferd vor einem Rüstwagen, man schnitt die Stränge entzwei und ließ es liegen. Als nun aber die drei übrigen die Last nicht weiter bringen konnten, schnitt man auch sie los, warf das schwerbepackte Fuhrwerk in den Graben, und mit dem geringsten Aufhalte fuhren wir weiter und zugleich über das Pferd weg, das sich eben erholen wollte, und ich sah ganz deutlich, wie dessen Gebeine unter den Rädern knirschten und schlotterten.

Reiter und Fußgänger suchten sich von der schmalen, unwegsamen Fahrstraße auf die Wiesen zu retten; aber auch diese waren zu Grunde geregnet, von ausgetretenen Gräben überschwemmt, die Verbindung der Fußpfade überall unterbrochen. Vier ansehnliche, schöne, sauber gekleidete französische Soldaten wateten eine Zeit lang neben unseren Wagen her, durchaus nett und reinlich, und wußten so gut hin und her zu treten, daß ihr Fußwerk nur bis an die Knorren von der schmutzigen Wallfahrt zeugte, welche die guten Leute bestanden.

Daß man unter solchen Umständen in Gräben, auf Wiesen, Feldern und Angern todte Pferde genug erblickte, war natürliche Folge des Zustands; bald aber fand man sie auch abgedeckt, die fleischigen Theile sogar ausgeschnitten — trauriges Zeichen des allgemeinen Mangels!

So zogen wir fort, jeden Augenblick in Gefahr, bei der geringsten eigenen Stockung selbst über Bord geworfen zu werden, unter welchen Umständen freilich die Sorgfalt unseres Geleitsmanns nicht genug zu rühmen und zu preisen war. Dieselbe bethätigte sich denn auch zu Estain, wo wir gegen Mittag anlangten und in dem schönen, wohlgebauten Städtchen durch Straßen und auf Plätzen ein sinneverwirrendes Gewimmel um und neben uns erblickten; die Masse wogte hin und her, und indem Alles vorwärts drang, ward Jeder dem Andern hinderlich. Unvermuthet ließ unser Führer die Wagen vor einem wohlgebauten Hause des Marktes halten; wir traten ein, Hausherr und Frau begrüßten uns in überbietiger Entfernung.

Man führte uns in ein getäfeltes Zimmer auf gleicher Erde, wo im schwarzmarmornen Kamin behagliches Feuer brannte. In dem großen Spiegel darüber beschauten wir uns ungern;

Da rief ich trotzig: Ha! Ich will
Den tödten, der uns stört! —
„Still," lispelt sie, „Geliebter, still,
Daß ja Dich Niemand hört!"

Der Misanthrop.*)

A. Erst sitzt er eine Weile,
Die Sturn von Wolken frei;
Auf einmal kommt in Eile
Sein ganz Gesicht der Eule
Verferttem Ernste bei.
B. Sie fragen, was das sei,
Lieb' oder Langeweile?
C. Ach, sie sind's alle Zwei!

Liebe und Tugend.**)

Wenn einem Mädchen, das uns liebt,
Die Mutter strenge Lehren giebt
Von Tugend, Keuschheit und von Pflicht,
Und unser Mädchen folgt ihr nicht
Und fliegt mit neuverstärktem Triebe
Zu unsern heißen Küssen hin:
So hat daran der Eigensinn
So vielen Antheil als die Liebe.

Doch wenn die Mutter es erreicht,
Daß sie das gute Herz erweicht,
Voll Stolz auf ihre Lehren sieht,
Daß uns das Mädchen spröde flieht,
So kennt sie nicht das Herz der Jugend.
Denn wenn das je ein Mädchen thut,

Sammlung und in dem von Wetzand herausgegebenen „Almanach der deutschen Musen", bei Bieheff I, 34 und W. Freiherr von Biedermann I, 96. — In der zuletzt genannten Schrift wird zuerst darauf aufmerksam gemacht, daß das vorliegende Gedicht die Nachbildung eines etwas lasciven Gedichts von Chr. Fel. Weiße „Die Vorsicht" (im 6. Buche der „Scherzhaften Lieder" 1768) ist. — L.

*) Wir geben das Gedicht in der dialogischen Form, wie es im Leipziger Liederbuch steht: denn wir haben keinen Beweis dafür, daß die gemachten Veränderungen von Goethe herstammen.

**) Im Leipziger Liederbuch als „Liebe und Tugend", außerdem in der Oeserschen Sammlung und seit 1803 unter den Gedichten in der Abtheilung „Epigrammatisch" mit der Ueberschrift „Beweggrund."

denn ich hatte noch immer nicht die Entschließung gefaßt, meine langen Haare kurz schneiden zu lassen, die jetzt wie ein verworrener Hanfrocken umherquollen; der Bart, strauchig, vermehrte das wilde Ansehen unserer Gegenwart.

Nun aber konnten wir, aus den niedrigen Fenstern den ganzen Markt überschauend, unmittelbar das grenzenlose Getümmel beinahe mit Händen greifen. Aller Art Fußgänger, uniformirte Marode, gesunde, aber trauernde Bürgerliche, Weiber und Kinder drängten und quetschten sich zwischen Fuhrwerk aller Gestalt; Rüst- und Leiterwagen, Ein- und Mehrspänner, hunderterlei eigenes und requirirtes Gespferde, weichend, anstoßend, hinderte sich rechts und links. Auch Hornvieh zog damit weg, wahrscheinlich geforderte, weggenommene Heerden. Reiter sah man wenig, auffallend aber waren die eleganten Wagen der Emigrirten, vielfarbig lackirt, vergoldet und versilbert, die ich wol schon in Grevenmachern mochte bewundert haben. Die größte Noth entstand aber da, wo die den Markt füllende Menge in eine zwar gerade und wohlgebaute, doch verhältnißmäßig viel zu enge Straße ihren Weg einschlagen sollte. Ich habe in meinem Leben nichts Aehnliches gesehen; vergleichen aber ließ sich der Anblick mit einem erst über Wiesen und Anger ausgetretenen Strome, der sich nun wieder durch enge Brückenbogen durchdrängen und im beschränkten Bette weiterfließen soll.

Die lange, aus unsern Fenstern übersehbare Straße hinab schwoll unaufhaltsam die seltsamste Woge; ein hoher zweisitziger Reisewagen ragte über der Fluth empor. Er ließ uns an die schönen Französinnen denken; sie waren es aber nicht, sondern Graf Haugwitz, den ich mit einiger Schadenfreude Schritt vor Schritt dahinwackeln sah.

Zum 11. Oktober.

Ein gutes Essen war uns bereitet, die köstlichste Schöpsenkeule besonders willkommen; an gutem Wein und Brod fehlte es nicht, und so waren wir neben dem größten Getümmel in der schönsten Beruhigung, wie man auch wol der stürmenden See, am Fuße eines Leuchtthurms auf dem Steindamm sitzend, der wilden Wellenbewegung zusieht, und dort und da ein Schiff ihrer Willkür preisgegeben. Aber uns erwartete in diesem gastlichen Hause eine wahrhaft herzergreifende Familienscene.

Der Sohn, ein schöner junger Mann, hatte schon einige Zeit, hingerissen von den allgemeinen Gesinnungen, in Paris unter den Nationaltruppen gedient und sich dort hervorgethan. Als nun aber die Preußen eingedrungen, die Emigrirten mit der stolzen Hoffnung eines gewissen Sieges herangelangt waren, verlangten die nun auch zuversichtlichen Eltern dringend und wieder dringend, der Sohn solle seine dortige Lage, die er nunmehr verabscheuen müsse, eiligst aufgeben, zurückkehren und diesseits für die gute Sache fechten. Der Sohn, wider Willen, aus Pietät, kommt zurück, eben in dem Moment, da Preußen, Oestreicher und Emigrirte retiriren; er eilt verzweiflungsvoll durch das Gedränge zu seinem Vaterhause. Was soll er nun anfangen, und wie sollen sie ihn empfangen? Freude, ihn wiederzusehen, Schmerz, ihn in dem Augenblick wieder zu verlieren; Verwirrung, ob Haus und Hof in diesem Sturm werde zu erhalten sein. Als junger Mann dem neuen Systeme günstig, kehrt er genöthigt zu einer Partei zurück, die er verabscheut, und eben als er sich in dies Schicksal ergiebt, sieht er diese Partei zu Grunde gehen. Aus Paris entwichen, weiß er sich schon in das Sünden- und Todesregister geschrieben, und nun im Augenblick soll er aus seinem Vaterlande verbannt, aus seines Vaters Hause gestoßen werden. Die Eltern, die sich gern an ihm letzen möchten, müssen ihn selbst wegtreiben, und er in Schmerzenswonne des Wiedersehens weiß nicht, wie er sich losreißen soll; die Umarmungen sind Vorwürfe, und das Scheiden, das vor unsern Augen geschieht, schrecklich.

Unmittelbar vor unserer Stubenthüre ereignete sich das Alles auf der Hausflur. Kaum war es still geworden, und die Eltern hatten sich weinend entfernt, als eine Scene, fast noch wunderbarer, auffallender uns selbst ansprach, ja in Verlegenheit setzte und, obgleich herzergreifend genug, uns doch zuletzt ein Lächeln abnöthigte. Einige Bauersleute, Männer, Frauen und Kinder, drangen in unsere Zimmer und warfen sich heulend und schreiend mir zu Füßen. Mit der vollen Beredsamkeit des Schmerzens und des Jammers klagten sie, daß man ihr schönes Rindvieh wegtreibe — sie schienen Pächter eines ansehnlichen Gutes —, ich solle nur zum Fenster hinaussehen, eben treibe man sie vorbei; es hätten Preußen sich derselben bemächtigt, ich solle beiehlen, solle Hilfe schaffen. Hierauf trat ich, um mich zu besinnen, ans Fenster; der leichtfertige Husar stellte sich hinter mich und sagte: „Verzeihen Sie! Ich

habe Sie für den Schwager des Königs von Preußen ausgegeben, um gute Aufnahme und Bewirthung zu finden. Die Bauern hätten freilich nicht hereinkommen sollen; aber mit einem guten Wort weisen Sie die Leute an mich und scheinen überzeugt von meinen Vorschlägen!“

Was war zu thun? Ueberrascht und unwillig nahm ich mich zusammen und schien über die Umstände nachzudenken. Wird doch, sagt' ich zu mir selbst, List und Verschlagenheit im Kriege gerühmt! Wer sich durch Schelme bedienen läßt, kommt in Gefahr, von ihnen irre geführt zu werden. Ein Skandal, unnütz und beschämend, ist hier zu vermeiden. Und wie der Arzt in verzweifelten Fällen wol noch ein Hoffnungsrezept verschreibt, entließ ich die guten Menschen mehr pantomimisch als mit Worten; dann sagt' ich mir zu meiner Beruhigung, hatte doch bei Sivry der ächte Thronfolger den bedrängten Leuten ihr Pferd nicht zusprechen können, so dürfte sich der untergeschobene Schwager des Königs wol verzeihen, wenn er die Hilfsbedürftigen mit irgend einer klugen eingeflüsterten Wendung abzulehnen suchte.

Wir aber gelangten in finsterer Nacht nach Spincourt; alle Fenster waren helle, zum Zeichen, daß alle Zimmer besetzt seien. An jeder Hausthüre ward protestirt, von den Einwohnern, die keine neuen Gäste, von den Einquartierten, die keine Genossen aufnehmen wollten. Ohne viel Umstände aber drang unser Husar ins Haus, und als er einige französische Soldaten in der Halle am Feuer fand, ersuchte er sie zudringlich, vornehmen Herren, die er geleite, einen Platz am Kamin einzuräumen. Wir traten zugleich herein, sie waren freundlich und rückten zusammen, setzten sich aber bald wieder in die wunderliche Positur, ihre aufgehobenen Füße gegen das Feuer zu strecken. Sie liefen auch wol einmal im Saale hin und wieder und kehrten bald in ihre vorige Lage zurück, und nun konnt' ich bemerken, daß es ihr eigentliches Geschäft sei, den untern Theil ihrer Gamaschen zu trocknen.

Gar bald aber erschienen sie mir als bekannt; es waren eben Dieselbigen, die heute früh neben unserm Wagen im Schlamme so zierlich einhertraten. Nun früher als wir angelangt, hatten sie schon am Brunnen die untersten Theile gewaschen und gebürstet, trockneten sie nunmehr, um morgen früh neuem Schmutz und Unrath galant entgegenzugehen. Ein musterhaftes Betragen, an das man sich in manchen Fällen

des Lebens wol wieder zu erinnern hat! Auch dacht' ich dabei meiner lieben Kriegskameraden, die den Befehl zur Reinlichkeit murrend aufgenommen hatten.

Doch uns dergestalt untergebracht zu haben, war dem klugen, dienstfertigen Liseur nicht genug; die Fiktion des Mittags, die sich so glücklich erwiesen hatte, ward ähnlich wiederholt; die hohe Generalsperson, der Schwager des Königs, wirthe mächtig und vertrieb eine ganze Masse guter Emigrirten aus einem Zimmer mit zwei Betten. Zwei Offiziere von Köhler nahmen wir dagegen in denselben Raum auf; ich aber begab mich vor die Hausthüre zu dem alten erprobten Schlafwagen, dessen Deichsel, diesmal nach Deutschland gekehrt, mir ganz eigene Gedanken hervorrief, die jedoch durch ein schnelles Einschlummern gar bald abgeschnitten wurden.

Den 12. Oktober.

Der heutige Weg erschien noch trauriger als der gestrige; ermattete Pferde waren öfter gefallen und lagen mit umgestürzten Wagen häufiger neben der Hochstraße auf den Wiesen. Aus den geborstenen Decken der Rüstwagen fielen gar niedliche Mantelsäcke, einem Emigrirtenkorps gehörig, hervor; das bunte, zierliche Ansehn dieses herrenlosen aufgegebenen Gutes lockte die Besitzlust der Vorbeiwandernden, und Mancher bepackte sich mit einer Last, die er zunächst auch wieder abwerfen sollte. Daraus mag denn wol die Rede entstanden sein, auf dem Rückzuge seien Emigrirte von Preußen geplündert worden.

Von ähnlichen Vorfällen erzählte man auch manches Scherzhafte; ein schwer beladener Emigrantenwagen war ebenermaßen an einer Anhöhe stecken geblieben und verlassen worden. Nachfolgende Truppen untersuchen den Inhalt, finden Kästchen von mäßiger Größe, auffallend schwer, belästigen sich gemeinschaftlich damit und schleppen sie mit unsäglicher Mühe auf die nächste Höhe. Hier wollen sie nun in die Beute und in die Last sich theilen; aber welch ein Anblick! Aus jedem zerschlagenen Kasten fällt eine Unzahl Kartenspiele hervor, und die Goldlustigen trösten sich im wechselseitigen Spott durch Lachen und Possen.

Wir aber zogen durch Longuion nach Longwy; und hier muß man, indem die Bilder bedeutender Freudenscenen aus dem Gedächtniß verschwinden, sich glücklich schätzen, daß auch

widerwärtige Gräuelbilder sich vor der Einbildungskraft abstumpfen. Was soll ich also wiederholen, daß die Wege nicht besser wurden, daß man nach wie vor zwischen umgestürzten Wagen abgedeckte und frisch ausgeschnittene Pferde aber und abermals rechts und links verabscheute! Von Büschen schlecht bedeckte, geplünderte und ausgezogene Menschen konnte man oft genug bemerken, und endlich lagen auch die vor dem offenen Blick neben der Straße.

Uns sollte jedoch auf einem Seitenwege abermals Erquickung und Erholung werden, dagegen aber auch traurige Betrachtungen über den Zustand des wohlhabenden gutmüthigen Bürgers in schrecklichem, diesmal ganz unerwartetem Kriegsunheil.

Den 13. Oktober.

Unser Führer wollte nicht freventlich seine braven, wohlhabenden Verwandten in dieser Gegend gerühmt haben; er ließ uns deshalb einen Umweg machen über Arlon, wo wir in einem schönen Städtchen bei ansehnlichen und wackern Leuten in einem wohlgebauten und gut eingerichteten Hause, von ihm angemeldet, gar freundlich aufgenommen wurden. Die guten Personen freuten sich selbst ihres Bettern, glaubten gewisse Besserung und nächste Beförderung schon in dem Auftrage zu sehn, daß er uns mit zwei Wagen, so viel Pferden und, wie er ihnen glauben gemacht hatte, mit vielem Geld und Kostbarkeiten aus dem gefährlichsten Gewirre herauszuführen beehrt worden. Auch wir konnten seiner bisherigen Leitung das beste Zeugniß geben, und ob wir gleich an die Bekehrung dieses verlornen Sohnes nicht sonderlich glauben konnten, so waren wir ihm doch diesmal so viel schuldig geworden, daß wir auch seinem künftigen Betragen einiges Zutrauen nicht ganz verweigern durften. Der Schelm verfehlte nicht, mit schmeichelhaftem Wesen das Seinige zu thun, und erhielt wirklich in der Stille von den braven Leuten ein artiges Geschenk in Gold. Wir erquickten uns dagegen an gutem kaltem Frühstück und dem trefflichsten Wein und beantworteten die Fragen der freilich auch sehr erstaunten wackern Leute wegen der wahrscheinlichen nächsten Zukunft so schonend als möglich.

Vor dem Hause hatten wir ein paar sonderbare Wagen

bemerkt, länger und theilweise höher als gewöhnliche Küstwagen, auch an der Seite mit wunderlichen Ansätzen geformt; mit rege gewordener Neugier fragte ich nach diesem seltsamen Fuhrwerke; man antwortete mir zutraulich, aber mit Vorsicht, es sei darin die Assignatenfabrik der Emigrirten enthalten, und bemerkte dabei, was für ein grenzenloses Unglück dadurch über die Gegend gebracht worden. Denn da man sich seit einiger Zeit der ächten Assignaten kaum erwehren könne, so habe man nun auch seit dem Einmarsch der Alliirten diese falschen in Umlauf gezwungen. Aufmerksame Handelsleute hätten dagegen sogleich ihrer Sicherheit willen diese verdächtige Papierwaare nach Paris zu senden und sich von dorther offizielle Erklärung ihrer Falschheit zu verschaffen gewußt; dies verwirre aber Handel und Wandel ins Unendliche; denn da man bei den ächten Assignaten sich nur zum Theil gefährdet finde, bei den falschen aber gewiß gleich um das Ganze betrogen sei, auch beim ersten Anblick Niemand sie zu unterscheiden vermöge, so wisse kein Mensch mehr, was er geben und was er empfangen solle; dies verbreite schon bis Luxemburg und Trier solche Ungewißheit, Mißtrauen und Bangigkeit, daß nunmehr von allen Seiten das Elend nicht größer werden könne.

Bei allen solchen schon erlittenen und noch zu fürchtenden Unbilden zeigten sich diese Personen in bürgerlicher Würde, Freundlichkeit und gutem Benehmen zu unserer Verwunderung, wovon uns in den französischen ernsten Dramen alter und neuer Zeit ein Abglanz herübergekommen ist. Von einem solchen Zustande können wir uns in eigner vaterländischer Wirklichkeit und ihrer Nachbildung keinen Begriff machen. Die petite ville mag lächerlich sein, die deutschen Kleinstädter sind dagegen absurd.

Den 14. Oktober.

Sehr angenehm überrascht fuhren wir von Arlon nach Luxemburg auf der besten Kunststraße und wurden in diese sonst so wichtige und wohlverwahrte Festung eingelassen wie in jedes Dorf, in jeden Flecken. Ohne irgend angehalten oder befragt zu werden, haben wir uns nach und nach innerhalb der Außenwerke, der Wälle, Gräben, Zugbrücken, Mauern und Thore, unserm Führer, der Mutter und Vater hier zu finden

vergab, das Weitere vertrauend. Ueberdrängt war die Stadt von Bleffirten und Kranken, von thätigen Menſchen, die ſich ſelbſt, Pferde und Fuhrwerk wiederherzuſtellen trachteten.

Unſere Geſellſchaft, die ſich bisher zuſammengehalten hatte, mußte ſich trennen; mir verſchaffte der gewandte Quartiermeiſter ein hübſches Zimmer, das aus dem engſten Höfchen wie aus einer Feuereſſe, doch bei ſehr hohen Fenſtern genugſames Licht erhielt. Hier wußte er mich mit meinem Gepäck und ſonſt gar wohl einzurichten und für alle Bedürfniſſe zu ſorgen; er gab mir den Begriff von den Haus- und Miethleuten des Gebäudes und verſicherte, daß ich gegen eine kleine Gabe ſo bald nicht ausgetrieben und wohl behandelt werden ſollte.

Hier konnt' ich nun zum erſten Mal den Koffer wieder aufſchließen und mich meiner Reiſehabſeligkeiten, des Geldes, der Manuſkripte wieder verſichern. Das Konvolut zur Farbenlehre bracht' ich zuerſt in Ordnung, immer meine frühſte Maxime vor Augen — die Erfahrung zu erweitern und die Methode zu reinigen. Ein Kriegs- und Reiſetagebuch mocht' ich gar nicht anrühren. Der unglückliche Verlauf der Unternehmung, der noch Schlimmeres befürchten ließ, gab immer neuen Anlaß zum Wiederkäuen des Verdruſſes und zu neuem Aufregen der Sorge. Meine ſtille, von jedem Geräuſch abgeſchloſſene Wohnung gewährte mir wie eine Kloſterzelle vollkommenen Raum zu den ruhigſten Betrachtungen, dagegen ich mich, ſobald ich nur den Fuß vor die Hausthüre hinausſetzte, in dem lebendigſten Kriegsgetümmel befand und nach Luſt das wunderlichſte Lokal durchwandeln konnte, das vielleicht in der Welt zu finden iſt.

Den 15. Oktober.

Wer Luxemburg nicht geſehen hat, wird ſich keine Vorſtellung von dieſem an und über einander gefügten Kriegsgebäude machen. Die Einbildungskraft verwirrt ſich, wenn man die ſeltſame Mannichfaltigkeit wieder hervorrufen will, mit der ſich das Auge des hin und her gehenden Wanderers kaum befreunden konnte. Plan und Grundriß vor ſich zu nehmen, wird nöthig ſein, Nachſtehendes nur einigermaßen verſtändlich zu finden.

Ein Bach, Petrus genannt, erſt allein, dann verbunden mit dem entgegenkommenden Fluß, die Elze, ſchlingt ſich mäanderartig zwiſchen Felſen durch und um ſie herum, bald im

natürlichen Lauf, bald durch Kunst genöthigt. Auf dem linken Ufer liegt hoch und flach die alte Stadt; sie, mit ihren Festungswerken nach dem offenen Lande zu, ist andern befestigten Städten ähnlich. Als man nun für die Sicherheit derselben nach Westen Sorge getragen, sah man wohl ein, daß man sich auch gegen die Tiefe, wo das Wasser fließt, zu verwahren habe; bei zunehmender Kriegskunst war auch das nicht hinreichend; man mußte auf dem rechten Ufer des Gewässers nach Süden, Osten und Norden auf ein- und ausspringenden Winkeln unregelmäßiger Felspartien neue Schanzen vorschieben, nöthig immer eine zur Beschützung der andern. Hieraus entstand nun eine Verkettung unübersehbarer Bastionen, Redouten, halber Monde, und solches Zangen- und Krakelwerk, als nur die Vertheidigungskunst im seltsamsten Falle zu leisten vermochte.

Nichts kann deshalb einen wunderlichern Anblick gewähren als das mitten durch dies Alles am Flusse sich hinabziehende enge Thal, dessen wenige Flächen, dessen sanft oder steil aufsteigende Höhen zu Gärten angelegt, in Terrassen abgestuft und mit Lusthäusern belebt sind, von wo aus man auf die steilsten Felsen, auf hochgethürmte Mauern rechts und links hinaufschaut. Hier findet sich so viel Größe mit Anmuth, so viel Ernst mit Lieblichkeit verbunden, daß wol zu wünschen wäre, Poussin hätte sein herrliches Talent in solchen Räumen bethätigt.

Nun besaßen die Eltern unseres lockeren Führers in dem Pfaffenthal einen artigen abhängigen Garten, dessen Genuß sie mir gern und freundlich überließen. Kirche und Kloster, nicht weit entfernt, rechtfertigte den Namen dieses Elysiums, und in dieser geistlichen Nachbarschaft schien auch den weltlichen Bewohnern Ruh' und Friede verheißen, ob sie gleich mit jedem Blick in die Höhe an Krieg, Gewalt und Verderben erinnert wurden.

Jetzt nun aber aus der Stadt, wo das unselige Kriegsnachspiel mit Lazarethen, abgerissenen Soldaten, zerstückten Waffen, herzustellenden Achsen, Rädern und Lafetten, zugleich mit sonstigen Trümmern aller Art aufgeführt wurde, in eine solche Stille zu flüchten, war höchst wohlthätig; aus den Straßen zu entweichen, wo Wagner, Schmiede und andre Gewerke ihr Wesen öffentlich unermüdet und geräuschvoll treiben, und sich in das Gärtchen im geistlichen Thale zu verbergen, war höchst behaglich. Hier fand ein Ruhe- und Sammlungsbedürftiger das willkommenste Asyl.

Den 16. Oktober.

Die allen Begriff übersteigende Mannichfaltigkeit der auf und an einander getürmten, gefügten Kriegsgebäude, die bei jedem Schritt vor- oder rückwärts, auf- oder abwärts ein anderes Bild zeigten, riefen die Lust hervor, wenigstens etwas davon aufs Papier zu bringen. Freilich mußte diese Neigung auch wieder einmal sich regen, da seit so viel Wochen mir kaum ein Gegenstand vor die Augen gekommen, der sie geweckt hätte. Unter Andern fiel es sonderbar auf, daß so manche gegen einander über stehende Felsen, Mauern und Vertheidigungswerke in der Höhe durch Zugbrücken, Galerien und gewisse wunderliche Vorrichtungen verbunden waren. Irgend Jemand vom Metier hätte dieses Alles mit Kunstaugen angesehen und sich mit Soldatenblick der sichern Einrichtung erfreut; ich aber konnte nur den malerischen Effekt ihr abgewinnen und hätte gar zu gern, wäre nicht alles Zeichnen an und in den Festungen höchlich verpönt, meine Nachbildungskräfte hier in Uebung gesetzt.

Den 19. Oktober.

Nachdem ich nun also mehrere Tage in diesen Labyrinthen, wo Naturfels und Kriegsgebäu wetteifernd seltsam steile Schluchten gegen einander aufgethürmt und daneben Pflanzenwachsthum, Baumzucht und Lustgebüsch nicht ausgeschlossen, mich sinnend und denkend einsam genug herumgewunden hatte, fing ich an, nach Hause kommend, die Bilder, wie sie sich der Einbildungskraft nach und nach einprägten, aufs Papier zu bringen, unvollkommen zwar, doch hinreichend, das Andenken eines höchst seltsamen Zustandes einigermaßen festzuhalten.

Den 20. Oktober.

Ich hatte Zeit gewonnen, das kurz Vergangene zu überdenken; aber je mehr man dachte, je verworrener und unsicherer ward Alles vor dem Blicke. Auch sah ich, daß wol das Nothwendigste sein möchte, sich auf das unmittelbar Bevorstehende zu bereiten. Die wenigen Meilen bis Trier mußten zurückgelegt werden; aber was mochte dort zu finden sein, da nun die Herren selbst mit andern Flüchtlingen sich nachdrängten?

Als das Schmerzlichſte jedoch, was einen Jeden, mehr oder weniger reſignirt, wie er war, mit einer Art von Furienwuth ergriff, empfand man die Kunde, die ſich nicht verbergen ließ, daß unſere höchſten Heerführer mit den vermaledeiten, durch das Manifeſt dem Untergang gewidmeten, durch die ſchrecklichſten Thaten abſcheulich dargeſtellten Aufrührern doch übereinkommen, ihnen die Feſtungen übergeben mußten, um nur ſich und den Ihrigen eine mögliche Rückkehr zu gewinnen. Ich habe von den Unſrigen geſehen, für welche der Wahnſinn zu fürchten war.

Den 22. Oktober.

Auf dem Wege nach Trier fand ſich bei Grevenmachern nichts mehr von jener galanten Wagenburg; öde, wüſt und zerfahren lagen die Anger und die weit- und breiten Spuren deuteten auf jenes vorübergegangene flüchtige Daſein. Am Poſthaus fuhr ich diesmal mit requirirten Pferden ganz im Stillen vorbei; das Briefkäſtchen ſtand noch auf ſeinem Platze, kein Gedränge war umher; man konnte ſich der wunderlichſten Gedanken nicht erwehren.

Doch ein herrlicher Sonnenblick belebte ſo eben die Gegend, als mir das Monument von Igel wie der Leuchtthurm einem nächtlich Schiffenden entgegenglänzte.

Vielleicht war die Macht des Alterthums nie ſo gefühlt worden als an dieſem Kontraſt — ein Monument zwar auch kriegeriſcher Zeiten, aber doch glücklicher, ſiegreicher Tage und eines dauernden Wohlbefindens rühriger Menſchen in dieſer Gegend.

Obgleich in ſpäter Zeit unter den Antoninen erbaut, behält es immer noch von trefflicher Kunſt ſo viel Eigenſchaften übrig, daß es uns im Ganzen anmuthig-ernſt zuſpricht und aus ſeinen, obgleich ſehr beſchädigten Theilen das Gefühl eines fröhlich-thätigen Daſeins mittheilt. Es hielt mich lange feſt; ich notirte Manches, ungern ſcheidend, da ich mich nur deſto unbehaglicher in meinem erbärmlichen Zuſtande fühlte.

Doch auch jetzt wechſelte ſchnell wieder eine freudige Ausſicht in der Seele, die bald darauf zur Wirklichkeit gelangte.

So hat daran der Wankelmuth
Gewiß mehr Antheil als die Tugend.

Wunsch eines jungen Mädchens.*)

O, fände für mich
Ein Bräutigam sich!
Wie schön ist's nicht da!
Man nennt uns Mama;
Da braucht man zum Nähen,
Zur Schul' nicht zu gehen;
Da kann man befehlen,
Hat Mägde, darf schmälen;
Man wählt sich die Kleider,
Nach Gusto den Schneider;
Da läßt man spazieren,
Auf Bälle sich führen
Und fragt nicht erst lange
Papa und Mama.

Zueignung.**)

c. 1769.

Da sind sie nun! Da habt Ihr sie!
Die Lieder, ohne Kunst und Müh
Am Rand des Bachs entsprungen.
Verliebt und jung und voll Gefühl
Trieb ich der Jugend altes Spiel
Und hab' sie so gesungen.

*) Im Leipziger Liederbuch, in der Oeser'schen Sammlung und in dem von Schwickert herausgegebenen Musenalmanach für 1773 mit der obigen Ueberschrift, in den Gedichten seit 1833 „Mädchenwünsche" genannt.

**) Das Gericht, gleichfalls aus dem Leipziger Liederbuch, scheint ziemlich gleichzeitig mit der (S. 26) erwähnten Epistel abgefaßt zu sein; wenigstens ist dort auch von der dem Dichter auferlegten Diät, von Cortes Chaos und langweiligen Titanen die Rede. — Die neueren Drucke bei Tieck (Goethe's ältestes Liederbuch, herausgegeben von L. Tieck aus dem neuen Jahrbuche der Berlinischen Gesellschaft für deutsche Sprache und Alterthumskunde Bd 6, S. 273—288, und besonders abgedruckt 1841, sowie die schon früher genannten haben einige Abweichungen des Textes, hinsichtlich deren wir an den Schluß des Bandes verweisen. Hier nur so viel, daß Tieck's Conjektur, in der letzten Zeile Euch für auch zu lesen, nicht nöthig erscheint, wie Jeder leicht sehen wird, wenn er den Ton auf das zu betonende Wort „warnt" legt.

Trier, den 23. Oktober.

Wir brachten unserm Freunde, Lieutenant von Fritsch, den wir auf seinem Posten widerwillig zurückgelassen, die erwünschte Nachricht, daß er den Militärverdienstorden erhalten habe, mit Recht, wegen einer braven That, und mit Glück, ohne an unserm Jammer Theil genommen zu haben. Die Sache verhielt sich aber also.

Die Franzosen, weil sie uns weit genug ins Land vorgedrungen, uns in bedeutender Entfernung, in großer Noth wußten, versuchten im Rücken einen unvermutheten Streich; sie näherten sich Trier in bedeutender Anzahl, sogar mit Kanonen. Lieutenant von Fritsch erfährt es, und mit weniger Mannschaft geht er dem Feinde entgegen, der, über die Wachsamkeit stutzend, mehr anrückende Truppen befürchtend, nach kurzem Gefecht sich bis Merzig zurückzieht und nicht wieder erscheint. Dem Freunde war das Pferd bleßirt, durch dieselbe Kugel sein Stiefel gestreift, dagegen er aber auch, als Sieger zurückkehrend, aufs Beste empfangen wird. Der Magistrat, die Bürgerschaft erzeigen ihm alle mögliche Aufmerksamkeit; auch die Frauenzimmer, die ihn bisher als einen hübschen jungen Mann gekannt, erfreuen sich nun doppelt an ihm als einem Helden.

Sogleich berichtet er seinem Chef den Vorfall, der wie billig dem Könige vorgetragen wird, worauf denn der blaue Kreuzstern erfolgt. Die Glückseligkeit des braven Jünglings, dessen lebhafteste Freude mitzufühlen, war ein ungemeiner Genuß; ihn hatte das Glück, das uns vermied, in unserm Rücken aufgesucht, und er sah sich für den militärischen Gehorsam belohnt, der ihn an einer unthätigen Lage zu fesseln schien.

Trier, den 24. Oktober.

Der Freund hatte mir bei jenem Kanonikus abermals Quartier verschafft. Auch ich war von der allgemeinen Krankheit nicht ganz frei geblieben und bedurfte daher einiger Arznei und Schonung.

In diesen ruhigen Stunden nahm ich sogleich die kurzen Bemerkungen vor, die ich bei dem Monument zu Igel aufgezeichnet hatte.

Soll man den allgemeinſten Eindruck ausſprechen, ſo iſt hier Leben dem Tod, Gegenwart der Zukunft entgegengeſtellt und beide unter einander im äſthetiſchen Sinne aufgehoben. Dies war die herrliche Art und Weiſe der Alten, die ſich noch lange genug in der Kunſtwelt erhielt.

Die Höhe des Monuments kann ſiebzig Fuß betragen, es ſteigt in mehreren architektoniſchen Abtheilungen obeliskenartig hinauf; erſt der Grund, auf dieſem ein Sockel, ſodann die Hauptmaſſe, darüber eine Attike, ſodann ein Fronton und zuletzt eine wunderſam ſich aufſchlingende Spitze, wo ſich die Reſte einer Kugel und eines Adlers zeigen. Jede dieſer Abtheilungen iſt mit den Gliedern, aus denen ſie beſteht, durchaus mit Bildern und Zierrathen geſchmückt.

Dieſe Eigenſchaft deutet denn freilich auf ſpätere Zeiten; denn dergleichen tritt ein, ſobald ſich die reine Proportion im Ganzen verliert, wie denn auch hier daran Manches zu erinnern ſein möchte.

Deſſen ungeachtet muß man anerkennen, daß dieſes Werk auf eine erſt kurz vergangene höhere Kunſt gegründet iſt. So waltet denn auch über das Ganze der antike Sinn, in dem das wirkliche Leben dargeſtellt wird, allegoriſch gewürzt durch mythologiſche Andeutungen. In dem Hauptfelde Mann und Frau von koloſſaler Bildung, ſich die Hände reichend, durch eine dritte, verloſchene Figur als einer ſegnenden verbunden. Sie ſtehen zwiſchen zwei ſehr verzierten, mit über einander geſtellten tanzenden Kindern geſchmückten Pilaſtern.

Alle Flächen ſodann deuten auf die glücklichſten Familienverhältniſſe, übereindenkende und wirkende Verwandte, redliches, genußreiches Zuſammenleben darſtellend.

Aber eigentlich waltet überall die Thätigkeit vor; ich getraue mir jedoch nicht Alles zu erklären. In einem Felde ſcheinen ſich geſchäftüberlegende Handelsleute verſammelt zu haben; offenbar aber ſind beladene Schiffe, Delphine als Verzierung, Transport auf Saumroſſen, Ankunft von Waaren und deren Beſchauen, und was ſonſt noch Menſchliches und Natürliches mehr vorkommen dürfte.

Sodann aber auch im Zodiak ein rennendes Pferd, das vielleicht vormals Wagen und Lenker hinter ſich zog, in Frieſen, ſodann ſonſtigen Räumen und Giebelfeldern Bacchus, Faunen, Sol und Luna, und was ſonſt noch Wunderbares Knopf und Gipfel verzieren und verziert haben mag.

Das Ganze ist höchst erfreulich, und man könnte auf der Stufe, wo heut zu Tag Bau- und Bildkunst stehen, in diesem Sinne ein herrliches Denkmal den würdigsten Menschen, ihren Lebensgenüssen und Verdiensten gar wohl errichten. Und so war es mir denn recht erwünscht, mit solchen Betrachtungen beschäftigt, den Geburtstag unserer verehrten Herzogin Amalie im Stillen zu feiern, ihr Leben, ihr edles Wirken und Wohlthun umständlich zurückzurufen, woraus sich denn ganz natürlich die Aufregung ergab, ihr in Gedanken einen gleichen Obelisk zu widmen und die sämmtlichen Räume mit ihren individuellen Schicksalen und Tugenden charakteristisch zu verzieren.

Trier, den 25. Oktober.

Die mir nunmehr gegönnte Ruh' und Bequemlichkeit benutzte ich nun ferner, Manches zu ordnen und aufzubewahren, was ich in den wildesten Zeiten bearbeitet hatte. Ich redaktulirte und redigirte meine chromatischen Akten, zeichnete mehrere Figuren zu den Farbentafeln, die ich oft genug veränderte, um das, was ich darstellen und behaupten wollte, immer anschaulicher zu machen. Hierauf dacht' ich denn auch meinen dritten Theil von Gehler's physikalischem Lexikon wieder zu erlangen. Auf Erkundigung und Nachforschen fand ich endlich die Küchmagd im Lazareth, das man mit ziemlicher Sorgfalt in einem Kloster errichtet hatte. Sie litt an der allgemeinen Krankheit, doch waren die Räume luftig und reinlich; sie erkannte mich, konnte aber nicht reden, nahm den Band unter dem Haupte hervor und übergab mir ihn so reinlich und wohl erhalten, als ich ihn überliefert hatte, und ich hoffe, die Sorgfalt, der ich sie empfahl, wird ihr zu Gute gekommen seiu.

Ein junger Schullehrer, der mich besuchte und mir verschiedene der neusten Journale mittheilte, gab Gelegenheit zu erfreulichen Unterhaltungen. Er verwunderte sich wie so viel Andere, daß ich von Poesie nichts wissen wolle, dagegen auf Naturbetrachtungen mich mit ganzer Kraft zu werfen schien. Er war in der Kantischen Philosophie unterrichtet, und ich konnte ihm daher auf den Weg deuten, den ich eingeschlagen hatte. Wenn Kant in seiner „Kritik der Urtheilskraft" der ästhetischen Urtheilskraft die teleologische zur Seite stellt, so ergiebt sich daraus, daß er andeuten wolle, ein Kunstwerk solle wie ein

Naturwerk, ein Naturwerk wie ein Kunstwerk behandelt und der Werth eines jeden aus sich selbst entwickelt, an sich selbst betrachtet werden. Ueber solche Dinge konnte ich sehr beredt sein und glaube dem guten jungen Mann einigermaßen genutzt zu haben. Es ist wundersam, wie eine jede Zeit Wahrheit und Irrthum aus dem Kurzvergangenen, ja dem Längstvergangenen mit sich trägt und schleppt, muntere Geister jedoch sich auf neuer Bahn bewegen, wo sie sich's denn freilich gefallen lassen, meist allein zu gehen oder einen Gesellen auf eine kurze Strecke mit sich fortzuziehen.

Trier, den 26. Oktober.

Nun durfte man aber aus solchen ruhigen Umgebungen nicht heraustreten, ohne sich wie im Mittelalter zu finden, wo Klostermauern und der tollste unregelmäßigste Kriegszustand mit einander immerfort kontrastirten. Besonders jammerten einheimische Bürger sowie zurückkehrende Emigrirte über das schreckliche Unheil, was durch die falschen Assignaten über Stadt und Land gekommen war. Schon hatten Handelshäuser gewußt, dergleichen nach Paris zu bringen, und von dort die Falschheit, völlige Ungültigkeit, die höchste Gefahr vernommen, sich mit dergleichen nur irgend abzugeben. Daß die ächten gleichfalls dadurch in Mißkredit geriethen, daß man bei völliger Umkehrung der Dinge auch wol die Vernichtung aller dieser Papiere zu fürchten habe, fiel Jedermann auf. Dieses ungeheure Uebel nun gesellte sich zu den übrigen, so, daß es vor der Einbildungskraft und dem Gefühl ganz grenzenlos erschien — ein verzweiflungsvoller Zustand, demjenigen ähnlich, wenn man eine Stadt vor sich niederbrennen sieht.

Trier, den 28. Oktober.

Die Wirthstafel, an der man übrigens ganz wohl versorgt war, gab auch ein sinneverwirrendes Schauspiel — Militärs und Angestellte, aller Art Uniform, Farben und Trachten, im Stillen mißmuthig, auch wol in Aeußerungen heftig, aber Alle wie in einer gemeinsamen Hölle zusammengefaßt.

Daselbst begegnete mir ein wahrhaft rührendes Ereigniß; ein alter Husaren-Offizier, mittler Größe, grauen Bartes und Haares und funkelnden Auges, kam nach Tisch auf mich zu, ergriff mich bei der Hand und fragte, ob ich denn das Alles auch mit ausgestanden habe. Ich konnte ihm Einiges von Balmy und Hans erzählen, woraus er sich denn gar wohl das Uebrige nachbilden konnte. Hierauf fing er mit Enthusiasmus und warmem Antheil zu sprechen an, Worte, die ich nachzuschreiben kaum wage, des Inhalts, es sei schon unverantwortlich, daß man sie, deren Metier und Schuldigkeit es bleibe, dergleichen Zustände zu erdulden und ihr Leben dabei zuzusetzen, in solche Noth geführt, die vielleicht kaum jemals erhört worden; daß aber auch ich — er drückte seine gute Meinung über meine Persönlichkeit und meine Arbeiten aus, — das hätte mit erdulden sollen, darüber wollt' er sich nicht zufrieden geben. Ich stellte ihm die Sache von der heitern Seite vor, von der Seite, mit meinem Fürsten, dem ich nicht ganz unnütz gewesen, mit so vielen wackern Kriegsmännern zu eigner Prüfung diese wenigen Wochen her geduldet zu haben; allein er blieb bei seiner Rede, indessen ein Civilist zu uns trat und dagegen erwiderte, man sei mir Dank schuldig, daß ich das Alles mit ansehen wollen, indem man sich nun gar wohl von meiner geschickten Feder Darstellung und Aufklärung erwarten könne. Der alte Degen wollte davon auch nichts wissen und rief: „Glaubt es nicht, er ist viel zu klug! Was er schreiben dürfte, mag er nicht schreiben, und was er schreiben möchte, wird er nicht schreiben!"

Uebrigens mochte man kaum hie und da hinhorchen, der Verdruß war grenzenlos. Und wie es schon eine verdrießliche Empfindung erregt, wenn glückliche Menschen nicht ablassen, uns ihr Behagen vorzurechnen, so ist es noch viel unausstehlicher, wenn uns ein Unheil, das wir selbst aus dem Sinne schlagen möchten, immer wiederkäuend vorgetragen wird. Von den Franzosen, die man haßte, aus dem Lande gedrängt zu sein, genöthigt, mit ihnen zu unterhandeln, mit den Männern des zehnten Augusts sich zu befreunden, das Alles war für Geist und Gemüth so hart, als bisher die körperliche Duldung gewesen. Man schonte der obersten Leitung nicht, und das Vertrauen, das man dem berühmten Feldherrn so lange Jahre gegönnt hatte, schien für immer verloren.

Trier, den 29. Oktober.

Als man sich nun auf deutschem Grund und Boden wiederfand und aus der ungeheuersten Verwirrung zu entwickeln hoffen durfte, traf uns die Nachricht von Custinens vermegenen und glücklichen Unternehmungen. Das große Magazin zu Speier war in seine Hände gerathen, er hatte darauf gewußt, eine Uebergabe von Mainz zu bewirken. Diese Schritte schienen die grenzenlosesten Uebel nach sich zu ziehen, sie deuteten auf einen außerordentlichen, so kühnen als folgerechten Geist, und da mußte denn schon Alles verloren sein. Nichts fand man wahrscheinlicher und natürlicher, als daß auch schon Koblenz von den Franken besetzt sei, und wie sollten wir unsern Rückweg antreten! Frankfurt gab man in Gedanken gleichfalls auf; Hanau und Aschaffenburg an einer, Kassel an der andern Seite sah man bedroht und was nicht Alles zu fürchten! Vom unseligen Neutralitätssystem die nächsten Fürsten paralysirt, desto lebendig-thätiger die von revolutionären Gesinnungen ergriffene Masse. Sollte man, wie Mainz bearbeitet worden, nicht auch die Gegend und die nächst anstoßenden Provinzen zu Gesinnungen vorbereiten und die schon entwickelten schleunig benutzen? Das Alles mußte zum Gedanken, zur Sprache kommen.

Oefters hört' ich wiederholen: Sollten die Franzosen wol ohne große Ueberlegung und Umsicht, ohne starke Heeresmacht solche bedeutende Schritte gethan haben? Custinens Handlungen schienen so kühn als vorsichtig; man dachte sich ihn, seine Gehilfen, seine Obern als weise, kräftige, konsequente Männer. Die Noth war groß und sinneverwirrend, unter allen bisher erduldeten Leiden und Sorgen ohne Frage die größte.

Mitten in diesem Unheil und Tumulte fand mich ein verspäteter Brief meiner Mutter, ein Blatt, das an jugendlichruhige, städtisch-häusliche Verhältnisse gar wunderſam erinnerte. Mein Oheim, Schöff Textor, war gestorben, dessen nahe Verwandtschaft mich von der ehrenhaft-wirksamen Stelle eines Frankfurter Rathsherrn bei seinen Lebzeiten ausschloß, worauf man herkömmlich-löblicher Sitte gemäß meiner sogleich gedachte, der ich unter den Frankfurter Graduirten ziemlich weit vorgerückt war.

Meine Mutter hatte den Auftrag erhalten, bei mir anzufragen, ob ich die Stelle eines Rathsherrn annehmen würde, wenn mir, unter die Loosenden gewählt, die goldene Kugel zu-

fiele. Vielleicht konnte eine solche Anfrage in keinem seltsamern Augenblicke anlangen als in dem gegenwärtigen; ich war betroffen, in mich selbst zurückgewiesen; tausend Bilder stiegen vor mir auf und ließen mich nicht zu Gedanken kommen. Wie aber ein Kranker oder Gefangener sich wol im Augenblicke an einem erzählten Märchen zerstreut, so war auch ich in andere Sphären und Jahre versetzt.

Ich befand mich in meines Großvaters Garten, wo die reich mit Pfirsichen gesegneten Spaliere des Enkels Appetit gar lüstern ansprachen und nur die angedrohte Verweisung aus diesem Paradiese, nur die Hoffnung, die reifste, rothbäckigste Frucht aus des wohlthätigen Ahnherrn eigner Hand zu erhalten, solche Begierde bis zum endlichen Termin einigermaßen beschwichtigen konnte.

Sodann erblickt' ich den ehrwürdigen Altvater um seine Rosen beschäftigt, wie er gegen die Dornen mit altertümlichen Handschuhen, als Tribut überreicht von zollbefreiten Städten, sich vorsichtig verwahrte, dem edlen Laertes gleich, nur nicht wie Dieser sehnsüchtig und kummervoll. Dann erblickt' ich ihn im Ornat als Schultheiß, mit der goldnen Kette, auf dem Thronsessel unter des Kaisers Bildniß, sodann leider im halben Bewußtsein einige Jahre auf dem Krankenstuhle und endlich im Sarge.

Bei meiner letzten Durchreise durch Frankfurt hatte ich meinen Oheim im Besitz des Hauses, Hofes und Gartens gefunden, der als wackrer Sohn, dem Vater gleich, die höheren Stufen freistädtischer Verfassung erstieg. Hier im traulichen Familienkreis, in dem unveränderten, altbekannten Lokal riefen sich jene Knabenerinnerungen lebhaft hervor und traten mir nun neukräftig vor die Augen.

Sodann gesellten sich zu ihnen andere jugendliche Vorstellungen, die ich nicht verschweigen darf. Welcher reichstädtische Bürger wird leugnen, daß er früher oder später den Rathsherrn, Schöff und Burgemeister im Auge gehabt und seinem Talent gemäß nach diesen, vielleicht auch nach minderen Stellen emsig und vorsichtig gestrebt! Denn der süße Gedanke, an irgend einem Regimente Theil zu nehmen, erwacht gar bald in der Brust eines jeden Republikaners, lebhafter und stolzer schon in der Seele des Knaben.

Diesen freundlichen Kinderträumen konnt' ich mich jedoch nicht lange hingeben; nur allzu schnell aufgeschreckt, besah ich mir

die ahnungsvolle Lokalität, die mich umfaßte, die traurigen Umgebungen, die mich beengten, und zugleich die Aussicht nach der Vaterstadt getrübt, ja verfinstert. Mainz in französischen Händen, Frankfurt bedroht, wo nicht schon eingenommen, der Weg dorthin versperrt und innerhalb jener Mauern, Straßen, Plätze, Wohnungen Jugendfreunde, Blutverwandte vielleicht schon von demselben Unglück ergriffen, daran ich Longwy und Verdun so grausam hatte leiden sehen; wer hätte gewagt, sich in solchen Zustand zu stürzen!

Aber auch in der glücklichsten Zeit jenes ehrwürdigen Staatskörpers wäre mir nicht möglich gewesen, auf diesen Antrag einzugehen; die Gründe waren nicht schwer auszusprechen. Seit zwölf Jahren genoß ich eines seltenen Glückes, des Vertrauens wie der Nachsicht des Herzogs von Weimar. Dieser von der Natur höchst begünstigte, glücklich ausgebildete Fürst ließ sich meine wohlgemeinten, oft unzulänglichen Dienste gefallen und gab mir Gelegenheit, mich zu entwickeln, welches unter keiner andern vaterländischen Bedingung möglich gewesen wäre; meine Dankbarkeit war ohne Grenzen, sowie die Anhänglichkeit an die hohen Frauen, Gemahlin und Mutter, an die heranwachsende Familie, an ein Land, dem ich doch auch Manches geleistet hatte. Und mußte ich nicht zugleich jenes Zirkels neuerworbener höchstgebildeter Freunde gedenken, auch so manches andern häuslich Lieben und Guten, was sich aus meinen treubeharrlichen Zuständen entwickelt hatte! Diese bei solcher Gelegenheit abermals erregten Bilder und Gefühle erheiterten mich auf einmal in dem betrübtesten Augenblick; denn man ist schon halb gerettet, wenn man aus traurigster Lage im fremden Land einen hoffnungsvollen Blick in die gesicherte Heimath zu thun aufgeregt wird; so genießen wir diesseits auf Erden, was uns jenseits der Sphären zugesagt ist.

In solchem Sinne begann ich den Brief an meine Mutter, und wenn sich diese Beweggründe zunächst auf mein Gefühl, auf persönliches Behagen, individuellen Vortheil zu beziehen schienen, so hatt' ich noch andere hinzuzufügen, die auch das Wohl meiner Vaterstadt berücksichtigten und meine dortigen Gönner überzeugen konnten.

Denn wie sollt' ich mich in dem ganz eigenthümlichen Kreise thätig wirksam erzeigen, wozu man vielleicht mehr als zu jedem andern treulich herangebildet sein muß? Ich hatte mich seit so viel Jahren zu Geschäften, meinen Fähigkeiten angemessen,

gewöhnt, und zwar solchen, die zu städtischen Bedürfnissen und Zwecken kaum verlangt werden möchten. Ja, ich durfte hinzufügen, daß, wenn eigentlich nur Bürger in den Rath aufgenommen werden sollten, ich nunmehr jenem Zustand so entfremdet sei, um mich völlig als einen Auswärtigen zu betrachten.

Dieses Alles gab ich meiner Mutter dankbar zu erkennen, welche sich auch wol nichts Anderes erwartete. Freilich mag dieser Brief spät genug zu ihr gelangt sein.

Trier, den 29. Oktober.

Mein junger Freund, mit dem ich gar manche angenehme wissenschaftliche und literarische Unterhaltung genoß, war auch im Geschichtlichen der Stadt und Umgebung gar wohl erfahren. Unsere Spaziergänge bei leidlichem Wetter waren deshalb immer belehrend, und ich konnte mir das Allgemeinste merken.

Die Stadt an sich hat einen auffallenden Charakter; sie behauptet, mehr geistliche Gebäude zu besitzen als irgend eine andere von gleichem Umfang, und möchte ihr dieser Ruhm wol kaum zu leugnen sein; denn sie ist innerhalb der Mauer von Kirchen, Kapellen, Klöstern, Konventen, Kollegien, Ritter- und Brüdergebäuden belastet, ja erdrückt, außerhalb von Abteien, Stiftern, Karthausen blockirt, ja belagert.

Dieses zeugt denn von einem weiten geistlichen Wirkungskreis, welchen der Erzbischof sonst von hier aus beherrschte; denn seine Diözes war auf Metz, Toul und Verdun ausgedehnt. Auch dem weltlichen Regiment fehlt es nicht an schönen Besitzthümern, wie denn der Kurfürst von Trier auf beiden Seiten der Mosel ein herrliches Land beherrscht, und so fehlt es auch Trier nicht an Palästen, welche beweisen, daß zu verschiedener Zeit von hier aus die Herrschaft sich weit und breit erstreckte.

Der Ursprung der Stadt verliert sich in die Fabelzeit; das erfreuliche Lokal mag früh genug Andauende hierher gelockt haben. Die Trevirer waren ins römische Reich eingeschlossen, erst Heiden, dann Christen, von Normannen und von Franken überwältigt, und zuletzt ward das schöne Land dem römisch-deutschen Reiche einverleibt.

Ich wünschte wol, die Stadt in guter Jahreszeit an friedlichen Tagen zu sehen, ihre Bürger näher kennen zu lernen, welche von je her den Ruf haben, freundlich und fröhlich zu sein.

Von erster Eigenschaft finden sich in diesem Augenblicke wol noch Spuren, von der zweiten kaum; und wie sollte Fröhlichkeit sich in einem so widerwärtigen Zustande erhalten!

Freilich, wer in die Annalen der Stadt zurücksieht, findet wiederholte Nachricht von Kriegsunheil, das diese Gegend betroffen, da das Moselthal, ja der Fluß selbst dergleichen Züge begünstigt. Attila sogar aus dem fernsten Osten hatte mit seinem unzählbaren Heere Vor- und Rückzug wie wir durch diese Flußregion genommen. Was erduldeten die Einwohner nicht im dreißigjährigen Kriege, bis zu Ende des siebzehnten Jahrhunderts, indem sich der Fürst an Frankreich als den nachbarlichsten Alliirten angeschlossen hatte und darüber in langwierige östreichische Gefangenschaft gerieth. Auch an inneren Kriegen erkrankte die Stadt mehr als einmal, wie es überall in bischöflichen Städten sich ereignen mußte, wo der Bürger mit geistlich-weltlicher Obergewalt sich nicht immer vertragen konnte.

Mein Führer, indem er mich geschichtlich unterrichtete, machte mich auf Gebäude der verschiedensten Zeit aufmerksam, wovon das Meiste kurios und daher wol merkwürdig schien, Weniges aber dem Geschmacksurtheil erfreulich zusagte, wie vorher an dem Monumente zu Igel gerühmt werden konnte.

Die Reste des römischen Amphitheaters fand ich respektabel; da aber das Gebäude über sich selbst zusammengestürzt und wahrscheinlich mehrere Jahrhunderte als Steinbruch behandelt war, ließ sich nichts entziffern. Bewundernswerth jedoch war noch immer, wie die Alten ihrer Weisheit gemäß große Zwecke mit mäßigen Mitteln hervorzubringen suchten und die Naturgelegenheit eines Thals zwischen zwei Hügeln zu nutzen gewußt, wo die Gestalt des Bodens an Exkavation und Substruktion dem Baumeister Vieles glücklich ersparte. Wenn man nun von den ersten Höhen des Mortisberges, wo diese Ruine gelegen, etwas weiter aufsteigt, so sieht man über alle Reliquien der Heiligen, über Dome, Dächer und Schirme nach dem Apollosberg hinüber, und so behaupten beide Götter, den Merkur zur Seite, ihres Namens Gedächtniß; die Bilder waren zu beseitigen, der Genius nicht.

Zu Betrachtung der Baukunst früherer Mittelzeit bietet Trier merkwürdige Monumente; ich habe von solchen Dingen wenige Kenntniß, und sie sprechen nicht zum gebildeten Sinn. Mich wollte der Anblick bei einiger Theilnahme verwirren; Manches davon ist verschuttet, zerstückt, zu anderm Gebrauche gewidmet.

Sie singe, wer sie singen mag!
An einem hübschen Frühlingstag
Kann sie der Jüngling brauchen.
Der Dichter blinzt von ferne zu;
Jetzt drückt ihm diätet'sche Ruh
Den Daumen auf die Augen.

Halb scheel, halb weise sieht sein Blick
Ein Bißchen naß auf Euer Glück
Und jammert in Sentenzen.
Hört seine letzten Lehren an:
Er hat's so gut wie Ihr gethan
Und kennt des Glückes Grenzen.

Ihr seufzt und singt und schmelzt und küßt
Und jauchzet, ohne daß Ihr's wißt,
Dem Abgrund in der Nähe,
Flieht Wiese, Bach und Sonnenschein,
Schleicht, sollt's auch wol im Winter sein,
Bald zu dem Herd der Ehe!

Ihr lacht mich aus und ruft: Der Thor!
Der Fuchs, der seinen Schwanz verlor,
Verschnitt' jetzt gern uns Alle.
Doch hier paßt nicht die Fabel ganz;
Das treue Füchslein ohne Schwanz,
Das warnt auch für der Falle.

Drei Oden
an meinen Freund Behrisch.*)

Erste.

Verpflanze den schönen Baum,
Gärtner! Er jammert mich;
Glücklicheres Erdreich
Verdiente der Stamm.

*) Zuerst mitgetheilt in der Ausgabe von 1836. — Als Ernst Wolfgang Behrisch (1738—1809), der zu gleicher Zeit mit Goethe in Leipzig als Informator des Grafen von Lindenau lebte, und dessen in „Dichtung und Wahrheit" oft gedacht wird, 1767 Leipzig verließ, um zu Dessau in den Dienst des Fürsten Leopold Friedrich Franz zu treten, richtete Goethe diese drei Oden an ihn. Auch in späteren Jahren blieb er mit ihm noch in freundschaftlicher Verbindung. Goethe war mehrmals in Dessau, Behrisch wenigstens im Juli 1790 in Weimar. (Vgl. Briefe an Frau von Stein, I, 344.)

Ueber die große Brücke, auch noch im Alterthum gegründet, führte man mich im heitersten Momente; hier nun sieht man deutlich, wie die Stadt auf einer mit ausspringendem Winkel nach dem Fluß zudrängenden Fläche, welche denselben gegen das linke Ufer hinweist, erbaut ist.

Nun überschaut man vom Fuße des Apolloberges Fluß, Brücke, Mühlen, Stadt und Gegend, da sich denn die noch nicht ganz entlaubten Weinberge sowol zu unsern Füßen als auf den ersten Höhen des Martisberges gegenüber gar freundlich ausnahmen, anschaulich machten, in welcher gesegneten Gegend man sich befinde, und ein Gefühl von Wohlfahrt und Behagen erweckten, welches über den Weinländern in der Luft zu schweben scheint. Die besten Sorten Moselwein, die uns nun zu Theil wurden, schienen nach diesem Ueberblick einen angenehmern Geschmack zu haben.

Trier, den 29. Oktober.

Unser fürstlicher Heerführer kam an und nahm Quartier im Kloster St. Maximin. Diese reichen und sonst übergücklichen Menschen hatten denn freilich schon eine gute Zeit der große Unruhe erduldet; die Brüder des Königs waren dort einquartiert gewesen, und nachher war es nicht wieder leer geworden. Eine solche Anstalt, aus Ruh und Frieden entsprungen, auf Ruh und Friede berechnet, nahm sich freilich unter diesen Umständen wunderlich aus, da, man mochte noch so schonend verfahren, ein gewaltiger Gegensatz des Ritter- und Mönchthums sich hervorthat. Der Herzog wußte jedoch hier wie überall, selbst als ungebetener Gast, durch Freigebigkeit und freundliches Betragen sich und die Seinigen angenehm zu machen.

Mich aber sollte auch hier der böse Kriegsdämon wieder verfolgen. Unser guter Obrist von Gotsch war gleichfalls im Kloster einquartiert; ich fand ihn zur Nacht seinen Sohn bewachend und besorgend, welcher an der unglücklichen Krankheit gleichfalls hart darniederlag. Hier mußt' ich nun wieder die Litanei und Verwünschung unseres Feldzugs aus dem Munde eines alten Soldaten und Vaters vernehmen, der die sämmtlichen Fehler mit Leidenschaft zu rügen berechtigt war, die er als Soldat einsah und als Vater verfluchte. Auch die Zeletten

lamen wieder zur Sprache, und es mußte wirklich ein Jeder, der sich diesen unseligen Punkt deutlich machte, durchaus verzweifeln.

Ich erfreute mich der Gelegenheit, die Abtei zu sehen, und fand ein weitläufiges, wahrhaft fürstliches Gebäude, die Zimmer von bedeutender Größe und Höhe und die Fußboden getäfelt. Sammet und damastne Tapeten, Stuckatur, Verguldung und Schnitzwerk nicht gespart, und was man sonst in solchen Palästen zu sehen gewohnt ist, Alles doppelt und dreifach in großen Spiegeln wiederholt.

Auch ward den einquartierten Personen ganz wohl dabier; die Pferde jedoch konnten nicht sämmtlich untergebracht werden; sie mußten unter freiem Himmel aushalten, ohne Lagerstätte, Raufen und Tröge. Unglücklicherweise waren die Futterseäde gefault, und so mußte der Hafer von der Erde aufgeschnopert werden.

Wenn aber die Stallungen unbedeutend waren, so fand man die Keller desto geräumiger. Noch über die eigenen Weinberge genoß das Kloster die Einnahme von vielen Zehnten. Freilich mochte in den letzten Monaten gar manches Stückfaß geleert worden sein; es lagen deren viele auf dem Hofe.

Den 30. Oktober

gab unser Fürst große Tafel; drei der vornehmsten geistlichen Herren waren eingeladen, sie hatten köstliches Tischzeug, sehr schönes Porzellan-Service hergegeben; von Silber war wenig zu sehen; Schätze und Kostbarkeiten lagen in Ehrenbreitstein. Die Speisen von den fürstlichen Köchen schmackhaft zubereitet; Wein, der uns früher hatte nach Frankreich folgen sollen, von Luxemburg zurückkehrend, ward hier genossen; was aber am Meisten Lob und Preis verdiente, war das kostbarste weiße Brod, das an den Gegensatz des Kommißbrods bei Hans erinnerte.

Ich hatte mich, als ich nach Trierischer Geschichte in diesen Tagen forschte, nothwendig auch um die Abtei St. Maximin bekümmern müssen; ich konnte daher mit meinem geistlichen Nachbar ein ganz auslangendes geschichtliches Gespräch führen. Das hohe Alter des Stifts ward vorausgesetzt; dann gedachte man seiner mannichfaltig wechselnden Schicksale, der nahen Lage

des Stifts an der Stadt, beiden Theilen gleich gefährlich; wie es denn im Jahre 1674 niedergebrannt und völlig verwüstet wurde. Von dem Wiederaufbau und der allmählichen Herstellung in den gegenwärtigen Zustand ließ ich mich auch unterrichten. Dazu konnte man viel Gutes sagen und die Anstalten preisen, welches der geistliche Herr auch gern vernahm; von den letzten Zeiten aber wollte er nichts Rühmliches wissen; die französischen Prinzen waren da lange im Quartier gelegen, und man hatte von manchem Unfug, Uebermuth und Verschwendung zu hören.

Bei Abwechselung des Gesprächs daher ging ich wieder ins Geschichtliche zurück; als ich aber der frühern Zeit erwähnte, wo das Stift sich dem Erzbischof gleichgesetzt und der Abt Reichsstand des römisch-deutschen Reichs gewesen, wich er lächelnd aus, als wenn er eine solche Erinnerung in der neusten Zeit für verfänglich halte.

Die Sorge des Herzogs für sein Regiment ward nun thätig und klar; denn als die Kranken zu Wagen fortzubringen unmöglich war, so ließ der Fürst ein Schiff miethen, um sie bequem nach Koblenz zu transportiren.

Nun aber kamen andere, auf eine eigene Weise preßhafte Kriegsmänner an. Auf dem Rückzuge hatte man gar bald bemerkt, daß die Kanonen nicht fortzubringen seien; die Artilleriepferde kamen um, eines nach dem andern; wenig Vorspann war zu finden; die Pferde, auf dem Hinzug requirirt, beim Herzug geflüchtet, fehlten überall; man griff zu der letzten Maßregel: von jedem Regiment mußte eine starke Anzahl Reiter absitzen und zu Fuße wandern, damit das Geschütz gerettet werde. Zu ihren steifen Stiefeln, die zuletzt nicht mehr durchhalten wollten, litten diese braven Menschen bei dem schrecklichen Wege unendlich; aber auch ihnen erheiterte sich die Zeit; denn es ward Anstalt getroffen, daß auch sie zu Wasser nach Koblenz fahren konnten.

Neuwied.

Mein Fürst hatte mir aufgetragen, dem Marquis Luchesini aufzuwarten, eine Abschiedsempfehlung auszusprechen und mich nach Einigem zu erkundigen. Bei später Abendzeit, nicht ohne einige Schwierigkeiten ward ich bei diesem mir früher nicht un-

gewogenen, bedeutenden Manne eingelassen. Die Anmuth und Freundlichkeit, mit der er mich empfing, war wohlthätig, nicht so die Beantwortung meiner Fragen und Erfüllung meiner Wünsche. Er entließ mich, wie er mich aufgenommen hatte, ohne mich im Mindesten zu fördern, und man wird mir zutrauen, daß ich darauf vorbereitet gewesen.

Als ich nun die Abfahrt jener Kranken und ermüdeten Reiter eifrig betreiben sah, ergriff mich gleichfalls das Gefühl, es sei wol am Besten gethan, einen Ausweg auf dem Wasser zu suchen. Sehr ungern ließ ich meine Chaise zurück, die man mir aber nach Koblenz nachzusenden versprach, und miethete ein einmänniges Boot, wo mir denn beim Einschiffen meine sämmtlichen Habseligkeiten, gleichsam vorgezählt, einen sehr angenehmen Eindruck machten, indem ich sie mehr als einmal verloren glaubte oder zu verlieren fürchtete. Zu dieser Fahrt gesellte sich ein preußischer Offizier, den ich als alten Bekannten aufnahm, dessen ich mich als Pagen gar wohl erinnerte und dem seine Hofzeit noch gar deutlich vorschwebte, wie er mir denn gewöhnlich den Kaffee wollte präsentirt haben.

Das Wetter war leidlich, die Fahrt ruhig, und man erkannte die Anmuth dieser Wohlthat um so mehr, je mühseliger auf dem Landwege, der sich dem Flusse hie und da näherte, die Kolonnen dahinzogen oder auch wol von Zeit zu Zeit stockend verweilten. Schon in Trier hatte man geklagt, daß bei so eiligem Rückmarsch die größte Schwierigkeit sei, Quartier zu finden, indem gar oft die einem Regiment angewiesenen Ortschaften schon besetzt gefunden werden, wodurch große Noth und Verwirrung entstehe.

Die Uferansichten der Mosel waren längs dieser Fahrt höchst mannichfaltig; denn obgleich das Wasser eigensinnig seinen Hauptlauf von Südwest nach Nordost richtet, so wird es doch, da es ein schikanöses gebirgiges Terrain durchstreift, von beiden Seiten durch vorspringende Winkel bald rechts, bald links gedrängt, so daß es nur im weitläufigen Schlangengange fortwandeln kann. Deswegen ist denn aber auch ein tüchtiger Fährmeister höchst nöthig; der unsere bewies Kraft und Gewandtheit, indem er bald hier einen vorgeschobenen Kies zu vermeiden, sogleich aber dort den an steiler Felswand herfluthenden Strom zu schnellerer Fahrt kühn zu benutzen wußte. Die vielen Ortschaften zu beiden Seiten gaben den mannichfaltigsten Anblick; der Weinbau, überall sorgfältig gepflegt, ließ auf ein

heiteres Voll schließen, das keine Mühe schont, den köstlichen Saft zu erzielen. Jeder sonnige Hügel war benutzt; bald aber bewunderten wir schroffe Felsen am Strom, auf deren schmalen vorragenden Kanten wie auf zufälligen Naturterrassen der Weinstock zum Allerbesten gedieh.

Wir landeten bei einem artigen Wirthshause, wo uns eine alte Wirthin wohl empfing, manches erduldete Ungemach beklagte, den Emigrirten aber besonders alles Böse gönnte. Sie habe, sagte sie, an ihrem Wirthstische gar oft mit Grauen gesehen, wie diese gottesvergessenen Menschen das liebe Brod kugel- und brodenweise sich an den Kopf geworfen, so daß sie und ihre Mägde es nachher mit Thränen zusammengekehrt.

Und so ging es mit gutem Glück und Muth immer weiter hinab bis zur Dämmerung, da wir uns denn aber in das mäandrische Flußgewinde, wie es sich gegen die Höhen von Montreal heranzieht, verschlungen sahen. Nun überfiel uns die Nacht, bevor wir Trarbach erreichen oder auch nur gewahren konnten. Es ward stockfinster; eingeengt wußten wir uns zwischen mehr oder weniger steilem Ufer, als ein Sturm, bisher schon rückweise verkündigt, gewaltsam anhaltend hereinbrach; bald schwoll der Strom im Gegenwinde, bald wechselten abprallende Windstöße, niederstürzend mit wüthendem Sausen; eine Welle nach der andern schlug über den Kahn, wir fühlten uns durchnäßt. Der Schiffmeister barg nicht seine Verlegenheit; die Noth schien immer größer, je länger sie dauerte, und der Drang war aufs Höchste gestiegen, als der wackere Mann versicherte, er wisse weder, wo er sei, noch wohin er steuern solle.

Unser Begleiter verstummte, ich war still in mir gefaßt. Wir schwebten in der tiefsten Finsterniß, nur manchmal wollte mir scheinen, daß Massen über mir doch noch etwas dunkler als der verfinsterte Himmel sich dem Auge bemerklich machten; dies gewährte jedoch wenig Trost und Hoffnung; zwischen Land und Fels eingeschlossen zu sein, drang sich immer ängstlicher auf. Und so wurden wir im Stockfinstern lange hin und her geworfen, bis sich endlich in der Ferne ein Licht und damit auch Hoffnung aufthat. Nun ward nach Möglichkeit drauf los gesteuert und gerudert, wobei sich Paul nach Kräften thätig erwies.

Endlich stiegen wir in Trarbach glücklich ans Land, wo man uns in einem leidlichen Gasthofe Henne mit Reis alsobald anbot. Ein angesehener Kaufmann aber, die Landung

von Fremden in so tiefer stürmischer Nacht vernehmend, nöthigte uns in sein Haus, wo wir bei hellem Kerzenschein in wohlgeschmückten Zimmern englische schwarze Kunstblätter, in Rahm und Glas gar zierlich aufgehangen, mit Freude, ja mit Rührung gegen die kurz vorher erduldeten finsteren Gefährlichkeiten begrüßend erblickten. Herr und Frau, noch junge Leute, beeiferten sich, uns gütlich zu thun; wir genossen des köstlichsten Moselweins, an dem sich mein Gefährte, der eine Wiederherstellung freilich am Nöthigsten haben mochte, besonders erquickte.

Paul gestand, daß er schon Rock und Stiefel ausgezogen, um, wenn wir scheitern sollten, uns durch Schwimmen zu erretten; wobei er sich denn freilich nur allein möchte durchgebracht haben.

Kaum hatten wir uns getrocknet und gelegt, als es in mir schon wieder zu treiben anfing und ich fortzueilen begehrte. Der freundliche Wirth wollte uns nicht entlassen, sondern verlangte vielmehr, wir sollten den morgenden Tag noch zugeben, versprach auch von einer benachbarten Höhe die weiteste, schönste Aussicht über ein bedeutend Gelände und manches Andere, was uns zur Erquickung und Zerstreuung hätte dienen können. Aber es ist wunderbar: wie sich der Mensch an ruhige Zustände gewöhnt und in denselben verharren mag, so giebt es auch eine Gewöhnung zum Unruhigen; es war in mir die Nöthigung zu einem rollenden Forteilen, der ich nicht gebieten konnte.

Als wir daher fortzueilen im Begriff standen, nöthigte uns der wackere Mann noch zwei Matratzen auf, damit wir im Schiff wenigstens einige Bequemlichkeit hätten; die Frau gab solche nicht gerne her, welches ihr, da der Barchent neu und schön, gar nicht zu verdenken war. Und so ereignet sich's oft in Einquartierungsfällen, daß bald der eine, bald der andere Gatte dem aufgedrungenen Gast mehr oder weniger wohl will.

Bis Koblenz schwammen wir ruhig hinunter, und ich erinnere mich nur deutlich, daß ich am Ende der Fahrt das schönste Naturbild gesehen, was mir vielleicht zu Augen gekommen. Als wir gegen die Moselbrücke zu fuhren, stand uns dieses schwarze mächtige Bauwerk kräftig entgegen; durch die Bogenöffnungen aber schauten die stattlichen Gebäude des Thals, über der Brückenlinie sodann das Schloß Ehrenbreitstein im blauen Dufte durch und hervor; rechts bildete die Stadt, an die Brücke sich anschließend, einen tüchtigen Vorgrund. Dieses Bild gab einen herrlichen, aber nur augenblicklichen Genuß; denn wir landeten und schickten segleich gewissenhaft die Ma-

trazen unversehrt an das von den wackern Trarbachern uns bezeichnete Handelshaus.

Dem Herzog von Weimar war ein schönes Quartier eingeräumt, worin auch ich ein gutes Unterkommen fand. Die Armee rückte nach und nach heran; die Dienerschaft des fürstlichen Generals traf ein und konnte nicht genug von den Unbilden erzählen, die sie erleiden müssen. Wir segneten uns, die Wasserfahrt eingeschlagen zu haben, und die glücklich überstandene Windsbraut schien nur ein geringes Uebel gegen eine stockende und überall gehinderte Landfahrt.

Der Fürst selbst war angekommen. Um den König versammelten sich viele Generale; ich aber, in einsamen Spaziergängen den Rhein hin, wiederholte mir die wunderlichen Ereignisse der vergangenen Wochen.

Ein französischer General, La Fayette, Haupt einer großen Partei, vor Kurzem der Abgott seiner Nation, des vollkommensten Vertrauens der Soldaten genießend, lehnt sich gegen die Obergewalt auf, die allein nach Gefangennehmung des Königs das Reich repräsentirt; er entflieht, seine Armee, nicht stärker als dreiundzwanzigtausend Mann, bleibt ohne General und Oberoffiziere, desorganisirt, bestürzt.

Zur selbigen Zeit betritt ein mächtiger König mit einem achtzigtausend Mann starken verbündeten Heere den Boden von Frankreich; zwei befestigte Städte, nach geringem Zaudern, ergeben sich.

Nun erscheint ein wenig gekannter General, Dumouriez; ohne jemals einen Oberbefehl geführt zu haben, nimmt er, gewandt und klug, eine sehr starke Stellung; sie wird durchbrochen, und doch erreicht er eine zweite, wird auch daselbst eingeschlossen, und zwar so, daß der Feind sich zwischen ihn und Paris stellt.

Aber sonderbar verwickelte Zustände werden durch anhaltendes Regenwetter herbeigeführt; das furchtbare alliirte Heer, nicht weiter als sechs Stunden von Chalons und zehn von Rheims, sieht sich abgehalten, diese beiden Orte zu gewinnen, bequemt sich zum Rückzug, räumt die zwei eroberten Plätze, verliert über ein Drittel seiner Mannschaft und davon höchstens zweitausend durch die Waffen, und sieht sich nun wieder am Rheine. Alle diese Begegnisse, die an das Wunderbare grenzen,

ereignen sich in weniger als sechs Wochen, und Frankreich ist aus der größten Gefahr gerettet, deren seine Jahrbücher jemals gedenken.

Vergegenwärtige man sich nun die vielen tausend Theilnehmer an solchem Mißgeschick, denen das grimmige Leibes- und Seelenleiden einiges Recht zur Klage zu geben schien, so wird man sich leicht vorstellen, daß nicht Alles im Stillen abgethan ward, und so sehr man sich auch vorzusehen gedachte, doch aus einem vollen Herzen der Mund zu Zeiten überging.

Und so begegnete denn auch mir, daß ich an großer Tafel neben einem alten trefflichen General saß und vom Vergangenen zu sprechen mich nicht ganz enthielt, worauf er mir zwar freundlich, aber mit gewisser Bestimmtheit antwortete: „Erzeigen Sie mir morgen früh die Ehre, mich zu besuchen, da wir uns hierüber freundlich und aufrichtig besprechen wollen!“ Ich schien es anzunehmen, blieb aber aus und gelobte mir innerlich, das gewohnte Stillschweigen so bald nicht wieder zu brechen.

Auf der Wasserfahrt sowie auch in Koblenz hatte ich manche Bemerkung gemacht zum Vortheil meiner chromatischen Studien; besonders war mir über die epoptischen Farben ein neues Licht aufgegangen, und ich konnte immer mehr hoffen, die physischen Erscheinungen in sich zu verknüpfen und sie von andern abzusondern, mit denen sie in entfernterer Verwandtschaft zu stehen schienen.

Auch kam mir des treuen Kämmerier Wagner Tagebuch zu Ergänzung des meinigen gar wohl zu Statten, das ich in den letzten Tagen ganz und gar vernachlässigt hatte.

Des Herzogs Regiment war herangekommen und kantonirte in den Dörfern gegen Neuwied über. Hier bewies der Fürst die väterlichste Sorgfalt für seine Untergebenen; jeder Einzelne durfte seine Noth klagen, und so viel nur möglich ward abgestellt und nachgeholfen. Lieutenant von Fletow, in der Stadt auf Kommando stehend und dem Wohlthäter am Nächsten, erwies sich thätig und hilfreich. Dem Hauptbedürfniß an Schuhen und Stiefeln wurde dadurch abgeholfen, daß man Leder kaufte und die im Regimente sich findenden Schuster unter den Meistern der Stadt arbeiten ließ. Auch für Reinlichkeit und Zierde war gesorgt, gelbe Kreide angeschafft, die Kollets gesäubert und gefärbt, und unsere Reiter trabten wieder ganz schmuck einher.

Meine Studien jedoch sowol als die heitere Unterhaltung

mit den Kanzlei- und Hausgenossen wurden gar sehr belebt durch den Ehrenwein, welcher von trefflicher Moselsorte unserem Fürsten vom Stadtrathe gereicht ward und welchen wir, da der Fürst meist auswärts speiste, zu genießen die Erlaubniß hatten. Als wir Gelegenheit fanden, einem von den Gebern darüber ein Kompliment zu machen, und dankbar anerkannten, daß sie sich bei solcher Gelegenheit um unsertwillen mancher guten Flasche berauben wollen, vernahmen wir die Erwiderung, daß sie uns dies und noch viel mehr gönnten und nur die Fässer bedauerten, welche sie an die Emigrirten wenden müssen, welche zwar viel Geld, aber auch viel Unheil über die Stadt gebracht, ja den Zustand derselben völlig umgekehrt; besonders aber wollte man ihr Betragen gegen den Fürsten nicht rühmen, an dessen Stelle sie sich gewissermaßen gesetzt und gegen seinen Willen kühnlich Unverantwortliches unternommen.

In der letzten, Unheil drohenden Zeit war er auch nach Regensburg abgereist, und ich schlich zu schöner heiterer Mittagsstunde an sein Schloß hin, das auf dem linken Rheinufer etwas oberhalb der Stadt wunderlich, seitdem ich diese Gegend nicht betreten, aus der Erde gewachsen war. Es stand einsam und als die allerneuste, wenn auch nicht architektonische, doch politische Ruine da, und ich hatte nicht den Muth, mir von dem umherwandelnden Schloßvogt den Eingang zu gewinnen. Wie schön war die nähere und weitere Umgebung, wie angebaut und gartenreich der Raum zwischen Schloß und Stadt, die Aussicht den Rhein stromauf ruhig und besänftigend, gegen Stadt und Festung aber prächtig und aufregend!

In der Absicht, mich übersetzen zu lassen, ging ich zur fliegenden Brücke, ward aber aufgehalten oder hielt mich vielmehr selbst auf in Beschauung eines östreichischen Wagentransportes, welcher nach und nach übergesetzt wurde. Hier ereignete sich ein Streit zwischen einem preußischen und östreichischen Unteroffizier, welcher den Charakter beider Nationen klar ins Licht setzte.

Vom Oestreicher, der bisher postirt war, um die möglich schnelle Ueberfahrt der Wagenkolonne zu beaufsichtigen, aller Verwirrung vorzubeugen und deshalb kein anderes Fuhrwerk dazwischen zu lassen, verlangte der Preuße heftig eine Ausnahme für sein Wägelchen, auf welchem Frau und Kind mit einigen Habseligkeiten gepackt waren. Mit großer Gelassenheit versagte der Oestreicher die Forderung, auf die Ordre sich be-

rufend, die ihm dergleichen ausdrücklich verbiete; der Preuße ward heftiger, der Oestreicher wo möglich gelassener, er litt keine Lücke in der ihm empfohlenen Kolonne, und der Andere fand sich einzudrängen keinen Raum. Endlich schlug der Zudringliche an seinen Säbel und forderte den Widerstehenden heraus; mit Drohen und Schimpfen wollte er seinen Gegner ins nächste Gäßchen bewegen, um die Sache daselbst auszumachen; der höchst ruhige, verständige Mann aber, der die Rechte seines Postens gar wohl kannte, rührte sich nicht und hielt Ordnung nach wie vor.

Ich wünschte diese Scene wol von einem Charakterzeichner aufgefaßt; denn wie im Betragen so auch in Gestalt unterschieden sich Beide: der Gelassene war stämmig und stark, der Wütbende, denn zuletzt erwies er sich so, hager, lang, schmächtig und rührig.

Die auf diesen Spazierweg zu verwendende Zeit war zum Theil schon verstrichen, und mir vertrieb die Furcht vor ähnlichen Retardationen bei der Rückkehr jede Lust, das sonst so geliebte Thal zu besuchen, das doch nur das Gefühl schmerzlichen Entbehrens erregt und mich fruchtlos zu Betrachtung früherer Jahre aufgeregt hätte; doch stand ich lange, hinüberschauend, friedlicher Zeiten mitten im verwirrenden Wechsel irdischer Ereignisse treulich eingedenk.

Und so traf es zufällig, daß ich von den Maßregeln zum ferneren Feldzuge auf dem rechten Ufer näher unterrichtet ward. Des Herzogs Regiment rüstete sich hinüberzuziehen; der Fürst selbst mit seiner ganzen Umgebung sollte folgen. Mir bangte vor jeder Fortsetzung des kriegerischen Zustandes, und das Fluchtgefühl ergriff mich abermals. Ich möchte dies ein umgekehrtes Heimweh nennen, eine Sehnsucht ins Weite statt ins Enge. Ich stand, der herrliche Fluß lag vor mir, er gleitete so sanft und lieblich hinunter in ausgedehnter breiter Landschaft; er floß zu Freunden, mit denen ich trotz manchem Wechseln und Wenden immer treu verbunden geblieben. Mich verlangte aus der fremden, gewaltsamen Welt an Freundesbrust, und so miethete ich nach erhaltenem Urlaub eilig einen Kahn bis Düsseldorf, meine noch immer zurückbleibende Chaise Koblenzer Freunden empfehlend, mit Bitte, sie mir hinabwärts zu spediren.

Als ich nun mit meinen Habseligkeiten mich eingeschifft und sogleich auf dem Strome dahinschwimmen sah, begleitet vom

Noch hat seiner Natur Kraft
Der Erde aussaugendem Geize,
Der Luft verderbender Fäulniß,
Ein Gegengift, widerstanden.

Sieh, wie er im Frühling
Lichtgrüne Blätter schlägt!
Ihr Orangenduft
Ist dem Geschmeiße Gift.

Der Raupe tückischer Zahn
Wird stumpf an ihnen;
Es blinkt ihr Silberglanz
Im Sonnenscheine.

Von seinen Zweigen
Wünscht das Mädchen
Im Brautkranze;
Früchte hoffen Jünglinge.

Aber sieh, der Herbst kommt;
Da geht die Raupe,
Klagt der listigen Spinne
Des Baums Unverwelklichkeit.

Schwebend zieht sich
Von ihrer Taruswohnung
Die Prachtfeindin herüber
Zum wohlthätigen Baum

Und kann nicht schaden;
Aber die Vielkünstliche
Ueberzieht mit grauem Ekel
Die Silberblätter,

Sieht triumphirend,
Wie das Mädchen schauernd,
Der Jüngling jammernd
Vorübergeht.

Verpflanze den schönen Baum,
Gärtner! Er jammert mich.
Baum, danke dem Gärtner,
Der Dich verpflanzt!

getreuen Paul und einem blinden Passagier, welcher gelegentlich zu rudern sich verband, hielt ich mich für glücklich und von allem Uebel befreit.

Indessen standen noch einige Abenteuer bevor. Wir hatten nicht lange flußabwärts gerudert, als zu bemerken war, daß der Kahn ein starkes Leck haben müsse, indem der Fährmann von Zeit zu Zeit das Wasser fleißig ausschöpfte. Und nun entdeckte sich erst, daß wir bei übereilt unternommener Fahrt nicht bedacht hatten, wie auf die weite Strecke hinab von Koblenz bis Düsseldorf der Schiffer nur ein altes Boot zu nehmen pflegt, um es unten als Brennholz zu verkaufen und, sein Fährgeld in der Tasche, ganz leicht nach Hause zu wandern.

Indessen fuhren wir getrost dahin. Eine sternhelle, doch sehr kalte Nacht begünstigte unsere Fahrt, als auf einmal der fremde Ruderer verlangte, ans Land gesetzt zu werden, und sich mit dem Schiffer zu streiten anfing, an welcher Stelle es denn eigentlich für den Wandrer am Vortheilhaftesten sei, worüber sie sich nicht vereinigen konnten.

Unter diesen Händeln, die mit Heftigkeit geführt wurden, stürzte unser Fährmann ins Wasser und wurde nur mit Mühe herausgezogen. Nun konnte er bei heller klarer Nacht nicht mehr aushalten und bat dringend um die Erlaubniß, bei Bonn anfahren zu dürfen, um sich zu trocknen und zu erwärmen. Mein Diener ging mit ihm in eine Schiffertneipe, ich aber beharrte, unter freiem Himmel zu bleiben, und ließ mir ein Lager auf Mantelsack und Portefeuille bereiten. So groß ist die Macht der Gewohnheit, daß mir, der ich die letzten sechs Wochen fast immer unter freiem Himmel zugebracht hatte, vor Dach und Zimmer graute. Diesmal aber entstand daraus für mich ein neues Unheil, welches man freilich hätte verhersehen sollen: den Kahn hatte man zwar so weit als möglich auf den Strand gezogen, aber nicht so weit, daß er nicht durch das Leck noch hätte Wasser einnehmen können.

Nach einem tiefen Schlafe fand ich mich mehr als erfrischt; denn das Wasser war bis zu meinem Lager gedrungen und hatte mich und meine Habseligkeiten durchnäßt. Ich war daher genöthigt aufzustehen, das Wirthshaus aufzusuchen und mich in Tabak schmauchender, Glühwein schlürfender Gesellschaft so gut als möglich zu trocknen; worüber denn der Morgen ziemlich herankam und eine verspätete Reise durch frisches Rudern eifrig beschleunigt wurde.

Zwischenrede.

Wenn ich mich nun so in der Erinnerung den Rhein hinunterschwimmen sehe, wüßt' ich nicht genau zu sagen, was in mir vorging. Der Anblick eines friedlichen Wasserspiegels, das Gefühl der bequemen Fahrt auf demselben ließ mich nach der kurz vergangenen Zeit zurückschauen wie auf einen bösen Traum, von dem ich mich so eben erwacht fände; ich überließ mich den heitersten Hoffnungen eines nächsten gemüthlichen Zusammenseins.

Nun aber, wenn ich mitzutheilen fortfahren soll, muß ich eine andere Behandlung wählen, als dem bisherigen Vortrag wohl geziemte; denn wo Tag für Tag das Bedeutendste vor unsern Augen vorgeht, wenn wir mit so viel Tausenden leiden und fürchten und nur furchtsam hoffen, dann hat die Gegenwart ihren entschiedenen Werth und, Schritt vor Schritt vorgetragen, erneut sie das Vergangene, indem sie auf die Zukunft hindeutet.

Was aber in geselligen Zirkeln sich ereignet, kann nur aus einer sittlichen Folge der Aeußerungen innerlicher Zustände begriffen werden; die Reflexion ist hier an ihrer Stelle, der Augenblick spricht nicht für sich selbst, Andenken an das Vergangene, spätere Betrachtungen müssen ihn dolmetschen.

Wie ich überhaupt ziemlich unbewußt lebte und mich vom Tag zum Tage führen ließ, wobei ich mich, besonders die letzten Jahre, nicht übel befand, so hatte ich die Eigenheit, niemals weder eine nächst zu erwartende Person noch eine irgend zu betretende Stelle vorauszudenken, sondern diesen Zustand unvorbereitet auf mich einwirken zu lassen. Der Vortheil, der daraus entsteht, ist groß; man braucht von einer vorgefaßten Idee nicht wieder zurückzukommen, nicht ein selbstbeliebig gezeichnetes Bild wieder auszulöschen und mit Unbehagen die Wirklichkeit an dessen Stelle aufzunehmen; der Nachtheil dagegen mag wol hervortreten, daß wir mit Unbewußtsein in wichtigen Augenblicken nur herumtasten und uns nicht gerade in jeden ganz unvorhergesehenen Zustand aus dem Stegreife zu finden wissen.

In eben dem Sinne war ich auch niemals aufmerksam, was meine persönliche Gegenwart und Geistesstimmung auf die Menschen wirke, da ich denn oft ganz unerwartet fand,

daß ich Neigung oder Abneigung und sogar oft Beides zugleich erregte.

Wollte man nun auch dieses Betragen als eine individuelle Eigenheit weder loben noch tadeln, so muß doch bemerkt werden, daß sie im gegenwärtigen Falle gar wunderliche Phänomene und nicht immer die erfreulichsten hervorbrachte.

Ich war mit jenen Freunden seit vielen Jahren nicht zusammengekommen; sie hatten sich getreu an ihrem Lebensgange gehalten, dagegen mir das wunderbare Loos beschieden war, durch manche Stufen der Prüfung, des Thuns und Duldens durchzugehen, so daß ich, in eben der Person beharrend, ein ganz anderer Mensch geworden, meinen alten Freunden fast unkenntlich auftrat.

Es würde schwer halten, auch in späteren Jahren, wo eine freiere Uebersicht des Lebens gewonnen ist, sich genaue Rechenschaft von jenen Uebergängen abzulegen, die bald als Vorschritt bald als Rückschritt erscheinen und doch alle dem gottgeführten Menschen zu Nutz und Frommen gereichen müssen. Ungeachtet solcher Schwierigkeiten aber will ich meinen Freunden zu Liebe einige Andeutung versuchen.

Der sittliche Mensch erregt Neigung und Liebe nur insofern, als man Sehnsucht an ihm gewahr wird; sie drückt Besitz und Wunsch zugleich aus, den Besitz eines zärtlichen Herzens und den Wunsch, ein gleiches in Andern zu finden; durch jenes ziehen wir an, durch dieses geben wir uns hin.

Das Sehnsüchtige, das in mir lag, das ich in früheren Jahren vielleicht zu sehr gehegt und bei fortschreitendem Leben kräftig zu bekämpfen trachtete, wollte dem Manne nicht mehr ziemen, nicht mehr genügen, und er suchte deshalb die volle endliche Befriedigung.

Das Ziel meiner innigsten Sehnsucht, deren Qual mein ganzes Inneres erfüllte, war Italien, dessen Bild und Gleichniß mir viele Jahre vergebens vorschwebte, bis ich endlich durch kühnen Entschluß die wirkliche Gegenwart zu fassen mich erdreistete. In jenes herrliche Land sind mir meine Freunde gern auch in Gedanken gefolgt, sie haben mich auf Hin- und Herwegen begleitet; möchten sie nun auch nächstens den längern Aufenthalt daselbst mit Neigung theilen und von dort mich wieder zurückbegleiten, da sich alsdann manches Problem faßlicher auflösen wird.

In Italien fühlt' ich mich nach und nach kleinlichen Vor-

stellungen entrissen, falschen Wünschen enthoben, und an die Stelle der Sehnsucht nach dem Lande der Künste setzte sich die Sehnsucht nach der Kunst selbst; ich war sie gewahr geworden, nun wünscht' ich sie zu durchdringen.

Das Studium der Kunst wie das der alten Schriftsteller giebt uns einen gewissen Halt, eine Befriedigung in uns selbst; indem sie unser Inneres mit großen Gegenständen und Gesinnungen füllt, bemächtigt sie sich aller Wünsche, die nach außen strebten, hegt aber jedes würdige Verlangen im stillen Busen; das Bedürfniß der Mittheilung wird immer geringer, und wie Malern, Bildhauern, Baumeistern, so geht es auch dem Liebhaber: er arbeitet einsam für Genüsse, die er mit Andern zu theilen kaum in den Fall kommt.

Aber zu gleicher Zeit sollte mich noch eine Ableitung der Welt entfremden, und zwar die entschiedenste Wendung gegen die Natur, zu der ich aus eigenstem Trieb auf die individuellste Weise hingelenkt worden. Hier fand ich weder Meister noch Gesellen und mußte selbst für Alles stehen. In der Einsamkeit der Wälder und Gärten, in den Finsternissen der dunklen Kammer wär' ich ganz einzeln geblieben, hätte mich nicht ein glückliches häusliches Verhältniß in dieser wunderlichen Epoche lieblich zu erquicken gewußt. Die „Römischen Elegien", die „Venetianischen Epigramme" fallen in diese Zeit.

Nun aber sollte mir auch ein Vorgeschmack kriegerischer Unternehmungen werden; denn der schlesischen, durch den Reichenbacher Kongreß geschlichteten Campagne beizuwohnen beordert, hatte ich mich in einem bedeutenden Lande durch manche Erfahrung aufgeklärt und erheben gesehen und zugleich durch anmuthige Zerstreuung hin und her gaukeln lassen, indessen das Unheil der französischen Staatsumwälzung, sich immer weiter verbreitend, jeden Geist, er mochte hin denken und sinnen, wohin er wollte, auf die Oberfläche der europäischen Welt zurückforderte und ihm die grausamsten Wirklichkeiten aufdrang. Rief mich nun gar die Pflicht, meinen Fürsten und Herrn erst in die bedenklichen, bald aber traurigen Ereignisse des Tags abermals hineinzubegleiten und das Unerfreuliche, das ich nur gemäßigt meinen Lesern mitzutheilen gewagt, männlich zu erdulden, so hätte Alles, was noch Zartes und Herrliches sich ins Innerste zurückgezogen hatte, auslöschen und verschwinden mögen.

Fasse man dies Alles zusammen, so wird der Zustand,

wie er nachstehend skizzenhaft verzeichnet ist, nicht ganz räthselhaft erscheinen; welches ich um so mehr wünschen muß, da ich ungern dem Trieb widerstehe, diese vor vielen Jahren flüchtig verfaßten Blätter nach gegenwärtiger Einsicht und Ueberzeugung umzuschreiben.

Pempelfort, November 1792.

Es war schon finster, als ich in Düsseldorf landete und mich daher mit Laternen nach Pempelfort bringen ließ, wo ich nach augenblicklicher Ueberraschung die freundlichste Aufnahme fand; vielfaches Hin- und Hersprechen, wie ein solches Wiedersehen aufregt, nahm einen Theil der Nacht hinweg.

Den nächsten Tag war ich durch Fragen, Antworten und Erzählen bald eingewohnt; der unglückliche Feldzug gab leider genugsame Unterhaltung; Niemand hatte sich den Ausgang so traurig gedacht. Aber auch aussprechen konnte Niemand die tiefe Wirkung eines beinahe vierwöchentlichen furchtbaren Schweigens, die sich immer steigernde Ungewißheit bei dem Mangel aller Nachrichten. Eben als wäre das alliirte Heer von der Erde verschlungen worden, so wenig verlautete von demselben; Jedermann, in eine gräßliche Leere hineinblickend, war von Furcht und Aengsten gereinigt, und nun erwartete man mit Entsetzen die Kriegsläufte schon wieder in den Niederlanden; man sah das linke Rheinufer und zugleich das rechte bedroht.

Von solchen Betrachtungen zerstreuten uns moralische und literarische Verhandlungen, wobei mein Realismus, zum Vorschein kommend, die Freunde nicht sonderlich erbaute.

Ich hatte seit der Revolution, mich von dem wilden Wesen einigermaßen zu zerstreuen, ein wunderbares Werk begonnen, eine Reise von sieben Brüdern verschiedener Art, jeder nach seiner Weise dem Bunde dienend, durchaus abenteuerlich und märchenhaft, verworren, Aussicht und Absicht verbergend, ein Gleichniß unsers eignen Zustandes. Man verlangte eine Vorlesung, ich ließ mich nicht viel bitten und rückte mit meinen Heften hervor; aber ich bedurfte auch nur wenig Zeit, um zu bemerken, daß Niemand davon erbaut sei. Ich ließ daher meine wandernde Familie in irgend einem Hafen und mein weiteres Manuskript auf sich selbst beruhen.

Meine Freunde jedoch, die sich in so veränderte Gesinnung nicht gleich ergeben wollten, versuchten Mancherlei, um frühere Gefühle durch ältere Arbeiten wieder hervorzurufen, und gaben mir „Iphigenien" zur abendlichen Vorlesung in die Hand; das wollte mir aber gar nicht munden; dem zarten Sinne fühlt' ich mich entfremdet; auch von Andern vorgetragen, war mir ein solcher Anklang lästig. Indem aber das Stück gar bald zurückgelegt ward, schien es, als wenn man mich durch einen höhern Grad von Folter zu prüfen gedenke. Man brachte „Oedipus auf Kolonos", dessen erhabene Heiligkeit meinem gegen Kunst, Natur und Welt gewendeten, durch eine schreckliche Campagne verhärteten Sinn ganz unerträglich schien; nicht hundert Zeilen hielt ich aus.

Da ergab man sich denn wol in die Gesinnung des veränderten Freundes; fehlte es doch nicht an so mancherlei Anhaltepunkten des Gesprächs.

Aus den frühern Zeiten deutscher Literatur ward manches Einzelne erfreulich hervorgerufen, niemals aber drang die Unterhaltung in einen tiefern Zusammenhang, weil man Merkmale ungleicher Gesinnung vermeiden wollte.

Soll ich irgend etwas Allgemeines hier einschalten, so war es schon seit zwanzig Jahren wirklich eine merkwürdige Zeit, wo bedeutende Existenzen zusammentrafen und Menschen von einer Seite sich an einander schlossen, obgleich von der andern höchst verschieden; Jeder brachte einen hohen Begriff von sich selbst zur Gesellschaft, und man ließ sich eine wechselseitige Verehrung und Schonung gern gefallen.

Das Talent befestigte seinen erworbenen Besitz einer allgemeinen Achtung, durch gesellige Verbindungen mußte man sich zu hegen und zu fördern, die errungenen Vortheile wurden nicht mehr durch Einzelne, sondern durch eine übereinstimmende Mehrheit erhalten. Daß hiebei eine Art Absichtlichkeit durchwalten mußte, lag in der Sache; so gut wie andere Weltkinder verstanden sie, eine gewisse Kunst in ihre Verhältnisse zu legen, man versuch sich die Eigenheiten, eine Empfindlichkeit hielt der andern die Wage, und die wechselseitigen Mißverständnisse blieben lange verborgen.

Zwischen diesem Allen hatte ich einen wunderlichen Stand; mein Talent gab mir einen ehrenvollen Platz in der Gesellschaft, aber meine heftige Leidenschaft für das, was ich als wahr und naturgemäß erkannte, erlaubte sich manche gehässige

Ungezogenheit gegen irgend ein scheinbar falsches Streben; weswegen ich mich auch mit den Gliedern jenes Kreises zu Zeiten überwarf, ganz oder halb versöhnte, immer aber im Dünkel des Rechthabens auf meinem Wege fortging. Dabei behielt ich etwas von der Ingenuität des Voltairischen Huronen noch im späteren Alter, so daß ich zugleich unerträglich und liebenswürdig sein konnte.

Ein Feld jedoch, in welchem man sich mit mehr Freiheit und Uebereinstimmung erging, war die westliche, um nicht zu sagen französische Literatur. Jacobi, indem er seinen eigenen Weg wandelte, nahm doch Kenntniß von allem Bedeutenden, und die Nachbarschaft der Niederlande trug viel dazu bei, ihn nicht allein literarisch, sondern auch persönlich in jenen Kreis zu ziehen. Er war ein sehr wohlgestalteter Mann, von den vortheilhaftesten Gesichtszügen, von einem zwar gemessenen, aber doch höchst gefälligen Betragen, bestimmt, in jedem gebildeten Kreise zu glänzen.

Wunderlich war jene Zeit, die man sich kaum wieder vergegenwärtigen könnte. Voltaire hatte wirklich die alten Bande der Menschheit aufgelöst; daher entstand in guten Köpfen eine Zweifelsucht an dem, was man sonst für würdig gehalten hatte. Wenn der Philosoph von Ferney seine ganze Bemühung dahin richtete, den Einfluß der Geistlichkeit zu mindern und zu schwächen und hauptsächlich Europa im Auge behielt, so erstreckte de Pauw seinen Eroberungsgeist über fernere Welttheile; er wollte weder Chinesen noch Aegyptern die Ehre gönnen, die ein vieljähriges Vorurtheil auf sie gehäuft hatte. Als Kanonikus von Xanten Nachbar von Düsseldorf, unterhielt er ein freundschaftliches Verhältniß mit Jacobi; und wie mancher Andere wäre nicht hier zu nennen!

Und so wollen wir doch noch Hemsterhuis einführen, welcher, der Fürstin Gallizin ergeben, in dem benachbarten Münster viel verweilte. Dieser ging nun von seiner Seite mit Geistesverwandten auf zartere Beruhigung, auf ideelle Befriedigung aus und neigte sich mit Platonischen Gesinnungen der Religion zu.

Bei diesen fragmentarischen Erinnerungen muß ich auch noch Diderot's gedenken, des heftigen Dialektikers, der sich auch eine Zeit lang in Pempelfort als Gast sehr wohl gefiel und mit großer Freimüthigkeit seine Paradoxen behauptete.

Auch waren Rousseau's auf Naturzustände gerichtete Aus-

sichten diesem Kreise nicht fremd, welcher nichts ausschloß, also auch mich nicht, ob er mich gleich eigentlich nur duldete.

Denn wie die äußere Literatur auf mich in jüngeren Jahren gewirkt, ist an mehreren Orten schon angedeutet. Fremdes konnt' ich wol in meinen Nutzen verwenden, aber nicht aufnehmen, deshalb ich mich denn über das Fremde mit Andern ebenso wenig zu verständigen vermochte. Ebenso wunderlich sah es mit der Produktion aus; diese hielt immer gleichen Schritt mit meinem Lebensgange, und da dieser selbst für meine nächsten Freunde meist ein Geheimniß blieb, so wußte man selten mit einem meiner neuen Produkte sich zu befreunden, weil man denn doch etwas Aehnliches zu dem schon Bekannten erwartete.

War ich nun schon mit meinen sieben Brüdern übel angekommen, weil sie Schwester „Iphigenien" nicht im Mindesten glichen, so merkt' ich wohl, daß ich die Freunde durch meinen „Großkophta", der längst gedruckt war, sogar verletzt hatte; es war die Rede nicht davon, und ich hütete mich, sie darauf zu bringen. Indessen wird man mir gestehen, daß ein Autor, der in der Lage ist, seine neusten Werke nicht vertragen oder darüber reden zu dürfen, sich so peinlich fühlen muß wie ein Komponist, der seine neusten Melodien zu wiederholen sich gehindert fühlte.

Mit meinen Naturbetrachtungen wollte es mir kaum besser glücken; die ernstliche Leidenschaft, womit ich diesem Geschäft nachhing, konnte Niemand begreifen; Niemand sah, wie sie aus meinem Innersten entsprang; sie hielten dieses löbliche Bestreben für einen grillenhaften Irrthum; ihrer Meinung nach konnt' ich was Besseres thun und meinem Talent die alte Richtung lassen und geben. Sie glaubten sich hiezu um desto mehr berechtigt, als meine Denkweise sich an die übrige nicht anschloß, vielmehr in den meisten Punkten gerade das Gegentheil aussprach. Man kann sich keinen isolirtern Menschen denken, als ich damals war und lange Zeit blieb. Der Hylozoismus, oder wie man es nennen will, dem ich anhing und dessen tiefen Grund ich in seiner Würde und Heiligkeit unberührt ließ, machte mich unempfänglich, ja unleidsam gegen jene Denkweise, die eine todte, auf welche Art es auch sei, auf- und angeregte Materie als Glaubensbekenntniß aufstellte. Ich hatte mir aus Kant's Naturwissenschaft nicht entgehen lassen, daß Anziehungs- und Zurückstoßungskraft zum Wesen

der Materie gehören und keine von der andern im Begriff der Materie getrennt werden könne; daraus ging mir die Urpolarität aller Wesen hervor, welche die unendliche Mannichfaltigkeit der Erscheinungen durchdringt und belebt.

Schon bei dem früheren Besuche der Fürstin Gallitzin mit Fürstenberg und Hemsterhuis in Weimar hatte ich dergleichen vorgebracht, ward aber, als wie mit gotteslästerlichen Reden, beiseite und zur Ruhe gewiesen.

Man kann es keinem Kreise verdenken, wenn er sich in sich selbst abschließt; und das thaten meine Freunde zu Pempelfort redlich. Von der schon ein Jahr gedruckten „Metamorphose der Pflanzen" hatten sie wenig Kenntniß genommen, und wenn ich meine morphologischen Gedanken, so geläufig sie mir auch waren, in bester Ordnung und, wie es mir schien, bis zur kräftigsten Ueberzeugung vortrug, so mußte ich doch leider bemerken, daß die starre Vorstellungsart, nichts könne werden, als was schon sei, sich aller Geister bemächtigt habe. In Gefolg dessen mußt' ich denn auch wieder hören, daß alles Lebendige aus dem Ei komme, worauf ich denn mit bitterm Scherze die alte Frage hervorhob, ob denn die Henne oder das Ei zuerst gewesen. Die Einschachtelungslehre schien so plausibel, und die Natur mit Bonnet zu kontempliren höchst erbaulich.

Von meinen „Beiträgen zur Optik" hatte auch etwas verlautet, und ich ließ mich nicht lange bitten, die Gesellschaft mit einigen Phänomenen und Versuchen zu unterhalten, wo mir denn ganz Neues vorzubringen nicht schwer fiel; denn alle Personen, so gebildet sie auch waren, hatten das gespaltene Licht eingelernt und wollten leider das lebendige, woran sie sich erfreuten, auf jene todte Hypothese zurückgeführt wissen.

Doch ließ ich mir dergleichen eine Zeit lang gern gefallen, denn ich hielt niemals einen Vortrag, ohne daß ich dabei gewonnen hätte; gewöhnlich gingen mir unterm Sprechen neue Lichter auf, und ich erfand im Fluß der Rede am Gewissesten. Freilich konnte ich auf diese Weise nur didaktisch und dogmatisch verfahren; eine eigentlich dialektische und konversirende Gabe war mir nicht verliehen.

Oft aber trat auch eine böse Gewohnheit hervor, deren ich mich anklagen muß. Da mir das Gespräch, wie es gewöhnlich geführt wird, höchst langweilig war, indem nichts als beschränkte, individuelle Vorstellungsarten zur Sprache kamen, so pflegte ich den unter Menschen gewöhnlich entspringenden

bornirten Streit durch gewaltsame Paradoxe aufzuregen und ans Aeußerste zu führen. Dadurch war die Gesellschaft meist verletzt und in mehr als einem Sinne verdrießlich. Denn oft, um meinen Zweck zu erreichen, mußt' ich das böse Prinzip spielen, und da die Menschen gut sein und auch mich gut haben wollten, so ließen sie es nicht durchgehen; als Ernst konnte man es nicht gelten lassen, weil es nicht gründlich, als Scherz nicht, weil es zu herb war; zuletzt nannten sie mich einen umgekehrten Heuchler und versöhnten sich bald wieder mit mir. Doch kann ich nicht leugnen, daß ich durch diese böse Manier mir manche Person entfremdet, andere zu Feinden gemacht habe.

Wie mit dem Zauberstäbchen jedoch konnte ich sogleich alle bösen Geister vertreiben, wenn ich von Italien zu erzählen anfing. Auch dahin war ich unvorbereitet, unversichtig gegangen; Abenteuer fehlten keineswegs, das Land selbst, seine Anmuth und Herrlichkeit hatte ich mir völlig eingeprägt, mir war Gestalt, Farbe, Haltung jener vom günstigsten Himmel umschienenen Landschaft noch unmittelbar gegenwärtig. Die schwachen Versuche eigenen Nachbildens hatten das Gedächtniß geschärft, ich konnte beschreiben, als wenn ich's vor mir sähe; von belebender Staffage wimmelte es durch und durch, und so war Jedermann von den lebhaft vorbeigeführten Bilderzügen zufrieden, manchmal entzückt.

Wünschenswerth wäre nunmehr, daß man, um die Anmuth des Pempelforter Aufenthalts vollkommen darzustellen, auch die Oertlichkeit, worin dies Alles verging, klar vergegenwärtigen könnte. Ein freistehendes, geräumiges Haus in der Nachbarschaft von weitläufigen wohlgehaltenen Gärten, im Sommer ein Paradies, auch im Winter höchst erfreulich. Jeder Sonnenblick ward in reinlicher, freier Umgebung genossen; Abends oder bei ungünstigem Wetter zog man sich gern in die schönen großen Zimmer zurück, die, behaglich ohne Prunk ausgestattet, eine würdige Scene jeder geistreichen Unterhaltung darboten. Ein großes Speisezimmer, zahlreicher Familie und nie fehlenden Gästen geräumig, heiter und bequem, lud an eine lange Tafel, wo es nicht an wünschenswerthen Speisen fehlte. Hier fand man sich zusammen, der Hauswirth immer munter und aufregend, die Schwestern wohlwollend und einsichtig, der Sohn ernst und hoffnungsvoll, die Tochter wohlgebildet, tüchtig, treuherzig und liebenswürdig, an die leider schon ver-

Zweite.

Du gehſt! Ich murre. —
Geh! Laß' mich murren!
Ehrlicher Mann,
Fliehe dieſes Land!

Todte Sümpfe,
Dampfende Oktobernebel
Verweben ihre Ausflüſſe
Hier unzertrennlich.

Gebärort
Schädlicher Inſekten,
Mörderhöhle
Ihrer Bosheit!

Am ſchilfigten Ufer
Liegt die wollüſtige,
Flammengeſäugte Schlange,
Geſtreichelt vom Sonnenſtrahl.

Fliehe ſanfte Nachtgänge
In der Mondendämmerung!
Dort halten ruckende Kröten
Zuſammenkünfte auf Kreuzwegen.

Schaden ſie nicht,
Werden ſie ſchrecken. —
Ehrlicher Mann,
Fliehe dieſes Land!

Dritte.

Sei gefühllos!
Ein leichtbewegtes Herz
Iſt ein elend Gut
Auf der wankenden Erde.

Behriſch! Des Frühlings Lächeln
Erheitre Deine Stirne nie!
Nie trübt ſie dann mit Verdruß
Des Winters ſtürmiſcher Ernſt.

Lehne Dich nie an des Mädchens
Sorgenverwiegende Bruſt,

übergegangene Mutter und an die früheren Tage erinnernd, die man vor zwanzig Jahren in Frankfurt mit ihr zugebracht hatte.

Heinse, mit zur Familie gehörig, verstand Scherze jeder Art zu erwidern; es gab Abende, wo man nicht aus dem Lachen kam.

Die wenigen einsamen Stunden, die mir in diesem gastfreien aller Häuser übrig blieben, wendete ich im Stillen an eine wunderliche Arbeit. Ich hatte während der Campagne neben dem Tagebuch poetische Tagesbefehle, satirische Ordres du jour aufgezeichnet, nun wollte ich sie durchsehen und redigiren; allein ich bemerkte bald, daß ich mit kurzsichtigem Dünkel Manches falsch gesehen und unrichtig beurtheilt habe; und da man gegen nichts strenger ist als gegen erst abgelegte Irrthümer, es auch bedenklich schien, dergleichen Papiere irgend einem Zufall auszusetzen, so vernichtete ich das ganze Heft in einem lebhaften Steinkohlenfeuer; worüber ich mich nun insofern betrübe, als es mir jetzt viel werth zur Einsicht in den Gang der Vorfälle und die Folge meiner Gedanken darüber sein würde.

In dem nicht weit entfernten Düsseldorf wurden fleißige Besuche gemacht bei Freunden, die zu dem Pempelforter Zirkel gehörten; auf der Galerie war die gewöhnliche Zusammenkunft. Dort ließ sich eine entschiedene Neigung für die italienische Schule spüren, man zeigte sich höchst ungerecht gegen die niederländische; freilich war der hohe Sinn der ersten anziehend, edle Gemüther hinreißend. Einst hatten wir uns lange in dem Saale des Rubens und der vorzüglichsten Niederländer aufgehalten; als wir heraustraten, hing die Himmelfahrt von Guido gerade gegenüber; da rief Einer begeistert aus: „Ist es Einem nicht zu Muthe, als wenn man aus einer Schenke in gute Gesellschaft käme!“ An meinem Theil konnt' ich mir gefallen lassen, daß die Meister, die mich noch vor Kurzem über den Alpen entzückt, sich so herrlich zeigten und leidenschaftliche Bewunderung erweckten; doch sucht' ich mich auch mit den Niederländern bekannt zu machen, deren Tugenden und Vorzüge im höchsten Grade sich hier den Augen darstellten; ich fand mir Gewinn fürs ganze Leben.

Was mir aber noch mehr auffiel, war, daß ein gewisser Freiheitssinn, ein Streben nach Demokratie sich in die hohen Stände verbreitet hatte. Man schien nicht zu fühlen, was Alles erst zu verlieren sei, um zu irgend einer Art zweideutigen

Gewinnes zu gelangen. La Fayette's und Mirabeau's Büſte, von Houdon ſehr natürlich und ähnlich gebildet, ſah ich hier göttlich verehrt, Jenen wegen ſeiner ritterlichen und bürgerlichen Tugenden, Dieſen wegen Geiſteskraft und Rednergewalt. So ſeltſam ſchwankte ſchon die Geſinnung der Deutſchen; einige waren ſelbſt in Paris geweſen, hatten die bedeutenden Männer reden hören, handeln ſehen und waren leider nach deutſcher Art und Weiſe zur Nachahmung aufgeregt worden, und das gerade zu einer Zeit, wo die Sorge für das linke Rheinufer ſich in Furcht verwandelte.

Die Noth ſchien dringend; Emigrirte füllten Düſſeldorf, ſelbſt die Brüder des Königs kamen an; man eilte, ſie zu ſehen, ich traf ſie auf der Galerie und erinnerte mich dabei, wie ſie durchnäßt bei dem Auszuge aus Glerieux geſehen worden. Herr von Grimm und Frau von Beuil erſchienen gleichfalls. Bei Ueberfüllung der Stadt hatte ſie ein Apotheker aufgenommen; das Naturalienkabinet diente zum Schlafzimmer, Affen, Papageien und andres Gethier belauſchten den Morgenſchlaf der liebenswürdigſten Dame; Muſcheln und Korallen hinderten die Toilette, ſich gehörig auszubreiten. Und ſo war das Einquartierungsübel, das wir kaum erſt nach Frankreich gebracht hatten, wieder zu uns herübergeführt.

Frau von Coudenhoven, eine ſchöne geiſtreiche Dame, ſonſt die Zierde des Mainzer Hofes, hatte ſich auch hieher geflüchtet. Herr und Frau von Dohm kamen von deutſcher Seite heran, um von den Zuſtänden nähere Kenntniß zu nehmen.

Frankfurt war noch von den Franzoſen beſetzt, die Kriegsbewegungen hatten ſich zwiſchen die Lahn und das Taunusgebirge gezogen; bei täglich abwechſelnden, bald ſichern, bald unſichern Nachrichten war das Geſpräch lebhaft und geiſtreich, aber wegen ſtreitenden Intereſſes und Meinungen gewährte es nicht immer eine erfreuliche Unterhaltung. Ich kannte einer ſo problematiſchen, durchaus ungewiſſen, dem Zufall unterworfenen Sache keinen Ernſt abgewinnen und war mit meinen paradoxen Späßen mitunter aufheiternd, mitunter läſtig.

So erinnere ich mich, daß an dem Abendtiſche der Frankfurter Bürger mit Ehren gedacht ward; ſie ſollten ſich gegen Cuſtine männlich und gut betragen haben; ihre Aufführung und Geſinnung, hieß es, ſteche gar ſehr ab gegen die unerlaubte Weiſe, wie ſich die Mainzer betragen und noch betrü-

gen. Frau von Coudenhoven, in dem Enthusiasmus, der sie sehr gut kleidete, rief aus, sie gäbe viel darum, eine Frankfurter Bürgerin zu sein. Ich erwiderte, das sei etwas Leichtes; ich wisse ein Mittel, werde es aber als Geheimniß für mich behalten. Da man nun heftig und heftiger in mich drang, erklärte ich zuletzt, die treffliche Dame dürfe mich nur heirathen, wodurch sie augenblicklich zur Frankfurter Bürgerin umgeschaffen werde. Allgemeines Gelächter!

Und was kam nicht Alles zur Sprache! Als einst von der unglücklichen Campagne, besonders von der Kanonade bei Valmy die Rede war, versicherte Herr von Grimm, es sei von meinem wunderlichen Ritt ins Kanonenfeuer an des Königs Tafel die Rede gewesen. Wahrscheinlich hatten die Offiziere, denen ich damals begegnete, davon gesprochen; das Resultat ging darauf hinaus, daß man sich darüber nicht wundern müsse, weil gar nicht zu berechnen sei, was man von einem seltsamen Menschen zu erwarten habe.

Auch ein sehr geschickter, geistreicher Arzt nahm Theil an unsern Halbsaturnalien, und ich dachte nicht in meinem Uebermuth, daß ich seiner so bald bedürfen würde. Er lachte daher zu meinem Aerger laut auf, als er mich im Bette fand, wo ein gewaltiges rheumatisches Uebel, das ich mir durch Verkältung zugezogen, mich beinahe unbeweglich festhielt. Er, ein Schüler des Geheimerath Hoffmann, dessen tüchtige Wunderlichkeiten von Mainz und dem kurfürstlichen Hofe aus bis weit hinunter den Rhein gewirkt, verfuhr sogleich mit Kampher, welcher fast als Universalmedizin galt. Löschpapier, Kreide darauf gerieben, sodann mit Kampher bestreut, ward äußerlich, Kampher gleichfalls, in kleinen Dosen, innerlich angewandt. Dem sei nun, wie ihm wolle, ich war in einigen Tagen hergestellt.

Die Langeweile jedoch des Leidens ließ mich manche Betrachtung anstellen; die Schwäche, die aus einem bettlägrigen Zustande gar leicht erfolgt, ließ mich meine Lage bedenklich finden; das Fortschreiten der Franzosen in den Niederlanden war bedeutend und durch den Ruf vergrößert; man sprach täglich und stündlich von neuangekommenen Ausgewanderten.

Mein Aufenthalt in Pempelfort war schon lang genug, und ohne die herzlichste Gastfreiheit der Familie hätte Jeder glauben müssen, dort lästig zu sein; auch hatte sich mein Bleiben nur zufällig verlängert; ich erwartete täglich und stündlich meine

böhmische Chaise, die ich nicht gern zurücklassen wollte. Sie war von Trier schon in Koblenz angekommen und sollte von dort bald weiter herab spedirt werden; da sie jedoch ausblieb, vermehrte sich die Ungeduld, die mich in den letzten Tagen ergriffen hatte. Jacobi überließ mir einen bequemen, obgleich an Eisen ziemlich schweren Reisewagen. Alles zog, wie man hörte, nach Westfalen hinein, und die Brüder des Königs wollten dort ihren Sitz aufschlagen.

Und so schied ich denn mit dem wunderlichsten Zwiespalt; die Neigung hielt mich in dem freundlichsten Kreise, der sich so eben auch höchst beunruhigt fühlte, und ich sollte die edelsten Menschen in Sorgen und Verwirrung hinter mir lassen, bei schrecklichem Weg und Wetter mich nun wieder in die wilde, wüste Welt hinauswagen, von dem Strome mit fortgezogen der unaufhaltsam eilenden Flüchtlinge, selbst mit Flüchtlingsgefühl.

Und doch hatte ich Aussicht unterwegs auf die angenehmste Einkehr, indem ich so nahe bei Münster die Fürstin Gallitzin nicht umgehen durfte.

Duisburg, Ende November.

Und so fand ich mich denn abermals, nach Verlauf von vier Wochen, zwar viele Meilen weit entfernt von dem Schauplatz unseres ersten Unheils, doch wieder in derselben Gesellschaft, in demselben Gedränge der Emigrirten, die nun, jenseits entschieden vertrieben, diesseits nach Deutschland strömten, ohne Hilfe und ohne Rath.

Zu Mittag, in dem Gasthof etwas spät angekommen, saß ich am Ende der langen Tafel; Wirth und Wirthin, die mir als einem Deutschen den Widerwillen gegen die Franzosen schon ausgesprochen hatten, entschuldigten, daß alle guten Plätze von diesen unwillkommenen Gästen besetzt seien. Hiebei wurde bemerkt, daß unter ihnen trotz aller Erniedrigung, Elend und zu befürchtender Armuth noch immer dieselbe Rangsucht und Unbescheidenheit gefunden werde.

Indem ich nun die Tafel hinauf sah, erblickt ich ganz oben, quer vor, an der ersten Stelle einen alten, kleinen, wohlgestalteten Mann von ruhigem, beinahe nichtigem Be-

tragen. Er mußte vornehm sein; denn zwei Nebensitzende erwiesen ihm die größte Aufmerksamkeit, wählten die ersten und besten Bissen, ihm vorzulegen, und man hätte beinahe sagen können, daß sie ihm solche zum Munde führten. Mir blieb nicht lange verborgen, daß er, vor Alter seiner Sinne kaum mächtig, als ein bedauernswürdiges Automat, den Schatten eines früheren wohlhabenden und ehrenvollen Lebens kümmerlich durch die Welt schleppe, indessen zwei Ergebene ihm den Traum des vorigen Zustandes wieder herbeizuspiegeln trachteten.

Ich beschaute mir die Uebrigen; das bedenklichste Schicksal war auf allen Stirnen zu lesen, Soldaten, Kommissäre, Abenteurer vielleicht zu unterscheiden; Alle waren still, denn Jeder hatte seine eigene Noth zu übertragen; sie sahen ein grenzenloses Elend vor sich.

Etwa in der Hälfte des Mittagmahles kam noch ein hübscher junger Mann herein, ohne ausgezeichnete Gestalt oder irgend ein Abzeichen; man konnte an ihm den Fußwanderer nicht verkennen. Er setzte sich still gegen mir über, nachdem er den Wirth um ein Couvert begrüßt hatte, und speiste, was man ihm nachholte und versetzte, mit ruhigem Betragen. Nach aufgehobener Tafel trat ich zum Wirth, der mir ins Ohr sagte: „Ihr Nachbar soll seine Zeche nicht theuer bezahlen." Ich begriff nichts von diesen Worten; aber als der junge Mann sich näherte und fragte, was er schuldig sei, erwiderte der Wirth, nachdem er sich flüchtig über die Tafel umgeschaut, die Zeche sei ein Kopfstück. Der Fremde schien betreten und sagte, das sei wol ein Irrthum; denn er habe nicht allein ein gutes Mittagsessen gehabt, sondern auch einen Schoppen Wein; das müsse mehr betragen. Der Wirth antwortete darauf ganz ernsthaft, er pflege seine Rechnung selbst zu machen, und die Gäste erlegten gerne, was er forderte. Nun zahlte der junge Mann, entfernte sich bescheiden und verwundert; sogleich aber löste mir der Wirth das Räthsel. „Dies ist der Erste von diesem vermaledeiten Volke," rief er aus, „der schwarz Brod gegessen hat; das mußte ihm zu Gute kommen!"

In Duisburg wußt' ich einen einzigen alten Bekannten, den ich aufzusuchen nicht versäumte; Professor Plessing war es, mit dem sich vor vielen Jahren ein sentimental-romanhaftes Verhältniß anknüpfte, wovon ich hier das Nähere mittheilen will, da unsere Abendunterhaltung dadurch aus den unruhigsten Zeiten in die friedlichsten Tage versetzt wurde.

„Werther" bei seinem Erscheinen in Deutschland hatte keineswegs, wie man ihm vorwarf, eine Krankheit, ein Fieber erregt, sondern nur das Uebel aufgedeckt, das in jungen Gemüthern verborgen lag. Während eines langen und glücklichen Friedens hatte sich eine literarisch-ästhetische Ausbildung auf deutschem Grund und Boden innerhalb der Nationalsprache auf das Schönste entwickelt; doch gesellte sich bald, weil der Bezug nur aufs Innere ging, eine gewisse Sentimentalität hinzu, bei deren Ursprung und Fortgang man den Einfluß von Yorick-Sterne nicht verkennen darf; wenn auch sein Geist nicht über den Deutschen schwebte, so theilte sich sein Gefühl um desto lebhafter mit. Es entstand eine Art zärtlich-leidenschaftlicher Ascetik, welche, da uns die humoristische Ironie des Briten nicht gegeben war, in eine leidige Selbstquälerei gewöhnlich ausarten mußte. Ich hatte mich persönlich von diesem Uebel zu befreien gesucht und trachtete, nach meiner Ueberzeugung Andern hilfreich zu sein; das aber war schwerer, als man denken konnte; denn eigentlich kam es drauf an, einem Jeden gegen sich selbst beizustehen, wo denn von aller Hilfe, wie sie uns die äußere Welt anbietet, es sei Erkenntniß, Belehrung, Beschäftigung, Begünstigung, die Rede gar nicht sein konnte.

Hier müssen wir nun gar manche damals mit einwirkende Thätigkeiten stillschweigend übergehen; aber zu unseren Zwecken macht sich nöthig, eines andern großen, für sich waltenden Bestrebens umständlicher zu gedenken.

Lavater's Physiognomik hatte dem sittlich-geselligen Interesse eine ganz andere Wendung verliehen. Er fühlte sich im Besitz der geistigsten Kraft, jene sämmtlichen Eindrücke zu deuten, welche des Menschen Gesicht und Gestalt auf einen Jeden ausübt, ohne daß er sich davon Rechenschaft zu geben wüßte; da er aber nicht geschaffen war, irgend eine Abstraktion methodisch zu suchen, so hielt er sich am einzelnen Falle und also am Individuum.

Heinrich Lips, ein talentvoller junger Künstler, besonders geeignet zum Porträt, schloß sich fest an ihn, und sowol zu Hause als auf der unternommenen Rheinreise kam er seinem Gönner nicht von der Seite. Nun ließ Lavater, theils aus Heißhunger nach grenzenloser Erfahrung, theils um so viel bedeutende Menschen als möglich an sein künftiges Werk zu gewöhnen und zu knüpfen, alle Personen abbilden, die, nur

einigermaßen durch Stand und Talent, durch Charakter und That ausgezeichnet, ihm begegneten.

Dadurch kam denn freilich gar manches Individuum zur Evidenz; es ward etwas mehr werth, aufgenommen in einen so edlen Kreis; seine Eigenschaften wurden durch den deutsamen Meister hervorgehoben, man glaubte sich einander näher zu kennen; und so ergab sich's aufs Sonderbarste, daß mancher Einzelne in seinem persönlichen Werth entschieden hervortrat, der sich bisher im bürgerlichen Lebens- und Staatsgange ohne Bedeutung eingeordnet und eingeflochten gesehen.

Diese Wirkung war stärker und größer, als man sie denken mag; ein Jeder fühlte sich berechtigt, von sich selbst als von einem abgeschlossenen, abgerundeten Wesen das Beste zu denken, und in seiner Einzelnheit vollständig gekräftigt, hielt er sich auch wol für befugt, Eigenheiten, Thorheiten und Fehler in den Kompler seines werthen Daseins mit aufzunehmen.

Dergleichen Erfolg konnte sich um so leichter entwickeln, als bei dem ganzen Verfahren die besondere individuelle Natur allein, ohne Rücksicht auf die allgemeine Vernunft, die doch alle Natur beherrschen soll, zur Sprache kam; dagegen war das religiose Element, worin Lavater schwebte, nicht hinreichend, eine sich immer mehr entscheidende Selbstgefälligkeit zu mildern, ja es entstand bei Frommgesinnten daraus eher ein geistlicher Stolz, der es dem natürlichen an Erhebung auch wol zuvorthat.

Was aber zugleich nach jener Epoche folgerecht auffallend hervorging, war die Achtung der Individuen unter einander. Rambafte ältere Männer wurden, wo nicht persönlich, doch im Bilde verehrt; und es durfte auch wol ein junger Mann sich nur einigermaßen bedeutend hervorthun, so war alsbald der Wunsch nach persönlicher Bekanntschaft rege, in deren Ermangelung man sich mit seinem Porträt begnügte, wobei denn die mit Sorgfalt und gutem Geschick aufs Genaueste gezogenen Schattenrisse willkommene Dienste leisteten. Jedermann war darin geübt, und kein Fremder zog vorüber, den man nicht Abends an die Wand geschrieben hätte; die Storchschnäbel durften nicht rasten.

Menschenkenntniß und Menschenliebe waren uns bei diesem Verfahren versprochen, wechselseitige Theilnahme hatte sich entwickelt, wechselseitiges Kennen und Erkennen aber wollte sich so schnell nicht entfalten; zu beiden Zwecken jedoch war die

Thätigkeit sehr groß, und was in diesem Sinne von einem herrlich begabten jungen Fürsten, von seiner wohlgesinnten, geistreich-lebhaften Umgebung für Aufmunterung und Förderniß nah und fern gewirkt ward, wäre schön zu erzählen, wenn es nicht löblich schiene, die Anfänge bedeutender Zustände einem ehrwürdigen Dunkel anheimzugeben. Vielleicht sahen die Kotyledonen jener Saat etwas wunderlich aus; der Ernte jedoch, woran das Vaterland und die Außenwelt ihren Antheil freudig dahinnahm, wird in den spätesten Zeiten noch immer ein dankbares Andenken nicht ermangeln.

Wer Vorgesagtes in Gedanken festhält und sich davon durchdringt, wird nachstehendes Abenteuer, welches beide Theilnehmende unter dem Abendessen vergnüglich in der Erinnerung belebten, weder unwahrscheinlich noch ungereimt finden.

Zu manchem andern brieflichen und persönlichen Zudrang erhielt ich in der Hälfte des Jahrs 1777, von Wernigerode datirt, Plessing unterzeichnet, ein Schreiben, vielmehr ein Heft, fast das Wunderbarste, was mir in jener selbstqualerischen Art vor Augen gekommen; man erkannte daran einen jungen, durch Schulen und Universität gebildeten Mann, dem nun aber sein sämmtlich Gelerntes zu eigener innerer, sittlicher Beruhigung nicht gedeihen wollte. Eine geübte Handschrift war gut zu lesen, der Stil gewandt und fließend, und ob man gleich eine Bestimmung zum Kanzelredner darin entdeckte, so war doch Alles frisch und brav aus dem Herzen geschrieben, daß man ihm einen gegenseitigen Antheil nicht versagen konnte. Wollte nun aber dieser Antheil lebhaft werden, suchte man sich die Zustände des Leidenden näher zu entwickeln, so glaubte man statt des Duldens Eigensinn, statt des Ertragens Hartnäckigkeit und statt eines sehnsüchtigen Verlangens abstoßendes Wegweisen zu bemerken. Da ward mir denn nach jenem Zeitsinn der Wunsch lebhaft rege, diesen jungen Mann von Angesicht zu sehen; ihn aber zu mir zu bescheiden, hielt ich nicht für rätblich. Ich hatte mir unter bekannten Umständen schon eine Zahl von jungen Männern aufgebürdet, die, anstatt mit mir auf meinem Wege einer reineren höheren Bildung entgegenzugehen, auf dem übrigen verharrend sich nicht besser befanden und mich in meinen Fortschritten hinderten. Ich ließ die Sache indessen hängen, von der Zeit irgend eine Vermittelung erwartend. Da erhielt ich einen zweiten kürzern, aber auch lebhaftern, heftigern Brief, worin der Schreiber auf Antwort und Er-

klärung drang und sie ihm nicht zu versagen mich feierlichst beschwor.

Aber auch dieser wiederholte Sturm brachte mich nicht aus der Fassung; die zweiten Blätter gingen mir so wenig als die ersten zu Herzen; aber die herrliche Gewohnheit, jungen Männern meines Alters in Herzens- und Geistesnöthen beizustehen, ließ mich sein doch nicht ganz vergessen.

Die um einen trefflichen jungen Fürsten versammelte Weimarische Gesellschaft trennte sich nicht leicht; ihre Beschäftigungen und Unternehmungen, Scherze, Freuden und Leiden waren gemeinsam. Da ward nun zu Ende Novembers eine Jagdpartie auf wilde Schweine nothgedrungen auf das häufige Klagen des Landvolks im Eisenachischen unternommen, der ich als damaliger Gast auch beizuwohnen hatte; ich erbat mir jedoch die Erlaubniß, nach einem kleinen Umweg mich anschließen zu dürfen.

Nun hatte ich einen wundersamen geheimen Reiseplan. Ich mußte nämlich nicht nur etwa von Geschäftsleuten, sondern auch von vielen am Ganzen theilnehmenden Weimarern öfter den lebhaften Wunsch hören, es möge doch das Ilmenauer Bergwerk wieder aufgenommen werden. Nun ward von mir, der ich nur die allgemeinsten Begriffe vom Bergbau allenfalls besaß, zwar weder Gutachten noch Meinung, doch Antheil verlangt; aber diesen konnt' ich an irgend einem Gegenstand nur durch unmittelbares Anschauen gewinnen. Ich dachte mir unerläßlich, vor allen Dingen das Bergwesen in seinem ganzen Komplex, und wär' es auch nur flüchtig, mit Augen zu sehen und mit dem Geiste zu fassen; denn alsdann nur konnt' ich hoffen, in das Positive weiter einzudringen und mich mit dem Historischen zu befreunden. Deßhalb hatt' ich mir längst eine Reise auf den Harz gedacht und gerade jetzt, da ohnehin diese Jahrszeit in Jagdlust unter freiem Himmel zugebracht werden sollte, fühlte ich mich dahin getrieben. Alles Winterwesen hatte überdies in jener Zeit für mich große Reize, und was die Bergwerke betraf, so war ja in ihren Tiefen weder Winter noch Sommer merkbar; wobei ich zugleich gern bekenne, daß die Absicht, meinen wunderlichen Korrespondenten persönlich zu sehen und zu prüfen, wol die Hälfte des Gewichtes meinem Entschluß hinzufügte.

Indem sich nun die Jagdlustigen nach einer andern Seite hin begaben, ritt ich ganz allein dem Ettersberge zu und begann jene Oede, die unter dem Titel „Harzreise im Winter" so

lange als Räthsel unter meinen kleineren Gedichten Platz gefunden. Im düstern und von Norden her sich heranwälzenden Schneegewölk schwebte hoch ein Geier über mir. Die Nacht verblieb ich in Sondershausen und gelangte des andern Tags so bald nach Nordhausen, daß ich gleich nach Tische weiter zu gehen beschloß, aber mit Boten und Laterne nach mancherlei Gefährlichkeiten erst sehr spät in Ilfeld ankam.

Ein ansehnlicher Gasthof war glänzend erleuchtet; es schien ein besonderes Fest darin gefeiert zu werden. Erst wollte der Wirth mich gar nicht aufnehmen; die Kommissarien der höchsten Höfe, hieß es, seien schon lange hier beschäftigt, wichtige Einrichtungen zu treffen und verschiedene Interessen zu vereinbaren, und da dies nun glücklich vollendet sei, gäben sie heute Abend einen allgemeinen Schmaus. Auf dringende Vorstellung jedoch und einige Winke des Boten, daß man mit mir nicht übel fahre, erbot sich der Mann, mir den Bretterverschlag in der Wirthsstube, seinen eigentlichen Wohnsitz, und zugleich sein weißzuüberziehendes Ehebett einzuräumen. Er führte mich durch das weite hell erleuchtete Wirthszimmer, da ich mir denn im Vorbeigehen die sämmtlichen munteren Gäste flüchtig beschaute.

Doch sie sämmtlich zu meiner Unterhaltung näher zu betrachten, gab mir in den Brettern des Verschlags eine Astlücke die beste Gelegenheit, die, seine Gäste zu belauschen, dem Wirthe selbst oft dienen mochte. Ich sah die lange und wohl erleuchtete Tafel von unten hinauf, ich überschaute sie, wie man oft die Hochzeit von Kana gemalt sieht; nun musterte ich heunen von oben bis herab also: Vorsitzende, Räthe, andere Theilnehmende und dann immer so weiter, Sekretarien, Schreiber und Gehilfen. Ein glücklich geendigtes, beschwerliches Geschäft schien eine Gleichheit aller thätig Theilnehmenden zu bewirken; man schwatzte mit Freiheit, trank Gesundheiten, wechselte Scherz um Scherz, wobei einige Gäste bezeichnet schienen, Witz und Spaß an ihnen zu üben; genug, es war ein fröhliches, bedeutendes Mahl, das ich bei dem hellsten Kerzenscheine in seinen Eigenthümlichkeiten ruhig beobachten konnte, eben als wenn der hinkende Teufel mir zur Seite stehe und einen ganz fremden Zustand unmittelbar zu beschauen und zu erkennen mich begünstigte. Und wie dies mir nach der düstersten Nachtreise in den Harz hinein ergetzlich gewesen, werden die Freunde solcher Abenteuer beurtheilen. Manchmal schien es mir ganz gespensterhaft, als sah' ich in einer Berghöhle wohlgemuthe Geister sich erlustigen.

Nie auf des Freundes
Elendtragenden Arm!

Schon versammelt
Von seiner Klippenwarte
Der Neid auf Dich
Den ganzen luchsgleichen Blick,

Dehnt die Klauen,
Stürzt und schlägt
Hinterlistig sie
Dir in die Schultern.

Stark sind die magern Arme
Wie Panther-Arme;
Er schüttelt Dich
Und reißt Dich los.

Tod ist Trennung;
Dreifacher Tod
Trennung ohne Hoffnung
Wiederzusehn.

Gerne verließest Du
Dieses gehaßte Land,
Hielte Dich nicht Freundschaft
Mit Blumenfesseln an mir.

Zerreiß sie! Ich klage nicht.
Kein edler Freund
Hält den Mitgefangenen,
Der fliehn kann, zurück.

Der Gedanke
Von des Freundes Freiheit
Ist ihm Freiheit
Im Kerker.

Du gehst, ich bleibe.
Aber schon drehen
Des letzten Jahres Flügelspeichen
Sich um die rauchende Achse.

Ich zähle die Schläge
Des donnernden Rads,
Sehne den letzten —
Da springen die Riegel, frei bin ich wie Du!

Nach einer wohl durchſchlafenen Nacht eilte ich frühe, von einem Boten abermals geleitet, der Baumannshöhle zu; ich durchkroch ſie und betrachtete mir das fortwirkende Naturereigniß ganz genau. Schwarze Marmormaſſen, aufgelöſt, zu weißen kryſtalliniſchen Säulen und Flächen wiederhergeſtellt, deuteten mir auf das fortwebende Leben der Natur. Freilich verſchwanden vor dem ruhigen Blick alle die Wunderbilder, die ſich eine düſter wirkende Einbildungskraft ſo gern aus formloſen Geſtalten erſchaffen mag; dafür blieb aber auch das eigne Wahre beſte reiner zurück, und ich fühlte mich dadurch gar ſchön bereichert.

Wieder ans Tageslicht gelangt, ſchrieb ich die nothwendigſten Bemerkungen, zugleich aber auch mit ganz friſchem Sinn die erſten Strophen des Gedichts, das unter dem Titel „Harzreiſe im Winter“ die Aufmerkſamkeit mancher Freunde bis auf die letzten Zeiten erregt hat; davon mögen denn die Strophen, welche ſich auf den nun bald zu erblickenden wunderlichen Mann beziehen, hier Platz finden, weil ſie mehr als viele Worte den damaligen liebevollen Zuſtand meines Innern auszuſprechen geeignet ſind.

Aber abſeits, wer iſt's?
Ins Gebüſch verliert ſich ſein Pfad,
Hinter ihm ſchlagen
Die Sträuche zuſammen,
Das Gras ſteht wieder auf,
Die Oede verſchlingt ihn.

Ach, wer heilet die Schmerzen
Deß, dem Balſam zu Gift ward,
Der ſich Menſchenhaß
Aus der Fülle der Liebe trank?
Erſt verachtet, nun ein Verächter,
Zehrt er heimlich auf
Seinen eignen Werth
In ungnügender Selbſtſucht.

Iſt auf Deinem Pfalter,
Vater der Liebe, ein Ton
Seinem Ohre vernehmlich,
So erquicke ſein Herz!
Oeffne den umwölkten Blick
Ueber die tauſend Quellen
Neben dem Durſtenden
In der Wüſte!

Im Gasthof zu Wernigerode angekommen, ließ ich mich mit dem Kellner in ein Gespräch ein; ich fand ihn als einen sinnigen Menschen, der seine städtischen Mitgenossen ziemlich zu kennen schien. Ich sagt' ihm darauf, es sei meine Art, wenn ich an einem fremden Ort ohne besondere Empfehlung anlangte, mich nach jüngern Personen zu erkundigen, die sich durch Wissenschaft und Gelehrsamkeit auszeichneten; er möge mir daher Jemanden der Art nennen, damit ich einen angenehmen Abend zubrächte. Darauf erwiderte ohne weiteres Bedenken der Kellner, es werde mir gewiß mit der Gesellschaft des Herrn Plessing gedient sein, dem Sohne des Superintendenten; als Knabe sei er schon in Schulen ausgezeichnet worden und habe noch immer den Ruf eines fleißigen guten Kopfs, nur wolle man seine finstere Laune tadeln und nicht gut finden, daß er mit unfreundlichem Betragen sich aus der Gesellschaft ausschließe. Gegen Fremde sei er zuvorkommend, wie Beispiele bekannt wären; wollte ich angemeldet sein, so könne es sogleich geschehen.

Der Kellner brachte mir bald eine bejahende Antwort und führte mich hin. Es war schon Abend geworden, als ich in ein großes Zimmer des Erdgeschosses, wie man es in geistlichen Häusern antrifft, hineintrat und den jungen Mann in der Dämmerung noch ziemlich deutlich erblickte. Allein an einigen Symptomen konnt' ich bemerken, daß die Eltern eilig das Zimmer verlassen hatten, um dem unvermutheten Gaste Platz zu machen.

Das hereingebrachte Licht ließ mich den jungen Mann nunmehr ganz deutlich erkennen; er glich seinem Briefe völlig, und so wie jenes Schreiben erregte er Interesse, ohne Anziehungskraft auszuüben.

Um ein näheres Gespräch einzuleiten, erklärt' ich mich für einen Zeichenkünstler von Gotha, der wegen Familienangelegenheiten in dieser unfreundlichen Jahrszeit Schwester und Schwager in Braunschweig zu besuchen habe.

Mit Lebhaftigkeit fiel er mir beinahe ins Wort und rief aus: „Da Sie so nahe an Weimar wohnen, so werden Sie doch auch diesen Ort, der sich so berühmt macht, öfters besucht haben!“ Dieses bejaht' ich ganz einfach und fing an, von Rath Kraus, von der Zeichenschule, von Legationsrath Bertuch und dessen unermüdeter Thätigkeit zu sprechen; ich versaß weder Musäus noch Jagemann, Kapellmeister Wolf und einige Frauen und bezeichnete den Kreis, den diese wackern Personen abschlossen und jeden Fremden willig und freundlich unter sich aufnahmen.

Endlich fuhr er etwas ungeduldig heraus: „Warum nennen Sie denn Goethe nicht?“ Ich erwiderte, daß ich diesen auch wol in gedachtem Kreise als willkommenen Gast gesehen und von ihm selbst persönlich als fremder Künstler wohl aufgenommen und gefördert worden, ohne daß ich weiter viel von ihm zu sagen wisse, da er theils allein, theils in andern Verhältnissen lebe.

Der junge Mann, der mit unruhiger Aufmerksamkeit zugehört hatte, verlangte nunmehr mit einigem Ungestüm, ich solle ihm das seltsame Individuum schildern, das so viel von sich reden mache. Ich trug ihm darauf mit großer Ingenuität eine Schilderung vor, die für mich nicht schwer wurde, da die seltsame Person in der seltsamsten Lage mir gegenwärtig stand, und wäre ihm von der Natur nur etwas mehr Herzensexzentrität gegönnt gewesen, so konnte ihm nicht verborgen bleiben, daß der vor ihm stehende Gast sich selbst schildere.

Er war einigemal im Zimmer auf- und abgegangen, indeß die Magd hereintrat, eine Flasche Wein und sehr reinlich bereitetes kaltes Abendbrod auf den Tisch setzte; er schenkte Beiden ein, stieß an und schluckte das Glas sehr lebhaft hinunter. Und kaum hatte ich mit etwas gemäßigtern Zügen das meinige geleert, ergriff er heftig meinen Arm und rief: „O, verzeihen Sie meinem wunderlichen Betragen! Sie haben mir aber so viel Vertrauen eingeflößt, daß ich Ihnen Alles entdecken muß. Dieser Mann, wie Sie mir ihn beschreiben, hätte mir doch antworten sollen; ich habe ihm einen ausführlichen, herzlichen Brief geschickt, ihm meine Zustände, meine Leiden geschildert, ihn gebeten, sich meiner anzunehmen, mir zu rathen, mir zu helfen, und nun sind schon Monate verstrichen, ich vernehme nichts von ihm; wenigstens hätte ich ein ablehnendes Wort auf ein so unbegrenztes Vertrauen wol verdient.“

Ich erwiderte darauf, daß ich ein solches Benehmen weder erklären noch entschuldigen könne; so viel wisse ich aber aus eigener Erfahrung, daß ein gewaltiger sowol ideeller als reeller Zudrang diesen sonst wohlgesinnten, wohlwollenden und hilfsfertigen jungen Mann oft außer Stand setze, sich zu bewegen, geschweige zu wirken.

„Sind wir zufällig so weit gekommen,“ sprach er darauf mit einiger Fassung, „den Brief muß ich Ihnen vorlesen, und Sie sollen urtheilen, ob er nicht irgend eine Antwort, irgend eine Erwiderung verdiente.“

Ich ging im Zimmer auf und ab, die Vorlesung zu erwarten, ihrer Wirkung schon beinahe ganz gewiß, deshalb nicht weiter nachdenkend, um mir selbst in einem so zarten Falle nicht vorzugreifen. Nun saß er gegen mir über und fing an, die Blätter zu lesen, die ich in- und auswendig kannte, und vielleicht war ich niemals mehr von der Behauptung der Physiognomisten überzeugt, ein lebendiges Wesen sei in allem seinem Handeln und Betragen vollkommen übereinstimmend mit sich selbst, und jede in die Wirklichkeit hervorgetretene Monas erzeige sich in vollkommener Einheit ihrer Eigenthümlichkeiten. Der Lesende paßte völlig zu dem Gelesenen, und wie dieses früher in der Abwesenheit mich nicht ansprach, so war es nun auch mit der Gegenwart. Man konnte zwar dem jungen Mann eine Achtung nicht versagen, eine Theilnahme, die mich denn auch auf einen so wunderlichen Weg geführt hatte; denn ein ernstliches Wollen sprach sich aus, ein edler Sinn und Zweck; aber obschon von den zärtlichsten Gefühlen die Rede war, blieb der Vortrag ohne Anmuth, und eine ganz eigens beschränkte Selbstigkeit that sich kräftig hervor. Als er nun geendet hatte, fragte er mit Hast, was ich dazu sage, und ob ein solches Schreiben nicht eine Antwort verdient, ja gefordert hätte.

Indessen war mir der bedauernswürdige Zustand dieses jungen Mannes immer deutlicher geworden; er hatte nämlich von der Außenwelt niemals Kenntniß genommen, dagegen sich durch Lektüre mannichfaltig ausgebildet, alle seine Kraft und Neigung aber nach innen gewendet und sich auf diese Weise, da er in der Tiefe seines Lebens kein produktives Talent fand, so gut als zu Grunde gerichtet; wie ihm denn sogar Unterhaltung und Trost, dergleichen uns aus der Beschäftigung mit alten Sprachen so herrlich zu gewinnen offen steht, völlig abzugehen schien.

Da ich an mir und Andern schon glücklich erprobt hatte, daß in solchem Fall eine rasche, gläubige Wendung gegen die Natur und ihre grenzenlose Mannichfaltigkeit das beste Heilmittel sei, so wagt' ich alsobald den Versuch, es auch in diesem Falle anzuwenden und ihm daher nach einigem Bedenken folgendermaßen zu antworten:

„Ich glaube zu begreifen, warum der junge Mann, auf den Sie so viel Vertrauen gesetzt, gegen Sie stumm geblieben; denn seine jetzige Denkweise weicht zu sehr von der Ihrigen ab, als daß er hoffen dürfte, sich mit Ihnen verständigen zu können.

Ich habe selbst einigen Unterhaltungen in jenem Kreise beigewohnt und behaupten hören, man werde sich aus einem schmerzlichen, selbstqualerischen, düstern Seelenzustande nur durch Naturbeschauung und herzliche Theilnahme an der äußern Welt retten und befreien. Schon die allgemeinste Bekanntschaft mit der Natur, gleichviel von welcher Seite, ein thätiges Eingreifen, sei es als Gärtner oder Landbebauer, als Jäger oder Bergmann, ziehe uns von uns selbst ab; die Richtung geistiger Kräfte auf wirkliche, wahrhafte Erscheinungen gebe nach und nach das größte Behagen, Klarheit und Belehrung; wie denn der Künstler, der sich treu an der Natur halte und zugleich sein Inneres auszubilden suche, gewiß am Besten fahren werde."

Der junge Freund schien darüber sehr unruhig und ungeduldig, wie man über eine fremde oder verwerrene Sprache, deren Sinn wir nicht vernehmen, ärgerlich zu werden anfängt. Ich darauf, ohne sonderliche Hoffnung eines glücklichen Erfolgs, eigentlich aber, um nicht zu verstummen, fuhr zu reden fort. „Mir als Landschaftsmaler," sagte ich, „mußte dies zu allererst einleuchten, da ja meine Kunst unmittelbar auf die Natur gewiesen ist; doch habe ich seit jener Zeit emsiger und eifriger als bisher nicht etwa nur ausgezeichnete und auffallende Naturbilder und -Erscheinungen betrachtet, sondern mich zu Allem und Jedem liebevoll hingewendet." Damit ich mich nun aber nicht ins Allgemeine verliere, erzählte ich, wie mir sogar diese nothgedrungene Winterreise, anstatt beschwerlich zu sein, dauernden Genuß gewährt; ich schilderte ihm mit malerischer Poesie und doch so unmittelbar und natürlich, als ich nur konnte, den Vorschritt meiner Reise, jenen morgendlichen Schneehimmel über den Bergen, die mannichfaltigsten Tageserscheinungen, dann bot ich seiner Einbildungskraft die wunderlichen Thurm- und Mauerbefestigungen von Nordhausen, gesehen bei hereinbrechender Abenddämmerung, ferner die nächtlich rauschenden, von des Boten Laterne zwischen Bergschluchten flüchtig erleuchtet blinkenden Gewässer und gelangte sodann zur Baumannshöhle.

Hier aber unterbrach er mich lebhaft und versicherte, der kurze Weg, den er daran gewendet, gereue ihn ganz eigentlich; sie habe keineswegs dem Bilde sich gleich gestellt, das er in seiner Phantasie entworfen. Nach dem Vorhergegangenen konnten mich solche krankhafte Symptome nicht verdrießen; denn wie oft hatte ich erfahren müssen, daß der Mensch den Werth einer klaren Wirklichkeit gegen ein trübes Phantom seiner düstern

Einbildungskraft von sich ablehnt! Ebenso wenig war ich verwundert, als er auf meine Frage, wie er sich denn die Hölle vorgestellt habe, eine Beschreibung machte, wie kaum der kühnste Theatermaler den Vorhof des Plutonischen Reiches darzustellen gewagt hätte.

Ich versuchte hierauf noch einige propädeutische Wendungen als Versuchsmittel einer zu unternehmenden Kur; ich ward aber mit der Versicherung, es könne und solle ihm nichts in dieser Welt genügen, so entschieden abgewiesen, daß mein Innerstes sich zuschloß und ich mein Gewissen durch den beschwerlichen Weg im Bewußtsein des besten Willens völlig befreit und mich gegen ihn von jeder weiteren Pflicht entbunden glaubte.

Es war schon spät geworden, als er mir den zweiten noch heftigern, mir gleichfalls nicht unbekannten brieflichen Erlaß vorlesen wollte, doch aber meine Entschuldigung wegen allzu großer Müdigkeit gelten ließ, indem er zugleich eine Einladung auf morgen zu Tische im Namen der Seinigen dringend hinzufügte, wogegen ich mir die Erklärung auf morgen ganz in der Frühe vorbehielt. Und so schieden wir friedlich und schicklich. Seine Persönlichkeit ließ einen ganz individuellen Eindruck zurück. Er war von mittlerer Größe, seine Gesichtszüge hatten nichts Anlockendes, aber auch nichts eigentlich Abstoßendes, sein düsteres Wesen erschien nicht unhöflich, er konnte vielmehr für einen wohlerzogenen jungen Mann gelten, der sich in der Stille auf Schulen und Akademien zu Kanzel und Lehrstuhl vorbereitet hatte.

Heraustretend fand ich den völlig aufgehellten Himmel von Sternen blinken, Straßen und Plätze mit Schnee überdeckt, blieb auf einem schmalen Steg ruhig stehen und beschaute mir die winternächtliche Welt. Zugleich überdacht' ich das Abenteuer und fühlte mich fest entschlossen, den jungen Mann nicht wiederzusehen. In Gefolg dessen bestellt' ich mein Pferd auf Tagesanbruch, übergab ein anonymes entschuldigendes Bleistiftblättchen dem Kellner, dem ich zugleich so viel Gutes und Wahres von dem jungen Manne, den er mir bekannt gemacht, zu sagen wußte, welches denn der gewandte Bursche mit eigner Zufriedenheit gewiß wohl benutzt haben mag.

Nun ritt ich an dem Nordostbange des Harzes im grimmigen, mich zur Seite bestürmenden Stöberwetter, nachdem ich vorher den Rammelsberg, Messinghütten und die sonstigen Anstalten der Art beschaut und ihre Weise mir eingeprägt hatte, nach Goslar, wovon ich diesmal nicht weiter erzähle, da ich mich

künftig mit meinen Lesern darüber umständlich zu unterhalten hoffe.

Ich wüßte nicht, wie viel Zeit vorübergegangen, ohne daß ich etwas weiter von dem jungen Manne gehört hätte, als unerwartet an einem Morgen mir ein Billet ins Gartenhaus bei Weimar zukam, wodurch er sich anmeldete; ich schrieb ihm einige Worte dagegen, er werde mir willkommen sein. Ich erwartete nun einen seltsamen Erkennungsauftritt; allein er blieb hereintretend ganz ruhig und sprach: „Ich bin nicht überrascht, Sie hier zu finden; die Handschrift Ihres Billets rief mir so deutlich jene Züge wieder ins Gedächtniß, die Sie, aus Wernigerode scheidend, mir hinterließen, daß ich keinen Augenblick zweifelte, jenen geheimnißvollen Reisenden abermals hier zu finden."

Schon dieser Eingang war erfreulich, und es eröffnete sich ein trauliches Gespräch, worin er mir seine Lage zu entwickeln trachtete und ich ihm dagegen meine Meinung nicht vorenthielt. Inwiefern sich seine inneren Zustände wirklich gebessert hatten, wüßt' ich nicht mehr anzugeben, es mußte aber damit nicht so gar schlimm aussehen; denn wir schieden nach mehreren Gesprächen friedlich und freundlich, nur daß ich sein heftiges Begehren nach leidenschaftlicher Freundschaft und innigster Verbindung nicht erwidern konnte.

Noch eine Zeit lang unterhielten wir ein briefliches Verhältniß; ich kam in den Fall, ihm einige reelle Dienste zu leisten, deren er sich denn auch bei gegenwärtiger Zusammenkunft dankbar erinnerte, so wie denn überhaupt das Zurückschauen in jene früheren Tage beiden Theilen einige angenehme Stunden gewährte. Er, nach wie vor immer nur mit sich selbst beschäftigt, hatte viel zu erzählen und mitzutheilen. Ihm war geglückt, im Laufe der Jahre sich den Rang eines geachteten Schriftstellers zu erwerben, indem er die Geschichte älterer Philosophie ernstlich behandelte, besonders derjenigen, die sich zum Geheimniß neigt, woraus er denn die Anfänge und Urzustände der Menschen abzuleiten trachtete. Seine Bücher, die er mir, wie sie herauskamen, zusendete, hatte ich freilich nicht gelesen; jene Bemühungen lagen zu weit von demjenigen ab, was mich interessirte.

Seine gegenwärtigen Zustände fand ich auch keineswegs behaglich; er hatte Sprach- und Geschichtskenntnisse, die er so lange versäumt und abgelehnt, endlich mit wüthender Anstrengung erstürmt und durch dieses geistige Unmaß sein Physisches zerrüttet; zudem schienen seine ökonomischen Umstände nicht die

besten, wenigstens erlaubte sein mäßiges Einkommen ihm nicht, sich sonderlich zu pflegen und zu schonen; auch hatte sich das düstere jugendliche Treiben nicht ganz ausgleichen können; noch immer schien er einem Unerreichbaren nachzustreben, und als die Erinnerung früherer Verhältnisse endlich erschöpft war, so wollte keine eigentlich frohe Mittheilung stattfinden. Meine gegenwärtige Art zu sein konnte fast noch entfernter von der seinigen als jemals angesehen werden. Wir schieden jedoch in dem besten Vernehmen; aber auch ihn verließ ich in Furcht und Sorge wegen der drangvollen Zeit.

Den verdienten Merrem besuchte ich gleichfalls, dessen schöne naturhistorische Kenntnisse alsbald eine frohere Unterhaltung gewährten. Er zeigte mir manches Bedeutende vor, schenkte mir sein Werk über die Schlangen, und so ward ich aufmerksam auf seinen weitern Lebensgang, woraus mir mancher Nutzen erwuchs; denn das ist der höchst erfreuliche Vortheil von Reisen, daß einmal erkannte Persönlichkeiten und Lokalitäten unsern Antheil zeitlebens nicht loslassen.

Münster, im Dezember 1792.

Der Fürstin angemeldet, hoffte ich gleich den behaglichsten Zustand; allein ich sollte noch vorher eine zeitgemäße Prüfung erdulden; denn auf der Fahrt von mancherlei Hindernissen aufgehalten, gelangte ich erst tief in der Nacht zur Stadt. Ich hielt nicht für schicklich, durch einen solchen Ueberfall gleich beim Eintritt die Gastfreundschaft in diesem Grade zu prüfen; ich fuhr daher an einen Gasthof, wo mir aber Zimmer und Bette durchaus versagt wurde; die Emigrirten hatten sich in Masse auch hierher geworfen und jeden Winkel gefüllt. Unter diesen Umständen bedachte ich mich nicht lange und brachte die Stunden auf einem Stuhle in der Wirthsstube hin, immer noch bequemer als vor Kurzem, da beim dichtesten Regenwetter von Dach und Fach nichts zu finden war.

Auf diese geringe Entbehrung erfuhr ich den andern Morgen das Allerbeste. Die Fürstin ging mir entgegen, ich fand in ihrem Hause zu meiner Aufnahme Alles vorbereitet. Das Verhältniß von meiner Seite war rein; ich kannte die Glieder des Zirkels früher genugsam, ich wußte, daß ich in

einen frommen, sittlichen Kreis bereintrat, und betrug mich darnach. Von jener Seite benahm man sich gesellig, klug und nicht beschränkend.

Die Fürstin hatte uns vor Jahren in Weimar besucht, mit von Fürstenberg und Hemsterhuis; auch ihre Kinder waren von der Gesellschaft. Damals verglich man sich schon über gewisse Punkte und schied, Einiges zugebend, Anderes duldend, im besten Vernehmen. Sie war eines der Individuen, von denen man sich gar keinen Begriff machen kann, wenn man sie nicht gesehen hat, die man nicht richtig beurtheilt, wenn man eben diese Individualität nicht in Verbindung sowie im Konflikt mit ihrer Zeitumgebung betrachtet. Von Fürstenberg und Hemsterhuis, zwei vorzügliche Männer, begleiteten sie treulich, und in einer solchen Gesellschaft war das Gute sowie das Schöne immerfort wirksam und unterhaltend. Letzterer war indessen gestorben, Jener nunmehr um so viel Jahre älter, immer derselbe verständige, edle, ruhige Mann; und welche sonderbare Stellung in der Mitwelt! Geistlicher, Staatsmann, so nahe, den Fürstenthron zu besteigen.

Die ersten Unterhaltungen, nachdem das persönliche Andenken früherer Zeit sich ausgesprochen hatte, wandten sich auf Hamann, dessen Grab in der Ecke des entlaubten Gartens mir bald in die Augen schien.

Seine großen, unvergleichlichen Eigenschaften gaben zu herrlichen Betrachtungen Anlaß, seine letzten Tage jedoch blieben unbesprochen. Der Mann, der diesem endlich erwählten Kreise so bedeutend und erfreulich gewesen, ward im Tode den Freunden einigermaßen unbequem; man mochte sich über sein Begräbniß entscheiden, wie man wollte, so war es außer der Regel.

Den Zustand der Fürstin, nahe gesehen, konnte man nicht anders als liebevoll betrachten; sie kam früh zum Gefühl, daß die Welt uns nichts gebe, daß man sich in sich selbst zurückziehen, daß man in einem innern, beschränkten Kreise um Zeit und Ewigkeit besorgt sein müsse.

Beides hatte sie erfaßt; das höchste Zeitliche fand sie im Natürlichen, und hier erinnere man sich Rousseauischer Maximen über bürgerliches Leben und Kinderzucht. Zum einfältigen Wahren wollte man in Allem zurückkehren; Schnürbrust und Absatz verschwanden, der Puder zerstob, die Haare fielen in natürlichen Locken. Ihre Kinder lernten schwimmen und rennen,

vielleicht auch balgen und ringen. Diesmal hätte ich die Tochter kaum wieder gekannt; sie war gewachsen und stämmiger geworden; ich fand sie verständig, liebenswerth, haushälterisch, dem halb klösterlichen Leben sich fügend und widmend. So war es mit dem zeitlich Gegenwärtigen; das ewige Künftige hatten sie in einer Religion gefunden, die das, was andere lehrend hoffen lassen, heilig betheuernd zusagt und verspricht.

Aber als die schönste Vermittelung zwischen beiden Welten entsprosste Wohlthätigkeit, die mildeste Wirkung einer ernsten Ascetik; das Leben füllte sich aus mit Religionsübung und Wohlthun; Mäßigkeit und Genügsamkeit sprach sich aus in der ganzen häuslichen Umgebung, jedes tägliche Bedürfniß ward reichlich und einfach befriedigt, die Wohnung selbst aber, Hausrath und Alles, dessen man sonst benöthigt ist, erschien weder elegant noch kostbar; es sah eben aus, als wenn man anständig zur Miethe wohne. Eben dies galt von Fürstenberg's häuslicher Umgebung; er bewohnte einen Palast, aber einen fremden, den er seinen Kindern nicht hinterlassen sollte. Und so bewies er sich in Allem sehr einfach, mäßig, genügsam, auf innerer Würde beruhend, alles Aeußere verschmähend, so wie die Fürstin auch.

Innerhalb dieses Elementes bewegte sich die geistreichste, herzlichste Unterhaltung, ernsthaft, durch Philosophie vermittelt, heiter durch Kunst, und wenn man bei jener selten von gleichen Prinzipien ausgeht, so freut man sich, bei dieser meist Uebereinstimmung zu finden.

Hemsterhuis, Niederländer, fein gesinnt, zu den Alten von Jugend auf gebildet, hatte sein Leben der Fürstin gewidmet sowie seine Schriften, die durchaus von wechselseitigem Vertrauen und gleichem Bildungsgange das unverwüstlichste Zeugniß ablegen.

Mit eigener scharfsinniger Zartheit wurde dieser schätzenswerthe Mann dem Geistig-Sittlichen sowie dem Sinnlich-Aesthetischen unermüdet nachzustreben geleitet. Muß man von jenem sich durchdringen, so soll man von diesem immer umgeben sein; daher ist für einen Privatmann, der sich nicht in großen Räumen ergehen und selbst auf Reisen einen gewohnten Kunstgenuß nicht entbehren kann, eine Sammlung geschnittener Steine höchst wünschenswerth; ihn begleitet überall das Erfreulichste, ein belebendes Kostbares ohne Belästigung, und er genießt ununterbrochen des edelsten Besitzes.

Felsweihe-Geſang an Pſyche.*)

Wetzlar, Mai 1772.

Veilchen bring' ich getragen,
Junge Blüthen zu Dir,
Daß ich Dein mooſig Haupt
Ringsum bekränze,

*) An Caroline Flachsland in Darmſtadt, Herder's ſpätere Gattin, gerichtet. Vgl.: Briefe an und von Merck I, 115 und: Bergk, acht Lieder von Goethe S. 7 und 57 ff. — Die „Felsweihe an Pſyche" iſt von Wagner, dem Herausgeber des Merck'ſchen Briefwechſels (1835), ohne Beweis Herder zugeſchrieben worden. Daß Goethe der Verfaſſer des Gedichtes iſt, ging erſt aus der im Jahre 1857 veröffentlichten Beichtſtimmung „Aus Herder's Nachlaß" hervor. Ein Brief von Herder's Braut an Thesen vom 25. Mai 1772 beginnt: „Hier haben Sie einige Empfindungsſtücke von unſerm großen Freunde Goethe. „Elyſium" und „Morgenlied" (vgl. die folgenden Gedichte) begehen ſich faſt ganz auf die Zeit, wo er Aramen und Lila in Homburg zuſammen zum erſten Male ſah. Jetzt ſitzt er in Wetzlar, einſam, öde und leer und überſchickt dieſe drei Stücke an Lila zum Auftheilen." Darauf antwortete Herder Ende Mai aus Buckeburg (III, 268): „Dank Ihnen, meine liebſte Pſyche, für Ihren lang ausgeblibenen Brief und alle drei Gedichte von ihm" — und er fährt nach einigen Worten über Lila fort: „Die Felsweihe an Pſyche" gefällt mir nicht, ich weiß nicht warum. Aber Sie machen auf mehr als eine Art eine zu traurige Figur in derſelben! Und hier haben Sie alſo mein Impromptu von Antwort." Dieſe Antwort iſt ein längeres Gedicht (vgl. Bergk S. 99 ff. und Herder's Nachlaß III, 265), von dem nur die erſte Strophe für unſern Zweck von Intereſſe iſt:

Nicht des verliebten Tages Zier,
O Pſyche, keine weiße Roſe
Sei Traueropfer Dir
Auf todtem Moſe!
Welch Opfer! Welch Altar! Und hält er
Die Gegend! Und ein irrer Götzenprieſter,
Der dieſen Fels erſtieg und ungeweiht ihn ſang
Und frecher Hand ihm ein den Namen zwang
Und traurig Opfer Dir beſahl.

Ueber dieſe Verſe war wieder Goethe erzürnt, und er ſchrieb deshalb etwa im Juli (vgl. Herder's Nachlaß I, 41) an Herder: „So will ich Euch auch ſagen, daß ich letzt über Eure Antwort auf die Felsweihe aufgebracht geworden bin und bab' Euch einen intoleranten Pfaffen geſcholten; das „Götzenprieſter" und „mit frecher Hand einzwang" war nicht recht. Hatte ich Unrecht, vor Eurem Mädchen einen Trauerakkord zu greifen, muſter Ihr mit Feuer und Schwert drein tilgen?" Indeſſen iſt der Brief ſeinem übrigen Inhalte nach verſöhnlich und reich an andern Mittheilungen, die beweiſen, daß Goethe keinen dauernden Groll gegen Herder im Herzen trug. Endlich ſagt auch Herder in einem Schreiben aus Pyrmont an ſeine Braut (III, 299), daß er dieſe Verſöhnlichkeit Goethe's im Ganzen in richtigem Sinne aufgefaßt hat. — Dieſe kleinen Vorfälle, ſo geringfügig ſie an ſich ſind, geben jedenfalls das Material zu einem genaueren Verſtändniſſe des Gedichtes, und es iſt kaum noch nöthig, auf die von Herder ſorgfältig verborgene, von Goethe aber leiſe angedeutete Empfindung des Letztern — die Eiferſucht — hinzudeuten.

Um aber dergleichen zu erlangen, iſt nicht genug, daß man wolle; zum Vollbringen gehört außer dem Vermögen vor allen Dingen Gelegenheit. Unſer Freund entbehrte dieſer nicht; auf der Scheide von Holland und England wohnend, die fortdauernde Handelsbewegung, die darin auch hin- und herwogenden Kunſtſchätze beobachtend, gelangte er nach und nach durch Kauf- und Tauſchverſuche zu einer ſchönen Sammlung von etwa ſiebzig Stücken, wobei ihm Rath und Belehrung des trefflichen Steinſchneiders Natter für die ſicherſte Beihilfe galt.

Dieſe Sammlung hatte die Fürſtin zum größten Theile entſtehen ſehen, Einſicht, Geſchmack und Liebe daran gewonnen und beſaß ſie nun als Nachlaß eines abgeſchiedenen Freundes, der in dieſen Schätzen immer als gegenwärtig erſchien.

Hemſterhuis' Philoſophie, die Fundamente derſelben, ſeinen Ideengang konnt' ich mir nicht anders zu eigen machen, als wenn ich ſie in meine Sprache überſetzte. Das Schöne und das an demſelben Erfreuliche ſei, ſo ſprach er ſich aus, wenn wir die größte Menge von Vorſtellungen in einem Moment bequem erblicken und faſſen; ich aber mußte ſagen, das Schöne ſei, wenn wir das geſetzmäßig Lebendige in ſeiner größten Thätigkeit und Vollkommenheit ſchauen, wodurch wir, zur Reproduktion gereizt, uns gleichfalls lebendig und in höchſte Thätigkeit verſetzt fühlen. Genau betrachtet, iſt Eins und Ebendaſſelbe geſagt, nur von verſchiedenen Menſchen ausgeſprochen, und ich enthalte mich, mehr zu ſagen; denn das Schöne iſt nicht ſowol leiſtend als verſprechend, dagegen das Häßliche, aus einer Stockung entſtehend, ſelbſt ſtocken macht und nichts hoffen, begehren und erwarten läßt.

Ich glaubte mir auch den „Brief über die Skulptur" hiernach meinem Sinne gemäß zu deuten; ferner ſchien mir das Büchlein „Ueber das Begehren" auf dieſem Wege klar; denn wenn das heftig verlangte Schöne in unſern Beſitz kommt, ſo hält es nicht immer im Einzelnen, was es im Ganzen verſprach, und ſo iſt es offenbar, daß dasjenige, was uns als Ganzes aufregte, im Einzelnen nicht durchaus befriedigen wird.

Dieſe Betrachtungen waren um ſo bedeutender, als die Fürſtin ihren Freund heftig nach Kunſtwerken verlangen, aber im Beſitz erkalten geſehen, was er ſo ſcharfſinnig und liebenswürdig in obgemeldetem Büchlein ausgeführt hatte. Dabei hat man freilich den Unterſchied zu bedenken, ob der Gegenſtand des für ihn empfundenen Enthuſiasmus würdig ſei; iſt er es, ſo

muß Freude und Bewunderung immer daran wachſen, ſich ſtets erneuen; iſt er es nicht ganz, ſo geht das Thermometer um einige Grade zurück, und man gewinnt an Einſicht, was man an Vorurtheil verlor. Desbalb es wol ganz richtig iſt, daß man Kunſtwerke kaufen müſſe, um ſie kennen zu lernen, damit das Verlangen aufgehoben und der wahre Werth feſtgeſtellt werde. Indeſſen muß auch hier Sehnſucht und Befriedigung in einem pulſirenden Leben mit einander abwechſeln, ſich gegenſeitig ergreifen und loslaſſen, damit der einmal Betrogene nicht aufhöre zu begehren.

Wie empfänglich die Sozietät, in der ich mich befand, für ſolche Geſpräche ſein mochte, wird Derjenige am Beſten beurtheilen, der von Hemſterhuis' Werken Kenntniß genommen hat, welche, in dieſem Kreiſe entſprungen, ihm auch Leben und Nahrung verdankten.

Zu den geſchnittenen Steinen aber wieder zurückzukehren, war mehrmals höchſt erfreulich, und man mußte dies gewiß als einen der ſonderbarſten Fälle anſehen, daß gerade die Blüthe des Heidenthums in einem chriſtlichen Hauſe verwahrt und hochgeſchätzt werden ſollte. Ich verſäumte nicht, die allerliebſten Motive hervorzuheben, die aus dieſen würdigen kleinen Gebilden dem Auge entgegenſprangen. Auch hier durfte man ſich nicht verleugnen, daß Nachahmung großer würdiger älterer Werke, die für uns ewig verloren wären, in dieſen engen Räumen juwelenhaft aufgehoben worden; und es fehlte faſt an keiner Art. Der tüchtigſte Herkules, mit Epheu bekränzt, durfte ſeinen koloſſalen Urſprung nicht verleugnen; ein ernſtes Meduſenhaupt, ein Bacchus, der ehemals im Medizeiſchen Kabinet verwahrt worden, allerliebſte Opfer und Bacchanalien, und zu Allem dieſem die ſchätzbarſten Porträte von bekannten und unbekannten Perſonen mußten bei wiederholter Betrachtung bewundert werden.

Aus ſolchen Geſprächen, die ungeachtet ihrer Höhe und Tiefe nicht Gefahr liefen, ſich ins Abſtruſe zu verlieren, ſchien eine Vereinigung hervorzugehen, indem jede Verehrung eines würdigen Gegenſtandes immer von einem religiöſen Gefühl begleitet iſt. Doch konnte man ſich nicht verbergen, daß die reinſte chriſtliche Religion mit der wahren bildenden Kunſt immer ſich zwieſpältig befinde, weil jene ſich von der Sinnlichkeit zu entfernen ſtrebt, dieſe nun aber das ſinnliche Element als ihren

eigentlichsten Wirkungskreis anerkennt und darin beharren muß. In diesem Geiste schrieb ich nachstehendes Gedicht augenblicklich nieder:

Amor, nicht aber das Kind, der Jüngling, der Psychen verführte,
Sah im Olympus sich um, frech und der Siege gewohnt;
Eine Göttin erblickt' er, vor allen die herrlichste Schöne,
Venus Urania war's, und er entbrannte für sie.
Ach! und die Heilige selbst, sie widerstand nicht dem Werben,
Und der Verwegene hielt fest sie im Arme bestrickt.
Da entstand aus ihnen ein neuer lieblicher Amor,
Der dem Vater den Sinn, Sitte der Mutter verdankt.
Immer findest Du ihn in holder Musen Gesellschaft,
Und sein reizender Pfeil stiftet die Liebe der Kunst.

Mit diesem allegorischen Glaubensbekenntniß schien man nicht ganz unzufrieden; indessen blieb es auf sich selbst beruhen, und beide Theile machten sich's zur Pflicht, von ihren Gefühlen und Ueberzeugungen nur dasjenige hervorzukehren, was gemeinsam wäre und zu wechselseitiger Belehrung und Ergetzung ohne Widerstreit gereichen könnte.

Immer aber konnten die geschnittenen Steine als ein herrliches Mittelglied eingeschoben werden, wenn die Unterhaltung irgend lückenhaft zu werden drohte. Ich von meiner Seite konnte freilich nur das Poetische schätzen, das Motiv selbst, Komposition, Darstellung überhaupt beurtheilen und rühmen, dagegen die Freunde dabei noch ganz andere Betrachtungen anzustellen gewohnt waren. Denn es ist für den Liebhaber, der solche Kleinodien anschaffen, den Besitz zu einer würdigen Sammlung erheben will, nicht genug zur Sicherheit seines Erwerbs, daß er Geist und Sinn der köstlichen Kunstarbeit einsehe und sich daran ergetze, sondern er muß auch äußerliche Kennzeichen zu Hilfe rufen, die für Den, der nicht selbst technischer Künstler im gleichen Fache ist, höchst schwierig sein möchten. Hemsterhuis hatte mit seinem Freunde Natter viele Jahre darüber korrespondirt, wovon sich noch bedeutende Briefe vorfanden. Hier kam nun erst die Steinart selbst zur Sprache, in welche gearbeitet worden, indem man sich der einen in frühern, der andern in folgenden Zeiten bedient; sodann war vor allen Dingen eine größere Ausführlichkeit im Auge zu halten, wo man auf bedeutende Zeiten schließen konnte, so wie flüchtige Arbeit bald

auf Geist, theils auf Unfähigkeit, theils auf Leichtsinn hindeutete, frühere oder spätere Epochen zu erkennen gab. Besonders legte man großen Werth auf die Politur vertiefter Stellen und glaubte darin ein unverwerfliches Zeugniß der besten Zeiten zu sehen. Ob aber ein geschnittener Stein entschieden antik oder neu sei, darüber wagte man keine festen Kriterien anzugeben; Freund Hemsterhuis habe selbst nur mit Beistimmung jenes trefflichen Künstlers sich über diesen Punkt zu beruhigen gewußt.

Ich konnte nicht verbergen, daß ich hier in ein ganz frisches Feld geratbe, wo ich mich höchst bedeutend angesprochen fühle und nur die Kürze der Zeit bedaure, wodurch ich die Gelegenheit mir abgeschnitten sehe, meine Augen sowol als den innern Sinn auch auf diese Bedingungen kräftiger zu richten. Bei einem solchen Anlasse äußerte sich die Fürstin heiter und einfach, sie sei geneigt, mir die Sammlung mitzugeben, damit ich solche zu Hause mit Freunden und Kennern studiren und mich in diesem bedeutenden Zweige der bildenden Kunst, mit Zuziehung von Schwefel- und Glaspasten, umsehen und bestärken möchte.

Dieses Anerbieten, das ich für kein leeres Kompliment halten durfte und für mich höchst reizend war, lehnt' ich jedoch dankbarlichst ab, und ich gestehe, daß mir im Innern die Art, wie dieser Schatz aufbewahrt wurde, eigentlich das größte Bedenken gab. Die Ringe waren in einzelnen Kästchen, einer allein, zwei, drei, wie es der Zufall gegeben hatte, neben einander gesteckt; es war unmöglich, beim Vorzeigen am Ende zu bemerken, ob wol einer fehle; wie denn die Fürstin selbst gestand, daß einst in der besten Gesellschaft ein Herkules abhanden gekommen, den man erst späterhin vermißt habe. Sodann schien es bedenklich genug, in gegenwärtiger Zeit sich mit einem solchen Werth zu beschweren und eine höchst bedeutende ängstliche Verantwortung zu übernehmen. Ich suchte daher mit der freundlichsten Dankbarkeit die schicklichsten ablehnenden Gründe vorzubringen, welche Einrede die Freundin wohlwollend in Betracht zu ziehen schien, indem ich nun um desto eifriger die Aufmerksamkeit auf diese Gegenstände, insofern es sich nur einigermaßen schicken wollte, zu lenken suchte.

Von meinen Naturbetrachtungen aber, die ich, weil auch wenig Glück für sie hier am Orte zu hoffen war, eher verheimlichte, war ich doch genöthigt, einige Rechenschaft zu geben. Von Fürstenberg brachte zur Sprache, daß er mit Verwunderung,

welche beinahe wie Beiremden aussah, die und da gehört habe, wie ich der Physiognomik wegen die allgemeine Knochenlehre studire, wovon ich doch schwerlich irgend eine Beihülfe zu Beurtheilung der Gesichtszüge des Menschen hoffen lasse. Nun mocht' ich wol bei einigen Freunden, das für einen Dichter ganz unschicklich gehaltene Studium der Osteologie zu entschuldigen und einigermaßen einzuleiten, geäußert haben, ich sei, wie es denn wirklich auch an dem war, durch Lavater's Physiognomik in dieses Fach wieder eingeführt worden, da ich in meinen akademischen Jahren darin die erste Bekanntschaft gesucht hatte. Lavater selbst, der glücklichste Beschauer organisirter Oberflächen, sah sich, in Anerkennung, daß Muskel- und Hautgestalt und ihre Wirkung von dem entschiedenen inneren Knochengebilde durchaus abhängen müsse, getrieben, mehrere Thierschädel in sein Werk abbilden zu lassen und selbige mir zu einem flüchtigen Kommentar darüber zu empfehlen. Was ich aber gegenwärtig hievon wiederholen oder in demselben Sinne zu Gunsten meines Verfahrens aufbringen wollte, konnte mir wenig helfen, indem zu jener Zeit ein solcher wissenschaftlicher Grund allzu weit ablag und man, im augenblicklichen geselligen Leben befangen, nur den beweglichen Gesichtszügen, und vielleicht gar nur in leidenschaftlichen Momenten, eine gewisse Bedeutung zugestand, ohne zu bedenken, daß hier nicht etwa blos ein regelloser Schein wirken könne, sondern daß das Aeußere, Bewegliche, Veränderliche als ein wichtiges bedeutendes Resultat eines innern entschiedenen Lebens betrachtet werden müsse.

Glücklicher als in diesen Verträgen war ich in Unterhaltung größerer Gesellschaft; geistliche Männer von Sinn und Verstand, heranstrebende Jünglinge, wohlgestaltet und wohlerzogen, an Geist und Gesinnung viel versprechend, waren gegenwärtig. Hier wählte ich unaufgefordert die römischen Kirchenfeste, Charwoche und Ostern, Frohnleichnam und Peter Paul; sodann zur Erheiterung die Pferdeweihe, woran auch andere Haus- und Hofthiere theilnehmen. Diese Feste waren mir damals nach allen charakteristischen Einzelnheiten vollkommen gegenwärtig, denn ich ging darauf aus, ein Römisches Jahr zu schreiben, den Verlauf geistlicher und weltlicher Oeffentlichkeiten; daher ich denn auch sogleich, jene Feste nach einem reinen, direkten Eindruck darzustellen im Stande, meinen katholischen frommen Zirkel mit meinen vorgeführten Bildern ebenso zufrieden sah als die Weltkinder mit dem Karneval. Ja, Einer

von den Gegenwärtigen, mit den Gesammtverhältnissen nicht genau bekannt, hatte im Stillen gefragt, ob ich denn wirklich katholisch sei.

Als die Fürstin mir dieses erzählte, eröffnete sie mir noch ein Anderes; man hatte ihr nämlich vor meiner Ankunft geschrieben, sie solle sich vor mir in Acht nehmen, ich wisse mich so fromm zu stellen, daß man mich für religiös, ja für katholisch halten könne.

„Geben Sie mir zu, verehrte Freundin," rief ich aus, „ich stelle mich nicht fromm, ich bin es am rechten Orte; mir fällt nicht schwer, mit einem klaren unschuldigen Blick alle Zustände zu beachten und sie wieder auch ebenso rein darzustellen. Jede Art fratzenhafter Verzerrung, wodurch sich dünkelhafte Menschen nach eigener Sinnesweise an dem Gegenstand versündigen, war mir von je her zuwider. Was mir widersteht, davon wend' ich den Blick weg; aber Manches, was ich nicht gerade billige, mag ich gern in seiner Eigenthümlichkeit erkennen; da zeigt sich denn meist, daß die Andern ebenso Recht haben, nach ihrer eigenthümlichen Art und Weise zu existiren, als ich nach der meinigen." Hiedurch war man denn auch wegen dieses Punkts aufgeklärt, und eine, freilich keineswegs zu lobende heimliche Einmischung in unsere Verhältnisse hatte gerade im Gegentheil, wie sie Mißtrauen erregen wollte, Vertrauen erregt.

In einer solchen zarten Umgebung wär' es nicht möglich gewesen, herb oder unfreundlich zu sein; im Gegentheil fühlt' ich mich milder als seit langer Zeit, und es hätte mir wol kein größeres Glück begegnen können, als daß ich nach dem schrecklichen Kriegs- und Fluchtwesen endlich wieder fromme menschliche Sitte auf mich einwirken fühlte.

Einer so edlen, guten, sittlich frohen Gesellschaft war ich jedoch in einem Punkte ungefällig, ohne daß ich selbst weiß, wie es zugegangen ist. Ich war wegen eines glücklichen, freien, bedeutenden Vorlesens berühmt, man wünschte mich zu hören, und da man wußte, daß ich die „Luise" von Voß, wie sie im Novemberheft des „Merkur" 1784 erschienen war, leidenschaftlich verehrte und sie gerne vortrug, spielte man darauf an, ohne zudringlich zu sein; man legte das Merkurstück unter den Spiegel und ließ mich gewähren. Und nun wüßt' ich nicht zu sagen, was mich abhielt; mir war wie Sinn und Lippe versiegelt, ich konnte das Heft nicht aufnehmen, mich nicht entschließen, eine Pause des Gesprächs zu meiner und der Andern Freude zu

nutzen; die Zeit ging hin, und ich wundere mich noch über diese unerklärliche Verstocktheit.

Der Tag des Abschieds nahete heran, man mußte doch sich einmal trennen. „Nun," sagte die Fürstin, „hier gilt keine Widerrede. Sie müssen die geschnittenen Steine mitnehmen, ich verlange es!" Als ich aber meine Weigerung auf das höflichste und freundlichste fortbehauptete, sagte sie zuletzt: „So muß ich Ihnen denn eröffnen, warum ich es fordere. Man hat mir abgerathen, Ihnen diesen Schatz anzuvertrauen, und eben deswegen will ich, muß ich es thun; man hat mir vorgestellt, daß ich Sie doch auf diesen Grad nicht kenne, um auch in einem solchen Falle von Ihnen ganz gewiß zu sein. Darauf habe ich", fuhr sie fort, „erwidert: ‚Glaubt Ihr denn nicht, daß der Begriff, den ich von ihm habe, mir lieber sei als diese Steine? Sollt' ich die Meinung von ihm verlieren, so mag dieser Schatz auch hinterdreingehen!'"

Ich konnte nun weiter nichts erwidern, indem sie durch eine solche Aeußerung in eben dem Grad mich zu ehren und zu verpflichten wußte. Jedes übrige Hinderniß räumte sie weg; vorhandene Schwefelabgüsse, katalegirt, waren zu Kontrole, sollte sie nöthig befunden werden, in einem sauberen Kästchen mit den Originalen eingepackt, und ein sehr kleiner Raum faßte die leicht transportablen Schätze.

So nahmen wir treulichen Abschied, ohne jedoch sogleich zu scheiden; die Fürstin kündigte mir an, sie wolle mich auf die nächste Station begleiten, setzte sich zu mir im Wagen, der übrige folgte. Die bedeutenden Punkte des Lebens und der Lehre kamen abermals zur Sprache; ich wiederholte mild und ruhig mein gewöhnliches Credo, auch sie verharrte bei dem ihrigen. Jedes zog nun seines Weges nach Hause, sie mit dem nachgelassenen Wunsche, mich wo nicht hier, doch dort wiederzusehen.

Diese Abschiedsformel wohldenkender, freundlicher Katholiken war mir nicht fremd noch zuwider; ich hatte sie oft bei vorübergehenden Bekanntschaften in Bädern und sonst meist von wohlwollenden, mir freundlichst zugethanen Geistlichen vernommen, und ich sehe nicht ein, warum ich irgend Jemand verargen sollte, der wünscht, mich in seinen Kreis zu ziehen, wo sich nach seiner Ueberzeugung ganz allein ruhig leben und, einer ewigen Seligkeit versichert, ruhig sterben läßt.

Weimar, vom Dezember 1792 bis zum April 1793.

Durch Vorsorge auf Anregung der edlen Freundin ward ich von dem Postmeister nicht allein rasch gefördert, sondern auch durch Laufzettel weiter angemeldet und empfohlen, welches angenehm und höchst nothwendig war. Denn ich hatte bei schöner, freundschaftlicher, friedlicher Unterhaltung vergessen, daß Kriegesflucht mir nachstürme; und leider fand ich unterwegs die Schaar der Emigrirten, die sich immer weiter nach Deutschland hineindrängte, und gegen welche die Postillone ebenso wenig als am Rhein günstig gesinnt waren. Gar oft kein gebahnter Weg; man fuhr bald hüben, bald drüben, begegnete und kreuzte sich. Heidegebüsch und Gesträuche, Wurzelstumpfen, Sand, Moor und Binsen, Eins so unbequem und unerfreulich wie das Andere. Auch ohne Leidenschaftlichkeit ging es nicht ab.

Ein Wagen blieb stecken, Paul sprang geschwind herab und zu Hilfe; er glaubte, die schönen Französinnen, die er in Düsseldorf in den traurigsten Umständen wieder angetroffen, seien abermals im Falle, seines Beistandes zu bedürfen. Die Dame hatte ihren Gemahl nicht wiedergefunden und war, in dem Strudel des Unheils mit fortgerissen und geängstigt, endlich über den Rhein geworfen worden.

Hier aber in dieser Wüste erschien sie nicht; einige alte ehrwürdige Damen forderten unsere Theilnahme. Als aber unser Postillon halten und mit seinen Pferden dem dortigen Wagen zu Hilfe kommen sollte, weigerte er sich trotzig und sagte, wir sollten nur zu unserm eignen, mit Silber und Geld genugsam beschwerten Wagen ernstlich sehen, damit wir nicht etwa stecken blieben oder umgeworfen würden; denn ob er es gleich mit uns redlich meine, so stünd' er doch in dieser Wüstenei für nichts.

Glücklicherweise, unser Gewissen zu beschwichtigen, hatte sich eine Anzahl westfälischer Bauern um jenen Wagen versammelt und gegen ein bedungenes gutes Trinkgeld ihn wieder auf den fahrbaren Weg gebracht.

An unserm Fuhrwerk war freilich das Eisen das Schwerste, und der kostbare Schatz, den wir mit uns führten, so leicht, um in einer leichten Chaise nicht bemerkt zu werden. Wie lebhaft wünscht' ich mir mein böhmisches Wägelchen herbei! Gleichwol gab mir jenes Vorurtheil, welches wichtige Schätze

bei uns voraussetzte, doch immer eine Art von Unruhe. Wir hatten bemerkt, daß ein Postillon dem andern die Reitz von Ueberschwere des Wagens und die Vermuthung von Geld und Kostbarkeiten jederzeit überlieferte. Nun aber wurden wir wegen vorausgeschickter Postzettel, deren richtige Stunde wir ohnehin des schlechten Wetters wegen nicht einhielten, auf jeder Station eilig vorwärts gedrängt und ganz eigentlich in die Nacht hinausgestoßen, da uns denn wirklich der bängliche Fall begegnete, daß der Postillon in dunkerer Nacht schwur, er kenne das Ding nicht weiter fortbringen, und an einer einsamen Waldwohnung stille hielt, deren Lage, Bauart und Bewohner schon beim hellsten Sonnenschein hätten Schaudern erregen können.

Der Tag, selbst der graute, war dagegen erquicklich; man rief das Andenken der Freunde hervor, bei denen man vor Kurzem so traurliche Stunden zugebracht; man musterte sie mit Achtung und Liebe, belebte sich an ihren Eigenheiten und erbaute sich an ihren Vorzügen. Wie aber die Nacht wieder hereinbrach, da fühlte man sich schon wieder von allen Sorgen umstrickt in einem kummervollen Zustand. Wie düster aber auch in der letzten und schwärzesten aller Nächte meine Gedanken mochten gewesen sein, so wurden sie auf einmal wieder aufgehellt, als ich in das mit hundert und aber hundert Lampen erleuchtete Kassel hineinfuhr. Bei diesem Anblick entwickelten sich vor meiner Seele alle Vortheile eines bürgerlich-städtischen Zusammenlebens, die Wohlthätigkeit eines jeden Einzelnen in seiner von innen erleuchteten Wohnung und die behaglichen Anstalten zu Aufnahme der Fremden. Diese Heiterkeit jedoch ward mir für einige Zeit gestört, als ich auf dem prächtigen tagesbellen Königsplatze an dem wohlbekannten Gasthofe anfuhr; der anmeldende Diener kehrte zurück mit der Erklärung, es sei kein Platz zu finden. Als ich aber nicht weichen wollte, trat ein Kellner sehr höflich an den Schlag und bat in schönen französischen Phrasen um Entschuldigung, da es nicht möglich sei, mich aufzunehmen.

Ich erwiderte darauf in gutem Deutsch, wie ich mich wundern müsse, daß in einem so großen Gebäude, dessen Raum ich gar wohl kenne, einem Fremden in der Nacht die Aufnahme verweigert werden wolle.

„Sie sind ein Deutscher," rief er aus, „das ist ein Anderes!" Und sogleich ließ er den Postillon in das Hofthor hereinfahren. Als er mir ein schickliches Zimmer angewiesen,

versetzte er, er sei fest entschlossen, keinen Emigrirten mehr aufzunehmen. Ihr Betragen sei höchst anmaßend, die Bezahlung knauserig; denn mitten in ihrem Elend, da sie nicht wüßten, wo sie sich hinwenden sollten, betrügen sie sich noch immer, als hätten sie von einem eroberten Lande Besitz genommen. So schied ich nun in gutem Frieden und fand auf dem Wege nach Eisenach weniger Zudrang der so häufig und unversehens herangetriebenen Gäste.

Meine Ankunft in Weimar sollte auch nicht ohne Abenteuer bleiben; sie ereignete sich nach Mitternacht und gab Anlaß zu einer Familienscene, welche wol in irgend einem Roman die tiefste Finsterniß erbellen und erheitern würde.

Nun fand ich das von meinem Fürsten mir bestimmte erneuerte, wohleingerichtete Haus schon meistens wohnbar, ohne daß mir die Freude ganz versagt gewesen wäre, bei dem Ausbau mit- und einzuwirken. Die Meinigen entgegneten mir munter und gesund, und als es an ein Erzählen ging, kontrastirte freilich der heitere, ruhige Zustand, in welchem sie die aus Verdun gesendeten Süßigkeiten genossen, mit demjenigen, worin wir, die sie in paradiesischen Zuständen glaubten, mit aller denkbaren Noth zu kämpfen hatten.

Unser stiller häuslicher Kreis war nun um so reicher und froher abgeschlossen, indem Heinrich Meyer zugleich als Hausgenosse, Künstler, Kunstfreund und Mitarbeiter zu den Unsrigen gehörte und an allem Belehrenden so wie an allem Wirksamen kräftigen Antheil nahm.

Das Weimarische Theater bestand seit dem Mai 1791; es hatte sowol den Sommer genannten Jahres als auch den des laufenden in Lauchstädt zugebracht und sich durch Wiederholung damals gangbarer, meist bedeutender Stücke schon ziemlich gut zusammengespielt. Ein Rest der Bellomo'schen Gesellschaft, also schon an einander gewöhnter Personen, gab den Grund; andere theils schon brauchbare, theils viel versprechende Glieder füllten schicklich und gemächlich die entstandene Lücke.

Man kann sagen, daß es damals noch ein Schauspielerhandwerk gab, wodurch befähigt, sich Glieder entfernter Theater gar bald in Einklang setzten, besonders wenn man so glücklich war, für die Rezitation Niederdeutsche, für den Gesang Oberdeutsche herbeizuziehen; und so konnte das Publikum für den Anfang gar wohl zufrieden sein.

Ringsum Dich weihe,
Felsen des Thals!

Sei Du mir heilig!
Sei den Geliebten
Lieber als andre
Felsen des Thals!

Ich sah von Dir
Der Freunde Seligkeit,
Verbunden Edle
Mit ew'gem Band.

Ich irrer Wandrer
Fühlt' erst auf Dir
Besitzthumsfreuden
Und Heimathsglück.

Da, wo wir lieben,
Ist Vaterland;
Wo wir genießen,
Ist Hof und Haus.

Schrieb meinen Namen
An Deine Stirn;
Du bist mir eigen,
Mir Ruhesitz.

Und aus dem fernen
Unlieben Land
Mein Geist wird wandern
Und ruhn auf Dir.

Sei Du mir heilig!
Sei den Geliebten
Lieber als andre
Felsen des Thals!

Ich sehe sie versammelt
Dort unten um den Teich;
Sie tanzen einen Reihen
Im Sommerabendroth;
Und warme Jugendfreude
Webt in dem Abendroth.
Sie drücken sich die Hände
Und glühn einander an.

Da ich Theil an der Direktion genommen, so war es mir eine unterhaltende Beschäftigung, gelind zu versuchen, auf welchem Wege das Unternehmen weiter geführt werden könnte. Ich sah gar bald, daß eine gewisse Technik aus Nachahmung, Gleichstellung mit Andern und Routine hervorgehen konnte; allein es fehlte durchaus an dem, was ich Grammatik nennen dürfte, die doch erst zum Grunde liegen muß, ehe man zu Rhetorik und Poesie gelangen kann.

Da ich auf diesen Gegenstand zurückzukehren gedenke und ihn vorläufig nicht gern zerstückeln mochte, so sage ich nur so viel, daß ich eben jene Technik, welche sich Alles aus Ueberlieferung aneignet, zu studiren und auf ihre Elemente zurückzuführen suchte und das, was mir klar geworden, in einzelnen Fällen, ohne auf ein Allgemeines hinzuweisen, beobachten ließ.

Was mir bei diesem Unternehmen aber besonders zu Statten kam, war der damals überhand nehmende Natur- und Konversationston, der zwar höchst lobenswerth und erfreulich ist, wenn er als vollendete Kunst, als eine zweite Natur hervortritt, nicht aber, wenn ein Jeder glaubt, nur sein eigenes nacktes Wesen bringen zu dürfen, um etwas Beifallswürdiges darzubieten. Ich aber benutzte diesen Trieb zu meinen Zwecken, indem ich gar wohl zufrieden sein konnte, wenn das angeborne Naturell sich mit Freiheit hervorthat, um sich nach und nach durch gewisse Regeln und Anordnungen einer höhern Bildung entgegenführen zu lassen. Doch darf ich hievon nicht weiter sprechen, weil, was gethan und geleistet worden, sich erst nach und nach aus sich selbst entwickelte und also historisch dargestellt werden müßte.

Umstände jedoch, die für das neue Theater sich höchst günstig hervorthaten, muß ich kürzlich anführen. Iffland und Kotzebue blühten in ihrer besten Zeit; ihre Stücke, natürlich und faßlich, die einen gegen ein bürgerlich-rechtliches Behagen, die andern gegen eine lockere Sittenfreiheit hingewendet; beide Gesinnungen waren dem Tage gemäß und erhielten freudige Theilnahme; mehrere noch als Manuskript ergetzten durch den lebendigen Duft des Augenblicks, den sie mit sich brachten. Schröder, Babo, Ziegler, glücklich-energische Talente, lieferten bedeutenden Beitrag; Bretzner und Jünger, ebenfalls gleichzeitig, gaben anspruchslos einer bequemen Fröhlichkeit Raum; Hagemann und Hagemeister, Talente, die sich auf die Länge

nicht halten konnten, arbeiteten gleichfalls für den Tag und waren, wo nicht bewundert, doch als neu geschaut und willkommen.

Diese lebendige, sich im Zirkel herumtreibende Masse suchte man mit Shakespeare, Gozzi und Schiller geistiger zu erheben; man verließ die bisherige Art, nur Neues zum nächsten Verlust einzustudiren; man war sorgfältig in der Wahl und bereitete schon ein Repertorium vor, welches viele Jahre gehalten hat. Aber auch dem Manne, der uns diese Anstalt gründen half, müssen wir eine dankbare Erinnerung nicht schuldig bleiben. Es war F. J. Fischer, ein Schauspieler in Jahren, der sein Handwerk verstand, mäßig, ohne Leidenschaft, mit seinem Zustande zufrieden, sich mit einem beschränkten Rollenfache begnügend. Er brachte mehrere Schauspieler von Prag mit, die in seinem Sinne wirkten, und wußte die einheimischen gut zu behandeln, wodurch ein innerer Friede sich über das Ganze verbreitete.

Was die Oper anlangt, so kamen uns die Dittersdorfischen Arbeiten auf das Beste zu Statten. Er hatte mit glücklichem Naturell und Humor für ein fürstliches Privattheater gearbeitet, wodurch seinen Produktionen eine gewisse leichte Behaglichkeit zu Theil ward, die auch uns zu Gute kam, weil wir unser neues Theater als eine Liebhaberbühne zu betrachten die Klugheit hatten. Auf den Text, im rhythmischen und prosaischen Sinne, wendete man viel Mühe, um ihn dem obersächsischen Geschmack mehr anzueignen, und so gewann diese leichte Waare Beifall und Abgang.

Die aus Italien wiedergekehrten Freunde bemühten sich, die leichtern italienischen Opern jener Zeit von Paisiello, Cimarosa, Guglielmi und Andern herüberzuführen, wo denn zuletzt auch Mozart's Geist einzuwirken anfing. Denke man sich, daß von diesem Allem wenig bekannt, gar nichts abgebraucht war, so wird man gestehen, daß die Anfänge des Weimarischen Theaters mit den jugendlichen Zeiten des deutschen Theaters überhaupt oder zugleich eintraten und Vortheile genossen, die offenbar zu einer natürlichen Entwickelung aus sich selbst den reinsten Anlaß geben mußten.

Um nun aber auch Genuß und Studium der anvertrauten Gemmensammlung vorzubereiten und zu sichern, ließ ich gleich zwei zierliche Ringkästchen verfertigen, worin die Steine mit einem Blick übersehbar neben einander standen,

so daß irgend eine Lücke sogleich zu bemerken gewesen wäre, worauf alsdann Schwefel- und Gipsabgüsse in Mehrzahl verfertigt und der Prüfung durch stark vergrößernde Linsen unterworfen wurden, auch vorhandene Abdrücke älterer Sammlungen vorgesucht und zu Rathe gezogen. Wir bemerkten wol, daß hier für uns das Studium der geschnittenen Steine zu gründen sei; wie groß aber die Vergünstigung der Freundin gewesen, wurde erst nach und nach eingesehen.

Das Resultat mehrjähriger Betrachtung sei deshalb hier eingeschaltet, weil wir wol schwerlich unsere Aufmerksamkeit so bald wieder auf diesen Punkt wenden dürften.

Aus innern Gründen der Kunst haben sich die Weimarischen Freunde berechtigt, wo nicht alle, doch bei Weitem die größte Anzahl dieser geschnittenen Steine für ächt antike Kunstdenkmale zu halten, und zwar fanden sich mehrere darunter, welche zu den vorzüglichsten Arbeiten dieser Art gerechnet werden durften. Einige zeichneten sich dadurch aus, daß sie als wirklich identisch mit ältern Schwefelposten angesehen werden mußten; mehrere bemerkte man, deren Darstellung mit andern antiken Gemmen zusammentraf, die aber deswegen immer noch für ächt gelten konnten. In den größten Sammlungen kommen wiederholte Vorstellungen vor, und man würde sehr irren, die einen als Original, die andern als moderne Kopien anzusprechen.

Immer müssen wir dabei die edle Kunsttreue der Alten im Sinne tragen, welche die einmal glücklich gelungene Behandlung eines Gegenstands nicht oft genug wiederholen konnte. Jene Künstler hielten sich für original genug, wenn sie einen originellen Gedanken aufzufassen und ihn auf ihre Weise wieder darzustellen Fähigkeit und Fertigkeit empfanden.

Mehrere Steine zeigten sich auch mit eingeschnittenen Künstlernamen, worauf man seit Jahren großen Werth gelegt hatte. Eine solche Zuthat ist wol immer merkwürdig genug, doch bleibt sie meist problematisch; denn es ist möglich, daß der Stein alt und der Name neu eingeschnitten sei, um dem Vortrefflichen noch einen Beiwerth zu verleihen.

Ob wir uns nun gleich hier, wie billig, alles Katalogirens enthalten, da Beschreibung solcher Kunstwerke ohne Nachbildung wenig Begriff giebt, so unterlassen wir doch nicht, von den vorzüglichsten einige allgemeine Andeutungen zu geben.

Kopf des Herkules. — Bewundernswürdig in Betracht

des edeln freien Geschmacks der Arbeit und noch mehr zu bewundern in Hinsicht auf die herrlichen Idealformen, welche mit keinem der bekannten Herkuleskövfe ganz genau übereinkommen und eben dadurch die Merkwürdigkeit dieses köstlichen Denkmals noch vermehren helfen.

Brustbild des Bacchus. — Arbeit, wie auf den Stein gehaucht und in Hinsicht auf die idealen Formen eines der edelsten antiken Werke. Es finden sich in verschiedenen Sammlungen mehrere diesem ähnliche Stücke, und zwar, wenn wir uns recht erinnern, sowol hoch als tief geschnitten; doch ist uns noch keines bekannt geworden, welches vor dem gegenwärtigen den Vorzug verdiente.

Faun, welcher einer Bacchantin das Gewand rauben will. — Vortreffliche und auf alten Monumenten mehrmals vorkommende Komposition, ebenfalls gut gearbeitet.

Eine umgestürzte Leyer, — deren Hörner zwei Delphine darstellen; der Körper oder, wenn man will, der Fuß, Amor's Haupt, mit Rosen bekränzt; zu derselben ist Bacchus' Panther, in der Vorderpfote den Thyrsusstab haltend, zierlich gruppirt. Die Ausführung dieses Steins befriedigt den Kenner, und wer zarte Bedeutung liebt, wird gleichfalls seine Rechnung finden.

Maske — mit großem Bart und weit geöffnetem Mund; eine Epheuranke umschlingt die kahle Stirn. In seiner Art mag dieser Stein einer der allervorzüglichsten sein, und ebenso schätzbar ist auch

Eine andere Maske — mit langem Bart und zierlich aufgebundenen Haaren; ungewöhnlich tief gearbeitet.

Venus tränket den Amor. — Eine der lieblichsten Gruppen, die man sehen kann, geistreich behandelt, doch ohne großen Aufwand von Fleiß.

Cybele, auf dem Löwen reitend, — tief geschnitten; ein Werk, welches als vortrefflich den Liebhabern durch Abdrücke, die fast in allen Pastensammlungen zu finden sind, genugsam bekannt ist.

Gigant, der einen Greif aus seiner Felsenhöhle hervorzieht. — Ein Werk von sehr vielem Kunstverdienst und als Darstellung vielleicht ganz einzig. Die vergrößerte Nachbildung desselben finden unsere Leser vor dem Voßischen Programm zu der Jenaischen A. L.-Z. 1804, IV. Band.

Behelmter Kopf im Profil, mit großem Bart. — Viel-

leicht iſt's eine Maske; indeſſen hat ſie im Geringſten nichts Karikaturartiges, ſondern ein gedrungenes heldenmäßiges Angeſicht, und iſt vortrefflich gearbeitet.

Homer als Herme, — faſt ganz von vorne dargeſtellt und ſehr tief geſchnitten. Der Dichter erſcheint hier jünger als gewöhnlich, kaum im Anfange des Greiſenalters; daher dieſes Werk nicht allein von Seiten der Kunſt, ſondern auch des Gegenſtandes wegen ſchätzbar iſt.

In Sammlungen von Abdrücken geſchnittener Steine wird oftmals der Kopf eines ehrwürdigen bejahrten Mannes mit langem Bart und Haaren angetroffen, der — jedoch ohne daß Gründe dafür angegeben werden — das Bildniß des Ariſtophanes ſein ſoll. Ein ähnlicher, nur durch unbedeutende Abweichungen von jenem ſich unterſcheidender Kopf iſt in unſerer Sammlung anzutreffen und in der That eins der beſten Stücke.

Das Profil eines Unbekannten — iſt vermutlich über den Augenbraunen abgebrochen gefunden und in neuerer Zeit wieder zum Ringſtein zugeſchliffen worden. Großartiger und lebenvoller haben wir nie menſchliche Geſtalt auf dem kleinen Raum einer Gemme dargeſtellt geſehen, ſelten den Fall, wo der Künſtler ein ſo unbeſchränktes Vermögen zeigte. Von ähnlichem Gehalt iſt auch

Der ebenfalls unbekannte Porträtkopf mit übergezogener Löwenhaut. — Derſelbe war auch ſo wie der vorige über dem Auge abgebrochen, allein das Fehlende iſt mit Gold ergänzt.

Kopf eines bejahrten Mannes, — von gedrungenem kräftigem Charakter, mit kurzgeſchornen Haaren. Außerordentlich geiſtreich und meiſterhaft gearbeitet; beſonders iſt die kühne Behandlung des Barts zu bewundern und vielleicht einzig in ihrer Art.

Männlicher Kopf oder Bruſtbild, — ohne Bart, um das Haar eine Binde gelegt, das reichgefaltete Gewand auf der rechten Schulter geheftet. Es iſt ein geiſtreicher, kräftiger Ausdruck in dieſem Werk, und Züge, wie man gewohnt iſt dem Julius Cäſar zuzuſchreiben.

Männlicher Kopf, — ebenfalls ohne Bart, die Toga, wie bei Opfern gebräuchlich war, über das Haupt gezogen. Außerordentlich viel Wahrheit und Charakter iſt in dieſem Geſicht, und kein Zweifel, daß die Arbeit ächt alt und aus den Zeiten der erſten römiſchen Kaiſer ſei.

Bruſtbild einer römiſchen Dame; — um das Haupt

doppelte Flechten von Haaren gewunden, das Ganze bewunderungswürdig fleißig ausgeführt und in Hinsicht des Charakters voll Wahrheit, Behaglichkeit, Naivität, Leben.

Kleiner behelmter Kopf, — mit starkem Bart und kräftigem Charakter, ganz von vorne dargestellt und schätzbare Arbeit.

Eines neuern vortrefflichen Steines gedenken wir zum Schlusse: das Haupt der Meduse — in dem herrlichsten Karneol. Es ist solches der bekannten Meduse des Sosilles vollkommen ähnlich und geringe Abweichungen kaum zu bemerken. Allerdings eine der vortrefflichsten Nachahmungen antiker Werke; denn für eine solche möchte er unerachtet seiner großen Verdienste doch zu halten sein, da die Behandlung etwas weniger Freiheit hat, und überdies ein unter dem Abschnitt des Halses angebrachtes N doch wol auf eine Arbeit von Natter selbst schließen läßt.

An diesem Wenigen werden wahre Kunstkenner den hohen Werth der gepriesenen Sammlung zu ahnen vermögen. Wo sie sich gegenwärtig befindet, ist uns unbekannt; vielleicht erhielte man hierüber einige Nachricht, die einen reichen Kunstfreund wol anreizen könnte, diesen Schatz, wenn er verkäuflich ist, sich zuzueignen.

Die Weimarischen Kunstfreunde zogen, so lange diese Sammlung in ihren Händen war, allen möglichen Vortheil daraus. Schon in dem laufenden Winter gab sie der geistreichen Gesellschaft, welche sich um die Herzogin Amalie zu vereinigen pflegte, ausgezeichnete Unterhaltung. Man suchte sich in dem Studium geschnittener Steine zu begründen, wobei uns das Wohlwollen der trefflichen Besitzerin sehr zu Statten kam, indem sie uns mehrere Jahre diesen Genuß gönnte. Doch ergetzte sie sich kurz vor ihrem Ende noch an der schönen anschaulichen Ordnung, worin sie die Ringe in zwei Kästchen auf einmal, wie sie solche nie gesehen, vollständig geeint wieder erblickte und also des geschenkten großen Vertrauens sich edelmüthig zu erfreuen hatte.

Auch nach einer andern Seite wendeten sich unsere Kunstbetrachtungen. Ich hatte die Farben genugsam in unterschiedenen Lebensverhältnissen beobachtet und sah die Hoffnung, auch endlich ihre Kunstharmonie, welche zu suchen ich eigentlich ausgegangen war, zu finden. Freund Meyer entwarf verschiedene Kompositionen, wo man sie theils in einer Reihe, theils im Gegensatz zu Prüfung und Beurtheilung aufgestellt sah.

Am Klarsten ward sie bei einfachen landschaftlichen Gegenständen, wo der Lichtseite immer das Gelbe und Gelbrothe, der Schattenseite das Blau und Blaurothe zugetheilt werden mußte, aber wegen Mannichfaltigkeit der natürlichen Gegenstände gar leicht durchs Braungrüne und Blaugrüne zu vermitteln. Auch hatten hier schon große Meister durch Beispiel gewirkt, mehr als im Historischen, wo der Künstler bei Wahl der Farben zu den Gewändern sich selbst überlassen bleibt und in solcher Verlegenheit nach Herkommen und Ueberlieferung greift, sich auch wol durch irgend eine Bedeutung verführen läßt und dadurch von wahrer harmonischer Darstellung öfters abgeleitet wird.

Von solchen Studien bildender Kunst fühle ich mich denn doch gedrungen, wieder zum Theater zurückzukehren und über mein eigenes Verhältniß an demselben einige Betrachtungen anzustellen, welches ich erst zu vermeiden wünschte. Man sollte denken, es sei die beste Gelegenheit gewesen, für das neue Theater und zugleich für das deutsche überhaupt als Schriftsteller auch etwas von meiner Seite zu leisten; denn genau besehen, lag zwischen oben genannten Autoren und ihren Produktionen noch mancher Raum, der gar wohl hätte ausgeführt werden können; es gab zu natürlich-einfacher Behandlung noch vielfältigen Stoff, den man nur hätte aufgreifen dürfen.

Um aber ganz deutlich zu werden, gedenk' ich meiner ersten dramatischen Arbeiten, welche, der Weltgeschichte angehörig, zu sehr ins Breite gingen, um bühnenhaft zu sein; meine letzten, dem tiefsten innern Sinn gewidmet, fanden bei ihrer Erscheinung wegen allzu großer Gebundenheit wenig Eingang. Indessen hatte ich mir eine gewisse mittlere Technik eingeübt, die etwas mäßig Erfreuliches dem Theater hätte verschaffen können; allein ich vergriff mich im Stoff, oder vielmehr ein Stoff überwältigte meine innere sittliche Natur, der allerwiderspenstigste, um dramatisch behandelt zu werden.

Schon im Jahre 1785 erschreckte mich die Halsbandsgeschichte wie das Haupt der Gorgone. Durch dieses unerhört frevelhafte Beginnen sah ich die Würde der Majestät untergraben, schon im Voraus vernichtet, und alle Folgeschritte von dieser Zeit an bestätigten leider allzu sehr die furchtbaren Ahnungen. Ich trug sie mit mir nach Italien und brachte sie noch geschärfter wieder zurück. Glücklicherweise ward mein „Tasso" noch abgeschlossen; aber alsdann nahm die weltgeschichtliche Gegenwart meinen Geist völlig ein.

Mit Verdruß hatte ich viele Jahre die Betriegereien kühner Phantasten und absichtlicher Schwärmer zu verwünschen Gelegenheit gehabt und mich über die unbegreifliche Verblendung vorzüglicher Menschen bei solchen frechen Zudringlichkeiten mit Widerwillen verwundert. Nun lagen die direkten und indirekten Folgen solcher Narrheiten als Verbrechen und Halbverbrechen gegen die Majestät vor mir, alle zusammen wirksam genug, um den schönsten Thron der Welt zu erschüttern.

Mir aber einigen Trost und Unterhaltung zu verschaffen, suchte ich diesem Ungeheuern eine heitere Seite abzugewinnen, und die Form der komischen Oper, die sich mir schon seit längerer Zeit als eine der vorzüglichsten dramatischen Darstellungsweisen empfohlen hatte, schien auch ernstern Gegenständen nicht fremd, wie an „König Theodor" zu sehen gewesen.

Und so wurde denn jener Gegenstand rhythmisch bearbeitet, die Komposition mit Reichardt verabredet, wovon denn die Anlagen einiger tüchtigen Baß-Arien bekannt geworden; andere Musikstücke, die außer dem Kontext keine Bedeutung hatten, blieben zurück, und die Stelle, von der man sich die meiste Wirkung versprach, kam auch nicht zu Stande. Das Geistersehen in der Krystallkugel vor dem schlafend weissagenden Kophta sollte als blendendes Final vor allen glänzen.

Aber da waltete kein froher Geist über dem Ganzen, es gerieth in Stocken, und um nicht alle Mühe zu verlieren, schrieb ich ein prosaisches Stück, zu dessen Hauptfiguren sich wirklich analoge Gestalten in der neuen Schauspielergesellschaft vorfanden, die denn auch in der sorgfältigsten Aufführung das Ihrige leisteten.

Aber eben deswegen, weil das Stück ganz trefflich gespielt wurde, machte es einen um desto widerwärtigern Effekt. Ein furchtbarer und zugleich abgeschmackter Stoff, kühn und schonungslos behandelt, schreckte Jedermann, kein Herz klang an; die fast gleichzeitige Nähe des Vorbildes ließ den Eindruck noch greller empfinden; und weil geheime Verbindungen sich ungünstig behandelt glaubten, so fühlte sich ein großer respektabler Theil des Publikums entfremdet, so wie das weibliche Zartgefühl sich vor einem verwegenen Liebesabenteuer entsetzte.

Ich war immer gegen die unmittelbare Wirkung meiner Arbeiten gleichgiltig gewesen und sah auch diesmal ganz ruhig zu, daß diese Leute, an die ich so viel Jahre gewendet, keine Theilnahme fand; ja, ich ergetzte mich an einer heimlichen

Schadenfreude, wenn gewisse Menschen, die ich dem Betrug oft genug ausgesetzt gesehen, kühnlich versicherten, so grob könne man nicht betrogen werden.

Aus diesem Ereigniß zog ich mir jedoch keine Lehre; das, was mich innerlich beschäftigte, erschien mir immerfort in dramatischer Gestalt, und wie die Halsbandsgeschichte als düstre Verbedeutung, so ergriff mich nunmehr die Revolution selbst als die gräßlichste Erfüllung; den Thron sah ich gestürzt und zersplittert, eine große Nation aus ihren Fugen gerückt und nach unserm unglücklichen Feldzug offenbar auch die Welt schon aus ihren Fugen.

Indem mich nun dies Alles in Gedanken bedrängte, beängstigte, hatte ich leider zu bemerken, daß man im Vaterlande sich spielend mit Gesinnungen unterhielt, welche eben auch uns ähnliche Schicksale vorbereiteten. Ich kannte genug edle Gemüther, die sich gewissen Aussichten und Hoffnungen, ohne weder sich noch die Sache zu begreifen, phantastisch hingaben, indessen ganz schlechte Subjekte bittern Unmuth zu erregen, zu mehren und zu benutzen strebten.

Als ein Zeugniß meines ärgerlich-guten Humors ließ ich den „Bürgergeneral" auftreten, wozu mich ein Schauspieler verführte, Namens Beck, welcher den Schnaps in den „beiden Billets" nach Florian mit ganz individueller Vortrefflichkeit spielte, indem selbst seine Fehler ihm dabei zu Statten kamen. Da ihm nun diese Maske so gar wohl anstand, brachte man des gedachten kleinen, durchaus beliebten Nachspiels erste Fortsetzung, den „Stammbaum" von Anton Wall, hervor, und als ich nun auf Proben, Ausstattung und Vorstellung dieser Kleinigkeit ebenfalls die größte Aufmerksamkeit wendete, so konnte nicht fehlen, daß ich mich von diesem närrischen Schnaps so durchdrungen fand, daß mich die Lust anwandelte, ihn nochmals zu produziren. Dies geschah auch mit Neigung und Ausführlichkeit; wie denn das gehaltreiche Mantelsäckchen ein wirklich französisches war, das Paul auf jener Flucht eilig aufgerafft hatte. In der Hauptscene erwies sich Malcolmi als alter wohlhabender, wohlwollender Bauersmann, der sich eine gesteigerte Unverschämtheit als Spaß auch einmal gefallen läßt, unübertrefflich und wetteiferte mit Beck in wahrer natürlicher Zweckmäßigkeit. Aber vergebens! Das Stück brachte die widerwärtigste Wirkung hervor, selbst bei Freunden und Gönnern, die, um sich und mich zu retten, hartnäckig behaupteten, ich sei der Verfasser nicht.

habe nur aus Grille meinen Namen und einige Federstriche einer sehr subalternen Produktion zugewendet.

Wie mich aber niemals irgend ein Aeußeres mir selbst entfremden konnte, mich vielmehr nur strenger ins Innere zurückwies, so blieben jene Nachbildungen des Zeitsinnes für mich eine Art von gemüthlich-tröstlichem Geschäft. Die „Unterhaltungen der Ausgewanderten", fragmentarischer Versuch, das unvollendete Stück „Die Aufgeregten" sind ebenso viel Bekenntnisse dessen, was damals in meinem Busen vorging; wie auch späterhin „Herrmann und Dorothea" noch aus derselbigen Quelle flossen, welche denn freilich zuletzt erstarrte. Der Dichter konnte der rollenden Weltgeschichte nicht nacheilen und mußte den Abschluß sich und Andern schuldig bleiben, da er das Räthsel auf eine so entschiedene als unerwartete Weise gelöst sah.

Unter solchen Konstellationen war nicht leicht Jemand in so weiter Entfernung vom eigentlichen Schauplatze des Unheils gedrückter als ich; die Welt erschien mir blutiger und blutdürstiger als jemals, und wenn das Leben eines Königs in der Schlacht für tausende zu rechnen ist, so wird es noch viel bedeutender im gesetzlichen Kampfe. Ein König wird auf Tod und Leben angeklagt; da kommen Gedanken in Umlauf, Verhältnisse zur Sprache, welche für ewig zu beschwichtigen sich das Königthum vor Jahrhunderten kräftig eingesetzt hatte.

Aber auch aus diesem gräßlichen Unheil suchte ich mich zu retten, indem ich die ganze Welt für nichtswürdig erklärte, wobei mir denn durch eine besondere Fügung „Reineke Fuchs" in die Hände kam. Hatte ich mich bisher an Straßen-, Markt- und Pöbelauftritten bis zum Abscheu übersättigen müssen, so war es nun wirklich erheiternd, in den Hof- und Regentenspiegel zu blicken; denn wenn auch hier das Menschengeschlecht sich in seiner ungeheuchelten Thierheit ganz natürlich verträgt, so gebt doch Alles, wo nicht musterhaft, doch heiter zu, und nirgends fühlt sich der gute Humor gestört.

Um nun das köstliche Werk recht innig zu genießen, begann ich alsobald eine treue Nachbildung; solche jedoch in Hexametern zu unternehmen, war ich folgenderweise veranlaßt.

Schon seit vielen Jahren schrieb man in Deutschland nach Klopstock's Einleitung sehr läßliche Hexameter; Voß, indem er sich wol auch dergleichen bediente, ließ doch hie und da merken, daß man sie besser machen könne, ja er schonte sogar

Und aus den Reihn verlieret
Sich Pyche zwiſchen Felſen
Und Sträuchen weg, und trauernd
Um den Abweſenden,
Lehnt ſie ſich über den Fels.
Wo meine Bruſt hier ruht,
An das Moos mit innigem
Liebesgefühl ſich
Athmend drängt,
Ruhſt Du vielleicht dann, Pyche!
Trübe blickt Dein Aug'
In den Bach hinab,
Und eine Thräne quillt
Vorbeygequellnen Freuden nach;
Hebſt dann zum Himmel
Dein bittend Aug',
Erblickeſt über Dir
Da meinen Namen.
— Auch Der —
Nimm des verlebten Tages Zier,
Die bald welke Roſe, von Deinem Buſen,
Streu die freundlichen Blätter
Ueders düſtre Moos,
Ein Opfer der Zukunft!

Elyſium.*)

An Uranien.

Uns gaben die Götter
Auf Erden Elyſium!
Wie Du das erſte Mal
Liebahndend dem Fremdling
Entgegentratſt
Und Deine Hand ihm reichteſt,
Fühlt' er Alles voraus,
Was ihm für Seligkeit
Entgegenkeimte!

*) Dies und das folgende Gedicht, beide im Frühjahr 1773 verfaßt, wurden aus den „Briefen an und von J. H. Merck, 1838", S. 38, zuerſt 1840 in die Werke Goethe's aufgenommen. Die ſpeciellſten Beziehungen derſelben ergeben ſich aus den erläuternden Bemerkungen zu dem vorigen Gedichte, denen hier nur hinzuzufügen iſt, daß mit Uranien Fräulein von Roußillon, Hofdame der verwittweten Herzogin von Zweibrücken in Darmſtadt, gemeint iſt, welche dort im April 1773 verſtarb.

seine eigenen, vom Publikum gut aufgenommenen Arbeiten und Uebersetzungen nicht. Ich hätte das gar gern auch gelernt, allein es wollte mir nicht glücken. Herder und Wieland waren in diesem Punkte Latitudinarier, und man durfte der Voßischen Bemühungen, wie sie nach und nach strenger und für den Augenblick ungelenk erschienen, kaum Erwähnung thun. Das Publikum selbst schätzte längere Zeit die Voßischen früheren Arbeiten als geläufiger über die späteren; ich aber hatte zu Voß, dessen Ernst man nicht verkennen konnte, immer ein stilles Vertrauen und wäre in jüngeren Tagen oder anderen Verhältnissen wol einmal nach Eutin gereist, um das Geheimniß zu erfahren; denn er, aus einer zu ehrenden Pietät für Klopstock, wollte, so lange der würdige, allgefeierte Dichter lebte, ihm nicht geradezu ins Gesicht sagen, daß man in der deutschen Rhythmik eine strikttere Observanz einführen müsse, wenn sie irgend gegründet werden solle. Was er inzwischen äußerte, waren für mich sibyllinische Blätter. Wie ich mich an der Vorrede zu den „Georgiken" abgequält habe, erinnere ich mich noch immer gerne, der redlichen Absicht wegen, aber nicht des daraus gewonnenen Vortheils.

Da mir recht gut bewußt war, daß alle meine Bildung nur praktisch sein könne, so ergriff ich die Gelegenheit, ein paar tausend Hexameter hinzuschreiben, die bei dem köstlichsten Gehalt selbst einer mangelhaften Technik gute Aufnahme und nicht vergänglichen Werth verleihen durften. Was an ihnen zu tadeln sei, werde sich, dacht' ich, am Ende schon finden; und so wendete ich jede Stunde, die mir sonst übrig blieb, an eine solche schon innerhalb der Arbeit vorläufig dankbare Arbeit, baute inzwischen und möblirte fort, ohne zu denken, was weiter mit mir sich ereignen würde, ob ich es gleich gar wohl voraussehen konnte.

So weit wir auch ostwärts von der großen Weltbegebenheit gelegen waren, erschienen doch schon diesen Winter flüchtige Vorläufer unserer ausgetriebenen westlichen Nachbarn; es war, als wenn sie sich umsähen nach irgend einer gesitteten Stätte, wo sie Schutz und Aufnahme fänden. Obgleich nur vorübergehend, wußten sie durch anständiges Betragen, duldsam-zufriedenes Wesen, durch Bereitwilligkeit, sich ihrem Schicksal zu fügen, und durch irgend eine Thätigkeit ihr Leben zu fristen, dergestalt für sich einzunehmen, daß durch diese Einzelnen die Mängel der ganzen Masse ausgelöscht und jeder Widerwille in entschiedene Gunst verwandelt wurde. Dies kam denn freilich ihren Nach-

fahrern zu Gute, die sich späterhin in Thüringen festsetzten, unter denen ich nur Meunier und Camille Jordan zu nennen brauche, um ein Vorurtheil zu rechtfertigen, welches man für die ganze Kolonie gefaßt hatte, die sich, wo nicht den Genannten gleich, doch derselben keineswegs unwürdig erzeigte.

Uebrigens läßt sich hiebei bemerken, daß in allen wichtigen politischen Fällen immer diejenigen Zuschauer am Besten dran sind, welche Partei nehmen; was ihnen wahrhaft günstig ist, ergreifen sie mit Freuden; das Ungünstige ignoriren sie, lehnen's ab oder legen's wol gar zu ihrem Vortheil aus. Der Dichter aber, der seiner Natur nach unparteiisch sein und bleiben muß, sucht sich von den Zuständen beider kämpfenden Theile zu durchdringen, wo er denn, wenn Vermittlung unmöglich wird, sich entschließen muß, tragisch zu endigen. Und mit welchem Zyklus von Tragödien sahen wir uns von der tosenden Weltbewegung bedroht!

Wer hatte seit seiner Jugend sich nicht vor der Geschichte des Jahrs 1649 entsetzt, wer nicht vor der Hinrichtung Karl's I. geschaudert und zu einigem Troste gedeutet, daß dergleichen Scenen der Parteiwuth sich nicht abermals ereignen könnten! Nun aber wiederholte sich das Alles gräulicher und grimmiger bei dem gebildetsten Nachbarvolke wie vor unsern Augen, Tag für Tag, Schritt für Schritt. Man denke sich, welchen Dezember und Januar Diejenigen verlebten, die den König zu retten ausgezogen waren und nun in seinen Prozeß nicht eingreifen, die Vollstreckung des Todesurtheils nicht hindern konnten.

Frankfurt war wieder in deutschen Händen, die möglichsten Vorbereitungen, Mainz wieder zu erobern, wurden eifrigst besorgt. Man hatte sich Mainz genähert und Hochheim besetzt; Königstein mußte sich ergeben. Nun aber war vor allen Dingen nöthig, durch einen vorläufigen Feldzug auf dem linken Rheinufer sich den Rücken frei zu machen. Man zog daher am Taunusgebirge hin auf Idstein über das Benediktinerkloster Schönau nach Kaub, sodann über eine wohlerrichtete Schiffbrücke nach Bacharach; von da an gab es fast ununterbrochene Vorpostengefechte, welche den Feind zum Rückzug nöthigten. Man ließ den eigentlichen Hunsrück rechts, zog nach Stromberg, wo General Neuwinger gefangen wurde. Man gewann Kreuznach und reinigte den Winkel zwischen der Nahe und dem Rhein; und so bewegte man sich mit Sicherheit gegen diesen Fluß. Die Kaiserlichen waren bei Speier über den Rhein gegangen, und

man konnte die Umzingelung von Mainz den 14. April abſchließen, wenigſtens vorerſt die Einwohner mit Mangel als dem Vorläufer größerer Noth in Angſt ſetzen.

Dieſe Nachricht vernahm ich zugleich mit der Aufforderung, mich an Ort und Stelle zu zeigen, um, wie früher an einem beweglichen Uebel, ſo nun an einem ſtationären theilzunehmen. Die Umzingelung war vollbracht, die Belagerung konnte nicht ausbleiben; wie ungern ich mich dem Kriegstheater abermals näherte, überzeuge ſich, wer etwa die zweite nach meinen Skizzen radirte Tafel in die Hand nimmt. Sie iſt einem ſehr genauen Federumriß nachgebildet, den ich wenige Tage vor meiner Abreiſe ſorgfältig auf Papier gebracht hatte. Mit welchem Gefühl, ſagen die wenigen dazu gedichteten Reimzeilen:

Hier ſind wir denn vorerſt ganz ſtill zu Haus,
Von Thür' zu Thüre ſieht es lieblich aus;
Der Künſtler froh die ſtillen Blicke hegt,
Wo Leben ſich zum Leben freundlich regt.
Und wie wir auch durch ferne Lande ziehn,
Da kommt es her, da kehrt es wieder hin;
Wir wenden uns, wie auch die Welt entzücke,
Der Enge zu, die uns allein beglücke.

Anmerkungen

zur

Campagne in Frankreich.

Anmerkungen.

1. Herrn von Stein (S. 17). — Es ist der ältere Bruder des späteren preußischen Ministers Karl Freiherr von und zum Stein; die Beziehungen Goethe's zu dem Letzteren fallen in eine spätere Zeit. (Vgl. Werke, Bd. XXVIII. S. 360, und Tag- und Jahreshefte von 1815.)

2. Jäger (S. 17). — J. G. A. Jäger, Kapitän-Lieutenant von der Artillerie und Zeugwart zu Frankfurt a. M.

3. Herzogs von Orleans (S. 17). — Ludwig Philipp Joseph (Egalité), der am 6. Novbr. 1793 zu Paris guillotinirt wurde.

4. Fürstin Monaco (S. 17). — Diese, Maria Katharina von Brignole, war die Gemahlin des Fürsten Honoratus III. von Monaco, dessen Herrschaft 1793 mit der französischen Republik vereinigt wurde und bis 1815 in französischem Besitz blieb. Von Honoratus geschieden, heirathete sie Ludwig Joseph von Bourbon, Prinzen von Condé, oft nur „der Prinz" genannt (geb. 1736). Dieser starb 1818, sie selbst 1813.

5. Chantilly (S. 17), — berühmte Residenz der Familie Condé, deren Besitz in neuerer Zeit an den Erben der Condés, den Herzog von Aumale, überging. Der Ort selbst liegt 41 Kilometer von Paris, an der Bahn nach Compiègne.

6. Philinen (S. 17). — Das Zweite Buch von „Wilhelm Meister", in welchem Philine zuerst auftritt, wurde von Goethe erst im Juni 1794, also fast zwei Jahre nach den hier geschilderten Vorfällen abgeschlossen.

7. In diesen Tagen (S. 17). — Am 19. August überschritten die Alliirten die Grenze und waren am 20. vor Longwy.

8. Sömmerrings, Huber, Forsters (S. 18). — Samuel Thomas von Sömmerring (1755—1830), schon damals

durch anatomische und physiologische Schriften berühmt, lebte seit 1784 in Mainz. — Ludwig Ferdinand Huber (1764—1804), als vielseitiger Schriftsteller bekannt, auch mit Schiller befreundet, war 1787 sächsischer Legationssekretär in Mainz geworden. — Johann Georg Forster (1754—1794), der zu jener Zeit gerade sein berühmtes Werk „Ansichten vom Niederrhein u. s. w." herausgab, war damals noch mit Therese Heyne, der Tochter des Göttinger Philologen vermählt, die nach seinem Tode Huber heirathete. Die Bekanntschaft Forster's mit Goethe stammt aus viel früherer Zeit; denn als Dieser im September 1779 mit dem Herzoge von Weimar in die Schweiz reiste und in Kassel mit Forster zusammentraf, hatten sie sich bereits früher gesehen. (Vgl. Riemer's Mittheilungen, Bd. II. S. 98, und J. G. Forster's Briefwechsel, Bd. I. Nr. XIX. S. 225 sowie Nr. XX. S. 230, endlich auch Goethe's Briefe an Frau von Stein, Bd. I. S. 240.) — Die Zusammenkünfte, um die es sich hier handelt, erwähnt auch Huber (Werke, Bd. I. S. 441), und Düntzer (Goethe und Karl August, S. 69) meint, daß Goethe Huber's Brief an Körner, in welchem die betreffende Mittheilung enthalten ist, bei Abfassung dieser Stelle benutzt hat. — Daß die zwei Abende, die Goethe mit den genannten Personen verlebte, in Sömmerring's Hause zugebracht wurden, scheint mit Sicherheit aus der Schilderung unten S. 264 Z. 10 ff. hervorzugehen.

9. Lieutenant von Fritsch (S. 19). — Ueber die Beziehungen Goethe's zu der Familie von Fritsch, auf die auch später gelegentlich hingedeutet wird, s. die Schriften: W. Freiherr v. Biedermann, „Goethe's Verkehr mit Gliedern des Hauses der Freiherrn und Grafen von Fritsch", Leipzig, Druck von B. G. Teubner, 1868, und Karl Freiherr v. Beaulieu-Marconnay, „Anna Amalia, Karl August und der Minister von Fritsch", Weimar, Hermann Böhlau, 1874.

10. Monument in der Nähe von Igel (S. 20). — Die ausführliche Beschreibung desselben, die sich größtentheils auf den bei vorliegender Gelegenheit gewonnenen Eindruck stützt, der dann noch am 22. Oktober (vgl. oben S. 104 ff.) erneuert wurde, s. Werke, Bd. XXVIII. S. 415—422.

11. Longwy, dessen Eroberung (S. 23). — Vgl. Anm. 7. Die mit 2600 Mann besetzte Stadt ergab sich nach zweitägiger Beschießung am 23. August.

12. Kämmerier Wagner (S. 23). — Johann Konrad W., in Diensten des Herzogs von Weimar, Derselbe, dessen Tagebuch Goethe einmal zur Ergänzung des seinigen benutzte. (Vgl. Vorbemerkg., S. 10, und oben S. 122.)

13. Marquis von Bouillé (S. 25). — François Claude Amour v. B. (1739—1800), eine häufig in der Geschichte jener Zeit genannte Persönlichkeit. Er begann seine Laufbahn im siebenjährigen Kriege, war viele Jahre Befehlshaber und Gouverneur in Westindien, 1790 General en chef der Armee an der Saar, Maas und Mosel. Ein gefährlicher Militäraufstand in Nancy wurde von ihm unterdrückt; der verunglückte Fluchtversuch Ludwig's XVI. im Juni 1790 wurde von ihm unter Vermittelung seines Sohnes geleitet. Auch bei der Konferenz zu Pillnitz (s. Vorbemerkg., S. 7) war er zugegen. B. genoß wegen seiner Rechtlichkeit und seines festen Charakters die Achtung selbst seiner Gegner. Seine „Mémoires sur la révolution française" werden sehr geschätzt.

14. Auf des Prinzen Bernhard's Wohl (S. 25). — Prinz B. war der zweite Sohn Karl August's, geboren am 30. Mai 1792, gestorben am 31. Juli 1862, der sich seit 1815 namentlich in niederländischem und holländischem Dienste auszeichnete. Man vergl. in Beziehung auf ihn Werke, Bd. III. S. 349, die „Tag- und Jahreshefte" von 1816, 1819 und 1820 und die Schrift „Herzog Bernhard von Weimar. Eine Gedächtnißrede, in der Freimaurerloge Amalia zu Weimar gehalten von Gottfried Theodor Stichling. Weimar, Hermann Böhlau, 1863."

15. Einmarsch nach Frankreich in dem schrecklichsten Wetter (S. 26). — Da die Wahrheit dieser Angabe bezweifelt worden ist (s. Vorbemerkg., S. 12), so mögen hier einige Worte des oben (Vorbemerkg., S. 13) erwähnten Feldpredigers Platz finden, der S. 62 seiner Schrift erzählt: „Am Morgen unseres Einmarsches in Frankreich oder zu dem Lager von Brechain la Cour (Procourt?) in Lothringen war ein ominöses entsetzliches Wetter; solch einen wüthenden Regen hatten wir bis dahin noch auf keinem Tagmarsche gehabt. Wie flatternde dünne Schatten erschienen mir durch den herabstürmenden Regen die in ihre weißen Mäntel gehüllten Husaren, ein grauer Flor schien die ganze verlassne Gegend einzuhüllen. Wo nur eine einsame Weide am Wege rauschte, da hielten auch durchnäßte Reitende

von uns, die unter ihren wankenden Zweigen gegen Sturm und Guß Schutz suchten und wenig fanden."

16. **Die Manifeste des Herzogs von Braunschweig** (S. 26). — Es kann nur das eine Manifest gemeint sein, das der Herzog von Braunschweig im Einverständniß mit dem Könige von Preußen und dem Kaiser von Oestreich am 25. Juli aus Koblenz erließ und das Anfangs August in Paris bekannt wurde. Ursprünglich hatte es Mallet-Dupan, Agent Ludwig's XVI. bei den verbündeten Mächten, in einer der politischen Situation entsprechenden Weise entworfen. Später beauftragte der Herzog von Braunschweig den Marquis von Limon, der als Emigrant in Koblenz lebte, mit einer Umarbeitung, die sich als ganz im Sinne der Emigranten gehalten zeigte. „Aus seiner Hand", sagt Häusser (Deutsche Geschichte, I. S. 365), „ging dann jenes Machwerk hervor, das zur Versöhnung zu drohend war und dessen papierne Ohnmacht doch zugleich den Eindruck der Drohung schwächte." „Cet impérieux défi des rois à la liberté", sagt Lamartine am Schlusse des 14. Buches seiner „Histoire des Girondins", „menaçait de mort tous les gardes nationaux qui seraient pris les armes à la main défendant leur indépendance et leur patrie, et dans le cas où le moindre outrage serait commis par les factieux contre la majesté royale, il annonçait qu'on raserait Paris à la surface du sol."

17. **Chasseurs, die von Sedan her unser Vorrücken beobachten sollten** (S. 26). — In Sedan stand noch bis zum 2. September Dumouriez, der am 18. August als Nachfolger La Fayette's den Oberbefehl über das französische Heer erhalten hatte.

18. **Kanonade bei Thionville** (S. 28). — Die Belagerung von Thionville leitete der östreichische General Fürst Hohenlohe-Kirchberg, der zugleich die linke Flanke der Hauptarmee zu decken hatte. Am 2. August von Mannheim aufgebrochen, war er am 22. in Merzig angelangt und zu dem obengenannten Zweck über die Mosel gegangen. (Nach Häusser, Deutsche Geschichte, Bd. I. S. 369.)

19. **Sie requirirten nicht, aber sie borgten gewaltsam** (S. 28). — Das Verfahren war zu verschiedenen Zeiten verschieden. In Beziehung auf die ersten Märsche sagt Häusser: „Das Zartgefühl gegen die Franzosen, die man durch

Wie Du den liebenden Arm
Um den Freund ſchlangſt,
Wie ihm Lila's Bruſt
Entgegenbebte,
Wie Ihr, Euch rings umfaſſend,
In heil'ger Wonne ſchwebtet,
Und ich, im Anſchaun ſelig,
Ohne ſterblichen Neid
Daneben ſtand!

Wie durch heilige Thäler wir
Händ' in Hände wandelten,
Und des Fremdlings Treu
Sich Euch verſiegelte,
Daß Du dem Liebenden,
Stille Sehnenden
Die Wange reichteſt
Zum himmliſchen Kuß!

Wenn Du fern wandelſt
Am Hügelgebüſch,
Wandeln Liebesgeſtalten
Mit Dir den Bach hinab;
Wenn mir auf meinem Felſen
Die Sonne niedergeht,
Seh' ich Freundesgeſtalten
Mir winken
Durch wehende Zweige
Des dämmernden Hains;

Seh' ich, verſchlagen
Unter ſchauernden Himmels
Oede Geſtade,
In der Vergangenheit
Goldener Myrtenhains-Dämmerung
Lila'n an Deiner Hand;
Seh' mich Schüchternen
Eure Hände faſſen,
Bittend blicken,
Eure Hände küſſen —
Eure Augen ſich begegnen,
Auf mich blicken ſeh' ich;
Werfe den hoffenden Blick

Requisitionen nicht erbittern wollte, ging so weit, daß zu dem Brode, das die Truppen bei Longwy und Verdun aßen, das Mehl meistens aus Preußen herbeigeschafft ward. Aber schon nach wenigen Tagen war die Sache anders. Der Mangel eines geordneten Requisitions-Systems hatte die üble Folge, daß die Soldaten und die Führer anfingen, nach Willkür und planlos zu requiriren." — Für das Letztere bezieht sich Häusser auf Minutoli, „Der Feldzug der Verbündeten im Jahre 1792", S. 141.

20. **Ein wunderliches Schauspiel** (S. 32). — Die hier beschriebene Erscheinung stellt Goethe in Erinnerung an die dabei gewonnene Anschauung auch in der „Farbenlehre" dar. Vgl. in den „Nachträgen zur Farbenlehre" den Abschnitt „Physische Farben", Nr. 11.

21. **Agricola** (S. 33). — **Georg Bauer aus Glauchau** (1490—1555), war um Mineralogie und Bergbau hochverdient. Das Werk, an welches Goethe hier erinnert und das auch Büffon vielfach benutzte, wird in der „Farbenlehre" an der in der vor. Anm. bezeichneten Stelle namhaft gemacht und heißt: „De natura eorum quae effluunt ex terra."

22. **Fürst Reuß XIII.** (S. 34). — **Heinrich, Fürst von Reuß-Plauen der XIII.** — nicht, wie in älteren Ausgaben steht, der XI., noch wie in dem alphabetischen Namenregister der Cotta'schen Ausgaben, der XLIII., war östreichischer Gesandter in Berlin und begleitete den König von Preußen ins Feld. Eine spätere Begegnung mit Demselben erwähnt Goethe in den „Tag- und Jahresheften" von 1809.

23. **Denn es ging mir mit diesen Entwickelungen natürlicher Phänomene wie mit Gedichten: ich machte sie nicht, sondern sie machten mich** (S. 34). — In Uebereinstimmung mit der Bemerkung Goethe's, die Eckermann (Gespräche mit Goethe, Bd. I. S. 38) mittheilt: „Alle meine Gedichte sind Gelegenheitsgedichte; sie sind durch die Wirklichkeit angeregt und haben darin Grund und Boden. Von Gedichten, aus der Luft gegriffen, halte ich nichts."

24. **Er [der Kommandant von Verdun, Beaurepaire] erschoß sich, um abermals ein Beispiel höchster patriotischer Aufopferung darzustellen** (S. 37). — Es ist auffällig, daß über das ganze Faktum Zweifel ob-

walten. Häuſſer, auf den Bericht Minutoli's geſtützt, ſcheint dieſelben allerdings nicht zu theilen und berichtet wie Goethe. Lamartine weiß ſogar die Worte, die Beaurepaire bei dieſer Gelegenheit geſprochen hat. Als man ihm die Feder zum Unterzeichnen der Kapitulation reichte, ſo ſoll er geſagt haben: „Messieurs, j'ai juré de ne rendre qu'un cadavre aux ennemis de mon pays. Survivez à votre honte, si vous pouvez; quant à moi, fidèle à mes serments, voici mon dernier mot: Je meurs libre. Je lègue mon sang en opprobre aux lâches et en exemple aux braves.“ Bei dieſen Worten geht er hinaus und erſchießt ſich. — Sybel dagegen, der ſich auf die Memoiren des bei der Kapitulation anweſenden Generals Lemoine beruft, erzählt nur, daß man den Kommandanten Beaurepaire am Morgen nach der Kapitulation in ſeinem Blute ſchwimmend, ein abgeſchoſſenes Piſtol in der Hand, gefunden hätte; Lemoine, fügt er hinzu, habe ſogar an dem Selbſtmorde gezweifelt. — Die „geſetzgebende Verſammlung“ in Paris belohnte indeſſen die That als patriotiſche; das Herz Beaurepaire's wurde im Pantheon beigeſetzt. (Lamartine, Histoire des Girondins, Livre XXIV. chap. 13, S. 178).

25. Deuten (S. 38). — Ebenſo Werke, Bd. II. S. 112, Z. 28. Daneben braucht Goethe auch die Form Düte; ſ. Werke, Bd. XVIII. S. 313, Z. 15, und Bd. XXX. S. 96, Z. 21.

26. Vierzehn der ſchönſten, wohlerzogenſten Frauenzimmer hatten Ihro Majeſtät mit angenehmen Reden, Blumen und Früchten bewillkommt (S. 39). — Dasſelbe berichtet Lamartine; er fügt aber noch das ſpätere Schickſal der Mädchen hinzu, auf das Goethe nur leiſe hindeutet (S. 91): „Ce crime, absous par le sexe, par l'âge et par l'innocence, les conduisit plus tard à l'échafaud.“

27. La Fayette (S. 41). — La Fayette, ſchon früher den Jakobinern verdächtig und von ihnen angeklagt, war gleichwol im Sommer 1792 im Kampfe gegen die Oeſtreicher Oberbefehlshaber in Belgien geweſen. Die Ereigniſſe des 10. Auguſt erfuhr er in Sedan; die an ihn abgeſchickten Abgeſandten der Nationalverſammlung ließ er verhaften und dachte eine Zeit lang an einen Zug nach Paris, entſchloß ſich aber endlich zur Flucht, die er am 14. Auguſt ausführte. — Dreiundzwanzig Offiziere und

nahe an tausend Soldaten schlossen sich an ihn an. Während er beabsichtigte, nach Holland zu entkommen, fiel er auf dem Wege nach Namur bei Rochefort einem östreichischen Detachement in die Hände und blieb, da er sich weigerte, über die Lage des französischen Heeres Auskunft zu geben, in Gefangenschaft, aus der er erst 1797 entlassen wurde.

28. Dumouriez ... war durch keinen Feldzug berühmt und aus der Kanzlei zum Oberbefehl der Armee befördert (S. 41). — Charles François D. (1739—1823) war allerdings unmittelbar vor dieser Ernennung Kriegsminister, hatte aber auch schon vordem reiche Gelegenheit gehabt, sich als Kommandeur, wenn auch nicht so großer Truppenmassen, zu bewähren. In der hier genannten Stellung blieb er bis zum April 1793, wo er mit seinem Thronkandidaten Ludwig Philipp, Herzog von Chartres, dem ältesten Sohne des oben (Anm. 3) erwähnten Herzogs von Orleans, zu den Oestreichern flüchtete.

29. Die traurigen Vorfälle von der Hälfte des Augusts aus Paris (S. 41). — Der König war am 10. August gefangen genommen und mit seiner Familie nach dem Palais de Luxembourg gebracht worden; dort blieben sie bis zum 13. und wurden dann in den festen Thurm des „Temple" geschafft.

30. Die Aire (S. 41), — Nebenfluß der Aisne auf der rechten Seite, welche ihrerseits Nebenfluß der in die Seine fließenden Oise ist. Der Lauf des Flusses ist dem der Maas fast parallel.

31. Man sprach viel von den Isletten, dem bedeutenden Paß u. s. w. (S. 41). — Das südlichste von den fünf Défilés, die aus Lothringen nach der Champagne führen, sind die Isletten, das mittlere und wichtigste das von Grandpré, wo sich die Aire in die Aisne ergießt. Von den Isletten war das Heer des Herzogs von Braunschweig damals zehn Stunden entfernt, das des Generals Dillon, den Dumouriez dorthin kommandirt hatte, achtzehn Stunden. Ebenso stand es mit dem Passe von Grandpré. Der preußische General Kalkreuth hätte denselben, da er am 2. September bis Varennes und Avoncourt vorgegangen war, in vier Stunden erreichen können. Dumouriez, noch dazu durch die Bewegungen des östreichischen Generals Clerfayt behindert, war acht Stunden von Grandpré

entfernt. Gleichwol erreichte er am 4. September diesen Punkt, Dillon am 5. September die Islettes. (Meistens nach Sybel, Bd. I. S. 513 f.)

32. Die Grausamkeit, welche der König von Preußen an den französischen Prinzen ausübe (S. 44). — Unter den Prinzen sind hier die Brüder des Königs Ludwig's XVI., Ludwig Stanislaus Graf von Provence und Karl Philipp Graf von Artois, gemeint, die schon seit dem Frühjahr 1791 meistens in Koblenz lebten und jetzt an dem Feldzuge theilnahmen.

33. Vogel, der sich auch hier als treuen Kanzleigefährten erwies (S. 45). — Christian Georg Karl V., schon früher Goethe's Begleiter nach Karlsbad vor dessen Reise nach Italien, hatte auch die Abschriften für die Herstellung der Göschen'schen Ausgabe von Goethe's Werken (1787—1790) gemacht. Er ward später Kanzleirath in Weimar.

34. Prinz Louis Ferdinand (S. 46). — Sohn des Prinzen Ferdinand von Preußen, des Bruders Friedrich's des Großen. Er war 1772 geboren und fiel am 10. Oktober 1806 bei Saalfeld.

35. La Croix aux Bois und Le Chesne le populeux (S. 47), — die beiden nördlichsten Défilés der Argonnen.

36. Prinz von Ligne, der Sohn (S. 48). — Karl Joseph Emanuel, Prinz von L., war der Sohn des Fürsten Karl Joseph von L., der als Staatsmann und Schriftsteller bekannt ist. Ueber Goethe's Beziehungen zu dem Letzteren vgl. die Gedichte, Werke, Bd. III. S. 221 und 331, namentlich auch die Anmerkungen zu denselben.

37. Daß zehntausend Mann vor fünfhundert flohen (S. 48). — Die Zahlen, diesen Vorfall angehend, werden verschieden angegeben. Dumouriez in seinen Memoiren bestimmt die Zahl der preußischen Husaren auf tausendfünfhundert: „Dix mille hommes ont fui devant quinze cents hussards prussiens" (Sybel, I. 519). Häusser (I. 376) berichtet über den Schluß dieses Kampfes, der am 14. September stattfand, daß die Verfolgung einiger Schwadronen preußischer Husaren hingereicht

hätte, Tausende von flüchtigen Franzosen in panischem Schreck gegen Sainte Menehould, Chalons und Rheims zu jagen.

38. **Man hätte einen van der Meulen gewünscht** (S. 49). — Anton Franz van der M. (1634—1690), Begleiter Ludwig's XIV. auf seinen Feldzügen und angesehener Schlachtenmaler. „Der Einzug Ludwig's XIV. in Arras" und „Die Belagerung von Mastricht" gehören zu seinen berühmtesten Gemälden.

39. **In der verrufenen Champagne** (S. 49). — Die Verbündeten befanden sich in dem Theil des Landes, der den Namen „Champagne pouilleuse" führt.

40. **Daß man auf Rheims marschiren und sich Chalons' bemächtigen müsse.** (S. 50). — Der König Friedrich Wilhelm II. war in der That höchst erzürnt, daß der Herzog von Braunschweig die Verfolgung der Feinde so schnell aufgegeben hatte. (Häusser, I. 376; Sybel, I. 519.)

41. **Als wir den Neunzehnten beordert wurden, auf Massiges unsern Zug zu richten** (S. 50). — Der Herzog von Braunschweig hatte, nachdem er zwei Tage in Landres, nahe am Eingange des Passes von Grandpré, gehalten, den Plan gefaßt, „sofort an der Herstellung der Verbindung mit Verdun zu arbeiten, mit dem linken Flügel auf dem Rücken des Argonnengebirges vorzugehen und durch ein zweites Manöver die feindliche Armee zu nöthigen, nicht nur dieses Gebirge zu verlassen, sondern selbst hinter die Marne zu fliehen. Dann sollte dieselbe auf dem Rückzuge angegriffen werden." So Häusser (I. 376) nach Massenbach, „Erinnerungen eines alten preußischen Offiziers". — Mit diesem Plane hing der Zug der Truppen nach Massiges zusammen.

42. **Es war schon früher mehrmals zur Sprache gekommen u. s. w.** (S. 51). — Die Art und Weise, wie Goethe hier sein Verhalten schildert, ist von Dr. Fr. Förster (Preußische Geschichte, Abtheilung III. Bd. I. 1867. S. 266) nicht sehr zweckmäßig und wahrheitsgetreu benutzt worden. „Selbst Goethe," sagt er, „welcher sich doch möglichst dicht an den Küchenwagen des Herzogs von Weimar hielt, sah sich genöthigt, zu Pferd zu steigen und das Schicksal der Kameraden zu theilen."

43. **Fünfzigtausend Mann** (S. 52). — Die Zahlenangaben weichen bedeutend von einander ab. Häusser schätzt die Zahl der deutschen Truppen auf 30 bis 40,000 und die französische Armee auf etwa 20,000 mehr. Lamartine, der mit den Zahlen ganz beliebig verfährt, hat nicht weniger als 70,000 Preußen, so daß nach ihm der alsbald eintretende Kampf in dem Verhältnisse beginnt, daß 90,000 Alliirte 45,000 Franzosen gegenüberstehen.

44. **Marquis von Bombelles** (S. 54). — Marc Marie Marquis de B. (1744—1822) hat als Militär, Diplomat und Geistlicher ein vielbewegtes Leben geführt. Der in den „Tag- und Jahresheften" von 1819 erwähnte östreichische Gesandte in Dresden ist sein Sohn. — Aus den einfachen Worten, mit denen Goethe hier sein Zusammentreffen mit dem Marquis schildert, der übrigens im Lager als diplomatischer Agent Ludwig's XVI. anwesend war, hat Lamartine (II. 270) folgende ausgeschmückte Erzählung gemacht, die der Kuriosität wegen hier eine Stelle finden mag: „Le Voltaire de l'Allemagne. Goethe, qui suivait le duc de Weimar dans cette campagne, a conservé dans ses mémoires une de ces nuits qui précédèrent la retraite des Allemands. ‚Dans le cercle des personnes qui entouraient les feux du bivac et dont la figure était calcinée par la lueur des flammes, je vis un vieillard,' dit-il, ‚que je crus me souvenir d'avoir vu dans des temps plus heureux. Je m'approchai de lui. Il me regarda avec étonnement, ne paraissant pas comprendre par quel jeu bizarre de la destinée il me voyait moi-même au milieu d'une armée à la veille d'une bataille. Ce vieillard était le Marquis de Bombelles, ambassadeur de France à Venise, que j'avais vu deux ans avant dans cette capitale de l'aristocratie et du plaisir où j'accompagnais alors la duchesse Amélie, comme le Tasse avait accompagné Léonore. Je lui parlais de son beau palais sur le canal de Venise et de ce moment délicieux où la jeune duchesse et sa suite arrivant en gondole à la porte de son palais il nous avait reçus avec toute la grâce et avec toute la magnificence de son pays, au milieu de la musique, des illuminations et des fêtes. Je croyais le distraire en lui rappellant ces gais souvenirs. Je ne fis que le retourner plus cruellement sur ses peines. Des larmes roulèrent sur ses joues. — Ne parlons plus de ces choses, me dit-il, ce

temps est à présent bien loin de nous. Même alors tout en fêtant mes nobles hôtes, ma joie n'était qu'apparente. J'avais le coeur navré. Je prévoyais les suites des orages de ma patrie, et j'admirais votre insouciance. Quant à moi je me préparais en silence au changement de ma situation. En effet, il me fallut bientôt quitter ce poste, ce palais, cette Venise qui m'était devenue si chère, pour commencer une carrière d'exil, d'aventures et de misères, qui m'a amené ici . . . où je vais assister peut-être, continua l'exilé avec tristesse, à l'abandon de mon roi par l'armée des rois. — Le marquis de Bombelles s'éloigna, pour cacher sa douleur, et alla près d'un autre feu envelopper sa tête dans son manteau.'"

Da Alles dies ausdrücklich Goethe in den Mund gelegt wird, so scheint es nöthig, wenigstens auf die sachlichen Zusätze des französischen Romantikers näher einzugehen. Wir wollen mit ihm nicht über die Vergleichung Goethe's mit Voltaire rechten; denn er hat jedenfalls den Erstern damit ehren wollen. Aber der Marquis von Bombelles, den er mehrfach als „vieillard" bezeichnet, war damals 48 Jahre alt, kaum 5 Jahre älter als Goethe, die junge Herzogin Amalie, geboren am 24. Oktober 1739, war zur Zeit, als sie sich in Venedig aufhielt, im Mai 1790, über 50 Jahre. Daß Goethe bei der Gestalt der Leonore von Este niemals an sie gedacht hat, dürfte auch bekannt sein; aber selbst in Beziehung auf das andere Prototyp, das ihm vorgeschwebt hat, würde er sich niemals mit dem die Prinzessin begleitenden Tasso verglichen haben. — Was sollen ferner jene Tiraden, wo Goethe von der Anmuth und Pracht Frankreichs bezaubert scheint (avec toute la grâce et avec toute la magnificence de son pays)? Woher hat der Verfasser jene speziellen Gefühlsentwickelungen bei Bombelles, besonders jene Bemerkung, daß er fürchtet, Ludwig XVI. könne von den Alliirten im Stiche gelassen werden (où je vais assister peut-être à l'abandon de mon roi par l'armée des rois)? Von Alledem steht in unserm Texte kein Wort. Endlich ist auch der Schluß, daß Bombelles in seinem Schmerze ein anderes Feuer aufsucht, nichts als freie Erfindung Lamartine's.

45. Es war Kellermann, der sich so eben mit Dumouriez vereinigte (S. 55). — Genauer wäre „vereinigen wollte"; denn die Vereinigung war noch nicht erfolgt. Auch war seine Stellung ursprünglich nicht, wie es (Z. 38) heißt,

vortheilhaft; denn das Urtheil aller Sachkundigen stimmt darin überein, daß ein unmittelbarer Angriff der Alliirten auf Kellermann nur zum größten Nachtheil der Franzosen hätte ausfallen können. (Sybel, I. 523).

46. In dem ersten Gliede der Eskadron schwankte die Standarte in den Händen eines schönen Knaben (S. 56). — Es war Emil von Bechtoldsheim. S. Düntzer, „Goethe und Karl August", S. 75.

47. Dort ging ein Pulverwagen in die Luft (S. 57). — Man vgl. dazu den eigenen Bericht Kellermann's bei Sybel (Bd. I. S. 521): „Um 10 Uhr flogen einige Pulverwagen in die Luft, worauf allgemeine Unordnung entstand, die Fuhrleute hinwegflohen, das erste Glied der Infanterie eine rückgängige Bewegung machte."

48. Wobei auf unserer Seite nur zwölfhundert Mann und auch diese ganz unnütz fielen (S. 58). — Anders die Angaben in den neueren historischen Werken, obgleich auch bei ihnen noch Verschiedenheiten vorhanden sind. „Der Tag des 20. hatte jedem Heere kaum 200 Mann gekostet" (Sybel). — „Die Angaben über den Verlust der Preußen schwanken zwischen hundert und zweihundert Mann; die Franzosen haben dreihundert bis vierhundert verloren" (Häusser).

49. Kellermann hatte auch einen bequemern Platz genommen (S. 59). — Er hatte während der Nacht die Höhen südlich der Arve besetzt, so daß für die Preußen jetzt nicht mehr die Möglichkeit zu einem vortheilhaften Angriffe vorhanden gewesen wäre.

50. Von hier und heute geht eine neue Epoche der Weltgeschichte aus (S. 60). — Jetzt, nachdem die Alliirten nicht gesiegt haben, meint Goethe, werde die eigentliche Macht der Revolution erst beginnen, und zwar durch den bisher zurückgehaltenen Einfluß, den sie auf die übrigen Länder Europa's ausuben werde. Vgl. unten S. 238, Z. 1 v. u. bis S. 239, Z. 2.

51. Als Regen und Sturm schon wieder eindrangen (S. 60). — Ebenso berichtet der in der Vorbemerkg., S. 13, und oben Anm. 15 erwähnte Feldprediger (S. 92 seiner Schrift) über das Wetter: „Zum Ueberfluß begann es den Nachmittag (am 20. September) wieder zu regnen und zu stürmen."

52. **Ulyß ... unter ſeinem auf ähnliche Weiſe erworbenen Mantel** (S. 60). — Goethe kann hier wol nur an die bekannte Begegnung des Odyſſeus mit Nauſikaa denken (Odyſſee, VI., namentlich V. 228 ff.), obwol der Vergleich nicht ganz zutrifft; denn nach der „Odyſſee" erhält Odyſſeus den Mantel von Nauſikaa geſchenkt, und ruht nicht unter ihm, ſondern geht, mit demſelben geſchmückt, in des Alkinoos Palaſt.

53. **Geſtand man doch, daß ein Waffenſtillſtand wünſchenswerth ſei** (S. 61). — Neuere Darſtellungen ſtimmen darin überein, daß die Unentſchloſſenheit des Herzogs von Braunſchweig und die mit Entmuthigung verbundene Enttäuſchung des Heeres ſchlimmere Uebelſtände waren als die augenblickliche Situation, von der aus vortheilhafte Unternehmungen noch immer möglich geweſen wären. Auch Dumouriez erkannte dies; daher leitete er die erſten Unterhandlungen mit den Preußen vorzugsweiſe ein, um deren militäriſche Thätigkeit zu lähmen.

54. **Daß ein Sekretär des Herzogs von Braunſchweig und einige andere Perſonen .... waren gefangen worden** (S. 62). — Man vgl. oben S. 11, Sybel, Bd. I. S. 525 ff. und Häuſſer, Bd. I. S. 380 ff. Den Letzteren iſt die nachſtehende Darſtellung des Vorfalls entnommen. Während der Kanonade am Zwanzigſten hatte Dumouriez den General Leveneur im Rücken der Preußen ſtreifen laſſen. Dieſer war über die ſchwach bedeckte Bagage des Heeres gerathen, wo keine Seele einen feindlichen Angriff vermuthete. In dieſem Getümmel wurde der Kabinetsſekretär des Königs von Preußen (nicht des Herzogs von Braunſchweig), Lombard, nebſt einigen Civilperſonen gefangen. Am folgenden Tage wurde der General Heymann (vgl. oben S. 51 u. 62), eine der zweideutigen Perſönlichkeiten jener Zeit, wegen der Herausgabe der Gefangenen zu den franzöſiſchen Vorpoſten geſchickt, und es bot ſich ſo für Dumouriez eine günſtige Gelegenheit zur Anknüpfung von Unterhandlungen dar. Eine Denkſchrift, die Lombard mitgegeben wurde, kam zunächſt zur Kenntniß des Herzogs und des Generaladjutanten des Königs, Oberſt Manſtein, der zu dem Kreiſe der Wöllner und Biſchofswerder gehörte und dringend für einen Friedensſchluß war. Auf dieſe Weiſe wurde der König veranlaßt, zu erlauben, daß Manſtein am 23. September in Dampierre den franzöſiſchen Generalen beſtimmte Vorſchläge zu Unterhandlungen vorlegte. Ein poſitives Reſultat ergab ſich zunächſt nicht, nur das auch von Goethe (oben S. 64, Z. 7) erwähnte,

daß die Vorposten der beiden Armeen ihre Feindseligkeiten einstellen [illegible]; indessen wurde Lombard eine Denkschrift von Dumouriez mitgegeben, in der er seine Gedanken über die augenblickliche Situation äußerte, dieselbe, die in seinen „Mémoires", Th. III. S. 401 ff. abgedruckt ist.

55. General Kalkreuth (S. 62). — Friedrich Adolf Graf von K., der im folgenden Jahre die Belagerung von Mainz leitete. Es ist der spätere Generalfeldmarschall.

56. Grenzenlose Mordthaten waren im September geschehen (S. 63). — Die sogenannten Septembrisirungen, bei denen auf Anstiften Danton's in Paris vom 2. bis zum 6. September mehrere Tausend Menschen getödtet wurden.

57. Dieses war eigentlich zu Gunsten der Franzosen bedingt (S. 64). — Wie an vielen Stellen, so zeigt Goethe auch an dieser, daß er die politische und militärische Situation, und hier speziell das Verfahren von Dumouriez richtig auffaßt, was bei seinen Zeitgenossen meistens nicht der Fall war. Hiemit steht die Bemerkung von Julian Schmidt über dieses Verhältniß in seinem Aufsatze „Kritische Streifzüge" (Preußische Jahrbücher, Bd. XXXV. 2. Heft, Februar 1875, S. 208) eigentlich nicht im Widerspruch. „Die Campagne in Frankreich", heißt es dort, „ist mit vollendeter Anmuth [Armuth, wie dort steht, ist Druckfehler] geschrieben; aber wie man jetzt die Geschichte der Zeit kennt, erstaunt man doch, wie wenig Goethe eigentlich erfuhr, was vorging." — Es muß hier nur auf den Ausdruck „erfuhr" als Gegensatz des eigenen Erkennens ein besonderer Ton gelegt werden.

58. Stallmeister von Seebach (S. 67). — Friedrich Johann Christoph Heinrich von S., nachmals Generalmajor und Oberstallmeister in Weimar.

59. Den 27. September (S. 67). — Von demselben Tage datirt ist ein Brief Goethe's an Knebel, der die Situation der Alliirten nach kürzer und anschaulicher zusammenfaßt. Die erste Hälfte desselben mit Ausschluß des Anfangs mag deshalb hier eine Stelle finden. „In diesen vier Wochen habe ich Manches erfahren, und dieses Musterstück von Feldzug giebt mir auf viele Zeit zu denken. Es ist mir sehr lieb, daß ich das Alles mit Augen gesehen habe und daß ich, wenn von dieser wichtigen Epoche

Auf Lila; ſie nähert ſich mir,
Himmliſche Lippe!
Und ich wanke, nahe mich,
Blicke, ſeufze, wanke —
Seligkeit! Seligkeit!
Eines Kuſſes Gefühl!

Mir gaben die Götter
Auf Erden Elyſium!
Ach, warum nur Elyſium!

Pilgers Morgenlied.*)

An Lila.

Morgennebel, Lila,
Hüllen Deinen Thurm**) um.
Soll ich ihn zum
Letzten Mal nicht ſehn!
Doch mir ſchweben tauſend Bilder
Seliger Erinnerung
Heilig warm ums Herz.
Wie er da ſtand,
Zeuge meiner Wonne,
Als zum erſten Mal
Du dem Fremdling
Aengſtlich liebevoll
Begegnetеſt
Und mit einem Mal
Ew'ge Flammen
In die Seel' ihm warfſt! —
Fiſche, Nord,
Tauſend-ſchlangenjüngig
Mir ums Haupt!
Beugen ſollſt Du's nicht!
Beugen magſt Du
Kind'ſcher Zweige Haupt,
Von der Sonne
Muttergegenwart geſchieden.

*) Lila — Fräulein Luiſe von Ziegler, Hofdame zu Homburg. (Vgl. über ſie die Anmerkung auf S. 35.)
**) Die Schloßruine Karlsmund an der Lahn.

die Rede iſt, ſagen kann: „et quorum pars minima fui“. [Das Citat iſt aus Virg. Aen. II. 6, wo Aeneas natürlich pars magna ſagt.] — Wir ſind in einer ſonderbaren Lage. Nach der Einnahme von Verdun fand man, daß die Franzoſen die Forêt d'Argonne beſetzt und den Paß von Clermont auf Sainte Menehould verrannt hatten. Man ſuchte ſie zu tourniren, und mit Hilfe des Generals Clerfant vertrieb man ſie von dem Poſten von Grandpré, die ganze Armee ging über dieſen Ort und ſetzte ſich zwiſchen Sainte Menehould und Chalons. Als man den Feind zu Geſichte bekam, ging eine gewaltige Kanonade los, es war am Zwanzigſten, und da man endlich genug hatte, war Alles ſtill und iſt nun ſchon ſieben Tage ſtill. Sogar die Vorpoſten ſchießen nicht mehr. Die Franzoſen ſtehen ohngefähr wie vorher, und von uns kann man nur über Grandpré nach Verdun gelangen. Entſetzliches Wetter, Mangel an Brod, das langſam nachkommt, machen dieſen Stillſtand noch verdrießlicher. Man fängt an, den Feind für etwas zu halten, den man bisher verachtete, und wie es zu gehen pflegt bei ſolchen Uebergängen, für mehr zu halten, als recht iſt.“

60. König und Familie waren gefangen, die Abſetzung deſſen ſchon zur Sprache gekommen (S. 70). — In Wirklichkeit war der König ſchon durch die Einſetzung der Republik am 22. September entthront; der förmliche Antrag dagegen, ihn vor Gericht zu ſtellen, erfolgte erſt nach längerer Vorbereitung am 7. November.

61. Luckner (S. 68). — Nikolaus L., geborener Baier, nach dem ſiebenjährigen Kriege franzöſiſcher General, aber ohne hervorragende Bedeutung, war, nachdem er den Oberbefehl an Kellermann hatte abgeben müſſen, beauftragt, ein Reſervecheer zu bilden. Schon Ende September ging er nach Paris, wo er verhaftet und am 4. September 1794 guillotinirt wurde.

62. Geſchichte Ludwig's des Heiligen (S. 70). — Die Quelle, welche auch dieſer Erzählung zu Grunde liegt, iſt vermuthlich das in Frankreich weit verbreitete Werk des hier gleichfalls (oben S. 69, Z. 22) erwähnten Ritters Joinville, der den König Ludwig IX. 1248 auf ſeinem Kreuzzuge begleitete. Es heißt „Histoire de Saint Louis IX. du nom, Roy de France. Ecrite par Jean Sire de Joinville, Sénéchal de Champagne“. — Von Graf Robert von Artois, dem älteſten Bruder des Königs, weiß man, daß er während des Krieges in der Stadt Manſura,

in die er sich mit 280 Tempelherren gewagt hatte, getödtet ward (1249 oder 1250), einige Zeit bevor der König selbst mit seinem ganzen Heere von den Sarazenen gefangen genommen wurde (im April 1250).

63. Daß zwei Meilen von uns nach Westen das berüchtigte Teufelsfeld gelegen sei, bis wohin Attila u. s. w. (S. 69). — Die berühmte Schlacht auf den Catalaunischen Feldern, wo Theodorich, König der Westgothen, mit den Römern, Burgundern, Franken, Sachsen und Alanen dem Eroberungszug Attila's Einhalt that und selbst seinen Tod fand, erfolgte im Jahre 451 (nicht, wie in älteren Texten steht, 452). Auch dürfte, was hier (Z. 40 f.) von den Burgunderfürsten gesagt ist, sich eher auf die Westgothen beziehen; wenigstens gab Aëtius dem jungen Thorismund, dem Nachfolger Theodorich's, den im Texte angegebenen Rath.

64. In solchen Bedrängnissen wurden wir noch gar durch eine unglaubliche Nachricht überrascht u. s. w. (S. 70). — In Wirklichkeit hatte die Sache einen andern Zusammenhang. Der König von Preußen, am 27. September mit der oben (Anm. 54) erwähnten Denkschrift von Dumouriez bekannt geworden, die den Antrag einer französisch-preußischen Allianz deutlich aussprach, zeigte sich namentlich über den Vorschlag empört, daß er die Oestreicher im Stiche lassen sollte. Manstein wurde getadelt, daß er sich auf Verhandlungen in diesem Sinne eingelassen hätte, und für den Augenblick wurde aller Verkehr abgebrochen, allerdings um bald wieder in andrer Absicht aufgenommen zu werden. Jetzt aber wurde der Herzog von Braunschweig zum Erlassen eines neuen Manifestes (vom 28. September) genöthigt, welches mit dem früheren insofern wenigstens übereinstimmte, als es die Drohungen gegen Frankreich wiederholte; indessen war es nicht, wie Goethe gehört hatte, dasselbe.

65. Sainte Menehould (S. 71). — Ueber diesen noch wiederholt genannten Ort sagen Büsching („Erdbeschreibung", Dritter Theil, 1788, S. 530) und Ehrmann („Neueste Länder- und Völkerkunde", Zweiter Band, 1808, S. 349) Folgendes: Stadt mit 5200 Einwohnern, hübsch und symmetrisch gebaut, zwischen Felsen zu beiden Seiten der Aisne; auf der höchsten Stelle der Felsen ist ein Schloß. Glasfabriken, Gerbereien, eine Fayencefabrik, eine Kothgießerei, Ziegelhütten, Eisenschmelzen u. s. w. werden auch erwähnt.

66. Vorsichtsmaßregeln, bedeutende Befehle ließen fürchten, daß die Feinde unserm Abmarsch nicht gelassen zusehen würden. (S. 72). — Das Gesagte erklärt sich dadurch, daß für den Augenblick die Verhandlungen mit Dumouriez abgebrochen waren.

67. Endymion (S. 73). — Sohn des Zeus oder des Aethlios und der Kalyke; Zeus hatte ihm einen Wunsch zu erfüllen versprochen, und er wählte ewige Jugend und Unsterblichkeit in Form eines fortwährenden Schlafes (κοιμᾶσθαι διὰ παντὸς ἀθανατος καὶ ἀγήρως μενων).

68. Den meine freiere Zimmeraussicht beschränkenden Nachbargiebel (S. 75). — Es ist nach Düntzer (Goethe und Karl August) der Giebel des Koppenfelsischen Hauses; ob das Dritte, worüber Goethe niemals mehr klagen wollte, der neben ihm wohnende Leinweber war, wie Düntzer allerdings nur vermuthungsweise ausspricht, muß wol dahingestellt bleiben.

69. Unmittelbar an der Natur, mußte es uns verziehen sein, den Schweinehirten für göttlich .... zu halten. (S. 75). — Mit Beziehung auf den Homerischen Eumaios, den göttlichen Schweinehirten, dessen Goethe auch in „Werther's Leiden" (Werke, Bd. XIV, S. 75) gedenkt, der übrigens von königlicher Abkunft war (Odyssee, XV. V. 412).

70. Gehler's „Physikalischem Lexikon" (S. 78). — Die älteren Ausgaben haben hier statt „Gehler" den Namen Fischer, dessen „Physikalisches Wörterbuch" aber erst in den Jahren 1798 bis 1827 erschien, während das von Gehler bereits 1787 zu erscheinen anfing.

71. Falge (S. 78). — Nach Grimm und Sanders „gelegtes, gebrachtes Land", nach dem Letzteren auch das „Brachen" selbst. Das Wort ist Nebenform für „Felge".

72. Buzancy — Dun — Sivry (S. 79). — Der erstgenannte Ort liegt nordöstlich von Grandpré; ungefähr auf zwei Drittel des Weges liegt ein Ort, den die Karten Sivry les Buzancy bezeichnen — nicht zu verwechseln mit Sivry an der Maas, welches von Grandpré ziemlich weit ab westlich liegt, also bedeutend oberhalb Dun.

73. Landres (S. 80), — gegenüber Grandpré (ſ. d. vorige Anm.), iſt in geringer Entfernung ſüdöſtlich von Sivry les Buzancy gelegen.

74. Prinz von Braunſchweig (S. 81). — Friedrich Wilhelm, ſeit 1806 Herzog von Braunſchweig, geboren am 9. Oktober 1771, gefallen am 16. Juni 1815 in der Schlacht bei Quatrebras, war der vierte Sohn des Herzogs Karl Wilhelm Ferdinand und iſt Derſelbe, der ſpäter durch ſein vielbewegtes militäriſches Leben bekannt geworden iſt.

75. Daß der Vortrab der franzöſiſchen Prinzen geſtern, als er eben den Paß Chesne le populeux und die Aisne hinter ſich gelaſſen, zwiſchen les Grandes et Petites Armoiſes von Bauern angegriffen worden (S. 85). — Daß bei allen den vorangehenden und ſpäteren Unterhandlungen die Emigrirten nicht in Betracht gezogen, ſondern die Feindſeligkeiten gegen ſie fortgeſetzt wurden, wird mehrfach erwähnt. Der hier erwähnte nördlichſte der Argonnenpäſſe war von den Emigrirten beſetzt geweſen. Als Clerfayt den ſüdlicher gelegenen Paß La Croix aux Bois am 14. September erobert hatte, war jener von den Franzoſen freiwillig geräumt worden.

76. Aus der gefährlichſten Klemme waren wir nun heraus. (S. 86). — Der Marſch war von Sivry les Buzancy in ſüdöſtlicher Richtung fortgeſetzt worden, und eine Verfolgung der preußiſchen Truppen trat nicht ein.

77. Um an die Stelle zu gelangen, wo wir überſetzen ... ſollten (S. 87). — Die Stelle, wo der Uebergang über die Maas erfolgte, iſt nach den angegebenen Daten nicht zu beſtimmen; jedenfalls lag ſie bedeutend oberhalb des oben (Anm. 72) erwähnten Dun, etwa Conſenvoye gegenüber.

78. Es thut mir ... leid, daß ich Sie in dieſer unangenehmen Lage ſehe (S. 87). — Ueber die Mißdeutung dieſer Worte des Herzogs ſ. die Vorbemerkung, S. 12.

79. Sekretär Weyland und Hauptmann Bent (S. 89). — Der Erſte, Philipp Chriſtian W., der Bruder von Goethe's Jugendfreund in Straßburg, war ſpäter Präſident des Landſchaftskollegiums in Weimar und Geheimerath; der Zweite, Chriſtoph Gottlob Bent, gleichfalls in weimariſchem Dienſte, begegnet uns nur noch in der „Belagerung von Mainz".

80. Das hübsche Köpfchen mag sich fest auf den Schultern halten (S. 91). — Vgl. Anm. 26.

81. Jardin Fontaine (S. 91). — Quartier des Herzogs von Weimar und seines Regiments vom 6. bis 10. September.

82. Bisher zweifelte Niemand, daß von Seiten der Alliirten man Verdun und Longwy erhalten, wo nicht gar noch einige Festungen erobern und sichere Winterquartiere bereiten müsse (S. 91). — Diese Bemerkung nöthigt zum Rückblick auf das, was inzwischen in den Hauptquartieren geschehen war. Man hatte sich schon Ende September dazu entschließen müssen, den Rückzug aus Frankreich, wenn auch nur für den Augenblick, zur Ausführung zu bringen. Nachdem Dumouriez durch die früheren Verhandlungen wenigstens so viel erreicht hatte, daß die preußische Armee in Unthätigkeit blieb und er die seinige verstärken konnte, waren furchtbare Regengüsse eingetreten, die alle Wege unbrauchbar machten, und außerdem wüthete bei dem preußischen Heere die Ruhr im höchsten Maße. Indessen waren im französischen Lager als Abgesandte des Konvents Benoit und Westermann angekommen, um den alten Gedanken, Preußen durch einen Separatfrieden von Oestreich zu trennen, wieder aufzunehmen. Preußischerseits dachte Niemand an einen solchen; man hielt es aber für eine erlaubte Kriegslist, die Unterhandlungen in die Länge zu ziehen, bis man glücklich an die Maas gekommen wäre. Als dies Ziel erreicht war, änderte man die Sprache. Man sieht dies außer Andern namentlich aus dem von Häusser (I. 390) mitgetheilten Berichte des oben erwähnten Generals Kalkreuth an den Herzog von Braunschweig: „Ich habe in der Sache bisher nur zum Boten gedient, bescheide mich auch, keine höheren Fähigkeiten zu haben; aber als Bote bin ich nicht ohne Werth, wenigstens habe ich ruhige Arrièregarde verschafft. Die zurückgebliebenen Traineurs, Knechte und Packpferde gehen so ruhig nach als in der letzten Allee ihrer Garnison, und die französischen Generale belachen jetzt selbst, daß ich sie angeführt und vollends möglich gemacht, bei unserer Retraite, die sie bewundern, die Oestreicher, die sie anpacken wollten, in Sicherheit zu bringen." Daß unter solchen Umständen ein Halten der Festungen Verdun und Longwy oder gar die Eroberung andrer Plätze kaum beabsichtigt sein konnte, ist augenscheinlich; vollständig unmöglich aber wurde es dadurch, daß die Oestreicher einen großen Theil ihrer Truppen nach den Niederlanden geschickt hatten. So er-

folgte denn die Räumung von Verdun am 14. Oktober, die von Longwy am 22. Oktober.

83. Breteuil (S. 92). — Louis Auguste le Tonnélier, Baron von B. (1733—1807), Derselbe, der in „Philipp Hackert" (Werke, Bd. XXXII. S. 37) erwähnt wird, war nach einer längeren diplomatischen Laufbahn von 1783 bis 1787 Minister des königlichen Hauses. Ueber die Halsbandgeschichte selbst, über den Prozeß, der aus derselben hervorging und durch das Urtheil vom 31. Mai 1786 seinen Abschluß fand, vgl. die Vorbemerkung zum „Großkophta" (Werke, Bd. X. S. 120 ff.).

84. Einer der Notablen im Jahre 1787 (S. 93). — Diese Versammlung, von dem Finanzminister Calonne aus allen Elementen der höheren Stände zusammengesetzt, begann ihre Thätigkeit, die sich vorzugsweise auf Finanz- und Steuerfragen erstreckte, am 22. Februar und wurde von Calonne's Nachfolger, Lomenie de Brienne, am 25. Mai geschlossen, nachdem sie sechs auf das erwähnte Gebiet bezügliche Gesetze vorbereitet hatte.

85. Graf Haugwitz (S. 95). — Der bekannte preußische Diplomat, fast ein Altersgenosse Goethe's (1752—1832), war mit Diesem schon 1775 bekannt geworden. (S. die Biographie, Werke, Bd. I. S. XCV f. und das 18. Buch von „Dichtung und Wahrheit".) Goethe hat immer milde über ihn geurtheilt, so namentlich in den „Tag- und Jahresheften" von 1806; daher denn auch die hier zugegebene Schadenfreude nichts Anderes als der Ausdruck der Unzufriedenheit über den ungünstigen Ausgang des Feldzugs ist, woran der Politik des Ministers einige Schuld beigemessen wird.

86. Wie man auch wol der stürmenden See .... preisgegeben (S. 95). — Bei dieser Stelle hat Goethe augenscheinlich der Anfang des 2. Buches von Lucretius' „De rerum natura" vorgeschwebt:

Suave mari magno turbantibus aequora ventis
E terra magnum alterius spectare laborem,
Non quia vexari quemquam est jucunda voluptas,
Sed quibus ipse malis careas, quia cernere suave est.

87. Spincourt (S. 97). — Es kann nur dieser etwa in der Mitte zwischen Longuion und Etain liegende Ort ge-

meint sein; ein Ort Seboucourt liegt im Departement Aisne, Arondissement St. Quentin; Sebincourt, wie in allen Goethe-Ausgaben steht, findet sich auf unsern Karten nicht.

88. Arlon (S. 99). — A. an der Semoy, nördlich von Longwy, während Luxemburg nordöstlich liegt, eine der ältesten Städte Belgiens und Hauptstadt der belgischen Provinz Luxemburg.

89. Assignatenfabrik der Emigrirten (S. 100). — Die Assignaten, ein Resultat der Finanznoth Frankreichs beim Ausbruch der Revolution, hatten ursprünglich die Bestimmung, bei dem Verkauf der eingezogenen geistlichen Güter als Kaufgeld angenommen zu werden, und wurden am 19. April 1790 durch Beschluß der Nationalversammlung ins Leben gerufen; dann sollten sie freilich als Geld bei allen Geschäften in Zahlung genommen werden. Auf die ersten 400 Millionen Francs folgten bald viel größere Summen, die durch zahlreiche Fälschungen noch vermehrt wurden. Daß auch die Emigranten Assignaten gemacht haben, bezweifelt wol nur der „Rheinische Antiquarius" (S. 29): „Daß auf der Prinzen Betrieb Assignaten angefertigt worden seien, dieses kann ich weder behaupten noch in Abrede stellen." Die ganze Wirthschaft, die zu enormen Verlusten vieler Einzelnen führen mußte und führte, dauerte bis zu dem Gesetze vom 19. Februar 1796, infolge dessen die Assignaten außer Kurs gesetzt wurden.

90. In bürgerlicher Würde ... ein Abglanz herübergekommen ist (S. 100). — An welche französische Dramen mag hier Goethe eigentlich gedacht haben? Molière, Marivaux, Destouches liefern uns keine Beispiele; auch Kotzebue's „Deutsche Kleinstädter", die übrigens erst 1803 erschienen, sind nach einem französischen Originale, das also den französischen Kleinstädter lächerlich macht, nämlich nach Picard's „Petite ville" gearbeitet.

91. Den 16. Oktober (S. 103). — An demselben Tage schrieb Goethe einen Brief an Herder, in welchem er seine Freude darüber ausspricht, endlich aus dem unglücklichen Feldzuge heimkehren zu können. „Ich eile", heißt es dort, „nach meinen mütterlichen Fleischtöpfen, um dort wie von einem bösen Traum zu erwachen, der mich zwischen Koth und Noth, Mangel und Sorge, Gefahr und Qual, zwischen Trümmern, Leichen, Aesern und Scherb-

haufen gefangen hielt." Dem Briefe ist eine Handzeichnung beigefügt, einen französischen Freiheitsbaum darstellend, von der in dem Briefwechsel mit Herder (Aus Herder's Nachlaß, Bd. I. am Schluß) ein Facsimile genommen ist. — Die Absicht, nach Frankfurt zu gehen, hat Goethe später aufgegeben.

92. Die Bilder ... aufs Papier zu bringen (S. 103). — S. Schuchardt, Goethe's Kunstsammlungen, I. S. 265, Nr. 334: „Fluß mit hohem jenseitigem Ufer, auf dem ein runder Thurm zwischen einigen gewöhnlichen Gebäuden steht. kl. qu. fol. Sepiazeichn.", und daf. S. 266, Nr. 340: „Eine durchbrochene felsige Anhöhe mit Befestigungen darauf, links stürzt ein kleiner Fluß herab, dessen Wasser sich nach rechts vorn ausbreitet. gr. 4. Sepiaz." Daß diese unter den Goethischen Handzeichnungen dem Luxemburger Aufenthalt ihre Entstehung verdanken, wird durch ihre Vorwürfe wahrscheinlich gemacht.

93. Unsere höchsten Heerführer ... die Festungen übergeben mußten (S. 104). — S. den Schluß von Anm. 85.

94. Monument von Igel (S. 104). — Man vgl. den ausführlichen Aufsatz Goethe's über dieses Monument, Werke, Bd. XXVIII. S. 415 ff., in den sowol die vorliegende Stelle als auch das S. 20 und 21 Gesagte aufgenommen ist.

95. Ein junger Schullehrer (S. 107). — Der damals fünfundzwanzigjährige Wyttenbach, später Direktor des Gymnasiums und Bibliothekar in Trier. (Viehoff, „Goethe's Leben". Dritte Auflage, Bd. III. S. 207, und Düntzer, „Goethe und Karl August", S. 85.)

96. Kant in seiner „Kritik der Urtheilskraft" (S. 107). — Ausführlicher spricht sich Goethe über das, was er Kant verdankt, und wie weit er ihm glaubt folgen zu können, in dem seinen letzten Lebensjahren angehörenden Aufsatze „Einwirkung der neueren Philosophie" aus. Nachdem er der Schwierigkeiten gedacht hat, die ihm Kant's „Kritik der reinen Vernunft" für das Verständniß bereitet, desgleichen der Polemik, die Herder gegen seinen früheren Lehrer geübt hatte, fährt er fort: „Nun aber kam die Kritik der Urtheilskraft" [sie war 1790 erschienen] „mir zu Handen, und dieser bin ich eine höchst frohe Lebensepoche schuldig. Hier sah ich meine disparatesten Beschäftigungen neben einander gestellt, Kunst- und Naturerzeugnisse, eins behandelt wie das

andere; ästhetische und teleologische Urtheilskraft erleuchteten sich wechselsweise. — Wenn auch meiner Vorstellungsart nicht eben immer dem Verfasser sich zu fügen möglich werden konnte, wenn ich hie und da etwas zu vermissen schien, so waren doch die großen Hauptgedanken des Werks meinem bisherigen Schaffen, Thun und Denken ganz analog; das innere Leben der Kunst sowie der Natur, ihr beiderseitiges Wirken von innen heraus war im Buche deutlich ausgesprochen. Die Erzeugnisse dieser zwei unendlichen Welten sollten um ihrer selbst willen da sein, und was neben einander stand, wol für einander, aber nicht absichtlich wegen einander."

97. So ist es noch viel unausstehlicher, wenn uns ein Unheil ... immer wiederkäuend vorgetragen wird (S. 109). — Einen ähnlichen Sinn hat das Xenion, Werke, Bd. II. S. 390: „Trage Dein Uebel, wie Du magst" u. s. w.

98. Die Nachricht von Custinens verwegenen und glücklichen Unternehmungen (S. 110). — Die Verwegenheit war eigentlich nicht so groß, da man keine Sorge dafür getragen hatte, die deutschen Rheinlande vor einem Ueberfall der Franzosen von Landau und Straßburg her sicher zu stellen; die Mehrzahl der östreichischen Truppen, welche früher unter Graf Erbach dort gestanden hatten, war Anfang September zur Belagerung von Thionville abgesendet. Diese Umstände benutzend, setzte sich Custine in den letzten Tagen des September von Landau aus mit etwa 18,000 Mann in Bewegung und erschien am 30. vor Speier. Dreitausend Mann deutsche Reichstruppen unter dem Mainzischen Oberst Winkelmann wurden besiegt und zur Kapitulation genöthigt; Speier wurde besetzt und am 4. Oktober auch Worms. — Die Uebergabe von Mainz, die Custine unmittelbar danach hätte herbeiführen können, wurde nur dadurch verzögert, daß er nicht eher erschien. Die Kapitulation erfolgte dann später ohne vorangehende Vertheidigung am 21. Oktober. (Nach Häusser, I. 402 ff.)

99. Daß auch schon Koblenz von den Franken besetzt sei (S. 110). — Daran fehlte in der That wenig. Alles flüchtete bereits von Koblenz, und man hatte schon eine Deputation nach Mainz abgeschickt, um die Kapitulation abzuschließen; indessen erschienen am 27. Oktober hessische Truppen, von Verdun kommend, und auch preußisches Militär rückte in die Stadt ein, da der König in ihr sein Hauptquartier aufschlug.

100. **Frankfurt gab man in Gedanken gleichfalls auf** (S. 110). — In der That schickte Custine noch an demselben Tage, wo sich Mainz ergeben hatte, ein Corps von 2000 Mann nach Frankfurt und legte der Stadt eine Kontribution von zwei Millionen Gulden auf. Eine Million wurde bis zum 31. Oktober bezahlt; die Unterhandlungen um die zweite, welche Frankfurter Abgesandte in Paris zu führen hatten, wurden schließlich durch die am 2. Dezember seitens der Hessen erfolgte Eroberung der Stadt überflüssig gemacht.

101. **Vom unseligen Neutralitätssystem die nächsten Fürsten paralysirt** (S. 110). — Die meisten Fürsten waren einfach geflüchtet, Kurfürst Friedrich Karl von Mainz schon am 4. Oktober nach Würzburg, der Landgraf von Hessen-Darmstadt nach Gießen, der Bischof von Speier nach dem Odenwalde, der Kurfürst von Trier nach Köln u. s. w.

102. **Mein Oheim, Schöff Textor** (S. 110). — Johann Jost Textor, geboren 1739, der einzige Bruder von Goethe's Mutter, war am 24. Oktober 1792 gestorben. Näheres über ihn in der Anm. Werke, Bd. XXI. S. 307 f. Die Bestimmung, welche bis jetzt Goethe's Vater und ihn selbst von der Möglichkeit, in den Rath von Frankfurt zu kommen, ausgeschlossen hatte, beruhte auf einer kaiserlichen Resolution von 1725, nach welcher für einen zu Wählenden die Bedingung vorlag, daß „nicht schon sein Vater, Sohn, Bruder, Geschwisterkind, Schwiegervater, Tochtermann, Gevatterschwäher, leiblicher Schwager oder Schwestermann sich im Rathe befinden.“ — S. „Göthe's Beziehungen zu seiner Vaterstadt. Ein Kommentar zu Wahrheit und Dichtung.“ 1749. 1775. S. 19 ff.

103. **In meines Großvaters Garten** (S. 111). — Der Großvater Johann Wolfgang Textor, geboren am 12. Dezember 1693, gestorben am 6. Februar 1771, wird in „Dichtung und Wahrheit“ häufig erwähnt.

104. **Dem edlen Laertes gleich** (S. 111). — Mit Beziehung auf Odyssee, XXIV. V. 229 u. 230, wo auch die Handschuhe (*χειρίδες*) als Schutzmittel gegen stachliges Buschwerk besonders erwähnt werden.

105. **Seit zwölf Jahren** (S. 112). — Sachlich ist dies ohne Zweifel unrichtig, weshalb denn auch neuere Ausgaben statt

Allgegenwärt'ge Liebe!
Durchglühst mich,
Beutst dem Wetter die Stirn,
Gefahren die Brust;
Hast mir gegossen
Ins früh welkende Herz
Doppeltes Leben:
Freude zu leben
Und Muth!

Nach Sesenheim.*)

c. 1770.

Ich komme bald, Ihr goldnen Kinder!
Vergebens sperret uns der Winter
In unsre warmen Stuben ein.

Wir wollen uns zum Feuer setzen
Und tausendfältig uns ergetzen,
Uns lieben wie die Engelein.

Wir wollen kleine Kränzchen winden,
Wir wollen kleine Sträußchen binden,
Wir wollen kleine Kinder sein.

Ueber Tisch.**)

Nun sitzt der Ritter an dem Ort,
Den Ihr ihm nanntet, lieben Kinder.
Sein Pferd ging ziemlich langsam fort,
Und seine Seele nicht geschwinder.

Da sitz' ich nun vergnügt bei Tisch,
Und endige mein Abenteuer
Mit einem Paar gefettner Eier
Und einem Stück gebackner Fisch.

*) Zuerst mitgetheilt, ebenso wie das nachfolgende Gedicht, in dem S. 14 citirten Werke von Stöber, im Musenalmanach von Chamisso, im Morgenblatt 1840 Nr. 140 und bei Düntzer, hierselben mit bedeutenden Abweichungen des Textes. Bei Stöber bilden beide Gedichte eines, und zwar in der Weise, daß das zweite den Anfang macht: indessen spricht Versmaß und Inhalt entschieden gegen diese Anordnung.

**) S. das vorige Gedicht. Es liegt nahe, mit beiden Gedichten die Erzählung Goethe's am Schlusse des 10. Buchs von „Dichtung und Wahrheit" in Verbindung zu bringen.

zwölf „ſiebzehn“ ſchreiben. Goethe war ſeit November 1775 in Weimar und kann unmöglich haben ſagen wollen, daß er erſt nach ſiebzehnjährigem Aufenthalte das Vertrauen des Herzogs gewonnen habe.

106. In ſolchem Sinne begann ich den Brief an meine Mutter (S. 112). — Es erſcheint auffällig, daß Goethe auf die Anfrage von Frankfurt erſt volle zwei Monate ſpäter antwortet. Wenigſtens trägt der bei Riemer (Mittheilungen über Goethe, Bd. II. S. 332 f.) abgedruckte Brief, den wir auch hier folgen laſſen, das Datum des 24. Dezember. Derſelbe lautet:

„Die Hoffnung, Sie, geliebte Mutter, und meine werthen Frankfurter Freunde bald wiederzuſehen, iſt mir nunmehr verſchwunden, da mich die Umſtände nöthigten, von Düſſeldorf über Paderborn und Kaſſel nach Weimar zurückzufahren.

„Wie viel Sorge habe ich bisher um Sie gehabt, wie ſehr die Lage bedauert, in der ſich meine Landsleute befinden! Wie ſehr habe ich aber auch das Betragen derſelben unter ſo kritiſchen Umſtänden bewundert! Gewiß hätte mir nichts ſchmeichelhafter ſein können als die Anfrage, ob ich mich entſchließen könne, eine Rathsherrnſtelle anzunehmen, wenn das Loos mich träfe, die in dem Augenblicke an mich gelangt, da es vor Europa, ja vor der ganzen Welt eine Ehre iſt, als Frankfurter Bürger geboren zu ſein. Die Freunde meiner Jugend, die ich immer zu ſchätzen ſo viele Urſache hatte, konnten mir kein ſchöneres Zeichen ihres fortdauernden Andenkens geben, als indem ſie mich in dieſer wichtigen Epoche werth halten, an der Verwaltung des gemeinen Weſens theilzunehmen.

„Ihr Brief, den ich mitten im Getümmel des Kriegs erhielt, heiterte mir traurige Stunden auf, die ich zu durchleben hatte, und ich konnte nach den Umſtänden die Hoffnung faſſen, in weniger Zeit meine geliebte Vaterſtadt wiederzuſehen. Da war es meine Abſicht, mündlich für die ausgezeichnete Ehre zu danken, die man mir erwies, zugleich aber die Lage, in der ich mich gegenwärtig befinde, umſtändlich und aufrichtig vorzulegen.

„Bei der unwiderſtehlichen Vorliebe, die jeder Wohldenkende für ſein Vaterland empfindet, würde es eine ſchmerzhafte Verleugnung ſein, eine Stelle auszuſchlagen, die jeder Bürger mit Freuden übernimmt und beſonders in der jetzigen Zeit übernehmen ſoll, wenn nicht an der andern Seite meine hieſigen Verhältniſſe ſo glücklich und, ich darf wol ſagen, über mein Verdienſt günſtig wären.

„Des Herzogs Durchl. hat mich seit so vielen Jahren mit ausgezeichneter Gnade behandelt, ich bin ihm so viel schuldig geworden, daß es der größte Undank sein würde, meinen Posten in einem Augenblick zu verlassen, da der Staat treuer Diener am Meisten bedarf.

„Danken Sie also, ich bitte, auf das Lebhafteste den würdigen Männern, die so freundschaftliche Gesinnungen gegen mich zeigen, versichern Sie solche meiner aufrichtigsten Erkenntlichkeit und suchen Sie mir ihr Zutrauen für die Zukunft zu erhalten!

„Sobald es die Umstände einigermaßen erlauben, werde ich den Empfindungen meines Herzens Genüge thun und mündlich und umständlich dasjenige vorlegen, was in diesem Briefe nur oberflächlich geschehen konnte. Möge Alles, was meinen werthen Landesleuten gegenwärtig Sorge macht, weit entfernt bleiben und uns Allen der wünschenswerthe Friede wieder erscheinen! Leben Sie wohl!“

107. Dieses zeugt denn von einem weiten geistlichen Wirkungskreis (S. 113). — Das Epigramm „Trier“ (Werke, Bd. III. S. 125), das einzige Gedicht, welches sich mit einiger Sicherheit in die Zeit dieses Feldzuges setzen läßt, scheint den hier geschilderten Anschauungen seinen Ursprung zu verdanken.

108. Die Trevirer waren ins römische Reich eingeschlossen (S. 113). — Bereits von Julius Cäsar unterworfen, machten sie mehrere vergebliche Versuche, sich zu befreien, namentlich in den Jahren 21 und 70 n. Chr.

109. Ich habe von solchen Dingen wenige Kenntniß (S. 114). — Goethe's Interesse für mittelalterliche Baukunst, das unter Umständen immer wieder etwas ermattete, stammt, wenn man seine jugendliche Leidenschaft für den Straßburger Münster ausnimmt, hauptsächlich erst aus dem anhaltenden Verkehr mit Sulpiz Boisserée, gehört also einer viel späteren Zeit an.

110. Auch die Isletten kamen wieder zur Sprache (S. 115 u. 116). — Diesen Engpaß (vgl. oben Anm. 31) hatten die Verbündeten während des ganzen Feldzuges nicht in ihre Gewalt bekommen.

111. Marquis Luccheſini (S. 117). — Girolamo, Marchese L. (1752—1825), als preußischer Gesandter und Minister verschiedentlich thätig, war mit Goethe schon 1787 in Neapel

bekannt geworden. In der „Italienischen Reise" wird er mehrfach erwähnt und in dem Abschnitt „Neapel, 1. Juni 1787" auch ausführlicher charakterisirt. Seine Korrespondenz und seine Depeschen, die Häusser und Sybel benutzt haben, bilden eine wichtige Quelle für die Geschichte dieses Feldzuges.

112. Ein angesehener Kaufmann (S. 119). — Es war der Vater des angesehenen Rechtsgelehrten Böcking (Düntzer, „Goethe und Karl August", S. 86), der 1802 in Trarbach geboren wurde und 1870 in Bonn starb.

113. Die epoptischen Farben (S. 122). — Zur Erklärung des Begriffs s. Goethe's „Entwurf einer Farbenlehre", „Didaktischer Theil", §. 429—431.

114. In der letzten, Unheil drohenden Zeit war er auch nach Regensburg abgereist (S. 123). — Hier scheint ein kleiner Irrthum vorzuliegen. Nach den sonstigen Angaben (vgl. oben Anm. 101) war der Kurfürst von Trier nur nach Köln gegangen.

115. Jede Lust, das sonst so geliebte Thal zu besuchen (S. 124). — Es ist das Thal Ehrenbreitstein gemeint; in Ehrenbreitstein hatte Goethe im September 1772 Sophie la Roche, ihren Gatten und namentlich deren schöne Tochter Maximiliane, spätere Brentano, die Mutter Bettina's, kennen gelernt; auch im August 1774 und im Dezember 1779 war er dort gewesen.

116. Zwischenrede (S. 126). — Dieser Abschnitt gehört nicht dem ursprünglichen Tagebuche an, sondern erst der Zeit, in welcher das Ganze redigirt wurde.

117. Ich war mit jenen Freunden seit vielen Jahren nicht zusammengekommen (S. 127). — Es ist hier zunächst an die Familie Jacobi, an Pfeffing (vgl. unten Anm. 146) und die Fürstin Gallitzin zu denken. Friedrich Heinrich Jacobi war, nachdem seine Frau im Frühjahr 1784 gestorben, im September desselben Jahres in Weimar gewesen; Pfeffing ferner hatte Goethe außer im Winter 1778 nur bei dem Besuche in Weimar gesehen, dessen Zeit sich nicht mit Sicherheit ermitteln läßt; die Fürstin Gallitzin endlich hatte sich in Begleitung von Hemsterhuis, von Fürstenberg und Sprickmann im September und Oktober 1785 einige Wochen in Weimar aufgehalten.

118. **Ein glückliches häusliches Verhältniß** (S. 128). — Man vgl. Goethe's Biographie, Werke, Bd. I. S. CXXIX f., und die Anmerkungen in Bd. II. S. 17 und 135 f.

119. **Der schlesischen, durch den Reichenbacher Kongreß geschlichteten Campagne beizuwohnen beordert** (S. 128). — Der Reichenbacher Kongreß, am 27. Juli 1790 beendigt, war eigentlich eine diplomatische Niederlage Preußens, durch die gewandte Politik des Ende März 1790 zur Regierung gelangten Kaisers Leopold herbeigeführt. Die Rüstungen, welche Preußen gemacht hatte, erwiesen sich als zwecklose Opfer, die Gebietsabtretungen, die es durch dieselben zu erreichen hoffte, erreichte es nicht, und Oestreich kam in die längst gewünschte Lage, auf eine gute Art den Türkenkrieg beendigen zu können, der ihm längst lästig geworden war. — Goethe's Aufenthalt in Schlesien, der am Ausführlichsten in der kleinen Schrift von H. Wenzel „Goethe in Schlesien. 1867" geschildert wird, währte vom 2. August bis zum 17. September 1790.

120. **Pempelfort, November 1792** (S. 129). — Wie lange und von welchem Tage an Goethe in Pempelfort gewesen ist, läßt sich nicht mit vollständiger Sicherheit bestimmen. Saupe (Goethe's Leben und Werke, S. 54), ebenso Max Jacobi (unten Anm. 135), der Herausgeber des „Briefwechsels zwischen Goethe und F. H. Jacobi" (in einer Anm. zu S. 141) sprechen von einem fünfwöchentlichen Aufenthalte, Jacobi selbst (Auserlesener Briefwechsel, Bd. II. S. 140) nur von einem dreiwöchentlichen; einen solchen nimmt auch Düntzer (Goethe und Karl August, S. 88) an. R. Zoepprig giebt in seiner Schrift „Aus F. H. Jacobi's Nachlaß" (Anm. zu S. 165) die Zeit vom 6. November bis zum 4. Dezember als die wirkliche Dauer von Goethe's Besuch an, allerdings ohne irgend einen Beweis hinzuzufügen. Gleichwol ist diese Annahme noch am Wahrscheinlichsten, und wir wüßten nicht, was man gegen die nachstehende Berechnung der Reisedauer Wesentliches einwenden könnte. Abfahrt von Koblenz am 5. November. Ankunft in Düsseldorf resp. Pempelfort spät Abends am 6., Abreise von dort am 4. Dezember, Ankunft in Duisburg an demselben Tage. Abreise nach Münster am 5. oder 6., Ankunft daselbst an demselben Tage; dort dürfte Goethe etwa acht Tage verweilt haben, so daß er, den 12. oder 13. abreisend, den 16. oder 17. Dezember in Weimar eingetroffen sein wird.

121. Eine Reise von sieben Brüdern (S. 129). — Es ist die „Reise der Söhne Megaprazon's“ (Werke, Bd. XVI. S. 191 ff.) gemeint.

122. Oedipus auf Kolonos (S. 130). — Man hatte damals von lesbaren Uebersetzungen des Sophokles nur die von Christian v. Stolberg (Leipzig 1787, 2 Bde.), die man Goethe gegeben haben wird.

123. Ingenuität des Voltairischen Huronen (S. 131). — Die Hauptfigur in Voltaire's Novelle „L'ingenu“ ist eben ein Hurone.

124. De Pauw (S. 131). — Cornelis de P. (1739—1799) war 1767 und 1770 am Hofe Friedrich's des Großen. Seine bekannteste Schrift, deren Goethe auch in der „Italienischen Reise“ gedenkt, führt den Titel „Recherches philosophiques sur les Grecs“.

125. Hemsterhuis (S. 131). — Franz H., Derselbe, der auch Werke, Bd. XXVIII. S. 444 und 448 erwähnt wird, war schon 1790 gestorben.

126. Fürstin Gallitzin (S. 131). — S. die in vor. Anm. angeführten Stellen. Die bedeutendste neuere Schrift über Dieselbe sind die „Mittheilungen aus dem Tagebuche und Briefwechsel der Fürstin Ad. Amalie von Gallitzin. Stuttgart 1868.“

127. Diderot's ....., der sich auch eine Zeit lang in Pempelfort als Gast ... gefiel (S. 131). — Diderot ging bei seiner Reise nach Petersburg im Mai 1773 zuerst nach dem Haag, woselbst er einige Monate bei der Familie Gallitzin verweilte, mit welcher er von Paris her befreundet war. Am 22. August setzte er seine Reise über Düsseldorf fort und wird vermuthlich bei dieser Gelegenheit auch Pempelfort besucht haben, vielleicht aber auch erst im folgenden Jahre auf der Rückkehr aus Rußland.

128. Meinen Großkophta (S. 132). — Dieses Drama (Werke, Bd. X. S. 117 ff.) eröffnete die 1792 beginnende neue Ausgabe von Goethe's Werken.

129. Hylozoismus (S. 132) — ist eine Art der Naturauffassung, die Materialismus und Idealismus in gewisser Weise zu vereinigen sucht. Während in jenem der Materie nur stoffliche Funktionen zugeschrieben werden, nimmt der Hylozoismus an, daß dieselbe von Anfang an mit seelischen oder geistigen Eigenschaften ausgestattet sei.

130. Schon bei dem früheren Besuche der Fürstin Gallitzin (S. 133). — S. oben Anm. 117.

131. Fürstenberg (S. 133). — Franz Friedrich Wilhelm, Freiherr v. F. (1729—1811), lange Jahre hindurch Generalvikar und Minister des Fürstbischofs von Münster, von unbestrittenem Verdienste für die Verwaltung von Westfalen.

132. Metamorphose der Pflanzen (S. 133). — Die kleine Schrift war 1790 unter nachstehendem Titel erschienen: „J. W. von Goethe Herzoglich Sachsen-Weimarischen Geheimenraths Versuch die Metamorphose der Pflanzen zu erklären. Gotha, bei Carl Wilhelm Ettinger."

133. Bonnet (S. 133). — Charles B. (1720—1793), als Naturforscher, und zwar vorzugsweise als Entomologe und Botaniker, aber auch durch philosophische Schriften bekannt, wird hier wegen seiner teleologischen Richtung getadelt.

134. Von meinen Beiträgen zur Optik hatte auch etwas verlautet (S. 133). — Dieselben waren 1791 und 1792 erschienen, das erste Stück mit XXVII Tafeln, das zweite mit einer großen kolorirten Tafel und einem Kupfer, beide zu Weimar im Verlage des Industrie-Comptoirs. — Ein drittes Stück, das nach der Ankündigung des Industrie-Comptoirs gleichzeitig mit dem zweiten ausgegeben werden sollte, ist nicht erschienen. (S. Hirzel, „Neuestes Verzeichniß einer Goethe-Bibliothek". August 1874. S. 35 u. 36.)

135. Hier fand man sich zusammen, der Hauswirth immer munter und aufregend ..... in Frankfurt mit ihr zugebracht hatte (S. 134 u. 135). — Ueber die Familie Jacobi's (oben Anm. 117) vgl. man das 14. Buch von „Dichtung und Wahrheit" und die Anmerkungen dazu. Der hier erwähnte Sohn war Max Jacobi, der 1793 in Jena Medizin studirte und nachmals Obermedizinalrath in Düsseldorf wurde.

136. Heinse (S. 135). — Johann Jakob Wilhelm H. (1749—1803) war zuerst 1774 nach Düsseldorf gekommen, um Jacobi's Bruder, mit dem er schon in Halberstadt befreundet gewesen war, bei der Herausgabe der Zeitschrift „Iris" beizustehen; im Jahre 1783 war er wieder längere Zeit in Düsseldorf, dann lebte er seit 1786 als Vorleser des Kurfürsten in Mainz und auch noch nach dessen Tode als Bibliothekar ebendaselbst, von

wo die kriegerischen Unruhen um diese Zeit ihn zu den alten Freunden mögen fortgetrieben haben.

137. In dem Saale des Rubens ... Himmelfahrt von Guido (S. 135). — Die Bilder der 1690 gestifteten Düsseldorfer Galerie, unter ihnen das jüngste Gericht von Rubens und die Himmelfahrt der Maria von Guido Reni, wurden 1805 nach München gebracht.

138. Houdon (S. 136). — Jean Antoine H. (1740—1828), von dem namentlich die Statuen Voltaire's und Washington's bekannt sind.

139. Die Brüder des Königs (S. 136). — S. Anm. 32.

140. Herr von Grimm (S. 136). — Friedrich Melchior, Baron Grimm von Grimmenhoff (1723—1807), als Publizist, Diplomat, als Freund Raynal's und Diderot's bekannt. Eine kurze Charakteristik giebt Goethe, der ihn schon seit 1781 kannte, in den „Tag- und Jahresheften" von 1801.

141. Frau von Coudenhoven ... Herr und Frau von Dohm (S. 136). — Die Erste, geborene Gräfin von Hatzfeld, wird noch einmal in den „Tag- und Jahresheften" von 1796 erwähnt. Der Zweite, Christian Konrad Wilhelm von Dohm (1751—1820), Historiker und Staatsmann, ist erst später, besonders durch die Schrift „Denkwürdigkeiten meiner Zeit" 5 Bde., 1814—1819, bekannt geworden.

142. Frankfurt war noch von den Franzosen besetzt (S. 136). — S. Anm. 100.

143. Sie [die Frankfurter Bürger] sollten sich gegen Custine männlich und gut betragen haben (S. 136). — Dies scheint sich auf die Eingabe zu beziehen, welche die Zünfte und Handwerke an den französischen General machten, als der Stadt die oben Anm. 100 erwähnte Kontribution von zwei Millionen auferlegt wurde. „Süßliche Proklamationen," sagt Häusser (Bd. I. S. 418), „worin von der Gerechtigkeitsliebe der französischen Nation, von ihrem Mitgefühl für den armen arbeitsamen Bürger und von dem Drucke, den die Reichen bisher geübt, die Rede war, kündigten den Frankfurtern an, nicht das Volk, sondern nur die reiche und regierende Klasse habe die Summe beizubringen." Die Antwort der Zünfte und Handwerke bestand in der ausdrücklichen Erklärung, daß sie von dieser volksfreund-

lichen Fürsorge nichts wissen wollten; sie seien bisher mit ihrem Regiment leidlich zufrieden gewesen; wenn man aber ihren reicheren Mitbürgern das Geld abnähme, so müßte natürlich auch ihr Erwerb und Verdienst aufs Empfindlichste getroffen werden. — Man vgl. auch Sybel, Bd. I. S. 548.

144. Geheimerath Hoffmann (S. 137). — Christoph Ludwig H. (1721—1807), angesehener Arzt und medizinischer Schriftsteller, damals in kurmainzischen Diensten und Direktor des medizinischen Kollegiums zu Mainz, Begründer eines besonderen medizinischen Systems.

145. Indem ich nun die Tafel hinaufsah ..... herbeizuspiegeln trachteten (S. 138 u. 139). — Ueber die Deutung, die man dieser Stelle gegeben hat, s. die Vorbemerkung, S. 13.

146. Professor Plessing (S. 139). — Ueber die Beziehungen Goethe's zu Plessing vgl. man unsere Goethe-Biographie, Werke, Bd. I. S. CXVII; Goethe's eigenen, durch die Schrift: „Ueber Goethe's Harzreise im Winter. Einladungsschrift von Dr. Kannegießer, Rektor des Gymnasiums zu Prenzlau. Dezember 1820", veranlaßten Aufsatz, abgedruckt Werke, I. 147 ff.; Möller, „F. A. Krummacher und seine Freunde", 1849; einen Aufsatz von J. W. Schaefer, „Deutsches Museum", 1861, Nr. 19, auch in der Sammlung von Schaefer's Aufsätzen wieder abgedruckt; endlich die ausführliche Arbeit von Duntzer: „Plessing", in seiner Schrift „Aus Goethe's Freundeskreise" 1868, S. 343—383. — Wir entnehmen der letzteren Quelle vorzugsweise die folgenden Data über das weder für Andere noch für ihn selbst sehr erfreuliche Leben des Mannes.

Friedrich Viktor Lebrecht Plessing wurde am 20. Dezember 1752 zu Belleben im Magdeburgischen geboren, wo sein Vater damals als Prediger lebte. Nachdem er in Göttingen, Wittenberg und Halle studirt hatte, auch eine Zeit lang Soldat gewesen war, kehrte er in das Haus seines Vaters zurück, der indessen 1764 als Oberprediger nach Wernigerode übergesiedelt war. In seiner trüben und unbefriedigten Stimmung, von der Goethe ausführlich berichtet, schrieb er von hier aus im Jahre 1777, vielleicht auch noch früher die beiden oben S. 142 und öfter erwähnten Briefe an Lezteren, welche den oben S. 146 ff. besprochenen Besuch zur Folge hatten. Zwei Jahre später, im September oder Oktober 1779, berührte Plessing auf einer Reise nach Königsberg, wo er eine Anstellung als Universitätslehrer zu

erhalten hoffte, auch Weimar, fand indessen Goethe nicht anwesend und verkehrte nur mit Herder. Obgleich er in Königsberg verschiedene Abhandlungen drucken ließ, so hatte sein Aufenthalt doch nicht den gewünschten Erfolg, auch scheint ein unglückliches Liebesverhältniß seine Thätigkeit gestört zu haben. Gleichwol schrieb er von dort im Sommer 1782 an Goethe, wie es scheint, in beruhigter Stimmung. Wenigstens möchte man dies aus der uns noch erhaltenen Antwort Goethe's vom 26. Juli 1782 schließen. Diese, abgedruckt in Hirzel's „Fragmenten aus einer Goethe-Bibliothek", 1849 (S. 10), lautet: „Mein Betragen gegen Sie will ich nicht für eine Tugend ausgeben; nothwendig war es. Hätten Sie damals gedacht, wie Sie jetzt denken, so wären wir näher. Doch der Mensch hat viel Häute abzuwerfen, bis er seiner selbst und der wirklichen Dinge nur einigermaßen sicher wird. Sie haben mehr erfahren, mehr gedacht; möchten Sie einen Ruhepunkt treffen und einen Wirkungskreis finden! So viel kann ich Sie versichern, daß ich mitten im Glück in einem anhaltenden Entsagen lebe und bei aller Mühe und Arbeit sehe, daß nicht mein Wille, sondern der Wille einer höhern Macht geschieht, deren Gedanken nicht meine Gedanken sind. Leben Sie wohl! Wenn Sie sich mit mir unterhalten mögen, sollen mir Ihre Briefe jederzeit willkommen sein." — Einige Monate nach diesem Briefe erfolgte dann vermuthlich Pleffing's Besuch, von dem Goethe oben (S. 151) erzählt, so daß also zwischen ihm und dem Wiedersehen in Duisburg (vgl. oben S. 139 u. 151) etwa zehn Jahre verflossen sein mögen. Diese Zeit hatte Pleffing nun zu einer ausgedehnten literarischen Production benutzt, obschon es ihm an Vorbildung in den Sprachen, welche für das von ihm mit Vorliebe gepflegte Studium der älteren Philosophie unbedingt nothwendig waren, vollständig fehlte. Er selbst berichtet Wunderdinge über die Schnelligkeit, mit der er alles Versäumte nachgeholt haben will. Wir enthalten uns jedenfalls der Aufzählung seiner zahlreichen Schriften, die er übrigens meistens auch Goethe zusandte, ohne daß Dieser Zeit und Neigung fand, sie zu lesen, und bemerken nur, daß dieselben sich auf moralische Fragen, spekulative Philosophie und Geschichte der Philosophie bezogen. „Er ist ein animal scribax," schreibt Hamann in einem Briefe vom Januar 1787 über ihn an Jacobi; „er wird sich so blind und so leer ausschreiben, daß nicht ein Tröpfchen übrig bleiben wird. Etwas Reifes und Gesundes ist von ihm nicht zu erwarten. Ihm ist an einem gelehrten Namen gelegen. . . ." Wenigstens erreichte es Pleffing durch seine vielen Schriften, vielleicht auch durch einige

schon auf einer Reise nach Berlin gegen Ende des Jahres 1782 angeknüpfte Verbindungen, daß er 1788 als Professor der Philosophie an die Universität zu Duisburg — beiläufig mit 300 Thalern Gehalt — berufen wurde. Hier hat er noch achtzehn Jahre gelebt, in dürftigen Verhältnissen, in seiner Lebensweise als Sonderling, nicht ohne den Verdacht, gerade dadurch Effekt machen zu wollen, aber immerfort mit neuen wissenschaftlichen Plänen und Untersuchungen beschäftigt, und von manchem Freunde hochgeschätzt, so namentlich von A. W. P. Möller, in dessen oben erwähnter Schrift über Krummacher auch seiner mehrfach gedacht wird, und von Krummacher selbst. — Fernere Beziehungen zu Goethe scheinen nach jenem Besuche in Duisburg nicht mehr stattgefunden zu haben; der Briefwechsel mit ihm ist nach Möller's Angabe (Bd. I. S. 39) vernichtet worden. — Pleſſing starb am 6. Februar 1806.

147. Werther (S. 140). — Man vergl. die Vorbemerkung zu den „Leiden des jungen Werther's", Werke, Bd. XIV. S. 6.

148. Yorick-Sterne (S. 140). — Lorenz Sterne (1713 bis 1768) als Verfaſſer der „Sentimental journey through France and Italy" und der „Letters from Yorick and Eliza". Der Name Yorick scheint erſt in den deutſchen Ueberſetzungen, deren älteſte 1768 erſchien, in den Titel aufgenommen zu ſein.

149. Lavater's Phyſiognomik (S. 140). — Ueber die Beziehungen Goethe's zu Lavater ſ. unſre Biographie, Werke, Bd. I. S. CXIV. das 14. Buch von „Dichtung und Wahrheit" und das Gedicht in den Werken, Bd. II. S. 253 f.; über ſeine Betheiligung an der Herausgabe der „Phyſiognomiſchen Fragmente" namentlich Werke, Bd. XXVIII. S. 471—476.

150. Heinrich Lips (S. 140). — Johann Heinrich L. (1758—1817), von dem man etwa funfzehnhundert Kupferſtiche hat, war infolge von Goethe's Verwendung Profeſſor der Zeichenakademie zu Weimar geworden, wo er von 1789 bis 1794 blieb.

151. Ein geiſtlicher Stolz, der es dem natürlichen an Erhebung auch wol zuvorthat (S. 141). — Hierin iſt auch der Grund für die frühzeitige Entfremdung zwiſchen Goethe und Lavater zu ſuchen. Ihr Briefwechſel ſchließt ſchon mit dem Jahre 1783 ab, in dem Muſenalmanach von 1797 wurde

Die Nacht war wahrlich ziemlich düster,
Mein Falke stolperte wie blind;
Und doch fand ich den Weg so gut, als ihn der Küster
Des Sonntags früh zur Kirche find't.

Stammbuch Johann Peter Reynier's von Frankfurt am Main, 1680.*)

Den 13. November 1774.

„Wer etwas hierin will machen laſſen,
Den bitte, Unzucht draus zu laſſen.
Er wiederige mich wieder um ſo viel,
Im Ehren-Stand ihm dienen will."**)

Ein theures Büchlein ſiehſt Du hier,
Voll Pergament und weiß Papier,
Das wol ſchon an die hundert Jahr
Zum Stammbuch eingeweihet war.
Prädeſtination iſt ein Wunderding —
Wie es dem lieben Büchlein ging,
So ging es auch, wie's Jeder ſchaut,
Dem König von Garda ſeiner Braut.***)
Davon ich die Hiſtoriam
Hier nicht erzähl' aus Sitt' und Scham,
Wie Solches auf dem vor'gen Blatt
Herr Reynier ſich ausgebeten hat.
Möcht' er wol vorgeſehen haben,
Was drüber kämen für ſeine Knaben.
G'nug, er das Buch für gutes Geld
Für ſeine Freunde weiß beſtellt.
Drei, vier Blätter, die ſind beſchrieben!
Die andern ſind auch weiß geblieben.
Hat ſie das Geſchick mir zugedacht.

*) Die Situation, welche dem Gedichte zu Grunde liegt, geht aus den Merck'ſchen Briefen und Düntzer's „Frauenbilder aus Goethe's Jugendzeit" (S. 348 ff.) deutlich hervor. Goethe war am 13. November Abends bei der ihm befreundeten Familie des Juweliers Treſchel, welcher in der Eſchenheimer Gaſſe Lit. D. Nr. 137 wohnte, zugleich mit ſeinem Freunde, dem Aktuar des Kaſſenamts J. J. Wieſe. Der junge Treſchel mag Poſtbeamter geweſen ſein. Die Tochter (der Jungfrauen Flor) hatte das alte Stammbuch aufgefunden.

**) Ueber den Sinn der beiden letzten Zeilen des Mottos ſind verſchiedene Hypotheſen aufgeſtellt worden (vgl. insbeſondere Düntzer in der oben erwähnten Schrift, welcher „Erwiederige nicht" ſtatt „Er wiederige mich" zu leſen vorſchlägt). Wir laſſen dieſe Muthmaßungen um ſo mehr auf ſich beruhen, als das Motto nicht von Goethe herrührt.

***) Vgl. die 17. Erzählung im Dekameron des Boccaccio, — Garda-Algarbien.

Lavater von heftigen Angriffen nicht verschont, und als Goethe im September und October 1797 in Zürich war, besuchte er ihn nicht mehr. Vgl. noch unten Anm. 16 auf S. 275.

152. Des Jahrs 1777 (S. 142). — Die Lesart der ältern Ausgaben 1776, die bereits in der vierzigbändigen von 1840 verbessert ist, kann nur auf einem Gedächtnißfehler Goethe's beruhen.

153. Ich hatte mir ..... eine Zahl von jungen Männern aufgebürdet (S. 142). — Lenz, Klinger u. A., deren Anwesenheit in Weimar Goethe nicht selten Verlegenheiten und Unannehmlichkeiten bereitete.

154. Jagdpartie auf wilde Schweine (S. 143). — S. Werke, Bd. I. S. 145, Anm., u. S. 146 f.

155. Aber.....erst sehr spät in Ilfeld ankam (S. 144). — Es war am 30. November 1777; die darauf folgende Nacht brachte Goethe in irgend einem Orte in der Nähe der Baumannshöhle zu, und am 2. oder 3. Dezember war er in Wernigerode.

156. Aber abseits, wer ist's (S. 145). — S. Werke, Bd. I. S. 146.

157. Im Gasthof zu Wernigerode angekommen (S. 146). — Die Einzelnheiten in der Erzählung sind hier nicht ganz genau, wie sich namentlich aus dem in den Briefen an Frau von Stein (Bd. I. S. 129) mitgetheilten Reisetagebuche ergiebt. Dort steht: „Tagebl. 3. Dez. Auf Wernigerode. Mit P. spazieren auf die Berge", während nach der hier vorliegenden Erzählung der ganze Verkehr sich auf den einen Abend beschränkt und durch das oben S. 150 erwähnte Bleistiftblättchen abgeschlossen wird.

158. Rath Kraus .... Kapellmeister Wolf (S. 146). — Friedrich Johann Justin Bertuch (1747—1822), bekannt durch seine vielen literarischen Unternehmungen, darunter auch durch das mit Johann Melchior Kraus (1737—1806) seit 1786 herausgegebene „Journal des Luxus und der Moden"; Kraus war übrigens schon 1776 nach Weimar gekommen und wurde 1778 Direktor der Zeichen- und Kunstakademie daselbst. — Für Johann Musäus (1735—1787), den bekannten Romanschriftsteller, vgl. man das auf ihn bezügliche kleine Gedicht in den Werken, Bd. III. S. 56 f., und die Schrift von Dr. Moritz

Müller: „Johann Karl August Musäus. Jena 1867“. — Christian Joseph Jagemann, der Verfasser des bekannten italienischen Wörterbuchs, war Bibliothekar der Herzogin Amalie. — Ernst Wilhelm Wolf endlich (1735—1792) war seit 1761 fürstlicher Konzertmeister im Dienste der Herzogin Amalie, seit 1772 Hofkapellmeister.

159. Und so schieden wir friedlich und schicklich (S. 150). — Die Behauptung Schaefer's, daß Goethe sich beim Abschiede habe zu erkennen gegeben und hier nur ähnlich wie in „Dichtung und Wahrheit“ seine Erlebnisse frei behandle, wird von Düntzer in dessen oben erwähnter Schrift, S. 357 f., wie es scheint, mit vollem Rechte bekämpft.

160. Ich wüßte nicht, wie viel Zeit ..... gehört hätte (S. 151). — Hier hat Goethe augenscheinlich den oben in Anm. 146 erwähnten Brief Pleissing's von 1782 und seine eigene dort mitgetheilte Antwort an ihn vergessen.

161. Ich kam in den Fall, ihm einige reelle Dienste zu leisten (S. 151). — Worin diese bestanden, ob in Geldunterstützungen, buchhändlerischen Vermittelungen oder Förderung seiner Bemühungen um Anstellung, ist nicht bekannt.

162. Indem er die Geschichte älterer Philosophie ernstlich behandelte (S. 151). — Diese Worte beziehen sich wol vorzugsweise auf Pleissing's Schriften: „Osiris und Sokrates 1782“ (nach andern Angaben 1783 oder 1784) und die „Versuche zur Aufklärung der Philosophie des ältesten Alterthums. 2 Bde. 1788—1790“.

163. Seine Bücher, die er mir, wie sie herauskamen, zusendete (S. 151). — Auch Goethe wies seinen Verleger Göschen an, Pleissing ein Exemplar seiner eignen Schriften (Ausgabe von 1787 bis 1790) zu übermitteln.

164. Merrem (S. 152). — Blasius M., später Hofrath und Professor in Marburg.

165. Die Fürstin hatte uns vor Jahren in Weimar besucht (S. 153). — S. oben Anm. 117.

166. Geistlicher, Staatsmann, so nahe, den Fürstenthron zu besteigen (S. 153). — Man hatte allgemein gewünscht und gehofft, daß Fürstenberg 1780 zum Koadjutor in Köln und Münster und somit zum künftigen Regenten ernannt

werden würde, während diese Stellung dem Erzherzog Maximilian Franz von Oeſtreich zu Theil wurde.

167. Hamann, deſſen Grab ..... in die Augen ſchien (S. 153.) — Johann Georg H., geboren 1730, hat, nachdem er 1787 den Abſchied aus ſeinem Amte in Königsberg erhalten hatte, das letzte Jahr ſeines Lebens — er ſtarb am 21. Juni 1788 zu Münſter — theils auf dem Gute ſeines Wohlthäters Buchholz, Welbergen in der Nähe von Münſter, theils in Pempelfort bei Jacobi und in Münſter ſelbſt bei der Fürſtin Gallitzin zugebracht. Die Letztere ließ ihn in ihrem Garten begraben und ihm ein Denkmal ſetzen.

168. Hemſterhuis ... ſowie ſeine Schriften (S. 154). — So von den letztern namentlich die „Lettres de Diocles à Diotime sur l'athéisme", in denen die Fürſtin unter Diotime gemeint iſt.

169. Des trefflichen Steinſchneiders Natter (S. 155). — Johann Lorenz N., 1705 in Biberach geboren, 1763 in Petersburg geſtorben, wird auch von Meyer in dem Kollektivwerk „Winckelmann und ſein Jahrhundert" (1805. S. 267) als tüchtiger Künſtler gelobt; beſonders erwähnt Dieſer ein ſchön geſchnittenes Bildniß des Kardinals Albani von demſelben. — In neuerer Zeit hat man Natter beſchuldigt, Gemmen durch von ihm eingegrabene Namen verfälſcht zu haben. (Müller's Künſtlerlexikon, Bd. III. S. 160.)

170. Brief über die Skulptur ... Ueber das Begehren (S. 155). — Die genannten Schriften erſchienen 1769 und 1787 unter den Titeln: „Lettre sur la sculpture" und „Sur les désirs".

171. Amor, nicht aber das Kind (S. 157). — Vgl. Werke, Bd. II. S. 11; die betreffende Anm. daſelbſt hebt indeſſen nicht ausreichend hervor, daß Heuſterhuis damals nicht mehr am Leben war.

172. Das für einen Dichter ganz unſchicklich gehaltene Studium der Oſteologie (S. 159). — Für Goethe's ſchon 1784 geſchriebene und an den holländiſchen Anatomen und Naturforſcher Camper überſandte Abhandlung über das Os intermaxillare und die weiteren Reſultate ſeiner Studien in der Knochenlehre mag hier vorläufig eine Verweiſung auf die

Schrift von R. Virchow dienen: „Goethe als Naturforscher und in besonderer Beziehung auf Schiller. Eine Rede nebst Erläuterungen. Berlin 1861". Man vergl. besonders S. 46—50 und S. 75—82 daselbst.

173. Die Pferdeweihe, woran auch andere Haus- und Hofthiere theilnehmen (S. 159). — Man vergl. die ausführliche Beschreibung in der „Italienischen Reise" unter dem 18. Januar 1787. Das Fest selbst, dessen Ritual in der „benedictio stabuli, equorum, boum et aliorum armentorum" (Segen über den Stall, die Pferde, Rinder und andere Hausthiere) besteht, wird am 17. Januar, dem Todestage des heiligen Antonius (251—356), gefeiert.

174. Luise von Voß, wie sie im Novemberheft des Merkur 1784 erschienen war (S. 160). — Der Anfang der bekannten Idylle war in Voß' „Musenalmanach fürs 1784" und nur die Fortsetzung derselben in dem genannten Merkurheft abgedruckt. Das ganze Gedicht erschien erst 1795 in Königsberg.

175. Meine Ankunft in Weimar ..... erhellen und erheitern würde (S. 164). — Was bei dieser Ankunft, die wir nach dem Obigen auf den 16. oder 17. Dezember setzen müssen, sich zugetragen hat, wird nirgends verrathen. Riemer (Mittheilungen, II. 334) sagt, man müßte Goethe selbst die Familienscene erzählen hören, um seine Bemerkung wahr zu finden. Auch in keiner andern Schrift über Goethe's Leben findet sich unsers Wissens eine Auskunft.

176. Das von meinem Fürsten mir bestimmte ... Haus (S. 164). — Es ist das Haus am Frauenplan, welches Goethe bis zu seinem Tode bewohnt hat und das noch jetzt seine Sammlungen und das Archiv enthält.

177. Heinrich Meyer (S. 164). — Für Alles auf ihn Bezügliche vergl. man das Personen- und Sachregister zu Bd. XXVIII.

178. Das Weimarische Theater (S. 164). — Man vgl. hiezu die ausführlichere Darstellung in dem Aufsatz „Weimarisches Hoftheater" (Werke, Bd. XXVIII. S. 673 ff.), wo auch bereits in den Anmerkungen die nöthigsten Notizen über die Bellomo'sche Gesellschaft, Iffland, Kotzebue u. A. gegeben sind.

179. Schröder.....Hagemeister (S. 165). — Ueber Schröder vgl. das Personen- und Sachregister zu Bd. XXVIII: — Franz Marius von Babo (1756—1822) war u. A. Verfasser des Drama's „Otto von Wittelsbach"; — Friedrich Wilhelm Ziegler (1761—1827), von dem es mehr als vierzig Dramen giebt: — Christoph Bretzner (1748—1807), von dessen Stücken in Weimar gegeben wurden: „Der Eheprokurator", „Das Räuschchen", die Opern „Belmonte und Constanze" und „Così fan tutti", zu denen er den Text geliefert hat, und „Karl und Sophie oder die Physiognomie"; — Johann Friedrich Jünger (1759—1797), mehr bekannt als Romanschriftsteller, dessen „Entführung" in Weimar aufgeführt wurde. — Von Gustav Hagemann, der 1760 geboren wurde und nach 1820 gestorben ist, dem Verfasser von mehr als dreißig Stücken, und Johann Friedrich Hagemeister (1762—1807), dessen Dramen „Die Jesuiten", „Pausanias' Tod" und „Waldemar, Markgraf von Schleswig" am Bekanntesten sind, heißt es in den „Tag- und Jahresheften" von 1792, daß ihre Stücke, obgleich hohl, doch für den Augenblick Theilnahme erregend und Unterhaltung gewährend, nicht verschmäht wären.

180. Gozzi (S. 166). — Carlo Graf G. (1722—1806). Ueber Schiller's „Turandot", die nach ihm bearbeitet ist, s. Werke, Bd. XXVIII. S. 680 f., über die Benutzung seines Stückes „L'Amore delle tre Melarance" von Goethe selbst im „Triumph der Empfindsamkeit" die Schrift von W. v. Biedermann „Die Quellen und Anlässe einiger dramatischen Dichtungen Goethe's", S. 22 f., und die Vorbemerkung Werke, Bd. VIII. S. 324.

181. F. J. Fischer (S. 166). — Franz Fischer, vom 7. Mai 1791 bis Ostern 1793 als Regisseur in Weimar thätig, war u. A. als Pastor in Iffland's „Jägern" und als Philipp II. in Schiller's „Don Karlos" aufgetreten.

182. Die Dittersdorfischen Arbeiten (S. 166). — Von den zahlreichen Opern, die Karl Ditters von Dittersdorf (1739—1799) verfaßt hat, sind in Weimar aufgeführt worden: „Der Doktor und der Apotheker", „Das rothe Käppchen".

183. Paisiello . . . Guglielmi (S. 166). — Paisiello (1741—1816), Komponist von 148 Opern, sein Nebenbuhler Domenico Cimarosa (1755—1801) von 120; die Werke von

Pietro Guglielmi (1727—1804) werden auf 200 Nummern gezählt. In Weimar aufgeführt wurden, faſt immer nach Texten, von Vulpius bearbeitet, von dem Erſten z. B.: „La bella Molinara“, von Cimarosa „L'Italiana in Londra“, von Guglielmi „Rinaldo“.

184. Das Reſultat mehrjähriger Betrachtung ... wenden dürften (S. 167). — Dieſe Befürchtung iſt inſofern nicht eingetroffen, als Goethe nach wenigen Jahren wieder auf den Gegenſtand zurückkam. Der Aufſatz „Hemſterhuis-Galliziniſche Gemmenſammlung“ (Werke, Bd. XXVIII. S. 444 ff.) iſt zuerſt in „Kunſt und Alterthum“, IV. Bandes 1. Heft, 1823, gedruckt und vermuthlich nur kurze Zeit vor dem Drucke geſchrieben.

185. Die Weimariſchen Kunſtfreunde (S. 170). — Ueber dieſe Bezeichnung und die gewöhnlich für dieſelbe angewendete Chiffer W. K. F. vgl. man die Vorbemerkung zu Werke, Bd. XXVIII. S. XIII.

186. Freund Meyer entwarf verſchiedene Kompoſitionen (S. 170). — „Böttiger erwähnt in ſeinem handſchriftlichen Nachlaſſe ſchon unter dem 17. Februar 1792 eines Gemäldes von Meyer, deſſen Kolorit nach Goethe's prismatiſchen Verſuchen eingerichtet war.“ (Anm. von Biehoff in deſſen Werk „Goethe's Leben“, 3. Aufl., 3. Band, S. 222.) Auch an Jacobi ſchreibt Goethe (1. Februar 1793): „Ich laſſe Dir die Zeichnungen kopiren, in denen Meyer meine theoretiſchen Farbenſpekulationen in Praxin zu ſetzen anfing.“

187. Die Halsbandgeſchichte (S. 171). — Vgl. die Vorbemerkung zum „Großkophta“, Werke, Bd. X. S. 120 ff.

188. Glücklicherweiſe ward mein Taſſo noch abgeſchloſſen (S. 171). — Vgl. Werke, Bd. VII. S. 196.

189. Den Bürgergeneral (S. 173). — S. die Vorbemerkung Werke, Bd. X. S. 205 ff.

190. Die Unterhaltungen der Ausgewanderten (S. 174). — S. die Vorbemerkung zu denſelben, Werke, Bd. XVI. S. 7 ff.: die einzelnen Erzählungen erſchienen faſt unmittelbar, nachdem ſie geſchrieben waren, im erſten bis vierten Bande des Jahrganges 1795 der Schiller'ſchen „Horen“. — Goethe greift

also hier in seinen Reflexionen über die Zeit hinaus, die er darstellt.

191. Die Aufgeregten (S. 174). — S. Werke, Bd. X. S. 243 ff.

192. Herrmann und Dorothea (S. 174). — S. Werke, Bd. II. S. 57 ff. — Diese Dichtung ist erst im Juni 1797 vollständig beendigt worden.

193. Reinecke Fuchs (S. 174). — Das Gedicht gehört großentheils dem Jahre 1793 an. — S. die Vorbemerkung Werke, Bd. V. S. 15.

194. Schon seit vielen Jahren..... sehr läßliche Hexameter (S. 174). — Hiezu sei bemerkt, daß sich die Anwendung des deutschen Hexameters, wenigstens des leoninischen, bis auf das 15te Jahrhundert zurückführen läßt, ohne indessen alsbald viele Nachahmung zu finden. In späterer Zeit empfahl ihn Gottsched, während die Proben, die er gab, allerdings nicht empfehlend waren; Ewald v. Kleist und Ut. die nur wenig älter, und Ramler, der ein Jahr jünger als Klopstock war, glaubten den Vers dadurch für das deutsche Ohr angenehmer zu machen, daß sie ihn mit einer Vorschlagsilbe einleiteten, so besonders Kleist in seinem beschreibenden Epos „Der Frühling"; sie dachten aber nicht daran, daß sie dadurch den ganzen Rhythmus vernichteten. Wenn Goethe ferner Herder und Wieland „Latitudinarier" nennt (oben S. 175), so soll dieser Vergleich sich wol nicht direkt auf die freier denkende und jeder Religionsverfolgung feindliche Sekte beziehen, welche im 17ten Jahrhundert der eigentlichen Hochkirche in England entgegentrat, sondern er hat mehr den abgeleiteten Gebrauch des Wortes im Auge, nach welchem man Diejenigen „Latitudinarier" nennt, welche die Fixirung eines Dogma vermeiden mögen. Was übrigens Herder anbetrifft, so hat er allerdings den Hexameter sehr oft in seinen Gedichten angewendet; Wieland that es nur in seinen Jugenddichtungen, z. B. in den „Briefen von Verstorbenen an hinterlassene Freunde", im „Cyrus", in dem „Geprüften Abraham", in den Fragmenten des Epos „Hermann" (Bd. VI. S. 51 ff. unserer Wieland-Ausgabe); eine spätere Anwendung seinerseits dürfte ganz vereinzelt dastehen, wie die in der Uebersetzung eines Gedichtes von Villoison (eben-

daſ. Bd. VI. S. 50). Die Fragmente des „Hermann" ſowie jene Ueberſetzung ſtehen bisher in keiner andern Geſammtausgabe.

195. Vorrede zu den Georgiken (S. 175). — Was Voß überhaupt verlangt, iſt nach modernen Begriffen ſehr einfach. Er ſtellt die Forderung, von der die neuere Metrik allerdings immer mehr und mehr zurückkommt, daß alle Silben wie im Griechiſchen und Lateiniſchen einfach nach ihrer Quantität beſtimmt werden ſollen.

196. Mounier (S. 176). — Jean Joſeph M. (1751—1806), in den Anfängen der Revolution ein thätiges Mitglied der franzöſiſchen Nationalverſammlung, eine kurze Zeit ſogar Präſident derſelben, legte ſein Amt nieder und ſah ſich nach kurzer Zeit genöthigt, in die Schweiz zu fliehen. Nach verſchiedenen weiteren Fahrten kam er mit ſeiner Familie nach Weimar, wo ihm der Herzog das Schloß Belvedere zur Begründung eines ſpäter vielbeſuchten Erziehungsinſtituts einräumte. Schiller und Goethe (ſ. Briefwechſel, II. S. 53—64) ſprechen mit großer Achtung von ihm, ohne daß ſie ſich immer in ihren Anſichten mit ihm verſtändigen können.

197. Camille Jordan (S. 176). — Ueber ihn vgl. die Anm. zu Werke, Bd. XXVIII. S. 590.

198. Hinrichtung Karl's I. (S. 176). — Sie geſchah am 30. Januar 1649.

199. Welchen Dezember und Januar Diejenigen erlebten (S. 176). — Die Hinrichtung Ludwig's XVI. erfolgte am 21. Januar 1793.

200. Frankfurt war wieder in deutſchen Händen (S. 176) — ſeit dem 2. Dezember 1792.

201. Vorbereitungen, Mainz wieder zu erobern (S. 176). — Im April 1793 war die Stadt bereits eingeſchloſſen.

202. Wo General Neuwinger gefangen wurde (S. 176). — Er war Unterbefehlshaber Cuſtine's, hatte früher Frankfurt beſetzt und wurde am 27. März bei Waldalgesheim vom Erbprinzen von Hohenlohe beſiegt und gefangen genommen

203. Die zweite nach meinen Skizzen radirte Tafel (S. 177). — Vgl. Werke, Bd. II. S. 217. Sie stellt die hintere (Garten-)Front von Goethe's Wohnhaus in Weimar dar. Eine mit Weinlaub berankte, mehrere Stufen hohe, einfache Holztreppe führt aus der Mittelthür in den Garten, vor derselben eine Bank, mit zwei Orangenbäumen zur Seite. Durch die halb geöffnete Eingangsthür blickt eine jugendliche weibliche Gestalt (Goethe's Gattin, Christiane Vulpius) mit Wohlgefallen auf einen nahe der Treppe am Hause sitzenden Knaben (Goethe's Sohn).

204. Hier sind wir denn (S. 177). — S. Werke, Bd. II. S. 219.

---

205. Bei dem Wunsche, auch die Details in Goethe's Leben genau zu wissen, bei dem neuen Interesse, welches der damalige Feldzug in der Champagne durch den allerdings nicht zu vergleichenden jüngsten Krieg gegen Frankreich gewonnen hat, bei der Ungenauigkeit endlich einzelner Ausgaben in Beziehung auf das Datum der Tage, sämmtlicher in Beziehung auf die Ortsnamen scheint es zweckmäßig, Tag für Tag die Märsche oder Fahrten und den jedesmaligen Aufenthalt Goethe's festzustellen, und zwar um so mehr, als auch das biographische Schema (Goedeke's Grundr., II. S. 887) nur die nachstehende dürftige Angabe enthält: „1792. Optische Beiträge. 2 St. gedr. — Den 28. Aug. vor Longwy angekommen — das am 22. Kapitul. hatte — 20. Sept. Kanonade von Valmy — Düsseldorf — Münster — Kassel — Nach Hause."

Die Zeit, welche hier in Betracht kommt, erstreckt sich vom 23. August bis zum 17. Dezember 1792.

23. bis 27. August. Am 23. und 24. in Mainz, dann über Bingen, Trier, am Monumente von Igel vorbei, nach Grevenmachern, von dort, ohne Luxemburg zu berühren, in das Lager von Procourt, südlich von Longwy, nordöstlich von Longuion gelegen, Ankunft daselbst am 27.
28. August. Besuch von Longwy. Nachts zurück ins Lager.
29. August. Marsch über Arrancy, Chatillon l'Abbaye bis Pillon.

30. August. Marsch über Mangiennes, Dombasles, Wavrille, Ormont (in der Nähe von Samogneux). — Lager diesseits Verdun.
31. August bis 4. September. Im Lager von Verdun, am 3. September Besuch der Stadt.
5. September. Verlegung des Lagers jenseit Verdun. Goethe kommt mit dem weimarischen Regiment nach Jardin Fontaine.
6. bis 10. September. In Jardin Fontaine.
11. September. Marsch in nordwestlicher Richtung bis Malancourt.
12. September. Marsch in der Richtung nach Landres, fast nördlich. Nacht im Schlafwagen.
13. bis 16. September. Kurze Märsche über Landres hinaus in die Gegend von Grandpré. Nächte im Bivouac.
17. September. Nachdem die Oestreicher den Paß Le Chesne le populeux gestürmt haben, zieht das Heer durch Grandpré, geht über die Aisne und lagert bei Baux les Monrons.
18. September. Ebendaselbst.
19. September. Marsch nach Massiges und von dort bis Somme Tourbe. Man passirt die Chaussee von Paris nach Sainte Menehould und nähert sich von Westen her Valmy. — Bivouac.
20. September. Die Kanonade von Valmy. Man gräbt sich zur Nacht in die Erde ein.
21. bis 28. September. Das Hauptquartier ist in Hans, etwas nördlich von Valmy. Goethe ebendaselbst im Zeltlager.
29. September. Abmarsch des Abends in nordwestlicher Richtung. Bivouac.
30. September. Haltepunkt des Heeres zwischen Laval und Varge-Moulin.
1. Oktober. Lager hinter Rouvroy (etwas nördlich von dem am 19. September passirten Massiges gelegen).
2. Oktober. Marsch nach Baux les Monrons. — Bivouac.
3. Oktober. Marsch in der Richtung nach Grandpré. Bivouac.
4. Oktober. Verweilen in der Nähe von Grandpré, später Weitermarsch in nordöstlicher Richtung gegen Buzancy.
5. und 6. Oktober. Marsch nach Sivry (les Buzancy).

Nach Erbschaftsmoder und langer Nacht
Zog es endlich der Jungfrauen Flor
Aus Schutt und Staub und Graus hervor
Und gab es mir und schenkt' es mir,
Als wohlbekannt wegen viel Geschmier,
Daß ich Papier und Pergament
Erfüllt' mit Werken meiner Händ';
Dazu bei Schnee und Winternacht
Der Anfang alsobald gemacht,
Da wir wohl hinterm Ofen saßen,
Borsdorfer Aepfel weidlich fraßen.
Zugegen war die Jungfrau lieb,
Von Post und Kirche zwei große Dieb',*)
Dadurch Weihung nicht gering
Ihre rechte Würdigkeit empfing,
Da es nach Christ Eintausend Jahr'
Siebenhundert und vierundsiebzig war,
Zwei Tage nach Martini Tag,
Abends mit dem achten Glockenschlag.
Frankfurt am Main, des Witzes Flor,
Nicht weit vom Eichenheimer Thor,
Findest das Haus nach dem A-B-C,
Hundert siebenundfünfzig Lit. D.
Und hiermit mach' ich den Beschluß.
Hab' freilich Alles nicht beschrieben;
Genug, was wir zusammen trieben,
War nicht actus continuus.**)

Den Abend drauf, nach Schrittschuhfahrt,
Mit Jungfräulein von edler Art,
Staatskirchentort', gemeinem Bier,
Den Abend zugebracht allhier,
Und Aengelein und Lichterglanz,
Ram,***) Sitha, Hanemann und sein Schwanz.

*) Scherzhafte Hindeutung auf die beiden anwesenden Freunde.
**) Formulus technicus für einheitliche juristische Verhandlungen. — 2.
***) In dem indischen Märchen „Der Affe des Ram", das Goethe zu erzählen liebte, ist der Windgott Hanemann, der als Affe erscheint, bemüht, für Ram die schöne Sitha zu gewinnen. Vgl. auch II, 355 und Anm.

7. Oktober. Abmarsch nach der Maas zu, in östlicher Richtung: Uebergang über dieselbe oberhalb Dun. — Lager bei Consenvoye.
8. Oktober. Ebendaselbst.
9. Oktober. Goethe trennt sich von der Armee und fährt über Samogneux (s. 30. August) nach Verdun.
10. Oktober. Aufenthalt in Verdun.
11. Oktober. Ueber Estain nach Spincourt.
12. Oktober. Ueber Longuion nach Longwy.
13. Oktober. Nach Arlon.
14. Oktober. Nach Luxemburg.
15. bis 20. Oktober. Aufenthalt daselbst.
21. bis 22. Oktober. Reise nach Trier. Nachtquartier vielleicht in Grevenmachern.
23. bis 31. Oktober. Aufenthalt in Trier.
1. November. Fahrt nach Koblenz.
2. bis 4. November. In Koblenz.
5. November. Fahrt bis Bonn.
6. November. Fahrt bis Düsseldorf.
6. November bis 4. Dezember. Besuch bei Jacobi in Pempelfort.
4. Dezember. Fahrt nach Duisburg.
5. Dezember. In Duisburg; Verkehr mit Pleſſing und Merrem.
6. Dezember. Nach Münster.
6. bis 12. oder 13. Dezember. In Münster bei der Fürstin Gallitzin.
12. oder 13. bis 16. oder 17. Dezember. Rückkehr über Paderborn und Kassel nach Weimar.

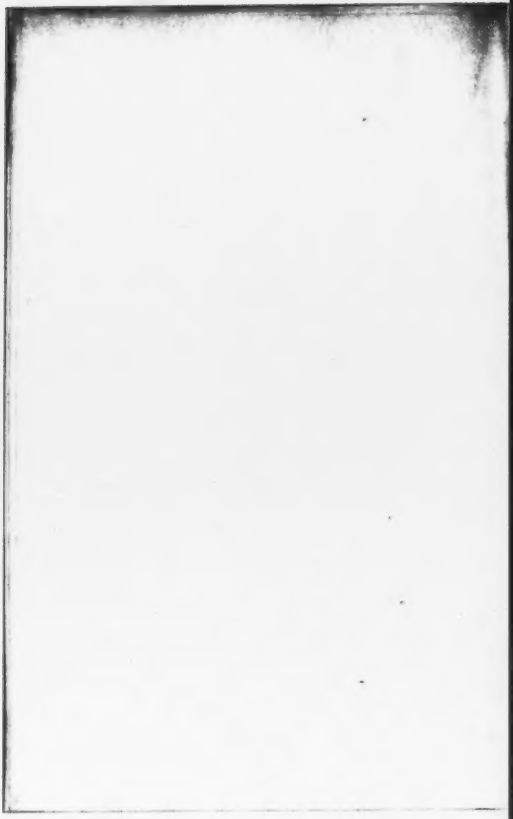

Belagerung von Mainz.

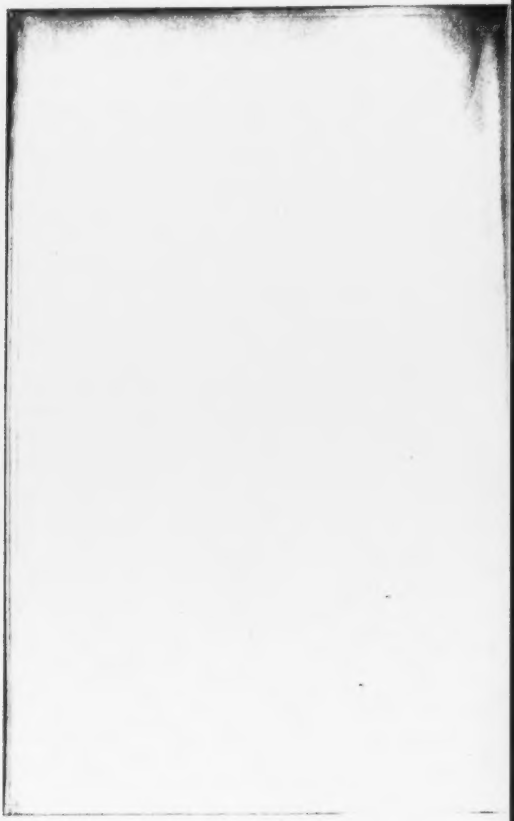

Vorbemerkung des Herausgebers.

Während in der „Campagne in Frankreich" die autobiographische Absicht vorwaltet, ist die „Belagerung von Mainz", welche unmittelbar nach jener für den Druck redigirt wurde, überwiegend ein kriegsgeschichtliches Tagebuch. Nur gelegentlich macht Goethe Bemerkungen über die Beschäftigungen, denen er sich während seines Verweilens vor der Festung widmete, und erst am Schlusse des Ganzen, wo er von seinem Aufenthalte in Mannheim, Heidelberg und Frankfurt spricht, treten die persönlichen Erlebnisse mehr in den Vordergrund. So bedurfte denn vom biographischen Standpunkt aus die Zeit, um die es sich hier handelt, nämlich vom 12. Mai bis etwa zum 26. August 1793, mancher ergänzenden Nachrichten, die allerdings zum Theil in den „Tag- und Jahresheften", besonders aber in den Briefen an Herder und Jacobi gegeben werden.

Die Umstände, welche zunächst das Einrücken der Franzosen in Mainz am 21. Oktober 1792 herbeigeführt haben, sind aus der Geschichte bekannt. Als die Truppen der Alliirten noch in der Champagne standen, war das Corps, welches zum

Schutze von Speier gedient hatte, abkommandirt worden, um die Belagerung von Thionville zu unterstützen; die Truppen, welche die Besatzung von Mainz bildeten, waren wenig zahlreich und wurden schlecht geführt. Unter diesen Umständen, wo ein großer Theil namentlich der geistlichen Staaten am Rhein ungedeckt und unbeschützt war, gelang es dem französischen General Custine leicht, am 30. September 1792 Speier, am 4. Oktober Worms in seine Gewalt zu bringen, und auch Mainz würde ebenso wenig Widerstand geleistet haben, wie es später geschah, wenn er seinen Angriff unmittelbar auf den vorhergehenden Ueberfall hätte folgen lassen. Vorsichtig wartete er indessen, bis der Rückzug der Alliirten beendigt war, und erst als er sich überzeugt hatte, daß von ihnen vor der Hand nichts zu fürchten wäre, in der Mitte des Oktober, näherte er sich der Stadt. Wir übergehen die Zustände, die dort und überhaupt in den geistlichen Staaten herrschten, unterlassen es, die häufig dargestellten Einwirkungen zu schildern, welche die revolutionären Komités in Mainz, der Klubbisten und Komitisten, wie Goethe sie nennt, auf die Verhältnisse ausübten, und bemerken nur, daß die Stadt seit dem 21. Oktober im Besitz der Franzosen war und blieb.

Die nachfolgende Kriegführung seitens der Alliirten zeigt nun allerdings, welchen Werth man auf das Wiedergewinnen der Festung legte, die überdies als Herd aller revolutionären Bewegungen auch für Deutschland noch besonders gefährlich erschien. Freilich war in den letzten Monaten des Jahres 1792 die Verstimmung zwischen Oestreich und Preußen auf einen so bedenklichen Punkt ge-

kommen, daß von irgend bedeutenden gemeinsamen Unternehmungen keine Rede sein konnte. Als indessen dadurch, daß Oestreich für die zweite Theilung Polens Preußen die nöthigen Garantien gab, eine Einigung zu Stande gekommen war, wurde der Kriegsplan für das Jahr 1793 festgestellt. Dieser wurde zunächst wenigstens insoweit ausgeführt, als man mit einem entscheidenden Schlag gegen Belgien, an dessen Wiedergewinnung Oestreich vor allen Dingen lag, nicht zögerte. Hier war seinem alten Plane gemäß Dumouriez Ende Oktober 1792 mit 40,000 Mann eingerückt, hatte in der Schlacht bei Jemappes am 6. November die Oestreicher unter dem Herzoge von Sachsen-Teschen und Clerfayt geschlagen und sich im Laufe des nächsten Monats in den Besitz des ganzen Landes gesetzt. Ebenso günstig waren aber auch die Erfolge, die jetzt die Oestreicher errangen. Der Krieg begann Anfang März mit dem Entsatze von Mastricht, und die Schlacht von Neerwinden am 18. desselben Monats führte die Entscheidung herbei, an welcher der junge Erzherzog Karl von Oestreich einen wesentlichen Antheil hatte. Die Franzosen räumten Tirlemont, später Löwen, und die Oestreicher zogen schon am 25. März in Brüssel ein. In den folgenden Tagen verließen die Franzosen auch Namur, Antwerpen und Mons; Dumouriez, dessen Stellung bei seiner Armee unhaltbar geworden war, ging nach einem vergeblichen Versuche, seine Truppen zu einem gemeinschaftlichen Feldzuge mit den Oestreichern gegen Paris und den Konvent zu bestimmen, zu den letzteren über.

Währenddessen hatte man auch am Mittelrhein dem Kriegsprogramm gemäß die Operationen begonnen. Aber

hier walteten manche Uebelstände ob. Es waren zwei größere Armeen gebildet, deren eine unter dem östreichischen General Wurmser die doppelte Aufgabe hatte (Häusser, I. 443), „den Oberrhein von Mannheim bis an die Schweizergrenze zu decken und zugleich mit einem Theil ihrer selbst die Operationen der Preußen zwischen Mainz und Landau zu unterstützen". Demnach mußte Wurmser, ohne im eigentlichen Sinne zur preußischen Armee zu gehören, sich seiner Instruktion gemäß in allen Stücken den Dispositionen des Königs von Preußen und des unter demselben kommandirenden Herzogs von Braunschweig unterwerfen, wobei nur der Fall ausgeschlossen war, daß eine feindliche Uebermacht den Oberrhein bedrohe. Zu welchen Mißverhältnissen dies führen mußte, hatte man bald Gelegenheit zu sehen. — Zweitens war die Zahl der Anfang April um Mainz vereinigten Truppen für eine regelrechte Belagerung noch nicht ausreichend; es fehlte außerdem in den ersten Monaten an dem nothwendigsten Belagerungsgeschütz. Endlich hatten die Franzosen die Zeit ihres Besitzes zu bedeutenden Verstärkungen der Befestigungen benutzt. Namentlich war Kastel unter Leitung tüchtiger Ingenieure ein starker Punkt geworden, die Rheininsein, die Petersau, die Ingelheimer Au, die Orte Weißenau, Hartheim und Zahlbach waren befestigt und zum Theil auch befestigt; die Besatzung, welche man hineingelegt hatte, bestand überdies aus den besten Truppen der Rhein- und Moselarmee und war 22,000 Mann stark.

Gleichwol gelang noch während des Aprils die vollständige Einschließung der Stadt. Oestreichische Truppen

waren hinzugekommen und lagerten auf den Hechtsheimer Bergen; die Preußen unter General Kalkreuth, der die eigentliche Belagerung leitete, hatten die Stellung bei Mariendorn inne, und eine endliche Uebergabe der Stadt stand zu erwarten. Allerdings vergingen mehr als zwei Monate unter sich wiederholenden kleineren Gefechten, die kein bedeutendes Resultat herbeiführten, und ein solches war auch in der Zeit, wo Goethe's Tagebuch beginnt, am 26. Mai, noch nicht gewonnen.

Dieser historischen Darstellung, welche für das Verständniß der Situation nothwendig war, und für die wir vorzugsweise das öfters zitirte Werk von Häusser benutzt haben, ist nur noch Weniges hinzuzufügen, was sich auf Goethe selbst bezieht. — Dieser hatte schon gegen Ende Februar vom Herzoge die Aufforderung erhalten, mit beginnendem Frühjahr in das Lager vor Mainz zu kommen um der eigentlichen Belagerung der Stadt beizuwohnen. Da er erst wenige Monate wieder in der Heimath war, kam ihm die neue Störung wenig erwünscht, wie dies schon die Strophe andeutet, welche den Schluß des Feldzugs in der Champagne bildet. Obschon er dennoch alsbald entschlossen war, den Wunsch des Herzogs seiner Zeit zu erfüllen, so verzögerten doch manche Umstände seine Abreise. Die Leitung des Theaters, die Beschäftigung mit dem „Bürgergeneral", der am 2. Mai 1793 zuerst aufgeführt wurde, die Bearbeitung des „Reineke Fuchs", ein Aufenthalt in Jena, Alles dies veranlaßte, daß er erst am 12. Mai von Weimar abgehen konnte. Nachdem er einige Zeit in Frankfurt verweilt hatte, lag er dann vom 26. Mai bis zum 28. Juli

vor Mainz. Darauf vom Herzog beurlaubt, begab er sich noch auf kurze Zeit nach Mannheim und Heidelberg, dann reiſte er wieder nach Frankfurt zurück und traf jedenfalls noch vor dem 28. Auguſt in Weimar ein. Von dieſem Tage iſt wenigſtens ein bereits von Weimar datirtes Schreiben an Friedrich von Stein vorhanden.

Auf Fräulein von Klettenberg.*)

Sieh in dieſem Zauberſpiegel
Einen Traum, wie lieb und gut
Unter ihres Gottes Flügel
Unſre Freundin leidend ruht.

Schaue, wie ſie ſich hinüber
Aus des Lebens Woge ſtritt!
Sieh Dein Bild ihr gegenüber
Und den Gott, der für Euch litt.

Fühle, was ich in dem Weben
Dieſer Himmelsluft gefühlt,
Als mit ungeduld'gem Streben
Ich die Zeichnung hingewühlt.

Aus dem Singſpiel „Die Fiſcherin."

1782.

I.

Wenn der Fiſcher ſ' Netz auswirft,
Die Fiſchlein aufzufangen,
Spannt er ſtill und hoffnungsvoll,
Viel Beute zu erlangen.
Raſch wirft er die Garn' hinaus,
Kehrt betrübt und leer nach Haus.

Fähret denn den andern Tag
Mit ſeinem Schifflein wieder,
Und von ſchönem, reichem Fang
Sinkt das Schiff faſt nieder.
So wir fuhren heut hinaus,
Kehren vergnügt und reich nach Haus.

II.

Auf dem Fluß und auf der Erde
Iſt der Fiſcher wohlgemuth,

*) Vgl. Dichtung und Wahrheit, 13. Buch: „Eines Abends kam bei untergehender Sonne Fräulein von Klettenberg (vgl. unſre Biographie S. LVI) und ihre Umgebung mir wie verklärt vor, und ich konnte mich nicht enthalten, ihre Perſon und die Gegenſtände ihres Zimmers in ein Bild zu bringen." Dieſes Bild begleitete als „Kommentar und Supplement" das obige Lied.

Belagerung von Mainz.

Montag den 26. Mai 1793 von Frankfurt nach Höchst und Flörsheim; hier stand viel Belagerungsgeschütz. Der alte freie Weg nach Mainz war gesperrt, ich mußte über die Schiffbrücke bei Rüsselsheim; in Ginsheim ward gefüttert; der Ort ist sehr zerschossen; dann über die Schiffbrücke auf die Nonnenaue, wo viele Bäume niedergehauen lagen, sofort auf dem zweiten Theil der Schiffbrücke über den größern Arm des Rheins. Ferner auf Bodenheim und Oberolm, wo ich mich kantonirungsmäßig einrichtete und sogleich mit Hauptmann Vent nach dem rechten Flügel über Hechtsheim ritt, mir die Lage besah von Mainz, Kastel, Kostheim, Hochheim, Weißenau, der Mainspitze und den Rheininseln. Die Franzosen hatten sich der einen bemächtigt und sich dort eingegraben; ich schlief Nachts in Oberolm.

Dienstag den 27. Mai eilte ich, meinen Fürsten im Lager bei Marienborn zu verehren, wobei mir das Glück ward, dem Prinzen Maximilian von Zweibrücken, meinem immer gnädigen Herrn, aufzuwarten, vertauschte dann sogleich gegen ein geräumiges Zelt in der Fronte des Regiments mein leidiges Kantonirungsquartier. Nun wollt' ich auch die Mitte des Blockadehalbkreises kennen lernen, ritt auf die Schanze vor dem Chausseehaus, übersah die Lage der Stadt, die neue französische Schanze bei Zahlbach und das merkwürdig gefährliche Verhältniß des Dorfes Bretzenheim. Dann zog ich mich gegen das Regiment zurück und war bemüht, einige genaue Umrisse aufs Papier zu bringen, um mir die Bezüge und die Distanzen der landschaftlichen Gegenstände desto besser zu imprimiren.

Ich wartete dem General Grafen Kalkreuth in Marienborn auf und war Abends bei demselben, da denn viel über eine Märe gesprochen wurde, daß in dem Lager der anderen Seite vergangene Nacht der Lärm entstanden, als sei ein

deutſcher General zu den Franzoſen übergegangen, worüber ſogar das Feldgeſchrei verändert worden und einige Bataillons ins Gewehr getreten.

Ferner unterhielt man ſich über das Detail der Lage überhaupt, über Blockade und künftige Belagerung. Viel ward geſprochen über Perſönlichkeiten und deren Verhältniſſe, die gar Mancherlei wirken, ohne daß ſie zur Sprache kommen. Man zeigte daraus, wie unzuverläſſig die Geſchichte ſei, weil kein Menſch eigentlich wiſſe, warum oder woher dieſes und jenes geſchehe.

Mittwoch den 28. Mai bei Obriſt von Stein auf dem Forſthauſe, das äußerſt ſchön liegt, ein höchſt angenehmer Aufenthalt. Man fühlte, welch eine behagliche Stelle es geweſen, Landjägermeiſter eines Kurfürſten von Mainz zu ſein. Von da überſieht man den großen landſchaftlichen Keſſel, der ſich bis Hochheim hinüber erſtreckt, wo in der Urzeit Rhein und Main ſich wirbelnd drehten und reſtagnirend die beſten Aecker vorbereiteten, ehe ſie bei Biberich weſtwärts zu fließen völlige Freiheit fanden.

Ich ſpeiſte im Hauptquartier; der Rückzug aus der Champagne ward beſprochen; Graf Kalkreuth ließ ſeiner Laune gegen die Theoriſten freien Lauf.

Nach der Tafel ward ein Geiſtlicher hereingebracht, als revolutionärer Geſinnungen verdächtig. Eigentlich war er toll oder wollte ſo ſcheinen; er glaubte Turenne und Condé geweſen und nie von einem Weibe geboren zu ſein; durch das Wort werde Alles gemacht. Er war guter Dinge und zeigte in ſeiner Tollheit viel Konſequenz und Gegenwart des Geiſtes.

Ich ſuchte mir die Erlaubniß, Lieutenant von Ysenpliß zu beſuchen, welcher am 9. Mai in einer Affäre vor Mainz mit Schuß und Hieb verwundet und endlich gefangen genommen worden. Feindlicherſeits betrug man ſich auf das Schonendſte gegen ihn und gab ihn bald wieder heraus. Reden durft' er noch nicht, doch erfreute ihn die Gegenwart eines alten Kriegskameraden, der Manches zu erzählen wußte.

Gegen Abend fanden ſich die Offiziere des Regiments beim Marketender, wo es etwas muthiger herging als vorm Jahr in der Champagne; denn wir tranken den dortigen ſchäumenden Wein, und zwar im Trocknen beim ſchönſten Wetter. Meiner vormaligen Weiſſagung ward auch gedacht; ſie wiederholten meine Worte: „Von hier und heute geht eine neue Epoche der Welt-

geſchichte aus, und Ihr könnt ſagen, Ihr ſeid dabei geweſen."

Wunderbar genug ſah man dieſe Prophezeihung nicht etwa nur dem allgemeinen Sinn, ſondern dem beſonderen Buchſtaben nach genau erfüllt, indem die Franzoſen ihren Kalender von dieſen Tagen an datirten.

Wie aber der Menſch überhaupt iſt, beſonders aber im Kriege, daß er ſich das Unvermeidliche gefallen läßt und die Intervalle zwiſchen Gefahr, Noth und Verdruß mit Vergnügen und Luſtbarkeit auszufüllen ſucht, ſo ging es auch hier; die Hautboiſten von Thadden ſpielten Ça ira und den Marſeiller Marſch, wobei eine Flaſche Champagner nach der andern geleert wurde.

Abends 8 Uhr kanonirte man ſtark von den Batterien des rechten Flügels.

Donnerſtag den 29. Mai früh 9 Uhr Viktoria wegen des Siegs der Oeſtreicher bei Famars. Dieſes allgemeine Abfeuern nützte mir, die Lage der Batterien und die Stellung der Truppen kennen zu lernen; zugleich war ein ernſtlicher Handel bei Bretzenheim; denn freilich hatten die Franzoſen alle Urſache, uns aus dieſem ſo nahe gelegenen Dorfe zu vertreiben.

Inzwiſchen erfuhr man, woher das Märchen der geſtrigen Deſertion entſtanden: durch ſeltſam zufällige Kombinationen, ſo abgeſchmackt als möglich, aber doch einige Zeit umherlaufend.

Ich begleitete meinen gnädigſten Herrn nach dem linken Flügel, wartete dem Herrn Landgrafen von Darmſtadt auf, deſſen Lager beſonders zierlich mit lieſernen Lauben ausgeputzt war, deſſen Zelt jedoch Alles, was ich je in dieſer Art geſehen, übertraf, wohl ausgedacht, vortrefflich gearbeitet, bequem und prächtig.

Gegen Abend war uns, mir aber beſonders, ein liebenswürdiges Schauſpiel bereitet; die Prinzeſſinnen von Mecklenburg hatten im Hauptquartier zu Bodenheim bei Ihro Majeſtät dem Könige geſpeiſt und beſuchten nach Tafel das Lager. Ich beſtelle mich in mein Zelt ein und durfte ſo die hohen Herrſchaften, welche unmittelbar davor ganz vertraulich auf und nieder gingen, auf das Genaueſte beobachten. Und wirklich konnte man in dieſem Kriegsgetümmel die beiden jungen Damen für himmliſche Erſcheinungen halten, deren Eindruck auch mir niemals verlöſchen wird.

Freitag den 30. Mai. Früh hörte man hinter dem Lager Kleingewehrfeuer, welches einige Appreheusion gab; dies klärte sich dahin auf, daß die Bauern den Frohnleichnam gefeiert. Ferner ward Viktoria geschossen aus Kanonen und kleinem Gewehr jenes glücklichen Ereignisses in den Niederlanden wegen, dazwischen scharf aus der Stadt und hinein. Nachmittag ein Donnerwetter.

Holländische Artillerieflottille ist angekommen, liegt bei Erbenheim.

In der Nacht vom 30. zum 31. Mai schlief ich, wie gewöhnlich ganz angezogen, ruhig im Zelte, als ich vom Blatzen eines kleinen Gewehrfeuers aufgeweckt wurde, das nicht allzu entfernt schien. Ich sprang auf und heraus und fand schon Alles in Bewegung; es war offenbar, daß Marienborn überfallen sei. Bald darauf feuerten unsere Kanonen von der Batterie vor dem Chausseehaus; dies mußte also einem heandringenden Feinde gelten. Das Regiment des Herzogs, von dem eine Schwadron hinter dem Chausseehaus gelagert war, rückte aus; der Moment war kaum erklärbar. Das kleine Gewehrfeuer in Marienborn im Rücken unserer Batterien dauerte fort, und unsere Batterien schossen auch. Ich setzte mich zu Pferde und ritt weiter vor, wo ich nach früher genommener Kenntniß, ob es gleich Nacht war, die Gegend beurtheilen konnte. Ich erwartete jeden Augenblick, Marienborn in Flammen zu sehen, und ritt zu unseren Zelten zurück, wo ich die Leute des Herzogs beschäftigt fand, ein- und aufzupacken auf alle Fälle. Ich empfahl ihnen meinen Koffer und Portefeuille und besprach unsern Rückzug. Sie wollten auf Oppenheim zu; dorthin konnte ich leicht folgen, da mir der Fußpfad durch das Fruchtfeld bekannt war; doch wollt' ich den Erfolg erst abwarten und mich nicht eher entfernen, bis das Dorf brennte und der Streit sich hinter demselben weiter herauszöge.

In solcher Ungewißheit sah ich der Sache zu; aber bald legte sich das kleine Gewehrfeuer, die Kanonen schwiegen, der Tag fing an zu grauen, und das Dorf lag ganz ruhig vor mir. Ich ritt hinunter. Die Sonne ging auf mit trübem Schein, und die Opfer der Nacht lagen neben einander. Unsere riesenhaften, wohlgekleideten Kürassiere machten einen wunderlichen Kontrast mit den zwergenhaften, schneiderischen, zerlumpten Ohnehosen; der Tod hatte sie ohne Unterschied hingemäht. Unser guter Rittmeister La Viere war unter den Ersten geblieben, Ritt-

meister von Zeß, Adjutant des Grafen Kalkreuth, durch die Brust geschossen; man erwartete seinen Tod. Ich war veranlaßt, eine kurze Relation dieses wunderbaren und unangenehmen Vorfalls aufzusetzen, welche ich hier einschalte und sodann noch einige Particularitäten hinzufüge.

Von dem Ausfall der Franzosen in der Nacht auf Marienborn vermelde ich Folgendes:

Das Hauptquartier Marienborn liegt in der Mitte des Halbkreises von Lagern und Batterien, die am linken Ufer des Rheins oberhalb Mainz anfangen, die Stadt nicht gar in der Entfernung einer halben Stunde umgeben und unterhalb derselben sich wieder an den Fluß anschließen. Die Kapelle zum heiligen Kreuz, die Dörfer Weißenau, Hechtsheim, Marienborn, Drais, Gunzenheim, Mombach werden von diesem Kreise entweder berührt oder liegen nicht weit außerhalb desselben. Die beiden Flügel bei Weißenau und Mombach wurden vom Anfang der Blockade an von den Franzosen öfters angegriffen und ersteres Dorf abgebrannt, die Mitte hingegen blieb ohne Anfechtung. Niemand konnte vermuthen, daß sie dahin einen Ausfall richten würden, weil sie in Gefahr kamen, von allen Seiten ins Gedränge zu gerathen, abgeschnitten zu werden, ohne irgend etwas von Bedeutung auszurichten. Indessen waren die Vorposten um Bretzenheim und Dalheim, Orte, die vor Marienborn in einem Grunde liegen, der sich nach der Stadt zieht, immer an einander, und man behauptete Bretzenheim diesseits um so eifriger, als die Franzosen bei Zahlbach, einem Kloster nahe bei Dalheim, eine Batterie errichtet hatten und damit das Feld und die Chaussee bestrichen.

Eine Absicht, die man dem Feinde nicht zutraute, bewog ihn endlich zu einem Ausfall gegen das Hauptquartier. Die Franzosen wollten, so ist man durch die Gefangenen überzeugt, den General Kalkreuth, der in Marienborn, den Prinzen Ludwig, Ferdinand's Sohn, der auf dem Chausseehause einige hundert Schritte vom Dorfe in Quartier lag, entweder gefangen fortführen oder todt zurücklassen. Sie wählten die Nacht vom 30. zum 31., zogen sich vielleicht 3000 Mann aus dem Zahlbacher Grunde schlängelnd über die Chaussee und durch einige

Gründe bis wieder an die Chaussee, passirten sie wieder und eilten auf Marienborn los. Sie waren gut geführt und nahmen ihren Weg zwischen den östreichischen und preußischen Patrouillen durch, die leider wegen geringen Wechsels von Höhen und Tiefen nicht an einander stießen. Auch kam ihnen noch ein Umstand zu Hilfe.

Tags vorher hatte man Bauern beordert, das Getreide, das gegen die Stadt zu steht, in dieser Nacht abzumähen; als diese nach vollendeter Arbeit zurückgingen, folgten ihnen die Franzosen, und einige Patrouillen wurden dadurch irre gemacht. Sie kamen unentdeckt ziemlich weit vorwärts, und als man sie bemerkte und auf sie schoß, drangen sie in der größten Eile nach Marienborn vor und erreichten das Dorf gegen ein Uhr, wo man sorglos entweder schlief oder wachte. Sie schossen sogleich in die Häuser, wo sie Licht sahen, drängten sich durch die Straße und umringten den Ort und das Kloster, in welchem der General lag. Die Verwirrung war groß; die Batterien schossen, das Infanterie-Regiment Wegner rückte gleich vor, eine Schwadron des Herzogs von Weimar, die hinter dem Orte lag, war bei der Hand, die sächsischen Husaren desgleichen. Es entstand ein verwirrtes Gefecht.

Indessen hörte man im ganzen Umkreis des blockirenden Lagers das Feuern von falschen Attaken; Jedes wurde auf sich aufmerksam gemacht, und Niemand wagte dem Andern zu Hilfe zu eilen.

Der abnehmende Mond stand am Himmel und gab ein mäßiges Licht. Der Herzog von Weimar nahm den übrigen Theil seines Regiments, das eine Viertelstunde hinter Marienborn auf der Höhe lag, und eilte hinzu; Prinz Ludwig führte die Regimenter Wegner und Thadden, und nach einem anderthalbstündigen Gefechte trieb man die Franzosen gegen die Stadt. An Todten und Blessirten ließen sie dreißig Mann zurück; was sie mit sich geschleppt, ist unbekannt.

Der Verlust der Preußen an Todten und Blessirten mag neunzig Mann sein. Major La Viere von Weimar ist todt, Rittmeister und Adjutant von Beß tödtlich verwundet. Ein unglücklicher Zufall vermehrte den diesseitigen Verlust; denn als sich die Feldwachen von Bretzenheim auf Marienborn zurückziehen wollten, kamen sie unter die Franzosen und wurden zugleich mit ihnen von unsern Batterien beschossen.

Als es Tag ward, fand man Pechkränze, mit Pech überzogene Birkenwellen an allen Enden des Dorfes; sie hatten

die Absicht, wenn der Coup gelänge, zuletzt das Dorf anzuzünden.

Man erfuhr, daß sie zu gleicher Zeit versucht hatten, eine Brücke von einer Rheininsel an der Mainspitze, in die sie sich seit einiger Zeit genistet, auf die nächste Insel zu schlagen, wahrscheinlich in der Absicht, gegen die Schiffbrücken bei Ginsheim etwas vorzunehmen. Das zweite Treffen der Kette ward näher an das erste herangezogen, und des Herzogs Regiment steht nah bei Marienborn.

Man weiß, daß beim Ausfall Nationaltruppen vorangingen, dann Linien-, dann wieder Nationaltruppen folgten; es mag daher das Gerücht entstanden sein, die Franzosen seien in drei Kolonnen ausgezogen.

Den 1. Juni rückte das Regiment näher nach Marienborn; der Tag ging hin mit Veränderung des Lagers; auch die Infanterie veränderte ihre Stellung, und man traf verschiedene Vertheidigungsanstalten.

Ich besuchte Rittmeister von Voß, den ich ohne Hoffnung fand; er saß aufrecht im Bette und schien seine Freunde zu kennen, zu sprechen vermocht' er nicht. Auf einen Wink des Chirurgen begaben wir uns weg, und ein Freund machte mich unterwegs aufmerksam, daß vor einigen Tagen in demselben Zimmer ein heftiger Streit entstanden, indem Einer gegen Viele hartnäckig behauptet, Marienborn als Hauptquartier liege viel zu nahe an der blockirten und zu belagernden Stadt; man habe sich gar wohl eines Ueberfalls zu versehen. Weil aber überhaupt eine heftige Widerrede gegen Alles, was von oben herein befohlen und veranstaltet war, zur Tagesordnung gehörte, so ging man drüber hinaus und ließ diese Warnung so wie manche andere verhallen.

Den 2. Juni ward ein Bauer aus Oberelm gehenkt, der beim Ueberfall die Franzosen angeführt hatte; denn ohne die genauste Kenntniß des Terrains wäre das schlängelnde Heranziehen nicht denkbar gewesen; zum Unglück für ihn wußte er nicht ebenso gut mit den Rückkehrenden die Stadt zu erreichen und wurde von den ausgesandten Patrouillen, die Alles auf das Sorgfältigste durchsuchten, eingefangen.

Ward Major La Viere mit allen militärischen Ehren vor den Standarten begraben. Starb Rittmeister von Voß. Waren Prinz Ludwig, General Kalkreuth und Mehrere bei dem Herzog zur Tafel. Abends Feuern an der Rheinspitze.

Den 3. Juni große Mittagstafel bei Herrn von Stein auf dem Jägerhause; herrliches Wetter, unschätzbare Aussicht, ländlicher Genuß, durch Scenen des Todes und Verderbens getrübt. Abends wurde Rittmeister von Voß neben La Viere niedergesenkt.

Den 5. Juni. Man fährt fort, an der Verschanzung des Lagers ernstlich zu arbeiten.

Große Attake und Kanonade an der Mainspitze.

Den 6. Juni war die preußische und östreichische Generalität bei Serenissimo zu Tafel in einem großen, von Zimmerwerk zu solchen Festen auferbauten Saale. Ein Obristlieutenant vom Regiment Wegner, schief gegen mir über sitzend, betrachtete mich gewissermaßen mehr als billig.

Den 7. Juni schrieb ich früh viel Briefe. Bei Tafel im Hauptquartier schwadronirte ein Major viel über künftige Belagerung und redete sehr frei über das Benehmen bisher.

Gegen Abend führte mich ein Freund zu jenem beobachtenden Obristlieutenant, der vor einigen Tagen meine Bekanntschaft zu machen gewünscht hatte. Wir fanden keine sonderliche Aufnahme; es war Nacht geworden, es erschien keine Kerze. Selterswasser und Wein, das man jedem Besuchenden anbot, blieb aus, die Unterhaltung war null. Mein Freund, welcher diese Verstimmung dem Umstande zuschrieb, daß wir zu spät gekommen, blieb nach dem Abschiede einige Schritte zurück, um uns zu entschuldigen; Jener aber versetzte zutraulich, es habe gar nichts zu sagen; denn gestern bei Tafel habe er schon an meinen Gesichtszügen gesehen, daß ich gar der Mann nicht sei, wie er sich ihn vorgestellt habe. Wir scherzten über diesen verunglückten Versuch neuer Bekanntschaft.

Den 8. Juni setzte ich meine Arbeit an „Reineke Fuchs" fleißig fort, ritt mit durchlauchtigstem Herzog nach dem darmstädtischen Lager, wo ich den Herrn Landgrafen als meinen vieljährigen unabänderlich gnädigsten Herrn mit Freuden verehrte.

Abends kam Prinz Maximilian von Zweibrücken mit Obrist von Stein zu Serenissimo; da ward Manches durchgesprochen; zuletzt kam das offenbare Geheimniß der nächstkünftigen Belagerung an die Reihe.

Auf dem Fluß und auf der Erde
Geht's dem armen Fischer,
Geht's dem Fischer schlecht und gut.

Um zu hungern und zu dürsten,
Fähret er des Morgens aus,
Und mit vieler Müh und Sorgen
Findet er sein Stückchen Brod.

Macht uns auch das Wasser naß,
Macht die Luft uns wieder trocken,
Und wir leben nach wie vor.

III.

Für Männer uns zu plagen,
Sind leider wir bestimmt.
Wir lassen sie gewähren,
Wir folgen ihrem Willen;
Und wären sie nur dankbar,
So wär' noch Alles gut.

Und rührt sich im Herzen
Der Unmuth zuweilen,
Stille, heißt es,
Stille, liebes Herz!

Aber ich will auch nicht länger
Allen ihren Grillen folgen,
Alles mir gefallen lassen,
Will nach meinem Kopfe thun!

Mahomet's Nachthymne!*)

Feld. Gestirnter Himmel.

Mahomet.

Theilen kann ich Euch nicht dieser Seele Gefühl,
Fühlen kann ich Euch nicht Allen ganzes Gefühl.
Wer, wer wendet dem Flehn sein Ohr,
Dem bittenden Auge den Blick?

*) Zuerst aufgefunden und mitgetheilt von A. Schöll „Briefe und Aufsätze von Goethe aus den Jahren 1766—1786. S. 141, daraus später abgedruckt bei Viehoff III, 429. — Schöll hatte die ganze Idee Goethe's, Mahomet zum Gegenstande eines Drama's zu machen, aus den Beziehungen

Den 9. Juni glückte den Franzosen ein Ausfall auf Heiligkreuz; es gelang ihnen, Kirche und Dorf unmittelbar vor den östreichischen Batterien anzuzünden, einige Gefangene zu machen und sich, nicht ohne Verlust, hierauf zurückzuziehen.

Den 10. Juni wagten die Franzosen einen Tagesüberfall auf Gunzenheim, der zwar abgeschlagen ward, aber uns doch wegen des linken Flügels und besonders wegen des darmstädter Lagers einige Zeit in Verlegenheit und Sorge setzte.

Den 11. Juni. Das Lager Ihro Majestät des Königs war nun etwa tausend Schritte über Marienborn bestimmt und angelegt, gerade an dem Abhange, wo der große Kessel, in welchem Mainz liegt, sich endigt, in aufsteigenden Lehmwänden und Hügeln; dieses gab zu den anmuthigsten Einrichtungen Gelegenheit. Das leicht zu behandelnde Erdreich bot sich den Händen geschickter Gärtner dar, welche die gefälligste Parkanlage mit wenig Bemühung bildeten; die abhängige Seite ward geböscht und mit Rasen belegt, Lauben gebaut, auf- und absteigende Kommunikationsgänge gegraben, Flächen planirt, wo das Militär in seiner ganzen Pracht und Zierlichkeit sich zeigen konnte, anstoßende Wäldchen und Büsche mit in den Plan gezogen, so daß man bei der köstlichsten Aussicht nichts mehr wünschen konnte, als diese sämmtlichen Räume ebenso bearbeitet zu sehen, um des herrlichsten Parks von der Welt zu genießen. Unser Kraus zeichnete sorgfältig die Aussicht mit allen ihren gegenwärtigen Eigenthümlichkeiten.

Den 14. Juni. Eine kleine Schanze, welche die Franzosen unterhalb Weißenau errichtet hatten und besetzt hielten, stand der Eröffnung der Parallele im Weg; sie sollte Nachts eingenommen werden, und mehrere davon unterrichtete Personen begaben sich auf die diesseitigen Schanzen unseres rechten Flügels, von wo man die ganze Lage übersehen konnte. In der sehr finstern Nacht erwartete man nunmehr, da man die Stelle recht gut kannte, wohin unsere Truppen gesendet waren, Angriff und Widerstand sollten durch ein lebhaftes Feuer ein bedeutendes Schauspiel geben. Man harrte lang, man harrte vergebens; statt dessen gewahrte man aber eine weit lebhaftere Erscheinung. Alle Posten unserer Stellung mußten angegriffen sein; denn in dem ganzen Kreis derselben erblickte man ein lebhaftes Feuern, ohne daß man dessen Veranlassung irgend begreifen konnte; auf der Stelle aber, von der eigentlich die Rede sein sollte, blieb Alles todt und stumm. Verdrießlich gingen wir

nach Hause, besonders Herr Gore, als auf solche Feuer- und Nachtgefechte der Begierigste. Der folgende Tag gab uns die Auflösung dieses Räthsels. Die Franzosen hatten sich vorgenommen, in dieser Nacht alle unsere Posten anzugreifen, und deshalb ihre Truppen aus den Schanzen weg und zum Angriff zusammengezogen. Unsere Abgesendeten daher, die mit der größten Vorsicht an die Schanze herangingen, fanden weder Waffen noch Widerstand; sie erstiegen die Schanze und fanden sie leer, einen einzigen Kanonier ausgenommen, der sich über diesen Besuch höchlich verwunderte. Während des allgemeinen Feuerns, das nur sie nicht betraf, hatten sie gute Zeit, die Wälle zu zerstören und sich zurückzuziehen. Jener allgemeine Angriff hatte auch keine weitern Folgen; die alarmirten Linien beruhigten sich wieder mit dem Einbruch des Tags.

Den 16. Juni. Die immer besprochene und dem Feind verheimlichte Belagerung von Mainz nahte sich denn doch endlich; man sagte sich ins Ohr, heute Nacht solle die Tranchée eröffnet werden. Es war sehr finster, und man ritt den bekannten Weg nach der Weißenauer Schanze; man sah nichts, man hörte nichts, aber unsere Pferde stutzten auf einmal, und wir wurden unmittelbar vor uns einen kaum zu unterscheidenden Zug gewahr. Oestreichische, grau gekleidete Soldaten mit grauen Faschinen auf den Rücken zogen stillschweigend dahin, kaum daß von Zeit zu Zeit der Klang an einander schlagender Schaufeln und Hacken irgend eine nahe Bewegung andeutete. Wunderbarer und gespenterhafter läßt sich kaum eine Erscheinung denken, die sich bald gesehen immer wiederholte, ohne deutlicher gesehen zu werden. Wir blieben auf dem Flecke halten, bis daß sie vorüber waren; denn von da aus konnten wir wenigstens nach der Stelle hinsehen, wo sie im Finstern wirken und arbeiten sollten. Da dergleichen Unternehmungen immer in Gefahr sind, dem Feind verrathen zu werden, so konnte man erwarten, daß von den Wällen aus auf diese Gegend, und wenn auch nur auf gut Glück, gefeuert werden würde. Allein in dieser Erwartung blieb man nicht lange; denn gerade an der Stelle, wo die Tranchée angefangen werden sollte, ging auf einmal Kleingewehrfeuer los, Allen unbegreiflich. Sollten die Franzosen sich herausgeschlichen, bis an oder gar über unsere Vorposten herangewagt haben? Wir begriffen es nicht. Das Feuern hörte auf, und Alles versank in die allertiefste Stille. Erst den andern Morgen wurden wir aufge-

klärt, daß unsere Vorposten selbst auf die still heranziehende Kolonne wie auf eine feindliche gefeuert hatten; diese stutzte, verwirrte sich, Jeder warf seine Faschine weg, Schaufeln und Hacken wurden allenfalls gerettet; die Franzosen auf den Wällen, aufmerksam gemacht, waren auf ihrer Hut; man kam unverrichteter Sache zurück, die sämmtliche Belagerungsarmee war in Bestürzung.

Den 17. Juni. Die Franzosen errichten eine Batterie an der Chaussee. Nachts entsetzlicher Regen und Sturm.

Den 18. Juni. Als man die neulich mißglückte Eröffnung der Tranchée unter den Sachverständigen besprach, wollte sich finden, daß man viel zu weit von der Festung mit der Anlage geblieben sei; man beschloß daher, sogleich die dritte Parallele näher zu rücken und dadurch aus jenem Unfall entschiedenen Vortheil zu ziehen. Man unternahm es, und es ging glücklich von Statten.

Den 24. Juni. Franzosen und Klubbisten, wie man wol bemerken konnte, daß es Ernst werde, veranstalteten, dem zunehmenden Mangel an Lebensmitteln Einhalt zu thun, eine unbarmherzige Exportation gegen Kastel von Greisen und Kranken, Frauen und Kindern, die ebenso grausam wieder zurückgewiesen wurden. Die Noth wehr- und hilfloser, zwischen innere und äußere Feinde geängsteter Menschen ging über alle Begriffe.

Man versäumte nicht, den öfters üblichen Zapfenstreich zu hören, welcher alle andere der ganzen alliirten Armee übertraf.

Den 25. Juni Nachmittag entstand ein heftiges, Allen unbegreifliches Kanoniren am Ende unsers linken Flügels; zuletzt klärte sich's auf, das Feuern sei auf dem Rhein, wo die holländische Flotte vor Ihro Majestät dem Könige manovrire; Höchstdieselben waren deshalb nach Ellfeld gegangen.

Den 27. Juni Anfang des Bombardements, wodurch die Dechanei sogleich angezündet war.

Nachts glückte den Unsern der Sturm auf Weißenau und die Schanze oberhalb der Karthause, freilich unerläßliche Punkte, den rechten Flügel der zweiten Parallele zu sichern.

Den 28. Juni Nachts. Fortgesetztes Bombardement gegen den Dom; Thurm und Dach brennen ab und viele Häuser umher, nach Mitternacht die Jesuitenkirche.

Wir sahen auf der Schanze vor Marienborn diesem schrecklichen Schauspiele zu; es war die sternenhellste Nacht, die Bomben schienen mit den Himmelslichtern zu wetteifern, und

es waren wirklich Augenblicke, wo man beide nicht unterscheiden konnte. Neu war uns das Steigen und Fallen der Feuerkugeln; denn wenn sie erst mit einem flachen Zirkelbogen das Firmament zu erreichen drohten, so knickten sie in einer gewissen Höhe parabolisch zusammen, und die aufsteigende Lohe verkündigte bald, daß sie ihr Ziel zu erreichen gewußt.

Herr Gore und Rath Kraus behandelten den Vorfall künstlerisch und machten so viele Brandstudien, daß ihnen später gelang, ein durchscheinendes Nachtstück zu verfertigen, welches noch vorhanden ist und, wohl erleuchtet, mehr als irgend eine Wortbeschreibung die Vorstellung einer unselig glühenden Hauptstadt des Vaterlandes zu überliefern im Stande sein möchte.

Und wie deutete nicht ein solcher Anblick auf die traurigste Lage, indem wir, uns zu retten, uns einigermaßen wiederherzustellen, zu solchen Mitteln greifen mußten!

Den 29. Juni. Schon längst war von einer schwimmenden Batterie die Rede gewesen, welche, bei Ginsheim gebaut, auf den Mainkopf und die zunächst liegenden Inseln und Auen wirken und sie besetzen sollte. Man sprach so viel davon, daß sie endlich vergessen ward. Auf meinem gewöhnlichen Nachmittagsritte nach unserer Schanze über Weißenau war ich kaum dorthin gelangt, als ich auf dem Fluß eine große Bewegung bemerkte: französische Kähne ruderten emsig nach den Inseln, und die östreichische Batterie, angelegt, um den Fluß bis dorthin zu bestreichen, feuerte unausgesetzt in Prellschüssen auf dem Wasser — für mich ein ganz neues Schauspiel. Wie die Kugel zum ersten Mal auf das bewegliche Element aufschlug, entsprang eine starke, sich viele Fuß in die Höhe bäumende Springwelle; diese war noch nicht zusammengestürzt, als schon eine zweite in die Höhe getrieben wurde, kräftig wie die erste, nur nicht von gleicher Höhe, und so folgte die dritte, vierte, immer ferner abnehmend, bis sie zuletzt gegen die Kähne gelangte, flacher fortwirkte und den Fahrzeugen zufällig gefährlich ward.

An diesem Schauspiel konnt' ich mich nicht satt sehen; denn es folgte Schuß auf Schuß, immer wieder neue mächtige Fontänen, indessen die alten noch nicht ganz verrauscht hatten.

Auf einmal löste sich drüben auf dem rechten Ufer zwischen Büschen und Bäumen eine seltsame Maschine los; ein viereckiges großes, von Balken gezimmertes Lokal schwamm daher, zu meiner großen Verwunderung, zu meiner Freude zugleich, daß ich bei dieser wichtigen, so viel besprochenen Expedition

Augenzeuge sein sollte. Meine Segenswünsche schienen jedoch nicht zu wirken, meine Hoffnung dauerte nicht lange; denn gar bald drehte die Masse sich auf sich selbst; man sah, daß sie keinem Steuerruder gehorchte; der Strom zog sie immer im Dreben mit sich fort. Auf der Rheinschanze oberhalb Kastel und vor derselben war Alles in Bewegung; Hunderte von Franzosen rannten am Ufer aufwärts und verführten ein gewaltiges Jubelgeschrei, als dieses Trojanische Meerpferd, fern von dem beabsichtigten Ziel, der Landspitze, durch den einströmenden Main ergriffen und nun zwischen Rhein und Main gelassen und unaufhaltsam dahinfuhr. Endlich zog die Strömung diese unbehilfliche Maschine gegen Kastel; dort strandete sie unfern der Schiffbrücke auf einem flachen, noch vom Fluß überströmten Boden. Hier versammelte sich nun das sämmtliche französische Kriegsvolk, und wie ich bisher mit meinem trefflichen Fernrohr das ganze Ereigniß aufs Genauste beobachtet, so sah ich nun auch leider die Fallthüre, die diesen Raum verschloß, niedersinken und die darin Versperrten heraus und in die Gefangenschaft wandern. Es war ein ärgerlicher Anblick; die Fallbrücke reichte nicht bis ans trockene Land; die kleine Garnison mußte daher erst durchs Wasser waten, bis sie den Kreis ihrer Gegner erreichte. Es waren vierundsechzig Mann, zwei Offiziere und zwei Kanonen; sie wurden gut empfangen, sodann nach Mainz und zuletzt ins preußische Lager zur Auswechselung gebracht.

Nach meiner Rückkehr versehlte ich nicht, von diesem unerwarteten Ereigniß Nachricht zu geben; Niemand wollt' es glauben, wie ich ja selbst meinen Augen nicht getraut hatte. Zufällig befanden sich Ihro Königliche Hoheit der Kronprinz in des Herzogs von Weimar Gezelt; ich ward gerufen und mußte den Vorfall erzählen; ich that es genau, aber ungern, wohl wissend, daß man dem Boten der Hiobspost immer etwas von der Schuld des Unglücks, das er erzählt, anzurechnen pflegt.

Unter den Täuschungen mancher Art, die uns bei unerwarteten Vorfällen in einem ungewohnten Zustande betreffen mögen, giebt es gar viele, gegen die man sich erst im Augenblick waffnen kann. Ich war gegen Abend ohne den mindesten Anstoß den gewöhnlichen Fußpfad nach der Weißenauer Schanze geritten; der Weg ging durch eine kleine Vertiefung, wo weder Wasser noch Sumpf noch Graben noch irgend ein Hinderniß sich bemerken ließ; bei meiner Rückkehr war die Nacht eingebrochen, und als ich eben in jene Vertiefung hereinreiten wollte, sah ich

gegenüber eine schwarze Linie gezogen, die sich von dem verdünterten braunen Erdreich scharf abschnitt. Ich mußt' es für einen Graben halten; wie aber ein Graben in der kurzen Zeit über meinen Weg her sollte gezogen sein, war nicht begreiflich. Mir blieb daher nichts übrig als drauf loszureiten.

Als ich näher kam, blieb zwar der schwarze Streif unverrückt, aber es schien mir vor demselbigen sich Einiges hin und wieder zu bewegen; bald auch ward ich angerufen und befand mich sogleich mitten unter wohlbekannten Kavallerieoffizieren. Es war des Herzogs von Weimar Regiment, welches, ich weiß nicht, zu welchem Zwecke ausgerückt, sich in dieser Vertiefung aufgestellt hatte, da denn die lange Linie schwarzer Pferde mir als Vertiefung erschien, die meinen Fußpfad zerschnitt. Nach wechselseitigem Begrüßen eilte ich sodann ungehindert zu den Zelten.

Und so war nach und nach das innere grenzenlose Unglück einer Stadt außen und in der Umgegend Anlaß zu einer Lustpartie geworden. Die Schanze über Weißenau, welche die herrlichste Uebersicht gewährte, täglich von Einzelnen besucht, die sich von der Lage einen Begriff machen, und was in dem weiten übersehbaren Kreis vorginge, bemerken wollten, war Sonn- und Feiertags der Sammelplatz einer unzählbaren Menge Landleute, die sich aus der Nachbarschaft herbeigezogen. Dieser Schanze kannten die Franzosen wenig anhaben; Hochschüsse waren sehr ungewiß und gingen meist drüber weg. Wenn die Schildwache, auf der Brustwehr hin und wieder gehend, bemerkte, daß die Franzosen das bisher gerichtete Geschütz absenkten, so rief sie „Buck!" und sodann ward von allen innerhalb der Batterie befindlichen Personen erwartet, daß sie sich auf die Kniee wie aufs Angesicht niederwürfen, um durch die Brustwehr gegen eine niedrig ankommende Kugel geschützt zu sein.

Nun war es Sonntags und Feiertags lustig anzusehen, wenn die große Menge gezunter Bauersleute, oft noch mit Gebetbuch und Rosenkranz aus der Kirche kommend, die Schanze füllten, sich umsahen, schwatzten und schäkerten, auf einmal aber die Schildwache „Buck!" rief und sie sämmtlich flugs vor dieser gefährlich-hochwürdigen Erscheinung niederfielen und ein vorüberfliegendes gottlich sausendes Wesen anzubeten schienen, bald aber nach geschwundener Gefahr sich wieder aufrafften, sich wechselsweise verspotteten und bald darauf, wenn es den Belagerten gerade beliebte, abermals niederstürzten.

Man konnte sich dieses Schauspiel sehr bequem verschaffen, wenn man sich auf der nächsten Höhe etwas seitwärts außer der Richtung der Kugel stellte, unter sich dieses wunderliche Gewimmel sah und die Kugel an sich vorbeisausen hörte.

Aber eine solche über die Schanze wegsehende Kugel verfehlte nicht Zweck noch Absicht. Auf dem Rücken dieser Höhen zog sich der Weg von Frankfurt her, so daß man die Prozessionen von Kutschen und Chaisen, Reitern und Fußgängern aus Mainz sehr gut beobachten und also zugleich die Schanze und die Wallfahrtenden in Schrecken setzen konnte. Auch wurde bei einiger Aufmerksamkeit des Militärs der Eintritt einer solchen Menge gar bald verboten, und die Frankfurter nahmen einigen Umweg, auf welchem sie unbemerkt und unerreicht in das Hauptquartier gelangten.

Ende Juni. — In einer unruhigen Nacht unterhielt ich mich, aufzuhorchen auf die mannichfaltigen, fern und nah erregten Töne, und konnte folgende genau unterscheiden:

Werda! der Schildwache vorm Zelt.
Werda! der Infanterieposten.
Werda! wenn die Runde kam.
Hin- und Wiedergeben der Schildwache.
Geklapper des Säbels auf dem Sporn.
Bellen der Hunde fern.
Knurren der Hunde nahe.
Krähen der Hähne.
Scharren der Pferde.
Schnauben der Pferde.
Häckerlingschneiden.
Singen, Diskuriren und Zanken der Leute.
Kanonendonner.
Brüllen des Rindviehs.
Schreien der Maulesel.

Füße.

Daß eine solche hier einfällt, möchte wol kein Wunder sein. Jede Stunde war unglücksträchtig; man sorgte jeden Augenblick für seinen verehrten Fürsten, für die liebsten Freunde, man vergaß, an eigene Sicherheit zu denken. Von der wilden, wüsten

Gefahr angezogen wie von dem Blick einer Klapperschlange, stürzte man sich unberufen in die tödtlichen Räume, ging, ritt durch die Tranchéen, ließ die Haubitzgranaten über dem Kopfe dröhnend zerspringen, die Trümmer neben sich niederstürzen; manchem Schwerblessirten wünschte man baldige Erlösung von grimmigen Leiden, und die Todten hätte man nicht ins Leben zurückgerufen.

Wie Vertheidiger und Angreifende nunmehr aber gegen einander standen, davon wäre im Allgemeinen hier so viel zu sagen. Die Franzosen hatten bei androhender Gefahr sich zeitig vorgesehen und vor die Hauptwerke hinaus kleinere Schanzen kunstgemäß angelegt, um die Blockirenden in gewisser Ferne zu halten, die Belagerung aber zu erschweren. Alle diese Hindernisse mußten nun weggeräumt werden, wenn die dritte Parallele eröffnet, fortgesetzt und geschlossen werden sollte, wie im Nachfolgenden einzeln aufgezeichnet ist.

Wir aber indessen mit einigen Freunden, obgleich ohne Ordre und Beruf, begaben uns an die gefährlichsten Posten. Weißenau war in deutschen Händen, auch die flußabwärts liegende Schanze schon erobert; man besuchte den zerstorten Ort, hielt in dem Gebeinhause Nachlese von krankhaften Knochen, wovon das Beste schon in die Hände der Wundärzte mochte gelangt sein. Indem nun aber die Kugeln der Karlsschanze immer in die Ueberreste der Dächer und Gemäuer schlugen, ließen wir uns durch einen Mann des dortigen Wachtwesens gegen ein Trinkgeld an eine bekannte bedeutende Stelle führen, wo mit einiger Vorsicht gar Vieles zu übersehen war. Man ging mit Behutsamkeit durch Trümmer und Trümmer und ward endlich eine stehen gebliebene steinerne Wendeltreppe hinauf an das Balkonfenster eines freistehenden Giebels geführt, das freilich in Friedenszeiten dem Besitzer die herrlichste Aussicht gewährt haben mußte. Hier sah man den Zusammenfluß des Main- und Rheinstroms und also die Main- und Rheinspitze, die Vieian, das befestigte Kastel, die Schiffbrücke und am linken Ufer sodann die herrliche Stadt — zusammengebrochene Thurmspitzen, lückenhafte Dächer, rauchende Stellen untröstlichen Anblicks.

Unser Führer hieß bedächtig sein, nur einzeln um die Fensterpfosten herumschauen, weil von der Karlsschanze her gleich eine Kugel würde geflogen kommen und er Verdruß hätte, solche veranlaßt zu haben.

Nicht zufrieden hiermit schritt man weiter gegen das Nonnenkloster, wo es freilich auch wie gestern aussah, wo unten in den Gewölben für billiges Geld Wein geschenkt wurde, indeß die Kugeln von Zeit zu Zeit rasende Dächer durchlöcherten.

Aber noch weiter trieb der Vorwitz; man kroch in die letzte Schanze des rechten Flügels, die man unmittelbar über den Ruinen der Favorite und der Karthause tief ins Glacis der Festung eingegraben hatte und nun hinter einem Bollwerk von Schanzkörben auf ein paar hundert Schritte Kanonenkugeln wechselte, wobei es denn freilich darauf ankam, wer dem Andern zuerst Schweigen aufzulegen das Glück hatte.

Hier fand ich es nun, aufrichtig gestanden, heiß genug, und man nahm sich's nicht übel, wenn irgend eine Anwandlung jenes Kanonenfiebers sich wieder hervorthun wollte; man drückte sich nun zurück, wie man gekommen war, und kehrte doch, wenn es Gelegenheit und Anlaß gab, wieder in gleiche Gefahr.

Bedenkt man nun, daß ein solcher Zustand, wo man sich, die Angst zu übertäuben, jeder Vernichtung aussetzte, bei drei Wochen dauerte, so wird man uns verzeihen, wenn wir über diese schrecklichen Tage wie über einen glühenden Boden hinüberzueilen trachten.

Den 1. Juli war die dritte Parallele in Thätigkeit und sogleich die Bocksbatterie bombardirt.

Den 2. Juli. Bombardement der Zitadelle und Karlsschanze.

Den 3. Juli. Neuer Brand in der St. Sebastianskapelle; benachbarte Häuser und Paläste gehen in Flammen auf.

Den 6. Juli. Die sogenannte Klubbistenschanze, welche den rechten Flügel der dritten Parallele nicht zu Stande kommen ließ, mußte weggenommen werden; allein man verfehlte sie und griff vorliegende Schanzen des Hauptwalles an, da man denn freilich zurückgeschlagen wurde.

Den 7. Juli. Endliche Behauptung dieses Terrains; Kostheim wird angegriffen, die Franzosen geben es auf.

Den 13. Juli Nachts. Das Rathhaus und mehrere öffentliche Gebäude brennen ab.

Den 14. Juli. Stillstand auf beiden Seiten, Freuden- und Feiertag — der Franzosen wegen der in Paris geschlossenen

National-Konföderation, der Deutschen wegen Eroberung von Condé; bei den letzten Kanonen- und Kleingewehrfeuer, bei jenen ein theatralisches Freiheitsfest, wovon man viel zu hören hatte.

Nachts vom 14. zum 15. Juli. Die Franzosen werden aus einer Batterie vor der Karlsschanze getrieben; fürchterliches Bombardement. Von der Mainspitze über den Main brachte man das Benediktinerkloster auf der Zitadelle in Flammen. Auf der andern Seite entzündet sich das Laboratorium und fliegt in die Luft. Fenster, Läden und Schornsteine dieser Stadtseite brechen ein und stürzen zusammen.

Am 15. Juli besuchten wir Herrn Gore in Kleinwintersheim und fanden Rath Kraus beschäftigt, ein Bildniß des werthen Freundes zu malen, welches ihm gar wohl gelang. Herr Gore hatte sich stattlich angezogen, um bei fürstlicher Tafel zu erscheinen, wenn er vorher sich in der Gegend abermals würde umgeschaut haben. Nun sah er, umgeben von allerlei Haus- und Feldgeräth, in der Bauernkammer eines deutschen Dorfchens auf einer Kiste, den angeschlagenen Zuckerhut auf einem Papiere neben sich; er hielt die Kaffeetasse in der einen, die silberne Reißfeder statt des Löffelchens in der andern Hand; und so war der Engländer ganz anständig und behaglich auch in einem schlechten Kantonirungsquartier verzaehelt, wie er uns noch täglich zu angenehmer Erinnerung vor Augen steht.

Wenn wir nun dieses Freundes allhier gedenken, so verfehlen wir nicht, etwas Mehreres über ihn zu sagen. Er zeichnete sehr glücklich in der Camera obscura und hatte, Land und See bereisend, sich auf diese Weise die schönsten Erinnerungen gesammelt. Nun kannte er, in Weimar wohnhaft, angewohnter Beweglichkeit nicht entsagen, blieb immer geneigt, kleine Reisen vorzunehmen, wobei ihm denn gewöhnlich Rath Kraus zu begleiten pflegte, der mit leichter, glücklicher Fassungsgabe die vorstehenden Landschaften zu Papier brachte, schattirte, färbte, und so arbeiteten Beide um die Wette.

Die Belagerung von Mainz als ein seltener, wichtiger Fall, wo das Unglück selbst malerisch zu werden versprach, lockte die beiden Freunde gleichfalls nach dem Rhein, wo sie sich keinen Augenblick mußten verdrießen.

Und so begleiteten sie uns denn auch auf einem Gefahrzug nach Weisenau, wo sich Herr Gore ganz besonders gefiel. Wir besuchten abermals den Kirchhof in Jagd auf pathetische

Sieh! Er blinket herauf, Gad,*) der freundliche Stern.
Sei mein Herr Du, mein Gott! Gnädig winkt er mir zu!
Bleib! Bleib! Wend'ſt Du Dein Auge weg?
Wie? Liebt' ich ihn, der ſich verbirgt?**)

Sei geſegnet, o Mond! Führer Du des Geſtirns,
Sei mein Herr Du, mein Gott! Du beleuchteſt den Weg.
Laſſ', laſſ' nicht in der Finſterniß
Mich irren mit irrendem Volk!

Sonn', Dir glühenden weiht ſich das glühende Herz.
Sei mein Herr Du, mein Gott! Leit, Allſehende, mich!
Steigſt auch Du hinab, Herrliche!
Tief hüllet mich Finſterniß ein.

Hebe, liebendes Herz, dem Erſchaffenden Dich!
Sei mein Herr Du, mein Gott! Du Allliebender, Du,
Der die Sonne, den Mond und die Stern'
Schuf, Erde und Himmel und mich!

. Zu den Leiden des jungen Werther's.***)

1775.

Jeder Jüngling ſehnt ſich ſo zu lieben,
Jedes Mädchen, ſo geliebt zu ſein;

zu Lavater und Baſedow und ſpeciell aus der bekannten Rheinreiſe im Sommer 1774 ab (vgl. II, 255 unſ. Ausg.). Beide waren nach Goethe's eigenem Ausdrucke Männer, die ihre geiſtigen Zwecke von der Vermiſchung mit irdiſchen nicht rein halten konnten, und ſo dachten ſie allerdings leicht an Mahomet erinnern. Aber wenn auch das hier Vorliegende erſt nach jener Reiſe entſtanden ſein mag, ſo widerſpricht der Allgemeinheit dieſer Zeitangabe doch das Gedicht „Mahomet's Geſang“ (I, 139), welches bereits im Göttinger Muſenalmanach von 1774, und zwar auch als Dialog erſchien. Da nun der Almanach bereits im Auguſt oder September 1773 aufgegeben wurde, ſo muß die Idee Goethe's nothwendig ſchon früherem Urſprunge ſein. — Ueber das, was Goethe ſelbſt den ſeinem Plane ſagt, vgl. den Schluß des 14. Buchs von „Dichtung und Wahrheit.“

*) Jupiter.

**) Die von Goethe benutzte Quelle iſt die ſechſte Sure des Koran, die er ſelbſt nach dem Lateiniſchen des Maraccius überſetzt hat, und die Schöll S. 149 mittheilt. Wenn nach dieſer der Inhalt der vorliegenden Hymne zu völliger Klarheit kömmt, ſo bleibt nur noch übrig, auf den Widerſpruch aufmerkſam zu machen, in dem die eigenen Mittheilungen Goethe's an der oben genannten Stelle dazu ſtehn. Der Hauptpunkt iſt der, daß dort Gad als König der Sterne der iſt, dem Mahomet ſchließlich alle Verehrung weiht. Dies darf indeß nicht befremden, da Goethe die Hymne verloren hatte und die Angabe des damals beabſichtigten Inhalts von Mahomet erſt 36 Jahre ſpäter aus dem Gedächtniſſe machte.

***) Die beiden Strophen ſtehen je vor dem erſten und zweiten Theil der zweiten Ausgabe des „Werther“ und wurden 1836 in die „Werke Goethe's“ aufgenommen.

Knochen; ein Theil der nach Mainz gewendeten Mauer war eingeschossen, man sah über freies Feld nach der Stadt. Kaum aber merkten Die auf den Wällen etwas Lebendiges in diesem Raume, so schossen sie mit Prellschüssen nach der Lücke; nun sah man die Kugel mehrmals aufspringen und Staub erregend herankommen, da man sich denn zuletzt hinter die stehen gebliebene Mauer oder in das Gehingemäuer zu retten wußte und der den Kirchhof durchrollenden Kugel besser nachschaute.

Die Wiederholung eines solchen Vergnügens schien dem Kammerdiener bedenklich, der, um Leben und Glieder seines alten Herrn besorgt, uns Allen ins Gewissen sprach und die kühne Gesellschaft zum Rückzug nöthigte.

Der 16. Juli war mir ein bänglicher Tag, und war bedrängte mich die Aussicht auf die nächste meinen Freunden gefährliche Nacht; damit verbielt es sich aber folgendermaßen. Eine der vorgeschobenen kleinen feindlichen Schanzen vor der sogenannten Wälschen Schanze leistete völlig ihre Pflicht; sie war das größte Hinderniß unserer vordern Parallele und mußte, was es auch kosten möchte, weggenommen werden. Dagegen war nun nichts zu sagen, allein es zeigte sich ein bedenklicher Umstand. Auf Nachricht oder Vermuthung, die Franzosen ließen hinter dieser Schanze und unter dem Schutz der Festung Kavallerie kampiren, wollte man zu diesem Aus- und Ueberfalle auch Kavallerie mitnehmen. Was das heiße, aus der Tranchee heraus unmittelbar vor den Kanonen der Schanze und der Festung Kavallerie zu entwickeln und sich in düsterer Nacht damit auf dem feindlich besetzten Glacis herumzutummeln, wird Jedermann begreiflich finden; mir aber war es höchst bänglich. Herrn von Oppen, als den Freund, der mir vom Regiment zunächst anlag, dazu kommandirt zu wissen. Gegen Einbruch der Nacht mußte jedoch geschieden sein, und ich eilte zur Schanze Nr. 4, wo man jene Gegend ziemlich im Auge hatte. Daß es losbrach und hitzig zuging, ließ sich wol aus der Ferne bemerken, und daß mancher wackere Mann nicht zurückkehren würde, war vorauszusehen.

Indessen verkündigte der Morgen, die Sache sei gelungen, man habe die Schanze erobert, geschleift und sich ihr gegenüber gleich so festgesetzt, daß ihre Wiederherstellung dem Feinde wol unmöglich bleiben sollte. Freund Oppen kehrte glücklich zurück; die Vermißten gingen mich so nah nicht an, nur bedauerten wir den Prinzen Louis Ferdinand der als kühner Anführer eine wo

nicht gefährliche, doch beschwerliche Wunde davontrug und in einem solchen Augenblick den Kriegsschauplatz sehr ungern verließ.

Den 17. Juli ward nun Derselbe zu Schiffe nach Mannheim gebracht; der Herzog von Weimar bezog dessen Quartier im Chausseehause; es war kein anmuthigerer Aufenthalt zu denken.

Nach herkömmlicher Ordnungs- und Reinlichkeitsliebe ließ ich den schönen Platz davor kehren und reinigen, der bei dem schnellen Quartierwechsel mit Stroh und Spänen und allerlei Abwürflingen eines eilig verlassenen Kantonements übersäet war.

Den 18. Juli Nachmittags auf große, fast unerträgliche Hitze Donnerwetter, Sturm und Regenguß, dem Allgemeinen erquicklich, den Eingegrabenen als solchen freilich sehr lästig.

Der Kommandant thut Vergleichsvorschläge, welche zurückgewiesen werden.

Den 19. Juli. Das Bombardement geht fort, die Rheinmühlen werden beschädigt und unbrauchbar gemacht.

Den 20. Juli. Der Kommandant, General d'Oyre, überschickt eine Punktation, worüber verhandelt wird.

Nachts vom 21. auf den 22. Juli. Heftiges Bombardement; die Dominikanerkirche geht in Flammen auf, dagegen fliegt ein preußisches Laboratorium in die Luft.

Den 22. Juli. Als man vernahm, der Stillstand sei wirklich geschlossen, eilte man nach dem Hauptquartier, um die Ankunft des französischen Kommandanten d'Oyre zu erwarten. Er kam — ein großer, wohlgebauter, schlanker Mann von mittlern Jahren, sehr natürlich in seiner Haltung und Betragen. Indessen die Unterhandlung im Innern verging, waren wir Alle aufmerksam und besinnungsvoll; da es aber ausgesprochen ward, daß man einig geworden und die Stadt den folgenden Tag übergeben werden sollte, da entstand in Mehreren das wunderbare Gefühl einer schnellen Entledigung von bisherigen Lasten, von Druck und Bangigkeit, daß einige Freunde sich nicht erwehren konnten, aufzujauchzen und gegen Mainz zu rennen. Unterwegs hielten wir Sömmerring ein, der gleichfalls mit einem Gesellen nach Mainz eilte, freilich auf stärkere Veranlassung als wir, aber doch auch die Gefahr einer solchen Unternehmung nicht achtend. Wir sahen den Schlagbaum des äußersten Thores von fern und hinter demselben eine große Masse Menschen, die

ſich dort auflehnten und andrängten. Nun ſahen wir Wolfsgruben vor uns, allein unſere Pferde, dergleichen ſchon gewohnt, brachten uns glücklich zwiſchen durch. Wir ritten unmittelbar bis vor den Schlagbaum; man rief uns zu, was wir brächten. Unter der Menge fanden ſich wenig Soldaten, Alles Bürger, Männer und Frauen; unſere Antwort, daß wir Stillſtand und wahrſcheinlich morgen Freiheit und Oeffnung verſchaffen, wurde mit lautem Beifall aufgenommen. Wir gaben einander wechſelsweiſe ſo viel Aufklärung, als einem Jeden beliebte, und als wir eben, von Segenswünſchen begleitet, wieder umkehren wollten, traf Sömmerring ein, der ſein Geſpräch an das unſrige knüpfte, bekannte Geſichter fand, ſich vertraulicher unterhielt und zuletzt verſchwand, ehe wir's uns verſahen; wir aber hielten für Zeit umzukehren.

Gleiche Begierde, gleiches Beſtreben fühlten eine Anzahl Ausgewanderter, welche, mit Viktualien verſehen, erſt in die Außenwerke, dann in die Feſtung ſelbſt einzudringen verſtanden, um die Zurückgelaſſenen wieder zu umarmen und zu erquicken. Wir begegneten mehreren ſolcher leidenſchaftlichen Wanderer, und es mochte dieſer Zuſtand ſo beſtia werden, daß endlich nach verdoppelten Poſten das ſtrengſte Verbot ausging, den Wällen ſich zu nähern; die Kommunikation war auf einmal unterbrochen.

Am 23. Juli. Dieſer Tag ging hin unter Beſetzung der Außenwerke ſowol von Mainz als von Kaſtel. In einer leichten Chaiſe machte ich eine Spazierfahrt in einem ſo engen Kreis um die Stadt, als es die ausgeſetzten Wachen erlauben wollten. Man beſuchte die Tranchéen und beſah ſich die nach erreichtem Zweck verlaſſene unnütze Erdarbeit.

Als ich zurückfuhr, rief mich ein Mann mittleren Alters an und bat mich, ſeinen Knaben von ungefähr acht Jahren, den er an der Hand mit fortſchleppte, zu mir zu nehmen. Er war ein ausgewanderter Mainzer, welcher, mit großer Haſt und Luſt ſeinen bisherigen Aufenthalt verlaſſend, herbeilief, den Auszug der Feinde triumphirend anzuſehen, ſodann aber den zurückgelaſſenen Klubbiſten Tod und Verderben zu bringen ſchwor. Ich redete ihm begütigende Worte zu und ſtellte ihm vor, daß die Rückkehr in einen friedlichen und häuslichen Zuſtand nicht mit neuem bürgerlichem Krieg, Haß und Rache müſſe verunreinigt werden, weil ſich das Unglück ja ſonſt verewige. Die Beſtrafung ſolcher ſchuldigen Menſchen müſſe man den hohen

Alliirten und dem wahren Landesherrn nach seiner Rückkehr überlassen, und was ich sonst noch Besänftigendes und Ernstliches anführte, wozu ich ein Recht hatte, indem ich das Kind in den Wagen nahm und Beide mit einem Trunk guten Weins und Brezeln erquickte. An einem abgeredeten Ort setzt' ich den Knaben nieder, da sich denn der Vater schon von Weitem zeigte und mit dem Hut mir tausend Dank und Segen zuwinkte.

Den 24. Juli. Der Morgen ging ziemlich ruhig hin, der Ausmarsch verzögerte sich; es sollten Geldangelegenheiten sein, die man so bald nicht abtun konnte. Endlich zu Mittag, als Alles bei Tisch und Topf beschäftigt und eine große Stille im Lager sowie auf der Chaussee war, fuhren mehrere dreispännige Wagen in einiger Ferne von einander sehr schnell vorbei, ohne daß man sich's versah und darüber nachsann; doch bald verbreitete sich das Gerücht, auf diese kühne und kluge Weise hätten mehrere Klubbisten sich gerettet. Leidenschaftliche Personen behaupteten, man müsse nachsetzen, Andere ließen es beim Verdruß bewenden, wieder Andere wollten sich verwundern, daß auf dem ganzen Wege keine Spur von Wache noch Piket noch Aufsicht erscheine, woraus erhelle, sagten sie, daß man von oben herein durch die Finger zu sehen und Alles, was sich ereignen könnte, dem Zufall zu überlassen geneigt sei.

Diese Betrachtungen wurden jedoch durch den wirklichen Auszug unterbrochen und umgestimmt. Auch hier kamen mir und Freunden die Fenster des Chausseehauses zu Statten. Den Zug sahen wir in aller seiner Feierlichkeit herankommen. Angeführt durch preußische Reiterei, folgte zuerst die französische Garnison. Seltsamer war nichts, als wie sich dieser Zug ankündigte; eine Kolonne Marseiller, klein, schwarz, buntscheckig, lumpig gekleidet, trappelten heran, als habe der König Oberon seinen Berg aufgetan und das muntere Zwergenheer ausgesendet. Hierauf folgten regelmäßigere Truppen, ernst und verdrießlich, nicht aber etwa niedergeschlagen oder beschämt. Als die merkwürdigste Erscheinung dagegen mußte Jedermann auffallen, wenn die Jäger zu Pferd heraustritten; sie waren ganz still bis gegen uns herangezogen, als ihre Musik den Marseiller Marsch anstimmte. Dieses revolutionäre Te Deum hat ohnehin etwas Trauriges, Ahnungsvolles, wenn es auch noch so muthig vorgetragen wird; diesmal aber nahmen sie das Tempo ganz langsam, dem schleichenden Schritt gemäß, den sie ritten. Es

war ergreifend und furchtbar und ein ernster Anblick, als die Reitenden, lange hagere Männer von gewissen Jahren, die Mainz gleichfalls jenen Tönen gemäß, heranrückten; einzeln hätte man sie dem Ton Tartote vergleichen können, in Masse erschienen sie höchst ehrwürdig.

Bemerkenswerth war nun ein einzelner Trupp, die französischen stemmissarien. Merlin von Thionville in Husarentracht, durch wilden Bart und Blick sich auszeichnend, hatte eine andere Figur in gleichem Kostüme links neben sich; das Volk rief mit Wuth den Namen eines Klubbisten und bewegte sich zum Anfall. Merlin hielt an, berief sich auf seine Würde eines französischen Repräsentanten, auf die Rache, die jeder Beleidigung folgen sollte; er wolle rathen, sich zu mäßigen, denn es sei das letzte Mal nicht, daß man ihn hier sehe. Die Menge stand betreffen, kein Einzelner wagte sich vor. Er hatte einige unserer daliehenden Offiziere angesprochen und sich auf das Wort des Klubs berufen, und so wollte Niemand weder Angriff noch Vertheidigung wagen; der Zug ging ungetastet vorbei.

Den 25. Juli. Am Morgen dieses Tags bemerkt' ich, daß leider abermals keine Anstalten auf der Chaussee und in deren Nähe gemacht waren, um Unordnungen zu verhüten. Sie schienen heute um so nöthiger, als die armen ausgewanderten, grenzenlos unglücklichen Mainzer, von entfernteren Orten her nunmehr angekommen, schaarenweis die Chaussee umlagerten, mit Fluch- und Rachewerten das gequälte und geängstigte Herz erleichternd. Die geistige Kriegslist der Entwischenden gelang daher nicht wieder. Einzelne Reisewagen rannten abermals eilig die Straße hin; überall aber hatten sich die Mainzer Bürger in die Chausseegräben gelagert, und wie die Flüchtigen einem Hinterhalt entgingen, fielen sie in die Hände des andern. Der Wagen ward angehalten; fand man Franzosen oder Französinnen, so ließ man sie entkommen, wohlbekannte Klubbisten keineswegs.

Ein sehr schöner dreispänniger Reisewagen rollt daher, eine freundliche junge Dame verlaumt nicht, sich am Schlage sehen zu lassen und drüben und drüben zu grüßen; aber dem Postillon fällt man in die Zügel, der Schlag wird eröffnet, ein Erzklubbist an ihrer Seite sogleich erkannt. Zu verkennen war er freilich nicht, kurz gebaut, dicklich, breiten Angesichts, blatternarbig. Schon ist er bei den Füßen herausgerissen; man schließt den Schlag und wünscht der Schönheit glückliche Reise. Ihn aber

schleppt man auf den nächsten Acker, zerstößt und zerprügelt ihn fürchterlich; alle Glieder seines Leibes sind zerschlagen, sein Gesicht unkenntlich. Eine Wache nimmt sich endlich seiner an, man bringt ihn in ein Bauernhaus, wo er, auf Stroh liegend, zwar vor Thätlichkeiten seiner Stadtfeinde, aber nicht vor Schimpf, Schadenfreude und Schmähungen geschützt war. Doch auch damit ging es am Ende so weit, daß der Offizier Niemand mehr hineinließ, auch mich, dem er es als einem Bekannten nicht abgeschlagen hätte, dringend bat, ich möchte diesem traurigsten und ekelhaftesten aller Schauspiele entsagen.

Zum 25. Juli. Auf dem Chausseehause beschäftigte uns nun der fernere regelmäßige Auszug der Franzosen. Ich stand mit Herrn Gore daselbst am Fenster; unten versammelte sich eine große Menge, doch auf dem geräumigen Platze konnte dem Beobachtenden nichts entgehen.

Infanterie, muntere wohlgebildete Linientruppen kamen nun heran; Mainzer Mädchen zogen mit ihnen aus, theils nebenher, theils innerhalb der Glieder. Ihre eigenen Bekannten begrüßten sie nun mit Kopfschütteln und Spottreden: „Ei, Jungfer Lieschen, will Sie Sich auch in der Welt umsehen?“ und dann: „Die Sohlen sind noch neu; sie werden bald durchgelaufen sein!“ Ferner: „Hat Sie auch in der Zeit Französisch gelernt? — Glück auf die Reise!“ Und so ging es immerfort durch diese Jungenruthen; die Mädchen aber schienen alle heiter und getrost, einige wünschten ihren Nachbarinnen wohl zu leben, die meisten waren still und sahen ihre Liebhaber an.

Indessen war das Volk sehr bewegt; Schimpfreden wurden ausgestoßen, von Drohungen heftig begleitet. Die Weiber tadelten an den Männern, daß man diese Nichtswürdigen so vorbei lasse, die in ihrem Bündelchen gewiß Manches von Hab' und Gut eines ächten Mainzer Bürgers mit sich schleppten, und nur der ernste Schritt des Militärs, die Ordnung, durch nebenhergehende Offiziere erhalten, hinderte einen Ausbruch; die leidenschaftliche Bewegung war furchtbar.

Gerade in diesem gefährlichsten Momente erschien ein Zug, der sich gewiß schon weit hinweg gewünscht hatte. Ohne sonderliche Bedeckung jagte sich ein wohlgebildeter Mann zu Pferde, dessen Uniform nicht gerade einen Militär ankündigte; an seiner Seite ritt in Mannskleidern ein wohlgebautes und sehr schönes Frauenzimmer; hinter ihnen folgten einige vierspännige Wagen, mit Kisten und Ballen bepackt; die Stille war ahnungsvoll,

Auf einmal rauscht' es im Volke und rief: „Haltet ihn an! Schlagt ihn todt! Das ist der Spitzbube von Architekten, der erst die Domdechanei gepländert und nachher selbst angezündet hat!" Es kam auf einen einzigen entschlossenen Menschen an, und es war geschehen.

Ohne Weiteres zu überlegen, als daß der Burgfriede vor des Herzogs Quartier nicht verletzt werden dürfe, mit dem blitzschnellen Gedanken, was der Fürst und General bei seiner Nachhausekunft sagen würde, wenn er über die Trümmer einer solchen Selbsthilfe kaum seine Thür erreichen könnte, sprang ich hinunter, hinaus und rief mit gebietender Stimme: „Halt!"

Schon hatte sich das Volk näher herangezogen; zwar den Schlagbaum unterfing sich Niemand herabzulassen, der Weg aber selbst war von der Menge versperrt. Ich wiederholte mein Halt, und die vollkommenste Stille trat ein. Ich fuhr darauf stark und heftig sprechend fort, hier sei das Quartier des Herzogs von Weimar, der Platz davor sei heilig; wenn sie Unfug treiben und Rache üben wollten, so fänden sie noch Raum genug. Der König habe freien Auszug gestattet; wenn er diesen hätte bedingen und gewisse Personen ausnehmen wollen, so würde er Aufseher angestellt, die Schuldigen zurückgewiesen oder gefangen genommen haben; davon sei aber nichts bekannt, keine Patrouille zu sehen. Und sie, wer und wie sie hier auch seien, hätten mitten in der deutschen Armee keine andere Rolle zu spielen, als ruhige Zuschauer zu bleiben; ihr Unglück und ihr Haß gebe ihnen hier kein Recht, und ich litte ein- für allemal an dieser Stelle keine Gewaltthätigkeit.

Nun staunte das Volk, war stumm, dann wogt' es wieder, brummte, schalt; Einzelne wurden heftig, ein paar Männer drangen vor, den Reitenden in die Zügel zu fallen. Sonderbarerweise war einer davon jener Perrückenmacher, den ich gestern schon gewarnt, indem ich ihm Gutes erzeigte. — „Wie," rief ich ihm entgegen, „habt Ihr schon vergessen, was wir gestern zusammen gesprochen? Habt Ihr nicht darüber nachgedacht, daß man durch Selbstrache sich schuldig macht, daß man Gott und seinen Oberen die Strafe der Verbrecher überlassen soll, wie man ihnen das Ende dieses Elends zu bewirken auch überlassen mußte?" Und was ich sonst noch kurz und bündig, aber laut und heftig sprach.

Der Mann, der mich gleich erkannte, trat zurück, das Kind schmiegte sich an den Vater und sah freundlich zu mir herüber;

schon war das Volk zurückgetreten und hatte den Platz freier gelassen, auch der Weg durch den Schlagbaum war wieder offen. Die beiden Figuren zu Pferde wußten sich kaum zu benehmen. Ich war ziemlich weit in den Platz hereingetreten; der Mann ritt an mich heran und sagte, er wünsche meinen Namen zu wissen, zu wissen, wem er einen so großen Dienst schuldig sei; er werde es zeitlebens nicht vergessen und gern erwidern. Auch das schöne Kind näherte sich mir und sagte das Verbindlichste. Ich antwortete, daß ich nichts als meine Schuldigkeit gethan und die Sicherheit und Heiligkeit dieses Platzes behauptet hätte; ich gab einen Wink, und sie zogen fort. Die Menge war nun einmal in ihrem Nachesinne irre gemacht; sie blieb stehen; dreißig Schritte davon hätte sie Niemand gehindert. So ist's aber in der Welt: wer nur erst über einen Anstoß hinaus ist, kommt über tausend — chi scampa d'un punto, scampa di mille.

Als ich nach meiner Expedition zu Freund Gore hinaufkam, rief er mir in seinem Englisch-Französisch entgegen: „Welche Fliege sticht Euch! Ihr habt Euch in einen Handel eingelassen, der übel ablaufen konnte."

„Dafür war mir nicht bange," versetzte ich; „und findet Ihr nicht selbst hübscher, daß ich Euch den Platz vor dem Hause so rein gehalten habe? Wie säh' es aus, wenn das nun Alles voll Trümmer läge, die Jedermann ärgerten, leidenschaftlich aufregten und Niemand zu Gute kämen? Mag auch Jener den Besitz nicht verdienen, den er wohlbehaglich fortgeschleppt hat!"

Indessen aber ging der Auszug der Franzosen gelassen unter unserm Fenster vorbei; die Menge, die kein Interesse weiter daran fand, verlief sich; wer es möglich machen konnte, suchte sich einen Weg, um in die Stadt zu schleichen, die Seinigen und was von ihrer Habe allenfalls gerettet sein konnte, wiederzufinden und sich dessen zu erfreuen. Mehr aber trieb sie die höchst verzeihliche Wuth, ihre verhaßten Feinde, die Klubisten und Komitisten, zu strafen, zu vernichten, wie sie mitunter bedrohlich genug ausriefen.

Indessen konnte sich mein guter Gore nicht zufrieden geben, daß ich mit eigener Gefahr für einen unbekannten, vielleicht verbrecherischen Menschen so viel gewagt habe. Ich wies ihn immer schershaft auf den reinen Platz vor dem Hause und sagte zuletzt ungeduldig: „Es liegt nun einmal in meiner Natur; ich will lieber eine Ungerechtigkeit begehen als Unordnung ertragen."

Den 26. und 27. Juli. Den 26. gelang es uns schon,

mit einigen Freunden zu Pferd in die Stadt einzudringen; dort fanden wir den bejammernswerthesten Zustand. In Schutt und Trümmer war zusammengestürzt, was Jahrhunderten aufzubauen gelang, wo in der schönsten Lage der Welt Reichthümer von Provinzen zusammenflossen und Religion das, was ihre Diener besaßen, zu befestigen und zu vermehren trachtete. Die Verwirrung, die den Geist ergriff, war höchst schmerzlich, viel trauriger, als wäre man in eine durch Zufall eingeäscherte Stadt gerathen.

Bei aufgelöster polizeilicher Ordnung hatte sich zum traurigen Schutt noch aller Unrath auf den Straßen gesammelt; Spuren der Plünderung ließen sich bemerken in Gefolg innerer Feindschaft. Hohe Mauern drohten den Einsturz, Thürme standen unsicher, und was bedarf es einzelner Beschreibungen, da man die Hauptgebäude nach einander genannt, wie sie in Flammen aufgingen! Aus alter Vorliebe eilte ich zur Dechanei, die mir noch immer als ein kleines architektonisches Paradies vorschwebte. Zwar stand die Säulenvorhalle mit ihrem Giebel noch aufrecht, aber ich trat nur zu bald über den Schutt der eingestürzten schöngewölbten Decken; die Drahtgitter lagen mir im Wege, die sonst netzweise von oben erleuchtende Fenster schützten; hie und da war noch ein Rest alter Pracht und Zierlichkeit zu sehen. Und so lag denn auch diese Musterwohnung für immer zerstört. Alle Gebäude des Platzes umher hatten dasselbige Schicksal; es war die Nacht vom 27. Juni, wo der Untergang dieser Herrlichkeiten die Gegend erleuchtete.

Hierauf gelangt' ich in die Gegend des Schlosses, dem sich Niemand zu nähern wagte. Außen angebrachte bretterne Angebäude deuteten auf die Verunreinigung jener fürstlichen Wohnung; auf dem Platze davor standen, gedrängt in einander geschoben, unbrauchbare Kanonen, theils durch den Feind, theils durch eigene hitzige Anstrengung zerstört.

Wie nun von außen her durch feindliche Gewalt so manches herrliche Gebäude mit seinem Inhalt vernichtet worden, so war auch innerlich Vieles durch Roheit, Frevel und Muthwillen zu Grunde gerichtet. Der Palast Ostheim stand noch in seiner Integrität, allein zur Schneiderherberge, zu Einquartirungs- und Wachstuben verwandelt — eine Umkehrung, verwünscht anzusehen! Säle voll Lappen und Fetzen, dann wieder die gypsmarmornen Wände mit Haken und großen Nägeln zersprengt, Gewehre dort aufgehangen und umhergestellt.

Das Akademiegebäude nahm sich von außen noch ganz freundlich aus; nur eine Kugel hatte im zweiten Stock ein Fenstergewände von Sömmerring's Quartier zersprengt. Ich fand diesen Freund wieder daselbst, ich darf nicht sagen, eingezogen, denn die schönen Zimmer waren durch die wilden Gäste aufs Schlimmste behandelt. Sie hatten sich nicht begnügt, die blauen reinlichen Papiertapeten, so weit sie reichen konnten, zu verderben; Leitern oder über einander gestellte Tische und Stühle mußten sie gebraucht haben, um die Zimmer bis an die Decke mit Speck oder sonstigen Fettigkeiten zu besudeln. Es waren dieselbigen Zimmer, wo wir vorm Jahr so heiter und traulich zu wechselseitigem Scherz und Belehrung freundschaftlich beisammen gesessen. Indeß war bei diesem Unheil doch auch noch etwas Tröstliches zu zeigen; Sömmerring hatte seinen Keller uneröffnet und seine dahin geflüchteten Präparate durchaus unbeschädigt gefunden. Wir machten ihnen einen Besuch, wogegen sie uns zu belehrendem Gespräch Anlaß gaben.

Eine Proklamation des neuen Gouverneurs hatte man ausgegeben, ich fand sie in eben dem Sinne, ja fast mit den gleichen Worten meiner Anmahnung an jenen ausgewanderten Perrückenmacher: alle Selbsthilfe war verboten; dem zurückkehrenden Landesherrn allein sollte das Recht zustehen, zwischen guten und schlechten Bürgern den Unterschied zu bezeichnen. Sehr nothwendig war ein solcher Erlaß; denn bei der augenblicklichen Auflösung, die der Stillstand vor einigen Tagen verursachte, drangen die kühnsten Ausgewanderten in die Stadt und veranlaßten selbst die Plünderung der Klubbistenhäuser, indem sie die hereinziehenden Belagerungssoldaten anführten und aufregten. Jene Verordnung war mit den mildesten Ausdrücken gefaßt, um, wie billig, den gerechten Zorn der grenzenlos beleidigten Menschen zu schonen.

Wie schwer ist es, eine bewegte Menge wieder zur Ruhe zu bringen! Auch noch in unserer Gegenwart geschahen solche Unregelmäßigkeiten. Der Soldat ging in einen Laden, verlangte Tabak, und indem man ihn abwog, bemächtigte er sich des Ganzen. Auf das Zetergeschrei der Bürger legten sich unsere Offiziere ins Mittel, und so kam man über eine Stunde, über einen Tag der Unordnung und Verwirrung hinweg.

Auf unseren Wanderungen fanden wir eine alte Frau an der Thüre eines niedrigen, fast in die Erde gegrabenen Häuschens. Wir verwunderten uns, daß sie schon wieder zurück-

Ach, der heiligſte von unſern Trieben,
Warum quillt aus ihm die grimme Pein?

Du beweinſt, Du liebſt ihn, liebe Seele,
Retteſt ſein Gedächtniß von der Schmach;
Sieh, Dir winkt ſein Geiſt aus ſeiner Höhle:
Sei ein Mann und folge mir nicht nach!

Scherze.*)

Den 8. September 1780.

Ein Jeder hat ſein Ungemach.
Stein**) zieht den alten Ochſen nach,
Der Herzog jungen Haſen.
Der Prinz***) iſt gutgeſinnt fürs Bett,
Und ach, wenn ich ein Miſel†) hätt',
So ſchwätzt' ich nicht mit Baſen.

Es fähret die voet'ſche Wuth
In unſrer Freunde junges Blut,
Es fiedet über und über.
Apollo, laſſ' es ja dabei
Und mache ſie dagegen frei
Von jedem andern Fieber!

Heitre Epiſtel.††)

Den 11. Dezember 1780.

Aus Kötſchau's Thoren reichet Euch
Ein alter Hexenmeiſter
Konfekt und ſüßen rothen Wein
Durch einen ſeiner Geiſter.

Der ſollt', wenn er nicht beſſer wär',
Euch auch dies Liedchen ſingen;
Doch wird er einen holden Gruß
Von mir Euch überbringen.

*) An Frau von Stein. (Vgl. Briefe I, 337.)

**) Der Stallmeiſter Baron von Stein hatte auf ſeinem Gute Lochberg eine Branntwein-Deſtillation und Oelſtampfung angelegt.

***) Prinz Konſtantin von Weimar, Bruder Karl Auguſts, geboren am 8. September 1758, geſtorben am 6. September 1793. — Sein Geburtstag war mit Ball und Illumination gefeiert worden.

†) Aus der Terminologie der damaligen geiſtreichen Geſellſchaft: Miſel, eine Schöne. (Anmerkung von Schöll I, 5.)

††) An Frau von Stein und ihre Geſellſchaft nach Kötſchau, auf dem halben Wege nach Jena, zugeſendet. (Vgl. Briefe I, 376.)

gekehrt, worauf wir vernahmen, daß sie gar nicht ausgewandert, ob man ihr gleich zugemutbet, die Stadt zu verlassen. „Auch zu mir", sagte sie, „sind die Hanswürste gekommen mit ihren bunten Schärpen, haben mir befohlen und gedroht; ich habe ihnen aber tüchtig die Wahrheit gesagt. „„Gott wird mich arme Frau in dieser meiner Hütte lebendig und in Ehren erhalten, wenn ich Euch schon längst in Schimpf und Schande jeden werde."" Ich hieß sie mit ihren Narrentheien weiter gehen. Sie fürchteten, mein Geschrei möchte die Nachbarn aufregen, und ließen mich in Ruhe. Und so hab' ich die ganze Zeit theils im Keller, theils im Freien zugebracht, mich von Wenigem genährt und lebe noch Gott zu Ehren; Jenen aber wird es schlecht ergehen."

Nun deutete sie uns auf ein Eckhaus gegenüber, um zu zeigen, wie nahe die Gefahr gewesen. Wir konnten in das untere Eckzimmer eines ansehnlichen Gebäudes hineinschauen; das war ein wunderlicher Anblick! Hier hatte seit langen Jahren eine alte Sammlung von Kuriositäten gestanden, Figuren von Porzellan und Bildstein, chinesische Tassen, Teller, Schüsseln und Gefäße; an Elfenbein und Bernstein mocht' es auch nicht gefehlt haben sowie an anderem Schnitz- und Drechselwerk, aus Moos, Stroh und sonst zusammengesetzten Gemälden, und was man sich in einer solchen Sammlung denken mag. Das Alles war nur aus den Trümmern zu schließen; denn eine Bombe, durch alle Stockwerke durchschlagend, war in diesem Raume geplatzt; die gewaltsame Luftausdehnung, indem sie inwendig Alles von der Stelle warf, schlug die Fenster herauswärts, mit ihnen die Drahtgitter, die sonst das Innere schirmten und nun zwischen den eisernen Stangengittern bauchartig herausgebogen erschienen. Die gute Frau versicherte, daß sie bei dieser Explosion selbst mit unterzugehen geglaubt habe.

Wir fanden unser Mittagsmahl an einer großen Wirthstafel; bei vielen Hin- und Wiederreden schien uns das Beste, zu schweigen. Wundersam genug fiel es aber auf, daß man von den gegenwärtigen Musikanten den Marseiller Marsch und das Ça ira verlangte; alle Gäste schienen einzustimmen und erheiterten.

Bei unserm folgenden Hin- und Herwandern wußten wir den Platz, wo die Favorite gestanden, kaum zu unterscheiden. Im August vorigen Jahrs erhub sich hier noch ein prächtiger Gartensaal; Terrassen, Orangerie, Springwerke machten diesen

unmittelbar am Rhein liegenden Lustort höchst vergnüglich. Hier grünten die Alleen, in welchen, wie der Gärtner mir erzählte, sein gnädigster Kurfürst die höchsten Häupter mit allem Gefolge an unübersehbaren Tafeln bewirthet, und was der gute Mann nicht Alles von damastnen Gedecken, Silberzeug und Geschirr zu erzählen hatte. Geknüpft an jene Erinnerung, machte die Gegenwart nur noch einen unerträglichern Eindruck.

Die benachbarte Karthause war ebenfalls wie verschwunden; denn man hatte die Steine dieser Gebäude sogleich zur bedeutenden Weißenauer Schanze vermauert. Das Nonnenklösterchen stand noch in frischen, kaum wiederherzustellenden Ruinen.

Die Freunde Gore und Kraus begleitete ich auf die Zitadelle. Da stand nun Drusus' Denkmal, ungefähr noch ebenso, wie ich es als Knabe gezeichnet hatte, auch diesmal unerschüttert, so viel Feuerkugeln daran mochten vorbeigeflogen sein, ja darauf geschlagen haben.

Herr Gore stellte seine tragbare dunkle Kammer auf dem Walle sogleich zurechte, in Absicht, eine Zeichnung der ganzen durch die Belagerung entstellten Stadt zu unternehmen, die auch von der Mitte, vom Dom aus, gewissenhaft und genau zu Stande kam, gegen die Seiten weniger vollendet, wie sie uns in seinen hinterlassenen, schön geordneten Blättern noch vor Augen liegt.

Endlich wendeten sich auch unsere Wege nach Kastel; auf der Rheinbrücke holte man noch frischen Athem wie vor Alters und betrog sich einen Augenblick, als wenn jene Zeit wiederkommen konnte. An der Befestigung von Kastel hatte man während der Belagerung immerfort gemauert; wir fanden einen Trog frischen Kalks, Backsteine daneben und eine unfertige Stelle; man hatte nach ausgesprochenem Stillstand und Uebergabe Alles stehn und liegen lassen.

So merkwürdig aber als traurig anzusehen war der Verhau rings um die Kasteler Schanzen; man hatte dazu die Fülle der Obstbäume der dortigen Gegend verbraucht. Bei der Wurzel abgesägt, die äußersten zarten Zweige weggestutzt, schob man nun die stärkeren, regelmäßig gewachsenen Kronen in einander und errichtete dadurch ein undurchdringliches letztes Bollwerk; es schienen zu gleicher Zeit gepflanzte Bäume, unter gleich günstigen Umständen erwachsen, nunmehr zu feindseligen Zwecken benutzt, dem Untergang überlassen.

Lange aber konnte man sich einem solchen Bedauern nicht

hingeben; denn Wirth und Wirthin und jeder Einwohner, den man anſprach, ſchienen ihren eigenen Jammer zu vergeſſen, um ſich in weitläufigere Erzählungen des grenzenloſen Elends herauszulaſſen, in welchem die zur Auswanderung genöthigten Mainzer Bürger zwiſchen zwei Feinde, den innern und äußern, ſich eingeklemmt ſahen. Denn nicht der Krieg allein, ſondern der durch Unſinn aufgelöſte bürgerliche Zuſtand hatte ein ſolches Unglück bereitet und herbeigeführt.

Einigermaßen erholte ſich unſer Geiſt von alle dem Trübſal und Jammer bei Erzählung mancher heroiſchen That der tüchtigen Stadtbürger. Erſt ſah man mit Schrecken das Bombardement als ein unvermeidliches Elend an, die zerſtörende Gewalt der Feuerkugeln war zu groß, das anrückende Unglück ſo entſchieden, daß Niemand glaubte entgegenwirken zu können; endlich aber, bekannter mit der Gefahr, entſchloß man ſich, ihr zu begegnen. Eine Bombe, die in ein Haus fiel, mit bereitem Waſſer zu löſchen, gab Gelegenheit zu kühnem Scherz; man erzählte Wunder von weiblichen Heldinnen dieſer Art, welche ſich und Andre glücklich gerettet. Aber auch der Untergang von tüchtigen, wackern Menſchen war zu bedauern. Ein Apotheker und ſein Sohn gingen über dieſer Operation zu Grunde.

Wenn man nun, das Unglück bedauernd, ſich und Andern Glück wünſchte, das Ende der Leiden zu ſehen, ſo verwunderte man ſich zugleich, daß die Feſtung nicht länger gehalten worden. In dem Schiffe des Doms, deſſen Gewölbe ſich erhalten hatten, lag eine große Maſſe unangetaſteter Mehlſäcke; man ſprach von andern Vorräthen und von unerſchöpflichem Weine. Man hegte daher die Vermuthung, daß die letzte Revolution in Paris, wodurch die Partei, wozu die Mainzer Kommiſſarien gehörten, ſich zum Regiment aufgeſchwungen, eigentlich die frühere Uebergabe der Feſtung veranlaßt. Merlin von Thionville, Rewbell und Andere wünſchten gegenwärtig zu ſein, wo nach überwundnen Gegnern nichts mehr zu ſcheuen und unendlich zu gewinnen war. Erſt mußte man ſich inwendig feſtſetzen, an dieſer Veränderung theilnehmen, ſich zu bedeutenden Stellen erheben, großes Vermögen ergreifen, alsdann aber bei fortgeſetzter äußerer Fehde auch da wieder mitwirken und bei wahrſcheinlich ferner zu hoffendem Kriegsglück abermals ausziehen, die regen Volksgeſinnungen über andere Länder auszubreiten, den Beitz von Mainz, ja von weit mehr wieder zu erringen trachten.

Für Niemand war nun Bleibens mehr in dieſer verwüſteten,

öden Umgebung. Der König mit den Garden zog zuerst, die Regimenter folgten. Weitern Antheil an den Unbilden des Krieges zu nehmen, ward nicht mehr verlangt; ich erhielt Urlaub, nach Hause zurückzukehren, doch wollt' ich vorher noch Mannheim wieder besuchen.

Mein erster Gang war, Ihro Königlichen Hoheit dem Prinzen Louis Ferdinand aufzuwarten, den ich ganz wohlgemuth auf seinem Sopha ausgestreckt fand, nicht völlig bequem, weil ihn die Wunde am Liegen eigentlich hinderte; wobei er auch die Begierde nicht verbergen konnte, baldmöglichst auf dem Kriegsschauplatz persönlich wieder aufzutreten.

Darauf begegnete mir im Gasthofe ein artiges Abenteuer. An der langen, sehr besetzten Wirthstafel saß ich an einem Ende, der Kämmerier des Königs, von Rieß, an dem andern, ein großer, wohlgebauter, starker, breitschultriger Mann, eine Gestalt, wie sie dem Leibdiener Friedrich Wilhelm's gar wohl geziemte. Er mit seiner nächsten Umgebung waren sehr laut gewesen und standen frohen Muthes von Tafel auf; ich sah Herrn Rieß auf mich zu kommen; er begrüßte mich zutraulich, freute sich meiner lang gewünschten, endlich gemachten Bekanntschaft, fügte einiges Schmeichelhafte hinzu und sagte sodann, ich müsse ihm verzeihen, er habe aber noch ein persönliches Interesse, mich hier zu finden und zu sehen. Man habe ihm bisher immer behauptet, schöne Geister und Leute von Genie müßten klein und hager, kränklich und vermufft aussehen, wie man ihm denn dergleichen Beispiele genug angeführt. Das habe ihn immer verdrossen; denn er glaube doch auch nicht auf den Kopf gefallen zu sein, dabei aber gesund und stark und von tüchtigen Gliedmaßen; aber nun freue er sich, an mir einen Mann zu finden, der doch auch nach etwas aussehe und den man deshalb nicht weniger für ein Genie gelten lasse. Er freue sich dessen und wünsche uns Beiden lange Dauer eines solchen Behagens.

Ich erwiderte gleichfalls verbindliche Worte; er schüttelte mir die Hand, und ich konnte mich trösten, daß, wenn jener wohlgesinnte Obristleutenant meine Gegenwart ablehnte, welcher wahrscheinlich auch eine vermufft Person erwartet hatte, ich nunmehr, freilich in einer ganz entgegengesetzten Kategorie, zu Ehren kam.

In Heidelberg bei der alten treuen Freundin Delf begegnete ich meinem Schwager und Jugendfreund Schlosser.

Wir besprachen gar Manches; auch er mußte einen Vortrag meiner Farbenlehre aushalten. Ernst und freundlich nahm er sie auf, ob er gleich von der Denkweise, die er sich festgesetzt hatte, nicht los kommen konnte und vor allen Dingen darauf bestand, zu wissen, inwiefern sich meine Bearbeitung mit der Eulerischen Theorie vereinigen lasse, der er zugethan sei. Ich mußte leider bekennen, daß auf meinem Wege hiernach gar nicht gefragt werde, sondern nur, daß darum zu thun sei, unzählige Erfahrungen ins Enge zu bringen, sie zu ordnen, ihre Verwandtschaft, Stellung gegen einander und neben einander aufzufinden, sich selbst und Andern faßlich zu machen. Diese Art mochte ihm jedoch, da ich nur wenig Experimente vorzeigen konnte, nicht ganz deutlich werden.

Da nun hiebei die Schwierigkeit des Unternehmens sich hervorthat, zeigt' ich ihm einen Aufsatz, den ich während der Belagerung geschrieben hatte, worin ich ausführte, wie eine Gesellschaft verschiedenartiger Männer zusammen arbeiten und jeder von seiner Seite mit eingreifen könnte, um ein so schwieriges und weitläufiges Unternehmen fördern zu helfen. Ich hatte den Philosophen, den Physiker, Mathematiker, Maler, Mechaniker, Färber und Gott weiß wen Alles in Anspruch genommen; dies hörte er im Allgemeinen ganz geduldig an; als ich ihm aber die Abhandlung im Einzelnen vorlesen wollte, verbat er sich's und lachte mich aus; ich sei, meinte er, in meinen alten Tagen noch immer ein Kind und Neuling, daß ich mir einbilde, es werde Jemand an demjenigen theilnehmen, wofür ich Interesse zeige, es werde Jemand ein fremdes Verfahren billigen und es zu dem seinigen machen, es könne in Deutschland irgend eine gemeinsame Wirkung und Mitwirkung stattfinden.

Ebenso wie über diesen Gegenstand äußerte er sich über andere; freilich hatte er als Mensch, Geschäftsmann, Schriftsteller gar Vieles erlebt und erlitten, daher denn sein ernster Charakter sich in sich selbst verschloß und jeder heitern, glücklichen, oft hilfreichen Täuschung mißmuthig entsagte.

Mir aber machte es den unangenehmsten Eindruck, daß ich, aus dem schrecklichsten Kriegszustand wieder ins ruhige Privatleben zurückkehrend, nicht einmal hoffen sollte auf eine friedliche Theilnahme an einem Unternehmen, das mich so sehr beschäftigte und das ich der ganzen Welt nützlich und interessant wähnte.

Dadurch regte sich abermals der alte Adam; leichtsinnige

Behauptungen, paradoxe Sätze, ironisches Begegnen und was dergleichen mehr war, erzeugte bald Apprehension und Mißbehagen unter den Freunden; Schlosser verbat sich dergleichen sehr heftig, die Wirthin wußte nicht, was sie aus uns Beiden machen sollte, und ihre Vermittlung bewirkte wenigstens, daß der Abschied zwar schneller als vorgesetzt, doch nicht übereilt erschien.

Von meinem Aufenthalt in Frankfurt wüßte ich wenig zu sagen, ebenso wenig von meiner übrigen Rückreise; der Schluß des Jahrs, der Anfang des folgenden ließ nur Gräueltaten einer verwilderten und zugleich sieghberauschten Nation vernehmen. Aber auch mir stand ein ganz eigener Wechsel der gewohnten Lebensweise bevor. Der Herzog von Weimar trat nach geendigter Campagne aus preußischen Diensten; das Wehklagen des Regiments war groß durch alle Stufen, sie verloren Anführer, Fürsten, Rathgeber, Wohlthäter und Vater zugleich. Auch ich sollte von engverbundenen trefflichen Männern auf einmal scheiden; es geschah nicht ohne Thränen der Besten. Die Verehrung des einzigen Mannes und Führers hatte uns zusammengebracht und gehalten, und wir schienen uns selbst zu verlieren, als wir seiner Leitung und einem heitern verständigen Umgang unter einander entsagen sollten. Die Gegend um Aschersleben, der nahe Harz, von dort aus so leicht zu bereisen, erschien für mich verloren; auch bin ich niemals wieder tief hineingedrungen.

Und so wollen wir schließen, um nicht in Betrachtung der Weltschicksale zu gerathen, die uns noch zwölf Jahre bedrohten, bis wir von eben denselben Fluthen uns überschwemmt, wo nicht verschlungen gesehen.

Anmerkungen

zur

Belagerung von Mainz.

Anmerkungen

zur „Belagerung von Mainz“.

1. Den 26. Mai 1793 von Frankfurt nach Höchst (S. 237). — In einem von demſelben Tage aus Frankfurt datirten Briefe an Jacobi ſchreibt Goethe: „Morgen gehe ich zur Armee“, ſo daß daſelbſt ein Irrthum im Datum vorliegt.

2. Hauptmann Bent (S. 237). — Vgl. S. 89, Z. 23 dieſes Theils nebſt Anmerkung 79 auf S. 198.

3. Prinzen Maximilian von Zweibrücken (S. 237). — Maximilian Joſeph (1756—1825), der 1799 Kurfürſt, 1806 König von Baiern wurde; Urgroßvater des jetzigen Königs Ludwig II.

4. General Grafen Kalkreuth (S. 237). — Vgl. oben Anm. 55 zu S. 62 (auf S. 194).

5. Obriſt von Stein (S. 238). — Vgl. oben Anm. 1 zu S. 17 (auf S. 181) und S. 244.

6. Die Theoriſten (S. 238). — Mit Beziehung auf die ſyſtematiſche, aber wenig kühne und energiſche Kriegführung des Herzogs von Braunſchweig.

7. Am 9. Mai (S. 238). — Bei den Ortſchaften Koſtheim, Zahlbach und Bretzenheim hatten an dieſem und den vorangehenden Tagen verſchiedene Kämpfe ſtattgefunden.

8. Von hier und heute (S. 238). — Vgl. oben Anm. 50 zu S. 60 (auf S. 192).

9. Indem die Franzoſen ihren Kalender von dieſen Tagen an datirten (S. 239). — Goethe's Worte fallen auf den 20. September 1792; der neue franzöſiſche Kalender wurde durch Beſchluß des Nationalkonvents vom 5. Oktober 1793 eingeführt,

und zwar in der Weise, daß die Zeitrechnung mit dem 22. September 1792 als dem ersten Tage der Republik ihren Anfang nehmen sollte.

10. **Ça ira und den Marseiller Marsch** (S. 239; vgl. S. 265, Z. 7 u. 6 v. u.). — Der letztere, die bekannte Marseillaise, wurde von Rouget de l'Isle (1760—1835) in Straßburg nach einer viel verbreiteten Annahme in der Nacht vor dem Abmarsch der Freiwilligen nach Paris (Juli 1792) gedichtet. Anders erzählt Lamartine (Histoire des Girondins, Tome IV. p. 510) ihren Ursprung; danach wäre das Gedicht schon in den ersten Monaten des genannten Jahres entstanden. — Ça ira ist die kurze Bezeichnung für einen Gesang der Jakobiner, dessen Melodie, ursprünglich zu einem andern Texte gehörig, die Königin Marie Antoinette besonders geliebt haben soll. Der sich wiederholende Refrain, übereinstimmend mit dem Anfange des Gesanges, lautet: „Ah ça ira, ça ira, ça ira! Les aristocrates à la lanterne."

11. **Viktoria wegen des Siegs der Oestreicher bei Famars** (S. 239). — Hier in der Nähe der Stadt Condé war das befestigte Lager der Franzosen, welches sie nach zweitägigen harten Kämpfen am 23. und 24. Mai zu räumen gezwungen wurden.

12. **Landgrafen von Darmstadt** (S. 239). — Es ist Ludwig X. (1753—1830), der 1790 zur Regierung gekommen war. Als Großherzog, welchen Titel ihm sein Beitreten zum Rheinbunde gebracht hatte, nannte er sich seit 1806 Ludwig I. Er ist der Bruder der Herzogin Luise von Weimar. — Man vgl. auch oben S. 244.

13. **Die Prinzessinnen von Mecklenburg** (S. 239). — Es sind Luise, spätere Königin von Preußen, damals bereits mit dem Kronprinzen Friedrich Wilhelm, und ihre Schwester Friederike, mit dem Prinzen Ludwig Friedrich Karl von Preußen verlobt, nach dessen Tode mit dem Prinzen Friedrich Wilhelm von Solms-Braunfels und seit 1815 mit dem frühern Herzoge von Cumberland, Ernst August, König von Hannover, vermählt. — Beide Prinzessinnen wurden an dem Hofe ihrer Großmutter der Landgräfin Karoline von Hessen-Darmstadt, erzogen.

14. **Es war offenbar, daß Marienborn überfallen sei** (S. 240). — Die eigentliche Absicht der Franzosen bei

Kein Wetter kann der arme Tropf
Am hohen Himmel machen;
Sonſt ſollt' Euch Sonne, Mond und Stern
Zu Eurer Reiſe lachen.

Genießet, weil Ihr ſüße ſeid,
Auch etwas Süßes gerne
Und denkt bei Scherz und Fröhlichkeit
An Einen in der Ferne!

Der gerne möcht' mit mancher Luſt,
Euch Schönen zu vergnügen,
An jedem Weg, in jedem Buſch
Im Hinterhalte liegen.

Den Ihr drum als Oreſten ſahn,
Als Skapin ſich geberden,*)
Und der nun möcht' zu Eurem Spaß
Auch Wirth von Kötſchau werden.

Das Gänschen im Domino.**)

Den 26. Februar 1782.

Das Gänslein roth im Domino
Sieht in die Welt ſo leicht und froh
Und zeigt ſich als ein Meiſterſtück
Aus der hochgräflichen Fabrik.
Doch zierlich, wie das Schätzchen ſteht,
Geht's ihm, wie's vielen Leuten geht;
Denn es iſt, ich geſteh' es gern,
Die Schale beſſer als der Kern;
Und viel zu loben find' ich da,

*) Hindeutung auf eine Aufführung der „Iphigenie“ (in Proſa), wahrſcheinlich am 6. April, und auf eine Probe zu „Skapin und Pierrot“ im Juli 1780.

**) Vgl. „Europa. Chronik der gebildeten Welt“. 2 Bde. 19. Lief. 1840. — Boas', Nachträge zu Goethe I, 16. Briefe an Frau von Stein II, 160. — Viehoff S. 505. Fräulein von Göchhauſen, die geiſtvolle und witzige, aber körperlich reizloſe Hofdame der Herzogin Amalia, hatte Grobillers Roman „Ah, quel conte“ geleſen und denſelben allen Freunden dringend empfohlen. In Erinnerung an eine Epiſode deſſelben ließ ſie dann bei dem Couturier der Gräfin Bernſtorff, (vgl. S. 4) ein Gänschen aus Wachs machen, bekleidete es mit einem zierlichen roſenfarbnen Domino und ſchickte es an Frau von Stein, daß dieſe es bei Karoline von Ilten, für die Prinz Konſtantin viele Jahre eine leidenſchaftliche Neigung gehabt hat, und den übrigen Freunden präſentire. Goethe antwortete mit unſerm Gedichte im Namen des Fräulein von Ilten.

diesem, übrigens dem bedeutendsten Ausfall während der Belagerung ging weniger dahin, sich des Generals Kalkreuth und des Prinzen Ludwig Ferdinand zu bemächtigen; er hatte vielmehr die Durchbrechung der Einschließungslinie am linken Ufer des Rheins zum Zweck.

15. Eine kurze Relation dieses wunderbaren und unangenehmen Vorfalls (241). — Denselben Bericht schickte Goethe an Herder noch am 2. Juni und an Jacobi am 9ten. Der Ausdruck weicht in Einzelheiten an vielen Stellen ab (s. „Aus Herder's Nachlaß", Bd. I. S. 137—141), so daß der uns vorliegende Text als eine Umarbeitung des älteren anzusehen ist. — Der Brief an Herder war wol mit dadurch veranlaßt, daß Dieser ihm kurz zuvor seine erste Sammlung der „Briefe zu Beförderung der Humanität" zugeschickt hatte, auf die nach weniger Zeit die zweite folgte, mit der Bitte, dieselbe dem Herzoge zu überreichen, wozu Goethe noch keinen geeigneten Zeitpunkt hatte finden können. Auch für Jacobi vermittelte Goethe beim Herzoge; es handelte sich darum, für Jacobi's Sohn Georg den Regierungsrathstitel zu erlangen.

16. Den 7. Juni schrieb ich früh viel Briefe (S. 244). — Von diesen scheinen nur die beiden erhalten zu sein, die in dem Briefwechsel mit Jacobi, S. 159 ff., und in „Aus Herder's Nachlaß" (Bd. I. S. 141 ff.) stehen. Beiden gemeinschaftlich ist die Besprechung von Goethe's „Bürgergeneral" und die Erwähnung von „Reineke Fuchs", den Herder auf Goethe's Wunsch im Einzelnen durchging; auch wird in beiden die Befürchtung sei es ausgesprochen, sei es angedeutet, daß die Uebergabe der Stadt unter den vorliegenden Verhältnissen noch lange dauern könne. Der Brief an Herder enthält aber außerdem noch zwei charakteristische Stellen über Lavater und Kant. (Man vgl. auch oben Anm. 96 u. 151 zu S. 107 u. 141, auf S. 202 u. 214.) Ueber den Ersten, der damals, wie Goethe in einem späteren Briefe an Jacobi schreibt, seinen „Zug nach Norden" machte, heißt es: „Ich habe meinen Genius verehrt, daß er mich unterwegs sowol als in Weimar den Propheten nicht antreffen ließ. — Die Welt ist groß; laßt ihn liegen drin! — Wo sich dieses Gezücht hinwendet, kann man immer voraus wissen. Auf Gewalt, Rang, Geld, Einfluß, Talent ꝛc. ist ihre Nase wie eine Wünschelruthe gerichtet. Er hofirt der herrschenden Philosophie schon lange." — Und von Kant, der in diesem Jahre seine Schrift: „Die Religion innerhalb der Grenzen der

bloßen Vernunft" herausgegeben hatte, sagt Herder dann weiter: „Dagegen hat aber auch Kant seinen philosophischen Mantel, nachdem er ein langes Menschenleben gebraucht hat, ihn von mancherlei fudelhaften Vorurtheilen zu reinigen, freventlich mit dem Schandfleck des radikalen Bösen beschlabbert, damit doch auch Christen herbeigelockt werden, den Saum zu küssen."

17. Den 9. Juni glückte den Franzosen ein Ausfall auf Heiligkreuz (S. 245). — „Die Situation auf unsrer Seite", schreibt Goethe an Herder (a. a. O. S. 143 f.), „habe ich zu wiederholten Malen gesehen, über das Wasser bin ich noch nicht gekommen, außer bei einer schönen Partie ins Rheingau. Wir fuhren zu Wasser bis Rüdesheim, probirten die Keller durch, fuhren an den Mäusethurm, dann auf Bingen. Und zu Land nach dem Lager zurücke. Wir kamen eben zurechte, als die Franzosen einen Ausfall auf das Stift zum heiligen Kreuz thaten und es wegbrannten." Dies kann nach dem Obigen nur am 9. Juni geschehen sein, wenn auch der betreffende Brief an Herder vom 15. Juni datirt ist. — Den kleinen Ausflug erwähnt Goethe auch noch in einem Briefe an Jacobi vom 7. Juli.

18. Unser Kraus zeichnete sorgfältig (S. 245). — Kraus (vgl. oben Anm. 158 zu S. 146 dieses Theiles) und der Engländer Gore (vgl. Werke, Bd. XXXII. S. 20—25) waren zum Zwecke malerischer Studien vor wenigen Tagen nach Mainz gekommen. Man vgl. auch oben S. 246, 254 und 266.

19. Den 14. Juni (S. 245). — Tags darauf schreibt Goethe an Herder, vielleicht durch die Camera obscura, die Gore mit sich führte, erinnert: „Ich sehe viele Menschen, zu denen ich wenig Beziehung habe. Sehne mich nach meiner Camera obscura und was dem anhängig ist. Lebet wohl und genießet die Ruhe hinter der Kirche! Möchte ich doch auch schon Koppenfelsens Scheune (s. die Anm. 68 zu S. 75) statt dieser Berge, Flüsse, Städte und Plainen wieder vor dem Auge haben!"

20. Den 18. Juni . . . Den 24. Juni (S. 247). — Zwischen diese Tage fällt noch ein in der Riemer'schen Sammlung fehlender, aber später veröffentlichter Brief an Meyer (vgl. „Zur Erinnerung an die Feier des 28. August 1849 auf der Großherzoglichen Bibliothek zu Weimar"), den auch Düntzer (Goethe und Karl August, S. 107) mittheilt; Goethe schreibt hier am 22. Juni: „Die Stadt wehrt sich, und das wird noch einige

Zeit dauern. Es freut mich, daß sich indeß unser Häuschen baut, indeß wir manches zerstören. Ich hoffe, wenn unser diesjähriges Pensum fertig ist, Sie zu besuchen. Wie gern möcht' ich wieder in unserm kleinen Zirkel sein! Es ist hier herum ein leidig Leben. Ein Glück, daß man nicht zu sich selbst kommt."

21. Den 24. Juni (S. 247). — Man vgl. hiezu den Bericht Lamartine's (Histoire des Girondins, Tome III. p. 400): „La famine sans pitié força les généraux à renvoyer de la ville les bouches inutiles. Les vieillards, les femmes, les enfants, chassés de l'enceinte au nombre de deux ou trois mille, furent également repoussés par les Prussiens et expirèrent entre les deux armées sous le canon des batteries ou dans les angoisses de la faim. Les hôpitaux, sans vivres, sans médicaments, sans toits, ne pouvaient plus abriter les blessés." — Auch die unmittelbar darauf folgenden Worte „La ville capitula" sind insofern unrichtig, als sie die Kapitulation, die überdies erst vier Wochen später stattfand, wie eine Folge dieses Verfahrens erscheinen lassen.

22. Den 2. Juli (S. 253). — Von demselben Tage ist ein Brief an Knebel datirt, der aber auch keine weiteren Details über das Bombardement giebt.

23. Den 7. Juli (S. 253). — Den mit diesem Datum bezeichneten Brief an Jacobi möchte man aus vielen Gründen geneigt sein, in eine frühere Zeit zu setzen. Die Erwähnung Lavater's in ganz ähnlichen Ausdrücken wie am 7. Juni, die Zusendung des „Bürgergenerals", der Bericht über die Fahrt in den Rheingau am 9. Juni (vgl. oben Anm. 17), die Erwähnung einer vor mehreren Monaten bestellten Spritze, die Jacobi von Weimar zu haben wünschte und die schon nach dem Briefe vom 17. Mai von dort nach Frankfurt abgehen sollte — Alles spricht für unsere Vermuthung.

24. Das Rathhaus (S. 253). — Es ist zuerst in Klein's „Geschichte von Mainz", S. 560, Anm. 20, darauf hingewiesen, daß hier nur das Stockhaus gemeint sein kann. Man vgl. auch Düntzer, „Goethe und Karl August", S. 109, Anm. 1.

25. Der Franzosen ..... der Deutschen wegen Eroberung von Condé (S. 253 u. 254). — Die Franzosen feierten den Jahrestag der Zerstörung der Bastille; die Eroberung der Stadt Condé hatte bereits am 10. Juli stattgefunden.

26. Den Prinzen Louis Ferdinand, der als kühner Anführer eine ..... Wunde davontrug (S. 255 u. 256). — Ueber die Bravour des Prinzen Louis Ferdinand vgl. die dem „Politischen Journal von 1793“ und Klein's „Geschichte von Mainz“ entnommenen Data bei Düntzer, „Goethe und Karl August“, S. 109 f. — Ein Brief an Jacobi vom 19. Juli berichtet über die Belagerung auch nichts Weiteres.

27. Der Kommandant thut Vergleichsvorschläge (S. 256). — Er wollte den Konventsdeputirten Rewbell nach Paris schicken, Verhaltungsregeln einzuholen.

28. Ankunft des französischen Kommandanten d'Oyre (S. 256). — Dieser wurde übrigens, unmittelbar nachdem er den französischen Boden betreten hatte, verhaftet und nur mit Mühe durch das Zeugniß des später erwähnten Konventsdeputirten Merlin de Thionville von der Guillotine gerettet.

29. Eine Kolonne Marseiller, klein, schwarz (S. 258). — Man halte dagegen die Schilderung des Eindrucks, den die Marseiller wenige Monate früher gemacht haben sollen, als sie nach Paris zogen (Lamartine, Tome I. p. 507): „Leurs figures hâlées, leurs physionomies martiales, leur coiffure phrygienne, leurs yeux de feu, leurs uniformes couverts de la poussière des routes, les canons qu'ils trainaient à leur suite, les branches de verdure dont ils ombrageaient leurs bonnets rouges, leurs langages étrangers mêlés de jurements et accentués de gestes féroces, tout cela frappait vivement l'imagination de la multitude. L'idée révolutionnaire semblait s'être faite homme et marcher sous la figure de cette horde à l'assaut des derniers débris de la royauté.“

30. Merlin von Thionville (S. 259). — Auch von ihm, der doch nach Goethe's Darstellung nicht von dem Verdachte frei ist, die Uebergabe der Stadt durch seinen Einfluß beschleunigt zu haben (vgl. S. 267), entwirft Lamartine (Tome III. p. 399) eine pathetische Schilderung: „Les prodiges d'habileté, d'audace et de courage, dont Merlin de Thionville donnait l'exemple du cœur et des bras aux troupes, ne laissaient néanmoins d'autre espoir que celui d'une héroïque défense.“ — Die andere Figur in gleichem Kostüme, die er neben sich hatte, scheint Rüssel, der Gast-

wirth gewesen zu sein. Wenigstens schreibt Goethe an Jacobi unter dem 27. Juli: „Rüssel, der Gastwirth, ritt neben Merlin, Beide in Husarenuniform an der Spitze der Reiter, welche Dubayet ausführte. Am Chausseehause schrie das Volk sein „Kreuzige"; auch hätten sie ihn gewiß ohne die Contenance von Dubayet und Merlin und ohne die Gegenwart der preußischen Offiziere vom Pferde gerissen."

31. Ihn aber schleppt man auf den nächsten Acker, zerstößt und zerprügelt ihn fürchterlich (S. 259 u. 260). — In dem eben erwähnten Briefe an Jacobi nennt Goethe zwei Personen, denen es so ergangen sei, den Klubbisten Metternich und den Pfarrer vom heiligen Kreuz. Dagegen war der Präsident der Klubbisten, Hofmann, in dem Wagen Merlin's entkommen.

32. Der König habe freien Auszug gestattet (S. 261). — Ganz so verhielt sich die Sache allerdings nicht. Die Franzosen hatten bei Abschluß der Kapitulation keinen Artikel zu Gunsten der Klubbisten durchsetzen können; indessen, sagt Häusser (Bd. I. S. 472), hätten die Geißeln, welche von den Franzosen früher aus Mainz und den Rheinlanden fortgeführt wären, eine gewisse Bürgschaft dafür gegeben, daß man die Mainzer Republikaner nicht zu streng behandeln würde. Jedenfalls wurde jedoch eine nicht unbedeutende Anzahl gefangen gesetzt. Ueber diejenigen, welche nach Ehrenbreitstein gebracht wurden, berichtet der „Rheinische Antiquarius" (I. S. 778): „Den 29. Juli 9 Uhr Morgens langten dahier 41 Mainzer Klubbisten an unter einer starken Bedeckung sächsischer Dragoner. Sie wurden vor die Behausung des Generals geführt und von da durch die Stadt über die Bruck auf die Festung gebracht. Ueber 2000 Menschen aus der Stadt haben diese Schurken durch die Stadt unter fortwährendem Schimpfen und Auslachen begleitet."

33. Welche Fliege sticht Euch? (S. 262). — Quelle mouche vous a piqué? mit dem Sinne: „Was fällt Euch ein?"

34. Es waren dieselbigen Zimmer u. s. w. (S. 264). — Vgl. S. 18 dieses Theils.

35. Eine Proklamation des neuen Gouverneurs (S. 264). — Wenn diese Proklamation auch noch milde gehalten war, so zeigte die geistliche Regierung doch bald nach

ihrer Einsetzung die größte Grausamkeit und Rachsucht. „So unvernünftig und wüst das Treiben der Mainzer Demokratie gewesen war," sagt Häusser (I. 473), „so roh und zügellos waren die Anfänge der wiedereingesetzten legitimen Gewalt. Mißhandlungen, Konfiskationen, Einkerkerungen und Gewaltthaten auch gegen Solche, die ihr Alter und ihr Geschlecht hätte schützen sollen, waren an der Tagesordnung." Und er entwirft dann noch eine ausführliche Skizze von den Mißgriffen, die man beging, und den ungerechtfertigten Handlungen, die man sich zu Schulden kommen ließ.

36. Drusus' Denkmal (S. 266). — Eine Steinmasse innerhalb der Zitadelle, auch der Eichelstein genannt; daß es ein Denkmal des Drusus ist, gilt nicht als ausgemacht.

37. In seinen hinterlassenen, schön geordneten Blättern (S. 266). — Vgl. Werke, Bd. XXXII. S. 24 f.

38. An der Befestigung von Kastel hatte man ... immerfort gemauert (S. 266). — Es war dies namentlich durch den französischen Ingenieur General Meunier geschehen, der sich schon früher durch die Befestigung von Cherbourg verdient gemacht hatte und Kommandant von Kastel war. Als er, während der Belagerung verwundet, an den Folgen der Wunde gestorben war, soll Friedrich Wilhelm II. gesagt haben — wenigstens erzählt es Lamartine —: „Je perds un ennemi qui m'a fait bien du mal, mais la France perd un grand homme."

39. Die Partei ..... eigentlich die frühere Uebergabe ..... veranlaßt (S. 267). — Man vgl. Anm. 30.

40. Rewbell (S. 267). — Er war gleichfalls als Deputirter des Nationalkonvents zu der Besatzung abgeordnet; im Jahre 1795 war er Mitglied des Direktoriums.

41. Weil ihn die Wunde am Liegen ... hinderte (S. 268). — Der Prinz hatte einen Streifschuß am Arm erhalten und war durch einen Kartätschensplitter an der Lende verwundet.

42. Der Kämmerier des Königs, von Riez (S. 268). — Ueber ihn und seine Familie vergl. man Häusser, Bd. I. S. 198.

43. Bei der alten treuen Freundin Delf (S. 268). — Man vgl. über sie das 17. Buch von „Dichtung und Wahrheit". „Aus einer Reise in die Schweiz" unter dem 26. August 1797 (Werke, Bd. XXVI. S. 54), und unsere Goethe-Biographie, Werke, Bd. I. S. XCVII f.

44. Schlosser (S. 268). — Man vgl. über ihn Werke, Bd. XX. S. 121, 346, und Bd. XXI. S. 50. 276 f.

45. Mit der Eulerischen Theorie (S. 269). — Ueber Leonhard Euler und seine Farbentheorie vgl. man die zahlreichen Erwähnungen in dem Werke „Zur Farbenlehre, Polemischer Theil".

46. Aufsatz, den ich während der Belagerung geschrieben (S. 269). — Daß Goethe sich während dieser Zeit viel mit der Farbenlehre beschäftigte, geht aus seinen Briefen an Knebel und an Jacobi sowie aus dem Aufsatze hervor, den er am 19. Juli 1793 an Jacobi schickte (s. Briefwechsel zwischen Goethe und F. H. Jacobi, S. 167 ff.); indessen ist dieser Aufsatz nicht identisch mit dem hier erwähnten; wenigstens will die kurze Charakteristik, welche Goethe in unserer Stelle und in den „Tag- und Jahresheften" von 1793 von dem letzteren giebt, auf den Aufsatz im Briefe an Jacobi nicht passen.

47. Leichtsinnige Behauptungen . . . . erzeugte bald Apprehension und Mißbehagen unter den Freunden (S. 269 u. 270). — Man hat schon mehrfach darauf aufmerksam gemacht, daß die Verstimmung zwischen Goethe und Schlosser doch nicht so arg gewesen sein kann, als der Erstere sie hier nach der Erinnerung schildert (vgl. Viehoff, „Goethe's Leben", Bd. III. S. 240, und Düntzer, „Goethe und Karl August", S. 116). Wenigstens schrieb Goethe fast unmittelbar nach dem Zusammensein mit ihm am 11. August an Jacobi: „Mit Schlossern brachte ich in Heidelberg einige glückliche Tage zu; es freut mich sehr und ist ein großer Gewinnst für mich, daß wir uns einmal wieder einander genähert haben."

48. Von meinem Aufenthalt in Frankfurt wüßte ich wenig zu sagen (S. 270). — Die chronologischen Bestimmungen machen hier einige Schwierigkeiten. Jedenfalls ist Goethe, wie aus einem an Jacobi von Frankfurt datirten Briefe hervorgeht, am 12. August noch in dieser Stadt gewesen,

Zur Reviſion des Textes.

Für die Feſtſtellung des Textes kommen in Betracht:

OA. Aus meinem Leben. Von Goethe. Zweyter Abtheilung Fünfter Theil. „Auch ich in der Champagne!" — Stuttgart und Tübingen, in der Cotta'ſchen Buchhandlung. 1822.

5a. Goethe's Werke. Original-Ausgabe. 26 Bde. Oktav. 1816–1822. Wien, Kaulfuß und Armbruſter. Bd. 25. 1822.

6. Goethe's Werke. Vollſtändige Ausgabe letzter Hand. Oktav. 40 Bde. 1827–1831. Bd. 30. 1829.

6a. Gleichzeitige Ausgabe in Sedez.

8. Goethe's poetiſche und proſaiſche Werke in 2 (in Wirklichkeit 3) Bänden. Lexikon-Format. Stuttgart und Tübingen. Cotta 1836 u. 1847. Bd. 3. 1847.

9. Goethe's ſämmtliche Werke in 40 Bänden. Duodez. Stuttgart und Tübingen, Cotta. 1840. Bd. 25.

11. Goethe's ſämmtliche Werke in 30 Bänden. Groß-Oktav. Stuttgart. Cotta. 1850 f. Bd. 29. 1851.

11a. Dieſelbe Ausgabe (in neuer Reviſion). 1857 f.

12. Goethe's ſämmtliche Werke in 6 Bänden. Lexikon-Oktav. Stuttgart. Cotta. 1860. Bd. 4.

13. Goethe's Werke in 36 Bänden. Duodez. Stuttgart. Cotta. 1867. Bd. 21.

14. Dieſelbe Ausgabe in Sedez (in neuer Reviſion). Stuttgart. Cotta. 1868. Bd. 21.

15. Goethe's ſämmtliche Werke in 40 Bänden. Groß Sedez. Stuttgart. Cotta. 1869. Bd. 27.

K. Goethe's Werke. Herausgegeben von Heinrich Kurz. 12 Bände. Verlag des Bibliographiſchen Inſtituts. 1868 und 1869. Bd. 11.

HN. Aus Herder's Nachlaß. Herausgegeben von Heinrich Düntzer und Ferdinand Gottfried von Herder. 3 Bände. Frankfurt a. M. Meidinger Sohn u. Comp. 1856–1857. Bd. 1. S. 137–141 (für einen Abſchnitt in der Belagerung von Mainz).

Campagne in Frankreich.

Seite	Zeile	
3.	1 u. 2.	Das Titelblatt lautet in OA und 5a, wie S. 283 angegeben ist.
17.	1.	bis 27., nach 11 bis 15; — fehlt in OA bis 9 und K.
18.	13 u. 15.	Sömmerrings; — 6 (aber nicht 6a), 11 bis 15 und K an der zweiten Stelle Sömmerings.
	20.	weiter; — 12 wieder.
	24.	Schwäger; — 5a Schwager.
19.	7.	von; — 5a vom.
20.	2 u. 3.	weitläufiges. — So lesen an dieser Stelle nur 5a und 11 bis 13; da aber Goethe „weitläufig" im Ganzen viel häufiger gebraucht als „weitläufig", so ist hier die erstere Wortform überall eingesetzt.
	24.	Igel, nach 8 bis 15; — OA bis 6a und K Ygel.
21.	26.	Emigrirte; — OA, 5a, K und 15 Emigrirte.
22.	15.	deren; — 6 dessen.
	24.	Vorgerückten; — 5a Vorgerucken und ähnlich noch oft.
	27.	ständen; — 5a Ständen.
23.	17.	Procourt, nach Angabe aller Karten; — alle Texte Brocourt.
	20.	Amarant (*amaigarto*); — OA, 5a und 15 Amaranth.
	24.	an, nach OA, 5a, 11a bis 15 und K; — 6 bis 11 in.
24.	11.	Am 28. und 29.; — OA bis 9 und K Am 28.; — 11 bis 15 Den 28. und 29.
25.	14.	von Boutille, nach 8, 9, K und 15; — OA bis 6a von Boutille; 11 bis 14 de Boutille.
	23.	Leib; — 5a Leib'.
	25.	sich — fehlt in 11, 11a, 12, 14 und 15.
	27.	bewähren, nach K und 13; — die übrigen Ausgaben sich bewähren.
	31.	Weorach; — OA bis 6a und K Weyhrach.
26.	15.	gutes; — 11 bis 14 guten.
	27.	edel, nach OA, 6 bis 11 und K; — 5a und 11a bis 15 edeln.
27.	1.	Zelte; — OA und 5a Zelten.
	19.	die; — 5a hier, ebenso 2 a. O.
	26.	Arcanen, nach den Karten; — alle Ausgaben Aranen.
	27.	nach sich — fehlt in 5a.
28.	28.	französischem; — 5a französischen.
	29.	Königthum; — 6 Königsthum.
29.	17.	bis 2. September, nach 11 bis 15; — fehlt in OA bis 9 und K.
	34 u. 35.	Mangiennes . . . Mauville, nach den Karten; — die Ausgaben Mangienne . . . Mauville.
	36.	gewährte; — 5a gewähret.
30.	25.	Samogneux, nach den Karten; — die Ausgaben Samogneuy.
	26.	entfernteren; — 5a entfernten.
31.	7.	zurückbrachte; — 12 zubrachte.
32.	16.	Jäcrischen; — 11 bis 14 Jägerschen, ähnlich öfter.
	24.	handhierten; — die Ausgaben theils handtirten, theils hantierten oder hantierten.
34.	4.	XIII. nach 8 bis 15; — OA bis 6a und K den XI.
35.	17.	Aufklärungen; — 5a Aufklärung.
	20.	zu; — 5a zur.

Den Schneider mehr als den Papa.
Doch ach, warum kommt so geputzt,
So überzierlich aufgestutzt,
Das liebe schöne Kind so weit,
So ferne her zur stillen Zeit?
Ach, wären wir noch allzumal
Im hellen, hohen Palmensaal!
Sie führte dann auf jenem Plan
Auch einen großen Aufzug an,
Wenn Alle, die ihr ähnlich sein,
Pathetisch stiegen hinterdrein.
Doch diese Freuden sind nun aus;
Drum mach nur die Honneurs vom Haus
Und lad uns Freunde, wie wir sind,
Mit diesem allerliebsten Kind
In eine kleine Assemblee
Zu einem wohlfrisirten Thee!
Dann laß' uns schwätzen, laß' uns sitzen,
Erzählen und die Ohren spitzen!
Und wohl soll's ihr mit Groß und Klein
Au sein de sa famille sein!

An die Theegesellschaft.*)

Den 4. Mai 1782.

O Kinder, still! Reicht meinen Lehren
Ein unbefangen, willig Ohr!
Das werthe Ganselein zu verehren,
Setzt Ihr ihm Thee und Waffeln vor.

Allein ich kann's Euch nicht verstecken,
Wenn Euch die Wahrheit nicht gefällt:
Das, was Euch schmeckt, wird ihr nicht schmecken;
Sie kommt aus einer andern Welt.

Denn Fremde gehn auf ihrer Reise
Von Orten nur verzagt davon,
Traktirt man sie nach ihrer Weise,
Und loben dann den guten Ton.

*) Die Quelle ist dieselbe wie für das vorige Gedicht und ebenso das Gericht selbst eine Fortsetzung des früheren Scherzes. Goethe schickte einen Teller, der zierlich mit Hafergrütze belegt war, in eine Theegesellschaft des Fräulein von Göchhausen.

36. 8. den; — 12 am.
37. 5. jedoch — fehlt in 6 bis 11.
20. Eintritt, nach OA, K und 14; — 5a bis 13 und 15 Eintritt.
38. 20. Fayenceladen, nach 8, 11 bis 15 und K; — OA, 5a, 6, 6a und 8 Fayance-Laden.
21. Porellans; — 5a Porellains.
40. 2. haushältisch; — 5a haushälterisch.
3. lange, — OA lange, breite.
4. Sainte Menehould. — sämmtliche Ausgaben St., außerdem 8, 11 bis 15 und K Menehould.
41. 6. hoher; — OA und 5a hohen.
7. Am; — 11 bis 14 Den.
42. 5. Grandpre, wie 12; — OA, 5a, 6a und 8 Grandpree, 6, 9 bis 11a, 13 bis 15 und K Grandpree.
8. wornach; — 11 bis 15 wonach.
13. bis 16 — fehlt in OA bis 9 und K.
18. Negrett, nach den Karten; — sämmtliche Texte Negrets
44. 1. Den; — 5a Am.
6. Malancourt, nach den Karten; — die Texte Malancour.
10. zeugte; — OA und 5a zeigte.
21. unerachtet, nach 6 bis 9, 14 bis 15 und K; — OA und 5a oberachtet, 11 bis 13 ungeachtet.
22. denn — fehlt in 5a.
26. zu — fehlt in OA und 5a.
45. 26 u. 31. treuen Kanzleygefährten; — 5a treuer Kanzleygefährte.
22. daneben; — 11 bis 15 daneben.
24. bedenklichem; — OA und 5a bedenklichen.
46. 6 u. 7. Vom 13. bis zum 17. September traf, nach OA bis 9, 15 und K; — 11 bis 14 Den 13. bis 17. September (1792). Den 13. traf.
26 u. 27. Clerfayt, nach 8 bis 15; — OA bis 6a Clairfait; K Clairfayt.
47. 27. la, nach 11 bis 15; — OA bis 9 le.
48. 16. gut, nach OA bis 9; — 5a Gut, 11 bis 15 gute.
20. nun — fehlt in 5a.
23. zu; — 5a zur.
49. 25. ihn zu mahlen — fehlt in 6 bis 11.
28. Am; — 11 bis 14 Den.
50. 19. Den 19, nach OA bis 9 und K; — 11 Den 18. bis 22.; 11a bis 15 Den 19. bis 22.
21. Massiges, nach 11 bis 15; — OA bis 9 und K Massige.
21. alsbald, nach OA bis 9 und K; — 11 bis 14 alsodald, 15 alsiobald.
22. immer noch; — 5a noch immer.
51. 10. Nachmittag, nach OA bis 9; — 11 bis 15 und K Nachmittags.
13. drangebunden; — 5a darangebunden.
52. 23. unentgeltlich; — OA und 5a unentgeldlich.
22. dran; — 5a daran.
23. Den 19. September Nachts — fehlt in 11 bis 15.
53. 10. den; — 5a dem.
16. schlurfbar; — 11 bis 15 schlürfbar.
21. vornen; — 11 bis 15 vorn.
54. 26. dem; — 5a den.
55. 6. mir; — 5a in mir.
10. drüber; — 5a und 11 darüber.

55. 20. waldichten, nach 6; — OA, 6a, 8, K und 15 waldigten, 5a und 9 bis 14 waldigen.
57. 22. gehen — fehlt in OA und 5a.
40. Franzos; — 11 bis 13 Franzose.
60. 16. könnt; — 6 und 6a könnt'.
20. Jemandem; — 11 bis 13 jemand, die übrigen Ausgaben jemanden.
61. 34. ehrenthalben; — OA Ehrenthalben.
37. Hand; — 6a und 12 Haus.
62. 34. Am; — 11 bis 15 Den.
38. Dampierre, nach den Karten; — OA bis 9 Dampiere; 11 bis 15 und K Dampiere.
63. 16. Frucht; — 11a und 12 Furcht.
64. 4. also — fehlt in 5a.
20. Zum 24. September — fehlt in 11 bis 15.
66. 13. erweitete, nach 6 bis 9 und K; — OA, 5a und 11 bis 15 erweiterte. „Erweiten" sagt Goethe auch sonst, z. B. Werke, Bd. II. S. 402, Z. 24, ähnlich wie „begeisten" statt begeistern.
37. sie — fehlt in 15.
67. 19. eigentliche; — 5a eigene.
68. 27. Kriegsobristen; — 11 bis 15 Kriegsobersten.
69. 35. Heereshaufen, nach 6 bis 14; — OA, 5a, K und 15 Heerhaufen.
vierhundertteinundfunfzig, nach 11 bis 15; — OA bis 9 und K vierhundertzweiundfunfzig.
71. 2. sahe, nach OA bis 11 und K; — 11a bis 15 sehe.
22. Regiments; — 5a und 11 des Regiments.
72. 8. der; — 5a die.
41. Machen; — 5a machen und.
73. 28. Jahrszeit; — 11 bis 14 Jahreszeit, ebenso S. 146, Z. 31 u. a. and. O.
77. 1. einen, nach OA, 5a, 6a bis 9 und K; — 6 und 11 bis 15 eine.
13 u. 26. Weitem, nach 11 bis 15 und dem sonstigen Gebrauch; — OA bis 9 und K weiten.
22. nur — fehlt in 15.
36. neues; — 5a ein neues.
78. 16. Gebler's, nach 9 bis 15; — OA bis 6a und K Fischers. Man vgl. Anm. 70 auf S. 197.
79. 1. sagen; — 11 bis 14 sagten.
5. Den 4. und 5. Oktober, nach 11; — OA bis 9 und K den 4. Oktober, 11a bis 15 den 5. Oktober. Die Richtigkeit der zuerst gegebenen Zeitbestimmung geht aus dem Zusammenhange hervor. Man vgl. übrigens auch S. 224 unter diesem Datum.
7. Butancy, nach 11 bis 15; — OA bis 9 Busancy; K Busancy.
25. dem, nach OA bis 13 und K; — 14 und 15 den.
80. 20. drüber; — 5a darüber.
81. 4. wechselnden; — 5a wechselndem.
82. 12. Sache; — 15 Sachen.
83. 12. indeß; — 14 indes.
33. abgewonnen; — 15 abgenommen.
84. 21. früh — fehlt in 11 bis 15.
85. 20. spukte, nach 5a, 8 und 11 bis 15; — OA spückte; 6, 6a, 9 und K spuckte.
36. Armoises, nach den Karten; — sämmtliche Texte Armoires.
86. 1. Zum 6. Oktober — fehlt in 11 bis 15.

86. 7. Blechofen; — 11 bis 15 Blechöfen.
13. kompendioſer; — 11 bis 13 compendiöſer.
20. manches; — 5a Manches.
87. 1. Den 7.; — 11 bis 15 Den 7. und 8.
10. und 8 — fehlt in 11 bis 15.
23. Conſenvoye, nach den Karten; — ſämmtliche Texte Conſenvoy.
89. 8. wieder — fehlt in 5a.
23. gebeimer, nach 6 bis 15; — OA und K geheime; 5a der gebeime.
31. wieder — fehlt in 13.
90. 17. große; — OA und 5a groß.
91. 10. Ingredienzien; — 15 Ingredienzen.
15. Feſtung, nach OA, 5a und K; — 6 bis 15 Feſtungen.
92. 16. neckiſcher, nach 6 bis 15; — OA, 5a und K neckiſchen.
22 u. 23. Halsbandgeſchichte; — OA und 5a Halsbandsgeſchichte.
28. Liſeur's, nach OA bis 9 und K; — 11 bis 15 Liſeur.
94. 3. Gräben, ebenſo wie Z. 15 und 22 überall ſteht, nach 11a bis 15; — OA bis 11 und K Graben.
18. wateten; — OA und 5a wadeten.
20. behägliches, nach OA bis 9, K und 15; — 11 bis 14 behagliches.
95. 6. uniformirte Marode, wie es wegen des nachfolgenden Gegenſatzes — „geſunde, aber trauernde Bürgerliche" — allein heißen kann, ſteht in keiner Ausgabe; dagegen in OA und 5a Uniformirte marode, in 6a bis 9 Uniformirte, marode, in 11 bis 15 und K Uniformirte, Marode.
13. vergoldet, nach OA bis 9 und K; — 11 bis 15 vergoldet.
27. ſchönen; — OA ſchöne.
28. vor, nach OA bis 9 und K; — 11 bis 15 für.
30. Zum 11. Oktober — fehlt in 11 bis 15.
96. 28. Schmerzens, nach 6 bis 9 und K; — OA, 5a und 11 bis 15 Schmerzes.
29. treibe, nach OA, 5a, K, 14 und 15; — 6 bis 13 triebe.
97. 4. Sie; — OA bis 6a ſie.
20. Spincourt, nach den Karten; — die Texte Sebincourt.
24. Gamaſchen; — OA bis 6a Camaſchen.
98. 10. denſelben, nach OA, 5a, 11a bis 15 und K; — 6 bis 11 demſelben.
99. 21. Bettern; — 5a Betters.
24. kaltem; — OA, 5a, 14 und 15 kalten.
100. 2. Neugier; — 15 Neugierde.
8. Aſſignaten, nach 11 bis 15; — OA bis 9 und K Aſſignate, während Z. 14 in allen Ausgaben Aſſignaten ſteht.
101. 27. verbunden; — 15 verbunden zwiſchen Felſen.
30. Elze; — OA bis 9 Elſe.
30. zwiſchen Felſen — fehlt in 15.
103. 10. über ſtehende; — 6 bis 9 und K überſtehenden.
104. 14. weite und breiten; — alle Texte weit und breiten.
21. Jgel; — 6 Jgel.
23. kriegeriſcher; — 5a kriegeriſchen.
105. 1 u. 28. Trier — fehlt in OA bis 9 und K.
24. erfolgt; — 12 erfolgte.
106. 18. deſſen ungeachtet, nach 6; — die übrigen Ausgaben dem ungeachtet.
107. 20. Gehler's, nach 11a bis 15; — OA bis 11 und K Fiſcher's. — Man vgl. die Bemerkung zu S. 78, Z. 16.

107. 21. viel; — 14 und 15 viele.
108. 4. genutzt; — 5a genützt.
12. Nun; — 5a Nur.
14. unregelmäßigste; — 5a unregelmäßige.
17. was, nach OA bis 9, K und 15; — 11 bis 14 das.
24. fürchten; — 14 und 15 befürchten.
29. Den 28.; — 11 bis 15 Den 27.
109. 2. mittler, nach 6 bis 14; — OA, 5a, K und 15 mittlerer.
110. 1. Den 29., nach OA bis 9 und K; — 11 bis 15 Den 28.
4 u. 25. Cuſtinens, nach OA, 6, 6a, K und 15; — 8 bis 14 Cuſtine's.
111. 22 u. 23. reichſtädtiſche, nach OA, 6 bis 11 und K; — 5a und 11a bis 15 reichsſtädtiſche.
112. 6. Blutverwandte; — 11 bis 15 Blutsverwandte.
13. zwölf, nach OA bis 9, K und 15; — 11 bis 14 ſiebzehn. Man vgl. Anm. 105 auf S. 204 f. dieſes Theiles.
113. 16. Mauer, nach OA, 5a, K, 14 und 15; — 6 bis 13 Mauern.
24. Diöces; — 11 bis 14 Diöceſe.
114. 21. Zu; — 5a Zur.
115. 16. Trier, den 29. Oktober — fehlt in 11 bis 15.
23. Friede; — 11 bis 15 Frieden.
116. 6. Fußboden, nach OA bis 9; — 11 bis 15 und K Fußböden.
7. Vergnügung, nach OA, 6 bis 9, K und 15; — 5a und 11 bis 14 Vergoldung.
13. Einnahme, nach OA bis 11 und K; — 11a bis 15 Einnahmen.
22. Trierischer; — 11 bis 13 Trierſcher.
117. 20. eine — fehlt in 15.
23. November; — OA bis 9 und K Oktober; 11 bis 15 Im November.
118. 7. Kranken. — Aus der Vergleichung von S. 117 Z. 17 folgt, daß die Kranken den ermüdeten Reitern entgegengeſetzt werden, was hier allerdings korrekter durch die Wiederholung des Wortes „jener" ausgedrückt wäre. Sämmtliche Texte kranken.
120. 3. in; — 5a im.
17. verſprach; — 5a ſprach.
22. war; — 5a ward.
24. ſtanden; — OA ſtunden.
121. 12. Generale, nach 6 und 11 bis 15; — OA, 5a, 6a, 8, 9 und K Generäle.
23. ſehn; — OA, 14 und 15 ſehen.
122. 22. Flotow, nach 11 bis 15; — OA bis 9 und K Flotho.
125. 23. das — fehlt in 5a.
126. 3. ſehe; — 5a ſahe.
15. geziemte; — 5a geziemt.
23. vom; — 5a von.
129. 6. November, nach OA bis 9 und K; — 11 bis 15 im November.
131. 26. Pauw, nach 9 bis 15; — OA bis 8 und K Paw.
133. 3 u. 4. Mannichfaltigkeit, nach 6 und 11 bis 15; — OA, 6a bis 9 und K Mannigfalt.
28. lebendige; — OA Lebendige.
33. erfand; — 12 empfand.
134. 1. Paradoxe, nach OA bis 9; — 11 bis 15 und K Paradoxen.
14. böſen; — OA und K böſe.
25. nunmehr; — 5a nun nunmehr.
34. jeder; — 12 jener.

135. 2. Heinse, nach 6, S bis 15 und K; — OA, 5a und 6a Heinze.
20. in dem, nach OA bis 9 und K; — 11 bis 15 im.
136. 22. Goudendoven, nach S bis 15; — OA bis 6a und K Goudenhoven.
23. Ende, nach 11 bis 15; — in OA bis 9 und K fehlt das Wort.
25. Dohm, nach 6 bis 15 und K; — OA, 5a und 6a Dom.
26. Kenntniß, nach OA, 5a und 11a bis 15; — 6 bis 11 und K Kenntnisse.
137. 15. darüber; — 12 daüber.
24. Geheimerath; — 5a Geheimrath.
26. Kamper; — OA und 5a Kampfer.
138. 20. Ende, nach 11 bis 15; — in OA bis 9 und K fehlt das Wort.
139. 8. indessen; — 12 indem.
15. Mittagmahles; — 15 Mittagsmahles.
28. Mittagessen; — 11 bis 15 Mittagessen.
140. 18. drauf, nach OA, 6 bis 9 und K; — 5a und 11 bis 15 darauf.
141. 21. religiöse, nach OA, 6, 6a, 9, K und 15; — 5a, 8 und 11 bis 14 religiöse; ebenso S. 156 Z. 30, S. 160 Z. 7 und öfter.
30. alsbald; — 11 bis 15 alsobald.
142. 16. 1777, nach 9 bis 15; — OA bis 8 und K 1776. Vgl. Anm. 152 auf S. 215.
143. 18. öfter, nach OA bis 9 und K; — 11 bis 15 öfters.
21. vom, nach OA, 5a, 11a bis 13 und K; — 6 bis 11, 14 und 15 von.
144. 5. so bald; — OA und 5a sobald.
12. Interessen; — OA Interesse.
28. Sekretarien; — 11, 11a, 12 und 14 Secretäre.
145. 9. eigne Wahre, nach K, 14 und 15; — OA bis 6a und 9 eigne wahre; 8 und 11 bis 13 Eizene, Wahre.
30. Ohre, nach Werke, Bd. I. S. 146; — die Texte der „Campagne" Ohr.
146. 5. einem; — OA und 5a einen.
8. Jemanden; — 11 bis 14 Jemand.
11. dem Sohne; — diese gewagte Konstruktion haben alle Texte.
147. 13. gegenwärtig; — 15 ohne Interesse gegenüber.
20. setze; — 11a und 12 setzte.
148. 7. seinem; — OA und 5a seinen.
149. 22. -Erscheinungen; — alle Texte Erscheinungen.
150. 6. hierauf; — 15 darauf.
21. Jn; — 5a Jm.
151. 4. hätte; — 5a hatte.
152. 15. alsbald; — 11 bis 14 alsobald.
19. im Dezember 1792, nach 11 bis 13; — OA bis 9 und K November 1792; 14 und 15 im December.
20. Fürstin, nach OA bis 6a, K und 13; — 8 bis 12, 14 und 15 Fürstin Gallitzin.
154. 3. haushälterisch; — 11, 11a und 12 haushältisch.
6. andere; — K, obwol es sich auf „Religion" bezieht, Andere.
19. innerer; — 5a innere.
40. Kostbares; — OA und 5a Kostbare.
155. 14. Hemsterhuis', nach 11, 11a und 12; — OA, 9, K und 13 bis 15 Hemsterhuis, ebenso S. 156, Z. 13.
157. 4. aber — fehlt in den Gedichten, Werke, Bd. II. S. 11, Z. 25.
8. und — fehlt in den Gedichten, Werke, Bd. II. S. 12, Z. 1.
9. Verwegene; — 15 Verwegne.
160. 6. festen; — OA, 5a und K feste.
21. jedoch; — 15 doch.
150. 9. an dem; — OA bis 6a andem.

161. 20. **katalogirt**; — 11 bis 13 **katalogisirt**; ebenso S. 167, Z. 37 **Katalogirend**; — 11 bis 13 **Katalogisirend**.
22. **Originalen**; — 11 bis 15 **Originalien**.
162. 1. **Weimar**, vom December 1792 bis zum April 1793 seit 11; — fehlt in OA bis 9, desgleichen in K.
163. 12. **Schaudern**; — 15 **Schauder**.
25. **Wohlthädigkeit**; — 5a **Wohlthätigkeit**.
29. **Königsplatze**; — 5a **Königplatze**.
164. 21. **Vellomo'schen**, nach 8 bis 12; — OA bis 6a und 13 bis 15 **Velluomo'schen**.
165. 7. **iu**; — 5a **zur**.
8. **Poesie**, nach OA bis 9, K und 15; — 11 bis 14 **Poetik**.
21. **Beifallswürdiges**; — 5a **Beifallwürdiges**.
166. 11. **F.**, nach OA bis 9 und K; — 11 bis 15 **Fr.**
12 u. 14. **beschränkten**; — 12 **bestimmten**.
25. **viel**; — 5a **viele**.
32. **Allem**, nach 6 bis 13; — OA, 5a, 14, 15 und K **allem**.
nichts; — OA **nicht**.
37. **reißen**, nach OA bis 9, 15 und K; — 11 bis 14 **reichten**.
167. 23. **einen . . . andern**; — 5a **Einen . . . Andern**.
28. **original** (Adjektiv); — sämmtliche Ausgaben **Original**.
169. 20 u. 22. **kräftigem**; — OA und 5a **kräftigen**.
170. 3. **vorne**, nach OA bis 9 und K; — 11 bis 15 **vorn**.
11. **unerachtet**, nach OA bis 9, 15 und K; — 11 bis 14 **ungeachtet**.
171. 20. **ausgeführt**; — 5a **ausgefüllt**.
20 u. 24. **Halsbandsgeschichte**; — 11 und 15 **Halsbandgeschichte**, ebenso S. 173, Z. 6.
172. 16. **denn**; — OA **den**, 5a **dann**.
22. **Final**; — 15 **Finale**.
173. 23. **Vortrefflichkeit**, nach 6; — alle übrigen Texte **Trefflichkeit**.
174. 11. **flossen**, nach OA bis 9, 15 und K; — 11 bis 14 **floß**.
18. **gedrückter**; — OA, 5a und K **gedruckter**.
176. 7. **Jordan**; — OA, 6 und 6a **Jourdan**.
12. **kämpfenden**; — 6 bis 9 **kämpfender**.
18. **Karl's**; — OA bis 9 **Karl**.
23. **Schritt für Schritt**, nach OA, 5a, 11 bis 15 und K; — 6 bis 9 **Schritt vor Schritt**.
26. **Neuwinger**; — OA bis 6a und 8 **Neubinger**.
177. 13. **auf**, nach OA und 6 bis 11; — 5a und 11a bis 15 **auf's**.

Belagerung von Mainz.

237. 8. **Oberalm**, nach 11 bis 15; — OA bis 9 und K **Oberulm**, ebenso a. a. O.
11. **Kanel**, nach 11 bis 14; — OA bis 9, 15 u. K **Caffel**, ebenso öfter.
238. 29. **Jgenslig**, nach 11 bis 15; — OA bis 9 und K **Jgenslin**.
239. 6. **patrioten**, nach OA, 5a, 14a bis 15 u. K; — 6 bis 11 **patriten**.
240. 9. **Erbenheim**, nach 11 bis 15; — OA bis 9 und K **Ebenheim**.

241. 10 u. 11. nicht gar in der Entfernung einer halben Stunde; — HN in der Entfernung ohngefähr einer Viertelstunde.
14. Trais; — HN Dreys.
diesem; — HN dem.
15. außerhalb desselben; — HN von demselben.
12 u. 20. dahin einen Ausfall; — HN einen Ausfall dahin.
22. Indessen; — HN Unterdessen.
23. Dalheim, nach 6, 11 bis 15 und K; — OA, 5a, 8, 9 und HN Dahlheim.
30 u. 31. Die Franzosen; — HN sie.
33 u. 34. einige hundert, nach HN, OA, 11a bis 15 und K; — 5a einunge hundert; 6 bis 11 einige.
in; — HN im.
37. schlängelnd — fehlt in HN.
und durch; — HN durch.
einige; — 5a eigene.
242. 1—6. Der Text lautet in HN: Gründe und durch das hohe Korn bis wieder an die Chaussee, passirten sie und eilten auf Marienborn los. Sie waren von Bauern aus der Nachbarschaft geführt und nahmen ihren Weg durch die Patrouillen durch, die ein Umstand unaufmerksam gemacht hatte.
4. Getreide; — HN hohe Getreide.
7. dieser; — HN der.
9—23. Text von HN: Franzosen. Einige Patrouillen achteten das Geräusch nicht, andre riefen sie an und hielten ihren unbeutlichen Gegenruf für Ungrisch. Genug, sie drangen unentdeckt weit vor, und als man sie endlich erkannte und nach ihnen schoß, eilten sie nach Marrienborn (sic), erreichten das Dorf gegen ein Uhr, wo man sorglos entweder schlief oder wachte. Sie schossen sogleich in die Häuser, wo sie Licht sahen, drängten sich durch die Straße, umringten den Ort und das Klostergebäude, in welchem der General lag. Die Verwirrung war groß, besonders da noch mehrere in Marienborn cantonnirten. Die Batterien feuerten, das Infanterieregiment Wagner (sic) rücktevor, Lottum kam herzu, eine Escadron Herzog von Weimar, die hinter dem Orte lag, war bei der Hand, die Sächsischen Husaren desgleichen. Es entstand ein verwirrtes Gefecht mit großer Lebhaftigkeit.
21 u. 22. des blockirenden Lagers; — HN der blokirenden Läger.
23. Jedes wurde; — HN jeder ward.
24. eilen; — HN kommen.
25. stand am Himmel und — fehlt in HN.
28. nahm; — HN führte.
28. lag, und eilte; — HN campirte.
29—32. Text von HN: Die Regimenter Wagner (sic) und Lottum widerstanden dem Feinde, und nach einem anderthalbstündigen Gefecht trieb man die Franzosen gegen die Stadt zurück. An Todten ließen sie 30 und etwa so viel Gefangene und Blessirte zurück. Sie haben, so viel man weiß, nur einige Artilleriepferde erbeutet.
29. Thadden; — 5a Tadden.
34. ist todt — fehlt in HN.

242. 24 u. 25. Rittmeister und Adjutant von Boß tödtlich verwundet; — HN Rittmeister Boß, Generaladjutant, sind todt und einige Hauptleute der Infanterie.
27. Breyenheim; — HN Breyenheim zu Anfang der Affaire.
29 u. 41. mit Pech überzogene Birkenwellen an allen; — HN und dergleichen brennbare Materialien an mehreren.
243. 3—9. eine Brücke.... bei Marienborn; — HN von einer Rheininsel an der Mainspitze, in der sie sich eingenistet haben, eine Brücke auf die nächste zu schlagen. Nunmehr ist das zweite Treffen näher an Marienborn herangezogen. Des Herzogs Regiment steht rechts Marienborn.
12 u. 13. die Franzosen.... ausgezogen; — HN als wären sie in drei Colonnen ausgegangen. — Ein Brief des Herzogs an seine Frau Gemahlin wird das, was ich sage, bestätigen, modificiren, aufklären. — Dii meliora!
31. gedenkt, nach d; — OA, 6a bis 15 und K gedangen.
245. 24. Kraus, nach S bis 15; — OA bis 6a und K Krause.
247. 25. andere; — 5a anderen.
26. Nachmittag, nach OA bis 9 und 15; — 11 bis 14 und K Nachmittags.
30. Elisfeld, nach 11 bis 15; — OA bis 9 und K Elisels.
249. 22. erreichte; — sämmtliche Texte erreichten.
28. kleine — fehlt in 5a.
250. 21. vorginge; — 5a vorgänge.
251. 10. Wallfahrtenden; — 5a Wahlfahrtenden.
22. Geklapper; — OA und 5a Geklappere.
254 2. den; — 5a dem.
255. 41. Louis Ferdinand, nach Analogie von S. 46, Z. 36 u. S. 268, Z. 7; — sämmtliche Texte Ludwig.
256. 22. auf den, nach OA bis 9 und K; — 11 bis 15 zum.
257. 8. aufgenommen, nach OA bis 9 u. K; — 11 bis 15 angenommen.
16. Ausgewanderter, nach 6 bis 14; — OA, 5a, 15 und K Ausgewanderte.
29. bürgerlichem; — sämmtliche Texte Bürgerlichen.
258. 3. Juli; — OA Juni.
24. wurden jedoch, nach 6 bis 14 und K; — OA, 5a und 15 jedoch wurden.
36. aber; — 12 und.
259. 4. Quixote; — OA und 5a Quichote.
29 u. 30. Chausseegraben, wie S. 94, Z. 3, 15, 22; — alle Texte Chausseegraben.
260. 4. Schmähungen; — OA und 5a Schmähen.
262. 20. versetzte; — 5a versetze.
263. 15. in; — 5a im.
21. erleuchtende; — 5a erleuchtete.
29. voll, nach OA und 9 bis 15; — 8, 6a und K von.
265. 4. Schärpen, nach 11 bis 15 und K; — OA bis 9 Scherpen.
23. vielen, nach OA bis 9, 15 u. K; — 11 bis 14 vielem.
266. 15. geflogen; — 5a geflogen.
267. 24. Rewbell, nach 11 bis 15; — OA bis 6a Reubel; — 8, 9 und K Rewbel.
268. 7. Louis Ferdinand, nach OA bis 9; — 11 bis 15 Ludwig.

Register.

Das nachfolgende Register, welches, dem Inhalte der vorangehenden Schriften entsprechend, besonders Personen- und Ortsnamen enthält, erstreckt sich in gleicher Weise auf den Text wie auf die Vorbemerkungen und Anmerkungen. Alle Seitenzahlen zwischen 5 und 14, 179 und 234, 271 und 282 beziehen sich demnach nur auf die beiden letzteren. — Abkürzungen für Kloſ., Stadt und Ortsname: Fl. St. C.N. Ein hinter der Seitenzahl ſtehendes f bezeichnet zugleich die nächſtfolgende, ein ff die zwei nächſtfolgenden Seiten.

Aëtius, römiſcher Feldherr. 69.
Agricola, Georg (Bauer). 33. 185.
Aire, Fl. 41f. 44. 48. 187.
Aisne, Fl. 48ff. 76. 85. 89. 187. 198. 224.
Alvensleben, Philipp Karl v. —. 43.
Antoinette (Marie), Königin von Frankreich. 92. 274.
Antonine, die, gemeinſamer Name der römiſchen Kaiſer Antoninus Pius (138—161) und Marcus Aurelius (161—180). 104.
Antwerpen, St. 22. 231.
Apolloberg bei Trier. 115.
Argonnen, Gebirgszug. 9. 41. 48. 55. 62. 65. 74. 199. 195.
Arlon, St. 99f. 201. 223.
Arrancy, O.N. 27. 223.
Artois, Karl Philipp Graf von —, Bruder Ludwig's XVI. von Frankreich. 44. 85. 115. 136. 138. 188.
Artois, Robert Graf von —, Bruder Ludwig's IX., des Heiligen, von Frankreich. 68f. 195f.
Aſchaffenburg, St. 110.
Aſchersleben, St. 25. 270. 282.
Aſſignaten. 100. 108. 201.
Attila, König der Hunnen. 69f. 114. 196.
(Augsburger) Allgemeine Zeitung, ſ. Zeitſchriften.
Avoncourt, O.N. 187.

Babo, Franz Marius v. —. 165. 219.
Babylon-Kairo, St. 68.
Bacharach, St. 176.
Bar, St. 36.
Baumannshöhle im Harz. 145. 149. 215.
Beaulieu-Marconnay, Karl Freiherr v. —. 182.
Beaurepaire, N. de —, Kommandant von Verdun. 37. 39. 185f.
Bechtoldsheim, Emil v. —. 56. 192.
Beck, Johann Chriſtoph, Schauſpieler. 173.
Belagerung von Mainz, ſ. Mainz.

Bellomo. B.'sche Schauspielergesellschaft. 164. 213.
Benoit, Abgesandter des Konvents im französischen Lager. 199.
Berlin, St. 86.
Bertuch, Friedrich Justin. 146. 215.
Bettina Elisabeth v. Arnim, geb. Brentano. 207.
Beust, Frau v. —. 136.
Biberich, Schloß und Marktflecken bei Wiesbaden. 238.
Biedermann, Woldemar, Freiherr v. —. 182. 219.
Bingen, St. 18. 223. 276.
Bleiau, Rheininsel. 252.
Bodenheim, O.N. 237. 239.
Böcking, Eduard, Rechtsgelehrter. 207.
Böcking, Kaufmann in Trarbach. 119 f. 207.
Boisserée, Sulpiz. 206.
Bombelles, Marc Marie, Marquis v. —. 54 f. 190 f.
Bonn, St. 125. 225.
Bonnet, Charles, Naturforscher und Philosoph. 133. 210.
Böttiger, Karl August, Archäolog. 220.
Bouillé, François Claude Amour, Marquis de —. 25. 183.
Braunschweig, Karl Wilhelm Ferdinand, Herzog v. —. 8. 12. 25 ff. 42. 49—53. 60. 62. 70 f. 77. 87. 187. 189. 193. 273.
Braunschweig, Friedrich Wilhelm, Herzog v. —. 81. 87. 196.
Brentano. S. Bettina und La Roche.
Breteuil, Louis Auguste le Tonnelier, Baron v. —. 92. 200.
Brezenheim, O.N. 237. 239. 241 f. 273.
Breßner, Christoph. 165. 219.
Brüssel, St. 231.
Büsson, Georg Ludwig Leclerc, Graf v. —. 185.
Büsching, Anton Friedrich, Oberkonsistorialrath und Gymnasialdirektor in Berlin. 196.
Buzancy, O.N. 69. 197. 224.

Ça ira, Revolutionslied. 239. 265. 274.
Calonne, Charles Alexandre de —, französischer Finanzminister. 200.
Campagne in Frankreich 1—177. Anmerkungen zu derselben. 179—225.
Campagne in Schlesien. 128.
Chalons, St. 37. 50. 51. 55. 57. 65. 68. 121. 189. 195.
Chamborand, französisches Regiment. 48.
Champagne pouilleuse. 49. 189.
Chantilly, O.N. 17. 183.
Chatillon l'Abbaye, O.N. 27. 223.
Cherbourg, St. 280.
Cimarosa, Domenico, Komponist. 166. 219 f.
Clerfayt, François Sebastien Charles Joseph de Croix, Graf v. —, österreichischer General. 46. 187. 195. 198. 231.
Clermont, St. 42. 195.
Compiègne, St. 183.
Condé, Ludwig Joseph von Bourbon, Prinz v. —. 17. 181.
Condé, St. 254. 274. 277.
Conflenoye, O.N. 87. 198. 225.
Corbière, v. —, Kommandant von Verdun. 91.
Coudenhoven, Frau v. —, geborne Gräfin von Hatzfeld. 136 f. 211.
Custine, Adam Philipp, Graf v. —, französischer General. 110. 136. 203 f. 211 f. 222. 230.

Seht, wie ſie ekel ihren Schnabel
Vor Euren Leckerbiſſen ſchließt,
Und, wie der Kranich in der Fabel,
Von flachen Schüſſeln nichts genießt.

Drum ſend' ich Euch, ſie zu beglücken,
Des Hafers goldne Körner hier;
Und richtet ja, ſie zu entzücken,
Mit dem Diskurs Euch auch nach ihr!

Der Dichter im Staatswagen.*)

Den 15. Mai 1782.

Man lauft, man drängt, man reißt mich mit!
Was hat das zu bedeuten?
Sechs Pferde mit gemeſſnem Schritt
Erblick' ich ſchon von weiten.
Ein Dichter, der ſo Manches litt,
Fährt her, begafft von Leuten,
Steigt aus und kommt mit ſtolzem Tritt,
Begrüßt von allen Seiten.
Doch kommt ein Wurm im Herzen mit
Und läßt ihn Vieles leiden;
Er muß bei ſtolzem Tritt und Schritt
Ein armes Volk beneiden.
O Pegaſe! O, nimm ihn mit
In der Begeiſtrung Weiten!
Er giebt gewiß für einen Ritt
Das Sechsgeſpann mit Freuden.

Soldatenchor zu Wallenſtein's Lager.**)

1798.

Es leben die Soldaten!
Der Bauer giebt den Braten,

*) Vgl. Briefe an Frau von Stein II, 137 und 206. — Ein diplomatiſcher Auftrag, nach Goethe's eigenen Worten nichts Wichtiges oder Schweres, gab Veranlaſſung zu einer Reiſe an die Höfe von Gotha, Meiningen, Hildburghauſen und zuletzt nach Koburg, wo er dieſe Zeilen ſchrieb und von dort über Rudolſtadt nach Weimar zurückkehrte.

**) Vgl. Ed. Boas, Nachträge zu Schiller's Werken I, 537, zu Goethe's Werken I, 23 und in unſ. Ausg. Schiller's Werke I, 3, 196. — Das Gedicht hat zum größten Theile Goethe zum Verfaſſer, und vermuthlich hat Schiller nur die zwei letzten Strophen hinzugefügt.

Dalheim, O.R. 241.
Dampierre, O.R. 62.
Damvillers, O.R. 29. 224.
Darmstadt, Landgrafen von —, s. Hessen-Darmstadt.
Dietz, Fräulein. 268. 270. 281.
Destouches, Philippe Nericault, französischer Dramatiker. 201.
Deutsches Museum, s. Zeitschriften.
Diderot, Denis. 131. 209.
Dillon, französischer General. 187.
Dittersdorf, Karl Ditters von —, Komponist. 166. 219.
Dohm, Christian Konrad Wilhelm v. — und Frau. 136. 211.
Drais, O.R. 241.
Drusus' Denkmal in Mainz. 266. 280.
Dubayet, französischer Offizier. 270.
Duisburg, St. 5. 14. 138 f. 225.
Dumouriez, Charles François, französischer General. 6. 8 ff. 41 f. 47 f. 50. 55. 62 f. 70 f. 74. 121. 184. 187 f. 191 ff. 231.
Dun, St. 79. 197 f. 225.
Dünger, Johann Heinrich Joseph. 10. 182. 192. 197. 207. 212. 276 ff. 281 f.
Düsseldorf, St. 124. 129. 131. 135 f. 162. 223. 225.

Eckermann, Johann Peter. 185.
Ehrenbreitstein, O.R. 116. 120. 124. 207. 279.
Ehrmann, Theophil Friedrich, Geograph. 196.
Eichelstein, s. Drusus' Denkmal.
Eisenach, St. 143. 164.
Elfeld (Elveille), St. 247.
Elze, Fl. 101.
Emigrirte, französische. 7. 13. 19. 21. 28. 41. 66. 75. 95. 98. 100. 123 137 f. 152. 162. 164. 175.
Endymion. 73. 197.
Epernay, St. 37.
Erbach, Graf v. —, österreichischer General. 203.
Erbenheim, O.R. 240.
Ernst August, König von Hannover, früher Herzog von Cumberland. 274.
Estain, St. 94. 200. 225.
Ettersberg, bei Weimar. 143.
Euler, Leonhard, Mathematiker und Physiker. 209.

Famars, O.R. 239. 274.
Ferdinand, Prinz von Preußen, s. Preußen.
Ferney, Wohnort Voltaire's. 131.
Fischer, Franz Joseph, Schauspieler. 166. 219.
Florian, Jean Pierre Claris de —, französischer Dichter. 172.
Flörsheim, O.R. 237.
Flotow, v., preußischer Offizier. 122.
Forster, Johann Georg Adam und seine Gattin Therese F. geb. Heyne, spätere Huber. 18. 181 f.
Förster, Friedrich. Dessen „Geschichte Preußens". 189.
Franken, deutscher Volksstamm. 113.
Frankfurt am Main. 110 ff. 135 ff. 176. 204. 211. 222. 229. 233. 237. 251—270. 273. 281.
Friedrich der Große, s. Preußen.
Friedrich Karl, Kurfürst von Mainz. 204. 266.
Friedrich Wilhelm, Herzog von Braunschweig, s. Braunschweig.

Friedrich Wilhelm II., König von Preußen, s. Preußen.
Friedrich Wilhelm III., König von Preußen, s. Preußen.
Friedrich Wilhelm, Prinz von Solms-Braunfels. 274.
Fritsch, Ludwig Freiherr v. —, preußischer Offizier. 19. 105. 192.
Fürstenberg, Friedrich Wilhelm Franz, Freiherr v. —. 133. 153f. 157. 207. 216.

Gallitzin, Amalie Fürstin v. —, geb. Gräfin Schmettau. 5. 131. 133. 139 (Goethe's Aufenthalt bei ihr 1792—1611. 162. 170. 207. 209f. 216f. 225.
Gehler, Johann Samuel Traugott, Verfasser eines „Wörterbuchs der Physik". 28. 107. 197.
Ginsheim, O. R. 237. 248.
Girtanner, Historiker. 6. 10.
Glorieux, O. R. 42ff. 136.
Goedeke, Karl. 223.
Goeschen, Georg Joachim, Buchhändler. 188.
Gore, Charles. 246f. 254. 260. 262. 266. 276. 280.
Goslar, St. 25. 150.
Gotha, St. 146.
Goethe, Johann Wolfgang v. —. Ausgabe seiner Werke bei Goeschen. 188. Register der erwähnten Dichtungen und Schriften:
Aufgeregten, Die. 174. 221.
Aus einer Reise in die Schweiz (1797). 281.
Beiträge zur Optik. 133. 210.
Benvenuto Cellini. 12.
Bürgergeneral, Der. 173. 216. 233. 275. 279.
Dichtung und Wahrheit. (Aus meinem Leben). 5. 200. 210. 214. 281.
Einzelne Gedichte. (Harzreise im Winter) 143. 145ff. (Der neue Amor) 157. (Hausgarten) 177. (Xenie, Bd. II. S. 290) 203. (Trier, Epigramm) 246. (Diner zu Koblenz) 214.
Farbenlehre, Studien und Aufsätze zur —. 101. 122. 133. 185. 207. 269. 281.
Großkophta, Der. 172. 172. 200. 208.
Hemsterhuis-Gallitzin'sche Gemmensammlung, aus Bd. XXVIII. 220.
Herrmann und Dorothea. 174. 221.
Iphigenie. 170. 132.
Italienische Reise. 14. 207. 218.
Metamorphose der Pflanzen. 133. 210.
Philipp Hackert. 200. 270.
Physiognomische Fragmente, aus Bd. XXVIII. 214.
Reineke Fuchs. 174. 221. 233. 244. 275.
Reise der Söhne Megapranon's. 129. 209.
Römische Elegien. 158.
Tag- und Jahreshefte. 10. 181. 185. 209. 211. 219.
Tasso. 166. 191. 220.
Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten. 174. 220f.
Venetianische Epigramme. 128.
Weimarisches Hoftheater, aus Bd. XXVIII. 218.
Werther. 140. 167. 214.
Wilhelm Meister (Theilne). 13. 185.
Goethe, Julius Auguste Walter v. —, Goethe's Sohn. 223.
Goethe, Katharina Elisabetha, geb. Textor, Goethe's Mutter. 18. 140. 112f. 205ff.
Goltz, v. —, preußischer Oberst und dessen Sohn. 115.

Göttingen, St. 25.
Gottsched, Johann Christoph. 221.
Gore, Johann Georg Paul, Goethe's Diener. 20. 43. 51. 62. 86. 89. 119 f. 125. 162. 173.
Gozzi, Carlo Graf —, italienischer Dichter. 166. 219.
Grandpré, St. 9. 42. 45 f. 48 ff. 62. 70. 77. 88. 187. 189. 195. 197 f. 224.
Grevenmachern, St. 2. 65. 104. 223.
Grimm v. Grimmelshof, Friedrich Melchior, Baron. 136 f. 211.
Grosdhus — geht als Parlamentär nach Verdun. 31 f.
Guglielmi, Pietro, italienischer Komponist. 166. 219 f.
Gunzenheim, C.R. 241. 245.

Hagemann, Gustav, Schauspieldichter. 165. 219.
Hagemeister, Johann Friedrich, Schauspieldichter. 165. 219.
Hamann, Johann Georg 153. 213. 217.
Hanau, St. 110.
Hans, C.R. 61. 72. 87. 109. 224.
Harz. Goethe's Reise in denselben. 143 ff. 270. „Harzreise im Winter", s. unter: Goethe, Einzelne Gedichte.
Havanitz, Christian Heinrich Karl Graf v. —. 95. 200.
Häuser, Ludwig. Tassen „Deutsche Geschichte" 6. 11. 184 f. 186. 188 ff. 192 ff. 196. 200. 211. 223. 280.
Hechtsheim, C.R. 237. 241. Hechtsheimer Berge. 232 f.
Heidelberg, St. 229. 234. 268 f. 281 f.
Heiligkreuz, C.R. 245. 276.
Heinse, Wilhelm 135. 210 f.
Hemsterhuis, Franz, Philosoph und Kunstkenner. 131. 133. 183 ff. 156 f. 207. 209. 217.
Herder, Johann Gottfried v. —. 14. 175. 201 f. 213. 221. 229. 275 f.
Hessen-Darmstadt:
Karoline, Landgräfin von —, Pfalzgräfin von Zweibrücken. 274.
Ludwig X., Landgraf von —, als Großherzog Ludwig I., Sohn der Vorigen. 244. 274.
Heymann, preußischer General. 51. 62. 193.
Heyne, Therese, s. Forster.
Hirzel, Zalewo 210. 213.
Hochheim, C.R. 237 f.
Höchst, St. 237. 273.
Hoffmann, Christoph Ludwig, Direktor des medizinischen Kollegiums in Mainz. 137. 212.
Hofmann, Präsident der Klubdisten in Mainz. 279.
Hohenlohe, Erbprinz v. —. 222.
Hohenlohe-Kirchberg, Fürst v. —, österreichischer General. 194.
Homer. Stellen aus dessen Odyssee. 111. 193. 197. 204.
Horen, Die, s. Zeitschriften.
Honoratus III., Fürst von Monaco. 181.
Houdon, Jean Antoine, französischer Bildhauer. 136. 211.
Huber, Ludwig Ferdinand, Schriftsteller. 18. 183 f.
Hundsrück, Gebirge. 176.

Idstein, St. 176.
Iffland, August Wilhelm. 165. 219.
Igel, Altrömisches Denkmal desselben. 20 f. 104 ff. 114. 182. 202. 223.
Ilfeld, O.R. 144. 215.

Ilmenau. Bergwerk daselbst. 143.
Ingelheimer Au, Rheininsel. 232.
Isletten, die, Gebirgspaß in den Argonnen. 41 f. 50. 115. 187. 206.
Itzenplitz, v. —, preußischer Offizier. 238.

Jacobi, Friedrich Heinrich. 5. 14. 131. 138. 207. 213. 215. 220. 225. 273. 275—279. 281.
Jacobi, Georg, Sohn des Vorigen. 275.
Jacobi, Max, desgleichen. 134. 208. 210.
Jagemann, Christian Joseph. 146. 215.
Jäger, J. G. A., Offizier in Frankfurt a. M. Dessen Karten. 9. 14. 17. 32. 37. 181.
Jakobiner, die. 24.
Jardin Fontaine, D'R. 42 f. 90 f. 199. 224.
Jemappes, D'R. 231.
Jenaische Literatur-Zeitung, s. Zeitschriften.
Joinville, Jean Sire de —, französischer Historiker. 69. 195.
Jordan, Camille, französischer Publizist. 176. 222.
Julius Caesar, römischer Imperator. 109. 206.
Jünger, Johann Friedrich. 165. 219.

Kalender, der neue französische von 1793. 239. 273.
Kalkreuth, Friedrich Adolf Graf v. —, preußischer General und später Feldmarschall. 92. 187. 194. 199. 233. 237 f. 241. 244. 273. 275.
Kannegießer, Karl Friedrich Ludwig. 212.
Kant, Immanuel. 107 f. 132 f. 202 f. 275 f.
Karl I., König von England. 176. 222.
Karl Ludwig, Erbherzog von Oestreich. 231.
Karl Philipp, Graf von Artois, s. Artois.
Karlsschanze, in Mainz. 252 f.
Karoline, Landgräfin von Darmstadt, s. Hessen-Darmstadt.
Karthause, Gebäude in Mainz. 247. 266.
Kassel, St. 110. 163. 223. 225.
Kastel, Brückenkopf vor Mainz. 232. 237. 249. 252. 257. 268. 280.
Kaub, St. am Rhein. 176.
Kellermann, François Christophe v. —, französischer General und Marschall. 55. 57. 59. 62. 191 f. 195.
Klein, Verfasser einer „Geschichte von Mainz". 277.
Kleist, Christian Ewald v. —. 221.
Klinger, Friedrich Maximilian v. —. 215.
Klopstock, Friedrich Gottlieb. 174 f.
Klubbisten, die, in Mainz. 230. 258 f. 262. 264 f. 278 ff.
Klubbistenchanze, in Mainz. 253.
Knebel, Karl Ludwig v. —. 14. 194. 277. 281.
Koblenz, St. 6. 22. 25 f. 110. 116 f. 122. 158. 203. 225.
Köhler, Name eines preußischen Regiments. 98.
Komitisten, s. Klubbisten.
Königstein, St. im Nassauischen. 176.
Kopenfelsisches Haus, in Weimar. 197. 276.
Kostheim, D'R. 232. 237. 273.
Kotzebue, August v. 165. 201. 218.
Kraus, Georg Melchior. 146. 245. 248. 254. 266. 276.
Kreuznach, St. 176.
Krummacher, Friedrich Adolf. 212. — s. auch Müller.
Kunst und Alterthum, s. Zeitschriften.

La Croix aux Bois, Gebirgspaß in den Argonnen. 47. 188. 198.
La Fayette, Marie Jean Paul Roche Yves Gilbert Motier, Marquis de —. 41. 48. 121. (Seine Büste 136.) 184. 187 f.
Lafontaine, August Heinrich Julius, Romanschriftsteller. 12 f.
Lahn, Fl. 136.
La Lune, Vorwerk in Mainz. 56. 58.
Lamartine, Alphonse Marie Louis Prat de —. Dessen „Histoire des Girondins". 6. 184. 186. 190. 274. 277 ff. 280.
Landau, St. 272.
Landres, O.N. 45. 80. 189. 198. 224.
La Roche, Sophie, Frau v. —. 207.
Lauchstädt, St. 104.
Laval, O.N. 74. 224.
Lavater, Johann Kaspar. 140 f. 155. 214 f. 275. 277.
La Viere, preußischer Offizier. 240. 242. 244.
Le chêne le populeux, Gebirgspaß in den Argonnen. 47. 85. 189. 198. 224.
Lenz, Johann Michael Reinhold. 215.
Leopold I., römisch-deutscher Kaiser. 7. 208.
Les grandes Armoises, O.N. 85. 198.
Les petites Armoises, O.N. 85. 198.
Ligne, Karl Joseph Emanuel, Prinz v. —, Sohn des Vorigen. 48. 189.
Ligne, Karl Joseph Emanuel, Fürst v. —. 188.
Limon, Marquis de —, Verfasser des „Manifests". 184.
Lips, Johann Heinrich. 140. 214.
Liseur, weimarischer Husar. 82. 88. 93. 97 ff. 101 ff.
Loewen, St. 231.
Lombard, Kabinetssekretär des Königs Friedrich Wilhelm II. 11 ff. 62. 193 f.
Lomenie de Brienne, französischer Minister. 200.
Longwion, St. 98. 200. 220. 225.
Longwy, St. und Festung. 17. 22 ff. 32. 41. 58. 91. 98. 112. 181 f. 185. 199 ff. 213. 225.
Lottum, Name eines preußischen Regiments. 56.
Louis Ferdinand, Prinz von Preußen, s. Preußen.
Lucchesini, Girolamo Marchese, preußischer Minister. 117 f. 206 f.
Luckner, Nikolaus, Marschall von Frankreich. 68. 195.
Lucretius, Titus Carus, römischer Dichter und Philosoph. 200.
Ludwig II., König von Bayern. 273.
Ludwig IX., der Heilige, König von Frankreich. 68. 195 f.
Ludwig XVI., König von Frankreich. 7. 9. 28 f. 63. 68. 92. 176. 183. 187. 191. 195. 221.
Ludwig Philipp, Herzog von Chartres, Sohn des Herzogs Ludwig Philipp von Orleans (Egalité). 187.
Ludwig Stanislaus, Graf von Provence, ältester Bruder des Königs Ludwig XVI. 44. 85. 115. 136. 138. 188.
Luise, Herzogin von Weimar, s. Sachsen-Weimar.
Luise, Königin von Preußen, s. Preußen.
Luxemburg, St. und Festung. 20. 22. 100. 101—104. 116. 223—225.

Maas, Fl. 9. 37. 39. 42. 44. 48. 79. 87. 187. 198. 225.
Mainspitze. 252. 254.
Mainz, St. und Festung. 17. 110. 112. 136. 176 f. 203. 222. Belagerung von Mainz. 235—270. Anmerkungen zu derselben. 271—292.
Maison Champagne, O.N. 51.
Malancourt, O.N. 44. 224.

Malcolmi, Schauspieler. 173.
Mallet Dupan, politischer Agent des Königs Ludwig XVI. 184.
Mangiennes, O.N. 29. 224.
Manifest des Herzogs von Braunschweig. 26. 28. 41. 64. 70. 104. 184. 196.
Mannheim, St. 184. 229. 234. 256. 268. 282.
Manstein, Johann Wilhelm v. —, preußischer General. 62. 193. 196.
Marie Antoinette, Königin von Frankreich, s. Antoinette.
Marienborn, O.N. 233. 237. 240f. 243. 247. 274f.
Marivaux, Pierre Carlet de Chamblain de —, französischer Dramatiker. 201.
Marne, Fl. 189.
Marseiller Marsch (Marseillaise). 39. 274.
Martisberg bei Trier. 114f.
Massenbach, Christian v. —. Verfasser der „Memoiren zur Geschichte des preuß. Staats unter den Regierungen Friedrich Wilhelm's II. und Friedrich Wilhelm's III." 10. 189.
Massiges, O.N. 50f. 189. 224.
Mastricht, St. und Festung. 231.
Mäuseturm bei Bingen. 276.
Maximilian Franz, Erzherzog von Oestreich. 217.
Mecklenburg-Strelitz:
Luise Auguste Wilhelmine Amalie, Prinzessin von M.-St., spätere Königin von Preußen. 239. 274.
Friederike Karoline Sophie Alexandrine, Prinzessin von M.-St., spätere Herzogin von Cumberland und Königin von Hannover. 239. 274.
Merlin von Thionville, Antoine Christophe, Mitglied des französischen Konvents. 259. 267. 278f.
Merrem, Blasius. 152. 216. 225.
Mertig, St. 165. 184.
Metternich, Klubbist in Mainz. 279.
Metz, St. und Festung. 113.
Meulen, Anton Franz v. d. —, Maler. 49. 189.
Meyer, Heinrich. 164. 166. 218. 220. 279.
Meynier, französischer General. 280.
Minutoli, Heinrich Freiherr Lucas v. —, Verfasser der Schrift „Der Feldzug der Verbündeten in Frankreich 1792". 6. 186.
Mirabeau, Honoré Gabriel Riquetti, Graf v. —. Dessen Büste. 136.
Molière, Jean Baptiste Poquelin, genannt M. 201.
Möller, A. W. P. Dessen Schrift über Kremmacher. 212. 214.
Mombach, O.N. 241.
Monaco, Fürstenthum. 17. 183.
Moniteur, s. Zeitschriften.
Mons, St. 231.
Montmédy, St. und Festung. 41. 50. 65.
Montreal, St. 119.
Mosel, Fl. 20. 113f. 118—120. 184.
Mounier, Jean Joseph. 175. 222.
Mozart, Johann Chrysostomus Wolfgang Amadeus. 166.
Müller, Moritz, Verfasser einer Schrift über Mainz. 215f.
Munster, St. 5. 14. 18. 131. 138—152—161. 223. 225.
Musäus, Johann Karl August. 146. 215f.

Nahe, Fl. 176.
Namur, St. 231.
Natter, Johann Lorenz —, Stein- und Stempelschneider. 155. 157. 217.

Meerwinden, D.K. Schlacht bei —. 231.
Meuwinger, französischer General. 176. 222.
Nil, Fl. 68f.
Nizza, St. 22.
Nonnenau, Rheininsel bei Mainz. 237.
Nordhausen, St. 144.
Nordheim, St. 25.
Normannen. Züge derselben. 113.

Oberelm, D.K. 237. 243.
Oedipus auf Kolonos, Tragödie des Sophokles. 130. 209.
Oise, Fl. 48. 187.
Oyen, v., preußischer Offizier. 255.
Oppenheim, St. 240.
Orleans, Louis Philipp Joseph, Herzog v. — (Egalité). 17. 183.
Ormont, D.K. 29. 224.
Oyre, d' —, französischer General und Kommandant von Mainz. 256. 278.

Paderborn, St. 225.
Paisiello, Giovanni, Komponist. 166. 219.
Paris, St. 41. 43. 55. 57. 68. 91. 93. 96. 109. 121. 136. 183. 187. 224. 231. 253. 267. 274.
Pauw, Cornelis de. 131. 209.
Pempelfort, D.K., bei Düsseldorf, Wohnort Jacobi's. 5. 14. (Goethe's Aufenthalt daselbst 129—138.) 225.
Petersau, Rheininsel bei Mainz. 242.
Petrus, Bach bei Luxemburg. 101f.
Pillnitz, D.K. Konferenz zu —. 7. 133.
Pillon, D.K. 28. 223.
Plessing, Friedrich Viktor Leberecht. 5. 139ff. 142. (Goethe's Besuche bei ihm. 145—152.) 207. 212ff. 225.
Politisches Journal, s. Zeitschriften.
Potsdam, St. 66.
Prag, St. 166.
Preußen:
  Ferdinand, Prinz von P., Bruder Friedrich's II. 188. 241.
  Friedrich II., König von P. 72. 188. 240.
  Friedrich Wilhelm II., König von P. 7ff. 27. 39. 42. 44. 49. 51. 77. 91. 97f. 105. 121. 189. 193. 196. 199. 203. 239. 245. 259. 261. 268. 279f.
  Friedrich Wilhelm III., König von P., als Kronprinz. 77. 85. 240.
  Louis Ferdinand, Prinz von P., Sohn des Vorigen. 46f. 63. 77. 188. 241f. 244. 255f. 268. 278.
  Ludwig Friedrich Karl, Prinz von P., Bruder Friedrich Wilhelm's III. 274.
  Luise, Königin von P., geborne Prinzessin von Mecklenburg-Strelitz. 229. 274.
Preußische Jahrbücher, s. Zeitschriften.
Procourt, D.K. 23. 183. 223.

Rammelsberg im Harz. 150.
Regensburg, St. 123.
Regret, D.K. 12.
Reichardt, Johann Friedrich, Komponist. 172.
Reichenbacher Kongreß. 128. 208.

Reinhard, Karl Friedrich, Graf v. —. 14.
Renk, Guido. 135. 211.
Renß, Heinrich LIII., Fürſt von R.-Plauen. 36f. 49. 185.
Rewbell, Jean François, Konventsdeputirter, hoher Mitglied des Direktoriums. 267. 278. 280.
Rheims, St. 50. 65. 68. 121. 189.
Rheiniſcher Antiquarius, ſ. Stramberg.
Riemer, Friedrich Wilhelm. 205. 218. 276.
Rietz, Kämmerier Friedrich Wilhelm's II. 268. 280.
Rohan, Louis Rene Eduard, Prinz von Rohan-Guemene, Kardinal. 92.
Rouget de l'Isle, Claude Joſeph, Dichter der Marſeillaiſe. 274.
Rouſſeau, Jean Jacques. 131. 153.
Rouvroy, C.N. 75. 224.
Rubens, Peter Paul. 135. 211.
Rüdesheim, St. 276.
Rüſſel, Rabbiſt in Mainz. 278f.
Rüſſelsheim, C.R. 237.

Saar, Fl. 20.
Sachſen-Teſchen, Albert, Herzog v. —, öſtreichiſcher General. 231.
Sachſen-Weimar:
Amalie, Herzogin zu S.-W. 54. 107. 170. 190f. 215.
Bernhard, Herzog zu S.-W., zweiter Sohn des Herzogs Karl Auguſt. 25. 183.
Karl Auguſt, Herzog, ſeit 1815 Großherzog zu S.-W. 10. 25. 27. 31. 43. 51. 55. 60. 68. 70. 74. 77. 91. 109. 112. 115ff. 121f. 124. 128. 141. 164. 182f. 199. 205. 275. 282.
Luiſe, Herzogin, ſeit 1813 Großherzogin zu S.-W. 274.
Sainte Menehould, St. 40f. 50f. 55. 57. 62. 71f. 195f. 224.
Samogneux, C.R. 30. 224f.
Sanders, Daniel. 197.
Sankt-Maximin, Kloſter in Trier. 113f.
Saupe, Ernſt Julius. Deſſen Schrift „Goethe's Leben und Werke". 208. 282.
Schäfer, J. W. 212.
Schiller, Johann Friedrich v. —. 166. 182. 210ff.
Schloſſer, Johann Georg, Goethe's Schwager. 268ff. 281.
Schmidt, Julian. 194.
Schönau, Benediktinerkloſter zwiſchen Ibbein und Laub. 176.
Schröder, Friedrich Ludwig, Schauſpieler und Theaterdichter. 165. 218.
Schuchardt, Chriſtian. Deſſen Schrift „Goethe's Kunſtſammlungen". 202.
Schulz, Chriſtoph Ludwig Friedrich, Staatsrath in Berlin. 14.
Sedan, St. und Feſtung. 26. 41. 50. 65. 184.
Seebach, Friedrich Johann Chriſtoph Heinrich v. —. 67. 194.
Seine, Fl. 48. 187.
Semon, Fl. 201.
Shakeſpeare, William. 166.
Siegert, David, Buchhändler. 13.
Sieyès (des Buzareyl). 79. 84. 87. 97. 197.
Sieyès von Neuwied. 197.
Soiſſons, Jean Graf v. — 69.
Sömmerring, Samuel Thomas v. —. 18. 183f. 257. 264.
Somme Tourbe, C.R. 52. 65. 224.
Sondershauſen, St. 144.
Sofitles, griechiſcher Bildhauer. 170.
Speier, St. 110. 176. 203. 230.

Spinecourt, O.R. 286f.
Spriesmann, Begleiter der Fürstin Gallitzin auf ihrer Reise im Jahre 1785.
Sprickmann, Begleiter der Fürstin Gallitzin auf ihrer Reise im Jahre 1785. — Briefe an Tieffe. 258.
Stein, Charlotte Albine Ernestine, Freifrau v. — Briefe an Tieffe. 258.
Stein, Karl, Freiherr von und zum —, preußischer Minister. 181.
Stein, Freiherr von und zum —, des Vorigen älterer Bruder, preußischer Kammerherr und Oberst, kurmainzischer Oberforstmeister. 17. 32. 181. 215. 238. 244. 273.
Stein, Friedrich, Freiherr v. —, aus Weimar. 234. 282.
Stenay, St. 50.
Stichling, Gottfried Theodor. Dessen „Gedächtnißrede auf den Prinzen Bernhard von Weimar". 183.
Stolberg, Christian, Graf zu —. Dessen Uebersetzung des Terpekläos. 209.
Strambergs, Christian v. —, Herausgeber des „Rheinischen Antiquarius". 6. 11. 13. 176. 201. 279.
Straßburg, St. und Festung. 274.
Sybel, Heinrich v. — Dessen „Geschichte der Revolutionszeit von 1789 bis 1795". 6. 186. 188f. 192f. 211.

Taunusgebirge. 136. 176.
Teufelsfeld (catalaunische Felder). 69. 196.
Teutscher Merkur, s. Zeitschriften.
Textor, Johann Wolfgang, Goethe's Großvater. 111. 204.
Textor, Johann Jost, Sohn des Vorhergehenden. 110. 204.
Thadden, Name eines preußischen Regiments. 11. 242.
Theodorich, König der Ostgothen. 196.
Thionville, St. und Festung. 28. 184. 203. 230.
Thorismund, König der Ostgothen, Sohn Theodorich's. 196.
Tirlemont, St. 231.
Toul, St. und Festung. 113.
Tourbe, fl. 52.
Trarbach, St. 119ff.
Trevirer, germanischer Volksstamm. 113. 206.
Trier, St. 19. 20. 22. 109. 103. 104. (Goethe's Aufenthalt daselbst. 105—118.) 123. 138. 207. 225.

Ulp, Johann Peter. 221.

Valmy, O.R. 12. (Kanonade bei V. 55—60.) 109. 137. 223.
Varennes (en Argonne), O.R. 187.
Varge Moulin, O.R. 74. 224.
Vaux les Mouron, O.R. 49. 76. 224.
Venedig, St. 54f.
Vent, Christoph Gottlob, weimarischer Offizier. 89. 198. 257. 273.
Verdun, St. und Festung. 9. 13. 29. 31—37. 39. 41f. 70. 87ff. 90—93. 112f. 185. 189. 195. 200. 224ff.
Viehoff, Heinrich. 220. 281.
Virchow, Rudolf. 218.
Virgilius Maro, Publius. 194.
Vogel, Christian Georg Karl. 188.
Voltaire, François Marie Arouet de —. Dessen Novelle L'ingenu 131. 209. Statue 211.
Voß, Johann Heinrich. 168. 188. 174f. 218.
Voß, v., preußischer Offizier und Adjutant des Generals Kalkreuth. 241—244.
Vulpius, Christiane, Goethe's Gattin. 223.

Wagner, Johann Konrad, Kammerier des Herzogs von Weimar. 23. 45 f. 63. 77. 88. 91 f. 122. 183.
Wall, Anton (eigentlich Christian Leberecht Heyne), Roman- und Luſtſpieldichter. 173.
Wälſche Schanze, in Mainz. 255.
Waſhington, George. Deſſen Statue. 211.
Wauville, C. N. 29. 124.
Wegner, Name eines preußiſchen Regiments. 241. 244.
Weimar, St. 133. 143. 151. 153. 164. 225. 234. 275. 282.
Weimariſche Kunſtfreunde. 167. 170. 220.
Weimariſches Theater. 164 ff. 218 ff.
Weißenau, C. N. 232. 237. 241. 245—250. 254. 266.
Wenzel, Hermann. Deſſen Schrift „Goethe in Schleſien". 208.
Wernigerode, St. 142. 146. 151. 215.
Weſtermann, Deputirter des franzöſiſchen Konvents. 190.
Weyland, Philipp Chriſtian. 89. 198.
Wieland, Chriſtoph Martin. 175. 221 f.
Winkelmann, kurmainziſcher Oberſt. 203.
Wolf, Ernſt Wilhelm, Kapellmeiſter in Weimar. 215 f.
Wolfrat, Name eines preußiſchen Kavallerieregiments. 26.
Worms, St. 203. 230.
Wurmſer, Dagobert Siegmund, Graf v., öſtreichiſcher Generalfeldmarſchall. 232.
Wyttenbach, Lehrer, ſpäter Gymnaſialdirektor in Trier. 107 f. 113. 202.

Xanten, St. 131.

Yorick-Sterne. Lorenz Sterne, engliſcher Dichter. 140. 214.

Zeitſchriften:
(Augsburger) Allgemeine Zeitung. 12.
Deutſches Muſeum. 212.
Horen, Die, herausgegeben von Schiller. 220.
Jenaiſche Literatur-Zeitung. 168.
Kunſt und Alterthum, herausgegeben von Goethe. 228.
Moniteur, franzöſiſche Zeitung. 48.
Politiſches Journal von 1791. 278.
Preußiſche Jahrbücher. 194.
Teutſcher Merkur. 160.
Zahlbach, C. N. 232. 240. 274.
Zelter, Karl Friedrich. 10. 14.
Ziegler, Friedrich Wilhelm, dramatiſcher Dichter. 165. 219.
Zöpprit, Rudolf. Herausgeber der Schrift „Aus F. H. Jacobi's Nachlaß". 208.
Zweibrücken, Prinz Maximilian Joſeph v. —, ſpäter König von Baiern. 237. 244. 253.

Der Gärtner giebt den Most;
Das ist Soldatenkost!
Tra da ra la la la la!

Der Bürger muß uns backen,
Den Adel muß man zwacken,
Sein Knecht ist unser Knecht;
Das ist Soldatenrecht!
Tra da ꝛc.

In Wäldern gehn wir pirschen
Nach allen alten Hirschen
Und bringen frank und frei
Den Männern das Geweih.
Tra da ꝛc.

Heut schwören wir der Hanne
Und morgen der Susanne,
Die Lieb ist immer neu;
Das ist Soldatentreu!
Tra da ꝛc.

Wir schmausen wie Dynasten,
Und morgen heißt es fasten;
Früh reich, am Abend blos;
Das ist Soldatenloos!
Tra da ꝛc.

Wer hat, der muß uns geben,
Wer nichts hat, der soll leben!
Der Ehmann hat das Weib,
Und wir den Zeitvertreib.
Tra da ꝛc.

Es heißt bei unsern Festen:
Gestohlnes schmeckt am Besten,
Unrechtes Gut macht fett;
Das ist Soldatengebet!
Tra da ꝛc.

Goethe's Werke.

Nach den vorzüglichsten Quellen revidirte Ausgabe.

Sechsundzwanzigster Theil.

Reise in die Schweiz 1797. — Reise am Rhein 1814 und 1815.

Herausgegeben
und mit Anmerkungen begleitet
von
Fr. Strehlke.

Berlin.
Gustav Hempel.

[illegible]

Druck von G. Bernstein in Berlin.

Inhalt.

Aus einer Reiſe in die Schweiz im Jahr 1797.

Vorbemerkung des Herausgebers 7
Einleitendes 19
Frankfurt 28
Von Frankfurt nach Heidelberg 51
Von Heidelberg über Heilbronn und Ludwigsburg nach Stuttgart 56
Von Stuttgart nach Tübingen 87
Von Tübingen nach Schaffhauſen 100
Schaffhauſen und der Rheinfall 105
Von Schaffhauſen nach Stäfa 112
Von Stäfa auf den Gotthard und zurück 123
Anmerkungen des Herausgebers 163

Aus einer Reiſe am Rhein in den Jahren 1814 u. 1815.

Vorbemerkung des Herausgebers 213
Jakobi-Rochusfeſt zu Bingen 229
Im Rheingau Herbſttage 255
Kunſtſchätze am Rhein, Main und Neckar 267
Anmerkungen des Herausgebers 311

Zur Reviſion des Textes 379
Regiſter 395

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
GOETHE;J.W.
3-598-50924-3
FN. 16568/55

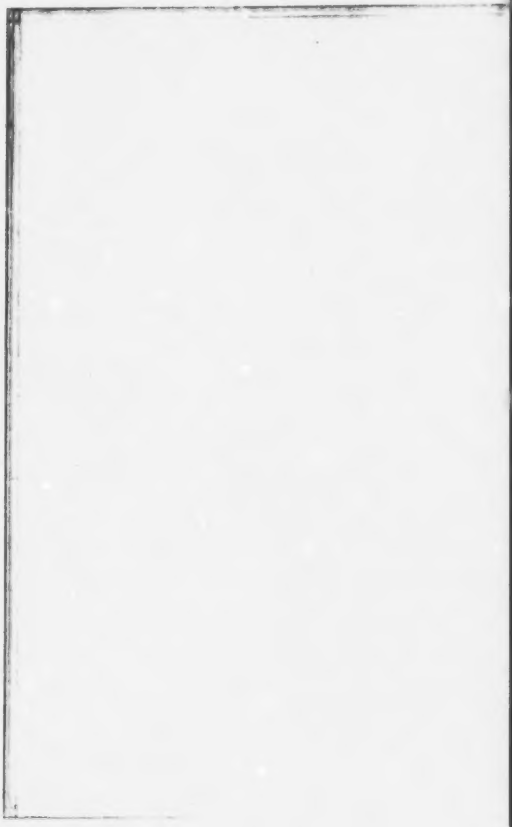

Aus einer

Reise in die Schweiz

im Jahre 1797.

Vorbemerkung des Herausgebers.

Die Hälfte des Jahres 1797, welche der Reise Goethe's in die Schweiz voranging, war für ihn eine Zeit reichen poetischen Schaffens und anderweitig angestrengter Thätigkeit gewesen. „Herrmann und Dorothea" war vor Kurzem beendigt, aber „Die Metamorphose der Pflanzen", „Der neue Paufias" sowie mehrere Balladen, unter ihnen „Die Braut von Korinth" und „Der Gott und die Bajadere", gehören gleichfalls dieser Zeit an. Bei Alledem dachte er noch, wie aus verschiedenen brieflichen Erwähnungen hervorgeht, an die Fortsetzung des „Faust" und führte das „Vorspiel auf dem Theater", höchst wahrscheinlich auch die „Zueignung" aus. Außerdem beschäftigten ihn noch verschiedene poetische Entwürfe, die allerdings nur zum Theil zur Ausführung gekommen sind; die Untersuchungen über das Wesen der epischen und der dramatischen Dichtkunst, die in seinem Briefwechsel mit Schiller niedergelegt sind, nahmen ihn lebhaft in Anspruch; die Uebersetzung des „Benvenuto Cellini" für die „Horen" wurde unermüdlich fortgesetzt und zum Abschluß gebracht, endlich auch noch der Aufsatz geschrieben, der jetzt unter der Ueberschrift: „Israel in der

Wüste" in den „Noten und Abhandlungen" zum „Westöstlichen Divan" steht (Werke, Bd. IV. S. 312 f.).

Und trotz dieser außerordentlichen Thätigkeit lebte Goethe nicht einmal in ungestörter Muße. Zwar war der Herzog seit dem April von Weimar abwesend, aber manche Besuche namentlich im Juni waren, wenn auch anregend, so doch zeitraubend. Lord Bristol, Bischof von Derby, war am 10. Juni in Weimar, Hofrath Hirt von Ende Juni an wenigstens acht Tage, Schiller ebenso lange in der ersten Hälfte des Juli, und Goethe seinerseits verweilte längere Zeit in Jena. Ueber sein Zusammensein mit Lord Bristol giebt er selbst in den „Biographischen Einzelnheiten" und in einem Briefe an Karl August vom 12. Juni Auskunft. (Goethe's Briefe an Voigt, S. 558. Man vgl. auch Eckermann's „Gespräche mit Goethe", Bd. III. S. 225 f.). „Er empfing mich", schreibt Goethe in dem erwähnten Briefe an Karl August, „gleich mit ein paar solennen Grobheiten und setzte mich dadurch völlig à mon aise. Glücklicherweise hatte ich guten Humor und meinen französischen Tag, so daß ich ihm nichts schuldig blieb und wir, nachdem wir eine Stunde lang differirt, disputirt, etwas grob gescherzt und mitunter verständig gesprochen hatten, mit aller Höflichkeit und Zufriedenheit auseinanderschieden." Drastischer noch ist die Charakteristik in den „Biographischen Einzelnheiten": „Er ist als Brite starr, als Individuum eigensinnig, als Geistlicher streng, als Gelehrter pedantisch — überhaupt in mehr als einem Sinne beschränkt." — Auch die Unterhaltungen mit Hirt, an dessen ästhetischen Urtheilen Goethe viel auszusetzen findet, während er seine Sach- und Fachkenntniß in hohem Grade anerkennt, mögen nicht immer

ganz friedlicher Natur gewesen sein; es läßt sich dies zum Theil schon aus der Schiller-Goethe'schen Korrespondenz entnehmen, mehr aber noch aus der Verwerthung jener Unterhaltungen in der Kunstnovelle „Der Sammler und die Seinigen" (s. Werke, Bd. XXVIII, namentlich S. 131). — Dagegen war Schiller's Besuch für Goethe ebenso angenehm als anregend und gab ihm eine günstige Stimmung für die Reise mit. „Sie hätten", schreibt er noch vor derselben, „mir zum Abschiede nichts Erfreulicheres und Heilsameres geben können als Ihren Aufenthalt der letzten acht Tage. Ich glaube mich nicht zu täuschen, wenn ich diesmal unser Zusammensein wieder für sehr fruchtbar halte; es hat sich so Manches für die Gegenwart entwickelt und für die Zukunft vorbereitet, daß ich mit mehr Zufriedenheit abreise, indem ich unterwegs recht thätig zu sein hoffe und bei meiner Rückkunft Ihrer Theilnehmung wieder entgegensehe" (19. Juli 1797).

Schon im Juni hatte Goethe an den Herzog, der in Teplitz verweilte, wegen seines Urlaubes geschrieben; dieser hatte indessen den Wunsch ausgesprochen, daß er seine Rückkehr abwarten möge. Da letztere erst am 25. Juli erfolgte, so sah Goethe sich genöthigt, bis zu Ende des Monats in Weimar zu bleiben. Namentlich waren es wol Besprechungen über den in Weimar beabsichtigten Schloßbau und Aufträge, geeignete Künstler und Baumeister in Stuttgart oder andern Orten zu gewinnen, die Beide in den letzten Tagen in Anspruch nahmen. Leider that Goethe aber in diesen noch etwas Anderes, was er später selbst bereute: er verbrannte eine zwanzigjährige geheftete Sammlung seiner Briefe, die er nachmals bei seinen biographischen Arbeiten gern wieder

Zu dem Feſtſpiel „Des Epimenides Erwachen.“*)

Den Frieden kann das Wollen nicht bereiten:
Wer Alles will, will ſich vor Allen mächtig;
Indem er ſiegt, lehrt er die Andern ſtreiten;
Bedenkend macht er ſeinen Feind bedächtig.
So wachſen Kraft und Liſt nach allen Seiten,
Der Weltkreis ruht von Ungeheuern trächtig,
Und der Geburten zahlenloſe Plage
Droht jeden Tag als mit dem jüngſten Tage.

Der Dichter ſucht das Schickſal zu entbinden,
Das, wogenhaft und ſchredlich ungeſtaltet,
Nicht Maß, noch Ziel, noch Richte weiß zu finden
Und brauſend webt, zerſtört und knirſchend waltet.
Da faßt die Kunſt in liebendem Entzünden
Der Maſſe Wuſt; die iſt ſogleich entfaltet
Durch Mitverdienſt gemeinſamen Erregens,
Geſang und Rede ſinnigen Bewegens.

Kriegsgeſänge.**)

Aus dem patriotiſchen Feſtſpiel: „Des Epimenides Erwachen.“

I.

Der Ruf des Herrn
Der Herrn ertönt;
Wir folgen gern,
Wir ſind's gewöhnt.

*) Goethe hatte das Feſtſpiel auf Iffland's Anregung für das Königliche Theater zu Berlin im Sommer 1814 geſchrieben. Es wurde dort mit der Kompoſition von B. A. Weber am 30. und 31. März 1815, in Weimar am 30. Januar 1816 (am Geburtstage der Großherzogin Luiſe) aufgeführt. — Das Gedicht ſteht als Palinodie in engem Anſchluß zu dem letzten der Karlsbader Gedichte (II, 413), welches mit den Worten ſchließt: „Der Alles wollen kann, will auch den Frieden.“ — E.

**) Wir finden das Gedicht zuerſt im Jahre 1808 in der „Pandora“, (in den Wiener Zeitſchrift „Prometheus“ von Leo von Seckendorf und Joſ. Lud. Stoll) und erſt ſpäter 1815 in „Des Epimenides Erwachen.“ Hier tritt ein Heerespug im Koſtüm der ſämmtlichen Völker auf, die von den Römern zuerſt bezwungen waren und dann als Bundesgenoſſen gegen die übrige Welt gebraucht wurden, als charakteriſtiſches Vorbild des in gleicher Art zuſammengeſetzten und verwendeten Napoleoniſchen Heeres. Dieſem iſt der Geſang in „Epimenides“ in den Mund gelegt, in der „Pandora“ dagegen dem neu geſchaffnen Kriegsvolke des Prometheus. Hier lautet der Anfang: „Der Ruf des Herrn, des Vaters tönt.“ Die letzte Strophe iſt merkwürdig durch Gedrungenheit, aber nicht eben glückliche Alliterationen und Aſſonanzen. — E.

benutzt hätte. (S. Goethe's Briefe an Leipziger Freunde, S. 341.) — Endlich schrieb er vor seiner Abreise noch eine Anzahl von Briefen, deren Benutzung für die erste Abtheilung der Reisebeschreibung „Einleitendes" vielleicht nicht unzweckmäßig gewesen wäre: außer denen an Meyer, bei welchen dies allerdings geschehen ist, noch mehrere an Schiller, an A. W. Schlegel (den 19. Juli), an Hufeland (den 29. Juli) u. a. m. Wenigstens hätten wir alsdann ein etwas anschaulicheres Bild von der interessanten Zeit erhalten, welche der Reise voranging.

Trotz jener obigen Andeutung nun über seine Absichten in dem Briefe an Schiller erscheint es fast auffällig, daß Goethe nach so anstrengender Arbeit seine diesmalige Reise, die er bis Frankfurt in Begleitung von Christiane Vulpius und seines Sohnes machte, als ein ernstes Geschäft, als ein Mittel ansieht, seine Kenntnisse und Anschauungen auf allen möglichen Gebieten des Wissens zu vermehren, während er in jüngeren Jahren weniger reflektirend zu Werke ging und Alles unmittelbar auf sich einwirken ließ. Anfangs war es freilich sein Plan gewesen, wieder nach Italien zu gehen, wo sich ihm eine reichere Ausbeute an zu gewinnender Erkenntniß dargeboten hätte, und gelegentlich wandelte ihn noch unterwegs die Lust dazu wieder an. Aber schließlich verleideten ihm die voraussichtlichen Schwierigkeiten des Fortkommens daselbst und die Gestaltung der politischen Verhältnisse, wie sie seit 1796 eingetreten war, den ursprünglich gehegten Gedanken. „Nach Italien habe ich keine Lust," schrieb er am 9. und 10. August an den Herzog (unten S. 33) und an Knebel; „ich mag die Raupen und Ehren-

salden der Freiheit nicht beobachten; weit lieber möchte ich die ausgekrochenen französischen Schmetterlinge sehen.“ Noch mehr indessen als Alles dies hielt ihn von Italien das lebhafte, ja in verschiedenen Briefen fast leidenschaftlich ausgesprochene Verlangen zurück, mit Meyer zusammen zu sein. Dieser aber war nach fast dreijährigem Aufenthalte in Italien erst Anfang Juli nach der Schweiz gekommen und konnte schon wegen seiner angegriffenen Gesundheit nicht an eine sofortige Rückkehr denken.

Auf der Reise selbst, die vom 30. Juli bis zum 19. oder 20. November dauert, ist Goethe systematisch bemüht, sich so zu sagen eine positive Ausbeute zu sichern. Schon in Frankfurt, wo ihn beiläufig vermuthlich auch Geschäfte in Vermögensangelegenheiten so lange aufhielten (s. den Brief an Karl August vom 6. Juni (Briefe an Voigt, S. 556)), macht er sich einen methodischen Entwurf zu diesem Zwecke. Als Resultat davon haben wir z. B. noch die Charakteristik der Frankfurter Schauspieler (unten S. 36—38) und der italienischen Zeitungen (S. 31 f. und S. 172 ff.). — Dann werden Akten angelegt, in die er heimische Zeitungen, Wochenblätter, Predigtauszüge, Verordnungen, Komödien, Preiscourante einheften läßt, damit ihm nichts entgehen könne, was der Aufmerksamkeit werth sei. Alles dies wird nun zunächst benutzt zu der ziemlich ausgedehnten Korrespondenz, die Goethe unterwegs allerdings mit Hilfe eines Schreibers führt. Er schreibt an den Herzog, an Schiller, an Knebel, an Voigt, an Böttiger, an Cotta, in den ersten Monaten auch an Meyer; aber es läßt sich nicht leugnen, daß diese Briefe, die bisweilen in wenig veränderter Gestalt an die verschiedenen Personen

versendet werden, schon in ihrer ursprünglichen Form oft des individuellen Reizes entbehren und mehr den Eindruck von offiziellen Berichten als von Privatbriefen machen. Die Stimmung, in der er sich befindet, spricht Goethe selbst in einem jener Kollektivschreiben aus, wenn er sagt: „Für einen Reisenden geziemt sich ein skeptischer Realism; was noch idealistisch an mir ist, wird in einem Schatullchen wohlverschlossen mitgeführt wie jenes Undenische Pygmäenweibchen" (s. unten S. 47). Indessen dauerte diese Stimmung und die Neigung, Alles zu schematisiren, die mit ihr in enger Verbindung stand, denn doch nicht die ganze Reise hindurch. Bald regt sich auch die poetische Produktionskraft von Neuem; in dem Zusammenleben ferner mit Meyer, in der Betrachtung der von Diesem mitgebrachten Kunstwerke und unter dem Anschauen der Alpennatur gewinnt Goethe neue Eindrücke, von denen z. B. auch die vier Gedichte ein Zeugniß ablegen, die in dieser Zeit entstanden und in den Text der Reisebeschreibung aufgenommen sind. Auch die Briefe werden weniger gemeinnützig und beschränken sich meistens auf das im Gebiete der Kunst oder der Natur Bemerkenswerthe, was dem Reisenden vor Augen kommt. So möchte sich denn auch die tadelnde Bemerkung, die Karl August in einem Briefe an Knebel vom 23. September 1797 macht, vorzugsweise auf die noch im August erhaltenen Briefe beziehen. „Goethe", sagt der Herzog, „schreibt mir Relationen, die man in jedes Journal könnte einrücken lassen; es ist gar possierlich, wie der Mensch so feierlich wird."

Mit jenen oben erwähnten Materialien verband nun Goethe eigentlich größere Pläne, als sie später zur Ausführung

gekommen sind. Mag auch die Idee, die er unterwegs mit Meyer bespricht, „eine Reise als Halbroman zu schreiben" (unten S. 134), nur flüchtig gewesen sein oder sich nicht einmal auf ihre gemeinschaftliche Reise bezogen haben, so ist doch jedenfalls ernstlich gemeint, was er am 25. Oktober (unten S. 154) an Böttiger schreibt, daß er den Plan hätte, ein paar allgemein lesbare Oktavbände aus der Reisebeschreibung zu bilden, an die sich ein dritter mit Noten und Beilagen von speziellerem Interesse anschließen sollte. — Von Alledem ist nichts geschehen; andere Interessen, unter ihnen namentlich die Herausgabe der „Propyläen", traten nach der Rückkehr in den Vordergrund; die Reisepapiere und -Akten lagen mehr als fünfundzwanzig Jahre unbenutzt da, und erst als Goethe an die Herstellung der letzten Ausgabe seiner Werke dachte, wurden sie wieder hervorgeholt. Er theilte die Manuskripte im Oktober 1823 Eckermann mit, der gerade dasjenige in seiner Unterredung mit Goethe lobend hervorhob, was uns weniger zusagt. „Ich erwähnte," sagt derselbe, „daß ich mich freue, wie er auf jener Reise an Allem Interesse genommen und Alles aufgefaßt habe: Gestalt und Lage der Gebirge und ihre Steinarten; Boden, Flüsse, Wolken, Luft, Wind und Wetter; dann Städte und ihre Entstehung und successive Bildung, Baukunst, Malerei, Theater, städtische Einrichtung und Verwaltung, Gewerbe, Oekonomie, Straßenbau, Menschenrace, Lebensart, Eigenheiten; dann wieder Politik und Kriegsangelegenheiten, und so noch hundert andre Dinge." (Eckermann's Gespräche mit Goethe, Bd. I. S. 48 und 55.) — Wie dem aber auch sein mag, wenige Wochen später erklärte Goethe gegen

Eckermann, daß er die Absicht habe, die „Schweizerreise" in seine Werke aufzunehmen. Diese Absicht wurde auch ausgeführt, insofern dieselbe die erste Hälfte des dritten, 1833 erschienenen Bandes der „Nachgelassenen Werke" bildet.

Ob Goethe noch selbst an der Zusammenstellung dieser Schrift einen Antheil hat, wird sich kaum nachweisen lassen; höchstens dürfte er bestimmt haben, welche Briefe an Meyer oder vielmehr welche Stellen derselben die Einleitung in das Ganze bilden sollten. Die Redaktion an sich aber ist ohne besonderes Geschick gemacht.

Erstens ist die Auswahl der Briefe ohne die erforderliche Umsicht vor sich gegangen. Sie leidet an einem Zuviel und einem Zuwenig. Zu viel ist es jedenfalls, wenn über dieselben Vorfälle und Reiseerlebnisse vier Briefe gegeben werden, wie die an Schiller vom 14., an Voigt, an den Herzog von Weimar und an Cotta vom 17. Oktober; zu viel, wenn erst die kürzeren Tagebücher und dann wieder ausführlichere Darstellungen des in ihnen schon Enthaltenen abgedruckt sind. Dagegen vermißt man in den bisherigen Ausgaben sehr ungern wichtige Briefe namentlich an Schiller (Nr. 356 bis 358 des Briefwechsels), ferner einige an den Herzog, durch die manche Beziehungen geradezu erst verständlich werden. Unter den letzteren sind besonders diejenigen gemeint, die nicht in dem eigentlichen Briefwechsel mit Karl August stehen, sondern von O. Jahn in dem Anhang zu den Briefen Goethe's an Voigt mitgetheilt werden (s. das. S. 555 bis 562).

Zweitens sind die Briefe selbst nicht immer planmäßig behandelt. Da die allerdings schon bedenkliche Absicht

vorlag, dieſelben ihres individuellen Charakters zu entkleiden, um eine Art objektiver Reiſebeſchreibung zu gewinnen, ſo mußte unter Umſtänden geſtrichen werden; aber wie dies im Einzelnen unſre Anmerkungen und die Textrevision zeigen, iſt man hiebei oft willkürlich und ohne Ueberlegung verfahren.

Endlich ſind vorzugsweiſe durch dieſe Auslaſſungen, zum Theil aber auch durch mangelhafte Ueberwachung des Druckes manche Fehler in den Text gekommen und Lesarten entſtanden, die Goethe ſelbſt nimmermehr gebilligt haben würde.

Wie nun der Herausgeber einmal bemüht geweſen iſt, dieſe Mängel zu beſeitigen, ſo ſchien es außerdem nicht allein zweckmäßig, ſondern gradezu geboten, die oben erwähnten beſonders wichtigen Briefe an Schiller und an den Herzog von Weimar, wenn nicht in den Text ſelbſt, ſo doch in die demſelben folgenden Anmerkungen aufzunehmen.

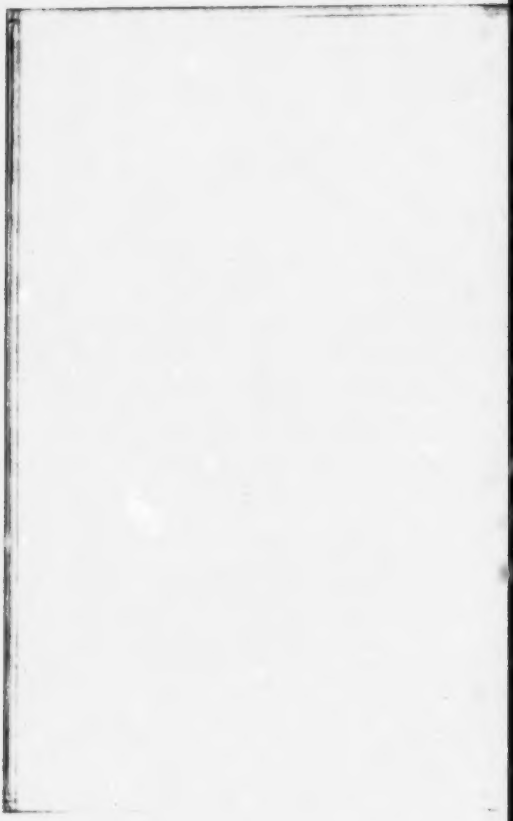

Aus einer Reiſe in die Schweiz

über

Frankfurt, Heidelberg, Stuttgart und Tübingen

im Jahre 1797.

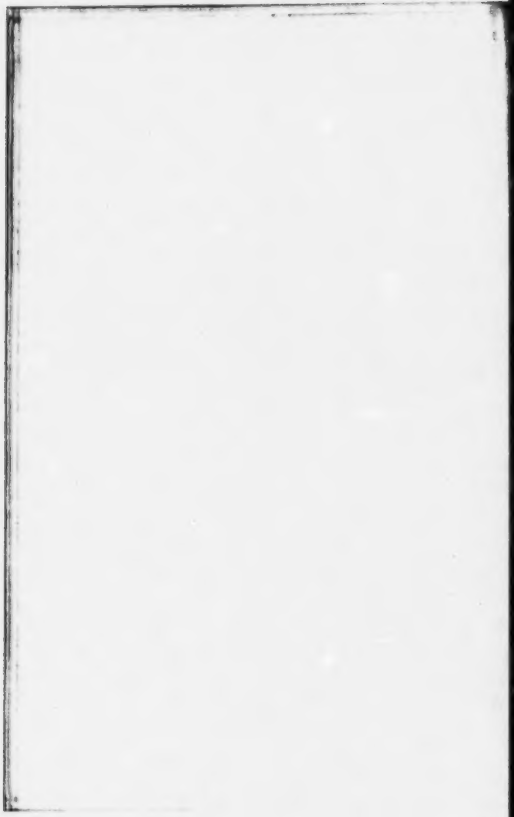

Einleitendes.

Aus Briefen, wenige Zeit vor der Abreise an Meyer nach Florenz und Stäfa geschrieben.

Weimar, den 28. April 1797.

Bisher habe ich immer, wenn ich ungeduldig werden wollte, Sie, mein werthester Freund, mir zum Muster vorgestellt; denn Ihre Lage, obgleich mitten unter den herrlichsten Kunstwerken, gewährte Ihnen doch keine Mittheilung und gemeinschaftlichen Genuß, wodurch Alles, was unser ist, doch erst zum Leben kommt, dagegen ich, obgleich abgeschnitten von dem so sehr gewünschten Anschauen der bildenden Künste, doch in einem fortdauernden Austausch der Ideen lebte und in vielen Sachen, die mich interessirten, weiter kam.

Nun aber gesteh' ich Ihnen gern, daß meine Unruhe und mein Unmuth auf einen hohen Grad zunimmt, da nicht allein alle Wege nach Italien für den Augenblick versperrt, sondern auch die Aussichten auf die nächste Zeit äußerst schlimm sind.

In Wien hat man alle Fremden ausgeboten; Graf Frieß, mit dem ich früher zu reisen hoffte, geht selbst erst im September zurück; der Weg von da auf Triest ist für jetzt auch versperrt und für die Zukunft wie die übrigen verheert und unangenehm. In dem obern Italien selbst, wie muß es da nicht aussehen, wenn außer den kriegführenden Heeren auch noch zwei Parteien gegen einander kämpfen! Und selbst nach einem Frieden, wie unsicher und zerrüttet muß es eine lange Zeit in einem Lande bleiben, wo keine Polizei ist, noch sein wird! Einige Personen, die jetzt über Mailand heraus sind, können nicht

Geboren sind
Wir All' zum Streit,
Wie Schall und Wind
Zum Weg bereit.

Wir ziehn, wir ziehn
Und sagen's nicht;
Wohin? Wohin?
Wir fragen's nicht.
Und Schwert und Spieß,
Wir tragen's fern,
Und Jen's und Dies,
Wir wagen's gern.

So geht es kühn
Zur Welt hinein;
Was wir beziehn,
Wird unser sein;
Will Einer das,
Verwehren wir's;
Hat Einer was,
Verzehren wir's.

Hat Einer gnug
Und will noch mehr,
Der wilde Zug
Macht Alles leer.
Da sackt man auf!
Und brennt das Haus,
Da packt man auf
Und rennt heraus.

So zieht vom Ort
Mit festem Schritt
Der Erste fort,
Den Zweiten mit.
Wenn Bahn und Bahn
Der Beste brach,
Kommt an und an
Der Letzte nach.

genug erzählen, wie gequält und gehindert man überall wegen der Pässe ist, wie man aufgehalten und herumgeschleppt wird, und was man sonst für Noth des Fortkommens und übrigen Lebens zu erdulden hat.

Sie können leicht denken, daß unter diesen Umständen mich Alles, was einigen Antheil an mir nimmt, von einer Reise abmahnt; und ob ich gleich recht gut weiß, daß man bei allen einigermaßen gewagten Unternehmungen auf die Negativen nicht achten soll, so ist doch der Fall von der Art, daß man selbst durch einiges Nachdenken das Unräthliche einer solchen Expedition sehr leicht einsehen kann.

Dieses Alles zusammen drängt mir beinahe den Entschluß ab, diesen Sommer und vielleicht das ganze Jahr an eine solche Reise nicht weiter zu denken. Ich schreibe Ihnen dieses sogleich, um auf alle Fälle mich noch mit Ihnen darüber schriftlich unterhalten zu können. Denn was ich Ihnen rathen soll, weiß ich wahrlich nicht. So sehr Sie mir auf allen Seiten fehlen, und so sehr ich durch Ihre Abwesenheit von allem Genuß der bildenden Kunst getrennt bin, so möchte ich doch Sie nicht gern so bald von der Nahrung Ihres Talentes, die Sie künftig in Deutschland wieder ganz vermissen werden, getrennt wissen. Wenn mein Plan durch die äußern Umstände zum Scheitern gebracht wird, so wünschte ich doch den Ihrigen vollendet zu sehen.

Ich habe mir wieder eine eigne Welt gemacht, und das große Interesse, das ich an der epischen Dichtung gefaßt habe, wird mich schon eine Zeit lang hinhalten. Mein Gedicht „Herrmann und Dorothea" ist fertig; es besteht aus zweitausend Hexametern und ist in neun Gesänge getheilt, und ich sehe darin wenigstens einen Theil meiner Wünsche erfüllt. Meine hiesigen und benachbarten Freunde sind wohl damit zufrieden, und es kommt hauptsächlich nun darauf an, ob es auch vor Ihnen die Probe aushält. Denn die höchste Instanz, von der es gerichtet werden kann, ist die, vor welche der Menschenmaler seine Kompositionen bringt, und es wird die Frage sein, ob Sie unter dem modernen Kostüme die wahren ächten Menschenproportionen und Gliederformen anerkennen werden.

Der Gegenstand selbst ist äußerst glücklich, ein Sujet, wie man es in seinem Leben vielleicht nicht zweimal findet; wie denn überhaupt die Gegenstände zu wahren Kunstwerken seltner gefunden werden, als man denkt, deswegen auch die Alten beständig sich nur in einem gewissen Kreis bewegen.

In der Lage, in der ich mich befinde, habe ich mir zugeschworen, an nichts mehr Theil zu nehmen als an dem, was ich so in meiner Gewalt habe wie ein Gedicht, wo man weiß, daß man zuletzt nur sich zu tadeln oder zu loben hat, an einem Werke, an dem man, wenn der Plan einmal gut ist, nicht das Schicksal des Penelopeischen Schleiers erlebt. Denn leider in allen übrigen irdischen Dingen lösen Einem die Menschen gewöhnlich wieder auf, was man mit großer Sorgfalt gewoben hat, und das Leben gleicht jener beschwerlichen Art zu wallfahrten, wo man drei Schritte vor und zwei zurück thun muß. Kommen Sie zurück, so wünschte ich, Sie könnten sich auch auf jene Weise zuschwören, daß Sie nur innerhalb einer bestimmten Fläche, ja ich möchte wol sagen, innerhalb eines Rahmens, wo Sie ganz Herr und Meister sind, Ihre Kunst ausüben wollen. Zwar ist, ich gestehe es, ein solcher Entschluß sehr illiberal, und nur Verzweiflung kann Einen dazu bringen; es ist aber doch immer besser, ein- für allemal zu entsagen, als immer einmal einen um den andern Tag rasend zu werden.

*

Vorstehendes war schon vor einigen Tagen geschrieben, nicht im besten Humor, als auf einmal die Friedensnachricht von Frankfurt kam. Wir erwarten zwar noch die Bestätigung, und von den Bedingungen und Umständen ist uns noch nichts bekannt; ich will aber diesen Brief nicht aufhalten, damit Sie doch wieder etwas von mir vernehmen und Eingeschlossenes, das man mir an Sie gegeben hat, nicht liegen bleibe. Leben Sie wohl und lassen Sie mich bald wieder von sich hören! In weniger Zeit muß sich nun Vieles aufklären, und ich hoffe, der Wunsch, uns in Italien zuerst wiederzusehen, soll uns doch noch endlich gewährt werden.

Weimar, am 8. Mai 1797.

Am 28. April schrieb ich Ihnen einen Brief voll übler Laune; die Friedensnachrichten, die in dem Augenblick dazu kamen, rektifizirten den Inhalt. Seit der Zeit habe ich mir vorgesetzt, so sicher als ein Mensch sich etwas vorsetzen kann, daß ich Anfangs Juli nach Frankfurt abreise, um mit meiner Mutter noch Mancherlei zu arrangiren, und daß ich alsdann von da aus nach Italien gehen will, um Sie aufzusuchen.

Ich darf Sie also wol bitten, in jenen Gegenden zu verweilen und, wenn Sie nicht thätig sein können, inzwischen zu vegetiren. Sollten Sie aber Ihrer Gesundheit wegen nach der Schweiz zurückgehen wollen, so schreiben Sie mir, wo ich Sie treffe! Ich kann rechnen, daß Sie diesen Brief Ende Mai's erhalten; antworten Sie mir aber nur unter dem Einschluß von Frau Rath Goethe nach Frankfurt am Main, so finde ich Ihren Brief gewiß und werde mich darnach richten. In der Zwischenzeit erfahren wir die Verhältnisse des obern Italiens und sehen uns mit Zufriedenheit, wo es auch sei, wieder. Ich wiederhole nur kürzlich, daß es mir ganz gleich ist, in welche Gegend ich mich von Frankfurt aus hinbewege, wenn ich nur erfahre, wo ich Sie am Nächsten treffen kann. Leben Sie recht wohl! Mir geht Alles recht gut, so daß ich nach dem erklärten Frieden hoffen kann, Sie auch auf einem befriedigten, obgleich sehr zerrütteten Boden wiederzusehen.

Jena, den 6. Juni 1797.

Ihren Brief vom 13. Mai habe ich gestern erhalten, woraus ich sehe, daß die Posten zwar noch nicht mit der alten Schnelligkeit, doch aber wieder ihren Gang gehen, und das macht mir Muth, Ihnen gleich wieder zu schreiben.

Seitdem ich die Nachricht erhielt, daß Sie sich nicht wohl befinden, bin ich unruhiger als jemals; denn ich kenne Ihre Natur, die sich kaum anders als in der vaterländischen Luft wiederherstellt. Sie haben indessen noch zwei Briefe von mir erhalten, einen vom 28. April und einen vom 8. Mai; möchten Sie doch auf den letzten diejenige Entschließung ergriffen haben, die zu Ihrem Besten dient! Ihre Antwort, die ich nach dem jetzigen Lauf der Posten in Frankfurt gewiß finden kann, wird meine Wege leiten. Selbst mit vielem Verlangen würde ich Sie in Ihrem Vaterland aufsuchen und an dem Züricher See einige Zeit mit Ihnen verleben. Möge doch das Gute, das Ihnen aus unserm freundschaftlichen Verhältniß entspringen kann, Sie einigermaßen schadlos halten für die Leiden, die Sie in der Zwischenzeit ausgestanden haben, und die auch auf mich in der Ferne den unangenehmsten Einfluß hatten; denn noch niemals bin ich von einer solchen Ungewißheit hin und her gezerrt worden, noch niemals haben meine Plane und Ent-

schließungen so von Woche zu Woche variirt. Ich ward des besten Lebensgenusses unter Freunden und Nebenverbundnen nicht froh, indeß ich Sie einsam wußte und mir einen Weg nach dem andern abgeschnitten sah.

Nun mag denn Ihr nächster Brief entscheiden, und ich will mich darein finden und ergeben, was er auch ausspricht. Wo wir auch zusammenkommen, wird es eine unendliche Freude sein. Die Ausbildung, die uns indessen geworden ist, wird sich durch Mittheilung auf das Schönste vermehren.

Schiller lebt in seinem neuen Garten recht heiter und thätig; er hat zu seinem „Wallenstein" sehr große Vorarbeiten gemacht. Wenn die alten Dichter ganz bekannte Mythen, und noch dazu theilweise, in ihren Dramen vortrugen, so hat ein neuerer Dichter, wie die Sachen stehen, immer den Nachtheil, daß er erst die Exposition, die doch eigentlich nicht allein aufs Faktum, sondern auf die ganze Breite der Existenz und auf Stimmung geht, mit vortragen muß. Schiller hat deswegen einen sehr guten Gedanken gehabt, daß er ein kleines Stück, „Die Wallensteiner", als Exposition vorausschickt, wo die Masse der Armee, gleichsam wie das Chor der Alten, sich mit Gewalt und Gewicht darstellt, weil am Ende des Hauptstücks doch Alles darauf ankommt, daß die Masse nicht mehr bei ihm bleibt, sobald er die Formel des Diensts verändert. Es ist in einer viel galanteren und also für die Kunst bedeutendern Manier die Geschichte von Dumouriez.

Höchst verlangend bin ich, auch Ihre Ideen über das Darstellbare und Darzustellende zu vernehmen. Alles Glück eines Kunstwerks beruht auf dem prägnanten Stoffe, den es darzustellen unternimmt. Nun ist der ewige Irrthum, daß man bald etwas Bedeutendes, bald etwas Hübsches, Gutes, und Gott weiß was Alles sich unterschiebt, wenn man doch einmal was machen will und muß.

Wir haben auch in diesen Tagen Gelegenheit gehabt, Manches abzuhandeln über das, was in irgend eine prosodische Form geht und nicht geht. Es ist wirklich beinahe magisch, daß etwas, was in dem einen Silbenmaße noch ganz gut und charakteristisch ist, in einem andern leer und unerträglich scheint. Doch ebenso magisch sind ja die abwechselnden Tänze auf einer Redoute, wo Stimmung, Bewegung und Alles durch das Nachfolgende gleich aufgehoben wird.

Da nun meine ganze Operation von Ihrer Antwort auf

meinen Brief vom 8. Mai abhängt, so will ich nicht wieder schreiben, als bis ich diese erhalten habe, und Ihnen nachher gleich antworten, wo ich bin und wie ich gehe. Sollten Sie auch auf diesen noch irgend etwas zu vermelden haben, so schicken Sie es nur auf Frankfurt an meine Mutter, wo ich schon das Weitere besorgen will.

Weimar, den 7. Juli 1797.

Sein Sie mir bestens auf vaterländischem Grund und Boden gegrüßt! Ihr Brief vom 26. Juni, den ich heut erhalte, hat mir eine große Last vom Herzen gewälzt. Zwar kennt' ich hoffen, daß Sie auf meinen Brief vom 8. Mai gleich zurückkehren würden; allein bei meiner Liebe zu Ihnen, bei meiner Sorge für Ihre Gesundheit, bei dem Gefühl des Werthes, den ich auf unser einziges Verhältniß lege, war mir die Lage der Sache äußerst schmerzlich, und mein durch die Lähmung unsers Plans ohnehin schon sehr gekränktes Gemüth ward nun durch die Nachricht von Ihrem Zustande noch mehr angegriffen. Ich machte mir Vorwürfe, daß ich trotz der Umstände nicht früher gegangen sei, Sie aufzusuchen; ich stellte mir Ihr einsames Verhältniß und Ihre Empfindungen recht lebhaft vor und arbeitete ohne Trieb und Behaglichkeit, blos um mich zu zerstreuen. Nun geht eine neue Epoche an, in welcher Alles eine bessere Gestalt gewinnen wird. Aus unserm eigentlichen Unternehmen mag nun werden, was will; sorgen Sie einzig für Ihre Gesundheit und ordnen Sie das Gesammelte nach Lust und Belieben! Alles, was Sie thun, ist gut; denn Alles hat einen Bezug auf ein Ganzes.

Ihr Brief hat mich noch in Weimar getroffen, wohin mir meine Mutter ihn schickte. Der Herzog ist schon einige Monate abwesend; er will mich vor meiner Abreise noch über Manches sprechen, und ich erwarte ihn. Indessen habe ich Alles geordnet und bin so los und ledig als jemals. Ich gehe sodann nach Frankfurt mit den Meinigen, um sie meiner Mutter vorzustellen, und nach einem kurzen Aufenthalte sende ich Jene zurück und komme Sie am schönen See zu treffen. Welch eine angenehme Empfindung ist es mir, Sie bis auf jenen glücklichen Augenblick wohl aufgehoben und in einem verbesserten Zustande zu wissen!

Schreiben Sie mir nach dem Empfang Dieses nur noch

Frankfurt! Von mir erhalten Sie nun alle acht Tage Nachricht. Zum Willkomm auf deutschem Grund und Boden sende ich Ihnen etwas über die Hälfte meines neuen Gedichts. Möge Ihnen die Aura, die Ihnen daraus entgegenweht, angenehm und erquicklich sein! Weiter sage ich nichts. Da wir nun glücklicherweise wieder so viel näher gebracht worden, so sind nun unsere ersten Schritte bestimmt, und sind wir nur einmal erst wieder zusammen, so wollen wir fest an einander halten und unsere Wege weiter zusammen fortführen. Leben Sie tausendmal wohl!

Weimar, den 14. Juli 1797.

Seitdem ich Sie wieder in Ihr Vaterland gerettet weiß, sind meine Gedanken nun hauptsächlich darauf gerichtet, daß wir wechselseitig mit demjenigen bekannt werden, was Jeder bisher einzeln für sich gethan hat. Sie haben durch Anschauung und Betrachtung ein unendliches Feld kennen gelernt, und ich habe indessen von meiner Seite durch Nachdenken und Gespräch über Theorie und Methode mich weiter auszubilden nicht versäumt, so daß wir nun entweder unmittelbar mit unsern Arbeiten zusammentreffen oder uns wenigstens sehr leicht werden erklären und vereinigen können.

Ich schicke Ihnen hier einen Aufsatz, worin nach einigem Allgemeinen über Laokoon gehandelt ist. Die Veranlassung zu diesem Aufsatze sage ich hernach. Schiller ist mit der Methode und dem Sinn desselben zufrieden. Es ist nun die Frage, ob Sie mit dem Stoff einig sind, ob Sie glauben, daß ich das Kunstwerk richtig gefaßt und den eigentlichen Lebenspunkt des Dargestellten wahrhaft angegeben habe. Auf alle Fälle können wir uns künftig vereinigen, theils dieses Kunstwerk, theils andere in einer gewissen Folge dergestalt zu behandeln, daß wir nach unserm ältern Schema eine vollständige Entwickelung von der ersten poetischen Konzeption des Werks bis auf die letzte mechanische Ausführung zu liefern suchen, um dadurch uns und Andern mannichfaltig zu nutzen.

Hofrath Hirt ist hier, der in Berlin eine Existenz nach seinen Wünschen hat und sich auch bei uns ganz behaglich befindet. Seine Gegenwart hat uns sehr angenehm unterhalten, indem er bei der großen Masse von Erfahrung, die ihm zu

Gebote steht, beinah Alles in Anregung bringt, was in der Kunst interessant ist, und dadurch einen Zirkel von Freunden derselben, selbst durch Widerspruch, belebt. Er kommunizirte uns einen kleinen Aufsatz über Laokoon, den Sie vielleicht schon früher kennen, und der das Verdienst hat, daß er den Kunstwerken auch das Charakteristische und Leidenschaftliche als Stoff vindizirt, welches durch den Mißverstand des Begriffs von Schönheit und göttlicher Ruhe allzu sehr verdrängt worden war. Schillern, der auch seit einigen Tagen hier ist, hatte von dieser Seite gedachter Aufsatz besonders gefallen, indem er selbst jetzt über die Tragödie denkt und arbeitet, wo eben diese Punkte zur Sprache kommen. Um mich nun aber hierüber am Freisten und Vollständigsten zu erklären und zu weitern Gesprächen Gelegenheit zu geben, sowie auch besonders in Rücksicht unserer nächsten gemeinschaftlichen Arbeiten, schrieb ich die Blätter, die ich Ihnen nun zur Prüfung überschicke.

Sorgen Sie vor allen Dingen für Ihre Gesundheit in der vaterländischen Luft und strengen sich, besonders durch Schreiben, ja nicht an! Disponiren Sie sich Ihr Schema im Ganzen und rangiren Sie die Schätze Ihrer Kollektaneen und Ihres Gedächtnisses; warten Sie alsdann, bis wir wieder zusammenkommen, da Sie die Bequemlichkeit des Diktirens haben werden, indem ich einen Schreiber mitbringe, wodurch das Mechanische der Arbeit, welches für eine nicht ganz gesunde Person drückend ist, sehr erleichtert, ja gewissermaßen wegaehoben wird.

Unser Herzog scheint sich auf seiner Reise zu gefallen; denn er läßt uns eine Woche nach der andern warten. Doch beunruhigt mich seine verspätete Ankunft, die ich erwarten muß, gegenwärtig nicht, indem ich Sie in Sicherheit weiß. Ich hoffe, Sie haben meinen Brief vom 7ten mit dem Anfange des Gedichtes richtig erhalten, und ich will es nunmehr so einrichten, daß ich alle Wochen etwas an Sie absende. Schreiben Sie mir, wenn es auch nur wenig ist, unter der Adresse meiner Mutter nach Frankfurt! Ich hoffe Ihnen bald meine Abreise von hier und meine Ankunft dort melden zu können und wünsche, daß Sie sich recht bald erholen möchten, und daß ich die Freude habe, Sie, wo nicht völlig hergestellt, doch in einem nicht leidlichen Zustande wiederzufinden. Leben Sie recht wohl, werthester Freund! Wie freue ich mich auf den Augenblick, in welchem ich Sie wiedersehen werde, um durch ein vereintes Leben uns für die bisherige Vereinzelung entschädigt zu sehen!

Schiller und die Hausfreunde grüßen; Alles freut sich Ihrer Nähe und Besserung.

Heut über acht Tage will ich verschiedene Gedichte beilegen. Wir haben uns vereinigt, in den diesjährigen Almanach mehrere Balladen zu geben und uns bei dieser Arbeit über Stoff und Behandlung dieser Dichtungsart selbst aufzuklären; ich hoffe, es sollen sich gute Resultate zeigen.

Humboldts werden nun auch von Dresden nach Wien abgehen. Gerning, der noch immerfort bei jedem Anlaß Verse macht, ist über Regensburg eben dahin abgegangen. Beide Partien denken von jener Seite nach Italien vorzurücken; die Folge wird lehren, wie weit sie kommen.

Die Herzogin Mutter ist nach Kissingen. Wieland lebt in Oßmannstedt mit dem nothdürftigen Selbstbetruge. Fräulein von Imhoff entwickelt ein recht schönes poetisches Talent; sie hat einige allerliebste Sachen zum Almanach gegeben. Wir erwarten in diesen Tagen den jungen Stein von Breslau, der sich im Weltwesen recht schön ausbildet. Und so hätten Sie denn auch einige Nachricht von dem Personal, das einen Theil des Weimarischen Kreises ausmacht. Bei Ihrer jetzt größeren Nähe scheint es mir, als ob man Ihnen auch hiervon etwas sagen könne und müsse. Knebel ist nach Baireuth gegangen; er macht Miene, in jenen Gegenden zu bleiben; nur fürchte ich, er wird nichts mehr am alten Platze finden; besonders ist Nürnberg, das er liebt, in dem jetzigen Augenblick ein trauriger Aufenthalt. Nochmals ein herzliches Lebewohl!

Weimar, den 21. Juli 1797.

Hier ist, mein werther Freund, die dritte wöchentliche Sendung, mit der ich Ihnen zugleich ankündigen kann, daß mein Koffer mit dem Postwagen heute früh nach Frankfurt abgegangen und daß also schon ein Theil von mir nach Ihnen zu in Bewegung ist; der Körper wird nun auch wol bald dem Geiste und den Kleidern nachfolgen.

Diesmal schicke ich Ihnen, damit Sie doch ja auch recht nordisch empfangen werden, ein paar Balladen, bei denen ich wol nicht zu sagen brauche, daß die erste von Schillern, die zweite von mir ist. Sie werden daraus sehen, daß wir, indem wir Ton und Stimmung dieser Dichtart beizubehalten suchen, die

Stoffe würdiger und mannichfaltiger zu wählen besorgt sind; nächstens erhalten Sie noch mehr dergleichen.

Die Note von Böttiger über die zusammenschnürenden Schlangen ist meiner Hypothese über Laokoon sehr günstig; er hatte, als er sie schrieb, meine Abhandlung nicht gelesen.

Schiller war diese acht Tage bei mir, ziemlich gesund und sehr munter und thätig; Ihrer ist, ich darf wol sagen, in jeder Stunde gedacht worden.

Unsere Freundin Amalie hat sich auch in der Dichtkunst wundersam ausgebildet und sehr artige Sachen gemacht, die mit einiger Nachhilfe recht gut erscheinen werden. Man merkt ihren Produktionen sehr deutlich die soliden Einsichten in eine andere Kunst an, und wenn sie in beiden fortfährt, so kann sie auf einen bedeutenden Grad gelangen.

Heute nicht mehr. Nur noch den herzlichen Wunsch, daß Ihre Gesundheit sich immer verbessern möge! Schicken Sie Ihre Briefe nur an meine Mutter!

Frankfurt.

Frankfurt, den 8. August 1797.

Zum ersten Mal habe ich die Reise aus Thüringen nach dem Mainstrome durchaus bei Tage mit Ruhe und Bewußtsein gemacht, und das deutliche Bild der verschiedenen Gegenden, ihrer Charaktere und Uebergänge war mir sehr lebhaft und angenehm. In der Nähe von Erfurt war mir der Kessel merkwürdig, worin diese Stadt liegt. Er scheint sich in der Urzeit gebildet zu haben, da noch Ebbe und Fluth hineichte und die Unstrut durch die Gera heraufwirkte.

Der Moment wegen der heranreifenden Feldfrüchte war sehr bedeutend. In Thüringen stand Alles zum Schönsten, im Fuldaischen fanden wir die Mandeln auf dem Felde und zwischen Hanau und Frankfurt nur noch die Stoppeln; vom Wein verspricht man sich nicht viel, das Obst ist gut gerathen.

Wir waren von Weimar bis hier vier Tage unterwegs und haben von der heißen Jahreszeit wenig oder gar nicht gelitten. Die Gewitter kühlten Nachts und Morgens die Atmosphäre aus; wir fuhren sehr früh, die heißesten Stunden des

Tags fütterten wir, und wenn denn auch einige Stunden des Wegs bei warmer Tageszeit zurückgelegt wurden, so ist doch meist auf den Höhen und in den Thälern, wo Bäche fließen, ein Luftzug.

So bin ich denn vergnügt und gesund am 2ten in Frankfurt angekommen und überlege in einer ruhigen und heiteren Wohnung nun erst, was es heiße, in meinen Jahren in die Welt zu gehen. In früherer Zeit imponiren und verwirren uns die Gegenstände mehr, weil wir sie nicht beurtheilen noch zusammenfassen können; aber wir werden doch mit ihnen leichter fertig, weil wir nur aufnehmen, was in unserm Wege liegt, und rechts und links wenig achten. Später kennen wir die Dinge mehr, es interessirt uns deren eine größere Anzahl, und wir würden uns gar übel befinden, wenn uns nicht Gemüthsruhe und Methode in diesen Fällen zu Hilfe käme. Ich will nun Alles, was mir in diesen Tagen vorgekommen, so gut als möglich ist, zurecht stellen, an Frankfurt selbst als einer vielumfassenden Stadt meine Schemata probiren und mich dann zu meiner weiteren Reise vorbereiten.

Sehr merkwürdig ist mir aufgefallen, wie es eigentlich mit dem Publikum einer großen Stadt beschaffen ist. Es lebt in einem beständigen Taumel von Erwerben und Verzehren, und das, was wir Stimmung nennen, läßt sich weder hervorbringen noch mittheilen; alle Vergnügungen, selbst das Theater soll nur zerstreuen, und die große Neigung des lesenden Publikums zu Journalen und Romanen entsteht eben daher, weil jene immer und diese meist Zerstreuung in die Zerstreuung bringen.

Ich glaube sogar eine Art von Scheu gegen poetische Produktionen, oder wenigstens, insofern sie poetisch sind, bemerkt zu haben, die mir aus eben diesen Ursachen ganz natürlich vorkommt. Die Poesie verlangt, ja gebietet Sammlung, sie isolirt den Menschen wider seinen Willen, sie drängt sich wiederholt auf und ist in der breiten Welt, um nicht zu sagen in der großen, so unbequem wie eine treue Liebhaberin.

Ich gewöhne mich nun, Alles, wie mir die Gegenstände vorkommen, und was ich über sie denke, aufzuschreiben, ohne die genaueste Beobachtung und das reifste Urtheil von mir zu fordern oder auch an einen künftigen Gebrauch zu denken. Wenn man den Weg einmal ganz zurückgelegt hat, so kann man mit besserer Uebersicht das Vorräthige immer wieder als Stoff gebrauchen.

II. Vorwärts!*)

Brüder, auf! die Welt zu befreien!
Ehre winkt, die Zeit iſt groß.
Alle Gewebe der Tyranneien
Haut entzwei und reißt Euch los!
Hinan! Vorwärts — hinan!
Und das Werk, es werde gethan!

Es erſchallet Gottes Stimme;
Deutſches Volkes Stimm' erſchallt,
Und entflammt vom heil'gen Grimme
Folgt des Blitzes Schnellgewalt.
Hinan! Vorwärts — hinan!
Und das große Werk wird gethan.

Und ſo ſchreiten alle Kühnen
Eine halbe Welt entlang;
Die Verwüſtung, die Ruinen,
Nichts verhindert ihren Gang.
Hinan! Vorwärts — hinan!
Und das große, das Werk ſei gethan!

Hinter uns her, vernehmt Ihr, ſchallen
Starke Worte, treuer Ruf:
Siegen, heißt es, oder Fallen
Iſt, was alle Völker ſchuf.
Hinan! Vorwärts — hinan!
Und das Werk, es wäre gethan.

Noch iſt Vieles zu erfüllen,
Noch iſt Manches nicht vorbei;
Doch wir Alle, durch den Willen
Sind wir ſchon von Banden frei.
Hinan! Vorwärts — hinan!
Und das große, das Werk ſei gethan!

Auch die Alten und die Greiſen
Werden nicht im Rathe ruhn;
Denn 's iſt um den Stein der Weiſen,

*) Gleichfalls, jedoch mit verſchiedenen Abweichungen, aus „Des Epimenides Erwachen.“ Es iſt der Geſang der zur Befreiung verbündeten Völker. Derſelbe erſchien ſchon 1814 zu Berlin in dem Sammelwerk: „Das erwachte Europa“ in der Faſſung, in welcher wir ihn oben mittheilen. Der zweiten Strophe liegt das: Vox populi, vox Dei zu Grunde. Die vierte Strophe bezieht ſich auf den Aufruf des Königs Friedrich Wilhelm III. — L.

Das Theater habe ich einigemal besucht und zu dessen Beurtheilung mir auch einen meinedischen Entwurf gemacht. Indem ich ihn nun nach und nach auszufüllen suche, so ist mir erst recht aufgefallen, daß man eigentlich nur von fremden Ländern, wo man mit Niemand in Verhältniß steht, eine leidliche Reisebeschreibung machen könnte. Ueber den Ort, wo man gewöhnlich sich aufhält, wird Niemand wagen, etwas zu schreiben, es müßte denn von bloßer Aufzählung der vorhandenen Gegenstände die Rede sein. Ebenso geht es mit Allem, was uns noch einigermaßen nah ist; man fühlt erst, daß es eine Impietät wäre, wenn man auch sein gerechtestes, mäßigstes Urtheil über die Dinge öffentlich aussprechen wollte. Diese Betrachtungen führen auf artige Resultate und zeigen mir den Weg, der zu gehen ist. So vergleiche ich zum Beispiel jetzt das hiesige Theater mit dem Weimarischen; habe ich noch das Stuttgarter gesehen, so läßt sich vielleicht über die drei etwas Allgemeines sagen, das bedeutend ist und das sich auch allenfalls öffentlich produziren läßt.

Frankfurt, den 8. August 1797.

In Frankfurt ist Alles thätig und lebhaft, und das vielfache Unglück scheint nur einen allgemeinen Leichtsinn bewirkt zu haben. Die Millionen Kriegskontribution, die man im vorigen Jahre den vorgedrungenen Franzosen hingeben mußte, sind so wie die Noth jener Augenblicke vergessen, und Jedermann findet es äußerst unbequem, daß er nun zu den Interessen und Abzahlungen auch das Seinige beitragen soll. Ein Jeder beklagt sich über die äußerste Theuerung und fährt doch fort, Geld auszugeben und den Luxus zu vermehren, über den er sich beschwert. Doch habe ich auch schon einige wunderliche und unerwartete Ausnahmen bemerken können.

Gestern Abend entstand auf einmal ein lebhafter Friedensruf; inwiefern er gegründet sei, muß sich bald zeigen.

Ich habe mich in diesen wenigen Tagen schon viel umgesehen, bin die Stadt umfahren und umgangen; außen und innen entsteht ein Gebäude nach dem andern, und der bessere und größere Geschmack läßt sich bemerken, obgleich auch hier mancher Rückschritt geschieht. Gestern war ich im Schweizerischen Hause, das auch inwendig viel Gutes enthält; besonders

hat mir die Art der Fenſter ſehr wohl gefallen; ich werde ein kleines Modell davon an die Schloßbaukommiſſion ſchicken.

Das hieſige Theater hat gute Subjekte, iſt aber im Ganzen für eine ſo große Anſtalt viel zu ſchwach beſetzt; die Lücken, welche bei Ankunft der Franzoſen entſtanden, ſind noch nicht wieder ausgefüllt. Auf den Sonntag wird „Palmira“ gegeben, worauf ich ſehr neugierig bin.

Ich lege eine Recenſion einiger italieniſchen Zeitungsblätter bei, die mich intereſſirt haben, weil ſie einen Blick in jene Zuſtände thun laſſen.

Italieniſche Zeitungen.

Es liegen verſchiedene italieniſche Zeitungen vor mir, über deren Charakter und Inhalt ich Einiges zu ſagen gedenke.

Die auswärtigen Nachrichten ſämmtlich ſind aus fremden Zeitungen überſetzt; ich bemerke alſo nur das Eigne der inländiſchen.

L'Osservatore Triestino No. 58. 21. Juli 1797. Ein ſehr gut geſchriebener Brief über die Beſitznehmung von Cherſo vom 10. Juli. Dann Einiges von Zara. Die Anhänge ſind wie unſere Beilagen und Wochenblätter.

Gazzetta Universale No. 58. 22. Juli 1797. Florenz. Ein nachdrückliches Geſetz wegen Meldung des Ankommens, Bleibens und Abgehens der Fremden, im Florentiniſchen publizirt.

Notizie Universali No. 60. 28. Juli 1797. Roveredo. Ein Artikel aus Oeſtreich macht auf die große bewaffnete Stärke des Kaiſers aufmerkſam.

Il Corriere Milanese No. 59. 24. Juli 1797. Die italieniſchen Angelegenheiten werden im republikaniſchen Sinne, aber mit großer Mäßigung, Feinheit und rhetoriſcher Stellung vorgetragen; es fällt Einem dabei der Leidener Lünae ein.

In einer Buchhändlernachricht iſt ein Werk: Memorie Storiche del Professore Gio. Battista Rottondo, nativo di Monza, nel Milanese, scritte da lui medesimo, angekündigt. Wahrſcheinlich eine romanhafte Kompoſition, durch welche man, ſo viel ſich aus der Anzeige errathen läßt, den Revolutioniſten in Italien Mäßigkeit rathen will.

Giornale degli Uomini Liberi. Bergamo. 18. Juli 1797. No. 5. Lebhaft demokratiſch, welches ſich in der Bergamaskenmanier ſehr luſtig ausnimmt; denn wer lacht nicht, wenn er

lieſt: Non si dee defraudare il Popolo Sovrano Bergamasco di dargli notizia etc.!

Für den Platz aber und für die Abſicht ſcheint das Blatt ſehr zweckmäßig zu ſein, indem es hauptſächlich die Angelegenheiten der Stadt und des Bezirks behandelt.

No. 6. Die Aufhebung eines Kloſters durch die Mehrheit der Mönchsſtimmen wird begehrt, die ariſtokratiſche Partei verlangt unanimia.

Die Sprachwendungen haben etwas Originales, und der ganze Ausdruck iſt lebhaft, treu, naiv, ſo daß man den Harlekin im beſten Sinne zu hören glaubt.

Il Patriota Bergamasco No. 17. 18. Juli 1797. Ein Kompliment an die Bergamasker, daß ihre Nationalgarden bei dem großen Federationsfeſt ſich ſo ganz beſonders ausgenommen haben: I segni da esse manifestati di patriotismo e di giocondità attrassero la comune meraviglia, e loro meritarono il vanto de' più energici repubblicani. Wenn man dieſe Stelle gehörig überſetzt, ſo wünſchte man, die Bergamasker bei dieſer Gelegenheit mit ihrer giocondità geſehen zu haben. Den Nachrichten aus dem Kirchenſtaat ſucht man durch Worte, die Schwabacher gedruckt ſind, eine komiſche Tournüre zu geben.

Ein Brief des Generals Buonaparte an den Aſtronomen Cagnoli in Verona, der bei den Unruhen viel gelitten und verloren hatte, ſoll den Gemüthern Beruhigung einflößen, da dem Manne Erſatz und Sicherheit verſprochen wird.

No. 18 iſt ſehr merkwürdig; der Patriot beklagt ſich, daß nach der Revolution noch keine Revolution ſei, und daß gerade Alles noch ſeinen alten ariſtokratiſchen Gang gehen wolle. Natürlicherweiſe hat wie überall die liebe Gewohnheit nach den erſten lebhaften Bewegungen wieder ihr Recht behauptet, und Alles ſucht ſich wieder auf die Füße zu ſtellen, worüber ſich denn der gute Patriot gar ſehr beklagt.

Frankfurt, den 9. Auguſt 1797.

Das allgemeine Geſpräch und Intereſſe iſt heute die Feier des morgenden Tages, die in Wetzlar begangen werden ſoll; man erzählt Wunderdinge davon. Zwanzig Generale ſollen derſelben beiwohnen, von allen Regimentern ſollen Truppen dazu

gesammelt werden, militärische Evolutionen sollen geschehen; Gerüste sind aufgerichtet, und was dergleichen mehr ist. Indessen fürchten die Einwohner bei dieser Gelegenheit böse Scenen; mehrere haben sich entfernt; man will heute Abend schon kanoniren gehört haben.

Bei Alledem lebt man hier in vollkommener Sicherheit, und Jeder treibt sein Handwerk, eben als wenn nichts gewesen wäre; man hält den Frieden für gewiß und schmeichelt sich, daß der Kongreß hier sein werde, ob man gleich nicht weiß, wo man die Gesandten unterbringen will. Wenn Alles ruhig bleibt, so wird die nächste Messe über die Maßen voll und glänzend werden; es sind schon viele Quartiere bestellt, und die Gastwirthe und andere Einwohner setzen unerhörte Preise auf ihre Zimmer.

Was mich betrifft, so sehe ich nur immer mehr ein, daß Jeder nur sein Handwerk ernsthaft treiben und das Uebrige Alles lustig nehmen soll. Ein paar Verse, die ich zu machen habe, interessiren mich jetzt mehr als viel wichtigere Dinge, auf die mir kein Einfluß gestattet ist, und wenn ein Jeder das Gleiche thut, so wird es in der Stadt und im Hause wohl stehen. Die wenigen Tage, die ich hier bin, hat mich die Betrachtung so mancher Gegenstände schon sehr vergnügt und unterhalten, und ich habe für die nächste Zeit noch genug vor mir.

Ich will hernach unsern guten Meyer, der am Züricher See angekommen ist, aufsuchen und, ehe ich meinen Rückweg antrete, noch irgend eine kleine Tour mit ihm machen. Nach Italien habe ich keine Lust; ich mag die Raupen und Chrysaliden der Freiheit nicht beobachten; weit lieber möchte ich die ausgekrochenen französischen Schmetterlinge sehen.

Gestern war ich bei Herrn von Schwarzkopf, der mit seiner jungen Frau auf einem Bethmannischen Gute wohnt; es liegt sehr angenehm, eine starke halbe Stunde von der Stadt vor dem Eschenheimer Thore auf einer sanften Anhöhe, von der man vorwärts die Stadt und den ganzen Grund, worin sie liegt, und hinterwärts den Niddagrund bis an das Gebirg übersieht. Das Gut gehörte ehemals der Familie der von Riese und ist wegen der Steinbrüche bekannt, die sich in dem Bezirk desselben befinden. Der ganze Hügel besteht aus Basalt, und der Feldbau wird in einem Erdreiche getrieben, das aus Verwitterung dieser Gebirgsart sich gebildet hat; es ist auf der Höhe ein Wenig steinig, aber Früchte und Obstbäume gedeihen

vortrefflich. Bethmanns haben viel dazugekauft, und meine Mutter hat ihnen ein schönes Baumstück, das unmittelbar daranstößt, abgelassen.

Die Fruchtbarkeit des herrlichen Grundes um Frankfurt und die Mannichfaltigkeit seiner Erzeugnisse erregt Erstaunen, und an den neuen Zäunen, Stacketen und Lusthäusern, die sich weit um die Stadt umher verbreiten, sieht man, wie viel wohlhabende Leute in der letzten Zeit nach größern und kleinern Stücken eines fruchtbaren Bodens gegriffen haben. Das große Feld, worauf nur Gemüse gebaut wird, gewährt in der jetzigen Jahreszeit einen sehr angenehmen und mannichfaltigen Anblick. Ueberhaupt ist die Lage, wie ich sie an einem schönen Morgen vom Thurme wieder gesehen, ganz herrlich und zu einem heitern und sinnlichen Genusse ausgestattet, deswegen sich die Menschen auch so zeitig hier angesiedelt und ausgebreitet haben. Merkwürdig war mir die frühe städtische Kultur, da ich gestern las, daß schon 1474 befohlen ward, die Schindeldächer wegzutun, nachdem schon früher die Strohdächer abgeschafft waren. Es läßt sich denken, wie ein solches Beispiel in dreihundert Jahren auf die ganze Gegend gewirkt haben müsse.

Frankfurt, den 14. August 1797.

Gestern sah ich die Oper „Palmira", die im Ganzen genommen sehr gut und anständig gegeben ward. Ich habe aber dabei vorzüglich die Freude gehabt, einen Theil ganz vollkommen zu sehen, nämlich die Dekorationen. Sie sind von einem Mailänder, Fuentes, der sich gegenwärtig hier befindet.

Bei der Theater-Architektur ist die große Schwierigkeit, daß man die Grundsätze der ächten Baukunst einsehen und von ihnen doch wieder zweckmäßig abweichen soll. Die Baukunst im höhern Sinne soll ein ernstes, hohes, festes Dasein ausdrücken, sie kann sich, ohne schwach zu werden, kaum aufs Anmuthige einlassen; aber auf dem Theater soll Alles eine anmuthige Erscheinung sein. Die theatralische Baukunst muß leicht, geputzt, mannichfaltig sein, und sie soll doch zugleich das Prächtige, Hohe, Edle darstellen. Die Dekorationen sollen überhaupt, besonders die Hintergründe, Tableaus machen. Der Dekorateur muß noch einen Schritt weiter als der Landschaftsmaler thun, der auch die Architektur nach seinem Bedürfniß zu modifiziren weiß.

Die Dekorationen zu „Palmira“ geben Beispiele, woraus man die Lehre der Theatermalerei abstrahiren könnte. Es sind sechs Dekorationen, die auf einander in zwei Akten folgen, ohne daß eine wiederkommt; sie sind mit sehr kluger Abwechselung und Gradation erfunden. Man sieht ihnen an, daß der Meister alle Mittel der ernsthaften Baukunst kennt; selbst da, wo er baut, wie man nicht bauen soll und würde, behält doch Alles den Schein der Möglichkeit bei, und alle seine Konstruktionen gründen sich auf den Begriff dessen, was im Wirklichen gefordert wird. Seine Zierrathen sind sehr reich, aber mit reinem Geschmack angebracht und vertheilt; diesen sieht man die große Stukkaturschule an, die sich in Mailand befindet und die man aus den Kupferstichwerken des Albertolli kann kennen lernen. Alle Proportionen gehen ins Schlanke, alle Figuren, Statuen, Basreliefs, gemalte Zuschauer gleichfalls; aber die übermäßige Länge und die gewaltsamen Geberden mancher Figuren sind nicht Manier, sondern die Nothwendigkeit und der Geschmack haben sie so gefordert. Das Kolorit ist untadelhaft, und die Art zu malen äußerst frei und bestimmt. Alle die peripektivischen Kunststücke, alle die Reize der nach Direktionspunkten gerichteten Massen zeigen sich in diesen Werken; die Theile sind völlig deutlich und klar, ohne hart zu sein, und das Ganze hat die lobenswürdigste Haltung. Man sieht die Studien einer großen Schule und die Ueberlieferungen mehrerer Menschenleben in den unendlichen Details, und man darf wol sagen, daß diese Kunst hier auf dem höchsten Grade steht; nur Schade, daß der Mann so kränklich ist, daß man an seinem Leben verzweifelt. Ich will sehen, daß ich das, was ich hier nur flüchtig hingeworfen habe, besser zusammenstelle und ausführe.

Erste Dekoration.

Auf niedrigen, nicht zu starken, altdorischen blauen Säulen und ihren weißen Kapitälen ruht ein weißes einfaches Gesims, dessen mittlerer Theil der höchste ist; es könnte auch für einen eigens proportionirten Architrav gelten; von diesen geht ein Tonnengewölb über das ganze Theater, das wegen seiner ungeheuern Höhe und Breite einen herrlichen Effekt macht. Da das Tonnengewölbe von den Kulissen nicht herüberlaufen kann, so scheint es oben durch blaue Vorhänge verdeckt, auf dem Hintergrunde aber erscheint es in seiner Vollkommenheit. Gleich wo das Gewölbe auf dem Gesimse ruht, sind Basreliefs an-

gebracht, das Uebrige ist mit einfachen Steinen gewölbt. Das Tonnengewölbe läuft auf ein Kreisgebäude aus, das sich wieder im Kreuze am Tonnengewölbe anschließt, wie die Art der neuern Kirchen ist; nur trägt diese Rundung auf ihrem Kranze keine Kuppel, sondern eine Galerie, über die man hinaus einen gestirnten Himmel sieht.

Schilderung einiger Personen des Frankfurter Theaters.

Frauen.

Demoif. Moralek. Frauenzimmerliche Mittelgröße, wohlgebaut, etwas stark von Gliedern, jung, natürliche Bewegungen, mit den Armen gewisse Gesten, die nicht übel wären, wenn sie nicht immer wiederkämen; ein zusammengefaßtes Gesicht, lebhafte schwarze Augen; ein lächelndes Verziehen des Mundes verstellt sie oft; eine schöne und gut ausgebildete Stimme, im Dialog zu schnell, daher sie die meisten Stellen überhudelt.

Rollen. Erste Liebhaberin in der Oper: Konstanze, Pamina, die Müllerin.

*

Demoif. Boudet. Weibliche Mittelgestalt; gutes lebhaftes Betragen, rasche Geberden. Gewisse natürliche Rollen spielt sie gut, nur drücken ihre Mienen und Gesten zu oft Härte, Kälte, Stolz und Verachtung aus, wodurch sie unangenehm wird. Sie spricht deutlich und ist überhaupt eine energische Natur.

Rollen. Muntere, naive: Margarete in den „Hagestolzen"; einen Savoyarden.

*

Madame Aschenbrenner. Nicht gar groß, sonst gut gebaut; ein artiges Gesicht, schwarze Augen. In ihrer Deklamation und Geberden hat sie das Weinerlich-Angespannte, was man sonst für pathetisch hielt. Sie tanzt gut; es hat aber diese Kunst keine günstige Wirkung auf sie gehabt, indem sie in Gang und Geberden manierirt ist.

Rollen. Affektuose, sentimentale Liebhaberinnen; singt auch ein Wenig. Cora in der „Sonnenjungfrau"; Ophelia in „Hamlet".

*

Madame Bulla. Mittelgröße, etwas größer als Madame Aschenbrenner, gute Gesichtsbildung; ihre Aktion ein Wenig zu ruhig, der Ton ihrer Stimme ein Wenig zu hell und scharf.

Rollen. Edle Mütter, Frauen von Stande, heitere humoristische Rollen: Elvira in „Rolla's Tod"; die Frau in dem „Ehepaar aus der Provinz"; Fräulein von Sachau in der „Entführung".

*

Madame Böttticher. Etwas über Mittelgröße, wohlgebaut, mäßig stark, angenehme Bildung; sieht für ihre Karikaturrollen etwas zu gut aus.

Rollen. Karikaturen, und was sich denen nähert: Oberhofmeisterin in „Elise von Valberg"; Frau Schmalheim, Frau Griesgram.

Männer.

Herr Prandt. Wohlgebaut, nicht angenehm gebildet, lebhafte schwarze Augen, die er zu sehr rollt; sonore tiefe Stimme, gute Bewegungen.

Rollen. Helden, würdige Alte: Rolla, Zaar, Seekapitän im „Bruderzwist", Molay in den „Tempelherren".

*

Herr Schröder. Mittelgröße, wohlgestaltet, gute jugendliche Gesichtsbildung, lebhafte Bewegung; singt baritono, im Dialog tiefe, etwas schnarrende, heftige, rauhe Stimme.

Rollen. Erste Liebhaber in der Oper: Don Juan, Deserteur. Figurirende Rollen im Schauspiel: Fürst in „Dienstpflicht"; Philipp der Schöne in den „Tempelherren".

*

Herr Lux. Gedrängte, gut gebildete Mittelgestalt; weiß seine Kleidung und Geberden nach den Rollen zu motiviren, hat einen guten, doch nicht recht vollklingenden Baß; spielt zu sehr nach dem Souffleur.

Rollen. Erster Buffo in der Oper; im Schauspiel ähnliche Rollen: den Bedienten des Kapitäns im „Bruderzwist"; den Amtmann in der „Aussteuer".

* *

Herr Schlegel. Wohlgebaut, hat aber bei aller Beweglichkeit etwas Steifes. An der Bewegung seiner Beine sieht man, daß er ein Tänzer ist; singt als zweiter Baß noch gut genug. Es mag ihm an Geschmack und Gefühl fehlen, drum übertreibt er leicht.

Rollen. Zweite Buffos, auch zum Beispiel Knicker; sodann Saraftro, und den Geist in „Don Juan".

*

Herr Demmer. Gut gebaut, oberwärts etwas dicklicht, vorstehendes Gesicht, blond und blaue Augen; hat was Meckerndes in der Stimme und einen leidlichen Humor.

Rollen. Erste Liebhaber in der Oper: Tamino, Infant. Karikaturrollen: Stöpsel in „Armuth und Edelsinn"; Peiert im „Spieler".

*

Herr Schmidt. Hager, alt, schwächlich, übertreibt; man bemerkt an ihm weder Naturell noch Geschmack.

Rollen. Schwache, verliebte, humoristische Alte; von Sachau in der „Entführung"; Brandchen im „Räuschchen".

*

Herr Düpré. Ziemliche Größe, hager, aber gut gebildet, starke Gesichtszüge; im Ganzen steif.

Rollen. Launige Rollen, Halbkarikaturen, Bösewichter: Kerkermeister im „Deserteur"; Roffodei in den „Tempelherren".

*

Herr Stenzsch. Jugendlich wohlgebildet. Figur und Wesen sind nicht durchgearbeitet, Sprache und Geberden haben keinen Fluß; im Ganzen ist er nicht unangenehm, aber er läßt den Zuschauer völlig kalt.

Rollen. Erste Liebhaber, junge Helden: Ludwig der Springer, Hamlet, Bruder des Mädchens von Marienburg.

*

Herr Grüner, von dessen Händeln mit der Königsberger Schauspieldirektion im 3. Stück des 2. Bandes des „Hamburger Theaterjournals" von 1797 viel erzählt wird, spielte hier einige Gastrollen. Er hat Gewandtheit auf dem Theater und eine leichte Kultur, ist aber nicht mehr jung und hat kein günstiges Gesicht. Seine Sprache ist äußerst preußisch, und auch sein Spiel — ich sah ihn als Sichel — hat eine gewisse anmaßliche Gewandtheit; seine Stimme ist von keiner Bedeutung.

Frankfurt, den 15. August 1797.

Ueber den eigentlichen Zustand eines aufmerksam Reisenden habe ich eigne Erfahrungen gemacht und eingesehen, worin sehr oft der Fehler der Reisebeschreibungen liegt. Man mag sich stellen, wie man will, so sieht man auf der Reise die Sache

nur von einer Seite und übereilt ſich im Urtheil; dagegen ſieht man aber auch die Sache von dieſer Seite lebhaft, und das Urtheil iſt in gewiſſem Sinne richtig. Ich habe mir daher Akten gemacht, worin ich alle Arten von öffentlichen Papieren, die mir eben jetzt begegnen, Zeitungen, Wochenblätter, Predigtauszüge, Verordnungen, Komödienzettel, Preiscourante, einheften laſſe und ſodann auch ſowol das, was ich ſehe und bemerke, als auch mein augenblickliches Urtheil einſchalte. Ich ſpreche nachher von dieſen Dingen in Geſellſchaft und bringe meine Meinung vor, da ich denn bald ſehe, inwiefern ich gut unterrichtet bin, und inwiefern mein Urtheil mit dem Urtheil wohlunterrichteter Menſchen übereintrifft. Sodann nehme ich die neue Erfahrung und Belehrung auch wieder zu den Akten, und ſo giebt es Materialien, die mir künftig als Geſchichte des Aeußern und Innern intereſſant genug bleiben müſſen. Wenn ich bei meinen Vorkenntniſſen und meiner Geiſtesgeübtheit Luſt behalte, dieſes Handwerk eine Weile fortzuſetzen, ſo kann ich eine große Maſſe zuſammenbringen.

Ein paar poetiſche Stoffe bin ich ſchon gewahr geworden, die ich in einem feinen Herzen aufbewahren werde; und dann kann man niemals im erſten Augenblick wiſſen, was ſich aus der rohen Erfahrung in der Folgezeit noch als wahrer Gehalt ausſondert.

Bei dem Allem leugne ich nicht, daß mich mehrmals eine Sehnſucht nach dem Saalgrunde wieder angewandelt, und würde ich heute dahin verſetzt, ſo würde ich gleich ohne irgend einen Rückblick etwa meinen „Fauſt“ oder ſonſt ein poetiſches Werk anfangen können.

Hier möchte ich mich nun an ein großes Stadtleben wieder gewöhnen, mich gewöhnen, nicht nur zu reiſen, ſondern auch auf der Reiſe zu leben. Wenn mir nur dieſes vom Schickſal nicht ganz verſagt iſt! Denn ich fühle recht gut, daß meine Natur nur nach Sammlung und Stimmung ſtrebt und an Allem keinen Genuß hat, was dieſe hindert. Hätte ich nicht an meinem „Herrmann und Dorothea“ ein Beiſpiel, daß die modernen Gegenſtände, in einem gewiſſen Sinne genommen, ſich zum Epiſchen bequemten, ſo möchte ich von aller dieſer empiriſchen Breite nichts mehr wiſſen.

Auf dem Theater, ſo wie ich auch wieder hier ſehe, wäre in dem gegenwärtigen Augenblick Manches zu thun, aber man müßte es leicht nehmen und in der Gozzi'ſchen Manier traktiren; doch es iſt in keinem Sinne der Mühe werth.

Um die Freiheit iſt's zu thun.
Hinan! Vorwärts — Hinan!
Und das Werk, es war ſchon gethan.

Denn ſo Einer Vorwärts! rufet,
Gleich ſind Alle hinterdrein,
Und ſo geht es, abgeſtufet,
Stark und Schwach und Groß und Klein.
Hinan! Vorwärts — hinan!
Und das große Werk iſt gethan.

III.*)

So riſſen wir uns rings herum
Von fremden Banden los.
Nun ſind wir Deutſche wiederum,
Nun ſind wir wieder groß.
So waren wir und ſind es auch,
Das edelſte Geſchlecht,
Von biederm Sinn und reinem Hauch
Und in der Thaten Recht.

Und Fürſt und Volk und Volk und Fürſt
Sind Alle friſch und neu,
Wie Du Dich nun empfinden wirſt,
Nach eignem Sinne frei.
Wer dann das Innere bezehrt,
Der iſt ſchon groß und reich;
Zuſammenhaltet Euren Werth,
Und Euch iſt Niemand gleich!

Gedenkt unendlicher Gefahr,
Des wohlvergoßnen Bluts,
Und freuet Euch von Jahr zu Jahr
Des unſchätzbaren Guts!
Die große Stadt am großen Tag
Die unſre ſollte ſein!
Nach ungeheuerm Doppelſchlag
Zum zweiten Mal hinein!

Nun töne laut: Der Herr iſt da!
Von Sternen glänzt die Nacht.

*) Mit dieſem Danklied ſchließt „Des Epimenides Erwachen.“ Die dritte Strophe, welche in dem erſten Drucke des Stücks (Berlin 1815) fehlt, iſt erſt im Januar 1816, anläßlich der Aufführung in Weimar, hinzugedichtet. — E.

Meyer hat unsere Balladen sehr gut aufgenommen. Ich habe nun, weil ich von Weimar aus nach Stäfa wöchentlich Briefe an ihn schrieb, schon mehrere Briefe von ihm hier erhalten; es ist eine reine und treu fortschreitende Natur, unschätzbar in jedem Sinne. Ich will nur eilen, ihn wieder persönlich habhaft zu werden, und ihn dann nicht wieder von mir lassen.

Frankfurt, den 18. August 1797.

Ich besuchte gestern den Theatermaler, dessen Werke mich so sehr entzückt hatten, und fand einen kleinen, wohlgebildeten, stillen, verständigen, bescheidenen Mann. Er ist in Mailand geboren, heißt Fuentes, und als ich ihm seine Arbeiten lobte, sagte er mir, er sei aus der Schule des Gonzaga, dem er, was er zu machen verstehe, zu verdanken habe. Er ließ mich die Zeichnungen zu jenen Dekorationen sehen, die, wie man erwarten kann, sehr sicher und charakteristisch mit wenigen Federzügen gemacht und auf denen die Massen mit Tusche leicht angegeben sind. Er zeigte mir noch verschiedene Entwürfe zu Dekorationen, die zunächst gemalt werden sollen, worunter einer zu einem gemeinen Zimmer mir besonders wohlgedacht erschien. Er ließ mich auch die Veränderungen bemerken, die zwischen den Zeichnungen und den ausgeführten Dekorationen zu „Palmira" sich fanden. Es ist eine Freude, einen Künstler zu sehen, der seiner Sache so gewiß ist, seine Kunst so genau kennt, so gut weiß, was sie leisten und was sie wirken kann. Er entschuldigte Verschiedenes, das er an seinen Arbeiten selbst nicht billigte, durch die Forderungen des Poeten und des Schauspielers, die nicht immer mit den Gesetzen der guten Dekoration in Einstimmung zu bringen seien.

Bei Gelegenheit der Farbengebung, da bemerkt wurde, daß das Violete bei Nacht grau aussähe, sagte er, daß er deshalb das Violete, um ein gewisses leuchtendes und durchsichtiges Grau hervorzubringen, anwende; ferner, wie viel auf die Beleuchtung der Dekorationen ankomme.

Es ward bemerkt, welch eine große Praktik nöthig sei, um mit Sicherheit einer studirten Manier die Farben aufzusetzen, und es kam nicht ohne Lächeln zur Sprache, daß es Menschen gebe, die von einem Studium, wodurch man zur Gewißheit gelangt, so wenig Begriff haben, daß sie die schnelle und leichte

Methode des Meisters für nichts achten, vielmehr Denjenigen rühmen, der sich bei der Arbeit besinnt und ändert und korrigirt. Man sieht die Freiheit des Meisters für Willkür und zufällige Arbeit an.

*

Wenn man Frankfurt durchwandert und die öffentlichen Anstalten sieht, so drängt sich Einem der Gedanke auf, daß die Stadt in frühern Zeiten von Menschen müsse regiert gewesen sein, die keinen liberalen Begriff von öffentlicher Verwaltung, keine Lust an Einrichtung zu besserer Bequemlichkeit des bürgerlichen Lebens gehabt, sondern die vielmehr nur so nothdürftig hinregierten und Alles gehen ließen, wie es konnte. Man hat aber bei dieser Betrachtung alle Ursache, billig zu sein. Wenn man bedenkt, was das heißen will, bis nur die nächsten Bedürfnisse einer Bürgergemeinde, die sich in trüben Zeiten zufällig zusammenfindet, nach und nach befriedigt, bis für ihre Sicherheit gesorgt, und bis ihr nur das Leben, indem sie sich zusammenfindet und vermehrt, möglich und leidlich gemacht wird, so sieht man, daß die Vorgesetzten zu thun genug haben, um nur von einem Tag zum andern mit Rath und Wirkung auszulangen. Mißstände wie das Ueberbauen der Häuser, die krummen Anlagen der Straßen, wo Jeder nur sein Plätzchen und seine Bequemlichkeit im Auge hatte, fallen in einem dunklen, gewerbvollen Zustande nicht auf, und den düstern Zustand der Gemüther kann man an den düstern Kirchen und an den dunklen und traurigen Klöstern jener Zeit am Besten erkennen. Das Gewerb ist so ängstlich und emsig, daß es sich nicht nahe genug an einander drängen kann; der Krämer liebt die engen Straßen, als wenn er den Käufer mit Händen greifen wollte. So sind alle die alten Städte gebaut, außer welche gänzlich umgeschaffen worden.

Die großen alten öffentlichen Gebäude sind Werke der Geistlichkeit und zeugen von ihrem Einfluß und erhöhteren Sinn. Der Dom mit seinem Thurm ist ein großes Unternehmen; die übrigen Klöster in Absicht auf den Raum, den sie einschließen, sowol als in Absicht auf ihre Gebäude sind bedeutende Werke und Besitzthümer. Alles dieses ist durch den Geist einer dunklen Frömmigkeit und Wohlthätigkeit zusammengebracht und errichtet. Die Höfe und ehemaligen Burgen der Adeligen nehmen auch einen großen Raum ein, und man sieht in den Gegenden, wo diese geistlichen und weltlichen Besitzungen

stehen, wie sie anfangs gleichsam als Inseln da lagen und die Bürger sich nur nothdürftig dran herumbauten.

Die Fleischbänke sind das Häßlichste, was vielleicht dieser Art sich in der Welt befindet; sie sind auf keine Weise zu verbessern, weil der Fleischer seine Waaren so wie ein anderer Krämer unten im Hause hat. Diese Häuser stehen auf einem Klumpen beisammen und sind mehr durch Gänge als Gäßchen getrennt.

Der Markt ist klein und muß sich durch die benachbarten Straßen bis auf den Romerberg ausdehnen. Verlegung desselben auf den Hirschgraben zur Meßzeit.

Das Rathhaus scheint früher ein großes Kaufhaus und Waarenlager gewesen zu sein, wie es auch noch in seinen Gewölben für die Messe einen dunkeln und dem Verkäufer fehlerhafter Waaren günstigen Ort gewährt.

Die Häuser baute man in frühern Zeiten, um Raum zu gewinnen, in jedem Stockwerke über; doch sind die Straßen im Ganzen gut angelegt, welches aber wol dem Zufall zuzuschreiben ist; denn sie gehen entweder mit dem Flusse parallel, oder es sind Straßen, welche diese durchkreuzen und nach dem Lande zu gehen. Um das Ganze lief halbmondförmig ein Wall und Graben, der nachher ausgefüllt wurde; doch auch in der neuen Stadt ist nichts Regelmäßiges und auf einander Passendes. Die Zeil geht krumm nach der Richtung des alten Grabens, und die großen Plätze der neuen Stadt ist man nur dem Unwerthe des Raums zu jener Zeit schuldig. Die Festungswerke hat die Nothwendigkeit hervorgebracht, und man kann fast sagen, daß die Mainbrücke das einzige schöne und einer so großen Stadt würdige Monument aus der frühern Zeit sei; auch ist die Hauptwache anständig gebaut und gut gelegen.

Es würde interessant sein, die Darstellung der verschiedenen Epochen der Aufklärung, Aufsicht und Wirksamkeit in Absicht solcher öffentlichen Anstalten zu versuchen, die Geschichte der Wasserleitungen, Kloaken, des Pflasters mehr auseinanderzusetzen und auf die Zeit und vorzüglichen Menschen, welche gewirkt, aufmerksam zu sein.

Schon früher wurde festgesetzt, daß Jemand, der ein neues Haus baut, nur in dem ersten Steck überbauen dürfe. Schon durch diesen Schritt war viel gewonnen. Mehrere schöne Häuser entstanden; das Auge gewöhnte sich nach und nach ans Senkrechte, und nunmehr sind viele hölzerne Häuser auch senkrecht

aufgebaut. Was man aber den Gebäuden bis auf den neusten Zeitpunkt und überhaupt manchem Andern ansieht, ist, daß die Stadt niemals einen Verkehr mit Italien gehabt hat. Alles, was Gutes dieser Art sich findet, ist aus Frankreich hergenommen.

Eine Hauptepoche macht denn nun zuletzt das Schweizerische Haus auf der Zeil, das in einem ächten, soliden und großen italienischen Stile gebaut ist und vielleicht lange das einzige bleiben wird. Denn obgleich noch einige von dieser Art sind gebaut worden, so hatten doch die Baumeister nicht Talent genug, mit dem ersten zu wetteifern, sondern sie verfielen, indem sie nur nicht Ebendasselbe machen wollten, auf falsche Wege, und wenn es so fortgeht, so ist der Geschmack, nachdem ein einziges Haus nach richtigen Grundsätzen aufgestellt worden, schon wieder im Sinken.

Die beiden neuen reformirten Bethäuser sind in einem mittlern, nicht so strengen und ernsten, aber doch richtigen und heitern Geschmack gebaut und bis auf wenige Mißgriffe in Nebendingen durchaus lobenswerth.

Die neuerbaute Lutherische Hauptkirche giebt leider viel zu denken. Sie ist als Gebäude nicht verwerflich, ob sie gleich im allermodernsten Sinne gebaut ist; allein da kein Platz in der Stadt weder wirklich noch denkbar ist, auf dem sie eigentlich stehen könnte und sollte, so hat man wol den größten Fehler begangen, daß man zu einem solchen Platz eine solche Form wählte. Die Kirche sollte von allen Seiten zu sehen sein, man sollte sie in großer Entfernung umgehen können, und sie sticht zwischen Gebäuden, die ihrer Natur und Kostbarkeit wegen unbeweglich sind und die man schwerlich wird abbrechen lassen. Sie verlangt um sich herum einen großen Raum und steht an einem Orte, wo der Raum äußerst kostbar ist. Um sie her ist das größte Gedräng und Bewegung der Messe, und es ist nicht daran gedacht, wie auch irgend nur ein Laden Statt finden könnte. Man wird also wenigstens in der Meßzeit hölzerne Buden an sie hinanschieben müssen, die vielleicht mit der Zeit unbeweglich werden, wie man an der Katharinenkirche noch sieht und ehemals um den Münster von Straßburg sah.

Nirgends wäre vielleicht ein schönerer Fall gewesen, in welchem man die Alten höchst zweckmäßig hätte nachahmen können, die, wenn sie einen Tempel mitten in ein lebhaftes Quartier setzen wollten, das Heiligthum durch eine Mauer vom

Gemeinen absonderten, dem Gebäude einen würdigen Vorhof gaben und es nur von dieser Seite sehen ließen. Ein solcher Vorhof wäre hier möglich gewesen, dessen Raum für die Kutschen, dessen Arkaden zur Bequemlichkeit der Fußgänger und zugleich im Fall der Messe zum Ort des schönsten Verkehrs gedient hätten.

Es wäre ein philanthropisches Unternehmen, das freilich in diesem Falle von keinem Nutzen mehr sein könnte, vielleicht aber bei künftigen Unternehmungen wirken würde, wenn man noch selbst jetzt hinterdrein Pläne und Risse von dem, was hätte geschehen sollen, darlegte; denn da eine öffentliche Anstalt so viel Tadel ertragen muß, wie man es nicht hätte machen sollen, so ist es wenigstens billiger, wenn man zu zeigen übernimmt, wie man es anders hätte machen sollen. Doch ist vielleicht überhaupt keine Zeit mehr, Kirchen und Paläste zu bauen; wenigstens würde ich in beiden Fällen immer rathen, die Gemeinden in anständige Bethäuser und die großen Familien in bequeme und heitere Stadt- und Landhäuser zu theilen, und Beides geschieht ja in unsern Tagen schon gewissermaßen von selbst.

Was die Bürgerhäuser betrifft, so würde ich überhaupt rathen, der italienischen Manier nicht weiter zu folgen und selbst mit steinernen Gebäuden sparsamer zu sein. Häuser, deren erster Stock von Steinen, das übrige von Holz ist, wie mehrere jetzt sehr anständig gebaut sind, halte ich in jedem Sinn für Frankfurt für die schicklichsten; sie sind überhaupt trockner, die Zimmer werden größer und luftiger. Der Frankfurter wie überhaupt der Nordländer liebt viele Fenster und heitere Stuben, die bei einer Façade im höheren Geschmack nicht stattfinden können. Dann ist auch zu bedenken, daß ein steinernes, einem Palast ähnliches kostbares Haus nicht so leicht seinen Besitzer verändert als ein anderes, das für mehr denn einen Bewohner eingerichtet ist. Der Frankfurter, bei dem Alles Waare ist, sollte sein Haus niemals anders als Waare betrachten. Ich würde daher vielmehr rathen, auf die innere Einrichtung aufmerksam zu sein und hierin die Leipziger Bauart nachzuahmen, wo in einem Hause mehrere Familien wohnen können, ohne in dem mindesten Verhältniß zusammen zu stehen. Es ist aber sonderbar: noch jetzt baut der Mann, der bestimmt zum Vermiethen baut, in Absicht auf Anlegung der Treppen, der offenen Vorsäle u. s. w. noch ebenso als jener, der vor Zeiten sein Haus, um es allein zu bewohnen, eingerichtet; und so muß zum Bei-

spiel der Miethmann eines Stockwerks, wenn er ausgeht, dafür sorgen, daß ein Halbdutzend Thüren verschlossen werden. So mächtig ist die Gewohnheit und so selten das Urtheil.

Die verschiedenen Epochen, in denen öffentliche heitere Anstalten, zum Beispiel die Allee um die Stadt angelegt ward, und wie der öffentliche Geist mit dem Privatgeist sich verband, wodurch ganz allein ein ächtes städtisches Wesen hervorgebracht wird, wären näher zu betrachten. Die Erbauung des Schauspielhauses, die Pflasterung des Platzes vor demselben, die Ausfüllung der Pferdeschwemme auf dem Roßmarkt und vor Allem das unschätzbare Unternehmen der neuen Straße an der Brücke wäre zu erwähnen, welches Denen, die es angaben, anfingen, beförderten und, gebe der Himmel! in seinem ganzen Umfange ausführen werden, zur bleibenden Ehre gereichen wird.

In früheren Zeiten das Abtragen der alten Pforten nicht zu vergessen.

Ueber die Judengasse, das Aufbauen des abgebrannten Theils und ihre etwaige Erweiterung nach dem Graben zu wäre zu denken und darüber auch allenfalls ein Gedanke zu äußern.

Eines ist zwar nicht auffallend, jedoch einem aufmerksamen Beobachter nicht verborgen, daß Alles, was öffentliche Anstalt ist, in diesem Augenblicke still steht, dagegen sich die Einzelnen unglaublich rühren und ihre Geschäfte fördern. Leider deutet diese Erscheinung auf ein Verhältniß, das nicht mit Augen gesehen werden kann, auf die Sorge und Enge, in welcher sich die Vorsteher des gemeinen Wesens befinden, wie die durch den Krieg ihnen aufgewälzte Schuldenlast getragen und mit der Zeit vermindert werden soll, indeß der Einzelne sich wenig um dieses allgemeine Uebel bekümmert und nur seinen Privatvortheil lebhaft zu fördern bemüht ist.

Die Hauptursache von den in früherer Zeit vernachlässigten öffentlichen Anstalten ist wol eben im Sinne der Unabhängigkeit der einzelnen Gilden, Handwerke, und dann weiter in fortdauernden Streitigkeiten und Anmaßungen der Klöster, Familien, Stiftungen u. s. w. zu suchen, ja in den von einer gewissen Seite lobenswürdigen Widerstrebungen der Bürgerschaft. Dadurch ward aber der Rath, er mochte sich betragen, wie er wollte, immer gehindert, und indem man über Befugnisse stritt, konnte ein gewisser liberaler Sinn des allgemein Vortheilhaften nicht stattfinden.

Es wäre vielleicht eine für die gegenwärtige Zeit intereſſante Unterſuchung, darzuſtellen, wie das Volk den Regenten, die nicht ganz abſolut regieren, von je her das Leben und Regiment ſauer gemacht. Es wäre dieſes keineswegs eine ariſtokratiſche Schrift; denn eben jetzt leiden alle Vorſteher der Republiken an dieſen Hinderniſſen.

Ich habe in dieſen Tagen darüber nachgedacht, wie ſpät ſich ein Zug von Liberalität und Ueberſicht eben über das ſtädtiſche Weſen in Frankfurt manifeſtiren konnte.

Was wäre nicht eine Straße, die vom Liebenfrauenberg auf die Zeil durchgegangen wäre, für eine Wohlthat fürs Publikum geweſen! Eine Sache, die in frühern Zeiten mit ſehr geringen Koſten, ja mit Vortheil abzuthun war.

Frankfurt, den 19. Auguſt 1797.

Die franzöſiſche Revolution und ihre Wirkung ſieht man hier viel näher und unmittelbarer, weil ſie ſo große und wichtige Folgen auch für dieſe Stadt gehabt hat, und weil man mit der Nation in ſo vielfacher Verbindung ſteht. Bei uns ſieht man Paris immer nur in einer Ferne, daß es wie ein blauer Berg ausſieht, an dem das Auge wenig erkennt, dafür aber auch Imagination und Leidenſchaft deſto wirkſamer ſein kann. Hier unterſcheidet man ſchon die einzelnen Theile und Lokalfarben.

Von dem großen Spiel, das die Zeit her hier geſpielt werden, hört man überall reden. Es gehört dieſe Seuche mit unter die Begleiter des Kriegs; denn ſie verbreitet ſich am Gewaltſamſten zu den Zeiten, wenn großes Glück und Unglück auf der allgemeinen Wagſchale liegt, wenn die Glücksgüter ungewiß werden, wenn der Gang der öffentlichen Angelegenheiten ſchnellen Gewinnſt und Verluſt auch für Partikuliers erwarten läßt. Es iſt faſt in allen Wirthshäuſern geſpielt worden, außer im „Rothen Hauſe“. Die eine Bank hat für einen Monat, nur fürs Zimmer, ſiebzig Karolin bezahlt. Einige Bankiers haben Frühſtück und Abendeſſen aufs Anſtändigſte für die Pointeurs auftragen laſſen. Jetzt, da man nach und nach von Seiten des Raths dieſem Uebel zu ſteuern ſucht, denken die Liebhaber auf andere Ausswege. Auf dem Sandhofe, auf deutſchherriſchem Grund und

Boden, hat man eine leidbare Anstalt einer neuen Wirthschaft errichtet, die gestern mit einhundertdreißig Couverts eröffnet worden. Die Möbeln sind aus der herzoglich Zweibrückischen Auktion, sowie die ganze Einrichtung überhaupt sehr elegant sein soll. Dabei ist Alles zuletzt aufs Spielen angesehen.

Das Hauptinteresse sollte eigentlich gegenwärtig für die Frankfurter die Wiederbezahlung ihrer Kriegsschulden und die einstweilige Verinteressirung derselben sein; da aber die Gefahr vorbei ist, haben Wenige Lust, thätig mitzuwirken. Der Rath ist hierüber in einer unangenehmen Lage; er und der wackere Theil der Bürger, der sein baares Geld, sein Silbergeschirr, seine Münzkabinette und was sonst noch des edlen Metalls vorräthig war, freiwillig hingab, hat nicht allein damals hierdurch und durch die persönlichen Leiden der weggeführten Geißel die Stadt und den egoistischen flüchtigen Theil der Reichen vertreten und gerettet, sondern ist auch gutmüthig genug gewesen, für die nicht Schutzverwandten, als die Stifter, Klöster und deutschen Orden u. s. w., die Kontributionen in der Masse mitzuerlegen. Da es nun zum Ersatz kommen soll, so existirt weder ein Fuß, wornach, noch ein Mittel, wodurch man eine so große Summe, als zu dem Interesse- und dem Amortisationsfonds nöthig ist, beibringen könnte. Der bisherige Schatzungsfuß ist schon für den ordinären Zustand völlig unpassend, geschweige für einen außerordentlichen Fall; jede Art von neuer Abgabe drückt irgendwohin, und unter den hundert und mehr Menschen, die mitzusprechen haben, findet sich immer Ein- und der Andere, der die Last von seiner Seite wegwälzen will. Die Vorschläge des Raths sind an das bürgerliche Kollegium gegangen; ich fürchte aber sehr, daß man nicht einig werden wird, und daß, wenn man einig wäre, der Reichsbeirath doch wieder anders sentiren würde. Indessen bettelt man von Gutwilligen Beiträge, die künftig berechnet werden und, wenn man bei erfolgender Repartition zu viel gegeben hat, verinteressirt werden sollen, einstweilen zusammen, weil die Interessen doch bezahlt werden müssen. Ich wünsche, daß ich mich irre, aber ich fürchte, daß diese Angelegenheit so leicht nicht in Ordnung kommen wird.

Für einen Reisenden geziemt sich ein skeptischer Realism; was noch idealistisch an mir ist, wird in einem Schatullchen wohlverschlossen mitgeführt wie jenes Undenische Pygmäenweibchen. Sie werden also von dieser Seite Geduld mit mir haben. Wahrscheinlich werde ich jenes Reisegeschichtchen auf

der Reise zusammenschreiben können. Uebrigens will ich erst ein paar Monate abwarten. Denn obgleich in der Empirie fast Alles einzeln unangenehm auf mich wirkt, so thut doch das Ganze sehr wohl, wenn man endlich zum Bewußtsein seiner eigenen Besonnenheit kommt.

Ich denke, etwa in acht Tagen weiter zu gehen und mich bei dem herrlichen Wetter, das sich nun bald in den ächten mäßigen Zustand des Nachsommers setzen wird, durch die schöne Bergstraße, das wohlbebaute gute Schwaben nach der Schweiz zu begeben, um auch einen Theil dieses einzigen Landes mir wieder zu vergegenwärtigen.

Frankfurt, den 20. August 1797.

Die hiesige Stadt mit ihrer Beweglichkeit und den Schauspielen verschiedener Art, die sich täglich erneuern, sowie die mannichfaltige Gesellschaft geben eine gar gute und angenehme Unterhaltung; ein Jeder hat zu erzählen, wie es ihm in jenen gefährlichen und kritischen Tagen ergangen, wobei denn manche lustige und abenteuerliche Geschichten vorkommen. Am Liebsten aber höre ich diejenigen Personen sprechen, die ihrer Geschäfte und Verhältnisse wegen vielen der Hauptpersonen des gegenwärtigen Kriegsdrama's näher gekommen, auch besonders mit den Franzosen Mancherlei zu schaffen gehabt und das Betragen dieses sonderbaren Volkes von mehr als einer Seite kennen gelernt haben. Einige Details und Resultate verdienen aufgezeichnet zu werden.

Der Franzos ist nicht einen Augenblick still, er geht, schwätzt, springt, pfeift, singt und macht durchaus einen solchen Lärm, daß man in einer Stadt oder in einem Dorfe immer eine größere Anzahl zu sehen glaubt, als sich drin befinden, anstatt daß der Oestreicher still, ruhig und ohne Aeußerung irgend einer Leidenschaft gerade vor sich hinlebt. Wenn man ihre Sprache nicht versteht, werden sie unwillig, sie scheinen diese Forderung an die ganze Welt zu machen; sie erlauben sich alsdann Manches, um sich selbst ihre Bedürfnisse zu verschaffen; weiß man aber mit ihnen zu reden und sie zu behandeln, so zeigen sie sich sogleich als bons enfans und setzen sehr selten Unart oder Brutalität fort. Dagegen erzählt man von ihnen manches Erpressungsgeschichten unter allerlei Verwänden, wovon ver-

schiedene lustig genug sind. So sollen sie an einem Ort, wo Kavallerie gelegen, beim Abzuge verlangt haben, daß man ihnen den Mist bezahle. Als man sich dessen geweigert, setzten sie so viel Wagen in Requisition, als nötig waren, um diesen Mist nach Frankreich zu führen; da man sich denn natürlich entschloß, lieber ihr erstes Verlangen zu befriedigen. An einigen andern Orten behauptet man, der abreisende General lasse sich jederzeit bescheinigen, um wegen Ersatz des Verlustes noch mehr von dem Orte eine Auflage fordern zu können. Bei einer Mahlzeit sind ihre Forderungen so bestimmt und umständlich, daß sogar die Zahnstocher nicht vergessen werden. Besonders ist jetzt der gemeine Mann, obgleich er genährt wird, sehr aufs Geld begierig, weil er keins erhält, und er sucht dabei auch von seiner Seite etwas mit Jagen zu erpressen und zu erschleichen. So hält zum Exempel auf dem Wege nach den Bädern jeder ausgestellte Posten die Reisenden an, untersucht die Pässe und ersinnt alle erdenklichen Schwierigkeiten, die man durch ein kleines Trinkgeld gar leicht hebt; man kommt aber auch, wenn man nur Zeit verlieren und sich mit ihnen herumdisputiren will, endlich ohne Geld durch. Als Einquartierung in der Stadt haben sie sowol das erste als zweite Mal gutes Lob; dagegen waren ihre Requisitionen unendlich und oft lächerlich, da sie wie Kinder oder wahre Naturmenschen Alles, was sie sahen, zu haben wünschten.

In den Kanzleien ihrer Generale wird die große Ordnung und Thätigkeit gerühmt, so auch der Gemeingeist ihrer Soldaten und die lebhafte Richtung Aller nach einem Zweck. Ihre Generale, obgleich meist junge Leute, sind ernsthaft und verschlossen, gebieterisch gegen ihre Untergebnen und in manchen Fällen heftig und grob gegen Landsleute und Fremde. Sie haben den Duell für abgeschafft erklärt, weil eine Probe der Tapferkeit bei Leuten, die so oft Gelegenheit hätten, sie abzulegen, auf eine solche Weise nicht nötig sei. In Wiesbaden forderte ein Trierischer Offizier einen französischen General heraus; dieser ließ ihn sogleich arretiren und über die Grenze bringen.

Aus diesen wenigen Zügen läßt sich doch gleich übersehen, daß in Armeen von dieser Art eine ganz eigene Energie und eine sonderbare Kraft wirken müsse, und daß eine solche Nation in mehr als einem Sinne furchtbar sei.

Die Stadt kann von Glück sagen, daß sie nicht wieder in ihre Hände gekommen ist, weil sonst der Requisitionen ungeachtet

Er hat, damit uns Heil geſchah,
Geſtritten und gewacht.
Für Alle, die ihm angeſtammt,
Für uns war es gethan,
Und, wie's von Berg zu Bergen flammt,
Entzücken flamm hinan!

Beherzigung.*)

Feiger Gedanken
Bängliches Schwanken,
Weibiſches Zagen,
Aengſtliches Klagen
Wendet kein Elend,
Macht Dich nicht frei.

Allen Gewalten
Zum Trutz ſich erhalten,
Nimmer ſich beugen,
Kräftig ſich zeigen,
Rufet die Arme
Der Götter herbei.

Prieſterchor aus dem zweiten Theil der Zauberflöte.

c. 1795.

Schauen kann der Mann und wählen!
Doch was hilft ihm oft die Wahl?
Kluge ſchwanken, Weiſe fehlen!
Doppelt iſt dann ihre Qual.
Recht zu handeln,
Grad zu wandeln,
Sei des edlen Mannes Wahl!
Soll er leiden,
Nicht entſcheiden,
Spreche Zufall auch einmal!

*) Urſprünglich eine Arie der Fee Sonna, die aus dem „Ungedruckten Schauſpiele des Herrn Goethe, Lila" („die gute Frau" iſt Druckfehler) im „Gothaer Theaterkalender auf das Jahr 1778" mitgetheilt wurde. Aus in den nächſten Ausgaben ſteht dies Gedicht, von dort entlehnt, unter den „Geſängen aus Lila", einem Schauſpiele, welches auf dem Privattheater zu Weimar am Geburtstage der Herzogin 1777 aufgeführt wurde. In der ſpäteren Umarbeitung des Singſpiels, welches 1790 veröffentlicht wurde, werden die Verſe dem Arzte Beraxio in den Mund gelegt, der als Magus die geiſteskranke Lila beruhigen will. 1833 wurde der Chor in den „Nachgel. W." unter die Gedichte aufgenommen.

des Friedens kein Ende gewesen wäre. Die Dörfer, in denen sie liegen, werden alle ruinirt, jede Gemeinde ist verschuldet, und in den Wochenblättern stehen mehrere, welche Kapitalien suchen; dadurch ist auch die Theuerung in der Stadt sehr groß. Ich werde ehestens eine Liste der verschiedenen Preise überschicken. Ein Hase zum Beispiel kostet zwei Gulden und ist doch für dieses Geld nicht einmal zu haben.

Frankfurt, den 21. August 1797.

Es liegen drei Bataillons des Regiments Manfredini hier, unter denen sich, wie man an gar mancherlei Symptomen bemerken kann, sehr viel Rekruten befinden. Die Leute sind fast durchaus von einerlei Größe, eine kleine, aber derbe und wohlgebaute Art. Verwundersam ist die Gleichheit der Größe, aber noch mehr die Aehnlichkeit der Gesichter; es sind, so viel ich weiß, Böhmen. Sie haben meist lang geschlitzte kleine Augen, die etwas nach der ganzen Physiognomie zurück, aber nicht tief liegen, eng gefaßte Stirnen, kurze Nasen, die doch keine Stumpfnasen sind, mit breiten, scharf eingeschnittenen Nasenflügeln; die Oberwange ist etwas stark und nach der Seite stehend, der Mund lang, die Mittellinie fast ganz grad, die Lippen flach; bei Vielen hat der Mund einen verständig ruhigen Ausdruck; die Hinterköpfe scheinen klein, wenigstens macht das kleine und enge Kasket das Ansehen. Sie sind knapp und gut gekleidet; ein lebendiger grüner Busch von allerlei täglich frischem Laub auf dem Kaskette giebt ein gutes Ansehen, wenn sie beisammen sind. Sie machen die Handgriffe, so weit ich sie auf der Parade gesehen, rasch und gut; am Deployiren und Marschiren allein spürt man mitunter das Rekrutenhafte. Uebrigens sind sie sowol einzeln als im Ganzen ruhig und gesetzt.

Die Franzosen dagegen, die manchmal einzeln in der Stadt erscheinen, sind gerade das Gegentheil. Wenn die Kleidung der Oesterreicher blos aus dem Nothwendigen und Nützlichen zusammengesetzt ist, so ist die der Franzosen reichlich, überflüssig, ja beinahe wunderlich und seltsam. Lange blaue Beinkleider sitzen knapp am Fuße, an deren Seite unzählige Knöpfe auf rothen Streifen sich zeigen; die Weste ist verschieden, der blaue lange Rock hat einen weißen artigen Vorstoß; der große Hut, der in der Quere aufgesetzt

wird, iſt mit ſehr langen Litzen aufgeheftet und entweder mit dem dreifarbigen Büſchel oder mit einem brennend rothen Federbuſch geziert. Ihr Gang und Betragen iſt ſehr ſicher und freimüthig, doch durchaus ernſthaft und gefaßt, wie es ſich in einer fremden, noch nicht ganz befreundeten Stadt geziemt. Unter denen, die ich ſah, waren keine kleinen, und eher große als mittelgroße.

Frankfurt, den 23. Auguſt 1797.

Noch etwas von den Franzoſen und ihrem Betragen.

Als bei Cuſtinens Einfall der General Neuwinger die Thore von Sachſenhauſen beſetzen ließ, hatten die Truppen kaum ihre Tornißer abgelegt, als ſie ſogleich ihre Angeln hervorrafften und die Fiſche aus dem Stadtgraben herausfiſchten.

In den Ortſchaften, die ſie noch jetzt beſetzen, findet man unter den Offizieren ſehr verſtändige, mäßige und geſittete Leute, die Gemeinen aber haben nicht einen Augenblick Ruh' und fechten beſonders ſehr viel in den Scheunen. Sie haben bei ihren Kompagnien und Regimentern Fechtmeiſter, und es kam vor Kurzem darüber, welcher der beſte Fechtmeiſter ſei, unter ſeinen Schülern zu großen Mißhelligkeiten. Es ſcheint im Kleinen wie im Großen, wenn der Franzoſe Ruhe nach außen hat, ſo iſt der häusliche Krieg unvermeidlich.

Von Frankfurt nach Heidelberg.

Den 25. Auguſt 1797.

Bei neblichtem, bedecktem, aber angenehmem Wetter früh nach ſieben Uhr von Frankfurt ab. Hinter der Warte war mir ein Kletterer merkwürdig, der mit Hilfe eines Strickes und zweier Eiſen an den Schuhen auf die ſtarken und hohen Buchen ſtieg. Auf der Chauſſee von Sprendlingen bis Langen findet ſich viel Baſalt, der ſehr häufig in dieſer flach erhobenen Gegend brechen muß; weiterhin ſandiges flaches Land, viel Feldbau, aber mager. Ich ſah ſeit Neapel zum erſten Mal wieder die Kinder auf der Straße die Pferde-Exkremente in Körbchen ſammeln.

Um Zwölf in Darmstadt, wo wir in einer Viertelstunde expedirt wurden. Auf der Chaussee finden sich nun Steine des Grundgebirges, Syenite, Porphyre, Thonschiefer und andere Steinarten dieser Epoche. Darmstadt hat eine artige Lage vor dem Gebirge und ist wahrscheinlich durch die Fortsetzung des Wegs aus der Bergstraße nach Frankfurt in früheren Zeiten entstanden. In der Gegend von Zechenbach liegen sandige Hügel, gleichsam alte Dünen, gegen den Rhein vor, und hinterwärts gegen das Gebirg ist eine kleine Vertiefung, wo sehr schöner Feldbau getrieben wird. Bis Zwingenberg bleibt der Melibokus sichtbar, und das schöne wohlgebaute Thal dauert fort. Die Weinberge fangen an sich über die Hügel bis an das Gebirge auszubreiten. In der Gegend von Heppenheim ist man mit der Ernte wohl zufrieden. Zwei schöne Ochsen, die ich beim Postmeister sah, hatte er im Frühjahr für dreiundzwanzig Karolin gekauft, jetzt würden sie für achtzehn zu haben sein. Die Kühe sind im Preise nicht gefallen. Wegen Pferdemangel fuhren wir erst halb Sechs von Heppenheim weiter. Beim Purpurlichte des Abends waren die Schatten, besonders auf dem grünen Grase, wundersam smaragdgrün. Man passirt zum ersten Mal wieder ein Wasser von einiger Bedeutung, die Weschnitz, die bei Gewittern sehr stark anschwillt. Schöne Lage von Weinheim. Abends halb zehn Uhr erreichten wir Heidelberg und kehrten, da der „Goldene Hecht" besetzt war, in den „Drei Königen" ein.

Heidelberg, den 26. August 1797.

Ich sah Heidelberg an einem völlig klaren Morgen, der durch eine angenehme Luft zugleich kühl und erquicklich war. Die Stadt in ihrer Lage und mit ihrer ganzen Umgebung hat, man darf sagen, etwas Ideales, das man sich erst recht deutlich machen kann, wenn man mit der Landschaftsmalerei bekannt ist, und wenn man weiß, was denkende Künstler aus der Natur genommen und in die Natur hineingelegt haben. Ich ging in Erinnerung früherer Zeiten über die schöne Brücke und am rechten Ufer des Neckar's hinauf. Etwas weiter oben, wenn man zurücksieht, hat man die Stadt und die ganze Lage in ihrem schönsten Verhältnisse vor sich. Sie ist in der Länge auf einem schmalen Raum zwischen den Bergen und dem Flusse ge-

bauet; das obere Thor schließt sich unmittelbar an die Felsen an, an deren Fuß die Landstraße nach Neckargemünd nur die nöthige Breite hat. Ueber dem Thore sieht das alte verfallene Schloß in seinen großen und ernsten Halbruinen. Den Weg hinauf bezeichnet, durch Bäume und Büsche blickend, eine Straße kleiner Häuser, die einen sehr angenehmen Anblick gewährt, indem man die Verbindung des alten Schlosses und der Stadt bewohnt und belebt sieht. Darunter zeigt sich die Masse einer wohlgebauten Kirche und so weiter die Stadt mit ihren Häusern und Thürmen, über die sich ein völlig bewachsener Berg erhebt, höher als der Schloßberg, indem er in großen Partien den rothen Felsen, aus dem er besteht, sehen läßt. Wirft man den Blick auf den Fluß hinaufwärts, so sieht man einen großen Theil des Wassers zu Gunsten einer Mühle, die gleich unter dem untern Thore liegt, zu einer schönen Fläche gestemmt, indessen der übrige Strom über abgerundete Granitbänke in dieser Jahreszeit seicht dahin und nach der Brücke zu fließt, welche, im ächten guten Sinne gebaut, dem Ganzen eine edle Würde verleiht, besonders in den Augen Desjenigen, der sich noch der alten hölzernen Brücke erinnert. Die Statue des Kurfürsten, die hier mit doppeltem Rechte steht, sowie die Statue der Minerva von der andern Seite wünscht man um einen Bogen weiter nach der Mitte zu, wo sie, am Anfang der horizontalen Brücke um so viel höher, sich viel besser und freier in der Luft zeigen würden. Allein bei näherer Betrachtung der Konstruktion möchte sich finden, daß die starken Pfeiler, auf welchen die Statuen stehen, hier zur Festigkeit der Brücke nöthig sind; da denn die Schönheit, wie billig, der Nothwendigkeit weichen mußte.

Der Granit, der an dem Wege herausteht, machte mir mit seinen Feldspathkrystallen einen angenehmen Eindruck. Wenn man diese Steinarten an so ganz entfernten Orten gekannt hat und wiederfindet, so geben sie uns eine erfreuliche Andeutung des stillen und großen Verhältnisses der Grundlagen unserer bewohnten Welt gegen einander. Daß der Granit noch so ganz kurz an einer großen Plaine hervorspringt und spätere Gebirgsarten im Rücken hat, ist ein Fall, der mehr vorkommt; besonders ist der von der Roßtrappe merkwürdig. Zwischen dem Brocken und den ebengenannten ungeheuern Granitfelsen, die so weit vorliegen, finden sich verschiedene Arten Porphyre, Kieselschiefer u. s. w. Doch ich kehre vom rauhen Harz in diese

heitere Gegend gern und geschwind zurück und sehe durch diesen Granit eine schöne Straße geebnet; ich sehe hohe Mauern aufgeführt, um das Erdreich der untersten Weinberge zusammenzuhalten, die sich auf dieser rechten Seite des Flusses den Berg hinauf, gegen die Sonne gekehrt, verbreiten.

Ich ging in die Stadt zurück, eine Freundin zu besuchen, und sodann zum Oberthore hinaus. Hier hat die Lage und Gegend keinen malerischen, aber einen sehr natürlich schönen Anblick. Gegenüber sieht man nun die hohen, gut gebauten Weinberge, an deren Mauer man erst hinging, in ihrer ganzen Ausdehnung. Die kleinen Häuser darin machen mit ihren Lauben sehr artige Partien, und es sind einige, die als die schönsten malerischen Studien gelten könnten. Die Sonne machte Licht und Schatten sowie die Farben deutlich; wenige Wolken stiegen auf.

Die Brücke zeigt sich von hier aus in einer Schönheit wie vielleicht keine Brücke der Welt; durch die Bogen sieht man den Neckar nach den flachen Rheingegenden fließen und über ihr die lichtblauen Gebirge jenseit des Rheins in der Ferne. An der rechten Seite schließt ein bewachsener Fels mit röthlichen Seiten, der sich mit der Region der Weinberge verbindet, die Aussicht.

Gegen Abend ging ich mit Demoiselle Delf nach der Plaine, zuerst an den Weinbergen hin, dann auf die große Chaussee herunter, bis dahin, wo man Rohrbach sehen kann. Hier wird die Lage von Heidelberg doppelt interessant, da man, die wohlgebauten Weinberge im Rücken, die herrliche fruchtbare Plaine bis gegen den Rhein und dann die überrheinischen blauen Gebirge in ihrer ganzen Reihe vor sich sieht. Abends besuchten wir Frau von Cathcart und ihre Tochter, zwei sehr gebildete und würdige Personen, die im Elsaß und Zweibrücken großen Verlust erlitten. Sie empfahl mir ihren Sohn, der gegenwärtig in Jena studirt.

Heidelberg, den 26. August 1797.

An der Table d'hôte waren gute Bemerkungen zu machen; eine Gesellschaft östreichischer Offiziere, theils von der Armee, theils von der Verpflegung, gewöhnliche Gäste, unterhielten sich heiter und in ihren verschiedenen Verhältnissen des Alters und

der Grade ganz artig. Sie lasen in einem Briefe, worin einem neuen Eskadronchef von einem humoristischen Kameraden und Untergebenen zu seiner neuen Stelle Glück gewünscht wird; unter andern sehr leidlichen Bonmots war mir das eindrücklichste: „Offiziere und Gemeine gratuliren sich, endlich aus den Klauen der Demoiselle Rosine erlöst zu sein.“ Andere brachten gelegentlich Eigenheiten und Unerträglichkeiten verschiedener Chefs aus eigener Erfahrung zur Sprache. Einer fand grüne Schabracken mit rothen Borten bei seiner Eskadron und erklärte diese Farben für ganz abscheulich; er befahl also in Folge dieses Geschmacksurtheils sogleich, daß man rothe Schabracken mit grünen Borten anschaffen solle. Ebenso befahl er auch, daß die Offiziere Hals- und Hosenschnallen völlig überein tragen sollten und daß der Obrist alle Monate genau darnach zu sehen habe.

Ueberhaupt bemerkte ich, daß sie sämmtlich sehr geschickt und sogar mit Geist und Verwegenheit, mit mehr oder weniger Geschmack die richtige und komische Seite der Sachen auffanden; doch zuletzt war das Sonderbare, daß ein einziges vernünftiges Wort die ganze Gesellschaft aus der Fassung brachte. Einer erzählte nämlich von dem Einschlagen eines Gewitters und sagte bezüglich auf den alten Aberglauben, daß so ein Haus eben immer abbrenne. Einer von den Freunden, der, wie ich wol nachher merkte, ein Wenig in Naturwissenschaften gepfuscht haben mochte, versetzte sogleich: „Ja, wenn es nicht gelöscht wird!“ worin er zwar ganz Recht hatte, allein zugleich zu vielem Hin- und Wiederreden Anlaß gab, bei dem der ganze Diskurs in Konfusion gerieth, unangenehm wurde und zuletzt sich in ein allgemeines Stillschweigen verlor.

Unter andern stizirten sie auch einen Charakter, der wol irgendwo zu brauchen wäre — ein schweigender, allenfalls trockenhumoristischer Mensch, der aber, wenn er erzählt und schwört, gewiß eine Lüge sagt, sie aber ohne Zweifel selbst glaubt.

Geschichten vom General W. und seinem Sohne, der im Elsaß zuerst zu plündern und zu veriren anfing. Ueberhaupt von der seltsamen Konstitution der Armee — ein Wunsch des Gemeinen nach Krieg, des Offiziers nach Frieden.

Von Heidelberg über Heilbronn und Ludwigsburg nach Stuttgart.

Sinsheim, den 27. August 1797.

Aus Heidelberg um sechs Uhr, an einem kühlen und heitern Morgen. Der Weg geht am linken Ufer des Neckar's hinaus zwischen Granitfelsen und Nußbäumen. Drüben liegt ein Stift und Spital sehr anmuthig. Rechts am Wege stehen kleine Häuser mit ihren Besitzungen, die sich den Berg hinauf erstrecken. Ueber dem Wasser am Ende der Weinbergshöhe, die sich von Heidelberg heraufzieht, liegt Ziegelhausen. Es legen sich neue Gebirge und Thäler an; man fährt durch Schlierbach. Ueber dem Wasser sieht man Sandsteinfelsen in horizontalen Lagen, diesseits am linken Ufer Frucht- und Weinbau. Man fährt an Sandsteinfelsen vorbei; es zeigt sich über dem Wasser eine schöne, sanft ablaufende wohlgebaute Erdspitze, um die der Neckar herumkommt. Der Blick auf Neckargemünd ist sehr schön; die Gegend erweitert sich und ist fruchtbar.

Neckargemünd ist eine artige, reinliche Stadt. Das obere Thor ist neu und gut gebaut; ein scheinbarer Fallgatter schließt den obern Halbzirkel. Man hat hier den Neckar verlassen; man findet Maulbeerbäume, dann neben einer geraden Chaussee durch ein sanftes, nicht breites Thal an beiden Seiten Feld-, Obst- und Gartenbau; die gleichen Höhen sind an beiden Seiten mit Wald bedeckt; man sieht kein Wasser. Der Wald verliert sich, die Höhen werden mannichfaltiger, man findet nur Fruchtbau, die Gegend sieht einer thüringischen ähnlich.

Wiesenbach, sauberes Dorf, Alles mit Ziegeln gedeckt. Die Männer tragen blaue Röcke und mit gewirkten Blumen gezierte weiße Westen. Hier sieht wenig Wasser. Der Hafer war eben geschnitten und das Feld fast leer. Der Boden ist lehmig, der Weg geht bergauf, man sieht wenig Bäume, die Wege sind leidlich reparirt.

Mauer, liegt freundlich; eine artige Pappelallee führt vom Dorfe nach einem Lusthause. Die Weiber haben eine katholische, nicht unangenehme Bildung; die Männer sind höflich, keine Spur von Rohheit; man bemerkt eher eine sittliche Stille. Hinter dem Orte findet man eine Allee von Kirschbäumen an der Chaussee, die durch feuchte Wiesen erhöht durchgeht; sie wird mit Kalkstein gebessert.

Meckesheim, liegt artig an einem Kalksteinhügel, der mit Wein bebaut ist; es hat Wiesen und Feldbau.

Zuzenhausen, auf Lehmhügeln; guter Fruchtbau an der rechten Seite, links Wiesen und anmuthige waldige Hügel.

Hoffenheim; von da geht eine schöne alte Pappelallee bis Sinsheim, wo wir ein Viertel nach zehn Uhr ankamen und in den „Drei Königen" einkehrten.

Sinsheim, hat das Ansehen eines nach der Landesart heitern Landstädtchens. Das gut angelegte Pflaster ist nach dem Kriege nicht reparirt worden. Ich bemerkte eine Anstalt, die ich in dem sehr reinlichen Neckargemünd auch sehen, doch in einem sehr viel geringern Grade, gesehen hatte, daß nämlich Mist und Gassenkoth mehr oder weniger an die Häuser eingedrückt war. Der Hauptweg in der Mitte, die Gossen an beiden Seiten und die Pflasterwege vor den Häusern bleiben dadurch ziemlich rein. Der Bürger, der gelegentlich seinen Dung auf die Felder schaffen will, ist nicht durch eine allzu ängstliche Polizei genaült, und wenn er den Unrath sich häufen läßt, so muß er ihn unter seinen Fenstern dulden; das Publikum aber ist auf der Straße wenig oder gar nicht inkommodirt.

Sinsheim hat schöne Wiesen und Felder, viel Kleebau, und die Stallfütterung ist hier allgemein. Sie haben auch von der Viehseuche viel gelitten, die noch in der Nachbarschaft grassirt. Die Gemeinde hat das Recht, zusammen tausend Schafe zu halten, welches mit einer Anzahl Wiesen, diese zu überwintern, verpachtet ist. Die Schafe werden auf Steppeln und Brache getrieben. Sobald das Grummet von den Wiesen ist, kommt erst das Rindvieh drauf, die Schafe nicht eher, als bis es gefroren hat.

Es ist eine Administration hier, welche die ehemaligen Kirchgüter verwaltet, an denen Katholiken und Lutheraner in gewissen Proportionen theilnehmen.

Ein Klafter Holz, sechs Fuß breit, sechs Fuß hoch und die Scheite vier Fuß lang, kostet bis ans Haus achtzehn Florin; das Pfund Butter kostet gegenwärtig dreißig Kreuzer, in Heidelberg achtundvierzig Kreuzer.

Um zwei Uhr von Sinsheim ab. Draußen links liegt ein artiges Kloster; eine alte schöne Pappelallee begleitet die Straße. Vorwärts und weiter rechts sieht man an einem schönen Wiesengrund Rohrbach und Steinfurt liegen, durch welche man nachher durchkommt. Die Pappeln dauern fort; wo sie auf der

Höhe aufhören, fangen Kirschbäume an, die aber traurig stehen. Der Feldbau ist auf den Höhen und den sanften Gründen wie bisher; der Weg steigt aufwärts. Die Kirschbäume zeigen sich schöner gewachsen. Flötzkalk in schmalen, horizontalen, sehr zerklüfteten Schichten. Ueber der Höhe gehen die Pappeln wieder an.

Kirchhard. Der Weg geht wieder auf- und absteigend. Der horizontale Kalk dauert fort. Gerade Chausseen und schöner Fruchtbau bis

Fürfeld. Geringer Landert. Weiter dauern die Fruchtbäume fort. Auf dieser ganzen Fahrt sieht man wenig oder gar kein Wasser. Man erblickt nun die Berge des Neckarthals.

Kirchhausen liegt zwischen anmuthigen Gärten und Baumanlagen; dahinter ist eine schöne Aussicht nach den Gebirgen des Neckar's; man kommt durch ein artiges Wäldchen und durch eine Pappelallee bis

Frankenbach. Die Kiesbügel an der Chaussee erleichtern sehr die Erhaltung derselben. Schöne Pappelallee bis Heilbronn, die hie und da wahrscheinlich vom Fuhrwerk im Kriege gelitten hat, und deren baldige Restaurirung nach dem Frieden jeder Reisende zum Vergnügen seiner Nachfolger wünschen muß. Ueberhaupt sind von Heidelberg hierher die Chausseen meist mit mehr oder weniger Sorgfalt gebessert.

Abends um sechs Uhr erreichten wir Heilbronn und stiegen in der „Sonne", einem schönen und, wenn er fertig sein wird, bequemen Gasthofe ab.

Heilbronn, den 28. August 1797.

Wenn man sich einen günstigen Begriff von Heilbronn machen will, so muß man um die Stadt gehen. Die Mauern und Gräben sind ein wichtiges Denkmal der vorigen Zeit. Die Gräben sind sehr tief und fast bis herauf gemauert, die Mauern hoch und aus Quadersteinen gut gefügt und in den neuern Zeiten genau verstrichen. Die Steine waren als Rustika gebauen, doch sind die Vorsprünge jetzt meistens verwittert. Das geringe Bedürfniß der alten Defensionen kann man hier recht sehen. Hier ist blos auf Tiefe und Höhe gerechnet, die freilich kein Mensch leicht übersteigen wird; aber die Mauer geht in geraden Linien, und die Thürme springen nicht einmal vor, so

daß kein Theil der Mauer von der Seite vertheidigt ist. Man sieht recht, daß man das Sturmlaufen bei der Anlage dieses großen Werks für unmöglich gehalten hat; denn jede Schießscharte vertheidigt eigentlich geradeaus nur sich selbst. Die Thürme sind viereckt und hoch; unten an der Mauer her geht ein gemauerter, bedeckter Weg. Die Thürme an den Thoren springen vor, und es sind daselbst die nöthigen Außenwerke angebracht; nirgends ist ein Versuch einer Befestigung nach neuer Art sichtbar. Unterhalb des bedeckten Weges sind an dessen Stelle sind an einigen Orten Baumschulen und andere Pflanzungen angelegt.

Eine schöne Allee führt um den größten Theil des Grabens. Sie besteht aus Linden und Kastanien, die als Gewölbe gebauen und gezogen sind; die Gärten stoßen gleich daran als größere und kleinere Besitzungen.

Die Stadt ist ihrer glücklichen Lage, ihrer schönen und fruchtbaren Gegend nach auf Garten-, Frucht- und Weinbau gegründet, und man sieht, wie sie zu einer gewissen Zeit der Unruhe sich entschließen mußte, die sämmtlichen Bewohner, sowol die gewerbetreibenden als ackerbauenden, in ihre Mauern einzuschließen. Da sie ziemlich auf der Plaine liegt, sind ihre Straßen nicht ängstlich, aber meist alt, mit überhängenden Giebeln. Auf die Straße gehen große hölzerne Rinnen, die das Wasser über die Seitenwege, welche an den Häusern her größtentheils erhöht gepflastert sind, hinwegführen. Die Hauptstraßen sind meistens rein, aber die kleineren, besonders nach den Mauern zu, scheinen hauptsächlich von Gärtnern und Ackerleuten bewohnt zu sein. Die Straße dient jedem kleinen Hausbesitzer zum Misthof; Ställe und Scheune, Alles ist dort, jedoch nur klein und von jedem einzelnen Besitzer zusammengedrängt. Ein einziges großes steinernes Gebäude zu Aufbewahrung der Frucht bemerkte ich, das einen reichen Besitzer ankündigte. Man sieht nicht wie an andern Orten verschiedene Epochen der Bauart, besonders keine Aemulation, die solche Epochen mit sich führen. Ein einziges Gebäude zeichnet sich aus, das durch die Bildsäule des Aeskulap's und durch die Basreliefs von zwei Einhörnern sich als Apotheke ankündigt. Noch einige neue steinerne, aber ganz schlichte Häuser finden sich auch; das Uebrige ist Alles von altem Schlag, doch wird sich das Gasthaus der Sonne durch einen Sprung, wenn es fertig ist, auszeichnen. Es ist ganz von Stein und im guten, wenn schon nicht im

An den Kuchenbäcker Händel in Leipzig.*)

Parodie auf Clodius.

O Händel, dessen Ruhm vom Süd zum Norden reicht,
Vernimm den Päan, der zu Deinen Ohren steigt!
Du bäckst, was Gallier und Briten emsig suchen,
Mit schöpfrischem Genie originelle Kuchen.
Des Kaffee's Ocean, der sich vor Dir ergießt,
Ist süßer als der Saft, der vom Hymettus fließt;
Dein Haus, ein Monument, wie wir den Künsten lohnen,
Umhangen mit Trophä'n, erzählt den Nationen:
Auch ohne Diadem fand Händel hier sein Glück
Und raubte dem Kothurn gar manch Achtgroschenstück.
Glänzt Deine Urn' dereinst in majestät'schem Pompe,
Dann weint der Patriot an Deiner Katakombe.
Doch leb! Dein Torus sei von edler Brut ein Nest!
Steh hoch wie der Olymp, wie der Parnassus fest!
Kein' Phalanx Griechenlands mit Römischen Ballisten
Vermög' Germanien und Händeln zu verwüsten!
Dein Wohl ist unser Stolz, Dein Leiden unser Schmerz
Und Händel's Tempel ist der Musensöhne Herz.

Gespräch zwischen Schildwache und Freund Hain.**)

Auf Musäus.

Schildwache.

Wer da?

Freund Hain.

Ich bin Freund Hain.
Laß' Er mich herein!

*) Die Verse stammen etwa aus den ersten Tagen des Oktober 1766 und wurden in der vorliegenden Gestalt zuerst 1812 in „Dichtung und Wahrheit", Buch 7, veröffentlicht. Die Veranlassung zu dem Gedichte erzählt Goethe dort selbst. — Zum näheren Verständniß desselben vgl. unsre Biographie Goethes, S. 11. ff.

**) Mitgetheilt in „Huber's Flora. Deutschlands Töchtern geweiht," II, 92. 1793, und daraus nicht ganz genau abgedruckt in der Sammlung von Hoffmann von Fallersleben „einelinge" I, 311—18. — Aus der Flora: „Musäus war ohne Paß in Lobeda, wo er übernachtet, aus der Stadt gegangen und wurde immer von einem Thor zum andern geschickt, ohne herausgelassen zu werden. Er theilte diese Anekdote zuerst in den „Kieler Beiträgen" mit, jetzt steht sie auch in seinen Werken. Goethe aber ließ von Kraus (Maler in Weimar) ein Bild „Freund Hain und die Schildwache" anfertigen, bei Musäus in seinem Gartenhause heimlich auf-

besten Geschmack, ungefähr wie das Saraffinische auf dem Kornmarkt zu Frankfurt. Das Untergeschoß hat recht wohnbare Mezzaninen, darüber folgen noch zwei Geschosse. Die Zimmer, so weit sie fertig, sind geschmackvoll und sehr artig mit französischem Papier ausgeschmückt.

Was öffentliche Gemeindeanstalten betrifft, so scheint man in einer sehr frühen Zeit mit Mäßigkeit darauf bedacht gewesen zu sein. Die alten Kirchen sind nicht groß, von außen einfach und ohne Zierrath. Der Markt mäßig, das Rathhaus nicht groß, aber schicklich. Die Fleischbänke, ein uraltes, ringsum frei auf Säulen stehendes, mit einer hölzernen Decke bedecktes Gebäude. Sie sind wenigstens viel löblicher als die Frankfurter, scheinen aber für die gegenwärtige Zeit zu klein oder aus sonst einer Ursache verlassen. Ich fand wenig Fleischer darin; hingegen haben die Metzger an ihren in der Stadt zerstreuten Häusern ihre Waare aufgelegt und ausgehängt — ein böser und unreinlicher Mißbrauch. Das weiße Brod ist hier sehr schön. Männer und Frauenzimmer gehen ordentlich, aber nicht sehr modisch gekleidet. Es werden keine Juden hier gelitten. Eine Beschreibung oder Plan konnte ich von Heilbronn nicht erhalten.

Was ich aus dem Erzählten und andern Symptomen durch das bloße Anschauen schließen kann, ist, daß die Stadt durch den Grund und Boden, den sie besitzt, mehr als durch etwas Anderes wohlhabend ist; daß die Glücksgüter ziemlich gleich ausgetheilt sind; daß Jeder still in seinem Einzelnen vor sich hinlebt, ohne gerade viel auf seine Umgebungen und aufs Aeußere verwenden zu wollen; daß die Stadt übrigens eine gute Gewerbsnahrung, aber keinen ansehnlichen Handel hat; daß sie auf gemeine bürgerliche Gleichheit fundirt ist; daß weder Geistlichkeit noch Edelleute in frühern Zeiten großen Fuß in der Stadt gefaßt hatten; daß das öffentliche Wesen in frühern Zeiten reich und mächtig war und daß es bis jetzt noch an einer guten, mäßigen Verwaltung nicht fehlen mag. Der Umstand, daß der neuerbaute Gasthof auf einmal über alle Stufen der Architektur wegsprang, mag ein Zeugniß sein, wie viel die Bürgerklasse in diesen Zeiten gewonnen hat.

Die Menschen sind durchaus höflich und zeigen in ihrem Betragen eine gute, natürliche, stille, bürgerliche Denkart.

Die Mägde sind meist schöne, stark und fein gebildete Mädchen und geben einen Begriff von der Bildung des Land-

volks; sie geben aber meistentheils schmutzig, weil sie mit zu dem Feldbau der Familien gebraucht werden.

Der Neckar ist oberhalb und unterhalb der Stadt zum Behufe verschiedener Mühlen durch Wehre gedämmt; die Schifffahrt von unten herauf geht also nur bis hierher, wo ausgeladen werden muß; man lärt oberhalb wieder ein und kann bis Kannstatt fahren. Diese Schiffe tragen bei hohem Wasser ungefähr achthundert Zentner; auch wird hier viel ausgeladen und weiter ins Land hinein zur Achse transportirt.

Vor dem Thor steht ein großes Gebäude, das ehemals ein Waisenhaus war; die Waisen sind aber gegenwärtig nach den bekannten Beispielen auf Dörfer vertheilt.

Das Wirthshausgebäude ist von einem Zweibrücker Baumeister, der sich in Paris aufgehalten, gebaut und von ihm sowol das Ganze als das Einzelne angegeben. Daß die Handwerker ihn nicht völlig sekundirten, sieht man am Einzelnen.

An den Fensterscheiben fand ich eine Sonderbarkeit. Es sind länglich viereckte Tafeln, die in der Quere stehen und unten eingebogen sind, so daß man von dem Fenster und dem Rahmen etwas abnehmen müßte. Der Hausherr sagte mir nur, daß der Glaser sich nach den Tafeln habe richten müssen; er glaubt, daß sie sich, wenn sie noch biegsam sind, so werfen. Ich kann auch nichts Zweckmäßiges darin finden. Uebrigens ist es Lohrer Glas.

An der Wirthstafel speiste außer der Hausfamilie noch der Oberamtmann von Mockmühl und die Seinen.

*

Abends um sechs Uhr fuhr ich mit dem Bruder des Wirths auf den Wartberg. Es ist, weil Heilbronn in der Tiefe liegt, eigentlich die Warte und dient anstatt eines Hauptthurms. Die wesentliche Einrichtung oben aber ist eine Glocke, wodurch den Ackerleuten und besonders Weingärtnern ihre Feierstunde angekündigt wird. Der Thurm liegt ungefähr eine halbe Stunde von der Stadt auf einer mit buschigem Holz oben bewachsenen Höhe, an deren Fuß Weinberge sich hinunterziehen. In der Nähe des Thurmes steht ein artiges Gebäude mit einem großen Saale und einigen Nebenzimmern, wo die Woche einigemal getanzt wird. Wir fanden eben die Sonne als eine blutrothe Scheibe in einem wahren Scirocoduft rechts von Wimpfen untergehen. Der Neckar schlängelt sich ruhig durch die Gegend,

die von beiden Seiten des Flusses sanft aufsteigt. Heilbronn liegt am Flusse, und das Erdreich erhöht sich nach und nach bis gegen die Hügel in Norden und Nordosten. Alles, was man übersieht, ist fruchtbar; das Nächste sind Weinberge, und die Stadt selbst liegt in einer großen grünen Masse von Gärten. Der Anblick erweckt das Gefühl von einem ruhigen, breiten, hinreichenden Genuß. Es sollen zwölftausend Morgen Weinberge um die Stadt liegen; die Gärten sind sehr theuer, so daß wol eintausendfünfhundert Florin für einen Morgen gegeben werden.

Ich hatte sehr schönes Vieh gesehen und fragte darnach. Man sagte mir, daß vor dem Kriege dreitausend Stück in der Stadt gewesen, die man aber aus Sorge vor der Viehseuche nach und nach abgeschafft und erst wieder herbeischaffen werde; eine Kuh könne immer zwölf bis achtzehn Karolin kosten und werth sein. Viele halten sie auf Stallfütterung; geringe Leute haben Gelegenheit, sie auf die Weide zu schicken, wozu die Gemeinde schöne Wiesen besitzt.

Ich fragte nach dem Bauwesen. Der Stadtrath hat es vor dem Krieg sehr zu befördern gesucht; besonders wird der Bürgermeister gerühmt, der schöne Kenntnisse besessen und sich dieses Theils sehr angenommen. Vor dem Kriege hat man von Seiten der Stadt Demjenigen, der nach Vorschrift von Stein baute, die Steine umsonst angefahren und ihm leicht verzinslichen Vorschuß gegeben. Was diese Vorsorge gefruchtet und warum sich die Baulust nicht mehr ausgebreitet, verdient einer nähern Untersuchung.

Die Obrigkeit besteht aus lauter Protestanten und Studirten. Sie scheint sehr gut Haus zu halten; denn sie hat die bisherigen Kriegslasten ohne Aufborgung oder neue Auflagen bestritten. Einer Kontribution der Franzosen ist sie glücklich entgangen. Sie war auf einhundertvierzigtausend Gulden angesetzt, die auch schon parat lagen. Jetzt werden alle Vorspanne, welche die Oestreicher verlangen, aus dem Aerarium bezahlt, und die Bürger verdienen dabei. Das beste Zeichen einer guten Wirthschaft ist, daß die Stadt fortfährt, Grundstücke zu kaufen, besonders von fremden Besitzern in der Nachbarschaft. Hätten die Reichsstädte in früherer Zeit diesen großen Grundsatz von den Klöstern gelernt, so hätten sie sich sehr erweitern und zum Theil manchen Verdruß ersparen können, wenn sie fremde Besitzer mitunter in ihr Territorium einkaufen ließen.

Die Stadt hat eine Schneidemühle mit dem Rechte, allein

Baubolz und Bretter zu verkaufen. Diese Befugnisse sind auf dreißig Jahre verpachtet. Der Einwohner kann zwar von einem vorbeifahrenden Flößer auch kaufen, muß aber dem Monopolisten einen Batzen vom Gulden abgeben, so wie der Flößer Diesem auch eine Abgabe bezahlen muß.

Da nun der Pachter, indem er Holz im Großen kauft und selbst flößt, das Holz so wohlfeil als der Flößer geben kann, so kann er sich einen guten Vortheil machen. Dagegen wird er, wenn er es zu hoch treiben wollte, wieder durch die Konkurrenz des Flößers balancirt. Unter diesen Umständen scheint also nicht, wie ich anfangs glaubte, diese Art von bedingtem Alleinhandel dem Bauen hinderlich zu sein.

Was die Abgaben betrifft, so sollen die Grundstücke sehr gering, das baare Vermögen hingegen und die Kapitalien hoch belegt sein.

Bei Erzählung von der Warte habe ich einer artigen alten Einrichtung zu erwähnen vergessen. Oben auf dem Thurm steht ein hohler, mit Kupferblech beschlagener, großer Knopf, der zwölf bis sechzehn Personen zur Noth fassen konnte. Diesen konnte man ehemals mannshoch in die Höhe winden und ebenso unmittelbar wieder auf das Dach herablassen. So lange der Knopf in der Höhe stand, mußten die Arbeiter ihr Tagewerk verrichten; sobald er niedergelassen ward, war Mittagsruhe oder Feierabend. Seiner Größe wegen konnte man ihn überall erkennen, und dieses dauernde sichtbare Zeichen war zuverlässiger, als das Zeichen der Glocke, das doch verhört werden kann. Schade, daß dieses Denkmal alter Sinnlichkeit außer Gebrauch gekommen ist.

In dem Hinfahren sah ich auch Weinsberg liegen, nach dem man wol, wie Bürger thut, fragen muß, da es sehr zwischen Hügel hineingedrückt ist, am Fuße des Berges, auf dem das durch Frauentreue berühmte, jetzt zerstörte Schloß liegt, dessen Ruinen ich denn auch, wie billig, begrüßt habe. Auch hier ist man mit der Ernte sehr zufrieden.

Sie kam wie überall sehr lebhaft hinter einander, so daß die Winterfrüchte zugleich mit den Sommerfrüchten reif wurden. Der Feldbau ist auch hier in drei Jahresabtheilungen eingetheilt, obgleich kein Feld brach liegt, sondern im dritten Jahre mit Hafer bestellt wird. Außerdem benutzt ein Jeder, insofern er es mit der Düngung zwingen kann, seinen Boden in der Zwischenzeit, wie es angeht, zum Beispiel mit Sommerrüben.

Ludwigsburg, den 29. August 1797.

Von Heilbronn gegen fünf Uhr vor Sonnenaufgang fort. Der Weg führt erst durch schöne Gärtnerei, verläßt dann die Allee, und man kommt auf die alte Ludwigsburger Straße. Nebel bezeichneten den Gang des Neckar's. Bedingen lag rechts im Nebel des Neckarthales; links auf der Fläche sah man Feldbau. Man kommt durch Sontheim, das deutschherrisch ist, und sieht in der Ebene eine immer abwechselnde Fruchtbarkeit, bald Wein, bald Feldbau. Wir fuhren auer durch den obern Theil eines artigen Wiesenthals, an dem weiter unten Schloß und Dorf Thalheim liegt. Hier wird der horizontale Kalkstein wieder angetroffen.

Lauffen, hat eine artige Lage, theils auf der Höhe, theils am Wasser. Die Weinberge sind wieder häufig, und der Boden ist so gut, daß sie nach der Ernte noch türkisch Korn gesäet hatten, das grün abgebauen und verfüttert wird. Durch eine schöne Allee von Obstbäumen fahrend, sahen wir bald den Neckar wieder und kamen durch Kirchheim, genannt am Neckar. Wir ließen den Fluß links im Rücken, der zwischen engern Hügeln durchgeht, aber hie und da an den ausspringenden Winkeln schöne flache Rücken läßt zum Frucht- und Weinbau.

Halb sieben Uhr kamen wir nach Besigheim, wo wir ein Wenig fütterten. Die Enz und der Neckar fließen hier zusammen, und die horizontalen Kalkfelsen, mit Mauerwerk artig zu Terrassen verbunden und mit Wein bepflanzt, gewähren einen erfreulichen Anblick. Brücke über die Enz. Hinter Bietigheim fuhren wir an mächtigen Kalklagern vorbei durch eine schöne Allee von Fruchtbäumen. Man sah ferne und nahe Wäldchen durch Alleen verbunden und hatte den Asperg und bald Ludwigsburg vor Augen, wo wir, da der Tag sehr heiß war, bis gegen Abend verweilten.

Das bekannte geräumige Schloß in Ludwigsburg ist sehr wohnbar, aber sowol das alte als das neue in verhältnißmäßig bösem Geschmack ausgeziert und mehlirt. Im neuen gefielen mir die egalen Parkets von eichenem Holze, die sich sehr gut gehalten hatten. Wahrscheinlich waren sie nicht gerissen, weil die Etage an den Garten stößt und nur wenig über ihn erhoben ist. Auf einer Galerie waren alte schlechte Gemälde von Venetianischen Lustbarkeiten, worunter auch die berühmte Brückenschlacht von Pisa. Diese Bilder, besonders dies eine, ob es gleich gar kein Kunstverdienst hat, ist dennoch sehr merkwürdig;

denn man sieht, wie der unsinnigste Streich zum Spaß der ganzen Welt gereicht, die alle Balkone füllt und mit Jujauchzen, Schnupftuchwinken und sonstigem Antheil lebhaft ergetzt ist. Das Bild ist nicht übel, zwar nach Art der Tugendbilder, fabrikmäßig, aber doch charakteristisch gemalt.

Das große Opernheater ist ein merkwürdiges Gebäude, aus Holz und leichten Brettern zusammengeschlagen, und zeugt von dem Geiste des Erbauers, der viele und hohe Gäste würdig und bequem unterhalten wollte. Das Theater ist achtzehn Schritte breit, auch ungeheuer hoch, indem das Haus vier Logen enthält; in seiner möglichen Länge hat es sechsundsiebzig Schritt. Das Proscenium und das Orchester ist sehr groß, das Parterre dagegen sehr klein; man konnte überall gut sehen und hört wahrscheinlich auch gut hören. Gegenwärtig ist es seit der Anwesenheit des Großfürsten zu einem Tanzsaale eingerichtet.

Von Ludwigsburg um fünf Uhr abgefahren. Herrliche Allee vom Schloßweg an der langen Straße des Orts hin. Jede Seite der Allee vor dem Ort ist mit einer doppelten Reihe Bäume besetzt; links sieht man die Neckargebirge. Man kommt nach Kornwestheim; von da stehen Fruchtbäume an der Chaussee, die anfangs vertieft liegt, so daß die Aussicht wenig Abwechslung gewährt. Die Solitude sieht man in der Ferne. Herrlicher Fruchtbau. Der Weg geht über manche Hügel; ein Kalksteinbruch zum Behuf der Chaussee liegt ganz nahe an der Straße.

Nach Zuffenhausen hinabfahrend, sahen wir Feuerbach rechts in einem schönen Wiesengrunde. Ein Bauer, der eine Querpfeife auf dem Jahrmarkt gekauft hatte, spielte darauf im Nachhausegehen — fast das einzige Zeichen von Fröhlichkeit, das uns auf dem Wege begegnet war. Nach Sonnenuntergang sah man Stuttgart. Seine Lage in einem Kreise von sanften Gebirgen machte in dieser Tageszeit einen ernsten Eindruck.

Stuttgart, den 30. August 1797.

Ich machte meine erste gewöhnliche Tour um sechs Uhr früh allein und rekognoszirte die Stadt mit ihren Umgebungen. Eine Seite hat eine Befestigung nach der Heilbronner Art, nur nicht so stattlich; die Gräben sind auch in Weinberge und

Gartenpflanzungen verwandelt. Bald nachher findet man die schönsten Alleen von mehrern Baumreihen und ganz beschattete Plätze. Zwischen diesen und einer Art von Vorstadt liegt eine schöne Wiese. Durch die Vorstadt kommt man bald auf den Platz vor das Schloß oder vielmehr vor die Schlösser. Der Platz ist seit der Anwesenheit des Großfürsten schön planirt, und die theils auf Rasen in großen, regelmäßigen Partien, theils als Alleen gepflanzten Kastanienbäume sind sehr gut gediehen. Das Schloß selbst ist von dem Geschmack der Hälfte dieses Jahrhunderts, das Ganze aber anständig frei und breit. Das alte Schloß wäre jetzt kaum zu einer Theaterdekoration gut. Die alte Stadt gleicht Frankfurt in ihren alten Theilen; sie liegt in der Tiefe, nach dem kleinen Wasser zu. Die neue Stadt ist in entschiedenen Richtungen meist geradlinig und rechtwinkelig gebaut ohne Aengstlichkeit in der Ausführung. Man sieht Häuser mit mehr oder weniger Ueberhängen, ganz perpendikulär, von verschiedener Art und Größe; und so bemerkt man, daß die Anlage nach einem allgemeinen Gesetz und doch nach einer gewissen bürgerlichen Willkür gemacht wird.

Nachdem ich mich umgekleidet, besuchte ich nach zehn Uhr Herrn Handelsmann Rapp und fand an ihm einen wohlunterrichteten, verständigen Kunstfreund. Er zeigte mir eine schöne Landschaft von Both, er selbst zeichnet als Liebhaber landschaftliche Gegenstände recht glücklich.

Wir besuchten Professor Dannecker in seinem Studium im Schlosse und fanden bei ihm einen Hektor, der den Paris schilt, ein etwas über Lebensgröße in Gips ausgeführtes Modell, sowie auch eine ruhende nackte weibliche Figur im Charakter der sehnsuchtsvollen Sappho, in Gips fertig und in Marmor angefangen; desgleichen eine kleine trauernd sitzende Figur zu einem Zimmermonument. Ich sah ferner bei ihm das Gipsmodell eines Kopfes vom gegenwärtigen Herzog, der besonders in Marmor sehr gut gelungen sein soll, sowie auch seine eigne Büste, die ohne Uebertreibung geistreich und lebhaft ist. Was mich aber besonders frappirte, war der Originalausguß von Schiller's Büste, der eine solche Wahrheit und Ausführlichkeit hat, daß er wirklich Erstaunen erregt. Ich sah noch kleine Modelle bei ihm, recht artig gedacht und angegeben; nur leidet er daran, woran wir Modernen alle leiden, an der Wahl des Gegenstandes. Diese Materie, die wir bisher so oft und zuletzt wieder bei Gelegenheit der Abhandlung über den Laokoon

besprochen haben, erscheint mir immer in ihrer höhern Wichtigkeit. Wann werden wir armen Künstler dieser letzten Zeiten uns zu diesem Hauptbegriff erheben können!

Auch sah ich eine Vase bei ihm, aus graugestreiftem Alabaster, von Isopi, von dem uns Wolzogen so viel erzählte. Es-acht aber über alle Beschreibung, und Niemand kann sich ohne Anschauung einen Begriff von dieser Vollkommenheit der Arbeit machen. Der Stein, was seine Farbe betrifft, ist nicht günstig, aber seiner Materie nach desto mehr. Da er sich leichter behandeln läßt als der Marmor, so werden hier Dinge möglich, wozu sich der Marmar nicht darbieten würde. Wenn Cellini, wie sich glauben läßt, seine Blätter und Zierrathen in Gold und Silber ebenso gedacht und vollendet hat, so kann man ihm nicht übel nehmen, wenn er selbst mit Entzücken von seiner Arbeit spricht.

Man fängt an, den Theil des Schlosses, der unter Herzog Karl, eben als er geendigt war, abbrannte, wieder auszubauen, und man ist eben mit den Gesimsen und Decken beschäftigt. Isopi modellirt die Theile, die alsdann von andern Stukkatoren ausgegossen und eingesetzt werden. Seine Verzierungen sind sehr geistreich und geschmackvoll; er hat eine besondere Liebhaberei zu Vögeln, die er sehr gut modellirt und mit andern Zierrathen angenehm zusammenstellt. Die Komposition des Ganzen hat etwas Originelles und Leichtes.

In Herrn Professor Scheffauer's Werkstatt fand ich eine schlafende Venus mit einem Amor, der sie aufdeckt, von weißem Marmor, wohl gearbeitet und gelegt; nur wollte der Arm, den sie rückwärts unter den Kopf gebracht hatte, gerade an der Stelle der Hauptansicht keine gute Wirkung thun. Einige Basreliefs antiken Inhalts, ferner die Modelle zu dem Monument, welches die Gemahlin des jetzigen Herzogs auf die durch Gebete des Volks und der Familie wieder erlangte Genesung des Fürsten aufrichten läßt. Der Obelisk steht schon auf dem Schloßplatze, mit den Gipsmodellen geziert.

In Abwesenheit des Professor Hetsch ließ uns seine Gattin seinen Arbeitssaal sehen. Sein Familienbild in ganzen, lebensgroßen Figuren hat viel Verdienst; besonders ist seine eigene höchst wahr und natürlich. Es ist in Rom gemalt. Seine Porträte sind sehr gut und lebhaft und sollen sehr ähnlich sein. Er hat ein historisches Bild vor aus der Messiade, da Maria sich mit Porcia, der Frau des Pilatus, von der Glückseligkeit

des ewigen Lebens unterhält und sie davon überzeugt. Was läßt sich über die Wahl eines solchen Gegenstandes sagen? Und was kann ein schönes Gesicht ausdrücken, das die Entzückung des Himmels vorausfühlen soll? Ueberdies hat er zu dem Kopf der Porcia zwei Studien nach der Natur gemacht, das eine nach einer Römerin, einer geist- und gefühlvollen herrlichen Brünette, und das andere nach einer blonden, guten, weichen Deutschen. Der Ausdruck von beiden Gesichtern ist, wie sich's versteht, nichts weniger als überirdisch, und wenn so ein Bild auch gemacht werden könnte, so dürften keine individuellen Züge darin erscheinen. Indessen möchte man den Kopf der Römerin immer vor Augen haben. Es hat mich so ein erzdeutscher Einfall ganz verdrießlich gemacht. Daß doch der gute bildende Künstler mit dem Poeten wetteifern will, da er doch eigentlich durch das, was er allein machen kann und zu machen hätte, den Dichter zur Verzweiflung bringen könnte!

Professor Müllern fand ich an dem Graffischen Porträt, das Graff selbst gemalt hat. Der Kopf ist ganz vortrefflich, das künstlerische Auge hat den höchsten Glanz; nur will mir die Stellung, da er über einen Stuhlrücken sich herüberlehnt, nicht gefallen, um so weniger, da dieser Rücken durchbrochen ist und das Bild also unten durchlöchert erscheint. Das Kupfer ist übrigens auf dem Wege, gleichfalls sehr vollkommen zu werden. Sodann ist er an „Auch einem Tod eines Generals" beschäftigt, und zwar eines amerikanischen, eines jungen Mannes, der bei Bunkersbill blieb. Das Gemälde ist von einem Amerikaner Trumbul und hat Vorzüge des Künstlers und Fehler des Liebhabers. Die Vorzüge sind: sehr charakteristische und vortrefflich todirte Porträtgesichter, die Fehler: Disproportionen der Körper unter einander und ihrer Theile. Komponirt ist es verhältnißmäßig zum Gegenstande recht gut, und für ein Bild, auf dem so viele rothe Uniformen erscheinen müssen, ganz verständig gefärbt; doch macht es im ersten Anblick immer eine grelle Wirkung, bis man sich mit ihm wegen seiner Verdienste versöhnt. Das Kupfer thut im Ganzen sehr gut und ist in seinen Theilen vortrefflich gestochen. Ich sah auch das bewundernswürdige Kupfer des letzten Königs von Frankreich in einem vorzüglichen Abdruck aufgestellt.

Gegen Abend besuchten wir Herrn Konsistorialrath Ruoff, welcher eine treffliche Sammlung von Zeichnungen und Kupfern besitzt, wovon ein Theil zur Freude und Bequemlichkeit der

Liebhaber unter Glas aufgehängt ist. Sodann gingen wir in Rapp's Garten, und ich hatte abermals das Vergnügen, mich an den verständigen und wohlgeübten Urtheilen dieses Mannes über manche Gegenstände der Kunst sowie über Danneker's Lebhaftigkeit zu erfreuen.

Stuttgart, den 31. August 1797.

Ueber das, was ich gestern gesehen, wären noch manche Bemerkungen zu machen. Besonders traurig für die Baukunst war die Betrachtung, was Herzog Karl bei seinem Streben noch einer gewissen Größe hätte hinstellen können, wenn ihm der wahre Sinn dieser Kunst aufgegangen und er so glücklich gewesen wäre, tüchtige Künstler zu seinen Anlagen zu finden. Allein man sieht wol, er hatte nur eine gewisse vornehme Prachtrichtung ohne Geschmack, und in seiner frühern Zeit war die Baukunst in Frankreich, woher er seine Muster nahm, selbst verfallen. Ich bin gegenwärtig voll Verlangen, Hohenheim zu sehen.

Nach Allem diesem muß ich noch sagen, daß ich unterwegs auf ein poetisches Genre gefallen bin, in welchem wir künftig mehr machen müssen. Es sind Gespräche in Liedern. Wir haben in einer gewissen ältern deutschen Zeit ähnliche recht artige Sachen, und es läßt sich in dieser Form Manches sagen; man muß nur erst hineinkommen und dieser Art ihr Eigenthümliches abgewinnen. Ich habe so ein Gespräch zwischen einem Knaben, der in eine Müllerin verliebt ist, und dem Mühlbach angefangen, und hoffe es bald zu überschicken. Das Poetisch-Tropisch-Allegorische wird durch diese Wendung lebendig, und besonders auf der Reise, wo Einen so viel Gegenstände ansprechen, ist es ein recht gutes Genre.

Auch bei dieser Gelegenheit ist merkwürdig zu betrachten, was für Gegenstände sich zu dieser besondern Behandlungsart bequemen. Ich kann Ihnen nicht sagen, um meine obigen Klagelieder zu wiederholen, wie sehr mich jetzt, besonders um der Bildhauer willen, die Mißgriffe im Gegenstand beunruhigen; denn diese Künstler büßen offenbar den Fehler und den Unbegriff der Zeit am Schwersten. Sobald ich mit Meyern zusammenkomme und seine Ueberlegungen, die er mir angekündigt, nutzen

Schildwache.

Er ſieht ſo hager und ſo bleich,
Eher einem Todten als einem Lebenden gleich:
Er kommt von keinem geſunden Ort,
Zeig Er mir erſt Seinen Paſſeport!

Freund Hain.

Mein Paß iſt dieſe Senſe hier,
Thür, Thor und Schlagbaum öffnet ſie mir.
Mich hält in meinem raſchen Lauf
Selbſt eine Armee en front nicht auf.
Will Er mich noch weiter ſchikaniren,
Werd' ich über ihn wegmarſchiren,
Kein lautes Wörtchen mit ihm ſprechen,
Den Kieler Wandrer an Ihm rächen!

Mein Beichtiger, mein Beichtiger.*)

Mein Beichtiger, mein Beichtiger,
Mein Beichtiger ſagt: Bruder,
Für Deine Sünden faſte mir
Den vollen langen Tag!

Marguita doch, Marguita doch,
Marguita ſagt: Mein Schätzchen,
Komm, Abends komm, zum Eſſen komm,
Der Teufel hole den Beichtiger!

Unüberwindlich.**)

Hab' ich tauſendmal geſchworen,
Dieſer Flaſche nicht zu trauen,

hängen und machte dazu die obenſtehenden Verſe." — Der Grund, weshalb „Freund Hain", den erſt Muſäus unter dieſem Namen allgemein bekannt gemacht, als ſein Rächer dargeſtellt wird, (ſ. deſſen Schrift: „Freund Hain's Erſcheinungen in Holbein's Manier. Winterthur 1783." Das Gedicht fällt in die Zeit vor Goethe's italieniſcher Reiſe, vermuthlich auch in das Jahr 1785. — L. — Vgl. auch Biographiſche Nachrichten über J. K. A. Muſäus in uns. Ausg. IV. 157, und Goethe's Gedichte II, 13.

*) Nur in Bd. 7 der „Nachgel. W." 1833 und in der Ausgabe von 1836 abgedruckt, ſeitdem, wie es ſcheint, vergeſſen. Düntzer, Archiv für neuere Literatur V, 416, vermuthet mit Wahrſcheinlichkeit, daß das Gedicht eine Ueberſetzung iſt.

**) Dies und das folgende Gedicht ſind zuerſt in Bd. 7 der „Nachgel. W." 1833 mitgetheilt. Die Ueberſchriften ſind in der Ausgabe von 1840 zugeſetzt.

kann, will ich gleich mich daran machen und wenigstens die Hauptmomente zusammenschreiben.

Ueber das Theatralisch-Komische habe ich auch verschiedenemal zu denken Gelegenheit gehabt; das Resultat ist, daß man es nur in einer großen, mehr oder weniger rohen Menschenmasse gewahr werden kann, und daß wir leider ein Kapital dieser Art, womit wir poetisch wuchern könnten, bei uns gar nicht finden.

Uebrigens hat man vom Kriege hier viel gelitten und leidet immerfort. Wenn die Franzosen dem Lande fünf Millionen abnahmen, so sollen die Kaiserlichen nun schon an sechzehn Millionen verzehrt haben. Dagegen erstaunt man denn freilich als Fremder über die ungeheure Fruchtbarkeit dieses Landes und begreift die Möglichkeit, solche Lasten zu tragen.

Cotta hat mich freundlich eingeladen, in Tübingen bei ihm zu logiren; ich habe es mit Dank angenommen, da ich bisher, besonders bei dem heißen Wetter, in den Wirthshäusern mehr als auf dem Wege gelitten.

Ich habe nun auch die Vasen von Jfopi gesehen, von welchen Weltzogen auch nicht zu viel erzählt hat. Der Einfall, den Henkel und die Schnauze der Kanne durch Thiere vorzustellen, ist sehr artig und sehr gut angebracht, besonders an der einen, da der Kranich, der aus dem Gefäße trinkt, den Henkel, und der betrübte Fuchs die Schnauze macht. Die Arbeit aber in Hinsicht ihrer Feinheit und Zierlichkeit geht über alle Begriffe. Er verlangt für die beiden großen und noch drei oder vier kleinere fünfhundert Dukaten. Man muß bei der Arbeit wie bei dem Menschen immer an Cellini denken. Obgleich Jfopi keine Spur von jener Rohheit hat, so ist er doch ein ebenso fürchterlich passionirter Italiener. Die Art, wie er die Franzosen haßt und wie er sie schildert, ist einzig, so wie er überhaupt eine sehr interessante Natur ist.

Als die Franzosen nach Stuttgart kamen, fürchtete man eine Plünderung. Er hatte seine Vasen wohl eingepackt im Danneckerischen Hause stehen. Heimlich kauft er sich ein paar Taschenpistolen, Pulver und Blei und trägt die Gewehre geladen mit sich herum, und da man in der ersten Nacht unvorsichtigerweise einige Franzosen ins Haus läßt, die nach der gewöhnlichen Marodeursmanier zu trinken forderten, sich aber nachher ziemlich unartig bezeigten, stand er immer dabei und hatte die Hände in der Tasche, entschlossen, dem Ersten, der sich

seinem Zimmer und dem Kasten genähert hätte, eine Kugel durch den Leib zu jagen und neben seinen Arbeiten zu sterben.

Stuttgart, den 1. September 1797.

Gestern Nachmittag war ich beim Mechanikus Tiedemann, einem unschätzbaren Arbeiter, der sich selbst gebildet hat. Mehrere Gesellen arbeiten unter ihm, und er ist eigentlich nur beschäftigt, seine Ferngläser zusammenzusetzen — eine Bemühung, die wegen der Objektivgläser viel Zeit erfordert, indem diejenigen Gläser, die eigentlich zusammengehören, jedesmal durch die Erfahrung zusammengesucht werden müssen. Ein Perspektiv, dessen erstes Rohr ungefähr achtzehn Zoll lang ist und durch das man eine Schrift von ungefähr einem Zoll hoch auf sechshundert Fuß sehr deutlich lesen, ja auf einer weißen Tafel kleine Punkte recht deutlich unterscheiden kann, verkauft er für sieben ein halb Karolin.

Wir besuchten Herrn Obristlieutenant Wing, der recht gute Gemälde besitzt. Wir sahen eins von Franz Floris, mehrere Frauen mit Säuglingen beschäftigt, ein besonders in einzelnen Theilen sehr gutes Bild. Ein anderes von Hetsch, Achill, von dem man die Brisels wegführt, würde vorzüglicher sein, wenn die Figur des Achill nicht in der Ecke zu sehr allein säße. Ueberhaupt haben die Hetschischen Bilder, so viel ich ihrer gesehen, bei ihren übrigen Verdiensten und bei glücklichen Aperçus immer etwas, daß man sie noch einmal durchgearbeitet wünscht. Auch sah ich eine Landschaft mit Räubern, die für Rubens gegeben wird, die ich ihm aber nicht zuschreiben würde, ob sie gleich in ihrer natürlichen Behandlungsart vortrefflich ist. Ferner sah ich einige andere, mehr oder weniger kleine, ausgeführte Bilder von Rubens.

Darauf besuchten wir Herrn Professor Harper, einen gebornen Landschaftsmaler. Die Begebenheiten und Bewegungen der Natur, indem sie Gegenden zusammensetzt, sind ihm sehr gegenwärtig, so daß er mit vielem Geschmack landschaftliche Gemälde hervorbringt. Freilich sind es Alles nur imaginirte Bilder, und seine Farbe ist hart und roh; allein er malt so aus Grundsätzen, indem er behauptet, daß sein Kolorit mit der Zeit Ton und Harmonie bekomme, wie denn auch einige dreißig- und vierzigjährige Bilder von ihm zu beweisen scheinen. Er

ist ein gar guter, allgemein beliebter, wohlerhaltener Mann in den Sechzigen und wird von hier bald nach Berlin abgehen.

Wir sahen die Aloes, die in einem herrschaftlichen Garten seit drei Monaten der Blüthe sich nähert. Der Stengel ist jetzt dreiundzwanzig Fuß hoch. Die Knospen sind noch geschlossen und brauchen allenfalls noch vierzehn Tage zur völligen Entwicklung. Sie ist auch zufällig, indem man sie in ein engeres Gefäß gesetzt, zu dieser Blüthe genöthigt worden.

Hierauf gingen wir ein Wenig spazieren und dann in das Schauspiel. Es ward „Don Karlos" von Schiller gegeben. Ich habe nicht leicht ein Ganzes gesehen, das sich so sehr dem Marionettentheater nähert als dieses. Eine Steifheit, eine Kälte, eine Geschmacklosigkeit, ein Ungeschick, die Möbeln auf dem Theater zu stellen, ein Mangel an richtiger Sprache und Deklamation in jeder Art Ausdruck irgend eines Gefühls oder hohern Gedankens, daß man sich eben zwanzig Jahre und länger zurückversetzt fühlt. Und was am Merkwürdigsten ist, kein Einziger findet sich unter ihnen, der auch nur irgend zu seinem Vortheil sich auszeichnete; sie passen Alle auf das Beste zusammen. Ein paar junge wohlgewachsene Leute sind dabei, die weder übel sprechen noch agiren, und doch wüßte ich nicht zu sagen, ob von Einem irgend für die Zukunft etwas zu hoffen wäre. Der Entrepreneur Mihole wird abgehen und ein neuer antreten, der aber die Obliegenheit hat, sowol Schauspieler als Tänzer, die sich von dem alten Theater des Herzogs Karl herschreiben und auf zeitlebens pensionirt sind, beizubehalten. Da er nun zugleich seinen Vortheil sucht und sich durch Abschaffung untauglicher Subjekte nicht Luft machen kann, so ist nicht zu denken, daß dieses Theater leicht verbessert werden könnte. Doch wird es besucht, getadelt, gelobt und ertragen.

Stuttgart, den 2. September 1797.

Gestern war ich mit Herrn Professor Danneker in Hohenheim. Gleich vor dem Thore begegneten wir Oestreichern, die ins Lager zogen. Häslach liegt rechts der Straße in einem schön bebauten und waldigen Grunde. Wenn man höher kommt, sieht man Stuttgart sehr zu seinem Vortheil liegen.

Hohenheim selbst, der Garten sowol als das Schloß, ist

eine merkwürdige Erscheinung. Der ganze Garten ist mit kleinen und größern Gebäuden überlaet, die mehr oder weniger theils einen engen, theils einen Repräsentationsgeist verrathen. Die wenigsten von diesen Gebäuden sind auch nur für den kürzesten Aufenthalt angenehm oder brauchbar. Sie stecken in der Erde, indem man den allgemeinen Fehler Derer, die am Berge bauen, durchaus begangen hat, daß man den vordern oder untern Sockel zuerst bestimmt und sodann das Gebäude hinten in den Berg gesteckt hat, anstatt daß, wenn man nicht planiren will noch kann, man den hintern Sockel zuerst bestimmen muß, der vordere mag alsdann so hoch werden, als er will.

Da alle diese Anlagen theils im „Gartenkalender", theils in einem eignen Werke beschrieben werden, so sind sie weiter nicht zu rezensiren; doch wäre künftig bei einer Abhandlung über die Gärten überhaupt dieser in seiner Art als Beispiel aufzustellen. Bei diesen vielen kleinen Partien ist merkwürdig, daß fast keine darunter ist, die nicht ein jeder wohlhabende Particulier ebenso gut und besser besitzen könnte. Nur machen viele kleine Dinge zusammen leider kein großes. Der Wassermangel, dem man durch gepflasterte schmale Bachbetten und durch kleine Bassins und Teiche abhelfen wollen, giebt dem Ganzen ein kümmerliches Ansehen, besonders da auch die Pappeln nur ärmlich da stehen. Schöne gemalte Fensterscheiben an einigen Orten sowie eine starke Sammlung Majolika ist für den Liebhaber dieser Art von Kunstwerken interessant. Ich erinnerte mich dabei verschiedener Bemerkungen, die ich über Glasmalerei gemacht hatte, und nahm mir vor, sie zusammenzustellen und nach und nach zu kompletiren; denn da wir alle Glasfritten so gut und besser als die Alten machen können, so käme es blos auf uns an, wenn wir nur genau den übrigen Mechanismus beobachteten, in Scherz und Ernst ähnliche Bilder hervorzubringen.

Außer einigen Bemerkungen in diesem Fache fand ich nichts Wissens- und Nachahmungswerthes in diesem Garten. Eine einzige altgothisch gebaute, aber auch kleine und in der Erde steckende Kapelle wird jetzt von Thouret, der sich lange in Paris und Rom aufgehalten und die Dekoration studirt hat, mit sehr vielem Geschmack ausgeführt; nur Schade, daß Alles bald wieder beschlagen und vermodern muß und der Aufenthalt feucht und ungenießbar ist!

Das Schloß, das mit seinen Nebengebäuden ein aus-

gewerbetes Werk darstellt, gewährt den gleichgiltigsten Anblick von der Welt, sowie auch sämmtliche Gebäude ganz weiß angestrichen sind. Man kann vom Aeußern der Gebäude sagen, daß sie in gar keinem Geschmack gebaut sind, indem sie nicht die geringste Empfindung weder von Neigung noch Widerwillen erregen. Eher ist das völlig Charakterlose einer bloßen, beinahe nur handwerksmäßigen Bauart auffallend.

Der Haupteingang ist zu breit gegen seine Höhe, wie überhaupt der ganze Steck zu niedrig ist. Die Treppen sind gut angelegt, die Stufen jedoch gegen ihre geringe Höhe zu schmal. Der Hauptsaal, leider mit Marmor dekorirt, ist ein Beispiel einer bis zum Unsinn ungeschickten Architektur. In den Zimmern sind mitunter angenehme Verzierungen, die aber doch einen unsichern und umherschweifenden Geschmack verrathen. Einiges sind Nachzeichnungen, die aus Paris gesendet werden, in denen mehr Harmonie ist. Ein artiger Einfall von kleinen seidnen Vorhängen, die mit Franzen verbrämt und, in ungleichen Wolken aufgezogen, von den Gesimsen herunterhängen, verdient mit Geschmack nachgeahmt zu werden. Die Stukkaturarbeit ist meistens höchst schlecht.

Da ein Theil des Schlosses noch nicht ausgebaut ist, so läßt sich hoffen, daß durch ein paar geschickte Leute, die gegenwärtig hier sind, die Dekorationen sehr gewinnen werden. Ein Saal, der auch schon wieder auf dem Wege war, in schlechtem Geschmack verziert zu werden, ist wieder abgeschlagen worden und wird nach einer Zeichnung von Thouret durch Zsepi ausgeführt.

Die Gipsarbeit des Zsepi und seiner Untergebenen zu sehen, ist höchst merkwürdig, besonders wie die freistehenden Blätter der Rosen und die hohlen Kronen ausgearbeitet und aus Theilen zusammengesetzt werden, wodurch sehr schöne und durch Schatten wirksame Vertiefungen entstehen. Auch war mir sehr merkwürdig, wie er Dinge, die nicht gegossen werden können, zum Beispiel die Verzierungen einer ovalen Einfassung, deren Linien alle nach einem Mittelpunkte gehen sollen, durch einen jungen Knaben sehr geschickt ausschneiden ließ. Die Leute arbeiten außer mit kleinen Federmessern, Flach- und Hohlmeißeln auch mit großen Nägeln, die sie sich selbst unten zuschleifen und oben mit einem Läppchen, um sie bequemer anzufassen, umwickeln. Von den größern Rosen bringt ein geschickter Arbeiter nur eine den Tag zu Stande. Sie arbeiten seit Zsepi's Di-

rektion mit großem Vergnügen, weil ſie ſehen, wie ſehr ſie in ihrer Geſchicklichkeit zunehmen. Ifopi macht, wie ſich's verſteht, die Modelle, die alsdann geformt und ausgegoſſen werden. Das Charakteriſtiſche von Ifopi's Arbeit ſcheint mir zu ſein, daß er, wie oben bemerkt, hauptſächlich auf die Vertiefungen denkt. So werden z. B. die Eier in der bekannten architektoniſchen Zierrath beſonders gegoſſen und in die Vertiefungen eingeſetzt.

Ein Hauptfehler der alten Deckendekoration iſt, daß ſie gleichſam für ſich allein ſteht und mit dem Untern nicht rein korreſpondiret, welches daher rühren mag, daß Alles zu haſtig und zufällig gearbeitet worden, das nun bei Theuret und Ifopi nicht mehr vorkommen kann. Hier ward ich auch durch die Ausführung in einem Gedanken beſtärkt, daß man nämlich bei Säulendekorationen, die in Zimmern angebracht werden, nur den Architrav und nicht das ganze Gebälke anbringen dürfe. Die Ordnung wird dadurch höher, das Ganze leichter und iſt dem Begriffe der Konſtruktion gemäß.

Ifopi will niemals eine Cornîche unmittelbar an der Decke haben; es ſoll immer noch eine leichte Wölbung vorhergehen, die der Geſchmack des Architekten nach der Länge und Breite des Zimmers als das Verhältniß, in dem ſie geſehen wird, beſtimmen ſoll.

Die rothe Damaſtfarbe ſah ich nirgends als in kleinen Kabinetten, wo ſie nur in ſchmalen Panneaus oder ſonſt unterbrochen vorkam. Die größern Zimmer waren alle mit ſanftern Farben dekorirt, und zwar ſo, daß das Seidenzeug heller gefärbtes Laub als der Grund hatte. Die Parkets ſind ſämmtlich von Eichenholz, unabwechſelnd wie die in Ludwigsburg, aber ſehr gut gearbeitet.

Auf dem Hauſe ſteht eine Kuppel, die aber nur eine Treppe enthält, um auf den obern Altan zu kommen.

Im Garten iſt ein Häuschen, von den drei Kuppeln genannt, auch merkwürdig, das inwendig ganz flache Decken hat, ſo daß die Kuppeln eigentlich nur Dekorationen nach außen ſind.

Ich fand die Amaryllis Belladonna blühen, ſowie in dem eiſernen Hauſe manche ſchöne auswärtige Pflanze.

Artig nahm ſich zu Fußdecken kleiner Kabinette ein bunter Flanell aus.

In den untern Zimmern des Schloſſes iſt eine Gemäldeſammlung, worunter ſich manches Gute befindet. Ein Frauen-

bild von Holbein, besonders aber eine alte Mutter, die mit Einfädelung der Nadel beschäftigt ist, indeß die Tochter sehr emsig näht und ein Liebhaber, der bei ihr steht, ihr in dem Augenblick seine Wünsche zu offenbaren scheint, ist vortrefflich gedacht, komponirt und gemalt. Das Bild hat halbe Figuren von fast Lebensgröße.

Einiges über Glasmalerei.

Bei der Glasmalerei ist vor Allem das Clairobscur und die Farbengebung zu betrachten.

Das Clairobscur ist an der vordern Seite, d. h. nach dem Gebäude zu, eingeschmolzen, es mögen nun mit dem Pinsel die Umrisse aufgetragen oder Licht und Schatten in breiten Flächen angegeben sein. Das Zweite geschah dergestalt, daß man die Platte mit dem ganzen chemischen Grunde überdeckte und mit einer Nadel die Lichter herausriß; es ist also, wenn man will, eine Art schwarzer Kunst, oder besser, es ward gearbeitet, wie man auf dunklem Grunde die Lichter aufhebt. Dieses geschah mit der größten Feinheit und Akkuratesse. Ob sie nun diesen Grund zuerst einschmolzen und die Farben auf die andere Seite brachten und nochmals einschmolzen, oder ob Alles zugleich geschah, weiß ich noch nicht.

Es giebt, in Absicht auf Färbung, auf Glas gemalte und aus Glas zusammengesetzte Bilder.

Die ersten haben nur gewisse Farben; Gelb bis ins Gelbrothe, Blau, Violet und Grün kommen darauf vor, aber niemals ein Purpur. Wahrscheinlich braucht der Goldlack ein stärkeres Feuer, um in Fluß zu gerathen, als die übrigen und konnte daher nicht mit jenen Farben zugleich eingeschmolzen werden.

War also Zeichnung und Clairobscur eines Bildes fertig, so wurden auf der Rückseite die Farben aufgetragen und eingeschmolzen. Merkwürdig ist die gelbe Farbe, die sie durch ein trübes Mittel nach dem bekannten optischen Gesetz hervorbrachten; der Theil der Scheibe, welcher inwendig herrlich gelb aussieht, erscheint von außen als ein schmutziges Hellblau, das ins Grünliche oder Violete spielt.

Wenn sie Schwarz hervorbringen wollten, so ließen sie den chemischen Grund auf dem Glase unberührt. Weil derselbe aber doch noch durchscheinend und braun gewesen wäre, so be-

deckten ſie ihn hinten mit irgend einem undurchſichtigen Schmelzwerk, wodurch das Schwarze ganz vollkommen wurde.

Bei der großern Unſchmelzbarkeit des rothen Glaſes wurde es, wie ſo viele Fälle zeigen, nur in einzelnen Stücken eingeſetzt. Bei dem artigen Fall, daß ein weißer Steinbock auf rothem Grunde erſcheinen ſollte, verfuhr man folgendermaßen. Man ſchmelz zuerſt einen purpurnen Ueberzug auf weiſſes Glas, ſo daß die ganze Tafel ſchön purpurn erſchien. Sodann krannte man die Figur nach Zeichnung und Schattirung auf die weiße Seite ein und ſchliff zuletzt von der Hinterſeite die rothe Lage des Glaſes weg, ſo weit ſie die Figur des Steinbocks bedeckte, wodurch dieſer blendend weiß auf dem farbigen Grunde erſchien.

Sobald ich wieder eine Anzahl ſolcher Scheiben antreffe, werde ich meine Bemerkungen kompletiren und zuſammenſtellen.

Stuttgart, den 3. September 1797.

Geſtern beſuchte ich die Bibliothek, die ein ungeheures hölzernes Gebäude, das ehemals ein Kaufhaus war, einnimmt. Es ſteht am gewerbreichſten Theile der Stadt, zwar rings herum frei, jedoch nicht ſo, daß es vor aller Feuersgefahr ſicher wäre. Die Sammlung zum Kunſt-, Antiquitäten- und Naturfach iſt beſonders ſchön ſowie auch die Sammlung der Dichter und des ſtatutariſchen Rechtes von Deutſchland. Bibliothekare ſind Peterſen und Hofrath Schott.

Vorher beſuchten wir den Profeſſor Theuret, bei dem ich verſchiedene gute Sachen ſah. Eine Allegorie auf die Wiedergeneſung des Herzogs iſt ihm beſonders wohl gelungen. Dieſe ſowol als eine Allegorie auf die franzöſiſche Republik ſowie Elektra mit Oreſt und Pylades zeugen von ſeiner Einſicht in die einfachen ſymmetriſchen und kontraſtirenden Kompoſitionen, ſo wie die Riſſe zu einem fürſtlichen Grabe und zu einem Stadtthor ſein ſolides Studium der Architektur beurkunden. Ich werde nach dieſem und nach der Zeichnung, die ich in Hohenheim von ihm geſehen, rathen, daß man bei Dekorirung unſeres Schloſſes auch ſein Gutachten einhole.

Nach Tiſche ging ich zu dem preußiſchen Geſandten von Madeweiß, der mich mit ſeiner Gemahlin ſehr freundlich empfing. Ich fand daſelbſt die Gräfin Königseck, Herrn und Frau

von Barchimont und einen Herrn von Wimpfen. Man zeigte mir ein paar vortreffliche Gemälde, die dem Legationsrath Abel gehören. Zunächst eine Schlacht von Wouverman. Die Kavallerie hat schon einen Theil der Infanterie überritten und ist im Begriff, ein zweites Glied, das eben abfeuert, anzugreifen. Ein Trompeter auf seinem hagern Schimmel sprengt rückwärts, um Sukkurs herbeizublasen. Das andere Bild ist ein Claude Lorrain von Mittelgröße und besonderer Schönheit, ein Sonnenuntergang, den er auch selbst radirt hat. Es ist fast keine Vegetation auf dem Bilde, sondern nur Architektur, Schiffe, Meer und Himmel.

Abends bei Herrn Kapellmeister Zumsteeg, wo ich verschiedene gute Musik hörte. Er hat die „Colma" nach meiner Uebersetzung als Kantate, doch nur mit Begleitung des Klaviers, komponirt. Sie thut sehr gute Wirkung und wird vielleicht für das Theater zu arrangiren sein, worüber ich nach meiner Rückkunft denken muß. Wenn man Zingaln und seine Helden sich in der Halle versammeln ließe, Minena singend und Ossian sie auf der Harfe akkompagnirend vorstellte und das Pianoforte auf dem Theater versteckte, so müßte die Aufführung nicht ohne Effekt sein.

Heute fuhren wir ins kaiserliche Lager. Wir kamen durch Berg, worauf die Hauptattake von Moreau gerichtet war, dann auf Kannstatt; Münster sahen wir im Grunde liegen. Wir kamen durch Schmieden und fingen an das Lager zu übersehen. Der linke Flügel lehnt sich an Mühlhausen, alsdann zieht es sich über Aldingen bis gegen Hochberg. In Neckarrems wurden wir vom Hauptmann Zakardowsky vom Generalstabe gut aufgenommen, der uns erst früh das Lager überhaupt von dem Berge bei Hochberg zeigte und uns gegen Abend an der ganzen Fronte bis gegen Mühlhausen hinführte. Wir nahmen den Weg nach Kornwestheim, da wir denn auf die Ludwigsburger Chaussee kamen und so nach der Stadt zurückfuhren.

Im Lager mögen etwa funfundzwanzigtausend Mann stehen; das Hauptquartier des Erzherzogs wird in Hochberg sein.

Der Pfarrer in Neckarrems heißt Zeller, der Oberamtmann von Kannstatt Seyffer und ist ein Bruder des Professors in Göttingen.

Stuttgart, den 4. September 1797.

Nachdem ich früh Verschiedenes zu Papiere gebracht und einige Briefe besorgt hatte, ging ich mit Herrn Professor Danneder spazieren und beredete hauptsächlich mit ihm meine Absichten, wie Jsopi und Theuret auch für unsere Weimarischen Verhältnisse zu nutzen sein möchten.

Zu Mittag speiste ich an der Table d'hôte, wo sich ein junger Herr von Lieven, der sich hier bei der russischen Gesandtschaft befindet, als ein Sohn eines alten akademischen Freundes mir zu erkennen gab.

Hernach besuchte ich Herrn Beiling, dessen Frau sehr schön Klavier spielte. Er ist ein sehr passionirter Liebhaber der Musik, besonders des Gesanges.

Aus den brillanten Zeiten des Herzogs Karl, wo Jomelli die Oper dirigirte, ist der Eindruck und die Liebe zur italienischen Musik bei ältern Personen hier noch lebhaft verblieben. Man sieht, wie sehr sich etwas im Publikum erhält, das einmal solid gepflanzt ist. Leider dienen die Zeitumstände den Obern zu einer Art von Rechtfertigung, daß man die Künste, die mit Wenigem hier zu erhalten und zu beleben wären, nach und nach ganz sinken und verklingen läßt.

Von da zur Frau Legationsrath Abel, wo ich die beiden schönen Bilder, die ich bei Herrn von Madeweiß gesehen, nochmals wiederfand. Außer diesen zeigte man mir noch eine vortreffliche und wohlerhaltene Landschaft von Nikolaus Poussin und noch einen andern Claude aus einer frühern Zeit, aber unendlich lieblich.

Wir machten darauf einen Spaziergang auf die Weinbergshöhen, wo man Stuttgart in seinem Umfange und seinen verschiedenen Theilen liegen sieht. Stuttgart hat eigentlich drei Regionen und Charaktere: unten sieht es einer Landstadt, in der Mitte einer Handelsstadt und oben einer Hof- und wohlhabenden Partikulierstadt ähnlich.

Wir gingen ins Theater, wo man „Ludwig den Springer" gab. Das Ballet, diesmal ein bloßes Divertissement, war ganz heiter und artig. Madame Pauli, erst kurz verheirathet, zeigte sich als sehr hübsche und anmuthige Tänzerin.

Die Stuttgarter sind überhaupt mit ihrem Theater nicht übel zufrieden, ob man gleich auch hier und da darauf schilt. Merkwürdig war mir's auch heute, daß das Publikum, wenn

Bin ich doch wie neugeboren,
Läßt mein Schenke fern sie schauen.
Alles ist an ihr zu loben,
Glaskrystall und Purpurwein;
Wird der Pfropf herausgehoben,
Sie ist leer, und ich nicht mein.

Hab' ich tausendmal geschworen,
Dieser Falschen nicht zu trauen,
Und doch bin ich neugeboren,
Läßt sie sich ins Auge schauen.
Mag sie doch mit mir verfahren,
Wie's dem stärksten Mann geschah.
Deine Scher' in meinen Haaren,
Allerliebste Delila!

Gleich zu Gleich.

Da wächst der Wein, wo's Faß ist,
Es regnet gern, wo's naß ist,
Zu Tauben fliegt die Taube,
Zur Mutter paßt die Schraube,
Der Stöpsel sucht die Flaschen,
Die Zehrung Reisetaschen,
Weiß Alles, was sich rühret,
Am Schluß doch harmoniret.

Denn das ist Gottes wahre Gift,
Wenn die Blüthe zur Blüthe trifft;
Deswegen Jungfern und Junggesellen
Im Frühling sich gar gedenig stellen.

Weltliteratur.*)

Wie David königlich zur Harfe sang,
Der Minn'rin Lied am Throne lieblich klang,

*) Vgl. „Kunst und Alterthum" VI, 1, 139. 1827; die nicht ganz passende Ueberschrift seit 1840. Treffend wurde die Strophe als Motto für den Abschnitt „Weltpoesie" in den Werken benutzt. — Vorstehenden Abdruck nach der Handschrift, welche sich im Besitze des Herrn Senator Culemann in Hannover befindet.

es beisammen ist, es mag sein, wie es will, durch sein Schweigen und seinen Beifall immer ein richtiges Gefühl verräth. Sowol im heutigen Stücke als neulich im „Karlos“ wurden die Schauspieler fast nie, einigemal aber das Stück applaudirt; kaum aber trat diesen Abend die Tänzerin mit ihren wirklich reizenden Bewegungen auf, so war der Beifall gleich da.

Stuttgart, den 5. September 1797.

Früh im großen Theater. Ich sah daselbst verschiedene Dekorationen, welche sich noch von Colomba beschreiben. Sie müssen sich auf dem Theater sehr gut ausnehmen; denn es ist Alles sehr sahlich und in großen Partien ausgetheilt und gemalt. Die Frankfurter Dekorationen haben aber doch darin den Vorzug, daß ihnen eine solidere Baukunst zum Grunde liegt und daß sie reicher sind, ohne überladen zu sein; da hingegen die hiesigen in einem gewissen Sinne leer genannt werden können, ob sie gleich wegen der Größe des Theaters und wegen ihrer eigenen Grandiosität sehr guten Effekt thun müssen.

Sodann bei Herrn Meyer, der verschiedene gute Gemälde hat. Er zeigte mir Blumen- und Fruchtstücke von einem gewissen Weissermann, der erst mit naturhistorischen Arbeiten angefangen, sich aber darauf nach de Heem und Huysum gebildet und sowol in Wasser- als Oelfarbe Früchte und Insekten außerordentlich gut macht. Da er arm ist und sich hier kaum erhält, so würde er leicht zu haben sein und bei künftigen Dekorationen vortrefflich dienen, um die Früchte, Insekten, Gefäße und was sonst noch der Art vorkäme, zu malen und Andern den rechten Weg zu zeigen. Auch könnte man ihn zu der neuen Marmormalerei brauchen, wenn ihn Professor Theuret vorher darin unterrichten wollte.

Ich sah bei dem Hofsattelierer Stüble von Mahagoniholz gearbeitet; sie waren mit schwarzem gestreiftem Seidenzeug überzogen, das Pequin satiné heißt und eine sehr gute Wirkung thut. Besonders artig nehmen sich daran hochrothe seidene Litzen aus, mit denen die Kanten der Kissen bezeichnet sind.

Nachmittags war ich bei Regierungsrath Frommann, der mir einige schöne eigene sowie andere, dem Legationsrath Abel gehörige Gemälde vorzeigte. Unter den letztern zeichnete sich

besonders ein Faun aus, der eine am Baum gebundene Nymphe peitscht. Dieselbe Idee ist in den Scherzi d'amore von Carracci vorgestellt, und mag dieses Bild, das vortrefflich gemalt ist, wol von Lodovico sein. Auch dieser Liebhaber hat Manches aus den französischen Auktionen für einen sehr billigen Preis erhalten.

Abends bei Rapp. Vorlesung des „Herrmann und Dorothea".

Stuttgart, den 6. September 1797.

Früh besuchte mich Herr Professor Thouret, mit dem ich über die architektonischen Dekorationen sprach. Dazu kam Professor Heideloff, der leider sehr an den Augen leidet; ferner ein Oberlieutenant von Koudelka von den Oestreichern, ein wohlgebildeter junger Mann und großer Liebhaber der Musik. Darauf ging ich mit Thouret, sein Modell zum Ovalsaal in Stuttgart zu sehen, das im Ganzen gut gedacht ist; nur wäre die Frage, ob man den Uebergang von den langen perpendikularen Banden, der mir zu arm scheint, nicht reicher und ammuthiger machen könnte.

Ich ging alsdann mit ihm, Scheffauer und einem württembergischen Offizier, der ganz artig malt, das Schloß zu besehen, wo ich nichts Nachahmungswerthes fand, vielmehr unzählige Beispiele dessen, was man vermeiden soll. Die Marmore, besonders aber die Alabaster (Kalkspäthe) des Landes nehmen sich sehr gut aus, sind aber nicht zur glücklichsten Dekoration verwendet. Uebrigens sind die Zimmer, man möchte sagen, gemein vornehm; so zum Beispiel sieht man auf einem gemein angestrichenen weißen Gipsgrunde viele vergoldete Architektur, die Thüren bei ihren schnörkelhaften Vergoldungen mit Leimfarbe angestrichen, die Guidalischen Plafonds nach der bekannten Art.

In dem Wohnzimmer des jetzigen Herzogs sah ich eine halbe Figur, die auf Guercin hindeutet, einige Landschaften aus Biermann's früherer Zeit, ein gutes Bild von Hetsch, die Mutter der Gracchen im Gegensatz mit der eitlen Römerin vorstellend.

Ich ging mit Herrn Professor Thouret die verschiedenen Dekorationen durch, die bei Verzierungen eines Schlosses vorkommen können, und bemerkte hiervon Folgendes.

Das Erste, worin wir übereinkamen, war, daß man sich, um eine Reihe von Zimmern zu dekoriren, vor allen Dingen über das Ganze bestimmen solle, man möge es nun einem einzelnen Künstler übertragen oder aus den Vorschlägen mehrerer nach eigenem Geschmacke für die verschiedenen Zimmer eine Wahl anstellen. Da ohnehin ein solches Unternehmen jederzeit großes Geld koste, so sei der Hauptpunkt, daß man stufenweise verfahre, das Kostbare nicht am unrechten Platze anbringe und sich nicht selbst nöthige, mehr, als man sich vorgesetzt, zu thun.

So sei zum Beispiel bei dem Appartement unserer Herzogin, dessen Lage ich ihm bezeichnete, es hauptsächlich darum zu thun, aus dem Anständigen eines Vorsaals in das Würdigere der Vorzimmer, in das Prächtigere des Audienzzimmers überzugehen, das Rundel des Ecks und das darauf folgende Zimmer heiter und doch prächtig zu einer innern Konversation anzulegen, von da ins Stille und Angenehme der Wohn- und Schlafzimmer überzugehen und die daran stoßenden Kabinette und Bibliothek mannichfaltig, zierlich und mit Anstand vergnüglich zu machen.

Wir sprachen über die Möglichkeit, sowol durch das anzuwendende Material als durch die zu bestimmenden Formen einem jeden dieser Zimmer einen eignen Charakter und dem Ganzen eine Folge durch Uebergänge und Kontraste zu geben. Er erbot sich, wenn man ihm die Risse und Maße der Zimmer schicke, einen ersten Vorschlag dieser Art zu thun, den man zur Grundlage bei der künftigen Arbeit brauchen könnte.

Decken und Gesimse sind das Erste, an deren Bestimmung und Fertigung man zu denken hat; allein diese hängen von der Dekoration des Zimmers sowol in Proportionen als Ornamenten ab.

Die Gesimse oder den Uebergang von der Wand zur Decke kann man auf zweierlei Art machen, einmal, daß man ein mehr oder weniger vorspringendes Gesims in die Ecke anbringt und die Decke unmittelbar darauf ruhen läßt, oder auch, daß man durch eine größere oder kleinere Hohlkehle die Wand und Decke sanft verbindet. Jene Art würde in ihrer größern Einfachheit sich wol für die Vorzimmer schicken und, wenn man Glieder und Theile mehr zusammensetzt, auch wol den prächtigen Zimmern gemäß sein. Doch haben die Hohlkehlen immer etwas Heiteres und sind mannichfaltiger Verzierungen fähig. Jeyi will selbst über dem architektonischen Gesims noch jederzeit

eine Hohlkehle haben, um dem Ganzen mehr Freiheit und Ansehen zu geben — eine Meinung, die sich noch prüfen läßt.

Gesimse und Decken stehen in einer beständigen Korrelation; die Einfalt des Einen bestimmt die Einfalt des Andern, und so theilen sie einander auch ihre mannichfaltigen Charaktere mit. Stuck, Vergoldung und Malerei können mit einander hier wetteifern und sich steigern. Wir haben hiervon in dem Römischen Hause schon sehr schöne Beispiele.

Was die Wände selbst betrifft, so leiden sie die mannichfaltigsten Veränderungen. Eine sauber abgetünchte Wand, auf welcher die angebrachte Stukkatur durch einen leichten Ton abgesetzt wird, giebt für Vorsäle die angenehmste und heiterste Verzierung.

Sehr wichtig aber ist für Dekoration die Kenntniß, Granit, Porphyr und Marmor auf verschiedene Weise nachzuahmen. Die bekannte Art des sogenannten Gipsmarmors thut zwar nächst dem natürlichen Stein den schönsten und herrlichsten Effekt, allein sie ist sehr kostbar, und die Arbeit geht langsam; hingegen bedient man sich in Italien außerdem noch dreier anderer Arten, welche nach dem verschiedenen Gebrauch und Würde der Zimmer anzuwenden sind und alle drei sehr guten Effekt machen.

Die erste wird auf nassen Kalk gemalt und hinterdrein vom Maurer verglichen und von dem Maler wieder übergangen, so daß Beide immer zusammen arbeiten; sie können auf diese Weise des Tages sechs Quadratschuh fertig machen. Der neue Saal von Hohenheim wird auf diese Weise dekorirt, und man konnte daselbst im Frühjahre schon die Resultate sehen.

Die zweite ist, was die Italiener Scajola nennen, eine Art von nassem Mosaik. Der Pilaster oder die Füllung, die auf diese Art bearbeitet werden soll, wird mit einem einfärbigen beliebigen Gipsgrunde angelegt. Wenn er troken ist, sticht der Künstler, der freilich darin Praktik haben muß, mit Eisen die Adern, oder was man für Zufälligkeiten anbringen will, heraus und füllt und streicht die entstandenen Vertiefungen mit einer andern Farbe wieder aus, wozu er sich kleiner Spateln bedient. Wenn dieses wieder troken ist, übergeht er es abermals, und das so lange, bis der Effekt erreicht ist, da denn das Ganze abgeschliffen wird. Man kann durch diese Art weit mehr als durch das Mischen des Marmors die Natur erreichen, und es soll bei gehöriger Praktik um einen großen Theil geschwinder gehen.

Die dritte Art ist für Vorsäle und Zimmer, die man leicht behandeln will; sie soll sich aber auch sehr gut ausnehmen. Der Marmor wird nämlich mit Leimfarbe auf die abgetünchte Wand gemalt und mit einem Spiritusfirniß überstrichen.

Alle drei Arten offerirt Herr Thouret durch Beschreibung, noch lieber aber durch persönliche Anleitung mitzutheilen. Er widerräth das Malen des Marmors mit Oel auf die abgetünchte Wand, weil die Arbeit eine unangenehme, der Natur widersprechende Bräune nach und nach erhält.

Der Gebrauch der Seide zur Verzierung der Wände ist auch wohl zu überlegen. Ganze Wände damit zu überziehen, hat immer etwas Eintönigs, man müßte ihnen denn nach Größe und Verhältniß der Zimmer starke Bordüren geben und auf die großen Räume wenigstens einige würdige Gemälde anbringen.

Uebrigens aber sind die kleinern seidnen Abtheilungen, mit Stukkatur und Marmor verbunden, immer das Angenehmste und Reichste, wie wir das Beispiel auch im Römischen Hause sehen.

Da die Spiegel nunmehr jederzeit als ein Theil der Architektur angesehen, in die Wand eingelassen und niemals in mehr oder weniger barbarischen Rahmen aufgehängt werden, so fallen die Rahmen dazu meist in das Feld des Stukkaturers; wenigstens hat der Bildschnitzer nicht viel daran zu thun. Dagegen ist zu wünschen, daß das Schnitzwerk an den Thüren, die im Ganzen einerlei Form haben können, nach Verhältniß angebracht werde; wie sie denn überhaupt nur immer Holzfarbe sein sollten, um so mehr, da man durch Fournirung verschiedener Holzer, Schnitzwerk, Bronze, Vergeldung ihre Mannichfaltigkeit sehr hoch treiben kann und eine weiße Thür immer etwas Albernes hat. Statt des kostbaren Schnitzwerks lassen sich auch bei Tapetenleisten die von Karton ausgedruckten vergoldeten Zierrathen sehr gut brauchen.

Wegen der Lambris hielt man dafür, daß bei hohen Zimmern allenfalls die Höhe der Fensterbrüstung beibehalten werden könne, sonst aber sehe ein niedriger, sockelartiger Lambris immer besser aus, indem er die Wand niemals gedrückt erscheinen lasse.

Wegen der Fußböden kamen auch sehr gute Vorschläge zur Sprache, die nächstens im weitern Umfang zu Papiere zu bringen sind.

*

Einer von den Hauptiehlern bei der Deleration der Zimmer, der auch bei der frühern Konstruktion der Gebäude be-

gangen wird, ist, daß man die Massen, die man haben kann oder hat, trennt und zerschneidet, wodurch das Große selbst kleinlich wird.

Wenn man zum Beispiel in einem Saal eine Säulenordnung, die nur einen Theil der Höhe einnimmt, anbringt und über derselben gleichsam noch eine Attike bis an die Decke macht. Dieser Fall ist noch in dem ausgebrannten Schlosse zu Stuttgart zu sehen. Oder wenn man die Lambris verhältnißmäßig zu hoch macht oder die Gesimse oder Friesen oben zu breit. Durch solche Operationen kann man ein hohes Zimmer niedrig erscheinen machen, wie durch die umgekehrte richtige Behandlung ein niedriges hoch erscheint. Diesem Fehler sind alle Diejenigen ausgesetzt, welche nur immer an mannichfaltige Verzierungen denken, ohne die Hauptbegriffe der Massen, der Einheit und der Proportionen vor Augen zu haben.

Den 6. September 1797.

Nach Tische ging ich mit Danneker zu Rapp, wo ich ein sehr merkwürdiges osteologisches Präparat fand.

Ein Frauenzimmer, deren Geschwister schon an Knochenkrankheiten gelitten hatten, empfand in früher Jugend einen heftigen Schmerz, wenn die obere Kinnlade unter dem linken Auge berührt wurde. Dieser erstreckte sich nach und nach abwärts bis in die Hälfte des Gaumens; es entstand daselbst ein Geschwür, in welchem man etwas Hartes spüren konnte. Sie lebte neunzehn Jahre und starb an der Auszehrung. Der Theil des Schädels, den man, nachdem sie anatomirt, zurückbehalten, zeigt folgende Merkwürdigkeiten. Die linke Hälfte des Ossis intermaxillaris enthält zwei gute Schneidezähne; der Eckzahn fehlt, und nach der kleinen Alveole sieht man, daß er bald nach der zweiten Zahnung ausgefallen sein müsse; dann folgt ein Backzahn, dann eine kleine Lücke, jedoch ohne Alveole, sondern mit dem scharfen Rand, dann ein starker Backzahn, darauf ein noch nicht ganz ausgebildeter sogenannter Weisheitszahn. Betrachtet man nun die Nasenhöhle des Präparats, so findet man die große Merkwürdigkeit: es sitzt nämlich ein Zahn unter dem Augenrande mit seiner Wurzel an einer kleinen, runden, faltigen Knochenmasse fest; er erstreckt sich in seiner Lage schief herab

nach hinten zu und hat den Gaumentheil der obern Maxille gleich hinter den Canalibus incisivis gleichsam durchbohrt, oder vielmehr es ist durch die widernatürliche Berührung der Theil kariös geworden, und eine Oeffnung, die größer als seine Krone, findet sich ausgefressen. Die Krone steht nur wenig vor der Gaumenfläche vor. Der Zahn ist nicht völlig wie andere Backzähne gebildet, seine Wurzel ist einfach und lang und seine Krone nicht völlig breit. Es scheint nach Allem diesem ein gesunder Zahn mit lebhaftem Wachsthum zu sein, dem aber der Weg nach seinem rechten Platze durch ein ungleiches und schnelleres Wachsthum der Nachbarzähne versperrt worden, so daß er sich hinterwärts entwickelt und das Unglück angerichtet hat. Wahrscheinlich ist es der fehlende Backzahn, von dessen Alveole keine Spur zu sehen ist. Im Anfange glaubte ich fast, es sei der Eckzahn.

Wenn man diesen Fall hätte vermuthen können, so bin ich überzeugt, daß diese Person leicht zu operiren und der Zahn herauszuziehen gewesen wäre; ob man aber bei ihrer übrigen unglücklichen Konstitution ihr das Leben dadurch gefristet hätte, ist fast zu zweifeln.

Schade, daß man nur das interessante Stück ausgeschnitten und nicht die andere Hälfte der Maxille, ja den ganzen Schädel verwahrt hat, damit man den Knochenbau noch an den Theilen, welche keine auffallende Unregelmäßigkeit zeigen, hätte beobachten können.

Den 6. September.

Abends im Theater wurden die Due Litiganti von Sarti gegeben. Die Vorstellung war äußerst schwach und unbedeutend. Herr Brand gar nichts. Demoiselle Bambus unangenehme Nullität. Madame Kaufmann, kleine hagere Figur, steife Bewegung, angenehme, gebildete, aber schwache Stimme. Demoiselle Ferber nichts. Herr Krebs angenehmer Tenor, ohne Ausdruck und Aktion. Herr Reuter unbedeutend. Herr Weberling, eine gewisse Art von drolligem Humor, den man leiden mag, aber auch weiter nichts.

Ich habe Mehrere, die das Theater öfters besuchen, darüber sprechen hören, und da kommt es denn meist auf eine gewisse Toleranz hinaus, die aus der Nothwendigkeit entspringt, diese

Leute zu ſehen, wo denn doch Jeder in einer gewiſſen Rolle ſich die Gunſt des Publikums zu verſchaffen weiß.

Uebrigens hat das Theater ſo eine ſeltſame Konſtitution, daß eine Verbeſſerung deſſelben unmöglich wird.

Von Stuttgart nach Tübingen.

Tübingen, den 7. September 1797.

Früh fünf ein halb Uhr von Stuttgart abgefahren. Auf der Höhe hinter Hohenheim ging der Weg durch eine ſchöne Allee von Obſtbäumen, wo man einer weiten Ausſicht nach den Neckarbergen genießt. Man kommt durch Echterdingen, ein wohlgebautes heiteres Dorf, und die Straße geht ſodann auf und ab quer durch die Thäler, welche das Waſſer nach dem Neckar zu ſchicken.

Ueber Waldenbuch, das im Thale liegt, und wo wir um acht ein halb Uhr ankamen, hat man eine ſchöne Ausſicht auf eine fruchtbare, doch hügelige und rauhere Gegend mit mehrern Dörfern, Feldbau, Wieſen und Wald. Waldenbuch ſelbſt iſt ein artiger, zwiſchen Hügeln gelegener Ort mit Wieſen, Feld, Weinbergen und Wald und einem herrſchaftlichen Schloß, der Wohnung des Oberforſtmeiſters.

Eine ähnliche Kultur dauert bis Dettenhauſen fort, doch iſt die Gegend rauher und ohne Weinberg. Wir ſahen Weiber und Kinder Flachs brechen. Weiterhin wird es etwas flächer. Einzelne Eichbäume ſtehen hie und da auf der Trift, und man hat die ſchöne Anſicht der nunmehr nähern Neckarberge ſowie einen Blick ins mannichfaltige Neckarthal. Wir ſahen bald das Tübinger Schloß und fuhren durch eine anmuthige Aue nach Tübingen hinein, wo wir bei Cotta einkehrten.

Ich machte bei ihm die Bekanntſchaft mit Herrn Dr. Gmelin und ging gegen Abend mit Beiden, die Gegend zu ſehen. Aus dem Garten des Dr. Gmelin hatte man die Ausſicht auf das Ammerthal und Neckarthal zugleich. Der Rücken eines ſchön bebauten Sandſteingebirges trennt beide Thäler, und Tübingen liegt auf einem kleinen Einſchnitt dieſes Rückens wie auf einem Sattel und macht Face gegen beide Thäler. Oberhalb liegt das Schloß, unterhalb iſt der Berg durchgraben, um die Ammer

auf die Mühlen und durch einen Theil der Stadt zu leiten. Der größte Theil des Wassers ist zu diesem Behuf weit über der Stadt in einen Graben gefaßt; das übrige Wasser im ordentlichen Bette sowie die Gewitterwasser laufen noch eine weite Strecke, bis sie sich mit dem Neckar vereinigen.

Die Existenz der Stadt gründet sich auf die Akademie und die großen Stiftungen; der Boden umher liefert den geringsten Theil ihrer Bedürfnisse.

Die Stadt an sich selbst hat drei verschiedene Charaktere; der Abhang nach der Morgenseite gegen den Neckar zu zeigt die großen Schul-, Kloster- und Seminariengebäude; die mittlere Stadt sieht einer alten, zufällig zusammengebauten Gewerbstadt ähnlich; der Abhang gegen Abend nach der Ammer zu sowie der untere flache Theil der Stadt wird von Gärtnern und Feldleuten bewohnt; er ist äußerst schlecht, blos nothdürftig gebauet, und die Straßen sind von dem vielen Mist äußerst unsauber.

Tübingen, den 8. September 1797.

Mittags lernte ich die Herren Pleucauet, die beiden Gmelin und Schott kennen. In dem Pleucauetischen Garten, der auf der unterhalb der Stadt wieder aufsteigenden Berghöhe liegt, ist die Aussicht sehr angenehm; man sieht in beide Thäler, indem man die Stadt vor sich hat. An der Gegenseite des Neckarthals zeigen sich die höhern Berge nach der Donau zu in einer ernsthaften Reihe.

Tübingen, den 9. September 1797.

Gegen Abend mit Cotta auf dem Schlosse. In den Zimmern finden sich sowol an Decken als an Wänden und Fenstern artige Beispiele der alten Verzierungsmanier oder vielmehr jener Art, die Theile des innern Ausbaues nach gewissen Bedürfnissen oder Begriffen zu bestimmen. Da man denn doch bei einem Baumeister manchmal solche Angabe fordert, so wird er hier verschiedene Studien machen können, die, mit Geschmack gebraucht, gute Wirkung thun würden.

Abends die kleine kantische Schrift gegen Schlosser sowie den „Gartenkalender" und die württembergische kleine Geographie durchgelesen und angesehen.

Tübingen, den 10. September 1797.

Früh mit Professor Kielmeyer, der mich besuchte, Verschiedenes über Anatomie und Physiologie organischer Naturen durchgesprochen. Sein Programm zum Behuf seiner Vorlesungen wird ehestens gedruckt werden. Er trug mir seine Gedanken vor, wie er die Gesetze der organischen Natur an allgemeine physische Gesetze anzuknüpfen gedenke sei, zum Beispiel der Polarität, der wechselseitigen Stimmung und Korrelation der Extreme, der Ausdehnungskraft erpansibler Flüssigkeiten.

Er zeigte mir meisterhafte naturhistorische und anatomische Zeichnungen, die nur des leichtern Verständnisses halber in Briefe eingezeichnet waren, von Georg Cuvier von Mömpelgard, der gegenwärtig Professor der vergleichenden Anatomie am Nationalinstitut in Paris ist. Wir sprachen Verschiedenes über seine Studien, Lebensweise und Arbeiten. Er scheint durch seine Gemüthsart und seine Lage nicht der völligen Freiheit zu genießen, die einem Mann von seinen Talenten zu wünschen wäre.

Ueber die Idee, daß die höhern organischen Naturen in ihrer Entwickelung einige Stufen vorwärts machen, auf denen die andern hinter ihnen zurückbleiben. Ueber die wichtige Betrachtung der Häutung, der Anastomosen, des Systems der blinden Därme, der simultanen und successiven Entwickelung.

Tübingen, den 11. September 1797.

Diktirt an verschiedenen Aufsätzen, nach Weimar bestimmt. In der Kirche Besichtigung der farbigen Fenster im Chor. Aufsatz darüber. Mittags Professor Schnurrer, nach Tische Visiten bei den Herren, die ich hier im Hause hatte kennen lernen, sowie bei Professor Mayer. Abends die Nachricht von der erklärten Fehde des Directoriums mit dem Rathe der Fünfhundert. Regnichter Tag.

Des Perſers Bulbul Roſenbuſch umbangt,
Und Schlangenhaut als Wildengürtel prangt,
Von Pol zu Pol Geſänge ſich erneun,
Ein Sphärentanz, harmoniſch im Getümmel,
Laſſ't alle Völker unter gleichem Himmel
Sich gleicher Gabe wohlgemuth erfreun!

Strophe zum Wanderlied.*)

Auguſt 1826.

Doch was heißt in ſolchen Stunden
Sich im Fernen umſchaun?
Wer ein heimiſch Glück gefunden,
Warum ſucht er's dort im Blau'n?
Glücklich, wer bei uns geblieben,
In der Treue ſich gefällt!
Wo wir trinken, wo wir lieben,
Da iſt reiche, freie Welt.

Erklärung einer Kupfertafel mit Abbildungen von Mineralien.**)

Für Kinder.

Nicht auf der grünen Erde nur
Am heitern Sonnenſchein
Erfreut ſich mannichfach Natur;
Auch in die Felſen tief hinein
Zeigt ſich der Form und Farbe Spur.

*) Gedruckt in den Berlinischen Nachrichten (Vossische Zeitung) vom 31. August 1826. Das Wanderlied siehe I, 191 auf. Ausg. — In dem Bericht der Zeitung über die Zusammenkunft des Geburtstages von Goethe und Hegel heißt es: Herr Prof. Zelter las ein von Herrn von Goethe erst vor wenigen Tagen gedichtet Gedicht, dessen drei erste Verse sich bereits in den „Wanderjahren" abgedruckt finden, dessen letzter Vers aber von dem Dichter, der das Ganze zu einem Festgesang für seinen 77. Geburtstag bestimmt hat, neu gedichtet worden ist. — Ueber die Festfeier vgl. auch den Goethe-Zelterschen Briefwechsel IV, 302.

**) Zuerst gedruckt 1805 in dem „Naturhistorischen Bilder- und Lesebuch oder Erzählungen über Gegenstände aus den drei Reichen der Natur. Von Jakob Glatz, Mitarbeiter an der Erziehungsanstalt zu Schnepfenthal. Nebst 300 illuminirten Abbildungen von Horny und einer kurzen Erklärung derselben in Versen. — Jena, Fr. Frommann." — Goethe schrieb vorstehende Erklärung zur XIV. Kupfertafel (vgl. S. 43), berechnet auf den Standpunkt von Kindern von 7 bis 10 Jahren. Das Gedicht ist wieder abgedruckt in der Minerva Zeitschrift: „Der Autograph." 1840. Nr. 1 (einzige Nummer). Vgl. auch Nik. Meyer, Herausschaffl. Briefe von Goethe, 1854. — F.

An den Herzog von Weimar.

Tübingen, den 11. September 1797.

Vom 25. August an, da ich von Frankfurt abreiste, habe ich langsam meinen Weg hierher genommen. Ich bin nur bei Tage gereist und habe nun, vom schönen Wetter begünstigt, einen deutlichen Begriff von den Gegenden, die ich durchwandert, ihren Lagen, Verhältnissen, Ansichten und Fruchtbarkeit. Durch die Gelassenheit, womit ich meinen Weg mache, lerne ich, freilich etwas spät, noch reisen. Es giebt eine Methode, durch die man überhaupt in einer gewissen Zeit die Verhältnisse eines Orts und einer Gegend und die Existenz einzelner vorzüglicher Menschen gewahr werden kann. Ich sage gewahr werden, weil der Reisende kaum mehr von sich fordern darf; es ist schon genug, wenn er einen saubern Umriß nach der Natur machen lernt und allenfalls die großen Partien von Licht und Schatten anzulegen weiß; an das Ausführen muß er nicht denken.

Der Genuß der schönen Stunden, die mich durch die Bergstraße führten, ward durch die sehr ausgefahrnen Wege einigermaßen unterbrochen. Heidelberg und seine Gegend betrachtete ich in zwei völlig heitern Tagen mit Verwunderung und ich darf wol sagen mit Erstaunen. Die Ansichten nähern sich von mehrern Seiten dem Ideal, das der Landschaftsmaler aus mehrern glücklichen Naturlagen sich in seiner schaffenden Phantasie zusammenbildet. Der Weg von da nach Heilbronn ist theils fürs Auge sehr reizend, theils durch den Anblick von Fruchtbarkeit vergnüglich.

Heilbronn hat mich sehr interessirt, sowol wegen seiner offnen, fruchtbaren, wohlgebauten Lage als auch wegen des Wohlstandes der Bürger und der guten Administration ihrer Vorgesetzten. Ich hätte gewünscht, diesen kleinen Kreis näher kennen zu lernen.

Von da nach Stuttgart wird man von der Einförmigkeit einer glücklichen Kultur beinah trunken und ermüdet. In Ludwigsburg besah ich das einsame Schloß und bewunderte die herrlichen Alleenpflanzungen, die sich durch die Hauptstraßen des ganzen Ortes erstrecken.

In Stuttgart blieb ich neun Tage. Es liegt in seinem ernsthaften, wohlgebauten Thal sehr anmuthig, und seine Umgebungen sowol nach den Höhen als nach dem Neckar zu sind auf mannichfaltige Weise charakteristisch.

Es ist sehr interessant zu beobachten, auf welchem Punkt die Künste gegenwärtig in Stuttgart stehen. Herzog Karl, dem man bei seinen Unternehmungen eine gewisse Großheit nicht absprechen kann, wirkte doch nur zu Befriedigung seiner augenblicklichen Leidenschaften und zur Realisirung abwechselnder Phantasien. Indem er aber auf Schein, Repräsentation, Effekt arbeitete, so bedurfte er besonders der Künstler, und indem er nur den niedern Zweck im Auge hatte, mußte er doch die höheren befördern.

In früherer Zeit begünstigte er das lyrische Schauspiel und die großen Feste; er suchte sich die Meister zu verschaffen, um diese Erscheinungen in größter Vollkommenheit darzustellen. Diese Epoche ging vorbei, allein es blieb eine Anzahl von Liebhabern zurück, und zu Vollständigkeit seiner Akademie gehörte auch der Unterricht in Musik, Gesang, Schauspiel und Tanzkunst. Das Alles erhält sich noch, aber nicht als ein lebendiges, fortschreitendes, sondern als ein stillstehendes und abnehmendes Institut.

Musik kann sich am Längsten erhalten. Dieses Talent kann mit Glück bis in ein höheres Alter geübt werden; auch ist es, was einzelne Instrumente betrifft, allgemeiner und von jungen Leuten erreichbar. Das Theater dagegen ist viel schnellern Abwechslungen unterworfen, und es ist gewissermaßen ein Unglück, wenn das Personal einer besondern Bühne sich lange neben einander erhält; ein gewisser Ton und Schlendrian pflanzt sich leicht fort, so wie man zum Beispiel dem Stuttgarter Theater an einer gewissen Steifheit und Trockenheit seinen akademischen Ursprung gar leicht abmerken kann. Wird, wie gesagt, ein Theater nicht oft genug durch neue Subjekte angefrischt, so muß es allen Reiz verlieren. Singstimmen dauern nur eine gewisse Zeit; die Jugend, die zu gewissen Rollen erforderlich ist, geht vorüber; und so hat ein Publikum nur eine Art von kümmerlicher Freude durch Gewohnheit und hergebrachte Nachsicht. Dies ist gegenwärtig der Fall in Stuttgart und wird es lange bleiben, weil eine wunderliche Konstitution der Theateraufsicht jede Verbesserung sehr schwierig macht.

Mihole ist abgegangen, und nun ist ein anderer Entrepreneur angestellt, der die Beiträge des Hofes und Publikums einnimmt und darüber sowie über die Ausgaben Rechnung ablegt. Sollte ein Schaden entstehen, so muß er ihn allein tragen; sein Vortheil hingegen darf nur bis zu einer bestimmten Summe

ſteigen; was darüber gewonnen wird, muß er mit der herzoglichen Theaterdirektion theilen. Man ſieht, wie ſehr durch eine ſolche Einrichtung Alles, was zu einer Verbeſſerung des Theaters geſchehen könnte, paralyſirt wird. Ein Theil der ältern Acteurs darf nicht abgedankt werden.

Das Ballet verhält ſich überhaupt ungefähr wie die Muſik. Figuranten dauern lange wie Inſtrumentaliſten und ſind nicht ſchwer zu erſetzen; ſo können auch Tänzer und Tänzerinnen in einem höhern Alter noch reizend ſein; unterdeſſen findet ſich immer wieder ein junger Nachwuchs. Dieſes iſt auch der Stuttgarter Fall. Das Ballet geht überhaupt ſeinen alten Gang, und ſie haben eine junge, ſehr reizende Tänzerin, der nur eine gewiſſe Mannichfaltigkeit der Bewegungen und mehr Charakteriſtiſches in ihrem Thun und Laſſen fehlt, um ſehr intereſſant zu ſein. Ich habe nur einige Divertiſſements geſehen.

Unter den Partikuliers hat ſich viel Liebe zur Muſik erhalten, und es iſt manche Familie, die ſich im Stillen mit Klavier und Geſang ſehr gut unterhält. Alle ſprechen mit Entzücken von jenen brillanten Zeiten, in denen ſich ihr Geſchmack zuerſt gebildet, und verabſcheuen deutſche Muſik und Geſang.

Bildhauer und Maler ſchickte der Herzog, wenn ſie gewiſſermaßen vorbereitet waren, nach Paris und Rom. Es haben ſich vorzügliche Männer gebildet, die zum Theil hier ſind, zum Theil ſich noch auswärts befinden. Auch unter Liebhaber hat ſich die Luſt des Zeichnens, Malens und Boſſirens verbreitet; mehr oder weniger bedeutende Sammlungen von Gemälden und Kupferſtichen ſind entſtanden, die ihren Beſitzern eine angenehme Unterhaltung ſowie eine geiſtreiche Kommunikation mit andern Freunden gewähren.

Sehr auffallend iſt es, daß der Herzog gerade die Kunſt, die er am Meiſten brauchte, die Baukunſt, nicht auf eben die Weiſe in jungen Leuten beförderte und ſich die ſo nöthigen Organe bildete; denn es iſt mir Keiner bekannt, der auf Baukunſt gereiſt wäre. Wahrſcheinlich begnügte er ſich mit Subjekten, die er um ſich hatte und gewohnt war, und mochte durch ſie ſeine eigenen Ideen gern mehr oder weniger ausgeführt ſehen. Dafür kann man aber auch bei Allem, was in Ludwigsburg, Stuttgart und Hohenheim geſchehen iſt, nur das Material, das Geld, die Zeit ſowie die verlorne Kraft und Gelegenheit, was Gutes zu machen, bedauern. Ein Saal, der jetzt in der Arbeit iſt, verſpricht endlich einmal geſchmackvoll verziert zu werden. Jeyt,

ein trefflicher Ornamentist, den der Herzog kurz vor seinem Tode von Rom verschrieb, führt die Arbeit nach Zeichnungen von Thouret aus. Dieses ist ein junger lebhafter Maler, der sich aber mit viel Lust auf Architektur gelegt hat.

Das Kupferstechen steht wirklich hier auf einem hohen Punkte; Professor Müller ist einer der ersten Künstler in dieser Art und hat eine ausgebreitete Schule, die, indem er nur große Arbeiten unternimmt, die geringern buchhändlerischen Bedürfnisse unter seiner Aufsicht befriedigt. Professor Leybold, sein Schüler, arbeitete gleichfalls nur an größern Platten und würde an einem andern Orte in Absicht der Wirkung auf eine Schule das bald leisten, was Professer Müller hier thut.

Uebersieht man nun mit einem Blicke alle diese erwähnten Zweige der Kunst und andere, die sich noch weiter verbreiten, so überzeugt man sich leicht, daß nur bei einer so langen Regierung durch eine eigene Richtung eines Fürsten diese Ernte gepflanzt und ausgesäet werden konnte; ja, man kann wol sagen, daß die spätern und bessern Früchte jetzo erst zu reifen anfangen. Wie Schade ist es daher, daß man gegenwärtig nicht einsieht, welch ein großes Kapital man daran besitzt, mit wie mäßigen Kosten es zu erhalten und weit höher zu treiben sei! Aber es scheint Niemand einzusehen, welchen hohen Grad von Wirkung die Künste in Verbindung mit den Wissenschaften, Handwerk und Gewerbe in einem Staate hervorbringen. Die Einschränkungen, die der Augenblick gebietet, hat man von dieser Seite angefangen und dadurch mehrere gute Leute mißmuthig und zum Auswandern geneigt gemacht.

Vielleicht nutzt man an andern Orten diese Epoche und eignet sich um einen leidlichen Preis einen Theil der Kultur zu, die hier durch Zeit, Umstände und große Kosten sich entwickelt hat.

Eigentlich wissenschaftliche Richtung bemerkt man in Stuttgart wenig; sie scheint mit der Karls-Akademie, wo nicht verschwunden, doch sehr vereinzelt worden zu sein.

Den preußischen Gesandten von Madeweiß besuchte ich und sah bei ihm ein paar sehr schöne Bilder, die dem Legationsrath Abel, der gegenwärtig in Paris ist, gehören. Die Sammlung dieses Mannes, der für sich und seine Freunde sehr schätzbare Gemälde aus dem französischen Schiffbruch zu retten gewußt hat, ist aus Furcht vor den Franzosen in den Häusern seiner Freunde zerstreut, wo ich sie nach und nach aufgesucht habe.

Den sehr korpulenten Erbprinzen sah ich in der Komödie; eine schwarze Binde, in der er den vor Kurzem auf der Jagd gebrochnen Arm trug, vermehrte noch sein Volumen. Die Erbprinzeß ist wohlgebaut und hat ein verständiges, gefälliges Ansehen; ihr Betragen sowol nach innen als nach außen muß, wie ich aus den Resultaten bemerken konnte, äußerst klug und den Umständen gemäß sein. Der regierende Herzog scheint nach dem Schlagflusse, der ihn im Juni des vorigen Jahres traf, nur noch so leidlich hinzuleben. Die Wogen des Landtags haben sich gelegt, und man erwartet nun, was aus der Insulten sich nach und nach präzipitiren wird.

Ich machte in guter Gesellschaft den Weg nach Kannstatt und Neckarrems, um das Lager von den ungefähr fünfundzwanzigtausend Mann Oestreichern zu sehen, das zwischen Hochberg und Mühlhausen steht und den Neckar im Rücken hat; es geht darin, wie natürlich, Alles sauber und ordentlich zu.

Darauf sah ich auch Hohenheim mit Aufmerksamkeit, indem ich einen ganzen Tag dazu anwendete. Das mit seinen Seitengebäuden äußerst weitläufige Schloß und der mit unzähligen Ausgeburten einer unruhigen und kleinlichen Phantasie übersäete Garten gewähren selbst im Einzelnen wenig Befriedigendes; nur hier und da findet man etwas, das, besser behandelt, eine gute Wirkung hervorgebracht haben würde.

Einen thätigen Handelsmann, gefälligen Wirth und wohl unterrichteten Kunstfreund, der viel Talent in eignen Arbeiten zeigt und den Namen Rapp führt, fand ich in Stuttgart und bin ihm manchen Genuß und Belehrung schuldig geworden. Professor Danneker ist als Künstler und Mensch eine herrliche Natur und würde in einem reichern Kunstelemente noch mehr leisten als hier, wo er zu viel aus sich selbst nehmen muß.

So ging ich denn endlich von Stuttgart ab durch eine zwar noch fruchtbare, doch um Vieles rauhere Gegend und bin nun am Fuße der hohern Berge angelangt, welche schon verkündigen, was weiterhin bevorsteht. Ich habe hier schon den größern Theil von Professoren kennen gelernt und mich auch in der schönen Gegend umgesehen, die einen doppelten Charakter hat, da Tübingen auf einem Bergrücken zwischen zwei Thälern liegt, in deren einem der Neckar, in dem andern die Ammer fließt.

Wie unauslöschlich die Züge der Gegenstände im Gedächtniß seien, bemerkte ich hier mit Verwunderung, indem mir doch auch

keine Spur vom Bilde Tübingen's geblieben ist, das wir doch auch auf jener sonderbaren und angenommen ritterlichen Expedition vor so viel Jahren berührten.

Die Akademie ist hier sehr schwach, ob sie gleich verdienstvolle Leute besitzt und ein ungeheures Geld auf die verschiedenen Anstalten verwendet wird; allein die alte Form widerspricht jedem fortschreitenden Leben, die Wirkungen greifen nicht in einander, und über der Sorge, wie die verschiedenen Einrichtungen im alten Gleise zu erhalten seien, kann nicht zur Betrachtung kommen, was man ehemals dadurch bewirkte und jetzt auf andere Weise bewirken könnte und sollte. Der Hauptsinn einer Verfassung wie die württembergische bleibt nur immer, die Mittel zum Zwecke recht fest und gewiß zu halten, und eben deswegen kann der Zweck, der selbst beweglich ist, nicht wohl erreicht werden.

Ueber Glasmalerei. Fortsetzung.

Tübingen, den 11. September 1797.

In dem Chor der Tübinger Kirche befinden sich bunte Fenster, welche ich beobachtete und folgende Bemerkungen machte.

Den Grund betreffend.

Derselbe ist bräunlich, scheint gleich aufgetragen zu sein und in einem trockenen Zustande mit Nadeln ausgerissen. Bei den hohen Lichtern ist der Grund scharf weggenommen, die übrige Haltung aber mit kleinen Strichlein hervorgebracht, wie man auf einem dunkeln Grund mit Kreide höhen würde. Auf diese Weise ist die Haltung bewirkt, und das Bild befindet sich auf der Seite, die nach innen gekehrt ist. Der Grund ist rauh und unschmelzbar und muß durch ein großes Feuer in das Glas gebrannt sein; die feinsten Radelzüge stehen in ihrer völligen Schärfe da; es konnte damit auf weißen und allen andern Gläsern operirt werden. Hier sind Vögel und Thierarten auf gelbem Grunde mit unglaublicher Geschicklichkeit radirt; sowol die Umrisse als die tiefsten Schatten scheinen mit dem Pinsel gemacht zu sein, so daß der erste Grund doch gleichsam schon als eine starke Mittellinte anzusehen ist.

Die Färbung betreffend.

Man kann hierüber bei den Tübinger Scheiben wenig lernen, weil sie äußerst zusammengesetzt sind. Sie haben zwar sehr gelitten und sind mitunter höchst ungeschickt geflickt; aber man sieht doch, daß sie gleich von Anfang aus sehr kleinen Stücken zusammengesetzt waren, um Beispiel selbst die einzelnen Theile eines Harnisches, der doch völlig einfärbig ist.

Wenn hier auf einem Glas zwei, ja drei Farben vorkommen, so ist es durch das Ausschleifen geleistet. Es sieht sehr gut aus, wenn eine weiße Stickerei auf einem farbigen Kleide ausgeschliffen ist. Dieses Ausschleifen ist vorzüglich bei Wappen gebraucht. Die weiße Wäsche neben den Gewändern so auszuschleifen, würde einen sehr guten Effekt thun. Durch dieses Mittel können zum Beispiel viererlei Farben auf einmal dargestellt werden, ja mehrere. Eine Purpurschicht wird auf ein weißes Glas geschmelzen, das Schwarze wird auf den Purpur gemalt, das Uebrige wird herausgeschliffen, und man kann auf der Rückseite des Weißen wieder Farben anbringen, welche man will. Sehr dünner Purpur thut einen herrlichen Effekt und würde bei dem geschmackvollsten Kolorit seinen Platz gehörig einnehmen. Ebenso könnte Gelb auf Purpur geschmolzen und eine Farbe ausgeschliffen werden. Das Schwarze habe ich hier auf der innern Seite sehr dicht aufgemalt gesehen. Es sind auf diese Weise theils die schwarzen Theile der Wappen, theils große Zierraten auf farbige Scheiben aufgetragen.

Zu Holz, Stein und anderem Nebenwesen giebt es sehr artige Töne, die aus dem Grünen, Rothen, Gelben und Violeten ins Braune spielen. Man müßte damit bei geschmackvollerer Malerei seine Gründe sehr sanft halten können.

Die Fleischfarbe ist nun freilich am Wenigsten gut; sie steigt vom Gelben bis zum Rothgelben, ja ich habe an Nebenfiguren ein violetlich Braun bemerkt. Wollte man überhaupt wieder etwas in dieser Art versuchen, so müßte man sich einen gewissen Stil machen und nach den mechanischen Möglichkeiten die Arbeiten behandeln.

Die Haarfarben sind alle da, und zwar in ihrer höchsten Energie und Sattheit. Ein Dunkelblau ist vortrefflich. Ein Hellblau scheint neuer. Eine Art von Stahlblau, vielleicht von hinten durch eine graue Schmelzfarbe hervorgebracht. Gelb vom hellsten bis ins Orange, ja Ziegelroth, Smaragdgrün, Seidgrün,

Violet, und zwar ein blauliches und ein röthliches, beides sehr schön. Purpur in allen Tönen, des hellen und dunkeln, von der größten Herrlichkeit.

Diese Hauptfarben können, wie schon oben gesagt, wenn man wollte, getödtet werden, und man müßte nicht allein diese lebhafte und heftige, sondern auch eine angenehme Harmonie hervorbringen können.

An Schiller.

Tübingen, den 14. September 1797.

Seit dem 4. September, an dem ich meinen letzten Brief abschickte, ist es mir durchaus recht gut gegangen. Ich blieb in Stuttgart noch drei Tage, in denen ich noch manche Personen kennen lernte und manches Interessante beobachtete. Als ich bemerken konnte, daß mein Verhältniß zu Rapp und Danneker im Wachsen war und Beide manchen Grundsatz, an dem mir theoretisch so viel gelegen ist, aufzufassen nicht abgeneigt waren, auch von ihrer Seite sie mir manches Gute, Angenehme und Brauchbare mittheilten, so entschloß ich mich, ihnen den „Herrmann" vorzulesen, das ich denn auch in einem Abend vollbrachte. Ich hatte alle Ursache, mich des Effekts zu erfreuen, den er hervorbrachte, und es sind uns Allen diese Stunden fruchtbar geworden.

Nun bin ich seit dem Siebenten in Tübingen, dessen Umgebungen ich die ersten Tage bei schönem Wetter mit Vergnügen betrachtete und nun eine traurige Regenzeit durch geselligen Umgang um ihren Einfluß betriege. Bei Cotta habe ich ein heiteres Zimmer und zwischen der alten Kirche und dem akademischen Gebäude einen freundlichen, obgleich schmalen Ausblick ins Neckarthal. Indessen bereite ich mich zur Abreise, und meinen nächsten Brief erhalten Sie von Stäfa. Meyer ist sehr wohl und erwartet mich mit Verlangen. Es läßt sich gar nicht berechnen, was Beiden unsere Zusammenkunft sein und werden kann.

Je näher ich Cotta kennen lerne, desto besser gefällt er mir. Für einen Mann von strebender Denkart und unternehmender Handelsweise hat er so viel Maßiges, Sanftes und Gefaßtes, so viel Klarheit und Beharrlichkeit, daß er mir eine seltene Erscheinung ist. Ich habe mehrere von den hiesigen Professoren

kennen lernen, in ihren Fächern, Denkungsart und Lebensweiſe sehr schätzbare Männer, die sich alle in ihrer Lage gut zu befinden scheinen, ohne daß sie gerade einer bewegten akademischen Zirkulation nötig hätten. Die großen Stiftungen scheinen den großen Gebäuden gleich, in die sie eingeschlossen sind; sie stehen wie ruhige Kolossen auf sich selbst gegründet und bringen keine lebhafte Thätigkeit hervor, die sie zu ihrer Erhaltung nicht bedürfen.

Sonderbar hat mich hier eine kleine Schrift von Kant überrascht, die Sie gewiß auch kennen werden: „Verkündigung des nahen Abſchluſſes eines Traktats zum ewigen Frieden in der Philoſophie", ein sehr schätzbares Produkt seiner bekannten Denkart, das so wie Alles, was von ihm kommt, die herrlichſten Stellen enthält, aber auch in Kompoſition und Stil Kantiſcher als Kantiſch iſt. Mir macht es großes Vergnügen, daß ihn die vornehmen Philoſophen und die Prediger des Vorurtheils so ärgern konnten, daß er ſich mit aller Gewalt gegen ſie ſtemmt. Indeſſen thut er doch, wie mir ſcheint, Schloſſern Unrecht, daß er ihn einer Unredlichkeit, wenigſtens indirekt, beſchuldigen will. Wenn Schloſſer fehlt, ſo iſt es wol darin, daß er ſeiner innern Ueberzeugung eine Realität nach außen zuſchreibt und kraft ſeines Charakters und ſeiner Denkweiſe zuſchreiben muß; und wer iſt in Theorie und Praxis ganz frei von dieſer Anmaßung?

Zum Schluſſe laſſe ich Ihnen noch einen kleinen Scherz abſchreiben; machen Sie aber noch keinen Gebrauch davon! Es folgen auf dieſe Introduktion noch drei Lieder in deutſcher, franzöſiſcher und ſpaniſcher Art, die zuſammen einen kleinen Roman ausmachen.

Der Edelknabe und die Müllerin.

Altenglisch.

Edelknabe.

Wohin? wohin?
Schöne Müllerin!
Wie heißt Du?

Müllerin.
Liese.

Edelknabe.
Wohin denn? Wohin
Mit dem Rechen in der Hand?

Müllerin.
Auf des Vaters Land,
Auf des Vaters Wiese.

Edelknabe.
Und gehst so allein?

Müllerin.
Das Heu soll herein,
Das bedeutet der Rechen;
Und im Garten daran
Fangen die Birnen zu reifen an,
Die will ich brechen.

Edelknabe.
Ist nicht eine stille Laube dabei?

Müllerin.
Sogar ihrer zwei,
An beiden Ecken.

Edelknabe.
Ich komme Dir nach,
Und am heißen Mittag
Wollen wir uns drein verstecken,
Nicht wahr, im grünen vertraulichen Haus —

Müllerin.
Das gäbe Geschichten.

Edelknabe.
Ruhst Du in meinen Armen aus?

Müllerin.
Mit nichten!
Denn wer die artige Müllerin küßt,
Auf der Stelle verrathen ist.
Euer schönes dunkles Kleid
Thät' mir leid
So weiß zu färben.
Gleich und gleich! So allein ist's recht!
Darauf will ich leben und sterben.
Ich liebe mir den Müllerknecht;
An Dem ist nichts zu verderben.

Hier dürfen's kleine Muster sein.
Vernimm, wie Quarz und Kalk so rein
In Säulen sich und Tafeln häuft;
Ein schmales, schön gefärbtes Band
Harmonisch durch den Jaspis läuft;
Ein millionenkörn'ger Sand
Als Fels durch alle Lande reicht;
Ein Pflanzenhaufen sich verkohlt,
Verschüttet, in der Erde zeigt.
Vernimm, daß, wer auf Berge steigt,
Meermuscheln oft herunterholt.

Und ferner wird man Dir erklären,
Wie Du dereinst nach manchem sauren Schritt
Erfahren wirst, wohin Granit,
Porphyr und Marmor auf der Welt gehören.

Hast Du an Stein und Felsen dann genug,
Gleich werden Dich Metalle reizen,
Nach denen Kunst, Gewalt und Trug
Mit unverwandter Mühe geizen.

Du findest in der Erde Schooß
Mit stillen, ahnungsvollen Freuden
Das Gold als ein metallisch Moos
Sich wachsend von dem Steine scheiden,
Das Silber als Gesträuch, das Kupfer als Gestrippe.
Bewunderung stammelt Deine Lippe,
Und neue Schätze werden bloß.

Wenn geometrisch Zinn und Blei
In Fläch' und Ecke sich beschränken,
So wird das Eisen oft sich frei
In Zapfen tropfend niedersenken.
Aus des Zinnobers rother Kraft
Läuft Dir Merkur in Kügelchen entgegen,
Und was der Zink, der Kobalt Gutes schafft,
Das weiß Dein Lehrer auszulegen.

Was nun auf diesen Blättern fehlt,
Das zeigt er Dir im Kabinette;
An seiner Hand besuche dann die Stätte,
Wo unverhüllt sich uns Natur verhehlt,
Die Dich und jeden Sinn belebt!

Von Tübingen nach Schaffhausen.

Den 16. September 1797.

Früh vier Uhr aus Tübingen abgefahren. Sobald man aus dem Württembergischen kommt, wird der Weg schlecht. Zur Linken hat man Berge, an deren Fuß sich ein Thal bildet, in welchem die Steinlach fließt.

Wir erreichten Hechingen sieben ein halb Uhr; es liegt zum Theil im Grunde, zum Theil mit dem Schlosse auf der Anhöhe, und man hat bei der Einfahrt eine sehr schöne Ansicht. Unten zwischen Wiesen und Feldern liegt ein Kloster und dahinter Hohenzollern auf dem Berge. Auf der Brücke traf ich seit langer Zeit den ersten heiligen Nepomuk, der aber auch wegen der schlechten Wege nöthig war. Sehr schöne Kirche. Betrachtung über die Klarheit der Pfaffen in ihren eignen Angelegenheiten und die Dumpfheit, die sie verbreiten. Von Philosophen könnte man beinahe das Umgekehrte sagen.

Hinter Hechingen schöne Gärten und Baumstücke, schöne Pappelanlagen, abhängige Wiesen und freundliches Thal. Nach dem Schloß Hohenzollern zu schöne, weite Aussicht. Die Berge links geben immer fort so wie das Thal zu ihren Füßen.

Weßingen. Auf der Chaussee wie auch schon eine Weile vorher sehr dichter, inwendig blauer Kalkstein mit splitterig muscheligem Bruche, fast wie der Feuerstein.

Steinhofen. Eine hübsche Kirche auf der Höhe. Hier und in einigen Dörfern vorher war bei dem Dorfbrunnen eine Art von Herd eingerichtet, auf dem das Wasser zum Waschen auf der Stelle heiß gemacht wird. Der Feldbau ist der einer rauheren Gegend; man sah Wiesen und Triften und noch viel Kartoffeln und Hanf.

Engelatt, zwischen angenehmen Hügeln im Grunde, seitwärts Berge.

Balingen. Gleichfalls eine schöne Gegend; links in einiger Entfernung hohe waldige Berge, bis an deren steilern Fuß sich fruchtbare Hügel hinaufstrecken. Wir kamen um zehn Uhr an. Der Ort liegt zwischen fruchtbaren, mehr oder weniger steilen, zum Theil mit Holz bewachsenen Hügeln und hat in einiger Entfernung gegen Südost hohe holzbewachsene Berge. Die Eyach fließt durch schöne Wiesen. Diese erst beschriebene

Gegend sah ich auf einem Spaziergange hinter Balingen. Hohenzollern ist rückwärts noch sichtbar. Die Prach läuft über Kalkfelsen, unter denen große Bänke von Versteinerungen sind. Der Ort selbst wäre nicht übel, er ist fast nur eine lange und breite Straße; das Wasser läuft durch und stehen hin und wieder gute Brunnen; aber die Nachbarn haben ihre Misthaufen in der Mitte der Straße am Bach, woraus doch gewaschen und zu manchen Bedürfnissen unmittelbar geschöpft wird. An beiden Seiten an den Häusern bleibt ein notdürftiger Platz zum Fahren und Gehen. Beim Regenwetter muß es abscheulich sein. Ueberdies legen die Leute wegen Mangel an Raum hinter den Häusern ihren Vorrath von Brennholz gleichfalls auf die Straße, und das Schlimmste ist, daß nach Beschaffenheit der Umstände fast durch keine Anstalt dem Uebel zu helfen wäre.

Endingen. Man behält die Berge noch immer links.

Dettenhausen. Bis dahin schöne schwarze Felder, die aber feucht und quellig scheinen.

Schemberg. Starker Zug, den vor einigen Jahren ein Postwagen hinunterrutschte. Der Ort ist schmutzig und voller Mist; er ist wie Balingen als Städtchen enge gebaut und in Mauern gezwängt und wird von Güterbesitzern bewohnt, die nun keine Höfe haben. Man findet auf der Höhe wieder eine ziemliche Fläche, wo Acker und Weide ist; der Hafer ward hier erst hineingeschafft. Der Weg steigt immer höher; es zeigen sich Fichten, große flache Weideplätze, dazwischen Feldbau. Oben einzelner Hof. Das Terrain fällt gegen Mittag, die Wasser fließen aber noch immer nach dem Neckar zu; es kommen mehr Fichtenwäldchen.

Um drei Uhr in Wellendingen, wo wir anhielten. Gegen Friedingen geht es wieder stark bergauf. Boden und Kultur wird etwas besser. Links liegt Aldingen. Auch die undankbarsten Bergrücken und ehemaligen Triften findet man kultivirt. Man kommt auf eine schöne Fläche und fühlt, daß man hoch ist. Die Straße wendet sich durch Aldingen, einen heiteren, weitläufig gebauten Ort; links Gebirge. Höhen, worauf ein Schlößchen liegt.

Hofen, Spaichingen, Balzheim, wo die höchste Höhe erreicht ist. Von Riedheim an fallen die Wasser der Donau zu. Wurmlingen. Wir fuhren durch ein enges Thal hinabwärts nach Tuttlingen, wo wir Abends halb neun Uhr ankamen.

Den 17. September 1797.

Von Tuttlingen um sieben Uhr. Der Nebel war sehr stark; ich ging noch vorher, die Donau zu sehen. Sie scheint schon breit, weil sie durch ein großes Wehr gedämmt ist. Die Brücke ist von Holz und, ohne bedeckt zu sein, mit Verstand auf die Dauer konstruirt; die Tragewerke liegen in den Lehnen, und die Lehnen sind mit Brettern verschlagen und mit Schindeln gedeckt. Hinter Tuttlingen geht es gleich anhaltend bergauf; man trifft wieder Kalkstein mit Versteinerungen. Ich bemerkte eine gute und wohlfeile Art einer Lehne am Wege; in starke Hölzer waren viereckt längliche Löcher eingeschnitten und lange dünne Stämme getrennt und durchgeschoben; wo sich zwei einander mit dem obern und untern Ende berührten, waren sie verkeilt. Ueberhaupt muß man alle württembergischen Anstalten von Chausseen und Brücken durchaus loben.

Der Nebel sank in das Donauthal, das wie ein großer See, wie eine überschneite Fläche aussah, indem die Masse ganz horizontal und mit fast unmerklichen Erhöhungen niedersank. Oben war der Himmel völlig rein.

Man steigt so hoch, daß man mit dem Rücken der sämmtlichen Kalkgebirge, zwischen denen man bisher durchfuhr, beinahe gleich zu sein scheint. Die Donau kommt vom Abend hergeflossen; man sieht weit in ihr Thal hinauf, und wie es von beiden Seiten eingeschlossen ist, so begreift man, wie ihr Wasser weder südwärts nach dem Rhein noch nordwärts nach dem Neckar fallen könne. Man sieht auch ganz hinten im Grunde des Donauthals die Berge quer vorliegen, die sich an der rechten Seite des Rheins bei Freiburg hinziehen und den Fall der Wasser nach Abend gegen den Rhein zu verhindern.

Die neue Saat des Dinkels stand schon sehr schön; man säet hier früh, weil es auf den Höhen zeitig einwintert.

Es thut sich die Aussicht auf links nach dem Bodensee und nach den Bergen von Graubündten, vorwärts nach Hohentwiel, Thayngen und dem Fürstenbergischen. Man hat das Donauthal nunmehr rechts und sieht jenseits desselben die Schlucht, durch die man heruntergekommen; man erkennt sie leicht an dem Schloßchen, das über Aldingen liegt.

Die Straße wendet sich gegen Abend. Nachdem man lange kein Dorf gesehen, sieht man in einem breiten, fruchtbaren Thal, dessen Wasser nach dem kleinern Bodensee zu fallen, Haltingen

liegen, einen Ort, zu dem man sich denn auch südwärts wieder hinunterwendet. Die Ansicht ist sehr interessant und vorschweizerisch. Hinten charakteristische, mit Wald bewachsene Berge, an deren sanfteren Abhängen Fruchtbau sich zeigt; dann im Mittelgrunde lange, über Hügel und Thäler sich erstreckende Waldungen, zunächst wieder wohlgebautes Feld.

Hier sowie schon drüben über der Donau sieht man viele abgerundete Geschiebe, aber [illegible] Kalk wie die Felsen selbst. Man denkt sich, wie durch die ehemaligen Brandungen, Meerströme und Strudel die los gewordenen Theile der Gebirge an ihrem Fuße abgerundet worden.

Hinter Haltingen guter Boden, anfangs stark mit Steinen gemischt, nachher weniger und dann meist rein. Einiges schien Neubruch und war es auch; denn die Aecker bleiben neun Jahre als Wiese liegen und werden dann wieder andere neun Jahre benutzt. Einige Steinbrüche zum Behuf der Chaussee zeigen, daß der Kalkfels nicht tief unter der fruchtbaren Erde liegt.

Man kommt durch gemischte Waldungen über Hügel und Thäler; es geht einen starken Stieg hinunter, und angenehme Waldthäler setzen fort.

Wir fanden eine Pflanze, bei der außer ihrer Gestalt merkwürdig ist, daß viele Insekten aller Art sich in ihren Samenkapseln nähren. Attich mit reifen Früchten zeigte sich auch. Ein Holzschlag. Kohlenmeiler. Gentianen. Das waldige Thal geht neben einem Wiesengrunde angenehm fort; Schneidemühlen, einiger Fruchtbau. Astrantia. Epilobium. Gentianen in ganzen Massen. Kampaneln dazwischen. Antirrhinum. Frage, ob die Gentianen und andere Blumen nicht auch schon im Frühjahr geblüht haben.

Kleines, ziemlich steiles ehemaliges Waldamphitheater, auf dem die Stöcke der abgehauenen Bäume noch stehen, zum Kartoffelfelde mühsam umgearbeitet. Das Thal verbreitet sich, und alle Lehden sind wo möglich zum Feldbau umgearbeitet.

Man nähert sich Engen. Ein charakteristischer, obgleich ganz bewachsener Berg mit einem alten Schlosse zeigt sich rechts; ein kleiner Ort, der unmittelbar vor Engen liegt, ist den 8. Oktober 1796 von den Franzosen zum Theil abgebrannt worden. Das Städtchen selbst liegt auf einem Hügel, gedachtem Berg gegenüber. Wir kamen um elf Uhr an und rasteten.

Von Morgen her gesehen, giebt Engen ein artig topographisches Bild, wie es unter dem bedeutenden Berge auf

einem Hügel sich ins Thal verliert. Die Bürger des Orts thaten auf dem Rückzuge in Verbindung mit den Kaiserlichen den Franzosen Abbruch; diese letztern, als sie doch die Oberhand behielten, verbrannten mehrere Häuser vor der Stadt und bedrohten die Stadt selbst mit einem gleichen Schicksal. Ich sah daselbst eine sehr gut gelleidete kaiserliche Garnison, in der Nähe ein starkes aufgefahrnes Proviantfuhrwesen und erbärmlich gelleidete Kranke.

Um zwölf Uhr fuhren wir ab. Vor der Stadt erschien wieder Weinbau. Schon oben bei dem Städtchen hatte ich die ersten Geschiebe des Gesteins von Quarz und Hornblende gefunden. Nußbäume zeigen sich wieder, schöne Wiesen und Baumstücke. Links ein artig Dorf an einer Höhe hinter einer flachen Wiese. Es öffnet sich eine schöne, fruchtbare Fläche im Thal; die höheren Felsen scheinen nunmehr eine andere Steinart zu sein, um die sich der Kalkstein herumleat. Viele weiße Rüben werden gebaut. Man kommt nach Welschingen, einem leidlichen Ort. Man steigt wieder stark bis gegen Weiterdingen. Es finden sich hier viel Geschiebe von farbigem Quarz mit weißen Adern, rother Jaspis, Hornblende in Quarz.

Man übersieht nunmehr von Engen das schöne Thal rückwärts. In den fruchtbaren Feldern liegen weitläufige Dörfer, und jener steile Berg zeigt sich nun in seiner Würde an der linken Seite.

Vorwärts liegt Hohentwiel, hinten die Graubündner Berge, in Dünsten am Horizonte kaum bemerklich.

Man kommt durch Weiterdingen. Links ein sehr schönes Wiesenthal, über demselben Weinbau. Auf eben der Seite liegt Hohentwiel; man ist nunmehr mit dieser Festung in gleicher Linie und sieht die große Kette der Schweizergebirge vor sich.

Hilzingen leat in einem weiten Thale zwischen fruchtbaren Hügeln; Feldbau, Wiesewachs und Weinberg umher.

Die Pässe wurden daselbst von einem östreichischen Wachtmeister unterzeichnet, und der Amtschreiber stellte einen Kautionsschein aus, daß die Pferde wiederkommen würden.

Man steigt lange und sieht immer das Thal von Hilzingen hinter und neben sich sowie Hohentwiel.

Sie nennen hier zu Lande einen Hemmschuh nicht ungeschickt einen Schleifsteg.

Eberingen. Nun geht es weiter über verschiedene fruchtbare Hügel; die hohern Berge sind mit Wald und Büschen be-

setzt. Viel Weinbau am Fuße eines Kalkfelsens, meist blaue Trauben, sehr voll hängend.

Thayngen, der erste schweizerische Ort, guter Wein. Müller, Gastwirth zum Adler.

Herblingen. Starker Weinbau. Fruchtfeld. Wald links. Kalkstein mit einem muscheligen Bruche, fast feuersteinartig.

Vor Schaffhausen ist Alles umzäunt; die Besitzungen sind immer abgetheilt und gesichert; Alles scheint Gartenrecht zu haben und hat es auch. Die Stadt selbst liegt in der Tiefe, ein schmaler, angenehmer Wiesengrund zieht sich hinab; man fährt rechts und hat auf derselben Hand Gartenhäuser und Weinberge neben sich. Links ist der Abhang mehr oder weniger steil. Bei einem großen Hause, das unten steht, geht man durch eine Brücke zum Dach hinein. Höchst anmuthige Abwechselung von großen und kleinen Gärten und Höfen. Man sieht das Schloß vor sich. Die Gartenhäuser vermehren sich und werden ansehnlicher. Nach der Stadt zu steigen die Weinberge weit hinauf; links wird der Abhang nach dem kleinen Thale zu sanfter.

Schaffhausen und der Rheinfall.

In der menschlichen Natur liegt ein heftiges Verlangen, zu Allem, was wir sehen, Worte zu finden, und fast noch lebhafter ist die Begierde, dasjenige mit Augen zu sehen, was wir beschreiben hören. Zu Beidem wird in der neuern Zeit besonders der Engländer und der Deutsche hingezogen. Jeder bildende Künstler ist uns willkommen, der eine beschriebene Gegend uns vor Augen stellt, der die handelnden Personen eines Romans oder eines Gedichtes, so gut oder so schlecht er es vermag, sichtlich vor uns handeln läßt. Ebenso willkommen ist aber auch der Dichter oder Redner, der durch Beschreibung in eine Gegend uns versetzt, er mag nun unsere Erinnerung wiederbeleben oder unsere Phantasie aufregen; ja, wir erfreuen uns sogar, mit dem Buch in der Hand eine wohlbeschriebene Gegend zu durchlaufen; unserer Bequemlichkeit wird nachgeholfen, unsere Aufmerksamkeit wird erregt, und wir vollbringen unsere Reise in Begleitung eines unterhaltenden und unterrichtenden Gesellschafters.

Kein Wunder also, daß in einer Zeit, da so viel geschrieben wird, auch so manche Schrift dieser Art erscheint; kein Wunder, daß Künstler und Dilettanten in einem Fache sich üben, dem das Publikum geneigt ist.

Als eine solche Uebung setzen wir die Beschreibung des Wasserfalls von Schaffhausen hierher, freilich nur skizzenhaft und ohne sie von den kleinen Bemerkungen eines Tagebuchs zu trennen. Jenes Naturphänomen wird noch oft genug gemalt und beschrieben werden, es wird jeden Beschauer in Erstaunen setzen, manchen zu einem Versuch reizen, seine Anschauung, seine Empfindung mitzutheilen, und von keinem wird es fixirt, noch weniger erschöpft werden.

Schaffhausen, den 17. September 1797. Abends.

Im Gasthof „Zur Krone" abgestiegen. Mein Zimmer war mit Kupferstichen geziert, welche die Geschichte der traurigen Epoche Ludwig's XVI. darstellten. Ich hatte dabei mancherlei Betrachtungen, die ich mir vornahm weiter auszuführen.

Abends an der Table d'hôte verschiedene Emigrirte. Eine Gräfin, Condé'sche Offiziere, Pfaffen, Oberst Landolt.

Schaffhausen, den 18. September 1797.

Früh um halb sieben Uhr ausgefahren, um den Rheinfall zu sehen. Grüne Wasserfarbe. Ursache derselben.

Die Höhen waren mit Nebel bedeckt, die Tiefe war klar, und man sah das Schloß Laufen halb im Nebel. Der Dampf des Rheinfalls, den man recht gut unterscheiden konnte, vermischte sich mit dem Nebel und stieg mit ihm auf.

Gedanke an Ossian. Liebe zum Nebel bei bestigen innern Empfindungen.

Man kommt über Unwiesen, ein Dorf, das oben Weinberge, unten Feldbau hat.

Der Himmel klärte sich langsam auf, die Nebel lagen noch auf den Höhen.

Laufen. Man steigt hinab und steht auf Kalkfelsen.

Theile der sinnlichen Erscheinung des Rheinfalls, vom hölzernen Vorbau gesehen. Felsen, in der Mitte stehende, von dem höhern Wasser ausgeschliffene, gegen die das Wasser herabschießt. Ihr Widerstand, einer oben, der andere unten, werden völlig überströmt. Schnelle Wellen, Lakengischt im Sturz, Gischt unten im Kessel, siedende Strudel im Kessel.

Der Vers legitimirt sich:

Es wallet und siedet und brauset und zischt u. s. w.

Wenn die strömenden Stellen grün aussehen, so erscheint der nächste Gischt leise purpur gefärbt.

Unten strömen die Wellen schäumend ab, schlagen hüben und drüben ans Ufer, die Bewegung verklingt weiter hinab, und das Wasser zeigt im Fortfließen seine grüne Farbe wieder.

Erregte Ideen über die Gewalt des Sturzes. Unerschöpflichkeit als wie ein Unnachlassen der Kraft. Zerstörung, Bleiben, Dauern, Bewegung, unmittelbare Ruhe nach dem Fall.

Beschränkung durch Mühlen drüben, durch einen Vorbau hüben. Ja, es war möglich, die schönste Ansicht dieses herrlichen Naturphänomens wirklich zu verschließen.

Umgebung. Weinberge, Feld, Wäldchen.

Bisher war Nebel, zu besonderm Glück und Bemerkung des Details; die Sonne trat hervor und beleuchtete auf das Schönste schief von der Hinterseite das Ganze. Das Sonnenlicht theilte nun die Massen ab, bezeichnete alles Vor- und Zurückstehende und verkörperte die ungeheure Bewegung. Das Streben der Ströme gegen einander schien gewaltsam zu werden, weil man ihre Richtungen und Abtheilungen deutlicher sah. Stark spritzende Massen aus der Tiefe zeichneten sich nun beleuchtet vor dem feinern Dunste aus; ein halber Regenbogen erschien im Dunste.

Bei längerer Betrachtung scheint die Bewegung zuzunehmen. Das dauernde Ungeheure muß uns immer wachsend erscheinen; das Vollkommene muß uns erst stimmen und uns nach und nach zu sich hinaufheben. So erscheinen uns schöne Personen immer schöner, verständige immer verständiger.

Das Meer gebiert das Meer. Wenn man sich die Quellen des Ozeans dichten wollte, so müßte man sie so darstellen.

Nach einiger Beruhigung des Gemüths verfolgt man den Strom in Gedanken bis zu seinem Ursprung und begleitet ihn wieder hinab.

Beim Hinabsteigen nach dem flächern Ufer Gedanken an die neumodische Parksucht.

Der Natur nachzuhelfen, wenn man schöne Motive hat, ist in jeder Gegend lobenswürdig; aber es ist bedenklich, gewisse Imaginationen realisiren zu wollen, da die größten Phänomene der Natur selbst hinter der Idee zurückbleiben.

Wir fuhren über.

Der Rheinfall von vorn, wo er faßlich ist, bleibt noch herrlich, man kann ihn auch schön nennen. Man sieht schon mehr den stufenweisen Fall und die Mannichfaltigkeit in seiner Breite; man kann die verschiedenen Wirkungen vergleichen, vom Unbändigsten rechts bis zum Nützlichverwendeten links.

Ueber dem Sturz sieht man die schöne Felsenwand, an der man das Hergleiten des Stromes ahnen kann; rechts das Schloß Laufen. Ich fand sie, daß das Schlößchen Wörth und der Damm den linken Vordergrund machten. Auch auf dieser Seite sind Kalkfelsen, und wahrscheinlich sind auch die Felsen in der Mitte des Sturzes Kalk.

Schlößchen Wörth.

Ich ging hinein, um ein Glas Wein zu trinken.

Alter Eindruck bei Erblickung des Mannes.

Ich sah Trippel's Bild an der Wand und fragte, ob er etwa zur Verwandtschaft gehöre. Der Hausherr, Namens Geizer, war mit Trippel verwandt, durch Mutter Geschwisterkind. Er hat das Schlößchen mit dem Lachsfang, Zoll, Weinberg, Holz u. s. w. von seinen Voreltern her im Besitz, doch als Schupflehn, wie sie es heißen. Er muß nämlich dem Kloster oder dessen jetzigen Successeren die Zolleinkünfte berechnen, zwei Drittel des gefangenen Lachses einliefern, auf die Waldung Aufsicht führen und daraus nur zu seiner Nothdurft schlagen und nehmen; er hat die Nutzung des Weinberges und der Felder und giebt jährlich überhaupt nur dreißig Thaler ab. Und so ist er eine Art von Lehnmann und zugleich Verwalter. Das Lehn heißt Schupflehn deswegen, weil man ihn, wenn er seine Pflichten nicht erfüllt, aus dem Lehn herausschieben oder schuppen kann.

Er zeigte mir seinen Lehnbrief von Anno 1762, der alle Bedingungen mit großer Einfalt und Klarheit enthält. Ein solches Lehn geht auf die Söhne über, wie der gegenwärtige Besitzer die ältern Briefe auch noch aufbewahret. Allein im Briefe selbst steht nichts davon, obwol von einem Regreß an die Erben darin die Rede ist.

Um zehn Uhr fuhr ich bei schönem Sonnenschein wieder herüber. Der Rheinfall war noch immer seitwärts von hinten erleuchtet; schöne Licht- und Schattenmassen zeigten sich sowol von dem Laufen'schen Felsen als von den Felsen in der Mitte.

Ich trat wieder auf die Bühne an den Sturz heran und fühlte, daß der vorige Eindruck schon verwischt war; denn es schien gewaltsamer als vorher zu stürmen, wobei ich zu bemerken hatte, wie schnell die Nerve in ihren alten Zustand sich wiederherstellt. Der Regenbogen erschien in seiner größten Schönheit; er stand mit seinem ruhigen Fuß in dem ungeheuren Gischt und Schaum, der, indem er ihn gewaltsam zu zerstören droht, ihn jeden Augenblick neu hervorbringen muß.

Betrachtungen über die Sicherheit neben der entsetzlichen Gewalt.

Durch das Rücken der Sonne entstanden noch größere Massen von Licht und Schatten, und da nun kein Nebel war, so erschien der Gischt gewaltiger, wenn er über der reinen Erde gegen den reinen Himmel hinaufstuhr. Die dunkle grüne Farbe des abströmenden Flusses ward auffallender.

Wir fuhren zurück.

Wenn man nun den Fluß nach dem Falle hinabgleiten sieht, so ist er rubig, seicht und unbedeutend. Alle Kräfte, die sich gelassen successiv einer ungeheuern Wirkung nähern, sind ebenso anzusehn. Mir fielen die Kolonnen ein, wenn sie auf dem Marsche sind.

Man sieht nun links über die bebaute Gegend und Weinhügel, mit Dörfern und Höfen belebt und mit Häusern wie besäet. Ein Wenig vorwärts zeigen sich Hohentwiel und, wenn ich nicht irre, die vorstehenden Felsen bei Engen und weiter herwärts; rechts die hohen Gebirge der Schweiz in weiter Ferne hinter den mannichfaltigsten Mittelgründen. Auch bemerkt man hinterwärts gar wohl an der Gestalt der Berge den Weg, den der Rhein nimmt.

Geognostischer Dank.*)

1831.

Hasslau's Gründe, Felsensteile,
Vielbesucht und vielgenannt,
Seit der Forscher thät'ge Beile
Uns den Egeran**) genannt.

Was wir auch beginnen mochten,
War das Eine nur gethan,
Wie wir klopften, wie wir pochten,
Immer war's der Egeran.

Von Aplomen,***) von Granaten
War genügsam nichts gedacht,
Und die geognost'schen Thaten
Hemmte drohend nur die Nacht.

Uns genügte, was wir fanden;
Doch vom Glück ihr ungewandt,
Nam das Einzige zu Handen
Einer schönen lieben Hand.

Arie.†)

Den 4. Januar 1813.

An den holden Jüngling denkend,
Den ich gar so zärtlich liebe,
Ging ich still durchs Abendwäldchen,
Und unvermuthet fand ich ihn da.

*) Gedruckt in „Thaos", Jahrgang 1, Nr. 12, S. 47.

**) Egeran nennt man den Beinvian, der sonst am Besuv, in Piemont, Tirol, Norwegen und Sibirien vorkommt, von seinem Vorkommen bei Eger in Böhmen. — Auf einem vorliegenden Blatte giebt Goethe handschriftlich als Fundort des Egerans die Gegend bei Hasslau (Haslau) zwischen Franzensbrunn und Asch an. — L.

***) Der gemeine Granat (Kolophonit, Melanit u. s. w.) im Gegensatz zu dem edlen Granat, den die „schöne liebe Hand" unter anderem gewöhnlichen Gestein gefunden haben wird.

†) Nach der Handschrift des Dichters. Bisher nicht in den Werken und nur im Jahre 1808 als einzelnes Blatt in wenigen Exemplaren abgedruckt. In dem einst sehr beliebten Quodlibet „Der Kapellmeister und die Prima Donna, mit Musik von Mehreren", findet sich die von L. Bianchi komponirte italienische Baß-Arie: Una buona Giovinotta

Buona buona, schiotta schiotta u. s. w.,

welche in der ganzbaren deutschen Uebersetzung lautet:

In dem Dorf Uwiesen fand ich in der Zimmerarbeit Nachahmung der Maurerarbeit. Was sollen wir zu dieser Erscheinung sagen, da das Gegentheil der Grund aller Schönheit unserer Baukunst ist!

Auch sah ich wieder Manzold und nahm mir vor, Samen davon mitzunehmen und künftigen Sommer unsern Wieland damit zu traktiren.

Ich wurde abermals dran erinnert, wie eine sentimentale Stimmung das Ideale auf einen einzelnen Fall anwendet, wo es denn meistens schief ist.

Schaffhausen lag mit seiner Dächermasse links im Thale.

Die Schaffhauser Brücke ist schön gezimmert und wird höchst reinlich gehalten. In der Mitte sind einige Sitze angebracht, hinter denen die Oeffnungen mit Glasfenstern zugeschlossen sind, damit man nicht im Zuge sitze.

Unterm Thore des Wirthshauses fand ich ein paar Franzosen wieder, die ich auch am Rheinfall gesehen hatte. Der Eine schien wohl damit zufrieden, der Andere aber sagte: „C'est assez joli, mais pas si joli que l'on me l'avait dit." Ich möchte die Ideen des Mannes und seinen Maßstab kennen.

Bei Tische saß ich neben einem Manne, der aus Italien kam und ein Mädchen von ungefähr vierzehn Jahren, eine Engländerin Namens Dillon, nach England zurückführte, deren Mutter, eine geborne d'Alston, in Padua gestorben war. Er konnte von der Theuerung in Italien nicht genug sagen. Ein Pfund Brod kostet zwanzig französische Sous und ein Paar Tauben einen kleinen Thaler.

Makaronische Uniform französischer edlen Kavalleristen. Fürchterliches Zeichen der drei schwarzen Lilien auf der weißen Binde am Arm.

Nachmittags drei Uhr fuhr ich wieder nach dem Rheinfall. Mir fiel die Art wieder auf, an den Häusern Erker und Fensterchen zu haben. Sogar besitzen sie ein besonderes Geschick, solche Guckfarten durch die Mauern zu bohren und sich eine Aussicht zu verschaffen, die Niemand erwartet. Wie nun dieses die Lust anzeigt, unbemerkt zu sehen und zu beobachten, so zeugen dagegen die vielen Bänke an den Häusern, welche an den vornehmen gezimmert, aufgeschlagen und zugeschlossen sind, von einer zutraulichen Art nachbarlichen Zusammenseins, wenigstens voriger Zeit.

Viele Häuser haben bezeichnende Inschriften, auch wol manche selbst ein Zeichen, ohne gerade ein Wirthshaus zu sein.

Ich fuhr am rechten Rheinufer hin; rechts sind schöne Weinberge und Gärten, der Fluß strömt über Felsbänke mit mehr oder weniger Rauschen.

Man fährt weiter hinauf. Schaffhausen hat man nun in der Tiefe, und man sieht die Mühlen, die vor der Stadt den Fluß herabwärts liegen. Die Stadt selbst liegt wie eine Brücke zwischen Deutschland und der Schweiz. Sie ist wahrscheinlich in dieser Gegend durch die Hemmung der Schifffahrt durch den Rheinfall entstanden. Ich habe in ihr nichts Geschmackvolles und nichts Abgeschmacktes bemerkt, weder an Häusern, Gärten, Menschen noch Betragen.

Der Kalkstein, an dem man vorbeifährt, ist sehr klüftig sowie auch der drüben bei Laufen. Das wunderbarste Phänomen beim Rheinfall sind mir daher die Felsen, welche sich in dessen Mitte so lange erhalten, da sie doch wahrscheinlich von derselben Gebirgsart sind.

Da sich der Fluß wendet, so kommen nun die Weinberge an das entgegengesetzte Ufer, und man fährt diesseits zwischen Wiesen und Baumstücken durch. Sodann erscheinen drüben steile Felsen und hüben die schönste Kultur.

Bei der Abendsonne sah ich noch den Rheinfall von oben und hinten, die Mühlen rechts, unter mir das Schloß Laufen, im Angesicht eine große, herrliche, aber faßliche, in allen Theilen interessante, aber begreifliche Naturscene; man sieht den Fluß heranströmen und rauschen und sieht, wie er fällt.

Man geht durch die Mühlen durch in der kleinen Bucht. Bei den in der Höhe hervorstehenden mancherlei Gebäuden wird selbst der kleine Abfall eines Mühlwassers interessant, und die letzten diesseitigen Ströme des Rheinfalls schießen aus grünen Büschen hervor.

Wir gingen weiter um das Schlößchen Wörth herum; der Sturz war zu seinem Vortheil und Nachtheil von der Abendsonne gerade beleuchtet; das Grün der tieferen Strömungen war lebhaft wie heute früh, der Purpur aber des Schaumes und Staubes viel lebhafter.

Wir fuhren näher an ihn hinan; es ist ein herrlicher Anblick, aber man fühlt wol, daß man keinen Kampf mit diesem Ungeheuer bestehen kann.

Wir bestiegen wieder das kleine Gerüste, und es war eben wieder, als wenn man das Schauspiel zum ersten Mal sähe. In dem ungeheuern Gewühle war das Farbenspiel herrlich. Von dem großen überströmten Felsen schien sich der Regenbogen immerfort herabzuwälzen, indem er in dem Dunst des herunterstürzenden Schaumes entstand. Die untergehende Sonne färbte einen Theil der beweglichen Massen gelb, die tiefen Strömungen erschienen grün und aller Schaum und Dunst war lichtpurpur; auf allen Tiefen und Höhen erwartete man die Entwickelung eines neuen Regenbogens.

Herrlicher war das Farbenspiel in dem Augenblick der sinkenden Sonne, aber auch alle Bewegung schien schneller, wilder und sprühender zu werden. Leichte Windstöße kräuselten lebhafter die Säume des stürzenden Schaumes, Dunst stieg mit Dunst gewaltsamer zu kämpfen, und indem die ungeheure Erscheinung immer sich selbst gleich blieb, fürchtete der Zuschauer dem Uebermaß zu unterliegen und erwartete als Mensch jeden Augenblick eine Katastrophe.

Von Schaffhausen nach Stäfa.

Zürich, den 19. September 1797.

Früh sechs ein halb Uhr fuhren wir aus Schaffhausen. Berg und Thäler waren klar, der Morgenhimmel leicht gewölkt; im Abend zeigten sich dichtere Wolken.

Wir fuhren einen Theil des gestrigen Wegs. Ein Apfelbaum, mit Epheu umwunden, gab Anlaß zur Elegie „Amyntas".

Man sah die ganze Bergreihe der Schweiz mit ihren Schneegebirgen, schönes Fruchtfeld, bewachsene Berge rechts und links.

Jestetten, mit fruchtbarer Umgebung. Hanf, Klee und Weinbau machten das Feld noch lebendig. Nach verschiedenen Hügeln und Thälern kam man auf eine schöne, fruchtbare Fläche gegen den Rhein zu, hinten mit herrlichen Bergen.

In Rafz ward den Pferden Brod gegeben, und wir fuhren hinab nach Eglisau über die zierliche Brücke, die sehr reinlich gehalten war. Ein Paar Mädchen von zwölf bis vierzehn

Jahren saßen am Zoll in einem artigen Kabinette und nahmen das Wegegeld ein. Die jüngere nahm das Geld und überreichte den Zettel, indeß die andere Buch hielt. Schöne, fruchtbare Fläche zwischen waldbewachsenen Bergen. Vorwärts Plaine und ein Eichenwald, durch welchen die gerade Straße hindurchging.

Um elf Uhr kamen wir nach Bülach, wo wir während der warmen Tageszeit ein paar Stunden verweilten. Ich hatte die Freude, wieder gemalte Fenster zu treffen, wo ich das Ausschleifen auch bei andern Farben als der Purpurfarbe angewendet fand. Ich sah eine sehr lichte eigentliche Purpurfarbe, die ins Violetliche fällt. Auch fand ich auf die farbige Scheibe hinten eine andere Farbe zur Mischung gebracht, als Gelb und Blau, wodurch ein Grün entsteht; besonders nimmt sich das Gelbe auf dem erstgedachten lichten Purpur sehr schön aus. Uebrigens sind die Scheiben oft auf eine sehr wunderbare und unnöthig scheinende Weise zusammengesetzt; doch findet man bei näherer Betrachtung die Ursache. Auch sind sie oft und schlimm genug reparirt. Sie sind sämmtlich von 1570; aber an der starken Stellung der gerüsteten Männer, an der Gewalt der heraldischen Thiere, an den tüchtigen Körpern der Zierrathen, an der Lebhaftigkeit der Farben sieht man den Kerngeist der Zeit, wie wader jene Künstler waren und wie derbhändig und bürgerlich vornehm sie sich ihre Zeitgenossen und die Welt dachten. Eine Scheibe mit dem doppelten Wappen der Stadt Schaffhausen, über dem der kaiserliche Adler in einem Schilde steht, ist vortrefflich gemacht, und an der Krone ist der herrlichen Zierrathen kein Ende.

Von Bülach, wo es kühl und anmuthig gewesen, fuhren wir um halb zwei Uhr weiter.

Betrachtung, daß der Mensch die Rede eigentlich für die höchste Handlung hält, so wie man Vieles thun darf, was man nicht sagen soll.

Die Gegend hat im Ganzen nichts sonderlich Charakteristisches, links fruchtbare Plaine, vorwärts die Gebirge; der Boden ist fruchtbar und gut gearbeitet, an verschiedenen Orten sehr kiesig und mit unzähligen Geschieben überstäet.

Gegen sechs Uhr kamen wir nach Zürich bei sehr schönem Wetter und kehrten ein bei Herrn Ott im „Schwert". Einen Brief an Meyer schickte ich ab zu Frau Schultheß. Abends an der Table d'hôte mit Herrn Landvogt Imthurn von Schaffhausen,

der vom Syndikate aus Lavis zurückkehrte, und einem andern Züricher Herrn, der gleichfalls aus Italien kam. Beide erzählten wenig Gutes von den jetzigen Umständen daselbst.

Zürich, den 20. September 1797.

Früh bei schönem Wetter oberhalb der Stadt an den See gegangen. Auf dem Rückweg sah ich die Geistlichen zu und von einem Verbrecher hinüber und herüber fahren. Dann brachte ich den Morgen unter den hohen Linden auf dem ehemaligen Burgplatze zu.

Wenn nach gehaltenem Blutgerichte die gewöhnliche Elf-Uhr-Glocke geläutet wird, so ist es ein Zeichen, daß der Verbrecher begnadigt worden; hält aber die Glocke inne, so ist das Todesurtheil gesprochen, und sie giebt um halb zwölf Uhr das Zeichen zu seiner Hinausführung. Diesmal ward er begnadigt. Der Verbrecher war ein falscher Münzer, der schon vorher wegen Diebstahls war gebrandmarkt worden.

Mittags bei Tische lernte ich Herrn Hauptmann Bürkli kennen. Das Wetter war sehr trüb; dessenungeachtet ging ich nach Tisch ein Wenig über die neuen Anlagen nach dem Schanzehof spazieren.

Gegen vier Uhr kam Meyer; es fiel ein starker Regen. Abends bei Tische fand ich Herrn Hofrath Müller von Wien.

Stäfa, den 21. September 1797.

Wir fuhren zu Schiffe gegen acht Uhr ab und bei heiterm Wetter den See hinaufwärts. Zu Mittag wurden wir von Herrn Escher auf seinem Gute bei Herrliberg am See freundlich bewirthet und gelangten Abends nach Stäfa.

Stäfa, den 22. September 1797.

Einen trüben Tag brachten wir mit Betrachtung der von Meyer verfertigten und angeschafften Kunstwerke zu, so wie wir auch einander verschiedene Ideen und Aufsätze mittheilten.

Abends machten wir noch einen großen Spaziergang den Ort hinaufwärts, welcher von der schönsten und höchsten Kultur einen reizenden und idealen Begriff giebt. Die Gebäude stehen weit aus einander; Weinberge, Felder, Gärten, Obstanlagen breiten sich zwischen ihnen aus, und so erstreckt sich der Ort wol eine Stunde am See hin und eine halbe bis nach dem Hügel ostwärts, dessen ganze Seite die Kultur auch schon erobert hat.

Stäfa, Sonnabend den 23. September 1797.

Früh Meyer's mitgebrachte Arbeiten nochmals durchgesehen. Bekanntschaft mit Maler Diogg und mit Bannerherr Zwicki von Glarus. Abends auf den Berg zu dem sogenannten Philosophen, die Anlagen seiner Kultivation zu sehen.

Stäfa, Sonntags den 24. September 1797.

Gespräch mit Meyer über die vorhabende rheterische Reisebeschreibung. Wechselseitige Theilnahme. Ueber die Nothwendigkeit, die Terminologie zuerst festzusetzen, wornach man Kunstwerke beschreiben und beurtheilen will. Zu Mittag kamen Herr Horner und Escher der Sohn von Zürich. Abends fuhren wir auf die kleine Insel Ufnau und kamen mit einbrechender Nacht zurück.

Montag den 25. September 1797.

Früh Briefe nach Hause.

An Herrn Geheime-Rath Voigt.

Stäfa, den 25. September 1797.

Sie erhalten hiebei, wertheſter Freund, eine kurze Nachricht, wie es mir seit Tübingen ergangen, welche ich dem Herzog mitzutheilen und mich auf das Beſte dabei zu empfehlen bitte.

Etwa übermorgen denke ich mit Professor Meyer eine kleine Gebirgsreise anzutreten. Man kann sich nicht verwehren, wenn man so nahe ist, sich auch wieder unter diese ungeheuern Naturphänomene zu begeben. Die mineralogische und geognostische Liebhaberei ist auch erleichtert, seitdem so manche Schweizer sich mit diesem Studium abgegeben und durch ihre Reisen, die sie so leicht wiederholen können, den Fremden den Vortheil verschafft haben, sich leichter zu orientiren. Die Aufsätze eines Herrn Escher von Zürich haben mir eine geschwinde Uebersicht gegeben dessen, was ich auf meiner kleinen vorgenommenen Tour zu erwarten habe. Das Neueste in diesem Fache ist ein biegsamer Stein, nach der Beschreibung jenem Danzischen ähnlich, wovon ich etwas mitzubringen hoffe.

Die öffentlichen Angelegenheiten sehen in diesem Lande wunderlich aus. Da ein Theil der ganzen Masse schon völlig demokratisch regiert wird, so haben die Unterthanen der mehr oder weniger aristokratischen Kantone an ihren Nachbarn schon ein Beispiel dessen, was jetzt der allgemeine Wunsch des Volks ist; an vielen Orten herrscht Unzufriedenheit, die sich hie und da in kleinen Unruhen zeigt. Ueber Alles dies kommt in dem gegenwärtigen Augenblicke noch eine Sorge und Furcht vor den Franzosen. Man will behaupten, daß mehrere Schweizer bei der letzten Unternehmung gegen die Republik Partei gemacht und sich mit in der sogenannten Verschwörung befunden haben, und man erwartet nunmehr, daß die Franzosen sich deshalb an die Einzelnen, vielleicht gar ans Ganze halten möchten. Die Lage ist äußerst gefährlich, und es übersieht Niemand, was daraus entstehen kann.

Bei diesen selbst für die ruhige Schweiz so wunderbaren Aussichten werde ich um desto eher meinen Rückweg baldmöglichst antreten und geschwinder, als ich hergegangen bin, wieder in jene Gegenden zurückkehren, wo ich mir eine ruhigere Zeit unter geprüften Freunden versprechen kann.

Später.

So eben erhalte ich Ihr werthes Schreiben vom 11. September und werde Ihnen dadurch abermals so wie in der Gegenwart auch in der Abwesenheit unendlich viel schuldig. Daß ich meinen August wieder gesund und froh bei Ihnen denken

kann, wie Sie die Güte haben, seine Reiseerinnerungen rege zu machen und ihm so zu einer weitern Ausbildung zu verhelfen, ist mir unschätzbar, und diese Vorstellung wird mich auf meiner kleinen Reise in die rauhen Gebirge begleiten.

Schon in Frankfurt schrieb ich auf einen erhaltenen Brief von Bodmann ein Blatt, wodurch ich Sie bat, das bewußte Kästchen der Ueberbringerin, welches Fräulein Staff sein würde, zu übergeben, und wodurch ich sogleich jenen bei mir zu Hause aufgehobenen Archivschein amortisire, und vergaß, so oft ich an Sie schrieb, davon den schuldigen Avis zu geben. Ich denke, daß Sie mir ein Wort davon sagen; wahrscheinlich ist dieses Depositum nun schon in Karlsruhe glücklich angelangt. Dem Herzog bezeigen Sie mein Beileid und zugleich meinen Glückwunsch, daß der Unfall noch in Grenzen geblieben. Viel Glück zu allen Unternehmungen und Geduld mit dem Bergbau als dem ungezogensten Kinde in der Geschäftsfamilie!

Amyntas.

Elegie.

Nikias, trefflicher Mann, Du Arzt des Leibs und der Seele!
Krank, ich bin es fürwahr; aber Dein Mittel ist hart.
Ach, die Kraft schon schwand mir dahin, dem Rathe zu folgen,
Ja, und es scheinet der Freund schon mir ein Gegner zu sein.
Widerlegen kann ich Dich nicht; ich sage mir Alles,
Sage das härtere Wort, das Du verschweigest, mir auch.
Aber, ach! Das Wasser entstürzt der Steile des Felsens
Rasch, und die Welle des Bachs halten Gesänge nicht auf.
Rast't nicht unaufhaltsam der Sturm? und wälzet die Sonne
Sich von dem Gipfel des Tags nicht in die Wellen hinab?
Und so spricht mir rings die Natur: Auch Du bist, Amyntas,
Unter das strenge Gesetz ew'ger Gewalten gebeugt.
Runzle die Stirne nicht tiefer, mein Freund, und höre gefällig,
Was mich gestern ein Baum dort an dem Bache gelehrt!
Wenig Aepfel trägt er mir nur, der sonst so beladne;
Sieh, der Epheu ist Schuld, der ihn gewaltig umgiebt.
Und ich faßte das Messer, das krummgebogene, scharfe,
Trennte schneidend und riß Ranke nach Ranken herab;
Aber ich schauderte gleich, als, tief seufzend und kläglich,
Aus den Wipfeln zu mir lispelnd die Klage sich goß:

„O, verletze mich nicht, den treuen Gartengenossen,
Dem Du als Knabe schon früh manche Genüsse verdankt!
O, verletze mich nicht! Du reißest mit diesem Geflechte,
Das Du gewaltig zerstörst, grausam das Leben mir aus.
Hab' ich nicht selbst sie genährt und sanft sie herauf mir erzogen?
Ist, wie mein eigenes Laub, mir nicht das ihre verwandt?
Soll ich nicht lieben die Pflanze, die, meiner einzig bedürftig,
Still, mit begieriger Kraft mir um die Seite sich schlingt?
Tausend Ranken wurzelten an, mit tausend und tausend
Fasern senkte sie fest mir in das Leben sich ein.
Nahrung nimmt sie von mir; was ich bedürfte, genießt sie,
Und so saugt sie das Mark, sauget die Seele mir aus.
Nur vergebens nähr' ich mich noch; die gewaltige Wurzel
Sendet lebendigen Saft, ach, nur zur Hälfte hinauf;
Denn der gefährliche Gast, der geliebte, maßet behende
Unterweges die Kraft herbstlicher Früchte sich an.
Nichts gelangt zur Krone hinauf; die äußersten Wipfel
Dorren, es dorret der Ast über dem Bache schon hin.
Ja, die Verrätherin ist's! Sie schmeichelt mir Leben und Güter,
Schmeichelt die strebende Kraft, schmeichelt die Hoffnung mir ab.
Sie nur fühl' ich, nur sie, die umschlingende, freue der Fesseln,
Freue des tödtenden Schmucks fremder Umlaubung mich nur.
Halte das Messer zurück, o Nikias, schone den Armen,
Der sich in liebender Lust, willig gezwungen, verzehrt!
Süß ist jede Verschwendung; o laß mich der schönsten genießen!
Wer sich der Liebe vertraut, hält er sein Leben zu Rath?"

An Schiller.

Stäfa, den 25. September 1797.

Ihren erfreulichen Brief vom 7. September habe ich vorgestern hier erhalten. Da er länger ausblieb, als ich hoffte, so mußte ich befürchten, daß Ihr Uebel sich vermehrt habe, wie ich denn nun auch aus Ihrem Briefe leider erfahre. Möchten Sie doch in Ihrer Stille einer so guten Gesundheit genießen als ich bei meiner Bewegung! Ein Blatt, das beiliegt, sagt Ihnen, wie es mir seit Tübingen ergangen ist. Meyer, den ich nun zu unserer wechselseitigen Freude wiedergefunden habe, befindet sich so wohl als jemals, und wir haben schon was Ehrliches zusammen durchgeschwätzt; er kommt mit trefflichen Kunst-

sätzen und mit Schätzen einer sehr genauen Beobachtung wieder zurück. Wir wollen nun überlegen, in was für Formen wir einen Theil brauchen und zu welchen Absichten wir den andern aufheben wollen.

Nun soll es in einigen Tagen nach dem Vierwaldstätter See gehen. Die großen Naturscenen, die ihn umgeben, muß ich mir, da wir so nahe sind, wieder zum Anschauen bringen; denn die Rubrik dieser ungeheuern Felsen darf mir unter meinen Reisekapiteln nicht fehlen. Ich habe schon ein paar tüchtige Aktenfaszikel gesammelt, in die Alles, was ich erfahren habe oder was mir sonst vorgekommen ist, sich eingeschrieben oder eingeheftet befindet, bis jetzt noch der bunteste Stoff von der Welt, aus dem ich auch nicht einmal, wie ich früher hoffte, etwas für die „Horen" herausheben könnte.

Ich hoffe, diese Reisesammlung noch um Vieles zu vermehren, und kann mich dabei an so mancherlei Gegenständen prüfen. Man genießt doch zuletzt, wenn man fühlt, daß man so Manches subsumiren kann, die Früchte der großen und anfangs unfruchtbar scheinenden Arbeiten, mit denen man sich in seinem Leben geplagt hat.

Da Italien durch seine früheren Unruhen und Frankreich durch seine neusten den Fremden mehr oder weniger versperrt ist, so werden wir wol vom Gipfel der Alpen wieder zurück dem Falle des Wassers folgen und den Rhein hinab uns wieder gegen Norden bewegen, ehe die schlimme Witterung einfällt. Wahrscheinlich werden wir diesen Winter am Fuße des Fuchsthurms vergnügt zusammen wohnen; ja, ich vermuthe sogar, daß Humboldt uns Gesellschaft leisten wird. Die sämmtliche Karawane hat, wie mir sein Brief sagt, den ich in Zürich fand, die Reise nach Italien gleichfalls aufgegeben; sie werden sämmtlich nach der Schweiz kommen. Der jüngere hat die Absicht, sich in diesem für ihn in mehreren Rücksichten so interessanten Lande umzusehen, und der ältere wird wahrscheinlich eine Reise nach Frankreich, die er projektirt hatte, unter den jetzigen Umständen aufgeben müssen. Sie gehen den 1. Oktober von Wien ab; vielleicht erwarte ich sie noch in diesen Gegenden.

Aus meinen frühern Briefen werden Sie gesehen haben, daß es mir in Stuttgart ganz wohl und behaglich war. Ihrer ist viel und von Vielen und immer aufs Beste gedacht worden. Für uns Beide, glaub' ich, war es ein Vortheil, daß wir später und gebildeter zusammentrafen.

Ach, wie flog er mir entgegen,
Schloß mich herzlich an die Brust,
Als in dem Busche sich etwas regte.
Was raschelt? rief ich erschrocken aus.

„Es ist das Wild im Walde häufig,
Es sind die Hasen, es sind die Hühner;
Fürchte nichts, nur nichts, mein süßes Liebchen,
Und lass' uns wandeln im Abendroth!"

Allein ich seh' was Weißes blinken,
Es glänzt wie Tauben, so wie Kaninchen.
Die Zweige theilend tret' ich ihm näher,
Ich dringe weiter und immer weiter,
Und nun gelang' ich zum grünen Platz.

Was, Himmel, seh' ich! Statt des Kaninchens
Drückt sich ein Dirnchen zum Dickicht hin.
Ist dies das Reh? Ist dies das Hühnchen?
Ich will es treffen! Ich will es rupfen!
Geschwind, sie rührt sich, springt mir fort,
Dort unten läuft sie! Nun ist sie weg.

Eine liebenswürd'ge Schöne,
Gut von Herzen, redlich schwärmend,
Sagte mir, daß sie mich liebte,
Keinen Umgang hätte, als dies mit mir.

Zu ihr ging ich eines Tages,
Voll Vertrauen auf ihr Wort,
Als in der Nähe Einer nieset.
Preßt, sagt ich, doch Keinen siehend,

„Es ist der Hund mit seinem Schnupfen."
Rief sogleich die schlaue Schöne.
„Sonst ist's nichts, mein Herzgeliebter,
Genesen wird er in kurzer Zeit."

Allein das Niesen hat kein Ende,
Viele Tugend Mal geschieht es.
Ich erhob mich, nach dem Licht langend,
Von meinem Sitze nach dem Tische,
Statt eines Hundes lag ein Adder
Hinter dem Teppich verborgen da.

„Ist dies der Hund?" sagt ich ganz ernst,
„Ich will ihn tödten, ich will ihn spießen."
Allein, was seh' ich! der Adder entwich
Aus Angst zum Fenster mit Eins hinaus.

Sagen Sie mir doch in dem nächsten Briefe, wie Sie sich auf künftigen Winter einzurichten gedenken, ob Ihr Plan auf den Garten, das Griesbachische Haus oder Weimar gerichtet ist. Ich wünsche Ihnen die behaglichste Stelle, damit Sie nicht bei Ihren andern Uebeln auch noch mit der Witterung zu kämpfen haben.

Wenn Sie mir nach Empfang dieses Briefes sogleich schreiben, so haben Sie die Güte, den Brief unmittelbar nach Zürich mit dem bloßen Beisatz „bei Herrn Rittmeister Ott zum Schwert" zu adressiren. Ich kann rechnen, daß Gegenwärtiges acht Tage läuft, daß eine Antwort ungefähr ebenso lange geben kann, und ich werde ungefähr in der Hälfte Oktobers von meiner Bergreise in Zürich anlangen.

Für die Nachricht, daß mein Kleiner wiederhergestellt ist, danke ich Ihnen um so mehr, als ich keine direkte Nachricht schon seit einiger Zeit erhalten hatte und die Briefe aus meinem Hause irgendwo stecken müssen. Diese Sorge allein hat mir manchmal einen trüben Augenblick gemacht, indem sich sonst Alles gut und glücklich schickte. Leben Sie recht wohl! Grüßen Sie Ihre liebe Frau und erfreuen Sie sich der letzten schönen Herbsttage mit den Ihrigen, indeß ich meine Wanderung in die hohen Gebirge anstelle! Meine Korrespondenz wird nun eine kleine Pause machen, bis ich wieder hier angelangt sein werde.

Bald hätte ich vergessen, Ihnen zu sagen, daß der Vers: „Es wallet und siedet und brauset und zischt" u. s. w. sich bei dem Rheinfall trefflich legitimirt hat. Es war mir sehr merkwürdig, wie er die Hauptmomente dieser ungeheuren Erscheinung in sich begreift. Ich habe auf der Stelle das Phänomen in seinen Theilen und im Ganzen, wie es sich darstellt, zu fassen gesucht und die Betrachtungen, die man dabei macht, sowie die Ideen, die es erregt, abgesondert bemerkt. Sie werden dereinst sehen, wie sich jene wenigen dichterischen Zeilen gleichsam wie ein Faden durch dieses Labyrinth durchschlingen.

So eben erhalte ich auch die Bogen J und K des Almanachs durch Cotta und hoffe nun, auf meiner Rückkunft aus den Bergen und Seen wieder Briefe von Ihnen zu finden. Meyer wird selbst ein paar Worte schreiben. Ich habe die größte Freude, daß er so wohl und heiter ist; möge ich doch auch dasselbe von Ihnen erfahren!

Herrliche Stoffe zu Idyllen und Elegien, und wie die verwandten Diktarten alle heißen mögen, habe ich schon wieder

aufgefunden, auch Einiges schon wirklich gemacht, so wie ich überhaupt noch niemals mit solcher Bequemlichkeit die fremden Gegenstände aufgefaßt und zugleich wieder etwas produzirt habe. Leben Sie recht wohl und lassen Sie uns theoretisch und praktisch immer so fortfahren!

Der Junggesell und der Mühlbach.

Gesell.

Wo willst Du klares Bächlein hin,
So munter?
Du eilst mit frohem leichtem Sinn
Hinunter.
Was suchst Du eilig in dem Thal?
So höre doch und sprich einmal!

Bach.

Ich war ein Bächlein, Junggesell,
Sie haben
Mich so gefaßt, damit ich schnell
Im Graben
Zur Mühle dort hinunter soll,
Und immer bin ich rasch und voll.

Gesell.

Du eilest mit gelassnem Muth
Zur Mühle,
Und weißt nicht, was ich junges Blut
Hier fühle.
Es blickt die schöne Müllerin
Wol freundlich manchmal nach Dir hin?

Bach.

Sie öffnet früh beim Morgenlicht
Den Laden
Und kommt, ihr liebes Angesicht
Zu baden.
Ihr Busen ist so voll und weiß;
Es wird mir gleich zum Dampfen heiß.

Geſell.

Kann ſie im Waſſer Liebesgluth
Entzünden,
Wie ſoll man Ruh mit Fleiſch und Blut
Wol finden?
Wenn man ſie einmal nur geſehn,
Ach, immer muß man nach ihr gehn.

Bach.

Dann ſtürz' ich auf die Räder mich
Mit Brauſen,
Und alle Schaufeln drehen ſich
Im Sauſen.
Seitdem das ſchöne Mädchen ſchafft,
Hat auch das Waſſer beſſre Kraft.

Geſell.

Du Armer, fühlſt Du nicht den Schmerz
Wie Andre?
Sie lacht Dich an und ſagt im Scherz:
Nun wandre!
Sie hielte Dich wol ſelbſt zurück
Mit einem ſüßen Liebesblick.

Bach.

Mir wird ſo ſchwer, ſo ſchwer, vom Ort
Zu fließen;
Ich krümme mich nur ſachte fort
Durch Wieſen;
Und käm' es erſt auf mich nur an,
Der Weg wär' bald zurückgethan.

Geſell.

Geſelle meiner Liebesqual,
Ich ſcheide;
Du murmelſt mir vielleicht einmal
Zur Freude.
Geh, ſag ihr gleich und ſag ihr oft,
Was ſtill der Knabe wünſcht und hofft!

Von Stäfa auf den Gotthard und zurück.

Donnerstag den 28. September 1797.

Um acht Uhr von Stäfa zu Schiffe, um nach Richterschwyl hinüberzufahren. Der Glanz der Wolken über dem Ende des Sees sowie ein Sonnenblick auf Richterschwyl und den nächsten Höhen gewährte einen erfreulichen Anblick. Nebel und Wolken lagen über des Sees unterm Theile nach Zürich zu. In der Mitte des Sees hinaufwärts blickend, hatte man Stäfa, Rapperschwyl und die Berge von Glarus vor sich sowie die über einander greifenden Bergebirge, hinter und zwischen denen der Wallenstätter See liegt, die kleine Insel Ufnau auf der Wasserfläche.

Richterschwyl hat eine sehr artige Lage am See. Gleich hinter dem Ort steigen fruchtbare Höhen auf, und hinter diesen einige Berge des Kantons Schwyz.

In drei Viertelstunden fuhren wir hinüber. Ehe man landet, erscheint der obere Theil des Sees sehr weit und groß.

Der Ort ist hübsch gebaut, hat sehr große Wirthshäuser, unter denen ein neues mit Bädern. Die Rhede ist freundlich, die Schifffahrt lebhaft; denn die meisten Produkte aus dem Kanton Schwyz werden hierher geschafft und weiter transportirt, weil Schwyz selbst keinen Hafen hat und einen anzulegen von Zürich verhindert wird.

Auch hat Richterschwyl durch die Pilger, die nach Einsiedeln wallfahrten, viel Zugang. Diesen Sommer war eine große Anzahl durchgegangen, sehr viele aus Schwaben, wahrscheinlich wegen Gelübden in der Kriegsgefahr.

Wir gingen, unsere Wanderung fortsetzend, Richterschwyl hinauf und sahen mehrere neue Häuser. Am Wege fanden wir die grauen und rothen Platten und andere entschiedene Breccien zum Gebrauche hingeschafft. Die grünen Platten haben in ihren Abwechselungen viel Aehnlichkeit mit der Harzer grauen Wacke, indem sie bald porphyr-, bald breccienartig erscheinen.

Wir stiegen höher. Schöne Seeansicht; Feld- und Obstbau fährt fort, mehr Wiesen treten ein. Auf der Höhe in einer flachen Vertiefung, die ehemals voll Wasser gestanden haben mag, trafen wir guten Torf. Schöne reinliche Häuser standen zwischen den Besitzungen. Man sieht nun mittagwärts in ein heiteres, gleichfalls fruchtbares Thal. Es ward von Windstürmen gesprochen, die an dieser Seite anschlagen und wieder gegen Stäfa zurückprallen.

Wir verließen die gepflasterte Fahrstraße. Der Fußpfad führt an einer Reihe von zehn Eichen vorbei; man kommt auf einen Triftplatz und gewinnt eine herrliche Aussicht nach dem See und ringsum in die fruchtbaren Thäler.

Die Gegend wird etwas rauher; man trifft Binsen, Farnkraut, doch auch noch schöne Kirschbäume. Die graue Wacke scheint die Hügel zu bilden. Wir kamen an ausgestochene Torfflächen, die durch Binsen, Heide und dergleichen sich nach und nach wieder ausfüllen und anwachsen. Der Weg, den man in der Mitte gelassen, zeugt von der Güte des ehemaligen Torfes. *Wir fanden einen schönen Mandelstein als Stufe.*

Rechter Hand liegt der Hüttner See, der gute Fische und Krebse hat. Steht man darüber, so sieht das Gebirge, das man übersiegen hat, wie eine Erdenge zwischen diesem und dem Züricher See aus.

Um zehn ein halb Uhr kamen wir in Hütten an. Man sprach von der jährlichen Ausführung der Kühe nach Italien; es werden etwa dreitausend ausgeführt, höchstens fünfjährige, das Stück von zehn zu sechzehn Louisd'or. Gegenwärtig fürchtet man ein Verbot, da in Italien eine Seuche sich zeigen soll. Es ward auch von der Weinausfuhr gesprochen, die gegenwärtig sehr stark nach Schwaben ist; es haben sich schon Käufer zu dem diesjährigen Wein am Stocke gemeldet.

Um zwölf Uhr gingen wir von Hütten weiter. Von der Höhe den Hüttner und Züricher See zu sehen mit dem jenseitigen Ufer des letztern und zunächst die mannichfaltigen, mit Wäldern, Frucht-, Obstbau und Wiesen geschmückten Höhen und Thäler, gewährte einen schönen Moment. Bis nach der Stadt zu war Alles klar sowie hinaufwärts gegen Stäfa, Rapperschwyl, bis in die Gebirge von Toggenburg.

Herr Pfarrer Beyel von Hütten begleitete uns. Als wir schöne Stechpalmen bemerkten, sagte er, daß er auf dem Berge rechts einen starken Stamm von der Dicke eines Mannesschenkels, etwa zwölf Fuß hoch, gefunden habe.

Wir kamen an den Grenzstein zwischen Schwyz und Zürich. Man sagt, die Schwyzer haben den Aberglauben, wenn sie mit dem Stocke an die Seite des Züricher Wappens schlagen, daß es der ganze Kanton Zürich übel fühle.

Rückwärts sahen wir die ganze Reihe des Albis sowie nach den freien Aemtern zu die niedern Gebirgsreihen, an denen die Reuß hinfließt; der Anblick ist jenen Gegenden sehr günstig.

Auf dem Weg scheint das Gebirg grobe Breccie zu sein und die Kalkfelsen, die hie und da aus dem Grase herauselen, herabgestürzt. Man sieht Uznach liegen, und die Aussicht nach dem obern Theil des Sees wird immer schöner. Rechts des Fußsteiges ist eine Art von natürlichem Wall, hinter dem die Sihl herfließt. Dem ersten Anblicke nach sollte es an einigen Stellen nicht große Mühe und Kosten erfordern, den Hügel mit einem Stollen zu durchfahren und so viel Wasser, als man wollte, zu Wässerung und Werken in die unterhalb liegende Gegend zu leiten — ein Unternehmen, das freilich in einem demokratischen Kantone und bei der Komplikation der Grundstücke, die es betreffen würde, nicht denkbar ist.

Der Weg wendet sich nach Schindellegi hinein; die Aussicht verbirgt sich, man kommt über die Sihl, über eine hölzerne Brücke, darauf in ein wildes Thal, dessen Seiten mit Fichten bewachsen sind; der reißende, steinige Sihlfluß bleibt links.

Die Felsen sind ein feiner Sandstein, der in gröbere Breccie übergeht. Man ist gleich in einer andern Welt. Rechts auf kahlen Triften erhebt man sich über das Sihlthal und kommt an einem Brunnen vorbei, der wegen seiner Frische berühmt ist. Triften, ferne Alpenhütten an ziemlich sanften Höhen.

Wir kamen auf die Chaussee, die von Wollrau heraufgeht, auf welcher die Waaren von Schwyz über Steinen und zum Thurm nach Richterschwyl und nach Bach gebracht werden; sie ist hier flach und gut.

Wir nahten uns wieder der Sihl. Rechts über dem Wege zeigen sich Flußgeschiebe in großer Höhe; links fand sich ein schwarzes Quarzgestein von der größten Festigkeit, mit Schwefelkies durchsetzt, in großen Wacken. Man verläßt die Straße und wendet sich links; eine Brücke führt über die Biber. Starker Stieg; die Gegend bleibt sich ähnlich. Um fünf Uhr sahen wir Einsiedeln, kamen gegen sechs Uhr an und logirten „Zum Pfauen“ gegen der Kirche über.

Freitag den 29. September 1797, als am Michaelistage.

Am Morgen besahen wir die Kirche, deren Chor unsinnig verziert ist. Der Schatz wird nur zum Theil gezeigt unter dem

Vorwande, daß man nach einem Diebstahle die besten Sachen beiseite gebracht habe.

In der Bibliothek stehen schöne bunte Glasscheiben in Rahmen an den Fenstern herum, wobei ich bemerken konnte, daß das farbige Glas in dem Fall des doppelten Glases nicht weggeschliffen, sondern mit dem Diamant weggekratzt war.

Im Naturalienkabinet ist ein kleiner wilder Schweinskopf und einige andere Theile des Thiers, in Sandstein bei Uznach gefunden, merkwürdig. Imgleichen schöne Adularien, ein Granat mit natürlichen Facetten von Mittelgröße.

In dem Kupferstichkabinet unter der Bibliothek hängen einige der besten Kupferstiche von Martin Schön.

Der Bibliothekarius führte uns nicht selbst herum. Sein Klostername war Michael, und er hatte also das Recht, am Tage seines Patrons ein feierliches Hochamt zu lesen. Wir wohnten einem Theil desselben bei, nicht sehr erbaut von der Musik.

Um elf Uhr von Einsiedeln ab. Ein Nebel überzog den Himmel und die Gipfel der Berge; nur ein Wenig blauer Himmel sah durch. Da wir kein Kyanometer bei uns hatten, so schätzten wir die Erscheinung nach Ultramarin: die gegenwärtige ward nur für die Ultramarin-Asche gehalten. Wir gingen das Dorf und moerige Thal hinauf; ein Fußpfad von Kieseln war streckenweise nicht übel, ja in der Nachbarschaft von Sägemühlen mit Sägespänen bestreut. Daß Nonnenkloster rechts sah wie ein Gut aus; das Gebäude war ohne Mauer. Wir erinnerten uns der Murate in Florenz.

So gingen wir im Thale der Alp am rechten Ufer derselben auf einem leidlichen Fußwege hin und kamen über das Bett des Flusses, das meist aus Kalk, wenigem Sandstein und einigen Stücken sehr festen und serpentinartigen Gesteins besteht. Das Alpthal erschien traurig, besonders weil kein Vieh zu sehen war, das noch auf den höhern Alpen weidet.

Wir sahen eine Schneidemühle mit schönem Bretter- und Bohlenvorrath; eine Kirche und Wirthshaus scheinen sich daran krystallisirt zu haben. Diese kleine Gruppe von Gebäuden heißt selbst Alpthal.

Nun steigt man rechts auf einem steilen Weg in die Höhe über Kalkfelstrümmern, Platten und Fichtenstämme und gelangt zum ersten Gießbach, wo es einen rauhen Knüppelsteig hinaufgeht. Alte Baumstämme stehen hier kahl, von der Rinde entblößt und verwitternd, als Zeichen, daß man auf Brennholz

eben keinen Werth legt. Beim Kapellchen kamen wir auf einen Ruheplatz, welches wir als ein böses Augurium anſahen, daß uns noch ein ſtarker Stieg bevorſtehe. Wir kamen nun wirklich in den Nebel. Wüſte Schlucht und Gießbach, daneben einige Trift und leidlicher Pfad. Röthliches Thongeſtein. Graues, ſchieferiges Thongeſtein mit ganz feinen Pflanzenabdrücken.

Wir hatten nun die Höhe des Schwyzer Hakens erſtiegen, allein alle Ausſicht war durch nahe und ferne Nebel gehindert. Sie zogen auf die ſeltſamſte Weiſe in der Tiefe und an den Höhen hin. Unten über dem Thale von Schwyz ſchwebte ein weißer wolkenartiger, ein grauſicher ließ den gegenüberſtehenden Berg halb durchſehen; ein anderer drang zu unſerer linken Seite von den Mythen herunter und bedeckte ſie völlig.

Wir kehrten in einem einzelnen Hauſe ein. Als wir nach der Weite des Wegs fragten, ſagte man uns, daß wir wol anderthalb Stunden brauchen würden. „Wir aber", fuhr der Mann fort, „knebeln ihn wol in einer Stunde hinunter." Wir hatten Urſache, uns dieſes Ausdrucks zu erinnern; denn der Stieg war abſcheulich, über ſchlüpfrige, feuchte Matten. Man kommt über eine Brücke und findet einen bedeckten Ruheplatz. Dann iſt der Weg gepflaſtert, aber nicht unterhalten.

Wir traten nun wieder aus der Nebelregion heraus, ſahen den Lowerzer See, die Berge, die ihn einſchließen, den ſchönen Raum, in welchem die Häuſer von Schwyz liegen, und das angenehme Thal nach Brunnen hin.

Die Berggipfel waren alle mit vielfachen Wolken und Nebeln bedeckt, ſo daß ihre Maſſen ſelten durchblickten und meiſt nur geahnet werden konnten. Ein ſeltſamer Schein in den Wolken und Nebeln zeigte den Untergang der Sonne an. Dieſe Hüllen lagen ſo gehäuft über einander, daß man bei einbrechender Nacht nicht glaubte, daß es wieder Tag werden könne.

Sonnabend den 30. September 1797.

Wir übernachteten in Schwyz und hatten am Morgen einen ſchönen Anblick des völlig grünen, mit hohen zerſtreuten Fruchtbäumen und weißen Häuſern überſäeten Landes ſowie der ſteilen dunkeln Felſen dahinter, an denen die Wolken ſinkend hinſtrichen. Die Mythen und übrigen Berge waren klar, der Himmel blickte an verſchiedenen Stellen blau durch; einige

Wolken glänzten, von der Sonne erleuchtet. Man sieht einen Streif des Vierwaldstätter Sees, beschneite Gebirge jenseits; der Eingang ins Muottathal aus dem Thal von Schwyz erscheint links. Die Heiterkeit der Nebel war ein Vorbote der Sonne. Unaussprechliche Anmuth entwickelte sich, sobald nur einzelne Sonnenblicke hier- und dahin streiften. Kein Besitzthum ist mit einer Mauer eingeschlossen; man übersieht alle Wiesen und Baumstücke. Die Nußbäume sind besonders mächtig.

Betrachtung über die Lage des ganzen Kantons, bezüglich auf politische Verhältnisse.

Ein Viertel auf Neun gingen wir bei heiterm Sonnenschein von Schwyz ab und genossen eines herrlichen Rückblicks auf die ernsten Mythen. Von unten lagen sie im leichten Nebel und Rauchdunste des Ortes, am Gipfel zogen leichte Wolken hin.

Erst hatten wir gepflasterten Weg, dann einen schönen gleichen Fußpfad. Eine hölzerne Brücke führt über die Muetta; eine flache, große Weide mit Nußbäumen dehnte sich vor uns aus; rechts im Felde sahen wir hübsche Mädchen mit der Mutter, auf den Knieen mit der Kartoffelernte beschäftigt. Die schöne eingeschlossene Fläche dauert fort, und ein kleiner vorliegender Hügel schließt das Thal nach dem See zu, von dessen Seiten ein fruchtbarer Abhang nach der Muotta hinuntergeht. Das Thal verbreitet sich rechts. Die Wiesen sind wegen der Tiefe schon saurer. Wir sahen Kühe, zu ihrer Reise über den Gotthard beschlagen. Bei einer Sägemühle hatten wir einen schönen Rückblick.

Wir kamen nach Brunnen und an den See in einem heiteren Moment und schifften uns ein. Man sieht nackte Kalkflötze, die nach Mittag und Mitternacht einfallen und sich gleichsam über einen Kern, auf dem sie ruhen, hinlegen. Die großen Flötze theilen sich wieder in kleinere, die sehr zerklüftet sind, so daß der Felsen an einigen Orten wie aufgemauert erscheint. Der Theil des Sees nach Stanz zu verschwindet. Freiheits-Grütli. Grüne des Sees, steile Ufer, Kleinheit der Schiffe gegen die ungeheuern Felsmassen. Ein schwer mit Käse beladenes Schiff fuhr vorüber. Die Abhänge sah man mit Wald bewachsen, die Gipfel mit Wolken umhüllt. Sonnenblicke streiften über die Gegend; man fühlte die gestaltlose Großheit der Natur. Abermals nord- und südwärts fallende Flötze, gegen dem Grütli über. Links steile Felsen. Konfusion der Flötze hüben und drüben, die selbst in ihren Abweichungen korrespondiren. Kleine Kirche, links Sisigen. Thal hineinwärts erst gelinde ansteigende,

dann steile Matten. Angenehmer Anblick der Nutzbarkeit zwischen dem Raubsten; die Seelinie machte das Ganze so ruhig, die Bergbilder schwankten im See. Gegen die Tellenplatte ist eine schöne Stelle, erst kahler Fels und Steintrümmer, dann anmuthige, nicht allzu steile Matten, mit schönen Bäumen und Büschen umgeben. Die Felsen sind bis auf ihre höchsten Gipfel bewachsen.

Es begegneten uns Schiffe, welche Vieh transportirt hatten; wir landeten und traten in Tell's Kapelle. Wenn man die gegenüberstehenden Felsen aus der Kapelle gleichsam als ein geschlossenes Bild sieht, so gewähren sie gleich einen andern Anblick. Freitag nach Himmelfahrt wird hier gepredigt, und die Zuhörer sitzen in Schiffen.

Wir fuhren weiter an einer Felsenecke vorbei und blickten nun ins Urner Thal. Nach einem ungeheuern steilen Felsen folgen niedere Matten. Man sieht Flüelen, die schönste Alpe herwärts; hinterwärts sieht man ins flache Thal, von steilen Gebirgen umgeben.

Wir gingen gegen Altorf. Hinter Flüelen trafen wir schöne Wiesen, rastende Kühe, Plattenweg, Kieselbreccie mit Löchern, imgleichen eine feinere; man findet eine in die andere übergehend. Schwalbenversammlung auf den Weiden.

In Altorf angelangt, logirten wir im „Schwarzen Löwen" bei Herrn Franz Maria Arnold. An den Zimmern waren artige Thürschlösser, die man von außen aufstößt und von innen aufzieht.

Kastagnetten-Rhythmus der Kinder mit Holzschuhen.

Der Ort selbst mit seinen Umgebungen bildet einen Gegensatz von Schwyz; er ist schon stadtmäßiger, und alle Gärten sind mit Mauern umgeben. Ein italienisches Wesen blickt durch, auch in der Bauart. So sind auch die untern Fenster vergittert, welche Vorsicht die starke Passage nothwendig zu machen scheint. Ich bemerkte eine hübsche Art, das kurze Grummet in Netzen einzufassen.

Ton der großen Glocke der läutenden Kühe. Schellen der Maulthiere.

Sonntag den 1. Oktober 1797.

Altorf. Morgens früh Regenwolken, Nebel, Schnee auf den nächsten Gipfeln. Kühe wurden durchgetrieben. Die Leute

Lieber Gatte, süßer Jüngling,
Von Euch ist hier ja nicht die Rede;
Ich singe nur von solchen Wichtchen,
Die mit Verwegenheit uns Nasen drehn.

Schiller's Braut von Messina.*)

Den 15. December 1818.

Dies durfte wol der Dichter einmal schildern,
Wir danken ihm, daß er's vollbracht;
Doch geben wir so trostlos herben Bildern
Von minder klugem Pinsel gute Nacht.
Was er uns brachte, bleibt uns wohl empfohlen;
Er fesselt uns mit zart- und strengem Sinn,
Was unerfreulich, macht er zum Gewinn.
Was er gethan, soll Keiner wiederholen!

Auf dem Stadthaus.**)

Jena, den 21. Nov. 1815.

In einer Stadt einmal,
Auf dem Stadthaus,
Ein großer Saal,
Darin ein lustig Mahl.
Unter den Gästen
Eine artige Maus,
Wie's bei solchen Festen
Geht, im Champagner-Saus;
Sie hatte nicht so viel getrunken
Als Schiller, ich und Alle;

Lieben Weiber, liebe Schönen,
Von Euch ist hier ja nicht die Rede;
Ich spreche blos von jenen Sprüden,
Die mit Verschlagenheit uns Nasen drehn.

Im Italienischen ist der Schluß viel gefälliger. Das Goethe'sche Gedicht giebt sich als eine Umdichtung des deutschen Textes zu erkennen, geeignet, der für diesen bestimmten Musik gleichfalls unterzelegt zu werden. Bei Goethe sollte die Arie wol von einer Sängerin vorgetragen werden; daher mußte die treulose Person ihr Geschlecht wechseln. — L.

*) Nach vorhandenem Originale hier zum ersten Mal abgedruckt. Ursprünglich für den Maskenzug vom 18. December 1818 bestimmt, als fünfte Strophe der Verse der Aurora, welche jetzt lautet: „Uns zum Erstaunen wollte Schiller drängen, Der Sinnende, der Alles durchgeprobt" u. s. w. — L.

**) Nach der Originalhandschrift hier zum ersten Mal gedruckt. Die Ueberschrift ist bei diesem und dem folgenden Gedichte hinzugefügt. — L.

trugen kleine hölzerne Gefäße, die Thiere einige Melkstühle; denn die Leute nähren sich unterwegs von der Milch.

Höflicher Abschied vom Wirth; Schein wechselseitiger Zufriedenheit. Weltgleichniß.

Halb Neune gingen wir ab. Schöne Matten rechts und links. Nebelweisen. Man weiß nicht, ob sie steigen, sinken, sich erzeugen oder verzehren, wegziehen oder sich herabstürzen. Herrliche Felswände, Kalk.

Breite, klare Quelle, Sonne, blauer Himmel durchblickend, an den Bergen Wolkengebilde. Kindergeschrei aus der Höhle. Steile Kalkfelsen links bis auf die Wiesen herab wie vorher bis auf die Oberfläche des Sees. Rückwärts und niedrig erschien ein fast horizontales Stück eines sehr breiten Regenbogens. Das Zickzack der Felslager erscheint wieder. Wir kamen an die Reuß. Granitgeschiebe. Artig bemalte saubere Kirche mit einem Jagdwunder, ungefähr wie des heiligen Hubertus.

Rastende Kühe auf der Weide. Sechzehn Stück kosten ungefähr einen Louisd'or des Tags.

Wir trafen zusammengestürzte Gneißmassen. Man geht von der Straße ab und kommt auf einem meist angenehm bequemen Fußpfad bis Amsteg.

Bisher hatte das Thal meist gleiche Weite; nun schließt ein Felsstock die eine Hälfte ab; es besteht aus einem sehr quarzhaften Glimmerschiefer.

Nachmittags war das Wetter völlig schön. Gleich hinter Amsteg kommt das Wasser aus dem Maderaner Thal; man sieht einen Pilger- und Mineralogenstieg den Berg hinaufgehen.

Wir traten unsern Weg nach dem Gotthard an. Man trifft schieferiges Talkgestein. Etwas höher hat man einen schönen Rückblick nach Amsteg. Der Charakter der Gegend ist eigenthümlich; der Blick hinaufwärts verkündigt das Ungeheure. Um halb Viere war die Sonne schon hinter dem Berge.

Wir kamen an einen Wasserfall und bald an einen zweiten schöneren. Grünlich Gestein mit viel Glimmer, Granit. Abermals schöner Wasserfall, etwas Baumwuchs. Herrlicher Blick auf die Reuß an einer alten Fichte und einem großen Felsen vorbei. Immer Granit, mit Talk gemischtes Quarzgestein. Prächtiger Rückblick in die hinabstürzende Reuß. Die Felsmassen werden immer ganzer, ungeheurer. Echo. Sehr schlechter Weg. Flacheres Bett der Reuß. Brücke. Zweite Brücke. Es ward Nacht. Von der Höhe Rückblick in die Tiefe; die Lichter

in den Häusern und Sägemühlen nahmen sich in der ungeheuren nächtlichen Schlucht gar vertraulich aus. Die Herrlichkeit des Herrn nach der neuesten Exegese. Wir erreichten Wasen, wo wir übernachteten.

Alte Wirthin, ihre Familiengeschichte sowie ihre Geduldslehre.

Montag den 2. Oktober 1797.

Früh sechs Uhr war es klar in der Nähe, Nebel lagen an den Höhen; bald entwickelten sich Anzeigen des blauen Himmels und der durchdringenden Sonne.

Um sieben Uhr von Wasen ab; die Nebel zertheilten sich, die Schatten der Berggipfel sah man in den Wolken. Karge Vegetation, horizontale Wolkensoffitten; unter uns Wasen, grüne Matten mit Granitblöcken und geringen Fichtengruppen. Man kommt vor einen schönen mannichfaltigen Wasserfall, der erst kleine Absätze macht, dann einen großen Sturz thut. Darauf theilt sich das Wasser in die Breite, sammelt sich wieder in der Mitte und trennt sich wieder, bis es endlich zusammen in die Reuß stürzt. Brücke; Wasserfall über Felsen, die noch ganz scharfkantig sind; schöne Austheilung des Wassers darüber. Man ist eigentlich in der Region der Wasserfälle. Betrachtung, daß der Vierwaldstätter See auch darum einen sehr ruhigen Eindruck macht, weil kein Wasser in denselben hineinstürzt.

Fast Alles umher sieht von zerstreutem Granit, verwittertem Holz und grau gewordenen Häusern grau aus; man sieht noch etwas Kartoffelbau und kleine Gärtchen. Granitwände, unzerstörlich scheinend. Verwitterter Granit. Brücke. Die Steine derselben, die Felsen, besonders die, welche das Wasser bei hohem Strome bespült, sind hellgrau. Nebel zogen gleichsam als Gehänge über das Thal hin, und die Sonne, an den Gipfeln hinstreifend, erleuchtete rechts die Berge durch die leichten Nebel, die sich an ihnen hinzogen. Pflanzen werden immer dürftiger. Man kommt noch vor einem ansehnlichen Wasserfall vorbei, wo man an den Höhen durch den Nebel lange Wasserstreifen sich herunterbewegen sah. Granitfelsen wie aufgebaute Pyramiden; ganz glatte Wände der losen Felsstücke; Obeliskenform. Vorwärts steiles Amphitheater der Schneeberge im Sonnenlichte.

Nach acht Uhr kamen wir nach Göschenen, wo es wieder einen starken Stieg hinaufgeht. Ein Maulthierzug begegnete

uns; der Weg war durch einen großen Sturz von Granitblöcken verirrt gewesen, und man hatte ihn durch Sprengen und Wegschaffen derselben kaum wieder aufgeräumt. Holzschleppende Weiber begegneten uns. Sie erhalten oben im Urserner Thal 6 Gr. für die Last, die sie bei Göschenen für 3 Gr. kaufen; die andere Hälfte ist ihr Tragelohn. Sturz der Reuß in großen Partien. Brücke. Daneben in Granit war der Name Schricker eingehauen, wahrscheinlich der Vorgesetzte beim Brückenbau. Das Thal Ursern baut den Weg fast bis Göschenen. Sonderbare Aussichten in die Tiefe rückwärts; Kühe und Holzträgerinnen stiegen herauf und Nebel zugleich mit ihnen. Zu unserer Seite Granitwände, von denen die trockenen Stellen grau, die feuchten violet aussahen. Zum ersten Mal beschien heut die Sonne unsern Weg sowie die durch ungeheure Granitblöcke schäumende Reuß. Wir kamen abermals an eine aufgeräumte, vor Kurzem verschüttete Straße. Die Nebel zogen schnell die Schlucht herauf und verhüllten die Sonne. Harter Stieg. Vogelbeerbaum mit den schönsten Früchten. Wir ließen die Kühe an uns vorbei. Die Fichten verschwinden ganz; man kommt zur Teufelsbrücke. Rechts ungeheure Wand, Sturz des Wassers. Die Sonne trat aus dem Nebel hervor. Starker Stieg, Wandstelle der ungeheuern Felsen, Enge der Schlucht. Drei große Raben kamen geflogen; die Nebel schlugen sich nieder, die Sonne war hell. Das Urserner Thal ganz heiter; die flache, grüne Wiese lag in der Sonne. Die Urserner Kirche, das Hospital mit seinem alten Thurme waren völlig wie vor Alters. Der Schnee ging nicht ganz bis an die Wiese herab. Weidendes Vieh. Die Berge hinter Realp waren ganz mit Schnee bedeckt, unten begrenzt vom grünen vorstehenden Abhang, oben vom blauen Himmel. Schön war alle Mühe vergessen; der Appetit stellte sich ein. Ein Schlitten mit Käsen ging vorbei. Bächlein zur Wässerung der Matten. Granit mit viel Feldspath, aber noch immer sich zum Blättrigen neigend. Brücke über die Reuß. Wir erreichten das Hospital, wo wir zum „Goldnen Löwen" oder der „Post" einkehrten.

Dienstag den 3. Oktober 1797.

Um halb Neune vom Hospital aufwärts. Wir sahen Glimmerschiefer mit vielem und schönem Quarz und den ersten Schnee

neben uns. Ein schöner, breiter, gleichförmiger Wasserfall strömte über Glimmerschieferplatten herüber, die gegen den Berg eingestürzt waren. Schöne Sonne. Kables, leeres Thal; abhängige, abgewitterte Seiten. Die Bläue des klaren Himmels schätzten wir nach Ultramarin zu dreißig Scudi. Ungeheure, ganz glatte Wände des blättrigen Granits. Ueber große Massen, Platten und Blöcke desselben Gesteins stürzte sich ein abermaliger Wasserfall. Wir nahten uns nun nach und nach dem Gipfel. Moor, Glimmersand, Schnee, Alles quillt um Einen herum. Seen.

Ich fand den Pater Lorenz noch so munter und gutes Muthes als vor zwanzig Jahren und freute mich seiner verständigen und mäßigen Urtheile über die gegenwärtigen Verhältnisse in Mailand. Es war seit einigen Jahren ein Stammbuch eingeführt. Ein junger Mensch, Jost Has von Luzern, zum künftigen Postboten bestimmt, wohnte seit acht Monaten beim Pater. Mineralienhandel der Köchin. Sie zeigte uns eine große Menge Adularien. Erzählung, wo sie solche bekommt. Wechselnde mineralogische Moden: erst fragte man nach Quarzkrystallen, dann nach Feldspäthen, darauf nach Adularien und jetzt nach rothem Schörl (Titanit).

Nach der Observation eines gewissen Johnston, die in des Kapuziners Buch eingeschrieben ist, soll das Kloster 46° 33″ 45‴ nördlicher Breite liegen.

Nach Tische gingen wir wieder hinunter und waren so leicht und bald im Hospital, daß wir uns verwunderten und der Bergluft diese Wirkung zuschrieben.

Im Hinuntergehen bemerkten wir eigens zackige Gipfel hinter Realp, die daher entstehen, wenn die obersten Enden einiger Granitwände verwittern, die andern aber stehen bleiben. Das Wetter war ganz klar. Aus der Reußschlucht von der Teufelsbrücke herauf quollen starke Nebel, die sich aber gleich an den Berg anlegten.

Mittwoch den 4. Oktober 1797.

Um halb Neun vom Hospital ab zur Rückreise nach Stäfa. Völlig klarer Himmel ohne eine Spur von Wolken; es war frisch; ein Wenig Reif war gefallen; über Urfern, wo die Sonne hinschien, zog ein horizontaler leichter Duft.

In Urfern besuchten wir die Kabinette des Landammann

Nager's und Dr. Halter's. Auch ist ein Spezereihändler, Karl Andreas Christen, daselbst, der mit Mineralien handelt. Wollte man an sie schreiben, so müßte man nicht versäumen „Ursern an der Matt" auf die Adresse zu setzen. Wir kehrten in den „Drei Königen" ein und aßen zu Mittag.

Als wir wieder gegen die Teufelsbrücke kamen, stiegen feuchte Nebel uns entgegen, die sich mit dem Wasserstaub vermischten, so daß man nicht wußte, woher sie kamen und wohin sie gingen. Die Steinart ist sich gleich; denn das Ungeheure läßt keine Mannichfaltigkeit zu. Schnee, der die Vögel in die Schlingen jagt, deren unzählige hier gefangen werden. Ein Zug Maulthiere begegnete uns, und der Ton des Kühhornes erklang zu uns aus dem Thale herauf.

Bei Goschenen belebte ein schöner Sonnenblick das Seitenthal; Nebel und Wolken vermehrten sich an den Gipfeln; unter Wasen bingen sie schon sonntäglich. Dort angelangt, kehrten wir wieder am Zoll ein, wo auch fünf Franzosen zu Nacht blieben.

Donnerstag den 5. Oktober 1797.

Früh um sieben Uhr von Wasen ab. Oben an den Berggipfeln war der Nebel schon vertheilt; indem wir aber hinabstiegen, wurden wir davon eingehüllt. Die Gebirge erschienen im Nebel als ganz flache Massen. Ich sprach mit Meyer über die Idee, eine Reise als Halbroman zu schreiben, und wir scherzten über so viele halbe Genres. Wir kamen wieder in die Regionen der Nußbäume, und nachdem wir im Gasthof zu Amsteg uns ein Wenig erfrischt hatten, gingen wir den Fußweg gegen Altorf. Wasser- und Brod-Gelübde der geizigen Wirthin.

Ich beobachtete die grüne Farbe des Wassers im Vergleich mit dem Grünen des durchschimmernden Talkes sowie die Orangenfarbe des abgehauenen Erlenstockes.

Anmuthige Gegend an der Reuß. Es ist ein Fehler bei Fußreisen, daß man nicht oft genug rückwärts sieht, wodurch man die schönsten Aussichten verliert.

Wir kamen wieder an die bemalte Kirche an der Jagdmatt, wo Jäger und Hunde vor dem Hirsch knieen, der eine Veronika zwischen dem Geweihe hat. Die Kirche war offen und gut gepunzt, aber es war Niemand weit und breit, der darauf Acht gehabt hätte. Begriff von geistlicher und weltlicher Polizei.

Der Glimmerschiefer geht noch weit ins Thal herunter auf beiden Seiten. Der Charakter des Gebirgs zeigt zugleich an, wo der Kalk anfängt. Beschneite höhere Gebirge in der Nähe veranlaßten die Frage, ob das Schneeniveau dieser Berge mit dem Urserner daſselbe sei. Wir sprachen über Verkürzung des Wegs und Verbreiterung der Plätze in Gedanken.

Am Wege ward eine Gemse ausgebauen, bei welcher Gelegenheit man uns die Geschichte eines Jägers erzählte, der einen Mann statt der Gemse erschoß und dem zur Strafe verboten wurde, zehn Jahre lang kein Gewehr zu führen. Gemsen kommen noch öfters vor sowie auch Murmeltiere, wovon wir mehrere im Hospital sahen, die, noch im Felle, an der Luft trockneten.

Abends in Altorf verzehrten wir ein gutes und wohlbereitetes Berghuhn.

Freitag den 6. Oktober 1797.

Unter verschiedenen theoretischen Gesprächen gingen wir von Altorf zeitig ab und kamen nach Flüelen zum Vierwaldstätter See, um hinab nach Beckenried zu fahren. Die Schiffe sind sehr leicht gebaut, so daß eins nur drei Jahre hält. Das Steuerruder ist wie die andern nur mit einem leichten Ringe von Schlingholz befestigt. Die Bagage der Reisenden wird auf das Vordertheil der Schiffe gelegt, so wie man sich überhaupt mehr vorwärts setzt. Es ward von Gemsen, Lawinen und Stürmen gesprochen. Die größten Stürme erregt der Föhnwind, der im Frühjahr, besonders aber im Herbst über die Berge von Mittag kommt und große Wellen und Wirbel aufregt. Wir kamen dem Axenberg näher; ungeheure Felswände ragen aufwärts, man kommt an eine Halbbucht, dann folgt eine zweite, etwas tiefere, dann die Tellenplatte. Die Beleuchtung war sehr schön, die Kapelle lag im Schatten; die Kronalp, wegen der Krone von Flötzen auf ihrer Höhe so genannt, lag in der Sonne. Alles Menschenwerk wie auch alle Vegetation erscheint klein gegen die ungeheuern Felsmassen und Höhe.

Wir fuhren nun quer über den See nach der linken Landspitze zu, wo dann nordöstlich die Schwyzer Mythenberge bald wieder erschienen. Ein Reiger flog auf. Wir kamen am Grütli vorbei, wo man kurz vor der Ecke Flötze wie Mauerwerk und

Thürme sowie Brunnen gegenüber an der Ecke anmuthig überhängende Bäume steht. Die Mythen lagen nun in völliger Breite vor uns; auch sah man einen Theil der Landbucht von Schwyz und die schönen, nicht allzu steilen Matten der Schwyzer rechts am See. Wir hielten uns an der linken Seite fort und kamen an einem in Fels- und Waldgebüsch am Ufer stehenden Wirthshause vorbei, wo wir piemonteser Soldaten und luzerner Frauen einnahmen. Man sah Beckenried von Weitem am diesseitigen Ufer, in derselbigen Richtung den Pilatusberg gegen Westen in Wolken. Es entstand ein Gegenwind, und wir kamen an der Grenze von Uri und Unterwalden vorüber, die sehr leicht bezeichnet ist.

Hier wird nun der Anblick den See hinab mannichfaltig groß und interessant: das linke Ufer ist waldig und schön bewachsen, man sieht Beckenried an einem fruchtbaren Abhange eines Berges liegen, dessen steiler Gipfel nach und nach sanft bis in die Mitte des Bildes abläuft; hinter diesen schön bewachsenen Strichen ahnet man die Fläche von Stanz. Der wolkenbedeckte Pilatus blickte im Hintergrunde hervor; näher in derselben Richtung sieht man den mit Holz bewachsenen Bergrücken, der Unterwalden nordwärts gegen den Luzerner See begrenzt. Rechts in der Nähe liegt Gersau, und im Weiterfahren sieht man bald die Enge, durch die der See seine Wendung nordweitwärts nimmt.

Eine beliebte Aepfelsorte wird in dieser Gegend Breitacher genannt; die Italiener nennen sie Melaruzzi.

In der Nähe von Beckenried sahen wir den Gipfel des Rigi, der tiefer hinab mit Wolken umhüllet war. Den See in nordwestlicher Richtung hinabblickend, unterschieden wir in der Ferne Weggis, einen Ort, der durch einen langsam vorschiebenden Kiesboden vor kurzer Zeit von der Stelle geschoben wurde. Das Schieben des Erdreichs, wobei Alles zu Grunde ging, was sich auf der Oberfläche befand, dauerte vierzehn Tage, so daß die Leute ihre Häuser abtragen und das Holz wegschaffen konnten. Ein Haus wurde dergestalt herumgedreht, daß es, wie man uns sagte, jetzt nach einer andern Seite hinsieht.

Wir erreichten um halb ein Uhr Beckenried, wo wir aussitiegen und sogleich den Fußpfad nach Stanz weiter gingen, den angenehmsten Weg, den man sich denken kann. Er geht unmittelbar am See hin, sanft in die Höhe durch grüne Matten unter hohen Nuß- und andern Fruchtbäumen durch und an

reinlichen Häusern vorbei, die an dem sanften Abhang liegen. Wir kamen nun über eine breite Steinrutsche, die durch einen Gießbach heruntergeschoben worden, welche Naturwirkung schon viel gutes Terrain weggenommen hat und noch mehr wegnehmen wird. Die Landleute haben ein fremdes Ansehen: sie sind weibgebildet, aber blaß, der feuchte Boden setzt sie Skrophel- und Hautkrankheiten aus. Der See macht hier einen Busen gegen ein niedriges Land zu, das nordwärts durch die Mittagsseite eines sanft abhangenden Berges begrenzt wird, welcher sehr gut bebaut ist. Die Bäume hingen voll Obst; die Nüsse wurden abgeschlagen. Die Bucht endigt sich mit flachen sumpfigen Wiesen. Wir kamen durch Buochs, wobei ein Landungsplatz für diese Seite ist, und sahen Landleute mit Hanf beschäftigt. Ein schön gepflasterter Weg führt über eine Höhe zwischen Matten hin, auf welchen Kühe schwelgten. Dergleichen Matten werden im Frühjahr abgeäst, und wenn das Heu gemacht ist, wachsen sie abermals stark genug, so daß die Kühe bis auf den Winter hinreichende Nahrung finden. Man kommt durch ein schmales Thal zwischen eingezäunten Matten und endlich auf die schöne, völlig ebene Fläche, worauf Stanz liegt, nicht zu nahe von hohen Bergen umgeben. Wir traten im Gasthofe „Zur Krone" ein, wo man der Kirche gegenüber auf einen hübschen Platz sieht. In der Mitte steht ein Brunnen, auf den der alte Winkelried gestellt ist, mit den Speeren im Arm. Nikolaus von der Flüe hing in der Stube. Auf gemalten Fensterscheiben waren über verschiedenen Wappen die Hauptmomente der Schweizerchronik aufgezeichnet. Wir lasen in einem Buche: „Kleiner Versuch einer besondern Geschichte des Freistaates Unterwalden. Luzern 1789." In der Dedikation fand sich der sonderbare Titel „Helvetisch großmächtige".

Heilige, Helden, Staatsleute und Frauen aus der Geschichte des Landes.

Sonnabend den 7. Oktober 1797.

Früh Nebel; doch der Schein der Morgensonne hie und da auf den Gipfeln der Berge. Gegen acht Uhr von Stanz ab auf dem Wege nach Stanzstade. Man kommt über flache Matten zwischen Bergen und glaubt zu bemerken, wie der ehe-

mals höhere See hieher eingewirkt und das Erdreich zubereitet hat. Gegen Stanzstade wird es sumpfiger.

Es begegneten uns Mädchen, die auf den kleinen Strohhüten vier wechselsweise roth- und grüne Schleifen trugen. In Stanzstade hielten wir uns nicht auf und waren bald am Landungsplatze am See, um von hier zu Schiffe nach Küßnacht zu gehen. Es lagen schöne Sand- oder Grauwacken-Platten am Ufer, aus dem Luzernischen hieher transportirt. Hier nun ist rings umher der Anblick der Gegend gar angenehm wegen der mannichfaltigen Berge, Buchten und Arme des Sees, die man deutlich sieht oder ahnet. Bei etwas Nebel fuhren wir ab.

In der Mitte des Kreuzes, das der See bildet, hat man höchst bedeutende Ansichten; denn der Charakter der Ufer variirt nach allen Seiten. Luzern liegt links gegen Westen in seiner Bucht, umgeben von sanften, fruchtbaren Höhen, welche sich rechts an dem Ufer des Arms, der nach Küßnacht hinreicht, erstrecken. Blickt man nordwärts nach Küßnacht, so liegt rechts ein artiges Vorgebirg, von mannichfaltiger Gestalt, gut bewachsen und bebaut. Ostwärts ist das Wasser zwischen steilen und dunkelbewachsenen Wänden eingefaßt, und die Spitze von Gersau scheint nur einen geringen Durchgang in den obern Theil des Sees zu lassen. Nach Süden zurück sieht man nun den berühmten Wartthurm von Stanzstade und den kleinen Ort auf seiner Fläche, umgeben von den mannichfaltigsten Gebirgen und Vorgebirgen, hinter denen südwestlich der Pilatus hervorsieht.

Wir sahen uns überall nach dem Raynal'schen Monument um, aber vergebens; man wies uns den Felsen, wo es gestanden hatte. Durch die Zuleitung des goldnen Knopfs auf der Spitze ward es vom Blitz getroffen, beschädigt und abgetragen. Wir fuhren an dem artigen Vorgebirge vorbei, das aus sehr neuen Kalk- und Thonflötzen besteht. In Stanz sowie in Uri ziehen sie Birnen an den Häusern, von denen wir einige von Stanz mitgenommen hatten, die von einem unglaublichen Trieb des Saftes aufgetrieben waren, so daß die Epiderm in Höckern aufgetrieben worden, ja sogar der Stiel saftige Exantheme an sich hatte.

In Küßnacht kehrten wir im Gasthof „Zum Engel" ein, wo wir zu Mittag aßen und bald nach Tisch auf der Straße nach Immensee weiter gingen. Wir hatten einen sanft in die Höhe steigenden angenehmen Weg; gesprengte Granitstöcke lagen an der Seite, die man von einer Matte, wo sie wahrscheinlich als

ungeheure Geschiebe liegen, berüber an die Straße geschafft hatte. Die Steinart ist die des Gotthard's, nur weniger blättrig.

Wir erreichten die Höhe der kleinen Erdzunge, welche den Vierwaldstätter und den Zuger See trennt, und wo eine Kapelle zum Andenken von Gessler's Tode steht. Man sieht nun rückwärts von oben herunter eine anmuthig bebaute aufsteigende Bucht vom Luzerner See herauf. Wir fanden einige Kastanienbäume, sehr schön bestandene Matten und Baumstücke, deren hohes Gras und Kraut von den Kühen mehr zertreten als gefressen ward. Etwas weiter erblickten wir auch den Zuger See, von sanft abhängigen Bergen umgeben, in dessen südöstlichem Winkel man Arth liegen sah.

In Immensee gingen wir zu Schiff und fuhren in nördlicher Richtung nach Zug. Die Schiffe sind klein, nur aus zwei Stücken zusammengesetzt, und gleichen also völlig einem großen ausgehöhlten Baumstamme; die Bänke stehen durchaus quer und passen sauber in die Fugen; an den Seiten sind noch Bretter angesetzt, an denen die kleinen Ruder angebracht sind, womit sie in geschwindem Takt sehr schnell fahren. Links ward ein Sandstein gebrochen. Sobald man um die vorstehende Ecke ist, nimmt der See nordwärts einen sehr heitern Charakter an, indem er, nur von Hügeln umgeben, die Berge des untern Landes in der Ferne zeigt. Im Grunde beim Ausfluß sieht man Cham, worüber ein ferner flacher Berg hervorragt. Rechts besteht das Ufer aus Thonflötzen, über denen man einen mit artigen Gruppen bewachsenen Berg sich hervorheben sieht. Sodann erscheint eine mit fruchtbaren Höhen begrenzte angenehme Fläche am See, mit dem weitläufigen Dorf Oberwyl. Man sieht wieder etwas Weinbau.

In Zug ans Land steigend, kehrten wir im „Ochsen" ein. Der Ort ist alt, aber reinlich und gut gebaut und liegt an einer Anhöhe. Er ist der Stapelort von den Gütern, die nach Zürich gehen und daher kommen, und liefert den kleinen Kantonen Töpferwaare, denen aller Thon zu dem Endzweck mangelt. Auch sind verschiedene Feuerhandwerke daselbst in guter Nahrung.

An den schönen eigentlich gemalten Scheiben im Wirthshaus bemerkte ich eine Farbe, die sich dem Purpur nähert, eigentlich aber nur eine Granat- oder Hyazinthfarbe war. Man sah daraus, daß sie Alles versucht hatten, um den Purpur in diesen Fällen zu ersetzen.

Sie war mir aber um den Hals gesunken.
In keiner Falle
Fing man so lieblich Mäuschen.
Niedlich war sie, niedlicher im Räuschchen.
Ich hielt sie feste, feste,
Wir küßten, und aufs Beste;
Doch wickelt sie sich heraus,
Fort ist die Maus!
Die treibt sich in Osten und Süden.
Gott schenk' ihr Lieb' und Frieden!

Waffen gegen Eifersucht.*)

Laß't geschaffne Ritter kämpfen,
Reiche retten, Feinde dämpfen,
Wie so manche Lanze brach.
Tilger, edle Legionen,
Tief bedrängter Nationen
Lang' ertragne dumpfe Schmach!

Liſt'ges Weichen, falsche Flucht,
Waffen gegen Eifersucht,
Mächtiger als Lanz' und Stahl.
Mußt Dich ja des Trugs nicht schämen.
Leiſe Treten, klug Benehmen,
Sie betören den Rival.

Veni Creator Spiritus.**)

Komm' heil'ger Geiſt, Du Schaffender,
Und alle Seelen suche heim;
Mit Gnaden-Fülle segne sie,
Die Brust, die Du geschaffen hast!

*) Nach der Originalhandschrift des Dichters hier zum ersten Mal gedruckt. Zeit der Abfassung und nähere Beziehungen unbekannt. Jedenfalls fällt das Gedicht in Goethe's spätere Leonoreejahre, vermuthlich in die Zeit unmittelbar nach 1815. — L.

**) Es gereicht uns zu hohen Befriedigung, in Vorstehendem die so charakteristische Uebertragung eines Kirchengesanges aus Goethe's Feder zum ersten Male veröffentlichen zu können. Denn merkwürdiger Weise ist der Text der Uebertragung bisher selbst den genauesten Kennern der Goethe'schen Poesie unbekannt geblieben, obschon sie in der „Chronologie" der Schriften (Anhang der Cotta'schen Ausgaben) und in Suphan's „Tafeln" stets, und zwar unter dem Jahre 1820, aufgeführt werden (s. die Tafeln), also bekannt war. Die angegebene Entstehungszeit wird bestätigt durch eine Anspielung auf den Pfingst-Kirchengesang am Schlusse des Briefes an Zelter vom 26. Oktober

Sonntag den 8. Oktober 1797.

Um acht Uhr aus Zug auf der Straße über Baar nach Horgen zu am Züricher See. Man kommt sogleich durch ein angenehmes Thal, das hie und da an den Höhen etwas Fruchtbau hat; in den Tiefen und Flächen ist Moorland.

Die Fläche um Baar herum erschien höchst mannichfaltig. Gute Wiesen wechseln mit Baumstücken, nassen Wiesen, Weiden und Erlen. Auf den besten Wiesen wächst viel Leontodon. Der Ort ist artig gebaut; man sieht eine geräumige Gasse sowie zwischen Wiesen und Gärten zerstreute Häuser. Gleich hinter dem Ort erstreckt sich eine große Gemeinweide mit Obstbäumen. Man kommt an einen Bach und steigt aufwärts, wo ich Ilex aquifolium fand. Der Weg geht sodann auf einem Knüppelsteg durch ein artiges Buschholz, hinter welchem auf der freien Höhe man wieder Fruchtbau findet auf magerem, doch gemischtem Boden. Rückwärts sieht man nun einen Theil des Zuger Sees. Weiterhin wird der Boden sumpfig, und man findet keine Häuser mehr. Der Fahrweg ist abscheulich. Saures Gras und niedres Rohricht wird zum Streuen gebauen.

Man kommt über die Sihlbrücke. Der Aufstieg gegenüber im Züricher Gebiet ist steil, aber der Weg gut. Endlich gelangt man wieder zur Ansicht des Züricher Sees, den man rechts hat, sowie links das nördliche Ende des Zuger Sees. Man steigt hinab: es entwickelt sich eine große Mannichfaltigkeit nach dem See zu, und man kommt den letzten Theil des Weges auf einem abscheulich unterhaltenen Pflaster nach Horgen, dem Stapelorte der Waaren, die von Zürich und Zug kommen.

Wir aßen im „Löwen" zu Mittag, wo wir zugleich einer schönen Aussicht genossen, und fuhren sodann gegen Abend bei anmuthigem Wetter in zwei Stunden zu Schiffe nach Stäfa.

Stäfa, Montag den 9. Oktober 1797.

Früh am Tagebuch diktirt. Sodann die Schweizerchronik wegen der Geschichte des Tell gelesen und mit Meyer über die Behandlung derselben sowie über Behandlung im Allgemeinen bei Gelegenheit der Schiller'schen Briefe gesprochen.

Stäfa, Dienstag den 10. Oktober 1797.

Abschrift des Tagebuchs. Die Mineralien verzeichnet und eingepackt; darauf in Tschudi's Chronik weiter gelesen. Zeichnung Tell's mit dem Knaben. Riebe, Vorlesung.

Stäfa, Mittwoch den 11. Oktober 1797.

Abschrift des Tagebuchs fortgesetzt. Briefe des Julius Roman. Andrea del Sarto. Vorlesung der Florentinischen Kunstgeschichte. Fernerres Einpacken der Steine.

An Schiller.

Stäfa, den 14. Oktober 1797.

An einem sehr regnichten Morgen bleibe ich, werther Freund, in meinem Bette liegen, um mich mit Ihnen zu unterhalten und Ihnen Nachricht von unserm Zustande zu geben, damit Sie wie bisher uns mit Ihrem Geiste begleiten und uns von Zeit zu Zeit mit Ihren Briefen erfreuen mögen.

Aus den Gebirgen sind wir glücklich zurückgekehrt. Der Instinkt, der mich zu dieser Ausflucht trieb, war sehr zusammengesetzt und undeutlich. Ich erinnerte mich des Effekts, den diese Gegenstände vor zwanzig Jahren auf mich gemacht; der Eindruck war im Ganzen geblieben, die Theile waren erloschen, und ich fühlte ein wunderſames Verlangen, jene Erfahrungen zu wiederholen und zu rektifiziren. Ich war ein anderer Mensch geworden, und also mußten mir die Gegenstände auch anders erscheinen. Meyer's Wohlbefinden und die Ueberzeugung, daß kleine gemeinschaftliche Abenteuer, so wie sie neue Bekanntschaften schneller knüpfen, auch den alten günstig sind, wenn sie nach einigem Zwischenraum wieder erneut werden sollen, entschieden uns völlig, und wir reisten mit dem besten Wetter ab, das uns auch auf das Vortheilhafteste elf Tage begleitete. In der Beilage bezeichne ich wenigstens den Weg, den wir gemacht haben; ein vollständiges, obgleich aphoristisches Tagebuch theile ich in der Folge mit; indessen wird Ihre liebe Frau, die einen

Theil der Gegenden kennt, vielleicht Eins oder das Andere aus der Erinnerung hinzufügen.

Bei unserer Zurückkunft fand ich Ihre beiden lieben Briefe mit den Beilagen, die sich unmittelbar an die Unterhaltung anschlossen, welche wir auf dem Wege sehr eifrig geführt hatten, indem die Materie von den vorzustellenden Gegenständen, von der Behandlung derselben durch die verschiedenen Künste oft von uns in ruhigen Stunden vorgenommen worden. Vielleicht zeigt Ihnen eine kleine Abhandlung bald, daß wir völlig Ihrer Meinung sind; am Meisten aber wird mich's freuen, wenn Sie Meyer's Beschreibungen und Beurtheilungen so vieler Kunstwerke hören und lesen. Man erfährt wieder bei dieser Gelegenheit, daß eine vollständige Erfahrung die Theorie in sich enthalten muß. Um desto sicherer sind wir, daß wir uns in einer Mitte begegnen, da wir von so vielen Seiten auf die Sache losgehen.

Wenn ich Ihnen nun von meinem Zustande sprechen soll, so kann ich sagen, daß ich bisher mit meiner Reise alle Ursache habe zufrieden zu sein. Bei der Leichtigkeit, die Gegenstände aufzunehmen, bin ich reich geworden, ohne beladen zu sein; der Stoff incommodirt mich nicht, weil ich ihn gleich zu ordnen oder zu verarbeiten weiß, und ich fühle mehr Freiheit als jemals, mannichfaltige Formen zu wählen, um das Verarbeitete für mich oder Andere darzustellen. Von dem unfruchtbaren Gipfel des Gotthard's bis zu den herrlichen Kunstwerken, welche Meyer mitgebracht hat, führt uns ein labyrinthischer Spaziergang durch eine verwickelte Reihe von interessanten Gegenständen, welche dieses sonderbare Land enthält. Sich durch unmittelbares Anschauen die naturhistorischen, geographischen, ökonomischen und politischen Verhältnisse zu vergegenwärtigen und sich dann durch eine alte Chronik die vergangnen Zeiten näher zu bringen, auch sonst manchen Aufsatz der arbeitsamen Schweizer zu nutzen, giebt besonders bei der Umschriebenheit der helvetischen Existenz eine sehr angenehme Unterhaltung, und die Uebersicht sowol des Ganzen als die Einsicht ins Einzelne wird besonders dadurch sehr beschleunigt, daß Meyer hier zu Hause ist, mit seinem richtigen und scharfen Blick schon so lange die Verhältnisse kennt und sie in einem treuen Gedächtnisse bewahrt. So haben wir in kurzer Zeit mehr zusammengebracht, als ich mir vorstellen konnte, und es ist nur Schade, daß wir um einen Monat dem Winter zu nahe sind; noch eine Tour von vier Wochen müßte uns mit diesem sonderbaren Lande sehr weit bekannt machen.

Was werden Sie nun aber sagen, wenn ich Ihnen vertraue, daß zwischen allen diesen prosaischen Stoffen sich auch ein poetischer hervorgethan hat, der mir viel Zutrauen einflößt? Ich bin fast überzeugt, daß die Fabel von Tell sich werde ernst behandeln lassen, und es würde dabei, wenn es mir, wie ich vorhabe, gelingt, der sonderbare Fall eintreten, daß das Märchen durch die Poesie erst zu seiner vollkommenen Wahrheit gelangte, anstatt daß man sonst, um etwas zu leisten, die Geschichte zur Fabel machen muß. Doch darüber künftig mehr. Das beschränkte, höchst bedeutende Lokal, worauf die Begebenheit spielt, habe ich mir wieder recht genau vergegenwärtigt, so wie ich die Charaktere, Sitten und Gebräuche der Menschen in diesen Gegenden so gut, als in der kurzen Zeit möglich, beobachtet habe, und es kommt nun auf gut Glück an, ob aus diesem Unternehmen etwas werden kann.

Nun aber entsteht eine Frage, die uns doch von Zeit zu Zeit zweifelhaft ist, wo wir uns hinwenden sollen, um sowol Meyer's Kollektaneen als meinen eigenen alten und neuen Vorrath aufs Bequemste und Baldigste zu verarbeiten. Leider sind hier am Orte die Quartiere nicht auf den Winter eingerichtet; sonst leugne ich nicht, daß ich recht geneigt gewesen wäre, hier zu bleiben, da uns denn die völlige Einsamkeit nicht wenig gefördert haben würde. Dazu kommt, daß es der geschickteste Platz gewesen wäre, um abzuwarten, ob Italien oder Frankreich aufs künftige Frühjahr den Reisenden wieder anlockt oder einläßt. In Zürich selbst kann ich mir keine Existenz denken, und wir werden uns wol nunmehr sachte wieder nach Frankfurt begeben.

Ueberhaupt aber bin ich auf einer Idee, zu deren Ausführung mir nur noch ein Wenig Gewohnheit mangelt; es würde nämlich nicht schwer werden, sich so einzurichten, daß man auf der Reise selbst mit Sammlung und Zufriedenheit arbeiten könnte; denn wenn sie zu gewissen Zeiten zerstreut, so führt sie uns zu andern desto schneller auf uns selbst zurück; der Mangel an äußern Verhältnissen und Verbindungen, ja die Langeweile ist Demjenigen günstig, der Manches zu verarbeiten hat. Die Reise gleicht einem Spiel; es ist immer Gewinn und Verlust dabei und meist von der unerwarteten Seite; man empfängt mehr oder weniger, als man hofft, man kann ungestraft eine Weile hinschlendern, und dann ist man wieder genöthigt, sich einen Augenblick zusammenzunehmen. Für Naturen wie die

meine, die sich gerne festsetzen und die Dinge festhalten, ist eine Reise unschätzbar; sie belebt, berichtigt, belehrt und bildet.

Ich bin auch jetzt überzeugt, daß man recht gut nach Italien gehen könnte; denn Alles setzt sich in der Welt nach einem Erdbeben, Brand und Ueberschwemmung so geschwind als möglich in seine alte Lage, und ich würde persönlich die Reise ohne Bedenken unternehmen, wenn mich nicht andere Betrachtungen abhielten. Vielleicht sehen wir uns also sehr bald wieder, und die Hoffnung, mit Ihnen das Erbeutete zu theilen und zu einer immer größern theoretischen und praktischen Vereinigung zu gelangen, ist eine der schönsten, die mich nach Hause lockt. Wir wollen sehen, was wir noch Alles unterwegs mitnehmen können. So hat Basel wegen der Nähe von Frankreich einen besondern Reiz für mich; auch sind schöne Kunstwerke, sowol ältere als ausgewanderte, daselbst befindlich.

An Herrn Geheime-Rath Voigt.

Stäfa, den 17. Oktober 1797.

Wir sind von unserer Reise auf den Gotthard glücklich zurückgekommen; das Wetter hat uns sehr begünstigt, und ein ziemlich umständliches Tagebuch wird künftig zu mancherlei Unterhaltung Gelegenheit geben. Jetzt ist man hier am See in der Weinlese begriffen, die um deste mehr die Menschen erfreut, als der Wein im hohen Preis ist und stark ausgeführt wird.

Seit einigen Tagen sind die Nachrichten vom Rhein her beunruhigend, und die Franzosen scheinen selbst an den Schweizern Händel zu suchen; sollte der Krieg wieder angehen, so ist ein ungeheures Unheil zu befürchten.

Indessen wünschte ich Ihnen nur einen Blick von dem kleinen Balkon meines Zimmers in die äußerst kultivirten Besitzungen dieses Orts, den daran stoßenden See und die jenseitigen Ufer mit den heiteren Ortschaften, die sich daran hinziehen. Wenn man mit dem Perspektiv die Flächen durchläuft, so ist es eine unendliche Welt, die man übersieht. Im Süden zeigen sich die Gipfel der Berge bei Einsiedeln und Schwyz, jetzt schon stark beschneit, während die ganze untere Landschaft noch grün ist und kaum einige Bäume durch roth- und braune Tinten das Alter des Jahres verkündigen. Was man sonst von Telenemen

wünschen hört, den höchsten Grad von Kultur mit einer gewissen mäßigen Wohlhabenheit, das sieht man hier vor Augen.

In acht Tagen wird sich's entscheiden, was wir wegen unserer Rückreise zu beschließen haben, da die ganze Welt ringsum sich wieder zu verwirren drohet. Am Ende bleibt uns wol nur der Weg, den Wieland vor einem Jahre nahm. Wer hätte denken sollen, daß man in der Schweiz nochmals in Gefahr käme, von Deutschland abgeschnitten zu werden!

Daß wir auf unserer Reise brav Steine geklopft haben, können Sie leicht denken, und ich habe deren fast mehr, als billig ist, aufgepackt. Wie soll man sich aber enthalten, wenn man zwischen mehreren Zentnern von Atularien mitten inne sitzt! Unter mehreren bekannten Dingen bringe ich auch einige seltene und vorzüglich schöne Sachen mit. Ich wünschte, schon läge Alles ausgepackt vor Ihnen und ich genösse Ihre Unterhaltung wieder. Doch die Zeit wird auch kommen, und wir wollen ihr ruhig entgegengehn. Leben Sie indeß mit den werthen Ihrigen, denen ich mich bestens empfehle, recht wohl! Meyer empfiehlt sich zum Besten.

An den Herzog von Weimar.

Stäfa, den 17. Oktober 1797.

Kaum sind wir aus der unglaublichen Ruhe, in welcher die kleinen Kantone hinter ihren Felsen versenkt liegen, zurückgekehrt, als uns vom Rhein und aus Italien her das Kriegsgeschrei nach- und entgegenschallt. Bis dieser Brief Sie erreicht, wird Manches entschieden sein; ich spreche nur ein Wort vom gegenwärtig Nächsten.

Die Franzosen haben an Bern einen Botschafter geschickt mit dem Begehren, man solle den englischen Gesandten sogleich aus dem Lande weisen. Sie geben zur Ursache an, man sehe nicht ein, was er gegenwärtig in der Schweiz zu thun habe, als der Republik innere und äußere Feinde zu machen und aufzureizen. Die Berner haben geantwortet, es hänge nicht von ihnen ab, indem der Gesandte an die sämmtlichen Kantone akkreditirt sei. Der französische Abgeordnete ist deshalb nach Zürich gekommen. Das Weitere steht zu erwarten. Mir will es scheinen, als suchten die Franzosen Händel mit den Schwei-

zern. Die Ueberbliebenen im Directorium sind ihre Freunde nicht; in Barthélemy ist ihr Schutzpatron verbannt. Ein verständiger Mann, der von Paris kommt und die letzten Scenen mit erlebt hat, behauptet, daß es nicht sowol der royalistischen als der friedliebenden Partei gegolten habe.

Unsere eintägige Reise, auf der wir die Kantone Schwyz, Uri, Unterwalden und Zug durchstrichen, ist sehr vom Wetter begünstigt worden. Der Pater Lorenz ist noch so munter, als wir ihn vor so viel Jahren kannten. Tausendmal, ja beständig habe ich mich der Zeit erinnert, da wir diesen Weg zusammen machten. Ich habe viel Freude gehabt, diese Gegenstände wiederzusehen und mich in mehr als einem Sinne an ihnen zu prüfen. Meine mehrere Kenntniß der Mineralogie war ein sehr angenehmes Hilfsmittel der Unterhaltung. Die Kultur dieser Gegenden, die Benutzung der Produkte gewährt einen sehr angenehmen Anblick. Es war eben die Zeit des Bellenzer Marktes, und die Straße des Gotthard's war mit Zügen sehr schönen Viehes belebt. Es mögen diesmal wol an viertausend Stück, deren jedes hier im Lande zehn bis funfzehn Louisd'or gilt, hinübergetrieben worden sein. Die Kosten des Transports aufs Stück sind ungefähr fünf Laubthaler; geht es gut, so gewinnt man aufs Stück zwei Louisd'or gegen den Einkaufspreis, und also, die Kosten abgezogen, drei Laubthaler. Man denke, welche ungeheure Summe also in diesen Tagen ins Land kommt. Ebenso hat der Wein auch großen Zug nach Schwaben, und die Käse sind sehr gesucht, so daß ein undenkliches Geld einfließt.

Ich lege eine kleine Schilderung, eine Aussicht von meinem Balkon, bei. Die Kultur ist um den Züricher See wirklich auf dem höchsten Punkt, und der Augenblick der Weinlese macht Alles sehr lebhaft.

Meyer empfiehlt sich zu Gnaden; er ist fleißig mit dem Pinsel und der Feder gewesen. Der letzte Kasten von Rom, der die Aldobrandini'sche Hochzeit enthält, ist eben über Trient, Villach und Kenftanz angekommen. Nun sind alle unsere Schätze beisammen, und wir können nun, auch von dieser Seite beruhigt und erfreut, unsern Weg antreten. In einigen Tagen gedenken wir nach Zürich zu gehen und erwarten, was uns die Kriegs- oder Friedensgöttin für einen Weg nach Hause zeigen wird, wo wir Sie gesund und vergnügt anzutreffen hoffen. Empfehlen Sie mich Ihrer Frau Gemahlin zu Gnaden und erhalten mir Ihre geneigten Gesinnungen!

An Herrn Cotta in Tübingen.

Stäfa, den 17. Oktober 1797.

Wir sind von unserer Fuß- und Wasserreise glücklich wieder in Stäfa angelangt und werden in wenigen Tagen nach Zürich gehen. Dürfte ich Sie bitten, Alles, was von nun an bei Ihnen anlangt, bei sich liegen zu lassen, bis ich es entweder selbst abhole oder einen Ort, wohin es gesendet werden könnte, bezeichnen kann. Das Kriegsfeuer, das sich überall wieder zu entzünden scheint, setzt einen Reisenden in eine sehr zweifelhafte Lage. Ich habe indessen von der kurzen Zeit den möglichsten Gebrauch gemacht. Von den Wintersceneen des Gotthard's, die nur noch durch Mineralogie belebt werden können, durch die auf mancherlei Weise fruchtbaren, genutzten und in ihren Einwohnern emsigen Gegenden von Unterwalden, Zug und Zürich, wo uns nun besonders die Weinlese umgiebt, haben wir uns in ein Museum zurückgezogen, das durch die von Meyer aus Italien mitgebrachten eigenen Arbeiten und sonstige Acquisitionen gebildet wird, und sind also von dem Formlosesten zu dem Geformtesten übergegangen. Besonders wichtig ist die Kopie des antiken Gemäldes der sogenannten Aldobrandini'schen Hochzeit, die im eigentlichsten Sinne mit Kritik gemacht ist, um darzustellen, was das Bild zu seiner Zeit gewesen sein kann und was an dem jetzigen nach so mancherlei Schicksalen noch übrig ist. Er hat dazu einen ausführlichen Kommentar geschrieben, der Alles enthält, was noch über die Vergleichung des alten und leider so oft restaurirten Bildes mit seiner gegenwärtigen Kopie und einer ältern Kopie von Poussin, nach der die Kupferstiche gemacht sind, zu sagen ist. Das Bild selbst, das von einem geschickten Meister zu Titus' Zeiten mit Leichtigkeit und Leichtsinn auf die Wand gemalt, nunmehr, so viel es möglich war, nachgebildet und wiederhergestellt vor sich zu sehen, sich daran erfreuen und sich über seine Tugenden und Mängel besprechen zu können, ist eine sehr reizende und belehrende Unterhaltung. Das Bild ist acht Fuß lang, drei ein halb Fuß hoch, und die Figuren sind nicht gar zwei Fuß Leipziger Maß; die Kopie ist in Allem, sowol in der Größe als den Farben, den Tugenden und den Fehlern, dem Original möglichst gleich gehalten. Ich hoffe, daß Sie dereinst, wenn es bei mir aufgestellt sein wird, das Vergnügen, es zu beschauen, mit uns theilen werden. Leben Sie recht wohl und gedenken mein!

Euphrosyne.

Auch von des höchsten Gebirgs beeisten, zackigen Gipfeln
Schwindet Purpur und Glanz scheidender Sonne hinweg.
Lange verhüllt schon Nacht das Thal und die Pfade des Wandrers,
Der am tosenden Strom auf zu der Hütte sich sehnt,
Zu dem Ziele des Tags, der stillen, hirtlichen Wohnung;
Und der göttliche Schlaf eilet gefällig voraus,
Dieser holde Geselle des Reisenden. Daß er auch heute
Segnend kränze das Haupt mir mit dem heiligen Mohn!
Aber was leuchtet mir dort vom Felsen glänzend herüber
Und erhellet den Duft schäumender Ströme so hold?
Strahlt die Sonne vielleicht durch heimliche Spalten und Klüfte?
Denn kein irdischer Glanz ist es, der wandelnde, dort.
Näher wälzt sich die Wolke, sie glüht. Ich staune dem Wunder!
Wird der rosige Strahl nicht ein bewegtes Gebild?
Welche Göttin nahet sich mir, und welche der Musen
Suchet den treuen Freund selbst in dem grausen Geklüft?
Schöne Göttin! enthülle Dich mir und täusche, verschwindend,
Nicht den begeisterten Sinn, nicht das gerührte Gemüth!
Nenne, wenn Du es darfst vor einem Sterblichen, Deinen
Göttlichen Namen, wo nicht, rege bedeutend mich auf,
Daß ich fühle, welche Du seist von den ewigen Töchtern
Zeus', und der Dichter sogleich preise Dich würdig im Lied!
„Kennst Du mich, Guter, nicht mehr? Und käme diese Gestalt Dir,
Die Du doch sonst geliebt, schon als ein fremdes Gebild?
Zwar der Erde gehör' ich nicht mehr, und trauernd entschwang sich
Schon der schaudernde Geist jugendlich frohem Genuß;
Aber ich hatte mein Bild noch fest in des Freundes Erinnrung
Eingeschrieben und noch schön durch die Liebe verklärt.
Ja, schon sagt mir gerührt Dein Blick, mir sagt es die Thräne:
Euphrosyne, sie ist noch von dem Freunde gekannt.
Sieh, die Scheidende zieht durch Wald und grauses Gebirge,
Sucht den wandernden Mann, ach! in der Ferne noch auf;
Sucht den Lehrer, den Freund, den Vater, blicket noch einmal
Nach dem leichten Gerüst irdischer Freuden zurück.
Laß mich der Tage gedenken, da mich, das Kind, Du dem Spiele
Jener täuschenden Kunst reizender Musen geweiht!
Laß mich der Stunde gedenken und jedes kleineren Umstands!
Ach, wer ruft nicht so gern Unwiederbringliches an!

Jenes ſüße Gedränge der leichteſten irdiſchen Tage,
Ach, wer ſchätzt ihn genug, dieſen vereilenden Werth!
Klein erſcheinet es nun, doch ach! nicht kleinlich dem Herzen;
Macht die Liebe, die Kunſt jegliches Kleine doch groß!
Denkſt Du der Stunde noch wol, wie auf dem Brettergerüſte
Du mich der höheren Kunſt ernſtere Stufen geführt?
Knabe ſchien ich, ein rührendes Kind, Du nannteſt mich Arthur
Und belebteſt in mir britiſches Dichtergebild,
Drohteſt mit grimmiger Gluth den armen Augen und wandteſt
Selbſt den thränenden Blick, innig getäuſchet, hinweg.
Ach, da warſt Du ſo hold und ſchützteſt ein trauriges Leben,
Das die verwegene Flucht endlich dem Knaben entriß.
Freundlich faßteſt Du mich, den Zerſchmetterten, trugſt mich von dannen
Und ich heuchelte lang, Dir an dem Buſen, den Tod.
Endlich ſchlug die Augen ich auf und ſah Dich in ernſte,
Stille Betrachtung verſenkt, über den Liebling geneigt.
Kindlich ſtrebt' ich empor und küßte die Hände Dir dankbar,
Reichte zum reinen Kuß Dir den gefälligen Mund,
Fragte: Warum, mein Vater, ſo ernſt? Und hab' ich gefehlet,
O, ſo zeige mir an, wie mir das Beſſre gelingt!
Keine Mühe verdrießt mich bei Dir, und Alles und Jedes
Wiederhol' ich ſo gern, wenn Du mich leiteſt und lehrſt.
Aber Du faßteſt mich ſtark und drückteſt mich feſter im Arme,
Und es ſchauderte mir tief in dem Buſen das Herz.
Nein, mein liebliches Kind, ſo riefſt Du, Alles und Jedes,
Wie Du es heute gezeigt, zeig es auch morgen der Stadt!
Rühre ſie Alle, wie mich Du gerührt, und es fließen zum Beifall
Dir von dem trockenſten Aug' herrliche Thränen herab.
Aber am Tiefſten trafſt Du doch mich, den Freund, der im Arm Dich
Hält, den ſelber der Schein früherer Leiche geſchreckt.
Ach, Natur, wie ſicher und groß in Allem erſcheinſt Du!
Himmel und Erde befolgt ewiges, feſtes Geſetz;
Jahre folgen auf Jahre, dem Frühlinge reichet der Sommer,
Und dem reichlichen Herbſt traulich der Winter die Hand.
Felſen ſtehen gegründet; es ſtürzt ſich das ewige Waſſer
Aus der bewölkten Kluft ſchäumend und brauſend hinab.
Fichten grünen ſo fort, und ſelbſt die entlaubten Gebüſche
Hegen im Winter ſchon heimliche Knospen am Zweig.
Alles entſteht und vergeht nach Geſetz; doch über des Menſchen
Leben, dem köſtlichen Schatz, herrſchet ein ſchwankendes Loos.

Du heißest Tröster, Paraklet,
Des höchsten Gottes Hoch-Geschenk,
Lebend'ger Quell und Liebes-Gluth
Und Salbung heil'ger Geistes-Kraft.

Du siebenfalt'ger Gaben-Schatz,
Du Finger Gottes rechter Hand,
Von ihm versprochen und geschickt,
Der Kehle Stimm' und Rede giebst.

Den Sinnen zünde Lichter an,
Dem Herzen frohe Muthigkeit,
Daß wir im Körper Wandelnden
Bereit zum Handeln sei'n, zum Kampf!

Den Feind bedränge, treib' ihn fort,
Daß uns des Friedens wir erfreun,
Und so an Deiner Führer-Hand
Dem Schaden überall entgehn!

1820 (III, 164) und durch die zuerst 1823 in Kunst und Alterthum (IV, 2) gedruckte Bemerkung Goethe's: „Der herrliche Kirchengesang Veni Creator Spiritus ist ganz eigentlich ein Appell ans Genie; deßwegen er auch geist- und kraftreiche Menschen gewaltig anspricht" (Sprüche in Prosa, Abth. 3), deren Gleichzeitigkeit mit der Uebersetzung dadurch klar hervortritt, daß Goethe letztere, der Handschrift zufolge, Anfangs „Appell ans Genie" überschrieben hatte. Das lateinische Original, welches dem Papst Gregor dem Großen zugeschrieben wird, lautet (Simrock's Lauda Sion S. 204):

Hymnus in die Pentecostes.

Veni, creator spiritus,
Mentes tuorum visita,
Imple superna gratia
Quae tu creasti pectora.

Qui paraclitus diceris,
Donum Dei altissimi,
Fons vivus, ignis, caritas
Et spiritalis unctio.

Tu septiformis munere,
Dextrae Dei tu digitus,
Tu rite promissum patris,
Sermone ditans guttura.

Accende lumen sensibus,
Infunde amorem cordibus,
Infirma nostri corporis
Virtute firmans perpetim.

Nicht dem blühenden nickt der willig scheidende Vater,
Seinem trefflichen Sohn, freundlich vom Rande der Gruft;
Nicht der Jüngere schließt dem Aelteren immer das Auge,
Das sich willig gesenkt, kräftig dem Schwächeren zu.
Oefter, ach! verkehrt das Geschick die Ordnung der Tage;
Hilflos klaget ein Greis Kinder und Enkel umsonst,
Steht ein beschädigter Stamm, dem rings zerschmetterte Zweige
Um die Seiten umher strömende Schlossen gestreckt.
Und so, liebliches Kind, durchdrang mich die tiefe Betrachtung,
Als Du zur Leiche verstellt über die Arme mir hingst;
Aber freudig seh' ich Dich mir in dem Glanze der Jugend,
Vielgeliebtes Geschöpf, wieder am Herzen belebt.
Springe fröhlich dahin, verstellter Knabe! Das Mädchen
Wächst zur Freude der Welt, mir zum Entzücken heran.
Immer strebe so fort, und Deine natürlichen Gaben
Bilde bei jeglichem Schritt steigenden Lebens die Kunst!
Sei mir lange zur Luft, und eh mein Auge sich schließet,
Wünsch' ich Dein schönes Talent glücklich vollendet zu sehn. —
Also sprachst Du, und nie vergaß ich der wichtigen Stunde;
Deutend entwickelt' ich mich an dem erhabenen Wort.
O, wie sprach ich so gerne zum Volk die rührenden Reden,
Die Du, voller Gehalt, kindlichen Lippen vertraut!
O, wie bildet' ich mich an Deinen Augen und suchte
Dich im tiefen Gedräng staunender Hörer heraus!
Doch dort wirst Du nun klein und stehn, und nimmer bewegt sich
Euphrosyne hervor, Dir zu erheitern den Blick.
Du vernimmst sie nicht mehr, die Töne des wachsenden Zöglings,
Die Du zu liebendem Schmerz frühe, so frühe gestimmt.
Andere kommen und gehn, es werden Dir Andre gefallen;
Selbst dem großen Talent drängt sich ein größeres nach.
Aber Du vergessie mich nicht! Wenn eine Dir jemals
Sich im verworrnen Geschäft heiter entgegenbewegt,
Deinem Winke sich fügt, an Deinem Lächeln sich freuet
Und am Platze sich nur, den Du bestimmtest, gefällt,
Wenn sie Mühe nicht spart noch Fleiß, wenn thätig der Kräfte,
Selbst bis zur Pforte des Grabs, freudiges Opfer sie bringt,
Guter, dann gedenkest Du mein und rufest auch spät noch:
Euphrosyne, sie ist wieder erstanden vor mir!
Vieles sagt' ich noch gern; doch ach! die Scheidende weilt nicht,
Wie sie wollte; mich führt streng ein gebietender Gott!

Lebe wohl! Schon zieht mich's dahin in ſchwankendem Eilen;
Einen Wunſch nur vernimm, freundlich gewähre mir ihn:
Laß nicht ungerühmt mich zu den Schatten hinabgehn!
Nur die Muſe gewährt einiges Leben dem Tod.
Denn geſtaltlos ſchweben umher in Perſephoneia's
Reiche ſcharenweis Schatten, vom Namen getrennt;
Wen der Dichter aber gerühmt, der wandelt geſtaltet,
Einzeln, geſellet dem Chor aller Heroen ſich zu.
Freudig trat ich einher, von Deinem Liede verkündet,
Und der Göttin Blick weilet gefällig auf mir.
Mild empfängt ſie mich dann und nennt mich: es winken die hohen,
Göttlichen Frauen mich an, immer die nächſten am Thron.
Penelopeia redet zu mir, die treuſte der Weiber,
Auch Evadne, gelehnt auf den geliebten Gemahl.
Jüngere nahen ſich dann, zu früh Heruntergeſandte,
Und beklagen mit mir unſer gemeinſames Geſchick.
Wenn Antigone kommt, die ſchweſterlichſte der Seelen,
Und Polyxena, trüb noch von dem bräutlichen Tod,
Seh' ich als Schweſtern ſie an und trete würdig zu ihnen;
Denn der tragiſchen Kunſt holde Geſchöpfe ſind ſie.
Bildete doch ein Dichter auch mich, und ſeine Geſänge,
Ja, ſie vollenden an mir, was mir das Leben verſagt."
Alſo ſprach ſie, und noch bewegte der liebliche Mund ſich,
Weiter zu reden; allein ſchwirrend verſagte der Ton.
Denn aus dem Purpurgewölk, dem ſchwebenden, immer bewegten,
Trat der herrliche Gott Hermes gelaſſen hervor;
Mild erhob er den Stab und deutete: wallend verſchlangen
Wachſende Wolken im Zug beide Geſtalten vor mir.
Tiefer liegt die Nacht um mich her; die ſtürzenden Waſſer
Brauſen gewaltiger nun neben dem ſchlüpfrigen Pfad.
Unbezwingliche Trauer befällt mich, entkräftender Jammer,
Und ein mooſiger Fels ſtützet den Sinkenden nur.
Wehmuth reißt durch die Saiten der Bruſt, die nächtlichen Thränen
Fließen, und über dem Wald kündet der Morgen ſich an.

Stäfa, den 18. Oktober 1797.

Eingepackt; kam zu Mittag der junge Escher. Wir gingen ſpazieren und beſchäftigten uns noch mit der Kultur des Ortes. Abends in Tſchudi's Chronik weiter geleſen.

Stäfa, Donnerstag den 19. Oktober 1797.

Mit Einpacken beſchäftigt. Verſchiedene Spaziergänge.

Stäfa, Freitag den 20. Oktober 1797.

Der Vorſatz abzureiſſen durch Gegenwind verhindert.

Stäfa, Sonnabend den 21. Oktober 1797.

Früh zehn Uhr von Stäfa ab. Mittags zu Herrliberg bei Herrn Hauptmann Eſcher.

Zürich, Sonntag den 22. Oktober 1797.

Früh Herrn Eſcher's Kabinet geſehen, das ſehr ſchöne Suiten des Schweizergebirges enthält.

Zürich, Montag den 23. Oktober 1797.

Beſuch bei Profeſſor Fäſi und Hauptmann Bürkli; dann zu Chorherrn Rahn, deſſen Kabinet koſtbare Stücke der ſchweizer Mineralien enthält. Nach Tiſche zu Chorherrn Hottinger und Dr. Lavater. Abends bei Frau Schultheß.

Zürich, Dienstag den 24. Oktober 1797.

Früh Briefe. Dann das Bild von Füeßli im Rathhauſe geſehen; darauf in die Kunſthandlung. Nach Tiſche zu Mako, ſodann zu Herrn Antiſtes Heß.

An Herrn Geheime-Rath Voigt.

Zürich, den 25. Oktober 1797.

Ihre werthen Briefe vom 22. September bis den 6. Oktober haben mich in Zurich aufs Freundlichste empfangen, als wir von den obern Gegenden des Züricher Sees in die Stadt kamen. Die Heiterkeit, womit Sie mich von den mancherlei Zuständen und Vorfällen, die Ihnen nahe sind, unterrichten, vermehrt den Muth und die Luft, auch wieder bald zurückzukehren. Wir gedenken noch Basel zu sehen und alsdann über Schaffhausen, Tübingen und wahrscheinlich über Ansbach und Nürnberg unsere Rückreise zu nehmen. Die Herbsttage haben hier noch viel angenehme Stunden, und wir hoffen, daß uns auch auf dem Wege die Jahreszeit günstig sein soll.

Nun Einiges kürzlich über den Inhalt Ihrer gefälligen Briefe.

Dauthe ist ein verdienstvoller Mann; wie er sich aus den Dekorationen des Schlosses ziehen wird, wollen wir abwarten; ich zweifle, daß er die Mannichfaltigkeit der Motive habe, die nöthig sind, um einen so großen Raum mit Glück zu dekoriren. Ich würde hierzu unter der gehörigen Aufsicht und der regulirenden Einwirkung eher Personen wählen, die erst ganz frisch Rom und Paris gesehen und sich daselbst einen Reichthum der Mittel und einen Geschmack der Zusammensetzung erworben haben. Indessen bin ich für meinen Theil zufrieden, wenn nur Jemand die Sache in Theilen angiebt und im Ganzen dirigirt; denn auf oder ab genommen ist Alles am Ende ganz einerlei, was gemacht wird. Wenn man einen rechten Park sehen will, so muß man nur vier Wochen in der Schweiz umherziehen, und wenn man Gebäude liebt, so muß man nach Rom gehen. Was wir in Deutschland, ja aller Orten, der Natur aufdringen und der Kunst abgewinnen wollen, sind alles vergebliche Bemühungen.

Verzeihen Sie mir diese gleichsam hypochondrischen Reflexionen! Ich freue mich Ihres guten Humors, der aus Ihren freundschaftlichen Briefen hervorleuchtet, um desto mehr, als ich immer selbst vielleicht allzu sehr zum Ernste geneigt bin.

Wegen des Apothekers will ich mich in Tübingen erkundigen, wo ich einen sehr braven Mann in dieser Kunst habe kennen lernen. Heute kommen uns von Basel wieder Friedenshoffnungen; es bleibt uns nichts übrig, als daß wir abwarten.

Lassen Sie sich unser Theater einigermaßen empfohlen sein! Ich freue mich, wenn der Almanach Ihnen etwas Angenehmes gebracht hat. Sowol dieser als der Vieweg'sche sollte schon aufgewartet haben, wenn meine Bestellungen alle wären richtig besorgt worden. Leben Sie recht wohl! Es ist eine der angenehmsten Hoffnungen, der ich entgegensehe, Sie noch vor Ende des nächsten Monats zu umarmen.

An Herrn Oberkonsistorialrath Böttiger.

Zürich, den 25. Oktober 1797.

Es war unserm Meyer und mir ein angenehmer Empfang in Zürich, auch einen Brief von Ihnen vorzufinden; denn besonders seitdem die Aldobrandini'sche Hochzeit dem weit und breit gewaltigen Buonaparte glücklich entronnen und vor wenigen Tagen in Stäfa angelangt war, so konnte der Wunsch nicht aufen bleiben, dieses dem Meyer und den Franzosen entrissene Bild schen in Weimar aufgestellt und auch von Ihnen beleuchtet zu sehen. Es wird, sorgfältig eingepackt, auf der Reise mitgeführt, weil wir diesen Schatz fremden Händen und neuen Zufällen nicht aussetzen mögen.

Seitdem ich mit Meyer wieder zusammen bin, haben wir viel theoretisirt und praktisirt, und wenn wir diesen Winter unsern Vorsatz ausführen und eine Epitome unserer Reise und Nichtreise zusammenschreiben, so wollen wir abwarten, was unsere Verlagsverwandten für einen Werth auf unsere Arbeit legen; es soll Keiner von der Konkurrenz ausgeschlossen sein. Unsere Absicht ist, ein paar allgemein leekare Oktavbände zusammenzustellen und im dritten dasjenige als Noten und Beilagen nachzubringen, was vielleicht nur ein spezielleres Interesse erregen könnte. Davon soll denn bei unserer nächsten Zurückkunft weiter gehandelt werden, und desto ausführlicher, als wir uns Ihre Beihülfe zu erbitten haben.

Das gute Zeugniß, das Sie unserm Theater geben, hat mich sehr berubigt; denn ich leugne nicht, daß der Tod der Becker mir sehr schmerzlich gewesen. Sie war mir in mehr als einem Sinne lieb. Wenn sich manchmal in mir die abwechselnde Lust, fürs Theater zu arbeiten, wieder regte, so hatte ich sie gewiß vor Augen, und meine Mädchen und Frauen

bildeten ſich nach ihr und ihren Eigenſchaften. Es kann größere Talente geben, aber für mich kein anmuthigeres. Die Nachricht von ihrem Tode hatte ich lange erwartet; ſie überraſchte mich in den fernſten Gebirgen. Liebende haben Thränen und Dichter Rhythmen zur Ehre der Todten; ich wünſchte, daß mir etwas zu ihrem Andenken gelungen ſein möchte.

Ueber die Genauigkeit, mit welcher Meyer die Kunſtſchätze der alten und mittlern Zeit rezenſirt hat, werden Sie erſtaunen und ſich erfreuen, wie eine Kunſtgeſchichte aus dieſen Trümmern gleichſam wie ein Phönix aus einem Aſchenhaufen auferſteht. Wie wichtig ein ſolcher neuer Pauſanias ſei, fällt erſt in die Augen, wenn man recht deutlich anſchaut, wie die Kunſtwerke durch Zeit und offenbare oder geheime Ereigniſſe zerſtreut und zerſtört werden. Wie manche Unterhaltung ſoll uns dies und Alles, was damit verwandt iſt, dieſen Winter geben! Gegenwärtig wollen wir nur noch von Baſel in das nicht gelobte Land hinüberſehen und dann wahrſcheinlich über Schaffhauſen und durch Schwaben unſern Rückweg antreten.

Leben Sie recht wohl und gedenken unſerer!

Das Exemplar des Vaſenbettes ſoll von Frankfurt wieder zurückkommen. Den neuen Muſenalmanach habe ich noch nicht geſehen; da ihm das Gewürz der Bosheit und Verwegenheit mangelt, ſo fürchte ich, daß er ſich mit ſeinem vorjährigen Bruder nicht werde meſſen können.

Nochmals ein Lebewohl und die beſten Grüße an Freund Wieland, deſſen freundliche, wohlbehaltene Tochter ich geſtern mit Freuden geſehen habe; das Enkelchen ſchlief, ſonſt konnte ich von dem auch einige Nachricht geben.

An Schiller.

Zürich, den 25. Oktober 1797.

Ehe ich von Zürich abgehe, nur einige Worte; denn ich bin ſehr zerſtreut und werde es wol noch eine Weile bleiben. Wir gedenken auf Baſel, von da auf Schaffhauſen, Tübingen und ſo weiter zu gehen; wahrſcheinlich treffe ich am letzten Orte wieder etwas von Ihnen an. Keinen Muſenalmanach, keinen „Herrmann“ habe ich noch geſehen; Alles das und Mehreres wird mir dann wol in Deutſchland begegnen.

Wäre die Jahrszeit nicht ſo weit, ſo ſähe ich mich wol noch gern einen Monat in der Schweiz um, um mich von den Verhältniſſen im Ganzen zu unterrichten. Es iſt wunderbar, wie alte Verfaſſungen, die blos auf Sein und Erhalten gegründet ſind, ſich in Zeiten ausnehmen, wo Alles zum Werden und Verändern ſtrebt. Ich ſage heute weiter nichts als ein herzliches Lebewohl. Von Tübingen hören Sie mehr von mir.

Wir hatten kaum in dieſen Tagen unſer Schema über die zuläßlichen Gegenſtände der bildenden Kunſt mit großem Nachdenken entworfen, als uns eine ganz beſondere Erfahrung in die Quere kam. Ihnen iſt die Zudringlichkeit des Vulkan's gegen Minerva bekannt, wodurch Erichthonius produzirt wurde. Haben Sie Gelegenheit, ſo leſen Sie dieſe Fabel ja in der ältern Ausgabe des Hederich nach und denken dabei, daß Raphael daher Gelegenheit zu einer der angenehmſten Kompoſitionen genommen hat. Was ſoll denn nun dem glücklichen Genie gerathen oder geboten ſein?

Später.

Ich habe vorhin über einen Fall geſcherzt, der uns unvermuthet überraſcht und erfreut hat; er ſchien unſere theoretiſchen Bemühungen umzuſtoßen und hat ſie aufs Neue beſtärkt, indem er uns nöthigte, die Deduktion unſerer Grundſätze gleichſam umzukehren. Ich drücke mich alſo hierüber nochmals ſo aus: Wir können einen jeden Gegenſtand der Erfahrung als einen Stoff anſehen, deſſen ſich die Kunſt bemächtigen kann, und da es bei derſelben hauptſächlich auf die Behandlung ankommt, ſo können wir die Stoffe beinahe als gleichgiltig anſehen. Nun iſt aber bei näherer Betrachtung nicht zu leugnen, daß die einen ſich der Behandlung bequemer darbieten als die andern, und daß, wenn gewiſſe Gegenſtände durch die Kunſt leicht zu überwinden ſind, andere dagegen unüberwindlich ſcheinen. Ob es für das Genie einen wirklich unüberwindlichen Stoff gebe, kann man nicht entſcheiden; aber die Erfahrung lehrt uns, daß in ſolchen Fällen die größten Meiſter wol angenehme und lebenswürdige Bilder gemacht, die aber keineswegs in dem Sinne vollkommen ſind als die, bei welchen der Stoff ſie begünſtigte. Denn es muß ſich die Kunſt ja faſt ſchon erſchöpfen, um einem ungünſtigen Gegenſtande dasjenige zu geben, was ein günſtiger

ſchon mit ſich bringt. Bei den ächten Meiſtern wird man immer bemerken, daß ſie da, wo ſie völlige freie Hand hatten, jederzeit günſtige Gegenſtände wählten und ſie mit glücklichem Geiſte ausführten. Gaben ihnen Religions- oder andere Verhältniſſe andere Aufgaben, ſo ſuchten ſie ſich zwar ſo gut als möglich herauszuziehen; es wird aber immer einem ſolchen Stück etwas an der höchſten Vollkommenheit, das heißt an innerer Selbſtſtändigkeit und Beſtimmtheit, fehlen. Wunderbar iſt es, daß die neuern und beſonders die neuſten Künſtler ſich immer die unüberwindlichen Stoffe ausſuchen und auch nicht einmal die Schwierigkeiten ahnen, mit denen ſie dann zu kämpfen haben; und ich glaube daher, es wäre ſchon viel für die Kunſt gethan, wenn man den Begriff der Gegenſtände, die ſich ſelbſt darbieten, und anderer, die der Darſtellung widerſtreben, recht anſchaulich und allgemein machen könnte.

Aeußerſt merkwürdig iſt mir bei dieſer Gelegenheit, daß auch hier Alles auf die Erörterung der Frage ankäme, welche die Philoſophen ſo ſehr beſchäftigt, inwiefern wir nämlich einen Gegenſtand, der uns durch die Erfahrung gegeben wird, als einen Gegenſtand an ſich anſehen dürfen oder ihn als unſer Werk und Eigenthum anſehen müſſen. Denn wenn man der Sache recht genau nachgeht, ſo ſieht man, daß nicht allein die Gegenſtände der Kunſt, ſondern ſchon die Gegenſtände zur Kunſt eine gewiſſe Idealität an ſich haben; denn indem ſie bezüglich auf Kunſt betrachtet werden, ſo werden ſie durch den menſchlichen Geiſt ſchon auf der Stelle verändert. Wenn ich nicht irre, ſo behauptet der kritiſche Idealismus ſo etwas von aller Empirie, und es wird nur die Frage ſein, wie wir in unſerm Falle, in welchem wir, wo nicht eine Erſchaffung, doch eine Metamorphoſe der Gegenſtände annehmen, uns ſo deutlich ausdrücken, daß wir allgemein verſtändlich ſein und daß wir auf eine geſchickte Weiſe den Unterſchied zwiſchen Gegenſtand und Behandlung, welche beide ſo ſehr zuſammenfließen, ſchicklich bezeichnen können.

Schaffhauſen, Donnerstag den 26. Oktober 1797.

Nach einem Aufenthalte von drei Tagen fuhren wir früh acht Uhr von Zürich ab die Straße nach Schaffhauſen. In der Gegend von Bülach fanden wir den Weinſtock niedergelegt, welches am Züricher See nicht geſchieht.

Um zwölf Uhr waren wir in Eglisau, wo wir im Gasthof „Zum Hirsch“ einkehrten, am vorbeifließenden Rhein, und um halb Zwei weiter fuhren.

Dunkler Streif zwischen dem Regenbogen sehr sichtbar. In der Nähe des Rheinfalles stiegen wir aus und gingen den Weg hinab. Die Dämmerung trat ein, und wir hatten einen bösen Fußweg nach Schaffhausen.

Tuttlingen, Freitag den 27. Oktober 1797.

Früh von Schaffhausen ab, auf der Straße nach Tübingen. Seitwärts am Wege sieht man die drei Basaltfelsen Hohentwiel, Hohenkrähen und Hohenhöwen. Gegen Mittag in Engen. Geschichte des Bauern, der sein schlechtes Häuschen anmalen ließ und darüber immer Einquartierung bekam. Abends in Tuttlingen.

Sonnabend den 28. Oktober 1797.

Bis Balingen.

Aeußerungen der Schalkheit.

Auf Fragen schiefe Antworten.
Nichts loben.
Alles, wo nicht tadeln, doch nicht recht finden und das Gegentheil wünschen.
Das Taubsein.
Das Schweigen.
Temperär im Gegensatz der Gesprächigkeit des Mannes.
Verrätherisch.
Ohnmacht, wobei man gut hört.
Negative durch übel placirte Thätigkeit.

Sonntag den 29. Oktober 1797.

Bis Tübingen, wo wir zwei Tage verweilten.

An Schiller.

Tübingen, den 30. Oktober 1797.

Wir haben die Tour auf Basel aufgegeben und sind gerade auf Tübingen gegangen. Die Jahreszeit, Wetter und Weg sind nun nicht mehr einladend, und da wir einmal nicht in der Ferne bleiben wollen, so können wir uns nun nach Hause wenden; welchen Weg wir nehmen, ist noch unentschieden.

Viel Glück zum „Wallenstein"! Ich wünsche, daß, wenn wir kommen, ein Theil schon sichtbar sein möge. Meyer grüßt bestens. Mochten wir Sie mit den Ihrigen recht gesund finden! Auf der Hälfte des Wegs, von Frankfurt oder Nürnberg, hören Sie noch einmal von uns.

Humboldt hat von München geschrieben, er geht nach Basel. Nochmals Lebewohl und Hoffnung baldigen Wiedersehens!

Stuttgart, Mittwoch den 1. November 1797.

Früh sechs Uhr von Tübingen über Echterdingen, wo wir im Gasthof „Zum Hirsch" Mittag hielten. Nachts in Stuttgart logirten wir im „Schwarzen Adler".

Gmünd, Donnerstag den 2. November 1797.

Morgens fünf Uhr von Stuttgart abgefahren auf der Straße nach Nürnberg. Bei Kannstatt, wo wir über den Neckar gingen, und später bei Waiblingen trafen wir eine große Anzahl Wägen und Mehlfässer. Der Weg ging den ganzen Tag sehr angenehm an Hügeln vorbei und über Flächen mit Wiesen, Frucht- und Weinbau. Wir kamen durch manchen anmuthig gelegenen Ort und erreichten Abends Gmünd, die freie Reichsstadt an der Rems, mit grünen Matten und Gärten umgeben. Die Stadt hat zwei Wälle und manche sehr alte Häuser. Wir logirten in der Post.

Vom Vater uns Erkenntniß gieb,
Erkenntniß auch vom Sohn zugleich,
Die wir dem beiderseit'gen Geist
Zu allen Zeiten gläubig flehn!

Darum sei Gott dem Vater Preis!
Dem Sohne, der vom Tod erstand,
Dem Paraklet, dem Wirkenden
Von Ewigkeit zu Ewigkeit!

Hostem repellas longius
Pacemque dones protinus,
Ductore sic te praevio
Vitemus omne noxium.

Per te sciamus da patrem,
Noscamus atque filium,
Te utriusque spiritum
Credamus omni tempore.

(Sit laus patri cum filio
Sancto simul paraclito,
Nobisque mittat filius
Charisma sancti spiritus.)

Die eingeklammerte Strophe, welche bei Rambach und an andern Orten fehlt, muß für unächt gehalten. Die falsche Schreibung von paracletus vergl. Strophe 2. Vers 1., sowie das Vorhandensein der Reime motivirten diese Verwerfung.

Ellwangen, Freitag den 3. November 1797.

Früh sechs Uhr aus Gmünd. Vor der Stadt große Wagenburg und Geschütz. Mittags in Aalen, wo wir schöne Mädchen sahen. Hinter Buch geht der Weg aufwärts nach Schwabsberg, wo man Ellwangen vor sich auf der Höhe sieht und die Jaxt unten im Thale fließt. Nachts in Ellwangen.

Großenriedt, Sonnabend den 4. November 1797.

Früh von Ellwangen ab. Man fährt den Weg nach dem Schloß hinauf, dann auf der fruchtbaren Höhe fort, wo man gegenüber einen schönen Berg liegen sieht. Später führt der Weg in eine Tiefe durch Tannenwald, auf rothem sandigem Boden. Man sieht einige Fischteiche, mit Wald umgeben.

Mittags in Dinkelsbühl. Die Stadt hat eine fruchtbare Lage, ist alt, aber reinlich, und hat zwei Wälle. Nachts in Großenriedt.

Schwabach, Sonntag den 5. November 1797.

Morgens sechs Uhr von Großenriedt weiter. Man kommt durch kleine Waldpartien und Tannenwäldchen, über fruchtbare Felder und durch ein Thal mit viel Hopfenbau und einigen Mühlen.

Gegen Abend in Schwabach. Die Stadt liegt in einem ganz flachen fruchtbaren Thale. Die innere Stadt ist alt, hat aber die und da einige schöne neue Häuser. Besonders sind vor den Thoren viele meist ganz von Steinen aufgeführt. Wir logirten im „Lamm".

*

Im stillen Busch den Bach hinab
Treibt Amor seine Spiele,
Und immer leise: dip, dip, dap,
So schleicht er nach der Mühle.
Es macht die Mühle: klapp, rap, rap;
So geht es stille dip, dip, dap,
Was ich im Herzen fühle.

*

Da ſaß ſie wie ein Täubchen
Und rückte ſich am Häubchen
Und wendete ſich ab;
Ich glaube gar, ſie lachte.
Und meine Kleider machte
Die Alte gleich zum Bündel.
Wie nur ſo viel Geſindel
Im Hauſe ſich verbarg!
Es lärmten die Verwandten,
Und zwei verfluchte Tanten,
Die machten's teufliſch arg.

Nürnberg, Montag den 6. November 1797.

Früh von Schwabach auf gutem Wege über Reichelsdorf, Eybach und Schweinau nach Nürnberg, wo wir Vormittags zehn Uhr ankamen und im „Rothen Hahn" Logis nahmen.

An Schiller.

Nürnberg, den 10. November 1797.

Wir haben zu unſerer beſondern Freude Knebeln hier angetroffen und werden daher etwas länger, als wir gedachten, verweilen. Die Stadt bietet mancherlei Intereſſantes an, alte Kunſtwerke, mechaniſche Arbeiten, ſo wie ſich auch über politiſche Verhältniſſe manche Betrachtungen machen laſſen. Ich ſage Ihnen daher nur ein Wort des Grußes und ſende ein Gedicht. Es iſt das vierte zu Ehren der ſchönen Müllerin. Das dritte iſt noch nicht fertig; es wird den Titel haben „Verrath" und die Geſchichte erzählen, da der junge Mann in der Mühle übel empfangen wird.

Wir haben in dem freundlichen Zirkel der Kreisgeſandten bereits einige frohe Tage verlebt und gedenken erſt den 15ten von hier abzugehen. Wir werden den geraden Weg über Erlangen, Bamberg und Kronach nehmen, und ſo hoffe ich denn in wenig Tagen das Vergnügen zu haben, Sie wieder zu umarmen und über hundert Dinge Ihre Gedanken zu erfragen.

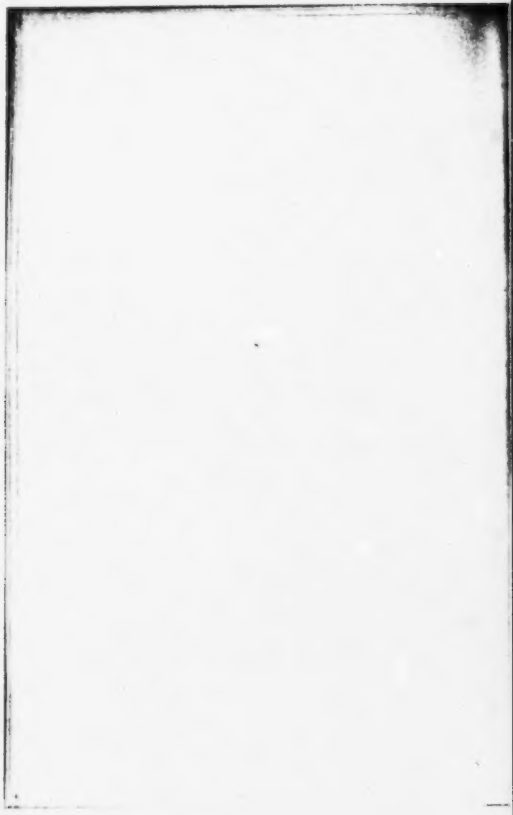

Anmerkungen

zur

Reiſe in die Schweiz.

Anmerkungen.

1. Da . . . . die Aussichten auf die nächste Zeit äußerst schlimm sind (S. 19). — Dies war insofern der Fall, als gerade um diese Zeit der Kampf Frankreichs gegen Venedig vor sich ging. Der Verlauf desselben bestätigte Goethe's Besorgniß allerdings weniger. Am 17. April fand der Volksaufstand in Verona statt, und schon am 12. Mai wurde die alte und berühmte Venetianische Verfassung aufgehoben. Die Stadt, von den Franzosen besetzt, verlor ihre politische Selbstständigkeit und kam durch den Frieden von Campo Formio am 17. Oktober desselben Jahres ebenso wie ein Theil ihres bisherigen Gebietes in französischen Besitz.

2. Graf Frieß (S. 19). — Vgl. die Anm. zu Werke, Bd. XXVIII. S. 587.

3. Herrmann und Dorothea (S. 20). — Spezielleres über das Entstehen des Gedichtes s. Werke, Bd. II. S. 59 ff. Das „Fertigsein" ist übrigens hier nicht im strengsten Sinne des Wortes zu verstehen; denn Goethe arbeitete auch noch in der ersten Hälfte des Juni wenigstens am Schlusse der Dichtung.

4. Als auf einmal die Friedensnachricht von Frankfurt kam (S. 21). — Am 18. April wurde zu Schloß Eckwald (Eckenwalde) bei Leoben der Präliminarfriede zwischen Oestreich und Frankreich abgeschlossen. Oestreich trat in demselben Belgien und das Gebiet von Mailand bis an den Po ab und sollte dafür durch venetianische Landestheile entschädigt werden (s. vorstehend Anm. 1). Alle Feindseligkeiten zwischen der französischen Republik und dem deutschen Reich sollten sofort aufhören und alsbald ein Kongreß zum Abschluß des eigentlichen Friedens zusammentreten. So

ungünstig diese Abmachungen für Deutschland schon augenblicklich waren und obgleich die Zukunft noch ungünstigere erwarten ließ, so war doch den Frankfurtern die Aussicht auf Frieden besonders erwünscht; denn der französische General Hoche war über den Rhein gegangen, hatte seinen östreichischen Gegner Werneck überall zurückgeschlagen und war am 21. April im Begriff gewesen, in Frankfurt einzurücken.

5. Die Wallensteiner (S. 23). — Es ist der ursprüngliche Entwurf der Dichtung gemeint, welche Schiller im folgenden Jahre als „Wallenstein's Lager" ausführte und deren erste Aufführung am 12. Oktober 1798 in Weimar erfolgte. Daß aber auch schon jetzt etwas Fertiges vorlag, sieht man aus der Nachschrift zu Goethe's Brief an Schiller vom 5. Juli 1797, in der die Bitte ausgesprochen wird, daß Schiller „eine Abschrift der Wallensteiner" für die Herzogin schicken möge.

6. Es ist in einer viel pesantern und also für die Kunst bedeutendern Manier die Geschichte von Dumouriez (S. 23). — So lautet der Text in den Briefen Goethe's an Riemer (S. 53 f.), während in allen Ausgaben steht „als die Geschichte" u. s. w. Die eben genannten Briefe sind allerdings von Riemer mit großer Nachlässigkeit und Willkür redigirt, in dem vorliegenden Falle indessen geben sie das Richtige. An eine künstlerische Behandlung der Geschichte des Generals Dumouriez hatte Niemand gedacht; wohl aber soll das den Zeitgenossen wohlbekannte Leben und Schicksal Desselben eine vorläufige Vorstellung von der Geschichte Wallenstein's oder eine Erinnerung an dieselbe geben.

7. Zu Seite 24, Zeile 6. — Wir schalten hier den Brief an den Herzog vom 12. Juni ein, wie er sich im Anhang zu „Goethe's Briefen an Christian Gottlob von Voigt. Herausgegeben von Otto Jahn", Leipzig 1868 (S. 557 f.) abgedruckt findet, weil er zur Aufklärung mancher Verhältnisse nothwendig ist.

„Der Vorwurf meiner Schreibefaulheit, den Sie mir, bester Fürst, durch Geh.-R. Voigt machen lassen, ist leider nicht unverdient, meine Tinten- und Papierscheue nimmt gleichsam mit jedem Tage zu, umsomehr als ich einen Geist*) zur rechten Hand habe, der mit der größten Leichtigkeit meine Gesinnungen und Einfälle zu Papier bringt. Indessen wird ein Brief, der den Secheten hier abging, meinem sinkenden Kredit wieder ein

*) Sein Sekretär, im Scherz mitunter Spiritus genannt. [Nach Jahn.]

Wenig aufgeholfen haben, in welchem ich die Abreise der Chemiker*) nach Osten und Westen ankündigte.

„Bald werde ich nun auch mich nach Weimar zurückbegeben, da die beinahe völlige Einsamkeit ihre reichen Früchte getragen hat. Das Gedicht, dessen Anfang Ihnen nicht mißfiel,**) ist nun geendigt, und es wird nun bald in die deutsche Welt ausgehen. Zugleich haben sich eine Idylle, einige Balladen und andre Liederarten eingefunden. Ich wünsche, daß Sie solche nicht ganz ohne Beifall dereinst vernehmen mögen.

„Vorgestern Abend hatte ich eine sonderbare Unterhaltung:***) Lord Bristol ging von Karlsbad hier durch, und da er mich zu sehen verlangte, ging ich zu ihm. Er empfing mich gleich mit ein paar solennen Grobheiten und setzte mich dadurch völlig à mon aise. Glücklicherweise hatte ich guten Humor und meinen französischen Tag, so daß ich ihm nichts schuldig blieb und wir, nachdem wir eine Stunde lang differirt, disputirt, etwas grob gescherzt und mitunter verständig gesprochen hatten, mit aller Höflichkeit und Zufriedenheit auseinanderschieden. Es ist mir sehr angenehm, dieses wunderliche Original, von dem man so viel gehört hat, endlich einmal mit Augen gesehen zu haben; denn ohne unmittelbare Anschauung des Individuums kann man sich von der seltsamen Zusammensetzung keinen Begriff machen.

„Sie haben jetzt den Fürsten von Ligne in der Nähe, der auch eine eigne und merkwürdige Natur sein muß.

„So mancherlei Wünsche ich auch in dieser an mancherlei Schicksalen schwangeren Zeit hege, so steht doch der Wunsch für Ihr Wohl immer obenan, und so waren mir die Nachrichten, die ich von Weimar erhalte, daß die Kur gute Wirkung thut, mir [sic] höchst erfreulich; indessen kommt auch die Zeit heran, wo mir die Freude bevorsteht, Sie wiederzusehen und von Mancherlei mündliche Nachricht und Rechenschaft zu geben.

„Da Alles hier seinen gewöhnlichen Gang geht, so ist nicht viel zu sagen. Kempelen's Sprachmaschine, welche Hofr. Loder besitzt und die zwar nicht sehr beredt ist, doch aber verschiedene kindische Worte und Töne ganz artig hervorbringt, ist hier durch einen Tischer Schreiber†) recht gut nachgemacht worden. — Die

*) Scherer und Humboldt. [Joh.]

**) Herrmann und Dorothea. [Joh.]

***) Vgl. auch Tag- und Jahreshefte von 1797, Schermann, Geßn. u. Goethe, III. S. 227 ff. [Nach Joh.]

†) Schreiber war ein geschickter Tischler in Jena. [Nach Joh.]

Opale sind noch nachher von Kennern bewundert worden und werden lange eine der ersten Zierden des Kabinets bleiben. — Hofr. Loder hat von Göttingen, wohin er in den Feiertagen einen Sprung gethan, ein merkwürdig Kabinetstück mitgebracht, eine Billardkugel, die ein Hund zufällig verschluckte und nach 24 Stunden um zwei Drittel verdaut von sich gab. Sie ist sphäroidisch geworden, hat eine wunderbar fein-ungleiche Oberfläche, ohngefähr als wenn man halbtrockenen Thon auf Leinwand aufdrückt. Man ist unentschieden, ob es die ungleich verdauten Theile des Elfenbeins oder Eindrücke der Tunica villosa des Magens sind.

„Seit Pfingsten haben wir sehr regnichtes Wetter, das von Reisenden und Spaziergängern geschalten, von Ackerleuten und Gärtnern aber gepriesen wird. Ich wünsche, daß Sie zu Ihrem Zwecke einer leidlichen Witterung genießen mögen. Leben Sie recht wohl und erfreuen uns balde mit Ihrer Gegenwart! Jena den 12. Juni. Als am ersten Ziehungstage der Hamburger Lotterie,*) welche wegen des berühmten Gutes Schockwitz diesmal so viele Menschen mehr interessirt.“**) 1797.“

8. Weimar, den 7. Juli 1797 (S. 24). — Diesen Brief hat Riemer („Briefe von und an Goethe, desgleichen Aphorismen und Brocardica“, Leipzig 1846, S. 55 f.) nur theilweise abgedruckt.

9. Der Herzog ist schon einige Monate abwesend (S. 24). — Er war Anfangs Mai nach einem längeren Aufenthalt in Dessau, Leipzig und Dresden nach Teplitz gegangen und kam am 25. Juli nach Weimar zurück.

10. Ich gehe... nach Frankfurt mit den Meinigen (S. 24). — Christiane Vulpius und ihr Sohn Julius August Walter von Goethe, geboren am 25. Dezember 1788. Auch ein Schreiber war in Goethe's Begleitung.

11. Die Hälfte meines neuen Gedichts (S. 25). — Es waren Druckbogen von „Herrmann und Dorothea“. Der Druck, schon im April bei Vieweg in Braunschweig begonnen, war noch nicht beendigt.

*) Vgl. Aus Weimar's Glanzzeit, S. 5. [Jahn.]
**) Schweser Carl Augusts Briefw. [Nr.] 120, I. S. 217 f. [Düntz.]

12. Weimar, den 14. Juli 1797 (S. 25). — Der zweite und der dritte Abſchnitt ſtimmen, Einzelheiten abgerechnet, mit dem gleichdatirten Briefe bei Riemer; alles Uebrige fehlt bei dem Letzteren.

13. Einen Aufſatz, worin nach einigem Allgemeinen über Laokoon gehandelt iſt (S. 25). — Vgl. Werke, Bd. XXVIII. S. 29 ff.

14. Hofrath Hirt (S. 25). — Vgl. Vorbemerkung. S. 8. Werke, Bd. XXVIII. S. 30, und daſelbſt S. 151, zweite Anmerkung.

15. Schillern, der auch ſeit einigen Tagen hier iſt (S. 26). — Vgl. Vorbemerkung. S. 8. Schiller's Anweſenheit in Weimar währte vom 11. bis zum 18. Juli.

16. Wir haben uns vereinigt, in den diesjährigen Almanach mehrere Balladen zu geben (S. 27). — Es iſt ſchon der „Muſenalmanach für das Jahr 1798" gemeint. In ihm erſchienen von Goethe: „Der Zauberlehrling", „Der Schatzgräber", „Die Braut von Korinth", „Legende", „Der Gott und die Bajadere", freilich nicht alles Balladen im ſtrengſten Sinne; von Schiller: „Der Ring des Polykrates", „Der Handſchuh", „Ritter Toggenburg", „Der Taucher", „Die Kraniche des Ibykus" und „Der Gang nach dem Eiſenhammer".

17. Humboldts werden nun auch von Dresden nach Wien abgehen (S. 27). — „Oberbergrath von Humboldt iſt nun auch mit der ſämmtlichen Karawane, beſtehend aus zwei Müttern, zwei Männern, fünf Kindern, zwei Mägden und einem Bedienten, nach Dresden abgereiſt." (S. den Brief Goethe's an Karl Auguſt im Anhange zu den Briefen an Voigt, S. 555 f.)

18. Gerning (S. 27). — Johann Iſaak Freiherr von G., geboren 1769 in Frankfurt a. M., anfangs viel auf Reiſen, ſpäter in diplomatiſcher Karriere, war 1794 und 1795 auch in Weimar. An ſeine Hauptdichtung „Die Heilquellen am Taunus" (1813) erinnert Goethe in der unmittelbar auf dieſe folgenden Schrift „Aus einer Reiſe am Rhein, Main und Neckar", und ebenſo gedenkt er daſelbſt der reichen Kunſtſammlungen Gerning's (ſ. unten S. 286 und 289).

19. Wieland lebt in Oßmanſtedt mit dem noth-

IV.

Lyrisches

dürftigen Selbstbetruge (S. 27). — Wieland hatte das Landgut im April 1797 gekauft und besaß es bis 1803. Der „nothdürftige Selbstbetrug" bezieht sich wol nicht auf die pekuniären Sorgen des Dichters, die freilich auch nicht ausblieben, sondern Goethe scheint etwas Anderes zu meinen. Wenigstens schreibt er in den „Tag- und Jahresheften" von 1798: „Wieland hatte nicht bedacht, ... daß er unsrer Herzogin Amalia und sie ihm zum Lebensumgang völlig unentbehrlich geworden. Aus jener Entfernung entstand denn ein ganz wunderbares Hin- und Wiedersenden von reitenden und wandernden Boten, zugleich auch eine gewisse, kaum zu beschwichtigende Unruhe."

20. Fräulein von Imhoff (S. 27). — Amalie von Imhoff (1776—1834), später an den schwedischen Obersten von Helwig verheirathet, für deren dichterische Ausbildung sich Goethe interessirte und die im Malen von Meyer unterrichtet war, wird von Schiller anfangs weniger günstig als von Goethe beurtheilt, der sich wie hier, so auch in dem unmittelbar folgenden Briefe (S. 28, Z. 9 ff.) und in den „Tag- und Jahresheften" von 1799 sehr anerkennend über sie ausspricht. Schiller schreibt dagegen an Goethe (17. August 1797): „Amalie Imhoff ist zur Poesie nicht durch das Herz, sondern nur durch die Phantasie gekommen und wird auch ihr Leben lang nur damit spielen." Später heißt es noch, daß sie „das Poetische immer dem Gehalt nach verfehlen" würde. Damit mag denn auch zusammenhängen, daß in den „Musenalmanach für das Jahr 1798" noch nichts von ihr aufgenommen wurde. Erst in dem von 1800 erschien ihr Epos „Die Schwestern von Lesbos", welches Goethe vorher einer genauen Durchsicht unterworfen hatte. Uebrigens hatte sich bei Gelegenheit dieser Dichtung das Urtheil Goethe's und Schiller's bedeutend umgewandelt. Jetzt ist Schiller der Anerkennende, Goethe der Tadelnde. Man vgl. die Korrespondenz Beider vom 29. Mai bis zum 24. August 1799.

21. Wir erwarten in diesen Tagen den jungen Stein (S. 27). — Friedrich Konstantin Freiherr von Stein (1773—1844), auf dessen Erziehung Goethe einen so bedeutenden Einfluß ausgeübt hatte. Er war schon damals in preußische Dienste getreten und wollte zu einiger Unzufriedenheit des Herzogs nicht nach Weimar zurückkehren. Von seinem jetzigen Besuche daselbst war Goethe, wie aus dessen Schreiben an ihn vom 26. April 1797 hervorgeht, vorher in Kenntniß gesetzt worden.

22. **Knebel ist nach Baireuth gegangen** (S. 27). — Knebel's Abwesenheit von Jena dauerte von Anfang Juli 1797 bis Ende Januar 1798; im November traf ihn Goethe in Nürnberg (vgl. unten Anm. 232).

23. **Ein paar Balladen** (S. 27). — Man möchte den „Zauberlehrling" und den „Ring des Polykrates" vermuthen. Wenigstens schreibt Goethe am 19. Juli an Böttiger: „Er [Schiller] hat mir den „Ring des Polykrates" zurückgelassen, den ich nebst dem berühmten „Wasserträger" in diesen Tagen vorzutragen hoffe." Indessen ist die ganze Angabe vielleicht nicht genau; denn schon am 22. Juli schreibt Goethe an Schiller, er möchte ihm doch Abschriften vom „Taucher", „Polykrates" und „Handschuh" zukommen lassen, da er die seinigen an Meyer geschickt habe.

24. **Die Note von Böttiger** (S. 28). — Die Zusendung derselben war dadurch veranlaßt, daß Goethe auch ihm seinen Aufsatz über Laokoon geschickt hatte.

25. **Frankfurt, den 8. August 1797** (S. 28). — Der Brief stimmt zum Theil mit dem unter dem 9. August an Schiller gerichteten überein, nur fehlen in dem letzteren die drei ersten Abschnitte. Ein Stück desselben findet sich auch als Brief an Meyer vom 10. August, und Absatz 1 und 2 sowie der ganze folgende, ebenfalls „Frankfurt, den 8. August" datirte Brief (oben S. 30, Z. 19 bis 31), nebst der Beilage bilden zugleich den ersten Reisebericht, den Goethe an den Herzog sendete. (S. Goethe's Briefe an Voigt, Anhang, S. 562 f.)

26. **So bin ich denn .... am 2ten in Frankfurt angekommen** (S. 29). — Die Angaben haben am 3ten. Goethe erwähnt aber in den „Tag- und Jahresheften" von 1797, daß er am 30. Juli von Weimar abgereist sei, und damit stimmt auch, daß er am 29. Juli an Schiller sowie an Hufeland schreibt, er wolle morgen im Ernste von Weimar abgehen. Daß die Reise vier Tage gedauert habe, sagt er außerdem oben S. 28, [illegible] 4 v. u.

27. **Die Millionen Kriegskontribution** (S. 30). — In den wechselvollen Feldzügen des Jahres 1796 war Frankfurt vom 13. August bis zum 16. September von den Franzosen unter dem General Kleber besetzt gewesen und hatte eine bedeutende Kontribution zahlen müssen.

28. Gestern Abend entstand auf einmal ein lebhafter Friedensruf (S. 30). — Friedensunterhandlungen wurden allerdings in dieser Zeit in Lille gepflogen, sie bezogen sich aber nur auf England und Frankreich; denn der schmähliche Friede zu Campo Formio, welcher den Präliminarfrieden von Leoben (s. oben Anm. 1 und 4) im Einzelnen ausführte, wurde erst am 17. Oktober abgeschlossen.

29. Im Schweitzerischen Hause (S. 30). — Die Beziehungen zu der Allesina-Schweitzerschen Familie, die auch mit der Familie Brentano verschwägert war, erwähnt Goethe öfters so im 13. Buche von „Dichtung und Wahrheit" (Werke, Bd. XXII. S. 130) und in der „Italienischen Reise" unter der Rubrik „Verona, den 14 September 1786". Das Schweitzer'sche Haus, auch noch S. 43 Z. 6 f. genannt, ist das spätere „Hotel de Russie".

30. Memorie Storiche ..... scritte da lui medesimo (S. 31). — „Historische Memoiren des Professors Giovanni Baptista Rottondo, aus Monza im Mailändischen, verfaßt von ihm selbst."

31. Non si dee defraudare il Popolo Sovrano Bergamasco di dargli notizia etc. (S. 32). — „Dem souveränen Volke von Bergamo darf nicht vorenthalten werden, daß man ihm Kenntniß giebt" u. s. w.

32. I segni da esse manifestati di patriotismo ..... il vanto de' più energici repubblicani. (S. 32). — „Die dort kundgegebenen Beweise von Patriotismus und Heiterkeit zogen die allgemeine Bewunderung auf sich und erwarben ihnen den Ruhm der energischesten Republikaner."

33. Zu S. 32, Z. 21. — Fortsetzung der Rezension einiger italienischen Zeitungen. Abgedruckt im Anhang zu „Goethe's Briefen an Christian Gottlob von Voigt. Herausgegeben von Otto Jahn", S. 566 f. — (Des Zusammenhanges halber hier wiederholt, obgleich auch in Bd. XXIX. S. 65 f. der Werke mitgetheilt.)

„Gazzetta Universale Nr. 59. 60. 61. Florenz. 25., 29. Juli. 1. August 1797.

„Enthalten nichts besonders Charakteristisches, außer daß diese Zeitung durchaus Begebenheiten mit Pünktlichkeit und Klarheit ohne die mindeste parteiliche Absicht erzählt.

„Notizie Universali Nr. 61. 1. August. Nr. 62, 63. Roveredo [der Ortsname von Goethe's Hand hinzugefügt].

„Erzählen absichtlich doch mit Verstand und Mäßigung, die Besitznehmung von Dalmatien, machen auf den Werth dieser Acquisition, sowie abermals auf die große bewaffnete Macht des Kaisers aufmerksam: die übrigen Angelegenheiten anderer Reiche erzählen sie mit Gelassenheit.

„Il Corriere Milanese Nr. 59. 60. 61. 62. Ende Juli, Anfang August.

„Fangen jederzeit mit dem Artikel England an, worauf denn Frankreich und nach Beschaffenheit die übrigen Reiche und zuletzt Italien folgt. Die französischen Angelegenheiten betreffend, sind Auszüge aus bedeutenden Schriften oder Reden abgedruckt, so auch Italien betreffend. Alles Uebrige ist zwar hie und da zu Gunsten der republikanischen Denkart, aber ohne merkliche Leidenschaft gestellt.

„Giornale degli Uomini liberi, Nr. 7. 8. 9. Bergamo. Ende Juli, Anfang August.

„Fährt fort mit Darstellungen des jetzigen Zustandes seiner Stadt und der Gegend in allerlei Formen; er wird mitunter sehr speziell, auch persönlich. Der Zustand und das Betragen der alten Familien, die öffentliche Erziehung, die verschiedenen Denkarten über die gegenwärtigen Umstände, Administrations-, Prozeß-, Gerichts-, Kriminal- und Polizeifälle bringt es [sic] mit mehr oder weniger Lebhaftigkeit vor, greift Geistliche wegen ihrer Predigten an und scheint sich mit ziemlicher Keckheit, doch nicht ohne eine gewisse italienische Urbanität als Stadt- und Volksblatt zu behaupten. Der Redacteur unterschreibt sich Muletti.

„Il Patriota Bergamasco Nr. 19. 20. 21. Ende Juli, Anfang August.

„Fängt mit den vaterländischen Sachen und Aufsätzen, die an die Patrioten gerichtet sind, an, spricht von der Verbesserung der Erziehung, besonders der Landschulen. Vertheidigt durch Auszüge die Toleranz der cisalpinischen Republik gegen den Vorwurf der Irreligiosität.

„Gazzetta di Lugano Nr. 31. Ende Juli.

„Hat nichts Ausgezeichnetes.

„Giornale de' Patrioti d'Italia. Mailand. Nr. 86. 3. Auguſt.

„Hat Rubriken nicht allein der Länder, ſondern auch der Materien, deren Ueberſicht zu Anfang beiſammenſteht, iſt abſichtlich und lebhaft geſchrieben. Ein Stück eines hiſtoriſchen Verſuchs über die Revolution von Italien, eine Darſtellung des ſchwachen Anfangs der Marine der cisalpiniſchen Republik, eine mißbilligende und mit Repreſſalien drohende Erzählung der Art, wie man die Verſuche des Volks, ſich frei zu machen, in Piemont niedergedrückt und beſtraft hat. Ebenſo über die Ueberrumpelung von Aſti. Ueber einen Abbate Bocchetti, der wegen ariſtokratiſchen Geſinnungen deportirt worden. Ein Dialog zwiſchen einem Patrioten und einem Moderirten, wobei, wie natürlich, der Moderirte lächerlich und verdächtig gemacht wird. Durchaus mit lebhafter Abſicht auf Wirkung geſchrieben."

34. Ein Brief des Generals Buonaparte an den Aſtronomen Cagnoli in Verona (S. 32). — Jedenfalls ſind dieſe Ausſichten für Cagnoli etwas ſpät gekommen. Der unter Buonaparte befehligende General Maſſena war ſchon am 1. Juni 1796 in Verona eingerückt, das ſeitdem noch in franzöſiſchem Beſitz geblieben war.

35. Frankfurt, den 9. Auguſt (S. 32). — Der Brief iſt an den Herzog gerichtet, zeigt aber in ſeiner urſprünglichen Geſtalt (Briefe an Voigt, S. 564 f.) einige Abweichungen von unſerem Texte; insbeſondere fehlen im Original an den Herzog Abſatz 3 und 4 (oben S. 33, Z. 15 bis 29), welche einem Schreiben an Knebel vom 10. Auguſt angehören.

36. Die Feier des morgenden Tages (S. 32). — Des 10. Auguſt, als des Tags, an dem das Königthum geſtürzt ward. Die Feier wurde von der franzöſiſchen Sambre- und Maas-Armee veranſtaltet.

37. Wenn ein Jeder das Gleiche thut, ſo wird es in der Stadt und im Hauſe wohl ſtehen (S. 33). — Vgl. das Epigramm, Werke, Bd. III. S. 210, Nr. 3, welches denſelben Gedanken in gebundener Form wiedergiebt. Der bei Riemer (Briefe von und an Goethe, S. 284) mitgetheilte Aphorismus iſt aus dem vorliegenden Texte entlehnt.

38. Herrn von Schwarzkopf (S. 33). — Joachim

v. S., Geheimer Legationsrath, braunſchweigiſcher, auch mecklenburg-ſtrelitziſcher Miniſterreſident bei dem kur- und oberrheiniſchen Kreiſe.

39. Auf einem Bethmanniſchen Gute (S. 33). — Das Haupt der Familie, das auch noch ſpäter (ſ. „Aus einer Reiſe am Rhein, Main und Neckar" unter dem Abſchnitt „Frankfurt", unten S. 292) erwähnt wird, war Simon Moritz von B., Banquier und ruſſiſcher Staatsrath. — Die unmittelbar darauf erwähnte Familie von Rieſe (S. 33, Z. 6 v. u.) wird als Patrizierfamilie zu dem Hauſe Frauenſtein gehörig bezeichnet.

40. Frankfurt, den 14. Auguſt (S. 34). — Faſt wörtlich übereinſtimmend mit dem Briefe an Schiller vom 17. Auguſt 1797 bis zu S. 35, Z. 29 unſeres Textes.

41. Palmira (S. 34) — komponirt von Antonio Salieri (1750—1825), von 1774—1824 Opern-Direktor in Wien, der auch „Les Danaïdes", „Axur", „Armida" u. a. Opern ſowie viele Kirchenmuſiken verfaßt hat.

42. Fuentes (S. 34). — In den „Tag- und Jahresheften" von 1815 wird ein Schüler deſſelben, Friedrich Beuther, erwähnt, der ſich durch vorzügliche Anwendung der Perſpektive bei den Dekorationsmalereien in Weimar ausgezeichnet hat.

43. Albertolli (S. 35). — Giocondo A. (1744—1839). Man vgl. über ihn Werke, Bd. XXX. S. 450.

44. Schilderung einiger Perſonen des Frankfurter Theaters (S. 36). — Keiner von den hier Genannten hat es zu einer beſondern Berühmtheit gebracht; einige kannte Goethe ſchon von ihrem früheren Aufenthalte in Weimar, ſo Sophie Boudet. (E. Pasqué, „Goethe's Theaterleitung in Weimar", Bd. I. S. 88 f.) Auch Demmer iſt wahrſcheinlich der Jüngere dieſes Namens, der von 1791 bis 1794 in Weimar war. Dagegen iſt Grüner (Siegmund) nicht identiſch mit dem öfters erwähnten, von Goethe ſelbſt ausgebildeten Schauſpieler. (Man vgl. Werke, Bd. XXVIII. S. 682, Anmerkung, und die „Tag- und Jahreshefte" von 1803). — Von größerem Intereſſe dürfte es indeſſen ſein, aus den gegebenen Daten und einigen zugefügten Ergänzungen das damalige Repertoire der Frankfurter Bühne zuſammenzuſtellen. Danach ergäben ſich für die Oper: von Mozart „Belmonte und Konſtanze", „Die Zauberflöte" und „Don Juan";

von d'Aleyrac „Die beiden Savoyarden"; von Dittersdorf „Doktor und Apotheker" und „Hieronymus Knicker". Von Dramen sind zu nennen: von Iffland „Elise von Valberg", „Die Hagestolzen", „Die Aussteuer", „Dienstpflicht" und „Der Spieler"; von Shakespeare „Hamlet"; von Kotzebue „Die Sonnenjungfrau" und „Armuth und Edelsinn"; von Franz Kratter „Das Mädchen von Marienburg"; von Gustav Hagemann „Ludwig der Springer"; von J. C. Laffka „Die Tempelherren"; von dem französischen Dichter Mercier „Der Deserteur" in der Uebersetzung von Christian Friedrich Schwan oder Konrad von Beulwitz.

45. Frankfurt, den 15. August 1797 (S. 38). — Der Brief ist ein Theil desjenigen, der im Schiller-Goethe'schen Briefwechsel unter dem 22. August steht.

46. Man müßte es leicht nehmen und in der Gozzi'schen Manier traktiren (S. 39). — Carlo Graf Gozzi (1722—1806), schöpfte die meisten seiner Stoffe aus dem Bereich der Feenmärchen, um seine Satire in ein phantastisches Gewand kleiden zu können. Bekannt ist, daß Schiller dessen „Turandot" übersetzt hat; über die Anregung, die Goethe durch ihn zu seinem „Triumph der Empfindsamkeit" erhalten hat, vgl. Werke, Bd. VIII. S. 324.

47. Zu Seite 40, Zeile 7. — Wir schalten hier einen von den früheren Herausgebern nicht aufgenommenen Brief an Schiller vom 17. August ein (Nr. 358 der 3. Ausgabe des Briefwechsels):

„Ich bin auf einen Gedanken gekommen, den ich Ihnen, weil er für meine übrige Reise bedeutend werden kann, sogleich mittheilen will, um Ihre Meinung zu vernehmen, inwiefern er richtig sein möchte und inwiefern ich wohl thue, mich seiner Leitung zu überlassen. Ich habe, indem ich meinen ruhigen und kalten Weg des Beobachtens, ja des bloßen Sehens ging, sehr bald bemerkt, daß die Aechenschaft, die ich mir von gewissen Gegenständen gab, eine Art von Sentimentalität hatte, die mir dergestalt auffiel, daß ich dem Grunde nachzudenken sogleich gereizt wurde, und ich habe Folgendes gefunden: Das, was ich im Allgemeinen sehe und erfahre, schließt sich recht gut an alles Uebrige an, was mir sonst bekannt ist, und ist mir nicht unangenehm, weil es in der ganzen Masse meiner Kenntnisse mitzählt und das Kapital vermehren hilft. Dagegen wußte ich noch nichts, was mir auf der

ganzen Reiſe nur irgend eine Art von Empfindung gegeben hätte, ſondern ich bin heute ſo ruhig und unbewegt, als ich es jemals bei den gewöhnlichſten Umſtänden und Vorfällen geweſen. Woher denn alſo dieſe ſcheinbare Sentimentalität, die mir um ſo auffallender iſt, weil ich ſeit langer Zeit in meinem Weſen gar keine Spur außer der poetiſchen Stimmung empfunden habe? Möchte nicht alſo hier ſelbſt poetiſche Stimmung ſein, bei einem Gegenſtande, der nicht ganz poetiſch iſt, wodurch ein gewiſſer Mittelzuſtand hervorgebracht wird?

„Ich habe daher die Gegenſtände, die einen ſolchen Effekt hervorbringen, genau betrachtet und zu meiner Verwunderung bemerkt, daß ſie eigentlich ſymboliſch ſind, das heißt, wie ich kaum zu ſagen brauche es ſind eminente Fälle, die in einer charakteriſtiſchen Mannichfaltigkeit als Repräſentanten von vielen andern da ſtehen, eine gewiſſe Totalität in ſich ſchließen, eine gewiſſe Reihe fordern, Aehnliches und Fremdes in meinem Geiſte aufregen und ſo von außen wie von innen an eine gewiſſe Einheit und Allheit Anſpruch machen. Sie ſind alſo, was ein glückliches Sujet dem Dichter iſt, glückliche Gegenſtände für den Menſchen; und weil man, indem man ſie mit ſich ſelbſt rekapitulirt, ihnen keine poetiſche Form geben kann, ſo muß man ihnen doch eine ideale geben, eine menſchliche im höheren Sinn, das man auch mit einem ſo ſehr mißbrauchten Ausdruck ſentimental nannte. Und Sie werden alſo wol nicht lachen, ſondern nur lächeln, wenn ich Ihnen hiermit zu meiner eigenen Verwunderung darlege, daß ich, wenn ich irgend von meinen Reiſen etwas für Freunde oder fürs Publikum aufzeichnen ſoll, wahrſcheinlich noch in Gefahr komme, empfindſame Reiſen zu ſchreiben. Doch ich würde, wie Sie mich wohl kennen, kein Wort, auch das verrufenſte nicht, fürchten, wenn die Behandlung mich rechtfertigen, ja wenn ich ſo glücklich ſein könnte, einem verrufenen Namen ſeine Würde wiederzugeben.

„Ich berufe mich auf das, was Sie ſelbſt ſo ſchön entwickelt haben, auf das, was zwiſchen uns Sprachgebrauch iſt, und fahre fort: Wann iſt eine ſentimentale Erſcheinung (die wir nicht verachten dürfen, wenn ſie auch noch ſo läſtig iſt) unerträglich? Ich antworte: Wenn das Ideale unmittelbar mit dem Gemeinen verbunden wird. Es kann dies nur durch eine leere, gehalt- und formloſe Manier geſchehen; denn beide werden dadurch vernichtet, die Idee und der Gegenſtand: jene, die nur bedeutend ſein und ſich nur mit dem Bedeutenden beſchäftigen kann,

und dieſer, der recht wacker, brav und gut ſein kann, ohne bedeutend zu ſein.

„Bis jetzt habe ich nur zwei ſolcher Gegenſtände gefunden, den Platz, auf dem ich wohne, der in Abſicht ſeiner Lage und Alles deſſen, was darauf vorgeht, in einem jeden Momente ſymboliſch iſt, und den Raum meines großväterlichen Hauſes, Hofes und Gartens, der aus dem beſchränkteſten patriarchaliſchen Zuſtande, in welchem ein alter Schultheiß von Frankfurt lebte, durch klug unternehmende Menſchen zum nützlichſten Waaren- und Markiplatz verändert wurde. Die Anſtalt ging durch ſonderbare Zufälle bei dem Bombardement zu Grunde und iſt jetzt, größtentheils als Schutthaufen, noch immer das Doppelte deſſen werth, was vor elf Jahren von den gegenwärtigen Beſitzern an die Meinigen bezahlt worden. Inſofern ſich nun denken läßt, daß das Ganze wieder von einem neuen Unternehmer gekauft und hergeſtellt werde, ſo ſehen Sie leicht, daß es in mehr als einem Sinne als Symbol vieler tauſend andern Fälle in dieſer gewerbreichen Stadt beſonders vor meinem Anſchauen da ſtehen muß.

„Bei dieſem Falle kommt denn freilich eine liebevolle Erinnerung dazu; wenn man aber, durch dieſe Fälle aufmerkſam gemacht, künftig bei weitern Fortſchritten der Reiſe nicht ſowol auf Merkwürdige, ſondern auf Bedeutende ſeine Aufmerkſamkeit richtete, ſo müßte man für ſich und Andere doch zuletzt eine ſchöne Ernte gewinnen. Ich will es erſt noch hier verſuchen, was ich Symboliſches bemerken kann, beſonders aber an fremden Orten, die ich zum erſten Mal ſehe, mich üben. Gelänge das, ſo müßte man, ohne die Erfahrung in die Breite verfolgen zu wollen, doch, wenn man auf jedem Platz, in jedem Moment, ſo weit es Einem vergönnt wäre, in die Tiefe ginge, noch immer genug Beute aus bekannten Ländern und Gegenden davontragen.

„Sagen Sie mir Ihre Gedanken hierüber in guter Stunde, damit ich erweitert, befeſtigt, beſtärkt und erfreut werde! Die Sache iſt wichtig; denn ſie hebt den Widerſpruch, der zwiſchen meiner Natur und der unmittelbaren Erfahrung lag, den in früherer Zeit ich niemals löſen konnte, ſogleich auf und glücklich. Denn ich geſtehe Ihnen, daß ich lieber gerad nach Hauſe zurückgekehrt wäre, um aus meinem Innerſten Phantome jeder Art hervorzuarbeiten, als daß ich mich noch einmal wie ſonſt (da mir das Aufzählen eines Einzelnen nun einmal nicht gegeben iſt)

mit der millionfachen Hydra der Empirie herumgeſchlagen hätte; denn wer bei ihr nicht Luſt oder Vortheil zu ſuchen hat, der mag ſich bei Zeiten zurückziehen.

„So viel für heute, ob ich gleich noch ein verwandtes wichtiges Kapitel abzuhandeln hätte, das ich nächſtens vornehmen und mir auch Ihre Gedanken darüber erbitten werde. Leben Sie recht wohl, grüßen die Übrigen und laſſen von meinen Briefen außer den Nächſten Niemand nichts wiſſen noch erfahren!

„Frankfurt, den 17. Auguſt 1797."

48. **Frankfurt, den 18. Auguſt 1797** (S. 40). — Dieſer und die nächſtfolgenden Briefe bis zu dem aus Frankfurt, den 23. Auguſt 1797 (S. 51) datirten ſind ſämmtlich Berichte an Karl Auguſt, die indeſſen in dem betreffenden Briefwechſel nicht mitgetheilt werden. Nur der Abſchnitt „Für einen Reiſenden" u. ſ. w. (S. 47, Z. 5 v. u. bis S. 48, Z. 5) findet ſich auch in einem undatirten Briefe an Schiller (Nr. 356 des Briefwechſels). Der Herzog war übrigens mit Ton und Faſſung dieſer Briefe nicht ſehr zufrieden; er wünſchte wahrſcheinlich lieber Briefe als Abhandlungen. In dieſem Sinne ſchrieb er wenigſtens an Knebel in einem Briefe vom 23. September (ohne Jahreszahl), der aber ſeinem ſonſtigen Inhalte nach unzweifelhaft in das Jahr 1797 gehört, die bereits in der Vorbemerkung (S. 12) erwähnten Worte.

49. **Gonzaga** (S. 40). — Die Künſtlerlexika erwähnen einen italieniſchen Landſchafts-, Perſpektiv- und Dekorationsmaler Gonzaga oder Gonſago, deſſen Arbeiten von außerordentlicher Wirkung geweſen ſeien; von 1794 bis 1804 ſei er in Petersburg thätig geweſen und habe 1827 noch gelebt.

50. **Die beiden neuen reformirten Bethäuſer** (S. 43). — Beide waren erſt 1794 vollendet.

51. **Die neu erbaute Lutheriſche Hauptkirche** (S. 43). — Es iſt die 1786 an der Stelle einer älteren errichtete allbekannte Paulskirche; ſie erhielt letzteren Namen aber erſt bei ihrer feierlichen Einweihung am 9. Juni 1833 ſtatt des ehemaligen „Barfüßerkirche". — Die S. 43, Z. 6 v. u. erwähnte **Katharinenkirche** ſtammt aus dem Ende des 17. Jahrhunderts; — das **Schauſpielhaus** (S. 45, Z. 8 f.) wurde 1780 erbaut und 1827 erweitert; — das **Rothe Haus** (S. 46, Z. 7 u. 6 v. u.) iſt das ſpätere Poſtgebäude.

52. Jenes Undeniſche Pygmäenweibchen (S. 47). — Man vgl. Werke, Bd. XXI. S. 213 f. und 410 f. (Anm. 383) und „Wilhelm Meiſter's Wanderjahre. Erläutert von Düntzer", S. 2. Offenbar iſt es die Geſtalt der „neuen Meluſine", die hier Goethe vorſchwebt, mag er nun das ſpäter aufgeſchriebene Märchen wirklich ſchon in Seſenheim erzählt haben oder dies, wie Düntzer meint, in „Dichtung und Wahrheit" nur zur Ausſchmückung der Erzählung berichten. Vielleicht — denn ein ſicherer Anhalt dafür fehlt — beſchäftigt ihn noch derſelbe Stoff, wenn er unter dem 3. Februar 1798 an Schiller ſchreibt, „daß er etwa ein halb Dutzend Märchen und Geſchichten im Sinne habe, die er als den zweiten Theil der „Unterhaltungen ſeiner [deutſcher] Ausgewanderten" bearbeiten werde". Wirklich aufgeſchrieben wurde „Die neue Meluſine" erſt 1807, zuerſt gedruckt 1817.

53. Ich werde eheſtens eine Liſte der verſchiedenen Preiſe überſchicken (S. 50). — Dies geſchah in einem Briefe an Voigt vom 24. Auguſt, aus dem hier nur folgende Stelle Platz finden möge: „Ich ſende hier die Preiſe, wie ich ſie theils aus dem Wochenblatt, theils durch einige Nachfragen erfahren habe. Sie werden daraus ſehen, daß gewiſſe Victualien in einem ſehr hohen Preiſe ſtehen; wegen der Früchte wird eine Reduktion auf unſer Maß die nöthige Belehrung geben. — Die Ernte will man hier nicht loben; es ſoll in den Bunden, in Maß und Gewicht fehlen, und ſie ſoll daher nur höchſtens für eine halbe Ernte zu halten ſein. Aus der Gegend von Heidelberg aber ſind beſſere Nachrichten. — Der Gerſtenpreis auf der Tabelle ſteht wol nur ſo hoch, weil es noch alte Gerſte iſt." — Der weitere Inhalt des Briefes betrifft dann den Druck, den die Franzoſen in den von ihnen beſetzten Ortſchaften ausüben perſönliche Geldverhältniſſe und den Schloßbau in Weimar.

54. Als bei Cuſtinens Einfall der General Neuwinger die Thore von Sachſenhauſen beſetzen ließ (S. 51). — Vgl. Werke, Bd. XXV. S. 110 und 136, und Anm. 100 daſelbſt S. 204.

55. Zu Seite 51, Zeile 21. — Aus einem Briefe an Schiller vom 23. Auguſt möge hier wenigſtens der zweite Abſchnitt eine Stelle finden:

„Geſtern iſt auch Hölderlin bei mir geweſen; er ſieht etwas gedrückt und kränklich aus, aber er iſt wirklich liebenswürdig und mit Be-

scheidenheit, ja mit Aengstlichkeit offen. Er ging auf verschiedene Materien auf eine Weise ein, die Ihre Schule verrieth; manche Hauptideen hatte er sich recht gut zu eigen gemacht, so daß er Manches auch wieder leicht aufnehmen konnte. Ich habe ihm besonders gerathen, kleine Gedichte zu machen und sich zu jedem einen menschlich interessanten Gegenstand zu wählen. Er schien noch einige Neigung zu den mittlern Zeiten zu haben, in der ich ihn nicht bestärken konnte. Hauptmann Steigentesch werde ich wol nicht sehen; er geht hier ab und zu, meine Anfrage hat ihn einigemal verfehlt, und ein Billet, das ich das letzte Mal für ihn zurückließ, findet er vielleicht erst nach meiner Abreise. Grüßen Sie Ihre liebe Frau und unsere dichterischen Freundinnen. Ich habe immer noch gehofft, Ihnen noch etwas zum Musenalmanach zu schicken; vielleicht ist die schwäbische Luft ergiebiger. Eigentlich gehe ich von hier aus erst in die Fremde und erwarte um desto sehnlicher einen Brief von Ihnen bei Cotta."

Vom 24. August, der in dem Tagebuche (vgl. die folgde. Anm.) fehlt, ist noch ein Brief an Schiller vorhanden, in welchem von einer für die „Horen" beabsichtigten, aber nicht zur Ausführung gekommenen Arbeit Mittheilung gemacht wird. Goethe liegen gegen zweihundert satirische französische Kupfer vor, die er bereits schematisirt hat und jetzt einzeln beschreiben will.

56. Von Frankfurt nach Heidelberg (S. 51). — Dieser Abschnitt ist an Niemanden persönlich gerichtet, sondern nur ein Stück des Tagebuchs, ebenso der folgende bis S. 65, Z. 6 v. u.

57. Die Statue des Kurfürsten (S. 53). — Der Kurfürst ist Karl Theodor, geboren 1724, gestorben 1799.

58. Demoiselle Delf (S. 54). — S. Werke, Bd. XXV. S. 268, und die Anm. 43, daselbst S. 281.

59. Rustika (S. 58). — Technischer Ausdruck in der Architektur für Quaderbau mit breiten, tief eingeschnittenen Fugen zwischen den einzelnen Werkstücken. Die Quadern sind mit einem gemeißelten Schrägsaum umrändert, während innerhalb der Umränderung die natürlich rauhe Bruchfläche des Steins stehen gelassen ist. Der Name „Rustika" ist von dem dieser Bauart eigenen Ausdruck des Ländlich-Rauhen hergenommen (rusticus ordo). Sie wurde schon im Alterthum (Unterbau der Villa des Mäcenas zu Tivoli) und später von den ersten italienischen Künstlern der Renaissance-Zeit, besonders in Florenz angewendet. Vgl. auch S. 234 dieses Theils.

60. **Mezzaninen** (S. 60), — Halb- oder Zwischengeschosse, auch Hange-Etagen genannt. Man versteht darunter niedrigere Stockwerke, welche durch horizontale Theilung eines höheren, regulären Stockwerks gewonnen werden. Dies findet besonders im Untergeschoß Anwendung.

61. **Einer Kontribution der Franzosen ist sie glücklich entgangen** (S. 62). — Was für Umstände dies veranlaßten, ist nicht recht ersichtlich. Der Herzog Friedrich Eugen hatte zwar bereits am 7. August 1796 einen Separatfrieden mit der Republik Frankreich geschlossen; aber schon vorher waren die Erpressungen geradezu maßlos gewesen. — „Eine ganz ins Einzelne gehende Berechnung", sagt Häusser (Deutsche Gesch., Bd. II. S. 77), „die aufzeichnet, was Dorf für Dorf, Stadt für Stadt, nur im Herzogthum Württemberg geraubt worden ist, berechnet den Verlust an gestohlenem Gute auf 1,242,376 Gulden, ohne den Schaden auf den verwüsteten Feldern, ohne das, was vor dem Waffenstillstande geplündert worden war." — Der hier erwähnte Waffenstillstand mit dem Herzog von Württemberg war am 17. Juli, mit dem schwäbischen Kreise am 27. geschlossen worden; am 18. Juli war der Einzug der Franzosen unter dem General Saint-Cyr in Stuttgart erfolgt. Diese Erpressungen sind demnach in dem kurzen Zeitraum von drei Wochen geschehen.

62. **In dem Hinfahren sah ich auch Weinsberg liegen, nach dem man wol, wie Bürger thut, fragen muß, da es sehr zwischen Hügel hineingedrückt ist** (S. 63). — Bürger's Ballade „Die Weiber von Weinsberg", 1774 gedichtet und zuerst im Voß'schen „Musenalmanach für 1777" gedruckt, beginnt mit den Worten: „Wer sagt mir an, wo Weinsberg liegt?" und auch die Schlußstrophe nimmt dieselbe Frage wieder auf: „Ei, sagt mir doch, wo Weinsberg liegt!"

63. **Sontheim, das deutschherrisch ist** (S. 64). — Der deutsche Orden hatte, nachdem 1525 das eigentliche Ordensland in ein weltliches Herzogthum Preußen unter polnischer Oberhoheit verwandelt war, noch zahlreiche Besitzungen in Deutschland, besonders im Württembergischen, am Rhein, in Frankfurt (s. oben S. 47), die im Ganzen auf 40 Quadratmeilen berechnet werden. Die bedeutendste unter den elf Balleien war Mergentheim, im Thale der Tauber gelegen, von 1527—1809 Sitz der Hochmeister. Im Frieden zu Preßburg am 26. Dezember 1805 wurde der Kaiser von Oestreich Großmeister des

Ordens; die eigentliche Auflösung des letzteren, wenigstens innerhalb des Rheinbundes, verfügte Napoleon unmittelbar nach den Siegen, die er über die Oestreicher bei Thann, bei Abensberg, bei Landshut, bei Eckmühl und bei Regensburg in den Tagen vom 19. bis zum 23. April erfocht. Dadurch wurden die Fürsten, in deren Gebiet die Ländereien der Deutschherren lagen, Besitzer derselben.

64. Die berühmte Brückenschlacht von Pisa (S. 64). Der Karton des Michelagnolo (s. Werke, Bd. XXX. S. 415) ist zwar nicht erhalten, aber da derselbe lange Zeit ausgestellt war und zum Studium der Künstler diente, so sind viele Theile nachgebildet und vervielfältigt.

65. Das große Operntheater ..... zeugt von dem Geiste des Erbauers (S. 65), — des Herzogs Karl Eugen, der fast funfzig Jahre, von 1744 bis 1793, über Württemberg herrschte.

66. Die Solitude (S. 65). — Ursprünglich Waisenhaus, dann bis 1775 Sitz der von dem Herzoge Karl Eugen gegründeten Karlsschule.

67. Stuttgart, den 30. August 1797 (S. 65). — Der Brief stimmt bis auf die beiden ersten Absätze (S. 65 Z. 4 v. u. bis S. 66 Z. 24) im Allgemeinen mit dem Briefe an Schiller von demselben Tage (Nr. 363a des Briefwechsels) überein.

68. Der Platz ist seit der Anwesenheit des Großfürsten schön planirt (S. 66). — Der Großfürst ist der spätere Kaiser Alexander I. von Rußland, damals 20 Jahre alt, Enkel des regierenden Herzogs von Württemberg durch seine Mutter Sophie Dorothea Auguste (Maria Paulowna), zweite Gemahlin des Kaisers Paul I.

69. Das Schloß selbst ist von dem Geschmack der Hälfte dieses Jahrhunderts (S. 66). — Es war 1746 von Herzog Karl Eugen begonnen, wurde aber erst 1806 unter Friedrich I. vollendet; das alte Schloß, welches unmittelbar darauf erwähnt wird, war vom Herzog Christoph erbaut, der von 1550 bis 1568 regierte.

70. Herrn Handelsmann Rapp (S. 66). — Heinrich von R., später Geheimer Hofrath und Bankdirektor, gestorben

am 9. März 1832, wird auch noch ſpäter (S. 69, 85, 94 und 97) mehrfach erwähnt. Er hatte beſonderes Verdienſt um die Entwickelung des unten in Anmerkung 72 genannten Dannecker und durch ſeine Aufſätze in dem Hirſchfeld'ſchen „Gartenkalender" von 1795 und den folgenden Jahren, den Schiller in der Jenaiſchen Literatur-Zeitung recenſirte. Letzterer lobt „den geiſtreichen Verfaſſer" namentlich wegen ſeiner „fragmentariſchen Beiträge zur Ausbildung des deutſchen Gartengeſchmacks" (ſ. Schiller's Werke, Bd. XIV, S. 568 f.); in demſelben Gartenkalender hatte Rapp auch ſeine Beſchreibung des Schloſſes und Gartens von Hohenheim geliefert, deren oben S. 73, Z. 12 f. gedacht wird.

71. Both (S. 66). — S. Werke, Bd. XXVIII. S. 877 f.

72. Dannecker (S. 66). — Johann Heinrich von D. (1758—1841). — Von den hier genannten Skulpturen iſt das Modell des Hektor, der den Paris ſchilt (Ilias, VI. B. 325 ff.), nicht wirklich in Stein ausgeführt worden; es ſteht jetzt im Muſeum der bildenden Künſte zu Stuttgart; die Figur der Sappho war von ihm im Auftrage des Herzogs für das Luſtſchloß Monrepos gefertigt; die berühmte Büſte Schiller's hatte er ſchon im Jahre 1793 nach der Natur vollendet und in Marmor ausgeführt (es iſt diejenige, welche in der großherzoglichen Bibliothek zu Weimar aufgeſtellt iſt), während die Koloſſalbüſte, im Muſeum der bildenden Künſte zu Stuttgart, erſt 1819 vollendet wurde.

73. Ifopi (S. 67). — Anton J., Bildhauer und Bronzegießer, geboren in Rom, lebte von 1758 bis 1833.

74. Wolzogen (S. 67). — Wilhelm Ernſt Friedrich Freiherr von W., 1762—1809, durch ſeine Vermählung mit Karoline von Beulwitz, geborenen von Lengefeld, im September 1794 Schiller's Schwager, war Oſtern 1797 in weimariſche Dienſte getreten.

75. So kann man ihm [Benvenuto Cellini] nicht übel nehmen, wenn er ſelbſt mit Entzücken von ſeiner Arbeit ſpricht (S. 67). — Man vgl. die Vorbemerkung zu Werke, Bd. XXX. S. XV, ferner daſelbſt S. 443 ff.

76. Scheffauer (S. 67). — Philipp Jakob von S., 1756—1808. Seine Werke befinden ſich jetzt meiſtens im Stuttgarter Schloß.

77. **Hetsch** (S. 67). — Philipp Friedrich H. (1758 bis 1839), seit 1800 Galerie-Direktor in Stuttgart.

78. **Müller** (S. 68). — Johann Gotthard von M. (1747—1830), dessen Bedeutung als Kupferstecher später (S. 93) charakterisirt wird; — **Graff**, dessen eigenes Porträt Müller hier vor Augen hat, ist der bekannte Porträtmaler Anton Graff (1736 bis 1813). Die andere Arbeit, welche Goethe erwähnt, ist ein Kupferstich nach John Trumbul's (1756—1843) „The battle at Bunkers Hill near Boston".

79. **Tockirte Porträtgesichter** (S. 68). — Toquer, mit kecken, frischen Strichen ausführen (Sanders); das Wort scheint in dieser Bedeutung im Französischen nicht mehr üblich zu sein.

80. **Stuttgart, den 31. August 1797** (S. 69). — Der erste Theil dieses Briefes bis S. 70, Z. 18 stimmt bis auf einzelne Abweichungen mit Nr. 363 b des Schiller-Goethe'schen Briefwechsels überein; das Uebrige steht in keinem der uns bekannten Briefe.

81. **Gespräche in Liedern** (S. 69). — Diese Form der Lyrik, die sich durch Anwendung des Dialogs dem Dramatischen nähert, war schon dem Alterthum nicht fremd; man denke an das bekannte Horazische Zwiegespräch „Donec gratus eram tibi". Sie kommt auch in der mittelalterlichen Poesie vor; für spätere Zeiten könnte man an das „Gespräch Christi mit einer weltliebenden Seele" in der „Trutznachtigall" von Fr. von Spee oder an das „Magdeburgische Hochzeitslied" aus dem dreißigjährigen Kriege denken. Aber auch Goethe hatte sie bereits früher angewendet, so in der ursprünglichen Fassung von „Mahomet's Gesang" (Werke, Bd. I. S. 139) und wenigstens annähernd auch im „Erlkönig" und im „Sänger". Dem Gedichte, auf welches er hier hinweist: „Der Junggesell und der Mühlbach" (Werke, Bd. I. S. 248 f.), folgten später noch mehrere in dieser Form: „Der Müllerin Reue", „Wandrer und Pächterin", „Das Blümlein Wunderschön" (sämmtlich unter den Balladen des ersten Bandes der Werke), „Trost in Thränen" (Werke, Bd. I. S. 56) u. a.

82. **Ich kann Ihnen nicht sagen ..... wie sehr mich jetzt, besonders um der Bildhauer willen, die Mißgriffe im Gegenstand beunruhigen** (S. 69). — Es ist dies ein Gedanke, welcher Goethe um diese Zeit anhaltend beschäftigte, und der erste positive Ausdruck, den er demselben gab, ist

in der Einleitung in die „Propyläen" (Werke, Bd. XXVIII, namentlich S. 17 ff.) zu finden. Aber auch noch viele Jahre ſpäter ſind die Weimariſchen Kunſtfreunde immer darauf bedacht geweſen, ja ſie haben eine Hauptaufgabe ihres Wirkens darin gefunden, daß ſie die Künſtler auf darſtellbare Stoffe aufmerkſam machten und ſie vor entgegengeſetzten warnten.

83. Da der Kranich, der aus dem Gefäße trinkt, den Henkel, und der betrübte Fuchs die Schnauze macht (S. 70). — Das Motiv dieſer Parabel haben ſowol Schiller als Goethe benutzt; der Erſte in dem gegen Fr. Nicolai gerichteten Gedicht „Der Fuchs und der Kranich", das zuerſt in dem „Muſen-Almanach für das Jahr 1797" erſchien (Werke, Bd. I. Abtheilung 2, S. 146); Goethe erſt 1819 in der gleichbenannten Parabel (Werke, Bd. II. S. 292 f.).

84. Als die Franzoſen nach Stuttgart kamen (S. 70). — S. oben Anm. 61.

85. Stuttgart, den 1. September (S. 71). — Der Brief iſt in den uns bekannten Briefwechſeln nicht vorhanden.

86. Franz Floris (S. 71). — Frank de Briendt, gewöhnlich Floris genannt (1520—1570), niederländiſcher Maler.

87. Achill, von dem man die Briſeis wegführt (S. 71). — Motiv aus der Ilias, Geſang I. V. 334 ff.

88. Harper (S. 71). — Er ſtarb 1806 in Berlin, wohin er 1798 gekommen war. Seine Kraft als Künſtler war für die herzoglichen Luſtſchlöſſer Solitude und Hohenheim bis zum Uebermaß in Anſpruch genommen worden.

89. Der Entrepreneur Mihole wird abgehen (S. 72). — Man vgl. oben S. 91, Z. 5 v. u.

90. Stuttgart, den 2. September 1797 (S. 72). — Wie Nr. 85.

91. Im Gartenkalender (S. 73). — Vgl. Anm. 70.

92. Glasfritten (S. 73). — Techniſcher Ausdruck in der Glasfabrikation. „Fritten" nennt man das ehemals in den Glashütten gebräuchliche Verfahren, den Glasſatz oder die Schmelze (d. i. das Gemenge der zur Glasbereitung erforderlichen Materialien), bevor er in die Schmelztiegel gethan wird, auf einem be-

ſonderen Herde bis zum Eintritt des Schmelzens vorzuglühen. Die durch dieſen Vorglühungsprozeß zuſammengebackene Maſſe iſt die „Glasfritte". Zur Herſtellung farbigen Glaſes (der ſogenannten Glasflüſſe oder Glaspaſten) wird dem Glasſatz ein entſprechendes Metalloxyd vor dem Fritten beigemiſcht und mit ihm ſodann zuſammengeſchmolzen. Letztere Art der Glasfritten meint Goethe an unſerer Stelle.

93. Thouret (S. 73). — Nikolaus Friedrich von Th. (1767—1845). Zur Ergänzung über ihn nehme man die Stelle aus den „Tag- und Jahresheften" von 1797: „Bekanntſchaft mit Profeſſor Thouret, mit geſchickten Arbeitern von Zierrathen, Stukkatoren, Quadratoren, die ſich aus der bewegten Regierungszeit Herzog Karl's herſchrieben. Unterhandlungen mit denſelben, ſie bei dem Weimariſchen Schloßbau anzuſtellen." — In der That kam Thouret im Juli 1798 nach Weimar und blieb bis zum Dezember, nachdem er den Schloßbau geleitet und zugleich das Theater erweitert und neu eingerichtet hatte.

94. Corniche (S. 75). — Das Kranzgeſims, d. i. das obere und Hauptgeſims bei allen Arten von Bauwerken.

95. Amaryllis Belladonna (S. 75), — weſtindiſche Pflanze mit roſenfarbenen Blüthen.

96. Stuttgart, den 3. September 1797 (S. 77). — Von hier bis S. 87, Z. 4 Tagebuch.

97. Nach Tiſche ging ich zu dem preußiſchen Geſandten von Madeweiß (S. 77). — Die ſämmtlichen hier genannten Perſonen (bis S. 78, Z. 2) werden nur an dieſer Stelle und zwei davon nur noch in dem Briefe an den Herzog von Weimar (S. 93, Z. 7 u. 5 v. u.) erwähnt, haben alſo für die hier vorliegenden Zwecke kein weiteres Intereſſe.

98. Wouverman (S. 78), — berühmter Genremaler aus Harlem, lebte von 1620 bis 1668 und hinterließ 522 Bilder.

99. Claude Lorrain (S. 78). — S. Werke, Bd. XXVIII. S. 807 f., 877 und 882.

100. Zumſteeg (S. 78). — Johann Rudolf Z. (1760 bis 1802), ſeit 1792 Kapellmeiſter und Direktor der Oper in Stuttgart, mit Schiller früh bekannt und befreundet, mit dem er auf der Karlsſchule gebildet war. Die von ihm komponirte Kantate

„Colma“ (Goethe's Werke, Bd. XIV. S. 112 ff.) war auch ſchon 1786 von S. G. Preſſer als Monodrama bearbeitet. In den „Tag- und Jahresheften“ von 1797 bemerkt Goethe noch, daß Zumſteeg auch das oben (Anm. 81) erwähnte Geſpräch im Liede, „Der Junggeſell und der Mühlbach“, ſogleich komponirt hätte.

101. Berg, worauf die Hauptattake von Moreau gerichtet war (S. 78). — Es iſt der Kampf gegen die Oeſtreicher am 21. Juli 1796 bald nach dem Einzuge der Franzoſen in Stuttgart gemeint, der zur Folge hatte, daß die Oeſtreicher ſich ganz über den Fluß zurückzogen.

102. Seyffer ... iſt ein Bruder des Profeſſors in Göttingen (S. 78). — Dieſer, ſpäter Direktor der Sternwarte in München, zeigte Goethe 1801 bei ſeinem Aufenthalte in Göttingen die aſtronomiſchen Inſtrumente.

103. Von Lieven (S. 79). — Ueber die Beziehungen zu dem Vater deſſelben iſt uns nur bekannt, was in W. von Biedermann's Schrift „Goethe und Leipzig“ mitgetheilt wird. Der Vater hieß Friedrich Georg von Lieven, war aus Livland, geboren 1748, ſeit 1768 auf der Univerſität zu Leipzig und hatte mit Goethe Privatunterricht im Zeichnen bei Oeſer.

104. Jomelli (S. 79). — S. die Anm. zu Werke, Bd. XXXI. S. 81. — J. war von Herzog Karl, der ihn in Rom kennen gelernt hatte, nach Stuttgart berufen und dort zehn Jahre lang Direktor der italieniſchen Oper.

105. Nikolaus Pouſſin (S. 79). — Vgl. Werke, Bd. XXVIII. S. 348 und 877 ff.

106. Ludwig den Springer (S. 79). — S. oben Anm. 44.

107. Colomba (S. 80). — Johann Baptiſt C., Baumeiſter und Dekorationsmaler.

108. De Heem und Huyſum (S. 80). — Beide niederländiſche Blumenmaler. Der Erſte lebte von 1600 bis 1674, über den Zweiten ſ. Werke, Bd. XXVIII. S. 545 f.

109. Scherzi d'amore von Carracci (S. 81). — Eine Kollektion lasciver Darſtellungen von dem mehr als Kupferſtecher wie als Maler berühmten Bologneſen Agoſtino Carracci, geb. 1557 od. 1558, geſt. 1601 (oder 1602, od. 1605). — nach Nagler, Künſtler-Lex., Bd. 2. S. 398 dreizehn Blätter in Kupfer-

ſtich, darunter das von Goethe erwähnte Sujet. — Lodovico C. (S. 81), — des Genannten Vetter (geb. zu Bologna 1555, geſt. daſ. 1619), Maler und Kupferſtecher, iſt das Haupt der berühmten Schule der Carracci, welche der eingeriſſenen Manier einen neuen Stil entgegenſetzte, indem ſie auf die klaſſiſchen Vorbilder (Raphael, Titian, Correggio) zurückging; er bildete ſich nach Correggio und malte in Oel und al fresco, meiſtens Darſtellungen aus der heiligen Geſchichte.

110. Profeſſor Heideloff (S. 81). — Karl H. (1770 bis 1814), in den Cotta'ſchen Verzeichniſſen „Viktor Peter" genannt, kam 1798 in Angelegenheiten des Schloßbaus nach Weimar; 1814 verunglückte er im Schloſſe.

111. Die Guibaliſchen Plafonds (S. 81). — Nikolas Guibal (1725—1784) hat zahlreiche Plafonds nicht allein für das Stuttgarter Schloß, ſondern auch für Hohenheim, Solitude, Monrepos und Ludwigsburg hergeſtellt.

112. Guercin (S. 81). — Mehrfach in der „Italieniſchen Reiſe" erwähnt; vgl. Werke, Bd. XXVIII. S. 388 und 878; — Peter Biermann, Aquarellmaler aus Baſel.

113. Hetſch, die Mutter der Gracchen (S. 81). — Das Bild iſt jetzt im Muſeum der bildenden Künſte zu Stuttgart unter dem Titel „Cornelia, die Mutter der Gracchen, mit ihren Söhnen". (Saal IV. Nr. 641.)

114. Iſopi will ſelbſt über dem architektoniſchen Geſims noch jederzeit eine Hohlkehle haben (S. 82 f.). — Man vgl. oben S. 75, Z. 19 f.

115. In dem Römiſchen Hauſe (S. 83), — im Schloßparke zu Weimar, gewöhnlich die Sommerwohnung des Herzogs.

116. Scajola (S. 83), — gewöhnlicher Scagliuola, eine Miſchung von Gips und gepulvertem Selenit (Frauenglas), welche durch Leim zu einem Teige verbunden und zur Herſtellung mehrfarbiger moſaikartiger Verzierungen angewendet wird, in der Weiſe, wie Goethe hier genau angiebt.

117. Ossis intermaxillaris, Alveole, Maxille, Canalibus incisivis (S. 85 f.), — Zwiſchenkiefer (Knochenſtück zwiſchen den beiden Oberkieferknochen); Zahnlade (zur Aufnahme des Zahns beſtimmte Vertiefung im Kiefer); Kinnbacken; einmündende Kanäle (die vordern Gaumenkanäle).

Wahrer Genuß. *)

Umsonst, daß Du, ein Herz zu lenken,
Des Mädchens Schooß mit Golde füllst;
Der Liebe Freuden laß' Dir schenken,
Wenn Du sie wahr empfinden willst!
Gold kauft die Stimme großer Haufen,
Kein einzig Herz erwirbt es Dir;
Doch willst Du Dir ein Mädchen kaufen,
So geb und gieb Dich selbst dafür!

Soll Dich kein heilig Band umgeben,
O Jüngling, schränke selbst Dich ein!
Man kann in wahrer Freiheit leben,
Und doch nicht ungebunden sein.
Laß' nur für Eine Dich entzünden,
Und ist ihr Herz von Liebe voll,
So laß' die Zärtlichkeit Dich binden,
Wenn Dich die Pflicht nicht binden soll!

*) Im Leipziger Liederbuch 1770, in dem namentlich die beiden ersten Strophen wesentlich verschieden lauten, mit der Ueberschrift „Der wahre Genuß", und ebenso im Schmidtschen Musenalmanach auf 1773. — Dort folgen als zweite und dritte Strophe:

Was ist die Lust, die in den Armen
Der Buhlerin die Wollust schafft?
Du wärst ein Verwurf zum Erbarmen,
Ein Thor, wärst Du nicht lasterhaft.
Sie küßet Dich aus feilem Triebe,
Und Gluth nach Gold füllt ihr Gesicht.
Unglücklicher! Du fühlst nicht Liebe,
Sogar die Wollust fühlst Du nicht.

Sei ohne Tugend, doch verliere
Den Vorzug eines Menschen nie!
Denn Wollust fühlen alle Thiere,
Der Mensch allein verfeinert sie.
Laß' Dich die Lehre nicht verdrießen,
Sie hindern Dich nicht am Genuß,
Sie lehren Dich, wie man genießen
Und Wollust würzig fühlen muß!

Dies Gedicht wurde mit dem Gedicht „Verschiedene Drohung" (S. 28) 1833 in die Werke aufgenommen.

Vielleicht ist dies Gedicht identisch mit dem Gedichte „Genuß", welches für den Schluß der „Ersten Sammlung" der Gedichte (Bd. 8 der Werke 1789 Nr. 174) bestimmt, vor dem Druck aber von Goethe zurückgefordert wurde (Biedermann II, S. 108), und von welchem seitdem sich keine Spur hat finden lassen. Wenigstens bestand auch jenes Gedicht aus mehreren Strophen, von welchen die zwei ersten eine Seite einnahmen. — L.

118. **Die Due Litiganti von Sarti** (S. 86). — Giuseppe S. (1730—1802), durch seine Oper „Giulio Sabino“ (1784) berühmt geworden, war seit 1784 Hofkapellmeister in Petersburg.

119. **Herrn Dr. Gmelin** (S. 87). — Christian Gottlieb **Gmelin** (1749—1818), Professor der Jurisprudenz in Tübingen; der nachher (S. 88, Z. 19) erwähnte Wilhelm Gottfried **Plouquet** war Professor der Medizin ebendaselbst; von den gleichzeitig mit Letzterem genannten beiden **Gmelin** war der eine auch Professor der Jurisprudenz, der andre Apotheker. — Andreas Heinrich **Schott** (ebenda erwähnt) Oberbibliothekar und Professor der Logik und Metaphysik. Was Goethe über die ganze Tübinger Universität sagt, s. oben S. 95 und 97 f.

120. **Die kleine Kantische Schrift gegen Schlosser** (S. 89). — Der Titel derselben ist „Verkündigung des nahen Abschlusses eines Traktats zum ewigen Frieden in der Philosophie“ (vgl. unten S. 98).

121. **Den Gartenkalender** (S. 89). — S. Anm. 70.

122. **Kielmeyer** (S. 89). — Karl Friedr. K., damals Professor der Chemie in Tübingen, später Staatsrath in Stuttgart.

123. **Cuvier** (S. 89). — der berühmte Naturforscher (1769—1832), war damals seit zwei Jahren Professor an der Centralschule des Pantheon in Paris.

124. **Anastomosen** (S. 89). — anatomischer Ausdruck für die Vereinigung zweier Gefäßäste bei Lymphgefäßen, Venen u. s. w.

125. **Schnurrer** (S. 89). — Christian Friedrich S., Professor der orientalischen Sprachen zu Tübingen.

126. **Abends die Nachricht von der erklärten Fehde des Direktoriums mit dem Rathe der Fünfhundert** (S. 89). — Der Staatsstreich vom 4. September (18. Fructidor). — Die Majorität des Direktoriums ließ plötzlich die Minorität unter Anschuldigung einer royalistischen Verschwörung und aus demselben Grunde eine beträchtliche Anzahl der Mitglieder des gesetzgebenden Körpers verhaften und über sie am folgenden Tage die Strafe der Deportation nach Cayenne aussprechen.

127. An den Herzog von Weimar (S. 90). — Uebereinstimmend mit dem Schreiben im Briefwechsel, Bd. I. S. 223 ff.

128. Es ist mir Keiner bekannt, der auf Baukunst gereist wäre (S. 92). — Heideloff, Guibal und Thouret scheinen doch eine Ausnahme zu machen.

129. Professor Leybold (S. 93). — Johann Friedrich L., der Vater des Werke, Bd. XXVIII. S. 575 erwähnten Malers.

130. Vielleicht nutzt man an andern Orten diese Epoche (S. 93). — Hindeutung auf die lange gehegte und später ausgeführte Absicht, einige der Stuttgarter Künstler nach Weimar zu ziehen.

131. Den sehr korpulenten Erbprinzen (S. 94). — Es ist der spätere König Friedrich I., geboren 1754, gestorben 1816; die Erbprinzeß ist seine zweite Gemahlin, die englische Prinzessin Charlotte Auguste Mathilde, mit der er sich erst 1797 vermählt hatte.

132. Der regierende Herzog (S. 94). — Friedrich Eugen starb in der That wenige Monate, nachdem dies geschrieben worden, am 23. Dezember 1797.

133. Die Wogen des Landtags (S. 94). — Württemberg hatte eigentlich schon seit dem Vertrage zu Tübingen (1514) eine konstitutionelle Verfassung, die freilich im Laufe der Zeit vielfältigen Angriffen einzelner Landesherren ausgesetzt war.

134. Ich machte in guter Gesellschaft den Weg nach .... Neckarremd (S. 94). — Vgl. oben S. 78.

135. Darauf sah ich auch Hohenheim (S. 94). — Vgl. oben S. 72 f.

136. Keine Spur vom Bilde Tübingen's, ... das wir doch auch auf jener sonderbaren und angenehmen ritterlichen Expedition vor so viel Jahren berührten (S. 95). — Der Aufenthalt in Tübingen auf der Reise, die Goethe mit dem Herzoge von September 1779 bis Januar 1780 machte, kann nur sehr kurz gewesen sein. Am 7. Dezember sind Beide noch mit Lavater in Schaffhausen, am 19. kommen sie nach Karlsruhe und zwar von Stuttgart, wo sie acht Tage geblieben sind, also am 10. oder 11. angekommen sein müssen. Es bleiben also nur der 8. und 9. und möglicherweise der 10. De-

zember übrig, und auf diese Tage ist noch eine Reise von etwa funfzehn Meilen — die Entfernung von Schaffhausen bis Tübingen — in Anschlag zu bringen.

137. Zu Seite 97, Zeile 7. Auch hier ist einzuschalten ein Brief an den Herzog von Weimar, datirt Tübingen, den 12. September 1797 (Goethe's Briefe an Voigt, Anhang, S. 569 bis 571):

„Ihren lieben und verehrten Brief vom 30. Aug. habe bei meiner Ankunft hier erhalten und mich Ihres Andenkens herzlich gefreut. Von meiner Reise und der Stuttgarter Kunstepoche lege ich ein paar Extrablätter bei.*) Nächstens werde ich einige Vorschläge thun, wie wir sowol für den Schloßbau als die Zeichenschule die jetzigen Talente und Stimmungen des Kunstpersonals in gedachter Residenz nutzen könnten.

„Die Absendung des kleinen Jagemann's**) nach Wien wird gewiß auch guten Effekt thun. Er wird daselbst auf eine eigne, uns noch unbekannte Art gebildet, und indem wir jene Akademie dadurch näher kennen lernen, so eignet sich einer der Unsern von ihren Vorzügen hoffentlich einen wichtigen Theil zu. Ich freue mich innig, so oft ich sehe, daß Sie in der Ueberzeugung verharren, wie löblich und in einem höheren Sinne nützlich es ist, junge Leute durch Absendung in fremde Gegenden sich bilden zu lassen und sich dadurch die mannichfaltige Kultur, die in der Welt ausgesät ist, mehr oder weniger zuzueignen und bei sich fortwachsen zu sehen.

„Um desto unangenehmer ist mir's, daß Sie an Stein Ihre Hoffnungen nicht erfüllt sehen.***) Das, was Sie über ihn sagen, scheint mir Alles zu erschöpfen, was über das Verhältniß geurtheilt werden kann. Jene Existenz hat einen Eindruck auf ihn gemacht, dem er zu widerstehen nicht Herr ist, ohne deswegen einen bestimmten Plan zu haben, wie er zur Erfüllung seiner Wünsche gelangen könnte.

*) Es sind die Mittheilungen aus Tübingen, den 11. September 1797 (oben S. 90 ff.). [Nach Jahn.]

**) Ferdinand Jagemann, Sohn des Bibliothekars, Bruder der Sängerin, Maier, wurde von Karl August 1797 zu seiner Ausbildung nach Wien geschickt (Briefw. zw. Karl August und Goethe, I. S. 222), war dann in Italien (Briefw. zw. Karl August und Goethe, I. S. 310) und Paris und wurde Lehrer am Zeichnencorps seit 1820. [Jahn.]

***) Friedrich v. Stein verließ die weimarischen Dienste. Vgl. Briefw. zw. Karl August und Goethe, I. S. 219. Goethe's Briefe an Frau v. Stein, III. S. 336 ff. [Jahn.]

„Wegen Scherer's Adreſſe wüßte ich nur zu rathen, einen Brief durch den Weg des Burgemeiſter Torner an ihn gelangen zu laſſen.

„Ich höre mit Leide, daß Ihre Stadt einen großen Verluſt durch Feuer erlitten hat.*) Sollte es nicht möglich ſein, da die Scheunen neu und beſſer aufgebaut werden, von Raum zu Raum Brandgiebel zwiſchen dieſelben anzubringen? Freilich ſind die Koſten groß; doch welche Sicherheit gewährt eine ſolche Anſtalt für alle Zukunft!

„Die Briefe des Grafen Bünau bin ich ſehr neugierig zu leſen, beſonders über die beſtimmten Gegenſtände, die wir ſo wohl kennen, ſeine Gedanken zu vernehmen.**)

„Von hier denke ich nun auch bald aufzubrechen; ſobald ich am Zürcher See angelangt bin, melde ich mich wieder. Wahrſcheinlich wird mich alsdann das Heimweh wieder ergreifen, und ich werde vor eintretendem Winter wieder ſuchen mein ruhiges und bequemes Haus zu erreichen. Durch Natur und Neigung, Gewohnheit und Ueberzeugung bin ich nur in dem Ihrigen zu Hauſe. Von Frankfurt fühlte ich mich bald wieder abgelöſt, und ſeitdem habe ich in einer fremden Welt nur geſucht Faden anzuknüpfen, durch die wir künftig mit mancherlei Nützlichem zuſammenhängen können.

„Leben Sie recht wohl, empfehlen mich Ihrer Frau Gemahlin zu Gnaden und bleiben Beide meiner eingedenk!"

138. An Schiller. Tübingen, den 14. September 1797 (S. 97). — Uebereinſtimmend mit dem undatirten Briefe (Nr. 364) im Briefwechſel, nur daß in unſerm Texte Anfang und Schluß weggelaſſen ſind.

139. Der Edelknabe und die Müllerin (S. 98). — S. Werke, Bd. I. S. 246 ff.

140. Von Tübingen nach Schaffhauſen (S. 100). — Einen Auszug aus dem hier beginnenden Tagebuch ſchickte Goethe an Voigt zur Mittheilung an den Herzog (vgl. oben S. 115, Z. 3 ff. v. u.), ebenſo auch an Schiller, in deſſen Briefwechſel (3. Ausg., Th. I. S. 370 f.) derſelbe abgedruckt iſt.

*) Karl Auguſt an Knebel (23. Sept. 1797): „Der große Brand, den wir gehabt haben, ſoll uns beſſere Häuſer verſchaffen. Die Scheunen ſollen hinaus aufs Feld kommen und neue Häuſer auf den Schweinemarkt" (Knebel, Nachl. I. S. 190). [Hahn.]

**) Briefw. zw. Karl Auguſt und Goethe, I. S. 222. [Hahn.]

141. **Auf der Brücke traf ich .... den ersten heiligen Nepomuk, der aber auch wegen der schlechten Wege nöthig war** (S. 100). — Der heilige Nepomuk, der am 29. April 1383 auf Befehl des Kaisers Wenzel in der Moldau ertränkt und am 19. März 1749 von Benedikt XIII. kanonisirt wurde, ist nicht allein Patron gegen Verleumdungen, sondern auch gegen den Bruch der Brücken, welche letztere Qualität hier verallgemeinert erscheint. Man vgl. J. v. Radowitz, „Ikonographie der Heiligen", in dessen „Gesammelten Schriften", Bd. I. (Berlin 1852). S. 75 f., S. 237.

142. **Lehnen** (S. 102). — Geländer.

143. **Astrantia. Epilobium. Gentianen. .... Kampaneln .... Antirrhinum. Frage, ob die Gentianen und andere Blumen nicht auch schon im Frühjahr geblüht haben** (S. 103). — Die erste mit genauerem Namen Astrantia major; Epilobium (Weidenröschen) kommt in verschiedenen Spezies vor; — bei den Gentianen könnte man zunächst an Gentiana lutea denken, aus deren Wurzeln der besonders in Tirol viel gebrauchte „Enzian" abgezogen wird. — Von den Kampaneln (Glockenblumen) und Antirrhinum (Löwenmaul, Leinkraut) sind mehrfache Arten vorhanden. Die Frage, ob die Gentianen, deren Blüthezeit in den Herbst fällt, schon im Frühjahr geblüht haben, ist verneinend zu beantworten.

144. **Lehden** (S. 103). — nicht urbar gemachte wüste Stücke Landes, Heideland.

145. **Den 8. Oktober 1796** (S. 103). — Vom 7. bis 9. Oktober rückten die Franzosen gegen die Pässe des Schwarzwaldes und waren am 15. Oktober durch das Höllenthal bis Freiburg gekommen. Die Schlachten bei Emmendingen am 19. und 20. Oktober und bei Hüningen am 24. Oktober nöthigten sie aber, über den Rhein zurückzugehen. In die erste Zeit fällt der Brand von Engen, in die zweite die verfluchte Rache der Einwohner.

146. **Schleiftrog** (S. 104). — eigentlich das Wassergefäß, in welches der Schleifstein beim Umdrehen fortwährend eintaucht.

147. **Oberst Landolt** (S. 106). — Ein Bekannter Goethe's von der Reise im Jahre 1779 her, den er in den „Tag- und Jahresheften" von 1820 ausführlicher charakterisirt: „Des Schweizerhauptmanns Landolt's Biographie von Heß, besonders mit einigen handschriftlichen Zusätzen, erneuerte Anschauung und

Begriff des wunderſamſten Menſchenkindes, das vielleicht auch nur in der Schweiz geboren und groß werden konnte. Ich hatte den Mann im Jahre 1779 perſönlich kennen gelernt und als Liebhaber von Seltſamkeiten und Exzentrizitäten die tüchtige Wunderlichkeit deſſelben angeſtaunt, auch mich an den Märchen, mit denen man ſich von ihm trug, nicht wenig ergetzt."

148. Es wallet und ſiedet und brauſet und ziſcht (S. 107). — Auf dieſelbe Stelle kommt Goethe auch noch in dem Briefe an Schiller, oben S. 120, zurück. Schiller freut ſich über die Anerkennung und ſchreibt darüber am 6. Oktober: „Ich habe dieſe Natur nirgends als etwa bei einer Mühle ſtudiren können, aber weil ich Homer's Beſchreibung von der Charybde genau ſtudirte, ſo hat mich dieſes vielleicht bei der Natur erhalten." — „Der Taucher" wurde zuerſt gedruckt in dem „Muſenalmanach für das Jahr 1798".

149. Ich ſah Trippel's Bild an der Wand (S. 108). — Alexander T., geboren 1746, nach Andern 1744, geſtorben 1793 oder 1795, ſtammte aus Schaffhauſen; von ihm iſt die bekannte Büſte Goethe's gemeißelt, zu welcher der Fürſt von Waldeck den Auftrag gegeben hatte. (S. „Italieniſche Reiſe", Bericht vom Auguſt 1787, und unter „Rom den 12. September 1787".)

150. Schupflehn (S. 108), — gleichbedeutend mit „Fallehn", d. h. ein ſolches, das mit dem Tode des Belehnten oder nach beſtimmter Zeit oder durch Widerruf erliſcht. Die Nichterblichkeit iſt häufig nur eine theoretiſche Eigenſchaft, während in Wirklichkeit das erledigte Gut dem Sohne des abgegangenen Beſitzers durch einen neuen Akt verliehen wird. (Nach v. Gerber, „Syſtem des deutſchen Privatrechts", 11. Aufl., S. 380.)

151. Makaroniſche Uniform (S. 110). — Der Ausdruck ſcheint von der „makaroniſchen Poeſie" entnommen, die ſich der lateiniſchen Sprache bedient, aber um eine komiſche Wirkung zu erzielen, Worte der eigenen mit lateiniſchen Endungen hinzunimmt. Als Beiſpiel kann die bekannte Scene in Molière's „Malade imaginaire" dienen. — Alſo wird die Uniform der Emigrirten durch einige unpaſſende Stücke entſtellt geweſen ſein.

152. Amyntas (S. 112). — S. oben Seite 117 f. und Vorle, Bd. II. S. 53 f.

153. Ott, Schultheß, Imthurn, Bürkli, Hofrath

Müller, Escher, Escher der Sohn (S. 113—115). — Ueber diese Personen, welche noch später erwähnt werden, sehe man die Anmerkungen weiter unten; der Maler Felix Maria Diogg aus Urfern im Kanton Uri, der Bannerherr Zwicki aus Glarus und der Professor und Bibliothekar Jakob Horner werden außer an unserer Stelle (S. 115) von Goethe nicht mehr genannt.

154. An Herrn Geheime-Rath Voigt. Stäfa, den 25. September 1797 (S. 115). — Im Allgemeinen übereinstimmend mit dem Briefe Goethe's an Denselben im Briefwechsel, S. 203 ff., wo indessen der 26. September als Datum angegeben ist.

155. Die Aufsätze eines Herrn Escher (S. 116). — Es ist vermuthlich der auch als Staatsmann bekannte Hans Konrad Escher (1767—1823), der vom Großen Rathe den Beinamen von der Linth erhielt; wenigstens hat dieser viele geognostische und mineralogische Aufsätze geschrieben.

156. Ein biegsamer Stein, ... jenem Dantzischen ähnlich (S. 116). — Der Baron von Dietrich erhielt 1784 durch den Mineralienhändler Dantz (Rozier, Journal de Physique 1784, und Lichtenberg's „Magazin für das Neuste aus der Physik", Bd. III. S. 53) ein Stück Stein, 10 Zoll lang, 2 Zoll breit, 4—5 Linien dick, das fast an jeder Stelle biegsam war und wieder zurückschnellte, wenn das eine Ende auf dem Tische festgehalten und das andere gehoben wurde. Dieser elastisch biegsame Quarz kommt in Platten bei Villa Rica in Brasilien vor, von wo er erst 1780 nach Portugal gebracht wurde. Eins der größten bekannten Stücke, 26 Zoll lang, 16 Zoll breit und 1 Zoll dick, befindet sich in der k. k. Sammlung in Wien.

157. Ueber Alles dies kommt in dem gegenwärtigen Augenblicke noch eine Sorge und Furcht vor den Franzosen (S. 116). — Diese Befürchtungen waren wohl begründet. Nachdem die Schweiz seit mehreren Jahren durch die revolutionäre Propaganda der Franzosen aufgeregt war, kam es am 1. März 1798, also fünf Monate nachdem dieser Brief geschrieben war, zum Kriege, der allerdings von Seiten der Schweizer, einige Treffen ausgenommen, meistens nur mit Unterhandlungen geführt werden konnte. Die Sache endete damit, daß die Helvetier an dem Festtage des 10. August (s. oben Anm. 36) die ihnen gegebene Konstitution zu Aarau und Schaffhausen

beſchwören und am 14. Auguſt ein Offenſiv- und Defenſivbündniß mit Frankreich eingehen mußten.

158. Daß ich meinen Auguſt wieder geſund und froh bei Ihnen denken kann (S. 116). — Schiller hatte es Goethe unter dem 7. September geſchrieben. Vgl. oben S. 120.

159. Böckmann (S. 117). — Johann Lorenz B., Kirchenrath (nach Andern Hofrath) und Profeſſor in Karlsruhe, Verfaſſer einer Naturlehre (Karlsruhe 1775). Derſelbe, bei dem Klopſtock während ſeines Aufenthaltes in Karlsruhe vom Herbſte 1774 bis Juni 1775 gewohnt hatte. (Vgl. Goethe's Briefe an Voigt, S. 205, Anmerkung.)

160. Fräulein Staff (S. 117). — Albertine Auguſte von St., früher in Weimar, war viele Jahre Hofdame der Markgräfin von Baden und kehrte 1797 wieder nach Weimar zurück. (S. Briefe an Frau von Stein, I. S. 280 f. und III. S. 199 und die Anmerkung zu Goethe's Briefen an Voigt, S. 206.)

161. Meinen Glückwunſch, daß der Unfall noch in Grenzen geblieben (S. 117). — In Weimar hatte am 31. Auguſt ein großer Scheunenbrand auf dem Schweinemarkt, dem ſpäteren Karlsplatz, ſtattgefunden. (Vgl. Anm. 137.)

162. Geduld mit dem Bergbau (S. 117). — Die Worte ſcheinen ſich auf das 1785 wieder aufgenommene Bergwerk in Ilmenau zu beziehen.

163. Amyntas (S. 117). — S. Werke, Bd. II. S. 53 f.

164. An Schiller. Stäfa, den 25. September 1797 (S. 118). — Uebereinſtimmend mit der ebenſo datirten Nr. 368 des Briefwechſels bis auf zwei in unſerem Texte fehlende Abſchnitte.

165. Ein Blatt, das beiliegt, ſagt Ihnen, wie es mir ſeit Tübingen ergangen iſt (S. 118). — Die Worte „das beiliegt" mußten bei der Redaktion ausgelaſſen werden; denn das Blatt iſt nicht hier abgedruckt, ſondern nur im Briefwechſel, S. 370 f.

166. Wir wollen nun überlegen, in was für Formen wir einen Theil brauchen und zu welchen Abſichten wir den andern aufheben wollen (S. 119). — Goethe und Meyer vereinigten ſich ſehr bald zu der Herausgabe

der „Propyläen“, deren erſtes Heft ſchon im Sommer 1798 erſchien, während Schiller die „Horen“, deren auch S. 119 gedacht wird, noch 1797 eingehen ließ.

167. Ich habe ſchon ein paar tüchtige Aktenfaszikel geſammelt (S. 119). — Vgl. die Vorbemerkung, S. 11.

168. Da .... Frankreich durch ſeine neuſten [Unruhen] den Fremden mehr oder weniger verſperrt iſt (S. 119).— Vgl. Anmerkung 126.

169. Am Fuße des Fuchsthurms (S. 119). — Der Fuchsthurm war ein vielbeſuchter Punkt auf dem Hausberg bei Jena.

170. Ich vermuthe ſogar, daß Humboldt uns Geſellſchaft leiſten wird. Die ſämmtliche Karawane hat, wie mir ſein Brief ſagt, den ich in Zürich fand, die Reiſe nach Italien gleichfalls aufgegeben (S. 119). — Es kam nicht ſo, wie Goethe vermuthete. Wilhelm von Humboldt ging allerdings nach der Schweiz, aber als Goethe ſchon fort war, und dann von Baſel direkt nach Paris. Schiller legte am 29. Dezember einen langen Brief Deſſelben von dort her an Goethe bei; Alexander von Humboldt brachte den Winter von 1797 auf 1798 mit Leopold von Buch in Salzburg und Berchtesgaden zu. — Man vgl. auch oben Anmerkung 17.

171. Für uns Beide, glaub' ich, war es ein Vortheil, daß wir ſpäter und gebildeter zuſammentrafen (S. 119). — Ganz ähnlich ſpricht ſich Schiller ſchon in einem ſeiner erſten an Goethe gerichteten Briefe — vom 31. Auguſt 1794 — aus: „Wie lebhaft auch immer mein Verlangen war, in ein näheres Verhältniß zu Ihnen zu treten, als zwiſchen dem Geiſt des Schriftſtellers und ſeinem aufmerkſamſten Leſer möglich iſt, ſo begreife ich doch nunmehr vollkommen, daß die ſo ſehr verſchiedenen Bahnen, auf denen Sie und ich wandelten, uns nicht wol früher als gerade jetzt mit Nutzen zuſammenführen konnten.“

172. Sagen Sie mir doch ..... ob Ihr Plan auf den Garten, das Griesbachiſche Haus oder Weimar gerichtet iſt (S. 120). — Unter dem Garten iſt der Schmidt'ſche in Jena verſtanden, den Schiller ſchon im Februar 1797 gekauft hatte; nach Weimar zog er erſt im Mai 1799.

173. So eben erhalte ich auch die Bogen J und K des Almanachs durch Cotta (S. 120). — Der „Musen-Almanach für das Jahr 1798", von dem also die Hälfte bereits gedruckt war.

174. Der Junggesell und der Mühlbach (S. 121). — Vgl. Werke, Bd. I. S. 248 f. und den Schiller-Goethe'schen Briefwechsel, Bd. I. S. 379 ff. In dem letztern ist das Gedicht erst dem oben S. 141—144 abgedruckten Briefe vom 14. Oktober zugegeben, und zwar als besondere, „Uri, den 1. Oktober 1797" überschriebene Beilage, welche mit dem Epigramm „Schweizeralpe" (Werke, Bd. II. S. 12) beginnt.

175. Breccien (S. 123) — oder Konglomerate sind natürliche Trümmergebilde aus theils scharf-, theils stumpfkantigen abgerollten oder zugerundeten Bruchstücken und Massen verschieden großer Blättchen und Körner, welche durch einen gemeinschaftlichen Teig als Bindemittel zusammengehalten werden. Es gehören dazu sämmtliche Grauwacken, das Todtliegende, der Sandstein, die Nagelfluhe, der Trapp u. s. w. Gewöhnlich kommen unter diesem Namen vor der Breccienmarmor, ägyptische Breccie (Granit), feldspathige Kieselbreccie. Vgl. unten S. 236 dies. Thls.

176. Mandelstein (S. 124). — Gattungsname für alle diejenigen Gesteinsarten, welche blasenförmige Räume enthalten, die mit andern Steinarten späteren Ursprungs ausgefüllt sind. Wenn das einschließende Gestein verwittert, so fallen die Mandeln (Chalcedon, Amethyst, Kalkspath, Zeolith) heraus. (Nach Quenstädt, „Handbuch der Mineralogie", S. 779 f.)

177. Adularien (S. 126). — Eine sehr klare Art von Feldspath, im Handel als Mondstein, Sonnenstein, Hyalophan vorkommend. Pater Pini in Mailand entdeckte ihn auf dem Berge Sella zwischen Val Canaria und dem Hospiz am St. Gotthard, den er fälschlich für den Mons Adula hielt. (S. Quenstädt, a. a. O. S. 225.)

178. Freiheits-Grütli (S. 128). — Versammlungsort der Schweizer aus Schwyz, Uri und Unterwalden in der Nacht vom 7. zum 8. November 1307, jetzt Nationaleigenthum.

179. Tell's Kapelle (S. 129). — Auf der Tells-Platte, auf welche Tell bei der Fahrt von Altorf nach Küßnacht sprang.

Empfinde, Jüngling, und dann wähle
Ein Mädchen Dir, sie wähle Dich,
Von Körper schön und schön von Seele,
Und dann bist Du beglückt wie ich.
Ich, der ich diese Kunst verstehe,
Ich habe mir ein Kind gewählt,
Daß uns zum Glück der schönsten Ehe
Allein des Priesters Segen fehlt.

Für nichts besorgt als meine Freude,
Für mich nur schön zu sein bemüht,
Wollüstig nur an meiner Seite,
Und sittsam, wenn die Welt sie sieht;
Daß unsrer Gluth die Zeit nicht schade,
Räumt sie kein Recht aus Schwachheit ein,
Und ihre Gunst bleibt immer Gnade,
Und ich muß immer dankbar sein.

Ich bin genügsam und genieße
Schon da, wenn sie mir zärtlich lacht,
Wenn sie bei Tisch des Liebsten Füße
Zum Schemel ihrer Füße macht,
Den Apfel, den sie angebissen,
Das Glas, woraus sie trank, mir reicht
Und mir bei halbgeraubten Küssen
Den sonst verdeckten Busen zeigt.

Und wenn in stillgesell'ger Stunde
Sie einst mit mir von Liebe spricht,
Wünsch' ich nur Worte von dem Munde,
Nur Worte, Küsse wünsch' ich nicht.
Welch ein Verstand, der sie beseelet,
Mit immer neuem Reiz umgiebt!
Sie ist vollkommen, und sie fehlet
Darum allein, daß sie mich liebt.

Die Ehrfurcht wirft mich ihr zu Füßen,
Die Sehnsucht mich an ihre Brust.
Sieh, Jüngling, Dieses beides genießen!
Sei klug und suche diese Lust!
Der Tod führt einst von ihrer Seite
Dich auf zum englischen Gesang,
Dich zu des Paradieses Freude,
Und Du fühlst keinen Uebergang.

180. **Jagdwunder, ungefähr wie des heiligen Hubertus** (S. 130). — An einem hohen Festtage kurz vor Ostern, als Hubert, Sohn des Herzogs von Aquitanien, jagte, lief ein Hirsch von außergewöhnlicher Größe und Schönheit auf ihn zu, als er eben den Jagdspeer nach ihm werfen wollte, anstatt zu fliehen. Erstaunt hielt er inne und merkte, daß der Hirsch das Bild des Gekreuzigten zwischen seinem Geweih trug. Dies gab den Anlaß zu seiner Bekehrung. Vgl. Anm. 184.

181. **Horizontale Wolkensoffitten** (S. 131.) — Derselbe Ausdruck findet sich in Goethe's „Meteorologie" s. v. Stratus, 40bdge Ausg., Bd. 40. S. 313. — In der Architektur sind Soffitten getäfelte oder mit Feldern verzierte Unterseiten des Architravs und der Deckenbalken, überhaupt auch verzierte Längsstreifen einer Decke; in der Theatersprache bezeichnet man mit dem Ausdruck die bemalten Leinwandstreifen, welche oberhalb der Kulissen, senkrecht herabhängend, wagerecht von einer Seite der Bühne zur andern gehen. Von den letzteren hat Goethe das Bild für seine „Wolkensoffitten" hergenommen. — Man vgl. auch oben S. 134, Z. 15 u. 16.

182. **Ich fand den Pater Lorenz noch so munter und gutes Muthes als vor zwanzig Jahren** (S. 133). — Goethe hatte den Pater Lorenz zweimal gesehen, zuerst als er mit den Grafen Stolberg am 22. und 23. Juni 1775 auf dem Hospiz des St. Gotthard war, dann am 13. November 1779 in Begleitung des Herzogs. (Vgl. „Dichtung und Wahrheit", 19. Buch, und Werke, Bd. XVI. S. 287 ff.) An beiden Stellen wird übrigens der Name des Paters nicht genannt.

183. **Ich sprach mit Meyer über die Idee, eine Reise als Halbroman zu schreiben** (S. 134). — Vgl. die Vorbemerkung, S. 13.

184. **Wir kamen wieder an die bemalte Kirche ...., wo Jäger und Hunde vor dem Hirsch knieen, der eine Veronika zwischen dem Geweihe hat** (S. 134). — Wir sind geneigt, „eine Veronika" für Druck- oder Korrekturfehler statt ein Veronikon zu halten, d. i. das Antlitz des Heilandes, abgedruckt auf dem Schweißtuche der heil. Veronika (vgl. die Beschreibung eines diesen Vorwurf behandelnden Gemäldes der Boisserée'schen Sammlung, dessen Stich dem I. Bde. Hft. 1. von „Ueb. Kunst u. Alterth." beigegeben ist, in der Rheinreise von 1814 15. unten S. 325 f.). Es handelte sich demnach hier

um eine ähnliche Vorstellung, wie die der Hubertussage (vgl. vorstehend Anm. 180). Goethe selbst zieht die Analogie der letzteren auf die in Rede stehende Darstellung durch die Worte: „ein Jagdwunder, ungefähr wie des heiligen Hubertus", unverkennbar heran (oben S. 130).

185. Der alte Winkelried (S. 137). — Arnold Struth von W., der schweizer Nationalheld, durch dessen heldenmüthige Aufopferung die Eidgenossen am 9. Juli 1386 die Schlacht bei Sempach gegen Herzog Leopold von Oestreich gewannen.

186. Nikolaus von der Flüe (S. 137). — Geboren 1417, zog er sich nach einem thätigen Leben als Landmann, Richter und Krieger in seinem funfzigsten Jahre in die Einsamkeit zurück und lebte als Eremit. Nur einmal trat er noch in die Oeffentlichkeit, als im Dezember 1481 auf der Versammlung zu Stanz unter den acht Kantonen der damaligen Eidgenossenschaft ein so heftiger Zwist entstanden war, daß die Auflösung des Bundes bevorstand, und stellte durch die Macht seiner Rede den Frieden wieder her. Er starb 1487 und wurde 1669 kanonisirt.

187. Stanzstade (S. 137). — Stanzstade ist der Hafenplatz von Stanz und liegt am Alpnacher See, welches der Name für den südwestlichsten Theil des Vierwaldstätter Sees ist.

188. Wir sahen uns . . . nach dem Raynal'schen Monument um, aber vergebens (S. 138). — Das R.'sche Monument war ein Denkmal, errichtet zu Ehren der mythischen Begründer der helvetischen Freiheit, Fürst, Melchthal und Stauffacher, von dem in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts viel genannten und namentlich durch sein Werk: „L'Histoire philosophique et politique des établissements des Européens dans les deux Indes" (seit 1770 in über zwanzig Ausgaben) zur Berühmtheit gelangten französischen Gelehrten Guillaume Thomas François Raynal (geb. 1711, gest. 1796). Die „Biographie universelle" (Michaud). N. Ed. Tom. XXXV. Par. (1862), p. 263 berichtet über dieses Denkmal Folgendes: Etonné de ne trouver en Suisse aucun monument érigé en l'honneur de Furst, Melchtal et Stauffacher, les trois fondateurs de la liberté helvétique, Raynal s'engagea à en faire élever un à ses frais dans l'endroit où ils avaient juré d'affranchir leur pays du joug de la maison d' Autriche. La politique suisse permit à un Français d'accomplir ce projet honorable, et l'on voit encore dans une île, au milieu du lac de Lucerne, ce monument consacré

aux héros de la liberté helvétique. Raynal gâta peut-être le mérite de cet acte généreux en voulant que son buste, sculpté par Tassaert, fut placé à côté de leur image.

189. Sodann die Schweizerchronik wegen der Geschichte des Tell gelesen (S. 140). — Es war das Chronicon helveticum von Aegidius Tschudi (1505—1572), welches die Zeit bis 1570 umfaßt, aber nur bis 1470 von J. R. Iselin 1738 herausgegeben ist. Dieselbe Quelle benutzte auch Schiller für seinen „Wilhelm Tell", als Goethe die dichterische Behandlung des Stoffes aufgegeben und gewissermaßen an ihn abgetreten hatte. Eine sehr schiefe Darstellung dieses Vorganges findet sich in Riemer's Mittheilungen, Bd. II. S. 412 f.

190. Bei Gelegenheit der Schiller'schen Briefe (S. 140). — Die Briefe Schiller's vom 7., 14., 15. und 22. September, welche eine Reihe ästhetischer Fragen anregen, waren in Goethe's Hände gelangt.

191. Julius Roman. Andrea del Sarto. Vorlesung der Florentinischen Kunstgeschichte (S. 141). — Ueber Julius Roman vgl. man die Angaben im Register der Werke, Bd. XXVIII; — Andrea del Sarto, 1468, nach Andern 1478 in Florenz geboren und ebendaselbst 1530 gestorben, gehört somit auch der „Florentinischen Kunstgeschichte" an. Unter dieser sind im Obigen offenbar die Vorarbeiten zu verstehen, die Meyer für dies Gebiet gemacht hatte und Goethe mittheilte. Einiges davon wurde später in den „Propyläen" veröffentlicht.

192. Ich erinnerte mich des Effekts, den diese Gegenstände vor zwanzig Jahren auf mich gemacht (S. 141). — „Zwanzig" ist runde Zahl. Goethe war zum ersten Mal vor zweiundzwanzig Jahren, zum zweiten Mal vor achtzehn Jahren in der Schweiz gewesen. Man vgl. auch Anm. 182.

193. In der Beilage (S. 141). — Der Briefwechsel enthält nur die bereits oben in Anm. 140 angezogene „Kurze Nachricht von meiner Reise von Tübingen nach Stäfa"; die hier erwähnte „Beilage" über die eigentliche Schweizerreise fehlt auch dort.

194. Ihre beiden lieben Briefe mit den Beilagen (S. 142). — Vermuthlich die Briefe Schiller's vom 2. und 6. Oktober. Von „Beilagen" finden sich in dem ersteren die Elegien von Keller erwähnt, die Horner (s. Anmerkung 153) an Schiller

geschickt hatte und Dieser wieder Goethe mittheilte (s. Goethe-Schiller'scher Briefwechsel, Bd. II. S. 373).

195. Vielleicht zeigt Ihnen eine kleine Abhandlung bald (S. 142). — „Laokoon" war damals bereits geschrieben; man kann aber mit vieler Sicherheit annehmen, daß Goethe schon die Gedanken vorschwebten, welche er im folgenden Jahre in der Einleitung in die „Propyläen" niederlegte, und nicht mit Unrecht bezeichnet Viehoff („Goethe's Leben", Bd. III. S. 389) auch den Aufsatz „Vortheile, die ein junger Maler haben könnte, der sich zuerst bei einem Bildhauer in die Lehre gäbe" (Werke, Bd. XXVIII. S. 543 f.) als hieher gehörig.

196. An Herrn Geheime-Rath Voigt. Stäfa, den 17. Oktober 1797 (S. 144). — Uebereinstimmend mit Nr. 73 der Briefe Goethe's an Voigt, S. 207 f.

197. Seit einigen Tagen sind die Nachrichten vom Rhein her beunruhigend ..... Händel zu suchen (S. 144). — Man vgl. oben S. 116, S. 145 f. und Anmerkung 137.

198. Indessen wünschte ich Ihnen nur einen Blick von dem kleinen Balkon meines Zimmers (S. 144). — Man vgl. die skizzirte Beschreibung, die dem nachfolgenden Briefe an den Herzog beigefügt ist (unten Anm. 203).

199. Am Ende bleibt uns wol nur der Weg, den Wieland vor einem Jahre nahm (S. 145). — Wieland, dessen eine Tochter an den Buchhändler Heinrich Geßner in Zürich, den Sohn von Salomon Geßner, verheirathet war, hatte im Mai 1796 eine Reise nach der Schweiz gemacht und war über Stuttgart, Heilbronn, Schwäbisch-Hall, Ansbach, Nürnberg, Bamberg, Koburg und Saalfeld, wie er selbst berichtet, ohne auch nur einen Franzosen zu sehen zu bekommen, im September zurückgekehrt.

200. An den Herzog von Weimar. Stäfa, den 17. Oktober 1797 (S. 145). — Uebereinstimmend mit Nr. 124 des Briefwechsels, Bd. I. S. 231 ff.

201. Die Uebergebliebenen im Direktorium sind ihre [der Schweizer] Freunde nicht; in Barthélemy ist ihr Schutzpatron verbannt (S. 146). — Das Direktorium bestand nach dem 18. Fructidor aus Barras, La Reveillère und Rewbell. Außer Barthélemy war Carnot, der aber durch die Flucht entkam, zur Deportation verurtheilt. (Vgl. Anm. 126).

202. Der Pater Lorenz (S. 146). — Vgl. Anmerkung 182.

203. Ich lege eine kleine Schilderung, eine Aussicht von meinem Balkon bei (S. 146). — Diese fehlt sowol in unserm Text als auch im Briefwechsel Karl August's mit Goethe, wird indessen im Anhange zu den Briefen Goethe's an Voigt (S. 571 f.) mitgetheilt, aus welchem wir sie hier abdrucken.

„Stäfa. Lage desselben am See, fast eine Stunde lang, Häuser durch die Besitzungen getrennt. Kultur im höchsten Grade. Einige Landbuchten vom See herein mit fruchtbarem Erdreich gegen die Hügel, die Hügel selbst fruchtbar. Beschreibung der Aussicht vom Balkon meines Zimmers. Links die Straße durchs Ort, an der andern Seite derselben mit Mauer erhöhter Weingarten und Brunnen, weiter in eine artige Hecke eingezäunte Besitzthümer, Feld mit gelben Rüben, ein größeres mit weißen Rüben, keimende neue Saat, bestellte Flecke, umgrabene Flecke, schwarzer Boden, Rübenfeld. Häuser zwischen Baumstücken am Fuße der Hügel, Wiesenflecken, Weinberge den Hügel hinauf, oberwärts neue Anlagen getheilter Gemeingüter und besser benutzter Privatgüter. Ostwärts Kirchenhügel, mit Wein, Feldbau, Fruchtbäumen, Häusern und der Kirche. Im Hintergrund kahle Berge um den Wallenstätter See. Rechte Seite der Straße. Hausgarten, Weingarten des Nachbars, Haus des Nachbars, das die Aussicht unterbricht, weiter rechts südwärts hinter dem Hausgarten und Weingarten des Nachbars gegen Mittag und Südwest ununterbrochene Wiesen, dicht mit Fruchtbäumen besetzt, bis an den See hinunter. Die Fläche des Sees und das jenseitige Ufer, heitere Ortschaften daran hingezogen und bis an die steilern Höhen die Abhänge so viel als möglich genutzt. Wenn man mit dem Perspektiv die Flächen durchläuft, so ist es eine unendliche Welt, die man übersieht. Im Süden zeigen sich die Gipfel der Berge bei Einsiedeln und Schwyz, jetzt schon stark beschneit, da die ganze untere Landschaft noch vollkommen grün ist und kaum einige Bäume durch roth- und braune Tinten das Alter des Jahrs verkündigen. Was man sonst von Oekonomen wünschen hört, das sieht man hier vor Augen, den höchsten Grad von Kultur mit einer gewissen mäßigen Wohlhabenheit. Man kann wol sagen: es ist keine Hütte hier am Ort, alles Häuser und meist große Gebäude, die aber anzeigen, daß ein Landwirth darinnen wohnt."

204. Die Aldobrandini'sche Hochzeit (S. 146). — Man vgl. auch S. 147 und 154. Den Namen hat dieses Wandgemälde, das reliefartig in drei Gruppen getheilt ist und nach der gewöhnlichen Annahme aus der Zeit des Augustus, nach der Meyer's und Goethe's aus der des Titus stammt, von seinem ersten Besitzer, dem Fürsten Aldobrandini. Später kam es in den Besitz der Familie Borghese, dann in den Vatikan. Meyer hatte eine Kopie davon gemacht, die zu seinen bedeutendsten Arbeiten gezählt wird.

205. An Herrn Cotta in Tübingen. Stäfa, den 17. Oktober 1797 (S. 147). — Der Brief ist nur durch diesen Abdruck bekannt.

206. Euphrosyne (S. 148). — S. Werke, Bd. II. S. 48 ff., u. S. 154 f. dieses Bandes. — Eine ausführliche Darstellung über die reichbegabte Schauspielerin, deren Andenken in diesem Gedichte gefeiert wird (Christiane Becker), findet sich u. A. auch bei E. Pasqué, „Goethe's Theaterleitung in Weimar", Bd. I. S. 97—176.

207. Zu Seite 151, Zeile 5 v. u. — Hier ist der „Stäfa, den 17. Oktober 1797" datirte Brief an Schiller (Nr. 373 des Briefwechsels) nachzutragen:

„Noch habe ich nicht Zeit noch Stimmung finden können, aus meinem größern Tagebuch einen Auszug zu machen, um Sie von unserer Bergreise näher zu unterrichten; ich sage also hier nur noch kürzlich, daß wir von Richterschwyl auf Einsiedeln und von da auf Schwyz und Brunnen gingen; von da fuhren wir auf dem See bis Flüelen, gingen von da nach Altorf und bestiegen den Gotthard und kamen wieder zurück. In Flüelen setzten wir uns abermals ein und fuhren bis Beckenriedt im Kanton Unterwalden, gingen zu Fuß auf Stanz und Stanzstade, von da schifften wir über auf Küßnacht, gingen auf Immensee, schifften auf Zug, wanderten auf Horgen und schifften wieder nach Stäfa herüber.

„Auf dieser kurzen Reise haben wir die mannichfaltigsten Gegenstände gesehen und die verschiedensten Jahreszeiten angetroffen, wovon künftig ein Mehreres.

„Ueber die berühmte Materie der Gegenstände der bildenden Kunst ist ein kleiner Aufsatz schematisirt und einigermaßen ausgeführt; Sie werden die Stellen Ihres Briefes als Noten dabei finden. Wir sind jetzt an den Motiven, als dem

zweiten nach dem gegebenen Sujet; denn nur durch Motive kommt es zur innern Organiſation; alsdann werden wir zur Anordnung übergehen und ſo weiter fortfahren. Wir werden uns blos an der bildenden Kunſt halten und ſind neugierig, wie ſie mit der Poeſie, die wir Ihnen nochmals hiermit beſtens empfohlen haben wollen, zuſammentreffen wird.

„Leben Sie recht wohl, grüßen Sie die Nächſten! Wenn Sie mir auf dieſen Brief ein Wort ſagen mögen, ſo ſchicken Sie es nur an Cotta! Seit geſtern klingen die Nachrichten vom Rhein ſehr kriegeriſch, und am Ende werden wir uns hinten herum durch Schwaben und Franken nach Hauſe ſchleichen müſſen. Nochmals das beſte Lebewohl.

„Meyer grüßt ſchönſtens. So eben kommt die Aldobrandini'ſche Hochzeit, die wir lange von Rom erwarten, über Trieſt, Villach und Konſtanz an. Nun ſind alle unſere Schätze beiſammen, und wir können nun auch von dieſer Seite beruhigt und erfreut unſern Weg antreten."

208. Der junge Eſcher (S. 151). — Derſelbe, der Seite 115 und 116 erwähnt wird (ſ. oben Anm. 155), während der S. 152, Z. 7 und 9 Erwähnte der Vater iſt.

209. Beſuch bei Profeſſor Fäſi und Hauptmann Bürkli. . . . . Nach Tiſche zu Chorherrn Hottinger und Dr. Lavater (S. 152). — Bekannter als Johann Kaspar Fäſi und der Zeitungsredakteur Hauptmann Bürkli iſt Johann Jakob Hottinger durch ſeine äſthetiſchen und philologiſchen Schriften; es iſt Derſelbe, der ſpäter von 1802 bis 1810 mit Wieland und Friedrich Jacobs die in Zürich erſchienene Zeitſchrift „Attiſches Muſeum" herausgab; — Lavater iſt nicht Goethe's Jugendfreund, ſondern Dr. Diethelm Lavater, Arzt in Zürich.

210. Das Bild von Füeßli im Rathhauſe geſehen (S. 152). — Ueber Füeßli (Heinrich) ſ. das Perſonen- und Sachregiſter zu Bd. XXVIII.

211. Herrn Antiſtes Heß (S. 152). — Johann Jakob H. (1741—1828), Oberpfarrer und Antiſtes der Geiſtlichkeit des Kantons Zürich, Verfaſſer vieler theologiſcher Schriften und namentlich eines großen Bibelwerks.

212. An Herrn Geheime-Rath Voigt. Zürich, den 25. Oktober 1797 (S. 153). — Uebereinſtimmend mit Nr. 74 der Briefe Goethe's an Voigt, S. 208 ff.

213. **Dauthe ist ein verdienstvoller Mann** (S. 153). — Johann Friedrich Karl Cauthe (1749—1816), Kupferstecher und Architekt, später Baudirektor in Leipzig, ist unter Anderm Erbauer des Konzertsaals im Gewandhause daselbst.

214. **Heute kommen uns von Basel wieder Friedenshoffnungen** (S. 153). — Vgl. oben Anm. 126 und 201.

215. **Lassen Sie sich unser Theater einigermaßen empfohlen sein** (S. 154). — Das Weimarische Theater, das im Juli und August wieder in Lauchstädt seine Vorstellungen gegeben hatte, konnte, nachdem Christiane Becker am 22. September gestorben war, keinen Ersatz für sie gewinnen. Ueber die vergeblichen Bemühungen, welche der Hofrath Kirms als jetziger Vorstand der Theaterkommission machte, wobei auch Voigt's Vermittelung in Dresden nachgesucht wurde, vgl. man Pasqué, Bd. I. S. 143 ff. und S. 179 ff.

216. **Der Almanach** (S. 154). — Der „Musenalmanach für das Jahr 1798"; der zwei Zeilen später erwähnte **Wieweg'sche** hatte „Herrmann und Dorothea" zum Inhalt.

217. **An Herrn Oberkonsistorialrath Böttiger. Zürich, den 25. Oktober 1797** (S. 154). — Der Brief ist nur durch diesen Abdruck bekannt.

218. **Unsere Absicht ist, ein paar allgemein lesbare Oktavbände zusammenzustellen** (S. 154). — Vgl. die Vorbemerkung, S. 13.

219. **Dichter [haben] Rhythmen zur Ehre der Todten** (S. 155). — Aehnlich, wenn auch nicht auf Todte bezüglich, sind die Worte des Horaz an seinen Freund Censorinus, Carm. IV. 8. 11—12:

Gaudes carminibus: carmina possumus
Donare et pretium dicere muneris.

220. **Das nicht gelobte Land** (S. 155) — Frankreich.

221. **Das Exemplar des Vasenheftes** (S. 155). — Das erste Heft von Böttiger's „Griechischen Vasengemälden" war 1797 erschienen; offenbar hatte er Goethe ein Exemplar desselben nach Frankfurt zur Ansicht geschickt, als der Letztere sich dort aufhielt.

222. **Wieland, dessen freundliche, wohlbehaltene Tochter ich gestern ....gesehen habe** (S. 155). — Vgl. die Anmerkung 199.

223. **An Schiller. Zürich, den 25. Oktober 1797** (S. 155). — Uebereinstimmend mit dem gleichdatirten Briefe im Briefwechsel (Nr. 375).

224. **Ihnen ist die Zudringlichkeit des Vulkan's gegen Minerva bekannt** (S. 156). — Für die übrigens späte Mythe über die Geburt des Erichthonius müssen wir auf Apollod. Bibl., III. 14, 6, und die mythologischen Wörterbücher verweisen, wenn auch nicht auf den oben S. 156, Z. 14 erwähnten Benjamin Hederich (1625—1748), sondern beispielsweise auf Vollmer, „Wörterbuch der Mythologie aller Völker", neu bearbeitet von Dr. W. Binder. Stuttgart 1874, S. 191. Die von Goethe Raphael zugeschriebene Komposition, welcher diese Mythe zu Grunde liegt, findet sich als Wandgemälde im Badezimmer des Kardinals Bibiena (il retiro di Giulio II. genannt), im dritten Stockwerke des Vatikan's. Dies Zimmer, von Raphael um 1516 ausgeschmückt, enthielt einen Zyklus mythologischer Darstellungen im erotischen Geschmack, von denen Nagler nach Passavant anführt und würdigt sub Nr. VII. (auf S. 380, Bd. 14 seines Künstler-Lex.): „Vulkan und Pallas, auch die Entstehung des Erechtheus [sic fälschlich statt Erichthonius] genannt. Minerva ringt mit einem bärtigen Manne. Den Grund bildet Landschaft. Sowol die Komposition als die Zeichnung des Bildchens sind so schwach, daß sie nur von einem der weniger begabten Schüler Raphael's herrühren können."

225. **Später** (S. 156). — Der ganze Abschnitt S. 156 Z. 18 bis S. 157 Z. 6 v. u. steht nicht im Briefwechsel und möchte auch kaum dem 25. Oktober zuzuschreiben sein.

226. **Schaffhausen, Donnerstag den 26. Oktober 1797** (S. 157). — Von hier bis S. 158, letzte Zeile, Tagebuch.

227. **An Schiller. Tübingen, den 30. Oktober 1797** (S. 159). — Uebereinstimmend mit Nr. 377 des Briefwechsels bis auf zwei Absätze über Schiller's „Gang nach dem Eisenhammer" und Goethe's „Hermann und Dorothea" und „Wilhelm Meister", welche in unserm Texte fehlen.

228. **Humboldt hat von München geſchrieben** (S. 159). — Vgl. oben Anm. 17 und 170.

229. **Stuttgart, Mittwoch den 1. November 1797** (S. 159). — Von hier bis S. 161, Z. 15 Tagebuch.

230. **Im ſtillen Buſch den Bach hinab** (S. 160). — Man vgl. Werke, Bd. I. S. 250, Bd. V. S. 309 f. und Bd. XVIII. S. 72 ff.

231. **An Schiller. Nürnberg, den 10. November 1797** (S. 161). — Der erſte Abſchnitt findet ſich auch als Nr. 378 des Briefwechſels, der zweite fehlt daſelbſt. Auf der Rückſeite des Briefblattes ſtand noch mit Bleiſtift geſchrieben: „Die ächte poetiſche Begeiſterung des Voßiſchen Liedes:

„Dicht gedränget Mann und Weib,
Pflegen wir mit Punſch den Leib;
Wie den Fuchs die Grube
Wärmet uns die Stube —“,

hat mich äußerſt erbaut“ (vgl. Briefwechſel, I. S. 387).

232. **Wir haben zu unſerer beſondern Freude Knebeln hier angetroffen** (S. 161). — Vgl. oben Anm. 22.

233. **Ich . . . . . ſende ein Gedicht. Es iſt das vierte zu Ehren der ſchönen Müllerin** (S. 161). — Es iſt „Der Müllerin Reue“ (Werke, Bd. I. S. 252 ff.). Alle vier Balladen wurden zuerſt gedruckt in Schiller's „Muſenalmanach für das Jahr 1799“.

234. Der bequemeren Ueberſicht wegen möge hier noch eine Zuſammenſtellung folgen, aus welcher die eingeſchlagene Reiſeroute und die Dauer des Aufenthalts an den einzelnen Orten zu erkennen iſt.

30. Juli bis 2. Auguſt. Von Weimar nach Frankfurt.
25. Auguſt. Nach Heidelberg.
27. Auguſt. Nach Heilbronn.
29. Auguſt. Ueber Ludwigsburg nach Stuttgart. Während des Aufenthaltes daſelbſt am 1. September Ausflug nach Hohenheim, am 3. nach Neckarrems in das öſtreichiſche Lager.
7. September. Nach Tübingen.

Aus „Erwin und Elmire.“*)

I.

Erwin.

Inneres Wühlen
Ewig zu fühlen,
Immer verlangen,
Nimmer erlangen,
Fliehen und Streben,
Sterben und Leben, —
Hölliſche Qual
Endig' einmal!

II.

Erwin.

Auf dem Land und in der Stadt
Hat man eitel Plagen,
Muß ums Bißchen, was man hat,
Sich mit'm Nachbar ſchlagen.
Rings auf Gottes Erde weit
Iſt nur Hunger, Kummer, Neid,
Dich hinauszutreiben.

Bernardo.

Erdennoth iſt keine Noth
Als dem Feig- und Matten.

*) Außer dem „Veilchen“ (I, 229) welches Goethe wahrſcheinlich nur in das Singſpiel „Erwin und Elmire“ hineingelegt, aber nicht aus demſelben in die Gedichte aufgenommen hat, ſind allmählig, namentlich ſeit der Ausgabe von 1853, eine größere Anzahl von Liedern und ſelbſt Dialoge des genannten Stückes von demſelben getrennt worden. Wir müſſen dem gegebenen Beiſpiele folgen, um uns nicht den Vorwurf der Unvollſtändigkeit zuzuziehen, und wählen dabei die Reihenfolge, daß wir zuerſt die zwei Stücke geben, welche einzig der älteren proſaiſchen Bearbeitung des Singſpiels, 1774—1775, angehören; es folgt dann als drittes „Neue Arien zur erſten Scene“, die in Wieland's Teutſchem Merkur (Januar 1776, S. 9) allein erſchienen, und als viertes bis dreizehntes zehn Gedichte, die ſich noch in der poetiſchen Bearbeitung von „Erwin und Elmire“ 1788 vorfinden, von denen aber das fünfte, neunte, elfte, zwölfte und dreizehnte auch ſchon in der älteren ſtehen. Die Ueberſchriften, wo ſie ſich in älteren Ausgaben finden, ſind beibehalten, außerdem aber die Namensbezeichnungen aus dem Singſpiel überall hinzugeſetzt. — Die proſaiſche Bearbeitung von „Erwin und Elmire“, Befinden gewidmet (vgl. S. 18 dieſes Bandes) erſchien zuerſt in Jakobi's Iris II, 3, 164 ff., März 1775, und in demſelben Jahre noch als beſondere Ausgabe. Der Reviſion des Textes iſt übrigens die zu Weimar im Privatbeſitze befindliche Originalhandſchrift der zweiten Bearbeitung zu Grunde gelegt.

16. September. Nach Tuttlingen.
17. September. Nach Schaffhausen.
19. September. Nach Zürich.
21. September. Nach Stäfa.
28. September. Nach Einsiedeln.
29. September. Nach Schwyz.
30. September. Nach Altorf.
1. Oktober. Nach Wasen.
2. Oktober. Zum Sankt-Gotthard-Hospital.
3. Oktober. Vom Hospital aufwärts bis zum Pater Lorenz, Nachmittags zurück.
4. Oktober. Nach Wasen.
5. Oktober. Nach Altorf.
6. Oktober. Nach Stanz.
7. Oktober. Nach Zug.
8. Oktober. Zurück nach Stäfa.
21. Oktober. Nach Zürich.
26. Oktober. Nach Schaffhausen.
27. Oktober. Nach Tuttlingen.
28. Oktober. Nach Balingen.
29. Oktober. Nach Tübingen.
1. November. Ueber Echterdingen nach Stuttgart.
2. November. Nach Gmünd.
3. November. Nach Ellwangen.
4. November. Nach Großenriedt.
5. November. Nach Schwabach.
6. November. Nach Nürnberg.
15. bis 19. oder 20. November. Von Nürnberg nach Weimar.

Aus einer

Reiſe am Rhein, Main und Neckar

in den Jahren 1814 und 1815.

Vorbemerkung des Herausgebers.

Die Schilderungen und Berichte, welche den Sommerreisen Goethe's in den Jahren 1814 und 1815 ihren Ursprung verdanken, zeigen uns den Verfasser auf einem wesentlich andern Standpunkte, als er ihn in der Schweizerreise vom Jahre 1797 einnahm. So sehr man in der kunstlosen und willkürlichen Weise, wie die letztere aus Briefen und Tagebüchern zusammengesetzt ist, eine ordnende und kritisch sichtende Hand vermißt, so erkennt man doch überall, daß Goethe sowol für die bildenden Künste wie für die Poesie nur in der Antike die Ideale findet, und die theoretischen Untersuchungen, die er über jene mit Meyer, über diese mit Schiller anstellt, bestätigen diese Thatsache. Anders ist es im Jahre 1814. Wir sehen Goethe mit besonderem, ja nahezu ausschließlichem Interesse der christlichen Kunst des Mittelalters seine Aufmerksamkeit zuwenden; und wenn wir es auch nicht gerade aus den Reiseberichten erkennen, die sich fast nur mit der bildenden Kunst beschäftigen, so wissen wir doch aus anderen Quellen, daß sich

auch in ſeiner Auffaſſung der Poeſie und ihrer Ziele eine weſentliche Umwandlung vollzogen hat. Als Dichter iſt er augenblicklich der griechiſch-römiſchen Antike entfremdet; er ſchöpft ſeine Stoffe aus dem von jener ſo verſchiedenen Orient und bereitet ſo in ſich jene Vorſtellung einer „Weltliteratur" als des höchſten zu erſtrebenden Zieles vor, die in noch ſpäteren Jahren bei ihm faſt zum Dogma ausgebildet erſcheint.

Es iſt nun von Intereſſe, nachzuweiſen, auf was für Einwirkungen dieſe Umwandlung oder eigentlich dieſe Erhöhung des ganzen Geſichtspunktes bei Goethe beruht, und die nachfolgenden Schriften nöthigen um ſo mehr, dies zu verſuchen, als in ihnen jener Uebergang zu neuen Anſchauungen zuerſt deutlich ausgeſprochen iſt.

Für die bildende Kunſt, mit der wir es hier zuerſt zu thun haben, iſt eigentlich mit dem Namen Sulpiz Boiſſerée Alles geſagt; denn wenn auch in der vielſeitig und umfaſſend beanlagten Natur Goethe's die Möglichkeit und ſogar die lebendige Neigung zur Erweiterung ſeiner Anſichten lag, ſo bedurfte es doch auch bei ihm der angelegentlichſten und eifrigſten Bemühungen Anderer, um ihn für eine Sache zu intereſſiren, die ihm ſeiner bisherigen Entwickelung nach ferne geblieben war. An ſolchen nun hat Boiſſerée es nicht fehlen laſſen, und um ſo weniger, als bei aller ſeiner perſönlichen Verehrung und Hochſchätzung Goethe's doch auch die Anerkennung ſeiner eigenen Beſtrebungen weſentlich mit von der Stellung abhing, welche Dieſer ihnen gegenüber einnahm. Goethe war ſo wie jetzt auch ſchon in den Augen ſeiner Zeit trotz ſeiner zahlreichen Gegner, Neider und Feinde

eine literarische Großmacht, und auch auf sein Kunsturtheil wurde der größte Werth gelegt, namentlich seit er durch die Herausgabe der „Propyläen“ (1798—1800) und durch die vorzugsweise von ihm begründeten Weimarischen Kunstausstellungen und Preisbewerbungen, die von 1799 bis 1805 dauerten, in genauere Verbindung mit der damaligen Künstlerwelt getreten war.

Sulpiz Boisserée (1783—1854), sein Bruder Melchior (1786—1851) und ihr Freund Johann Baptist Bertram (1776—1841) repräsentiren in ihrem orthodoxen, dabei aber duldsamen und nur der Priesterherrschaft feindlichen Katholizismus, in ihrem patriotischen Sinne für deutsche Größe und Herrlichkeit, endlich in ihrer ausgesprochenen und ausschließlichen Vorliebe für die Kunst und Literatur des Mittelalters recht eigentlich und deutlich jene oft viel unbestimmter und farbloser auftretende Richtung der Weltanschauung, welche man die romantische zu nennen gewohnt ist. Nachzuweisen, worin sich diese bei ihnen im Einzelnen, sei es in gleichartiger, sei es in abweichender Weise gezeigt hat, liegt außerhalb unsrer Zwecke, namentlich auch schon deswegen, weil Goethe in genauere Verbindung eigentlich nur mit Sulpiz Boisserée getreten ist; und abgesehen hiervon kann man ohne Bedenken sagen, daß sich die eigentlich praktischen Lebensaufgaben der drei Männer auf zwei Dinge beziehen: auf die würdige Unterbringung ihrer Gemäldesammlung und auf die Vollendung des Kölner Domhaus. Mit wie günstigem Erfolge sie beide gelöst haben, ist allgemein bekannt. Mit der Gemäldesammlung, die sie seit 1810 in Heidelberg gehabt hatten, siedelten sie

1819 nach Stuttgart über und verkauften sie 1828 dem Könige Ludwig I. von Baiern, der sie zuerst in seinem Schlosse Schleißheim, 1836 aber größtentheils in der alten Pinakothek in München, zum Theil in der St. Moritzkapelle in Nürnberg aufstellen ließ. Ebenso aber, wie hiedurch erreicht ist, daß diese Sammlung ganz den Absichten der Besitzer gemäß allgemein zugänglich ward, hat das Interesse, welches sie und in Verbindung mit ihnen Friedrich Schlegel, bald auch Goethe, für den Kölner Dom an den Tag legten, vorbereitend und maßgebend für die großartigen Veranstaltungen gewirkt, welche noch jetzt für die Vollendung desselben bestehen. An diese Resultate zu erinnern, war zum Verständniß des Folgenden nothwendig; für die Kenntnißnahme von den mühevollen Wegen, auf denen sie erreicht sind, müssen wir auf das Werk „Sulpiz Boisserée, Stuttgart 1862" verweisen, dessen erster Band außer einer kurzen Selbstbiographie, die allerdings nur bis 1808 geht, des Genannten Korrespondenz mit zahlreichen Freunden und Geschäftsmännern enthält, während der zweite ausschließlich dem Briefwechsel mit Goethe bestimmt ist.

So erfreulich sich nun die Beziehungen Sulpiz Boisserée's zu Goethe später gestalteten, ebenso schwierig war die Einleitung derselben. Graf Reinhard, der im Sommer 1807 Goethe's persönliche Bekanntschaft gemacht hatte und jetzt als französischer Gesandter in Kassel lebte, übernahm zwar die Empfehlung und richtete sie, wie sein Brief vom 16. April 1810 (Briefwechsel zwischen Goethe und Reinhard in den Jahren 1807 bis 1832, Cotta 1850, S. 76) beweist, in angelegentlicher Weise aus; aber Goethe lehnt einen Besuch Boisserée's wenigstens für den

Sommer ab. „Wie Sie selbst am Besten fühlen," schreibt er an Reinhard am 22. April, „so müßte ein Schüler von Friedrich Schlegel eine ziemliche Zeit um mich verweilen, und wohlwollende Geister müßten uns beiderseits mit besonderer Geduld ausstatten, wenn nur irgend etwas Erfreuliches oder Auferbauliches aus der Zusammenkunft entstehen sollte." Für den Winter ist er indessen einem Besuche weniger abgeneigt, und ebenso zeigt er sich auch bereit, die Zeichnungen über den Dom zu Köln, die bereits angefertigt sind, in Empfang zu nehmen und zu prüfen; er fügt außerdem noch das Versprechen hinzu, daß Boisserée freundlich aufgenommen werden und bei ihm in Punkten, die ihm sonst feindselig seien, mehr Geduld und Nachsicht finden solle, als er sie zu üben pflege. Boisserée versäumt nicht, von Reinhard benachrichtigt, in verbindlicher Weise Goethe alsbald die Zeichnungen zukommen zu lassen, indem er zugleich die nöthigen historischen Angaben über die Geschichte des Doms damit verbindet. Und hier zeigt sich denn schon einiger Erfolg. Zwar enthält der Brief an Reinhard vom 14. Mai noch einige abweisende Bemerkungen, wie folgende: „Man kann Niemandem vorschreiben, wohin er seine Liebhaberei wenden und wozu er die ihm einwohnenden Gaben ausbilden soll. ... Am Wunderbarsten kommt mir dabei der deutsche Patriotismus vor, der diese offenbar sarazenische Pflanze [die gothische Baukunst] als aus seinem Grund und Boden entsprungen gern darstellen möchte." Auch spricht er noch tadelnd von seiner eigenen jugendlichen Abgötterei, die er mit dem Straßburger Münster getrieben habe, ohne freilich zu bedenken, daß diese damals bei ihm aus anderen Gründen hervorgegangen war. Aber im Ganzen machen doch

die von Quaglio und Fuchs gezeichneten Blätter einen bedeutenden Eindruck auf ihn, und er iſt begierig auf weitere Zuſendungen, die ihn eine noch genauere Sachkenntniß würden gewinnen laſſen. So ergeht denn ſchon am 15. Mai an Boiſſerée die erſehnte Einladung, nach Weimar zu kommen.

Indeſſen iſt damit noch lange nicht Alles in Ordnung. Boiſſerée, über das gewonnene Reſultat erfreut, hegt jetzt zunächſt den Wunſch, daß Goethe über das von ihm vorbereitete Werk über den Kölner Dom eine Anzeige in dem Cotta'ſchen „Morgenblatt" machen möge, wobei er indeſſen vermieden wünſcht, was Goethe in einem Briefe an Reinhard thut, daß man den Straßburger Münſter über den Kölner Dom ſetze. Klüglicherweiſe braucht er wiederum Reinhard als Vermittler, der jedoch diesmal etwas kühler zu Werke geht und gewiſſermaßen für Goethe gegen ihn Partei nimmt. „Der junge Freund", ſchreibt er am 27. Juni an Goethe, „iſt über Ihre Antwort und Ihre Erlaubniß zu einem Beſuch überglücklich. Allein Ihre milde Beſchränkung des mitzutheilenden Antheils auf das, was ſich Beifälliges über ſeine Unternehmung ſagen ließ, hat den Erfolg gehabt, der ſich vorausſehen ließ; der junge Mann hat flugs ſich eingebildet, Sie ſähen die ganze Sache mit ſeinen Augen. Er meint, ſie ſei Ihnen als etwas Großes, wovon Sie vor Zeiten einen Jugendtraum, ſeitdem aber keine Kunde mehr gehabt, ſo eigentlich aufs Herz gefallen." — Goethe lehnt die von Boiſſerée gewünſchte Ankündigung ab und drückt ſich unter dem 22. Juli überhaupt ſehr beſtimmt gegen Reinhard über ſeine Stellung zu der ganzen Frage aus. „Zuerſt will ich Sie erſuchen," heißt es in

dem Briefe vom genannten Datum, „den jungen Freund in Heidelberg aufzuklären, damit er erfahre, wie ich es meine. Es würde sonst, wenn er uns besucht, ein verdrießliches Verhältniß geben, wenn er erst alsdann erführe, wie ich denke. Das, was er mit seinen Künstlern geleistet hat, kann man ohne Bedingung loben. Die Behandlung des Gegenstandes ist trefflich, der Gegenstand selbst aber für uns nur an seiner Stelle schätzenswerth als ein Dokument einer Stufe menschlicher Kultur." Und fast hart sind die nachstehenden Worte, wenn Goethe auch zu ihnen berechtigt sein mochte: „Ich habe schon oft genug in meinem Leben ähnliche Fälle mit jungen Leuten gehabt, so daß ich neulich mich ganz und gar auch von den bessern enthalte. Einfluß gestehen sie uns, Einsicht trauen sie sich zu, und die erstere [den ersteren] zu Gunsten der letzteren zu nützen ist eigentlich ihre stille Absicht. Ein wahres Zutrauen ist nicht in der Sache. Ich nehme es ihnen nicht übel; aber ich mag weder gutmüthig mich selbst betriegen, noch fremde Zwecke gegen meine Ueberzeugungen befördern."

Es ist nicht anzunehmen, daß Reinhard diese letzten unwilligen Aeußerungen Boisserée mitgetheilt haben wird; aber schon was er ihm mittheilen mußte, war ausreichend, ihn zu verstimmen. Sei es nun, daß dies der Grund war, oder daß ein bald darauf — Ende August — mit Cotta geschlossener Vertrag über die Herausgabe des Dommerks seine Thätigkeit anderweitig in Anspruch nahm, jedenfalls ließ Boisserée gegen Goethe direkt nichts Weiteres hören, kam auch nicht im Herbste nach Weimar, sondern knüpfte erst am 24. November die Beziehungen

Arbeit schafft Dir täglich Brod,
Dach und Fach und Schatten.
Rings, wo Gottes Sonne scheint,
Findst ein Mädchen, findst einen Freund.
Laß' uns immer bleiben!

III.

Olympia.

Ihr sollt genießen
Und darbt im Ueberfluß.
Die Jahre, sie fließen;
Man darbet, man muß!

In seligem Umfangen
Drängt sich die Brust empor;
Mit quellendem Verlangen
Horcht jedem Laut Dein Ohr;
Im Morgenrothe freuet
Dein eignes Bildniß Dich,
Und himmelab bestreuet
Der Weg mit Blumen sich.

Elmire.

Was sind all die Seligkeiten
Jener flachen Inzendzeiten
Gegen diesen Augenblick,
Da mein Herz sein volles Glück
Aus der holden Schwermuth trinkt,
Da ich himmelwärts mich sehne,
Und in bittersüßer Thräne
Eine Welt im Auge blinkt!

IV.

Rosa.

Wie schön und wie herrlich, nun sicher einmal
Im Herzen des Liebsten regieren!

Valerie.

Wie schön und wie fröhlich, durch Feld und durch Thal
Sein Liebchen am Arme zu führen!

wieder von Neuem an, indem er seinen Besuch für den März 1811 in Aussicht stellte. Auch Goethe war inzwischen wieder freundlicher gestimmt; er giebt seinen Rath in manchen auf das Domwerk bezüglichen Fragen (Briefwechsel zwischen Goethe und Reinhard, S. 101, und S. Boisserée, Bd. II. S. 10) und hat offenbar seine Einladung erneuert. Dies hatte denn zur Folge, daß Boisserée gelegentlich einer längeren Reise durch das mittlere Deutschland die Zeit vom 2. bis zum 13. Mai 1811 in Weimar zubrachte.

Ueber seinen ersten Besuch sowol wie über seinen weiteren Verkehr mit Goethe in dieser Zeit hat Boisserée ausführliche Mittheilungen gegeben, die hier nicht wiederholt werden können. Jedenfalls war das Resultat für ihn viel günstiger, als er erwartet hatte. Goethe empfand bald entschiedenes persönliches Wohlwollen für ihn, und die zahlreichen Zeichnungen, welche Boisserée ihm und später in seiner Gegenwart dem Weimarischen Hofe vorlegte, steigerten sein Interesse an der Kunstrichtung, die ihm bisher fremd gewesen war. Bei den mannichfachen Unterhaltungen wurde auch eine Schwierigkeit glücklich überwunden, die dem rückhaltsloseren Verkehr beider Männer hinderlich erschien: die unbedingte Verehrung Boisserée's für Friedrich Schlegel, dem er für seine eigene Bildung so viel verdankte, und die ebenso große Abneigung Goethe's gegen Diesen, die vielleicht ganz berechtigt und jedenfalls durch Schlegel's Verhalten hervorgerufen war. Das Ueberwinden dieser Schwierigkeit ist indessen mehr das Verdienst von Goethe's Milde und Duldsamkeit als einer Anerkenntniß von Seiten Boisserée's, wie ungerecht Schlegel über Goethe urtheilte.

Eine weitere Entwickelung der Beziehungen Goethe's zu Boisserée, die sich bis zu dem Tode des Ersteren fortsetzten, kann hier nicht erwartet werden. Deshalb sei nur erwähnt, daß zwar ein noch im Sommer 1811 beabsichtigtes Zusammentreffen in Karlsbad vereitelt wurde, indessen die brieflichen Mittheilungen Beider häufiger werden. In dem nächsten Jahre schon erfreute Goethe seinen jungen Freund durch eine öffentliche Anerkennung seiner Bestrebungen und des Werthes der deutschen Kunst im zweiten Bande von „Dichtung und Wahrheit" (vgl. Werke, Bd. XXI. S. 159 f.), und in den Sommern der Jahre 1814 und 1815 endlich gab Goethe's Aufenthalt am Rhein und sein längeres Verweilen in Boisserée's Hause in Heidelberg mannichfaltige Gelegenheit zu weiterem Gedankenaustausch, um so mehr, als Goethe jetzt erst die Gemäldesammlung der drei Freunde mit eigenen Augen prüfen konnte. Aber man muß gleichwol festhalten, daß auch nachdem dies geschehen war, also bei eigener Anschauung und ganz unbefangenem Urtheil, Goethe sich doch niemals zu einer übermäßigen und einseitigen Schätzung der älteren deutschen Kunst hinreißen ließ. Man sieht dies z. B. auch daraus, daß er Meyer's Aufsatz im zweiten Hefte von „Kunst und Alterthum": „Neudeutsche religios-patriotische Kunst", nicht im Mindesten beanstandete, obgleich Dieser mit Tadel sehr freigebig, mit Lob sparsam gewesen war. Boisserée war denn auch mit demselben sehr unzufrieden, wenn er es schon in seinem Briefe an Goethe vom 23. Juni 1817 nur mit einiger Schonung ausspricht. „Wie sehr", schreibt er, „weicht von dieser Ansicht [der Nothwendigkeit des stets regen Auf-

faſſens und Darſtellens der Natur und des Lebens] die des Verfaſſers des polemiſchen Aufſatzes ab, indem er gegen die Nachahmer italieniſcher und deutſcher Kunſt die helleniſche als einziges Kanon aufſtellt... Aus der Nachahmung von Kunſtwerken wird eben nie etwas Aechtes hervorgehen, die Vorbilder mögen nun ſein, welche ſie wollen. ... Wir beklagen allein, daß nicht, wie wir es erwartet, Sie ſelbſt den Aufſatz übernommen haben. Denn nur Sie mit Ihrem großen Sinn, empfänglich für alles Aechte, welcher Geſtalt es auch erſcheine, nur Sie waren im Stande, die Aufgabe zu löſen und zwiſchen zwei Ultrapunkten die wahrhaft beſeligende Mitte zu zeigen." Boiſſerée wußte indeſſen auch Meyer bald zu gewinnen. Als Dieſer im Oktober 1817 in Heidelberg geweſen war und die Boiſſerée'ſche Sammlung geſehen hatte, konnte Sulpiz (am 19. Oktober) an Goethe ſchreiben: „Nun von Hofrath Meyer zu reden, ſo hat es uns eine große Freude gewährt, ihn vor den Werken der verkannten Künſtler ſeine Beichte ablegen zu hören, obwol es uns allerdings noch lieber geweſen wäre, er hätte keine nöthig gehabt."

Ebenſo wie in Betreff der bildenden Kunſt hatte Goethe aber auch im Laufe der Zeit ſeine Anſichten über den ausſchließlichen Werth der Poeſie des Alterthums geändert. Der „Weſt-öſtliche Divan", deſſen Anfänge nicht über das Jahr 1813 zurückgelegt werden dürfen, iſt aus der Anregung durch perſiſche und arabiſche Poeſie hervorgegangen, mit deren Weſen und Charakter Goethe früher vollſtändig unbekannt geweſen war, wenn auch ſeine umfaſſende Bibelkenntniß ihn auf deren Aufnahme und Verſtändniß in

gewiſſer Weiſe vorbereitet hatte. Wie ſehr er aber ſelbſt von dem Gegenſtande erfüllt war und wie wenig er ſich damit von ſeinem Berufe als deutſcher Dichter zu entfernen glaubte, das beweiſen vor Allem die vertrauens- und hoffnungsvollen Worte, mit denen er ſeinen Divan 1819 in die Welt ſandte und die ſich doch eigentlich wenig erfüllt haben:

„Nun, ſo legt Euch, liebe Lieder,
An den Buſen meinem Volke!“

So bedeutungsvoll aber auch die ganze Thätigkeit Goethe's in dieſer Richtung für ſeine Geſammtbeurtheilung ſein mag, ſo haben wir doch keine Veranlaſſung oder Berechtigung, hier genauer auf dieſelbe einzugehen; denn einmal iſt in der Vorbemerkung zum „Weſt-öſtlichen Divan“ (Werke, Bd. IV. S. I—XLVII) bereits eine genaue Entwickelung von deſſen Entſtehen und eine gründliche Beurtheilung ſeiner Bedeutung gegeben; außerdem aber werden wir in den nachfolgenden Aufſätzen durch nichts an ihn erinnert, ſo daß es genügen muß, feſtzuſtellen, wie eben dieſe Thätigkeit auf einem ſo fremden Gebiete mit den Eindrücken gleichzeitig iſt oder zum Theil auch durch ſie hervorgerufen wird, die Goethe auf ſeinen beiden Reiſen gewinnt. In der That ſind es mehr als funfzig Gedichte zum „Divan“, die während dieſer Zeit entſtanden ſind, und wenn wir hiervon ſelbſt die kleine Anzahl aus dem Buche Suleika in Abrechnung bringen, deren Verfaſſerin Marianne Willemer iſt, ſo bleibt immer noch das Reſultat übrig, daß Goethe auf dieſen Rheinreiſen in höherem Grade poetiſch angeregt war als je auf einer früheren.

Ueber die Reiſen ſelbſt, deren ausführlichere Beſprechung hier ohnehin zu weit führen würde, können wir um ſo eher hinweggehen, da wir an die Anmerkungen zu denſelben aus den anderweitig vorhandenen Daten eine Art Tagebuch angeſchloſſen haben, aus dem Goethe's Aufenthalt, Verkehr und Korreſpondenz für die Mehrzahl der Reiſetage zu entnehmen iſt. Daher ſei nur im Kurzen Folgendes erwähnt. Die Reiſe im Jahre 1814 dauerte vom 25. Juli bis zum 27. Oktober. Die Badekur in Wiesbaden, wo Goethe am 30. Juli ankam, wurde namentlich durch einen zweitägigen Ausflug nach Rüdesheim und Bingen unterbrochen, den Goethe mit Zelter und Cramer unternahm. Wir verdanken demſelben die Eindrücke, die Goethe ſpäter in der anſchaulichen und ſchönen Schilderung des Sankt-Rochusfeſtes wiedergab. Vom 1. bis zum 8. September war er dann in Winkel, auf dem Landgute der Familie Brentano, von wo aus er täglich Fahrten in das Rheingau machte. Nachdem er dann noch einige Tage in Wiesbaden verweilt hatte, ging er auf acht Tage nach Frankfurt und von dort, der Einladung Boiſſerée's folgend, am 24. September nach Heidelberg, wo er bis zum 10. Oktober blieb. Von dort wieder nach Frankfurt zurückgekehrt, reiſte er am 19. Oktober ab und kam, nachdem er ſich nur noch einige Tage in Hanau und jedenfalls nur kurze Zeit vorher in Offenbach aufgehalten hatte, am 27. Oktober wieder nach Weimar.

Auch im Jahre 1815 iſt Wiesbaden ſein erſtes Ziel. Am 24. Mai von Weimar abgereiſt und am 30ſten dort angekommen, bleibt er bis zum 10. Auguſt daſelbſt und reiſt

dann mit Boisserée über Mainz nach Frankfurt. Sein dortiger Aufenthalt, der durch den Verkehr mit der Familie Willemer einen besondern Reiz gewann, dauerte bis zum 19. September. Am 20sten ist er in Darmstadt, vom folgenden Tage an bis zum 7. Oktober wieder im Hause Boisserée's in Heidelberg, von wo aus er inzwischen noch auf zwei Tage nach Karlsruhe ging. Auf der Heimkehr begleitete Boisserée Goethen bis Würzburg; von hier setzte Goethe allein über Meiningen und Gotha seine Reise bis Weimar fort, wo er am 11. Oktober eintraf.

Die Grundlagen zu den nachfolgenden Aufsätzen, die zum Theil geradezu den Zweck haben, in Boisserée's Interesse die Aufmerksamkeit des Publikums auf den Werth der deutschen und niederländischen Kunst zu lenken, bildeten Goethe's eigene Tagebücher, aus denen er manche Abschnitte, wie z. B. die über Köln und Frankfurt (unten S. 267 bis 278 und S. 286 bis 305) schon auf der Reise ausarbeitete. Den größeren Theil führte er indessen erst in Weimar in den Wintermonaten von 1815 auf 1816 zu Ende. Die in künstlerischer Beziehung bedeutendste Schilderung, das „Sankt-Rochusfest zu Bingen", war zwar schon am 29. August 1814 schematisirt (s. Verzeichniß einer Goethe-Bibliothek, 1874, S. 219 f.); die Ausarbeitung aber erfolgte erst im Sommer 1816 in Tennstädt, wo Goethe seinen Sommeraufenthalt nahm, nachdem er eine wieder beabsichtigte Rheinreise infolge eines Unglücksfalls aufgegeben hatte.

Diese Reiseerinnerungen, zu denen Boisserée gelegentlich auf Goethe's Veranlassung noch einige Data gab, haben aber auch noch eine andere Bedeutung. Sie gaben

Veranlassung zu der Begründung der Zeitschrift „Kunst und Alterthum", in welcher Goethe die Mehrzahl seiner späteren Aufsätze und Gedichte veröffentlichte und die er bis zu seinem Tode redigirte. Die drei ersten Hefte, 1816 bis 1817 erschienen, führten noch den Titel: „Ueber Kunst und Alterthum in den Rhein- und Mayn-Gegenden"; mit dem vierten — oder ersten des zweiten Bandes — (1818) tritt bereits die allgemeinere Bezeichnung „Ueber Kunst und Alterthum" ein. Jene drei ersten Hefte enthalten schon die drei Artikel: „Kunstschätze am Rhein, Main und Neckar", „Sankt-Rochusfest zu Bingen", „Im Rheingau Herbsttage", jedoch nur die beiden letzten schon mit besondrer Ueberschrift; in die Werke wurden sie unter der Gesammtüberschrift erst nach Goethe's Tode 1833 aufgenommen, und zwar mit unbedeutenden Veränderungen. Es sei schließlich noch erwähnt, daß der Publikation in „Ueber Kunst und Alterthum" noch ein Aufsatz im „Morgenblatt" (Nr. 60, 61 und 62 vom 9., 11. und 12. März 1816) voranging, in welchem Goethe über das Entstehen seiner Arbeiten und deren Zweck genauere Auskunft giebt; derselbe gehört zu den zahlreichen Stücken, die in den neunundzwanzigsten Theil unserer Goethe-Ausgabe (S. 331—341), der die „Aufsätze zur Literatur" enthält, neu aufgenommen sind.

Aus einer Reise am Rhein, Main und Neckar

in den Jahren 1814 und 1815.

Zu des Rhein's gestreckten Hügeln,
Hochgesegneten Gebreiten,
Zuen, die den Fluss begrüßeln,
Weingeschmückten Fundsweiten
Mögst mit Gedankenflügeln
Ihr den treuen Freund begleiten.

Inhalt.

1. Sankt-Rochusfest zu Bingen.
2. Im Rheingau Herbsttage.
3. Kunstschätze am Rhein, Main und Neckar.

Sankt-Rochusfest zu Bingen.

Am 16. August 1814.

Vertraute gesellige Freunde, welche schon wochenlang in Wiesbaden der heilsamen Kur genossen, empfanden eines Tages eine gewisse Unruhe, die sie durch Ausführung längst gehegter Vorsätze zu beschwichtigen suchten. Mittag war schon vorbei und doch ein Wagen augenblicklich bestellt, um den Weg ins angenehme Rheingau zu suchen. Auf der Höhe über Biberich erschaute man das weite, prächtige Flußthal mit allen Ansiedelungen innerhalb der fruchtbarsten Gauen. Doch war der Anblick nicht vollkommen so schön, als man ihn am frühen Morgen schon öfters genossen, wenn die aufgehende Sonne so viel weiß angestrichene Haupt- und Giebelseiten unzähliger Gebäude, größerer und kleinerer, am Flusse und auf den Höhen beleuchtete. In der weitesten Ferne glänzte dann vor allen das Kloster Johannisberg, einzelne Lichtpunkte lagen dies- und jenseits des Flusses ausgesäet.

Damit wir aber sogleich erführen, daß wir uns in ein frommes Land bewegten, entgegnete uns vor Mosbach ein italienischer Gipsgießer, auf dem Haupte sein wohlbeladenes Brett gar kühnlich im Gleichgewichte schwenkend. Die darauf schwebenden Figuren aber waren nicht etwa, wie man sie nordwärts antrifft, farblose Götter- und Heldenbilder, sondern, der frohen und heitern Gegend gemäß, bunt angemalte Heilige. Die Mutter Gottes thronte über allen; aus den vierzehn Nothhelfern waren die vorzüglichsten auserlesen; der heilige Rochus

Roſa.

Man ſiehet mit Freude die Wolken nun ziehn,
Die Bäche mit Ruhe nun fließen!

Valerio.

Die Bäume nun grünen, die Blumen nun blühn,
Kann Alles gedoppelt genießen.

Beide.

Die Tage der Jugend, ſie glänzen und blühn;
O, laſſ' uns der Jugend genießen!

V.*)

Ein Schauſpiel für Götter,
Zwei Liebende zu ſehn!
Das ſchönſte Frühlingswetter
Iſt nicht ſo warm, ſo ſchön.

Wie ſie ſtehn, nach einander ſehn,
In vollen Blicken
Ihre ganze Seele ſtrebt!
In ſchwebendem Entzücken
Zieht ſich Hand und Hand,
Und ein ſchauervolles Drücken
Knüpft ein dauernd Seelenband.

Wie um ſie ein Frühlingswetter
Aus der vollen Seele quillt!
Das iſt Euer Bild, Ihr Götter!
Götter, das iſt Euer Bild!

VI.**)

Roſa.

Nein, nein, ich glaube nicht,
Nein, nicht den Worten!
Worte, ja Worte habt Ihr genug!
Liebe und lieble dorten nur, dorten!
Alles erlogen, Alles iſt Trug!

*) Worte Bernardo's in der erſten, Valerio's in der zweiten Bearbeitung von „Erwin und Elmire."

**) Die erſte Strophe ſpricht Roſa weinend zu Valerio, die zweite zornig zu Elmiren.

in schwarzer Pilgerkleidung stand voran, neben ihm sein brodtragendes Händlein.

Nun fuhren wir bis Schierstein durch breite Kornfelder, hie und da mit Nußbäumen geschmückt. Dann erstreckt sich das fruchtbare Land links an den Rhein, rechts an die Hügel, die sich nach und nach dem Wege näher ziehen. Schön und gefährlich erscheint die Lage von Walluf unter einem Rheinbusen wie auf einer Landzunge. Durch reich befruchtete, sorgfältig unterstützte Obstbäume hindurch sah man Schiffe segeln, lustig, doppelt begünstigt, stromabwärts.

Auf das jenseitige Ufer wird das Auge gezogen; wohlgebaute, große, von fruchtbaren Gauen umgebene Ortschaften zeigen sich, aber bald muß der Blick wieder herüber; in der Nähe steht eine Kapellenruine, die auf grüner Matte ihre mit Epheu begrünten Mauern wundersam reinlich, einfach und angenehm erhebt. Rechts nun schieben Rebhügel sich völlig an den Weg heran.

In dem Städtchen Walluf tiefer Friede, nur die Einquartierungskreide an den Hausthüren noch nicht ausgelöscht. Weiterhin erscheint Weinbau zu beiden Seiten. Selbst auf flachem, wenig abhängigem Boden wechseln Rebstücke und Kornfelder; entferntere Hügel rechts ganz bedeckt von Rebgeländern.

Und so in freier, umhügelter, zuletzt nordwärts von Bergen umkränzter Fläche liegt Ellfeld, gleichfalls nah am Rheine, gegenüber einer großen bebauten Aue. Die Thürme einer alten Burg sowie der Kirche deuten schon auf eine größere Landstadt, die sich auch inwendig durch ältere, architektonisch verzierte Häuser und sonst auszeichnet.

Die Ursachen, warum die ersten Bewohner dieser Ortschaften sich an solchen Plätzen angesiedelt, auszumitteln, würde ein angenehmes Geschäft sein. Bald ist es ein Bach, der von der Höhe nach dem Rhein fließt, bald günstige Lage zum Landen und Ausladen, bald sonst irgend eine örtliche Bequemlichkeit.

Man sieht schöne Kinder und erwachsen wohlgebildete Menschen; alle haben ein ruhiges, keineswegs ein hastiges Ansehen. Luftfuhren und Luftwandler begegneten uns fleißig, letztere öfters mit Sonnenschirmen. Die Tageshitze war groß, die Trockenheit allgemein, der Staub höchst beschwerlich.

Unter Ellfeld liegt ein neues, prächtiges, von Kunstgärten umgebenes Landhaus. Noch sieht man Fruchtbau auf der Fläche links, aber der Weinbau vermehrt sich. Orte drängen

sich, Höfe fügen sich dazwischen, so daß sie, hinter einander gesehen, sich zu berühren scheinen.

Alles dieses Pflanzenleben der Flächen und Hügel gedeiht in einem Kiesboden, der, mehr oder weniger mit Leimen gemischt, den in die Tiefe wurzelnden Weinstock vorzüglich begünstigt. Die Gruben, die man zu Ueberschüttung der Heerstraße ausgegraben, zeigen auch nichts Anderes.

Erbach ist wie die übrigen Orte reinlich gepflastert, die Straßen trocken, die Erdgeschosse bewohnt und, wie man durch die offenen Fenster sehen kann, reinlich eingerichtet. Abermals folgt ein palastähnliches Gutsgebäude; die Gärten erreichen den Rhein, köstliche Terrassen und schattige Lindengänge durchschaut man mit Vergnügen.

Der Rhein nimmt hier einen andern Charakter an; es ist nur ein Theil desselben, die vorliegende Aue beschränkt ihn und bildet einen mäßigen, aber frisch und kräftig strömenden Fluß. Nun rücken die Rebhügel der rechten Seite ganz an den Weg heran, von starken Mauern getragen, in welchen eine vertiefte Blende die Aufmerksamkeit an sich zieht. Der Wagen hält still; man erquickt sich an einem reichlich quellenden Röhrwasser; dieses ist der Marktbrunnen, von welchem der auf der Hügelstrecke gewonnene Wein seinen Namen hat.

Die Mauer hört auf, die Hügel verflächen sich, ihre sanften Seiten und Rücken sind mit Weinstöcken überdrängt. Links Fruchtbäume. Nah am Fluß Weidicht, die ihn verstecken.

Durch Hattenheim steigt die Straße; auf der hinter dem Ort erreichten Höhe ist der Lehmenboden weniger kieſig. Von beiden Seiten Weinbau, links mit Mauern eingefaßt, rechts abgeböscht. Reichartshausen, ehemaliges Klostergut, jetzt der Herzogin von Nassau gehörig. Die letzte Mauerecke, durchbrochen, zeigt einen anmuthig beschatteten Akazienſitz.

Reiche, sanfte Fläche auf der fortlaufenden Höhe, dann aber zieht sich die Straße wieder an den Fluß, der bisher tief und entfernt gelegen. Hier wird die Ebene zu Feld- und Gartenbau benutzt, die mindeste Erhöhung zu Wein. Oestrich in einiger Entfernung vom Wasser, auf ansteigendem Boden, liegt sehr anmuthig; denn hinter dem Orte ziehen sich die Weinhügel bis an den Fluß, und so fort bis Mittelheim, wo sich der Rhein in herrlicher Breite zeigt. Langenwinkel folgt unmittelbar; den Beinamen des langen verdient es, ein Ort bis zur Ungeduld der Durchfahrenden in die Länge gezogen; Winkelhaftes läßt sich dagegen nichts bemerken.

Vor Geisenheim erstreckt sich ein flaches, niederes Erdreich bis an den Strom, der es wol noch jetzt bei hohem Wasser überschwemmt; es dient zu Garten- und Kleebau. Die Aue im Fluß, das Städtchen am Ufer ziehen sich schön gegen einander; die Aussicht jenseits wird freier. Ein weites hügelichtes Thal bewegt sich zwischen zwei ansteigenden Höhen gegen den Hundsrück zu.

Wie man sich Rüdesheim nähert, wird die niedere Fläche links immer auffallender, und man faßt den Begriff, daß in der Urzeit, als das Gebirge bei Bingen noch verschlossen gewesen, das hier aufgehaltene, zurückgestaute Wasser diese Niederung ausgeglichen und endlich, nach und nach ablaufend und fortströmend, das jetzige Rheinbett daneben gebildet habe.

Und so gelangten wir in weniger als viertehalb Stunden nach Rüdesheim, wo uns der Gasthof „Zur Krone", unsern des Thores anmuthig gelegen, sogleich anlockte.

Er ist an einen alten Thurm angebaut und läßt aus den vordern Fenstern rheinabwärts, aus der Rückseite rheinaufwärts blicken; doch suchten wir bald das Freie. Ein vorspringender Steinbau ist der Platz, wo man die Gegend am Reinsten überschaut. Flußaufwärts sieht man von hier die bewachsenen Auen in ihrer ganzen perspektivischen Schönheit, unterwärts am gegenseitigen Ufer Bingen, weiter hinabwärts den Mäusethurm im Flusse.

Von Bingen heraufwärts erstreckt sich nahe am Strom ein Hügel gegen das obere flache Land; er läßt sich als Vorgebirg in den alten höhern Wassern denken. An seinem östlichen Ende sieht man eine Kapelle, dem heiligen Rochus gewidmet, welche so eben vom Kriegsverderben wiederhergestellt wird. An einer Seite stehen noch die Rüststangen; dessenungeachtet aber soll morgen das Fest gefeiert werden. Man glaubte, wir seien deshalb hergekommen, und verspricht uns viel Freude.

Und so vernahmen wir denn, daß während der Kriegszeiten zu großer Betrübniß der Gegend dieses Gotteshaus entweiht und verwüstet worden, zwar nicht gerade aus Willkür und Muthwillen, sondern weil hier ein vortheilhafter Posten die ganze Gegend überschaute und einen Theil derselben beherrschte. Und so war das Gebäude denn aller gottesdienstlichen Erfordernisse, ja aller Zierden beraubt, durch Bivouaks angeschmaucht und verunreinigt, ja durch Pferdestallung geschändet.

Deswegen aber ſank der Glaube nicht an den Heiligen, welcher die Peſt und anſteckende Krankheiten von Gelobenden abwendet. Freilich war an Wallfahrten bieher nicht zu denken; denn der Feind, argwöhniſch und vorſichtig, verbot alle frommen Auf- und Umzüge als gefährliche Zuſammenkünfte, Gemeinſinn befördernd und Verſchwörungen begünſtigend. Seit vierundzwanzig Jahren konnte daher dort oben kein Feſt gefeiert werden. Doch wurden benachbarte Gläubige, welche von den Vortheilen örtlicher Wallfahrt ſich überzeugt fühlten, durch große Noth gedrängt, das Aeußerſte zu verſuchen. Hiervon erzählen die Rüdesheimer folgendes merkwürdige Beiſpiel. In tiefer Winternacht erblickten ſie einen Fackelzug, der ſich ganz unerwartet von Bingen aus den Hügel hinaufbewegte, endlich um die Kapelle verſammelte, dort, wie man vermuthen können, ſeine Andacht verrichtete. Inwiefern die damaligen franzöſiſchen Behörden dem Drange dieſer Gelobenden nachgeſehen, da man ſich ohne Vergünſtigung dergleichen wol kaum unterfangen hätte, iſt niemals bekannt geworden, ſondern das Geſchehene blieb in tiefer Stille begraben. Alle Rüdesheimer jedoch, die, ans Ufer laufend, von dieſem Schauſpiel Zeugen waren, verſichern, ſeltſamer und ſchauderhafter in ihrem Leben nichts geſehen zu haben.

Wir gingen ſachte den Strand hinab, und wer uns auch begegnete, freute ſich über die Wiederherſtellung der nachbarlichen heiligen Stätte; denn obgleich Bingen vorzüglich dieſe Erneuerung und Belebung wünſchen muß, ſo iſt es doch eine fromme und frohe Angelegenheit für die ganze Gegend, und deshalb eine allgemeine Freude auf morgen.

Denn der gehinderte, unterbrochene, ja oft aufgehobene Wechſelverkehr der beiden Rheinufer, nur durch den Glauben an dieſen Heiligen unterhalten, ſoll glänzend wiederhergeſtellt werden. Die ganze umliegende Gegend iſt in Bewegung, alte und neue Gelübde dankbar abzutragen. Dort will man ſeine Sünde bekennen, Vergebung erhalten, in der Maſſe ſo vieler zu erwartenden Fremden längſt vermißten Freunden wieder begegnen.

Unter ſolchen frommen und heitern Ausſichten, wobei wir den Fluß und das jenſeitige Ufer nicht aus dem Auge ließen, waren wir das weit ſich erſtreckende Rüdesheim hinab zu dem alten römiſchen Kaſtell gelangt, das, am Ende gelegen, durch treffliche Mauerung ſich erhalten hat. Ein glücklicher Gedanke des Beſitzers, des Herrn Grafen Ingelheim, bereitete hier jedem Fremden eine ſchnell belehrende und erfreuliche Ueberſicht.

Man tritt in einen brunnenartigen Hof; der Raum iſt eng, hohe ſchwarze Mauern ſteigen wohlgefügt in die Höhe, rauh anzuſehen — denn die Steine ſind äußerlich unbehauen —, eine kunſtloſe Ruſtika. Die ſteilen Wände ſind durch neuangelegte Treppen erſteiglich; in dem Gebäude ſelbſt findet man einen eigenen Kontraſt wohleingerichteter Zimmer und großer wüſter, von Wachfeuern und Rauch geſchwärzter Gewölbe. Man windet ſich ſtufenweiſe durch finſtere Mauerſpalten hindurch und findet zuletzt auf thurmartigen Zinnen die herrlichſte Ausſicht. Nun wandeln wir in der Luft hin und wieder, indeſſen wir Gartenanlagen, in den alten Schutt gepflanzt, neben uns bewundern. Durch Brücken ſind Thürme, Mauerhöhen und Flächen zuſammengehängt, heitere Gruppen von Blumen und Strauchwerk dazwiſchen; ſie waren diesmal regenbedürftig wie die ganze Gegend.

Nun im klaren Abendlichte lag Rüdesheim vor und unter uns. Eine Burg der mittlern Zeit, nicht fern von dieſer uralten. Dann iſt die Ausſicht reizend über die unſchätzbaren Weinberge; ſanftere und ſteilere Rebshügel, ja Felſen und Gemäuer ſind zu Anpflanzung von Reben benutzt. Was aber auch ſonſt noch von geiſtlichen und weltlichen Gebäuden dem Auge begegnen mag, der Johannisberg herrſcht über Alles.

Nun mußte denn wol im Angeſicht ſo vieler Rebhügel des Eifers in Ehren gedacht werden. Es iſt mit dieſem Weine wie mit dem Namen eines großen und wohlthätigen Regenten: er wird jederzeit genannt, wenn auf etwas Vorzügliches im Lande die Rede kommt; ebenſo iſt auch ein gutes Weinjahr in Aller Munde. Ferner hat denn auch der Eifer die Haupteigenſchaft des Trefflichen: er iſt zugleich köſtlich und reichlich.

In Dämmerung verſank nach und nach die Gegend. Auch das Verſchwinden ſo vieler bedeutender Einzelheiten ließ uns erſt recht Werth und Würde des Ganzen fühlen, worin wir uns lieber verloren hätten; aber es mußte geſchieden ſein.

Unſer Rückweg ward aufgemuntert durch fortwährendes Kanoniren von der Kapelle her. Dieſer kriegeriſche Klang gab Gelegenheit, an der Wirthstafel des hohen Hügelpunktes als militäriſchen Poſtens zu gedenken. Man ſieht von da das ganze Rheingau hinauf und unterſcheidet die meiſten Ortſchaften, die wir auf dem Hinwege genannt.

Zugleich machte man uns aufmerkſam, daß wir von der Höhe über Biberich ſchon die Rochuskapelle als weißen Punkt,

von der Morgensonne beleuchtet, deutlich öfters müßten gesehen haben, dessen wir uns denn auch gar wohl erinnerten.

Bei Allem diesem konnte es denn nicht fehlen, daß man den heiligen Rochus als einen würdigen Gegenstand der Verehrung betrachtete, da er durch das gefesselte Zutrauen diesen Hader- und Kriegspesten augenblicklich wieder zum Friedens- und Versöhnungspesten umgeschaffen.

Indessen hatte sich ein Fremder eingefunden und zu Tische gesetzt, den man auch als einen Wallfahrer betrachtete und deshalb sich um so unbefangener zum Lobe des Heiligen erging. Allein zu großer Verwunderung der wohlgesinnten Gesellschaft fand sich, daß er, obgleich Katholik, gewissermaßen ein Widersacher des Heiligen sei. Am sechzehnten August, als am Festtage, während so Viele den heiligen Rochus feierten, brannte ihm das Haus ab. Ein anderes Jahr, am selbigen Tage, wurde sein Sohn blessirt; den dritten Fall wollte er nicht bekennen.

Ein kluger Gast versetzte darauf, bei einzelnen Fällen komme es hauptsächlich darauf an, daß man sich an den eigentlichen Heiligen wende, in dessen Fach die Angelegenheit gehöre. Der Feuersbrunst zu wehren, sei Sankt Florian beauftragt; den Wunden verschaffe Sankt Sebastian Heilung; was den dritten Punkt betreffe, so wisse man nicht, ob Sankt Hubertus vielleicht Hilfe geschafft hätte. Im Uebrigen sei den Gläubigen genugsamer Spielraum gegeben, da im Ganzen vierzehn heilige Nothhelfer aufgestellt worden. Man ging die Tugenden derselben durch und fand, daß es nicht Nothhelfer genug geben könne.

Um dergleichen, selbst in heiterer Stimmung immer bedenkliche Betrachtungen los zu werden, trat man heraus unter den brennend gestirnten Himmel und verweilte so lange, daß der darauf folgende tiefe Schlaf als null betrachtet werden konnte, da er uns vor Sonnenaufgang verließ. Wir treten sogleich heraus, nach den grauen Rheinschluchten hinabzublicken; ein frischer Wind blies von dorther uns ins Angesicht, günstig den Herüber- wie den Hinüberfahrenden.

Schon jetzt sind die Schiffer sämmtlich rege und beschäftigt, die Segel werden bereitet, man feuert von oben, den Tag anzufangen, wie man ihn Abends angekündigt. Schon zeigen sich einzelne Figuren und Gesellschaften als Schattenbilder am klaren Himmel um die Kapelle und auf dem Bergrücken, aber Strom und Ufer sind noch wenig belebt.

Leidenschaft zur Naturkunde reizt uns, eine Sammlung

zu betrachten, wo die metallischen Erzeugnisse des Westerwaldes nach dessen Länge und Breite, auch vorzügliche Minern von Rheinbreitbach vorliegen sollten. Aber diese wissenschaftliche Betrachtung wäre uns fast zum Schaden gediehen; denn als wir zum Ufer des Rheins zurückkehren, finden wir die Abfahrenden in lebhaftester Bewegung. Massenweise strömen sie an Bord, und ein überdrängtes Schiff nach dem andern stößt ab.

Drüben am Ufer her sieht man Schaaren ziehen, Wagen fahren; Schiffe aus den obern Gegenden landen daselbst. Den Berg aufwärts wimmelt's bunt von Menschen, auf mehr oder weniger jähen Fußpfaden die Höhe zu ersteigen bemüht. Fortwährendes Kanoniren deutet auf eine Folge wallfahrender Ortschaften.

Nun ist es Zeit! Auch wir sind mitten auf dem Flusse; Segel und Ruder wetteifern mit Hunderten. Ausgestiegen, bemerken wir sogleich mit geologischer Vorliebe am Fuße des Hügels wundersame Felsen. Der Naturforscher wird von dem heiligen Pfade zurückgehalten. Glücklicherweise ist ein Hammer bei der Hand. Da findet sich ein Konglomerat, der größten Aufmerksamkeit würdig. Ein im Augenblicke des Werdens zertrümmertes Quarzgestein, die Trümmer scharfkantig, durch Quarzmasse wieder verbunden. Ungeheure Festigkeit hindert uns, mehr als kleine Bröckchen zu gewinnen. Möge bald ein reisender Naturforscher diese Felsen näher untersuchen, ihr Verhältniß zu den ältern Gebirgsmassen unterwärts bestimmen, mir davon gefälligst Nachricht nebst einigen belehrenden Musterstücken zukommen lassen! Dankbar würde ich es erkennen.

Den steilsten, zickzack über Felsen springenden Steig erklommen wir mit Hundert und aber Hunderten, langsam, öfters rastend und scherzend. Es war die Tafel des Cebes im eigentlichsten Sinne, bewegt, lebendig, nur daß hier nicht so viel ableitende Nebenwege stattfanden.

Oben um die Kapelle finden wir Drang und Bewegung. Wir dringen mit hinein. Der innere Raum, ein beinahe gleiches Viereck, jede Seite von etwa dreißig Fuß, das Ober im Grunde vielleicht zwanzig. Hier steht der Hauptaltar, nicht modern, aber im wohlthätigen katholischen Kirchengeschmack. Er steigt hoch in die Höhe, und die Kapelle überhaupt hat ein recht freies Ansehen. Auch in den nächsten Ecken des Hauptvierecks zwei ähnliche Altäre, nicht beschädigt, Alles wie vor Zeiten. Und wie erklärt man sich dies in einer jüngst zerstörten Kirche?

Die Menge bewegte sich von der Hauptthür gegen den Hochaltar, wandte sich dann links, wo sie einer im Glassarge liegenden Reliquie große Verehrung bezeigte. Man betastete den Kasten, bestrich ihn, segnete sich und verweilte, so lange man konnte; aber Einer verdrängte den Andern, und so ward auch ich im Strome vorbei und zur Seitenpforte hinausgeschoben.

Aeltere Männer von Bingen treten zu uns, den herzoglich nassauischen Beamten, unsern werthen Geleitsmann, freundlich zu begrüßen; sie rühmen ihn als einen guten und hilfreichen Nachbar, ja als den Mann, der ihnen möglich gemacht, das heutige Fest mit Anstand zu feiern. Nun erfahren wir, daß nach aufgehobenem Kloster Eibingen die innern Kirchenerfordernisse, Altäre, Kanzel, Orgel, Bet- und Beichtstühle, an die Gemeinde zu Bingen zu völliger Einrichtung der Rochuskapelle um ein Billiges überlassen worden. Da man sich nun von protestantischer Seite dergestalt förderlich erwiesen, gelobten sämmtliche Bürger Bingen's, gedachte Stücke persönlich herüberzuschaffen. Man zog nach Eibingen; Alles ward sorgfältig abgenommen, der Einzelne bemächtigte sich kleinerer, Mehrere der größern Theile, und so trugen sie, Ameisen gleich, Säulen und Gesimse, Bilder und Verzierungen herab an das Wasser; dort wurden sie, gleichfalls dem Gelübde gemäß, von Schiffern eingenommen, übergesetzt, am linken Ufer ausgeschifft und abermals auf frommen Schultern die mannichfaltigen Pfade hinaufgetragen. Da nun das Alles zugleich geschah, so konnte man, von der Kapelle herabschauend über Land und Fluß, den wunderbarsten Zug sehen, indem Geschnitztes und Gemaltes, Vergoldetes und Lackirtes in bunter Folgereihe sich bewegte; dabei genoß man des angenehmen Gefühls, daß Jeder unter seiner Last und bei seiner Bemühung Segen und Erbauung sein ganzes Leben hoffen durfte. Die auch herübergeschaffte, noch nicht aufgestellte Orgel wird nächstens auf einer Galerie dem Hauptaltar gegenüber Platz finden. Nun löste sich erst das Räthsel, man beantwortet sich die aufgeworfene Frage, wie es komme, daß alle diese Zierden schon verjährt und doch wohlerhalten, unbeschädigt und doch nicht neu in einem erst hergestellten Raum sich zeigen konnten.

Dieser jetzige Zustand des Gotteshauses muß uns um so erbaulicher sein, als wir dabei an den besten Willen, wechselseitige Beihilfe, planmäßige Ausführung und glückliche Vollendung erinnert werden. Denn daß Alles mit Ueberlegung ge-

scheben, erhellt nicht weniger aus Folgendem. Der Hauptaltar aus einer weit größeren Kirche sollte hier Platz finden, und man entschloß sich, die Mauern um mehrere Fuß zu erhöhen, wodurch man einen anständigen, ja reich verzierten Raum gewann. Der ältere Gläubige kann nun vor demselbigen Altar auf dem linken Rheinufer knieen, vor welchem er von Jugend an auf dem rechten gebetet hatte.

Auch war die Verehrung jener heiligen Gebeine schon längst herkömmlich. Diese Ueberreste des heiligen Ruprecht's, die man sonst zu Eibingen gläubig berührt und hilfreich gepriesen hatte, fand man hier wieder. Und so Manchen belebt ein freudiges Gefühl, einem längst erprobten Gönner wieder in die Nähe zu treten. Hiebei bemerke man wohl, daß es sich nicht geziemt hätte, diese Heiligthümer in den Kauf mit einzuschließen oder zu irgend einem Preis anzuschlagen; nein, sie kamen vielmehr durch Schenkung als fromme Zugabe gleichfalls nach Sankt Rochus. Möchte man doch überall in ähnlichen Fällen mit gleicher Schonung verfahren sein!

Und nun ergreift uns das Gewühl! Tausend und aber tausend Gestalten streiten sich um unsere Aufmerksamkeit. Diese Volkerschaften sind an Kleidertracht nicht auffallend verschieden, aber von der mannichfaltigsten Gesichtsbildung. Das Getümmel jedoch läßt keine Vergleichung aufkommen; allgemeine Kennzeichen suchte man vergebens in dieser augenblicklichen Verworrenheit; man verliert den Faden der Betrachtung, man läßt sich ins Leben hineinziehen.

Eine Reihe von Buden, wie ein Kirchweihfest sie fordert, stehen unfern der Kapelle. Voran geordnet sieht man Kerzen, gelbe, weiße, gemalte, dem verschiedenen Vermögen der Weihenden angemessen. Gebetbücher folgen, Officium zu Ehren des Gefeierten. Vergebens fragten wir nach einem erfreulichen Hefte, wodurch uns sein Leben, Leisten und Leiden klar würde; Rosenkränze jedoch aller Art fanden sich häufig. Sodann war aber auch für Wecken, Semmeln, Pfeffernüsse und mancherlei Buttergebackenes gesorgt, nicht weniger für Spielsachen und Galanteriewaaren, Kinder verschiedenen Alters anzulocken.

Prozessionen dauerten fort. Dörfer unterschieden sich von Dörfern; der Anblick hätte einem ruhigen Beobachter viel Resultate verliehen. Im Ganzen durfte man sagen: die Kinder schön, die Jugend nicht, die alten Gesichter sehr ausgearbeitet; mancher Greis befand sich darunter. Sie zogen mit Angesang

und Antwort, Fahnen flatterten, Standarten schwankten, eine große und größere Kerze erhob sich Zug für Zug. Jede Gemeinde hatte ihre Mutter Gottes, von Kindern und Jungfrauen getragen, neu gekleidet, mit vielen reseniarbenen, reichlichen, im Winde flatternden Schleifen geziert. Anmuthig und einig war ein Jesuskind, ein großes Kreuz haltend und das Marterinstrument freundlich anblickend. „Ach," rief ein zartfühlender Zuschauer, „ist nicht jedes Kind, das fröhlich in die Welt hineinsieht, in demselben Falle?" Sie hatten es in neuen Golzstoff gekleidet, und es nahm sich als Jugendfürstchen gar hübsch und heiter aus.

Eine große Bewegung aber verkündet, nun komme die Hauptprozession von Bingen herauf. Man eilt den Hügelrücken hin, ihr entgegen. Und nun erstaunt man auf einmal über den schönen, herrlich veränderten Landschaftsblick in eine ganz neue Scene. Die Stadt, an sich wohl gebaut und erhalten, Gärten und Baumgruppen um sie her, am Ende eines wichtigen Thales, wo die Nahe herauskommt. Und nun der Rhein, der Mäuseturm, die Ehrenburg! Im Hintergrunde die ernsten und grauen Felswände, in die sich der mächtige Fluß eindrängt und verbirgt.

Die Prozession kommt herauf, gereiht und geordnet wie die übrigen. Vorweg die kleinsten Knaben, Jünglinge und Männer hinterdrein, getragen der heilige Rochus, in schwarzsammtenem Pilgerkleide, dazu von gleichem Stoff einen langen, goldverbrämten Königsmantel, unter welchem ein kleiner Hund, das Brod zwischen den Zähnen haltend, hervorschaut. Folgen sogleich mittlere Knaben in kurzen, schwarzen Pilgerkutten, Muscheln auf Hut und Kragen, Stäbe in Händen. Dann treten ernste Männer heran, weder für Bauern noch Bürger zu halten. An ihren ausgearbeiteten Gesichtern glaubt' ich Schiffer zu erkennen, Menschen, die ein gefährliches, bedenkliches Handwerk, wo jeder Augenblick sinnig beachtet werden muß, ihr ganzes Leben über sorgfältig betreiben.

Ein rothseidener Baldachin wankte herauf; unter ihm verehrte man das Hochwürdigste, vom Bischof getragen, von Geistlichwürdigen umgeben, von östreichischen Kriegern begleitet, gefolgt von zeitigen Autoritäten. So ward vorgeschritten, um dies politisch-religiöse Fest zu feiern, welches für ein Symbol gelten sollte des wiedergewonnenen linken Rheinufers sowie der Glaubensfreiheit an Wunder und Zeichen.

Sollte ich aber die allgemeinſten Eindrücke kürzlich ausſprechen, die alle Prozeſſionen bei mir zurückließen, ſo würde ich ſagen: die Kinder waren ſämmtlich froh, wohlgemuth und behäglich als bei einem neuen, wunderſamen, heitern Ereigniß; die jungen Leute dagegen traten gleichgiltig anher; denn ſie, in böſer Zeit Geborne, konnte das Feſt an nichts erinnern, und wer ſich des Guten nicht erinnert, beſitzt nicht. Die Alten aber waren alle gerührt als von einem glücklichen, für ſie unnütz zurückkehrenden Zeitalter. Hieraus erſehen wir, daß des Menſchen Leben nur inſofern etwas werth iſt, als es eine Folge hat.

Nun aber ward von dieſem edlen und vielfach würdigen Vorſchreiten der Betrachter unſchicklich abgezogen und weggeſtört durch einen Lärm im Rücken, durch ein wunderliches, gemein-heftiges Geſchrei. Auch hier wiederholte ſich die Erfahrung, daß ernſte, traurige, ja ſchreckliche Schickſale oft durch ein unverſehenes abgeſchmacktes Ereigniß als von einem lächerlichen Zwiſchenſpiel unterbrochen werden.

An dem Hügel rückwärts entſteht ein ſeltſames Rufen; es ſind nicht Töne des Haders, des Schreckens, der Wuth, aber doch wild genug. Zwiſchen Geſtein und Buſch und Geſtrüpp irrt eine aufgeregte, hin und wieder laufende Menge, rufend: Halt! — Hier! — Da! — Dort! — Nun! — Hier! — Nun heran! — So ſchallt es mit allerlei Tönen; Hunderte beſchäftigen ſich laufend, ſpringend, mit haſtigem Ungeſtüm, als jagend und verfolgend. Doch gerade in dem Augenblick, als der Biſchof mit dem hochehrwürdigen Zug die Höhe erreicht, wird das Räthſel gelöſt.

Ein flinker, derber Burſche läuft hervor, einen blutenden Dachs behaglich vorzuweiſen. Das arme, ſchuldloſe Thier, durch die Bewegung der andringenden frommen Menge aufgeſchreckt, abgeſchnitten von ſeinem Bau, wird am ſchonungsreichſten Feſte von den immer unbarmherzigen Menſchen im ſegenvollſten Augenblicke getödtet.

Gleichgewicht und Ernſt war jedoch alſobald wiederhergeſtellt und die Aufmerkſamkeit auf eine neue, ſtattlich heranziehende Prozeſſion gelockt. Denn indem der Biſchof nach der Kirche zu wallte, trat die Gemeinde von Bibenheim ſo zahlreich als anſtändig heran. Auch hier mißlang der Verſuch, den Charakter dieſer einzelnen Ortſchaft zu erforſchen. Wir, durch ſo viel Verwirrendes verwirrt, ließen ſie in die immer wachſende Verwirrung ruhig dahinziehen.

Alles drängte ſich nun gegen die Kapelle und ſtrebte zu derſelben hinein. Wir, durch die Wege ſeitwärts geſchoben, verweilten im Freien, um an der Rückſeite des Hügels der weiten Ausſicht zu genießen, die ſich in das Thal eröffnet, in welchem die Nahe ungeſehen heranſchleicht. Hier beherrſcht ein geſundes Auge die mannichfaltigſte, fruchtbarſte Gegend bis zu dem Fuße des Donnersbergs, deſſen mächtiger Rücken den Hintergrund majeſtätiſch abſchließt.

Nun wurden wir aber ſogleich gewahr, daß wir uns dem Lebensgenuſſe näherten. Gezelte, Buden, Bänke, Schirme aller Art ſtanden hier aufgereiht. Ein willkommener Geruch gebratenen Fettes drang uns entgegen. Beſchäftigt fanden wir eine junge thätige Wirthin, umgeben einen glühenden weiten Aſchenhaufen, friſche Würſte — ſie war eine Metzgerstochter — zu braten. Durch eigenes Handreichen und vieler flinker Diener unabläſſige Bemühung wußte ſie einer ſolchen Maſſe von zuſtrömenden Gäſten genugzutun.

Auch wir, mit fetter, dampfender Speiſe nebſt friſchem, trefflichem Brod reichlich verſehen, bemühten uns, Platz an einem geſchirmten, langen, ſchon beſetzten Tiſche zu nehmen. Freundliche Leute rückten zuſammen, und wir erfreuten uns angenehmer Nachbarſchaft, ja liebenswürdiger Geſellſchaft, die von dem Ufer der Nahe zu dem erneuten Feſt gekommen war. Muntere Kinder tranken Wein wie die Alten. Braune Krüglein mit weißem Namenszug des Heiligen rundeten im Familienkreiſe. Auch wir hatten dergleichen angeſchafft und ſetzten ſie wohlgefüllt vor uns nieder.

Da ergab ſich nun der große Vortheil ſolcher Volksverſammlung, wenn durch irgend ein höheres Intereſſe aus einem großen, weitſchichtigen Kreiſe ſo viele einzelne Strahlen nach einem Mittelpunkte gezogen werden.

Hier unterrichtet man ſich auf einmal von mehreren Provinzen. Schnell entdeckte der Mineralog Perſonen, welche, bekannt mit der Gebirgsart von Oberſtein, den Achaten daſelbſt und ihrer Bearbeitung, dem Naturfreunde belehrende Unterhaltung gaben. Der Queckſilberminieren zu Muſchellandsberg erwähnte man gleichfalls. Neue Kenntniſſe thaten ſich auf, und man faßte Hoffnung, ſchönes, kryſtalliſirtes Amalgam von dorther zu erhalten.

Der Genuß des Weins war durch ſolche Geſpräche nicht unterbrochen. Wir ſeneten unſere leeren Gefäße zu dem Schen-

len, der uns ersuchen ließ, Geduld zu haben, bis die vierte Ohm angesteckt sei. Die dritte war in der frühen Morgenstunde schon verzapft.

Niemand schämt sich der Weinlust, sie rühmen sich einigermaßen des Trinkens. Hübsche Frauen gestehen, daß ihre Kinder mit der Mutterbrust zugleich Wein genießen. Wir fragten, ob denn wahr sei, daß es geistlichen Herren, ja Kurfürsten geglückt, acht rheinische Maß, das heißt sechzehn unserer Bouteillen, in vierundzwanzig Stunden zu sich zu nehmen.

Ein scheinbar ernsthafter Gast bemerkte, man dürfe sich zu Beantwortung dieser Frage nur der Fastenpredigt ihres Weihbischofs erinnern, welcher, nachdem er das schreckliche Laster der Trunkenheit seiner Gemeinde mit den stärksten Farben dargestellt, also geschlossen habe:

„Ihr überzeugt Euch also hieraus, andächtige, zu Reu' und Buße schon begnadigte Zuhörer, daß Derjenige die größte Sünde begehe, welcher die herrlichen Gaben Gottes solchermaßen mißbraucht. Der Mißbrauch aber schließt den Gebrauch nicht aus. Stehet doch geschrieben: Der Wein erfreuet des Menschen Herz! Daraus erhellet, daß wir, uns und Andere zu erfreuen, des Weines gar wohl genießen können und sollen. Nun ist aber unter meinen männlichen Zuhörern vielleicht Keiner, der nicht drei Maß Wein zu sich nähme, ohne deshalb gerade einige Verwirrung seiner Sinne zu spüren; wer jedoch bei dem dritten oder vierten Maß schon so arg in Vergessenheit seiner selbst geräth, daß er Frau und Kinder verkennt, sie mit Scheltworten Schlägen und Fußtritten verletzt und seine Gebietesten als dieselben Feinde behandelt, der gehe sogleich in sich und unterlasse ein solches Uebermaß, welches ihn mißfällig macht Gott und Menschen, und Seinesgleichen verächtlich. Wer aber bei dem Genuß von vier Maß, ja von fünfen und sechsen noch dergestalt sich selbst gleich bleibt, daß er seinem Nebenchristen überall unter die Arme greifen mag, dem Hauswesen vorstehen kann, ja die Befehle geistlicher und weltlicher Thorn auszurichten sich im Stande findet, auch Der genieße sein bescheidenes Theil und nehme es mit Dank dahin! Er thue sich aber, ohne besondere Prüfung weiter zu gehen, weil hier gewöhnlich dem schwachen Menschen ein Ziel gesetzt ward. Denn der Fall ist äußerst selten, daß der grundgütige Gott Jemandem die besondere Gnade verleiht, acht Maß trinken zu dürfen, wie er mich, seinen Knecht, gewürdigt hat. Da ihm nun aber nicht

nachgesagt werden kann, daß ich in ungerechtem Zorn auf irgend Jemand losgefahren sei, daß ich Hausgenossen und Anverwandte mißkannt oder weil gar die mir obliegenden geistlichen Pflichten und Geschäfte verabsäumt hätte, vielmehr Ihr Alle mir das Zeugniß geben werdet, wie ich immer bereit bin, zu Lob und Ehre Gottes, auch zu Nutz und Vortheil meines Nächsten mich thätig finden zu lassen, so darf ich wol mit gutem Gewissen und mit Dank dieser anvertrauten Gabe mich auch fernerhin erfreuen.

„Und Ihr, meine andächtigen Zuhörer, nehme ein Jeder, damit er nach dem Willen des Gebers am Leibe erquickt, am Geiste erfreut werde, sein beschieden Theil dahin! Und auf daß im Selbes geschehe, alles Ueberma dagegen verbannt sei, handelt sämmtlich nach der Vorschrift des heiligen Apostels, welcher spricht: Prüfet Alles und das Beste behaltet!"

Und so konnte es denn nicht fehlen, daß der Hauptgegenstand alles Gespräches der Wein blieb, wie er es gewesen. Da erhebt sich denn sogleich ein Streit über den Vorzug der verschiedenen Gewächse, und hier ist erfreulich zu sehen, daß die Magnaten unter sich keinen Rangstreit haben. Hochheimer, Johannisberger, Rüdesheimer lassen einander gelten, nur unter den Göttern mindern Ranges herrscht Eifersucht und Neid. Hier ist denn besonders der sehr beliebte Ahmannshäuser Rothe vielen Anfechtungen unterworfen. Einen Weinbergsbesitzer von Oberingelheim hört' ich behaupten, der übrige gebe jenem wenig nach. Der Eifer selbst köstlich gewesen sein, davon sich jedoch kein Beweis führen lasse, weil er schon ausgetrunken sei. Dies wurde von den Beisitzenden gar sehr gebilligt, weil man rothe Weine gleich in den ersten Jahren genießen müsse.

Nun rühmte dagegen die Gesellschaft von der Nahe einen in ihrer Gegend wachsenden Wein, der Menzinger genannt. Er soll sich leicht und angenehm weatrinken, aber doch, ehe man sich's versieht, zu Kopfe steigen. Man lud uns darauf ein. Er war zu schön empfohlen, als daß wir nicht gewünscht hätten, in so guter Gesellschaft, und wäre es mit einiger Gefahr, ihn zu kosten und uns an ihm zu prüfen.

Auch unsere braunen Krüglein kamen wiederum gefüllt zurück, und als man die heiteren weißen Namenszüge des Heiligen überall so wohlthätig bekräftigt sah, mußte man sich fast schämen, die Geschichte desselben nicht genau zu wissen, ob man gleich sich recht gut erinnerte, daß er, auf alles irdische Gut

völlig verzichtend, bei Wartung von Pestkranken auch sein Leben nicht in Anschlag gebracht habe.

Nun erzählte die Gesellschaft, dem Wunsche gefällig, jene anmuthige Legende, und zwar um die Wette, Kinder und Eltern sich einander einbelfend.

Hier lernte man das eigentliche Wesen der Sage kennen, wenn sie von Mund zu Mund, von Ohr zu Ohr wandelt. Widersprüche kamen nicht vor, aber unendliche Unterschiede, welche daher entspringen mochten, daß jedes Gemüth einen andern Antheil an der Begebenheit und den einzelnen Vorfällen genommen, wodurch denn ein Umstand bald zurückgesetzt, bald hervorgehoben, nicht weniger die verschiedenen Wanderungen sowie der Aufenthalt des Heiligen an verschiedenen Orten verwechselt wurde.

Ein Versuch, die Geschichte, wie ich sie gehört, gesprächsweise aufzuzeichnen, wollte mir nicht gelingen; so mag sie nun auf die Art, wie sie gewöhnlich überliefert wird, hier eingeschaltet stehen.

Sankt Rochus, ein Bekenner des Glaubens, war aus Montpellier gebürtig, und hieß sein Vater Johann, die Mutter aber Libera. Und zwar hatte dieser Johann nicht nur Montpellier, sondern auch noch andere Orte unter seiner Gewalt, war aber ein frommer Mann und hatte lange Zeit ohne Kindersegen gelebt, bis er seinen Rochum von der heiligen Maria erbeten, und brachte das Kind ein rothes Kreuz auf der Brust mit auf die Welt. Wenn seine Eltern fasteten, mußte er auch fasten, und gab ihm seine Mutter an einem solchen Tag nur einmal ihre Brust zu trinken. Im fünften Jahre seines Alters fing er an sehr wenig zu essen und zu trinken; im zwölften legte er allen Ueberfluß und Eitelkeit ab und wendete sein Taschengeld an die Armen, denen er sonderlich viel Gutes that. Er befleißigte sich auch fleißig im Studiren und erlangte bald großen Ruhm durch seine Geschicklichkeit, wie ihn dann auch noch sein Vater auf seinem Todbette durch eine bewegliche Rede, die er an ihn hielte, zu allem Guten ermahnte. Er war noch nicht zwanzig Jahre alt, als seine Eltern gestorben, da er denn alle sein ererbtes Vermögen unter die Armen austheilte, das Regiment über das Land niederlegte, nach Italien reiste und zu einem Hospital kam, darinnen Viele an ansteckenden Krankheiten lagen, denen er aufwarten wollte. Und ob man ihn gleich nicht alsobald hineinließ, sondern ihm die Gefahr vorstellte, so hielte

er doch ferner an, und als man ihn zu den Kranken ließ, machte er sie alle durch Berührung mit seiner rechten Hand und Bezeichnung mit dem heiligen Kreuz gesund. Sodann begab er sich ferner nach Rom, befreite auch allda nebst vielen Andern einen Kardinal von der Pest und hielte sich in die drei Jahre bei demselben auf.

Als er aber selbsten endlich auch mit dem schrecklichen Uebel befallen wurde und man ihn in das Pesthaus zu den Andern brachte, wo er wegen grausamer Schmerzen manchmal erschrecklich schreien mußte, ging er aus dem Hospital und setzte sich außen vor die Thure hin, damit er den Anderen durch sein Geschrei nicht beschwerlich fiele. Und als die Vorbeigehenden solches sahen, vermeinten sie, es wäre aus Unachtsamkeit der Pestwärter geschehen; als sie aber hernach das Gegentheil vernahmen, hielte ihn Jedermann für thöricht und unsinnig, und so trieben sie ihn zur Stadt hinaus, da er denn unter Gottes Geleit durch Hilfe seines Stabes allgemach in den nächsten Wald fortkroch. Als ihn aber der große Schmerz nicht weiter fortkommen ließ, legte er sich unter einen Abornbaum und ruhete daselbst ein Wenig, da denn neben ihm ein Brunnen entsprang, daraus er sich erquickte.

Nun lag nicht weit davon ein Landgut, wohin sich viele Vornehme aus der Stadt geflüchtet, darunter einer Namens Gotthardus, welcher viele Knechte und Jagdhunde bei sich hatte. Da ereignet sich aber der sonderbare Umstand, daß ein sonst sehr wohl gezogener Jagdhund ein Brod vom Tische wegschnappt und davonläuft. Obgleich abgestraft, ersieht er seinen Vortheil den zweiten Tag wieder und entflieht glücklich mit der Beute. Da argwohnt der Graf irgend ein Geheimniß und folgt mit den Dienern.

Dort finden sie denn unter dem Baum den sterbenden frommen Pilger, der sie ersucht, sich zu entfernen, ihn zu verlassen, damit sie nicht von gleichem Uebel angefallen würden. Gotthardus aber nahm sich vor, den Kranken nicht eher von sich zu lassen, als bis er genesen wäre, und versorgte ihn zum Besten. Als nun Rochus wieder ein Wenig zu Kräften kam, begab er sich vollends nach Florenz, heilte daselbst Viele von der Pest und wurde selbst durch eine Stimme vom Himmel völlig wiederhergestellt. Er beredte auch Gotthardum dahin, daß Dieser sich entschloß, mit ihm seine Wohnung in dem Wald aufzuschlagen und Gott ohne Unterlaß zu dienen, welches auch

Gotthardus versprach, wenn er nur bei ihm bleiben wollte, da sie sich denn eine geraume Zeit mit einander in einer alten Hütte aufhielten. Und nachdem endlich Rechus Gotthardum zu solchem Eremitenleben genugsam eingeweiht, machte er sich abermals auf den Weg und kam nach einer beschwerlichen Reise glücklich wieder nach Hause, und zwar in seiner Stadt, die ihm ehemals zugehört und die er seinem Vetter geschenkt hatte. Allda nun wurde er, weil es Kriegszeit war, für einen Kundschafter gehalten und vor den Landsherrn geführt, der ihn wegen seiner großen Veränderung und armseligen Kleidung nicht mehr kannte, sondern in ein hart Gefängniß setzen ließ. Er aber dankte seinem Gott, daß er ihn allerlei Unglück erfahren ließ, und brachte fünf ganzer Jahre im Kerker zu; wollte es auch nicht einmal annehmen, wenn man ihm etwas Gekochtes zu essen brachte, sondern kreuzigte noch dazu seinen Leib mit Wachen und Fasten. Als er merkte, daß sein Ende nahe sei, bat er die Bedienten des Kerkermeisters, daß sie ihm einen Priester holen möchten. Nun war es eine sehr finstere Gruft, wo er lag; als aber der Priester kam, wurde es helle, darüber dieser sich höchlich verwunderte, auch, sobald er Rochum ansahe, etwas Göttliches an ihm erblickte und vor Schrecken halbtodt zur Erden fiel, auch sich sogleich zum Landsherrn begab und ihm anzeigte, was er erfahren, und wie Gott wäre sehr beleidigt worden, indem man den frömmsten Menschen so lange Zeit in einem so beschwerlichen Gefängniß aufgehalten. Als dieses in der Stadt bekannt worden, lief Jedermann häufig nach dem Thurm. Sankt Rochus aber wurde von einer Schwachheit überfallen und gab seinen Geist auf. Jedermann aber sahe durch die Spalten der Thüre einen hellen Glanz hervordringen; man fand auch bei Eröffnung den Heiligen todt und ausgestreckt auf der Erde liegen und bei seinem Haupt und den Füßen Lampen brennen; darauf man ihn auf des Landsherrn Befehl mit großem Gepränge in die Kirche begrub. Er wurde auch noch an dem rothen Kreuz, so er auf der Brust mit auf die Welt gebracht hatte, erkannt, und war ein großes Heulen und Lamentiren darüber entstanden.

Solches geschahe im Jahre 1327 den 16. August, und ist ihm auch nach der Zeit zu Venedig, allwo nunmehr sein Leib verwahret wird, eine Kirche zu Ehren gebaut worden. Als nun im Jahre 1414 zu Kostanz ein Concilium gehalten wurde und die Pest allda entstand, auch nirgend Hülfe verhanden

war, ließ die Pest alsobald nach, sobald man diesen Heiligen anrief und ihm zu Ehren Prozessionen anstellte.

Diese friedliche Geschichte ruhig zu vernehmen, war kaum der Ort. Denn in der Zuschreibe stritten Mehrere schon längst über die Zahl der heute Wallfahrenden und Besuchenden. Nach Einiger Meinung sollten zehntausend, nach Anderen mehr, und dann noch mehr auf diesem Hügelrücken durcheinanderwimmeln. Ein östreichischer Offizier, militärischem Blick vertrauend, bekannte sich zu dem höchsten Gebote.

Noch mehrere Gespräche kreuzten sich. Verschiedene Bauernregeln und sprichwörtliche Wetterprophezeihungen, welche dies Jahr eingetroffen sein sollten, verzeichnete ich ins Taschenbuch, und als man Theilnahme bemerkte, besann man sich auf mehrere, die denn auch hier Platz finden mögen, weil sie auf Landesart und auf die wichtigsten Angelegenheiten der Bewohner hindeuten.

„Trockner April ist nicht der Bauern Will'. — Wenn die Grasmücke singt, ehe der Weinstock sproßt, so verkündet es ein gutes Jahr. — Viel Sonnenschein im August bringt guten Wein. — Je näher das Christfest dem neuen Monde zu fällt, ein desto härteres Jahr soll hernach folgen; so es aber gegen den vollen und abnehmenden Mond kommt, je gelinder es sein soll. — Die Fischer haben von der Hechtsleber dieses Merkmal, welches genau eintreffen soll: wenn dieselbe gegen dem Gallenbläschen zu breit, der vordere Theil aber spitzig und schmal ist, so bedeutet es einen langen und harten Winter. — Wenn die Milchstraße im Dezember schön weiß und hell scheint, so bedeutet es ein gutes Jahr. — Wenn die Zeit von Weihnachten bis Dreikönig nebelicht und dunkel ist, sollen das Jahr darauf Krankheiten folgen. — Wenn in der Christnacht die Weine in den Fässern sich bewegen, daß sie übergeben, so hofft man auf ein gutes Weinjahr. — Wenn die Rohrdommel zeitig gehört wird, so hofft man eine gute Ernte. — Wenn die Bohnen übermäßig wachsen und die Eichbäume viel Frucht bringen, so giebt es wenig Getreide. — Wenn die Eulen und andere Vögel ungewöhnlich die Wälder verlassen und häufig den Dörfern und Städten zufliegen, so giebt es ein unfruchtbares Jahr. — Kühler Mai giebt guten Wein und vieles Heu. — Nicht zu kalt und nicht zu naß, füllt die Scheuer und das Faß. — Reife Erdbeeren um Pfingsten bedeuten einen guten Wein. — Wenn es in der Walpurgisnacht regnet, so hofft man ein gutes Jahr. —

Ist das Brustbein von einer gebratenen Martinsgans braun, so bedeutet es Kälte, ist es weiß, Schnee."

Ein Bergbewohner, welcher diese vielen, auf reiche Fruchtbarkeit hinzielenden Sprüche, wo nicht mit Neid, doch mit Ernst vernommen, wurde gefragt, ob auch bei ihnen dergleichen gäng und gäbe wäre. Er versetzte darauf, mit so viel Abwechselung könne er nicht dienen; Räthselrede und Segen sei bei ihnen nur einfach und heiße:

Morgens rund,
Mittag gestampft,
Abends in Scheiben,
Dabei soll's bleiben;
Es ist gesund.

Man freute sich über diese glückliche Genügsamkeit und versicherte, daß es Zeiten gäbe, wo man zufrieden sei, es ebenso gut zu haben.

Indessen steht manche Gesellschaft gleichgiltig auf, den fast unübersehbaren Tisch verlassend; Andere grüßen und werden gegrüßt; so verliert sich die Menge nach und nach. Nur die Zunächstsitzenden, wenige wünschenswerthe Gäste, zaudern; man verläßt sich ungern, ja man kehrt einigemal gegen einander zurück, das angenehme Weh eines solchen Abschiedes zu genießen, und verspricht endlich zu einiger Beruhigung unmögliches Wiedersehen.

Außer den Zelten und Buden empfindet man leider in der hohen Sonne sogleich den Mangel an Schatten, welchen jedoch eine große neue Anpflanzung junger Nußbäume auf dem Hügelrücken künftigen Urenkeln verspricht. Möge jeder Wallfahrende die zarten Bäume schonen, eine löbliche Bürgerschaft von Bingen diese Anlage schirmen, durch eifriges Nachpflanzen und sorgfältiges Hegen ihr zu Nutz und Freude so vieler Tausende nach und nach in die Höhe helfen!

Eine neue Bewegung deutet auf neues Exercitium: man eilt zur Predigt, alles Volk drängt sich nach der Ostseite. Dort ist das Gebäude noch nicht vollendet, hier stehen noch Rüststangen, schon während des Baues dient man Gott. Ebenso war es, als in Wüsteneien von frommen Einsiedlern mit eigenen Händen Kirchen und Klöster errichtet wurden. Jedes Behauen, jedes Niederlegen eines Steins war Gottesdienst. Kunstfreunde erinnern sich der bedeutenden Bilder von Lesueur, des heiligen

Brune Wandel und Wirkung darstellend. Also wiederholt sich alles Bedeutende im großen Weltgange; der Achtsame bemerkt es überall.

Eine steinerne Kanzel, außen an der Kirchmauer auf Kragsteinen getragen, ist nur von innen zugänglich. Der Prediger tritt hervor, ein Geistlicher in den besten Jahren. Die Sonne steht hoch, daher ihm ein Knabe den Schirm überhält. Er spricht mit klarer verständlicher Stimme einen rein verständigen Vortrag. Wir glaubten, seinen Sinn gefaßt zu haben, und wiederholten die Rede manchmal mit Freunden. Doch ist es möglich, daß wir bei solchen Ueberlieferungen von dem Unsern abwichen und von dem Unsrigen mit einwebten. Und so wird man im Nachstehenden einen milden, Thätigkeit fordernden Geist finden, wenn es auch nicht immer die kräftigen, ausdrücklichen Worte sein sollten, die wir damals vernahmen.

„Andächtige, geliebte Zuhörer! In großer Anzahl besteigt Ihr an dem heutigen Tage diese Höhe, um ein Fest zu feiern, das seit vielen Jahren durch Schickung Gottes unterbrochen worden. Ihr kommt, das vor Kurzem noch entehrt und verwüstet liegende Gotteshaus hergestellt, geschmückt und eingeweiht zu finden, dasselbe andächtig zu betreten und die dem Heiligen, der hier besonders verehrt wird, gewidmeten Gelübde dankbar abzutragen. Da mir nun die Pflicht zukommt, an Euch bei dieser Gelegenheit ein erbauliches Wort zu sprechen, so möchte wol nichts besser an der Stelle sein, als wenn wir zusammen beherzigen, wie ein solcher Mann, der zwar von frommen, aber doch sündigen Eltern erzeugt worden, zur Gnade gelangt sei, vor Gottes Thron zu stehen und für Diejenigen, die sich im Gebet gläubig an ihn wenden, verbittend Befreiung von schrecklichen, ganze Völkerschaften dahinraffenden Uebeln, ja vom Tode selbst erlangen könne.

„Er ist dieser Gnade gewürdigt worden, so dürfen wir mit Zutrauen erwidern, gleich allen Denen, die wir als Heilige verehren, weil er die vorzüglichste Eigenschaft besaß, die alles übrige Gute in sich schließt: eine unbedingte Ergebenheit in den Willen Gottes.

„Denn obgleich kein sterblicher Mensch sich anmaßen dürfte, Gott gleich oder demselben auch nur ähnlich zu werden, so bewirkt doch schon eine unbegrenzte Hingebung in seinen heiligen Willen die erste und sicherste Annäherung an das höchste Wesen.

„Sehen wir doch ein Beispiel an Vätern und Müttern,

Blühtet, ach, dem Hoffnungsloſen,
Dem der Gram die Seele bricht!

Jener Tage denk' ich trauernd,
Als ich, Engel, an Dir hing,
Auf das erſte Knöspchen lauernd
Früh zu meinem Garten ging.

Alle Blüthen, alle Früchte
Noch zu Deinen Füßen trug,
Und vor Deinem Angeſichte
Hoffnung in dem Herzen ſchlug.

Ihr verblühet, ſüße Roſen,
Meine Liebe trug Euch nicht;
Blühtet, ach, dem Hoffnungsloſen,
Dem der Gram die Seele bricht.

X.

Erwin.

Welch ein Liſpeln, welch ein Schauer
Weht vom Grabe des Geliebten!
Ja, es webet dem Betrübten
Sanften Frieden in das Herz.

Schweige, zarte, liebe Stimme!
Mit den ſanften Zaubertönen
Lockſt Du mich, vermehrſt das Sehnen,
Marterſt mit vergebnem Schmerz.

Welch ein Liſpeln, welch ein Schauer
Weht vom Grabe des Geliebten!
Ja, es webet dem Betrübten
Sanften Frieden in das Herz.

XI.*)

Mit vollen Athemzügen
Saug' ich, Natur, aus Dir
Ein ſchmerzliches Vergnügen.

*) Zum großen Theil aus der urſprünglichen Bearbeitung von „Erwin und Elmire"; der ſpäteren gehören nur die vier letzten, in dem Manuſkripte auf einem beſondern Zettel nachträglich zugeſetzten Verſe und die ſpäter anzugebenden Veränderungen des Textes an.

die, mit vielen Kindern gesegnet, liebreiche Sorge für alle tragen. Zeichnet sich aber eins oder das andere darunter in Folgsamkeit und Gehorsam besonders aus, befolgt ohne Fragen und Zaudern die elterlichen Gebote, vollzieht es die Befehle sträflich und beträgt sich dergestalt, als lebte es nur in und für die Erzeuger, so erwirbt es sich große Vorrechte. Auf dessen Bitte und Vorbitte hören die Eltern und lassen oft Zorn und Unmuth, durch freundliche Liebkosungen besänftigt, vorübergehen. Also denke man sich menschlicherweise das Verhältniß unsers Heiligen zu Gott, in welches er sich durch unbedingte Ergebung emporgeschwungen."

Wir Zuhörenden schauten indeß zu dem reinen Gewölbe des Himmels hinauf; das klarste Blau war von leicht hinschwebenden Wolken belebt; wir standen auf hoher Stelle. Die Aussicht rheinaufwärts licht, deutlich, frei, den Prediger zur Linken über uns, die Zuhörer vor ihm und uns hinabwärts.

Der Raum, auf welchem die zahlreiche Gemeinde sich, ist eine große unvollendete Terrasse, ungleich und hinterwärts abhängig. Künstig mit baumeisterlichem Sinne zweckmäßig heraugenommen und eingerichtet, wäre das Ganze eine der schönsten Oertlichkeiten in der Welt. Sein Prediger, vor mehrern tausend Zuhörern sprechend, sah je eine so reiche Landschaft über ihren Häuptern. Nun stelle der Baumeister aber die Menge auf eine reine, gleiche, vielleicht hinterwärts wenig erhöhte Fläche, so sähen Alle den Prediger und hörten bequem; diesmal aber bei unvollendeter Anlage standen sie abwärts hinter einander, sich in einander schickend, so gut sie konnten — eine von oben überschaute wunderliche, stillschwankende Wege. Der Platz, wo der Bischof der Predigt zuhörte, war nur durch den hervorragenden Baldachin bezeichnet, er selbst in der Menge verborgen und verschlungen. Auch diesem würdigen obersten Geistlichen würde der einsichtige Baumeister einen angemessenen, anziehlichen Platz anweisen und dadurch die Feier verherrlichen. Dieser Umblick, diese dem gehörten Kunstlaute abgenöthigten Betrachtungen hinderten nicht, aufmerksam zu sein auf die Worte des würdigen Predigers, der zum zweiten Theile schritt und etwa folgendermaßen zu sprechen fortfuhr:

„Eine solche Erziehung in den Willen Gottes, so hoch verdienstlich sie auch gepriesen werden kann, wäre jedoch nur unfruchtbar geblieben, wenn der fromme Jüngling nicht seinen Nächsten so wie sich selbst, ja mehr wie sich selbst geliebt hätte.

Denn ob er gleich, vertrauensvoll auf die Fügungen Gottes, sein Vermögen den Armen vertheilt, um als frommer Pilger das heilige Land zu erreichen, so ließ er sich doch von diesem preiswürdigen Entschlusse unterwegs ablenken. Die große Noth, worin er seine Mitchristen fand, legt ihm die unerläßliche Pflicht auf, den gefährlichen Kranken beizustehen, ohne an sich selbst zu denken. Er folgt seinem Beruf durch mehrere Städte, bis er endlich, selbst vom wüthenden Uebel ergriffen, seinen Nächsten weiter zu dienen außer Stand gesetzt wird. Durch diese gefahrvolle Thätigkeit nun hat er sich dem göttlichen Wesen abermals genähert; denn wie Gott die Welt in so hohem Grade liebte, daß er zu ihrem Heil seinen einzigen Sohn gab, so opferte Sankt Rochus sich selbst seinen Mitmenschen."

Die Aufmerksamkeit auf jedes Wort war groß, die Zuhörer unübersehbar. Alle einzeln herangekommenen Wallfahrer und alle vereinigten Gemeindeprozessionen standen hier versammelt, nachdem sie vorher ihre Standarten und Fahnen an die Kirche zur linken Hand des Predigers angelehnt hatten, zu nicht geringer Zierde des Ortes. Erfreulich aber war, nebenan in einem kleinen Höfchen, das gegen die Versammlung zu unvollendet sich öffnete, sämmtliche herangetragene Bilder auf Gerüsten erhöht zu sehen, als die vornehmsten Zuhörer ihre Rechte behauptend.

Drei Muttergottesbilder von verschiedener Größe standen neu und frisch im Sonnenscheine; die langen rosenfarbenen Schleifenbänder flatterten munter und lustig im lebhaftesten Zugwinde. Das Christuskind in Goldstoff blieb immer freundlich. Der heilige Rochus, auch mehr als einmal, schaute seinem eigenen Feste gerührig zu, die Gestalt im schwarzen Sammtkleide wie billig obenan.

Der Prediger wandte sich nun zum dritten Theil und ließ sich ungefähr also vernehmen:

„Aber auch diese wichtige und schwere Handlung wäre von keinen seligen Folgen gewesen, wenn Sankt Rochus für so große Aufopferungen einen irdischen Lohn erwartet hätte. Solchen gottseligen Thaten kann nur Gott lohnen, und zwar in Ewigkeit. Die Spanne der Zeit ist zu kurz für grenzenlose Vergeltung. Und so hat auch der Ewige unsern heiligen Mann für alle Zeiten begnadigt und ihm die höchste Seligkeit gewährt, nämlich Andern, wie er schon hienieden im Leben gethan, auch von oben herab für und für hilfreich zu sein.

„Wir dürfen daher in jedem Sinne ihn als ein Muster

ansehn, an welchem wir die Stufen unsers geistlichen Wachsthums abmessen. Habt Ihr nun in traurigen Tagen Euch an ihn gewendet und glückliche Erhörung erlebt durch göttliche Huld, so beseitiget jetzt allen Uebermuth und anmaßliches Hochfahren, aber fragt Euch demüthig und wohlgemuth: Haben wir denn seine Eigenschaften vor Augen gehabt? Haben wir uns beeifert, ihm nachzustreben? Ergaben wir uns zur schrecklichsten Zeit unter kaum erträglichen Lasten in den Willen Gottes? Unterdrückten wir ein aufkeimendes Murren? Lebten wir einer getrosten Hoffnung, um zu verdienen, daß sie uns nun so unerwartet als gnädig gewährt sei? Haben wir in den gräßlichsten Tagen pestartig wüthender Krankheiten nicht nur gebetet und um Rettung gefleht? Haben wir den Unsrigen, näher- oder entfernteren Verwandten und Bekannten, ja Fremden und Widersachern in dieser Noth beigestanden, um Gottes und des Heiligen willen unser Leben drangewagt?

„Könnt Ihr nun diese Fragen in stillem Herzen mit Ja beantworten, wie gewiß die Meisten unter Euch redlich vermögen, so bringt Ihr ein löbliches Zeugniß mit nach Hause. Dürft Ihr sodann, wie ich nicht zweifle, noch hinzufügen, wir haben bei Allem diesem an keinen irdischen Vortheil gedacht, sondern wir begnügten uns an der gottgefälligen That selbst, so könnt Ihr Euch um deste mehr erfreuen, keine Fehlbitte gethan zu haben und ähnlicher geworden zu sein dem Fürbittenden.

„Wachet und nehmet zu an diesen geistlichen Eigenschaften auch in guten Tagen, damit Ihr zu schlimmer Zeit, wie sie oft unversehens hereinbricht, zu Gott durch seinen Heiligen Gebet und Gelübde wenden dürfet!

„Und so betrachtet auch künftig die wiederholten Wallfahrten lieber als erneute Erinnerungen, daß Ihr dem Höchsten kein größeres Dankopfer darbringen könnt als ein Herz, gebessert und an geistlichen Gaben bereichert!"

Die Predigt endigte gewiß für Alle heilsam; denn Jeder hat die deutlichen Worte vernommen und Jeder die verständigen praktischen Lehren beherzigt.

Nun kehrt der Bischof zur Kirche zurück; was drinnen vorgegangen, blieb uns verborgen. Den Widerhall des Tedeum vernahmen wir von außen. Das Ein- und Ausströmen der Menge war höchst bewegt; das Fest neigte sich zu seiner Aufgabe. Die Prozessionen reihten sich, um abzuziehen, die Bidenheimer, als zuletzt angekommen, entfernte sich zuerst. Wir

sehnten uns aus dem Wirrwarr und zogen deshalb mit der ruhigen und ernsten Binger Prozession hinab. Auch auf diesem Wege bemerkten wir Spuren der Kriegswehetage. Die Stationen des Leidensganges unsers Herrn waren vermuthlich zerstört. Bei Erneuerung dieser könnte frommer Geist und redlicher Kunstsinn mitwirken, daß Jeder, er sei wer er wolle, diesen Weg mit theilnehmender Erbauung zurücklegte.

In dem herrlich gelegenen Bingen angelangt, fanden wir doch daselbst keine Ruhe; wir wünschten vielmehr nach so viel wunderbaren, göttlichen und menschlichen Ereignissen uns geschwind in das derbe Naturbad zu stürzen. Ein Kahn führte uns flußabwärts die Stromungen. Ueber den Rest des alten Felsendammes, den Zeit und Kunst besiegten, glitten wir hinab; der märchenhafte Thurm, auf unverwüstlichem Quarzgestein gebaut, blieb uns zur Linken, die Ehrenburg rechts; bald aber kehrten wir für diesmal zurück, das Auge voll von jenen abschießenden graulichen Gebirgsschluchten, durch welche sich der Rhein seit ewigen Zeiten hindurcharbeitete.

So wie den ganzen Morgen, also auch auf diesem Rückwege begleitete uns die hohe Sonne, obgleich aufsteigende vorüberziehende Wolken zu einem ersehnten Regen Hoffnung gaben; und wirklich strömte er endlich Alles erquickend nieder und hielt lange genug an, daß wir auf unserer Rückreise die ganze Landesstrecke erfrischt fanden. Und so hatte der heilige Rochus, wahrscheinlich auf andere Nothhelfer wirkend, seinen Segen auch außer seiner eigentlichen Obliegenheit reichlich erwiesen.

Im Rheingau Herbsttage.

Supplement des Rochusfestes 1814.

Das lebendige Schauen der nunmehr zu beschreibenden Oertlichkeiten und Gegenstände verdanke ich der geliebten wie verehrten Familie Brentano, die mir an den Ufern des Rhein's auf ihrem Landgute zu Winkel viele glückliche Stunden bereitete.

Die herrliche Lage des Gebäudes läßt nach allen Seiten die Blicke frei, und wie kennen auch die Bewohner, zu welchen ich mehrere Wochen mich dankbar zählte, sich ringsumher zu Wasser und Land fröhlich bewegen. Zu Wagen, Fuß und Schiff erreichte man auf beiden Ufern die herrlichsten, oft vermutheten, öfters unvermutheten Standpunkte. Hier zeigt sich die Welt mannichfaltiger, als man sie denkt; das Auge selbst ist sich in der Gegenwart nicht genug; wie sollte nunmehr ein schriftliches Wort hinreichen, die Erinnerung aus der Vergangenheit hervorzurufen? Mögen deshalb diese Blätter wenigstens meinem Gefühl an jenen unschätzbaren Augenblicken und meinem Dank dafür treulich gewidmet sein!

Den 1. September 1814.

Kloster Eibingen giebt den unangenehmsten Begriff eines zerstörten würdigen Daseins. Die Kirche, alles Zubehörs beraubt, Zimmer und Säle ohne das mindeste Hausgeräth, die Zellen-

wände eingeſchlagen, die Thüren nach den Gängen mit Riegeln verzimmert, die Fache nicht ausgemauert, der Schutt umherliegend. Warum denn aber dieſe Zerſtörung ohne Zweck und Sinn? Wir vernehmen die Urſache. Hier ſollte ein Lazareth angelegt werden, wenn der Kriegsſchauplatz in der Nähe geblieben wäre. Und ſo muß man ſich noch über dieſen Schutt und über die verlaſſene Arbeit freuen. Man ſcheint übrigens gegenwärtig die leeren Räume zu Monturkammern und Aufbewahrung älterer, wenig brauchbarer Kriegsbedürfniſſe benutzen zu wollen. Im Chor liegen Sättel gereiht, in Sälen und Zimmern Tornißter; an abgelegten Monturungsſtücken fehlt es auch nicht, ſo daß, wenn eine der Nonnen vor Jahren die Gabe des Geſichts gehabt hätte, ſie ſich vor der künftigen Zerrüttung und Entweihung hätte entſetzen müſſen. Die Wappen dieſer ehemals hier beherbergten und ernährten Damen verzieren noch einen ausgeleerten Saal.

Hierauf beſuchten wir in Rüdesheim das Brömſeriſche Gebäude, welches zwar merkwürdige, aber unerfreuliche Reſte aus dem ſechzehnten Jahrhundert enthält. Nur iſt ein Familiengemälde der Herren von Kronenburg, von 1549, in ſeiner Art beſonders gut und der Aufmerkſamkeit aller Freunde des Alterthums und der Kunſt würdig.

In der Stadtkirche auf dem Markt befindet ſich das Wunderbild, das ehemals ſo viele Gläubige nach Rothgottes gezogen hatte. Chriſtus knieend, mit aufgehobenen Händen, etwa acht Zoll hoch, wahrſcheinlich die übrig gebliebene Hauptfigur einer uralten Oelbergsgruppe. Kopf und Körper aus Holz geſchnitzt. Das Gewand von feinem Leinenzeuge aufgeklebt, feſt anliegend, wo die Falten ſchon ins Holz geſchnitzt waren, an den obern Armen aber locker, die Aermel bildend und ausgeſtopft, das Ganze bekreidet und bemalt. Die angeſetzten Hände zwar zu lang, die Gelenke und Nägel hingegen gut ausgedrückt. Aus einer nicht unfähigen, aber ungeſchickten Zeit.

Den 2. September 1814.

Ungefähr in der Mitte von Winkel biegt man aus nach der Höhe zu, um Vollraths zu beſuchen. Erſt geht der Weg zwiſchen Weinbergen. Dann erreicht man eine Wieſenfläche; ſie iſt hier unerwartet feucht und mit Weiden umgeben,

Am Fuß des Gebirges auf einem Hügel liegt das Schloß, rechts und links fruchtbare Felder und Weinberge, einen Bergwald von Buchen und Eichen im Rücken.

Der Schloßhof, von anſehnlichen Wohn- und Haushaltungsgebäuden umſchloſſen, zeugt von altem Wohlſtande, der kleinere hintere Theil deſſelben iſt den Feldgeräthſchaften gewidmet.

Rechts tritt man in einen Garten, der wie das Ganze von altem Wohlhaben und gutsherrlicher Vorſorge zeugt und jetzt als eine belebte Ruine uns eigenthümlich anmuthet. Die ſonſt pyramiden- und fächerartig gehaltenen Obſtbäume ſind zu mächtigen Stämmen und Aeſten kunſtlos wild ausgewachſen, überſchatten die Beete, ja verdrängen die Wege und geben, von vortrefflichem Obſte reich behangen, den wunderſamſten Anblick. Eine Luſtwohnung, von dem Kurfürſten aus der Greiffenklauiſchen Familie erbaut, empfängt mit ſichtbarſtem Verfall den Eintretenden. Die untern Räume ſind völlig entadelt; der Saal des erſten Stocks erweckt durch Familienbilder, die, ohne gut gemalt zu ſein, doch die Gegenwart der Perſönlichkeiten ausſprechen, das Andenken einer frühern blühenden Zeit. Lebensgroß ſitzt ein behaglicher Greiffenklau, der auf ſich und ſeinen Zuſtand ſich etwas einbilden durfte. Zwei Gattinnen und mehrere Söhne, Domherren, Soldaten und Hofleute ſtehen ihm zur Seite, und was von Kindern, vielleicht auch Verwandten, auf ebenem Boden nicht Platz fand, erſcheint als Gemälde im Gemälde oben im Bilde. So hängen auch Kurfürſten, Domherren und Ritter lebensgroß, in ganzen und halben Figuren umher in dem nicht verwüſteten, aber wüſten Saale, wo alte reiche Stühle zwiſchen vernachläſſigten Samenſtauden und anderm Unrath unordentlich noch ihren Platz behaupten. In den Seitenzimmern ſchlottern die Goldledertapeten an den Wänden; man ſcheint die Tapeziernägel, die ſie feſthielten, zu anderm Gebrauch herausgezogen zu haben.

Wendet nun das Auge von dieſem Gräuel ſich weg gegen das Fenſter, ſo genießt es, den verwilderten fruchtbaren Garten unter ſich, der herrlichſten Ausſicht. Durch ein ſanftgeöffnetes Thal ſieht man Winkel nach ſeiner Länge, überrheiniſch ſodann Unter- und Oberingelheim in fruchtbarer Gegend. Wir gingen durch den vernachläſſigten Garten, die Baumſchulen aufzuſuchen, die wir aber in gleichem Zuſtande fanden; der Gärtner, wollte man wiſſen, liebe die Fiſcherei.

Draußen unter dem Garten auf der Wieſe zog eine große,

wohlgewachſene Pappel unſere Aufmerkſamkeit an ſich; wir hörten, ſie ſei am Hochzeitsfeſte des vorletzten Greiffenklau gepflanzt, deſſen Wittwe noch zuletzt dieſe Herrlichkeiten mit ungebändigter Luſt genoſſen habe. Nach dem frühzeitigen Tode eines Sohnes aber ging der Beſitz dieſes ſchönen Guts auf eine andere Linie hinüber, welche, entfernt wohnend, für deſſen Erhaltung weniger beſorgt zu ſein ſcheint. Einen wunderlichen, in einen kleinen Teich gebauten Thurm gingen wir vorüber und verfügten uns in das anſehnliche Wohngebäude.

Hatten wir geſtern im Kloſter Eibingen die Zerſtörung geſehen, welche durch Aenderung der Staatsverhältniſſe, Religionsbegriffe, durch Kriegsläufte und andere Sorgen und Bedürfniſſe mit Willen und Unwillen einreißt, ſahen wir dort ein aufgehobenes Kloſter, ſo fanden wir hier die Spuren einer alten Familie, die ſich ſelbſt aufhebt. Die ehrwürdigen Stammbäume erhielten ſich noch an den Wänden der umherlaufenden Gänge. Hier ſproßten Greiffenklau und Sickingen gegen einander über und verzweigten ſich ins Vielfache; die vornehmſten und berühmteſten Namen ſchloſſen ſich weiblicherſeits an den Greiffenklauiſchen.

Auf einem andern dieſer Bilder knieten Biſchöfe, Aebte, Geiſtliche, Frauen unter dem Baume, von dem ſie entſproſſen, Heil erbittend. Ein drittes Gemälde dieſer Art war muthwillig oder abſichtlich entſtellt; es hatte Jemand den Stammvater herausgeſchnitten, vielleicht ein Liebhaber ſolcher Alterthümer, denen nirgends zu trauen iſt. Da ſchwebten nun Aeſte und Zweige in der Luft, das Verdorren weiſſagend.

Wie unterhaltend übrigens in guten lebendigen Zeiten dieſe Galerien für Familienglieder, für Verwandte müſſen geweſen ſein, kann man noch daraus ermeſſen, daß die Grundriſſe mancher Beſitzungen mit ihren Grenzen, Gerechtſamen, ſtreitigen Bezirken, und was ſonſt bemerklich ſein mochte, hier aufgehangen und vor das Auge gebracht ſind.

Doch fehlte nunmehr Manches, was Beſuchende hier in früherer Zeit gekannt hatten, und wir entdeckten zuletzt in einer Kammer ſämmtliche Familienbilder, ſtoßweiſe über einander geſchichtet und dem Verderben geweiht. Einige ſind werth, erhalten zu ſein, allen hätte man wol einen Platz an den Wänden gegönnt. In wenigen Zimmern finden ſich noch Stühle und Bettſtellen, Kommoden und dergleichen, durch Zeit und Unordnung langſam verdorben und unbrauchbar.

In der kleinen Kapelle wird noch Gottesdienst gehalten; auch diese ist nur nothdürftig reinlich. Ein paar kleine griechische Bildchen verdienen kaum aus diesem allgemeinen Verderben gerettet zu werden.

Aus solchen traurigen Umgebungen eilten wir in die reiche, frohe Natur, indem wir auf der Höhe des Hügels, Weinberge links, frischgeackerte Fruchtfelder rechts, dem Johannisberg zugingen. Die Grenze des Weinbaues bezeichnet zugleich die Grenze des aufgeschwemmten Erdreichs; wo die Aecker anfangen, zeigt sich die ursprüngliche Gebirgsart. Es ist ein Quarz, dem Thonschiefer verwandt, der sich in Platten und Prismen zu trennen pflegt.

Man kann nicht unterlassen, links hinterwärts nach dem Fluß und den ihn an beiden Ufern begleitenden Landschaften und Wohnlichkeiten umzuschauen, die, im Einzelnen schon bekannt, mit größerem Antheil im Ganzen überblickt werden.

Ueberrascht wird man aber doch, wenn man auf den Altan des Johannisberger Schlosses tritt. Denn wollte man auch alle in der Festbeschreibung genannten Orte und Gegenstände wiederholen, so würde sich doch nur dasjenige allenfalls in der Folge dem Gedächtniß darstellen, was man hier auf einmal übersieht, wenn man, auf demselben Flecke stehend, den Kopf nur rechts und links wendet; denn von Biberich bis Bingen ist Alles einem gesunden oder bewaffneten Auge sichtbar. Der Rhein mit den daran gegürteten Ortschaften, mit Inselauen, jenseitigen Ufern und ansteigenden Gefilden. Links oben die blauen Gipfel des Altkin's und Feldbergs, gerade vor uns der Rücken des Donnersbergs. Er leitet das Auge nach der Gegend, woher die Nahe fließt. Rechts unten liegt Bingen, daneben die ahnungsvolle Bergschlucht, wohin sich der Rhein verliert.

Die uns im Rücken verweilende Abendsonne beleuchtete diese mannichfaltigen Gegenstände an der uns zugekehrten Seite. Leichte, seltsam streifenweis vom Horizont nach dem Zenith strebende Wolken unterbrachen die allgemeine Klarheit des Bildes; wechselnde Sonnenblicke lenkten jetzt die Aufmerksamkeit bald da, bald dorthin, und das Auge ward stellenweise mit einzelner frischer Anmuth ergetzt. Der Zustand des Schlosses selbst störte nicht diese angenehmen Eindrücke. Leer steht's, ohne Hausgeräth, aber nicht verdorben.

Bei untergehender Sonne bedeckte sich der Himmel von

Wie lebt.
Wie bebt,
Wie strebt
Das Herz in mir!

Freundlich begleiten
Mich Lüftlein gelinde.
Flohene Freuden
Ach, säuseln im Winde,
Fassen die bebende,
Strebende Brust.
Himmlische Zeiten!
Ach, wie so geschwinde
Dämmert und blicket
Und schwindet die Luft!

Du lachst mir, angenehmes Thal,
Und Du, o reine Himmelssonne,
Erfüllst seit langer Zeit zum ersten Mal
Mein Herz mit süßer Frühlingswonne.

Weh mir! Ach, sonst war meine Seele rein,
Genoß so friedlich Deinen Segen.
Verbirg Dich, Sonne, meiner Pein!
Verwildre Dich, Natur, und stürme mir entgegen!

Die Winde sausen,
Die Ströme brausen,
Die Blätter rascheln
Dürr ab ins Thal.
Auf steiler Höhe,
Auf nackten Felsen
Lieg' ich und flehe.
Auf öden Wegen,
Durch Sturm und Regen,
Fühl' ich und sieh' ich
Und suche die Qual.

Wie glücklich, daß in meinem Herzen
Sich wieder neue Hoffnung regt!
O, wende, Liebe, diese Schmerzen,
Die meine Seele kaum erträgt!

allen Seiten mit bunten, immer auf den Horizont ſich beziehenden, pfeilförmigen Streifen; ſie verkündigten eine Wetterveränderung, über welche die Nacht entſcheiden wird.

Den 3. September 1814.

Der Morgenbimmel, erſt völlig umwölkt, erheiterte ſich bei fortdauerndem Nordwind. Nachdem wir in Geiſenheim bei einem Handelsmanne ein altes Gemälde geſehen, ging der Weg aufwärts durch einen Eichenbuſch, welcher alle vierzehn Jahre zum Behuf der Gerberei abgetrieben wird. Hier findet ſich das Quarzgeſtein wieder und weiter oben eine Art von Todtliegendem. Rechts blickt man in ein tiefes, von alten und jungen Eichen vollgedrängtes Bergtal hinab; die Thürme und Dächer eines alten Kloſters zeigen ſich, von dem reichſten Grün ganz eingeſchloſſen, in wildem, einſamem Grunde — eine Lage, übereinſtimmend mit dem Namen dieſer heiligen Stätte; denn man nennt ſie noch immer Rothgottes, obgleich das Wunderbild, das dem Ritter hier ſeine Noth zuſammerte, in die Kirche von Rüdesheim verſetzt worden. Völlig unwirthbar erſchiene dieſe Stelle noch jetzt, hätte man nicht einen kleinen Theil der angrenzenden Höhe gerodet und dem Feldbau gewidmet.

Aufwärts dann, eine hochgelegene, bebaute Fläche hin, geht der Weg, bis man endlich auf den Niederwald gelangt, wo eine gerade lange, breite Fahrſtraße vornehme Anlagen verkündigt. Am Ende derſelben ſteht ein Jagdſchloß mit Nebengebäuden. Schon vor dem Hofraum, beſſer von einem Thürmchen, ſieht man in der ungeheuren Schlucht den Rhein abwärts fließen. Lorch, Treiberhauſen, Bacharach ſind hüben und drüben zu ſehen, und mir war in dieſem Blick der Anfang einer neuen Gegend und der völlige Abſchluß des Rheingaues gegeben.

Auf einem Spaziergang durch den Wald gelangte man zu verſchiedenen Ausſichten und endlich zu einem auf einer Felskuppe des Vorgebirgs liegenden Altan, von welchem eine der ſchönſten Ueberſichten genoſſen wird. Tief unter uns die Strömung des Binger Lochs, oberhalb derſelben den Mäuſethurm. Die Nahe, durch die Brücke von Bingen herfließend, aufwärts der Bergrücken der Rochuskapelle und was dem angehört — eine große, in allen Theilen mannichfaltige Anſicht. Wendet ſich das

Auge zurück und unterwärts, so sehen wir das verfallene Schloß Ehrenfels zu unsern Füßen.

Durch eine große, wohlbestandne Waldstrecke gelangt man zu dem gegen Norden gerichteten runden Tempel. Hier blickt man von Neuem rheinaufwärts und findet Anlaß, Alles zu summiren, was man diese Tage her gesehen und wieder gesehen hat. Wir sind mit den Gegenständen im Einzelnen wohl bekannt, und so läßt sich durch das Fernrohr, ja sogar mit bloßen Augen, manches Besondere nah und fern schauen und bemerken.

Wer sich in der Folge bemühte, den Niederwald besser darzustellen, müßte im Auge behalten, wie das Grundgebirge von Wiesbaden her immer mehr an den Rhein heranrückt, den Strom in die westliche Richtung drängt und nun die Felsen des Niederwaldes die Grenzen sind, wo er seinen nördlichen Weg wieder antreten kann.

Der steile Fußpfad nach Rüdesheim hinab führt durch die herrlichsten Weinberge, welche mit ihrem lebhaften Grün in regelmäßigen Reihen wie mit wohlgewirkten Teppichen manche sich an und über einander drängende Hügel bekleiden.

Den 4. September 1814.

Früh in der Kirche, wo der Gottesdienst wegen einer Greifenklauischen Stiftung feierlicher als gewöhnlich begangen wurde. Geputzte und bekränzte Kinder knieten an den Seitenstufen des Altars und streuten in den Hauptmomenten des Hochamtes Blumenblätter aus ihren Körbchen; weil sie aber verschwenderisch damit umgingen und doch in dem feierlichsten Augenblick nicht fehlen wollten, rafften sie das Ausgestreute wieder in ihre Körbchen, und die Gabe ward zum zweiten Male geopfert.

Sodann zu der verfallenen, in ein Winzerhaus verwandelten Kapelle des heiligen Rhabanus. Sie soll das erste Gebäude in Winkel gewesen sein; alt genug scheint es. Die Erde oder vielmehr der Schutt, aufgerafft an der Stelle, wo der Altar gestanden, soll Ratten und Mäuse vertreiben.

Nach Tische in einem mit Menschen überladenen Kahne von Mittelheim nach Weinheim bei ziemlich lebhaftem Nordostwind. Der Stromstrich wirkt hier stark auf das linke Ufer, nachdem er eine vorliegende Aue weggerissen. Die Wurzeln der alten Weiden sind entblößt, die Stämme vom Eis entrindet.

Man hat einen Damm aufgeworfen, um die dahinter liegenden Felder vor Ueberſchwemmung zu ſichern.

Am Ende dieſes Dammes gegen Niederingelheim zu fanden wir ganz eigentliche Dünen, in den älteſten Zeiten vom Waſſer abgeſetzt, nun ihr leichter Sand vom Winde hin und her getrieben. Unzählige kleine Schnecken waren mit demſelben vermengt, ein Theil davon den Turbiniten ähnlich, die ſich im Weinheimer Kalktuffe befinden. Daß dergleichen ſich noch jetzt in dieſem Sandbezirk vermehren, läßt ſich folgern, da mir die aufmerkſamen Kinder ein Schneckenhaus mit lebendigem Thiere vorgezeigt.

Hinter einer Mühle beginnt ein fruchtbareres Gelände, das ſich bis Niederingelheim zieht. Dieſer Ort, ſchon hoch, an einer ſanften Anhöhe gelegen, gehört zu dem Diſtrikt, der ſonſt des heiligen Römiſchen Reichs Thal genannt wurde. Karl's des Großen Palaſt fanden wir bald zerſtört, zerſtückelt, in kleine Beſitzungen vertheilt; den Bezirk deſſelben kann man noch an den hohen, vielleicht ſpätern Mauern erkennen. Ein Stück einer weißen Marmorſäule findet ſich an dem Thor eingemauert, mit folgender Inſchrift aus dem dreißigjährigen Kriege:

„Vor 800 Jahren iſt dieſer Saal des großen Kaiſers Karl, nach ihm Ludwig des milden Kaiſers Carlen Sohn, im Jahr 1044 aber Kaiſers Heinrichs, im J. 1360 Kaiſers Carlen Königs in Bohmen Palaſt geweſen, und hat Kaiſer Karle d. Große, neben andern gegeſſenen Säulen, dieſe Säule aus Italia von Ravenna anhero in dieſen Palaſt fahren laſſen, welche man bei Regierung Kaiſers Ferdinandi des II und Königs in Hiſpania Philippi des IV, auch derer verordneter hochloblicher Regierung in der untern Pfalz, den 6. Aprilis Anno 1628, als der katholiſche Glauben wiederumb eingeführet worden iſt, aufgerichtet."

Münſterus in Historia von Ingelheim des heilg. Römiſch. Reichs Thal fol. DCLXXXIX.

Den Ort, wo die Küche vor Alters geſtanden, will man dadurch entdeckt haben, daß ſehr viele Thierknochen, beſonders Wildeſchweinszähne, in dem nächſten Graben gefunden worden. Während der franzöſiſchen Herrſchaft hat man verſchiedene Nachſuchungen gethan, auch wurden einige Säulen nach Paris geſchafft.

Neuerlich ward bei Gelegenheit des großen Chauſſeebaues Ingelheim vortrefflich gepflaſtert, das Poſthaus gut eingerichtet,

Frau Glocke nennt ſich die Poſtmeiſterin, jetzt von Reiſenden, beſonders Engländern und Engländerinnen, fleißig beſucht.

Bei dunkler Nacht gelangten wir auf der Fähre, zwar nicht ohne Unbilden, aber doch glücklich nach Hauſe.

Den 5. September 1814.

fuhren wir im Wagen nach Rüdesheim, ſodann im Kahne bei einem ſtarken, ſtromaufwärts wehenden Winde nach Bingen hinüber; die Fähre brachte den Wagen nach.

Spaziergang am Ufer. Gips ausgeladen, viel mit grauem Thon vermiſcht. Woher derſelbe kommen mag? Spaziergang durch die Stadt; im Gaſthaus „Zum weißen Roß“ eingekehrt. Melancholiſche Wirthin mit ſeltſamem Bewußtſein ihres Zuſtandes. Nach guter und wohlfeiler Bewirthung fuhren wir den Rochusberg hinauf, an den verfallenen Stationen vorbei. Die Rochuskapelle fanden wir offen. Der Mann, der die Wiederherſtellung beſorgt hatte, war gegenwärtig, froh über ſein Werk, das auch wirklich für gelungen gelten kann. Man hat die Kirchenmauern erhöht, ſo viel als nöthig, um dem Hauptaltar von Eibingen gehörigen Raum zu verſchaffen. Der Transport koſtete nichts; denn Die von Bingen hatten Alles von drüben herab- und hüben heraufgetragen, die Schiffer gleichfalls ohne Lohn gefahren. Dadurch war das Einzelne wohl erhalten geblieben und nur Weniges zu repariren nöthig.

Man beſchäftigte ſich eben, die Orgel aufzuſtellen. Als wir Denjenigen, den wir für den Meiſter hielten, nach der Güte der Orgel fragten, erwiderte er mit Bedeutſamkeit: „Es iſt eine weiche Orgel, eine Nonnenorgel.“ Man ließ uns einige Regiſter hören; ſie waren für den Umfang der Kapelle ſtark genug.

Nun wendeten wir uns zu der niemals genug zu ſchauenden Ausſicht und unterſuchten ſodann das Geſtein. Auf der Höhe beſteht es aus einem dem Thonſchiefer verwandten Quarz, am Fuße gegen Kempten zu aus einer Art Todtliegendem, welches aus ſcharfkantigen Quarzſtücken, faſt ohne Bindungsmittel, beſteht. Es iſt äußerſt feſt und hat außen durch die

Witterung den bekannten Chalcedonüberzug erlangt. Es wird billig unter die Urbreccien gerechnet.

Wir fuhren durch die Weinberge hinabwärts, ließen Kempten links und gelangten auf die neue treffliche Chaussee, an deren beiden Seiten ein leicht zu bearbeitender Boden gesehen wird. Da wir nach Oberingelheim verlangten, so verließen wir die Straße und fuhren rechts auf einem sandigen Boden durch junge Kieferwäldchen; sanfte Anhöhen zeigten schon besseres Erdreich; endlich trafen wir Weinberge und gelangten nach Oberingelheim. Dieses Oertchen liegt an einer Anhöhe, an deren Fuß ein Wasser, die Sulze genannt, hinfließt.

In dem reinlichen, wohlgepflasterten Orte sind wenig Menschen zu sehen. Zu oberst liegt ein altes, durchaus verfallenes, weitläufiges Schloß, in dessen Bezirk eine noch gebrauchte, aber schlecht erhaltene Kirche. Zur Revolutionszeit meißelte man die Wappen von den Rittergräbern. Uralte Glasscheiben brechen nach und nach selbst zusammen. Die Kirche ist protestantisch.

Ein wunderbarer Gebrauch war zu bemerken. Auf den Häuptern der steinernen Ritterkolossen sah man bunte, leichte Kronen von Draht, Papier und Band thurmartig zusammengeflechten. Dergleichen standen auch auf Gesimsen, große beschriebene Papierberzen darangehängt. Wir erfuhren, daß es zum Andenken verstorbener unverheiratheter Personen geschehe. Diese Todtengedächtnisse waren der einzige Schmuck des Gebäudes.

Wir begaben uns in ein Weinhaus und fanden einen alten Wirth, der ungeachtet seines kurzen Athems uns von guten und bösen Zeiten zu unterhalten nicht ermangelte. Die beiden Ingelheime gehörten zu einem Landesstrich, den man die acht Ortschaften nannte, welche seit uralten Zeiten große Privilegien genießen. Die Abgaben waren gering bei schöner Fruchtbarkeit. Unter französischer Botmäßigkeit hatte man große Lasten zu tragen.

Man baute sonst hier nur weißen Wein, nachher aber, in Nachahmung und Nacheiferung von Assmannsbausen, auch rothen; man rühmte dessen Vorzüge, eh man uns gleich mit keinem rothen Gifter mehr dienen konnte; wir ließen uns daher den weißen genannten Jahres wohl schmecken.

Als wir nach Weinheim zurück ans Ufer kamen und nach einem Kahn verlangten, erboten sich zwei Knaben, uns überzu-

fahren. Man zeigte einiges Mißtrauen gegen ihre Jugend, ſie verſicherten aber, beſſer zu ſein als die Alten; auch brachten ſie uns ſchnell und glücklich ans rechte Ufer.

*

Den 6. September 1814.

Auf einem Spaziergange, bei Gelegenheit, daß eine Mauer errichtet wurde, erfuhr ich, daß der Kalkſtein, welcher faſt ganz aus kleinen Schnecken beſteht, an den jenſeitigen Höhen und mehreren Orten gebrochen werde. Da dieſe Schnecken nach der neueſten Ueberzeugung Ausgeburten des ſüßen Waſſers ſind, ſo wird die ehemalige Reſtagnation des Fluſſes zu einem großen See immer anſchaulicher.

Man zeigte mir am Rheine zwiſchen einem Weidicht den Ort, wo Fräulein von Günderode ſich entleibt. Die Erzählung dieſer Kataſtrophe an Ort und Stelle, von Perſonen, welche in der Nähe geweſen und Theil genommen, gab das unangenehme Gefühl, was ein tragiſches Lokal jederzeit erregt; — wie man Eger nicht betreten kann, ohne daß die Geiſter Wallenſtein's und ſeiner Gefährten uns umſchweben.

*

Von dieſen tragiſchen Gefühlen wurden wir befreit, indem wir uns nach den Gewerben des Lebens erkundigten.

Gerberei. Der Stockausſchlag eines abgetriebenen Eichenbuſches braucht dreizehn bis vierzehn Jahre; dann werden die jungen Eichen geſchält, entweder am Stamme oder ſchon umgeſchlagen; dies muß im Safte geſchehen. Dieſe Schale wird von fernen Orten hergeholt, vom Neckar über Heidelberg, von Trier u. ſ. w. Die Waſſerfahrt erleichtert das Geſchäft. Mühlen zum Kleinmahlen der Lohe. Häute, die nordamerikaniſchen, kommen während der letzten Zeit immer über Frankreich. Behandlung der Häute, Zeit des Garwerdens.

Weinbau. Mühe dabei. Vortheile, Gewinn, Verluſt. Anno 1811 wurden in Winkel achthundert Stück Wein gebaut. Großer Ertrag des Zehnten. Die Güte des Weins hängt von der Lage ab, aber auch von der ſpätern Leſe. Hierüber liegen die Armen und Reichen beſtändig im Streite; jene wollen viel, dieſe guten Wein. Man behauptet, es gebe um den Johannisberg beſſere Lagen; weil aber jener als eingeſchloſſener Bezirk ſeine Wein-

leſe ungehindert verſpäten könne, daher komme die größere Güte des Erzeugniſſes. In den Gemeindebezirken werden die Weinberge einige Zeit vor der Leſe geſchloſſen; auch der Eigenthümer darf nicht hinein. Will er Trauben, ſo muß er einen verpflichteten Mann zum Zeugen rufen.

*

Und ſo hätten wir denn abermals mit dem glücklichen Rundworte geſchloſſen:

Am Rhein, am Rhein,
Da wachſen unſre Reben!

Kunstschätze

am Rhein, Main und Neckar,

1814 und 1815.

Köln.

Nach einer glücklichen Rheinfahrt wurden wir in Köln von Freunden und Bekannten, ja von Unbekannten mit dem frohen Gruße überrascht, daß jenes von Rubens für seinen Geburtsort gemalte, die Kreuzigung Petri vorstellende, der Kirche dieses Stadtpatrons gewidmete Bild von Paris zurückgebracht werde und nächstens im Triumph zu seiner ehemaligen frommen Stelle wieder gelangen solle. Wir freuten uns, daß einer zahlreichen Bürgerschaft durch eine einfache große Handlung das herrliche Gefühl gegeben sei, nunmehr einem Fürsten anzugehören, der, ihnen in so hohem Sinne Recht zu verschaffen und ein schmählich vermißtes Eigenthum wieder zu erstatten, kräftig genug wäre. Nun durfte man mit desto froherer Theilnahme Kunstliebhaber besuchen, die sich durch ihren wieder erscheinenden Heiligen doppelt getröstet und erquickt fühlten und den allgemeinen Gewinn als Unterpfand betrachteten, daß ihrer eigensten Neigung Sicherheit und Förderniß gelobt sei.

Wenn nämlich im dreizehnten Jahrhundert die bildende Kunst am Niederrhein sich zu regen anfing, so schmückte sie vorzüglich Kirchen, Klöster und öffentliche Gebäude an Mauern und Wänden, oft auch auf großen Tafeln mit frommen und heiligen Gegenständen; die neuere Kunst verschaffte dagegen auch dem einzelnen Bürger kleinere Bilder, angemessen dem Innern der Wohnungen und häuslichen Gefühlen. Mit glän-

zender Sinnlichkeit behandelte sie natürliche beliebte Gegenstände, und Jedermann konnte in seiner eigenen Wohnung an herrlichen Werken ein stilles Behagen empfinden.

Solche kunstreiche Umgebungen gehörten nun zu den Bedürfnissen des Bemittelten, zum Anstande des Wohlhabenden. Einheimische Künstler wurden beschäftigt. Ein lebhafter Handel mit Brabant und Holland brachte eine Unzahl solcher Kunstwerke in Umtrieb. Liebhaberei und Gewinn waren zu verbinden, und Gewinn belebte die Neigung. Handelsleute thaten sich hervor, welche, in das ferne Ausland wirkend, Kunst und Künstler förderten. Unter solchen wird der Name Jabach mit Ehrfurcht genannt. Dieser vorzügliche Mann, umgeben von seiner wohlgebildeten und wohlthätigen Familie, wird uns noch jetzt lebensgroß durch ein Bild von Lebrun vor Augen gestellt. Es ist vollkommen erhalten noch in Köln und verdient, als eine der ersten Zierden einer bald zu hoffenden öffentlichen Anstalt eingeordnet zu werden.

Nun müssen wir aber jener bedeutenden Richtung gedenken, welche die Kunstliebe in unsern Tagen genommen. Eine gegen das Ende des vergangenen Jahrhunderts vorbereitete, in dem gegenwärtigen aber sich mehr entwickelnde Leidenschaft zu den Resten der alten Kunst, wie sie sich nach und nach aus dem trübern Mittelalter hervorthat, erhielt reichliche Nahrung, als Kirchen und Klöster aufgehoben, heilige Gemälde und Geräthschaften verkauft wurden. Nunmehr konnten die schätzbarsten Dinge, welche bisher der Gemeinde gehörten, in den Besitz des Privatmanns übergehen. Mehrere Personen in Köln fühlten sich daher veranlaßt, dergleichen zu retten und zusammenzuhalten. Die Herren Boisserée, Gebrüder, und Bertram stellten mit Neigung, Kenntniß, Ausdauer, Aufwand und Glück eine Reihe solcher Bilder als unterrichtenden Kunstschatz zusammen, welcher, gegenwärtig in Heidelberg befindlich, in Köln ungern vermißt wird. Hier am Orte jedoch besitzen die Herren Wallraf, Lyversberg, Fochem nebst anderen Personen höchst schätzbare Werke dieser Art.

Da nun aber fast alle solche Gemälde von Rauch und Staub mußten behutsam gereinigt, schadhafte Stellen sorgfältig ausgebessert und der Goldgrund vorsichtig hergestellt werden, so bildeten sich Restauratoren, unentbehrliche Personen für jeden Ort, wo sich ein lebhafter Kunstverkehr entwickelt. Ein herrliches Dokument solcher Bemühungen, wo Liebhaber und Künstler pa-

triotisch kunstverständig zusammengewirkt, ist das große, aus der Rathskapelle in den Dom versetzte Altarbild. Die mittlere Tafel stellt die Anbetung der heiligen drei Könige vor, die Seitentafeln aber zeigen die übrigen Schutzpatrone der Stadt, ritterlich und jungfräulich, kühn und bescheiden, fromm alle mit einander. Der Künstler lebte zu Anfang des funfzehnten Jahrhunderts.

Alle jene dem Gottesdienst gewidmeten Vorstellungen und Zierden aber, welche durch die unruhige, zerstückelnde Zeit von ihren geweihten Plätzen entfernt wurden, schienen in Privathäusern nicht ganz an ihrer Stelle; daher der heitere, erfinderische Geist der Besitzer und Künstler an schickliche Umgebung dachte, um dem Geschmack zu erstatten, was der Frömmigkeit entrissen war. Man ersann scheinbare Hauskapellen, um Altarbilder und Geräthschaften in altem Zusammenhang und Würde zu bewahren. Man ahmte die bunten Glasscheiben auf Leinwand täuschend nach; man wußte an den Wänden theils perspektivische, theils halberhobene klosterliche Gegenstände als wirklich abzubilden.

Diese anmuthige Dekorirkunst blieb jedoch nicht lange im Düstern, der muntere Geist der Einwohner führte sie bald ins freie Tageslicht; wo denn der Künstler auch solchen Forderungen genugzuthun verstand, indem er den Hintergrund enger, an den Seiten mit Pflanzen und Blumen besetzter Höfe durch wohlgerathene perspektivische Gemälde ins Unendliche zu erweitern glücklich unternahm. Alles dieses und so manches Andere, welches auf den Fremden höchst angenehm, neu und bedeutend wirkt, zeugt von einer frohen, frommen, Genuß und Erhebung verlangenden Sinnlichkeit, die, wenn sie zu Zeiten des Drucks und der Noth sich so thätig und heiter bewies, in Zeiten der Sicherheit und Ruhe bei zunehmendem Wohlhaben neu ermuntert gar bald hervortreten wird.

Betrachtet man also das viele in Köln Verbliebene, Erhaltene, Neubelebte mit Aufmerksamkeit, so wird man gewahr, wie leicht eine Regierung hier einwirken kann, wenn die Obern und Vorgesetzten zuerst dasjenige freundlich anerkennen, was von Einzelnen aus freier Neigung und Liebhaberei bisher geschah, und einen solchen frohen Willen auf alle Weise begünstigen. Hierdurch wird den Obgeordneten, als Kennern und Liebhabern, nichts unbekannt bleiben, was am Orte von Kunstwerken befindlich ist, was zu- und abgeht oder den Besitzer ver-

XII.

Elmire.

Sieh mich, Heil'ger, wie ich bin,
Eine arme Sünderin!
Angſt und Kummer, Reu und Schmerz
Quälen dieſes arme Herz.
Sieh mich vor Dir unverſtellt,
Herr, die Schuldigſte der Welt!

Ach, es war ein junges Blut,
War ſo lieb, er war ſo gut!
Ach, ſo redlich liebt' er mich!
Ach, ſo heimlich quält' er ſich!
Sieh mich, Heil'ger, wie ich bin,
Eine arme Sünderin!

Ich vernahm ſein ſtummes Flehn,
Und ich konnt' ihn gehen ſehn;
Hielte mein Gefühl zurück,
Gönnt' ihm keinen holden Blick.
Sieh mich vor Dir unverſtellt,
Herr, die Schuldigſte der Welt!

Ach, ſo drängt' und quält' ich ihn,
Und nun iſt der Arme hin,
Schwebt in Kummer, Mangel, Noth,
Iſt verloren, er iſt todt!
Sieh mich, Heil'ger, wie ich bin,
Eine arme Sünderin!

XIII.

Erwin.

Sie liebt mich!
Sie liebt mich!
Welch ſchreckliches Beben!
Fühl' ich mich ſelber?
Bin ich am Leben?
Sie liebt mich!
Sie liebt mich!

Ach, rings ſo anders!
Biſt Du's noch, Sonne?
Biſt Du's noch, Hütte?

ändert. Zugleich werden sie, die Thätigkeit des Einzelnen fördernd, auf den Fall merken, wo lebenslängliche Bemühung eines Privatmannes dem Gemeinwesen auf einmal zu Gute kommt; denn es geschieht nicht selten, daß eine Sammlung dem Liebhaber, der sich auf mancherlei Weise beengt fühlt, zur Last wird. Mangel an Raum, Wechsel der Wohnung, verändertes oder abgestumpftes Interesse vermindern oft den Kunstwerth in den Augen des Besitzers, und hier ist es, wo die Oberen zu Gunsten beider Theile sich thätig erweisen können. Durch ehrenvolle Aufmerksamkeit findet sich der Wohlhabende schon dergestalt geschmeichelt, daß er, patriotisch aufgeregt, wo nicht schenkend, doch zu mäßigen Bedingungen sein Besitzthum einer öffentlichen Anstalt überläßt und einverleibt. Findet er in seinem Wohnorte nur Gleichgiltigkeit, er wird sich in der Fremde des Danks erholen. So wäre z. B. die unübersehbare Sammlung des Baron von Hüpsch, die unter mancherlei Wust die schätzbarsten Gegenstände der Kunst und des Alterthums enthielt, nicht von Köln nach Darmstadt gezogen, nicht des Herrn Nose höchst bedeutende Zusammenstellung niederrheinischer Gebirgsarten von Godesberg nach Berlin gewandert, hätten diese Männer in Zeiten gelebt wie diejenigen, denen wir entgegensehen.

Forschen wir nun nach dergleichen Schätzen gegenwärtig in Köln, so werden wir zuerst auf die Sammlung des Herrn Professors und Kanonikus Wallraf gewiesen, der, seiner Vaterstadt leidenschaftlich angeeignet, sein ganzes Leben, Habe und Gut verwendete, ja die ersten Bedürfnisse sich öfters entzog, um alles ihm erreichbare Merkwürdige seinem Geburtsort zu erhalten. Vorzüglich aufmerksam auf römische Alterthümer, Bildwerke, Münzen, geschnittene Steine und Inschriften, hat er zugleich neuere Kunstwerke aller Art, Gemälde, Handzeichnungen und Kupferstiche, Bücher, Handschriften, selbst sehr bedeutende Mineralien an sich gebracht. Dieser wegen Mannichfaltigkeit und Verwickelung schwer zu übersehende Vorrath konnte weder zu eigenem Genuß noch zum Unterricht Anderer jemals geordnet werden, weil selbst die dem Sammler späterhin gestattete freie Wohnung nicht Raum hat, so viel zu fassen, geschweige gesondert aufzustellen. Wünschenswerth wär' es daher, wenn man baldmöglichst dem gemeinen Wesen diesen Schatz zueignete, damit die Jahre, welche dem würdigen Besitzer gegönnt sind, benutzt werden könnten, diese kostbaren Gegenstände mit Genauigkeit zu übernehmen, zu ordnen, genießbar und nutzbar zu machen.

Dieſes aber ſetzt ein hinreichendes Lokal voraus, welches in der weitläufigen Stadt gar wohl zu finden wäre. Hätte man ein ſolches beſtimmt, ſo würden die vorhandenen Räume wohl beachtet, damit die verſchiedenen Abtheilungen der Sammlung gehörig zu ſondern wären. Dabei nähme man auf die Zukunft beſtändig Hinſicht; die Räume würden groß genug eingerichtet nach Maßgabe einer zu hoffenden Vermehrung. Die Anleitung hiezu würde die Sammlung ſelbſt geben, die, indem ſie Gegenſtände aller Art beſitzt und nach allen Seiten hindeutet, vielerlei Rubriken veranlaßt, die ſich in der Folge innerlich vermehren und ausdehnen. Denn auch deshalb iſt dieſe Sammlung ſo ſchätzbar, weil ſie künftige Konſervatoren nöthigt, alles Vorkommende nach ſeiner Art zu würdigen und auch das Geringſte als integrirenden Theil des Ganzen zu betrachten. Wie überraſchend angenehm würde es alsdann ſein, wenn die Lokalitäten geſchmackvoll und analog den Gegenſtänden verziert würden, wovon wir zwar einzelne Beiſpiele in verſchiedenen Städten bewundern, jedoch kein ganzes allgemeines Muſeum in dieſem Sinne verziert wiſſen. Es iſt gar ſo angenehm unterrichtend, wenn Sarkophagen, Urnen und alle dazu gehörigen Leichen- und Grabgeräthe in nachgeahmten Kolumbarien aufgeſtellt ſind; wenn der römiſche Denkſtein, Altar und Cippus von einer Dekoration eingefaßt werden, welche an die Appiſche Straße erinnert; wenn die Ueberreſte des frühern Mittelalters von Verzierungen ihrer Art, die des ſpätern gleichfalls übereinſtimmend bekleidet ſind; wenn ſelbſt den Naturreichen durch Abbildung des Nichtvorhandenen nachgeholfen wird. Wollte man dieſe Gedanken verfolgen und Vorſchläge gelten laſſen, ſo würde gar Manches bewirkt werden, welches voraus anzudeuten nur anmaßlich ſcheinen möchte. In einer Gegend, wo das Wiſſen nur inſofern geſchätzt werden kann, als es zugleich ins Leben tritt, wird eine ſolche Einrichtung ſchon gefordert. Hier wird der blos neugierig Gleichgiltige unterhalten und angeregt, ja, er mag ſich ſtellen, wie er will, belehrt; der Kenner aber läßt ſich durch eine ſolche, der Ordnung noch hinzugefügte Täuſchung ebenſo wenig irre machen als durch die Konfuſion der alten Krambude eines Raritätenhändlers. In Köln würde man ſich hiezu des Talents eines vorzüglichen Künſtlers, Herrn Fuchs, bedienen, der in ähnlichen Fällen ſchon Erfindungsgabe, Geſchmack und Fertigkeit bewieſen. Zugleich aber wird man mit Bedauern den in jugendlichem Alter ſchon Vieles leiſtenden Joſeph Hoffmann

vermissen, welcher wohl verdient hätte, bessere Zeiten zu erleben.

Jedermann, der das Gesagte beherzigt, wird sich überzeugen, daß bei weiser, kräftiger Anregung von oben, tüchtiger Gründung und klarer Anlage eines Konservatoriums in Köln Kunst, Geist und Fleiß sogleich sich vereinen werden, dasselbe zu schmücken; da es denn auch an patriotischer Thätigkeit nicht fehlen wird, dasselbige fortwährend zu vermehren und auszustatten. So sehen wir schon gegenwärtig, da ein allgemeiner Vereinigungspunkt nur erst gehofft wird, das rühmliche Beispiel, wie Herr General von Rauch alles dasjenige, was bei Anlage der neuen Festungswerke ausgegraben wird, bei sich sammelt, um solches dereinst dem öffentlichen Gewahrsam zu übergeben. Das Bedeutende, was schon gefunden worden, erregt die schönsten Hoffnungen und sichert diesem trefflichen Kriegsmanne auch von dieser Seite die immerdauernde Dankbarkeit einer wieder auflebenden Stadt.

In Köln jedoch an eine förmliche Kunstakademie zu denken, möchte nicht nötig noch räthlich sein. Republikanische, von alten Zeiten her den Gemüthern eingeprägte Formen passen am Besten in diesen Gegenden, wenigstens für die freien Künste. Einsichtige Kunstliebe und Gönnerschaft setzt sich überall an die Stelle der Direktion; jeder Künstler zieht in seinem Fache sich seine eigenen Schüler, so wie jeder Schüler sich frei seinen Meister aufsucht. Hier kann Jeder, uneingeschränkt von Seinesgleichen, durch eigene Arbeiten, durch Restauration und Kunsthandel sich in eine Lage versetzen, die sehr angenehm werden muß, wenn die Regierung sein Talent auch zu ihren Zwecken benutzt, durch angemessene Pensionen sein Talent der ersten Nahrungssorgen überhebt, sodann aber durch billiges Honorar seine außerordentlichen Arbeiten belohnt.

Wird sich nach allgemeinem Wünschen und Hoffen ein zusammenhängender Kunstverkehr am Rhein und Main verbreiten, so wird auch die Theilnahme des Reisenden nicht fehlen. Der Kunstfreund verlangt nicht immer Originale; trifft und rührt ihn irgend ein merkwürdiges Bild, dessen Besitz nicht zu erlangen ist, so erfreut er sich an einer Kopie. Dieses zeigt sich schon gegenwärtig bei der Freude an der altdeutschen Kunst, daß man Nachbildungen von Gemälden dieser Art verlangt und schätzt. Von jener großen Tafel im Dom hat Herr Lieutenant Raabe die Mittelgruppe in Miniatur höchst befriedigend nachgebildet.

Herr Beckenkamp beſchäftigt ſich immerfort mit Kopien deſſelben, die ſogleich ihre Liebhaber finden. Wie viel Umſtände treffen nicht zuſammen, uns zu verſprechen, daß ein freithätiges, uneingeſchränktes Kunſtleben in dieſen Gegenden ſich aus einer niemals ganz ausgeſtorbenen Vorzeit fröhlich entwickeln werde!

Ehe jedoch der Fremde ſo mannichfaltige Merkwürdigkeiten mit Ruhe genießen kann, wird er vor Allem unwiderſtehlich nach dem Dom gezogen. Hat er nun dieſes leider nur beabſichtigten Weltwunders Unvollendung von außen und innen beſchaut, ſo wird er ſich von einer ſchmerzlichen Empfindung belaſtet fühlen, die ſich nur in einiges Behagen auflöſen kann, wenn er den Wunſch, ja die Hoffnung nährt, das Gebäude völlig ausgeführt zu ſehen. Denn vollendet bringt ein groß gedachtes Meiſterwerk erſt jene Wirkung hervor, welche der außerordentliche Geiſt beabſichtigte: das Ungeheure faßlich zu machen. Bleibt aber ein ſolches Werk unausgeführt, ſo hat weder die Einbildungskraft Macht noch der Verſtand Gewandtheit genug, das Bild oder den Begriff zu erſchaffen.

Mit dieſem leidigen Gefühl, welches einen Jeden drückt, kämpften zu unſerer Zeit in Köln eingeborne Jünglinge, welche glücklicherweiſe den Muth faßten, eine Vollendung des Doms nach der erſten Abſicht des Meiſters, wenigſtens in Zeichnungen und Riſſen zu Stande zu bringen. Dürfte auch ein ſolches bildliches Unternehmen gegen die wirkliche Ausführung gering ſcheinen, ſo gehörte doch ſchon hiezu ſo viel Einſicht als Unternehmungsgeiſt, ſo viel That als Beharren, ſo viel Selbſtſtändigkeit als Einwirkung auf Andere, wenn die Gebrüder Boiſſerée zur ungünſtigſten Zeit ein Kunſt- und Prachtwerk ſo weit fördern ſollten, daß es von nun an beſtweiſe wird erſcheinen können. Der Grundriß hatte ſich glücklicherweiſe im Original gefunden, ſo wie auch der Aufriß, ſpäter entdeckt, der bisherigen Bemühung, Ausmeſſung und Vermuthung glücklich zu Hilfe kam. In gehöriger Größe werden alſo Grundriß, Aufriſſe, Durchſchnitte, perſpektiviſche Zeichnungen nach und nach erſcheinen, wodurch ein Werk gebildet wird, das vermöge ſeines Inhalts wie durch die Künſtler, die es gearbeitet, den lebhafteſten Antheil verdient. Denn daß die Zeichnungen vortrefflicher deutſcher Männer, Moller, Fuchs, Quaglio, auch in Deutſchland geſtochen werden konnten, dazu gehörte von Seiten der Unternehmer jene ſtille, unverwüſtliche Vaterlandsliebe, die in den ſchlimmſten Zeiten dasjenige zu erhalten und zu fördern weiß, was glücklichen

Tagen unentbehrlich ist; und so sind die trefflichen Kupferstecher, die Herren Duttenhofer in Stuttgart, Darnstedt in Dresden, zur Theilnahme an dieser wichtigen Arbeit herbeigerufen worden.

Sind wir nun durch Bemühungen von Privatpersonen dazu gelangt, uns einen deutlichen Begriff von jenem unschätzbaren Gebäude zu machen, so daß wir es als ein Wunderwerk, gegründet auf die höchsten christlich-kirchlichen Bedürfnisse, so genial als verständig gedacht, durch vollendete Kunst und Handwerk ausgeführt, in der Einbildungskraft fassen und seine wirklich vorhandenen Theile einsichtig genießen können, so wird man sich nicht verwehren, jene kühne Frage nochmals aufzuwerfen, ob nicht jetzt der günstige Zeitpunkt sei, an den Fortbau eines solchen Werks zu denken.

Hier treffen wir aber bei näherem Erwägen auf die traurige Entdeckung, daß der Dom seit zwanzig Jahren aller Hülfsmittel beraubt ist, um auch nur im baulichen Stand erhalten zu werden. Als Reichsstift, und weil die Güter für den Bauunterhalt mit den Pfründegütern zusammengeworfen waren, hatte die Kirche das eigene und einzige Schicksal, sie, die am Meisten bedarf, die ärmste von allen zu werden, indessen andere Kirchen ihre Baugüter behalten oder zurückbekommen haben.

Das Erste vor allen Dingen wäre daher, an eine Stiftung zu denken zu vollkommener Erhaltung des Gebäudes. Erhaltung ist aber nicht zu bewirken, wenn man den Vorsatz des Fortbauens gänzlich aufgiebt; denn nicht allein Baarschaft reicht hin zu solchen Bedürfnissen, sondern es will auch bei gegenwärtiger vollkommener Einsicht in den Willen des Meisters Kunst und Handwerk aufs Neue erregt und belebt sein. Was aber auch geschähe, so ist ein solcher Gegenstand mit Großheit zu behandeln, zu welcher man nur gelangt, wenn man sich die Schwierigkeiten nicht verbirgt noch verleugnet.

Auf alle Weise aber steht der Dom schon jetzt als fester Mittelpunkt; er und die vielen andern Gebäude der Stadt und des Landes bilden im engen Kreise eine ganze Kunstgeschichte. Und auch diese ist literarisch und artistisch vorbereitet, indem jene so leidenschaftlich als gründlich arbeitenden Kunstliebhaber bei dem Fleiße, den sie dem Kölner Dom gewidmet, ihre Aufmerksamkeit zugleich auf die Vor- und Nachkunst richteten. Daher wurden alte Risse gesammelt, Durchzeichnungen veranstaltet, Kupferstiche und Zeichnungen der vorzüglichsten sogenannten gothischen Gebäude in allen Landen angeschafft, besonders von

allen bedeutenden alten Bauwerken des ganzen Niederrheins von der Mosel abwärts. Hieraus konnte ein Werk entstehen, das in mäßigem Format die Epochen der älteren Baukunst in Teutschland von den ersten christlichen Zeiten an bis zum Erscheinen des sogenannten gothischen Geschmacks im dreizehnten Jahrhundert in belehrender Form zur Anschauung brächte.

Die den Reisenden zugemessene Zeit war zu kurz, als daß man von allem Bedeutenden hätte völlige Kenntniß nehmen können; jedoch versäumte man nicht, den Herrn Domvikarius Hardy zu besuchen, einen merkwürdigen achtzigjährigen muntern Greis, der bei angebornem entschiedenem Talent und Kunsttrieb von Jugend auf sich selbst bildete, physikalische Instrumente künstlich ausarbeitete, sich mit Glasschleifen beschäftigte, vorzüglich aber, von der bildenden Kunst angezogen, Email zu malen unternahm, welches ihm aufs Glücklichste gelang. Am Meisten jedoch hat er sich dem Wachsbossiren ergeben, wo er denn schon in frühster Jugend die unendlich feinen perspektivisch-landschaftlichen, architektonisch-historischen kleinen Arbeiten verfertigte, dergleichen, von mehreren Künstlern versucht, wir noch bis auf die neueste Zeit sogar in Ringen bewundern. Später beschäftigte er sich mit einer Art, die höchst gefällig ist; er bossirte nämlich halbe Figuren in Wachs, beinahe rund, wozu er die Jahreszeiten und sonst charakteristisch gefällige Gegenstände wählte, von der lebenslustigsten Gärtnerin mit Frucht- und Gemüsekorbe bis zum alten, vor einem frugalen Tisch betenden Bauersmann, ja bis zum frommen Sterbenden. Diese Gegenstände, hinter Glas in ungefähr fußhohen Kästchen, sind mit buntem Wachs harmonisch dem Charakter gemäß kolorirt. Sie eignen sich, dereinst in einem Kölnischen Museum sorgfältig aufbewahrt zu werden; denn man wird hiedurch so deutlich angesprochen, daß wir uns in der Geburtsstadt des Rubens befinden, am Niederrhein, wo die Farbe von je her die Kunstwerke beherrscht und verherrlicht hat. Die stille Wirkung eines solchen Mannes in seinem Kreise verdient recht deutlich geschildert zu werden, ein Geschäft, welches Herr Kanonikus Wallraf mit Vergnügen übernehmen wird, da er als ein Jüngerer diesem würdigen Greis auf dem Lebens- und Kunstwege gewiß manche Anregung verdankt.

Ein Schüler dieses würdigen Mannes, Herr Hagbold, beschäftiget sich mit ähnlichen Arbeiten; doch hat er bisher nur Profilporträte geliefert, denen man eine glückliche Aehnlichkeit

nicht absprechen kann. Die Reinlichkeit und Feinheit der Kleidungs- und Putzstücke an diesen Bildern ist höchlich zu loben, und wenn er sie in der Folge sowol von vorn in voller Ansicht, ganz rund, als von der Seite, nur halb erhaben, ausführen wird, so kann es ihm an Beifall und Kunden nicht fehlen.

Noch ist hier ein geschickter Miniaturmaler zu erwähnen, Herr Lützenkirchen, welcher sich bei sehr schönen Talenten als ein denkender Künstler erweist und sich auch schon das Vertrauen hoher Personen bei bedeutenden Gelegenheiten erworben hat.

Indem man nun von dem Vergangenen und Gegenwärtigen spricht, was Köln merkwürdig, ehrwürdig und angenehm macht, und sodann fragt, was denn ferner wünschenswerth wäre, damit gebildete Personen aller Art ihren Aufenthalt hier gerne wählten, so wird man die Antwort hören, daß Wissenschaft und diejenige Kultur, welche aus dem Studium der alten Sprachen hervorgeht, nebst Allem, was geschichtlich heißen kann, hier von Frischem angeregt und begünstigt werden sollten; von Frischem, sage ich, denn auch diese Vorzüge haben sich hier nicht ganz verloren. Man darf nur die im Lapidarstil glücklich aufgestellten Inschriften, worin Herr Kanonikus Wallraf sich besonders hervorthut, sowie seine heitern und gehaltreichen lateinischen Gelegenheitsgedichte betrachten; man darf die historischen Bemühungen, welche derselbe nebst andern Personen den vaterstädtischen kirchlichen Ereignissen widmet, näher ins Auge fassen: so findet man noch Verzahnungen genug, welche nur auf einen neuen Anbau zu warten scheinen.

Und hier wird man unmittelbar an jene ansehnliche Universität erinnert, welche ehemals hier ihren Sitz hatte. Ihre Lage war vortheilhaft in der Mitte der Länder zwischen Mosel, Maas und Lippe auch zur Verbindung mit verwandten Nachbarländern, woher noch bis zur französischen Umwälzung Studirende, meist von katholischer Religion, sich auf diese Universität wendeten, in solcher Anzahl, daß sie eine sogenannte Nation unter den Studenten ausmachten. Die medizinische Fakultät zog durch ausgezeichnete Lehrer noch bis zu Ende des letzten Jahrzehnds belländische Studenten nach Köln, und noch jetzt genießt die Stadt in den angrenzenden Ländern ihren alten Ruhm. Ja, in den ersten Jahren der französischen Herrschaft wurde die Hoffnung rege zu Wiederbelebung der alten Universität, und bis in die letzten Zeiten nicht ganz aufgegeben, er-

hielt sie sich an der Aufmerksamkeit, welche die Zentralschule genoß, die nachher in eine höhere Sekundärschule verwandelt wurde. Ihr blieben bedeutende Güter, Anstalten und Sammlungen, welche zum Theil sich noch vermehrten, wie denn ein wohlbestelltes physikalisches Kabinet angeschafft und ein botanischer Garten ganz neu angelegt wurde. Fänden nun in demselbigen von den Jesuiten ehemals benutzten Raume die Kunstsammlungen gleichfalls ihren Platz, so würde sich alles Kennenswerthe hier vereinigen lassen. Hierauf wie auf manches Andere gründen die Kölner die Hoffnung, die alte Universität in ihren Mauern wieder erneuert zu sehen.

Alles, was wir bisher an dieser Stadt gerühmt, schien diese Hoffnung zu begünstigen, da nicht mehr die Frage sein kann, ob nicht auch in großen Städten eine Universität gedeihen könne. Ja, man wollte behaupten, daß hier, wo die reichsten Schätze der großen Vorzeit zu finden sind, wo geistliche und weltliche Gebäude, Mauern und Thürme und so mannichfaltige Kunstsammlungen eine anschauliche Geschichte der Vergangenheit liefern, wo Schifffahrt und Handel das gegenwärtige Leben darstellen, — daß hier Lehrenden und Lernenden Alles nützlich und förderlich sein müsse, indem in unsern Tagen nicht mehr von Schul- und Parteiwissen, sondern von allgemeinen Weltansichten, auf ächte Kenntnisse gegründet, die Rede sei.

Man wolle jenen Universitäten, in kleinen Städten angelegt, gewisse Vortheile nicht streitig machen; es sei aber doch nicht zu leugnen, daß sie sich aus jenen Zeiten herschreiben, wo der Jugend, die aus einem dumpfen Schulzwange zu einem ängstlichen Geschäftszwange gebildet werden sollte, ein gewisser Zwischenraum gegönnt war, in welchem sie sich neben dem Lernen auch abtoben und eine fröhliche Erinnerung vollbrachter Thorheiten gewinnen möchte. Gegenwärtig sei dieses aber unzulässig, schädlich und gefährlich; denn der deutsche Jüngling habe sich meist im Felde versucht, habe an großen Thaten Antheil genommen, und selbst der Nachwuchs sei schon ernster gesinnt; man verlange nicht nach einer abenteuerlichen, hohlen Freiheit, sondern nach einer ausbildenden, reichen Begrenzung. Wo sei nun eine solche schönere zu finden als in einer Stadt, die eine Welt in sich enthalte, wo Thätigkeit aller Art sich musterhaft vor dem Geiste des Jünglings bewege und wo junge Leute nicht an Kameradenselbstigkeit, sondern an höhern Weltansichten und an unzähligen Gewerbs- und Kunstthätigkeiten ihre Unterhaltung

fänden, wo der Studirende nur über den Fluß zu setzen brauche, um seine Ferien in dem reichsten Bergwerks-, Hütten- und Fabrikenlande nützlich zuzubringen?

Ferner behaupteten die Kölner, daß der Studirende nirgends mehr sich selbst achten und geachtet werden könne als bei ihnen, indem er als Miterbauer einer großen, alten, durch Zeit und Schicksal zurückgekommenen Existenz angesehen werden müsse.

Bonn.

Nach aufmerksamer Betrachtung einiger Kirchen und des öffentlich aufgestellten antiken Monuments unterhielt in Bonn die Durchreisenden eine Sammlung des Herrn Kanonikus Pick. Dieser heitere, geistreiche Mann hat Alles und Jedes, was ihm als alterthümlich in die Hände kam, gewissenhaft gesammelt, welches schon ein großes Verdienst wäre; ein größeres aber hat er sich erworben, daß er mit Ernst und Scherz, gefühlvoll und geistreich, heiter und witzig, ein Chaos von Trümmern geordnet, belebt, nützlich und genießbar gemacht hat. Ohne sein Haus, mit welchem diese Schätze zusammengewachsen sind, durchwandert zu haben, kann man sich hievon keine Vorstellung machen.

Der Treppenraum zeigt eine Menge Porträte von sehr verschiedenem Kunstwerth, alle jedoch vereinigt, die Trachten mancher Länder und Zeiten vors Auge zu bringen. Verziert sind die Wohnzimmer mit Kupferstichen und Gemälden, eigens bedeutend auf traurige und frohe vaterländische Ereignisse hinweisend, auf Glück und Unglück eines übermüthigen Feindes anspielend. Ueber den Thüren erregt manche inschriftliche Tafel ein bedenkliches Lächeln. Nun aber öffnet sich die Sammlung selbst; man durchschaut sie mit immer verändertem Interesse, welches jederzeit eine bittersüße Richtung zu nehmen geneigt ist. Kupferstiche und Münzen, nach Jahren und Ländern geordnet, Geräthschaften aller Art, Alles zierlich zusammengestellt.

Wir gedenken zum Beispiel einer ganzen Wand mit gemalt scheinenden Bildern, merkwürdig durch den Stoff, woraus sie verfertiget worden: Mosaik und Eingelegtes, von Stroh oder Moos Zusammengesetztes, aus gehackter Wolle Gestreutes, sammet-

artig Gewobenes, Gesticktes oder aus Läppchen Zusammengeflicktes. Durch solche Annäherungen werden hundert Dinge, deren Aufbewahrung einen erfahrenen Kunstkämmerer verlegen machte, dem Auge interessant; sie geben dem Geiste Nahrung, ja dem Geschmacksurtheil manchen Anlaß. Hierbei ist zu bemerken, daß ein junger Vetter, naturwissenschaftlich unterrichtet, eine schöne Mineraliensammlung, dem Kenner wie dem Liebhaber willkommen, systematisch aufgestellt hat.

Und so nach ergetzender Betrachtung einer unzähligen Menge älterer Putz- und Scherzgeräthe nimmt man ernsteren Antheil an einer würdig errichteten Scheinkapelle. Geschmackvoll zusammengerahmte bunte alte Glasfenster verbreiten ein düsteres Licht über den beschränkten Raum; giebt man demselben dagegen die erforderliche Hellung, so sieht man die aus aufgehobenen Kirchen geretteten frommen Bedürfnisse aller Art an schicklicher Stelle: geschnitzte Betschemel und Pulte, ein völlig hergestellter Altar, auf demselben ein Reliquienkasten, mit getriebenen Silberfigürchen geziert, mit Email reichlich bedeckt; ferner Kruzifixe und Leuchter, alle ältern Ursprungs, nach Form und Materie an jenen heiligen Prachtkasten erinnernd, der in dem Kölnischen Dom die Gebeine der drei Könige verwahrt. Den Wänden fehlt es nicht an alten Gemälden, welche sich hier, als hätten sie ihre Stelle nicht verändert, einer gewohnten Nachbarschaft erfreuen.

Gelangt man darauf in ein Zimmer, wo alte Drucke und Manuskripte aufbewahrt, auch andere bedeutende Dinge einstweilen niedergelegt sind, so bedauert man, daß die Unruhe der Zeiten diesen würdigen Mann verhinderte, von seinem ganzen Hause Gebrauch zu machen, um Alles in gleichem Sinne zu ordnen und zu bewahren.

Mit dem größten Vergnügen aber betritt man die Gartenterrasse, wo das Talent eines geistreichen Konservators sich in vollem Glanze zeigt. Hier sieht man unter freiem Himmel verschiedene architektonische Theile und Glieder, Säulen und Gesimstrümmer sowie manche Zierrathsreste, zu Ruinen gruppirt, Inschriften zierlich eingemauert, bald erhabene Arbeiten wohl vertheilt, große gebrannte Gefäße als Denkmale aufgestellt und, mit wenigen Worten, hie und da wahrhaft rege patriotische Gesinnungen bedeutsam ausgedrückt.

Eine ausführliche Beschreibung dieses glücklichen Unternehmens würde schon der Einbildungskraft und dem Gemüth

Trage die Wonne,
Seliges Herz!
Sie liebt mich!
Sie liebt mich!

Aus „Klaudine von Villa Bella.“*)

I.

Basko.

Eine Blond' und eine Braune
Schlagen sich jetzt um mein Herz,
Eine mit immer schlimmer Laune,
Eine mit immer Lust und Scherz.

II.

Pedro.

Noch so spät, Ihr Nachtigallen,
Laßt Ihr Liebesklagen schallen,
Zärtlich noch wie meine Brust?
Auch ich bin in Liebestagen,
Seufze, klage; doch mein Klagen
Ist die wärmste Herzenslust.

III.

Klaudine.

Herz, mein Herz,
Ach, will vergagen!

*) Ebenso wie von „Erwin und Elmire“ giebt es auch von „Klaudine von Villa Bella“ eine ältere prosaische und eine spätere Bearbeitung in Versen, die beide mit dem zuerst genannten Stücke in seiner doppelten Gestalt fast übereinstimmen sind. Aus Klaudine wurde schon 1815 die Ballade „Der untreue Knabe“ (I, 130) in die Gedichtsammlung aufgenommen, eine Strophe haben wir bereits (S. 21 dieses Bandes) mitgetheilt und das Gedicht „Amido, loser, erzenstinn ger Knabe“, von dem sich die erste Strophe in der poetischen Bearbeitung findet, wird später folgen. Es bleiben aber auch ebendies noch acht Stücke übrig, die wir hier zusammenstellen müssen, und bei denen wir dasselbe Prinzip der Anordnung befolgen, wie bei „Erwin und Elmire.“ Demnach sind die drei ersten diejenigen, welche sich nur in der älteren Bearbeitung von 1774—1775 finden, die fünf folgenden gehören der 1788 erschienenen neueren an, aber in der Weise, daß das achte, wenn auch in wesentlich anderer Gestalt, schon in der älteren Form des Singspiels vorhanden war, wie dasselbe zuerst 1776 in einer besonderen Ausgabe (Berlin bei H. Mylius) erschienen war.

eine angenehme Unterhaltung geben. Nur Eines führe ich an, daß ein kleines, wohlerhaltenes Basrelief, die schlimmen Folgen der Trunkenheit vorstellend, unter einer Weinranke gesehen wurde, die so eben voller Trauben hing.

Denkt man sich Bonn als Residenz und diesen Schatz unverrückt als Kunstkammer, so besitzt der Hof eine Sammlung, so allgemein unterhaltend und reizend, als nur zu wünschen ist. Setzte man sie im gleichen Sinne fort, so würden Besitzer und Erhalter sich und Andern zu großem Vergnügen bemüht sein.

Während man nun diese Zeit über mit aufgeklärten und im ächten Sinne freidenkenden Personen umging, so kam die Angelegenheit der ehemals hier vorhandenen Universität zur Sprache. Da man nämlich schon längst an der Wiederherstellung der veralteten hohen Schule in Köln verzweifelt, habe man den Versuch gemacht, eine neue in Bonn zu gründen. Dieses Unternehmen sei deshalb mißlungen, weil man besonders in geistlichen Dingen polemisch und nicht vermittelnd verfahren. Furcht und Parteigeist zwischen den verschiedenen Glaubensgenossen sei indessen beschwichtigt, und gegenwärtig die einzig mögliche und vernünftig herbeizuführende Vereinigung der Katholiken und Protestanten könne nicht auf dogmatischem und philosophischem, sondern allein auf historischem Wege gefunden werden in allgemeiner Bildung durch gründliche Gelehrsamkeit. Eine bedeutende Universität am Niederrhein sei höchst wünschenswerth, da es der katholischen Geistlichkeit und somit auch dem größten Theil der Gemeinde an einer vielseitigern Geistesbildung fehle. Die Abneigung, ja die Furcht vor der Gelehrsamkeit sei früher daher entstanden, daß die Trennung der Christenheit durch Philologie und Kritik geschehen; dadurch sei die alte Kirche in Schrecken gesetzt, Entfernung und Stillstand verursacht worden. Bei veränderten Umständen und Ansichten jedoch könne dasjenige, was die Kirche getrennt, sie nun wieder vereinigen, und vielleicht wäre eine so schwer scheinende Aufgabe bei gegenwärtiger Gelegenheit im oben angedeuteten Sinne am Sichersten zu lösen.

Wenn die Einwohner von Bonn ihre Stadt zum Sitz einer Universität empfehlen, ist es ihnen nicht zu verargen. Sie rühmen die Beschränktheit ihres Orts, die Ruhe desselben; sie betheuern die Achtung, welche dem Studirenden hier zu Theil würde als nothwendigem und nützlichem Mitbewohner; sie schildern die Freiheit, die der Jüngling genießen würde in der

herrlichſten Gegend, ſowol landwärts als rheinwärts und überrheiniſch. Die Urſachen, warum der erſte Verſuch mißlungen, kenne man nunmehr und dürfe nur die ähnlichen Fehler vermeiden, ſo habe man die völlige Gewißheit, diesmal zum Ziele zu gelangen.

Dieſe und ähnliche Geſpräche wurden auf der Terraſſe des Schloßgartens geführt, und man mußte geſtehen, daß die Ausſicht von demſelben entzückend ſei: der Rhein und die Siebengebirge links, eine reich bebaute und luſtig bewohnte Gegend rechts. Man vergnügt ſich ſo ſehr an dieſer Anſicht, daß man ſich eines Verſuchs, ſie mit Worten zu beſchreiben, kaum enthalten kann.

Neuwied.

Doch unſer eigentlichſter Zweck ruft uns ſtromaufwärts, um Neuwied's zu gedenken. Dieſe freundliche Stadt, erbaut auf einen von Bergen umſtellten Raum, iſt uns wegen der Alterthümer merkwürdig, welche man daſelbſt gefunden hat und findet. Die neuerdings von Deutſchlands Feinden benutzte Gelegenheit, hier über den Rhein zu gehen, ward von den Römern ſchon ergriffen, ſodann aber der ſichere und angenehme Raum Kaſtellen und Wohngebäuden angeeignet. Die Spuren einer einfachen alten Befeſtigung fanden ſich hinter Bieber eine halbe Stunde von Neuwied, wobei die Ueberreſte eines Bades entdeckt wurden. Die verſchütteten Trümmer von ſtädtiſchen Wohnungen finden ſich bei Heddesdorf, wovon ſchon Manches zu Tage gefördert worden. Möge die friedliche Ruhe, deren wir zu genießen hoffen, auch fernere Ausgrabungen begünſtigen! Das ſorgfältig angelegte Muſeum in dem Schloſſe zu Neuwied würde dadurch bereichert ſowie die Sitten und Gebräuche der älteſten Feinde Deutſchlands immer mehr aufgeklärt werden. Von alten Wegen und Schutzmauern, die ſich am Main und Rhein weit erſtrecken, haben mehrere Schriftſteller gehandelt, und es wird ſich nach und nach bei fortgeſetzter Bemühung der ganze Zuſammenhang endlich vollkommen entwickeln.

Koblenz.

Ungern verlassen wir diese Gegenden und eilen, unseres Zweckes eingedenk, nach Koblenz. Auch hier würde sich ein Mittelpunkt zur Aufbewahrung der Alterthümer und zu Förderung der Kunst von selbst bilden. Die herrliche Lage des Orts, die schönen Straßen und Gebäude, die günstigen Wohnräume sind für den Einheimischen erfreulich, für den Fremden einladend. Da diese Stadt zum beständigen Sitz einer Regierung bestimmt ist, so kann es hier niemals an vorzüglichen Männern fehlen, deren Aufmerksamkeit gar Manches entdecken und versammeln wird; wie denn zum Anfange die wenigen, aber bedeutenden Reste der Abtei Laach mit Vorsicht und Sorgfalt hieher zu retten wären.

Die Juristenschule zu Koblenz ist eine neue Anstalt, die wol schwerlich, isolirt, wie sie steht, erhalten werden dürfte, dagegen die Güter der dortigen Sekundärschule wol zu einem höhern Gymnasium hinreichten, welches jener dem Niederrhein zugedachten Universität vorarbeitete; und gewiß würden die Glieder solcher Anstalten sich einem Bunde, der Kunst und Alterthum zu fördern gedächte, willig und kräftig anschließen.

Ueberschaut man von der Karthaus die köstliche Lage der Stadt und deren reiche Umgebung, so bedauert man die unwiederherstellbaren Ruinen der Festung Ehrenbreitstein, welche nun im Sinne der neueren Kriegskunst wieder ausgebessert werden. Das schöne, weitläufige, der Stadt sich verbindende Schloß hingegen sieht man gern, von außen wenigstens, unbeschädigt. Die Frage, in wie weit es als Residenz wieder herzurichten sei, liegt außer unserm Kreise; aber des traurigen Schicksals müssen wir gedenken, welches überhaupt den Niederrhein betreffen hat, daß durch seltsame Fügung weit und breit alle Fürstensitze verödet sind, während am Oberrhein noch die meisten geblieben. Welch einen schönen Sommeraufenthalt würden höchste und hohe Personen finden, wenn die noch ziemlich erhaltenen großen Schlösser Poppelsdorf, Brühl, Bensberg, Benrath und andere wieder eingerichtet und neue Lebenselemente von da aus in die Gegend verbreitet würden! Für die Zwecke, welche wir im Auge haben, könnte daraus die günstigste Wirkung entspringen.

Mainz.

Der Bewohner von Mainz darf ſich nicht verbergen, daß er für ewige Zeiten einen Kriegsposten bewohnt; alte und neue Ruinen erinnern ihn daran. Aber auch dieſe wird der eifrige Forſcher zu Vermehrung ſeiner Kenntniſſe, zu Bildung des Geiſtes nutzen; und ſo ſind wir einem fleißigen und ſorgfältigen Manne, Herrn Profeſſor Lehne, vielen Dank ſchuldig, daß er manches bekannte Alterthümliche mehr bezeichnet und beſtimmt, anderes aber neu aufgefunden, geſammelt und geordnet hat. Seine Karte, worauf die Lage des römiſchen Mainz und der ſich darauf beziehenden Kaſtelle in Vergleichung mit der heutigen Stadt und deren Feſtungswerken dargeſtellt iſt, giebt einen freien Ueberblick über das Vergangene, welches, von dem Gegenwärtigen faſt verſchlungen, unſern Sinnen entzogen iſt. Die Mauern des uralten Kriegspoſtens, die innerhalb deſſelben ehemals befindlichen Tempel und Gebäude werden uns wieder vergegenwärtigt, ſo wie außerhalb das Denkmal des Druſus, die Waſſerleitung, der künſtliche Teich, die Gräber wieder an ihre Stelle treten, und ſchnell faßt der Reiſende die Verhältniſſe ſolcher Baulichkeiten gegen einander, die ihm ſonſt nur ein Räthſel geblieben.

Das Bibliotheksgebäude enthält in ſeinen unteren Hallen wohlgeordnete Alterthümer. In anſchaulichſter Ordnung ſind die Grabſteine römiſcher Soldaten aufgeſtellt, die, aus allen Nationen zuſammengefordert, hier in der Garniſon ihren Tod fanden. Name, Geburtsort, Zahl der Legion iſt auf jeder Tafel bezeichnet. Man fand ſie reihenweis an Hügel angelehnt, hinter jedem die Urne, das Gebein enthaltend, zum Beweiſe, wie hoch in jener Zeit der Einzelne geſchätzt wurde.

In derſelben Halle finden ſich Monumente anderer Art, welche ſo wie die beſonders aufbewahrten antiken Gefäße und Geräthſchaften, in Kupfer geſtochen und von einer Erklärung begleitet, ein Werk bilden, welches hoffentlich bald die Wünſche der Liebhaber befriedigen und unter denſelbigen einen neuen Vereinigungspunkt ſtiften wird.

Außer der Bücherſammlung enthält das Gebäude manches wiſſenſchaftlich Brauchbare. Was von phyſikaliſchem Apparat, von mineralogiſchen und anderen Gegenſtänden der vormaligen Univerſität angehörte, iſt hier aufbewahrt und kann einer künftigen Lehranſtalt zum Grunde dienen.

Eine Anzahl schätzbarer Gemälde, die aus Paris hierher gebracht worden, ist gleichfalls geräumig und genießbar aufgestellt und wird immer beitragen, die Kunstliebe in Stadt und Gegend zu beleben.

Herr Graf Kesselstädt, Freund und Erhalter von Gemälden und Alterthümern, versäumt keine Gelegenheit, seine bedeutende Sammlung zu bereichern. Die Gemälde des Landschaftsmalers Kaspar Schneider vergnügen mit Recht die Liebhaber. Ein Künstler und Gemäldehändler Namens Arbeiter besitzt schöne Sachen und läßt sich billig finden. Genug, es steht hier so Manches beisammen, daß kein Zweifel übrig bleibt, Mainz werde in dem theinischen Kunstverein sich an seiner Stelle thätig und förderlich erweisen.

Zum Schlusse sei es vergönnt, einen Wunsch auszusprechen, welcher der jetzigen und künftigen Lage von Mainz so ganz gemäß ist. Möge der militärische Genius, der über diesem Orte waltet, hier eine Kriegsschule anordnen und gründen, hier, wo mitten im Frieden Jeder, der die Augen aufschlägt, an Krieg erinnert wird! Thätigkeit allein verscheucht Furcht und Sorge, und welch ein Schauplatz der Befestigungs- und Belagerungskunst hat sich hier nicht schon so manchmal eröffnet! Jede Schanze, jeder Hügel würde lehrreich zu dem jungen Krieger sprechen und ihm täglich und stündlich das Gefühl einprägen, daß hier vielleicht der wichtigste Punkt sei, wo die deutsche Vaterlandsliebe sich zu den festesten Vorsätzen stählen müsse.

Biberich.

Nach so vielen Ruinen alter und neuer Zeit, welche den Reisenden am Niederrheine nachdenklich, ja traurig machen, ist es wieder die angenehmste Empfindung, ein wohlerhaltenes Lustschloß zu sehen, das unerachtet der gefährlichsten Nachbarschaft in völligem Stande von seinem Fürsten bewohnt, durch einen Hof belebt wird, der den Fremden des liberalsten Empfanges genießen läßt. Die hier befindlichen Bibliotheken und Naturaliensammlungen, deren Ordnung durch die vieljährigen Unbilden des Kriegs gelitten, werden nun bald auch zum Nutzen und Vergnügen der Einheimischen und Vorübergehenden aufgestellt

ſein; wie denn Herr Kammerherr von Nauendorf ſeine anſehnliche und wohlgeordnete Mineralienſammlung dem Liebhaber mit Vergnügen belehrend vorweiſt.

Wiesbaden.

Hier iſt in gedachter Rückſicht ſchon viel geſchehen und mehrere aus Klöſtern gewonnene Bücher in guter Ordnung aufgeſtellt. Ein altes Manuſkript, die Viſionen der heiligen Hildegard enthaltend, iſt merkwürdig. Was neu in dieſer Anſtalt angeſchafft wird, hat vorzüglich den Zweck, die Staatsdiener mit dem Laufenden der literariſchen und politiſchen Welt bekannt zu machen. Sämmtliche Zeitungen und Journale werden deshalb vollſtändig und in beſter Ordnung gehalten. Dieſes geſchieht unter der Aufſicht des Herrn Bibliothekars Hundeshagen, welcher dem Publikum ſchon durch die Bemühungen um den Palaſt Friedrich's I. zu Gelnhauſen rühmlich bekannt iſt. Leider iſt die ganze vollendete Ausgabe dieſes Werks bei dem Bombardement von Hanau verbrannt, wiewol die Kupfertafeln glücklich gerettet worden; deshalb man die Hoffnung nähren kann, daß die günſtigere Zeit auch die Reiſe dieſes Werks befördern werde. Der Plan der Feſtung Mainz, von jenem talentvollen Manne herausgegeben, zeugt nicht weniger von deſſen Fleiß und Geſchicklichkeit. Unter ihm arbeiten beſtändig mehrere junge Leute an ähnlichen Unternehmungen.

Das Kabinet des Herrn Oberbergraths Cramer iſt ein vorzüglicher Schmuck dieſes Ortes. Es enthält eine vollſtändige ſyſtematiſche Folge der Mineralien und außerdem belehrende Prachtſtücke aus den wichtigen Bergwerken des Weſterwaldes. Der gefällige, theoretiſch und praktiſch gebildete Beſitzer, auch als Schriftſteller ſeines Faches geſchätzt, widmet Kurgäſten und Durchreiſenden jede freie Stunde zur Unterhaltung und Unterricht.

Dem Freunde der Baukunſt wird der große Kurſaal ſowie die neuangelegten Straßen Vergnügen und Muſter gewähren. Dieſe durch anſehnliche Befreiungen und Zuſchüſſe von höchſten Behörden entſchieden begünſtigten Anlagen zeugen von des Herrn Baudirektors Göz und des Herrn Bauinſpektors Zais Talenten und Thätigkeit. Die großen Wohnräume, die in den

neu angelegten schönen Häusern entstehen, beleben die Hoffnung, daß mancher Vorsatz auszuführen sei, den man hier im Stillen nährt, um eine so viel besuchte, an Ausdehnung und Umfang täglich wachsende Stadt durch Sammlungen und wissenschaftliche Anstalten noch bedeutender zu machen. Schon haben mehrere Freunde der Kunst, der Natur und des Alterthums sich unterzeichnet, eine Gesellschaft zu bilden, welche sowol überhaupt als besonders für diese Gegend um alles Merkwürdige bemüht wäre. Herr von Gerning, der das Taunusgebirg zum Gegenstand seiner Dichtungen und Betrachtungen vorzüglich gewählt, möchte wol zu bewegen sein, seine reiche Sammlung hieher zu versetzen und einen Grund zu legen, worauf die Gunst des Fürsten und die Bereitwilligkeit manches dankbaren Fremden gewiß mit Eifer fortbauen würde.

Frankfurt.

Unter so vieler Jahre Kriegsdruck und Dulden hat sich diese Stadt auf das Prächtigste und Heiterste hervorgebaut. Ein Fremder, wenn er je lange nicht besucht hat, erstaunt, und Einheimische bewundern täglich das längst Bekannte. Der mit großer Freiheit und Einsicht entworfene Plan bietet noch zum fernern Fortbau die schönsten Räume. Gelegen ruhen daher an öffentlicher freundlicher Stelle die Reste des Senators Guiolett, welcher die ersten Entwürfe zu diesen weitausgreifenden Anlagen fürstlicher Begünstigung vorlegte und bis an sein Ende der folgerechten Ausführung verstand. Die Liebe zu den bildenden Künsten im weitesten Sinne hat sich immerfort bei Privatpersonen lebendig erhalten, und es tritt nunmehr der Zeitpunkt ein, wo eine freie Bürgerschaft auch für öffentliche Annäherung und Zusammenordnung einzelner Schätze, durch glücklich zusammentreffende Umstände aufgefordert, gemeinsam Sorge tragen wird.

Gleich beim Beginn kommt uns die erwünschte Nachricht entgegen, daß man sich ernstlich mit dem Gedanken beschäftige, ein neues Bibliothekgebäude aufzuführen. Die ansehnliche Bücherssammlung hatte der neu zu erbauenden Barfüßerkirche weichen müssen und ward bisher in verschiedenen ungünstigen Lokalitäten aufbewahrt. Nunmehr aber bestimmt man einen

der noch freien großen Plätze zu diesem Zweck, wo noch Raum genug ist, daß auch andere öffentliche Anstalten sich würdig anschließen können. Herr Baumeister Heß, durch Lehre und Beispiel seines Herrn Vaters, durch ausbildende Reisen und das Anschauen der großen, geschmackvoll hier schon errichteten Gebäude geübt und erregt, hat den Auftrag, die Risse zu verfertigen. Der einsichtige und thätige Bibliothekar, Herr Professor Schlosser, wird sowol bei Einrichtung und Aufstellung als bei künftiger planmäßiger Vermehrung sich um seine Vaterstadt höchst verdient machen; denn man darf wol sagen, daß mit diesem Gebäude der Grund zu allen übrigen wissenschaftlichen Bemühungen wird gelegt sein. Auch hat dieses wichtige Unternehmen sich schon ansehnlicher patriotischer Beiträge zu erfreuen, indem bei der Feier wiederhergestellter Stadtfreiheit eine sehr bedeutende Subskription zu Stande gekommen.

Und vielleicht schließt sich an dieses Lokal eine gegenwärtig schon blühende Anstalt, unter dem Namen „Museum" bekannt, nachbarlich an. Eine Gesellschaft von Kunstfreunden hatte eine ausreichende Kasse gestiftet, schöne weitläufige Räume gemiethet, um sich von Zeit zu Zeit zu versammeln und am Kunstgenuß zu ergetzen. Um diesen Mittelpunkt vereinigte sich alsobald gar Manches: eine Gemäldereihe füllte den großen Saal, eine reiche Kupferstichsammlung ward von Herrn Brönner nebst ansehnlichem Kapital vermacht, ja sogar alle den aufgehobenen Klöstern entnommenen Gemälde derselben zugeeignet.

Hauptsächlich um dieser Bilder willen ist zu wünschen, daß man an hinreichende Räume denke, um sie würdig aufzustellen, indem sie gegenwärtig über einander geschichtet da stehen und nicht ohne die Unbequemlichkeit des gefälligen Herrn Schütz von dem Kunstfreunde betrachtet werden. Diese Sammlung ist deshalb merkwürdig, weil sie meist Gemälde von oberdeutschen, oberrheinischen Künstlern enthält, mit welchen Frankfurt mehr in Verkehr gestanden als mit den niederrheinischen, brabantischen. Holbein der Aeltere ward einige Jahre von den Karmeliten bewirthet, dessen Talent man hier ganz zu überschauen und zu würdigen im Fall ist. Möge in einigen Jahren diese Sammlung zur Ergetzung des Liebhabers öffentlich aufgestellt und geordnet sein! Wie schnell wird sie sich alsdann vermehren durch Ankauf, Geschenke und Vermächtnisse! Es werden daher Diejenigen, welche dem neu aufzuführenden Bau vorstehen, keinen Tadel zu befürchten haben, daß sie sehr große Räume einrich-

teten, wenn sie auch für das augenblickliche Bedürfniß unverhältnißmäßig scheinen sollten; denn auch solche sind sogleich auf das Fruchtbarste zu benutzen.

Sieht der Deutsche sich um, was zu der schlimmsten Zeit an vielen Orten Loben*- und Nachahmungswürdiges eingerichtet worden, so wird er gewiß der schönen Anstalt gedenken, welche die Stadt Prag den böhmischen Ständen schuldig geworden. Diese nämlich haben den Vorgang des würdigen Grafen Sternberg, der als ein edler Kunstfreund und Patriot seine eigene bedeutende Gemäldesammlung zur öffentlichen Betrachtung ausstellte, zu würdigen gewußt und ihre Kunstschätze zu demselbigen Zweck mit der seinigen vereinigt, und zwar dergestalt, daß das Eigenthum einem jeden Besitzer verbleibt, durch angeheftete Namen bezeichnet, und die Freiheit, darüber zu schalten, unbenommen ist. Auch gelobte dieselbe Gesellschaft jährliche Beiträge zum Unterhalt einer Kunst- und Zeichenschule, in welcher sich durch das belebende Talent des Herrn Direktors Bergler bewundernswürdige Schüler selbst in den höhern Ständen gebildet haben. Und warum sollte man in Frankfurt nicht ein Aehnliches, ja ein Gleiches hoffen können?

Denn schon gegenwärtig ist einem wichtigen, für sich bestehenden Institut eine sichere Gründung zugedacht. Der Dekan aller hier lebenden ächten Kunstfreunde, Herr Städel, genießt in seinem hohen Alter noch immer der lebenslänglich mit Einsicht und Beharrlichkeit gesammelten Kunstschätze in dem wohlgelegensten Hause. Mehrere Zimmer sind mit ausgesuchten Gemälden aller Schulen geschmückt; in vielen Schränken sind Handzeichnungen und Kupferstiche aufbewahrt, deren unübersehbare Anzahl sowie ihr unschätzbarer Werth den öfters wiederkehrenden Kunstfreund in Erstaunen setzt. Man will wissen, daß dieser im Stillen unablässig vaterländisch denkende, treffliche Mann seine Kunstschätze sämmtlich nebst geräumigem Lokal und ansehnlichen Kapitalien dem gemeinsamen Nutzen gewidmet habe, wodurch denn freilich Kunstfreunde und Kunstsinn hier für ewige Zeiten die gewisseste Anregung und die sicherste Bildung hoffen können.

Herr Dr. Grambs besitzt gleichfalls eine Sammlung, die alle Erwartung übersteigt, an Gemälden, Kupferstichen und Handzeichnungen. Die entschiedene Kunstkenntniß des Besitzers hilft dem Besuchenden zu schneller Aufklärung und gründlicher Einsicht. Dieser unermüdliche Kunstfreund, bis auf die neuesten

Zeiten an lebenden Künſtlern theilnehmend, beſchäftigt und begünſtigt mehrere ſich entwickelnde Talente, unter welchen Herr Wendelſtädt ihm unmittelbar an Handen geht und ſich durch Geſchicklichkeit zum Lehrer, durch hiſtoriſche Kenntniſſe aber zum künftigen Konſervator qualifizirt.

Herr Franz Brentano hat in einem geräumigen, wohlerleuchteten Saal ſowie in mehreren großen Zimmern eine treffliche Gemäldeſammlung wohlgeordnet aufgeſtellt; ſie iſt durch deſſen verewigten Schwiegervater, von Birkenſtock, der, aus den Rheingegenden abſtammend, in der gelehrten und Kunſt-Welt rühmlichſt bekannt war, während ſeines lebenslänglichen Aufenthalts in Wien zuſammengebracht. Hieran ſchließt ſich eine reiche Kupferſtichſammlung, wo unter andern die Werke des Marc-Anton's und ſonſtiger älteren Italiener in Abdrücken geſchaut werden, wie ſie dem Liebhaber ſelten vor Augen kommen.

Wer dieſe benannten Sammlungen zu benutzen das Glück hat, wird ſeine Kenntniſſe, auf welcher Stufe der Einſicht er auch ſtehe, gewiß erweitert und belebt fühlen.

Herr von Gerning verwahrt ein Muſeum von vielartigen Schätzen, welche, in größere Räume vertheilt, die Freude und Bewunderung eines jeden Liebhabers und Kenners noch mehr erregen würden als gegenwärtig, wo in einer Privatwohnung nicht jedem Gegenſtande Gerechtigkeit widerfahren kann. So würde zum Beiſpiel die Sammlung antiker Vaſen, Bronzen und ſonſtiger Alterthümer ſchon allein als integrirender Theil einer großen Sammlung die Aufmerkſamkeit überall auf ſich ziehen.

Herr Becker, als Medailleur höchſt ſchätzenswerth, hat eine bedeutende Folge von Münzen aller Zeiten zu Aufklärung der Geſchichte ſeines Fachs einſichtig geordnet. Man findet bei demſelben Gemälde von Bedeutung, wohlerhaltene Bronzen und alterthümliche Kunſtwerke mancher Art.

Einzelne wichtige Gemälde befinden ſich hie und da im Privatbeſitz. Bei Herrn von Holzhauſen auf der Oede ein ſchätzenswerthes Bild von Lukas Cranach: Chriſtus, der die Mütter und Kinder um ſich her verſammelt, merkwürdig durch die glücklich gedachte Abwechſelung der Motive von Mutterliebe und Verehrung des Propheten. Wohlerhaltene Familiengemälde aus der ältern Zeit geben uns einen Begriff von der Würde des genannten Geſchlechts und der Kunſtliebe ſeiner Ahnherren.

Vorzügliche Gemälde zieren auch die Wohnungen des Herrn

Soll ich's tragen?
Soll ich fliehn?
Soll ich's wagen,
Soll ich hin?
Herz, mein Herz,
Hör auf zu zagen!
Ich will's wagen,
Ich will hin.

IV.

Lucinde.

Hin und wieder fliegen Pfeile;
Amor's leichte Pfeile fliegen
Von dem ſchlanken goldnen Bogen.
Mädchen, ſeid Ihr nicht getroffen?
Es iſt Glück, es iſt nur Glück!

Warum fliegt er ſo in Eile?
Jene dort will er beſiegen;
Schon iſt er vorbeigeflogen,
Sorglos bleibt der Buſen offen.
Gebet Acht! Er kommt zurück!

V.

Pedro.

Es erhebt ſich eine Stimme;
Hoch und höher ſchallen Chöre;
Ja, es iſt der Ruf der Ehre!
Und die Ehre rufet laut:

„Säume nicht, Du friſche Jugend!
Auf die Höhe, wo die Tugend
Mit der Ehre
Sich den Tempel aufgebaut!"

Aber aus dem ſtillen Walde,
Aus den Büſchen,
Mit den Düften,
Mit den friſchen,
Kühlen Lüften,
Führet Amor,
Bringet Hymen
Mir die Liebſte, mir die Braut.

Leerse und der Frau de Neufville. Eins der schönsten Bilder von van der Neer besitzt Herr Ettling. Die Lausbergische Sammlung ist leider in alle Welt zerstreut.

Hier wollen wir nun einer Art und Weise vorläufig gedenken, wie in der Folge, wenn sich in Frankfurt Alles mehr gestaltet und geordnet hat, ein dortiger Kunstfreund Einheimischen und Reisenden den größten Dienst erzeigen könnte. Die Venetianer besitzen nämlich von den Gemälden ihrer Stadt einen Katalog, nach den Epochen der Kunstgeschichte und nach den Jahren, in welchen die Künstler geblüht; sie sind sämmtlich in historischer Folge aufgezählt und bei jedem Bilde bemerkt, wo es zu finden. Wenn ein junger Frankfurter Kunstfreund sich dieses Werk zum Muster nähme und im Stillen die nöthigen Vorbereitungen machte, so könnte er zu rechter Zeit damit hervortreten und dadurch die lehrreichste Uebersicht befördern. Jede methodische Zusammenstellung zerstreuter Elemente bewirkt eine Art von geistiger Geselligkeit, welche denn doch das Höchste ist, wornach wir streben.

Ferner dürfen wir nicht verschweigen, wie die hiesigen Kunstfreunde noch auf mancherlei Weise gefordert sind. Herr Morgenstern fährt auch im hohen Alter fort, Gemälde mit bewunderungswürdigem Fleiß und Genauigkeit zu restauriren. Wie sehr er sich in Geist und Art eines jeden Künstlers zu versetzen weiß, davon zeugen mehrere Kopien, die er im Kleinen nach den vorzüglichsten Meisterwerken, die durch seine Hände gegangen, gefertigt und in einem Schränkchen gleichsam als einen Hausaltar zusammengeordnet. Auf diesen Schatz werden gewiß Vorsteher öffentlicher Anstalten aufmerksam bleiben, damit er nicht aus Frankfurt entfernt werde.

Herr Silberberg ist im Besitz der trefflichsten alten und neuen Kupferstiche, die er durch Tausch und Handel dem Liebhaber zu überlassen geneigt ist. Bei Herrn Bove findet man alle Arten von Kunst- und Naturprodukten, und wie mancher Name bleibt noch Demjenigen zu nennen übrig, der eine Anleitung für Fremde, Frankfurt kennen zu lernen, aufsetzen wird!

Ueberhaupt kann die Lage eines Kunstfreundes nicht günstiger sein als an diesem Orte; man gedenke nur der Auktionen inländischer Verlassenschaften sowie der Sammlungen, welche auf Spekulation hieher gesendet werden. Der Liebhaber wird dadurch in den Stand gesetzt, sich mit vielen Meistern und ihren Vorzügen bekannt zu machen, ja, wenn er Neigung hat, gelegentlich

um mäßige Preise durch treffliche Sachen seinen Kunstvorrath zu vermehren. Solche Anstellungen finden sich jede Messe öfters verdoppelt und verdreifacht und künftig gewiß häufiger, da bei der ungeheuren Weltbewegung gar manches Kunstwerk seinen Herrn wechselte, gar mancher Liebhaber sich genöthigt sieht, einen werthen Besitz gegen Baarschaft umzutauschen. Und so läßt sich Frankfurt als kunstvermittelnd zwischen dem Ober- und Unterrhein, zwischen dem nordöstlichen und südwestlichen Deutschland, ja zwischen dem In- und Auslande denken.

Forschen wir nun nach dem, was für den Unterricht in Künsten geschieht, so finden wir auch schon deshalb vorläufig gesorgt. Eine der Zeichenschulen, wie sie in Deutschland mit Recht seit langer Zeit beliebt sind, wo man mehr das Auge des Privatmanns und des Handwerkers zu bilden und einen gewissen Geschmack zu verbreiten denkt, als daß man Künstler zu erziehen die Absicht hätte, ist auch hier schon eingerichtet. Herr Reges steht derselbigen vor unter der Direktion des Herrn Dr. Grambs. Solche Schulen haben außer jenen Zwecken noch den besondern Vortheil, daß sie Novizíate fürs Talent sind, indem die Vorsteher gar bald unterscheiden, wo angeborne Fertigkeiten sich mit Aufmerksamkeit und Fleiß zusammenfinden, als woran der künftige eigentliche Künstler allein erkannt wird.

Um solche jedoch weiter zu bringen, würde ich hier so wenig als anderswo zu einer Kunstakademie rathen. Es gehört schon eine große Masse von gebildeten Künstlern, eine Menge von heranstrebenden Fähigkeiten dazu, wenn man sich entschließen soll, ihnen eine gesetzliche Form, ja ein Oberhaupt zu geben. Wir wissen jede Kunstakademie zu ehren, die in der Hauptstadt eines großen Reichs, in der Fülle von Kunstschätzen von trefflichen Männern geleitet wird; aber ehe man sich's versieht, schleicht sich die republikanische Form auch daselbst ein. So unterscheidet man in Dresden die Schüler der Herren Seidelmann, Grassi, Matthäi, Hügelgen und Hartmann, sowie diejenigen, welche sich an Zingg, Klengel oder Friedrich halten. Ein Unterricht im Allgemeinen ist höchst schätzbar; der einzelne Jüngling hingegen will vom einzelnen Meister unterrichtet sein, und wenn er dort nur gehorcht, so werden hier Neigung, Zutrauen und eine gewisse stille Ueberzeugung höchst kräftig wirken.

Man würde also nach Frankfurt vorzügliche Männer wo nicht gerade berufen, doch ihnen leicht machen, an solchem Orte zu leben; man setzte sie in die Lage, ein schickliches Quartier

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
GOETHE,J.W.
3-598-50924-3
FN. 16569/456

miethen zu können, und verschaffte ihnen sonst einige Vortheile. Die Oberaufsicht städtischer Kunstanstalten gäbe nun solchen Meistern ein vielversprechendes Talent in die Lehre und zahlte dagegen ein billiges Honorar. Ja, der junge Mann dürfte seinen Lehrer selbst wählen, je nachdem er zu einer Kunstart oder zu einer Person Neigung und Zutrauen hätte. Wohlhabende Eltern zahlten für ihre Kinder, wohlwollende Liebhaber für Günstlinge, von denen sie etwas hofften. Wäre ein solcher Meister verheirathet und sonst nicht einem größern Verhältnisse abgeneigt, so könnte er Jünglinge ins Quartier, an Tisch nehmen und eine förmliche Pension einrichten, wobei ihm die Gebildeten schon als Unterlehrer an Handen gingen. Steht nun eben dasselbe zu thun in einer freien Stadt Mehrern frei, so wird man herrliche Wirkungen davon erfahren.

Daß man junge Männer praktisch bilde, fordert die neuste Zeit. Bei einem Meister, wie wir ihn voraussetzen, würden sie zeichnen, malen, kopiren und restauriren lernen; ja auch mittlere Talente würden nicht, wie es oft geschieht, wo man im Unterricht allzu weit ausholt, in Verdruß und Stocken gerathen. Zeigt sich ein eminentes Individuum, so ist noch immer Zeit, ihn einer auswärtigen höhern Anstalt anzuvertrauen.

Daß Diejenigen, denen eine solche Uebersicht obliegt, auch durchaus dafür sorgen werden, daß den Meistern Alles, was sie selbst nicht beischaffen können, an Modellen, Gliedermännern und sonst genugsam gereicht werde, darf man kaum erwähnen. So steht schon jetzt eine Sammlung von Gipsabgüssen antiker Statuen in dem Garten des Herrn von Bethmann. Und was läßt sich nicht Alles von einem Manne erwarten, dessen Neigung und Thätigkeit durch ein so großes Vermögen in lebhafter Bewegung erhalten wird!

Vorschläge dieser Art können wir um so eher thun, als sie dem Zeitgeist gemäß sind und man bei allen Bildungsanstalten die erprobte Erfahrung hat, daß es viel vortheilhafter sei, sie auf eine liberale, humane Weise auszusäen als auf eine zwingende, klösterlich subordinirende Art ins Enge zusammenzuziehen. Der Frankfurter gehe in die Geschichte zurück, in die Zeiten, wo so viele Künstler neben einander und kurz nach einander blühten, ohne daß man sie irgend einem akademischen Zwange unterworfen hätte, wo der Familienkreis anstatt Schule und Akademie galt. Man erinnere sich von den ältern bis in die neuesten Zeiten der Feyerabend, Merian,

Roos, Schütz, so wird der Weg vorgezeichnet sein, auf welchem der freistädtische Künstler Ausbildung und Absicht am Besten erreicht.

Und hier werden wir denn aufgefordert, noch einiger vorzüglicher Künstler zu gedenken. Herr Schütz, durch den Beinamen der Vetter bezeichnet, setzt die landschaftlichen Arbeiten fort, welche seit Sachtleben sich ununterbrochen mit Nachbildung der Rheingegenden beschäftigen. Seine Zeichnungen in Sepia sind von bewundernswürdiger Reinheit und Fleiß, die Klarheit des Wassers und des Himmels unübertrefflich. Die Darstellung der Ufer an beiden Seiten, der Auen und Felsen und des Stroms selbst ist so treu als anmuthig, und das Gefühl, das den Rheinfahrenden ergreift, wird uns bei Betrachtung dieser Blätter mitgetheilt oder wiedererweckt. Die Oelgemälde dieses Künstlers geben ihm Gelegenheit, die Abänderung der Farbentöne, wie sie die Tags- und Jahreszeiten, nicht weniger die atmosphärischen Wirkungen hervorbringen, auf eine glückliche Weise nachzubilden.

Von Herrn Radl sind bei Gramb's höchst schätzbare Aquarell-Zeichnungen zu sehen, Gegenden um Frankfurt sowie anmuthige Thäler des Taunusgebirges vorstellend, welche, obgleich nach der Natur gezeichnet, doch an geschmackvoller Wahl des Gegenstandes, an kunstmäßiger Austheilung von Licht und Schatten sowie der Farbe nichts zu wünschen übrig lassen.

Solche Künstler dem größeren und auch auswärtigen Publikum bekannt zu machen, wird eine angenehme Pflicht der Kunstvorsteher sein; uns sei es erlaubt, hier einen Vorschlag zu thun, der, wenn er auch etwas wunderbar scheinen sollte, doch gewiß alle Prüfung verdient. Wir haben kein Geheimniß daraus gemacht, daß wir Alles, was einer Pfründe ähnlich sieht, bei unsern Kunstanstalten nicht lieben; dagegen wäre unser Vorschlag dieser: Bei einem geschickten Künstler, der nicht gerade Bestellungen hat oder aufs Gerathewohl arbeiten kann, bestelle man von Seiten der Vorsteher gewissenhaft gearbeitete Bilder; man bezahle sie ihm nach Billigkeit und überlasse sie alsdann Liebhabern um einen geringern Preis. Der Verlust, der hieraus entspringt, wird eine größere Wohlthat für den Künstler, als wenn man ihm eine Pension ohne Bedingungen gäbe. Hat er wirklich Verdienst, und wird derselbe den Liebhabern allgemeiner bekannt, so werden sich die Bestellungen häufen, und er kann alsdann mit einiger Klugheit immer wieder auf seinen Preisen bestehen. Eine genugsam ausgestattete Kasse könnte

auf dieses Kapitel eine gewisse Summe festsetzen, und die Vorsteher derselben konnten sich recht gut durch öffentliche Ausstellungen und Ausgebot solcher Arbeiten, vielleicht gar durch Auktion, vor allem Vorwurfe der Parteilichkeit sichern. Und so werden Männer von anerkannter Redlichkeit und geprüfter Einsicht aufs Neue Geist und Leben in die Epoche bringen, die wir gegenwärtig vorbereiten.

Indem wir nun bei diesen neuen Einrichtungen republikanische Formen begünstigen, so sei es uns erlaubt hinzuzufügen, daß es dagegen dem freien Bürger, der sich nicht leicht von Jemand will meistern lassen, gar wohl anstehe, an sich selbst gesellige Tugenden auszubilden; denn die Erfahrung von den ältesten bis in die neuesten Zeiten belehrt uns, daß der Bewohner einer freien Stadt sich schwer mit Seinesgleichen vereinige. Es ist nichts natürlicher, als daß Unabhängigkeit uns in unserm eigenen Wesen bestärke, wodurch der Charakter in einer Folge von mehrern Jahren immer schroffer werden muß; und weil nun ein Jeder sich so selbst gewähren läßt, müssen Diejenigen am Ende sich öfters getrennt finden, welche durch die schönsten Bande verknüpft sein könnten. Selbst gemeinsame Liebhaberei ist nicht mehr im Stande, solche Gemüther auch nur für einen Moment zu vereinigen; Blumenfreunde werden sich über Blumen, Münzkenner bei Münzen entzweien, wenn der Geist gewohnt ist, seinen Gefühlen und Leidenschaften unbedingt nachzuhängen.

Wie angenehm ist es daher, zu vernehmen, daß in Frankfurt eine Gesellschaft von Kunstfreunden sich reihum versammelt, wo sie an Kupferstichen, im Besitz eines Jeden, sich belehrend unterhalten. Hiedurch wird ein so weitläufiges und schwieriges Fach, wo Alles auf dem Werthe des einzelnen Abdrucks beruht, nach und nach übersehbar. Der weit größere Vortheil aber wird daraus entspringen, daß auch, was Andern gehört, geistig unser eigen werde. Das Vortreffliche zu kennen und zu lieben, was man nicht besitzt noch zu besitzen hofft, ist eigentlich der größte Vorzug des gebildeten Menschen, da der rohere, selbstige im Besitz oft nur ein Surrogat für Einsicht und Liebe, die ihm abgehen, zu erwerben sucht. Geschehen solche Mittheilungen künftig in allen Kunstfächern, so wird sich die neue Generation durch allgemeine bessere Friedensbande vereint fühlen, wie in schrecklicher Zeit die eine Hälfte sich zu Schutz und Trutz, die andere zu Rath und Hilfe, das Vaterland zu retten, musterhaft verbündete.

Haben wir nun von den höchsten Beweggründen gesprochen, die uns zu Belebung der Kunst und Wissenschaft treiben, von zart stillenden und geistigen Mitteln, die dabei anwendenswerth sind, so müssen wir auch einem Vorurtheil begegnen, welches sich mitunter merken läßt. Der Liebhaber nämlich trennt sich oft zu streng von dem Kunsthändler. Es schreibt sich dieses aus ältern Zeiten her, wo der Wohlhabende dasjenige, was er besaß, eben deswegen, weil er es besaß, hoch schätzte, ja oft überschätzte. In der neuern mehr belebten Welt aber kann sich der Liebhaber nicht entdecken, durch Tausch oder Handel so manches Kunstwerk, dem er entwachsen ist, oder für welches seine Liebhaberei sich abstumpfte, einem Dritten zu überlassen, dem es Freude macht. Besonders in Frankfurt läßt sich bei der großen Bewegung, bei dem Zu- und Abströmen von Kunstwerken kaum ein stationäres Kabinet denken, und man wird es in der Folge gewiß keinem Liebhaber verargen, wenn er, seine Kräfte berechnend, durch veränderten Besitz seine Neigung lebendig zu erhalten sucht.

Und so brauchen wir nicht weit umherzuschauen, wenn wir Beispiele suchen, daß Gewerbsthätigkeit mit Liebe zu Wissenschaft und Kunst wie vor Alters so auch in unsern Tagen recht wohl vereinbar sei; denn wir finden, daß von Seiten des Buchhandels sich für Kunst erwünschte Aussichten hervorthun. Herr Brönner hat in einem anständigen, wohl angelegten und verzierten Lokal schön eingebundene Bücher ausgestellt, und außerdem, was sich von selbst versteht, findet man bei ihm die neuesten Kupferwerke, ja Gemälde zur Unterhaltung und beliebigem Ankauf. Herr Wenner auf seiner Reise nach Rom erwies thätigen Antheil an den dortigen deutschen Künstlern, forderte die Herren Riepenhausen, Overbeck und Cornelius und übernahm den Verlag der von Diesem in Federzeichnungen dargestellten Scenen aus „Faust". Sie sind von Ferdinand Ruscheweyh mit großer Liebe und Genauigkeit gestochen, wie sich Liebhaber an den Probeblättern überzeugen können. Auch verpflanzte Herr Wenner die vortrefflichen Kupferstiche nach Canova und Thorwaldsen in seine Vaterstadt, indem er die Betrachtung und Anschaffung derselben erleichterte. Herr Wilmans, gleichfalls Kunstliebhaber, besitzt schätzenswerthe Gemälde; seine Bemühungen um Literatur und Kunst sind allgemein bekannt. Möge doch je eher je lieber eine ausführlichere Nachricht, als der Reisende geben kann, von allen

Kunstschätzen und Kunstthätigkeiten, welche diese wieder frei aufnehmende Stadt verherrlichen, bald in dem einen oder andern Verlag erscheinen!

Weil wir aber dieses sowol von Frankfurt als von verschiedenen schon genannten und noch zu nennenden Orten und Städten wünschen, so ersuchen wir die Unternehmer, eine solche Arbeit nicht ängstlich zu veranstalten, vielmehr von einem leicht entworfenen Heft, welches der Fremde gern für ein Billiges anschaffen wird, nur kleine Auflagen zu machen und die nächste darauf erweitert, vermehrter und belebter zu geben. Alles, was in den Tag eingreifen soll, muß ein frisches Ansehen haben, und hier wird kein Werk zum Aufbewahren, sondern nur zum Aufbrauchen verlangt.

Daß auch in den andern Künsten ein thätiger Geist sich zu regen anfange, davon giebt eine Singschule Zeugniß, welche Herr Düring aus eignem Antrieb und aus reiner Liebe zur Kunst unternommen. Diese Anstalt ist schon so weit gediehen, daß junge Personen beiderlei Geschlechts, die sich seiner Leitung anvertraut, bei feierlichen Gelegenheiten in den Kirchen beider Konfessionen Musiken aufgeführt zu Vergnügen und Erbauung der Gemeinden. Auch in öffentlichen Konzerten ist dieses geschehen. Jeden Sonntag früh findet eine solche Uebung statt, zu welcher auf Anmeldung auch Zuhörer gelassen werden. Ein größeres Lokal wäre der Anstalt zu gönnen, wodurch sie auf einmal sehr viel gewinnen würde. Sie empfiehlt sich allen Musikfreunden, und es wird ihr auch weder an Unterstützung fehlen noch an Ausbildung der einzelnen Stimmen, da Frankfurt an Herrn Schmidt einen trefflichen Musikdirektor besitzt und die Oper mit Talenten geschmückt ist, die nicht allein durch Ausübung ihrer Kunst ergetzen, sondern auch dieselbe durch Lehre und Unterricht zu verbreiten und fortzupflanzen sich zur Pflicht machen.

Nachdem wir nun so manchen frommen Wunsch geäußert, von manchen bedeutenden Versätzen und weitaussehenden Plänen gesprochen, so gelangen wir endlich zu einer Anstalt, die auf das Sicherste gegründet ist, und bei welcher eben jetzt eine erneute Thätigkeit hervortritt, um bisherige Stockungen aufzulösen und zufällige Hindernisse zu beseitigen. Es ist hier von der Stiftung die Rede, welche Dr. Sendenberg, gesegneten Andenkens, ausübender Arzt und kenntnißreicher Mann, seiner Vaterstadt hinterlassen. Sie theilt sich in zwei Einrichtungen,

die eine zu praktischem, die andere zu theoretischem Zweck. Die erste, ein Bürgerhospital, ist auf ein palastähnliches, von dem Stifter neu errichtetes Gebäude gegründet sowie durch ansehnliche Kapitalien gesichert. Hieher flossen von der ersten Zeit an große Schenkungen und Vermächtnisse, woraus ein bedeutendes Vermögen entstand, welches durch Ueberschuß der Kasse sich jährlich vermehrt. Hier bleibt also nichts zu wünschen übrig.

Desto mehr Aufmerksamkeit und guten Willen haben wir dagegen auf die zweite Abtheilung zu wenden, welche, in theoretisch-wissenschaftlicher Absicht angelegt, nicht in gleicher Maße begünstigt ist. Sie umfaßt Haus-, Hof- und Gartenräume der ehemaligen Wohnung des Besitzers. Das Haus, darin einem von den Vorgesetzten ein Quartier bestimmt ist, hat freilich nur beschränkte Zimmer, welche für dasjenige, was sie fassen sollen, nur alsdann hinreichen, wenn alles Enthaltene in bester Ordnung aufgestellt ist. Hier findet sich eine treffliche Bibliothek, welche bis auf die unmittelbaren Nachfolger Haller's hinaufreicht; sie enthält die bedeutendsten ältern anatomischen und physiologischen Bücher und würde, geordnet, fortgesetzt und zum Gebrauch eröffnet, der Stadtbibliothek ein bedeutendes Fach ersparen.

Ein mineralogisches Kabinet, das bis jetzt der Bibliothek nur eingeschoben war, wird so eben abgesondert und aufgeordnet; es enthält viel Vortreffliches, aber nur gruppenweise, ohne innern Zusammenhang. Die Versteinerungen, zur glücklichsten Zeit gesammelt, übertreffen alle Erwartung.

Der botanische Garten ist geräumig genug, um der Stiftung gemäß die offizinellen Pflanzen zu enthalten, woneben sich noch Platz finden würde, um das physiologisch Bedeutende, was zur Einsicht in das Pflanzenleben führt und das ganze Studium krönt, weislich anzufügen.

Das ältere chemische Laboratorium ist auf der gegenwärtigen Höhe der Wissenschaft nicht mehr brauchbar; ein neues, hinreichendes ward zum Behuf einer andern Schule unmittelbar an der Senckenbergischen Gartenmauer erbaut und steht gegenwärtig isolirt, einzeln, unbenutzt.

Das anatomische Theater ist zweckmäßig und geräumig; die daselbst aufgestellten Präparate gehören nicht sämmtlich der Anstalt.

Nach dieser kurzen Erwähnung der einzelnen Theile, woraus das Ganze besteht, ist es Pflicht, die Zustände nochmals

vorzunehmen, dabei auch Wünsche und Hoffnungen auszusprechen und zu bezeichnen. Hier ist nun wol vor allen Dingen die Absicht des Stifters zu bedenken, der als wissenschaftlicher, kenntnißreicher Mann sein Hospital nicht besser zu versorgen glaubte, als wenn er ihm eine Studien- und Lehranstalt an die Seite setzte. Er gedachte den Aerzten seiner Vaterstadt einen Mittelpunkt wissenschaftlicher Mittheilung zu verschaffen; er lud einige nebst andern Bürgern zu Pflegern, rief sie sämmtlich zu monatlichen Zusammenkünften in sein Lokal und ermunterte sie, Vorlesungen in mehreren Fächern zu halten.

Sein früher, unglücklicher Tod unterbrach eine von ihm selbst ausgehende Einleitung; und doch konnte sich dieses Institut einer thätigen und wahrhaft blühenden Periode rühmen, zu der Zeit als der verdiente Reichard, Verfasser der „Frankfurter Flora", Stiftarzt war. Indessen nahmen die zu dieser Abtheilung bestimmten Kapitalien nicht zu, aus dem Grunde, weil man in einer Handelsstadt dem Praktischen geneigter als dem Wissenschaftlichen ist und sich überhaupt mehr gedrängt fühlt, einem gegenwärtigen Uebel abzuhelfen als einem künftigen vorzubeugen. Demnach wurde die Krankenanstalt mit Schenkungen und Vermächtnissen allein bedacht und das Wissenschaftliche vorbeigegangen.

Dieses versank immer mehr in Staub und Verborgenheit und erkrankte an äußern und innern Uebeln. Eine medizinische Schule, welche das Studium aufs Neue beleben sollte, entstand und verging. Die Kriegslasten wurden und werden mitgetragen sowie manches andere Unheil, das sich auflud; genug, das Institut ist gegenwärtig so arm, daß es nicht das geringste Bedürfniß aus eigenen Mitteln bestreiten kann. Schon jetzt bei Anschaffung der Schränke zu Sonderung und Ordnung der Mineralien muß auf fremde Güte gerechnet werden.

Doch auch hier belebt sich die Hoffnung. Der kurz verstorbene Stiftarzt, Dr. Lehr, dem Frankfurt die Einimpfung der Kuhpocken verdankt, hat seine Bibliothek der Senckenbergischen einverleibt, eine Sammlung von Porträten berühmter Aerzte ihr vermacht sowie ein Kapital von neuntausend Gulden, dessen Zinsen dem jedesmaligen Arzte als Zulage dienen, mit der Bedingung, im Sommerhalbenjahr unentgeltlich Botanik zu lesen.

Herr Dr. Neukirch, ärztlicher Pfleger dieser Anstalt, dessen Kenntnisse, Thätigkeit und Wohlwollen allgemein anerkannt sind, und welcher gegenwärtig das Ordnen der Naturalien-

Jenes Rufen! Dieſes Lispeln!
Soll ich folgen? Soll ich's hören?
Soll ich bleiben? Soll ich gehn?

Ach, wenn Götter uns bethören,
Können Menſchen widerſtehn?

VI.

Klaudine.

Liebe ſchwärmt auf allen Wegen;
Treue wohnt für ſich allein.
Liebe kommt Euch raſch entgegen;
Aufgeſucht will Treue ſein.

VII.*)

Klaudine.

In dem ſtillen Mondenſcheine
Wandl' ich ſchmachtend und alleine;
Dieſes Herz iſt liebevoll,
Wie es gern geſtehen ſoll.

Rugantino.**)

In dem ſtillen Mondenſcheine
Singt ein Liebchen. Wol das meine?
Ach, ſo ſüß, ſo liebevoll,
Wie die Zither locken ſoll.

Klaudine.

Hier im ſtillen Mondenſcheine
Ging ich freudig ſonſt alleine;
Doch bald traurig und bald wild
Folgt mir jetzt ein liebes Bild.

Rugantino.

In dem ſtillen Mondenſcheine
Geht das Liebchen nicht alleine,
Und ich bin ſo unruhvoll,
Was ich thun und laſſen ſoll.

*) Die zwei erſten Strophen ſtehen, allerdings mit weſentlich anderem Wortlaut, ſchon in der proſaiſchen Bearbeitung der „Klaudine", die beiden folgenden wurden in der poetiſchen hinzugefügt.

**) In der älteren Bearbeitung lautet der Name „Crugantino", in der neueren „Rugantino".

sammlung eifrig betreibt, gedenkt, sobald man Besitz und Lücken übersieht, die Doubletten seiner Konchylien und Vögel lieber zu verehren, und gewiß wird Bibliothek und Naturmuseum, wenn es nur erst im Reinen den Frankfurter Patrioten vor Augen steht, manchen einzelnen Besitz und manche Wohlthat an sich ziehen.

Gedenken wir nun der Pflanzenkunde, so ist aus Obigem ersichtlich, daß für diese vorläufig gesorgt sei. Herr Dr. Kreff wird unter Assistenz der Gärtner Baumert und Fermann die zweckmäßige Vollständigkeit des Gartens sowie den Gebrauch desselben nächstes Frühjahr einzuleiten wissen.

Im Ganzen wäre jedoch für Botanik in Frankfurt schon viel geleistet, wenn die Pflanzenfreunde sich zu wechselseitigen Besuchen und Mittheilungen vereinigten, besonders aber sich darin verbänden, daß jeder ein einzelnes Fach vorzüglich übernähme. Holländer und Engländer geben uns mit dem besten Beispiele vor, jene, daß sie eine Gesellschaft errichteten, deren Glieder sich die Aufgabe machten, Prachtpflanzen in der größten Herrlichkeit darzustellen, diese, daß eine Anzahl Gartenfreunde sich verabredeten, ganz einzelnen Abtheilungen, wie zum Exempel den Stachelbeeren, vorzügliche Aufmerksamkeit zu widmen, wobei jeder Theilnehmende sich anheischig machte, nur eine Spielart mit der größten Sorgfalt zu pflegen. Sollte dieses Manchem von der wissenschaftlichen Höhe herab kleinlich, ja lächerlich scheinen, so bedenke man, daß ein reicher Liebhaber etwas Seltenes und Augenfälliges zu besitzen wünscht und daß der Obergärtner auch für die Tafel seiner Herren zu sorgen hat. Bei einem solchen Verein würde Frankfurt sogleich im botanischen Fache bedeutend erscheinen.

Bliebe der Senckenbergische Garten blos medizinischen und physiologischen Forderungen gewidmet, so würde der Lehrer an dieser Anstalt sehr gefördert sein, wenn er die Vergünstigung hätte, die Gärten der Herren Salzwedel, Jassoy, Lehr in und bei Frankfurt, die Anlage des Herrn Metzler über Oberrad mit seinen Zuhörern zu besuchen. Den Besitzern wie den Gästen entstünde daraus gemeinsame Freude und Aufmunterung. In einer lebensreichen Stadt sollte sich Alles aufsuchen, was mit einander einigermaßen verwandt ist, und so sollte Botaniker, Blumist, Kunstgärtner, Obst- und Küchengärtner sich nicht von einander sondern, da sie sich einander wechselsweise belehren und nützen können.

Was die Chemie betrifft, so wird dieser durch den einfachsten Entschluß leicht zu helfen sein, da es weder an Lokal noch an Persönlichkeit fehlt. Das unmittelbar an den Senckenbergischen Stiftgarten anstoßende Laboratorium, neu und zweckmäßig erbaut, steht nach aufgehobener medizinischer Schule herrenlos und unbenutzt, und es muß der allgemeine Wunsch sein, dasselbe dem Senckenbergischen Stifte einverleibt zu sehen. Die höchste obrigkeitliche Anordnung deshalb wird bei nunmehr beruhigten Zeiten nicht länger außenbleiben. Herr Dr. Kestner erwartet sehnlichst diese höchste Entscheidung und darf hoffen, daß ihm bei seinen Bemühungen jede Unterstützung nicht fehlen werde. Gewiß sieht durch eine chemische regelmäßige Vorlesung mancher gebildete Einwohner einen seiner schönsten Wünsche glücklich erfüllt. Denn die Gelegenheit, mit dem Umfange der neuern Chemie, die schon den großten Theil der Physik in sich aufgenommen hat, bekannt zu werden, ist jedem großern Ort, besonders Frankfurt, zu gönnen. Hier fände der ausübende Arzt die neuesten Erfahrungen und Ansichten, die er auf seiner praktischen Laufbahn zur Seite liegen läßt, bequem überliefert. Der Pharmazeut würde besser einsehen lernen, was es denn eigentlich mit den Bereitungen und Mischungen, die er so lange nach Vorschrift unternimmt, für eine Beschaffenheit habe. So viele Personen, die in wichtigen Fabrikunternehmungen die Quellen ihres Reichthums finden, würden durch Uebersicht der neuesten Entdeckungen gefördert, andere nach höherer Bildung Strebende würden in der chemischen Kenntniß wahre Geisteserhebung gewinnen, ja solche, welche den älteren chemisch-mystischen Vorstellungen nicht abgeneigt sind, würden hier vollkommene Befriedigung finden, wenn sie erkennten, daß so Vieles, was unsere Vorfahren in dunkeln Zeiten nur zerstückelt gewahr wurden und im Ganzen trübsinnig ahneten, jetzt sich immer mehr an und in einander schließt, sich aufklärt, so daß vielleicht in keinem Fache mehr als im chemischen wissenschaftliche Uebersicht das Ideelle in der Wirklichkeit darzustellen vermag.

Wäre es möglich, einen tüchtigen Physiker herbeizuziehen, der sich mit dem Chemiker vereinigte und dasjenige heranbrächte, was so manches andere Kapitel der Physik, woran der Chemiker keine Ansprüche macht, enthält und andeutet, setzte man auch diesen in Stand, die zur Versinnlichung der Phänomene nothigen Instrumente anzuschaffen, ohne deshalb einen weitläufigen, kostspieligen und platzraubenden Apparat aufzuhäufen

so wäre in einer großen Stadt für wichtige, insgeheim immer genährte Bedürfnisse gesorgt und mancher verderblichen Anwendung von Zeit und Kräften eine edlere Richtung gegeben. Zum Lokal solcher physischen Anstalt könnte man mit gutem Gewissen das anatomische Theater bestimmen. Anstatt zu gedenken, daß Herr Dr. Behrends, der als ein würdiger Schüler Sömmerring's bisher diesem Fache vorstand, seine Entlassung genommen, anstatt zu erwähnen, daß Herr Dr. Lucä, ein thätiger, in der vergleichenden Zergliederung geübter Mann, nach Marburg abgeht, sei uns vergönnt, im Allgemeinen von dem Verhältniß der Anatomie zu dem bestehenden Senckenbergischen Institut zu sprechen. Hier hat sich nämlich der Stifter, indem er sich ein Bild einer vollständigen medizinischen Anstalt dachte, vielleicht vergriffen, da er die besondern Bedingungen, in denen sich seine Anstalt befand, nicht beachtete. Kenner der Zergliederungskunst, Professoren dieses Fachs auf Akademien werden gerne zugeben, daß es eine der schwierigsten Aufgaben sei, die Lehre der Zergliederung zu überliefern. Bibliothek, Zeichnungen, Präparate und hundert Verrichtungen, Vorarbeiten, die vielen Aufwand erfordern, sollen zum Grunde liegen, und alsdann wird noch die menschliche Leiche als unmittelbarer Gegenstand des Beobachtens und Belehrens gefordert. Woher aber diese nehmen? Ueberall werden die deshalb bestandenen Zwanggesetze lässiger beobachtet oder umgangen, und der Professor der Anatomie steht in einem humanen Zeitalter immer als unmenschlich gegen Leidende und Trauernde.

Möge Alles dieses als Reflexion eines vorübereilenden Reisenden angesehen werden! Der bleibende Geschäftsmann sieht vielleicht die Verhältnisse in einem andern Lichte.

Allein Alles, was wir gesagt, würde ganz vergeblich gewesen sein, wenn wir uns nicht erkühnten auszusprechen, daß ein so wohldurchdachtes, dem Stifter wie der Stadt Ehre bringendes wissenschaftliches Institut nicht gedeihen noch auch mit aller Bemühung der Angestellten nur im Mindesten nützen könne, wenn seine Einkünfte nicht verbessert werden. Auch hievon liegt die Möglichkeit nahe genug, und wir tragen kein Bedenken, sowol die bürgerlichen als ärztlichen Herren Vorsteher aufzufordern, in Ueberlegung zu nehmen, inwiefern von dem Ueberfluß, dessen das Hospital genießt, ein Theil zur wissenschaftlichen Anstalt herübergewendet werden könne, und jene trefflichen Männer dringend zu ersuchen, daß sie hierüber, wenn sie be-

jahend einig geworden, um die höchste obrigkeitliche Billigung baldigst nachsuchen mögen. Die einer solchen Wendung entgegenstehenden Schwierigkeiten sind nicht unbekannt; es läßt sich ihnen aber mit einem Wort begegnen: daß einer freien Stadt ein freier Sinn gezieme und daß man bei einem erneuten Dasein, um die Spuren ungeheurer Uebel auszulöschen, sich vor allen Dingen von veralteten Vorurtheilen zu befreien habe. Es gezieme Frankfurt, von allen Seiten zu glänzen und nach allen Seiten hin thätig zu sein. Freilich gehört theoretische Betrachtung, wissenschaftliche Bildung den Universitäten vorzüglich an, aber nicht ausschließlich gehört sie ihnen. Einsicht ist überall willkommen. Man erkundige sich, welchen Einfluß die Universitäten in Berlin, Breslau, Leipzig auf das praktische Leben der Bürger haben, man sehe, wie in London und Paris, den bewegtesten und thätigsten Orten, der Chemiker und Physiker gerade sein wahres Element findet, und Frankfurt hat gar wohl das Recht, nach seinem Zustand, seiner Lage, seinen Kräften für so löbliche Zwecke mitzueifern.

Nachträgliches zu Frankfurt am Main.

Die Senckenbergische Stiftung, eine höchst wichtige Anstalt, und zwar deren wissenschaftlicher Theil steht unter der Aufsicht des Herrn Dr. Neuburg, eines Mannes von unermüdlichem Eifer, ebenso bereit, sich für die Sache aufzuopfern als für dieselbe zu streiten. Da wir in Jahresfrist durch seine Bemühungen und die eingreifende Thätigkeit der Angestellten schon so viel Wünschenswerthes erfüllt gesehen, so kann es nicht fehlen, daß man auch endlich von Seiten der Administration des Krankenhauses dem wissenschaftlichen Institut zu Hilfe kommen werde. Der Geist, diese Nothwendigkeit einzusehen, die Nützlichkeit zu erkennen und die Ausführung zu bewerkstelligen, muß in Frankfurt schon lebendig sein oder nächstens lebendig werden.

Der verewigte Senckenberg hinterließ eine Sammlung von Mineralien und fossilen Schalthieren, wovon die erste minder wichtig und nach dem frühern Standpunkt der Mineralogie unordentlich durch einander lag. Ueber vierzig Jahre lag diese Sammlung mit Staub bedeckt, ohne daß sich Jemand darum

bekümmerte, und nur erst in diesem Jahre verbanden sich einige Mineralogen, unter welchen Herr Dr. Buch sich besonders verdient gemacht hatte, und brachten dieselbe nach dem Wernerischen und Leonhardischen Systeme in Ordnung, mit dem lebendigsten Vorsatze, sie mit den vielen mangelnden Mineralkörpern zu bereichern und ein geordnetes Ganzes daraus zu machen. Es ist zu bedauern, daß der rege Eifer der Unternehmer wenig Unterstützung findet und sie trotz ihres Aufwandes an Zeit sowie an manchen, ob zwar geringen Geldausgaben nur nach und nach ihren Zweck erreichen können. Diese Einrichtung wäre beinahe noch neulich erst durch den Vorschlag einiger Administratoren zu Grunde gegangen, der aber glücklicherweise zurückgewiesen wurde. Man wollte nämlich, um der Stiftung in etwas aufzuhelfen, das Stiftshaus vermiethen; dem Uebel wäre dadurch ebenso abgeholfen worden wie mancher unheilbaren Krankheit durch den Tod.

Das anatomische Theater hat durch den unermüdeten Fleiß des Herrn Dr. Creßschmar, der Vorlesungen darin hält, bedeutend gewonnen; auch sucht derselbe durch eignen Fleiß und denjenigen seiner Schüler die Präparate zu ersetzen, die dasselbe in der letzten Zeit verloren hat. Mehrere gelungene Präparate eingespritzter Blutgefäße, Vogelskelette und andere Gegenstände der vergleichenden Anatomie, wohin vorzüglich einige sehr abweichende Theile des Testudo Mydas geboren, können hierzu als überzeugende Beweise dienen.

Auch der botanische Garten hat im letzten Sommer sehr viel gewonnen. Eine nicht geringe Zahl Pflanzen wurden, ohne daß der Stiftungsfonds sie anschaffte, in das Treibhaus gebracht und mehrere in der „Wetterauer Flora" nicht aufgenommene, in hiesiger Gegend wildwachsende Pflanzen wurden im Garten angepflanzt. Man hat sich es nämlich zum Gesetze gemacht, bei der Beschränktheit des botanischen Gartens hauptsächlich auf offizinelle oder ökonomische Pflanzen oder auch auf solche Rücksicht zu nehmen, die als seltne Gewächse in unserer Gegend vorkommen, indem der geringe Raum des Lokals keine große Menge aufzunehmen gestattet. Der hiesige sehr unterrichtete Herr Apotheker Stein hat mehrere von der Stadt entfernte Exkursionen vorgenommen und mehrere seltne Gewächse, die er auf denselben fand, dem Garten geschenkt. Das Gewächshaus wurde mit mehreren seltnen ausländischen Pflanzen, wie mit Laurus Camphora, Epidendron Vanilla u. s. w. dotirt.

Die Kürze der Zeit erlaubte nicht, den bisher in seiner Einrichtung vernachlässigten Garten in dem letztverflossenen regnichten Sommer völlig in Ordnung zu bringen; jedoch ein Theil desselben wurde mit Beihilfe des sehr geschickten Botanikers Herrn Becker's aus Offenbach, der aus Liebe zur Wissenschaft mitwirkte, in systematische Ordnung gebracht, und es ist nicht zu zweifeln, daß der ganze Garten im Laufe des künftigen Sommers dahin gebracht werden wird.

Die Bibliothek erhielt eine ansehnliche Zahl der besten alten medizinischen Werke, konnte aber mit den neuern nicht, wie es zu wünschen gewesen wäre, bereichert werden, aus der schon erwähnten Beschränktheit des Fonds. Sie ist bis zur Periode, in der Senckenberg starb, ziemlich vollständig, da er sie selbst anschaffte und sie der Stiftung überließ. Nachher wurden zwar mehrere Werke angeschafft, auch Herr Dr. Lehr vermehrte dieselbe durch seinen hinterlassenen Büchervorrath; in den letzten Jahren blieben aber manche Lücken der medizinischen Literatur in derselben unausgefüllt.

Das unter dem Fürsten Primas zum Behufe der medizinischen Spezialschule aufgeführte chemische Laboratorium, das nun wieder städtisches Eigenthum wurde, sowie der daran stoßende, auf dem ehemaligen Wall gelegene kleine Garten wurde auf Ansuchen der Administratoren der Stiftung vom Senate unentgeltlich überlassen. Es ist sehr zu wünschen, daß auch hierin Senckenberg's Wille in Erfüllung gehen möchte, der die Wichtigkeit der Chemie zu würdigen wußte und sie in einem angewiesenen Lokal in dem Stifthause betrieben wissen wollte, um so mehr, da diese Wissenschaft in unsern Tagen beinahe alle andern hinter sich läßt.

Die anfangende Baufälligkeit des Gewächshauses sowie nicht minder das Alter der übrigen Gebäude, der Mangel an so manchen unentbehrlichen Gegenständen sowol wissenschaftlicher als anderer Art dürften bei der Langsamkeit, womit die Sachen des Stifts betrieben werden, die mit des seligen Stifters Wünschen so grell absticht, uns eine traurige Prognose stellen, und es wäre sehr zu wünschen, daß die Kassen unserer reichen Mitbürger, wenn auch nur durch mäßige Beiträge, dem einbrechenden Verfall eines so nützlichen Instituts vorbauen möchten.

Für das Krankenhaus, dessen Fonds von demjenigen der Stiftung getrennt ist, ist bisher viel geschehn. Noch erst im

verflossenen Jahre wurde eine bedeutende Summe zurückgelegt als Ueberschuß über die Ausgabe. So löblich diese Wohlthätigkeit der Frankfurter gegen das Krankenhaus sein mag, so ist es doch traurig, so wenig Sinn für die medizinische Wissenschaft und Kunst, die der Stifter so sehr beabsichtigte und deren Beförderung so heilsam in ihren Folgen ist, bei ihnen zu bemerken. Man würde unfehlbar im Geiste des Stifters mehr handeln, wenn das mit der Stiftung verschwisterte Krankenhaus von seinem Ueberfluß, der jährlich zunimmt, nur einen kleinen Theil abgäbe, wenigstens in zweifelhaften Fällen, die nicht selten vorkommen, nicht so drückend gegen dasselbe verführe. Man sollte bedenken, daß der größte Verlust für beide Institute in der Unterlassung des Guten bestehe, und daß keine angeschafften Kapitalien, so wichtig sie Dem scheinen mögen, der sich von Jugend auf sie zu häufen gewöhnt hat, dasselbe nur im Geringsten zu ersetzen im Stande sind. Die Opfer, welche die Stiftung dem Institute bei seiner Entstehung brachte, diese allein sollten die Administratoren bewegen, die erstere zu unterstützen, mit deren Zusammensinken den Frankfurter Aerzten, die wie Handwerker für jeden einzelnen Gang belohnt werden, und die weder Auszeichnung noch sonstige Beförderung für das Gefahrvolle und Beschwerliche ihres Standes zu erwarten haben, jede Aufmunterung, mit der Zeit weiter zu kommen, benommen wird.

Herr Städel, ein Kunstfreund wie Wenige, ist in seinem neunundachtzigsten Jahre verstorben. Sein eröffnetes Testament bestimmt Haus, Sammlungen und Vermögen, nach einem mäßigen Anschlag auf dreizehnmal hunderttausend Gulden geschätzt, einer Stiftung für bildende Kunst. Herr Dr. Grambs, ein einsichtiger Sammler und Kunstfreund, ist zum Vollstrecker dieses letzten Willens bestimmt.

Offenbach.

An diesem wohlgebauten und täglich zunehmenden heitern Orte verdient die Sammlung ausgestopfter Vögel des Herrn Hofrath Meyer alle Aufmerksamkeit, indem dieser verdienstvolle Mann als Bewohner einer glücklichen Gegend sich zugleich als Jagdliebhaber und Naturforscher ausgebildet und eine voll-

ständige Reihe inländischer Vögel aufgestellt hat. Er beschäftigt mehrere Künstler mit Abbildung dieser Geschöpfe, fördert und belebt dadurch einen in der Naturgeschichte sehr nothwendigen Kunstzweig, die genaue Nachbildung organischer Wesen, unter welchen die mannichfaltige Gestalt der Vögel, die abweichende Bildung ihrer Körpertheile, das leichte, zarte, buntfarbige Gefieder die feinste Unterscheidungsgabe des Künstlers und dessen größte Sorgfalt in Anspruch nimmt. Das von Herrn Meyer herausgegebene Werk hat die Verdienste dieses vorzüglichen Mannes längst dem Vaterlande bewährt, welcher sich durch die in diesem Jahre erschienene Beschreibung der Vögel Liv- und Esthlands abermals den Dank der Naturforscher erworben. Die von ihm sowol in seinem Hause als außerhalb beschäftigten Künstler sind namentlich die Herren Gabler und Herr[illegible]röder. Die Schwester des Letztern wird als Pflanzenzeichnerin gerühmt. Demoiselle Stricker in Frankfurt, welche gleichfalls ein schönes Talent hierin besitzt, kann sich nicht so viel damit beschäftigen, als zu wünschen wäre.

Hanau.

Die neuere Zeit hat dieser Stadt einen vortheilhaften und bewährten Ruf in naturgeschichtlicher Hinsicht verschafft. Es fanden sich hier eifrige Forscher aus allen Zweigen der herrlichen Scienz durch einen seltenen günstigen Zufall vereinigt. So hatte Herr Dr. Gärtner, dieser achtungswerthe Veteran unter Deutschlands Botanikern, durch die Theilnahme an der „Wetterauischen Flora" längst schon seinen Meisterbrief gelöst. Der geistvolle Leisler umfaßte die gesammte Zoologie, jedoch konzentrirte er sein Studium mehr auf die Vögel und Säugethiere. Chemie und Physik wurden von Herrn Hofrath Dr. Kopp, zumal in besonderer Anwendung auf das mineralogische Wissen, mit dem besten Erfolge getrieben. Der vorzugsweise als naturhistorischer Künstler sehr schätzbare Schaumburg, dessen Sammlung unter den deutschen Privatkabinetten sonder Zweifel die erste Stelle einnimmt, bot eine Fülle trefflicher Erfahrungen dar. Ebenso hatten sich in dem Herrn Geheimen Rath Leonhard und dem nun verstorbenen Pfarrer Merz thätige Bearbeiter für Mineralogie gefunden. Das Publikum kennt das von Beiden in Gemeinschaft mit Dr. Kopp herausgegebene

größere tabellarische Werk. Geheimer Rath Leonhard, der fortdauernd durch seine Zeitschrift wirkt, hat ferner eine topographische Mineralogie verfaßt, und ebenfalls haben wir von ihm, Dr. Kopp und Gärtner dem Jüngern, einem sehr verständigen Chemiker und Physiker, eine Einleitung und Vorbereitung zur Mineralogie mit vielen illuminirten und schwarzen Kupfern zu erwarten. Diese Propädeutik für die Naturgeschichte des unorganischen Reiches, die Frucht einer mehrjährigen mühevollen Arbeit, durch welche eine sehr wesentliche Lücke unserer Literatur ausgefüllt wird, darf von dem wissenschaftlichen Publikum mit gerechtem Vertrauen erwartet werden.

Unterdessen schien es den genannten Männern zweckmäßig, die Bemühungen der Einzelnen auf einen Punkt zu leiten, um mit gemeinsamen Kräften weiter zu streben. Mitten in den Stürmen der Zeit, im ungeschlichteten Zwiste der Völker, 1808, wurde der Plan zu Begründung eines wissenschaftlichen naturhistorischen Vereines gefaßt. Die kleine Zahl der Verbundenen gab dem Ganzen Haltung und Wirklichkeit. Bald gesellten sich ihnen andere verdiente Männer aus nahen und fernen Gegenden bei, und so erweiterte sich dieser literarische Bund weit über die Grenzen der heimathlichen Provinz nach allen Theilen des gelehrten Europa hinaus. Ein passendes Lokal, vom Gouvernement eingeräumt, bot zur Anlage eines Museums Gelegenheit. Von allen Seiten wurde die nützliche Anstalt durch Gaben bereichert. Indessen blieben die Mittel sehr beschränkt, bis der theilnehmende Karl von Dalberg 1811 aus seiner Schatulle eine nicht unbedeutende Rente bewilligte, in deren Genuß die Gesellschaft mehrere Jahre verblieb. Die Epidemie, Folge des französischen Rückzugs, raubte der geschlungenen Kette manche der werthvollsten Glieder. Dagegen lebt man nun der angenehmen Hoffnung, das jetzige Gouvernement werde das Institut seiner Aufmerksamkeit gleichmäßig werth achten, die Bestätigung des Lokals gewähren und so der löblichsten Anstalt, die sonst unfehlbar zerstieben würde, Grund und Dauer verleihen.

Es ist leicht zu erachten, daß bei dem regen Eifer der Hanauer Naturforscher auch mehrere wichtige Sammlungen hier zu finden sein müssen.

Das Museum der Wetterauischen Gesellschaft umfaßt alle Zweige dieses Wissens und war bisher in stetem Zunehmen; denn die meisten Mitglieder hatten nach der klüglichen Vorschrift

der Gesetze die Wahl zu rechtfertigen gesucht, welche sie zu jener ehrenvollen Bestimmung rief. Im Ganzen aber gewährt das Beschauen dieses Museums in seiner Allgemeinheit weniger Interesse als die einem jeden der hiesigen Gelehrten zugehörigen Privatsammlungen. Hier spricht sich das Individuelle mit mehr Lebendigkeit aus sowie der Eifer und die Sorgfalt, womit solch ein Werk geschaffen wird, das nicht selten der Preis einer ganzen Lebenszeit ist.

Was die zoologischen Kabinette betrifft, so zeichnen sich darunter vorzüglich die Sammlung des verstorbenen Leisler und die Schaumburgische aus. Die letztere ist jedoch, seitdem der Besitzer den Ort seines Aufenthaltes mit Kassel vertauschte, nicht mehr anwesend, und auch die Leislerische wird, da die Erben solche zu veräußern entschlossen sind, nicht lange mehr in Hanau verbleiben.

Das Andenken des genannten vorzüglichen Mannes einigermaßen hier zu feiern, bemerken wir Folgendes. Er beschäftigte sich in früheren Jahren mit der Entomologie, späterhin aber widmete er sich mit ganzer Seele dem Studium der Säugethiere, Vögel und Fische; indessen blieb die Ornithologie für die längste Zeit der Gegenstand seiner Nachforschungen. Seine Verdienste um die Kenntniß vaterländischer Vögel nur im Vorbeigehen bemerkend, erwähnen wir, daß er die verschiedenen Farbenkleider der Vögel zu kennen und zu berichtigen bemüht war; denn die meisten Wasservögel mausern sich zweimal im Jahre, und so erscheint derselbe Vogel im Frühling und im Herbste, in der Jugend und im Alter in anderer Farbenhülle. Und so sammelte er mit regem Fleiß jede einzelne Art in den verschiedensten Farben und Uebergängen. Da er nun selbst Jäger und ihm die Kunst, thierische Körper auszustopfen, vorzüglich bekannt war, so erhält seine Sammlung von mehrern Seiten große Vorzüge, so daß man ihr wenigstens in Deutschland, die Meyerische ausgenommen, keine andere an die Seite stellen kann.

In den letzten Jahren beschäftigte er sich mit dem Studium der Fledermäuse; da er aber, seinem trefflichen Gedächtniß vertrauend, nichts niederschrieb, so wären seine Erfahrungen für uns sämmtlich verloren, wenn nicht ein junger Mann, der letzte von seinen Schülern, sich so viel davon zu eigen gemacht hätte, um eine Monographie dieser seltsamen Geschöpfe zu schreiben, welche nächstens erscheinen wird.

VIII.

(Schluß des 2. Aufzugs.)

Alle.

Ein grauſames Wetter
Hat All' uns umzogen;
Es rollen die Donner,
Es brauſen die Wogen;
Wir ſchweben in Sorge,
In Noth und Gefahr.
Es treiben die Stürme
Bald hin uns, bald wieder;
Es ſchwanken die Füße,
Es beben die Glieder;
Es pochen die Herzen,
Es ſträubt ſich das Haar.

Aus „Jery und Bätely.“*)

I.

Jery.

Ich verſchone Dich mit Klagen;
Doch das Eine muß ich ſagen,
Immer ſagen: Dir allein
Iſt und wird mein Leben ſein.
Willſt Du mich nicht wieder lieben?
Willſt Du ewig mich betrüben?
Mir im Herzen biſt Du mein;
Ewig, ewig bleib' ich Dein.

II.

Thomas.

Nicht ſo eilig, liebes Kind!
Ei, ſo ſchön und ſpröde!

Bätely.

Weil die Meiſten thöricht ſind,
Meint Er, iſt es Jede?

*) Ueber das Singſpiel „Jery und Bätely“, aus welchem dieſer Band bereits drei Lieder gebracht hat, vgl. S. 18 und 19.

Die Fische sind alle vortrefflich ausgestopft und von seltener Größe. Die Reihenfolge aus den süßen Gewässern Deutschlands ist beinahe vollständig, und aus der See findet man viele Exemplare von hoher Schönheit. Die Insektensammlung ist bedeutend. Von sechzehnhundert Nummern machen die Schmetterlinge die größte Hälfte aus.

Am Schlusse stehe die Bemerkung, daß Leisler, bevor er sich der Heilkunde widmete, die Rechte mit glücklichem Erfolg studirte und als philosophischer Schriftsteller durch Abfassung eines Naturrechts sich Beifall erwarb.

Dr. Gärtner, der eifrige und berühmte Pflanzenforscher, dem wir die Bildung mancher trefflichen Botanisten verdanken, hat sich durch die Mittheilung vieler schön getrockneten Pflanzenmuster kein geringes Verdienst um die Wissenschaft erworben. Nach der Herausgabe der bereits erwähnten „Wetterauischen Flora" betrieb er fortdauernd und mit unermüdetem Fleiße das Studium der vaterländischen Vegetabilien. Er entdeckte viele Phänogamen und mehr als zweihundert Kryptogamen, deren Beschreibung durch seine Meisterhand gewiß höchst wünschenswerth ist. Sein Herbarium, vorzugsweise in kryptogamischer Hinsicht äußerst beträchtlich, ist auf das Zierlichste geordnet. In der neuern Zeit hat sich Gärtner auch mit allem Fleiße der vaterländischen Zoologie gewidmet. Seine Sammlungen von Säugethieren, Vögeln und Konchylien geben die Belege dazu. Obschon seine ausländischen Konchylien sehr zahlreich sind und unter der Menge Exemplare von großer Seltenheit bemerkt werden, so schätzt er dennoch seine in der Umgegend von Hanau gesammelten um Vieles höher, indem dieser Zweig des naturgeschichtlichen Wissens zuerst durch ihn in der Wetterau kultivirt wurde. Er verbreitete jene einheimischen Produkte im Kreise seiner Freunde und regte auf diese Art ein Studium von Neuem an, das in Deutschland fast ganz vernachlässigt schien. In früheren Jahren beschäftigte sich Gärtner auch mit Chemie, Physik und Mineralogie, so daß er den Namen eines Naturforschers im umfassendsten Sinne des Wortes verdient. Bei dem Sammeln und Ordnen des Wetterauischen Museums und bei der Redaktion der von diesem naturhistorischen Verein herausgegebenen Annalen wirkte er auf das Eifrigste. Zu bedauern ist, daß sein Alter und eine durch große Anstrengung geschwächte Gesundheit ihm in diesem Augenblicke keine große Thätigkeit vergönnen.

Das Mineralienkabinet des Geheimen Raths Leonhard, über siebentausend Exemplare stark, sondert sich in eine oryktognostische und in eine geognostische Hälfte. Die oryktognostische Sammlung findet sich nach der in der systematisch-tabellarischen Uebersicht und Charakteristik der Mineralkörper angenommenen Klassifikationsweise geordnet, wobei jedoch die durch das Fortschreiten der Scienz nothwendig gewordenen Veränderungen nicht unbeachtet blieben. Erfreulich ist das Methodische, welches sich in Anordnung und Aufstellung ausspricht. Bei allen Exemplaren ist das Charakteristische und die Frischheit berücksichtigt, und ein hoher Grad von Gleichmäßigkeit des Formats gewähret viel Gefälliges. Nächstdem ist diese Sammlung um der hohen Vollständigkeit willen bemerkenswerth. Man vermißt darin fast keine der neuesten Entdeckungen, und die Suiten, welche sie von sehr vielen Gattungen aufbewahrt, machen ihr Studium für die Verhältnisse des Vorkommens der Fossilien wichtig und belehrend — eine bisher viel zu sehr vernachlässigte und nun wieder hervorgeforderte Rücksicht.

Geheimer Rath Leonhard hat sich durch die Stiftung eines mineralogisch-merkantilischen Instituts Ansprüche auf den Dank des Publikums erworben. Es ist diese Anstalt förderlich für die Wissenschaft, indem sie die Mittel darbietet, um gegen Tausch oder billige Zahlung Fossilien aus allen Gegenden und Ländern, einzeln oder zu systematischen Ganzen geordnet, zu erhalten. Gedoppeltes Vertrauen gebührt diesem Unternehmen darum, weil es nicht von Gewinnsucht, sondern ausschließlich von der Liebe zur Wissenschaft geleitet wird.

Unter den Bildungsanstalten zur Kunst verdient die Zeichenschule eine sehr ehrenvolle Erwähnung. Herr Hofrath Westermayr, welcher diesem Institute, das vom Staate eine nur mäßige Unterstützung erhält, als erster Lehrer und Direktor vorsteht, hat um dasselbe sehr wesentliche Verdienste. Seit seiner Wiederkehr von Weimar ist der Sinn für die Kunst bedeutend geweckt worden, und man bemerkt mit Vergnügen, daß mancher der vermögenden Einwohner kleine Bildersammlungen anzulegen beginnt. In der Zeichenschule finden gegenwärtig zweihundertfunfzig bis dreihundert Zöglinge Belehrung. Das Institut besitzt Fonds, Früchte des Erwerbs der Lehrer, welche sehr nützlich zur Anschaffung von Gemälden und andern Kunstgegenständen verwendet werden könnten.

Auch die würdige Gattin des Hofraths Westermayr wirkt

thätig für das Beste der Anstalt. Außer dieser Künstlerin verdienen unter den hiesigen Malern die Namen Tischbein, Carteret, Berneaud, Franz Nickel und Deiker genannt zu werden, den genialen Kraft und den durch tiefes Studium gebildeten Burv nicht zu vergessen, die auch in der Ferne ihrer Vaterstadt Ehre machen.

Mit der Emailmalerei beschäftigen sich vorzüglich Carteret und Berneaud, und Beide haben auf den Künstlernamen die gerechtesten Ansprüche. Außer ihnen zeichnet sich auch Franz Nickel, ein geborner Hanauer, der viele Jahre in Madrid verlebt und daselbst bei der Akademie das Amt eines Adjunkten versehen, sehr vortheilhaft in jenem Zweige der Malerei aus.

Unter den hiesigen Gemäldesammlungen gebührt der des Kaufmanns Herrn W. Leisler, jüngern Bruders des Naturforschers, der Vorzug.

Die hiesigen Bijouteriefabriken sind ganz besonders merkwürdig. Sie bestehen seit dem Jahre 1670 und sind als die Pflanzschule ähnlicher Anstalten in mehreren europäischen und deutschen Hauptstädten anzusehen, die indessen ohne Ausnahme das Vorbild nicht erreichten. Die Hanauer Arbeiter genießen eines sehr vortheilhaften Rufes; überall werden sie gesucht. Die jetzigen bedeutendsten Chefs, Gebrüder Toussaint, Souchai und Collin, Burv, Müller und Jünger, erhalten die Fabriken nicht nur in ihrem Rufe, sondern sind zugleich bemüht, solche mit jedem Tage zu vervollkommnen, und so läßt sich mit Wahrheit behaupten, daß Hanau Arbeiten liefert, die man weder in Paris noch in London zu fertigen weiß, ja die nicht selten jene des industriösen Genf übertreffen. Dabei ist noch besonders das Umfassende der Ateliers genannter Goldarbeiter von dem Roben des Materials bis zur vollendeten Waare in der größten Mannichfaltigkeit zu bemerken.

Die Teppichfabrik von Herrn J. D. Leisler und Comp. verdient um deswillen besondere Aufmerksamkeit, weil in derselben die unter dem Namen gezogene Wilton-Teppiche bekannte Waare in ihrer größten Vollkommenheit bereitet wird. Man findet nicht allein eine umfassende Auswahl geschmackvoller Dessins in den schönsten und lebhaftesten Farben, sondern es kann auch jede besondere Zeichnung gefertigt werden. Außerdem liefert diese Fabrik nichtgeschorne und hochgeschorne Teppiche auf Sammetart, Venetianische und schottländische Teppiche u. s. w. Die früherhin stattgehabte Vereinigung von Holland mit Frank-

reich war dem Absatz sehr nachtheilig, und die deutschen Höfe waren es fast allein, welche während dieser Frist der Fabrik Beschäftigung darboten.

Auch die Fabrik der seidenen Tapeten verdient Erwähnung, indem sie in früheren Zeiten die meisten deutschen Höfe mit den geschmackvollsten Ameublements versah. In der stürmischen Periode der letzten zehn Jahre aber fanden es die Unternehmer, die Brüder Blachierre, für rathsamer, nur solche Waaren bereiten zu lassen, die allen Klassen dienen. So sind überhaupt die Wollen- und Seidenfabriken in Hanau, welche dem Kunstsinn weniger als dem allgemeinen Bedürfniß entsprechen, von entschiedenem Nutzen auf Volksmenge und Expectation gewesen, und jetzt vermag man die Hoffnung zu fassen, daß der offene Seehandel auch dieser Fabrikstadt einen Theil ihres vormaligen Flores wieder verschaffen werde.

Aschaffenburg.

Auch hier befinden sich altdeutsche Gemälde aus aufgehobenen Klöstern, von Grünewald und Andern, vielleicht auch von Dürer, und sonst noch wenige, aber schätzenswerthe Kunstwerke. Sollte von den fast bis zur Beschwerlichkeit zahlreichen Schätzen der Hauptstadt Einiges hierher gebracht und eine Sammlung zu Genuß und Unterricht aufgestellt werden, so erhielte dieser wohlgelegene Ort wenigstens einigen Ersatz für das, was er durch die Entfernung des Hofes verlor. Mancher Fremde würde hier gern verweilen.

Jetzt, da die in Paris aufgehäuften Schätze wieder das Freie suchen und, über Europa ausgesät, einzeln aufregen und nutzen, so wär' es groß, wenn die höchsten deutschen Regierungen sich beeiferten, dasjenige mit Ueberzeugung und Willen zu thun, was die überwundene Nation sich widerwillig muß gefallen lassen, — wir meinen, den Ueberfluß der Residenzen in die Provinzstädte zu vertheilen. Nur kleinere Staaten thun wohl, ihre mäßigen Schätze beisammen aufzubewahren, große können ihren Kunstreichthum nicht weit genug umherstreuen. Dadurch werden nicht allein Künstler, sondern auch Liebhaber hervorgerufen, und je häufiger diese sind, desto mehr ist für jene gesorgt.

Ungern halten wir den Fuß an, um uns nicht allzu weit in die Betrachtung des reichen Ostens zu verlieren, und kehren an die Stelle zurück, wo der Main sich dem Rheine nähert.

Darmstadt.

Das hiesige großherzogliche Museum wird wol immer unter den Anstalten dieser Gegenden zu den vorzüglichsten gezählt werden, und dessen musterhafte Einrichtung wird allen ähnlichen Unternehmungen billig zur Richtschnur dienen. In dem geräumigsten Lokal sind die mannichfaltigsten Gegenstände ohne Prunk, aber mit Ordnung, Würde und Reinlichkeit aufgestellt, so daß man durchaus mit Bewunderung im Genusse belehrt wird.

Die herrlichsten Statuen in vortrefflichen Gipsabgüssen verdienen wol zuerst genannt zu werden, an die sich zahlreiche Büsten, Körpertheile, Basreliefe anschließen, Alles in anständigen Räumen, der Betrachtung sowie den Studien gleich günstig. Die Nachbildungen in Kork von allen bedeutenden römischen, ja italienischen Monumenten, wozu sich ältere deutsche gesellen, geben dem Baukünstler zu den bedeutendsten Vergleichungen Anlaß.

Eine zahlreiche Gemäldesammlung, in welcher jeder Liebhaber sich nach seinem besondern Interesse an ältern und neuern Meistern geschichtlich unterrichten oder gemüthlich ergetzen kann, ist durch mehrere Zimmer verbreitet.

Sucht man nun vergebens von den übrigen Schätzen einige Notiz zu liefern, so muß man wünschen, daß ein Katalog, wenn auch nur das Allgemeinste andeutend, dem Reisenden bald in die Hände gereicht werde; denn wie soll man sich sonst aus dem unendlichen, obgleich vortrefflich geordneten und zusammengestellten Reichthum herausfinden? Man sagt nicht zu viel, wenn man behauptet, daß Meisterstücke der Kunst und Merkwürdigkeiten aller Jahrhunderte und Gegenden, welche uns betrachtungswürdig überliefert werden, hier anzutreffen sind. Vasen und Urnen aller Art, Trink- und Scherzgefäße, Bronzen aller Jahrhunderte, worunter man die köstlichsten Kandelaber und mehrdochtige eherne Lampen bewundert, Reliquienkästchen der ältesten byzantinischen Zeit, von Erz und Schmelz, elfenbeinerne

etwas später, Kirchengeräthe jeder Art, unschätzbare Handzeichnungen der größten Meister, so gut ältere als neuere chinesische und japanische Arbeiten, Glasgeschirre, durch Materie, Form und Schleifkunst kostbar. Und so müßte man fortfahren, ein allgemeines Bild einer musterhaften Kunstsammlung aufzustellen, und man würde dennoch das Ganze nicht ergründen.

So finden sich zum Beispiel eine große Anzahl altdeutscher Kirchengemälde, welche, restaurirt und aufgefrischt, einer Scheinkapelle zur vorzüglichsten Zierde dienen würden.

Was jedoch beinahe noch mehr als die Schätze selbst den Beschauer anspricht, ist die Lebendigkeit, welche man dieser Sammlung als einer sich immer fortbildenden anmerkt. Alle Fächer sind in Bewegung; überall schließt sich etwas Neues an; überall fügt sich's klarer und besser, so daß man von Jahr zu Jahr den schaffenden und ordnenden Geist mehr zu bewundern hat. Selbst wenn man in Bezug auf Kein die Sammlung des Herrn von Hüpsch dem Darmstädtischen Museum mißgönnte, so freut man sich hier des glücklichen Geschicks, welches diesem Chaos zu Theil ward, entwickelt, gesondert und einer schon lebendig geordneten Welt einverleibt zu werden.

Eine naturhistorische Sammlung von gleichem Reichthum und Vollständigkeit steht dieser Kunstsammlung zur Seite. In hellen Galerien aufgeordnet, finden sich die drei Reiche der Natur, an welchen immer durch thätige Männer Reinlichkeit erhalten, das Ekelhafte für den Beschauer vermehrt und die Ordnung für den Wissenden und Wißbegierigen immer klärer eingerichtet wird. Wenn auch hievon nur im Allgemeinen die Rede sein kann, so darf man wenigstens insbesondere der Sammlung gedenken, welche, der vergleichenden Anatomie gewidmet, jene merkwürdigen Fossilien, Reste der gigantischen Thiere aus der Urzeit, wie sie in dem weiten Rheinthale so oft ausgegraben werden, geordnet und erhalten vor Augen stellt. Rührend war es dem Beschauer, viele Stücke hier zu finden, welche, von dem verblichenen Jugendfreunde Merck mit Liebe und Leidenschaft gesammelt, nun durch landesherrliche Neigung und durch Sorgfalt eines nachfolgenden Naturforschers hier gerettet und gesichert lagen.

Auch fand man jenen Wunsch schon erfüllt, daß nämlich seltene Naturgegenstände, die man schwerlich je mit Augen sehen wird, neben andern wirklichen Seltenheiten aufgestellt würden. Das ungeheure Geweih, wie man sie in Irland ausgräbt, ward

zu Bewunderung des Anschauenden versuchsweise auf eine Papierfläche gemalt. Möge der gefaßte Vorsatz, diesen Gegenstand und ähnliche auf den großen Räumen über den Schranken abbilden zu lassen, baldigst erfüllt werden!

Eine höchst reiche, ebenso würdig als reinlich aufgestellte Bibliothek setzt den Reisenden alsdann in Verwunderung und erregt in ihm den Wunsch, längere Zeit von diesen Schätzen Gebrauch machen zu können; wie er denn auch, wenn er völlig fremd und mit hiesigen Verhältnissen ganz unbekannt wäre, nothwendig auf den Geist, der einem solchen großen Körper Leben giebt und erhält, aufmerksam werden müßte. Dem könnte nicht einen Augenblick verborgen bleiben, daß die Neigung des Fürsten zu solchen Unterhaltungen groß und entschieden sein müsse, daß er einem einsichtigen Manne, welcher planmäßig und thätig hierin ungestört wirken kann, das volle Vertrauen schenkte; woraus denn wieder folgt, daß dem Vorgesetzten nur solche Mitarbeiter zu- und untergeordnet werden, welche in gleichem Sinne, mit gleichem Schritt, ohne Pause und Uebereilung in einer Richtung fortarbeiten. Freilich wird alsdann eine solche vortreffliche Einrichtung nicht als ein Wunder erscheinen, aber doch auf unserm Weltboden, wo Trennung, Unordnung und Willkür so sehr begünstigt ist, möchte sie noch immer wunderbar bleiben. Erfreulich wird es alsdann Jedem sein, zu sehen, daß Ihro königliche Hoheit der Großherzog so lange Jahre unter den ungünstigsten Umständen solche schöne Neigung ununterbrochen gehegt, daß Herr Geheimer Kabinetsrath Schleiermacher das höchste Vertrauen in solchem Grade zu verdienen und sich zu erhalten gewußt und unter seiner Leitung seine Herren Söhne den Kunstsammlungen und der Bibliothek vorstehen, ja einen physikalischen Apparat durch Vorlesungen nutzbar machen, daß Herr Münzmeister Fehr den mineralogischen und geologischen Theil, nicht weniger die Konchyliensammlung, sowie Herr Oberforstrath Bekker das übrige Thierreich besorgt. Findet man nun beim Durchschauen der vielen Säle Alles wie aus einem Gusse, bemerkt man, daß in Jahresfrist Alles planmäßig zugenommen, so wird man wol den Wunsch hegen, daß jeder Konservator diese Sammlung von der artistischen, antiquarischen, naturwissenschaftlichen, literarischen, am Meisten aber von der ethischen Seite studiren und zum Vorbilde nehmen möchte.

Daß es auch an thätigen Künstlern nicht fehle, ist bei solchen Begünstigungen wol zu erwarten. Herr Oberbaurath

Moller findet in einer Residenz, deren Straßen sich täglich mehr ausdehnen, wo Privatgebäude aufgeführt, öffentliche projektirt werden, für sein architektonisches Talent erwünschte Gelegenheit. Ferner hat er sich seit mehrern Jahren auch mit Abbildung altdeutscher Bauwerke beschäftigt, und das Boisserée'sche Domwerk wird von seinem Fleiß und Genauigkeit sowie von seinem Geschmack das unzweideutigste Zeugniß ablegen. Der neuentdeckte Originalriß des Kölner Doms ist in seinen Händen, und ein Facsimile desselben wird im Gefolge des Boisserée'schen Werks von ihm herausgegeben; und so wird ihm denn auch die Geschichte der deutschen Baukunst die schönsten Beiträge verdanken, indem er die alten Gebäude seines Bezirks, in Mainz, Oppenheim, Worms, Speier, Frankfurt u. s. w., zu zeichnen und in Kupfer stechen zu lassen beschäftigt ist.

Herr Primavesi, rühmlich bekannt durch eigenhändig radirte landschaftliche Darstellungen, arbeitet fleißig immer fort. Er hat die mühsame Arbeit unternommen, die Rheingegenden von den beiden Quellen herab nach der Natur zu zeichnen. Das daraus entstehende Werk wird heftweise nebst einer kurzen Beschreibung herauskommen, und so werden auch auf diesem Wege die an den deutschen Hauptfluß grenzenden Merkwürdigkeiten künstlerisch in Verbindung gebracht.

Heidelberg.

Diese Stadt, von so mancher Seite merkwürdig, beschäftigt und unterhält den Besuchenden auf mehr als eine Weise. Der Weg jedoch, welchen wir zu unsern Zwecken eingeschlagen haben, führt uns zuerst in die Sammlung alter Gemälde, welche, vom Niederrhein heraufgebracht, seit einigen Jahren als besondere Zierde des Ortes, ja der Gegend angesehen werden kann.

Indem ich nun die Boisserée'sche Sammlung nach einer jährigen Pause zum zweiten Mal betrachte, in ihren Sinn und Absicht tiefer eindringe, auch nicht abgeneigt bin, darüber ein Wort öffentlich auszusprechen, so begegnen mir alle vorgefühlten Schwierigkeiten; denn weil aller Vorzug der bildenden Kunst darin besteht, daß man ihre Darstellungen mit Worten zwar andeuten, aber nicht ausdrücken kann, so weiß der Einsichtige, daß er in solchem Falle ein Unmögliches übernähme, wenn er

sich nicht zu seiner Bahn selbst Maß und Ziel setzen wollte. Da erkennt er denn, daß auf historischem Wege hier das Reinste und Nützlichste zu wirken ist; er wird den Vorsatz fassen, eine so wohlversehene und wohlgeordnete Sammlung dadurch zu ehren, daß er nicht sowol von den Bildern selbst als von ihrem Bezug unter einander Rechenschaft zu geben trachtet; er wird sich vor Vergleichungen nach außen im Einzelnen hüten, ob er gleich die Kunstepoche, von welcher hier die Rede ist, aus entfernten, durch Zeit und Ort geschiedenen Kunstthätigkeiten ableiten muß. Und so wird er den kostbaren Werken, mit denen wir uns gegenwärtig beschäftigen, an ihrem Platz vollkommnes Recht widerfahren lassen und sie dergestalt behandeln, daß ihnen der gründliche Geschichtskenner gern ihre Stelle in dem großen Kreise der allgemeinen Kunstwelt anweisen mag.

Als Einleitung hiezu und damit das Besondere dieser Sammlung deutlicher hervortrete, ist vor allen Dingen ihre Entstehung zu bedenken. Die Gebrüder Boisserée, welche solche in Gesellschaft mit Bertram gegenwärtig besitzen und den Genuß derselben mit Kunstfreunden auf das Offenste theilen, waren früher dem Kaufmannstande geweiht und hatten auf diesen Zweck ihre Studien sowol zu Hause als auswärts in großen Handelsstädten gerichtet. Indessen suchten sie zugleich einen Trieb nach höherer Bildung zu befriedigen, wozu sie schöne Gelegenheit fanden, als auf die Kölner neu errichtete Schule vorzügliche deutsche Männer zu Lehrern berufen wurden. Dadurch gewannen sie eine jenen Gegenden seltenere Ausbildung. Und obgleich ihnen, die sich von Jugend auf von alten und neuen Kunstwerken umgeben gesehen, Freude daran und Liebe derselben angeboren und anerzogen sein mußte, so war es doch eigentlich ein Zufall, der die Neigung, dergleichen zu besitzen, erweckte und zu dem lobenswürdigsten Unternehmen den Anlaß gab.

Man erinnere sich jenes Jünglings, der am Strande des Meeres einen Ruderpflock fand und, durch das Wohlgefallen an diesem einfachen Werkzeug bewogen, sich ein Ruder, darauf einen Kahn, hiezu Mast und Segel anschaffte und, sich erst an Uferfahrten vorübend, zuletzt muthig in die See stach und mit immer vergrößertem Fahrzeug endlich zu einem reichen und glücklichen Kauffahrer gedieh. Diesem gleich erhandelten unsere Jünglinge zufällig eines der auf den Trödel gesprengten Kirchenbilder um den geringsten Preis, bald mehrere; und indem sie durch Besitz und Wiederherstellung immer tiefer in den Werth

solcher Arbeiten eindrangen, verwandelte sich die Neigung in Leidenschaft, welche sich mit wachsender Kenntniß im Besitz guter und vortrefflicher Dinge immer vermehrte, so daß es ihnen keine Aufopferung schien, wenn sie durch kostspielige Reisen, neue Anschaffungen und sonstiges Unternehmen einen Theil ihres Vermögens sowie ihre ganze Zeit auf die Ausführung des einmal gefaßten Vorsatzes verwendeten.

Jener Trieb, die alten deutschen Baudenkmale aus der Vergessenheit zu ziehn, die besseren in ihrer Reinheit darzustellen und dadurch ein Urtheil über die Verschlimmerung dieser Bauart festzusetzen, wurde gleichermaßen belebt. Ein Bemühen schritt neben den andern fort, und sie sind nun im Stande, ein in Deutschland ungewöhnliches Prachtwerk herauszugeben und eine aus zweihundert Bildern bestehende Sammlung vorzuweisen, die an Seltenheit, Reinheit, glücklicher Erhaltung und Wiederherstellung, besonders aber an reiner geschichtlicher Folge ihresgleichen schwerlich haben möchte.

Um nun aber, so viel als es mit Worten geschehen kann, hierüber verständlich zu werden, müssen wir in ältere Zeiten zurückgehen, gleichwie Derjenige, der einen Stammbaum ausarbeiten soll, so weit als möglich von den Zweigen zur Wurzel dringen muß; wobei wir jedoch immer voraussetzen, daß dem Leser diese Sammlung entweder wirklich oder in Gedanken gegenwärtig sei, nicht weniger, daß er sonstige Kunstwerke, deren wir erwähnen, gleichfalls kenne und mit nüchternem Sinn sich ernstlich mit uns unterrichten wolle.

*

Durch militärisches und politisches Unheil war das römische Reich auf einen Grad von Verwirrung und Erniedrigung gesunken, daß gute Anstalten jeder Art und also auch die Kunstfertigkeit von der Erde verschwanden. Die noch vor wenigen Jahrhunderten so hoch stehende Kunst hatte sich in dem wilden Kriegs- und Heerwesen völlig verloren, wie uns die Münzen dieser so sehr erniedrigten Zeiten den deutlichsten Beweis geben, wo eine Unzahl Kaiser und Kaiserlinge sich nicht entehrt fanden, in der fratzenhaftesten Gestalt auf den schlechtesten Kupferpfennigen zu erscheinen und ihren Soldaten statt ehrenvollen Soldes ein bettelhaftes Almosen kümmerlich zu spenden.

Der christlichen Kirche dagegen sind wir die Erhaltung der Kunst, und wär' es auch nur als Funken unter der Asche,

Thomas.
Nein, ich lasse Dich nicht los!
Mädchen, sei gescheiter!

Bätely.
Euer Durst ist wol nicht groß;
Geht nur immer weiter!

Aus „Lila.“*)

I.

Männer (von außen).

Auf aus der Ruh! Auf aus der Ruh!
Höret die Freunde, sie rufen Euch zu!
Horchet dem Sange,
Schlaft nicht so lange!
Auf aus der Ruh! Auf aus der Ruh!
Höret die Freunde, sie rufen Euch zu!

Frauen (von innen).

Laßt uns die Ruh! Laßt uns die Ruh!
Liebliche Freunde, nur singt uns dazu!
Euer Getöne
Wieget so schöne.
Laßt uns die Ruh!
Liebliche Freunde, nur singt uns dazu!

Die Männer.

Auf aus der Ruh!
Höret die Freunde, sie rufen Euch zu!
Horchet dem Sange,
Zaudert nicht lange!
Auf aus der Ruh!
Höret die Freunde, sie rufen Euch zu!

---

*) Das erste Stück ist aus dem 4. Aufzuge von Lila (1777). Dort werden indessen die vier ersten Zeilen von Graf Friedrich, und nur die zwei letzten vom Chor der Männer gesungen; die zweite Stelle ist aus der Schlußszene.

schuldig. Denn obgleich die neue innerliche, sittlich-sanftmüthige Lehre jene äußere, kräftig-sinnliche Kunst ablehnen und ihre Werke wo nicht zerstören, doch entfernen mußte, so lag doch in dem Geschichtlichen der Religion ein so vielfacher, ja unendlicher Same als in keiner andern, und daß dieser selbst ohne Wollen und Zuthun der neuen Bekenner aufgehen würde, lag in der Natur.

Die neue Religion bekannte einen obersten Gott, nicht so königlich gedacht wie Zeus, aber menschlicher; denn er ist Vater eines geheimnißvollen Sohnes, der die sittlichen Eigenschaften der Gottheit auf Erden darstellen sollte. Zu Beiden gesellte sich eine flatternde unschuldige Taube als eine gestaltete und gefühlte Flamme und bildete ein wundersames Kleeblatt, wo umher ein seliges Geisterchor in unzähligen Abstufungen sich versammelte. Die Mutter jenes Sohnes konnte als die reinste der Frauen verehrt werden; denn schon im heidnischen Alterthum war Jungfräulichkeit und Mutterschaft verbunden denkbar. Zu ihr tritt ein Greis, und von oben her wird eine Mißheirath gebilligt, damit es dem neugebornen Gotte nicht an einem irdischen Vater zu Schein und Pflege fehlen möge.

Was nun beim Erwachsen und bei endlicher Thätigkeit dieses göttlich-menschliche Wesen für Anziehungskraft ausübt, zeigt uns die Masse und Mannichfaltigkeit seiner Jünger und Anhänger männlichen und weiblichen Geschlechts, die sich, an Alter und Charakteren verschieden, um den Einen versammeln, die aus der Menge hervortretenden Apostel, die vier Annalenschreiber, so manche Bekenner aller Art und Stände und von Stephanus an eine Reihe Märtyrer.

Gründet sich nun ferner dieser neue Bund auf einen ältern, dessen Ueberlieferungen bis zu Erschaffung der Welt reichen und auch mehr historisch als dogmatisch sind, bringen wir die ersten Eltern, die Erzväter und Richter, Propheten, Könige, Wiederhersteller in Anschlag, deren Jeder sich besonders auszeichnet oder auszuzeichnen ist, so sehen wir, wie natürlich es war, daß Kunst und Kirche in einander verschmolzen und Eins ohne das Andere nicht zu bestehen schien.

Wenn daher die hellenische Kunst vom Allgemeinen begann und sich ganz spät ins Besondere verlor, so hatte die christliche den Vortheil, von einer Unzahl Individualitäten ausgehen zu können, um sich nach und nach ins Allgemeine zu erheben. Man thue nur noch einen Blick auf die hererzählte Menge

historischer und mythischer Gestalten, man erinnere sich, daß von jeder bedeutend charakteristische Handlungen gerühmt werden, daß ferner der neue Bund zu seiner Berechtigung sich im alten sombolisch wiederzufinden bemüht war und sowol historisch-irdische als himmlisch-geistige Bezüge auf tausendfache Weise anspielten — so sollten freilich auch in der bildenden Kunst der ersten christlich-kirchlichen Jahrhunderte schöne Denkmäler übrig geblieben sein.

Allein die Welt war im Ganzen zu sehr verworren und gedrückt; die immer wachsende Unordnung vertrieb die Bildung aus dem Westen; nur Byzanz blieb noch ein fester Sitz für die Kirche und die mit ihr verbundne Kunst.

Jedoch hatte leider in dieser Epoche der Orient schon ein trauriges Ansehn, und was die Kunst betrifft, blühten jene obgenannten Individualitäten nicht sogleich auf, aber sie verbinderten doch, daß ein alter, starrer, mumienhafter Stil nicht alle Bedeutsamkeit verlor. Man unterschied immerfort die Gestalten; aber diesen Unterschied fühlbar zu machen, schrieb man Name für Name auf das Bild oder unter dasselbe, damit man ja unter den immer häufiger und häufiger werdenden Heiligen und Märtyrern nicht einen statt des andern verehrte, sondern einem jeden sein Recht, wie billig, bewahrte. Und so ward es denn eine kirchliche Angelegenheit, die Bilder zu fertigen. Dies geschah nach genauer Vorschrift unter Aufsicht der Geistlichkeit, wie man sie denn auch durch Weihe und Wunder dem einmal bestehenden Gottesdienste völlig aneignete. Und so werden bis auf den heutigen Tag die unter den Gläubigen der griechischen Kirche zu Hause und auf Reisen verehrten Andachtsbilder in Susdal, einer Stadt des einundzwanzigsten Gouvernements von Rußland, und deren Umgebung unter Aufsicht der Geistlichkeit gefertigt; daher denn eine große Uebereinstimmung erwachsen und bleiben muß.

Kehren wir nun nach Byzanz und in jene besprochne Zeit zurück, so läßt sich bemerken, daß die Religion selbst durchaus einen diplomatisch-pedantischen Charakter, die Feste hingegen die Gestalt von Hof- und Staatsfesten annehmen.

Dieser Begrenzung und Hartnäckigkeit ist es auch zuzuschreiben, daß selbst das Bilderstürmen der Kunst keinen Vortheil gebracht hat, indem die bei dem Siege der Hauptpartei wiederhergestellten Bilder den alten völlig gleich sein mußten, um in ihre Rechte einzutreten.

Wie sich aber die tristeste aller Erscheinungen eingeschlichen, daß man, wahrscheinlich aus ägyptischen, äthiopischen, abyssinischen Anlässen, die Mutter Gottes braun gebildet und dem auf dem Tuche Veronika's abgedruckten Heilandsgesicht gleichfalls eine Mohrenfarbe gegeben, mag sich bei besonderer Bearbeitung der Kunstgeschichte jenes Theils genauer nachweisen lassen; Alles aber deutet auf einen nach und nach immer mehr verkümmerten Zustand, dessen völlige Auflösung immer noch später erfolgte, als man hätte vermuthen sollen.

Hier müssen wir nun deutlich zu machen suchen, was die byzantinische Schule, von der wir wenig Löbliches zu sagen wußten, in ihrem Innern noch für große Verdienste mit sich trug, die aus der hohen Erbschaft älterer griechischer und römischer Verfahren kunstmäßig auf sie übergegangen, gluckenmäßig aber in ihr erhalten worden.

Denn wenn wir sie früher nicht mit Unrecht mumisirt genannt haben, so wollen wir bedenken, daß bei ausgehöhlten Körpern, bei vertrockneten und verharzten Muskeln dennoch die Gestalt des Gebeins ihr Recht behauptete. Und so ist es auch hier, wie eine weitere Ausführung zeigen wird.

Die höchste Aufgabe der bildenden Kunst ist, einen bestimmten Raum zu verzieren oder eine Zierde in einen unbestimmten Raum zu setzen; aus dieser Forderung entspringt Alles, was wir kunstgerechte Komposition heißen. Hierin waren die Griechen und nach ihnen die Römer große Meister.

Alles, was uns daher als Zierde ansprechen soll, muß gegliedert sein, und zwar im höhern Sinne, daß es aus Theilen bestehe, die sich wechselsweise auf einander beziehen. Hiezu wird erfordert, daß es eine Mitte habe, ein Oben und Unten, ein Hüben und Drüben, woraus zuerst Symmetrie entsteht, welche, wenn sie dem Verstande völlig faßlich bleibt, die Zierde auf der geringsten Stufe genannt werden kann. Je mannichfaltiger dann aber die Glieder werden und je mehr jene anfängliche Symmetrie verflochten, versteckt, in Gegensätzen abgewechselt, als ein offenbares Geheimniß vor unsern Augen steht, desto angenehmer wird die Zierde sein und ganz vollkommen, wenn wir an jene ersten Grundlagen dabei nicht mehr denken, sondern als von einem Willkürlichen und Zufälligen überrascht werden.

An jene strenge, trockne Symmetrie hat sich die byzantinische Schule immerfort gehalten, und obgleich dadurch ihre Bilder steif und unangenehm werden, so kommen doch Fälle vor,

wo durch Abwechslung der Gliederstellung bei Figuren, die einander entgegenstehen, eine gewisse Anmuth hervorgebracht wird. Diesen Verzug also, ingleichen jene oben gerühmte Mannichfaltigkeit der Gegenstände alt- und neutestamentlicher Ueberlieferungen verbreiteten diese östlichen Kunst- und Handwerksgenossen über die damals ganze bekehrte Welt.

Was hierauf in Italien sich ereignet, ist allgemein bekannt. Das praktische Talent war ganz und gar verschwunden, und Alles, was gebildet werden sollte, hing von den Griechen ab. Die Thüren des Tempels Sankt Paul außerhalb der Mauern wurden im elften Jahrhundert zu Konstantinopel gegossen und die Felder derselben mit eingegrabenen Figuren abscheulich verziert. Zu eben dieser Zeit verbreiteten sich griechische Malerschulen durch Italien; Konstantinopel sendete Baumeister und Mosaikarbeiter, und diese bedeckten mit einer traurigen Kunst den zerstörten Westen. Als aber im dreizehnten Jahrhundert das Gefühl an Wahrheit und Lieblichkeit der Natur wieder aufwachte, so ergriffen die Italiener sogleich die an den Byzantinern gerühmten Verdienste, die symmetrische Komposition und den Unterschied der Charaktere. Dieses gelang ihnen um so eher, als sich der Sinn für Form schnell hervorthat. Er konnte bei ihnen nicht ganz untergehen. Prächtige Gebäude des Alterthums standen Jahrhunderte vor ihren Augen, und die erhaltenen Theile der eingegangenen oder zerstörten wurden sogleich wieder zu kirchlichen und öffentlichen Zwecken benutzt. Die herrlichsten Statuen entgingen dem Verderben, wie denn die beiden Kolossen niemals verschüttet werden. Und so war denn auch noch jede Trümmer gestaltet. Der Römer besonders konnte den Fuß nicht niedersetzen, ohne etwas Geformtes zu berühren, nicht seinen Garten, sein Feld bauen, ohne das Köstlichste an den Tag zu fördern. Wie es in Siena, Florenz und sonst ergangen, darf uns hier nicht aufhalten, um so weniger, als jeder Kunstfreund sich sowol hierüber als über die sämmtlichen schon besprochenen Gegenstände aus dem höchst schätzbaren Werk des Herrn d'Aincourt auf das Genauste unterrichten kann.

Die Betrachtung jedoch, daß die Venetianer als Bewohner von Küsten und Niederungen den Sinn der Farbe bei sich so bald aufgeschlossen gefühlt, ist uns hier wichtig, da wir sie als Uebergang zu den Niederländern benutzen, bei denen wir dieselbe Eigenschaft antreffen.

Und so nähern wir uns denn unserm eigentlichen Ziele,

dem Niederrhein, welchem zu Liebe wir jenen großen Umweg zu machen nicht angestanden.

Nur mit Wenigem erinnern wir uns, wie die Ufer dieses herrlichen Flusses von römischen Heeren durchzogen, kriegerisch befestigt, bewehrt und kräftig gebildet worden. Führt nun sogar die dortige vorzüglichste Kolonie den Namen von Germanicus' Gemahlin, so bleibt uns wol kein Zweifel, daß in jenen Zeiten große Kunstbemühungen daselbst stattgefunden; denn es mußten ja bei solchen Anlagen Künstler aller Art, Baumeister, Bildhauer, Töpfer und Münzmeister mitwirken, wie uns die vielen Reste bezeugen können, die man ausgrub und ausgräbt. Inwiefern in späterer Zeit die Mutter Konstantin's des Großen, die Gemahlin Otto's hier gewirkt, bleibt den Geschichtforschern zu untersuchen. Unsere Absicht fördert es mehr, der Legende näher zu treten und in ihr oder hinter ihr einen welthistorischen Sinn auszuspähen.

Man läßt eine britannische Prinzessin Ursula über Rom, einen afrikanischen Prinzen Gereon gleichfalls über Rom nach Köln gelangen, Jene mit einer Schaar von edlen Jungfrauen, Diesen mit einem Heldenchor umgeben. Scharfsinnige Männer, welche durch den Duft der Ueberlieferung hindurchschauen, theilten bei diesen Ueberlieferungen Folgendes mit. Wenn zwei Parteien in einem Reiche entstehen und sich unwiderruflich von einander trennen, wird sich die schwächere von dem Mittelpunkte entfernen und der Grenze zu nähern suchen. Da ist ein Spielraum für Faktionen, dahin reicht nicht sogleich der tyrannische Wille. Dort macht allenfalls ein Präfekt, ein Statthalter sich selbst durch Mißvergnügte stark, indem er ihre Gesinnungen, ihre Meinungen duldet, begünstigt und wol gar theilen mag. Diese Ansicht hat für mich viel Reiz; denn wir haben das ähnliche, ja gleiche Schauspiel in unsern Tagen erlebt, welches in grauer Vorzeit auch mehr als einmal stattfand. Eine Schaar der edelsten und bravsten christlichen Ausgewanderten, eine nach der andern begiebt sich nach der berühmten schön gelegenen Agrippinischen Kolonie, wo sie, wohl aufgenommen und geschützt, eines heitern und frommen Lebens in der herrlichsten Gegend genießen, bis sie den gewaltsamen Maßregeln einer Gegenpartei schmählich unterliegen. Betrachten wir die Art des Martyrthums, wie Ursula und ihre Gesellschaft dasselbe erlitten, so finden wir nicht etwa jene absurden Geschichten wiederholt, wie in dem bestialischen Rom zarte, unschuldige, höher gebildete

Menschen von Henkern und Thieren gemartert und gemordet werden, zur Schauluft eines wahnsinnigen unteren und oberen Pöbels, nein, wir sehen in Köln ein Blutbad, das eine Partei an der andern ausübt, um sie schneller aus dem Wege zu räumen. Der über die edeln Jungfrauen verhängte Mord gleicht einer Bartholomäusnacht, einem Septembertage; ebenso scheint Gereon mit den Seinen gefallen zu sein.

Wurde nun zu gleicher Zeit am Oberrhein die Thebaische Legion niedergemetzelt, so finden wir uns in einer Epoche, wo nicht etwa die herrschende Partei eine heranwachsende zu unterdrücken, sondern eine ihr zu Kopf gewachsene zu vertilgen strebt.

Alles bisher Gesagte, obgleich in möglichster Kürze, doch umständlich ausgeführt, war höchst nötig, um einen Begriff der niederländischen Kunstschule zu gründen. Die byzantinische Malerschule hatte in allen ihren Verzweigungen mehrere Jahre wie über den ganzen Westen auch am Rhein geherrscht und einheimische Gesellen und Schüler zu allgemeinen Kirchenarbeiten gebildet; daher sich denn auch manches Trockne, jener düstern Schule völlig Aehnliche in Köln und in der Nachbarschaft findet. Allein der Nationalcharakter, die klimatische Einwirkung thut sich in der Kunstgeschichte vielleicht nirgend so schön hervor als in den Rheingegenden, deshalb wir auch der Entwicklung dieses Punktes alle Sorgfalt gönnen und unserem Vortrag freundliche Aufmerksamkeit erbitten.

Wir übergehen die wichtige Epoche, in welcher Karl der Große die linke Rheinseite von Mainz bis Aachen mit einer Reihe von Residenzen bepflanzte, weil die daraus entsprungene Bildung auf die Malerkunst, von der wir eigentlich reden, keinen Einfluß hatte. Denn jene orientalische düstere Trockenheit erheiterte sich auch in diesen Gegenden nicht vor dem dreizehnten Jahrhundert. Nun aber bricht ein frohes Naturgefühl auf einmal durch, und zwar nicht etwa als Nachahmung des einzelnen Wirklichen, sondern es ist eine behagliche Augenlust, die sich im Allgemeinen über die sinnliche Welt auftut. Apfelrunde Knaben- und Mädchengesichter, eiförmiges Männer- und Frauenantlitz, wohlbäbige Greise mit fließenden oder gekrausten Bärten, das ganze Geschlecht gut, fromm und heiter und sämmtlich, obgleich noch immer charakteristisch genug, durch einen zarten, ja weichlichen Pinsel dargestellt. Ebenso verhält es sich mit den Farben. Auch diese sind heiter, klar, ja kräftig, ohne eigent-

liche Harmonie, aber auch ohne Buntheit, durchaus dem Auge angenehm und gefällig.

Die materiellen und technischen Kennzeichen der Gemälde, die wir hier charakterisiren, sind der Goldgrund mit eingedruckten Heiligenscheinen ums Haupt, worin der Name zu lesen. Auch ist die glänzende Metallfläche oft mit wunderlichen Blumen tapetenartig gestempelt oder durch braune Umrisse und Schattirungen zu vergoldetem Schnitzwerk scheinbar umgewandelt. Daß man diese Bilder dem dreizehnten Jahrhundert zuschreiben könne, bezeugen diejenigen Kirchen und Kapellen, wo man sie ihrer ersten Bestimmung gemäß noch aufgestellt gefunden. Den stärksten Beweis giebt aber, daß die Kreuzgänge und andere Räume mehrerer Kirchen und Kloster mit ähnlichen Bildern, an welchen dieselbigen Merkmale anzutreffen, ihrer Erbauung gleichzeitig gemalt gewesen.

Unter den in der Boisserée'schen Sammlung befindlichen Bildern steht eine heilige Veronika billig obenan, weil sie zum Beleg des bisher Gesagten von mehreren Seiten dienen kann. Man wird vielleicht in der Folge entdecken, daß dieses Bild, was Komposition und Zeichnung betrifft, eine herkömmliche byzantinische heilige Vorstellung gewesen. Das schwarzbraune, wahrscheinlich nachgedunkelte, dorngekrönte Antlitz ist von einem wundersamen, edel schmerzlichen Ausdrucke. Die Zipfel des Tuchs werden von der Heiligen gehalten, welche, kaum ein Drittel Lebensgröße, dahinter steht und bis an die Brust davon bedeckt wird. Höchst anmuthig sind Mienen und Geberden; das Tuch stößt unten auf einen angedeuteten Fußboden, auf welchem in den Ecken des Bildes an jeder Seite drei ganz kleine, wenn sie stünden, höchstens fußhohe singende Engelchen sitzen, die in zwei Gruppen so schön und künstlich zusammengerückt sind, daß die höchste Forderung an Komposition dadurch vollkommen befriedigt wird. Die ganze Denkweise des Bildes deutet auf eine herkömmliche, überlegte, durchgearbeitete Kunst; denn welche Abstraktion gehört nicht dazu, die aufgeführten Gestalten in drei Dimensionen hinzustellen und das Ganze durchgängig zu symbolisiren! Die Körperchen der Engel, besonders aber Köpfchen und Händchen bewegen und stellen sich so schön gegen einander, daß dabei nichts zu erinnern übrig bleibt. Begründen wir nun hiemit das Recht, dem Bilde einen byzantinischen Ursprung zu geben, so nöthigt uns die Anmuth und Weichheit, womit die Heilige gemalt ist, womit die Kinder dargestellt sind, die

Ausführung des Bildes in jene niederrheinische Epoche zu setzen, die wir schon weitläufig charakterisirt haben. Es übt daher, weil es das doppelte Element eines strengen Gedankens und einer gefälligen Ausführung in sich vereinigt, eine unglaubliche Gewalt auf die Beschauenden aus; wozu denn der Kontrast des furchtbaren medusenhaften Angesichtes zu der zierlichen Jungfrau und den anmuthigen Kindern nicht wenig beiträgt.

Einige größere Tafeln, worauf mit ebenso weichem, angenehmem Pinsel, heiteren und erfreulichen Farben Apostel und Kirchenväter, halb Lebensgröße, zwischen goldenen Zinnen und andern architektonisch gemalten Zierrathen gleichsam als farbige Schnitzbilder inne stehen, geben uns zu ähnlichen Betrachtungen Anlaß, deuten aber zugleich auf neue Bedingungen. Es ist nämlich gegen das Ende des sogenannten Mittelalters die Plastik auch in Deutschland der Malerei vorgeeilt, weil sie der Baukunst unentbehrlicher, der Sinnlichkeit gemäßer und dem Talente näher zur Hand war. Der Maler, wenn er aus dem mehr oder weniger Manierirten sich durch eigene Anschauung der Wirklichkeit retten will, hat den doppelten Weg: die Nachahmung der Natur oder die Nachbildung schon vorhandener Kunstwerke. Wir verkürzen daher in dieser malerischen Epoche dem niederländischen Künstler keineswegs sein Verdienst, wenn wir die Frage aufwerfen, ob nicht diese hier mit lieblicher Weichheit und Zartheit in Gemälden aufgeführten, reich, aber frei bemäntelten heiligen Männer Nachbildungen von geschnitzten Bildnissen seien, die, entweder ungefärbt oder gefärbt, zwischen ähnlichen vergoldeten architektonischen wirklichen Schnitzwerken gestanden. Wir glauben uns zu dieser Vermuthung besonders berechtigt durch die zu den Füßen dieser Heiligen in verzierten Fächern gemalt liegenden Schädel, woraus wir denn folgern, daß diese Bilder ein irgendwo aufgestelltes Reliquiarium mit dessen Zierrathen und Figuren nachahmen. Ein solches Bild nun wird um desto angenehmer, als ein gewisser Ernst, den die Plastik vor der Malerei immer voraus hat, durch eine freundliche Behandlung würdig hindurchsieht. Alles, was wir hier behaupten, mag sich in der Folge noch mehr bestätigen, wenn man auf die freilich zerstreuten altkirchlichen Ueberreste eine vorurtheilsfreie Aufmerksamkeit wenden wird.

Wenn nun schon zu Anfang des dreizehnten Jahrhunderts Wolfram von Eschenbach in seinem Parcival die Maler von Köln und Maestricht gleichsam sprichwörtlich als die besten von

Deutschland aufführt, so wird es Niemand wundern, daß wir von alten Bildern dieser Gegenden so viel Gutes gesagt haben. Nun aber fordert eine neue, zu Anfang des funfzehnten Jahrhunderts eintretende Epoche unsere ganze Aufmerksamkeit, wenn wir derselben gleichfalls ihren entschiedenen Charakter abzugewinnen gedenken. Ehe wir aber weitergehen und von der Behandlungsweise sprechen, welche sich nunmehr hervorthut, erwähnen wir nochmals der Gegenstände, welche den niederrheinischen Malern vorzüglich gegeben waren.

Wir bemerkten schon oben, daß die Hauptheiligen jener Gegend edle Jungfrauen und Jünglinge gewesen, daß ihr Tod nichts von den widerlichen Zufälligkeiten gehabt, welche bei Darstellung anderer Märtyrer der Kunst so äußerst unbequem fallen. Doch zum höchsten Glück mögen es sich die Maler des Niederrheines zählen, daß die Gebeine der drei morgenländischen frommen Könige von Mailand nach Köln gebracht wurden. Vergebens durchsucht man Geschichte, Fabel, Ueberlieferung und Legende, um einen gleich günstigen, reichen, gemüthlichen und anmuthigen Gegenstand auszufinden als den, der sich hier darbietet. Zwischen verfallenem Gemäuer, unter kümmerlichem Obdach ein neugeborner und doch schon sich selbst bewußter Knabe, auf der Mutter Schooß gepflegt, von einem Greise besorgt. Vor ihm nun beugen sich die Würdigen und Großen der Welt, unterwerfen der Unmündigkeit Verehrung, der Armuth Schätze, der Niedrigkeit Kronen. Ein zahlreiches Gefolge steht verwundert über das seltsame Ziel einer langen und beschwerlichen Reise. Diesem allerliebsten Gegenstande sind die niederländischen Maler ihr Glück schuldig, und es ist nicht zu verwundern, daß sie denselben kunstreich zu wiederholen Jahrhunderte durch nicht ermüdeten. Nun aber kommen wir an den wichtigen Schritt, welchen die rheinische Kunst auf der Grenze des vierzehnten und funfzehnten Jahrhunderts thut. Schon längst waren die Künstler wegen der vielen darzustellenden Charaktere an die Mannichfaltigkeit der Natur gewiesen; aber sie begnügten sich an einem allgemeinen Ausdruck derselben, ob man gleich hie und da etwas Porträtartiges wahrnimmt. Nun aber wird der Meister Wilhelm von Köln ausdrücklich genannt, welchem in Nachbildung menschlicher Gesichter Niemand gleichgekommen sei. Diese Eigenschaft tritt nun in dem Dombild zu Köln auf das Bewundernswürdigste hervor, wie es denn überhaupt als die Achse der niederrheinischen Kunstgeschichte angesehen werden

kann. Nur iſt zu wünſchen, daß ſein wahres Verdienſt hiſtoriſch-kritiſch anerkannt bleibe. Denn freilich wird es jetzt dergeſtalt mit Hymnen umräuchert, daß zu befürchten iſt, es werde bald wieder ſo verdüſtert vor den Augen des Geiſtes da ſtehen, wie es ehemals, von Lampen- und Kerzenruß verdunkelt, den leiblichen Augen entzogen geweſen. Es beſteht aus einem Mittelbilde und zwei Seitentafeln. Auf allen dreien iſt der Goldgrund nach Maßgabe der bisher beſchriebenen Bilder beibehalten. Ferner iſt der Teppich hinter Maria mit Stempeln gepreßt und bunt aufgefärbt. Im Uebrigen iſt dieſes ſonſt ſo häufig gebrauchte Mittel durchaus verſchmäht; der Maler wird gewahr, daß er Brokat und Damaſt und was ſonſt farbenwechſelnd, glänzend und ſcheinend iſt, durch ſeinen Pinſel hervorbringen könne und mechaniſcher Hilfsmittel nicht weiter bedürfe.

Die Figuren des Hauptbildes ſowie der Seitenbilder beziehen ſich auf die Mitte, ſymmetriſch, aber mit viel Mannichfaltigkeit bedeutender Kontraſte an Geſtalt und Bewegung. Die herkömmlich byzantiniſche Maxime herrſcht noch vollkommen, doch mit Lieblichkeit und Freiheit beobachtet.

Einen verwandten Nationalcharakter hat die ſämmtliche Menge, welche weiblich die heilige Urſula, ritterlich den Gereon, ins Orientaliſche maskirt, die Hauptgruppe umgiebt. Vollkommen Porträt aber ſind die beiden knieenden Könige, und ein Gleiches möchten wir von der Mutter behaupten. Weitläufiger über dieſe reiche Zuſammenſetzung und die Verdienſte derſelben wollen wir uns hier nicht ausſprechen, indem das „Taſchenbuch für Freunde altdeutſcher Zeit und Kunſt“ uns eine ſehr willkommene Abbildung dieſes vorzüglichen Werkes vor Augen legt, nicht weniger eine ausreichende Beſchreibung hinzufügt, welche wir mit reinerem Dank erkennen würden, wenn nicht darin eine enthuſiaſtiſche Myſtik waltete, unter deren Einfluß weder Kunſt noch Wiſſen gedeihen kann.

Da dieſes Bild eine große Uebung des Meiſters vorausſetzt, ſo mag ſich bei genauerer Unterſuchung noch ein und das andere der Art künftig vorfinden, wenn auch die Zeit manches zerſtört und eine nachfolgende Kunſt manches verdrängt hat. Für uns iſt es ein wichtiges Dokument eines entſchiedenen Schrittes, der ſich von der geſtempelten Wirklichkeit losmacht und von einer allgemeinen Nationalgeſichtsbildung auf die vollkommene Wirklichkeit des Porträts los arbeitet. Nach dieſer Ab-

II.

Lila.

Am Ziele!
Ich fühle
Die Nähe
Des Lieben
Und flehe,
Getrieben
Von Hoffnung und Schmerz:
Ihr Gütigen,
Ihr könnt mich nicht lassen!
Laßt mich ihn fassen,
Selig befriedigen
Das bangende Herz!

Aus „Scherz, List und Rache".*)

Gern in stillen Melancholien
Wandl' ich an dem Wasserfall,
Und in süßen Melodien
Locket mich die Nachtigall.

Doch hör' ich auf Schalmeien
Den Schäfer nur blasen,
Gleich möcht' ich mit zum Reihen
Und tanzen und rasen;
Und toller und toller
Wird's immer mit mir.

Seh' ich eine Nase,
Möcht' ich sie zupfen;
Seh' ich Perrücken,
Möcht' ich sie rupfen;
Seh' ich einen Rücken,
Möcht' ich ihn patschen;
Seh' ich eine Wange,
Möcht' ich sie klatschen.

Hör' ich Schalmeien,
Lauf' ich zum Reihen;
Toller und toller
Wird's immer mit mir.

*) Dies Singspiel wurde 1784 gedichtet und 1790 herausgegeben.

leitung alle halten wir uns überzeugt, daß dieser Künstler, er heiße auch, wie er wolle, ächt deutschen Sinnes und Ursprungs gewesen, so daß wir nicht nöthig haben, italienische Einflüsse zu Erklärung seiner Verdienste herbeizurufen.

Da dieses Bild 1410 gemalt ist, so stellt es sich in die Epoche, wo Johann van Eyck schon als entschiedener Künstler blühte, und so dient es uns, das Unbegreifliche der Eyckischen Vortrefflichkeit einigermaßen zu erklären, indem es bezeugt, was für Zeitgenossen der genannte vorzügliche Mann gehabt habe. Wir nannten das Dombild die Achte, worauf sich die ältere niederländische Kunst in die neue dreht, und nun betrachten wir die Eyckischen Werke als zur Epoche der völligen Umwälzung jener Kunst gehörig. Schon in den ältern byzantinisch-niederrheinischen Bildern finden wir die eingedruckten Teppiche manchmal perspektivisch, obgleich ungeschickt behandelt. Im Dombild erscheint keine Perspektive, weil der reine Goldgrund Alles abschließt. Nun wirft Eyck alles Gestempelte sowie den Goldgrund völlig weg; ein freies Lokal thut sich auf, worin nicht allein die Hauptpersonen, sondern auch alle Nebenfiguren vollkommen Porträt sind von Angesicht, Statur und Kleidung, so auch völlig Porträt jede Nebensache.

So schwer es immer bleibt, Rechenschaft von einem solchen Manne zu geben, so wagen wir doch einen Versuch, in Hoffnung, daß die Anschauung seiner Werke dem Leser nicht entgehen werde, und hier zweifeln wir keinen Augenblick, unsern Eyck in die erste Klasse Derjenigen zu setzen, welche die Natur mit malerischen Fähigkeiten begabt hat. Zugleich ward ihm das Glück, in der Zeit einer technisch hochgebildeten, allgemein verbreiteten und bis an eine gewisse Grenze gelangten Kunst zu leben. Hiezu kam noch, daß er eines höheren, ja des höchsten technischen Vortheils in der Malerei gewahrte; denn es mag mit der Erfindung der Oelmalerei beschaffen sein, wie es will, so möchten wir nicht in Zweifel ziehen, daß Eyck der Erste gewesen, der ölige Substanzen, die man sonst über die fertigen Bilder zog, unter die Farben selbst gemischt, aus den Oelen die am Leichtesten trocknenden, aus den Farben die klärsten, die am Wenigsten deckenden ausgesucht habe, um beim Auftragen derselben das Licht des weißen Grundes und Farbe durch Farbe nach Belieben durchscheinen zu lassen. Weil nun die ganze Kraft der Farbe, welche an sich ein Dunkles ist, nicht dadurch erregt wird, daß Licht davon zurückscheint, sondern daß es durch

sie durchscheint, so ward durch diese Entdeckung und Behandlung zugleich die höchste physische und artistische Forderung befriedigt. Das Gefühl aber für Farbe hatte ihm als einem Niederländer die Natur verliehen. Die Macht der Farbe war ihm wie seinen Zeitgenossen bekannt, und so brachte er es dahin, daß er, um nur von Gewändern und Teppichen zu reden, den Schein der Tafel weit über alle Erscheinung der Wirklichkeit erhob. Ein Solches muß denn freilich die ächte Kunst leisten; denn das wirkliche Sehen ist sowol in dem Auge als an den Gegenständen durch unendliche Zufälligkeiten bedingt, da hingegen der Maler nach Gesetzen malt, wie die Gegenstände, durch Licht, Schatten und Farbe von einander abgesondert, in ihrer vollkommensten Sehbarkeit von einem gesunden, frischen Auge geschaut werden sollen. Ferner hatte sich Eyck in Besitz der perspektivischen Kunst gesetzt und sich die Mannichfaltigkeit der Landschaft, besonders unendlicher Baulichkeiten eigen gemacht, die nun an der Stelle des kümmerlichen Goldgrundes oder Teppiches hervortreten.

Jetzt aber möchte es sonderbar scheinen, wenn wir aussprechen, daß er, materielle und mechanische Unvollkommenheiten der bisherigen Kunst wegwerfend, sich zugleich einer bisher im Stillen bewahrten technischen Vollkommenheit entäußerte, des Begriffs nämlich der symmetrischen Komposition. Allein auch dieses liegt in der Natur eines außerordentlichen Geistes, der, wenn er eine materielle Schale durchbricht, nie bedenkt, daß über derselben noch eine ideelle geistige Grenze gezogen sei, gegen die er umsonst ankämpft, in die er sich ergeben oder sie nach seinem Sinne erschaffen muß. Die Kompositionen Eyck's sind daher von der größten Wahrheit und Lieblichkeit, ob sie gleich die strengen Kunstforderungen nicht befriedigen, ja es scheint, als ob er von Allem dem, was seine Vorgänger hierin besessen und geübt, vorsätzlich keinen Gebrauch machen wollen. In seinen uns bekannt gewordenen Bildern ist keine Gruppe, die sich jenen Engelchen neben der heiligen Veronika vergleichen könnte. Weil aber ohne Symmetrie irgend ein Gegebenes keinen Reiz ausübt, so hat er sie als ein Mann von Geschmack und Zartgefühl auf seine eigene Weise hervorgebracht, woraus etwas entstanden ist, welches anmuthiger und eindringlicher wirkt als das Kunstgerechte, sobald dieses die Naivität entbehrt, indem es alsdann nur den Verstand anspricht und den Kalkül hervorruft.

Hat man uns bisher geduldig zugehört, und stimmen Kenner mit uns überein, daß jeder Vorschritt aus einem erstarrten, veralteten, künstlichen Zustand in die freie, lebendige Naturwahrheit sogleich einen Verlust nach sich ziehe, der erst nach und nach und oft in späteren Zeiten sich wiederherstellt, so können wir unsern Eyck nunmehr in seiner Eigenthümlichkeit betrachten, da wir denn in den Fall kommen, sein individuelles Wesen unbedingt zu verehren. Schon die früheren niederländischen Künstler stellten alles Zarte, was sich in dem Neuen Testament darbot, gern in einer gewissen Folge dar, und so finden wir in dem großen Eyckischen Werke, welches diese Sammlung schmückt, das aus einem Mittelbilde und zwei Flügelbildern besteht, den denkenden Künstler, der mit Gefühl und Sinn eine fortschreitende Trilogie darzustellen unternimmt. Zu unserer Linken wird der mädchenhaftesten Jungfrau durch einen himmlischen Jüngling ein seltsames Ereigniß angekündigt. In der Mitte sehen wir sie als glückliche, verwunderte, in ihrem Sohn verehrte Mutter, und zur Rechten erscheint sie, das Kind im Tempel zur Weihe bringend, schon beinah als Matrone, die in hohem Ernste vorfühlt, was dem vom Hohenpriester mit Entzücken aufgenommenen Knaben bevorstehe. Der Ausdruck aller drei Gesichter sowie die jedesmalige Gestalt und Stellung, das erste Mal knieend, dann sitzend, zuletzt stehend, ist einnehmend und würdig. Der Bezug der Personen unter einander auf allen drei Bildern zeugt von dem zartesten Gefühl. In der Darstellung im Tempel findet sich auch eine Art von Parallelism, der ohne Mitte durch eine Gegenüberstellung der Charaktere bewirkt wird — eine geistige Symmetrie, so gefühlt und sinnig, daß man angezogen und eingenommen wird, ob man ihr gleich den Maßstab der vollendeten Kunst nicht anlegen kann.

So wie nun Johann van Eyck als ein trefflich denkender und empfindender Künstler gesteigerte Mannichfaltigkeit seiner Hauptfigur zu bewirken gewußt, hat er auch mit gleichem Glück die Lokalitäten behandelt. Die Verkündigung geschieht in einem verschlossenen, schmalen, aber hohen, durch einen obern Fensterflügel erleuchteten Zimmer. Alles ist darin so reinlich und nett, wie es sich geziemt für die Unschuld, die nur sich selbst und ihre nächste Umgebung besorgt. Wandbänke, ein Betstuhl, Bettstätte, Alles zierlich und glatt. Das Bett roth bedeckt und umhängt, Alles sowie die brokatne hintere Bettwand auf das Bewunderungswürdigste dargestellt. Das mittlere Bild dagegen zeigt uns die

freiste Aussicht; denn die edle, aber zerrüttete Kapelle der Mitte dient mehr zum Rahmen mannichfaltiger Gegenstände, als daß sie solche verdeckte. Links des Zuschauers eine mäßig entfernte, straßen- und häuserreiche Stadt, voll Gewerbes und Bewegung, welche gegen den Grund hin sich in das Bild hereinzieht und einem weiten Felde Raum läßt. Dieses, mit mancherlei ländlichen Gegenständen geziert, verläuft sich zuletzt in eine wasserreiche Weite. Rechts des Zuschauers tritt ein Theil eines runden Tempelgebäudes von mehrern Stockwerken in das Bild; das Innere dieser Rotonde aber zeigt sich auf dem daran stoßenden Thürflügel und kontrastirt durch seine Höhe, Weite und Klarheit auf das Herrlichste mit jenem ersten Zimmerchen der Jungfrau. Sagen und wiederholen wir nun, daß alle Gegenstände der drei Bilder auf das Vollkommenste mit meisterhafter Genauigkeit ausgeführt sind, so kann man sich im Allgemeinen einen Begriff von der Vortrefflichkeit dieser wohlerhaltenen Bilder machen. Von den Flechtbreiten auf dem verwitterten, zerbröckelten Ruingestein, von den Grasbalmen, die auf dem vermoderten Strohdache wachsen, bis zu den goldenen, juwelenreichen Bechergeschenken, vom Gewand zum Antlitz, von der Nähe bis zur Ferne — Alles ist mit gleicher Sorgfalt behandelt, und keine Stelle dieser Tafeln, die nicht durchs Vergrößerungsglas gewönne. Ein Gleiches gilt von einer einzelnen Tafel, worauf Lukas das Bild der heiligen säugenden Mutter entwirft.

Und hier kommt der wichtige Umstand zur Sprache, daß der Künstler die von uns so dringend verlangte Symmetrie in die Umgebung gelegt und dadurch an die Stelle des gleichgiltigen Goldgrundes ein künstlerisches und augengefälliges Mittel gestellt hat. Mögen nun auch seine Figuren nicht ganz kunstgerecht sich darin bewegen und gegen einander verhalten, so ist es doch eine gesetzliche Lokalität, die ihnen eine bestimmte Grenze vorschreibt, wodurch ihre natürlichen und gleichsam zufälligen Bewegungen auf das Angenehmste geregelt erscheinen.

Doch Alles dieses, so genau und bestimmt wir auch zu sprechen gesucht, bleiben doch nur leere Worte ohne die Anschauung der Bilder selbst. Höchst wünschenswerth wäre es deshalb, daß uns die Herren Besitzer vorerst von den erwähnten Bildern in mäßiger Größe genaue Umrisse mittheilten, wodurch auch ein Jeder, der das Glück nicht hat, die Gemälde selbst zu sehen, dasjenige, was wir bisher gesagt, würde prüfen und beurtheilen können.

Indem wir nun diesen Wunsch äußern, so haben wir um desto mehr zu bedauern, daß ein junger talentvoller Mann, der sich an dieser Sammlung gebildet, zu früh mit Tode abgegangen. Sein Name, Ew., ist noch allen Denjenigen werth, die ihn gekannt, besonders aber den Liebhabern, welche Kopien alter Werke von ihm besitzen, die er mit Treue und Fleiß aufs Redlichste verfertigt hat. Doch dürfen wir auch deshalb nicht verzweifeln, indem ein sehr geschickter Künstler, Herr Köster, sich an die Besitzer angeschlossen und der Erhaltung einer so bedeutenden Sammlung sich gewidmet hat. Dieser würde sein schönes und gewissenhaftes Talent am Sichersten bethätigen, wenn er sich zu Ausführung jener gewünschten Umrisse und deren Herausgabe bemühte. Wir würden alsdann, vorausgesetzend, daß sie in den Händen aller Liebhaber wären, noch gar Manches hinzufügen, welches jetzt, wie es bei Wortbeschreibung von Gemälden gewöhnlich geschieht, die Einbildungskraft nur verwirren müßte.

Ungern bequeme ich mich hier zu einer Pause; denn gerade das, was in der Reihe nun zu melden wäre, hat gar manches Anmuthige und Erfreuliche. Von Johann van Eyck selbst dürfen wir kaum mehr sagen; denn auf ihn kehren wir immer wieder zurück, wenn von den folgenden Künstlern gesprochen wird. Die nächsten aber sind solche, bei denen wir ebenso wenig als bei ihm genöthigt sind, fremdländischen Einfluß vorauszusetzen. Ueberhaupt ist es nur ein schwacher Behelf, wenn man bei Würdigung außerordentlicher Talente voreilig auszumitteln denkt, woher sie allenfalls ihre Vorzüge genommen. Der aus der Kindheit aufblickende Mensch findet die Natur nicht etwa rein und nackt um sich her; denn die göttliche Kraft seiner Vorfahren hat eine zweite Welt in die Welt erschaffen. Aufgenöthigte Angewöhnungen, herkömmliche Gebräuche, beliebte Sitten, ehrwürdige Ueberlieferungen, schätzbare Denkmale, ersprießliche Gesetze und so mannichfache herrliche Kunsterzeugnisse umzingeln den Menschen dergestalt, daß er nie zu unterscheiden weiß, was ursprünglich und was abgeleitet ist. Er bedient sich der Welt, wie er sie findet, und hat dazu ein vollkommnes Recht.

Den originalen Künstler kann man also denjenigen nennen, welcher die Gegenstände um sich her nach individueller, nationeller und zunächst überlieferter Weise behandelt und zu einem gefugten Ganzen zusammenbildet. Wenn wir also von einem solchen sprechen, so ist es unsere Pflicht, zu allererst seine Kraft

und die Ausbildung derselben zu betrachten, sodann seine nächste Umgebung, insofern sie ihm Gegenstände, Fertigkeiten und Gesinnungen überliefert, und zuletzt dürfen wir erst unsern Blick nach außen richten und untersuchen, nicht sowol was er Fremdes gekannt, als wie er es benutzt habe. Denn der Hauch von vielem Guten, Vergnüglichen, Nützlichen webet über die Welt oft Jahrhunderte hindurch, ehe man seinen Einfluß spürt. Man wundert sich oft in der Geschichte über den langsamen Fortschritt nur mechanischer Fertigkeiten. Den Byzantinern standen die unschätzbaren Werke hellenischer Kunst vor Augen, ohne daß sie aus dem Kummer ihrer ausgetrockneten Pinselei sich hervorheben konnten. Und sieht man es denn Albrecht Dürern sonderlich an, daß er in Venedig gewesen? Dieser Treffliche läßt sich durchgängig aus sich selbst erklären.

Und so wünsch' ich den Patriotismus zu finden, zu dem jedes Reich, Land, Provinz, ja Stadt berechtigt ist; denn wie wir den Charakter des Einzelnen erheben, welcher darin besteht, daß er sich nicht von den Umgebungen meistern läßt, sondern dieselben meistert und bezwingt, so erzeigen wir jedem Volk, jeder Volksabtheilung die Gebühr und Ehre, daß wir ihnen auch einen Charakter zuschreiben, der sich in einem Künstler oder sonst vorzüglichen Manne verofenbart. Und so werden wir zunächst handeln, wenn von schätzenswerthen Künstlern, von Hemmelinck, Israel van Mecheln, Lukas van Leiden, Quintin Messis u. A. die Rede sein wird. Diese halten sich sämmtlich in ihrem heimischen Kreise, und unsere Pflicht ist, so viel als möglich fremden Einfluß auf ihre Vorzüge abzulehnen. Nun aber tritt Schoreel auf, später Hemskerck und Mehrere, die ihre Talente in Italien ausgebildet haben, dessenungeachtet aber den Niederländer nicht verläugnen können. Hier mag nun das Beispiel von Leonard da Vinci, Correggio, Titian, Michelangelo hervorscheinen, der Niederländer bleibt Niederländer, ja die Nationaleigenthümlichkeit beherrscht sie dergestalt, daß sie sich zuletzt wieder in ihren Zauberkreis einschließen und jede fremde Bildung abweisen. So hat Rembrandt das höchste Künstlertalent bethätigt, wozu ihm Stoff und Anlaß in der unmittelbarsten Umgebung genügte, ohne daß er je die mindeste Kenntniß genommen hätte, ob jemals Griechen und Römer in der Welt gewesen.

Wäre uns nun eine solche beabsichtigte Darstellung gelungen, so müssen wir uns an den Oberrhein begeben und uns

an Ort und Stelle sowie in Schwaben, Franken und Baiern von den Vorzügen und Eigenthümlichkeiten der oberdeutschen Schule zu durchdringen suchen. Auch hier würde es unsere vornehmste Pflicht sein, den Unterschied, ja den Gegensatz zwischen beiden herauszuheben, um zu bewirken, daß eine Schule die andere schätze, die außerordentlichen Männer beiderseitig anerkenne, die Fortschritte einander nicht ableugne, und was alles für Gutes und Edles aus gemeinsamen Gesinnungen hervortritt. Auf diesem Wege werden wir die deutsche Kunst des funfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts freudig verehren, und der Schaum der Ueberschätzung, der jetzt schon dem Kenner und Liebhaber widerlich ist, wird sich nach und nach verlieren. Mit Sicherheit können wir alsdann immer weiter ost- und südwärts blicken und uns mit Wohlwollen an Genossen und Nachbarn anreihen.

Bei Herausgabe dieser der Zeit gewidmeten Blätter darf man wol wünschen, daß sie theils auf die Zeit einen freundlichen Einfluß ausüben, theils von derselben wieder gehoben und begünstigt werden, welches nur durch Erfüllung der billigen Wünsche, durch Vergleichung und Auflösung der problematischen Vorschläge, deren wir erwähnen, besonders aber durch fortschreitende Thätigkeit aller Unternehmenden bewirkt werden kann. So sind die Boisserée'schen Tafeln in der Zwischenzeit immer weiter vorgerückt; Moller hat die erste Platte des früher entdeckten Domrisses in dem genausten Facsimile vollendet, zugleich auch zwei Hefte seiner schätzenswerthen Darstellung älterer deutschen Gebäude und Baudenkmale im genausten und reinlichsten Stich herausgegeben. So haben sich denn auch nach dem glücklichen Beispiel des uns zu Köln begrüßenden ersten Vorläufers der aus bisheriger Sklaverei erlösten Kunstschätze unterdessen auch die übrigen nach allen Weltgegenden in ihre Heimath zurückbegeben, und es muß dadurch die über Länder und Reiche wieder verbreitete Kunst so der Kenntniß als dem Ausüben eine neue Wendung verleihen.

Nachträgliches zu Heidelberg.

Ueber die Boisserée'sche Gemäldesammlung fügen wir noch hinzu, daß sie seit einem Jahre ansehnlich vermehrt worden, besonders mit trefflichen Bildern aus der oberdeutschen Schule.

Von Meistern, welche fehlten, sind eingerückt Wohlgemuth, Altdorfer, Beudelaer, und ein bisher ganz unbekannter vorzüglicher Kölner, Johann von Melem, in der Art des Schoreel — bedeutende, ja zum Theil Hauptwerke. Sodann wurden angeschafft von Meistern, deren Werke sich schon in der Sammlung befanden, Martin Schön, von J. J. Walch, ein mit Dürer gleichzeitiger Porträtmaler, von Dürer selbst und von Johann Mabuse. Letzterer als einer der vorzüglichsten alten niederländischen Maler ist auch durch die Mannichfaltigkeit seiner Behandlungsweise merkwürdig; um so höher ist also das Glück zu schätzen, daß mehrere Hauptwerke, wahre Kleinode der Ausführung und Erhaltung, aus seinen verschiedenen Lebenszeiten der Sammlung hinzugefügt werden konnten. Vielleicht ist aber unter allem Neuangeschafften die Kreuzabnahme von Dürer am Höchsten zu schätzen.

Ferner darf nicht unbemerkt bleiben, daß die Besitzer durch weit verbreitete, höchst günstige Verbindungen die nächste Aussicht haben, ihre Sammlung zweckmäßig zu bereichern und immer vollständiger zu machen, da sie denn gegründete Hoffnung hegen, daß sie bald das Glück haben dürften, mehrere seit Jahrhunderten in fernem Ausland zerstreute, für die Aufklärung der deutschen Kunstgeschichte höchst schätzbare Denkmale wiederzugewinnen und in den schon vorhandenen verwandten Kunstkreis einzuschließen.

*

Am Niederrhein bereitet man ausreichende Anstalten für Wissenschaft und Kunst, und so viel mir bekannt, ist überall das Erwünschte fortgesetzt und emsig bethätigt worden. Glückte uns nochmals am Oberrhein zu verweilen, so bieten uns Mannheim, Schwetzingen und die gräfliche Sammlung deutscher Alterthümer zu Erbach den schönsten Stoff, so wie auch Karlsruhe wegen Gartenanlagen und botanischer Anstalten, schöner naturhistorischen und Kunst-Sammlungen und bedeutender neuer Gebäude Gelegenheit giebt zu den wichtigsten Betrachtungen. Wünschen wir sodann dem Oberrhein Glück, daß er des seltenen Vorzugs genießt, in Herrn Hebel einen Provinzialdichter zu besitzen, der, von dem eigentlichen Sinne seiner Landesart durchdrungen, von der höchsten Stufe der Kultur seine Umgebungen überschauend, das Gewebe seiner Talente gleichsam wie ein Netz auswirft, um die Eigenheiten seiner Landes- und Zeitgenossen

aufzusuchen und die Menge ihr selbst zur Belustigung und Belehrung vorzuweisen: so werden wir durch die nach Heidelberg zurückkehrenden Manuskripte auf die Schätze älterer deutscher Zeit hingeleitet, und wie bisher an frühere Bildkunst so auch an frühere Dichtkunst erinnert, wo denn der gleiche Fall eintritt; denn auch hier ist Ueberschätzung, Mißdeutung und unglückliche Anwendung zu Hause. Aber auch hier scheinen die schönsten Hoffnungen zu ruhen, daß nämlich, wenn die übermäßige Freude über Neuaufgefundenes oder Neubeachtetes wird beschwichtigt sein, wahre Einsicht und wohlgerichtete Thätigkeit sehr schnell sich allgemein verbreiten werden.

Nach der ersten Absicht dieser freilich sehr zufällig entstandenen Blätter sollte nur von Kunst und Alterthum darin die Rede sein; doch wie lassen sich die beiden ohne Wissenschaft und die drei ohne Natur denken? Und so fügte sich nach und nach Alles an einander, was vor Augen und Hand kam. Möge eine freundliche Aufnahme des Gegebenen, welches eigentlich nur als ein fortwährender Dank des Reisenden für so vieles empfangene Gute angesehen werden dürfte, die Fortsetzung befördern!

Und so kann ich denn schließlich nicht verschweigen, daß die Wünsche und Vorsätze der Kunstfreunde auch durch das Glück befördert werden. Es hat sich nämlich ein zweiter Originalriß des Kölner Doms in Paris gefunden, von welchem ich nun aus eigner Anschauung Rechenschaft geben und die früheren mir zugekommenen Nachrichten bestätigen kann.

Von demselben wie von ein paar andern ihn begleitenden Rissen wäre vorläufig Folgendes zu sagen. Der größte ist in Rücksicht des Maßstabs und der Zeichnung durchaus ein Gegenstück zu dem Darmstädter Risse; dieser stellt jedoch den nördlichen, der unsrige aber den südlichen Thurm dar, nur mit dem Unterschied, daß er den ganzen sich daran schließenden mittlern Kirchengiebel mit der Hauptthür und den Fenstern befaßt, wodurch also die Lücke ausgeglichen werden kann, welche durch einen abgerissenen Streifen an dem Darmstädter entstanden ist. Der neu aufgefundene ist im Ganzen drei Fuß zwei Zoll rheinländisch breit und dreizehn Fuß zwei Zoll lang.

Auf dem zweiten Blatt sieht man den Grundriß des südlichen, zur Rechten des Haupteingangs gelegnen Thurms, in demselben Maßstab und von derselben Hand aufs Sauberste gezeichnet; sodann auf dem dritten den Aufriß von der Ostseite des zweiten Geschosses dieses Thurms mit dem Durchschnitt des

an das Schiff der Kirche anschließenden Endes, in einem andern Maßstab, von einer andern Hand, weniger schön und sorgfältig gezeichnet, doch auch Original, weil er nicht nur wie der Hauptriß an einer wesentlichen Stelle von dem ausgeführten Gebäude, sondern auch noch einigermaßen von dem Hauptrisse selbst abweicht. Schon dem Gegenstand nach ist diese letzte Zeichnung blos zum Behuf der Konstruktion gefertigt und besonders in dieser Hinsicht merkwürdig und lehrreich. Man darf sie für eine Arbeit des Aufsehers und Polirers der Baubütte annehmen. Beide Blätter sind von gleicher Größe, über drei Fuß lang und zwei ein halb Fuß breit, ebenfalls Pergament und sehr gut und reinlich erhalten.

Was die Erhaltung des großen Riß's betrifft, so findet man außer ein paar kleinen Stellen keine gewaltsame Verletzung. Dagegen ist er durch den Gebrauch abgenutzt und hie und da, wiewol unnöthig, von späterer Hand überarbeitet. Aus diesem Grund und weil der Riß sammt den ihn begleitenden Blättern sich auf den Thurm bezieht, welcher am Meisten ausgebaut ist, ferner weil man in Köln nie etwas von diesem zweiten, sondern immer nur von jenem ehemals im Domarchiv verwahrten Darmstädter Auftriß gewußt hat, steht zu vermuthen, daß er in der Bauhütte gewesen und schon vor Alters von Köln weggekommen, welches um so eher geschehen konnte, als die Baumeister dieser Stadt sehr oft an fremde Orte berufen worden.

*

Sehen wir nun gegenwärtig den patriotischen Deutschen leidenschaftlich in Gedanken beschäftigt, seiner heiligen Baudenkmale sich zu erfreuen, die ganz oder bald vollendeten zu erhalten, ja das Zerstörte wiederherzustellen, finden wir an einigen Orten diesen die gehörigen Renten, suchen wir die entwendeten wieder herbeizuschaffen oder zu ersetzen: so beunruhigt uns die Bemerkung, daß nicht allein die Geldmittel spärlich geworden, sondern daß auch die Kunst- und Handwerksmittel beinahe völlig ausgegangen sind. Vergebens blicken wir nach einer Masse Menschen umher, zu solcher Arbeit fähig und willig. Dagegen belehret uns die Geschichte, daß die Steinhauerarbeit in jenen Zeiten durch Glieder einer großen, weitverbreiteten, in sich abgeschlossenen Innung unter den strengsten Formen und Regeln verfertigt wurde.

Die Steinmetzen hatten nämlich in der gebildeten Welt einen sehr glücklichen Posten gefaßt, indem sie sich zwischen der

Nur in stillen Melancholien
Wandl' ich an dem Wasserfall,
Und in süßen Melodien
Lockt mich die Nachtigall.

Aus „Der Zauberflöte zweiter Theil".*)

Sie. In der Seite des Geliebten
Süß entschlafen, sanft erwachen,
Gleich zu sehn den holden Blick —

Er. Ach, das könnte den Betrübten
Gleich zum frohen Gatten machen;
Aber, ach, was stört mein Glück?

Sie. Aufgemuntert von dem Gatten
Sich zur Thätigkeit erheben,
Nach der Ruhe sanftem Schatten
Wieder in das rasche Leben
Und zur Pflicht, o welche Lust!

Er. Immerfort bei guten Thaten
Sich der Gattin Blick erfreuen,
Von der Musen weisheitsrathen,
Sich der heitern Jugend weihen;
O, wie hebt es meine Brust!

Lyrischer Ausruf.**)

Bleibe, bleibe bei mir,
Holder Fremdling, süße Liebe,
Holde, süße Liebe,
Und verlasse die Seele nicht!
Ach, wie anders, wie schön
Lebt der Himmel, lebt die Erde,
Ach, wie fühl' ich, wie fühl' ich
Dieses Leben zum ersten Mal!

*) Duett zwischen Pamina und Tamino. Das Stück, im Jahr 1795 entworfen, erschien fragmentarisch zuerst im „Berliner Taschenbuch auf das Jahr 1802."

**) Vgl. A. Sch.-A.: „Briefe und Aufsätze zum Werther." S. 210. Der Herausgeber bezeichnet diese Verse mit der Bemerkung, sie seien ein lyrischer Ausruf, der weit aus dem ersten Jahrzehnt in Weimar, wenn nicht aus der besten Zeit rühre, stamme.

freien Kunst und dem Handwerke in die Mitte setzten. Sie nannten sich Brüderschaft; ihre Statuten waren vom Kaiser bestätigt. Diese Anstalt gründete sich auf ungeheure Menschenkraft und Ausdauer, zugleich aber auf riesenmäßige Bauwerke, welche alle zugleich errichtet, gefördert, erhalten werden sollten. Unzählige eingeübte Knaben, Jünglinge und Männer arbeiteten, über Deutschland ausgesät, in allen bedeutenden Städten. Die Obermeister dieser Heerschaar saßen in Koln, Straßburg, Wien und Zürich. Jeder stand seinem Sprengel vor, der geographischen Lage gemäß.

Erkundigen wir uns nun nach den innern Verhältnissen dieser Gesellschaft, so treffen wir auf das Wort Hütte, erst im eigentlichen Sinne den mit Brettern bedeckten Raum bezeichnend, in welchem der Steinmetz seine Arbeit verrichtete, im uneigentlichen aber als den Sitz der Gerechtsame, der Archive und des Handhabens aller Rechte. Sollte nun zum Werke geschritten werden, so verfertigte der Meister den Riß, der, von dem Bauherrn gebilligt, als Dokument und Vertrag in des Künstlers Händen blieb. Ordnung für Lehrknaben, Gesellen und Diener, ihr Anlernen und Anstellen, ihre kunstgemäßen, technischen und sittlichen Obliegenheiten sind aufs Genauste bestimmt und ihr ganzes Thun durch das zarteste Ehrgefühl geleitet. Dagegen sind ihnen große Vortheile zugesagt, auch jener höchst wirksame, durch geheime Zeichen und Sprüche in der ganzen bauenden Welt, das heißt in der gebildeten, halb- und ungebildeten, sich den Ihrigen kenntlich zu machen.

Organisirt also denke man sich eine unzählbare Menschenmasse, durch alle Grade der Geschicklichkeit, dem Meister an Handen gehend, täglicher Arbeit für ihr Leben gewiß, vor Alter und Krankheitsfällen gesichert, durch Religion begeistert, durch Kunst belebt, durch Sitte gebändigt: dann fängt man an zu begreifen, wie so ungeheure Werke konzipirt, unternommen und wo nicht vollendet, doch immer weiter als denkbar geführt worden. Fügen wir noch hinzu, daß es Gesetz und Bedingung war, diese grenzenlosen Gebäude im Tagelohn aufzuführen, damit ja der genausten Vollendung bis in die kleinsten Theile genug geschähe, so werden wir die Hand aufs Herz legen und mit einigem Bedenken die Frage thun, welche Vorkehrungen wir zu treffen hätten, um zu unserer Zeit etwas Aehnliches hervorzubringen.

Wenn wir in der Folge von der **Steinmetzen-Brüderschaft** nähere Nachrichten geben können, so sind wir Solches dem würdigen, geistreichen Veteran Herrn Dr. Ehrmann in Frankfurt schuldig, welcher aus seinem antiquarischen Reichthum eine Sammlung von Urkunden und Nachrichten zu diesem Behuf sowie eigne Bemerkung und Bearbeitung gefällig mitgetheilt hat.

*

Unsern Bemühungen in Südwesten kommt ein wünschenswerthes Unternehmen in Nordosten zu Gute, die von Herrn Dr. Büsching besorgten „Wöchentlichen Nachrichten für Freunde der Geschichte, Kunst und Gelahrtheit des Mittelalters", welche Keinem, der sich für diesen Zeitraum interessirt, unbekannt bleiben dürfen. Auch sind Dessen Abgüsse altschlesischer Siegel in Eisen überall empfehlbar und nachahmenswerth, wenn auch in anderer Materie; denn der Liebhaber erhält dadurch im Kleinen Kunstdenkmale in die Hände, an die er im Großen niemals Anspruch machen darf.

Höchst erfreulich und bedeutend muß es uns nun sein, zum Schlusse noch die Nachricht einzurücken, daß auf Allerhöchste Verwendung Ihro Majestäten des Kaisers von Oestreich und Königs von Preußen Seine Päpstliche Heiligkeit der Universität Heidelberg nicht nur die in Paris gefundenen Werke aus der ehemaligen pfälzischen Bibliothek überlassen, sondern nebst diesen noch achthundertsiebenundvierzig aus eben dieser Sammlung herrührende Bände, welche sich noch in der Vatikanischen Bibliothek befinden, zurückzugeben befohlen haben. Jeder Deutsche fühlt den Werth dieser Gabe zu sehr, als daß wir noch etwas Weiteres hinzusetzen dürften. Nur die Betrachtung sei uns vergönnt: Wie viel Wünsche der Deutschen sind nicht erfüllt worden, seitdem den Reisenden die freudige Nachricht der Wiederkehr des Schutzpatrons von Köln zum ersten Mal entgegenkam!

Anmerkungen

zur

Reiſe am Rhein, Main und Neckar.

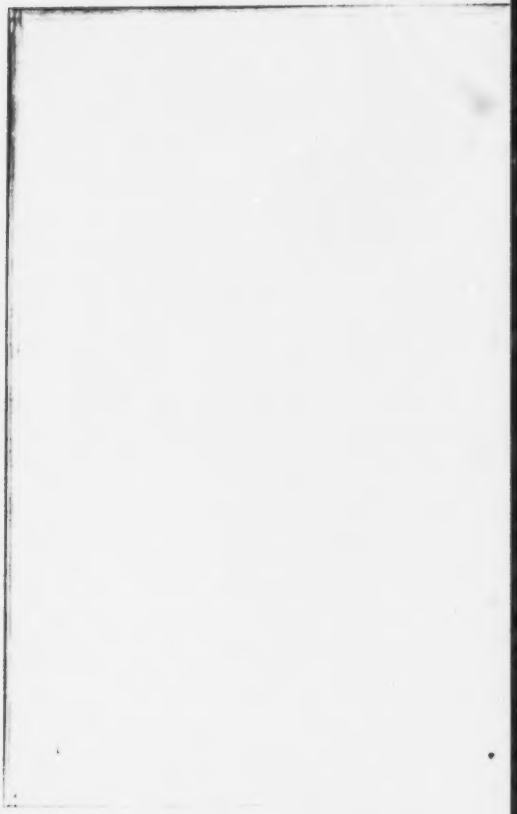

Anmerkungen.

Sankt-Rochusfest zu Bingen.

1. Zu des Rhein's gestreckten Hügeln (S. 227). — S. Werke, Bd. II. S. 418.

2. Vertraute gesellige Freunde, welche . . . . . r heilsamen Kur genossen (S. 229). — Goethe war seit dem 29. Juli in Wiesbaden, Zelter, der ihn auf dieser Fahrt begleitete, seit dem 12. Juli; der dritte Reisegefährte war der in Wiesbaden ansässige Oberbergrath Cramer.

3. Aus den vierzehn Nothhelfern (S. 229). — Diese Nothhelfer, die jedoch von der katholischen Kirche nicht in dieser Zahl offiziell sanktionirt sind, wurden in Nothständen bestimmter Art, wie Gewitter, Feuer, Halskrankheiten, Pest u. s. w. angerufen. Ihre Namen lauten nach der gewöhnlichen Annahme: Achatius, Aegidius, Blasius, Christophorus, Cyriacus, Dionysius Areopagita, Erasmus, Eustachius, Georgius Martyr, Pantaleon, Vitus, Barbara, Katharina und Margaretha. Der heilige Rochus gehört also nicht zu ihnen, während man dies nach Goethe's Worten annehmen könnte.

4. Ellfeld (S. 230), — gewöhnlich Eltville; die hier erwähnte Aue ist die Insel im Rhein, „Rheinaue" genannt.

5. Die vorliegende Aue (S. 231). — Vor Erbach liegt zunächst die „Grüne Aue", mehr in der Mitte des Flusses die „Mönchsaue".

6. Rüdesheim (S. 232). — In diesem Orte blieben die Reisenden die Nacht vom 15. zum 16. August.

7. Den Mäuſethurm (S. 232). — Er liegt auf einem Felſen im Rhein und iſt bekannt durch die Sage, daß der Biſchof Hatto von Mainz dort von den Mäuſen gefreſſen wurde. Man vgl. das gleichnamige Gedicht von Kopiſch (Ausgabe der Weidmann'ſchen Buchhandlung von 1856, Bd. I. S. 93).

8. Es iſt mit dieſem Weine wie mit dem Namen eines großen und wohlthätigen Regenten (S. 234). — Man vgl. die zuerſt 1868 in einzelnen Exemplaren, dann in dieſer Ausgabe Bd. IV. S. 178 f. gedruckte Gaſele auf den Eilfer. Die Verſe derſelben:

„Die guten Fürſten nennt man ſo
Beinahe wie den Eilfer",

möchten die Annahme geſtatten, daß das Gedicht aus der Zeit dieſer Reiſeerinnerungen ſtamme.

9. Sankt Florian (S. 235), — Märtyrer aus dem dritten Jahrhundert, ſeit dem Ende des zwölften beſonderer Schutzpatron der Polen, deſſen Gedächtniß am 4. Mai gefeiert wird. „Beſonders", heißt es in der „Großen Illuſtrirten Heiligen-Legende" (bearbeitet von Albert Verſer, Franz Xaver Steck und Ph. B. Lander. Ulm, J. Ebner's Verlag, und Rom, Joſeph Spithöfer, S. 424), „wurden durch die Anrufung des heil. Florian's ſchon die verheerendſten Feuersbrünſte gedämpft, und unzählige Wohnungen, unter den Schutz des Heiligen geſtellt, wurden ſelbſt bei der augenſcheinlichſten Gefahr vor den Verheerungen dieſes fürchterlichſten Elements bewahrt."

10. Sankt Sebaſtian (S. 235), — gleichfalls Märtyrer aus dem dritten Jahrhundert, deſſen Feſt auf den 20. Januar fällt, wird beſonders gegen die Peſt angerufen. „Mehrere Städte und Länder", heißt es in dem vorſtehend citirten Werke (S. 72), „verdankten ſeiner mächtigen Fürbitte bei Gott Befreiung von dieſer Geißel; beſonders empfand man die Wirkung davon zu Rom im Jahre 680, zu Mailand im Jahr 1575 und zu Liſſabon im Jahre 1599."

11. Sankt Hubertus (S. 235), — Apoſtel der Ardennen und Biſchof von Lüttich im achten Jahrhundert, deſſen Gedächtniß am 3. November begangen wird. Die Beziehung iſt hier etwas dunkel. „Unſer Heiliger", ſagt die „Heiligen-Legende" von ihm, (S. 1011) „beſaß immer die beſondere Gewalt, Wahnſinnige, Tobſüchtige und Mondſüchtige zu heilen." — Hat Goethe dieſe Beziehung im Auge gehabt, ſo iſt der Scherz gegen den Fremden allerdings etwas hart.

12. **Minern** (S. 236). — ein angeblich aus dem Spanischen abgeleitetes Wort = Mineralien, auch S. 241 dieses Bandes und in dem Abschnitt der Werke über „Mineralogie und Geologie", Aufsatz „Zur Geologie, besonders der böhmischen", gebraucht.

13. **Die Tafel des Cebes** (S. 236). — „Cebetis tabula" (*Πίναξ*), eine sehr verbreitete griechische Schrift, deren Inhalt ein allegorisches Gemälde des menschlichen Lebens ist, zu dem ein Gespräch zwischen zwei Personen über ein in dem Tempel des Saturn aufgehängtes Bild Stoff und Veranlassung gegeben haben soll. Ihre Tendenz geht dahin, zu beweisen, daß das höchste Glück in der Ausübung der Tugend bestehe.

14. **Die Art, wie sie gewöhnlich überliefert wird** (S. 244). — Eine unmittelbare Quelle, welche Goethe benutzt hätte, haben wir nicht ausfindig machen können; die uns zu Gebote stehenden Darstellungen der Legende zeigen manche Abweichungen. Die Rochus-Legende gehört übrigens erst dem 14. Jahrhundert an; denn 1280, nach Andern 1295, wird als das Geburtsjahr, 1327 als das Todesjahr dieses Heiligen angegeben.

15. **Sankt Rochus** (S. 244). — Sein Namen hängt mit dem rothen Kreuze zusammen, das er bei seiner Geburt auf der Brust trug; denn er ist (Große Illustrirte Heiligen-Legende, S. 745) „eine Abkürzung der Worte, welche in der damaligen Sprache des südlichen Frankreich ‚Kreuzzeichen' bedeuten".

16. **Libera** (S. 244) — „Liberia" in der Legende.

17. **Als nun im Jahre 1414 u. s. w.** (S. 246). — Etwas detaillirter ist die Darstellung im Brevier: „Ejus obitum statim consecuta est veneratio fidelium, quae in Constantiensi deinde Concilio magnum recepisse dicitur incrementum, cum ad propulsandam ingruentem luem Rochi imago solemni pompa, omni comitante populo per eamdem civitatem Episcopis approbantibus est delata. Itaque ejus cultus mirifice propagatus est in universo terrarum orbe, qui eumdem sibi apud Deum adversus contagiosam luem patronum religioso studio adoptavit."

18. **Trockner April ist nicht der Bauern Will'** (S. 247). — In vielen Variationen vorhanden, z. B.: Dürrer April ist nicht der Bauern Will', Aprilregen ist ihnen gelegen.

19. **Viel Sonnenschein im August bringt guten Wein** (S. 247). — Variationen: Himmelfahrt Mariä [15. Aug.]

Sonnenschein bringt guten Wein. — Hat unsre Frau gut Wetter, wenn sie zum Himmel fährt, gewiß sie guten Wein beschert.

20. Lesueur (S. 248). — Eustache L. (1617—1655). Vgl. Werke, Bd. XXVIII. S. 65. Die hier genannten Gemälde befinden sich im Louvre.

21. Redlicher Kunstsinn (S. 253). — Goethe schenkte der Kirche zu St. Rochus später ein Bild von Luise Seidler, den heil. Rochus darstellend, gewissermaßen um den Dank für den Eindruck, den das Fest auf ihn gemacht hatte, abzustatten.

Im Rheingau Herbsttage.

22. Der geliebten wie verehrten Familie Brentano, die mir an den Ufern des Rhein's auf ihrem Landgute zu Winkel viele glückliche Stunden bereitete (S. 255). — Goethe's Aufenthalt daselbst dauerte vom 31. August bis zum 8. September 1814; am 30. August war er, wie aus einem Briefe an Sulpiz Boisserée hervorgeht, noch in Wiesbaden.

23. Das Brömserische Gebäude (S. 256), — auch Brömserburg genannt. Das Geschlecht der Brömser, der alten Grafen von Rüdesheim, starb 1688 aus; in neuerer Zeit hat der jetzige Besitzer, Graf von Ingelheim, einige Zimmer des Baus, der einem römischen Kastell ähnlich ist und aus dem 13. Jahrhundert stammen soll, wiederherstellen lassen.

24. Rothgottes (S. 256). — Nonnenkloster nördlich von Geisenheim, das später (S. 260) ausführlicher beschrieben wird.

25. Vollraths (S. 256). — (das Schloß, S. 257, Z. 1), Stammburg der Familie Greiffenklau zu Vollraths, erbaut wahrscheinlich 1362 von Friedrich Gr. zu Folraz; noch heute wohl erhalten und im Besitz der Familie. Die Greiffenklaue führten ursprünglich von ihrem Stammort Winkel (S. 256, Z. 4 v. u.) den Namen de Winkela, seit Ende des 12. Jahrh. mit dem Zusatz de Grifenkla, und seit dem 14. Jahrh. nennen sie sich „Greiffenklau zu Vollraths". Der Kurfürst aus der Greiffenklauischen Familie (S. 257), welcher die Lustwohnung (im Gegensatz zum Schloß, S. 257, Z. 1) erbaut haben soll, ist Richard Gr. zu B. (1467—1531); er hatte von 1511 bis zu seinem Tode den erzbischöflichen

und kurfürstlichen Stuhl zu Trier inne und ist bekannt als Gegner der Reformation und Sieger über Franz von Sickingen in dessen Fehden mit dem Erzstift. Noch ein anderer Greiffenklau (vgl. S. 257, Z. 25 zu Kurfürsten), Georg Friedrich (1573 geb.), war von 1626 bis 1629 (†) Erzbischof und Kurfürst zu Mainz.

26. Unter- und Oberingelheim (S. 257) — werden ausführlicher beschrieben S. 264.

27. Sickingen (S. 258). — Noch jetzt bestehendes Grafengeschlecht; der Berühmteste des Hauses ist der bekannte Feldhauptmann Franz von Sickingen (1481—1523).

28. Altan des Johannisberger Schlosses (S. 259). — Ursprünglich eine im zwölften Jahrhundert (1162) gestiftete, zum Bisthum Fulda gehörige Benedikttiner-Abtei, an deren Stelle 1722 bis 1732 das Schloß erbaut wurde. Im Jahre 1807 wurde dasselbe von Napoleon I. dem Marschall Kellermann zum Lehn gegeben und kam nach dem Frieden an Oestreich und in den Besitz des Fürsten Metternich. Man vgl. auch unten S. 374 unter dem 19. Juli.

29. Links oben die blauen Gipfel des Altkin's und Feldbergs, gerade vor uns der Rücken des Donnersbergs (S. 259). — Die beiden ersten sind Berge im Taunus; der (große) Feldberg, 2803 Fuß hoch, ist die höchste Erhebung desselben; der Donnersberg liegt schon in Rheinbaiern und ist durch das Nahethal von dem Rochusberge bei Bingen getrennt.

30. Lorch, Dreieckshausen, Bacharach sind hüben und drüben zu sehen (S. 260), — das erste am linken, die beiden andern am rechten Rheinufer.

31. Das verfallene Schloß Ehrenfels (S. 261), — am Rüdesheimer Berg gelegen, am Abhange des Niederwaldes.

32. Kapelle des heiligen Rhabanus (S. 261). — Rhabanus Maurus, Schüler Alcuin's, Abt von Fulda und später Erzbischof von Mainz, gestorben am 4. Februar 856 zu Winkel, bekannt als Begründer der Klosterschule in Fulda, in der ganz nach den Absichten Karl's des Großen neben der christlichen Literatur auch die altklassische und germanische gepflegt wurde.

33. Turbiniten (S. 262), — fossile Schalthiere (coquilles turbinées fossiles).

34. Karl's des Großen Palast (S. 262). — erbaut von 768 bis 774. Den Renovationen späterer Zeit folgten Zerstörungen, die bedeutendste 1689 durch die Franzosen. Nach dem Einsturz eines einigermaßen erhaltenen Saals im Jahre 1831 ist die Burg nur noch ein Trümmerhaufen. —

35. Dem Hauptaltar von Eibingen (S. 263). — Man vgl. S. 237.

36. Fräulein von Günderode (S. 265). — Karoline von G., geboren 1780, war mit einigen poetischen Versuchen 1804 und 1805, erst kurz vor ihrem Tode, hervorgetreten; sie erdolchte sich infolge eines unglücklichen Liebesverhältnisses zu dem bekannten Philologen Creuzer, das Dieser gelöst hatte, am 26. Juli 1806. Ihr Schicksal gab ihrer Freundin Bettina von Arnim Veranlassung zu der 1840 erschienenen Schrift „Die Günderode".

37. Am Rhein, am Rhein (S. 266). — Anfang des bekannten Rheinweinliedes von Matthias Claudius (1740—1815), zu dessen Wochenschrift „Der deutsche, sonst Wandsbecker Bote", die von 1770 bis 1775 erschien, auch Goethe einige Beiträge gegeben hatte (s. Werke, Bd. II. S. 252, 279 und 280 f.).

Kunstschätze am Rhein, Main und Neckar.

38. Köln (S. 267). — Goethe war daselbst vom 25. bis 27. Juli 1815. Sein Tagebuch (s. Sulpiz Boisserée, Bd. II. S. 65) giebt folgende Data: Dienstag, 25. Juli, führte Herr Minister von Stein mich im Wagen bis Thal Ehrenbreitstein, im Nachen bis Köln. Mittwoch, 26. Der Dom, in- und auswendig, oben und unten, mit allem Zubehör. Privatsammlungen, Merkwürdiges. Donnerstag, 27. Um die Stadt gefahren, Besuche, Bilder. Wallraf's angefüllte Wohnung, Gebäude, Schulrektor. Auch Bonn. Fuchs begleitete.

39. Daß jenes von Rubens für seinen Geburtsort gemalte .... Bild ..... zu seiner ehemaligen frommen Stelle wieder gelangen solle (S. 267). — Die Kreuzigung Petri, die als eins der vorzüglichsten Gemälde von Rubens (1577—1640) gilt, der übrigens nach manchen Angaben in Antwerpen geboren sein soll, war von Napoleon 1802 nach Paris gebracht worden und wurde infolge des Pariser Friedens (30. Mai

An Auguste Gräfin zu Stolberg.*)

Den 17. Juli 1777.

Alles geben die Götter, die Unendlichen,
Ihren Lieblingen ganz:
Alle Freuden, die unendlichen,
Alle Schmerzen, die unendlichen, ganz.

Elegie.**)

Ein zärtlich jugendlicher Kummer
Führt mich ins öde Feld; es liegt
In einem stillen Morgenschlummer
Die Mutter Erde. Rauschend wiegt
Ein kalter Wind die starren Aeste. Schauernd
Tönt er die Melodie zu meinem Lied voll Schmerz,
Und die Natur ist still und trauernd,
Doch hoffnungsvoller als mein Herz.

Denn sieh, bald gaukelt Dir, mit Rosenkränzen
In runder Hand, Du Sonnenzelt, das Zwillingspaar
Mit offnem blauen Aug', mit krausem goldnen Haar
In Deiner Laufbahn Dir entgegen. Und zu Tänzen
Auf neuen Wiesen schickt
Der Jüngling sich und schmückt
Den Hut mit Bändern, und das Mädchen pflückt
Die Veilchen aus dem jungen Gras, und bückend sieht
Sie heimlich nach dem Busen, sieht mit Seelenfreude
Entfaltetter und reizender ihn heute,
Als er vorm Jahr am Maienfest geblüht,
Und fühlt und hofft.
Gott segne mir den Mann
In seinem Garten dort! Wie zeitig fängt er an
Ein lockres Bett dem Samen zu bereiten!
Kaum riß der März das Schneegewand
Dem Winter von den hagern Seiten,
Der stürmend floh und hinter sich aufs Land
Den Nebelschleier warf, der Fluß und Au

*) Vgl. Goethe's Briefe an die Gräfin Auguste zu Stolberg 1859, S. 148, sowie Voss' Nachträge I, 14 und Viehoff I, 406. — Am Tage vor der Absendung des Briefes, dem 16. Juli 1777, hatte Goethe die Nachricht von dem Tode seiner einzigen Schwester, Cornelia Schlosser zu Emmendingen, erhalten.

**) Vgl. A. Schöll: „Briefe und Aufsätze von Goethe" S. 2.7. Auch diese spricht der Wahrscheinlichkeit für eine frühe Zeit des Entstehens.

1814) in Köln zurückerwartet. Das Bild war schon früher das Altarblatt des Doms gewesen.

40. Jabach, ... durch ein Bild von Lebrun vor Augen gestellt (S. 268). — Evrad von J., Rathsherr, Banquier, Kunstliebhaber in Köln. Schon auf der Rheinreise im Jahre 1774 hatte Goethe in dessen Hause zu Köln dasselbe Gemälde bewundert; er berichtet davon umständlich im 14. Buch von „Dichtung und Wahrheit" (Werke, Bd. XXII. S. 167). Charles Lebrun, der hier nur gemeint sein kann, Hofmaler Ludwig's XIV. von Frankreich, lebte von 1619 bis 1690.

41. Der Herren Boisserée, Gebrüder, und Bertram (S. 268). — S. die Vorbemerkung, S. 215 ff.

42. Wallraf, Lyversberg, Fochem (S. 268). — Ferdinand Franz Wallraf (1748—1824), seit 1773 Lehrer an der Universität zu Köln, nach Aufhebung derselben an der Zentralschule daselbst. Seine hier erwähnte Wohnung (s. auch S. 270) war die dem Domkapitel gehörige Propstei. Er war ein verdienter Kunstsammler und Archäologe, dessen Ansichten allerdings Boisserée nicht immer billigte. Seine reichen Sammlungen vermachte er bald nach Abfassung dieser Schrift (1816) der Stadt Köln; sie bilden die Grundlage des späteren Wallraf-Richarz'schen Museums. — Lyversberg war Kaufmann und Besitzer einer bedeutenden Gemäldesammlung, die häufig in Boisserée's Briefwechsel erwähnt wird; — Fochem ist der oben (Anm. 38) erwähnte „Schulrektor".

43. Das große aus der Rathskapelle in den Dom versetzte Altarbild (S. 269). — Auf der einen Seitentafel desselben ist die heilige Ursula mit den 11,000 Jungfrauen, auf der andern der heilige Gereon mit seinen Begleitern dargestellt. Der Maler ist vermuthlich Stephan Lochner, der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts angehörig.

44. Sammlung des Baron von Hüpsch (S. 270). — Man vgl. oben S. 314.

45. Des Herrn Nose höchst bedeutende Zusammenstellung niederrheinischer Gebirgsarten (S. 270). — Ueber Karl Wilhelm Nose, Legationsrath zu Endenich bei Bonn, einen von Goethe hochgeschätzten Geologen, vgl. man die „Tag- und Jahreshefte" von 1820 und Goethe's Aufsatz „Karl Wilhelm Nose" in dem Abschnitt „Mineralogie und Geologie".

46. Columbarien (S. 271). — eigentlich Taubenhäuser, dann Grabgewölbe; auf letztere wurde der Ausdruck übertragen, weil die Nischen für die einzelnen Urnen in den Grabkammern der Römer ein den Nestern ihrer Taubenhäuser ähnliches Ansehen gewährten.

47. Cippus (S. 271). — Die viereckige Säule auf Begräbnißplätzen, die außer dem Namen des Weihenden auch die Größenangaben über den geweihten Platz zu enthalten pflegt.

48. Eines vorzüglichen Künstlers, Herrn Fuchs (S. 271). — Maximilian Heinrich F. (1767—1846), Maler zu Köln, der besonders die architektonischen Zeichnungen zu Boisserée's Werk über den Kölner Dom geliefert hat. Vgl. über ihn S. Boisserée, Bd. I. S. 150 und 158, Stellen, in denen zum Theil auch das Seltsame seiner Persönlichkeit geschildert wird.

49. Joseph Hoffmann (S. 271). — H., bereits 1812 gestorben, war mit Goethe dadurch in Verbindung gekommen, daß er sich an den Preisaufgaben der Weimarischen Kunstfreunde in den Jahren 1800 und 1801 betheiligte, bei welcher Gelegenheit er zweimal einen Preis erhielt; man vgl. Werke, Bd. XXVIII. S. 776 ff., 781, 783, und S. Boisserée, I. S. 22.

50. Herr Lieutenant Raabe (S. 272). — Man vgl. über Friedrich R., später Hauptmann, die „Tag- und Jahreshefte" von 1811, 1820, 1821. Von ihm sind Porträts Goethe's und seiner Familie angefertigt. — Drei Miniaturbilder (Goethe, Frau von Goethe, geb. Vulpius, August von Goethe) werden in dem Katalog der Berliner Goethe-Ausstellung von 1861, S. 10, vermuthungsweise dem Jahre 1809 zugewiesen. Goethe selbst erwähnt den Aufenthalt Raabe's in Weimar, „Tag- und Jahreshefte" von 1811, und sagt nur, daß sein eigenes Porträt von Diesem in Oel auf Kupfer gemalt worden sei.

51. Beckenkamp (S. 273). — Kaspar Benedikt B. (1747—1828), fertigte später eine Kopie des Kölner Dombildes im Auftrage des Königs von Preußen an.

52. Moller..... Quaglio (S. 273). — Georg Moller (1784—1852), der eifrige Beförderer und Helfer bei Boisserée's Bestrebungen, war Oberbaurath zu Darmstadt und Erbauer des 1871 abgebrannten Darmstädter sowie des Mainzer Theaters, der Residenz in Wiesbaden und des Viadukts im Delzthale. Man vgl. über ihn auch oben S. 316 u. 335 und das Register zu

Bd. XXVIII. der Werke. — Unter den zahlreichen Künstlern des Namens Quaglio ist hier Angelo, der älteste Sohn von Joseph Q., gemeint der schon 1815 starb. Ueber seine Beziehungen zu Boisserée vgl. man den Briefwechsel des Letzteren, Bd. I. S. 135, 145, 151.

53. Duttenhofer in Stuttgart, Darnstedt in Dresden (S. 274). — Christian Friedrich Duttenhofer (1780—1846) und Johann Adolf Darnstedt, geboren 1769, von dem besonders die nach Quaglio gestochene äußere Ansicht des Doms gelobt wird. Ueber ihre Arbeiten für das Dombauwerk vgl. man S. Boisserée, Bd. I. S. 87, 133, 146 f. u. a.

54. Hardy (S. 275). — Bernhard Kaspar H. (1726—1819). Von seinen Emailarbeiten wird namentlich der Heiland nach Carlo Dolce hochgeschätzt; weniger bekannt sind die nachher (S. 275 f.) erwähnten Emailmaler Hagbold und Lützenkirchen.

55. Die Hoffnung, die alte Universität ... erneuert zu sehen (S. 277). — Köln war seit 1388 im Besitze einer Universität gewesen, die allerdings in den letzten Jahrzehnden nur noch geringe Bedeutung hatte und 1801 aufgehoben wurde. Die schon zu Zeiten der französischen Herrschaft gehegte Hoffnung auf Wiederbelebung derselben (S. 276. und Sulp. Boiss., I. S. 27) ging aber auch, nachdem Köln wieder an Preußen gefallen war, nicht in Erfüllung, und die langen Verhandlungen über diesen Gegenstand führten endlich dahin, daß Bonn, welches früher auch schon (1786 bis 1802) eine Universität gehabt hatte, den Vorzug erhielt. Die Eröffnung der letzteren erfolgte am 18. Oktober 1818.

56. Bonn (S. 278). — Goethe ist nur wenige Stunden dort gewesen. Am Abend des 27. Juli 1815 kam er an, Mittags des andern Tages war er schon in Andernach und ging noch an demselben Tage über Neuwied nach Koblenz.

57. Des öffentlich aufgestellten antiken Monuments (S. 278). — Die Bildsäule der Kaiserin Helena, welche die Münsterkirche gestiftet haben soll.

58. Sammlung des Herrn Kanonikus Pick (S. 278). — Die Auktion derselben wird in den „Tag- und Jahresheften" von 1820 erwähnt.

59. Die neuerdings von Deutschlands Feinden benutzte Gelegenheit, hier über den Rhein zu gehen, ward von den Römern schon ergriffen (S. 281). — Es

kann nur der bereits vor langer Zeit, am 2. Juli 1796, erfolgte Uebergang Jourdan's gemeint sein, welcher ohne besondere Schwierigkeiten stattfand, während der noch frühere vom 15. Sept. 1795 unter demselben General mit einem Kampfe gegen die Oestreicher verbunden war. In derselben Gegend wenigstens, zwischen Koblenz und Andernach, hatte auch Julius Caesar im Jahr 55 v. Chr. seine berühmte Brücke über den Rhein schlagen lassen.

60. **Trümmer von städtischen Wohnungen** (S. 281). — Die ersten Entdeckungen wurden 1791 gemacht.

61. **Museum** (S. 281). — Es enthält vorzugsweise römische Alterthümer; die bedeutenden naturhistorischen Sammlungen, welche jetzt in Neuwied sind, wurden erst viel später durch den als Naturforscher bekannten Prinzen Wilhelm von Wied (1782—1867) angelegt.

62. **Die Abtei Laach** (S. 282). — Die Abtei, etwa 1½ Meilen nordwestlich von Andernach am Laacher See im Eifelgebirge gelegen, war schon 1802 aufgehoben, und die Kirche wurde nicht mehr benutzt. Von 1863 bis 1873 waren die Gebäude im Besitz der Jesuiten.

63. **Die Juristenschule zu Koblenz ist eine neue Anstalt** (S. 282). — Die „Ecole de droit" war von den Franzosen gestiftet, die seit 1794 fast fortwährend im Besitze von Koblenz waren; als die Stadt an Preußen überging, wurde diese spezifisch französische Einrichtung aufgehoben.

64. **Poppelsdorf, Brühl, Bensberg, Benrath** (S. 282). — Der hier ausgesprochene Wunsch ist wenigstens insoweit erfüllt worden, als bekanntlich Brühl bei Köln und Benrath bei Düsseldorf königliche Schlösser geworden sind, während das Schloß zu Poppelsdorf bei Bonn zu naturwissenschaftlichen Sammlungen benutzt wird und Bensberg im Kreise Mühlheim, westlich von Köln, Kadettenanstalt ist.

65. **So sind wir .... Herrn Professor Lehne vielen Dank schuldig** (S. 283). — Der Besuch Goethe's bei L. fällt auf den 11. August 1815; Sulpiz Boisserée, der Goethe begleitete, berichtet weniger speziell: „L. zeigte uns seine Gemäldesammlung. Er besitzt auch römische Alterthümer, schön und klar geordnet, innerer Zusammenhang; das Meiste Grabsteine von Kriegsleuten aus den verschiedensten Theilen von Europa" (Bd. I. S. 267). „Den 18ten",

fügt er später (S. 270) noch hinzu, „besuchte [ich] L. und erbettelte von ihm einige antike Töpfe, Lampen, Krügelchen mit Asche und Knochen für Goethe."

66. Das Denkmal des Drusus (S. 283). — S. Werke, Bd. XXV. S. 266.

67. Der vormaligen Universität (S. 283). — Die Universität zu Mainz, schon 1477 gegründet, ward 1798 aufgehoben.

68. Herr Graf Kesselstädt (S. 284). — Außer der Sammlung desselben besuchte Goethe in Begleitung von Lehne und Boisserée auch die des Kaufmanns Memminger. — Der Landschaftsmaler Kaspar Schneider, der hier (S. 284) erwähnt wird (ca. 1753—1839), war aus Mainz gebürtig und dort ansässig.

69. Möge der militärische Genius, der über diesem Orte waltet, hier eine Kriegsschule anordnen (S. 284). — Auch dieser Wunsch Goethe's ist erfüllt worden, da Mainz jetzt nicht allein eine Kriegsschule besitzt, sondern überhaupt ein bedeutender militärischer Zentralpunkt geworden ist.

70. Biberich (S. 284). — Goethe war während seines Aufenthaltes in Wiesbaden öfters in Biberich bei dem damaligen Herzog von Nassau, der bald darauf als Wilhelm I. König der Niederlande wurde, so am 28. August 1814, am 5. August 1815 und gewöhnlich an den Sonntagen.

71. Visionen der heiligen Hildegard (S. 285). — Die heilige H. (1098—1197) ist in die „Große Illustrirte Heiligen-Legende" nicht aufgenommen. Ihre Thätigkeit war vorzugsweise auf Reform des Klerus gerichtet. Das hier erwähnte Manuskript scheint das des 1698 zu Köln gedruckten Werkes „Scivias [sciens vias] seu visionum et revelationum libri tres" zu sein.

72. Des ... Bibliothekars Hundeshagen (S. 285). — Auf ihn hatte schon Zelter in seinem Briefe aus Wiesbaden vom 15. Juli 1814 Goethe aufmerksam gemacht. „Was das Gesellschaftliche betrifft," schreibt er, „so habe ich vorerst den hiesigen Bibliothekar, den Hofgerichtsadvokaten Bernhard Hundeshagen, durch Wolf [F. A.] kennen lernen. Dies ist ein junger vielgeschickter Mann, der hübsch zeichnet, sich mit Antiquitäten, Botanik und besonders mit Landeshistorie beschäftigt; dieser wünscht sehnlich, Dir allerlei Varietäten der Natur und Kunst vorzu-

führen." — Das im Texte erwähnte Werk des Genannten über Friedrich's I. Palast wurde nach der Zerstörung der ersten Ausgabe während des Bombardements von Hanau (durch Napoleon am 30. und 31. Oktober 1813) im Jahr 1819 unter dem Titel „Kaiser Friedrich's I. Barbarossa Palast in der Burg zu Gelnhausen" neu aufgelegt und so Goethe's Hoffnung bald erfüllt.

73. Oberbergraths Cramer (S. 285). — S. Vorbemerkung, oben S. 224 und Anm. 2.

74. Der große Kursaal (S. 285). — Er wurde 1810 von dem S. 2 v. u. erwähnten Bauinspektor Zais erbaut.

75. Schon haben mehrere Freunde der Kunst, der Natur und des Alterthums sich unterzeichnet, eine Gesellschaft zu bilden (S. 286). — Der „Verein für Nassauische Alterthumskunde und Geschichtsforschung", der bald nach Abfassung dieser Schrift ins Leben trat und noch besteht.

76. Herr von Gerning (S. 286). — Vgl. oben S. 169 u. 289. Die Gerning'sche (Schmetterlings-)Sammlung, die bedeutendste in Europa, ist später Goethe's Wunsche gemäß nach Wiesbaden gekommen.

77. Gesegnet ruhen ..... an öffentlicher freundlicher Stelle die Reste des Senators Guiolett (S. 286). — Sein Denkmal steht in den Anlagen links vom Bockenheimer Thor.

78. Daß man sich ernstlich mit dem Gedanken beschäftige, ein neues Bibliotheksgebäude aufzuführen (S. 286). — Die Frankfurter Stadtbibliothek, in deren Vorhalle jetzt das von Pompeo Marchesi (1790—1858) in Mailand gearbeitete Marmorbild von Goethe steht, wurde in den Jahren 1820 bis 1825 erbaut.

79. Herr Baumeister Heß, durch Lehre und Beispiel seines Herrn Vaters ... geübt (S. 287). — Vater und Sohn Georg Christian und Johann Friedrich Christian H., Beide Baurâthe in Frankfurt, werden nur an dieser Stelle genannt.

80. Der einsichtige und thätige Bibliothekar, Herr Professor Schlosser (S. 287). — Es ist der berühmte Historiker Johann Christoph Schlosser (1776—1861), der schon 1817 von Frankfurt als Professor der Geschichte nach Heidelberg ging. Daß nicht Frankfurt, wie Goethe meint, sondern Jever in Ostfriesland seine Vaterstadt ist, wird schon in den Cotta'schen Namenverzeichnissen bemerkt.

81. **Brönner** (S. 287). — Johann Karl B., Senator und Buchhändler zu Frankfurt a. M.

82. **Holbein der Aeltere** (S. 287), — von 1460 bis 1523, ist namentlich berühmt durch sein Bild „Maria mit dem Kinde", jetzt in der Moriztapelle zu Nürnberg.

83. **Des würdigen Grafen Sternberg** (S. 288), — Graf Kaspar von St., geboren am 6. Januar 1761, gestorben am 20. Dezember 1838. Derselbe, an den die vier kleinen Gedichte, Werke III. S. 344 und 345, gerichtet sind, war ein verdienstvoller Naturforscher, namentlich auf dem Gebiete der Geologie und Botanik. Sein Briefwechsel mit Goethe (herausgegeben von F. Th. Bratranek. Wien 1866. Wilhelm Braumüller) beginnt mit dem Jahre 1820, persönliche Bekanntschaft machten Beide jedoch erst im Sommer 1822 in Marienbad.

84. **Herrn Direktors Bergler** (S. 288). — Joseph B. (1753—1829), seit 1800 Direktor der neubegründeten Kunstschule in Prag, dessen Zeichnung von Wallenstein in den „Tag- und Jahresheften" von 1820 noch besonders erwähnt wird, hat eine große Anzahl von Altarbildern gemalt und sehr zahlreiche Kupferstiche gefertigt.

85. **Der Dekan aller hier lebenden ächten Kunstfreunde, Herr Städel** (S. 288). — Johann Friedrich St., Banquier in Frankfurt, war 1728 geboren und starb am 2. Dezember 1816. Weitere Mittheilungen über ihn s. S. 305 dieses Bandes, in den „Tag- und Jahresheften" von 1815 und Bd. XXVIII. S. 384 mit der Anmerkung.

86. **Herr Dr. Grambs** (S. 288). — Johann Georg G. Man vgl. über ihn Werke, Bd. XXVIII. S. 545 nebst Anm. 1, außerdem S. 291, 293 und 305 dieses Bandes.

87. **Herr Wendelstädt** (S. 289). — S. Werke, Bd. XXVIII. S. 847.

88. **Herr Franz Brentano** (S. 289). — Kaufmann, Schöff und Senator in Frankfurt, älterer Stiefbruder des Dichters Klemens Brentano und Bettina's. — Sein Z. 9 erwähnter Schwiegervater, Johann Melchior Edler von Birkenstock, war Hofrath und General-Referendär im Studienwesen zu Wien.

89. **Marc-Anton's** (S. 289). — S. Werke, Bd. XXVIII. S. 477, Anmerkung.

90. Herrn von Holzhausen ..... Lausbergiſche Sammlung (S. 289 f.). — Die Sammlung des Erſteren wird noch in neueren Reiſehandbüchern (z. B. in Reichard's „Paſſagier auf der Reiſe", 1846) als vorhanden erwähnt, ebenſo die des Banquiers Jakob Philipp Leerſe (S. 290). Ueber die Sammlung von Ettling (S. 290) ſpricht Goethe auch noch im 13. Buch von „Dichtung und Wahrheit" (Werke, Bd. XXII. S. 110). — Näheres über die Galerien der Frau von Neufville, geb. Gontard, und Lausberg's (S. 290) haben wir nicht zu ermitteln vermocht.

91. Herr Morgenſtern (S. 290). — Johann Ludwig Ernſt M., Gemäldereſtaurator und Radirer, 1738 geboren, ſeit 1770 in Frankfurt anſäſſig, zu dieſer Zeit 77 Jahre alt, ſtarb 1816.

92. Seidelmann, Graſſi ..... Friedrich (S. 291). — Alle hier Genannten waren wenigſtens zeitweiſe an der Dresdner Akademie der Künſte als Profeſſoren thätig; ſo zunächſt Jakob Crescentius Seidelmann, † 1829, deſſen Manier, antike Büſten mit Sepia darzuſtellen, Goethe bei einer andern Gelegenheit lobt (ſ. „Italieniſche Reiſe", „Zweiter Aufenthalt in Rom", Bericht hinter dem 24. November 1787); — ferner Joſeph (in dem Cotta'ſchen Namensverzeichniß Johann) Graſſi (1768—1838), der 1800 nach Dresden kam, 1817 nach Rom ging und ſeine ſämmtlichen Bilder bei ſeinem Tode der Galerie in Gotha vermachte; — Johann Friedrich Matthäi (1774—1842) wurde 1807 Profeſſor in Dresden und 1823 Galerie-Direktor; — Gerhard von Kügelgen (1772—1820), iſt unter Anderm bekannt durch die Porträts von Goethe, Wieland, Schiller und Herder (ſ. „Tag- und Jahreshefte" von 1808 und 1809); — Ferdinand Auguſt Hartmann (1774—1842), ſeit 1807 in Dresden, iſt Derſelbe, der ſich im Jahre 1799 an der im dritten Stück der „Propyläen" ausgeſchriebenen Konkurrenz betheiligt und einen Preis für die Darſtellung der Scene am Ende des 3. Buches der Ilias, wo Aphrodite dem Alexandros die Helena zuführt, gewonnen hatte, (ſ. Werke, Bd. XVIII. S. 771, 772, 776). Von den weiter Folgenden, die zum Theil im Gegenſatz zu den vorher Genannten einer mehr realiſtiſchen Richtung in der Kunſt huldigen, war Adrian Zingg (1734—1816) ſchon 1766 als Profeſſor der Kupferſtechkunſt nach Dresden berufen; — auch Johann Chriſtian Klengel (1751—1824) war zugleich Maler und Kupferſtecher; — was endlich Kaspar David Friedrich (1774 bis

1840) anbetrifft, so charakterisirt Goethe dessen landschaftliche Zeichnungen in den „Tag- und Jahresheften" von 1808 in der Weise, daß er die Gedanken seiner Arbeiten als zart, ja fromm, aber in einem strengeren Kunstsinne als nicht durchgängig zu billigen bezeichnet. Noch ungünstiger urtheilt Meyer in seinem Aufsatze „Neu-deutsche religios-patriotische Kunst" über ihn (s. Kunst und Alterthum, Ersten Bandes zweites Heft, namentlich S. 49 ff.).

93. Eine Sammlung von Gipsabgüssen antiker Statuen in dem Garten des Herrn von Bethmann (S. 292). — Die berühmteste Statue, die die Sammlung schmücken sollte, Dannecker's „Ariadne auf dem Panther", war damals zwar schon lange begonnen und fast vollendet, wurde aber erst später aufgestellt.

94. Der Feyerabend, Merian, Roos, Schütz (S. 292 f.). — Unter den Ersten ist das ganze Geschlecht zu verstehen, dessen Thätigkeit für Buchhandel und Holzschnitt in der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts beginnt; am Bekanntesten wurde Sigmund F., der 1527 oder 1528 geboren war und 1585 noch lebte. — Von den Merians wird Matthäus M. (1593—1650), der frühzeitig Frankfurt zu seinem Wohnsitze wählte, auch Werke, Bd. XXVIII. S. 879 erwähnt, ebenso seine Tochter Maria Sibylla M., spätere Graf, daselbst S. 545 f.; außerdem wäre hier noch an seinen Sohn Matthäus M. den Jüngeren (1621—1687) zu denken, der auch nach dem Tode seines Vaters seinen dauernden Wohnsitz in Frankfurt hatte. — Von der Familie Roos werden außer Johann Heinrich R. (s. Werke, Bd. XXVIII. S. 803) zwei Söhne desselben, Philipp Peter (1657—1705) und Johann Melchior (geboren 1659), sowie ein Bruder Theodor, geboren 1638, genannt. — Die Malerfamilie der Schütz wird durch folgende Personen repräsentirt: 1) Christian Georg S. (1718—1791), der sich 1749 in Frankfurt niederließ, 2) Franz S. (1751 oder 1753—1781), Sohn des Vorhergehenden, 3) Johann Georg S. (1755—1815), gleichfalls dessen Sohn, 4) Christian Georg S., Bruderssohn des Ersten, der von 1758 bis 1823 lebte. Ueber den Ersten vgl. man das 1. u. 3. Buch von „Dichtung und Wahrheit" (Werke, Bd. XX. S. 24, 82 und 255); mit dem Dritten der Genannten, welcher von 1784 bis 1790 in Italien war, verkehrte Goethe während seines Aufenthaltes daselbst vielfach, wie er denn auch im Winter 1788 zu Rom mit ihm dasselbe Haus bewohnte; charakterisirt wird er schon in dem „Berichte" vom

September 1787: „Georg Schütz, ein Frankfurter, geschickt, ohne eminentes Talent, eher einem gewissen anständigen Behagen als anhaltender künstlerischer Thätigkeit ergeben, weswegen ihn die Römer auch il Barone nannten, begleitete mich auf meinen Wanderungen und ward mir vielfach nützlich"; der Vierte ist der mit dem Beinamen „der Vetter" (S. 293, Z. 5); seine landschaftlichen Arbeiten hatten fast sämmtlich Rhein- und Schweizer-Ansichten zum Gegenstande.

95. Sachtleben (S. 293). — Von den beiden Brüdern Kornelis und Hermann Sachtleben (Saftleven) ist hier der jüngere gemeint (vgl. auch Werke, Bd. XX. S. 255), geboren 1609 in Rotterdam, gestorben 1685 in Utrecht, seinem gewöhnlichen Wohnorte.

96. Radl (S. 293). — Anton R. (1772—1852), Landschaftsmaler und Kupferstecher, aus Wien gebürtig, ließ sich schon 1794 in Frankfurt nieder.

97. Brönner ... Wenner (S. 295). — Heinrich Karl Remigius Brönner, Buchhändler zu Frankfurt a. M., Neffe des oben in Anm. 81 Erwähnten; — der Buch- und Kunsthändler Johann Friedrich Wenner wird sonst von Goethe nicht genannt.

98. Riepenhausen, Overbeck und Cornelius (S. 295). — Ueber Riepenhausen und Cornelius vgl. man das Personen- und Sachregister zu Bd. XXVIII.; — Friedrich Overbeck (1789 geboren), der 1810 nach Rom ging, ist der berühmteste Vertreter der sogenannten „nazarenischen" Richtung in der Malerei.

99. Scenen aus Faust .... von Ferdinand Ruscheweyh .... gestochen (S. 295). — Man vgl. Werke, Bd. XXVIII. S. 850, zweite Anmerkung.

100. Canova und Thorwaldsen (S. 295). — Ueber den Ersten, der 1757 geboren, 1822 starb, s. Werke, Bd. XXVIII. S. 396; — auch Thorwaldsen (1770—1844) stand 1814 nach Vollendung seiner mythologischen Basreliefs, der Statuen von Amor und Psyche und des Alexanderzugs bereits auf der Höhe seines Ruhmes.

101. Dr. Senckenberg, gesegneten Andenkens (S. 296). — S. Werke, Bd. XX. S. 71 und namentlich die ausführliche Anmerkung S. 289 ff.

102. Reichard, Dr. Lehr, Dr. Neuburg, Dr. Neeff,

Und Berg in kaltes Grau
Versteckt, da geht er ohne Säumen,
Die Seele voll von Ernteträumen,
Und sä't und hofft.

Warum gabst Du uns die tiefen Blicke?*)

Den 14. April 1776.

Warum gabst Du uns die tiefen Blicke,
Unsre Zukunft ahnungsvoll zu schaun,
Unsrer Liebe, unserm Erdenglücke,
Wähnend selig nimmer hinzutraun?
Warum gabst uns, Schicksal, die Gefühle,
Uns einander in das Herz zu sehn,
Um durch all die seltenen Gewühle
Unser wahr Verhältniß auszuspähn?

Ach, so viele Tausend Menschen kennen,
Dumpf sich treibend, kaum ihr eigen Herz,
Schweben zwecklos hin und her und rennen
Hoffnungslos in unversehnen Schmerz;
Jauchzen wieder, wenn der schnellen Freuden

*) Vgl. Goethe's Briefe an Frau v. Stein, herausgegeben von A. Schöll, I, 24. So beginnt mit diesem Gedichte eine größere Reihe von solchen, die sämmtlich eine bestimmte persönliche Beziehung haben und meistens auch dieser ihr Entstehen verdanken. Für die motivirende Deutung der einzelnen müssen wir im Allgemeinen auf die trefflichen Einleitungen verweisen, welche der Herausgeber den einzelnen Jahrgängen der Briefe vorangeschickt hat, und wir gestatten uns eine Ausnahme nur in den besonderen Fällen, wo das unmittelbare Verständniß des Textes und die richtige Auffassung des Inhalts eine besondere Erläuterung nothwendig macht. — In ähnlicher Weise, wie Schiller's Kassandra den Irrthum Wahrheit und das Wissen Tod nennt, bekennt der Dichter sich und Die, an die er sich wendet, über den richtigen Blick, mit dem sie Beide, statt anbefangen der Gegenwart sich zu freuen, die Gefahren nicht verkennen, welche darin liegen, wenn sie dem Gefühle ihrer Liebe nachhangen. Wie glücklich sind dagegen Diejenigen, die freut und Neid dahinnehmen, wie und wann es kommt. Und gerade, daß jenes, weil es nur von kurzer Dauer ist, sich einem Traume vergleichen läßt, macht Beides beneidenswerth. Wie viel schlimmer, fährt der Dichter fort, geht es uns, deren Träume und Ahnungen nicht leer und eitel sind, sondern durch Blick und Gegenwart als wahrhaft und wirklich erkannt werden. Und indem er dann weiter die innere Seelenverwandtschaft zwischen sich und ihr in der zarten Weise schildert, daß er dieselbe aus einer entfernten Vergangenheit herleitet, aus der er dann freilich bisweilen in die unmittelbare Gegenwart herüberspringt, deutet er endlich noch auf die Zurückhaltung, die ihm auferlegt ist. Er findet für sie, wie es scheint, einen Trost in dem Gedanken, den die Schlußworte deutlich aussprechen.

Baumert, Salzwedel, Jaffoy, Metzler, Dr. Kestner, Dr. Behrends, Dr. Lucä (S. 298—301). — Für alle Genannten, die von keiner hervorragenden Bedeutung sind, reicht hier eine kurze Angabe des Charakters aus. Johann Jakob Reichard, Stiftsarzt; — Georg Philipp Lehr, desgl.; — Dr. J. G. Neuburg, praktischer Arzt; — Dr. Christian Ernst Neeff, Professor und Stiftsarzt; — Heinrich Bäumert, Stiftsbotanikus; — Peter Salzwedel, Apotheker; — L. Daniel Jaffoy, Advokat; — Metzler, Geheimerath; — Theodor Friedrich Arnold Kestner, Professor der Medizin; — Johann Bernhard Jakob Behrends, Professor an der Medizinalschule und praktischer Arzt; — Samuel Christian Lucä, Medizinalrath in Frankfurt, später in Marburg.

103. Sömmerring's (S. 301). — Vgl. das Register zu Werke, Bd. XXV.

104. Nachträgliches zu Frankfurt am Main (S. 302). — Auch dieser Abschnitt steht schon im 2. Heft des 1. Bds. von „Ueber Kunst und Alterthum" S. 200—209, was Kurz in seiner Ausgabe nicht berücksichtigt hat.

105. Dr. Buch...Dr. Cretzschmar (S. 303). — Johann Jakob Kasimir Buch, praktischer Arzt in Frankfurt a. M., — Philipp Jakob Cretzschmar, desgleichen.

106. Testudo Mydas (S. 303). — Testudo oder Chelonia Mydas oder Midas — die sog. Riesenschildkröte.

107. Das unter dem Fürsten Primas zum Behufe der medizinischen Spezialschule aufgeführte chemische Laboratorium (S. 304). — Der bekannte Karl Theodor Anton Maria Freiherr von Dalberg (1744—1817) wurde 1810 von Napoleon zum Großherzog von Frankfurt ernannt und erhielt für andere von ihm abgetretene Gebiete Theile von Hanau und Fulda; 1813 mußte er allen diesen Besitzungen entsagen.

108. Offenbach (S. 305). — Ob Goethe in den Jahren 1814 und 1815 öfters in Offenbach gewesen ist, dürfte bei der geringen Entfernung von Frankfurt und bei seinem langen Aufenthalt an dem letzteren Orte kaum mit Sicherheit zu ermitteln sein; vermuthlich hat sich indessen seine Anwesenheit auf den 20. Oktober 1814 beschränkt. Außer den hier genannten Personen, dem Isenburg'schen Hofrath, Zahnarzt und Apotheker Dr. med. Bernhard Meyer, dem Zeichner und Kupferstecher

Gabler, dem Thiermaler Matthias Hergenröder und seiner Schwester und der Frankfurter Pflanzenmalerin Christiane Philippine Friedrike Stricker erwähnt Goethe in den „Tag- und Jahresheften" von 1815 noch den Hofrath Becker als Besitzer bedeutender Gemälde, Münzen und Gemmen.

109. Hanau (S. 306—311). — In den vier Tagen, die Goethe höchstens in Hanau geblieben sein kann, vom 20. bis 24. Oktober 1814, wird er mit allen den Männern, die in seinem Bericht erwähnt werden, kaum in persönlichen Verkehr getreten sein, obgleich sich sein Interesse gleichmäßig auf die Naturwissenschaften, die Kunst und die Industrie erstreckte. Es ist also wol anzunehmen, daß er am Orte selbst Nachrichten über alle diese Verhältnisse eingezogen hat. Vorzugsweise galt sein Besuch dem Mineralogen und Geologen Karl Cäsar von Leonhard (1779—1862), mit dem er damals bereits in näherer Verbindung stand und auch später blieb; Leonhard hatte Goethe's kleine Schrift „Sammlung zur Kenntniß der Gebirge von und um Karlsbad, angezeigt und erläutert von Goethe". Karlsbad, gedruckt mit Johanna Franieckischen Schriften 1807" in den zweiten Jahrgang seines „Taschenbuchs für die gesammte Mineralogie mit Hinsicht auf die neuesten Entdeckungen", Frankfurt am Main, bei Johann Christian Hermann, 1808, aufgenommen und Goethe wiederum darauf den Brief vom 25. November 1807 folgen lassen, der in der Abtheilung „Mineralogie und Geologie" seiner Werke abgedruckt ist. Goethe macht Leonhard öfter namhaft, so in den „Tag- und Jahresheften" von 1814, in denen von 1816, wo er dessen Schrift „Bedeutung und Stand der Mineralien" lobt, und 1817, wo er berichtet, daß er seine naturhistorischen Sammlungen nach Leonhard's großen Tabellenwerken geordnet habe. Auch verfaßte Goethe 1821 eine beifällige Anzeige von Leonhard's „Handbuch der Oryktognosie" (Heidelberg 1821). Was die äußere Stellung Leonhard's anbetrifft, so lebte er damals als Privatmann in Hanau, nachdem er 1812 kurze Zeit unter dem Großherzog Dalberg (vgl. Anmerkung 107) Generalinspektor der Domänen gewesen war. — Außer ihm werden als Vertreter der Naturwissenschaften genannt der Obermedizinalrath Johann Philipp Leisler, dessen Entwickelungsgang S. 308 geschildert wird; der Doktor Gottfried Gärtner, Direktor der Wetterauischen Gesellschaft für Naturkunde; dessen Neffe, Karl Ludwig, Apotheker und Sekretär

derſelben Geſellſchaft; der Medizinalrath Johann Heinrich Kopp; der Hofintendant Johann Heinrich Schaumburg; Karl Friedrich Merz, Pfarrer in Bruchköbel bei Hanau. — Unter den Hanauer Künſtlern nimmt eine hervorragende Stellung ein Konrad Weitermayr (1765—1826), Hofrath und Direktor der Zeichenſchule in Hanau; ſeine als Malerin und Kupferſtecherin thätige Gattin Chriſtiane Henriette Dorothea W., geborene Stötzer (1772—1830), war eine Weimaranerin. Von den ferner Erwähnten ſind die Maler Antoine Carteret, Berneaud, Franz Nickel und Friedrich Deiker weniger bekannt; Johann Peter Krafft (1780—1856), Porträt- und Geſchichtsmaler, lebte meiſtens in Wien; Friedrich Burn (geboren 1763) begegnet uns wiederholt in der „Italieniſchen Reiſe", „Zweiter Aufenthalt in Rom". Welcher Tiſchbein (S. 311, Z. 2) gemeint ſei, läßt ſich nicht gut feſtſtellen: die Künſtlerlexika erwähnen ſieben dieſes Namens, darunter den bekannten Freund Goethe's, an den hier jedenfalls nicht zu denken iſt.

110. Aſchaffenburg (S. 312). — Daß Goethe nicht ſelbſt in A. geweſen, geht aus der Richtung ſeiner beiden Reiſen hervor; außerdem erwähnt er es noch beſonders, Werke, Bd. XXIX, S. 337, Z. 13—17. — In Betreff des in dem kurzen Berichte genannten Grünewald iſt nur ſicher, daß er bisweilen Matthias von Aſchaffenburg genannt wird und ſeine Blüthezeit dem erſten Viertel des ſechzehnten Jahrhunderts angehört. Man hält ihn nach den unzweifelhaft ihm zuzuſchreibenden Bildern für einen der größten Künſtler ſeiner Zeit. — Ueber Albrecht Dürer vgl. man das Perſonen- und Sachregiſter zu Werke, Bd. XXVIII.

111. Darmſtadt (S. 313). — Goethe verweilte daſelbſt am 9. und 10. Oktober 1814 ſowie am 20. und 21. September 1815.

112. Viele Stücke .... von dem verblichenen Jugendfreunde Merck .... geſammelt (S. 314). — Ueber Johann Heinrich M., der 1741 in Darmſtadt geboren, 1791 durch Selbſtmord endete, vgl. man unſere Goethe-Biographie, Werke, Bd. I, S. LXXII und XCIX ſowie die zahlreichen Erwähnungen im 12. bis zum 19. Buche von „Dichtung und Wahrheit". Ausführlicher wird ſein Verdienſt um die Naturwiſſenſchaft, namentlich die Oſteologie behandelt in der biographiſchen Skizze, welche Karl Wagner ſeiner Ausgabe der „Briefe an Johann Heinrich Merck von Goethe ꝛc." vorangeſchickt hat (Darmſtadt 1835, S. XXV—XXX).

113. Eine höchst reiche, ebenso würdig als reinlich aufgestellte Bibliothek (S. 315). — Die damals schon bedeutende Darmstädter Bibliothek ist im Laufe der Zeit außerordentlich gewachsen; für 1846 wird die Zahl der Bände auf 250,000, für 1873 bereits auf 450,000 angegeben.

114. Ihro königliche Hoheit der Großherzog (S. 315). — Ludwig X., Landgraf von Hessen-Darmstadt, als Großherzog Ludwig I. (1753—1830), der auch in der „Belagerung von Mainz" (s. Werke, Bd. XXV. S. 239, 244 und die Anm. S. 274) sowie in den „Tag- und Jahresheften" von 1796 genannt wird.

115. Herr Primavesi (S. 316). — Johann Georg P., geboren 1776 in Heidelberg, ist der im Text angegebenen Art der Malerei immer treu geblieben; man vgl. über ihn auch Werke, Bd. XXIX. S. 338, Z. 13 ff.; Sulpiz Boisserée (Bd I S. 282) hält sehr wenig von ihm.

116. Heidelberg (S. 316). — In Heidelberg, das Goethe schon von seinen früheren Besuchen (1775, 1779, 1793 und 1797) bekannt war, verweilte er als Gast Boisserée's vom 24. September bis zum 9. Oktober 1814 und vom 21. September bis zum 7. Oktober 1815. Eine Fahrt nach Karlsruhe nahm von der letzten Zeit drei Tage, den 3. bis 5. Oktober, in Anspruch.

117. Die Gebrüder Boisserée . . . . . früher dem Kaufmannstande geweiht. . . . [gewannen,] als auf die Kölner neu errichtete Schule vorzügliche deutsche Männer zu Lehrern berufen wurden . . . . eine jenen Gegenden seltenere Ausbildung (S. 317). — Sulpiz Boisserée hatte sich bereits seit seinem 19. Jahre (1802) von der Kaufmannschaft ab- und den Wissenschaften zugewendet (Sulp. Boiss., I. S. 13, 15, 19 ff.) und dann auch seinen Bruder Melchior für diese Wahl bestimmt (das. S. 20). Die neu errichtete Schule, welche den Brüdern Gelegenheit bot, „einen Trieb nach höherer Bildung zu befriedigen", war die schon oben S. 277 von Goethe erwähnte „Zentralschule", „die nachher in eine höhere Sekundärschule verwandelt wurde", und zu den vorzüglichen deutschen Männern, welche damals auf dieselbe zu Lehrern berufen wurden, werden zu zählen sein die von Sulpiz in seiner Selbstbiographie Genannten: Christian Reinhard, Bruder des in der Vorbemerkung, oben S. 216 ff., mehrfach erwähnten Grafen Reinhard, und Faber, Professoren der Geschichte und

Literatur. Ersterer seit 1798 an der Zentralschule (S. Boisserée, I. S. 12 u. 27); der Mathematiker und Physiker Professor Kramp, als Lehrer Melchior's besonders hervorgehoben (a. a. O. S. 20). Wallraf (vgl. oben Anm. 42) und vor Allen Friedrich v. Schlegel. Der Letztere, vom größten Einfluß auf den Bildungsgang der Brüder, hatte ihnen zuerst in Paris 1803 Privatvorlesungen über Philosophie und alte und neue Literatur gehalten (daf. S. 23 ff.); seit 1804 nach Köln übergesiedelt und an der dortigen „höheren Schule (Lehranstalt)" (a. a. O. S. 27 f.) vorläufig angestellt, hielt er dann bis zum Jahre 1807 seine höchst anregenden Vorlesungen über Geschichte der Literatur (1804, Sommer), über Philosophie, Naturrecht und höhere Politik (1805, Privatvorlesung), über Philosophie und Universalgeschichte (Winter 1805—1806), über Logik und Kritik der Philosophie (Sommer 1806) und über deutsche Sprache und Literatur (Sommer 1807), in denen die Gebrüder Boisserée die eifrigsten Zuhörer waren (a. a. O. S. 28, 31 f., 35).

118. Schon im heidnischen Alterthum war Jungfräulichkeit und Mutterschaft verbunden denkbar (S. 319). — Goethe denkt an die Mythe von Jo und ihrem Sohne Epaphus, den sie geboren hat, nachdem Zeus sie nur berührt und angehaucht hatte (ἐξ ἁπαφῆς καὶ ἐπιπνοίας Διός). Man vgl. auch Aeschylus' Prometheus, V. 857.

119. Von Stephanus an (S. 319). — Es ist hier natürlich der Protomartyr und schon von den Aposteln eingesetzte Diakon Stephanus aus dem ersten Jahrh. nach Christo gemeint.

120. Susdal (S. 320). — Russische Stadt, 5 Meilen nördlich von Wladimir, 30 Meilen nordöstlich von Moskau.

121. Das Bilderstürmen (S. 320). — Man hat hier nur an die Bilderkämpfe unter den byzantinischen Kaisern im 8. und 9. Jahrhundert zu denken, nicht etwa an die zur Zeit der Reformation.

122. Daß man ... dem auf dem Tuche Veronika's abgedruckten Heilandsgesicht gleichfalls eine Mohrenfarbe gegeben (S. 321). — Die Legende über die heilige Veronika gehört ihrem Entstehen nach erst dem 13. Jahrhundert an; daher dürfen auch die hier bezeichneten Darstellungen derselben in keine frühere Zeit gesetzt werden.

123. Die Thüren des Tempels Sankt Paul (S. 322) — in Rom.

124. Die beiden Kolossen (S. 322). — Die achtzehn Fuß hohen Statuen der Dioskuren mit ihren Rossen auf dem Monte Cavallo in Rom.

125. Werk des Herrn d'Agincourt (S. 322). — S. Werke, Bd. XXVIII. S. 414.

126. Führt nun sogar die dortige vorzüglichste Kolonie den Namen von Germanicus' Gemahlin (S. 323). — Köln ward im Jahre 37 v. Chr. auf Veranlassung des römischen Feldherrn Marcus Vipsanius Agrippa durch die Ubier angelegt und nach dieser Völkerschaft Urbs Ubiorum benannt. Den späteren Namen Colonia Agrippina erhielt es nicht, wie Goethe hier meint, von Agrippina, der Gemahlin des Germanicus, sondern von der gleichnamigen Tochter des Letzteren, der nachmaligen Gattin des Kaisers Claudius, welche in der Stadt der Ubier geboren war und im Jahre 50 n. Chr. eine römische Kolonie dorthin schickte.

127. Die Mutter Konstantin's des Großen, die Gemahlin Otto's (S. 323). — Die Erste ist die heilige Helena, gestorben 328, deren Gedächtnißtag die Kirche am 18. August feiert; die Gemahlin des deutschen Kaisers Otto II., der im Jahre 955 geboren, von 973 bis 983 regierte, war die byzantinische Prinzessin Theophania, durch die er die Anwartschaft auf Apulien und Kalabrien erhielt.

128. Man läßt eine britannische Prinzessin Ursula über Rom, einen afrikanischen Prinzen Gereon gleichfalls über Rom nach Köln gelangen (S. 323). — Goethe neigt sich hier noch zu einer Art historischer Erklärung der Legende von Ursula und den 11.000 Jungfrauen sowie der von Gereon, etwa so wie man die Nibelungensage auf die Kämpfe der ripuarischen und salischen Franken zurückführt, wenigstens insofern er in den Legenden ein Abbild historischer Vorgänge sieht. In neuerer Zeit hat man dagegen versucht, einen Zusammenhang ebenderselben mit der altgermanischen Religion herzustellen.

129. Wurde nun zu gleicher Zeit am Oberrhein die Thebaische Legion niedergemetzelt (S. 324). —

Die sehr sagenhafte Geschichte der „Thebaischen Legion", so genannt, weil sie in Oberägypten ausgehoben war, führt auf die Zeiten des Diokletian († 313) und des Maximianus Herculius († 310) zurück. Schon ihr Märtyrertod wird in der Legende abweichend von diesen Daten auf das Jahr 330 verlegt. Die Legion war bestimmt, gegen die Bagauden, eine Völkerschaft an der Rhone, zu kämpfen; die Soldaten weigerten sich aber als Christen, an dem gemeinsamen heidnischen Opfer des Heeres theilzunehmen. Darauf ließ Maximian auf Befehl des Diokletian die aus zehntausend Mann bestehende Legion zweimal nach einander dezimiren und, als auch dies vergeblich war, die ganze Legion von dem übrigen Heere tödten. Sie und ihr Anführer, der später zum Heiligen erklärte Mauritius, ertrugen den Tod ohne Widerstand. Ihre Reliquien werden theils in St. Maurice, südlich vom Genfer See zwischen Bouveret und Martigny, theils in Turin aufbewahrt. Der dem heiligen Mauritius und seinen Gefährten gewidmete Festtag ist der 22. September.

130. **Unter den in der Boisserée'schen Sammlung befindlichen Bildern steht eine heilige Veronika billig obenan** (S. 325). — Das bekannte jetzt in München in der Alten Pinakothek befindliche Bild im ersten Kabinet am zweiten Saal, Nr. 16, welches von Meister Wilhelm (s. Anmerkung 133) gemalt ist.

131. **Wenn nun schon Wolfram von Eschenbach . . . . die Maler von Köln und Maestricht . . . . als die besten von Deutschland aufführt** (S. 326 f.). — Man vgl. Parcival, S. 158, V. 13 ff. (Ausg. v. Lachmann):

„Als uns die âventiure giht
von Kölne noch von Mâstrieht,
kein schiltaere entwürfe in baz
denn alser ûfem orse saz —"

oder nach der Uebersetzung von San Marte (Albert Schulz):

„Kein Maler von Köln oder Mastricht kann
— So sagt die Aventür' uns an —
Den Knappen also malen schön,
Wie er [Parcival] zu Roß hier anzusehn."

132. **Daß die Gebeine der drei . . . . Könige von Mailand nach Köln gebracht wurden** (S. 327). — Nach der Tradition sind die Gebeine der heil. drei Könige zuerst nach

Konstantinopel, dann nach Mailand und im 12. Jahrhundert durch Friedrich I. Barbarossa nach Köln gebracht worden.

133. Wilhelm von Köln (S. 327). — Die Blüthezeit dieses Malers wird in die Jahre 1360 bis 1388 gesetzt. Außer der schon oben in Anm. 130 erwähnten heiligen Veronika ist von ihm namentlich das Wandgemälde in der Kastorkirche zu Koblenz „Christus am Kreuz" berühmt.

134. Taschenbuch für Freunde altdeutscher Zeit und Kunst (S. 328). — Herausgegeben zu Köln von F. W. Carové und Gb. v. Groote. Die Beschreibung des Dombildes durch Wallraf (vgl. oben Anm. 42) erschien in dem für das Jahr 1816 bestimmten Theile des Taschenbuchs schon 1815.

135. Johann van Eyck (S. 329). — Ueber seine sehr unsichere Lebensgeschichte müssen wir auf die Künstlerika verweisen, die sich meistens in einer seiner Bedeutung entsprechenden Ausführlichkeit über ihn verbreiten; nach Einigen ist er schon 1370, nach Andern erst in den neunziger Jahren des vierzehnten Jahrhunderts geboren; sein Todesjahr 1441 steht fest.

136. Ein Gleiches gilt von einer einzelnen Tafel, worauf Lukas das Bild der heiligen säugenden Mutter entwirft (S. 332). — Lukas von Leiden, 1494—1533. Das hier genannte Bild ist in München in der Alten Pinakothek. Man vgl. auch S. 334 und das Personenregister zu Werke, Bd. XXIX.

137. Sieht man es denn Albrecht Dürern sonderlich an, daß er in Venedig gewesen (S. 334). — Albrecht Dürer war 1506 in seinem 35. Jahre auf längere Zeit in Venedig, wahrscheinlich aber auch schon auf seinen Jugendwanderungen 1492 oder 1493.

138. Hemmelinck, Israel van Mecheln . . . . ., Quintin Messis (S. 334). — Hans Hemmelinck (auch Memlinc genannt), geb. um 1440, lebte noch 1509. Sein berühmtestes Bild ist das große Altarbild in der Marienkirche zu Danzig, auf drei Tafeln die Darstellung des jüngsten Gerichts, der Hölle und des Aufenthaltes der Seligen enthaltend. Das Bild, früher andern Meistern zugeschrieben, trägt die Jahrzahl 1487 und wird jetzt wol allgemein als sein Werk anerkannt. Ueber sein Leben ist nichts Sicheres bekannt, ebenso wenig über das des Israel van Mecheln, wie H. dem 15. Jahrhundert angehörig, dem selbst kein vorhandenes Gemälde mit Sicherheit zu-

geschrieben werden kann. — Quintin Metsis (Matsys, Matsys, Metsigs, Massys, Messigs, 1460—1530 oder 1531), war angeblich früher Schmied, daher der Schmied von Antwerpen genannt und soll die Malerei aus Liebe zu der Tochter eines Malers gelernt haben (Connubialis amor de Mulcibre fecit Apellem). — Man vgl. über diese Maler auch das Personenregister zu Werke, Bd. XXIX.

139. Nun aber tritt Schoreel auf, später Hemskerck (S. 334). — Schoreel (s. Werke, Bd. XXVIII. S. 851, dritte Anmerkung) war 1517 und 1522 bis 1523 in Italien; sein Schüler Martin von Hemskerck (1498—1574) verweilte gleichfalls drei Jahre daselbst.

140. Der Schaum der Ueberschätzung, der jetzt schon dem Kenner und Liebhaber widerlich ist, wird sich nach und nach verlieren (S. 335). — Gegen diese Ueberschätzung kämpft namentlich der damals noch nicht zu der neuen Anschauung bekehrte Meyer in dem Aufsatze „Neudeutsche religios-patriotische Kunst" in dem 2. Hefte des ersten Bandes von „Ueber Kunst und Alterthum".

141. Nachträgliches zu Heidelberg (S. 335, Z. 4 v. u. bis S. 336, Z. 24). — Auch dieser Abschnitt findet sich schon in dem 2. Hefte des 1. Bds von „Ueber Kunst und Alterthum", S. 210 f. Man vgl. dazu Anm. 104.

142. Wohlgemuth, Altdorfer, Beuckelaer und .... Johann von Melem (S. 336). — Michael Wohlgemuth (1434—1519), Maler und Holzschneider in Nürnberg; — Albrecht Altdorfer (1488—1538), der meistens in Regensburg lebte, gilt als einer der bedeutendsten Nachfolger von A. Dürer; — Johann Beuckelaer (Buecklaer) (1530—1610), niederländischer Maler; — Johann von Melem's Blüthezeit wird um das Jahr 1530 gesetzt.

143. Martin Schön, ... J. J. Walch ... Johann Mabuse (S. 336). — Martin Schön, in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts lebend, ist der Hauptrepräsentant einer Ulmer Künstlerfamilie, von der die Künstlerlexika außerdem noch zehn Mitglieder als Maler anführen, — Jakob Walch ein Nürnberger Maler, dessen Blüthezeit um 1470 gesetzt wird; bei Weitem bedeutender als Beide ist Joan Gossaert (Gossart), genannt Mabuse (dieser Name kommt in mindestens noch sechs Variationen vor), 1470 in Maubeuge geboren, 1532 in Antwerpen gestorben.

144. Glückte uns nochmals am Oberrhein zu verweilen, so bieten uns Mannheim ..... so wie auch Karlsruhe u. s. w. (S. 336). — Goethe war in Mannheim am 2. Oktober 1814 und am 30. September u. 1. Oktober 1815 gewesen, in Karlsruhe am 3. bis 5. Oktober 1815.

145. Herrn Hebel (S. 336). — Johann Peter H. (1760—1814), seit 1791 am Karlsruher Gymnasium als Lehrer, eine Zeit lang als Direktor thätig, später Prälat, hatte schon durch die erste Ausgabe seiner „Allemannischen Gedichte" (Karlsruhe 1803) Goethe's Aufmerksamkeit auf sich gezogen; die zweite Auflage recensirte Dieser in der Jenaischen Allgemeinen Literatur-Zeitung 1805 (s. Werke, Bd. XXIX. S. 418 ff.).

146. Nach der ersten Absicht dieser .... Blätter sollte nur von Kunst und Alterthum darin die Rede sein (S. 337). — Man vgl. den in unsre Ausgabe aus dem „Morgenblatt" neuaufgenommenen Aufsatz „Ueber Kunst und Alterthum in den Rhein- und Maingegenden", Werke, Bd. XXIX. S. 331 ff., außerdem die Vorbemerkung oben S. 225 f.

147. Dem würdigen geistreichen Veteran Herrn Dr. Ehrmann in Frankfurt (S. 340). — Dr. Johann Christian E., praktischer Arzt und Medizinalrath in Frankfurt a. M., wird von Boisserée mehrfach wegen seiner Forschungen über die Geschichte der Bauhütten erwähnt, deren Resultate er nachher Diesem zur Verwerthung überließ. Außerdem werden auch seine wunderliche Persönlichkeit, seine Eigenheiten und sein geselliger Humor häufig besprochen. Man vgl. S. Boisserée, Bd. I. S. 145, 272, 279 f., und unten Anmerkung 150 unter dem 28. August 1815.

148. Dr. Büsching's „Wöchentliche Nachrichten für Freunde der Geschichte, Kunst und Gelahrtheit des Mittelalters" (S. 340). — Der Herausgeber ist der Werke, Bd. XXIX. S. 193 erwähnte Breslauer Professor Johann Gustav Gottlieb B. (1783—1829).

149. Die Nachricht ..., daß ... Seine Päpstliche Heiligkeit der Universität Heidelberg nicht nur die in Paris gefundenen Werke aus der ehemaligen pfälzischen Bibliothek überlassen u. s. w. (S. 340). — Boisserée schreibt aus Heidelberg an Goethe am 2. Dezember 1815: „Es wird Sie freuen, zu hören, daß der Papst in die

Unerwarte Morgenröthe tagt;
Nur uns armen liebevollen Beiden
Iſt das wechſelſeit'ge Glück verſagt,
Uns zu lieben, ohn' uns zu verſtehen,
In dem Andern ſehn, was er nie war,
Immer friſch auf Traumglück auszugehen
Und zu ſchwanken auch in Traumgefahr.

Glücklich, den ein leerer Traum beſchäftigt,
Glücklich, dem die Ahnung eitel wär'!
Jede Gegenwart und jeder Blick bekräftigt
Traum und Ahnung leider uns noch mehr.
Sag, was will das Schickſal uns bereiten?
Sag, wie band es uns ſo rein genau?
Ach, Du warſt in abgelebten Zeiten
Meine Schweſter oder meine Frau.

Kannteſt jeden Zug in meinem Weſen,
Spähteſt, wie die reinſte Nerve klingt,
Konnteſt mich mit einem Blicke leſen,
Den ſo ſchwer ein ſterblich Aug' durchdringt.
Tropfteſt Mäßigung dem heißen Blute,
Richteteſt den wilden, irren Lauf,
Und in Deinen Engelsarmen ruhte
Die zerſtörte Bruſt ſich wieder auf;

Hielteſt zauberleicht ihn angebunden
Und vergaukelteſt ihm manchen Tag.
Welche Seligkeit glich jenen Wonneſtunden,
Da er dankbar Dir zu Füßen lag,
Fühlt' ſein Herz an Deinem Herzen ſchwellen,
Fühlte ſich in Deinem Auge gut,
Alle ſeine Sinnen ſich erhellen
Und beruhigen ſein brauſend Blut!

Und von Allem dem ſchwebt ein Erinnern
Nur noch um das ungewiſſe Herz,
Fühlt die alte Wahrheit ewig gleich im Innern,
Und der neue Zuſtand wird ihm Schmerz.
Und wir ſcheinen uns nur halb beſeelet,
Dämmernd iſt um uns der hellſte Tag.
Glücklich, daß das Schickſal, das uns quälet,
Uns doch nicht verändern mag!

Zurückgabe der neunanddreißig in Paris gewesenen hiesigen Handschriften eingewilligt hat: Fürst Hardenberg zeigte es vorgestern der Universität an. Wegen dem größern noch in Rom befindlichen Theil ist noch keine Antwort erfolgt, er wurde erst später gefordert" (II. S. 89). — Am 9. Febr. 1816 kann er aber bereits „die herrliche Nachricht von der Zurückgabe sämmtlicher noch in Rom befindlichen Heidelberger Handschriften" melden (II. S. 103).

---

150. Im Nachfolgenden ist zu besserem Ueberblicke und überhaupt zu biographischem Zwecke zusammengestellt, zu welcher Zeit Goethe auf seinen Reisen in den Jahren 1814 und 1815 in den einzelnen Orten gewesen ist; außerdem sind, so weit es möglich war, die während dieser Zeit von ihm verfaßten Gedichte, seine Korrespondenz und sein hauptsächlicher Verkehr angegeben.

Vom 25. Juli bis zum 27. Oktober 1814.

25. Juli. Abreise von Weimar. Drei Gedichte zum Divan: „Wenn zu der Regenwand", „Was doch Buntes dort verbindet", „Sollt' einmal durch Erfurt fahren".
26. Juli. Bis Fulda. Acht Gedichte zum Divan: „Wenn links an Baches Rand", „Lieblich ist des Mädchens Blick", „Und was im Pend-Nameh steht", „Keinen Reimer wird man finden", „Roß' und Lilie morgenthaulich", „Wenn Du auf dem Guten ruhst", „So lang man nüchtern ist", „Uebermacht, Ihr könnt es spüren".
27. Juli. Reise. Zum Divan: „Als wenn das auf Namen ruhte" (vollendet am 23. Dezember 1814).
28. Juli. Bis Frankfurt. „Ich sah meine zu ihrem Vortheil sehr veränderte Vaterstadt Nachts den 28sten [nicht: dem 29sten] beim doppelten Schein des klarsten Mondes und einer Ihrer Majestät dem König von Preußen gewidmeten Illumination zum ersten Mal wieder" (Goethe's Briefe an Fr. Aug. Wolf", S. 117).
29. Juli. Ankunft in Wiesbaden um Mitternacht. Zum Divan: „Staub ist eins der Elemente". In W. blieb Goethe bis zum 16. September, die Sonntage meistens in Biberich zubringend, in Verkehr namentlich mit Zelter, dem Oberbergrath Cramer und dem Ab-

vokaten Hundeshagen, jedoch mit einigen im Folgenden angegebenen Unterbrechungen.

31. Juli. Zum Divan: „Sagt es Niemand, nur dem Weisen".
2. August. Brief an den Herzog von Weimar (nicht im Briefwechsel).
3. August. „Am 3. August feierte ich das hohe Geburtsfest [des Königs Friedrich Wilhelm III. von Preußen] in Mainz mit dem dortigen östreichischen und preußischen Militär und den Einwohnern". (Goethe's Briefe an Wolf, S. 117). Sulpiz Boisserée ladet G. nach Burtscheid bei Aachen ein.
13. August. Brief an den Herzog von Weimar (nicht im Briefwechsel, wohl aber die Antwort des Herzogs vom 16ten).
15. August. Fahrt nach Rüdesheim mit Zelter und Cramer.
16. August. Theilnahme am Sankt-Rochusfeste in Bingen.
23. August. Ankunft des Herzogs von Weimar in Wiesbaden bei seiner Rückkehr aus den Bädern von Aachen.
28. August. Zelter verhindert auf Goethe's Wunsch eine öffentliche Feier von dessen Geburtstag, und Dieser bringt den Tag in Biberich zu.
29. August. Brief an Riemer (Neuestes Verzeichniß einer Goethe Bibliothek, S. 219 f. „Das Fest des heil. Rochus habe schematisirt. Es kann recht artig werden.")
30. August. Brief an S. Boisserée, in dem Goethe seinen Besuch in Heidelberg für die Mitte September in Aussicht stellt. — Brief an Staatsrath Schulz in Berlin, der sich lebhaft für die „Propyläen" und die „Farbenlehre" interessirt hatte.
31. August. Zum Divan: „Wer kann gebieten den Vögeln". „Vom 1. bis 8. September verweilte ich im Rheingau, dessen Genuß und Uebersicht ich der Brentano'schen Familie schuldig geworden. Das rechte und linke Rheinufer lernte ich in der besten Gesellschaft und unter den günstigsten Umständen kennen." (Briefe an Wolf, S. 117.)
1. September. Ausflug von Winkel nach Eibingen und Rüdesheim.
2. September. Posthaus. Johannisberg.
3. September. Geisenheim, Rüdesheim.
4. September. Kapelle des Rhabanus, Mittelheim, Weinheim, Niederingelheim.

5. September. Rüdesheim, Bingen, Oberingelheim, Weinheim.
6. und 7. September. Ruhetage in Winkel.
8. September. Rückkehr nach Wiesbaden, wo Goethe vermuthlich noch bis etwa den 16. September blieb, alsdann Aufenthalt in Frankfurt bis zum 24. September. Sein eigener Bericht an Wolf über die Zeit lautet: „Ueber Hochheim, Flörsheim und Weilbach in Betrachtung mancher Naturgegenstände nach Frankfurt, wo ich mich ganz dem Wohlbehagen überließ, mit meinen theuern Landsleuten nach so langer Zeit wieder in Berührung zu kommen, welche mir alle Gelegenheit machten, die reichen Kunstschätze und die Schönheit der Umgebungen vollständig kennen zu lernen. Sollte ich übrigens alle Personen mit Namen nennen, denen ich Erfreuliches und Nützliches verdanke, so würde es ein großes Verzeichniß geben. Doch darf ich nicht verschweigen, daß ich in dem mir nah verwandten Schlosser'schen Hause die liebevollste Gastfreundschaft gefunden, daß die Brentano'sche Familie in allen ihren Zweigen mir eine von den Eltern ererbte Freundschaft und Neigung bewiesen, daß Herr Schütz (s. Anmerkung Nr. 94) bei belehrender Vorzeigung der trefflichen alten noch nicht aufgestellten Malereien keine Bemühung gespart, daß Herr Geheimerath von Willemer sein früheres Zutrauen auf jede Weise im hohen Grade abermals bethätigt, und daß meine ältern Schul- und akademischen Freunde, die noch übrig geblieben, mich mit warmer Liebe empfangen." — Vom 14. bis zum 21. September war auch S. Boisserée in Frankfurt und häufig in Goethe's Gesellschaft.
24. September. Goethe's Ankunft in Heidelberg (s. S. Boisserée, Bd. I. S. 225). (Die nachfolgenden Notizen sind zum Theil aus Boisserée's Tagebuch, zum Theil aus dem oben citirten Berichte an Wolf entnommen.)
25. September. „Sonntag auf dem Schloß."
26. September. „Bei Paulus."
27. September. „Bei Nägele und Frau von Humboldt."
28. September. „Bei Thibaut."
29. September. „Bei Voß und Frau von Humboldt."
30. September. „Bei Reizenstein."

1. Oktober. „Abendgesellschaft bei Boisserées."
2. Oktober. „In Mannheim." („So konnte ich auch in Mannheim mit Freunden vergangener Weimarischer Tage gedenken." Br. an Wolf.)
3. Oktober. „Bei Voß."
4. Oktober. „Paulus und Karl Wambold bei Boisserées."
5. Oktober. „Großes Gastmahl im ‚Erbprinzen'."
6. Oktober. „Martin und Wambold bei Boisserées."
7. Oktober. „Fries."
8. Oktober. „Abends Thibaut, Abegg und Lepick bei Boisserées".
9. Oktober. Goethe fährt gleichzeitig mit S. Boisserée nach Darmstadt. („So . . . erfreute ich mich in D. einer gnädigen Aufnahme der großherzoglichen Familie. Hier hatte ich zugleich ein vortreffliches Orchester und ein reiches Museum zu bewundern, welches dem Herrn Kabinetsrath Schleiermacher [s. oben S. 315] seine blühende Ordnung verdankt.")
10. Oktober. Goethe geht nach Frankfurt und bleibt daselbst noch bis zum 19ten. Er schreibt über die in Heidelberg und diese letzte in Frankfurt verlebte Zeit an Wolf: „Vom 24. September bis zum 8. Oktober befand ich mich in Heidelberg in Betrachtung der Boisserée'schen Sammlung, wo man die Stufen der niederländischen Kunstschule durch das byzantinische und gräzisirende Bemühen bis zu Johann van Eyck und dessen Schüler und Nachfolger auf eine Weise kennen lernt, die in Verwunderung setzt. Die hohen Verdienste von Männern, deren Namen man kaum gekannt, sind uns hier vor Augen gestellt und ein trüber Theil der Kunstgeschichte in das hellste Licht gesetzt. . . . Vom 13ten an kehrte ich wieder in meinen behaglichen Frankfurter Zustand zurück, beschaute Nachts den 15ten nach vollbrachtem wohlgeordnetem Feste vom Mühlberge die durch tausend und aber tausend Feuer erleuchtete Gebirgsreihe und sonstige ferne und nahe Gegenden. Den 19ten war die Stadt aufs Prächtigste illuminirt und ich glaubte mit dieser Feierlichkeit schließen zu müssen, obgleich noch mehrere Feste mich zu bleiben lockten."
20. bis 24. Oktober. Aufenthalt in Hanau. („In H. konnte

ich in dem Kabinet des Herrn Geheimerath Leonhard alle meine Kenntniſſe des unorganiſchen Reiches rekapituliren und ſie nicht wenig vermehren." Br. an Wolf.)

24. bis 27. Oktober. Rückreiſe nach Weimar. — Dem Oktober gehören vier Divangedichte an: „Welch ein Zuſtand! Herr, ſo ſpäte", „Heute haſt Du gut gegeſſen", „Nennen Dich den großen Dichter" (vor dem 9. Oktober geſchrieben, ſ. Werke. Bd. IV., Anmerkungen zu S. 181, S. 183 und 184); „Du mit Deinen braunen Locken", wofür ſich kein genaueres Datum angeben läßt.

Vom 24. Mai bis zum 11. Oktober 1815.

24. Mai. Von Weimar bis Eiſenach. Zum Divan: „Wenn der Menſch die Erde ſchützet", „Bei Mondenſchein im Paradeis", „Vom Himmel ſteigend Jeſus bracht", „Daß Suleika von Juſſuf entzückt war", „Warum Du nur oft ſo unhold biſt".

27. Mai. In Frankfurt. Zum Divan: „Was iſt ſchwer zu verbergen", „O wie ſelig ward mir", „Du vergebſt und biſt ſo freundlich", „Wenn der Körper ein Kerker iſt", „Reiteſt Du bei einem Schmied vorbei", „Ungezähmt, ſo wie ich war", „Dir mit Wohlgeruch zu koſen". (Das letzte Gedicht wird in der Quartausgabe der Werke unrichtig als in Wiesbaden verfaßt bezeichnet.)

29. Mai. Nach Wiesbaden, wo Goethe mit einigen Unterbrechungen bis zum 11. Juli bleibt und wieder die Sonntage oft nach Biberich geht.

30. Mai. Zum Divan: „Frage nicht, durch welche Pforte" und Ende Mai: „Sechs Begünſtigte des Hofes" (angefangen in Jena Ende Dezember 1814).

16. Juni. Brief an Zelter.

21. Juni. Zum Divan: „Süßes Kind, die Perlenreihen".

1. Juli. Zum Divan: „Was heißt denn Reichthum" und „Du zierlicher Knabe".

5. Juli. Brief an Riemer (vierzehntägige Krankheit von Goethe's Diener).

11. Juli. Brief an Döbereiner (ſ. Neueſtes Verzeichniß einer Goethe-Bibliothek, S. 220).

16. Juli. Feſt in Biberich.

18. Juli. Brief an Gräfin Konſtanze von Fritſch (?) (ſ.

Neueſtes Verzeichniß einer G.-Bibl., S. 220). — Goethe iſt in Mainz bei dem Erzherzog Karl von Oeſtreich, mit dem er am 16ten und ſchon früher in Biberich zuſammen geweſen war.

19. Juli. Uebergabe des Schloſſes Johannisberg zunächſt an Oeſtreich, worüber Goethe dem Herzog (Briefe Goethe's an Voigt, S. 582) wie folgt berichtet: „Nach vollbrachter Uebergabe, nach einem Umgang um Schloß und Berg, ſodann einem heitern Mittagsmahl, die Gegend immerfort bewundernd, ſah ich denn den kaiſerlichen Adler über den alten in Eiſen gegoſſenen Fuldiſchen Kreuzen ſchweben und alſo auch den Beſitz dieſes merkwürdigen Erdpunktes entſchieden. Möge doch auch bald das Ew. Hoheit Zugeſagte wirklich zu Theil werden!“ — An demſelben Tage erhielt Goethe die Anzeige, daß der öſtreichiſche Kaiſer ihn zum Kommandeur des Leopold-Ordens ernannt habe.
20. Juli. Brief an den Herzog von Weimar.
21. Juli. Brief an Sulp. Boiſſerée.
25. bis 31. Juli. (Nach Goethe's Tagebuch bei Boiſſerée, Bd. II. S. 65, ſind die Notizen über dieſe Tage zuſammengeſtellt.) — „Dienſtag den 25. Juli führte Herr Miniſter von Stein mich im Wagen bis Thal E[hrenbreitſtein], im Nachen bis Köln“ (ſ. oben Anm. 38).
26. Juli. „Der Dom, in und auswendig, oben und unten, mit allem Zubehör. Privatſammlungen. Merkwürdiges.“
27. Juli. „Um die Stadt gefahren, Beſuche, Bilder. Wallraf's angefüllte Wohnung, Gebäude, Schulrektor. Auch Bonn. Fuchs begleitete.“
28. Juli. „Kanonikus Pick. Mittag: Andernach. Ueber Laach, die Steinbrüche nach Koblenz.“
29. Juli. „Frühſtück auf der Karthauſe, veranſtaltet durch Görres und Familie. Zu Wagen ferner nach Naſſau.“
30. Juli (Sonntag). „In Naſſau.“
31. Juli. „In Wiesbaden“, wo Goethe noch bis zum 10. Auguſt blieb.
1. Auguſt. Brief an Voigt, dem Goethe aus der Wiener Hofzeitung mittheilt: „Sr. k. k. Majeſtät haben vermittelſt höchſten aus Speyer vom 28. Jun. erlaſſenen Kabinetſchreibens dem herzogl. Weimar'ſchen geheimen

Rathe v. Goethe das Commandeurkreuz des Oesterreichisch-Kaiserl. Leopoldi-Ordens in Gnaden zu verleihen geruhet."

2. August. Ankunft von S. Boisserée in Wiesbaden, dessen sehr ausführliches Tagebuch, Bd. I. S. 248 ff. für die nächsten Tage als Quelle dient, auf die wir verweisen müssen.
3. August. Spaziergang mit Boisserée. — Brief an den Herzog (in der Korrespondenz fehlend).
4. August. Im Verkehr mit Boisserée.
5. August. Goethe ist bei der Großfürstin von Oldenburg in Biberich.
6. bis 9. August. Fast ausschließlicher Verkehr mit Boisserée. Ein Brief an den Herzog (nicht in der Korrespondenz); am 9. August Abschiedsschmaus bei Cramer.
10. August. Mit Boisserée nach Mainz.
11. August. In Mainz bei Professor Lehne, Graf Kesselstadt und Kaufmann Memminger. — Die Rheinlandschaften von Kaspar Schneider.
12. August. Nach Frankfurt, wo Goethe bis zum 19. September bleibt, theils in der Gerbermühle, der ländlichen Wohnung der Familie von Willemer, verweilend, theils in deren Hause in der Stadt. Ueber diese ganze Zeit finden sich sehr ausführliche Nachrichten bei Boisserée, Bd. I. S. 268—281, ebenso über den nachfolgenden Aufenthalt Goethe's in Heidelberg. Wir heben von diesen nur Einiges hervor.
19. August. Erste Bekanntschaft mit Dr. Ehrmann (s. oben Anmerkung 147), der sich anfangs ganz still verhält, nachher aber sehr belebt und geistreich wird.
26. August. Goethe wohnt der Hochzeit des Baumeisters Heß (s. oben Anm. 79) und der Jungfer Neuburg bei.
28. August. Große Feier von Goethe's Geburtstag auf der Gerbermühle. „Willemer eröffnete den Tisch mit einer passenden Anrede und Anspielung auf Freimaurersitte und brachte Goethe's Gesundheit aus, mit Wein aus seinem Geburtsjahr (1749) — es war 1748er Rheinwein. Durchgehend herrschte eine muntere Stimmung. Dann kam ein Brief vom Konsistorium an Geheimerath Willemer mit dem gedruckten Erlaubnißschein zur Haustaufe eines an diesem Tag geborenen, un-

ehlichen Sohns Wolfgang. Ein zweiter Brief kam in Knüttelversen, von einem Meistersänger Christian, darin war eine kurze Wiederholung von Goethe's Biographie, so weit sie jetzt gedruckt ist, mit den Namen aller seiner Mädchen in den Reimen, aber ohne den seinigen. Goethe merkte es gleich; beide Späße waren von Dr. Ehrmann."

8. September. Goethe zieht in das Willemer'sche Haus in der Stadt, wo er aber nur einige Tage bleibt und wieder in die Gerbermühle zurückkehrt.
9. September. Goethe mit Schlosser bei Dr. Grambs.
10. September. Boisserée bei Goethe, der ihn abräth, nach Weimar zu ziehen: „Seine Heiden machen es ihm, der er doch selbst ein Heide sei, oft zu arg. Das sei nichts für B."
14. September. Goethe besucht mit Boisserée die Sammlungen von Brentano und Birkenstock.
15. September. Mittags bei Guaita. — Besuch bei Serrand (Besitzer von Gemälden des Paul Veronese, Hobbema, Rubens). Zum Divan: „Nicht Gelegenheit macht Diebe". Gingo biloba (s. Werke, Bd. IV. S. 128).
16. bis 18. September. Reicher geselliger Verkehr auf der Gerbermühle. — Die Aufsätze über Köln, Bonn ꝛc. sind bereits fertig und werden Boisserée mitgetheilt; was Goethe über Frankfurt geschrieben, secretirt er noch. — Zum Divan am 17ten: „Als ich auf dem Euphrat schiffte" und „Dies zu deuten bin erbötig".
19. September. „Lied eines Freiwilligen" wird vorgelesen. Eben dieses Gedicht, unter der Ueberschrift „Kriegsglück", war nach der Angabe der Quartausgabe schon am 14. Februar 1814 gedichtet (s. Werke, Bd. I. S. 84 ff.). — Fahrt nach Darmstadt.
20. September. In Darmstadt. Goethe ist bei Hofe und bei Moller.
21. September. Goethe geht mit Boisserée nach Heidelberg, wo Beide mit einer kurzen Unterbrechung durch eine Fahrt nach Karlsruhe bis zum 7. October bleiben. — Zum Divan: „Laßt Euch, o Diplomaten" und „Die schön geschriebenen". (Von dem letzteren Gedichte steht unrichtig in Scholl's Ausgabe der Briefe

an Frau von Stein, Bd. III. S. 448, daß es in Frankfurt verfaßt ſei.)

22. September. Creuzer und Daub ſind bei Boiſſerée zu Tiſch. Geſpräch über neugriechiſche Dichtung. Zum Divan: „Sag, Du haſt wol viel gedichtet", „An des luſtgen Brunnens Rand" und „Die Sonne kommt, ein Prachterſcheinen".
23. September. Auf dem Schloß und bei Reizenſtein.
24. September. Schloß. Unerwarteter Beſuch der Familie Willemer. Zum Divan: „An vollen Buſchelzweigen" und „Iſt es möglich, Stern der Sterne".
25. September. Zum Divan: „Lieb' um Liebe, Stund' um Stunde".
26. September. Bei Paulus. Zum Divan: „Volk und Knecht und Ueberwinder".
27. September. Bei Nägele und Frau von Humboldt.
28. September. Bei Thibaut. Ankunft des Herzogs von Weimar und ſeines Schwagers, des Landgrafen Chriſtian von Darmſtadt.
29. September. Bei Voß und Frau von Humboldt. Auf dem Schloſſe und Betrachtung der Gemäldeſammlung mit dem Herzoge. Abends bei Frau von Zillenhardt (einer natürlichen Tochter des Landgrafen).
30. September. Goethe geht mit dem Herzog nach Mannheim. Mittags bei Frau von Stryck, Abends bei dem Admiral Kinckel. Zum Divan: „Locken, haltet mich umfangen".
1. Oktober. In Mannheim. Der Herzog reiſt nach Darmſtadt. Goethe geht nach Heidelberg zurück. Abendgeſellſchaft bei Boiſſerée. — Brief mit Reiſenachrichten an Voigt.
3. Oktober. Mit Boiſſerée nach Karlsruhe. Urtheil über die Familie Willemer. „Lili" (Eliſabeth Schönemann, ſpätere Frau von Türckheim) ſetzt Goethe bei ſeiner Lebensbeſchreibung in Verlegenheit. Peinlicher Beſuch bei Jung (Stilling).
4. Oktober. Beſuch der Treibhäuſer mit Geheimerath Gmelin. Hebel.
5. Oktober. Ablehnung der Einladung der Familie Jung. Rückkehr nach Heidelberg.
7. Oktober. Abreiſe Goethe's, der ſich krank fühlt, mit

Boiſſerée. Uebernachten in Neckarelz. Zum Divan: „Kaum, daß ich Dich wieder habe“. Der Fehler der Quartausgabe, das Gedicht nach Frankfurt zu verlegen, iſt bereits Werke, Bd. IV. S. 151, zweite Anmerkung, verbeſſert.

8. Oktober. Bis Würzburg, von wo aus Boiſſerée, da Goethe ſich wieder wohl fühlt, umkehrt.

9. bis 11. Oktober. Ueber Meiningen und Gotha nach Weimar. Zum Divan am 10ten: „Wie des Goldſchmieds Bazarlädchen“.

Beim Zeichnen.*)

Den 29. Juni 1776.

Hier bildend nach der reinen, stillen
Natur, ist, ach, mein Herz der alten Schmerzen voll.
Leb' ich doch stets um derentwillen,
Um derentwillen ich nicht leben soll.

Nach dem Wiedersehen.**)

Ilmenau, den 8. August 1776.

Ach, wie bist Du mir,
Wie bin ich Dir geblieben!
Rein, an der Wahrheit
Verzweifle ich nicht mehr.
Ach, wenn Du da bist,
Fühl' ich, ich soll Dich nicht lieben;
Ach, wenn Du fern bist,
Fühl' ich, ich lieb' Dich so sehr.

Mit einem Glas.***)

Den 1. September 1776?

Laß' Dir gefallen,
Aus diesem Glas zu trinken,
Und mög' Dir dünken,
Wir säßen neben Dir!
Denn, obgleich fern, sind wir
Dir doch die Nächsten fast von Allen.

An Frau von Stein.†)

Den 28. April 1777.

Was mir im Kopf und Herzen stritt
Seit manchen lieben Jahren,
Was ich da träumend jauchzt' und litt,
Muß wachend nun erfahren.

*) Vgl. Briefe an Frau von Stein I, 44.

**) Ebendaselbst I, 51. — Goethe hatte sich einige Wochen mit dem Herzoge in verschiedenen Gegenden des Thüringer Waldes aufgehalten.

***) Die Zeitstimmung wird von dem Herausgeber nur als Vermuthung gegeben. Vgl. I, 57.

†) Ebendaselbst I, 95. Die Strophe findet ihre Erklärung durch die Worte des sie begleitenden Briefes: „Gestern habe ich einen wunderbaren Tag gehabt, habe auch Lieder von ehmaliger Wärmern in die Hand gekriegt, wo mir Alles wie neu und fremd war."

Zur Reviſion des Textes.

Aus einer Reiſe in die Schweiz
im Jahre 1797.

Texte: Die Ausgaben 6 bis 15 und K; — Goethe's Briefe an Heinrich Meyer, in: Riemer, „Briefe von und an Goethe“ (BGM); — „Briefwechſel zwiſchen Goethe und Knebel“ (BGK); — „Briefwechſel zwiſchen Schiller und Goethe“, 3. Ausg. (BSG); — „Briefwechſel des Großherzogs Karl Auguſt von Sachſen-Weimar-Eiſenach mit Goethe“ (BHG); — „Goethe's Briefe an Chriſtian Gottlob von Voigt“ (BGV).

Seite Zeile

19. 4. Weimar; — 15 Frankfurt.
5. bis S. 20 Z. 23 fehlt in BGM.
18. Frieß; — 6a und K Fries.

20. 26 u. 27. Herrmann und Dorothea — fehlt in BGM.
31. nun; — BGM noch.
32. von; — BGM vor.

25 u. 26. die wahren, ächten Menſchenproportionen; — BGM die wahre ächte Menſchenproportion.
28. vielleicht, nach GHM; — in den Ausgaben fehlt das Wort.

21. 9. jener; — BGM einer.
12. auch, nach BGM; — fehlt in den Ausgaben.
13. wollen; — BGM wollten.
18. einen und den andern Tag; — BGM über den andern Tag.
29 – 30. fehlt in BGM.
31. am; — 11a bis 14 den.
32. Am 28.; — 6 und 6a Am 8.

23. 11. ſehr große; — BGM größere.
13. Expoſition; — BGM Prolog.
24. die Geſchichte, nach BGM; — alle Ausgaben ganz gegen den nothwendigen Sinn als die Geſchichte.
28. auch; — BGM auf.
34. eine proſodiſche, nach BGM; — alle Ausgaben einer proſodiſchen.
36. was; — 11 bis 14 das.

24. 29 u. 34. Aus . . . will; — in BGM iſt dieſer Satz noch an das Vorige angeſchloſſen.
35. treffen; — BGM finden.

Seite	Zeile	
25.	24.	nun; — BGM nur.
	32 u. 33.	um . . . zu nutzen; — BGM ebenso, nur nützen; — sämmtliche Ausgaben und . . . nutzen.
26.	3.	Widerſpruch; — BGM Beſchränktheit und Widerſpruch.
	7.	vindizirt; — BGM zuſchreibt.
	9.	der auch ſeit einigen Tagen hier iſt — fehlt in BGM.
	11.	die Tragödie, nach BGM; — ſämmtliche Ausgaben Tragödie.
	12.	aber, nach BGM; — ſämmtliche Ausgaben eben.
27.	14.	nothdürftigen; — 11 nothdürftigſten.
	26.	Schillern, nach BGM, 6 bis 9 und K; — 11 bis 15 Schiller.
28.	6 — 8.	fehlt in BGM.
	9.	Amalie, nach BGM; — die Ausgaben Amelie.
	12.	ſolidem; — BGM ſolidern.
	19.	den 8.; — BSG den 9.
	23.	ihrer, nach BGV und der Konſtruktion; — ſämmtliche Texte ihre.
29.	3 u. 6.	So . . . angekommen; — BSG Ohne den mindeſten Anſtoß bin ich vergnügt und geſund nach Frankfurt gelangt. In ſämmtlichen Ausgaben ſteht am 3ten; richtig iſt am 2ten, da Goethe am 30ſten Juli abgereiſt und vier Tage unterwegs geweſen iſt. Vgl. S. 171, Anm. 26.
	15.	käme; — BSG kämen.
	16.	Tagen; — BSG acht Tagen.
	„	iſt — fehlt in BSG.
	18.	meiner, nach BSG; — die Ausgaben einer.
	21.	Publikum; — BSG Publico.
	24.	Vergnügungen; — BSG Vergnügen.
	„	ſollt; — BSG ſollen.
	31.	gebietet; — BSG ſie gebietet.
30.	1 — 18.	Dieſer Abſchnitt ſteht außer in BSG auch in BGM mit dem Datum den 10. Auguſt.
	5.	in; — BGM im.
	7.	ſchreiben; — BSG und BGM machen.
	11.	gerechteſtes; — BGM gerechtes.
	14 u. 15.	jetzt das hieſige Theater; — BSG das hieſige Theater jetzt.
	17.	das — fehlt in BGM.
	27.	Schweizeriſchen, nach der Textrevision zu Bd. XXII. S. 130; die Ausg. Schweizerſchen oder Schweizeriſchen; vgl. S. 43, Z. 6.
32.	22.	Frankfurt und 1797 — fehlt in G bis 9 und K.
	23.	bis S. 34, Z. 20. Das Ganze iſt ein Brief an Karl Auguſt, dem nur die beiden Abſchnitte S. 33, Z. 15—29 aus dem Briefe an Knebel vom 10. Aug. eingefügt ſind. Der erſte Brief enthält zum Schluß noch folgende Worte: „Leben Sie recht wohl und gedenken mein. Nehmen Sie dieſe unbedeutenden Blätter gütig auf. Wenn ich mich gewöhnen kann, auf der Reiſe mich auch Abweſenden mitzutheilen, ſo gibt es auch wol immer etwas Intereſſanteres. Empfehlen Sie mich Ihrer Frau Gemahlin zu Gnaden.“
34.	5.	Bei Alledem; — GBV Indeſſen.
	18.	jetzt — fehlt in BGK.
	„	viel; — BGK ſehr viel.
	22.	vom; — 15 vor.
	25.	Riddagrund; — 6 bis 9 Ritzagrund.

Seite Zeile

33. 4. sich gebildet hat; — BGV besteht.
34. 7. dem 14.; — BSG den 17.
„ „ 1797 — fehlt in 6, 6a, 8 und K.
„ 22. sah ich die Oper „Palmira"; — BSG habe ich die Oper Palmira aufführen sehen.
„ 23. aber; — BSG auch.
„ 32. aber auf dem Theater; — BSG auf dem Theater aber.
„ 37. als der Landschaftsmaler thun; — BSG thun als der Landschaftsmaler.
35. 16. die — fehlt in BSG.
„ 25. den Details; — BSG dem Detail.
36. 21. Geberden; — 11 Geberde.
37. 15. Molay, nach 11 bis 15; — 6 bis 9 und K Molai.
„ 29. bis S. 39 Z. 27 aus einem Briefe an Schiller, datirt den 22. August 1797.
38. 30. aufmerksam; — BSG aufmerksamen.
39. 2. in gewissem, nach BSG; — die Ausgaben im gewissen.
„ 5. eben, nach BSG — fehlt in den Ausgaben.
„ 6. Preiscourante; — 6 und 6a Preiscurrente.
„ 8. einschalte; — BSG einfüge.
„ 9. nachher; — BSG sodann.
„ 12. Sodann nehme ich; — BSG Ich nehme sodann.
„ 23. dem Allem; — BSG allem dem.
„ 24. angewandelt; — BSG anwandelt.
„ 28. bis S. 40 Z. 7 aus einem undatirten Briefe (Nr. 356) an Schiller.
„ „ mich nur; — BSG nun mich.
„ 29. nur, nach BSG; — die Ausgaben mehr.
„ 41. es ist; — 15 ist es.
40. 2. Stäfa; — 6 und 6a Stäfe.
41. 3. Vor dem Beginn dieses Abschnittes haben die Ausgaben 6 bis 9 und K noch eine Wiederholung des früheren Datums Frankfurt den 18. August 1797.
42. 24. Heil; — alle Texte Zeile. Man vgl. die Textrevision Bd. XX. zu S. 14, Z. 26.
43. 27. stickt; — 11a bis 15 steckt.
44. 6. hätte; — sämmtliche Texte hätten, was nach der Konstruktion unmöglich ist.
„ 10. Plane, nach 6 bis 9 und K; — 11 bis 15 Pläne.
45. 25 u. 26. Familien — fehlt in 11.
47. 26. Um; — 6 bis 9 ein.
„ 27. bis S. 48 Z. 5. Aus einem undatirten Briefe (Nr. 356) an Schiller.
„ „ Realism; — BSG Realismus.
„ 30. Undenische, nach BSG; — die Ausgaben Undinische.
48. 5. Besonnenheit; — BSG Besinnung.
„ 26. Franzos, nach 6 bis 9 und K; — 11 bis 15 Franzose.
„ „ schwätzt, nach 6 bis 9, 14, 15 und K; — 11 bis 13 schwatzt.
„ 28. drin; — 11 darin.
„ 30. sich — fehlt in 12.
49. 15. zum Exempel, nach 6 bis 9 (z. E.); — 11 bis 15 zum Beispiel; K z. B.
„ 30 u. 31. den Duell; — 11 bis 14 das Duell.
50. 14. mehr — fehlt in 12.

Seite Zeile

51. 6. Cuſtinens, nach der Analogie von Bd. XXV. S. 110, Z. 4 und 25; — ſämmtliche Texte Cuſtine's.
10. ſeinen — Lesart aller Ausgaben, obgleich die Konſtruktion außerordentlich hart iſt.
16. Sprendlingen, nach 11 bis 15; — 6 bis 9 und K Sprenglingen.
52. 3. Syenite, nach 11 bis 15 und K; — 6 bis 9 Sienite.
54. 16. zeigt; — 12 zeigte.
19. jenſeit, nach 6, 6a und K; — 9 bis 15 jenſeits.
55. 13. ſolle; — 6 und 11 bis 14 ſollte.
57. 24. Gemeinde, nach 11 bis 14; — 6 bis 9, 15 und K Gemeine, obgleich ſonſt faſt ſtets die erſte Vorform gewählt iſt.
28. drauf; — 11 darauf.
58. 21. den — fehlt in 11.
59. 23. Aeskulap 6, nach 6 bis 9, 15 und K; — 11 bis 14 Aeskulap.
60. 1. Sarafiniſche, nach 9 bis 15; — 6, 6a und K Sarraſiniſche.
21. noch; — 11 und.
61. 1. Familien, nach 6 bis 9 und K; — 11 bis 15 Familie.
62. 1. im; — 11 bis 14 im.
20. Bürgermeiſter; — 11 bis 13 Burgemeiſter.
64. 5. Böckingen; — 6, 6a und K Bockingen.
20. Aspera; — 11 bis 14 Aßpera.
65 u. 66. Dieſe Bilder .... iſt. Man vgl. die Bemerkung zu S. 51, Z. 19.
66. 23. Boiß; — 6, 6a und K Boit.
25. bis S. 69, Z. 5. Brief an Stiller (Nr. 363a).
26—27. Wir beſuchten .... Modell; — BSG Wir ginaen gleich zu Profeſſor Danneder, bei dem ich einen Hektor, der den Paris ſchilt, ein etwas über Lebensgröße in Gips ausgeführtes Modell, fand.
28. desgleichen; — BSG ferner.
30. Schiller's; — BSG Ihrer.
32. erregt — Dahinter in BSG noch die Sätze: Der Anſtand, den Sie beſitzen, läßt dieſe Arbeit wirklich nicht ahnen. Der Marmor iſt darnach angelegt, und wenn die Ausführung ſo geräth, ſo giebt es ein ſehr bedeutendes Bild.
67. 12. ebenſo; — BSG ſo.
23. angenehm — fehlt in 15.
25. Herrn — fehlt in BSG.
Schaffhauer's; — 6 und 6a Scheffhauers.
" Werkhaus; — dahinter in BSG als Parenthese: ihn ſelbſt traf ich nicht an.
28. ſeine, nach 6 bis 9 und K; — 11 bis 15 deſſen.
68. 1 u. 2. Was . . ſagen; — BSG: Was ſagen Sie zu dieſer Wahl überhaupt?
3. ſich's, — BSG ſich.
11. Indeſſen; — BSG Indeß.
17. Müllern, nach BSG, 6 bis 9, 15 und K; — 11 bis 14 Müller, ebenſo a. und C.
23. ſehr vollkommen; — BSG fürtrefflich.
24. „Auch einem Tod eines Generals“; — 11 an § an einem Tod eines Generals.

Seite Zeile

68. 27. Trumbul, nach 9 bis 15 und K; — BSG, 6 und 6a Trumbul.
29. immer — fehlt in BSG.
30. vorzüglichen; — BSG fürtrefflichen.
30. Rueff; — 6 und 6a Rueff.
69. 2. Rapp'ß; — BSG Herrn Rapp.
6. bis S. 70 Z. 18. Brief an Schiller vom 31. August (Nr. 363 bb).
7. Ueber das, was ich gestern gesehen; — BSG Hier haben Sie ungefähr den Inhalt meines gestrigen Tages, den ich, wie Sie sehen, recht gut zugebracht habe. Uebrigens...
18. diesem. In BSG setzt noch: daß ich niedergeschrieben habe, als wenn Ihnen nicht selbst schon ein großer Theil bekannt wäre.
20. müssen; — BSG müssen, und das vielleicht dem folgenden Almanach gut thun wird.
21 u. 22. ähnliche recht artige Sachen; — BSG recht artige Sachen von dieser Art.
26. Einen, nach BSG, 11a bis 13 und K; — 6 bis 9 einem.
70. 2. zusammenschreiben; — BSG zusammenschreiben. Denken Sie doch auch indeß immer weiter über die poetischen Formen und Stoffe nach.
14. zu tragen; — BSG zu tragen. Ihrer und der Ihrigen erinnert man sich mit viel Liebe und Freude, ja ich darf wohl sagen, mit Enthusiasmus. Und somit sei Ihnen heute ein Lebermohl gesagt.
19. celitten; — BSG gelitten habe.
20. kauft; — 11a und 12 kaufte.
71. 17. Säuglingen; — 13 Säuglinge (Druckfehler).
72. 24. Haßlach, nach 11 bis 15; — 6 bis 9 und K Gaisburg.
74. 17. Franzen, nach 6 bis 9, 14, 15 und K; — 11 bis 13 Franken.
75. 12. das, nach 6 bis 9, 15 und K; — 11 bis 14 was.
78. 3. Wouverman; — die Texte Wouvermann.
6. Lorrain, nach 6 bis 11, 15 und K; — 11a bis 14 Lorraine.
23. Schmieden, nach 11 bis 15; — 6 bis 9 und K Schmiedheim.
28. eb, nach 6, 6a und K; — 9 bis 15 er.
37. Seyffer, nach 8 bis 15 und K; — 6 und 6a Seyfarth.
79. 6. Lieven; — 6 und 6a Liven.
20. Nikelaus, nach 6 bis 9 und K; — 11 bis 15 Nikolas.
23. Partikulierstadt; — 14 und 15 Particuliersstadt.
30. hier, nach 6 bis 9 und K; — 11 bis 15 hie.
„ schilt; — 11 schielt.
80. 20. Wolffermann; — 6, 6a und K Wolfermann.
21. Heem; — 6, 6a und K Hem.
22. Oelfarbe Früchte; — 15 Oelfarbe, Früchten.
23. Pequin; — 6 bis 9 und K Pekin.
81. 1. ein Faun; — 11 eine Faun.
11. Heideloff; — 6 und 6a Heidloff; 9 Heideloff.
11 u. 12. Oberlieutenant, nach 6 bis 11 und K; — 11a, 12, 14 und 15 Obristlieutenant; 13 Oberstlieutenant.
20. Kalkspäthe; — 11a bis 13 Kalkspathe, und so öfter.
21. Quercin, nach 9, 15 und K; — 6 und 6a Quercin; — 11 bis 14 Quercino.

Seite	Zeile	
81.	23.	Biermann's; — 6 bis 9 Bir(r)mann's.
82.	9.	nöthige; — 11 nöthigte.
83.	11.	Ton; — 6 und 6a Thon.
85.	16.	Den 6. September 1797 — fehlt in 11a bis 15, die Jahreszahl hier und außerdem S. 89, 125, 127 und öfter in 6, 6a und K.
	25.	neunjehn Jahre; — 11 16 Jahre.
86.	24.	zeigen; — 11 bis 15 zeigten.
	26.	Den 6. September — fehlt in 11 bis 15.
87.	7.	fünf ein halb, nach 6 bis 9 und K; — 11 bis 15 halb sechs, entsprechend a and. O.
88.	19.	Plouequet; — 6 und 6a Plouquet.
	28.	und S. 89 Z. 4 und 26. Thüingen — fehlt in 6 bis 9 und K.
89.	14.	leichtern; — 14 und 15 leichten.
	15.	Georg, nach 11 bis 15; — 6 bis 9 und K George.
		Mömpelgard; — 6 und 6a Mümpelgard.
	21.	Major, nach 9 bis 15; — 6, 6a und K Meyer.
90.	1.	bis S. 95 Z. 15. Der Brief ist abgedruckt in Bllo, Bd. I. 223 ff.
91.	4.	zu; — 11 zur.
	14.	zu; — 11 bis 15 zur.
	20.	angefrischt; — 15 aufgefrischt.
92.	16.	viel, nach Bllo, 6 bis 9 und K; — 11 bis 15 viele.
93.	10.	arbeitete; — 11a bis 15 arbeitet.
	18.	jetzo, nach BllG, 6 bis 9 und K; — 11 bis 15 jetzt.
	20.	von Madeweiß, nach 11 bis 15; — Bllo, 6 bis 9 und K Madeweiß.
94.	22.	hier, nach Bllo, 6 bis 9 und K; — 11 bis 15 die.
95.	3.	kann, nach Bllo und 6 bis 9; — 11 bis 15 und K kann man.
96.	7.	einfärbig, nach 6 bis 9 und K; — 11 bis 15 einfarbig.
97.	8.	bis S. 99 Z. 39. Brief an Schiller, Absatz 3 bis 6 der Nr. 364 des Briefwechsels.
	19.	das, nach BSG, 6 bis 9, 15 und K; — 11 bis 14 was.
	20.	Handelsweise, nach BSG, 6 bis 9 und K; — 11 bis 15 Handlungsweise.
98.	1.	Denkungsart, nach BSG, 6 bis 9, 15 und K; — 11 bis 14 Denkart.
	13.	ich — fehlt in BSG.
99.	13.	Birnen; — s. die Textrevision in Bd. I. S. 303 zu S. 247.
100.	32.	Saltungen, nach 11 bis 15; — 6 bis 9 und K Sahlingen.
101.	31 u. 32.	ein Schlößchen; — 11 eine Kirche.
102.	34.	Thayngen (s. die Karten und Stein's Handbuch der Geographie), wie K; — 6 bis 9 Thaingen; 11 bis 15 Thaingen; ebenso Z. 105 Z. 3.
103.	9.	hinunterwenden; — 15 hinunterwinden.
	22.	verbreitet; — 14 und 15 verbreitern.
	23.	Leeden (wüste Stellen, Haidelands), nach 9 bis 15 und K; — 6 und 6a Leden.
104.	6.	Hatze; — 14 und 15 Habe.
	11.	Hölzingen, — 6 bis 9 Holzingen, ebenso a. and. O.
	12.	Wiesmatten, nach 6 bis 9 und K; — 11 bis 15 Wiesenwasen.
	24.	Ameisbeiden, nach 6 bis 11 und K; — 11a bis 15 Amtshaidweiden.
105.	24.	Beidem, — 11a und 12 beiden.

Seite Zeile.

106. 19 u. 20. 1797 — fehlt in 6 bis 9 und K, ebenso in denselben an der letzten Stelle 2 Staffhausen.
21. bald lieben; — 6 und 6a 6ba; 11 halb acht.
109. 21. sieht; — 11a bis 15 sieht.
110. 8. dran, nach 6 bis 11 und K; — 11a bis 15 daran.
10. Staffhauser; — 6a bis 9 und K Staffhauser.
17. Seuz; — 11 bis 13 Zeuz.
112. 9. Zürich — fehlt in 6 bis 9.
113. 7. Bulach; — 6 bis 9 Bulach, ebenso a. und C.
114. 4. Zürich . . . 1797 — fehlt in 6 bis 9 und K, ebenso Z. 23 Stafa; die Jahrzahl 1797 fehlt außerdem an den nächsten vier Stellen.
5. Herrliberg; — 6 und 6a Herlibera.
14. Sonntage; — 11 bis 15 Sonntag.
17. wornach, nach 6 bis 9 und K; — 11 bis 15 wonach.
24. bis S. 116 Z. 33. Der Brief ist abgedruckt in BGV, S. 209 ff.
25. den 25.; — BGV den 26.
27. dem Herzog; — BGV Serenissimo.
116. 26. gar — fehlt in 15.
28. meinen August; — BGV den Kleinen.
117. 11 u. 13. dem Herzog; — BGV Serenissimo.
17. bis S. 118 Z. 26. Vgl. die Textrevision Werke, Bd II. S. 484 zu S. 53 und 54 desselben Bandes.
118. 27. bis S. 119 Z. 41. Außer einigen Auslassungen übereinstimmend mit BSG, Nr 308.
28. durchgeschwätzt; — 11 bis 14 durchgeschwatzt.
119. 12. oder, nach BSG und 11 bis 15; — 6 bis 9 und K und.
18. subsummiren; — 6a subsummiren.
120. 11. ungefähr — fehlt in 11a bis 15.
23. sein werde; — BSG dim.
27. dieser; — BSG der.
30. finden. — In BSG folgt noch: Leben Sie recht wohl!!
123. 3. Richterschwyl, nach 9, 11a bis 15 und K; — 6 und 6a Richterswyl; 11 Richtenschwyl.
5 u. 9. Rapperschwyl, nach 9 bis 15 und K; — 6 und 6a Rapperswyl.
124. 5 u. 6. Farnkraut, wie 15; — 6 bis 9, 14 und K Farrenkraut; 11 bis 13 Farrenkraut.
125. 3. Utznach, nach 11 bis 15; — 6 bis 9 und K Utnach.
5. Fußsteigen, nach K; — 6 bis 9 Flußsteigen; 11 bis 15 Fußsteigen.
126. 9. Ingleichen, nach 6 bis 9 und K; — 11 bis 15 Ingleichen, was allerdings S. 129, Z. 20 auch in 6 bis 9 und K steht.
Granat; — 15 Granit.
26. Kalkfelstrümmern, nach 6 bis 9 und K; — 11 bis 15 Kalkfelstrümmer.
127. 7. Hakens; — 6 und 6a Haggens.
23. Lowerzer, nach 11 bis 15; — 6 bis 9 und K Lauerzer.
128. 3. Muottathal, nach 11 bis 15 und K; — 6 bis 9 Mottenthal, ebenso a. und C.
129. 4. Steinrutsche; — 15 Steinrutsch.
21. Schwalbenversammlung; — 15 Schwalbensammlung.
130. 21. einem; — 6 bis 9 einen.

Seite	Zeile	
132.	3.	Göschenen; — 11 Göschinen.
	9.	Urirern, nach 11 bis 15 und K; — 6 bis 9 Urnern.
133.	10.	gutes, nach 6 bis 9 und 15; — 11 bis 14 und K guten.
134.	1.	Nager's und Dr. Halter's, nach 9; — 6, 6a und K Nagers und Dr. Halters; — 11 bis 15 Nager und Dr. Halter.
	2.	Hunde, nach 6 bis 9 und K; — 11 bis 15 Hund.
136.	9.	derselbigen; — 11, 14 und 15 derselben.
	20.	Wäggis, nach 11 bis 15 und K; — 6 bis 9 Weggis.
137.	23.	den; — 14 und 15 am.
138.	6.	Küßnacht; — 6 und 6a Küßnacht.
139.	9.	Gotthard's, nach 6 bis 9 und K; — 11 bis 15 Gotthard.
	12.	Arth, nach 11 bis 15 und K; — 6 bis 9 Art.
141.	9.	bis S. 144 Z. 15. — Im Ganzen übereinstimmend mit BSG, Nr. 372.
	16.	Aus den Gebirgen sind wir glücklich zurückgekehrt; — BSG Kaum hatte ich mich in Zürich mit dem guten Meyer zusammengefunden, kaum waren wir zusammen hieran gelangt, kaum hatte ich mich an seinen mitgebrachten Arbeiten, an der angenehmen Gegend und ihrer Cultur erfreut, als die nahen Gebirge mir eine gewisse Unruhe gaben und das schöne Wetter den Wunsch unterhielt, mich ihnen zu nähern, ja sie zu besteigen.
	17.	zu dieser Ausflucht; — BSG dazu.
142.	1.	Gegenden, nach BSG, 6 bis 9 und K; — 11 bis 15 Gegend.
143.	4.	faß; — BSG saß.
	40.	wieder — fehlt in BSG.
144.	15.	In BSG folgt noch: „Den Schluß des Almanachs hoffe ich noch in Zürich zu erhalten, Cotta ist in seinen Expeditionen sehr regelmäßig. — Den Jason finde ich sehr gut gerathen, und beim 2ten Stücke wüßte ich nun auch nichts mehr zu erinnern. Es verlangt mich nun sehr, das Ganze zu übersehen. Da meine arme Psyche eine gute Aufnahme gefunden, so schick ich noch ein Lied, das wir ihren Reisen verdanken. Es wird recht gut sein, wenn der nächste Almanach reich an Liedern wird, und die Glocke muß nur um vieles besser klingen, als das Erz länger im Fluß erhalten und von allen Schlacken gereinigt ist."
	16.	bis S. 145 Z. 19. Uebereinstimmend mit BGV, S. 207 f.
	27.	Unheil; — BGV Unglück.
	30.	rotte, nach 11a bis 15; — BGV, 6 bis 11 und K rotte.
145.	20.	bis S. 146 Z. 17. S. BIG, Bd. I. S. 231 ff.
	25.	nach- und entgegenschallt. An der Hirzel'schen Handschrift cf. Neuches Verzeichniß einer Goethe-Bibliothek S. 207: nahe und entgegenschallt.
148.	10.	bis S. 151 Z. 34. Man vergl. die Textrevision zu Werke, Bd. II. S. 48—52, ebendas. S. 454 und Bd. V. S. 319.
151.	35.	und S. 152 Z. 1, 3, 5, 8, 11, 14. Die Ortsnamen und die Jahreszahl fehlen in 9 bis 9, die letztere auch in 6.
152.	17.	Füeßli, nach 6 bis 9 und K; — 11 Füßle; 11a bis 15 Fußli.
153.	1.	bis S. 154 Z. 7. S. BGV, S. 208 f.
	1.	und S. 154, Z. 8. An fehlt in 6 bis 9.
	16.	Taufbe, nach 11 bis 15; — BGV, 6 bis 9 und K Taufe.
	24.	meinen; — BGV mein.

Seite Zeile

154. 2. eine, nach 11 bis 15; — 6 bis 9 und K ein.
155. 28. bis S. 157 Z. 34. S. BSG, Nr. 375.
31. Wir gedenken; — BSG Denn wir gedenken.
37. dann, nach BSG; — ſämmtliche Ausgaben denn.
156. 2 um, um, nach BSG; — die Ausgaben um.
8. zufälligen, — BSG zufälligen.
10. Vulkan's, nach 6 bis 9 und K; — 11 bis 15 Vulkan.
17. In BSG folgt noch: Leben Sie nochmals recht wohl!
18. Später, nach 6 bis 9 und K; — 11 bis 15 Späterer Zuſatz.
157. 29. Erſchaffung; — 15 Erſchlaffung.
159. 1—16 S. BSG, Nr. 377.
7. In BSG folgt noch: „Den Almanach haben wir erſt hier erhalten und uns beſonders über den Eiſenhammer gefreut. Sie haben kaum etwas mit ſo glücklichem Humor gemacht, und die ritterbrennende Weſſe iſt von dem beſten Effect. Auch iſt das Gedrungene ſehr lobenswürdig. — Es freut mich, daß Hermann in Ihren Händen iſt und daß er ſich hält. Was Sie vom Dichter ſagen, verſtehe ich recht gut, es iſt Alles wahr und noch mehr. Gerade ſeine Unvollkommenheit hat mir am Meiſten Mühe gemacht. Eine reine Form hilft und trägt, da eine unreine überall hindert und ſperrt. Er mag indeſſen ſein, was er iſt, es wird mir nicht leicht wieder begegnen, daß ich mich im Gegenſtand und in der Form vergreife, und wir wollen abwarten, was uns der Genius im Herbſte des Lebens gönnen mag."
12. geſchrieben, er; — BSG geſchrieben und.
160. 12. Dinkelsbühl, nach 9 bis 15 und K; — 6 u. 6a Dünkelsbühl.
18. einigen; — 15 einige.
26. bis S. 161 Z. 11. Man vgl. die Textrevision Werke, Bd. V. S. 310.
161. 14. Cubach, nach 11 bis 15; — 6 bis 9 und K Cubach.
18—27. S. BSG, Nr. 378.
29—33. BSG: Bald habe ich das Vergnügen, Sie ..... erfragen. Meyer grüßt.

Aus einer Reiſe am Rhein, Main und Neckar

in den Jahren 1814 und 1815.

Texte: KA („Ueber Kunſt und Alterthum in den Rhein- und Main-Gegenden", Erſten Bandes erſtes, zweites und drittes Heft. 1816. 1817), die Ausgaben 6 bis 15 und K.

Sankt-Rochusfeſt zu Bingen.

In KA, Erſten Bandes zweites Heft, welches dieſen Aufſatz zuerſt brachte, findet ſich eine Abbildung mit der Unterſchrift: St Rochus zu Bingen, nebſt beſchreibendem Texte (o. a. O. S. 178—180). Da der Verfaſſer des letzteren ohne Zweifel Goethe iſt, ſo theilen wir die Stelle nachſtehend mit:

„Das Bild des heiligen Rochus, wovon der Umriß gegenwärtigem Hefte beiſteht, iſt von wohldenkenden Anwohnern des Rheins und Mayns geſtiftet in die Capelle über Bingen zum Andenken der Feyer jener friedlichen Wiederherſtellung vom 16. Auguſt 1814.

Der Heilige ist darauf als Jüngling vorgestellt, der seinem verdorbenen Vaterh den Rücken wendet. Die Pilgerkleidung zeigt uns den Stand an, welchen er ergriffen. Zu seiner Rechten sehen wir ein Kind, das sich an Silbergeschirr und Perlen als einer Aubeute frommer Güterspende freut, zur Linken ein zu spät gekommenes, unschuldig stehendes Geschöpf, dem er die letzten Goldstücke aus dem Beutel hinschüttet, ja den Beutel selbst nachzuwerfen scheint. Unten zur Rechten drängt sich ein Hündchen heraus, die Wanderung mit anzutreten bereit; es ist freilich nicht dasselbige, welches ihm in der Felsenzelt so wunderbar beigestanden geworden, aber darauf deutet es, daß er, als freundlicher und frommer Mann, auch solchen Geschöpfen wohlthätig gewesen und dadurch verdient von ihresgleichen künftighin unverhofft gerettet zu werden.

„Hinten, über die mit Orangebäumchen geflochtene Mauer sieht man in einer Wildniß, anzudeuten, daß der fromme Mann sich von der Welt gänzlich ablösen und in die Wüste ziehen werde. Eine durch die Lüfte sich im Bogen schwingende Kette von Jungvögeln deutet auf die Weite seiner Wanderschaft, indessen der Brunnen im Hofe immerfort läuft und auf die unabgetheilte Zeit hinweist, welche fließt und fließen wird, der Mensch mag wandern oder zurückkehren, geboren werden oder sterben.

Haben wir diesen Nebendingen zu viel Bedeutung beigelegt, so mag uns die Neigung des Jahrhunderts entschuldigen, welche überall Zusammenhang, Allegorie und Geheimniß, mit Recht oder Unrecht, aufzusuchen Lust hat."

Seite	Zeile	
230.	24 u. 29.	Elffeld, nach 11 bis 15; — KA bis 9 und K Elfeld.
231.	22.	verflächen, nach KA bis 9, 15 und K; — 11 bis 14 verflachen.
	28.	Lehmendoden, nach KA bis 9, 14, 15 und K: — 11 bis 13 Leimendoden.
	29.	Reichartshausen, nach 11 bis 15; — KA bis 9 und K Reichardtshausen.
	31.	Oestrich, nach 11a bis 15; — KA, 6 bis 11 und K Oestreich.
232.	30.	der, nach 6 bis 14 und K; — KA und 15 den.
233.	4.	frommen; — KA und 15 fromme.
	23.	Sünde, nach KA bis 9 und K; — 11 bis 15 Sünden.
234.	21.	bedeutender, nach KA bis 9 und K; — 11 bis 15 bedeutenden.
236.	3.	Rheinbreitbach, nach 11 bis 15; — KA bis 9 und K Rheinbreitenbach.
	11.	jähen, nach 11 bis 14; — KA bis 9, 15 und K gähen.
237.	28.	Folgereihe, nach KA bis 11; — 11a bis 15 u. K Folgenreihe.
238.	9.	Ruprecht'2, wie 15; — KA bis 9 und K Ruprecht2; — 11 bis 14 Ruprecht.
239.	2.	erhob; — KA und 15 erhub.
	19.	Rabe; — KA Rabr.
	28.	dies; — 14 und 15 dieses.
240.	25.	Rattisch; — KA, 6 und 8a staatlich.
241.	13.	flinker, nach KA bis 9 und K; — 11 bis 15 flinken.
	19.	trefflichem; — KA trefflichen.
242.	4.	shämt; — 14 und 15 schämte.
	15.	zu, nach KA, 6 bis 9, 13 u. K; — 11, 11a, 12, 14 u. 15 zur.
	29.	Jemandem; — KA bis 9 u. K jemanden; 11 bis 15 jemand.
	41.	seinen; — KA seinem.
243.	13.	Aßmannshausser, nach 11 bis 15 und K; — KA bis 9 Aßmannshauser, ebenso a. und C.

Anrufung.*)

Den 7. Juni 1780.

Von mehr als einer Seite vermißt,
Klag' ich um Deinen Abschied hier;
Nicht allein meine Liebe vereist,
Meine Tugend vereist mit Dir.
Denn ach, bald wird in dumpfes Unbehagen
Die schönste Stimmung umgewandt,
Die Leidenschaft beißt mich in frischen Tagen
Nach dem und jenem Gute jagen,
Und denk' ich es recht sicher beimzutragen,
Spielt mir's der Leichtsinn aus der Hand.
Bald reist mich die Gefahr, ein Abenteu'r zu wagen,
Ich stürze mich hinein und halte muthig Stand;
Doch seitwärts fährt die Lust auf ihrem Taubenwagen,
Die Luft wird balsamreich, mein Herz geräth in Brand —
Mein Schutzgeist, eil', es ihr zu sagen,
Durchstreife schnell das ferne Land!
Sie soll nicht schelten, soll den Freund beklagen.
Und bitte sie zur Linderung meiner Plagen
Um das geheimnißvolle Band!
Sie trägt's, und oft hat mir's ihr Blick versprochen.

An Dieselbe.**)

August 1777?

Und ich gehe meinen alten Gang
Meine liebe Wiese lang,

*) Ebendaselbst I, 311. Die vier ersten Zeilen finden sich auch unter dem Briefe vom 6. Mai 1777 (I, 99).

**) Ebendaselbst I, 109. Der Herausgeber setzt diese Verse zwischen zwei Briefe vom 17. Juli und 11. August. — Das Wörtchen „Und" am Anfange giebt die Verbindung mit einem kleinen Gedichte des Herzogs, das dem Goetheschen vorausging und auf demselben Blatte stand. Der Inhalt des vorliegenden Gedichtes führt, so weit er sich auf den Herzog bezieht, seine Erklärung durch die schöne Dichtung „Ilmenau" (I, 108) und mehr noch durch die ältere Gestalt der „Einschränkung" (I, 65). Am 8. August 1776 hatte Goethe diese gedichtet und später an Lavater gesendet. Die Schlußworte lauten dort:

Du hast für uns das rechte Maß getroffen,
In reine Dumpfheit uns gehüllt,
Daß wir, von Lebenskraft erfüllt,
In holder Gegenwart der lieben Zukunft hoffen.

Ueber den Ausdruck „Dumpfheit" vgl. II, 253 und Goethe's Billet an Frau von Stein I, 55, das mit den Worten schließt: „In liedevoller Dumpfheit der Ihrige."

Seite Zeile

244. 16 nun, nach 6; — alle andern Texte uns.
23. dann, nach KA bis 9 und K; — 11 bis 15 denn.
25. hielte; — 11 hielt.
29. anstechenden; — KA anstechende.
40. aufwarten; — 15 anwarten (Druckfehler).
245. 5. hielte, nach 11 bis 15; — KA bis 9 und K hielt.
12. theriak, nach 11 bis 15; — KA und K theriat; 6 bis 9 theria.
16. durch; — 15 und.
19. ereignet, nach KA bis 9 und K; — 11 bis 15 ereignete.
20. beredte, nach KA bis 9 und K; — 11 bis 15 beredete.
246. 20. dieser sich; — 15 sich dieser.
28. habe, nach 11 bis 15 und K; — KA bis 9 hab.
247. 1 sobald, nach 11 bis 15; — KA bis 9 und K so bald.
21. hernach; — 15 nachher.
41. Walpurgisnacht; — 15 Wallpurgisnacht.
248. 10. Mittag, nach KA, 6 bis 9 und K; — 11 bis 15 Mittags.
14. freute, nach KA, 11 bis 15 und K; — 6 bis 9 freut.
15. gäbe, nach KA, 6 bis 11 und K; — 11a bis 15 gebe.
249. 22. gewürdigt worden, nach KA, K und 15; — 6 bis 14 würdig worden.
251. 13. herangekommenen; — KA heran gekommene; K herangekommene.
21. sämmtliche, nach 6; — alle andern Texte sämmtlich.
252. 13. nähere; — sämmtliche Texte näher.
25. geistlichen, nach KA bis 9 und K; — 11 bis 15 geistigen.
27. Gebet, nach KA bis 13 und K; — 14 und 15 Gebete.
41. entfernte, nach KA bis 12; — 13 bis 15 und K entfernten.
253. 14. Quarzgestein, nach KA und 15; — 6 bis 14 und K Quarzstein.
16 u. 17. abschießenden, nach KA bis 9 und K; — 11 bis 15 abschließenden.
22. er, nach 11a bis 15; — in KA bis 11 und K fehlt das Wort.

Im Rheingau Herbsttage.

255. 19. 1814. Diese Jahreszahl fehlt hier, S. 256, 260, 261, 263 und 265 in KA, 6, 6a und K.
256. 20. Kronenburg, nach 11 bis 15; — KA bis 9 und K Kronesburg.
24. viele, nach KA bis 9 und K; — 11 bis 15 viel.
36. Vollraths; — sämmtliche Texte Vollrath.
37 u. 38. In 14 und 15 hat man durch Einführung nachstehender Interpunktion den Sinn ganz ohne Grund geändert: Dann erreicht man eine Wiesenfläche — sie ist hier unerwartet — feucht und mit Weiden umgeben.
258. 27. Verderben; — 15 Verderben (Druckfehler).
259. 14. den, nach 6 bis 9 und K; — KA nach denen; 11 bis 15 nach den.
18. Johannisberger; — KA Johannesberger.
25. den; — KA denen.
27. Aitkin's (Aitkins's, Aitkin's), nach KA bis 9 und K; — 11 bis 15 Altkönigs. Die Namensform Aitkins für Altkönig ist

Seite	Zeile	
		noch heute vereinzelt im Volksmunde, die ältere Sprache kennt außerdem die Formen Altkünd und Aitkina, welchen die vom Goethe gebrauchte ganz nahe tritt, indem neben kön und king auch kin für „König“ vorkommt. Der alte Name des nassauischen Städtchens Königstein lautete früher gleichermaßen Künstein und Kingstein.
259.	23.	Donnersbergs; — 15 Donnerbergs.
	34.	seltsam streifenweis; — KA bis 9 und K seltsam, streifenweis; 11 bis 15 seltsam, streifenweise.
260.	14.	einsamen; — KA einsamen.
261.	30.	Rhabanus, nach 11 bis 15 und K; — KA bis 9 Rabanus.
262.	36.	Wildeschweinszähne, nach 11 bis 15; — KA bis 9 und K wilde Schweinszähne.
	„	gefunden; — 11 und 15 entdeckt.
263.	8.	viel mit; — 15 mit viel.
264.	10.	deren; — alle Texte dessen, was keinen Sinn giebt.
	20.	Ritterkolossen, nach KA bis 11; — 11a bis 15 und K Ritterkolosse.

Kunstschätze am Rhein, Main und Neckar.

267.	18.	froherer; — 15 früherer.
268.	21.	entwickelnde; — 15 entwickelte.
	23.	trübern; — 11 bis 14 trüben.
	26.	Gemeinde, nach 11 bis 15; — KA bis 9 und K Gemeine.
	33 u. 34.	Wallraf, Lyversberg, nach 11 bis 15; — KA bis 6a und K Wallraff, Lieversberg; 8 und 9 Wallraf, Lyversberg, ebenso a. and. O.
270.	16.	Hüpsch, nach 9 bis 15; — KA bis 8 und K Hübsch.
271.	20.	gehörigen, — KA gehörige.
	41.	Hoffmann, nach 9 bis 15; — KA bis 8 und K Hofmann.
272.	28.	der, nach KA, 11a bis 13 und 15; — 6 bis 11 und K den.
	32 u. 33.	zusammenhängender; — KA zusammenhängendes.
	40.	Raabe, nach 9 bis 15; — KA bis 8 und K Rabe.
273.	1.	Beckenkamp, nach 11 bis 15; — KA bis 9 und K Beckenkammp.
	„	desselben, nach KA bis 9 und K; — 11 bis 15 derselben.
	33.	Aufrisse; — 15 Aufriß.
274.	27.	vollkommener; — KA vollkommenen.
275.	14.	Email; — KA Emaille, ebenso a. and. O.
276.	4.	erhaben, nach KA bis 11, 15 und K; — 11a bis 14 erhoben.
	12.	frägt; — 6 bis 9 fragt.
278.	8.	In KA, Ersten Bandes zweites Heft S. 190 f. findet sich noch nachstehender Passus über Köln, der auf das oben S. 274, zu 2 u. 3 und S. 276 f. Mitgetheilte Bezug nimmt und jedenfalls Goethe zum Verfasser hat:
		„Cölln. Zu unserer großen Beruhigung erfahren wir, daß man daselbst eine ansehnliche Stiftung zu gründen beschäftigt sei, wodurch es auf lange Jahre möglich wird, den Dom wenigstens in seinem gegenwärtigen Zustande zu erhalten. — Auch ist durch Vorsorge des Herrn General-Gouverneurs Grafen von Solms-Laubach die Wallraffische Sammlung in das geräumige Jesuiten-Gebäude gebracht, und man sieht einer methodischen Aufstellung und Catalogirung derselben mit Zutrauen entgegen. — Und so wären dann

Seite Zeile

zwen bedeutende Wünsche aller deutschen Kunstfreunde schon in Erfüllung gegangen."

289. 20. vielseitigern; — 15 vielseitigen.
291. 22. Bieber, nach 11a bis 15; — KA bis 11 und K Biber.
" 25. Herbesdorf, nach 11 bis 15 und K; — KA bis 9 Hettesdorf.
" 30. Deutschlands; — KA Deutschland
292. 35. Benrath, nach 11 bis 15 und K; — [illegible] bis 9 Benrad.
293. 5. zu, nach KA bis 13 und K; — 14 und 15 zur.
294. 7. Landschaftsmalers; — KA und 15 Landschaftmalers.
" 20. unerachtet, nach 6 bis 9; — KA, 15 und K ohnerachtet; 11 bis 14 unagachtet.
295. 13. Bibliotekars, nach 6 bis 9, 14, 15 und K; — KA und 11 bis 13 Bibliothekar.
" 21. zeugt; — KA und 15 zeigt.
" 24. des Herrn Oberbergraths, nach 6 bis 9, 14, 15 und K; — 11 des Oberbergraths; KA und 11a bis 13 des Herrn Oberbergrath.
" 28. Baudirektors .... Bauinspektors, nach 6 bis 11, 14, 15 und K; — 11a bis 13 Baudirektor .... Bauinspektor.
296. 22. Guiolett, nach 8 bis 15; — KA, 6, 6a und K Guiolet.
297. 3. Oeß, nach 8 bis 15; — KA, 6, 6a und K Hesse.
" 9 u. 10. seine Vaterstadt, nach KA bis 9 und K; — 11 bis 14 die Stadt; 15 sein Vaterland. Die in den neueren Ausgaben gemachten Veränderungen haben allerdings insofern eine Berechtigung, als der Text eine sachliche Unrichtigkeit enthält. Man vgl. Anmerkung 80 auf S. 354.
" 17. Direktors .... ↑ zu S. 285, Z. 36.
298. 13 u. 14. des Marc-Anton's; — 11 bis 14 Marc-Antons.
" 14. älteren, nach 6 bis 14 (11 bis 14 ältern) und K; — KA und 15 älterer.
" 28 zu; — 15 zur.
290. 1. Leerse, nach 8 bis 15; — KA, 6, 6a und K Leers.
" der, nach 11 bis 14; — in KA bis 9, 15 und K fehlt das schlechterdings unentbehrliche Wort.
" 2. Etling; — KA, 6, 6a und K Etling.
" 22. bewunderungswürdigem, nach KA bis 9 und K; — 11 bis 15 bewundernswürdigem.
291. 8. In; — KA Inn.
" 32—34. Graffi ... Kugelgen ... Zingg, nach 8 bis 15; — KA Graffy ... Kugelchen ... Zink; 6, 6a und K Graffy ... Kugelgen ... Zink.
292. 41. Feyerabend; — KA, 6, 6a und K Feyerabends.
293. 1. Roes; — KA, 6 und 6a Rose.
" 18. Nadl; — KA, 6 und 6a Nadel.
" 35. geringern; — 15 geringen.
294. 1. Kapitel, nach KA bis 11 und K; — 11a bis 15 Capital.
295. 31. Cornelius; — KA, 6 und 6a Cornelis.
" 33. Ruschewoyh; — KA Ruschewegh.
" 36. Thorwaldsen; — KA Thorvalsen.
" 38. Wilmans, nach 8 bis 15; — KA, 6, 6a und K Willmanns.
296. 20. zu; — KA zum.
297. 1. zu praktischem .... zu theoretischem; — KA zum praktischen .... zum theoretischen.

Seite	Zeile	
297.	11.	**Maße; — KA Maasse.**
298.	14.	**Reichard, nach 8 bis 15 und K; — KA, 6 und 6a Reichardt.**
	23.	**Lehr, nach 8 bis 15; — KA, 6, 6a und K Löhr.**
299.	8.	**Reeß, nach 8 bis 14; — KA, 6, 6a und K Neße; 15 Neef.**
	9.	**Bäumert, nach 8 bis 15 und K; — KA, 6 und 6a Bäumer.**
	28.	**sogleich — fehlt in 15.**
	41.	**nützen; — KA, 15 und K nutzen.**
300.	5.	**medizinischer, nach 9 bis 14 und K; — KA, 6 bis 8 und 15 medizinischen.**
	9.	**Kestner, nach 8 bis 15 und K; — KA, 6 und 6a Kästner.**
301.	1.	**ingeheim; — 11 insgeheim.**
	6.	**Behrends; — KA, 6 und 6a Behrens.**
	7.	**Sömmering's, nach KA; — 6 bis 15 und K Sömmerings.**
	14.	**denen; — der, wie sämmtliche Texte lesen, giebt keinen Sinn.**
302.	18.	**Nachträgliches zu Frankfurt am Main, nach 6 bis 9 und K; — KA Frankfurt am Main; 11 bis 15 Nachträgliches zu Frankfurt.**
303.	18.	**Creyschmar, nach 8 bis 15; — KA Kretschmar; K Gretschmar; 6 und 6a Kreyschmar.**
304.	5.	**Becker's, nach KA, 6 und 6a; — 8 bis 15 und K Becker.**
	23.	**absicht; — KA abrechen.**
306.	25.	**Geheimen Rath, nach KA bis 11 und K; — 11a bis 15 Geheimerath.**
307.	1.	**Geheimer Rath, nach 6 bis 11 und K; — KA bis 14 Geheime-Rath; 15 Geheimerath.**
	1 u. 2.	**fortdauernd; — 15 fortwährend.**
308.	23.	**mausern, nach 6; — alle übrigen Texte mausen.**
309.	17 u. 18.	**Phänogamen, eine durchaus richtige und verständliche, in der neuern botanischen Terminologie freilich weniger gebräuchliche Wortbildung, nach KA bis 12; — 13 bis 15 und K Phanerogamen.**
310.	1.	**Geheimen Raths; — KA Geheimen Rath.**
	19.	**Geheimer Rath, nach 6 bis 11 und K; — KA Geheime Rath, 11a und 12 Geheim-Rath; 13 bis 15 Geheime-Rath. Ebenso a. and. O.**
311.	3—5.	**Deiker ... Krafft ... Burg, nach 8 bis 15; — KA, 6 und 6a Deifert ... Kraft ... Burt; K Deikert ... Krafft ... Burg.**
	9.	**Franz, nach 11 bis 15; — KA bis 9 und K Fr.**
312.	13.	**Im KA, Ersten Bandes zweites Heft, S. 209 steht noch die nachfolgende, hieher gehörige Stelle über Hanau, welche füglich nur Goethe zum Verfasser haben kann:** **„Hanau. Von dort wissen wir so viel zu melden, daß zwar Herr Geheimerath von Leonhard nach München gezogen, von wo er uns mit einer vortrefflichen akademischen Rede über Bedeutung und Stand der Mineralogie, beschenkt hat, zeigen aber die Gesellschaft wetterauischer Naturfreunde von landesherrlicher Seite bestättigt und ihnen die verlangten Zimmer im dem Schloß [illegible] werden. [illegible] — Ferner ist die dortige schon längstens thätige Anstalt für Kunstbildung zur Akademie erhoben und Herr Hofrath Wechtermeyer zum Director derselben bestellt worden."**
	18.	**Grünewald; — KA, 6 und 6a Grünwald.**
313.	2.	**Otten, nach KA bis 9 und K; — 11 bis 15 Ottens.**
	24.	**Meisterstücke, nach 6; — alle übrigen Texte Musterstücke.**
314.	17.	**Haupt, s. zu S. 270, Z. 19.**

Seite Zeile

314. 34. **Merck**; — KA, 6, 6a und K Merk.
315. 30. **Becker**, nach 8 bis 15; — KA, 6, 6a und K **Becker.**
„ 30. Seite — fehlt in KA, 6, 6a und K.
316. 13. rühmlich, nach KA und 11 bis 15; — 6 bis 9 und K rühmlichst.
318. 12. den, nach KA bis 9 und K; — 11 bis 15 dem.
320. 14. obengenannten, nach KA bis 9 und K; — 11 bis 15 obengenannten.
322. 6. ganz; — 15 ganz.
„ 13. Musivarbeiter, nach KA, 13 bis 15 und K; — 6 bis 12 Musivarbeiter.
„ 21. hervorthat; — 15 hervorrief.
323. 12. Konstantin's; — KA und 11a bis 13 Constantin.
„ 13. Geschichtforschern, nach 6 bis 14; — KA, 15 und K Geschichtsforschern.
29 u. 30. Martyrthums, nach KA, 6 bis 9 und 15; — 11, 11a 12 und 14 Märtyrthums; 13 Märtyrerthums.
326. 8 u. 9. angenehmem, nach 6 und 11 bis 15; — KA, 6a, 8, 9 und K angenehmen.
„ 10. Eschenbach, nach 8 bis 14; — KA, 6, 6a, 15 und K Eschilbach.
„ 11. Maestricht; — KA Mastricht.
328. 6. leidlichen; — 15 leichlichen (Druckfehler).
329. 6. van; — KA, 6, 6a und K von, ebenso a. and. O.
330. 21. Allem dem, nach 6 bis 9 und K; — KA und 15 allen dem; 11 bis 14 alledem.
331. 19. in hohem, nach KA bis 9 und K; — 11 bis 15 im hohen.
332. 10. Rotonde, nach KA bis 12; — 13 bis 15 und K Rotunde.
333. 6. Köster, nach 8 bis 13; — KA, 6, 6a 14, 15 und K Koster.
„ 15. jetzt; — KA jetzt nur.
„ 18. gar; — 15 zwar.
28 u. 29. nationeller, nach KA bis 11 und K; — 13 bis 15 nationaler.
334. 24. Hemmelinck, nach 11 bis 15; — KA bis 9 und K Hemmling.
„ 26. Hemskerck, nach 11 bis 15; — KA bis 9 Hemskerk.
„ 31. Leonard; — 11 bis 14 Leonardo.
„ „ Michelangelo; — KA bis 9 und 15 Michael Angelo; 11 bis 14 und K Michel Angelo.
335. 9. des — fehlt in KA.
16 u. 17. Bei Herausgabe dieser ... wünschen. Statt dessen steht in KA: Der Entschluß, gegenwärtiges heftweise herauszugeben, ward vorzüglich dadurch begünstigt, daß diese Blätter der Zeit gewidmet sind und man wohl wünschen mag u. s. w.
„ 24. vorgerückt; Moller; — KA vorgerückt, ein Duplicat des Cölner Doms hat sich in Paris gefunden und ist schon in Deutschland angelangt. Moller. — Die Worte ein Duplicat bis angelangt sind von den Redactoren der „Nachgelassenen Werke" getrichen, weil Goethe dieselbe Sache in dem später geschriebenen Schlußabschnitte des Aufsatzes (S. 337, Z. 22 f.) fast mit denselben Worten behufs ausführlicherer Besprechung noch einmal erwähnt.
„ 25. Nachträgliches zu Heidelberg. Diese Ueberschrift fehlt in KA bis 9 und K.
30 u. 31. Ueber die Boisserée'sche ... hinzu. Statt dessen in KA Von der Boisseréeschen Gemälde-Sammlung, deren

Seite	Zeile	
		ausführliche Beschreibung wir uns vorbehalten, was zu diesmal nur so viel gesagt seyn.
336.	2.	Beuckelaer, nach 11 bis 15; — KA bis 9 und K Beukelaar.
	6.	Martin Schön, nach KA bis 9 und K; — 11 bis 15 von Martin Schön.
	„	ein; — KA einen.
	8.	Mabuse, nach KA bis 9 und K; — 11 bis 15 von Mabuse.
337.	8.	nämlich; — KA man nämlich.
	11.	In KA folgt noch: Möge das nächste Heft von allem diesen und von so manchem andern, was bis jetzt kaum anzudeuten war, eine treue und wohlmeinende Rechenschaft geben, so wie bei den Umständen, unter welchen das Gegenwärtige geschrieben worden, gar manches zu berichtigen und nachzutragen seyn wird. — Zum Schlusse muß ich auch eine Entschuldigung der Kürze des Heftes anführen, welche man um so eher wird gelten lassen, als ich mich anklage, sie eher zu eng als zu weit gemacht zu haben.
	13.	darin — fehlt in KA.
338.	19.	in — fehlt in KA.
339.	20.	Krankheitsfällen; — KA Krankheitsfälle.
340.	8.	in; — 13 im.
	9.	Herrn. — KA Herr.
	18 u. 19.	zum Schlusse; — KA am Ende dieses Heftes.

Register.

Abkürzungen: F. = Fluß. St. = Stadt. O.N. = Ortsname. Ein hinter der Seitenzahl stehendes f bezeichnet zugleich die nächstfolgende, ein ff die zwei nächstfolgenden Seiten.

Aachen, St. in der preußischen Rheinprovinz. 324. 370.
Aalen, St., Jagstkreis in Württemberg. 109.
Aarau, St. im Kanton Aargau. 196.
Abega, Johann Friedrich, Kirchenrath und Professor der Theologie in Heidelberg. 372.
Abel, Conradinus, Legationsrath in Stuttgart, und seine Gattin. 78 ff. 93.
Aguecourt, Jean Baptiste Louis George Seroux d' —, Kunsthistoriker. 322. 364.
Agrippina, Gemahlin des Germanicus, Tochter des M. Vipsanius Agrippa und der Julia, der Tochter des Augustus. 323. 364.
Agrippina, Tochter der Vorigen. 364.
Albertolli, Giacondo, Kupferstecher, Maler, Architekt und Bildhauer. 35. 175.
Albis, Gebirgszug in der Schweiz. 124.
Alcuin, Gelehrter und Rathgeber Karl's des Großen, als Lehrer des Rhabanus Maurus. 347.
Aldingen, O.N., Neckarkreis in Württemberg. 78.
Aldingen, O.N., Schwarzwaldkreis in Württemberg. 101.
Aldobrandini'sche Hochzeit, antikes Wandgemälde. Dessen Kopie von Meyer. 146 f. 154. 205.
Alexander I., Kaiser von Rußland (als Großfürst). 66. 183.
Allesina-Schweitzerische Familie. 179.
Alpnacher See, der südwestliche Theil des Vierwaldstätter Sees. 201.
Altkin (Altking, Altkönig), Berg im Taunus. 259. 347.
Altdorfer, Albrecht, Maler, Formschneider und Kupferstecher. 336. 368.
Altorf, O.N., Kanton Uri. 129 f. 134 f. 205. 210.
Ammer, Nebenfluß des Neckar. 87 f. 94.
Amsteg, O.N., Kanton Uri. 130. 134.
Andernach, St. in der preußischen Rheinprovinz. 351. 374.
Ansbach, St. im Kreis Mittelfranken in Baiern. 153.
Antwerpen, St. 348.
Arbeiter, Künstler und Gemäldehändler in Mainz. 284.
Arnold, Franz Maria, Gastwirth im „Schwarzen Löwen" zu Altorf. 129.
Arth, O.N., Kanton Schwyz. 139.
Aschaffenburg, St. im Kreis „Unterfranken und Aschaffenburg" in Baiern. 312 f. 362.
Aschenbrenner, Schauspielerin in Frankfurt a. M. 36.
Asperg, Berg im Neckarkreis in Württemberg. 64.
Aßmannshausen, O.N., Provinz Hessen-Nassau. Der dortige Wein. 243. 264.
Attisches Museum, s. Zeitschriften.

Aue, s. Rheinaue, Grüne Aue. Mönchsaue.
Arenberg, Berg am Vierwaldstätter See. 135.

Baar, O.A., Kanton Zug. 140.
Bach, O.A., Kanton Zürich. 125
Bacharach, St. in der preußischen Rheinprovinz. 260. 347.
Baiern, Ludwig I., König von B. 216.
Baireuth, St. im Kreis Oberfranken in Baiern. 27. 171.
Balgheim, O.A., Schwarzwaldkreis in Württemberg. 101.
Balingen, St. im Schwarzwaldkreis in Württemberg. 100. 158. 210.
Bamberg, St. im Kreis Oberfranken in Baiern. 161.
Bambus, Schauspielerin in Stuttgart. 86.
Barras, Paul Jean François Nicolas Graf v. —, Mitglied des französischen Direktoriums. 203.
Barthélemy, François Marquis de —, Mitglied des französischen Direktoriums. 146. 203.
Basel, St. im Kanton gleichen Namens. 141. 153. 155. 159.
Bauernregeln. 247f. 345f.
Baubütten, deren Geschichte und Einrichtungen. 338f. 368.
Bäumert, Heinrich, Stiftsbotanikus des Senckenbergischen Stifts in Frankfurt a. M. 29. 359.
Beckenkamp, Kaspar Benedikt, Maler in Köln. 273. 350.
Beckenried, O.A., Kanton Unterwalden. 136. 205.
Becker, Christiane Amalie Luise, geb. Neumann, Schauspielerin 154f. 205. (Die Cleate „Euphrosyne" zu ihrem Andenken. 148—151.)
Becker, Hofrath in Offenbach. 304. 360.
Becker, Medailleur in Frankfurt a. M. 289.
Behrends, Johann Bernhard Jakob, Dr. med. und Professer an der Medizinalschule zu Frankfurt a. M. 301. 359.
Beil, Johann David, Schauspieldichter (1734—1794). 178.
Beiling und Frau, in Stuttgart. 79.
Bekker, Georg, Oberforstrath in Darmstadt. 315.
Bellenz (Bellinzona), O.A., Kanton Tessin. 146.
Benedikt XIII., Papst (1724—1730). 194.
Benrath, Schloß bei Düsseldorf. 282. 352
Bensberg, Schloß im Kreise Mülheim in der preußischen Rheinprovinz, jetzt Kadettenanstalt. 282. 352.
Bergamo, St. und Provinz in Italien. Die Zeitungen daselbst. 31f. 173.
Bergler, Joseph, Maler und Director der Kunstschule zu Prag. 288. 353.
Berlin, St. 270. 302.
Bern, St. und Kanton. 145.
Bernaud, Maler in Hanau. 311. 361.
Bertram, Johann Baptist. 215. 264. 317f. 332. 336. 349.
Bethmann, Simon Moritz v. —, Banquier und russischer Staatsrath in Frankfurt a. M. 30f. 175. 292. 357.
Bettina, s. Brentano.
Beuckelaer (Buckelaer), Johann, niederländischer Maler. 336. 367.
Beulwitz, Karl August v. —, (1735—1794), preußischer General, als Theaterdichter. 176.
Beulwitz, Karoline v. — geborene v. Lengefeld, später Frau von Schiller. 184.
Beuther, Friedrich, Dekorationsmaler in Weimar. 175.
Bevel, Pfarrer in Hütten, Kanton Zürich. 124.
Biber, Al. in der Schweiz. 125.
Biberich, O.A., bei Wiesbaden. 229. 234. 259. 284f. 353. 360f. 373f.
Bibenheim, O.A., im Rheingau. 252.

Bieber, O.A., bei Neuwied. 281.
Biedermann, Woldemar Freiherr v. —. 188.
Biermann (Birrmann), Peter, Landſchaftsmaler. 81. 189.
Bietigheim, St. im Neckarkreis in Württemberg. 64.
Bilderſtürmer — im 8. und 9. Jahrhundert. 320. 363.
Binsen, St. in Nassau. 224. 224f. 237. 239. 253. 259f. 262. 374.
Birkenſtock, Johann Melchior Edler v. — 289. 356. 376.
Blanchierre, Gebrüder, Tapetenfabrikanten in Hanau. 312.
Boccaccio, Novelle. 174.
Böckingen, O.A., Neckarkreis in Württemberg. 64.
Böckmann, Johann Lorenz, Profeſſor und Kirchenrath in Karlsruhe. 117. 197.
Bodenſee. 102.
Boiſſerée, Melchior. 215. 268. 273f. 317f. 332. 336. 349.
Boiſſerée, Sulpiz. 214ff. 222. 224f. 268. 273f. 316f. 332f. 335f. 346. 349. 352f. 360. 366f. 372—378.
Bonn, St. in der preußiſchen Rheinprovinz (Aufenthalt Goethe's daſelbſt. 278—281. 348. 351. 374.
Both, Johann, Landſchaftsmaler. 66. 184.
Böttticher, Charlotte Chriſtiane, geb. Wollmar, Schauſpielerin in Frankfurt a. M. 37.
Böttiger, Karl Auguſt, Archäolog, bis 1804 in Weimar, ſpäter in Dresden. 11. 28. (Brief an denſelben. 1541.) 171. 207.
Boudet, Sophie, Schauſpielerin in Frankfurt a. M. 36.
Boye, Sammler von Kunſt- und Naturprodukten in Frankfurt a. M. 290.
Brand, Schauſpieler in Stuttgart. 86.
Braunſchweig, St. 168.
Brentano, Elisabeth, ſpätere v. Arnim (Bettina). 348. 355.
Brentano, Familie. 172. 224. 255. 346. 371f.
Brentano, Franz, Kaufmann, Schöff, Senator und Beſitzer einer Gemäldeſammlung in Frankfurt a. M. 289. 353. 376.
Brentano, Klemens, Dichter. 355.
Breslau, St. 27. 302.
Brevier. Stelle aus demſelben über den heiligen Rochus. 345.
Briſtol, Lord, Biſchof von Derby. 8. 13. 167.
Brocken, Berg im Harz. 53.
Brömſerſches Gebäude (Brömſerburg), in Rüdesheim. 236. 346.
Brönner, Heinrich Karl Remigius, Neffe des Folgenden, Buchhändler in Frankfurt a. M. 295.
Brönner, Johann Karl, Buchhändler und Senator zu Frankfurt a. M. 287. 295. 355. 358f.
Brunnen, O.A., Kanton Schwyz. 127f. 204.
Buch, Johann Jakob Kaſimir, Dr. med. in Frankfurt a. M. 303. 360.
Buch, O.A., Jaxtkreis in Württemberg. 100.
Bülach, St., Kanton Zürich. 113.
Bulla, Edemunda, Schauſpielerin in Frankfurt a. M. 36 f.
Bünau, Heinrich Graf v. —, als Weimariſcher Staatsminiſter unter dem Herzog Ernſt Auguſt Konſtantin. 193.
Bunkershill, bei Boſton. Schlacht daſelbſt im Juli 1775. 68.
Buochs, O.A., Kanton Unterwalden. 137.
Buonaparte, Napoleon. 32. 154. 174. — als Kaiſer 347.
Bury, Friedrich, Maler. 311. 361.
Bury, Iſaak, Fabrikant in Hanau, Bruder des Vorhergehenden. 311.
Bürger, Gottfried Auguſt. 63. 182.
Bürkli, Hauptmann und Zeitungsredakteur zu Zürich. 111. 152. 204.
Büſching, Johann Guſtav Gottlieb. 340. 368.
Byzantiniſche Kunſt. 318—324.

Cagnoli, Antonio, Astronom in Verona. 32. 174.
Campo Formio, im Distrikt Udine. Friede daselbst geschlossen. 172.
Canova, Antonio, Bildhauer. 295. 358.
Carnot, Lazare Nicolas Marguerite Graf —, Mitglied des französischen Direktoriums. 203.
Carracci, Agostino, Kupferstecher. 188.
Carracci, Lodovico, Maler. 81. 189.
Carteret, Antoine, Maler. 311. 361.
Cathcart, Frau von, und Tochter, in Heidelberg. 54.
Cebes von Theben, Schüler des Sokrates. Tafel des C. 236. 345.
Cellini, Benvenuto, Goldschmied und Bildhauer. 67. 70.
Cham, D.N., Kanton Zug. 139.
Charlotte, Auguste Mathilde von Württemberg, s. Württemberg.
Christen, Karl Andreas, Kaufmann in Ursern an der Matt. 134.
Christian, Landgraf von Hessen-Darmstadt. 377.
Claude Lorrain, s. Lorrain.
Claudius, Matthias, Dichter. 348.
Claudius, römischer Kaiser. 364.
Colomba, Johann Baptist, Dekorationsmaler. 80. 188.
Cornelius, Peter, Maler. 295. 358.
Correggio, Antonio Allegri. 334.
Cotta, Johann Friedrich, Freiherr v. —. 11. 14. 70. 87f. 97. 120. (Brief an denselben. 147.) 181. 199. 205. 219.
Cramer, Ludwig Wilhelm, Oberbergrath in Wiesbaden. 224. 285. 343. 354. 369. 375.
Cranach, Lukas — vermuthlich der Aeltere. 289.
Creyßchmar, Philipp Jakob, Dr. med. in Frankfurt a. M. 303. 359.
Creuzer, Georg Friedrich, Geheimerath, Professor der Philologie und der alten Geschichte in Heidelberg. 348. 377.
Custine, Adam Philipp, Graf v. —, französischer General. 51. 180.
Cuvier, Georg Leopold Christian Friedrich Tagobert Baron v. —, Naturforscher. 88.

Dalberg, Karl Theodor Anton Maria, Freiherr v. —, kurmainzischer Statthalter in Erfurt, dann Kurfürst von Mainz, Fürst-Primas von Deutschland und Großherzog von Frankfurt. 304. 307. 359f.
Dannecker, Johann Heinrich, Bildhauer. 66. 70. 72. 79. 85. 94. 97. 185f. 357.
Dany, Mineralienhändler in Nürnberg: — „der Tanzische Stein". 116. 196.
Darmstadt, St. im Großherzogthum Hessen. 52. 225. 270. (Aufenthalt Goethe's daselbst 313—316). 362. 372. 376f.
Darnstedt, Johann Adolf, Kupferstecher in Dresden. 274. 351.
Daub, Karl, Professor der Theologie in Dresden. 377.
Dauthe, Johann Friedrich Karl, Kupferstecher und Architekt. 153. 207.
Deiker, Friedrich, Maler in Hanau. 311. 361.
Delf, Fräulein, in Heidelberg. 54. 181.
Demmer, Johann, Zeichenlehrer in Frankfurt. 38. 175.
Dessau, St. im Herzogthum Anhalt. 168.
Dettenhausen, D.N., Schwarzwaldkreis in Württemberg. 87.
Dillon, geborne d'Alton, aus England, und deren Tochter. 110.
Dinkelsbühl, St. im Kreis Mittelfranken in Baiern. 169.
Diocletian, Caius Valerius, römischer Kaiser. 365.
Dietz, Felix Maria, Maler. 115. 196.
Directorium, französisches. 89. 146. 190. 203.
Döbereiner Joh. Wolfgang, Geheimerath und Prof. der Chemie zu Jena. 373.
Donau, Fl. — Lauf derselben bei Tuttlingen. 191ff.

Tauche mich in die Sonne früh,
Bad' ab im Monde des Tages Müh.

Leb' in Liebes-Klarheit und Kraft,
Thut mir wohl des Herren Nachbarschaft,
Der in Liebes-Dumpfheit und Kraft hinlebt
Und sich durch seltenes Wesen webt. . .

Mit einer Hyazinthe.*)

Den 25. April 1778.

Aus dem Zauberthal dort neben,
Das der Regen still umtrübt,
Aus dem Taumel der Gewässer
Sendet Blume, Gruß und Frieden,
Der Dich immer treu und besser,
Als Du glauben magst, geliebt.

Die Blume, die ich pflücke,
Neben mir vom Thau genährt,
Läßt die Mutter still zurücke,
Die sich in sich selbst vermehrt.
Lang' entblättert und verborgen,
Mit den Kindern an der Brust,
Wird am neuen Frühlingsmorgen
Vielfach sie des Gärtners Lust.

Zum neuen Jahr 1779.**)

An Frau von Stein.

Du machst die Alten jung, die Jungen alt,
Die Kalten warm, die Warmen kalt,
Bist ernst im Scherz, der Ernst macht Dich zu lachen.
Dir gab aufs menschliche Geschlecht
Ein lieber Gott sein längst bewährtes Recht,
Aus Weh ihr Wohl, aus Wohl ihr Weh zu machen.

Frühlingsgruß an Dieselbe.***)

Den 19. April 1779.

Deine Grüße hab' ich wohl erhalten.
Liebe lebt jetzt in tausend Gestalten,
Giebt der Blume Farb' und Duft,
Jeden Morgen durchzieht sie die Luft,

*) Ebendas. I, 163. — **) Ebendas. I, 211. — ***) Ebendas. I, 211.

Donnersberg, Berg in Rheinbaiern. 241. 259. 347.
Dorner, Bürgermeister. 192.
Dotternhausen, O.A., Schwarzwaldkreis in Württemberg. 101.
Dreiedchhausen, O.A., am linken Rheinufer zwischen Rüdesheim und Bacharach. 260. 347.
Dresden, St. 37. 168f. 274. 291.
Drusus' Denkmal in Mainz. 283. 353.
Dumouriez, Charles Francois, französischer General. 23. 166.
Dünzer, Johann Heinrich Joseph. 180.
Dupré, Schauspieler in Frankfurt a. M. 38.
Dürer, Albrecht. 312. 314. 336. 361. 366.
Düring, Director des musikalischen Kunstvereins zu Frankfurt a. M. 296.
Duttenhofer, Christian Friedrich, Kupferstecher. 274. 351.

Eberingen, O.A., Seekreis im Großherzogthum Baden. 104.
Ehterdingen, O.A., Neckarkreis in Württemberg. 87. 159. 210.
Edermann, Johann Peter. 8. 136. 167.
Edmühl, O.A., Schlacht bei E. 183.
Edwald (Edenwalde), Schloß bei Leoben in Steiermark. Präliminarfriede zu E. 165.
Eglisau, St. Kanton Zürich. 112f. 158.
Ehrenbreitstein, Festung. 282. — Thal Ehrenbreitstein. 348. 374.
Ehrenfels. 261. 347. Ruine E. bei Rüdesheim, ehemals mit der „Ehrenburg". 239. 253. Die südwestlich von Koblenz bei Brodenbach gelegene „Ehrenburg" kann an den letzten Stellen nicht gemeint sein.
Ehrmann, Johann Christian, Dr. med. und Medizinalrath in Frankfurt a. M. 340. 368. 375f.
Eibingen, aufgehobenes Kloster im Rheingau. 237f. 255. 258. 263. 318. 370.
Einsiedeln, O.A., Kanton Schwyz. 123. 125f. 144. 205. 210.
Eisenach, St. im Großherzogthum Sachsen-Weimar-Eisenach. 373.
Elsfeld (Elsville), St. im Rheingau. 230. 343.
Ellwangen, St. im Jaxtkreis in Württemberg. 160. 210.
Emmendingen, St. im Oberrheinkreis in Baden. Schlacht bei E. 194.
Endingen, St. im Oberrheinkreis in Baden. 101.
Engen, St. im Seekreis in Baden. 103f. 158. 194.
Engschlatt, O.A., im Schwarzwaldkreis in Württemberg. 100.
Ens, Nebenfluß des Neckar. 64.
Epp, Maler. 335.
Erbach, O.A. am Einflusse des Eberbachs in den Rhein, im Rheingau. 230. Kunstsammlungen daselbst. 330. 338.
Erlangen, St. im Kreis Mittelfranken in Baiern. 161.
Eschenbach, Wolfram v. —, mittelhochdeutscher Dichter. 326. 365.
Escher, Kaufmann und Hauptmann in Zürich. 114. 152. 196. 206.
Escher, Sohn des Vorhergehenden. 115f. 151. 196. 206.
Etling, Schiff und Besitzer einer Kunstsammlung in Frankfurt a. M. 290. 356.
Ethach, Nebenfluß des Neckar. 100f.
Eybach, O.A., Kreis Mittelfranken in Baiern. 161.
Eyck, Johann van —, Maler. (Charakteristik desselben. 329—332.) 333. 366. 373.

Fäsi, Johann Kaspar, Professor in Zürich. 152. 206.
Fechenbach, O.A., Kreis Unterfranken in Baiern. 52.
Feldberg, Berg im Taunus. 250. 347.
Ferber, Schauspielerin in Stuttgart. 86.
Feuerbach, O.A., Neckarkreis in Württemberg. 65.

Feyerabend, Künstler- und Buchdrucker-Geschlecht in Frankfurt a. M. 292. 357.
Florenz, St. 19. 126. 173. 322.
Florian, der heilige 235. 344.
Floris, Franz de Britendt, genannt Franz Floris, Maler. 71. 198.
Flörsheim, C.R., bei Mainz, Provinz Hessen-Nassau. 371.
Flüe, Nikolaus von der —. 157. 201.
Flüelen, Paß und Alpe in der Graubündner Alpenkette. 129. — Ortschaft am Vierwaldstätter See. 135. 205.
Fochem, Schulrektor und Kunstsammler in Köln. 268. 348 f. 374.
Frankenbach, C.R., Neckarkreis in Württemberg. 58.
Frankfurt a. M. 10 f. 21 f. 24 f. 26 f. (Aufenthalt Goethe's daselbst. 28—51. 286—302.) 52. 60. 66. 80. 90. 117. 143. 155. 159. 166. 168. 176 f. 175. 178 f. 181 f. 193. 208. 224 f. (Nachträgliches zu Frankfurt. 302—305.) 316. 320. 371 ff. 377.
Frankfurter Schauspieler. 36 ff.
Frankfurter Theater. 34 ff.
Franz I., Kaiser von Oestreich. 340. 374.
Freiburg, St. im Oberrheinkreis in Baden. 102. 194.
Freiheits-Grütli, Bergwiese im Kanton Uri. 128. 199.
Friedingen, C.R., Donaukreis in Württemberg. 101.
Friedrich, Caspar David, Maler. 291. 295 f.
Friedrich I., Barbarossa, deutscher Kaiser. 366.
Friedrich Wilhelm III., König von Preußen. 267. 340. 350. 370.
Fries, Jakob Friedrich, Professor der Philosophie in Heidelberg. 372.
Fries, Moritz, Graf. 19. 165.
Fritsch, Gräfin Konstanze v. —, Hof- und Stiftsdame in Weimar. 373.
Frommann, Karl Heinrich, Regierungsrath in Stuttgart. 80.
Fuchs, Maximilian Heinrich, Maler. 218. 271. 273. 348. 374.
Fuchsthurm, Ruine bei Jena. 119. 198.
Fuentes, G., Dekorationsmaler. 34 ff. 40 f. 175.
Füssli, Heinrich, Maler. 132. 206.
Fulda, St. in der Provinz Hessen-Nassau. 369. Fuldaisches Gebiet. 28.
Fürfeld, C.R., Neckarkreis in Württemberg. 58.
Fürstenberg'sches Gebiet im Seekreis in Baden. 102.
Fürst-Primas, s. Dalberg.

Gabler, Zeichner und Kupferstecher in Offenbach. 306. 360.
Gartenkalender, herausgegeben von Hirschfeld. 73. 89. 184. 186. 190.
Gärtner, Gottfried, in Hanau. 306. 308. 360.
Gärtner, Karl Ludwig, Neffe des Vorhergehenden. 307. 361.
Geisenheim, C.R., Provinz Hessen-Nassau. 232. 269. 370.
Gelnhausen, St. in der Provinz Hessen-Nassau. 285.
Gelzer, Lehnsmann zu Schloßchen Worid bei Schaffhausen. 108 f.
Gemäldesammlung (Boisserée'sche). 215 f. 221 f. 268. 316 f. 324 f. 335 f. 373. 375.
Genf, St. im Kanton gleichen Namens. 311.
Gera, Nebenfluß der Unstrut. 28.
Gereon, Heiliger von Köln. 323. 328. 349. 364.
Germanicus, Cäsar, römischer Feldherr. 323. 364 f.
Gerning, Johann Josef v. —. 27. 169. 286. 289. 354.
Gersau, C.R., Kanton Schwyz. 136. 148.
Geßler, Herrmann von Brunegk, Reichsvogt in den Waldstätten. 139.
Geßner, Heinrich, Buchhändler. Sohn des Folgenden und Schwiegersohn Wieland's. 203.
Geßner, Salomon. 202.
Glarus, Kanton und C.R. in der Schweiz. 115. 123.

Glasmalerei. 73. 76 f. 95 ff.
Glöckle, Postmeisterin in Niederrimselheim. 263.
Gmelin, Christian, Professor der Jurisprudenz in Tübingen. 88. 189.
Gmelin, Christian Gottlieb, Bruderer. 87. 188.
Gmelin, Christian Gottlob, Bruderer in Tübingen. 88. 189.
Gmelin, Karl Christian, Geheimer Hofrath und Director des Naturalienkabinets in Karlsruhe. 377.
Gmünd, St. im Jagstkreis in Württemberg. 190 f. 210.
Gneisenau, C. N., preußischer Kreisprovinz. 270.
Görres, Jakob Joseph v. —, Publicist und Gelehrter, nebst Familie. 374.
Göschenen, C. R., Kanton Uri. 131 f. 134.
Goethe, Johann Wolfgang v.
Register der erwähnten Dichtungen und Schriften:
Belagerung von Mainz. 362.
Benvenuto Cellini. 7. 183.
Biographische Einzelnheiten. 8.
Colma (in Werther's Leiden). 78. 187 f.
Dichtung und Wahrheit. 172. 180. 200. 221. 349. 356. 357.
Einzelne Gedichte.
Balladen:
Der Gott und die Bajadere. 7. 169.
Der Schatzgräber. 169.
Der Sänger. 185.
Der Zauberlehrling. 169. 171.
Die Braut von Korinth. 7. 169.
Erlkönig. 185.
Elegien:
Amyntas. 112. 117 f. 195. 197.
Der neue Paufias. 7.
Euphrosyne. 148—151. 205.
Gespräche in Liedern. 69. 185.
Der Edelknabe und die Müllerin. 98 f. 193.
Der Junggeselle und der Mühlbach. 121 f. 185. 188. 199.
Der Müllerin Reue. 185. 209.
Der Müllerin Verrath. 160 f. 209.
Vermischte Gedichte:
Bürgerpflicht. 174.
Das Blumlein Wunderschön. 185.
Fuchs und Kranich. 186.
Ginge beides. 376.
Kriegsglück. 376.
Mahomet's Gesang. 185.
Rhein und Main. 227. 343.
Schweizeralpe. 199.
Trost in Thränen. 185.
Wanderer und Pächterin. 185.
Farbenlehre. 370.
Faust. 7. 39. 295. 358.
Herrmann und Dorothea (im Vieweg'schen Almanach). 7. 20. 39. 81. 97. 134 f. 163. 167 f. 207.
Israel in der Wüste. 7 f.
Italienische Reise. 172. 189. 195. 358 f.
Laokoon. 25. 68. 169. 171. 203.
Metamorphose der Pflanzen. 7.
Musenalmanach für 1798, herausgegeben von Schiller. 134 f.
Neue Melusine, Die. 180.

Sammler und die Seinigen, Der. 9.
Tag- und Jahreshefte. 167. 170. 178. 187. 194 f. 349 f. 355 ff. 362.
Triumph der Empfindsamkeit, Der. 178.
Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten. 180.
West-östlicher Divan. 8. 222. 269 f. 373. 376 ff.
Goethe, Julius August Walter v. —, Goethe's Sohn. 10. 116. 120. 168. 197. 350.
Goethe, Katharine Elisabetha, geb. Textor, Goethe's Mutter. 21 f. 24. 26. 38.
Gonzaga (Gonzago), Landschafts-, Dekorations- und Perspektivmaler. 40. 179.
Goffaert, s. Mabuse.
Gotha, St. im Herzogthum Sachsen-Koburg-Gotha. 225. 378.
Gotthard, Sankt —, Berg. 123. 128. 130. 139. 142. 144. 146 f. 199. 205.
Sankt Gotthard-Hospital. 132 f. 210.
Gotthardus, Freund des Heiligen Rochus. 243 f.
Gozzi, Carlo Graf —. Gozzi'sche Manier. 176.
Gör, Baudirektor in Wiesbaden. 265.
Graff, Anton, Maler. 68. 185.
Grambs, Johann Georg, Dr. jur. und Advokat in Frankfurt a. M. 288 f. 291. 293. 305. 355. 376.
Grassi, Joseph, Maler. 291. 356.
Graubünden, Kanton in der Schweiz. 102. 104.
Greiffenklausische Familie und Stiftung. 257 f. 261. 346 f.
Griesbach, Johann Jakob, Professor der Theologie in Jena. Griesbachisches Haus. 120. 198.
Großenriedt, O.-A., Kreis Mittelfranken in Baiern. 160. 210.
Grüne Aue, Insel im Rhein. 343.
Grüner, Siegmund, Schauspieler in Königsberg i. P. 38. 175.
Grünewald (Matthias von Aschaffenburg), Maler. 312. 361.
Grütli, s. Freiheits-Grütli.
Gualtz, Familie in Frankfurt a. M. 376.
Guercin = Guercino da Cento (Barbieri), Maler. 81. 189.
Guibal, Nikolas, Maler. Guibal'sche Plafonds. 81. 189.
Gutolett, Jakob, Senator in Frankfurt a. M. 296. 354.
Günderode, Karoline v. —. 265. 348.

Hagbold, Emailmaler in Köln. 275 f. 351.
Hagemann, Gustav, Schauspieldichter. 176.
Haller, Albrecht v. —, als Physiolog und Anatom. 297.
Halter, Dr. med. in Urkern an der Aare. 134.
Haltingen, O.-A., Oberrheinkreis in Baden. 103.
Hamburger Lotterie. 168.
Hamburger Theaterjournal, s. Zeitschriften.
Hanau, St. in der Provinz Hessen-Nassau. 285. (Aufenthalt Goethe's daselbst. 306—312.). 354. 360 ff. 372 f.
Hardy, Bernhard Ludwig, Domvikar in Köln. 275. 351.
Harper, Adolph Friedrich, Hofmaler und Galeriedirektor in Stuttgart. 71 f. 186.
Hartmann, Ferdinand August, Maler. 291. 356.
Harz, Gebirge. 53. 123.
Has, Jost, in Luzern. 133.
Haßlach, O.-A., Neckarkreis in Württemberg. 72.
Hattenheim, O.-A., Provinz Hessen-Nassau. 231.
Hausberg bei Jena. 198.
Häuffer, Ludwig. Dessen „Deutsche Geschichte". 182.
Hebel, Johann Peter, Dichter. 336 f. 368. 377.
Hechingen, St. im preuß. Regierungsbez. der Hohenzollernschen Lande. 100.
Heddesdorf, O.-A., bei Neuwied am Rhein. 281.

Heberich, Benjamin. 156. 208.
Heem, Jan David van —, 80. 188.
Heidelberg, St. im Unterrheinkreis in Baden. 51. (Aufenthalt Goethe's daſelbſt. 52—55. 316—335.) 56 ff. 90. 180 f. 209. 215. 224 f. 265. 268. (Nachträgliches zu Heidelberg. 335 f.) 362. 367 ff. 371. 376 ff.
Heideloff, Karl, Maler und Architekt. 81. 188. 190.
Heilbronn, St. im Neckarkreis in Würtemberg. 56. (Aufenthalt Goethe's daſelbſt. 58—63.) 64 f. 80. 209.
Heiligen-Legende (Große Illuſtrirte), bearbeitet von Merker, Stock und Landes. 344 f.
Hektor, der den Paris ſchilt, Modell von Dannecker. 66. 184.
Helena, Mutter des Kaiſers Konſtantin des Großen. 323. 351. 364.
Helwig, Amalie v. —, ſ. Imhoff.
Hemmelinck, Hans (auch Memlinc genannt). 334. 366.
Hemskerck, Martin van —, Maler. 334. 367.
Heppenheim, St. in Heſſen-Darmſtadt. 52.
Herdlingen, O.A. Kanton Schaffhauſen. 105.
Hergenröther, Matthias, Thiermaler in Offenbach, und deſſen Schweſter. 306. 309.
Herrliberg, O.A. Kanton Zürich. 114. 152.
Heß, Georg Chriſtian, Baurath zu Frankfurt a. M. 287. 354 f.
Heß, Johann Friedrich Chriſtian, Baurath und Stadtbaumeiſter zu Frankfurt a. M., Sohn des Vorigen. 287. 354 f. 375.
Heß, Johann Jakob, Oberpfarrer und Aniſtes der Geiſtlichkeit zu Zürich. 153. 206.
Hetſch, Philipp Friedrich, Hofmaler und Galeriedirektor in Stuttgart. 67. 71. 81. 184. 189 f.
Hildegard, die heilige. 293. 353.
Hilzingen, O.A., Seekreis in Baden. 104.
Hirſchfeld's Gartenkalender, ſ. Gartenkalender.
Hirt, Aloys, Kunſthiſtoriker und Archäolog. 84. 254. 169.
Hirzel, Salomo. 225. 370. 373.
Hobbema, Meindert, Maler in der Mitte des 17. Jahrhunderts. 376.
Hochberg, O.A. Neckarkreis in Würtemberg. 78. 94.
Hoche, Lazare, franzöſiſcher General. 166.
Hochheim, St. in der Provinz Heſſen-Naſſau. (Hochheimer Wein. 243.) 371
Hofen, O.A. Schwarzwaldkreis in Würtemberg. 101.
Hoffenheim (Hofheim), O.A., Großherzogthum Heſſen. 56.
Hoffmann, Joſeph, Maler. 271 f.
Hohentheim, Schloß bei Stuttgart. 69. (Beſchreibung deſſelben. 72—76.) 77. 87. 92. 94. 184. 188. 191. 209.
Höhenhöwen, Baſaltfelſen bei Welſchingen, Seekreis in Baden. 158.
Hohenkrähen, Baſaltfelſen und Burgruine im Seekreis in Baden. 158.
Hohentwiel, württembergiſche Enklave, Baſaltfelſen mit einer Feſte. 102. 104. 109. 158.
Hohenzollern, Burg im preußiſchen Regierungsbezirk der Hohenzollernſchen Lande. 109 f.
Holbein, Hans, der Aeltere. 75 f. 297. 355.
Hölderlin, Johann Chriſtian Friedrich (1770—1843), Dichter. 190 f.
Holzhauſen, Georg Freiherr v. —, in Frankfurt a. M. 289. 356.
Homer. — Stellen aus der Ilias. 184. 186.; — aus der Odyſſee. 195.
Horaz, Stellen aus den Oden. 185. 207.
Horen, Die, ſ. Zeitſchriften.
Horgen, O.A. Kanton Zürich. 140. 205.
Horner, Jakob, Profeſſor und Bibliothekar in Zürich. 115. 196. 202 f.
Hoſpital des Sankt Gotthard. 132 f. 210.

Hottinger, Jakob, Professor in Zürich. 152. 206.
Hubertus, der heilige. 130. 200 f.
Hufeland, Gottlieb, Professor der Rechte in Jena. 10. 171.
Humboldt, Alexander Freiherr v. — 119. 167. 198.
Humboldt, Frau v. — 371. 377.
Humboldt, Wilhelm, Freiherr v. — 119. 159. 198. 209.
Humboldt'sche Familie. 27. 169.
Hundeshagen, Bernhard, Bibliothekar und Hofgerichtsrath in Wiesbaden. 285. 353 f. 370.
Hundsrück, Gebirgszug in den preußischen Regierungsbezirken Koblenz und Trier. 232.
Hüningen, Schlacht daselbst. 194.
Hüpsch, Johann Wilhelm Karl Adolf, Freiherr v. —. 270. 314. 349.
Hütten, O.A., Kanton Zürich. — Hüttner See. 124.
Hupfum, Johann v. —, Blumenmaler. 80. 188.

Iffland, August Wilhelm. 176.
Ilmenau, St. in Sachsen-Weimar-Eisenach. 197.
Imhoff, Amalia v. —, spätere Frau v. Helvig. 27 f. 170.
Immensee, O.A., Bezirk Küßnacht des Kantons Schwyz. 138 f. 205.
Imthurn, Georg Friedrich, Landvogt von Schaffhausen. 113. 195 f.
Ingelheim, Graf zu —. 233. 346.
Isermann, Gärtner in der Senckenbergischen Stiftung zu Frankfurt a. M. 299.
Isopi, Anton, Maler und Bildhauer in Stuttgart. 67. 70 f. 74 f. 79. 92. 92 f. 184. 189.
Israel von Meckeln, Maler. 334. 366 f.

Jacobs, Friedrich, Philolog. 206.
Jagdmatt, Schweizeralpe, bei Altorf. 134.
Jagemann, Christian Joseph, Bibliothekar der Herzogin Amalie von Sachsen-Weimar. 192.
Jagemann, Ferdinand, Sohn des Vorhergehenden, Maler. 192.
Jagemann, Karoline, später Frau v. Heygendorf. 192.
Jahn, Otto, als Herausgeber der Briefe Goethe's an Voigt. 14. 172.
Jakardowsky, französischer Hauptmann. 78.
Jassoy, L. Daniel, Advokat in Frankfurt a. M. 299. 359.
Jagt, Nebenfluß des Neckar. 160.
Jena, St. in Sachsen-Weimar-Eisenach. 8. 171. 198. 373.
Jenaische Literatur-Zeitung, s. Zeitschriften.
Jestetten, O.A., Oberrheinkreis in Baden. 112.
Johann, Vater des heiligen Rochus. 244.
Johannisberg, Schloß in der Provinz Hessen-Nassau. 229. 234. (Johannisberger Wein. 243.) 259. 265 f. 347. 370. 375.
Johnston. 133.
Jomelli, Nicolo, Komponist. 79. 188.
Jourdan, Jean Baptiste Graf —, französischer General. 352.
Julius Cäsar, römischer Imperator. 352.
Jung, Johann Heinrich, genannt Stilling, badischer Geheimerath. 377 f.
Jünger, Fabrikant in Hanau. 311.

Kannstatt, St. im Neckarkreis in Württemberg. 78. 94. 159.
Kant, Immanuel. 89. 98. 190.
Karl der Große, deutscher Kaiser. 262. 324. 347 f.
Karl, Erzherzog von Oestreich. 78.
Karl Eugen, Herzog von Württemberg, s. Württemberg.

Karl Theodor, Kurfürſt von der Pfalz. 53. 181.
Karlsbad, St. in Böhmen. 167.
Karlsruhe, St. in Baden. 117. 191. 225. 336. 362. 368. 377
Karthause bei Koblenz. 282. 374.
Kaſſel, St. in der Provinz Heſſen-Naſſau. 308.
Kaufmann, Julie, geb. Schubart, Schauſpielerin in Stuttgart. 86.
Kellermann, François Chriſtophe v. —, franzöſiſcher General und Marſchall. 347.
Kempelen, Wolfgang v. —. Deſſen „Sprachmaſchine". 167.
Kempten, O.R., Rheinheſſen. 263.
Keſſelſtädt, Graf, in Mainz. 284. 353. 375.
Kehner, Theodor Friedrich Arnold, Dr. med. in Frankfurt a. M. 300. 359.
Kielmeyer, Karl Friedrich, Chemiker. 89. 190.
Kinckel, Admiral, in Mannheim. 377.
Kirchhard, O.R., Neckarkreis in Württemberg. 58.
Kirchhausen, O.R., desgleichen. 58.
Kirchheim, O.R., desgleichen. 64.
Kirms, Franz, Hofrath in Weimar. 207.
Kitzingen, St. im Kreis Unterfranken in Baiern. 27.
Kleber, Jean Baptiſte, franzöſiſcher General. 171.
Klengel, Johann Chriſtian, Maler. 291. 356.
Klopſtock, Friedrich Gottlieb. (Stoff aus deſſen Meſſiade. 67 f.) 197.
Knebel, Karl Ludwig v. — 10ff. 27. 161. 171. 174. 179. 192. 209.
Koblenz, St. in der preußiſchen Rheinprovinz. (Goethe's Aufenthalt daſelbſt. 282.) 351 f. 374.
Köln, St. in der preußiſchen Rheinprovinz. 225. (Goethe's Aufenthalt daſelbſt. 267—278.) 279 f. 314. 323 f. 326 f. 335. 339. 348 f. 351. 364. 374.
Kölner Altarbild. 269. 327 f. 349. **Kölner Dombau**. 215 ff. 273 ff. 337.
Königseck, Gräfin v. —, in Stuttgart. 77.
Konſtantin der Große, griechiſch-römiſcher Kaiſer. 323. 364.
Konſtantinopel. 322.
Konſtanz, St. im Seekreis in Baden. 146. (Konzil daſelbſt. 246 f.)
Kopp, Johann Heinrich, Medizinalrath in Hanau. 306 f. 361.
Kornwestheim, O.R., Neckarkreis in Württemberg. 78.
Köſter, Chriſtian, Maler (1786—1851). 353.
Kotzebue, Auguſt v. —. 176.
Koudelka, v. —, öſtreichiſcher Oberlieutenant. 81.
Krafft, Peter, Maler. 311. 361.
Kratter, Franz, Schauſpieldichter. 176.
Krebs, Franz Xaver, Tenoriſt in Stuttgart. 86.
Kronach, St. im Kreis Oberfranken in Baiern. 161.
Kronalp (Kronberg), Berg am Bierwaldſtätter See. 135.
Kronenburg, v. —, Adelsgeſchlecht 256.
Küchelgen, Gerhard v. —, Maler. 291. 356.
Kunſt am Niederrhein ſeit dem 13. Jahrhundert. 267 ff.
Kunſtſchätze am Rhein, Main und Neckar. 226. 267—340. Anmerkungen zu dieſem Abſchnitte. 341—378.
Kunſt und Alterthum, ſ. Zeitſchriften.
Küßnacht, O.R., Kanton Zürich. 138. 205.

Laach, Abtei, preußiſche Rheinprovinz. 282. 352. 374.
Landolt, Salomon, Oberſt. 106. 194 f.
Landshut, St., Kreis Niederbaiern in Baiern. Schlacht bei L. 183
Langen, O.R., Heſſen-Darmſtadt. 51.
Langenwinkel, O.R., Provinz Heſſen-Naſſau. 231.

La Roveillère, Mitglied des französischen Directoriums. 208.
Lauten, Schloß bei Schaffhausen. 106. 108.
Lauffen, St., Neckarkreis in Würtemberg. 84.
Lausberg, Johann Heinrich Gerhard, Besitzer einer Gemäldesammlung in Frankfurt a. M. 290. 356.
Lavater, Diethelm, Dr. med. in Zürich. 152. 206.
Lavis (Lugano), St. am Luganer oder Lawiser See, Kanton Tessin. 114. 173.
Lebrun, Charles, Maler. 268. 349.
Leerse, Jakob Philipp, Banquier zu Frankfurt a. M. 289 f.
Lehne, Friedrich, Professor in Mainz. 283. 352 f. 375.
Lehr, Georg Philipp, Stiftsherr in Frankfurt a. M. 298 f. 304. 359.
Leipzig, St. 168. 302. Bauart zu Leipzig. 44. Goethe's Briefe an Leipziger Freunde. 10.
Leitzler, J. D., Fabrikantenfirma zu Hanau. 311.
Leitzler, Johann Philipp, Obermedicinalrath zu Hanau. 308. 309. 360.
Leitzler, W., Bruder des Vorhergehenden, Kaufmann und Besitzer einer Gemäldesammlung in Hanau. 311.
Lengefeld, Caroline v. —, s. Beulwitz.
Leoben, s. Schwalb.
Leonard da Vinci. 334.
Leonhard, Karl Cäsar v. —, Mineralog und Geolog. 303. 306 f. 310. 366. 373.
Lepid, in Heidelberg. 372.
Lesueur, Eustache, Maler. 248 f. 346.
Leydoldt, Karl Jakob Theodor, Maler. 93. 191.
Libera (Liberia), Mutter des heiligen Nochus. 244. 345.
Lieven, v. —, Attaché bei der russischen Gesandtschaft in Stuttgart, Sohn des Nachfolgenden. 79. 188.
Lieven, Friedrich Georg v. —. 79. 188.
Ligne, Karl Joseph Fürst v. —. 167.
Lili (Elisabeth Schönemann, spätere Frau von Türckheim). 377.
Lille, St. Friedensunterhandlungen daselbst. 172.
Lippe, Nebenfluß des Rheins. 276.
Lissabon, St. 344.
Lochner, Stephan, Maler. 349.
Loder, Justus Christian, Naturforscher, namentlich Anatom. 167 f.
Lohr, St. im Kreis Unterfranken in Baiern. (Lohrer Glas) 61.
London, St. 302. 311.
Lorch, O.M., Prinzip Hessen-Nassau. 260. 347.
Lorenz, Pater, Kapuziner auf dem Sankt Gotthard-Hospiz. 133. 146. 200. 204. 210.
Lorrain, Claude, Landschaftsmaler. 78. 187.
Lucä, Samuel Christian, Medicinalrath in Frankfurt a. M. 301. 359.
Ludwig der Milde (der Fromme), deutscher Kaiser. 262.
Ludwig X., Landgraf von Hessen-Darmstadt (später als Großherzog Ludwig I.) 311. 362.
Ludwig XVI., König von Frankreich. 68. 186.
Ludwigsburg, St. im Neckarkreis in Würtemberg. 56. 64 f. 78. 80. 92. 189. 209.
Lugano, s. Lavis.
Lukas von Leiden, Maler. 334. 366.
Lützenkirchen, B. C., Emailmaler in Köln. 278. 351.
Lux, Schauspieler in Frankfurt. 37.
Luzern, St. und Kanton. 126. 138. Luzerner See. 126. 129.
Lyversberg, Kaufmann und Besitzer einer Gemäldesammlung in Köln. 269. 349.

Maas, Fl. 376.
Maabuis, Jan Gossaert, genannt M., Maler. 336. 367.
Madenauer Thal, auf der Straße von Lenzburg zum Sankt Gotthard. 120.
Madenweiß, Georg v. —, preußischer Gesandter in Stuttgart, und Frau. 77. 78. 80. 187.
Madrid, St. 311.
Maestricht (Mastricht), St. 326. 365.
Maitland, St. 19. (Stuckaturschule von M. 33. 133. 165. 174. 327. 344.
Mainz, St. 225. (Aufenthalt Goethe's daselbst. 283f.) 285. 316. 324. 353. 375.
Majer, Johann Christian, Professor der Staatswissenschaften in Tübingen. 80.
Majolika-Sammlung, in Stuttgart. 74.
Mako, Friedrich, in Zürich. 172.
Manfredini, Name eines österreichischen Regiments. 50.
Mannheim, St., Unterrheinkreis in Baden. 336. 368f. 372. 377.
Marchesi, Pompeo, Bildhauer. 334.
Marc-Anton — Marc Antonio Raimondi, auch del Francia genannt, Kupferstecher. 289. 355.
Markbrunnen, zwischen Erbach und Hattenheim, woher der „Markobrunner" seinen Namen hat. 231.
Martin, in Heidelberg. 372.
Massena, André, Herzog von Rivoli, französischer General und Marschall. 174.
Matthäi, Johann Friedrich, Maler. 291. 356.
Mauer, O.R., Unterrheinkreis in Baden. 36.
Mäusethurm, bei Bingen. 232. 239. 253. 260. 344.
Maximianus, Marcus Aurelius Valerianus, genannt Herculius, römischer Kaiser. 365.
Meckesheim, O.R., Unterrheinkreis in Baden. 37.
Meiningen, St. im Herzogthum Sachsen-Meiningen-Hildburghausen. 225. 378.
Melem, Johann v. —, Maler. 336. 367.
Melibokus, Berg im Odenwald. 52.
Memminger, Kaufmann und Besitzer einer Gemäldesammlung in Mainz. 353. 375.
Mercier, Louis Sebastien, französischer Schriftsteller. 176.
Merck, Johann Heinrich. 314. 361.
Mergentheim, St. Jaxtkreis in Württemberg. 182.
Merian, Matthäus, der Aeltere, Maler. 292. 357.
Merz, Karl Friedrich, Pfarrer und Naturforscher. 306. 361.
Messis, Quintin, Maler. 334. 367.
Metternich, Klemens Wenzeslaus Nepomuk Lothario Fürst v. —. 347.
Meyer, Geheimerath zu Frankfurt a. M. 299. 359.
Meyer, Bernhard, Hofrath und Dr. med. in Offenbach. 305f.
Meyer, Heinrich, (Briefe Goethe's an ihn. 19—28.) 33. 40. 69. 97. 113ff. 116. 118. 120. 134. 140ff. 143. 145ff. 154. 168. 170f. 197f. 200. 205.
Meyer in Stuttgart. 80.
Michael, Bader, Bibliothekar in Einsiedeln. 126.
Michelangelo. 183. 334.
Mihale, Entrepreneur des Stuttgarter Theaters. 72. 91. 186.
Mittelheim, O.R., Provinz Hessen-Nassau. 231. 261. 370.
Mockmühl, O.R., Neckarkreis in Württemberg. 61.
Moldau, Fl. 194.
Moller, Georg, Oberbaurath in Darmstadt. 273. 315f. 335. 330. 376.
Mömpelgard (Montbeliard), St. im Elsaß. 89.
Mönchshaue, Insel im Rhein. 343.
Monrepos, Lustschloß bei Ludwigsburg. 184. 199.
Monza, St. im Mailändischen. 172.

Monzingen, O.A., Provinz Hessen-Nassau. **Monzinger Wein.** 243.
Moreau, Jean Victor, französischer General. 78. 186.
Morgenblatt, s. Zeitschriften.
Morgenstern, Johann Ludwig Ernst, Gemäldereſtaurator in Frankfurt a. M. 290. 356.
Mosbach, O.A., Provinz Hessen-Nassau. 229.
Mosel, Fl. 276.
Mozart, Johann Chrysostomus Wolfgang Amadeus. 173.
Mühlhausen, O.A., Neckarkreis in Württemberg. 78. 94.
Müller, Gaſtwirth in Thayngen. 105.
Müller, Johann Gotthard v. —, Kupferſtecher in Stuttgart. 69. 93. 185.
Müller, Johannes v. —. 114. 195f.
Müller, J. L., Fabrikant in Hanau. 311.
München, St. 159. 216.
Münſter, O.A., Neckarkreis in Württemberg. 78.
Münſterus, Verfaſſer einer Geſchichte von Ingelheim. 262.
Muotta, Fl. und Thal im Kanton Schwyz. 128.
Muſchelſandberg, O.A. 241.
Mythen, Berge in den Schwyzer Alpen. 127f. 135f.

Nägele, Franz Karl, Profeſſor der Medizin in Heidelberg. 371. 377.
Nager, Landammann in Uriern an der Matt. 133f.
Nahe, Nebenfluß des Rheins. 239. 241. 260.
Naſſau, St. an der Lahn in der Provinz Heſſen-Naſſau. 374.
Naſſauiſche Alterthumskunde und Geſchichtsforſchung, Verein für —. 354.
Nauendorf, Kammerherr v. —, zu Biberich. 255.
Neapel, St. 51.
Neckar, Fl. 52. 56. 58. 61. 64. 87f. 90. 94. 97. 101.
Neckarelz, O.A., Unterrheinkreis in Baden. 378.
Neckargemünd, St., Unterrheinkreis in Baden. 53. 56f.
Neckarsulm, O.A., Neckarkreis in Württemberg. 78. 94. 209.
Neeff, Christian Ernſt, Dr. med. und Stiftsarzt in Frankfurt a. M. 299. 359.
Nepomuk, der heilige. 100. 194.
Neuburg, J. G., Dr. med. in Frankfurt a. M. 298f. 302. 359.
Neuburg, Jungfer, Braut des Baumeiſters Heß. 375.
Neufville, Sophie de —, geb. Gontard, in Frankfurt a. M. 290. 356.
Neuwinger, franzöſiſcher General. 51. 190.
Nickel, Franz, Emaillmaler in Hanau. 311. 361.
Nicolai, Christoph Friedrich. 186.
Niddagrund, bei Frankfurt a. M. 33.
Niederingelheim, O.A., Rheinheſſen. 262. 370.
Niederwald, Gebirgszug im ſüdlichen Taunus. 260f. 347.
Noſe, Karl Wilhelm, Regierungsrath in Endenich bei Bonn. 270. 349.
Nothgottes, aufgehobenes Kloſter bei Geiſenheim. 256. 299. 346.
Nürnberg, St. im Kreis Mittelfranken in Baiern. 153. 159. 161. 171. 209f. 216.

Oberingelheim, O.A., Rheinheſſen. 243. 257. 264. 346. 371.
Oberrad, O.A., bei Frankfurt a. M. 299.
Oberwol, O.A., Kanton Bern. 139.
Offenbach, St. Heſſen-Darmſtadt. Aufenthalt Goethe's daſelbſt. 305f.; 359f.
Oldenburg, Großherzog von —, in Baiern. 375.
Oppenheim, St. in Rheinheſſen. 346.
Oſer, Adam Heinrich, Maler. 185.
Oßmannſtedt, O.A., Sachſen-Weimar-Eiſenach. 27. 169f.

Tag und Nacht spielt sie auf Wiesen, in Hainen,
Mir will sie oft zu herrlich erscheinen;
Neues bringt sie täglich hervor,
Leben summt uns die Biene ins Ohr.
Bleib, ruf' ich oft, Frühling, man küsset Dich kaum,
Engel, so fliehst Du wie ein schwankender Traum;
Immer wollen wir Dich ehren und schätzen,
So uns an Dir wie am Himmel ergetzen.

Kleine Herzen.*)

Den 13. Mai 1779.

Man will's den Damen übel deuten,
Daß sie wol zu gewissen Zeiten
Ihr Herz mit Mehrer'n theilen können!
Doch Dich kann man gar glücklich nennen,
O Du, des Hofes Zierd' und Ehre!
Du schonst gar weislich Deins
Und hast gelegentlich für Jeden eins,
Und wenn's auch nur von Mehl und Farben wäre.

Mit einem Strauß.**)

Den 9. Dezember 1780.

Zum Tanze schick' ich Dir den Strauß
Mit himmelfarbnem Band,
Und siehst Du Andern freundlich aus,
Reichst Andern Deine Hand,
So denk auch an ein einsam Haus
Und an ein schönes Band!

Oktave.***)

Braunschweig, den 24. August 1784.

Gewiß, ich wäre schon so ferne, ferne,
So weit die Welt nur offen liegt, gegangen,
Bezwängen mich nicht übermächt'ge Sterne,
Die mein Geschick an Deines angehangen,

*) Ebendaselbst I, 225. Frau von Stein hatte Herzen von Zucker, ein kleineres an Knebel, ein größeres an Goethe geschickt. Unter die vorliegenden Verse hatte Goethe die Devise geklebt: „Les plus rudes sont attrapés".

**) Ebendaselbst I, 375.

***) Vgl. Briefe an Frau von Stein III, 91. Goethe leitet die Uebersendung dieser Strophe mit folgenden Worten ein: Je finis par un vers allemand qui sera placé dans le poème que je chéris tant, parceque

Oſſian (Oiſian), gäliſcher Sänger. 78. 106.
Oberich, O.R., Provinz Heſſen-Naſſau. 231.
Ott, Gaſtwirth und Gaſtwirth in Zürich. 113. 120. 135 f.
Otto II., deutſcher Kaiſer. 364.
Overbeck, Friedrich, Maler. 295. 358.

Padua, St. 110.
Paris, St. 46. 61. 73. 92 f. 146. 153. 267. 284. 302. 311 f. 340. 348.
Paris, Sohn des Priamus. S. Hektor.
Pataky, Ernſt. Deſſen Schrift „Goethe's Theaterleitung in Weimar". 175. 205. 207.
Paul I., Kaiſer von Rußland. 183.
Pauli, Tänzerin und Schauſpielerin in Stuttgart. 79.
Paulus, Heinrich Eberhard Gottlob, Profeſſor und Geh. Kirchenrath in Heidelberg. 371 f. 377.
Pauſanias, griechiſcher Kunſtſchriftſteller. 155.
Paul Veroneſe, Maler. 376.
Petersburg, St. 179.
Petterſen, Johann Wilhelm, Bibliothekar in Stuttgart. 77.
Pick, F., Kanonikus in Bonn. (Deſſen Kunſtſammlung. 278—280.) 351. 374.
Pilatus, Berg in der Schweiz, fürlich von Luzern. 136. 138.
Piſa, St. „Kartons zur Brückenſchlacht bei P." 64. 183.
Pius VII., Papſt. 340. 368 f.
Pleucquet, Wilhelm Gottfried, Profeſſor der Medizin in Tübingen. 88. 190.
Poppelsdorf, O.R., bei Bonn. 282. 352.
Pouſſin, Nikolas, Maler. 79. 147. 188.
Prag, St. 288.
Prandt, Schauſpieler in Frankfurt a. M. 37.
Preßburg, St. Friede zu P. 182.
Primaveſi, Georg, Maler und Kupferſtecher in Darmſtadt. 316. 382.
Propyläen, ſ. Zeitſchriften.

Quaglio, Angelo, Maler in München. 218. 273. 350 f.
Quenſtädt, Mineralog. 199.
Quintin Meſſis, ſ. Meſſis.

Raabe, Friedrich, Offizier und Maler. 272. 350.
Radl, Anton, Maler und Kupferſtecher. 293. 358.
Rafz, O.R., Kanton Zürich. 112.
Rahn, Heinrich, Chorherr und Profeſſor zu Zürich. 152.
Raphael. 156. 208.
Rapp, Heinrich, Kaufmann, ſpäter Geheimer Hofrath und Bankdirektor in Stuttgart. 68. 69. 81. 85. 94. 97. 183 f.
Rapperſchwyl, St. im Kanton St. Gallen. 123 ff.
Rauch, Guſtav v. —, preußiſcher General. 272.
Raynal, Guillaume Thomas François, franzöſiſcher Publiziſt. (Raynal'ſches Monument. 128. 201 f.)
Realp, O.R., Kanton Uri. 132 f.
Regensburg, St. im Kreis „Oberpfalz und Regensburg" in Baiern. 27. 183.
Reichard, Johann Jakob, Stiftsarzt zu Frankfurt a. M. 298. 358 f.
Reichartshauſen, O.R., Provinz Heſſen-Naſſau. 231.
Reinhard, Chriſtian, Gruber des Nachfolgenden. 362 f.
Reinhard, Karl Friedrich, Graf. 216 ff. 220. 362.
Reitzenſtein, Hermann v. Stuff, genannt v. Reitzenſtein, preußiſcher Major in Heidelberg. 371. 377.
Rembrandt (Paul von Rhyn). 334.

Rems, Nebenfluß des Neckar. 159.
Reuter, Schauspieler in Stuttgart. 86.
Reuß, Nebenfluß der Aar. 130. 132 ff.
Rewbell, Jean Baptiste, Mitglied des französischen Direktoriums. 203.
Rhabanus Maurus, der heilige. 261. 369 f. 370.
Rheinaue, Insel im Rhein bei Ellfeld. 347.
Rheinbreitbach, O.N., preußische Rheinprovinz, Kreis Neuwied. 236.
Rheinfall, s. Schaffhausen.
Rheingau. 224. (Im Rheingau Herbsttage. 255–266.) (Anmerkungen dazu. 346–348.) 220. 370 f.
Richterschwyl, O.N., Kanton Zürich. 123. 205.
Riemer, Friedrich Wilhelm. 166. 168 f. 174. 202. 370. 373.
Riepenhausen, Gebrüder Franz und Johannes, Maler. 295. 358.
Riese, v. —, Patriziergeschlecht in Frankfurt a. M. 33. 175.
Rigi, Berg im Kanton Schwyz. 136.
Rochus, der heilige. (Sankt-Rochusfest zu Bingen. 224. 226. 229–233.) (Anmerkungen zu demselben. 341–346.) 209. 263. 370.
Rohrbach, O.N., Unterrheinkreis in Baden. 54. 57.
Rom, St. 67. 73. 92 f. 153. 184. 188. 245. 344. 364.
Roman, Julius (Giulio Romano). 141. 292.
Römisches Haus, in Weimar. 189.
Roos, Johann Heinrich und seine Söhne, Maler. 292. 357.
Roßtrappe, Berg im Harz. 53.
Rottenda, Giovanni Battista, Historiker. 31. 172.
Roveredo, St. in Tyrol. 173.
Rubens, Peter Paul. 71. 267. 348 f. 376.
Rüdesheim, St. in der Provinz Hessen-Nassau. 224. 232 ff. Wein von R. 243. 256. 261. 263. 343. 370 f.
Ruoff, Adolph Karl Maximilian, Konsistorial-Direktor zu Stuttgart. 65 f.
Ruprecht, der heilige. 298.
Ruscheweyh, Ferdinand, Zeichner und Kupferstecher. 295. 358.

Sachsenhausen, Vorstadt von Frankfurt a. M. 31. 180.
Sachsen-Weimar:
Amalie, Herzogin zu S.-W. 27.
Karl August, Herzog, seit 1815 Großherzog zu S.-W. (Briefe Goethe's an ihn. 32 ff. 90–95. 145 ff. 166 ff. 191 ff. 203 f.) 9 ff. 11 f. 14. 24. 26. 99. 115. 117. 169 f. 171. 174. 179. 187. 189 ff. 193 ff. 203. 370. 374 f. 377.
Luise, Herzogin, seit 1815 Großherzogin zu S.-W., geborne Prinzessin von Hessen-Darmstadt. 92. 146. 166.
Sachtleben, Zacharias Cornelis, Maler. 358.
Sachtleben, Hermann, Maler. 295. 358.
Saint-Cyr, Louis Gouvion Marquis de —, französischer General und Marschall. 182.
Salzwedel, Peter, Goldschmied in Frankfurt a. M. 299. 359.
Sankt Gotthard, s. Gotthard.
Sankt Rochus, s. Rochus.
Sappho, griechische Dichterin. 68.
Sarasin, Johann George, Zuckersiedereibesitzer in Frankfurt a. M. 69.
Sarti, Giuseppe, Komponist. 89. 166.
Sarto, Andrea del —, eigentlich Andrea Vannucchi, Maler. 141. 292.
Sarzana, steile Straße. 83. 189.
Schaffhausen, St. im Kanton S. (S. und der Rheinfall. 107–112. 158.) 156. 158. 159. 167 f. 191. 196. 210.
Schaumburg, Johann Heinrich, Hofmarschall zu Hanau. 308. 361.

Scheffauer, Philipp Jakob v. —, Bildhauer. 67. 81. 184.
Schemberg, St. im Schwarzwaldkreis in Württemberg. 101.
Scherer, Alexander Nikolaus, Bergrath in Weimar. 167. 193.
Schierſtein, O.A., Provinz Heſſen-Naſſau. 230.
Schiller, Friedrich v. —. (Briefe Goethe's an ihn. 28ff. 38f. 66—71. 97ff. 118f. 141—144. 175ff. 179. 179—178. 181. 204f.) 8. 11. 14f. (Balladen 23. 150. 166.) 21ff. (Gedichte 2. (Aufführung des Don Karlos. 72. 8.) Balladen. 107. 109. 171. 173. 189. 179. (Turandot. 179.) 180f. 183ff. 193ff. 196ff. 198ff. 201. 208.
Schinznach, O.A., Kanton Aargau. 125.
Schlegel, August Wilhelm v. —. 10.
Schlegel, Friedrich v. —. 216f. 220. 363.
Schlegel, Schauſpieler in Frankfurt a. M. 37.
Schleiermacher, Ernſt Chriſtian Friedrich Adam, Geheimer Kabinetsrath in Darmſtadt. 315. 372.
Schleißheim, Schloß bei München. 216.
Schlierbach, O.A., Unterrheinkreis in Baden. 56.
Schloſſer, Friedrich Georg, Hiſtoriker. 287. 354.
Schloſſer, Johann Georg, Goethe's Schwager. 89. 98. 190. 371. 376.
Schmidt, Muſikdirektor in Frankfurt a. M. 206.
Schmidt, Schauſpieler in Frankfurt a. M. 38.
Schmieden, O.A., Neckarkreis in Württemberg. 78.
Schneider, Kaspar, Maler. 284. 353. 375.
Schnurrer, Chriſtian Friedrich, Profeſſor der orientaliſchen Sprachen in Tübingen. 89. 190.
Schockwitz, Name eines Guts. 168.
Schön, Martin, Maler und Holzſchneider. 126. 336. 367.
Schoreel, Joan, Maler. 336. 367f.
Schott, Andreas Heinrich, Profeſſor und Bibliothekar in Tübingen. 77.
Scott, Johann Gottlieb, Hofrath und Oberbibliothekar in Stuttgart. 88. 190.
Schreiber, Tiſchlermeiſter in Jena. 167.
Schricker, Name, eingeſchnitten in einen Granitfelſen an einer Brücke der Reuß. 132.
Schröder, Schauſpieler in Frankfurt. 37.
Schultheß, Frau, in Zürich. 113. 132. 195f.
Schulz, Chriſtoph Ludwig Friedrich, Staatsrath in Berlin. 370.
Schütz, Chriſtian Georg, Maler. 358.
Schütz, Chriſtian Georg, Sohn des Vorhergehenden, Maler. 293. 359. 371.
Schütz, Franz, Maler. 358.
Schütz, Johann Georg, Maler. 287. 358.
Schwabach, St. im Kreis Mittelfranken in Baiern. 160f. 210.
Schwabsberg, O.A., Jaxtkreis in Württemberg. 100.
Schwan, Chriſtian Friedrich. 176.
Schwarzkopf, Joachim v. —. 33. 174f.
Schweinau, O.A., Kreis Mittelfranken in Baiern. 161.
Schweizer, Schweizeriſches Haus in Frankfurt a. M. 30. 43. 173.
Schwetzingen, St. im Unterrheinkreis in Baden. 336.
Schwyz, O.A. und Kanton. 126ff. 127f. 129. 136. 144. 146. 204. 210. Schwyzer Haken. 127.
Sebaſtian, der heilige. 235. 344.
Seidelmann, Jakob Crescentius, Maler. 291. 356f.
Seidler, Luiſe, Malerin. 346.
Sella, Berg in der Nähe des Sankt Gotthard. 199.
Senckenberg, Johann Chriſtian, Dr. med. zu Frankfurt a. M. Deſſen Stiftungen daſelbſt. 296ff. 299ff. 302. 304f. 358.
Sempach, St. im Kanton Luzern. Schlacht bei S. 201.

Serrand, Besitzer einer Gemäldesammlung in Frankfurt a. M. 378.
Seyffer, Johann Friedrich, Oberamtmann in Kannstatt. 78.
Seyffer, Karl Felix, Professor zu Göttingen, später zu München. 78.
Shakespeare, William 176.
Sickingen, Grafengeschlecht. 258. Franz v. —. 347.
Siebengebirge, der nordwestliche Theil des Westerwaldes. 281.
Siena, St. in Oberitalien. 322.
Sihl, Nebenfluß der Limmat. 125. Brücke über dieselbe. 140.
Silberberg, C. D., Kunsthändler in Frankfurt a. M. 290.
Sinsheim, St. im Unterrheinkreis in Baden. 57.
Sisligen, O.R., Kanton Uri. 128.
Solitude, Schloß im Neckarkreis in Württemberg. 65 183. 186. 189.
Sömmerring, Samuel Thomas v. —. 301. 359.
Sontheim, O.R., Neckarkreis in Württemberg. 64. 182.
Sophie Dorothea Auguste Maria Paulowna, Gemahlin des Kaisers Paul I. von Rußland, geborne Prinzessin von Württemberg. 183.
Souchai, Fabrikant in Hanau. 311.
Spaichingen, St. im Schwarzwaldkreis in Württemberg. 101.
Spee, Friedrich v. —, Dichter. 185.
Speier, St. in Rheinbaiern. 316. 374.
Sprendlingen, O.R., Rheinhessen. 51.
Städel, Johann Friedrich, Banquier und Kunstsammler in Frankfurt a. M. 288. 304. 355f.
Stäfa, O.R., Kanton Zürich. 19. 40. 97. 112. (Goethe's Aufenthalt daselbst. 114—121. 140—152.) 123f. 133. 141. 154. 195f. 203ff. 210.
Staff, Albertine Auguste v. —. 117. 197.
Staff, Hermann v. —, s. Reizenstein.
Stans, O.R., Kanton Unterwalden. 128. 201. 205. 210.
Stanzstade, O.R., ebendaselbst. 137f. 201. 205.
Steigentesch, August, Freiherr v. —. 181.
Stein, Charlotte Albine Ernestine Freifrau v. —. Briefe an dieselbe. 192. 197. 376f.
Stein, Karl Freiherr von und zum —, preußischer Minister. 348. 374.
Stein, Friedrich Freiherr v. —, aus Weimar. 27. 170. 192.
Stein, J. C., Apotheker in Frankfurt a. M. 303.
Steinen, O.R., Kanton Schwyz. 125.
Steinfurt, O.R., Unterrheinkreis in Baden. 57.
Steinhofen, O.R., Schwarzwaldkreis in Württemberg. 100.
Steinlach, Nebenfluß des Neckar. 100.
Steinmetzen, deren Innungen. 238f.
Stenglin, Schauspieler in Frankfurt a. M. 38.
Stephanus, der Märtyrer. 319. 363.
Sternberg, Kaspar Maria Graf v. —. 288. 355.
Stolberg, Christian Graf zu —. 200.
Stolberg, Friedrich Leopold Graf zu —. 200.
Straßburg, St. im Elsaß. 319. — Straßburger Münster. 143. 217f.
Strider, Christine Philippine Friederike, Malerin zu Frankfurt a. M. 306. 360.
Strut, Nani v. —, in Mannheim. 377.
Stuttgart, St. im Neckarkreis in Württemberg. 9. 56. (Goethe's Aufenthalt daselbst. 63—87.) 90ff. 94. 97. 119. 159. 182f. 191. 209f. 216. 274.
Stuttgarter Theater, s. Theater.
Sulze, Fräulein der Oberamtmann. 264.
Suspal, St. in Rußland. 320. 363.

Taunusgebirge. 286. 293. 347.
Tell, Wilhelm. Geschichte T's mit dem Knaben. 141. Critische Behandlung der Fabel. 143.

Tellenplatte und Tell's Kapelle, bei Altorf, Kanton Uri. 129.
Tennstädt, St. in der preußischen Provinz Sachsen. 225.
Teplitz, St. in Böhmen. 168.
Teufelsbrücke, Kanton Uri. 132ff.
Thalheim, O.A., Neckarkreis in Württemberg. 64.
Thayngen, O.A., Kanton Schaffhausen. 102. 105.
Theater Frankfurter. 34ff.
Stuttgarter. 72. 79f. 86.
Weimarer. 30. 154. 207.
Thebanische Legion. 324. 364f.
Theophania, Gemahlin des Kaisers Otto II. 323. 364.
Thibaut, Anton Friedrich Justus, Geheimerath und Professor der Rechte in Heidelberg. 371. 377.
Thorwaldsen, Albert Bertel, Bildhauer. 295. 358.
Thouret, Nikolaus Friedrich v. —, Maler und Architekt. 73ff. 77. 79ff. 84. 164f. 191.
Tiedemann, Mechanikus in Stuttgart. 71.
Tischbein, Heinrich Wilhelm, Maler in Hanau. 311. 361.
Tizian, Vecellio. 334.
Toggenburg, frühere Grafschaft im Kanton St. Gallen. 124.
Toussaint, Gebrüder, Fabrikanten in Hanau. 311.
Trier, St. in der preußischen Rheinprovinz. 265.
Triest, St. in Illyrien. 19. 146.
Trippel, Alexander, Bildhauer. 108. 195.
Trumbul, John, Maler. 68. 185.
Tschudi, Aegidius, Verfasser des Werkes „Helvetische Chronik". 140f. 151. 202.
Tübingen, St. im Schwarzwaldkreis in Württemberg. 70. (Aufenthalt Goethe's daselbst. 87—98.) 109. 115. 147. 153. 156. 158f. 189. 191. 208ff.
Tuttlingen, St. im Schwarzwaldkreis in Württemberg. 101f. 158. 210.

Ufnau, Insel im Züricher See. 115. 123.
Unstrut, Nebenfluß der Saale. 28.
Unteringelheim, O.A., Rheinhessen. 257. 264. 347.
Unterwalden, Kanton der Schweiz. 136f. 146f. 205.
Uri, Kanton der Schweiz. 136. 138. 146.
Urner Thal, im Bezirk Uri des gleichnamigen Kantons. 129.
Urseyer Thal, im Bezirk Urseyn des Kantons Uri. 132ff. 135.
Ursula, die heilige. 323f. 328. 349. 364.
Uznach, St. im Kanton Sankt Gallen. 125f.
Uwiesen, O.A., Kanton Schaffhausen. 106. 110.

Varsimont, v. —, und Frau, in Stuttgart. 77f.
Venedig (Kampf Frankreichs gegen V. 165.) 264. 334.
Venetianische Malerschule. 322.
Verona, St. in Oberitalien. 165. 174.
Veronika, die heilige. 134. 200. (Bild derselben in der Boisserée'schen Sammlung. 321. 325f. 330. 365f.)
Vierwaldstätter See, in der Schweiz. 119. 128f. 131. 135ff. 138f.
Vieweg, Hans Friedrich, Buchhändler in Braunschweig. Vieweg'scher Almanach (Herrmann und Dorothea). 154. 168. 207.
Villach, St. in Kärnten. 146.
Voigt, Christian Gottlob v. —, Staatsminister in Weimar. 8. 11. 14. (Goethe's Briefe an ihn. 115ff. 144f. 153f.) 166. 169. 171f. 174. 180. 196f. 203. 206. 373. 377.
Vollmer, dessen Wörterbuch der Mythologie, neu bearbeitet von Dr. W. Binder. 208.

Vollraths, Schloß, nördlich von Winkel, in der Provinz Hessen-Nassau. 256 f. 370.
Voß, Johann Heinrich. 182. 209. 371 f. 377.
Vriendt, de —, s. Floris.
Vulpius, Christiane, Goethe's Gattin. 168. 350.

Waggis, O.N., Schweiz. 136.
Waiblingen, St. im Neckarkreis in Württemberg. 159.
Walch, Jakob, Maler aus Nürnberg. 336. 367.
Waldeck, Christian August, Fürst v. —. 195.
Waldenbuch, O.N., Neckarkreis in Württemberg. 87.
Wallenstätter See, im Kanton Sankt Gallen. 123. 204.
Wallenstein, Albrecht Wenzel Eusebius v. —, Herzog zu Friedland. 265.
Wallraf, Ferdinand Franz, Professor und Kunstsammler in Köln. 268. 270. 275 f. 368 f. 374 f.
Wallus, St. in der Provinz Hessen-Nassau. 230.
Wamboldt, Karl, in Heidelberg. 372.
Wartberg, Berg bei Heilbronn. 61 f.
Wasen, O.N., Kanton Uri. 131. 134. 210.
Weberling, Schauspieler in Stuttgart. 86.
Weilbach, O.N., Provinz Hessen-Nassau. 371.
Weimar, St. im Großherzogthum Sachsen-Weimar-Eisenach. 8 f. 19. 21. 24 f. 27 f. 40. 79. 120. 154. 166 ff. 169 ff. 180. 194. 187 f. 190. 209 f. 220. 370. 372 f. 378.
Weimarische Kunstausstellungen. 215.
Weimarische Kunstfreunde. 186. 350.
Weimarisches Theater, s. Theater.
Weinheim, St. im Unterrheinkreis in Baden. 52. 261. 264. 370 f.
Weinsberg, St. im Neckarkreis in Württemberg. 63. 182.
Weiterdingen, O.N., Seekreis in Baden. 104.
Wellendingen, O.N., Schwarzwaldkreis in Württemberg. 101.
Wellsingen, O.N., Seekreis in Baden. 104.
Wendelstadt, Karl Friedrich, Inspektor am Städel'schen Kunstinstitut zu Frankfurt a. M. 289. 355.
Wenner, Johann Friedrich, Buchhändler in Frankfurt a. M. 295. 358.
Wenzel, deutscher Kaiser. 194.
Werneck, Hessischer General. 166.
Werner, Abraham Gottlob, Bergrath zu Freiberg. „Wernerisches System". 303.
Wetzlar, Nebenfluß des Rheins. 52.
Wessingen, O.N., Schwarzwaldkreis in Württemberg. 100.
Westermayr, Christiane Henriette Dorothee, geb. Stöger, Gattin des Nächstfolgenden. 310 f.
Westermayr, Konrad, Hofrath und Direktor der Zeichenschule in Hanau. 310 f.
Westerwald, Gebirge zwischen Rhein, Sieg und Lahn. 285.
Wetterauische Flora, botanisches Werk von Gärtner. 303. 306. 309.
Wied, Wilhelm Prinz v. —. 352.
Wieland, Christoph Martin. 27. 145. 155. 169 f. 203. 208.
Wien, St. 19. 27. 119. 192. 339.
Wiesbaden, St. in der Provinz Hessen-Nassau. 49. 224. 229. 261. (Kunstsammlungen daselbst. 285 f.) 370. 371. 373 ff.
Wiesenbach, O.N., Unterrheinkreis in Baden. 56.
Wilhelm I., König der Niederlande. 353.
Wilhelm von Köln, Maler. 327. 366.
Willemer, Johann Jakob v. —, preußischer Geheimerath und Senator in Frankfurt a. M. 225. 371. 374. 375 ff.

Willemer, Maria Anna (Marianne) Katharina Thereſia v. —, geb. Jung, des Vorhergehenden Gattin. 223. 225. 376 ff.
Willmans, Gebrüder, Buch- und Kunſthändler in Frankfurt a. M. 295.
Wimpfen, v. —, in Stuttgart. 78.
Wins, Oberſtlieutenant in Stuttgart. 71.
Winkel, C.R., Provinz Heſſen-Naſſau. 224. 256 f. 261. 265. 346. 370 f.
Winkelried, Arnold Struth v. — 137. 241.
Wohlgemuth, Michael, Maler und Kupferſtecher. 336. 367.
Wolf, Friedrich Auguſt, Philolog. 369 ff. 372.
Wolffermann, Maler in Stuttgart. 80.
Wollrau, O.R., Kanton Schwyz. 125.
Wolzogen, Wilhelm Ernſt Friedrich Freiherr v. —. 67. 70. 184.
Woralek, Sängerin in Frankfurt a. M. 36.
Worms, St. in Rheinheſſen. 316.
Wouverman, Philipp, Maler. 78. 187.
Wörth, Schlößchen bei Schaffhauſen. 108. 111.
Wurmlingen, O.R., Schwarzwaldkreis in Württemberg. 101.
Württemberg.
Chriſtoph, Herzog v. W. 183.
Karl Eugen, Herzog v. W. 67. 69. 72. 79. 93. 183. 187 f.
Friedrich Eugen, Herzog v. W. 66. 77. 94. 182 f. 191.
Friedrich Wilhelm Karl (als Erbprinz), als König Friedrich I. genannt. 94. 187 f. 191.
Charlotte Auguſte Mathilde, geb. Prinzeſſin von England, Gemahlin des Vorhergehenden. 94. 191.
Sophie Dorothea Auguſte, Prinzeſſin v. W., Gemahlin des Kaiſers Paul I. 183.
Würzburg, St. im Kreis Unterfranken in Baiern. 225. 379.

Zais, Bauinſpektor in Wiesbaden. 285. 354.
Zeitſchriften:
Antikes Muſeum. 206.
Hamburger Theaterjournal. 38.
Horen, Die, herausgegeben von Schiller. 7. 119. 198.
Jenaiſche Literatur-Zeitung. 184. 368.
Kunſt und Alterthum, herausgegeben von Goethe. 221. 226. 357. 359. 368.
Morgenblatt. 218. 226. 368.
Propyläen, herausgegeben von Goethe. 13. 185. 197. 215. 370.
Zeitungen, italieniſche. 31 f. 172 ff.
Zeller, Pfarrer in Neckarems. 78.
Zeller, Karl Friedrich. 224. 343. 369 f. 373.
Ziegelhauſen, O.R., Unterrheinkreis in Baden. 56.
Zillenhardt, Frau v. —. 377.
Zingg, Adrian, Kupferſtecher. 291. 357.
Zuffenhauſen, O.R., Neckarkreis in Württemberg. 65.
Zug, St. und Kanton in der Schweiz. 139 f. 146 f. 210. Zuger See 139 f.
Zumbeeg, Johann Rudolf, Komponiſt. 78. 187.
Zürich, Stadt und Kanton in der Schweiz. 113 f. 119 f. 123 f. 139 f. 143. 145 ff. Aufenthalt Goethe's in der Stadt S. 152—157. 210. 339. Züricher See. 22. 24. 33. 124. 140. 144. 146. 153. 155. 157. 193.
Zuzenhauſen, O.R., Unterrheinkreis in Baden. 57.
Zweibrückiſche Auktion. 47. 54. 61.
Zwicki, Bannerherr von Glarus. 115. 196.
Zwingenberg, St. in Heſſen-Darmſtadt. 52.

Goethe's Werke.

Nach den vorzüglichsten Quellen revidirte Ausgabe.

Siebenundzwanzigster Theil.

Erste Abtheilung.

Tag- und Jahres-Hefte. — Biographische Einzelnheiten.

Herausgegeben und mit Anmerkungen begleitet

von

W. Frh. v. Biedermann.

Berlin.

Gustav Hempel.

(1876)

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Druck von G. Bernstein in Berlin.

Inhalt.

(Die mit * bezeichneten Schriften Goethe's fehlen in allen bisherigen Ausgaben seiner Werke; die mit † bezeichneten sind hier überhaupt zuerst gedruckt.)

Seite

Einführung V

Tag- und Jahres-Hefte als Ergänzung meiner sonstigen Bekenntnisse von 1749 bis 1822 1

Biographische Einzelnheiten.

Aus meinem Leben. Fragmentarisches. Jugendepoche. 295
Lavater 297
Lenz 297
Aus meinem Leben. Fragmentarisches. Spätere Zeit. 298
Das Louisenfest, gefeiert Weimar am 9. Juli 1778 . 300
Besuch von Iffland auf meiner Reise über Mannheim nach der Schweiz im Jahre 1779 306
*Herzogliches Hoftheater zu Weimar. 1792 307
Erste Bekanntschaft mit Schiller. 1794 309
Ferneres in Bezug auf mein Verhältniß zu Schiller 312
Herder 313
Lord Bristol, Bischof von Derry 313
Aufenthalt in Pyrmont. 1801 314
Herder's Ausgang. 1803 316
Frau von Stael. 1804 318
Letzte Kunstausstellung. 1805 320
Jacobi 321
Unterredung mit Napoleon. 1808 323

Daß ich in Dir nun erst mich kennen lerne,
Mein Dichten, Trachten, Hoffen und Verlangen
Allein nach Dir und Deinem Wesen drängt,
Mein Leben nur an Deinem Leben hängt.

Kupido.*)

Kupido, loser, eigensinniger Knabe!
Du hast mich um Quartier auf einige Stunden.
Wie viele Tag' und Nächte bist Du geblieben
Und bist nun herrisch und Meister im Hause geworden!

Von meinem breiten Lager bin ich vertrieben;
Nun sitz' ich an der Erde, Nächte gequälet;
Dein Muthwill' schüret Flamm' auf Flamme des Herdes,
Verbrennet den Vorrath des Winters und senget mich Armen.

Du hast mir mein Geräthe verstellt und verschoben;
Ich such' und bin wie blind und irre geworden.
Du lärmst so ungeschickt; ich fürchte, das Seelchen
Entflieht, um Dir zu entfliehn, und räumet die Hütte.

Aus „Pandora.“**)

Epimetheus.

Der Seligkeit Fülle, die hab' ich empfunden!
Die Schönheit besaß ich, sie hat mich gebunden;

J'y pourrai parler de toi, de mon amour pour toi sous mille formes, sans que personne l'entende que toi seule.“ Der Herausgeber der Briefe bezieht dies mit Recht auf die „Geheimnisse“ (I, 124), eine Dichtung, die Goethe in diesem und im folgenden Jahre beschäftigte. Vgl. auch I, 159.

*) Aus der Zeit von Goethe's zweitem Aufenthalt in Rom. Später, bei der Redaktion der italienischen Reise im Jahre 1827, sagt Goethe über dies Gedicht: „Wenn man vorstehendes Liedchen nicht in buchstäblichem Sinne nehmen, nicht jenen Damon, den man gewöhnlich Amor nennt, dabei denken, sondern eine Versammlung thätiger Geister sich vorstellen will, die das Innerste des Menschen ansprechen, auffordern, hin- und widerziehen und durch getheiltes Interesse verwirren, so wird man auf eine symbolische Weise an dem Zustande theilnehmen, in dem ich mich befand....“ Man wird jedoch, um der ursprünglichen Intention des Dichters gerecht zu werden, gut thun, das Liedchen gleichwol „in buchstäblichem Sinne“ zu verstehen, wie Goethe selbst berechtigt uns dazu, da er uns in der „Italienischen Reise“ von seiner Neigung zu der schönen Mailänderin berichtet hat, auf die sich auch das Gedicht: „Amor der Landschaftmaler“ unzweifelhaft bezieht. Ihr von Goethe selbst gezeichnetes Portrait wird noch im Privatbesitze zu Weimar aufbewahrt. — L.

**) Ueber Pandora siehe die zweite Anmerkung auf Seite 51.

Seite
Bedeutung des Individuellen 327
*Skizze einer Reisechronologie. 1814 328
Theater. 1815 330
Kotzebue 331
†Mein Verhältniß zu der Wissenschaft, besonders der Geologie 333
Voß und Stolberg. 1820 336
*Ueber Rameau's Neffe von Diderot 339
†Notirtes und Gesammeltes auf der Reise vom 16. Juni bis zum 29. August 1822. II. 340
Bedeutende Forderniß durch ein einziges geistreiches Wort 351
*Dankbare Gegenwart. 1823 355

Anmerkungen zu den Tag- und Jahres-Heften und Biographischen Einzelnheiten 359
Zur Revision des Textes 561
Die Absätze der Tag- und Jahres-Hefte und Biographischen Einzelnheiten nach ihrer Jahreszusammengehörigkeit 567
Goethe's Dichtungen, Schriften und dergleichen in den Tag- und Jahres-Heften und Biographischen Einzelnheiten 569
Sachregister 575
Geographisches Register 579
Personenregister 587

Einführung.

Die „Tag- und Jahres-Hefte" oder „Annalen" machen den Beschluß von Goethe's Mittheilungen aus der Geschichte seines Lebens. Wie Jeder, der Goethe's Dichtungen in allen ihren leisen Beziehungen verstehen will, bald zu der Erkenntniß kommt, daß hierzu die Bekanntschaft mit dem Gange, den Begebnissen, den Zwecken seines Lebens unentbehrlich ist, so hat es auch Goethe selbst eingesehen und deshalb seine Lebensgeschichte mit Vorliebe behandelt. Etwa ein Fünftel seiner Werke füllen die autobiographischen Schriften.

Sie bilden jedoch nichts Zusammenhängendes, weder der Aufeinanderfolge noch der Behandlungsweise nach.

Da ist zuerst „Aus meinem Leben", so weit dieses Werk die Zeit von Goethe's Geburt bis zur Uebersiedlung nach Weimar umfaßt. Begonnen erst ein Menschenalter nach dieser letzten Begebenheit, spiegelt es nicht den jeweiligen Eindruck der Erlebnisse treu zurück, sondern giebt deren Auffassung bei späterer Reife wieder, obschon vielfach Zeugnisse der Zeit die Erinnerung wach riefen und die Jugend vergegenwärtigten. Die Darstellung in diesem Werk erscheint hiernach wie ein auf einen Mittelpunkt bezogenes Kunstwerk, so daß es ein glücklicher Gedanke Riemer's war, dafür den Namen „Wahrheit und Dichtung" vorzuschlagen. Beim besten Willen, Wahrheit zu erzählen, gestaltete sich die Erzählung zur Dichtung — ohne Erdichtetes zu geben.

Die folgenden elf Jahre umfassen jenes geistsprühende, dichterisch verklärte, übermüthige Treiben des Weimarischen Hofkreises namentlich während des ersten Drittels dieser

Zeit, wovon Goethe selbst sagt: die Beschreibung würde wie ein Märchen klingen. Es ist von ihm ungeschrieben geblieben. Zwar ist in der Ankündigung der Ausgabe letzter Hand der Werke noch ein Theil „Aus meinem Leben" aufgeführt, der fragmentarisch die Begebenheiten vom November 1775 bis September 1786 erzählen sollte, aber dieser Theil erschien nicht; vielleicht waren dazu nur einzelne, später unter die „Biographischen Einzelnheiten" aufgenommene Aufsätze bestimmt. Wie mochte auch Goethe jene Zeit schildern, über die sein unaussprechbares Verhältniß zu Frau von Stein den zartesten Duft hauchte!

Nur ein kurzes Zwischenbegebniß ist von Goethe als Theil seiner Lebensbeschreibung veröffentlicht worden, und zwar die Herbstreise von 1779 in die Schweiz in Begleitung seines Herzogs; sie ist nach den Reisebriefen an die Stein mit unbedeutenden Abänderungen, aber unter Verhüllung der Namen der Reisenden bearbeitet, wie sie denn auch später den „Leiden des jungen Werther's", gleichsam als von letztren ausgegangen, angehängt wurde.

Eine großentheils gleiche Unterlage hat die nun zunächst erzählte „Italienische Reise", in welche jedoch außer Briefen an Frau von Stein auch solche an den Herzog und an Herder sowie spätere Reiseberichte auf Grund des Tagebuchs hineingearbeitet sind. Die Schärfe der Beobachtung, die Begeisterung für das bereiste Land und seine Kunstschätze, die lebendig vergegenwärtigende Wiedergabe des Geschauten und Empfundenen, die in den Briefen besonders hervortretende so bedeutende wie liebenswürdige Persönlichkeit des Reisenden — Alles das macht diese Reisebeschreibung zur vollkommensten derartigen Leistung, die noch unerreicht dasteht.

Und wieder tritt eine Lücke von ein paar Jahren ein. Es folgte freilich zunächst eine verdrußreiche Zeit, deren Darstellung keine Freude geben konnte: Mißmuth über die alten Verhältnisse, peinliche Zerwürfnisse mit Frau von Stein, nach außen hin anstößige Zustände in seiner Häuslichkeit. Ungeschildert blieb indessen auch ein abermaliger Aufenthalt in Venedig und die Begleitung der Herzogin

Amalie durch Oberitalien 1790, wogegen die sich daran anschließende Reise zu dem Herzog ins Lager bei Reichenbach in Schlesien zwar entworfen, aber nicht abgeschlossen sein wird, da Goethe deren Erscheinen in der Ausgabe seiner Werke letzter Hand zwar ankündigte, sie aber nicht erscheinen ließ.

Die Kriegsereignisse von 1792 und 1793, denen Goethe beiwohnte — die Campagne in Frankreich und die Belagerung von Mainz —, zog er wieder in den Bereich der Mittheilungen aus seinem Leben; sie zeichnen sich aus durch leidenschaftslose Ruhe der Beobachtung inmitten der stürmisch bewegten Welt und durch Klarheit der Darstellung des Wirrsals.

Bald nach diesen Kriegsbegebenheiten folgte die Bekanntschaft mit Schiller; aber weder die ohne Gleichen denkwürdigen elf Jahre des Zusammenwirkens mit Diesem noch die neun folgenden Jahre hat Goethe zum Gegenstand einer Darstellung gemacht; hinsichtlich der ersteren verwies er auf den Briefwechsel mit Schiller, dessen Herausgabe er selbst noch unternahm. Nur abermals eine Schweizerreise, die von 1797, hat er aus diesen Jahren herausgegriffen, aber nicht sowol eine Bearbeitung derselben geliefert, als vielmehr nur Tagebuchniederschriften, zum Theil belanglos und unverarbeitet, zusammengestellt und eine Anzahl auf der Reise geschriebener und empfangener Briefe eingestreut.

Als endlich Goethe in den Jahren 1814 und 1815 veranlaßt wurde, mit einer Reise nach dem Rhein und Main eine Besichtigung der dortigen Alterthümer und Kunstwerke zu verbinden und über deren Erhaltung und Aufstellung sein Gutachten abzugeben, legte er seine Reiseergebnisse in die Hefte „Ueber Kunst und Alterthum in den Rhein- und Maingegenden“ nieder. Es sind dies aber eben mehr Berichte über Zustände als Erlebnisse, und eigentlich enthalten nur die Abschnitte „Das Sankt-Rochusfest zu Bingen“ und „Im Rheingau Herbsttage“, namentlich ersterer, Darstellungen von noch jetzt allgemeinem Werth. Dadurch unterscheiden sich aber diese Mittheilungen aus Goethe's Leben von allen übrigen, daß sie fast unmittelbar nach den geschilderten Ereignissen zur Veröffentlichung gelangten.

Nach ihnen folgten nur noch die „Tag- und Jahres-Hefte" oder „Annalen", welche von der Kindheit Goethe's beginnen und bis ins Jahr 1822 fortlaufen.

Den Ursprung dieser Schrift haben wir im Jahr 1820 zu suchen, aus welchem Goethe in den „Annalen" selbst (Absatz 1032) berichtet, er habe eine summarische Chronik der Jahre 1797 und 1798 geschrieben. Was ihn gerade zu diesen Jahren führte, sagt er nicht und wird sich schwerlich ermitteln lassen. Diese Niederschrift ist es jedenfalls, von der dann unterm Jahr 1822 (Absatz 1139) weiter erzählt wird, sie habe sich, nachdem sie lange vermißt worden sei, bei Anfertigung des Verzeichnisses der gedruckten und ungedruckten Schriften Goethe's wiedergefunden, und dieser Fund gab dann Anlaß zur Fortsetzung. Eine Ausführung der beiden erwähnten Absätze der „Annalen" brachte das 1. Heft des IV. Bandes „Ueber Kunst und Alterthum" in den „Archiv des Dichters und Schriftstellers" und „Lebensbekenntnisse im Auszug" bezeichneten Aufsätzen, die im XXIX. Band gegenwärtiger Ausgabe Seite 328 ff. wieder abgedruckt sind; auch das folgende Heft „Ueber Kunst und Alterthum" gab Nachricht von der „bis auf den heutigen Tag niedergeschriebenen Chronik" (Werke, a. a. O. S. 344 f.).

Von dieser Arbeit spricht Goethe auch in verschiednen Briefen an Freunde. So am 27. Januar 1823 gegen Boisserée: „Seit der Zeit [da Letztrer die Aushängebogen des obgedachten 1. Heftes gesehen] hab' ich fortgefahren, den Epitomator mein selbst zu machen; denn es ist gewissermaßen noch lustiger, ein vorliegendes Leben als ein vorliegendes Buch auszuziehen. Den Hauptbegriff hatt' ich vorerst gefaßt, daß man es epochenweise behandeln müsse; denn obgleich sich Alles an einander schließt, so giebt's doch Absätze und Einschnitte. Die vier Jahre von 1806 bis 1809 einschließlich sind angegriffen und bauen sich schon wunderlich hervor; nun will ich nicht ruhen, bis diese Epoche zu einer gewissen Vollständigkeit und Befriedigung zusammensteht, damit rück- und vorwärts ein Beispiel sei. Man lernt indessen, was zu thun ist und was man thun

kann. Im Jahre 1810 finde ich Ihre freundliche Sendung durch Buchhändler Zimmer, vermittelt durch Graf Reinhard. Diese Grundlage, und was daraus erwuchs, verdient wol, einer neuen Aera den Charakter zu geben."

Am 8. Juli 1823 an Staatsrath Schultz: „Die Chronik meines Lebens, Zurechtstellung der Tagebücher und sonstiger Notizen, hab' ich auch schon um ein paar Jahre von hinten her gefördert, und so, denke, wird das frischere Gedächtniß die Einzelnheiten früherer Jahre wieder nach und nach beleben und mit sich auftellen."

Aehnlich am 24sten desselben Monats an Zelter: „Was ich aber eigentlich fördere, ist die Redaktion meiner Lebenschronik. Nach mancherlei Versuchen hab' ich endlich von der neusten Zeit angefangen, da ich mich denn bei frischem Gedächtniß nicht lange um Stoff zu bemühen brauche; endlich merke ich, so rückwärts arbeitend, wie das Bekannte, Gegenwärtige das Verschwundene, Verschollene wieder zurückruft."

Am 3. Juli 1824 wieder an Schultz: „Ich fahre an einer sogenannten Chronik meines Lebens fort, wo ich die lakonische Abfassung, die schon durchaus vollständig ist, nun zu erweitern und aufzuklären hoffe. Dabei tritt der wichtige Umstand ein, daß die Schillerische Familie mir meine Briefe an diesen hohen Freund bis auf das letzte Billetchen übergeben hat, die ich nun mit seinen, gleichfalls heilig aufgehobenen Briefen und Blättern ineinanderarbeite ꝛc." Am 31. Mai 1825 an Ebendenselben: „Das, was ich nicht recht zu nennen weiß, was aber wol auf ein paar Bände anschwellen möchte, sind Notizen aus meinem Leben; sie gehen durch alle Jahre durch bis auf die neuste Zeit, bleiben dem Sinne nach dieselbigen, der Ausführung nach möchte man sie bald Chronik, bald Annalen, Memoiren, Konfessionen, und wer weiß wie sonst noch? nicht mit Unrecht benennen. Sie streifen in ihrem einfachen Gang an die Weltgeschichte, oder die Weltgeschichte, wenn man will, streift an sie, und so bewegen sie sich von unbedeutenden Einzelnheiten bis zu dem wichtigsten Allgemeinsten, und vielleicht gewinnt gerade diese tadelnswerthe Ungleichheit den sonderbaren Heften einige Gunst."

Ferner findet sich die nun schon bestimmt „Annalen“ genannte Schrift im Brief an Zelter nach dem 6. Juni 1825 erwähnt, worin Goethe mittheilt, daß er die Geschichte der verdorbenen Schillerfeier vom 5. März 1802 auf Zelter's Anregung niedergeschrieben habe. Es könnte das eben nur nach dem 6. Juni geschehen sein.

Goethe bezeichnet die „Tag- und Jahres-Hefte“ in dem Inhaltsverzeichniß der Ausgabe letzter Hand, Band 31 und 32 als Ergänzung seiner sonstigen Lebensbekenntnisse von 1749 bis 1822.

Endlich spricht sich Goethe über den verschiednen Charakter der Lebens-Annalen 1826 bei Ankündigung der Ausgabe letzter Hand seiner Werke aus: nach anfänglich flüchtiger Behandlung der Darstellung bis 1792 würden sie dann bald Tagebuch, bald Chronik, weiterhin Memoiren und Annalen (vgl. in der vorliegenden Ausgabe Bd. XXIX. S. 352).

Außerdem ist in den Gesprächen mit Eckermann am 27. Januar 1824 und 18. Januar 1825 von den „Annalen“ die Rede.

Waren die frühern Mittheilungen aus Goethe's Leben in den verschiedenartigsten Weisen verfaßt, so sind die „Annalen“, wie Goethe selbst andeutet, sogar in sich von mannichfacher Beschaffenheit. Die Kindheit und die Jugendjahre bis 1775 sind nur wie in einem Epitome erwähnt, wie Ueberschriften zu den Abschnitten von „Dichtung und Wahrheit“. Von da ab bis 1789 werden Skizzen gegeben, ausführlichere von 1790 bis 1793; auch das Jahr 1800 ist in letztgedachter Weise geschildert. Chronikalische Anzählungen der Begebnisse weisen die Jahre 1794 bis 1799 sowie 1814, mehr ausgeführte die Jahre 1819 bis 1822 auf; die Jahre 1801 bis 1813 und 1815 bis 1818 endlich bringen in der That geschichtliche Erzählungen.

Faßt man Goethe's Aeußerungen über den Anfang und Fortgang der Arbeit an den „Annalen“ und die verschiednen Darstellungsweisen, die ebenfalls auf verschiedne Zeiten der Bearbeitung hinweisen, zusammen, so dürfte sich,

allerdings nur annähernd, Folgendes über die Entstehungszeiten zusammenstellen lassen.

1820: 1797 und 1798.
1822: 1799, 1800, 1806 bis 1809.
1823: 1810, 1822 rückwärts bis 1819.
1823 und 1824: 1818 rückwärts bis 1811.
1825 bis Mai: 1749 bis 1796.
1825 Juni: nachträgliche Ausführung zu 1802.

Ein reicher Schatz lebensgeschichtlichen Stoffes liegt nun noch in Goethe's Tagebüchern, in seinen Briefen und verstreut in sehr vielen seiner Schriften. Das bleibt Demjenigen zu verarbeiten, der Goethe's Leben so ausführlich zu erzählen unternimmt, wie er es in seinen eignen Arbeiten vor den „Annalen" und stellenweise auch in diesen selbst gethan. Die kleineren und größeren Dichtungen würden den prächtigen Schmuck dieser Erzählung abgeben.

Goethe hat, wie er selbst bekennt, bei Bearbeitung der „Annalen" sich großentheils auf sein gutes Gedächtniß verlassen. Standen ihm auch Tagebuchnachrichten zu Gebote, so mögen diese doch oft ihrer Kürze halber mißverständlich haben aufgefaßt werden können; aber auch wo gedruckte Urkunden vorlagen, hat Goethe dieselben im Vertrauen auf die Stärke seines Gedächtnisses offenbar nicht zu Rathe gezogen. Die Folge war häufige Einreihung der Thatsachen in falsche Jahre, Nennung falscher Personen, Unrichtigkeiten andrer Art in der Darstellung.

Dieser Umstand mußte denn auch ein Hauptaugenmerk bei der Herausgabe der „Annalen" sein. Bevor man aber darlegt, wie die daraus abzuleitenden Aufgaben in gegenwärtiger Ausgabe gelöst worden sind, ist auf eine hier zuerst den „Annalen" gegebene Einrichtung aufmerksam zu machen.

Die „Annalen" sind eine Schrift, auf die man bei Arbeiten über Goethe sehr oft sich zu berufen genöthigt ist. Führt man hierbei nur das Jahr an, so erwächst Dem, der die angezogene Stelle nachlesen will, eine nicht unerhebliche Mühsal; denn da die einzelnen Mittheilungen nicht augenfällig hervortreten, so muß er das ganze betreffende Jahr

durchsehn, um das Gesuchte zu finden, und verfährt er dabei zu flüchtig, so kann er leicht den Verdruß haben, nach vergeblicher Durchsicht noch einmal damit beginnen zu müssen. Wird dagegen zu Vermeidung solcher Mißlichkeiten die Seitenzahl angeführt, so hängt der Erfolg von dem Zufall ab, daß der Suchende dieselbe Ausgabe von Goethe's Werken zur Hand hat, auf welche der Schreibende sich bezieht.

Um nun die bei den „Annalen" mehr als anderwärts werthvolle Leichtigkeit im Nachschlagen herbeizuführen, sind in gegenwärtiger Ausgabe die einzelnen Absätze der Schrift mit durchlaufenden Zahlen bezeichnet. Das trifft in der Mehrzahl der Fälle selbstverständlich mit dem Inhalt, mit dem Abschluß eines Gegenstandes überein; allein auch wo die Scheidung der Absätze nicht sachgemäß vorgenommen ist, hat die gegenwärtige Ausgabe dennoch eine Aenderung nicht eintreten lassen, um nicht dadurch Anderen Anlaß zum Bessermachenwollen zu geben und damit von vorn herein den Zweck der Einrichtung wieder zu vernichten. Dadurch, daß die Absatzeintheilung der von Goethe selbst redigirten ersten Ausgabe beibehalten worden, ist der Boden gegeben, auf dem sich Alle vereinigen können, und es ist dringend zu wünschen, daß die Absatzbezifferung in allen künftigen Ausgaben der „Annalen" angenommen und damit die allgemeinere Benutzung dieser wichtigen Schrift wesentlich gefördert werde.

Um nun auf die darin herrschenden Unrichtigkeiten zurückzukommen, so weist zunächst die am Schlusse befindliche Uebersicht der zeitlichen Zusammengehörigkeit der Absätze nach, wie bunt Goethe sie unter die einzelnen Jahre hermuggeworfen hat. In dieser Uebersicht sind solche Thatsachen, die unzweifelhaft einem andern Jahr angehören, ohne Weiteres in dieses eingestellt, zweifelhafte aber beiden betreffenden Jahren mit einem „?" zugetheilt. Wo nur Stellen eines Absatzes einem andern Jahr zuzuweisen waren, ist dies mit dem Beisatz „z. Th." geschehen. Thatsachen, über die nichts weiter festzustellen war, sind bei dem Jahr verblieben, in dem Goethe sie anzuführen. Das Nähere weisen die Anmerkungen nach, wie auch die Irr-

thümer in Bezug auf Thatsachen und Personen. Etwas Weiteres konnte zur Berichtigung hierbei nicht geschehen. Dagegen haben Riemer und Eckermann, die Herausgeber der erst zwei- dann dreibändigen Quartausgabe von 1836, sich erlaubt, alle falschen Namen geändert in den Text einzustellen. Wir halten dies Verfahren für ganz unstatthaft. Es handelt sich nicht darum, ein zuverlässiges Geschichtswerk, sondern den zuverlässigen Text Goethe's herzustellen. Andernfalls müßten, wie gedacht, viel eingreifendere Aenderungen vorgenommen werden. Zudem sind die Aenderungen der Quartausgabe — die seitdem in allen Ausgaben beibehalten worden sind, — nicht einmal immer unzweifelhaft im Sinne Goethe's, indem es sich z. B. da, wo er einen anscheinend falschen Namen nennt, mitunter doch noch fragt, ob nicht Goethe die Verhältnisse zweier Personen vermengt und also der eine Name ebenso wenig richtig ist als der andre. Uebrigens sind die Berichtigungen von Riemer und Eckermann nicht erschöpfend.

Um nun Goethe's Text herzustellen, sind in unsrer Ausgabe alle Namen so, wie sie in der Ausgabe letzter Hand stehen, geschrieben worden, so weit deren Schreibung die Aussprache bedingt; es ist also z. B. der Arzt Kapp „Kappe" genannt, wie Goethe ihn zu schreiben pflegte. Wo dagegen die Schreibweise der ersten Ausgabe eine falsche ist, ohne daß jene auf die Aussprache Einfluß hat, ist in unserer Ausgabe die berichtigte Schreibart aufgenommen worden; denn wir wollen allerdings die Fehler der Schreiber und Drucker, nicht aber die Fehler Goethe's verbessern.

Einen erheblicheren Eingriff in Goethe's Schrift haben sich Riemer und Eckermann dadurch herausgenommen, daß sie in der Quartausgabe in die „Annalen" mehrere Stücke einschalteten, welche allerdings größtentheils dem Gegenstande nach dahin gehören und nur Ausführungen dort kurz behandelter Vorgänge sind, aber doch eben von Goethe nicht aufgenommen wurden, obwol sie zum Theil zuverlässig bereits vor dem Druck der „Annalen" niedergeschrieben waren, wie z. B. das Gespräch mit Napoleon,

Im Frühlingszeisige trat herrlich sie an.
Sie erkannt' ich, sie ergriff ich, da war es gethan.
Wie Nebel zerstiebte trübsinniger Wahn,
Sie zog mich zur Erd' ab, zum Himmel hinan.

Du suchest nach Worten, sie würdig zu loben,
Du willst sie erheben; sie wandelt schon oben.
Vergleich' ihr das Beste, Du hältst es für schlecht.
Sie spricht, Du besinnst Dich; doch hat sie schon Recht.
Du stemmst Dich entgegen; sie gewinnt das Gefecht.
Du schwankst, ihr zu dienen, und bist schon ihr Knecht.

Das Gute, das Liebe, das mag sie erwidern.
Was hilft hohes Ansehn? Sie wird es erniedern.
Sie stellt sich ans Ziel hin, beflügelt den Lauf;
Vertritt sie den Weg Dir, gleich hält sie Dich auf.
Du willst ein Gebot thun, sie treibt Dich hinauf,
Giebst Reichthum und Weisheit und Alles in den Kauf.

Sie steiget hernieder in tausend Gebilden,
Sie schwebet auf Wassern, sie schreitet auf Gefilden.
Nach heiligen Maßen ergänzt sie und schallt,
Und einzig veredelt die Form den Gehalt,
Verleiht ihm, verleiht sich die höchste Gewalt;
Mir erschien sie in Jugend-, in Frauen-Gestalt.

Aus „Faust.“*)

Was machst Du mir
Vor Liebchens Thür,
Kathrinchen, hier
Bei frühem Tageblicke?
Laß', laß' es sein!
Sie läßt Dich ein,
Als Mädchen ein,
Als Mädchen nicht zurücke.

Nehmt Euch in Acht!
Ist es vollbracht,

*) Im Jahre 1900 gedichtet (handschriftlich auf der Königl. Bibl. zu Berlin), zuerst veröffentlicht in der Ausgabe des Faust von 1903. — Es ist schon oft darauf hingewiesen, daß das Lied eine freie Nachbildung des Volksliedes ist: „Good morrow, 'tis Saint Valentine's day, Auf morgen ist St. Valentin's Tag“, in Shakespeare's Hamlet (IV, 5).

Diese Einverleibungen stellen sich um so tadelnswerther dar, als mitunter der Goethische Text der „Annalen“ verändert oder stellenweise ausgeschieden werden mußte, um die hinzutretenden Stücke mit demselben in Zusammenhang zu bringen.

Wir haben daher diese den „Annalen“ später eingefügten Stücke wieder herausgelöst, und sie erscheinen hier so, wie sie unter der Sammelüberschrift „Biographische Einzelnheiten“ in dem zwanzigsten Band der „Nachgelassenen Werke“ 1842 sich finden.

Die Aufsätze „Erste Bekanntschaft mit Schiller“, „Aufenthalt in Pyrmont“, „Herder“, „Frau von Stael“, „Unterredung mit Napoleon“, „Theater 1815“ sowie „Voß und Stolberg“ gelangten zuerst nicht für sich bestehend zur Veröffentlichung, sondern 1836/7 in der Quartausgabe von Goethe's Werken schon den „Annalen“ eingefügt; erst in den Nachträgen zur Ausgabe letzter Hand standen sie mit unter den zuerst in der Quartausgabe zusammengestellten sonstigen „Biographischen Einzelnheiten“. Dies sind daselbst folgende: „Bedeutung des Individuellen“, „Leipziger Theater 1768“, „Lenz“, „Wiederholte Spiegelungen“, „An den Konsul Schönborn“, „An Frau von Voigts, geb. Moeser“, „Das Louisenfest“, „Besuch von Island“, „An Moeser's Tochter“, „Aus der italienischen Reise“, „Allgemeine Betrachtung“, „Abschied von Rom“, „Lord Bristol“, „Ferneres in Bezug auf mein Verhältniß zu Schiller“, „Letzte Kunstausstellung 1805“, „Jacobi“, „Lavater“, „Kotzebue“, „Aus meinem Leben. Fragmentarisches“, „Entstehung der Annalen“, „Aufenthalt in Dornburg“ und „Vorschlag zur Güte“.

Von diesen Aufsätzen wird man in gegenwärtigem Band nachstehende vermissen:

„Leipziger Theater“ — in Band XXVIII aufgenommen;

„Wiederholte Spiegelungen“, „Entstehung der Annalen“ und „Vorschlag zur Güte“, in unserm XXIX. Band abgedruckt;

„An Konsul Schönborn“, die beiden Briefe „An Frau von Voigts“ und den „Aufenthalt in Dornburg“ überschriebenen Brief an Oberst von Beulwitz, weil alle alleinstehenden Briefe von unsrer Ausgabe ausgeschlossen sind; endlich

„Aus der italienischen Reise", „Allgemeine Betrachtung" und „Abschied von Rom", welche seit der Quartausgabe der „Italienischen Reise" einverleibt sind und derselben auch in unsrer Ausgabe zuzuweisen waren.

Dagegen haben im gegenwärtigen Band einige Aufsätze unter den „Biographischen Einzelnheiten" Platz gefunden, die bisher in Goethe's Werken theils an weniger geeigneter Stelle, theils noch gar nicht aufgenommen waren und nunmehr hier nicht unschicklich eingereiht wurden. Wir bemerken über sie Einiges.

1. Der erste besondre Satz zu „Herder" findet sich zwar in der Quartausgabe in den „Annalen", nicht aber in dem XX. Bande der „Nachgelassenen Werke".

2. „Herzogliches Hoftheater zu Weimar. 1792". Dieser im „Taschenbuch für die Schaubühne auf das Jahr 1793" befindliche Aufsatz ist als ein von Goethe verfaßter anzusehen.

3. „Skizze einer Reisechronologie. 1814" — der Ueberblick von Goethe's Reise nach dem Rhein und Main, war für Freunde geschrieben und wurde als Briefbeilage am 8. November 1814 an Wolf, am 9ten an Knebel, am 16ten an Frau von Grotthuß gesandt. Gedruckt ist sie nur mit den Briefen an Wolf.

4. „Mein Verhältniß zu der Wissenschaft, besonders der Geologie" — ungedruckter Entwurf ohne Ueberschrift im Besitz unsres Mitarbeiters GORR. von Loeper, dessen Güte wir die Erlaubniß zum Abdruck verdanken.

5. „Ueber Rameau's Neffe von Diderot" — nach dem 1. Heft des IV. Bandes „Ueber Kunst und Alterthum 1823", Seite 159 ff. — nur „Notiz" überschrieben —, abweichend von dem unter „Nachträgliches zu Rameau's Neffen" im XXXI. Band unsrer Ausgabe Seite 147 ff. Abgedruckten.

6. „Notirtes und Gesammeltes auf der Reise vom 16. Juni bis zum 29. August 1822" — Theile eines Reisetagebuchs, das Goethe schon während der Reise stückweise dem Großherzog zukommen ließ und bisher ungedruckt war, dessen Abdruck aber gleichfalls der gefällige Besitzer, von Loeper gestattet hat.

7. „Bedeutende Förderniß durch ein einziges geistreiches Wort" — ist bisher in den Werken den naturwissenschaftlichen Aufsätzen zugetheilt gewesen; es steht im 1. Heft des II. Bandes „Zur Morphologie 1823", Seite 46 ff.

8. „Dankbare Gegenwart" — aus dem 2. Heft des IV. Bandes „Ueber Kunst und Alterthum 1823", Seite 186 bis 192, bisher den Werken entzogen, schließt sich aber den „Annalen" als Jahr 1823 sehr wohl an.

Wenn es auffällt, hierunter diejenigen „Nachrichten von Karlsbad" nicht zu finden, welche Goethe 1810 seinem Fürsten sandte und die in „Goethe's Briefe an Ch. G. v. Voigt ꝛc.", S. 572 bis 581, abgedruckt sind, so ist darauf aufmerksam zu machen, daß sich dieselben durch die Schlußzeile als Briefe kennzeichnen und diesem, wenn auch sehr äußerlichen Merkmal denn doch entscheidender Einfluß eingeräumt werden mußte.

Um nun auch für die einzelnen Absätze der „Biographischen Einzelnheiten" eine das Anführen erleichternde und zugleich deren Zugehörigkeit kenntlich machende Bezeichnung zu haben, sind dieselben mit der entsprechenden Absatzzahl der „Annalen" unter Beifügung von Buchstaben versehen; der letzte Aufsatz setzt dagegen die Zahlen der „Annalen" fort.

Was die Anmerkungen betrifft, die den „Annalen" wie den „Biographischen Einzelnheiten" beigegeben sind, so hatten sie sich in der Hauptsache darauf zu beschränken, die von Goethe mitgetheilten Thatsachen, deren Ursachen und die Zeitangabe derselben zu bestätigen oder aber zu berichtigen, ingleichen nur angedeutete Beziehungen zu erläutern. Weitere Ausführungen kommen nur da vor, wo es angemessen schien, auf Umstände aufmerksam zu machen, die bisher unbeachtet geblieben waren. — Von Ausfüllung der von Goethe gelassnen Lücken konnte selbstverständlich nicht die Rede sein.

Tag- und Jahres-Hefte

als

Ergänzung meiner sonstigen Bekenntniſſe.

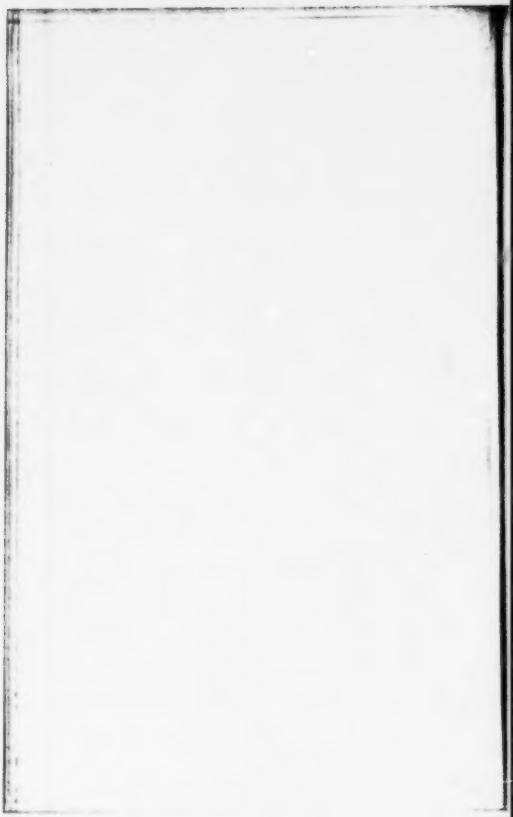

Von 1749 bis 1764.

Bei zeitig erwachendem Talente nach vorhandenen poetischen und prosaischen Mustern mancherlei Eindrücke kindisch bearbeitet, meistens nachahmend, wie es gerade jedes Muster andeutete. Die Einbildungskraft wird mit heiteren Bildern beschäftigt, die sich selbstgefällig an Persönlichkeit und die nächsten Zustände anschließen. Der Geist näherte sich der wirklichen, wahrhaften Natur durch Gelegenheitsgedichte; daher entstand ein gewisser Begriff von menschlichen Verhältnissen mit individueller Mannichfaltigkeit; denn besondere Fälle waren zu betrachten und zu behandeln. Vielschreiberei in mehreren Sprachen, durch frühzeitiges Dichten begünstigt. [1

Von 1764 bis 1769.

Aufenthalt in Leipzig. Bedürfniß einer beschränkten Form zu besserer Beurtheilung der eigenen Produktionen wird gefühlt; die griechisch-französische, besonders der Dramen, als anerkannt, ja gesetzlich, wird aufgenommen. Ernstere, unschuldige, aber schmerzliche Jugendempfindungen drängen sich auf, werden betrachtet und ausgesprochen, indessen der Jüngling mancherlei Verbrechen innerhalb des übertünchten Zustandes der kürzerlichen Gesellschaft gewahret. Von Arbeiten ersterer Art ist die Laune des Verliebten und einige Lieder, von der zweiten die Mitschuldigen übrig geblieben, denen man bei näherer Betrachtung ein fleißiges Studium der Molièrischen Welt nicht absprechen wird; daher aber auch das Fremdartige der Sitten, wodurch das Stück lange Zeit vom Theater ausgeschlossen blieb. [2

Von 1769 bis 1775.

Fernere Einſicht ins Leben. Ereigniß, Leidenſchaft, Genuß und Pein. Man fühlt die Nothwendigkeit einer freiern Form und ſchlägt ſich auf die engliſche Seite. So entſtehen Werther, Götz von Berlichingen, Egmont. Bei einfacheren Gegenſtänden wendet man ſich wieder zur beſchränkteren Weiſe: Clavigo, Stella, Erwin und Elmire, Klaudine von Villa Bella, beide letztere proſaiſcher Verſuch, mit Geſängen durchwebt. Hieher gehören die Lieder an Belinden und Lili, deren manche ſowie verſchiedene Gelegenheitsſtücke, Epiſteln und ſonſtige geſellige Scherze verloren gegangen. [3

Inzwiſchen geſchehen kühnere Griffe in die tiefere Menſchheit; es entſteht ein leidenſchaftlicher Widerwille gegen mißleitende, beſchränkte Theorien; man widerſetzt ſich dem Anpreiſen falſcher Muſter. Alles dieſes und was daraus folgt, war tief und wahr empfunden, oft aber einſeitig und ungerecht ausgeſprochen. Nachſtehende Produktionen: Fauſt, die Puppenſpiele, Prolog zu Bahrdt, ſind in dieſem Sinne zu beurtheilen; ſie liegen Jedermann vor Augen. Dagegen waren die Fragmente des ewigen Juden und Hanswurſt's Hochzeit nicht mitzutheilen. Letzteres erſchien darum heiter genug, weil die ſämmtlichen deutſchen Schimpfnamen in ihren Charakteren perſönlich auftraten. Mehreres dieſer frechen Art iſt verloren gegangen, Götter, Helden und Wieland erhalten. [4

Die Recenſionen in den Frankfurter gelehrten Anzeigen von 1772 und 1773 geben einen vollſtändigen Begriff von dem damaligen Zuſtand unſerer Geſellſchaft und Perſönlichkeit. Ein unbedingtes Beſtreben, alle Begrenzungen zu durchbrechen, iſt bemerkbar. [5

Die erſte Schweizerreiſe eröffnete mir mannichfaltigen Blick in die Welt; der Beſuch in Weimar umſchlang mich mit ſchönen Verhältniſſen und drängte mich unverſehens auf einen neuen glücklichen Lebensgang. [6

Bis 1780.

An allen vorgemeldeten, nach Weimar mitgebrachten unvollendeten Arbeiten konnte man nicht fortfahren; denn da der Dichter durch Antizipation die Welt vorweg nimmt, ſo iſt ihm

die auf ihn losdringende wirkliche Welt unbequem und störend; sie will ihm geben, was er schon hat, aber anders, das er sich zum zweiten Male zueignen muß. [7

Bei Gelegenheit eines Liebhabertheaters und festlicher Tage wurden gedichtet und aufgeführt: Lila, Die Geschwister, Iphigenia, Proserpina, letztere freventlich in den Triumph der Empfindsamkeit eingeschaltet und ihre Wirkung vernichtet, wie denn überhaupt eine schale Sentimentalität überhandnehmend manche harte realistische Gegenwirkung veranlaßte. Viele kleine Ernst-, Scherz- und Spottgedichte bei größeren und kleineren Festen, mit unmittelbarem Bezug auf Persönlichkeiten und das nächste Verhältniß, wurden von mir und Andern, oft gemeinschaftlich, hervorgebracht. Das Meiste ging verloren; ein Theil, z. B. Hans Sachs, ist eingeschaltet oder sonst verwendet. Die Anfänge des Wilhelm Meister wird man in dieser Epoche auch schon gewahr, obgleich nur kotyledonenartig; die fernere Entwickelung und Bildung zieht sich durch viele Jahre. [8

Dagegen wurde manche Zeit und Mühe auf den Vorsatz, das Leben Herzog Bernhard's zu schreiben, vergebens aufgewendet. Nach vielfachem Sammeln und mehrmaligem Schematisiren ward zuletzt nur allzu klar, daß die Ereignisse des Helden kein Bild machen. In der jammervollen Iliade des dreißigjährigen Krieges spielt er eine würdige Rolle, läßt sich aber von jener Gesellschaft nicht absondern. Einen Ausweg glaubte ich jedoch gefunden zu haben: ich wollte das Leben schreiben wie einen ersten Band, der einen zweiten nothwendig macht, auf den auch schon vorbereitend gedeutet wird; überall sollten Verzahnungen stehen bleiben, damit Jedermann bedaure, daß ein frühzeitiger Tod den Baumeister verhindert habe, sein Werk zu vollenden. Für mich war diese Bemühung nicht unfruchtbar; denn wie das Studium zu Berlichingen und Egmont mir tiefere Einsicht in das funfzehnte und sechzehnte Jahrhundert gewährte, so mußte mir diesmal die Verworrenheit des siebzehnten sich mehr, als sonst vielleicht geschehen wäre, entwickeln. [9

Ende 1779 fällt die zweite Schweizerreise. Aufmerksamkeit auf äußere Gegenstände, Anordnung und Leitung unserer geselligen Irrfahrt ließen wenig Produktivität aufkommen. Uebrig geblieben ist davon als Denkmal die Wanderung von Genf auf den Gotthard. [10

Die Rückreise, da wir wieder in die flachere Schweiz ge-

langten, ließ mich Jery und Bätely erſinnen; ich ſchrieb das Gedicht ſogleich und konnte es völlig fertig mit nach Deutſchland nehmen. Die Gebirgsluft, die darinnen weht, empfinde ich noch, wenn mir die Geſtalten auf Bühnenbrettern zwiſchen Leinwand und Pappenfelſen entgegentreten. [13]

Bis 1786.

Die Anfänge Wilhelm Meiſter's hatten lange geruht. Sie entſprangen aus einem dunkeln Vorgefühl der großen Wahrheit, daß der Menſch oft etwas verſuchen möchte, wozu ihm Anlage von der Natur verſagt iſt, unternehmen und ausüben möchte, wozu ihm Fertigkeit nicht werden kann; ein inneres Gefühl warnt ihn abzuſtehen, er kann aber mit ſich nicht ins Klare kommen und wird auf falſchem Wege zu falſchem Zwecke getrieben, ohne daß er weiß, wie es zugeht. Hiezu kann Alles gerechnet werden, was man falſche Tendenz, Dilettantismus u. ſ. w. genannt hat. Gibt ihm hierüber von Zeit zu Zeit ein halbes Licht auf, ſo entſteht ein Gefühl, das an Verzweiflung grenzt, und doch läßt er ſich wieder gelegentlich von der Welle, nur halb widerſtrebend, fortreißen. Gar Viele vergeuden hiedurch den ſchönſten Theil ihres Lebens und verfallen zuletzt in wunderſamen Trübſinn. Und doch iſt es möglich, daß alle die falſchen Schritte zu einem unſchätzbaren Guten hinführen — eine Ahnung, die ſich im Wilhelm Meiſter immer mehr entfaltet, aufklärt und beſtätigt, ja ſich zuletzt mit klaren Worten ausſpricht: „Du kommſt mir vor wie Saul, der Sohn Kiſ', der ausging, ſeines Vaters Eſelinnen zu ſuchen, und ein Königreich fand.“ [12]

Wer die kleine Oper Scherz, Liſt und Rache mit Nachdenken leſen mag, wird finden, daß dazu mehr Aufwand als billig gemacht worden. Sie beſchäftigte mich lange Zeit; ein dunkler Begriff des Intermezzo verführte mich und zugleich die Luſt, mit Sparſamkeit und Kargheit in einem engen Kreiſe viel zu wirken. Dadurch häuften ſich aber die Muſikſtücke dergeſtalt, daß drei Perſonen ſie nicht zu leiſten vermögen. Sodann hat der freche Betrug, wodurch ein geiziger Pedant mißführt wird, für einen redlichen Deutſchen keinen Reiz, wenn Italiener und Franzoſen ſich daran wol ergetzen möchten; bei uns aber kann die Kunſt den Mangel des Gemüths nicht leicht entſchuldigen. Noch einen Grundfehler hat das Singſpiel, daß

drei Personen, gleichsam eingesperrt, ohne die Möglichkeit eines Chors, dem Komponisten seine Kunst zu entwickeln und den Zuhörer zu ergetzen nicht genugsame Gelegenheit geben. Dessenungeachtet hatte mir mein Landsmann Kayser, in Zürich sich aufhaltend, durch seine Komposition manchen Genuß verschafft, viel zu denken gegeben und ein gutes Jugendverhältniß, welches sich nachher in Rom erneuerte, immerfort lebendig erhalten. [13

Die Vögel und andere, verloren gegangene Festspiele für Ettersburg mögen hier noch genannt werden. Die zwei Akte von Elpenor wurden 1783 geschrieben. Zu Ende dieser Epoche reifte der Entschluß, meine sämmtlichen Arbeiten bei Göschen herauszugeben. Die Redaktion der vier ersten Bände war Michael 1786 vollendet. [14

1787 bis 1788.

Die vier letzten Bände sollten sodann nur meistens angelegte und unvollendete Arbeiten enthalten; auf Herder's Anregung jedoch wird deren fernere Bearbeitung unternommen. Von Ausführung des Einzelnen findet sich viel in den zwei Bänden der italienischen Reise. Iphigenie ward abgeschlossen noch vor der sizilianischen Fahrt. Als ich bei meiner Rückkehr nach Rom Egmont bearbeitete, fiel mir auf, in den Zeitungen lesen zu müssen, daß in Brüssel die Scenen, die ich geschildert, sich fast wörtlich erneuerten, so daß auch hier die poetische Antizipation wieder in Betracht kam. In die eigentliche italienische Opernform und ihre Vortheile hatte ich mich bei meinem Aufenthalte in dem musikalischen Lande recht eingedacht und eingeübt; deshalb unternahm ich mit Vergnügen, Klaudine von Villa Bella metrisch zu bearbeiten, ingleichen Erwin und Elmire, und sie dem Komponisten zu freudiger Behandlung entgegenzuführen. Nach der Rückkehr aus Italien im Jahr 1788 wurde Tasso erst abgeschlossen, aber die Ausgabe bei Göschen dem Publikum vollständig überliefert. [15

1789.

Kaum war ich in das Weimarische Leben und die dortigen Verhältnisse, bezüglich auf Geschäfte, Studien und literarische Arbeiten, wieder eingerichtet, als sich die französische Revolution

Dann gute Nacht,
Ihr armen, armen Dinger!
Habt Ihr Euch lieb,
Thut keinem Dieb
Nur nichts zu Lieb,
Als mit dem Ring am Finger!

Der Ring.*)

Berka, 1814.

Wäre der Rubin mir eigen,
Perlen wären um ihn her,
O, so wollt' ich bald erzeigen,
Wie so herzlich lieb er wär';
Denn ich schlüf' ihn gleich zum Ringe,
Schlangen würd' ich um ihn ziehn,
Und ich sagte: Liebe, bringe,
Bring ihn der Geliebten hin!

So ist der Held, der mir gefällt.**)

Flieh, Täubchen, flieh! Er ist nicht hie,
Der Dich an dem schönsten Frühlingsmorgen
Fand im Wäldchen, wo Du Dich verborgen.
Flieh, Täubchen, flieh! Er ist nicht hie!
Böser Laurer Füße rasten nie.

Horch! Flötenklang, Liebesgesang
Wallt auf Lüftchen her zu Liebchens Ohre,

*) Vgl. „Briefe von und an Goethe", herausgegeben von Riemer 1846 S. 208. — Ein Ring, im Besitze von Dem. Ulrich, die um die Zeit dieses Gedichtes sich in Goethe's Hause aufhielt und später Riemer's Gattin wurde, wird von Riemer selbst in einem Sonnette folgendermaßen beschrieben:

Die zarten Perlen um den glühenden Rubin,
Die Schlangenzähne, die sie beide halten
Und sich zum Ring der Ewigkeit gestalten.
Was sie bedeuten? rc.

Das Gedicht ist von Berka (Badeort, zwei Meilen von Weimar) datirt, wo sich Goethe 1814 von Mai bis Mitte Juli aufhielt.

**) Das Gedicht wird in einem Briefe Zelter's an Goethe vom 15. Dec. 1816 erwähnt und wurde 1833 in die Werke aufgenommen. Einen Text, welcher dem Componisten große Schwierigkeiten gemacht hatte, „Nur so soll mein deutsches Herz weich fließen", muß der Dichter später selbst gestrichen haben. — Auf einer Handschrift des Gedichts findet sich die Widmung „An Wieland." Da Dieser am 20. Januar 1813 starb, so wäre damit eine Zeitgrenze für die Entstehung des in seinen Beziehungen noch unerklärten Gedichts gegeben. — L.

entwickelte und die Aufmerksamkeit aller Welt auf sich zog. Schon im Jahr 1785 hatte die Halsbandgeschichte einen unaussprechlichen Eindruck auf mich gemacht. In dem unsittlichen Stadt-, Hof- und Staatsabgrunde, der sich hier eröffnete, erschienen mir die gräulichsten Folgen gespensterhaft, deren Erscheinung ich geraume Zeit nicht los werden konnte; wobei ich mich so seltsam benahm, daß Freunde, unter denen ich mich eben auf dem Lande aufhielt, als die erste Nachricht hievon zu uns gelangte, mir nur spät, als die Revolution längst ausgebrochen war, gestanden, daß ich ihnen damals wie wahnsinnig vorgekommen sei. Ich verfolgte den Prozeß mit großer Aufmerksamkeit, bemühte mich in Sizilien um Nachrichten von Cagliostro und seiner Familie und verwandelte zuletzt nach gewohnter Weise, um alle Betrachtungen los zu werden, das ganze Ereigniß unter dem Titel Der Großkophta in eine Oper, wozu der Gegenstand vielleicht besser als zu einem Schauspiele getaugt hätte. Kapellmeister Reichardt griff sogleich ein, komponirte mehreres Einzelne, als die Baß-Arie: Lasset Gelehrte sich zanken und streiten ꝛc. Geh, gehorche meinen Winken ꝛc. [16

Diese reine Opernform, welche vielleicht die günstigste aller dramatischen bleibt, war mir so eigen und geläufig geworden, daß ich manchen Gegenstand darin behandelte. Ein Singspiel, Die ungleichen Hausgenossen, war schon ziemlich weit gediehen. Sieben handelnde Personen, die aus Familienverhältniß, Wahl, Zufall, Gewohnheit auf einem Schloß zusammen verweilten oder von Zeit zu Zeit sich daselbst versammelten, waren deshalb dem Ganzen vortheilhaft, weil sie die verschiedensten Charaktere bildeten, in Wollen und Können, Thun und Lassen völlig einander entgegenstanden, entgegenwirkten und doch einander nicht los werden konnten. Arien, Lieder, mehrstimmige Partien daraus vertheilte ich nachher in meine lyrischen Sammlungen und machte dadurch jede Wiederaufnahme der Arbeit ganz unmöglich. [17

Gleich nach meiner Rückkunft aus Italien machte mir eine andere Arbeit viel Vergnügen. Seit Sterne's unnachahmliche Sentimentale Reise den Ton gegeben und Nachahmer geweckt, waren Reisebeschreibungen fast durchgängig den Gefühlen und Ansichten des Reisenden gewidmet. Ich dagegen hatte die Maxime ergriffen, mich so viel als möglich zu verleugnen und das Objekt so rein, als nur zu thun wäre, in mich aufzunehmen.

Dieſen Grundſatz befolgte ich getreulich, als ich dem Römiſchen Carneval beiwohnte. Ausführlich ward ein Schema aller Vorkommenheiten aufgeſetzt, auch fertigten gefällige Künſtler charakteriſtiſche Maskenzeichnungen. Auf dieſe Vorarbeiten gründete ich meine Darſtellung des Römiſchen Carnevals, welche, gut aufgenommen, geiſtreiche Menſchen veranlaßte, auf ihren Reiſen gleichfalls das Eigenthümlichſte der Volkerſchaften und Verhältniſſe klar und rein auszudrücken, wovon ich nur den talentvollen, früh verſchiedenen Friedrich Schulz nennen und ſeine Beſchreibung eines polniſchen Reichstags in Erinnerung bringen will. [18

1790.

Meine frühern Verhältniſſe zur Univerſität Jena, wodurch wiſſenſchaftliche Bemühungen angeregt und begünſtigt werden, eilte ich ſogleich wieder anzuknüpfen. Die dortigen Muſeen fernerhin unter Mitwirkung vorzüglicher ſachkundiger Männer vermehrt aufzuſtellen, zu ordnen und zu erhalten, war eine ſo angenehme als lehrreiche Beſchäftigung, und ich fühlte mich beim Betrachten der Natur, beim Studium einer weitumbergreifenden Wiſſenſchaft für den Mangel an Kunſtleben einigermaßen entſchädigt. Die Metamorphoſe der Pflanzen ward als Herzenserleichterung geſchrieben. Indem ich ſie abdrucken ließ, hoffte ich ein Specimen pro loco den Wiſſenden darzulegen. Ein botaniſcher Garten ward vorbereitet. [19

Maleriſche Farbengebung war zu gleicher Zeit mein Augenmerk, und als ich auf die erſten phyſiſchen Elemente dieſer Lehre zurückging, entdeckte ich zu meinem großen Erſtaunen, die Newtoniſche Hypotheſe ſei falſch und nicht zu halten. Genaueres Unterſuchen beſtätigte mir nur meine Ueberzeugung, und ſo war mir abermals eine Entwickelungskrankheit eingeimpft, die auf Leben und Thätigkeit den größten Einfluß haben ſollte. [20

Angenehme häuslich-geſellige Verhältniſſe geben mir Muth und Stimmung, die Römiſchen Elegien auszuarbeiten und zu redigiren. Die Venetianiſchen Epigramme gewann ich unmittelbar darauf. Ein längerer Aufenthalt in der wunderbaren Waſſerſtadt, erſt in Erwartung der von Rom zurückkehrenden Herzogin Amalia, ſodann aber ein längeres Verweilen daſelbſt im Gefolge dieſer Alles um ſich her, auswärts

und zu Hause, belebenden Fürstin, brachten mir die größten Vortheile. Eine historische Uebersicht der unschätzbaren Venetianischen Schule ward mir anschaulich, als ich erst allein, sodann aber mit den Römischen Freunden, Heinrich Meyer und Bury, nach Anleitung des höchst schätzbaren Werkes: Della pittura Veneziana 1771, von den damals noch unverrückten Kunstschätzen, insofern sie die Zeit verschont hatte, und wie man sie zu erhalten und herzustellen suchte, vollständige Kenntniß nahm. [21]

Die verehrte Fürstin mit dem ganzen Gefolge besuchte Mantua und ergetzte sich an dem Uebermaß dortiger Kunstschätze. Meyer ging nach seinem Vaterlande, der Schweiz, Bury nach Rom zurück; die weitere Reise der Fürstin gab Genuß und Einsicht. [22]

Kaum nach Hause gelangt, ward ich nach Schlesien gefordert, wo eine bewaffnete Stellung zweier großen Mächte den Kongreß von Reichenbach begünstigte. Erst gaben Kantonirungsquartiere Gelegenheit zu einigen Epigrammen, die hie und da eingeschaltet sind. In Breslau hingegen, wo ein soldatischer Hof und zugleich der Adel einer der ersten Provinzen des Königreichs glänzte, wo man die schönsten Regimenter ununterbrochen marschiren und manövriren sah, beschäftigte mich unaufhörlich, so wunderlich es auch klingen mag, die vergleichende Anatomie, weshalb mitten in der bewegtesten Welt ich als Einsiedler in mir selbst abgeschlossen lebte. Dieser Theil des Naturstudiums war sonderbarlich angeregt worden. Als ich nämlich auf den Dünen des Lido, welche die Venetianischen Lagunen von dem adriatischen Meere sondern, mich einmals erging, fand ich einen so glücklich geborstenen Schafschädel, der mir nicht allein jene große, früher von mir erkannte Wahrheit, die sämmtlichen Schädelknochen seien aus verwandelten Wirbelknochen entstanden, abermals bekräftigte, sondern auch den Uebergang innerlich ungeformter, organischer Massen durch Aufschluß nach außen zu fortschreitender Verdauung höherer Bildung und Entwicklung in die vorzüglichsten Sinneswerkzeuge vor Augen stellte und zugleich meinen alten, durch Erfahrung bestärkten Glauben wieder aufrichte, welcher sich seit darauf begründet, daß die Natur kein Geheimniß habe, was sie nicht irgendwo dem aufmerksamen Beobachter nackt vor die Augen stellt. [23]

Da ich nun aber einmal mitten in der bewegtesten Lebens-

umgebung zum Knochenbau zurückgekehrt war, so mußte meine Vorarbeit, die ich auf den Zwischenknochen vor Jahren verwendet, abermals rege werden. Leder, dessen unermüdliche Theilnahme und Einwirkung ich immerfort zu rühmen habe, gedenkt derselben in seinem anatomischen Handbuch von 1788. Da aber die dazu gehörige kleine Abhandlung, deutsch und lateinisch, noch unter meinen Papieren liegt, so erwähne ich kürzlich nur so viel: ich war völlig überzeugt, ein allgemeiner, durch Metamorphose sich erhebender Typus gehe durch die sämmtlichen organischen Geschöpfe durch, lasse sich in allen seinen Theilen auf gewissen mittlern Stufen gar wohl beobachten und müsse auch noch da anerkannt werden, wenn er sich auf der höchsten Stufe der Menschheit ins Verborgene bescheiden zurückzieht. [24

Hierauf waren alle meine Arbeiten, auch die in Breslau, gerichtet; die Aufgabe war indessen so groß, daß sie in einem zerstreuten Leben nicht gelöst werden konnte. [25

Eine Lustfahrt nach den Salinen von Wieliczka und ein bedeutender Gebirgs- und Landritt, über Adersbach, Glatz u. s. w. unternommen, bereicherte mit Erfahrung und Begriffen. Einiges findet sich aufgezeichnet. [26

1791.

Ein ruhiges, innerhalb des Hauses und der Stadt zugebrachtes Jahr! Die freigelegenste Wohnung, in welcher eine geräumige dunkle Kammer einzurichten war, auch die anstoßenden Gärten, woselbst im Freien Versuche jeder Art angestellt werden konnten, veranlaßten mich, den chromatischen Untersuchungen ernstlich nachzuhängen. Ich bearbeitete vorzüglich die prismatischen Erscheinungen, und indem ich die subjektiven derselben ins Unendliche vermannichfaltigte, ward ich fähig, das erste Stück optischer Beiträge herauszugeben, die mit schlechtem Dank und hohlen Redensarten der Schule beiseite geschoben wurden. [27

Damit ich aber doch von dichterischer und ästhetischer Seite nicht allzu kurz käme, übernahm ich mit Vergnügen die Leitung des Hoftheaters. Eine solche neue Einrichtung ward veranlaßt durch den Abzug der Gesellschaft Bellomo's, welche seit 1784 in Weimar gespielt und angenehme Unterhaltung gegeben hatte. Sie war aus Oberdeutschland gekommen, und man

hatte sich mit jenem Dialekt im Dialog um des guten Gesangs willen befreundet. Nun waren die Stellen der Abziehenden desto leichter zu ersetzen, weil man die Theater von ganz Deutschland zur Auswahl vor sich sah. Breslau und Hannover, Prag und Berlin sendeten uns tüchtige Mitglieder, die sich in kurzer Zeit in einander einspielten und einsprachen und gleich von Anfang viele Zufriedenheit gewährten. Sodann blieben auch von jener abziehenden Gesellschaft verdienstvolle Individuen zurück, von welchen ich nur den unvergeßlichen Malcolmi nennen will. Kurz vor der Veränderung starb ein sehr schätzbarer Schauspieler, Neumann; er hinterließ uns eine vierzehnjährige Tochter, das liebenswürdigste, natürlichste Talent, das mich um Ausbildung anflehte.

[28] Nur wenig Vorstellungen zum Eintritt wurden in Weimar gegeben. Die Gesellschaft hatte einen großen Vortheil, Sommers in Lauchstädt zu spielen; ein neues Publikum, aus Fremden, aus dem gebildeten Theil der Nachbarschaft, den kenntnißreichen Gliedern einer nächst gelegenen Akademie und leidenschaftlich fordernden Jünglingen zusammengesetzt, sollten wir befriedigen. Neue Stücke wurden nicht eingelernt, aber die ältern durchgeübt, und so kehrte die Gesellschaft mit frischem Muthe im Oktober nach Weimar zurück. Mit der größten Sorgfalt behandelte man nun die Stücke jeder Art; denn bei der neu zusammentretenden Gesellschaft mußte Alles neu eingelernt werden.

[29] Gar sehr begünstigte mich jene Neigung zur musikalischen Poesie. Ein unermüdlicher Konzertmeister, Kranz, und ein immer thätiger Theaterdichter, Vulpius, griffen lebhaft mit ein. Einer Unzahl italienischer und französischer Opern eilte man deutschen Text unterzulegen, auch gar manchen schon verhandenen zu besserer Singbarkeit umzuschreiben. Die Partituren wurden durch ganz Deutschland verschickt. Fleiß und Lust, die man hiebei aufgewendet, obgleich das Andenken völlig verschwunden sein mag, haben nicht wenig zur Verbesserung deutscher Operntexte mitgewirkt.

[30] Diese Bemühungen theilte der aus Italien mit gleicher Vorliebe zurückkehrende Freund von Einsiedel, und so waren wir von dieser Seite auf mehrere Jahre geborgen und versorgt, und da die Oper immer ein Publikum anzuziehen und zu ergetzen das sicherste und bequemste Mittel bleibt, so konnten wir, von dieser Seite beruhigt, dem rezitirenden Schauspiel

deſto reinere Aufmerkſamkeit widmen. Nichts hinderte, dieſes auf eine würdige Weiſe zu behandeln und von Grund aus zu beleben. [31

Bellomo's Repertorium war ſchon von Bedeutung. Ein Direktor ſpielt Alles, ohne zu prüfen; was fällt, hat doch einen Abend ausgefüllt, was bleibt, wird ſorgfältig benutzt. Dittersdorfiſche Opern, Schauſpiele aus Iffland's beſter Zeit fanden wir und brachten ſie nach. Die theatraliſchen Abenteuer, eine immer erfreuliche Oper, mit Cimarosa's und Mozart's Muſik, ward noch vor Ende des Jahrs gegeben; König Johann aber, von Shakeſpeare, war unſer größter Gewinn. Chriſtiane Neumann als Arthur, von mir unterrichtet, that wundervolle Wirkung; alle die Uebrigen mit ihr in Harmonie zu bringen, mußte meine Sorge ſein. Und ſo verfuhr ich von vorne herein, daß ich in jedem Stück den Vorzüglichſten zu bemerken und ihm die Andern anzunähern ſuchte. [32

1792.

So war der Winter hingegangen, und das Schauſpiel hatte ſchon einige Konſiſtenz gewonnen. Wiederholung früherer werthvoller und beliebter Stücke, Verſuche mit aller Art von neueren gaben Unterhaltung und beſchäftigten das Urtheil des Publikums, welches denn die damals neuen Stücke aus Iffland's höchſter Epoche mit Vergnügen anzuſchauen ſich gewöhnte. Auch Kotzebue's Produktionen wurden ſorgfältig aufgeführt und, inſofern es möglich war, auf dem Repertorium erhalten. [33

Dittersdorf's Opern, dem ſingenden Schauſpieler leicht, dem Publikum anmuthig, wurden mit Aufmerkſamkeit gegeben, Hagemanniſche und Hagemeiſteriſche Stücke, obgleich hohl, doch für den Augenblick Theilnahme erregend und Unterhaltung gewährend, nicht verſchmäht. Bedeutendes aber geſchah, als wir ſchon zu Anfange des Jahrs Mozart's Don Juan und bald darauf Don Karlos von Schiller aufführen konnten. Ein lebendiger Vortheil entſprang aus dem Beitritt des jungen Bohs zu unſerm Theater. Er war von der Natur höchſt begünſtigt und erſchien eigentlich jetzt erſt als bedeutender Schauſpieler. [34

Das Frühjahr belebte meine chromatiſchen Arbeiten; ich verfaßte das zweite Stück der optiſchen Beiträge und gab

es von einer Tafel begleitet heraus. In der Mitte des Sommers ward ich abermals ins Feld berufen, diesmal zu ernsteren Scenen. Ich eilte über Frankfurt, Mainz, Trier und Luxemburg nach Longwy, welches ich den 28. August schon eingenommen fand; von da zog ich mit bis Valmy, sowie auch zurück bis Trier, sodann, um die unendliche Verwirrung der Heerstraße zu vermeiden, die Mosel herab nach Koblenz. Mancherlei Naturerfahrungen schlangen sich für den Aufmerksamen durch die bewegten Kriegsereignisse. Einige Theile von Fischer's physikalischem Wörterbuche begleiteten mich; manche Langeweile stockender Tage betrog ich durch fortgesetzte chromatische Arbeiten, wozu mich die schönsten Erfahrungen in freier Welt aufregten, wie sie keine dunkle Kammer, kein Löchlein im Laden geben kann. Papiere, Akten und Zeichnungen darüber häuften sich. [35

Bei meinem Besuch in Mainz, Düsseldorf und Münster konnte ich bemerken, daß meine alten Freunde mich nicht recht wiedererkennen wollten, wovon uns in Huber's Schriften ein Wahrzeichen übrig geblieben, dessen psychische Entwicklung gegenwärtig nicht schwer fallen sollte. [36

1793.

Eben dieser widerwärtigen Art, alles Sentimentale zu verschmähen, sich an die unvermeidliche Wirklichkeit halb verzweifelnd hinzugeben, begegnete gerade Reineke Fuchs als wünschenswerthester Gegenstand für eine zwischen Uebersetzung und Umarbeitung schwebende Behandlung. Meine dieser unheiligen Weltbibel gewidmete Arbeit gereichte mir zu Hause und auswärts zu Trost und Freude. Ich nahm sie mit zur Blockade von Mainz, der ich bis zum Ende der Belagerung beiwohnte; auch darf ich zu bemerken nicht vergessen, daß ich sie zugleich als Uebung im Hexameter vornahm, den wir freilich damals nur dem Geber nach bildeten. Voß, der die Sache verstand, wollte, so lange Klopstock lebte, aus Pietät dem guten alten Herrn nicht ins Gesicht sagen, daß seine Hexameter schlecht seien; das mußten wir Jüngeren aber büßen, die wir von Jugend auf uns in jene Rhythmik eingeleiert hatten. Voß verleugnete selbst seine Uebersetzung der Odyssee, die wir verehrten, fand an seiner Luise auszusetzen, nach der wir uns bildeten,

und so wußten wir nicht, welchem Heiligen wir uns widmen sollten. [37

Auch die Farbenlehre begleitete mich wieder an den Rhein, und ich gewann in freier Luft unter heiterm Himmel immer freiere Ansichten über die mannichfaltigen Bedingungen, unter denen die Farbe erscheint. [38

Diese Mannichfaltigkeit, verglichen mit meiner beschränkten Fähigkeit des Gewahrwerdens, Auffassens, Ordnens und Verbindens, schien mir die Nothwendigkeit einer Gesellschaft herbeizuführen. Eine solche dachte ich mir in allen ihren Gliedern, bezeichnete die verschiedenen Obliegenheiten und deutete zuletzt an, wie man, auf eine gleichwirkende Art handelnd, baldigst zum Zweck kommen müßte. Diesen Aufsatz legte ich meinem Schwager Schlosser vor, den ich nach der Uebergabe von Mainz, dem siegreichen Heere weiter folgend, in Heidelberg sprach; ich ward aber gar unangenehm überrascht, als dieser alte Praktikus mich herzlich auslachte und versicherte, in der Welt überhaupt, besonders aber in dem lieben deutschen Vaterlande, sei an eine reine, gemeinsame Behandlung irgend einer wissenschaftlichen Aufgabe nicht zu denken. Ich dagegen, obgleich auch nicht mehr jung, widersprach als ein Gläubiger, wogegen er mir Manches umständlich voraussagte, welches ich damals verwarf, in der Folge aber mehr als billig probat gefunden habe. [39

Und so hielt ich für meine Person wenigstens mich immer fest an diese Studien wie an einem Balken im Schiffbruch; denn ich hatte nun zwei Jahre unmittelbar und persönlich das fürchterliche Zusammenbrechen aller Verhältnisse erlebt. Ein Tag im Hauptquartiere zu Hans und ein Tag in dem wieder eroberten Mainz waren Symbole der gleichzeitigen Weltgeschichte, wie sie es noch jetzt Demjenigen bleiben, der sich synchronistisch jener Tage wieder zu erinnern sucht. [40

Einem thätigen produktiven Geiste, einem wahrhaft vaterländisch gesinnten und einheimische Literatur befördernden Manne wird man es zu Gute halten, wenn ihn der Umsturz alles Vorhandenen schreckt, ohne daß die mindeste Ahnung zu ihm spräche, was denn Besseres, ja nur Anderes daraus erfolgen solle. Man wird ihm beistimmen, wenn es ihn verdrießt, daß dergleichen Influenzen sich nach Deutschland erstrecken und verrückte, ja unwürdige Personen das Heft ergreifen. In diesem Sinne war der Bürgergeneral geschrieben, ingleichen die

Aufgeregten entworfen, ſodann die Unterhaltungen der Ausgewanderten. Alles Produktionen, die dem erſten Urſprung, ja ſogar der Ausführung nach meiſt in dieſes und das folgende Jahr gehören. [41

Der Bürgergeneral ward gegen Ende von 1793 in Weimar aufgeführt. Ein im Fach der Schnäpſe höchſt gewandter Schauſpieler, Beck, war erſt zu unſerm Theater getreten, auf deſſen Talent und Humor vertrauend ich eigentlich die Rolle ſchrieb. [42

Er und der Schauſpieler Malcolmi gaben ihre Rollen aufs Vollkommenſte; das Stück ward wiederholt, aber die Urbilder dieſer luſtigen Geſpenſter waren zu furchtbar, als daß nicht ſelbſt die Scheinbilder hätten beängſtigen ſollen. [43

Neu und friſch traten die Schauſpieler Graff und Haide mit einiger Vorbildung zu unſerm Vereine; die Eheleute Porth brachten uns eine liebenswürdige Tochter, die in muntern Rollen durchaus erfreulich wirkte und noch jetzt unter dem Namen Vohs bei allen Theaterfreunden geſchätzt und beliebt iſt. [44

1794.

Von dieſem Jahre durft' ich hoffen, es werde mich gegen die vorigen, in welchen ich viel entbehrt und gelitten, durch mancherlei Thätigkeit zerſtreuen, durch mancherlei Freundlichkeit erquicken; und ich bedurfte deſſen gar ſehr. [45

Denn perſönlicher Zeuge höchſt bedeutender und die Welt bedrohender Umwendungen geweſen zu ſein, das größte Unglück, was Bürgern, Bauern und Soldaten begegnen kann, mit Augen geſehen, ja ſolche Zuſtände getheilt zu haben, gab die traurigſte Stimmung. [46

Doch wie ſollte man ſich erholen, da uns die ungeheuren Bewegungen innerhalb Frankreichs jeden Tag beängſtigten und bedrohten! Im vorigen Jahre hatten wir den Tod des Königs und der Königin bedauert, in dieſem das gleiche Schickſal der Prinzeß Eliſabeth. Robespierre's Gräuelthaten hatten die Welt erſchreckt, und der Sinn für Freude war ſo verloren, daß Niemand über deſſen Untergang zu jauchzen ſich getraute, am Wenigſten, da die äußern Kriegsthaten der im Innerſten aufgeregten Nation unaufhaltſam vorwärts drängten, rings umher

die Welt erſchütterten und alles Beſtehende mit Umſchwung, wo nicht mit Untergang bedrohten. [47

Indeß lebte man doch in einer traumartigen, ſchüchternen Sicherheit im Norden und beſchwichtigte die Furcht durch eine halbgegründete Hoffnung auf das gute Verhältniß Preußens zu den Franzoſen. [48

Bei großen Begebenheiten, ja ſelbſt in der äußerſten Bedrängniß, kann der Menſch nicht unterlaſſen, mit Waffen des Wortes und der Schrift zu kämpfen. So machte ein deutſches Heft großes Aufſehen: Aufruf an alle Völker Europens; es ſprach den ſiedenden Haß gegen die Franzoſen aus in dem Augenblicke, da ſich die ungebändigten Feinde mächtig gegen unſere Grenzen näherten. Um aber den Wechſelkrieg der Meinungen aufs Höchſte zu treiben, ſchlichen franzöſiſche revolutionäre Lieder im Stillen umher; ſie gelangten auch zu mir, durch Perſonen, denen man es nicht zugetraut hätte. [49

Der innere Zwieſpalt der Deutſchen in Abſicht auf Vertheidigung und Gegenwirkung zeigte ſich offenbar im Gange der politiſchen Anſtalten. Preußen, ohne ſich über die Abſicht näher auszuſprechen, verlangte Verpflegung für ſeine Truppen; es erſchien ein Aufgebot, Niemand aber wollte geben, noch ſich gehörig waffnen und verſehen. In Regensburg kam eine Union der Fürſten gegen Preußen zur Sprache, begünſtigt von derjenigen Seite, welche Vergrößerungsabſichten in der einſeitigen Friedensverhandlung vermuthete. Miniſter von Hardenberg verſuchte dagegen die Reichsſtände zu Gunſten ſeines Königs zu erregen, und man ſchwankte, in Hoffnung einen Halbfreund der Franzoſen zu gewinnen, auch wol auf dieſe Seite. Wer ſich indeſſen von den Zuſtänden Rechenſchaft gab, mochte wol im Innern ſich geſtehen, daß man ſich mit eiteln Hoffnungen zwiſchen Furcht und Sorge nur hinhalte. [50

Die Oeſtreicher zogen ſich über den Rhein herüber, die Engländer in die Niederlande, der Feind nahm einen größern Raum ein und erwarb reichlichere Mittel. Die Nachrichten von Flüchtigen aller Orten vermehrten ſich, und es war keine Familie, kein Freundeskreis, der nicht in ſeinen Gliedern wäre beſchädigt worden. Man ſendete mir aus dem ſüdlichen und weſtlichen Deutſchland Schauſtückchen, Sparthaler, Koſtbarkeiten mancher Art zum treuen Aufbewahren, die mich als Zeugniſſe großen Zutrauens erfreuten, während ſie mir als Beweiſe einer beängſtigten Nation traurig vor Augen ſtanden. [51

Find't im zarten Herzen offne Thore.
Horch! Flötenklang! Liebesgesang!
Horch! — Es wird der süßen Liebe zu bang.

Hoch ist sein Schritt, fest ist sein Tritt,
Schwarzes Haar auf runder Stirne webet,
Auf den Wangen ew'ger Frühling lebet.
Hoch ist sein Schritt, fest ist sein Tritt,
Edler Deutschen Füße schreiten mit.

Wonn' ist die Brust, keusch seine Lust;
Schwarze Augen unter runden Bogen
Sind mit zarten Falten schön umzogen.
Wonn' ist die Brust, keusch seine Lust;
Gleich beim Anblick Du ihn lieben mußt.

Roth ist sein Mund, der mich verwundt,
Auf den Lippen träufeln Morgendüfte,
Auf den Lippen säuseln kühle Lüfte.
Roth ist sein Mund, der mich verwundt;
Nur ein Blick von ihm macht mich gesund.

Treu ist sein Blut, stark ist sein Muth;
Schutz und Stärke wohnt in weichen Armen,
Auf dem Antlitz edeles Erbarmen.
Treu ist sein Blut, stark ist sein Muth;
Selig, wer in seinen Armen ruht!

An Sie.*)

Ist das Chaos doch, beim Himmel,
Wie ein Maskenball zu achten!
Welch ein wunderlich Getümmel,
Allerlei verschiedne Trachten!

*) In der Zeitschrift „Chaos", die von 1829—1831 in Weimar erschien und von Ottilie von Goethe redigirt wurde, steht dies Gedicht und ebenso die beiden folgenden, die aber in eins zusammengefaßt sind; das erste in Nr. 11 des ersten Jahrgangs ist unterzeichnet G. T. S. das zweite steht ohne weitere Unterschrift in Nr. 16. Nach einer handschriftlichen Angabe, die in dem von mir benutzten Exemplare des „Chaos" steht, hätte man an die Julie 1808 verheirathete Gräfin Karoline von Egloffstein oder Fräulein Auguste Jakobi in Düsseldorf zu denken. Diejenige von ihnen, welche wirklich gemeint ist, dürfte dann auch die Verfasserin des gleichfalls im „Chaos" Nr. 11 stehenden Gedichtes „An Ihn" sein, welches auch die Unterschrift G. T. S trägt. Wer

Und so ruckten denn auch, insofern ich in Frankfurt angesessen war, die Besorglichkeiten immer näher und näher. Der schöne bürgerliche Besitz, dessen meine Mutter seit dem Ableben meines Vaters sich erfreute, ward ihr schon seit dem früheren Anfang der Feindseligkeiten zur Last, ohne daß sie sich es zu bekennen getraute; doch hatte ich bei meinem vorjährigen Besuch sie über ihren Zustand aufgeklärt und aufgemuntert, sich solcher Bürde zu entledigen. Aber gerade in dieser Zeit war unräthlich zu thun, was man für nothwendig hielt. [52]

Ein bei unsern Lebzeiten neuerbautes, bürgerlich bequemes und anständiges Haus, ein wohlversorgter Keller, Hausgeräth aller Art und der Zeit nach von gutem Geschmack, Bücherssammlungen, Gemälde, Kupferstiche und Landkarten, Alterthümer, kleine Kunstwerke und Kuriositäten, gar manches Merkwürdige, das mein Vater aus Liebhaberei und Kenntniß bei guter Gelegenheit um sich versammelt hatte: es stand Alles da und noch beisammen, es griff durch Ort und Stellung gar bequem und nutzbar in einander und hatte zusammen nur eigentlich seinen herkömmlichen Werth; dachte man sich, daß es sollte vertheilt und zerstreut werden, so mußte man fürchten, es verschleudert und verloren zu sehen. [53]

Auch merkte man bald, indem man sich mit Freunden berieth, mit Mäklern unterhandelte, daß in der jetzigen Zeit ein jeder Verkauf, selbst ein unvortheilhafter, sich verspäten müsse. Doch der Entschluß war einmal gefaßt, und die Aussicht auf eine lebenslängliche Miethe in einem schön gelegenen, obgleich erst neu zu erbauenden Hause gab der Einbildungskraft meiner guten Mutter eine heitere Stimmung, die ihr manches Unangenehme der Gegenwart übertragen half. [54]

Schwankende Gerüchte vom An- und Eindringen der Feinde verbreiteten schreckenvolle Unsicherheit. Handelsleute schafften ihre Waaren fort, Mehrere das beweglich Kostbare, und so wurden auch viele Personen aufgeregt, an sich selbst zu denken. Die Unbequemlichkeit einer Auswanderung und Ortsveränderung stritt mit der Furcht vor einer feindlichen Behandlung; auch ward mein Schwager Schlosser in diesem Strudel mit fortgerissen. Mehrmals bot ich meiner Mutter einen ruhigen Aufenthalt bei mir an, aber sie fühlte keine Sorge für ihre eigene Persönlichkeit; sie bestärkte sich in ihrem alttestamentlichen Glauben und durch einige zur rechten Zeit ihr begegnende Stellen aus den Psalmen und Propheten in der Neigung zur

Vaterstadt, mit der sie ganz eigentlich zusammengewachsen war, weshalb sie denn auch nicht einmal einen Besuch zu mir unternehmen wollte. [55

Sie hatte ihr Bleiben an Ort und Stelle entschieden ausgesprochen, als Frau von la Roche sich bei Wieland anmeldete und ihn dadurch in die größte Verlegenheit setzte. Hier waren wir nun in dem Fall, ihm und uns einen Freundschaftsdienst zu erweisen. Angst und Sorge hatten wir schon genug; dazu aber noch obendrein die Wehklage zu erdulden, schien ganz unmöglich. Gewandt in solchen Dingen, wußte meine Mutter, selbst so Vieles ertragend, auch ihre Freundin zu beschwichtigen und sich dadurch unsern größten Dank zu verdienen. [56

Sömmerring mit seiner trefflichen Gattin hielt es in Frankfurt aus, die fortwährende Unruhe zu ertragen. Jacobi war aus Pempelfort nach Wandsbeck geflüchtet, die Seinigen hatten andere Orte der Sicherheit gesucht. Nur Jacobi war in meiner Nähe als der Medizin Beflissener in Jena. [57

Das Theater, wenn es mich auch nicht ergetzte, unterhielt mich doch in fortwährender Beschäftigung; ich betrachtete es als eine Lehranstalt zur Kunst mit Heiterkeit, ja als ein Symbol des Welt- und Geschäftslebens, wo es auch nicht immer sanft hergeht, und übertrug, was es Unerfreuliches haben mochte. [58

Schon zu Anfang des Jahres konnte die Zauberflöte gegeben werden, bald darauf Richard Löwenherz, und dies wollte zu jener Zeit, unter den gegebenen Umständen, schon etwas heißen. Dann kamen einige bedeutende Iffländische Schauspiele an die Reihe, und unser Personal lernte sich immer besser und reiner in diese Vorträge finden. Das Repertorium war schon ansehnlich, daher denn kleinere Stücke, wenn sie sich auch nicht hielten, immer einigemal als Neuigkeit gelten konnten. Die Schauspielerin Beck, welche in diesem Jahre antrat, füllte das in Iffländischen und Kotzebue'schen Stücken wohlbedachte Fach gutmüthiger und bösartiger Mütter, Schwestern, Tanten und Schließerinnen ganz vollkommen aus. Bohs hatte die höchst anmuthige, zur Gurli geschaffene Porth geheirathet, und es blieb in dieser mittlern Region wenig zu wünschen übrig. Die Gesellschaft spielte den Sommer über einige Monate in Lauchstädt, daher man wie immer den doppelten Vortheil zog, daß eingelernte Stücke fortgeübt wurden, ohne dem Weimarischen Publikum verdrießlich zu fallen. [59

Nunmehr gegen Jena und die dortigen Lehrbühnen die Aufmerkſamkeit lenkend, erwähne ich Folgendes: [60

Nach Reinhold's Abgang, der mit Recht als ein großer Verluſt für die Akademie erſchien, war mit Kühnheit, ja Verwegenheit an ſeine Stelle Fichte berufen worden, der in ſeinen Schriften ſich mit Großheit, aber vielleicht nicht ganz gehörig über die wichtigſten Sitten- und Staatsgegenſtände erklärt hatte. Es war eine der tüchtigſten Perſönlichkeiten, die man je geſehen, und an ſeinen Geſinnungen in höherm Betracht nichts auszuſetzen; aber wie hätte er mit der Welt, die er als ſeinen erſchaffenen Beſitz betrachtete, gleichen Schritt halten ſollen? [61

Da man ihm die Stunden, die er zu öffentlichen Vorleſungen benutzen wollte, an Werkeltagen verkümmert hatte, ſo unternahm er Sonntags Vorleſungen, deren Einleitung Hinderniſſe fand. Kleine und größere daraus entſpringende Widerwärtigkeiten waren kaum, nicht ohne Unbequemlichkeit der obern Behörden getuſcht und geſchlichtet, als uns deſſen Aeußerungen über Gott und göttliche Dinge, über die man freilich beſſer ein tiefes Stillſchweigen beobachtet, von außen beſchwerende Anregungen zuzogen. In Kurſachſen wollte man von gewiſſen Stellen der Fichte'ſchen Zeitſchrift nicht das Beſte denken, und freilich hatte man alle Mühe, dasjenige, was in Worten etwas ſtark verfaßt war, durch andere Worte leidlich auszulegen, zu mildern und, wo nicht geltend, doch verzeihlich zu machen. [62

Profeſſor Göttling, der nach einer freiſinnigen Bildung durch wiſſenſchaftliche Reiſen unter die Aelteſten zu zählen iſt, die den allerdings hohen Begriff der neuern franzöſiſchen Chemie in ſich aufnahmen, trat mit der Entdeckung hervor, daß Phosphor auch in Stickluft brenne. Die desfalls entſtehenden Hin- und Wiederverſuche beſchäftigten uns eine Zeit lang. [63

Geheimer Rath Voigt, ein getreuer Mitarbeiter auch im mineralogiſchen Felde, kam von Karlsbad zurück und brachte ſehr ſchöne Tungſteine, theils in größeren Maſſen, theils deutlich kryſtalliſirt, womit wir ſodann, als dergleichen ſeltener vorkamen, gar manchen Liebhaber erfreuen konnten. [64

Alexander von Humboldt, längſt erwartet, von Baireuth ankommend, nöthigte uns ins Allgemeinere der Naturwiſſenſchaft. Sein älterer Bruder, gleichfalls in Jena gegenwärtig, ein klares Intereſſe nach allen Seiten hin richtend, theilte Streben, Forſchen und Unterricht. [65

Zu bemerken ist, daß Hofrath Loder eben die Bänderlehre las, den höchst wichtigen Theil der Anatomie; denn was vermittelt wol Muskeln und Knochen als die Bänder? Und doch ward durch eine besondere Verrücktheit der medizinischen Jugend gerade dieser Theil vernachlässigt. Wir Genannten mit Freund Meyern wandelten des Morgens im tiefsten Schnee, um in einem fast leeren anatomischen Auditorium diese wichtige Verknüpfung aufs Deutlichste nach den genauesten Präparaten vorgetragen zu sehen. [66

Der treffliche, immerfort thätige, selbst die kleinsten Nachhilfen seines Bestrebens nicht verschmähende Batsch ward in diesem Jahre in einen mäßigen Theil des obern Fürstengartens zu Jena eingesetzt. Da aber ein dort angestellter, auf Nutzung angewiesener Hofgärtner im Hauptbesitz blieb, so gab es manche Unannehmlichkeiten, welche zu beseitigen man diesmal nur Pläne für die Zukunft machen konnte. [67

Auch in diesem Jahre, gleichsam zu guter Vorbedeutung, ward die Nachbarschaft des gedachten Gartens heiterer und freundlicher. Ein Theil der Stadtmauer war eingefallen, und um die Kosten der Wiederherstellung zu vermeiden, beschloß man die Ausfüllung des Grabens an dieser Stelle; dann sollte die gleiche Operation sich auf den übrigen Theil nach und nach erstrecken. [68

Gegen die großen, immer gesteigerten Forderungen der Chromatik fühlte ich mehr und mehr meine Unzulänglichkeit. Ich ließ daher nicht ab, fortwährend Gemüthsfreunde heranzuziehen. Mit Schlossern gelang es mir nicht; denn selbst in den friedlichsten Zeiten würde er diesem Geschäft seine Aufmerksamkeit nicht zugewendet haben. Der sittliche Theil des menschlichen Wesens unterlag seinen Betrachtungen, und von dem Innern zu dem Aeußern überzugehen, ist schwerer, als man denkt. Sömmerring dagegen setzte seine Theilnahme durch alle die verworrenen Schicksale fort. Geistreich war sein Eingreifen, fördernd selbst sein Widerspruch, und wenn ich auf seine Mittheilungen recht aufmerkte, so sah ich immer weiter. [69

Von allen Unbilden dieses Jahres nahm die Natur ihrer Gewohnheit gemäß nicht die geringste Kenntniß. Alle Feldfrüchte gediehen herrlich, Alles reifte einen Monat früher, alles Obst gelangte zur Vollkommenheit, Aprikosen und Pfirschen, Melonen und auch Kastanien boten sich dem Liebhaber reif

und ſchmackhaft dar, und ſelbſt in der Reihe vortrefflicher Weinjahre finden wir 1794 mit aufgezählt. [70

Von literariſchen Arbeiten zu reden, ſo war der Reineke Fuchs nunmehr abgedruckt; allein die Unbilden, die aus Verſendung der Freiexemplare ſich immer hervorthun, blieben auch diesmal nicht aus. So verdarb eine Zufälligkeit mir die friſche Theilnahme meiner Gothaiſchen Gönner und Freunde. Herzog Ernſt hatte mir verſchiedene phyſikaliſche Inſtrumente freundlichſt geborgt, bei deren Rückſendung ich die Exemplare des Scherzgedichtes beipackte, ohne derſelben in meinem Briefe zu erwähnen, ich weiß nicht, ob aus Uebereilung oder eine Ueberraſchung beabſichtigend. Genug, der mit ſolchen Geſchäften Beauftragte des Fürſten war abweſend, und die Kiſte blieb lange Zeit unausgepackt; ich aber, eine theilnehmende Erwiderung ſo werther und ſonſt ſo pünktlicher Freunde mehrere Wochen entbehrend, machte mir tauſend Grillen, bis endlich nach Eröffnung der Kiſte nur Entſchuldigungen, Anklagen, Bedauerniſſe, wiederholt ausgedrückt, mir ſtatt einer heitern Aufnahme unglücklicherweiſe zu Theil wurden. [71

Von der beurtheilenden Seite aber waren Voſſens rhythmiſche Bemerkungen nicht tröſtlich, und ich mußte nur zufrieden ſein, daß mein gutes Verhältniß zu den Freunden nicht geſtört wurde, anſtatt daß es ſich hätte erheben und beleben ſollen. Doch ſetzte ſich Alles bald wieder ins Gleiche: Prinz Auguſt fuhr mit ſeinen literariſchen Scherzen fort, Herzog Ernſt gewährte mir unausgeſetzt ein wohlgegründetes Vertrauen, indem ich beſonders ſeiner ſammlerhaften Neigung gar manche angenehme Beſitzung zuführte. Auch Voß konnte mit mir zufrieden ſein, indem ich, auf ſeine Bemerkungen achtend, mich in der Folge nachziehig und bildſam erwies. [72

Der Abdruck des erſten Bandes von Wilhelm Meiſter war begonnen, der Entſchluß, eine Arbeit, an der ich noch ſo viel zu erinnern hatte, fürs fertig zu erklären, war endlich gefaßt, und ich war froh, den Anfang aus den Augen zu haben, wenn mich ſchon die Fortſetzung ſowie die Ausſicht auf eine nunmehrige Benutzung peinlich bedrängte. Die Nothwendigkeit aber iſt der beſte Rathgeber. [73

In England erſchien eine Ueberſetzung der Iphigenia, Unger druckte ſie nach; aber weder ein Exemplar des Originals noch der Kopie iſt mir geblieben. [74

An dem Bergbau zu Ilmenau hatten wir uns ſchon

mehrere Jahre herumgequält; eine so wichtige Unternehmung isolirt zu wagen, war nur einem jugendlichen, thätig-frohen Uebermuth zu verzeihen. Innerhalb eines großen eingerichteten Bergwesens hätte sie sich trefflicher fortbilden können; allein mit beschränkten Mitteln, fremden, obgleich sehr tüchtigen, von Zeit zu Zeit herbeigerufenen Assistenten konnte man zwar ins Klare kommen, dabei aber war die Ausführung weder umsichtig noch energisch genug, und das Werk, besonders bei einer ganz unerwarteten Naturbildung, mehr als einmal im Begriff zu stocken. [75

Ein ausgeschriebener Gewerkentag ward nicht ohne Sorge von mir und selbst von meinem Kollegen, dem geschäftsgewanderten Geheimen Rath Voigt, mit einiger Bedenklichkeit bezogen; aber uns kam ein Succurs, von woher wir ihn niemals erwartet hätten. Der Zeitgeist, dem man so viel Gutes und so viel Böses nachzusagen hat, zeigte sich als unser Alliirter: einige der Abgeordneten fanden gerade gelegen, eine Art von Konvent zu bilden und sich der Führung und der Leitung der Sache zu unterziehen. Anstatt daß wir Kommissarien also nöthig gehabt hätten, die Litanei von Uebeln, zu der wir uns schon vorbereitet hatten, demüthig abzubeten, ward sogleich beschlossen, daß die Repräsentanten selbst sich Punkt für Punkt an Ort und Stelle aufzuklären und ohne Vorurtheil in die Natur der Sache zu sehen sich bemühen sollten. [76

Wir traten gern in den Hintergrund, und von jener Seite war man nachsichtiger gegen die Mängel, die man selbst entdeckt hatte, zutraulicher auf die Hilfsmittel, die man selbst erfand, so daß zuletzt Alles, wie wir es nur wünschen konnten, beschlossen wurde; und da es denn endlich an Gelde nicht fehlen durfte, um diese weisen Rathschläge ins Werk zu setzen, so wurden auch die nöthigen Summen verwilligt, und Alles ging mit Wohlgefallen aus einander. [77

Ein wundersamer, durch verwickelte Schicksale nicht ohne seine Schuld verarmter Mann hielt sich durch meine Unterstützung in Ilmenau unter fremdem Namen auf. Er war mir sehr nützlich, da er mir in Bergwerks- und Steuersachen durch unmittelbare Anschauung als gewandter, obgleich hypochondrischer Geschäftsmann Mehreres überlieferte, was ich selbst nicht hätte bis auf den Grad einsehen und mir zu eigen machen können. [78

Durch meine vorjährige Reise an den Niederrhein hatte

ich mich an Fritz Jacobi und die Fürstin Gallitzin mehr angenähert; doch blieb es immer ein wunderbares Verhältniß, dessen Art und Weise schwer auszusprechen und nur durch den Begriff der ganzen Klasse gebildeter, oder vielmehr der sich erst bildenden Deutschen einzusehen. [79]

Dem besten Theil der Nation war ein Licht aufgegangen, das sie aus der öden, gehaltlosen, abhängigen Pedanterie als einem kümmerlichen Streben herauszuleiten versprach. Sehr Viele waren zugleich von demselben Geist ergriffen, sie erkannten die gegenseitigen Verdienste, sie achteten einander, fühlten das Bedürfniß, sich zu verbinden, sie suchten, sie liebten sich, und dennoch konnte keine wahrhafte Einigung entstehen. Das allgemeine Interesse, sittlich, moralisch, war doch ein vages, unbestimmtes, und es fehlte im Ganzen wie im Einzelnen an Richtung zu besondern Thätigkeiten. Daher zerfiel der große unsichtbare Kreis in kleinere, meist lokale, die manches Löbliche erschufen und hervorbrachten; aber eigentlich isolirten sich die Bedeutenden immer mehr und mehr. [80]

Es ist zwar dies die alte Geschichte, die sich bei Erneuerung und Belebung starrer stockender Zustände gar oft ereignet hat, und mag also für ein literarisches Beispiel gelten dessen, was wir in der politischen und kirchlichen Geschichte so oft wiederholt sehen. [81]

Die Hauptfiguren wirkten ihrem Geist, Sinn und Fähigkeit nach unbedingt; an sie schlossen sich andere, die sich zwar Kräfte fühlten, aber doch schon gesellig und untergeordnet zu wirken nicht abgeneigt waren. [82]

Klopstock sei zuerst genannt. Geistig wendeten sich Viele zu ihm; seine keusche, abgemessene, immer Ehrfurcht gebietende Persönlichkeit aber lockte zu keiner Annäherung. An Wieland schlossen sich gleichfalls Wenige persönlich: das literarische Zutrauen aber war grenzenlos; — das südliche Deutschland, besonders Wien, sind ihm ihre poetische und prosaische Kultur schuldig, — unübersehbare Einsendungen jedoch brachten ihn oft zu heiterer Verzweiflung. [83]

Herder wirkte später. Sein anziehendes Wesen sammelte nicht eigentlich eine Menge um ihn her, aber Einzelne gestalteten sich an und um ihn, hielten an ihm fest und hatten zu ihrem größten Vortheile sich ihm ganz hingegeben. Und so hatten sich kleine Weltsysteme gebildet. Auch Gleim war ein Mittelpunkt, um den sich viele Talente versammelten. Mit

wurden viele Sprudelköpfe zu Theil, welche faſt den Ehrennamen eines Genies zum Spitznamen herabgebracht hätten. [84]

Aber bei Allem dieſen fand ſich das Sonderbare, daß nicht nur jeder Häuptling, ſondern auch jeder Angeordnete ſeine Selbſtſtändigkeit feſthielt und Andere deshalb an und nach ſich in ſeine beſonderen Geſinnungen heranzuziehen bemüht war, wodurch denn die ſeltſamſten Wirkungen und Gegenwirkungen ſich hervorthaten. [85]

Und wie Lavater forderte, daß man ſich nach ſeinem Beiſpiel mit Chriſto transſubſtantiiren müſſe, ſo verlangte Jacobi, daß man ſeine individuelle, tiefe, ſchwer zu definirende Denkweiſe in ſich aufnehmen ſolle. Die Fürſtin hatte in der katholiſchen Sinnesart innerhalb der Ritualitäten der Kirche die Möglichkeit gefunden, ihren edlen Zwecken gemäß zu leben und zu handeln. Dieſe Beiden ſchienen mich wahrhaft und ließen mich im Augenblick gewähren, jedoch immer mit ſtiller, nicht ganz verheimlichter Hoffnung, mich ihren Geſinnungen völlig anzueignen; ſie ließen ſich daher manche von meinen Unarten gefallen, die ich oft aus Ungeduld und um mir gegen ſie Luft zu machen, verſtändlich ausübte. [86]

Im Ganzen war jedoch jener Zuſtand eine ariſtokratiſche Anarchie, ungefähr wie der Konflikt jener, eine bedeutende Selbſtſtändigkeit entweder ſchon beſitzenden oder zu erringen ſtrebenden Gewalten im Mittelalter. Auch war es eine Art Mittelalter, das einer höheren Kultur vorangieng, wie wir jetzt wohl überſehen, da uns mehrere Einblicke in dieſen nicht zu beſchreibenden, vielleicht für Nachlebende nicht zu faſſenden Zuſtand eröffnet worden. Hamann's Briefe ſind hiezu ein unſchätzbares Archiv, zu welchem der Schlüſſel im Ganzen wol möchte gefunden werden, für die einzelnen geheimen Fächer vielleicht nie. [87]

Als Hausgenoſſen beſaß ich nunmehr meinen älteſten Römiſchen Freund, Heinrich Meyer. Erinnerung und Fortbildung italieniſcher Studien blieb tägliche Unterhaltung. Bei dem letzten Aufenthalt in Venedig hatten wir uns aufs Neue von Grund aus verſtändigt und uns nur deſto inniger verbunden. [88]

Wie aber alles Beſtreben, einen Gegenſtand zu faſſen, in der Entfernung vom Gegenſtande ſich nur verwirrt oder, wenn man zur Klarheit vorzudringen ſucht, die Unzulänglichkeit der Erinnerung fühlbar macht und immerfort eine Rückkehr zur

Quelle des Anſchauens in der lebendigen Gegenwart fordert, ſo war es auch hier. Und wer, wenn er auch mit wenigerem Ernſt in Italien gelebt, wünſcht nicht immer dorthin zurückzukehren! [89

Noch aber war der Zwieſpalt, den das wiſſenſchaftliche Bemühen in mein Daſein gebracht, keineswegs ausgeglichen; denn die Art, wie ich die Naturerfahrungen behandelte, ſchien die übrigen Seelenkräfte ſämmtlich für ſich zu fordern. [90

In dieſem Drange des Widerſtreits übertraf alle meine Wünſche und Hoffnungen das auf einmal ſich entwickelnde Verhältniß zu Schiller; von der erſten Annäherung an war es ein unaufhaltſames Fortſchreiten philoſophiſcher Ausbildung und äſthetiſcher Thätigkeit. Zum Behuf ſeiner Horen mußte ihm ſehr angelegen ſein, was ich im Stillen gearbeitet, angefangen, unternommen, ſämmtlich zu kennen, neu anzuregen und zu benutzen; für mich war es ein neuer Frühling, in welchem Alles froh neben einander keimte und aus aufgeſchloſſenen Samen und Zweigen hervorging. Die nunmehr geſammelten und geordneten beiderſeitigen Briefe geben davon das unmittelbarſte, reinſte und vollſtändigſte Zeugniß. [91

1795.

Die Horen wurden ausgegeben, Epiſteln, Elegien, Unterhaltungen der Ausgewanderten von meiner Seite beigetragen. Außerdem überlegten und betrieben wir gemeinſam den ganzen Inhalt dieſer neuen Zeitſchrift, die Verhältniſſe der Mitarbeiter und was bei dergleichen Unternehmungen ſonſt vorkommen mag. Hiebei lernte ich Mitlebende kennen, ich ward mit Autoren und Produktionen bekannt, die mir ſonſt niemals einige Aufmerkſamkeit abgewonnen hätten. Schiller war überhaupt weniger ausſchließend als ich und mußte nachſichtiger ſein als Herausgeber. [92

Bei Allem dieſem konnt' ich mich nicht enthalten, anfangs Juli nach Karlsbad zu gehen und über vier Wochen daſelbſt zu verweilen. In jüngern Jahren iſt man ungeduldig bei den kleinſten Uebeln, und Karlsbad war mir ſchon oftmals heilſam geweſen. Vergebens aber hatt' ich mancherlei Arbeiten mitgenommen; denn die auf gar vielfache Weiſe mich berührende große Maſſe von Menſchen zerſtreute, hinderte mich, gab mir

freilich aber auch manche neue Aussicht auf Welt und Persönlichkeiten. [93

Kaum war ich zurück, als von Ilmenau die Nachricht einlief, ein bedeutender Stellenbruch habe dem dortigen Bergbau den Garaus gemacht. Ich eilte hin und sah nicht ohne Bedenken und Betrübniß ein Werk, wozu so viel Zeit, Kraft und Geld verwendet worden, in sich selbst erstickt und begraben. [94

Erheiternd war mir dagegen die Gesellschaft meines fünfjährigen Sohnes, der diese Gegend, an der ich mich nun seit zwanzig Jahren müde gesehen und gedacht, mit frischem kindlichem Sinn wieder auffaßte, alle Gegenstände, Verhältnisse, Thätigkeiten mit neuer Lebenslust ergriff und viel entschiedener, als mit Worten hätte geschehen können, durch die That aussprach, daß dem Abgelebten immer etwas Lebendes folge und der Antheil der Menschen an dieser Erde niemals erlöschen könne. [95

Von da ward ich nach Eisenach gefordert; der Hof weilte daselbst mit mehreren Fremden, besonders Emigranten. Bedenkliche Kriegsbewegungen riefen Jedermann zur Aufmerksamkeit: die Oestreicher waren sechzigtausend Mann über den Main gegangen, und es schien, als wenn in der Gegend von Frankfurt die Ereignisse lebhaft werden sollten. Einen Auftrag, der mich dem Kampfplatze genähert hätte, wußte ich abzulehnen; ich kannte das Kriegsunheil zu sehr, als daß ich es hätte aufsuchen sollen. [96

Hier begegnete mir ein Fall, an welchen ich öfters zu denken im Leben Ursache hatte. Graf Dumanoir, unter allen Emigrirten ohne Frage der am Meisten Gebildete, von tüchtigem Charakter und reinem Menschenverstand, dessen Urtheil ich meist unbefangen gefunden hatte, — er begegnete mir in Eisenach vergnügt auf der Straße und erzählte, was in der Frankfurter Zeitung Günstiges für ihre Angelegenheiten stehe. Da ich doch auch den Gang des Weltwesens ziemlich vor mir im Sinne hatte, so stutzte ich, und es schien mir unbegreiflich, wie dergleichen sich sollte ereignet haben. Ich eilte daher, mir das Blatt zu verschaffen, und konnte beim Lesen und Wiederlesen nichts Aehnliches darin finden, bis ich zuletzt eine Stelle gewahrte, die man allenfalls auf diese Angelegenheit beziehen konnte, da sie denn aber gerade das Gegentheil würde bedeutet haben. [97

Aber ich will es benutzen
Wie die andern Maskenbälle,
Nicht mich eitel aufzustutzen;
Unbekannt auf alle Fälle,

Will ich Dir in Reimen sagen,
Was ich gern in Prosa sagte,
Wenn es Dir, nach mir zu fragen,
Nur im Mindesten behagte.

Du allein kannst mich entdecken,
Du allein wirst mich verstehen,
Willst Du trösten, willst Du necken;
Und so mag es weiter gehen!

---

theilen den Wortlaut desselben mit, weil erst dadurch ein Verständniß der ganzen Situation ermöglicht wird.

An Ihn. Antwort.

Wie wir selbst uns Räthsel bleiben,
Bleiben es Bescheid und Fragen;
Und will Jeder Räthsel schreiben,
Kommet Keinem drob zu klagen.

Schillernd sind der Sonne Lichter,
Schillernd auch die Haut der Schlange;
Liebt es gleich der Fürst der Dichter,
Macht Dein Schillern mir doch bange.

Zweifelst Du an dem Erkennen?
Laß uns darob nimmer rechten!
Magst Du selbst Dich doch nicht nennen,
Zwingst mir Fremdem mich zu flechten.

Was ich will, soll ich Dir sagen?
Eine unerschöpfte Frage! —
Hab' ich immer doch zu klagen,
Daß ich selbst mein Wollen trage.

„Wahrheit, Festigkeit und Treue,
Unerschütterlicher Muth,
Keine Unthat, keine Reue,
Für das Schöne fromme Gluth.

„Uebereilen nicht, noch Schwanken,
Nie Verwirrung, nie Gefahr,
Ordnung bis in die Gedanken
Und das Auge sonnenklar!"

Ist das meine Dein Begehren,
Stehen wir uns ewig nah;
Ist es nicht — laß' Dich bekehren!
Und ich bin zur Taufe da.

C. F. M.

Früher hatte ich schon einmal ein Stärkeres, aber freilich auch von einem Emigrirten vernommen. Die Franzosen hatten sich bereits über der ganzen Oberfläche ihres Vaterlandes auf alle Weise gemordet; die Assignate waren zu Mandaten, und diese wieder zu nichts geworden; von Allem dem war umständlich und mit großem Bedauern die Rede, als ein Marquis mit einiger Verubigung versetzte: dies sei zwar ein großes Unglück, nur befürchte er, es werde noch gar der bürgerliche Krieg ausbrechen und der Staatsbankerutt unvermeidlich sein. [98

Wem dergleichen von Beurtheilung unmittelbarer Lebensverhältnisse vorgekommen, der wird sich nicht mehr wundern, wenn ihm in Religion, Philosophie und Wissenschaft, wo des Menschen abgesondertes Innere in Anspruch genommen wird, eben solche Verfinsterung des Urtheils und der Meinung am hellen Mittag begegnet. [99

In derselben Zeit ging Freund Meyer nach Italien zurück; denn obgleich der Krieg in der Lombardei schon heftig geführt wurde, so war doch im Uebrigen Alles noch unangetastet, und wir lebten im Wahn, die Jahre von siebenundachtzig und achtundachtzig wiederholen zu können. Seine Entfernung beraubte mich alles Gesprächs über bildende Kunst, und selbst meine Vorbereitung, ihm zu folgen, führte mich auf andere Wege. [100

Ganz abgelenkt und zur Naturbetrachtung zurückgeführt ward ich, als gegen Ende des Jahrs die beiden Gebrüder von Humboldt in Jena erschienen. Sie nahmen beiderseits in diesem Augenblick an Naturwissenschaften großen Antheil, und ich konnte mich nicht enthalten, meine Ideen über vergleichende Anatomie und deren methodische Behandlung im Gespräch mitzutheilen. Da man meine Darstellungen zusammenhängend und ziemlich vollständig erachtete, ward ich dringend aufgefordert, sie zu Papier zu bringen, welches ich auch sogleich befolgte, indem ich an Max Jacobi das Grundschema einer vergleichenden Knochenlehre, gegenwärtig wie es mir war, diktirte, den Freunden Genüge that und mir selbst einen Anhaltepunkt gewann, woran ich meine weiteren Betrachtungen knüpfen konnte. [101

Alexander von Humboldt's Einwirkungen verlangen besonders behandelt zu werden. Seine Gegenwart in Jena fordert die vergleichende Anatomie; er und sein älterer Bruder bewegen mich, das noch vorhandene allgemeine Schema zu

diktiren. Bei seinem Aufenthalt in Baireuth ist mein brieflich[es] Verhältniß zu ihm sehr interessant. [102

Gleichzeitig und verbunden mit ihm tritt Geheimer Rath Wolf von einer andern Seite, doch im allgemeinen Sinne, mit in unsern Kreis. [103

Die Versendung der Freiexemplare von Wilhelm Meister's erstem Theil beschäftigte mich eine Weile. Die Beantwortung war nur theilweise erfreulich, im Ganzen keineswegs förderlich; doch bleiben die Briefe, wie sie damals einlangten und noch vorhanden sind, immer bedeutend und belehrend. Herzog und Prinz von Gotha, Frau von Frankenberg daselbst, von Thümmel, meine Mutter, Sömmerring, Schlosser, von Humboldt, von Dalberg in Mannheim, Voß, die Meisten, wenn man es genau nimmt, se defendendo, gegen die geheime Gewalt des Werkes sich in Positur setzend. Eine geistreiche geliebte Freundin aber brachte mich ganz besonders in Verzweiflung durch Ahnung manches Geheimnisses, Bestreben nach Enthüllung und ängstliche Deutelei, anstatt daß ich gewünscht hätte, man möchte die Sache nehmen, wie sie lag, und sich den faßlichen Sinn zueignen. [104

Indem nun Unger die Fortsetzung betrieb und den zweiten Band zu beschleunigen suchte, ergab sich ein widerwärtiges Verhältniß mit Kapellmeister Reichardt. Man war mit ihm, ungeachtet seiner vor- und zudringlichen Natur, in Rücksicht auf sein bedeutendes Talent in gutem Vernehmen gestanden; er war der Erste, der mit Ernst und Stetigkeit meine lyrischen Arbeiten durch Musik ins Allgemeine förderte, und ohnehin lag es in meiner Art, aus herkömmlicher Dankbarkeit unbequeme Menschen fortzudulden, wenn sie mir es nicht gar zu arg machten, alsdann aber meist mit Ungestüm ein solches Verhältniß abzubrechen. Nun hatte sich Reichardt mit Wuth und Ingrimm in die Revolution geworfen; ich aber, die gräulichen unaufhaltsamen Folgen solcher gewaltthätig aufgelösten Zustände mit Augen schauend und zugleich ein ähnliches Geheimtreiben im Vaterlande durch- und durchblickend, hielt ein- für allemal am Bestehenden fest, an dessen Verbesserung, Belebung und Richtung zum Sinnigen, Verständigen ich mein Leben lang bewußt und unbewußt gewirkt hatte, und konnte und wollte diese Gesinnung nicht verhehlen. [105

Reichardt hatte auch die Lieder zum Wilhelm Meister mit Glück zu komponiren angefangen, wie denn immer noch seine

Melodie zu: Kennst Du das Land, als vorzüglich bewundert wird. Unger theilte ihm die Lieder der folgenden Bände mit, und so war er von der musikalischen Seite unser Freund, von der politischen unser Widersacher, daher sich im Stillen ein Bruch vorbereitete, der zuletzt unaufhaltsam an den Tag kam. [106

Ueber das Verhältniß zu Jacobi habe ich hiernächst Besseres zu sagen, ob es gleich auch auf keinem sichern Fundament gebaut war. Lieben und Dulden und von jener Seite Hoffnung, eine Sinnesveränderung in mir zu bewirken, drücken es am kürzesten aus. Er war, vom Rheine wegwandernd, nach Holstein gezogen und hatte die freundlichste Aufnahme zu Emkendorf in der Familie des Grafen Reventlow gefunden; er meldete mir sein Behagen an den dortigen Zuständen aufs Reizendste, beschrieb verschiedene Familienfeste zur Feier seines Geburtstags und des Grafen anmuthig und umständlich, worauf denn auch eine wiederholte dringende Einladung dorthin erfolgte. [107

Dergleichen Mummereien innerhalb eines einfachen Familienzustandes waren mir immer widerwärtig, die Aussicht darauf stieß mich mehr ab, als daß sie mich angezogen hätte; mehr aber noch hielt mich das Gefühl zurück, daß man meine menschliche und dichterische Freiheit durch gewisse konventionelle Sittlichkeiten zu beschränken gedachte, und ich fühlte mich hierin so fest, daß ich der dringenden Anforderung, einen Sohn, der in der Nähe studirt und promovirt hatte, dorthin zu geleiten, keineswegs Folge leistete, sondern auf meiner Weigerung standhaft verharrte. [108

Auch seine Briefe über Wilhelm Meister waren nicht einladend; dem Freunde selbst sowie seiner vornehmen Umgebung erschien das Reale, noch dazu eines niedern Kreises, nicht erbaulich; an der Sittlichkeit hatten die Damen gar Manches auszusetzen, und nur ein einziger tüchtiger überschauender Weltmann, Graf Bernstorff, nahm die Partei des bedrängten Buches. Um so weniger konnte der Autor Lust empfinden, solche Lektionen persönlich einzunehmen und sich zwischen eine wohlwollende liebenswürdige Pedanterie und den Ideetisch geklemmt zu sehen. [109

Von der Jüdin Gallizin erinnere ich mich nicht, etwas über Wilhelm Meister vernommen zu haben; aber in diesem Jahre klärte sich eine Verwirrung auf, welche Jacobi zwischen uns gewirkt hatte, ich weiß nicht, ob aus leichtsinnigem Scherz

oder Verlag; es war aber nicht thulich, und wäre die Fürstin nicht so reiner Natur gewesen, so hätte sich früh oder spät eine unerfreuliche Scheidung ergeben. Auch sie war von Münster vor den Franzosen geflohen; ihr großer, durch Religion gestärkter Charakter hielt sich aufrecht, und da eine ruhige Thätigkeit sie überallhin begleitete, blieb sie mit mir in wohlwollender Verbindung, und ich war frei, in jenen verworrenen Zeiten ihren Empfehlungen gemäß manches Gute zu stiften. [110]

Wilhelm von Humboldt's Theilnahme war indeß fruchtbarer; aus seinen Briefen geht eine klare Einsicht in das Wollen und Vollbringen hervor, daß ein wahres Forderniß daraus erfolgen mußte. [111]

Schiller's Theilnahme nenne ich zuletzt, sie war die innigste und höchste; da jedoch seine Briefe hierüber noch vorhanden sind, so darf ich weiter nichts sagen, als daß die Bekanntmachung derselben wol eins der schönsten Geschenke sein möchte, die man einem gebildeten Publikum bringen kann. [112]

Das Theater war ganz an mich gewiesen; was ich im Ganzen überlah und leitete, ward durch Kirms ausgeführt; Vulpius, dem es zu diesem Geschäft an Talent nicht fehlte, griff ein mit zweckmäßiger Thätigkeit. Was im Laufe dieses Jahrs geleistet wurde, ist ungefähr Folgendes: [113]

Die Zauberflöte gewährte noch immer ihren früheren Einfluß, und die Opern zogen mehr an als alles Uebrige. Don Juan, Doctor und Apotheker, Cosa Rara, das Sonnenfest der Braminen befriedigten das Publikum. Lessing's Werke tauchten von Zeit zu Zeit auf, doch waren eigentlich Schröderische, Iffländische, Kotzebue'sche Stücke an der Tagesordnung. Auch Hagemann und Großmann galten etwas. Abälino ward den Schillerischen Stücken ziemlich gleichgestellt; unsere Bemühung aber, Alles und Jedes zur Erscheinung zu bringen, zeigte sich daran vorzüglich, daß wir ein Stück von Maier, den Sturm von Boxberg, aufzuführen unternahmen, freilich mit wenig Glück; indessen hatte man doch ein solches merkwürdiges Stück gesehen und sein Dasein, wo nicht beurtheilt, doch empfunden. [114]

Daß unsere Schauspieler in Lauchstädt, Erfurt, Rudolstadt von dem verschiedensten Publikum mit Freuden aufgenommen, durch Enthusiasmus belebt und durch gute Behandlung in der Achtung gegen sich selbst gesteigert wurden, gereichte nicht zum geringen Vortheil unserer Bühne und zur Auffrischung einer

Thätigkeit, die, wenn man dasselbe Publikum immer vor sich sieht, dessen Charakter, dessen Urtheilsweise man kennt, gar bald zu erschlaffen pflegt. [1115]

Wenden sich nun meine Gedanken von diesen kleinen, in Vergleich mit dem Weltwesen höchst unwichtigen Verhältnissen zu diesem, so muß mir jener Bauer einfallen, den ich bei der Belagerung von Mainz im Bereich der Kanonen hinter einem auf Rädern vor sich hingeschobenen Schanzkorbe seine Feldarbeit verrichten sah. Der einzelne beschränkte Mensch giebt seine nächsten Zustände nicht auf, wie auch das große Ganze sich verhalten möge. [1116]

Nun verlauteten die Baseler Friedens-Präliminarien, und ein Schein von Hoffnung ging dem nördlichen Deutschland auf. Preußen machte Frieden, Oestreich setzte den Krieg fort, und nun fühlten wir uns in neuer Sorge befangen; denn Kursachsen verweigerte den Beitritt zu einem besondern Frieden. Unsere Geschäftsmänner und Diplomaten bewegten sich nun nach Dresden, und unser gnädigster Herr, anregend Alle und thätig vor Allen, begab sich nach Dessau. Inzwischen hörte man von Bewegungen unter den schweizer Landleuten, besonders am oberen Zürchersee; ein deshalb eingeleiteter Prozeß regte den Widerstreit der Gesinnungen noch mehr auf; doch bald ward unsere Theilnahme schon wieder in die Nähe gerufen. Das rechte Mainufer schien abermals unsicher, man fürchtete sogar für unsere Gegenden; eine Demarkationslinie kam zur Sprache; doppelt und dreifach traten Zweifel und Sorge hervor. [1117]

Clerfayt tritt auf, wir halten uns an Kursachsen; nun werden aber schon Vorbereitungen und Anstalten gefordert, und als man Kriegssteuern ausschreiben muß, kommt man endlich auf den glücklichen Gedanken, auch den Geist, an den man bisher nicht gedacht hatte, kontribuabel zu machen; doch verlangte man nur von ihm ein don gratuit. [1118]

In dem Laufe dieser Jahre hatte meine Mutter den wohlbestellten Weinkeller, die in manchen Fächern wohlausgerüstete Bibliothek, eine Gemäldesammlung, das Beste damaliger Kupfer enthaltend, und was sonst nicht Alles verkauft, und ich sah, indem sie dabei nur eine Bürde los zu sein froh war, die ernste Umgebung meines Vaters zerstückt und verschleudert. Es war auf meinen Antrieb geschehen, Niemand konnte damals dem Andern rathen noch helfen. Zuletzt blieb das Haus noch übrig;

dies wurde endlich auch verkauft und die Meubles, die sie nicht mitnehmen wollte, zum Abschluß in einer Auktion vergeudet. Die Aussicht auf ein neues lustiges Quartier an der Hauptwache realisirte sich, und dieser Wechsel gewährte zur Zeit, da nach vorüberfliegender Friedensbesinnung neue Sorge wieder eintrat, ihr eine zerstreuende Beschäftigung. [119

Als bedeutendes und für die Folge fruchtbares Familienereigniß habe ich zu bemerken, daß Nicolovius, zu Eutin wohnhaft, meine Nichte heirathete, die Tochter Schlosser's und meiner Schwester. [120

Außer den gedachten Unbilden brachte der Versuch, entschiedene Idealisten mit den höchst realen akademischen Verhältnissen in Verbindung zu setzen, fortdauernde Verdrießlichkeiten. Fichtens Absicht, Sonntags zu lesen und seine von mehreren Seiten gehinderte Thätigkeit frei zu machen, mußte den Widerstand seiner Kollegen höchst unangenehm empfinden, bis sich denn gar zuletzt ein Studentenhaufen vors Haus zu treten erkühnte und ihm die Fenster einwarf, — die unangenehmste Weise, von dem Dasein eines Nicht-Ichs überzeugt zu werden. [121

Aber nicht seine Persönlichkeit allein, auch die eines Andern machte den Unter- und Oberbehörden viel zu schaffen. Er hatte einen denkenden jungen Mann Namens Weißhuhn nach Jena berufen, einen Gehilfen und Mitarbeiter an ihm hoffend; allein dieser wich bald in einigen Dingen, das heißt für einen Philosophen in allen, von ihm ab, und ein reines Zusammensein war gar bald gestört, ob wir gleich zu den Horen dessen Theilnahme nicht verschmähten. [122

Dieser Wackere, mit den äußeren Dingen noch weniger als Fichte sich ins Gleichgewicht zu setzen fähig, erlebte bald mit Prorektor und Gerichten die unangenehmsten persönlichen Händel; es ging auf Injurienprozesse hinaus, welche zu beschwichtigen man von oben her die eigentliche Lebensweisheit hereinbringen mußte. [123

Wenn uns nun die Philosophen kaum beizulegende Händel von Zeit zu Zeit erneuerten, so nahmen wir jeder günstigen Gelegenheit wahr, um die Angelegenheiten der Naturfreunde zu befördern. Der geistig strebende und unaufhaltsam vordringende Batsch war denn im Wirklichen doch schrittweis zufrieden zu stellen; er empfand seine Lage, kannte die Mittel, die uns zu Gebote ständen, und beschied sich in billigen Dingen. Daher

gereichte es uns zur Freude, ihm in dem fürstlichen Garten einen festeren Fuß zu verschaffen; ein Glashaus, hinreichend für den Anfang, ward nach seinen Angaben errichtet, wobei die Aussicht auf fernere Begünstigung sich von selbst hervorthat. [124

Für einen Theil der Jenaischen Bürgerschaft ward auch gerade in dieser Zeit ein bedeutendes Geschäft beendigt. Man hatte den alten Arm der Saale oberhalb der Rasenmühle, der durch mehrere Krümmungen die schönsten Wiesen des rechten Ufers in Kiesbette des linken verwandelte, ins Trockne zu legen einen Durchstich angeordnet und den Fluß in gerader Linie abwärts zu führen unternommen. Schon einige Jahre dauerte die Bemühung, welche endlich gelang und den anstoßenden Bürgern gegen geringe frühere Beiträge ihre verlornen Räume wiedergab, indem ihnen die alte Saale und die indeß zu nutzbaren Weidichten herangewachsenen Kiesräume zugemessen und sie auf diese Weise über ihre Erwartung befriedigt wurden, weshalb sie auch eine seltene Dankbarkeit gegen die Vorgesetzten des Geschäftes ausdrückten. [125

Unzufriedene machte man jedoch auch bei dieser Gelegenheit; denn auch solche Anlieger, die im Unglauben auf den Erfolg des Geschäftes die früheren geringen Beiträge verweigert hatten, verlangten ihren Theil an dem eroberten Boden, wo nicht als Recht, doch als Gunst, die aber hier nicht stattfinden konnte, indem herrschaftliche Kasse für ein bedeutendes Opfer einige Entschädigung an dem errungenen Boden zu fordern hatte. [126

Dreier Werke von ganz verschiedener Art, welche jedoch in diesem Jahr das größte Aufsehen erregten, muß ich noch gedenken. Dumouriez' Leben ließ uns in die besondern Vorfallenheiten, wovon uns das Allgemeine leider genugsam bekannt war, tiefer hineinsehen, manche Charaktere wurden uns aufgeschlossen, und der Mann, der uns immer viel Antheil abgewonnen hatte, erschien uns klarer und im günstigen Lichte. Geistreiche Frauenzimmer, die denn doch immer irgendwo Neigung unterzubringen genöthigt sind und den Tagesheldeu, wie billig, am Meisten begünstigen, erquickten und erbauten sich an diesem Werke, das ich sorgfältig studirte, um die Epoche seiner Großthaten, von denen ich persönlich Zeuge gewesen, mir bis ins einzelne Geheime genau zu vergegenwärtigen. Dabei erfreute ich mich denn, daß sein Vortrag mit meinen Erfahrungen und Bemerkungen vollkommen übereinstimmte. [127

Das zweite, dem allgemeinen Bemerken sich aufdringend, Werk waren Balde's Gedichte, welche nach Herder's Uebersetzung, jedoch mit Verheimlichung des eigentlichen Autors, ans Licht kamen und sich der schönsten Wirkung erfreuten. [128

Von reichem Zeitgehalt, mit deutschen Gesinnungen ausgesprochen, wären sie immer vollkommen gewesen; liegerisch verworrene Zeitläufte aber, die sich in allen Jahrhunderten gleichen, fanden in diesem dichterischen Spiegel ihr Bild wieder, und man empfand als wie von gestern, was unsere Urvorfahren gequält und geängstigt hatte. [129

Einen ganz andern Kreis bildete sich das dritte Werk. Lichtenberg's Hogarth und das Interesse daran war eigentlich ein gemachtes; denn wie hätte der Deutsche, in dessen einfachem reinen Zustande sehr selten solche exzentrische Frazen vorkommen, hieran sich wahrhaft vergnügen können? Nur die Tradition, die einen von seiner Nation hochgefeierten Namen auch auf dem Kontinent hatte geltend gemacht, nur die Seltenheit, seine wunderlichen Darstellungen vollständig zu besitzen, und die Bequemlichkeit, zu Betrachtung und Bewunderung seiner Werke weder Kunstkenntniß noch höheren Sinnes zu bedürfen, sondern allein bösen Willen und Verachtung der Menschheit mitbringen zu können, erleichterte die Verbreitung ganz besonders, vorzüglich aber daß Hogarth's Witz auch Lichtenberg's Witzeleien den Weg gebahnt hatte. [130

Junge Männer, die von Kindheit auf seit beinahe zwanzig Jahren an meiner Seite heraufgewachsen, fanden sich nunmehr in der Welt um, und die von ihnen mir zugebenden Nachrichten mußten mir Freude machen, da ich sie mit Verstand und Thatkraft auf ihrer Bahn weiterschreiten sah. Friedrich von Stein hielt sich in England auf und gewann daselbst für seinen technischen Sinn viele Vortheile. August von Herder schrieb aus Neufchatel, wo er sich auf seine übrigen Lebenszwecke vorzubereiten dachte. [131

Mehrere Emigrirte waren bei Hof und in der Gesellschaft wohl aufgenommen, allein nicht alle begnügten sich mit diesen sozialen Vortheilen. Manche von ihnen hegten die Absicht, hier wie an andern Orten durch eine löbliche Thätigkeit ihren Lebensunterhalt zu gewinnen. Ein wackerer Mann, schon vorgerückt in Jahren, mit Namen von Wendel, brachte zur Sprache, daß in Ilmenau bei einem gesellschaftlichen Hammerwerke der herzoglichen Kammer einige Antheile zustanden.

Freilich wurde dieses Werk auf eine sonderbare Weise benutzt, indem die Hammermeister in einem gewissen Turnus arbeiteten, jeder für sich, so gut er vermochte, um es nach kurzer Frist seinem Nachfolger abermals auf dessen eigne Rechnung zu überlassen. Eine solche Einrichtung läßt sich nur in einem altherkommlichen Zustande denken, und ein hoher gesinnter, an eine freiere Thätigkeit gewöhnter Mann konnte sich hierin nicht finden, ob man ihm gleich die herrschaftlichen Antheile für ein mäßiges Pachtgeld überließ, das man vielleicht nie eingefordert hätte. Sein ordnungsliebender, ins Ganze rege Geist suchte durch erweiterte Plane seine Unzufriedenheit zu beschwichtigen; bald sollte man mehrere Theile, bald das Ganze zu acquiriren suchen; Beides war unmöglich, da sich die mäßige Existenz einiger ruhigen Familien auf dieses Geschäft gründete. [132]

Nach etwas Anderem war nun der Geist gerichtet: man baute einen Reverberir-Ofen, um altes Eisen zu schmelzen und eine Gußanstalt ins Werk zu richten. Man versprach sich große Wirkung von der aufwärts konzentrirten Gluth, aber sie war groß über alle Erwartung; denn das Ofengewölbe schmolz zusammen, indem das Eisen zum Fluß kam. Noch manches Andere ward unternommen ohne glücklichen Erfolg; der gute Mann, endlich empfindend, daß er gänzlich aus seinem Elemente entfallen sei, gerieth in Verzweiflung, nahm eine übergroße Gabe Opium zu sich, die, wenn nicht auf der Stelle, doch in ihren Folgen seinem Leben ein Ende machte. Freilich war sein Unglück so groß, daß weder die Theilnahme des Fürsten noch die wohlwollende Thätigkeit der beauftragten Räthe ihn wiederherzustellen vermochte. Weit entfernt von seinem Vaterlande, in einem stillen Winkel des Thüringer Waldes fiel auch er ein Opfer der grenzenlosen Umwälzung. [133]

Von Personen, deren Schicksalen und Verhältnissen bemerke Folgendes: [134]

Schlosser wandert aus und bezieht sich, da man nicht an jedem Ort verweilen konnte, nach Ansbach und hat die Absicht, daselbst zu verbleiben. [135]

Herder zählt sich von einiger Entfernung, die sich nach und nach hervorthut, betreffen, ohne daß dem daraus entstehenden Mißgefühl wäre zu helfen gewesen. Seine Abneigung gegen die kantische Philosophie und daher auch gegen die Akademie Jena hatte sich immer gesteigert, während ich mit beiden durch das Verhältniß zu Schiller immer mehr zusammen-

wuchs. Daher war jeder Versuch, das alte Verhältniß herzustellen, fruchtlos, um so mehr, als Wieland die neuere Lehre selbst in der Person seines Schwiegersohns verwünschte und als Latitudinarier sehr übel empfand, daß man Pflicht und Recht durch Vernunft, so wie es hieß, firiren und allem humoristisch-poetischen Schwanken ein Ende zu machen drohte. [136]

Traurig aber war mir ein Schreiben des höchst bedeutenden Karl von Moser. Ich hatte ihn früher auf dem Gipfel ministerieller Machtvollkommenheit gesehen, wo er den Ehekontrakt zwischen unserm theuren fürstlichen Ehepaar aufsetzen nach Karlsruhe berufen ward, zu einer Zeit, wo er mir manche Gefälligkeit erwies, ja einen Freund durch entschiedene Kraft und Einfluß vom Untergang errettete. Dieser war nun seit zwanzig Jahren nach und nach in seinen Vermögensumständen dergestalt zurückgekommen, daß er auf einem alten Bergschlosse Zwingenberg ein kümmerliches Leben führte. Nun wollte er sich auch einer feinen Gemäldesammlung entäußern, die er zu besserer Zeit mit Geschmack um sich versammelt hatte; er verlangte meine Mitwirkung, und ich konnte sein zartes, dringendes Verlangen leider nur mit einem freundlich-höflichen Brief erwidern. Hierauf ist die Antwort eines geistreichen bedrängten und zugleich in sein Schicksal ergebenen Mannes von der Art, daß sie mich noch jetzt wie damals rührt, da ich in meinem Bereich kein Mittel sah, solchem Bedürfnisse abzuhelfen. [137]

Anatomie und Physiologie verlor ich dieses Jahr fast nicht aus den Augen. Hofrath Loder demonstrirte das menschliche Gehirn einem kleinen Freundeszirkel hergebrachterweise in Schichten von oben herein mit seiner ihn auszeichnenden Klarheit. Die Camper'schen Arbeiten wurden mit Demselben durchgesehen und durchgedacht. [138]

Sömmerring's Versuch, dem eigentlichen Sitz der Seele näher nachzuspüren, veranlaßte nicht wenige Beobachtung, Nachdenken und Prüfung. [139]

Brandis in Braunschweig zeigte sich in Naturbetrachtungen geistreich und belebend; auch er, wie wir, versuchte sich an den schwersten Problemen. [140]

Seit jener Epoche, wo man sich in Deutschland über den Mißbrauch der Genialität zu beklagen anfing, drängten sich freilich von Zeit zu Zeit auffallend verrückte Menschen heran. Da nun ihr Bestreben in einer dunkeln, düstern Region versirte und gewöhnlich die Energie des Handelns ein günstiges Vor-

An Sie.*)

Bist Du's nicht, so sei vergeben,
Daß Du es im Scherz genommen;
Bist Du's aber, sei ein Leben
Aus der Heiterkeit willkommen!

Und es wird sich leicht erschürfen,
Ob wir Beide Gleiches meinen;
Fragen wir, was wir bedürfen,
Und wir werden uns vereinen.

Wenn Du kommst, es muß mich freuen,
Wenn Du gehst, es muß mich schmerzen;
Und so wird es sich erneuen
Immerfort in beiden Herzen.

Fragst Du, werd' ich gern ausführlich
Deinem Forschen Antwort geben;
Wenn ich frage, wirst Du zierlich
Mit der Antwort mich beleben.

*) Mit der Handschrift vergleichen. Wir lassen die Antwort auf dies Gedicht, wie sie im „Chaos" 3, 18, 18.9 mit der Unterschrift J. M. steht, folgen:

An Ihn. Antwort.

Ich war's nicht, drum sei vergeben,
Daß Dein Ernst für Scherz genommen!
Doch Du bist's, und mir das Leben
Reinster Heiterkeit willkommen.

Möchte doch zuvor noch hören:
Ob wir Beide Gleiches meinen?
Ist die Antwort zu beschwören,
Soll sie fester uns vereinen.

Naht' ich Dir, wie muß mich's freuen!
Scheid' ich, immer muß mich's schmerzen.
Und so wird sich stets erneuen
Alte lieb' im treuen Herzen.

Fragst Du, möcht' ich gerne zierlich
Das Gefühl in Worten geben;
Frag' ich Dich, o wie ausführlich
Kannst Du meinen Sinn beleben!

Schmerzen, welche Dich berühren,
Giebt in mir auch Schmerzen schuf'n;
Will die Welt mich Dir entführen,
Kann Dein Blick zurück mich ruf'n.

urtheil und die Hoffnung erregt, sie werde sich von einiger Vernünftigkeit wenigstens im Verfolg doch leiten lassen, so versagte man solchen Personen seinen Antheil nicht, bis sie denn zuletzt entweder selbst verzweifelten oder uns zur Verzweiflung brachten. [141

Ein solcher war von Bielefeld, der sich den Cimbrier nannte, eine physisch glühende Natur, mit einer gewissen Einbildungskraft begabt, die aber ganz in hohlen Räumen sich erging. Klopstock's Patriotismus und Messianismus hatten ihn ganz erfüllt, ihm Gestalten und Gesinnungen geliefert, mit denen er denn nach wilder und wüster Weise autherzig gebahrte. Sein großes Geschäft war ein Gedicht vom jüngsten Tage, wo sich denn wohl begreifen läßt, daß ich solchen apokalyptischen Ereignissen, enthusiastisch vorgetragen, keinen besonderen Geschmack abgewinnen konnte. Ich suchte ihn abzulehnen, da er, jede Warnung ausschlagend, auf seinen seltsamen Wegen verharrte. So trieb er es in Jena eine Zeit lang zu Beängstigung guter vernünftiger Gesellen und wohlwollender Gönner, bis er endlich bei immer vermehrtem Wahnsinn sich zum Fenster herausstürzte und seinem unglücklichen Leben dadurch ein Ende machte. [142

Auch thaten sich in Staatsverhältnissen hiernächst die Folgen einer jugendlichen Gutmüthigkeit hervor, die ein bedeutendes Vertrauen auf einen Unwürdigen niedergelegt hatte. Die deshalb entstandenen Prozesse wurden diesseits von einsichtsvollen Männern mit großer Gewandtheit einem glücklichen Ausgang entgegengeführt. Indessen beunruhigte eine solche Bewegung unsre geselligen Kreise, indem nahverwandte, sonst tüchtig denkende, auch uns verbundene Personen Ungerechtigkeit und Härte sahen, wo wir nur eine stetige Verfolgung eines unerläßlichen Rechtsgangs zu erblicken glaubten. Die freundlichsten, zartesten Reklamationen von jener Seite hinderten zwar den Geschäftsgang nicht, allein bedauerlich war es, die schönsten Verhältnisse beinahe zerstört zu sehen. [143

1796.

Die Weimarische Bühne war nun schon so besetzt und befestigt, daß es in diesem Jahre keiner neuen Schauspieler bedurfte. Zum größten Vortheil derselben trat Iffland im März und April vierzehnmal auf. Außer einem solchen belehrenden,

hinreißenden unschätzbaren Beispiele wurden diese Vorstellungen bedeutender Stücke Grund eines dauerhaften Repertoriums und ein Anlaß, das Wünschenswerthe näher zu kennen. Schiller, der an dem Vorhandenen immer festhielt, redigirte zu diesem Zweck den Egmont, der zum Schluß der Ifflandischen Gastrollen gegeben ward, ungefähr wie er noch auf deutschen Bühnen vorgestellt wird. [144

Ueberhaupt finden sich hier rücksichtlich auf das deutsche Theater die merkwürdigsten Anfänge. Schiller, der schon in seinem Karlos sich einer gewissen Mäßigkeit befliß und durch Redaktion dieses Stücks fürs Theater zu einer beschränkteren Form gewohnte, hatte nun den Gegenstand von Wallenstein aufgefaßt und den grenzenlosen Stoff in der Geschichte des dreißigjährigen Kriegs dergestalt behandelt, daß er sich als Herrn dieser Masse gar wohl empfinden mochte. Aber eben durch diese Fülle ward eine strengere Behandlung peinlich, wovon ich Zeuge sein konnte, weil er sich über Alles, was er dichterisch vorhatte, mit Andern gern besprach und, was zu thun sein mochte, hin und wieder überlegte. [145

Bei dem unablässigen Thun und Treiben, was zwischen uns stattfand, bei der entschiedenen Lust, das Theater kräftig zu beleben, ward ich angeregt, den Faust wieder hervorzunehmen; allein was ich auch that, ich entfernte ihn mehr vom Theater, als daß ich ihn heran gebracht hätte. [146

Die Horen gingen indessen fort, mein Antheil blieb derselbige; doch hatte Schiller's grenzenlose Thätigkeit den Gedanken eines Musenalmanachs gefaßt, einer poetischen Sammlung, die jener meist prosaischen vortheilhaft zur Seite stehen konnte. Auch hier war ihm das Zutrauen seiner Landsleute günstig. Die guten strebsamen Köpfe neigten sich zu ihm. Er schickte sich übrigens trefflich zu einem solchen Redakteur: den innern Werth eines Gedichts übersah er gleich, und wenn der Verfasser sich zu weitläuftig ausgethan hatte oder nicht endigen konnte, wußte er das Ueberflüssige schnell auszusondern. Ich sah ihn wol ein Gedicht auf ein Drittheil Strophen reduziren, wodurch es wirklich brauchbar ward, ja bedeutend. [147

Ich selbst ward seiner Aufmunterung viel schuldig, wovon die Horen und Almanache vollgiltiges Zeugniß abgeben. Alexis und Dora, Braut von Korinth, Gott und Bajadere wurden hier ausgeübt oder entworfen. Die Xenien, die aus unschuldigen, ja gleichgiltigen Anfängen sich

nach und nach zum Herbsten und Schärfsten hinaufsteigerten, unterbielten uns viele Monate und machten, als der Almanach erschien, noch in diesem Jahre die größte Bewegung und Erschütterung in der deutschen Literatur. Sie wurden als höchster Mißbrauch der Preßfreiheit von dem Publikum verdammt. Die Wirkung aber bleibt unberechenbar. [148

Einer höchst lieb- und werthen, aber auch schwer lastenden Bürde entledigte ich mich gegen Ende Augusts. Die Reinschrift des letzten Buches von Wilhelm Meister ging endlich ab an den Verleger. Seit sechs Jahren hatte ich Ernst gemacht, diese frühe Konzeption auszubilden, zurechtzustellen und dem Drucke nach und nach zu übergeben. Es bleibt daher dieses eine der inkalkulabelsten Produktionen, man mag sie im Ganzen oder in ihren Theilen betrachten; ja, um sie zu beurtheilen, fehlt mir beinahe selbst der Maßstab. [149

Kaum aber hatte ich mich durch successive Herausgabe davon befreit, als ich mir eine neue Last auflegte, die jedoch leichter zu tragen oder vielmehr keine Last war, weil sie gewisse Vorstellungen, Gefühle, Begriffe der Zeit auszusprechen Gelegenheit gab. Der Plan von Herrmann und Dorothea war gleichzeitig mit den Tagesläuften ausgedacht und entwickelt, die Ausführung ward während des Septembers begonnen und vollbracht, so daß sie Freunden schon produzirt werden konnte. Mit Leichtigkeit und Behagen war das Gedicht geschrieben, und es theilte diese Empfindungen mit. Mich selbst hatte Gegenstand und Ausführung dergestalt durchdrungen, daß ich das Gedicht niemals ohne große Rührung vorlesen konnte, und dieselbe Wirkung ist mir seit so viel Jahren noch immer geblieben. [150

Freund Meyer schrieb fleißig aus Italien gewichtige Blätter. Meine Vorbereitung, ihm zu folgen, nöthigte mich zu mannichfaltigen Studien, deren Altenstücke mir noch gegenwärtig vielen Nutzen bringen. Als ich mich in die Kunstgeschichte von Florenz einarbeitete, ward mir Cellini wichtig, und ich faßte, um mich dort recht einzubürgern, gern den Entschluß, seine Selbstbiographie zu übersetzen, besonders weil sie Schülern zu den Horen brauchbar schien. [151

Auch die Naturwissenschaften gingen nicht leer aus. Den Sommer über fand ich die schönste Gelegenheit, Pflanzen unter farbigen Gläsern und ganz im Finstern zu erziehen, sowie die Metamorphose der Insekten in ihren Einzelnheiten zu verfolgen. [152

Galvanismus und Chemismus drängten sich auf; die Chromatik ward zwischen Allem durch getrieben, und um mir den großen Vorteil der Vergegenwärtigung zu gewähren, fand sich eine edle Gesellschaft, welche Vorträge dieser Art gern anhören mochte. [153

Im Auswärtigen beharrt Kursachsen auf seiner Anhänglichkeit an Kaiser und Reich und will in diesem Sinne sein Kontingent marschiren lassen. Auch unsere Mannschaft rüstet sich; die Kosten hierzu geben Manches zu bedenken. [154

Im großen Weltwesen ereignet sich, daß die hinterbliebene Tochter Ludwig's XVI., Prinzessin Marie Thereſe Charlotte, bisher in den Händen der Republikaner, gegen gefangene französische Generale ausgewechselt wird, ingleichen daß der Papst seinen Waffenstillstand theuer erkauft. [155

Die Oestreicher geben über die Lahn zurück, besteben bei Annäherung der Franzosen auf dem Besitz von Frankfurt, die Stadt wird bombardirt, die Judengasse zum Teil verbrannt, sonst wenig geschadet, worauf denn die Uebergabe erfolgt. Meine gute Mutter, in ihrem schönen neuen Quartiere an der Hauptwache, hat, gerade die Zeil hinaufschauend, den bedrohten und beschädigten Teil vor Augen, sie rettet ihre Habseligkeiten in feuerfeste Keller und flüchtet über die freigelassene Mainbrücke nach Offenbach. Ihr Brief deshalb verdient beigelegt zu werden. [156

Der Kurfürst von Mainz gebt nach Heiligenstadt, der Aufenthalt des Landgrafen von Darmstadt bleibt einige Zeit unbekannt, die Frankfurter flüchten, meine Mutter hält aus. Wir leben in einer eingeschläferten Furchtsamkeit. In den Rhein- und Maingegenden fortwährende Unruhen und Flucht. Frau von Coudenhoven verweilt in Eisenach, und so durch Flüchtlinge, Briefe, Boten, Staffetten strömt der Kriegsalarm ein und das andere Mal bis zu uns; doch beſtätigt sich nach und nach die Hoffnung, daß wir in dem Augenblicke nichts zu fürchten haben, und wir halten uns für geborgen. [157

Der König von Preußen, bei einiger Veranlassung, schreibt von Pyrmont an den Herzog, mit diplomatischer Gewandtheit den Beitritt zur Neutralität vorbereitend und den Schritt erleichternd. Furcht, Sorge, Verwirrung dauert fort, endlich erklärt sich Kursachsen zur Neutralität, erst vorläufig, dann entschieden, die Verhandlungen deshalb mit Preußen werden auch uns bekannt. [158

Doch kaum scheinen wir durch solche Sicherheit beruhigt, so gewinnen die Oestreicher abermals die Oberhand. Moreau zieht sich zurück, alle königisch Gesinnten bedauern die Uebereilung, zu der man sich hatte hinreißen lassen; die Gerüchte vermehren sich zum Nachtheil der Franzosen, Moreau wird zur Seite verfolgt und beobachtet, schon sagt man ihn eingeschlossen; auch Jourdan zieht sich zurück, und man ist in Verzweiflung, daß man sich allzu frühzeitig gerettet habe. [159]

Eine Gesellschaft hochgebildeter Männer, welche sich jeden Freitag bei mir versammelten, bestätigte sich mehr und mehr. Ich las einen Gesang der Ilias von Voß, erwarb mir Beifall, dem Gedicht hohen Antheil, rühmliches Anerkennen dem Uebersetzer. Ein jedes Mitglied gab von seinen Geschäften, Arbeiten, Liebhabereien beliebige Kenntniß, mit freimüthigem Antheil aufgenommen. Dr. Buchholz fuhr fort, die neusten physischchemischen Erfahrungen mit Gewandtheit und Glück vorzulegen. Nichts war ausgeschlossen, und das Gefühl der Theilhaber, welches Fremde sogar in sich aufnahmen, hielt von selbst Alles ab, was einigermaßen hätte lästig sein können. Akademische Lehrer gesellten sich hinzu, und wie fruchtbar diese Anstalt selbst für die Universität gewerden, geht aus dem einzigen Beispiel schon genugsam hervor, daß der Herzog, der in einer solchen Sitzung eine Vorlesung des Doktor Christian Wilhelm Hufeland angehört, sogleich beschloß, ihm eine Professur in Jena zu ertheilen, wo derselbe sich durch mannichfache Thätigkeit zu einem immer zunehmenden Wirkungskreise vorzubereiten wußte. [160]

Diese Sozietät war in dem Grade regulirt, daß meine Abwesenheit zu keiner Störung Anlaß gab, vielmehr übernahm Geheimer Rath Voigt die Leitung, und wir hatten uns mehrere Jahre der Folgen einer gemeinsam geregelten Thätigkeit zu erfreuen. [161]

Und so haben wir denn auch unsern trefflichen Batsch dieses Jahr in thätiger Zufriedenheit. Der edle, reine, aus sich selbst arbeitende Mann bedurfte, gleich einer saftigen Pflanze, weder vieles Erdreich noch starke Bewässerung, da er die Fähigkeit besaß, aus der Atmosphäre sich die besten Nahrungsstoffe zuzueignen. [162]

Von diesem schönen stillen Wirken zeugen noch heut seine Schreiben und Berichte, wie er sich an seinem mäßigen Glashause begnügt und durch das allgemeine Zutrauen gleichgesinnter Naturforscher die Achtung seiner Sozietät wachsen und ihren

Besitz sich erweitern sieht; wie er denn auch bei solchen Gelegenheiten seine Vorsätze vertraulich mittheilte, nicht weniger seine Hoffnungen mit bescheidener Zuversicht vortrug. [163

1797.

Zu Ende des vorigen Jahrs machte ich eine Reise, meinen gnädigsten Herrn nach Leipzig zu begleiten; besuchte einen großen Ball, wo uns die Herrn Dyk und Compagnie und wer sich sonst durch die Xenien verletzt oder erschreckt hielt, mit Apprehensien wie das böse Prinzip betrachteten. In Dessau ergetzte uns die Erinnerung früherer Zeiten; die Familie von Loen zeigte sich als eine angenehme, zutrauliche Verwandtschaft, und man konnte sich der frühsten Frankfurter Tage und Stunden zusammen erinnern. [164

Schon in den ersten Monaten des Jahrs erfreute sich das Theater an dem Beitritt von Karoline Jagemann als einer neuen Zierde. Oberon ward gegeben, bald darauf Telemach, und manche Rollen konnten mit mehr Auswahl besetzt werden. Aeußerlich führte man das Bühnenwesen zunächst in seinem gewohnten Gange fort, innerhalb aber ward manches Bedeutende vorbereitet. Schiller, der nunmehr ein wirkliches Theater in der Nähe und vor Augen hatte, dachte ernstlich darauf, seine Stücke spielbarer zu machen, und als ihm hierin die große Breite, wie er Wallenstein schon gedacht, abermals hinderlich war, entschloß er sich, den Gegenstand in mehreren Abtheilungen zu behandeln. Dies gab in Abwesenheit der Gesellschaft den ganzen Sommer über reichliche Belehrung und Unterhaltung. Schon war der Prolog geschrieben, Wallenstein's Lager wuchs heran. [165

Auch ich blieb meinerseits in vollkommener Thätigkeit: Herrmann und Dorothea erschien als Taschenbuch, und ein neues episch-romantisches Gedicht wurde gleich darauf entworfen. Der Plan war in allen seinen Theilen durchgedacht, den ich unglücklicherweise meinen Freunden nicht verhehlte. Sie riethen mir ab, und es betrübt mich noch, daß ich ihnen Folge leistete; denn der Dichter allein kann wissen, was in einem Gegenstande liegt und was er für Reiz und Anmuth bei der Ausführung daraus entwickeln könne. Ich schrieb den neuen Paustas und die Metamorphose der Pflanzen in elegischer Form,

Schiller wetteiferte, indem er seinen Taucher gab. Im eigentlichen Sinne hielten wir Tag und Nacht keine Ruhe; Schillern besuchte der Schlaf erst gegen Morgen; Leidenschaften aller Art waren in Bewegung; durch die Xenien hatten wir ganz Deutschland aufgeregt, Jedermann schalt und lachte zugleich. Die Verletzten suchten uns auch etwas Unangenehmes zu erweisen, alle unsere Gegenwirkung bestand in unermüdet fortgesetzter Thätigkeit. [168]

Die Universität Jena stand auf dem Gipfel ihres Flors; das Zusammenwirken von talentvollen Menschen und glücklichen Umständen wäre der treusten, lebhaftesten Schilderung werth. Fichte gab eine neue Darstellung der Wissenschaftslehre im philosophischen Journal. Woltmann hatte sich interessant gemacht und berechtigte zu den schönsten Hoffnungen. Die Gebrüder von Humboldt waren gegenwärtig, und alles der Natur Angehörige kam philosophisch und wissenschaftlich zur Sprache. Mein osteologischer Typus von 1795 gab nun Veranlassung, die öffentliche Sammlung sowie meine eigene rationeller zu betrachten und zu benutzen. Ich schematisirte die Metamorphose der Insekten, die ich seit mehreren Jahren nicht aus den Augen ließ. Die Krausischen Zeichnungen der Harzfelsen gaben Anlaß zu geologischen Betrachtungen, galvanische Versuche wurden durch Humboldt angestellt. Scherer zeigte sich als hoffnungsvoller Chemikus. Ich fing an, die Farbentafeln in Ordnung zu bringen. Für Schillern fuhr ich fort am Cellini zu übersetzen, und da ich biblische Stoffe, in Absicht, poetische Gegenstände zu finden, wieder aufnahm, so ließ ich mich verführen, die Reise der Kinder Israel durch die Wüste kritisch zu behandeln. Der Aufsatz mit beigefügter Karte sollte jenen wunderlichen vierzigjährigen Irrgang zu einem, wo nicht vernünftigen, doch faßlichen Unternehmen umbilden. [167]

Eine unwiderstehliche Lust nach dem Land- und Gartenleben hatte damals die Menschen ergriffen. Schiller kaufte einen Garten bei Jena und zog hinaus; Wieland hatte sich in Oßmannstedt angesiedelt. Eine Stunde davon, am rechten Ufer der Ilm, ward in Oberroßla ein kleines Gut verkäuflich, ich hatte Absichten darauf. [168]

Als Besuch erfreuten uns Lerse und Hirt. Der seltsame Reisende Lord Brüttel gab mir zu einer abenteuerlichen Erfahrung Anlaß. Ich bereite mich zu einer Reise nach der Schweiz, meinem aus Italien zurückkehrenden Freunde Heinrich

Meyer entgegen. Der Weimarische Schloßbau nöthigt zur Umsicht nach einem geistreichen Architekten und geschickten Handwerkern. Auch die Zeichenschule erhält neue Anregung. [169

Vor meiner Abreise verbrenn' ich alle an mich gesendeten Briefe seit 1772 aus entschiedener Abneigung gegen Publikation des stillen Gangs freundschaftlicher Mittheilung. Schiller besucht mich noch in Weimar, und ich reise den 30. Juli ab. Da ein geschickter Schreiber mich begleitete, so ist Alles in Akten geheftet, wohl erhalten, was damals auffallend und bedeutend sein konnte. [170

Da hieraus mit schicklicher Redaktion ein ganz unterhaltendes Bändchen sich bilden ließe, so sei von dem ganzen Reiseverlauf nur das Allgemeinste hier angedeutet. [171

Unterwegs beschäftigt mich die genaue Betrachtung der Gegenden hinsichtlich auf Geognosie und der darauf gegründeten Kultur. In Frankfurt belehrt mich Sömmerring durch Unterhaltung, Präparate und Zeichnungen. Ich werde mit manchen Persönlichkeiten bekannt, mit Oeffentlichem und Besonderem; ich beachte das Theater und führe lebhafte Korrespondenz mit Schiller und andern Freunden. Oestreichische Garnison, gefangene Franzosen als Gegensatz; jene von imperturbablem Ernst, diese immer von possenhafter Heiterkeit. Französische satirische Kupferstiche. [172

Den 25. ab von Frankfurt über Heidelberg, Heilbronn, Ludwigsburg kam ich den 30. in Stuttgart an. Kaufmann Rapp, Danneder, Scheffauer werden besucht; Bekanntschaft mit Professor Thouret, mit geschickten Arbeitern von Zierathen, Stukatoren, Quadratoren, die sich aus der bewegten Regierungszeit Herzog Karl's herschrieben; Unterhandlungen mit denselben, sie bei dem Weimarischen Schloßbau anzustellen. [173

Anfang Septembers fällt der **Junggesell und der Mühlbach**, den Zumsteeg sogleich komponirt, sodann der **Jüngling und die Zigeunerin**. Den 9. September in Tübingen, bei Cotta gewohnt, die vorzüglichen dortigen Männer besprochen. Naturalienkabinet des Professer Storr besichtigt, das, vormals Pasquay in Frankfurt am Main gehörig, mit der liebevollsten Sorgfalt nach Tübingen transportirt worden. Den 16. September von dort weg. Schaffhausen, Rheinfall, Zürich. Den 21. in Stäfa; Zusammenkunft mit Meyer, mit ihm die Reise angetreten; den 28. über Marie Einsiedel bis auf den Gotthard. Den 8. Oktober waren wir

wieder zurück. Zum dritten Male besucht' ich die kleinen Kantone, und weil die epische Form bei mir gerade das Uebergewicht hatte, ersann ich einen Tell unmittelbar in der Gegenwart der klassischen Oertlichkeit. Eine solche Ableitung und Zerstreuung war nöthig, da mich die traurigste Nachricht mitten in den Gebirgen erreichte. Christiane Neumann, verehlichte Becker, war von uns geschieden; ich widmete ihr die Elegie Euphrosyne. Liebreiches, ehrenvolles Andenken ist Alles, was wir den Todten zu geben vermögen. [174

Auf dem Sankt Gotthard hatte ich schöne Mineralien gewonnen; der Hauptgewinn aber war die Unterhaltung mit meinem Freunde Meyer; er brachte mir das lebendigste Italien zurück, das uns die Kriegsläufte leider nunmehr verschlossen. Wir bereiteten uns zum Trost auf die Propyläen vor. Die Lehre von den Gegenständen und was denn eigentlich dargestellt werden soll, beschäftigte uns vor allen Dingen. Die genaue Beschreibung und kennerhafte Bemerkung der Kunstgegenstände alter und neuer Zeit verwahrten wir als Schätze für die Zukunft. Nachdem ich eine Beschreibung von Stäfa versucht, die Tagebücher revidirt und mundirt waren, gingen wir den 21. Oktober von dort ab. Den 26. Oktober von Zürich abreisend, langten wir den 6. November in Nürnberg an. In dem freundlichen Zirkel der Kreisgesandten durchlebten wir einige frohe Tage. Den 15. November von dort ab. [175

In Weimar hatte die Ankunft mehrerer bedeutenden Emigrirten die Gesellschaft erweitert, angenehm und unterhaltend gemacht. Nachzutragen ist noch, daß Oberappellationsrath Körner und seine liebe und hoffnungsvolle Familie uns im abgelaufenen Sommer mit ihrer Gegenwart erfreute, und doch bleibt noch manches Besondere dieses merkwürdigen Jahres zurück. [176

Millin's antiquarische Thätigkeit begann zu wirken; den größten Einfluß aber übten Wolf's Prolegomena. [177

Auf dem Theater fand ich die große Lücke: Christiane Neumann fehlte, und doch war's der Platz noch, wo sie mir so viel Interesse eingeflößt hatte. Ich war durch sie an die Bretter gewohnt, und so wendete ich nun dem Ganzen zu, was ich ihr sonst fast ausschließlich gewidmet hatte. [178

Ihre Stelle war besetzt, wenigstens mit einer wohlgefälligen Schauspielerin. Auch Karoline Jagemann interessen bildete sich immer mehr aus und erwarb sich zugleich im Schauspiel

allen Beifall. Das Theater war schon so gut bestellt, daß die kurrenten Stücke ohne Anstoß und Rivalität sich besetzen ließen. [177

Einen großen und einzigen Vortheil brachte aber dieser Unternehmung, daß die vorzüglichsten Werke Iffland's und Kotzebue's schon vom Theater gewirkt und sich auf neuen, in Deutschland noch nicht betretenen Wegen großen Beifall erworben hatten. Beide Autoren waren noch in ihrem Vigor; Ersterer als Schauspieler stand in der Epoche höchster Kunstausbildung. [178

Auch gereichte zu unserm größten Vortheil, daß wir nur vor einem kleinen, genau gebildeten Publikum zu spielen hatten, dessen Geschmack wir befriedigen und uns doch dabei unabhängig erhalten konnten; ja, wir durften Manches versuchen, uns selbst und unsere Zuschauer in einem höheren Sinne auszubilden. [181

Hier kam uns nun Schiller vorzüglich zu Hilfe; er stand im Begriff, sich zu beschränken, dem Rohen, Uebertriebenen, Gigantischen zu entsagen; schon gelang ihm das wahrhaft Große und dessen natürlicher Ausdruck. Wir verlebten keinen Tag in der Nähe, ohne uns mündlich, keine Woche in der Nachbarschaft, ohne uns schriftlich zu unterhalten. [182

1798.

So arbeiteten wir unermüdet dem Besuche Iffland's vor, welcher uns im April durch acht seiner Vorstellungen auffrischen sollte. Groß war der Einfluß seiner Gegenwart; denn jeder Mitspielende mußte sich an ihm prüfen, indem er mit ihm wetteiferte, und die nächste Folge davon war, daß auch diesmal unsere Gesellschaft gar lebhaft ausgestattet nach Lauchstädt zog. [183

Kaum war sie abgegangen, als der alte Wunsch sich regte, in Weimar ein besseres Lokal für die Bühne einzurichten. Schauspieler und Publikum fühlten sich eines anständigern Raumes würdig; die Nothwendigkeit einer solchen Veränderung ward von Jedermann anerkannt, und es bedurfte nur eines geistreichen Anstoßes, um die Ausführung zu bestimmen und zu beschleunigen. [184

Baumeister Thouret war von Stuttgart berufen, um den neuen Schloßbau weiter zu fördern; als Nebenzweck gab er

An Sie.

Schmerzen, welche Dich berührten,
Rühren mich in gleicher Strenge;
Wenn die Feste Dich entführten,
Folg' ich Dir zur heitern Menge.

Drängt sich dann in Wechseltagen
Wildes Rauschen, ruhig Fließen —
Eins ist leichter zu ertragen,
Eins ist besser zu genießen.

Prüfung braucht es! Doch bei Zeiten
Ueberzeugung still und süße,
Ehe sich ein Glück bereiten,
Sich Vertraun gewinnen ließe.

Solch ein Feuer nie verlodert
In dem angefochtnen Leben;
Ist es zwar sehr viel gefodert,
Ist doch auch sehr viel gegeben.

Mit einem zierlichst aufgetrockneten Blumenkranze.*)

Sie.

Zarter Blumen leicht Gewinde
Flocht' ich Dir zum Angebinde;
Unvergängliches zu bieten,
War mir leider nicht beschieden.

Drängt sich dann in Wechseltagen
Lust und Leid, ein wild Ergießen,
Läßt sich leichter dies ertragen,
Süßer jenes noch genießen.

Warum Prüfung erst bereiten?
Daß Vertraun sich finden ließe,
Hast Du schon seit fernsten Zeiten
Ueberzeugung, still und süße.

Solch ein Feuer nie verlodert
In dem vielbewegten Leben —
Dürftest nimmer noch gefodert,
War Dir's ewig doch gegeben.

*) Dies und das folgende Gedicht aus den „Nachgel. W." 1833.

einen sogleich beifällig aufgenommenen erfreulichen Plan zu einer neuen Einrichtung des vorhandenen Theaterlokals, nach welchem sich zu richten er die größte Gewandtheit bewies. Und so ward auch an uns die alte Bemerkung wahr, daß Gegenwart eines Baumeisters Baulust errege. Mit Fleiß und Hast betrieb man die Arbeit, so daß mit dem 12. Oktober Hof und Publikum zu Eröffnung des neuen Hauses eingeladen werden konnten. Ein Prolog von Schiller und Wallenstein's Lager gaben dieser Feierlichkeit Werth und Würde. [185]

Den ganzen Sommer hatte es an Vorarbeiten hiezu nicht gefehlt, denn der große Wallensteinische Zyklus, zuerst nur angekündigt, beschäftigte uns durchaus, obgleich nicht ausschließlich. [186]

Von meinen eigenen poetischen und schriftstellerischen Werken habe ich so viel zu sagen, daß die Weissagungen des Bakis mich nur einige Zeit unterbrachten. Zur Achilleis hatte ich den Plan ganz im Sinne, den ich Schillern eines Abends ausführlich erzählte. Der Freund schalt mich aus, daß ich etwas so klar vor mir sehen konnte, ohne solches auszubilden durch Worte und Silbenmaß. So angetrieben und fleißig ermahnt, schrieb ich die zwei ersten Gesänge; auch den Plan schrieb ich auf, zu dessen Fördernis mir ein treuer Auszug aus der Ilias dienen sollte. [187]

Doch hiervon leitete mich ab die Richtung zur bildenden Kunst, welche sich bei Meyer's Zurückkunft aus Italien ganz entschieden abermals hervorgethan hatte. Vorzüglich waren wir beschäftigt, das erste Stück der Propyläen, welches theils vorbereitet, theils geschrieben wurde, lebhaft weiter zu fördern. Cellini's Leben setzt' ich fort, als einen Anhaltepunkt der Geschichte des sechzehnten Jahrhunderts. Diderot von den Farben ward mit Anmerkungen begleitet, welche mehr humoristisch als künstlerisch zu nennen wären, und indem sich Meyer mit den Gegenständen in dem Hauptpunkt aller bildenden Kunst gründlich beschäftigte, schrieb ich den Sammler, um manches Nachdenken und Bedenken in die heitere freie Welt einzuführen. [188]

In der Naturwissenschaft fand ich Manches zu denken, zu beschauen und zu thun. Schelling's Weltseele beschäftigte unser höchstes Geistesvermögen. Wir sahen sie nun in der ewigen Metamorphose der Außenwelt abermals verkörpert. Alles Naturgeschichtliche, das sich uns lebendig näherte, betrachtete ich

mit großer Aufmerksamkeit; fremde merkwürdige Thiere, besonders ein junger Elephant, vermehrten unsere Erfahrungen. [189

Hier muß ich aber auch eines Aufsatzes gedenken, den ich über pathologisches Elfenbein schrieb. Ich hatte solche Stellen angefressener und wieder verheilter Elephantenzähne, die besonders den Kammachern höchst verdrießlich sind, wenn ihre Säge oft unvermuthet auf sie stößt, seit mehreren Jahren gesammelt, an Zahl mehr denn zwanzig Stücke, woran sich in gar schöner Folge zeigen ließ, wie eine eiserne Kugel ins Innere der Zahnmasse eindringen, wol die organische Lebendigkeit stören, aber nicht zerstören kann, indem diese sich hier auf eine eigene Weise wehrt und wiederherstellt. Ich freute mich, diese Sammlung beschrieben und ausgelegt dem Kabinette meines Freundes Loder, dem ich so viel Belehrung schuldig geworden, dankbar einzuverleiben. [190

In welcher Ordnung und Abtheilung die Geschichte der Farbenlehre vorgetragen werden sollte, ward epochenweise durchgedacht und die einzelnen Schriftsteller studirt, auch die Lehre selbst genau erwogen und mit Schillern durchgesprochen. Er war es, der den Zweifel löste, der mich lange Zeit aufhielt: worauf denn eigentlich das wunderliche Schwanken beruhe, daß gewisse Menschen die Farben verwechseln, wobei man auf die Vermuthung kam, daß sie einige Farben sehen, andere nicht sehen, da er denn zuletzt entschied, daß ihnen die Erkenntniß des Blauen fehle. Ein junger Gildemeister, der eben in Jena studirte, war in solchem Falle und bot sich freundlich zu allem Hin- und Wiederversuchen, woraus sich denn zuletzt für uns jenes Resultat ergab. [191

Ferner, um das Mentale sichtlich darzustellen, verfertigten wir zusammen mancherlei symbolische Schemata. So zeichneten wir eine Temperamentenrose, wie man eine Windrose hat, und entwarfen eine tabellarische Darstellung, was der Dilettantismus jeder Kunst Nützliches und Schädliches bringe. [192

Gar manche Vortheile, die wir im Naturwissenschaftlichen gewannen, sind wir einem Besuch schuldig geworden, den uns Herr van Marum gönnen wollte. [193

Damit aber auch von der anderen Seite der Geist zur unmittelbaren gemeinen Natur zurückgezogen werde, folgte ich der damaligen landschaftlichen Grille. Der Besitz des Freigutes zu Roßla nöthigte mich, dem Grund und Boden, der Landesart, den dörflichen Verhältnissen näher zu treten, und verlieh gar

manche Ansichten und Mitgefühle, die mir sonst völlig fremd geblieben wären. Hieraus entstand mir auch eine nachbarliche Gemeinschaft mit Wielanden, welcher freilich tiefer in die Sache gegangen war, indem er Weimar völlig verließ und seinen Wohnort in Oßmanstedt aufschlug. Er hatte nicht bedacht, was ihm am Ersten hätte einfallen sollen: daß er unsrer Herzogin Amalia und sie ihm zum Lebensumgang völlig unentbehrlich geworden. Aus jener Entfernung entstand denn ein ganz wunderbares Hin- und Wiedersenden von reitenden und wandernden Boten, zugleich auch eine gewisse, kaum zu beschwichtigende Unruhe. [194]

Eine wunderbare Erscheinung war in diesem Sommer Frau von la Roche, mit der Wieland eigentlich niemals übereingestimmt hatte, jetzt aber mit ihr im vollkommnen Widerspruch sich befand. Freilich war eine gutmüthige Sentimentalität, die allenfalls vor dreißig Jahren zur Zeit wechselseitiger Schonung noch ertragen werden konnte, nunmehr ganz außer der Jahrszeit und einem Manne wie Wieland unerträglich. Ihre Enkelin, Sophie Brentano, hatte sie begleitet und spielte eine entgegengesetzte, nicht minder wunderliche Rolle. [195]

1799.

Den 30. Januar Aufführung von den Piccolomini, den 20. April von Wallenstein. Indessen war Schiller immer thätig. Maria Stuart und die feindlichen Brüder kommen zur Sprache. Wir beriethen uns über den Gedanken, die deutschen Stücke, die sich erhalten ließen, theils unverändert im Druck zu sammeln, theils aber verändert und ins Enge gezogen der neueren Zeit und ihrem Geschmack näher zu bringen. Ebendasselbe sollte mit ausländischen Stücken geschehen, eigene Arbeit jedoch durch eine solche Umbildung nicht verdrängt werden. Hier ist die Absicht unverkennbar, den deutschen Theatern den Grund zu einem soliden Repertorium zu legen, und der Eifer, dies zu leisten, spricht für die Ueberzeugung, wie nothwendig und wichtig, wie segenreich ein solches Unternehmen sei. [196]

Wir waren schon gewohnt, gemeinschaftlich zu handeln, und wie wir dabei verfuhren, ist bereits im Morgenblatt ausführlich

vorgetragen. In das gegenwärtige Jahr fällt die Redaktion von Macbeth und die Uebersetzung von Mahomet. [197

Die Memoiren der Stephanie von Bourbon Conti erregen in mir die Konzeption der natürlichen Tochter. In dem Plane bereitete ich mir ein Gefäß, worin ich Alles, was ich so manches Jahr über die französische Revolution und deren Folgen geschrieben und gedacht, mit gesiemendem Ernste niederzulegen hoffte. Kleinere Stücke schematisirte ich mit Schillern gemeinschaftlich, wovon noch Einiges von Schillern eigenhändig geschrieben übrig ist. [198

Die Propyläen wurden fortgesetzt. Im September hielten wir die erste Ausstellung der Preisbilder; die Aufgabe war Paris und Helena. Hartmann in Stuttgart erreichte den Preis. [199

Erwarben nun auf diese Weise die Weimarischen Kunstfreunde sich einiges Zutrauen der Außenwelt, so war auch Schiller aufgeregt, unabläßig die Betrachtung über Natur, Kunst und Sitten gemeinschaftlich anzustellen. Hier fühlten wir immer mehr die Nothwendigkeit von tabellarischer und symbolischer Behandlung. Wir zeichneten zusammen jene Temperamentenrose wiederholt, auch der nützliche und schädliche Einfluß des Dilettantismus auf alle Künste ward tabellarisch weiter ausgearbeitet, wovon die Blätter beidhändig noch vorliegen. Ueberhaupt wurden solche methodische Entwürfe durch Schiller's philosophischen Ordnungsgeist, zu welchem ich mich symbolisirend hinneigte, zur angenehmsten Unterhaltung. Man nahm sie von Zeit zu Zeit wieder auf, prüfte sie, stellte sie um, und so ist denn auch das Schema der Farbenlehre öfters bearbeitet worden. [200

Und so konnte das Leben nirgends stocken in denjenigen Zweigen der Wissenschaft und Kunst, die wir als die unsrigen ansahen. Schelling theilte die Einleitung zu seinem Entwurf der Naturphilosophie freundlich mit; er besprach gern mancherlei Physikalisches, ich verfaßte einen allgemeinen Schematismus über Natur und Kunst. [201

Im August und September bezog ich meinen Garten am Stern, um einen ganzen Mondswechsel durch ein gutes Spiegel-Teleskop zu beobachten, und so ward ich denn mit diesem so lange geliebten und bewunderten Nachbar endlich näher bekannt. Bei Allem diesem lag ein großes Naturgedicht, das mir vor der Seele schwebte, durchaus im Hintergrund. [202

Während meines Gartenaufenthalts las ich Herder's Fragmente, ingleichen Winckelmann's Briefe und erste Schriften, ferner Milton's verlornes Paradies, um die mannichfaltigsten Zustände, Denk- und Dichtweisen mir zu vergegenwärtigen. In die Stadt zurückgekehrt, studirte ich zu obgemeldeten Theaterzwecken ältere englische Stücke, vorzüglich des Ben Jonson's, nicht weniger andere, welche man Shakespeare'n zuschreibt. Durch guten Rath nahm ich Antheil an den Schwestern von Lesbos, deren Verfasserin mich früher als ein höchst schönes Kind, später als ein vorzüglichstes Talent angezogen hatte. Tieck las mir seine Genoveva vor, deren wahrhaft poetische Behandlung mir sehr viel Freude machte und den freundlichsten Beifall abgewann. Auch die Gegenwart Wilhelm August Schlegel's war für mich gewinnreich. Kein Augenblick ward müssig zugebracht, und man konnte schon auf viele Jahre hinaus ein geistiges gemeinsames Interesse vorhersehen. [208

1800.

Dieses Jahr brachte ich halb in Weimar, halb in Jena zu. Den 30. Januar ward Mahomet aufgeführt zu großem Vortheil für die Bildung unserer Schauspieler. Sie mußten sich aus ihrem Naturalisiren in eine gewisse Beschränktheit zurückziehen, deren Manierirtes aber sich gar leicht in ein Natürliches verwandeln ließ. Wir gewannen eine Vorübung in jedem Sinne zu den schwierigeren reicheren Stücken, welche bald darauf erschienen. Von Opern will ich nur Tarare nennen. [204

Späterhin am 24. Oktober, als am Geburtstag der Herzogin Amalia, ward im engern Kreise Paläophron und Neoterpe gegeben. Die Aufführung des kleinen Stücks durch junge Kunstfreunde war musterhaft zu nennen. Fünf Figuren spielten in Masken, der Dame allein war vergönnt, uns in der eigensten Anmuth ihrer Gesichtszüge zu ergetzen. [205

Diese Darstellung bereitete jene Maskenkomödien vor, die in der Folge eine ganz neue Unterhaltung jahrelang gewährten. [206

Die Bearbeitung verschiedener Stücke gemeinschaftlich mit Schiller ward fortgesetzt und zu diesem Zweck das Geheimniß der Mutter von Horace Walpole studirt und behandelt, bei näherer Betrachtung jedoch unterlassen. Die neueren kleinen

Gedichte wurden an Unger abgeliefert, die guten Frauen, ein geselliger Scherz, geschrieben. [207]

Nun sollte zum nächsten, immer gefeierten 30. Januar ganz am Ende des Jahrs Tankred überfest werden, und so geschah es auch, ungeachtet einer sich anmeldenden krankhaften Unbehaglichkeit. [208]

Als wir im August dieses Jahrs die zweite Ausstellung vorbereiteten, fanden wir uns schon von vielseitiger Theilnahme begünstigt. Die Aufgaben: der Tod des Abelus und Hektor's Abschied von Andromache, hatten viele wackere Künstler gelockt. Den ersten Preis erhielt Hessmann zu Köln, den zweiten Nahl zu Kassel. Der Propyläen drittes und letztes Stück ward bei erschwerter Fortsetzung aufgegeben. Wie sich besagte Menschen diesem Unternehmen entgegengestellt, sollte wol zum Trost unserer Enkel, denen es auch nicht besser gehen wird, gelegentlich näher bezeichnet werden. [209]

Die Naturforschung verfolgte still ihren Gang. Ein sechsfüßiger Herschel war für unsere wissenschaftlichen Anstalten angeschafft. Ich beobachtete nun einigen mehrere Mondwechsel und machte mich mit den bedeutendsten Lichtgrenzen bekannt, wodurch ich denn einen guten Begriff von dem Relief der Mondoberfläche erhielt. Auch war mir die Haupteintheilung der Farbenlehre in die drei Hauptmassen, die didaktische, polemische und historische, zuerst ganz klar geworden und hatte sich entschieden. [210]

Um mir im Botanischen das Jussieu'sche System recht anschaulich zu machen, brachte ich die sämmtlichen Kupfer mehrerer botanischen Oktav-Werke in jene Ordnung; ich erhielt dadurch eine Anschauung der einzelnen Gestalt und eine Uebersicht des Ganzen, welches sonst nicht zu erlangen gewesen wäre. [211]

1801.

Zu Anfang des Jahrs überfiel mich eine grimmige Krankheit; die Veranlassung dazu war folgende: seit der Aufführung Mahomet's hatte ich eine Uebersetzung des Tankred von Voltaire begonnen und mich damit beschäftigt; nun aber ging das Jahr zu Ende, und ich mußte das Werk ernstlich angreifen; daher begab ich mich Hälfte Dezembers nach Jena, wo ich in den großen Zimmern des herzoglichen Schlosses einer althergekommlichen

Stimmung sogleich gebieten konnte. Auch diesmal waren die dortigen Zustände meiner Arbeit günstig; allein die Emsigkeit, womit ich mich daran hielt, ließ mich den schlimmen Einfluß der Lokalität diesmal wie schon öfter übersehen. Das Gebäude liegt an dem tiefsten Punkte der Stadt, unmittelbar an der Mühllache; Treppe sowie Treppengebäude von Gips, als einer sehr kalten und verkältenden Steinart, an die sich bei eintretendem Thauwetter die Feuchtigkeit häufig anwirft, machen den Aufenthalt besonders im Winter sehr zweideutig. Allein, wer etwas unternimmt und leistet, denkt er wol an den Ort, wo es geschieht? Genug, ein heftiger Katarrh überfiel mich, ohne daß ich deshalb in meinem Vorsatz irre geworden wäre. [212]

Damals hatte das Brownische Dogma ältere und jüngere Mediziner ergriffen; ein junger Freund, demselben ergeben, wußte von der Erfahrung, daß peruvianischer Balsam, verbunden mit Opium und Myrrhen, in den höchsten Brustübeln einen augenblicklichen Stillstand verursache und dem gefährlichen Verlauf sich entgegensetze. Er rieth mir zu diesem Mittel, und in dem Augenblick war Husten, Auswurf und Alles verschwunden. Wohlgemuth begab ich mich in Professor Schelling's Begleitung nach Weimar, als gleich zu Anfange des Jahrs der Katarrh mit verstärkter Gewalt zurückkehrte und ich in einen Zustand gerieth, der mir die Besinnung raubte. Die Meinigen waren außer Fassung, die Aerzte tasteten nur, der Herzog, mein gnädigster Herr, die Gefahr überschauend, griff sogleich persönlich ein und ließ durch einen Eilboten den Hofrath Stark von Jena herüberkommen. Es vergingen einige Tage, ohne daß ich zu einem völligen Bewußtsein zurückkehrte, und als ich nun durch die Kraft der Natur und ärztliche Hilfe mich selbst wieder gewahr wurde, fand ich die Umgebung des rechten Auges geschwollen, das Sehen gehindert und mich übrigens in erbärmlichem Zustande. Der Fürst ließ in seiner sorgfältigen Leitung nicht nach. Der bewährte Leibarzt, im Praktischen von sicherm Griff, bot Alles auf, und so stellte Schlaf und Transpiration mich nach und nach wieder her. [213]

Innerlich hatte ich mich indessen schon wieder so gefaltet, daß am 19. Januar die Langeweile des Zustandes mir eine mäßige Thätigkeit abforderte, und so wendete ich mich zur Uebersetzung des Theophrastischen Büchleins von den Farben, die ich schon längst im Sinne gehabt. Die nächsten Freunde, Schiller, Herder, Voigt, Einsiedel und Loder, waren thätig, mich

über fernere böse Stunden hinauszuheben. Am 22. war schon bei mir ein Konzert veranstaltet, und Durchlaucht dem Herzog konnt' ich am 24., als am Tage, wo er nach Berlin reiste, für die bis zuletzt ununterbrochene Sorgfalt mit erheitertem Geiste danken; denn an diesem Tage hatte sich das Auge wieder geöffnet, und man durfte hoffen, frei und vollständig abermals in die Welt zu schauen. Auch konnte ich zunächst mit genesendem Blick die Gegenwart der durchlauchtigsten Herzogin Amalia und ihrer freundlich geistreichen Umgebung bei mir verehren. [214

Am 29. durchging ich die Rolle der Amenaide mit Demoiselle Caspers, einer sich heranbildenden Schauspielerin. Freund Schiller leitete die Proben, und so gab er mir denn auch den Dreißigsten Abends nach der Aufführung Nachricht von dem Gelingen. So ging ich ferner dieselbe Rolle mit Demoiselle Jagemann durch, deren Naturell und Verdienst als Schauspielerin und Sängerin damals ein Verehrer nach unmittelbaren Eindrücken hätte schildern sollen. [215

Brauchbar und angenehm in manchen Rollen war Ehlers als Schauspieler und Sänger, besonders in dieser letzten Eigenschaft geselliger Unterhaltung höchst willkommen, indem er Balladen und andere Lieder der Art zur Guitarre mit genauester Präzision der Textworte ganz unvergleichlich vortrug. Er war unermüdet im Studiren des eigentlichsten Ausdrucks, der darin besteht, daß der Sänger nach einer Melodie die verschiedenste Bedeutung der einzelnen Strophen hervorzuheben und so die Pflicht des Lyrikers und Epikers zugleich zu erfüllen weiß. Hievon durchdrungen, ließ er sich's gern gefallen, wenn ich ihm zumuthete, mehrere Abendstunden, ja bis tief in die Nacht hinein dasselbe Lied mit allen Schattirungen aufs Pünktlichste zu wiederholen; denn bei der gelungenen Praxis überzeugte er sich, wie verwerflich alles sogenannte Durchkomponiren der Lieder sei, wodurch der allgemein lyrische Charakter ganz aufgehoben und eine falsche Theilnahme am Einzelnen gefordert und erregt wird. [216

Schon am 7. Februar regte sich in mir die produktive Ungeduld; ich nahm den Faust wieder vor und führte stellenweise dasjenige aus, was in Zeichnung und Umriß schon längst vor mir lag. [217

Als ich zu Ende vorigen Jahrs in Jena den Tankred bearbeitete, ließen meine dortigen geistreichen Freunde den Vorwurf laut werden, daß ich mich mit französischen Stücken,

welche bei der jetzigen Gesinnung von Deutschland nicht wohl Gunst erlangen konnten, so emsig beschäftige und nichts Eigenes vornähme, wovon ich doch so Manches hatte merken lassen. Ich rief mir daher die natürliche Tochter vor die Seele, deren ganz ausgeführtes Schema schon seit einigen Jahren unter meinen Papieren lag. [218

Gelegentlich dacht' ich an das Weitere; allein durch einen auf Erfahrung gestützten Aberglauben, daß ich ein Unternehmen nicht aussprechen dürfe, wenn es gelingen solle, verschwieg ich selbst Schillern diese Arbeit und erschien ihm daher als untheilnehmend, glauben- und thatlos. Ende Dezember fand' ich bemerkt, daß der erste Akt der natürlichen Tochter vollendet worden. [219

Doch fehlte es nicht an Ableitungen, besonders naturwissenschaftlichen, so wie ins Philosophische und Literarische. Ritter besuchte mich öfters, und ob ich gleich in seine Behandlungsweise mich nicht ganz finden konnte, so nahm ich doch gern von ihm auf, was er von Erfahrungen überlieferte, und was er nach seinen Bestrebungen sich ins Ganze auszubilden getrieben war. Zu Schelling und Schlegel blieb ein thätiges, mittheilendes Verhältniß. Tieck hielt sich länger in Weimar auf; seine Gegenwart war immer anmuthig fördernd. Mit Paulus blieb ebenfalls ein immer gleiches Verbündniß; wie denn alle diese Verhältnisse durch die Nähe von Weimar und Jena sich immerfort lebendig erhielten und durch meinen Aufenthalt am letztern Orte immer mehr bestätigt wurden. [220

Von Naturhistorischem berührte mich Weniges; ein krummer Elephantenzahn ward nach einem großen Regenguß in der Gelmeroder Schlucht entdeckt. Er lag höher als alle die bisherigen Reste dieser frühern Geschöpfe, welche in den Travertinbrüchen, eingehüllt in dieses Gestein, wenig Fuß über der Ilm gefunden werden; dieser aber ward unmittelbar auf dem Kalkflötz unter der aufgeschwemmten Erde im Gerölle entdeckt, über der Ilm etwa zweihundert. Er ward zu einer Zeit gefunden, wo ich, dergleichen Gegenständen entfremdet, daran wenig Antheil nahm. Die Finder boten die Materie für Meerschaum und schickten solche Stücke nach Eisenach; nur kleine Trümmer waren mir zugekommen, die ich auf sich beruhen ließ. Bergrath Werner sprach, bei einem abermaligen belehrenden Besuche, wußte sogleich die Sache zu entscheiden, und wir erfreuten uns der von einem Meister des Fachs ausgesprochenen Beruhigung. [221

Auch die Verhältnisse, in die ich durch den Besitz des Freiguts zu Roßla gekommen war, forderten aufmerksame Theilnahme für einige Zeit, wobei ich jedoch die Tage, die mir geraubt zu werden schienen, vielseitig zu benutzen wußte. Der erste Pachter war auszuklagen, ein neuer einzusetzen, und man mußte die Erfahrungen für etwas rechnen, die man im Verfolg so fremdartiger Dinge nach und nach gewonnen hatte. [222

Zu Ende März war ein ländlicher Aufenthalt schon erquicklich genug. Oekonomen und Juristen überließ man das Geschäft und ergetzte sich einstweilen in freier Luft, und weil die Konklusion Ergo bibamus zu allen Prämissen paßt, so ward auch bei dieser Gelegenheit manches herkömmliche und willkürliche Fest gefeiert; es fehlte nicht an Besuchen, und die Kosten einer wohlbesetzten Tafel vermehrten das Defizit, das der alte Pachter zurückgelassen hatte. [223

Der neue war ein leidenschaftlicher Freund von Baumzucht; seiner Neigung gab ein angenehmer Thalgrund von dem fruchtbarsten Boden Gelegenheit zu solchen Anlagen. Die eine buschige Seite des Abhangs, durch eine lebendige Quelle geschmückt, rief dagegen meine alte Parkspielerei zu geschlängelten Wegen und geselligen Räumen hervor; genug, es fehlte nichts als das Nützliche, und so wäre dieser kleine Besitz höchst wünschenswerth geblieben. Auch die Nachbarschaft eines bedeutenden Städtchens, kleinerer Ortschaften, durch verständige Beamte und tüchtige Pächter gesellig, gaben dem Aufenthalt besonderen Reiz; die schon entschiedene Straßenführung nach Eckartsberge, welche unmittelbar hinter dem Hausgarten abgesteckt wurde, veranlaßte bereits Gedanken und Plane, wie man ein Lusthäuschen anlegen und von dort an den belebenden Meßfuhren sich ergetzen wollte, so daß man sich auf dem Grund und Boden, der einträglich hätte werden sollen, nur neue Gelegenheiten zu vermehrten Ausgaben und verderblichen Zerstreuungen mit Behagen vorbereitete. [224

Eine fromme, fürs Leben bedeutende Feierlichkeit fiel jedoch im Innern des Hauses in diesen Tagen vor. Die Konfirmation meines Sohnes, welche Herder nach seiner edlen Weise verrichtete, ließ uns nicht ohne rührende Erinnerung vergangener Verhältnisse, nicht ohne Hoffnung künftiger freundlicher Bezüge. [225

Unter diesen und andern Ereignissen war der Tag hingegangen; Aerzte sowol als Freunde verlangten, ich solle mich in ein Bad begeben, und ich ließ mich nach dem damaligen

In den leichten Blumenranken
Lauschen liebende Gedanken,
Die in leisen Tönen klingen
Und Dir fromme Wünsche bringen.

Und so bringt vom fernen Orte
Dieses Blatt Dir Blumenworte;
Mögen sie vor Deinen Blicken
Sich mit frischen Farben schmücken!

Erwiderung.

Er.

Bunte Blumen in dem Garten
Leuchten von der Morgensonne,
Aber leuchten keine Wonne;
Liebchen darf ich nicht erwarten.

Sendest nun in zarten Kreisen
Die von Dir gepflückten Sterne,
Zärtlich willst Du mir beweisen,
Du empfindest in der Ferne,

Was ich in der Fern' empfinde,
So, als wär' kein Raum dazwischen;
Und so blühen auch geschwinde
Die getrockneten mit frischen.

Dem aufgehenden Vollmonde.*)

Dornburg, den 25. August 1828.

Willst Du mich sogleich verlassen?
Warst im Augenblick so nah!
Dich umfinstern Wolkenmassen,
Und nun bist Du gar nicht da.

Doch Du fühlst, wie ich betrübt bin,
Blickst Dein Rund herauf als Stern,

*) Dies und das zunächst folgende Gedicht, beide zuerst in der Ausgabe von 1833, gehören dem Sommer 1828 und dem Aufenthalte in Schloß Dornburg an, wohin sich Goethe, erschüttert durch den plötzlichen Tod Karl August's, am 7. Juli zurückgezogen hatte, und wo er bis zum 12. Sept. blieb. – Ueber diese Zeit vgl. „Goethe in Dornburg, von K. A. Ch. Eckel, Großherzogl. Hofgärtner in Dornburg. 1864" und den Goethe-Zelter'schen Briefwechsel, V, 101.

Stärkungssystem um so mehr für Pyrmont bestimmen, als ich mich nach einem Aufenthalt in Göttingen schon längst gesehnt hatte. [228

Den 5. Juni reiste ich ab von Weimar, und gleich die ersten Meilen waren mir höchst erfrischend; ich konnte wieder einen theilnehmenden Blick auf die Welt werfen, und obgleich von keinem ästhetischen Gefühl begleitet, wirkte er doch höchst wohlthätig auf mein Inneres. Ich mochte gern die Folge der Gegend, die Abwechselung der Landesart bemerken, nicht weniger den Charakter der Städte, ihre ältere Herkunft, Erneuerung, Polizei, Arten und Unarten. Auch die menschliche Gestalt zog mich an und ihre höchst merkbaren Verschiedenheiten; ich fühlte, daß ich der Welt wieder angehörte. [227

In Göttingen bei der Krone eingekehrt, bemerkt' ich, als eben die Dämmerung einbrach, einige Bewegung auf der Straße; Studirende kamen und gingen, verloren sich in Seitengäßchen und traten in bewegten Massen wieder vor. Endlich erscholl auf einmal ein freudiges Lebehoch! aber auch im Augenblick war Alles verschwunden. Ich vernahm, daß dergleichen Beifallsbezeugungen verpönt seien, und es freute mich um so mehr, daß man es gewagt hatte, mich nur im Vorbeigehen aus dem Stegreife zu begrüßen. Gleich darauf erhielt ich ein Billet, unterzeichnet Schumacher aus Holstein, der mir auf eine anständig vertrauliche Art den Vorsatz meldet, den er und eine Gesellschaft junger Freunde gehegt, mich zu Michaeli in Weimar zu besuchen, und wie sie nunmehr hofften, hier am Ort ihren Wunsch befriedigt zu sehen. Ich sprach sie mit Antheil und Vergnügen. Ein so freundlicher Empfang wäre dem Gesunden schon wohlthätig gewesen, dem Genesenden ward er es doppelt. [228

Hofrath Blumenbach empfing mich nach gewohnter Weise. Immer von dem Neusten und Merkwürdigsten umgeben, ist sein Willkommen jederzeit belehrend. Ich sah bei ihm den ersten Aerolithen, an welches Naturerzeugniß der Glaube uns erst vor Kurzem in die Hand gegeben ward. Ein junger Meisner und von Arnim, früher bekannt und verwandten Sinnes, suchten mich auf und begleiteten mich zur Reitbahn, wo ich den berühmten Stallmeister Aprer in seinem Wirkungskreise begrüßte. Eine wohlbestellte Reitbahn hat immer etwas Imposantes; das Pferd steht als Thier sehr hoch, doch seine bedeutende weitreichende Intelligenz wird auf eine wunder-

same Weise durch gebundene Extremitäten beschränkt. Ein Geschöpf, das bei so bedeutenden, ja großen Eigenschaften sich nur im Treten, Laufen, Rennen zu äußern vermag, ist ein seltsamer Gegenstand für die Betrachtung; ja, man überzeugt sich beinahe, daß es nur zum Organ des Menschen geschaffen sei, um geeilt zu höherem Sinne und Zwecke das Kräftigste wie das Anmuthigste bis zum Unmöglichen ausrichten. [229

Darum denn auch eine Reitbahn so wohlthätig auf den Verständigen wirkt, ist, daß man hier vielleicht einzig in der Welt die zweckmäßige Beschränkung der That, die Verbannung aller Willkür, ja des Zufalls, mit Augen schaut und mit dem Geiste begreift. Mensch und Thier verschmelzen hier dergestalt in Eins, daß man nicht zu sagen wüßte, wer denn eigentlich den Andern erzieht. Dergleichen Betrachtungen wurden bis aufs Höchste gesteigert, als man die zwei Paare sogenannter weißgeborner Pferde zu sehen bekam, welche Fürst Sanguszko in Hannover für eine bedeutende Summe gekauft hatte. [230

Von da zu der allerrubigsten und unsichtbarsten Thätigkeit überzugehen, war in oberflächlicher Beschauung der Bibliothek gegönnt; man fühlt sich wie in der Gegenwart eines großen Kapitals, das geräuschlos unberechenbare Zinsen spendet. [231

Hofrath Heyne zeigte mir Köpfe Homerischer Helden, von Tischbein in großem Maßstabe ausgeführt; ich kannte die Hand des alten Freundes wieder und freute mich seiner fortgesetzten Bemühungen, durch Studium der Antike sich der Einsicht zu nähern, wie der bildende Künstler mit dem Dichter zu wetteifern habe. Wie viel weiter war man nicht schon gekommen als vor zwanzig Jahren, da der treffliche, das Rechte vorahnende Lessing vor den Irrwegen des Grafen Caylus warnen und gegen Klotz und Riedel seine Ueberzeugung vertheidigen mußte, daß man nämlich nicht nach dem Homer, sondern wie Homer mythologisch-epische Gegenstände bildkünstlerisch zu behandeln habe. [232

Neue und erneuerte Bekanntschaften fanden sich wohlwollend ein. Unter Leitung Blumenbach's besah ich abermals die Museen und fand im Steinreiche mir noch unbekannte außereuropäische Musterstücke. [233

Und wie denn jeder Ort den fremden Ankömmling zerstreuend hin- und herzieht und unsere Fähigkeit, das Interesse mit den Gegenständen schnell zu wechseln, von Augenblick zu Augenblick in Anspruch nimmt, so wußte ich die Bemühung

des Professors Oſiander zu ſchätzen, der mir die wichtige Anſtalt des neu und ſonderbar erbauten Accouchirhauſes ſowie die Behandlung des Geſchäftes erklärend zeigte. [234

Den Lockungen, mit denen Blumenbach die Jugend anzuziehen und ſie unterhaltend zu belehren weiß, entging auch nicht mein zehnjähriger Sohn. Als der Knabe vernahm, daß von den vielgeſtaltigen Verſteinerungen der Hainberg wie zuſammengeſetzt ſei, drängte er mich zum Beſuch dieſer Höhe, wo denn die gewöhnlichen Gebilde häufig aufgefaßt, die ſeltnern aber einer ſpätern emſigen Forſchung vorbehalten wurden. [235

Und ſo entfernte ich mich den 12. Juni von dieſem einzig bedeutenden Orte, in der angenehm beruhigenden Hoffnung, mich zur Nachkur länger daſelbſt aufzuhalten. [236

Der Weg nach Pyrmont bot mir neue Betrachtungen dar; das Leinethal mit ſeinem milden Charakter erſchien freundlich und wohnlich; die Stadt Eimbeck, deren hoch aufſtrebende Dächer mit Sandſteinplatten gedeckt ſind, machte einen wunderſamen Eindruck. Sie ſelbſt und die nächſte Umgegend mit dem Sinne Zadig's durchwandelnd, glaubt' ich zu bemerken, daß ſie vor zwanzig, dreißig Jahren einen trefflichen Burgemeiſter müſſe gehabt haben. Ich ſchloß dies aus bedeutenden Baumpflanzungen von ungefähr dieſem Alter. [237

In Pyrmont bezog ich eine ſchöne, ruhig gegen das Ende des Orts liegende Wohnung bei dem Brunnenkaſſirer, und es konnte mir nichts glücklicher begegnen, als daß Griesbachs ebendaſelbſt eingemiethet hatten und bald nach mir ankamen. Stille Nachbarn, geprüfte Freunde, ſo unterrichtete als wohlwollende Perſonen trugen zur ergetzlichen Unterhaltung das Vorzüglichſte bei. Prediger Schün aus Bückeburg, Jenen als Bruder und Schwager und mir als Gleichnis ſeiner längſt bekannten Geſchwiſter höchſt willkommen, mochte ſich gern von Allem, was man werth und würdig halten mag, gleichfalls unterhalten. [238

Hofrath Richter von Göttingen, in Begleitung des augenkranken Fürſten Sanguſzko, zeigte ſich immer in den liebenswürdigſten Eigenheiten, heiter auf trockne Weiſe, neckiſch und neckend, bald ironiſch und pareder, bald gründlich und offen. [239

Mit ſolchen Perſonen fand ich mich gleich anfangs zuſammen; ich wußte nicht, daß ich eine Badezeit in beſſerer Geſellſchaft gelebt hätte, beſonders da eine mehrjährige Bekanntſchaft ein wechſelſeitig duldendes Vertrauen eingeleitet hatte. [240

Auch lernte ich kennen Frau von Weinheim, ehemalige Generalin von Bauer, Madame Scholin und Raleff, Verwandte von Madame Sander in Berlin. Anmuthige und liebenswürdige Freundinnen machten diesen Zirkel höchst wünschenswerth. [241

Leider war ein stürmisch-regnerisches Wetter einer öftern Zusammenkunft im Freien hinderlich; ich widmete mich zu Hause der Uebersetzung des Theophrast und einer weitern Ausbildung der sich immermehr bereichernden Farbenlehre. [242

Die merkwürdige Dunsthöhle in der Nähe des Ortes, wo das Stickgas, welches mit Wasser verbunden so kräftig heilsam auf den menschlichen Körper wirkt, für sich unsichtbar eine tödtliche Atmosphäre bildet, veranlaßte manche Versuche, die zur Unterhaltung dienten. Nach ernstlicher Prüfung des Lokals und des Niveaus jener Luftschicht konnte ich die auffallenden und erfreulichen Experimente mit sicherer Kühnheit anstellen. Die auf dem unsichtbaren Elemente lustig tanzenden Seifenblasen, das plötzliche Verlöschen eines flackernden Strohwisches, das augenblickliche Wiederentzünden, und was dergleichen sonst noch war, bereitete staunendes Ergetzen solchen Personen, die das Phänomen noch gar nicht kannten, und Bewunderung, wenn sie es noch nicht im Großen und Freien ausgeführt gesehen hatten. Und als ich nun gar dieses geheimnißvolle Agens in Pyrmonter Flaschen gefüllt mit nach Hause trug und in jedem anscheinend leeren Trinkglas das Wunder des auslöschenden Wachsstocks wiederholte, war die Gesellschaft völlig zufrieden und der ungläubige Brunnenmeister so zur Ueberzeugung gelangt, daß er sich bereit zeigte, mir einige dergleichen wasserleere Flaschen den übrigen gefüllten mit beizupacken, deren Inhalt sich auch in Weimar noch völlig wirksam offenbarte. [243

Der Fußpfad nach Lügde zwischen abgeschränkten Weideplätzen her ward öfters zurückgelegt. An dem Oertchen, das einigemal abgebrannt war, erregte eine desperate Hauseinschrift unsere Aufmerksamkeit; sie lautet:

Gott segne das Haus!
Zweimal rannt' ich heraus,
Denn zweimal ist's abgebrannt;
Komm' ich zum dritten Mal gerannt,
Da segne Gott meinen Lauf,
Ich bau's wahrlich nicht wieder auf. [244

Das Franziskaner-Kloster ward besucht und einige dargebotene Milch genossen. Eine uralte Kirche außerhalb des Ortes gab den ersten unschuldigen Begriff eines solchen früheren Gotteshauses mit Schiff und Kreuzgängen unter einem Dach bei völlig glattem unverziertem Vordergiebel. Man schrieb sie den Zeiten Karl's des Großen zu; auf alle Fälle ist sie für uralt zu achten, es sei nun der Zeit nach, oder daß sie die uranfänglichen Bedürfnisse jener Gegend ausspricht. [245

Mich und besonders meinen Sohn überraschte höchst angenehm das Anerbieten des Rektors Werner, uns auf den sogenannten Krystallberg hinter Lügde zu führen, wo man bei hellem Sonnenschein die Aecker von tausend und aber tausend kleinen Bergkrystallen widerschimmern sieht. Sie haben ihren Ursprung in kleinen Höhlen eines Mergelsteins und sind auf alle Weise merkwürdig als ein neueres Erzeugniß, wo ein Minimum der im Kalkgestein enthaltenen Kieselerde, wahrscheinlich dunstartig befreit, rein und wasserhell in Krystalle zusammentritt. [246

Ferner besuchten wir die hinter dem Königsberge von Quätern angelegte wie auch betriebene Messerfabrik und fanden uns veranlaßt, ihrem ganz nah bei Pyrmont gehaltenen Gottesdienst mehrmals beizuwohnen, dessen nach langer Erwartung für improvisirt gelten sollende Rhetorik kaum Jemand das erste Mal, geschweige denn bei wiederholtem Besuch, für inspirirt anerkennen möchte. Es ist eine traurige Sache, daß ein reiner Kultus jeder Art, sobald er an Orte beschränkt und durch die Zeit bedingt ist, eine gewisse Heuchelei niemals ganz ablehnen kann. [247

Die Königin von Frankreich, Gemahlin Ludwig's XVIII., unter dem Namen einer Gräfin Lille, erschien auch am Brunnen, in weniger, aber abgeschlossener Umgebung. [248

Bedeutende Männer habe ich noch zu nennen: Konsistorialrath Horstig und Hofrath Marcard, den Letztern als einen Freund und Nachfolger Zimmermann's. [249

Das fortdauernde üble Wetter drängte die Gesellschaft öfters ins Theater. Mehr dem Personal als den Stücken wendete ich meine Aufmerksamkeit zu. Unter meinen Papieren find' ich noch ein Verzeichniß der sämmtlichen Namen und der geleisteten Rollen; der zur Beurtheilung gelassene Platz hingegen ward nicht ausgefüllt. Iffland und Kotzebue thaten auch hier das Beste, und Eulalia, wenn man schon wenig von der Rolle

verstand, bewirkte doch durch einen sentimental-tönend weichlichen Vertrag den größten Effekt; meine Nachbarinnen zerflossen in Thränen. [250

Was aber in Pyrmont apprehensiv wie eine böse Schlange sich durch die Gesellschaft windet und bewegt, ist die Leidenschaft des Spiels und das daran bei einem Jeden, selbst wider Willen erregte Interesse. Man mag, um Wind und Wetter zu entgehen, in die Säle selbst treten oder in bessern Stunden die Allee auf und ab wandeln, überall zischt das Ungeheuer durch die Reihen; bald hört man, wie ängstlich eine Gattin den Gemahl nicht weiter zu spielen anfleht, bald begegnet uns ein junger Mann, der in Verzweiflung über seinen Verlust die Geliebte vernachlässigt, die Braut vergißt; dann erschallt auf einmal ein Ruf grenzenloser Bewunderung: die Bank sei gesprengt! Es geschah diesmal wirklich in Roth und Schwarz. Der vorsichtige Gewinner setzte sich alsbald in eine Postchaise, seinen unerwartet erworbenen Schatz bei nahen Freunden und Verwandten in Sicherheit zu bringen. Er kam zurück, wie es schien mit mäßiger Börse; denn er lebte stille fort, als wäre nichts geschehen. [251

Nun aber kann man in dieser Gegend nicht verweilen, ohne auf jene Urgeschichten hingewiesen zu werden, von denen uns römische Schriftsteller so ehrenvolle Nachrichten überliefern. Hier ist noch die Umwallung eines Berges sichtbar, dort eine Reihe von Hügeln und Thälern, wo gewisse Heereszüge und Schlachten sich hatten ereignen können. Da ist ein Gebirgs-, ein Ortsname, der dorthin Winke zu geben scheint; herkömmliche Gebräuche sogar deuten auf die frühesten, roh feiernden Zeiten, und man mag sich wehren und wenden, wie man will, man mag noch so viel Abneigung beweisen vor solchen aus dem Ungewissen ins Ungewissere verleitenden Bemühungen, man findet sich wie in einem magischen Kreise befangen, man identifizirt das Vergangene mit der Gegenwart, man beschränkt die allgemeinste Räumlichkeit auf die jedesmal nächste und fühlt sich zuletzt in dem behaglichsten Zustande, weil man für einen Augenblick wähnt, man habe sich das Unfaßlichste zur unmittelbaren Anschauung gebracht. [252

Durch Unterhaltungen solcher Art, gesellt zum Lesen von so mancherlei Heften, Büchern und Büchelchen, alle mehr oder weniger auf die Geschichte von Pyrmont und die Nachbarschaft bezüglich, ward zuletzt der Gedanke einer gewissen Darstellung

in mir rege, wozu ich nach meiner Weise sogleich ein Schema verfertigte. [253]

Das Jahr 1582, wo auf einmal ein wundersamer Zug aus allen Weltgegenden nach Pyrmont hinströmte und die zwar bekannte, aber noch nicht hochberühmte Quelle mit unzähligen Gästen heimsuchte, welche bei völlig mangelnden Einrichtungen sich auf die kümmerlichste und wunderlichste Art behelfen mußten, ward als prägnanter Moment ergriffen und auf einen solchen Zeitpunkt, einen solchen unvorbereiteten Zustand vorwärts und rückwärts ein Märchen erbaut, das zur Absicht hatte, wie die Amusemens des eaux de Spa sowol in der Ferne als der Gegenwart eine unterhaltende Belehrung zu gewähren. Wie aber ein so löbliches Unternehmen unterbrochen und zuletzt ganz aufgegeben worden, wird aus dem Nachfolgenden deutlich werden. Jedoch kann ein allgemeiner Entwurf unter andern kleinen Aufsätzen dem Leser zunächst mitgetheilt werden. [254]

Ich hatte die letzten Tage bei sehr unbeständigem Wetter nicht auf das Angenehmste zugebracht und fing an zu fürchten, mein Aufenthalt in Pyrmont würde mir nicht zum Heil gedeihen. Nach einer so hochentzündlichen Krankheit mich abermals im Brownischen Sinne einem so entschieden anregenden Bade zuzuschicken, war vielleicht nicht ein Zeugniß richtig beurtheilender Aerzte. Ich war auf einen Grad reizbar geworden, daß mich Nachts die heftigste Blutsbewegung nicht schlafen ließ, bei Tage das Gleichgiltigste in einen exzentrischen Zustand versetzte. [255]

Der Herzog, mein gnädigster Herr, kam den 9. Juli in Pyrmont an, ich erfuhr, was sich zunächst in Weimar zugetragen und was daselbst begonnen worden; aber eben jener aufgeregte Zustand ließ mich einer so erwünschten Rare nicht genießen. Das fortdauernde Regenwetter verhinderte jede Geselligkeit im Freien; ich entfernte mich am 17. Juli, wenig erbaut von den Resultaten meines Aufenthalts. [256]

Durch Bewegung und Zerstreuung auf der Reise, auch wol wegen unterlassenen Gebrauchs des aufregenden Mineralwassers gelangt' ich in glücklicher Stimmung nach Gottingen. Ich bezog eine angenehme Wohnung bei dem Instrumentenmacher Krämer an der Allee im ersten Stocke. Mein eigentlicher Zweck bei einem längern Aufenthalt daselbst war, die Lücken des historischen Theils der Farbenlehre, deren sich noch manche

fühlbar machten, abſchließlich auszufüllen. Ich hatte ein Verzeichniß aller Bücher und Schriften mitgebracht, deren ich bisher nicht habhaft werden können; ich übergab ſolches dem Herrn Profeſſor Reuß und erfuhr von ihm ſowie von allen übrigen Angeſtellten die entſchiedenſte Beihilfe. Nicht allein ward mir, was ich aufgezeichnet hatte, vorgelegt, ſondern auch gar Manches, das mir unbekannt geblieben war, nachgewieſen. Einen großen Theil des Tags vergönnte man mir auf der Bibliothek zuzubringen, viele Werke wurden mir nach Hauſe gegeben, und ſo verbracht' ich meine Zeit mit dem größten Nutzen. Die Gelehrtengeſchichte von Göttingen nach Putter ſtudirte ich nun am Orte ſelbſt mit größter Aufmerkſamkeit und eigentlichſter Theilnahme, ja ich ging die Vorleſungskataloge vom Urſprung der Akademie ſorgfältig durch, woraus man denn die Geſchichte der Wiſſenſchaften neuerer Zeit gar wohl abnehmen konnte. Sodann beachtete ich vorzüglich die ſämmtlichen phyſikaliſchen Kompendien, nach welchen geleſen worden, in den nach und nach auf einander folgenden Ausgaben, und in ſolchen beſonders das Kapitel von Licht und Farben. [257]

Die übrigen Stunden verbracht' ich ſodann in großer Erheiterung. Ich müßte das ganze damals lebende Göttingen nennen, wenn ich Alles, was mir an freundlichen Geſellſchaften, Mittags- und Abendtafeln, Spaziergängen und Landfahrten zu Theil ward, einzeln aufführen wollte. Ich gedenke nur einer angenehmen nach Weende mit Profeſſor Bouterwek zu Oberamtmann Weſtfeld, und einer andern von Hofrath Meiners veranſtalteten, wo ein ganz heiterer Tag zuerſt auf der Papiermühle, dann in Poppelsbauſen, ferner auf der Pleſſe, wo eine ſtattliche Reſtauration bereitet war, in Geſellſchaft des Profeſſor Fiorillo zugebracht und am Abend auf Mariaſpring traulich beſchloſſen wurde. [258]

Die unermüdliche durchgreifende Belehrung Hofrath Blumenbach's, die mir ſo viel neue Kenntniß und Aufſchluß verlieh, erregte die Leidenſchaft meines Sohnes für die Foſſilien des Hainberges. Gar manche Spazierwege wurden dorthin vorgenommen, die häufig vorkommenden Exemplare gierig zuſammengeſucht, den ſeltnern emſig nachgeſpürt. Hierbei ergab ſich der merkwürdige Unterſchied zweier Charaktere und Tendenzen: indeß mein Sohn mit der Leidenſchaft eines Sammlers die Vorkommniſſe aller Art zuſammentrug, hielt Eduard, ein Sohn Blumenbach's, als geborner Militär ſich blos an die Belemniten

und verwendete solche, um einen Sandhaufen, als Festung betrachtet, mit Palissaden zu umgeben. [259

Sehr oft besucht' ich Professor Hoffmann und ward den Kryptogamen, die für mich immer eine unzugängliche Provinz gewesen, näher bekannt. Ich sah bei ihm mit Bewunderung die Erzeugnisse kolossaler Farrenkräuter, die das sonst nur durch Mikroskope Sichtbare dem gewöhnlichen Tagesblick entgegenführten. Ein gewaltsamer Regenguß überschwemmte den untern Garten, und einige Straßen von Göttingen standen unter Wasser. Hieraus erwuchs uns eine sonderbare Verlegenheit. Zu einem herrlichen, bei Hofrath Martens angestellten Gastmahl sollten wir uns in Portechaisen hineinbringen lassen. Ich kam glücklich durch, allein der Freund, mit meinem Sohne zugleich eingeschachtelt, ward den Trägern zu schwer; sie setzten wie bei trocknem Pflaster den Kasten nieder, und die geputzten Insitzenden waren nicht wenig verwundert, den Strom zu ihnen hereindringen zu fühlen. [260

Auch Professor Seyffer zeigte mir die Instrumente der Sternwarte mit Gefälligkeit umständlich vor. Mehrere bedeutende Fremde, deren man auf frequentirten Universitäten immer als Gäste zu finden pflegt, lernt' ich daselbst kennen, und mit jedem Tag vermehrte sich der Reichthum meines Gewinnes über alles Erwarten. Und so hab' ich denn auch der freundlichen Theilnahme des Professor Sartorius zu gedenken, der in allem und jedem Bedürfen, dergleichen man an fremden Orten mehr oder weniger ausgesetzt ist, mit Rath und That fortwährend zur Hand ging, um durch ununterbrochene Geselligkeit die sämmtlichen Ereignisse meines dortigen Aufenthaltes zu einem nützlichen und erfreulichen Ganzen zu verflechten. [261

Auch hatte derselbe in Gesellschaft mit Professor Hugo die Gefälligkeit, einen Vortrag von mir zu verlangen, und was ich denn eigentlich bei meiner Farbenlehre beabsichtige, näher zu vernehmen. Einem solchen Antrage durft' ich wol, halb Scherz halb Ernst, in eigner Fassung und Uebung nachgeben; doch konnte bei meiner noch nicht vollständigen Beherrschung des Gegenstandes dieser Versuch weder mir noch ihnen zur Befriedigung ausschlagen. [262

So verbracht' ich denn die Zeit so angenehm als nützlich und mußte noch zuletzt gewahr werden, wie gefährlich es sei, sich einer so großen Masse von Gelehrsamkeit zu nähern; denn indem ich um einzelner in mein Geschäft einschlagender Tiefer-

tationen willen ganze Bände dergleichen akademischer Schriften vor mich legte, so fand ich nebenher allseitig so viel Anlockendes, daß ich bei meiner ohnehin leicht zu erregenden Bestimmbarkeit und Vorkenntniß in vielen Fächern hier und da hingezogen ward und meine Kollektaneen eine bunte Gestalt anzunehmen drohten. Ich faßte mich jedoch bald wieder ins Enge und wußte zur rechten Zeit einen Abschluß zu finden. [263

Indeß ich nun eine Reihe von Tagen nützlich und angenehm, wie es wol selten geschieht, zubrachte, so erlitt ich dagegen zur Nachtzeit gar manche Unbilden, die im Augenblick höchst verdrießlich und in der Folge lächerlich erscheinen. [264

Meine schöne und talentvolle Freundin Demoiselle Jagemann hatte kurz vor meiner Ankunft das Publikum auf einen hohen Grad entzückt; Ehemänner gedachten ihrer Vorzüge mit mehr Enthusiasmus als den Frauen lieb war, und gleicherweise sah man eine erregbare Jugend hingerissen; aber mir hatte die Superiorität ihrer Natur- und Kunstgaben ein großes Unheil bereitet. Die Tochter meines Wirthes, Demoiselle Krämer, hatte von Natur eine recht schöne Stimme, durch Uebung eine glückliche Ausbildung derselben erlangt, ihr aber fehlte die Anlage zum Triller, dessen Anmuth sie nun von einer fremden Virtuosin in höchster Vollkommenheit gewahr worden; nun schien sie alles Uebrige zu vernachlässigen und nahm sich vor, diese Zierde des Gesanges zu erringen. Wie sie es damit die Tage über gehalten, weiß ich nicht zu sagen; aber Nachts, eben wenn man sich zu Bette legen wollte, erstieg ihr Eifer den Gipfel: bis Mitternacht wiederholte sie gewisse kadenzartige Gänge, deren Schluß mit einem Triller gekrönt werden sollte, meistens aber häßlich entstellt, wenigstens ohne Bedeutung, abgeschlossen wurde. [265

Andern Anlaß zur Verzweiflung gaben ganz entgegengesetzte Töne; eine Hundeschaar versammelte sich um das Eckhaus, deren Gebell anhaltend unerträglich war. Sie zu verscheuchen, griff man nach dem ersten besten Werkzeuge, und da flog denn manches Ammenshorn des Hainberges, von meinem Sohne mühsam herbeigetragen, gegen die unwillkommenen Ruhestörer, und gewöhnlich umsonst. Denn wenn wir alle verscheucht glaubten, bellt' es immer fort, bis wir endlich entdeckten, daß über unsern Häuptern sich ein großer Hund des Hauses, am Fenster aufrecht gestellt, seine Kameraden durch Erwiderung hervorrief. [266

Zeugest mir, daß ich geliebt bin,
Sei das Liebchen noch so fern.

So hinan denn, hell und heller,
Reiner Bahn, in voller Pracht!
Schlägt mein Herz auch schmerzlich schneller,
Ueberselig ist die Nacht.

Dornburg, September 1828.

Früh, wenn Thal, Gebirg und Garten
Nebelschleiern sich enthüllen,
Und dem sehnlichsten Erwarten
Blumenkelche bunt sich füllen;

Wenn der Aether, Wolken tragend,
Mit dem klaren Tage streitet,
Und ein Ostwind, sie verjagend,
Blaue Sonnenbahn bereitet;

Dankst Du dann, am Blick Dich weidend,
Reiner Brust der Großen, Holden,
Wird die Sonne, rathlich scheidend,
Rings den Horizont vergolden.

Der Bräutigam.*)

Um Mitternacht ich schlief, im Busen wachte
Das liebevolle Herz, als wär' es Tag;
Der Tag erschien; mir war, als ob es nachte;
Was ist es mir, so viel er bringen mag!

Sie fehlte ja; mein emsig Thun und Streben,
Für sie allein ertrug ich's durch die Gluth
Der heißen Stunde. Welch erquicktes Leben
Am kühlen Abend! Lohnend war's und gut.

Die Sonne sank, und Hand in Hand verflichtet,
Begrüßten wir den letzten Segensblick,
Und Auge sprach, ins Auge klar gerichtet:
Von Uten, hoffe nur, sie kommt zurück!

*) Zuerst gedruckt im „Chaos", September, 1829 Nr. 3. S. 10. In den Werken seit 1836. — In der Handschrift lauten der vierte und fünfte Vers:

Aber dies war noch nicht genug: aus tiefem Schlafe weckte mich der ungeheure Ton eines Hornes, als wenn es mir zwischen die Bettvorhänge hineinbliese. Ein Nachtwächter unter meinem Fenster verrichtete sein Amt auf seinem Posten, und ich war doppelt und dreifach unglücklich, als seine Pflichtgenossen an allen Ecken der auf die Allee führenden Straßen antworteten, um durch erschreckende Töne uns zu beweisen, daß sie für die Sicherheit unserer Ruhe besorgt seien. Nun erwachte die krankhafte Reizbarkeit, und es blieb mir nichts übrig, als mit der Polizei in Unterhandlung zu treten, welche die besondere Gefälligkeit hatte, erst eins, dann mehrere dieser Hörner um des wunderlichen Fremden willen zum Schweigen zu bringen, der im Begriff war, die Rolle des Oheims in Humphrey Clinker zu spielen, dessen ungeduldige Reizbarkeit durch ein paar Waldhörner zum thätigen Wahnsinn gesteigert wurde. [267

Belehrt, froh und dankbar reiste ich den 14. August von Göttingen ab, besuchte die Basaltbrüche von Dransfeld, deren problematische Erscheinung schon damals die Naturforscher beunruhigte. Ich bestieg den hohen Hahn, auf welchem das schönste Wetter die weite Umsicht begünstigte und den Begriff der Landschaft vom Harz her deutlicher fassen ließ. Ich begab mich nach Hannöverisch-Münden, dessen merkwürdige Lage auf einer Erdzunge, durch die Vereinigung der Werre und Fulde gebildet, einen sehr erfreulichen Anblick darbot. Von da begab ich mich nach Kassel, wo ich die Meinigen mit Professor Meyer antraf; wir besahen unter Anleitung des wackern Nahl's, dessen Gegenwart uns an den frühern Römischen Aufenthalt gedenken ließ, Wilhelmshöhe an dem Tage, wo die Springwasser das mannichfaltige Park- und Gartenlokal verherrlichten. Wir beachteten sorgfältig die köstlichen Gemälde der Bildergalerie und des Schlosses, durchwandelten das Museum und besuchten das Theater. Erfreulich war uns das Begegnen eines alten theilnehmenden Freundes, Major von Trucksess, der in frühern Jahren durch redliche Tüchtigkeit sich in die Reihe der Götze von Berlichingen zu stellen verdient hatte. [268

Den 21. August gingen wir über Hohenleichen nach Kreuzburg; am folgenden Tage, nachdem wir die Salinen besehen, gelangten wir nach Eisenach, begrüßten die Wartburg und den Nadelstein, wo sich manche Erinnerung von zwanzig Jahren

her belebte. Die Anlagen des Handelsmanns Röse waren zu einem neuen unerwarteten Gegenstand indessen herangewachsen. [269

Darauf gelangte ich nach Gotha, wo Prinz August mich nach altem freundschaftlichem Verhältniß in seinem angenehmen Sommerhause wirthlich aufnahm und die ganze Zeit meines Aufenthalts eine im Engen geschlossene Tafel hielt, wobei der Herzog und die theuren von Frankenbergischen Gatten niemals fehlten. [270

Herr von Grimm, der, vor den großen revolutionären Unbilden flüchtend, kurz vor Ludwig XVI., glücklicher als Dieser von Paris entwichen war, hatte bei dem altbefreundeten Hofe eine sichere Freistatt gefunden. Als gebürter Weltmann und angenehmer Mitgast konnte er doch eine innere Bitterkeit über den großen erduldeten Verlust nicht immer verbergen. Ein Beispiel, wie damals aller Besitz in nichts zerfloß, sei folgende Geschichte: Grimm hatte bei seiner Flucht dem Geschäftsträger einige hunderttausend Franken in Assignaten zurückgelassen; diese wurden durch Mandate noch auf geringeren Werth reduzirt, und als nun jeder Einsichtige, die Vernichtung auch dieser Papiere voraus fürchtend, sie in irgend eine unzerstörliche Waare umzusetzen trachtete — wie man denn z. B. Reis, Wachslichter und was dergleichen nur noch zum Verkaufe angeboten wurde, begierlich aufspeicherte —, so zauderte Grimm's Geschäftsträger wegen großer Verantwortlichkeit, bis er zuletzt in Verzweiflung noch etwas zu retten glaubte, wenn er die ganze Summe für eine Garnitur Brüsseler Manschetten und Busenkrause hingab. Grimm zeigte sie gern der Gesellschaft, indem er launig den Vorzug pries, daß wol Niemand so kostbare Staatszierden aufzuweisen habe. [271

Die Erinnerung früherer Zeiten, wo man in den Achtziger Jahren in Gotha gleichfalls zusammen gewesen, sich mit poetischen Vorträgen, mit ästhetisch-literarischen Mittheilungen unterhalten, stach freilich sehr ab gegen den Augenblick, wo eine Hoffnung nach der andern verschwand und man sich, wie bei einer Sündfluth kaum auf den höchsten Gipfeln, so hier kaum in der Nähe erhabener Gönner und Freunde gesichert glaubte. Indessen fehlte es nicht an unterhaltender Heiterkeit. Meinen eintretenden Geburtstag wollte man mit gnädiger Aufmerksamkeit bei einem solchen geschlossenen Mahle feiern; schon an den gewöhnlichen Gängen sah man einigen Unterschied;

und Rahmen auf einfachen Grund angebracht wurden. Und so wechselten auch in den übrigen Zimmern Bilder von Hoffmann aus Köln und Rabl aus Kassel, von Heinrich Meyer aus Stäfa und Hummel aus Neapel, Statuen und Basreliefs von Tieck, eingelegte Arbeit und Flachreliefs von Gatel in geschmackvoller harmonischer Folge. Das jetzt dieser erste Versuch nicht durchgreifender ausgeführt werden, davon mag der gewöhnliche Weltgang die Schuld tragen, wo eine löbliche Absicht oft mehr durch den Zwiespalt der Theilnehmenden als durch äußere Hindernisse gefährdet wird. [276

Meiner Büste, durch Tieck mit großer Sorgfalt gefertigt, darf ich einschaltend an dieser Stelle wol gedenken. [277

Was den Gang des Schloßbaues in der Hauptsache betrifft, so konnte man demselben mit desto mehr Beruhigung folgen, als ein Paar Männer wie Gentz und Rabe darin völlig aufgeklärt zu wirken angefangen. Ihr zuverlässiges Verdienst überhob aller Zweifel in einigen Fällen, die man sonst mit einer gewissen Bangigkeit sollte betrachtet haben; denn im Grunde war es ein wunderbarer Zustand. Die Mauern eines alten Gebäudes standen gegeben, einige neuere, ohne genugsame Umsicht darin vorgenommene Anordnungen schienen überdachteren Planen hinderlich, und das Alte so gut als das Neue höheren und freieren Unternehmungen im Wege, weshalb denn wirklich das Schloßgebäude manchmal aussah wie ein Gebirg, aus dem man nach indischer Weise die Architektur herausbauen wollte. Und so leiteten diesmal das Geschäft gerade ein Paar Männer, die freilich als geistreiche Künstler mit frischem Sinn herankamen und von denen man nicht abermals abzuändernde Abänderungen, sondern eine schließliche Feststellung des Bleibenden zu erwarten hatte. [278

Ich wende nunmehr meine Betrachtungen zum Theater zurück. Am 24. Oktober, als am Jahrstag des ersten Maskenspieles Paläophron und Neoterpe, wurden die Brüder, nach Terenz von Einsiedel bearbeitet, aufgeführt und so eine neue Folge theatralischer Eigenheiten eingeleitet, die eine Zeit lang gelten, Mannichfaltigkeit in die Vorstellungen bringen und zu Ausbildung gewisser Fertigkeiten Anlaß geben sollten. [279

Schiller bearbeitete Lessing's Nathan, ich blieb dabei nicht unthätig. Den 28. November ward er zum ersten Mal aufgeführt, nicht ohne bemerklichen Einfluß auf die deutsche Bühne. [280

Schiller hatte die Jungfrau von Orleans in diesem Jahr begonnen und geendigt; wegen der Aufführung ergaben sich manche Zweifel, die uns der Freude beraubten, ein so wichtiges Werk zuerst auf das Theater zu bringen. Es war der Thätigkeit Iffland's vorbehalten, bei den reichen Mitteln, die ihm zu Gebote standen, durch eine glänzende Darstellung dieses Meisterstücks sich für alle Zeiten in den Theater-Annalen einen bleibenden Ruhm zu erwerben. [281

Nicht geringen Einfluß auf unsre diesjährigen Leistungen erwies Madame Unzelmann, welche zu Ende Septembers in Hauptrollen bei uns auftraten sollte. Gar manches Unbequeme, ja Schädliche hat die Erscheinung von Gästen auf dem Theater; wir lehnten sie sonst möglich ab, wenn sie uns nicht Gelegenheit gaben, sie als neue Anregung und Steigerung unserer bleibenden Gesellschaft zu benutzen; dies konnte nur durch vorzügliche Künstler geschehen. Madame Unzelmann gab acht wichtige Vorstellungen hinter einander, bei welchen das ganze Personal in bedeutenden Rollen auftrat und schon an und für sich, zugleich aber im Verhältniß zu dem neuen Gaste das Möglichste zu leisten hatte. Dies war von unschätzbarer Anregung. Nichts ist traurigar als der Schlendrian, mit dem sich der Einzelne, ja eine Gesammtheit hingehen läßt; aber auf dem Theater ist es das Allerschlimmste, weil hier augenblickliche Wirkung verlangt wird und nicht etwa ein durch die Zeit selbst sich einleitender Erfolg abzuwarten ist. Ein Schauspieler, der sich vernachlässigt, ist mir die widerwärtigste Kreatur von der Welt, meist ist er inkorrigibel; deshalb sind neues Publikum und neue Rivale unentbehrliche Reizmittel: jenes läßt ihm seine Fehler nicht hingehen, dieser fordert ihn zu schuldiger Anstrengung auf. Und so möge denn nun auch das auf dem deutschen Theater unaufhaltsame Gastrollenspielen sich zum allgemeinen Besten wirksam erweisen. [282

Stolberg's öffentlicher Uebertritt zum katholischen Kultus zerriß die schönsten früher geknüpften Bande. Ich verlor dabei nichts; denn mein näheres Verhältniß zu ihm hatte sich schon längst in allgemeines Wohlwollen aufgelöst. Ich fühlte früh für ihn als einen wackern, liebenswürdigen, liebenden Mann wahrhafte Neigung; aber bald hatte ich zu bemerken, daß er sich nie auf sich selbst stützen werde, und sodann erschien er mir als Einer, der außer dem Bereich meines Bestrebens Heil und Beruhigung suche. [283

Auch überraschte mich dieses Ereigniß keineswegs; ich hielt ihn längst für lächerlich, und er war es ja der Gesinnung, dem Gange, der Umgebung nach, und so kennt' ich mit Ruhe dem Tumulte zusehen, der aus einer späten Manifestation geheimer Mißverhältnisse zuletzt entspringen mußte. [284

1802.

Auf einen hohen Grad von Bildung waren schon Bühne und Zuschauer gelangt. Ueber alles Erwarten glückten die Vorstellungen von Jon (Januar 4), Turandot (Januar 30), Iphigenia (Mai 15), Alarcos (Mai 29); sie wurden mit größter Sorgfalt trefflich gegeben, letzterer konnte sich jedoch keine Gunst erwerben. Durch diese Vorstellungen bewiesen wir, daß es Ernst sei, Alles, was der Aufmerksamkeit würdig wäre, einem freien reinen Urtheil aufzustellen; wir hatten aber diesmal mit verdrängendem, ausschließendem Parteigeist zu kämpfen. [285

Der große Zwiespalt, der sich in der deutschen Literatur hervorthat, wirkte, besonders wegen der Nähe von Jena, auf unsern Theaterkreis. Ich hielt mich mit Schillern auf der einen Seite, wir bekannten uns zu der neuern strebenden Philosophie und einer daraus herzuleitenden Aesthetik, ohne viel auf Persönlichkeiten zu achten, die nebenher im Besondern ein muthwilliges und freches Spiel trieben. [286

Nun hatten die Gebrüder Schlegel die Gegenpartei am Tiefsten beleidigt, deshalb trat schon am Vorstellungsabend Jon's, dessen Verfasser kein Geheimniß geblieben war, ein Oppositionsversuch unbescheiden hervor; in den Zwischenakten flüsterte man von allerlei Tadelnswürdigem, wozu denn die freilich etwas bedenkliche Stellung der Mütter erwünschten Anlaß gab. Ein sowol den Autor als die Intendanz angreifender Aufsatz war in das Mode-Journal projektirt, aber ernst und kräftig zurückgewiesen; denn es war noch nicht Grundsatz, daß in demselbigen Staat, in derselbigen Stadt es irgend einem Glied erlaubt sei, das zu zerstören, was andere kurz vorher aufgebaut hatten. [287

Wir wollten ein- für allemal den Klatsch des Tages auf unserer Bühne nicht dulden, indeß der andern Partei gerade daran gelegen war, sie zum Tummelplatz ihres Mißwollens zu entwürdigen. Deshalb gab es einen großen Kampf, als ich aus den Kleinstädtern Alles ausstrich, was gegen die Personen

gerichtet war, die mit mir in der Hauptsache übereinstimmten, wenn ich auch nicht jedes Verfahren billigen, noch ihre sämmtlichen Produktionen lobenswerth finden konnte. Man regte sich von der Gegenseite gewaltig und behauptete, daß, wenn der Autor gegenwärtig sei, man mit ihm Rath zu pflegen habe. Es sei mit Schillern geschehen, und ein Anderer könne das Gleiche fordern. Diese wunderliche Schlußfolge konnte bei mir aber nicht gelten; Schiller brachte nur edel Aufregendes, zum Höheren Strebendes auf die Bühne, jene aber Niederziehendes, das problematisch Gute Entstellendes und Vernichtendes herbei; und das ist das Kunststück solcher Gesellen, daß sie, jedes wahre reine Verhältniß mißachtend, ihre Schlechtigkeiten in die lässige Nachsicht einer geselligen Konvenienz einzuschwärzen wissen. Genug, die bezeichneten Stellen blieben verbannt, und ich gab mir die Mühe, alle entstandenen Lücken durch allgemeinen Scherz wieder auszufüllen, wodurch mir eben auch gelang, das Lachen der Menge zu erregen. [288

Dieses Alles aber waren nur Kleinigkeiten gegen den entschiedenen Riß, der wegen eines am fünften März zu feiernden Festes in der Weimarischen Sozietät sich ereignete. Die Sachen standen so, daß es früher oder später dazu kommen mußte; warum gerade gedachter Tag erwählt war, ist mir nicht erinnerlich; genug, an demselben sollte zu Ehren Schiller's eine große Exhibition von mancherlei auf ihn und seine Werke bezüglichen Darstellungen in dem großen, von der Gemeine ganz neu dekorirten Stadthaussaale Platz finden. Die Absicht war offenbar, Aufsehen zu erregen, die Gesellschaft zu unterhalten, den Theilnehmenden zu schmeicheln, sich dem Theater entgegenzustellen, der öffentlichen Bühne eine geschlossene entgegenzusetzen, Schiller's Wohlwollen zu erschleichen, auch durch ihn zu gewinnen oder, wenn das nicht gelingen sollte, ihn von mir abzuziehen. [289

Schillern war nicht wohl zu Muthe bei der Sache; die Rolle, die man ihn spielen ließ, war immer verfänglich, unerträglich für einen Mann von seiner Art wie für jeden Wohldenkenden, so als eine Zielscheibe frazenhafter Verehrungen in Person vor großer Gesellschaft dazustehen. Er hatte Lust, sich krank zu melden; doch war er, geselliger als ich, durch Frauen- und Familienverhältnisse mehr in die Sozietät verflochten, fast genöthigt, diesen bittern Kelch auszutrinken. Wir setzten voraus, daß es vor sich gehen würde, und scherzten manchen

Abend darüber; er hätte krank werden mögen, wenn er an solche Zudringlichkeiten gedachte. [290]

So viel man vernehmen konnte, sollten manche Gestalten der Schiller'schen Stücke vortreten; von einer Jungfrau von Orleans war man's gewiß. Helm und Fahne, durch Bleischnitzer und Vergulder behaglich über die Straßen in ein gewisses Haus getragen, hatte großes Aufsehen erregt und das Geheimniß voreilig ausgesprengt. Die schönste Rolle aber hatte sich der Oberführer selbst vorbehalten; eine gemauerte Form sollte vorgebildet werden, der edle Meister im Schurzfell daneben stehen, nach gesprochenem geheimnißvollem Gruße, nach gelassener glühender Masse sollte endlich aus der zerschlagenen Form Schiller's Büste hervortreten. Wir belustigten uns an diesem nach und nach sich verbreitenden Geheimniß und sahen den Handel gelassen vorwärts gehen. [291]

Nur hielt man uns für allzu gutmüthig, als man uns selbst zur Mitwirkung aufforderte. Schiller's einzige Originalbüste, auf der Weimarischen Bibliothek befindlich, eine frühere herzliche Gabe Danneckers, wurde zu jenem Zwecke verlangt und aus dem ganz natürlichen Grunde abgeschlagen, weil man noch nie eine Gipsbüste unbeschädigt von einem Feste zurückerhalten habe. Noch einige andere, von andern Seiten der zufällig eintretende Verweigerungen erregten jene Verbündeten aufs Höchste; sie bemerkten nicht, daß mit einigen diplomatisch-klugen Schritten Alles zu beseitigen sei, und so glich nichts dem Erstaunen, dem Befremden, dem Ingrimm, als die Zimmerleute, die mit Stollen, Latten und Brettern angezogen kamen, um das dramatische Gerüst aufzuschlagen, den Saal verschlossen fanden und die Erklärung vernehmen mußten, er sei erst ganz neu eingerichtet und dekorirt, man könne daher ihn zu solchem tumultuarischen Beginnen nicht einräumen, da sich Niemand des zu befürchtenden Schadens verbürgen könne. [292]

Das erste Finale des unterbrochenen Opferfestes macht nicht einen so entsetzlichen Spektakel, als diese Sterung, ja Vernichtung des löblichsten Vorsatzes zuerst in der oberen Sezetät und sodann stufenweise durch alle Grade der sämmtlichen Populatien anrichtete. Da nun der Zufall unterschiedliche, jenem Vorhaben in den Weg tretende Hindernisse dergestalt geschickt kombinirt hatte, daß man darin die Leitung eines einzigen feindlichen Prinzips zu erkennen glaubte, so war ich es, auf den der heftigste Grimm sich richtete, ohne daß ich es Jemand

verargen mochte. Man hätte aber bedenken sollen, daß ein Mann wie Kotzebue, der durch vielfache Anlässe nach manchen Seiten hin Mißwollen erregt, sich gelegentlich feindselige Wirkungen schneller da und dorther zuzieht, als einer verabredeten Verschwörung zu veranlassen jemals gelingen würde. [293]

War nun eine bedeutende höhere Gesellschaft auf der Seite des Widersachers, so zeigte die mittlere Klasse sich ihm abgeneigt und brachte Alles zur Sprache, was gegen dessen erste jugendliche Unfertigkeiten zu sagen war, und so wogten die Gesinnungen gewaltsam wider einander. [294]

Unsere höchsten Herrschaften hatten von ihrem erhabenen Standort, bei großartigem freiem Umblick, diesen Privathändeln keine Aufmerksamkeit zugewendet; der Zufall aber, der, wie Schiller sagt, oft naiv ist, sollte dem ganzen Ereigniß die Krone aufsetzen, indem gerade in dem Moment der verschließende Burgemeister, als verdienter Geschäftsmann, durch ein Dekret die Auszeichnung als Rath erhielt. Die Weimaraner, denen es an geistreichen, das Theater mit dem Leben verknüpfenden Einfällen nie gefehlt hat, gaben ihm daher den Namen des Fürsten Piccolomini, ein Prädikat, das ihm auch ziemlich lange in heiterer Gesellschaft verblieben ist. [295]

Daß eine solche Erschütterung auch in der Folge auf unsern geselligen Kreis schädlich eingewirkt habe, läßt sich denken; was mich davon zunächst betroffen, möge hier gleichfalls Platz finden. [296]

Schon im Lauf des vergangenen Winters hielt sich, ganz ohne spekulative Zwecke, eine edle Gesellschaft zu uns, an unserm Umgang und sonstigen Leistungen sich erfreuend. Bei Gelegenheit der Pfingstfeste dieser geschlossenen Vereinigung, die in meinem Hause, unter meiner Beiorgung von Zeit zu Zeit gefeiert wurden, entspannen mehrere nachher ins Allgemeine verbreitete Gesänge. So war das bekannte: Mich ergreift, ich weiß nicht wie, zu dem 22. Februar gedichtet, wo der durchlauchtigste Erbprinz, nach Paris reisend, zum letzten Mal bei uns einkehrte, worauf denn die dritte Strophe des Liedes zu deuten ist. Ebenso hatten wir schon das neue Jahr begrüßt, und im Stiftungsliede: Was geht Dir, schöne Nachbarin, konnten sich die Glieder der Gesellschaft als unter leichte Masken verhüllt gar wohl erkennen. Ferner ward ich noch andere durch Naivetät vertraulich ansprechende Gesänge dieser Vereinigung schuldig, wo Neigung ohne Leidenschaft, Wetteifer ohne

Neid, Geschmack ohne Anmaßung, Gefälligkeit ohne Ziererei und zu all dem Natürlichkeit ohne Rohheit wechselseitig in einander wirken. [297

Nun hatten wir freilich den Widersacher, ungeachtet mancher seiner auflauernden klüglichen Versuche, nicht hereingelassen, wie er denn niemals mein Haus betrat; weshalb er genöthigt war, sich eine eigene Umgebung zu bilden, und dies ward ihm nicht schwer. Durch gefälliges, bescheiden zudringliches Weltwesen wußte er wol einen Kreis um sich zu versammeln; auch Personen des unsrigen traten hinüber. Wo die Geselligkeit Unterhaltung findet, ist sie zu Hause. Alle freuten sich, an dem Feste des fünften März activen Theil zu nehmen, deshalb ich denn als vermeintlicher Zerstörer jenes Freuden- und Ehrentages eine Zeit lang verwünscht wurde. Unsere kleine Versammlung trennte sich, und Gesänge jener Art gelangen mir nie wieder. [298

Alles jedoch, was ich mir mit Schillern und andern verbündeten thätigen Freunden vorgesetzt, ging unaufhaltsam seinen Gang; denn wir waren im Leben schon gewohnt, den Verlust hinter uns zu lassen und den Gewinn im Auge zu behalten. Und hier konnte es um desto eher geschehen, als wir von den erhabenen Gesinnungen der allerobersten Behörden gewiß waren, welche nach einer höhern Ansicht die Hof- und Stadtabenteuer als gleichgiltig vorübergehend, sogar manchmal als unterhaltend betrachteten. [299

Ein Theater, das sich mit frischen jugendlichen Subjekten von Zeit zu Zeit erneuert, muß lebendige Fortschritte machen; hierauf nun war beständig unser Absehn gerichtet. [300

Am 17. Februar betrat Demoiselle Maas zum ersten Mal unsere Bühne. Ihre niedliche Gestalt, ihr anmuthig natürliches Wesen, ein wohlklingendes Organ, kurz das Ganze ihrer glücklichen Individualität gewann sogleich das Publikum. Nach drei Preberollen, als Mädchen von Marienburg, als Rosine in Jurist und Bauer, als Lottchen im deutschen Hausvater, ward sie engagirt, und man konnte sehr bald bei Besetzung wichtiger Stücke auf sie rechnen. Am 29. November machten wir abermals eine hoffnungsvolle Acquisition. Aus Achtung für Madame Unzelmann, aus Neigung zu derselben als einer allerliebsten Künstlerin nahm ich ihren wolfjährigen Sohn auf gut Glück nach Weimar. Zufällig prüft' ich ihn auf eine ganz eigene Weise. Er mochte sich eingerichtet haben, mir Mancherlei vorzutragen; allein ich gab ihm ein zur Hand

Um Mitternacht der Sterne Glanz geleitet
Im holden Traum nur Schwelle, wo sie ruht.
O, sei auch mir dort aufzuruhn bereitet!
Wie es auch sei, das Leben, es ist gut.

Mein Blick war auf den Himmel hingerichtet,
Der aus den Augen quoll, den schwarzen, guten.
Da klang's: Nicht hab' ich sie, sie haben mich gedichtet;
Sie mögen sich entschulden oder leiden!*)

An Lili.**)

In ein Exemplar der „Stella" 1776.

Im holden Thal, auf schneebedeckten Höhen
War stets Dein Bild mir nah;
Ich sah's um mich in lichten Wolken weben,
Im Herzen war mir's da.
Empfinde hier, wie mit allmächt'gem Triebe
Ein Herz das andre zieht,
Und daß vergebens Liebe
Vor Liebe flieht!

„Nun fehlt sie mir, was er auch bringen mag. Sie fehlte mir, mein u. s. w." Der Entwurf des Gedichts findet sich auf demselben Blatte mit vier Strophen des ersten Lynkeus-Liedes im zweiten Theile des Faust. — L.

*) Die Strophe stammt aus den Incipit des Deutschen Hochstiftes zu Frankfurt a. M. und erinnert an eine Bemerkung, die Goethe in der Kampagne in Frankreich (1792) macht. Es ging mir, sagt er dort bei Gelegenheit seiner Beschäftigung mit der Farbenlehre, mit diesen Entwicklungen natürlicher Phänomene wie mit Gedichten, ich machte sie nicht, sondern sie machten mich. — L.

**) Herr Bibliothekar Dr. Reinhold Köhler in Weimar, dessen Mittheilung wir diese Verse Goethe's verdanken, bemerkt zu denselben: „Obiges Gedicht findet sich, von Goethe's Hand geschrieben, auf der ersten unbedruckten Seite des zweiten Blattes eines Exemplars der ersten Ausgabe der „Stella" (Berlin, 1776), welches J. K. H. die Frau Großherzogin Sophie von Sachsen im Jahre 1846 aus Frankfurt a. M. käuflich erworben und der großherzoglichen Bibliothek zu Weimar geschenkt hat." — Daß Goethe sein Drama „Stella" 1776 an Lili schickte, ist bereits in unserer Biographie S. XCVII erwähnt.

liegendes orientalisches Märchenbuch, woraus er auf der Stelle ein heiteres Geschichtchen las, mit so viel natürlichem Humor, Charakteristik im Ausdruck beim Personen- und Situationswechsel, daß ich nun weiter keinen Zweifel an ihm hegte. Er trat in der Rolle als Görge in den beiden Billets mit Beifall auf und zeigte sich besonders in natürlich humoristischen Rollen aufs Wünschenswertheste. [301

Indeß nun auf unserer Bühne die Kunst in jugendlich lebendiger Thätigkeit fortblühte, ereignete sich ein Todesfall, dessen zu erwähnen ich für Pflicht halte. [302

Korona Schröter starb, und da ich mich gerade nicht in der Verfassung fühlte, ihr ein wohlverdientes Denkmal zu widmen, so schien es mir angenehm wunderbar, daß ich ihr vor so viel Jahren ein Andenken stiftete, das ich jetzt charakteristischer nicht zu errichten gewußt hätte. Es war ebenmäßig bei einem Todesfalle, bei dem Abscheiden Mieding's, des Theaterdekorateurs, daß in ernster Heiterkeit der schönen Freundin gedacht wurde. Gar wohl erinnere ich mich des Trauergedichts, auf schwarz gerändertem Papier für das Tiefurter Journal reinlichst abgeschrieben. Doch für Koronen war es keine Todesbedeutung: ihre schöne Gestalt, ihr munterer Geist erhielten sich noch lange Jahre; sie hätte wol noch länger in der Nähe einer Welt bleiben sollen, aus der sie sich zurückgezogen hatte. [303

Nachträglich zu den Theaterangelegenheiten ist noch zu bemerken, daß wir in diesem Jahr uns gutmüthig beigehen ließen, auf ein Intriguenstück einen Preis zu setzen. Wir erhielten nach und nach ein Dutzend, aber meist von so desperater und vertrakter Art, daß wir nicht genugsam uns wundern konnten, was für seltsame falsche Bestrebungen im lieben Vaterlande heimlich obwalteten, die denn bei solchem Anlaß sich an das Tageslicht drängten. Wir hielten unser Urtheil zurück, da eigentlich keins zu fällen war, und lieferten auf Verlangen den Autoren ihre Produktionen wieder aus. [304

Auch ist zu bemerken, daß in diesem Jahre Calderon, den wir dem Namen nach seit unseres Lebens kannten, sich zu nähern anfing und uns gleich bei den ersten Musterstücken in Erstaunen setzte. [305

Zwischen alle diese vorerzählten Arbeiten und Sorgen schlangen sich gar manche unangenehme Bemühungen im Gefolg

der Pflichten, die ich gegen die Museen zu Jena seit mehreren Jahren übernommen und durchgeführt hatte. [306]

Der Tod des Hofraths Buttner, der sich in der Mitte des Winters ereignete, legte mir ein mühevolles und dem Geiste wenig fruchtendes Geschäft auf. Die Eigenheiten dieses wunderlichen Mannes lassen sich in wenige Worte fassen: unbegrenzte Neigung zum wissenschaftlichen Besitz, beschränkte Genauigkeitsliebe und völliger Mangel an allgemein überschauendem Ordnungsgeiste. Seine ansehnliche Bibliothek zu vermehren, wendete er die Pensien an, die man ihm jährlich für die schuldige Summe der Stammbibliothek darreichte. Mehrere Zimmer im Seitengebäude des Schlosses waren ihm zur Wohnung eingegeben und diese sämmtlich besetzt und belegt. In allen Auktionen bestellte er sich Bücher, und als der alte Schlosvogt, sein Kommissionär, ihm einstmals eröffnete, daß ein bedeutendes Buch schon zweimal vorhanden sei, hieß es dagegen, ein gutes Buch könne man nicht oft genug haben. [307]

Nach seinem Tode fand sich ein großes Zimmer, auf dessen Boden die sämmtlichen Auktionserwerbnisse partienweis, wie sie angekommen, neben einander hingelegt waren. Die Wandschränke standen gefüllt, in dem Zimmer selbst konnte man keinen Fuß vor den andern setzen. Auf alte gebrechliche Stühle waren Stöße roher Bücher, wie sie von der Messe kamen, gehäuft; die gebrechlichen Füße knickten zusammen, und das Neue schob sich stoßweise über das Alte hin. [308]

In einem andern Zimmer lehnten an den Wänden umhergethürmt planirte, gefalzte Bücher, wozu der Probeband erst noch hinzugelegt werden sollte. Und so schien dieser wackre Mann, im höchsten Alter die Thätigkeit seiner Jugend fortzusetzen begierig, endlich nur in Velleitäten verloren. Denke man sich andere Kammern mit brauchbarem und unbrauchbarem physikalisch-chemischem Apparat überstellt, und man wird die Verlegenheit mitfühlen, in der ich mich befand, als dieser Theil des Nachlasses, von dem seiner Erben gesondert, übernommen und aus dem Quartiere, das schon längst zu andern Zwecken bestimmt gewesen, tumultuarisch ausgeräumt werden mußte. Darüber verlor ich meine Zeit, Vieles kam zu Schaden, und mehrere Jahre reichten nicht hin, die Verworrenheit zu lösen. [309]

Wie nöthig in solchem Falle eine persönlich entscheidende Gegenwart sei, überzeugt man sich leicht; denn da, wo nicht die Rede ist, das Beste zu leisten, sondern das Schlimmere zu ver-

meiden, entstehen unauflösliche Zweifel, welche nur durch Entschluß und That zu beseitigen sind. [310

Leider ward ich zu einem andern, gleichfalls dringenden Geschäft abgerufen und hatte mich glücklich zu schätzen, solche Mitarbeiter zu hinterlassen, die in besprochenem Sinne die Arbeit einige Zeit fortzuführen so fähig als geneigt waren. [311

Schon mehrmals war im Lauf unsrer Theatergeschichten von dem Vortheil die Rede gewesen, welchen der Lauchstädter Sommeraufenthalt der Weimarischen Gesellschaft bringe; hier ist aber dessen ganz besonders zu erwähnen. Die dortige Bühne war von Bellomo so ökonomisch als möglich eingerichtet; ein Paar auf einem freien Platz stehende hohe Brettergiebel, von welchen zu beiden das Pultdach bis nahe zur Erde reichte, stellten diesen Musentempel dar; der innere Raum war der Länge nach durch zwei Wände getheilt, wovon der mittlere dem Theater und den Zuschauern gewidmet war, die beiden niedrigen schmalen Seiten aber den Garderoben. Nun aber, bei neuerer Belebung und Steigerung unserer Anstalt, forderten sowol die Stücke als die Schauspieler, besonders aber auch das Hallische und Leipziger theilnehmende Publikum ein würdiges Lokal. [312

Der mehrere Jahre lang erst sachte, dann lebhafter betriebene Schloßbau zu Weimar rief talentvolle Baumeister heran, und wie es immer war und sein wird: wo man bauen sieht, regt sich die Lust zum Bauen. Sie sich's nun vor einigen Jahren auswies, da wir, durch die Gegenwart des Herrn Theurer begünstigt, das Weimarische Theater würdig einrichteten, so fand sich auch diesmal, daß die Herren Genz und Rabe aufgefordert wurden, einem Lauchstädter Hausbau die Gestalt zu verleihen. [313

Die Zweifel gegen ein solches Unternehmen waren vielfach zur Sprache gekommen. In bedeutender Entfernung, auf fremdem Grund und Boden, bei ganz besondern Rücksichten der dort Angestellten schienen die Hindernisse kaum zu beseitigen. Der Platz des alten Theaters war zu einem größern Gebäude nicht geeignet, der schöne einzig schickliche Raum streitig zwischen verschiedenen Gerichtsbarkeiten, und so trug man Bedenken, das Haus dem strengen Sinne nach ohne rechtlichen Grund aufzuerbauen. Doch von dem Drang der Umstände, von unruhiger Thätigkeit, von leidenschaftlicher Kunstliebe, von unver-

siegbarer Produktivität getrieben, beseitigten wir endlich alles Entgegenstehende; ein Plan ward entworfen, ein Modell der eigentlichen Bühne gefertigt, und im Februar hatte man sich schon über das, was geschehen sollte, vereinigt. Abgewiesen ward vor allen Dingen die Hüttenform, die das Ganze unter ein Dach begreift. Eine mäßige Vorhalle für Kasse und Treppen sollte angelegt werden, dahinter der höhere Raum für die Zuschauer emporsteigen und ganz dahinter der höchste fürs Theater. [314

Viel, ja Alles kommt darauf an, wo ein Gebäude stehe. Dies ward an Ort und Stelle mit größter Sorgfalt bedacht, und auch nach der Ausführung konnte man es nicht besser verlangen. Der Bau ging nun kräftig vor sich; im März lag das akkordirte Holz freilich noch bei Saalfeld eingefroren; demungeachtet aber spielten wir den 26. Juni zum ersten Mal. Das ganze Unternehmen in seinem Detail, das Günstige und Ungünstige in seiner Eigenthümlichkeit, wie es unsere Thatlust drei Monate lang unterhielt, Mühe, Sorge, Verdruß brachte und durch Alles hindurch persönliche Aufopferung forderte, dies zusammen würde einen kleinen Roman geben, der als Symbol größerer Unternehmungen sich ganz gut zeigen könnte. [315

Nun ist das Eröffnen, Einleiten, Einweihen solcher Anstalten immer bedeutend. In solchem Falle ist die Aufmerksamkeit gereizt, die Neugierde gespannt und die Gelegenheit recht geeignet, das Verhältniß der Bühne und des Publikums zur Sprache zu bringen. Man versäumte daher diese Epoche nicht und stellte in einem Vorspiel auf symbolische und allegorische Weise dasjenige vor, was in der letzten Zeit auf dem deutschen Theater überhaupt, besonders auf dem Weimarischen geschehen war. Das Possenspiel, das Familiendrama, die Oper, die Tragödie, das Naive sowie das Maskenspiel produzirten sich nach und nach in ihren Eigenheiten, spielten und erklärten sich selbst oder wurden erklärt, indem die Gestalt eines Merkur das Ganze zusammenknüpfte, auslegte, deutete. [316

Die Verwandlung eines schlechten Bauernwirthshauses in einen theatralischen Palast, wobei zugleich die meisten Personen in eine höhere Sphäre versetzt worden, beförderte heiteres Nachdenken. [317

Den 6. Juni begab ich mich nach Jena und schrieb das Vorspiel ungefähr in acht Tagen; die letzte Hand ward in Lauchstädt selbst angelegt und bis zur letzten Stunde memorirt

und geübt. Es that eine liebliche Wirkung, und lange Jahre erinnerte sich mancher Freund, der uns dort besuchte, jener hochgesteigerten Kunstgenüsse.

[318] Mein Lauchstädter Aufenthalt machte mir zur Pflicht, auch Halle zu besuchen, da man uns von dorther nachbarlich um des Theaters, auch um persönlicher Verhältnisse willen mit öfterem Zuspruch beehrte. Ich nenne Geheimen Rath Wolf, mit welchem einen Tag zuzubringen ein ganzes Jahr gründlicher Belehrung einträgt, Kanzler Niemeyer, der so thätigen Theil unsern Bestrebungen schenkte, daß er die Andria zu bearbeiten unternahm, wodurch wir denn die Summe unsrer Maskenspiele zu erweitern und zu vermannichfaltigen glücklichen Anlaß fanden.

[319] Und so war die sämmtliche gebildete Umgebung mit gleicher Freundlichkeit mich und die Anstalt, die mir so sehr am Herzen lag, geneigt zu befördern. Die Nähe von Giebichenstein lockte zu Besuchen bei dem gastfreien Reichardt; eine würdige Frau, anmuthige schöne Töchter, sämmtlich vereint, bildeten in einem romantisch ländlichen Aufenthalte einen höchst gefälligen Familienkreis, in welchem sich bedeutende Männer aus der Nähe und Ferne kürzere oder längere Zeit gar wohl gefielen und glückliche Verbindungen für das Leben anknüpften.

[320] Auch darf nicht übergangen werden, daß ich die Melodien, welche Reichardt meinen Liedern am Frühsten vergönnt, von der wohlklingenden Stimme seiner ältesten Tochter gefühlvoll vortragen hörte.

[321] Uebrigens bliebe noch gar Manches bei meinem Aufenthalt in Halle zu bemerken. Den botanischen Garten unter Sprengel's Leitung zu betrachten, das Meckelische Kabinet, dessen Besitzer ich leider nicht mehr am Leben fand, zu meinen besondern Zwecken aufmerksam zu beschauen, war nicht geringer Gewinn; denn überall, sowol an den Gegenständen als aus den Gesprächen, konnte ich etwas entnehmen, was mir zu mehrerer Vollständigkeit und Förderniß meiner Studien diente.

[322] Einen gleichen Vortheil, der sich immer bei akademischem Aufenthalt hervorthut, fand ich in Jena während des Augustmonats. Mit Lodern wurden früher angemerkte anatomische Probleme durchgesprochen, mit Himly gar Vieles über das subjektive Sehen und die Farbenerscheinung verhandelt. Oft verloren wir uns so tief in den Text, daß wir über Berg und Thal bis in die tiefe Nacht herumwanderten. Voß war nach

Jena gezogen und zeigte Luſt ſich anzukaufen; ſeine große umſichtige Gelehrſamkeit wie ſeine herrlichen poetiſchen Darſtellungen, die Freundlichkeit ſeiner häuslichen Exiſtenz zog mich an, und mir war nichts angelegener, als mich von ſeinen rhythmiſchen Grundſätzen zu überzeugen. Dadurch ergab ſich denn ein höchſt angenehmes und fruchtbares Verhältniß. [323

Umgeben von den Muſeen und von Allem, was mich früh zu den Naturwiſſenſchaften angeregt und gefördert hatte, ergriff ich jede Gelegenheit, auch hier mich zu vervollſtändigen. Die Wolfmilchsraupe war dieſes Jahr häufig und kräftig ausgebildet, an vielen Exemplaren ſtudirte ich das Wachsthum bis zu deſſen Gipfel ſowie den Uebergang zur Puppe. Auch hier ward ich mancher trivialen Vorſtellungen und Begriffe los. [324

Auch die vergleichende Knochenlehre, die ich beſonders mit mir immer im Gedanken herumführte, hatte großen Theil an meinen beſchäftigten Stunden. [325

Das Abſcheiden des verdienſtreichen Batſch ward als Verluſt für die Wiſſenſchaft, für die Akademie, für die naturforſchende Geſellſchaft tief empfunden. Leider wurde das von ihm geſammelte Muſeum durch ein wunderliches Verhältniß zerſtückt und zerſtreut. Ein Theil gehörte der naturforſchenden Geſellſchaft; dieſer folgte den Direktoren oder vielmehr einer höhern Leitung, die mit bedeutendem Aufwande die Schulden der Sozietät bezahlte und ein neues unentgeltliches Lokale für die vorhandenen Körper anwies. Der andere Theil konnte als Eigenthum des Verſtorbenen deſſen Erben nicht beſtritten werden. Eigentlich hätte man das kaum zu trennende Ganze mit etwas mehrerem Aufwand berübernehmen und zuſammenhalten ſollen; allein die Gründe, warum es nicht geſchah, waren auch von Gewicht. [326

Ging nun hier etwas verloren, ſo war in der ſpäteren Jahrszeit ein neuer vorausgeſehener Gewinn beſchieden. Das bedeutende Mineralienkabinet des Fürſten Gallitzin, das er als Präſident derſelben ihr zugedacht hatte, ſollte nach Jena geſchafft und nach der von ihm beliebten Ordnung aufgeſtellt werden. Dieſer Zuwachs gab dem ohnehin ſchon wohlverſehenen Muſeum einen neuen Glanz. Die übrigen wiſſenſchaftlichen Anſtalten, meiner Leitung untergeben, erhielten ſich in einem mäßigen, von der Kaſſe gebotenen Zuſtand. [327

Belebt ſodann war die Akademie durch bedeutende Studirende, die durch ihr Streben und Hoffen auch den Lehrern

gleichen jugendlichen Muth gaben. Von bedeutenden, einige Zeit sich aufhaltenden Fremden nenne: von Pedmaniczky, der, vielseitig unterrichtet, an unserm Wollen und Wirken theilnehmen und thätig mit eingreifen mochte. [328

Neben allem diesem wissenschaftlichen Bestreben hatte die Jenaische Geselligkeit nichts von ihrem heitern Charakter verloren. Neue heranwachsende, hinzutretende Glieder vermehrten die Anmuth und ersetzten reichlich, was mir in Weimar auf einige Zeit entgangen war. [329

Wie gern hätte ich diese in jedem Sinne angenehmen und belehrenden Tage noch die übrige schöne Herbstzeit genossen! Allein die vorzubereitende Ausstellung trieb mich nach Weimar zurück, womit ich denn auch den September zubrachte. Denn bis die angekennenen Stücke sämmtlich ein- und aufgerahmt wurden, bis man sie in schicklicher Ordnung in günstigem Lichte aufgestellt und den Beschauern einen würdigen Anblick vorbereitet hatte, war Zeit und Mühe nöthig, besonders da ich Alles mit meinem Freunde Meyer selbst verrichtete, auch auf ein sorgfältiges Zurückfenden Bedacht zu nehmen hatte. [330

Perseus und Andromeda war der für die diesjährige vierte Ausstellung bearbeitete Gegenstand. Auch dabei hatten wir die Absicht, auf die Herrlichkeit der äußern menschlichen Natur in jugendlichen Körpern beiderlei Geschlechts aufmerksam zu machen; denn wo sollte man den Gipfel der Kunst finden, als auf der Blüthenhöhe des Geschöpfs nach Gottes Ebenbilde! [331

Ludwig Hummeln, geboren in Neapel, wohnhaft in Kassel, war der Preis zu erkennen; er hatte mit zartem Kunstsinn und Gefühl den Gegenstand behandelt. Andromeda stand aufrecht in der Mitte des Bildes am Felsen, ihre schon befreite linke Hand kennte durch Heranziehen einiger Falten des Mantels Bescheidenheit und Schamhaftigkeit bezeichnen; ausruhend saß Perseus auf dem Haupte des Ungeheuers zu ihrer Seite, und gegenüber leite ein heraneilender Genius so eben die Fesseln der rechten Hand. Seine bewegte Jünglingsgestalt erhöhte die Schönheit und Kraft des würdigen Paares. [332

Einer Landschaft von Rohden aus Kassel ward in diesem Fach der Preis zuerkannt. Die Jenaische Allgemeine Literatur-Zeitung vom Jahr 1803 erhält durch einen Umriß des historischen Gemäldes das Andenken des Bildes und durch umständliche

Beſchreibung und Beurtheilung der eingeſendeten Stücke die Erinnerung jener Thätigkeit. [333

Indem wir nun aber uns auf jede Weiſe bemühten, dasjenige in Ausübung zu bringen und zu erhalten, was der bildenden Kunſt als allein gemäß und vortheilhaft ſchon längſt anerkannt worden, vernahmen wir in unſern Sälen, daß ein neues Büchlein vorhanden ſei, welches vielen Eindruck mache; es bezog ſich auf Kunſt und wollte die Frömmigkeit als alleiniges Fundament derſelben feſtſetzen. Von dieſer Nachricht waren wir wenig gerührt; denn wie ſollte auch eine Schlußfolge gelten, eine Schlußfolge wie dieſe: einige Mönche waren Künſtler, deshalb ſollen alle Künſtler Mönche ſein! [334

Doch hätte bedenklich ſcheinen dürfen, daß werthe Freunde, die unſere Ausſtellung theilnehmend beſuchten, auch unſer Verfahren billigten, ſich doch an dieſen, wie man wol merkte, ſchmeichelhaften, die Schwäche begünſtigenden Einflüſterungen zu ergetzen ſchienen und ſich davon eine glückliche Wirkung verſprachen. [335

Die im Oktober fleißig beſuchte Ausſtellung gab Gelegenheit, ſich mit einheimiſchen und auswärtigen Kunſtfreunden zu unterhalten; auch fehlte es, der Jahrszeit gemäß, nicht an willkommenen Beſuchen aus der Ferne. Hofrath Blumenbach gönnte ſeinen Weimariſch- und Jenaiſchen Freunden einige Tage, und auch diesmal wie immer verlieh ſeine Gegenwart den heiterſten Unterricht. [336

Und wie ein Gutes immer ein anderes zur Folge hat, ſo ſtellte ſich das reine Vernehmen in der innerſten Geſellſchaft nach und nach wieder her. [337

Eine bedeutende Korreſpondenz ließ mich unmittelbare Blicke ſelbſt in die Ferne richten. Friedrich Schlegel, der bei ſeiner Durchreiſe mit unſern Bemühungen um ſeinen Alarcos wohl zufrieden geweſen, gab mir von Pariſer Zuſtänden hinreichende Nachricht. Hofrath Sartorius, der gleichfalls zu einem Beſuch das lange beſtandene gute Verhältniß abermals aufgefriſcht und eben jetzt mit den Studien der Hanſeſtädte beſchäftigt war, ließ mich an dieſem wichtigen Unternehmen auch aus der Ferne theilnehmen. [338

Hofrath Rochlitz, der unſer Theater mit zunehmendem Intereſſe betrachtete, gab ſolches durch mehrere Briefe, die ſich noch vorfinden, zu erkennen. [339

Gar manches Andere von erfreulichen Verhältniſſen ſind'

ich noch angemerkt; drei junge Männer, Klaproth, Bode, Hain, bielten sich in Weimar auf und benutzten mit Vergünstigung den Büttnerischen polyglottischen Nachlaß. [340

Wenn ich nun dieses Jahr in immerwährender Bewegung gehalten wurde und bald in Weimar, bald in Jena und Lauchstädt meine Geschäfte, wie sie vorkamen, versah, so gab auch der Besitz des kleinen Freiguts Roßla Veranlassung zu manchen Hin- und Herfahrten. Zwar hatte sich schon deutlich genug hervorgethan, daß, wer von einem so kleinen Eigenthum wirklich Vortheil ziehen will, es selbst bebauen, besorgen und als sein eigener Pachter und Verwalter den unmittelbaren Lebensunterhalt daraus ziehen müsse, da sich denn eine ganz artige Existenz darauf gründen lasse, nur nicht für einen verwöhnten Weltbürger. Indessen hat das sogenannte Ländliche in einem angenehmen Thale, an einem kleinen baum- und buschbegrenzten Flusse, in der Nähe von fruchtreichen Höhen, unfern eines volkreichen und nahrhaften Städtchens doch immer etwas, das mich Tage lang unterhielt und sogar zu kleinen poetischen Produktionen eine heitere Stimmung verlieh. Frauen und Kinder sind hier in ihrem Elemente, und die in Städten unerträgliche Gevatterei ist hier wenigstens an ihrem einfachsten Ursprung; selbst Abneigung und Mißwollen scheinen reiner, weil sie aus den unmittelbaren Bedürfnissen der Menschheit hervorspringen. [341

Höchst angenehm war die Nachbarschaft von Oßmanstedt in demselbigen Thale aufwärts, nur auf der linken Seite des Wassers. Auch Wielanden fing dieser Naturstand an bedenklich zu werden; einmal setzte er sehr humoristisch aus einander, welches Umschweifes es bedürfe, um der Natur nur etwas Genießbares abzugewinnen. Er wußte die Umständlichkeiten des Erzeugnisses der Futterkräuter gründlich und heiter darzustellen: erst brachte er den sorgsam gebauten Klee mühsam durch eine theuer zu ernährende Magd zusammen und ließ ihn von der Kuh verzehren, um nur zuletzt etwas Weißes zum Kaffee zu haben. [342

Wieland hatte sich in jenen Theater- und Festbändeln sehr wacker benommen, wie er denn, immer redlich, nur manchmal, wie es einem Jeden geschieht, in augenblicklicher Leidenschaft bei eingeflößtem Vorurtheil in Ahnungen, die nicht ganz zu schelten waren, eine launige Unbilligkeit zu äußern verführt ward. Wir besuchten ihn oft nach Tische und waren zeitig genug über die Wiesen wieder zu Hause. [343

In meinen Weimarischen häuslichen Verhältnissen ereignete sich eine bedeutende Veränderung. Freund Meyer, der seit 1792, einige Jahre Abwesenheit ausgenommen, als Haus- und Tischgenosse mich durch belehrende, unterrichtende, berathende Gegenwart erfreute, verließ mein Haus in Geiolg einer eingegangenen ehlichen Verbindung. Jedoch die Nothwendigkeit, sich ununterbrochen mitzutheilen, überwand bald die geringe Entfernung; ein wechselseitiges Einwirken blieb lebendig, so daß weder Hinderniß noch Pause jemals empfunden ward. [344

Unter allen Tumulten dieses Jahres ließ ich doch nicht ab, meinen Liebling Eugenien im Stillen zu hegen. Da mir das Ganze vollkommen gegenwärtig war, so arbeitete ich am Einzelnen, wie ich ging und stand; daher denn auch die große Ausführlichkeit zu erklären ist, indem ich mich auf den jedesmaligen einzelnen Punkt konzentrirte, der unmittelbar in die Anschauung treten sollte. [345

Cellini gehörte schon mehr einer wilden zerstreuten Welt an; auch diesen wußt' ich, jedoch nicht ohne Anstrengung, zu fördern; denn im Grunde war die unternommene Arbeit mehr von Belang als ich anfangs denken mochte. [346

Reineke Fuchs durfte nun auch in jedem leidenschaftlich-leichtfertigen Momente hervortreten, so war er wohl empfangen und für gewisse Zeit ebenfalls gepflegt. [347

1803.

Zum neuen Jahre gaben wir Palaeophron und Neoterpe auf dem öffentlichen Theater. Schon war durch die Vorstellung der Terenzischen Brüder das Publikum an Masken gewöhnt, und nun konnte das eigentliche erste Musterstück seine gute Wirkung nicht verfehlen. Der frühere, an die Herzogin Amalie gerichtete Schluß ward ins Allgemeinere gewendet, und die gute Aufnahme dieser Darstellung bereitete den besten Humor zu ernsteren Unternehmungen. [348

Die Aufführung der Braut von Messina (19. März) machte viel Vorarbeit, durchgreifende Lese- und Theaterproben nöthig. Der bald darauf folgenden natürlichen Tochter Erster Theil (2. April), sodann die Jungfrau von Orleans verlangten die volle Zeit; wir hatten uns vielleicht nie so

lebhaft, so zweckmäßig und zu allgemeiner Zufriedenheit bemüht. [349]

Daß wir aber alles Mißwollende, Verneinende, Herabziehende durchaus ablehnten und entfernten, davon sei Nachstehendes ein Zeugniß. Zu Anfang des Jahrs war mir durch einen werthen Freund ein kleines Lustspiel zugekommen mit dem Titel: Der Schädelkenner, die respektablen Bemühungen eines Mannes wie Gall lächerlich und verächtlich machend. Ich schickte solches zurück mit einer aufrichtigen allgemeinen Erklärung, welche als ins Ganze greifend hier gar wohl einen Platz verdient. [350]

„Indem ich das kleine artige Stück, als bei uns nicht aufführbar, zurücksende, halte ich es nach unserm alten freundschaftlichen Verhältnisse für Pflicht, die näheren Ursachen anzugeben. [351]

„Wir vermeiden auf unserm Theater so viel möglich Alles, was wissenschaftliche Untersuchungen vor der Menge herabsetzen könnte, theils aus eigenen Grundsätzen, theils weil unsere Akademie in der Nähe ist und es unfreundlich scheinen würde, wenn wir das, womit sich dort Mancher sehr ernstlich beschäftigt, hier leicht und lächerlich nehmen wollten. [352]

„Gar mancher wissenschaftliche Versuch, der Natur irgend ein Geheimniß abgewinnen zu wollen, kann für sich, theils auch durch Charlatanerie der Unternehmer eine lächerliche Seite bieten, und man darf dem Komiker nicht verargen, wenn er im Vorbeigehen sich einen kleinen Seitenhieb erlaubt. Darin sind wir auch keineswegs pedantisch; aber wir haben sorgfältig Alles, was sich in einiger Breite auf philosophische oder literarische Händel, auf die neue Theorie der Heilkunde u. s. w. bezog, vermieden. Aus eben der Ursache möchten wir nicht gern die Gallische wunderliche Lehre, der es denn doch so wenig als der Lavaterischen an einem Fundament fehlen möchte, dem Gelächter preisgeben, besonders da wir fürchten müßten, manchen unserer achtungswerthen Zuhörer dadurch verdrießlich zu machen.

„Weimar, am 24. Januar 1803." [353]

Mit einem schon früher auslangenden und nun frisch bereicherten Repertorium kamen wir wohl ausgestattet nach Lauchstädt. Das neue Haus, die wichtigen Stücke, die sorgfältigste Behandlung erregten allgemeine Theilnahme. Die Andria des Terenz, von Herrn Riemeyer bearbeitet, ward ebenmäßig

wie die Brüder mit Annäherung ans Antike aufgeführt. Auch von Leipzig fanden ſich Zuſchauer; ſie ſowol als die von Halle wurden mit unſern ernſten Bemühungen immer mehr bekannt, welches uns zu großem Vortheil gedieh. Ich verweilte diesmal nicht länger daſelbſt als nöthig, um mit Hofrath Kirms, meinem Mitkommiſſarius, die Bedürfniſſe der Baulichkeiten und einiges Wünſchenswerthe der Umgebung anzuordnen. [354

In Halle, Giebichenſtein, Merſeburg, Naumburg erneuerte ich gar manche werthe Verbindung. Profeſſor Wolf, Geheimer Rath Schmalz, Jakob, Reil, Lafontaine, Niemeyer entgegneten mir mit gewohnter Freundlichkeit. Ich beſah von Leyſſer's Mineralienkabinet, beſtieg den Petersberg, um friſche Vorvorſtücke zu holen. Ehe ich abreiſte, ſah ich noch mit Freuden, daß unſer theatraliſches Ganzes ſich ſchon von ſelbſt bewegte und im Einzelnen nichts nachzuhelfen war, wobei freilich die große Thätigkeit des Regiſſeurs Genaſt gerühmt werden mußte. Ich nahm meinen Rückweg über Merſeburg, das gute Verhältniß mit den dortigen oberen Behörden zu befeſtigen, ſodann meinen Geſchäften in Weimar und Jena weiter obzuliegen. [355

Als ich mir nun für dieſe Zeit das Theaterweſen ziemlich aus dem Sinne geſchlagen hatte, ward ich im Geiſte mehr als jemals dahin zurückgeführt. Es meldeten ſich mit entſchiedener Neigung für die Bühne zwei junge Männer, die ſich Wolff und Grüner nannten, von Augsburg kommend, Jener bisher zum Handelsſtande, Dieſer zum Militär zu rechnen. Nach einiger Prüfung fand ich bald, daß Beide dem Theater zur beſondern Zierde gereichen würden und daß bei unſerer ſchon wohlbeſtellten Bühne ein paar friſche Subjekte von dieſem Werth ſich ſchnell heranbilden würden. Ich beſchloß, ſie feſtzuhalten, und weil ich eben Zeit hatte, auch einer heitern Ruhe genoß, begann ich mit ihnen gründliche Didaskalien, indem ich auch mir die Kunſt aus ihren einfachſten Elementen entwickelte und an den Fortſchritten beider Lehrlinge mich nach und nach emporſtudirte, ſo daß ich ſelbſt klärer über ein Geſchäft ward, dem ich mich bisher inſtinktmäßig hingegeben hatte. Die Grammatik, die ich mir ausbildete, verfolgte ich nachher mit mehreren jungen Schauſpielern; Einiges davon iſt ſchriftlich übrig geblieben. [356

Nach jenen genannten Beiden fügte ſich's, daß noch ein hübſcher junger Mann Namens Grimmer mit gleichmäßigem

Antrag bei uns vortrat. Auch von ihm ließ ſich nach Geſtalt und Weſen das Beſte hoffen, beſonders war er Schillern willkommen, der ſeinen perſonenreichen Tell im Sinne hatte und auf ſchickliche Beſetzung der ſämmtlichen Rollen ſein Augenmerk richtete. Wir hielten daher auch ihn feſt und fanden ihn bald an ſeinem Platze brauchbar. [357

Der erſte Theil von Eugenie war geſchrieben, geſpielt und gedruckt, das Schema des Ganzen lag Scene nach Scene vor mir, und ich kann wol ſagen, meine mehrjährige Neigung zu dieſem Erzeugniß hatte keineswegs abgenommen. [358

Der zweite Theil ſollte auf dem Landgut, dem Aufenthalt Eugeniens, vorgehen, der dritte in der Hauptſtadt, wo mitten in der größten Verwirrung das wiedergefundene Sonett freilich kein Heil, aber doch einen ſchönen Augenblick würde hervorgebracht haben. Doch ich darf nicht weitergehen, weil ich ſonſt das Ganze umſtändlich vortragen müßte. [359

Ich hatte mich der freundlichſten Aufnahme von vielen Seiten her zu erfreuen, wovon ich die wohlthätigſten Zeugniſſe geſammelt habe, die ich dem Oeffentlichen mitzutheilen vielleicht Gelegenheit finde. Man empfand, man dachte, man folgerte, was ich nur wünſchen konnte; allein ich hatte den großen unverzeihlichen Fehler begangen, mit dem erſten Theil hervorzutreten, eh das Ganze vollendet war. Ich nenne den Fehler unverzeihlich, weil er gegen meinen alten geprüften Aberglauben begangen wurde, einen Aberglauben, der ſich indeß wol ganz vernünftig erklären läßt. [360

Einen ſehr tiefen Sinn hat jener Wahn, daß man, um einen Schatz wirklich zu heben und zu ergreifen, ſtillſchweigend verfahren müſſe, kein Wort ſprechen dürfe, wie viel Schreckliches und Ergetzendes auch von allen Seiten erſcheinen möge. Ebenſo bedeutſam iſt das Märchen: man müſſe bei wunderbarer Wagefahrt nach einem leitbaren Talisman in entlegenſten Bergwildniſſen unaufhaltſam vorſchreiten, ſich ja nicht umſehen, wenn auf ſchroffem Pfade fürchterlich drohende oder lieblich lockende Stimmen ganz nahe hinter uns vernommen werden. [361

Indeſſen war's geſchehen, und die geliebten Scenen der Folge beſuchten mich nur manchmal wie unſtäte Geiſter, die wiederkehrend ſiehentlich nach Erlöſung ſeufzen. [362

So wie ſchon einige Jahre, machte der Zuſtand von Jena und auch diesmal gar manche Sorge. Seit der franzöſiſchen

Revolution war eine Unruhe in die Menſchen gekommen, dergeſtalt, daß ſie entweder an ihrem Zuſtand zu ändern oder ihren Zuſtand wenigſtens dem Ort nach zu verändern gedachten. Hierzu konnten beſonders die Lehrer an Hochſchulen ihrer Stellung nach am Meiſten verlockt werden, und da eben zu dieſer Zeit dergleichen Anſtalten neu errichtet und vorzüglich begünſtigt wurden, ſo fehlte es nicht an Reiz und Einladung dorthin, wo man ein beſſeres Einkommen, höheren Rang, mehr Einfluß in einem weitern Kreiſe ſich verſprechen konnte. [363]

Dieſe großweltlichen Ereigniſſe muß man im Auge behalten, wenn man ſich im Allgemeinen einen Begriff machen will von dem, was um dieſe Zeit in dem kleinen Kreiſe der Jenaiſchen Akademie ſich ereignete. [364]

Der im ärztlichen Fache ſo umſichtige und mit mannichfachem Talent der Behandlung und Darſtellung begabte Chriſtian Wilhelm Hufeland war nach Berlin berufen, führte dort den Titel eines Geheimen Raths, welcher in einem großen Reiche ſchon zum bloßen Ehrentitel geworden war, indeſſen er in kleineren Staaten noch immer die urſprüngliche aktive Würde bezeichnete und ohne dieſelbe nicht leicht verliehen werden konnte. Eine ſolche Rangerhöhung aber blieb auf die Zurückgelaſſenen nicht ohne Einfluß. [365]

Fichte hatte in ſeinem philoſophiſchen Journal über Gott und göttliche Dinge auf eine Weiſe ſich zu äußern gewagt, welche den hergebrachten Ausdrücken über ſolche Geheimniſſe zu widerſprechen ſchien; er ward in Anſpruch genommen, ſeine Vertheidigung beſſerte die Sache nicht, weil er leidenſchaftlich zu Werke ging, ohne Ahnung, wie gut man dieſſeits für ihn geſinnt ſei, wie wohl man ſeine Gedanken, ſeine Worte auszulegen wiſſe, welches man freilich ihm nicht gerade mit dürren Worten zu erkennen geben konnte und ebenſo wenig die Art und Weiſe, wie man ihm auf das Gelindeſte herauszubelfen gedachte. Das Hin- und Wiederreden, das Vermuthen und Behaupten, das Beſtärken und Entſchließen wogte in vielfachen unſichern Reden auf der Akademie durch einander, man ſprach von einem miniſteriellen Vorhalt, von nichts Geringerem als einer Art Verweis, deſſen Fichte ſich zu gewärtigen hätte. Hierüber ganz außer Faſſung, hielt er ſich für berechtigt, ein heftiges Schreiben beim Miniſterium einzureichen, worin er, jene Maßregel als gewiß vorausſetzend, mit Ungeſtüm und Trotz erklärte: er werde dergleichen niemals dulden, er werde lieber ohne

Weiteres von der Akademie abziehen, und in solchem Falle nicht allein, indem mehrere bedeutende Lehrer, mit ihm einstimmig, den Ort gleichzeitig zu verlassen gedächten. [366

Hiedurch war nun auf einmal aller gegen ihn gehegte gute Wille gehemmt, ja paralysirt; hier blieb kein Ausweg, keine Vermittelung übrig, und das Gelindeste war, ihm ohne Weiteres seine Entlassung zu ertheilen. Nun erst, nachdem die Sache sich nicht mehr ändern ließ, vernahm er die Wendung, die man ihr zu geben im Sinne gehabt, und er mußte seinen übereilten Schritt bereuen, wie wir ihn bedauerten. [367

Zu einer Verabredung jedoch, mit ihm die Akademie zu verlassen, wollte sich Niemand bekennen, Alles blieb für den Augenblick an seiner Stelle; doch hatte sich ein heimlicher Unmuth aller Geister so bemächtigt, daß man in der Stille sich nach außen umthat und zuletzt Hufeland der Jurist nach Ingolstadt, Paulus und Schelling aber nach Würzburg wanderten. [368

Nach Allem diesem vernahmen wir im August, die so hochgeschätzte Literatur-Zeitung solle auch von Jena weg und nach Halle gebracht werden. Der Plan war klug genug angelegt: man wollte ganz im gewohnten Gange das laufende Jahr durchführen und schließen, sodann, als geschähe weiter nichts, ein neues anfangen, zu Ostern aber gleichsam nur den Druckort verändern und durch solches Manöver mit Anstand und Bequemlichkeit diese wichtige Anstalt für ewig von Jena wegspielen. [369

Die Sache war von der größten Bedeutsamkeit, und es ist nicht zu viel gesagt: diese stille Einleitung bedrohte die Akademie für den Augenblick mit völliger Auflösung. Man war diesseits wirklich in Verlegenheit; denn ob man gleich das Recht hatte, die Unternehmer zu fragen, ob dieses allgemeine Gerücht einen Grund habe, so wollte man doch in einer solchen gehässigen Sache nicht übereilt noch hart erscheinen; daher anfänglich ein Zaudern, das aber von Tag zu Tag gefährlicher ward. Die erste Hälfte des Augusts war verstrichen, und Alles kam darauf an, was in den sechs Wochen bis Michael zu einer Gegenwirkung vorgenommen werden könnte. [370

Auf einmal kommt Hilfe, woher sie nicht zu erwarten war. Kotzebue, der sich seit den Scenen des vorigen Jahrs als Todfeind aller Weimarischen Thätigkeit erwiesen hatte, kann seinen Triumph nicht im Stillen feiern, er giebt in dem Frei-

mütbigen übermüthig an den Tag: mit der Akademie Jena, welche bisher schon großen Verlust an tüchtigen Professoren erlitten, sei es nun völlig zu Ende, indem die Allgemeine Literatur-Zeitung in Gefolg großer dem Redakteur verwilligter Begünstigungen von da hinweg und nach Halle verlegt werde. [371]

Von unserer Seite hörte nun alles Bedenken auf; wir hatten volle Ursache, die Unternehmer zu fragen, ob dies ihre Absicht sei. Und da solche nun nicht geleugnet werden konnte, so erklärte man ihren Vorsatz, die Anstalt bis Ostern in Jena hinzuhalten, für nichtig und versicherte zugleich, man werde mit dem neuen Jahre in Jena die Allgemeine Literatur-Zeitung selbst fortsetzen. [372]

Diese Erklärung war kühn genug, denn wir hatten kaum die Möglichkeit in der Ferne zu sehen geglaubt; doch rechtfertigte der Erfolg den wackern Entschluß. Die Aktenstücke jener Tage sind in der größten Ordnung verwahrt; vielleicht ergetzen sich unsere Nachkommen an dem Hergang dieser für uns wenigstens höchst bedeutenden Begebenheit. [373]

Nachdem also die Anstalt der Literatur-Zeitung in ihrem ganzen Gewichte gesichert war, hatte man sich nach Männern umzusehen, die erledigten Lehrfächer wieder zu besetzen. Von mehreren in Vorschlag gebrachten Anatomen wurde Ackermann berufen, welcher den Grund zu einem längst beabsichtigten stehenden anatomischen Museum legte, das der Akademie verbleiben sollte. Auch Schelver ward herangezogen und der botanischen Anstalt vorgesetzt. Man hatte von seiner Persönlichkeit, als eines zugleich höchst zarten und tiefsinnigen Wesens, die besten Hoffnungen für die Naturwissenschaft. [374]

Die von Lenz gegründete mineralogische Sozietät erweckte das größte Vertrauen; alle Freunde dieses Wissens wünschten als Mitglieder aufgenommen zu werden, und sehr Viele beeiferten sich, mit bedeutenden Geschenken das angelegte Kabinet zu vermehren. [375]

Unter solchen zeichnete sich Fürst Gallitzin aus, welcher die Ehre der ihm übertragenen Präsidentenstelle durch das Geschenk seines ansehnlichen Kabinets anzuerkennen suchte, und da durch diesen wie durch andern Zuwachs die Anstalt höchst bedeutend geworden, so bestätigte der Herzog gegen Ende des Jahrs die Statuten der Gesellschaft und gab ihr dadurch unter den öffentlichen Anstalten einen entschiedenen Rang. [376]

Nach dem Verlust so mancher bedeutenden Personen hatten

wir uns jedoch neumitwirkender Männer zu erfreuen. Fernow kam von Rom, um künftig in Deutschland zu verbleiben; wir hielten ihn fest. Herzogin Amalie gab ihm die seit Jagemann's Tode unbesetzte Bibliothekarstelle ihrer besondern Büchersammlung; seine gründliche Kenntniß der italienischen Literatur, eine ausgesuchte Bibliothek dieses Faches und seine angenehmen geselligen Eigenschaften machten diesen Erwerb höchst schätzbar. Daneben führte er einen bedeutenden Schatz mit sich: die hinterlassenen Zeichnungen seines Freundes Carstens, dem er in seiner künstlerischen Laufbahn bis an sein frühzeitiges Ende mit Rath und That, mit Urtheil und Nachhilfe treulichst beigestanden hatte. [377

Dr. Riemer, der mit Herrn von Humboldt nach Italien gegangen war und dort einige Zeit in dessen Familienkreis mitgewirkt hatte, war in Fernow's Gesellschaft herausgereist und als gewandter Kenner der alten Sprachen uns gleichfalls höchlich willkommen. Er gesellte sich zu meiner Familie, nahm Wohnung bei mir und wendete seine Sorgfalt meinem Sohne zu. [378

Auch mit Zelter ergab sich ein näheres Verhältniß; bei seinem vierzehntägigen Aufenthalt war man wechselseitig in künstlerischem und sittlichem Sinne um Vieles näher gekommen. Er befand sich in dem seltsamsten Drange zwischen einem ererbten, von Jugend auf geübten, bis zur Meisterschaft durchgeführten Handwerk, das ihm eine bürgerliche Existenz ökonomisch versicherte, und zwischen einem eingebornen, kräftigen, unwiderstehlichen Kunsttriebe, der aus seinem Individuum den ganzen Reichthum der Tonwelt entwickelte. Jenes treibend, von diesem getrieben, von jenem eine erworbene Fertigkeit besitzend, in diesem nach einer zu erwerbenden Gewandtheit bestrebt, stand er nicht etwa wie Herkules am Scheidewege zwischen dem, was zu ergreifen oder zu meiden sein möchte, sondern er ward von zwei gleich werthen Musen hin- und hergezogen, deren eine sich seiner bemächtigt, deren andere dagegen er sich anzueignen wünschte. Bei seinem redlichen, tüchtig bürgerlichen Ernst war es ihm ebenso sehr um sittliche Bildung zu thun, als diese mit der ästhetischen so nah verwandt, ja ihr verkörpert ist und eine ohne die andere zu wechselseitiger Vollkommenheit nicht gedacht werden kann. [379

Und so konnte ein doppelt wechselseitiges Bestreben nicht außen bleiben, da die Weimarischen Kunstfreunde sich fast in

demſelben Falle befanden; wozu ſie nicht geſchaffen waren, hatten ſie zu leiſten, und was ſie Angebornes zu leiſten wünſchten, ſchien immerfort unverſucht zu bleiben. [280

Die Angebäude der Bibliothek nach dem Schloſſe zu wurden der freieren Ausſicht wegen abgebrochen: nun machte ſich ſtatt ihrer ein neuer Gelaß nötig, wozu die Herren Genz und Rabe gleichfalls die Riſſe zu liefern gefällig übernahmen. Was ſonſt in jenen Platz gefunden hatte, ſtattliche Treppe, geräumige Expeditions- und Geſellſchaftszimmer wurden gewonnen, ferner im zweiten Stock nicht allein Stand für mehrere Bücherrepoſitorien, ſondern auch einige Räume für Alterthümer, Kunſtſachen, und was dem anhängt; nicht weniger wurde das Münzkabinet, vollſtändig an ſächſiſchen Medaillen, Thalern und kleineren Geldſorten, nebenher auch mit Denkmünzen, ingleichen römiſchen und griechiſchen verſehen, beſonders aufbewahrt. [281

Da ich mich in meinem Leben vor nichts ſo ſehr als vor leeren Worten gehütet und mir eine Phraſe, wobei nichts gedacht oder empfunden war, an Andern unerträglich, an mir unmöglich ſchien, ſo litt ich bei der Ueberſetzung des Cellini, wozu durchaus unmittelbare Anſicht gefordert wird, wirkliche Pein. Ich bedauerte herzlich, daß ich meine erſte Durchreiſe, meinen zweiten Aufenthalt zu Florenz nicht beſſer genutzt, mir von der Kunſt neuerer Zeit nicht ein eindringlicheres Anſchauen verſchafft hatte. Freund Meyer, der in den Jahren 1796 und 1797 ſich daſelbſt die gründlichſten Kenntniſſe erworben hatte, half mir möglichſt aus; doch ſehnt' ich mich immer nach dem eigenen, nicht mehr gegönnten Anblick. [282

Ich kam daher auf den Gedanken, ob nicht wenigſtens Celliniſche Münzen, auf die er ſich ſo viel zu Gute thut, noch zu finden ſein möchten, ob nicht Anderes, was mich in jene Zeiten verſetzen könnte, noch zu haben wäre. [283

Glücklicherweiſe vernahm ich von einer Nürnbergiſchen Auktion, in welcher Kupfermünzen des funfzehnten und ſechzehnten, ja des ſiebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts feil geboten wurden, und es gelang, die ganze Maſſe zu erhalten. Die Originalfolge von Päpſten ſeit Martin V. bis auf Klemens XI., alſo bis zum erſten Viertel des achtzehnten Jahrhunderts, wurde mir nicht allein zu eigen, ſondern auch dazwiſchen Kardinäle und Prieſter, Philoſophen, Gelehrte, Künſtler, Merkwürdige Frauen, in ſcharfen, unbeſchädigten Exemplaren,

theils gegossen, theils geprägt; aber verwunderſam und bedauerlich: unter ſo manchen Hunderten kein Cellini. Aufgeregt war man nun, auch hier das Geſchichtliche zu ſtudiren; man forſchte nach Bonanni, Mazzuchelli und Andern und legte ſo den Grund zu ganz neuer Belehrung. [384]

Das ältere Schießhaus vor dem Frauenthor war ſchon längſt von den Parkanlagen überflügelt, der Raum, den es einnahm, bereits zwiſchen Gärten eingeſchloſſen und Spaziergängen die Uebungen nach der Scheibe, beſonders aber das eigentliche Vogelſchießen, nach und nach unbequem und gefährlich. [385]

Zum Tauſch nahm der Stadtrath mit mehrfachem Gewinn einen großen ſchön gelegenen Bezirk vor dem Kegelthor; die weit verbreiteten Aecker ſollten in Gärten, Gartenländer verwendet und an dem ſchicklichſten Platz ein neues Schießhaus gebaut werden. [386]

Die eigentliche Lage eines Gebäudes, ſobald dem Architekten Freiheit gegeben iſt, bleibt immer deſſelben Hauptaugenmerk: ein ländliches Gebäude ſoll die Gegend zieren und wird von ihr geziert; und ſo war die ſorgfältigſte Berathung zwiſchen den Berliner Architekten und den Weimariſchen Kunſtfreunden, nicht weniger dem Stadtrath und der Schützengeſellſchaft eine geraume Zeit im Schwange. [387]

Bei einem neuen Luſtgebäude mit ſeinen Umgebungen, zur Aufnahme einer großen Menge beſtimmt, iſt das Haupterforderniß Schatten, welcher nicht ſogleich herbeigebannt werden kann. Hier war alſo ein angenehmes Hölzchen der nothwendige Punkt, einen Flügel daran zu lehnen, für die Hauptrichtung entſchied ſodann eine oberhalb jenes Buſchwerks hergehende uralte vierfache Lindenallee; man mußte den Flügel und alſo das ganze Gebäude rechtwinkelig darauf richten. [388]

Ein mäßiger Plan, den Bedürfniſſen allenfalls hinreichend, erweiterte ſich nach und nach; die Schützengeſellſchaft, das Publikum als die Tanzenden, die Genießenden, Alle wollten bedacht ſein, Alle verlangten ein ſchickliches und bequemes Lokal. Nun aber forderte die nahebei, doch geſondert anzulegende Wirthſchaft ebenfalls ihre mannichfaltigen Bedürfniſſe, und ſo dehnte ſich der Plan immer mehr aus. Zwar gab die Ungleichheit des Terrains, die man zu überwinden hatte, die ſchönſte Gelegenheit, aus der nothwendigen Bedingtheit des Lokals die Forderungen des Zweckes zu entwickeln, am Ende

aber konnte man ſich nicht leugnen, bei ökonomiſcher Ausdehnung und nach äſthetiſchen Rückſichten über die Grenze des Bedürfniſſes hinausgegangen zu ſein. [389

Doch ein Gebäude gehört unter die Dinge, welche nach erfüllten inneren Zwecken auch zu Befriedigung der Augen aufgeſtellt werden, ſo daß man, wenn es fertig iſt, niemals fragt, wie viel Erfindungskraft, Anſtrengung, Zeit und Geld dazu erforderlich geweſen; die Totalwirkung bleibt immer das Dämoniſche, dem wir huldigen. [390

Gegen Ende des Jahrs erlebte ich das Glück, mein Verhältniß zu den Erdſchollen von Roſla völlig aufgehoben zu ſehen. War der vorige Pächter ein Lebemann und in ſeinem Geſchäft leichtſinnig und nachläſſig, ſo hatte der neue als bisheriger Bürger einer Landſtadt eine gewiſſe eigene kleinliche Rechtlichkeit, wovon die Behandlung jener bekannten Quelle ein Symbol ſein mag. Der gute Mann, in ſeinen Gartenbegriffen einen Springbrunnen als das Höchſte befindend, leitete das dort mäßig abfließende Waſſer in engen Blechröhren an die niedrigſte Stelle, wo es denn wieder einige Fuß in die Höhe ſprang, aber ſtatt des Waſſerſpiegels einen Sumpf bildete. Das idylliſche Naturweſen jenes Spaziergangs war um ſeine Einfalt verkümmert, ſo wie denn auch andere ähnliche Anſtalten ein gewiſſes erſtes Gefallen nicht mehr zuließen. [391

Zwiſchen Allem dieſem war der häusliche Mann doch auch klar geworden, daß die Beſitzung für Den, der ſie perſönlich benutze, ganz einträglich ſei, und in dem Maße, wie mir der Beſitz verleidete, mußte er ihm wünſchenswürdig erſcheinen, und ſo ereignete ſich's, daß ich nach ſechs Jahren das Gut ihm abtrat, ohne irgend einen Verluſt als der Zeit und allenfalls des Aufwandes auf ländliche Feſte, deren Vergnügen man aber doch auch für etwas rechnen mußte. Konnte man ferner die klare Anſchauung dieſer Zuſtände auch nicht zu Geld anſchlagen, ſo war doch viel gewonnen und nebenbei mancher heitere Tag im Freien geſellig zugebracht. [392

Frau von Stael kam Anfangs Dezember in Weimar an, als ich noch in Jena mit dem Programm beſchäftigt war. Was mir Schiller über ſie am 21. Dezember ſchrieb, diente auf einmal über das wechſelſeitige, aus ihrer Gegenwart ſich entwickelnde Verhältniß aufzuklären. [393

„Frau von Stael wird Ihnen völlig ſo erſcheinen, wie Sie ſie Sich a priori ſchon konſtruirt haben werden; es iſt Alles

V.

Sonnette.

aus einem Stück und kein fremder, falscher pathologischer Zug in ihr. Dies macht, daß man sich trotz des immensen Abstands der Naturen und Denkweisen vollkommen wohl bei ihr befindet, daß man Alles von ihr hören, ihr Alles sagen mag. Die französische Geistesbildung stellt sie rein und in einem höchst interessanten Lichte dar. In Allem, was wir Philosophie nennen, folglich in allen letzten und höchsten Instanzen, ist man mit ihr im Streit und bleibt es trotz alles Redens. Aber ihr Naturell und Gefühl ist besser als ihre Metaphysik, und ihr schöner Verstand erhebt sich zu einem genialischen Vermögen. Sie will Alles erklären, einsehen, ausmessen, sie statuirt nichts Dunkles, Unzugängliches, und wohin sie nicht mit ihrer Fackel leuchten kann, da ist nichts für sie vorhanden. Darum hat sie eine horrible Scheu vor der Idealphilosophie, welche nach ihrer Meinung zur Mystik und zum Aberglauben führt, und das ist die Stickluft, wo sie umkommt. Für das, was wir Poesie nennen, ist kein Sinn in ihr, sie kann sich von solchen Werken nur das Leidenschaftliche, Rednerische und Allgemeine zueignen; aber sie wird nichts Falsches schätzen, nur das Rechte nicht immer erkennen. Sie ersehen aus diesen paar Worten, daß die Klarheit, Entschiedenheit und geistreiche Lebhaftigkeit ihrer Natur nicht anders als wohlthätig wirken können. Das einzige Lästige ist die ganz ungewohnliche Fertigkeit ihrer Zunge; man muß sich ganz in ein Gehörorgan verwandeln, um ihr folgen zu können. Da sogar ich bei meiner wenigen Fertigkeit im Französischreden ganz leidlich mit ihr fortkomme, so werden Sie bei Ihrer größern Uebung eine sehr leichte Kommunikation mit ihr haben." [394

Da ich mich von Jena, ohne mein Geschäft abgeschlossen zu haben, nicht entfernen konnte, so gelangten noch gar mancherlei Schilderungen und Nachrichten zu mir, wie Frau von Stael sich benehme und genommen werde, und ich konnte mir ziemlich die Rolle vorschreiben, welche ich zu spielen hätte. Doch sollte das Alles ganz anders werden, wie in dem nächsten Jahr, wohin wir hinübergehen, zu melden ist. [395

Wie unbequem aber ein so bedeutender Besuch mir gerade zu der Zeit sein mußte, wird Derjenige mitempfinden, der die Wichtigkeit des Geschäfts bedenkt, das mich damals in Jena festhielt. Der weltberühmten Allgemeinen Literatur-Zeitung mit Ankündigung des Dienstes zuvorzukommen, und indem sie sich an einen andern Ort bewegte, sie an derselben Stelle fortsetzen

zu wollen, war ein kühnes Unternehmen. Man bedenkt nicht immer, daß ein kühn Unternommenes in der Ausführung gleichfalls Kühnheit erfordert, weil bei dem Ungemeinen durch gemeine Mittel nicht wohl auszulangen sein möchte. Mehr als ein Verständiger, Einsichtiger gab mir das Erstaunen zu erkennen, wie man sich in ein solch unmögliches Unternehmen habe einlassen dürfen. Freilich aber war die Sache dadurch möglich geworden, daß ein Mann von dem Verdienste des Herrn Hofrath Eichstädt sich zu Fortsetzung des Geschäfts entschloß, an dem er bisher so bedeutenden Theil genommen hatte. [396

Die Weimarischen Kunstfreunde hielten es nunmehr für Pflicht, das, was an ihrem Einfluß gewichtig sein konnte, auch auf die Schale zu legen. Preisaufgaben für bildende Künstler, Recensionen der eingesendeten Blätter, Preiserteilung, sonstig verwandte Ausführungen, Ausschreiben einer neuen Preisaufgabe: dieser Kompler von in einander greifenden Operationen, welcher bisher den Propyläen angehört hatte, sollte nunmehr der Allgemeinen Literatur-Zeitung zu Theil werden. Das Programm dieser beschäftigte mich in meiner diesmaligen Abwesenheit, indem ich mit dem Freund und eifrigen Mitarbeiter Heinrich Meyer in fortwährender Kommunikation blieb. [397

Wer Gelegenheit hat, den ersten Jahrgang der Neuen oder Jenaischen Allgemeinen Literatur-Zeitung anzusehen, der wird gern bekennen, daß es keine geringe Arbeit gewesen. Die Preisaufgabe von 1803 war auf verschiedene Weise gelöst, auch Professor Hoffmann aus Stuttgart der Preis zuerkannt, nachdem vorher die verschiedenen Verdienste der Mitwerber gewürdigt sowol als von freiwillig Eingesendetem Rechenschaft gegeben worden. Alsdann hatte man einen Versuch gemacht, Polygnot's Gemälde in der Lesche zu Delphi zu restauriren und sich in Gedanken der Kunst dieses Urvaters, wie es sich thun ließe, zu nähern. [398

Die Weimarischen Kunstfreunde hatten diese fünf Jahre her, während welcher sie diese Anstalt durchgeführt, gar wohl bemerken können, daß eine allzu eng bestimmte Aufgabe dem Künstler nicht durchaus zusage, und daß man dem freien Geist einigen Spielraum lassen müsse, um nach eignem Sinn und Vermögen eine Wahl anstellen zu können. Die diesjährige Aufgabe war daher: das Menschengeschlecht, vom Elemente des Wassers bedrängt, wovon wir eine ganz besondere Mannichfaltigkeit hoffen konnten. [399

Aus jenem Programm füge zum Schluß noch eine Stelle hier ein, die Gelegenheit giebt, ein anmuthiges Ereigniß zu besprechen. „Unter den Schätzen der Galerie zu Kassel verdient die Charitas von Leonardo da Vinci die Aufmerksamkeit der Künstler und Liebhaber im höchsten Grad. Herr Riepenhausen hatte den schönen Kopf dieser Figur, in Aquarellfarben trefflich kopirt, zur Ausstellung eingesandt. Die süße Traurigkeit des Mundes, das Schmachtende der Augen, die sanfte, gleichsam bittende Neigung des Hauptes, selbst der gedämpfte Farbenton des Originalbildes waren durchaus rein und gut nachgeahmt. Die größte Zahl Derer, welche die Ausstellung besuchten, haben diesen Kopf mit vielem Vergnügen gesehen; ja derselbe muß einen Kunstliebhaber im höchsten Grade angezogen haben, indem wir die unverkennbaren Spuren eines herzlichen Kusses von angenehmen Lippen auf dem Glase, da, wo es den Mund bedeckt, aufgedrückt fanden." [400

Wie liebenswürdig aber das Facsimile eines solchen Kusses gewesen, wird man nur erst ganz empfinden, erfährt man die Umstände, unter welchen solches möglich geworden. Unsere Ausstellung kam dieses Jahr später zu Stande; bei dem Antheil, welchen das Publikum zeigte, ließen wir es länger als gewöhnlich stehen; die Zimmer wurden kälter und nur gegen die Stunden des eröffneten Einlasses geheizt. Eine geringe Abgabe für die einmalige Entrée zum Besten der Anstalt war genehmigt, besonders von Fremden; für Einheimische war ein Abonnement eingerichtet, welches nach Belieben auch außer der bestimmten Zeit den Eintritt gewährte. Indem wir also nach Gewahrwerden dieser liebevollen Theilnahme an einem vorzüglichen Kunstwerk uns in stiller Heiterkeit den Urheber zu entdecken bemühten, wurde Folgendes erst festgesetzt. Jung war der Küssende, das hätte man voraussetzen können, aber die auf dem Glas fixirten Züge sprechen es aus; er muß allein gewesen sein, vor Vielen hätte man dergleichen nicht wagen dürfen. Dies Ereigniß geschah früh bei ungeheizten Zimmern: der Sehnsüchtige hauchte das kalte Glas an, drückte den Kuß in seinen eignen Hauch, der alsdann erstarrend sich konsolidirte. Nur Wenige wurden mit dieser Angelegenheit bekannt; aber es war leicht auszumachen, wer bei Zeiten in den ungeheizten Zimmern allein sich eingefunden, und da traf sich's denn auch recht gut: die bis zur Gewißheit gesteigerte Vermuthung blieb auf einem jungen Menschen ruhen, dessen wirklich küßliche

Lippen wir Eingeweihten nachher mehr als einmal freundlich zu begrüßen Gelegenheit hatten. [401

So viel wir wissen, ist das Bild nach Dorpat gekommen. [402

1804.

Der Winter hatte sich mit aller Gewalt eingefunden, die Wege waren verschneit, auf der Schnecke kein Fortkommen. Frau von Stael kündigte sich immer dringender an; mein Geschäft war vollendet, und ich entschloß mich in mancherlei Betracht, nach Weimar zu gehen. Aber auch diesmal fühlt' ich die Schädlichkeit des Winteraufenthaltes im Schlosse. Die so theure Erfahrung von 1801 hatte mich nicht aufmerksam, nicht klüger gemacht, ich kehrte mit einem starken Katarrh zurück, der, ohne gefährlich zu sein, mich einige Tage im Bette und sodann Wochen lang in der Stube hielt. Dadurch ward mir nun ein Theil des Aufenthalts dieser seltenen Frau historisch, indem ich, was in der Gesellschaft vorging, von Freunden berichtlich vernahm, und so mußte denn auch die Unterhaltung erst durch Billette, dann durch Zwiegespräche, später in dem kleinsten Zirkel stattfinden, — vielleicht die günstigste Weise, wie ich sie kennen lernen und mich ihr, insofern dies möglich war, auch mittheilen konnte. [403

Mit entschiedenem Andrang verfolgte sie ihre Absicht, unsere Zustände kennen zu lernen, sie ihren Begriffen ein- und unterzuordnen, sich nach dem Einzelnen so viel als möglich zu erkundigen, als Weltfrau sich die geselligen Verhältnisse klar zu machen, in ihrer geistreichen Weiblichkeit die allgemeineren Vorstellungsarten und was man Philosophie nennt, zu durchdringen und zu durchschauen. Ob ich nun gleich gar keine Ursache hatte, mich gegen sie zu verstellen, wiewol ich, auch wenn ich mich geben lasse, doch immer von den Leuten nicht recht gefaßt werde, so trat doch hier ein äußerer Umstand ein, der mich für den Augenblick scheu machte. Ich erhielt so eben ein erst herausgekommenes französisches Buch, die Korrespondenz von ein paar Frauenzimmern mit Rousseau enthaltend. Sie hatten den unzugänglichen scheuen Mann ganz eigentlich mystifizirt, indem sie ihn erst durch kleine Angelegenheiten zu interessiren, zu einem Briefwechsel mit ihnen anzulocken gewußt, den

sie, nachdem sie den Scherz genug hatten, zusammenstellen und
drucken ließen. [404

Hierüber gab ich mein Mißfallen an Frau von Stael zu erkennen, welche die Sache leicht nahm, sogar zu billigen schien und nicht undeutlich zu verstehen gab: sie denke ungefähr gleicherweise mit uns zu verfahren. Weiter bedurft' es nichts, um mich aufmerksam und vorsichtig zu machen, mich einigermaßen zu verschließen. [405

Die großen Vorzüge dieser hochdenkenden und empfindenden Schriftstellerin liegen Jedermann vor Augen, und die Resultate ihrer Reise durch Deutschland zeigen genugsam, wie wohl sie ihre Zeit angewendet. [406

Ihre Zwecke waren vielfach: sie wollte das sittliche, gesellige, literarische Weimar kennen lernen und sich über Alles genau unterrichten; dann aber wollte auch sie gekannt sein und suchte daher ihre Ansichten ebenso geltend zu machen, als es ihr darum zu thun schien, unsre Denkweise zu erforschen. Allein dabei konnte sie es nicht lassen; auch wirken wollte sie auf die Sinne, aufs Gefühl, auf den Geist, sie wollte zu einer gewissen Thätigkeit aufregen, deren Mangel sie uns vorwarf. [407

Da sie keinen Begriff hatte von dem, was Pflicht heißt, und zu welcher stillen gefaßten Lage sich Derjenige, der sie übernimmt, entschließen muß, so sollte immerfort eingegriffen, augenblicklich gewirkt, sowie in der Gesellschaft immer gesprochen und verhandelt werden. [408

Die Weimaraner sind gewiß eines Enthusiasmus fähig, vielleicht gelegentlich auch eines falschen, aber das französische Auflodern ließ sich nicht von ihnen erwarten, am Wenigsten zu einer Zeit, wo die französische Uebergewalt so allseitig drohte und stillluge Menschen das unausweichliche Unheil voraussahen, das uns im nächsten Jahre an den Rand der Vernichtung führen sollte. [409

Auch vorlesend und deklamirend wollte Frau von Stael sich Kränze erwerben. Ich entschuldigte mich von einem Abend, wo sie Phädra vortrug und wo ihr der mäßige deutsche Beifall keineswegs genugthat. [410

Philosophiren in der Gesellschaft heißt, sich über unauflösliche Probleme lebhaft unterhalten. Dies war ihre eigentliche Lust und Leidenschaft. Natürlicherweise trieb sie es in Reden und Wechselreden gewöhnlich bis zu denen Angelegenheiten des Denkens und Empfindens, die eigentlich nur zwischen Gott und

dem Einzelnen zur Sprache kommen sollten. Dabei hatte sie, als Frau und Französin, immer die Art, auf Hauptstellen positiv zu verharren und eigentlich nicht genau zu hören, was der Andere sagte. [411

Durch Alles dieses war der böse Genius in mir aufgeregt, daß ich nicht anders als widersprechend, dialektisch und problematisch alles Vorkommende behandelte und sie durch hartnäckige Gegensätze oft zur Verzweiflung brachte, wo sie aber erst recht liebenswürdig war und ihre Gewandtheit im Denken und Erwidern auf die glänzendste Weise darthat. [412

Noch hatte ich mehrmals unter vier Augen folgerechte Gespräche mit ihr, wobei sie jedoch auch nach ihrer Weise lästig war, indem sie über die bedeutendsten Vorkommenheiten nicht einen Augenblick stilles Nachdenken erlaubte, sondern leidenschaftlich verlangte, man solle bei dringenden Angelegenheiten, bei den wichtigsten Gegenständen ebenso schnell bei der Hand sein, als wenn man einen Federball aufzufangen hätte. [413

Ein Geschichtchen statt vieler möge hier Platz nehmen. Frau von Stael trat einen Abend vor der Hofzeit bei mir ein und sagte gleich zum Willkommen mit heftiger Lebhaftigkeit: „Ich habe Euch eine wichtige Nachricht anzukündigen: Moreau ist arretirt mit einigen Andern und des Verraths gegen den Tyrannen angeklagt.“ — Ich hatte seit langer Zeit wie Jedermann an der Persönlichkeit des Edlen Theil genommen und war seinem Thun und Handeln gefolgt; ich rief im Stillen mir das Vergangene zurück, um nach meiner Art daran das Gegenwärtige zu prüfen und das Künftige daraus zu schließen oder doch wenigstens zu ahnen. Die Dame veränderte das Gespräch, dasselbe wie gewöhnlich auf mannichfach gleichgiltige Dinge führend, und als ich, in meinem Grübeln verharrend, ihr nicht sogleich gesprächig zu erwidern wußte, erneuerte sie die schon oft vernommenen Vorwürfe: ich sei diesen Abend wieder einmal gewohnterweise maussade und keine heitere Unterhaltung bei mir zu finden. — Ich ward wirklich im Ernst böse, versicherte, sie sei keines wahren Antheils fähig, sie falle mit der Thür ins Haus, betäube mich mit einem derben Schlag und verlange sodann, man solle alsobald sein Liedchen pfeifen und von einem Gegenstand zum andern hüpfen. [414

Dergleichen Aeußerungen waren recht in ihrem Sinn, sie wollte Leidenschaft erregen, gleichviel welche. Um mich zu versöhnen, sprach sie die Momente des gedachten wichtigen Unfalls

gründlich durch und bewies dabei große Einsicht in die Lage der Dinge wie in die Charaktere. [415

Ein anderes Geschichtchen bezeugt gleichfalls, wie heiter und leicht mit ihr zu leben war, wenn man es auf ihre Weise nahm. An einem personenreichen Abendessen bei Herzogin Amalie saß ich weit von ihr und war eben auch für diesmal still und mehr nachdenklich. Meine Nachbarschaft verwies es mir, und es gab eine kleine Bewegung, deren Ursache endlich bis zu den höhern Personen hinaufreichte. Frau von Stael vernahm die Anklage meines Schweigens, äußerte sich darüber wie gewöhnlich und fügte hinzu: „Ueberhaupt mag ich Goethe nicht, wenn er nicht eine Bouteille Champagner getrunken hat.“ Ich sagte darauf halb laut, so daß es nur meine Nächsten vernehmen konnten: „Da müssen wir uns denn doch schon manchmal zusammen bespitzt haben.“ Ein mäßiges Gelächter entstand darauf; sie wollte den Anlaß erfahren, Niemand konnte und mochte meine Worte im eigentlichsten Sinne französisch wiedergeben, bis endlich Benjamin Constant, auch ein Nahsitzender, auf ihr anhaltendes Fordern und Drängen, um die Sache abzuschließen, es unternahm, ihr mit einer euphemistischen Phrase genugzutun. [416

Was man jedoch von solchen Verhältnissen hinterher denken und sagen mag, so ist immer zu bekennen, daß sie von großer Bedeutung und Einfluß auf die Folge gewesen. Jenes Werk über Deutschland, welches seinen Ursprung dergleichen geselligen Unterhaltungen verdankte, ist als ein mächtiges Rüstzeug anzusehen, das in die chinesische Mauer antiquirter Vorurtheile, die uns von Frankreich trennte, sogleich eine breite Lücke durchbrach, so daß man über dem Rhein und in Gefolg dessen über dem Kanal endlich von uns nähere Kenntniß nahm, wodurch wir nicht anders als lebendigen Einfluß auf den fernern Westen zu gewinnen hatten. Segnen wollen wir also jenes Unbequeme und den Kernstift nationeller Eigenthümlichkeiten, die uns damals ungelegen kamen und keineswegs förderlich erscheinen wollten. [417

Ebenso hätten wir dankbar der Gegenwart Herrn Benjamin Constant zu gedenken. [418

Gegen Ende Juni begab ich mich nach Jena und ward gleich an demselbigen Abend durch lebhafte Johannisfeuer munter genug empfangen. Es ist keine Frage, daß sich diese Lustflammen auf den Bergen sowol in der Nähe der Stadt, als

wenn man das Thal auf- und abwärts fährt, überraschend freundlich ausnehmen. [419

Nach Verschiedenheit der vorhandenen Materialien, ihrer Menge, mehr oder weniger Schnelligkeit der Verwendung züngeln sie bald obelisken- bald pyramidenartig in die Höhe, scheinen glühend zu verlöschen und leben auf einmal ermuntert wieder auf. Und so sieht man ein solches feuriges Wechselspiel thalauf thalab auf die mannichfaltigste Weise belebend fortsetzen. [420

Unter allen diesen Erscheinungen that sich eine zwar nur auf kürzere Zeit, aber bedeutend und auffallend hervor. Auf der Spitze des Hausberges, welcher von seiner Vorderseite angesehen kegelartig in die Höhe steigt, flammte gleichmäßig ein bedeutendes Feuer empor, doch hatte es einen beweglichern und unruhigern Charakter; auch verlief nur kurze Zeit, als es sich in zwei Bächen an den Seiten des Kegels herunterfließend sehen ließ; diese, in der Mitte durch eine feurige Querlinie verbunden, zeigten ein kolossales leuchtendes A, auf dessen Gipfel eine starke Flamme gleichsam als Krone sich hervorthat und auf den Namen unserer verehrten Herzogin Mutter hindeutete. Diese Erscheinung ward mit allgemeinem Beifall aufgenommen; fremde Gäste fragten verwundert über die Mittel, wodurch ein so bedeutendes und Festlichkeit krönendes Feuergebilde habe veranstaltet werden können. [421

Sie erfuhren jedoch gar bald, daß dieses das Werk einer vereinigten Menge war und einer solchen, von der man es am Wenigsten erwartet hätte. [422

Die Universitätsstadt Jena, deren unterste ärmste Klasse sich so fruchtbar erweist, wie es in den größten Städten sich zu ereignen pflegt, wimmelt von Knaben verschiedenen Alters, welche man gar füglich den Lazaronis vergleichen kann. Ohne eigentlich zu betteln, nehmen sie durch Vielthätigkeit das Wohlthun der Einwohner, besonders aber der Studirenden in Anspruch. Bei vorzüglicher Frequenz der Akademie hatte sich diese Erwerbsklasse besonders vermehrt: sie standen am Markte und an den Straßenecken überall bereit, trugen Botschaften hin und wieder, bestellten Pferde und Wagen, trugen die Stammbücher hin und her und sollizitirten das Einschreiben, Alles gegen geringe Retributionen, welche denn doch ihnen und ihren Familien bedeutend zu Gute kamen. Man nannte sie Mohren, wahrscheinlich weil sie, von der Sonne verbrannt, sich durch eine dunklere Gesichtsfarbe auszeichneten. [423

Diese hatten sich schon lange her das Recht angemaßt, das Feuer auf der Spitze des Hausbergs anzuzünden und zu unterhalten, welches anzufachen und zu ernähren sie sich folgender Mittel bedienten. Ebenso den weiblichen Dienstboten der bürgerlichen Häuser als den Studirenden willfährig, wußten sie jene durch manche Gefälligkeit zu verpflichten, dergestalt daß ihnen die Besenstumpfen das Jahr über aufbewahrt und zu dieser Festlichkeit abgeliefert wurden. Um diese regelmäßig in Empfang zu nehmen, theilten sie sich in die Quartiere der Stadt und gelangten am Abend des Johannistags schaarenweis zusammen auf der Spitze des Hausberges an, wo sie dann ihre Reisfackeln so schnell als möglich entzündeten und sodann mit ihnen mancherlei Bewegungen machten, welche sich diesmal zu einem großen A gestalteten, da sie denn still hielten und Jeder an seinem Platze die Flamme so lange als möglich zu erhalten suchten. [424

Diese lebhafte Erscheinung, bei einem heitern Abendgelag von versammelten Freunden gewahrt und bewundert, eignete sich auf alle Fälle, einigen Enthusiasmus zu erregen. Man stieß auf das Wohl der verehrten Fürstin an, und da schon seit einiger Zeit eine immer ernstere Polizei dergleichen feurige Lustbarkeiten zu verbieten Anstalten machte, so bedauerte man, daß eine solche Seelenfreude künftig nicht mehr genossen werden sollte, und äußerte den Wunsch für die Dauer einer solchen Gewohnheit in dem heitern Toast:

Johannisfeuer sei unverwehrt,
Die Freude nie verloren!
Besen werden immer stumpf gekehrt
Und Jungens immer geboren. [425

Einer gründlichern Heiterkeit genoß man bei Untersuchung der dortigen wissenschaftlichen Anstalten; besonders hatte die Sammlung der mineralogischen Gesellschaft an Reichthum und Ordnung merklich zugenommen. Die Blitzsinter, welche zu der Zeit erst lebhaft zur Sprache gekommen, gaben, wie es mit allem bedeutenden Neuen geschieht, dem Studium ein frisches Interesse. Geognostische Erfahrungen, geologische Gedanken in ein folgerechtes Anschauen einzuleiten, gedachte man an ein Modell, das beim ersten Anblick eine anmuthige Landschaft vorstellen, deren Unebenheiten bei dem Auseinanderziehen des Ganzen durch die innerlich angedeuteten verschiedenen Gebirgs-

arten rationell werden sollten. Eine Anlage im Kleinen ward gemacht, anfänglich nicht ohne Erfolg, nachher aber durch andere Interessen beseitigt und durch streitige Vorstellungsarten über dergleichen problematische Dinge der Vergessenheit übergeben. [426]

Die von Hofrath Büttner hinterlassene Bibliothek gab noch immer Manches zu thun und das Binden der Bücher, das nachherige Einordnen manche Beschäftigung. [427]

Höchst erfreulich aber bei Allem diesem war der Besuch meines gnädigsten Herrn, welcher mit Geheimem Rath von Voigt, einem in diesen Geschäften eifrig mitwirkenden Staatsmanne, herüberkam. Wie belohnend war es, für einen solchen Fürsten zu wirken, welcher immer neue Aussichten dem Handeln und Thun eröffnete, sodann die Ausführung mit Vertrauen seinen Dienern überließ, immer von Zeit zu Zeit wieder einmal hereinsah und ganz richtig beurtheilte, inwiefern man den Absichten gemäß gehandelt hatte; da man ihn denn wol ein und das andere Mal durch die Resultate schnellerer Fortschritte zu überraschen wußte. [428]

Bei seiner diesmaligen Anwesenheit wurde der Beschluß reif, ein anatomisches Museum einzurichten, welches bei Abgang eines Professors der Anatomie der wissenschaftlichen Anstalt verbleiben müsse. Es ward dieses um so nöthiger, als bei Entfernung des bedeutenden Loderischen Kabinets eine große Lücke in diesem Fach empfunden wurde. Professor Ackermann, von Heidelberg berufen, machte sich's zur Pflicht, sogleich in diesem Sinne zu arbeiten und zu sammeln, und unter seiner Anleitung gedieh gar bald das Unternehmen zuerst im didaktischen Sinne, welcher durchaus ein anderer ist als der wissenschaftliche, der zugleich auf Neues, Seltenes, ja Kurioses Aufmerksamkeit und Bemühung richtet und nur in Gefolg des ersten allerdings Platz finden kann und muß. [429]

Je weiter ich in meinen chromatischen Studien vorrückte, desto wichtiger und liebwerther wollte mir die Geschichte der Naturwissenschaften überhaupt erscheinen. Wer dem Gange einer höhern Erkenntniß und Einsicht getreulich folgt, wird zu bemerken haben, daß Erfahrung und Wissen fortschreiten und sich bereichern können, daß jedoch das Denken und die eigentlichste Einsicht keineswegs in gleicher Maße vollkommener wird, und zwar aus der ganz natürlichen Ursache, weil das Wissen unendlich und jedem neugierig Umherstehenden zugänglich,

das Ueberlegen, Denken und Verknüpfen aber innerhalb eines gewissen Kreises der menschlichen Fähigkeiten eingeschlossen ist; dergestalt, daß das Erkennen der vorliegenden Weltgegenstände vom Fixstern bis zum kleinsten lebendigen Lebepunkt immer deutlicher und ausführlicher werden kann, die wahre Einsicht in die Natur dieser Dinge jedoch in sich selbst gehindert ist und dieses in dem Grade, daß nicht allein die Individuen, sondern ganze Jahrhunderte vom Irrthum zur Wahrheit, von der Wahrheit zum Irrthum sich in einem stetigen Kreise bewegen. [430]

In diesem Jahre war ich bis zu der wichtigen Zeit gelangt, wo die nachher Königlich genannte Englische Gesellschaft sich erst in Oxford, dann in London zusammenthat, durch mannichfaltige wichtige Hindernisse aufgehalten, sodann durch den großen Brand in London in ihrer Thätigkeit unterbrochen, zuletzt aber immer mehr eingerichtet, geordnet und gegründet war. [431]

Die Geschichte dieser Sozietät von Thomas Sprat las ich mit großem Beifall und bedeutender Belehrung, was auch strengere Forderer gegen diesen freilich etwas flüchtigen Mann mögen einzuwenden haben. Geistreich ist er immer und läßt uns in die Zustände recht eigentlich hineinblicken. [432]

Die Protokolle dieser Gesellschaft, herausgegeben von Birch, sind dagegen unbestritten ganz unschätzbar. Die Anfänge einer so großen Anstalt geben uns genug zu denken. Ich widmete diesem Werke jede ruhige Stunde und habe von dem, was ich mir davon zugeeignet, in meiner Geschichte der Farbenlehre kurze Rechenschaft gegeben. [433]

Hier darf ich aber nicht verschweigen, daß diese Werke von der Göttinger Bibliothek durch die Gunst des edlen Heyne mir zugekommen, dessen nachsichtige Geneigtheit durch viele Jahre mir ununterbrochen zu Theil ward, wenn er gleich öfters wegen verspäteter Zurücksendung mancher bedeutenden Werke einen kleinen Unwillen nicht ganz verbarg. Freilich war meine desultorische Lebens- und Studienweise meistens Schuld, daß ich an tüchtige Werke nur einen Anlauf nehmen und sie wegen äußerer Zudringlichkeiten beiseite legen mußte, in Hoffnung eines günstigern Augenblicks, der sich denn wol auf eine lange Zeitstrecke verzögerte. [434]

Winckelmann's frühere Briefe an Hofrath Berendis waren schon längst in meinen Händen, und ich hatte mich zu ihrer Ausgabe vorbereitet. Um das, was zu Schilderung des außerordentlichen Mannes auf mannichfaltige Weise dienen konnte,

zusammenzustellen, zog ich die werthen Freunde Wolf in Halle, Meyer in Weimar, Fernow in Jena mit ins Interesse, und so bildete sich nach und nach der Octavband, wie er sodann in die Hände des Publikums gelangte. [435

Ein französisches Manuskript, Diderot's Neffe, ward mir von Schillern eingehändigt mit dem Wunsche, ich möchte solches übersetzen. Ich war von je her zwar nicht für Diderot's Gesinnungen und Denkweise, aber für seine Art der Darstellung als Autor ganz besonders eingenommen, und ich fand das mir vorliegende kleine Heft von der größten aufregenden Trefflichkeit. Frecher und gehaltener, geistreicher und verwegener, unsittlichsittlicher war mir kaum etwas vorgekommen; ich entschloß mich daher sehr gern zur Uebersetzung, rief zu eignem und fremdem Verständniß das früher Eingesehene aus den Schätzen der Literatur hervor, und so entstand, was ich unter der Form von Noten in alphabetischer Ordnung dem Werk hinzufügte und es endlich bei Goschen herausgab. Die deutsche Uebersetzung sollte vorausgehen und das Original bald nachher abgedruckt werden. Hievon überzeugt, versäumte ich eine Abschrift des Originals zu nehmen, woraus, wie später zu erzählen sein wird, gar wunderliche Verhältnisse sich hervorthaten. [436

Die neue Allgemeine Literatur-Zeitung bewegte sich mit jedem Monat lebendiger vorwärts, nicht ohne mancherlei Anfechtungen, doch ohne eigentliches Hinderniß. Alles Für und Wider, was hier durchgefochten werden mußte, im Zusammenhang zu erzählen, würde keine unangenehme Aufgabe sein, und der Gang eines wichtigen literarischen Unternehmens wäre jedenfalls belehrend. Hier können wir uns jedoch nur durch ein Gleichniß ausdrücken. Der Irrthum jenseits bestand darin: Man hatte nicht bedacht, daß man von einem militärisch-günstigen Posten wol eine Batterie wegführen und an einen andern bedeutenden versetzen kann, daß aber dadurch der Widersacher nicht verhindert wird, an der verlassenen Stelle sein Geschütz aufzufahren, um für sich gleiche Vortheile daraus zu gewinnen. An der Leitung des Geschäftes nahm ich fortwährenden lebhaften Antheil; von Recensionen, die ich lieferte, will ich nur die der Vossischen Gedichte nennen und bezeichnen. [437

Im Jahre 1797 hatte ich mit dem aus Italien zurückkehrenden Freunde Meyer eine Wanderung nach den kleinen Kantonen, wohin mich nun schon zum dritten Male eine unglaubliche Sehnsucht anregte, heiter vollbracht. Der Vierwald-

stätter See, die Schwyzer Haken, Flüelen und Altorf, auf dem Hin- und Herwege nur wieder mit freiem offenem Auge beschaut, nöthigten meine Einbildungskraft, diese Lokalitäten als eine ungeheure Landschaft mit Personen zu bevölkern, und welche stellten sich schneller dar als Tell und seine wackern Zeitgenossen? Ich ersann hier an Ort und Stelle ein episches Gedicht, dem ich um so lieber nachhing, als ich wünschte, wieder eine größere Arbeit in Hexametern zu unternehmen, in dieser schönen Dichtart, in die sich nach und nach unsre Sprache zu finden wußte, wobei die Absicht war, mich immer mehr durch Uebung und Beachtung mit Freunden darin zu vervollkommnen. [439

Von meinen Absichten melde nur mit Wenigem, daß ich in dem Tell eine Art von Demos darzustellen vorhatte und ihn deshalb als einen kolossal kräftigen Lastträger bildete, die rohen Thierfelle und sonstige Waaren durchs Gebirg herüber und hinüber zu tragen sein Leben lang beschäftigt und, ohne sich weiter um Herrschaft noch Knechtschaft zu bekümmern, sein Gewerbe treibend und die unmittelbarsten persönlichen Uebel abzuwehren fähig und entschlossen. In diesem Sinne war er den reichern und höhern Landsleuten bekannt und harmlos übrigens auch unter den fremden Bedrängern. Diese seine Stellung erleichterte mir eine allgemeine in Handlung gesetzte Exposition, wodurch der eigentliche Zustand des Augenblicks anschaulich ward. [439

Mein Landvogt war einer von den behaglichen Tyrannen, welche herz- und rücksichtslos auf ihre Zwecke hindringen, übrigens aber sich gern bequem finden, deshalb auch leben und leben lassen, dabei auch humoristisch gelegentlich dies oder jenes verüben, was entweder gleichgiltig wirken oder auch wol Nutzen und Schaden zur Folge haben kann. Man sieht aus beiden Schilderungen, daß die Anlage meines Gedichtes von beiden Seiten etwas Läßliches hatte und einen gemessenen Gang erlaubte, welcher dem epischen Gedichte so wohl ansteht. Die älteren Schweizer und deren treue Repräsentanten, an Besitzung, Ehre, Leib und Ansehn verletzt, sollten das sittlich Leidenschaftliche zur inneren Gährung, Bewegung und endlichem Ausbruch treiben, indeß jene beiden Figuren persönlich gegen einander zu stehen und unmittelbar auf einander zu wirken hatten. [440

Diese Gedanken und Einbildungen, so sehr sie mich auch beschäftigt und sich zu einem reifen Ganzen gebildet hatten,

gefielen mir, ohne daß ich zur Ausführung mich hätte bewegt gefunden. Die deutsche Prosodie, insofern sie die alten Silbenmaße nachbildete, ward, anstatt sich zu regeln, immer problematischer; die anerkannten Meister solcher Künste und Künstlichkeiten lagen bis zur Feindschaft in Widerstreit. Hierdurch ward das Zweifelhafte noch ungewisser; mir aber, wenn ich etwas vorhatte, war es unmöglich, über die Mittel erst zu denken, wodurch der Zweck zu erreichen wäre; jene mußten mir schon bei der Hand sein, wenn ich diesen nicht alsobald aufgeben sollte. [441

Ueber dieses innere Bilden und äußere Unterlassen waren wir in das neue Jahrhundert eingetreten. Ich hatte mit Schiller diese Angelegenheit oft besprochen und ihn mit meiner lebhaften Schilderung jener Felswände und gedrängten Zustände oft genug unterhalten, dergestalt, daß sich bei ihm dieses Thema nach seiner Weise zurechtstellen und formen mußte. Auch er machte mich mit seinen Ansichten bekannt, und ich entbehrte nichts an einem Stoff, der bei mir den Reiz der Neuheit und des unmittelbaren Anschauens verloren hatte, und überließ ihm daher denselben gerne und förmlich, wie ich schon früher mit den Kranichen des Ibykus und manchem andern Thema gethan hatte; da sich denn aus jener obigen Darstellung, verglichen mit dem Schillerischen Drama, deutlich ergiebt, daß ihm Alles vollkommen angehört, und daß er mir nichts als die Anregung und eine lebendigere Anschauung schuldig sein mag, als ihm die einfache Legende hätte gewähren können. [442

Eine Bearbeitung dieses Gegenstandes ward immerfort wie gewöhnlich unter uns besprochen, die Rollen zuletzt nach seiner Ueberzeugung ausgetheilt, die Proben gemeinschaftlich vielfach und mit Sorgfalt behandelt; auch suchten wir in Kostüm und Dekoration nur mäßig, wiewol schicklich und charakteristisch zu verfahren, wobei wie immer mit unsern ökonomischen Kräften die Ueberzeugung zusammentraf, daß man mit allem Aeußern mäßig verfahren, hingegen das Innere, Geistige so hoch als möglich steigern müsse. Ueberwiegt jenes, so erdrückt der einer jeden Sinnlichkeit am Ende doch nicht genugthuende Stoff alles das eigentlich höher Geformte, dessentwegen das Schauspiel eigentlich nur zulässig ist. Den 17. März war die Aufführung und durch diese erste wie durch die folgenden Vorstellungen, nicht weniger durch das Glück, welches dieses Werk durchaus machte, die darauf gewendete Sorgfalt und Mühe vollkommen gerechtfertigt und belohnt. [443

Der Verabredung mit Schiller gemäß ein Repertorium unsers deutschen Theaters nach und nach zu bilden, versuchte ich mich an Götz von Berlichingen, ohne dem Zweck genugthun zu können. Das Stück blieb immer zu lang; in zwei Theile getheilt war es unbequem, und der fließende historische Gang hinderte durchaus ein stationäres Interesse der Scenen, wie es auf dem Theater gefordert wird. Indessen war die Arbeit angefangen und vollendet, nicht ohne Zeitverlust und sonstige Unbilden. [444

In diesen Zeiten meldete sich auch bei mir Graf Zenobio, um die funfzig Karolin wieder zu empfangen, die er vor einigen Jahren bei mir niedergelegt hatte; sie waren als Preis ausgesetzt für die beste Auflösung einer von ihm gestellten Frage, die ich gegenwärtig nicht mehr zu artikuliren wüßte, die aber auf eine wunderliche Weise da hinausging: wie es eigentlich von je her mit der Bildung der Menschen und menschlicher Gesellschaft zugegangen sei. Man hätte sagen mögen, die Antwort sei in Herder's Ideen und sonstigen Schriften der Art schon enthalten gewesen; auch hätte Herder in seinem früheren Biger, um diesen Preis zu gewinnen, wol noch einmal zu einem faßlichen Resumé seine Feder walten lassen. [445

Der gute wohldenkende Fremde, der sich's um die Aufklärung der Menschen etwas wollte kosten lassen, hatte sich von der Universität Jena eine Vorstellung gemacht, als wenn es eine Akademie der Wissenschaften wäre. Von ihr sollten die eingekommenen Arbeiten durchgesehen und beurtheilt werden. Wie sonderbar eine solche Forderung zu unsern Zuständen paßte, ist bald übersehen. Indessen besprach ich die Sache mit Schillern weitläufig, sodann auch mit Griesbach. Beide fanden die Aufgabe allzu weit umgreifend und doch gewissermaßen unbestimmt. In wessen Namen sollte sie ausgeschrieben, von wem sollte sie beurtheilt werden, und welcher Behörde durfte man zumuthen, die eingehenden Schriften, welche nicht anders als umfänglich sein konnten, selbst von dem besten Kopfe ausgearbeitet, durchzuprüfen? Der Konflikt zwischen den Anatoliern und Oekumeniern war damals lebhafter als jetzt; man fing an sich zu überzeugen, daß das Menschengeschlecht überall unter gewissen Naturbedingungen habe entstehen können, und daß jede so entstehende Menschenrace sich ihre Sprache nach organischen Gesetzen habe erfinden müssen. Jene Frage nöthigte nun, auf diese Anfänge hinzudringen. Entschied man sich für

eine Seite, so konnte der Aufsatz keinen allgemeinen Beifall erwarten; schwanken zwischen beiden war nicht ein Leichtes. Genug, nach vielen Hin- und Wiederreden ließ ich Preis und Frage ruhen, und vielleicht hatte unser Mäcen in der Zwischenzeit andere Gedanken gefaßt und glaubte sein Geld besser anwenden zu können, welches aus meiner Verwahrung und Verantwortung los zu werden für mich ein angenehmes Ereigniß war. [448

1805.

Also ward auch dieses Jahr mit den besten Vorsätzen und Hoffnungen angefangen und zumal Demetrius umständlich öfters besprochen. Weil wir aber Beide durch körperliche Gebrechen öfters in den Hauptarbeiten gestört wurden, so setzte Schiller die Uebertragung der Phädra, ich die des Rameau fort, wobei nicht eigene Produktion verlangt, sondern unser Talent durch fremde, schon vollendete Werke aufgeheitert und angeregt wurde. [447

Ich ward bei meiner Arbeit aufgemuntert, ja genöthigt, die französische Literatur wieder vorzunehmen und zu Verständniß des seltsamen, frechen Büchleins manche für uns Deutsche wenigstens völlig verschollene Namen in charakteristischen Bildern abermals zu beleben. Musikalische Betrachtungen rief ich auch wieder hervor, obgleich diese mir früher so angenehme Beschäftigung lange geschwiegen hatte. Und so benutzte ich manche Stunde, die mir sonst in Leiden und Ungeduld verloren gegangen wäre. Durch einen sonderbar glücklichen Zufall traf zu gleicher Zeit ein Franzose hier ein, Namens Texier, welcher sein Talent, französische Komödien mit abwechselnder Stimme, wie ihre Schauspieler sie vortragen, munter und geistreich vorzulesen, bei Hofe mehrere Abende hindurch zu bewundern gab; mir besonders zu Genuß und Nutzen, da ich Molière'n, den ich höchlich schätzte, dem ich jährlich einige Zeit widmete, um eine wohl empfundene Verehrung immer wieder zu prüfen und zu erneuen, nunmehr in lebendiger Stimme von einem Landsmann vernahm, der, gleichfalls von einem so großen Talente durchdrungen, mit mir in Hochschätzung desselben darstellend wetteiferte. [448

Schiller, durch den dreißigſten Januar gedrängt, arbeitete fleißig an Phädra, die auch wirklich am beſtimmten Tage aufgeführt ward und hier am Orte wie nachher auswärts bedeutenden Schauſpielerinnen Gelegenheit gab, ſich hervorzuthun und ihr Talent zu ſteigern. [449

Indeſſen war ich durch zwei ſchreckhafte Vorfälle, durch zwei Brände, welche in wenigen Abenden und Nächten hinter einander entſtanden, und wobei ich jedesmal perſönlich bedroht war, in mein Uebel, aus dem ich mich zu retten ſtrebte, zurückgeworfen. Schiller fühlte ſich von gleichen Banden umſchlungen. Unſere perſönlichen Zuſammenkünfte waren unterbrochen; wir wechſelten fliegende Blätter. Einige im Februar und März von ihm geſchriebene zeugen noch von ſeinen Leiden, von Thätigkeit, Ergebung und immer mehr ſchwindender Hoffnung. Anfangs Mai wagt' ich mich aus, ich fand ihn im Begriff, ins Schauſpiel zu gehen, wovon ich ihn nicht abhalten wollte: ein Mißbehagen hinderte mich, ihn zu begleiten, und ſo ſchieden wir vor ſeiner Hausthüre, um uns niemals wiederzuſehen. Bei dem Zuſtande meines Körpers und Geiſtes, die nun aufrecht zu bleiben aller eigenen Kraft bedurften, wagte Niemand die Nachricht von ſeinem Scheiden in meine Einſamkeit zu bringen. Er war am Neunten verſchieden und ich nun von allen meinen Uebeln doppelt und dreifach angefallen. [450

Als ich mich ermannt hatte, blickt' ich nach einer entſchiedenen großen Thätigkeit umher; mein erſter Gedanke war, den Demetrius zu vollenden. Von dem Verlaß an bis in die letzte Zeit hatten wir den Plan öfters durchgeſprochen: Schiller mochte gern unter dem Arbeiten mit ſich ſelbſt und Andern für und wider ſtreiten, wie es zu machen wäre; er ward ebenſo wenig müde, fremde Meinungen zu vernehmen, wie ſeine eigenen hin und her zu wenden. Und ſo hatte ich alle ſeine Stücke vom Wallenſtein an zur Seite begleitet, meiſtentheils friedlich und freundlich, ob ich gleich manchmal zuletzt, wenn es zur Aufführung kam, gewiſſe Dinge mit Heftigkeit beſtritt, wobei denn endlich Einer oder der Andere nachzugeben für gut fand. So hatte ſein aus- und aufſtrebender Geiſt auch die Darſtellung des Demetrius in viel zu großer Breite gedacht; ich war Zeuge, wie er die Expoſition in einem Vorſpiel bald dem Wallenſteiniſchen, bald dem Orleaniſchen ähnlich ausbilden wollte, wie er nach und nach ſich ins Engere zog, die Hauptmomente zuſammenfaßte und hie und da zu

arbeiten anfing. Indem ihn ein Ereigniß vor dem andern anzog, hatte ich beirathig und mitthätig eingewirkt, das Stück war mir so lebendig als ihm. Nun brannt' ich vor Begierde, unsere Unterhaltung dem Tode zu Trutz fortzusetzen, seine Gedanken, Ansichten und Absichten bis ins Einzelne zu bewahren und ein herkömmliches Zusammenarbeiten bei Redaktion eigener und fremder Stücke hier zum letzten Mal auf ihrem höchsten Gipfel zu zeigen. Sein Verlust schien mir ersetzt, indem ich sein Dasein fortsetzte. Unsere gemeinsamen Freunde bestr' ich zu verbinden; das deutsche Theater, für welches wir bisher gemeinschaftlich, er dichtend und bestimmend, ich belehrend, übend und ausführend gearbeitet hatten, sollte bis zur Herankunft eines frischen ähnlichen Geistes durch seinen Abschied nicht ganz verwaist sein. Genug, aller Enthusiasmus, den die Verzweiflung bei einem großen Verlust in uns aufregt, hatte mich ergriffen. Frei war ich von aller Arbeit, in wenigen Monaten hätte ich das Stück vollendet. Es auf allen Theatern zugleich gespielt zu sehen, wäre die herrlichste Todtenfeier gewesen, die er selbst sich und den Freunden bereitet hätte. Ich schien mir gesund, ich schien mir getröstet. Nun aber setzten sich der Ausführung mancherlei Hindernisse entgegen, mit einiger Besonnenheit und Klugheit vielleicht zu beseitigen, die ich aber durch leidenschaftlichen Sturm und Verwerrenheit nur noch vermehrte; eigensinnig und übereilt gab ich den Vorsatz auf, und ich darf noch jetzt nicht an den Zustand denken, in welchen ich mich versetzt fühlte. Nun war mir Schiller eigentlich erst entrissen, sein Umgang erst versagt. Meiner künstlerischen Einbildungskraft war verboten, sich mit dem Katafalk zu beschäftigen, den ich dem aufzurichten gedachte, der länger als jener zu Messina das Begräbniß überdauern sollte; sie wendete sich nun und folgte dem Leichnam in die Gruft, die ihn gepränglos eingeschlossen hatte. Nun fing er mir erst an zu verwesen; unleidlicher Schmerz ergriff mich, und da mich körperliche Leiden von jeglicher Gesellschaft trennten, so war ich in traurigster Einsamkeit befangen. Meine Tagebücher melden nichts von jener Zeit; die weißen Blätter deuten auf den hohlen Zustand, und was sonst noch an Nachrichten sich findet, zeigt nur, daß ich den laufenden Geschäften ohne weitern Antheil zur Seite ging und mich von ihnen leiten ließ, anstatt sie zu leiten. Wie oft mußt' ich nachher im Laufe der Zeit still bei mir lächeln, wenn theilnehmende Freunde Schiller's Monument in Weimar vermißten!

Mich wollte fort und fort bedünken, als hätt' ich ihm und unserm Zusammensein das erfreulichste stiften können. [451

Die Uebersetzung von Rameau's Neffen war noch durch Schiller'n nach Leipzig gesandt. Einige geschriebene Hefte der Farbenlehre erhielt ich nach seinem Tode zurück. Was er bei angestrichenen Stellen einzuwenden gehabt, konnt' ich mir in seinem Sinne deuten, und so wirkte seine Freundschaft vom Todtenreiche aus noch fort, als die meinige unter die Lebendigen sich gebannt sah. [452

Die einsame Thätigkeit mußt' ich nun auf einen andern Gegenstand werfen. Winckelmann's Briefe, die mir zugekommen waren, veranlaßten mich, über diesen herrlichen, längst vermißten Mann zu denken und was ich über ihn seit so viel Jahren im Geist und Gemüth herumgetragen, ins Enge zu bringen. Manche Freunde waren schon früher zu Beiträgen aufgefordert, ja Schiller hatte versprochen, nach seiner Weise Theil zu nehmen. [453

Nun aber darf ich es wol als die Fürsorge eines gutgesinnten Genius preisen, daß ein vorzüglich geschätzter und verehrter Mann, mit dem ich früher nur in den allgemeinen Verhältnissen eines gelegentlichen Briefwechsels und Umgangs gestanden, sich mir näher anzuschließen Veranlassung fühlte. Professor Wolf aus Halle bewährte seine Theilnahme an Winckelmann und dem, was ich für sein Andenken zu thun gedachte, durch Uebersendung eines Aufsatzes, der mir höchlich willkommen war, ob er ihn gleich für unbefriedigend erklärte. Schon im März des Jahrs hatte er sich bei uns angekündigt; die sämmtlichen Weimarischen Freunde freuten sich, ihn abermals in ihrem Kreise zu besitzen, den er leider um ein edles Mitglied vermindert und uns Alle in tiefer Herzenstrauer fand, als er am 30. Mai in Weimar anlangte, begleitet von seiner jüngeren Tochter, die in allen Reizen der frischen Jugend mit dem Frühling wetteiferte. Ich konnte den werthen Mann gastfreundlich aufnehmen und so mit ihm höchst erfreulich belehrende Stunden zubringen. Da nun in so vertraulichem Verhältniß Jeder offen von demjenigen sprach, was ihm zunächst am Herzen lag, so that sich sehr bald die Differenz entschieden hervor, die zwischen uns Beiden obwaltete. Hier war sie von anderer Art als diejenige, welche mich mit Schiller, anstatt zu entzweien, innigst vereinigte. Schiller's ideeller Tendenz konnte sich meine reelle gar wohl nähern, und weil beide vereinzelt

doch nicht zu ihrem Ziele gelangen, so traten beide zuletzt in einem lebendigen Sinne zusammen. [454

Wolf dagegen hatte sein ganzes Leben den schriftlichen Ueberlieferungen des Alterthums gewidmet, sie, insofern es möglich war, in Handschriften oder sonst in Ausgaben genau untersucht und verglichen. Sein durchdringender Geist hatte sich der Eigenheit der verschiedenen Autoren, wie sie sich nach Orten und Zeiten ausspricht, dergestalt bemächtigt, sein Urtheil auf den höchsten Grad geschärft, daß er in dem Unterschied der Sprache und des Stils zugleich den Unterschied des Geistes und des Sinnes zu entdecken wußte, und dies vom Buchstaben, von der Silbe hinauf bis zum rhythmischen und prosaischen Wohlklang, von der einfachen Wortfügung bis zur mannichfaltigen Verflechtung der Sätze. [455

War es daher ein Wunder, daß ein so großes Talent, das mit solcher Sicherheit in diesem Elemente sich erging, mit einer fast magischen Gewandtheit Tugenden und Mängel zu erkennen und einem Jeden seine Stelle nach Ländern und Jahren anzuweisen verstand und so im höchsten Grade die Vergangenheit sich vergegenwärtigen konnte! — War es also ein Wunder, daß ein solcher Mann dergleichen durchgreifende Bemühungen auf das Höchste schätzen und die daraus entspringenden Resultate für einzig halten mußte! Genug, aus seinen Unterhaltungen ging hervor: er achte das nur einzig für geschichtlich, für wahrhaft glaubwürdig, was durch geprüfte und zu prüfende Schrift aus der Vorzeit zu uns herübergekommen sei. [456

Dagegen hatten die Weimarischen Freunde mit denselben Ueberzeugungen einen andern Weg eingeschlagen; bei leidenschaftlicher Neigung für bildende Kunst mußten sie gar bald gewahr werden, daß auch hier das Geschichtliche sowol der Grund eines jeden Urtheils als einer praktischen Nacheiferung werden könne. Sie hatten daher sowol alte als neuere Kunst auf ihrem Lebenswege immer geschichtlich zu betrachten sich gewöhnt und glaubten auch von ihrer Seite sich gar manches Merkmals bemächtigt zu haben, woran sich Zeit und Ort, Meister und Schüler, Ursprüngliches und Nachgeahmtes, Vorgänger und Nachfolger füglich unterscheiden ließen. [457

Wenn nun im lebhaftesten Gespräche beide Arten, die Vergangenheit sich zu vergegenwärtigen, zur Sprache kamen, so durften die Weimarischen Kunstfreunde sich wol gegen den trefflichen Mann im Vortheil dünken, da sie seinen Studien und

Natur und Kunst.*)

Natur und Kunst, sie scheinen sich zu fliehen,
Und haben sich, eh man es denkt, gefunden;
Der Widerwille ist auch mir verschwunden,
Und beide scheinen gleich mich anzuziehen.

Es gilt wol nur ein redliches Bemühen!
Und wenn wir erst in abgemessnen Stunden
Mit Geist und Fleiß uns an die Kunst gebunden
Mag frei Natur im Herzen wieder glühen!

So ist's mit aller Bildung auch beschaffen:
Vergebens werden ungebundne Geister
Nach der Vollendung reiner Höhe streben.

Wer Großes will, muß sich zusammenraffen;
In der Beschränkung zeigt sich erst der Meister,**)
Und das Gesetz nur kann uns Freiheit geben.

---

*) Aus dem Vorspiel „Was wir bringen" (1802). — Der Abdruck in der „Berliner Liedertafel" von Zelter, 1813, Nr. 93, zeigt manche Abweichungen des Textes. — In dem Vorspiele schließt sich das Sonnett unmittelbar an die Worte an:

Im Sinne schwebt mir eines alten Dichters Spruch,
Den man mich lehrte, ohne daß ich ihn begriff,
Und den ich nun verstehe, weil er mich beglückt.

Mit diesem Spruche ist vielleicht die Stelle in Horaz' „de arte poetica" 409—411 gemeint; jedoch läßt es sich nicht mit Sicherheit behaupten.

**) Dieser Vers erinnert an Boileau, Art poétique I, 69: „Qui ne sait se borner ne sut jamais écrire. — L.

Talenten volle Gerechtigkeit widerfahren ließen, ihren Geschmack an dem seinigen schärften, mit ihrem geistigen Vermögen seinem Geiste nachzudringen suchten und sich also im höheren Sinne außerhäuslich bereicherten. Dagegen leugnete er hartnäckig die Zulässigkeit ihres Verfahrens, und es fand sich kein Weg, ihn vom Gegentheil zu überzeugen; denn es ist schwer, ja unmöglich, Demjenigen, der nicht aus Liebe und Leidenschaft sich irgend einer Betrachtung gewidmet hat und dadurch auch nach und nach zur genaueren Kenntniß und zur Vergleichungsfähigkeit gelangt ist, auch nur eine Ahnung des zu Unterscheidenden aufzuregen, weil denn doch immer zuletzt in solchem Falle an Glauben, an Zutrauen Anspruch gemacht werden muß. Wenn wir ihm nun sehr willig zugaben, daß einige Reden Cicero's, vor denen wir den größten Respekt hatten, weil sie zu unserm wenigen Latein uns behülflich gewesen waren, für später untergeschobenes Machwerk und keineswegs für sonderliche Rednermuster zu achten seien, so wollte er uns dagegen keineswegs zugeben, daß man auch die überbliebenen Bildwerke nach einer gewissen Zeitfolge zuversichtlich ordnen könne. [458]

Ob wir nun gleich gern einräumten, daß auch hier Manches problematisch möchte liegen bleiben, wie denn ja auch der Schriftforscher weder sich selbst noch Andere jederzeit völlig befriedigen werde, so konnten wir doch niemals von ihm erlangen, daß er unseren Dokumenten gleiche Giltigkeit mit den seinigen, unserer durch Uebung erworbenen Sagazität gleichen Werth wie der seinigen zugestanden hätte. Aber eben aus diesem hartnäckigen Neinsti ging für uns der bedeutende Vortheil hervor, daß alle die Argumente für und wider auf das Entschiedenste zur Sprache kamen und es denn nicht fehlen konnte, daß Jeder, indem er den Andern zu erleuchten trachtete, bei sich selbst auch heller und klarer zu werden bestrebt sein mußte. [459]

Da nun allen diesen Bestrebungen Wohlwollen, Neigung, Freundschaft, wechselseitiges Bedürfniß zum Grunde lag, weil beide Theile während der Unterhaltung noch immer ein Unendliches von Kenntniß und Betrachten vor sich sahen, so herrschte in der ganzen Zeit eines längeren Zusammenseins eine aufgeregte Munterkeit, eine heitre Heiterkeit, die kein Stillleben duldete und innerhalb desselben Kreises immer neue Unterhaltung fand. [460]

Nun aber mußte, indem von der ältern Kunstgeschichte die

Rede war, der Name Phidias oft genug erwähnt werden, der so gut der Welt- als der Kunstgeschichte angehört; denn was wäre die Welt ohne Kunst? Und so ergab sich's ganz natürlich, daß der beiden Kolossalköpfe der Tieskuren von Monte Cavallo als in Rudelstadt befindlich gedacht wurde. Der ungläubige Freund nahm hievon Gelegenheit zu einer Spazierfahrt als Beweis des guten Willens, sich uns zu nähern, allein, wie vorauszusehen war, ohne sonderlichen Erfolg; denn er fand leider die beiden Riesenköpfe, für welche man bis jetzt keinen schicklichen Raum finden können, an der Erde stehen, da denn nur dem liebevollsten Kenner ihre Trefflichkeit hätte entgegenleuchten mögen, indem jedes faßliche Anschauen ihrer Vorzüge versagt war. Wohl aufgenommen von dem dortigen Hofe, vergnügte er sich in den bedeutend schönen Umgebungen, und so kam er nach einem Besuch in Schwarzburg mit seinem Begleiter, Freund Meyer, vergnügt und behaglich, aber nicht überzeugt zurück. [463]

Die Weimarischen Kunstfreunde hatten sich bei dem Aufenthalt dieses höchst werthen Mannes so viel Fremdes zugeeignet, so viel Eigenes aufgeklärt und geordnet, daß sie in mehr als einem Sinne sich gefördert finden mußten, und da nun ihr Gast noch außerdem lebenslustig als theilnehmender Gesellschafter sich erwies, so war durch ihn der ganze Kreis auf das Schönste belebt, und auch er kehrte mit heiterem Sinne und mit dringender Einladung zu einem baldigen Gegenbesuch in Halle wohlgemuth nach Hause zurück. [462]

Ich hatte daher die schönste Veranlassung, abermals nach Lauchstädt zu gehen, obgleich das Theater mich eigentlich nicht hinforderte. Das Repertorium enthielt so manches dort noch nicht gesehene Gute und Treffliche, so daß wir mit dem anlockenden Worte zum ersten Male gar manchen unserer Anschläge zieren konnten. Möge hier den Freunden der Theatergeschichte zu Liebe die damalige Konstellation vorgeführt werden, womit wir in jener Sphäre zu glänzen suchten. Als meistens neu oder doch sehr beliebt erschienen an Trauer- und Heldenspielen: Othello, Regulus, Wallenstein, Nathan der Weise, Götz von Berlichingen, Jungfrau von Orleans, Johanna von Montfaucon. Ebenmäßig führte man an Lust- und Gesellspielen folgende vor: Lorenz Stark, beschämte Eifersucht, Mitschuldige, Laune des Verliebten, die beiden Klingsberge, Hussiten und Pagen-

streiche. An Singspielen wurden vorgetragen: Saalnixe, Cosa Rara, Fanchon, Unterbrochenes Opferfest, Schatzgräber, Soliman der Zweite; zum Schlusse sodann das Lied von der Glocke als ein werthes und würdiges Andenken des verehrten Schiller, da einer beabsichtigten eigentlichen Feier sich mancherlei Hindernisse entgegenstellten. [463]

Bei einem kurzen Aufenthalt in Lauchstädt suchte ich daher vorzüglich dasjenige zu besorgen, was an Baulichkeiten und sonstigen Lokalitäten, nicht weniger, was mit dortigen Beamten zu verabreden und festzustellen war, und begab mich darauf nach Halle, wo ich in dem Hause meines Freundes die gastlichste Aufnahme fand. Die vor Kurzem abgebrochene Unterhaltung ward lebhaft fortgesetzt und nach vielen Seiten hin erweitert; denn da ich hier den unablässig arbeitenden Mann mitten in seiner täglichen, bestimmten, manchmal aufgenöthigten Thätigkeit fand, so gab es tausend Gelegenheiten, einen neuen Gegenstand, eine verwandte Materie, irgend eine ins Leben eingreifende Handlung zum Text geistreicher Gespräche aufzufassen, wobei denn der Tag und halbe Nächte schnell vorübergingen, aber bedeutenden Reichthum zurückließen. [464]

Hatte ich nun an ihm die Gegenwart eines ungeheuren Wissens zu bewundern, so war ich doch auch neugierig, zu vernehmen, wie er das Einzelne an die Jugend methodisch und eingänglich überliefere. Ich hörte daher, durch seine liebenswürdige Tochter geleitet, hinter einer Tapetenthüre seinem Vortrag mehrmals zu, wo ich denn Alles, was ich von ihm erwarten konnte, in Thätigkeit fand: eine aus der Fülle der Kenntniß hervortretende freie Ueberlieferung, aus gründlichstem Wissen mit Freiheit, Geist und Geschmack sich über die Zuhörer verbreitende Mittheilung. [465]

Was ich unter solchen Verhältnissen und Zuständen gewonnen, läßt sich nicht übersehen; wie einflußreich diese wenigen Monate auf mein Leben gewesen, wird aber der Verständige im Allgemeinen mitempfinden können. [466]

Hierauf nun erwartete mich in einem andern Fache eine höchst durchgreifende Belehrung. Doktor Gall begann seine Vorlesungen in den ersten Tagen des August, und ich gesellte mich zu den vielen sich an ihn herandrängenden Zuhörern. Seine Lehre mußte gleich, so wie sie bekannt zu werden anfing, mir dem ersten Anblicke nach zusagen. Ich war gewohnt, das Gehirn von der vergleichenden Anatomie her zu betrachten, wo

ſchon dem Auge kein Geheimniß bleibt, daß die verſchiedenen Sinne als Zweige des Rückenmarks ausfließen und erſt einfach, einzeln zu erkennen, nach und nach aber ſchwerer zu beobachten ſind, bis allmählich die angeſchwollene Maſſe Unterſchied und Urſprung völlig verbirgt. Da nun eben dieſe organiſche Operation ſich in allen Syſtemen des Thiers von unten auf wiederholt und ſich vom Greiflichen bis zum Unbemerkbaren ſteigert, ſo war mir der Hauptbegriff keineswegs fremd, und ſollte Gall, wie man vernahm, auch, durch ſeinen Scharfblick verleitet, zu ſehr ins Spezifiſche gehen, ſo hing es ja nur von uns ab, ein ſcheinbar paradoxes Abſondern in ein faßlicher Allgemeines hinüber zu heben. Man konnte den Mord-, Raub- und Diebſinn ſo gut als die Kinder-, Freundes- und Menſchenliebe unter allgemeinere Rubriken begreifen und alſo gar wohl gewiſſe Tendenzen mit dem Vorwalten gewiſſer Organe in Bezug ſetzen. [467

Wer jedoch das Allgemeine zum Grund legt, wird ſich nicht leicht einer Anzahl wünſchenswerther Schüler zu erfreuen haben, das Beſondere hingegen zieht die Menſchen an, und mit Recht; denn das Leben iſt aufs Beſondere angewieſen, und gar viele Menſchen können im Einzelnen ihr Leben fortſetzen, ohne daß ſie nöthig hätten, weiter zu gehen als bis dahin, wo der Menſchenverſtand noch ihren fünf Sinnen zu Hilfe kommt. [468

Beim Anfang ſeiner Vorträge brachte er einiges die Metamorphoſe der Pflanze Berührendes zur Sprache, ſo daß der neben mir ſitzende Freund Loder mich mit einiger Verwunderung anſah; aber eigentlich zu verwundern war es, daß er, ob er gleich dieſe Analogie gefühlt haben mußte, in der Folge nicht wieder darauf zurückkam, da doch dieſe Idee gar wohl durch ſein ganzes Geſchäft hätte walten können. [469

Außer dieſen öffentlichen, vorzüglich kraniologiſchen Belehrungen entfaltete er privatim das Gehirn ſelbſt vor unſern Augen, wodurch denn meine Theilnahme ſich ſteigerte. Denn das Gehirn bleibt immer der Grund und daher das Hauptaugenmerk, da es ſich nicht nach der Hirnſchale, ſondern dieſe nach jenem zu richten hat, und zwar dergeſtalt, daß die innere Diploe der Hirnſchale vom Gehirn feſtgehalten und an ihre organiſche Beſchränkung gefeſſelt wird; dagegen denn bei genugſamem Vorrath von Knochenmaſſe die äußere Lamina ſich bis ins Monſtroſe zu erweitern und innerhalb ſo viele Kammern und Fächer auszubilden das Recht behauptet. [470

Gall's Vortrag durfte man wol als den Gipfel vergleichender Anatomie anerkennen; denn ob er gleich seine Lehre von derther nicht ableitete und mehr von außen nach innen verfuhr, auch sich mehr eine Belehrung als eine Ableitung zum Zweck vorzusetzen schien, so stand doch Alles mit dem Rückenmark in solchem Bezug, daß dem Geist vollkommene Freiheit blieb, sich nach seiner Art diese Geheimnisse auszulegen. Auf alle Weise war die Gallische Entfaltung des Gehirns in einem höheren Sinne als jene in der Schule hergebrachte, wo man etagen- oder segmentweise von oben herein durch bestimmten Messerschnitt von gewissen unter einander folgenden Theilen Anblick und Namen erhielt, ohne daß auf irgend etwas weiter daraus wäre zu folgern gewesen. Selbst die Basis des Gehirns, die Ursprünge der Nerven blieben Lokalkenntnisse, denen ich, so ernst mir es auch war, nichts abgewinnen konnte; weshalb auch noch vor Kurzem die schönen Abbildungen von Vicq d'Azyr mich völlig in Verzweiflung gesetzt hatten. [471]

Doktor Gall war in der Gesellschaft, die mich so freundlich aufgenommen hatte, gleichfalls mit eingeschlossen, und so sahen wir uns täglich, fast stündlich, und das Gespräch hielt sich immer in dem Kreise seiner bewundernswürdigen Beobachtung; er scherzte über uns Alle und behauptete, meinem Stirnbau zufolge, ich könne den Mund nicht auftun, ohne einen Tropus auszusprechen; worauf er mich denn freilich jeden Augenblick ertappen konnte. Mein ganzes Wesen betrachtet, versicherte er ganz ernstlich, daß ich eigentlich zum Volksredner geboren sei. Dergleichen gab nun zu allerlei scherzhaften Bezügen Gelegenheit, und ich mußte es gelten lassen, daß man mich mit Chrysostomus in eine Reihe zu jenen beliebte. [472]

Nun mochte freilich solche geistige Anstrengung, verflochten in geselliges Wohlleben, meinen körperlichen Zuständen nicht eben zusagen; es überfiel mich ganz unversehens der Paroxysmus eines herkömmlichen Uebels, das, von den Nieren ausgehend, sich von Zeit zu Zeit durch krankhafte Symptome schmerzlich ankündigte. Es brachte mir diesmal den Vortheil einer größeren Annäherung an Bergrath Reil, welcher, als Arzt mich behandelnd, mir zugleich als Praktiker, als denkender, wohlgesinnter und anschauender Mann bekannt wurde. Wie sehr er sich meinen Zustand angelegen sein ließ, davon giebt ein eigenhändiges Gutachten Zeugniß, welches vom 17. September dieses Jahrs unter meinen Papieren noch mit Achtung verwahrt wird. [473]

Doktor Gall's ferneren Unterricht sollte ich denn auch nicht vermissen: er hatte die Gefälligkeit, den Apparat jeder Vorlesung auf mein Zimmer zu schaffen und mir, der ich durch mein Uebel an höherer Beschauung und Betrachtung nicht gehindert war, sehr auslangende Kenntniß und Uebersicht seiner Ueberzeugungen mitzutheilen.

[474] Doktor Gall war abgegangen und besuchte Göttingen, wir aber wurden durch die Aussicht eines eigenen Abenteuers angezogen. Der wunderliche, in manchem Sinne viele Jahre durch schon bekannte problematische Mann, Hofrath Beireis in Helmstädt, war mir schon so oft genannt, seine Umgebung, sein merkwürdiger Besitz, sein sonderbares Betragen sowie das Geheimniß, das über Allem diesem waltete, hatte schon längst auf mich und meine Freunde beunruhigend gewirkt, und man mußte sich schelten, daß man eine so einzig merkwürdige Persönlichkeit, die auf eine frühere vorübergehende Epoche hindeutete, nicht mit Augen gesehen, nicht im Umgang einigermaßen erforscht habe. Professor Wolf war in demselbigen Falle, und wir beschlossen, da wir den Mann zu Hause wußten, eine Fahrt nach ihm, der wie ein geheimnißvoller Greif über außerordentlichen und kaum denkbaren Schätzen waltete. Mein humoristischer Reisegefährte erlaubte gern, daß mein vierzehnjähriger Sohn August Theil an dieser Fahrt nehmen durfte, und dieses gerieth zur besten geselligen Erheiterung; denn indem der tüchtige gelehrte Mann den Knaben unausgesetzt zu necken sich zum Geschäft machte, so durfte dieser des Rechts der Nothwehr, welche denn auch, wenn sie gelingen soll, offensiv verfahren muß, sich zu bedienen und wie der Angreifende auch wol manchmal die Grenze überschreiten zu können glauben, wobei sich denn wol mitunter die wertlichen Neckereien in Kitzeln und Balgen zu allgemeiner Heiterkeit, obgleich im Wagen etwas unbequem, zu steigern pflegten. Nun machten wir Halt in Bernburg, wo der würdige Freund gewisse Eigenheiten in Kauf und Tausch nicht unterließ, welche der junge lose Vogel, auf alle Handlungen seines Gegners gespannt, zu bemerken, hervorzuheben und zu bescherzen nicht ermangelte. [475]

Der ebenso treffliche als wunderliche Mann hatte auf alle Zöllner einen entschiedenen Haß geworfen und konnte sie, selbst wenn sie ruhig und mit Nachsicht verfuhren, ja wol eben deshalb, nicht ungebudelt lassen, woraus denn unangenehme Begebenheiten beinahe entstanden wären. [476]

Da nun aber auch dergleichen Abneigungen und Eigen-

heiten uns in Magdeburg vom Besuch einiger verdienten Männer abhielten, so beschäftigte ich mich vorzüglich mit den Alterthümern des Doms, betrachtete die plastischen Monumente, vorzüglich die Grabmäler. Ich spreche nur von drei bronzenen derselben, welche für drei Erzbischofe von Magdeburg errichtet waren. Adelbert II. nach 1403, steif und starr, aber sorgfältig und einigermaßen natürlich, unter Lebensgröße. Friedrich nach 1464, über Lebensgröße, natur- und kunstgemäßer. Ernst mit der Jahrzahl 1499, ein unschätzbares Denkmal von Peter Vischer, das wenigen zu vergleichen ist. Hieran konnte ich mich nicht genug erfreuen; denn wer einmal auf die Zunahme der Kunst, auf deren Abnahme, Ausweichen zur Seite, Rückkehr in den rechten Weg, Herrschaft einer Hauptepoche, Einwirkung der Individualitäten gerichtet, Aug' und Sinn darnach gebildet hat, der findet kein Zwiegespräch belehrender und unterhaltender als das schweigsame in einer Folge von solchen Monumenten. Ich verzeichnete meine Bemerkungen sowol zur Uebung als Erinnerung und finde die Blätter noch mit Vergnügen unter meinen Papieren; doch wünschte ich nichts mehr in diesen Stunden, als daß eine genaue Nachbildung, besonders des herrlichen Vischer'schen Monuments vorhanden sein möge. (Ist späterhin lobenswürdig mitgetheilt worden.) [477

Stadt, Festung und von den Wällen aus die Umgegend ward mit Aufmerksamkeit und Theilnahme betrachtet; besonders verweilte mein Blick lange auf der großen Baumgruppe, welche nicht allzu fern die Fläche zu zieren ehrwürdig dastand. Sie beschattete Kloster Bergen, einen Ort, der mancherlei Erinnerungen auftrieb. Dort hatte Wieland in allen konzentrischen jugendlichen Zartgefühlen gewandelt, zu höherer literarischen Bildung den Grund gelegt; dort wirkte Abt Steinmetz in frommem Sinne, vielleicht einseitig, doch redlich und kräftig. Und wohl bedarf die Welt in ihrer unfrommen Einseitigkeit auch solcher Licht- und Wärmequellen, um nicht durchaus im egoistischen Irrsale zu erfrieren und zu verdursten. [478

Bei wiederholten Besuchen des Doms bemerkten wir einen lebhaften Franzosen in geistlicher Kleidung, der, von dem Küster umhergeführt, sich mit seinen Gefährten sehr laut unterhielt, indessen wir als Eingewohnte unsere stillen Zwecke verfolgten. Wir erfuhren, es sei der Abbé Grégoire, und ob ich gleich sehr neugierig war, mich ihm zu nähern und eine Bekanntschaft anzuknüpfen, so wollte doch mein Freund aus Abneigung gegen

den Gallier nicht einwilligen, und wir begnügten uns, in einiger Ferne beſchäftigt ſein Betragen genauer zu bemerken und ſeine Urtheile, die er laut ausſprach, zu vernehmen. [479

Wir verfolgten unſern Weg, und da der Uebergang aus einer Flußregion in die andere immer der Hauptaugenmerk mein des Geognoſten war, ſo fielen mir die Sandſteinhöhen auf, die nun, ſtatt nach der Elbe, nach der Weſer bindeuteten. Helmſtädt ſelbſt liegt ganz freundlich, der Sand iſt dort, wo ein geringes Waſſer fließt, durch Gärten und ſonſt anmuthige Umgebung gebändigt. Wer nicht gerade den Begriff einer lebhaften deutſchen Akademie mitbringt, der wird angenehm überraſcht ſein, in einer ſolchen Lage eine ältere beſchränkte Studienanſtalt zu finden, wo auf dem Fundament eines frühern Kloſterweſens Lehrſtühle ſpäterer Art gegründet worden, wo gute Pfründen einen behaglichen Sitz darbieten, wo alträumliche Gebäude einem anſtändigen Haushalt, bedeutenden Bibliotheken, anſehnlichen Kabinetten hinreichenden Platz gewähren und eine ſtille Thätigkeit beſte emſiger ſchriftſtelleriſch wirken kann, als eine geringe Verſammlung von Studirenden nicht jene Haſt der Ueberlieferung fordert, die uns auf beſuchten Akademien nur übertäubt. [480

Das Perſonal der Lehrer war auf alle Weiſe bedeutend; ich darf nur die Namen Henke, Pott, Lichtenſtein, Crell, Brown und Bredow nennen, ſo weiß Jedermann den damaligen Zirkel zu ſchätzen, in welchem die Reiſenden ſich befanden. Gründliche Gelehrſamkeit, willige Mittheilungen, durch immer nachwachſende Jugend erhaltene Heiterkeit des Umgangs, frohe Behaglichkeit bei ernſten und zweckmäßigen Beſchäftigungen, das Alles wirkte ſo ſchön in einander, wozu noch die Frauen mitwirkten, ältere durch gaſtfreie Häuslichkeit, jüngere Gattinnen mit Anmuth, Töchter in aller Liebenswürdigkeit, ſämmtlich nur einer allgemeinen einzigen Familie anzugehören ſcheinend. Eben die großen Räume altherkömmlicher Häuſer erlaubten zahlreiche Gaſtmahle und die beſuchteſten Feſte. [481

Bei einem derſelben zeigte ſich auch der Unterſchied zwiſchen mir und meinem Freunde. Am Ende einer reichlichen Abendtafel hatte man uns Beiden zwei ſchöngeflochtene Kränze zugedacht; ich hatte dem ſchönen Kinde, das mir ihn aufſetzte, mit einem lebhaft erwiderten Kuß gedankt und mich eitel genug gefreut, als ich in ihren Augen das Bekenntniß zu leſen ſchien, daß ich ihr ſo geſchmückt nicht mißfalle. Indeſſen ſträubte ſich mir gegen-

über der eigensinnige Gast gegen seine lebensmuthige Gönnerin gar widerspenstig, und wenn auch der Kranz unter solchem Ziehen und Zerren nicht ganz entstellt wurde, so mußte doch das liebe Kind sich einigermaßen beschämt zurückziehen, daß sie ihn nicht los geworden war. [482

Ueber so vieles Anmuthige hätten wir nun fast den Zweck vergessen können, der uns eigentlich hiebergeführt hatte; allein Beireis belebte durch seine heitere Gegenwart jedes Fest. Nicht groß, wohl und beweglich gebaut, konnte man eben die Legenden seiner Fechterkünste gelten lassen; eine unglaublich hohe und gewölbte Stirn, ganz in Mißverhältniß der untern fein zusammengezogenen Theile, deutete auf einen Mann von besondern Geisteskräften, und in so hohen Jahren konnt' er sich fürwahr einer besonders munteren und ungeheuchelten Thätigkeit erfreuen. [483

In Gesellschaften, besonders aber bei Tische, gab er seiner Galanterie die ganz eigene Wendung, daß er sich als ehemaliger Verehrer der Mutter, als jetziger Freier der Tochter oder Nichte ungezwungen darzustellen wußte, und man ließ sich dieses oft wiederholte Märchen gern gefallen, weil zwar Niemand auf den Besitz seiner Hand, wohl aber Mancher gern auf einen Antheil an seinem Nachlaß Anspruch gemacht hätte. [484

Angemeldet wie wir waren, bot er uns alle Gastfreundschaft an; eine Aufnahme in sein Haus lehnten wir ab, dankbar aber ließen wir uns einen großen Theil des Tags bei ihm unter seinen Merkwürdigkeiten gefallen. [485

Gar Manches von seinen früheren Besitzungen, daß sich dem Namen und dem Rufe nach noch lebendig erhalten hatte, war in den jämmerlichsten Umständen; die Vaucansonischen Automaten fanden wir durchaus paralysirt. In einem alten Gartenhause saß der Flötenspieler in sehr unscheinbaren Kleidern; aber er stetete nicht mehr, und Beireis zeigte die ursprüngliche Walze vor, deren erste einfache Stückchen ihm nicht genügt hatten. Dagegen ließ er eine zweite Walze sehen, die er von jahrelang im Hause unterhaltenen Drahtkünstlern unternehmen lassen, welche aber, da jene zu früh geschieden, nicht vollendet noch an die Stelle gesetzt werden können, weshalb denn der Flötenspieler gleich anfangs verstummte. Die Ente, unbefiedert, stand als Gerippe da, fraß den Haber noch ganz munter, verdaute jedoch nicht mehr. An Allem dem ward er aber keineswegs irre, sondern sprach von diesen veralteten halbzerstörten Dingen mit solchem Behagen und so wichtigem

Ausdruck, als wenn seit jener Zeit die höhere Mechanik nichts frisches Bedeutenderes hervorgebracht hätte. [486

In einem großen Saale, der Naturgeschichte gewidmet, wurde gleichfalls die Bemerkung rege, daß Alles, was sich selbst erhält, bei ihm gut aufgehoben sei. So zeigte er einen sehr kleinen Magnetstein vor, der ein großes Gewicht trug, einen ächten Prehniten vom Kap von größter Schönheit und sonstige Mineralien in vorzüglichen Exemplaren. [487

Aber eine in der Mitte des Saals gedrängt stehende Reihe ausgestopfter Vögel zerfielen unmittelbar durch Mottenfraß, so daß Gewürm und Federn auf den Gestellen selbst aufgehäuft lagen; er bemerkte dies auch und versicherte, es sei eine Kriegslist: denn alle Motten des Hauses zögen sich hieher, und die übrigen Zimmer blieben von diesem Geschmeiße rein. In geordneter Folge kamen denn nach und nach die sieben Wunder von Helmstädt zu Tage, die Lieberkühnischen Präparate sowie die Hahnische Rechenmaschine. Von jenen wurden einige wirklich bewundernswürdige Beispiele vorgewiesen, an dieser komplizirte Exempel einiger Spezies durchgeführt. Das magische Orakel jedoch war verstummt: Beireis hatte geschworen, die gehorsame Uhr nicht wieder aufzuziehn, die auf seine, des Entferntstehenden Befehle bald still hielt, bald fortging. Ein Offizier, den man wegen Erzählung solcher Wunder Lügen gestraft, sei im Duell erstochen worden, und seit der Zeit habe er sich fest vorgenommen, seine Bewunderer nie solcher Gefahr wieder auszusetzen, noch die Ungläubigen zu so übereilten Gräuelthaten zu veranlassen. [488

Nach dem bisher Erzählten darf man nun wol sich einige Bemerkungen erlauben. Beireis, im Jahre 1730 geboren, fühlte sich als trefflicher Kopf eines weit umfassenden Wissens fähig und zu vielseitiger Ausübung geschickt. Den Anregungen seiner Zeit zufolge bildete er sich zum Polyhister, seine Thätigkeit widmete er der Heilkunde; aber bei dem glücklichsten, Alles festhaltenden Gedächtniß konnte er sich anmaßen, in den sämmtlichen Fakultäten zu Hause zu sein, jeden Lehrstuhl mit Ehre zu betreten. Seine Unterschrift in meines Sohnes Stammbuch lautet folgendermaßen:

Godofredus Christophorus Beireis.
Primarius Professor Medicinae, Chemiae, Chirurgiae, Pharmaceutices, Physices, Botanices et reliquae Historiae naturalis.
Helmstadii a. d. XVII. Augusti MDCCCV. [489

Aus dem Drama „Die natürliche Tochter.“*)

Welch Wonneleben wird hier ausgespendet!
Willst Du, o Herr der obern Regionen,
Des Neulings Unvermögen nicht verschonen?
Ich sinke hin, von Majestät geblendet.

Doch bald, getrost zu Dir hinauf gewendet,
Erfreut's mich, an dem Fuß der festen Thronen,
Ein Sprößling Deines Stamms, beglückt zu wohnen,
Und all mein frühes Hoffen ist vollendet.

So fließe denn der holde Born der Gnaden!
Hier will die treue Brust so gern verweilen
Und an der Liebe Majestät sich fassen.

Mein Ganzes hängt an einem zarten Faden;
Mir ist, als müßt' ich unaufhaltsam eilen,
Das Leben, das Du gabst, für Dich zu lassen.

*) Vgl. den zweiten Aufzug, vierten Auftritt. — Der zweite Akt dieses Dramas wurde noch gegen Ende des Jahres 1803 vollendet.

Aus dem bisher Vorgezeigten jedoch ließ sich einsehen, daß seine Sammlungen dem naturhistorischen Theile nach einen eigentlichen Zweck haben konnten, daß hingegen das, worauf er den meisten Werth legte, eigentlich Kuriositäten waren, die durch den hohen Kaufpreis Aufmerksamkeit und Bewunderung erregen sollten, wobei denn nicht vergessen wurde, daß bei Ankauf desselben Kaiser und Könige überboten worden. [490]

Dem sei nun, wie ihm wolle, ansehnliche Summen mußten ihm zu Gebote stehen; denn er hatte, wie man wol bemerken konnte, ebenso sehr eine gelegene Zeit zu solchen Ankäufen abgewartet, als auch mehr denn Andere vielleicht sich sogleich zahlungsfähig erwiesen. Obgenannte Gegenstände zeigte er zwar mit Antheil und Behagen umständlich vor; allein die Freude daran schien selbst gewissermaßen nur historisch zu sein; wo er sich aber lebhaft, leidenschaftlich überredend und zudringlich bewies, war bei Vorzeigen seiner Gemälde, seiner neuesten Liebhaberei, in die er sich ohne die mindeste Kenntniß eingelassen hatte. Bis ins Unbegreifliche ging der Grad, womit er sich hierüber getäuscht hatte oder uns zu täuschen suchte, da er denn doch auch vor allen Dingen gewisse Kuriosa vorzustellen pflegt. Hier war ein Christus, bei dessen Anblick ein Gottinger Professor in den bittersten Thränenguß sollte ausgebrochen sein, sogleich darauf ein von einer englischen Dogge angebelltes natürlich genug gemaltes Brod auf dem Tische der Jünger zu Emmaus, ein anderes, aus dem Feuer wunderwürdig gerettetes Heiligenbild, und was dergleichen mehr sein mochte. [491]

Die Art, seine Bilder vorzuweisen, war seltsam genug und schien gewissermaßen absichtlich; sie hingen nämlich nicht etwa an den hellen breiten Wänden seiner oberen Stockwerke wohl genießbar neben einander, sie standen vielmehr in seinem Schlafzimmer um das große Thronhimmelbette an den Wänden geschichtet über einander, von wo er, alle Hilfeleistung ablehnend, sie selbst herholte und dahin wieder zurückbrachte. Einiges blieb in dem Zimmer um die Beschauer herumgestellt, immer enger und enger zog sich der Kreis zusammen, so daß freilich die Ungeduld unseres Reisegefährten allzu stark erregt, plötzlich ausbrach und sein Entfernen veranlaßte. [492]

Es war mir wirklich angenehm; denn solche Qualen der Unvernunft ertragen sich leichter allein als in Gesellschaft eines einsichtigen Freundes, wo man bei gesteigertem Unwillen jeden

Augenblick einen Ausbruch von einer oder der andern Seite befürchten muß. [493]

Und wirklich war es auch zu stark, was Beireis seinen Gästen zumutbete. Er wußte sich nämlich damit am Meisten, daß er von den größten nambaften Künstlern drei Stücke besitze, von der ersten, zweiten und letzten Manier, und wie er sie vorstellte und vortrug, war jede Art von Fassung, die dem Menschen zu Gebot stehen soll, kaum hinreichend; denn die Scene war lächerlich und ärgerlich beleidigend und wahnsinnig zugleich. [494]

Die ersten Lehrlingsproben eines Rafael, Tizian, Carracci, Correggio, Dominichin, Guido und von wem nicht sonst waren nichts weiter als schwache, von mäßigen Künstlern gefertigte, auch wol kopirte Bilder. Hier verlangte er nun jederzeit Nachsicht gegen dergleichen Anfänge, rühmte aber mit Bewunderung in den folgenden die außerordentlichsten Fortschritte. Unter solchen der zweiten Epoche zugeschriebenen fand sich wol manches Gute, aber von dem Namen, dem es zugeeignet worden, sowol dem Talent als der Zeit nach himmelweit entfernt. Ebenso verhielt es sich mit den letzten, wo denn auch die leersten Phrasen, deren anmaßliche Unkenner sich bedienen, gar wohlgefällig vom Munde flossen. [495]

Zum Beweis der Aechtheit solcher und anderer Bilder zeigte er die Auktionskatalogen vor und freute sich der gedruckten Lobpreisung jeder von ihm erstandenen Nummer. Darunter befanden sich zwar ächte, aber stark restaurirte Originale; genug, an irgend eine Art von Kritik war bei diesem sonst werthen und würdigen Manne gar nicht zu denken. [496]

Hatte man nun die meiste Zeit alle Geduld und Zurückhaltung nöthig, so ward man denn doch mitunter durch den Anblick trefflicher Bilder getröstet und belohnt. [497]

Unschätzbar hielt ich Albrecht Dürer's Porträt, von ihm selbst gemalt mit der Jahrzahl 1493, also in seinem zweiundzwanzigsten Jahre, halbe Lebensgröße, Bruststück, zwei Hände, die Ellenbogen abgestutzt, purpurrothes Mützchen mit kurzen schmalen Neiteln, Hals bis unter die Schlüsselbeine bloß, am Hemde gestickter Obersaum, die Falten der Aermel mit pfirsichrothen Bändern unterbunden, blaugrauer, mit gelben Schnüren verbrämter Ueberwurf, wie sich ein feiner Jüngling gar zierlich herausgeputzt hätte, in der Hand bedeutsam ein blaublühendes Eryngium, im Deutschen Mannstreue genannt, ein ernstes [498]

Jünglingsgesicht, keimende Barthaare um Mund und Kinn, das Ganze herrlich gezeichnet, reich und unschuldig, harmonisch in seinen Theilen, von der höchsten Ausführung, vollkommen Dürer's würdig, obgleich mit sehr dünner Farbe gemalt, die sich an einigen Stellen zusammengezogen hatte. [498

Dieses preiswürdige, durchaus unschätzbare Bild, das ein wahrer Kunstfreund im goldenen Rahmen eingefaßt im schönsten Schränkchen aufbewahrt hätte, ließ er das auf ein dünnes Brett gemalte ohne irgend einen Rahmen und Verwahrung. Jeden Augenblick sich zu spalten drohend, ward es unvorsichtiger als jedes andere hervorgeholt, auf- und wieder beiseite gestellt, nicht weniger die dringende Theilnahme des Gastes, die um Schonung und Sicherung eines solchen Kleinods flehte, gleichgiltig abgelehnt; er schien sich wie Hofrath Büttner in einem herkömmlichen Unwesen eigensinnig zu gefallen. [499

Ferner gedenk' ich eines geistreich frei gemalten Bildes von Rubens, länglich, nicht allzu groß, wie er sich's für solche ausgeführte Skizzen liebte. Eine Hokenfrau, sitzend in der Fülle eines wohlversorgten Gemüskrams, Kohlhäupter und Salat aller Arten, Wurzeln, Zwiebeln aller Farben und Gestalten; sie ist eben im Handel mit einer stattlichen Bürgersfrau begriffen, deren behagliche Würde sich gar gut ausnimmt neben dem ruhig anbietenden Wesen der Verkäuferin, hinter welcher ein Knabe, so eben im Begriff, einiges Obst zu stehlen, von ihrer Magd mit einem unvorgesehenen Schlag bedroht wird. An der andern Seite, hinter der angesehenen Bürgersfrau, sieht man ihre Magd einen wohlgeflochtenen, mit Marktwaaren schon einigermaßen versehenen Korb tragen; aber auch sie ist nicht müßig, sie blickt nach einem Burschen und scheint dessen Fingerzeig mit einem freundlichen Blick zu erwidern. Besser gedacht und meisterhafter ausgeführt war nicht leicht etwas zu schauen, und hätten wir nicht unsere jährlichen Ausstellungen abzuschließen festgestellt, so würden wir diesen Gegenstand, wie er hier beschrieben ist, als Preisaufgabe gesetzt haben, um die Künstler kennen zu lernen, die von der überhand nehmenden Verirrung auf Goldgrund noch unangesteckt, ins derbe frische Leben Blick und Talent zu wenden geneigt wären. [500

Im kunstgeschichtlichen Sinne hatte denn auch Beireis bei Aufhebung der Klöster mehr als ein bedeutendes Bild gewonnen; ich betrachtete sie mit Antheil und bemerkte Manches in mein Taschenbuch. Hier sind' ich nun verzeichnet, daß außer

dem ersten vorgewiesenen, welches für ächt byzantinisch zu halten wäre, die übrigen alle ins funfzehnte, vielleicht ins sechzehnte Jahrhundert fallen möchten. Zu einer genaueren Würdigung mangelte es mir an durchgreifender Kenntniß, und bei Einigem, was ich allenfalls noch hätte näher bestimmen können, brachte mich Zeitrechnung und Nomenklatur unseres wunderlichen Sammlers Schritt vor Schritt aus der Richte. [501]

Denn er wollte nun ein- für allemal, wie persönlich so auch in seinen Besitzungen, einzig sein, und wie er jenes erste byzantinische Stück dem vierten Jahrhundert zuschrieb, so wies er ferner eine ununterbrochene Reihe aus dem fünften, sechsten u. s. w. bis ins funfzehnte mit einer Sicherheit und Ueberzeugung vor, daß Einem die Gedanken vergingen, wie es zu geschehen pflegt, wenn uns das handgreiflich Unwahre als etwas, das sich von selbst versteht, zutraulich vorgesprochen wird, wo man denn weder den Selbstbetrug noch die Unverschämtheit in solchem Grade für möglich hält. [502]

Ein solches Beschauen und Betrachten ward sodann durch festliche Gastmahle gar angenehm unterbrochen. Hier spielte der seltsame Mann seine jugendliche Rolle mit Behagen fort: er scherzte mit den Müttern, als wenn sie ihm auch wohl früher hätten geneigt sein mögen, mit den Töchtern, als wenn er im Begriff wäre, ihnen seine Hand anzubieten. Niemand erwiderte dergleichen Aeußerungen und Anträge mit irgend einem Befremden, selbst die geistreichen männlichen Glieder der Gesellschaft behandelten seine Thorheiten mit einiger Achtung, und aus Allem ging hervor, daß sein Haus, seine Natur- und Kunstschätze, seine Baarschaften und Kapitalien, sein Reichthum, wirklich oder durch Großthun gesteigert, Vielen ins Auge stach, weshalb denn die Achtung für seine Verdienste auch seinen Seltsamkeiten das Wort zu reden schien. [503]

Und gewiß, es war Niemand geschickter und gewandter, Erbschleicherei zu erzeugen, als er, ja es schien Maxime zu sein, sich dadurch eine neue künstliche Familie und die unfromme Pietät einer Anzahl Menschen zu verschaffen. [504]

In seinem Schlafzimmer hing das Bild eines jungen Mannes, von der Art, wie man hunderte sieht, nicht ausgezeichnet, weder anziehend noch abstoßend; diesen ließ er seine Gäste gewöhnlich beschauen und bejammerte dabei das Ereigniß, daß dieser junge Mann, an den er Vieles gewendet, dem er sein ganzes Vermögen zugedacht, sich gegen ihn untreu und un-

dankbar bewiesen, daß er ihn habe müssen fahren lassen und nun vergebens nach einem Zweiten sich umsehe, mit dem er ein gleiches und glücklicheres Verhältniß anknüpfen könne. [505]

In diesem Vortrag war irgend etwas Schelmisches; denn wie Jeder bei Erblickung eines Lotterieplans das große Loos auf sich bezieht, so schien auch jedem Zuhörer, wenigstens in dem Augenblick, ein Hoffnungsgestirn zu leuchten; ja, ich habe kluge Menschen gekannt, die sich eine Zeit lang von diesem Irrlicht nachziehen ließen. [506]

Den größten Theil des Tages brachten wir bei ihm zu, und Abends bewirthete er uns auf chinesischem Porzellan und Silber mit fetter Schafmilch, die er als höchst gesunde Nahrung pries und aufnöthigte. Hatte man dieser ungewohnten Speise erst einigen Geschmack abgewonnen, so ist nicht zu leugnen, daß man sie gern genoß und sie auch wol als gesund ansprechen durfte. [507]

Und so besah man denn auch seine ältern Sammlungen, zu deren glücklichem Beischaffen historische Kenntniß genügt, ohne Geschmack zu verlangen. Die goldenen Münzen römischer Kaiser und ihrer Familien hatte er aufs Vollständigste zusammengebracht, welches er durch die Katalogen des Pariser und Gothaischen Kabinets eifrig zu belegen und dabei zugleich sein Uebergewicht durch mehrere dort fehlende Exemplare zu bezeugen wußte. Was jedoch an dieser Sammlung am Höchsten zu bewundern, war die Vollkommenheit der Abdrücke, welche sämmtlich, als kämen sie aus der Münze, vorlagen. Diese Bemerkung nahm er wohl auf und versicherte, daß er die einzelnen erst nach und nach eingetauscht und mit schwerer Zubuße zuletzt erhalten und doch noch immer von Glück zu sagen habe. [508]

Brachte nun der geschäftige Besitzer aus einem nebenstehenden Schrank neue Schieber zum Anschauen, so ward man sogleich der Zeit und dem Ort nach anderswohin versetzt. Sehr schöne Silbermünzen griechischer Städte lagen vor, die, weil sie lange genug in feuchter verschlossener Luft aufbewahrt worden, die wohlerhaltenen Gepräge mit einem bläulichen Anhauch darwiesen. Ebenso wenig fehlte es sodann an goldenen Rosenobeln, päpstlichen älteren Münzen, an Bracteaten, verfänglichen satirischen Gepräge und was man nur merkwürdig Seltsames bei einer so zahlreichen altherkömmlicher Sammlung erwarten konnte. [50

Nun war aber nicht zu leugnen, daß er in diesem Fache unterrichtet und in gewissem Sinne ein Kenner war; denn er hatte ja schon in früheren Jahren eine kleine Abhandlung, wie ächte und falsche Münzen zu unterscheiden seien, herausgegeben. Indessen scheint er auch hier wie in andern Dingen sich einige Willkür vorbehalten zu haben; denn er behauptete hartnäckig und über alle Münzkenner triumphirend: die goldenen Lysimachen seien durchaus falsch, und behandelte deshalb einige vorliegende schöne Exemplare höchst verächtlich. Auch dieses ließen wir wie manches Andere hingehen und ergetzten uns mit Belehrung an diesen wirklich seltenen Schätzen. [510]

Neben allen diesen Merkwürdigkeiten, zwischen so vieler Zeit, die uns Beireis widmete, trat immer zugleich seine ärztliche Thätigkeit hervor; bald war er Morgens früh schon vom Lande, wo er eine Bauersfrau entbunden, zurückgekehrt, bald hatten ihn verwickelte Konsultationen beschäftigt und festgehalten. [511]

Wie er nun aber zu solchen Geschäften Tag und Nacht bereit sein könne und sie doch mit immer gleicher äußerer Würde zu vollbringen im Stande sei, machte er auf seine Frisur aufmerksam; er trug nämlich rollenartige Locken, länglich, mit Nadeln gesteckt, fest gepicht über beiden Ohren. Das Vorderhaupt war mit einem Toupet geschmückt, Alles fest, glatt und tüchtig gepudert. Auf diese Weise, sagte er, lasse er sich alle Abend frisiren, lege sich, die Haare festgebunden, zu Bette, und welche Stunde er denn auch zu einem Kranken gerufen werde, erscheine er doch so anständig, eben als wie er in jede Gesellschaft komme. Und es ist wahr, man sah ihn in seiner hellblaugrauen vollständigen Kleidung, in schwarzen Strümpfen und Schuhen mit großen Schnallen überall ein wie das andere Mal. [512]

Während solcher belebten Unterhaltung und fortdauernder Zerstreuung hatte er eigentlich von unglaublichen Dingen noch wenig vorgebracht; allein in der Folge konnte er nicht ganz unterlassen, die Litanei seiner Legenden nach und nach mitzutheilen. Als er uns nun eines Tags mit einem ganz wohlbestellten Gastmahle bewirthete, so mußte man eine reichliche Schüssel besonders großer Krebse in einer so bach- und wasserarmen Gegend höchst merkwürdig finden; worauf er denn versicherte, sein Fischkasten dürfe niemals ohne dergleichen Vorrath gefunden werden, er sei diesen Geschöpfen so viel schuldig, er achte den

Genuß derselben für so heilsam, daß er sie nicht nur als schmackhaftes Gericht für werthe Gäste, sondern als das wirksamste Arzeneimittel in äußersten Fällen immerfort bereit halte. Nun aber schritt er zu einigen geheimnißvollen Einleitungen, er sprach von gänzlicher Erschöpfung, in die er sich durch ununterbrochene, höchst wichtige, aber auch höchst gefährliche Arbeit versetzt gesehen, und wollte dadurch den schwierigen Prozeß der höchsten Wissenschaft verstanden wissen. [513

In einem solchen Zustande habe er nun ohne Bewußtsein in letzten Zügen hoffnungslos dagelegen, als ein junger ihm herzlich verbundener Schüler und Wärter, durch inspirationsmäßigen Instinkt angetrieben, eine Schüssel großer gesottener Krebse seinem Herrn und Meister dargebracht und davon genugsam zu sich zu nehmen genöthigt, worauf denn dieser wundersam ins Leben zurückgekehrt und die hohe Verehrung für dieses Gericht behalten habe. [514

Schalkhafte Freunde behaupteten, Beireis habe sonst auch wol gelegentlich zu verstehen gegeben, er wüßte durch das Universale ausgesuchte Maikäfer in junge Krebse zu verwandeln, die er denn auch nachher durch besondere spagyrische Nahrung zu merkwürdiger Größe heranzufüttern verstehe. Wir hielten dies wie billig für eine im Geist und Geschmack des alten Wunderthäters erfundene Legende, dergleichen mehr auf seine Rechnung herumgehen, und die er, wie ja wol Taschenspieler und sonstige Thaumaturgen auch gerathen finden, keineswegs abzuleugnen geneigt war. [515

Hofrath Beireisens ärztliches Ansehen war in der ganzen Gegend wohl gegründet, wie ihn denn auch die gräflich Veltheimische Familie zu Harbke als Hausarzt willkommen hieß, in die er uns daher einzuführen sich sogleich geneigt erklärte. Angemeldet traten wir dort ein; stattliche Wirthschaftsgebäude bildeten vor dem hohen ältlichen Schlosse einen geräumigen Gutshof. Der Graf hieß uns willkommen und freute sich, an mir einen alten Freund seines Vaters kennen zu lernen; denn mit diesem hatte uns Andere durch mehrere Jahre das Studium des Bergwesens verbunden, nur daß er versuchte, seine Naturkenntnisse zu Aufklärung problematischer Stellen alter Autoren zu benutzen. Mochte man ihn bei diesem Geschäft auch allzu großer Kühnheit beschuldigen, so konnte man ihm einen geistreichen Scharfsinn nicht absprechen. [516

Gegen den Garten hin war das alterthümlich aufgeschmückte

ansehnliche Schloß vorzüglich schön gelegen. Unmittelbar aus demselben trat man auf ebene reinliche Flächen, woran sich sanft aufsteigende, von Büschen und Bäumen überschattete Hügel anschlossen. Bequeme Wege führten sodann aufwärts zu heiteren Aussichten gegen benachbarte Höhen, und man ward mit dem weiten Umkreis der Herrschaft, besonders auch mit den wohlbestandenen Wäldern immer mehr bekannt. Den Großvater des Grafen hatte vor funfzig Jahren die Forstkultur ernstlich beschäftigt, wobei er denn nordamerikanische Gewächse der deutschen Landesart anzueignen trachtete. Nun führte man uns in einen wohlbestandenen Wald von Weymouths-Kiefern, ansehnlich stark und hoch gewachsen, in deren stattlichem Bezirk wir uns, wie sonst in den Forsten des Thüringer Waldes, auf Moos gelagert an einem guten Frühstück erquickten und besonders an der regelmäßigen Pflanzung ergetzten. Denn dieser großväterliche Forst zeigte noch die Absichtlichkeit der ersten Anlage, indem die sämmtlichen Bäume, reihenweis gestellt, sich überall ins Gevierte sehen ließen. Ebenso konnte man in jeder Forstabtheilung, bei jeder Baumgattung die Absicht des vorsorgenden Ahnherrn gar deutlich wahrnehmen. [517

Die junge Gräfin, so eben ihrer Entbindung nahe, blieb leider unsichtbar, da wir von ihrer gerühmten Schönheit selbst doch gern Zeugniß abgelegt hätten. Indessen wußten wir uns mit ihrer Frau Mutter, einer verwittibten Frau von Lauterbach aus Frankfurt am Main, von alten reichstädtischen Familienverhältnissen angenehm zu unterhalten. [518

Die beste Bewirthung, der anmuthigste Umgang, belebrendes Gespräch, worin uns nach und nach die Vortheile einer so großen Besitzung im Einzelnen deutlicher wurden, besonders da hier so viel für die Unterthanen geschehen war, erregten den stillen Wunsch, länger zu verweilen, dem denn eine freundlich dringende Einladung unverhofft entgegenkam. Aber unser theurer Gefährte, der fürtreffliche Wolf, der hier für seine Neigung keine Unterhaltung fand und desto eher und heftiger von seiner gewöhnlichen Ungeduld ergriffen ward, verlangte so dringend, wieder in Helmstädt zu sein, daß wir uns entschließen mußten, aus einem so angenehmen Kreise zu scheiden; doch sollte sich bei unserer Trennung noch ein wechselseitiges Verhältniß entwickeln. Der freundliche Wirth verehrte aus seinen fossilen Schätzen einen köstlichen Enkriniten meinem Sohn, und wir glaubten kaum etwas Gleichgefälliges erwidern zu können, als

ein forſtmänniſches Problem zur Sprache kam. Im Ettersberg nämlich bei Weimar ſolle nach Ausweis eines beliebten Journals eine Buche gefunden werden, welche ſich in Geſtalt und ſonſtigen Eigenſchaften offenbar der Eiche nähere. Der Graf, mit angeerbter Neigung zur Forſtkultur, wünſchte davon eingelegte Zweige und was ſonſt noch zu genauerer Kenntniß beitragen könne, beſonders aber wo möglich einige lebendige Pflanzen. In der Folge waren wir ſo glücklich, dies Gewünſchte zu verſchaffen, unſer Verſprechen wirklich halten zu können, und hatten das Vergnügen, von dem zweideutigen Baume lebendige Abkömmlinge zu überſenden, auch nach Jahren von dem Gedeihen derſelben erfreuliche Nachricht zu vernehmen. [519]

Auf dem Rückwege nun wie auf dem Hinwege hatten wir denn Mancherlei von des alten uns geleitenden Zauberers Großthaten zu hören. Nun vernahmen wir aus deſſen Munde, was uns ſchon aus ſeinen frühern Tagen durch Ueberlieferung zugekommen war; doch genau beſehen, fand ſich in der Legende dieſes Heiligen eine merkliche Monotonie. Als Knabe jugendlich muthiger Entſchluß, als Schüler raſche Selbſtvertheidigung; akademiſche Händel, Raufluſtigkeit, kunſtmäßige Geſchicklichkeit im Reiten und ſonſtige körperliche Vorzüge, Muth und Gewandtheit, Kraft und Ausdauer, Beſtändigkeit und Thatluſt: Alles dieſes lag rückwärts in dunklen Zeiten; dreijährige Reiſen blieben geheimnißvoll und ſonſt noch Manches im Vortrag, gewiß aber in der Erörterung unbeſtimmt. [520]

Weil jedoch das auffallende Reſultat ſeines Lebensganges ein unüberſehlicher Beſitz von Koſtbarkeiten, ein unſchätzbarer Geldreichthum zu ſein ſchien, ſo konnte es ihm an Gläubigen, an Verehrern gar nicht fehlen. Jene beiden ſind eine Art von Hausgöttern, nach welchen die Menge andächtig und gierig die Augen wendet. Iſt nun ein ſolcher Beſitz nicht etwa ererbt und offenbaren Herkommens, ſondern im Geheimniß ſelbſt erworben, ſo giebt man im Dunkeln alles übrige Wunderbare zu, man läßt ihn ſein märchenhaftes Weſen treiben; denn eine Maſſe gemünztes Geld und Silber verleiht ſelbſt dem Unwahren Anſehen und Gewicht: man läßt die Lüge gelten, indem man die Baarſchaft beneidet. [521]

Die möglichen oder wahrſcheinlichen Mittel, wie Beireis zu ſolchen Gütern gelangt, werden einſtimmig und einfach angegeben. Er ſolle eine Farbe erfunden haben, die ſich an die Stelle der Cochenille ſetzen konnte; er ſolle vortheilhaftere Gäh-

rungsprozesse als die damals bekannten an Fabrikherren mitgetheilt haben. Wer in der Geschichte der Chemie bewandert ist, wird beurtheilen, ob in der Hälfte des vorigen Jahrhunderts dergleichen Rezepte unbemerkt bleiben konnten; er wird wissen, inwiefern sie in der neuern Zeit offenbar und allgemein bekannt geworden. Sollte Beireis z. B. nicht etwa zeitig auf die Beredlung des Strapps gekommen sein? [522]

Nach Allem diesem aber ist das sittliche Element zu bedenken, worin und worauf er gewirkt hat: ich meine die Zeit, den eigentlichen Sinn, das Bedürfniß derselben. Die Kommunikation der Weltbürger ging noch nicht so schnell wie gegenwärtig; noch konnte Jemand, der an entfernten Orten wie Swedenberg, oder auf einer beschränkten Universität wie Beireis seinen Aufenthalt nahm, immer die beste Gelegenheit finden, sich in geheimnißvolles Dunkel zu hüllen, Geister zu berufen und am Stein der Weisen zu arbeiten. Haben wir nicht in den neuern Tagen Cagliostro gesehen, wie er, große Räume eilig durchstreifend, wechselsweise im Süden, Norden, Westen seine Taschenspielereien treiben und überall Anhänger finden konnte? Ist es denn zu viel gesagt, daß ein gewisser Aberglaube an dämonische Menschen niemals aufhören, ja daß zu jeder Zeit sich immer ein Lokal finden wird, wo das problematisch Wahre, vor dem wir in der Theorie allein Respekt haben, sich in der Ausübung mit der Lüge auf das Allerbequemste begatten kann. [523]

Länger als wir gedacht, hatte uns die anmuthige Gesellschaft in Helmstädt aufgehalten. Hofrath Beireis betrug sich in jedem Sinne wohlwollend und mittheilend, doch von seinem Hauptschatz, dem Diamanten, hatte er noch nicht gesprochen, geschweige denselben vorgewiesen. Niemand der Helmstädter Akademieverwandten hatte denselben gesehen, und ein oft wiederholtes Märchen, daß dieser unschätzbare Stein nicht am Orte sei, diente ihm, wie wir hörten, auch gegen Fremde zur Entschuldigung. Er pflegte nämlich scheinbar vertraulich zu äußern, daß er zwölf vollkommen gleiche versiegelte Kästchen eingerichtet habe, in deren einem der Edelstein befindlich sei. Diese zwölf Kästchen nun vertheile er an auswärtige Freunde, deren jeder einen Schatz zu besitzen glaube; er aber wisse nur allein, wo er befindlich sei. Daher mußten wir befürchten, daß er auf Anfragen dieses Naturwunder gleichfalls verleugnen werde. Glücklicherweise jedoch kurz vor unserm Abschiede begegnete Folgendes. [524]

Eines Morgens zeigte er in einem Bande der Reise Tournefort's die Abbildung einiger natürlichen Diamanten, die sich

VI.

Aus Wilhelm Meister.

in Eiform mit theilweiser Abweichung ins Nieren- und Zitzenförmige unter den Schätzen der Indier gefunden hatten. Nachdem er uns die Gestalt wohl eingeprägt, brachte er ohne weitere Zeremonien aus der rechten Hosentasche das bedeutende Naturerzeugniß. In der Größe eines mäßigen Gänseeies, war es vollkommen klar, durchsichtig, doch ohne Spur, daß daran geschliffen worden; an der Seite bemerkte man einen schwachen Höcker, einen nierenförmigen Auswuchs, wodurch der Stein jenen Abbildungen vollkommen ähnlich ward. [525

Mit seiner gewöhnlichen ruhigen Haltung zeigte er darauf einige zweideutige Versuche, welche die Eigenschaften eines Diamanten bethätigen sollten: auf mäßiges Reiben zog der Stein Papierschnitzchen an; die englische Feile schien ihm nichts anzuhaben; doch ging er eilig über diese Beweisthümer hinweg und erzählte die oft wiederholte Geschichte: wie er den Stein unter einer Muffel geprüft und über das herrliche Schauspiel der sich entwickelnden Flamme das Feuer zu mildern und auszulöschen vergessen, so daß der Stein über eine Million Thaler an Werth in Kurzem verloren habe. Demungeachtet aber pries er sich glücklich, daß er ein Feuerwerk gesehen, welches Kaisern und Königen versagt worden. [526

Indessen er nun sich weitläufig darüber herausließ, hatte ich, chromatischer Prüfungen eingedenk, das Wunderei vor die Augen genommen, um die horizontalen Fensterstäbe dadurch zu betrachten, fand aber die Farbensäume nicht breiter, als ein Bergkrystall sie auch gegeben hätte, weshalb ich im Stillen wol einige Zweifel gegen die Aechtheit dieses gefeierten Schatzes fernerhin nähren durfte. Und so war denn unser Aufenthalt durch die größte Redemontade unseres wunderlichen Freundes ganz eigentlich gekrönt. [527

Bei heitern vertraulichen Unterhaltungen in Helmstädt, wo denn verträglich die Beireisischen Eigenheiten zur Sprache kamen, ward auch mehrmals eines höchst wunderlichen Edelmanns gedacht, welchen man, da unser Rückweg über Halberstadt genommen werden sollte, als unsern vom Wege wehrend, auf der Reise gar wohl besuchen und somit die Kenntniß seltsamer Charaktere erweitern könne. Man war zu einer solchen Expeditien desto eher geneigt, als der heitere geistreiche Prorst Henke uns dorthin zu begleiten versprach, woraus wenigstens hervorzugehen schien, daß man über die Unarten und Unschicklichkeiten jenes berufenen Mannes noch allenfalls hinauskommen werde. [528

So saßen wir denn zu Vier im Wagen, Propst Henke mit einer langen weißen Thonpfeife, die er, weil ihn jede andere Art zu rauchen anwiderte, sogar im Wagen, selbst, wie er versicherte, auf weiteren Reisen, mit besonderer Vorsicht ganz und unzerstückt zu erhalten wußte. [529

In so froher als belehrender Unterhaltung leiten wir den Weg zurück und langten endlich an dem Gute des Mannes an, der, unter dem Namen des tollen Hagen weit und breit bekannt, wie eine Art von gefährlichem Cyklopen auf einer schönen Besitzung hauste. Der Empfang war schon charakteristisch genug. Er machte uns aufmerksam auf das an tüchtigem Schmiedewerk hangende Schild seines neuerbauten Gasthofes, das den Gästen zur Lockung dienen sollte. Wir waren jedoch nicht wenig verwundert, hier von einem nicht ungeschickten Künstler ein Bild ausgeführt zu sehen, welches das Gegenstück jenes Schildes vorstellt, an welchem der Reisende in das südliche Frankreich sich so umständlich ergeht und ergetzt; man sah auch hier ein Wirthshaus mit dem bedenklichen Zeichen und umstehende Betrachter vorgestellt. [530

Ein solcher Empfang ließ uns freilich das Schlimmste vermuthen, und ich ward aufmerksamer, indem mich die Ahnung anflog, als hätten die werthen neuen Freunde nach dem edlen Helmstädter Drama uns zu diesem Abenteuer beredet, um uns als Mitspieler in einer leidigen Satyrposse verwickelt zu sehen. Sollten sie nicht, wenn wir diesen Focus unwillig aufnähmen, sich mit einer stillen Schadenfreude kitzeln? [531

Doch ich verscheuchte solchen Argwohn, als wir das ganz ansehnliche Gehöfte betraten. Die Wirthschaftsgebäude befanden sich im besten Zustand, die Höfe in zweckmäßiger Ordnung, obgleich ohne Spur irgend einer ästhetischen Absicht. Des Herren gelegentliche Behandlung der Wirthschaftsleute mußte man rauh und hart nennen, aber ein guter Humor, der durchblickte, machte sie erträglich; auch schienen die guten Leute an diese Weise schon so gewöhnt zu sein, da sie ganz ruhig, als hätte man sie sanft angesprochen, ihrem Geschäft weiter oblagen. [532

In dem großen, reinlichen, hellen Tafelzimmer fanden wir die Hausfrau, eine schlanke, wohlgebildete Dame, die sich aber in stummer Leidensgestalt ganz unbetheilnehmend erwies und uns die schwere Duldung, die sie zu übertragen hatte, unmittelbar zu erkennen gab. Ferner zwei Kinder, ein preußischer Fähndrich auf Urlaub und eine Tochter aus der Braunschweigischen

Pension zum Besuche da, Beide noch nicht zwanzig, stumm wie die Mutter, mit einer Art von Verwunderung dreinsehend, wenn die Blicke jener ein vielfaches Leiden aussprachen. [533]

Die Unterhaltung war sogleich einigermaßen soldatisch derb, der Burgunder, von Braunschweig bezogen, ganz vortrefflich; die Hausfrau machte sich durch eine so wohlbediente als wohlbestellte Tafel Ehre; daher wäre denn bis jetzt Alles ganz leidlich gegangen, nur durfte man sich nicht weit umsehen, ohne das Faunenohr zu erblicken, das durch die häusliche Zucht eines wohlhabenden Landedelmanns durchstach. In den Ecken des Saales standen saubere Abgüsse des Apollin und ähnlicher Statuen, wunderlich aber sah man sie aufgeputzt; denn er hatte sie mit Manschetten von seinen abgelegten wie mit Feigenblättern der guten Gesellschaft zu akkomodiren geglaubt. Ein solcher Anblick gab nur um so mehr Apprehension, da man versichert sein kann, daß ein Abgeschmacktes gewiß auf ein anderes hindeutet; und so fand sich's auch. Das Gespräch war noch immer mit einiger Mäßigung, wenigstens von unserer Seite, geführt, aber doch auf alle Fälle in Gegenwart der heranwachsenden Kinder unschicklich genug. Als man sie aber während des Nachtisches fortgeschickt hatte, stand unser wunderlicher Wirth ganz feierlich auf, nahm die Manschettchen von den Statuen weg und meinte, nun sei es Zeit, sich etwas natürlicher und freier zu benehmen. Wir hatten indessen der bedauernswerthen Leidensgestalt unserer Wirthin durch einen Schwank gleichfalls Urlaub verschafft; denn wir bemerkten, worauf unser Wirth ausgehen mochte, indem er noch schmackhafteren Burgunder versetzte, dem wir uns nicht abheld bewiesen. Dennoch wurden wir nicht gehindert, nach aufgehobener Tafel einen Spaziergang vorzuschlagen. Dazu wollte er aber keinen Gast zulassen, wenn er nicht vorher einen gewissen Ort besucht hätte. Dieser gehörte freilich auch zum Ganzen. Man fand in einem reinlichen Kabinet einen gepolsterten Großvaterssessel und, um zu einem längeren Aufenthalt einzuladen, eine mannichfaltige Unzahl bunter ringsumher aufgeklebter Kupferstiche sattrischen, vasauillantischen, unlaubern Inhalts, nedisch genug. Diese Beispiele genügen wohl, die wunderliche Lage anzudeuten, in der wir uns befanden. Bei eintretender Nacht nethigte er seine bedrängte Hausfrau, einige Lieder nach eigener Wahl zum Flügel zu singen, wodurch sie uns bei gutem Vortrag allerdings Vergnügen machte; zuletzt aber enthielt er sich nicht, sein

Mißfallen an ſolchen faden Geſängen zu bezeigen, mit der Anmaßung, ein tüchtigeres vorzutragen, worauf ſich denn die gute Dame gemüſſigt ſah, eine höchſt unſchickliche und abſurde Strophe mit dem Flügel zu begleiten. Nun fühlte ich, indignirt durch das Widerwärtige, inſpirirt durch den Burgunder, es ſei Zeit, meine Jugendpferde zu beſteigen, auf denen ich mich ſonſt übermüthig gerne herumgetummelt hatte. [534

Nachdem er auf mein Erſuchen die deteſtable Strophe noch einige Male wiederholt hatte, verſicherte ich ihm, das Gedicht ſei vortrefflich, nur müſſe er ſuchen durch künſtlichen Vortrag ſich dem köſtlichen Inhalt gleich zu ſtellen, ja ihn durch den rechten Ausdruck erſt zu erheben. Nun war zuvörderſt von Forte und Piano die Rede, ſodann aber von feineren Abſchattirungen, von Accenten, und ſo mußte gar zuletzt ein Gegenſatz von Liſpeln und Ausſchrei zur Sprache kommen. Hinter dieſer Tollheit lag jedoch eine Art von Didaskalie verborgen, die mir denn auch eine große Mannichfaltigkeit von Forderungen an ihn verſchaffte, woran er ſich als ein geiſtreicharocker Mann zu unterhalten ſchien. Doch ſuchte er dieſe läſtigen Zumuthungen manchmal zu unterbrechen, indem er Burgunder einſchenkte und Backwerk anbot. Unſer Wolf hatte ſich, unendlich gelangweilt, ſchon zurückgezogen; Abt Henke ging mit ſeiner langen thönernen Pfeife auf und ab und ſchüttete den ihm aufgedrungenen Burgunder, ſeine Zeit erſehend, zum Fenſter hinaus, mit der größten Gemüthsruhe den Verlauf dieſes Unſinnes abzuwarten. Dies aber war kein Geringes; denn ich forderte immer mehr, noch immer einen wunderlicheren Ausdruck von meinem humoriſtiſch gelehrigen Schüler und verwarf zuletzt gegen Mitternacht alles Bisherige. Das ſei nur eingelernt, ſagte ich, und gar nichts werth. Nun müſſe er erſt aus eignem Geiſt und Sinn das Wahre, was bisher verborgen geblieben, ſelbſt erfinden und dadurch mit Dichter und Muſiker als Original wetteifern. [535

Nun war er gewandt genug, um einigermaßen zu gewahren, daß hinter dieſen Tollheiten ein gewiſſer Sinn verborgen ſei, ja er ſchien ſich an einem ſo freventlichen Mißbrauch eigentlich reſpektabler Lehren zu ergetzen; doch war er indeſſen ſelbſt müde und ſo zu ſagen mürbe geworden, und als ich endlich den Schluß zog, er müſſe nun erſt der Ruhe pflegen und abwarten, ob ihm nicht vielleicht im Traum eine Aufklärung komme, gab er gerne nach und entließ uns zu Bette. [536

Den andern Morgen waren wir früh wieder bei der Hand und zur Abreise bereit. Beim Frühstück ging es ganz menschlich zu; es schien, als wolle er uns nicht mit ganz ungünstigen Begriffen entlassen. Als Landrath wußte er vom Zustand und den Angelegenheiten der Provinz sehr treffende, nach seiner Art barocke Rechenschaft zu geben. Wir schieden freundlich und konnten dem nach Helmstädt mit unzerbrochener langen Pfeife zurückkehrenden Freunde für sein Geleit bei diesem bedenklichen Abenteuer nicht genugsam Dank sagen. [537

Vollkommen friedlich und vernunftgemäß ward uns dagegen ein längerer Aufenthalt in Halberstadt beschert. Schon war vor einigen Jahren der edle Gleim zu seinen frühsten Freunden hinübergegangen; ein Besuch, den ich ihm vor geraumer Zeit abstattete, hatte nur einen dunklen Eindruck zurückgelassen, indem ein dazwischenrauschendes, mannichfaltiges Leben mir die Eigenheiten seiner Person und Umgebung beinahe verlöschte. Auch konnte ich damals wie in der Folge kein Verhältniß zu ihm gewinnen, aber seine Thätigkeit war mir niemals fremd geworden; ich hörte viel von ihm durch Wieland und Herder, mit denen er immer in Briefwechsel und Bezug blieb. [538

Diesmal wurden wir in seiner Wohnung von Herrn Körte gar freundlich empfangen; sie deutete auf reinliche Wohlhäbigkeit, auf ein friedliches Leben und stilles geselliges Behagen. Sein verübergegangenes Wirken feierten wir an seiner Verlassenschaft; viel ward von ihm erzählt, Manches vorgewiesen, und Herr Körte versprach durch eine ausführliche Lebensbeschreibung und Herausgabe seines Briefwechsels einem Jeden Anlaß genug zu verschaffen, auf seine Weise ein so merkwürdiges Individuum sich wieder hervorzurufen. [539

Dem allgemeinen deutschen Wesen war Gleim durch seine Gedichte am Meisten verwandt, worin er als ein vorzüglich liebender und liebenswürdiger Mann erscheint. Seine Poesie, von der technischen Seite beleben, ist rhythmisch, nicht melodisch, weshalb er sich denn auch meistens freier Silbenmaße bedient, und so gewähren Vers und Reim, Brief und Abhandlung durcheinanderverflochten den Ausdruck eines gemüthlichen Menschenverstandes innerhalb einer wohlgesinnten Beschränkung. [540

Vor Allem aber war uns anziehend der Freundschaftstempel, eine Sammlung von Bildnissen älterer und neuerer Angehörigen. Sie gab ein schönes Zeugniß, wie er die Mit-

lebenden geschätzt, und uns eine angenehme Rekapitulation so vieler ausgezeichneter Gestalten, eine Erinnerung an die bedeutenden einwohnenden Geister, an die Bezüge dieser Personen unter einander und zu dem werthen Manne, der sie meistens eine Zeit lang um sich versammelte und die Scheidenden, die Abwesenden wenigstens im Bilde festzuhalten Sorge trug. Bei solchem Betrachten ward gar manches Bedenken hervorgerufen; nur eines sprech' ich aus: man sah über hundert Poeten und Literateren, aber unter diesen keinen einzigen Musiker und Komponisten. Wie? sollte jener Greis, der seinen Aeußerungen nach nur im Singen zu leben und zu athmen schien, keine Ahnung von dem eigentlichen Gesang gehabt haben? von der Tonkunst, dem wahren Element, woher alle Dichtungen entspringen und wohin sie zurückkehren? [541]

Suchte man nun aber in einen Begriff zusammenzufassen, was uns von dem edlen Manne verschwebt, so könnte man sagen: ein leidenschaftliches Wohlwollen lag seinem Charakter zu Grunde, das er durch Wort und That wirksam zu machen suchte. Durch Rede und Schrift aufmunternd, ein allgemeines rein menschliches Gefühl zu verbreiten bemüht, zeigte er sich als Freund von Jedermann, hilfreich dem Darbenden, armer Jugend aber besonders förderlich. Ihm als gutem Haushalter scheint Wohlthätigkeit die einzige Liebhaberei gewesen zu sein, auf die er seinen Ueberschuß verwendet. Das Meiste thut er aus eigenen Kräften; seltener und erst in späteren Jahren bedient er sich seines Namens, seines Ruhms, um bei Königen und Ministern einigen Einfluß zu gewinnen, ohne sich dadurch sehr gefördert zu sehen. Man behandelt ihn ehrenvoll, duldet und belebt seine Thätigkeit, hilft ihm auch wol nach, trägt aber gewöhnlich Bedenken, in seine Absichten kräftig einzugehen. [542]

Alles jedoch zusammengenommen, muß man ihm den eigentlichsten Bürgersinn in jedem Betracht zugestehen; er ruht als Mensch auf sich selbst, verwaltet ein bedeutendes öffentliches Amt und beweist sich übrigens gegen Stadt und Provinz und Königreich als Patriot, gegen deutsches Vaterland und Welt als ächten Liberalen. Alles Revolutionäre dagegen, das in seinen älteren Tagen hervortritt, ist ihm höchlich verhaßt, sowie Alles, was früher Preußens großem Könige und seinem Reiche sich feindselig entgegenstellt. [543]

Da nun ferner eine jede Religion das reine rubige Verkehr der Menschen unter einander befördern soll, die christlich-evan-

gelische jedoch dieses besonders geeignet ist, so konnte er, die Religion des rechtschaffenen Mannes, die ihm angeboren und seiner Natur nothwendig war, immerfort ausübend, sich für den rechtgläubigsten aller Menschen halten und an dem ererbten Bekenntniß sowie bei dem herkömmlichen einfachen Kultus der protestantischen Kirche gar wohl beruhigen. [544]

Nach allen diesen lebhaften Vergegenwärtigungen sollten wir noch ein Bild des Vergänglichen erblicken; denn auf ihrem Siechbette begrüßten wir die ablebende Nichte Gleim's, die unter dem Namen Gleminde viele Jahre die Zierde eines dichterischen Kreises gewesen. Zu ihrer anmuthigen, obschon kränklichen Bildung stimmte gar fein die große Reinlichkeit ihrer Umgebung, und wir unterhielten uns gern mit ihr von vergangenen guten Tagen, die ihr mit dem Wandeln und Wirken ihres trefflichen Oheims immer gegenwärtig geblieben waren. [545]

Zuletzt, um unsere Wallfahrt ernst und würdig abzuschließen, traten wir in den Garten, um das Grab des edlen Greises, dem nach vieljährigen Leiden und Schmerzen, Thätigkeit und Erdulden, umgeben von Denkmalen vergangener Freunde, an der ihm gemüthlichen Stelle gegönnt war, auszuruhen. [546]

Die oben feuchten Räume des Doms beuchten wir zu wiederholten Malen; er stand, obgleich seines frühern religiösen Lebens beraubt, doch noch unerschüttert in ursprünglicher Würde. Dergleichen Gebäude haben etwas eigen Anziehendes: sie vergegenwärtigen uns tüchtige, aber düstere Zustände, und weil wir uns manchmal gern ins Halbdunkel der Vergangenheit einhüllen, so finden wir es willkommen, wenn eine ahnungsvolle Beschränkung uns mit gewissen Schauern ergreift, körperlich, physisch, geistig auf Gefühl, Einbildungskraft und Gemüth wirkt und somit sittliche, poetische und religiöse Stimmung anregt. [547]

Die Spiegelberge, unschuldig buschig bewachsene Anhöhen, dem nachbarlichen Harze vorliegend, jetzt durch die seltsamsten Gebilde ein Tummelplatz häßlicher Kreaturen, eben als wenn eine vermaledeite Gesellschaft, vom Blocksberge wiederkehrend, durch Gottes unergründlichen Rathschluß hier wäre versteinert worden. Am Fuße des Aufstiegs dient ein ungeheures Faß abscheulichem Zwergengeschlecht zum Hochzeitsaal, und von da, durch alle Gänge der Anlagen, lauern Mißgeburten jeder Art, so daß der Mißgestalten liebende Prätorius seinen mundus anthropodemicus hier vollkommen realisirt erblicken konnte. [548]

Da fiel es denn recht auf, wie nöthig es sei, in der Er-

ziehung die Einbildungskraft nicht zu beſeitigen, ſondern zu regeln, ihr durch zeitig vorgeführte edle Bilder Luſt am Schönen, Bedürfniß des Vortrefflichen zu geben. Was bilft es, die Sinnlichkeit zu zähmen, den Verſtand zu bilden, der Vernunft ihre Herrſchaft zu ſichern: die Einbildungskraft lauert als der mächtigſte Feind, ſie hat von Natur einen unwiderſtehlichen Trieb zum Abſoluten, der ſelbſt in gebildeten Menſchen mächtig wirkt und gegen alle Kultur die angeſtammte Rohheit frauenliebender Wilden mitten in der anſtändigſten Welt wieder zum Vorſchein bringt. [549

Von der übrigen Rückreiſe darf ich nur vorübereilend ſprechen. Wir ſuchten das Budetbal und den längſt bekannten Hammer; von hier ging ich nun zum dritten Male in meinem Leben das von Granitfelſen eingeſchloſſene rauſchende Waſſer hinan, und hier fiel mir wiederum auf, daß wir durch nichts ſo ſehr veranlaßt werden, über uns ſelbſt zu denken, als wenn wir höchſt bedeutende Gegenſtände, beſonders entſchiedene charakteriſtiſche Naturſcenen nach langen Zwiſchenräumen endlich wiederſehen und den zurückgebliebenen Eindruck mit der gegenwärtigen Einwirkung vergleichen. Da werden wir denn im Ganzen bemerken, daß das Objekt immer mehr hervortritt, daß, wenn wir uns früher an den Gegenſtänden empfanden, Freud' und Leid, Heiterkeit und Verwirrung auf ſie übertrugen, wir nunmehr bei gebändigter Selbſtigkeit ihnen das gebührende Recht widerfahren laſſen, ihre Eigenheiten zu erkennen und ihre Eigenſchaften, ſofern wir ſie durchdringen, in einem höhern Grade zu ſchätzen wiſſen. Jene Art des Anſchauens gewährt der künſtleriſche Blick, dieſe eignet ſich dem Naturforſcher, und ich mußte mich, zwar anfangs nicht ohne Schmerzen, zuletzt doch glücklich preiſen, daß, indem jener Sinn mich nach und nach zu verlaſſen drohte, dieſer ſich in Aug' und Geiſt deſto kräftiger entwickelte. [550

1806.

Die Interims-Hoffnungen, mit denen wir uns philiſterhaft ſchon manche Jahre hingehalten, wurden ſo abermals im Gegenwärtigen genährt. Zwar brannte die Welt in allen Ecken und Enden, Europa hatte eine andere Geſtalt genommen, zu Lande und See gingen Städte und Flotten zu Trümmern; aber das mittlere, das nördliche Deutſchland genoß noch eines gewiſſen

fieberhaften Friedens, in welchem wir uns einer problematischen Sicherheit hingaben. Das große Reich in Westen war gegründet; es trieb Wurzeln und Zweige nach allen Seiten hin. Indessen schien Preußen das Vorrecht gegönnt, sich in Norden zu befestigen. Zunächst besaß es Erfurt, einen sehr wichtigen Haltepunkt, und wir ließen uns in diesem Sinne gefallen, daß von Anfang des Jahrs preußische Truppen bei uns einkehrten. Dem Regiment Owstien folgten Anfangs Februar Füseliere; sodann trafen ein die Regimenter Borcke, Arnim, Pirch; man hatte sich schon an diese Unruhe gewöhnt. [551]

Der Geburtstag unserer verehrten Herzogin, der 30. Januar, ward für diesmal zwar pomphaft genug, aber doch mit unerfreulichen Vorahnungen gefeiert. Das Regiment Owstien rühmte sich eines Corps Trompeter, das seinesgleichen nicht hätte; sie traten in einem Halbkreis zum Willkommen auf das Theater, gaben Proben ihrer außerordentlichen Geschicklichkeit und begleiteten zuletzt einen Gesang, dessen allgemein bekannte Melodie, einem Inselkönig gewidmet und noch keineswegs von dem patriotischen Festland überboten, ihre vollkommen herzerhebende Wirkung that. [552]

Eine Uebersetzung oder Umbildung des Cid von Corneille ward hiernach aufgeführt sowie auch Stella, zum ersten Mal mit tragischer Katastrophe. Götz von Berlichingen kam wieder an die Reihe, nicht weniger Egmont. Schiller's Glocke mit allem Apparat des Gießens und der fertigen Darstellung, die wir als Didaskalie schon längst versucht hatten, ward gegeben, und so, daß die sämmtliche Gesellschaft mitwirkte, indem der eigentliche dramatische Kunst- und Handwerkstheil dem Meister und den Gesellen anheimfiel, das übrige Lyrische aber an die männlichen und weiblichen Glieder, von den ältesten bis zu den jüngsten, vertheilt und Jedem charakteristisch angeeignet ward. [553]

Aufmerksamkeit erregte im Ganzen der von Iffland zur Vorstellung gebrachte Doktor Luther, ob wir gleich zauderten, denselben gleichfalls aufzunehmen. [554]

Bei dem verlängerten Aufenthalt in Karlsbad gedachte man der nächsten Theaterzeit und versuchte Oehlenschläger's verdienstliche Tragödie Hakon Jarl unserer Bühne anzueignen, ja es wurden sogar schon Kleider und Dekorationen aufgesucht und gefunden. Allein hinterdrein schien es bedenklich, zu einer Zeit, da mit Kronen im Ernst gespielt wurde, mit dieser heiligen

Zierde sich scherzhaft zu geberden. Im vergangenen Frühjahr hatte man nicht mehr thun können als das bestehende Repertorium zu erhalten und einigermaßen zu vermehren. Im Spätjahr, als der Kriegsdrang jedes Verhältniß aufzulösen drohte, hielt man für Pflicht, die Theateranstalt als einen öffentlichen Schatz, als ein Gemeingut der Stadt zu bewahren. Nur zwei Monate blieben die Vorstellungen unterbrochen, die wissenschaftlichen Bemühungen nur wenige Tage, und Iffland's Theaterkalender gab der deutschen Bühne eine schwunghafte Aufmunterung. [555]

Die projektirte neue Ausgabe meiner Werke nöthigte mich, sie sämmtlich wieder durchzugehen, und ich widmete jeder einzelnen Produktion die gehörige Aufmerksamkeit, ob ich gleich bei meinem alten Verfahre blieb, nichts eigentlich umzuschreiben oder auf einen hohen Grad zu verändern. [556]

Die zwei Abtheilungen der Elegien, wie sie noch vorliegen, wurden eingerichtet und Faust in seiner jetzigen Gestalt fragmentarisch behandelt. So gelangte ich dieses Jahr bis zum vierten Theil einschließlich, aber mich beschäftigte ein wichtigeres Werk. Der epische Tell kam wieder zur Sprache, wie ich ihn 1797 in der Schweiz konzipirt und nachher dem dramatischen Tell Schiller's zu Liebe beiseite gelegt. Beide konnten recht gut neben einander bestehen; Schiller'n war mein Plan gar wohl bekannt, und ich war zufrieden, daß er den Hauptbegriff eines selbstständigen, von den übrigen Verschwornen unabhängigen Tell benutzte; in der Ausführung aber mußte er der Richtung seines Talents zufolge sowie nach den deutschen Theaterbedürfnissen einen ganz anderen Weg nehmen, und mir blieb das Episch-ruhig-grandiose noch immer zu Gebot, so wie die sämmtlichen Motive, wo sie sich auch berührten, in beiden Bearbeitungen durchaus eine andere Gestalt nahmen. [557]

Ich hatte Lust, wieder einmal Hexameter zu schreiben, und mein gutes Verhältniß zu Voß, Vater und Sohn, ließ mich hoffen, auch in dieser herrlichen Versart immer sicherer vorzuschreiten. Aber die Tage und Wochen waren so ahnungsvoll, die letzten Monate so stürmisch und so wenig Hoffnung zu einem freieren Athemholen, daß ein Plan, auf dem Vierwaldstätter See und auf dem Wege nach Altorf in der freien Natur konzipirt, in dem beängstigten Deutschland nicht wohl wäre auszuführen gewesen. [558]

Wenn wir nun auch schon unser öffentliches Verhältniß

zur bildenden Kunst aufgegeben hatten, so blieb sie uns doch im Innern stets lieb und werth. Bildhauer Weisser, ein Kunstgenosse von Friedrich Tieck, bearbeitete mit Glück die Büste des hier verstorbenen Herzogs von Braunschweig, welche, in der öffentlichen Bibliothek aufgestellt, einen schönen Beweis seines vielversprechenden Talents abgiebt. [559

Kupferstiche sind überhaupt das Kunstmittel, durch welches Kenner und Liebhaber sich am Meisten und Bequemsten unterhalten, und so empfingen wir aus Rom von Gmelin das vorzügliche Blatt, unterzeichnet: der Tempel der Venus nach Claude. Es war mir um so viel mehr werth, als das Original erst nach meinem Abgang von Rom bekannt geworden und ich mich also zum ersten Mal von den Vorzügen desselben aus dieser kunstreichen Nachbildung überzeugen sollte. [560

Ganz in einem andern Fache, aber heiter und geistreich genug, erschienen die Riepenhausischen Blätter zur Genovefa, deren Originalzeichnungen wir schon früher gekannt. Auch diese jungen Männer, die sich zuvor an Polygnot geübt hatten, wandten sich nun gegen die Romantik, welche sich durch schriftstellerische Talente beim Publikum eingeschmeichelt hatte und so die Bemerkung wahr machte: daß mehr, als man denkt, der bildende Künstler vom Dichter und Schriftsteller abhängt. [561

In Karlsbad unterhielt mich belehrend eine Sammlung Kupfer, welche Graf Lepel mit sich führte; nicht weniger große mit der Feder gezeichnete, aquarellirte Blätter von Ramberg bewährten das heitere, glücklich auffassende, mitunter ertemporirende Talent des genannten Künstlers. Graf Cerneillan besaß dieselben und nebst eigenen Arbeiten noch sehr schöne Landschaften in Deckfarben. [562

Die hiesigen Sammlungen vermehrten sich durch einen Schatz von Zeichnungen im hohern Sinne. Carstens' künstlerische Verlassenschaft war an seinen Freund Fernow vererbt, man traf mit Diesem eine billige Uebereinkunft, und so wurden mehrere Zeichnungen des verschiedensten Formats, größere Kartone und kleinere Bilder, Studien in schwarzer Kreide, in Rothstein aquarellirte Federzeichnungen und so vieles Andere, was dem Künstler das jedesmalige Studium, Bedürfniß oder Laune mannichfaltig ergreifen läßt, für unser Museum erworben. [563

Wilhelm Tischbein, der nach seiner Entfernung von Neapel von dem Herzog von Oldenburg begünstigt, sich in einer freien

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
GOETHE.J.W.

3-598-50924-3
FN. 16570/457

lichen glücklichen Lage befand, ließ auch gelegentlich von sich hören und sendete dies Frühjahr manches Angenehme. [564]

Er theilte zuerst die Bemerkung mit, daß die flüchtigsten Bilder oft die glücklichsten Gedanken haben: eine Beobachtung, die er gemacht, als ihm viele hundert Gemälde von trefflichen Meistern, herrlich gedacht, aber nicht sonderlich ausgeführt, vor die Augen gekommen; und es bewährt sich freilich, daß die ausgeführtesten Bilder der niederländischen Schule bei allem großen Reichthum, womit sie ausgestattet sind, doch manchmal etwas an geistreicher Erfindung zu wünschen übrig lassen. Es scheint, als wenn die Gewissenhaftigkeit des Künstlers, dem Liebhaber und Kenner etwas vollkommen Würdiges überliefern zu wollen, den Aufflug des Geistes einigermaßen beschränke; dahingegen eine geistreich gefaßte, flüchtig hingeworfene Skizze außer aller Verantwortung das eigenste Talent des Künstlers offenbare. Er sendete einige aquarellirte Kopien, von welchen uns zwei geblieben sind: Schatzgräber in einem tiefen Stadtgraben und Kasematten bei Nachtzeit, durch unzulängliche Beschwörungen sich die bösen Geister auf den Hals ziehend, der entdeckten und schon halbergriffenen Schätze verlustig. Der Anstand ist bei dieser Gelegenheit nicht durchaus beobachtet, Vorgestelltes und Ausführung einem Gebeimbilde angemessen; das zweite Bild vielleicht noch mehr. Eine gräuliche Kriegsscene, erschlagene beraubte Männer, trostlose Weiber und Kinder, im Hintergrunde ein Kloster in vollen Flammen, im Vordergrund mißhandelte Mönche; gleichfalls ein Bild, welches im Schränkchen müßte aufbewahrt werden. [565]

Ferner sendete Tischbein an Herzogin Amalie einen mäßigen Folioband aquarellirter Federzeichnungen. Hierin ist nun Tischbein ganz besonders glücklich, weil auf diese leichte Weise ein geübtes Talent Gedanken, Einfälle, Grillen ohne großen Aufwand und ohne Gefahr, seine Zeit zu verlieren, ausspricht. Solche Blätter sind fertig wie gedacht. [566]

Thiere darzustellen, war immer Tischbein's Liebhaberei; so erinnern wir uns hier auch eines Esels, der mit großem Behagen Ananas statt Disteln fraß. [567]

Auf einem andern Bilde blickt man über die Dächer einer großen Stadt gegen die aufgehende Sonne; ganz nah an dem Beschauer, im vordersten Vordergrunde, sitzt ein schwarzer Essenjunge unmittelbar an dem Schornstein. Was an ihm noch Farbe annehmen konnte, war von der Sonne vergüldet,

und man mußte den Gedanken allerliebst finden, daß der letzte Sohn des jammervollsten Gewerbes unter viel [illegible]enden der Einzige sei, der eines solchen herzerhebenden Raumanblicks genösse. [568]

Dergleichen Mittheilungen geschahen von Tischbein immer unter der Bedingung, daß man ihm eine poetische oder prosaische Auslegung seiner sittlich-künstlerischen Träume möge zukommen lassen. Die kleinen Gedichte, die man ihm zur Erwiderung sendete, finden sich unter den meinigen. Herzogin Amalie und ihre Umgebung theilten sich darin nach Stand und Würden und erwiderten so eigenhändig die Freundlichkeit des Gebers. [569]

Auch ich ward in Karlsbad angetrieben, die bedeutend abwechselnden Gegenstände mir durch Nachbildung besser einzuprägen; die vollkommnern Skizzen behielten einigen Werth für mich, und ich fing an sie zu sammeln. [570]

Ein Medaillen-Kabinet, welches von der zweiten Hälfte des funfzehnten Jahrhunderts an über den Weg, den die Bildhauerkunst genommen, hinlänglichen Aufschluß zu geben, schon reich genug war, vermehrte sich ansehnlich und lieferte immer vollständigere Begriffe. [571]

Ebenso wurde die Sammlung von eigenhändig geschriebenen Blättern vorzüglicher Männer beträchtlich vermehrt. Ein Stammbuch der Walchischen Familie, seit etwa den Anfängen des achtzehnten Jahrhunderts, worin Manches vorausliebt, war höchst schätzenswerth, und ich dankte sehr verpflichtet den freundlichen Gebern. Ein alphabetisches Verzeichniß des handschriftlichen Besitzes war gedruckt, ich legte solches jedem Brief an Freunde bei und erhielt dadurch nach und nach fortdauernde Vermehrung. [572]

Von Künstlern besuchte uns nun abermals Rabe von Berlin und empfahl sich ebenso durch sein Talent wie durch seine Gefälligkeit. [573]

Aber betrüben mußte mich ein Brief von Hackert; dieser treffliche Mann hatte sich von einem apoplektischen Anfall nur insofern erholt, daß er einen Brief diktiren und unterschreiben konnte. Es jammerte mich die Hand, die so viel schöne Charakterstriche geführt, nun zitternd und unvollständig den eigenen, so oft mit Freude und Vortheil unterzeichneten berühmten Namen blos andeuten zu sehen. [574]

Bei den Jenaischen Musen drangen immer neue Gegen-

ſtände zu, und man mußte deshalb Erweiterungen vornehmen und in der Anordnung eine veränderte Methode befolgen. [575

Der Nachlaß von Batſch brachte neue Mühe und Unbequemlichkeit. Er hatte die naturforſchende Geſellſchaft geſtiftet, auch in einer Reihe von Jahren durch und für ſie ein unterrichtendes Muſeum aller Art zuſammengebracht, welches dadurch anſehnlicher und wichtiger geworden, daß er demſelben ſeine eigene Sammlung methodiſch eingeſchaltet. Nach ſeinem Hintritt reklamirten die Direktoren und anweſenden Glieder jener Geſellſchaft einen Theil des Nachlaſſes, beſonders das ihr zuſtehende Muſeum; die Erben forderten den Reſt, welchen man ihnen, da eine Schenkung des bisherigen Diretters nur muthmaßlich war, nicht vorenthalten konnte. Von Seiten herzoglicher Kommiſſion entſchloß man ſich auch hier einzugreifen, und da man mit den Erben nicht einig werden konnte, ſo ſchritt man zu dem unangenehmen Geſchäft der Sonderung und Theilung. Was dabei an Rückſtänden zu zahlen war, glich man aus und gab der naturforſchenden Geſellſchaft ein Zimmer im Schloſſe, wo die ihr zugehörigen Naturalien abgeſondert ſtehen konnten. Man verpflichtete ſich, die Erhaltung und Vermehrung zu begünſtigen, und ſo ruhte auch dieſer Gegenſtand, ohne abzuſterben. [576

Als ich von Karlsbad im September zurückkam, fand ich das mineralogiſche Kabinet in der ſchönſten Ordnung, auch das zoologiſche reinlich aufgeſtellt. [577

Dr. Seebeck brachte das ganze Jahr in Jena zu und förderte nicht wenig unſere Einſicht in die Phyſik überhaupt und beſonders in die Farbenlehre. Wenn er zu jenen Zwecken ſich um den Galvanismus bemühte, ſo waren ſeine übrigen Verſuche auf Oxydation und Desoxydation, auf Erwarmen und Erkalten, Entzünden und Auslöſchen für mich im chromatiſchen Sinne von der größten Bedeutung. [578

Ein Verſuch, Glasſcheiben trübe zu machen, wollte unſerm wackern Göttling nicht gelingen, eigentlich aber nur deshalb, weil er die Sache zu ernſt nahm, da doch dieſe chemiſche Wirkung wie alle Wirkungen der Natur aus einem Hauch, aus der mindeſten Bedingung hervorgeben. Mit Profeſſor Schelver ließen ſich gar ſchöne Betrachtungen wechſeln; das Zarte und Gründliche ſeiner Natur gab ſich im Geſpräch gar liebenswürdig hervor, wo es dem Mitredenden ſich mehr andequemte

als sonst dem Leser, der sich immer, wie bei allzu tief gegriffenen Monologen, entfremdet fühlte. [579]

Sömmerring's Gehörwerkzeuge führten uns zur Anatomie zurück; Alexander von Humboldt's freundliche Sendungen riefen uns in die weit- und breite Welt; Steffens' Grundzüge der philosophischen Naturwissenschaften gaben genug zu denken, indem man gewöhnlich mit ihm in uneiniger Einigkeit lebte. [580]

Um so viel, als mir gegeben sein möchte, an die Mathematik heranzugehen, las ich Montucla's Histoire des Mathématiques, und nachdem ich die höheren Ansichten, woraus das Einzelne sich herleitet, abermals bei mir möglichst aufgeklärt und mich in die Mitte des Reichs der Natur und der Freiheit zu stellen gesucht, schrieb ich das Schema der allgemeinen Naturlehre, um für die besondere Chrematik einen sicheren Standpunkt zu finden. [581]

Aus der alten Zeit, in die ich so gern zurücktrete, um die Muster einer menschenverständigen Anschauung mir abermals zu vergegenwärtigen, las ich Agricola De ortu et causis subterraneorum und bemerkte hiebei, daß ich auf eben einer solchen Wanderung ins Vergangene die glaubwürdigste Nachricht von einem Meteorstein in der Thüringer Chronik fand. [582]

Und so darf ich denn am Schlusse nicht vergessen, daß ich in der Pflanzenkunde zwei schöne Anregungen erlebte: die große Carte botanique d'après Ventenat machte mir die Familienverhältnisse augenfälliger und eindrücklicher. Sie hing in einem großen Zimmer des Jenaischen Schlosses, welches ich im ersten Stock bewohnte, und blieb, als ich eilig dem Fürsten Hohenlohe Platz machte, an der Wand zurück. Nun gab sie seinem unterrichteten Generalstab, sowie nachher dem Napoleon'schen gelegentliche Unterhaltung, und ich fand sie daselbst noch unversehrt, als ich nach so viel Sturm und Ungethüm meine sonst so friedliche Wohnung wieder bezog. [583]

Cotta's Naturbetrachtung über das Wachsthum der Pflanzen nebst beigefügten Musterstücken von durchschnittenen Hölzern waren mir eine sehr angenehme Gabe. Abermals regte sie jene Betrachtungen auf, denen ich so viele Jahre durch nachhing, und war die Hauptveranlassung, daß ich, von Neuem zur Morphologie mich wendend, den Vorsatz faßte, sowol die Metamorphose der Pflanzen als sonst sich Anschließendes wieder abdrucken zu lassen. [584]

Die Vorarbeiten zur Farbenlehre, mit denen ich mich seit zwölf Jahren ohne Unterbrechung beschäftigte, waren so weit gediehen, daß sich die Theile immer mehr zu runden anfingen und das Ganze bald selbst eine Konsistenz zu gewinnen versprach. Was ich nach meiner Weise an den physiologischen Farben thun konnte und wollte, war getban, ebenso lagen die Anfänge des Geschichtlichen bereits vor, und man konnte daher den Druck des ersten und zweiten Theils zugleich anfangen. Ich wendete mich nun zu den pathologischen Farben, und im Geschichtlichen ward untersucht, was Plinius von den Farben möchte gesagt haben. [585

Während nun das Einzelne vorschritt, ward ein Schema der ganzen Lehre immer durchgearbeitet. [586

Die physischen Farben verlangten nun der Ordnung nach meine ganze Aufmerksamkeit. Die Betrachtung ihrer Erscheinungsmittel und Bedingungen nahm alle meine Geisteskräfte in Anspruch. Hier mußt' ich nun meine längst befestigte Ueberzeugung aussprechen, daß, da wir alle Farben nur durch Mittel und an Mitteln sehen, die Lehre vom Trüben, als dem allerzartesten und reinsten Materiellen, derjenige Beginn sei, woraus die ganze Chromatik sich entwickele. [587

Ueberzeugt, daß rückwärts, innerhalb dem Kreise der physiologischen Farben, sich auch ohne mein Mitwirken ebendasselbe nothwendig offenbaren müsse, ging ich vorwärts und redigirte, was ich Alles über Refraktion mit mir selbst und Andern verhandelt hatte. Denn hier war eigentlich der Aufenthalt jener bezaubernden Prinzessin, welche im siebenfarbigen Schmuck die ganze Welt zum Besten hatte. Hier lag der grimmig-sophistische Drache, einem Jeden bedrohlich, der sich unterstehen wollte, das Abenteuer mit diesen Irrsalen zu wagen. Die Bedeutsamkeit dieser Abtheilung und der dazu gehörigen Kapitel war groß, ich suchte ihr durch Ausführlichkeit genugzutun, und ich fürchte nicht, daß etwas versäumt worden sei. Daß, wenn bei der Refraktion Farben erscheinen sollen, ein Bild, eine Grenze verrückt werden müsse, ward festgestellt. Wie sich bei subjektiven Versuchen schwarze und weiße Bilder aller Art durchs Prisma an ihren Rändern verhalten, wie das Gleiche geschieht an grauen Bildern aller Schattirungen, an bunten jeder Farbe und Abstufung, bei stärkerer oder geringerer Refraktion, Alles ward streng auseinandergesetzt, und ich bin überzeugt, daß der Lehrer, die sämmtlichen Erscheinungen in Versuchen vor-

legend, weder an dem Phänomen noch am Vortrag etwas vermissen wird. [588

Die katoptrischen und paroptischen Farben folgten darauf, und es war in Betreff jener zu bemerken, daß bei der Spiegelung nur alsdann Farben erscheinen, wenn der spiegelnde Körper gerizt oder fadenartig glänzend angenommen wird. Bei den paroptischen leugnete man die Beugung und leitete die farbigen Streifen von Doppellichtern her. Daß die Ränder der Sonne jeder für sich einen eigenen Schatten werfen, kam bei einer ringförmigen Sonnenfinsterniß gar beträftigend zum Vorschein. [589

Die sinnlich-sittliche Wirkung der Farbe ward darauf ausgeführt und im Geschichtlichen nebenher Gautier's Chroagenesie betrachtet. [590

Mit dem Abdruck waren wir bis zum dreizehnten Bogen des ersten Theils und bis zum vierten des zweiten gelangt, als mit dem vierzehnten Oktober das grimmigste Unheil über uns hereinbrach und die übereilt geflüchteten Papiere unwiederbringlich zu vernichten drohte. [591

Glücklich genug vermochten wir, bald wieder ermannt, mit andern Geschäften auch dieses von Neuem zu ergreifen und in gefaßter Thätigkeit unser Tagewerk weiter zu fördern. [592

Nun wurden vor allen Dingen die nöthigen Tafeln sorgfältig bearbeitet. Eine mit dem guten und werthen Runge fortgesetzte Korrespondenz gab uns Gelegenheit, seinen Brief dem Schluß der Farbenlehre beizufügen, wie denn auch Seebeck's gesteigerte Versuche dem Ganzen zu Gute kamen. [593

Mit befreiter Brust dankten wir den Musen für so offenbar gegönnten Beistand; aber kaum hatten wir einigermaßen frischen Athem geschöpft, so sahen wir uns genöthigt, um nicht zu stocken, allsogleich den widerwärtigen polemischen Theil anzufassen und unsere Bemühungen um Newton's Optik sowie die Prüfung seiner Versuche und der daraus gezogenen Beweise auch ins Enge und dadurch endlich zum Abschluß zu bringen. Die Einleitung des polemischen Theils gelang mit Ausgang des Jahrs. [594

An fremdem poetischem Verdienst war, wo nicht ausgedehnte, aber doch innig erfreuliche Theilnahme. Das Wunderhorn, alterthümlich und phantastisch, ward seinem Verdienste gemäß geschätzt und eine Recension desselben mit freundlicher Behaglichkeit ausgefertigt. Hiller's Naturdichtungen, gerade im

Gegensatz ganz gegenwärtig und der Wirklichkeit angehörig, wurden nach ihrer Art mit billigem Urtheil empfangen. Aladdin von Oehlenschläger war nicht weniger wohl aufgenommen, ließ auch nicht Alles, besonders im Verlauf der Fabel, sich gutheißen. Und wenn ich unter den Studien früherer Zeit die Perser des Aeschylus bemerkt finde, so scheint mir, als wenn eine Vorahnung dessen, was wir zu erwarten hatten, mich dahin getrieben habe. [595

Aber einen eigentlichen Nationalantheil hatten doch die Nibelungen gewonnen; sie sich anzueignen, sich ihnen hinzugeben, war die Lust mehrerer verdienter Männer, die mit uns gleiche Vorliebe theilten. [596

Schiller's Verlassenschaft blieb ein Hauptaugenmerk, ob ich gleich, jenes frühern Versuchs schmerzlich gedenkend, allem Antheil an einer Herausgabe und einer biographischen Skizze des trefflichen Freundes standhaft entsagte. [597

Adam Müller's Vorlesungen kamen mir in die Hände. Ich las, ja studirte sie, jedoch mit getheilter Empfindung; denn wenn man wirklich darin einen vorzüglichen Geist erblickte, so ward man auch mancher unsichern Schritte gewahr, welche nach und nach folgerecht das beste Naturell auf falsche Wege führen mußten. [598

Hamann's Schriften wurden von Zeit zu Zeit aus dem mystischen Gewölbe, wo sie ruhten, hervorgezogen. Der durch die sonderbare Sprachhülle hindurch wirkende rein kräftige Geist zog immer die Bildungslustigen wieder an, bis man, an so viel Räthseln müde und irre, sie beiseite legte und doch jedesmal eine vollständige Ausgabe zu wünschen nicht unterlassen konnte. [599

Wieland's Uebersetzung der Horazischen Epistel an die Pisonen leitete mich wirklich auf eine Zeit lang von andern Beschäftigungen ab. Dieses problematische Werk wird dem Einen anders vorkommen als dem Andern und Jedem alle zehn Jahre auch wieder anders. Ich unternahm das Wagniß kühner und wunderlicher Auslegungen des Ganzen sowol als des Einzelnen, die ich wol aufgezeichnet wünschte, und wenn auch nur um der humoristischen Ansicht willen; allein diese Gedanken und Grillen, gleich so vielen tausend andern in freundschaftlicher Konversation ausgesprochen, gingen ins Nichts der Lüfte. [600

Der große Vortheil, mit einem Manne zu wohnen, der

sich aus dem Grunde irgend einem Gegenstande widmet, ward uns reichlich durch Fernow's dauernde Gegenwart. Auch in diesem Jahre brachte er uns durch seine Abhandlung über die italienischen Dialekte mitten ins Leben jenes merkwürdigen Landes. [601]

Auch die Geschichte der neuern deutschen Literatur gewann gar manches Licht; durch Johannes Müller in seiner Selbstbiographie, die wir mit einer Recension begrüßten, ferner durch den Druck der Gleimischen Briefe, die wir dem eingeweihten Körte, Huber's Lebensjahre, die wir seiner treuen und in so vieler Hinsicht höchst schätzenswerthen Gattin verdanken. [602]

Von älteren geschichtlichen Studien findet sich nichts bemerkt, als daß ich des Lampridius Kaisergeschichte gelesen, und ich erinnere mich noch gar wohl des Grausens, das bei Betrachtung jenes Unregiments mich befiel. [603]

An dem höhern Sittlichreligiosen theilzunehmen, riefen mich die Studien von Daub und Creuzer auf, nicht weniger der Hallischen Missionsberichte zweiundsiebzigstes Stück, das ich wie die vorigen der Geneigtheit des Herrn Doctor Knapp verdankte, welcher von meiner aufrichtigen Theilnahme an der Verbreitung des sittlichen Gefühls durch religiöse Mittel überzeugt, mir schon seit Jahren die Nachrichten von den gesegneten Fortschritten einer immer lebendigen Anstalt nicht vorenthielt. [604]

Von anderer Seite ward ich zu der Kenntniß des gegenwärtig Politischen geführt durch die Gegengewichte von Gentz, so wie mir von Aufklärung einzelner Zeitereignisse noch wohl erinnerlich ist, daß ein bei uns wohnender Engländer von Bedeutung, Herr Osborne, die Strategie der Schlacht von Trafalgar ihrem großen Sinn und kühner Ausführung nach umständlich graphisch erklärte. [605]

Seit 1801, wo ich nach überstandener großer Krankheit Pyrmont besucht hatte, war ich eigentlich meiner Gesundheit wegen in kein Bad gekommen; in Lauchstädt hatt' ich dem Theater zu Liebe manche Zeit zugebracht und in Weimar der Kunstausstellung wegen. Allein es meldeten sich dazwischen gar manche Gebrechen, die eine duldende Indolenz eine Zeit lang hingehen ließ; endlich aber von Freunden und Aerzten bestimmt, entschloß ich mich Karlsbad zu besuchen, um so mehr, als ein thätiger und bebender Freund, Major von Hendrich, die ganze Reisesorge zu übernehmen geneigt war. Ich fuhr also mit ihm und Riemer Ende Mai's ab. Unterwegs bestanden wir erst das

Aus den Lehrjahren.

I.*)

Ihm färbt der Morgensonne Licht
Den reinen Horizont mit Flammen,
Und über seinem schuld'gen Haupte bricht
Das schöne Bild der ganzen Welt zusammen.

II.**)

Ich armer Teufel, Herr Baron,
Beneide Sie um Ihren Stand,
Um Ihren Platz, so nah am Thron,
Und um manch schön Stück Ackerland,
Um Ihres Vaters festes Schloß,
Um seine Wildbahn und Geschoß.

Mich armen Teufel, Herr Baron,
Beneiden Sie, so wie es scheint,
Weil die Natur vom Knaben schon
Mit mir es mütterlich gemeint.
Ich ward mit leichtem Muth und Kopf
Zwar arm, doch nicht ein armer Tropf.

Nun dächt' ich, lieber Herr Baron,
Wir ließen's Beide, wie wir sind:
Sie blieben des Herrn Vaters Sohn,
Und ich blieb' meiner Mutter Kind.

---

*) Ob diese Strophe, welche der Hartner singt (siehe Buch 4, Kapitel 1) in einem innern Zusammenhange mit dem im dreizehnten Kapitel des zweiten Buchs gleichfalls vom Hartner gesungenen Liede „Wer nie sein Brod mit Thränen aß" (vgl. Bd I, Seite 233) steht, lassen wir dahingestellt.

**) Siehe Buch 3, Kapitel 9.

Abenteuer, den Hussiten vor Naumburg beizuwohnen, und in eine Verlegenheit anderer Art geriethen wir in Eger, als wir bemerkten, daß uns die Päße fehlten, die, vor lauter Geschäftigkeit und Reiseanstalt vergessen, durch eine wunderliche Komplikation von Umständen auch an der Grenze nicht waren abgefordert worden. Die Polizeibeamten in Eger fanden eine Form, diesem Mangel abzuhelfen, wie denn dergleichen Fälle die schönste Gelegenheit darbieten, wo eine Behörde ihre Kompetenz und Gewandtheit bethätigen kann; sie gaben uns einen Geleitschein nach Karlsbad gegen Versprechen, die Päße nachzuliefern.

[606] An diesem Kurorte, wo man sich, um zu genesen, aller Sorgen entschlagen sollte, kam man dagegen recht in die Mitte von Angst und Bekümmerniß.

[607] Fürst Reuß XIII., der mir immer ein gnädiger Herr gewesen, befand sich daselbst und war geneigt, mir mit diplomatischer Gewandtheit das Unheil zu entfalten, das unsern Zustand bedrohte. Gleiches Zutrauen hegte General Richter zu mir, der mich ins Vergangene gar manchen Blick thun ließ. Er hatte die harten Schicksale von Ulm miterlebt, und mir ward ein Tagebuch vom dritten Oktober 1805 bis zum siebzehnten, als dem Tage der Uebergabe gedachter Festung, mitgetheilt. So kam der Julius heran, eine bedeutende Nachricht verdrängte die andere.

[608] Zu Förderniß geologischer Studien hatte in den Jahren, da ich Karlsbad nicht besucht, Joseph Müller treulich vorgearbeitet. Dieser wackere Mann, von Turnau gebürtig, als Steinschneider erzogen, hatte sich in der Welt Mancherlei versucht und war zuletzt in Karlsbad einheimisch geworden. Dort beschäftigte er sich mit seiner Kunst und gerieth auf den Gedanken, die Karlsbader Sprudelsteine in Tafeln zu schneiden und reinlich zu poliren, wodurch denn diese ausgezeichneten Sinter nach und nach der naturliebenden Welt bekannt wurden. Von diesen Produktionen der heißen Quellen wendete er sich zu andern auffallenden Gebirgserzeugnissen, sammelte die Zwillingskrystalle des Feldspathes, welche die dortige Umgegend vereinzelt finden läßt.

[609] Schon vor Jahren hatte er an unsern Spaziergängen theilgenommen, als ich mit Baron von Racknitz und andern Naturfreunden bedeutenden Gebirgsarten nachging, und in der Folge hatte er Zeit und Mühe nicht gespart, um eine mannichfaltige

charakteristische Sammlung aufzustellen, sie zu numeriren und nach seiner Art zu beschreiben. Da er nun dem Gebirg gefolgt war, so hatte sich ziemlich, was zusammengehörte, auch zusammengefunden, und es bedurfte nur Weniges, um sie wissenschaftlichen Zwecken näher zu führen, welches er sich denn auch, obgleich hie und da mit einigem Widerstreben gefallen ließ. [610

Was von seinen Untersuchungen mir den größten Gewinn versprach, war die Aufmerksamkeit, die er dem Uebergangsgestein geschenkt hatte, das sich dem Granit des Hirschensprungs vorlegt, einen mit Hornstein durchzogenen Granit darstellt, Schwefelkies und auch endlich Kalkspath enthält. Die heißen Quellen entspringen unmittelbar hieraus, und man war nicht abgeneigt, in dieser auffallenden geologischen Differenz durch den Zutritt des Wassers Erhitzung und Auflösung und so das geheimnißvolle Räthsel der wunderbaren Wasser aufgehellt zu sehen. [611

Er zeigte mir sorgfältig die Spuren obgedachten Gesteins, welches nicht leicht zu finden ist, weil die Gebäude des Schloßbergs darauf lasten. Wir zogen sodann zusammen durch die Gegend, besuchten die auf dem Granit aufsitzenden Basalte über dem Hammer, nahe dabei einen Acker, wo die Zwillingskrystalle sich ausgepflügt finden. Wir fuhren nach Engelhaus, bemerkten im Orte selbst den Schriftgranit und anderes vom Granit nur wenig abweichendes Gestein. Der Klingsteinfelsen ward bestiegen und bellopft und von der weiten, obgleich nicht erheiternden Aussicht der Charakter gewonnen. [612

Zu Allem diesem kam der günstige Umstand hinzu, daß Herr Legationsrath von Struve, in diesem Fache so unterrichtet als mittheilend und gefällig, seine schönen mitgeführten Stufen belehrend sehen ließ, auch an unsern geologischen Betrachtungen vielen Theil nahm und selbst einen ideellen Durchschnitt des Lessauer und Hobdorfer Gebirges zeichnete, wodurch der Zusammenhang der Erdbrände mit dem unter- und nebenliegenden Gebirg deutlich dargestellt und vermittelst vorliegender Muster sowol des Grundgesteins als seiner Veränderung durch das Feuer belegt werden konnte. [613

Spazierfahrten, zu diesem Zwecke angestellt, waren zugleich belehrend, erheiternd und von den Angelegenheiten des Tags ablenkend. [614

Späterhin traten Bergrath Werner und August von Herder, Jener auf längere, Dieser auf kürzere Zeit an uns heran. Wenn nun auch, wie bei wissenschaftlichen Unterhaltungen immer geschieht,

abweichende, ja kontrastirende Vorstellungsarten an den Tag kommen, so ist doch, wenn man das Gespräch auf die Erfahrung hinzuwenden weiß, gar Vieles zu lernen. Werner's Ableitung des Sprudels von fortbrennenden Steinkohlenflötzen war mir zu bekannt, als daß ich hätte wagen sollen, ihm meine neusten Ueberzeugungen mitzutheilen; auch gab er der Uebergangsgebirgsart vom Schloßberge, die ich so wichtig fand, nur einen untergeordneten Werth. August von Herder theilte mir einige schöne Erfahrungen von dem Gehalt der Gebirgsgänge mit, der verschieden ist, indem sie nach verschiedenen Himmelsgegenden streichen. Es ist immer schön, wenn man das Unbegreifliche als wirklich vor sich sieht. [615]

Ueber eine pädagogisch-militärische Anstalt bei der französischen Armee gab uns ein trefflicher, aus Baiern kommender Geistlicher genaue Nachricht. Es werde nämlich von Offizieren und Unteroffizieren am Sonntage eine Art von Katechisation gehalten, worin der Soldat über seine Pflichten sowol als auch über ein gewisses Erkennen, so weit es ihn in seinem Kreise fördert, belehrt werde. Man sah wol, daß die Absicht war, durchaus kluge und gewandte, sich selbst vertrauende Menschen zu bilden; dies aber setzte freilich voraus, daß der sie anführende große Geist demungeachtet über Jeden und Alle hervorragend blieb und von Raisonneurs nichts zu fürchten hatte. [616]

Angst und Gefahr jedoch vermehrte der brave tüchtige Wille ächter deutscher Patrioten, welche in der ganz ernstlichen und nicht einmal verhohlenen Absicht, einen Volksaufstand zu organisiren und zu bewirken, über die Mittel dazu sich leidenschaftlich besprachen, so daß, während wir von fernen Gewittern uns bedroht sahen, auch in der nächsten Nähe sich Nebel und Dunst zu bilden anfing. [617]

Indessen war der deutsche Rheinbund geschlossen und seine Folgen leicht zu übersehen; auch fanden wir bei unserer Rückreise durch Hof in den Zeitungen die Nachricht: das deutsche Reich sei aufgelöst. [618]

Zwischen diese beunruhigenden Gespräche jedoch traten manche ableitende. Landgraf Karl von Hessen, tieferen Studien von je her zugethan, unterhielt sich gern über die Urgeschichte der Menschheit und war nicht abgeneigt, höhere Ansichten anzuerkennen, ob man gleich mit ihm einstimmig auf einen folgerechten Weg nicht gelangen konnte. [619]

Karlsbad gab damals das Gefühl, als wäre man im

Lande Gosen; Oestreich war zu einem scheinbaren Frieden mit Frankreich genöthigt, und in Böhmen ward man wenigstens nicht wie in Thüringen durch Märsche und Wiedermärsche jeden Augenblick aufgeregt. Allein kaum war man zu Hause, als man das bedrohende Gewitter wirklich heranrollen sah, die entschiedenste Kriegserklärung durch Heranmarsch unübersehlicher Truppen. [620]

Eine leidenschaftliche Bewegung der Gemüther offenbarte sich nach ihrem verschiedenen Verhältniß, und wie sich in solcher Stimmung jederzeit Märchen erzeugen, so verbreitete sich auch ein Gerücht von dem Tode des Grafen Haugwitz, eines alten Jugendfreundes, früher als thätiger und gefälliger Minister anerkannt, jetzt der ganzen Welt verhaßt, da er den Unwillen der Deutschen durch abgedrungene Hinneigung zu dem französischen Uebergewicht auf sich geladen. [621]

Die Preußen fahren fort, Erfurt zu befestigen; auch unser Fürst als preußischer General bereitet sich zum Abzuge. Welche sorgenvolle Verhandlungen ich mit meinem treuen und ewig unvergeßlichen Geschäftsfreunde, dem Staatsminister von Voigt, damals gewechselt, möchte schwer auszusprechen sein, ebenso wenig die prägnante Unterhaltung mit meinem Fürsten im Hauptquartier Niederroßla. [622]

Die Herzogin Mutter bewohnte Tiefurt, Kapellmeister Himmel war gegenwärtig, und man musizirte mit schwerem Herzen; es ist aber in solchen bedenklichen Momenten das Herkömmliche, daß Verzauberungen und Arbeiten so gut wie Essen, Trinken, Schlafen in dunterer Folge hinter einander fortgehen. [623]

Die Karlsbader Gebirgsfelse war in Jena angelangt, ich begab mich am sechsundzwanzigsten September sie auszupacken und unter Beistand des Directors Lenz vorläufig zu katalogiren; auch ward ein solches Verzeichniß für das Jenaische Literatur-Intelligenzblatt fertig geschrieben und in die Druckerei gegeben. [624]

Indessen war ich in den Seitenflügel des Schlosses gezogen, um dem Fürsten Hohenlohe Platz zu machen, der, mit seiner Truppenabtheilung widerwillig heranrückend, lieber auf der Straße nach Hof dem Feind entgegenzugehen gewünscht hätte. Dieser trüben Ansichten ungeachtet, ward nach alter akademischer Weise mit Hegel manches philosophische Kapitel durchgesprochen. Schelling gab eine Erklärung heraus, von „Ths“ beantwortet. Ich war bei Fürst Hohenlohe zu Tafel, sah manche bedeutende

Männer wieder, machte neue Bekanntschaften; Niemanden war wohl, Alle fühlten sich in Verzweiflung, die Keiner umhin konnte, wo nicht durch Worte, doch durch Betragen zu verrathen. [625

Mit Obrist von Massenbach, dem Heißkopfe, hatte ich eine wunderliche Scene. Auch bei ihm kam die Neigung zu schriftstellern der politischen Klugheit und militärischen Thätigkeit in den Weg. Er hatte ein seltsames Opus verfaßt, nichts Geringeres als ein moralisches Manifest gegen Napoleon. Jedermann ahnete, fürchtete die Uebergewalt der Franzosen, und so geschah es denn, daß der Drucker, begleitet von einigen Rathspersonen, mich anging und sie sämmtlich mich dringend baten, den Druck des vorgelegten Manuskriptes abzuwenden, welches beim Einrücken des französischen Heeres der Stadt nothwendig Verderben bringen müsse. Ich ließ mir es übergeben und fand eine Folge von Perioden, deren erste mit den Worten anfing: „Napoleon, ich liebte Dich!“ die letzte aber: „Ich hasse Dich!“ Dazwischen waren alle Hoffnungen und Erwartungen ausgesprochen, die man anfangs von der Großheit des Napoleon'schen Charakters hegte, indem man dem außerordentlichen Manne sittlich-menschliche Zwecke unterlegen zu müssen wähnte, und zuletzt ward alles das Böse, was man in der neuern Zeit von ihm erdulden müssen, in geschärften Ausdrücken vorgeworfen. Mit wenigen Veränderungen hätte man es in den Verdruß eines betrogenen Liebhabers über seine untreue Geliebte übersetzen können, und so erschien dieser Aufsatz ebenso lächerlich als gefährlich. [626

Durch das Andringen der wackern Jenenser, mit denen ich so viele Jahre her in gutem Verhältniß gestanden, überschritt ich das mir selbst gegebene Gesetz, mich nicht in öffentliche Händel zu mischen; ich nahm das Heft und fand den Autor in den weitläufigen antiken Zimmern der Wilhelmi'schen Apotheke. Nach erneuerter Bekanntschaft rückte ich mit meiner Protestation hervor und hatte, wie zu erwarten, mit einem bebarrlichen Autor zu thun. Ich aber blieb ein ebenso bebarrlicher Bürger und sprach die Argumente, die freilich Gewicht genug hatten, mit bereitet Heftigkeit aus, so daß er endlich nachgab. Ich erinnere mich noch, daß ein langer straker Preuße, dem Ansehn nach ein Adjutant, in unbewegter Stellung und unveränderten Gesichtszügen dabei stand und sich wol über die Kühnheit eines Bürgers innerlich verwundern mochte. Genug, ich schied von dem Obristen im besten Vernehmen, verflocht in meinen Dank

alle persuasorischen Gründe, die eigentlich an sich hinreichend gewesen wären, nun aber eine milde Versöhnung hervorbrachten. [1037

Noch trefflichen Männern wartete ich auf; es war am Freitag den dritten Oktober. Den Prinzen Louis Ferdinand traf ich nach seiner Art tüchtig und freundlich; Generallieutenant von Grawert, Obrist von Massow, Hauptmann Blumenstein, Letzterer jung, Halbfranzos, freundlich und zutraulich. Zu Mittag mit Allen bei Fürst Hohenlohe zur Tafel. [1038

Verwunderlich schienen mir bei dem großen Zutrauen auf preußische Macht und Kriegsgewandtheit Warnungen, die hie und da an meinen Ohren vorübergingen: man solle doch die besten Sachen, die wichtigsten Papiere zu verbergen suchen; ich aber, unter solchen Umständen aller Hoffnung quitt, rief, als man eben die ersten Lerchen speiste: „Nun, wenn der Himmel einfällt, so werden ihrer viel gefangen werden.“ [1039

Den Sechsten fand ich in Weimar Alles in voller Unruhe und Bestürzung. Die großen Charaktere waren gefaßt und entschieden, man fuhr fort zu überlegen, zu beschließen; wer bleiben, wer sich entfernen sollte, das war die Frage. [1040

1807.

Zu Ende des vorigen Jahrs war das Theater schon wieder eröffnet; Balkon und Logen, Parterre und Galerie bevölkerten sich gar bald wieder als Wahrzeichen und Gleichniß, daß in Stadt und Staat Alles die alte Richtung angenommen. Freilich hatten wir von Glück zu sagen, daß der Kaiser seiner Hauptmaxime getreu blieb, mit Allem, was den sächsischen Namen führte, in Frieden und gutem Willen zu leben, ohne sich durch irgend einen Nebenumstand irre machen zu lassen. General Denzel, der in Jena vor so viel Jahren Theologie studirt hatte und wegen seiner Lokalkenntnisse zu jener großen Expedition berufen ward, zeigte sich als Kommandant zu freundlicher Behandlung gar geneigt. Der jüngere Meunier, der uns erzogen, mit Freundschaft an manches Haus geknüpft, war als Commissair-Ordonnateur angestellt, und ein gelindes Verfahren beschwichtigte nach und nach die beunruhigten Gemüther. Jeder

hatte von den ſchlimmen Tagen der etwas zu erzählen und gefiel ſich in Erinnerung überſtandenen Unheils, auch ertrug man gar manche Laſt willig, als die aus dem Stegreif einbrechenden Schreckniſſe nicht mehr zu fürchten waren. [631]

Ich und meine Nächſten ſuchten alſo dem Theater ſeine alte Konſiſtenz wiederzugeben, und es gelangte zwar vorbereitet, aber doch zufällig, zu einem neuen Glanz, durch eine freundliche, den innigſten Frieden herſtellende Kunſterſcheinung. Taſſo ward aufgeführt, allerdings nicht erſt unter ſolchen Stürmen, vielmehr längſt im Stillen eingelernt; denn wie bei uns antretende jüngere Schauſpieler ſich in manchen Rollen übten, die ſie nicht alſobald übernehmen ſollten, ſo verfuhren auch die älteren, indem ſie manchmal ein Stück einzulernen unternahmen, das zur Aufführung nicht eben gleich geeignet ſchien. Hiernach hatten ſie auch Taſſo ſeit geraumer Zeit unter ſich verabredet, vertheilt und einſtudirt, auch wol in meiner Gegenwart geleſen, ohne daß ich jedoch, aus vereiblichem Unglauben und daran geknüpftem Eigenſinn, die Vorſtellung hätte anſagen und entſcheiden wollen. Nun, da Manches zu ſtocken ſchien, da ſich zu anderem Neuen weder Gelegenheit noch Muth fand, nothwendig zu feiernde Feſttage ſich drängten, da regte ſich die freundliche Zudringlichkeit meiner lieben Zöglinge, ſo daß ich zuletzt dasjenige bald unwillig zugeſtand, was ich eifrig hätte wünſchen, befördern und mit Dank anerkennen ſollen. Der Beifall, den das Stück genoß, war vollkommen der Reife gleich, die es durch ein liebevolles anhaltendes Studium gewonnen hatte, und ich ließ mich gern beſchämen, indem ſie dasjenige als möglich zeigten, was ich hartnäckig als unmöglich abgewieſen hatte. [632]

Mit beharrlicher treuer Sorgfalt ward auch die nächſten Monate das Theater behandelt und junge Schauſpieler in Allem, was ihnen nöthig war, beſonders in einer gewiſſen natürlichen Geſetztheit und eigener perſönlichen Ausbildung, die alle Manier ausſchließt, geleitet und unterrichtet. Eine höhere Bedeutung für die Zukunft gab ſodann der ſtandhafte Prinz, der, wie er einmal zur Sprache gekommen, im Stillen unaufhaltſam fortwirkte. Auf ein anderes, freilich in anderem Sinne problematiſches Theaterſtück hatte man gleichfalls ein Auge geworfen; es war der zerbrochene Krug, der gar mancherlei Bedenken erregte und eine höchſt ungünſtige Aufnahme zu erleben hatte. Aber eigentlich erholte ſich das Wei-

marische Theater erst durch einen längeren Aufenthalt in Halle und Lauchstädt, wo man vor einem gleichfalls gebildeten, zu höhern Forderungen berechtigten Publikum das Beste, was man liefern konnte, zu leisten genöthigt war. Das Repertorium dieser Sommervorstellungen ist vielleicht das bedeutendste, was die Weimarische Bühne, wie nicht leicht eine andere, in so kurzer Zeit gedrängt aufzuweisen hat. [633]

Gar bald nach Aufführung des Tasso, einer so reinen Darstellung zarter, geist- und liebevoller Hof- und Weltscenen, verließ Herzogin Amalie den für sie im tiefsten Grund erschütterten, ja zerstörten Vaterlandsboden, Allen zur Trauer, mir zum besonderen Kummer. Ein eiliger Aufsatz, mehr in Geschäftsform als in höherem inneren Sinne abgefaßt, sollte nur Bekenntniß bleiben, wie viel mehr ihrem Andenken ich zu widmen verpflichtet sei. Indessen wird man jene Skizze zunächst mitgetheilt finden. [634]

Um mich aber von allen diesen Bedrängnissen loszureißen und meine Geister ins Freie zu wenden, kehrte ich an die Betrachtung organischer Naturen zurück. Schon waren mehrmals Anklänge bis zu mir gedrungen, daß die frühere Denkweise, die mich glücklich gemacht, auch in verwandten Gemüthern sich entwickle; daher fühlt' ich mich bewogen, die Metamorphose der Pflanzen wieder abdrucken zu lassen, manchen alten Heft- und Papierbündel durchzusehen, um etwas den Naturfreunden Angenehmes und Nützliches daraus zu schöpfen. Ich glaubte des Gelingens dergestalt sicher zu sein, daß bereits im Meßkatalog Ostern dieses Jahres eine Ankündigung unter dem Titel: Goethe's Ideen über organische Bildung dieserwegen auftrat, als könnte zunächst ein solches Heft ausgegeben werden. Die tieferen, hierauf bezüglichen Betrachtungen und Studien wurden deshalb ernstlicher vorgenommen als je; besonders suchte man von Kaspar Friedrich Wolf's Theorie der Generation sich immer mehr zu durchdringen. Die älteren osteologischen Ansichten, vorzüglich die im Jahre 1791 in Venedig von mir gemachte Entdeckung, daß der Schädel aus Rückenwirbeln gebildet sei, ward näher beleuchtet und mit zwei theilnehmenden Freunden, Voigt dem Jüngeren und Riemer, verhandelt, welche Beide mir mit Erstaunen die Nachricht brachten, daß so eben diese Bedeutung der Schädelknochen durch ein akademisches Programm ins Publikum gesprungen sei, wie sie, da sie noch leben, Zeugniß geben können. Ich ersuchte sie, sich stille zu halten; denn daß

in eben gedachtem Programm die Sache nicht geistreich durchdrungen, nicht aus der Quelle geschöpft war, fiel dem Wissenden nur allzu sehr in die Augen. Es geschahen mancherlei Versuche, mich reden zu machen; allein ich wußte zu schweigen. [635

Nächstdem wurden die versammelten Freunde der organischen Metamorphosen-Lehre durch einen Zufall begünstigt: es zeigt sich nämlich der Monoculus apus manchmal, obgleich selten, in stehenden Wassern der Jenaischen Gegend; dergleichen ward mir diesmal gebracht, und nirgends ist wol die Verwandlung eines Glieds, das immer dasselbige bleibt, in eine andere Gestalt deutlicher vor Augen zu sehen als bei diesem Geschöpfe. [636

Da nun ferner seit so viel Jahren Berg um Berg bestiegen, Fels um Fels beklettert und beklopft, auch nicht versäumt wurde, Stollen und Schächte zu befahren, so hatte ich auch die Naturerscheinungen dieser Art selbst gezeichnet, um ihre Weise und Wesen mir einzudrücken, theils zeichnen lassen, um richtigere Abbildungen zu gewinnen und festzuhalten. Bei Allem diesem schwebte mir immer ein Modell im Sinne, wodurch das anschaulicher zu machen wäre, wovon man sich in der Natur überzeugt hatte. Es sollte auf der Oberfläche eine Landschaft vorstellen, die aus dem flachen Lande bis in das höchste Gebirg sich erhob. Hatte man die Durchschnittstheile auseinandergerückt, so zeigte sich an den innern Profilen das Fallen, Streichen und was sonst verlangt werden mochte. Diesen ersten Versuch bewahrte ich lange und bemühte mich, ihm von Zeit zu Zeit mehr Vollständigkeit zu geben. Freilich aber stieß ich dabei auf Probleme, die so leicht nicht zu lösen waren. Höchst erwünscht begegnete mir daher ein Antrag des wackern Naturforschers Haberle, den Legationsrath Bertuch bei mir eingeführt hatte. Ich legte ihm meine Arbeit vor mit dem Wunsch, daß er sie weiter bringen möge; allein bei einiger Berathung darüber ward ich nur allzu bald gewahr, daß wir in der Behandlungsart nicht übereinstimmen dürften. Ich überließ ihm jedoch die Anlage, auf seine weitere Bearbeitung hoffend, habe sie aber, da er wegen meteorologischer Mißlebren sich von Weimar verdrießlich entfernte, niemals wiedergesehen. [637

Hochgeehrt fand ich mich auch in der ersten Hälfte des Jahrs durch ein von Herrn Alexander von Humboldt in bildlicher Darstellung mir auf so bedeutende Weise gewidmetes gehaltvolles Werk: **Ideen zu einer Geographie der Pflanzen, nebst einem Naturgemälde der Tropenländer.** [638

Aus frühſter und immer erneuter Freundſchaft für den edlen Verfaſſer und durch dieſen neuſten, mir ſo ſchmeichelhaften Anklang aufgerufen, eilte ich, das Werk zu ſtudiren; allein die Profilkarte dazu ſollte, wie gemeldet ward, erſt nachkommen. Ungeduldig, meine völlige Erkenntniß eines ſolchen Werkes aufgehalten zu ſehen, unternahm ich gleich nach ſeinen Angaben, einen gewiſſen Raum mit Höhenmaßen an der Seite in ein landſchaftliches Bild zu verwandeln. Nachdem ich der Vorſchrift gemäß die tropiſche rechte Seite mir ausgebildet und ſie als die Licht- und Sonnenſeite dargeſtellt hatte, ſo ſetzt' ich zur linken an die Stelle der Schattenſeite die europäiſchen Höhen, und ſo entſtand eine ſymboliſche Landſchaft, nicht unangenehm dem Anblick. Dieſe zufällige Arbeit widmete ich inſchriftlich dem Freunde, dem ich ſie ſchuldig geworden war. [639]

Das Induſtrie-Comptoir gab eine Abbildung mit einigem Text heraus, welche auch auswärts ſo viel Gunſt erwarb, daß ein Nachſtich davon in Paris erſchien. [640]

Zu der Farbenlehre wurden mit Genauigkeit und Mühe die längſt vorbereiteten Tafeln nach und nach ins Reine gebracht und geſtochen, indeſſen der Abdruck des Entwurfs immer vorwärts rückte und zu Ende des Januars vollendet ward. Nun konnte man ſich mit mehr Freiheit an die Polemik wenden. Da Newton durch Verknüpfung mehrerer Werkzeuge und Vorrichtungen einen experimentalen Unfug getrieben hatte, ſo wurden beſonders die Phänomene, wenn Prismen und Linſen auf einander wirken, entwickelt und überhaupt die Newtoniſchen Experimente eins nach dem andern genauer unterſucht. Somit konnte denn der Anfang des polemiſchen Theils zum Druck gegeben werden; das Geſchichtliche behielt man zugleich immer im Auge. Nuguet über die Farben aus dem Journal de Trevoux war höchſt willkommen. Auch wandte man ſich zurück in die mittlere Zeit; Roger Bacon kam wieder zur Sprache, und zur Vorbereitung ſchrieb man das Schema des funfzehnten Jahrhunderts. [641]

Freund Meyer ſtudirte das Kolorit der Alten und fing an, einen Aufſatz darüber auszuarbeiten; die Verdienſte dieſer nie genug zu ſchätzenden klaſſiſchen Altvordern wurden in ihrer reinen Natürlichkeit redlich geachtet. Eine Einleitung zur Farbenlehre, dazu ein Vorwort, war geſchrieben; auch verſuchte ein theilnehmender Freund eine Ueberſetzung ins Franzöſiſche, wovon mich die bis jetzt erhaltenen Blätter noch immer an die ſchönſten Stunden erinnern. Indeſſen mußte die Polemik immer

Wir leben ohne Neid und Haß,
Begehren nicht des Andern Titel,
Sie keinen Platz auf dem Parnaß,
Und keinen ich in dem Kapitel.

Aus den Wanderjahren.*)

1821.

I.

Ein Wunder ist der arme Mensch geboren,
In Wundern ist der irre Mensch verloren;
Nach welcher dunklen, schwer entdeckten Schwelle
Durchtappen pfadlos ungewisse Schritte?
Dann in lebend'gen Himmels Glanz und Mitte
Gewahr', empfind' ich Nacht und Tod und Hölle.

II.

Bist noch so tief in Schmerz und Qual verloren,
So bleibst Du doch zum Jugendglück geboren;
Ermanne Dich zu rasch gesundem Schritte!
Komm in der Freundschaft Himmelsglanz und Helle,
Empfinde Dich in treuer Guten Mitte!
Da sprieße Dir des Lebens heitre Quelle!

III.**)

Nach Horaz.

Wie ist heut mir doch zu Muthe
So vergnüglich und so klar,
Da bei frischem Knabenblute
Mir so wild, so düster war.
Doch, wenn mich die Jahre wecken,
Wie auch wohlgemuth ich sei,
Denk' ich jene rothen Backen,
Und ich wünsche sie herbei.

*) Diese und die folgende Strophe aus Buch 2, Kapitel 5.

**) Siehe Buch 2, Kapitel 4. Es liegen die nachstehenden Worte des Horaz Od. 4, 10 zu Grunde:

Quae mens est hodie, cur eadem non puero fuit,
Vel cur hic animis incolumes non redeunt genae?

fortgesetzt und die gedruckten Bogen beider Theile berichtigt werden. Am Ende des Jahrs waren dreißig Aushängebogen des ersten und fünfe des zweiten Theils in meinen Händen. [642]

Wie es nun geht, wenn man sich mit Gegenständen lange beschäftigt und sie uns so bekannt und eigen werden, daß sie uns bei jeder Gelegenheit vorschweben, so gebraucht man sie auch gleichnißweise im Scherz und Ernst; wie ich denn ein paar glückliche Einfälle heiterer Freunde in unsern literarischen Mittheilungen anführen werde. [643]

Das Manuskript zu meinen Schriften wird nach und nach abgesendet, die erste Lieferung kommt gedruckt an. [644]

Ich vernehme Hackert's Tod, man übersendet mir nach seiner Anordnung biographische Aufsätze und Skizzen; ich schreibe sein Leben im Auszuge, zuerst fürs Morgenblatt. [645]

Der vorjährige Aufenthalt in Karlsbad hatte mein Befinden dergestalt verbessert, daß ich wol das Glück, dem großen hereinbrechenden Kriegsunheil nicht unterlegen zu sein, ungezweifelt jener sorgfältig gebrauchten Kur zuschreiben durfte. Ich entschloß mich daher zu einer abermaligen Reise, und zwar einer baldigen, und schon in der zweiten Hälfte des Mai's war ich daselbst angelangt. An kleineren Geschichten, ersonnen, angefangen, fortgesetzt, ausgeführt, war diese Jahrszeit reich; sie sollten alle durch einen romantischen Faden, unter dem Titel Wilhelm Meister's Wanderjahre zusammengeschlungen, ein wunderlich anziehendes Ganze bilden. Zu diesem Zweck finden sich bemerkt: Schluß der neuen Melusine, der Mann von funfzig Jahren, die pilgernde Thörin. [646]

Glücklich war ich nicht weniger mit Joseph Müller's Karlsbader Sammlung. Die Vorbereitungen des verflossenen Jahres waren sorgfältig und hinreichend; ich hatte Beispiele der darin aufzuführenden Gebirgsarten zur Genüge mitgenommen und dieselben, meine Zwecke hartnäckig verfolgend, in dem Jenaischen Museum niedergelegt, mit Bergrath Lenz ihre Charakteristik und dem Vorkommen gemäße Anordnung besprochen. [647]

Also ausgerüstet, gelangt' ich diesmal nach Karlsbad in die Fülle des Müllerischen Steinvorraths. Mit weniger Abweichung von der vorjährigen Ordnung, in welcher ich eine Musterſammlung noch beisammen fand, wurde mit gutem Willen und Ueberzeugung des alten Steinfreundes die ent-

schiedene neue Ordnung beliebt, sogleich ein Aufsatz gefertigt und wiederholt mit Sorgfalt durchgegangen.

Ehe der kleine Aufsatz nun abgedruckt werden konnte, mußte die Billigung der obern Prager Behörde eingeholt werden, und so hab' ich das Vergnügen, auf einem meiner Manuskripte das Vidi der Prager Zensur zu erblicken. Diese wenigen Bogen sollten mir und Andern in der Folge zum Leitfaden dienen und zu mehr spezieller Untersuchung Anlaß geben. [649]

Zugleich war die Absicht, gewisse geologische Ueberzeugungen in die Wissenschaft einzuschwärzen. [650]

Für den guten Joseph Müller aber war die erfreuliche Folge, daß die Aufmerksamkeit auf seine Sammlung gerichtet und mehrere Bestellungen darauf gegeben wurden. Doch so eingewurzelt war ihm die, freilich wegen der Konkurrenz so nöthige Geheimnißlust, daß er mir den Fundort von einigen Nummern niemals entdecken wollte, vielmehr die seltsamsten Ausflüchte erfann, um seine Freunde und Gönner irre zu führen.

In reiferen Jahren, wo man nicht mehr so heftig wie sonst durch Zerstreuungen in die Weite getrieben, durch Leidenschaften in die Enge gezogen wird, hat eine Badezeit große Vortheile, indem die Mannichfaltigkeit so vieler bedeutender Personen von allen Seiten Lebensbelebrung zuführt. So war dieses Jahr in Karlsbad mir höchst günstig, indem nicht nur die reichste und angenehmste Unterhaltung mir ward, sondern sich auch ein Verhältniß anknüpfte, welches sich in der Folge sehr fruchtbar ausbildete. Ich traf mit dem Residenten von Reinhard zusammen, der mit Gattin und Kindern diesen Aufenthalt wählte, um von harten Schicksalen sich zu erholen und auszuruhen. In früheren Jahren mit in die französische Revolution verflochten, hatte er sich einer Folge von Generationen angeähnlicht, war durch ministerielle und diplomatische Dienste hoch emporgekommen. Napoleon, der ihn nicht lieben konnte, wußte ihn doch zu gebrauchen, sendete ihn aber zuletzt an einen unerfreulichen und gefährlichen Posten, nach Jaffa, wo er, seiner Pflicht treulich vorstehend, eine Zeit lang verweilte, sodann aber von den Russen aufgehoben, durch manche Länderstrecken mit den Seinigen geführt, endlich auf dienſame Vorstellungen wieder losgegeben wurde. Hievon hatte seine höchst gebildete Gattin, eine Hamburgerin, Reimarus' Tochter, eine treffliche Beschreibung aufgesetzt, wodurch man die verwickelten, ängstlichen Zu-

stände genauer einsah und zu wahrer Theilnahme hingenöthigt wurde. [652

Schon der Moment, in welchem sich ein neuer würdiger Landsmann von Schiller und Cuvier darstellte, war bedeutend genug, um alsobald eine nähere Verbindung zu bewirken. Beide Gatten, wahrhaft aufrichtig und deutsch gesinnt, nach allen Seiten gebildet, Sohn und Tochter anmuthig und liebenswürdig, hatten mich bald in ihren Kreis gezogen. Der treffliche Mann schloß sich um so mehr an mich, als er, Repräsentant einer Nation, die im Augenblick so vielen Menschen wehe that, von der übrigen geselligen Welt nicht wohlwollend angesehen werden konnte. [653

Ein Mann vom Geschäftsfache, gewohnt, sich die fremdesten Angelegenheiten vortragen zu lassen, um solche alsbald zurecht gelegt in klarer Ordnung zu erkennen, leiht einem Jeden sein Ohr, und so gönnte mir auch dieser neue Freund anhaltende Aufmerksamkeit, als ich ihm meine Farbenlehre vorzutragen nicht unterlassen konnte. Er ward sehr bald damit vertraut, übernahm die Uebersetzung einiger Stellen, ja wir machten den Versuch einer sonderbaren wechselseitigen Mittheilung, indem ich ihm Geschichte und Schicksale der Farbenlehre von den ältesten Zeiten bis auf die neusten und auch meine Bemühungen eines Morgens aus dem Stegreif vortrug und er dagegen seine Lebensgeschichte am andern Tage gleichfalls summarisch erzählte. So wurden wir denn, ich mit dem, was ihm begegnet, er mit dem, was mich auf das Lebhafteste beschäftigte, zugleich bekannt und ein innigeres Eingreifen in die wechselseitigen Interessen erleichtert. [654

Zunächst hab' ich nun der Fürstin Solms, einer gebornen Prinzessin von Mecklenburg, zu gedenken, die mir immer, wo ich ihr auch begegnete, ein gnädiges Wohlwollen erwies. Sie veranlaßte mich jederzeit, ihr etwas vorzulesen, und ich wählte stets das Neuste, was mir aus Sinn und Herz hervorgequollen war, wodurch denn die Dichtung jedesmal als der Ausdruck eines wahren Gefühls auch wahr erschien und, weil sie aus dem Innern hervortrat, wieder aufs Innerste ihre Wirkung ausübte. Eine freundlich sinnige Hofdame, Fräulein L'Estocq, war es, welche mit gutem Geiste diesen vertraulichen Mittheilungen beiwohnte. [655

Sodann sollte mir der Name Reinhard noch einmal theuer werden. Der königlich sächsische Oberhofprediger suchte seine

schon sehr zerrüttete Gesundheit an der heißen Quelle wieder aufzubauen. So leid es that, diesen Wackern in bedenklichen Krankheitsumständen zu sehen, so erfreulich war die Unterhaltung mit ihm. Seine schöne sittliche Natur, sein ausgebildeter Geist, sein redliches Wollen sowie seine praktische Einsicht, was zu wünschen und zu erstreben sei, traten überall in ehrwürdiger Liebenswürdigkeit hervor. Ob er gleich mit meiner Art, mich über das Vorliegende zu äußern, sich nicht ganz befreunden konnte, so hatt' ich doch die Freude, in einigen Hauptpunkten gegen die herrschende Meinung mit ihm vollkommen übereinzustimmen, woraus er einsehen mochte, daß mein scheinbarer liberalistischer Indifferentismus, im tiefsten Ernste mit ihm praktisch zusammentreffend, doch nur eine Maske sein dürfte, hinter der ich mich sonst gegen Pedanterie und Dünkel zu schützen suchte. Auch gewann ich in einem hohen Grade sein Vertrauen, wodurch mir manches Treffliche zu Theil ward. Und so waren es sittliche, das Unvergängliche berührende Gespräche, welche das Gewaltsame der auf einander folgenden Kriegsnachrichten ablehnten oder milderten.

[1656] Die erneuerte Bekanntschaft mit dem verdienten Kreishauptmann von Schiller gewährte gleichfalls, ungeachtet der vielfachen Arbeiten dieses überhäuften Geschäftsmannes, gar manche angenehme Stunde. Auch überraschte mich durch seine Gegenwart Hauptmann Blumenstein, den ich vor einem Jahr in Jena am furchtbaren Vorabend unserer Unglückstage theilnehmend und aufrichtig gefunden. Voller Einsicht, Heiterkeit und glücklicher Einfälle war er der beste Gesellschafter, und wir trieben manchen Schwank zusammen; doch konnte er als leidenschaftlicher Preuße mir nicht verzeihen, daß ich mit einem französischen Diplomaten zu vertraulich umgehe. Aber auch dieses ward durch ein paar lustige Einfälle bald zwischen uns in Freundschaft abgethan.

[1657] Nun aber schloß sich mir ein neuer Kreis auf: Fürstin Bagration, schön, reizend, anziehend, versammelte um sich eine bedeutende Gesellschaft. Hier ward ich dem Fürsten Ligne vorgestellt, dessen Name mir schon so viele Jahre bekannt, dessen Persönlichkeit mir durch Verhältnisse zu meinen Freunden höchst merkwürdig geworden. Seine Gegenwart bestätigte seinen Ruf; er zeigte sich immer heiter, geistreich, allen Vorfällen gewachsen und als Welt- und Lebemann überall willkommen und zu Hause. Der Herzog von Koburg zeichnete sich aus durch schöne

Gestalt und anmuthig würdiges Betragen. Der Herzog von Weimar, den ich in Bezug auf mich zuerst hätte nennen sollen, weil ich ihm die ehrenvolle Aufnahme in diesen Kreis zu verdanken hatte, belebte denselben durch seine Gegenwart vorzüglich. Graf Corneillan war auch hier durch sein ernstes ruhiges Betragen und dadurch, daß er angenehme Kunstwerke zur Unterhaltung brachte, immer willkommen. Vor der Wohnung der Fürstin, mitten auf der Wiese, fanden sich stets einige Glieder dieser Kette zusammen, unter diesen auch Hofrath von Gentz, der mit großer Einsicht und Uebersicht der kurzvergangenen Kriegsereignisse mit gar oft seine Gedanken vertraulich eröffnete, die Stellungen der Armeen, den Erfolg der Schlachten und endlich sogar die erste Nachricht von dem Frieden zu Tilsit mittheilte. [658

An Aerzten war diesmal Karlsbad gleichfalls gesegnet. Dr. Kappe von Dresden nenne ich zuerst, dessen Anwesenheit im Bade mich immer glücklich machte, weil seine Unterhaltung überaus lehrreich und seine Sorgfalt für Den, der sich ihm anvertraute, höchst gewissenhaft war. Hofrath Sulzer von Ronneburg, ein treuer Naturforscher und emsiger Mineralog, schloß sich an; Dr. Mitterbacher, sofern seine Geschäfte erlaubten, war auch beirätbig; Dr. Florian, ein Böhme von Mamentin, trat gleichfalls hinzu, und so hatte man Gelegenheit, mehr als eine der ärztlichen Denk- und Behandlungsweisen gewahr zu werden. [659

Auch von Seiten der Stadt und Regierung schien man geneigt, Anstalt zu treffen, diese heißen Quellen besser als bisher zu ehren und den herangelockten Fremden eine angenehmere Lokalität zu bereiten. Ein zur Seite des Bernhardfelsens angelegtes Hospital gab Hoffnungen für die unvermögende Klasse, und die höheren Stände freuten sich schon zum Voraus, dereinst am Neubrunnen einen bequemern und schicklichern Spaziergang zu finden. Man zeigte mir die Plane vor, die nicht anders als zu billigen waren; man hatte die Sache wirklich im Großen überdacht, und ich freute mich gleichfalls der nahen Aussicht, mit so viel tausend Anderen aus dem möglichst unanständigen Gedränge in eine würdig geräumige Säulenhalle versetzt zu sein. [660

Meiner Neigung zur Mineralogie war noch manches Andere förderlich. Die Porzellanfabrik in Dalwitz bestätigte mich abermals in meiner Ueberzeugung, daß geognostische Kenntniß im Großen und im Kleinen jedem praktischen Unternehmen von

der größten Wichtigkeit sei. Was wir sonst nur diesem oder jenem Lande zugeeignet glaubten, wissen wir jetzt an hundert Orten zu finden; man erinnere sich der vormals wie ein Kleinod geachteten sächsischen Porzellanerde, die sich jetzt überall hervorthut.

[661] Für ein näheres Verständniß der Edelsteine war mir die Gegenwart eines Juweliers Zöllner von Prag höchst interessant; denn ob ich ihm gleich nur Weniges abkaufte, so machte er mich mit so Vielem bekannt, was mir im Augenblick zur Freude und in der Folge zum Nutzen gereichte.

[662] Uebergeben will ich nicht, daß ich in meinen Tagebüchern angemerkt finde, wie des Dr. Hausmann's und seiner Reise nach Norwegen mit Ehren und Zutrauen in der Gesellschaft gedacht worden.

[663] Und so wurde mir auch noch, wie gewöhnlich in den spätesten Tagen des Karlsbader Aufenthalts, Berarath Werner's Anwesenheit höchst belebend. Wir kannten einander seit vielen Jahren und harmonirten vielleicht mehr durch wechselseitige Nachsicht als durch übereinstimmende Grundsätze. Ich vermied, seinen Sprudelursprung aus Kohlenflötzen zu berühren, war aber in andern Dingen aufrichtig und mittheilend, und er, mit wirklich musterhafter Gefälligkeit, mochte gern meinen dynamischen Thesen, wenn er sie auch für Grillen hielt, aus reicher Erfahrung belebrend nachhelfen.

[664] Es lag mir damals mehr als je am Herzen, die porphyrartige Bildung gegen konglomeratische hervorzuheben, und ob ihm gleich das Prinzip nicht zusagte, so machte er mich doch in Gefolg meiner Fragen mit einem höchst wichtigen Gestein bekannt; er nannte es nach trefflicher eigenartiger Bestimmung dattelförmig-körnigen Quarz, der bei Priebern in Schlesien gefunden werde. Er zeichnete mir sogleich die Art und Weise des Erscheinens und veranlaßte dadurch vieljährige Nachforschungen.

[665] Es begegnet uns auf Reisen, wo wir entweder mit fremden oder doch lange nicht gesehenen Personen, es sei nun an ihrem Wohnort oder auch unterwegs, zusammentreffen, daß wir sie ganz anders finden, als wir sie zu denken gewohnt waren. Wir erinnern uns, daß dieser oder jener namhafte Mann einem oder dem andern Wissen mit Neigung und Leidenschaft zugethan ist; wir treffen ihn und wünschen uns gerade in diesem Fache

zu belehren, und siehe da, er hat sich ganz wo anders hingewendet, und das, was wir bei ihm suchen, ist ihm völlig aus den Augen gekommen. So ging es mir diesmal mit Bergrath Werner, welcher orktognostische und gegnostische Gespräche lieber vermied und unsere Aufmerksamkeit für ganz andere Gegenstände forderte. [666

Der Sprachforschung war er diesmal ganz eigentlich ergeben; deren Ursprung, Ableitung, Verwandtschaft gab seinem scharfsinnigen Fleiß hinreichende Beschäftigung, und es bedurfte nicht viel Zeit, so hatte er uns auch für diese Studien gewonnen. Er führte eine Bibliothek von Pappenkasten mit sich, worin er Alles, was hierher gehörte, ordnungsgemäß, wie es einem solchen Mann geziemt, verwahrte und dadurch eine freie, geistreiche Mittheilung erleichterte. [667

Damit aber dieses nicht allzu paradox erscheine, so denke man an die Richtung, wodurch dieser Treffliche in ein solches Fach hingedrängt worden. Jedes Wissen fordert ein zweites, ein drittes und immer so fort; wir mögen den Baum in seinen Wurzeln oder in seinen Aesten und Zweigen verfolgen: Eins ergiebt sich immer aus dem Andern, und je lebendiger irgend ein Wissen in uns wird, desto mehr sehen wir uns getrieben, es in seinem Zusammenhange auf- und abwärts zu verfolgen. Werner hatte sich in seinem Fach, wie er herankam, für die Einzelheiten solcher Namen bedient, wie sie seinem Vorgänger beliebt; da er aber zu unterscheiden anfing, da sich täglich neue Gegenstände aufdrangen, so fühlte er die Nothwendigkeit, selbst Namen zu ertheilen. [668

Namen zu geben, ist nicht so leicht, wie man denkt, und ein recht gründlicher Sprachforscher würde zu manchen sonderbaren Betrachtungen aufgeregt werden, wenn er eine Kritik der vorliegenden orktognostischen Nomenklatur schreiben wollte. Werner fühlte das gar wohl und holte freilich weit aus, indem er, um Gegenstände eines gewissen Fachs zu benennen, die Sprachen überhaupt in ihrem Entstehen, Entwicklungs- und Bildungssinne betrachten und ihnen das, was zu seinem Zwecke gefordert ward, ablernen wollte. [669

Niemand hat das Recht, einem geistreichen Manne vorzuschreiben, womit er sich beschäftigen soll. Der Geist schießt aus dem Zentrum seine Radien nach der Peripherie; stößt er dort an, so läßt er's auf sich beruhen und treibt wieder neue Versuchslinien aus der Mitte, auf daß er, wenn ihm nicht gegeben

ist, seinen Kreis zu überschreiten, er ihn doch möglichst erkennen und ausfüllen möge. Und wenn auch Werner über dem Mittel den Zweck vergessen hätte, welches wir doch keineswegs behaupten dürfen, so waren wir doch Zeugen der Freudigkeit, womit er das Geschäft betrieb, und wir lernten von ihm und lernten ihm ab, wie man verfährt, um sich in einem Unternehmen zu beschränken und darin eine Zeit lang Glück und Befriedigung zu finden. [670]

Sonst ward mir weder Muße noch Gelegenheit, in ältere Behandlungen der Naturgeschichte einzugehen. Ich studirte den Albertus Magnus, aber mit wenigem Erfolg. Man müßte sich den Zustand seines Jahrhunderts vergegenwärtigen, um nur einigermaßen zu begreifen, was hier gemeint und gethan sei. [671]

Gegen das Ende der Kur kam mein Sohn nach Karlsbad, dem ich den Anblick des Ortes, worin so oft zu Hause die Rede war, auch gönnen wollte. Dies gab Gelegenheit zu einigen Abenteuern, welche den innern unruhigen Zustand der Gesellschaft offenbarten. Es war zu jener Zeit eine Art von Pekeschen Mode, grün, mit Schnüren von gleicher Farbe vielfach besetzt, beim Reiten und auf der Jagd sehr bequem und deshalb ihr Gebrauch sehr verbreitet. Diese Hülle hatten sich mehrere durch den Krieg versprengte preußische Offiziere zu einer Interimsuniform beliebt und konnten überall unter Pächtern, Gutsbesitzern, Jägern, Pferdehändlern und Studenten unerkannt umhergehen. Mein Sohn trug dergleichen. Indessen hatte man in Karlsbad einige dieser verkappten Offiziere ausgewittert, und nun deutete gar bald dieses ausgezeichnete Kostüm auf einen Preußen. [672]

Niemand wußte von der Ankunft meines Sohnes. Ich stand mit Fräulein L'Estocq an der Teplmauer vor dem Sächsischen Saale; er geht vorbei und grüßt; sie zieht mich beiseite und sagt mit Heftigkeit: „Dies ist ein preußischer Offizier, und was mich erschreckt, er sieht meinem Bruder sehr ähnlich.“ ‚Ich will ihn berufen,‘ versetzte ich, ‚will ihn examiniren.‘ Ich war schon weg, als sie mir nachrief: „Um Gottes willen, machen Sie keine Streiche!“ Ich brachte ihn zurück, stellte ihn vor und sagte: ‚Diese Dame, mein Herr, wünscht einige Auskunft; mögen Sie uns wol entdecken, woher Sie kommen und wer Sie sind?‘ Beide junge Personen waren verlegen, Eins wie das Andere. Da mein Sohn schwieg und nicht wußte, was es bedeuten solle, und das Fräulein schweigend auf einen schicklichen

Rückzug zu denken schien, nahm ich das Wort und erklärte mit einer scherzhaften Wendung, daß es mein Sohn sei, und wir müßten es für ein Familienglück halten, wenn er ihrem Bruder einigermaßen ähnlich sehen könnte. Sie glaubte es nicht, bis das Märchen endlich in Wahrscheinlichkeit und zuletzt in Wirklichkeit überging. [673

Das zweite Abenteuer war nicht so ergetzlich. Wir waren schon in den September gelangt, zu der Jahrszeit, in welcher die Polen häufiger sich in Karlsbad zu versammeln pflegen. Ihr Haß gegen die Preußen war schon seit langer Zeit groß und nach den letzten Unfällen in Verachtung übergegangen. Sie mochten unter der grünen, als polnischen Ursprungs recht eigentlich polnischen Jacke diesmal auch einen Preußen wittern. Er geht auf dem Platz umher, vor den Häusern der Wiese, vier Polen begegnen ihm, auf der Mitte des Sandweges hergehend; einer löst sich ab, geht an ihm vorbei, sieht ihm ins Gesicht und gesellt sich wieder zu den andern. Mein Sohn weiß so zu manövriren, daß er ihnen nochmals begegnet, in der Mitte des Sandwegs auf sie losgeht und die Viere durchschneidet, dabei sich auch ganz kurz erklärt, wie er heiße, wo er wohne und zugleich, daß seine Abreise auf morgen früh bestimmt sei und daß, wer was an ihn zu suchen habe, es diesen Abend noch thun könne. Wir verbrachten den Abend, ohne beunruhigt zu sein, und so reisten wir auch den andern Morgen ab. Es war, als könnte diese Komödie von vielen Akten wie ein englisches Lustspiel nicht endigen ohne Ehrenhändel. [674

Bei meiner Rückkunft von Karlsbad brachten mir die Sänger ein Ständchen, woraus ich zugleich Neigung, guten Willen, Fortschreiten in der Kunst und manch anderes Erfreuliche gewahr werden konnte. Ich vergnügte mich nunmehr, bekannten Melodien neue aus der Gegenwart geschöpfte Lieder zu heiterer Geselligkeit unterzulegen; Demoiselle Engels trug sie mit Geist und Leben vor, und so eigneten wir uns die beliebtesten Sangweisen nach und nach dergestalt an, als wenn sie für unsern Kreis wären gedichtet worden. Musikalische, mehrstimmige Vorübungen fanden fleißig statt, und am dreißigsten Dezember konnte der erste Sonntag vor großer Gesellschaft gefeiert werden. [675

Das Weimarische Theater gewann zu Michael einen angenehmen und hoffnungsvollen Tenoristen, Morhard. Seine Ausbildung beförderte ein älterer musikalischer Freund, dem

eine gewisse konzertmeisterliche Geschicklichkeit eigen war, mit der Violine dem Gesang nachzuhelfen und dem Sänger Sicherheit, Muth und Lust einzuflößen. Dies gab Veranlassung zu musikalischen Didaskalien, nach Art jener dramatischen zu halten, als Vorübung, um den Sänger in Rollen einzuleiten, die ihm vielleicht nur später zugetheilt würden. Zugleich war die Absicht, Personen von weniger Stimme in leichten faßlichen Opern, die als Einschub immer willkommen sind, brauchbar und angenehm zu machen. Hieraus entsprang fernerhin eine Uebung mehrstimmigen Gesanges, welches denn früher oder später dem Theater zum Nutzen zu Gute kommen mußte. [676

Auch als Dichter wollte ich für die Bühne nicht unthätig bleiben. Ich schrieb einen Prolog für Leipzig, wo unsere Schauspieler eine Zeit lang auftreten sollten; ferner einen Prolog zum dreißigsten September, um die Wiedervereinigung der fürstlichen Familie nach jener widerwärtigen Trennung zu feiern. [677

Als das wichtigste Unternehmen bemerke ich jedoch, daß ich Pandorens Wiederkunft zu bearbeiten anfing. Ich that es zwei jungen Männern, vieljährigen Freunden, zu Liebe: Leo von Seckendorf und Dr. Stoll, Beide von literarischem Bestreben, dachten einen Musenalmanach in Wien herauszufördern; er sollte den Titel Pandora führen, und da der mythologische Punkt, wo Prometheus auftritt, mir immer gegenwärtig und zur belebten Fixidee geworden, so griff ich ein, nicht ohne die ernstlichsten Intentionen, wie ein Jeder sich überzeugen wird, der das Stück, so weit es vorliegt, aufmerksam betrachten mag. [678

Dem Bande meiner epischen Gedichte sollte Achilleis hinzugefügt werden; ich nahm das Ganze wieder vor, hatte jedoch genug zu thun, nur die beiden ersten Gesänge so weit zu führen, um sie anfügen zu können. [679

Gedenken muß ich auch noch einer ebenfalls aus freundschaftlichem Sinne unternommenen Arbeit. Johannes von Müller hatte mit Anfang des Jahres zum Andenken König Friedrich's des Zweiten eine akademische Rede geschrieben und wurde deshalb heftig angefochten. Nun hatte er seit den ersten Jahren unserer Bekanntschaft mir viele Liebe und Treue erwiesen und wesentliche Dienste geleistet; ich dachte daher, ihm wieder etwas Gefälliges zu erzeigen, und glaubte, es würde ihm angenehm sein, wenn er von irgend einer Seite der sein Unternehmen gebilligt sähe. Ein freundlicher Widerhall durch

VII.

Balladen.

eine harmlose Uebersetzung schien mir das Geeignetste; sie trat im Morgenblatt hervor, und er wußte mir's Dank, ob an der Sache gleich nichts gebessert wurde. [680

Pandora's Wiederkunft war schematisirt, und die Ausführung geschah nach und nach. Nur der erste Theil ward fertig, zeigt aber schon, wie absichtlich dieses Werk unternommen und fortgeführt worden. [681

Die bereits zum öftern genannten kleinen Erzählungen beschäftigten mich in heitern Stunden, und auch die Wahlverwandtschaften sollten in der Art kurz behandelt werden. Allein sie dehnten sich bald aus; der Stoff war allzu bedeutend und zu tief in mir gewurzelt, als daß ich ihn auf eine so leichte Weise hätte beseitigen können. [682

Pandora sowol als die Wahlverwandtschaften drücken das schmerzliche Gefühl der Entbehrung aus und konnten also neben einander gar wohl gedeihen. Pandorens erster Theil gelangte zu rechter Zeit gegen Ende des Jahrs nach Wien; das Schema der Wahlverwandtschaften war weit gediehen und manche Vorarbeiten theilweise vollbracht. Ein anderes Interesse that sich im letzten Viertel des Jahres hervor; ich wendete mich an die Nibelungen, wovon wol Manches zu sagen wäre. [683

Ich kannte längst das Dasein dieses Gedichts aus Bodmer's Bemühungen. Christian Heinrich Müller sendete mir seine Ausgabe leider ungeheftet, das köstliche Werk blieb roh bei mir liegen, und ich, in anderem Geschäft, Neigung und Sorge befangen, blieb so stumpf dagegen wie die übrige deutsche Welt: nur las ich zufällig eine Seite, die nach außen gekehrt war, und fand die Stelle, wo die Meerfrauen dem kühnen Helden weissagen. Dies traf mich, ohne daß ich wäre gereizt worden, ins Ganze tiefer einzugehen; ich phantasirte mir vielmehr eine für sich bestehende Ballade des Inhalts, die mich in der Einbildungskraft oft beschäftigte, obschon ich es nicht dazu brachte, sie abzuschließen und zu vollenden. [684

Nun aber ward, wie Alles seine Reise haben will, durch patriotische Thätigkeit die Theilnahme an diesem wichtigen Alterthum allgemeiner und der Zugang bequemer. Die Damen, denen ich das Glück hatte, noch immer am Mittwoche Vorträge zu thun, erkundigten sich darnach, und ich säumte nicht, ihnen davon gewünschte Kenntniß zu geben. Unmittelbar ergriff ich das Original und arbeitete mich bald dermaßen hinein, daß ich,

den Text vor mir habend, Zeile für Zeile eine verständliche Ueberſetzung vorleſen konnte. Es blieb der Ton, der Gang, und vom Inhalt ging auch nichts verloren. Am Beſten glückt ein ſolcher Vortrag ganz aus dem Stegreiſe, weil der Sinn ſich beiſammenhalten und der Geiſt lebendig kräftig wirken muß, indem es eine Art von Improviſiren iſt. Doch indem ich in das Ganze des poetiſchen Werks auf dieſe Weiſe einzudringen dachte, ſo verſäumte ich nicht, mich auch dergeſtalt vorzubereiten, daß ich auf Befragen über das Einzelne einigermaßen Rechenſchaft zu geben im Stande wäre. Ich verfertigte mir ein Verzeichniß der Perſonen und Charaktere, flüchtige Aufſätze über Lokalität und Geſchichtliches, Sitten und Leidenſchaften, Harmonie und Inkongruitäten und entwarf zugleich zum erſten Theil eine hypothetiſche Karte. Hiedurch gewann ich viel für den Augenblick, mehr für die Folge, indem ich nachher die ernſten anhaltenden Bemühungen deutſcher Sprach- und Alterthumsfreunde beſſer zu beurtheilen, zu genießen und zu benutzen wußte. [685

Zwei weit ausgreifende Werke wurden durch Doktor Niethammer angeregt von München her; ein hiſtoriſch-religiöſes Volksbuch und eine allgemeine Liederſammlung zu Erbauung und Ergetzung der Deutſchen. Beides wurde eine Zeit lang durchgedacht und ſchematiſirt, das Unternehmen jedoch wegen mancher Bedenklichkeit aufgegeben. Indeſſen wurden von Beiden, weil doch in der Folge etwas Aehnliches unternommen werden konnte, die geſammelten Papiere zurückgelegt. [686

Zu Hackert's Biographie wurde die Vorarbeit ernſtlich betrieben. Es war eine ſchwierige Aufgabe; denn die mir überlieferten Papiere waren weder ganz als Stoff noch ganz als Bearbeitung anzuſehen. Das Gegebene war nicht ganz aufzulöſen und, wie es lag, nicht völlig zu gebrauchen. Es verlangte daher dieſe Arbeit mehr Sorgfalt und Mühe als ein eigenes, aus mir ſelbſt entſprungenes Werk, und es gehörte einige Beharrlichkeit und die ganze, dem abgeſchiedenen Freunde gewidmete Liebe und Hochachtung dazu, um nicht die Unternehmung aufzugeben, da die Erben des edlen Mannes, welche ſich den Werth der Manuſkripte ſehr hoch vorſtellten, mir nicht auf das Allerfreundlichſte begegneten. [687

Sowol der polemiſche als der hiſtoriſche Theil der Farbenlehre rücken zwar langſam, aber doch gleichmäßig fort; von geſchichtlichen Studien bleiben Roger Bacon, Aguillonius

und Boyle die Hauptschriftsteller; am Ende des Jahrs ist der erste Theil meist vollendet, der zweite nur zum neunten Revisionsbogen gelangt. [888

Die Jenaischen Anstalten hatten sich nach den kriegerischen Stürmen, aus denen sie glücklich und wie durch ein Wunder gerettet worden, völlig wieder erholt; alle Theilnehmenden hatten eifrig eingegriffen, und als man im September sie sämmtlich revidirte, ließ sich dem Schöpfer derselben, unserm gnädigsten Herrn, bei seiner glücklichen Rückkehr davon genügsamer Vortrag abstatten. [889

1808.

Die geselligen Persönlichkeiten in Karlsbad hatten diesen Sommer für mich ein ganz ander Wesen; die Herzogin von Kurland, immer selbst anmuthig mit anmuthiger Umgebung, Frau von der Recke, begleitet von Tiedge und was sich daran anschloß, bildeten höchst erfreulich eine herkömmliche Mitte der dortigen Zustände. Man hatte sich so oft gesehen, an derselben Stelle, in denselben Verbindungen, man hatte sich in seiner Art und Weise immer als Dieselbigen gefunden; es war, als hätte man viele Jahre mit einander gelebt, man vertraute einander, ohne sich eigentlich zu kennen. [890

Für mich machte die Familie Ziegesar einen andern, mehr entschiedenen, nothwendigern Kreis. Ich kannte Eltern und Nachkommen bis in alle Verzweigungen, für den Vater hatte ich immer Hochachtung, ich darf wol sagen Verehrung empfunden. Die unverwüstbar behagliche Thätigkeit der Mutter ließ in ihrer Umgebung Niemand unbefriedigt; Kinder, bei meinem ersten Eintritt in Drakendorf noch nicht geboren, kamen mir stattlich und liebenswürdig herangewachsen hier entgegen; Bekannte und Verwandte schlossen sich an, einiger und zusammenstimmender wäre kein Zirkel zu finden. Frau von Seckendorf, geborne von Uechtritz, und Pauline Gotter waren nicht geringe Zierden dieses Verhältnisses. Alles suchte zu gefallen, und Jedes gefiel sich mit dem Andern, weil die Gesellschaft sich paarweise bildete und Scheelsucht und Mißhelligkeit zugleich ausschloß. Diese ungesuchten Verhältnisse brachten eine Lebens-

weise hervor, die bei bedeutendern Interessen eine Novelle nicht übel gekleidet hätte. [891

Bei einem in der Fremde miethweise geführten Hausbalt erscheinen solche Zustände ganz natürlich, und bei gesellschaftlichen Wanderungen sind sie ganz unvermeidlich. Das Leben zwischen Karlsbad und Franzenbrunnen, im Ganzen nach gemessener Vorschrift, im Einzelnen immer zufällig veranlaßt, von der Klugheit der Aelteren zuerst angeordnet, von Leidenschaftlichkeit der Jüngern am Ende doch geformt, machte auch die aus solchem Konflikt hervorgehenden Unbilden immer noch ergetzlich sowie in der Erinnerung höchst angenehm, weil doch zuletzt Alles ausgeglichen und überwunden war. [892

Von je her und noch mehr seit einigen Jahren überzeugt, daß die Zeitungen eigentlich nur da sind, um die Menge hinzuhalten und über den Augenblick zu verblenden, es sei nun, daß den Redakteur eine äußere Gewalt hindere, das Wahre zu sagen, oder daß ein innerer Parteisinn ihm ebendasselbe verbiete, las ich keine mehr; denn von den Hauptereignissen benachrichtigten mich neuigkeitslustige Freunde, und sonst hatte ich im Laufe dieser Zeit nichts zu suchen. Die Allgemeine Zeitung jedoch, durch Freundlichkeit des Herrn Cotta regelmäßig zugesendet, häufte sich bei mir an, und so fand ich durch die Ordnungsliebe eines Kanzleigenossen die Jahre 1806 und 1807 reinlich gebunden, eben als ich nach Karlsbad abreisen wollte. Ob ich nun gleich, der Erfahrung gemäß, wenig Bücher bei solchen Gelegenheiten mit mir nahm, indem man die mitgenommenen und vorhandenen nicht benutzt, wohl aber solche liest, die uns zufällig von Freunden mitgetheilt werden, so fand ich bequem und erfreulich, diese politische Bibliothek mit mir zu führen, und sie gab nicht allein mir unerwarteten Unterricht und Unterhaltung, sondern auch Freunde, welche diese Bände bei mir gewahr wurden, ersuchten mich abwechselnd darum, so daß ich sie am Ende gar nicht wieder zur Hand bringen konnte; und vielleicht zeigte dieses Blatt eben darin sein besonderes Verdienst, daß es mit kluger Retardation zwar hie und da zurückhielt, aber doch mit Gewissenhaftigkeit nach und nach mitzutheilen nicht versäumte, was dem sinnigen Beobachter Aufschluß geben sollte. [893

Indessen war die Lage des Augenblicks noch immer bänglich genug, so daß die verschiedenen Volkerschaften, welche an einem solchen Heilort zusammentreffen, gegen einander eine gewisse

Apprehension empfanden und deßhalb sich auch alles politischen Gespräches enthielten. Um so mehr aber mußte die Lektüre solcher Schriften als ein Surrogat desselben lebhaftes Bedürfniß werden. [694

Des regierenden Herzogs August von Gotha darf ich nicht vergessen, der sich als problematisch darzustellen und unter einer gewissen weichlichen Form angenehm und widerwärtig zu sein beliebte. Ich habe mich nicht über ihn zu beklagen; aber es war immer ängstlich, eine Einladung zu seiner Tafel anzunehmen, weil man nicht voraussehen konnte, welchen der Ehrengäste er schonungslos zu behandeln zufällig geneigt sein möchte. [695

Sodann will ich noch des Fürstbischofs von Breslau und eines geheimnißvollen Schweden, in der Badeliste von Reiterholm genannt, erwähnen. Ersterer war leidend, aber freundlich und zuthunlich bei einer wahrhaft persönlichen Würde. Mit Letzterem war die Unterhaltung immer bedeutend, aber weil man sein Geheimniß schonte und doch es zufällig zu berühren immer fürchten mußte, so kam man wenig mit ihm zusammen, da wir ihn nicht suchten und er uns vermied. [696

Kreishauptmann von Schiller zeigte sich wie immer eher den Kurgästen ausweichend als sich ihnen anschließend; ein an seiner Stelle sehr nothwendiges Betragen, da er bei vorkommenden polizeilichen Fällen Alle nur, insofern sie Recht oder Unrecht hatten, betrachten konnte und kein anderes Verhältniß, welches persönlich so leicht günstig oder ungünstig stimmt, hier obwalten durfte. [697

Mit Bergrath von Herder setzte ich die herkömmlichen Gespräche fort, als wären wir nur eben vor Kurzem geschieden, so auch mit Wilhelm von Schütz, welcher, wie sich bald bemerken ließ, auf seinem Wege gleichfalls treulich fortschreiten mochte. [698

Auch Bergrath Werner trat nach seiner Gewohnheit erst spät herzu. Seine Gegenwart belehrte jederzeit, man mochte ihn und seine Denkweise betrachten oder die Gegenstände, mit denen er sich abgab, durch ihn kennen lernen. [699

Ein längerer Aufenthalt in Franzenbrunnen läßt mich den problematischen Kammerberg bei Eger öfters besuchen. Ich sammle dessen Produkte, betrachte ihn genau, beschreibe und zeichne ihn. Ich finde mich veranlaßt, von der Russischen Meinung, die ihn als pseudovulkanisch anspricht, abzugehen

und ihn für vulkanisch zu erklären. In diesem Sinne schreib' ich einen Aufsatz, welcher für sich selber sprechen mag; vollkommen möchte die Aufgabe dadurch wol nicht gelöst und eine Rückkehr zu der Reußischen Auslegung gar wohl räthlich sein. [700

In Karlsbad war erfreulich zu sehen, daß die Joseph Müllerischen Sammlungen Gunst gewannen, obgleich die immerfort bewegten Kriegsläufte alle eigentlich wissenschaftlichen Bemühungen mit Ungunst verfolgten. Doch war Müller guten Muthes, trug häufige Steine zusammen, und an die neue Ordnung gewöhnt, wußte er sie so zierlich zurecht zu schlagen, daß bei Sammlungen größeren oder kleineren Formats alle Stücke von gleichem Maße sauber und instruktiv vor uns lagen. Denn weil aus den unter dem Hammer zersprungenen Steinen immer der passende oder bedeutende sich auswählen ließ und das Weggeworfene nicht von Werthe war, so konnte er immer den Liebhaber aufs Beste und Treulichste versorgen. Aber zu bewegen war er nicht, seinen rohen Vorrath zu ordnen; die Sorge, sein Monopol zu verlieren, und Gewohnheit der Unordnung machten ihn allem guten Rath unzugänglich. Bei jeder frischen Sammlung fing er an, aus dem chaotischen Vorrath auszuklauben und nach der neuen Einrichtung auf Brettern, die durch schwache Brettchen in Vierecke getheilt waren und dadurch die Größe des Exemplars angaben, in der Nummerfolge die Steine zu vertheilen und so die Casen des Brettes nach und nach auszufüllen. Ich besuchte ihn täglich auf dem Wege nach dem Neubrunnen zu einer immer erfreulichen belehrenden Unterhaltung; denn ein solcher Naturkreis möge noch so beschränkt sein, es wird immer darin etwas Neues oder aus dem Alten etwas hervorstehend erscheinen. [701

Nach solchen vielleicht allzu trocken und materiell erscheinenden Gegenständen sollten mich erneuerte Verhältnisse mit wackern Künstlern auf eine eigne Weise anregen und beleben. [702

Die Gegenwart Kaazens, des vorzüglichen Dresdener Landschaftsmalers, brachte mir viel Freude und Belehrung, besonders da er meisterhaft meine dilettantischen Skizzen sogleich in ein wohl erscheinendes Bild zu verwandeln wußte. Indem er dabei eine Aquarell- und Deckfarben leicht verbindende Manier gebrauchte, rief er auch mich aus meinem phantastischen Kritzeln zu einer reineren Behandlung. Und zum Belege, wie uns die Nähe des Meisters gleich einem Elemente hebt und

trägt, bewahre ich noch aus jener Zeit einige Blätter, die gleich Lichtpunkten andeuten, daß man unter solchen Umständen etwas vermag, was vor- und nachher als unmöglich erschienen wäre. [703]

Sodann hatte ich die angenehme Ueberraschung, von einem vieljährigen Freunde und Angeeigneten nach altem Herkommen mich leidenschaftlich angegangen zu sehen. Es war der gute talentvolle Burv, der im Gefolg der Frau Erbprinzeß von Hessen-Kassel in und um Dresden zu Kunst- und Naturgenuß sich eine Zeit lang aufgehalten hatte und nun beurlaubt auf einige Tage hierher kam. [704]

Ich schrieb ein Gedicht zu Ehren und Freuden dieser würdigen, auch mir gewogenen Dame, welches, in der Mitte eines großen Blattes kalligraphirt, mit dem bilderreichsten Rahmen eingefaßt werden sollte, die Gegenden darstellend, durch welche sie gereist, die Gegenstände, denen sie die meiste Aufmerksamkeit zugewendet, die ihr den meisten Genuß gewährt hatten. Eine ausführliche Skizze ward erfunden und gezeichnet und Alles dergestalt mit Eifer vorbereitet, daß an glücklicher Ausführung nicht zu zweifeln war. Das Gedicht selbst findet sich unter den meinigen, jedoch nur mit den Anfangsbuchstaben bezeichnet, abgedruckt. Bei dieser Gelegenheit zeichnete Burv abermals mein Porträt in kleinem Format und Umriß, welches meine Familie als erfreuliches Denkmal jener Zeit in der Folge zu schätzen wußte. So bereicherte sich denn von Seiten der bildenden Kunst dieser Sommeraufenthalt, welcher einen ganz andern Charakter als der vorige, doch aber auch einen werthen und folgereichen angenommen hatte. [705]

Nach meiner Rückkunft ward ich zu noch höherer Kunstbetrachtung aufgefordert. Die unschätzbaren Mionnetischen Pasten nach griechischen Münzen waren angekommen. Man sah in einen Abgrund der Vergangenheit und erstaunte über die herrlichsten Gebilde. Man bemühte sich in diesem Reichthum zu einer wahren Schätzung zu gelangen und fühlte voraus, daß man für viele Jahre Unterricht und Auferbauung daher zu erwarten habe. Geschnittene Steine von Bedeutung vermehrten meine Ringsammlung. Albrecht Dürer's Federzeichnungen in Steindruck kamen wiederholt und vermehrt zu uns. [706]

Runge, dessen zarte, fromme, liebenswürdige Bemühungen bei uns guten Eingang gefunden hatten, sendete mir die Originalzeichnungen seiner gedanken- und blumenreichen Tages-

zeiten, welche, obgleich so treu und sorgfältig in Kupfer ausgeführt, doch an natürlichem unmittelbarem Ausdruck große Vorzüge bewiesen. Auch andere meist halbvollendete Umrißzeichnungen von nicht geringerem Werthe waren beigelegt. Alles wurde dankbar zurückgesandt, ob man gleich Manches, wäre es ohne Indiskretion zu thun gewesen, gern bei unsern Sammlungen zum Andenken eines vorzüglichen Talents behalten hätte. [707]

Auch wurden uns im Spätjahr eine Anzahl landschaftlicher Zeichnungen von Friedrich die angenehmste Betrachtung und Unterhaltung. Sein schönes Talent war bei uns gekannt und geschätzt, die Gedanken seiner Arbeiten zart, ja fromm, aber in einem strengern Kunstsinne nicht durchgängig zu billigen. Wie dem auch sei, manche schöne Zeugnisse seines Verdienstes sind bei uns einheimisch geworden. Am Schlusse des Jahrs besuchte uns der überall willkommene Kügelgen; er malte mein Porträt, und seine Persönlichkeit mußte nothwendig auf den gebildet-geselligen Kreis die zarteste Einwirkung ausüben. [708]

Ein Ständchen, das mir die Sänger vor meiner Abreise nach Karlsbad brachten, versicherte mich damals ihrer Neigung und bebarrlichen Fleißes auch während meiner Abwesenheit, und demgemäß fand ich auch bei meiner Wiederkehr Alles in demselben Gange. Die musikalischen Privatübungen wurden fortgesetzt, und das gesellige Leben gewann dadurch einen höchst erfreulichen Anklang. [709]

Gegen Ende des Jahrs ergaben sich beim Theater mancherlei Mißhelligkeiten, welche, zwar ohne den Gang der Vorstellungen zu unterbrechen, doch den Dezember verkümmerten. Nach mancherlei Diskussionen vereinigte man sich über eine neue Einrichtung, in Hoffnung, auch diese werde eine Zeit lang dauern können. [710]

Des persönlich Erfreulichen begegnete mir in diesem Jahre Manches. Unsern jungen Herrschaften ward Prinzeß Marie geboren, Allen zur Freude und besonders auch mir, der ich einen neuen Zweig des fürstlichen Baumes, dem ich mein ganzes Leben gewidmet hatte, hervorsprossen sah. [711]

Mein Sohn August zog rüstig und wohlgemuth auf die Akademie Heidelberg; mein Segen, meine Sorgen und Hoffnungen folgten ihm dahin. An wichtige, vormals Jenaische Freunde, Voß und Thibaut, von Jugend auf empfohlen, konnte er wie im elterlichen Hause betrachtet werden. [712]

Bei der Durchreise durch Frankfurt begrüßte er seine gute Großmutter noch eben zur rechten Zeit, da sie später im September uns leider entrissen ward. Auch gegen Ende des Jahrs ereignete sich der Tod eines jüngern Mannes, den wir jedoch mit Bedauern segneten. Jernew starb nach viel beschwerlichem Leiden; die Erweiterung der Halsarterie ängstete ihn lange bedrängte Tage und Nächte, bis er endlich eines Morgens aufrecht sitzend, plötzlich, wie es bei solchen Uebeln zu geschehen pflegt, entseelt gefunden ward. [713]

Sein Verlust war groß für uns; denn die Quelle der italienischen Literatur, die sich seit Jagemann's Abscheiden kaum wieder hervorgethan hatte, versiegte zum zweiten Male; denn alles fremde Literarische muß gebracht, ja aufgedrungen werden, es muß wohlfeil, mit weniger Bemühung zu haben sein, wenn wir darnach greifen sollen, um es bequem zu genießen. So sehen wir im östlichen Deutschland das Italienische, im westlichen das Französische, im nördlichen das Englische wegen einer nachbarlichen oder sonstiger Einwirkung vorwalten. [714]

Der im September erst in der Nähe versammelte, dann bis zu uns heranrückende Kongreß zu Erfurt ist von so großer Bedeutung, auch der Einfluß dieser Epoche auf meine Zustände so wichtig, daß eine besondere Darstellung dieser wenigen Tage wol unternommen werden sollte. [715]

1809.

Dieses Jahr muß mir in der Erinnerung schöner Resultate wegen immer lieb und theuer bleiben; ich brachte solches ohne auswärtigen Aufenthalt theils in Weimar, theils in Jena zu, wodurch es mehr Einheit und Geschlossenheit gewann als andere, die, meist in der Hälfte durch eine Badereise zerschnitten, an mannichfaltiger Zerstreuung zu leiden hatten. [716]

Was ich mir aber in Jena zu leisten vorgenommen, sollte eigentlich durch einen ganz ununterbrochenen Aufenthalt begünstigt sein: dieser war mir jedoch nicht gegönnt; unerwartete Kriegsläufte drangen zu und nöthigten zu einem mehrmaligen Ortswechsel. [717]

Die ferneren und näheren Kriegsbewegungen in Spanien und Oestreich mußten schon Jedermann in Furcht und Sorgen

ſetzen. Der Abmarſch unſerer Jäger den 14. März nach Tirol war traurig und bedenklich; gleich darauf zeigte ſich Einquartierung; der Prinz von Ponte-Corvo als Anführer des ſächſiſchen Armeecorps, wendete ſich nach der Grenze von Böhmen und zog von Weimar den 25. April nach Kranichfeld. Ich aber, längſt und beſonders ſchon ſeit den letzten Jahren gewohnt, mich von der Außenwelt völlig abzuſchließen, meinen Geſchäften nachzuhangen, Geiſtesproduktionen zu fördern, begab mich ſchon am 29. April nach Jena. Dort bearbeitete ich die Geſchichte der Farbenlehre, holte das funfzehnte und ſechzehnte Jahrhundert nach und ſchrieb die Geſchichte meiner eigenen chromatiſchen Bekehrung und fortſchreitender Studien, welche Arbeit ich am vierundzwanzigſten Mai, vorläufig abgeſchloſſen, beiſeite legte und ſie auch nur erſt gegen Ende des Jahrs wieder aufnahm, als Runges Farbenkugel unſere chromatiſchen Betrachtungen aufs Neue in Bewegung ſetzte. [718

In dieſer Epoche führte ich die Farbenlehre bis zu Ende des achtzehnten Jahrhunderts, wie denn auch zu gleicher Zeit der Druck des zweiten Theils ununterbrochen fortging und die Aufmerkſamkeit zunächſt ſich auf die Kontrovers mit Newton richtete. Bei Allem dieſem war Dr. Seebeck theilnehmend und hilfreich. [719

Um von poetiſchen Arbeiten nunmehr zu ſprechen, ſo hatte ich von Ende Mai's an die Wahlverwandtſchaften, deren erſte Konzeption mich ſchon längſt beſchäftigte, nicht wieder aus dem Sinne gelaſſen. Niemand verkennt an dieſem Roman eine tief leidenſchaftliche Wunde, die im Heilen ſich zu ſchließen ſcheut, ein Herz, das zu geneſen fürchtet. Schon vor einigen Jahren war der Hauptgedanke gefaßt, nur die Ausführung erweiterte, vermannichfaltigte ſich immerfort und drohte die Kunſtgrenze zu überſchreiten. Endlich nach ſo vielen Bearbeiten beſtätigte ſich der Entſchluß, man wolle den Druck beginnen, über manchen Zweifel hinausgehen, das Eine feſthalten, das Andere endlich beſtimmen. [720

In dieſem raſchen Vorſchritt ward ich jedoch auf einmal geſtört; denn indem man die Nachrichten des gewaltſamen Vordringens der Franzoſen in Oeſtreich mit Bangigkeit vernommen hatte, begann der König von Weſtfalen einen Zug gegen Böhmen, weshalb ich den 13. Juni nach Weimar zurückging. Die Nachrichten von dieſer ſonderbaren Expedition waren ſehr ungewiß, als zwei, dem Hauptquartier folgende diplomatiſche

Freunde, von Reinhard und Wangenheim, mich unerwartet besuchten, einen unerklärlichen Rückzug räthselhaft ankündigend. Schon am 15. Juli kommt der König nach Weimar, der Rückzug scheint in Flucht auszuarten, und gleich am Zwanzigsten ängstigt das umherstreifende Oelsische Corps uns und die Nachbarschaft. Aber auch dieses Gewitter zieht schnell in nordwestlicher Richtung vorüber, und ich säume nicht, am 23. Juli wieder nach Jena zu gehen. [721]

Unmittelbar darauf werden die Wahlverwandtschaften in die Druckerei gegeben, und indem diese fleißig fördert, so reinigt und ründet sich auch nach und nach die Handschrift, und der dritte Oktober befreit mich von dem Werke, ohne daß die Empfindung des Inhalts sich ganz hätte verlieren können. [722]

In geselliger Unterhaltung wandte sich das Interesse fast ausschließlich gegen nordische und überhaupt romantische Vorzeit. Die nach dem Original aus dem Stegreif vorgetragene und immer besser gelingende Uebersetzung der Nibelungen hielt durchaus die Aufmerksamkeit einer edeln Gesellschaft fest, die sich fortwährend Mittwochs in meiner Wohnung versammelte. Fierabras und andere ähnliche Heldensagen und Gedichte, König Rother, Tristan und Isolde folgten und begünstigten einander; besonders aber wurde die Aufmerksamkeit auf Wilkina Saga und sonstige nordische Verhältnisse und Produktionen gelenkt, als der wunderliche Fußreisende Runen-Antiquar Arndt bei uns einkehrte, durch persönliche Mittheilungen und Vorträge die Gesellschaft, wo nicht für sich einnahm, doch sich ihr erträglich zu machen suchte. Dr. Majer's nordische Sagen trugen das Ihrige bei, uns unter dem düstern Himmel wohlbehaglich zu erhalten; zugleich war nichts natürlicher, als daß man deutsche Sprachalterthümer hervorhob und immer mehr schätzen lernte, wozu Grimm's Aufenthalt unter uns mitwirkte, indeß ein gründlich grammatischer Ernst durch des Knaben Wunderborn lieblich aufgefrischt wurde. [723]

Die Ausgabe meiner Werke bei Cotta forderte gleichfalls manchen Zeitaufwand; sie erschien und gab mir Gelegenheit, durch Versendung mancher Exemplare mich Gönnern und Freunden ins Gedächtniß zu rufen. Von derselben wird an einem andern Orte die Rede sein. [724]

Was aber bei meinen diesjährigen Bemühungen am Entschiedensten auf das Künftige hinwies, waren Vorarbeiten zu jenem bedeutenden Unternehmen einer Selbstbiographie; denn

es mußte mit Sorgfalt und Umsicht verfahren werden, da es bedenklich schien, sich lange verflossener Jugendzeiten erinnern zu wollen. Doch ward endlich der Vorsatz dazu gefaßt mit dem Entschluß, gegen sich und Andere aufrichtig zu sein und sich der Wahrheit möglichst zu nähern, insoweit die Erinnerung nur immer dazu behilflich sein wollte. [725

Meinen diesjährigen längern Aufenthalt in Jena forderte auch die neue Einrichtung, welche in Absicht des Hauptgeschäftes, das mir oblag, unlängst beliebt wurde. Unser gnädigster Herr nämlich hatte angeordnet, daß alle unmittelbaren Anstalten für Wissenschaft und Kunst unter eine Oberaufsicht versammelt, aus einer Kasse bestritten und in einem Sinne verhältnißmäßig fortgeführt werden sollten. Höchstdieselben hatten das Zutrauen zu Geheimem Rath von Voigt und mir, daß wir diese Absichten treu und zweckmäßig erfüllen würden. Zu diesen Anstalten aber, welche, ohne mit ähnlichen Instituten verknüpft und in ältere Verhältnisse verflochten zu sein, blos von dem Willen des Fürsten abhingen, indem er auch den Aufwand derselben aus eigenen Mitteln bestritt, gehörte in Weimar die Bibliothek und das Münzkabinet, ingleichen die freie Zeichenschule, in Jena die verschiedenen, seit dem Regierungsantritt des Herzogs erst gegründeten und ohne Mitwirkung der übrigen höchsten Herren Erhalter der Akademie errichteten Museen und sonstigen wissenschaftlichen Einrichtungen. Bei nunmehrigem Verein aller dieser Institute, die bisher besondere Etats gehabt, hing es von den Vorgesetzten ab, zu ermessen, wo jedesmal nach Vorkommniß der Umstände Gelder verwendet und diesem und jenem Zweige nachgebolfen werden sollte, welches bei lebendiger Uebersicht und vorurtheilsfreien Gesinnungen um desto möglicher war, da der Fürst nicht sowol Vorschläge zu dem, was geschehen sollte, verlangte, als vielmehr gern von dem, was geschehen war, berichtlich und persönlich Kenntniß nahm. [726

Da die gedachten Jenaischen Anstalten, seit dreißig Jahren gegründet und fortgeführt, bei der französischen Invasion nur wenig gelitten hatten, so suchte man sie um desto muthiger vollkommen herzustellen und noch andere neu damit zu verbinden. Weil aber wegen Erweiterung beschränkter Lokalitäten und zweckmäßiger Umstellung des Vorhandenen Alles dieses eine gewisse durchdringende individuelle Einsicht verlangte, so wurde die persönliche Gegenwart Desjenigen, der zu entscheiden berechtigt war, um so mehr erfordert, als hier kein Plan sich denken ließ

und nur eine, die augenblicklichen Umstände benutzende Gewandtheit zum Ziele führen konnte. [727

Für Weimar dagegen machte sich eine Baulichkeit von Bedeutung nöthig, ein Anbau nämlich an herzogliche Bibliothek, wodurch sowol Expeditionszimmer als andere Räume zu dem sich immer vermehrenden Vorrath an Büchern, Kupferstichen und andern Kunstsachen gewonnen wurden. Die wegen Ausbau des Schlosses anwesenden preußischen Architekten Gentz und Rabe waren beirathig, und so entstand ein so nützliches als erfreuliches, auch innerhalb wohl verziertes Gebäude. [728

Doch nicht für Räume und Sammlungen allein ward gesorgt; eine durch Sparsamkeit in gutem Zustand erhaltene Kasse erlaubte gerade zur rechten Zeit, einen jungen Naturforscher, den Professor Voigt, nach Frankreich zu senden, der, gut vorbereitet, in Paris und andern Orten seinen Aufenthalt sorgfältig zu nutzen wußte und in jedem Sinne wohlausgestattet zurückkehrte. [729

Das Theater ging nach überstandenen leichten Stürmen ruhig seinen Gang. Bei dergleichen Erregungen ist niemals die Frage, wer etwas leisten, sondern wer einwirken und befehlen soll; sind die Mißverhältnisse ausgeglichen, so bleibt Alles wie vorher und ist nicht besser, wo nicht schlimmer. Das Repertorium war wohl ausgestattet, und man wiederholte die Stücke, dergestalt daß das Publikum an sie gewöhnt blieb, ohne ihrer überdrüssig zu werden. Die neusten Erzeugnisse: Antigone von Rochlitz, Knebel's Uebersetzung von Saul des Alfieri, die Tochter Jephtha von Robert, wurden der Reihe nach gut aufgenommen. Werner's bedeutendes Talent zu begünstigen, bereitete man eine Aufführung des Vierundzwanzigsten Februars mit großer Sorgfalt vor, indessen die gefälligen heiteren Stücke von Steigentesch sich im Publikum einschmeichelten. [730

Demoiselle Häsler als vielversprechende Sängerin, Moltke als höchst angenehmer Tenor traten zu unserer Bühne und nahmen Theil an den Didaskalien, welche treulich und eifrig fortgesetzt wurden. Werner versuchte große und kleine Tragödien, ohne daß man hoffen konnte, sie für das Theater brauchbar zu sehen. [731

Die häuslichen musikalischen Unterhaltungen gewannen durch ernstere Einrichtungen immer mehr an Werth. Das Sängerchor unter Anleitung Eberwein's leistete immer mehr. Donnerstag Abends war Probe, nach der man meistens zu

einem fröhlichen Mahl zusammenblieb; Sonntags Aufführung vor großer guter Gesellschaft, begleitet von irgend einem Frühstück. Diese durch den Sommer einigermaßen unterbrochenen Privatübungen wurden im Spätherbst sogleich wieder aufgenommen, indessen Theater und öffentliche Musik durch den antretenden Kapellmeister Müller belebt und geregelt wurden. Auch ist nicht zu vergessen, daß im Laufe des Jahrs Fräulein aus dem Winkel uns durch die mannichfaltigsten Talente zu ergetzen wußte. [732

Auch die bildende Kunst, die wir freilich immerfort auf das Herzlichste pflegten, brachte uns dieses Jahr die schönsten Früchte. [733

In München wurden die Handzeichnungen Albrecht Dürer's herausgegeben, und man durfte wol sagen, daß man erst jetzt das Talent des so hoch verehrten Meisters erkenne. Aus der gewissenhaften Peinlichkeit, die sowol seine Gemälde als Holzschnitte beschränkt, trat er heraus bei einem Werke, wo seine Arbeit nur ein Beiwesen bleiben, wo er mannichfaltig gegebene Räume verzieren sollte. Hier erschien sein herrliches Naturell völlig heiter und humoristisch; es war das schönste Geschenk des aufkeimenden Steindrucks. [734

Von der Malerei wurden wir auch gar freundlich theilnehmend beimgesucht: Kügelgen, der gute, im Umgang Allen so werthe Künstler, verweilte mehrere Wochen bei uns, er malte Wieland's Porträt und meins nach der Person, Herder's und Schiller's nach der Ueberlieferung. Mensch und Maler waren eins in ihm, und daher werden jene Bilder immer einen doppelten Werth behalten. [735

Wie nun er durch Menschengestalt die Aufmerksamkeit sowol auf seine Arbeit als auf die Gegenstände hinzog, so zeigte Kaaz mehrere landschaftliche Gemälde vor, theils nach der Natur eigens erfunden, theils den besten Vorgängern nachgebildet. Die Ausstellung sowol hier als in Jena gab zu sinnig geselligen Vereinen den heitersten Anlaß und brachte auch solche Personen zusammen, die sich sonst weniger zu nähern pflegten. [736

Hirt's Werk über die Baukunst forderte zu neuer Aufmerksamkeit und Theilnahme in diesem Fache, sodann nöthigte er uns durch die Restaurationen des Tempels der Diana zu Ephesus, ingleichen des Salomonischen, ins Alterthum zurück. Zu Geschichte und trümmerhafter Anschauung mußte die Einbildungskraft sich gesellen; wir nahmen lebhaft Theil und wurden zu ähnlichen Versuchen aufgeregt. [737

Ein vorzügliches, für alterthümliche Kunst höchst wichtiges Geschenk erwirbte uns Herr Dr. Stieglitz, indem er Schwefelabgüsse seiner ansehnlichen Münzsammlung verehrte und sowol dadurch als durch das beigefügte Verzeichniß den Forschungen in dem Felde alterthümlicher Kunst nicht geringen Vorschub leistete. [738]

Zugleich vermehrten sich unsere Münzfächer durch Medaillen des funfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts. Betrachtungen darüber wurden zu Programmen der Allgemeinen Jenaischen Literatur-Zeitung bestimmt; der kunstreiche Schwertgeburth, mit gewissenhafter Genauigkeit, stach dazu einige Umrißtafeln. [739]

Zu allen diesen fügte sich noch eine Sammlung Köstriner Ausgrabungen metallner Geräthe von unbekannten Formen, denen ich viel Aufmerksamkeit schenkte. Ich forschte Manches darüber in der ältern Geschichte, besonders jener Epoche, wo Heiden- und Christenthum in Franken und Thüringen gegen einander schwankten. Unter den Büchern, die ich damals aufschlug, waren mir die Antiquitates Nordgavienses besonders merkwürdig und veranlaßten eine genaue Betrachtung der Paganien, d. h. der heidnischen Gebräuche, welche durch die ersten fränkischen Konzilien verbannt wurden. Ich überzeugte mich aufs Neue, daß unsre heidnischen Urväter zwar viele auf Naturahnungen sich beziehende, düster abergläubische Gewohnheiten, aber keine fratzenhaften Götzenbilder gehabt. Ein schriftlicher Aufsatz über diese Gegenstände ward von dem fürstlich reußischen Besitzer freundlich aufgenommen und mir dagegen ein Exemplar der gefundenen räthselhaften Alterthümer verehrt. [740]

Auch eine Sammlung von eigenen Handschriften bedeutender Personen ward dieses Jahr durch Freundesgunst ansehnlich vermehrt, und so bestärkte sich der Glaube, daß die Handschrift auf den Charakter des Schreibenden und seine jedesmaligen Zustände entschieden hinweise, wenn man auch mehr durch Ahnung als durch klaren Begriff sich und Andern davon Rechenschaft geben könne, wie es ja bei aller Physiognomik der Fall ist, welche bei ihrem ächten Naturgrunde nur dadurch außer Kredit kam, daß man sie zu einer Wissenschaft machen wollte. [741]

Von Naturereignissen erwähne ich des gewaltsamen Sturms in der Nacht vom 30. auf den 31. Januar, welcher weit und breit wüthete und auch mir einen empfindlichen Schaden brachte, indem er einen alten ehrwürdigen Wachholderbaum in

meinem Garten am Sterne niederwarf und so einen treuen Zeugen glücklicher Tage von meiner Seite riß. Dieser Baum, der einzige in der ganzen Gegend, wo der Wachholder fast nur als Gestrüppe vorkommt, hatte sich wahrscheinlich aus jenen Zeiten erhalten, wo hier noch keine Gartenkultur gewesen. Es hatten sich allerlei Fabeln von ihm verbreitet: ein ehemaliger Besitzer, ein Schulmann, sollte darunter begraben sein, zwischen ihm und dem alten Hause, in dessen Nähe er stand, wollte man gespensterhafte Mädchen, die den Platz reine kehrten, gesehen haben; genug, er gehörte zu dem abenteuerlichen Komplex jenes Aufenthalts, in welchem so manche Jahre meines Lebens hingeflossen, und der mir und Andern durch Neigung und Gewohnheit, durch Dichtung und Wahn so herzlich lieb geworden.

Den umgestürzten Baum ließ ich durch einen jungen [1743
Künstler zeichnen, wie er noch auf herzoglicher Bibliothek zu sehen ist; die Unterschrift sagt von ihm Folgendes:

„Oben gezeichneter Wachholderbaum stand in dem Garten [1743
des Herrn Geheimen Raths von Goethe am Stern. Die Höhe vom Boden bis dahin, wo er sich in zwei Aeste theilte, war 12 hiesige Fuß, die ganze Höhe 43 Fuß. Unten an der Erde hielt er 17 Zoll im Durchmesser, da, wo er sich in die beiden Aeste theilte, 15 Zoll. Jeder Ast 11 Zoll, und nachher fiel es ab, bis sich die Spitzen ganz zart verzweigten.

„Von seinem äußerst hohen Alter wagt man nichts zu sagen. [1744
Der Stamm war inwendig vertrocknet, das Holz desselben mit horizontalen Rissen durchschnitten, wie man sie an den Kohlen zu sehen pflegt, von gelblicher Farbe und von Würmern zerfressen.

„Der große Sturm, welcher in der Nacht vom 30. zum [1745
31. Januar wüthete im Jahr 1809, riß ihn um; ohne dieses außerordentliche Ereigniß hätte er noch lange stehen können. Die Gipfel der Aeste sowie die Enden der Zweige waren durchaus grün und lebendig."

[1746

1810.

Ein bedeutendes Jahr, abwechselnd an Thätigkeit, Genuß und Gewinn, so daß ich mich bei einem überreichen Ganzen in

Verlegenheit fühle, wie ich die Theile gehörig ordnungsgemäß darstellen soll. [747

Vor allen Dingen verdient wol das Wissenschaftliche einer nähern Erwähnung. Hier war der Anfang des Jahrs mühsam genug; man war mit dem Abdruck der Farbenlehre so weit vorgerückt, daß man den Abschluß vor Jubilate zu bewirken nicht für unmöglich hielt; ich schloß den polemischen Theil sowie die Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts; die nach meinen sorgfältigen Zeichnungen gestochenen Tafeln wurden illuminirt, die Rekapitulation des Ganzen vollbracht, und man sah das letzte Blatt mit Vergnügen in die Druckerei wandern. [748

Dies geschah achtzehn Jahre nach dem Gewahrwerden eines uralten Irrthums, in Gefolg von unablässigen Bemühungen und dem endlich gefundenen Punkte, worum sich Alles versammeln mußte. Die bisher getragene Last war so groß, daß ich den 16. Mai als glücklichen Befreiungstag ansah, an welchem ich mich in den Wagen setzte, um nach Böhmen zu fahren. Um die Wirkung war ich wenig bekümmert und that wohl. Einer so vollkommenen Untheilnahme und abweisenden Unfreundlichkeit war ich aber doch nicht gewärtig; ich schweige davon und erwähne lieber, wie viel ich bei dieser und bei meinen übrigen wissenschaftlichen und literarischen Arbeiten einem mehrjährigen Hausgenossen, Reisegefährten, so gelehrten als gewandten und freundlichen Mitarbeiter, Dr. Friedrich Wilhelm Riemer, schuldig geworden. [749

Weil man aber, einmal des Mühens und Bemühens gewohnt, sich immer sehr gern und leicht neue Lasten auflegt, so entwickelte sich bei nochmaliger schematischer Uebersicht der Farbenlehre der verwandte Gedanke: ob man nicht auch die Tonlehre unter ähnlicher Ansicht auffassen könnte, und so entsprang eine ausführliche Tabelle, wo in drei Kolumnen Subjekt, Objekt und Vermittelung aufgestellt worden. [750

Und wie keine unserer Gemüthskräfte sich auf dem einmal eingeschlagenen Wege leicht irre machen läßt, es sei nun, daß man zum Wahren oder zum Falschen hinschreite, so wurde jene Vorstellungsart auf die ganze Physik angewandt: das Subjekt in genauer Erwägung seiner auffassenden und erkennenden Organe, das Objekt als ein allenfalls Erkennbares gegenüber, die Erscheinung, durch Versuche wiederholt und vermannichfaltigt, in der Mitte; wodurch denn eine ganz eigene Art von Forschung bereitet wurde. [751

Der Versuch, als Beweis irgend eines subjektiven Ausspruches, ward verworfen; es entstand, was man schon längst Anfrage an die Natur genannt hat. Und wie denn alles Erfinden als eine weise Antwort auf eine vernünftige Frage angesehen werden kann, so konnte man sich bei jedem Schritt überzeugen, daß man auf dem rechten Wege sei, indem man überall im Einzelnen und Ganzen nur Gewinne zur Seite sah. [752

Wie sehr ich aber auch durch glückliche Umgebung in diesem Fache festgehalten wurde, geht daraus hervor, daß Doktor Seebeck sowol zu Hause als auswärts fast immer in meiner Nähe blieb. Professer Voigt kam aus Frankreich zurück und theilte gar manche schöne Erfahrung und Ansicht mit; die wissenschaftlichen Zustände in Paris wurden uns durch einen Deutschen nach unserer Sprach- und Denkweise näher gebracht, und wir bekannten mit Vergnügen, daß er seine Zeit sowol für sich als für uns gut angewendet hatte. [753

Was für Musik im Theater sowol in den ersten als letzten Monaten des Jahrs geschah, vermelde kürzlich. Die Uebungen der freiwilligen Hauskapelle wurden regelmäßig fortgesetzt: Donnerstags Abends Probe vor einigen Freunden gehalten, Sonntags früh Aufführung vor großer Gesellschaft. Aeltere und jüngere Theatersänger, Choristen und Liebhaber nahmen Theil; Eberwein dirigirte meisterhaft. Mehrstimmige Sachen von Zelter und andern italienischen Großen wurden ins Leben geführt und ihr Andenken gegründet. Vergnügen und Nutzen, Anwendung und Fortschreiten in Eins verbunden. [754

Dadurch, daß die Probe von der Aufführung vollkommen getrennt blieb, ward das dilettantische Pfuschen völlig entfernt, das gewöhnlich erst im Augenblick der Aufführung noch probirt, ja bis den letzten Augenblick unausgemacht läßt, was denn eigentlich aufgeführt werden kann und soll. [755

Die Donnerstage waren kritisch und didaktisch, die Sonntage für Jeden empfänglich und genußreich. [756

Gegen Ende des Jahrs konnten von dieser Gesellschaft öffentliche Unterhaltungen im Theater gegeben werden; man führte solche Musikstücke auf, welche zu hören das Publikum sonst keine Gelegenheit findet und woran jeder Gebildete sich wenigstens einmal im Leben sollte erquickt und erfreut haben. Als Beispiel nenne ich hier Johanna Sebus, komponirt von Zelter, die einen unauslöschlichen Eindruck in allen Gemüthern zurückließ. [757

Ebenmäßig wurden mit den rezitirenden Schauspielern die Didaskalien fortgesetzt, mit den geübtesten nur bei neuen Stücken, mit den jüngeren bei frischer Besetzung älterer Rollen. Diese letzte Bemühung ist eigentlich der wichtigste Theil des Unterrichts: ganz allein durch solches Nachbeten und Nacharbeiten wird ein ungestörtes Ensemble erhalten. [758]

Jahre, übersetzt von Peucer, bewies abermals die Fertigkeit unseres Personals im reinen Rezitiren und Deklamiren. Die erste Leseprobe war so vollkommen, daß ein gebildetes Publikum durchaus dabei hätte gegenwärtig sein können. [759]

Der vierundzwanzigste Februar von Werner, an seinem Tage aufgeführt, war vollends ein Triumph vollkommener Darstellung. Das Schreckliche des Stoffs verschwand vor der Reinheit und Sicherheit der Ausführung; dem aufmerksamsten Kenner blieb nichts zu wünschen übrig. [760]

Bewegte Plastik ward uns durch das ausgezeichnete Talent der Frau Hendel-Schütz vorgeführt; öffentliche ernste Darstellung, heitere, scherzhafte, ja komische Zimmerunterhaltung gewährte neue Kunstansichten und vielen Genuß. [761]

Die Vorstellung der Oper Achill durch Brizzi in italienischer Sprache eröffnete gegen Ende des Jahrs ein neues Feld, und zu gleicher Zeit näherte sich unter den ernstesten und treusten Bemühungen, bei hochgesteigertem Talent des Schauspielers Wolff der standhafte Prinz der ersehnten Aufführung. [762]

Bezüglich auf bildende Kunst ergab sich gleichfalls eine merkwürdige Epoche. Die Gebrüder Boisserée sandten mir durch den auf die Leipziger Messe reisenden Buchhändler Zimmer von Heidelberg ihre köstlichen ausgeführten Zeichnungen des Domgebäudes. Gern rief ich die Gefühle jener Jahre zurück, als der Straßburger Münster mir Bewunderung abnöthigte und mich zu seltsamen, aber tief empfundenen enthusiastischen Aeußerungen veranlaßte. Nun ward das Studium jener älteren besonderen Baukunst abermals ernstlich und gründlich aufgeregt und dieser wichtige Gegenstand von den Weimarischen Kunstfreunden theilnehmend in Betrachtung gezogen. [763]

Eine Anwandlung, landschaftliche Skizzen zu zeichnen, wies ich nicht ab; bei Spaziergängen im Frühling, besonders nahe bei Jena, faßt' ich irgend einen Gegenstand auf, der sich zum Bild qualifiziren wollte, und suchte ihn zu Hause alsdann zu Papier zu bringen. Gleichermaßen ward meine Einbildungskraft durch Erzählungen leicht erregt, so daß ich Gegenden, von

denen im Gespräch die Rede war, alsobald zu entwerfen trachtete. Dieser wundersame Trieb erhielt sich lebhaft auf meiner ganzen Reise und verließ mich nur bei meiner Rückkehr, um nicht wieder hervorzutreten. [764]

Auch fehlte es nicht im Laufe des Jahrs an Gelegenheit, festlichen Tagen manches Gedicht und manche Darstellung zu widmen. Die romantische Poesie, ein großer Redoutenaufzug, war dem 30. Januar gewidmet, zum 16. Februar wiederholt, wobei zugleich eine charakteristische Reihe russischer Völkerschaften sich anschloß, gleichfalls von Gedicht und Gesang begleitet. Die Gegenwart der Kaiserin von Oestreich Majestät in Karlsbad rief gleich angenehme Pflichten hervor, und manches andere kleinere Gedicht entwickelte sich im Stillen. [765]

Hackert's Biographie ward indessen ernstlich angegriffen, eine Arbeit, die viel Zeit und Mühe kostete, wobei uns das Andenken an den verewigten Freund zu Hilfe kommen mußte; denn obgleich die vorliegenden Papiere von Bedeutung waren und genugsamen Gehalt lieferten, so blieb doch die verschiedenartige Form desselben schwer zu gewältigen und in irgend ein kongruentes Ganzes zusammenzufügen. [766]

Zerstreuungen der Reise, vorübergehende Theilnahme begegnender Freunde an kleineren Aufsätzen erinnerte mich an die mancherlei Einzelnheiten, die auf eine Verbindung warteten, um dem Publikum sich theils neu, theils zum zweiten Male wieder vorzustellen. Der Gedanke der Wanderjahre, der den Lehrjahren so natürlich folgte, bildete sich mehr und mehr aus und beschäftigte mich in einzelnen Stunden, die auf andere Weise nicht genutzt werden konnten. [767]

Bezüglich auf die Rechte des Autors mußte man merkwürdig finden, daß Minister Portalis bei mir anfragte, ob es mit meiner Bewilligung geschehen könne, daß ein Kölnischer Buchhändler die Wahlverwandtschaften abdrucke. Ich antwortete dankbar in Betreff meiner, verwies aber die Angelegenheit an den rechtmäßigen Verleger. So viel höher standen schon die Franzosen im Begriff von geistigem Besitz und gleichem Recht des Höhern und Niedern, wozu sich die guten Deutschen wol so bald nicht erheben werden. [768]

In Karlsbad betrachtete ich die Verwüstung, die der Sprudel angerichtet, mit großem Interesse. Aus den hinteren Fenstern des „Weißen Hirsches" zeichnete ich diesen seltsamen Zustand sorgfältig nach der Wirklichkeit und überließ mich der

Aus „Fauſt.“*)

I.

Es war einmal ein König,
Der hatt' einen großen Floh,
Den liebt' er gar nicht wenig
Als wie ſeinen eignen Sohn.
Da rief er ſeinen Schneider,
Der Schneider kam heran:
„Da, miß dem Junker Kleider
Und miß ihm Hoſen an!“

In Sammet und in Seide
War er nun angethan,
Hatte Bänder auf dem Kleide,
Hatt' auch ein Kreuz daran,
Und war ſogleich Miniſter,
Und hatt' einen großen Stern,
Da wurden ſeine Geſchwiſter
Bei Hof auch große Herrn.

Und Herrn und Fraun am Hofe,
Die waren ſehr geplagt,
Die Königin und die Zofe
Geſtochen und genagt,
Und durften ſie nicht knicken
Und weg ſie jucken nicht. —
Wir knicken und erſticken
Doch gleich, wenn einer ſticht.

*) Dies und das folgende Gedicht ſind der Scene in Auerbach's Keller entnommen, welche vermuthlich ſchon im Jahre 1774 vollendet war. Wir glaubten denſelben am Zweckmäßigſten ihre Stelle unter den Balladen zu geben, obwol ſie in gewiſſer Weiſe als Parodien dieſer Gattung aufgefaßt werden können.

Erinnerung vieljähriger Betrachtungen und Folgerungen, deren ich hier nur kurzlich erwähnen darf. [769

1811.

Dieses Jahr zeichnet sich durch anhaltende äußere Thätigkeit besonders aus. Das Leben Philipp Hackert's ward abgedruckt und die vorliegenden Papiere nach jedesmaligem Bedürfniß sorgfältig redigirt. Durch diese Arbeit wurd' ich nun abermals nach Süden gelockt; die Ereignisse, die ich jener Zeit in Hackert's Gegenwart oder doch in seiner Nähe erfahren hatte, wurden in der Einbildungskraft lebendig; ich hatte Ursache, mich zu fragen, warum ich dasjenige, was ich für einen Andern thue, nicht für mich selbst zu leisten unternehme. Ich wandte mich daher noch vor Vollendung jenes Bandes an meine eigene frühste Lebensgeschichte. Hier fand sich nun freilich, daß ich zu lange gezaudert hatte. Bei meiner Mutter Lebzeiten hätt' ich das Werk unternehmen sollen, damals hätte ich selbst noch jenen Kinderscenen näher gestanden und wäre durch die hohe Kraft ihrer Erinnerungsgabe völlig dahin versetzt worden. Nun aber mußte ich diese entschwundenen Geister in mir selbst hervorrufen und manche Erinnerungsmittel gleich einem nothwendigen Zauberapparat mühsam und kunstreich zusammenschaffen. Ich hatte die Entwicklung eines bedeutend gewordenen Kindes, wie sie sich unter gegebenen Umständen hervorgethan, aber doch wie sie im Allgemeinen dem Menschenkenner und dessen Einsichten gemäß wäre, darzustellen. [770

In diesem Sinne nannt' ich bescheiden genug ein solches mit sorgfältiger Treue behandeltes Werk Wahrheit und Dichtung, innigst überzeugt, daß der Mensch in der Gegenwart, ja vielmehr noch in der Erinnerung die Außenwelt nach seinen Eigenheiten bildend modele. [771

Dieses Geschäft, insofern ich durch geschichtliche Studien und sonstige Lokal- und Personen-Vergegenwärtigung viel Zeit aufzuwenden hatte, beschäftigte mich wo ich ging und stand, zu Hause wie auswärts, dergestalt daß mein wirklicher Zustand den Charakter einer Nebensache annahm, ob ich gleich überall, wo ich durchs Leben hingefordert wurde, gleich wieder mit ganzer Kraft und vollem Sinne mich gegenwärtig erwies. [772

Für das Theater geschah sehr viel, wobei des trefflichen Wolff sich immer steigerndes Talent im besten Sinne hervortrat. Der standhafte Prinz ward mit allgemeinem Beifalle aufgeführt und so der Bühne eine ganz neue Provinz erobert. Auch erschien Wolff als Pygmalion, und seine Darstellung machte vergessen, wie unzulässlich und unerfreulich dies Stück eigentlich sei. [773

Von Knebel's übersetzter Saul Alfieri's, die Tochter Jephtha, Tasso wurden wiederholt, Romeo und Julie fürs Theater bearbeitet, wobei sowol Riemer als Wolff eifrig mitwirkten; und so ward auch für die nächste Folge Calderon's Leben ein Traum vorbereitet. [774

Demoiselle Franck aus Mannheim erntete als Emmeline und Fanchon großen Beifall; Brizzi wiederholte seinen Besuch, die Vorstellung von Achill nahm wieder ihren glänzenden Gang. Die zweite große Oper Ginevra konnte sich jener nicht gleichstellen; auch hier bewahrheitete sich die alte Lehre, daß ein verfehlter Text der Musik und Darstellung insgeheim den Untergang vorbereite. Ein Bösewicht und Verräther nimmt sich am Ende überall schlecht aus, am Schlechtesten auf dem Theater, wo der Verlauf seiner Niederträchtigkeiten abgesponnen und uns vor die Augen geführt wird. [775

Das neuerbaute Schauspielhaus zu Halle verlieh die sämmtlichen Vortheile der Lauchstädter Bühne; die Einweihung desselben gab Gelegenheit zu einem Prolog, welchem freundliche Theilnahme zu Theil ward. [776

Mit der Musik gelang es mir nicht so glücklich; was ich vor einem Jahre meine Hauskapelle zu nennen wagte, fühlte ich im Innersten bedroht. Niemand merkte einige Veränderung, aber es hatten sich gewisse Wahlverwandtschaften eingefunden, die mir sogleich gefährlich schienen, ohne daß ich ihren Einfluß hätte hindern können. Noch zu Anfang des Jahres ward nach herkömmlicher Weise verfahren, doch schon nicht mehr in so regelmäßiger wöchentlicher Folge. Noch trugen wir ächte alte Sachen vor, mehrere neue Kanons von Ferrari belebten die Lust der Sänger und den Beifall der Zuhörer; ich aber hatte mich schon in diesen Verlust ergeben, und als bei meiner bevorstehenden Sommerreise zu Ende Aprils eine Pause eintreten mußte, so war schon mein Entschluß gefaßt, nie wieder zu beginnen; ich verlor dabei sehr viel und mußte deshalb ernstlich bedacht sein, mich anderwärts zu entschädigen. [777

Noch während dieser auferbaulichen Unterhaltung schrieb ich die Kantate Rinaldo für des Prinzen Friedrich von Gotha Durchlaucht; sie ward durch den verdienstvollen Kapellmeister Winter komponirt und gewährte, durch des Prinzen anmuthige Tenorstimme vorgetragen, von Chören begleitet, einen schönen Genuß. [778]

Was sich auf ältere bildende Kunst bezog, ward vorzüglich geachtet. Meyer bearbeitete unablässig die Kunstgeschichte, und alle desshalb gepflegenen Untersuchungen gaben Stoff zu belehrendem Gespräch. [779]

Mionnetische Pasten altgriechischer Münzen hatten als die würdigsten Dokumente jener Zeit die entschiedensten Aussichten eröffnet. [780]

Die Lust, sich Vergangenes zu vergegenwärtigen, wirkte fort, und wir suchten mit Hilfe eines guten Rechners den Regus des Hephästion, besonders aber das ungeheure Amphitheater wiederherzustellen, in dessen Mitte er aufgeführt war, und wozu die Mauer von Babylon Erde und Schutt hatte hergeben müssen, wie zum Regus die Ziegeln. Das ganze griechische Heer sah mit Bequemlichkeit der Feier zu. [781]

Viele Jahrhunderte waren dagegen zu überschreiten, als Dr. Sulpiz Boisserée mit einer wichtigen Folge von Zeichnungen und Kupfern bei uns eintraf und unsere Kunstbetrachtungen ins Mittelalter hinlenkte. Hier verweilten wir so gern, weil eine wohl überdachte Folge übereinstimmender Monumente vor uns lag, die uns in eine zwar düstere, aber durchaus ehren- und antheilwerthe Zeit versetzte. Das lebhafte Interesse des Vorzeigenden, die gründliche Erkenntniß jener Zustände und Absichten, Alles theilte sich mit, und man ließ sich wie bei einer veränderten Theaterdekoration abermals gern in Zeiten und Lokalitäten versetzen, zu denen man in der Wirklichkeit nicht wieder gelangen sollte. [782]

Und so ward ein treuer Sinnes- und Herzensbund mit dem edlen Gaste geschlossen, der für die übrige Lebenszeit folgereich zu werden versprach. [783]

Ferner hatte Derselbe Federzeichnungen nach dem Gedichte die Nibelungen von Cornelius mitgebracht, deren alterthümlich tapferen Sinn, mit unglaublicher technischer Fertigkeit ausgesprochen, man höchlich bewundern mußte. [784]

Als Nachklang jener früheren Weimarischen Kunstausstellung, in Gefolg guter, daraus sich herleitender Verhältnisse mit

lebenden Künſtlern ward gar Manches eingeſendet. Der verdienſtvolle Naumerk zu Naßeburg ſchickte Zeichnungen und Gemälde; des allzu früh abgeſchiedenen Landſchaftsmalers Kaaz hinterlaſſene Zeichnungen wurden vorgelegt. Prinzeß Karoline von Mecklenburg, ſelbſt einen ſchönen Sinn für landſchaftliche Zeichnungen beſitzend ſowie anmuthig ausführend, verſchaffte ſich von beiden eine Auswahl. [785

So wurden wir auch mit einem hoffnungsvollen Talente eines jung abgeſchiedenen Mannes Namens Mehle zum erſten Mal bekannt, deſſen Verlaſſenſchaft Baron Schönberg-Rothſchönberg käuflich an ſich gebracht hatte. Sowol in Skizzen als ausgeführten Blättern nach der Natur offenbarte ſich ein glücklich künſtleriſcher Blick in die Welt, und das Intereſſe an dieſen Blättern war durch fremdartige ſeltſamliche Lokalität erhöht. Er war bis Tiflis vorgedrungen und hatte Fernes ſowie Nahes mit charakteriſtiſcher Leichtigkeit dem Papier anvertraut. [786

Vor der Naturbetrachtung war man einigermaßen auf der Hut; doch ſtudirte ich zwiſchendurch die Geſchichte der Phyſik, um das Herankommen dieſer höchſten Wiſſenſchaft mir möglichſt zu vergegenwärtigen; denn ganz allein durch Aufklärung der Vergangenheit läßt ſich die Gegenwart begreifen. Eine Wiſſenſchaft iſt wie jede menſchliche Anſtalt und Einrichtung eine ungeheure Kontinuation von Wahrem und Falſchem, von Freiwilligem und Nothwendigem, von Geſundem und Krankhaftem; Alles, was wir tagtäglich gewahr werden, dürfen wir am Ende doch nur als Symptome anſehen, die, wenn wir uns wahrhaft ausbilden wollen, auf ihre phyſiologiſchen und pathologiſchen Prinzipe zurückzuführen ſind. [787

Ich enthielt mich perſönlich von Verſuchen aller Art, aber ein indianiſches Weißfeuer, auf dem Landgrafenberg von Profeſſor Döbereiner abgebrannt, gab durch Erleuchtung des Thales, beſonders der gegenüberliegenden Berge, eine höchſt überraſchende Erſcheinung. [788

Nach dieſem aufblickenden Lichtglanze durfte ſich der herrliche langverweilende Komet wol auch noch ſehen laſſen, unſere Augen entzücken und unſern innern Sinn in das Weltall hinausfordern. [789

Mein diesjähriger Aufenthalt in Karlsbad nahm einen ganz eigenen Charakter an: die Luſt des Haftens an der Natur, des Zeichnens und Nachbildens hatte mich ganz und gar ver-

lassen; nichts der Art wollte weiter gelingen, und so war ich auch des Durchstöberns und Durchklopfens der allzu bekannten Felsmassen völlig müde. Müller, in hohen Jahren, war nicht mehr anregend, und so sah ich denn auch die Bemühungen, dem Sprudel seinen alten Weg wieder zu weisen, mit Gleichgiltigkeit, getröstet durch die Bemerkung, daß man zwar althergebrachten Vorurtheilen zu schmeicheln, aber doch einem ähnlichen Uebel zuvorzukommen trachtete. [790

In Gesellschaft von lebenslustigen Freunden und Freundinnen übergab ich mich einer tagverzehrenden Zerstreuung. Die herkömmlichen Promenaden zu Fuß und Wagen gaben Raum genug, sich nach allen Seiten zu bewegen; die näheren sowol als die entfernten Lustorte wurden besucht, zu welchen sich noch ein neuer auf eine fast lächerliche Weise gesellt hatte. In Weheditz, einem Dorfe über der Eger gegen Dalwitz gelegen, hatte sich ein Bauer, der als Fuhrmann bis Ungarn trachtete, auf dem Rückwege mit jungen, geistig wohlschmeckenden Weinen beladen und in Hof und Haus eine kleine Wirthschaft errichtet. Bei dem niedrigen Stande des Papiergeldes, fast wie Zehn gegen Eins, trank man eine anmuthige Flasche Ungarwein für den Betrag von wenig Silbergroschen. Die Neuheit, das Seltsame, ja die Unbequemlichkeit des Aufenthalts fügten zur Wohlfeilheit einen gewissen Reiz; man zog hinaus, man lachte, spottete über sich und Andere und hatte immer mehr des einschmeichelnden Weins genossen, als billig war. Man trug sich über eine solche Wallfahrt mit folgender Anekdote. Drei bejahrte Männer gingen nach Wehedtz zum Weine:

Obrist Otto, alt . .	87 Jahr.
Steinschneider Müller	84 —
Ein Erfurter . . .	82 —
	253 Jahr.

Sie zechten wacker, und nur der Letzte zeigte beim Nachhausegehen einige Spuren von Bespitzung; die beiden Andern griffen dem Jüngeren unter die Arme und brachten ihn glücklich zurück in seine Wohnung. [791

Einen solchen allgemeinen Leichtsinn begünstigte jener niedere Stand des Papiers. Ein ergangenes Patent hatte alle Welt verwirrt gemacht; die vorhandenen Zettel hatten allen Werth verloren, man erwartete die neuen sogenannten Antizipationsscheine. Die Verkäufer und Empfänger konnten dem sinkenden Papierwerth nicht genug nachrücken, den Käufern und

Ausgebenden gerieth es auch nicht zum Vortheil: sie verschleuderten Groschen und wurden so allmählich ihre Thaler los. Der Zustand war von der Art, daß er auch den Besonnensten zur Verrücktheit hinriß. [792

Doch ist der Tag so lang, daß er sich ohne nützliche Beschäftigung nicht hindringen läßt, und so setzte ich mit Riemer's Beistand unter fortwährendem Besprechen die Arbeit an der Biographie fort, das Nächste ausführend, das Fernere schematisirend. Auch waren zum fortgesetzten Lesen und Betrachten die kleineren Schriften Plutarch's jederzeit bei der Hand, wie es denn auch an mancherlei Erfahrung und Belehrung in einem so großen Zusammenfluß von bedeutenden Menschen, die in geschäftsloser Freiheit sich gern von dem, was ihnen lieb und werth ist, unterhalten, keineswegs fehlen konnte. [793

Von Personen, die dieses Jahr in Weimar eingesprochen, sind' ich folgende bemerkt: Engelhard, Architekt von Kassel, auf seiner Durchreise nach Italien. Man wollte behaupten, ich habe ihn in früherer Zeit als Musterbild seines Kunstgenossen in den Wahlverwandtschaften im Auge gehabt. Der so geschickte als gefällige Raabe hielt sich einige Zeit bei uns auf, malte mein Bildniß in Oel auf Kupfer. Ritter O'Hara, ein trefflicher Gesellschafter, guter Wirth und Ehrenmann, wählte Weimar für einige Zeit zu seinem Wohnort. Die Geschichten seiner vieljährigen Irrfahrten, die er mit einigem Scherz über sich selbst zu würzen verstand, verbreiteten über seine Tafel einen angenehmen vertraulichen Ton. Daß seine Köchin die trefflichsten Beefsteaks zu bereiten wußte, auch daß er mit dem ächtesten Mokka-Kaffee seine Gastmahle schloß, ward ihm nicht zum geringen Verdienst angerechnet. [794

Lefebvre, französischer Legationssekretär, von Kassel kommend, durch Baron Reinhard angemeldet, regte im lebhaften Gespräch französische Rede, Poesie und Geschichte wieder auf zu angenehmster Unterhaltung. Professor Thiersch ging, gute Eindrücke zurücklassend und hoffentlich mitnehmend, bei uns vorüber. Das Ehepaar von Arnim hielt sich eine Zeit lang bei uns auf; ein altes Vertrauen hatte sich sogleich eingefunden, aber eben durch solche freie unbedingte Mittheilungen erschien erst die Differenz, in die sich ehemalige Uebereinstimmung aufgelöst hatte. Wir schieden in Hoffnung einer künftigen glücklichern Annäherung. [795

Von wichtigen Büchern, deren Einfluß bleibend war, las ich St. Croix, Examen des historiens d'Alexandre,

Heeren's Ideen über die Geschichte des Handels, Degérando, Histoire de la philosophie; sie verlangten sämmtlich, daß man seine Umsicht innerhalb der vergangenen Zeiten auszudehnen und zu erweitern sich entschließe. [796

Jacobi von den göttlichen Dingen machte mir nicht wohl; wie konnte mir das Buch eines so herzlich geliebten Freundes willkommen sein, worin ich die These durchgeführt sehen sollte: die Natur verberge Gott. Mußte bei meiner reinen tiefen angebornen und geübten Anschauungsweise, die mich Gott in der Natur, die Natur in Gott zu sehen unverbrüchlich gelehrt hatte, so daß diese Vorstellungsart den Grund meiner ganzen Existenz machte, mußte nicht ein so seltsamer, einseitig-beschränkter Ausspruch mich dem Geiste nach von dem edelsten Manne, dessen Herz ich verehrend liebte, für ewig entfernen? Doch ich hing meinem schmerzlichen Verdrusse nicht nach, ich rettete mich vielmehr zu meinem alten Asyl und fand in Spinoza's Ethik auf mehrere Wochen meine tägliche Unterhaltung, und da sich indeß meine Bildung gesteigert hatte, ward ich im schon Bekannten gar Manches, das sich neu und anders hervorthat, auch ganz eigen frisch auf mich einwirkte, zu meiner Verwunderung gewahr. [797

Uwarow's Projekt einer asiatischen Akademie lockte mich in jene Regionen, wohin ich auf längere Zeit zu wandern ohnehem geneigt war. Hebel's abermalige allemannische Gedichte gaben mir den angenehmen Eindruck, den wir bei Annäherung von Stammverwandten immer empfinden. Nicht so von Hagen's Heldenbuch; hier hatte sich eine Alles verwandelnde Zeit dazwischengelegt. Ebenso brachte mir Büsching's armer Heinrich, ein an und für sich betrachtet höchst schätzenswerthes Gedicht, physisch-ästhetischen Schmerz. Den Ekel gegen einen aussätzigen Herrn, für den sich das wackerste Mädchen aufopfert, wird man schwerlich los; wie denn durchaus ein Jahrhundert, wo die widerwärtigste Krankheit in Einem fort Motive zu leidenschaftlichen Liebes- und Ritterthaten reichen muß, uns mit Abscheu erfüllt. Die dort einem Heroismus zum Grunde liegende schreckliche Krankheit wirkt wenigstens auf mich so gewaltsam, daß ich mich vom bloßen Berühren eines solchen Buchs schon angesteckt glaube. [798

Durch einen besondern Zufall kam mir sodann ein Werk zur Hand, von welchem man dagegen eine unsittliche Ansteckung hätte befürchten können; weil man sich aber vor geistigen Ein-

wirkungen aus einem gewissen frevelhaften Dünkel immer sicherer hält als vor körperlichen, so las ich die Bändchen mit Vergnügen und Eile, da sie mir nicht lange vergönnt waren; es sind die Novelle galanti von Verrocchio; sie stehen denen des Abbate Casti an poetischem und rhetorischem Werth ziemlich nahe, nur ist Casti künstlerisch mehr zusammengenommen und beherrscht seinen Stoff meisterhafter. Auf Erinnerung eines Freundes schloß ich die Novelle del Bandelli unmittelbar an. Die Abenteuer des Ritter Grieux und Manon l'Escot wurden als nahe verwandt herbeigerufen; doch muß ich mir zuletzt das Zeugniß geben, daß ich nach Allem dieſem endlich zum Landprediger von Wakefield mit unſchuldigem Behagen zurückkehrte. [799

1812.

Die Familie Kobler eröffnete mit höchſt anmuthigen Balletten das Jahr. Romeo und Julie, ſodann Turandot werden wiederholt, die Aufführung von Leben ein Traum vorbereitet. Die zu würdiger Darſtellung ſolcher Stücke erforderlichen Anſtrengungen gaben neue Gelegenheit zum tiefer eindringenden Studium und der ganzen Behandlung einen friſchen Schwung. Ein junger Schauſpieler trat hinzu, Namens Durand, mit allen Vorzügen, die man im Allgemeinen an einem jungen ſogenannten Liebhaber wünſchen kann, nur vermißte man an ihm ein gewiſſes inneres Feuer oder auch nur jene Art von Enthuſiasmus, der ihn aus ſich ſelbſt herausgetrieben, womit er ſich dem Publikum aufgedrungen hätte, daß es ihn fühlen und anerkennen mußte. Man hoffte jedoch, daß er dies Bedürfniß bald ſelbſt empfinden werde. [800

Theodor Körner war als Theaterdichter hervorgetreten, deſſen Toni, Zrinv und Roſamunde als Nachklänge einer kurz vergangenen Epoche von den Schauſpielern leicht aufgefaßt und wiedergegeben und ebenſo dem Publikum ſinn- und artverwandt von ihm günſtig aufgenommen wurden. Zu höheren Zwecken ward die große Zenobia von Calderon ſtudirt und der wunderbare Magus durch Griefens Ueberſetzung uns angenähert. [801

Wolff und Riemer machten einen Plan zu Aufführung

des Fauſt, wodurch der Dichter verleitet ward, mit dieſem Gegenſtand ſich abermals zu beſchäftigen, manche Zwiſchenſcenen zu bedenken, ja ſogar Dekorationen und ſonſtiges Erforderniß zu entwerfen. Jene genannten, immer thätigen Freunde entwarfen gleichfalls den Verſuch einer neuen Redaktion des Egmont mit Wiederherſtellung der Herzogin von Parma, die ſie nicht entbehren wollten. Die Anweſenheit der Madame Schönberger veranlaßte die erfreulichſten Darſtellungen. Iffland ſchloß das Jahr auf das Erwünſchteſte, indem er mehrmals auftrat; vom 20. Dezember an ſehen wir folgende Vorſtellungen: Klementine, Selbſtbeherrſchung, der Jude, Künſtlers Erdewallen, Don Ranudo und der arme Poet, der Kaufmann von Venedig, der gutherzige Polterer. [802]

Neben ihm traten von unſerm wohlbeſtellten Theater folgende Schauſpieler auf, deren Gemeinſchaft er ſeiner hohen Kunſt nicht unwürdig fand (es ſcheint uns der Sache gemäß, ihre Namen hier aufzuführen): die Herren Durand, Deny, Graff, Genaſt, Haide, Lortzing, Malcolmi, Oels, Unzelmann, Wolff, ſodann die Damen Beck, Eberwein, Engels, Lortzing, Wolff. [803]

Der Biographie zweiter Band wurde gearbeitet und abgeſchloſſen, auch der dritte Band eingeleitet, im Ganzen entworfen, im Einzelnen ausgeführt. In Gefolg der Darſtellung moſaiſcher Geſchichte im erſten Bande nahm ich den Irrgang der Kinder Iſrael durch die Wüſte aus alten Papieren wieder vor, die Arbeit ſelbſt aber wurde zu andern Zwecken zurückgelegt. [804]

Drei Gedichte für kaiſerliche Majeſtäten, im Namen der Karlsbader Bürger, gaben mir eine ehrenvoll angenehme Gelegenheit, zu verſuchen, ob noch einiger poetiſcher Geiſt in mir walte. [805]

In der bildenden Kunſt ereignete ſich manches Günſtige; die Nachricht von dem Fund auf Aegina eröffnete der Kunſtgeſchichte neue Ausſichten, an welchen wir uns mit Freund Meyer, der in ſeinen Bemühungen immer vorwärts ging, erbauten und ergetzten. [806]

Der Gedanke, aus vorliegenden alten Münzen das Andenken verlorner Kunſtwerke zu ergänzen, war zu reizend und hatte einen dergeſtalt ſoliden Grund, daß man nach dem Aufſatz über Byron's Ruh in dergleichen Betrachtungen fortfuhr,

den Olympischen Jupiter, die Polykletische Juno und manches andere würdige Bild auf diese Weise wiederherzustellen trachtete. [807]

Ein kleiner Zentaur von Silber, etwa spannenlang und bewundernswürdig gearbeitet, rief eine lebhafte Streitigkeit hervor, ob er antik oder modern sei. Die Weimarischen Kunstfreunde, überzeugt, daß in solchen Dingen niemals an Uebereinstimmung und Entscheidung zu denken sei, bewunderten ihn, belebrten sich daran und traten zu derjenigen Partei, die ihn für alt und aus den ersten Kaiserzeiten hielt. [808]

Ich acquirirte eine nicht gar ellenhohe altflorentinische Kopie des sitzenden Moses von Michel Angelo, in Bronze gegossen und im Einzelnen durch Grabstichel und andere fixirende Instrumente fleißigst vollendet, ein schönes Denkmal sorgfältiger, beinahe gleichzeitiger Nachbildung eines höchst geschätzten Kunstwerkes jener Epoche und ein Beispiel, wie man dem kleinen Bilde, welches natürlich die Großheit des Originals nicht darstellen konnte, durch eine gewisse Ausführlichkeit im Einzelnen einen eigenthümlichen Werth zu geben wußte. [809]

Die Naturwissenschaft erfreute sich manchen Gewinnes; Ramdohr von den Verdauungswerkzeugen der Insekten bestätigte unsere Denkweise über die allmähliche Steigerung organischer Wesen. Uebrigens aber wandte sich die Aufmerksamkeit mehr gegen allgemeine Naturforschung. [810]

Doktor Seebeck, der chromatischen Angelegenheit immerfort mit gewohntem Fleiße folgend, bemühte sich um den zweiten Newtonischen Versuch, den ich in meiner Polemik nur so viel als nöthig berührt hatte; er bearbeitete ihn in meiner Gegenwart, und es ergaben sich wichtige Resultate, wie jene Lehre, sobald man anstatt der anfänglichen Prismen zu Linsen übergeht, in eine fast unauflösliche Verfinsterung verwickelt werde. [811]

Zu allgemeiner Betrachtung und Erhebung des Geistes eigneten sich die Schriften des Jordanus Brunus von Nola; aber freilich das gediegene Gold und Silber aus der Masse jener so ungleich begabten Erzgänge auszuscheiden und unter den Hammer zu bringen, erfordert fast mehr, als menschliche Kräfte vermögen, und ein Jeder, dem ein ähnlicher Trieb eingeboren ist, thut besser, sich unmittelbar an die Natur zu wenden, als sich mit den Gangarten, vielleicht mit Schlackenhalden vergangener Jahrhunderte herumzumühen. [812]

In Karlsbad fand man sich wieder zu herkömmlichen ge-

II.

Es war eine Ratt' im Kellerneſt,
Lebte nur von Fett und Butter,
Hatte ſich ein Ränzlein angemäſt't
Als wie der Doktor Luther.
Die Köchin hatt' ihr Gift geſtellt;
Da ward's ſo eng ihr in der Welt,
Als hätte ſie Lieb im Leibe.

Sie fuhr herum, ſie fuhr heraus
Und ſoff aus allen Pfützen,
Zernagt', zerkratzt' das ganze Haus,
Wollte nichts ihr Wüthen nützen;
Sie thät gar manchen Aengſtesſprung,
Bald hatte das arme Thier genung,
Als hätt' es Lieb im Leibe.

Sie kam vor Angſt am hellen Tag
Der Küche zugelaufen,
Fiel an den Herd und zuckt' und lag
Und thät erbärmlich ſchnaufen.
Da lachte die Vergifterin noch:
Ha! Sie preßt auf dem letzten Loch,
Als hätte ſie Lieb im Leibe.

Gutmann und Gutweib.*)

Aſchentiſch.

Und morgen fällt St. Martin's Feſt,
Gutweib liebt ihren Mann;
Da knetet ſie ihm Puddings ein
Und bäckt ſie in der Pfann'.

*) Vgl. „Kunſt und Alterthum" VI, 2, 318, 1828. Goethe ſchickte viele Bearbeitung der altdeutſchen Ballade „Hans und Grete" am 27. Juli 1827 an Zelter. „Sie trat ſehr hoch," fügte er hinzu, „die glücklich lebendige Verſchmelzung des Epiſchen und Dramatiſchen in höchſt lebendigem Vortrag iſt nicht genug zu bewundern."

logischen Betrachtungen genöthigt. Die Erweiterung des Raumes um den Neubrunnen, ein kühnes, vielleicht in früherer Zeit nicht denkbares Vornehmen, bestärkte in den bisherigen Vorstellungen; ein merkwürdiges Gestein ward daselbst gewonnen, starkes Wasser der Tepl und heftiges Aufbrausen der heißen Quellen trafen zusammen, Umstände, welche auf die Hypothese hinzudeuten schienen: diese große Naturwirkung sei als ein ungeheures galvanisches Experiment anzusehen. [813]

Von Teplitz aus besuchte man Doktor Stolz in Außig und belehrte sich an dessen trefflichen Kenntnissen und Sammlungen. Fossile Knochen in Böhmen waren auch zur Sprache gekommen. [814]

Nach Hause zurückgekehrt, verweilte man zuerst in Jena um den dortigen Museen im Augenblick einer eintretenden günstigen Epoche eine freudige Aufmerksamkeit zu widmen. Ihro kaiserliche Hoheit die Frau Erbprinzeß bestimmten eine ansehnliche Summe zu diesem Zwecke, und Mechanikus Körner verfertigte eine Luftpumpe für das physikalische Kabinet. Sonstige Instrumente und andere Anschaffungen dorthin werden gleichfalls eingeleitet und, um des Raumes mehr zu gewinnen, die oberen Zimmer im Jenaischen Schloß für die Aufnahme eines Theils der Museen eingerichtet. Von Trebra verehrte merkwürdige Granitübergangsplatten als Dokumente früherer geognostischer Wanderungen auf dem Harze; sein Werk vom Innern der Gebirge wird aufs Neue vorgenommen und dabei ältere und jüngere Vorstellungsarten besprochen. [815]

Sogenannte Schwefelquellen in Berka an der Ilm, oberhalb Weimar gelegen, die Austrocknung des Teichs, worin sie sich manchmal zeigten, und Benutzung derselben zum Heilbade gab Gelegenheit, geognostische und chemische Betrachtungen hervorzurufen. Hiebei zeigte sich Professor Döbereiner auf das Lebhafteste theilnehmend und einwirkend. [816]

1813.

Die erneuerte Gegenwart Brizzi's hatte der Oper einen eigenen Schwung gegeben, auch die Aufführung derselben italienisch möglich gemacht. Keinem Sänger ist diese Sprache ganz fremd, denn er muß sein Talent mehrentheils in selbiger

produziren; sie ist überhaupt für Den, dem die Natur ein glückliches Ohr gegönnt, leicht zu erlernen. Zu größerer Bequemlichkeit und schnellerer Wirkung ward ein Sprachmeister angestellt. Ebenso hatte Iffland's Gegenwart alle Aufmerksamkeit unserer Schauspieler angeregt, und sie wetteiferten, allzusammt würdig neben ihm zu stehen. Wer in die Sache tief genug hineinsah, konnte wohl erkennen, daß die Uebereinstimmung, die Einheit unserer Bühne diesem großen Schauspieler vollkommene Leichtigkeit und Bequemlichkeit gab, sich wie auf einem reinen Element nach Gefallen zu bewegen. Nach seiner Abreise wurde Alles wieder ernstlich und treulich fortgesetzt, aber jedes künstlerische Bestreben durch Furcht vor immer näher herandringenden Kriegsereignissen dergestalt gelähmt, daß man sich begnügen mußte, mit den Vorräthen auszulangen. [817]

Poetischer Gewinn war dieses Jahr nicht reichlich; drei Romanzen: der Todtentanz, der getreue Eckart und die wandelnde Glocke verdienten einige Erwähnung. Der Löwenstuhl, eine Oper, gegründet auf die alte Ueberlieferung, die ich nachher in der Ballade Die Kinder, die hören es gerne ausgeführt, gerieth ins Stocken und verharrte darin. Der Epilog zum Essex darf wol auch erwähnt werden. [818]

Der dritte Band meiner Biographie ward redigirt und abgedruckt und erfreute sich ungeachtet äußerer mißlicher Umstände einer guten Wirkung. Das italienische Tagebuch ward näher beleuchtet und zu dessen Behandlung Anstalt gemacht, ein Aufsatz zu Wieland's Andenken in der Trauerloge vorgelesen und zu vertraulicher Mittheilung dem Druck übergeben. [819]

Im Felde der Literatur ward manches Aeltere, Neuere und Verwandte vorgenommen und mehr oder weniger durch Fortsetzung der Arbeit irgend einem Ziele näher gebracht; besonders ist das Studium zu erwähnen, das man Shakespeare'n in Bezug auf seine Vorgänger widmete. [820]

Geographische Karten zu sinnlicher Darstellung der über die Welt vertheilten Sprachen wurden mit Wilhelm von Humboldt's Theilnahme bearbeitet, begrenzt und illuminirt; ebenso ward ich von Alexander von Humboldt veranlaßt, die Berghöhen der alten und neuen Welt in ein vergleichendes landschaftliches Bild zu bringen. [821]

Hier ist nun am Platze, mit Wenigem auszusprechen, wie ich das Glück, gleichzeitig mit den vorzüglichsten Männern zu leben, mir zu verdienen suchte. [822]

Von dem Standpunkte aus, worauf es Gott und der Natur mich zu ſetzen beliebt und wo ich zunächſt den Umſtänden gemäß zu wirken nicht unterließ, ſah ich mich überall um, wo große Beſtrebungen ſich hervorthaten und andauernd wirkten. Ich meines Theils war bemüht, durch Studien, eigene Leiſtungen, Sammlungen und Verſuche ihnen entgegenzukommen und ſo, auf den Gewinn deſſen, was ich nie ſelbſt erreicht hätte, treulich vorbereitet, es zu verdienen, daß ich unbefangen ohne Rivalität oder Neid ganz friſch und lebendig dasjenige mir zueignen durfte, was von den beſten Geiſtern dem Jahrhundert geboten ward. Und ſo zog ſich mein Weg gar manchen ſchönen Unternehmungen parallel, nahm ſeine Richtung grad auf andere zu; das Neue war mir deshalb niemals fremd, und ich kam nicht in Gefahr, es mit Ueberraſchung aufzunehmen oder wegen veralteten Vorurtheils zu verwerfen. [823]

Als Zeichen der Aufmerkſamkeit auf das Allerbeſonderſte brachte ich Durchzeichnungen von Bildern aus einer alten Handſchrift des Sachſenſpiegels Kennern und Liebhabern in die Hände, welche denn auch davon den löblichſten Gebrauch machten und die Symbolik eines in Abſicht auf bildende Kunſt völlig kindiſchen Zeitalters gar ſinnig und überzeugend auslegten. [824]

Des Allerneueſten hier zu erwähnen, ſendete mir Abbate Monti, früherer Verhältniſſe eingedenk, ſeine Ueberſetzung der Ilias. [825]

Als Kunſtſchätze kamen mir ins Haus: Gipsabguß von Jupiter's Koloſſalbüſte, kleine Herme eines indiſchen Bachus von rothem antiken Marmor, Gipsabgüſſe von Peter Viſcher's Statuen der Apoſtel am Grabmal des heiligen Sebaldus zu Nürnberg. Vorzüglich bereicherten eine meiner liebwertheſten Sammlungen päpſtliche Münzen, doppelt erwünſcht theils wegen Ausfüllung gewiſſer Lücken, theils weil ſie die Einſichten in die Geſchichte der Plaſtik und der bildenden Kunſt überhaupt vorzüglich beförderten. Freund Meyer ſetzte ſeine Kunſtgeſchichte fort; Philoſtrat's Gemälde belebten ſich wieder, man ſtudirte Heyne's Arbeiten darüber; die koloſſale Statue Domitian's, von Statius beſchrieben, ſuchte man ſich gleichfalls zu vergegenwärtigen, zu reſtauriren und an Ort und Stelle zu ſetzen. Die Philologen Riemer und Hand waren mit Gefälligkeit beirathig. Visconti's Iconographie grecque ward wieder aufgenommen,

und in jene alten Zeiten führte mich unmittelbar ein höchst willkommenes Geschenk. Herr Bornstett beschenkte mich im Namen der zu so bedeutenden Zwecken nach Griechenland Gereisten mit einem zum Spazierstabe umgeformten Palmenzweig von der Akropolis; eine bedeutende griechische Silbermünze vertrat die Stelle des Knopfes. [826

Damit man ja recht an solchen Betrachtungen festgehalten werde, fand sich Gelegenheit, die Dresdener Sammlung der Originalien sowol als der Abgüsse mit Muße zu betrachten. [827

Indessen zog denn doch auch die Meisterschaft mancher Art, die den Neuern vorzüglich zu Theil geworden, eine gefühlte Aufmerksamkeit an sich. Bei Betrachtung Ruysdaelischer Arbeiten entstand ein kleiner Aufsatz: Der Landschaftsmaler als Dichter. [828

Von Mitlebenden hatte man Gelegenheit die Arbeiten Kersting's kennen zu lernen und Ursache sie werth zu schätzen. [829

Naturwissenschaften, besonders Geologie, erbielten sich gleichfalls in der Reihe; von Teplitz aus besuchte ich die Zinnwerke von Graupen, Zinnwalde und Altenberge; in Bilin erfreute ich mich der Leitung des erfahrnen, klar denkenden Dr. Reuß; ich gelangte unter seiner Führung bis an den Fuß des Bilmer Felsens, wo auf dem Klingstein in Masse der säulenförmige unmittelbar aufsteht; eine geringe Veränderung der Bedingungen mag die Veränderung dieses Gestaltens leicht bewirkt haben. [830

Die in der Nähe von Bilin sich befindenden Granaten, deren Sortiren und Behandlung überhaupt ward mir gleichfalls ausführlich bekannt. [831

Ebenso viel wäre von anderer Seite ein Besuch von Dr. Stolz in Außig zu rühmen; auch hier erschien das große Verdienst eines Mannes, der seinen Kreis zunächst durchprüft und dem ankommenden Gast gleich so viel Kenntnisse mittheilt, als ihm ein längerer Aufenthalt kaum hätte gewähren können. [832

Aus dem mannichfaltigen Bücherstudium sind hier abermals Trebra's Erfahrungen vom Innern der Gebirge und Charpentier's Werke zu nennen. Es war meine Art, auf Ansichten und Ueberzeugungen mitlebender Männer vorzüglich zu achten, besonders wenn sie nicht gerade der Schnurre des Tags angemessene Bewegung machen konnten. [833

Das intentionirte Schwefelbad zu Berka gab zu mancherlei

Diskussionen Gelegenheit; man versuchte, was man voraussehen konnte, und ließ bewenden, was man nicht hätte beabsichtigen sollen. [834

Die entoptischen Farben erregten Aufmerksamkeit; unabhängig hievon hatte ich einen Aufsatz über den Doppelspath geschrieben. [835

Und so bemerke ich am Schlusse, daß die Instrumente für die Jenaische Sternwarte bestellt und Klugens Werk über den animalischen Magnetismus beachtet wurde. [836

Bedeutende Personen wurden von mir gesehen. In Thrandt Forstmeister Cotta, in Teplitz Dr. Kappe, Graf Brühl, General Thielemann, Rittmeister von Schwanenfeld, Professor Dietrich vom Gymnasium zu Kometau, Großfürstinnen Katharina und Maria. [837

Nach der Schlacht von Leipzig in Weimar gesehen: Wilhelm von Humboldt, Graf Metternich, Staatskanzler von Hardenberg, Prinz Paul von Württemberg, Prinz August von Preußen, Kurprinzeß von Hessen, Professor John, Chemikus, Hofrath Rochlitz. [838

Hier muß ich noch einer Eigenthümlichkeit meiner Handlungsweise gedenken. Wie sich in der politischen Welt irgend ein ungeheures Bedrohliches hervorthat, so warf ich mich eigensinnig auf das Entfernteste. Dahin ist denn zu rechnen, daß ich von meiner Rückkehr aus Karlsbad an mich mit ernstlichstem Studium dem chinesischen Reich widmete und dazwischen, eine nothgedrungene unerfreuliche Aufführung des Essex im Auge, der Schauspielerin Wolff zu Liebe und um ihre fatale Rolle zuletzt noch einigermaßen glänzend zu machen, den Epilog zu Essex schrieb, gerade an dem Tage der Schlacht von Leipzig. [839

Zum Behuf meiner eigenen Biographie zog ich aus den Frankfurter gelehrten Zeitungen vom Jahr 1772 und 1773 die Recensionen aus, welche ganz oder zum Theil mir gehörten. Um in jene Zeiten mich noch mehr zu versetzen, studirte ich Möser's Phantasien, sodann aber auch Klinger's Werke, die mich an die unverwüstliche Thätigkeit nach einem besondern eigenthümlichen Wesen gar charakteristisch erinnerten. In Absicht auf allgemeineren Sinn in Begründung ästhetischen Urtheils hielt ich mich immerfort an Ernesti's Technologie griechischer und römischer Redekunst und bespiegelte mich darinnen scherz- und ernsthaft, mit nicht weniger Beruhigung, daß ich Tugenden und Mängel nach ein paar tausend Jahren als einen großen

Beweis menſchlicher Beſchränktheit in meinen eigenen Schriften unausweichlich wieder zurückkehren ſah. [840

Von Ereigniſſen bemerke vorläufig: der franzöſiſche Geſandte wird in Gotha überrumpelt und entkommt. Ein geringes Corps Preußen beſetzt Weimar und will uns glauben machen, wir ſeien unter ſeinem Schutze ſicher. Die Freiwilligen betragen ſich unartig und nehmen nicht für ſich ein. Ich reiſe ab, Begegniſſe unterwegs. In Dresden ruſſiſche Einquartierung, Nachts mit Fackeln. Ingleichen der König von Preußen. In Teplitz Vertraulichkeiten. Vorläufige Andeutungen einer allgemeinen Verbindung gegen Napoleon. Schlacht von Lützen. Franzoſen in Dresden. Waffenſtillſtand. Aufenthalt in Böhmen. Luftmanöver zwiſchen Bilin, Oſſegg und Dux. Mannichfache Ereigniſſe in Dresden. Rückkehr nach Weimar. Die jüngſte franzöſiſche Garde zieht ein. General Travers, den ich als jenen Begleiter des Königs von Holland kennen gelernt, wird bei mir zu ſeiner höchſten Verwunderung einquartiert. Die Franzoſen ziehen alle vorwärts. Schlacht von Leipzig. Die Koſaken ſchleichen heran, der franzöſiſche Geſandte wird hier genommen; die Franzoſen von Apolda und Umpferſtedt her andrängend. Die Stadt wird vom Ettersberg her überfallen. Die Oeſtreicher rücken ein. [841

1814.

Auf dem Theater ſah man die Schuld von Müllner. Ein ſolches Stück, man denke übrigens davon, wie man wolle, bringt der Bühne den großen Vortheil, daß jedes Mitglied ſich zuſammennehmen, ſein Möglichſtes thun muß, um ſeiner Rolle nur einigermaßen gemäß zu erſcheinen. [842

Die Löſung dieſer Aufgabe bewirkte mehrere treffliche Vorſtellungen von Romeo und Julie, Egmont, Wallenſtein's Lager und Tod. Alle Rollenveränderungen, die in dieſen Stücken vorfielen, wurden benutzt zu ſorgfältigen Tibaskalien, um geübte und ungeübte Schauſpieler mit einander in Harmonie zu ſetzen. [843

Indem man ſich nun nach etwas Neuem, Fremdem und zugleich Bedeutendem umſah, glaubte man aus den Schau-

spielen Fouqué's, Arnim's und anderer Humoristen einigen Vortheil ziehen zu können und durch theatermäßige Bearbeitung ihrer öfters sehr glücklichen und bis auf einen gewissen Grad günstigen Gegenstände sie bühnengerecht zu machen; ein Unternehmen, welches jedoch nicht durchzuführen war, so wenig als bei den früheren Arbeiten von Tieck und Brentano. [844

Der Besuch des Fürsten Radziwill erregte gleichfalls eine schwer zu befriedigende Sehnsucht; seine genialische, uns glücklich mit fortreißende Komposition zu Faust ließ uns doch nur entfernte Hoffnung sehen, das seltsame Stück auf das Theater zu bringen. [845

Unsere Schauspielergesellschaft sollte wie bisher auch diesmal der Gunst genießen, in Halle den Sommer durch Vorstellungen zu geben. Der wackere Reil, dem die dortige Bühne ihre Entstehung verdankte, war gestorben; man wünschte ein Vorspiel, das zugleich als Todtenfeier für den trefflichen Mann gelten könnte; ich entwarf es beim Frühlingsaufenthalte zu Berka an der Ilm. Als ich aber, durch Umstand unerwartet aufgefordert, das Erwachen des Epimenides unternahm, so wurde jenes durch Riemer nach Verabredung ausgearbeitet. Kapellmeister Weber besuchte mich wegen der Komposition des Epimenides, über die wir uns verglichen. [846

Das Monodram Proserpina wurde nach Eberwein's Komposition mit Madame Wolff eingelernt und eine kurze, aber höchst bedeutende Vorstellung vorbereitet, in welcher Rezitation, Deklamation, Mimik und edelbewegte plastische Darstellung wetteiferten und zuletzt ein großes Tableau, Pluto's Reich vorstellend und das Ganze krönend, einen sehr günstigen Eindruck hinterließ. [847

Das Gastmahl der Weisen, ein dramatisch-lyrischer Scherz, worin die verschiedenen Philosophen jene zudringlichen metaphysischen Fragen, womit das Volk sie oft belästigt, auf heitere Weise beantworten oder vielmehr ablehnen, war wol nicht fürs Theater, doch für gesellschaftliche Musik bestimmt, mußte aber wegen Anzüglichkeit unter die Paralipomena gelegt werden. [848

Musikalische Aufmunterung durch Zelter's Gegenwart und durch Inspektor Schützens Vortrag der Bachischen Sonaten. [849

Die Feierlichkeiten zur Ankunft des Herzogs aus dem glücklichen Feldzug erregten Vorbereitungen zu architektonischer

Zierde der Straßen. Redaktion einer Gedichtsammlung, nachher unter dem Titel: Willkommen herausgegeben. [850

Indessen war die neue Ausgabe meiner Werke vorbereitet; der biographische dritte Band gelangte zu Jubilate ins Publikum. Die Italienische Reise rückte vor, der west-östliche Divan ward gegründet; die Reise nach den Rhein-, Main- und Neckargegenden gewährte eine große Ausbeute und reichlichen Stoff an Persönlichkeiten, Lokalitäten, Kunstwerken und Kunstresten. [851

In Heidelberg bei Boisserées Studium der niederländischen Schule in Gefolg ihrer Sammlung. Studium des Kölner Doms und anderer alten Baulichkeiten nach Rissen und Planen. Letzteres fortgesetzt in Darmstadt bei Moller. Alte oberdeutsche Schule in Frankfurt bei Schütz. Von dieser Ausbeute und reichlichem Stoff an Menschenkenntniß, Gegenden, Kunstwerken und Kunstresten mitgetheilt in der Zeitschrift Rhein und Main. [852

Naturwissenschaft wurde sehr gefördert durch gefällige Mittheilung des Bergrath Cramer zu Wiesbaden an Mineralien und Notizen des Bergwesens auf dem Westerwalde. Das Darmstädter Museum, die Frankfurter Museen, Aufenthalt bei Geheimerath von Leonhard in Hanau. Nach meiner Rückkunft Sorge für Jena. [853

Von öffentlichen Ereignissen bemerke ich die Einnahme von Paris, und daß ich der ersten Feier des achtzehnten Oktobers in Frankfurt beiwohnte. [854

1815.

Schon im vorigen Jahre waren mir die sämmtlichen Gedichte Hafis' in der von Hammer'schen Uebersetzung zugekommen, und wenn ich früher den hier und da in Zeitschriften übersetzt mitgetheilten einzelnen Stücken dieses herrlichen Poeten nichts abgewinnen konnte, so wirkten sie doch jetzt zusammen desto lebhafter auf mich ein, und ich mußte mich dagegen produktiv verhalten, weil ich sonst vor der mächtigen Erscheinung nicht hätte bestehen können. Die Einwirkung war zu lebhaft, die deutsche Uebersetzung lag vor, und ich mußte also hier Veranlassung finden zu eigener Theilnahme. Alles was dem Stoff

und dem Sinne nach bei mir Aehnliches verwahrt und gehegt werden, that sich hervor, und dies mit um so mehr Heftigkeit, als ich höchst nöthig fühlte, mich aus der wirklichen Welt, die sich selbst offenbar und im Stillen bedrohte, in eine ideelle zu flüchten, an welcher vergnüglichen Theil zu nehmen meiner Lust, Fähigkeit und Willen überlassen war. [855

Nicht ganz fremd mit den Eigenthümlichkeiten des Ostens wandt' ich mich zur Sprache, insofern es unerläßlich war, jene Lust zu athmen, sogar zur Schrift mit ihren Eigenheiten und Verzierungen. Ich rief die Moallakats hervor, deren ich einige gleich nach ihrer Erscheinung übersetzt hatte. Den Beduinenzustand bracht' ich mir vor die Einbildungskraft; Mahomet's Leben von Oelsner, mit dem ich mich schon längst befreundet hatte, förderte mich aufs Neue. Das Verhältniß zu von Diez befestigte sich; das Buch Kabus eröffnete mir den Schauplatz jener Sitten in einer höchst bedeutenden Zeit, der unsrigen gleich, wo ein Fürst gar wohl Ursache hatte, seinen Sohn in einem weitläufigen Werke zu belehren, wie er allenfalls bei traurigstem Schicksale sich doch noch in einem Geschäft und Gewerbe durch die Welt bringen könne. Medschnun und Leila, als Muster einer grenzenlosen Liebe, ward wieder dem Gefühl und der Einbildungskraft zugeeignet, die reine Religion der Parsen aus dem späteren Verfall hervorgehoben und zu ihrer schönen Einfalt zurückgeführt, die längst studirten Reisenden, Andrea della Valle, Tavernier, Chardin absichtlich durchgelesen, und so häufte sich der Stoff, bereicherte sich der Gehalt, daß ich nur ohne Bedenken zulangen konnte, um das augenblicklich Bedurfte sogleich zu ergreifen und anzuwenden. Diez war die Gefälligkeit selbst, meine wunderlichen Fragen zu beantworten; Lorsbach höchst theilnehmend und hilfreich; auch blieb ich durch ihn nicht ohne Berührung mit Silvestre de Sacy, und obgleich diese Männer kaum ahnen, noch weniger begreifen konnten, was ich eigentlich wolle, so trug doch ein Jeder dazu bei, mich aufs Eiligste in einem Felde aufzuklären, in dem ich mich manchmal geübt, aber niemals ernstlich umgesehen hatte. Und wie mir die von Hammer'sche Uebersetzung täglich zur Hand war und mir zum Buch der Bücher wurde, so verfehlte ich nicht, aus seinen Fundgruben mir manches Kleinod zuzueignen. [856

Indessen schien der politische Himmel sich nach und nach aufzuklären, der Wunsch, in die freie Welt, besonders aber ins freie Geburtsland, zu dem ich wieder Lust und Antheil fassen

konnte, drängte mich zu einer Reise. Heitere Luft und rasche Bewegung gaben sogleich mehreren Produktionen im neuen östlichen Sinne Raum. Ein heilsamer Badeaufenthalt, ländliche Wohnung in bekannter, von Jugend auf betretener Gegend, Theilnahme geistreicher, liebender Freunde gedieh zur Belebung und Steigerung eines glücklichen Zustandes, der sich einem jeden Reinfühlenden aus dem Divan darbieten muß. [857

Gegen Ende dieser Wallfahrt fand ich meine Sammlung so bereichert, daß ich sie schon nach gewisser Verwandtschaft sondern, in Bücher eintheilen, die Verhältnisse der verschiedenen Zweige ermessen und das Ganze, wo nicht der Vollendung, doch dem Abschluß näher bringen konnte. Und so hatt' ich in dieser Zerstreuung mehr gewonnen und gefunden, als mir eine gleiche Zeit in den ruhvollsten Tagen hätte gewähren können. [858

Vor meiner Abreise waren vier Bände der neuen Auflage meiner Werke fortgesendet; ich fing an, die Sizilianische Reise zu redigiren, doch riß das orientalische Interesse mein ganzes Vermögen mit sich fort: glücklich genug! denn wäre dieser Trieb aufgehalten, abgelenkt worden, ich hätte den Weg zu diesem Paradiese nie wieder zu finden gewußt. [859

Wenig Fremdes berührte mich; doch nahm ich großen Antheil an griechischen Liedern neuerer Zeit, die in Original und Uebersetzung mitgetheilt wurden, und die ich bald gedruckt zu sehen wünschte. Die Herren von Raßmer und Haxthausen hatten diese schöne Arbeit übernommen. [960

In literarischer Hinsicht förderten mich nicht wenig Göttinger Anzeigen, deren ich viele Bände auf der Wiesbadner Bibliothek antraf und sie der Ordnung nach mit gemüthlicher Aufmerksamkeit durchlas. Hier ward man erst gewahr, was man erlebt und durchlebt hatte und was ein solches Werk bedeute, das mit Umsicht aus dem Tage entsprungen in die Zeiten fortwirkt. Es ist höchst angenehm, in diesem Sinne das längst Geschehene zu betrachten. Man sieht das Wirkende und Gewirkte schon im Zusammenhange, aller mindere Werth ist schon zerstoben, der falsche Antheil des Augenblicks ist verschwunden, die Stimme der Menge verhallt, und das überbliebene Würdige ist nicht genug zu schätzen. [861

Zunächst wäre sodann der älteren deutschen Baukunst zu gedenken, deren Begriff sich mir immer mehr und mehr erweiterte und reinigte. [862

Im Bette liegen Beide nun;
Da saust ein wilder Wind,
Und Gutmann spricht zur guten Frau:
„Du, riegle die Thüre fein!“ —

„Bin kaum erholt und kalt erwarmt,
Wie kam' ich da zu Ruh!
Und klapperte sie ein Hundert Jahr,
Ich riegelte sie nicht zu.“

Traun eine Wette schließen sie
Ganz leise sich ins Ohr:
So, wer das erste Wörtlein spräch',
Der schöbe den Riegel vor.

Zwei Wanderer kommen um Mitternacht
Und wissen nicht, wo sie stehn;
Die Lampe leisch, der Herd verglomm,
Zu hören ist nichts, zu sehn.

„Was ist das für ein Hexennest?
Da bricht uns die Geduld!“
Doch hörten sie kein Sterbenswort;
Des war die Thüre schuld.

Den weißen Pudding speisten sie,
Den schwarzen ganz vertraut;
Und Gutweib sagte sich selber viel,
Doch keine Silbe laut.

Zum Andern sprach der Eine dann:
„Wie trocken ist mir der Hals!
Der Schrank, der klafft, und geistig riecht's,
Da findet sich's allenfalls.“

„Ein Fläschchen Schnaps ergreif' ich da,
Das trifft sich doch geschickt!
Ich bring' es Dir, Du bringst es mir,
Und bald sind wir erquickt.“

Doch Gutmann sprang so heftig auf
Und fuhr sie drohend an:
„Bezahlen soll mit theurem Geld,
Wer mir den Schnaps vertan!“

Eine Fahrt nach Köln in der ehrenden Gesellschaft des Herrn Staatsministers von Stein drückte hierauf das Siegel. Ich sah mit vorbereitetem Erstaunen das schmerzenvolle Denkmal der Unvollendung und konnte doch mit Augen das Maß fassen von dem, was es hätte werden sollen, ob es gleich dem angestrengtesten Sinne noch immer unbegreiflich blieb. Auch von alterthümlicher Malerei fand sich in Professor Wallraf's Sammlung und anderer Privaten gar viel zu schauen, gar mancher Werth zu erkennen, und der Aufenthalt, so kurz er gewesen, ließ doch unvergängliche Wirkungen zurück. Diese wurden gehegt und erhöht durch die gesellige Nähe von Sulpiz Boisserée, mit dem ich, von Wiesbaden über Mainz, Frankfurt, Darmstadt reisend, fast nur solche Gespräche führte. In Heidelberg angelangt, fand ich die gastfreundlichste Aufnahme und hatte die schönste Gelegenheit, die unschätzbare Sammlung mehrere Tage zu betrachten, mich von ihrer charakteristischen Vortrefflichkeit im Einzelnen zu überzeugen und in eben dem Maße historisch wie artistisch zu belehren. Aufgezeichnet ward manches Bemerkte, dem Gedächtniß zu Hilfe und künftigem Gebrauche zum Besten. [863]

Hinsichtlich auf Baukunst in Bezug auf meine Kölner Fahrt ward gar Manches in Gegenwart von Grund- und Aufrissen älterer deutscher, niederländischer und französischer Gebäude besprochen und verhandelt, wodurch man denn sich nach und nach fähig fühlte aus einer großen, oft wunderlichen und verwirrenden Masse das Reine und Schöne, wohin der menschliche Geist unter jeder Form strebt, herauszufinden und sich zuzueignen. Die zwei Moller'schen ersten Hefte, in dem Augenblick erscheinend, gewährten hierbei erwünschte Hilfe. Das Technische anlangend, gab ein altes gedrucktes Exemplar der „Steinmetzen-Brüderschaft" von der hohen Bedeutsamkeit dieser Gilde ein merkwürdiges Zeugniß. Wie Handwerk und Kunst hier zusammentraf, ließ sich recht gut einsehen. [864]

So wurd' ich denn auch auf dieser Reise gewahr, wie viel ich bisher, durch das unselige Kriegs- und Knechtschaftswesen auf einen kleinen Theil des Vaterlandes eingeschränkt, leider vermißt und für eine fortschreitende Bildung verloren hatte. In Frankfurt konnte ich die Städelischen Schätze abermals bewundern, auch der patriotischen Absichten des Sammlers mich erfreuen; nur überfiel mich die Ungeduld, so viel Kräfte ungenutzt zu sehen; denn meinem Sinne nach hätte man bei viel

geringerem Vermögen die Anstalt gründen, errichten und die Künstler ins Leben führen können. Dann hätte die Kunst schon seit Jahren schöne Früchte getragen und dasjenige hinreichend ersetzt, was dem Kapital an Interessen vielleicht abgegangen wäre. [865]

Die Brentano'sche Sammlung an Gemälden und Kupferstichen und anderen Kunstwerken gab doppelten Genuß bei dem lebhaften Antheil der Besitzer und ihrer freundlichen Aufforderung, so viel Gutes mitzugenießen. [866]

Dr. Gramds, der seine Kunstschätze den Städelischen anzuschließen bedacht war, ließ mehrmals seine trefflichen Besitzungen theilweise beschauen, wobei denn gar manche Betrachtung einer gründlicheren Kenntniß den Weg bahnte. Hofrath Becker in Offenbach zeigte bedeutende Gemälde, Münzen und Gemmen vor, nicht abgeneigt, dem Liebhaber eins und das andere Wünschenswerthe zu überlassen. [867]

Auf Naturgeschichte bezüglich haben wir die Sammlung von Vögeln bei Hofrath Meyer nicht ohne neue Belehrung über diesen herrlichen Zweig der Naturkunde. [868]

Das Senckenbergische Stift in Frankfurt fand man in den besten Händen; die Thätigkeit des Augenblicks ließ voraussehen, daß eine neue Epoche dieser schönen Anstalt unmittelbar zu erwarten sei. [869]

In Karlsruhe ward uns durch Geneigtheit des Herrn Gmelin eine zwar flüchtige, aber hinreichende Uebersicht des höchst bedeutenden Kabinets; wie wir denn überhaupt die kurze dort vergönnte Zeit ebenso nützlich als vergnüglich anwendeten. [870]

Bei so manchen Hin- und Wiederfahrten konnte die Geognosie auch nicht leer ausgehen. Von Hövel's Gebirge der Grafschaft Mark wurden besonders mit Beihilfe dortiger Beamten auch in der Ferne belehrend. In Holzwiel, bei Gelegenheit des dortigen höchst merkwürdigen Ganges, kam Werner's Gang-Theorie (von 1791) zur Sprache, ingleichen des dort angestellten Schmidt Verschiebung der Gänge (von 1810). Diese wichtige, von mir so oft betrachtete und immer geheimnißvoll bleibende Erscheinung trat mir abermals vor die Seele, und ich hatte das Glück, im Lahnthal, einer aufgehobenen Abtei ungefähr gegenüber, auf einer verlassenen Halde Thonschieferplatten mit kreuzweis laufenden, sich mehr oder weniger verschiebenden Quarzgängen zu finden, wo das Grundphänomen

mit Augen geſehen, wenn auch nicht begriffen, noch weniger ausgeſprochen werden kann. [871]

Beſonderes Glück ereignete ſich mir auch zu Biberich, indem des Herrn Erbherzogs Karl K. H. die Gnade hatte, nach einem intereſſanten Geſpräch mir die Beſchreibung Ihrer Feldzüge mit den höchſt genau und ſauber geſtochenen Karten zu verehren. Auf dieſen überaus ſchätzbaren Blättern fand ſich gerade die Umgebung der Lahn von Wetzlar bis Neuwied, und ich machte die Bemerkung, daß eine gute Militärkarte zu geognoſtiſchen Zwecken die allerdienlichſte ſei. Denn weder Soldat noch Geognoſt fragt, wem Fluß, Land und Gebirg gehöre, ſondern jener: inwiefern es ihm zu ſeinen Operationen vortheilhaft, und dieſer: wie es für ſeine Erfahrungen ergänzend und nochmals belegend ſein möchte. Eine Fahrt in verſchiedene Gegenden zu beiden Seiten der Lahn, mit Bergrath Cramer begonnen und mit ihm größtentheils durchgeführt, gab manche ſchöne Kenntniß und Einſicht; auch verdiente ſie wol, unter die kleinen geognoſtiſchen Reiſen aufgenommen zu werden. [872]

Auch meiner Rückreiſe werde ich mich immer mit vorzüglichem Antheil erinnern. Von Heidelberg auf Würzburg legte ich ſie mit Sulpiz Boiſſerée zurück. Da uns Beiden der Abſchied wehe that, ſo war es beſſer, auf fremdem Grund und Boden zu ſcheiden als auf dem heimiſchen. Ich reiſte ſodann über Meiningen, den Thüringerwald auf Gotha und kam den 11. Oktober in Weimar an, nachdem ich viele Wochen mich auswärts umgeſehen. [873]

Zu Hauſe erwähn' ich zuerſt den Beſuch des Dr. Stolz, des wackern Arztes aus Teplitz, wobei mineralogiſche und geognoſtiſche Unterhaltung, die uns früher in Böhmen belebt und ergetzt, mit Leidenſchaft erneuert wurde. Bei dem nächſten Aufenthalte in Jena leitete mich Profeſſor Döbereiner zuerſt in die Geheimniſſe der Stöchiometrie; auch machte er zu gleicher Zeit wiederholte Verſuche mit dem Weißfeuer, welches, von dem Landgrafen herunter das Jenaiſche Thal erhellend, einen magiſch überraſchenden Anblick gewährte. [874]

In der Farbenlehre ward fortſchreitend Einiges gethan; die entoptiſchen Farben bleiben beſtändiges Augenmerk. Daß ich in Frankfurt Dr. Seebeck begegnet war, gereth zu großem Gewinn, indem er außer allgemeiner, ins Ganze greifender Unterhaltung beſonders die Lehre des Doppelſpaths, die er wohl durchdrungen hatte, und das Verhältniß der Achſen ſolcher

doppelt refrangirender Körper Naturfreunden vor Augen zu bringen wußte. Die Tonlehre ward weiter mit der Farbenlehre verglichen; Professor Voigt verfolgte seine Bemerkungen bezüglich auf Farben organischer Körper, und über meiner ganzen naturhistorischen Beschäftigung schwebte die Howardische Wolkenlehre. [875

Nach so viel Natürlichem ist's doch wol auch billig, zur Kunst zurückzukehren. Auf dem Weimarischen Theater beschäftigte man sich immerfort mit Calderon; die große Zenobia ward aufgeführt. Die drei ersten Akte geriethen trefflich; die zwei letzteren, auf national-konventionelles und temporäres Interesse gegründet, wußte Niemand weder zu genießen noch zu beurtheilen, und nach diesem letzten Versuche verklang gewissermaßen der Beifall, der den ersten Stücken so reichlich geworden war. [876

Das Monodram Proserpina ward bei uns mit Eberwein's Komposition glücklich dargestellt, Epimenides für Berlin gearbeitet, zu Schiller's und Iffland's Andenken gemeinschaftlich mit Peucer ein kleines Stück geschrieben. In dieser Epoche durfte man wohl sagen, daß sich das Weimarische Theater in Absicht auf reine Rezitation, kräftige Deklamation, natürliches zugleich und kunstreiches Darstellen auf einen bedeutenden Gipfel des inneren Werths erhoben hatte. Auch das Aeußere mußte sich nach und nach steigern; so die Garderobe durch Nacheiferung, zuerst der Frauenzimmer, hierauf der Männer. Ganz zur rechten Zeit gewannen wir an dem Dekorateur Beuther einen vortrefflichen, in der Schule von Fuentes gebildeten Künstler, der durch perspektivische Mittel unsere kleinen Räume ins Grenzenlose zu erweitern, durch charakteristische Architektur zu vermannichfaltigen und durch Geschmack und Zierlichkeit höchst angenehm zu machen wußte. Jede Art von Stil unterwarf er seiner perspektivischen Fertigkeit, studirte auf der Weimarischen Bibliothek die ägyptische sowie die altdeutsche Bauart und gab den sie fordernden Stücken dadurch neues Ansehn und eigenthümlichen Glanz. [877

Und so kann man sagen, das Weimarische Theater war auf seinen höchsten ihm erreichbaren Punkt zu dieser Epoche gelangt, der man eine erwünschte Dauer auch für die nächste und folgende Zeit versprechen durfte. [878

Von der eingeschränkten Bretterbühne auf den großen Weltschauplatz hinauszutreten, möge nun auch vergönnt sein,

Napoleon's Wiederkehr erschreckte die Welt, hundert schicksalschwangere Tage mußten wir durchleben, die kaum entfernten Truppen kehrten zurück, in Wiesbaden fand ich die preußische Garde; Freiwillige waren aufgerufen, und die friedlich beschäftigten, kaum zu Athem gekommenen Bürger fügten sich wieder einem Zustande, dem ihre physischen Kräfte nicht gewachsen und ihre sittlichen nicht einstimmig waren; die Schlacht von Waterloo, in Wiesbaden zu großem Schrecken als verloren gemeldet, sodann zu überraschender, ja betäubender Freude als gewonnen angekündigt. In Furcht vor schneller Ausbreitung der französischen Truppen wie vormals über Provinzen und Länder, machten Badegäste schon Anstalten zum Einpacken und konnten, sich vom Schrecken erholend, die unnütze Vorsicht keineswegs bedauern. [879

Von Personen habe noch mit Ehrfurcht und Dankbarkeit zu nennen: Erzherzog Karl in Biberich, Großfürstin Katharina in Wiesbaden, Herzog und Herzogin von Cumberland bei Frankfurt, den Erbgroßherzog von Mecklenburg ebendaselbst; in Karlsruhe die Grafen von Hochberg, Herrn Weinbrenner und Hebel; nach Hause gelangt, Ihro der regierenden Kaiserin von Rußland Majestät sämmtliche Umgebung; Graf Barclay de Tolly. [880

1816.

Das mannichfaltig Bedeutende, das ich vor einem Jahr im eigentlichen Mutterlande gesehen, erlebt und gedacht hatte, mußte sich auf irgend eine Weise widerspiegeln. Ein Heft **Kunst und Alterthum am Rhein und Main** ward unternommen und dazu am Ende vorigen Jahrs mehr als eine Vorarbeit durchgeführt, die älteren Niederländer, van Eyck und was sich von ihm herschrieb, gründlich erwogen, das frühere problematische Bild **Veronika** zu künftigem Gebrauch verkleinert und gestochen. Büsching's **wöchentliche Nachrichten** arbeiteten zu gleichem Zweck, und in diesem Sinne wandte sich die Pietät der Weimarischen Kunstfreunde gegen alte Heiligenbilder, die wir von Heilsberg am Thüringerwald kommen und unter unsern Augen repariren ließen. Weil aber immer in neuerer Zeit Eins ins Andere wirkt, ja sogar Gegenseitiges durch Ge-

genseitiges, so war auch ein Heldenbild als Gleichniß von Blücher's Persönlichkeit in Gefolg seiner großen Thaten zur Sprache gekommen. [881]

Wenn der Held mit Gefahr seines Lebens und Ruhms die Schicksale der Welt aufs Spiel setzt und der Erfolg ihm glücklicherweise zusagt, so staunt der Patriot und nimmt gern den Künstler zu Hilfe, um für sein Bewundern, sein Verehren irgend eine Sprache zu finden. [882]

In hergebrachter Denkweise der Vorzeit heroische Gestalt mit angenähertem Kostüm der Neuwelt heranzubringen, war nach vorgängigem Schriftwechsel mit Herrn Direktor Schadow zuletzt die Aufgabe und Uebereinkunft. Wegen Beschädigung des ersten Modells brachte der Künstler ein zweites, worüber man nach lebhaften Gesprächen zuletzt bis auf Veränderungen, welche das Vollenden immer herbeiführt, sich treulich vereinigte. Und so steht dieses Bild wie auf dem Scheidepunkt älterer und neuerer Zeit auf der Grenze einer gewissen konventionellen Idealität, welche an Erinnerung und Einbildungskraft ihre Forderungen richtet, und einer unbedingten Natürlichkeit, welche die Kunst selbst wider Willen an eine oft beschwerliche Wahrhaftigkeit bindet. [883]

Von Berlin erfreuten mich transparente Gemälde nach meinem Hans Sachs. Denn wie mich früher Nachbildung der älteren treulich ernsten charakteristischen Dichtkunst lange Zeit ergetzt hatte, so war mir es angenehm, sie wieder als vermittelnd gegen neuere Künstler auftreten zu sehen. Zeichnungen zum Faust von Cornelius und Retzsch wirkten in ihrer Art das Aehnliche; denn ob man gleich eine vergangene Vorstellungsweise weder zurückrufen kann noch soll, so ist es doch löblich, sich historisch-praktisch an ihr zu üben und durch neuere Kunst das Andenken einer älteren aufzufrischen, damit man, ihre Verdienste erkennend, sich alsdann um so lieber zu freieren Regionen erhebe. [884]

In gesellschaftlichen Kreisen hatte die Lust zu Bilderscenen immer zugenommen und ward von mir, wenn auch nicht unmittelbar gefördert, doch gelegentlich mit einigen Strophen begleitet. [885]

Im Nachklang der rheinischen Eindrücke ward von den Weimarischen Kunstfreunden das Bild des heiligen Rochus, wie er als völlig ausgebeutelt von seinem Palast die Pilgerschaft antritt, erfunden und skizirt, hierauf sorgfältig kartonnirt und

zuletzt, von zarter Frauenzimmerhand gemalt, in der freundlichen Rechts-Kapelle günstig aufgenommen. Ein gestochener verkleinerter Umriß ist in dem zweiten Rhein- und Mainheft wie billig vorgebunden. [886]

Von Offenbach erhielt ich schöne bronzene Münzen, die mich in den Anfang des sechzehnten Jahrhunderts wieder zurückführten. Graf Cicognara's Storia della Scultura kam eben zu rechter Zeit diesen schönen Studien zu Hilfe. In höhere Regionen führte uns der Olympische Jupiter von Quatremère de Quincy; hier gab es viel zu lernen und zu denken. Die Ankunft der Elginischen Marmore erregte großes Verlangen unter allen Kunstliebhabern; indessen blieb auch Burtin, Connaissance des tableaux, das uns Einsicht in ein anderes bedeutendes Feld gewährte, nicht unbeachtet. [887]

Die Restauration der Dresdner Gemälde kam in Anregung. Welch eine große Anstalt hiezu erforderlich sei, einigermaßen darzustellen, erzählte ich von der Restaurations-Akademie in Venedig, die aus einem Direktor und zwölf Professoren bestand und große Räume eines Klosters zu ihren Arbeiten bezogen hatte. Eine solche Wiederherstellung und Rettung ist wichtiger, als man denkt, sie kann nicht aus dem Stegreif unternommen werden. [888]

Die Weimarische Zeichenschule hatte sich in eine große Veränderung zu fügen. Da das alte Lokal zu andern Zwecken bestimmt und kein gleich großes für sie zu finden war, so wurden die Klassen getheilt, für die erste ein Gebäude auf der Esplanade erkauft, die beiden andern aber vor dem Frauenthor im sogenannten Jägerhaus eingerichtet. Auch diese Veränderung wie die vorhergehenden verdiente wol eine besondere Schilderung, indem sie nicht ohne gute Folgen für die Anstalt selbst bleiben sollte. [889]

Gleichzeitig ward ein vorzüglicher Bildhauer Namens Kaufmann von Rom berufen, der auch diese Kunst wieder neu zum Leben brachte. [890]

Soll ich meiner eigenen Arbeiten gedenken, so hab' ich wol zuerst des Divan's zu erwähnen. Er ward immer mehr supplirt, geordnet und Einiges davon zum Damenkalender bestimmt. Für den historischen und erklärenden Theil sammelte ich immer mehr Vorarbeit. Von Diez' Denkwürdigkeiten, dessen Streitigkeit mit Hammer, des Letzteren orientalische Fundgruben studirte ich mit Aufmerksamkeit, und überall schöpfte ich

frische östliche Luft. Knox' Ceilon kam zu rechter Zeit mir in die Hände; besonders werth jedoch erschien mir Hyde, Persische Religion; und wie denn, sobald ein bedeutender Stoff mir vor die Seele trat, ich denselben unwillkürlich zu gestalten aufgefordert wurde, so entwarf ich eine orientalische Oper und fing an sie zu bearbeiten. Sie wäre auch fertig geworden, da sie wirklich eine Zeit lang in mir lebte, hätte ich einen Musiker zur Seite und ein großes Publikum vor mir gehabt, um genöthigt zu sein, den Fähigkeiten und Fertigkeiten des einen sowie dem Geschmack und den Forderungen des andern entgegenzuarbeiten. [891

Wunderliche Menschen, wie es giebt, verlangten, verführt durch die Schiller'sche Ausgabe in chronologischer Folge, das Gleiche von mir und hätten beinahe den schon eingeleiteten Abdruck in Verwirrung gebracht. Meine Gründe, dieses abzulehnen, wurden indeß gebilligt, und das Geschäft ging unbehelligt seinen Gang. Der neunte und zehnte Band ward revidirt; die Italienische Reise, besonders nach Neapel und Sizilien, gestaltete sich immer mehr, und wie eine Arbeit die andere jederzeit hervorruft, kennt' ich nicht unterlassen, an dem vierten, so lange verzögerten und erwarteten Bande von Wahrheit und Dichtung wieder einige Hauptmomente zu verzeichnen. Das Rhein- und Mainheft, zweites Stück, ward gefördert, Reineke Fuchs durchgesehen und das Rochusfest geschrieben. [892

Die zweite Lieferung meiner Werke kommt an, die Paralipomena werden neuerdings beachtet, ein Lied für das Berliner Künstlerfest geschrieben, wogegen eine beabsichtigte große Kantate zum Lutherfest wegen Mangel an Zeit und Aufmunterung bald nach der Konzeption, aufgestelltem Schema und geringer Bearbeitung liegen blieb und für die Ausbildung verloren ging. [893

Mein Antheil an fremden Werken bezog sich lebhaft auf Byron's Gedichte, der immer wichtiger hervortrat und mich nach und nach mehr anzog, da er mich früher durch hypochondrische Leidenschaft und beinahen Selbsthaß abgestoßen und wenn ich mich seiner großen Persönlichkeit zu nähern wünschte, von seiner Muse mich völlig zu entfernen drohte. Ich lese den Korsaren und Lara, nicht ohne Verwunderung und Antheil. Zu gleicher Zeit erschienen Nelsen's Briefe mit seinem Leben, gaben viel zu denken und viel zu trauern. Gries, durch die Ausgabe des zweiten Theils seines Calderon, machte uns im Spanien

des siebzehnten Jahrhunderts immer einheimischer. Anatole versetzte uns nach einem neuern Paris und ließ uns einen schönen Roman bewundern. Die Friedensgefangenen von Lawrence, eine der seltsamsten Produktionen, nöthigte uns, alle Aufmerksamkeit einem ganz verwünschten Zustand zu schenken. Reisende Engländer, in Verdun festgehalten nach neueren Völkerrechtsmaximen beim Ausbruch eines Krieges mit Albion; republikanische Franzosen, besonders Kommandant und Kommandantin, von geringem Stande, während der Revolution emporgekommen; heimliche, für Engländer gehaltene Emigrirte, verkappte Vornehme, und wer sonst noch zu bemerken wäre, machen ein barockes Bild, das auf die Nachwelt zu kommen verdient, weil es nur unter dieser Bedingung von einem geistreich anschauenden Leidensgenossen konzipirt und mehr mit Haß als Liebe vollendet werden konnte. [894]

Nachstuhl schrieb über die deutsche Sprache, und das nicht zu erschöpfende Werk Ernesti's Technologia rhetorica Graecorum et Romanorum lag mir immer zur Hand; denn dadurch erfuhr ich wiederholt, was ich in meiner schriftstellerischen Laufbahn recht und unrecht gemacht hatte. Noch aber muß ich einer höchst merkwürdigen, vielleicht einzigen Darstellung gedenken: es ist das Tags- und Stundenbuch der Leipziger Schlacht von Rochlitz, wovon ich anderwo gehandelt habe. [895]

Die Jenaischen unmittelbaren Anstalten, der Naturlehre im Allgemeinen, der Naturgeschichte im Besondern gewidmet, erfreuten sich der aufmerksamsten Behandlung. Fast in allen Abtheilungen war die innere Thätigkeit so herangewachsen, daß man sie zwar durch gute Haushaltung sämmtlich bestreiten konnte, aber doch an einen neuen erhöhten Museumsetat nothwendig denken und einen neuen Maßstab feststellen mußte. Döbereiner's Wohnhaus ward ausgebaut, ein Gartenstück bei der Sternwarte angekauft und zu diesem Besitz hinzugeschlagen. Die Veterinäranstalt in Jena bestätigte sich; Professor Renner begann seinen Kursus, und ich gab meine älteren zerlegten und sonst präparirten Pferdeschädel zum didaktischen Anfang hinüber, da sie früher mir auch zum Anfang gedient hatten. [896]

Die lang unterbrochenen Ausgrabungen des uralten Grabhügels bei Romstedt wurden fortgesetzt und gaben uns mehrere Schädel; nicht weniger wurde durch besondere Aufmerksamkeit nach Jena ein ganzes Skelett geschafft und sorgfältig geordnet niedergelegt. Ein durch Knochenaufschwellung merkwürdig

monstroser Schädel kam in Gipsabgüssen von Darmstadt durch die Gewogenheit des Herrn Schlichtegroll. [897]

Ich rief mir das Andenken Kaspar Friedrich Wolf's wieder hervor, durchdachte Jäger's Mißbildung der Gewächse, ingleichen Philibert's Pflanzenkrankheiten. Von Humboldt's Werk über Vertheilung der Pflanzengestalten auf dem Erdboden war höchst willkommen, und Nees' von Esenbeck ausführlichste Arbeit über Pilze und Schwämme ließ mich ein treffliches Mikroskop bedauern, das mir ein seltsames Schicksal in den angenehmsten Lebensaugenblicken zerstört hatte. [898]

Aus dem Thierreiche wurde uns ein Wundergeschöpf, der Proteus anguinus, durch Herrn Professor Configliacchi vorgezeigt, der ihn, in einem Glase mit Wasser auf der Reise höchst sorgfältig im Busen verwahrt, lebendig bis zu uns gebracht hatte. [899]

Im Mineralreiche waren wir sehr begünstigt: Geheimerath Heim's zu Meiningen wichtige Sammlung gelangte durch sein Wohlwollen für unsere Anstalt nach Jena, wo sie nach seinem Sinn geordnet aufgestellt wurde. Von einzelnen Merkwürdigkeiten verdient der Kugel-Syenit von Ballinco aus Korsika vorzüglich Erwähnung. In meine Sammlung gelangten in Gefolg eines vorjährigen Reisebesuchs Mineralien vom Westerwald und Rhein, auch ein Hyalit von Frankfurt als Ueberzug vielleicht der größten Fläche, an der er je sich vorgefunden, von sieben Zoll im Durchmesser. Geheimenrath von Leonhard's Bedeutung und Stand der Mineralien bereicherte uns von theoretischer Seite. [900]

Howard's Wolkenterminologie ward fleißig auf die atmosphärischen Erscheinungen angewendet, und man gelangte zu besonderer Fertigkeit, sie mit dem Barometerstand zu parallelisiren. [901]

Zu sensitiven physikalischen Aufklärungen war der Versuch einer Gasbeleuchtung in Jena veranstaltet; wie wir denn auch durch Debereiner die Art, durch Druck verschiedene Stoffe zu extrahiren, kennen lernten. [902]

Im Chromatischen waren die entoptischen Phänomene an der Tagesordnung. Ich nahm zusammen, was ich bis jetzt erfahren hatte, und trug es in einem kurzen Aufsatz vor, dessen bald gefühlte Unzulänglichkeit mich zu weitern Forschungen nöthigte und mich immer näher zu dem Wahrhaften hindrängte. [903]

Und Gutweib sprang Euch froh heran
Drei Sprünge, als wär' sie reich:
„Du, Gutmann, sprachst das erste Wort,
Nun riegle die Thüre gleich!"

Professor Pfaff sandte mir sein Werk gegen die Farbenlehre nach einer den Deutschen angebornen unartigen Zudringlichkeit. Ich legte es zur Seite bis auf künftige Tage, wo ich mit mir selbst vollkommen abgeschlossen hätte. Seinen eigenen Weg zu verfolgen bleibt immer das Vortheilhafteste; denn dieser hat das Glückliche, uns von Irrwegen wieder auf uns selbst zurückzuführen. [904]

Dr. Schopenhauer trat als wohlwollender Freund an meine Seite. Wir verhandelten Manches übereinstimmend mit einander, doch ließ sich zuletzt eine gewisse Scheidung nicht vermeiden, wie wenn zwei Freunde, die bisher mit einander gegangen, sich die Hand geben, der eine jedoch nach Norden, der andere nach Süden will, da sie denn sehr schnell einander aus dem Gesichte kommen. [905]

Farbenversuche mit vegetabilischen Extrakten dienten wiederholt, die höchste Konsequenz der Farbenlehre darzuthun. [906]

Nun muß ich aber ein Zwischenspiel im Zusammenhange vortragen, worin Mancherlei verkommt, das ich unter die Rubriken nicht zersplittern mochte. Bei herannahender guter Witterung gedachte ich nach Wunsch und Neigung die schönen Tage des vorigen Jahrs im Mutterlande abermals zu genießen. Freund Meyer wollte mich begleiten; Natur und Kunst sollten uns mit ihren Schätzen überfüllen. Vorarbeiten waren gemacht, Pläne entworfen, wie Alles zu genießen und zu nutzen wäre; und so saßen wir wohlgepackt und eingerichtet in einem bequemen Wagen; aber die Hälfte des Erfurter Weges war noch nicht erreicht, als wir umgeworfen wurden, die Achse brach, der Freund sich an der Stirne beschädigte und wir umzukehren genöthigt wurden. Aus Unmuth und Aberglaube ward die vorgesetzte Reise vielleicht übereilt aufgegeben, und wir verfügten uns ohne langes Besinnen nach Tennstädt, wo ein thüringer Schwefelwasser gute Wirkung versprach. Dort interessirte mich nach meiner Gewohnheit Lokalität und Geschichte; denn eigentlich bewegt sich die thüringer Vorwelt viel an der Unstrut. Ich las daher die Thüringische Chronik, die an Ort und Stelle gar Manches in deutlicher Lokalität erscheinen ließ. Die Lage der Stadt an ihrem Platz und in der Umgegend ward beachtet, und man konnte wohl begreifen, wie hier in der frühsten Zeit sich Wohnungen gesammelt hatten. Wir besuchten Herbsleben an der Unstrut, Kleinwallhausen und andere nahgelegene Orte, und so fanden wir in der Ebene ausgetrocknete Seen,

Tuffsteinbrüche und Konchylien des süßen Wassers in Menge. Fast bei allen Exkursionen hatten wir die Rückseite des Ettersbergs vor Augen und konnten uns leicht nach Hause denken. Die Menge versammelte sich bei einem Vogelschießen, nicht weniger bei einem Brunnenfest, welches durch einen Kinderaufzug recht gemüthlich wurde. [907

Agamemnon, übersetzt von Humboldt, war mir so eben in die Hände gekommen und verlieh mir den bequemen Genuß eines Stückes, das ich von je her abgöttisch verehrt hatte. Julius Frentz von Niebuhr suchte mich auf; unerwartet erschien Geheimerath Wolf, die Unterhaltung war bedeutend und förderlich, und Meyer nahm daran eingreifenden künstlerischen Antheil. Zufällig jedoch verließen mich beide Freunde am 27. August, und so hatte ich Zeit genug, meinen Geburtstag abermals in stiller Sammlung zu feiern und den Werth der Kränze zu bedenken, womit ich mein Zimmer von der wohlwollenden Wirthin aufgeschmückt sah. Uebrigens war ich der mir an diesem Orte gegönnten Sammlung und Ruhe die ausführliche Darstellung des Rochus-Festes schuldig geworden. [908

Ferner hab' ich zu rühmen, welchen vorzüglichen Genuß mir ein Hermstädtisches Konzert und Privat-Exhibition gegeben, da, von musikalischen Freunden lange Zeit entfernt, ich diesem herrlichen Kunst- und Naturelement beinahe entfremdet worden. [909

Oeffentliche Ereignisse, die mich in diesem Jahr nah genug berührten, erwähn' ich mit freudiger und trauriger Erinnerung. Am 30. Januar ward der Falkenorden gestiftet und mir zugleich das Großkreuz ertheilt. Des Herzog Bernhard's Vermählung gab die schönsten Hoffnungen; dagegen versetzte mich der Tod der Kaiserin von Oestreich in einen Zustand, dessen Nachgefühl mich niemals wieder verlassen hat. Der Staatsminister von Voigt, ein theurer vieljähriger Mitarbeiter und Beförderer meiner wohlgemeinten Unternehmungen, feierte sein Dienstjubiläum, das ich mit einem Gedicht und den treusten Wünschen begrüßt. [910

Von Besuchen bemerk' ich folgende, sämmtlich Erinnerungen früher und frühster Zeiten erweckend: von Mellish, Dr. Huseland, Max Jacobi, von Lassert, Dr. Ehladni, Zelter und Willen, Graf und Gräfin O'Donnell, Hofräthin Reimer aus Hannover. [911

Ein solcher innerer Friede ward durch den äußern Frieden der Welt begünstigt, als nach ausgesprochener Preßfreiheit die

Ankündigung der Isis erfahren und jeder wohldenkende Weltkenner die leicht zu berechnenden unmittelbaren und die nicht zu berechnenden weiteren Folgen mit Schrecken und Bedauern vorausſah. [912

1817.

Dieſes Jahr ward ich auf mehr als eine Weiſe zu einem längern Aufenthalt in Jena veranlaßt, den ich vorausſah und deshalb an eigenen Manuſkripten, Zeichnungen, Apparaten und Sammlungen Manches hinüberſchaffte. Zuvörderſt wurden die ſämmtlichen Anſtalten durchgeſehen, und als ich gar manches für Bildung und Umbildung der Pflanzen Merkwürdiges vorfand, ein eigenes botaniſches Muſeum eingerichtet und darin ſowol bedeutende Sammlungen getrockneter Pflanzen, Anfänge einer Zuſammenſtellung von Sämereien, nicht weniger Beiſpiele deſſen, was ſich auf Holzbildung bezog, angelegt und in Verbindung gebracht, Monſtroſitäten aber von beſonderer Wichtigkeit in einer großen Reihenfolge aufgeſtellt. [913

Die Verſetzung des Hofmechanikus Körner von Weimar nach Jena brachte einen geſchickt-gewandten, thätigen Mann den dortigen Anſtalten in die Nähe. Ein noch in Weimar von demſelben verfertigtes Paſſage-Inſtrument ward wegen einiger an der Sternwarte zu beſorgenden Baulichkeiten zuerſt in dem Schloſſe aufgeſtellt. [914

Ferner die mannichfaltigen Gaben, welche Sereniſſimus von der Mailändiſchen Reiſe mitgebracht, wurden in die verſchiedenen Fächer eingeordnet. [915

Die Ausgaben hatten ſich gemehrt, der Etat mußte abermals kapitelweiſe durchgearbeitet werden; ich ſchrieb einen umſtändlichen Aufſatz deshalb, und eine klare Ueberſicht war ſodann höchſten Ortes vorzulegen. [916

Allein es kam in dem letzten Viertel des Jahres eine mehrjährig beſprochene und wegen großer Schwierigkeiten immer verſchobene Angelegenheit wieder in Anregung. Unter allen theils auf Sereniſſimi Betrieb und Koſten allein, theils mit Zuziehung des Gothaiſchen Hofes verbeſſerten oder gar neu gegründeten Anſtalten konnte man leider die akademiſche Bibliothek noch nicht zählen; ſie lag hoffnungslos im Argen, ohne daß

man deshalb Jemand eigentlich die Schuld hätte geben können. Zu den vor dreihundert Jahren gestifteten Anfängen hatte sich nach und nach eine bedeutende Zahl von einzelnen Bücher-sammlungen, durch Vermächtniß, Ankauf und sonstige Kontrakte, nicht weniger einzelne Bücher auf mannichfaltige Weise gehäuft, daß sie flotzartig in dem ungünstigsten Lokale bei der widerwärtigsten, großentheils zufälligen Einrichtung über und neben einander gelagert standen. Wie und wo man ein Buch finden sollte, war beinahe ein ausschließliches Geheimniß mehr des Bibliothekdieners als der höheren Angestellten. Die Räume langten nicht mehr zu, die Buderische Bibliothek stand verschlossen, kaum zugänglich: sie sollte nach dem Willen des Stifters ewig unangetastet bleiben. [917

Aber nicht nur diese sonderbaren Verhältnisse sollten entwickelt und dieses Chaos geordnet werden, auch die im Schloß befindliche ehemals Büttnerische Bibliothek wollte man gleichfalls der Hauptmasse einverleibt sehen. Ueberschaute man die Sache im Ganzen, durchdrang man das Einzelne, so durfte man sich nicht leugnen, daß bei völlig neu zu schaffenden Lokalitäten vielleicht wenig Bände in der alten Ordnung neben einander würden zu stehen kommen. Unter diesen Umständen war wol Niemand zu verdenken, wenn er den Angriff des Geschäfts zu beschleunigen Anstand nahm. Endlich aber erhielt ich am 14. Oktober durch gnädigstes Reskript den Auftrag, die Angelegenheit ungesäumt zu behandeln. Hier blieb also nichts übrig, als die Sache nochmals durchzudenken, die Hindernisse für null zu erklären, wie man ja bei jedem bedeutenden Unternehmen thun muß, besonders wenn es unter der Clausul non obstantibus quibuscunque muthig anzugreifen ist. Und so begann ich rasch und fuhr unaufhaltsam fort. [918

Die Feuchtigkeit des untern Saals hatte man jahrelang bejammert; kein Vorschlag aber war ins Werk gesetzt, noch weniger durchgeführt worden. Dies war also zuerst ins Auge zu fassen. Die beschränkende Mauer nach dem Graben zu wurde trotz einer lebhaften, sogar intriguirenden Protestation abgetragen, die vorliegende Erde weggeschafft, vor allen Dingen aber die Expeditionszimmer so eingerichtet, daß man darin gern arbeiten mochte. Indessen andere Baulichkeiten vorbereitet und akkordirt wurden, verfloß das Jahr. [919

Für die Veterinärschule mußte nun vorzüglich gesorgt werden. Die Einrichtung derselben ging Schritt vor Schritt.

Von wissenschaftlicher Seite brachte ich mein Portefeuille der vergleichenden Anatomie nach Jena und stellte, was von Zeichnungen am Meisten bedeutend gefunden wurde, unter Glas und Rahmen. [920

Professor Renner demonstrirte mir Verschiedenes, besonders bezüglich auf das lymphatische System. Eine verendete Phoca wird dem herumziehenden Thierwärter abgekauft und secirt, bedeutende Präparate werden verfertigt. [921

Spix' Cephalogenesis erscheint: bei mannichfaltiger Benutzung derselben stößt man auf unangenehme Hindernisse. Methode der allgemeinen Darstellung, Nomenklatur der einzelnen Theile, beides ist nicht zur Reife gediehen; auch sieht man dem Text an, daß mehr Ueberliefertes als Eigengedachtes vorgetragen werde. [922

Herold von Marburg macht uns durch Anatomie der Raupen und Schmetterlinge ein angenehmes Geschenk. Wie viel weiter in sinniger Betrachtung organischer Naturwesen sind wir nicht seit dem fleißigen und übergenauen Lyonnet gekommen! [923

Ich bearbeite mit Neigung das zweite Heft der Morphologie und betrachte geschichtlich den Einfluß der Kantischen Lehre auf meine Studien. [924

Geognosie, Geologie, Mineralogie und Angehöriges war an der Tagesordnung. Ich überdachte die Lehre von den Gängen überhaupt, vergegenwärtigte mir Werner's und Charpentier's Ueberzeugungen. Die merkwürdigen Thonschieferplatten aus dem Lahnthal stellt' ich als Tableau zusammen. Muster des Gerinnens der Felsmassen suchte ich überall auf und glaubte Vieles zu finden, was für die porphyrartige Entstehung so mancher Breccien zeugte. Eine von Serenissimo angeschaffte Suite von Chamounix ward im Museum folgemäßig aufgestellt, nicht weniger manche schweizer Gebirgsarten, Modelle und Panoramen, jedes nach seiner Weise aufbewahrt, benutzt und zur Evidenz gebracht. [925

Die Umgegenden Baden's erregten durch Gimbernat's Untersuchung und Behandlung ein wachsendes Interesse, und seine geologische Karte jener Gegend, von hoher Hand mitgetheilt, war dem augenblicklichen Bedürfniß unserer Studien überaus willkommen. Brocchi's Thal von Fassa forderte uns auf, die Wackenbildung nach ihm und Andern zu studiren. [926

Herr Kammerherr von Preen hatte auf einer Reise dorthin auch für mich die schönsten Exemplare besorgt. [927

Mawe's Aufsatz über Brasilien und die dortigen Edelsteine gab uns von dieser Seite eine nähere Kenntniß jener Länder. Ich aber trat in ein unmittelbares Verhältniß zu ihm und erhielt durch seine Vorsorge eine schöne Sammlung englischer Zinnstufen, wie immer unmittelbar vom Urgebirg gewonnen, und zwar diesmal im Chloritgestein. [928]

Geheimeraths von Leonhard große Tabellenwerke, in Gesellschaft mit andern Naturforschern herausgegeben, erleichterten die Anordnung meines Privatkabinets. [929]

Nicht geringe Aufklärungen in Geologie und Geographie jedoch verdankte ich der europäischen Gebirgskarte Sorriot's. So ward mir zum Beispiel Spaniens, für einen Feldherrn so chikanöser, den Guerillas so günstiger Grund und Boden auf einmal deutlich. Ich zeichnete seine Hauptwasserscheide auf meine Karte von Spanien, und so ward mir jede Reiseroute sowie jeder Feldzug, jedes regelmäßige und unregelmäßige Beginnen der Art klar und begreiflich; und wer gedachte kolossale Karte seinen geognostischen, geologischen, geographischen und topographischen Studien mit Sinn zu Grunde legt, wird sich dadurch aufs Höchste gefördert sehen. [930]

Die Chromatik beschäftigte mich im Stillen unausgesetzt; ich suchte mir den Zustand derselben in England, Frankreich, Deutschland zu vergegenwärtigen, ich studirte vier englische Schriftsteller, welche sich in diesem Fache hervorgethan, suchte mir ihre Leistungen und Sinnesweisen deutlich zu machen: es waren Bancroft, Sewerby, Dr. Reade und Brewster. Einerseits bemerkte ich mit Vergnügen, daß sie durch reine Betrachtung der Phänomene sich dem Naturwege genähert, ja ihn sogar manchmal berührt hatten; aber mit Bedauern wurde ich bald gewahr, daß sie sich von dem alten Irrthum, die Farbe sei im Licht enthalten, nicht völlig befreien konnten, daß sie sich der herkömmlichen Terminologie bedienten und deßhalb in die größte Verwickelung geriethen. Auch schien besonders Brewster zu glauben, durch eine unendliche Ausführlichkeit der Versuche werde die Sache gefördert, da vielmehr mannichfaltige und genaue Experimente nur Vorarbeiten der wahren Naturfreunde sind, um ein reines, von allen Nebendingen befreites Resultat zuletzt aussprechen zu können. [931]

Das Bitterwärtigste aber, was mir jemals vor Augen gekommen, war Biot's Kapitel über die entoptischen Farben, dort Polarisation des Lichts genannt. So hatte man denn,

nach falſcher Analogie eines Magnetſtabs, das Licht auch in zwei Pole verzerrt und alſo nicht weniger wie vorher die Farben aus einer Differenzirung des Unveränderlichſten und Unantaſtbarſten erklären wollen. [932]

Um nun aber einen falſchen Satz mit Beweiſen zu verdecken, ward hier abermals die ſämmtliche mathematiſche Rüſtkammer in Bewegung geſetzt, ſo daß die Natur ganz und gar vor dem äußern und innern Sinne verſchwand. Ich mußte das ganze Ereigniß als einen pathologiſchen Fall anſehen, als wenn ein organiſcher Körper einen Splitter finge und ein ungeſchickter Chirurg, anſtatt dieſen zu augenblicklicher Heilung herauszuziehen, die größte Sorgfalt auf die Geſchwulſt verwendete, um ſolche zu mildern und zu vertheilen, indeſſen das Geſchwür innerlich bis zur Unheilbarkeit fortarbeitete. [933]

Und ſo war es mir denn auch ganz ſchrecklich, als ein akademiſcher Lehrer nach Anleitung eines Programms des Hofrath Mayer in Göttingen mit unglaublicher Ruhe und Sicherheit vor hohen und einſichtigen Perſonen den unſtatthaftеſten Apparat auskramte; da man denn nach Schauen und Wiederſchauen, nach Blinzen und Wiederblinzen weder wußte, was man geſehen hatte, noch was man ſehen ſollte. Ich war indeſſen bei den erſten Anſtalten auf- und davongegangen und hörte den Verlauf dieſer Demonſtration, als vorausgeſehen, bei meiner Rückkunft ohne Verwunderung. Auch erfuhr man bei dieſer Gelegenheit unter Verweiſung einiger Billardkugeln, daß die runden Lichtveilchen, wenn ſie mit den Polen aufs Glas treffen, durch und durch gehen, wie ſie aber mit dem Aequator ankommen, mit Proteſt zurückgeſchickt werden. [934]

Indeſſen vermannichfaltigte ich die entoptiſchen Verſuche ins Grenzenloſe, da ich denn zuletzt den einfachen atmoſphäriſchen Urſprung entdecken mußte. Zu völliger Ueberzeugung beſtätigte ſich der Hauptbegriff am ſiebzehnten Juni bei ganz klarem Himmel, und ich machte nun Anſtalt, die vielen Einzelheiten als Schalen und Hüllen wegzuwerfen und den Kern Natur- und Kunſtfreunden mündlich und ſchriftlich mitzutheilen. Dabei entdeckte ſich, daß ein dem Maler günſtiges oder ungünſtiges Licht von dem direkten oder obliquen Widerſchein herrühre. Profeſſor Roux hatte die Gefälligkeit, mir genaue Nachbildungen der entoptiſchen Farbenbilder zu liefern. Beide Seiten, die helle ſowol als die dunkle, ſah man nun in geſteigerter Folge

neben einander, jeder Beschauende rief aus, daß er die Chladni'schen Figuren gefärbt vor sich sehe. [935

Der Aufsatz Leonardo da Vinci's über die Ursache der blauen Farbenerscheinung an fernen Bergen und Gegenständen machte mir wiederholt große Freude. Er hatte als ein die Natur unmittelbar anschauend auffassender, an der Erscheinung selbst denkender, sie durchdringender Künstler ohne Weiters das Rechte getroffen. Nicht weniger kam die Theilnahme einzelner aufmerkender und denkender Männer. Staatsrath Schultz in Berlin übersandte mir den zweiten Aufsatz über physiologe Farben, wo ich meine Hauptbegriffe ins Leben geführt sah. Ebenso erbaute mich Professor Hegel's Zustimmung. Seit Schiller's Ableben hatte ich mich von aller Philosophie im Stillen entfernt und suchte nur die mir eingeborne Methodik, indem ich sie gegen Natur, Kunst und Leben wendete, immer zu größerer Sicherheit und Gewandtheit auszubilden. Großen Werth mußte deshalb für mich haben, zu sehen und zu bedenken, wie ein Philosoph von dem, was ich meinerseits nach meiner Weise vorgelegt, nach seiner Art Kenntniß nehmen und damit gebaren mögen. Und hierdurch war mir vollkommen vergönnt, das geheimnißvoll klare Licht als die höchste Energie ewig, einzig und untheilbar zu betrachten. [936

Für die bildende Kunst näherten sich dieses Jahr große Aufschlüsse. Von Elgin's Marmoren vernahm man immer mehr und mehr, und die Begierde, etwas dem Phidias Angehöriges mit Augen zu sehen, ward so lebhaft und heftig, daß ich an einem schönen sonnigen Morgen, ohne Absicht aus dem Hause fahrend, von meiner Leidenschaft überrascht, ohne Vorbereitung aus dem Stegreife nach Rudelstadt lenkte und mich dort an den erstaunenswürdigen Köpfen von Monte Cavallo für lange Zeit herstellte. Nähere Kenntniß der Aeginetischen Marmore ward mir gleichfalls durch Zeichnungen des in Rom mit der Restauration Beauftragten, und zu einem der herrlichsten Erzeugnisse neuerer Kunst wendete ich mich durch eine gleiche Veranlassung. [937

Boisserée's Werk über das Abendmahl von Leonardo da Vinci näher zu betrachten, beschäftigten mich die Durchzeichnungen, welche unser Freund aus Mailand mitgebracht hatte; Studium und Vergleichung derselben beschäftigten mich lange, und sonst war noch Manches uns zur Betrachtung angenähert. Die architektonischen Ueberreste von Eleusis, in Gesellschaft unseres

Oberbaudirektors Coudray betrachtet, ließen in eine unvergleichliche Zeit hinübersehen. Schinkel's große bewundernswürdige Federzeichnungen, die neusten Münchner Steindrücke, Thierfabeln von Menken, eine Kupferstichsammlung aus einer Leipziger Auktion, ein schätzenswerthes Oelbildchen, von Rochlitz verehrt, boten meine Betrachtung von vielen Seiten fest. Zuletzt fand ich Gelegenheit, eine bedeutende Sammlung Majolika anzuschaffen, welche ihrem Verdienst nach unter neueren Kunstwerken sich allerdings zeigen durften. [938

Von eignen Arbeiten sag' ich Folgendes. Um des Divan's willen setzte ich meine Studien orientalischer Eigenheiten immer fort und wendete viele Zeit darauf; da aber die Handschrift im Orient von so großer Bedeutung ist, so wird man es kaum seltsam finden, daß ich mich, ohne sonderliches Sprachstudium, doch dem Schönschreiben mit Eifer widmete und zu Scherz und Ernst orientalische mir vorliegende Manuskripte so nett als möglich, ja mit mancherlei herkömmlichen Zierrathen nachzubilden suchte. Dem aufmerksamen Leser wird die Einwirkung dieser geistig-technischen Bemühungen bei näherer Betrachtung der Gedichte nicht entgehen. [939

Die dritte Lieferung meiner Werke, neunter bis zwölfter Band, erscheint zu Ostern; das zweite Rhein- und Mainheft wird abgeschlossen, das dritte angefangen und vollbracht. Die Reise nach Neapel und Sizilien wird gedruckt, die Biographie überhaupt wieder vorgenommen. Ich verzeichne die Meteore des literarischen Himmels und beschäftige mich die Urtheilsworte französischer Kritiker aus der von Grimmischen Korrespondenz auszuziehen; einen Aufsatz über die Hohlmünzen, Regenbogenschüsselchen genannt, theil' ich den Freunden solcher Kuriositäten mit. Die berühmte Heilsberger Inschrift lasse ich mit einer von Hammer'schen Erklärung abdrucken, die jedoch kein Glück macht. [940

Von Poetischem wüßt' ich nichts vorzuzeigen als die Orphischen Worte in fünf Stanzen und einen irischen Todtengesang, aus Glenarvon übersetzt. [941

Zur Naturkenntniß erwähne ich hier ein bedeutendes Nordlicht im Februar. [942

Uebereinstimmung des Stoffs mit der Form der Pflanzen belebte die Unterhaltung zwischen mir und Hofrath Voigt, dessen Naturgeschichte, als dem Studium höchst förderlich, dankbar anzunehmen war. An die Verstäubung der Berberisblume und

der dorthin deutenden gelben Auswüchse älterer Zweigblätter wendete ich manche Betrachtung. Durch die Gefälligkeit Hofrath Döbereiner's konnte ich mich der stöchiometrischen Lehre im Allgemeinen fernerweit annähern. Zufällig macht' ich mir ein Geschäft, eine alte Ausgabe des Thomas Campanella De sensu rerum von Druckfehlern zu reinigen, eine Folge des höchst aufmerksamen Lesens, das ich diesem wichtigen Denkmal seiner Zeit von Neuem zuwendete. Graf Boucquoi erfreute auch seine abwesenden Freunde durch fernere gedruckte Mittheilungen, in welchen seine geistreiche Thätigkeit uns um so mehr ansprach, als sie uns die persönliche Unterhaltung desselben wieder vergegenwärtigte. [943

Da aus näherer Betrachtung der Howardischen Wolkenformen hervorzugehen schien, daß ihre verschiedenen Formen verschiedenen atmosphärischen Höhen eigneten, so wurden sie versuchsweise auf jene frühere Höhentafel sorgfältig eingetragen und so die wechselseitigen Bezüge im Allgemeinen versinnlicht und dadurch einer Prüfung angenähert. [944

Hier schließt sich nun, indem ich von Büchern zu reden gedenke, ganz natürlich die Uebersetzung des indischen Megha-Duta freundlichst an. Man hatte sich mit Wolken und Wolkenformen so lange getragen und konnte nun erst diesem Wolkenboten in seinen tausendfältig veränderten Gestalten mit desto sichrerer Anschauung im Geiste folgen. [945

Englische Poesie und Literatur trat vor allen andern dieses Jahr besonders in den Vordergrund; Lord Byron's Gedichte, je mehr man sich mit den Eigenheiten dieses außerordentlichen Geistes bekannt machte, gewannen immer größere Theilnahme, so daß Männer und Frauen, Mägdlein und Junggesellen fast aller Deutschheit und Nationalität zu vergessen schienen. Bei erleichterter Gelegenheit, seine Werke zu finden und zu besitzen, ward es auch mir zur Gewohnheit, mich mit ihm zu beschäftigen. Er war mir ein theurer Zeitgenoß, und ich folgte ihm in Gedanken gern auf den Irrwegen seines Lebens. [946

Der Roman Glenarvon sollte uns über manches Liebesabenteuer desselben Aufschlüsse geben; allein das voluminöse Werk war an Interesse seiner Masse nicht gleich, es wiederholte sich in Situationen, besonders in unerträglichen; man mußte ihm einen gewissen Werth zugestehen, den man aber mit mehr Freude bekannt hätte, wenn er uns in zwei mäßigen Bänden wäre dargereicht worden. [947

VIII.

Antiker Form ſich nähernd.

Von Peter Pindar wünscht' ich mir, nachdem ich seinen Namen so lange nennen gehört, endlich auch einen deutlichen Begriff; ich gelangte dazu, erinnere mich dessen aber nur, daß er mir wie ein der Karikatur sich zuneigendes Talent vorkam. John Hunter's Leben erschien höchst wichtig als Denkmal eines herrlichen Geistes, der sich bei geringer Schulbildung an der Natur edel und kräftig entwickelte. Das Leben Franklin's sprach im Allgemeinen denselben Sinn aus, im Besondern himmelweit von jenem verschieden. Von fernen, bisher unzugänglichen Gegenden belehrte uns Elphinstone's Kabul; das Bekanntere dagegen verdeutlichte Raffles' Geschichte von Java ganz ungemein. Zugleich traf das Prachtwerk indischer Jagden, besorgt von Howett, bei uns an und half durch treffliche Bilder einer Einbildungskraft nach, die sich, ohne gerade diesen Punkt der Wirklichkeit zu treffen, ins Unbestimmte würde verloren haben. Auf Nordamerika bezüglich ward uns Vielfaches zu Theil. [948

Von Büchern und sonstigen Druckschriften und deren Einwirkung bemerke Folgendes: Hermann über die älteste griechische Mythologie interessirte die Weimarischen Sprachfreunde auf einen hohen Grad. In einem verwandten Sinne Raynouard, Grammatik der romanischen Sprache. Manuscrit venu de St. Hélène beschäftigte alle Welt. Aechtheit oder Unächtheit, halbe oder ganze Ursprünglichkeit wurde durchgesprochen und durchgefochten. Daß man dem Heroen gar Manches abgehorcht hatte, blieb offenbar und unzweifelhaft. Deutschlands Urgeschichte von Barth griff in unsere Studien der Zeit nicht ein; dagegen war der Pfingstmontag von Professor Arnold in Straßburg eine höchst liebenswürdige Erscheinung. Es ist ein entschieden anmuthiges Gefühl, von dem man wohl thut, sich nicht klares Bewußtsein zu geben, wenn sich eine Nation in den Eigenthümlichkeiten ihrer Glieder bespiegelt; denn ja nur im Besondern erkennt man, daß man Verwandte hat, im Allgemeinen fühlt man immer nur die Sippschaft von Adam her. Ich beschäftigte mich viel mit gedachtem Stück und sprach mein Behagen daran aufrichtig und umständlich aus. [949

Von Ereignissen bemerke Weniges, aber für mich und Andere Bedeutendes. Seit vierzig Jahren zu Wagen, Pferd und Fuß Thüringen kreuz und quer durchwandernd, war ich niemals nach Paulinzelle gekommen, obgleich wenige Stunden davon hin und her mich bewegend. Es war damals noch nicht Mode,

diese kirchlichen Ruinen als höchst bedeutend und ehrwürdig zu betrachten; endlich aber mußte ich so viel davon hören, die einheimische und reisende junge Welt rühmte mir den großartigen Anblick, daß ich mich entschloß, meinen diesjährigen Geburtstag, den ich immer gern im Stillen feierte, einsam dort zuzubringen. Ein sehr schöner Tag begünstigte das Unternehmen, aber auch hier bereitete mir die Freundschaft ein unerwartetes Fest. Oberforstmeister von Fritsch hatte von Ilmenau her mit meinem Sohne ein frohes Gastmahl veranstaltet, wobei wir jenes von der schwarzburg-rudolstädtischen Regierung aufgeräumte alte Bauwerk mit heiterer Muße beschauen konnten. Seine Entstehung fällt in den Anfang des zwölften Jahrhunderts, wo noch die Anwendung der Halbzirkelbogen stattfand. Die Reformation versetzte solches in die Wüste, worin es entstanden war; das geistliche Ziel war verschwunden, aber es blieb ein Mittelpunkt weltlicher Gerechtsame und Einnahme bis auf den heutigen Tag. Zerstört ward es nie, aber zu ökonomischen Zwecken theils abgetragen, theils entstellt; wie man denn auf dem Brauhause noch von den uralten Kolossalziegeln einige hart gebrannt und glasirt wahrnehmen kann; ja, ich zweifle nicht, daß man in den Amts- und andern Angebäuden noch einiges von dem uralten Gebälke der flachen Decke und sonstiger ursprünglichen Kontignation entdecken würde. [950]

Aus der Ferne kam uns Nachricht von Zerstörung und Wiederherstellung. Das Berliner Schauspielhaus war niedergebrannt, ein neues ward in Leipzig errichtet. Ein Symbol der Souveränetät ward uns Weimaranern durch die Feierlichkeit, als der Großherzog vom Thron den Fürsten von Thurn und Taxis in seinem Abgeordneten mit dem Postregal belieh, wobei wir sämmtlichen Diener in geziemendem Schmuck nach Rangesgebühr erschienen und also auch unserseits die Oberherrschaft des Fürsten anerkannten, indessen im Lauf desselben Jahrs eine allgemeine Feier deutscher Studirender am 18. Juni zu Jena und noch bedeutender den 18. October auf der Wartburg eine ahnungsvolle Gegenwirkung verkündigten. [951]

Das Reformations-Jubiläum verschwand vor diesen frischen jüngeren Bemühungen. Vor dreihundert Jahren hatten tüchtige Männer Großes unternommen; nun schienen ihre Großthaten veraltet, und man mochte sich ganz Anderes von den neuesten öffentlichgeheimen Bestrebungen erwarten. [952]

Persönliche Erneuerung früherer Gunst und Gewogenheit

sollte mich auch dieses Jahr einer beglücken. Die Frau Erbprinzessin von Hessen wußte mich niemals in ihrer Nähe, ohne mir Gelegenheit zu geben, mich ihrer fortdauernden Gnade persönlich zu versichern. Herr Staatsminister von Humboldt sprach auch diesmal, wie immer belebend und anregend, bei mir ein. Eine ganz eigene Einwirkung jedoch auf längere Zeit empfand ich von der bedeutenden Anzahl in Jena und Leipzig studierender junger Griechen. Der Wunsch, sich besonders deutsche Bildung anzueignen, war bei ihnen höchst lebhaft, sowie das Verlangen, allen solchen Gewinn dereinst zur Aufklärung, zum Heil ihres Vaterlandes zu verwenden. Ihr Fleiß glich ihrem Bestreben, nur war zu bemerken, daß sie, was den Hauptsinn des Lebens betraf, mehr von Worten als von klaren Begriffen und Zwecken regiert wurden. [953]

Papadopulos, der mich in Jena öfters besuchte, rühmte mir einst im jugendlichen Enthusiasmus den Lehrvortrag seines philosophischen Meisters. Es klingt, rief er aus, so herrlich, wenn der vortreffliche Mann von Tugend, Freiheit und Vaterland spricht. Als ich mich aber erkundigte, was denn dieser treffliche Lehrer eigentlich von Tugend, Freiheit und Vaterland vermelde, erhielt ich zur Antwort: das könne er so eigentlich nicht sagen, aber Wort und Ton klängen ihm stets vor der Seele nach: Tugend, Freiheit und Vaterland! [954]

Es ist Derselbe, welcher zu jener Zeit meine Iphigenie ins Neugriechische übersetzte, und wunderbar genug, wenn man das Stück in dieser Sprache und in dieser Beziehung betrachtet, so drückt es ganz eigentlich die sehnsüchtigen Gefühle eines reisenden oder verbannten Griechen aus; denn die allgemeine Sehnsucht nach dem Vaterlande ist hier unter der Sehnsucht nach Griechenland, als dem einzig menschlich gebildeten Lande, ganz spezifisch ausgedrückt. [955]

Eine neue angenehme Bekanntschaft machte ich an einem Fellenbergischen Gehülfen Namens Lippe, dessen klare Ruhe, Entschiedenheit seiner Lebenszwecke, Sicherheit von dem guten Erfolg seiner Wirkungen mir höchst schätzbar entgegentraten und mich zugleich in der guten Meinung so für ihn wie für das Institut, dem er sich gewidmet hatte, bestärkten. Gar mannichfaltig war ein erwünschtes Wiedersehen. Wilhelm von Schütz von Ziebingen erneuerte frühere Unterhaltungen in Ernst und Tiefe. Mit diesem Freunde eraing es mir indessen sehr wunderlich: bei dem Anfange jedes Gespräches trafen wir in

allen Prämissen völlig zusammen; in fortwährender Unterhaltung jedoch kamen wir immer weiter aus einander, so daß zuletzt an keine Verständigung mehr zu denken war. Gewöhnlich ereignete sich dies auch bei der Korrespondenz und verursachte mir manche Pein, bis ich mir diesen selten vorkommenden Widerspruch endlich aufzulösen das Glück hatte. Doch auch das Umgekehrte sollte mir begegnen, damit es ja an keiner Erfahrung fehle. Hofrath Hirt, mit welchem ich mich, was die Grundsätze betraf, niemals hatte vereinigen können, erfreute mich durch einen mehrtägigen Besuch, bei welchem, so im ganzen Verlauf als im Einzelnen, auch nicht die geringste Differenz vorkam. Betrachtete ich nun das angedeutete Verhältniß zu beiden Freunden genau, so entsprang es daher, daß von Schütz aus dem Allgemeinen, das mir gemäß war, ins Allgemeinere ging, wohin ich ihm nicht folgen konnte, Hirt dagegen das beiderseitige Allgemeine auf sich beruhen ließ und sich an das Einzelne hielt, worin er Herr und Meister war, wo man seine Gedanken gern vernahm und ihm mit Ueberzeugung zustimmte. [956

Der Besuch von Berliner Freunden, Staatsrath Hufeland und Langermann, Varnhagen von Ense blieb mir, wie die Frommen sich auszudrücken gewohnt sind, nicht ohne Segen; denn was kann segenreicher sein als wohlwollende, einstimmende Zeitgenossen zu sehen, die auf dem Wege, sich und Andere zu bilden, unaufhaltsam fortschreiten? [957

Ein junger Basch, an seinen Vater durch freundliches, thätiges Benehmen sowie durch übereinstimmende gefällig geistreiche Gestalt erinnernd, kehrte von Kairo zurück, wohin er in Geschäften europäischer Kaufleute gegangen war. Er hatte zwar treue, aber keineswegs kunstgemäße Zeichnungen von dortigen Gegenden mitgebracht, so auch kleine Alterthümer ägyptischer und griechischer Abkunft. Er schien mit lebendiger Thätigkeit dasjenige im praktischen Handel wirken zu wollen, was sein Vater theoretisch in der Naturwissenschaft geleistet hatte. [958

1818.

Der Divan war auch den Winter über mit so viel Neigung, Liebe, Leidenschaft gehegt und gepflegt worden, daß man den Druck desselben im Monat März anzufangen nicht länger zauderte. Auch gingen die Studien immer fort, damit man durch Noten, durch einzelne Aufsätze ein besseres Verständniß zu erreichen hoffen durfte; denn freilich mußte der Deutsche stutzen, wenn man ihm etwas aus einer ganz andern Welt herüberzubringen unternahm. Auch hatte die Probe in dem Damenkalender das Publikum mehr irre gemacht als vorbereitet. Die Zweideutigkeit, ob es Uebersetzungen oder angeeignete Nachbildungen seien, kam dem Unternehmen nicht zu Gute; ich ließ es aber seinen Gang gehen, schon gewohnt, das deutsche Publikum erst stutzen zu sehen, eh es empfing und genoß. [959

Vor allen Dingen schien sodann nothwendig, die Charaktere der sieben persischen Hauptdichter und ihre Leistungen mir und Andern klar zu machen. Dies ward nur möglich, indem ich mich der von Hammerischen bedeutenden Arbeit mit Ernst und Treue zu bedienen trachtete. Alles ward herangezogen: Anquetil's Religionsgebräuche der alten Parsen, Bidpai's Fabeln, Freitag's arabische Gedichte, Michaelis' arabische Grammatik, Alles mußte dienen, mich dort einheimischer zu machen. [960

Indessen hatten die von unserm Fürsten aus Mailand mitgebrachten Seltenheiten, wovon sich der größere Theil auf Leonardo's Abendmahl bezog, im höchsten Grad meine Aufmerksamkeit erregt. Nach eifrigem Studium der Arbeit Bossi's über diesen Gegenstand, nach Vergleichung der vorliegenden Durchzeichnungen, nach Betrachtung vieler andern gleichzeitigen Kunstleistungen und Vorkommnisse ward endlich die Abhandlung geschrieben, wie sie im Druck vorliegt, und zugleich ins Französische übersetzt, um den Mailänder Freunden verständlich zu sein. Zu gleicher Zeit ward uns von dort her ein ähnlicher Widerstreit des Antiken und Modernen, wie er sich auch in Deutschland rührt und regt, gemeldet; man mußte von dort her auch über Klassisches und Romantisches polemische Nachrichten vernehmen. [961

Zwischen Allem diesem bei irgend einer Pause nach dem Griechischen hingezogen, verfolgte ich einen alten Lieblingsgedanken, daß Myron's Kuh auf den Münzen Pyrrhachium's

dem Hauptsinne nach aufbehalten sei; denn was kann erwünschter sein als entschiedenes Andenken des Höchsten aus einer Zeit, die nicht wiederkommt? Eben dieser Sinn ließ mich auch Philostrat's Gemälde wieder aufnehmen, mit dem Vorsatz, das trümmerhaft Vergangene durch einen Sinn, der sich ihm gleichzubilden trachtet, wieder zu beleben. Womit ich mich sonst noch beschäftigt, zeigt Kunst und Alterthum, Viertes Stück. [902

Ein wundersamer Zustand bei hehrem Mondenschein brachte mir das Lied: Um Mitternacht, welches mir desto lieber und werther ist, da ich nicht sagen könnte, woher es kam und wohin es wollte. Aufgefordert und deshalb in seiner Entstehung klarer, aber doch ebenso wenig in der Ausführung berechenbar, erschien mir zu Ende des Jahrs ein Gedicht, in kurzer Zeit verlangt, erfunden, eingeleitet und vollbracht. Zu Verehrung Ihro Majestät der Kaiserin Mutter sollte ein Maskenzug die vieljährigen poetischen Leistungen des Weimarischen Musenkreises in einzelnen Gruppen gestalten und diese, einen Augenblick in höchster Gegenwart verweilend, durch schickliche Gedichte sich selbst erklären. Er ward am 18. Dezember aufgeführt und hatte sich einer günstigen Aufnahme und dauernden Erinnerns zu erfreuen. [903

Kurz vorher war der 17. und 18. Band meiner Werke bei mir angelangt. Mein Aufenthalt in Jena war diesmal auf mehr als eine Weise fruchtbar. Ich hatte mich im Erker der „Tanne" zu Camsdorf einquartiert und genoß mit Bequemlichkeit bei freier und schöner Aus- und Umsicht besonders der charakteristischen Wolkenerscheinungen. Ich beachtete sie nach Howard in Bezug auf den Barometer und gewann mancherlei Einsicht. [904

Zugleich war das entoptische Farbenkapitel an der Tagesordnung. Brewster's Versuche, dem Glase durch Druck, wie sonst durch Hitze, dieselbe Eigenschaft des regelmäßigen Farbenzeigens bei Spiegelung zu ertheilen, gelangen gar wohl, und ich meinerseits, überzeugt vom Zusammenwirken des Technisch-Mechanischen mit dem Dynamisch-Ideellen, ließ die Seebeckischen Kreuze auf Damastart sticken und konnte sie nun nach beliebigem Scheinwechsel hell oder dunkel auf derselben Fläche sehen. Dr. Seebeck besuchte mich den 16. Juni, und seine Gegenwart förderte in diesem Augenblick wie immer zur gelegenen Zeit. [905

In Karlsbad sah ich voll Bedauern ein wohlgearbeitetes messingenes Rohr mit Gradbogen, wodurch die Polarisation des

Lichtes erwieſen werden ſollte. Es war in Paris gefertigt, man ſah aber hier in der Beſchränkung nur theilweiſe, was wir ſchon längſt ganz und völlig in freier Luft darzuſtellen verſtanden. Deſto angenehmer war mir ein Apparat zu gleichem Zwecke, verehrt zu meinem Geburtstage von Profeſſor Schweigger, welcher Alles leiſtet, was man in dieſem Kapitel verlangen kann. [966

Zur Geognoſie waren uns auch die ſchönſten Beiträge gekommen, mit bedeutenden Exemplaren aus Italien, Brocchi's Werk über italieniſche Foſſilien, Sömmerring's foſſile Eidechſen und Fledermäuſe. Von da erhuben wir uns wieder in ältere Regionen, betrachteten Werner's Gangtheorie und Freiesleben's ſächſiſche Zinnformation. Eine angekündigte Mineraliensammlung aus Norden kommt an, Verſteinerungen von der Inſel Rügen durch Koſegarten, Mineralien aus Sizilien und der Inſel Elba durch Odeleben. Die Lage des Cöleſtins bei Dornburg wird erforſcht. Durch beſondere Gelegenheit kommt die Geognoſie der Vereinigten Staaten uns näher. Was für Vortheil daher entſpringt, wird auf freundliche und ſolide Weiſe erwidert. [967

In Böhmen war ſogleich die allgemeine Geognoſie um deſto ernſter gefördert, als ein junger, weitſchreitender Bergfreund Namens Reupel auf kurze Zeit mit uns zuſammentraf und eine Karte des Königreichs mir zu illuminiren die Gefälligkeit hatte, des Vorſatzes, in einer eigenen Schrift dieſes Beſtreben weiter zu führen und öffentlich bekannt zu machen. Man beſuchte Haidinger's Porzellanfabrik in Elbogen, wo man außer dem Material des reinen verwitterten Feldſpathes auch das ausgebreitete Brennmaterial der Braunkohlen kennen lernte und von dem Fundort der Zwillingskryſtalle zugleich unterrichtet wurde. Wir beſuchten Bergmeiſter Beſchorner in Schlackenwald, erfreuten uns an deſſen inſtruktiver Mineraliensammlung und erlangten zugleich am Tage eine Art von Ueberſicht der Lokalität des Stockwerks. Im Granit einbrechende oder vielmehr im Granit enthaltene und ſich durch Verwitterung daraus ablöſende Theile, wie z. B. Glimmerkugeln, wurden bemerkt und aufgehoben. So wurden mir auch ſehr belehrende kryſtallographiſche Unterhaltungen mit Profeſſor Weiß. Er hatte einige kryſtalliſirte Diamanten bei ſich, deren Entwicklungsfolge er nach ſeiner höheren Einſicht mich gewahr werden ließ. Eine kleine Müllerſche Sammlung, beſonders inſtruktiv, ward zurechtgelegt,

Rosenquarz von Königswart gelangte zu mir, so wie ich einige böhmische Chrysolithe gelegentlich anschaffte. [968]

Bei meiner Rückkehr fand ich zu Hause Mineralien von Koblenz und sonstiges Belehrendes dieser Art. Auf die Akademie Jena war die Aufmerksamkeit der höchsten Herren Erhalter ganz besonders gerichtet; sie sollte aufs Neue ausgestattet und besetzt werden. Man unternahm, die älteren Statuten der neuen Zeit gemäß einzurichten, und auch ich, insofern die unmittelbaren Anstalten mit der Akademie sich berührten, hatte das Meinige durch dienliche Vorschläge beigetragen. Das Bibliothekgeschäft jedoch heischte seit Anfang des Jahres fortgesetzte und erweiterte Thätigkeit. Das Lokal wurde in genaue Betrachtung gezogen und hauptsächlich was an Räumlichkeiten ohne großen Aufwand zu gewinnen sei, artistisch und handwerksmäßig überlegt, auch inwiefern demgemäß die Arbeit selbst begonnen und fortgesetzt werden könne, wohl überdacht. Die Vorschläge zu sicherem Gang der Angelegenheit werden durch die höchsten Höfe gebilligt und entschieden und Akkorde mit den Handwerkern sogleich geschlossen. Die Hauptsache blieb immer die Trockenlegung des untern großen Saals. Wie man von außen gegen Graben und Garten zu Luft gemacht hatte, so geschah es nun auch von innen durch Vertiefung des Hofes. Alles Andere, was zur Sicherheit und Trockniß des Gebäudes dienen konnte, ward beraten und ausgeführt, daher die äußere Verappung sogleich vorgenommen. Nachdem auch im Innern gewisse Hindernisse mit Lebhaftigkeit beseitigt waren, ward nunmehr die Schloßbibliothek translocirt, welches mit besonderer Sorgfalt und Vorsicht geschah, indem man sie in der bisherigen Ordnung wieder aufstellte, um bis zur neuen Anordnung auch die Benutzung derselben nicht zu unterbrechen. Ueberhaupt ist hier zu Ehren der Angestellten zu bemerken, daß bei allem Umkehren des Ganzen wie des Einzelnen die Bibliothek nach wie vor, ja noch viel stärker und lebhafter benutzt werden konnte. [969]

Hier finde ich nun eine Schuld abzutragen, indem ich die Männer nenne, welche mir in diesem höchst verwickelten und verworrenen Geschäft treulich und jeder Anordnung gemäß mitwirkend sich erwiesen haben. Professor Gildemeister, bisheriger Jenaischer Bibliothekar, hatte unter dem vorigen Zustand so viel gelitten, daß er zu einer Veränderung derselben freudig die Hand bot und eine gewisse hypochondrische Trägheit auch auf die neue

Veränderung mit Räthlichkeit hinwendete. Rath Vulpius, Bibliothekar in Weimar, hatte bisher der im Schloß verwahrten Buttnerischen Bibliothek vorgestanden und versagte zu der Translokation derselben seine Dienste nicht, wie er denn auch manche neue nöthig werdende Verzeichnisse mit großer Fertigkeit zu liefern wußte. Dr. Weller, ein junger kräftiger Mann, übernahm die Oberge über die oft mißlichen Baulichkeiten, indem sowol die Benutzung der Lokalitäten zu neuen Zwecken als auch der Wiedergebrauch von Repositorien und andern Holzarbeiten eine sowol gewandte als fortdauernde Aufsicht und Anleitung erforderten. Der Kanzlist Compter, der bisherige Kustos der Schloßbibliothek Färber thaten Jeder an seiner Stelle und auf seine Weise das Mögliche, so daß ich in diesem Falle die Liebe zur Sache und die Anhänglichkeit an mich sämmtlicher Angestellten nicht genugsam zu rühmen wüßte. [970]

Innerhalb dieser arbeitsamen Zeit war der Verkauf der Gruner'schen so höchst bedeutenden Bibliothek angekündigt und sogar der Antrag gethan, solche im Ganzen anzukaufen und die Dubletten in der Folge wieder zu veräußern. Ich als ein abgesagter Feind solcher Operationen, bei denen nichts zu gewinnen ist, ließ den Gruner'schen Katalog mit den Katalogen sämmtlicher Bibliotheken vergleichen und durch Buchstaben andeuten, was und wo es schon besessen werde. Durch diese mühselige und in der Zwischenzeit oft getadelte Sorgfalt erschien zuletzt, wie viel Verzügliches die öffentlichen Anstalten schon besaßen; über das Andere, was noch zu acquiriren wäre, ward die medizinische Fakultät gefragt, und wir gelangten dadurch mit mäßigem Aufwand zu dem Inhalt der ganzen Gruner'schen Bibliothek. Schon aber konnte sich diese neue, nun eben erst Bestand gewinnende, in Gefolg ihres akademischen Rufes einer auswärtigen Aufmerksamkeit erfreuen, indem mit freundlicher Anmerkung der Herzog von Egerton die von ihm herausgegebenen Werke sämmtlich einsendete. Im November erstattete die Behörde einen Hauptbericht, welcher sich höchsten Beifalls um so mehr getrösten sollte, als der umsichtige Fürst persönlich von dem ganzen Geschäftsgange Schritt vor Schritt Kenntniß genommen hatte. [971]

Die Oberaufsicht über die sämmtlichen unmittelbaren Anstalten hatte sich im Innern noch einer besondern Pflicht zu entledigen. Die Thätigkeit in einzelnen wissenschaftlichen Fächern hatte sich dergestalt vermehrt, die Forderungen waren auf einen

solchen Grad gewachsen, daß der bisherige Etat nicht mehr hinreichte. Dies konnte zwar im Ganzen bei guter Wirthschaft einigermaßen ausgeglichen werden; allein das Unsichere war zu beseitigen, ja es mußten mehrerer Klarheit wegen neue Rechnungskapitel und eine neue Etatsordnung eingeführt werden. In diesem Augenblick war der bisherige Rechnungsführer als Rentbeamter von herzoglicher Kammer an eine andere Stelle befördert, und die beschwerliche Arbeit, die alte Rechnung abzuschließen, die Gewährschaft los zu werden und einen neuen Etat nebst Rechnungsformular aufzustellen, blieb mir, dem Vorgesetzten, der wegen Eigenheit der Lage sich kaum der Mitwirkung eines Kunstverständigen bedienen konnte. [972

Auch in dieses Jahr fällt ein Unternehmen, dessen man sich vielleicht nicht hätte unterziehen sollen: das Abtragen des Löberthors. Als nämlich das heiter auch von außen hergestellte Bibliotheksgebäude den Wunsch hervorrief, gleicherweise die nächste, bisher vernachlässigte Umgebung gereinigt und erheitert zu sehen, so that man den Vorschlag, sowol das äußere als innere Löberthor abzutragen, zu gleicher Zeit die Gräben auszufüllen und dadurch einen Marktplatz für Holz- und Fruchtwagen, nicht weniger eine Verbindung der Stadt in Feuersgefahr mit den Teichen zu bewirken. Das Letztere ward auch bald erreicht; als man aber an die innern Gebäude kam, durch deren Wegräumung man einen stattlichen Eingang der Stadt zu gewinnen hoffte, that sich eine Gegenwirkung hervor, gegründet auf die moderne Maxime, daß der Einzelne durchaus ein Recht habe, gegen den Vortheil des Ganzen den seinigen geltend zu machen. Und so blieb ein höchst unschicklicher Anblick stehen, den, wenn es glückt, die Folgezeit den Augen unserer Nachkommen entziehen wird. [973

Für die Einsicht in höhere bildende Kunst begann dieses Jahr eine neue Epoche. Schon war Nachricht und Zeichnung der Aeginetischen Marmore zu uns gekommen, die Bildwerke von Phigalia sahen wir in Zeichnungen, Umrissen und ausgeführteren Blättern vor uns, jedoch war das Höchste uns noch fern geblieben; daher forschten wir dem Parthenon und seinen Giebelbildern, wie sie die Reisenden des siebzehnten Jahrhunderts noch gesehen hatten, fleißig nach und erhielten von Paris jene Zeichnung Levit, die damals zwar nur leicht gefertigt, doch einen deutlichern Begriff von der Intention des Ganzen verschaffte, als es in der neuern Zeit bei fortgesetzter Zerstörung

möglich ist. Aus der Schule des Londner Malers Hayden sandte man uns die Koxien in schwarzer Kreide, gleich groß mit den Marmoren, da uns denn der Herkules und die im Schooß einer andern ruhende Figur, auch die dritte dazu gehörige sitzende im kleineren Maßstab, in ein würdiges Erstaunen versetzte. Einige Weimarische Kunstfreunde hatten auch die Gipsabgüsse wiederholt gesehen und bekräftigten, daß man hier die höchste Stufe der aufstrebenden Kunst im Alterthum gewahr werde. [974

Zu gleicher Zeit ließ uns eine kostbare Sendung von Kupferstichen aus dem sechzehnten Jahrhundert in eine andere, gleichfalls höchst ernsthaft gemeinte Kunstepoche schauen. Die beiden Bände von Bartsch XIV und XV wurden bezüglich hierauf studirt, und was wir dahin Gehöriges schon besaßen, durchgesehen und nur Einiges, wegen sehr hoher Preise, mit bescheidener Liebhaberei angekauft. [975

Gleichfalls höchst unterrichtend, in einer neuern Sphäre jedoch, war eine große Kupferstichsendung aus einer Leipziger Auktion. Ich sah Jackson's holzgeschnittene Blätter beinahe vollständig zum ersten Mal; ich ordnete und betrachtete diese Acquisition und fand sie in mehr als einem Sinne bedeutend. Eine jede Technik wird merkwürdig, wenn sie sich an vorzügliche Gegenstände, ja wol gar an solche wagt, die über ihr Vermögen hinausreichen. [976

Aus der französischen Schule erhielt ich viele gute Blätter um den geringsten Preis. Die Nachbarnation war damals in dem Grade verhaßt, daß man ihr kein Verdienst zugestehen und so wenig irgend etwas, das von ihr käme, an seinen Beitz heranziehen mochte. Und so war mir schon seit einigen Auktionen gelungen, für ein Spottgeld bedeutende, sogar in der Kunst und Kunstgeschichte wohl gekannte, durch Anekdoten und Eigenheiten der Künstler namhafte, große, wohlgestochene Blätter, eigenhändige Radirungen mehrerer im achtzehnten Jahrhundert berühmter und beliebter Künstler das Stück für zwei Groschen anzuschaffen. Das Gleiche gerieth mir mit Sebastian Bourdon's geätzten Blättern, und ich lernte bei dieser Gelegenheit einen Künstler, den ich immer im Allgemeinen geschätzt, auch im Einzelnen werth achten. [977

Eine Medaille, welche die Mailänder zu Ehren unseres Fürsten als ein Andenken seines dortigen Aufenthalts prägen lassen, giebt mir Gelegenheit, zur Plastik zurückzukehren. Ich

acquirirte zu gleicher Zeit eine vorzüglich schöne Münze Alexander's; mehrere kleine Bronzen von Bedeutung wurden mir in Karlsbad theils käuflich, theils durch Freundesgeschenk glücklich zu eigen. Graf Telstov's Basreliefe, deren ich nur wenige kannte, überschickte mir der wohlwollende Künstler durch einen vorübereilenden Kurier, und, daß ich noch einiges Zerstreute zusammenfasse: das Kupferwerk vom Campo Santo in Pisa erneute das Studium jener [illegible]ern Epoche, sowie im wunderbarsten Gegensatz das Omaggio della Provincia Veneta alla S. M. l'Imperatrice d'Austria von dem wunderlichen Sinnen und Denken gleichzeitiger Künstler ein Beispiel vor Augen brachte. Von den in Paris bestellten zwei Pferdeköpfen, einem Venezianischen und Albenischen, kam jener zuerst und ließ uns seine Vorzüge empfinden, ehe uns der andere durch überschwängliche Großheit dafür unempfänglich gemacht hätte. [978

1819.

Von persönlichen Verhältnissen wäre Folgendes zu sagen: die Königin von Württemberg stirbt zu Anfang, Erbgroßherzog von Mecklenburg zu Ende des Jahrs. Staatsminister von Voigt verläßt uns den 22. März: für mich entsteht eine große Lücke, und dem Kreise meiner Thätigkeit entgeht ein mitwirkendes Prinzip. Er fühlte sich in der letzten Zeit sehr angegriffen von den unaufhaltsam wirkenden revolutionären Potenzen, und ich pries ihn deshalb selig, daß er die Ermordung Kotzebue's, die am 23. März vorfiel, nicht mehr erfuhr, noch durch die heftige Bewegung, welche Deutschland hierauf ergriff, ängstlich beunruhigt wurde. [979

In dem übrigens ganz ruhigen Gang und Zug der Welt trafen Ihre Majestät die regierende Kaiserin von Rußland in Weimar ein; ich sah in dieser Zeit den Grafen Stourdza und den Staatsrath von Köhler. [980

Erfreuliches begegnete dem fürstlichen Hause, daß dem Herzog Bernhard ein Sohn geboren war, ein Ereignis, das allgemeine Heiterkeit verbreitete. Der Aufenthalt in Dornburg und Jena gab zu mancherlei Vergnüglichkeiten Anlaß. Die Prinzessinnen hatten ihren Garten in Jena bezogen, wodurch denn hin und her viele Bewegung entstand; auch wurde die

hohe Gesellschaft dadurch vermehrt, daß Herzog von Meiningen und Prinz Paul von Mecklenburg der Studien wegen in Jena einige Zeit verweilten. [981

In Karlsbad sah ich Fürst Metternich und dessen diplomatische Umgebung und fand an ihm wie sonst einen gnädigen Herrn. Grafen Bernstorff lernt' ich persönlich kennen, nachdem ich ihn lange Jahre hatte vortheilhaft nennen hören und ihn wegen inniger treuer Verhältnisse zu werthen Freunden auch schätzen lernen. Auch sah ich Graf Kaunitz und Andere, die mit Kaiser Franz in Rom gewesen waren, fand aber Keinen darunter, der von der deutschfrommen Ausstellung im Palaste Caffarelli hätte ein Günstiges vermelden mögen. Den Grafen Karl Harrach, den ich vor so viel Jahren, als er sich der Medizin zu widmen den Entschluß faßte, in Karlsbad genau kannte, fand ich zu meinem großen Vergnügen gegen mich wieder, wie ich ihn verlassen, und seinem Berufe nunmehr leidenschaftlich treu. Seine ganz einfach lebhaften Erzählungen von der beweglichen Wiener Lebensweise verwirrten mir wirklich in den ersten Abenden Sinne und Verstand, doch in der Folge ging es besser; theils wurd' ich die Darstellung eines so freiselhaften Treibens mehr gewohnt, theils beschränkte er sich auf die Schilderung seiner praktischen Thätigkeit, ärztlicher Verhältnisse, merkwürdiger Berührungen und Einflüsse, die eine Person der Art als Standes-, Welt- und Heilmann erlebt, und ich erfuhr in diesem Punkte gar manches Neue und Fremdartige. [982

Geheimerath Berends von Berlin, ein sogleich Vertrauen erweckender Medikus, ward mir und meinem Begleiter, dem Dr. Rehbein, einem jüngeren, vorzüglich einsichtigen und sorgfältigen Arzte, als Nachbar lieb und werth. Die verwittwete Frau Bergbauptmann von Trebra erinnerte mich an den großen Verlust, den ich vor Kurzem in ihrem Gemahl, einem vieljährigen, so nachsichtigen als nachhelfenden Freund erlitten; und so ward ich auch im Gespräch mit Professor Dietrich von Kemetau an frühere Teplitzer Momente hingewiesen, alte Freude, altes Leid wieder hervorgerufen. [983

Zu Hause sowie in Jena ward mir gar manches Gute durch bleibende und vorübergehende Personen. Ich nenne die Grafen Canicoff und Bombelles und sodann ältere und neuere Freunde, theilnehmend und belehrend. Nees von Esenbeck, nach Berlin reisend und zurückkehrend, von Stein aus Breslau. Mannichfaltige Mittheilungen dieses thätigen, rüstigen Mannes

und früheren Zöglings erfreuten mich. Ein gleiches Verhältniß erneuerte sich zu Bergrath von Herder. General-Superintendent Krause erschien als tiefkranker Mann, und man mußte vielleicht manche schwache Aeußerung einem inwohnenden unheilbaren Uebel zuschreiben. Er empfahl den oberen Klassen des Gymnasiums Tiedgens Urania als ein klassisches Werk, wol nicht bedenkend, daß die von dem trefflichen Dichter so glücklich bekämpfte Zweifelsucht ganz aus der Mode gekommen, daß Niemand mehr an sich selbst zweifle und sich die Zeit gar nicht nehme, an Gott zu zweifeln. Seine Gegenwart muthete mich nicht an; ich habe ihn nur einmal gesehen und bedauert, daß er seine gerühmte Einsicht und Thätigkeit nicht auch an Weimarischen Kirchen und Schulen habe beweisen können. Lebensheiterer war mir der Anblick der zahlreichen Seebeckischen Familie, die von Nürnberg nach Berlin zog, den glücklichen Aufenthalt an jenem Orte mit innigem Bedauern rühmend, früherer Jenaischer Verhältnisse an Ort und Stelle sich lebhaft erinnernd und nach Berlin mit freudiger Hoffnung hinschauend. Ein Besuch Dr. Schopenhauer's, eines meist verkannten, aber auch schwer zu kennenden verdienstvollen jungen Mannes, regte mich auf und gedieh zur wechselseitigen Belehrung. Ein junger Angestellter von Berlin, der sich durch Talent, Mäßigung und Fleiß aus bedenklichen Umständen zu einer ansehnlichen Stelle, einem bequemen häuslichen Zustande und einer hübschen jungen Frau geholfen hatte. Major von Luck, der Mainzer Humorist, der ganz nach seiner Weise zum Besuch bei mir unversehens eintritt, sein Bleiben ohne Noth verkürzt und gerade aus Uebereilung die Reisegelegenheit versäumt. Franz Nicolovius, ein lieber Verwandter, hielt sich länger auf und gab Raum, eine vielversprechende Jugend zu kennen und zu schätzen. Geheimerath von Willemer, der die Folgen einer für ihn höchst traurigen Angelegenheit großmüthig abzulenken suchte, reiste nach Berlin, um von Ihre Majestät dem Könige Verzeihung für den Gegner seines Sohnes zu erflehen. Der Grieche Gigas besuchte mich öfters, auch hatte ich seine Landsleute, die, um höhere Bildung zu gewinnen, nach Deutschland gekommen waren, immer freundlich aufgenommen. Präsident von Welden aus Baireuth, so sehr wie jeder Vorgesetzte von akademischer Turbulenz beunruhigt, besuchte mich, und man konnte sich über die damals so dringenden Angelegenheiten nichts Erfreuliches mittheilen. Die weimar- und gothaischen Regierungsbevollmächtigten von Conta

und von Hoff sprachen gleichfalls wegen akademischer Besorgnisse bei mir ein. Ein Sohn von Dagaesen erfreute mich durch heitere Gegenwart und unbewundenes Gespräch. Ernst von Schiller, dem es hier nicht glücken wollte, ging einer Anstellung im Preußischen entgegen. Sodann lernte ich noch einen jungen Chemikus Namens Runge kennen, der mir auf gutem Wege zu sein schien. [984

Des Antheils hab' ich nunmehr zu erwähnen, den man meinem siebzigsten Geburtstage an vielen Orten und von vielen Seiten her zu schenken geneigt war. Durch eine wunderliche Grille eigensinniger Verlegenheit suchte ich der Feier meines Geburtstags jederzeit auszuweichen. Diesmal hatte ich ihn zwischen Hof und Karlsbad auf der Reise zugebracht; am letzten Orte kam ich Abends an, und in beschränktem Sinne glaubt' ich überwunden zu haben. Allein am 29. August sollte ich zu einem schon besprochenen Gastmahl auf den Posthof eingeladen werden, wovon ich mich in Rücksicht auf meine Gesundheit nicht ohne Grund entschuldigen mußte. Auch überraschte mich aus der Ferne noch gar mannichfaltiges Gute. In Frankfurt am Main hatte man am 28. August ein schönes und bedeutendes Fest gefeiert; die Gesellschaft der deutschen Geschichtskunde hatte mich zum Ehrenmitgliede ernannt, die Ausfertigung deshalb erhielt ich durch ministerielle Gelegenheit. Die mecklenburgischen Herren Stände verehrten mir zu diesem Tage eine goldne Medaille als Dankzeichen für den Kunstantheil, den ich bei Verfertigung der Blücherischen Statue genommen hatte. [985

1820.

Nachdem wir den 29. März eine Mondverdunklung beobachtet hatten, blieb die auf den 7. September angekündigte ringförmige Sonnenfinsterniß unser Augenmerk. Auf der Sternwarte zu Jena wurden vorläufige Zeichnungen derselben verfertigt; der Tag kam heran, aber leider mit ganz überwölktem Himmel. In dem Garten der Prinzessinnen waren Einrichtungen getroffen, daß mehrere Personen zugleich eintreten konnten. Serenissimus besuchten ihre lieben Enkel zur guten Stunde; das Gewölk um die Sonne ward lichter, Anfang und Mitte konnten vollkommen beobachtet werden, und den Austritt, das Ende zu

ſehen, begab man ſich auf die Sternwarte, wo Profeſſor Poſſelt mit andern Angeſtellten beſchäftigt war. Auch hier gelang die Betrachtung, und man konnte vollkommen zufrieden ſein, während in Weimar ein bedeckter Himmel jede Anſicht vereitelte. [988]

Auf einer Reiſe nach Karlsbad beobachtete ich die Wolkenformen ununterbrochen und redigirte die Bemerkungen daſelbſt. Ich ſetzte ein ſolches Wolkendiarium bis Ende Juli und weiter fort, wodurch ich die Entwicklung der ſichtbaren atmoſphäriſchen Zuſtände aus einander immer mehr kennen lernte und endlich eine Zuſammenſtellung der Wolkenformen auf einer Tafel in verſchiedenen Feldern unternehmen konnte. Nach Hauſe zurückgekehrt, beſprach ich die Angelegenheit mit Profeſſor Poſſelt, welcher daran ſehr verſtändigen Theil nahm. Auch wurden nunmehr von Eiſenach Wetterbeobachtungen eingeſendet. Von Büchern förderte mich am Meiſten Brandes' Witterungskunde und ſonſtige Bemühungen in dieſem Fache. Dittmar's Arbeiten wurden benutzt, freilich nicht in dem Sinne, wie es der gute Mann wünſchen mochte. [989]

Das Botaniſche ward nicht außer Augen gelaſſen; der Belvederiſche Katalog kam zu Stande, und ich ſah mich dadurch veranlaßt, die Geſchichte der Weimariſchen Botanik zu ſchreiben. Ich ließ hierauf ein franzöſiſches Heft überſetzen, das in galantem Vortrag die Vermehrung der Erilen anrieth und anleitete. Jäger über Mißbildung der Pflanzen, de Candolle Arzneikräfte derſelben, Henſchel gegen die Sexualität, Nees von Eſenbeck's Handbuch, Robert Brown über die Syngeneſiſten wurden ſämmtlich beachtet, da ein Aufenthalt in dem botaniſchen Garten zu Jena mir dazu die erwünſchteſte Muße gab. [990]

Bedeutender Honigthau wurde auf der Stelle beobachtet und beſchrieben; Herr Dokter Carus theilte von einem Kirchhof in Sachſen ein zartes Geflechte von Lindenwurzeln mit, welche, zu den Särgen hinabgeſtiegen, dieſe ſowol als die enthaltenen Leichname wie mit Filigranarbeit umwickelt hatten. Ich fuhr fort mich mit Wartung des Bryophyllum calycinum zu beſchäftigen, dieſer Pflanze, die den Triumph der Metamorphoſe im Offenbaren feiert. Indeſſen war durch die Reiſe öſtreichiſcher und bayeriſcher Naturforſcher nach Braſilien die lebhafteſte Hoffnung erregt. [991]

Auf meiner Reiſe nach Karlsbad nahm ich den Weg über Wunſiedel nach Alexandersbad, wo ich die ſeltſamen Trümmer

eines Granitgebirges nach vielen Jahren seit 1785 zum ersten Mal wieder beobachtete. Mein Abirren vor gewaltsamen Erklärungen, die man auch hier mit reichlichen Erdbeben, Vulkanen, Wasserfluthen und andern titanischen Ereignissen geltend zu machen suchte, ward auf der Stelle vermehrt, da mit einem ruhigen Blick sich gar wohl erkennen ließ, daß durch theilweise Auflösung wie theilweise Beharrlichkeit des Urgesteins, durch ein daraus erfolgendes Stehenbleiben, Sinken, Stürzen, und zwar in ungeheuern Massen, diese staunenswürdige Erscheinung ganz naturgemäß sich ergeben habe. Auch dieser Gegenstand ward in meinen wissenschaftlichen Heften wörtlich und bildlich entwickelt; ich zweifle jedoch, daß eine so ruhige Ansicht dem turbulenten Zeitalter genügen werde. [990]

In Karlsbad legte ich die alte geognostische Folge wieder in belehrenden Mustern zusammen, worunter schöne Stücke des Granits vom Schloßberge und Bernhardsfelsen, mit Hornsteinadern durchzogen, gar wohl in die Augen fielen. Eine neue speziellere Folge, auf Porzellan- und Steingutfabrikation sich beziehend, zugleich die natürlichen unveränderten Stücke enthaltend, ward angefügt. Eine solche vollständigste Sammlung zeigte ich dem Fürsten von Thurn und Taxis und seiner Umgebung vor, welcher bei theilnehmendem Besuch mit dem Aufgewiesenen zufrieden schien. [991]

Den pseudovulkanischen Gebirgen schenkte ich gleichfalls erneute Aufmerksamkeit, wozu mir einige behufs des Wegebaues neu aufgeschlossene Bergräume in der Gegend von Tallwitz und Lessau die beste Gelegenheit gaben. Hier war es augenfällig, wie die ursprünglichen Schichten des früheren Flötzgebirges, ehmals innigst mit Steinkohlenmasse vermischt, nunmehr durchgeglüht, als bunter Porzellanjaspis in ihrer alten Lage verharrten, da denn z. B. auch eine ganze Schicht stenglichen Eisensteins sich dazwischen deutlich auszeichnete und Veranlassung gab, sowol die Müllerische Sammlung als die eigenen und Freundeskabinette mit großen und belehrenden Stücken zu bereichern. [992]

Als ich nun hierauf den durch den Wegebau immer weiter aufgeschlossenen Kammerberg bei Eger bestieg, sorgfältig abermals betrachtete und die regelmäßigen Schichten desselben genau ansah, so mußt' ich freilich zu der Ueberzeugung des Bergrath Reuß wieder zurückkehren und dieses problematische Phänomen für pseudovulkanisch ansprechen. Hier war ein mit Kohlen ge-

schichteter Glimmerschiefer wie dort spätere Thonflötzlager durchglüht, geschmolzen und dadurch mehr oder weniger verändert. [993]

Diese Ueberzeugung einem frischen Anschauen gemäß kostete mich nichts selbst gegen ein eignes gedrucktes Heft anzunehmen; denn wo ein bedeutendes Problem vorliegt, ist es kein Wunder, wenn ein redlicher Forscher in seiner Meinung wechselt. [994]

Die kleinen Basalte vom Horn, einem hohen Berge in der Nähe von Eibogen, denen man bei der Größe einer Kinderfaust oft eine bestimmte Gestalt abgewinnen kann. Der Grundtypus, woraus alle die übrigen Formen sich zu entwickeln schienen, ward in Thon nachgebildet, auch Musterstücke an Herrn von Schreibers nach Wien gesendet. [995]

Auf den Jenaischen Museen revidire ich die Karlsbader Suite mit neuer Uebersicht, und da man denn doch immer verfängliche Feuer- und Gluthversuche anstellt, um zu den Naturbränden parallele Erscheinungen zu gewinnen, so hatte ich in der Flaschenfabrik zu Zwätzen dergleichen anstellen lassen, und es betrübt mich, die chemischen Erfolge nicht in der eingeleiteten Ordnung des Katalogs aufbewahrt zu haben, besonders da einige Gebirgsarten nach dem heftigsten Brande sich äußerst regelmäßig gestalteten. Gleicherweise sandte man von Koblenz aus natürlichen Thon und daraus übermäßig gebrannte Ziegeln, welche auch sich schlackenartig und zugleich gestaltet erwiesen. [996]

Jüngere Freunde versorgten mich mit Musterstücken von dem Ungeschiebe bei Danzig, ingleichen bei Berlin, aus denen man eine völlig systematische Sammlung Gesteinarten, und zwar in ihren härtesten Fels- und Gangtheilen anreihen konnte. [997]

Das Beispiel einer allerletzten Formation zeigte uns der Steinschneider Facius. Er hatte in einem Tuffsteinkonglomerat, welches mancherlei abgerundete Geschiebe enthielt, auch einen geschnittenen Chalcedon gefunden, worauf ein Obelisk mit allerlei nicht ägyptischen Zeichen, ein kniend Betender an der einen, ein Opfernder an der andern Seite, von leidlicher Arbeit. Man suchte sich diese offenbar zufällige Erscheinung aus verwaltenden Umständen zu erklären, die jedoch hier zu entwickeln nicht der Ort ist. Der mecklenburgische Kammerherr Herr von Preen verehrte mir von einer Reise aus Tirol mitgebrachte bedeutende Mineralien, Graf Bedemar, königlich dänischer Kammerherr, schöne Opale von den Faröe-Inseln. [998]

An Büchern waren mir sehr angenehm: Reise über Basaltgenese, ein alter Gleichzeitiger, der auch noch an alten

Begriffen hielt; ferner dessen Symbola; einen Auszug des ersteren theilt' ich im Drucke mit, einer des letzteren liegt noch unter meinen Papieren. Herrn von Schreibers' Aërolithen forderten uns auch in diesem Kapitel. Von England waren sehr willkommen The first Principles of Geology, by G. B. Greenough. London 1819. Die Wernerischen Ansichten, die man nun schon so viele Jahre gewohnt war, in einer fremden Sprache wieder zu vernehmen, war aufregend ergetzlich. Eine große geologische Karte von England war durch besondere Ausführung und Reinlichkeit einer ernsten Belehrung höchst förderlich. Als selbstthätig lieferte ich zur Morphologie und Naturwissenschaft des ersten Bandes drittes Heft. [999

Frische Lust zu Bearbeitung der Farbenlehre gaben die enteptischen Farben. Ich hatte mit großer Sorgfalt meinen Aufsatz im August dieses Jahrs abgeschlossen und dem Druck übergeben. Die Ableitung, der ich in meiner Farbenlehre gefolgt, fand sich auch hier bewährt; der enteptische Apparat war immer mehr vereinfacht worden. Glimmer- und Gypsblättchen wurden bei Versuchen angewendet und ihre Wirkung sorgfältig verglichen. Ich hatte das Glück, mit Herrn Staatsrath Schultz diese Angelegenheit nochmals durchzugehen; sodann begab ich mich an verschiedene Paralipomena der Farbenlehre. Purkinje zur Kenntniß des Sehens ward ausgezogen und die Widersacher meiner Bemühungen nach Jahren aufgestellt. [1000

Von theilnehmenden Freunden wurd' ich auf ein Werk aufmerksam gemacht: Nouvelle Chroagénésie par Leprince, welches als Wirkung und Bestätigung meiner Farbenlehre angesehen werden könne. Bei näherer Betrachtung fand sich jedoch ein bedeutender Unterschied. Der Verfasser war auf demselben Wege wie ich dem Irrthum Newton's auf die Spur gekommen, allein er förderte weder sich noch Andere, indem er, wie Doktor Reade auch gethan, etwas gleich Unhaltbares an die alte Stelle setzen wollte. Es gab mir zu abermaliger Betrachtung Anlaß, wie der Mensch, von einer Erleuchtung ergriffen und aufgeklärt, doch so schnell wieder in die Finsterniß seines Individuums zurückfällt, wo er sich alsdann mit einem schwachen Laternchen kümmerlich fortzuhelfen sucht. [1001

Gar mancherlei Betrachtungen über das Herkommen in den Wissenschaften, über Vorschritt und Retardation, ja Rückschritt, werden angestellt. Der sich immer mehr an den Tag gebende und doch immer geheimnißvollere Bezug aller physikalischen

Phänomene auf einander ward mit Bescheidenheit betrachtet und so die Chladni'schen und Seebeckischen Figuren parallelisirt, als auf einmal in der Entdeckung des Bezugs des Galvanismus auf die Magnetnadel durch Professor Oersted sich uns ein beinahe blendendes Licht aufthat. Dagegen betrachtete ich ein Beispiel des fürchterlichsten Obskurantismus mit Schrecken, indem ich die Arbeiten Biot's über die Polarisation des Lichtes näher studirte. Man wird wirklich krank über ein solches Verfahren; dergleichen Theorien, Beweis- und Ausführungsarten sind wahrhafte Nekrosen, gegen welche die lebendigste Organisation sich nicht herstellen kann. [1002]

Der untere große Zenaische Bibliothekssaal war nun in der Hauptsache hergestellt; die Repositorien, die sonst der Länge nach den Raum verfinsterten, nahmen nunmehr in der Quere das Licht gehörig auf. Ein buntes, von Serenissimo verehrtes altdeutsches Fenster ward eingelegt und daneben die Gypsbüsten der beiden Herren Nutritoren aufgestellt, in dem oberen Saal ein geräumiger Pult eingerichtet und so immer mehreren Erfordernissen Genüge geleistet. Um in den allzu einfachen, unverzierten, dem Auge wenig Erquickliches bietenden Sälen einige Erheiterung anzubringen, dachte man auf symbolische, die verschiedenen geistigen Thätigkeiten bezeichnende Bilder, welche sonst so beliebt, mit Sinnsprüchen begleitet, in allen wissenschaftlichen Anstalten dem Besucher entgegenleuchteten. Einiges wurde ausgeführt, Anderes durch Herrn Schinkel's Gefälligkeit vorbereitet, das Meiste blieb als Skizze, ja nur als bloßer Gedanke zurück. Die Buderischen Deduktionen wurden durch Vulpius katalogirt, ein böhmisches Manuskript, auf Hussens Zeiten bezüglich, durch Dr. Wlatka übersetzt, ein Hauptbibliotheksbericht erstattet, eine übersichtliche Fortwirkung durch ausführliche Tagebücher und Dr. Weller's persönliche Berichterstattung möglich gemacht. [1003]

Bei der botanischen Anstalt beschäftigte uns die Anlage eines neuen Glashauses nach dem Befehl Serenissimi und unter dessen besonderer Mitwirkung. Riß und Anschlag wurden geprüft, die Akkorde abgeschlossen und zu gehöriger Zeit die Arbeit vollendet. Auch war der Ankauf der Starkischen Präparatensammlung für das anatomische Kabinet gebilligt und abgeschlossen, der Transport derselben aber, welcher ein neues Lokal forderte, noch aufgeschoben. Der untere große Saal im Schlosse, der seit Entfernung der Büttnerischen Bibliothek noch im Rohe

Liebesspruch.*)

Arm an Geiste kommt heut spät Dein Geliebter vor Dich.
Arm an Liebe kommt er weder frühe noch spät.

Gnomische Verse.**)

Den 8. September 1780.

Und wenn Du's vollbracht hast,
Wirst Du erkennen der Götter und Menschen unänderlich Wesen,
Drin sich Alles bewegt, und davon Alles umgrenzt ist,
Stille schaun die Natur, sich gleich in Allem und Allem,
Nichts Unmögliches hoffen und doch dem Leben genug sein.

*) Vgl. A. Schöll: „Briefe und Aufsätze von Goethe" S. 236. — Die Ueberschrift ist von dem Herausgeber angedeutet, und wie diese, so sind auch die den nachfolgenden Gedichten von demselben gegebenen Ueberschriften meistens beibehalten worden.

**) Am 8. September 1780 an Frau von Stein gesendet. (Vgl. Briefe an dieselbe I, 305.) Der griechische Text steht in den sogenannten goldenen Sprüchen des Pythagoras 43—54 und lautet:

Τούτων δὲ κράτησας
γνώσῃ ἀθανάτων τε θεῶν, θνητῶν τ' ἀνθρώπων
σύστασιν, ᾗ τὸ ἕκαστα διήρτηται, ᾗ τε κράτεῖται.
γνώσῃ δ', ᾗ φύσις ἐστί, φωσιν περὶ παντὸς ὁμοίην,
ὥστε σε μήτε ἄελπτ' ἐλπίζειν μήτε τι λήθειν.

lag, ward völlig wiederhergestellt, um verschiedene Curiosa darin aufzubewahren. Ein bedeutendes Modell des Amsterdamer Rathhauses, das bei mehrmaligem Umstellen und Transportiren höchst beschädigt worden war, ließ sich nun reparirt ruhig wieder aufrichten. [1004]

In Weimar ging Alles seinen Gang; das Münzkabinet war an Voigtius zu endlicher Einordnung übergeben worden, auch kam die Aktenrepositur völlig in Ordnung. [1005]

Zu meinem Geburtstagsfeste hatte voriges Jahr die angesehene Gesellschaft der deutschen Alterthümer in Frankfurt am Main die Aufmerksamkeit, mich unter die Ehrenmitglieder aufzunehmen. Indem ich nun ihre Forderungen näher betrachtete, und welche Theilnahme sie allenfalls auch von mir wünschen könnte, so ging mir der Gedanke bei, es möchte wol auch ein Vortheil sein, in spätern Jahren bei höherer Ausbildung in ein neues Fach gerufen zu werden. Es lag auf der Jenaischen Bibliothek ein geschätztes Manuskript von der Chronik des Otto von Freysingen, auch einige andere, welche nach dem Wunsch jener Gesellschaft sollten beschrieben werden. Nun hatte der Bibliothekschreiber Comter ein besonderes Talent zu dergleichen Dingen, es glückte ihm die Nachahmung der alten Schriftzüge ganz besonders, deswegen er auch die genauste Aufmerksamkeit auf so etwas zu legen pflegte. Ich verfertigte ein sorgfältiges Schema, wornach die Codices Punkt für Punkt verglichen werden sollten. Hiernach fing er an, gedachtes Manuskript des Otto von Freysingen mit dem ersten Straßburger Abdruck desselben zu vergleichen, eine Arbeit, die nicht fortgesetzt wurde. Im Ganzen ward jedoch die Beschäftigung eine Zeit lang fortgesetzt sowie das Verhältniß zu Herrn Büchler in Frankfurt unterhalten. [1006]

Zu gleicher Zeit erkaufte die Frau Erbgroßherzogin aus der Auktion des Kanonikus Pick zu Köln eine wohlerhaltene silberne Schale, deren eingegrabene Darstellung sowol als Inschrift sich auf einen Taufakt Friedrich's des Ersten beziehen und auf einen Pathen, Otto genannt. Es wurde in Steindruck für Frankfurt expirt, daselbst und an mehreren Orten kommentirt; aber eben hieraus zeigte sich, wie unmöglich es sei, antiquarische Meinungen zu vereinigen. Ein desshalb geführtes Aktenheft ist ein merkwürdiges Beispiel eines solchen antiquarisch-kritischen Dissensus, und ich leugne nicht, daß mir nach solcher Erfahrung weitere Lust und Muth zu diesem Studium ausging.

Denn meiner gnädigsten Fürstin hatte ich eine Erklärung der Schale angekündigt, und da immer ein Widerspruch dem andern folgte, so ward die Sache dergestalt ungewiß, daß man kaum noch die silberne Schale in der Hand zu halten glaubte und wirklich zweifelte, ob man Bild und Inschrift noch vor Augen habe.

[1007]

Der Triumphzug Mantegna's, von Andreas Andreani in Holz geschnitten, hatte unter den Kunstwerken des sechzehnten Jahrhunderts von je her meine größte Aufmerksamkeit an sich gezogen. Ich besaß einzelne Blätter desselben und sah sie vollständig in keiner Sammlung, ohne ihnen eine lebhafte Betrachtung ihrer Folge zu widmen. Endlich erhielt ich sie selbst und konnte sie ruhig neben und hinter einander beschauen; ich studirte den Vasari deshalb, welcher mir aber nicht zusagen wollte. Wo aber gegenwärtig die Originale seien, da sie, als auf Tafeln gemalt, von Mantua weggeführt worden, blieb mir verborgen. Ich hatte meine Blätter eines Morgens in dem Jenaischen Gartenhause vollständig aufgelegt, um sie genauer zu betrachten, als der junge Meyer, ein Sohn meines alten Freundes, hereintrat und sich alsobald in bekannter Gesellschaft zu finden erklärte, indem er kurz vor seiner Abreise aus England sie zu Hamptoncourt wohlerhalten in den königlichen Zimmern verlassen hatte. Die Nachforschung ward leichter; ich erneuerte meine Verhältnisse zu Herrn Dr. Nebbien, welcher auf die freundlichste Weise bemüht war, allen meinen Wünschen entgegenzukommen. Zahl, Maß, Zustand, ja die Geschichte ihres Besitzes von Karl dem Ersten her, Alles ward aufgeklärt, wie ich solches in Kunst und Alterthum IV. Band 2. Heft umständlich ausgeführt habe. Die von Mantegna selbst in Kupfer gestochenen Originalblätter aus dieser Folge kamen mir gleichfalls durch Freundeskunst zur Hand, und ich konnte alle zusammen, mit den Nachweisungen von Bartsch verglichen, nunmehr ausführlich erkennen und mich über einen so wichtigen Punkt der Kunstgeschichte ganz eigens aufklären.

[1008]

Von Jugend auf war meine Freude, mit bildenden Künstlern umzugehen. Durch freie leichte Bemühung entstand im Gespräch und aus dem Gespräch etwas vor unsern Augen; man sah gleich, ob man sich verstanden hatte und konnte sich um desto eher verständigen. Dieses Vergnügen ward mir diesmal in hohem Grade: Herr Staatsrath Schultz brachte mir drei würdige Berliner Künstler nach Jena, wo ich gegen Ende

des Sommers in der gewöhnlichen Gartenwohnung mich aufhielt. Herr Geheimer Rath Schinkel machte mich mit den Absichten seines neuen Theaterbaues bekannt und wies zugleich unschätzbare landschaftliche Federzeichnungen vor, die er auf einer Reise ins Tirol gewonnen hatte. Die Herren Tieck und Rauch modellirten meine Büste, Ersterer zugleich ein Profil von Freund Knebel. Eine lebhafte, ja leidenschaftliche Kunstunterhaltung ergab sich dabei, und ich durfte diese Tage unter die schönsten des Jahres rechnen. Nach vollendetem Modell in Thon sorgte Hofbildhauer Kaufmann für eine Gypsform. Die Freunde begaben sich nach Weimar, wohin ich ihnen folgte und die angenehmsten Stunden wiederholt genoß. Es hatte sich in den wenigen Tagen so viel Produktives — Anlage und Ausführung, Plane und Vorbereitung, Belehrendes und Ergetzliches — zusammengedrängt, daß die Erinnerung daran immer wieder neu belebend sich erweisen mußte. [1009

Von den Berlinischen Kunstzuständen ward ich nunmehr aufs Vollständigste unterrichtet, als Hofrath Meyer mir das Tagebuch eines dortigen Aufenthaltes mittheilte, sowie die Betrachtung über Kunst und Kunstwerke im Allgemeinen durch dessen Aufsätze in Bezug auf Kunstschulen und Kunstsammlungen bis zu Ende des Jahrs lebendig erhalten wurde. Von moderner Plastik erhielt ich die vollständige Sammlung der Medaillons, welche Graf Tolstoy zu Ehren des großen Befreiungskrieges in Messing geschnitten hatte. Wie höchlich lobenswerth diese Arbeit angesprochen werden mußte, setzten die Weimarischen Kunstfreunde in Kunst und Alterthum mehr aus einander. [1010

Leipziger Auktionen und sonstige Gelegenheiten verschafften meiner Kupferstichsammlung belebrende Beispiele. Braundrücke, nach Raffaellin da Reggio, einer Grablegung, wovon ich das Original schon einige Zeit besaß, gaben über die Verfahrungsart der Künstler und Nachbildner erfreulichen Aufschluß. Die Sakramente von Poussin ließen tief in das Naturell eines so bedeutenden Künstlers hineinschauen. Alles war durch den Gedanken gerechtfertigt, auf Kunstbegriff gegründet; aber eine gewisse Naivität, die sich selbst und die Herzen Anderer aufschließt, fehlte fast durchaus, und in solchem Sinne war eine Folge so wichtiger und verehrter Gegenstände höchst forderlich. [1011

Auch kamen mir gute Abdrücke zu von Haldenwang's Aquatinta nach sorgfältigen Nahlischen Zeichnungen der vier

Kasseler Claude Lorrains. Diese setzen immerfort in Erstaunen und erhalten um so größeren Werth, als die Originale, aus unserer Nachbarschaft entrückt, in dem hohen Norden nur Wenigen zugänglich bleiben. [1012

Der wackere, immer fleißige, den Weimarischen Kunstfreunden immer geneigt gebliebene Friedrich Gmelin sendete von seinen Kupfern zum Virgil der Herzogin von Devonshire die meisten Probeabdrücke. So sehr man aber auch hier seine Nadel bewunderte, so sehr bedauerte man, daß er solchen Originalen habe seine Hand leihen müssen. Diese Blätter, zur Begleitung einer Prachtausgabe der Aeneis von Annibal Caro bestimmt, geben ein trauriges Beispiel von der modernen realistischen Tendenz, welche sich hauptsächlich bei den Engländern wirksam erweist. Denn was kann wol trauriger sein, als einem Dichter aufhelfen zu wollen durch Darstellung wüster Gegenden, welche die lebhafteste Einbildungskraft nicht wieder anzubauen und zu bevölkern wüßte? Muß man denn nicht schon annehmen, daß Virgil zu seiner Zeit Mühe gehabt, sich jenen Urzustand der lateinischen Welt zu vergegenwärtigen, um die längst verlassenen, verschwundenen, durchaus veränderten Schlösser und Städte einigermaßen vor den Römern seiner Zeit dichterisch aufzustutzen? Und bedenkt man nicht, daß verwüstete, der Erde gleich gemachte, versumpfte Lokalitäten die Einbildungskraft völlig paralysiren und sie alles Auf- und Nachschwungs, der allenfalls noch möglich wäre, sich dem Dichter gleichzustellen, völlig berauben? [1013

Die Münchener Steindrücke ließen uns die unaufhaltsamen Fortschritte einer so bedeutenden Technik von Zeit zu Zeit anschauen. Die Kupfer zum Faust, von Retzsch gezeichnet, erschienen im Nachstich zu London, höchst reinlich und genau. Ein historisches Blatt, die versammelten Minister beim Wiener Kongresse darstellend, ein Geschenk der Frau Herzogin von Kurland, nahm in den Portefeuillen des größten Formats seinen Platz. [1014

Der älteste Grundsatz der Chromatik: die körperliche Farbe sei ein Dunkles, das man nur bei durchscheinendem Lichte gewahr werde, bethätigte sich an den transparenten Schweizerlandschaften, welche König von Schaffhausen bei uns aufstellte. Ein kräftig Durchschienenes setzte sich an die Stelle des lebhaft Beschienenen und übermannte das Auge so, daß anstatt des entschiedensten Genusses endlich ein peinvolles Gefühl eintrat [1015

Schließlich habe ich noch dankbar eines Steindrucks zu gedenken, welcher von Mainz aus, meinen diesjährigen Geburtstag feiernd, mit einem Gedicht freundlich gesendet wurde. Auch langte der Riß an zu einem Monument, welches meine theuren Landsleute mir zugedacht hatten. Als anmuthige Verzierung einer idyllischen Gartenscene, wie der erste Freundesgedanke die Absicht aussprach, wär' es dankbar anzuerkennen gewesen, aber als große architektonische selbstständige Prachtmasse war es wol geziemender, sie bescheiden zu verbitten. [1016

Aber zu höheren, ja zu den höchsten Kunstbetrachtungen wurden wir aufgefordert, indem die Bau- und Bildwerke Griechenlands lebhafter zur Sprache kamen. An das Parthenon wurden wir aufs Neue geführt, von den Elginischen Marmoren kam uns nähere Kunde, nicht weniger von dem Phigalischen. Die äußersten Grenzen menschlicher Kunstthätigkeit im höchsten Sinne und mit natürlichster Nachbildung wurden wir gewahr und priesen uns glücklich, auch dies erlebt zu haben. [1017

Auch ein gleichzeitiger Freund fesselte Trieb und Einbildungskraft am Alterthum; das neueste Heft von Tischbein's Bildwerken zum Homer gab zu manchen Vergleichungen Anlaß. Der Mailändische Codex der Ilias, obgleich aus späterer Zeit, war für die Kunstbetrachtungen von großem Belang, indem offenbar ältere herrliche Kunstwerke darin nachgebildet und deren Andenken dadurch für uns erhalten worden. [1018

Der Aufenthalt Herrn Raabe's in Rom und Neapel war für uns nicht ohne Wirkung geblieben. Wir hatten auf höhere Veranlassung Demselbigen einige Aufgaben mitgetheilt, wovon sehr schöne Resultate uns übersendet wurden. Eine Kopie der Aldobrandinischen Hochzeit, wie der Künstler sie vorfand, ließ sich mit einer älteren, vor dreißig Jahren gleichfalls sehr sorgfältig gefertigten angenehm vergleichen. Auch hatten wir, um das Kolorit der Pompeji'schen Gemälde wieder ins Gedächtniß zu rufen, davon einige Kopien gewünscht, da uns denn der wackere Künstler mit Nachbildung der bekannten Centauren und Tänzerinnen höchlich erfreute. Das chromatische Zartgefühl der Alten zeigte sich ihren übrigen Verdiensten völlig gleich, und wie sollt' es auch einer so harmonischen Menschheit an diesem Hauptpunkte gerade gemangelt haben? wie sollte statt dieses großen Kunsterfordernisses eine Lücke in ihrem vollständigen Wesen geblieben sein? [1019

Als aber unser werther Künstler bei der Rückreise nach

Rom diese seine Arbeit vorwies, erklärten sie die dortigen Nazarener für völlig unnütz und zweckwidrig. Er aber ließ sich dadurch nicht irren, sondern zeichnete und kolorirte auf unsern Rath in Florenz Einiges nach Peter von Cortona, wodurch unsere Ueberzeugung, daß dieser Künstler besonders für Farbe ein schönes Naturgefühl gehabt habe, sich abermals bestätigte. Wäre seit Anfang des Jahrhunderts unser Einfluß auf deutsche Künstler nicht ganz verloren gegangen, hätte sich der durch Frömmelei erschlaffte Geist nicht auf ergrauten Moder zurückgezogen, so würden wir zu einer Sammlung der Art Gelegenheit gegeben haben, die dem reinen Natur- und Kunstblick eine Geschichte älteren und neueren Kolorits, wie sie schon mit Worten verfaßt worden, in Beispielen vor Augen gelegt hätte. Da es aber einmal nicht sein sollte, so suchten wir nur uns und die wenigen zunächst Verbündeten in vernünftiger Ueberzeugung zu bestärken, indeß jener wahnsinnige Sektengeist keine Scheu trug, das Verwerfliche als Grundmaxime alles künstlerischen Handelns auszusprechen. [1020]

Mit eigenen künstlerischen Produktionen waren wir in Weimar nicht glücklich. Heinrich Müller, der sich in München des Steindrucks befleißigt hatte, ward aufgemuntert, verschiedene hier vorhandene Zeichnungen, worunter auch Carstens'sche waren, auf Stein zu übertragen; sie gelangen ihm zwar nicht übel, allein das unter dem Namen Weimarische Pinakothek ausgegebene erste Heft gewann bei überfülltem Markt, wo noch dazu sich vorzüglichere Waare fand, keine Käufer. Er versuchte noch einige Platten, allein man ließ das Geschäft innehalten in Hoffnung, bei verbesserter Technik in der Folge dasselbe wieder aufzunehmen. [1021]

Als mit bildender Kunst einigermaßen verwandt, bemerke ich hier, daß meine Aufmerksamkeit auf eigenhändige Schriftzüge vorzüglicher Personen dieses Jahr auch wieder angeregt worden, indem eine Beschreibung des Schlosses Friedland mit Facsimiles von bedeutenden Namen aus dem dreißigjährigen Kriege herauskam, die ich an meine Originaldokumente sogleich ergänzend anschloß. Auch erschien zu derselben Zeit ein Porträt des merkwürdigen Mannes in ganzer Figur, von der leichtgeübten Hand des Direktor Langer in Prag, wodurch denn die Geister jener Tage zwiefach an uns wieder herangebannt wurden. [1022]

Von gleicher Theilnahme an Werken mancher Art wäre

so viel zu sagen. Hermann's Programm über das Wesen und die Behandlung der Mythologie empfing ich mit der Hochachtung, die ich den Arbeiten dieses vorzüglichen Mannes von je her gewidmet hatte; denn was kann uns zu höherem Vortheil gereichen, als in die Ansichten solcher Männer einzugehen, die mit Tief- und Scharfsinn ihre Aufmerksamkeit auf ein einziges Ziel hin richten? Eine Bemerkung konnte mir nicht entgehen: daß die sprachersindenden Urvölker bei Benamung der Naturerscheinungen und deren Verehrung als waltender Gottheiten mehr durch das Furchtbare als durch das Erfreuliche derselben aufgeregt worden, so daß sie eigentlich mehr tumultuarisch zerstörende als ruhig schaffende Gottheiten gewahr wurden. Mir schienen, da sich denn doch dieses Menschengeschlecht in seinen Grundzügen niemals verändert, die neuesten geologischen Theorisien von eben dem Schlage, die ohne feuerspeiende Berge, Erdbeben, Kluftrisse, unterirdische Druck- und Quetschwerke (*συάγματα*), Stürme und Sündfluthen keine Welt zu erschaffen wissen. [1023

Wolf's Prolegomena nahm ich abermals vor. Die Arbeiten dieses Mannes, mit dem ich in näheren persönlichen Verhältnissen stand, hatten mir auch schon längst auf meinem Wege vorgeleuchtet. Beim Studiren des gedachten Werkes merkt' ich mir selbst und meinen innern Geistesoperationen auf. Da gewahrt' ich denn, daß eine Systole und Diastole immerwährend in mir vorging. Ich war gewohnt, die beiden Homerischen Gedichte als Ganzheiten anzusehen, und hier wurden sie mir jedes mit großer Kenntniß, Scharfsinn und Geschicklichkeit getrennt und auseinandergezogen, und indem sich mein Verstand dieser Vorstellung willig hingab, so faßte gleich darauf ein herkömmliches Gefühl Alles wieder auf einen Punkt zusammen, und eine gewisse Läßlichkeit, die uns bei allen wahren poetischen Productionen ergreift, ließ mich die bekannt gewordenen Lücken, Differenzen und Mängel wohlwollend übersehen. Reisig's Bemerkungen über den Aristophanes erschienen bald darauf; ich eignete mir gleichfalls, was mir gehörte, daraus zu, obgleich das Grammatische an sich selbst außerhalb meiner Sphäre lag. Lebhafte Unterhaltungen mit diesem tüchtigen jungen Manne, geistreich wechselseitige Mittheilungen verliehen mir bei meinem diesmaligen längeren Aufenthalt in Jena die angenehmsten Stunden. [1024

Die französische Literatur, ältere und neuere, erregte auch

diesmal vorzüglich mein Interesse. Den mir zum Lesen fast aufgedrungenen Roman Anatole mußt' ich als genügend billigen. Die Werke der Madame Roland erregten bewundernd-des Erstaunen. Daß solche Charaktere und Talente zum Vorschein kommen, wird wol der Hauptvortheil bleiben, welchen unselige Zeiten der Nachwelt überliefern. Sie sind es denn auch, welche den abscheulichsten Tagen der Weltgeschichte in unsern Augen einen so hohen Werth geben. Die Geschichte der Johanna von Orleans in ihrem ganzen Detail thut eine gleiche Wirkung, nur daß sie in der Entfernung mehrerer Jahrhunderte noch ein gewisses abenteuerliches Helldunkel gewinnt. Ebenso werden die Gedichte Mariens von Frankreich durch den Duft der Jahre, der sich zwischen uns und ihre Persönlichkeit hineinzieht, anmuthiger und lieber.

[1025

Von deutschen Produktionen war mir Olfried und Lisena eine höchst willkommene Erscheinung, worüber ich mich auch mit Antheil aussprach. Das einzige Bedenken, was sich auch in der Folge einigermaßen rechtfertigte, war: der junge Mann möchte sich in solchen Umfang zu früh ausgegeben haben. Werner's Makkabäer und Houwald's Bild traten mir, jedes in seiner Art, unerfreulich entgegen; sie kamen mir vor wie Ritter, welche, um ihre Vorgänger zu überbieten, den Dank außerhalb der Schranken suchen. Auch enthielt ich mich von dieser Zeit an alles Neueren, Genuß und Beurtheilung jüngeren Gemüthern und Geistern überlassend, denen solche Beeren, die mir nicht mehr munden wollten, noch schmackhaft sein konnten.

[1026

In eine frühere Zeit jedoch durch Blumauer's Aeneis versetzt, erschrak ich ganz eigentlich, indem ich mir vergegenwärtigen wollte, wie eine so grenzenlose Nüchternheit und Plattheit doch auch einmal dem Tag willkommen und gemäß hatte sein können. Touti Nameh von Iken zog mich unerwartet wieder nach dem Orient. Meine Bewunderung jener Marchen, besonders nach der älteren Redaktion, worin Rosengarten in dem Anhange uns Beispiele gab, erhöhte sich, oder vielmehr sie frischte sich an: lebendige Gegenwart des Unerforschlichen und Unglaublichen ist es, was uns hier so gewaltsam erfreulich anzieht. Wie leicht wären solche unschätzbare naive Dinge durch mystische Symbolik für Gefühl und Einbildungskraft zu zerstören. Als völligen Gegensatz erwähne ich hier einer schriftlichen Sammlung lettischer Lieder, die ebenso begrenzt, wie

jene grenzenlos, sich in dem natürlichsten, einfachsten Kreise bewegten. [1027

In ferne Länder ward mein Antheil hingezogen und in die schrecklichsten afrikanischen Zustände versetzt durch Dümont in marrokkanischer Sklaverei, in Verhältnisse älterer und neuerer steigender und sinkender Bildung durch Laborde's Reise nach Spanien. An die Ostsee führte mich ein geschriebenes Reisetagebuch von Zelter, das mir aufs Neue die Ueberzeugung bethätigte, daß die Neigung, die wir zum Reisenden hegen, uns aufs Allerschärfste entfernte Lokalitäten und Sitten vergegenwärtigt. [1028

Bedeutende Persönlichkeiten, ferner und näher, forderten meine Theilnahme. Des Schweizerhauptmann Landolt's Biographie von Weiß, besonders mit einigen handschriftlichen Zusätzen, erneuerten Anschauung und Begriff des wundersamsten Menschenkindes, das vielleicht auch nur in der Schweiz geboren und groß werden konnte. Ich hatte den Mann im Jahre 1779 persönlich kennen gelernt und als Liebhaber von Seltsamkeiten und Excentricitäten die tüchtige Wunderlichkeit desselben angestaunt, auch mich an den Märchen, mit denen man sich von ihm trug, nicht wenig ergetzt. Hier fand ich nun jene früheren Tage wieder hervorgehoben und konnte ein solches psychisches Phänomen um so eher begreifen, als ich seine persönliche Gegenwart und die Umgebung, worin ich ihn kennen gelernt, der Einbildungskraft und dem Nachdenken zu Hilfe rief. [1029

Näher berührte mich die zwischen Voß und Stolberg ausbrechende Mißhelligkeit, nicht sowol der Ausbruch selbst als die Einsicht in ein vieljähriges Mißverhältniß, das klügere Menschen früher ausgesprochen und aufgehoben hätten. Aber wer entschließt sich leicht zu einer solchen Operation? Sind doch Ortsverhältnisse, Familienbezüge, Herkömmlichkeiten und Gewohnheiten schon abstumpfend genug; sie machen in Geschäften, im Eh- und Hausstande, in geselligen Verbindungen das Unerträgliche erträglich. Auch hatte das Unvereinbare von Voßens und Stolberg's Natur sich früher ausgesprochen und entschieden, hätte nicht Agnes als Engel das irdische Unwesen besänftigt und als Grazioso eine furchtbar drohende Tragödie mit anmuthiger Ironie durch die ersten Akte zu mildern gesucht. Kaum war sie abgetreten, so that sich das Unversöhnliche hervor, und wir haben daraus zu lernen, daß wir zwar nicht übereilt, doch baldmöglichst aus Verhältnissen treten sollen, die einen Mißklang in

unser Leben bringen, oder daß wir uns ein- für allemal entschließen müssen, denselben zu dulden und aus anderm Betracht mit Weisheit zu übertragen. Eins ist freilich so schwer als das Andere, indessen schicke sich Jeder, so gut er kann, in das, was ihm begegnet in Gefolg von Ereignissen oder von Entschluß! [1030]

Mich besuchte Ernst Schubarth, dessen persönliche Bekanntschaft mir höchst angenehm war. Die Neigung, womit er meine Arbeiten umfaßt hatte, mußte mir ihn lieb und werth machen, seine sinnige Gegenwart lehrte mich ihn noch höher schätzen, und ob mir zwar die Eigenheit seines Charakters einige Sorge für ihn gab, wie er sich in das bürgerliche Wesen finden und fügen werde, so that sich doch eine Aussicht auf, in die er mit günstigem Geschick einzutreten dessen durfte. [1031]

Eigene Arbeiten und Vorarbeiten beschäftigten mich auf einen hohen Grad. Ich nahm den zweiten Aufenthalt in Rom wieder vor, um der Italienischen Reise einen nothwendigen Fortgang anzuschließen; sodann aber fand ich mich bestimmt, die Campagne von 1792 und die Belagerung von Mainz zu behandeln. Ich machte deshalb einen Auszug aus meinen Tagebüchern, las mehrere auf jene Epochen bezügliche Werke und suchte manche Erinnerungen hervor. Ferner schrieb ich eine summarische Chronik der Jahre 1797 und 98 und lieferte zwei Hefte von Kunst und Alterthum als Abschluß des zweiten Bandes und bereitete das erste des dritten vor, wobei ich einer abermaligen sorgfältigen Entwicklung der Motive der Ilias zu gedenken habe. Ich schrieb den Verräther sein selbst, die Fortsetzung des nußbraunen Mädchens und förderte den ideellen Zusammenhang der Wanderjahre. Die freie Gemüthlichkeit einer Reise erlaubte mir, dem Divan wieder nahe zu treten; ich erweiterte das Buch des Paradieses und fand Manches in die vorhergehenden einzuschalten. Die so freundlich von vielen Seiten her begangene Feier meines Geburtstages suchte ich dankbar durch ein symbolisches Gedicht zu erwidern. Aufgeregt durch theilnehmende Anfrage, schrieb ich einen Kommentar zu dem abstrusen Gedichte: Harzreise im Winter. [1032]

Von fremder Literatur beschäftigte mich Graf Carmagnola. Der wahrhaft liebenswürdige Verfasser Alexander Manzoni, ein geborner Dichter, ward wegen theatralischer Ortsverletzung von seinen Landsleuten des Romanticismus angeklagt, von dessen Unarten doch nicht die geringste an ihm haftete. Er hielt sich an einem historischen Gange, seine Dichtung hatte den

Knebel's Schreibtisch.*)

Mich erbaute zuerst ein Denker, weihte der Liebe,
Weihte der Freundschaft mich ein, stillem Genusse der Welt.
Doch es ward die Stadt ihm zu eng; er eilte von dannen,
Ließ dem Freunde mich stehn, der mich nun emsig besitzt,
Der, dem schönen Gefilde, den holden Stunden entsagend,
Sich der Mühe zu weihn, wählte die engere Stadt.

An Frau von Stein.**)

Herzlich bat ich die Muse, mich liebliche Worte zu lehren
Heute zur Feier des Tags; doch sie erhörte mich nicht.
Besser lehrt mich das Kochbuch, ein eßbares Opfer zu bringen;
Wenn es Dein Völklein genießt, mehr' es die Feier des Tags!

Inschrift für einen Felsen.***)

Was ich leugnend gestehe und offenbarend verberge,
Ist mir das einzige Wohl, bleibt mir ein reichlicher Schatz.
Ich vertrau' es dem Felsen, damit der Einsame rathe,
Was in der Einsamkeit mich, was in der Welt mich beglückt.

---

*) Bisher unbekannt. — Das Gedicht findet sich handschriftlich mit der Ueberschrift von Goethe's Hand: „Deinem Schreibtische" auf einem Blatte mit dem „Der Nachtigall" überschriebenen und, wie dies Gedicht, aus dem Mai 1782 stammenden Epigramme „Philemele" (II, 88). Das Blatt war vielleicht Beilage des Briefes an Knebel vom 27. Juli 1782 (vgl. Goethe-Knebel'sche Briefwechsel I, 56, und Briefe an Frau von Stein, II, 248, vom 26. Mai 1782) oder auch eines früheren. Fräulein von Göchhausen schrieb wenigstens schon am 30. Mai desselben Jahres an Knebel: „Vorzüglich beschäftigt er (Goethe) sich jetzt mit Inschriften; eine auf Ihren Schreibtisch wird er nächstens schicken." Knebel hatte den Schreibtisch neist andern Sachen bei seiner Trennung von Weimar dem Dichter zur Benutzung überlassen, und das Schluß-Distichon bezieht sich auf den Umzug des Letzteren aus dem Gartenhause im Park in die innere Stadt, deren Enge, dem Epigramme zufolge, Knebel gerade vertrieben hatte. — L.

**) Vgl. Briefe an Frau von Stein III, 348. — Der Herausgeber spricht es nur als Möglichkeit aus, daß die Verse dem Jahre 1801 angehören. — Der Geburtstag der Frau von Stein, an den man denken möchte, fiel auf den 25. September. — Ich würde das Gedicht nach Ton und Inhalt einer viel früheren Zeit, und zwar den achtziger Jahren, etwa 1783 bis 1784, zuweisen. — L.

***) Siehe Briefe an Frau von Stein III, 66. — Goethe sandte ihr diese Verse aus Eisenach am 23. Juni 1784 mit der Bemerkung, daß er vorgehabt, sie „in irgend einen Felsen einhauen zu lassen" und sinne, wo er sie anbringen solle.

Charakter einer vollkommenen Humanität, und ob er gleich wenig sich in Tropen ergina, so waren doch seine lyrischen Aeußerungen höchst rühmenswerth, wie selbst mißwollende Kritiker anerkennen mußten. Unsere guten deutschen Jünglinge könnten an ihm ein Beispiel sehen, wie man in einfacher Größe natürlich waltet; vielleicht dürfte sie das von dem durchaus falschen Transscendiren zurückbringen. [1033

Musik war mir spärlich, aber doch lieblich zugemessen. Ein Kinderlied zum Nepomuksfeste in Karlsbad gedichtet und einige andere von ähnlicher Naivetät gab mir Freund Zelter in angemessener Weise und hohem Sinne zurück. Musikdirektor Eberwein wandte sein Talent dem Divan mit Glück zu, und so wurde mir durch den allerliebsten Vortrag seiner Frau manche ergötzliche gesellige Stunde. [1034

Einiges auf Personen Bezügliche will ich, wie ich es bemerkt finde, ohne weiteren Zusammenhang aufzeichnen. Der Herzog von Berry wird ermordet zum Schrecken von ganz Frankreich. Hofrath Jagemann stirbt zur Bedaurung von Weimar. Herrn von Gagern's längst ersehnte Bekanntschaft wird mir bei einem freundlichen Besuche, wo mir die eigenthümliche Individualität des vorzüglichen Mannes entgegentritt. Ihro Majestät der König von Württemberg beehren mich in Begleitung unserer jungen Herrschaften mit Ihre Gegenwart. Hierauf habe ich das Vergnügen, auch seine begleitenden Kavaliere, werthe Männer, kennen zu lernen. In Karlsbad treff' ich mit Gönnern und Freunden zusammen. Gräfin von der Recke und Herzogin von Kurland find' ich wie sonst anmuthig und theilnehmend gewogen. Mit Dr. Schütze werden literarische Unterhaltungen fortgesetzt. Legationsrath Conta nimmt einsichtigen Theil an den geognostischen Exkursionen. Die auf solchen Wanderungen und sonst zusammengebrachten Musterstücke betrachtet der Fürst von Thurn und Taxis mit Antheil, sowie auch dessen Begleitung sich dafür interessirt. Prinz Karl von Schwarzburg-Sondershausen zeigt sich mir gewogen. Mit Professor Hermann aus Leipzig führt mich das gute Glück zusammen, und man gelangt wechselseitig zu näherer Aufklärung. [1035

Und so darf ich denn wol auch zuletzt in Scherz und Ernst einer bürgerlichen Hochzeit gedenken, die auf dem Schießhause, dem sogenannten kleinen Versailles, gefeiert wurde. Ein angenehmes Thal an der Seite des Schlackenwalder Weges war von wohlgekleideten Bürgern übersäet, welche sich theils als Gäste

des jungen Paars unter einer Alles überschallenden Tanzmusik mit einer Pfeife Tabak luftwandelnd oder bei oft wieder gefüllten Gläsern und Bierkrüglein sitzend gar traulich ergetzten. Ich gesellte mich zu ihnen und gewann in wenigen Stunden einen deutlichern Begriff von dem eigentlich städtischen Zustande Karlsbad's, als ich in vielen Jahren vorher mir nicht hatte zueignen können, da ich den Ort blos als ein großes Wirths- und Krankenhaus anzusehen gewohnt war. [1036

Mein nachheriger Aufenthalt in Jena wurde dadurch sehr erheitert, daß die Herrschaften einen Theil des Sommers in Dornburg zubrachten, wodurch eine lebhaftere Geselligkeit entstand, auch manches Unerwartete sich hervorthat; wie ich denn den berühmten indischen Gaukler und Schwertverschlucker Krtom Balahja seine außerordentlichen Künste mit Erstaunen bei dieser Gelegenheit vortragen sah. [1037

Gar mancherlei Besuche beglückten und erfreuten mich in dem alten Gartenhause und dem daran wohlgelegenen, wissenschaftlich geordneten botanischen Garten: Madame Reddé, geborne Schlözer, die ich vor vielen Jahren bei ihrem Vater gesehen hatte, wo sie als das schönste, hoffnungsvollste Kind zur Freude des strengen, fast mißmuthigen Mannes glücklich emporwuchs. Dort sah ich auch ihre Büste, welche unser Landsmann Trippel kurz vorher in Rom gearbeitet hatte, als Vater und Tochter sich dort befanden. Ich möchte wol wissen, ob ein Abguß davon noch übrig ist und wo er sich findet; er sollte vervielfältigt werden: Vater und Tochter verdienen, daß ihr Andenken erhalten bleibe. Von Voth und Gemahlin aus Rostock, ein werthes Ehepaar, durch Herrn von Preen mir näher verwandt und bekannt, brachten mir eines Natur- und Nationaldichters, D. G. Babst's, Produktionen, welche sich neben den Arbeiten seiner Gleichbürtigen gar wohl und löblich ausnehmen. Höchst schätzbar sind seine Gelegenheitsgedichte, die uns einen altherkömmlichen Zustand in festlichen Augenblicken neu belebt wieder darstellen. Graf Paar, Adjutant des Fürsten von Schwarzenberg, dem ich in Karlsbad mich freundschaftlich verbunden hatte, versicherte mir durch unerwartetes Erscheinen und durch fortgesetzte vertrauliche Gespräche seine unverbrüchliche Neigung. Anton Prokesch, gleichfalls Adjutant des Fürsten, ward mir durch ihn zugeführt. Beide, von der Hahnemannischen Lehre durchdrungen, auf welche der herrliche Fürst seine Hoffnung gesetzt hatte, machten mich damit umständlich bekannt,

und mir schien daraus hervorzugehen, daß wer auf sich selbst aufmerksam einer angemessenen Diät nachlebt, bereits jener Methode sich unbewußt annähert. [1038

Herr von der Malsburg gab mir Gelegenheit, ihm für so manches aufklärende Vergnügen und tiefere Einsicht in die spanische Literatur zu danken. Ein Zellenberg'scher Sohn brachte mir die menschenfreundlich bildenden Bemühungen des Vaters deutlicher zu Sinn und Seele. Frau von Helvig, geborne von Imhoff, erweckte durch ihre Gegenwart angenehme Erinnerungen früherer Verhältnisse, so wie ihre Zeichnungen bewiesen, daß sie auf dem Grund immer fortbaute, den sie in Gesellschaft der Kunstfreunde vor Jahren in Weimar gelegt hatte. *Graf und Gräfin Herrfzarten sowie Förster und Frau* brachten mir persönlich die Versicherung bekannten und unbekannten treuen Antheils an meinem Dasein. Geheimerath Rudolphi von Berlin sowie Professor Weiß gingen allzu schnell vorüber, und doch war ihre kurze Gegenwart mir zur aufmunternden Belehrung. [1039

Für unsern Kreis erwarteten wir zu dieser Zeit Herrn Generalsuperintendenten Röhr. Welche große Vortheile durch ihn für uns sich bereiteten, war gleich bei seinem Eintritt zwar nicht zu berechnen, aber doch vorauszusehen. Mir kam er zur glücklichen Stunde: seine erste geistliche Handlung war die Taufe meines zweiten Enkels, dessen unentwickeltes Wesen mir schon manches Gute vorzudeuten schien. Geheimer Hofrath Blumenbach und Familie erfreuten uns einige Tage durch ihre Gegenwart, er immer der heitere, umsichtige, kenntnißreiche Mann von unerloschnem Gedächtniß, selbstständig, ein wahrer Repräsentant der großen gelehrten Anstalt, als deren höchst bedeutendes Mitglied er so viele Jahre gewirkt hatte. Die lieben Verwandten, Rath Schlosser und Gattin, von Frankfurt am Main kommend, hielten sich einige Tage bei uns auf, und das vieljährig thätige, freundschaftliche Verhältniß konnte sich durch persönliche Gegenwart nur zu höherem Vertrauen steigern. Geheimerath Wolf belebte die gründlichen literarischen Studien durch seinen belehrenden Widerspruchsgeist, und bei seiner Abreise traf es sich zufällig, daß er den nach Halle berufenen Dr. Reisig als Gesellschafter mit dahin nehmen konnte, welchen jungen Mann ich nicht allein um meinetwillen sehr ungern scheiden sah. Dr. Küchelbecker von Petersburg, von Quandt und Gemahlin, von Arnim und Maler Ruhl brachten durch die interessantesten

Unterhaltungen große Mannichfaltigkeit in unsere geselligen Tage. [1040

Von Seiten unserer fürstlichen Familie erfreute uns die Gegenwart Herzog Bernhard's mit Gemahlin und Nachkommenschaft; fast zu gleicher Zeit aber sollten durch eine unglückliche Beschädigung unserer Frau Großherzogin, indem sie bei einem unversehenen Ausgleiten den Arm brach, die sämmtlichen Übrigen in Kummer und Sorge versetzt werden. [1041

Nachträglich will ich noch bemerken, daß Ende September die Revolution in Portugal ausbrach; daß ich persönlich einem Geschäft entging, dessen Uebernahme bei großer Verantwortlichkeit mich mit unüberfehbarem Verdruß bedrohte. [1042

1821.

Zu eigenen Arbeiten fand sich manche Veranlassung. Vieljährige Neigung und Freundschaft des Grafen Brühl verlangte zu Eröffnung des neuen Berliner Schauspielhauses einen Prolog, der denn wegen dringender Zeit gleichsam aus dem Stegreife erfunden und ausgeführt werden mußte. Die gute Wirkung war auch mir höchst erfreulich; denn ich hatte die Gelegenheit erwünscht gefunden, dem werthen Berlin ein Zeichen meiner Theilnahme an bedeutenden Epochen seiner Zustände zu geben. [1043

Ich faßte darauf die Paralipomena wieder an. Unter dieser Rubrik verwahre ich nur verschiedene Futterale, was noch von meinen Gedichten ungedruckt oder ungesammelt verhanden sein mag. Sie zu ordnen und, da viel Gelegenheitsgedichte darunter sind, sie zu kommentiren pflegte ich von Zeit zu Zeit, indem eine solche Arbeit in die Länge nicht anziehen kann. [1044

Auch zahme Xenien brachte ich zusammen; denn ob man gleich seine Dichtungen überhaupt nicht durch Verdruß und Widerwärtiges entstellen soll, so wird man sich doch im Einzelnen manchmal Luft machen; von kleinen, auf diese Weise entstehenden Produktionen sonderte ich die länglichsten und stellte sie in Pappen zusammen. [1045

Schon seit einigen Jahren hatte mich die Weltenbildung nach Howard beschäftigt und große Vortheile bei Naturbetrachtungen gewährt. Ich schrieb ein Ehrengedächtniß in vier Strophen, welche die Hauptworte seiner Terminologie enthielten,

auf Ansuchen Londoner Freunde sodann noch einen Eingang von drei Strophen zu besserer Vollständigkeit und Verdeutlichung des Sinnes. [1046

Lord Byron's Invective gegen die Edinburger, die mich in vielfachem Sinne interessirte, ging ich an zu übersetzen, doch nöthigte mich die Unkunde der vielen Partikularien, bald innezuhalten. Deste leichter schrieb ich Gedichte zu einer Sendung von Tischbein's Zeichnungen und eben dergleichen zu Landschaften, nach meinen Skizzen radirt. [1047

Hierauf ward mir das unerwartete Glück, Ihre des Großfürsten Nikolaus und Gemahlin Alexandra kaiserl. Hoheit im Geleit unsrer gnädigsten Herrschaften bei mir in Haus und Garten zu verehren. Der Frau Großfürstin kaiserl. Hoheit vergönnten einige poetische Zeilen in das zierlich-prächtige Album verehrend einzuzeichnen. [1048

Auf Anregung eines theilnehmenden Freundes suchte ich meine in Druck und Manuskript zerstreuten naturwissenschaftlichen Gedichte zusammen und ordnete sie nach Bezug und Folge. [1049

Endlich ward eine indische, mir längst im Sinne schwebende, von Zeit zu Zeit ergriffene Legende wieder lebendig, und ich suchte sie völlig zu gewältigen. [1050

Geh' ich nun von der Poesie zur Prosa hinüber, so habe ich zu erzählen, daß die Wanderjahre neuen Antheil erregten. Ich nahm das Manuskript vor, aus einzelnen zum Theil schon abgedruckten kleinen Erzählungen bestehend, welche durch Wanderungen einer bekannten Gestalt verknüpft, zwar nicht aus einem Stück, aber doch in einem Sinn erscheinen sollten. Es war wenig daran zu thun, und selbst der widerstrebende Gehalt gab zu neuen Gedanken Anlaß und ermuthigte zur Ausführung. Der Druck war mit Januar angefangen und in der Hälfte Mai beendigt. [1051

Kunst und Alterthum III. Band 2. Heft behandelte man zu gleicher Zeit und legte darin Manches nieder, was gebildeten Freunden angenehm sein sollte. [1052

Sonderbar genug ergriff mich im Vorübergehen der Trieb, am vierten Bande von Wahrheit und Dichtung zu arbeiten; ein Drittheil davon ward geschrieben, welches freilich einladen sollte, das Uebrige nachzubringen. Besonders ward ein angenehmes Abenteuer von Lili's Geburtstag mit Neigung hervorgehoben, Anderes bemerkt und ausgezeichnet. Doch sah

ich mich bald von einer solchen Arbeit, die nur durch liebevolle Vertraulichkeit gelingen kann, durch anderweitige Beschäftigung zerstreut und abgelenkt. [1053

Einige Novellen wurden projektirt: die gefährliche Nachlässigkeit, verderbliches Zutrauen auf Gewohnheit und mehr dergleichen ganz einfache Lebensmomente aus herkömmlicher Gleichgiltigkeit heraus- und auf ihre bedeutende Höhe hervorgehoben. [1054

In der Mitte November ward an der Campagne von 1792 angefangen. Die Sonderung und Verknüpfung des Vorliegenden erforderte alle Aufmerksamkeit; man wollte durchaus wahr bleiben und zugleich den gebührenden Euphemismus nicht versäumen. Kunst und Alterthum III. Band 3. Heft verfolgte gleichfalls seinen Weg; auch leichtere Bemühungen, wie etwa die Vorreden zum Deutschen Gil Blas, kleinere Biographien zur Trauerloge gelangen freundlich in ruhigen Zwischenzeiten. [1055

Von außen, auf mich und meine Arbeiten bezüglich, erschien gar manches Angenehme. Eine Uebersetzung von Howard's Ehrengedächtniß zeigte mir, daß ich auch den Sinn der Engländer getroffen und ihnen mit der Hochschätzung ihres Landsmannes Freude gemacht. Dr. Nohden, bei dem Museum in London angestellt, übersetzte kommentirend meine Abhandlung über da Vinci's Abendmahl, die er in trefflicher Ausgabe auf das Zierlichste gebunden übersendet. Rameau's Neffe wird in Paris übersetzt und einige Zeit für das Original gehalten, und so werden auch meine Theaterstücke nach und nach übertragen. Meine Theilnahme an fremder wie an deutscher Literatur kann ich folgendermaßen bewähren. [1056

Man erinnert sich, welch ein schmerzliches Gefühl über die Freunde der Dichtkunst und des Genusses an derselben sich verbreitete, als die Persönlichkeit des Homer, die Einheit des Urhebers jener weltberühmten Gedichte, auf eine so kühne und tückische Weise bestritten wurde. Die gebildete Menschheit war im Tiefsten aufgeregt, und wenn sie schon die Gründe des höchst bedeutenden Gegners nicht zu entkräften vermochte, so konnte sie doch den alten Sinn und Trieb, sich hier nur eine Quelle zu denken, woher so viel Köstliches entsprungen, nicht ganz bei sich ausleichen. Dieser Kampf währte nun schon über zwanzig Jahre, und es war eine Umwälzung der ganzen Weltgesinnung nöthig, um der alten Vorstellungsart wieder einigermaßen Luft zu machen. [1057

Aus dem Zerstörten und Zerstückten wünschte die Mehrheit der klassisch Gebildeten sich wiederherzustellen, aus dem Unglauben zum Glauben, aus dem Sondern zum Vereinen, aus der Kritik zum Genuß wieder zu gelangen. Eine frische Jugend war herangewachsen, unterrichtet wie lebenslustig; sie unternahm mit Muth und Freiheit, den Vortheil zu gewinnen, dessen wir in unirer Jugend auch genossen hatten, ohne die schärfste Untersuchung selbst den Schein eines wirksamen Ganzen als ein Ganzes gelten zu lassen. Die Jugend liebt das Zerstückelte überhaupt nicht; die Zeit hatte sich in manchem Sinne kräftig hergestellt, und so fühlte man schon den früheren Geist der Versöhnung wiederum walten. [1058]

Schubarth's Ideen über Homer wurden laut, seine geistreiche Behandlung, besonders die herausgehobene Begünstigung der Trojaner, erregten ein neues Interesse, und man fühlte sich dieser Art, die Sache anzusehn, geneigt. Ein englischer Aufsatz über Homer, worin man auch die Einheit und Untheilbarkeit jener Gedichte auf eine freundliche Weise zu behaupten suchte, kam zu gelegener Zeit, und ich, in der Ueberzeugung, daß, wie es ja bis auf den heutigen Tag mit solchen Werken geschieht, der letzte Redakteur und emsige Abschreiber getrachtet habe, ein Ganzes nach seiner Fähigkeit und Ueberzeugung herzustellen und zu überliefern, suchte den Auszug der Ilias wieder vor, den ich zu schnellerer Uebersicht derselben vor vielen Jahren unternommen hatte. [1059]

Die Fragmente Phaethon's, von Ritter Hermann mitgetheilt, erregten meine Produktivität. Ich studirte eilig manches Stück des Euripides, um mir den Sinn dieses außerordentlichen Mannes wieder zu vergegenwärtigen. Professor Gottling übersetzte die Fragmente, und ich beschäftigte mich lange mit einer möglichen Ergänzung. [1060]

Aristophanes von Voß gab uns neue Ansichten und ein frisches Interesse an dem seltsamsten aller Theaterdichter. Plutarch und Appian werden studirt, diesmal um der Triumphzüge willen, in Absicht, Mantegna's Blätter, deren Darstellungen er offenbar aus den Alten geschöpft, besser würdigen zu können. Bei diesem Anlaß ward man zugleich in den höchst wichtigen Ereignissen und Zuständen der römischen Geschichte hin- und hergeführt. Von Knebel's Uebersetzung des Lucrez, welcher nach vielfältigen Studien und Bemühungen endlich herauskam, nöthigte zu weiteren Betrachtungen und

Studien in demselben Felde; man ward zu dem hohen Stande der römischen Kultur ein halbes Jahrhundert vor Christi Geburt und in das Verhältniß der Dicht- und Redekunst zum Kriegs- und Staatswesen genöthigt. Dionys von Halikarnaß konnte nicht versäumt werden, und so reizend war der Gegenstand, daß mehrere Freunde sich mit und an demselben unterhielten. [1061]

Nun war der Antheil an der englischen Literatur durch vielfache Bücher und Schriften, besonders auch durch die Hüttnerischen höchst interessanten handschriftlichen Berichte, von Lenzen gesendet, immer lebendig erhalten. Lord Byron's früherer Kampf gegen seine schwachen und unwürdigen Recensenten brachte mir die Namen mancher seit dem Anfange des Jahrhunderts merkwürdig gewordener Dichter und Prosaisten vor die Seele, und ich las daher Jacobsen's biographische Chrestomathie mit Aufmerksamkeit, um von ihren Zuständen und Talenten das Genauere zu erfahren. Lord Byron's Marino Faliери wie sein Manfred in Döring's Uebersetzung hielten uns jenen werthen außerordentlichen Mann immer vor Augen. Kenilworth von Walter Scott, statt vieler andern seiner Romane aufmerksam gelesen, ließ mich sein vorzügliches Talent, Historisches in lebendige Anschauung zu verwandeln, bemerken und überhaupt als höchst gewandt in dieser Dicht- und Schreibart anerkennen. [1062]

Unter Vermittlung des Englischen, nach Anleitung des werthen Professor Rosegarten, wandte ich mich wieder eine Zeit lang nach Indien. Durch seine genaue Uebersetzung des Anfangs von Ramayna kam dieses unschätzbare Gedicht mir wieder lebendig vor die Seele und gewann ungemein durch eine so treue Aufklärung. Auch Nala studirte ich mit Bewunderung und bedauerte nur, daß bei uns Empfindung, Sitten und Denkweise so verschieden von jener östlichen Nation sich ausgebildet haben, daß ein so bedeutendes Werk unter uns nur wenige, vielleicht nur Leser vom Fache sich gewinnen möchte. [1063]

Von spanischen Ereignissen konnte ich zuerst ein bedeutendes Werk: Spanien und die Revolution. Ein Ehrenmann, mit den Sitten der Halbinsel, dem Staats-, Hof- und Finanzverhältnissen gar wohl bekannt, eröffnet uns mathematisch und zuverlässig, wie es in den Jahren, wo er selbst Zeuge gewesen, mit den innern Verhältnissen ausgesehen, und giebt uns

einen Begriff von dem, was in einem solchen Lande durch Umwälzungen bewirkt wird. Seine Art, zu schauen und zu denken sagt dem Zeitgeist nicht zu; daher sekretirt dieser das Buch durch ein unverbrüchliches Schweigen, in welcher Art von Inquisitionscensur es die Deutschen weit gebracht haben. [1064]

Zwei Stücke von Calderon machten mich sehr glücklich: der absurdeste Gegenstand in Aurora von Copacavana, der vernunft- und naturgemäßeste, die Tochter der Luft, beide mit gleichem Geist und überschwänglichem Talent behandelt, daß die Macht des Genie's in Beherrschung alles Widersprechenden daraus aufs Kräftigste hervorleuchtet und den hohen Werth solcher Produktionen doppelt und dreifach beurkundet. [1065]

Eine spanische Blumenlese, durch Gefälligkeit des Herrn Perthes erhalten, war mir höchst erfreulich; ich eignete mir daraus zu, was ich vermochte, obgleich meine geringe Sprachkenntniß mich dabei manche Hinderung erfahren ließ. [1066]

Aus Italien gelangte nur wenig in meinen Kreis: Ildegonda von Grossi erregte meine ganze Aufmerksamkeit, ob ich gleich nicht Zeit gewann, öffentlich darüber etwas zu sagen. Hier sieht man die mannichfaltigste Wirksamkeit eines vorzüglichen Talents, das sich großer Ahnherren rühmen kann, aber auf eine wundersame Weise. Die Stanzen sind ganz fürtrefflich, der Gegenstand modern unerfreulich, die Ausführung höchst gebildet nach dem Charakter großer Vorgänger: Tasso's Anmuth, Ariost's Gewandtheit, Dante's widerwärtige, oft abscheuliche Großheit, Eins nach dem Andern wickelt sich ab. Ich mochte das Werk nicht wieder lesen, um es näher zu beurtheilen, da ich genug zu thun hatte, die gespensterhaften Ungeheuer, die mich bei der ersten Lesung verschüchterten, nach und nach aus der Einbildungskraft zu vertilgen. [1067]

Desto willkommener blieb mir Graf Carmagnola, Trauerspiel von Manzoni, einem wahrhaften, klar auffassenden, innig durchdringenden, menschlich fühlenden, gemüthlichen Dichter. [1068]

Von der neuern deutschen Literatur durft' ich wenig Kenntniß nehmen; meist nur was sich unmittelbar auf mich bezog, konnt' ich in meine übrige Thätigkeit mit aufnehmen. Zauper's Grundzüge einer deutschen theoretisch-praktischen Poetik brachten mich mir selbst entgegen und gaben mir wie aus einem Spiegel zu manchen Betrachtungen Anlaß. Ich sagte mir: da man ja doch zum Unterrichte der Jugend und

zur Einleitung in eine Sprache Chrestomathien anwendet, so ist es gar nicht übel getban, sich an einen Dichter zu halten, der mehr aus Trieb und Schicksal denn aus Wahl und Vorsatz dahin gelangt, selbst eine Chrestomathie zu sein; denn da findet sich im Ganzen doch immer ein aus dem Studium vieler Vorgänger gebildeter Sinn und Geschmack. Dieses beschränkt keineswegs den jüngeren Mann, der einen solchen Gang nimmt, sondern nöthigt ihn, wenn er sich lange genug in einem gewissen Kreise eigensinnig umhergetrieben hat, zum Ausflug in die weite Welt und in die Ferne der Zeitalter, wie man an Schubarth sehen kann, der sich eine ganze Weile in meinem Bezirk enthielt und sich dadurch nur gestärkt fand, nunmehr die schwierigsten Probleme des Alterthums anzugreifen und eine geistreiche Lösung zu bewirken. Dem guten Zauper sagte ich Manches, was ihm förderlich sein konnte, und beantwortete seine Aphorismen, die er mir im Manuskript zusendete, mit kurzen Bemerkungen, für ihn und Andere nicht ohne Nutzen. [1069]

Die Neigung, womit Dr. Kannegießer meine Harzreise zu entziffern suchte, bewog mich, in meine frühste Zeit zurückzugehen und einige Aufschlüsse über jene Epoche zu geben. [1070]

Ein Manuskript aus dem funfzehnten Jahrhundert, die Legende der heiligen drei Könige ins Märchenhafteste dehnend und ausmalend, hatte mich, da ich es zufällig gewann, in manchem Sinne interessirt. Ich beschäftigte mich damit, und ein geistreicher junger Mann, Dr. Schwab, mochte es übersetzen. Dieses Studium gab Anlaß zu Betrachtung, wie Märchen und Geschichten erscheinen gegen und durch einander arbeiten, so daß sie schwer zu sondern sind und man sie durch ein weiteres Trennen nur weiter zerstört. [1071]

Jedesmal bei meinem Aufenthalt in Böhmen bemüht' ich mich einigermaßen um Geschichte und Sprache, wenn auch nur im Allgemeinsten. Diesmal las ich wieder Zacharias Theobaldus' Hussitenkrieg und wand mit Stransky, Respublica Bohemiae, mit der Geschichte des Verfassers selbst und dem Werthe des Werks zu Vergnügen und Belehrung näher bekannt. Durch die Ordnung der akademischen Bibliothek zu Jena wurde auch eine Sammlung fliegender Blätter des sechszehnten Jahrhunderts dem Gebrauch zugänglich; einzelne Nachrichten, die man in Ermanglung von Zeitungen dem Publikum mittheilte, wo man unmittelbar mit dem ursprünglichen Faktum genauer bekannt wurde als jetzt, wo jedesmal eine Partei uns dasjenige mittheilt, was

Ein Gleiches.*)

Felſen ſollten nicht Felſen und Wüſten Wüſten nicht bleiben;
Drum ſtieg Amor herab, ſieh, und es lebte die Welt.
Auch belebet er mir die Höhle mit himmliſchem Lichte,
Zwar der Hoffnung nur, doch ward die Hoffnung erfüllt.

An Frau von Stein.**)

Frage nicht nach mir und was ich im Herzen verwahre!
Ewige Stille geziemt ohne Gelübde dem Mann.
Was ich zu ſagen vermöchte, iſt jetzo ſchon kein Geheimniß;
Nur dieſen Namen verdient, was ſich mir ſelber verbirgt.

Nach dem Lateiniſchen.***)

Du verachteſt den Armen, er lehne ſich überall nieder.
Schöne Königin, wol lieg' ich bald hier und bald dort;
Aber fändeſt Du ihn erwachend einſt in dem Arme,
Du beriefſt ihn mit Recht: „Lehnt er doch überall an!“

Fragment.†)

Als der Undankbare floh, o Göttin ewiger Treue,
Fleht' ich ihn nicht zurück, fleht' ich: verzeih Du ihm! nur.

*) Am 25. Juni 1784 an Frau von Stein gleichfalls aus Eiſenach geſendet. — Die Verſe ſollten eine zweite Inſchrift für die Hermannſteiner Porphyr-Höhle bei Ilmenau werden, zum Andenken daran, daß Frau von Stein dieſe Höhle gemeinſam mit Goethe beſucht hatte. Die erſte Inſchrift war ein einfaches 8 geweſen. (Vgl. Briefe I, 51 und 338 und III, 67.)

**) Vgl. „Briefe an Frau von Stein“ III, 118, ſowie „Briefe und Aufſätze von Goethe“ S. 234. Der Herausgeber weiſt dieſem Epigramme vermuthungsweiſe ſeine Stelle als Beilage zu einem Briefe vom 13. November 1784 an. Goethe ſchreibt in jenem Briefe: „Hier wieder ein Epigramm, das unter die mittelmäßigen gehört.“

***) Vgl. „Briefe an Frau von Stein“ III, 190, ſowie „Briefe und Aufſätze von Goethe“ S. 233. — Der das Gedicht begleitende Brief vom 29. November 1784 giebt eine Andeutung über den Urſprung deſſelben: „Ich ſchicke Dir das Verſprochene. Eine Anekdote liegt zu Grunde. Ich glaube, es war die Königin Chriſtina, der ein Bettler die Antwort ſoll gegeben haben.“ In der That giebt Bichoff III, 521 nach Mittheilungen von Varnhagen von Enſe das betreffende Diſtichon aus „Berckenmeyer's curieuſem Antiquarius“, Hamburg, 1736 an:

„In thalamis, regina, tuis hac nocte jacorem,
Si foret hoc verum: „Pauper ubique jacet.“ —

Indeſſen trat Goethe; es war nicht Chriſtine von Schweden, ſondern Eliſabeth von England, die einem vor der Paulskirche in London bettelnden Dichter die letzten Worte als Antwort zurief. — P.

†) Vgl. „Briefe und Aufſätze Goethe's“ S. 234. — Der Herausgeber bemerkt, das Epigramm ſcheine urſprünglich noch vorhergehende Verſe gehabt

ihren Gesinnungen und Absichten gemäß ist, weshalb man erst hinterdrein die Tagesblätter mit Nutzen und wahrer Einsicht zu lesen in den Fall kommt. [1072]

Die unschätzbare Boisserée'sche Sammlung, die uns einen neuen Begriff von früherer niederdeutscher Kunstmalerei gegeben und so eine Lücke in der Kunstgeschichte ziemlich ausgefüllt hat, sollte denn auch durch treffliche Steindrücke dem Abwesenden bekannt und der Ferne sogleich angeleckt werden, sich diesen Schätzen persönlich zu nähern. Stirner, schon wegen seiner Münchner Arbeiten längst gerühmt, zeigte sich auch hier in seinem großen Vortheil, und obgleich der auffallende Werth der Originalbilder in glänzender Farbung bestehlt, so lernen wir doch hier den Gedanken, den Ausdruck, die Zeichnung und Zusammensetzung kennen und werden, wie mit den oberdeutschen Künstlern durch Kupferstiche und Holzschnitte, so hier durch eine neuerfundene Nachbildungsweise auch mit den bisher unter uns kaum genannten Meistern des funfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts vertraut. Jeder Kupferstichsammler wird sich diese Hefte gern anschaffen, da in Betracht ihres innern Werthes der Preis für mäßig zu achten ist. [1073]

So erschienen uns denn auch die Hamburger Steindrücke, meist Porträts, in Vortrefflichkeit von zusammen lebenden und arbeitenden Künstlern unternommen und ausgeführt. Wir wünschen einem jeden Liebhaber Glück zu guten Abdrücken derselben. [1074]

Vieles Andere, was die Zeit hervorbrachte und was wol für grenzenlos angesprochen werden kann, ist an anderem Orte genannt und gewürdigt. [1075]

Nun wollen wir noch einer eigenen Bemühung gedenken: eines Weimarisch-lithographischen Heftes mit erklärendem Text, das wir unter dem Titel einer Pinakothek herausgaben. Die Absicht war, manches bei uns vorhandene Mittheilungswerthe ins Publikum zu bringen. Wie es aber auch damit mochte beschaffen sein, dieser kleine Versuch erwarb sich zwar manche Gönner, aber wenig Käufer und ward nur langsam und im Stillen fortgesetzt, um den wackeren Künstler nicht ohne Uebung zu lassen und eine Technik lebendig zu erhalten, welche zu fördern ein jeder Ort, groß oder klein, sich zum Vortheil rechnen sollte. [1076]

Nun aber brachte die Kupferstecherkunst nach langem Erwarten uns ein Blatt von der größten Bedeutung. Hier wird

uns in schönster Klarheit und Reinlichkeit ein Bild Raphael's überliefert, aus den schönsten Jünglingsjahren; hier ist bereits so viel geleistet, als noch zu hoffen. Die lange Zeit, welche der überliefernde Kupferstecher Longhi hierauf verwendet, muß als glücklich zugebracht angesehen werden, so daß man ihm den dabei errungenen Gewinn gar wohl gönnen mag. [1077]

Von Berlin kamen uns fast zu gleicher Zeit Musterblätter für Handwerker, die auch wol einem jeden Künstler höchst willkommen sein müßten. Der Zweck ist edel und schön, einer ganzen großen Nation das Gefühl des Schönen und Reinen auch an unbelebten Formen mitzutheilen; daher ist an diesen Mustern Alles musterhaft: Wahl der Gegenstände, Zusammenstellung, Folge und Vollständigkeit, Tugenden, welche zusammen diesem Anfange gemäß sich in den zu wünschenden Heften immer mehr offenbaren werden. [1078]

Nach so trefflichen, ins Ganze reichenden Arbeiten darf ich wol eines einzelnen Blattes gedenken, das sich zunächst auf mich bezieht, doch als Kunstwerk nicht ohne Verdienst bleibt; man verdankt es der Bemühung, welche sich Dawe, ein englischer Maler, bei seinem längeren hiesigen Aufenthalt um mein Porträt gegeben; es ist in seiner Art als gelungen anzusprechen und war es wohl werth, in England sorgfältig gestochen zu werden. [1079]

In die freie Welt wurden wir durch Landschaftszeichnungen des Herrn David Heß aus Zürich hinausgeführt. Eine sehr schön kolorirte Aquatintenfolge brachte uns auf den Weg über den Simplon, ein Kolossalbau, der zu seiner Zeit viel Redens machte. [1080]

In ferne Regionen versetzten uns die Zeichnungen zu des Prinzen von Neuwied Durchlaucht brasilianische Reise; das Wundersame der Gegenstände schien mit der künstlerischen Darstellung zu wetteifern. [1081]

Noch einer Künstelei muß ich gedenken, die aber als räthselhaft jeden guten erfinderischen Kopf in Anspruch nahm und beunruhigte: es war die Erfindung, eine Kupfertafel nach Belieben größer oder kleiner abzudrucken. Ich sah dergleichen Probeblätter bei einem Reisenden, der solche so eben als eine große Seltenheit von Paris gebracht hatte, und man mußte sich, ungeachtet der Unwahrscheinlichkeit, doch bei näherer Untersuchung überzeugen, der größere und kleinere Abdruck seien wirklich als eines Ursprungs anzuerkennen. [1082]

Um nun auch von der Malerei einiges Bedeutende zu melden, so verfehlen wir nicht zu eröffnen, daß, als auf höhere Veranlassung dem talentreichen Hauptmann Raabe nach Italien bis Neapel zu gehen Mittel gegönnt waren, wir ihm den Auftrag geben konnten, Verschiedenes zu kopiren, welches zur Geschichte des Kolorits merkwürdig und für diesen wichtigen Kunstheil selbst förderlich werden möchte. Was er während seiner Reise geleistet und ins Vaterland gesendet, sowie das nach Vollendung seiner Wanderschaft Mitgebrachte war gerade der lebenswürdige Beitrag, den wir wünschten. Die Aldobrandini'sche Hochzeit in ihrem neuen Zustande, die unschätzbaren Tänzerinnen und Bacchischen Centauren, von deren Gestalt und Zusammensetzung man allenfalls im Norden durch Kupferstiche unterrichtet wird, sah man jetzt gefärbt und konnte auch hier den großen antiken Geschmack in Form und Farbe bewundern. Solche Bemühung wollte freilich deutschen, von modernem Irrsal befangenen Kunstjüngern nicht einleuchtig werden, weshalb man denn jeweil sich selbst als den verständigen Künstler zu beruhigen wußte. [1083]

Angenähert dem antiken Sinne, erschien uns darauf Mantegna's Triumphzug abermals höchst willkommen; wir ließen, gestützt auf den eigenhändigen Kupferstich des großen Künstlers, das zehnte, hinter den Triumphwagen bestimmte Blatt in gleicher Art und Größe zeichnen und brachten dadurch eine höchst lehrreich abgeschlossene Folge zur Anschauung. [1084]

Mit größter Sorgfalt in Zeichnung und Farbe nachgebildete Kopien alter Glasmalereien der St. Gereonskirche in Köln setzten Jedermann in Verwunderung und gaben einen merkwürdigen Beleg, wie sich eine aus ihren ersten Elementen auftretende Kunst zu Erreichung ihrer Zwecke zu benehmen gewußt. [1085]

Anderes dieser niederdeutschen Schule, weiter heraufkommend und ausgebildeter, ward uns durch die Freundlichkeit des Boisserée'schen Kreises zu Theil, wie uns denn auch später von Kassel ein neueres, zu dem Alten zurückstrebendes Kunstbemühen vor Augen kam: drei singende Engel von Rubl, welche wir wegen ausführlicher Genauigkeit besonderer Aufmerksamkeit werth zu achten Ursache hatten. [1086]

Im Gegensatz jedoch von dieser strengen, sich selbst retardirenden Kunst kam uns von Antwerpen ein lebenslustiges Gemälde: Rubens als Jüngling, von einer schönen, stattlichen

Frau dem alternden Lipsius vorgestellt, und zwar in dem unverändert aus jener Zeit der verbliebenen Zimmer, worin dieser auf seine Weise vorzügliche Mann als Revisor der Plantinischen Offizin gearbeitet hatte. [1087]

Unmittelbar stimmte hiezu eine Kopie nach den Söhnen Rubens' in Dresden, welche Gräfin Julie von Egloffstein vor Kurzem lebhaft und glücklich vollendet hatte. Wir bewunderten zu gleicher Zeit ihr höchst geübtes und ausgebildetes Talent in einem Zeichenbuche, worin sie Freundes-Porträte sowie landschaftliche Familiensitze mit so großer Gewandtheit als Natürlichkeit eingezeichnet. [1088]

Endlich kam auch mein eigenes stockendes Talent zur Sprache, indem bedeutende und werthe Sammler etwas von meiner Hand verlangten, denen ich denn mit einiger Scheu willfahrte, zugleich aber eine ziemliche Anzahl von mehr als gewohnt reinlichen Blättern in einen Band vereinigte: es waren die vom Jahre 1810, wo mich zum letzten Male der Trieb, die Natur nach meiner Art auszusprechen, Monate lang belebte; sie durften für mich des sonderbaren Umstands halber einigen Werth haben. [1089]

Im Bezug auf die Baukunst verhielt ich mich eigentlich nur historisch, theoretisch und kritisch. Oberbaudirektor Coudray, gründlich, gewandt, so thätig als geistreich, gab mir Kenntniß von den bei uns zu unternehmenden Bauten, und das Gespräch darüber war mir höchst förderlich. Wir gingen manche bedeutende Kupferwerke zusammen durch: das neue von Durand, Partie graphique des cours d'architecture etc., an kurz vergangene Zeit erinnernd, Richardsen, The New Vitruvius Britannicus, und im Einzelnen die stets musterhaften Zierrathen Albertolli's und Mercau's. [1090]

Höchst vollkommen in diesem Fache war eine Zeichnung, mir von Berlin durch das Wohlwollen des Herrn Theaterintendanten zugesendet, die Dekoration, innerhalb welcher bei Eröffnung des Theaters der von mir verfaßte Prolog gesprochen worden. [1091]

Boisserée's Abhandlung über den Kölner Dom rief mich in frühere Jahrhunderte zurück; man bedurfte aber das Manuskript eher, als mir lieb war, und der mit augenblicklichem Interesse angewonnene Faden der Reflexionen zerriß, dessen eben so eiliges Anknüpfen jedoch manchen Zufälligkeiten unterworfen sein mochte. [1092]

Hatte man nun dort die altdeutsche Baukunst auf ihrem höchst geregelten Gipfel erblickt, so traten andere Darstellungen, wie z. B. die alten Baudenkmale im ehemaligen Kaiserthume, nur eine beim Hergebrachten ins Willkürliche auslaufende Kunst sehen. [1093]

An eine gute Zeit dieser Bauart erinnerte jedoch eine uralte jüdische Synagoge in Eger, einst vor christlichen Kapelle umgewandelt, jetzt verwaist vom Gottesdienste des Alten und Neuen Testaments. Die Jahrzahl einer alten hebräischen Inschrift hoch am Pfeiler war selbst einem durchdringenden studirten Juden nicht zu entziffern. Dieselbe Zweideutigkeit, welche sowol die Jahres- als Volkszahlen der Ebräer höchst unsicher läßt, waltet auch hier und hieß uns von ferneter Untersuchung absteben. [1094]

In der Plastik zeigte sich auch einige Thätigkeit, wenn nicht im Vielen, doch im Bedeutenden; einige Büsten in Gips und Marmor vom Hofbildhauer Kaufmann erhalten Beifall, und eine kleinere Medaille mit Serenissimi Bild in Paris zu fertigen ward besprochen und berathen. [1095]

Theorie und Kritik, auch sonstiger Einfluß verfolgte seinen Gang und nützte bald im Engeren, bald im Breiteren. Ein Aufsatz des Weimarischen Kunstfreundes für Berlin, Kunstschulen und Akademien betreffend, ein anderer auf Museen rücksichtlich, nach Ueberzeugung mitgetheilt, wenn auch nicht aller Orten mit Billigung aufgenommen; eine Abhandlung über den Steindruck, die Mettier solcher Kunst belebend, ihnen gewiß erfreulich: Alles dieses zeigt von dem Ernst, womit man das Heil der Kunst von seiner Seite zu fördern mannichfaltig bedacht war. [1096]

Eine sehr angenehme Unterhaltung mit auswärtigen Freunden gewährte durch Vermittelung von Kupferstichen manche Betrachtung über Konception, höhere sowie technische Komposition, Erfinden und Geltendmachen der Motive. Der hohe Werth der Kupferstecherkunst in diesem hinterischen Sinne ward zugleich hervorgehoben und sie für ein Glück gehalten. [1097]

Die Musik versprach gleichfalls in meinem häuslichen Kreise sich wieder zu heben; Alexander Boucher und Frau, mit Violine und Harfe, setzten zuerst einen kleinen Kreis versammelter Freunde in Verwunderung und Erstaunen, wie es ihnen nachher mit unserm und dem so großen und an alles Treffliche gewohnten Berliner Publikum gelang. Dieser Ober-

wein's und seiner Gattin musikalisch-produktive und ausführende Talente wirkten zu wiederholtem Genuß, und in der Hälfte Mai konnte schon ein größeres Konzert gegeben werden. Recitation und rhythmischen Vortrag zu vernehmen und anzuleiten war eine alte, nie ganz ersterbene Leidenschaft. Zwei entschiedene Talente dieses Faches, Gräfin Julie Egloffstein und Fräulein Adele Schopenhauer, ergetzten sich, den Berliner Prolog vorzutragen, Jede nach ihrer Weise, Jede die Poesie durchdringend und ihrem Charakter gemäß in liebenswürdiger Verschiedenheit darstellend. Durch die kenntnißreiche Sorgfalt eines längst bewährten Freundes, Hofrath Rochlitz', kam ein bedachtsam geprüfter Schreiberischer Flügel von Leipzig an, glücklicherweise; denn bald darauf brachte uns Zelter einen höchst Verwunderung erregenden Zögling, Felix Mendelssohn, dessen unglaubliches Talent wir ohne eine solche vermittelnde Mechanik niemals hätten gewahr werden können. Und so kam denn auch ein großes, bedeutendes Konzert zu Stande, wobei unser nicht genug zu preisende Kapellmeister Hummel sich gleichfalls hören ließ, der sodann auch von Zeit zu Zeit durch die merkwürdigsten Ausübungen den Besitz des vorzüglichen Instrumentes ins Unschätzbare zu erheben verstand. [1098]

Ich wende mich zur Naturforschung, und da hab' ich vor Allem zu sagen, daß Purkinje's Werk über das subjektive Sehen mich besonders aufregte. Ich zog es aus und schrieb Noten dazu und ließ in Absicht, Gebrauch davon in meinen Heften zu machen, die beigefügte Tafel kopiren, welche mühsame und schwierige Arbeit der genaue Künstler gern unternahm, weil er in früherer Zeit durch ähnliche Erscheinungen geängstigt worden und nun mit Vergnügen erfuhr, daß sie als naturgemäß keinen krankhaften Zustand andeuteten. [1099]

Da auf dem reinen Begriff vom Trüben die ganze Farbenlehre beruht, indem wir durch ihn zur Anschauung des Urphänomens gelangen und durch eine vernünftige Entwicklung desselben uns über die ganze sichtbare Welt aufgeklärt finden, so war es wol der Mühe werth, sich umzusehen, wie die verschiedenen Völker sich hierüber ausgedrückt, von wo sie ausgegangen und wie sie, roher oder zarter, in der Bezeichnung sich näherer oder entfernterer Analogien bedient. Man suchte gewisse Wiener Trinkgläser habhaft zu werden, auf welchen eine trübe Glasur das Phänomen schöner als irgendwo darstellte. [1100]

Verschiedenes Chromatische wurde zum vierten Hefte aus früheren Papieren hervorgesucht, Bernardinus Telesius sowol überhaupt als besonders der Farbe wegen studirt. Seebeck's Vorlesung über die Wärme im prismatischen Sonnenbilde war höchst willkommen, und die früheren eigenen Vorstellungen über diese merkwürdigen Erscheinungen erwachten wieder. [1101

Hofmechanikus Körner beschäftigte sich, Flintglas zu fertigen, stellte in seiner Werkstatt nach französischen Vorschriften ein Instrument auf zu den sogenannten Polarisationsversuchen; das Resultat derselben war, wie man sich schon lange belehrt hatte, kümmerlich, und merkwürdig genug, daß zu gleicher Zeit eine Fehde zwischen Biot und Arago laut zu werden anfing, woraus für den Wissenden die Richtigkeit dieser ganzen Lehre noch mehr an den Tag kam. [1102

Herr von Henning von Berlin besuchte mich; er war in die Farbenlehre, dem zufolge, was ich mit ihm sprach, vollkommen eingeweiht und zeigte Muth, öffentlich derselben sich anzunehmen. Ich theilte ihm die Tabelle mit, woraus hervorgehen sollte, was für Phänomene und in welcher Ordnung man bei einem chromatischen Vortrag zu schauen und zu beachten habe. [1103

In der Kenntniß der Oberfläche unsres Erdbodens wurden wir sehr gefördert durch Graf Sternberg's Flora der Vorwelt, und zwar deren erstes und zweites Stück. Hiezu gesellte sich die Pflanzenkunde von Rhode in Breslau. Auch des Ursiers, der aus dem Hasladaer Torfbruch nach Jena gebracht und dort aufgestellt wurde, ist wol als eines der neuesten Zeugnisse der früheren Thiergestalten hier zu erwähnen. Das Archiv der Urwelt hatte schon eines gleichen gedacht, und mir ward das besondere Vergnügen, mit Herrn Körte in Halberstadt bei dieser Gelegenheit ein früheres freundliches Verhältniß zu erneuen. [1104

Die Absicht Keferstein's, einen geologischen Atlas für Deutschland herauszugeben, war mir höchst erwünscht; ich nahm eifrig Theil daran und war gern, was die Färbung betrifft, mit meiner Ueberzeugung behülflich. Leider konnte durch die Gleichgiltigkeit der ausübenden Techniker gerade dieser Hauptpunkt nicht ganz gelingen. Wenn die Farbe zu Darstellung wesentlicher Unterschiede dienen soll, so müßte man ihr die größte Aufmerksamkeit widmen. [1105

Die Marienbader Gebirgsarten sammelte man mit Sorgfalt; in Jena geordnet, wurden sie dann versuchsweise dem Publikum mitgeteilt, sowol um mich selbst bei Wiederkehr eines Anhaltens zu versichern als auch Nachfolgern dergleichen an die Hand zu geben. Sartorius übergab dem Jenaischen Museum eine Folge der Gebirgsarten, von der Röhn sich beschreibend, als Beleg zu seiner dem Vulkan gewidmeten Abhandlung. [1106

Auch in diesem Jahre lenkte ich die Aufmerksamkeit meiner schlesischen Freunde auf den Prieborner gegliederten Sandstein, oder wie man diese wundersame Gebirgsart nennen will, sowie auf die in früherer Zeit häufigen, aber nicht erkannten Blitzröhren bei Massel, an einem entlichen Gelingen nicht verzweifelnd. [1107

Im Allgemeinsten wurde ich gefördert durch d'Aubuissen de Voissins, Geognosie, und durch Serriet, Höhenkarte von Europa. [1108

Meteorologie ward fleißig betrieben; Professor Posselt that das Seinige, Kondukteur Schrön bildete sein Talent immer mehr aus, Hofmechanikus Körner war in allen technischen Vorrichtungen auf das Sorgfältigste behilflich, und Alles trug bei, die Absichten und Anordnungen des Fürsten möglichst zu befördern. Eine Instruktion für die sämmtlichen Beobachter im Großherzogthum ward aufgesetzt, neue Tabellen gezeichnet und gestochen; die atmosphärischen Beobachtungen in der Mitte April waren merkwürdig, sowie der Hoherauch vom 27. Juni. Der junge Preller brachte meine Wolkenzeichnungen ins Reine, und damit es an keinerlei Beobachtungen fehlen möge, beauftragte man den Jenaischen Thürmer, auf gewisse Meteore aufmerksam zu sein. Indessen gaben die Dittmarischen Prophezeiungen viel zu reden, woraus aber weder Nutzen noch Beifall hervorging. [1109

Wollte man ausführlicher von der Belvederischen Thätigkeit in der Pflanzenkultur sprechen, so müßte man dieß ein eigenes Heft verwenden. Erwähnt sei nur, daß ein Palmenhaus zu Stande kam, welches zugleich dem Kenner genügen und den Geschmack eines jeden Besuchenden befriedigen muß. Das entgegengesetzte Ende der tropischen Vegetation gaben getrocknete Pflanzenexemplare von der Insel Melville, welche durch Kummer und Tüchtigkeit sich besonders auszeichneten und das letzte Verschwinden einer übrigens bekannten Vegetation vors Auge setzten.

Der neue eines beschädigten und wieder zusammengewachsenen Baumstammes gab zu manchen Untersuchungen über die Wiederherstellungskraft der Natur Anlaß. [1110

In Jena fing der botanische Garten an, sich neubelebt zu zeigen; der demselben vorgesetzte Hofrath Voigt, ingleichen der dabei angestellte Kunstgärtner Baumann machten eine Reise nach Berlin, woher sie nicht ohne Vortheil für sich und die Anstalt zurückkehrten. [1111

Ich ließ mir angelegen sein, die beiden Bände Morphologie und Wissenschaftslehre durch das vierte Heft abzuschließen, und behielt noch so viel Vorrath übrig, um auch wol ein folgendes vorzubereiten. [1112

1822.

Zur altdeutschen Baukunst, zu Prüfung ihres Charakters durch Schauung ihres Sinnes, zum Begriff der Zeit, worin sie entstand, führten mich zwei bedeutende Werke. Moller's Deutsche Baudenkmale, deren erstes Heft nun geschlossen, lagen uns vor. Nach mehreren Probedrücken erschien auch das erste Heft des Boisserée'schen Domwerks. Ein großer Theil des Textes, den ich vorher im Manuskript studirt hatte, lag bei, und die Ueberzeugung bestätigte sich, daß zu richtiger Einsicht in dieser Sache Zeit, Religion, Sitte, Kunstfolge, Bedürfniß, Anlage der Jahrhunderte, wo diese Bauart überschwänglich ausgedehnt in Anwendung blühte, Alles zusammen als eine große lebendige Einheit zu betrachten sei. Wie sich nun an das Kirchthum auch das Ritterthum anschloß, zu anderm Bedürfniß in gleichem Sinne, wollte ebenmäßig wohl erwogen sein. [1113

Die Plastik brachte wenig, aber Bedeutendes; die kleinere Medaille mit Serenissimi Bild und der Inschrift: Doctarum hominum praemia, ward in Paris von Barre geschnitten. Ein kleiner Bacchus von Bienne, ächt antik und von der größten Zierlichkeit, ward mir durch die Gefälligkeit des Herrn Major von Staff. Er war auf dem Feldzuge nach Italien durch Welschland bis nach Calabrien gekommen und hatte manches hübsche Kunstwerk anzuschaffen Gelegenheit. Meine Vorliebe für solche Werke kennend, verehrte er mir das kleine Bild, welches, wie ich es ansehe, mich zu erheitern geeignet ist. [1114

Tischbein aus alter guter Neigung überraschte mich durch eine Gemme mit Storch und Fuchs, die Arbeit rob, Gedanke und Komposition ganz vortrefflich. [1113]

Ich erhalte Howard's Klima von London, zwei Bände. Bessel schreibt eine Recension. Die inländischen Beobachtungen geben nach allen Rubriken fort und werden regelmäßig in Tabellen gebracht. Direktor Bischof von Dürrenberge dringt auf vergleichende Barometerbeobachtungen, denen man entgegenkommt; Zeichnungen der Wolkengestalten wurden gesammelt, mit Aufmerksamkeit fortgesetzt. Beobachten und Ueberlegen geben gleichen Schrittes, dabei wird durch symbolisch-graphische Darstellung der gleichförmige Gang so vieler, wo nicht zu sagen aller Barometer, deren Beobachtungen sich von selbst parallel stellten, zum Anlaß, eine tellurische Ursache zu finden und das Steigen und Fallen des Quecksilbers innerhalb gewisser Grenzen einer stetig veränderten Anziehungskraft der Erde zuzuschreiben. [1114]

Bei meinem diesmaligen Aufenthalt in Böhmen ward die geologische Sammlung der Marienbader Gegend wieder aufgenommen und vervollständigt in Bezug auf die Alten und das in den Druck gegebene Verzeichniß. In einem Schranke wurden solche wohlgeordnet bei der Abreise Dr. Heidler übergeben als Grundlage für künftige Naturforscher. Das Teyler Museum verehrt mir schönen Kalkschiefer mit Fischen und Pflanzen von der Herrschaft Walsch. Angenehmes und lehrreiches Einsprechen des Herrn von Buch. In Eger traf ich den für Naturkunde aufmerksamen Herrn Rath Grüner beschäftigt, eine uralte kolossale Eiche, die quer über das Flußbett im Tiefen gelegen hatte, hervorziehen zu lassen. Die Rinde war völlig braunkohlenartig. Sodann besuchten wir den ehemaligen Kalkbruch von Teltsch, wo der Mammuthszahn sich herschrieb, der, lange Zeit als merkwürdiges Erbstück der besitzenden Familie sorgfältig aufbewahrt, nunmehr für das Prager Museum bestimmt wurde. Ich lieh ihn abgießen, um ihn zur nähern Untersuchung an Herrn d'Alton mitzutheilen. [1115]

Mit durchreisenden Fremden wurde das Gesammelte betrachtet, wie auch der problematische Kammerberg wieder besucht. Bei Allem diesem war Diesk, Naturgeschichte von Böhmen, verdrießlich und behülflich. [1118]

Herr von Eschwege kommt aus Brasilien, zeigt Juwelen, Metalle und Gebirgsarten vor. Serenissimus machen bedeu-

Du ergriffst ihn gewaltig und hast ihn übel gebändigt;
Graue Locke hält nun ihn, den Beweglichen, fest.

Die Wahrheit.*)

Etwa 1784.

Jugendlich kommt sie vom Himmel, tritt vor den Priester und Weisen
Unbekleidet, die Göttin; still blickt sein Auge zur Erde,
Dann ergreift er das Rauchfaß und hüllt demüthig verehrend
Sie in durchsichtigen Schleier, daß wir sie zu dulden ertragen.

In das Stammbuch des Fritz von Stein.**)

Weimar, den 17. März 1785.

Unglück bildet den Menschen und zwingt ihn, sich selber zu kennen;
Leiden giebt dem Gemüth doppeltes Streben und Kraft.
Uns lehrt eigener Schmerz, der Andern Schmerzen zu theilen,
Eigener Fehler erhält Demuth und billigen Sinn.
Mögest Du, glücklicher Knabe, nicht dieser Schule bedürfen,
Und nur Fröhlichkeit Dich führen die Wege des Rechts!

In das Stammbuch der Gräfin Tina Brühl.***)

Karlsbad, den 24. Juli 1785.

Warum siehst Du Tina verdammt, den Sprudel zu trinken?
Wol hat sie es verdient an Allen, die sie beschädigt

---

zu haben; wenigstens hätte die Scheere noch einige Züge von einer früheren Zeile übrig gelassen. — Ueber die Zeit der Abfassung ist nichts bekannt.

*) Vgl. „Aus Herders Nachlaß" I, 177. — Die oben gegebene Zeitbestimmung beruht auf einem schwachen Halt. Die „Wahrheit", welche offenbar durch dies Gedicht bezeichnet werden soll, ist ja auch jene allegorische Figur in der „Zueignung" (Bd. I, S. 7 unsr. Ausg.), die für den Menschen in den Schleier der Dichtung gehüllt werden muß. — Das Gedicht selbst ist Herder's Gattin gewidmet.

**) Vgl. „Briefe von Goethe und dessen Mutter an Friedrich Freiherrn von Stein", herausgegeben von Dr. J. J. H. Ebers und Dr. Aug. Kahlert, 1846, S. 28. — Es ist bekannt, mit welchem Eifer sich Goethe der Erziehung des Sohnes seiner Freundin widmete. Er nahm ihn, als er 9 Jahre alt war, in sein Haus, und nur seine italienische Reise veranlaßte dessen Rückkehr zu seinen Eltern. — Fritz von Stein, 1773 geboren, starb 1844 als Generallandschafts-Repräsentant in Schlesien.

***) Vgl. W. G. Becker's „Taschenbuch zum geselligen Vergnügen", herausgegeben von Friedrich Laun (1827), die Ausgaben seit 1840, die „Briefe und Aufsätze von Goethe" S. 233 und den Brief Goethe's an Knebel vom 1. September 1785, in welchem er von der Anwesenheit der schönen „Tina" (Abkürzung von Christine) in Karlsbad spricht. Näheres über dieselbe in der Note zu dem „Dämkeklängerliede" in Abtheilung XXIII dieses Bandes.

tenden Ankauf. Bei dieser Gelegenheit wird mir die Edelsteinsammlung übergeben, welche früher aus der Bruckmannischen Erbschaft erkauft wurde. Mir war höchst interessant, eine solche, von einem früheren passionirten Liebhaber und für seine Zeit treuen und umsichtigen Kenner zusammengestellte Folge zu revidiren, das später Acquirirte einzuschalten und dem Ganzen ein freundliches Ansehn zu geben. Eine Zahl von funfzig roben Demantkrystallen, merkwürdig einzeln, noch mehr der Reihe nach betrachtet, jetzt von Herrn Sorret nach ihrer Gestaltung beschrieben und geordnet, gab mir eine ganz neue Ansicht über dieses merkwürdige und hochste Naturereigniß. Ferner theilte Herr von Eschwege brasilianische Gebirgsarten mit, die abermals bewiesen, daß die Gebirgsarten der neuen Welt mit denen der alten in der ersten Urerscheinung vollkommen übereinstimmen, wie denn auch sowol seine gedruckten als handschriftlichen Bemerkungen hierüber dankenswerthen Aufschluß verleihen. [1119]

Zur Pflanzenkunde verfertigte ich das Schema zur Pflanzenkultur im Großherzogthum Weimar. Ein wunderbar gezeichnetes Buchenholz gewann ich als pathologisches Phänomen. Ein gespaltener Klotz war es von einem Buchstamme, in welchem sich entdeckte, daß vor mehreren Jahren die Rinde regelmäßig mit einem eingeschnittenen Kreuze bezeichnet worden, welches aber vernarbend überwachsen in den Stamm eingeschlossen, sich nunmehr in der Spaltung als Form und Abdruck wiederholt. [1120]

Das Verhältniß zu Ernst Meyer gab mir neues Leben und Anregung. Das Geschlecht Juncus, von demselben näher bestimmt und durchgeführt, bracht' ich mir mit Beihilfe von Host, Gramina Austriaca, zur Anschauung. [1121]

Und so muß ich noch zum Schluß eines riesenhaften Cactus melocactus, von Herrn André zu Frankfurt gesendet, dankbar erwähnen. [1122]

Für das Allgemeine erschienen mehrere bedeutende Werke. Die große naturgeschichtliche Karte von Wilbrand und Ritgen in Bezug auf das Element des Wassers und auf Bergeshöhe, wie sich die Organisation überall verhalte. Ihr Werth ward sogleich anerkannt, die schöne augenfällige Darstellung an die Wand gebeitet, zum täglichen Gebrauch vorgezeigt und kommentirt in geselligen Verhältnissen und immerfort studirt und benutzt. [1123]

Referstein's geognostisches Deutschland war in seiner Fortsetzung gleichfalls sehr förderlich und wäre es bei genauerer

Färbung noch mehr gewesen. Man wird sich's in solchen Fällen noch öfter wiederholen müssen, daß da, wo man durch Farben unterscheiden will, sie doch auch unterscheidbar sein sollten. [1124]

Das vierte Heft meiner morphologischen und naturwissenschaftlichen Bemühungen ward sorgfältig durchdacht und ausgeführt, da mit ihm die beiden Bände für diesmal geschlossen sein sollten. [1125]

Die Veränderung der Erdoberfläche von Herrn von Hoff gab neuen Reiz. Hier liegt ein Schatz, zu welchem man immer etwas hinzuthun möchte, indem man sich daran bereichert. [1126]

Ich erhielt zu Anfrischung der Berg- und Gesteinlust bedeutende Pflanzenabdrücke in Kohlenschiefer durch den sorgfältigen und diesen Studien ergebenen Rentamtmann Mahr. Fichtelbergische Mineralien erhalte ich von Redwitz, manches Andere von Tirol, wogegen ich den Freunden Verschiedenes zusende. Herr Soret vermehrt meine Sammlung durch manches Bedeutende, sowol aus Savoyen als aus der Insel Elba und fernern Gegenden. Seine krystallographische Kenntniß war höchst förderlich in Bestimmung der Diamanten und anderer näher zu bezeichnenden Mineralien, wobei er denn die von ihm in Druck verfaßten Aufsätze willig mittheilte und besprach. [1127]

Im Chromatischen ward mir großer Gewinn, indem endlich die Hoffnung erschien, daß ein Jüngerer die Pflicht über sich nehmen wolle, dieses wichtige Kapitel durchzuführen und durchzufechten. Herr von Henning brückte mir und brachte höchst glücklich gearbeitete enoptrische Gläser, auch schwarze Glasspiegel mit, welche verbunden durchaus alle wünschenswerthen Phänomene ohne viel weitere Umständlichkeit vor die Augen bringen. Die Unterhaltung war leicht; er hatte das Geschäft durchdrungen, und manche Frage, die ihm übrig blieb, kennt' ich ihm gar bald beantworten. Er erzählte von seinen Vorlesungen, wie er es damit halten, und in denen er mir schon die Einleitung mittheilte. Wechselseitig tauschte man Ansicht und Versuche; einen ältern Aufsatz über Prismen in Verbindung mit Linsen, die man im bisherigen Vortrag zu falschen Zwecken anwendet, überkehrte ich ihm, und er dagegen legte mich an, die chromatischen Akten und Papiere nunmehr vollkommener und sachgemäßer zu ordnen. Dieses Alles geschah im Herbst und gab mir nicht wenig Beruhigung. [1128]

Ein enoptischer Apparat war für Berlin eingerichtet und fortgesendet, indessen die einfachen enoptischen Gläser mit schwarzen Glasspiegeln auf einen neuen Weg leiteten, die Entdeckungen vermehrten, die Ansicht erweiterten und sodann zu der enoptischen Eigenschaft des schmelzenden Eises Gelegenheit gaben. [1129

Die Farbentabelle wurde revidirt und abgedruckt; ein höchst sorgfältiges Instrument, die Phänomene der Lichtpolarisation nach französischen Grundsätzen sehen zu lassen, ward bei mir aufgestellt, und ich hatte Gelegenheit, dessen Bau und Leistung vollkommen kennen zu lernen. [1130

In der Zoologie förderte mich Carus, Urwirbel, nicht weniger eine Tabelle, in welcher die Filiationen sämmtlicher Wirbelverwandlungen anschaulich verzeichnet war. Hier empfing ich nun erst den Lohn für meine früheren allgemeinen Bemühungen, indem ich die von mir nur geahnete Ausführung bis ins Einzelne vor Augen sah. Ein Gleiches ward mir, indem ich d'Alton's frühere Arbeit über die Pferde wieder durchnahm und sodann durch dessen Pachyderme und Raubthiere belehrt und erfreut wurde. [1131

Der hinter dem Ettersberg im Torfbruche gefundene Urstier beschäftigte mich eine Zeit lang. Er ward in Jena aufgestellt, möglichst restaurirt und zu einem Ganzen verkunden. Dadurch kam ich wieder mit einem alten Wohlwollenden in Berührung, Herrn Dr. Körte, der mir bei dieser Gelegenheit manches Angenehme erwies. [1132

Heinroth's Anthropologie gab mir Aufschlüsse über meine Verfahrungsart in Naturbetrachtungen, als ich eben bemüht war, mein naturwissenschaftliches Heft zu Stande zu bringen. [1133

Herr Purkinje besuchte uns und gewährte einen entschiedenen Begriff von merkwürdiger Persönlichkeit und unerhörter Anstrengung und Aufopferung. [1134

Indem ich zu meiner eigenen Aufklärung Kunckel's Glasmacherkunst, die ich bisher in düsterem Vorurtheil und ohne wahre Schätzung betrachtet hatte, genauer zu kennen und anschaulicher zu machen wünschte, hatte ich manche Kommunikation mit Herrn Dr. Döbereiner, welcher mir die neusten Erfahrungen und Entdeckungen mittheilte. Gegen Ende des Jahrs kam er nach Weimar, um vor Serenissimo und einer gebildeten Gesellschaft die wichtigen Versuche galvanisch-magnetischer wechsel-

seitiger Einwirkung mit Augen sehen zu lassen und erklärende Bemerkungen anzuknüpfen, die bei kurz vorher erfreuendem Besuche des Herrn Professor Oersted nur um desto erwünschter sein mußten. [1135

Was gesellige Mittheilungen betrifft, war dieses Jahr unserem Kreise gar wohl gerathen; zwei Tage der Woche waren bestimmt, unsern gnädigsten Herrschaften bei mir einiges Bedeutende vorzulegen und darüber die nöthigen Aufklärungen zu geben. Hiezu fand sich denn jederzeit neuer Anlaß, und die Mannichfaltigkeit war groß, indem Altes und Neues, Kunstreiches und Wissenschaftliches jederzeit wohl aufgenommen wurde. [1136

Jeden Abend fand sich ein engerer Kreis bei mir zusammen, unterrichtete Personen beiderlei Geschlechts; damit aber auch der Antheil sich erweitere, setzte man den Dienstag fest, wo man sicher war, eine gute Gesellschaft an dem Theetisch zusammen zu sehen; auch verträgliche, Geist und Herz erquickende Musik ward von Zeit zu Zeit vernommen. Gebildete Engländer nahmen an diesen Unterhaltungen Theil, und da ich außerdem gegen Mittag gewöhnlich Fremde auf kurze Zeit gern annahm, so blieb ich zwar auf mein Haus eingeschränkt, doch immer mit der Außenwelt in Berührung, vielleicht inniger und gründlicher, als wenn ich mich nach außen bewegt und zerstreut hätte. [1137

Ein junger Bibliothek- und Archiv[illegible]wandter macht ein Repertorium über meine sämmtlichen Werke und ungedruckten Schriften, nachdem er Alles sortirt und geordnet hatte. [1138

Bei dieser Gelegenheit fand sich auch ein vorläufiger Versuch, die Chronik meines Lebens zu redigiren, der bisher vermißt war, wodurch ich mich ganz besonders gefördert sah. Ich setzte gleich darauf mit neuer Lust die Arbeit fort durch weitere Ausführung des Einzelnen. [1139

Van Bree aus Antwerpen sendete seine Hefte zur Lehre der Zeichenkunst. Tischbein's Homer, VII. Stück, kam an. Die große Masse lithographischer Zeichnungen von Strixner und Piloty sonderte ich nach Schulen und Meistern, wodurch denn die Sammlung zuerst wahrhaften Werth gewann. Steindrücke von allen Seiten dauerten fort und brachten manches gute Bild zu unsrer Kenntniß. Einem Freund zu Liebe erklärte ich ein paar problematische Kupfer: Polidor's Manna und ein Tizianisches Blatt, Landschaft, St. Georg mit dem Drachen

und der ausgesetzten Schönheit; Mantegna's Triumphzug ward fernerweit redigirt. [1140

Maler Kolbe von Düsseldorf stellte hier einige Arbeiten aus und vollendete verschiedene Verträte; man freute sich, diesen wackern Mann, den man schon seit den Weimarischen Kunstausstellungen gekannt, nunmehr persönlich zu schätzen und sich seines Talents zu freuen. Gräfin Julie Egloffstein machte bedeutende Vorschritte in der Kunst. Ich ließ die Radirungen nach meinen Skizzen austuschen und ausmalen, um sie an Freunde zu überlassen. [1141

Meyer's Kunstgeschichte ward schließlich mundirt und dem Druck angenähert. Dr. Carus gab einen sehr wohlgedachten und wohlgefühlten Aufsatz über Landschaftsmalerei in dem schönen Sinne seiner eigenen Produktionen. [1142

Biographische Einzelnheiten.

Aus meinem Leben. Fragmentariſches. [2

Jugend-Epoche.

Es iſt wol nicht leicht ein Kind, ein Jüngling von einigem Geiſt, dem es nicht von Zeit zu Zeit einfiele, nach dem Woher, Wie und Warum derjenigen Gegenſtände zu fragen, die man gewahr wird, und in mir lag entſchieden und anhaltend das Bedürfniß, nach den Maximen zu forſchen, aus welchen ein Kunſt- oder Naturwerk, irgend eine Handlung oder Begebenheit herzuleiten ſein möchte. Dieſes Bedürfniß fühlte ich freilich nicht in der Deutlichkeit, wie ich es gegenwärtig ausſpreche; aber je unbewußter ich mir bei einer ſolchen Richtung war, deſto ernſtlicher, leidenſchaftlicher, unruhiger, emſiger ging ich dabei zu Werke, und weil ich nirgends eine Anleitung fand, die mich auf meiner Bildungsſtufe bequem gefördert hätte, ſo machte ich den Weg unzähligemal vor- und rückwärts, wie es uns in einem künſtlichen Labyrinth oder in einer natürlichen Wildniß wol begegnen mag. [a

Das, was ich hier Maxime nenne, nannte man damals Geſetze und glaubte wol, daß man ſie geben könne, anſtatt daß man ſie hätte aufſuchen ſollen. [b

Die Geſetze, wonach Theaterſtücke zu ſchreiben und zu beurtheilen ſeien, glaubte ich mir ziemlich eigen gemacht zu haben und durfte mir es bei der Bequemlichkeit wol einbilden, womit ich jede kleinere und größere Begebenheit in einen theatraliſchen Plan zu verwandeln wußte. Mit dem Roman war ich ungefähr zu derſelbigen Fertigkeit gelangt; ich erzählte ſehr leicht und bequem alle Märchen, Novellen, Geſpenſter- und Wundergeſchichten und wußte manche Vorfälle des Lebens aus dem Stegreife in einer ſolchen Form darzuſtellen. Ich hatte mir

auch darüber eine Norm gemacht, die von der theatralischen wenig abwich. Was das Urtheil betraf, so reichten meine Einsichten ziemlich hin; daher mir denn alles Poetische und Rhetorische angenehm und erfreulich schien. Die Weltgeschichte hingegen, der ich gar nichts abgewinnen konnte, wollte mir im Ganzen nicht zu Sinne. Noch mehr aber quälte mich das Leben selbst, wo mir eine Magnetnadel gänzlich fehlte, die mir um so nöthiger gewesen wäre, da ich jederzeit bei einigermaßen günstigem Winde mit vollen Segeln fuhr und also jeden Augenblick zu stranden Gefahr lief. Wie viel Trauriges, Aengstliches, Verdrießliches war mir schon begegnet! Wie ich einigermaßen aufmerksam umherschaute, so fand ich mich keinen Tag vor ähnlichen Ereignissen und Erfahrungen sicher. Schon mehrere Jahre her hatte mir das Glück mehr als einen trefflichen Meister zugesandt, und doch je mehr ich ihrer kennen lernte, desto weniger gelangte ich zu dem, was ich eigentlich suchte. Der Eine setzte die Hauptmaxime des Lebens in die Gutmüthigkeit und Zartheit, der Andre in eine gewisse Gewandtheit, der Dritte in Gleichgiltigkeit und Leichtsinn, der Vierte in Frömmigkeit, der Fünfte in Fleiß und pflichtmäßige Thätigkeit, der Folgende in eine imperturbable Heiterkeit, und immer so fort, so daß ich vor meinem zwanzigsten Jahre fast die Schulen sämmtlicher Moralphilosophen durchlaufen hatte. Diese Lehren widersprachen einander öfter, als daß sie sich unter einander hätten ausgleichen lassen. Durchaus aber war immer von einer gewissen Mäßigkeit die Rede, von der ich meinem Naturell nach am Wenigsten begriff und wovon man überhaupt in der Jugend — weil Mäßigkeit, wenn sie nicht angeboren ist, das klarste Bewußtsein fordert — nichts begreifen kann und bei allem Bestreben darnach nur desto unmäßigere, ungeschicktere Streiche macht. Alle diese Gedanken und Denkweisen waren aber nun einmal bei mir aufgeregt, und wenn das Jünglingsleben auch noch so heiter, frei und lebhaft hinschritt, so ward man doch oft genug an jene wünschenswerthe und unbekannte Norm erinnert. Je freier und ungebundener ich lebte, und je froher ich mich gegen meine Gesellen und mit meinen Gesellen äußerte, wurde ich doch sehr bald gewahr, daß uns die Umgebungen, wir mögen uns stellen, wie wir wollen, immer beschränken, und ich fiel daher auf den Gedanken, es sei das Beste, uns wenigstens innerlich unabhängig zu machen. [c

Und zu heilen vergeſſen, die an der Quelle des Lethe
Becher auf Becher nun ſchlürfen, die gichtiſchen Schmerzen der [illegible]
Aus den Gliedern zu ſpülen, und will es ja nicht gelingen,
Bis zum Rheumatismus der Freundſchaft ſich zu kurieren.

Aus den Römiſchen Elegien.*)

Etwa 1788.

Ach, wie hab' ich ſo oft die thörichten Blätter verwünſchet,
Die mein jugendlich Leid unter die Menſchen gebracht'
Und wenn Werther mein Bruder geweſen, ich hätt' ihn erſchlagen,
Kaum verfolgte mich ſo rächend ſein trauriger Geiſt.

Feldlager in Schleſien.**)

Breslau, Anfang Auguſt 1790.

Grün iſt der Boden der Wohnung, die Sonne ſcheint durch die Wände,
Und das Vögelchen ſingt über dem feinenen Dach.
Kriegerisch reiten wir aus, beſteigen Sileſiens Höhen,
Schauen mit ernſtem Blick vorwärts nach Böhmen hinein;
Aber es zeigt ſich kein Feind — und keine Feindin; o bringe,
Wenn uns Mavors betrügt, bring' uns, Kupido, den Krieg!

*) Zuerſt gedruckt in der „Zeitung für die elegante Welt" vom 27. April 1820 Nr. 82. — Es iſt ſchon früher bemerkt worden, daß von den Römiſchen Elegien einzelne für den Druck weggelaſſen ſind. Ob die obigen Zeilen einer von dieſen angehören oder ihre Stelle urſprünglich in einer der veröffentlichten hatten, können wir nicht beſtimmen. Uebrigens geſchieht auch in dem 35. der Beneſianiſchen Epigramme (September 1788) Werther's Erwähnung, wenn auch in andrem Sinne als hier.

Die Worte enthalten wol eine Anſpielung auf die Mythe von Cain und Abel. Dem Dichter erſcheint ſeine Autorſchaft des „Werther" ſchließlich als ein Kainszeichen. — E.

**) Dies Gedicht wird zuerſt in der Ausgabe von 1856 und dann mit einigen Abweichungen als Beilage eines Briefes an Herder in deſſen Nachlaß (I, 128) mitgetheilt. Der Brief an Herder iſt vom 21. Auguſt 1790 datirt. Goethe hat aber ſ. it dem 10. Auguſt, wo er in Breslau eintraf, bis zum 19. September, an welchem er von dort abreiſte, weiter keine andre Tour gemacht, als vom 3. bis zum 10. September die Reiſe nach Oberſchleſien. Wir glauben demnach, dem Herausgeber der Schrift „Goethe in Schleſien. Oppeln 1867". H. Wendel, unbedingt Recht geben zu müſſen, wenn er das vorliegende Epigramm auf Goethe's Aufenthalt in der Grafſchaft Glatz vom 2. bis zum 9. Auguſt bezieht, während deſſen er einen Ausflug nach Adersbach, Glatz u. ſ. w. machte.

Lavater, [6

als ein vorzüglicher, ins Allgemeine gehender Mensch, erlebte die Gegenwirkung der Bedingungen. Er wollte auf die Masse wirken, und so entgegnete ihm das Frazenhafte der Masse fürchterlich. Er wäre ein Ueber-Hogarth geworden, wenn er hätte so bilden können. Denn was ist Hogarth und alle Karikatur auf diesem Wege als der Triumph des Fermlosen über die Form! Die Menschengestalt chemischen Prinzipiengesetzen anheimgegeben, gährend und in allen Graden verfaulend! Daher sein: Zum Fliehen! [a

Der Engel Lavater war durch diesen niederträchtigen Drang so gequetscht, daß er auch seine trefflichen Charaktere nur negativ schildern konnte. [b

---

Lenz. [6

Späte Bekanntschaft mit ihm in den letzten Monaten. [c
Seine Gestalt, sein Wesen. [d
Seine Bestimmung in Straßburg. [e
Hofmeister von ein paar kurländischen Edelleuten. [f
Seltsamstes und indefinibelstes Individuum. [g

Neben seinem Talent, das von einer genialen, aber barocken Ansicht der Welt zeugte, hatte er ein travers, das darin bestand, Alles, auch das Simpelste, durch Intriane zu thun, dergestalt daß er sich Verhältnisse erst als Mißverhältnisse vorstellte, um sie durch politische Behandlung wieder ins Gleiche zu bringen. In dem Umgang mit seinen Freunden, Cleven und Bekannten war es seine Art, sich die närrischesten Irrwege auszusinnen, um aus nichts etwas zu machen, und ohne in der damaligen Epoche etwas Böses oder Schädliches zu wollen, übte er sich doch immer dergestalt, um in der Folge bei andern Zwecken, die er sich vorsetzen mochte, auf die tollste Weise zu einer Art von Schelmen zu werden. Wobei ihm in Absicht auf Beurtheilung und Imputatien immer seine Halbnarrheit, ein gewisser, von Jedermann anerkannter, bedauerter, ja geliebter Wahnsinn zu Statten kam. [h

Sein näher Verhältniß zu mir fällt in die folgende Epoche. [1

Ich besuchte auf dem Wege Friederike Brion; finde sie wenig verändert, noch so gut, liebevoll, zutraulich wie sonst, gefaßt und selbstständig. Der größte Theil der Unterhaltung war über Lenzen. Dieser hatte sich nach meiner Abreise im Hause introduzirt, von mir, was nur möglich war, zu erfahren gesucht, bis sie endlich dadurch, daß er sich die größte Mühe gab, meine Briefe zu sehen und zu erhaschen, mißtrauisch geworden. Er hatte sich indessen nach seiner gewöhnlichen Weise verliebt in sie gestellt, weil er glaubte, das sei der einzige Weg, hinter die Geheimnisse der Mädchen zu kommen; und da sie nunmehr gewarnt, scheu seine Besuche ablehnt und sich mehr zurückzieht, so treibt er es bis zu den lächerlichsten Demonstrationen des Selbstmords, da man ihn denn für halbtoll erklären und nach der Stadt schaffen kann. Sie klärt mich über die Absicht auf, die er gehabt, mir zu schaden und mich in der öffentlichen Meinung und sonst zu Grunde zu richten, weshalb er denn auch damals die Farce gegen Wieland drucken lassen. [b

---

Aus meinem Leben. Fragmentarisches. [7

Spätere Zeit.

Ich habe niemals einen präsumtuöseren Menschen gekannt als mich selbst, und daß ich das sage, zeigt schon, daß wahr ist, was ich sage. [a

Niemals glaubte ich, daß etwas zu erreichen wäre; immer dacht' ich, ich hätt' es schon. Man hätte mir eine Krone aufsetzen können, und ich hätte gedacht, das verstehe sich von selbst. Und doch war ich gerade dadurch nur ein Mensch wie Andere. Aber daß ich das über meine Kräfte Ergriffene durchzuarbeiten, das über mein Verdienst Erhaltene zu verdienen suchte, dadurch unterschied ich mich blos von einem wahrhaft Wahnsinnigen. [b

Erſt war ich den Menſchen unbequem durch meinen Irrthum, dann durch meinen Ernſt. Ich mochte mich ſtellen, wie ich wollte, ſo war ich allein. [c

---

Die Vernunft in uns wäre eine große Macht, wenn ſie nur wüßte, wen ſie zu bekämpfen hätte. Die Natur in uns nimmt immerfort eine neue Geſtalt an, und jede neue Geſtalt wird ein unerwarteter Feind für die gute, ſich immer gleiche Vernunft. [d

---

Gelaſſen beobachtende Freunde pflegen gemeiniglich die genialiſchen Nachwandler unſanft mitunter aufzuwecken durch Bemerkungen, die gerade das innerſte myſtiſche Leben ſolcher begünſtigten oder, wenn man will, bevortheilten Naturkinder aufheben und zerſtören. In meiner beſten Zeit ſagten mir öfters Freunde, die mich freilich kennen mußten: was ich lebte, ſei beſſer, als was ich ſpreche, dieſes beſſer, als was ich ſchreibe, und das Geſchriebene beſſer als das Gedruckte. [e

Durch ſolche wohlgemeinte, ja ſchmeichelhafte Reden bewirkten ſie jedoch nichts Gutes; denn ſie vermehrten dadurch die in mir ohnehin obwaltende Verachtung des Augenblicks, und es ward eine nicht zu überwindende Gewohnheit, das, was geſprochen und geſchrieben ward, zu vernachläſſigen und Manches, was der Aufbewahrung wohl werth geweſen wäre, gleichgiltig dahinfahren zu laſſen. [f

---

Ich war mir edler, großer Zwecke bewußt, konnte aber niemals die Bedingungen begreifen, unter denen ich wirkte; was mir mangelte, merkt' ich wol, was an mir zu viel ſei, gleichfalls; deshalb unterließ ich nicht, mich zu bilden nach außen und von innen. Und doch blieb es beim Alten. Ich verfolgte jeden Zweck mit Ernſt, Gewalt und Treue; dabei gelang mir oft, wiederſpänſtige Bedingungen vollkommen zu überwinden, oft aber auch ſcheiterte ich daran, weil ich nachgeben und umgehen nicht lernen konnte. Und ſo ging mein Leben hin unter Thun und Genießen, Leiden und Widerſtreben, unter Liebe, Zufriedenheit, Haß und Mißfallen Anderer. Hieran ſpiegele ſich, dem das gleiche Schickſal geworden! [g

---

Das Louisenfest, [8

gefeiert Weimar am 9. Juli 1778.

Das genannte, hiernächst umständlich zu beschreibende Fest gilt vor allen Dingen als Zeugniß, wie man damals den jungen fürstlichen Herrschaften und ihrer Umgebung etwas Heiteres und Reizendes zu veranstalten und zu erweisen gedachte. Sodann bleibt es auch für uns noch merkwürdig, als von dieser Epoche sich die sämmtlichen Anlagen auf dem linken Ufer der Ilm, wie sie auch heißen mögen, datiren und verschreiben. [a

Die Neigung der damaligen Zeit zum Leben, Verweilen und Genießen in freier Luft ist bekannt, und wie die sich daraus entwickelnde Leidenschaft, eine Gegend zu verschönern und als eine Folge von ästhetischen Bildern darzustellen, durch den Park des Herzogs von Dessau angeregt, sich nach und nach zu verbreiten angefangen habe. [b

In der Nähe von Weimar war damals nur der mit Bäumen und Büschen wohl ausgestattete Raum, der Stern genannt, das Einzige, was man jenen Forderungen analog nennen und wegen Nähe der herrschaftlichen Wohnung als angenehm geachtetes Lokal schätzen konnte. Es fanden sich daselbst uralte gradlinige Gänge und Anlagen, doch in die Luft sich erhebende stämmige Bäume, daher entspringende mannichfaltige Alleen, breite Plätze zu Versammlung und Unterhaltung. [c

Begünstigt nun durch heitere, trockne Witterung, beschloß man hier zum Namenstag der regierenden Frau Herzogin ein heiter geschmücktes Fest, welches an die ältern italienischen Wald- und Buschfabeln (Favole boscherecce) geistreich erinnern sollte. Dazu wurde denn auch ein Plan gemacht und manche Vorbereitung im Stillen getroffen. Da sollte es denn an Nymphen und Faunen, Jägern, Schäfern und Schäferinnen nicht fehlen; glückliche wie verschmähte Liebe, Eifersüchtelei und Versöhnung war nicht vergessen. [d

Unglücklicherweise trat nach gewaltsamem Unwetter eine Wasserfluth ein, Wieten und Stern überschwemmend, wodurch denn jene Anstalten völlig vereitelt wurden. Denn das Dramatische und die Erscheinung der verschiedenen verstrickten Paare war genau auf das Lokal berechnet; daher, um jene Absicht nicht völlig aufzugeben, mußte man auf etwas Anders denken. [e

Damals führte schon von dem Fürstenhause her ein etwas erhöhter Weg, den die Fluth nicht erreichte, an dem linken Ufer der Ilm unter der Höhe weg; man bediente sich aber desselben nur, um an den schon eingerichteten Felsenplatz, sodann über die damalige Floßbrücke, welche nachher der sogenannten Naturbrücke Platz machen mußte, in den Stern zu gelangen. [f

An dem diesseitigen Ufer stand, ein Wenig weiter hinauf, eine von dem Fluß an bis an die Schießhausmauer vorgezogene Wand, wodurch der untere Raum nach der Stadt zu nebst dem Wäschengarten völlig abgeschlossen war. Davor lag ein wüster, nie betretener Platz, welcher um so weniger besucht ward, als hier ein Thürmchen sich an die Mauer lehnte, welches, jetzt zwar leer und unbenutzt, doch immer noch einige Appreheusion gab, weil es früher dem Militär zu Aufbewahrung des Pulvers gedient hatte. [g

Diesen Platz jedoch erreichte das Wasser nicht; der bisherige Zustand erlaubte hier etwas ganz Unerwartetes zu veranstalten: man faßte den Gedanken, die Festlichkeit auf die unmittelbar anstoßende Höhe zu verlegen, dahin, wo hinter jener Mauer eine Gruppe alter Eichen sich erhob, welche noch jetzt Bewunderung erregt. Man ebnete unter denselben, welche glücklicherweise ein Oval bildeten, einen anständigen Platz und baute gleich davor in dem schon damals waltenden und auch lange nachher wirkenden Mönchssinne eine sogenannte Einsiedelei, ein Zimmerchen mäßiger Größe, welches man eilig mit Stroh überdeckte und mit Moos bekleidete. [h

Alles dieses kam in drei Tagen und Nächten zu Stande, ohne daß man weder bei Hofe noch in der Stadt etwas davon vermuthet hätte. Der nah gelegene Bauplatz lieferte unserm Werk die Materialien; wegen der Ueberschwemmung hatte Niemand Lust, sich nach dem Stern zu begeben. [i

Nach jenen mönchischen, unter diesen Umständen die Oberhand gewinnenden Ansichten kleidete sich eine Gesellschaft geistreicher Freunde in weiße, höchst reinliche Kutten, Kappen und Ueberwürfe und bereitete sich zum Empfange. Der Hof war zur gesetzlichen Tagesstunde eingeladen; die Herrschaften kamen jenen untern Weg am Wasser her; die Mönche gingen ihnen bis an den erweiterten Felsenraum entgegen, wo man sich anständig ausbreiten konnte, worauf denn nachstehendes, von Kammerherrn Siegmund von Seckendorf gefertigtes Tramolet gesprochen wurde. [k

Pater Orator.

Memento mori! Die Damen und Herrn
Gedachten wol nicht uns zu finden am Stern,
Es sei denn, sie hätten im Voraus vernommen,
Daß eben am Tag, wie das Wasser gekommen,
Auch wir mit dem Kloster dieher sind geschwommen.
Zwar ist die Kapelle, der schöne Altar,
Die heiligen Bilder, die Orgel sogar
Erbärmlich beschädigt, fast Alles zerschlagen,
Die Stücke, Gott weiß wo, hinabwärts getragen;
Doch Keller und Küche, zwar wenig verschlemmt,
Hat auch sich, gottlob, mit uns feste gestemmt,
Als wir, durch brausende Fluthen getrieben,
Hier dicht an der Mauer sind stehen geblieben. [l

P. Provisor.

Ja, das war fürs Kloster ein großes Glück,
Sonst wären wir wahrlich geschwommen zurück;
Und ist man auch gleich resignirt in Gefahren,
So mag doch der Teufel die Welt so durchfahren. [m

P. Guardian.

Ich meines Orts freu' mich der Nachbarschaft,
Die uns unsre seltsame Reise verschafft.
Und ist auch das Kloster hier gut etablirt — [n

P. Küchenmeister.

Ja, nur etwas kärglich und enge logirt — [o

P. Decorator.

Nun, 's Wasser hat freilich uns viel ruinirt. [p

P. Florian.

Von Mücken und Schnaken ganz rasend geplagt — [q

P. Küchenmeister.

Und Vielerlei, was mir noch sonst nicht behagt. [r

P. Decorator.

Ei! Ei! Wer wird gleich Klagelieder stimmen —
Sei der Herr zufrieden, nicht weiter zu schwimmen! [s

P. Florian.

Der dicke Herr iſt der Pater Guardian,
Ein überaus heiliger und ſtiller Mann,
Den wir, dem löblichen Kloſter zum Beſten,
Mit Allem, was lecker und nährend iſt, mäſten.
Und Dieſer hier Pater Decorator,
Der all unſern Gärten und Bauwerk ſteht vor,
Der hat nun beinahe drei Nacht nicht geſchlafen,
Um uns hier im Thal ein Paradies zu verſchaffen.
Denn wenn Der was angreift, ſo hat er nicht Ruh,
Stopft Tag und Nacht die Löcher mit Heckenwerk zu,
Macht Wieſen zu Felſen und Felſen zu Gänge,
Bald gradaus, bald zickzack, die Breit' und die Länge.
Sogar auch den Ort, den ſonſt Niemand ernirt,
Hat er mit Lavendel und Roſen verziert.

P. Proviſor.

Ei, überhaupt von den Patern hier insgeſammt
Iſt keiner, der wol nicht verwaltet ſein Amt;
Doch pranget freilich Pater Küchenmeiſter
Als einer der höchſt ſpekulirendſten Geiſter,
Weil ſchwerlich auf Erden eine Speiſe exiſtirt,
Die er doch nicht wenigſtens hätte probirt.

P. Orator.

Ja, Der verſteht ſich aufs Sieden und Braten,
Der macht rechte Saucen und ſüße Panaten
Und Torten von Zucker und Cremen mit Wein,
Mit Dem iſt's eine Wolluſt, im Kloſter zu ſein.
Drum dächt' ich, Ihr ließt Euch drum eben nicht ſchrecken;
Wenn gleich rauhe Felſen unſre Wohnung bedecken
Und eng ſind die Zellen und ſchlecht dies Gewand,
So bergen ſie Reize, die nie Ihr gekannt.
Laßt ab, zu verſchwenden die koſtlichen Tage
Mit quirlendem Sinnen und ſtrebender Plage,
Mit ſchläfrigen Tänzen und ſchläfrigem Spiel,
In ſinnlicher Trägheit und dumpfem Gefühl!
Bekehrt Euch von Kolik, von Zahnweh und Flüſſen,
Und lernet geſünder des Lebens genießen!
Ihr gähnet im Glanze von feſtlicher Pracht,
Wir ſchätzen den Tag und benutzen die Nacht;

Ihr schlaft noch beim Aufgang der lieblichen Sonne,
Wir schöpfen und athmen den Morgen mit Wonne;
Ihr taumelt im Hoffen und Wünschen dahin,
Wir lassen uns lieber vom Augenblick ziehn.
Und beichten wir unsere Sünden im Eher,
So sind wir so heilig und ehrlich wie vor. [v

P. Provisor.

Herr Guardian, die Glock' hat Zwei schon geschlagen. [w

P. Guardian.

Gottlob! Ich fühlt' es schon längstens im Magen. [x

P. Küchenmeister.

Ew. Hochwürden, die Speisen sind aufgetragen. [y

P. Orator.

Sie rechnen's uns allerseits übel nicht an,
Wenn keiner der Paters verweilen nicht kann.
Sie wissen, die Suppe versäumt man nicht gern. [z

Alle.

O, stünde doch unsre Tafel im Stern! [aa

P. Guardian.

Doch will Jemand ins Refektorium kommen,
So ist er mit dem Hofe in das kleine Zimmer,
wo um eine Tafel auf einem reinlichen aber groben Tischtuche,
um eine Bierkalkschale eine Anzahl irdener tiefer Teller und
Blechlöffel zu sehen waren, so daß man bei der Enge des
Raumes und den kümmerlichen Anstalten nicht wußte, was es
heißen solle, auch die Frau Oberbrotmeisterin, Gräfin Gianini,
sonst eine heitere, humoristische Dame, ihr Mißbehagen nicht
ganz verbergen konnte. [cc

Hierauf sprach

P. Guardian.

Herr Decorater, der Platz ist sehr enge,
Und unsre Klausur ist eben nicht strenge;
Ich dächte, wir fuhren die Damen ins Grüne. [dd

P. Decorator.

Ja, wenn die Sonne so warm nur nicht schiene! [00

P. Guardian.

Es wird ja wol Schatten zu finden sein. [0

P. Küchenmeister.

Ich meines Orts esse viel lieber im Frei'n. [0a

P. Guardian (zum P. Decorator).

Es fehlt Ihm ja sonst nicht an guten Ideen. [0b

P. Decorator.

Nun, wenn Sie's befehlen, so wollen wir sehen.
(Geht ab.) [0c

P. Guardian.

Es ist ein gar fürtrefflicher Mann. [0d

P. Küchenmeister.

Ich zweifle, daß er uns diesmal helfen kann;
Die Plätze sind alle mit Wasser verschlämmt
Und noch nicht peignirt. [0l

P. Orator.

Sag Er doch: gekämmt!
Daß Er doch sein Frankreich, wo die Küch' Er studirt,
Noch immer und ewig im Munde führt! [0mm

P. Decorator (kommt wieder).

Ew. Hochwürden, der Platz ist ersehn;
Wenn's Ihnen gefällig ist, wollen wir gehn.
(Alle ab.) [0n

In diesem Augenblicke eröffnete sich die hintere Thüre, und es erschien eine gegen den engen Vordergrund abstechende, prächtig-heitere Scene. Bei einer vollständigen symphonischen Musik sah man, hoch überwölbt und beschattet von den Aesten des Eichenrundes, eine lange, wohlgeschmückte fürstliche Tafel, welche ohne Weiteres schicklich nach herkömmlicher Weise besetzt wurde, da sich denn die eingeladenen übrigen Gäste mit Freuden und glückwünschend einfanden. [00

Den Mönchen ward die schuldigst angebotene Aufwartung verwehrt und ihnen die sonst gewohnten Plätze bei Tafel angewiesen. Der Tag erzeigte sich vollkommen günstig, die rings umgebende Grüne voll und reich. Ein über Felsen herabstürzender Wasserfall, welcher durch einen kräftigen Zubringer unablässig unterhalten wurde und malerisch genug angelegt war, ertheilte dem Ganzen ein frisches romantisches Wesen, welches besonders dadurch erhöht wurde, daß man eine Scene der Art in solcher Nähe, an so wüster Stelle keineswegs hatte vermuthen können. Das Ganze war künstlerisch abgeschlossen, alles Gemeine durchaus beseitigt; man fühlte sich so nah und fern vom Hause, daß es fast einem Märchen glich. Genug, der Zustand that eine durchaus glückliche Wirkung, welche folgereich ward. Man liebte an den Ort wiederzukehren, der junge Fürst mochte sogar daselbst übernachten, für dessen Bequemlichkeit man die scheinbare Ruine und das simulirte Glockenthürmchen einrichtete. Ferner und schließlich aber verdient dieser Lebenspunkt unsre fortdauernde Aufmerksamkeit, indem die sämmtlichen Wege an dem Abhange nach Ober-Weimar zu von hier aus ihren Fortgang gewannen, wobei man die Epoche der übrigen Parkanlagen auf der obern Fläche bis zur Belvederischen Chaussee von diesem glücklich bestandenen Feste an zu rechnen billig befugt ist. [19

Besuch von Iffland [10a

auf meiner Reise über Mannheim nach der Schweiz im Jahre 1779.

Ich hatte lebhaft gewünscht, Iffland zu sehen, und er hatte die Freundlichkeit, mich zu besuchen; seine Gegenwart setzte mich in ein angenehmes Erstaunen. Er war etwas über zwanzig Jahr alt, von mittlerer Größe, wohl proportionirtem Körperbau, behaglich, ohne weich zu sein; so war auch sein Gesicht, rund und voll, heiter ohne gerade zuvorkommender Miene. Dabei ein Paar Augen, ganz einzige! Ich konnte ihm meine Verwunderung nicht verbergen, daß er mit solchen äußeren Vorzügen sich als ein Alter zu maskiren beliebte und Jahre sich

An die Knappschaft zu Tarnowitz.*)

Den 4. September 1790.

Fern von gebildeten Menschen, am Ende des Reiches, wer hilft Euch
Schätze finden und sie glücklich zu bringen ans Licht?
Nur Verstand und Redlichkeit helfen; es führen die beiden
Schlüssel zu jeglichem Schatz, welchen die Erde verwahrt.

In F. L. Schröder's Stammbuch.**)

Den 25. April 1791.

Viele sahn Dich mit Wonne, Dich wünschen so Viele zu sehen;
Reise glücklich! Du bringst überall Freude mit hin.

Sakontala.***)

1791.

Willst Du die Blüthe des frühen, die Früchte des späteren Jahres,
Willst Du, was reizt und entzückt, willst Du, was sättigt und nährt,
Willst Du den Himmel, die Erde mit einem Namen begreifen,
Nenn' ich, Sakontala, Dich, und so ist Alles gesagt.

---

*) Zuerst veröffentlicht in „Schummel's Reise durch Schlesien im Julius und August 1791". Breslau 1792. S. 80, und zwar mit der obigen Ueberschrift, an Stelle deren in der Ausgabe von 1806 irrtiger Weise „Wilicska" steht. — Der Herzog Karl August und Goethe besuchten auf der in der Anmerkung zu dem vorigen Gedichte erwähnten Reise durch Oberschlesien nach Wilicska, Krakau und Czenstochau auch die bei Tarnowitz gelegene Königshütte. — In das dortige Fremdenbuch trugen sie ihre Namen ein. Der mit Goethe schon von früherer Zeit her bekannte Direktor der schlesischen Bergwerke, Graf Reden, zeigte ihnen die unter Anwendung von damals seltenen Dampfmaschinen Silber- und Bleiführenden Werke. Welchen Eindruck dieselben auf den des Bergwesens kundigen Dichter gemacht, zeigt obiges Epigramm, welches er von fremder Hand in das Fremdenbuch eintragen ließ, ohne Ahnung, daß er mit dem Anfange bei den Oberschlesiern ganz ungegründeten Anstoß erregen würde. (Vgl. Wenzel S. 46.) — L.

**) Vgl. „Jahrbuch für Theater und Theaterfreunde," herausgegeben von C. Lebrun. Erster Jahrgang. Hamburg 1841. „Leipziger Theater-Chronik" vom 7. Dezember 1857 und „Weimarer Sonntagsblatt" vom 13. Dezember 1857. — Eine ältere Einzeichnung in dasselbe Stammbuch des berühmten Schauspielers und Schauspiel-Direktors, der sich im April 1791 in Weimar aufhielt, besteht nur in den Worten: „Zur Erinnerung eines Morgenspaziergangs zeichnet sich ein Goethe. Weimar den 15. August 1780."

***) Zuerst mitgetheilt in der „Deutschen Monatsschrift" II, 266, Juli 1791, unter der Ueberschrift „Sinngedicht", 1806 in die Ausgaben aufgenommen, außerdem Bestätigt eines Briefes an Jakobi vom 1. Juni 1791. (Vgl. Briefwechsel zwischen Goethe und F. H. Jakobi, 1846. S. 131), enthält bei Viehoff II, 150. — Veranlassung zu diesem Epigramm gab Forster's in demselben Jahre erschienene Uebersetzung der Sakontala des Kalidasa, die Goethe von Herder erhalten zu haben scheint.

anlöge, die noch weit genug von ihm entfernt seien. Er solle der Vorzüge seiner Jugend genießen; im Fache junger Liebhaber, junger Helden müsse er lange Zeit das Publikum entzücken und verdienten unabläßlichen Beifall sich zueignen. Ob er gleich nicht meiner Meinung schien und sie als allzu günstig von sich ablehnte, so konnten ihm meine Zudringlichkeiten doch nur schmeichelhaft sein; darauf im sinnigen Hin- und Wiederreden über sein Talent, seine Denkweise, seine Vorsätze verschlang sich das Gespräch bis zum Ende, da wir denn Beide, wohl zufrieden mit einander, für diesmal Abschied nahmen.

Herzogliches Hoftheater zu Weimar. [34

Wenn Beifall und Zufriedenheit der Einwohner eines Orts, die ein Theater beständig sehen, und der Fremden, die von Zeit zu Zeit anlangen und eine unparteiische Vergleichung anstellen können, für die Güte einer Bühne ein vortheilhaftes Zeugniß sind, so hat sich die unsrige in dem Laufe dieses Jahres desselben zu erfreuen gehabt. Wir dürfen behaupten, daß wir in mehr als einem Sinn gewonnen haben, daß die gebildeten Schauspieler den Fleiß fortgesetzt und ihre Talente vermannichfaltigt, daß die jüngern bei jeder neuen Rolle sich hervorzutun und in ihrer Kunst mehr zu leisten bestrebt haben, daß das Ganze an Ton und Spiel mehr in Verbindung gekommen ist, und daß wir durch neue und gute ältere Stücke vielfach unterhalten worden sind, so daß bei einem fortgesetzten Antheile des Publikums unser Schauspiel unter den deutschen Bühnen gewiß nicht zurückbleiben wird. [a

Hier folgt ein Verzeichniß der Mitglieder und Rollenfächer nebst Nachrichten von andern Vorfällen bei unserer Bühne. [b

Actricen. Madame Amor, spielt Königinnen, Damen von Stande, zärtliche und komische Mütter, Karikaturrollen. Madame Demmer: Liebhaberinnen, Soubretten, naive Rollen, alte Weiber, verkleidete Mannsrollen im Schauspiel und in der Oper. Madame Fischer: Mütter, Betschwestern, komische Rollen. Madame Gatto: Heldinnen, gesetzte Liebhaberinnen, junge

Weiber. Demoiselle Malcolmi die Aeltere: Liebhaberinnen und Soubretten im Schauspiel und in der Oper. Demoiselle Malcolmi die Mittlere: Soubretten, verkleidete Manns- und Hilfsrollen; tanzt. Demoiselle Malcolmi die Jüngere: jugendliche Rollen, besonders in der Oper. Madame Mattstedt: Liebhaberinnen im Schauspiel und in der Oper, naive Rollen; tanzt. Demoiselle Mattstedt: Kinderrollen; tanzt. Madame Neumann: Gouvernanten, alte Weiber. Demoiselle Neumann: Liebhaberinnen, Landmädchen, verkleidete Mannsrollen; tanzt. Demoiselle Rudorf: Liebhaberinnen in der Oper. [e

Acteurs. Herr Amor: alte Bedienten, Bauern, Notare. Herr Becker: Liebhaber, jugendliche und ältere Charakterrollen, komische Rollen; singt. Herr Benda: Liebhaber in der Oper. Herr Demmer: Liebhaber in der Oper und im Schauspiel. Monsieur Demmer: Kinderrollen. Herr Demaratius: junge Helden, Liebhaber, Charakterrollen, Bauerbursche, komische Rollen. Herr Einer: Helden, Liebhaber, junge Männer, Charakterrollen (geht im September dieses Jahres ab). Herr Fischer: zärtliche und humoristische Alte, Greise, Juden; singt. Herr Gatto: Bouffons in der Oper, komische Rollen im Schauspiel. Herr Genast: Pedanten, komische und ernsthafte Bedienten, andere komische Rollen; singt. Herr Krüger: Aventuriers, Raisonneurs, Chevaliers, Bediente, intrikate, komische und Charakterrollen, Männer von Stande; singt. Herr Malcolmi: ernsthafte und komische Väter und Alte im Schauspiel und in der Oper, Militärrollen, Bauern, Charakterrollen. Herr Mattstedt: Gecken, Juden und Bediente; tanzt. Monsieur Mattstedt: Kinderrollen; tanzt. Herr Vohs tritt an die Stelle des abgehenden Herrn Einer. Herr Wilms: Souffleur. [d

Abgegangen: Herr Müller, im Januar 1792. [e

Debuts: Herr Benda, Belmonte in der Entführung aus dem Serail, den 13. Oktober 1791; Demoiselle Rudorf, die Sängerin im Mondkalifer, den 6 Oktober, und Isabella in den Theatralischen Abenteuern den 24. Oktober 1791; Herr Vohs, Eduard Rudberg in Verbrechen aus Ehrsucht, den 30. Mai, und Karl Moor in den Räubern den 9. Junius 1792. [f

Ein Verzeichniß der aufgeführten Stücke enthält das Journal des Luxus und der Moden von Monat zu Monat.

Weimar, den 1ten August 1792. [g

Erſte Bekanntſchaft mit Schiller.

1794. [91

Alle meine Wünſche und Hoffnungen übertraf das auf einmal ſich entwickelnde Verhältniß zu Schiller, das ich zu den höchſten zählen kann, die mir das Glück in ſpäteren Jahren bereitete. Und zwar hatte ich dieſes günſtige Ereigniß meinen Bemühungen um die Metamorphoſe der Pflanzen zu verdanken, wodurch ein Umſtand herbeigeführt wurde, der die Mißverhältniſſe beſeitigte, die mich lange Zeit von ihm entfernt hielten. [a

Nach meiner Rückkunft aus Italien, wo ich mich zu größerer Beſtimmtheit und Reinheit in allen Kunſtfächern auszubilden geſucht hatte, unbekümmert, was während der Zeit in Deutſchland vorgegangen, fand ich neuere und ältere Dichterwerke in großem Anſehen, von ausgebreiteter Wirkung, leider ſolche, die mich äußerſt anwiderten; ich nenne nur Heinſe's Ardinghello und Schiller's Räuber. Jener war mir verhaßt, weil er Sinnlichkeit und abſtruſe Denkweiſen durch bildende Kunſt zu veredeln und aufzuſtutzen unternahm, Dieſer, weil ein kraftvolles, aber unreifes Talent gerade die ethiſchen und theatraliſchen Paradoxen, von denen ich mich zu reinigen geſtrebt, recht im vollen, hinreißenden Strome über das Vaterland ausgegoſſen hatte. [b

Beiden Männern von Talent verargte ich nicht, was ſie unternommen und geleiſtet; denn der Menſch kann ſich nicht verſagen, nach ſeiner Art wirken zu wollen; er verſucht es erſt unbewußt, ungebildet, dann auf jeder Stufe der Bildung immer bewußter; daher denn ſo viel Treffliches und Albernes ſich über die Welt verbreitet und Verwirrung aus Verwirrung ſich entwickelt. [c

Das Rumoren aber, das im Vaterland dadurch erregt, der Beifall, der jenen wunderlichen Ausgeburten allgemein, ſo von wilden Studenten als von der gebildeten Hofdame gezollt ward, der erſchreckte mich; denn ich glaubte all mein Bemühen völlig verloren zu ſehen, die Gegenſtände, zu welchen, die Art und Weiſe, wie ich mich gebildet hatte, ſchien mir beſeitigt und gelähmt. Und was mich am Meiſten ſchmerzte, alle mit mir verbundenen Freunde, Heinrich Meyer und Moritz ſowie die im gleichen Sinne fortwaltenden Künſtler Tiſchbein und Bury ſchienen mir gleichfalls gefährdet; ich war ſehr betroffen.

Die Betrachtung der bildenden Kunst, die Ausübung der Dichtkunst hätte ich gerne völlig aufgegeben, wenn es möglich gewesen wäre; denn wo war eine Aussicht, jene Produktionen von genialem Werth und wilder Form zu überbieten? Man denke sich meinen Zustand! Die reinsten Anschauungen suchte ich zu nähren und mitzutheilen, und nun fand ich mich zwischen Ardinghello und Franz Moor eingeklemmt. [a]

Moritz, der aus Italien gleichfalls zurückkam und eine Zeit lang bei mir verweilte, bestärkte sich mit mir leidenschaftlich in diesen Gesinnungen; ich vermied Schiller'n, der, sich in Weimar aufhaltend, in meiner Nachbarschaft wohnte. Die Erscheinung des Don Karlos war nicht geeignet, mich ihm näher zu führen; alle Versuche von Personen, die ihm und mir gleich nahe standen, lehnte ich ab, und so lebten wir eine Zeit lang neben einander fort. [b]

Sein Aufsatz über Anmuth und Würde war ebenso wenig ein Mittel, mich zu versöhnen. Die Kantische Philosophie, welche das Subjekt so hoch erhebt, indem sie es einzuengen scheint, hatte er mit Freuden in sich aufgenommen; sie entwickelte das Außerordentliche, was die Natur in sein Wesen gelegt, und er, im höchsten Gefühl der Freiheit und Selbstbestimmung, war undankbar gegen die große Mutter, die ihn gewiß nicht stiefmütterlich behandelte. Anstatt sie als selbstständig, lebendig, vom Tiefsten bis zum Höchsten gesetzlich hervorbringend zu betrachten, nahm er sie von der Seite einiger empirischen menschlichen Natürlichkeiten. Gewisse harte Stellen sogar konnte ich direkt auf mich deuten, sie zeigten mein Glaubensbekenntniß in einem falschen Lichte; dabei fühlte ich, es sei noch schlimmer, wenn es ohne Beziehung auf mich gesagt worden; denn die ungeheure Kluft zwischen unsern Denkweisen klaffte nur desto entschiedener. [c]

An keine Vereinigung war zu denken. Selbst das milde Zureden eines Dalberg, der Schiller'n nach Würden zu ehren verstand, blieb fruchtlos; ja, meine Gründe, die ich jeder Vereinigung entgegensetzte, waren schwer zu widerlegen. Niemand konnte leugnen, daß zwischen zwei Geistesantipoden mehr als ein Erddiameter die Scheidung mache, da sie denn beiderseits als Pole gelten mögen, aber eben deswegen in Eins nicht zusammenfallen können. Daß aber doch ein Bezug unter ihnen stattfinde, erhellt aus Folgendem. [d]

Schiller zog nach Jena, wo ich ihn ebenfalls nicht sah.

Zu gleicher Zeit hatte Batsch durch unglaubliche Regſamkeit eine naturforſchende Geſellſchaft in Thätigkeit geſetzt, auf ſchöne Sammlungen, auf bedeutenden Apparat gegründet. Ihren periodiſchen Sitzungen wohnte ich gewöhnlich bei. Einſtmals fand ich Schiller'n daſelbſt, wir gingen zufällig Beide zugleich heraus, ein Geſpräch knüpfte ſich an, er ſchien an dem Vorgetragenen Theil zu nehmen, bemerkte aber ſehr verſtändig und einſichtig und mir ſehr willkommen, wie eine ſo zerſtückelte Art, die Natur zu behandeln, den Laien, der ſich gern darauf einließe, keineswegs anmuthen könne. [h

Ich erwiderte darauf, daß ſie den Eingeweihten ſelbſt vielleicht unheimlich bleibe, und daß es doch wol noch eine andere Weiſe geben könne, die Natur nicht geſondert und vereinzelt vorzunehmen, ſondern ſie wirkend und lebendig, aus dem Ganzen in die Theile ſtrebend, darzuſtellen. Er wünſchte hierüber aufgeklärt zu ſein, verbarg aber ſeine Zweifel nicht; er konnte nicht eingeſtehen, daß ein Solches, wie ich behauptete, ſchon aus der Erfahrung hervorgehe. [i

Wir gelangten zu ſeinem Hauſe, das Geſpräch lockte mich hinein; da trug ich die Metamorphoſe der Pflanzen lebhaft vor und ließ mit manchen charakteriſtiſchen Federſtrichen eine ſymboliſche Pflanze vor ſeinen Augen entſtehen. Er vernahm und ſchaute das Alles mit großer Theilnahme, mit entſchiedener Faſſungskraft; als ich aber geendet, ſchüttelte er den Kopf und ſagte: „Das iſt keine Erfahrung, das iſt eine Idee.“ Ich ſtutzte, verdrießlich einigermaßen; denn der Punkt, der uns trennte, war dadurch aufs Strengſte bezeichnet. Die Behauptung aus Anmuth und Würde fiel mir wieder ein, der alte Groll wollte ſich regen; ich nahm mich aber zuſammen und verſetzte: „Das kann mir ſehr lieb ſein, daß ich Ideen habe, ohne es zu wiſſen, und ſie ſogar mit Augen ſehe.“ [k

Schiller, der viel mehr Lebensklugheit und Lebensart hatte als ich und mich auch wegen der Horen, die er herauszugeben im Begriff ſtand, mehr anzuziehen als abzuſtoßen gedachte, erwiderte darauf als ein gebildeter Kantianer, und als aus meinem hartnäckigen Realismus mancher Anlaß zu lebhaftem Widerſpruch entſtand, ſo ward viel gekämpft und dann Stillſtand gemacht; Keiner von Beiden konnte ſich für den Sieger halten, Beide hielten ſich für unüberwindlich. Säße wie folgender machten mich ganz unglücklich: „Wie kann jemals Erfahrung gegeben werden, die einer Idee angemeſſen ſein ſollte? Denn

darin besteht eben das Eigenthümliche der letztern, daß ihr niemals eine Erfahrung kongruiren könne.“ Wenn er das für eine Idee hielt, was ich als Erfahrung aussprach, so mußte doch zwischen beiden irgend etwas Vermittelndes, Beyzügliches obwalten! Der erste Schritt war jedoch gethan. Schiller's Anziehungskraft war groß, er hielt Alle fest, die sich ihm näherten; ich nahm Theil an seinen Absichten und versprach, zu den Horen Manches, was bei mir verborgen lag, herzugeben; seine Gattin, die ich von ihrer Kindheit auf zu lieben und zu schätzen gewohnt war, trug das Ihrige bei zu dauerndem Verständniß, alle beiderseitigen Freunde waren froh, und so besiegelten wir durch den größten, vielleicht nie ganz zu schlichtenden Wettkampf zwischen Objekt und Subjekt einen Bund, der ununterbrochen gedauert und für uns und Andere manches Gute gewirkt hat. [l

Für mich insbesondere war es ein neuer Frühling, in welchem Alles froh neben einander keimte und aus aufgeschlossenen Samen und Zweigen hervorging. Unsere beiderseitigen Briefe geben davon das unmittelbarste, reinste und vollständigste Zeugniß. [m

---

Fernneres in Bezug auf mein Verhältniß zu Schiller. [91

Jeder Mensch in seiner Beschränktheit muß sich nach und nach eine Methode bilden, um nur zu leben. Er lernt sich allmählich kennen, auch die Zustände der Außenwelt; er fügt sich darein, setzt sich aber wieder auf sich selbst zurück und formt sich zuletzt Maximen des Betragens, womit er auch ganz gut durchkommend sich Andern mittheilt, von Andern empfängt und, je nachdem er Widerspruch oder Einstimmung erfähret, sich entfernt oder anschließt, und so halten wir's mit uns selbst und mit unsern Freunden. Selten ist es aber, daß Personen gleichsam die Hälften von einander ausmachen, sich nicht abstoßen, sondern sich anschließen und einander ergänzen. [n

---

Die Schwierigkeit liegt baurtächlich darin, daß die nothwendigen Lebensmethoden von einander abweichen und daß im Dekurs der Zeit Niemand den Andern überſieht. [o

---

Ich beſaß die entwickelnde, entfaltende Methode, keineswegs die zuſammenſtellende, ordnende; mit den Erſcheinungen neben einander wußt' ich nichts zu machen, hingegen mit ihrer Filiation mich eher zu benehmen. [p

Nun aber iſt zu bedenken, daß ich ſo wenig als Schiller einer vollendeten Reiſe genoß, wie ſie der Mann wol wünſchen ſollte, deshalb denn zu der Differenz unſerer Individualitäten die Gährung ſich geſellte, die ein Jeder mit ſich ſelbſt zu verarbeiten hatte, weswegen große Liebe und Zutrauen, Bedürfniß und Treue im hohen Grad gefordert wurden, um ein freundſchaftliches Verhältniß ohne Störung immerfort zuſammenwirken zu laſſen. [q

---

Herder. [136a

Herder war von Natur weich und zart, ſein Streben mächtig und groß. Er mochte daher wirken oder gegenwirken, ſo geſchah es immer mit einer gewiſſen Haſt und Ungeduld; ſodann war er mehr von dialektiſchem als konſtruktivem Geiſte. Daher der beſtändige ἕτερος λόγος gegen Alles, was man vorbrachte. Ja, er konnte Einen bitter auslachen, wenn man etwas mit Ueberzeugung wiederholte, welches er kurz vorher als ſeine eigene Meinung gelehrt und mitgetheilt hatte.

Lord Briſtol, Biſchof von Derry. [169a

Etwa 63 Jahre alt, mittlerer, eher kleiner Statur, von ſeiner Körper- und Geſichtsbildung, lebhaft in Bewegungen und Betragen, im Geſpräch ſchnell, rauh, eher mitunter grob; in

mehr als einem Sinne einſeitig und beſchränkt; als Brite ſtarr, als Individuum eigenſinnig, als Geiſtlicher ſtreng, als Gelehrter pedantiſch. Rechtſchaffenheit, Eifer für das Gute und deſſen unmittelbares Wirken ſieht überall durch das Unangenehme jener Eigenſchaften, nord auch balancirt durch große Welt-, Menſchen- und Bücherkenntniß, durch Liberalität eines vornehmen, durch Aiſance eines reichen Mannes. So heftig er auch ſpricht und weder allgemeine noch beſondere Verhältniſſe ſchont, ſo hört er doch ſehr genau auf Alles, was geſprochen wird, es ſei für oder gegen ihn; giebt bald nach, wenn man ihm widerſpricht; widerſpricht, wenn ihm ein Argument nicht gefällt, das man ihm zu Gunſten aufſtellt; läßt bald einen Satz fallen, bald faßt er einen andern an, indem er ein paar Hauptideen gerade durchſetzt. So ſcheinen ſich auch bei ihm ſehr viele Worte fixirt zu haben: er will nur gelten laſſen, was das klare Bewußtſein des Verſtandes anerkennen mag, und doch läßt ſich im Streite bemerken, daß er viel zarterer Anſichten fähig iſt, als er ſich ſelbſt geſteht. Uebrigens ſcheint ſein Betragen nachläſſig, aber angenehm, höflich und zuvorkommend. So iſt's ungefähr, wie ich dieſen merkwürdigen Mann, für und gegen den ich ſo viel gehört, in einer Abendſtunde geſehen habe.

Jena, den 10. Juni 1797.

Aufenthalt in Pyrmont. [254

1801.

Hiebei wäre nachträglich zu bemerken, daß ich daſelbſt eine ſehr weitſchichtige Arbeit konzipirte. [a

Im Jahre 1582 begab ſich auf einmal aus allen Welttheilen eine lebhafte Wanderſchaft nach Pyrmont, einer damals zwar bekannten, aber doch noch nicht hochberühmten Quelle; ein Wunder, das Niemand zu erklären wußte. Durch die Nachricht hiervon wird ein deutſcher wackerer Ritter, der in den beſten Jahren ſteht, aufgeregt; er befiehlt ſeinem Knappen, Alles zu rüſten und auf der Fahrt ein genaues Tagebuch zu führen; denn dieſer, als Knabe zum Mönch beſtimmt, war gewandt genug mit der Feder. Von dem Augenblicke des Befehls an

enthält sein Tagebuch die Anstalten der Abreise, die Sorge des Hauswesens in der Abwesenheit, wodurch uns denn jene Zustände ganz anschaulich werden. [b

Sie machen sich auf den Weg und finden unzählige Wanderer, die von allen Seiten herzuströmen. Sie sind hilfreich, ordnen und geleiten die Menge, welches Gelegenheit giebt, diese Zustände der damaligen Zeit vor Augen zu bringen. Endlich kommt der Ritter als Führer einer großen Karawane in Pyrmont an; hier wird nun gleich so wie bereits auf dem Wege durchaus das Lokale beachtet und benutzt. Es war doch von uralten Zeiten der noch Manches übrig geblieben, das an Hermann und seine Genossen erinnern durfte. Die Kirche zu Lügde, von Karl dem Großen gestiftet, ist hier von höchster Bedeutung. Das Getümmel und Gewimmel wird vorgeführt; von den endlosen Krankheiten werden die widerwärtigen mit wenig Worten abgelehnt, die psychischen aber, als reinlich und wunderwell, ausführlich behandelt, sowie die Persönlichkeit der damit behafteten Personen hervorgehoben. Bezüge von Neigung und mancherlei Verhältnisse entwickeln sich, und das Unerforschliche, Heilige macht einen wünschenswerthen Gegensatz gegen das Ruhmwürdige. Verwandte Geister ziehen sich zusammen, Charaktere suchen sich, und so entsteht mitten in der Weltwoge eine Stadt Gottes, um deren unsichtbare Mauern das Pobelhafte nach seiner Weise wütbet und rast; denn auch Gemeines jeder Art versammelte sich hier: Marktschreier, die besondern Eingang hatten; Spieler, Gauner, die Jedermann, nur nicht unseren Verbündeten drohten; Zigeuner, die durch wunderbares Betragen, durch Kenntnisse der Zukunft Zutrauen und zugleich die allerdänglichste Ehrfurcht erweckten; der vielen Krämer nicht zu vergessen, deren Leinwand, Tücher, Felle vom Ritter sogleich in Beschlag genommen und dem sittlichen Kreise dadurch ein gedrängter Wel[illegible] bereitet wurde. [c

Die Verk[illegible] die ihre Waare so schnell und nützlich angebracht sahen, suchten eilig mit gleichen Stoffen zurückzukehren; Andere spekulirten, daraus sich und Andern Schirm und Schutz gegen Wind und Wetter aufzustellen; genug, bald war ein weit sich erstreckendes Lager errichtet, wodurch bei stetigem Abgange der Nachfolgende die ersten Wohnbedürfnisse befriedigt fand. [4

Den Bezirk der edeln Gesellschaft hatte der Ritter mit Palissaden umgeben und so sich vor jedem physischen Andrang

gesichert. Es fehlt nicht an mißwollenden, widerwärtig-heimlichen, trotzig-heftigen Gegnern, die jedoch nicht schaden konnten; denn schon zählte der tugendsame Kreis mehrere Ritter, alt und jung, die sogleich Wache und Polizei anordnen; es fehlt ihm nicht an ernsten geistlichen Männern, welche Recht und Gerechtigkeit handhaben. [e

Alles dieses ward im Stile jener Zeit als unmittelbar angeschaut von dem Knappen täglich niedergeschrieben mit naturgemäßen kurzen Betrachtungen, wie sie einem heraufkeimenden guten Geiste wohl geziemten. [f

Sodann aber erschienen, Aufsehen erregend, langfaltig, blendend weiß gekleidet, stufenweise bejahrt, drei würdige Männer: Jüngling, Mann und Greis, und traten unversehens mitten in die wohldenkende Gesellschaft. [g

Selbst geheimnißvoll, enthüllten sie das Geheimniß ihres Zusammenströmens und ließen auf die künftige Größe Pyrmont's in eine freundliche Ferne lichtvoll hinaussehen. [h

Dieser Gedanke beschäftigte mich die ganze Zeit meines Aufenthalts, ingleichen auf der Rückreise. Weil aber, um dieses Werk gehaltvoll und lehrreich zu machen, gar Manches zu studiren war und viel dazu gehörte, dergleichen zersplitterten Stoff ins Ganze zu verarbeiten, so daß es würdig gewesen wäre, von allen Badegästen nicht allein, sondern auch von allen deutschen, besonders niederdeutschen Lesern beachtet zu werden, so kam es bald in Gefahr, Entwurf oder Grille zu bleiben, besonders da ich meinen Aufenthalt in Göttingen zum Studium der Geschichte der Farbenlehre bestimmt hatte, wovon an seinem Ort gehandelt worden. [i

---

Herder's Ausgang. [402

1803.

Ein großer, jedoch leider schon vorausgesehener Verlust betraf uns am Ende des Jahres: Herder verließ uns, nachdem er lange gekränkt hatte. Schon drei Jahre hatte ich mich von ihm zurückgezogen; denn mit seiner Krankheit vermehrte sich sein mißwollender Widerspruchsgeist und überbüsterte seine unschätzbare einzige Liebensfähigkeit und Liebenswürdigkeit. Man

Trier.*)

1793.

Trier'ſche Hügel beherrſchte Dionyſos; aber der Biſchof
Dionyſius trieb ihn und die Seinen herab;
Chriſtlich lagerten ſich Bacchanten-Schaaren im Thale,
Hinter die Mauern verſteckt, üben ſie alten Gebrauch.

In Iffland's Stammbuch.**)

Weimar, den 24. April 1796.

Viel von Künſten und Künſtlern wird immer in Deutſchland geſprochen;
Angeſchaut haben wir nun Künſtler und Künſte zugleich.

Die neue Sirene.***)

Habt von Sirenen gehört? — Melpomenens Töchter, ſie prunkten
Zöpfumflochtenen Haupts, heiter entzückten Geſichts;
Vögel jedoch von der Mitte hinab, die gefährlichſten Bublen,
Denen vom küßlichen Mund floß ein verführendes Lied.
Eine geſchwiſterte nun, um Gürtel ab griechiſche Schönheit,
Sittig hinab zum Fuß nordiſch umhüllt ſie das Knie;
Auch ſie redet und ſingt zum oſt- und weſtlichen Schiffer;
Seinen bezauberten Sinn, Helena läßt ihn nicht los!

---

*) Vgl. Riemer, „Briefe von und an Goethe" S. 219, Biedermann II, 161. „Goethe und Karl August" von H. Düntzer, Leipzig 1965, S. 86. — Der Aufenthalt in Trier fällt in das Ende des Oktobers 1792, und Goethe berichtet in der „Kampagne in Frankreich" unter dem 30. des Monats von Geſprächen über die ältere Geſchichte von Trier; dieſe haben leicht die Anregung zu dieſem Epigramm geben können.

**) Zuerſt gedruckt in Wien 1800, dann in „Iffland" von Duncker, Berlin 1859, S. 3. — Iffland gaſtirte vom 20. März bis zum 25. April 1796 in Weimar.

***) Vgl. „Chaos", Erſter Jahrgang, Nr. 11, S. 41, 1889 und 1833 in den Nachgel. W. — Wir wüßten nicht anzugeben, auf welche Sängerin dies Gedicht zu beziehen iſt. In Goethe's „Helena" kann nicht wol gedacht werden, wenn auch in ihr die im Gedichte angedeutete Verbindung des Griechiſchen und Germaniſchen ſich vollzieht. — Wegen des Anklangs an den Weſt-Oſtlichen Divan im letzten Diſtichon iſt das Epigramm der letzten Periode des Dichters zuzuweiſen. — L.

kam nicht zu ihm, ohne sich seiner Milde zu erfreuen; man ging nicht von ihm, ohne verletzt zu sein. [a

Wie leicht ist es, irgend Jemand zu kränken oder zu betrüben, wenn man ihn in heiteren offenen Augenblicken an eigene Mängel, an die Mängel seiner Gattin, seiner Kinder, seiner Zustände, seiner Wohnung mit einem scharfen, treffenden, geistreichen Wort erinnert! Dies war ein Fehler früherer Zeit, dem er aber nachhing, und der zuletzt Jedermann von ihm entfremdete. [b

Fehler der Jugend sind erträglich, denn man betrachtet sie als Uebergänge, als die Säure einer unreifen Frucht; im Alter bringen sie zur Verzweiflung. [c

Sonderbar genug sollte ich kurz vor seinem Ende ein Resumé unserer vieljährigen Freuden und Leiden, unserer Uebereinstimmung sowie des störenden Mißverhältnisses erleben. [d

Herder hatte sich nach der Vorstellung von Eugenie, wie ich von Andern hörte, auf das Günstigste darüber ausgesprochen, und er war freilich der Mann, Absicht und Leistung am Gründlichsten zu unterscheiden. Mehrere Freunde wiederholten die eigensten Ausdrücke; sie waren prägnant, genau, mir höchst erfreulich; ja, ich durfte eine Wiederannäherung hoffen, wodurch mir das Stück doppelt lieb geworden wäre. [e

Hierzu ergab sich die nächste Aussicht. Er war zu der Zeit, als ich mich in Jena befand, eines Geschäfts wegen daselbst; wir wohnten im Schloß unter einem Dache und wechselten anständige Besuche. Eines Abends fand er sich bei mir ein und begann mit Ruhe und Reinheit das Beste von gedachtem Stück zu sagen. Indem er als Kenner entwickelte, nahm er als Wohlwollender innigen Theil, und wie uns oft im Spiegel ein Gemälde reizender vorkommt als beim unmittelbaren Anschauen, so schien ich nun erst diese Produktion recht zu kennen und einseitig selbst zu genießen. Diese innerlichste schöne Freude jedoch sollte mir nicht lange gegönnt sein; denn er endigte mit einem zwar heiter ausgesprochenen, aber höchst widerwärtigen Trumpf, wodurch das Ganze wenigstens für den Augenblick vor dem Verstand vernichtet ward. Der Einsichtige wird die Möglichkeit begreifen, aber auch das schreckliche Gefühl nachempfinden, das mich ergriff; ich sah ihn an, erwiderte nichts, und die vielen Jahre unseres Zusammenseins erschreckten mich in diesem Symbol auf das Fürchterlichste. So schieden wir, und ich habe ihn nicht wieder gesehen. [f

Frau von Stael.

1804.

Ihre Gegenwart hatte wie in geistigem so in körperlichem Sinne etwas Reizendes, und sie schien es nicht übel zu nehmen, wenn man auch von dieser Seite nicht unempfindlich war. Wie oft mochte sie Geselligkeit, Wohlwollen, Neigung und Leidenschaft zusammengeschmolzen haben! Auch sagte sie einst: „Ich habe niemals einem Manne vertraut, der nicht einmal in mich verliebt gewesen wäre.“ Die Bemerkung ist richtig: denn hat, wie in der Liebe geschieht, ein Mann sein Inneres aufgeschlossen und sich hingegeben, so ist das ein Geschenk, das er nicht zurücknehmen kann, und es würde unmöglich sein, ein ehemals geliebtes Wesen zu beschädigen oder ungeschützt zu lassen. [410a

Auch vorlesend und deklamirend wollte Frau von Stael sich Kränze erwerben. Eine Vorlesung der Phädra, der ich nicht beiwohnen konnte, hatte jedoch einen vorauszusehenden Erfolg: es ward abermals klar, der Deutsche möchte wol auf ewig dieser beschränkten Form, diesem abgemessenen und aufgedunsenen Pathos entsagt haben. Den darunter verborgenen hübschen, natürlichen Kern mag er lieber entbehren, als ihn aus so vieler, nach und nach darum gehüllten Unnatur gutmüthig herausklauben. [410a

---

Mit Benjamin Constant wurden mir gleichfalls angenehme belehrende Stunden. Wer sich erinnert, was dieser vorzügliche Mann in den folgenden Zeiten gewirkt, und mit welchem Eifer derselbe ohne Wanken auf dem einmal eingeschlagenen, für recht gehaltenen Wege fortgeschritten, der würde ahnen können, was in jener Zeit für ein würdiges, noch unentwickeltes Streben in einem solchen Manne gewaltet. In besondern vertraulichen Unterredungen gab er seine Grundsätze und Ueberzeugungen zu erkennen, welche durchaus ins Sittlich-Politisch-Praktische auf einem philosophischen Wege gerichtet waren. Auch er verlangte das Gleiche von mir, und wenn ihm auch meine Art und Weise, Natur und Kunst anzusehen und zu behandeln, nicht immer deutlich werden konnte, so war doch die Art, wie er sich dieselbe redlich zuzueignen, um sie seinen Begriffen anzunähern, in seine Sprache zu übersetzen trachtete, mir selbst von dem großten Nutzen, indem für mich daraus hervorging, was noch

Unentwickeltes, Unklares, Unmittheilbares, Unpraktisches in meiner Behandlungsweise liegen dürfte. [418a

Abendlich verweilte er einigemal mit Frau von Stael bei mir; späterhin langte noch Johannes von Müller an, und es konnte an höchst bedeutender Unterhaltung nicht fehlen, da auch der Herzog, mein gnädigster Herr, an solchen engen Abendkreisen theilzunehmen geneigt war. Freilich waren alsdann die wichtigen Ereignisse und Verhängnisse des Augenblicks unaufhaltsam an der Tagesordnung, und um hievon zu zerstreuen, kam die von mir angelegte, gerade damals leidenschaftlich vermehrte Medaillensammlung aus der zweiten Hälfte des funfzehnten Jahrhunderts glücklich zu Hilfe, indem die Gesellschaft sich dadurch veranlaßt sah, aus dem Bedenklich-Politischen, aus dem Allgemein-Philosophischen in das Besondere, Historisch-Menschliche hinüberzugehen. Hier war nun Johannes Müller an seiner Stelle, indem er die Geschichte eines jeden mehr oder weniger bedeutenden, vor unsern Augen in Erz abgebildeten Mannes vollkommen gegenwärtig hatte und dabei gar manches Biographisch-Erheiternde zur Sprache brachte. [b

Auch in den folgenden Wochen des ersten Jahresviertels fehlte es nicht an theilnehmenden Fremden. Professor Wolf, der mächtige Philolog, schien sich immer mehr in unserm Kreise zu gefallen und war von Halle diesmal auf kurze Zeit mich zu besuchen gekommen. Rehberg, verdienstvoller Maler, den die Kriegsläufte aus Italien vertrieben hatten, ließ uns preiswürdige Arbeiten sehen, mit denen er sich nach England begeben wollte. Auch vernahmen wir umständlich durch ihn, welchen Unbilden das schöne Land, besonders aber auch Rom ausgesetzt sei. [c

Fernow's Gegenwart war höchst erfrischend und belebrend, indem er für Kunst und italienische Sprache viel Anregendes mitgebracht hatte. Vossens Aufenthalt in Jena war nicht weniger einflußreich; sein gutes Verhältniß zu Hofrath Eichstädt ließ ihn für die Literatur-Zeitung thätig sein, ob er gleich schon die Absicht, Jena zu verlassen, nicht ganz verbergen konnte. [d

Wie schwer es übrigens war, mit den fremden trefflichen Gästen einigermaßen auszudauern, davon gebe ich nur folgendes Beispiel. Frau von Stael hatte eine Aufführung der Natürlichen Tochter so gut wie erzwungen; was wollte sie aber bei der wenigen mimischen Bewegung des Stücks aus der ihr völlig unverständlichen Redefülle herausnehmen? Mir sagte sie, daß

ich nicht wohlgethan, diesen Gegenstand zu behandeln; das Buch, das den Stoff dazu hergegeben, werde nicht geschätzt und das Original der Heldin, die darin figurire, in der guten Sozietät nicht geachtet. Als ich nun solche Instanzen scherzhaft abzulehnen Humor genug hatte, versetzte sie: das sei eben der große Fehler von uns deutschen Autoren, daß wir uns nicht ums Publikum bekümmerten. [a

Ferner verlangte sie dringend das Mädchen von Andros aufführen zu sehen. Ich erinnere mich aber nicht, wie sie dieses antikisirende Maskenwesen möchte aufgenommen haben. [c

---

Letzte Kunstausstellung. [330

1805.

Die siebente und letzte Kunstausstellung war den Thaten des Herkules gewidmet. Hoffmann von Köln erhielt abermals den Preis. Herkules, der den Fluß in den Stall des Augias hereinführt, war höchst geistreich gedacht, mit Lust und Freiheit vollendet. Um uns recht zur Beurtheilung vorzubereiten, studirten wir die Philostratischen Gemälde, deren lebensreiche Gegenstände wir den Liebhabern empfohlen. [a

Polygnot's Lesche und sonstige alte Kunstwerke, von denen uns nur die Beschreibung übrig geblieben, wurden fleißig bedacht und im antiken Sinn nach mannichfaltiger Prüfung so gut als möglich wiederhergestellt. Hiebei verlor man die frühere Mitwirkung der Gebrüder Riepenhausen, deren schönes Talent sich mit andern der Legende und dem Mittelalter zugewendet hatte. [b

Wenn die bisherigen Ausstellungen sowol den Künstlern als uns gar manchen Vortheil brachten, so schieden wir nur ungern davon, und zwar auch aus dem Grunde, weil eine durch Frömmelei ihr unerwünschtes Rückstreben beschönigende Kunst diese leichter überhand nahm, als süßliche Reden und schmeichelnde Bilder sich viel besser anhören und wiederholen als ernste Forderungen, auf die höchstmögliche Kunstthätigkeit menschlicher Natur gerichtet. [c

Das Entgegengesetzte von unsern Wünschen und Bestrebungen thut sich hervor: bedeutende Männer wirken auf eine der

Menge behagliche Weise; ihre Lehre und Beispiel schmeichelt den Meisten; die Weimarischen Kunstfreunde, da sie Schiller verlassen hat, sehen einer großen Einsamkeit entgegen. [d

Gemüth wird über Geist gesetzt, Naturell über Kunst, und so ist der Fähige wie der Unfähige gewonnen. Gemüth hat Jedermann, Naturell Mehrere; der Geist ist selten, die Kunst ist schwer. [e

Das Gemüth hat einen Zug gegen die Religion; ein religiöses Gemüth mit Naturell zur Kunst, sich selbst überlassen, wird nur unvollkommene Werke hervorbringen; ein solcher Künstler verläßt sich auf das Sittlich-Hohe, welches die Kunstmängel ausgleichen soll. Eine Ahnung des Sittlich-Höchsten will sich durch Kunst ausdrücken, und man bedenkt nicht, daß nur das Sinnlich-Höchste das Element ist, worin sich jenes verkörpern kann. [f

Jacobi. [550

In solchen Zuständen befand ich mich, als der vieljährig geprüfte Freund Jacobi auf seiner Rückreise aus dem nördlichen Deutschland bei mir einsprach und mehrere Tage verweilte. Schon die Anmeldung hatte mich höchlich erfreut, seine Ankunft machte mich glücklich; Neigung, Liebe, Freundschaft, Theilnahme, Alles war lebendig wie sonst. Nur in der Folge der Unterhaltung that sich ein wunderlicher Zwiespalt hervor. [g

Mit Schiller, dessen Charakter und Wesen dem meinigen völlig entgegenstand, hatte ich mehrere Jahre ununterbrochen gelebt, und unser wechselseitiger Einfluß hatte dergestalt gewirkt, daß wir uns auch da verstanden, wo wir nicht einig waren. Jeder hielt alsdann fest an seiner Persönlichkeit so lange, bis wir uns wieder gemeinschaftlich zu irgend einem Denken und Thun vereinigen konnten. Bei Jacobi fand ich gerade das Gegentheil. Wir hatten uns in vielen Jahren nicht gesehen; Alles, was wir erfahren, gethan und gelitten, hatte Jeder in sich selbst verarbeitet. Als wir uns wiederfanden, zeigte sich das unbedingte liebevolle Vertrauen in seiner ganzen Klarheit und Reinheit, belebte den Glauben an vollkommene Theilnahme so wie durch Gesinnung, also auch durch Denken und Dichten.

Allein es erschien bald anders: wir liebten uns, ohne uns zu verstehen. Nicht mehr begriff ich die Sprache seiner Philosophie. Er konnte sich in der Welt meiner Dichtung nicht behagen. Wie sehr hätt' ich gewünscht, hier Schiller'n als dritten Mann zu sehen, der als Denker mit ihm, als Dichter mit mir in Verbindung gestanden und gewiß auch da eine schöne Vereinigung vermittelt hätte, die sich zwischen den beiden Ueberlebenden nicht mehr bilden konnte. In diesem Gefühl begnügten wir uns, den alten Bund treulich und liebevoll zu bekräftigen und von unsern Ueberzeugungen, philosophischem und dichterischem Thun und Lassen nur im Allgemeinsten wechselseitige Kenntniß zu nehmen. [1

Jacobi hatte den Geist im Sinne, ich die Natur; uns trennte, was uns hätte vereinigen sollen. Der erste Grund unserer Verhältnisse blieb unerschüttert; Neigung, Liebe, Vertrauen waren beständig dieselben, aber der lebendige Antheil verlor sich nach und nach, zuletzt völlig. Ueber unsere späteren Arbeiten haben wir nie ein freundliches Wort gewechselt. Sonderbar, daß Personen, die ihre Denkkraft dergestalt ausbildeten, sich über ihren wechselseitigen Zustand nicht aufzuklären vermochten, sich durch einen leicht zu hebenden Irrthum, durch eine Spracheinseitigkeit stören, ja verwirren ließen! Warum sagten sie nicht in Zeiten: Wer das Höchste will, muß das Ganze wollen; wer vom Geiste handelt, muß die Natur, wer von der Natur spricht, muß den Geist voraussetzen oder im Stillen mit verstehn! Der Gedanke läßt sich nicht vom Gedachten, der Wille nicht vom Bewegten trennen! Hätten sie sich auf diese oder auf jede andere Weise verständigt, so konnten sie Hand in Hand durchs Leben gehn, anstatt daß sie nun am Ende der Laufbahn, die getrennt zurückgelegten Wege mit Bewußtsein betrachtend, sich zwar freundlich und herzlich, aber doch mit Bedauern begrüßten. [1

Unterredung mit Napoleon. [715

1808.

Skizze.

September.

In der Hälfte des Monats bestätigt sich die Nachricht von der Zusammenkunft der Monarchen in Erfurt. [a

Den 23. marschirten französische Truppen dahin. [b

Den 24. kommt Großfürst Konstantin in Weimar an. [c

Den 25. Kaiser Alexander. [d

Den 27. die Herrschaften nach Erfurt; Napoleon kommt bis Münchenholzen entgegen. [e

Den 29. berief mich der Herzog nach Erfurt. Abends Andromache im Théâtre français. [f

Den 30. bei dem Herzog große Tafel. Abends Britannicus. Sodann bei Frau Präsidentin von Reck großer Thee. Minister Maret. [g

Oktober.

Den ersten.

Lever beim Kaiser Napoleon. [h

Statthalterei, Treppe, Vorsaal und Zimmer. [i

Geschwirre durchaus. [k

Das altbekannte Lokale und neues Personal. [l

Gemisch. [m

Alt- und neue Bekannte. [n

Dichter als Prophet. [o

Scherzhaft angeregt. [p

Der Fürst von Dessau blieb zur Audienz. [q

Viele versammelten sich im Geleitshause bei dem Herzog von Weimar. [r

Der Fürst kommt zurück und erzählte eine Scene zwischen dem Kaiser und Talma, welche Mißdeutung und Geklatsch veranlassen konnte. [s

Ich speiste bei dem Minister Champagny. [t

Mein Tischnachbar war Bourgoing, französischer Gesandte zu Dresden. [u

Den zweiten.

Marschall Lannes und Minister Maret mochten günstig von mir gesprochen haben. [v

Ersterer kannte mich seit 1806. [w

Ich wurde um elf Uhr Vormittags zu dem Kaiser bestellt. [x

Ein dicker Kammerherr, Pole, kündigte mir an zu verweilen. [y

Die Menge entfernte sich. [z

Präsentation an Savary und Talleyrand. [aa

Ich werde in das Kabinet des Kaisers gerufen. [bb

In demselben Augenblick meldet sich Daru, welcher sogleich eingelassen wird. [cc

Ich zaudere deshalb. [dd

Werde nochmals gerufen. [ee

Trete ein. [ff

Der Kaiser sitzt an einem großen runden Tische frühstückend; zu seiner Rechten steht etwas entfernt vom Tische Talleyrand, zu seiner Linken ziemlich nah Daru, mit dem er sich über die Kontributionsangelegenheiten unterhält. [gg

Der Kaiser winkt mir, heranzukommen. [hh

Ich bleibe in schicklicher Entfernung vor ihm stehen. [ii

Nachdem er mich aufmerksam angeblickt, sagte er: „Vous êtes un homme." Ich verbeuge mich. [kk

Er fragt: Wie alt seid Ihr? [ll

Sechzig Jahr. [mm

Ihr habt Euch gut erhalten — [nn

Ihr habt Trauerspiele geschrieben. [oo

Ich antwortete das Nothwendigste. [pp

Hier nahm Daru das Wort, der, um den Deutschen, denen er so wehe thun mußte, einigermaßen zu schmeicheln, von deutscher Literatur Notiz genommen; wie er denn auch in der lateinischen wohlbewandert und selbst Herausgeber des Horaz war. [qq

Er sprach von mir, wie etwa meine Gönner in Berlin mochten gesprochen haben; wenigstens erkannt' ich daran ihre Denkweise und ihre Gesinnung. [rr

Er fügte sodann hinzu, daß ich auch aus dem Französischen übersetzt habe, und zwar Voltaire's Mahomet. [ss

Der Kaiser versetzte: „Es ist kein gutes Stück," und legte sehr

umständlich aus einander, wie unschicklich es sei, daß der Weltüberwinder von sich selbst eine so ungünstige Schilderung mache. [nn

Er wandte sodann das Gespräch auf den Werther, den er durch und durch mochte studirt haben. Nach verschiedenen ganz richtigen Bemerkungen bezeichnete er eine gewisse Stelle und sagte: „Warum habt Ihr das gethan? Es ist nicht naturgemäß;“ welches er weitläufig und vollkommen richtig auseinandersetzte. [oo

Ich hörte ihm mit heiterem Gesichte zu und antwortete mit einem vergnügten Lächeln, daß ich zwar nicht wisse, ob mir irgend Jemand denselben Vorwurf gemacht habe, aber ich finde ihn ganz richtig und gestehe, daß an dieser Stelle etwas Unwahres nachzuweisen sei. Allein, setzte ich hinzu, es wäre dem Dichter vielleicht zu verzeihen, wenn er sich eines nicht leicht zu entdeckenden Kunstgriffs bediene, um gewisse Wirkungen hervorzubringen, die er auf einem einfachen natürlichen Wege nicht hätte erreichen können. [pp

Der Kaiser schien damit zufrieden, kehrte zum Drama zurück und machte sehr bedeutende Bemerkungen, wie Einer, der die tragische Bühne mit der größten Aufmerksamkeit gleich einem Kriminalrichter betrachtet und dabei das Abweichen des französischen Theaters von Natur und Wahrheit sehr tief empfunden hatte. [qq

So kam er auch auf die Schicksalsstücke mit Mißbilligung. Sie hätten einer dunklern Zeit angehört. „Was“, sagte er, „will man jetzt mit dem Schicksal? Die Politik ist das Schicksal.“ [rr

Er wandte sich sodann wieder zu Daru und sprach mit ihm über die großen Kontributionsangelegenheiten; ich trat etwas zurück und kam gerade an den Erker zu stehen, in welchem ich vor mehr als dreißig Jahren zwischen mancher frohen auch manche trübe Stunde verlebt, und hatte Zeit zu bemerken, daß rechts von mir nach der Eingangsthüre zu Berthier, Savary und sonst noch Jemand stand. Talleyrand hatte sich entfernt. [ss

Marschall Soult ward gemeldet. [tt

Diese große Gestalt mit stark behaartem Haupte trat herein; der Kaiser fragte scherzend über einige unangenehme Ereignisse in Polen, und ich hatte Zeit, mich im Zimmer umzusehen und der Vergangenheit zu gedenken. [uu

Auch hier waren es noch die alten Tapeten. [vv

Aber die Porträte an den Wänden waren verschwunden. [ww

Hier hatte das Bild der Herzogin Amalia gehangen, im Redouten-Anzug eine schwarze Halbmaske in der Hand, die übrigen Bildnisse von Statthaltern und Familiengliedern alle. [ddd

Der Kaiser stand auf, ging auf mich los und schnitt mich durch eine Art Manöver von den übrigen Gliedern der Reihe ab, in der ich stand. [eee

Indem er jenen den Rücken zukehrte und mit gemäßigter Stimme zu mir sprach, fragte er, ob ich verheirathet sei, Kinder habe, und was sonst Persönliches zu interessiren pflegt; ebenso auch über meine Verhältnisse zu dem fürstlichen Hause, nach Herzogin Amalia, dem Fürsten, der Fürstin und sonst; ich antwortete ihm auf eine natürliche Weise. Er schien zufrieden und übersetzte sich's in seine Sprache, nur auf eine etwas entschiedenere Art, als ich mich hatte ausdrücken können. [fff

Dabei muß ich überhaupt bemerken, daß ich im ganzen Gespräch die Mannichfaltigkeit seiner Beifallsäußerung zu bewundern hatte, denn selten hörte er unbeweglich zu; entweder er nickte nachdenklich mit dem Kopfe oder sagte Oui oder C'est bien oder dergl.; auch darf ich nicht vergessen zu bemerken, daß, wenn er ausgesprochen hatte, er gewöhnlich hinzufügte: „Qu'en dit Mr. Göt?" [ggg

Und so nahm ich Gelegenheit, bei dem Kammerherrn durch eine Geberde anzufragen, ob ich mich beurlauben könne, die er bejahend erwiderte, und ich dann ohne Weiteres meinen Abschied nahm. [hhh

Den dritten.

Mancherlei Beredung wegen einer in Weimar zu gebenden Vorstellung. Abends Oedip. [iii

Den vierten

nach Weimar wegen Einrichtung des Theaters. [kkk

Den sechsten

große Jagd. Die französischen Schauspieler kommen an mit ihrem Direktor. Abends Tod des Cäsar's. Minister Maret und Angehörige logirten bei mir. [lll

Den siebenten.

Marschall Lannes und Minister Maret; umständliches Gespräch wegen der bevorstehenden spanischen Expedition. Von

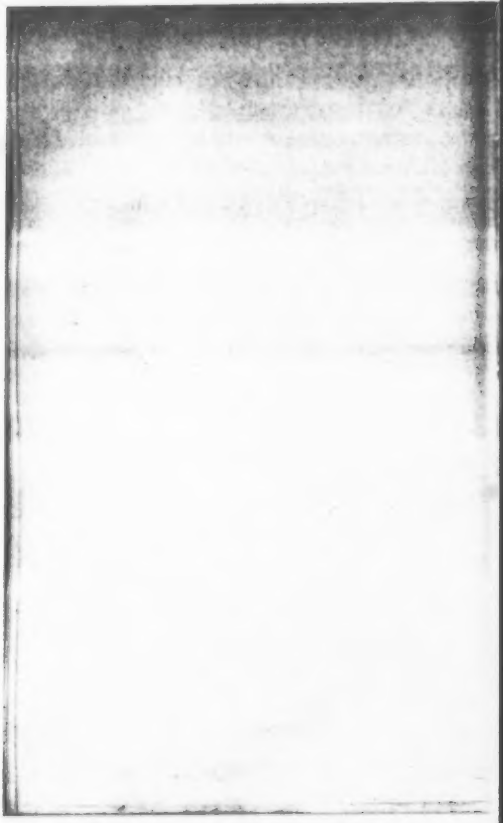

der Jenaisch-Apoldischen Jagd Alles zurück und weiter. Hofrath Sartorius von Göttingen und Frau sprechen bei mir ein. [mmm

Den vierzehnten.

Ich erhalte den Orden der Ehrenlegion. Talma und Frau und Minister Maret's Sekretär Le Lorgne d'Ideville finden sich bei mir zusammen. [nnn

Bedeutung des Individuellen. [725

Das Individuum geht verloren; das Andenken desselben verschwindet, und doch ist ihm und Andern daran gelegen, daß es erhalten werde. [a

Jeder ist selbst nur ein Individuum und kann sich auch eigentlich nur fürs Individuelle interessiren. Das Allgemeine findet sich von selbst, dringt sich auf, erhält sich, vermehrt sich. Wir benutzen's, aber wir lieben es nicht. [b

Wir lieben nur das Individuelle; daher die große Freude an Vorträgen, Bekenntnissen, Memoiren, Briefen und Anekdoten abgeschiedener, selbst unbedeutender Menschen. [c

Die Frage, ob Einer seine eigene Biographie schreiben dürfe, ist höchst ungeschickt. Ich halte Den, der es thut, für den höflichsten aller Menschen. [d

Wenn sich Einer nur mittheilt, so ist es ganz einerlei, aus was für Motiven er es thut. [e

Es ist gar nicht nöthig, daß Einer untadelhaft sei oder das Vortrefflichste und Tadellosete thue, sondern nur, daß etwas geschehe, was dem Andern nutzen oder ihn freuen kann. [f

Man hat es Lavatern nicht gut aufgenommen, daß er sich so oft malen, zeichnen und in Kupfer stechen ließ und sein Bild überall herumstreute. Aber freut man sich nicht jetzt, da die Form dieses außerordentlichen Wesens zerstört ist, bei so mannichfaltigen, zu verschiedener Zeit gearbeiteten Nachbildungen im Durchschnitt gewiß zu wissen, wie er ausgesehen hat? [g

Dem seltsamen Aretin hat man es als ein halb Verbrechen angerechnet, daß er auf sich selbst Medaillen schlagen ließ und sie an Freunde und Gönner verehrte, und mich macht es glücklich, ein paar davon in meiner Sammlung zu besitzen und ein Bild vor mir zu haben, das er selbst anerkannt [h

Wir sind überhaupt von einer Seite viel zu leichtsinnig, das individuelle Andenken in seinen wahrhaften Besonderheiten als ein Ganzes zu erhalten, und von der andern Seite viel zu begierig, das Einzelne, besonders das Herunterſetzende zu erfahren. [1

Skizze einer Reisechronologie. [852

1814.

Am 25. Juli reiste ich von Weimar ab und sah meine zu ihrem Vortheil sehr veränderte Vaterstadt Nachts den 28sten beim doppelten Schein des klarsten Mondes und einer Ihrer Majestät dem König von Preußen gewidmeten Illuminationen nach 17 Jahren zum ersten Mal wieder. Gelangte den 29sten ej. um Mitternacht nach Wiesbaden, wo ich denn bei sehr heiterm Wetter in Gesellschaft von alten und neu erworbenen Freunden die Kur aufs Regelmäßigste zu brauchen anfing. Doch fehlte es nicht an Unterbrechungen. Die Sonntage fand ich an dem Hofe zu Biberich eine gnädige Aufnahme. Am 3. August feierte ich das hohe Geburtsfest in Mainz mit dem dortigen östreichischen und preußischen Militär und den Einwohnern. Am 15. d. M. machte ich eine Ausflucht nach Rüdesheim in Gesellschaft meines Freundes Zelter und des Herrn Oberbergrath Cramer. Den 16. ej. wohnten wir der Rochuskapelle über Bingen bei, ein Fest, das wol eine eigene Beschreibung verdient. Diese Gegenden mit allen ihren Herrlichkeiten waren mir so gut als neu, und ich hatte mir in denselben wieder den Muth geholt, die Badekur fortzusetzen. Gegen Ende des Monats hatte ich das Glück, in Mainz und Wiesbaden Durchlaucht Herzog von Weimar zu verehren, welchen der Weg von Aachen nach Hause durch diese Gegenden trug. [2

Vom 1. bis zum 8. September verweilte ich im Rheingau, dessen Genuß und Uebersicht ich der Brentano'schen Familie schuldig geworden. Das rechte und linke Rheinufer lernte ich in der besten Gesellschaft und unter den günstigsten Umständen kennen. Nach Wiesbaden zurückgekehrt, fand ich in des Herrn Oberbergrath Cramer's vortrefflichem Kabinet durch Güte und einsichtige Mittheilung des Besitzers eine belehrende Unterhaltung, wo ich einen Begriff der sämmtlichen Bergwerke der nassauischen Lande mir eigen machen konnte. Herr Hauptmann und Bibliothekar Hundeshagen hatte zugleich durch antiquarische,

artistisch-literarische Mittheilung am Vergnügen und Nutzen, den ich aus meinem Aufenthalte zog, den größten Antheil. [b

Ueber Hochheim, Flersheim und Weibach in Betrachtung mancher Naturgegenstände nach Frankfurt, wo ich mich ganz dem Wohlbehagen überließ, mit meinen theuern Landsleuten nach so langer Zeit wieder in Berührung zu kommen, welche mir alle Gelegenheit machten, die reichen Kunstschätze und die Schönheit der Umgebungen vollständig kennen zu lernen. Sollte ich übrigens alle Personen mit Namen nennen, denen ich Erfreuliches und Nützliches verdanke, so würde es ein großes Verzeichniß geben. Doch darf ich nicht verschweigen, daß ich in dem mir nahverwandten Schlosser'schen Hause die liebevollste Gastfreundschaft gefunden, daß die Brentano'sche Familie in allen ihren Zweigen mir eine von den Eltern ererbte Freundschaft und Neigung bewiesen, daß Herr Schütz bei belehrender Vorzeigung der trefflichen alten, noch nicht aufgestellten Malereien keine Bemühung gespart, daß Herr Geheimerath von Willemer sein früheres Zutrauen auf jede Weise im hohen Grade abermals bethätigt und daß meine ältern Schul- und akademischen Freunde, die noch übrig geblieben, mich mit warmer Liebe empfangen. [c

Vom 24. September bis zum 8. Oktober befand ich mich in Heidelberg in Betrachtung der Boisserée'schen Sammlung, wo man die Stufen der niederländischen Kunstschule durch das byzantinische und gräcisirende Bemühen bis zu Johann von Eyck und dessen Schüler und Nachfolger auf eine Weise kennen lernt, die in Verwunderung setzt. Die hohen Verdienste von Männern, deren Namen man kaum gekannt, sind uns hier vor Augen gestellt und ein trüber Theil der Kunstgeschichte in das hellste Licht gesetzt. [d

Das schönste Wetter erlaubte jene herrliche Gegend von allen Punkten und nach allen Seiten hin zu beschauen, und es geschah dieses in Gesellschaft von ältern Freunden und Bekannten, die sich noch gern der guten Zeiten von Jena erinnern mochten. So konnte ich auch in Mannheim mit Freunden vergangener Weimarischer Tage gedenken, und in gleicher Rücksicht erfreute ich mich in Darmstadt einer gnädigen Aufnahme der großherzoglichen Familie. Hier hatte ich zugleich ein vortreffliches Orchester und ein reiches Museum zu bewundern, welches dem Herrn Kabinetsrath Schleiermacher seine blühende Ordnung verdankt. [e

Vom 13ten an kehrte ich wieder in meinen behaglichen Frankfurter Zustand zurück, beschaute Nachts den 18ten nach vollbrachtem wohlgeordnetem Feste vom Mühlberge die durch tausend und abertausend Feuer erleuchtete Gebirgsreihe und sonstige ferne und nahe Gegend. Den 19ten war die Stadt aufs Prächtigste illuminirt, und ich glaubte mit dieser Feierlichkeit schließen zu müssen, obgleich noch mehrere Feste mich zu bleiben lockten. In Hanau kannte ich in dem Kabinet des Herrn Geheimerath Leonhard alle meine Kenntnisse des unorganischen Reiches rekapituliren und sie nicht wenig vermehren. Und so kam ich denn endlich den 27. Oktober in Weimar glücklich wieder an, wo ich mein Haus und die Meinigen im besten Zustande fand. [c

---

Theater 1815. [878

Hier wäre es nun wol am Orte, über ein Geschäft, welches mir so lange Jahre ernstlich obgelegen, noch einige wohlbedachte Worte hinzuzufügen. [a

Das Theater hat wie Alles, was uns umgiebt, eine doppelte Seite, eine ideelle und eine empirische: eine ideelle insofern es seiner inneren Natur gemäß gesetzlich formwirkt; eine empirische, welche uns in der mannichfaltigsten Abwechselung als ungeregelt erscheint. Und so müssen wir dasselbe von beiden Seiten betrachten, wenn wir davon richtige Begriffe fassen wollen. [b

Von der ideellen Seite steht das Theater sehr hoch, so daß ihm fast nichts, was der Mensch durch Genie, Geist, Talent, Technik und Uebung hervorbringt, gleichgestellt werden kann. Wenn Poesie mit allen ihren Grundgesetzen, wodurch die Einbildungskraft Regel und Richtung erhält, verehrenswerth ist; wenn Rhetorik mit allen ihren historischen und dialektischen Erfordernissen höchst schätzenswerth und unentbehrlich bleibt, dann aber auch vorzüglicher mündlicher Vortrag, der sich ohne eine gemäßigte Mimik nicht denken läßt: so sehen wir leicht, wie das Theater sich dieser höchsten Erfordernisse der Menschheit ohne Umstände bemächtigt. Füge man nun noch die bildenden Künste hinzu, was Architektur, Plastik, Malerei zur völligen Ausbildung des Bühnenwesens beitrage, rechne man das hohe

Ingrediens der Musik, so wird man einsehen, was für eine Masse von menschlichen Herrlichkeiten auf diesen einen Punkt sich richten lassen. [e

Alle diese großen, ja ungeheuern Erfordernisse ziehen sich unsichtbar, unbewußt durch alle Repräsentationen, von der höchsten bis zu der geringsten, und es kommt blos darauf an, ob die Dirigirenden mit Bewußtsein und Kenntniß oder auch nur aus Neigung und Erfahrung, es sei nun im Ganzen oder in den Theilen, ihre Bühne gegen den Willen des Publikums absichtlich heben oder hingegen durch Unkunde zufällig sinken lassen. [d

Daß ich immerfort, besonders durch Schiller's Einwirkung, unsere Bühne im Ganzen und in den Theilen nach Kräften, Verhältnissen und Möglichkeit zu heben gesucht hatte, davon war das Resultat, daß sie seit mehreren Jahren für eine der vorzüglichsten Deutschlands geachtet wurde. [e

Und darin bestünde eigentlich alle wahre Theaterkritik, daß man das Steigen und Sinken einer Bühne im Ganzen und Einzelnen beachtete, wozu freilich eine große Uebersicht aller Erfordernisse gehört, die sich selten findet und bei der Mannichfaltigkeit der Einwirkungen und Veränderungen, die das empirische Theater erleidet, für den Augenblick, der immer bestochen ist, für die Vergangenheit, deren Eindruck sich abstumpft, fast unmöglich wird. [f

---

Kotzebue. [878

Betrachtet man die Geschichte der Literatur genau, so findet man, daß Diejenigen, die durch Schriften zu Belehrung und Vergnügen wirksam zu sein sich vornehmen, sich durchaus in einer üblen Lage befinden; denn es fehlt ihnen niemals an Gegnern, welche das Vergangene, was sie gethan, auszulöschen, den Effekt des Augenblicks zu schwächen oder abzulenken und die Wirkung in die Zukunft zu verkümmern suchen. Daß dawider kein Gegenmittel sei, davon überzeugen uns ältere und neuere Kontroversen aller Art; denn es fehlt einem solchen Kampfe gerade an Allem: an ritterlichem Schrankenraum, an Kreiswärtern und Kampfrichtern, und in jedem Schaukreise

Betrachte ich mich nun gar als Vorsteher eines Theaters und bedenke, wie viele Mittel er uns in die Hand gegeben hat, die Zuschauer zu unterhalten und der Kasse zu nutzen, so wüßte ich nicht, wie ich es anfangen sollte, um den Einfluß, den er auf mein Wesen und Vernehmen ausgeübt, zu verachten, zu schelten oder gar zu leugnen; vielmehr glaube ich alle Ursache zu haben, mich seiner Wirkungen zu freuen und zu wünschen, daß er sie noch lange fortsetzen möge. [l

Eines solchen Bekenntnisses würde ich mich nun gar sehr erfreuen, wenn ich vernähme, daß Mancher, der sich in ähnlichem Falle befindet, dieses weder hochmoralische noch viel weniger christliche, sondern aus einem verklärten Egoismus entsprungene Mittel gleichfalls mit Vortheil anwendete, um die unangenehmste von allen Empfindungen aus seinem Gemüth zu verbannen: kraftloses Widerstreben und ohnmächtigen Haß. [m

Und warum sollte ich hier nicht gestehen, daß mir bei jener großen Forderung: man solle seine Feinde lieben, das Wort lieben gemißbraucht oder wenigstens in sehr uneigentlichem Sinne gebraucht scheine, wogegen ich mit viel Ueberzeugung gern jenen weisen Spruch wiederhole: daß man einen guten Haushälter hauptsächlich daran erkenne, wenn er sich auch des Widerwärtigen vortheilhaft zu bedienen wisse. [n

---

Kotzebue hatte bei seinem ausgezeichneten Talent in seinem Wesen eine gewisse Nullität, die Niemand überwindet, die ihn quälte und nöthigte, das Treffliche herunterzusetzen, damit er selber trefflich scheinen möchte. So war er immer Revolutionär und Sklav, die Menge aufregend, sie beherrschend, ihr dienend, und er dachte nicht, daß die platte Menge sich aufrichten, sich ausbilden, ja sich hoch erheben könne, um Verdienst, Halb- und Unverdienst zu unterscheiden. [979a

---

Mein Verhältniß zu der Wissenschaft, besonders der Geologie. [990

Man gewöhnt uns von Jugend auf, die Wissenschaften als Objekte anzusehen, die wir uns zueignen, nutzen, beherrschen können. [a

Ohne diesen Glauben würde Niemand etwas lernen wollen. [b]

Und doch behandelt Jeder die Wissenschaften nach seinem Charakter. [c]

Der junge Mann verlangt Gewißheit, verlangt didaktischen, dogmatischen Vortrag. [d]

Kommt man tiefer in die Sache, so sieht man, wie eigentlich das Objektive auch in den Wissenschaften waltet, und man prosperirt nicht eher, als bis man anfängt, sich selbst und seinen Charakter kennen zu lernen. [e]

Da nun aber unser Individuum, es sei so entschieden, als es wolle, doch von der Zeit abhängt, wohin es gesetzt, von dem Ort, wohin es gestellt ist, so haben diese Zufälligkeiten Einfluß auf das nothwendig Gegebene. [f]

Zu diesen Betrachtungen ward ich besonders aufgefordert, da ich aus Neigung und zu praktischen Zwecken mich in das wissenschaftliche Feld begeben, zu gewissen Ueberzeugungen gelangt, denselben nachgegangen bin, wodurch sich denn endlich eine gewisse Denkweise bei mir bildete und festsetzte, wonach ich die Gegenstände schätzte und beurtheilte. [g]

So nahm ich auf, was mir gemäß war, lehnte ab, was mich störte, und da ich öffentlich zu lehren nicht nöthig hatte, belehrt' ich mich auf meine eigene Weise, ohne mich nach irgend etwas Gegeben- oder Herkömmlichem zu richten. [h]

Deswegen konnt' ich jede neue Entdeckung freudig aufnehmen und was ich selbst gewahr ward, und ausbilden. [i]

Das Vortheilhafte kam mir zu Gute, und das Widerwärtige brauchte ich nicht zu achten. [k]

Nun aber ist in den Wissenschaften ein ewiger Kreislauf; nicht daß die Gegenstände sich änderten, sondern daß bei neuen Erfahrungen jeder Einzelne in den Fall gesetzt wird, sich selbst geltend zu machen, Wissen und Wissenschaften nach seiner eigenen Weise zu behandeln. [l]

Weil nun aber die menschlichen Denkweisen auch in einem gewissen Zirkel eingeschlossen sind, so kommen die Methoden bei der Umkehrung immer wieder auf die alte Seite. Atomistische und dynamische Vorstellungen werden immer wechseln, aber nur a potiori; denn keine vertreibt die andere ganz und gar, nicht einmal im Individuum; denn der entschiedenste Dynamiker wird, ehe er sich's versieht, atomistisch werden, und so kann sich auch der Atomiste nicht dergestalt abschließen, daß er nicht hie und da dynamisch werden sollte. [m]

Es ist wie mit der .... und ästhetischen Methode, wo eine nur das Umgekehrte der andern ist und bei lebendiger Behandlung der Gegenstände bald die eine, bald die andere sich zum Gebrauche darbietet. [n

Zur Darstellung meines geologischen Ganges werde veranlaßt, daß ich erlebe, wie eine der meinigen ganz entgegengesetzte Denkweise hervortritt, der ich mich nicht fügen kann, keineswegs sie jedoch zu bestreiten gedenke. [o

Alles, was wir aussprechen, sind Glaubensbekenntnisse, und so werde das meinige in diesem Fache begonnen. [p

Geologie.

Interesse an natürlichen Gegenständen oder auch sonst sichtbaren. [q

Trieb, um Anschauungen Andern mitzuteilen. [r

Bildliche Darstellung. [s

Auch von mir empfunden, sobald ich mich mit Naturgeschichte und Naturlehre abgegeben. [t

Osteologische Zeichnungen früher erwähnt; gegenwärtig von einem gleichen Unternehmen zu sprechen, welches dem Knochenbau der Erde, der Geologie, zu Gute kommen sollte. [u

Ilmenauer Bergbau. [v

Anregung zum Studium des Innern der Erde, inwiefern es sich von außen manifestirt oder inwendig aufgeschlossen worden. [w

Erste Winterreise auf den Harz, wovon noch ein dithyrambisches Gedicht übrig ist. [x

Fortgesetzte Betrachtung der Felsengestalten. [y

Massen, die sich in Theile trennen. [z

Ueberzeugung, daß dieses Trennen nach gewissen Gesetzen geschehe. [aa

Schwierigkeit, sich hierüber auszudrücken. [bb

Versuch deshalb. [cc

Vertikale oder den vertikalen sich nähernde Felsentrennen [dd

Beziehen sich mehr oder weniger entschieden gegen die Haupthimmelsgegenden und werden von andern sehr selten rechtwinklig, meist schiefwinklig durchschnitten, so daß rhombische Bruchstücke entstehen. [ee

Um zu mehrerer Ueberzeugung zu gelangen, inwiefern die Richtung gedachter Ablösung sich auf die Hauptweltgegenden beziehe, hatte man viele Beobachtungen angestellt. [ff

Man glaubte gefunden zu haben, daß bei der Solidescenz eine Richtung der Klüfte nach Norden stattgefunden, die Querklüfte aber von Westen nach Osten nicht rechtwinklig kreuzend, die rhombischen Ablösungen verursachend. [gg

Man hatte ein Modell im Sinne. Dazu sollten Vorarbeiten an der Natur gemacht werden. Deshalb genaue Zeichnungen aufzunehmen. [hh

Reise im August 1784 auf den Harz mit Rath Krausen. [ii

Kurze Lebensgeschichte. [kk

Künstlerisch-gesellige Eigenschaften dieses Mannes. [ll

Alle Zeichnungen in dem Sinne, daß durchaus auf die Ablösungen, Trennung und Gestaltung der Gebirgs- und Felsenpartien Rücksicht genommen werden, wohin auch die leider allzu kurz gefaßten Bemerkungen des Tagebuchs gerichtet sind. [mm

Es ist abzudrucken mit Noten, welche die Absicht deutlicher machen, zugleich aber die Zeichnungen für künftig klar und nützlich darzustellen. [nn

Jena, den 7. Oktober 1820.

Voß und Stolberg. [1000

1820.

Man erlebt wol, daß nach einem zwanzigjährigen Ehestand ein im Geheimen mißbelliges Ehepaar auf Scheidung klagt, und Jedermann ruft aus: „Warum habt Ihr das so lange geduldet, und warum duldet Ihr's nicht bis ans Ende?“ [a

Allein dieser Vorwurf ist höchst ungerecht. Wer den hohen, würdigen Stand, den die eheliche Verbindung in gesetzlich gebildeter Gesellschaft einnimmt, in seinem ganzen Werthe bedenkt, wird eingestehen, wie gefährlich es sei, sich einer solchen Würde zu entschließen; er wird die Frage aufwerfen, ob man nicht lieber die einzelnen Unannehmlichkeiten des Tags, denen man sich meist noch gewachsen fühlt, übertragen und ein verdrießliches Dasein hinschleifen solle, anstatt übereilt sich zu einem Resultat zu entschließen, das denn leider wol zuletzt, wenn das Facit allzu lästig wird, gewaltsam von selbst hervorspringt. [b

XI.

Epistel n.

Mit einer jugendlich eingegangenen Freundſchaft iſt es ein ähnlicher Fall. Indem man ſich in erſten, hoffnungsreich ſich entwickelnden Tagen einer ſolchen Verbindung hingiebt, geſchieht es ganz unbedingt; an einen Zwieſpalt iſt jetzt und in alle Ewigkeit nicht zu denken. Dieſes erſte Hingeben ſteht viel höher als das von leidenſchaftlich Liebenden am Altar ausgeſprochene Bündniß; denn es iſt ganz rein, von keiner Begierde, deren Befriedigung einen Rückſchritt befürchten läßt, geſteigert, und daher ſcheint es unmöglich, einen in der Jugend geſchloſſenen Freundſchaftsbund aufzugeben, wenn auch die hervortretenden Differenzen mehr als einmal ihn zu zerreißen bedroblich obwalten. [c

Bedenkt man die Beſchwerden von Voß gegen Stolberg genau, ſo findet ſich gleich bei ihrem erſten Bekanntwerden eine Differenz ausgeſprochen, welche keine Ausgleichung hoffen läßt. [d

Zwei gräfliche Gebrüder, die ſich beim Studentenkaffee ſchon durch beſſeres Geſchirr und Backwerk hervorthun, deren Ahnenreihe ſich auf mancherlei Weiſe im Hintergrunde hin und her bewegt, wie kann mit ſolchen ein tüchtiger, derber, iſolirter Autochthon in wahre dauernde Verbindung treten? Auch iſt der beiderſeitige Bezug höchſt loſe: eine gewiſſe jugendliche liberale Gutmüthigkeit bei obwaltender äſthetiſcher Tendenz verſammelt ſie, ohne zu vereinigen; denn was will ein Bißchen Meinen und Dichten gegen angeborne Eigenheiten, Lebenswege und Zuſtände! [e

Hätten ſie ſich indeſſen von der Akademie nach Norden und Süden getrennt, ſo wäre ein gewiſſes Verhältniß in Briefen und Schriften noch allenfalls fortzuhalten geweſen; aber ſie nähern ſich örtlich, verpflichten ſich wechſelsweiſe zu Dienſt und Dank, nachbarlich wohnen ſie, in Geſchäften berühren ſie ſich, und im Innern uneins, zerren ſie ſich an elaſtiſchen Banden unbehaglich hin und wieder. [f

Die Möglichkeit aber, daß eine ſolche Quälerei ſo lange geduldet, eine ſolche Verzweiflung perennirend werden konnte, iſt nicht einem Jeden erklärbar; ich aber bin überzeugt, daß die liebenswürdig-vermittelnde Einwirkung der Gräfin Agnes dieſes Wunder geleiſtet. [g

Ich habe mich ſelbſt in ihren blühenden ſchönſten Jahren an ihrer anmuthigſten Gegenwart erfreut und ein Weſen an ihr gekannt, vor dem alſobald alles Mißwillige, Mißklingende

sich auflösen, verschwinden mußte. Sie wirkte nicht aus sittlichem, verständigem, genialem, sondern aus freiheiterm, persönlich-harmonischem Uebergewicht. Nie sah ich sie wieder; aber in allen Relationen als Vermittlerin zwischen Gemahl und Freund erkenn' ich sie vollkommen. Durchaus spielt sie die Rolle des Engel Grazioso in solchem Grade lieblich, sicher und wirksam, daß mir die Frage blieb, ob es nicht einen Calderon, den Meister dieses Faches, in Verwunderung gesetzt hätte. [k

Nicht ohne Bewußtsein, nicht ohne Gefühl ihrer klaren Superiorität bewegt sie sich zwischen beiden Unfreunden und spiegelt ihnen das mögliche Paradies vor, wo sie innerlich schon die Vorboten der Hölle gewahr werden. [l

Die Göttliche eilt zu ihrem Ursprung zurück; Stolberg sucht nach einer verlorenen Stütze, und die Rede schlingt sich zuletzt ums Kreuz. Voß dagegen läßt sich von dem Unmuth übermeistern, den er schon so lange in seiner Seele gehegt hatte, und offenbart uns ein beiderseitiges Ungeschick als ein Unrecht jener Seite. Stolberg mit etwas mehr Kraft, Voß mit weniger Tenazität hätten die Sache nicht so weit kommen lassen. Wäre auch eine Vereinigung nicht möglich gewesen, eine Trennung würde doch leidlicher und läßlicher geworden sein. [m

Beide waren auf alle Fälle zu bedauern; sie wollten den früheren Freundschaftseindruck nicht fahren lassen, nicht bedenkend, daß Freunde, die am Scheidewege sich noch die Hand reichen, schon von einander meilenweit entfernt sind. [n

Nehmen die Gesinnungen einmal eine entgegengesetzte Richtung, wie soll man sich vertraulich das Eigenste bekennen! Gar wunderlich verargt daher Voß Stolbergen eine Verheimlichung dessen, was nicht auszusprechen war, und das, endlich ausgesprochen, obgleich vorhergesehen, die verständigsten, gesetztesten Männer zur Verzweiflung brachte. [o

Wie benahm sich Jacobi und mancher Andere! Und wird man die Sache künftig so wichtig finden, als sie im Augenblick erschien? Das weiß ich nicht; aber ein gleicher Skandal wird sich ganz gewiß ereignen, wenn Katholizismus und Protestantismus, wären sie auch noch so lange im Trüben neben einander hergeschlichen, plötzlich im einzelnen Falle in schreienden Konflikt gerathen. [p

Aber nicht allein Religion wird solche Phänomene hervorbringen: politische, literarische unvermuthet entdeckte Differenzen

werden das Gleiche thun. Man erinnere sich nur an die unglückliche Entdeckung von Lessing's geheimer Spinozistischer Sinnesart durch Friedrich Jacobi, worüber Mendelssohn in buchstäblichem Sinne sich den Tod holte. [o

Wie hart war es für die Berliner Freunde, die sich mit Lessing so innig zusammengewachsen glaubten, auf einmal erfahren zu sollen, daß er einen tiefen Widerspruch vor ihnen zeitlebens verheimlicht habe! [p

---

Ueber Rameau's Neffe von Diderot. [1034

In dem Jahre 1805 übersetzte ich Rameau's Neffen von Diderot aus dem Manuskript, welches der Verleger zurücknahm in Absicht, das Original, wenn erst das Publikum durch die Uebersetzung aufmerksam geworden, gleichfalls abdrucken zu lassen. Die Invasion der Franzosen im folgenden Jahre, der dadurch aufgeregte leidenschaftliche Haß gegen dieselben und ihre Sprache, die lange Dauer einer traurigen Epoche verhinderten das Vorhaben, welches bis auf den heutigen Tag noch nicht ausgeführt worden. [a

Als man aber im Jahre 1818 die sämmtlichen Werke Diderot's an die Sammlung französischer Prosaisten anzuschließen gedachte und deshalb eine vorläufige Anzeige herausgab, erwähnte man auch dieses verborgenen Manuskripts, welches nur durch eine deutsche Uebersetzung bekannt sei, nach welcher man den Inhalt dieses wunderlichen Werkes umständlich anzeigte und zugleich einige Stellen nicht unglücklich wieder ins Französische übertrug. Man wollte zwar den Dialog nicht als ein Meisterwerk gelten lassen, fand ihn aber doch der originalen Feder Diderot's würdig, welches wol ebenso viel heißen will. [b

Die Sache kam noch einigemal in Anregung, aber ohne weitern Erfolg. Endlich erschien im Jahr 1821 in Paris: Le Neveu de Rameau, dialogue — Ouvrage posthume et inédit par Diderot, und machte wie billig sehr großes Aufsehen. Man hielt es eine Zeit lang für das Original, bis endlich die humoristische Schelmerei einer Zurückübersetzung entdeckt ward. [c

Ich habe bis jetzt noch keine Vergleichung anstellen können; Pariser Freunde jedoch, welche die Veranlassung gaben und den

Unternehmer Schritt für Schritt begleiteten, versichern, daß die Arbeit wohlgerathen sei und noch besser ausgefallen sein würde, wenn der junge, talentreiche, feurige Uebersetzer sich noch näher ans Deutsche gehalten hätte. [d

Ob der Name des werthen Mannes schon bekannt sei, wüßte ich nicht zu sagen; auch halte ich mich nicht berechtigt, ihn zu nennen, obwol er sich mir durch freundliche Zuschrift eines Exemplars gleich nach Erscheinung des Werkchens entdeckt hatte. [e

---

Notirtes und Gesammeltes auf der Reise

vom 16. Juni bis zum 29. August 1822 [1117II

Donnerstag den 1. August 1822

wurde manches bei Grafen Sternberg's Anwesenheit Besprochenes notirt und Gesammeltes geordnet; auch las ich dessen Reise durch Tirol in die östreichischen Provinzen Italiens, wovon er mir ein Exemplar verehrt hatte; sie war im Jahr 1804 unternommen und 1806 in Regensburg gedruckt. Die Pflanzenkunde war der Hauptzweck, verbunden mit Geologie; die Weltansicht ist frei und zeigt von einem wohlunterrichteten, mit Staats- und Weltverhältnissen genugsam bekannten Manne. Man folgt ihm gern durch unwegsame Gebirge, wohin sich Niemand sehnt. Seine Fahrt auf dem Gardasee, höchst anmuthig beschrieben, machte mir einen besonderen freundlichen Eindruck. [a

Noch an selbigem Morgen erschien fußreisend Keferstein von Halle auf bergforschendem Durchflug, den Grafen Sternberg noch zu finden hoffend. Sein geologischer Atlas von Deutschland, verlegt vom Industriecomtoir in Weimar, verspricht sehr brauchbar zu werden und uns eine längst gewünschte Uebersicht zu geben. [b

Er führte einen jungen Tournon von Paris mit sich, einen verzogenen und verwilderten Sohn eines reichen Hauses, welcher vor einem Jahr mit Briefen von Alexander von Humboldt zu mir kam, erst in Weimar, dann in Halle, zuletzt in Ilefeld wieder sollte zurechtgebracht werden, womit es nicht sonderlich zu gehen scheint, deshalb man ihn zu Fußreisen in die Gebirge mehr verdammt als belohnt zu haben scheint. Uebrigens ist

er ein wohlgewachsener hübscher Knabe, der sich gut präsentirt; seine eigentlichen Grundmängel habe nicht entdecken können. [o

Freitag den 2. August 1822

überlegte einen gestern aus Berlin von Doktor Henning erhaltenen umständlichen Brief. Dieser junge, geist- und talentreiche Mann hat vergangenen Sommer öffentliche Vorlesungen über meine Farbenlehre gehalten, wozu ihm Minister von Altenstein ein Zimmer im Akademiegebäude einräumte und Mittel gab, einen vollständigen Apparat anzuschaffen. Wie bedeutend mir diese Einleitung sei, ist leicht zu erachten. Er wird mich Anfangs September in Weimar besuchen, da denn das Weitere umständlich soll besprochen werden. [u

Nach Tische sah ich bei dem Pater Prior der Dominikaner dessen Naturalienkabinet, von einem verstorbenen Bruder herrührend, das gar manche schöne Sachen enthält, leidlich geordnet, aber verstaubt. [o

In der reinlich gehaltenen Bibliothek fand ich heftige Wechselschriften zwischen Protestanten und Katholiken von Anfange des sechzehnten Jahrhunderts. Auch sah ich daselbst einen Pult, auf welchem man zwanzig Foliobände auf einmal vor sich haben kann. Die einzelnen Pulte nämlich, vier an der Zahl, um eine Walze geordnet, bleiben, indem man diese herumdreht, immer vertikal, wie die Personen auf russischen Schaukeln, und so kann man davorstehend rückwärts und vorwärts die Bücher vors Gesicht bringen. Bei historischen und andern kollektiven Arbeiten ist er gewiß nützlich und verdiente, wenn auch nur zum Scherz, wol nachgeahmt zu werden. [e

Sonnabend den 3. August 1822.

Einige Besuche in der Nachbarschaft waren verabredet. Ich fuhr mit Polizeirath Grüner nach Falkenau, einem wohlgebauten Orte, den Grafen Nostitz gehörig, den ich gar oft nach Karlsbad fahrend gar anmuthig unten im Thale an der Eger liegen sah, die Hügel dahinter zu einem grenzenlosen Hopfenbaue benutzt. Hier fließt die Zwoda mit der Eger zusammen, und großes Wasser sammelt sich hier von Zeit zu Zeit. Wir kehrten ein bei dem Bergmeister Ignatius Lößl, wo wir ein schönes Mineralienkabinet fanden und von den Produkten der Gegend aus dem Doublettenvorrath manches Wünschenswerthe verehrt

erhielten. Abends beim traulichen Tischgespräche kamen Staatsbürgerliche und kirchliche Verhältnisse an die Reihe, die auf einen zwar genirten, aber doch auf einen gesicherten Zustand hindeuteten. Man legte auch Gedichte eines Naturmenschen vor, Namens Fürnstein, auf dessen seit dem siebenten Jahr kontraktem Körper sich ein sehr guter Kopf ausgebildet hat. Seine Arbeiten tragen völlig den Stempel der sogenannten Naturdichter, deren sich in Deutschland mehrere hervorthaten, worüber ich nächstens zu Aufmunterung solcher meist in ökonomischer, oft in körperlicher Hinsicht sehr zu beklagenden Menschen Einiges zu sagen denke. Da er die Gegenwart sehr gut erfaßt, so habe ich ihm aufgegeben, den Hopfenbau zu besingen, dessen Ausbreitung, Anmuth und Nützlichkeit ihm stets vor Augen und vor dem Geiste steht; wir wollen sehen, wie er sich herauszieht.

Sonntag den 4. August 1822.

Wohl unterhalten, begabt und heiter fuhren wir ab halb 10 Uhr und gelangten um Eins nach Hartenberg in die entgegengesetzteste Lokalität: aus dem Flußties der Thalebene zum Bergschloß auf Glimmerschiefer erbaut, von uralten, an der Steile heraufstrebenden Bäumen beschattet, in ernstheiterer Umgebung von Fichtenwäldern und Feldbau, der bei der heurigen Trockniß auf den Höhen besser als in den Tiefen gedieh. Die Zwoda fließt unten schwarz und still vorbei; das Ganze hat etwas Aehnliches von Elbogen, nur ist dieses ausgebreiteter und dem größern Wasser gemäß ansichtsreicher.

Graf Auersperg empfing uns freundlich und herzlich; er war dieses Jahr über wenig vom Schlosse gekommen. Es ergab sich eine Unterredung über den Umfang seiner Herrschaft, über seine Nachbarn, die Grafen Nostitz, die schnellen und unerwarteten Todesfälle in dieser bedeutenden Familie. Seine Oekonomie, Verbesserungen, Schloßreparatur, Bibliothek und sonst kamen zur Sprache. Bei Tafel erschien der junge Graf, angestellt im Bunzlauer Kreise, der still auf dem Geschäftswege fortgeht und zugleich mit seinem Vater in vollkommener Einigkeit bei wiederholten Besuchen das Eigene wohl zu behandeln und zu sichern bemüht zu sein scheint.

Nun erschien aber die zarteste Handarbeit, die man in dieser Waldgegend nicht suchen sollte. Kaiser Franz nämlich, als er die Niederlande verlor, konnte dem Wunsch nicht entsagen, Brüssler Spitzen in seinen Landen verfertigt zu sehen. Schon

vor zwei Jahren hatte ich den Vorgesetzten dieser Anstalt in Karlsbad gesprochen, wo er mir das Ganze vom Flachs an, der auch in Böhmen erzeugt werden mußte, umständlich vortrug, wie ich auch jener Zeit notirt habe. Das Unternehmen schwebte damals in einer Krise: bei großem Aufwand war wenig gefördert. Man bemühte sich nun, diese Arbeit den Gebirgbewohnern angenehm zu machen, verleidet durch das Spitzenklöppeln; allein bald zeigte sich, daß man ganz von vorne anfangen müsse, und so wurden seit jener Zeit zwölf Schulen allein im Elbogner Kreis eingerichtet. Zu Gossengrün in des Grafen Herrschaft, eine halbe Stunde vom Schloß auf der Höhe, ist eine solche Schule eingerichtet; zwanzig Mädchen arbeiten daselbst. Die Lehrerin, von der gräflichen Familie wegen ihres Verdiensts um die Gegend und ihres angenehm seligen Benehmens gar wohl behandelt, war mit zu Tafel, und als ich großen Antheil zeigte, ward ich gar bald vollständig belehrt und erfreut. Die Blumen und Zierrathen nämlich, einzeln genäht und nach Prag gesendet, werden daselbst auf einen Grund aufgetragen. Man kann nichts Zierlicheres sehen als diese Muster. Die eigentliche Manipulation beschreibe mündlich und zeige Einiges vor, was man mir freundlich verehrte. Unsere Frauenzimmer, im Weißnähen so geübt, würden hierin gar bald vollkommen sein, wie denn schon in ihren Arbeiten das Aehnliche vorkommt. [1

Abends kamen die Ligoristischen Durchtriebenheiten, Werner's Rosenkranzpredigt und Aehnliches zur Sprache; im Gegensatz Kaiser Joseph's Zeiten, damalige Literatur, Abbate Casti. Nachts las ich obengenannten Wernerischen Sermon im Auszuge, wie sie Doktor Hain als Augen- und Ohrenzeuge im Januar des Hesperus aufgeführt hat. [1

Montag den 5. August 1822

zeigte die Lehrerin ganz früh, was gestern nicht zur Hand gewesen, und ich schied wohlunterrichtet und in eine neue kleine Welt hineinschauend um halb 7 Uhr. In Franzensbrunn frühstückten wir um halb 11 Uhr, waren um 12 Uhr in Eger. Hier wurde nun notirt; Lieutenant Eichler von Berlin, gegenwärtig in Franzensbrunn, Freund von meinen Freunden, erzählte von Hegel's philosophischer Schule, von den physikalisch-chemischen Unternehmungen junger Männer, die mir schon Berzelius gerühmt hatte. [∞

Dienstag den 6. August 1822

erschien Kapellmeister Tomaschek von Prag, der an meinen Liedern sehr viel Antheil nimmt und sie sämmtlich komponirt hat. Wir gingen zum Gerichtsadvokaten Frank, wo wir ein gutes Wiener Fortepiano fanden, woran unser Komponist seine Lieder mit Eigenthümlichkeit, mitunter sehr wohl getroffen, glücklich vortrug. [n

Abends kleine Gesellschaft bei mir; Tomaschek nahm Abschied. Indessen ging das Sortiren, Numeriren, Katalogiren der von allen Seiten zusammengeholten und -gebrachten Mineralien immer fort; es wurde gepackt, vorerst eine Sammlung für den Prälaten zu Tepl und eine gleiche für den Grafen Sternberg. [o

Mittwoch den 7. August 1822

dieselbe Arbeit fortgesetzt. Generalmünzwardein Loos der Sohn von Berlin, seiner eigenen, vom verstorbenen Vater überkommenen Medaillenfabrikation erwähnend, Freund der Mineralogie, Studien der Münzen des Mittelalters verfolgend. [p

Nach Tische mit Rath Grüner nach Schönberg, einem in vieler Hinsicht interessanten Punkt. [q

Eine Spitze des sächsischen Vogtlandes drängt sich nach Böhmen hinein. Am Fuße des Kappelberges, dessen Höhe daraus ermessen werden kann, daß auf seiner Nordseite die Elster entspringt und von da ihren Weg weiter verfolgt, liegt ein altes Schlößchen der Herren von Reitzenstein, jetzt verlassen; oberhalb aber findet man eine muntere Wohnung, wo in Lauben und auf Altanen die Franzensbrunner Gäste Thee, Kaffee, Chokolade, alle Art von Konditorwaaren, besonders auf Bestellung gut und reichlich finden. Man rechnet von Franzensbrunn bis dorthin nicht einmal eine Stund. Wir fanden daselbst viel Gesellschaft der obern und mittlern Klassen in verschiedenen Etagen gelagert. Zugleich erfährt man, daß im Hause ein Kramladen ist, wo der Spazierfahrende sich mit manchem in Böhmen verpönten Gute um leidlichen Preis versehen kann. [r

Den Kappelberg hinauf hat man bis oben hin, wo eine Kapelle stand, bequeme Fußwege eingeleitet und dort die Bestandtheile des Granits im Großen neben einander gefunden. [s

Um neun Uhr waren wir wieder zu Hause. [t

Donnerstag den 8. August 1822.

Abschriften begonnen sowol der Steinverzeichnisse als rückständiger Briefe. Sehr schöne Militärmusik gewöhnlich am Donnerstag vor der Hauptwache. Ein Wagen ungarischer Knuppern, eine Art Gallus, hielt vor dem Hause; ich ließ mir einen Teller voll reichen und betrachtete sie näher. Es ist ein durch Insekten gestörtes Wachsthum einer Gemme, woraus sich die Eichel hätte entwickeln sollen und sich auch mitunter, obgleich verkrüppelt und geborsten, entwickelt hat. Sie werden aus Ungarn nach Wien in eine Niederlage gebracht, wo sie Fuhrleute als Rückfracht laden — wahrscheinlich auf Bestellung; denn der Wagen war in einer halben Stunde leer. Nach Tische zu Huß, dessen Mineralien besehen, sodann einen Theil seiner Münzsammlung, die mich in meinen Gedanken bezüglich auf das Weimarische Kabinet gefördert und bestimmt hat. [a

Dienstag den 13. August 1822.

Um drei Uhr nach Tische abgefahren, durch Hundsdorf am Hundsbache hin, welcher in die Wondra läuft, in Waldfassen um vier Uhr, dann über Condra und Mitterteich auf der Straße nach Regensburg, sodann rechts durch Wald und Gebirge immer auf sehr guter Chaussee. Hier findet man eine weit ausgebreitete Basaltformation. Merkwürdig war uns bei Großschlatterbach ein Granit, der beinah ganz aus Feldspathkrystallen von der größeren, aber flächeren Art besteht, welche bei wenigem Bindungsmittel leicht auswittern und zahlreich umherliegen. [v

Um acht Uhr kamen wir nach Redwitz, wohl empfangen von Herrn Fikentscher und Familie. Abendgespräch erheitert durch Rath Grüner's frühere Verhältnisse; denn Redwitz stand sonst unter östreichischer Hoheit und war gewissermaßen zu dem Egerlande gezählt, auch von der Stadt Eger bevormundet, nunmehr als von Bayern völlig eingeschlossen an dieses Königreich abgetreten, — nicht ganz zum Vortheil der Einwohner, denen ihre Fabrikate nach Böhmen einzuführen versagt ist. [w

Mittwoch den 14. August 1822.

Herrn Fikentscher's Zustand flüchtig zu schildern, sage so viel. Die freie Lage seines Hauses an einem Abhang gleich vor der

Stadt ist sehr erfreulich; man übersieht von Osten nach Westen hin ein langes, weites, breites Thal, durch dessen Mitte der Bach Cossain, vom Berge gleiches Namens herabkommend, nach Osten fließt. Sanfte, dem Feldbau gewidmete Hügel begrenzen überall, flache Wiesenräume ziehen sich das ganze Thal hin, durchaus bewässert und mit Wohnungen durchschnitten, die theils zur Vorstadt diesseits, theils einer eingepfarrten Gemeinde jenseits angehören. Die sämmtlichen sanften Hügel gehören dem Fruchtbau; Alles gedeiht glücklich auf den Höhen. Näher oder ferner sieht man Fichtenwälder, auch zum Theil schon durch den Ackerbau verdrängt. [1

Unter dem wohleingerichteten Wohngebäude senkt sich ein Garten terrassenweis hinab, wovon ein Theil älteren und neuen Fabrikgebäuden aufgeopfert ist. Hier wird im Großen das schwefelsauere Quecksilber mit zugesetztem Kochsalz bereitet (Muriate suroxygéné de mercure); das zurückbleibende Natron wird zur Glasfabrik verwendet. [y

Auch krystallinische Weinsteinsäure wird auf das Reinlichste im Großen verfertigt. Die sämmtliche Arbeit geht immer fort; das Ganze ist so eingerichtet, daß nach handelsmännischen Bestellungen die größten Partien in kurzer Zeit gefertigt werden können. Das Quecksilber beziehen sie von Idria und Mexiko, das Vitriolöl von Straßburg, das schon gereinigte Weinsteinsalz von Wien. An dem neuen Anbau des Fabrikgebäudes, der so groß ist als das alte, kann man ermessen, daß das Geschäft im raschen Gange einem sichern Zweck entgegengehe. [z

Wir gingen außen an den Gärten und Wiesen hin, durch einen Theil der Vorstadt, alsdann in das Städtchen, über dessen Thor das Egerische und Redwitzische Wappen unter dem böhmischen Löwen den frühern Zustand deutlich bezeichnet. Ein sanfter Aufstieg führte bis zur katholischen Kirche; von Maria Theresia erbauet und begabt, gar wohl gelegen, ziert sie die Hauptstraße, welche lang ist und nur eine Biegung am Rathhause macht. Wäre das Pflaster besser und die Häuser hie und da ein Wenig aufgefrischt, so hätte der Ort kein übles Ansehen. [aa

Den Haus- und Hofherrn Zikentscher bezeichne als einen Emigrirten, der in Nordamerika mit eigenen Kräften und Mitteln große Landstrecken urbar gemacht und beherrscht hätte, es aber seelisch hier im kultivirtesten Lande, obgleich zwölfhundert Fuß

über der Meeresfläche, viel besser hat. Die häusliche Einrichtung gleicht aber jener über dem Weltmeer, wo man sich seine eigene Dienerschaft erzeugt. Mutter und zwei erwachsene, sehr hübsche Töchter, einfach aber elegant gekleidet, bedienen freundlich und anständig den Tisch, dazwischen sich niedersetzend und mitsprechend; zwei jüngere wachsen heran, zu jener Anstelligkeit sich bereitend. Von fünf Söhnen ist nur einer zu Hause, der älteste als Arzt in Selb angestellt, die drei jüngern in Erlangen zur Schule und zur Apothekerkunst durch Martius, den Vater des brasilianischen Reisenden, angehalten. Der nunmehr ältere, ein junger lieber Mann von zweiundzwanzig Jahren, hatte schon früher beim Vater, der zuerst Apotheker gewesen, sich in diesen Künsten unterrichtet, sodann aber bei Tromsdorff im Erfurt'schen einen jährlichen Kursus durchlaufen, ist in der neuen Chemie ganz unterrichtet, indem das Haus auch die nothwendigen Journale hält, um einer Wissenschaft in ihrem Gange zu folgen, die bei solchen Unternehmungen im Großen von der höchsten Wichtigkeit ist, wie man an den Operationen sieht, die mir freundlich und umständlich mitgetheilt worden. [bb

Wir besahen das Mineralienkabinet des Sohnes, welches, obgleich nur vor wenig Jahren angelegt, schon sehr gute und wohlgeordnete Stufen besitzt; überall bemerkt man Geschick und Nutzbarkeit, auch zeigen sich die höheren chemischen Zwecke bei geologischen und oryktognostischen Bemühungen. [cc

Nach Tische fuhr Polizeirath Grüner weg, und ich ging mit dem Hausvater auf die nordwestliche Höhe über der Stadt, wo der Berg, Cossain genannt, im Südosten stehend, einen Theil des Zirkels schließt, das Fichtelgebirg verdeckt ist, die Bergesreihe hingegen, welche das Egerland gegen Norden umgiebt, in der fernsten Bläue zu sehen ist. [dd

Ueberschaut man die Fruchtbarkeit dieser großen, von beiden Seiten gegen den Bach Cossain gesenkten Flächen, so glaubt man einzusehen, wie auf einer Quadratstunde fünftausend Menschen sich ernähren konnten. [ee

Eigentlich aber wird dieses nur begreiflich aus dem politischen Zustand. Vom dreizehnten Jahrhundert an ist das Städtchen Redwitz eine wahrhafte Republik San Marino, nur um ein Gutes besser gelegen, von der Natur begabter. Es stand unter dem Schutz der Krone Böhmen, an die Stadt Eger zunächst gewiesen; vom Stift Waldsassen, von den Markgrafen angefochten, erhielt sie sich immer im kleinen, abgeschlossenen

Kreise und benutzte die Vielseitigkeit nach außen zu ihren Vortheilen. Jetzt in das Königreich Bayern verschmolzen, müssen sie nach und nach andere Wege einschlagen und sich in ein großes Ganze schicken lernen. [ff

Donnerstag den 15. August 1822

(als an Napoleon's Geburtstag, an welchem ich wieder ein eigenes Feuerwerk erleben sollte). [gg

Um acht Uhr mit dem Sohne weggefahren, zuerst den Bach Ceffain zur Rechten, dann bei Brand über genanntes Wasser, den Berg hinauf einen schrecklichen Basaltweg, auf die Glashütte, wo siebzehn Menschen arbeiteten. Es werden große Fenstertafeln gefertiget; wir sahen die ganze Manipulation mit an, die wirklich furchtbar ist. Sie bliesen Walzen von drei Fuß Höhe in verhältnißmäßigem Durchmesser. Diese ungeheuern Körper aufschwellen, glühend schwingen und wieder in den Ofen schieben zu sehen, je drei und drei Mann ganz nah neben einander, macht einen ängstlichen Eindruck. Dann weiß man die Walze, die erst unten rundlich geschlossen ist, mit immer fortgesetzter Erhitzung zu öffnen, daß Glocken daraus entstehen; diesen wird die Mütze genommen, die Walze selbst durch ein glühend Eisen getrennt, damit sie sich auseinandergebe, welches im Kühlofen geschiebt. Das Alles geschieht mit der zerbrechlichsten, glühend-biegsamsten Masse so takt- und schrittmäßig, daß man sich bald wieder beruhigt. Das Gefährliche mit Sicherheit ausgeübt, erregt eine bängliche Bewunderung; es fielen mir die Kunstreiter dabei ein. Dafür aber ist es auch die strengste Gilde, die nie ihren Handwerkszwang aufheben wird noch kann; denn hier zeigt sich's, was Einer versteht und vermag; es ist am Tage, wer Lehrling oder Meister sei; sie sind sehr gut bezahlt, aber man fordert viel von ihnen. Man zeigte mir einen Arbeiter, der in seinem achtundzwanzigsten Jahre noch nicht den Gesellenstand hatte erreichen können, und setzte hinzu: er werde niemal ein tüchtiger Glasmacher werden. Auf meine Frage: was er anzufangen hätte, wenn er von diesem Handwerke abginge, versetzte man: es bliebe nichts übrig, als Taglöhner zu werden, da ihm denn sein jetziger Lehrlingsstand einträglicher wäre. [hh

Die Glashütte ist gemeinschaftlich; diesmal arbeitete der Theilnehmer von Wunsiedel. Auf dem Zimmer, welches der junge Fikentscher bewohnt, wann die Reihe an sein Haus

kommt, fanden wir zufällig zurückgelegte, schnell gekühlte kleine Glaskolben, deren ausgeschnittener Boden die entoptische Erscheinung trefflich gab, wozu uns ein ganz reiner Himmel vollkommen begünstigte. Wir ließen sodann einen Glasstab schnell verkühlen und fanden ihn seiner Gestalt gemäß höchst schön entoptisch. [ii

Wir fuhren den schrecklichen Weg zurück, und ich wäre, der Mittagshitze ungeachtet, den Berg gern hinabgegangen, hätte mein junger Begleiter sich nicht vor kurzer Zeit auf einer Fußreise an dem Hacken beschädiget. Weiter unten am Wasser fanden wir schöne Urgebirgsarten, welche besonders zu beschreiben sind. [kk

Mittags mit der Familie. Zustände früherer Zeiten, sowol auf die Stadt als die Einzelnen bezüglich, wurden durchgesprochen. Sodann wendete man sich zu chemischen Versuchen: das trübe Glas, bei hellem Grund gelb, bei dunklem blau erscheinend, gerieth fürtrefflich mit aufgestrichener Salzsäure; das entoptische Täfelchen wollte nicht völlig gelingen. [ll

Bedeutendes Gewitter, von Westen nach Osten ziehend. Ich las in Kunckel's Glasmacherkunst und bewunderte den Gehalt dieses Werkes aufs Neue. Die neue Karte von Bayreuth in acht Blättern von Hannbaum diente, mich in der Gegend zu orientiren. [mm

Abends Inspektor Schlommer, Syndikus Schmalz, Aktuar Schnetter. Von vergangenen und gegenwärtigen Dingen. Man scheint mit der bayerischen Regierung wohl zufrieden und sucht sich, was Handlung und Gewerbe betrifft, nach und nach, da Böhmen gesperrt ist, andere Konnexionen in dem Reiche selbst. [nn

Freitag den 16. August 1822.

Ganz den pyrotechnischen Versuchen gewidmet. Die trüben Scheibentäfelchen gelangen zuletzt in allen Abstufungen vortrefflich und wurden zu Dutzenden fertig, wodurch einer meiner sehnlichsten Wünsche erfüllet war. [oo

Die entoptischen Blättchen ließen zu wünschen übrig, doch wurden zwei schwarze Spiegel kunstgemäß gefertigt und das entoptische Gestell aufgerichtet; die Atmosphäre war ungünstig. Abends dem Vater und Sohn die entoptischen Phänomene zur Einsicht geführt, damit man auf den eigentlichen Zweck loszuarbeiten sich im Stande sähe. Ich las in Kunckel's Glasmacher-

kunst weiter und nahm mir vor, eine Uebersicht dieses Werks zu geben. Die Staatsverhältnisse kamen abermals zur Sprache. Die frühere markgräfliche Regierung war dem Lande sehr günstig, auch rühmt man die preußische. Des Geldes war so viel, daß Freunde es einander zu $1^1/_2$ Prozent borgten und 3 Prozent für wucherlich angesehen wurde. Die Invasion der Franzosen machte diesem utopischen Zustand ein Ende. [99

Sonnabend den 17. August 1822.

Die trüben Täfelchen gemustert und die meisten trefflich gefunden. Das Durchglühen und Abkühlen der entoptischen fortgesetzt. Schon gelang es besser. Das Gestell völlig eingerichtet. Ungünstigster Wolkenhimmel. Mittag: Zustand von Kulmbach. Vorher mit dem Vater Mancherlei. Verhältniß der Protestanten zu den Katholiken in Bayern. Evangelische Presbyterien vorgeschlagen und abgelehnt. Fortgesetzte chemische Versuche. Bertholler's Chemie. Abends für mich; vorläufig Briefe diktirt. [99

Sonntag den 18. August 1822.

Gestrig Diktirtes korrigirt. Glastäfelchen eingepackt und Sonstiges. Kam Polizeirath Grüner und Frau. Unterhaltung mit ihm über die vergangenen Tage. Mit Fikentscher dem Vater über das Chemisch-Technische seiner verschiedenen Fabrikationen. Sämmtlich zu Tische. Mancherlei dialektische Scherze mit Grüner. Erinnerung vergangener Zeiten: die Alten können sie nicht vergessen, die Jungen finden sich behaglich ins Neue. Auf den Vorwurf, daß Redwitz niemals eine Polizei gehabt, erwiderte man scherzend, daß eben deshalb Bier, Fleisch, Brod ohne Tadel, Kaffeebrochen wie nirgends. Der Hausherr braut im Dezember den Bedarf fürs ganze Jahr und hat die Keller dazu. Chemische Bemerkungen dabei. Fuhren ab um vier Uhr; nahmen in Waldsassen der köstlichsten Bratwürstchen mit; vor Nacht in Eger. Meist die beste Chaussee. [99

Nachtrag zum 15. August 1822,

die Glasarbeiten betreffend.

Auf dem Böhmerwald in Südwest von Pilsen hausen die sogenannten Freibauern, die eine Art von Selbstregiment führen. In dieser Gebirgsstrecke liegen viele Glashütten; die

Menschen sind kräftig und abgehärtet, durchaus von derber, mitunter herkulischer Natur und vollbringen die höchst beschwerliche und sehr wichtige Kunst des Glasmachens. [1a

Bei ihrer sehr rauhen Erziehung gehen alle schwächlichen Kinder zu Grunde, nur die tüchtigsten bleiben und leisten unglaubliche Dinge: sie blasen Walzen zu Spiegeltafeln von vier Fuß Länge und verhältnißmäßiger Breite. Die Bedingungen ihrer Gilde sind sehr streng: sie werden erst im sechszehnten Jahr aufgenommen. Vom Lehrling zum Gesellen und Meister wird Niemand gefördert, als wer das Geforderte leisten kann. Der Weg von Pilsen nach Waldmünchen geht durch ihr Revier; auch in Bayern arbeiten sie. Auf der Glashütte des Herrn Fikentscher sah ich sie mit Grausen drei Fuß hohe Walzen zu Tafelgläsern blasen. Es war ein Mann von siebzig Jahren darunter. [1b

Bedeutende Förderniß durch ein einziges geistreiches Wort. [1133

Herr Dr. Heinroth in seiner Anthropologie, einem Werke, zu dem wir mehrmals zurückkommen werden, spricht von meinem Wesen und Wirken günstig, ja er bezeichnet meine Verfahrungsart als eine eigenthümliche: daß nämlich mein Denkvermögen gegenständlich thätig sei, womit er aussprechen will, daß mein Denken sich von den Gegenständen nicht sondere, daß die Elemente der Gegenstände, die Anschauungen in dasselbe eingehen und von ihm auf das Innigste durchdrungen werden, daß mein Anschauen selbst ein Denken, mein Denken ein Anschauen sei, welchem Verfahren genannter Freund seinen Beifall nicht versagen will. [a

Zu was für Betrachtungen jenes einzige Wort, begleitet von solcher Billigung, mich angeregt, mögen folgende wenige Blätter aussprechen, die ich dem theilnehmenden Leser empfehle, wenn er vorher, Seite 389 genannten Buches, mit dem Ausführlichern sich bekannt gemacht hat. [b

In dem gegenwärtigen wie in den früheren Heften habe ich die Absicht verfolgt, auszusprechen: wie ich die Natur an-

schaue, zugleich aber gewissermaßen mich selbst, mein Inneres, meine Art zu sein — insofern es möglich wäre — zu offenbaren. Hiezu wird besonders ein älterer Aufsatz: der Versuch als Vermittler zwischen Subjekt und Objekt, dienlich gefunden werden. [c

Hiebei bekenn' ich, daß mir von je her die große und so bedeutend klingende Aufgabe: Erkenne Dich selbst! immer verdächtig vorkam, als eine List geheim verbündeter Priester, die den Menschen durch unerreichbare Forderungen verwirren und von der Thätigkeit gegen die Außenwelt zu einer innern falschen Beschaulichkeit verleiten wollten. Der Mensch kennt nur sich selbst, insofern er die Welt kennt, die er nur in sich und sich nur in ihr gewahr wird. Jeder neue Gegenstand, wohl beschaut, schließt ein neues Organ in uns auf. [d

Am Allerförderlichsten aber sind unsere Nebenmenschen, welche den Vortheil haben, uns mit der Welt aus ihrem Standpunkt zu vergleichen und daher nähere Kenntniß von uns zu erlangen, als wir selbst gewinnen mögen. [e

Ich habe daher in reiferen Jahren große Aufmerksamkeit gehegt, inwiefern Andere mich wol erkennen möchten, damit ich in und an ihnen wie an so viel Spiegeln über mich selbst und über mein Inneres deutlicher werden könnte. [f

Widersacher kommen nicht in Betracht; denn mein Dasein ist ihnen verhaßt, sie verwerfen die Zwecke, nach welchen mein Thun gerichtet ist, und die Mittel dazu achten sie für ebenso viel falsches Bestreben. Ich weise sie daher ab und ignorire sie; denn sie können mich nicht fördern, und das ist's, worauf im Leben Alles ankommt. Von Freunden aber lass' ich mich ebenso gern bedingen als ins Unendliche hinweisen; stets merk' ich auf sie mit reinem Zutrauen zu wahrhafter Erbauung. [g

Was nun von meinem gegenständlichen Denken gesagt ist, mag ich wol auch ebenmäßig auf eine gegenständliche Dichtung beziehen. Mir drückten sich gewisse große Motive, Legenden, uralt geschichtlich Ueberliefertes so tief in den Sinn, daß ich sie vierzig bis funfzig Jahre lebendig und wirksam im Innern erhielt; mir schien der schönste Besitz, solche werthe Bilder oft in der Einbildungskraft erneut zu sehen, da sie sich denn zwar immer umgestalteten, doch ohne sich zu verändern, einer reineren Form, einer entschiedenern Darstellung entgegenreiften. Ich will hievon nur die Braut von

Korinth, den Gott und die Bajadere, den Grafen und die Zwerge, den Sänger und die Kinder und zuletzt noch den baldigst mitautheilenden Paria nennen. [1

Aus Obigem erklärt sich auch meine Neigung zu Gelegenheitsgedichten, wozu jedes Besondere irgend eines Zustandes mich unwiderstehlich aufregte. Und so bemerkt man denn auch an meinen Liedern, daß jedem etwas Eigenes zum Grunde liegt, daß ein gewisser Kern einer mehr oder weniger bedeutenden Frucht einwohne, deswegen sie auch mehrere Jahre nicht gesungen wurden, besonders die von entschiedenem Charakter, weil sie an den Vortragenden die Anforderung machen, er solle sich aus seinem allgemein gleichgültigen Zustande in eine besondere fremde Anschauung und Stimmung versetzen, die Worte deutlich artikuliren, damit man auch wisse, wovon die Rede sei. Strophen sehnsüchtigen Inhalts dagegen fanden eher Gnade, und sie sind auch mit andern deutschen Erzeugnissen ihrer Art in einigen Umlauf gekommen. [1

An ebendiese Betrachtung schließt sich die vieljährige Richtung meines Geistes gegen die französische Revolution unmittelbar an, und es erklärt sich die grenzenlose Bemühung, dieses schrecklichste aller Ereignisse in seinen Ursachen und Folgen dichterisch zu gewältigen. Schau' ich in die vielen Jahre zurück, so seh' ich klar, wie die Anhänglichkeit an diesen unüberseblichen Gegenstand so lange Zeit der mein poetisches Vermögen fast unnützerweise aufgezehrt; und doch hat jener Eindruck so tief bei mir gewurzelt, daß ich nicht leugnen kann, wie ich noch immer an die Fortsetzung der Natürlichen Tochter denke, dieses wunderbare Erzeugniß in Gedanken ausbilde, ohne den Muth, mich im Einzelnen der Ausführung zu widmen. [1

Wend' ich mich nun zu dem gegenständlichen Denken, das man mir zugeschrieben, so find' ich, daß ich ebendasselbe Verfahren auch bei naturhistorischen Gegenständen zu beobachten genöthigt war. Welche Reihe von Anschauung und Nachdenken verfolgt' ich nicht, bis die Idee der Pflanzenmetamorphose in mir aufging, wie Solches meine italienische Reise den Freunden vertraute! [1

Ebenso war es mit dem Begriff, daß der Schädel aus Wirbelknochen bestehe. Die drei hintersten erkannt' ich bald; aber erst im Jahr 1791, als ich aus dem Sande des dünenhaften Judenkirchhofs von Venedig einen zerschlagenen Schöpsen-

kopf aufhob, gewahrt' ich augenblicklich, daß die Gesichtsknochen gleichfalls aus Wirbeln abzuleiten seien, indem ich den Uebergang vom ersten Flügelbeine zum Siebbeine und den Muscheln ganz deutlich vor Augen sah; da hatt' ich denn das Ganze im Allgemeinsten beisammen. So viel möge diesmal das früher Geleistete aufzuklären hinreichen. Wie aber jener Ausdruck des wohlwollenden, einsichtigen Mannes mich auch in der Gegenwart fördert, davon noch kurze vorläufige Worte. [m

Schon einige Jahre such' ich meine geognostischen Studien zu revidiren, besonders in der Rücksicht, inwiefern ich sie und die daraus gewonnene Ueberzeugung der neuen, sich überall verbreitenden Feuerlehre nur einigermaßen annähern könnte, welches mir bisher unmöglich fallen wollte. Nun aber durch das Wort gegenständlich ward ich auf einmal aufgeklärt, indem ich deutlich vor Augen sah, daß alle Gegenstände, die ich seit funfzig Jahren betrachtet und untersucht hatte, gerade die Vorstellung und Ueberzeugung in mir erregen mußten, von denen ich jetzt nicht ablassen kann. Zwar vermag ich für kurze Zeit mich auf jenen Standpunkt zu versetzen; aber ich muß doch immer, wenn es mir einigermaßen behaglich werden soll, zu meiner alten Denkweise wieder zurückkehren. [n

Aufgeregt nun durch ebendiese Betrachtungen, fuhr ich fort mich zu prüfen und fand, daß mein ganzes Verfahren auf dem Ableiten beruhe; ich raste nicht, bis ich einen prägnanten Punkt finde, von dem sich Vieles ableiten läßt, oder vielmehr, der Vieles freiwillig aus sich hervorbringt und mir entgegenträgt, da ich denn im Bemühen und Empfangen vorsichtig und treu zu Werke gehe. Findet sich in der Erfahrung irgend eine Erscheinung, die ich nicht abzuleiten weiß, so lass' ich sie als Problem liegen, und ich habe diese Verfahrungsart in einem langen Leben sehr vortheilhaft gefunden; denn wenn ich auch die Herkunft und Verknüpfung irgend eines Phänomens lange nicht enträthseln konnte, sondern es bei Seite lassen mußte, so fand sich nach Jahren auf einmal Alles aufgeklärt in dem schönsten Zusammenhange. Ich werde mir daher die Freiheit nehmen, meine bisherigen Erfahrungen und Bemerkungen und die daraus entspringende Sinnesweise fernerhin in diesen Blättern geschichtlich darzulegen; wenigstens ist dabei ein charakteristisches Glaubensbekenntniß zu erwecken: Gegnern zur Einsicht, Gleichdenkenden zur Förderniß, der Nachwelt zur Kenntniß und, wenn es glückt, zu einiger Ausgleichung. [o

Dankbare Gegenwart. [1143

1823.

Der erste Aufblick nach einer schwer überstandenen Krankheit ins Leben erregte mir die angenehmste aller Empfindungen: eine allgemeine Theilnahme kam mir entgegen, und ich fühlte das höchste Glück, sogleich heiter und gut gestimmt das mir Gegönnte vollkommen zu verehren. Die Sorgfalt meiner nächsten Umgebung wußte ich schon während der Krankheit würdig zu schätzen, da mir die Fähigkeit, das Gegenwärtige zu beachten, niemals genommen war. Hieran schloß sich die deutlich ausgesprochene Neigung meiner hohen Gönner und sämmtlicher Mitbürger, daß ich wirklich einiger Mäßigung brauchte, um hievon nicht allzu lebhaft gerührt zu werden; und so empfing ich denn nach und nach bescheiden auch von außen eben solche Zeugnisse, daß man meiner gedenke, daß man meinem Dasein einigen Werth beilege. Und hier ist Bedürfniß, ja Schuldigkeit, auszusprechen, verehrend und traulich dankbar zu erwidern, wenn vom Thron bis zur Hütte mir unschätzbare, würdige, liebevolle Zeugnisse begegneten. [a

Freunde, nach langem Schweigen, belebten das Verhältniß aufs Neue; gar manche Schriftzüge erinnerten mich an würdige vorige Zeiten und Verhältnisse; ja, was von der größten Bedeutung zu sein scheint, Personen, die einigen Widerwillen gegen mich hegten (denn wie manchen Freund verletzt man nicht in dem so verworrenen als flüchtigen Leben, das uns zwischen Pflicht und Leichtsinn, zwischen Zerstreuung und Sorge, zwischen Beschäftigung und Zeitverderb hin und her bewegt!), wandten sich wieder zu mir, die alte Neigung trat hervor, das Gefühl des Zusammenseins auf Erden und des daraus entspringenden Glücks behielt die Oberhand, und ich sehe die schönsten Verhältnisse wiederhergestellt, deren Entbehrung mir oft empfindlich fiel. Gar Manches hiebei, was die Persönlichkeiten zu nahe berührt, geziemt sich zu verschweigen, Anderes aber darf wol freudig dankbar anerkannt werden. [b

Ich vernahm von freundlichen Gastmahlen, bei welchen man festlich dem Aeskulap einen Hahn geopfert; von andern, mehr zufällig durch eingegangene Nachricht von meiner Wiedergenesung erregten fröhlichen Augenblicken. Herzliche Lieder, geistreich poetische Darstellungen erquickten mich, und auch an sinnlicher Labung wollte man es mir nicht fehlen lassen. Die

Früchte ferner Gegenden gelangten zu mir und erneuerten die Empfindungen einer frischen Kindheit. [c

Und so sollte mir denn auch ein anderer gemüthlicher Kunstgenuß bereitet sein. Das hiesige Theater, welches unter einer neuen Regie sich einer neuen Epoche zu erfreuen hat, wollte diese Hoffnungen sogleich beleben durch die Aufführung des Tasso, welche mit einem sinnig-herzlichen Bezug auf meine Zustände begann und ganz wie in vorigen Zeiten glückte, wobei sich denn das Publikum sowol dem Verfasser als den Schauspielern günstig erweisen konnte. [d

Die Anmeldung des wohlgelungenen Unternehmens unmittelbar nach der Aufführung war liebenswürdig überraschend und dem Wiedergenesenden die anmuthigste Erscheinung. [e

Kurz darauf kam mir Lord Byron's Werner zuerst in die Hände; ich sah vor Augen, was mir schon angekündigt war: der Dichter ohne Gleichen widmete mir eins seiner vorzüglichsten Werke, und einer solchen Auszeichnung fand' ich mich nur dadurch werth, daß seit vielen Jahren eins meiner angenehmsten Geschäfte ist, das Verdienst eines so außerordentlichen Mitlebenden treulich und gründlich zu schätzen und seinen Gang zu verfolgen, wie ich ihm denn seit seinen English Bards and Scotch Reviewers anhaltend Gesellschaft geleistet. [f

Auch im Wissenschaftlichen erhielt ich die schönsten Zeugnisse des Andenkens und Theilnehmens mit Aufforderung zur Theilnahme. Unter dem Vorsitz des Herrn Grafen Kaspar Sternberg verlieh mir die Gesellschaft des Prager Museums den Charakter eines Ehrenmitglieds und knüpfte mich noch mehr an eine Anstalt, der ich von ihren ersten Anfängen an zugethan gewesen und aus wahrhafter Neigung zu ihrem würdigen Stifter und Beförderer manche Früchte meiner böhmischen Naturstudien gewidmet hatte. [g

Zu gleicher Zeit kommt mir vom Rheinstrom her neue Freude: zwei Männer, deren geregelte Thätigkeit ihrer umfassenden richtigen Ansicht gleich ist, wovon ich den einen als ältern verbündeten Freund, den andern als glücklich neu erworbenen wohl ansprechen darf, die Herren Nees von Esenbeck und von Martius, vereinigen sich, mir eine bedeutende, von hoher Hand in fernen Gegenden gewonnene Pflanze zuzuschreiben und meinem Namen dadurch in dem sich immer weiter ausdehnenden Naturkreise, worin ich mich nach meiner Art lebendlänglich bewege, ein ehrenvolles Denkmal aufzustellen. [h

Erster Brief an J. J. Riese.*)

Leipzig, den 21. Oktober 1765.

Wie ich in Leipzig lebe.

So wie ein Vogel, der auf einem Ast
Im schönsten Wald sich, Freiheit athmend, wiegt,
Der ungestört die sanfte Luft genießt,
Mit seinen Füttchen von Baum zu Baum,
Von Busch zu Busch sich singend hinumschwingen.

Zweiter Brief an Denselben.**)

Leipzig, den 30. Oktober 1765.

1. Die Versart, die dem Mädchen wohl gefiel,
Der ich allein, Freund, zu gefallen wünschte,
Die Versart, die der große Schlegel selbst
Und meist die Kritiker fürs Trauerspiel
Die schicklichsten und die bequemsten halten,
Die Versart, die den Meisten nicht gefällt,
Den Meisten, deren Ohr sechsfüßige
Alexandriner noch gewohnt: Freund, die,
Die ist's, die ich erwählt, mein Trauerspiel***)
Zu enden. Doch was schreib' ich viel davon?
Die Ohren gellen Dir gar manches Mal
Von meinen Versen wider; drum, mein Freund,
Erzähl' ich Dir was Angenehmeres.

*) Vgl. Lewald's „Europa" 1837, I, 145, wo H. König zuerst dies und die beiden folgenden Gedichte mitgetheilt hat, ferner die schon öfters citirten Schriften von O. Jahn S. 59 und W. Freih. von Biedermann I, 10, ebenso „Goethe's Briefe mit geschichtlichen Einleitungen und Erörterungen", Erster Band (ohne Jahreszahl), S. 18. — Riese, später Aktuar des Kastenamts zu Frankfurt am Main, studirte schon in Marburg, als Goethe nach Leipzig ging. Ueber seine Persönlichkeit vgl. „Dichtung und Wahrheit", elftes Buch, über spätere Beziehungen Goethe's zu ihm: H. Düntzer „Aus Goethe's Freundeskreise", 1868, S. 488.

**) Die wenigen Sätze in Prosa, die in dem eigentlichen Briefe vorangehen und die den zweiten und dritten Abschnitt von einander trennen, geben keine Aufklärung über die Personen, auf die hier Bezug genommen wird.

***) Das Drama, das nach einer andern Stelle des Briefes schon bis zum fünften Akte fortgeführt war, ist jedenfalls eines der später vernichteten, obgleich sowol „Die Laune des Verliebten" wie „Die Mitschuldigen", die ältesten noch vorhandenen Stücke, in Alexandrinern geschrieben sind.

Ganz unvorbereitet sodann ereignet sich Folgendes: ein deutscher Naturforscher, Herr Professer Schwägrichen, gelangt nach Edinburgh und bringt die Nachricht von meiner Genesung; die dortige Gesellschaft der Wissenschaften zeichnet meinen Namen als eines einstimmig gewählten auswärtigen Mitgliedes sogleich in ihr Buch ein, und ich erwarte mit Bescheidenheit das Diplom, unterzeichnet von der Hand eines von mir so studirten als von der Welt anerkannten Schriftstellers. [i

Alles dieses und gar manches Andere regt mich zur Prüfung auf, wie ich so große Beweise von entschiedener Theilnahme nur einigermaßen dankbar erwidern könne. Ich beantworte mir diese Frage auf das Einfachste: auf eben die Weise, wie ich sie gewonnen habe, durch eine ernste, treue, redliche Wirkung nach außen, die sowol meinem Vaterland als dem Auslande zu Gute käme. Ueberzeugt bin ich, daß dieser schöne Zweck sich durch einen friedlichen Betrieb am Sichersten erreichen lasse, worauf denn mein Augenmerk vorzüglich gerichtet bleiben wird. [k

Da es scheint, daß aus diesem schweren leiblichen Kampfe mich der Allwaltende hat mit genugsamen Geistes- und Gemüthskräften wieder hervorgehen lassen, so ist es meine Pflicht, an sorgfältige Verwendung derselben fortwährend zu denken. Unterdessen darf ich, bis mir vielleicht etwas Größeres gelingt, meinen entfernten Freunden, die sich mit mir unterhalten mögen, sowol die auf Kunst und Alterthum als auf wissenschaftliche Gegenstände bezüglichen Hefte zutraulich empfehlen, in welchen ich so wie bisher, wo nicht nach entschiedener Ordnung, doch immer nach dem jedesmaligen Interesse von meinen Beschäftigungen aufrichtig frohe Rechenschaft zu geben hoffe. [l

Anmerkungen

zu den

Tag- und Jahres-Heften

und

Biographischen Einzelnheiten.

Anmerkungen.

(Die den einzelnen Anmerkungen vorgesetzten Zahlen weisen auf die Absätze des Textes, nicht auf die Seitenzahlen. — Mit W. sind Goethe's (G.'s) Werke in der vorliegenden Ausgabe bezeichnet.)

I. Tag- und Jahres-Hefte.

Von 1749 bis 1764 (S. 3). — soll den Zeitabschnitt von G.'s Aufenthalt im elterlichen Hause bis zum ersten Eintritt in Selbstständigkeit bezeichnen, und daher stünde als Schlußjahr richtiger 1765, wie aus dem folgenden Abschnitt unzweifelhaft hervorgeht.

1. Seine ersten poetischen und prosaischen Muster bespricht G. in „Dichtung und Wahrheit", I. bis V. Buch (W., XX. 29 f., 73 ff., 100 ff., 131 f., 160 f.). — Ueber das Bearbeiten kindlicher Eindrücke ist zu vergleichen „Dichtung und Wahrheit", II. und VI. Buch (W., XX. 131 ff., XXI. 26). — Die Einbildungskraft wird mit heiteren Bildern beschäftigt, die sich selbstgefällig an Personen und die nächsten Zustände anschließen: im Knabenmärchen „Der neue Paris" (W., XX. 45—60). — Von Gelegenheitsgedichten der Knabenzeit erzählt G. im V. Buch von „Dichtung und Wahrheit" (W., XX. 153—163, 167 f.). — Vielschreiberei in mehreren Sprachen übte G. in dem Roman, dessen er im IV. Buch (W., XX. 115 f.) gedenkt. — Die Veranlassung des frühzeitigen Diktirens berichtet G. im selben Buche (W., XX. 132 f.).

Von 1764 bis 1769 (S. 3). — Wie bemerkt, ist die erste Jahreszahl offenbar irrig für 1765, wo der Aufenthalt in Leipzig begann; aber auch die zweite Jahreszahl bezeichnet keinen bemerkbaren Lebensabschnitt. Die fernere Einsicht ins Leben nahm wol mit dem Abgang nach Straßburg im April 1770 ihren Anfang.

2. Der Aufenthalt in Leipzig ist dargestellt vom VI. bis VIII. Buch von „Dichtung und Wahrheit" (W., XXI. 30 bis 114). — Inwiefern in Leipzig G.'s Produktionen eine beschränkte Form gegen früher von ihm gebrauchte zeigen, läßt sich bei dem Mangel an frühern Dichtungen nicht verfolgen; „Die Höllenfahrt Christi" (W., III. 177 ff.) hat schon gleichmäßige Strophen, und dieses Gedicht fällt in die Zeit vor dem Abgang nach Leipzig. Wenn G. die griechisch-französische Form besonders bei Dramen aufgenommen haben will, so dürfte das „besonders" wol ein überflüssiges Wort sein, da einzig bei Dramen jene Form in Frage kommen konnte. Daß der als Vorübung hierher gehörige Anfang der Uebersetzung von Corneille's „Lügner" (W., X. 511–519) erst in die Leipziger Zeit fällt, ist wol allgemein angenommen; als Beweis dafür kann noch angeführt werden, daß G. die im Original nicht vorkommenden Verse

Das lernt sich bald, mein Herr, wie man's bei Mädchen macht;
Am Tage sind sie streng, geschmeidig bei der Nacht —

nicht in der Zeit seiner häuslich sittsamen Erziehung wird erfunden haben. — „Die Laune des Verliebten" wird wahrscheinlich im Anfang des Jahrs 1767 geschrieben sein; die Veranlassung hierzu erzählt G. wie die der „Mitschuldigen" im VII. Buch von „Dichtung und Wahrheit" (W., XXI. 66 ff.). — Ueber sein fleißiges Studium Molière's sagt G. im III. Buch von „Dichtung und Wahrheit"; er habe die Anhaltsamkeit gehabt, Racine und Molière ganz und von Corneille einen großen Theil durchzuarbeiten, als ihn die Vorstellungen der zu Ende der Funfziger und Anfang der Sechziger Jahre in Frankfurt auftretenden Schauspielertruppe zur französischen Bühne führten.

Von 1769 bis 1775 (S. 4). — der bewegteste und poetisch fruchtbarste Abschnitt von G.'s Leben.

3. Ereigniß, Leidenschaft, Genuß und Pein dürften sich auf das Verhältniß zu Charlotte Buff in Wetzlar, 1772, beziehen, aus denen die „Leiden des jungen Werther's" hervorgingen. Die freiere englische Form kann sich hinsichtlich dieses Romans nur auf die Richardson's beziehen, gilt aber hauptsächlich den nach Shakespeare's Vorbild gedichteten Schauspielen „Götz von Berlichingen" und „Egmont". Ueber „Werther's" Entstehung

(1774) ist zu vergleichen das XII. Buch (W., XXII. 88—94, 101 f., 121—134); über „Götz von Berlichingen“ (1770) das X., XII. u. XIII. Buch (W., XXI. 184; XXII. 59, 74, 85, 116—118); über „Egmont“, so weit es sich um den ersten Entwurf von 1775 handelt, das XIX. und XX. Buch von „Dichtung und Wahrheit“ (W., XXIII. 96, 101 ff., 106 ff.). — Die beschränktere Weise, zu der G. sich wendet, ist die französische, und zwar die, welche Diderot für bürgerliche Dramen gepflegt hatte, bei „Clavigo“ 1774 und „Stella“ 1774 und 1775, sowie die der Operette bei „Erwin und Elmire“ 1774 und „Claudine von Villa Bella“ 1775. Die Entstehung des „Clavigo“ theilt G. im XV. Buch von „Dichtung und Wahrheit“ (W., XXII. 202 f.) mit. — Die Lieder an Belinden und Lili, von welchen beiden Namen der erste nur der Liedername der Braut G.'s, Lili Schönemann, ist, bespricht G. mit besondrer Vorliebe an mehreren Stellen von „Dichtung und Wahrheit“, namentlich im XVII., XVIII. und XIX. Buch (W., XXIII. 23 ff., 67 f., 77, 94 f.). Diese Lieder und sonstigen Gedichte an Lili sind: „Neue Liebe, neues Leben“, „An Belinden“, „Auf dem See“, „Vom Berge“, „Herbstgefühl“, „An ein goldnes Herz, das er am Halse trug“, „Lili's Park“, „An Belinde. Mit Erwin und Elmire“, „Wehmuth“, „An Lili mit Stella“ und wol einige Lieder in „Erwin und Elmire“ (W., I. 45, 46, 50, 51, 54, 62, 168; III. 18, 74, 101). Ein Gelegenheitsstück, das G. hier jedenfalls mit im Sinne hat, ist das auf Lili bezügliche „Sie kommt nicht!“ wovon er im XVII. Buch von „Dichtung und Wahrheit“ (W., XXIII. 32—34) erzählt. Vergl. auch Abs. 1053. — Zu den Episteln, die hier als verloren gegangene bezeichnet werden, gehören wol die erst nach G.'s Tod wieder aufgetauchten „An Gotter“ (W., III. 140 ff.), „An Kestner“ (W., III. 139 f.), „An Uranien“ (W., III. 37 ff.), „An Lila“ (W., III. 39 f.).

4. In „Dichtung und Wahrheit“ handeln vom „Faust“ (1772) Buch X (W. XXI. 184), vom „Neu eröffneten moralisch-politischen Puppenspiel“ (1773) sowie vom „Prolog zu den neusten Offenbarungen Gottes, verdeutscht durch Dr. Bahrdt“ (1773) Buch XIII (W., XXII. 138 f.), vom „ewigen Juden“ Buch XV, XVI u. XVIII (W., XXII. 178 ff., XXIII. 8, 50 f.) und von „Hanswurst's Hochzeit“ (1774) Buch XVIII (W., XXIII. 51—53). Das Personenverzeichniß zu letzterem Stück

ist erhalten, aber nicht veröffentlicht; Einiges daraus findet sich im „Deutschen Wörterbuch“ der Brüder Grimm, z. B. I, 565. Zu den verloren gegangenen Stücken der frecheren Art gehörte auch „Das Unglück der Jacobi“ (Im neuen Reich. Wochenschrift ꝛc. 1874. S. 340 f.). Ueber Götter, Helden und Wieland (1774) theilt G. im XV. Buch von „Dichtung und Wahrheit“ den Anlaß mit (W., XXII. 190 f.).

5. Von seiner Mitwirkung bei den Recensionen in den Frankfurter gelehrten Anzeigen spricht G. in „Dichtung und Wahrheit“ Buch XII (W., XXII. 97 f.). Ob dieselben sich ins Jahr 1773 hinein erstreckten, ist zweifelhaft („Archiv f. Literaturgeschichte, herausgegeben von Schnorr v. Carolsfeld“, IV. 32—42). Vergl. auch Abs. 840.

6. Die erste Schweizerreise (Juni und Juli 1775) ist in „Dichtung und Wahrheit“ dargestellt Buch XVIII und XIX (W., XXIII. 53—91). Ein Denkmal derselben ist vielleicht auch die I. Abtheilung der 1808 dem XI. Bande von Goethe's Werken beigefügten „Briefe aus der Schweiz“ (W., XVI. 215 bis 238). — Zum Besuch in Weimar traf G. am 7. November 1775 dort ein. Damit schließt „Dichtung und Wahrheit“ ab.

Bis 1780 (S. 4). — d. h. von Ende 1775 ab bis Ende 1779.

7. Nicht alle vorgemeldeten Arbeiten brachte G. unvollendet nach Weimar mit, sondern nur „Egmont“, „Faust“, „Der ewige Jude“ und „Hanswurst's Hochzeit“.

8. Das Liebhabertheater des Weimarer Hofs begann 1775 und dauerte bis zu Aufnahme der Schauspielergesellschaft Bellomo's 1784. Als Quellen für die Geschichte des ersteren sind hervorzuheben: „Das Liebhabertheater am herzoglichen Hofe zu Weimar ꝛc. Von A. Peucer“ (Weimar's Album zur 4. Säkularfeier der Buchdruckerkunst, S. 53—74), „Goethe und die lustige Zeit in Weimar. Von A. Diezmann“ (S. 155—212), „Das herzogliche Liebhabertheater. 1775—1784. Von C. A. H. Burkhardt“ (Die Grenzboten 1873. III. Bd. S. 1—25), „Goethe's Tagebuch aus den Jahren 1776—1782. Mitgetheilt von R. Keil.“ Die festlichen Tage, zu denen G. dichtete und aufführte, waren an erster Stelle die Geburtstage des herzoglichen Hauses. Von den genannten Stücken G.'s entstanden „Die Geschwister“ Oktober 1776, „Lila“ Ende 1776 und Anfang 1777, „Der Triumph der Empfindsamkeit“ — zuerst „Die geflickte

Braut" benannt — und wol auch die eingeschaltete „Proserpina" Ende 1777, „Iphigenia" in der ersten Gestalt (W., XI. 2. Abth. 211—255) Frühjahr 1779. Die kleinern Ernst-, Scherz- und Spottgedichte bei größeren und kleineren Festen aus der Zeit bis 1780, die G. für verloren ansah, sind es bis heute noch. — Die „Erklärung eines alten Holzschnittes, Hans Sachsens poetische Sendung darstellend", nahm G. zufolge Wieland's Brief an Lavater vom 5. Februar 1776 damals auf Anlaß von Sachsens Bildniß in den „Physiognomischen Fragmenten" vor (Archiv f. Literaturgesch., IV. 315). — Wilhelm Meister findet sich in G.'s Tagebuchblättern zuerst am 16. Februar 1777 erwähnt.

9. Das Sammeln und Schematisiren zum Zwecke, das Leben Herzog Bernhard's zu schreiben, hat hiernach spätestens 1779 begonnen, nachdem G. schon am 3. Febr. 1777 eine Lebensgeschichte dieses Fürsten gelesen hatte. Aus Briefen an den Herzog Ernst II. von Gotha-Altenburg vom 28. Febr. und an Lavater vom 5. Juni 1780, sowie aus den Bemerkungen im Tagebuch vom 20. Januar, 21. März und 15. April dess. J. geht hervor, daß G. damals mit der eignen Arbeit beschäftigt war. Indessen war nach dem Brief an Frau v. Voigts vom 4. März 1782 das Angesammelte damals schon beiseite gelegt; mit Brief vom 10. Juni 1783 übergab er es seinem räthselhaften Schützling Kraft. Die im Text angeführten Gründe, welche G. bewogen, die auf Wunsch des Herzogs unternommene Arbeit aufzugeben, stimmen mit dem überein, was Luden (Rückblicke in mein Leben, S. 109—113) nach G.'s mündlicher Mittheilung aus d. J. 1812 darüber erzählt. Luden berichtet ferner (S. 105 bis 108), daß er die von G. zusammengebrachte Sammlung aus dem Weimarischen geheimen Archiv erhalten habe, um seinerseits das Leben des Herzogs Bernhard zu schreiben, bemerkt aber dabei ausdrücklich, daß unter den ihm zugestellten Schriften sich nichts von G.'s Hand befunden habe, was selbstverständlich bei dessen Gewohnheit, zu diktiren, nicht auffällig ist. Nach Böttiger (Zustände und Zeitgenossen, I. 65 f.) hätte G. jedoch seine bezüglichen Vorarbeiten an den Geheimenrath v. Voigt und an v. Woltmann abgetreten.

10. Die zweite Schweizerreise fiel Ende 1779; — genauer liegt sie zwischen dem 12. September 1779 und dem

13. Januar 1780. Die Wanderung von Genf auf den Gotthard hatte G. nach seinen auf der Reise an Frau v. Stein geschriebenen Briefen bearbeitet und 1808 im XI. Bande seiner Werke als Anhang zu den „Leiden des jungen Werther's" unter der Ueberschrift „Briefe aus der Schweiz. Zweite Abtheilung" veröffentlicht (W., XVI. 239—290). — Ein Produkt der Schweizerreise ist noch der „Gesang der Geister über den Wassern", der in der ursprünglichen Gestalt von unserm Mitarbeiter v. Loeper bekannt gemacht worden ist (Zur stillen Feier des 28. August 1873).

11. Da die Rückreise durch die flachere Schweiz im Dezember 1779 stattfand, so verdankt diesem Monat wol auch Jery und Bätely seine Entstehung.

Mit der Schweizerreise schloß Goethe einen Abschnitt seines Weimarer Lebens ab. Die Freiheiten, die er in den ersten Monaten, als er nur als Gast des Herzogs dort weilte, sich hatte erlauben dürfen und von denen er sich bei ununterbrochenem Aufenthalt in Weimar nicht so leicht losreißen konnte, schickten sich nicht mehr für ein Mitglied der höchsten Landesbehörde. Mit der Schweizerreise, vor deren Antritt er noch zum Geheimen Rath ernannt wurde, nahm er Abschied von der leichtfertigen Lebensweise, und er wie der Herzog kehrten als gesetzte Männer zurück. Diesen Lebensabschnitt hat G. unter der Ueberschrift „Bis 1780" unzweifelhaft bezeichnen wollen.

Bis 1786 (S. 6) — umfaßt nach dem Ebengesagten den Abschnitt vom Beginn des Jahres 1780 an und geht bis zum Antritt der italienischen Reise im September 1786. Während G. im Laufe des vorigen Zeitabschnitts, obwol gleich von seinem Eintritt in den weimarischen Staatsdienst an dem Geheimen Rathe angehörig, sich doch vorzugsweise in untergeordneten Geschäften des Straßen-, Wasser-, Land-, Hoch- und Bergbaues sowie bei der Soldatenaushebung mit den Landesangelegenheiten vertraut zu machen bemüht gewesen war, ließ er sich nach der Schweizerreise die allgemeinere Leitung mehr angelegen sein, insbesondere die Kammerpräsidialgeschäfte.

12. Die Stelle: Du kommst mir vor wie Saul ꝛc. steht am Schlusse von „Wilhelm Meister's Lehrjahre". Abgeschlossen und veröffentlicht wurde dieser Roman erst 1795; der vierte (letzte) Band trägt die Jahrzahl 1796.

13. Scherz, List und Rache. — 1784 gedichtet (W., IX. 193—236).

Ich schaute Gellerten, Gottscheden auch,
Und eile jetzt, sie treu Dir zu beschreiben.

2. Gottsched, ein Mann, so groß, als wär' er vom alten Geschlechte*)
Jenes, der, zu Gad im Land der Philister geboren, **)
Zu der Kinder Israel's Schrecken zum Eichgrund hinabkam.
Ja, so sieht er aus, und seines Körperbaus Größe
Ist, er sprach es selbst, sechs ganze Parisische Schuhe.
Wollt' ich recht ich ihn beschreiben, so müßt' ich mit einem Trompet
Seine Gestalt Dir vergleichen; doch dieses wäre vergebens.
Wandeltest Du, Geliebter, auch gleich durch Länder und Länder
Von dem Aufgang herauf bis zu dem Untergang nieder,
Würdest Du dennoch nicht Einen, der Gottscheden ähnlichte, finden.
Lange hab' ich gedacht und endlich Mittel gefunden,
Dir ihn zu beschreiben; doch lache nicht meiner, Geliebter!
Humano capiti cervicem jungens equinam***)
Derisus a Flacco non sine jure fuit.
Hinc ego Koelbeliis imponens pedibus magnis,
Immane corpus crassaque scapulas Augusti †)
Et magna magni brachiaque manusque Rolandi,
Addensque tumidum morosi Rostii ††) caput
Ridebor forsan? Ne rideatis, amici!
Dies ist das wahre Bild von diesem großen Mann,
So gut, als ich es nur durchs Beispiel geben kann.
Nun nimm, geliebter Freund, die jetzt hervorkam Finde,
So sagt, glaub es mir, sich Gottsched Damen Binde!
Ich sah den großen Mann auf dem Rathsherr stehn,
Ich hörte, was er sprach, und muß es Dir gestehn:
Es ist sein Vortrag gut, und seine Reden fließen
So wie ein klarer Bach. Doch sieht er gleich den Riesen
Auf dem erhabnen Stuhl. Und kennte man ihn nicht,
So wüßte man es gleich, weil er stets prahlend spricht.
Genug, er sagte viel von seinem Kabinette,
Wie vieles Geld ihn Das und Jenes gekostet hätte.

*) Daß Goethe unmittelbar bei dem Namen Gottsched 9 in Hexameter übergeht, mag seine Veranlassung in dessen notorischer Aussprache gegen Dichtern haben.

**) 1. Buch Samuel, 17, 2—4.

***) S. den Anfang von Horazens Epistel an die Pisonen.

†) Goethe's eigene Anmerkung: „Zu kennt ihn doch, den dicken Scharmützelzeiger."

††) Desgleichen: „Du weißt Dich noch des Auftritts Rost zu erinnern."

14. Die Vögel, — im Frühjahr 1780 bearbeitet (W., VIII. 365—396). — Ueber die Herausgabe von G.'s sämmtlichen Arbeiten bei Göschen vergl. W., XXIX. 273—276. — Daß Festspiele für Ettersburg verloren gegangen, dürfte ein Irrthum sein, wenigstens liegen auch sonstige Nachrichten über Aufführung neuer Goethischer Stücke in Ettersburg seit 1780 nicht vor. Von diesem Jahre ab treten überhaupt die Bühnenaufführungen gegen Maskenaufzuge zurück (Burkhardt in „Die Grenzboten" 1873, III. 16 ff.).

1787 bis 1788 (S. 7). — genauer vom Sept. 1786 bis Juni 1788, die Zeit der italienischen Reise, welche G., seine in „Dichtung und Wahrheit" 1775 abgebrochne Lebensgeschichte fortsetzend, nach den auf der Reise und in Italien geschriebenen Briefen an den Herzog, an Frau v. Stein und an Herder bearbeitete und 1816 f. veröffentlichte.

15. Von der Bearbeitung der „Iphigenia" handeln mehrere Stellen der „Italienischen Reise", namentlich unterm 8. Sept. und 19. Okt. 1786, sodann 6., 10. und 22. Jan., sowie 3. und 16. März 1787. Mehrere Stellen der aus Italien nach Weimar geschriebenen Briefe, die G. nicht mit in das Buch aufnahm, stehen in „Die drei ältesten Bearbeitungen von Goethe's Iphigenie. Herausgegeben ꝛc. von H. Düntzer". — Der erste Entwurf des „Egmont" fällt noch in den in „Dichtung und Wahrheit" dargestellten Lebensabschnitt, in den Herbst 1775, während von ihm in den „Annalen" auch nur, sofern er in Italien bearbeitet wurde, die Rede ist, worüber das Nähere in der „Italienischen Reise" unter dem 5., 9., 16. und 30. Juli, dem 1. und 11. Aug., dem 1. und 5. Sept., dem 3. und 10. Nov. sowie dem 8. Dez. 1787 nachzulesen; über die Scenen in Brüssel gelegentlich der Erhebung der sogenannten Spanischen Niederlande gegen Oestreich äußert G. sich ebendort insbesondre unterm 9. Juli 1787 und 10. Januar 1788. — Die metrische Bearbeitung von „Klaudine von Villa Bella" und „Erwin und Elmire" nach der italienischen Opernform findet sich in der „Italienischen Reise" erwähnt unter dem 12. Sept., dem 8. und 27. Okt., dem 3. Nov. und sonst im Bericht aus diesem Monat 1787, sowie unterm 10. Jan. und 1. Febr. 1788. — Von der Arbeit am „Tasso", der wol größtentheils erst in Italien und nach der Heimkehr gedichtet wurde, wird in der „Italienischen Reise" gehandelt unter dem 16. und 21. Febr.

dem 16., 30. und 31. März, dem 1. und 2. April, sowie 3. November 1787, ferner dem 10. Januar, 1. März und 14. April 1788, endlich noch am Schluß.

Von 1789 (S. 7) an hat jedes Jahr seinen eignen Abschnitt in den „Annalen".

16. Ueber die Halsbandgeschichte findet sich in der Einleitung zu dem durch dieselbe veranlaßten Großkophta das Nöthige angeführt (W., X. 120—123); ob er vor 1789 begonnen wurde, ist nicht nachzuweisen. A. a. O. sind auch G.'s Mittheilungen über Cagliostro's Familie erwähnt, und sie stehn in der „Italienischen Reise" unterm Datum des 13. und 14. Aprils 1787, wurden aber schon vor jener in den „Neuen Schriften", Band I. 1792, S. 245—284, veröffentlicht. — Die „Kophtischen Lieder": Lasset Gelehrte ꝛc. und Geh, gehorche ꝛc. (W., I. 82) wurden zuerst im 7. Bande von „Goethe's neuen Schriften" 1800 veröffentlicht.

17. Wann die ungleichen Hausgenossen entstanden, ist noch unermittelt. Wenn G. in diesem Abschnitt über das Jahr 1789 sagt: das Singspiel war schon ziemlich weit gediehen, so würden die vorliegenden Bruchstücke (W., IX. 237—260) vor dieses Jahr zu setzen sein; und wenn G. ferner sagt, dasselbe sei zu einer Zeit gedichtet, als ihm die reine Opernform so eigen und geläufig geworden, daß er manchen Gegenstand darin behandelt gehabt habe, so möchte man es der Zeit vor der italienischen Reise, als er „Scherz, List und Rache" schrieb, zuweisen, zumal es mit letzterem Singspiel in der Sprache viele Aehnlichkeiten bietet, auch jener frühern Zeit des eingemischten prosaischen Dialogs wegen mehr angemessen erscheint. Es ist daher kaum ein Zweifel, daß unter der alten Operette in den Briefen an Frau v. Stein vom 7./8. Nov. 1785 „Die ungleichen Hausgenossen" zu verstehen sind, wie Schöll annimmt. Dann unterbrach die italienische Reise die wieder aufgenommene Ausarbeitung. — Ueber die in die lyrischen Sammlungen vertheilten Arien und Lieder s. die Anmerkungen in W., IX. 243, 250 und 259.

18. Sterne's Sentimentale Reise (A sentimental Journey through France and Italy) war 1762 erschienen. Das Römische Karneval erschien als Prachtwerk 1789 (W., XVI. 321—328). — Friedrich Schulz nahm als Abgeordneter

des Bürgerstandes an dem polnischen Reichstag von 1791 Theil und schilderte seine Erlebnisse in der „Reise eines Livländers durch Polen“ (1797).

19. Unter den frühern Verhältnissen zur Universität Jena meint G. hauptsächlich jene anatomischen und osteologischen Studien, die er unter Loder trieb, und wovon sein Tagebuch Ende Okt. sowie am 5., 6., 9. und 16. Jan. 1782, ingleichen mehrere Briefe damaliger Zeit sprechen, wie z. B. an Frau v. Stein vom 29. Oktober 1781, vom 27. März, 13./14. April und 6. (7?) Mai 1784, sowie an Herder vom 27. März 1784. Die Frucht derselben, der Aufsatz „Dem Menschen wie den Thieren ist ein Zwischenknochen der obern Kinnlade zuzuschreiben“, ist auch in Jena 1786 verfaßt. Das Wiederanknüpfen dieser Verhältnisse nach der Rückkehr aus Italien richtete sich auch zunächst wieder auf dasselbe Gebiet, wie z. B. G.'s Brief an den Herzog vom 16. November 1788 bezeugt. — Das Aufstellen der Museen zu Jena, namentlich die Versetzung des Weimarer Kunst- und Naturalienkabinets dahin, und seine Beschäftigung dabei erwähnt G. im I. Bande „Zur Morphologie“, S. 220. — Der „Versuch, die Metamorphose der Pflanzen zu erklären“, erschien 1790. Ueber die Veranlassung ist zu vergleichen in der „Italienischen Reise“ der „Bericht“ über den Juli 1787 mit dem Abschnitt „Störende Naturbetrachtungen“ sowie der I. Band „Zur Morphologie“, S. XX bis XXXII. — Specimen pro loco. Anspielung auf die Disputatio pro loco, durch welche Universitätsdocenten ihre Befähigung zu einer Fakultätsprofessur bekunden. — Der botanische Garten kam unter Leitung G.'s und des Geheimen Raths Voigt 1794 zu Stande.

20. Die aus dem Augenmerk auf malerische Farbengebung hervorgegangene Entdeckung des Irrthums der Newtonischen Hypothese erzählt G. ausführlicher gegen Ende der „Geschichte der Farbenlehre“ in der VI. Abtheilung, Zweite Epoche, unter der Ueberschrift „Konfession des Verfassers“.

21. Die angenehmen häuslich-geselligen Verhältnisse, welche G. Muth und Stimmung für die Römischen Elegien gaben, waren begründet durch das Zusammenleben mit seiner nachmaligen Gattin. Aehnlich, aber bestimmter drückt G. dasselbe in der „Campagne in Frankreich“ und zwar in der „Zwischenrede“ zwischen Oktober und November 1792 aus,

wo er sagt: es habe ihn ein glückliches häusliches Verhältniß in dieser wunderlichen Epoche lieblich zu erquicken gewußt. Diese Elegien sind aber zum Theil, vielleicht großentheils schon 1789 gedichtet; ihre Veröffentlichung begann 1791. — Die Venetianischen Epigramme fallen dagegen wirklich ins Jahr 1790. — Die Reise nach der wunderbaren Wasserstadt trat G. vor Mitte März an und traf dort am 31. desselben Monats ein, die Herzogin Amalie erst am 6. Mai. — Della pittura Veneziana — vom jüngeren Grafen Zanetti, 1771.

22. Ueber Vicenza und Verona besuchte die Fürstin Mantua noch vor Ablauf des Mai; die weitere Reise der Fürstin ging über Mailand, Innebruck und Augsburg.

23. 24. Nach Hause gelangt war G. am 20. Juni. Nach Schlesien reiste er am 26. Juli von Weimar ab. Der Aufenthalt dort ist zusammengestellt in „Goethe in Schlesien ꝛc. von Wentzel, 1867". Aus den dortigen Kantonirungsquartieren ist nur ein Epigramm bekannt: „Feldlager in Schlesien" (W., III. 125); ein andres damals entstandnes Epigramm ist nur noch das „An die Knappschaft zu Tarnowitz" (W., III. 124). — Die Veranlassung zu G.'s zweiter Entdeckung im Bereich der vergleichenden Anatomie — daß sämmtliche Schädelknochen aus verwandelten Wirbelknochen entstanden seien — erzählt derselbe außer in Brief an Frau Herder aus Venedig vom 4. Mai 1790 noch in dem gegenwärtigem Bande einverleibten Aufsatz „Bedeutende Fördernitz durch ein einziges geistreiches Wort" im 1. Hefte des II. Bandes „Zur Morphologie" (1823). S. 50. Erst die Theilnahme des Dr. Carus veranlaßte G., sich öffentlich über seine Entdeckung zu äußern, die damals ebenso viele Gegner unter den Fachleuten fand, wie die bezüglich der Gemeinsamkeit des Zwischenknochens.

26. G. kehrte am 6. Oktober 1790 aus Schlesien nach Weimar zurück. Einiges Aufgezeichnete wollte G. bei der Herausgabe seiner Werke letzter Hand unter dem Titel „Campagne in Schlesien" veröffentlichen, kündigte dies auch an (W., XXIX. 352), unterließ es aber schließlich dennoch.

27. In dem 1791 erschienenen ersten Stück der Beiträge zur Optik sind G.'s Angriffe auf Newton, die später so leidenschaftlich wurden, nur erst schüchterne.

28. Als Mitglied für das Hoftheater in Weimar

sendete Hannover Gatto nebst Frau, Prag den Regisseur Fischer und Genast, Berlin Becker (v. Blumenthal); von Bellomo's abziehender Gesellschaft blieb außer Malcolmi auch Tomaratius. Neumann starb am 15. Februar 1791; seine Tochter, nachmals verehelichte Becker, war die von G. als Euphrosinne gefeierte Schauspielerin. Vergl. Abs. 174. Ueber die Anfänge der Weimarer Hofbühne berichtet G. auch gegen Ende der „Campagne in Frankreich".

29. Die Vorstellungen in Weimar begannen am 7. Mai 1791; es fanden deren vierzehn statt, die letzte am 7. Juni. — In Lauchstädt spielte die Gesellschaft vom 13. Juni bis 14. August an vierzig Tagen. Professoren und Studenten der nächst gelegenen Akademie Halle gehörten hauptsächlich zu den Theaterbesuchern. — Am 1. Oktober spielte die Gesellschaft wieder in Weimar, nachdem sie im August und September siebzehnmal in Erfurt, auch schon einmal am 6. September in Weimar gespielt hatte.

30. Von Kranz war namentlich die Musik zum „Großkophta" komponirt. — Von Vulpius wurde 1791 das Lustspiel „Die Luftschlösser", 1792 „Rikko" nach dem Französischen gegeben. Vorhandne, von Vulpius umgeschriebene Texte von Opern, die 1791 in Weimar aufgeführt wurden, waren die von „Das rothe Käppchen" und „Hieronymus Knicker"; 1792 von „Hokuspokus" u. a.

31. Von G.'s Freund v. Einsiedel kam 1791 nichts zur Aufführung, 1792 „Die Fischerin" zu Guglielmi's Musik und „Die Zigeunerin" zu Paisiello's Musik, beide nach dem Italienischen.

32. Dittersdorfische Opern, welche 1791 aufgeführt wurden, waren „Das rothe Käppchen" und „Hieronymus Knicker"; Schauspiele Iffland's: „Die Jäger", „Die Mündel", „Der Herbsttag" und „Elise Valberg". Theatralische Abenteuer nach Cimarosa's Oper L'Impressario in angustie von Vulpius, aber von G. bearbeitet und mit den eingelegten Liedern „Die Spröde" und „Die Bekehrte" bereichert (W., I. 18f.; „Chronologie der Entstehung Goethe'scher Schriften" in der Quartausgabe, und später unter 1791 „Literarische Zustände und Zeitgenossen ꝛc. aus K. A. Böttiger's handschriftlichem Nachlasse", II. 237; „Mittheilungen über Goethe von Riemer", II. 327;

„Briefe von und an Goethe ꝛc. herausgeg. von Riemer", S. 379), wurde zum ersten Mal am 24. Oktober 1791 gegeben; König Johann von Shakespeare nach Eschenburg's Uebersetzung am 29. November. Das Einlernen der Rolle des Arthur tritt in G.'s Gedicht auf Christiane Neumann, „Euphrosyne", besonders hervor.

33. 1792 kamen von Iffland's Stücken neu zur Darstellung: „Verbrechen aus Ehrsucht", „Frauenstand", „Bewußtsein" und „Reue versöhnt". — Von Kotzebue's Produktionen wurden aufgeführt 1791: „Das Kind der Liebe", „Die Indianer in England", „Menschenhaß und Reue", „Bruder Moriz", „Die edle Lüge", „Der weibliche Jakobinerklubb" und „Der Taubstumme"; 1792 neu: „Der Papagey".

34. 1792 wurden neu gegeben die Opern Dittersdorf's: „Betrug durch Aberglauben", „Der gefoppte Bräutigam" und „Hokuspokus". — Hagemannische Stücke, die auf die Bühne kamen, waren 1791 „Leichtsinn und gutes Herz", sowie 1792 „Der Fürst und der Kammerdiener", „Otto der Schütz" und „Ludwig der Springer"; Hagemeisterische 1791: „Der Fähnrich und das große Loos" sowie „Der Graf aus Deutschland oder der Klosterraub". — Mozart's Don Juan wurde am 30. Januar, Schiller's Don Karlos am 28. Februar 1792 aufgeführt. Vohs debütirte in Weimar am 30. Mai 1792 als Eduard Ruhberg in Iffland's „Verbrechen aus Ehrsucht".

35. Die Tafel, welche das 1792 herausgegebene zweite Stück der Beiträge zur Optik begleitete, ist dieselbe, welche dem spätern Werk „Zur Farbenlehre" als Tafel XVI beigefügt ist. — G.'s Theilnahme an den Kriegsereignissen 1792 berichtet die „Campagne in Frankreich"; die fortgesetzten chromatischen Arbeiten finden sich dort erwähnt unterm 30. August, 12. September und 25. Oktober, sowie von Koblenz aus. — Nicht Fischer's physikalisches Wörterbuch war es, das G. bei der Campagne in Frankreich begleitete — denn dies erschien erst 1798 bis 1807 — sondern das von Gehler, wie auch von der Quartausgabe an immer gedruckt worden ist.

36. Die alten Freunde in Mainz waren Sömmerring, Forster und Huber; in Düsseldorf, oder genauer Pempelfort, die Familie Jacobi, in Münster die Fürstin Gallitzin, Freiherr

von Fürstenberg und Hemsterhuis. — In Huber's Schriften (L. 441) ist ein Brief an Körner abgedruckt, worin gesagt wird: G.'s Physiognomie habe etwas außerordentlich Sinnliches und Schlaffes bekommen. Vergleiche „Campagne in Frankreich" unterm 23. August.

37. In der „Belagerung von Mainz 1793" ist unterm 8. Juni von „Reineke Fuchs" die Rede, auch schon gegen Ende der „Campagne in Frankreich", an welchem Orte sich überhaupt der Inhalt von Abs. 37 ebenfalls fast ganz findet. — Ueber G.'s Uebungen im Hexameter ist zu vergleichen „Campagne in Frankreich" gegen Ende, Briefe an Heinrich Meyer vom 5. Dezember 1796, an Schiller vom 7. und vom 21. August 1799, sowie an Nikolaus Meyer vom 25. Dezember 1805 und vom 28. März 1806. — Daß Voß, so lange Klopstock lebte, nicht über die schlechten Hexameter des Letztern sich hätte äußern wollen, ist nicht richtig; denn seine „Zeitmessung der deutschen Sprache" erschien 1802, und Klopstock starb erst am 14. März 1803.

39. Das Begebniß mit seinem Schwager Schlosser erzählt G. ebenso zum Schluß der „Belagerung von Mainz".

41. Sowol „Die Aufgeregten" wie die „Unterhaltungen der Ausgewanderten" setzt G. in der Chronologie seiner Schriften ins Jahr 1793 und stellt sie überdies auch in dem Nachwort zur „Campagne in Frankreich" wie hier zusammen; indessen wurden die letzteren erst im August 1795 behufs ihrer Aufnahme in „Die Horen" abgeschlossen, wie aus G.'s Brief an Schiller vom 21. jenes Monats hervorgeht. (Der dort erwähnte „Uebersprung vom bürgerlichen Leben zum Märchen" ist der Schluß der „Unterhaltungen" vor dem „Märchen".)

42. Wenn G. durch das Spiel des Schauspielers Beck in der Rolle des Schnaps den Bürgergeneral zu schreiben veranlaßt ward, so kann G.'n der Gedanke nur am 16. April 1793 gekommen sein, an welchem Tage der neu angestellte Hofschauspieler Beck den Schnaps in „Die beiden Billets" zum ersten Male gab, was dann bis zum 2. Mai, an welchem Tag bereits „Der Bürgergeneral" aufgeführt wurde, nicht wieder der Fall war. In der Zwischenzeit hatte G. — wie er am 7. Juni Herdern mittheilte — sein Lustspiel in drei Tagen fertig ge-

macht.*) Die Bezeichnung Beck's als eines im Fache der Schnäpse höchst gewandten Schauspielers enthält ein Wortspiel, indem Beck dem Trunke stark ergeben war und daran zu Grunde ging.

43. Malcolmi gab im „Bürgergeneral" die Rolle des Märten.

44. Graff trat zuerst am 5. Juni, Haide am 18. Mai, Porth am 14. Mai, seine Frau am 9. April und die Tochter am 18. April 1793 auf.

51. Ein G.'n 1794 aus dem südlichen Deutschland zum Aufbewahren gesandtes Schatzkästchen könnte das der badischen Hofdame v. Staff gewesen sein, wovon in G.'s Brief an den Geheimen Rath Voigt vom 26. September 1797 die Rede ist.

52. Das Ableben von G.'s Vater war schon am 27. Mai 1782 erfolgt.

53. Bei unsern, d. h. bei G.'s Lebzeiten war das väterliche Haus nicht sowol neu erbaut als vielmehr nur umgebaut worden, wie er in „Dichtung und Wahrheit", Buch I, ausführlich erzählt (W., XX. 12 f., und Anmerkungen ebend. 238 ff.). Daß in dem Hause Alles durch Ort und Stellung gar bequem und nutzhaft ineinandergriff, ermöglichte auch dem Neubegründer des Goethehauses zu Frankfurt, Dr. Volger, nach der Verfahrungsweise eines geistreichen Paläontologen verschiednes bei Trödlern und sonst aufgetriebenes Hausgeräth als G.'s Vaterhaus entstammend zu erkennen und seinen frühern Standort darin zu bestimmen, indem z. B. die Austapezirung eines Schrankes der Zimmertapete entsprach und Ausschnitte an einem Schranke sich den Schnitzereien der hölzernen Wandbekleidung angepaßt erwiesen.

55. Von der Abwesenheit aller Sorge der Mutter G.'s

*) Worauf Düntzer's Angabe (Goethe und Karl August, II. 98), daß am 2 Mai Becker den Schnaps gegeben, sich gründet, ist unbekannt und daher die Behauptung vorläufig zu ignoriren. Genau („Aus dem Tagebuch eines alten Schauspielers", 2. Aufl., I. 302) nennt ausdrücklich Beck als den Schnaps bei der ersten Aufführung, und in dem „Journal des Luxus und der Moden" 1793, S. 331 f., findet sich zwar Beck nur bei der zweiten Vorstellung wegen seines trefflichen Spiels genannt, aber keine Andeutung, daß vorher ein Andrer die Rolle gehabt habe. Becker gab den Edelmann.

für ihre eigne Persönlichkeit zeugt z. B. ihr Brief an G. vom 24. September 1795. — Ueber den alttestamentlichen Glauben derselben und ihr Anklammern an Stellen aus den Psalmen und Propheten sind zu vergleichen G.'s Briefe an Frau v. Stein vom 9. Dezember 1777 und an Zelter vom 9. Januar 1824.

56. Wieland's Brief an Frau von la Roche, durch welchen er selbst die Jugendfreundin abhielt, in Weimar eine Zuflucht vor den Kriegsdrangsalen zu suchen, ist vom 21. November 1794 und steht in „C. M. Wieland's Briefen an Sophie v. la Roche", S. 308 f.

57. Sömmerring hielt es nicht sowol in Frankfurt aus, die fortwährende Unruhe zu ertragen, als daß er sogar von dem noch unruhigeren Mainz schon 1792 dahin sich geflüchtet hatte und dort bis 1797 verblieb („S. Th. v. Sömmerring's Leben ꝛc. von R. Wagner", II. 97 bis 104). — Max Jacobi war am 16. April 1793 in Weimar eingetroffen und studirte Medizin in Jena bis Ostern 1795.

59. Die Zauberflöte mit dem von Vulpius umgearbeiteten Text wurde am 16. Januar 1794 zuerst gegeben. — Richard Löwenherz, Oper von Grétry (1785). — Neue Iffländische Schauspiele, die 1794 an die Reihe kamen, waren „Alles scharf macht schartig" und „Der Vormund". — Die Schauspielerin Beck, Gattin des Darstellers der Schnäpse, debütirte gleich als Mutter in einem Iffland'schen Stücke, nämlich am 29. April 1794 als Oberförsterin in „Die Jäger". — Gurli in Kotzebue's „Die Indianer in England".

61. Reinhold's Abgang von Jena fand Ostern 1794 statt; er hatte bis dahin die Philosophie ganz im Geiste Kant's vorgetragen und war für dessen allgemeinere Anerkennung mit Erfolg thätig gewesen. Fichte wurde an seine Stelle schon Ende 1793 berufen und nahm sofort nach seines Vorgängers Ausscheiden dessen Lehrstuhl ein. Die Schriften, in denen er sich über die wichtigsten Sitten und Staatsgegenstände mit Großheit, aber nicht ganz gehörig erklärt hatte, waren namentlich „Versuch einer Kritik aller Offenbarung" und „Beiträge zur Berichtigung der Urtheile des Publikums über die französische Revolution," beide 1793 er-

schienen. Daß Fichte die Welt als seinen erschaffenen Besitz betrachtet habe, war ein allgemeines Mißverständniß des Fichte'schen Begriffs des „Ich", den man auf seine Person deutete, während darunter die „absolute Subjekt-Objektivität" zu verstehen ist. G. scheint das Mißverständniß so wie Schiller (s. Dessen Brief an G. vom 28. Oktober 1794) getheilt zu haben, woraus sich sein wiederholtes Scherzen über dieses „Ich" erklärt, z. B. Abs. 121, sowie Briefe an Schiller vom 19. Juli 1795 und vom 27. Februar 1797. G. unterließ zwar nicht, sich um Fichte's „Wissenschaftslehre" — welche Schrift hier hauptsächlich in Frage kommt — zu bemühen und ging sie mit Schiller durch, wie aus seinen Briefen an H. Meyer vom 18. und an Knebel vom 28. März 1797 hervorgeht; allein er hatte es gar kein Hehl, daß ihm das volle Verständniß dafür abgehe, wie er namentlich im nurgedachten Briefe an Knebel sowie schon in einem an Jacobi vom 8. September 1794, ingleichen in einem Gespräch mit Böttiger am 6. Februar 1799 („Liter. Zust. und Zeitgenossen", I. 239) aussprach.

62. Die Hindernisse, welche Fichte's Sonntagsvorlesungen fanden, begannen im November 1794 und erhielten ihren Abschluß durch herzogliches Reskript vom 28. Januar 1795, wodurch die Vorlesungen Sonntags nur nach geendigtem Nachmittagsgottesdienst gestattet wurden. Da sich sonach die Zerwürfnisse über den Jahresabschluß hinauszogen, erwähnt sie G. in den „Annalen" unterm nächsten Jahr abermals. — Die Widerwärtigkeiten, welche durch Fichte's rücksichtslose Aeußerungen über Gott und göttliche Dinge und durch Kursachsens Einschreiten entstanden, fallen ins Jahr 1798, wurden aber in den „Annalen" erst unter dem Jahr 1803 (vergl. Abs. 366) besprochen.

63. Mit Professor Göttling stand G. schon seit mehreren Jahren in wissenschaftlichem Verkehr, wie z. B. aus Dessen Brief an den Herzog vom 18. Oktober 1784 hervorgeht. Der auf fürstliche Kosten unternommenen wissenschaftlichen Reise Göttling's, durch welche er sich als Bekenner der antiphlogistischen Chemie zum wirkenden Lehrer ausbilden sollte, gedenkt G. in dem für den Großherzog zu Michael 1817 verfaßten Aufsatz „Museen zu Jena" („Goethe in amtlichen Verhältnissen" ꝛc. von ꝛc. Vogel, S. 13). Unter der neuern französischen Chemie versteht G., wie eben gedacht, die durch

3. Zu was will er ein Mädchen?
Um die rhetoriſchen Figuren auszuüben
Und nach der neuſten Art recht hübneriſch zu lieben.*)
Zu ſehn, ob die Protaſie**) ein hartes Herz erweicht,
Zu ſehn, ob durch Regeln der Liebe Zweck erreicht,
Zu ſehn, ob Mimeſis, die Pleke, die Sarkasmen,
So voller Reizung ſind, wie Neukirch's***) Pleonasmen,
Und ob er in dem Tone, wie er den Ulyß ſingt,
Mit des Corvinus†) Versen das Herz der Schönen zwingt,
Und ob — mein Blatt iſt voll, ich werde ſchließen müſſen.
Die Mädchen meiner Stadt und Kobern††) ſollt Ihr grüßen.

Dritter Brief an Denſelben.†††)

Leipzig, den 28. April 1766.

1. Es iſt mein einziges Vergnügen,
Wenn ich, entfernt von Jedermann,
Am Bache bei den Büſchen liegen,
An meine Lieben denken kann.

2. Da wird mein Herz von Jammer voll,
Mein Aug' wird trüber,
Der Bach rauſcht jetzt im Sturm vorüber,
Der mir vorher ſo ſanft erſcholl.
Kein Vogel ſingt in den Gebüſchen,
Der grüne Baum verdorrt,

*) Johann Hübner 1668—1731, Verfaſſer der „Fragen aus der politiſchen Hiſtorie“ und der „bibliſchen Hiſtorien“, hat auch eine ähnliche Arbeit über die Rhetorik geliefert.

**) Protaſis, Mimeſis, Pleke ꝛc. — rhetoriſche Ausdrücke, mit deren Bedeutung geſpielt wird.

***) Benjamin Neukirch, 1665—1729. Goethe deutet darauf hin, daß derſelbe in ſeinen früheren Jahren in Lohenſteinſchem Geſchmack dichtete.

†) C. C. Corvinus, 1677—1746, ernſthafter und ſatiriſcher Dichter, der in Leipzig lebte und ſtarb.

††) Kohe — ein öfters in den Briefen aus Leipzig erwähnter Jugendbekannter Goethe's.

†††) Die vier dichteriſchen Stellen, die hier gegeben werden, ſind im Briefe durch Proſa unterbrochen. So ſteht die erſte mit der zweiten durch den Gedanken in Verbindung, daß die Freude an der Einſamkeit für die Sehnſucht nach Freunden und Freundinnen in der Ferne keinen dauernden Erſatz gewähre: zwiſchen der zweiten und dritten erwähnt Goethe die Ankunft ſeines heiteren und theilnehmenden Freundes Horn; die vierte endlich ſchließt ſich ohne inneren Zuſammenhang an das früher Erzählte mit den Worten an: „Ich muß doch ein Wenig von mir reden“, aber ſie iſt inſofern nicht ohne Bedeutung, als ſie wol der älteſte Ausdruck von Goethe's Empfindung dafür iſt, daß die leichte und gewandte Beherrſchung der Form noch weit entfernt ſei, den Dichter auszumachen.

Lavoiſier wiſſenſchaftlich begründete antiphlogiſtiſche, ſo genannt, weil ſie im Gegenſatz zu Stahl's phlogiſtiſcher trat, welche einen beſondern Stoff, Phlogiſton, annahm, der in allen verbrennlichen Stoffen vorhanden ſei. — Göttling's Aufſatz über das Brennen des Phosphors in Stickluft ſteht im I. Band von Gren's „Neuem Journal der Phyſik", 1795.

65. Daß Alexander v. Humboldt im März 1794 in Jena war, erſehen wir aus Wilhelm v. Humboldt's Brief an F. A. Wolf vom 8. dieſes Monats. Dieſer ſein älterer Bruder, mit Schiller eng befreundet, lebte ſchon 1789 und 1790, und dann wieder von 1794 bis Juli 1795 und ferner vom 1. November 1796 bis 24. April 1797 in Jena. Die Gemeinſamkeit von Streben, Forſchen und Unterricht bezog ſich auf Naturwiſſenſchaft, Sprachkunde, Aeſthetik und Proſodie, wovon auch in den „Annalen" 1795, 1796 und 1813 die Rede iſt, und wovon außer G.'s Briefwechſel mit den Brüdern noch zeugen die Briefe an Schiller vom 18. März 1795, 8. und 18. April 1797 (ſ. Nachtrag zu letzterem Brief in den „Grenzboten" 1873, IV. 80), vom 30. Juni 1798, 23. Oktober 1799 ſowie 28. und 30. September 1800; ferner an Jacobi vom 31. Oktober und 28. Dezember 1794 ſowie 2. Februar 1795, ingleichen an Böttiger vom 3. Juni 1797 u. A.

66. Daß G. 1794 bei Hofrath Loder die Bänderlehre mit den beiden Humboldt und Freund Meyer gehört habe, iſt ein Irrthum. Böttiger berichtet dies aus dem Januar 1795 („Literariſche Zuſtände und Zeitgenoſſen", I. 49), mit welcher Zeit übereinſtimmt, daß damals G. ſowie die Genannten in Jena ſich aufhielten, und daß Erſterer am 2. Febr. 1795 an Jacobi ſchreibt, er habe in Jena faſt 14 Tage ſein anatomiſches Weſen erneuert. G. hat dieſe anatomiſchen Forſchungen noch einmal, als Ende 1795 fallend, aufgeführt. Vergl. Abſ. 138.

67. Batſch bedurfte kleiner Nachhilfen wol bei Behandlung der Geſchäfte, wie es nach G.'s Brief an ihn vom 24. September 1794 ſcheint. — Ein Theil des obern Fürſtengartens zu Jena war Oſtern 1794 zum botaniſchen Garten eingerichtet und dieſer G.'s und des Geheimen Raths Voigt Aufſicht unterſtellt. Des Herzogs einleitender Erlaß an ihn iſt vom 17. Februar (vergl. „Goethe u. K. Auguſt" v. Düntzer, I. 132), und beziehen ſich darauf G.'s Briefe an Voigt vom

26. Februar und 24. September 1794; daß G. schon seit Jahren mit dem Gedanken umging, bezeugt sein Brief an Batsch vom 9. Juli 1790.

69. Gemüthsfreunde für die Chromatik zu interessiren, unternahm G. um so angelegentlicher, da ihm dieses Studium mehr und mehr Herzenssache wurde, je mehr Gleichgiltigkeit oder Widerspruch er bei Fachleuten begegnete. Bei allen Personen, die ihm nahe standen, auch Frauen, namentlich auch bei der Herzogin suchte er innigeren Antheil für seine Bemühungen in dieser Wissenschaft zu erwecken. Ueber sein Mißlingen bei Schlosser vergl. Abs. 39. — Dessen Betrachtungen des sittlichen Theils des menschlichen Wesens bekundet Derselbe auch in mehreren Schriften, so insbesondre in: „Katechismus der Sittenlehre fürs Landvolk" 1771, „Katechismus der Religion für das Landvolk" 1776, „Anti-Pope, oder Versuch über den natürlichen Menschen" 1776, „Ueber die Seelenlehre" 1781 f., „Ueber Shaftesburn von der Tugend" 1785, „Fortsetzung des Platonischen Gespräches von der Liebe" 1796 u. a. — Sömmerring's Theilnahme an den chromatischen Forschungen G.'s ist aus des Letztern Briefen an Ersteren vom 2. Juli 1792 und 17. August 1795 zu entnehmen.

73. Der erste Band von „Wilhelm Meister" erschien mit der Jahrzahl 1795, zugleich als dritter Band von „Goethe's neuen Schriften" bei Unger in Berlin.

74. Die Uebersetzung Iphigenia in Tauris. A Tragedy written originally in German by J. W. v. Goethe. Norwich and London 1793 — druckte Unger auf G.'s eigne Veranlassung 1794 nach, wie Dieser Zeiten am 9. März 1831 schrieb. Proben dieser Uebersetzung brachte das Monthly Review, worauf G. im Brief an Jacobi vom 11. August 1793 verweist.

75. An dem Bergbau zu Ilmenau hatte man sich seit 1776 herumgequält; nachdem wegen Wiederaufnahme dieses seit 1739 zum Stillstand gekommenen Werks der damalige kursächsische Berghauptmann von Trebra mit dem Kunstmeister Mende, später auch dem Markscheider Schreiber, allerseits aus Freiberg, Erörterungen angestellt, Gutachten abgegeben und sonstige Unterlagen geliefert hatten, infolge dessen die Eröffnung 1784 stattfand, wurde ferner sowol Mende wieder von Zeit zu Zeit herbeigerufen, wie auch andre sächsische Berg-

leute, welche dann in Ilmenau Anstellung erhielten, namentlich zwei Schreiber (darunter nicht der Marschscheider gleichen Namens) als Geschworne, Otto aus Pobershau bei Marienberg und später Baldauf aus Schneeberg als Werkmeister u. A.

76. Die amtliche Mittheilung über den Verlauf des Gewerktags vom 9. und 10. Dezember 1793, an welchem beschlossen wurde, Repräsentanten der Gewerkschaft unmittelbar zu Aufklärung der Mißstände des Bergbaues abzuordnen, ist enthalten in der von G. und Voigt unterzeichneten „Siebenten Nachricht von dem Bergbau zu Ilmenau. Weimar, den 20. Februar 1794".

78. Der wundersame, durch verwickelte Schicksale verarmte Mann ist nur seinem angenommenen Namen Kraft nach bekannt. Erwähnt findet er sich von G. zuerst in dessen Tagebuch am 2. Februar 1776; die veröffentlichten Briefe G.'s an ihn sind aus den Jahren 1778 (nach Gera) bis mit 1783. Zufolge eines Briefs von G. an den Gerichtsvorstand zu Jena vom 26. August 1785 war Kraft damals gestorben. Nur die Nennung Ilmenau's kann G. veranlaßt haben, diese räthselhafte Person hier zu erwähnen.

84. Die Sprudelköpfe, welche, um G. sich schaarend, den Ehrennamen eines Genie's fast zum Spitznamen herabbrachten, waren insbesondere Klinger, Lenz, Wagner, v. Gué.

88. Daß Heinrich Meyer Hausgenosse G.'s nicht erst 1794 wurde, steht fest. Besage des 20sten von „Goethe's Briefen an Chr. G. von Voigt", den der Herausgeber Jahn wol zweifellos ganz richtig ins Jahr 1791 setzt, war Meyer schon damals in Weimar, wie er denn auch nach G.'s Brief an den Herzog vom 17. Mai 1791 im Herbst dieses Jahres erwartet wurde, und nach Düntzer („Goethe u. Karl August", II. 50) soll er auch im November 1791 G.'s Hausgenosse gewesen sein. In G.'s Brief an Jacobi vom 1. Februar 1793 wird dann zunächst wieder Meyer als in Weimar aufhältlich erwähnt. Bei G.'s letztem Aufenthalt in Venedig traf Meyer am 5. Mai 1790 mit ihm zusammen.

91. Anstatt des letzten Absatzes im Jahr 1794 — also von den Worten „In diesem Drange" bis „und vollständigste

Zeugniß" — steht in G.'s Werken seit der Quartausgabe von 1837 der in der Ausgabe letzter Hand den „Biographischen Einzelnheiten" eingereihte Aufsatz „Erste Bekanntschaft mit Schiller".

92. Die Einladung zur Mitarbeiterschaft an den Horen ist vom 13. Juni 1794 datirt; sie wurden monatlich vom Beginn des Jahres 1795 an ausgegeben. Darin erschienen von G zwei „Episteln" im Januar- und Februarheft; zwanzig römische „Elegien" im Juniheft, die „Unterhaltungen der Ausgewanderten" in den Heften der Monate Januar, Februar, April, August und Oktober. Sonst ward von Seite G.'s noch beigetragen: der Aufsatz „Literarischer Sanculottismus" und die Uebersetzung des Homerischen Hymnus „Auf die Geburt des Apollo". — Wie G. und Schiller über den Inhalt und die Mitarbeiter dieser Zeitschrift gemeinsam überlegten und beriethen, davon zeugt der Briefwechsel zwischen Beiden vom Beginne an bis Ende 1797, mit welchem Jahre die „Horen" wieder eingingen.

94. 95. Der Stollnbruch, der dem Bergbau von Ilmenau den Garaus gemacht, fand nicht 1795, sondern erst am 25. Oktober 1796 statt. Jedoch war G. allerdings 1795 mit seinem fünfjährigen — fast sechsjährigen — Sohne in Ilmenau, und zwar vom 25. August bis 6. September behufs gemeinschaftlicher Betrachtung mit den ebenfalls dahin gekommenen Repräsentanten der Gewerkschaft.

96. In Eisenach verweilte G. besage der Briefe an Schiller vom 10. und 17. Oktober 1795, vom 11. bis zum 21. dieses Monats. — Von dem Auftrag an G., sich dem Kriegsschauplatze zu nähern, erfährt man Näheres aus dem Briefe des Herzogs vom 9. desselben Monats (vergl. „Briefwechsel des Großherzogs Karl August ꝛc. mit Goethe", I. 196, und „Goethe und Karl August von H. Düntzer", II. 171). Es handelte sich darum, G. als Beobachter der Kriegsereignisse an den Main zu senden.

100. Freund Meyer ging nach Italien am 2. Oktober 1795 besage Schiller's Briefe an W. v. Humboldt vom 5. desselben Monats.

101. Gegen Ende des Jahrs 1795 waren weder die

beiden Gebrüder v. Humboldt noch Max Jacobi in Jena; Letzterem diktirte G. seine Ideen über vergleichende Anatomie vielmehr zu Anfang dieses Jahrs, wie aus G.'s Brief an den Geheimen Rath Jacobi vom 2. Februar 1795 hervorgeht, und um diese Zeit waren auch beide Humboldt in Jena. G.'s „Erster Entwurf einer allgemeinen Einleitung in die vergleichende Anatomie, ausgehend von der Osteologie", eben jenes diktirte Grundschema einer vergleichenden Knochenlehre, ist datirt: Jena im Januar 1795. Es wurde erst 1820 im 2. Heft des I. Bandes „Zur Morphologie" veröffentlicht. Vergl. Abs. 167. — Im Uebrigen ist darauf aufmerksam zu machen, daß die Absätze 101 und 102 — mit Ausnahme des Schlusses des letzteren — fast gleichen Inhalts sind.

102. Ueber G.'s briefliches Verhältniß mit Alexander v. Humboldt bei seinem Aufenthalt in Bayreuth wissen wir nichts, als was aus Humboldt's Briefen an G. vom 21. Mai und 16. Juli 1795 sowie einem zwischen inne liegenden G.'s an Jenen zu entnehmen ist.

103. Mit W. v. Humboldt verbunden tritt Geheimer Rath Wolf in den Kreis, sofern ihn G. kennen lernte, als er Ende Mai oder Anfang Juni auf Besuch zu dem Ersteren nach Jena kam, wie aus Humboldt's Brief an Wolf vom 3. Juni 1795 sich ergiebt. („W. v. Humboldt's gesammelte Werke", V. 119.) Die andre Seite, von welcher Wolf dem Goethe'schen Kreis nahe trat, war die poetische, sofern er durch seine Prolegomena ad Homerum (1795) mit G.'s Homerischen Studien zusammentraf.

104. Die Versendung der Freiexemplare von „Wilhelm Meister's" erstem Theil begann mit den ersten Tagen des Jahres; an Schiller erfolgte sie am 3. Januar 1795.

106. Der Bruch mit Reichardt kam zu Tage, als von den Xenien in Schiller's „Musenalmanach auf das Jahr 1797" eine reichliche Zahl sowol über seine demokratische Tendenz als über seine Kompositionen herfiel. Erst 1801, als G. von einer schweren Krankheit genesen war, knüpfte sich die Verbindung einigermaßen wieder an.

107—109. Jacobi's Brief, in welchem derselbe verschiedne Familienfeste zur Feier seines Geburtstags und nicht sowol des Grafen als der Gräfin Reventlow be-

schrieb, und aus welchem zugleich und zwar aus Bemerkungen über „Wilhelm Meister“ G. entnehmen konnte, daß man, wenn er nach Emkendorf käme, seine Freiheiten durch gewisse konventionelle Sittlichkeiten zu beschränken gedachte, ist vom 18. Februar 1795 und steht im „Briefwechsel zwischen Goethe und J. H. Jacobi“, S. 202 ff. — Daß ein Graf Bernstorff Partei für das Buch genommen habe, ist ein Schreibfehler und der vorerwähnte Graf Reventlow gemeint, der übrigens auch, wie Jacobi in dem gedachten Briefe schreibt, den Damen gegenüber endlich sich zurückziehen und die Sache auf sich beruhen lassen mußte. — Jacobi's Sohn Max promovirte erst am 21. März 1797 zu Erfurt.

114. „Don Juan“ war am 30. Januar 1792 zuerst auf der Weimarer Hofbühne gegeben worden, „Doctor und Apotheker“ am 28. Mai; Cosa rara von Martin unter dem Titel „Lilla, oder Schönheit und Tugend“ nach dem Italienischen von André am 1. Dezember, aber auch schon 1791, und zwar zuerst am 21. Mai. — Das „Sonnenfest der Brauninen“ mit Wenzel Müller's Musik wurde 1795 zuerst aufgeführt; das Buch hatte Vulpius neu bearbeitet. Von Lessing wurde 1795 z. B. gegeben „Emilia Galotti“, von Schröder neu „Incle und Jariko“ und „Glück bessert Thorheit“; von Iffland „Alte und neue Zeit“, „Die Reise nach der Stadt“, „Der Vormund“, „Das gerettete Venedig“, „Die Advokaten“, „Die Aussteuer“ und „Dienstpflicht“; von Kotzebue „Graf Benjowsky“, „Armuth und Edelsinn“, „Graf von Burgund“; von Hagemann „Der Strohmann“; „Abällino, der große Bandit“ war von Zschokke.

117. Preußen machte Frieden mit Frankreich zu Basel am 5. April 1795, worauf alsbald der Herzog Karl August, wenn auch wol nicht nach Dessau sich begab, doch mit dem Herzog von Dessau in Leipzig zusammentraf, um sich mit diesem über das fernere Verhalten zu besprechen.

118. Clerfayt trat auf dem Kriegsschauplatz in den Vordergrund durch die Schlacht bei Höchst am 10. Oktober und den Entsatz von Mainz am 29. desselben Monats.

119. G.'s Mutter verkaufte das ihr, ihrem Sohne und den Kindern ihrer Tochter gehörige Haus am 1. Mai 1795 an Johann Gerhard Blum und dessen Braut Susanna Maria Soldau. Seine Vollmacht hierzu ließ G. sich vom Geheimen

Rath Voigt entworfen, wie aus dem 27ſten von „Goethe's Briefen an Chriſtian Gottlob v. Voigt, herausgegeben von O. Jahn" hervorgeht. Die Annehmlichkeit ihres neuen luſtigen Quartiers an der Hauptwache ſchildert die Frau Rath in einem Briefe an ihren Sohn vom 24. September 1795.

121. Fichte's Abſicht, Sonntags zu leſen, iſt ſchon im vorigen Jahr (Abſ. 62) beſprochen, in welchem ſie zum Ausdruck kam; damit ſtand aber nicht, wie es nach G.'s Darſtellung ſcheinen könnte, der Vorfall in Zuſammenhang, daß ein Studentenhaufen vors Haus zu treten ſich erkühnte und ihm die Fenſter einwarf. Die Mißſtimmung der Studenten gegen Fichte ſchrieb ſich vielmehr von deſſen Bemühungen um Aufhebung der Studentenverbindungen her, worauf dieſe anfangs eingegangen waren, ſpäter aber, als Fichte die Mitwirkung der Landesbehörden veranlaßte, ſich für verrathen hielten und deshalb in der Neujahrsnacht 1795 dem Profeſſor und ſeinem Hauswirth die Fenſter einwarfen.

122. Weißhuhn's Abweichen von Fichte's Philoſophie theilt Schiller am 28. Oktober 1794 G.'n mit. Seine Theilnahme zu den „Horen" bethätigte Weißhuhn durch den Aufſatz „Das Spiel in ſtrengſter Bedeutung"; weitere hinderte ſein früher Tod.

123. Weißhuhn's perſönliche Händel mit dem Prorektor Schmidt beſprechen G.'s Briefe an Schiller vom 25. und vom 28. Februar 1795, ſowie Schiller's Brief an G. vom 27ſten deſſelben Monats.

125. Auf die Regulirung des alten Arms der Saale bei Jena bezieht ſich G.'s Brief an Voigt vom 22. April 1795.

127. Mémoires du général Dumouriez und La vie du général Dumouriez, von ihm ſelbſt, erſchienen beide ſchon 1794.

128. Balde's Gedichte hat Herder ſchon 1794 aus dem Lateiniſchen überſetzt; ſie wurden in der „Terpſichore" unter der Jahreszahl 1795 als „Lyriſche Gedichte. Aus dem Lateiniſchen" zunächſt ohne des Dichters Namen veröffentlicht; die Einleitung iſt vom 18. Auguſt 1794 datirt. G. erwähnt Herder's Ueberſetzung ſchon in einem Brief an Frau v. Kalb vom 29. April 1794 und rühmt ſie in dem 93ſten ſeiner Briefe an Herder („Aus Herder's Nachlaß", I. 146 f.).

130. **Hogarth** hatte theils in einzelnen Bildern, theils in Bildergruppen verkommene Zustände mit sittlichem Zweck widerwärtig, wenn auch mit schöpferischem Pinsel dargestellt. Zu den Kopien derselben von Ernst Ludwig Riepenhausen gab nun **Lichtenberg** „Erklärungen", die heftweise von 1794 an herauskamen.

131. **Friedrich v. Stein**, der Sohn von G.'s Herzensfreundin und sein Zögling, war im Frühjahr 1794 nach England gegangen und kehrte 1795 im April zurück. Vergl. G.'s Brief an Fritz v. Stein vom 16. Mai sowie 14. und 28. August 1794, ingleichen vom 24. April 1795. — Auch **August Herder** — erst 1803 von — hatte G.'s bildenden Einfluß in seiner Kindheit erfahren.

132. **Auf v. Wendel** bezieht sich nach O. Jahn's glaubhafter Vermuthung G.'s Brief an den Geheimen Rath Voigt vom 3. März 1796.

135. **Schlosser** wanderte schon 1794 nach Ansbach aus; die Absicht, daselbst zu verbleiben, gab er aber schon 1796 auf, in welchem Jahr er nach Eutin zog, wo seine mit Nicolovius verheirathete Tochter lebte.

136. **Herder** gab seiner Abneigung gegen die **Kantische Philosophie** in der „Metakritik" — 1799 — Ausdruck, über deren Schwäche sowie deren Rühmen durch Wieland G. und Schiller in ihren gegenseitigen Briefen vom 5. und beziehentlich vom 7. Juni 1799 scherzen; Wieland's Schwiegersohn war Reinhold. — Nach den Worten „zu machen drohte" folgen seit der Ausgabe der Werke von 1857 noch ein paar Sätze über Herder, welche aber nicht wie die übrigen Nachträge in den „Annalen" nachher in die „Nachgelassenen Werke" der Ausgabe letzter Hand unter der Sammelüberschrift „Biographische Einzelnheiten" aufgenommen wurden, worunter sie jedoch die gegenwärtige Ausgabe bringt.

137. Dem **Minister Karl v. Moser** hat G. auch im II. Buch von „Dichtung und Wahrheit" ein schönes Denkmal gesetzt, das im angenehmen Gegensatz zu der Gehässigkeit steht, mit welcher Herzog Karl August sich über den gefallenen Minister namentlich in Briefen an Merck ausspricht. Des Zusammentreffens mit Moser bei dem Abschluß des Ehekontrakts zwischen dem weimarischen fürstlichen Ehepaar in Karls-

ruhe gedenkt G. auch im XVIII. Buch von „Dichtung und Wahrheit“.

138. 139. Die Prüfung von Sömmerring's Verſuch „Ueber das Organ der Seele“ fällt jedenfalls — vielleicht auch Loder's Demonſtration des menſchlichen Gehirns — ins Jahr 1796, in welchem das Buch erſt erſchien, und zwar in die Zeit von Ende April bis Anfang Juni, während welcher G. ſich in Jena aufhielt, wie dies bezüglich des erſteren Gegenſtandes in G.'s Brief an Sömmerring vom 15. Juni 1796 ausdrücklich geſagt iſt. — Von den Camper'ſchen Arbeiten im Fache der Anatomie hatten G.'n insbeſondre die auf den Knochenbau bezüglichen Antheil abgewonnen, wie er denn auch früher Camper's Anerkennung ſeiner Entdeckung über den Zwiſchenknochen am menſchlichen Schädel herbeizuführen ſuchte, jedoch vergeblich.

140. Brandis hatte 1795 ſeinen in dieſem Jahr erſchienenen „Verſuch über die Lebenskraft“ G.'n überſandt, wie er in einem ſpätern Brief an Dieſen erwähnt. („Zur Morphologie ꝛc. Von Goethe“, I. 295).

142. Was gegenwärtige Ausgabe im Anſchluß an die Ausgabe letzter Hand von dem ſich den Cimbrier nennenden von Bielefeld erzählt, berichten die übrigen Ausgaben ſeit 1836 von dem Freiherrn von Sonnenberg, deſſen „Donatoa“ G. der Frau v. Stein zum Geburtstag 1806 ſchenkte, und auf den auch, wie Paſſow am 8. Dezember 1832 an Frau v. Voigt ſchreibt („Franz Paſſow's Leben und Briefe“, S. 349), das Mitgetheilte bis auf das Todesjahr genau paßt. G. hätte ſich alſo ſowol in dem Namen als auch in der Zeit um 10 Jahre (v. Sonnenberg entleibte ſich 1805) geirrt. Vielleicht vermengte er zweierlei Perſonen, ohne daß erläutert werden könnte, wie weit, da der Herausgeber über den v. Bielefeld nichts zu ermitteln vermochte. Die Anlehnung an Klopſtock's Patriotismus ließe an den Verfaſſer der 1802 und 1805 erſchienenen Nationalepopöe „Thuiskon“ denken, der Bielefeld hieß, aber nicht adlig war.

144. Das Repertorium zu Iffland's Gaſtrollen vom 19. März bis zum 25. April 1796 wies folgende Stücke auf: „Der deutſche Hausvater“ vom Freiherrn v. Gemmingen, „Die Streliţen“ von Babo, „Das Scheinverdienſt“, „Dienſtpflicht“, „Der Spieler“, „Die Ausſteuer“ und „Der Herbſttag“

von Iffland, „Stille Waſſer ſind tief“ von Schröder, „Die Sonnenjungfrau“ von Kotzebue, „Die eheliche Probe“, „Die Räuber“ von Schiller und endlich „Egmont“; Schiller's Redaktion des letztern veröffentlichte 1857 Diezmann; Schloenbach ergänzte dieſe Bearbeitung durch eine Scene („Unterhaltungen am häuslichen Herd“, N. F., III. 5). Schiller ſtrich bekanntlich die Erſcheinung Klärchens (Schiller's Werke, Bd. XVI. 417—514).

145. Wie Schiller ſich mit G. über „Wallenſtein“ beſprach, davon zeugt Beider Briefwechſel namentlich in der Zeit vom November 1796 bis Ende 1798.

146. Am „Fauſt“, von dem in der erſten Ausgabe von „Goethe's Schriften“ nur Bruchſtücke gedruckt waren, dichtete G. 1796 vielleicht das Geſpräch zwiſchen Mephiſtopheles und dem Baccalaureus („Goethe's Fauſt ꝛc. von H. Düntzer“, I. 84).

147. G.'s Antheil an den Horen bethätigte ſich 1796 durch die Ueberſetzungen des „Verſuch über die Dichtungen“ (aus dem Franzöſiſchen der Madame Stael) im II. Stück und des „Benvenuto Cellini“ im IV., V., VI., VII., IX., X. und XI. Stück, ſowie die „Briefe auf einer Reiſe nach dem Gotthard“ (von 1779) im VIII. Stück. — Schiller faßte den Gedanken eines Muſenalmanachs ſchon 1794 (Brief Schiller's an G. vom 20. Oktober d. J.), doch erſchien er zuerſt auf das Jahr 1796 und dann fort bis 1800. Zum erſten Jahrgang gab G. nur bereit liegende Gedichte.

148. „Alexis und Dora“ (W., II. 37 f.) kam erſt in den Almanach für 1797, ebenſo die „Xenien“ (W., III. 233 f.), in den nächſtfolgenden „Die Braut von Korinth“ (I. 266 f.) und „Der Gott und die Bajadere“ (I. 272 f.). Doch gab G. zu dieſen beiden Jahrgängen wie zu dem von 1799 noch eine größere Zahl kleinerer Gedichte, außer den „Xenien“.

149. Das letzte Buch von „Wilhelm Meiſter“ ſchickte G. ſchon am 26. Juni 1796 an Schiller; indeſſen hatte Dieter noch mancherlei Ausſtellungen daran zu machen, ſo daß es nach G.'s Briefen an Schiller vom 16. und 17. Auguſt erſt damals an den Verleger — Unger in Berlin — ging.

150. Wenn G. ſagt, daß der Plan von „Herrmann und Dorothea“ gleichzeitig mit den Tagesläuften ausgedacht war, und zwar näher beſtimmt, wie er am 5. De-

Der Zephyr, der, mich zu erfrischen,
Sonst wehte, stürmt und wird zum Nord
Und trägt entblüte Blüthen fort.
Voll Zittern flieh' ich dann den Ort,
Ich flieh' und such' in oden Mauern
Einsames Trauern.

3. Er sucht die Ursach' zu ergründen,
Denkt lächelnd nach und sieht mir ins Gesicht;
Doch wie kann er die Ursach' finden?
Ich weiß sie selbsten nicht.

4. Ganz andre Wünsche steigen jetzt als sonst,
Geliebter Freund, in meiner Brust herauf.
Du weißt, wie sehr ich mich zur Dichtkunst neigte,
Wie großer Haß in meinem Busen schlug,
Mit dem ich Die verfolgte, die sich nur
Dem Recht und seinem Heiligthume weihten
Und nicht der Musen sanften Lockungen
Ein offnes Ohr und ausgestreckte Hände
Voll Sehnsucht reichten. Ach, Du weißt, mein Freund,
Wie sehr ich (und gewiß mit Unrecht) glaubte,
Die Muse liebte mich und gäb' mir oft
Ein Lied. Es klang von meiner Leier zwar
Manch stolzes Lied, das aber nicht die Musen
Und nicht Apollo reichten. Zwar mein Stolz,
Der glaubt' es, daß so tief zu mir herab
Sich Götter niederließen, glaubte, daß
Aus Meisterhänden nichts Vollkommner's käme,
Als es aus meiner Hand gekommen war.
Ich fühlte nicht, daß keine Schwingen mir
Gegeben waren, um emporzurudern,
Und auch vielleicht mir von der Götter Hand
Niemals gegeben werden würden. Doch
Glaubt' ich, ich hab' sie schon und könnte fliegen.
Allein kaum kam ich her, als schnell der Nebel
Von meinen Augen sank, als ich den Ruhm
Der großen Männer sah und erst vernahm,
Wie viel dazu gehörte, Ruhm verdienen.
Da sah ich erst, daß mein erhabner Flug,
Wie er mir schien, nichts war als das Bemühn
Des Wurms im Staube, der den Adler sieht
Zur Sonn' sich schwingen, und wie der hinauf
Sich sehnt. Er sträubt empor und windet sich,

zember 1796 an Heinrich Meyer schrieb, ohngefähr den Ereignissen des vorherigen August entsprechend, so stimmt damit im sechsten Gesange des Gedichts („Klio") die Erzählung des Richters überein, daß die zur Auswanderung aus der überrheinischen Heimath drängende Noth mit dem Rückzuge der vom Erzherzog Karl besiegten Franzosen unter Jourdan und Moreau angefangen habe. Nach G.'s Brief an Voigt vom 13. September hat, wenn nicht früher, doch jedenfalls am 11. dieses Monats die Ausführung begonnen. Vollbracht war sie jedoch in diesem Monat keineswegs. Laut Briefs an Schiller vom 17. Oktober 1796 waren an diesem Tage die drei ersten Gesänge nur „so ziemlich durchgearbeitet". Die Beendigung fällt ins nächste Jahr. — Von der Rührung, die beim Vorlesen dieses Gedichts G. selbst ergriff, erzählt auch Frau v. Wolzogen in „Schiller's Leben", S. 271.

151. Ueber G.'s Vorbereitungen, Meyer'n nach Italien zu folgen, läßt sich Manches aus seinen Briefen an den Reisenden entnehmen, sowie z. B. auch nur aus diesen Einiges über den Inhalt der Meyer'schen Briefe kennen zu lernen ist. — Wann G. zuerst mit Cellini's Selbstbiographie sich bekannt machte, steht nicht fest; im ersten Brief an Schiller vom 17. August 1795 ist von der Uebersetzung derselben für die Horen schon als von etwas Abgemachtem die Rede. In dieser Monatsschrift begann das Erscheinen von G.'s Arbeit mit dem IV. Stück von 1796 und lief bis zum VI. Stück von 1797. Das 1803 selbstständig herausgegebene Werk ist nicht nur umgearbeitet, sondern auch vollständiger.

152. Die Einleitung der Versuche, Pflanzen im Finstern zu erziehen, kündigt G. in Brief an Schiller vom 22. Juni 1796 an; am 30. des folgenden Monats gedenkt er ihrer Ausführung, in letzterem Brief auch seiner Beobachtungen über Insekten; über deren Metamorphose erzählt der Brief vom 6. August 1796 ein beobachtetes Beispiel.

153. Galvanismus und Chemismus dürften wol erst im nächsten Jahre zu erwähnen gewesen sein; wenigstens läßt sich 1796 Näheres darüber nicht nachweisen. Vergl. Abs. 167. — Ueber G.'s Arbeiten zur Chromatik finden sich 1796 Zeugnisse in Briefen an Schiller vom 14., 17. und 21. Dezember; die edle Gesellschaft, welche Vorträge dieser Art

gern anhören mochte, war wol die 1791 von G. gestiftete Freitagsgesellschaft.

154. Kursachsen beharrte auf seiner Anhänglichkeit an Kaiser und Reich, indem es dem von Preußen am 5. April 1795 zu Basel mit Frankreich unter Preisgebung des deutschen Reichs abgeschlossnen Separatfrieden nicht beitrat.

155. Die hinterbliebene Tochter Ludwig's XVI., nachmalige Herzogin von Angoulême, wurde am 25. Dez. 1795 in Basel gegen die im April von Dumouriez den Oestreichern ausgelieferten Konventsdeputirten Kriegsminister Beurnonville, Camus, Quinette, Bancal und Lamarque sowie Sémonville und Maret ausgewechselt. — Der Papst erkaufte seinen Waffenstillstand am 4. Juni 1796 gegen Ueberlassung von hundert Gemälden und Statuen sowie fünfhundert Handschriften aus den Vatikanischen Sammlungen neben Zahlung von einundzwanzig Millionen Francs.

156. Frankfurt wurde bombardirt vom 14. auf den 15. Juli 1796.

158. Kursachsen erklärt sich zur Neutralität vorläufig am 5. August, entschieden am 13. August zu Erlangen.

159. Die Oestreicher gewinnen die Oberhand durch Erzherzog Karl's wiederholte Siege über Jourdan, in deren Folge Moreau vom 20. September 1796 an sich zurückzieht.

160. Die schon oben gedachte Gesellschaft hochgebildeter Männer war im Sommer 1791 von Goethe und dem Geheimen Rath Voigt unter Beitritt von Wieland, Bertuch, Herder, Bode, Knebel und Buchholz gestiftet worden. G. las dort nicht blos einen Gesang, sondern mehrere Gesänge der Ilias von Voß vor am 31. Oktober, ingleichen 7. und 14. November 1794, wie Böttiger mittheilt („Literar. Zustände und Zeitgenossen", I. 81 ff.), ebenso nach den Briefen zwischen G. und Schiller vom 27. und 29. November sowie vom 2. Dezember auch noch am 21. des erstgedachten Monats. — Dr. Buchholz hielt gleich in der ersten Versammlung der Gesellschaft am 9. September und 21. Oktober 1791 einen von Experimenten begleiteten Vortrag über die Wirkung pulverisirter Kohle auf faules Wasser. Diejenige Sitzung, in welcher Hufeland

eine Vorlesung — über die Kunst, das menschliche Leben zu verlängern — hielt, welche die Ertheilung einer Professur an ihn zur Folge hatte, fand am 2. März 1792 statt.

162. 163. Unter Batschens Sozietät ist die 1793 gegründete „Naturwissenschaftliche Gesellschaft" zu verstehen.

164. Zu Ende des Jahres 1796, am 28. Dezember, trat G. die Reise mit dem gnädigsten Herrn nach Leipzig an. — Durch die Xenien verletzt konnten sich außer dem Buchhändler Duck und dem Herausgeber der von ihm verlegten „Bibliothek der schönen Wissenschaften", Weiße, nur noch die Professoren Platner und Schmidt halten. — Die Weiterreise nach Dessau erfolgte am 2. Januar 1797. Der Dessauer von Loen stand in Verwandtschaft zu G., sofern seine Mutter, eine geborne Lindheimer, die Schwester von G.'s Großmutter von mütterlicher Seite war.

165. Karoline Jagemann trat zuerst am 8. Febr. 1797 im „Oberon" von Wranitzky auf, welche Oper jedoch schon 1796 gegeben wurde. Das Buch derselben wie das des „Telemach, Königssohn von Ithaka," hatte Vulpius neu bearbeitet. Letztere Oper war von Hofmeister komponirt. — Schiller hatte an den „Wallenstein" schon vor der nähern Verbindung mit G. gedacht; denn abgesehen von frühern Andeutungen von dem Vorhaben eines Trauerspiels aus den Zeiten des dreißigjährigen Kriegs, nennt er jenen Namen schon bestimmt im Brief an Körner vom 25. Mai 1792. Die Ausarbeitung begann jedoch erst am 13. Dezember 1796. Nachdem Schiller selbst den Prolog abgesondert zu behandeln für gut befunden hatte, war es G., der — besage seiner Briefe an Schiller vom 28. Mai und 2. Dezember 1797 — die Behandlung des Gegenstandes in einem Cyclus auch für das Weitere in Vorschlag brachte. — Die Gesellschaft der Weimarischen Hofschauspieler ging Mitte Juni nach Lauchstädt und blieb dort bis Mitte August; aber gerade in dieser Zeit war G. nicht über ein paar Tage in Jena, und weist auch der sonst in Bezug auf „Wallenstein" sehr fruchtbare Schiller-Goethische Briefwechsel nichts Merkenswerthes über das Fortschreiten dieser Dichtung auf.

166. „Herrmann und Dorothea" erschien als „Taschenbuch für 1798" im Oktober 1797 bei Vieweg in Berlin. — Das neu entworfene episch-romantische Ge-

dicht war „Die Jagd", von welchem G. in den Briefen an Schiller vom 19. und 24.*) April, sowie vom 22. und 27. Juni 1797 Mittheilung macht. Zu den Freunden, die von dem Plane abriethen, gehörte W. von Humboldt, wie aus Schiller's Brief an G. vom 25. April 1797 und aus G.'s Brief an Humboldt vom 20. Oktober 1826 hervorgeht. G. bearbeitete den Stoff 1826 und 1827 in der „Novelle". — „Der neue Paufias" (W., II. 41 ff.) entstand nach G.'s Tagebuch am 22. und 23. Mai 1797 in Jena („G.'s lyr. Gedichte ꝛc. erläut. v. Düntzer", II. 67 f.); das Lehrgedicht „Die Metamorphoſe der Pflanzen" (W., II. 227 ff.) wurde am 17. Juni 1798 abgeſchloſſen (Düntzer a. a. O., 317). — Was G. hier als Thatſache mittheilt, daß ſeine und Schiller's Gegenwirkung gegen die Angriffe der durch die „Xenien" Verletzten in unermüdet fortgeſetzter Thätigkeit beſtanden habe, ſprach er im Brief an Schiller vom 15. November 1796 als leitenden Grundſatz für ihr nächſtes beiderſeitiges Verhalten aus.

167. In Jena hatte Wilhelm von Humboldt vom 1. November 1796 bis 24. April 1797 gelebt; Alexander von Humboldt war zu Anfang des letztern Jahres dort, und ſeines Einfluſſes auf G.'s oſteologiſche Arbeiten gedenkt Dieſer in einer im „Briefwechſel" unterdrückten Stelle des Briefs an Schiller vom 28. April 1797. — Der „Metamorphoſe der Inſekten" erwähnt unter demſelben Jahr G. auch im „Biographiſchen Schema" und im Brief an Schiller vom 8. Febr. 1797; aber ſchon am 6. Auguſt 1796 hatte er eine hierher gehörige Beobachtung Schiller'n mitgetheilt; im Brief vom 3. März 1798 gedenkt er ferner dieſer Arbeit. Vergl. Abſ. 324. — Kraus fertigte die Zeichnungen der Harzfelſen, als er im Sommer 1784 G. auf deſſen Harzreiſe begleitete; einige derſelben ſind in Kupfer geſtochen in v. Trebra's „Erfahrungen vom Innern der Gebirge". — A. v. Humboldt's damalige galvaniſche Verſuche ſind zum Theil in dem Werk „Verſuch über die gereizte Muskel- und Nervenfaſer" (2 Bände, 1797 u. 1799) niedergelegt. Dabei wirkte jedenfalls der durch ſeine Forſchungen und Entdeckungen in Betreff auf Galvanismus berühmte, damals in Weimar ſich aufhaltende Ritter beſonders mit. Von Deſſen gal-

*) Der Brief, der zwar undatirt, aber wahrſcheinlich am 24. April geſchrieben iſt, ſteht nicht im Briefwechſel und war auszugsweiſe 1879 in der Beilage zur „Allgemeinen Zeitung", Nr. 139.

vaniſchen Arbeiten iſt im Schiller-Goethiſchen Briefwechſel unterm 23. und 25. Juli 1798 die Rede. — Als hoffnungsvoller Chemikus erſcheint Scherer in Karl August's Briefen an G. vom 9. und 22. März und in G.'s Brief an Jenen vom 6. Juni 1797. — Von ſeiner Beſchäftigung mit den bibliſchen Stoffen des Alten Teſtaments meldet G. an Schiller am 12. und 19. April 1797, insbeſondere über die Reiſe der Kinder Israel durch die Wüſte am 12. und 15. April, 3., 17. und 27. Mai, ſowie 21. Juni 1797; veröffentlicht wurde „Israel in der Wüſte" erſt unter den Erläuterungen zum „Divan" (W., IV. 312 f.).

168. Schiller kaufte den Garten bei Jena am 7. Mai und Wieland Oßmanſtedt im März 1797, G. aber das Gut in Oberroßla erſt im März 1798.

169. Ein Beſuch Lerſe's, des im „Götz von Berlichingen" verewigten Freundes aus der Straßburger Zeit, dürfte 1797 nicht ſtattgefunden haben, wol aber vom 28. November bis Anfang Dezember 1798, inhalts der Briefe des Herzogs an G. vom 29. November ſowie G.'s an Knebel vom 30. Oktober, an Schiller vom 1. Dezember und an Juſtizrath Hufeland vom 6. Dezember dieſes Jahres, ingleichen nach Böttiger's Mittheilung (Liter. Zuſt. u. Zeitg., I. 60). Dagegen war Hirt allerdings im erſteren Jahr in Weimar nach den gleichzeitigen Briefen G.'s an den Herzog vom 29. Juni, an Schiller vom 1. und 5. Juli und an H. Meyer vom 14. Juli 1797. — Von dem wol am 10. Juni abgeſtatteten Beſuch bei dem ſeltſamen Lord Briſtol gab G. dem Herzog in einem am 12. Juni*) 1797 geſchriebnen Briefe Nachricht und zugleich ſeiner Erinnerung einen Anhalt durch eine vom 10. deſſelben Monats datirte Niederſchrift, welche unter die „Biographiſchen Einzelnheiten" eingereiht iſt. Ausführlichere Mittheilung darüber ſteht in Eckermann's „Geſprächen mit Goethe" unterm 17. März 1830 (1. Aufl., III. 327 f.).

170. Wie hier G. vor der Abreiſe in die Schweiz alle ſeit 1772 empfangnen Briefe verbrannte, ſo hielt er öfters ſolche Abrechnungen mit der Vergangenheit. So verbrannte er einmal in Leipzig alle poetiſchen Arbeiten und Entwürfe, wie er am Ende des VI. Buchs von „Dichtung und Wahrheit" (W., XXI. 42) erzählt, ſo nach ſeinem Tagebuch am 7. Auguſt 1779 alle „alten Schalen", ſo ſpäter die auf Neapel und Sizilien be-

*) Von dieſem Tag iſt der Brief S. 557 ff. in „Goethe's Briefen an Sy. G. v. Voigt".

züglichen Papiere zufolge Briefs an Zelter vom 16. Febr. 1818, die zurückerhaltenen Briefe an Riese in Frankfurt laut Briefs an v. Willemer vom 3. Januar 1828 ꝛc.

171. Da aus den auf der Schweizerreise entstandnen Schriften ein unterhaltendes Bändchen gebildet und in den 3. Band der „Nachgelassenen Werke" aufgenommen worden ist, so wird an dieser Stelle auf diese Schrift verwiesen und daher alles Eingehn auf Einzelnheiten hier unterlassen.

174. Von den hier genannten Dichtungen G.'s stehen: „Der Junggesell und der Mühlbach" W., I. 248 f., „Der Jüngling und die Zigeunerin" (jetzt „Der Müllerin Reue") W., I. 252 ff. Der Besuch bei dem Professor Storr — „Dürr" in der Ausgabe letzter Hand ist jedenfalls nur Druckfehler — findet sich auffälligerweise in der „Schweizerreise 1797" nicht erwähnt. Von der Dichtung „Tell" wird zum Jahr 1804 Abs. 438—442 mehr zu sagen sein. — „Euphrosyne" s. W., II. 48 ff.

175. Näheres, als hier über die Entstehung der „Propyläen" angegeben, ist z. Z. nicht bekannt. Die früheste Erwähnung ist wol im Brief an Schiller vom 3. März 1798. Ist dann im Briefwechsel mit Schiller in den nächsten Monaten noch öfters davon die Rede und wurde auch wegen des Verlags mit Cotta verhandelt, so findet sich doch nach außen hin eine Andeutung erst in dem Brief an Knebel vom 23. August, wobei G. sagt, daß er und Meyer in dieser Schrift ihre Kunstkonfessionen niederzulegen gedächten. Am 30. Oktober schickt G. Knebel'n das 1. Stück dieser Zeitschrift für bildende Kunst, die bis 1800 in 3 Bänden zu je 2 Stücken erschien. G.'s Anzeigen und Aufsätze über die „Propyläen" s. W., XXIX. 276 bis 280 und 360 bis 366.

176. Zu den bedeutendsten Emigrirten, welche damals in Weimar sich aufhielten, gehörten Mounier und Jordan, die G. auch in dieser Beziehung gegen Ende der „Campagne in Frankreich" nennt; mit einem Grafen Fouquet sowie dessen Gattin hatte G. gleichfalls willkommenen Umgang (Brief an Schiller vom 28. Februar 1798). Appellationsrath — nicht Oberappellationsrath — Körner und seine Familie, bestehend aus Frau, Sohn, Tochter und Schwägerin (Dora Stock) war im abgelaufnen Sommer, d. h. 1796, in Jena, was G. hier nachzutragen sich veranlaßt findet, da er diese An-

weſenheit an rechter Stelle nicht erwähnt hat. Körners trafen den 26. April in Jena ein und verließen es am 17. Mai wieder.

177. Von Millin's antiquariſchen Schriften waren bis 1797 erſchienen: Minéralogie Homérique (1790); Antiquités nationales (1790—1798); Introduction à l'étude des monuments antiques, des pierres gravées, des médailles et des vases peints (1796—1811). — Wenn G. den größten Einfluß, den Wolf's „Prolegomena" geübt, nachdem er deren ſchon nach der Zeit ihres Erſcheinens (Abſ. 103) gedacht, hier wieder hervorhebt, ſo geſchah es im Hinblick auf die eingehende Beſchäftigung mit Homer, veranlaßt durch die Verhandlungen mit Schiller über die epiſche Dichtung im Frühjahr 1797 und wieder aufgegriffen am 20. Dezember dieſes Jahrs (vergl. W., XXIX. 223). Die weitere Folge davon war der Entwurf der „Achilleis," wovon in den „Annalen" 1798 die Rede iſt.

179. Die wohlgefällige Schauſpielerin, welche die Stelle der Chriſtiane Neumann beſetzte, jedoch nur auf drei Jahre, war Frau Schlanzowsky.

183. Die acht Vorſtellungen, welche Iffland bei dem Beſuche 1798 vom 24. April bis 4. Mai gab, waren: der alte Domingo im „Effigmann", Woodmar im „Deutſchen Hausvater", Pygmalion in Rouſſeau's Monodrama, Wallen in „Stille Waſſer ſind tief", Bittermann in „Menſchenhaß und Reue", der Hetman in „Graf Benjowsky", Treumund in „Die eheliche Probe", Agapito in „Die verſtellte Kranke" und Amtmann Riemen in „Die Auefteuer". Die Ankündigung dieſes Gaſtſpiels hatte G. ſelbſt abgefaßt.

185. Baumeiſter Thouret kam wol erſt Anfang Juni's nach Weimar. — Den Plan zur neuen Einrichtung des Theaterlokals erwähnt G. als eben feſtgeſtellt in Briefen an Schiller vom 14. und 15. Juli 1798; am 16. deſſelben Monats wurde der Bau in Angriff genommen. — Sowol die Eröffnung des neuen Hauſes als die in der Aufführung von „Wallenſtein's Lager" nebſt Prolog von Schiller beſtehende Feierlichkeit bei dieſer Gelegenheit beſchrieb G. in Mittheilungen an Cotta's „Allgemeine Zeitung" ſelbſt.

187. Die „Weisſagungen des Bakis" ſ. W., II. 157 ff. — Von der „Achilleis" ſind nicht die zwei erſten

Geſänge, ſondern es iſt nur der erſte bekannt. Ueber die Entſtehung vergl. W., V. 183 ff. — Den Auszug aus der Ilias ſ. W., XXIX. 519 ff.

188. Im erſten Stück der Propyläen ſtand von Goethe: „Ueber Laokoon“ und „Ueber Wahrheit und Wahrſcheinlichkeit der Kunſtwerke“ (W., XXVIII. 27—41; 93—102), „Diderot's Verſuch über die Malerei“ (W., XXVIII. 43—92) von G. erſchien im I. und II. Bande der Propyläen, „Der Sammler und die Seinigen“ (W., XXVIII. 103—158) im 2. Stück des II. Bandes (1799). Dieſer Aufſatz über Kunſtkritik hatte ſeine Quelle in einem etwa am 20. November 1798 in Jena gepflognen Geſpräch mit Schiller und wurde auch gleich darauf begonnen (G.'s Brief an H. Meyer vom 27. dieſes Monats); dann ſcheint er bis in den April 1799 geruht zu haben und wurde erſt am 14. Mai fertig (G.'s Briefe an Schiller vom 27. April, ſowie vom 11. und 12. Mai, ingleichen von letzterem Tag und vom 14. Mai an H. Meyer).

189. Schelling's Schrift „Von der Weltſeele, eine Hypotheſe der höhern Phyſik zur Erläuterung des allgemeinen Organismus“ (1798) findet ſich in damaligen Briefen G.'s nicht erwähnt oder doch nur beiläufig, wie gegen Knebel am 7. und 14. Dezember 1798, mehrmals dagegen deſſen „Ideen zu einer Philoſophie der Natur“ (1797), über welche Schrift er ſich namentlich in den Briefen an Schiller vom 6. Januar und 25. Februar 1798 ausführlicher äußert. — Der Anweſenheit fremder Thiere, worunter ein Paar Elephanten, gedenkt G. in Briefen an Knebel vom 2. und an Schiller vom 3. Jan. 1798.

190. Der Aufſatz „Betrachtungen über eine Sammlung kranken Elfenbeins“ wurde erſt im II. Bande „Zur Morphologie“ 1. Heft (1823) gedruckt.

191. G.'s Beſchäftigung mit der Farbenlehre ſcheint 1797 noch gering geweſen zu ſein, während ſie im Briefwechſel mit Schiller vom 10. Januar 1798 an ſehr häufig Gegenſtand der Mittheilung iſt. Insbeſondere iſt ſchon am 20. dieſes Monats von der Geſchichte derſelben die Rede. Die Beſprechungen mit Schiller über Perſonen, denen die Erkenntniß des Blauen fehlt, ſcheinen nur mündlich ſtattgefunden zu haben. Von den Verſuchen mit dem jungen Bildemeiſter enthält G.'s Brief an H. Meyer vom 20. November 1798 und

dann wieder vom 12. Februar 1799 Nachrichten, sowie er auch im November 1798 aus Jena an den Herzog darüber berichtet hat, wie aus dessen Antwort vom 25. dieses Monats sich ergiebt. Im Uebrigen s. „Entwurf einer Geschichte der Farbenlehre", §§. 104 ff.

192. Die von G. und Schiller verfertigten Schemata dürften wie die Untersuchungen mit Güldemeister in G.'s Aufenthalt in Jena vom 11. bis 29. November fallen. Die tabellarische Darstellung über den Dilettantismus in der Kunst ist nach Schiller's Handschrift mit einem Beiblatt von G.'s Hand — datirt vom 9. Mai 1799, also während G.'s Jenaer Aufenthaltes — gedruckt 1841 in der „Nachlese zu Schiller's Werken ꝛc. von K. Hoffmeister", IV. 572 f.; dieselbe wurde fortgeführt besage Schiller's Briefe an G. vom 29. dieses Monats sowie G.'s an Schiller vom selben Tag und vom 22. Juni. Indessen kam dieser Entwurf nicht zur Ausführung und wurde erst in G.'s „Nachgelassenen Werken" (IV. 264 ff.) mit der Jahreszahl 1799 veröffentlicht. Hierüber sowie über die Temperamentenrose vergl. noch Abs. 200. — Im Uebrigen wurden Schemata zur Farbenlehre 1798 mündlich und schriftlich zwischen G. und Schiller besprochen, wovon außer deren Briefen auch die G.'s an Meyer zeugen; von einem Schema der „Naturwirkungen, die sich auf eine Qualität zu beziehen scheinen", schreibt er Schiller'n am 14. und 15. Juli; ein andres über Natur und Kunst s. Abs. 201.

193. Den Besuch des Herrn van Marum und seine Belehrungen über die Elektrizität erwähnt G. im Brief an Schiller vom 21. Juli.

194. Auch im Brief an Schiller vom 15. Juni 1799 läßt sich G. über die Annehmlichkeit aus, über die Dorf- und Feldverhältnisse mehr ins Klare zu kommen.

195. Frau von la Roche war 1798 nicht in oder bei Weimar. Ihre Ankunft in Osmanstedt meldet G. Schiller'n am 17. Juli 1799 und erzählt von dem Zusammentreffen mit ihr, sowie daß sie Dieselbe sei wie vor zwanzig Jahren, im Brief vom 24. desselben Monats.

196. Schiller's „Maria Stuart" findet sich zuerst in dem Briefwechsel in einem Brief Schiller's vom 26. April 1799 erwähnt; beendigt wurde sie am 9. Juni 1800. — „Die Braut von Messina oder die feindlichen Brüder" meint Schiller unter dem Schauspiel, dessen Plan er im Brief an G. vom

28. Juni 1801 zuerst zur Sprache bringt; gegen Körner äußert er sich darüber unterm 13. Mai desselben Jahrs in einer Weise, die annehmen läßt, daß der Plan nicht viel früher entstanden sei; beendet wurde dieses Trauerspiel erst am 1. Februar 1803. — Der Gedanke, den deutschen Theatern durch Sammeln und Verändern älterer deutscher sowie ausländischer Stücke Grund zu einem soliden Repertorium zu legen, findet Ausdruck in Schiller's Brief an G. vom 26. Juni 1799, worin er meldet, daß Unger den Vorschlag zu Herausgabe der Sammlung deutscher Schauspiele mit Vergnügen angenommen habe. Was in Abs. 196 und 197 erwähnt ist, erzählt G. ausführlicher in dem Aufsatz:

197. „Ueber das deutsche Theater. — Ein Vorsatz Schiller's und was daraus erfolgt" (Morgenblatt. 1815. Nr. 85 und 86). Indessen ist keine Andeutung vorhanden, daß die Bearbeitung älterer deutscher oder ausländischer Stücke noch im Jahre 1799 vorgenommen wurde; abgesehen von der der „Iphigenie", an deren Aufführung schon im Januar 1800 gedacht wurde, kommt Lessing's „Nathan" erst im April 1801 und Klopstock's „Hermannsschlacht" im Mai 1803 aufs Tapet, in welchem letztern Monat auch die französischen Lustspiele „Der Neffe als Oncle" und „Der Parasit", von Schiller bearbeitet, fertig werden. — Die Redaktion von „Macbeth" fällt ebenfalls erst ins Jahr 1800; nach einem Brief Schiller's an G. vom 13. Januar dieses Jahrs fing Ersterer damals nur an, darüber nachzudenken. — Dagegen kam G.'s Uebersetzung des „Mahomet" von Voltaire allerdings schon 1799 im November zu Stande (W., X. 387 ff.).

198. „Die natürliche Tochter" fällt nur in ihren Anfängen in den November und Dezember 1799; über den Fortgang sowie über die veranlassenden Mémoires historiques de Stéphanie-Louise de Bourbon-Conti s. W., X. 7 ff.

199. Die erste Preisaufgabe für Künstler — wie Aphrodite dem Paris die Helena zuführt — wurde im 1. Stück des II. Bandes der Propyläen (1799) ausgeschrieben; die Preisbilder waren zu der am 3. September, des Herzogs Geburtstag, zu eröffnenden Ausstellung einzusenden. Nach der „Preisertheilung und Recension der eingegangenen Konkurrenzstücke" wurde

Und angstlich spannt er alle Nerven an
Und bleibt am Staub. Doch schnell entsteht ein Wind,
Der hebt den Staub in Wirbeln auf; den Wurm
Erhebt er in den Wirbeln auf. Der glaubt
Sich groß, dem Adler gleich, und jauchzet schon
Im Taumel. Doch nur einmal weht der Wind
Den Odem ein: es sinkt der Staub hinab,
Mit ihm der Wurm. Jetzt kriecht er wie zuvor.

Französische Epistel an Trapp.*)

Leipzig, den 2. Juni 1766.

Le cruel! Il connaît mon coeur sensible et tendre,
Il connaît le repos qu'il y pourrait répandre,
Il sait bien qu'un ami, s'il ne peut nous aider,
Devrait en nous plaignant pourtant nous soulager.
Le fait-il? Oh que non; ma douleur est extrême;
Je suis faible, il est vrai: est-on fort, quand on aime?
Mais il ne cherche rien que de combler mes maux,
Il me dit en riant: ah, tu as des rivaux!
Je ne le sais que trop, sans qu'il le dise encore:
Tout qui la voit l'admire, qui la connaît l'adore.
Mais faut-il éveiller l'idée pleine d'effroi:
Un rival est plus digne de cet enfant que moi?
Soit! Si je ne le suis, je vais chercher de l'être.
Chassons le vil honneur! Que l'amour soit mon maître!
J'écouterai lui seul, lui seul doit me guider.
Au sommet du bonheur par lui je vais monter,

*) Vgl. im Deutschen Museum von M. Bruy Nr. 13, 25. März 1858, den Aufsatz „Goethe und Charitas Meigner", von J. Hohenreuther, ebenso B. Hecht, von Biedermann I, 263 f. — Goethe hatte kurz vor seinem Abgange nach Leipzig die Tochter eines Wormser Kaufmanns, Charitas Meigner, kennen gelernt, welche sich damals bei dem Legationsrath Moritz aufhielt. Während seiner Abwesenheit suchte er sich deren Neigung mit Hülfe eines Verwandten zu erhalten, der indessen, wie es scheint, seinen Auftrag nicht zu Goethe's Zufriedenheit ausführte. Wenigstens zeigt dies ein Brief des Dichters an einen jungen Oheim des Mädchens, Trapp mit Namen, von dem die obigen Verse einen Theil bilden. Aber auch die größere Dienstfertigkeit des neuen Vermittlers wurde ihm unbequem, da seine Neigung sich in Leipzig bereits auf Käthchen Schönkopf gerichtet hatte. Dem entsprechend betont denn auch Goethe in einem Briefe an Trapp vom 1. October desselben Jahres die Aussichtslosigkeit seiner Neigung: „il l'aime sans attendre jamais le fruit de son amour." — Uebrigens findet sich die zweite Hälfte dieser Epistel von der Worte an „Que l'amour soit mon maître" als ein angeblicher Brief an Dr. Wolf vom 2. Juni 1768, wo Goethe Leipzig längst verlassen hatte, in dem Merck'schen Briefwechsel III, 13.

der ausgesetzte Preis unter Hartmann in Stuttgart und Heinrich Kolbe in Düsseldorf gleich vertheilt.

200. Die Weimarischen Kunstfreunde, die in der „Jenaischen Allgemeinen Literatur-Zeitung" anfingen, *W. K. F.* sich zu zeichnen, waren vorzugsweise Goethe und H. Meyer (Kunscht-Meyer).

201. Schelling's „Erster Entwurf eines Systems der Naturphilosophie" nebst „Einleitung" erschien 1799. — Auf den Schematismus über Natur und Kunst deutet Schiller's Brief an G. vom 29. Mai 1799.

202. Von seinen Beobachtungen des Mondes durch ein Spiegelteleskop macht G. am 10. und 21. August 1799 Schiller'n Mittheilungen. — Von dem großen Naturgedicht, das G.'n vor der Seele schwebte, unterhält Derselbe Knebel in Briefen vom 16. Juli 1798 sowie vom 22. Januar und 22. März 1799; ingleichen berichtet Böttiger davon an Johannes v. Müller („Briefe an J. v. Müller ꝛc. von Maurer-Constant", I. 307) und Falk an Morgenstern („Briefe von Goethe, Schiller ꝛc. an K. Morgenstern, herausgegeben von Sintenis", S. 21). Wie G. in jenen Briefen die „Metamorphose der Pflanzen" als ein Stück dieser Dichtung zu bezeichnen scheint, so ward wol auch die „Metamorphose der Thiere" als Theil derselben gedacht. Nach den Briefen an Boisserée vom 18. November 1821 und 1. Juni 1822 sandte G. diesem Freund alle seine Naturgedichte in Abschrift.

203. Herder's „Fragmente zur deutschen Literatur" waren 1767, Winckelmann's „Briefe an seine Freunde ꝛc. herausgegeben von Daßdorf" 1777 bis 1780 erschienen. — Milton's „Verlornes Paradies" bekam G., wie er Schiller'n am 31. Juli 1799 schrieb, in jenen Tagen zufällig in die Hand. — Auf ältere englische Stücke des Johnson und dem Shakespeare zugeschriebene, wovon G. auch im Brief an Schiller vom 6. Dezember 1799 spricht, hatte Jenen unstreitig Tieck hingewiesen, der ihm damals, wie in demselben Brief sich erwähnt findet, seine „Genoveva" vorgelesen hatte. Von dieser Vorlesung und dem ihr abgewonnenen Beifall sprach sich G. noch 1828 gegen Holtei und 1829 gegen Tieck selbst mit lebhafter Erinnerung aus. — Die Verfasserin „der Schwestern von Lesbos" war Amalie von Imhoff, spätere

Frau v. Helvig. — Wilhelm August v. Schlegel war 1796 nach Jena gekommen und verblieb da bis über die Mitte des Jahres 1800. Warum G. gerade 1799 seine Gegenwart gewinnreich nennt, ist nicht recht ersichtlich; zum Theil mag sich diese Bemerkung auf Schlegel's seit 1797 begonnene, in diesem Jahre fortgesetzte Uebersetzung Shakespeare's beziehen, zum Theil auf dessen Ausfeilung von Gedichten G.'s in antikem Versmaß, deren eine Sendung G. mit Brief vom 1. Januar 1800 „zu nochmaliger Durchsicht" in Aussicht stellte. Das auf viele Jahre hinaus sich erstreckende geistige gemeinsame Interesse bezog sich G.'s Briefen an Schlegel zufolge während der ersten fünf Monate des Jahres 1800 vorzüglich auf fernere Betheiligung Schlegel's an der Verbesserung der Elegien ꝛc. G.'s, auf seine Einführung spanischer, italienischer und indischer Dichtungen in die deutsche Literatur, auf seine Bemühungen, Shakespeare, zunächst dessen „Julius Cäsar", auf die deutsche Bühne zu bringen, auf Schlegel's eigne Dichtung für die Bühne, worüber Abs. 285 handelt, endlich auf Schlegel's Mitarbeiterschaft an der von G. mitbegründeten „Jenaischen Allgemeinen Literatur-Zeitung".

204. Daß G. das Jahr 1800 halb in Jena zugebracht habe, ist zu viel gesagt; er war dort von Ende Juli bis Anfang August, Anfang September bis Anfang Oktober, Mitte bis Ende November und Mitte bis Ende Dezember, im Ganzen kein Vierteljahr. — Ueber den Vortheil für die Bildung der Schauspieler, den G. bei der am 30. Januar erfolgten Aufführung des „Mahomet" im Auge hatte, äußert er sich ausführlicher bei Gelegenheit des Abdrucks einiger Auftritte aus seiner Uebersetzung im III. Bande der „Propyläen" (W., XXIX. 280 ff.). — Unter den bald darauf erschienenen schwierigern, reicheren Stücken ist zunächst die am 14. Juni 1800 aufgeführte „Maria Stuart" zu denken. — Die Oper „Tarare" von Salieri kam zuerst am 22. Februar dieses Jahrs auf die Bühne; den für den deutschen Text angenommenen Namen „Arur" mißbilligte G., wie er am ebengedachten Tag an Kirms schrieb.

205. Nicht am 24. Oktober, sondern einige Tage darnach ward „Paläophron und Neoterpe" gegeben; am Geburtstag der Herzogin-Mutter selbst fand gleichfalls im engern Kreise an deren Hof die Darstellung der „Stolzen Vasthi" von

Gotter statt, zu welcher G. einen Epilog gedichtet hatte, der allerdings in seinem Schluß schon „Paläophron und Neoterpe“ ankündigte (W., XI. 1. Abth. 21 ff., 232 ff.). Die aufführenden jungen Kunstfreunde waren Graf Brühl, Freiherr v. Fritsch und Kammerrath Ridel, die anmuthige Dame Fräulein v. Wolfskeel.

206. Die jahrelang Unterhaltung gewährenden Maskenkomödien waren die Terenzischen Stücke „Die Brüder“ und „Der Eunuch“, von v. Einsiedel, sowie „Andria“, von Riemer bearbeitet.

207. „Das Geheimniß der Mutter“ — The Mysterious Mother — von Walpole brachte Schiller zuerst am 9. März 1798 zur Sprache, und es findet sich später nichts wieder über dasselbe, also auch nicht über die Bearbeitung dieses Stücks. Sollten die „Historischen, literarischen und unterhaltenden Schriften von Horatio Walpole, übersetzt von A. W. Schlegel, 1800“ Anlaß gegeben haben, das Trauerspiel wieder vorzunehmen, so könnte dies nur äußerlich gewesen sein; denn jenes befindet sich nicht in Schlegel's Uebersetzung, für deren Zusendung G. sich bei ihm am 2. April 1800 bedankte. — Die Ersten seiner neuern kleinen Gedichte lieferte G. schon am 4. November 1799, die Fortsetzung am 3. März 1800 an Unger; dieselben erschienen als VII. Band von „Goethe's neuen Schriften“. — „Die guten Frauen“, geschrieben, um das Verletzende einer Reihe von Kupferstichen, böse Weiber darstellend, wieder gut zu machen, fanden im „Taschenbuch für Damen auf das Jahr 1801“ Aufnahme (W., XVI. 163 ff.).

208. Der 30. Januar wurde immer gefeiert als Geburtstag der Herzogin Louise. — Voltaire's „Tankred“ zu übersetzen begann G. am 22. Juli und endete damit am 25. Dezember 1800, wie sich aus den Briefen an Schiller vom 25. Juli und 22. Dezember sowie an Iffland vom 25. Dezember ergiebt. Dazwischen dichtete er aber am „Faust“.

209. Die für die zweite Ausstellung bildender Künste in Weimar ausgeschriebene „Preisaufgabe fürs Jahr 1800“ war im 1. Stück des III. Bandes der „Propyläen“ veröffentlicht worden. Für die vielseitige Theilnahme an dieser Aufgabe sprach G. in einer vom 24. September 1800 datirten, in Nummer 160 des „Intelligenzblattes der Allgemeinen Literatur-Zeitung“ abgedruckten Bekanntmachung seinen Dank aus. Die

„Preisertheilung 1800" steht in des III. Bandes 2. Stück — dem letzten der „Propyläen". — Wie sich bösartige Menschen dem Unternehmen der „Propyläen" entgegengestellt, hat G. nicht näher bezeichnet. Der Absatz war ein so geringer, daß Cotta größere Opfer dafür scheute und nach Schiller's Brief an G. vom 5. Juli 1799 schon damals daran dachte, die Zeitschrift eingehen zu lassen. Im Brief vom 5. Mai 1800 machte Schiller G.'n darauf aufmerksam, daß Kotzebue in dem Lustspiel „Der Besuch" sich Verschiedenes gegen die „Propyläen" herausgenommen habe. Dort sagt u. A. ein mit Bildung sich breitmachendes Frauenzimmer (III. Act, 10. Scene): in diesen „Vorhöfen des Tempels" würden die gemeinsten Dinge auf eine neue Art, in einer neuen Sprache vorgetragen.

210. Das sechsfüßige Herschel'sche Teleskop, dessen Anschaffung für die Weimarischen wissenschaftlichen Anstalten G. vermittelte, hatte Knebel von seinem Bruder ererbt und überließ es für 400 Thaler, worüber die zwischen Beiden gewechselten Briefe vom 27. Januar bis 5. April 1800 Auskunft geben. Außer in diesen Briefen finden sich auch in denen von G. an Schiller die Beobachtungen des Mondes unterm 11. und 12. Februar sowie 10. April d. J. erwähnt. — Die Haupteintheilung der „Farbenlehre" in den didaktischen, polemischen und historischen Theil ist die bei Abschluß des Werks „Zur Farbenlehre" beibehaltene.

211. Das Jussieu'sche botanische System war das erste natürliche, noch den heutigen Systemen zu Grunde liegende.

212. Von der Krankheit, welche G. zu Anfang des Jahrs 1801 befiel, meldet Schiller am 13. Januar Körner'n, Frau Herder am 21. und 22. dess. Mon. Knebel'n und ausführlich Frau v. Stein am 12., 14. und 15. ebendies. Mon. ihrem Sohne. Nach diesen Mittheilungen währte die Krankheit vom 3. bis 15. Januar, mit welchem letztern Tage die Genesung begann.

213. Das Brownische System leitete alle Krankheiten von entweder Ueberreizung oder aber Schwächung der Nerven und Muskelfasern her, weshalb die Heilung dort durch reizschwächende, hier durch anreizende Mittel bewirkt werden sollte. — Der junge Freund, welcher G. von seinem Brustübel herstellen wollte, war — wie Düntzer („Goethe und Karl August", II. 352) gut vermuthet — der von G. im Brief an Schiller

vom 22. Dezember 1800 als Beſucher erwähnte Mediziner Harbauer. — In demſelben Brief kündigt G. ſchon an, daß ihn Schelling nach Weimar begleiten werde.

214. Die Ueberſetzung von „Theophraſt — oder vielmehr Ariſtoteles — von den Farben", welche Aufnahme in den hiſtoriſchen Theil „Zur Farbenlehre" (I. Abtheilung) fand, erwähnt G. als damals vorgenommen im Brief an Schelling vom 1. Februar. Vergl. Abſ. 242. — Nicht am 24. Januar, an welchem Tag der Herzog nach Berlin reiſte, ſondern ſchon am 19. dieſes Monats dankte G. demſelben brieflich, wie aus dem Brief 167 des „Briefwechſels des Großherzogs ꝛc. mit Goethe" hervorgeht, indem dieſer Brief des Herzogs Erwiderung von demſelben Tage und an einem Montag vor der Reiſe, alſo am 19. Januar geſchrieben iſt. — Zur freundlich geiſtreichen Umgebung der Herzogin Amalie gehörte vor Allen deren Hofdame von Göchhauſen.

215. G. theilte Schiller'n ſofort am 29. Januar mit, daß er die Rolle der Amenaide mit der Caspers durchgegangen hatte. — Die Aufführung des „Tankred" fand zwar zur Feier des 30. Januar, aber erſt am folgenden Tage ſtatt. — Die Jagemann gab die Amenaide ſchon bei der zweiten Vorſtellung und ſo ferner.

216. Ehlers komponirte ſelbſt Lieder zur Guitarre, darunter mehrere von G.; Sammlungen ſeiner Kompoſitionen ſind: „Geſänge mit Begleitung der Chitarra" (Cotta, 1804) „Lieder mit Begleitung der Guitarre oder des Pianoforte" (Leipzig, Hofmeiſter, 1827). Als zu geſelliger Unterhaltung willkommen, war Ehlers auch öfters zu G. eingeladen, wie Chriſtiane Vulpius am 7. Februar und Ende Mai 1803 an Nikolaus Meyer ſchrieb.

217. Was G. am „Fauſt" im Februar ausführte, iſt nicht feſtzuſtellen. Im September 1800 arbeitete er nach damaligen Briefen an Schiller an „Helena", und jedenfalls war dies auch jetzt noch der Fall, da ein Abſchluß dieſer Epiſode zu jener Zeit nicht erfolgte.

218. 219. Nach dem biographiſchen Schema ſchloß G. 1801 den 1. Aufzug der „Natürlichen Tochter". Wie G. ſelbſt Schiller'n dieſe Arbeit verſchwieg und ihm

daher als untheilnehmend erschien, bestätigt auch Frau v. Schiller im Brief an Fritz v. Stein v. 31. März 1803 („Briefe von Goethe und dessen Mutter an Friedrich Freiherrn v. Stein", S. 159) und Schiller an W. v. Humboldt am 18. August.

220. Ritter's Besuche und die Gespräche mit ihm über höhere Physik erwähnt G. z. B. in Briefen an Schiller vom 28. und 30. September 1800 sowie vom 6. April 1801. Im ersteren Brief nennt ihn G. „eine Erscheinung zum Erstaunen, einen wahren Wissenshimmel auf Erden". — Ueber den Umgang mit Schelling schreibt G. am 19. Februar 1802 an Schiller: „Die große Klarheit bei der großen Tiefe ist immer sehr erfreulich. Ich würde ihn öfters sehen, wenn ich nicht noch auf poetische Momente hoffte, und die Philosophie zerstört bei mir die Poesie" ꝛc. — Tieck hielt sich in Weimar auf, als er behufs seiner Uebersiedlung nach Dresden, die im April 1801 stattfand, durchreiste. — G.'s Verhältniß zu Paulus begann bald nach dessen Ankunft in Jena 1789, wie Dieser selbst erzählt („H. E. G. Paulus und seine Zeit ꝛc. von Frh. v. Reichlin-Meldegg", I. 335). Ueber ihn findet sich in G.'s Brief an Schiller vom 19. Februar 1802 die Aeußerung: „Mit Paulus, der mir den dritten Theil seines Kommentars über das Neue Testament vorlegte, habe ich eine sehr angenehme Unterhaltung gehabt. Er ist in diesem Wesen so von Grund aus unterrichtet, an jenen Orten und in jenen Zeiten so zu Hause, daß so Vieles der heiligen Schriften, was man sonst in idealer Allgemeinheit anzustaunen gewohnt ist, nun in einer spezifischen und individuellen Gegenwart begreiflich scheint."

221. Gelmerode, 1 Stunde von Weimar. — Bergrath Werner's Besuch im Jahr 1801 ist sonst zwar nicht beglaubigt, doch war Werner allerdings in diesem Jahr längere Zeit von Freiberg abwesend und kehrte Ende September oder Anfang Oktober zurück; 1802 war er auf seiner Rückreise aus Paris in Weimar und speiste am 11. Dezember 1802 mit Herder bei G., wie Frau Herder Knebel'n unterm 15. dieses Monats mittheilt („Zur deutschen Litteratur u. Geschichte ꝛc. von Düntzer"). Daß G. diesen Besuch als einen abermaligen bezeichnet, bezieht sich wol auf die im September 1789 stattgehabte Anwesenheit Werner's

222. G.'s erſter Pachter des Freiguts zu Roßla hieß Fiſcher. — Von den gerichtlichen Klagen gegen denſelben ſpricht G. in Briefen an Schiller vom 27. und 28. April 1801.

223. G. begann das erſte Mal 1801 am 25. März ſeinen ländlichen Aufenthalt und dehnte ihn bis zum 15. April aus, begab ſich aber ſchon am 21. deſſelben Monats wieder nach Roßla, wo er bis Anfang Mai verblieb. — Wodurch ſolcher Aufenthalt erquicklich ſei, ſetzt G. am 6. April Schiller'n auseinander. — Daß die Konkluſion Ergo bibamus zu allen Prämiſſen paſſe, war eine Redensart Bajedow's, wie G. im polemiſchen Theil „Zur Farbenlehre" § 391 berichtet. G. führte dies in dem Liede „Ergo bibamus" aus.

224. Die Anlage eines Spaziergangs in Oberroßla entſchuldigt G. am 28. April 1801 gegen Schiller mit dem Mangel trockner Wege bei feuchtem Wetter und ſchattiger bei Sonnenſchein. Der Parkſpielerei hing G. nach durch Anlage des Parks in Weimar, vornehmlich im Jahr 1778. — Unter dem in der Nachbarſchaft gelegnen bedeutenden Städtchen iſt das nur eine halbe Stunde von Oberroßla entfernte Apolda zu verſtehen. — Die Meßfuhren nach Leipzig und Frankfurt gingen auf der Poſtſtraße, an welcher Eckartsberga lag.

225. Die Konfirmation von G.'s Sohn fand erſt 1802 am 13. Juni ſtatt; G. dankte Herder'n brieflich am folgenden Tag.

228. Von Göttingen ſchrieb G. an Schiller am 11. Juni.

232. „Homer nach Antiken gezeichnet von Tiſchbein mit Erläuterungen von Heyne" erſchien zu Göttingen in 6 Heften von 1801 bis 1804. — Leſſing vertheidigte ſeine Ueberzeugung von der bildkünſtleriſchen Behandlung Homeriſcher Gegenſtände gegen Klotz und Riedel in den „Antiquariſchen Briefen" (1768 u. 1769).

233. Bei Blumenbach erregte auch deſſen Schädelſammlung G.'s beſondre Aufmerkſamkeit, wie er Schiller'n in dem am 12. Juli geſchloſſnen Briefe mittheilte.

236. Am Tag vor der am 12. Juni erfolgten Entfernung von Göttingen ſprach G. ſich gegen Schiller höchſt befriedigend über ſeinen dortigen Aufenthalt aus.

237. G. durchwandelt Eimbeck im Sinne Zadig's, d. h. aus dem Beobachteten so scharfsinnig Schlüsse ziehend, wie der Held in Voltaire's Roman Zadig ou la Destinée. Derselbe beschreibt eine entlaufene Hündin und ein entsprungnes Pferd (im 3. Kapitel) nach Geschlecht, Farbe, Größe, Gebrechen und sonstigen Umständen so genau, als ob er sie gesehen und untersucht hätte, während er nur ihre Spuren auf dem Wege gefunden und daran jene Eigenschaften erkannt hatte.

238. Des unterrichteten und angenehmen Predigers Schütz aus Bückeburg gedenkt G. auch in dem wol am 8. Juli begonnenen und am 12. geschlossnen Brief an Schiller.

249. Hofrath Marcard hatte bedeutenden Ruf durch seine „Beschreibung von Pyrmont" (2 Bände, 1784 f.) und „Ueber die Natur und den Gebrauch der Bäder" (1793). Er war auch politischer Schriftsteller.

250. Bemerkungen über das Pyrmonter Theater und dessen Personal, das infolge von Naturalismus, Pfuscherei und falscher Richtung der Individualitäten nicht dazu komme, Erfreuliches zu leisten, theilt G. Schiller'n am 8./12. Juli aus Pyrmont mit. Eulalia ist eine Rolle in Kotzebue's „Menschenhaß und Reue".

253. 254. Das Schema einer auf die Geschichte von Pyrmont bezüglichen Darstellung findet man unter andern kleinen Aufsätzen mit der Sammelüberschrift „Biographische Einzelnheiten". Dieser Aufsatz ist seit der Quartausgabe in die „Annalen" eingeschaltet, woselbst er von den Worten „Im Jahre 1582" an die Stelle des Abs. 254 tritt. Auf diese Arbeit deutet G. auch im Brief an Voigt vom 30. Juni 1801. — Les amusemens des eaux de Spaa trugen, wie G. an einem andern Orte erwähnt, in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts die damaligen Ansichten über die Entstehung der heißen Quellen zwischen Liebes- und Spielabenteuern und andern romanhaften Ereignissen vor.

255. G. schrieb auch an Schiller am 8./12. Juli, daß der Aufenthalt in Pyrmont sich noch nicht als ihm zum Heil gedeihend erweise; Aehnliches am 31. Juli an H. Meyer.

256. Der Herzog hatte G.'n am 26. Juni geschrieben

daß er am 10. Juli in Pyrmont ankommen werde; er traf sonach einen Tag früher ein, und eine zwischenliegende mündliche Benachrichtigung erklärt den Zweifel im Brief an Schiller vom 8./12. desselben Monats.

257. Von Pütter's „Versuch einer akademischen Gelehrtengeschichte der Universität Göttingen" erschien 1765 der erste und 1788 der zweite Band. — Das Arbeiten auf der Bibliothek zum Zwecke seines Werks „Zur Farbenlehre" erwähnt G. auch im Brief an Meyer vom 31. Juli.

258. Zu dem lebenden Göttingen, mit dem G., ohne es hier zu nennen, verkehrte, gehörte u. A. auch Heyne besage vorgedachten Briefs an Meyer. — Den Oberkommissar und Klosteramtmann Westfeld zu besuchen, bewog G. unstreitig dessen Beschäftigung mit der Optik, deren Ergebniß er 1767 in der von G. im historischen Theil „Zur Farbenlehre" besprochnen Schrift „Die Erzeugung der Farben, eine Hypothese" veröffentlicht hatte. — Mit dem Pöppelshausen ist Dappoldshausen gemeint. — Die Plesse ist Schloßruine der ehemaligen Herrschaft Plesse.

260. Auf die nähere Bekanntschaft mit den Kryptogamen durch Professor Hoffmann freute G. sich schon in voraus besage Briefs an Schiller vom 8./12. Juli.

267. The Expedition of Sir Humphrey Clinker, — 1769—1771 erschienener komischer Roman von Smollet.

268. Wie belehrt er von Göttingen zurückgekommen sei, rühmt G. auch in den Briefen an Knebel vom 16. Oktober und an Jacobi vom 23. November 1801. — Für hoher Hahn war richtiger zu schreiben: hoher Hagen.

269. Die Anlage des Handelsmanns Röse war die 1786 begründete Bleiweißfabrik.

271. Des Herrn v. Grimm Geschichte der kostbaren Garnitur Brüsseler Spitzen erzählte G. etwas abweichend Eckermann (Dessen „Gespräche mit Goethe", III. 296).

274. Der Preis für die Konkurrenzstücke der Kunstausstellung zu Weimar wurde allerdings zwischen Nahl und Hoffmann getheilt, aber lediglich wegen des Achill auf

Skyros; für Achill's Kampf mit den Flüssen wurde ein Preis überhaupt nicht ertheilt.

277. Tieck fertigte G.'s Büste, als er aus Paris über Weimar nach Berlin zurückkehrte („Ludwig Tieck ꝛc. von Köpke", I. 290).

278. Das Mitwirken des Professor Genz und unter dessen Leitung des Kondukteurs Rabe bei dem Schloßbau hatte Geheimer Rath von Wolzogen in Berlin vermittelt, wie aus G.'s Brief an Denselben vom 9. März 1801 hervorgeht; es war ein halbjähriges Verbleiben des Erstgenannten in Weimar in Aussicht genommen.

279. Auf die Aufführung der „Brüder" nach Terenz deutete G. schon in Abs. 206 hin.

280. Schiller hatte Lessing's „Nathan" bearbeitet schon Ende April 1801, wie aus G.'s Brief vom 27. dieses Monats und Schiller's Antwort vom folgenden Tag hervorgeht. Gegen Rochlitz nennt G. am 17. Dezember 1801 das ausgeführte Stück einen „reduzirten Nathan". — Der Einfluß seiner Aufführung auf die deutsche Bühne machte sich zunächst dadurch bemerklich, daß Schiller's Bearbeitung von andern Theatern verlangt wurde, wie G. Ersterem am 19. März 1802 schrieb.

281. Es ist nicht richtig, daß Schiller „Die Jungfrau von Orleans" 1801 begonnen; in „Schiller's Kalender" erscheint sie schon am 1. Juli 1800; besage Briefs an Körner vom 28. dieses Monats hoffte Schiller binnen vierzehn Tagen an die Ausführung gehen zu können; von letzterer ist in Briefen an G. aus demselben Jahr vom 13. und 26. September, vom 19. November sowie vom 24. Dezember die Rede. Geendigt wurde das Stück allerdings erst 1801, und zwar am 16. April. Die Zweifel, welche sich wegen der Aufführung auf dem Weimarischen Theater ergaben, gingen vom Herzog aus, wie dessen Briefe an Frau v. Wolzogen („Literarischer Nachlaß der Frau C. v. Wolzogen", I. 443—456) bekunden. Einestheils konnte er offenbar, trotz aller Verwahrung dagegen, der Schiller'schen Dichtung gegenüber den Gedanken an Voltaire's Pucelle d'Orleans nicht los werden, und sodann stak die Jagemann dahinter, die an sich Anspruch auf die Titelrolle zu machen hatte, deren Auftreten aber gerade als ausgesprochene reine „Jungfrau"

Au sommet de la science monter par l'industrie.
Je reviens, cher ami, pour revoir ma patrie,
Et viens voir, en dépit de tout altier censeur,
Si elle est en état d'achever mon bonheur.
Mais il faut jusque — là que votre main m'assiste.
Laissez parler toujours ce docte moraliste!
Ecrivez-moi: que fait l'enfant autant aimé?
Se souvient-il de moi ou m'a-t-il oublié?
Ah, ne me cachez rien, qu'il m'eleve ou m'accable!
Un poignard de sa main me serait agreable.
Ecrivez! C'est alors que, de mon coeur chéri,
Comme elle est mon amante, vous serez mon ami.

An Mademoiselle Oeser zu Leipzig.*)

Frankfurt, am 6. November 1768.

Mamsell!

So launisch wie ein Kind, das zahnt,
Bald schüchtern wie ein Kaufmann, den man mahnt,
Bald still wie ein Hypochondrist
Und sittig wie ein Mennonist
Und folgsam wie ein gutes Lamm,
Bald lustig wie ein Bräutigam
Leb' ich und bin bald krank und bald gesund,
Am ganzen Leibe wohl, nur in dem Halse wund,
Sehr mißvergnügt, daß meine Zunge
Nicht so viel Athem reicht, als meine Lunge
Zu manchen Zeiten braucht, wenn sie mit Stolz erzählt,
Was ich bei Euch gebabt, und was mir jetzt hier fehlt.

Da sucht man nun mit Macht mir neues Leben
Und neuen Muth und neue Kraft zu geben;
Drum reichet mir mein Doktor Medizina
Extrakte aus der Kerker Chinä,

*) Zuerst mitgetheilt in der Ausgabe von 1836, dann bei Loeper, W. Arnsberg von Biedermann, Biedok I, 82 ꝛc. Mit Anrede: Oeser, der Tochter des Malers und Kupferstechers Oeser in Leipzig, war Goethe bekanntlich innig und blieb mit ihr sowol wie mit ihrem Vater auch später noch in Verbindung. Mit der vorliegenden Epistel, die auch noch handschriftlich vorhanden ist, schickte er ihr ein Heft von zehn Gedichten, von denen zwölf im Jahre darauf im Leipziger Liederbuche erschienen, und das zehnte „An Belinden“ bereits S. 26 mitgetheilt ist. Einen genauen Abdruck des Leipziger Liederbuchs giebt O. Jahn I, 136 ff., Einzelnes aus handschriftlichen W. Arnsberg von Biedermann I, 294 u. a. a. O.

Bedenken erregen mußte. — Iffland gab das Schauspiel in Berlin am 23. November 1801, aber schon am 11. September war es zum ersten Mal von der Dresdner Hofschauspielergesellschaft in Leipzig dargestellt worden. In Weimar wurde es erst 1803 zugelassen. S. Abt. 349.

282. Madame Unzelmann gab folgende acht Rollen vom 21. September an: die Titelrolle in „Maria Stuart", Josephine in „Armuth und Edelsinn", Gräfin Orsina in „Emilia Galotti", Gurli in „Die Indianer in England", die Octavia in Kotzebue's gleichnamigem Trauerspiel, den Taubstummen in „Der Abbé de l'Epée", den kleinen Savoyarden und Minna von Barnhelm.

283. Stolberg's Uebertritt zum katholischen Kultus hatte schon 1800 im Juni stattgefunden. — Mit Friedrich Graf Stolberg wurden die schönsten Bande geknüpft, als er und sein Bruder Christian im Mai 1775 G. in Frankfurt aufsuchten und mit Diesem in die Schweiz reisten, wie in „Dichtung und Wahrheit", XVIII. u. XIX. Buch, erzählt ist.

284. Der aus einer späten Manifestation geheimer Mißverhältnisse entspringende Tumult wurde insbesondre durch Voßens Zeitschriftaufsatz über die Ursachen von Stolberg's Uebertritt hervorgerufen. G. kommt in den „Annalen" 1820 darauf zu sprechen und verbreitet sich darüber in dem Aufsatz „Voß und Stolberg", der unter den „Biographischen Einzelnheiten" des vorliegenden Bandes steht.

285. „Jon" von Wilhelm und „Alarcos" von Friedrich Schlegel. Ueber die Aufführung des erstgenannten Trauerspiels und der „Turandot" verbreitete sich G. in einem Aufsatz vom 15. Februar 1802 im „Journal des Luxus und der Moden, März 1802" (W., XXVIII. 673—681). — „Alarcos" konnte sich Gunst so wenig erwerben, daß eine zweite Aufführung nicht gewagt wurde. Ueber das Verhalten des Publikums bei der ersten sind zu vergleichen die Briefe Schiller's an Körner vom 5. Juli und der Frau Herder an Knebel vom 2. Juni 1802 („K. L. v. Knebel's literarischer Nachlaß", II. 352). Uebrigens gab G. im Brief an Schiller vom 9. Mai 1802 den Mißerfolg in voraus als möglich zu.

287. Die von den Gebrüdern Schlegel beleidigte Gegenpartei waren hauptsächlich Kotzebue und Böttiger; Letzterer war es, welcher den Aufsatz für das Modejournal geschrieben hatte, dessen Abdruck G. mit Entschiedenheit verhinderte. Derselbe ist erst nach Böttiger's Tode aus seinem Nachlaß herausgegeben worden (C. A. Böttiger's kleine Schriften ꝛc. von J. Sillig. I. 328 ff.). G. gedenkt der „Ilias von Händeln", die sich aus der Vorstellung des „Jon" entwickelt, im Brief an A. W. Schlegel vom 3. Mai 1802.

288. Die Stellen, welche G. aus Kotzebue's „Deutsche Kleinstädter" ausstrich und welche der Verfasser nebst den Scherzen, mit denen G. die entstandenen Lücken wieder ausfüllte, in Nr. 80 des „Freimüthigen" von 1803 bekannt machte, enthielten Anspielungen, die gegen die Gebrüder Schlegel gerichtet waren, mit deren ästhetischen Grundsätzen und Bemühungen G. in der Hauptsache übereinstimmte und sich ihrer daher gegen niederziehende Angriffe öfters annahm, während er sich gegen Kotzebue's gehalt- und haltloses Wesen schroffer verhielt als Schiller, der wiederum seinerseits eher dem erfindungsreichen Kotzebue geneigt war als den anmaßlichen und wahrer Schöpfungskraft entbehrenden Gebrüdern Schlegel. Kotzebue rief denn auch in der wegen der Streichungen in den „Deutschen Kleinstädtern" entstandenen Irrung Schiller als Schiedsrichter auf, der ihn dann in einem, in den „Findlingen ꝛc. von Hoffmann" (S. 55) abgedruckten Briefe zu beschwichtigen suchte. Ob Kotzebue's Brief über dieselbe Angelegenheit an den Theatersekretär Kirms („Aus Goethe's Leben. Wahrheit und keine Dichtung", S. 76 ff.) vor oder nach Schiller's Vermittlung geschrieben ist, läßt sich nicht bestimmt erkennen. Das genannte Lustspiel wurde erst am 7. November 1803 in Weimar aufgeführt.

289—296. Die Vereitelung eines am 5. März zu Ehren Schiller's zu feiernden Festes erzählt u. A. auch Falk („Goethe aus näherm persönlichen Umgange dargestellt", S. 181—198) während Ludecus („Aus Goethe's Leben. Wahrheit und keine Dichtung", S. 72—76) diese Begebenheit zum Theil mit dem Vorgang bei Aufführung der „Kleinstädter" vermengt. Falk giebt als Grund von Kotzebue's Verdruß gegen G. das Scherzwort des Letzteren an: „es helfe Kotzebue nichts, daß er beim weltlichen Hofe Weimar's Zutritt habe, wenn er sich nicht auch beim geist-

lichen Hofe Aufnahme zu verſchaffen wiſſe" — mit letzterem auf ſeine Cour d'amour anſpielend. — Daß Schiller'n wohl zu Muthe war bei der Sache, geht aus Deſſen am 10. März 1802 an G. geſchriebenem Brief ebenfalls hervor. — Die Jungfrau von Orleans ſollte von der Gräfin Egloffſtein dargeſtellt werden. — Daß ſich der Grimm wegen der der Feier bereiteten Hinderniſſe mit Berechtigung auf G. gerichtet habe, behauptet die Ueberlieferung wol noch immer — ſelbſtverſtändlich völlig mit Unrecht. Das ergiebt ſich nicht nur aus Schiller's ebengedachtem Brief, ſondern auch daraus, daß Frau v. Schiller einen Schwank „Der verunglückte fünfte März" dichtete, worin ſie die Veranſtalter des Feſtes verſpottete. Auch die Gräfin Egloffſtein, obwol zu den Betroffenen und Erzürnten gehörend, beſang die Begebenheit in einem von Falk a. a. O. (mit einigen Abweichungen) veröffentlichten Gedicht, mit dem ſie aber durch Selbſtverſpottung fremden Spott abzuwenden ſuchte; denn ſie gehörte zu der bedeutenden höheren Geſellſchaft, welche auf der Seite des Widerſachers ſtand. Ihr Gedicht ſchließt auch mit einem Seitenhieb auf G. — Der am 6. März zum Rath ernannte Bürgermeiſter von Weimar hieß Schultze. Das Scherzwort, welches ihm den Namen „Rath Piccolomini" gab, wird der Frau v. Wolzogen, Schiller's Schwägerin, zugeſchrieben. Daß der Zufall immer naiv ſei, ſagt Schiller im Brief an G. vom 10. März 1802. — G. ſchrieb übrigens dieſe Darſtellung auf die von Zelter im Brief vom 1. Juni 1825 gehaltne Nachfrage nach dem Vorfalle nieder, wie er Demſelben ſchon am 6. deſſelben Monats mittheilte.

297. Von der im Winter von 1801 zu 1802 in G.'s Hauſe ſich verſammelnden Vereinigung mit Pickenicks, dem ſogenannten „Mittwochskränzchen," iſt ſchon in G.'s Brief an Schiller vom 10. November 1801 die Rede, und Letzterer giebt Körner'n am 16. deſſelben Monats davon Nachricht. Nach dem handſchriftlichen Aufſatz einer der dabei betheiligten Damen war es an einem der Freundſchaftstage der Hofdame von Göchhauſen, daß G. das Vorhaben zur Bildung dieſer Geſellſchaft kundgab. Er bezeichnete ſie als Cour d'amour und entwarf ſofort die Satzungen, welche jene Dame — wol nur aus dem Gedächtniß — ſo aufführt: „Erſtlich ſollte die zu errichtende Geſellſchaft aus lauter wohl aſſortirten Paaren beſtehen, die Verſammlungen derſelben wöchentlich (?) einmal Abends nach dem Theater im

Goethe'ſchen Hauſe ſtattfinden und dort ein Souper eingenommen werden, zu welchem die Damen das Eſſen, die Herren den Wein liefern würden; zweitens werde jedem Mitglied erlaubt, einen Gaſt mitzubringen, jedoch nur unter der unerläßlichen Bedingung, daß dieſer allen Theilen gleich angenehm und willkommen ſei; drittens dürfe während des Beiſammenſeins kein Gegenſtand zur Sprache kommen, der ſich auf politiſche oder andre Streitfragen beziehen könnte, damit die Harmonie des Vereins keine Störung erleide; viertens und letztens ſollten die gegenſeitig erwählten Paare nur ſo lange zur Ausdauer in dem geſchloſſnen Bündniß verpflichtet ſein, bis die Frühlingslüfte den Eintritt der milderen Jahreszeit verkündigten, wo dann jedem Theile freiſtehen müſſe, die bisher getragenen Roſenfeſſeln beizubehalten oder gegen neue zu vertauſchen.“ Schon Tags darauf wurde das Stiftungsfeſt begangen und die Geſellſchaft mit folgenden ſieben Paaren gegründet: Goethe und Gräfin Egloffſtein; v. Wolzogen und Hofräthin Schiller, Schiller und Frau v. Wolzogen, Einſiedel und Oberkammerherrin v. Egloffſtein, Oberkammerherr v. Egloffſtein und Hofdame v. Wolfskeel, Hauptmann v. Egloffſtein und Fräulein v. Imhoff, Meyer und Hofdame v. Göchhauſen. Zelter gedenkt dieſer Geſellſchaft im Brief an G. vom 1. Juni 1825 nach einer Tagebuchnotiz, worin er ſie als die „Geſellſchaft der Dreizehn“ bezeichnet gehabt hat. — Die Geſänge, welche G. dieſer Vereinigung ſchuldig ward, veröffentlichte er in dem „Taſchenbuch auf das Jahr 1804 von Wieland und Goethe“, ſowie ziemlich gleichzeitig, ſo weit von Ehlers in Muſik geſetzt, in den „Geſängen mit Begleitung der Chitarra v. W. Ehlers“. — Dem Abſchied des nach Paris reiſenden Erbprinzen widmete auch Schiller ein bekanntes Lied. Zu jenen Geſängen gehören außer dem „Tiſchlied“ „Mich ergreift, ich weiß nicht wie“ und dem „Stiftungslied“ wol noch „Zum neuen Jahr“, „Generalbeichte“, „Dauer im Wechſel“, „Sehnſucht“ und „Frühlingsorakel“. (W., I. 70, 77, 69, 80, 76, 57 und 71.)

298. Fräulein v. Göchhauſen hatte den Verſuch gemacht, durchzuſetzen, daß der Widerſacher — Kotzebue — in das Kränzchen hereingelaſſen werde, aber vergeblich, obwol es darüber zu heftigen Auftritten mit G. kam. — Die kleine Verſammlung trennte ſich, indem zunächſt die Gräfin Egloffſtein im Verdruß über G. als vermeintlichen Zerſtörer

des Festes des 5. März Denselben, zugleich im Namen der Göchhausen und der Wolfskeel, die fernere Theilnahme unter Bezugnahme auf die vierte Bestimmung der Gesellschaftssatzungen aufkündigte.

301. Demoiselle Maas gab im „Mädchen von Marienburg“ von Kratter die Katinka; „Der Jurist und der Bauer“ ist von Kautenstrauch, „Der deutsche Hausvater“ vom Freiherrn v. Gemmingen. Die Wahl der Lottchen in letzterem Stück bezeichnete Schiller im Brief an G. vom 20. Februar als nicht erwünscht, da es zweckmäßiger gewesen sein würde, die Maas auch in einer heiter naiven Rolle kennen zu lernen. — „Die beiden Billets“, Lustspiel des unter dem Namen Anton Wall schreibenden Heyne.

303. Korona Schröter, obwol nicht Schauspielerin, ward mit dem Theater insofern zusammengestellt, als sie bei dem fürstlichen Liebhabertheater in den ersten Jahren thätig gewesen war und z. B. die erste Iphigenia neben G. als Orest 1779 darstellte. — Das „Journal von Tiefurt“, ein auf Veranstaltung der Herzogin Amalie seit August 1781 handschriftlich ausgegebenes Blatt; das Trauergedicht „Auf Miebing's Tod“ (W., I. 118 ff.) steht im 23. Stück 1782.

304. Es war nicht im Jahr 1802, daß G. sich beigehen ließ, auf ein Intriguenstück einen Preis zu setzen, vielmehr geschah dies schon Ende 1800 im letzten Stück der „Propyläen“; die Bewerbstücke waren bis September 1801 einzusenden. Die bezügliche Bekanntmachung hatte nach G.'s Brief an Schiller vom 9. November 1800 — obgleich G. der Veranlasser war — Schiller übernommen abzufassen. Wiewol dreizehn Stücke eingegangen waren, konnte doch keins den Preis erhalten, wie Schiller am 5. Oktober 1801 Körner'n schrieb.

305. Auf welchem Wege G. dazu gelangte, Calderon wenigstens dem Namen nach Zeit seines Lebens zu kennen, ist nur zu muthmaßen. Calderon wurde überhaupt in Deutschland später als andre spanische Dramatiker, namentlich Lope de Vega und Moreto genannt, indessen kam La vida es sueño schon 1750 und dann wieder 1760 nach einer italienischen Uebersetzung von Scharfenstein bearbeitet, 1782 aber von Bertrand unter dem Titel „Sigismund und Sophronie oder Grausamkeit aus Aberglauben“ nach einer französischen Uebersetzung von Boissy ver-

deutscht auf die Bühne; schon im vorhergegangnen Jahrzehnd war El Alcalde de Zalamea von Schröder und Stephanie dem Jüngeren, von Ersterem „Amtmann Graumann oder Begebenheiten auf dem Marsch", von Letzterem „Der Oberamtmann und die Soldaten" benannt, zur Aufführung gebracht worden. Zachariä lieferte 1770 nach Linguet ein „Spanisches Theater", worin vier Stücke von Calderon. Bestimmte Nachricht, daß Calderon sich G.'n zu nähern anfing, erhalten wir jedoch nicht früher als aus dem Jahr 1802, und zwar aus Briefen Schelling's an A. W. Schlegel vom 11. und 13. Oktober, worin Jener mittheilt, wie G. von des Letzteren Uebersetzung von La devocion de la cruz („Die Andacht zum Kreuz") ganz entzückt gewesen sei, ja Calderon dem Werthe nach Shakespeare gleichgestellt habe. Nach diesem ersten Musterstück lernte G. dann im nächsten Jahre noch El mayor encanto Amor („Ueber allen Zauber Liebe") und La vanda y la flor („Die Schärpe und die Blume") ebenfalls in Schlegel's Uebertragung kennen.

307—309. Büttner's Tod ereignete sich zwar nicht in der Mitte des Winters, sondern schon Anfang Oktober 1801; dagegen begann G. das ihm in dessen Folge auferlegte mühevolle Geschäft allerdings erst 1802. Er ging, um die Büttnerische Bibliothek zu übernehmen, am 17. Januar nach Jena, wie die Briefe an Schiller vom 16. und 19. dieses Monats sowie vom letztern Tag an Voigt bezeugen, und blieb dort, kurze Unterbrechungen abgerechnet, bis zum 12. Juni, um diesen Nachlaß aus dem bisher Büttner'n überlassenen Quartier im Schloß auszuräumen und dessen Ordnung einzuleiten. — Auf das Geschichtchen von wiederholter Bestellung eines schon zweimal vorhandenen Buchs spielt G. in der Besprechung des Livre des Cent-et-un (W., XXIX. 732) an.

312. Die Errichtung eines würdigen Lokals für den Lauchstädter Musentempel wurde schon 1797 eingeleitet; vom 25. Juli dieses Jahres ist das von G. verfaßte und unterzeichnete Gesuch der Oberdirektion der Hofschauspielergesellschaft zu Weimar an den Kurfürsten von Sachsen um Genehmigung des Baues.

314. 315. Das letzte Bedenken, welches dem Unternehmen Hindernisse bereitete, war das Verlangen des Herzogs Karl August, eine Gewähr dafür geleistet zu erhalten, daß kein andrer Theaterbau neben dem seinigen in Lauchstädt gestattet

werde. Nachdem er jedoch die Hoftheaterkommission ermächtigt hatte, darauf zu verzichten, was unterm 12. Januar 1802 geschah, konnten sofort die Anhalten zum Bau getroffen werden; nach G.'s Brief an den Geheimen Rath Voigt vom 14. Februar 1802 sollte Tags darauf eine Berathung darüber bei Ersterem stattfinden, und am 19. März meldet er Schiller'n von Jena aus, daß das akkordirte Holz zum Lauchstädter Theaterbau die Saale hinabschwimme.

316—318. Das Vorspiel bei Eröffnung des neuen Schauspielhauses zu Lauchstädt hieß „Was wir bringen"; am 8. Juni hatte es G., wie er Schiller'n schrieb, schon vollständig diktirt und wollte nur Einzelnes noch besser herausarbeiten. Die Aufführung fand am 26. Juni statt, wie zeitgenössische Nachrichten bestätigen („Intelligenzblatt der Allgem. Literatur-Zeitung" 1802, Sp. 1110 f.); auch im „Tagebuche eines alten Schauspielers ꝛc. von Genast" (I. Bd. 7. Kap.) sowie im Verzeichniß der in Weimar aufgeführten klassischen Stücke wird dieses Datum angegeben und zwar — da noch mehrere Daten daneben stehen — offenbar nach eigenen Aufzeichnungen oder authentischen Unterlagen. Auch Krieg („Bad Lauchstädt sonst und jetzt") giebt denselben Tag an.*) (Vergl. W., XI. 1. Abth. S. 31—75).

319. Es dürfte die vom Kanzler Niemeyer bearbeitete „Andria" des Terenz gewesen sein, die G. am 15. September 1802 an Schiller sandte, ingleichen das Stück, von welchem Schiller im Brief vom 21. Mai 1803 spricht. S. Abs. 354.

320. Reichardt's Frau und anmuthige schöne Töchter scheinen G. näher gestanden zu haben als Reichardt selbst; die Appellationsräthin Körner äußert nicht ohne Wahrscheinlichkeit die Vermuthung, daß zu Wiederherstellung des gestörten Verhältnisses — vergl. Abs. 106 — von Seiten G.'s wol die Anmuth der Reichardt'schen Töchter Veranlassung gegeben habe (Dorow's „Denkschriften und Briefe ꝛc.", IV. 164; „Charlotte v. Schiller und ihre Freunde", III. 38 f.). — Bedeutende Männer, welche in dem gefälligen Familienkreis glückliche Verbindungen für das Leben anknüpften, waren Tieck, der die Schwester der Frau Reichardt, und Steffens, der die jüngste Tochter Reichardt's heirathete.

*) Tümpel verlegt die Aufführung auf den 27. Juni („Goethe und Karl August", II. 203).

321. Melodien vergönnte Reichardt einer großen Zahl von G.'s Liedern; die 1809 bei Breitkopf u. Härtel erſchienene Sammlung „Goethe's Lieder, Oden, Balladen und Romanzen mit Muſik von J. F. Reichardt" enthält 59 Lieder, 44 vermiſchte Geſänge und Deklamationen ſowie 11 Balladen und Romanzen.

322. Das Meckeliſche Kabinet in Halle war ein von Johann Friedrich Meckel gegründetes anatomiſches Muſeum, deſſen Beſitzer nach Jenes Tod zunächſt ſein Sohn war, der aber 1802 ſich allerdings noch am Leben befand; der fernere Beſitzer — Enkel, beziehentlich Sohn der Vorerwähnten — war 1802 auf Reiſen und ſtarb erſt 1833. Da G. indeſſen den zweiten Beſitzer des Kabinets als verſtorben bezeichnet, ſo iſt anzunehmen, daß er jenes 1803 wieder beſuchte; damals war des Gründers Sohn allerdings todt.

323. Während des Auguſtmonats war G. in Jena vom 3. an und blieb daſelbſt etwa drei Wochen. — Voß war als in Ruheſtand getretener Gymnaſialrektor im September 1802 von Eutin nach Jena gezogen; ſchon im November kaufte er ſich an; ſein Haus lag dort in der Bachgaſſe.

324. Das Studium des Wachsthums der Raupe des Wolfsmilchſchwärmers bis zum Uebergang zur Puppe war eine Fortſetzung der Beſchäftigung mit der Metamorphoſe der Inſekten; G. ſchrieb am 17. Auguſt aus Jena an Schiller, er habe einige Lücken in der Lehre der Metamorphoſe der Inſekten nach Wunſch ausgefüllt.

326. Was G. in Bezug auf die Zerſtückelung des von Batſch geſammelten Muſeums ein wunderliches Verhältniß nennt, iſt nicht recht klar. Was hier gelegentlich des Todes des Profeſſor Batſch als Folge deſſelben vorausbemerkt iſt, wiederholt G. unterm Jahre 1806, Abſ. 576, als abgeſchloſſne Thatſache.

327. Die Schenkung des Mineralienkabinets des Fürſten Gallitzin theilt G. als eben geſchehen am 28. Nov. 1802 Knebel'n mit. Der Fürſt war Präſident der Mineralogiſchen Geſellſchaft in Jena, die freilich noch gar nicht genannt iſt, ſo daß man das „derſelben" allenfalls auf die im vorhergehenden Abſatz erwähnte „Naturforſchende Geſellſchaft", aber irrig, zu beziehen geneigt wäre. G. gedenkt dieſer Schenkung auch im folgenden Jahr in den „Annalen" ſowie 1805 in dem Aufſatz

„Mineralogische Gesellschaft" des „Intelligenzblatts der Allgem. Jenaischen Literatur-Zeitung". Das Kabinet soll dem Fürsten 6000 Dukaten gekostet haben, war also wol bedeutend zu nennen, zumal wenn man berücksichtigt, welche Bezugsquellen ihm als Russen zu Gebote standen.

328. G. lud Schiller am 26. Dezember 1802 zum Mittagsessen mit Schelling und „einem k. k. Bergrath von Podmanitzky" ein; Letzterer war Anhänger der Schelling'schen Philosophie und verkehrte längere Zeit mit G., wie dies Knebel in Briefen an Frau Herder vom 15. und 22. März 1803 erzählt („Von und an Herder ꝛc. herausgeg. v. Düntzer und v. Herder", III. 227 ff.).

329. Die Erwähnung neu heranwachsender Glieder, welche die Anmuth der Jenaischen Geselligkeit vermehrten, dürfte sich vornehmlich auf Silvie v. Ziegesar beziehen. Sie lebte zwar in Drakendorf; allein bei dessen nur einstündiger Entfernung von Jena gehörte die Familie v. Ziegesar zur dortigen Gesellschaft. G.'s erster Brief an Silvie v. Z. ist vom 24. Oktober 1801.

334. Bei dem Büchlein, welches vielen Eindruck machte und die Frömmigkeit als alleiniges Fundament der Kunst festsetzen wollte, mit der Schlußfolge: einige Mönche waren Künstler, deshalb sollen alle Künstler Mönche sein, muß man wol zunächst an Wackenroder's „Herzensergießungen eines kunstliebenden Klosterbruders" denken, obwol dieses Buch 1802 nicht mehr neu, vielmehr schon 1797 erschienen war.

338. Friedrich Schlegel's Reise nach Paris erfolgte sofort nach der Aufführung des „Alarcos", der er beiwohnte; er blieb ein paar Jahre dort. — Die „Geschichte des hanseatischen Bundes" von Sartorius erschien in 3 Bänden 1802—1808.

339. Auf Weimar's Theater ward vom Hofrath Rochlitz schon am 12. Februar 1800 ein Stück, „Es ist die Rechte nicht", aufgeführt und zu Anfang 1801 „Jedem das Seine". In letzterem Jahre bewarb sich Rochlitz, von G. aufgefordert, um den von Demselben ausgesetzten Preis für ein Intriguenstück, erfüllte jedoch die gestellten Bedingungen nicht. Das durch

mehrere Briefe zu erkennen gegebene Interesse im Jahr 1802 bezieht sich jedoch darauf, daß Rochlitz am 30. Oktober bei G. anfrug, ob es gegründet sei, daß er damit umgehe, ein Drama des Sophokles auf die Bühne zu bringen, und auf G.'s unterm 3. November ertheilte bejahende Antwort mittels weiteren Briefs vom 1. Dezember seine Ansichten über die griechische Darstellungsweise ausführlich entwickelte. G. trat ihm unterm 6. desselben Monats bedingt bei. — In den nächsten Jahren wurde von Rochlitzens Stücken noch gegeben: „Revanche" 1804, „So geht's" 1805, „Die Neuvermählten" 1808 u. „Antigone" 1809.

340. Klaproth benutzte Büttner's polyglottischen Nachlaß als Orientalist, insbesondere als Sinolog; Bode übersetzte aus romanischen, nordischen und orientalischen Sprachen; Hain übertrug Sismondi's „Literatur des südlichen Europa's".

343. Ueber die Theater- und Festhändel von 1802 siehe Abs. 288—295.

344. Meyer's Abwesenheit von Weimar dauerte vom Oktober 1795 bis in den November 1797; eine eheliche Verbindung ging er ein mit einer Tochter des Kanzlers v. Koppenfels in Eisenach. Dies fand zwar erst im Dezember statt; doch scheint Meyer G.'s Haus Ende Oktober oder am 1. November verlassen zu haben. Vergl. Briefe G.'s an Zelter vom 3. und an Nikolaus Meyer vom 9. November, sowie von Christiane Vulpius an N. Meyer vom 2. Oktober („Freundschaftliche Briefe von Goethe und seiner Frau an Nik. Meyer", S. 74). Ueber den Werth der regelmäßigen Gegenwart Meyer's als Hausgenosse spricht G. sich auch gegen Knebel am 28. Nov. aus.

345. Wie G. „Eugenien", d. h. „Die natürliche Tochter" im Stillen hegte, darüber ist zu vergleichen Abs. 219.

346. Die bezüglich des „Benvenuto Cellini" unternommene Arbeit betraf die Herausgabe desselben als besondres Buch. Schon während diese Lebensbeschreibung stückweise in den „Horen" erschien, dachte G. daran, namentlich um Reichardt zuvorzukommen, der eine Herausgabe der vollständigen Schrift — denn G. hatte in den „Horen" Manches nur auszugsweise gegeben — anzukündigen schien, wie G. am 19. Oktober 1796 Schiller'n bemerklich machte. Die Vorbereitungen zu dieser Herausgabe im Jahr 1802 bezeugen die Briefe an Schiller vom 15. September und 16. Oktober.

Die junger Herrn erschlaffte Nerven
An Augen, Fuß und Hand
Aufs Neue stärken, den Verstand
Und das Gedächtniß schärfen.

Besonders ist er drauf bedacht,
Durch Ordnung wieder einzubringen,
Was Unordnung so schlimm gemacht,
Und heißt mich meinen Willen zwingen:
„Bei Tag und sonderlich bei Nacht
Nur an nichts Reizendes gedacht!“
Welch ein Befehl für einen Feldherrn,
Den jeder Reiz bis zum Entzücken trifft!
Des Boucher's Mädchen nimmt er mir
Aus meiner Stube, hängt dafür
Mir eine abgelebte Frau
Mit riesigem Gesicht, mit halbzerbrochnem Zahne,
Vom fleißig-kalten Gerhard Dow
An meine Wand; langweilige Ahne
Setzt er mir statt des Weins vor.

O, sage Du,
Kann man was Traurig'res erfahren,
An Körper alt und jung an Jahren,
Halb siech und halb gesund zu sein?
Das giebt so melancholi'sche Laune,
Und ihre Pein
Würd' ich nicht los, und hätt' ich sechs Alraune.
Was nützte mir der ganzen Erde Geld?
Kein kranker Mensch genießt die Welt.

Und dennoch wollt' ich gar nicht klagen
(Denn ich bin schon im Leiden sehr geübt),
Hätt' ich nur Das, was uns die Plagen,
Die Last der Krankheit zu ertragen,
Mehr Kraft als selbst die Tugend giebt,
Verkürzung grauer Regenstunden,
Balsam'sches Pflaster aller Wunden —
Gesellschaftsgeister, die man liebt.

Zwar hab' ich hier an meiner Seite
Beständig rechte gute Leute,
Die mit mir leiden, wenn ich leide;
Sie sorgen mir für manche Freude,

347. Was G. veranlaßt, hier des ſchon 1794 erſchienenen „Reineke Fuchs“ zu gedenken, iſt nicht klar.

348. Der ins Allgemeinere gewendete Schluß von „Paläophron und Neoterpe“ bei der Darſtellung zum neuen Jahr 1803 auf dem öffentlichen Theater ging wol 1825 bei dem Theaterbrand verloren.

349. Die erſte Leſeprobe für die Aufführung der „Braut von Meſſina“ fand erſt am 27. Februar ſtatt beſage Schiller's Briefe an G. vom folgenden Tage. — „Die Jungfrau von Orleans“ kam in Weimar am 23. April zum erſten Mal auf die Bühne.

350—353. Ein Luſtſpiel „Der Schädelkenner“ dürfte nicht erſchienen ſein. Die Vermuthung iſt nicht unzuläſſig, daß G. das 1805 erſchienene „Die Schädellehre. Von C. St.“ im Auge und den wahren Titel hier abſichtlich verſteckt hat (vergl. „Goethe's Briefe an Eichſtädt“, S. 280).

354. Das Einſtudiren des Niemeyer'ſchen Stücks — alſo jedenfalls der „Andria“ —, um es in Lauchſtädt aufzuführen, erwähnt Schiller im Brief an G. vom 21. Mai 1803. — G. verweilte daſelbſt Ende Juni.

355. Die hier genannten Perſonen, mit denen G. werthe Verbindungen erneuerte, waren ſämmtlich in Halle; in Giebichenſtein befand ſich, wie erinnerlich, die Familie Reichardt, in Merſeburg lebte der Stiftskanzler Freiherr v. Gutſchmid, welcher in Lauchſtädt mit G. verkehrte, wie Ludecus in „Aus Goethe's Leben“, S. 41 ff., erzählt: der Genannte gehörte zu den oberen Behörden in Merſeburg, mit denen G. das bezüglich des Theaters in Lauchſtädt wichtige gute Verhältniß zu befeſtigen veranlaßt war.

356. Wolff und Grüner kamen zuſammen im Auguſt 1803 von Augsburg nach Weimar, wie G. am 3. Mai 1816 Zelter'n erzählte. Beide traten zuerſt am 1. Oktober in Shakeſpeare's „Julius Cäſar“ auf, Wolff als Cinna und Marcellus, Grüner als Lucilius. — Die Didaskalien, die G. mit den genannten Schauſpielern begann, die Grammatik, die er ſich ausbildete, wurden als „Regeln für Schauſpieler“ im IV. Bande von Goethe's „Nachgelaſſenen Werken“ veröffentlicht (W., XXVIII. 682—698).

357. Grimmer trat wol nicht erſt nach jenen genannten Beiden vor, wenigſtens war er in Weimar ſchon, ehe die Hofſchauſpieler nach Lauchſtädt gingen, wie ſich aus einem undatirten Brief Schiller's an G. ergiebt (Nr. 906 der 3. Aufl. des Briefwechſels, wo nur als Druckfehler „Grüner" anſtatt Grimmer ſteht). Grimmer's erſte Rolle war die des Chatillon in „Die Jungfrau von Orleans" am 17. September. Im „Wilhelm Tell" gab er den Baumgarten.

358. Der erſte Theil von „Eugenie" war gedruckt als „Taſchenbuch auf das Jahr 1804"; daß er geſpielt war, iſt bereits Abſ. 349 geſagt.

359. Die Mittheilungen, die G. hier über die Fortſetzung der „Natürlichen Tochter" giebt, ſcheinen nicht ganz im Einklang mit dem zuerſt in der Quartausgabe von G.'s Werken (1836) abgedruckten Schema derſelben (W., X. 103—116) zu ſtehen; denn wie nach dieſer Stelle der „Annalen" der zweite Theil des Schauſpiels auf dem Landgut, Eugeniens Aufenthalt, der dritte in der Hauptſtadt vorgehen ſollte, ſo ſpielen nach dem Schema der zweite Aufzug des zweiten Theils auf dem Landgut und der dritte Aufzug in der Hauptſtadt. G. dürfte alſo hier wol eine Verwechslung begangen haben. Daß indeſſen von vorn herein drei Theile beabſichtigt waren, beſtätigen zeitgenöſſiſche Nachrichten, wie Böttiger's Brief an J. v. Müller vom 4. Juli 1803 („Briefe an J. v. Müller", I. 372) und Delbrück's Beſprechung der „Natürlichen Tochter" in der „Jenaiſchen Allgemeinen Literatur-Zeitung" (1804, IV. 28).

360. Zu den G.'n wohlthätigen Zeugniſſen der freundlichſten Aufnahme gehören außer der gedachten Beſprechung Delbrück's eine andere vom Profeſſor Schaumann, deren Abdruck G. beiage Briefs an Eichſtädt vom 29. Februar 1804 abwendete, weil ſie zu lobend war; ſodann eine dergleichen von Huber in der Halliſchen „Allgemeinen Literatur-Zeitung", ein Brief des Herzogs vom 3. April 1803, ein Brief von Rochlitz, den G. in einem undatirten Brief an Dieſen aus dem Jahr 1804 erwähnt, und ein zweiter ungedruckter Brief Rochlitzens an G. vom 9. Mai 1804, ein Brief ſeiner Mutter vom 30. November 1803, ein Brief der Frau v. Schiller, deſſen Inhalt aus G.'s undatirter Antwort erſichtlich iſt („Chart. v. Schiller und ihre Freunde", II. 239 f.). Schiller's anerkennendes Urtheil er-

fahren wir ferner aus Dessen Brief an W. v. Humboldt vom 18. August 1803.

363. Errichtet wurden zu dieser Zeit neu die Hochschulen in Dorpat 1802 und in Charkow 1803, wohin ebenso wie nach Moskau Lehrer aus Deutschland gezogen wurden.

365. Der Leibarzt Hufeland hatte Ostern 1801 seine Stelle in Berlin angetreten.

366. 367. Wie Fichte's Aeußerungen über Gott und göttliche Dinge in seinem „Philosophischen Journal" 1794 (Abs. 62) vorgreifend erwähnt wurden, so geschieht es hier nachträglich, um die bis ins Jahr 1803 fortgehenden Folgen nachzuweisen. Die richtigen Zeiten sind aber folgende: Fichte's Aufsatz „Ueber den Grund unseres Glaubens an eine göttliche Weltregierung" steht im 1. Heft des Jahrganges 1798 des „Philosophischen Journals"; das gegen diese Schrift gerichtete kursächsische Konfiskationsedikt ist vom 19. November 1798, und vom 18. des folgenden Monats das Requisitionsschreiben des Kurfürsten an die Herzöge von Sachsen wegen Bestrafung Fichte's, der auf Grund jenes Aufsatzes des Atheismus beschuldigt wurde. Seine Vertheidigung unternahm Fichte Anfang 1799 durch die „Appellation an das Publikum über die ihm durch ein kurfürstlich sächsisches Konfiskationsreskript beigemessenen atheistischen Aeußerungen. Eine Schrift, die man erst zu lesen bittet, ehe man sie konfiszirt", sowie durch die „Gerichtlichen Verantwortungsschriften der Herausgeber des Philosophischen Journals gegen die Anklage des Atheismus". — Die Art und Weise, wie man ihm auf das Gelindeste herauszuhelfen gedachte, wurde im Einverständniß mit der kursächsischen Regierung darin gefunden, daß man Fichten wegen seiner Unvorsichtigkeit einen Verweis ertheilen wollte. Das heftige Schreiben, worin er erklärte, solchenfalls mit mehreren bedeutenden Lehrern gleichzeitig Jena verlassen zu wollen, ward am 22. März 1799 an den Geheimen Rath Voigt gerichtet und infolge dessen mit Reskript vom 29. desselben Monats der Verweis wirklich, zugleich aber nunmehr von Staats wegen ihm die seinerseits angedrohte Entlassung ertheilt. Nach G.'s Darstellung hat es den Anschein, als habe man an einen Verweis nicht gedacht, und sei von demselben nur gerüchtweise die Rede gewesen. — Wegen Vermittlung der Zurücknahme der Entlassung wandte sich Fichte wiederum an Voigt, jedoch erfolglos,

368. Hufeland der Jurist wanderte nicht nach Ingolstadt, sondern ebenso wie Paulus und Schelling Ende 1803 nach Würzburg.

369. Der Plan, die „Allgemeine Literatur-Zeitung" von Jena weg nach Halle zu verlegen, war jedenfalls wesentlich durch den Abgang der bedeutendsten wissenschaftlichen Größen von ersterem Orte, namentlich auch des Mitredakteurs Erich veranlaßt; indessen mochten auch verschiedne Zerwürfnisse des Leiters der Zeitschrift, des Hofrath Schütz, zu Ausführung desselben beigetragen haben.

372. Die Unternehmer der „Allgemeinen Literatur-Zeitung" waren außer dem genannten Schütz der kaufmännische Theilhaber Bertuch; bei der Redaktion standen Ersterem die Professoren Erich und Eichstädt zur Seite; mit Letzterem wurden sofort die Verhandlungen wegen Fortsetzung der Literatur-Zeitung in Jena eingeleitet; G.'s erster darauf bezüglicher Brief ist vom 28. August 1803. Wenn nun in der in Nr. 71 des „Jenaischen Wochenblatts" abgedruckten, wahrscheinlich von G. verfaßten Bekanntmachung gleichfalls wie in den „Annalen" gesagt wird: „Die seither hier erschienene Allgemeine Literatur-Zeitung wird auch künftig hier fortgesetzt werden" — so hatten die Unternehmer volle Berechtigung, dieser Auffassung mit Schärfe entgegenzutreten, da die bisherige, ihnen gehörige Literatur-Zeitung eben nicht in Jena, sondern in Halle fortgesetzt wurde, die von Eichstädt unternommene vielmehr eine neu gegründete war.

373. Ein wichtiger Theil der Aktenstücke jener Tage ist in „Goethe's Briefe an Eichstädt" 1872 veröffentlicht.

374. Ein bedeutender Mann, durch dessen Abgang von Jena ein Lehrfach erledigt wurde, war Loder, der von Michaelis 1803 an nach Halle berufen war; an seine Statt war insbesondre Sömmerring als Anatom in Vorschlag gebracht worden, und G. schrieb schon am 8. Juni deshalb an ihn; mit Ackermann wurden die Verhandlungen zwar schon 1803 gepflogen, wie aus G.'s Brief an Voigt vom 18. November d. J. zu ersehen, doch trat er erst Ostern 1804 an, wogegen Schelver schon Ostern 1803 Batschens Stelle einnahm. Ueber Diesen spricht sich G. auch im Brief an Schiller vom 27. November 1803 sehr günstig aus.

375. Lenz hatte die Mineralogiſche Geſellſchaft 1798 gegründet.

376. Das Geſchenk des anſehnlichen Kabinets des Fürſten Gallitzin iſt ſchon 1802 (Abth. 327), in welchem Jahr es gemacht wurde, erwähnt. — Der Vortrag, den G. mit dem Geſuch an den Herzog erſtattete, die Statuten von Lenzens Mineralogiſcher Geſellſchaft zu beſtätigen und ſie zu einer öffentlichen Anſtalt zu erheben, iſt vom 3. Juli 1803.

377. Fernow kam von Rom am 3. September 1803 in Weimar an beſage Schiller's Briefs an W. v. Humboldt vom 12. dieſes Monats. — Die mitgeführten hinterlaſſenen Zeichnungen ſeines Freundes Carſtens brachte G. auf die Kunſtausſtellung von 1804 und führte ſie in dem dieſelbe beſprechenden Programm der „Jenaiſchen Allgemeinen Literatur-Zeitung“ vom Jahr 1805 auf.

378. Dr. Riemer wurde wenige Tage nach ſeiner Ankunft in Weimar im September von G. als Hauslehrer ſeines Sohnes angenommen.

379. G.'s Verhältniß zu Zelter war veranlaßt durch deſſen Kompoſition Goethiſcher Lieder, blieb aber mehrere Jahre nur ein briefliches. Einem Briefe G.'s aus dem Jahr 1796 folgte, obwol Zelter öfter ſchrieb, erſt 1799 der zweite und 1801 der dritte. Nach einem Aufenthalt Zelter's zu Weimar Anfang 1802 belebte ſich indeſſen der Briefwechſel; der nähernde vierzehntägige Aufenthalt fand aber im Juni 1803 ſtatt.

384. G.'s Sammlung gegoſſener italieniſcher Münzen des funfzehnten und ſechzehnten Jahrhunderts zählte 196 Stück, die der Originalfolge der Päpſte, ſpäter von Petrus bis auf die neuere Zeit erweitert, nebſt Kardinälen 691 Stück. Die Hauptſendung von der Nürnberger Auktion traf nach dem biographiſchen Schema am 11. Auguſt in Weimar ein.

385. Sollte G. nicht anſtatt Spaziergängen diktirt haben: „Spaziergängern“?

393. Frau von Stael kam am 14. Dezember in Weimar an. — Das Programm, mit dem G. in Jena noch beſchäftigt war, war das erſte der neuen „Jenaiſchen

Allgemeinen Literatur-Zeitung"; es enthielt: „Weimarische Kunstausstellung vom Jahr 1803 und Preisaufgabe für das Jahr 1804" und „Polygnot's Gemälde in der Lesche zu Delphi". Vgl. Abs. 397 u. 398.

394. Im „Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe" steht in des Ersteren Brief vom 21. Dezember 1803 etwas abweichend: „Alles von ihr hören und ihr Alles sagen mag".

396. Von Verständigen und Einsichtigen gaben das Erstaunen über das Unternehmen, die Allgemeine Literatur-Zeitung fortzusetzen, zu erkennen: Schiller, W. A. Schlegel, Wieland, Hegel, Schleiermacher, Thibaut („Goethe's Briefe an Eichstädt", S. XII f.).

397. Daß bisher die Preisaufgaben für bildende Künstler ꝛc. den „Propyläen" angehört haben, ist nicht genau ausgedrückt; in den bereits 1800 eingegangenen „Propyläen" stand zuletzt das Preisausschreiben für 1801, während die für 1802 und 1803 bereits in der ältern „Allgemeinen Literatur-Zeitung" veröffentlicht wurden.

398. Nicht dem Professor Hoffmann aus Stuttgart ward der Preis für die Preisaufgabe von 1803 zuerkannt, sondern dem Professor Wagner in Würzburg, den sich auch die Herausgeber der Quartausgabe an Stelle des Erstgenannten einzurücken erlaubt haben. — Den Versuch, Polygnot's Gemälde in der Lesche zu Delphi zu restauriren, hatten die Gebrüder Riepenhausen gemacht und ihre Zeichnung derselben 1803 in Weimar mit ausgestellt. Sie gab den Anlaß zu G.'s in der Anmerkung zu Abs. 393 erwähntem Programm.

Am Schluß des Jahres 1803 haben dieselben Herausgeber noch den in der Ausgabe letzter Hand unter den „Biographischen Einzelnheiten" befindlichen Aufsatz „Herder" eingereiht.

403. Nach „Schnecke" ist von der Quartausgabe an eingeschaltet: „(eine steile Anhöhe vor Jena)". — Um ein Billet von Frau v. Stael ersucht G. noch von Jena aus Frau v. Schiller am 20. Dezember 1803; am 23. bittet er Dieselbe, Frau v. Stael für den folgenden Tag zu ihm zu Tische einzuladen, in welche Zeit daher G.'s erstes Zusammentreffen mit der Stael fällt; Schillers sollten an diesem kleinen Zirkel theilnehmen.

Zwiſchen Abſatz 403 und 404 haben Riemer und Eckermann in der Quartausgabe den erſten Abſatz des Aufſatzes „Frau von Stael“ der „Biographiſchen Einzelnheiten“ eingeflochten, die andern an andern Stellen.

404. 405. Ueber der Stael Verhältniß zu Allem, was man Philoſophie nennt, ſehe man Schiller's Brief vom 21. Dezember, Abſ. 394. — Das ſo eben herausgekommene franzöſiſche Buch, die Korreſpondenz von einigen Frauenzimmern mit Rouſſeau enthaltend, war die 1803 erſchienene Correspondance originale et inédite de J. J. Rousseau avec Mad. Latour de Franqueville et Mr. du Peyrou, deſſen erſte zwei Bände den von einer Freundin der Latour — wahrſcheinlich einer Frau von Solar — eingeleiteten, hauptſächlich aber von der Latour fortgeſetzten Briefwechſel enthalten; derſelbe hörte von Rouſſeau's Seite auf, als die Latour ihm von ihrer Abſicht, die Briefe drucken zu laſſen, Kenntniß gegeben hatte. Das Buch war in Nummer 13 der „Jenaiſchen Allgemeinen Literatur-Zeitung“ beſprochen worden, und G. machte Schiller in dem Brief 939 des „Briefwechſels“ (3. Ausg.) darauf aufmerkſam, indem er dabei erzählte, daß die Stael ihm verſichert habe, ſie werde ſeine Aeußerungen ſämmtlich drucken laſſen.*)

406. Die Reſultate der Reiſe der Stael durch Deutſchland liegen vor in ihrem dreibändigen Werk „De l'Allemagne“, 1810.

409. Daß im nächſten Jahre die franzöſiſche Uebergewalt Weimar — das doch nur unter dem „uns“ verſtanden werden kann — an den Rand der Vernichtung geführt habe, iſt ſelbſtverſtändlich ungenau.

410. Anſtatt dieſes Abſatzes ſteht ſeit der Quartausgabe der zweite Abſatz von „Frau v. Stael“ in den „Biographiſchen Einzelnheiten“. — Nach den Briefen G.'s an Schiller vom 26. u. 28. Januar 1804 ſcheint es, daß G. ſeine noch nicht völlig gekräftigte Geſundheit zum Vorwande nahm, ſich von dem Abend zu entſchuldigen, wo ſie die „Phädra“ von Racine bei Hofe

*) Düntzer („Goethe und Karl Auguſt“, II. 465) nimmt an, der obgedachte Brief ſei vom 16. Januar, was wol ebenſo falſch iſt als ſeine Behauptung, daß die Stael oberwähnte Abſicht brieflich ausgeſprochen habe.

vortrug. Es geschah dies am 27. jenes Monats („Morgenblatt“ 1855, S. 629).

414. Moreau wurde am 15. Februar arretirt.

418. Anstatt dieses Absatzes steht seit der Quartausgabe in den Werken das Uebrige des Aufsatzes „Frau v. Stael“, von dessen drittem Absatz an.

419. Es war nach G.'s Brief an Eichstädt vom 20. Juni der 23ste dieses Monats, an welchem G. sich nach Jena begeben wollte; er verweilte höchstens zwei Tage dort und war jedenfalls am 25. wieder in Weimar.

424. 425. Daß die Herzogin-Mutter die Fürstin war, welche durch Johannisfeuer verehrt wurde, hatte wol seinen Grund in dem Namen der Weimarischen Freimaurerloge „Amalia“.

426. Ueber das geologische Modell vergl. Anmerkung zu Abs. 637.

432. History of the Royal Society of London von Sprat ist geschrieben wol zu Anfang der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts; G. gedenkt dieses Werks in dem Brief an Wolf vom 2. Mai 1805 und in der „Geschichte der Farbenlehre“, Abtheilung „Achtzehntes Jahrhundert. — Erste Epoche“.

433. Der erste Band von History of the Royal Society von Birch erschien 1756, nicht 1666, wie in der „Geschichte der Farbenlehre“ in der ebengedachten Abtheilung gedruckt ist.

435. Winckelmann's Briefe an Kammer- — nicht Hof- — Rath Berendis befanden sich im Besitz der Herzogin Amalie, welche G.'n die Herausgabe gestattet hatte. Der Druck der Briefe allein war am 24. Januar 1805 beendigt, an welchem Tage G. an Professor Wolf davon schrieb; die Schilderung des außerordentlichen Mannes bis Ostern 1805 liefern zu müssen, erklärte er Schiller'n am 21. Dezember 1804. Außer den „Skizzen zu einer Schilderung Winckelmann's, I“ von G. enthält das Buch „Winckelmann und sein Jahrhundert“ noch: „Entwurf einer Kunstgeschichte des achtzehnten Jahrhunderts“, sowie Abschnitt II der „Skizzen“ — Winckelmann als Beförderer der Alterthumskunde darstellend — von Meyer, endlich Abschnitt III der „Skizzen“ — Winckelmann's Bildungs-

gang — von Wolf. Wenn Fernow bei Bildung des Oktavbandes mit thätig gewesen ist, so kann es nur im Wege mündlicher Unterhaltung mit G. geschehen sein, mit dem er zu Anfang des Jahres 1805 öfter zusammenkam („Sämmtliche Schriften von Johanna Schopenhauer", II. 129).

436. Das französische Manuskript, „Rameau's Neffe" von Diderot (W., Bd. XXXI), erhielt Schiller durch Wolzogen's Vermittlung von Klinger aus Petersburg (vergl. Schiller's Brief an Wolzogen vom 16. Juni 1804 und an Körner vom 25. April 1805). — Ueber Göschen's Absicht, das Original nach der Uebersetzung herauszugeben, s. „Ueber Kunst und Alterthum v. Goethe", IV. Band, 1. Heft, S. 159 (W., XXXI. 147).

437. Der fortwährende lebhafte Antheil, den G. an der Leitung der neuen „Jenaischen Allgemeinen Literatur-Zeitung" nahm, bestand wesentlich in der Aufsuchung geeigneter Recensenten und Prüfung der eingehenden Recensionen; denn er selbst lieferte deren 1804 nur vier, die im XXIX. Bande der Werke unter Nr. 44, 45, 46 und 132 stehen.

438—442. Darüber, daß G. ein episches Gedicht „Tell" ersann, als er am Vierwaldstätter See 1797 zubrachte, berichtete er an Schiller von dort aus am 14. Oktober 1797, sowie auch eine Tagebuchnotiz vom 9. desselben Monats in der „Schweizerreise 1797" davon Nachricht giebt. Von ferneren Arbeiten daran macht er Schiller'n am 6. Dezember 1797 und 30. Juni 1798 Mittheilungen, erwähnt solches auch am 5. Mai 1798 gegen Knebel und am 23. desselben Monats gegen J. Meyer, während Schiller am 6. Februar diese Epopöe gegen G. erwähnt hatte. Spätre Erzählungen G.'s hiervon finden sich in Eckermann's „Gesprächen mit Goethe", III. 168 ff., und in Riemer's „Mittheilungen über Goethe", II. 638 f. Zur Erwähnung seines „Tell" im Jahr 1804 veranlaßte G. die damalige Aufführung von Schiller's „Wilhelm Tell", durch welchen er sich bewogen fand, seine Dichtung aufzugeben, freilich wahrscheinlich schon 1802, als Schiller den Gegenstand aufgriff, oder doch 1803, als Derselbe das Schauspiel auszuführen begann; denn die in Briefen an Schiller vom 18. und 21. Mai 1803 erwähnte Beschäftigung mit deutscher Zeitmessung könnte sich auf die

Hexameter des „Tell“ beziehen. — Anerkannte Meister der Künste und Künstlichkeiten deutscher Prosodie, die in Widerstreit lagen, waren bis 1804 eigentlich immer nur noch Klopstock nebst seinen Nachahmern, den Grafen Stolberg, einer- und Voß andrerseits; zwar hatte A. W. Schlegel schon 1801 auf strengere Nachbildung der antiken Prosodie gedrungen, gab indessen erst 1808 ein Beispiel davon in der Elegie „Rom“. — G. deutet auf sein eignes Vorhaben, die „Kraniche des Ibykus“ zu bearbeiten, in den Briefen an Schiller vom 23. August und vom 12. (?) September 1797. — Ein anderes Thema, das er Schiller'n überließ, war „Hero und Leander“, wovon in Briefen G.'s an Schiller aus dem Mai 1796 (Nr. 164 der 3. Ausg. des „Briefwechsels“) und vom 7. Juli 1796, ingleichen in Körner's Brief an Schiller vom 18. Mai desselben Jahrs und Schiller's Antwort vom 25. die Rede ist. (Die Goethischen Briefstellen fehlen im „Briefwechsel“, finden sich aber in der „Allgemeinen Zeitung“ 1870, S. 2197, und in den „Grenzboten“ 1873, IV. 80.)

443. Die erste Spur im Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe, daß Beide sich über die Bearbeitung des „Tell“ besprochen hatten, findet sich in Schiller's Brief an G. vom 18. Mai 1803; aber von der Ausarbeitung erhielt G. laut seines Briefs an Schiller vom 13. Januar 1804 damals nur den ersten Aufzug, das Ende nebst der Rollenaustheilung am 19. des nächsten Monats.

444. An der Bühnenbearbeitung des „Götz von Berlichingen“ versuchte sich G. seit Mitte 1803 (Brief an Schiller vom 5. Juli), worauf die Arbeit aber längere Zeit geruht zu haben scheint, bis G. sie im Februar 1804 wieder aufnahm (Brief an Zelter vom 27. Februar). Das lange Stück (W., XI. 2. Abth. S. 257 ff.) wurde am 22. September gespielt, und dann, in zwei Theile getheilt, am 29. September und 13. Oktober 1804. Nach „Schiller's Kalender“ bestand der erste Theil aus den drei, nach dem „Weimarischen Jahrbuch“ (V. 446) aus den zwei ersten Aufzügen. Weil diese rein äußerliche Theilung unbequem gefunden wurde, erschien das Schauspiel am 8. Dezember 1804 wieder ungetrennt, aber gekürzt.

446. Die Anatolier nahmen die Entstehung des Menschengeschlechts im Morgenlande, die Oekumenier auf verschiednen Stellen der ganzen Erde an.

Es fehlt mir nur an mir, um recht beglückt zu sein;
Und dennoch kenn' ich Niemand, der die Pein
Des Schmerzes so behende stillt, die Ruh
Mit einem Blick der Seele schenkt wie Du.

Ich kam zu Dir, ein Todter aus dem Grabe,
Den bald ein zweiter Tod zum zweiten Mal begrabt;
Und wem er nur einmal recht nah ums Haupt geschwebt,
Der bebt
Bei der Erinnerung gewiß, so lang' er lebt.
Ich weiß, wie ich geeifert habe;
Doch machtest Du mit Deiner süßen Gabe
Ein Blumenbeet mir aus dem Grabe,
Erzähltest mir, wie schön, wie kummertrei,
Wie gut, wie süß Dein selig Leben sei,
Mit einem Ton von solcher Schmeichelei,
Daß ich, was mir das Elend jemals raubte,
Weil Du's besaß'st, selbst zu besitzen glaubte.
Zufrieden reist' ich fort und, was noch mehr ist, froh,
Und ganz war meine Reise so.

Ich kam hierher und fand das Frauenzimmer
Ein Bischen — ja, man sagt's nicht gern — wie immer.
Genug, bis hierher hat Keine mich gerührt.
Zwar sag' ich nicht, was einst Herr Schieb'ler*)
Von Hamburg's Schönen prädicirt;
Doch bin ich auch ein starker Grübler,
Seitdem Ihr Mädchen mich verführt,
Die ich wol schwerlich je vergesse;
Und da begreift Du wol, daß Jede leicht verliert,
Die ich nach Eurem Maßstab messe.
Du lieber Gott! An Musterkeit ist hie,
An Einsicht und an Witz Dir keine Eine'ge gleich,
Und Deiner Stimme Harmonie,
Wie käme die heraus ins Reich!

So ein Gespräch, wie unser's war im Garten
Und in der Loge noch, mit diesem seltnen Zug,
So aufgeweckt und doch so klug,
Ja, darauf kann ich warten!

*) Daniel Schiebeler aus Hamburg, Theaterrichter, im achten Buch von „Dichtung und Wahrheit" unter Goethe's Leipziger Bekanntschaften aufgeführt, sagte in einem Gedichte von Hamburg's Schönen: „Statuen wirst Du finden, So schöne macht ein Künstler nie."

447. „Demetrius“ wird im „Briefwechsel“ nur am 14. Januar 1805 von Schiller erwähnt, wobei er aber gleich bemerkt, daß seine körperlichen Gebrechen ihn zu einer halb mechanischen Arbeit nöthigen würden. So setzte er denn die Uebertragung der „Phädra“ fort, die er schon am 17. Dezember 1804 begonnen hatte und am 14. Januar 1805 beendigte.

448. Terier ist wahrscheinlich eine der in den „Annalen“ häufigen Namenverwechslungen und wol vielmehr Villiers gemeint. Wenigstens erzählt Henriette v. Knebel am 31. Oktober 1804 ihrem Bruder von einem Franzosen letztren Namens, der bei Hofe sein Talent, französische Komödien mit abwechselnder Stimme vorzutragen, zu bewundern gab.

449. Der 30. Januar, — der Herzogin Louise Geburtstag, der gewöhnlich durch ein neues, bedeutendes Bühnenstück gefeiert wurde.

450. Düntzer („Goethe und Karl August“, II. 509) schließt aus der Erzählung von Voß („Mittheilungen über Goethe und Schiller“, S. 50) in Verbindung mit „Schiller's Kalender“, daß nicht Anfang Mai, sondern am 29. April G. und Schiller sich zum letzten Male sahen, als der Letztre im Begriff stand, ins Schauspiel zu gehen.

451. Den „Demetrius“ zu vollenden, suchte Körner noch 1810 G. zu bestimmen — wie Ersterer am 5. August an Frau v. Schiller („Charlotte Schiller“, III. 57 f.) schrieb —, aber vergebens. Daß man sich 1805 mit der Hoffnung trug, G. werde dieses Trauerspiel ausführen, geht aus Cotta's Vorrede zu Schiller's „Theater“ (1805) hervor. — Daß G. gewisse Dinge bei der Ausführung von Schiller's Stücken bestritt, ist uns ausdrücklich vom „Tell“ bekannt, und zwar theils aus G.'s Brief an Schiller vom 13. Januar 1804 und Schiller's an Ersteren von der Hälfte März, theils aus G.'s Mittheilungen an Eckermann vom 18. Januar 1822 („Gespräche mit Goethe“, I. 197) und an Grüner vom 19. August 1822 („Briefwechsel und mündlicher Verkehr ꝛc.“, S. 113) über Schiller's anfängliche Absicht, den Landvogt ohne Motivirung auf den Einfall gerathen zu lassen, von Tell den Apfelschuß nach dem Kopf seines Kindes zu fordern. — Wie G.'s Tagebücher aus der nächsten Zeit nach Schiller's Tod nichts melden,

ſo ſcheint auch ſein Briefwechſel bis zum 1. Juni ganz geruht zu haben.

452. Die Ueberſetzung von „Rameau's Neffen" war erſt im März 1805 durch Schiller nach Leipzig an Göſchen geſandt worden, obwol ſie G. bereits am 24. Februar hatte an Schiller gelangen laſſen. Doch gilt dies nur von der Ueberſetzung ſelbſt; die Anmerkungen erhielt Schiller erſt am 23. April und ſchickte ſie bis auf wenige Blätter mit Brief vom 24. an 25. an Göſchen. — Die geſchriebenen Hefte mit dem Verſuch, die Geſchichte der Farbenlehre zu behandeln, ließ G. Schiller'n mit dem letzten Brief des Briefwechſels zugehen.

453. Die bereits bei Abſ. 435 aufgeführten „Skizzen zu einer Schilderung Winckelmann's", welche G. den von ihm herausgegebenen Briefen des Genannten anfügte, hat er zwar größtentheils 1805 ausgearbeitet, doch war es nicht erſt die einſame Thätigkeit nach Schiller's Tod, welche ihn veranlaßte, ſich auf dieſen Gegenſtand zu werfen; denn ſchon am 20. April benachrichtigt er Schiller von der Abſendung des vollſtändigen Manuſkripts an den Verleger Cotta.

454. Der am 30. Mai in Weimar angelangte Profeſſor Wolf blieb vierzehn Tage bei G., wie Dieſer am 19. Juni Zelter'n ſchrieb. — Das entſchiedne Hervorthun der Differenz zwiſchen G. und Wolf hatte, abgeſehen vom Sachlichen, ſeinen Grund noch in des Letzteren Widerſpruchsgeiſt, worüber G. ſich namentlich gegen Zelter in mehreren Briefen, wie vom 7. November 1816, 8. Auguſt 1822, 24. Juli 1823 und 28. April 1824 äußert.

455—459. Den Gegenſatz der Arten, die Vergangenheit ſich zu vergegenwärtigen, wie er ſich zwiſchen den Weimariſchen Kunſtfreunden und Wolf herausſtellte, ſpricht G. in Brief an Meyer vom 22. Juli 1805 kurz aus, indem er ſagt: „Ueberhaupt hatte ich Gelegenheit, hier abermals zu bemerken, daß Diejenigen, die von ſchriftlich-hiſtoriſchen datis ausgehen, immer mehr zum Zweifeln als zum Entſcheiden geneigt ſind."

461. Ueber ſeine Differenzen mit Wolf bezüglich des Phidias äußert ſich G. auch am 22. Juli 1805 gegen H. Meyer.

463. Zu dem Repertorium von Lauchſtädt iſt, ſo wei-

nöthig, Folgendes erläuternd zu bemerken. „Othello“ wurde nach des jüngern Voß Ueberſetzung und Schiller's Ueberarbeitung zum erſten Male am 8. Juni 1805 noch in Weimar aufgeführt, wie denn wol auch bei allen ſonſt genannten Bühnenſtücken die erſte Vorſtellung ſchon in Weimar ſtattgefunden hatte und die anlockenden Worte der Anſchläge nur auf Lauchſtädt Bezug hatten. Zu den noch nicht erwähnten iſt zu erinnern, daß „Regulus“ von Collin, „Johanna von Montfaucon“ von Kotzebue, „Lorenz Stark“ von Rochlitz, „Beſchämte Eiferſucht“ von der Weißenthurn, „Die beiden Klingsberge“, „Die Huſſiten vor Naumburg“, „Pagenſtreiche“ ſowie „Fanchon das Leyermädchen“ von Kotzebue waren, letztes Singſpiel mit Muſik von Himmel; ferner: „Die Saalnixe“ von Vulpius nach Hensler's „Donauweibchen“ zu Kauer's Muſik, „Das unterbrochne Opferfeſt“ mit Muſik von Winter, „Der Schatzgräber“ mit Muſik von Méhul und „Soliman II.“ von Huber nach dem Franzöſiſchen mit Muſik von Süßmayer. — „Das Lied von der Glocke“ wurde nebſt G.'s „Epilog zu Schiller's Glocke“ (W., XI. 1. Abth. S. 237 ff.) zu Schiller's Andenken zuerſt am 10. Auguſt in Lauchſtädt auf der Bühne vorgeführt.

464. Nach Lauchſtädt kam G. am 3. Juli*) und machte vorerſt nur einen Aufenthalt von wenigen Tagen, worauf er ſich zu Wolf nach Halle begab. Am 22. dieſes Monats war er wieder in Lauchſtädt; wie es ſcheint, nicht früher.

467—474. Ueber ſeine Theilnahme an Gall's Vorleſungen und ſeiner Lehre ſpricht ſich G. noch einigemal vorübergehend aus, prüfte auch die Eigenſchaften eines alten Volkes, von welchem Knochen in einem Grabhügel bei Großromſtedt gefunden worden waren, nach Gall's Grundſätzen („Ueber Kunſt und Alterthum“, II. Bd. 1. Heft, S. 191); über G.'s Verhalten bei den Vorleſungen in Halle und über ſeine Auslaſſungen darüber bringen ergänzende Erzählungen Steffens („Was ich erlebte“, VI. 49 ff.) und Laube (Reiſenovellen, IX. 19 ff.).

*) Nicht am 2. Juli, wie Düntzer („Goethe und Karl Auguſt“, II. 515) angiebt. G.'s Brief an Eichſtädt vom 3ten iſt noch aus Weimar datirt, und an dieſem Tag meldet er auch Wolfen ſeine eben erfolgte Ankunft in Lauchſtädt; Chriſtianens Angabe iſt eben falſch.

475. Die Reise nach Helmstädt dauerte vom 14. bis 25. August („Aus Schleiermacher's Leben", II. 35, 36). Nach des Geh. Ob.-Reg.-Rath v. Loeper gütigst mitgetheilten Nachforschungen wohnte G. dort im „Erbprinzen", nahe dem Marktplatz.

477. Bezüglich des Grabmals des Erzbischofs Adelbert II. von Magdeburg liegt eine doppelte Verwechslung vor, indem zunächst sich ein Denkmal des Genannten überhaupt nicht im Dom zu Magdeburg befindet, sondern nur eins von Adelbert I., sodann aber G. dieses, das von Sandstein ist, gar nicht meint, sondern das bronzene, das den 1403 verstorbenen Albrecht IV. angeblich vorstellt, während es allerdings E. Förster („Denkmale deutscher Baukunst, Bildnerei und Malerei", Bd. V. Abth. 2. S. 17 ff.) dem 11. Jahrhundert zuschreibt und den Erzbischof Giseler vorstellen läßt. — Die lobenswürdige Mittheilung des von Vischer gearbeiteten Denkmals bezieht sich wol auf das in „Kunst und Alterthum", IV. Bd. 3. Hft. S. 127, angezeigte Werk von Cantian.

478. Wieland war auf der Schule zu Kloster-Bergen von 1747 bis 1750.

481. Anstatt „Brown" haben seit der Quartausgabe alle Ausgaben das richtige Bruns.

482. Die Geschichte mit dem Aufsetzen von Kränzen auf G.'s und Wolf's Häupter erzählte Letztrer 1821 dem Ritter v. Leonhard („Aus unsrer Zeit in meinem Leben", II. 16 f.) mit der Erläuterung, daß der ihm bestimmte Kranz zu weit gewesen und ihm daher bis auf die Nase herabgefallen sei, sowie mit dem Zusatz, daß ihm G., als er deshalb den Kranz abgerissen, zugerufen: „Wolf, Wolf! wie alt sind Sie*) geworden!"

487. Prehnit nannte Werner 1783 das vom Gouverneur des Caps der guten Hoffnung, v. Prehn, aufgefundne und nach Europa gebrachte Mineral, das Oken unter die Zoolithe rechnet, v. Leonhard unter Aluminium begreift.

516. Einen Besuch bei dem Vater des 1805 zu Harbke lebenden Grafen Veltheim hatte G. im September 1783 vor, wie er am 14. dieses Monats an Frau v. Stein schrieb.

*) „Bist Du" — sagt v. Leonhard irrthümlich.

519. Im Ettersberg, — landesüblicher, allerdings auffälliger Ausdruck; ſonſt ſchreibt G.: „auf dem E.“; ſo im Brief an Schiller vom 1. Januar 1797 und in einem Tagebucheintrag vom 13. Juni 1827.

522. Außer der ſich an die Stelle der Cochenille ſetzenden Farbe hatte Beireis eine den Indigo erſetzende blaue Farbe erfunden; ferner ein Verfahren, ohne Potaſche blau zu färben, desgleichen Eſſig ſowie Franzbranntwein billig herzuſtellen u. ſ. w. Aber auch ſeine weit verbreitete, bis in weite Ferne brieflich bediente ärztliche Kundſchaft, nicht minder die zahlreichen und hochgeſtellten Honorare für ſeine Vorleſungen der allerverſchiedenſten Art — nicht nur über jeden Zweig der reinen und angewandten Naturwiſſenſchaften, ſondern auch über Aeſthetik, Muſik, Malerei, Münzkunde — gewährten ihm bei ſeiner ungemeinen Arbeitskraft ein großes Einkommen. Uebrigens betrug der Werth ſeines auf 150000 Thaler geſchätzten Nachlaſſes kaum halb ſo viel.

528—537. G.'s Beſuch bei dem tollen Hagen in Nienburg hat der Prediger Waitz im „Rückblick eines evangeliſchen Predigers in der preußiſchen Provinz Sachſen auf mehr als funfzig Lebens- und mehr als dreißig Amtsjahre“ (Halberſtadt 1841) geſchildert, und deſſen Erzählung iſt von Varnhagen v. Enſe 1856 in den „Jahrerzeiten“ (XV. Jahrg. II. Bd. Nr. 48, S. 1513—1524). 1857 im „Johannes-Album ꝛc. herausgeg. v. F. Müller“ (II. 362—371) und 1859 in ſeinen „Denkwürdigkeiten und vermiſchten Schriften“ (VIII. 360—372) wieder zum Abdruck gebracht worden. — Das Gaſthofſchild, an welchem der Reiſende in das ſüdliche Frankreich — v. Thümmel — ſich ſo umſtändlich ergeht und erzetzt, iſt das „Zum ſchwarzen Bock“ in Harlem, deſſen Wirthin die verlorne Kundſchaft dadurch wieder heranzog, daß ſie ein Gemälde aufhing, welches ein Geſäß mit Augen und Naſe darſtellte; dem Reiſenden erzählt die Geſchichte ſein Freund Jerome in Straßburg und erklärt damit zugleich ein Gemälde von Troost, welches das Wirthshaus mit dem bedenklichen Zeichen und umſtehende Betrachter vorſtellt.

538. Der Beſuch, den G. dem edlen Gleim vor geraumer Zeit abſtattete, fällt in die Mitte Septembers 1783 („Von und an Herder ꝛc. Herausgeg. von H. Düntzer und

F. G. v. Herder", I. 96, 100; G.'s Brief an Frau v. Stein vom 14. September). — Aus dem Briefwechsel Gleim's mit Wieland finden sich die Briefe des Letzteren in den „Ausgewählten Briefen von Ch. M. Wieland", und zwar in allen vier Bänden, der Briefwechsel mit Herder und dessen Gattin im I. Bande „Von und an Herder".

539. „Gleim's Leben von Körte" erschien 1811; über den von ihm herausgegebenen Briefwechsel Gleim's s. 1806, Abs. 602. — Die mit Körte angeknüpfte Bekanntschaft hatte das Wechseln einiger Briefe G.'s mit Demselben zur Folge. Letzterer erbat sich am 13. September 1805 aus Gleim's Freundschaftstempel Lessing's Bildniß, um es Freunden in Weimar zu zeigen, und sandte es erst auf Erinnern am 24. Januar 1807 zurück.

540. Das Durcheinanderschlingen von Vers und Prosa in den Briefen war um die Mitte des vorigen Jahrhunderts beliebt; es findet sich außer in denen von Gleim auch in Briefen Bodmer's, Johann Georg Jacobi's und selbst G.'s bis in die Leipziger Universitätsjahre sowie seiner damaligen Freunde. Die Sitte stammte wol aus Frankreich, wo sie schon hundert Jahre früher in Briefen von Racine zur Erscheinung kommt.

541—544. Aehnlich schildert G. Gleim's Charakter, Einfluß und Freundschaften im Anfang des Zehnten Buchs von „Dichtung und Wahrheit" (W., XXI. 171 ff.).

548. Die Spiegelberge haben ihren Namen von dem Schöpfer der darauf befindlichen Parkanlagen, einem Domdechant Freiherrn von Spiegel. Das ungeheure Faß ist das sogenannte „Grüninger".

550. Im Budethal war G. das erste Mal im September 1783, dann im August und September 1784 und jetzt zum dritten Mal. Bei der Harzreise im Dezember 1778 kam er nicht in dieses Thal.

551. Das Regiment Owstien Nummer 7 lag in Stettin und wurde 1806 vom Oberst v. Görzke kommandirt. Das Regiment Borcke Nummer 30 stand ebenfalls in Stettin, und 1806 war Oberst v. Frankenberg sein Kommandeur. Das Regiment Arnim Nummer 13 hatte Berlin zur Garnison

und 1806 den Oberſtlieutenant Prinz Auguſt Ferdinand zum Kommandeur. Das in Stargard ſtehende Regiment Pirch Nummer 22 ſtand 1806 unter dem Befehl des Oberſt v. Maguſch. Alle vier Regimenter wurden 1806 aufgelöſt.

552. Der zum 30. Januar 1806 auf dem Theater mit Begleitung des Trompetercorps vom Regiment Owſtien vorgetragne Geſang nach der Melodie des God save the King ſteht in den W., Bd. XI. 1. Abth. S. 302 f.

553. Die ebenfalls am 30. Januar aufgeführte Ueberſetzung des „Cid“ von Corneille war von Riemeyer; „Stella“ wurde zum erſten Mal mit tragiſcher Kataſtrophe am 13. deſſelben Monats gegeben, Schiller's „Glocke“ nebſt G.'s Epilog zur Feier des Todestags des Erſteren am 10. Mai („Aus dem Tagebuche eines alten Schauſpielers. Von E. Genaſt“, I. Th. 8. Kapitel).

554. Werner's „Martin Luther oder die Weihe der Kraft“ hatte Iffland am 11. Juni 1806 in Berlin zur Vorſtellung gebracht.

555. Oehlenſchläger hatte G. Anfang September 1805 in Lauchſtädt kennen gelernt, wie Letzterer am 5. dieſes Monats an Wolf ſchrieb. „Hakon Jarl“ konnte G. damals nur aus Oehlenſchläger's mündlichen Mittheilungen kennen, da er deutſch im Druck erſt 1810 erſchien. Oehlenſchläger erzählt am Ende des 3. Kapitels des II. Bandes ſeiner „Selbſtbiographie“, G. habe 1805 verſprochen, den „Hakon Jarl“ auf die Bühne zu bringen, wenn er ihn nur erſt ſchriftlich überſetzt haben würde. Darnach ſcheint Riemer („Mittheilungen über Goethe“, I. 416) zu irren, wenn er G. das Manuſkript 1806 mit nach Karlsbad nehmen läßt. — Wegen des Kriegsdranges blieben die Vorſtellungen auf der Bühne vom 13. Oktober bis Ende Dezember unterbrochen. Nach Genaſt's Erzählung („Aus dem Tagebuche eines alten Schauſpielers“, I. Th. 8. Kap.) wäre die Erhaltung der Theateranſtalt hauptſächlich dem Theatersekretär Kirms und ſeiner Berufung auf den durch Sparſamkeit erlangten günſtigen Stand der Theaterkaſſe zu verdanken geweſen. Iffland's „Almanach für Theater und Theaterfreunde“ erſchien auf die Jahre 1807, 1808, 1811 und 1812. Er brachte dramaturgiſche Aufſätze ſowol von ihm ſelbſt wie von andern Verfaſſern. G. wollte den erſten Jahrgang in der

„Jenaischen Allgemeinen Literatur-Zeitung" besprechen, doch unterbrachen wol die Kriegsereignisse die Recension; sie erschien unvollendet in den „Nachgelassenen Werken" (W., XXVIII. 700 ff.).

556. Die neue Ausgabe der Werke G.'s erschien von 1806 bis 1808 in zwölf Bänden, wozu 1810 ein dreizehnter kam.

557. Der erste Theil des „Faust" in seiner jetzigen Gestalt erschien zuerst 1808 im VIII. Bande der neuen Ausgabe der Werke. — Daß der epische „Tell" 1806 wieder zur Sprache kam, berichtet auch Riemer („Mittheilungen über Goethe", II. 639), mit dem G. am 16. Januar dieses Jahres darüber sich unterhielt.

559. Bildhauer Weisser hatte schon 1805 sich bei der Weimarischen Kunstausstellung mit zwei Reliefs betheiligt, die dann in dem von G. redigirten Programm über diese Ausstellung besprochen wurden; er war wol auch der Künstler, den G. am 19. Dezember 1810 an Jacobi nach München empfahl.

560. Ueber den Kupferstich von Gmelin nach Claude findet sich 1806 im „Intelligenzblatt der Jenaischen Allgemeinen Literatur-Zeitung", Nummer 54, ein Aufsatz, der zwar nur „*W. K. F.*" (Weimarische Kunstfreunde) unterzeichnet, aber jedenfalls von G. verfaßt ist („Goethe's Briefe an Eichstädt", S. 145 f., 295).

561. G. besprach die Riepenhausischen Blätter zur Genovefa in der „Jenaischen Allgemeinen Literatur-Zeitung" (Nr. 106, d. 5. Mai 1806); er schickte die Recension am 19. April an Eichstädt.

562. Die Sammlung von Kupfern des Grafen Lepel war hauptsächlich auf Erläuterungen zur Kunstgeschichte berechnet; der Besitzer vermachte sie nebst seinen übrigen Kunstsammlungen der k. Akademie der Künste zu Berlin. — Den diesjährigen Aufenthalt in Karlsbad erzählt G. ausführlich Abs. 607—620. Vergl. auch Abs. 570.

564. Als Tischbein nach seiner nähern Verbindung mit dem Herzog von Oldenburg 1803 eine regere künstlerische Thätigkeit entwickelte und gegen seine alten Bekannten wieder von sich hören ließ, schickte er zuerst nach Weimar am

29. September 1805 an die Herzogin-Mutter einige Zeichnungen und dann wieder am 1. Januar 1806, wahrscheinlich bald darauf an G. Eine fernere Sendung war vom 22. März.

565. Das Bild „Schatzgräber und Hexenmeister" ist eine Kopie nach Salvator Rosa und befindet sich jetzt in der Galerie zu Weimar. G. sprach seine Freude daran im Brief an Tischbein vom 5. Mai 1806 aus.

567. Ueber seine Liebhaberei, Thiere darzustellen, hat Tischbein sich im Brief an G. vom 25. August 1821 ausgesprochen („Aus Tischbein's Leben und Briefwechsel, herausgegeben von F. v. Alten", S. 41 ff., 285); auch in Briefen an die Herzogin Amalie äußerte er sich darüber. Er sah Menschen in den Thieren.

568. Das Bild „Der Schornsteinfeger", mit der Aussicht auf Hamburg, sandte Tischbein im September 1806 an G. mit den Begleitzeilen: „Hier stehe ich in Hamburg, schaue im Geiste nach Weimar, fühle von da Wärme, sehe da die Sonne, die hohen Thürme, die schönen glänzenden Lichter!"

569. Die schon erwähnte Mittheilung Tischbein's an die Herzogin Amalie vom 22. März 1806 bestand in der Zeichnung eines Thierstücks nach einem Niederländer aus der Zeit Berghem's, worauf G. die vier kleinen Gedichte zur Erwiderung schrieb, in die sich die Herzogin („Für das Gute, für das Schöne ꝛc."), ihre Hofdame von Göchhausen („Erst ein Deutscher, dann ein Schweizer ꝛc.") und Professor Meyer („Statt den Menschen in den Thieren ꝛc.") theilten, während eines G. für sich behielt („Alles, was Du denkst und sinnst ꝛc."); Tischbein merkte nicht, daß G. alle vier gedichtet hatte. Diese Gedichte s. W., II. 400 f.

571. Vermehrungen seines Medaillenkabinets empfing G. 1806 unter Andern von Voigt, wie aus dem Brief an Letztern vom 9. November sich ergiebt, worin G. für einen „Carolus Burgundus" dankt. Damals erwartete er auch Münzen aus Bremen durch Nikolaus Meyer, die Dieser jedoch wol der Kriegszustände wegen nicht absandte (vergl. Brief an N. Meyer vom 11. März 1807).

572. G.'e Theilnahme an einer Sammlung von eigenhändig geschriebenen Blättern vorzüglicher Männer

scheint mit der nach seinem Brief an Eichstädt vom 24. November 1804 um diese Zeit angelegten Handschriftensammlung für die Weimarer Bibliothek begonnen zu haben. Aber es war wol erst Ende 1811, daß ein alphabetisches Verzeichniß des handschriftlichen Besitzes gedruckt und von G. jedem Brief an Freunde beigelegt wurde (vergl. „Goethe's Briefe an Eichstädt", S. 287 ff.). Das Stammbuch der Walchischen Familie wurde G.'n durch Eichstädt's Vermittlung vom Bibliothekar Walch in Jena geschenkt, dem er auch durch Eichstädt am 25. und am 26. Februar 1806 seinen verpflichteten Dank zukommen läßt. Musculus irrt wol, wenn er im „Alphabetischen Namen-Verzeichniß" zu G.'s Werken den Hofrath Walch, Oheim des Bibliothekars, als Schenkgeber bezeichnet.

574. Hackert betraf der apoplektische Anfall Ende 1806, wie G. in „Philipp Hackert" (W., Bd. XXXII) mittheilt.

575. Die Erweiterungen in den Jenaischen Museen begannen schon 1805, dauerten aber allerdings 1806 fort. Zu vergleichen G.'s Briefe an Voigt vom 18. Juni und 5. August 1805, vom 17. und 23. Juni sowie 23. August 1806. Nach dem letzteren Briefe muß übrigens bezweifelt werden, daß G., als er gegen Mitte August, nicht September, von Karlsbad zurückkam, das mineralogische Kabinet in der schönsten Ordnung gefunden habe (Abs. 577).

576. Die Sonderung und Theilung des Nachlasses von Batsch zwischen der Naturforschenden Gesellschaft und den Erben fand nach G.'s Briefen an Knebel vom 13. und 14. Oktober 1805 (der erstere steht im „Briefwechsel zwischen Goethe und Knebel" irrig Seite 335, worauf schon Düntzer — „Freundesbilder aus Goethe's Jugendzeit", S. 552 — hingewiesen) bereits in jenem Jahre statt; ebenso die Einräumung eines Zimmers im Schlosse an die Naturforschende Gesellschaft behufs Briefs an Voigt vom 18. Juni 1805. (In „Goethe's Briefe an Chr. G. v. Voigt", S. 238, steht falsch „Juli"; das richtige Datum in Vogel's „Goethe in amtlichen Verhältnissen", S. 267.)

578. Am 30. September 1806 schreibt G. aus Jena an Riemer: „Dr. Seebeck hat die Versuche über die durch die Farbe bewirkte Erleuchtung, Erwärmung und Oxydation nebst ihren Gegensätzen sehr hübsch mit großer Genauigkeit durch-

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
GOETHE,J.W.
3-598-50924-3
FN. 1653/422

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
GOETHE,J.W.

3-598-50924-3
FN. 16571458

geführt, so daß man dieses Kapitel für unsern Zweck als fertig ansehen kann." Knebel hatte schon am 13. desselben Monats G.'n diese „Lichtexperimente" Seebeck's angekündigt.

580. Sömmerring's „Abbildung des menschlichen Hörorgans" erschien 1806. — Was insbesondre unter Alexander von Humboldt's freundlichen Sendungen zu verstehen sei, läßt sich wol ziemlich zuverlässig bestimmen. Ohne Zweifel gehört dazu die „Humboldtische Arbeit", die G. beilage seines Briefs an Knebel vom 14. März 1806 Letzterem mitgetheilt hatte und von der auch im Brief Henriettens v. Knebel an ihren Bruder vom 8. desselben Monats die Rede ist. Düntzer, der Herausgeber des Buchs „Aus K. A. v. Knebel's Briefwechsel mit seiner Schwester Henriette" (S. 246), nimmt nun zwar an, daß darunter Essai sur la géographie des plantes, 1805, gemeint sei; allein dazu paßt nicht recht der in G.'s gedachtem Brief davon gebrauchte Ausdruck „die kleinen Hefte", da jenes Werk in groß Quart erschien, wie denn auch G. dieses Werk zufolge seines Briefs an Pertuch vom 8. April 1813 erst in der 1807 erschienenen deutschen Ausgabe kennen lernte. Düntzer's Annahme gründet sich wol nur auf Henriettens folgende Aeußerung: „Ich habe niemals eine größere Neigung gehabt, mich mit den Pflanzen zu unterhalten, als gerade jetzt." Allein darnach kann ebensowol gemeint sein: „Ideen zu einer Physiognomik der Gewächse von A. v. Humboldt. Vorgelesen in d. öffentl. Sitzung d. k. preuß. Akademie d. Wissenschaften am 30. Januar 1806", wovon G. im Brief an Eichstädt vom 25. Februar 1806 einen Auszug für die „Jenaische Allgem. Literat.-Zeitung" in Aussicht stellte und dann für Nummer 62 lieferte. Die vielleicht auffällige Mehrheitsbezeichnung in G.'s Brief vom 14. März, „die kleinen Hefte", bezieht sich wol auf eine mehrfache Zahl von Abdrücken, die Humboldt an G. zur Vertheilung geschickt hatte. — Ueber Steffens' „Grundzüge der philosophischen Naturwissenschaften", 1806, läßt G. sich im Brief an Wolf vom 31. August d. J. mit Laune aus. Er sagt darin u. A.: Steffens funkle mit kometenartigen Strahlen; und ferner: das Büchlein habe zwar an seiner Vorrede einen honigsüßen Rand, „an seinem Inhalte aber wurgen wir andern Laien gewaltig".

581. Montucla's Histoire des mathématiques bemühte sich G. durch Wolf nach Brief vom 2. Mai 1805 und dann durch Eichstädt nach Brief vom 25. desselben Monats

aus Bibliotheken zu erlangen. G. las das Werk vornehmlich, um sich über die Anwendung der Mathematik auf die Chromatik aufzuklären. Ob es ihm noch 1805 gelang, das Buch zu erhalten und zu lesen, ist z. B. nicht zu erweisen, obwol wahrscheinlich, so daß er 1806 nur das Schema der allgemeinen Naturlehre schrieb; dasselbe ist nicht gedruckt.

582. Agricola, De ortu et causis subterraneorum, las G. offenbar in den 1806 erschienenen „Georg Agricola's aus Glauchau Mineralogische Schriften, übersetzt und mit erläuternden Anmerkungen und Excursionen begleitet von E. Lehmann ꝛc. Erster Theil". Dies ist nicht nur nach dem Zusammenfallen des Lesens mit dem Erscheinen des Buchs anzunehmen, sondern auch darum, weil Agricola über die Meteorsteine als über eine sagenhafte Erscheinung flüchtig hinwegeht und nur Lehmann in den Anmerkungen (S. 422 f.) auf glaubwürdige Nachrichten sich näher darauf einläßt. — Die „Thüringische Chronica ꝛc." von J. H. v. Falckenstein erschien in 3 Theilen 1737—1739.

583. Von Ventenat war 1799 erschienen: Tableau du regne végétal; darauf gründete sich jedenfalls die Carte botanique.

584. Cotta's „Naturbeobachtungen über die Bewegung des Saftes in den Gewächsen ꝛc." erschienen 1806. G. trug am 30. September d. J. Riemer'n auf, ihm das Buch nach Jena zu schicken, und der darauf bezügliche kleine Aufsatz unterm Strich des „Intelligenzblattes der Jen. Allg. Literatur-Zeitung", Nummer 97, den 22. Oktober 1806, ist jedenfalls von G. (vergl. „Goethe's Briefe an Eichstädt", S. XIX). — Der Wiederabdruck der „Metamorphose der Pflanzen" erfolgte erst 1817 im 1. Heft „Zur Morphologie"; daß er 1806 im Werke war, bezeugt Brief an Knebel vom 29. Oktober dieses Jahrs. Vgl. Brief vom 7. Oktober 1807.

585. Die Vorarbeiten zur Farbenlehre beschäftigten G. seit 12 Jahren, nachdem er bereits 1791 die „Optischen Beiträge" herausgegeben. Doch schrieb er schon 1793 am 2. Juli an Knebel von Longwy aus, daß er wieder viel an optischen Sachen arbeite, und am 15. desselben Monats schickte er aus dem Lager bei Marienborn eine Uebersicht seiner Bestrebungen in Bezug auf Licht- und Farbenlehre. — Von der

Absendung des Manuskripts zum Druck des I. und II. Theils erfahren wir in Briefen an Knebel vom 1., 5. und 26. November, vom 13. Dezember 1806, ferner vom 3. und 14. Januar sowie 7. Oktober 1807; nach letzterem war damals der II. Theil bis mit dem vierten Bogen gedruckt.

586. Das Schema der Farbenlehre ist nicht gedruckt.

587—590. Von dem Inhalt dieser Absätze kann man sich, ohne die ganze Farbenlehre durchzusehen, näher unterrichten durch die „Anzeige und Uebersicht der Goethischen Werkes zur Farbenlehre" (W., XXIX. 290—304). — Gautier's Chroagénésie ou Génération des couleurs contre le système de Newton, 1750.

591. Daß der Abdruck der „Farbenlehre" bis zum 14. Oktober noch gar nicht begonnen hatte, ergeben die zu Abs. 584 angeführten Briefe an Knebel, wonach derselbe erst im November seinen Anfang nahm und im Oktober 1807 noch fortging. Am 5. November 1807 schrieb G. an O. Runge: „nur wird es noch einige Zeit dauern, bis das Ganze ausgegeben werden kann". Der Meinung G.'s, daß die Schlacht von Jena den Druck unterbrochen habe, liegt vielleicht hier eine Verwechslung mit dem Wiederabdruck des „Versuch, die Metamorphose der Pflanzen zu erklären", zu Grunde, da dieser allerdings infolge der Kriegsereignisse nicht zu Stande gekommen sein mag. Beide Theile der „Farbenlehre" erschienen übrigens erst 1810.

593. G.'s Verkehr mit O. Runge wurde dadurch eingeleitet, daß Letzterer seine vier Kupferstiche „Die Tageszeiten" an G. sandte, der dafür am 2. Juni 1806 dankte und dabei die Rede auf Farbenerfahrungen lenkte, die Runge in einem längern Brief beantwortete, der im I. Bande „Zur Farbenlehre", S. 340 bis 349, abgedruckt ist. Die Korrespondenz wurde fortgesetzt bis zu Runge's Tod; G.'s letzter Brief an ihn ist vom 23. März 1810.

594. G. sah das Arbeiten am polemischen Theil der Farbenlehre nicht durchgängig als widerwärtig an und schrieb z. B. am 13. Dezember 1806 an Knebel: „Nun sind wir am polemischen Theil des ersten Bandes, bei welcher Arbeit gute Unterhaltung, ja sogar leidenschaftliche Gemüthebewegung zu finden ist."

595. Die Recension von „Des Knaben Wunderhorn

alte deutsche Lieder, herausgegeben von A. v. Arnim und Cl. Brentano, 1806" hatte G. schon am 16. November 1805 Eichstädten für die „Jen. Allg. Lit.-Zeitung" zugesagt; er schickte sie im ersten Konzept am 12. Januar 1806 (W., XXIX. 384—398). — Die Recension von des Naturdichters „G. Hiller's Gedichte und Selbstbiographie" stellte G. zwar am 24. Januar 1806 Eichstädten ebenfalls in Aussicht und kam in Briefen an Denselben noch ein paarmal darauf zurück, brachte sie jedoch nicht zum Abschluß; das Bruchstück wurde daher erst in den „Nachgelassenen Werken" veröffentlicht (W., XXIX. 400—405). — Einige Scenen von „Aladdin's Wunderlampe" trug Oehlenschläger schon 1805 in Giebichenstein G.'n vor, indem er aus dem Stegreif ins Deutsche übersetzte. („Was ich erlebte ꝛc. von H. Steffens", V. 161). Deutsch erschien das Stück erst 1808, und G. erbot sich am 23. September d. J. gegen Eichstädt, dieses „problematische Werk" in der Literatur-Zeitung anzuzeigen, was jedoch unterblieb. — Was G. in früherer Zeit, also doch wol 1806, zu dem Studium der „Perser" des Aeschylus veranlaßt hat, ist unbekannt. Diese Tragödie wird von G. nur einmal erwähnt: als Tobler aus Zürich eine handschriftliche Uebersetzung derselben geliefert hatte und G. im Brief an den Herzog vom 4. November 1781 seine Befriedigung darüber ausspricht, daß sie der Gräfin Werthern gefallen habe. Sollten die „Nibelungen" G. an die „Perser" erinnert haben?

596. Der verdiente Mann, welcher damals besonders die „Nibelungen" sich angeeignet und dadurch Anlaß gegeben hatte, daß G. sich mit ihnen bekannt machte, war von der Hagen, der die altdeutsche Dichtung übersetzt und ein Bruchstück davon 1805 in der „Eunomia" gegeben hatte, während das Ganze 1807 herauskam. Oehlenschläger erzählt in seiner „Selbstbiographie" (II. Bd. 3. Kap.), daß während seines Aufenthalts in Weimar im Juni 1806 G. Stücke aus den „Nibelungen" vorgelesen habe. Auch in „Ludw. Tieck — Erinnerungen aus dem Leben des Dichters ꝛc. von R. Köpke" (I. 329) wird davon erzählt. G.'s tiefer eindringende Beschäftigung mit denselben fällt später.

597. Nach dem schon zu Abs. 451 angeführten Brief Körner's an Frau v. Schiller vom 5. August 1810 wurde damals noch, wiewol vergeblich, der Versuch gemacht, G. zur Herausgabe von Schiller's Verlassenschaft oder doch zur An-

theilnahme daran und zu einem Aufsatz über Schiller zu vermögen.

598. „Vorlesungen über die deutsche Wissenschaft und Literatur, gehalten zu Dresden im Winter 1806 von Adam H. Müller.“*) Ueber dessen Einschlagen falscher Wege schrieb G. am 26. Oktober 1831 an Zelter: es „erstickte doch Friedrich Schlegel am Wiederkauen sittlicher und religiöser Absurditäten, die er auf seinem unbehaglichen Lebensgange gern mitgetheilt und ausgebreitet hätte, deshalb er sich in den Katholizismus flüchtete und bei seinem Untergang ein recht hübsches, aber falsch gesteigertes Talent, Adam Müller, nach sich zog“.

599. Weshalb G. 1806 Hamann's Schriften hervorgezogen, ist nicht nachzuweisen; eine vollständige Ausgabe derselben zu veranlassen, war er jedoch mehrere Jahre hindurch bemüht und gab sich erst zufrieden, als 1821—1823 eine solche ohne sein Zuthun erschien (vergl. „Goethe's Briefe an Eichstädt“, S. 313 f.).

600. Ebenso wenig ist zu ermitteln, wie G. 1806 darauf kam, Wieland's Uebersetzung der Horazischen Epistel an die Pisonen, die sogenannte Ars poëtica des Horaz, zu lesen. „Horazens Briefe, aus dem Lateinischen übersetzt ꝛc. von C. M. Wieland“, erschienen zuerst 1782, in 2. Auflage 1790 und in 3ter 1816.

601. Wenn Fernow in diesem Jahre durch seine Abhandlung über die italienischen Dialekte G. erfreute, so kann es nur durch Mittheilung der Handschrift geschehen sein; denn gedruckt ward sie erst 1808 im 3. Theil der „Römischen Studien“.

602. Die Recension von Johannes Müller's Selbstbiographie in „Bildnisse jetzt lebender Berliner Gelehrten mit ihren Selbstbiographien, herausgegeben von C. M. Lowe“ (W., XXIX. 117—121) sandte G. am 19. Februar 1806 an Eichstädt. — „Briefe zwischen Gleim, W. Heinse und J. v. Müller. Aus Gleim's literarischem Nachlasse herausgegeben von W. Körte“

*) Dies waren jedoch gewiß nicht, wie Schöll wol irrig annimmt, dieselben Vorlesungen, von denen in G.'s Briefen an Frau v. Stein und an Müller vom 10. bz. 28. August 1807 die Rede ist; vielmehr spricht G. dort von Müller's Anfang 1807 gehaltenen Vorlesungen über dramatische Poesie.

erſchienen im Druck 1806, desgleichen „Huber's Leben, beſchrieben von ſeiner Gattin", im 1. Bande von „Huber's ſämmtlichen Werken" ſeit dem Jahr 1802. Letzteres hatte G. mit Antheil geleſen, wie er Knebel'n am 3. Januar 1807 ſchrieb, obwol aus dem Buche hervorging, daß Huber über G. falſche Urtheile gefällt hatte. Ueber den Gleimiſchen Briefwechſel ſchrieb G. am 19. April 1806 an Eichſtädt: „es iſt nicht zu viel geſagt, wenn man jedes Blatt Goldes werth nennt".

603. Eine Vermittlung für das Studium von des Lampridius Kaiſergeſchichte kann nicht angegeben werden. Der Genannte war einer der Scriptores historiae augustae und hat das Leben von Commodus, Antonius Diadumenus, Heliogabalus und Alexander Severus beſchrieben.

604. Die „Studien, herausgegeben von C. Daub und F. Creuzer" erſchienen von 1805 bis 1811 in 6 Bänden; es iſt vorauszuſetzen, daß die philologiſchen Aufſätze Creuzer's G. nicht minder zur Theilnahme aufriefen als die meiſt von Daub herrührenden ſittlich-religioſen.

605. Die „Fragmente aus der neueſten Geſchichte des politiſchen Gleichgewichts in Europa" von Gentz (1806), die namentlich durch ihre Vorrede vorzüglichſte Schrift des Genannten, ein Aufruf Deutſchlands gegen Napoleon's Gewaltherrſchaft.

606. Was hier der Satztheil „und in Weimar der Kunſtausſtellung wegen" ſagen will, iſt nicht deutlich. — „Die Huſſiten vor Naumburg" — bekanntlich ein Rührſtück von Kotzebue.

608. Die harten Schickſale von Ulm, — das von den Franzoſen belagert und vom öſtreichiſchen Befehlshaber Mack übergeben wurde.

609. 610. Was G. hier von Joſeph Müller's in Karlsbad Sammeln und von der Theilnahme des Baron von Racknitz an G.'s geologiſchen Beſchäftigungen dortſelbſt erzählt, ſteht faſt gleichlautend in dem Aufſatz „Karlsbad" im 1. Heft „Zur Naturwiſſenſchaft" (1817). Gebürtig war übrigens Müller nicht aus Turnau, ſondern aus Liebenau und nur in Turnau als Steinſchneider erzogen. — Müller's charakteriſtiſche Sammlungen der Gebirgsarten wurden

wissenschaftlichen Zwecken dadurch näher geführt, daß G. sich derselben annahm, sie anders anordnete, zum Theil mit einigem Widerstreben von Seiten Müller's, und für ihr Bekanntwerden sorgte. Vergl. Abs. 624, 647—651.

611. Karlsbad's heiße Quellen aus der geologischen Differenz der Gebirge, demnach als auf chemischem Wege entstanden zu erklären, ist man jetzt allerdings abgeneigt und sucht die Ursache der Erhitzung im innern Erdfeuer.

617. Mit der Absicht ächter deutscher Patrioten, einen Volksaufstand zu organisiren, spielt G. wol auf die Schrift „Deutschland in seiner tiefsten Erniedrigung" an, deren Verbreitung dem Buchhändler Palm das Leben kostete.

618. Der deutsche Rheinbund ward geschlossen durch die Rheinbundsakte vom 12. Juli 1806 das deutsche Reich aufgelöst durch die Erklärung des Kaisers Franz vom 6. August 1806, daß er die Kaiserkrone, deren Pflichten unerfüllbar geworden seien, niederlege.

621. Haugwitz war G.'s Jugendfreund von der 1775 zusammen mit den Grafen Stolberg nach der Schweiz unternommenen Reise her, von der im XVIII. Buch von „Dichtung und Wahrheit" erzählt wird. Der ganzen Welt verhaßt hatte sich Haugwitz durch die am 15. Dezember 1815 zu Schönbrunn erfolgte Unterzeichnung eines Schutz- und Trutzbündnisses zwischen Frankreich und Preußen gemacht; König Friedrich Wilhelm III. versagte auch dem Vertrage seine Genehmheißung. — Der damaligen, Märchen erzeugenden Stimmung der Gemüther gedenkt G. auch im Brief an Voigt vom 19. August 1806.

623. Von des Kapellmeisters Himmel Musiciren bei der Herzogin-Mutter in Tiefurt erzählt Henriette v. Knebel ihrem Bruder am 27. September 1806.

624. Das Verzeichniß der Karlsbader Gebirgsfolge steht im „Intelligenzblatt der Jenaischen Allgemeinen Literatur-Zeitung, Nummer 78, den 25. August 1806" unter der Ueberschrift „An Freunde der Geognosie".

625. Schelling's Erklärung gegen das von deutschen Patrioten hart gescholtne Verhalten Johannes v. Müller's blieb

ebenso ungedruckt wie des Letztern allerdings schon entworfne Beantwortung. — Ths. war v. Müller's Recensentenchiffre („Goethe's Briefe an Eichstädt", S. XIX f.).

628. Von Grawert, der bei Jena die Avantgarde des preußischen Heeres führte, war damals schon General, wogegen von Massow nur Oberstlieutenant gewesen sein dürfte.

630. Den 6. Oktober kehrte G. aus Jena nach Weimar zurück. Mit den großen Charakteren, die gefaßt und entschieden waren, zielt G. vor Allen auf die Herzogin Louise, die in Weimar verblieb und Napoleon nach der Schlacht von Jena erwartete, während die übrigen Glieder des herzoglichen Hauses sich entfernten; Karl August war bei der Armee.

Durch das Uebergehen der folgenden gewaltigen Ereignisse, für welche er die Geschichte sprechen lassen durfte, kommt G. auch über die Erwähnung seiner Verheirathung ohne Auffälligkeit hinweg.

631. Die bereits 1806 erfolgte Wiedereröffnung des Theaters berichtete G. schon zu diesem Jahr im Abs. 555.

632. Nach Genast's Erzählung („Aus d. Tagebuch e. alten Schauspielers", I. Bd. 8. Kap.) hatte das Einstudiren des „Tasso" für die Aufführung hauptsächlich während der Unterbrechung der Bühnenvorstellungen im Oktober und November 1806 stattgefunden; die Aufführung erfolgte am Geburtstag der Erbprinzeß, 16. Februar 1807.

633. Warum gerade 1807 „Der standhafte Prinz" von Calderon, in welchem Jahr er eben nur im Stillen fortwirkte, zuerst genannt wird, darf auffallen. G. kannte und bewunderte ihn schon 1804 nach der ersten Bekanntschaft durch Schlegel's damals nur erst handschriftliche Uebersetzung (Brief an Schiller vom 28. Januar). Seitdem erfahren wir erst wieder 1807, daß G. dieses Schauspiel im Frühjahr und im Herbst bei der Schopenhauer vorlas, wie Diese selbst, ingleichen Schütze und Passow mittheilen („Westerma...n's illustrirte deutsche Monatshefte". Der ganzen Reihe Nr. 147, S. 266 f.; „Weimar's Album zur IV. Säkularfeier der Buchdruckerkunst", S. 192 f.; „Weimarer Sonntagsblatt", II. Jahrg., S. 417). Vielleicht ebenfalls schon gegen Ende dieses Jahres, gewiß aber schon im Januar 1808

trug G. dasselbe in seinem Hause den dort sich versammelnden Freunden und Freundinnen und bei Hofe vor („Aus K. L. v. Knebel's Briefwechsel mit s. Schwester Henriette", S. 322, 324). Im Jahr 1807 unternahm G. auch die Nachahmung Calderon's in dem „Trauerspiel aus der Christenheit", worüber die Einleitung zu diesem Bruchstück W., X. 551—559 nachzulesen. — „Der zerbrochene Krug" von Kleist war G.'n von Adam Müller nach Karlsbad geschickt worden, wie aus Brief an Diesen vom 28. August 1807 sich ergiebt. Obgleich G. von Anfang an Bedenken gegen die Aufführung hatte, versuchte er sie doch; sie fand erst am 2. März 1808 statt und wurde der höchst ungünstigen Aufnahme wegen nicht wiederholt. — In Halle war das Weimarische Theater 1807 nicht, vielmehr in Leipzig. Es gab dort Vorstellungen vom 24. Mai bis 5. Juli, dann vom 8. Juli bis 2. August in Lauchstädt, sodann wieder in Leipzig vom 4. bis 31. August. Das bedeutende Repertorium dieser Sommervorstellungen führte folgende Stücke an 58 Spieltagen vor: „Don Karlos", „Camillo", Oper von Pär, „Die Mitschuldigen", „Das Geständniß" von Kotzebue, „Iphigenie", „Das Räthsel" von Contessa, „Palmira", Oper von Salieri, „Der Gefangene", Oper von Della Maria, „Wallenstein's Lager", „Torquato Tasso", „Die Brüder" nach Terenz von Einsiedel, „Maria Stuart", „Der Hahnenschlag" von Kotzebue, „Adolf und Clara", Singspiel von d'Alayrac, „Stella", „Es ist die Rechte nicht" von Rochlitz, „Der Schatzgräber", Oper von Méhul, „Rhodogyne" nach Corneille von Bode, „Titus" von Mozart, „Die beiden Klingsberge" von Kotzebue, „Fanchon" von Himmel, „Das unterbrochene Opferfest" von Winter, „Liebhaber und Nebenbuhler in einer Person" von Ziegler, „Scherz und Ernst" von Stoll, „Die Wette", „Götz von Berlichingen", „Fanisca" von Cherubini, „Die drei Gefangenen" nach dem Französischen von Wolf, „Je toller je besser" von Méhul, „Bestrafte Eifersucht" von Cimarosa, „Die Erben" von der Weißenthurn, „Der Pfandbrief" von Reinbeck, „Die Organe des Gehirns" von Kotzebue, „Don Juan", „Herr Temperlein", „Der Dorfbarbier", Singspiel von Schenk, „Reue und Ersatz" von Vogel, „Jery und Bätely", komponirt von Reichardt, „Die Höhen" von Iffland, „Oberon", Oper von Wranitzky, „Egmont", „Der schwarze Mann" von Gotter, „Die Jungfrau von Orleans", „Die Jäger" von Iffland, „Die Zauberflöte", „Die Natürliche Tochter" und „Die Laune des Verliebten".

Bin ich bei Mädchen launisch froh,
So sehn sie sittenrichterisch sträflich;
Da heißt's: der Herr ist wol aus Bergamo?
Sie lassen's nicht einmal so heftig
Zeigt man Verstand, so ist auch das nicht recht.
Denn will ich Einer nicht bequemen,
Des Grazien's erzehnter Knecht
Zu sein und Alles blindlings anzunehmen,
Was der Diktator spricht,
Den lacht man aus, den hört man nicht.
Wie sind Ihr nicht so gut, so Euch zu bessern wäre,
Zu eigne Fehler streng und gegen fremde billig,
Und um Gefallen ohnbemüht;
Ist Niemand, den Ihr nicht gewönnet!
Ah, man ist Euer Freund, so wenig man Euch kennet,
Man liebt Euch, eh man sich's versieht.
Mit einem Mädchen hier zu Lande
Ist's aber ein langweilig Spiel;
Zur Freundschaft fehlt ihr's am Verstande,
Zur Liebe fehlt ihr's am Gefühl.
Traun! ging' ich ganz gewiß, hätt' ich nicht so viel Laune,
Brächt' ich mir nicht gar manche Lust vom Zaune,
Suchte' ich nicht da, wo keine Seele lacht,
Und dächte' ich nicht, daß Ihr schon oft an mich gedacht.
Ja, denken müßt Ihr oft an mich, das sage
Ich Euch, besonders an dem Tage,
Wo Ihr auf Euerm Landgut*) seid,
Dem Ort, der mir so manche Plage
Gemacht, dem Ort, der mich so sehr erfreut.
Doch Du verstehst mich nicht; ich will es Dir erklären,
Ich weiß doch, Du verzeihst es mir:
Die Lieder, die ich Dir gegeben, die gehören
Als wahres Eigenthum dem schönen Ort und Dir.
Wenn mich mein böses Mädchen plagte,
Wenn der Verdruß mich aus den Mauern jagte,
War ich verwegen g'nug und wagte,
Dich aufzusuchen, eh es tagte,
Auf Deinen Feldern, die Du liebst,
Die Du mir oft so schön beschriebst.

*) In Tölitz, eine gute Stunde von Leipzig.

634. Den Aufsatz „Zum feierlichen Andenken der verwittweten Herzogin Anna Amalia ꝛc." s. im vorliegenden Band unter den amtlichen Vorträgen.

635. Da „Goethe's Ideen über organische Bildung" damals nicht, sondern erst vom Jahre 1817 ab als Hefte „Zur Morphologie" zu Stande kamen, so unterblieb damit der beabsichtigte, in Abs. 584 schon erwähnte Wiederabdruck der „Metamorphose der Pflanzen", der jedoch in diesem Jahre noch angestrebt worden sein mag. — K. F. Wolf's Dissertatio inauguralis sistens theoriam generationis ist von 1759. — Ueber die von G. 1790, nicht 1791 in Venedig gemachte Entdeckung, daß der Schädel aus Rückenwirbeln gebildet sei, ist zu vergleichen Abs. 23. — Oken's Programm zum Antritt seiner Professur in Jena im Oktober 1807, „Ueber die Bedeutung der Schädelknochen", traf in so auffälliger Weise mit G.'s früherer Entdeckung zusammen, daß Dieser ein Plagiat vermuthen mußte. Als viele Jahre später die von G. selbst geheim gehaltne Muthmaßung von andrer Seite angedeutet wurde, widersprach Oken selbstverständlich.

636. Monoculus apus, gewöhnlicher Apus cancriformis, kurzschwänziger Flossen- oder Kiemen- oder Blattfußkrebs.

637. Das Modell der Erdrinde ist jedenfalls dasselbe, welches G. im „Biographischen Schema" unterm Jahr 1806 als „Geologisches Schema" aufführt. Dieses Modells gedenkt er als eines Vorhabens schon in der „Italienischen Reise" am 8. September 1786. Riemer erzählt, er habe G. in den ersten Jahren seines Aufenthalts in dessen Hause öfters an dem aus Wachs gebildeten Modell arbeiten sehen („Mittheilungen üb. G.", II. 166). Der Naturforscher Haberle kam vielleicht schon Ende 1806 nach Weimar und war jedenfalls noch Ende 1811 dort.

638. A. v. Humboldt's „Ideen zu einer Geographie der Pflanzen nebst einem Naturgemälde der Tropenländer" erwähnt G. als ihm zugekommen im Brief an Knebel vom 4. April 1807 mit dem Hinzufügen, daß er in seiner Mittwochsgesellschaft darüber Vorträge halte.

639. Daß die zu Humboldt's „Ideen zu einer Geographie der Pflanzen ꝛc." bestimmte Profilkarte erst nachkommen

sollte, ist wol nicht genau. Schon 1806 — wie G. selbst in Nummer 57 des „Intelligenzblatts der Jen. Allg. Lit.-Zeitung" bekannt machte — hatte Humboldt in Gemeinschaft mit v. Buch, Joh. Elert Bode und Tralles eine Uebersicht der höchsten Berge der Erde bearbeitet, und v. Mechein stach dieselbe in Kupfer. Dieses Blatt war aber unabhängig von der Pflanzengeographie und kann daher höchstens G.n den Gedanken eingegeben haben, in einem landschaftlichen Bild die Höhen mit Andeutung der entsprechenden Pflanzen darzustellen. Die Widmung „Herrn A. v. Humboldt" steht auf einem im Vordergrund liegenden Felsblock.

640. Die Abbildung kam heraus im Mai 1813 in den „Allgemeinen Geographischen Ephemeriden", welche in Bertuch's Verlagsanstalt — mit der Firma „Landes-Industriecomptoir zu Weimar" — erschienen. Sie hat die Unterschrift: „Höhen der alten und neuen Welt, bildlich verglichen".

641. Von seiner Beschäftigung mit der Polemik in der Farbenlehre und der deshalb nöthigen Untersuchung der Newtonischen Experimente schrieb G. am 4. April 1807 an Knebel. — Ruguet's Aufsatz über die Farben stand 1705 im Journal de Trevoux.

642. Am 7. Oktober 1807 theilte G. Knebel'n mit, daß Meyer einen Beitrag zur Farbenlehre über das Kolorit der Alten, der Griechen, meist nach Plinius, gegeben habe. Er steht unter der Ueberschrift „Hypothetische Geschichte des Kolorits besonders griechischer Maler, vorzüglich nach dem Berichte des Plinius" im II. Bande „Zur Farbenlehre", Seite 69—106. — Die Uebersetzung des Vorworts zur Einleitung ins Französische war vom Grafen Reinhard. (Vgl. Abs. 652).

644. Obwol der I. bis IV. Band der neuen Ausgabe von G.'s Schriften die Jahreszahl 1806 tragen, kam doch die erste Lieferung erst 1807 nach Weimar. Am 28. November 1806 theilte G. Wolfen mit, daß er nur erst einige Aushängebogen erhalten habe, und am 27. März 1807 schickt er die erste Sendung der Werke an Zelter.

645. Hackert's Leben im Auszuge steht im „Morgenblatt" am 29. und 30. Juni 1807. Vergl. übrigens Abs. 687.

646. Nach Brief G.'s an Knebel vom 24. Mai 1807

(Nr. 279 des Briefwechsels, nach Richtigstellung Düntzer's in „Freundesbilder aus Goethe's Leben", S. 557, nicht vom 24. März) stand der Antritt der Reise von Jena am folgenden Tage bevor, so daß G. am 27. Mai in Karlsbad angelangt sein wird. — Von dort schrieb er am 10. August an Frau v. Stein: er diktire kleine romantische Erzählungen. Ueber die Entstehung der „Neuen Melusine", des „Mannes von funfzig Jahren" und der „Pilgernden Thörin" s. W., XVIII. 6 ff.

648. 649. Der Aufsatz über die Müllerische Mustersammlung führt den Titel „Sammlung zur Kenntniß der Gebirge von und um Karlsbad, angezeigt und erläutert von Goethe. Karlsbad, gedruckt mit Johanna Franckischen Schriften. 1807".

650. Die durch vorgedachte Schrift in die Wissenschaft einzuschwärzende geologische Ueberzeugung war die in Abs. 611 erwähnte.

652. Das in der Folge sehr fruchtbar ausgebildete Verhältniß zwischen dem Residenten v. Reinhard und G. liegt vor Augen in dem „Briefwechsel zwischen Goethe und Reinhard in den Jahren 1807 bis 1832".

658. Fürst Ligne zeigte sich immer heiter und als Welt- und Lebemann, daher G. das auf ihn gedichtete Requiem (W., III. 221 ff.) überschrieb: „Dem frohsten Manne des Jahrhunderts". — Die Wohnung der Fürstin Bagration auf der Wiese befand sich im „Goldnen Herzen".

661. Der zur Porzellanfabrikation in Dallwitz benutzte Feldspath ist in der Joseph Müller'schen Sammlung unter Nummer 18 aufgeführt.

663. Hausmann befand sich damals auf der Reise in Norwegen; sein Werk „Reise durch Skandinavien in den Jahren 1806 und 1807" erschien in 5 Bänden 1811—1818.

664. Werner's Ansicht über den Sprudelursprung ist schon Abs. 615 erwähnt.

665. Ueber die porphyrartige Bildung spricht G. sich in dem im 2. Heft des II. Bandes „Zur Naturwissenschaft"

veröffentlichten Aufsatz „Gebirgsgestaltung im Ganzen und Einzelnen“ an.

671. Von des Albertus Magnus Schriften behandeln die Naturgeschichte u. a. Libri quatuor meteorum, Libri quinque de mineralibus, de vegetabilibus et plantis, Libri viginti sex de animalibus.

675. G.'s Rückkunft von Karlsbad erfolgte gegen Mitte September. — Es ist wol ein Irrthum, daß G. sich 1807 vergnügt, bekannten Melodien neue Lieder zu heiterer Geselligkeit unterzulegen; es dürfte wenigstens aus diesem Jahr kein solches Lied G.'s nachzuweisen sein. Aus dem nächsten könnten vielleicht „Wirkung in die Ferne“ (Januar) und „Der Goldschmiedsgesell“ (September) hierher gerechnet werden (W., I. 257 f. und 26 f.). Die Erwähnung des Vortrags seitens der Engels läßt indessen zunächst daran denken, daß G. das Ende 1812 gedichtete Lied „Gegenwart“ im Sinne gehabt habe, von welchem erwiesen, daß es einem bekannten Liede nachgebildet ist und daß G. es von der Engels singen ließ (W., I. 40. — „Goethe's Unterhaltungen mit dem Kanzler F. v. Müller. Herausg. v. Burkhardt“, S. 6 f.). In den Oktober 1813 fällt das einem französischen Lied frei nachgeahmte „Offne Tafel“ (W., I. 86 ff.).

676. Tenorist Morhard betrat das Weimarische Theater zuerst am 21. September 1807 als Graf Armand in Cherubini's Oper „Der Wasserträger“. War der ältere musikalische Freund, dem eine gewisse konzertmeisterliche Geschicklichkeit eigen war, mit der Violine dem Gesang nachzuhelfen, nicht Friedrich v. Einsiedel? Ueber seine Musikliebhaberei vergleiche man „Freymaurer-Analecten. IV. Heft. Weimar 1823“, S. 23, 24.

677. Den „Prolog bei Eröffnung der Darstellungen des Weimarischen Hoftheaters in Leipzig“ s. W., Bd. XI. 1. Abth. S. 241 ff. — Das „Vorspiel zu Eröffnung des Weimarischen Theaters nach glücklicher Wiedervereinigung der herzoglichen Familie“ wurde schon am 19. September, am dreißigsten zum zweiten Male aufgeführt (Brief von Henriette v. Knebel an ihren Bruder vom 30. September).

678. „Pandorens Wiederkunft“: W., X. 291–384.

— Leo v. Seckendorf konnte G.'s vieljähriger Freund von seiner Anstellung in Weimar her sein, allein wie Dr. Stoll zu dieser Bezeichnung kommt, ist wol nicht zu erweisen. Nach Riemer („Mittheilungen über Goethe", II. 596) waren Beide im Herbst 1807 in Weimar. G. um einen Beitrag für ihre Zeitschrift „Prometheus" zu ersuchen, die G. wol infolge einer Gedächtnißirrung dadurch verleitet ward, zu einem Musenalmanach „Pandora" zu machen, weil das Drama vollständiger als im „Prometheus" von 1808 in dem Taschenbuch „Pandora" 1810 veröffentlicht wurde. Vergl. Abs. 681 und 683.

679. „Achilleis" steht mit den epischen Gedichten „Reinete Fuchs" und „Herrmann und Dorothea" zusammen im X. Bande (1808) der damals erscheinenden Ausgabe von G.'s Werken. Wie in Abs. 187 spricht G. auch hier irrthümlich von den beiden ersten Gesängen als dem Bande angefügt während es nur einer ist.

680. Johannes v. Müller wurde der Rede zum Andenken König Friedrich's II. wegen heftig angefochten, weil man darin Verrath an der deutschen Sache erblicken wollte. — Wodurch Müller G.'n seit den ersten Jahren ihrer Bekanntschaft viele Liebe und Treue erwiesen und wesentliche Dienste geleistet haben könnte, wird schwer zu sagen sein. Bekannt ist nur, daß er 1782 seine „Reisen der Päpste" an G. schickte, und daß die Beiden sich 1797 in Zürich trafen. Sehr dankbar war G. aber Müller'n, als Dieser der von Ersterem angeregten und gestützten „Jenaischen Allgemeinen Literatur-Zeitung" zahlreiche Recensionen lieferte. Es lag G.'n sehr viel daran, Männer von Bedeutung zu Mitarbeitern zu haben, und deshalb erkannte er Müller's Beistand aufs Wärmste an, wie aus den Briefen an Eichstädt vom 12. Januar, 4. Februar und 17. August 1804, vom 16. November 1805, vom 14. Mai 1806 sowie vom 28. Februar 1807, ingleichen aus sämmtlichen Briefen an Müller aus den Jahren 1803 bis 1807 ersichtlich ist. Die Uebersetzung (W., XXIX. 844—854) steht in Nummer 53 und 54 des „Morgenblatts" (3. und 4. März 1807). — Nach G.'s Brief an Zelter vom 17. April 1807 hätte diese Uebersetzung den Zweck, unbefangenes Urtheil zu befördern, nicht verfehlt, und wäre demnach doch etwas an der Sache gebessert worden. Vergl. „Ueber Goethe ꝛc. von Nicolovius", S. 382 f.

682. Ueber die bereits erwähnten, wenn auch nicht zum öftern genannten kleinen Erzählungen ist zu vergleichen Abs. 646. — „Die Wahlverwandtschaften" und deren Entstehung s. die Vorbemerkung zu W., Bd. XV.

683. Wenn die Beziehung der „Wahlverwandtschaften" auf Minna Herzlieb kaum wegzuleugnen sein wird, so wäre nach der Aeußerung, daß wie sie auch „Pandora" das schmerzliche Gefühl der Entbehrung ausdrücke, auch dieses Drama mit jener Jungfrau in Verbindung zu bringen, und von diesem Gesichtspunkt aus gewinnt ein in „Das Frommann'sche Haus und seine Freunde" abgedruckter Brief Riemer's an Frau Frommann, Minna's Pflegemutter, vom 1. Juli 1808 Bedeutung, indem er darin mit Bezug auf „Pandora" schreibt: „Sie werden sich für das schöne Kind gar besonders noch interessiren". Jener Zeit gehören ja auch die Sonette an, deren einige unzweifelhaft als an Minna Herzlieb gerichtet feststehen. Sollte bei dem gleichzeitigen „Mann von funfzig Jahren" nicht auch dasselbe Verhältniß vorgeschwebt haben? — Nach Wien ging „Pandorens erster Theil", weil in Geistinger's Verlag dort die Zeitschrift „Prometheus" erschien.

684. Bodmer's Bemühungen um die „Nibelungen" bekundeten sich in der 1757 herausgegebenen „Chriemhilden Rache und die Klage sampt Fragmenten aus den Nibelungen und aus Josaphat". Müller's Ausgabe bildete einen Theil der „Sammlung deutscher Gedichte vom 12. bis 14. Jahrhundert, herausgegeben von Ch. H. Myller", und erschien 1782.

685. Die Theilnahme an den Nibelungen ward 1807 allgemeiner und der Zugang bequemer durch v. d. Hagen's vollständige Ausgabe derselben. Der Genannte übersandte G.'n das Werk, der am 18. Oktober 1807 dafür dankte. Ein Zeugniß dafür, wie bald G. die Dichtung ernstlich vornahm, ist sein Brief an Eichstädt vom 31. desselben Monats, worin er Diesen bittet, bei Johannes v. Müller sich nach der Zeit der Entstehung zu erkundigen, da er die Fabel nordisch und heidnisch, dagegen die Behandlung deutsch und das Kostüm christlich finde. — Der Vortrag des Nibelungenliedes an den Mittwochen vor den Damen des Hofkreises fand aber jedenfalls erst Ende 1808 statt; G. selbst erwähnt sie erst zu dieser Zeit — am 25. November gegen Knebel —, und auch andre Mittheilungen sprechen

nur vom damaligen Vortrag der Dichtung, so Henriette v. Knebel im Brief vom 19. November 1808 an ihren Bruder und Sophie v. Schardt in ihren Aufzeichnungen („Zwei Bekehrte. Von Düntzer", S. 418 f.). — Den flüchtigen Aufsatz über Lokalität und Geschichtliches, Sitten und Leidenschaften, Harmonie und Inkongruitäten s. W., XXIX. 426—431; die demselben in den „Nachgelassenen Werken" gegebene Ueberschrift „Das Nibelungenlied, übersetzt von K. Simrock ꝛc. 1827" ist gewiß falsch und fällt den Herausgebern zur Last; es ist vielmehr anzunehmen, daß das Schema von 1808 nur 1827 wieder hervorgesucht worden ist.

686. Sofern ein historisch-religioses Volksbuch und eine allgemeine Liedersammlung zu Erbauung und Ergetzung der Deutschen durch Niethammer's erst zur Ostermesse 1808 erschienene Schrift „Der Streit des Philanthropinismus und Humanismus in der Theorie des Erziehungsunterrichts unserer Zeit" angeregt worden sein wird, dürfte G.'s darauf bezügliches Schematisiren wol ins Jahr 1808 fallen.

687. Ueber die nicht allerfreundlichste Begegnung, welche G. von Hackert's Erben wegen Bearbeitung der ihm überlieferten Papiere des abgeschiednen Freundes erfuhr, geben die gedruckten Bruchstücke der Briefe G.'s an Karl August vom 10. Mai 1808 und 29. Juni 1809 einige Andeutung. Nach einem Brief G.'s vom 4. Januar 1808, der nach Hirzel's Vermuthung an Hackert's Schwager Behrendt gerichtet war, hatten damals die Zerwürfnisse noch nicht begonnen, und fällt demnach insoweit der Inhalt des Absatzes 687 in die folgenden Jahre.

688. Die Studien in den Schriften von R. Bacon, Aguillonius und Boyle über Farbenlehre sind in G.'s „Geschichte der Farbenlehre", 3. und 5. Abtheilung, näher bezeichnet. — Boyle's Werk über die Farben las G. nach Briefen an Schiller vom 10. Februar 1798 schon damals.

690. In Karlsbad brachte G. den Sommer 1808 vom 15. Mai bis Mitte September zu. — Die Herzogin von Kurland und Frau von der Recke waren Schwestern. — Tiedge war bekanntlich langjähriger Hausgenosse der Frau von der Recke. — Unter Denen, die sich daran anschlossen,

hat G. jedenfalls besonders die Töchter der Ersteren sowie deren Hoffräulein v. Knabenau im Sinne, durch welche er sich der Herzogin vorstellen ließ und deren Liebenswürdigkeit er wiederholt lobt, mit der er auch in Briefwechsel trat. (Vergl. Brief an Frau v. Eybenberg vom 12. August 1808; „Briefe von Goethe ꝛc. an K. Morgenstern, herausgegeben von Sintenis", S. 38.)

691. Von der Familie v. Ziegesar befanden sich in Karlsbad wol nur der Geheimerath nebst Gattin und jüngster Tochter Silvie. Diesen Kreis nannte G. einen mehr entschiedenen, nothwendigeren gegenüber dem um Frau von der Reck gebildeten, sofern letzterer mit seiner religiösen Schönthuerei ihm nicht zusagte; er nannte ihn „die tugendhafte Gesellschaft", und man wollte wissen, daß daselbst täglich Tiedge's „Urania" gelungen oder vorgelesen werde, wie Pauline Gotter an Frau Schelling schrieb („Aus Schelling's Leben", II. 144 f.). — G.'s erster Eintritt in Drakendorf dürfte am 25. September 1776 erfolgt sein, an welchem Tage er laut seines Tagebuchs sich dort befand. Nach einem ungedruckten Brief an Silvie von Ziegesar — an die er damals in Karlsbad das Geburtstagsgedicht „Zum 21. Juni 1808" richtete (W., III. 328 ff.) — gehörten zu den Bekannten und Verwandten, die sich anschlossen, eine Schwägerin Silviens, eine Frau v. Berg und eine Frau v. Bock. Der Frau v. Berg schrieb G. am 20. Juli 1809 die W., III. 330 abgedruckten Reime ins Stammbuch mit dem Beisatz: „Zum Andenken schöner Tage in Karlsbad 1808, der verehrten Besitzerin sich angelegentlichst empfehlend W. Goethe." — Frau v. Seckendorf und Pauline Gotter sind die im Brief an Frau v. Eybenberg vom 17. Juli 1808 erwähnten „niedlichen Jonasse", so genannt, weil sie zu Karlsbad im „Walfisch" wohnten (vergl. „Aus Schelling's Leben", II. 144, 223).

692. Zu einem Leben zwischen Karlsbad und Franzenbrunnen — wie damals Franzensbad auch genannt wurde — veranlaßte G. der Umstand, daß Ziegesars von Anfang Juli an dort ihre Kur fortsetzten. Aus ungedruckten Briefen G.'s an Silvie von Ziegesar geht hervor, daß er vom 11. bis 21. Juli in Franzensbad zubrachte;*) auch schloß er die Bade-

*) G.'s Brief an Frau v. Eybenberg vom 17. Juli 1808 ist daher auch — wie schon der Inhalt deutlich ergiebt — nicht aus Karlsbad, sondern aus Franzensbad geschrieben.

reise mit einem vierzehntägigen Aufenthalt dort vom 30. August an, obwol Ziegesars seit Anfang dieses Monats heimgekehrt waren.

693. Mit seinem Urtheil über Zeitungen und mit dem Lesen derselben hat G. öfters gewechselt. Wie er sie früher regelmäßig las, ergiebt sich aus den Briefen an Frau v. Stein, der er die Blätter, namentlich das „Politische Journal" immer zukommen ließ, worüber die Zeugnisse bis 1804 vorliegen. In Briefen aus Italien an den Herzog (Nr. 28, 40 und 42 des „Briefwechsels") sagt er wiederholt, daß er die Zeitungen fleißig lese. Später theilt Cousin aus dem April 1825 mit: G. lese schlechterdings keine politische Zeitung (Fragments et Souvenirs par V. Cousin). Aber am 29. April 1830 schreibt G. an Zelter, er habe seit sechs Wochen alles Zeitungslesen abgeschafft, und wieder am 28. Dezember desselben Jahrs: seit acht Wochen lese er keine Zeitungen mehr. Zwar will der Herausgeber des „Briefwechsels" hier „acht Monate" lesen; allein jene erste Zeitangabe paßt doch zu der Aeußerung im Brief vom 17. Januar 1831, daß er vor ungefähr drei Wochen auf alles Zeitungslesen Verzicht gethan habe. Indessen am 5. Oktober 1831 schreibt er abermals an Zelter: er lese seit drei Monaten keine Zeitung. Zu vergleichen ist noch im XIX. Band der Werke Spruch 596 und das Epigramm „Zeit und Zeitung" (W., II. 265).

695. Herzog August von Gotha war problematisch bis zum entschiednen Sonderling, und in seiner weichlichen Form ging er so weit, daß er bei öffentlichen Veranlassungen in Frauenkleidern erschien. Ueber das Zusammentreffen mit ihm 1808 in Karlsbad spricht G. ähnlich wie hier sich im Brief an Frau v. Eybenberg vom 12. August aus, desgleichen in ungedruckten Briefen an Silvie v. Ziegesar vom 3. und 5. desselben Monats.

696. Der Fürstbischof von Breslau war der Fürst v. Hohenlohe-Bartenstein. — War der Reiterholm jener, der, wie behauptet wird, als feiles Werkzeug des Königs Karl's XIII. von Schweden durch Fälschungen die Anklage auf Hochverrath wider Baron Armfelt einleitete?

698. Bergrath war August von Herder 1808 noch nicht, sonder Bergkommissionsrath. — Es waren jedenfalls naturwissenschaftliche Arbeiten, in denen Wilhelm v. Schütz treulich fortschreiten zu sehen, G. gern bemerkte.

700. G. hatte nach der jetzigen, auf gründlichen Forschungen beruhenden Ueberzeugung Recht, den Kammerberg bei Eger für vulkanisch zu erklären. Die Reußische Meinung fand G. in „Chemisch-medicinische Beschreibung des Kaiser-Franzensbades oder des Egerbrunnens". — Den Aufsatz „Der Kammerberg bei Eger" muß G. noch in Franzensbad geschrieben haben, da er ihn, kaum heimgekehrt, am 19. September 1808 an Leonhard schickte zur Aufnahme in dessen „Taschenbuch für die gesammte Mineralogie"; er erschien darin im III. Jahrgang 1809.

703. Die Behandlung landschaftlicher Skizzen mit Farben unter Beihilfe Kaazens erwähnt G. im Brief an Frau v. Eybenberg vom 12. August.

704. Burz war G.'s vieljähriger Freund von Rom her, wo Beide zusammen wohnten. In Karlsbad war er in der Zeit zwischen G.'s Rückkehr von Franzensbad — 22. Juli — und dem 3. August, an welchem Tage er inhalts eines ungedruckten Briefs von G. an Silvie v. Ziegesar bereits wieder abgereist war.

705. Das Gedicht zu Ehren und Freuden der Erbprinzeß von Hessen-Kassel s. W., II. 402 f. Dieses Gedicht findet sich jedoch in den Werken nicht mit den Anfangsbuchstaben bezeichnet abgedruckt, vielmehr gleich beim ersten Abdruck im II. Bande der Ausgabe von 1815—1818 ebenso wie in der Ausgabe letzter Hand nur mit der Ueberschrift „Einer hohen Reisenden". Sollte noch ein bisher unbekannter Einzeldruck vorhanden sein, den G. im Sinn gehabt hätte?

706. Die Mionnetischen Pasten nach griechischen Münzen waren besage G.'s Briefs an Knebel vom 28. November 1802 schon damals in Weimar angekommen. Auch im Brief an W. v. Humboldt vom 27. Januar 1803 gedenkt G. des Besitzes derselben. — „Albrecht Dürer's christlich-mythologische Handzeichnungen ꝛc. in lithographischer Manier gearbeitet von N. Strixner, 1808" waren im März bereits in G.'s Händen, da Riemer („Mittheilungen ꝛc.", II. 671) einen Ausspruch G.'s über ihren Werth vom 9. dieses Monats berichtet. Ein Aufsatz G.'s über dieselben steht in der Nummer vom 19. desselben Monats der „Jenaischen Allgemeinen Literatur-Zeitung". Zu vergleichen sind auch G.'s Briefe an Eichstädt vom 10. und an Jacobi vom 31. März.

Da ging ich nun in Deinem Paradiese,
In jedem Holz, auf jeder Wiese,
Am Fluß, am Bach, das hoffende Gesicht
Vom Morgenstrahl geschminkt, und suchte und fand Dich nicht.
Dann schlug ich, angereizt von launischem Verdrusse,
Den armen Frosch am sonnbestrahlten Flusse,
Dann jagt' ich rings umher und fing
Bald einen Reim, bald einen Schmetterling.
Und mancher Reim und mancher Schmetterling
Entging
Der ausgestreckten Hand, die mitten
In ihrem Haschen stille stand,
Wenn aus dem Wald von Stimmen oder Tritten
Den Schall mein lauschend Ohr empfand.
Am Tage sang ich diese Lieder,
Am Abend ging ich wieder heim,
Nahm meine Feder, schrieb sie nieder,
Den guten und den schlechten Reim.
Oft kehrt' ich noch mit immer schlechter'm Glücke
Auf die fatale Flur zurücke,
Bis mir zuletzt das günstige Geschicke
Noch einen Tag, den ich nicht hoffte, gab.
Doch ich genoß sie kaum, die süßen letzten Stunden;
Sie waren gar zu nah am Grab!
Ich sage nicht, was ich empfunden;
Denn mein prosaisches Gedicht
Stimmt dieses Mal sehr zur Empfindung nicht.
Du hast die Lieder nun, und zur Belohnung
Für Alles, was ich für Dich litt,
Besuchst Du Deine sel'ge Wohnung,
So nimm sie mit
Und sing' sie manchmal an den Orten
Mit Lust, wo ich aus Schmerz sie sang;
Dann denk' an mich und sage: dorten
Am Flusse wartete er lang',
Der Arme, der so oft mit ungewognem Glücke
Die schönen Felder fühllos sah!
Kämt' er in diesem Augenblicke —
Eh nun, jetzt wär' ich da.
Jetzt, dächt' ich nun, wär's hohe Zeit zum Schließen;
Denn wenn man so zwei Bogen Reime schreibt,

707. Die Originalzeichnungen der Tageszeiten von Runge hatte G. zum Theil schon vor seiner Reise nach Karlsbad zurückgesandt, und nur aus Versehen waren einige zurückgeblieben; seine Briefe an Runge vom 23. Juli und 7. November handeln hiervon.

708. Die Beschreibung der sieben mit Sepia gezeichneten landschaftlichen Zeichnungen von Friedrich, die derselbe im Spätjahr 1808 nach Weimar gesandt hatte, steht im Neujahrsprogramm der „Jenaischen Allgemeinen Literatur-Zeitung" von 1809. — Kügelgen kam am 8. Dezember 1808 nach Weimar; am 17. begann er G.'s Porträt zu malen; dasselbe ist von Heß in Kupfer gestochen („Weimar's Album zur vierten Säkularfeier der Buchdruckerkunst", S. 199; „Das Leben Gerhard's v. Kügelgen ꝛc. von Hasse", S. 206, 213, 218 f.; „Briefwechsel zwischen Goethe u. Knebel", S. 343). Das Bild wurde als wunderbar ähnlich bezeichnet („Morgenblatt" 1809, S. 336, 650; „Zur deutschen Literatur und Geschichte ꝛc. herausgegeben von Düntzer", II. 111 f.).

710. Die Mißhelligkeiten beim Theater waren Anfang November dadurch zum Ausbruch gekommen, daß der Opernsänger Morhard mit der Sängerin und Schauspielerin Jagemann, die als Geliebte des Herzogs ihren Launen Geltung verschaffen wollte, auf der Bühne in Zerwürfniß gekommen war und der Herzog hierauf unmittelbar die Bestrafung Morhard's befohlen hatte. G. fühlte sich dadurch in seiner Amtsehre beleidigt und wollte die Bühnenleitung niederlegen, doch wurde die Sache noch vermittelt; der Herzog fand sich durch das Bestürmen Nahestehender wie durch das unangenehme Aufsehen, das der Rücktritt G.'s in weitesten Kreisen erregte, zur Nachgiebigkeit bewogen. Nichtsdestoweniger bezeichnen diese Streitigkeiten einen Wendepunkt in dem Verhältniß G.'s zu Karl August, das sich äußerlich sehr auffällig dadurch kundgab, daß G., der sich bis dahin in Briefen an den Fürsten immer nur der schlichten Anrede Sie bediente, von da ab stets Durchlaucht — später Königliche Hoheit — schrieb. Die einschlagenden Aktenstücke sind abgedruckt in „Goethe's Briefen an Ch. G. v. Voigt. Herausgegeben von O. Jahn", S. 482, 532; sie schließen mit dem 27. Dezember ab.

711. Prinzeß Marie ist die am 3. Februar geborne

nachmalige Prinzeß Karl v. Preußen, Tochter des damaligen Erbprinzen Karl Friedrich und der Großfürstin Marie Paulowna.

712. G.'s Sohn August zog Anfang April nach Heidelberg.

715. Die Darstellung der Tage des Kongresses zu Erfurt, dessen Theilnehmer bis Weimar heranrückten, ist Skizze geblieben und kam als solche unter die „Biographischen Einzelnheiten"; seit der Quartausgabe folgt sie auf Absatz 715 in den „Annalen".

718. Die Kriegsbewegungen, so weit die weimarer Jäger dabei betheiligt, waren Ausfluß von Napoleon's gegründeter Befürchtung feindseliger Absichten von Seiten Oestreichs. — Die nachher 1810 veröffentlichte Schrift „Farbenkugel oder Construction des Verhältnisses aller Mischungen der Farben zu einander und ihrer vollständigen Affinität; mit angehängtem Versuch einer Ableitung der Harmonie in den Zusammenstellungen der Farben. Von P. O. Runge" hatte der Verfasser handschriftlich an G. gesandt, der sie mit Dank und Aufforderung zu baldigem Druck am 18. Oktober 1809 zurückgab. G. gedenkt derselben in den „Materialien zur Geschichte der Farbenlehre", 6. Abtheilung, bei dem Namen J. H. Lambert.

720. Aehnlich geheimnißvoll wie hier sprach G. sich über die Beziehungen der „Wahlverwandtschaften" zu seinem Leben 1815 gegen Boisserée aus (Sulpiz Boisserée, I. 289).

721. Der Gesandte von Reinhard langte nebst dem Freiherrn von Wangenheim am 1. Juli in Weimar an; der Rückzug der Franzosen war eine Folge der für sie ungünstigen Schlacht bei Aspern am 21. und 22. Mai. Aber die Ankunft des Königs von Westfalen am 15. Juli in Weimar war nicht Folge eines Rückzugs; denn damals waren die Franzosen bei Wagram am 5. Juli bereits wieder Sieger gewesen.

723. Ueber das Uebersetzen und Vorlesen der „Nibelungen" in der Mittwochs in G.'s Wohnung sich versammelnden Gesellschaft ist zu vergleichen Abs. 685 und die Anmerkung dazu. — „Eyn schöne kurtzweilige Histori von eym mächtigen Riesen aus Hispanien, Fierrabras genannt .... newlich aus französischer Sprach in Teutsch gebracht.

Siemern 1533" samt „Herr Tristrant, d. i. eine wunder- und höchst belustbar Geschicht von Herrn Tristrant und der schönen Isalden", wieder abgedruckt in dem von Büsching und von der Hagen herausgegebenen „Buch der Liebe" 1809, „König Rother" 1808 im I. Bande der ebenfalls von den Genannten herausgegebenen „Deutschen Gedichte des Mittelalters". Nicht Arndt sondern Arendt hieß der Runen-Antiquar, der durch seine Vorträge über skandinavische Dichtung Aufmerksamkeit in Anspruch nahm und durch naturwüchsiges Gebahren abstieß. Er hielt sich in Weimar von der ersten Hälfte des Januars bis in die erste Hälfte des Februars 1809 auf. Vergl. G.'s Briefe an Frau v. Stein vom 16. Januar und an K. Meyer vom 10. Februar, sowie Riemer's Brief an Knebel („Zur deutschen Literatur und Geschichte ꝛc. von Düntzer", II. 109). — Unter Dr. Majer's nordischen Sagen sind wol die Darstellungen der Mythologie der Grönländer und der Völker des nördlichen Amerika zu verstehen, die Derselbe im I. Jahrgang (für 1811) seines „Mythologischen Taschenbuchs" veröffentlichte. — Wilhelm Grimm reiste gegen Mitte Dezember durch Weimar, als er von Halle, wo er sich bei Reil zur Heilung eines Herzübels in die Kur gegeben hatte, nach Kassel zurückkehrte. Vergl. Riemer's Brief an Knebel vom 13. Dezember („Zur deutsch. Liter. u. Gesch.", II. 118). G. gedenkt dieser auf der Durchreise gemachten Bekanntschaft mit Grimm in einem Brief an Voigt vom 18. Januar 1810. Vorher hatte Grimm noch Arnim in Berlin besucht, und daher mag „Des Knaben Wunderhorn" lebhafter Gegenstand des Gesprächs mit G. gewesen sein.

724. Die Versendung von Exemplaren seiner Werke nahm G. schon im November und Dezember 1808 vor, wie beispielsweise aus den Briefen an Zelter vom 7. November und 15. Dezember 1808, sowie an Rochlitz vom 8. und 26. des letztern Monats hervorgeht.

726. G.'s diesjähriger Aufenthalt in Jena dauerte vom 29. April bis 13. Juni und vom 23. Juli bis 3. Oktober. G.'s Brief an Voigt vom 22. Juli 1809 lehrt, daß die Vereinigung aller unmittelbaren Anstalten für Wissenschaft unter eine Oberaufsicht zum Theil wenigstens von G. selbst angeregt wurde. — Die übrigen höchsten Erhalter der Akademie Jena waren damals die Herzöge von Gotha-Altenburg und Koburg-Saalfeld.

729. Von der Sendung des Botanikers Professor **Voigt nach Frankreich** und seinem Aufenthalt dort handeln G.'s Briefe an Geheimen Rath v. Voigt vom 21. (?) Mai, 3. August und 2. September 1809, an Knebel vom 10. Januar 1810 und an den Gesandten von Reinhard, geschrieben zwischen dem 8. und 14. Mai 1810 nach Voigt's eben erfolgter Heimkehr (nicht Anfang Juni, wie im „Briefwechsel zwischen Goethe und Reinhard", S. 82, steht).

730. Bei **den Mißverhältnissen**, unter denen das Theater Ende 1808 litt (vgl. Abt. 710), war die Frage, ob Goethe oder die Jagemann einwirken und befehlen sollte; der Sänger Morhard war der beleidigten Jagemann als Opfer gefallen, im Uebrigen aber hatte es G. zur Bedingung seines Bleibens gemacht, daß er in seinen vorherigen Machtbefugnissen nicht beschränkt werde. — **Antigone von Rochlitz** nach Sophokles wurde am 30. Januar zuerst aufgeführt (G.'s Briefe an Rochlitz vom 29. Januar und 1. Februar), und zwar nach den Angaben, die Rochlitz über Behandlung des Musikalischen in der griechischen Tragödie gemacht hatte. — **Knebel's Uebersetzung von „Saul" des Alfieri** gelangte erst 1811 zur Aufführung (vgl. Abt. 774). Der Anfang des Stücks war indessen schon Mitte 1809 in G.'s Händen, und im September kam es zu Ende (Briefe Henriettens von Knebel an ihren Bruder vom 21. Juni und 23. September 1809). — **„Die Tochter Jephtha" von Robert** lernte G. erst Ende 1810 kennen; sie kam ebenfalls erst 1811 auf die Bühne (Briefe an Frau von Eybenberg vom 7. Dezember 1810, vom 15. Februar sowie 4. und 17. April 1811, endlich vom 8. Januar 1812; vgl. Abt. 774). Ebenso gelangte Werner's „Vierundzwanzigster Februar" erst 1810 am 24. Februar zur Aufführung, obwol diese bereits 1809 vorbereitet wurde; denn schon am 4. Mai 1809 sandte Werner das Stück an Iffland mit dem Bemerken, daß G. zu dessen Aufführung bereit sei („Z. W. Teichmann's Literarischer Nachlaß, herausgegeben von Dingelstedt", S. 329 f.). Nach der Anmerkung S. VII des IX. Bandes von „Z. Werner's sämmtlichen Werken" entstand dieses Trauerspiel im Februar 1809. — Ein in diesem Jahr in Weimar dargestelltes heitres Stück von Steigentesch waren „Die Kleinigkeiten".

731. **Demoiselle Häsler** trat schon 1807 zur Bühne Weimar's — am 16. November —, der Tenorist

Wolfe allerdings 1809 — am 22. April. — Was aber die Erwähnung von Werner's Versuchen an großen und kleinen Tragödien an dieser Stelle soll, erhellt nicht recht. „Der vierundzwanzigste Februar" war die einzige kurze, und von den übrigen fallen alle hier überhaupt in Frage kommenden vor dieses Stück, also auch vor 1809, namentlich „Die Söhne des Thals", „Martin Luther", „Das Kreuz an der Ostsee", „Wanda" und „Attila", von denen wenigstens anderwärts einige für das Theater brauchbar befunden wurden, „Wanda" auch in Weimar — 30. Januar 1808 — zur Aufführung kam (Brief an N. Meyer vom 1. Februar 1808).

732. Von den bei G. Donnerstags und Sonntags stattfindenden häuslichen musikalischen Unterhaltungen unter Anleitung Eberwein's spricht Ersterer in Briefen an Zelter vom 7. November 1808, 21. Dezember 1809 sowie 4. Januar und 6. März 1810, ingleichen an den Kapellmeister Müller vom 7. Mai 1810. — Ueber des Fräulein aus dem Winkel mannichfaltige Talente theilte Riemer am 14. Januar 1809 Knebel'n mit, daß sie von ihr gefertigte Kopien von Gemälden der Pariser Galerie vorgezeigt, Gedichte vorgetragen und auf der Harfe sowie der Handpauke (Tambourin) gespielt habe („Zur deutsch. Liter. u. Gesch.", II. 108 f.).

734. Die 1809 in München herausgegebnen Handzeichnungen Albrecht Dürer's bilden die Fortsetzung der 1808 herausgegebenen (Abs. 706). Einen dieselben besprechenden Aufsatz ließ G. dem Herausgeber der „Jen. Allg. Liter.-Zeitung" Eichstädt am 30. März 1809 zugehen; er ist abgedruckt in Nummer 91 jenes Blattes. — Den von Senefelder erfundnen und in München aufkeimenden Steindruck begleitete G. seit 1808 mit großer Theilnahme (vgl. W., XXVIII. 818—835).

735. Kügelgen's Verweilen im Jahr 1809 war nur eine Fortsetzung seines Ende 1808 in Weimar genommnen Aufenthalts, der sich bis in den Februar des nächsten Jahres verzog. Vergl. Abs. 708 und die in der Anm. dazu angeführten Schriftstellen. Ueber die große Aehnlichkeit von Herder's Porträt spricht sich Dessen Wittwe gegen Knebel am 25. Januar 1809 mit Entzücken aus („Zur deutsch. Lit. u. Gesch.", II. 110 f.).

736. Kaaz kam Ende Mai nach Weimar und blieb bis

Ende Juli da, um der Prinzeß Karoline Zeichenunterricht zu geben. Die letzten Tage brachte er in Jena bei G. zu.

737. Die Werke Hirt's, die hier sich erwähnt finden, sind: „Die Baukunst nach den Grundsätzen der Alten, 1809"; „Der Tempel der Diana zu Ephesus ꝛc. Vorgelesen in der k. Akademie der Wissenschaften zu Berlin den 4. Juni 1804. 1809"; „Der Tempel Salomon's ꝛc. Vorgelesen ꝛc. den 1. Dezember 1805. 1809". Hirt hatte seine „Baukunst" selbst G.'n geschickt, wie Dieser Zelter'n am 1. Juni 1809 schreibt.

739. Eine Sammlung von Medaillen empfing G. 1809 von Le Lorgne d'Ideville aus Paris, wie aus seinem Brief an Diesen vom 6. Oktober hervorgeht. — Das Programm der „Jenaischen Allgemeinen Literatur-Zeitung" zum Neujahr 1810 enthielt „Beiträge zur Geschichte der Schaumünzen aus neuerer Zeit. (Wozu vornehmlich das in diesem Fach sehr beträchtliche Kabinet des Herrn Geheimen Raths v. Goethe benutzt worden.)" Die Fortsetzung wurde am Schlusse versprochen, auch geschrieben, von Eichstädt aber nicht abgedruckt, da er die Programme noch 1810 eingehen ließ („Goethe's Briefe an Eichstädt", S. 312).

740. Die Ausgrabung metallner Geräthe in Köstritz fand im September 1809 statt oder wol schon im August, da sie in G.'s Brief an Voigt vom 2. September bereits erwähnt wird. — Der Verfasser der „Antiquitates Nordgavienses oder Nordgauische Alterthümer, aufgesucht in der Aureatensischen Kirche ꝛc. 1733" war v. Falckenstein. — Der Aufsatz über die Köstritzer Alterthümer, den G. dem Fürsten Reuß Heinrich XLIII. zukommen ließ, ist wol der 1823 in „Die Denkmale germanischer und römischer Zeit in den Rheinisch-Westfälischen Provinzen, untersucht und dargestellt von Dorow", I. 89 f., abgedruckte vom September 1809, mit Nachtrag vom Mai 1810. Der erste Aufsatz unter der Ueberschrift „Zwei deutsche Alterthümer" in den „Curiositäten der physisch-literarisch-artistisch-historischen Vor- und Mitwelt", II. 262 f. (1812), ebenfalls von Goethe, ist spätrer Fassung. G. erklärte diese räthselhaften Alterthümer für Klanginstrumente.

748. Vor Jubilate, d. h. vor der Leipziger Ostermesse, der Hauptmesse des deutschen Buchhandels.

749. Nicht achtzehn Jahre waren es 1810, daß G. den Irrthum Newton's hinsichtlich der Farbenerscheinungen gewahr ward, sondern zwanzig Jahre. Vergl. Abs. 20. Ist auch der Anfang der gegen Newton's Lehre gerichteten Untersuchungen G.'s für das Jahr 1790 nicht bestimmt beglaubigt, so fiel er doch keineswegs später, da mindestens das erste Stück der „Optischen Beiträge" im August 1791 schon abgeschlossen war (vergl. W., XXIX, 367 f.). — Ueber die Untheilnahme und abweisende Unfreundlichkeit der Fachgelehrten gegenüber seinen optischen Studien beklagt sich G. in zahlreichen Schriftstellen, Briefen, Epigrammen und Gesprächen.

750. Die Tabelle der Tonlehre entstand nach G.'s Brief an Zelter vom 6. September 1826 infolge von Gesprächen mit Diesem im Jahr 1810, also im August in Teplitz; sie ist abgedruckt im „Briefwechsel zwischen Goethe und Zelter", IV, Beilage zu S. 221. — Ueber verwandte Verhältnisse zwischen Ton- und Farbenlehre spricht G. sich in der V. Abtheilung des didaktischen Theils „Zur Farbenlehre" aus.

751. 752. Die hier geschilderte Arbeit G.'s, welche in des II. Bandes 1. Heft „Zur Naturwissenschaft" (1823) erst gedruckt wurde, entstand bereits 1793. Ihr Zusammenhang mit G.'s Beschäftigung mit der Farbenlehre geht auch aus den Briefen an Schiller vom 10., 13. und 20. Januar 1798 hervor. — Ueber den Versuch als Vermittler zwischen Subjekt und Objekt vergl. Abs. 1133 c.

753. Auswärts blieb Seebeck immer in der Nähe G.'s, z. B. in Dresden im Sommer 1810 („Erinnerungen und Leben der Malerin Louise Seidler", 2. Aufl. S. 52, 59) und 1815 in Frankfurt („Sulpiz Boisserée", I. 270 f.).

754. Von den Uebungen und Aufführungen der freiwilligen Hauskapelle Donnerstags und Sonntags, dirigirt von Eberwein, sowol in den ersten als letzten Monaten des Jahrs erzählt G. in Briefen an Zelter vom 21. Dezember 1809, 6. März und 18. November 1810, sowie 18. März 1811.

757. Einer öffentlichen Unterhaltung im Theater von Seiten G.'s musikalischer Gesellschaft gedenkt Dieser in dem Brief an Zelter vom 6. März 1810. — Die Komposition

der „Johanna Sebué" sandte Zelter am 17. Februar 1810 an G., ihre Aufführung fand Sonntag den 18. November statt, wie G. an diesem Tage dem Komponisten meldet.

759. Voltaire's „Zaire", übersetzt von Peucer, ward zum ersten Mal an der Großfürstin Maria Geburtstag, den 16. Februar 1810, gegeben.

760. Die Trefflichkeit der Aufführung des „Vierundzwanzigsten Februar" von Werner rühmt auch Henriette von Knebel am 28. Februar 1810 gegen ihren Bruder.

761. Von der Anwesenheit der Frau Hendel-Schütz und ihren pantomimischen öffentlichen Darstellungen sowie der Zimmerunterhaltung durch Vortrag allemannischer Gedichte von Hebel und durch Erzählen von Anekdoten berichtete Henriette v. Knebel dem Bruder am 27. Januar 1810.

762. Damit, daß nur Paer's von Gamerra gedichtete Oper „Achill" durch Brizzi aus München veranlaßt und gegeben wurde, stimmt überein, daß nach G.'s Briefen an den Herzog vom 13. September und an Zelter vom 18. November nur diese Oper in Aussicht genommen war und nach Brief an Frau von Eybenberg vom 10. Dezember bis dahin zwei Vorstellungen des „Achill" stattgefunden hatten. Schöll („Goethe's Briefe an Frau v. Stein", III. 422) giebt als Aufführungstage den 28. November sowie den 1., 8., 15. und 19. Dezember an; Pasqué („Goethe's Theaterleitung", II. 327) läßt den 8. Dezember aus und giebt an, die beiden ersten Tage wäre „Ginevra" aufgeführt worden, — Beides falsch. — Der Schauspieler Wolff war es, welcher Calderon's „Standhaften Prinzen" für die Weimarer Bühne einrichtete, wie aus Dessen Brief an G. vom 18. Januar 1816 („Goethe's Theaterleitung ꝛc. von Pasqué", II. 217) hervorgeht.

763. Auf Anregung des französischen Gesandten v. Reinhard, und nachdem Dieser bei G. den Empfang eingeleitet hatte, sandte der damals nebst seinem Bruder und einem Freund Bertram in Heidelberg lebende Sulpiz Boisserée durch den Buchhändler Zimmer seine Zeichnungen des Domgebäudes von Köln mit Brief vom 8. Mai 1810; G. zeigte am 15. dieses Monats den Empfang an. — Seine seltsamen, aber tief empfundenen enthusiastischen Aeußerungen

über den Straßburger Münster hatte G. 1773 in der Schrift „Von Deutscher Baukunst D. M. Ervini a Steinbach“ niedergelegt.

764. Die Reise, die G. hier und an einigen andern Stellen im Jahr 1810 beiläufig erwähnt, ohne eigentlich von ihr zu erzählen, ging nach Karlsbad und dauerte vom 16. Mai bis 3. Oktober.

765. „Die romantische Poesie“ s. W., Bd. XI. 1. Abth. S. 304 ff., den „Maskenzug russischer Nationen“ ebenda S. 313 ff.; letzterer wurde am 16. Februar, dem Geburtstage der Erbprinzeß, Großfürstin Maria Paulowna, zum ersten Mal aufgeführt. — Die angenehmen Pflichten, welche die Gegenwart der Kaiserin von Oestreich hervorrief, erfüllte G. durch Widmung der in den W., II. 403 ff., abgedruckten Gedichte „Der Kaiserin Ankunft“, „Der Kaiserin Becher“, „Der Kaiserin Platz“ und „Der Kaiserin Abschied“, sämmtlich aus dem Juni.

767. Der Gedanke von „Wilhelm Meister's Wanderjahre“ gehört seiner Entstehung nach frühern Jahren an, und G. hoffte nicht nur nach Brief an Frau v. Schiller vom 24. November 1809 schon zu Ostern des folgenden Jahrs den ersten Theil dieses Romans herauszugeben, sondern es brachte auch das „Taschenbuch für Damen a. d. J. 1810“ bereits: „Wilhelm Meister's Wanderjahre. Erstes Buch“. Darnach scheint sich 1809 jener Gedanke auch schon ausgebildet zu haben. Vergl. W., XVIII. 5 ff.

769. Der Verwüstung, die der Sprudel durch einen Ausbruch im Sommer 1809 angerichtet hatte, gedenkt G. schon im Brief an Voigt vom 2. September 1809. Ueber den Befund bei der Badereise 1810 berichtet er dem Herzog unterm 24. Mai ausführlich. An Silvie v. Ziegesar schrieb er am 4. Juli: „Gleich bei meiner Ankunft machte ich mir oft Gelegenheit, an Sie, meine Beste, zu denken; ich ging täglich in den weißen Hirschen und zeichnete aus den hintern Fenstern die Verwüstung, welche Natur und Menschenhände um den Sprudel her hervorgebracht hatten.“

770. Daß Philipp Hackert's Leben gedruckt werde, theilt G. am 23. Januar 1811 mit. — Den Entschluß, seine

eigne frühste Lebensgeschichte zu schreiben, faßte G. nach Abs. 725 im Jahr 1809; 1811 begann wol nur die Ausführung.

771. Wie Riemer („Mittheilungen über Goethe", I. 397) erzählt, wäre er es gewesen, der G.'s Selbstbiographie „Aus meinem Leben — Wahrheit und Dichtung" zu nennen vorgeschlagen habe. Das Werk erhielt aber den Titel „Dichtung und Wahrheit", weil G., wie Riemer weiter berichtet, die beiden auf einander treffenden D in „und Dichtung" anstößig gefunden habe. Auffällig ist es, daß G. hier sich dieser gemißbilligten Wortstellung bedient, wie auch im Brief an Zelter vom 15. Februar 1830, wo sie jedoch nur Wiederholung des von Zelter in Dessen vorhergehendem Brief gebrauchten Ausdrucks ist. Bekanntlich setzte Riemer nach G.'s Tode doch noch durch, daß seit der Quartausgabe das Werk „Wahrheit und Dichtung" genannt wurde.

773. Calderon's „Standhafter Prinz" ging am 30. Januar 1811 zuerst über die Bühne, — Rousseau's „Pygmalion" hat G. sein Leben lang wiederholt angeregt. Mit Wärme begrüßte er das ihm zuerst von Sophie v. La Roche mitgetheilte Monodram laut Briefs an Diese vom 19. Januar 1775. Er gebrauchte in einem Brief aus Rom vom 1. November 1786 ein Bild aus demselben, welches Zeugniß ablegt, wie lebhaft es vor seiner Erinnerung stand. Er nahm es gegen Schiller in den Briefen vom 25. und 29. April sowie vom 2. Mai und vom 25. Juli 1798 gelegentlich von Iffland's Darstellung desselben in Schutz, ohne die darin herrschende Unnatur zu beschönigen. Iffland's in diesem Stück entwickeltes Spiel, das dem der französischen tragischen Schauspieler entsprach, pries G. auch in dem „Vorwort zu einigen Scenen aus ‚Mahomet' nach Voltaire" (W., XXIX. 280 f.). Im XI. Buch von „Dichtung und Wahrheit" verbreitet er sich ausführlich darüber und spricht sich ähnlich gegen Zelter am 3. Dezember (nicht November) 1812 aus. Die begleitende Musik zu diesem Monodrama war von Benda.

774. Von Knebel's übersetzter „Saul" Alfieri's wurde 1811 nicht wiederholt, sondern zuerst aufgeführt — am 6. April (Briefe an Knebel vom 27. Februar und 3. April; Knebel's Brief an seine Schwester vom 8. April; vgl. Abs. 730). Dasselbe gilt von Robert's „Tochter Jephtha", die am 2. September 1811 zum ersten und am

Da wollen sie zuletzt nicht fließen.
Doch warte nur, wenn mich die Laune treibt,
Und Deine Gunst mir sonst versichert bleibt,
So schreib' ich Dir noch manchen Brief wie diesen.

Willst Du mir die Geschwister grüßen,
So schließe Richtern*) auch mit ein!
Leb wohl! Und wird das Glück Dein Freund benanntz von
Wie ich, so wirst Du stets des schönsten Glücks genießen.

Aus einem Briefe an Kestner.**)

(Zwischen dem 4. und 12. Januar 1773.)

Wenn dem Papa sein Pfeifchen schmeckt,
Der Doktor Heirath Grillen heckt
Und sie Karlinchen für Liebe verkauft,
Die Lotte herüber, hinüber lauft,
Lenchen treuherzig und wehmuthig
In die Welt hineinlugen thut,
Mit drolligen Händen und Heinzschnitten,
Mit Locher im Kopf nach deutschen Sitten
Die Buben jauchzen mit hellem Hauf
Thür ein, Thür aus, Hof ab, Hof auf,
Und Ihr mit den blauen Aeugelein
Gucket so ganz gelassen drein,
Als wäret Ihr Männlein von Porzellan,
Seid innerlich doch ein wackrer Mann,
Treuer Liebhaber und warmer Freund:
So laß' des Reichs- und Christen-Feind,
Und Ruß und Preuß und Belial
Sich theilen in den Erdenball,***)
Und nur das liebe teutsche Haus
Nehmt von der großen Theilung aus!
Und daß der Weg von hier zu Euch
Wie Jakob's Leiter sei sicher und gleich,

*) Den Goethe befreundeten Obergerichtsbeisitzer Richter.

**) Vgl. „Goethe und Werther" von A. Kestner S. 127. Die Verse bilden den Schluß eines um die oben angegebene Zeit in der heitersten Laune an Kestner geschriebenen Briefes. Goethe war bereits seit dem 11. September des vorhergehenden Jahres von Wetzlar fort, und die Verstimmungen, welche später in Folge der Herausgabe von „Werther's Leiden" eintraten, hatten noch nicht begonnen.

***) Hindeutung auf die erste Theilung Polens 1772.

26. des folgenden Monats zum zweiten Male aufgeführt wurde („Goethe's Briefe an Frau von Stein. Herausgegeben durch Schöll", III. 426. Vergl. Abs. 730). — Es kann kaum einem Zweifel unterliegen, daß einzig und allein Goethe „Romeo und Julie" fürs Theater bearbeitet hat, und daß das Mitwirken sowol Riemer's als Wolff's lediglich auf Beirath in Bezug auf die vorzunehmenden Aenderungen im Allgemeinen sich erstreckte. In allen Briefen, die G. zur Zeit der Bearbeitung und nach der Aufführung schrieb, nennt er nur sich selbst als den dabei Thätigen, und nur er zieht das Honorar für Mittheilung der Bearbeitung an die Berliner Bühne ein, worüber seine Briefe an Knebel vom 28. Dezember 1811, an Frau v. Wolzogen vom 28. Januar, an Reinhard vom 13. Februar, an Iffland vom 22. Februar, an W. v. Humboldt vom 7. und an Zelter vom 8. April 1812 nachzulesen sind. Ebenso wird ausdrücklich G. als mit dieser Bearbeitung beschäftigt, beziehentlich beschäftigt gewesen genannt in Briefen Nahestehender, die vom Sachverhalt unterrichtet sein mußten, so von Hch. Meyer an Justizrath Hufeland („Aus Weimar's Glanzzeit ꝛc. Herausgegeben von Diezmann", S. 35), von Frau v. Schiller an die Erbprinzeß von Mecklenburg-Schwerin („Charlotte v. Schiller und ihre Freunde", I. 615, 620), von Pauline Gotter an Schelling („Aus Schelling's Leben", II. 287), von Knebel an seine Schwester („Aus K. L. v. Knebel's Briefwechsel mit seiner Schwester Henriette, herausgegeben von Düntzer", S. 586). Gegen eine wesentliche Mitwirkung Riemer's spricht insbesondre noch, daß Dieser bei Besprechung der Bearbeitung von „Romeo und Julie" („Mittheilungen über Goethe", II. 655 f.) einer solchen nicht gedenkt, was er vorkommenden Falls nicht verabsäumt, sowie, daß in dem gedachten Brief an Humboldt G. die Bearbeitung von „Das Leben ein Traum" durch Riemer im Gegensatz seiner eignen Bearbeitung von „Romeo und Julie" erwähnt; gegen eine wesentliche Mitwirkung Wolff's aber spricht, daß Derselbe bei seinem Abgang von Weimar bittet, ihm noch eine Vergütung für die Bearbeitung des „Standhaften Prinzen" zu verwilligen („Goethe's Theaterleitung ꝛc. von Pasqué", II. 217), die doch früher in Arbeit genommen worden war als „Romeo und Julie", weshalb, wenn er auch für Bearbeitung des letztern Stückes einen Anspruch zu erheben gehabt hätte, dies hierbei auch geschehen sein würde, während eine etwaige frühere Vergütung nicht wahrscheinlich ist, weil doch dann auch für die vorhergehende Bearbeitung des

„Standhaften Prinzen" ſchon vorher etwas würde gewährt worden ſein. Ueber die Sachbewandniß giebt übrigens Genaſt einigen Aufſchluß, der, nachdem er G.'s Aenderungen in den Rollen Mercutio's und der Amme getadelt hat, fortfährt: „Aus ſicherer Quelle erfuhr ich ſpäter, daß eigentlich nicht Riemer, den ich zunächſt im Verdacht hatte, ſondern hauptſächlich Wolf, auf deſſen Urtheil Goethe bei dergleichen Unternehmungen viel gab, ihn in der Ausführung dieſer ſonderbaren Bearbeitung beſtärkt, ſogar die Umwandlung der Amme und des Mercutio zuerſt in Anregung gebracht habe mit dem Bemerken, daß dieſe beiden Charaktere die Hauptrollen in den Schatten drängen und das hauptſächliche Intereſſe des Publikums auf ſich ziehen könnten." („Aus dem Tagebuche eines alten Schauſpielers. Von E. Genaſt", I. Th. 8. Kap.) Riemer's Mitwirkung könnte ſich übrigens wol auch auf Redaktion des Schlegel'ſchen Textes in Hinblick auf G.'s Aenderungen bezogen haben. — Calderon's „Leben ein Traum", von Einſiedel überſetzt und von Riemer für die Bühne bearbeitet („Literariſche Zuſtände und Zeitgenoſſen. Aus K. A. Böttiger's handſchriftlichem Nachlaſſe", II. 237). Vgl. Abſ. 800.

775. Die Franck aus Mannheim trat am 27. März 1811 als Fanchon in dem von Kotzebue nach Bouilly bearbeiteten und von Himmel komponirten Vaudeville „Fanchon das Leyermädchen" und am 30. deſſelben Monats als Emmeline in der von Caſtelli gedichteten, von Weigl in Muſik geſetzten Oper „Die Schweizerfamilie" auf. Brizzi ſang den Polineſo in Mayr's „Ginevra, Königin von Schottland" am 11., 16. und 27. November, den Achill abermals am 30. deſſelben und am 4. des folgenden Monats.

776. In dem neuerbauten Schauſpielhaus zu Halle, oder vielmehr in dem vom Bergrath Reil nur erneuerten, ſpielten die Weimarer Hofſchauſpieler ſchon von Lauchſtädt aus im Juli wöchentlich einmal, vom 6. Auguſt an bis zum 9. September lediglich in Halle. Bei der Einweihung ſprach die Wolff G.'s „Prolog. Halle, den 6. Auguſt 1811" (W., XI. Th. 1. Abth. S. 244 ff.).

778. Die Kantate „Rinaldo" (W., II. 306 ff.) ſandte G. Zelter'n unterm 17. April 1812 als eine Arbeit des vorigen Jahres und äußerte ſich am 19. des folgenden Monats gegen Ebendenſelben über das Verhältniß dieſer Dichtung zur muſikaliſchen

Behandlung. Mit dem Prinzen Friedrich von Gotha war G. am 13., 16., 20. und 22. November 1811 an der Hoftafel und wird daher wol in diesen Tagen die Kantate geschrieben haben.

779. Meyer's „Geschichte der bildenden Künste bei den Griechen", beendigt von Riemer, erschien in 3 Bänden 1824 bis 1836.

780. Ueber die Mionnetischen Pasten ist zu vergleichen Abs. 706.

781. Hephästion, der Freund Alexander's des Großen, erhielt bekanntlich königliche Bestattungsehren bei seinem Tode während des Feldzugs in Asien.

782. Sulpiz Boisserée traf ein in Weimar am 3. Mai und blieb bis zum 12ten. Dessen mitgebrachte Zeichnungen, welche die Kunstbetrachtungen ins Mittelalter hinlenkten, waren Originalrisse des Straßburger Münsters und seiner Details.

784. Die Federzeichnungen von Cornelius, die Boisserée mitbrachte, waren nach G.'s „Faust", wie durch G.'s Briefe an Cornelius sowie an Reinhard vom 8. Mai, ingleichen Boisserée's Briefe an seinen Bruder Melchior vom 6. Mai und an G. vom 17. Juni 1811 („Sulpiz Boisserée", I. 11; II. 113) unzweifelhaft feststeht. Die Zeichnungen nach den „Nibelungen" nahm Cornelius 1812 in Rom erst in Angriff.

785. Raumerk hatte bei der Weimarischen Kunstausstellung von 1805 sich betheiligt. Die Sendung von sechs Zeichnungen in Sepia aus „Faust" an G. theilt Knebel am 22. April 1811 seiner Schwester mit, und über deren Erwerb — und zwar sämmtlicher — durch die Prinzeß Karoline von Mecklenburg handeln seine ferneren Briefe vom 15. Mai und 3. Juli. — Dagegen verschaffte sich Dieselbe nur eine Auswahl von des abgeschiedenen Landschaftsmalers Kaaz hinterlassenen Zeichnungen, die übrigens schon 1810 vorgelegt wurden. Die bezüglichen Mittheilungen finden sich in G.'s Briefen an Knebel vom 20. Oktober 1810 und 27. Februar 1811, ingleichen in Briefen zwischen Knebel und seiner Schwester vom 26. Dezember 1810 sowie vom 8., 17. und 27. Januar 1811.

786. Von durch Herrn von Schönberg-Rothschönberg vorgezeigten Blättern des abgeschiednen Wehle berichtet G. am 6. Juli 1811 dem Herzog.

788. Die Erleuchtung des Thals mit indianischem Weißfeuer vom Landgrafenberg aus durch Döbereiner geschah vielleicht am 28. oder 29. April, an welchen Tagen der Herzog sowie G. in Jena waren und sich die Zeit mit chemischen und mineralogischen Experimenten vertrieben, wie Knebel seiner Schwester am 2. Mai mittheilte.

790. Nach Karlsbad reiste G. am 13. Mai ab; am 2. Juli war er wieder in Jena. Der ganz eigene Charakter des diesjährigen Aufenthalts hatte seinen Grund hauptsächlich wol darin, daß G. seine Gattin mithatte.

791. Den Oberst Otto nennt G. in einem Brief an den Herzog vom 24. Mai 1810, zu welcher Zeit er sich ebenfalls mit Ersterem zugleich in Karlsbad befand, „aus dem siebenjährigen Kriege her wohlbekannt".

795. Der Legationssekretär Lefebvre wurde vom Baron Reinhard mit Brief vom 5. August angemeldet. G. dankte am 31. für die Vermittlung der Bekanntschaft. Am 7. September theilte Reinhard Stellen aus Lefebvre's Brief mit, in welchem Derselbe sich über G. und dessen Gespräche über französische Literatur begeistert aussprach. — Professor Thiersch kam aus München mit Empfehlungsbrief Jacobi's an G. vom 1. September. — Das Ehepaar von Arnim hielt sich von Ende August an gegen drei Wochen in Weimar auf; am 13. September erfolgte die Differenz zwischen Frau v. Goethe und Bettina v. Arnim, der G. von da an das Haus verbot. Ganz aufgeklärt ist der Vorgang nicht, welcher zu dem Bruch führte; daß es nicht blos eine durch Eifersucht der Frau v. Goethe herbeigeführte Scene gewesen ist, geht aus dem Brief G.'s an Frau v. Stein vom 28. September hervor, worin er sich auch sehr erregt über die an diesem Tage bereits Abgereiste zeigt, so daß die Angabe jedenfalls gegründet ist: Bettina habe Frau v. Goethe geschimpft, worauf Diese sie ins Gesicht geschlagen habe („Mittheilungen über Goethe ꝛc. von Riemer", I. 33, 265; „Charlotte v. Schiller und ihre Freunde", I. 597 f., 601 f., 616, 619; „Aus Schelling's Leben", II. 267 f.). Eine glücklichere Annäherung erfolgte nicht mehr.

796. Von den „Ideen über die Politik, den Verkehr und den Handel der vornehmsten Völker der alten Welt von Heeren" erschien 1811 der die Jahreszahl 1812 tragende III. Theil. Nach G.'s Brief an Reinhard vom 22. Juli 1810 war Ersterer schon damals auf Degérando aufmerksam geworden und hatte nach Brief vom 23. Januar 1811 in diesem Winter des Genannten schon 1804 erschienene Histoire comparée des systèmes de philosophie relativement aux principes des connaissances humaines gelesen.

797. Jacobi hatte in seiner Schrift „Von den göttlichen Dingen und ihrer Offenbarung" (1811) harte Aeußerungen gegen G.'s wiederholt öffentlich kundgegebene naturphilosophische Ansichten fallen lassen, die G. so empfindlich berührten, daß er an Knebel schrieb, er werde es sich nun freilich nicht anfechten lassen, wenn Jacobi's graues Haupt mit Jammer in die Grube fahre. Drückte er sich auch mild über das Buch in dem dem Inhalte nach für Jacobi bestimmten Brief an Schlichtegroll vom 31. Januar und in dem an Jacobi selbst vom 10. Mai 1812 aus, so rächte er sich doch durch das Gedicht „Groß ist die Diana der Epheser" (W., II. 195 f.). Auch der Schluß des Aufsatzes „F. H. Jacobi's auserlesener Briefwechsel" (W., XXIX. 220) bezieht sich auf jenes Buch. In den Briefen an Knebel vom 25. März und 8. April 1812 verurtheilt G. dasselbe gleichfalls scharf. Mit Spinoza suchte G. sich von je her vor Jacobi zu schützen.

798. Umarow's „Projet d'une académie asiatique" war schon 1810 erschienen; G. theilt Knebel'n den Empfang der Schrift am 27. Februar 1811 mit. Der Zweck dieser Akademie sollte Pflege der Sprache und Literatur der alten und neuern Völker Asiens sein. — Was G. 1811 mit Hebel's abermaligen allemannischen Gedichten meint, ist nicht erfindlich. Die 4. Auflage war schon 1808 erschienen, und die fünfte erschien erst 1821; dagegen war 1811 die erste Uebertragung dieser Gedichte ins Hochdeutsche von Scheffner herausgekommen. — Der erste und einzige Band von Hagen's Heldenbuch trat 1811 ans Licht; dazu kam von der Hagen's Abhandlung „Ueber das Heldenlied von Ezel's Hofhaltung" in der „Sammlung für altdeutsche Literatur und Kunst, herausgegeben von F. H. v. d. Hagen ꝛc.", I. Bd. 1. Stck. 1812, sowie der „Literarische Grundriß zur Geschichte der deutschen Poesie von

der ältesten Zeit bis in das XVI. Jahrhundert durch v. d. Hagen und Büsching", 1812. — „Der arme Heinrich" von Hartmann von der Aue war 1810 in Myller's „Sammlung deutscher Gedichte" gedruckt worden.

799. Knebel verlangte am 11. Januar 1814 von G. ein italienisches Gedicht, von welchem er mit ihm und Gries gesprochen gehabt, da Letzterer versuchen wollte, es zu übersetzen. G. sandte es als das einzige producible von einer größeren Zahl und bemerkte, der Dichter nenne sich P. Atanasio da Verrocchio, doch sei der Name wol ein fingirter. Hiervon handeln G.'s Briefe an Knebel vom 12., 19. und 21. Januar 1814. — Die Novelle galanti des Abbate Casti lernte G. zuerst 1787 in Rom aus dem mündlichen Vortrag des Dichters kennen. — Von Bandello's zuerst 1554 erschienenen Novelle waren 1791—1793 in London und 1813—1814 in Mailand neue Ausgaben veranstaltet. — Die Histoire du chevalier des Grieux et de Manon de l'Escot ist ein Roman von Prévost d'Exiles, erschienen 1743; nach Riemer („Mittheilungen über Goethe", II. 621, 716) machte G. am 16. Mai 1811 einen Auszug daraus. Am 30. August erbittet er sich das Buch von Frau v. Stein zurück. — The Vicar of Wakefield — bekanntlich von Goldsmith.

800. Der Balletmeister Kobler mit seinen Kindern Franz, Johanna, Nanette und dem Italiener Bernadillo eröffnete seine Ballette schon am 30. Dezember 1811, tanzte dann am Neujahrstag 1812 bei Hof und am 2. und 4. Januar wieder auf dem Theater („Goethe's Theaterleitung ꝛc. von Pasqué", II. 327 f.; „Charlotte Schiller ꝛc.", I. 615). — „Romeo und Julie" wird 1812 nicht schon wiederholt, sondern erst neu auf die Bühne gebracht und zwar am 1. Februar; dagegen ward Schiller's „Turandot" allerdings wiederholt und zwar am 29. Februar. — Die Aufführung von „Das Leben ein Traum" ward 1812 nicht blos vorbereitet, sondern ins Werk gesetzt, wie G. Zelter'n am 8. April 1812 mittheilt; die Uebersetzung war von Einsiedel, die Bearbeitung von Riemer, die Einrichtung von G. unter Mitwirkung der „technischen Theatergeister", wie er sich ausdrückt. — Der Schauspieler Durand trat in Weimar zuerst am 13. Januar 1812 auf; daher kann aber der Denselben empfehlende Brief des

Grafen Brühl an G. („Goethe's Theaterleitung ꝛc. von Pasqué", II. 202 ff.) nicht vom 23. September 1812 sein, sondern wahrscheinlich aus dem Jahr 1810.

801. „Toni" von Theodor Körner wurde im April 1812 für die Darstellung eingerichtet, wie aus G.'s Briefen an Körner's Vater vom 23. und an den Regisseur Genast vom 28. dieses Monats sich ergiebt; dieselbe fand indessen erst im Anfang des Herbstes statt. „Zriny" gelangte um diese Zeit erst an G. belage dessen Briefs an den Appellationsrath Körner vom 5. Oktober 1812 und kam in diesem Jahr nicht auf Weimar's Bühne, ebenso wenig die erst im November 1812 geschriebene und in diesem Jahr wol noch gar nicht an G. gesandte „Rosamunde". Ueberdies hatte G. 1812 noch „Die Sühne", „Die Braut" und „Die Gouvernante" geben lassen. Nachklänge einer kurz vergangenen Epoche waren Körner's Trauerspiele als Nachahmungen Schiller's. — „Die große Zenobia" von Calderon hatte G. 1812 noch nicht studirt, am 17. Januar 1813 empfing er nur erst einige aus diesem Stück von Gries übersetzte Stanzen („K. L. v. Knebel's literarischer Nachlaß ꝛc., herausgegeben von Varnhagen von Ense und Mundt", I. 250), und am 20. dieses Monats ließ er Gries auffordern, das ganze Stück zu übersetzen, um es in Weimar spielen zu können; am 24. November 1813 konnte dann G. durch Knebel für die vortreffliche Uebersetzung Griesen danken lassen, und erst am 30. Januar 1815 kam es zur Aufführung. — Auch „Der wunderthätige Magus" wurde G. nicht schon 1812 durch Griesens Uebersetzung angenähert; allerdings lernte G. dieses Stück in diesem Jahre kennen, aber durch Einsiedel's Uebersetzung, was sein Brief an Knebel vom 17. Oktober d. J. bezeugt. Griesens Uebersetzung erschien erst 1816.

802. Der Plan zu Aufführung des „Faust" stammt aus dem Jahr 1810; am 18. November ersuchte G. seinen Freund Zelter um Kompositionen zu den darin vorkommenden Gesängen. Nach G.'s Brief an Graf Brühl vom 1. Mai 1815 wurde damals noch immer daran „probirt" und gedachte er nunmehr sich auf die ersten Monologe zu Herstellung eines Monodrams zu beschränken; während des Jahrs 1812 konnten also die bezüglichen Bemühungen nur etwa in Gang gebracht sein. — Die Schönberger aus Wien trat am 24., 28. und 31. Oktober

1812 im „Unterbrochnen Opferfest", „Jakob und seine Söhne" und „Titus" auf. — Iffland trat vom 20. Dezember an bis zum 30sten achtmal auf und zwar am drittletzten Tage in der von G. übergangenen „Lästerschule" von Sheridan. „Klementine" ist ein Lustspiel nach dem Französischen von der Weißenthurn, „Selbstbeherrschung" ein Schauspiel von Iffland, „Der Jude" ein Schauspiel nach Cumberland, „Künstlers Erdenwallen" ein Lustspiel von v. Voß, „Don Rannbo de Colibrados" eine Posse nach Holberg von Kotzebue, „Der arme Poet" ein Rührstück von Kotzebue; „Der Kaufmann von Venedig" von Shakespeare war nach Schlegel's Uebersetzung bearbeitet, „Der gutherzige Polterer" nach Goldoni von Iffland.

804. Der zweite Band von „Dichtung und Wahrheit" erschien 1812; von seinem Arbeiten daran spricht G. z. B. im Brief an Knebel vom 25. März; am 23. Oktober sendet er ihm das Buch. — Die zurückgelegten Papiere, den Irrgang der Kinder Israel durch die Wüste betreffend, wurden in den Anmerkungen zum „West-östlichen Divan" verwerthet. Vergl. Abs. 167.

805. Die drei Gedichte: „Ihro der Kaiserin von Oestreich Majestät", „Ihro des Kaisers von Oestreich Majestät" und „Ihro der Kaiserin von Frankreich Majestät" (W., II. 408 bis 413) feierten die vom 2. bis 4. Juli währende Anwesenheit dieser kaiserlichen Majestäten in Karlsbad.

806. Die Nachricht von dem Fund der Tempelruinen und Bildwerke auf Aegina durch Bröndsted mag 1812 an G. gelangt sein; der Fund fand schon das Jahr zuvor statt. Zeichnungen davon erhielt G. erst 1817, wie er am 17. Oktober dieses Jahrs an Boisserée schrieb.

807. Der Aufsatz „Myron's Kuh" (W., XXVIII. 459—466) hat die Unterschrift „Jena den 20. November 1812", wurde aber erst im 1. Heft des II. Bandes „Ueber Kunst und Alterthum" 1818 veröffentlicht. G. glaubte darin nachgewiesen zu haben, daß die auf Dyrrhachischen Münzen geprägte säugende Kuh eine Nachbildung des berühmten Bildwerks des Myron sei, und beklagte sich am 31. Dezember 1829 gegen Zelter, daß Leipziger und Göttinger nichts davon wissen wollten. Der widerstrebende Leipziger war jedenfalls Stieglitz, der in den

„Blättern für Münzkunde. Hannoversche numismatische Zeitschrift. Herausgegeben von Dr. H. Grote" (II. Band) gegen G.'s Ansicht auftrat und, außer auf andere Gründe, insbesondere darauf hinwies, daß dasselbe Bild sich schon 100 Jahr vor Myron auf Münzen von Tyrrhachium fand. Zwar kam Stieglitzens Aufsatz erst 1836 in die Oeffentlichkeit, indessen wird der Genannte schon bei G.'s Lebzeiten Diesem seine Gegengründe brieflich oder mündlich kundgegeben haben. G. gedenkt seiner Bemühungen um Wiederherstellung alter Bildwerke, insbesondre der Kuh des Myron schon in einem Briefe an W. v. Humboldt vom 8. Februar 1813 und nennt hier ebenfalls den Olympischen Jupiter — von Pheidias — und eine Juno, aber nicht die Polyklet'sche, sondern die von Samos, die jedoch kaum Gegenstand seiner Forschung gewesen sein dürfte. Dagegen bezeichnet G. in jenem Brief als einen solchen Gegenstand von der Hand Polyklet's den Doryphoros sowie außerdem den Stier, der die Europa über das Meer trug.

810. Die „Abhandlung über die Verdauungswerkzeuge der Insekten vom Dr. K. A. Ramdohr" erschien 1811.

811. Ueber den zweiten Newton'schen Versuch ist in dem polemischen Theil „Zur Farbenlehre" der bezügliche Abschnitt nachzulesen („Goethe's sämmtliche Werke in 40 Bänden", XXXVIII. 25—40). Doktor Seebeck, damals in Bayreuth, meldete die Vornahme dieses Versuchs an G. mit Brief vom 23. April 1812 („Neue Mittheilungen aus J. W. v. Goethe's handschriftl. Nachlasse", II. 318 f.).

812. Was G. von Giordano Bruno's Schriften 1812 gelesen hat, ist nicht bekannt; vielleicht gehört aber die Bemerkung über den Genannten in Riemer's „Mittheilungen über Goethe" (II. 679 f.) diesem Jahr an. Von einer wol ins Jahr 1771 fallenden Beschäftigung mit Bruno zeugen G.'s „Ephemerides", („Briefe u. Aufsätze von Goethe aus d. Jahren 1766 bis 1786 ꝛc., herausgegeben von Scholl", S. 101 f.); auch damals fühlte sich G. von dem Tiefsinn desselben angezogen, ohne seine Paradoxien bewältigen zu können.

814. Die Andeutung über fossile Knochen in Böhmen bezieht sich vielleicht auf denselben „fossilen Backzahn, wahrscheinlich vom Mammuth", über den G. mit Bezug auf die

Sammlungen des vaterländischen Museums in Prag im 1. Heft des II. Bandes „Zur Naturwissenschaft überhaupt“ (1823) schrieb.

815. G. theilte dem Geheimen Rath v. Voigt am 16. Februar 1812 mit, daß eine ansehnliche Summe für die Museen in Jena bestimmt worden, wobei er jedoch die Benennung der Erbprinzeß als Schenkgeberin geheimnißvoll unterließ, die er erst in einer Aktennotiz vom 2. October 1812 verrieth („Goethe in amtlichen Verhältnissen ꝛc. von Vogel“, S. 286 f.). Der Verfertigung einer Luftpumpe durch Mechanikus Körner gedenkt G. im Brief an Döbereiner vom 19. Februar d. J.; diese Luftpumpe bildet den Hauptgegenstand in G.'s Aufsatz „Jenaische Museen und Sternwarte“ in Nr. 2 des „Intelligenzblattes der Jenaischen Allgem. Literatur-Zeitung“ von 1814, worin auch das Geschenk der Erbprinzeß wieder erwähnt wird. — Wahrscheinlich waren die von Trebra verehrten Granitübergangsplatten jene „belehrenden Stücke“, deren Sendung G. im Brief 382 des „Briefwechsels zwischen Goethe und Knebel“ meldet; Guhrauer setzt denselben in den November 1812, Düntzer („Freundesbilder aus Goethe's Jugendzeit“, S. 568) etwa auf den 10. Dezember. — Das Werk „Erfahrungen vom Innern der Gebirge, nach Beobachtungen gesammelt und herausgegeben von F. W. H. v. Trebra“ war 1785 erschienen.

816. Als sogenannte Schwefelquellen bezeichnet G. die schwefligen Wasser in Berka, weil dieselben nicht dem Boden entquellen, sondern sich erst nach dem Ausfluß durch chemische Vorgänge in einem Teiche entwickeln. Von der Beobachtung dieser Wässer und der Benutzung derselben zum Heilbade handeln Karl August's Briefe an G. vom 14., 28. und 29. November, sowie G.'s an Ersteren vom 18. Dezember 1812, ingleichen ein Brief G.'s an Döbereiner vom 10. ebendieses Monats; von einschlagenden geognostischen und chemischen Betrachtungen am Ausführlichsten ein noch ungedruckter Brief G.'s an v. Trebra vom 6. Januar 1813.

817. Mit Brizzi's erneuerter Gegenwart kann nur sein drittes Gastspiel gemeint sein, das aber erst 1816 stattfand, während Iffland's Gegenwart, wie Abs. 802 angegeben, mit dem Jahr 1812 abschloß.

818. Darüber, daß die Romanzen „Der getreue

Und unser Magen verdau' gesund,
So segnen wir Euch mit Herz und Mund.
Gott allein die Ehr,
Mir mein Weib allein!
So kann ich und Er
Wol zufrieden sein.

Goethe an Gotter.*)

Bei Uebersendung seines „Götz von Berlichingen".

Sommer 1773.

Schicke Dir hier den alten Götzen,
Magst ihn nun zu Deinen Heiligen setzen,
Oder magst ihn in die Zahl
Der Ungeblätterten stellen zumal.
Hab's geschrieben in guter Zeit,
Tags, Abends und Nachtsherrlichkeit,
Und sind' nicht bald die Freude mehr,
Da nun gedruckt ist ein ganzes Heer.
Find', daß es wie mit den Kindern ist,
Bei denen doch immer die schönste Frist
Bleibt, wenn man in der schönen Nacht
Sie hat der lieben Frau — —
Mögt Euch nun auch ergetzen dran,
So habt Ihr doppelt wohlgethan.
Lass't, wie ich höre, auch allda
Agiren, tragiren Komödia
Vor Stadt und Land, vor Hof und Herrn;
Die sähn das Trauerstück wol gern.
So such' Dir denn in Deinem Haus
Einen recht tüchtigen Bengel aus,
Dem gieb die Roll' von meinem Götz,
In Panzer, Blechhaub' und Geschmätz!

*) J. W. Gotter (1746—1797) war in Wetzlar mit Goethe bekannt geworden und zur Zeit der Abfassung des „Götz" bei der Geheimen Kanzelei in Gotha angestellt. — Veröffentlicht wurde dieses Gedicht nebst Gotter's Antwort zuerst in der „Zeitung für die elegante Welt" vom 21. Mai 1807, dann wieder abgedruckt mit einigen Ungenauigkeiten in der Schrift von Düntzer „Goethe in Frankfurt a. M. 1757—1775" (1839) und 1840 in die Werke aufgenommen. — Die Zeitbestimmung ergiebt sich daraus, daß Goethe den Götz im Juni 1773 (vgl. Werther von Kestner S. 170) versandte, und daß Gotter in der Erwiderung auf seine im 3. Bande des Wieland'schen Merkur (Juli bis September 1773) erschienene Epistel über die Stürmerei, als noch bevorstehend, hinweist. — L.

Eckart" und „Die wandelnde Glocke" im Frühjahr 1813 in Teplitz gedichtet sind, besteht kein Zweifel; dagegen stimmen über die Zeit der Entstehung des „Todtentanz" Riemer's Angaben in den „Mittheilungen über Goethe" (II. 548) und in „Briefe von und an Goethe ꝛc." (S. 196) nicht recht zusammen, gar nicht zu gedenken, daß diese Ballade nach Guhrauer's Anmerkung 2 zu G.'s Brief an Knebel vom 4. November 1813 zwischen diesem Tage und dem 17. Oktober gedichtet wäre. (S. diese Gedichte in W., I. 258 ff.). — „Der Löwenstuhl" ist ohne Zweifel die Oper, die G. auf Anregung Iffland's zu dichten unternommen hatte, Diesem bei seiner Anwesenheit in Weimar 1812 im Entwurfe vorzulegen beabsichtigte und noch 1815 zu fördern gedachte, wie dies Alles aus Briefen an Iffland vom 14. Mai 1812 und 1. Mai 1815 hervorgeht. Die „Ballade vom vertriebenen und zurückkehrenden Grafen" mit dem Kehrreim „Die Kinder, sie hören es gerne", 1816 beendet, s. W., I. 282 ff. — Ueber den „Epilog zum Essex" vergl. Abs. 839. „Essex" wurde nach Dyk's Bearbeitung des Trauerspiels von Banks aufgeführt.

819. Ueber den Fortgang der Redaktion und des Drucks des dritten Bandes von „Dichtung und Wahrheit" enthalten verschiedne Briefe G.'s Nachrichten; so an Riemer vom 30. Juni sowie 24. und 27. Juli, an Zelter vom 27. Juli und 26. Dezember, an Knebel vom 4. November 1813. Am letztern Tage war die Hälfte des Bandes gedruckt, und obwol bis Weihnachten die Fertigstellung erfolgt sein sollte, kam sie doch durch Krankheiten der Drucker ins Stocken, so daß besage Briefs an H. Meyer vom 7. März 1814 erst zu Ostern dieses Jahres das Buch zur Ausgabe gelangte. — Es ist unwahrscheinlich, daß G. schon 1813, in welchem Jahre er fast bis ans Ende mit dem vorgedachten 3. Bande beschäftigt war, zu Behandlung des italienischen Tagebuchs Anstalt gemacht habe, und in der That findet sich die erste briefliche Erwähnung darüber nicht früher als am 30. März 1814 gegen Knebel und dann erst wieder am 19. November d. J. gegen Boisserée. — Die Gedächtnißrede zu Wieland's Todtenfeier in der Loge „Amalia" in Weimar am 18. Februar 1813 wurde in demselben Jahr in den „Freymaurer-Analekten" dem Druck übergeben.

820. Das Studium, das G. Shakespeare'n in Bezug auf seine Vorgänger widmete, wird durch Tieck's,

allerdings schon 1811 erschienenes Werk „Altenglisches Theater" angeregt worden sein. Dasselbe enthält „König Johann", „Georg Green, der Flurschütz von Wakefield", „Perikles, Fürst von Tyrus", „Lokrine", „Der lustige Teufel von Edmonton" und „Das alte Schauspiel vom König Lear und seinen Töchtern", welche Stücke Tieck insgesammt Shakespeare'n zuschrieb. Sonst erwähnt G. gegen Knebel am 10. März, daß er in diesen Tagen nur Shakespeare und Tacitus gelesen habe und überrascht gewesen sei, daß die Beiden sich parallelisiren ließen.

821. Mit Brief vom 8. Februar 1813 dankt G. Wilhelm von Humboldt für den Entwurf einer Uebersicht der Sprachen, um die er am 31. August 1812 gebeten und auf Grund deren er im nächsten Monat in Jena eine geographische Karte über die Vertheilung der Sprachen anlegen zu wollen erklärte. — G. ward nicht erst 1813, sondern schon 1807 von Alexander von Humboldt veranlaßt, die Berghöhen der alten und neuen Welt in ein vergleichendes landschaftliches Bild zu bringen; 1813 wurde letzteres nur veröffentlicht. Vergl. Abs. 639 und 640. Das Entwerfen der erstgedachten Sprachenkarte und die Veröffentlichung der älteren Höhenkarte mag übrigens in Zusammenhang gestanden haben, da Bertuch, wie G. an W. v. Humboldt in dem angeführten Briefe schreibt, die leeren Karten zu Einzeichnung der Sprachengebiete beschaffte und wol bei dieser Gelegenheit Anlaß nahm, sich die Höhenkarte behufs Aufnahme in die von ihm herausgegebenen „Allgemeinen geographischen Ephemeriden" zu erbitten.

824. Schon 1810 hatte G. die Durchzeichnungen von Bildern aus der Oldenburger Handschrift des Sachsenspiegels Büschingen mitgetheilt und von der Hagen ihre vorher unbekannte Herkunft ermittelt; 1813 gelang es dem Appellationsrath Körner, die Stellen des Sachsenspiegels nachzuweisen, auf welche sich die einzelnen Bilder bezogen, und 1817 forderte G. endlich Büsching auf, einige der Bilder mit Erläuterung bekannt zu machen, was dann im folgenden Jahr in den „Wöchentlichen Nachrichten für Freunde der Geschichte, Kunst und Gelahrtheit des Mittelalters" geschah. Ein im „Neuesten Verzeichniß einer Goethebibliothek (1767—1874)" S. 217 angeführter Brief G.'s vom 28. Juli 1813 mag daher wol an Körner gerichtet sein und diese Bilderangelegenheit betreffen.

825. Daß Abbate Monti seine Uebersetzung der Ilias gesendet, theilt G. am 10. März 1813 Knebel'n mit; diese Uebersetzung war die Umarbeitung des zuerst 1803 erschienenen Werks. Frühere Verhältnisse mit Monti bestanden während G.'s Aufenthalt in Italien.

826. Am 27. März 1813 benachrichtigt G. Knebel'n, daß Seebeck Abgüsse der Apostel und Propheten am Grabmal des heiligen Sebaldus in Nürnberg geschickt habe. — Im Brief an W. v. Humboldt vom 8. Februar 1813 schreibt G. über seine Winterbeschäftigungen u. A.: „Die Philostrats waren wieder an der Tagesordnung"; Heyne's Arbeiten über die Gemälde desselben sind „Philostrati imagines illustratae". Inwiefern jedoch diese Gemälde sich wiederbelebten, siehe unter den „Biographischen Einzelnheiten" den Aufsatz „Letzte Kunstausstellung. 1805". Visconti's Iconographie grecque war 1808 erschienen. — Die mit Bröndsted — so, nicht „Börnstett" hieß der Gelehrte — 1810 nach Griechenland zum Zweck antiquarischer Forschungen Gereisten waren: Haller v. Hallerstein, Linckh und Freiherr v. Stackelberg.

827. Die Dresdner Sammlung der Originalien sowol als der Abgüsse antiker Bildwerke zu betrachten, fand sich Gelegenheit bei dem Aufenthalt in Dresden vom 19. bis 25. April und etwa fünf bis sechs Tage im August 1813.

828. Der Aufsatz „Der Landschaftsmaler als Dichter" (W., XXVIII. 555 ff.) führt die Ruysdael'schen Arbeiten der Dresdner Galerie auf, welche denselben veranlaßten.

829. Die Arbeiten Kersting's kennen zu lernen, hatte Luise Seidler Gelegenheit gegeben, auf deren Anliegen G. dann sich bemühte, einige Bilder des Genannten in Weimar unterzubringen; seine Briefe an die Seidler vom 24. Februar sowie vom 2., 13., 24. und 27. März 1813 handeln davon.

830. In Teplitz war G. vom 21. April bis Mitte August 1813. „Von Graupen konnte ich mir genauere Kenntniß verschaffen, von Zinnwald und Altenberg flüchtig", sagt G. in dem im 3. Heft „Zur Naturwissenschaft überhaupt" (1820) abgedruckten Aufsatz „Zur Geologie, besonders der böhmischen".

Der Besuch von Zinnwald und Altenberg — nicht Zinnwalde und Altenberge — fällt auf den 10., 11. und 12. Juli. G. schilderte denselben in dem Aufsatz „Ausflug nach Zinnwald und Altenberg" im 3. Heft „Zur Naturwissenschaft überhaupt". — Im Brief an Riemer vom 20. Juni 1813 rühmt G. von Teplitz aus seinen Umgang mit Dr. Reuß in Bilin und

832. mit Dr. Stolz in Außig. Ueber Letzteren schreibt G. am 3. Dezember 1813 an Leonhard: „es ist ein vorzüglicher Mann, auch im Geologischen und Mineralogischen".

833. Ueber v. Trebra's „Erfahrungen vom Innern der Gebirge" vergl. Abs. 815. — Von Charpentier's Werken erwähnt G. einigemal „Mineralogische Geographie der kursächsischen Lande (1778) und „Beobachtungen über die Lagerstätten der Erze" (1799); erstere im Brief an Charpentier vom 4. Juli 1780, in dem in der Anmerkung zum Abs. 830 angeführten Aufsatz „Zur Geologie ꝛc." und in dem in ebendemselben Heft „Zur Naturwissenschaft überhaupt" abgedruckten Aufsatz „Karl Wilhelm Nose"; letztere in dem im 2. Heft des II. Bandes „Zur Naturwissenschaft" (1824) befindlichen Aufsatz „Gebirgsgestaltung im Ganzen und Einzelnen", dann unterm Jahr 1817 der „Annalen" und endlich im Brief an Leonhard vom 24. Dezember 1816.

834. Ueber das intentionirte Schwefelbad zu Berka ist Abs. 816 zu vergleichen.

835. Die von dem französischen Physiker Malus schon 1809 bekannt gemachte Entdeckung über Spiegelung und doppelte Strahlenbrechung und die daran anknüpfende Entdeckung Arago's, daß Doppeltkrystalle die Eigenschaft besitzen, aufgehobene Spiegelung oder Doppelbilder wiederherzustellen, führte Seebeck 1812 und 1813 zu weiteren Entdeckungen über die entoptischen Farben, die er noch im letzteren Jahr in Schweigger's „Journal für Chemie und Physik" veröffentlichte. G.'s Aufsatz „Doppelbilder des rhomboidischen Kalkspaths" ist vom 12. Januar 1813 datirt, kam aber erst 1817 im 1. Heft „Zur Naturwissenschaft überhaupt" zum Druck.

836. „Versuch einer Darstellung des animalischen Magnetismus als Heilmittel von K. A. F. Kluge" war 1811 erschienen. — Frau v. Schiller theilt der Erbprinzeß von Mek-

lenburg-Schwerin am 13. Januar 1814 mit, G. habe etwas über Magnetismus geschrieben („Charlotte v. Schiller" ꝛc., I. 672 f.).

837. In Tharandt beim Forstmeister Cotta war G. am 23. April. — Statt Kappe ist „Kapp", statt Thielemann ist „Thielmann" zu lesen. — Die Großfürstinnen Katharina und Maria waren die Wittwe des Prinzen Peter von Oldenburg, nachmalige Königin v. Württemberg, und die Erbprinzeß v. Sachsen-Weimar; über der Letztern Anwesenheit im April 1813 in Teplitz vergl. „Goethe und Dresden", S. 30.

838. Graf Metternich war wol am 24. und 25. Oktober mit seinem Kaiser in Weimar, gleichzeitig wol auch Wilhelm v. Humboldt und Staatskanzler v. Hardenberg. Hofrath Rochlitz brachte drei Wochen bis zum 21. Dezember in Weimar zu („Goethe und Leipzig", II. 253 bis 258).

839. Anstatt „nach meiner Rückkehr aus Karlsbad" sollte stehen: „aus Teplitz". — Am 10. November 1813 schreibt G. an Knebel: „... besonders habe ich China und was dazu gehört, fleißig durchstudirt. Ich habe mir dieses wichtige Land gleichsam aufgehoben und abgesondert, um mich im Fall der Noth, wie es auch jetzt geschehen, dahin zu flüchten. Sich in einem ganz neuen Zustande auch nur in Gedanken zu befinden, ist sehr heilsam. Die Ankunft des Hofrath Klaproth ...., der ein eingefleischter Chinese ist, hat mich sehr gefördert". — Den „Epilog zum Trauerspiele Essex" s. W., XI. 1. Abth. 248 bis 253. Die Veranlassung erzählt G. ebenso im Brief an W. v. Humboldt vom 4. November 1813.

840. Ueber das Verfahren beim Ausziehn der Recensionen aus den „Frankfurter gelehrten Anzeigen" und die Unsicherheit der Verfasser derselben ist die Einleitung zum XXIX. Bande von G.'s Werken zu vergleichen. — Der erste Band der „Patriotischen Phantasien von Justus Möser", dieser Sammlung von Aufsätzen aus dem Osnabrückischen Intelligenzblatt von mannichfaltigstem Inhalt, erschien 1774, der vierte 1786. — „F. M. Klinger's Werke" kamen in 12 Bänden 1809, 1815 und 1816 heraus; geschrieben und einzeln herausgegeben wurden sie mit geringen Ausnahmen im vorigen Jahrhundert seit 1775. Als G. mit Brief vom 27. Juli 1813 Riemer's das Manuskript des III. Bandes von „Dichtung und Wahrheit" zur Durchsicht übersandte, empfahl er Diesem ausdrücklich zur Prüfung das zu lesen, was über Klinger geschrieben

war. — Von Ernesti's Werken: Lexicon technologiae Graecorum rhetoricae und Lexicon technologiae Romanorum rhetoricae erschien jenes 1795, dieses 1797.

841. Es war der Rittmeister v. Schwanenfeld, den G. bald darauf in Teplitz traf, der gegen Mitte April beinahe in Gotha den französischen Gesandten an den herzoglich sächsischen Höfen, Saint-Aignan, aufgehoben hätte, was dann im Oktober in Weimar in der That geschah. Am 8. April war das erste Corps Preußen, Husaren unter Major v. Blücher, in Jena eingerückt und kam dann nach Weimar. — Während G.'s Anwesenheit in Dresden fand die Einquartierung des vom 15. bis 20. April hier durchgehenden russischen Corps Miloradowitsch statt; am 24sten traf der König von Preußen nebst dem Kaiser von Rußland in Dresden ein. Schlacht von Lützen: am 2. Mai. Franzosen wieder in Dresden: am 8. Mai. Waffenstillstand von Neumark: am 4. Juni. Die mannichfachen Ereignisse in Dresden während G.'s Anwesenheit im August waren der Ablauf des Waffenstillstands, das Scheitern der Friedensverhandlungen, die kriegerischen Bewegungen, die in der Schlacht von Dresden ihren nächsten Abschluß fanden. — Wenn General Travers als jener Begleiter des Königs von Holland bezeichnet wird, so möchte wol „jenen" Hörfehler — beim Diktiren — oder Druckfehler für „einen" sein; außerdem müßte man annehmen, daß eine Stelle über G.'s Zusammentreffen mit dem König von Holland gestrichen worden sei; G. verkehrte 1810 in Karlsbad längere Zeit mit denselben. — Kosaken schlichen nach Weimar am 19. Oktober unter Oberst Geismar; am 21sten überfielen die Franzosen unter Lefebvre-Desnouettes die Stadt vom Ettersberge her, und Oestreicher rückten ein unter General Bubna.

842. „Die Schuld" von Müllner kam aufs Theater in Weimar am 10. September 1814.

844. Was für Schauspiele Fouqué's und Arnim's man bühnengerecht zu machen versuchte, ist wol nicht bestimmt zu sagen. Als Fouqué im Spätherbst 1813 in Weimar war, trug das Wolfische Ehepaar ihm seinen „Märtyrertod des heiligen Johannes Nepomucenus" vor, an den man daher denken könnte. Von Tieck's Arbeiten hatte G. den „Zerbino" auf die Bühne bringen wollen, wenn Tieck sich zu gewissen Aende-

rungen verſtanden gehabt hätte („Ludwig Tieck ꝛc. von Köpke", I. 260 f.).

845. Den Beſuch des Fürſten Radziwill empfing G. am 1. April 1814 (Brief an Knebel vom 2. dieſ. Monats).

846. „Was wir bringen. Vorſpiel zu Eröffnung des Theaters in Halle den 17. Juni 1814. Von Goethe und Riemer" — ſ. W., XI. 1. Abth. 366 ff., 375—394. — G.'s Frühlingsaufenthalt zu Berka dauerte von Mitte Mai bis Ende Juni. Das Vorſpiel hatte am 18. Mai zufolge Briefs an Meyer von dieſem Tage G. noch allein in Arbeit, doch las Riemer ſchon am 30. Mai G.'n und dem zum Beſuch in Berka anweſenden Kanzler von Müller das fertige Stück vor. — Ueber „Des Epimenides Erwachen" und deſſen Entſtehung iſt nachzuleſen W., XI. 1. Abth. 103—203. Kapellmeiſter Weber aus Berlin beſuchte G. am 24. Juni in Berka und blieb acht Tage, um über die Kompoſition des Feſtſpiels ſich mit G. zu vergleichen (a. a. O. S. 114 ff.).

847. Ueber die Vorſtellung des Monodram's „Proſerpina" von G. hat er ſelbſt 1815 zwei Aufſätze geſchrieben, deren einer im „Journal für Literatur, Kunſt und Mode" (April 1815), der andere, ausführlichere (W., XXVIII. 708—715) im „Morgenblatt" ſtand. Nach Eberwein's Erzählung im „Weimarer Sonntagsblatt" (1856, Nr. 27) dauerten Beſprechungen, Arbeiten und Proben der von Eberwein ſelbſt angeregten Kompoſition faſt das ganze Jahr 1814 hindurch. Vergl. Abſ. 877.

848. Das „Gaſtmahl der Weiſen" war nach einer Aeußerung in G.'s Brief an Zelter vom 31. Oktober 1814 im Juni deſſelben Jahrs, zu welcher Zeit Zelter in Weimar geweſen war, ſchon gedichtet; nach ebendieſem Brief ſollte Riemer andre Namen über die einzelnen Strophen dieſes dramatiſch-lyriſchen Scherzes ſetzen, um durch Beſeitigung der zeitgenöſſiſchen Beziehungen die Anzüglichkeit zu vermiſchen. Veröffentlicht wurde das Gedicht 1821 unter der Ueberſchrift „Die Weiſen und die Leute", unter der es auch in den Werken ſteht (W., II. 238 ff.), freilich außer durch Unterdrückung der eigentlichen Beziehungen auch ſonſt noch abgeſchwächt. (Vergl. „Mittheilungen über Goethe. Von Riemer", I. 351. II. 574 ff.) — Ueber die Paralipomena iſt zu vergleichen Abſ. 1044.

849. Zelter's Gegenwart genoß G. zumeist Ende Juni in Berka, woselbst der Kantor und Bade-Inspektor Schütz durch den Vortrag Bachischer Sonaten sich hervorthat („Mittheilungen über Goethe. Von Riemer", I. 266 ff.; „Aus dem Tagebuche eines alten Schauspielers. Von Genast", I. Bd. 10. Kap.; „Weimarer Sonntagsblatt", II. Jahrg. S. 226).

850. Die Ankunft des Herzogs aus dem Feldzug fand viel später als erwartet, erst am 1. September statt. Die Vorbereitungen zu architektonischer Zierde der Straßen wurden schon ein paar Monate früher eingeleitet, und schon am 18. Juli schreibt Frau v. Schiller der Erbprinzeß von Mecklenburg-Schwerin („Charlotte v. Schiller" ꝛc., I. 691): es „geht der Meister [Goethe] durch die Straßen, mißt und rechnet, wie die Fische in Wieland's Wintermärchen". — Die Redaktion der Gedichtsammlung „Willkommen", worin die Heimkehr des Herzogs gefeiert wurde, erwähnt G. schon im Brief an Knebel vom 9. Juli; die Redaktionsarbeit bestand nicht blos in Zusammenstellung der eingehenden Gedichte, sondern auch in deren Verbesserung sowie in Abfassung einer jedes Gedicht kennzeichnenden „Uebersicht" (W., XXIX. 454 ff.).

851. Daß die neue Ausgabe von G.'s Werken schon 1814 vorbereitet wurde, geht auch aus G.'s Brief an Schelling vom 16. Januar 1815 hervor; der erste Band dieser zwanzigbändigen Ausgabe trägt zwar die Jahrzahl 1815, doch trat erst durch G.'s Selbstanzeige im Morgenblatt von 1816 etwas davon in die Oeffentlichkeit (W., XXIX. 320 ff.). — Der dritte Band „Aus meinem Leben" wurde von G. im Mai vertheilt, worüber zu vergleichen Brief an Zelter vom 7. Mai und Knebel's Brief an G. vom 8. Mai 1814; nach G.'s Brief an Meyer vom 7. März wäre er damals schon gedruckt gewesen. — Das Vorrücken der „Italienischen Reise" bezeugen G.'s Briefe an Knebel vom 30. März und an Boisserée vom 19. November, ingleichen der Frau v. Schiller Brief vom 3. Dezember 1814 („Charlotte Schiller" ꝛc., I. 704 f.). — Der „West-östliche Divan" nimmt den V. Band gegenwärtiger Ausgabe ein; über die Zeit seiner Gründung s. daselbst S. XXII ff. — Ueber die Reise nach den Rhein-, Main- und Neckargegenden bringen

852. 853. das in dem Jahr 1817 herausgekommene zweite

und im folgenden Jahr das dritte Heft der Zeitschrift „Ueber Kunst und Alterthum in den Rhein- und Maingegenden" Mittheilungen; ersteres unter dem Titel „Sankt Rochus-Fest zu Bingen", das andre unter dem: „Im Rheingau Herbsttage. Supplement des Rochus-Festes". Näheres über die Reise führt der Aufsatz „Skizze einer Reisechronologie" unter den „Biographischen Einzelnheiten" vor. — Die Brüder Boisserée hatten eine bedeutende Sammlung von Gemälden der ältern niederländischen Schule zusammengebracht und dadurch das Studium derselben ganz wesentlich gefördert. Ebenso war ihr Bemühen um den Kölner Dom von Erfolg gekrönt und führte endlich zu dem Entschluß, ihn auszubauen; Moller besaß einen alten merkwürdigen Riß dieses Doms. — Die Mittheilungen über die Ausbeute seiner Reise von 1814 gab G. in der Hauptsache zusammen mit der seiner Reise von 1815 im ersten Heft (1816) der oben genannten Zeitschrift. — Mit dem Mineralogen Leonhard stand G. seit 1807 in wissenschaftlichem Briefwechsel.

855. „Der Divan von Mohammed Schemseddin Hafis, aus dem Persischen zum ersten Male ganz übersetzt von Joseph v. Hammer" erschien 1812. Zu den Zeitschriften, in denen früher einige Stücke dieses Poeten übersetzt mitgetheilt worden waren, gehörte der „Teutsche Merkur", z. B. Jahrgang 1800. — Mit dem Schluß dieses Absatzes ist der Anfang des Absatzes 839 zu vergleichen.

856. In der arabischen Schrift hatte G. sich 1815 während seines Aufenthalts in Heidelberg beim Geheimen Kirchenrath Paulus geübt, wie er Knebel'n am 21. Oktober dieses Jahrs schreibt. — Die Moallakât, die sieben in der Kaaba aufgehängten berühmtesten altarabischen Gedichte von Amr ul Kais, Amr Ben Alabd, genannt Tarafa, Suhair, Lebid, Amr Ben Kultum, Antara und Harit. Die Moallakât wurden 1783 von Jones mit englischer Uebersetzung herausgegeben, und G. erbat sich das Buch sofort von der Göttinger Bibliothek; Eichhorn sandte es ihm am 9. November dieses Jahrs durch Herder („Von und an Herder. Herausgegeben von Düntzer und v. Herder", S. 288). Schon am 14. desselben Monats meldet er Knebel'n seine Absicht, diese Gedichte zu übersetzen. Bekannt ist nichts von dieser Uebersetzung geworden. In den „Noten und Abhandlungen zum bessern Verständniß des west-östlichen

Divan" bespricht G. die Moallakât in dem Abschnitt „Araber" (W., IV. 232 f.). — „Mohamed. Darstellung des Einflusses seiner Glaubenslehre auf die Völker des Mittelalters. Von E. K. Oelsner. 1810." — G.'s Verhältniß zu v. Diez und „Das Buch des Kabus oder Lehren des persischen Königs Kekjawus für seinen Sohn Gilan Schach. Ein Werk für alle Zeitalter, aus dem Türkisch-Persisch-Arabischen übersetzt und durch Abhandlungen und Anmerkungen erläutert von H. F. v. Diez. 1811" finden sich ausführlicher in den vorgedachten „Noten und Abhandlungen", Abschnitt „Von Diez" (W., IV. 351 f.) besprochen. — Wenn G. sagt: Medschnun und Leila sei dem Gefühl und der Einbildungskraft wieder zugeeignet worden, so wird er diese Dichtung Dschami's durch Hartmann's 1808 erschienene Uebersetzung kennen gelernt haben. Im „West-östlichen Divan" kommt jenes Liebespaar einigemal vor und zwar W., IV. 44, 57, 87, 125 u. 168. — Ueber die Religion der Parsen ergeht sich G. in den angeführten „Noten und Abhandlungen", Abschnitt „Aeltere Perser" (W., IV. 238 f.); zu ihrer schönen Einfalt zurückgeführt hat sie G. im „Buch des Parsen" (W., IV. 198 ff.). — Von den Reisenden Pietro (nicht Andrea) della Valle, Tavernier und Chardin handeln die so überschriebenen Abschnitte der „Noten und Abhandlungen" (W., IV. 331—345, 346 f.); für Diezens Gefälligkeit dankte G. z. B. mit Brief vom 20. Mai 1815; die Hilfe Lorsbach's nahm er z. B. in Anspruch im Brief an Eichstädt vom 2. November 1814. — Die von Hammer herausgegebene Zeitschrift „Fundgruben des Orients" erschien von 1810 bis 1819; daß G. sie las, erwähnt Frau v. Schiller am 4. März 1815 gegen Knebel („Briefe von Schiller's Gattin an e. vertrauten Freund. Herausgegeben von H. Düntzer", S. 184).

857. Die Reise ins Geburtsland trat G. am 24. Mai an und traf am 27sten in Wiesbaden, wo er seinen Badeaufenthalt nehmen wollte, ein, ohne in Frankfurt verweilt zu haben. In Wiesbaden blieb er bis zum 12. August, obwol manchen Abstecher von dort aus machend, so z. B. am 16. Juli nach Biberich, am 18ten nach Mainz, am 19ten nach Johannesberg, vom 25sten bis 31sten mit dem Minister v. Stein nach Köln, Bonn, Koblenz und Nassau. Am 2. August kam Boisserée nach Wiesbaden, mit dem er dann am 12ten nach Frankfurt ging und daselbst bis zum 19. September verblieb. An diesem Tag reiste er mit

Dann nimm den Weisling vor Dich hin,
Mit breitem Kragen, stolzem Kinn,
Mit Spada wohl nach Spanier Art,
Mit Weinmalöchern, Stutzleinbart,
Und sei ein Falscher an den Frauen,
Läßt sich zuletzt verzittet schauen!
Und bring', da hast Du meinen Dank,

Gotter an Goethe.

Ich schau dich an den neunten Tag
Am Rötblein krank darnieder lag,
Wobei von Weiblein, jung und zart,
Wie Weislingen gewartet ward —
Als mir Dein Götz zu Händen kam:
Den alsobald ein Mägdlein nahm,
Und mir's, weil selbst nicht lesen sollt',
Mit süßer Stimm' vorlesen wollt'.

Als aber kaum das Werk begann,
Sie wider einen Sch—kerl rann
Und wurde flugs wie Scharlach rot,
Trotz ich mich lachen that halbtodt.
Sie ließ sich drum nicht schrecken ab,
Marien ein gutes Zeugniß gab,
Auch Götzens Hausfrau liebgewann,
Die ihrem rauben Panzermann
Stets unbedingt Gehorsam weist,
Was man an Luther's Rath' nicht preist;
Die Redlichkeit nicht kennt anstehn,
Doch Georgen gern hätt' leben sehn;
Auch Weislingen ein besser End'
Aus Christenliebe hätt' gegönnt,
Den Götzen nicht genug verstand,
Ihn etwas Donquixotisch fand;
Dafür soll sie verurtheilt sein,
Des Herrn Jakobi's Liedelein
Und Löbler's frommes Judenkind
Stracks herzubeten für ihre Sünd'.

Ob aber nun gleich gesonnen wär',
Den Götz zu spielen zu Deiner Ehr',
Auch einen Bub, der rüstig ist,
Von Schweizerblut, für Götzen wüßt',
So that mir's doch im Kopf rumgehn,
Wie ich die Thäler und die Höhn,
Die Wälder, Wiesen und Moräst',
Die Warten und die Schlösser fest,
Und Bamberg's Bischofs Zimmer fein,
Und des Thurnwärters Gärtlein klein —
Soll nehmen her und so kaffiren,
Daß Hokuspokus all' changiren.

Boisserée nach Darmstadt und von da am 21sten nach Heidelberg, wo er — einen Ausflug nach Mannheim mit Karl August am 30. September und 1. Oktober abgerechnet — bis zum 3. Oktober Aufenthalt nahm; vom 3. bis 7. Oktober reiste er mit Boisserée nach Karlsruhe; bei der Rückreise wurde er an diesem und dem folgenden Tag bis Würzburg noch von Boisserée begleitet und langte am 11ten wieder in Weimar an. Das Diarium der Reise mit Stein sandte G. nach Weimar (vergl. Brief an Voigt vom 1. August); Boisserée's Tagebuch enthält für die Zeit vom 2. August bis 8. Oktober werthvolle Mittheilungen („Sulpiz Boisserée", I. 249—291). Das 1. Heft „Ueber Kunst und Alterthum in den Rhein- und Maingegenden" giebt mehr nur Berichte über das Gesehene, nicht aber eigentliche Reiseberichte; dichterische geben einzelne Gedichte des „West-östlichen Divan". — Die ländliche Wohnung in bekannter, von Jugend auf betretener Gegend hatte G. in der Gerbermühle bei Frankfurt inne, woselbst er der Gast des Geheimraths v. Willemer war, dessen Gattin als Gegenstand und Mitarbeiterin des „Buchs Suleika" wesentlich zur Belebung und Steigerung des glücklichen Zustandes beitrug, der sich einem Jeden aus dem „Divan" darbietet.

860. Ueber die von den Herren v. Natzmer und Haxthausen mitgetheilten neugriechischen Lieder schrieb G. von Wiesbaden aus Meyer'n am 5. Juli 1815 und erzählte dann in Heidelberg den Freunden davon, wie Boisserée in seinem Tagebuch mittheilt („Sulpiz Boisserée", I. 283). Den Wunsch, sie gedruckt zu sehen, sprach G. noch in dem 1. Heft des IV. Bandes „Ueber Kunst und Alterthum", 1823, aus (W., XXIX. 562 f.), aber ohne Erfolg.

862. Ueber G.'s Beschäftigung mit der ältern deutschen Baukunst ist zu vergleichen Anmerkung zu den Abs. 852. 853.

863. Die Fahrt nach Köln in der Gesellschaft des Staatsministers v. Stein fand in den Tagen vom 25. bis 27. Juli statt. — Was G. über die unschätzbare Sammlung der Brüder Boisserée zu künftigem Gebrauche aufgezeichnet hat, steht im 1. Heft „Ueber Kunst und Alterthum", Seite 132—183 (W., XXVI. 316—335).

864. Die ersten Hefte von Moller's „Denkmäler deutscher Kunst" erschienen 1815. — Die Satzungen der Steinmetzenbrüderschaft verdankte G., wie er im 1. Heste

„Ueber Kunst und Alterthum“ (S. 194) mittheilt, dem Dr. Ehrmann; vielleicht ist dies dieselbe Steinmetzordnung, die G. am 5. September bei Boisserée fand („Sulpiz Boisserée“, I. 274).

865. Der Kunstfreund Städel hatte die patriotische Absicht zu erkennen gegeben, seine Kunstschätze der Stadt zu vermachen, wie G. es ebenfalls im 1. Heft „Ueber Kunst und Alterthum“, S. 62, ausführlicher berichtet.

866. 867. Ueber Brentano's Sammlung s. 1. Heft „Ueber Kunst u. A.“, S. 63 f. (W., XXVI. 289); über die Kunstschätze des Dr. Grambs ebenda; über die Gemälde und Münzen des Hofrath Becker a. a. O. S. 65 (W., XXVI. 289).

868. Die Nachricht über Hofrath Meyer's Sammlung von Vögeln füllt in dem mehrgedachten Heft den Abschnitt „Offenbach“ (S. 101 f.) aus (W., XXVI. 305 f.).

869. Das Senckenbergische Stift, aus einem Hospital und aus naturwissenschaftlichen Sammlungen bestehend, bespricht G. im 1. Heft „Ueber Kunst u. A.“, S. 85—89 (W., XXVI. 296—298).

870. Der Sammlungen in Karlsruhe gedenkt G. im 1. Heft „Ueber Kunst u. A.“, S. 185 (W., XXVI. 336) nur flüchtig; nach Boisserée (I. 288) war das bedeutende Kabinet jedenfalls die am 4. Oktober besichtigte Mineraliensammlung; sonst wendete G. die kurze dort vergönnte Zeit zum Besuch der botanischen Gärten sammt Treibhäusern, der Muschelsammlung ꝛc. an.

871. „Geognostische Bemerkungen über die Gebirge in der Grafschaft Mark von F. v. Hövel“; „Neue Theorie von der Entstehung der Gänge ꝛc. von A. G. Werner“ (1791) und „Theorie der Verschiebungen älterer Gänge ꝛc. von J. Ch. L. Schmidt“ (1810) sind die Titel der hier erwähnten Schriften.

872. G. traf den Erzherzog Karl zu Biberich am 16. Juli (Brief an Karl August vom 20sten dess. Mon.), aber auch schon vorher (Brief an Meyer vom 5ten). — Die Fahrt mit Oberbergrath Cramer dürfte am 21. Juli begonnen haben, da G. im Brief an Boisserée von diesem Tage schreibt, er stehe im Begriff, eine Gebirgsreise anzutreten.

873. Die Rückreise trat G. nicht unmittelbar von Heidelberg, sondern von Karlsruhe aus an. Boisserée giebt

als Grund, warum G. ihn zur Begleitung bis Würzburg bewogen habe, an, Derselbe habe geglaubt, das Nahen einer Krankheit zu fühlen. Es scheint, daß G. der Gedanke an das Scheiden von dem Freunde nach einem mehr als neunwöchigen Zusammenleben heftig aufgeregt hatte.

874. Ueber die ersten Versuche mit dem Weißfeuer auf dem Landgrafenberg ist zu vergleichen Abs. 788.

875. Dr. Seebeck's Entdeckungen in Bezug auf die entoptischen Farben und die Vergleichung der Farben- und Tonlehre erwähnt G. im Brief an Knebel vom 8. Februar 1815. In den „Nachträgen zur Farbenlehre" finden sich unter XXV der Doppelspath, unter XXX Chladni's Tonfiguren besprochen. — Seebeck war vom 25. August bis 8. September mit G. in Frankfurt zusammen („Sulpiz Boisserée", I. 270 f., 273 ff.). — Ueber das Refrangiren des Doppelspaths ist zu vergleichen Abs. 835. — Auf Howard's Wolkenlehre, nach Dessen „Essay on modifications of clouds", scheint G. nach Brief an Döbereiner vom 25. Mai 1816 durch einen Aufsatz in Gilbert's „Annalen der Physik" von 1815 hingewiesen worden zu sein, auf welchen ihn wol der Großherzog aufmerksam gemacht hatte; zuerst erwähnt er sie im Brief an Karl August vom 17. Januar 1816.

876. „Die große Zenobia" von Calderon ward am 20. Januar und dann nur noch einmal am 1. Februar 1815 aufgeführt.

877. Das Monodram „Proserpina" ward dargestellt am 3. Februar 1815. — Gearbeitet wurde an „Des Epimenides Erwachen" 1815 nicht mehr, vielmehr war es nach Brief G.'s an Knebel vom 9. Juli 1814 an diesem Tage schon fertig; in Berlin wurde es am 30. März 1815 bereits aufgeführt. — Im April 1815 bat G. den Regierungsrath Peucer, ein kleines Stück als „Nachspiel zu den Hagestolzen" zu Schiller's und Iffland's Andenken zu schreiben; am 1. Mai hatte Dieser es fertig und gab es G.'n; Dieser änderte, strich, setzte hinzu bis zum 5. Mai, so daß das in die Werke aufgenommene Stück (W., XI. 1. Abth. 395—408) etwa zu einem Drittel von ihm herrührt; schon am 10ten fand die Aufführung statt. — Den Dekorationsmaler Fuentes traf G. bei seiner Reise 1797 in Frankfurt, und dort hat sich auch in der Schule des Cisteren der Dekorateur Beuther gebildet; eine Aus-

stellung der von Diesem gemalten Dekorationen kündigte G. Voigten am 8. April 1816 an.

Nach Abs. 878 folgt in den Ausgaben seit der O. der unter den „Biographischen Einzelnheiten" stehende Aufsatz „Theater 1815".

879. Die hundert Tage, runde Zahl für die Zeit vom 20. März 1815, an welchem Tage Napoleon nach der Wiederkehr von Elba in Paris einzog und die Regierung wieder antrat, bis zum 28. Juni, an welchem Tage das Gleiche durch Ludwig XVIII. in Cambray erfolgte.

880. Ueber das Zusammentreffen mit Erzherzog Karl in Biberich s. Abs. 872; am 18. Juli wartete G. ihm auch in Mainz auf, der Großfürstin Katharina, Erbprinzeß von Württemberg, am 20. Juli in Wiesbaden (G.'s Brief an Karl August vom 20. Juli 1815). — Der Herzog und die Herzogin von Cumberland kamen am 15. August nach Frankfurt und besuchten G. am Abend auf der Gerbermühle. Darauf bezieht sich das Widmungsgedicht zu Ansichten Frankfurt's von der Gerbermühle aus und dieser letztern selbst in W., II. 419: „Wohlerleuchtet ꝛc." und „Doch am Morgen ꝛc." („Berichte ꝛc. des Freien Deutschen Hochstiftes", Flugbl. 24 und 25, S. 101 f.). — Den Baudirektor Weinbrenner suchte G. am 5. Oktober in Karlsruhe auf; Hebel traf er dort Tags zuvor in einer Abendgesellschaft beim Geheimen Hofrath Gmelin („Sulpiz Boisserée", I. 288). — Die regierende Kaiserin von Rußland war am 11. und 12. November in Weimar.

881. Bezüglich des Heftes „Ueber Kunst und Alterthum in den Rhein- und Main-Gegenden" s. Anmerk. zu den Abs. 852. 853. — Johann van Eyck ist in jenem 1. Heft Seite 166—176 besprochen, das in Boisserée's Sammlung zu Heidelberg befindliche Bild der heiligen Veronika mit dem Schweißtuch Seite 156 f.; das gestochene Bild (Vera Jeon) ist dem Hefte beigegeben. — „Wöchentliche Nachrichten für Freunde der Geschichte, Kunst und Gelahrtheit des Mittelalters von Dr. J. G. Büsching" erschienen seit 1816.

881 zu Ende—883. Ueber Blücher's Standbild von Schadow für Rostock berichtete G. in den Heften „Ueber Kunst und Alterthum" wiederholt (I. 3. 103—107; II. 1. 172—177 und II. 2. 64—67, abgedruckt zum Theil in W., XXVIII. 425 ff.).

G.'s Mitwirkung an Herstellung desselben, insbesondre der Schriftwechsel mit Schadow ist ausführlich dargestellt in „historisches Taschenbuch. Herausgeg. von F. v. Raumer." 1862, S. 343 bis 421.

884. Ein Aufsatz G.'s über die transparenten Gemälde nach seinem „Hans Sachs", vom 16. Februar 1816 datirt, ist abgedruckt im „Briefwechsel zwischen Goethe und Zelter", II. 233—237. Sie waren von Kolbe gemalt. — Die Bilder zu G.'s „Faust" von Cornelius, dem Dichter gewidmet, waren 1816 beendigt und erschienen mit der Jahreszahl 1817, die Umrisse von Retzsch 1812. Die ersteren zeigte G. am 24. September einigen Damen vor („Briefe von Schiller's Gattin an e. vertrauten Freund. Herausgeg. von H. Düntzer", S. 301 f.). Er gedenkt dieser Zeichnungen öffentlich erst 1828 im III. Band „Ueber Kunst und Alterthum", S. 428.

885. Bilderscenen oder, wie man jetzt sagt, lebende Bilder hatte G. zwar schon früher und namentlich zum 16. Februar 1813 veranstaltet, allein damals ohne begleitendes Gedicht; aus dem Jahr 1816 sind aber die am 15. März beim Kammerherrn v. Helldorf vorgeführten, zu denen die Strophe: „Ihr kommt, Gebildetes allhier zu schauen ꝛc." gehört (W., II. 429). Zum 2. Februar 1817 kam dann das Gedicht „Mit Säulen schmückt ein Architekt aufs Beste ꝛc." (W., II. 432).

886. Das Bild des heiligen Rochus ward von G. erfunden und skizzirt und von Meyer im Carton ausgeführt; das Frauenzimmer, von welchem es gemalt wurde, war Luise Seidler, worüber G.'s an sie gerichtete Briefe vom 2., 9. und 30. März, sowie vom 12. Juni und 1. Juli 1816, ingleichen der Brief an Boisserée vom 24. Juni Auskunft geben. Eine Beschreibung des Bildes veröffentlichte G. mit dem gestochnen Umriß im zweiten Heft „Ueber Kunst und Alterthum in den Rhein- und Main-Gegenden", S. 178 ff. Das Bild befindet sich in der Rochus-Kapelle bei Bingen.

887. Des Grafen Cicognara „Storia della scultura dal suo risorgimento in Italia sino al secolo di Napoleone" erschien in 3 Bänden 1813—1818. „Le Jupiter olympien" von Quatremère de Quincy 1814. — Die Elginischen Marmore, d. h. die von Lord Elgin hauptsächlich dem Parthenon entführten Kunstwerke, werden von G.

zwar erſt in einem Brief an Meyer vom 23. März 1817 erwähnt, wobei er ſagt: „Die Elgin Marbles beſchäftigen mich ſehr. Das Buch iſt unſchätzbar ꝛc." Es iſt aber nicht zu bezweifeln, daß G. ſchon 1816 ſich damit beſchäftigte; denn nicht nur erſchien ſchon 1811 — in zweiter Auflage 1815 — das „Memorandum on the subject of the Earl of Elgin's pursuits in Greece" und 1816 „Outlines of the Elgin Marbles", ſondern es iſt auch die „Denkſchrift über Lord Elgin's Erwerbungen in Griechenland, nach der zweiten engliſchen Ausgabe bearbeitet. Mit einer Vorrede von K. A. Böttiger und Bemerkungen der Weimariſchen Kunſtfreunde" vom Jahr 1817, wurde alſo unſtreitig ſchon 1816 in Arbeit genommen. Dieſe Bildwerke waren wenigſtens zum Theil von Pheidias, wahrſcheinlich aber alle unter ſeiner Leitung hervorgebracht.

888. Die Reſtauration der Dresdner Gemälde wurde bei G. durch den Oberkammerherrn Freiherrn v. Frieſen in Dresden, dem die Gemäldegalerie unterſtellt war, nach dem Tod des Galerie-Inſpektors Riedel in Anregung gebracht, da die Frage entſtanden war, ob der Letztgenannte nicht durch unzweckmäßiges Verfahren bei der Gemälderеſtauration großen Schaden angerichtet habe. G. beſtätigte dieſe Anſicht in ſeiner Antwort vom 8. April 1816 und befürwortete den Vorſchlag des Profeſſors Hartmann, den Reſtaurator Palmaroli zu berufen, was 10 Jahre ſpäter auch erfolgte. Von der Reſtaurationsakademie in Venedig erzählt G. in dem Aufſatz „Aeltere Gemälde. Neuere Reſtaurationen in Venedig, betrachtet 1791" („Ueber Kunſt u. Alterthum", V. Bd. 2. Heft). Daß die Zahl der Profeſſoren dieſer Akademie zwölf geweſen, iſt jedoch in jenem Aufſatz nicht geſagt.

889. Auf die große Veränderung in der Einrichtung der Weimariſchen freien Zeichenſchule, namentlich auch deren Eintheilung in Klaſſen beziehen ſich die amtlichen, von Goethe und Voigt unterzeichneten Bekanntmachungen vom 9. Mai, 13. Juni und 30. September 1816 im „Weimariſchen officiellen Wochenblatt".

890. Von der Berufung des Bildhauers Kaufmann handeln G.'s Briefe an Karl Auguſt vom 26. und 27. Mai ſowie vom 19. Juni 1816. (In den „Jahrbüchern für Kunſtwiſſenſchaft, herausgegeben von A. v. Jahn", II. 342, iſt dieſer Hofbildhauer fälſchlich Alexander K. genannt; es war Peter K.)

891. Nachweislich aus dem Jahr 1816 sind folgende Gedichte des „Divan", die jedoch meist erst in der zweiten Auflage (1827) Aufnahme fanden: „Sich selbst zu loben, ist ein Fehler ꝛc." — „Du hast so manche Bitte gewährt ꝛc." — „Sprich, unter welchem Himmelszeichen ꝛc." und „Bist Du von Deiner Geliebten getrennt ꝛc." (W., IV. 90, 116, 140 u. 146). — Das „Taschenbuch für Damen auf das Jahr 1817" brachte zwölf Divangedichte aus den Jahren 1814 und 1815. — Von den „Denkwürdigkeiten von Asien in Künsten und Wissenschaften, Sitten, Gebräuchen und Alterthümern, Religion und Staatsverfassungen ꝛc., gesammelt von H. v. Diez" war der I. Theil 1811, der II. 1815 erschienen, und G. gedenkt auch dieser Schrift in den „Noten und Abhandlungen zum Divan", Abschnitt „Von Diez". Diesem II. Theil hatte Diez einen Band als Anhang beigegeben „Unfug und Betrug in der morgenländischen Literatur", worin Hammer aufs Gröbste wegen seiner orientalischen Arbeiten angegriffen wurde. Dieser antwortete mit der aus dem „Archiv für Geographie, Historie, Staats- und Kriegskunst" (1816) besonders abgedruckten Gegenschrift „Trug und Wahrheit in der morgenländischen Literatur nebst einigen wenigen Proben von der feinen Gelehrsamkeit des Herrn v. Diez in Berlin in Sprachen und Wissenschaften". — „Historical relation of the island of Ceylon" von Knox war 1681, „Veterum Persarum et Magorum religionis historia" von Hyde 1690 erschienen. Beide Bücher fand G. in der Büttner'schen Bibliothek und las sie während eines Aufenthalts in Jena, wie er Riemer'n von dort am 25. Mai 1816 schrieb. Weder ist G.'s Entwurf einer orientalischen Oper selbst bekannt, noch dürften briefliche Aeußerungen G.'s oder Andrer darüber vorliegen.

892. Seine Verstimmung über das an ihn gestellte Verlangen, seine Werke in der neuen Ausgabe in chronologischer Folge zusammenzustellen, spricht G. auch in dem in den Anmerkungen zu Abth. 851 schon erwähnten Aufsatz „Ueber die neue Ausgabe der Goethe'schen Werke" (W., XXIX. 320 ff.) aus. — Das „Sankt Rochusfest zu Bingen" erschien im zweiten Stück „Ueber Kunst und Alterthum in den Rhein- und Main-Gegenden" 1817, S. 63—132. Schematisirt hatte es G. zufolge Briefs an Riemer vom 29. August 1814 damals sofort, als er dem Feste beigewohnt. In Tennstädt führte er es aus und schrieb an Boisserée am 7ten sowie an Zelter am

9. August 1816, das Neunzehn von 1814 sei so gut als fertig. Nach Brief an Letzteren vom 28sten desselben Monats war bis dahin schon die dritte Abschrift zu Stande gekommen.

893. Wenn G. hier sagt, daß er die Paralipomena neuerdings beachtet habe, so vermißt man die Nachricht von deren erster Beachtung. Ueber das Jahr 1816 ist zu vergleichen Brief an Woltmann vom 8. Februar; übrigens Abj. 1044. Das für das Berliner Künstlerfest geschriebene Lied („Künstlerlied", W., II. 201 f.) hatte G. nach Briefen an Zelter vom 26. Dezember 1816 und 1. Januar 1817 zwischen diesen beiden Tagen an Schadow gesandt; das Fest fand am 6. Januar 1817 statt. — Ueber die beabsichtigte große Kantate zum Lutherfest verbreitete sich G. in den Briefen an Zelter vom 14. November sowie vom 10. und 26. Dezember 1816; in denselben ist auch das ausführliche Schema aufgestellt.

894. Byron findet sich von G. zuerst in einem Brief an Eichstädt vom 4. Mai 1816 erwähnt. „The Corsair" erschien 1814, „Lara" bald darauf. — Nelson's Briefe mit seinem Leben gaben viel zu denken und zu trauern durch des Genannten außereheliches Verhältniß zur Lady Hamilton, deren und ihrer Tochter von Nelson Versorgung der Staat nicht übernahm, wie der sterbende Held gebeten hatte. — Der zweite Theil des Calderon von Gries enthält „Das laute Geheimniß" und „Der wunderthätige Magus"; G. dankte dem Uebersetzer für das übersandte Buch brieflich am 29. Mai 1816. — „Anatole" von Frau Gay erschien 1815, schon einige Jahre früher „A picture of Verdun on the English detained in France. From the Portofolio of a Detenu, the Chevalier James Lawrence". Der Verfasser hatte sich nach seiner Flucht aus Frankreich einige Zeit in Weimar aufgehalten.

895. Ruckstuhl schrieb in der Zeitschrift „Nemesis" (VIII. Bd., 3. Stck.): „Von der Ausbildung der deutschen Sprache in Beziehung auf neue, dafür angestellte Bemühungen". G. hatte diesen Aufsatz schon vor dem Druck kennen gelernt, nahm großen Theil daran, sorgte für dessen Verbreitung und besprach denselben im 3. Heft „Ueber Kunst und Alterthum" (1818) unter der Aufschrift „Deutsche Sprache". Vergl. W., XXIX. 245–251. — Was G. hier über Ernesti's „Technologia rhetorica Graecorum et Romanorum" äußert, ist eigentlich nur eine Wiederholung des unterm Jahr 1813 (Abj. 840)

Gesagten. — Das Tag- und Stundenbuch der Leipziger Schlacht von Rochlitz steht unter Dessen 1816 erschienenen „Neuen Erzählungen“ und ist überschrieben „Tage der Gefahr“; G. dankte für das Werk mit Brief vom 10. Dezember und handelte davon gelegentlich der Besprechung des 1. Bandes „Für Freunde der Tonkunst von F. Rochlitz“ im 1. Heft des V. Bandes „Ueber Kunst und Alterthum“ (1824).

896. Am 10. März 1816 benachrichtigte G. den Professor Döbereiner, daß der Herzog den Ankauf des von Hellfeldischen Hauses in Jena genehmigt habe, um darin eine Wohnung für ihn einzurichten. — Die zu begründende Veterinäranstalt in Jena unterstellte der Großherzog mit Handschreiben an G. vom 21. Oktober 1816 der unter G.'s Vorsitz bestehenden Behörde („Goethe in amtlichen Verhältnissen ꝛc. von Vogel“, S. 28 f.).

897. Ueber die Ausgrabungen des uralten Grabhügels bei Romstedt gab G. einen Bericht im 1. Heft des II. Bandes „Ueber Kunst und Alterthum“ (1818), S. 189—192. Der merkwürdig monstrose Schädel kam von Darmstadt durch Gewogenheit nicht Schlichtegroll's — der gar nichts dort zu suchen hatte —, sondern Schleiermacher's, wie auch in den Ausgaben von G.'s Werken seit 1837 zu lesen ist. Diesem dankte G. mit Brief vom 5. April 1816 dafür und kündigte als Gegengeschenk einen der bei Großenromstedt ausgegrabenen Schädel an.

898. Am 30. Oktober 1816 erkundigte sich G. beim Geheimen Rath Wolf nach Kaspar Friedrich Wolf's Schrift über Pflanzenmetamorphose, über welche er sich dann in den Aufsätzen ausläßt, die die neue Ausgabe von G.'s „Metamorphose der Pflanzen“ im 1. Heft „Zur Naturwissenschaft überhaupt, besonders zur Morphologie“ (1817) begleiten. G. erwähnt im Brief an Staatsrath Schultz vom 19. Juli 1816 die Schrift „Ueber die Mißbildungen der Gewächse, ein Beitrag zur Geschichte und Theorie der Mißentwickelungen organischer Körper von Dr. G. F. Jäger“; das Buch war schon 1814 erschienen. — Ueber Philibert's Pflanzenkrankheiten weiß ich keine Auskunft zu geben. Unter dem Schriftstellernamen J. L. Philibert verfaßte ein Legendre — wahrscheinlich der berühmte Mathematiker Hadrian Maria Legendre — zu Ende des vorigen und zu Anfang des jetzigen Jahrhunderts mehrere botanische Schriften, unter denen sich jedoch keine über Pflanzenkrankheiten

verzeichnet findet. — Daß Humboldt ihm sein bedeutendes Werk „Sur les lois que l'on observe dans la distribution des formes végétales" gesandt habe, theilte G. am 24. Juni 1816 Boisserée mit. — Nees von Esenbeck schickte „Das System der Pilze und Schwämme" am 12. Mai 1816; aus Dessen nächstem Brief an G. vom 26. Juli geht hervor, daß Letzterer in der Zwischenzeit zweimal über das Buch an den Verfasser geschrieben hatte.

899. Der Proteus anguinus, der gemeine Olm, eine nur in den Höhlen Kärnthens, Krains und Steiermarks vorkommende Molchart. Configliacchi schrieb 1819 mit Rusconi „Del Proteo anguino monografia".

900. Die Ankunft der Sammlung des Geheimen Medizinal-Rathes Heim in Jena meldet G. dem Großherzog am 19. Juli, und ihrer Aufstellung gedenkt Knebel im Brief an G. vom 20. August 1816; Heim hatte sie der Universität vermacht. — Von der Betrachtung der vom Westerwald „mitgebrachten" Mineralien erzählt G. Knebel'n am 7. November. — Dem Geheimen Rath von Leonhard dankte G. am 24. Dezember 1816 für seine in München gehaltne akademische Antrittsrede.

901. Ueber Howard's Wolkenlehre ist Abs. 875 zu vergleichen.

902. Den Versuch einer Gasbeleuchtung in Jena regt der Großherzog in dem Brief an G. vom 3. Oktober 1816 an. — Von dem Ausziehen von Pflanzensäften ist die Rede in G.'s Brief an Döbereiner vom 1. Juni 1816.

903. „Jetzt beschäftigen mich die Seebeckischen entoptischen Farben sehr lebhaft. Ich schreibe ein Supplementkapitel zu meiner Farbenlehre als ein Tüpfchen aufs i" — so schreibt G. am 7. November 1816 an Knebel; aber schon am 19. Juli hatte er dem Staatsrath Schultz von solcher Beschäftigung Kenntniß gegeben.

904. Professor Pfaff hatte sein Werk gegen die Farbenlehre G.'n schon 1812 gesandt; Dieser hielt sich im Brief an Knebel vom 28. November d. J. darüber auf und dankte Pfaffen mit bitterm Hohne am 29. Dezember dess. Jahrs.

905. Dr. Schopenhauer hatte früher in Weimar an G.'s Beschäftigungen mit der Farbenlehre theilgenommen und war auch insoweit übereinstimmend, als er Newton's Theorie bekämpfte, namentlich in dem Buch „Ueber das Sehen und die

Mich vor die Weiblein ohn' Gestank.
Mußt all die garstigen Wörter lindern,
Aus Sch–kerl Schurk, aus — mach' Hintern,
Und gleich' das Alles so fortan,
Wie Du schon ehmals wol gethan.

An Herder.*)

Weimar im Februar 1776.

Hochwürdiger!

'S ist eine alte Schrift,
Daß die Ehen werden im Himmel gestift't.
Seid also vielmehr zu Eurem Orden
Vom Himmel grad' 'rab gestiftet worden.
Es uns auch Allen herzlich frommt,
Daß Ihr bald mit der Peitsche kommt —
Und wie dann unser Herr und Christ

Auch möchte wol wem graun, daß nicht
Der Reiter seine Noth verricht',
Und Götz, dem Feind zur Schur und Graus,
Strick seinen — zum Fenster 'naus.

Das Weibsvolk hier ganz förrisch ist.
Weil's Tag und Nacht Französisch liest;
Das Mannsvolk, in Paris gewest,
Nur das Theatrum hält fürs best',
Wo Alles züchtiglich geschicht,
Und Alles in Sentenzen spricht.
Drum laß Dir nur die Lust vergehn,
Bei Ihnen in der Gnad' zu stehn!
Nimm dann mit meinem Dank vorlieb
Was Dich den Götz zu schreiben trieb,
Das zwickt' auch mich so lange, bis
Ich mich vom Bösen blenden ließ.

Da hast Du die Epistel mein:
Sollt's was für Deine Mädel sein,
So freute vorpelt mich der Spaß.
Ich liebe Dich ohn Unterlaß.
Du nächstens im Merkurius
Wirst finden was von meiner Mus',
Und kennt mich recht von Herzens Grund,
Wenn Dir der Dreck gefallen kunnt'.
Stuck nur daher dem Doktor Faust,
Sobald Dein Kopf ihn ausgebraust!

*) Vgl. Herder's Nachlaß I, 57. — Das Gedicht stammt aus derselben Zeit wie „Hans Sachsens poetische Sendung" I, 108, „Stammbuch" I, 9, Rubriken" (S. 41) und „Goethe an Gellert" (S. 140 dieses Bandes) und ist in demselben volksthümlichen Tone abgefaßt wie die ebengenannten Gedichte.

Farben", das er wol 1815 G.'n in der Handschrift sandte. Ueber die Scheidung, die nun in ihren Ansichten eingetreten, beklagte G. sich am 19. Juli 1816 gegen Schultz.

907. Die Reise ins Mutterland traten G. und Meyer am 20. Juli an und wurden bei Münchenholzen umgeworfen. Ein paar Tage darauf ging G. allein nach Tennstädt, wohin ihm Meyer Anfang August nachfolgte; er blieb dort bis 11. September. — Ueber Falckenstein's „Thüringische Chronika" äußert G. sich ausführlicher am 7. August 1816 gegen Boisserée.

908. Der Agamemnon des Aischylos, übersetzt von Humboldt, erschien 1816; aber schon am 28. März 1797 theilte G. Knebel'n mit, daß Humboldt an dieser Uebersetzung arbeite. Nicht waren es des Julius, sondern M. Cornelii Frontonis reliquiae ab Angelo Maio primum editae. Meliorem in ordinem digestas suisque etc. animadversionibus instructas iterum edidit B. G. Niebuhrius etc. 1816. — Geheimerath Wolf erschien am 26. August in Tennstädt und verließ nebst Meyer G. am Morgen des 28. August — nicht am 27., was durch die Briefe an Zelter vom 28. und an Boisserée vom 29. August zweifellos wird. — Die das Zimmer mit Kränzen schmückende Wirthin kann nur die Gattin des Badearztes Dr. Schmidt gewesen sein, in dessen Hause G. in Tennstädt wohnte („Goethe in Tennstädt und mit Krug v. Nidda", S. 5). — Ueber die Darstellung des Rochus-Festes ist Abs. 892 zu vergleichen.

909. Hermstedt, der fürstlich schwarzburg-sondershäusische Kapellmeister, gab in Tennstädt ein Konzert, bei welchem sich besonders der Flötenspieler Fürstenau auszeichnete („Goethe in Tennstädt und mit Krug v. Nidda", S. 5).

910. Gestiftet ward der Falkenorden vom Herzog Ernst August zu Sachsen-Weimar am 2. August 1732, erneuert wurde er unterm 18. Oktober 1815; am 23. Dezember desselben Jahrs fand die erste Verleihung dieses Ordens und zwar des Großkreuzes an den Minister v. Voigt statt; am 30. Januar 1816 war nur das erste Ordensfest, wobei zahlreiche Verleihungen des Ordens und darunter die des Großkreuzes an G. erfolgte. G.'s bei dieser Gelegenheit gehaltne Rede steht unter dem Amtlichen gegenwärtigen Bandes. — Herzog Bernhard, Karl August's zweiter Sohn, vermählte sich am 30. Mai mit Prinzeß Ida von Sachsen-Meiningen. — Der Großherzog

Karl August theilte G.'n am 18. April den am 7ten dieſes Monats erfolgten Tod der Kaiſerin von Oeſtreich mit. Noch am 5. März 1821 ſchreibt G. an Reinhard: „Den Tod der höchſtſeligen Kaiſerin habe ich noch nicht verwunden; es iſt eben, als wenn man einen Hauptſtern am Himmel vermißte, den man nächtlich wiederzuſehen die erfreuliche Gewohnheit hatte.“ — Der Staatsminiſter von Voigt feierte ſein Dienſtjubiläum am 27. September; G. ſandte das zur Feier dieſes Tags beſtimmte Gedicht (W., II. 429 f.) ſchon am 20. September an Eichſtädt zum Zwecke des Abdrucks im „Intelligenzblatt der Jenaiſchen Allgemeinen Literatur-Zeitung“, in der es jedoch erſt Ende Oktober, Nummer 75, erſchien.

911. Den Dr. Chladni, den Begründer der wiſſenſchaftlichen Akuſtik, traf G. in Weimar, als er am 20. Juli von der unterbrochenen Reiſe zurückkam; er blieb etwa vier Wochen (Brief G.'s an Zelter vom 22. Juli und Knebel's Brief an G. vom 20. Auguſt). — Zelter war in den Tagen vom 6. bis 10. Juli auf der Reiſe nach Wiesbaden in Weimar (G.'s Brief an Knebel vom 6. und an Boiſſerée vom 10. Juli) und dann wieder Ende September und Anfang Oktober auf der Heimreiſe, bei welcher ihn der als Oberbibliothekar nach Berlin berufne Hofrath Wilken begleitete (Boiſſerée's Briefe an G. vom 21. September und 9. Oktober; Zelter's Brief an G. vom 8. Oktober). — Welcher Graf und Gräfin O'Donnell in Weimar waren, iſt nicht klar; wenn die Gräfin O'Donnell, der G. am 9. Oktober 1816 in Weimar ein Gedicht zu einer ſeiner Schreibfedern ſchrieb (W., II. 431), Titinne mit Vornamen hieß, ſo war ſie eine Tochter des Fürſten von Ligne und ihr Gatte war Graf Moritz O'D.; war jene aber eine geborne Gräfin Clary, ſo hieß ſie mit Vornamen Karoline und ihr Gemahl Karl Johann. Auf Grund mündlicher Mittheilungen hat der Herausgeber früher angenommen, die letztre Perſonalbeſtimmung ſei die richtige („Zu Goethe's Gedichten“, S. 40); allein auf die Gräfin Karoline O'D. geb. Clary und Aldringen paßt die von G. in der Anmerkung zu dem angeführten Gedicht erwähnte „jugendliche Heiterkeit“ nicht, wohl aber auf die andre O'Donnel. Damit ſtimmt gewiſſermaßen die Bemerkung der Frau v. Schiller in ihrem Brief an Knebel vom 9. Oktober („Briefe von Schiller's Gattin an einen vertrauten Freund“, S. 310) überein, indem ſie ſagt: die Gräfin O'Donnell ſei eine Enkelin des Fürſten Ligne; ſie

verwechselte also jedenfalls nur die Generation. Eine andere Tochter dieses Fürsten war aber einem Fürsten Clary und Aldringen vermählt. — Gleichzeitig mit O'Donnells war die Hofräthin Kestner, geb. Buff, das Urbild der Lotte in den „Leiden des jungen Werther's", in Weimar (a. a. O. S. 311 f.); G. hatte sie seit seinem Aufenthalt in Wetzlar 1772 nicht wiedergesehn.

912. Oken hatte von der Preßfreiheit schon durch die Ankündigung der „Isis" sowie durch die ersten Blätter dieser Zeitschrift einen für damalige Anschauungen unmäßigen Gebrauch gemacht; über die weiteren Folgen solchen Gebahrens sprach sich G. in einem dem Großherzog auf dessen Wunsch erstatteten Gutachten vom 5. Oktober 1816 aus, worin er von allen dienstlichen Maßregeln gegen Oken ab- und das Verbot der Zeitschrift anrieth. Dieses erfolgte nicht. Der Vorgang findet sich ausführlich berichtet in „Zu Goethe's Jubelfeier. Studien zu Goethe's Werken. Von H. Düntzer", S. 375 bis 389.

913. Im Jahr 1817 dauerte G.'s Aufenthalt in Jena, Unterbrechungen von einzelnen Tagen abgerechnet, vom 22. März bis 8. August (s. Briefe an Voigt und an Döbereiner von ersterem sowie an Knebel von letzterem Tage), und sodann wieder vom 6. November („Goethe in amtlichen Verhältnissen ꝛc. dargestellt von ꝛc. K. Vogel", S. 80) bis weit über den Jahresschluß hinaus. — Ueber die Jenaischen sämmtlichen Anstalten, insbesondre auch über das botanische Museum und die darin erfolgte Aufstellung von Sämereien, Hölzern und Monstrositäten erstattete G. zu Michael 1817 einen ausführlichen Bericht (a. a. O. S. 10—18).

914. Am 15. April 1817 theilt G. dem Großherzog mit, daß seine Anwesenheit in Jena der Einrichtung Körner's zu Statten komme.

915. Zu Besichtigung der von der Mailändischen Reise mitgebrachten Gaben lud Serenissimus G. am 14. September auf den 16. ein.

916. Der umständliche Aufsatz über die Jenaer Anstalten, der bestimmt war, höchsten Orts eine klare Uebersicht über die bestehenden Verhältnisse zu geben, dürfte der in der Anmerkung zu Abs. 913 erwähnte sein, welcher die Ueberschrift

führt: „Museen zu Jena. Uebersicht des Bisherigen und Gegenwärtigen. Michael 1817".

917—919. Die Angelegenheit wegen des hoffnungslosen Zustandes der akademischen Bibliothek brachte der gothaische Hof — der allein noch außer dem weimarischen ein Eigenthumsrecht daran besaß, — unterm 20. September 1817 in Anregung; das hierauf erlassene Reskript, durch welches G. den Auftrag erhielt, sich der Sache zu unterziehen, ist vom 7. — nicht 14. — Oktober und steht auszugsweise a. a. O. S. 69 f. Die Clausul non obstantibus quibuscunque steht indessen in diesem Auszug nicht und kann der ganzen Haltung des Reskripts zufolge überhaupt nicht darin gestanden haben; eine solche Vollmacht beruhte wol nur auf mündlichen Eröffnungen des Großherzogs. Die Aktenstücke über den sonstigen Verlauf von G.'s Geschäft, insbesondre auch über das Abtragen einer beschränkenden Mauer nach dem Graben zu, stehen ferner a. a. O. S. 71—97. Die Vorgänge bezüglich der lebhaften, sogar intriguirenden Protestation gegen die Abtragung der Mauer sowol wie gegen die Besitznahme eines der medizinischen Fakultät überwiesenen Zimmers erzählte G. mit Behagen Eckermannen am 15. März 1830.

921. In einer Niederschrift G.'s vom 9. November 1817 steht angemerkt: „Mit Professor Renner über die Literatur der vergleichenden Anatomie und Thierheilkunde."

922. Von Spix erschien schon 1815 „Cephalogenesis seu capitis ossei structura, formatio et significatio per omnes animalium classes, familias ac aetates digesta, atque tabulis illustrata, legesque simul psychologiae, craniscopiae ac physiognomiae inde derivatae". G. lernte es aber erst 1817 kennen; denn seiner Kostspieligkeit wegen konnte das Werk nicht sofort angeschafft werden, und G. erbat es erst als Geschenk für die Jenaer wissenschaftlichen Sammlungen von der Großfürstin-Erbgroßherzogin durch Meyer am 7. Juni 1817. Noch schärfer als hier verurtheilt G. das Buch am 21. Juli 1821 gegen Burdach und am 13. Januar 1822 gegen Carus, da dessen Lehren mit seiner Ansicht über die Kopf- und Rückenwirbel in Widerspruch standen.

923. Herold's „Entwickelungsgeschichte der Schmetterlinge, anatomisch und physiologisch bearbeitet" war 1815 in

Marburg erschienen. — Das hierher gehörige Werk Lyonnet's ist „Traité anatomique de la chenille qui ronge la saule" von 1764; übergenau erwies sich der Verfasser darin z. B., indem er in der Weidenraupe 2500 Muskeln unterschied.

924. Im zweiten Heft „Zur Morphologie", das 1820 herauskam, betrachtete G. den Einfluß der Kantischen Lehre auf seine Studien in den Aufsätzen „Einwirkung der neueren Philosophie", „Anschauende Urtheilskraft", „Bedenken und Ergebung" und „Bildungstrieb", S. 103—116. — Das erste Heft „Zur Morphologie", dessen andre Hälfte „Zur Naturwissenschaft überhaupt" betitelt war, erschien 1817; später führte jedes Heft den gemeinsamen Titel „Zur Naturwissenschaft überhaupt und zur Morphologie insbesondere".

925. Am 22. August 1817 schrieb G. an Knebel: „Ich bin fleißig und bringe besonders Papiere und Mineralien in Ordnung." Des Großherzogs Briefe an G. aus diesem Jahr enthalten viel Mineralogisches. — Die Lehre von den Gängen war ein Gegenstand, mit dem G. sich häufig beschäftigte; vergl. die Abth. 615, 833 und 871. — Die merkwürdigen Thonschieferplatten aus dem Lahnthal sind diejenigen, deren Auffindung G. im Abs. 871 erzählt. — Ueber das Gerinnen der Felsmassen schrieb G. im letzten Heft „Zur Naturwissenschaft" (1824) in den Aufsätzen „Gestaltung großer anorganischer Massen" und „Gebirgsgestaltung im Ganzen und Einzelnen" (S. 164—172 und 201—212).

926. Im Jahr 1817 erschien „Brocchi's Mineralogische Beschreibung des Thals von Fassa ꝛc. Aus dem Italienischen von K. A. Böckh".

927. Kammerherr von Preen hatte sich am 5. Juni 1817 gegen G. erboten, Aufträge zu mineralogischen Besorgungen auf einer mit Professor Treviranus beabsichtigten Reise nach Tirol zu übernehmen, und sandte dann, obwol G. ihm keine Aufträge hatte zugehen lassen, nach seiner Rückkehr am 20. October schöne Exemplare aus der Sammlung des Hauptmann von Aigener in Innsbruck an G., der am 29sten desselben Monats dafür dankte.

928. „J. Mawe's ꝛc. Reisen in das Innere von Brasilien, vorzüglich nach den dortigen Gold- und Diamantdistrikten ꝛc., nebst einer Reise nach dem La-Plata-Flusse und

einer historischen Auseinandersetzung der letzten Revolution in Buenos Ayres. Nach dem Englischen mit Anmerkungen begleitet, deutsch herausgegeben von F. A. W. von Zimmermann. 1816." — Der von Mawe bezogenen Sammlung englischer Zinnstufen — aus Cornwallis — gedenkt G. in dem im 4. Heft „Zur Naturwissenschaft überhaupt" (1822) abgedruckten Aufsatz „Zur Geologie, besonders zur böhmischen".

929. Geheimeraths von Leonhard großes Tabellenwerk ist die „Propädeutik der Mineralogie", deren bevorstehendes Erscheinen G. schon in der Rhein- und Mainreise unter dem Abschnitt „Hanau" erwähnt; die Naturforscher, mit denen in Gesellschaft Leonhard das Werk herausgab — Kopp und Gärtner — waren Hanauer.

930. Die „Carte générale orographique et hydrographique d'Europe. Par le Général Baron Ferriot de L'Hoste. 1816" hatte der Großherzog in Wien für die Jenaer Sammlungen angeschafft. Vergl. Abs. 1108.

931. Unter den kurzen Betrachtungen, welche G. unter der Ueberschrift „Aelteres, beinahe Veraltetes" im 1. Heft des II. Bandes „Zur Naturwissenschaft" (1823) zusammengestellt hat, spricht er sich ebenfalls über „mehrere Engländer, besonders Dr. Reade" aus, welche gegen Newton aufgetreten seien, aber sich denn doch vom alten Irrthum nicht völlig befreien könnten (W., XIX. 172). — Auf Sowerby scheint G. zuerst durch Knebel's Brief vom 5. November 1816 aufmerksam gemacht worden zu sein. Den Gewinn, den er durch Brewster in Betreff der entoptischen Farben erlangt, rühmt G. unter gleichzeitigem Tadel der Pflege alter Irrthümer im Brief an Reinhard vom 16. November 1818. Im II. Abschnitt der 1820 geschriebenen Abhandlung „Entoptische Farben" im 3. Heft „Zur Naturwissenschaft überhaupt" geschieht Brewster's chromatischer Arbeiten ebenfalls Erwähnung.

932. 933. Biot's Lehre von der Polarisation des Lichts blieb G. widerwärtig und zeitlebens Gegenstand eifrigsten Zornes; zuerst ergoß er denselben in den Brief an Schultz vom 24. November 1817.

934. Das erwähnte Programm des Hofrath Mayer ist wol der in den Abhandlungen der Gesellschaft der Wissen-

schaften zu Göttingen von den Jahren 1811—1813, Band II, abgedruckte Aufsatz „De polaritate luminis".

935. Der Maler, der zu Beobachtungen über günstiges oder ungünstiges Licht Anlaß gab, war Jagemann, wie G. in mehrgedachter Abhandlung „Entoptische Farben", Abschnitt XL, erzählt. — Den Professor Roux nennt G. in der am 20. Juli 1820 geschriebenen Einleitung zu dieser Abhandlung als einen derjenigen Herren, welche ihn bei seinen Arbeiten über die entoptischen Farben, insbesondere auch durch Nachbildung der Phänomene unterstützten. Dort wird auch in Abschnitt XXX von dem Verhältniß derselben zu den Chladni'schen, durch den Ton erzeugten Figuren gehandelt.

936. Der Aufsatz über die Ursache der blauen Farbenerscheinungen an fernen Bergen steht im „Trattato della Pittura di Lionardo da Vinci", der 1817 nach der Handschrift wieder gedruckt wurde, wie G. am 24. Februar 1818 Meyer'n schrieb. G. hatte ihn schon in Rom gelesen, wie seine Korrespondenz von dort am 9. Februar 1788 meldete. Er giebt die betreffende Stelle nebst Uebersetzung 1822 im Nachtrag zur Farbenlehre („Zur Naturwissenschaft überhaupt", 4. Heft). — Staatsrath Schultz übersandte nicht den zweiten Aufsatz über physiologe Farben, sondern schrieb ihn während seines Aufenthalts in Weimar im August („Briefwechsel zwischen Goethe und Staatsrath Schultz. Herausgegeben und eingeleitet von H. Düntzer", S. 65 f.). G. gedenkt desselben als in seinem Besitz befindlich in Briefen an Schultz vom 3. und 7. September. — Hegel's Zustimmung zu G.'s Farbenlehre erfuhr Dieser durch die von Boisserée am 23. und 27. Juni 1817 gesandten Blätter von des Erstgenannten „Encyklopädie", auf welchen dieselbe behandelt war; G. dankte Hegel'n für die Hilfe am 1. Juli durch Boisserée.

937. „Die Elgin-Marbles mit dem ganzen Gefolg immer wieder und wenigstens bequemer dargestellt, sind uns beinah so bekannt, als wenn wir sie gesehen hätten. Die Preise der Gipsabgüsse sind auch schon da ꝛc." schreibt G. am 28. Oktober 1817 an Meyer. — Die Fahrt aus dem Stegreife nach Rudolstadt erwähnt G. als einige Tage vorher erfolgt am 17. Oktober gegen Boisserée; da im Brief an Knebel vom 13. desselben Monats nicht davon die Rede ist, dürfte sie etwa den 14. oder 15. unter-

nommen worden ſein. — Der erhaltnen Zeichnungen von den Aeginetiſchen Marmoren gedenkt G. ebenfalls in den ſo eben angeführten Briefen an Boiſſerée und Meyer.

938. Boſſi's Schrift über Leonardo da Vinci's Abendmahl empfahl G. am 4. Dezember 1817 Boiſſerée. Boſſi hatte Durchzeichnungen aller vorhandnen Kopien des Abendmahls genommen, um danach das zerſtörte Bild ſo treu wie möglich herzuſtellen, und dieſe hatte der Großherzog 1817 bei ſeinem Aufenthalt in Mailand erworben. — Im Brief an Meyer vom 28. Oktober iſt ferner des Werks mit genauſten Abriſſen der architektoniſchen Ueberreſte von Eleuſis gedacht, und ebendaſſelbe iſt unſtreitig unter den im Brief an Boiſſerée vom 17. Oktober erwähnten Kopien von Zeichnungen Atheniſcher Marmore zu verſtehen. — Ueber die Münchner Steindrücke iſt zu vergleichen Abſ. 734. — Bilder zu Thierfabeln lieferte Menken mehrere; hier ſind aber unſtreitig die Skizzen zu Caſti's Fabelgedicht „Die redenden Thiere“ gemeint, die G. im 3. Heft „Ueber Kunſt und Alterthum“ beſprach (W., XXVIII. 560 f.). — Von dem Erwerb an Kupferſtichen aus einer Leipziger Auktion ſchrieb G. an Boiſſerée am 17. und an Meyer am 28. Oktober; es waren Blätter von Stella und Hooghe darunter. — Das ſchätzenswerthe Oelbildchen, von Rochlitz verehrt, ſollte von Guercino ſein, iſt jedoch in den Goethiſchen Kunſtſammlungen der Neapolitaniſchen Schule zugeſchrieben; von der Schenkung handeln G.'s Briefe an Rochlitz vom 20. März und 9. April 1817 (zu vergleichen „Goethe und Leipzig“, II. 243 f.). — Die bedeutende Sammlung Majolika, die G. anſchaffte, hatte Herrn v. Derſchau in Nürnberg gehört; Seebeck hatte den Ankauf vermittelt, wie G. am 15. Februar Knebel'n berichtet. Auch Rochlitzen theilte er am 1. Juni die Erwerbung mit.

939. Der Divan ſelbſt war 1817 ſchon in der Hauptſache abgeſchloſſen, und G.'s orientaliſche Studien galten im Weſentlichen nur noch den „Noten und Abhandlungen zum beſſern Verſtändniß des Divan“. — Ueber das Nachbilden orientaliſcher, d. h. arabiſcher Schrift vergl. Abſ. 856; ſchon damals, 1815, hatte G. in Heidelberg dies zum Scherz getrieben; daß G. das Arabiſchſchreiben 1816 fortſetzte, ergiebt ſein Brief an Boiſſerée vom 29. Januar 1816 und die Mit-

theilung in „Ein fürstliches Leben ꝛc. von L. Preller", S. 128. Ein Zeugniß dieser Bemühungen findet sich in Hirzel's Sammlungen („Verzeichniß einer Goethebibliothek 1767—1874", S. 236). — Die Einwirkung dieser Bemühungen ist besonders in einigen Gedichten des Buchs Suleika, namentlich in denen unter Nummer 18, 30, 31 und 50 (W., IV. 136, 148 f., 168) wahrzunehmen.

940. Nicht blos der neunte bis zwölfte, sondern auch der dreizehnte und vierzehnte Band der zwanzigbändigen Ausgabe der Werke erschien 1817. — Das zweite Heft „Ueber Kunst und Alterthum am Rhein und Main" trägt ebenso wie das dritte die Jahreszahl 1817. Das bevorstehende Erscheinen des zweiten Hefts kündigte G. am 17. März Knebel'n und den bereits begonnenen Druck des dritten Zelter'n am 29. Mai an. Jenes enthielt den zwar von Meyer verfaßten, aber von G. angeregten und jedenfalls auch an manchen Stellen von ihm im Ausdruck bestimmten Aufsatz „Neudeutsche, religios-patriotische Kunst" und das „Sankt-Rochusfest zu Bingen", das andere den Aufsatz „Im Rheingau Herbsttage (1814)" und verschiedne kleinere Aufsätze, worunter die in Abs. 940 erwähnten „Urtheilsworte französischer Kritiker" (W., XXIX. 736—739) und der Aufsatz über die Hohlmünzen, Regenbogenschüsselchen genannt, unter dem Titel „Münzkunde der deutschen Mittelzeit. (Auf Anfrage)" (W., XXVIII. 452 f.). — Daß der II. Theil der „Italienischen Reise", die Reise nach Neapel und Sizilien enthaltend, gedruckt sei, theilt G. im Brief an Boisserée vom 29. Juli mit; der Band erschien mit der Jahreszahl 1817. — Wenn G. hier die „Biographie überhaupt" der „Italienischen Reise" gegenüberstellt, so kann er damit nur denjenigen Theil von „Aus meinem Leben" mit dem Beisatz „Dichtung und Wahrheit" meinen, welcher erst unter den „Nachgelassenen Werken" als IV. Theil erschien und den letzten Frankfurter Aufenthalt, insbesondere das Auseinandergehen des Verhältnisses mit Lili behandelte. — Der Aufsatz „Meteore des literarischen Himmels" — das Verhältniß von Priorität, Antizipation, Präokkupation, Plagiat, Possess und Usurpation zu einer wissenschaftlichen Entdeckung entwickelnd — wurde erst im 2. Heft „Zur Naturwissenschaft überhaupt" (1820) gedruckt. — „Die Inschrift von Heilsberg" mit v. Hammer's Erklärung, besonders abgedruckt mit der Jahreszahl

1818 (W., XXIX. 244 f.); diese Erklärung empfing G. durch den Fürsten Metternich, dem er am 30. Juli 1817 dafür dankte.

941. „Urworte. Orphisch" schickte G. am 21. Mai 1818 an Boisserée; in die Oeffentlichkeit gelangten sie erst im 2. Heft „Zur Morphologie" (1820); daß sie dem Jahr 1817 entstammen, erfährt man nur durch die „Annalen". — Der „Klaggesang, irisch" findet sich zwar erst im 1. Heft des IV. Bandes „Ueber Kunst und Alterthum" (1823) gedruckt; daß er aber schon 1817 gedichtet war, folgt aus Zelter's Brief an G. vom 11. Januar 1818, worin die bereits vorher an G. gesandte Komposition desselben erwähnt wird.

943. Von Hofrath Voigt erschien 1817: „Grundzüge der Naturgeschichte als Geschichte der Entstehung und wissenschaftlichen Ausbildung der Naturkörper." — Seine Betrachtung der Verstäubung der Berberitzblume theilt G. in dem im 3. Heft „Zur Morphologie" (1820) befindlichen Aufsatz „Verstäubung, Verdunstung, Vertropfung" mit. — Ein Zeugniß der Beschäftigung mit Campanella's 1791 geschriebenem Werk „De sensu rerum et magia" ist die daraus entnommene Stelle, welche G. am 14. August 1817 in das Stammbuch des Staatsraths Schultz eintrug. — Graf Boucquoi ließ seine wissenschaftlichen Schriften auf eigne Kosten drucken und versandte sie als Geschenke.

944. Die frühere Höhentafel, auf welche die Howardischen Wolkenformen eingetragen wurden, ist die nach Alexander v. Humboldt's Arbeiten entworfene, in den Abth. 639, 640 und 821 erwähnte.

945. Unter der Uebersetzung des indischen Megha-Duta ist die 1813 in Kalkutta erschienene englische von Wilson zu verstehen, deren G. auch in den „Noten und Abhandlungen" zum „Divan", Abschnitt „Uebersetzungen", sowie in dem Aufsatz „Indische Dichtung" (W., IV. 361, XXIX. 811) gedenkt. Die Dichtung des „Wolkenboten" wird dem Kalidasa zugeschrieben.

946. Von Lord Byron's Gedichten war es 1817 namentlich „Manfred", das G.'n große Theilnahme abgewann, wie aus Briefen an Knebel vom 17. Oktober d. J. sowie an Boisserée vom 1. Mai 1818 hervorgeht. Im ersteren

Auf einem Esel geritten ist,*)
So werdet Ihr in diesen Zeiten
Auf hundert und funfzig Esel reiten,
Die in Euer Herrlichkeit Diener
Erlauern sich die Kippenitzer.
Wollten Euch nun bewillkommnen baß,
Bereiten Euren Haushalt**) trocken und naß,
Welches fürwahr wird besser sein,
Als thäten wir Euch die Kleider streun.
Derhalb unverdrüß, woran die Welt
Ihre Ehre gefunden hält,
Wornach Venus, Mond und Sterne sich drehn,
All' Sinn' herüber, hinüber gehn,
Wie nämlich jedes Ding sich putzt,
Vors Andern Augen pfauisch stutzt,
Dran da sich zeigt eines Jeden Gab',
Ein Pfau ein Pfau, ein Rab' ein Rab'.
Ihr, der Ihr seid in unserm Gart'
Eben wie der Messias erwart't,
Wo eben Keiner weiß, was der sollt',
Aber doch immer, was er wollt',
Möcht' sich aber immer mit leisen Schritten
Vom Messias ein Wudum erbitten.
Also **obneracht** all der Ehr' auf Erd',
Daß der Herr nicht selbst gekreuzigt werd',
Wollen erscheinen schön und züchtig.
Sind bernach zu allem Andern tüchtig.
Denn, wie im Buche geschrieben steht,
Daß der Wolf in Schafskleidern geht,***)
So würd' es Euch gar übel stehn,
Als Schaf in Wolfskleidern zu gehn.
Ihr habt darum ein schwarzes Kleid,†)
Einen langen Mantel von schwarzer Seid',
Ein Kräglein wohl in Saum gelegt,
Das nun Keiner länger und breiter trägt.

*) Evang. Matth. 21, 7.

**) Goethe hatte nicht allein die Anstellung Herder's in Weimar betrieben, sondern nahm sich auch seiner häuslichen Einrichtungen daselbst mit Eifer an.

***) Evang. Matth. 7, 15.

†) Die Scherze auf Herder's Kleidung werden leicht verständlich, wenn man die Schilderung derselben im zehnten Buche von „Dichtung und Wahrheit" vergleicht.

Brief scherzt er ebenfalls über die Begeisterung der Frauen für Byron.

948. Peter Pindar war der Schriftstellername Wolcot's bei seinen satirischen Schriften. — „Memoirs of the Life and Doctrines of the late John Hunter" von Joseph Adams erschien 1816. — „Memoirs of the Life and writings of Benjamin Franklin etc., written by himself to a late period and continued to the time of his death by his grandson William Temple Franklin etc. 1817". — Elphinstone's „Account of the kingdom of Caubul and its dependencies in Persia, Tartary and India, comprising a view of the Afghann nation and a history of the Dooraunee monarchie" erschien 1815, eine Uebersetzung im Verlag des Landesindustriecomtoirs zu Weimar. — „History of Java" von Raffles erschien 1817.

949. Gottfried Hermann's Programm „De mythologia Graecorum antiquissima", 1817, findet ehrenvolle Erwähnung in G.'s Briefen an Knebel vom 9. Oktober 1817 und an Boisserée vom 16. Januar 1818. — „Grammaire Romane" von Raynouard 1816. — Das „Manuscrit venu de St. Helène", von Las Cases nach Napoleon's Mittheilungen niedergeschrieben, kam 1817 in London heraus. — Den I. Band von „Deutschlands Urgeschichte" gab Barth 1817 heraus, der II. folgte 1822. — „Der Pfingstmontag, Lustspiel in Straßburger Mundart rc. 1816", dessen Verfasser, Professor Arnold, erst später genannt wurde. Sein Behagen daran sprach G. aus im 2. Heft des II. Bandes „Ueber Kunst und Alterthum", 1820, sowie in einem Nachtrag im 1. Heft des III. Bandes 1821 (W., XXIX. 468—482).

950. Paulinzelle, ehemalige Cistercienserabtei, gestiftet 1106 von Paulina, genannt Reclusa.

951. Das Berliner Schauspielhaus brannte am 29. Juli nieder, das neu errichtete Leipziger wurde am 26. August eröffnet. — Die Feierlichkeit der Belehnung des Fürsten Thurn und Taxis mit dem Postregal fand am 30. Januar statt. — Die Feier auf der Wartburg galt eigentlich

952. dem dreihundertjährigen Reformations-Jubiläum, hatte aber politische Demonstrationen seitens einiger

Betheiligten im Gefolge, wodurch dann allgemeine Maßregeln gegen die Universitäten veranlaßt wurden; G. äußert sich hierüber in Briefen an Zelter vom 16. Dezember 1817 und an Voigt vom 9. Januar 1818.

953. Staatsminister von Humboldt scheint seinem Brief an Welcker vom 27. Januar 1817 zufolge in diesem Monat in Weimar eingesprochen zu haben („W. v. Humboldt's Briefe an F. G. Welcker, herausgeg. von R. Haym", S. 35).

954. 955. G.'s „Iphigenie" von Papadopulos ins Neugriechische übersetzt: 1818; G.'s Umgang mit dem Genannten erwähnt Knebel's Brief an Frau v. Schiller vom 2. Dezember 1817 („Charlotte v. Schiller ꝛc.", III. 384).

956. Lippe war Gehilfe Fellenberg's in dessen landwirthschaftlicher Erziehungsanstalt in der Schweiz. — Von G.'s Korrespondenz mit Wilhelm von Schütz sind zur Zeit nur ein paar Briefe aus den Jahren 1823 bis 1825 gedruckt („Neue Mittheilungen aus J. W. v. Goethe's handschriftlichem Nachlasse", II. 241—260), die jedoch den hier erwähnten Widerspruch in den Ansichten der Beiden ebenso wenig bekunden, wie G.'s Aufsatz „Irrthümer und Wahrheiten von W. Schütz" (W., XXIX. 750 ff.). — Ueber Hirt's Grundsätze äußert sich G. tadelnd im Bericht aus dem November 1787 der „Italienischen Reise", ingleichen in Briefen an H. Meyer vom 3. März 1796 und 14. Juli 1797, sowie an Schiller vom 1. und 5. Juli 1797. Daß Hirt ihn eben mit seinem Besuche erfreue, schreibt G. am 24. September 1817 an Schultz.

957. Der Gegenwart des Staatsrath Hufeland, der bei seinem Schwager, Minister von Voigt, zu Besuch war, gedenkt G. im Brief an Letzteren vom 29. September, und die Anwesenheit des Staatsrath Langermann geht aus Knebel's Brief an G. vom 27. Oktober hervor.

959. Den 1818 angefangenen und fortschreitenden Druck des „Divan" bezeugen Briefe an Meyer vom 24. Februar, an Schultz vom 8. Juni, an Boisserée vom 16. Juli, an Reinhard vom 16. November. — Im Taschenbuch für Damen auf das Jahr 1817 hatten zwölf Gedichte als Probe des „West-östlichen Divan, versammelt von Goethe" gestanden; dieselbe war schon im Februar im „Morgenblatt" eingeleitet,

und im März brachte diese Zeitschrift zwei Gedichte der Sammlung.

960. Die sieben persischen Hauptdichter: Firdusi, Enweri, Nisami, Dschelaleddin Rumi, Saadi, Hafis und Dschami; die von Hammerische bedeutende Arbeit, deren G. sich bediente, um sich die Charaktere derselben klar zu machen, war die „Geschichte der schönen Redekünste Persiens mit einer Blüthenlese aus 200 persischen Dichtern. Von J. v. Hammer ꝛc. 1818". — Von Anquetil du Perron wird G. die deutsche Uebersetzung des „Discours préliminaire" zu seinem „Zend-Avesta etc. traduit en Français etc." gelesen haben, 1776 von Purmann als: „Anquetil's du Perron Reise nach Ostindien nebst einer Beschreibung der bürgerlichen und Religionsgebräuche der Perser ꝛc." — Bidpai's Fabeln hieß die von Bárfuzch vorgenommene persische Bearbeitung der indischen Fabeln des Wischnußarman. Freytag's arabische Gedichte kann nur sein: Carmen arabicum perpetuo commentario et versione germanica (1814). — Die „Arabische Grammatik und Chrestomathie" von Michaelis war 1815 in 3. Ausgabe erschienen.

961. Ein Verzeichniß der vom Großherzog aus Mailand mitgebrachten Seltenheiten hatte demselben G. am 23. September 1817 übersandt. Uebrigens ist Abs. 938 zu vergleichen, insbesondere auch hinsichtlich Bossi's Arbeit über Leonardo's Abendmahl und die Durchzeichnungen die Anmerkung dazu. G.'s gedruckt vorliegende Abhandlung unter der Ueberschrift „Joseph Bossi über Leonhard da Vinci's Abendmahl zu Mailand" erschien im 3. Heft des I. Bandes „Ueber Kunst und Alterthum", 1818 (W., XXVIII. 502—530). Indessen wurde der Aufsatz, wo nicht ganz, so doch größtentheils 1817 geschrieben, wie aus den Briefen an Boisserée vom 4. und an den Großherzog vom 14. Dezember dieses Jahrs hervorgeht; nach Brief an Eriteren vom 16. Januar 1818 war damals die Aufnahme des Aufsatzes in das Heft „Ueber Kunst und Alterthum" noch nicht entschieden; seine Beendigung geht erst aus den Briefen an Meyer vom 24. Februar und 26. März mit Zuverlässigkeit hervor. Derjenige der Mailänder Freunde, dem die Abhandlung insbesondre durch Uebersetzung ins Französische verständlich gemacht werden sollte, war Cattaneo, und Uebersetzer war Professor Lavos, wie aus G.'s Briefen

an Weller vom 8. und 15. Juli 1818 ersichtlich ist; dieser Uebersetzung gedenkt G. noch in Briefen an Zelter vom 19. März und an Voigt vom 5. Juni. — Der im 2. Heft des II. Bandes „Ueber Kunst und Alterthum" (1820) abgedruckte Aufsatz „Klassiker und Romantiker in Italien" ist zufolge der Chronologie der Goethe'schen Schriften aus dem Jahre 1818 (W., XXIX. 616 ff.).

962. Den Lieblingsgedanken, daß Myron's Kuh auf den Münzen Durrhachium's aufbehalten sei, verfolgte G. wol eigentlich nicht mehr, nachdem er demselben in dem Aufsatz von 1812 vollständigen Ausdruck verliehen hatte; die Erwähnung beim Jahr 1818 hat ihren Grund jedenfalls nur in dem damals erfolgten Druck. Vergl. Abs. 807. — Die Abhandlung „Philostrat's Gemälde" dürfte in der Hauptsache ebenfalls dem Jahr 1812 und etwa dem Anfang des folgenden angehören, da G. am 8. Februar 1813 an W. v. Humboldt über seine Thätigkeit in jenem Winter u. A. schreibt, die Philostrats seien wieder an der Tagesordnung gewesen; G. nennt nur um jene Zeit Philostrat ein paarmal: am 28. April 1812 in dem Sendschreiben an Sickler über das griechische Grabmal bei Cumä und am 9. Februar 1813 im Brief an Meyer, den er um etwas Philostratisches für das letzte Tableau bei den zum Geburtstag der Erbgroßherzogin zu stellenden lebenden Bildern ersucht. — Das vierte Heft „Ueber Kunst und Alterthum" enthält außer „Myron's Kuh" und „Philostrat's Gemälde" (W., XXVIII. 271—322) noch: „Antik und modern" (das. S. 323 bis 336), „Das Eleusinische Fest. Schiller's Dichtung bildlich dargestellt von J. M. Wagner, gestochen von F. Ruschewey", „Der Rheinlauf. Von dessen verschiedenen Quellen bis zur Vereinigung des Vorder- und Hinterrheins bei Reichenau ꝛc. von G. Primavesi" (beide vorgenannte Aufsätze nicht in den W.), „Fürst Blücher's Denkbild" (W., XXVIII. 427 ff.), „Graf Tolstoy" und „Ausgrabungen". Durch den Schluß des Absatzes 962 nimmt G. die Verfasserschaft für alle Aufsätze des 1. Hefts des II. Bandes „Ueber Kunst und Alterthum" für sich allein in Anspruch, wie denn dieselbe ohnedies kaum bezweifelt werden konnte, zumal Meyer, sonst Mitarbeiter, während der Abfassung dieses Hefts in der Schweiz verweilte.

963. Das Lied „Um Mitternacht" (W., I. 200)

sandte G. am 16. Februar 1818 an Zelter, worüber ferner seine Briefe an Zelter vom 8. und 19. März sowie Zelter's Brief an ihn vom 1. desselben Monats zu vergleichen sind. — Ueber den „Maskenzug bei allerhöchster Anwesenheit Ihro Majestät der Kaiserin Mutter Maria Feodorowna in Weimar. Den 18. Dezember 1818" s. W., XI. 1. Abth. 316 ff.

964. Der siebzehnte und achtzehnte Band von G.'s Werken enthielt den I. und II. Theil von „Aus meinem Leben"; der XV. und XVI. Band — „Benvenuto Cellini" — tragen zwar auch die Jahreszahl 1818, waren aber jedenfalls schon 1817 bei G. angelangt. — G.'s Aufenthalt in Jena dauerte seit Anfang November 1817 fort bis Ende Juni oder Anfang Juli 1818 mit einer etwa dreiwöchigen Unterbrechung vom 21. Februar bis gegen Mitte März. — Von seinem Quartier in dem an der Saale gelegenen Gasthof „Zur Tanne" zu Camsdorf erzählt G. in Briefen an Voigt vom 6ten, an die Seidler vom 12ten und an Zelter vom 16. Februar, an Voigt vom 29. März sowie an Boisserée vom 1. Mai 1818.

965. Das damastartig gestickte Seebeckische Kreuz beschreibt G. ausführlicher in der Abhandlung „Entoptische Farben" unter XXXIV. — Seebeck's Besuch erwähnt G. im Brief an Voigt vom 19. Juni.

966. Nach Karlsbad reiste G. am 24. Juli ab und kam am 19. September zurück.

967. Die „Conchiologia fossile subapennina" von Brocchi erschien in 2 Bänden 1814. — Sömmerring's Abhandlungen über fossile Eidechsen und Fledermäuse sind in den „Druckschriften" der königlichen Akademie der Wissenschaften zu München für die Jahre 1811 und 1812 — „Ueber einen Ornithocephalus" — und ebenda Band VI. 1820 — „Ueber einen Ornithocephalus brevirostris der Vorwelt" — abgedruckt. G. dankte dem Verfasser für Uebersendung der Abhandlungen am 21. April 1818. — Ueber Werner's Gangtheorie sind die Abth. 615, 871 und 925 zu vergleichen. — Freiesleben schrieb über sächsische Zinnformation in den „Beiträgen zur mineralogischen Kenntniß von Sachsen" (1817). Die Zinnformation betrachtete G. überhaupt vielfach; beim Freiherrn von Odeleben, welcher auf seiner Reise in Italien Verbindungen in mineralogischen Kreisen angeknüpft hatte und einen

Handel mit italienischen Mineralien trieb, bestellte G. mit Brief vom 6. März 1818 mehrere solche, darunter keine von den Inseln Sizilien und Elba; indessen erbat er sich zugleich ein Preisverzeichniß, auf Grund dessen er Mineralien von dort her nachbestellte.

968. Reupel hat eine geognostische Karte von Böhmen herausgegeben. — Der belehrenden Unterhaltungen mit Professor Weiß vom Jahr 1818 in Karlsbad gedenkt G. dankbar im Brief an Schultz vom 8. Januar 1819.

969. Die Bauarbeiten zu Gewinnung von Räumlichkeiten für die Bibliothek in Jena sind Gegenstand von Mittheilungen in Briefen G.'s an Voigt vom 9. Januar, 20. April und 8. Mai 1818.

970. Ueber die Mitwirkung verschiedner Personen bei dem Geschäft der Bibliotheksordnung können G.'s Briefe, und zwar: bezüglich des Professor Güldenapfel die an den Großherzog vom 18. Juli und an Voigt vom 7. und 27. Oktober 1818, — bezüglich des Rath Vulpius, G.'s Schwager, an Voigt vom 30. Dezember 1817 sowie vom 2. und 15. Januar, 13. und 19. Mai 1818, — bezüglich des Dr. Weller an den Großherzog vom 18. Juli sowie an Voigt vom 7. April und 8. Mai, — bezüglich des Bibliothekskustos Färber an Voigt vom 14. April nachgelesen werden. — Der vorige Zustand, unter dem Güldenapfel so viel gelitten, war der eines Gehilfen bei der Redaktion der „Jenaischen Allgemeinen Literatur-Zeitung"; davon handeln mehrere Briefe G.'s an Voigt, zunächst einer, den O. Jahn, der Herausgeber von „Goethe's Briefe an Ch. G. v. Voigt" (S. 390 f.) in den Januar 1818 setzt, dann die vom 7., 27. und 29. Oktober.

971. In vorerwähntem undatirtem Briefe an Voigt aus dem Januar 1818 schlägt G. vor, gewisse bereite Mittel bei der Auktion der Gruner'schen Bibliothek zu verwenden, wobei er bemerkt, daß von 425 bis dahin nachgesehnen Büchern die Jenaer Bibliothek nur 74 besitze. — Der Egerton, welcher die von ihm herausgegebenen Werke einsendete, war nicht Herzog, hatte 1818 nur den Rang eines Grafensohns und war auch später nur Graf von Bridgewater; er gab seine Schriften lediglich als Geschenke aus. Dieselben bestanden in Ausgaben griechischer Schriftsteller, in geschichtlichen, namentlich

auf die Egerton's bezüglichen Schriften u. A. — Nach dem Inhalt der über den Fortgang der Bibliothekseinrichtung erstatteten Berichte vom 15. Januar 1818 und vom 1. Dezember 1819 („Goethe in amtlichen Verhältnissen ꝛc. von ꝛc. Vogel", S. 88 bis 97) scheint es fast, als wäre nicht auch im November 1818 ein Hauptbericht erstattet worden; doch wird ein solcher in G.'s Brief an Voigt vom 7. Oktober angekündigt. Den höchsten Beifall in Verfolg des erstgedachten Berichts erwähnt G. im Brief an Voigt vom 6. Februar, und auf den zweiten Bericht wurde die höchste Anerkennung durch Reskript vom 17. Dezember 1819 (a. a. O. S. 97 f.) ausgesprochen.

972. Von dem Abgang des bisherigen Rechnungsführers, Rentbeamten Kühn, und dem Antritt seines Nachfolgers, Rentbeamten Müller, ist die Rede in G.'s Briefen an Voigt vom 7. und 29. Juni sowie vom 20. Sept. 1818.

973. Ueber das Unternehmen der Abtragung des Löberthors berichtete G. dem Großherzog am 18. Juli.

974. Ueber das Zukommen von Nachrichten und Zeichnungen der Aeginetischen Marmore sind die Abss. 806 und 937 zu vergleichen. — Die Bildwerke von Phigalia, der arkadischen Stadt mit vielen heiligen Stätten, kennen zu lernen, bezeichnete G. schon im Brief an Boisserée vom 17. Oktober 1817 als Gegenstand seiner Bemühungen, aber am 26. März 1818 meldet er erst Meyer'n, daß Luise Seidler ihm die Zeichnung eines der in München angelangten Abgüsse der Phigalischen Basreliefs geschickt habe. — Die Kopien von Zeichnungen des Parthenon und seiner Giebelbilder, die man von Paris erhielt, sind jedenfalls die Zeichnungen Athenischer Marmore, die nach G.'s Brief an Boisserée vom 17. Oktober 1817 schon damals in seinen Händen waren. — Der Londner Maler Haydon beschäftigte sich viel mit den durch Lord Elgin nach England gebrachten Bildwerken des Parthenon, zeichnete sie und besprach sie in Schriften.

975. Die beiden bezüglich der Sendung von Kupferstichen aus dem XVI. Jahrhundert studirten Bände von Bartsch gehörten zu Dessen von 1803 bis 1821 in 21 Bänden erschienenem Werk „Le Peintre-graveur".

976. 977. Die Blätter der französischen Schule,

welche aus einer Leipziger Auktion um den geringſten Preis von G. angeſchafft wurden, waren von Bourdon, Le Sueur, Watteau, Boucher und von Glauber nach Pouſſin. Ueber Bourdon's Radirungen, die Flucht nach Aegypten darſtellend, ließ G. ſich in dem Aufſatz „Antik und Modern“ (ſ. Abſ. 962) aus.

978. Die Medaille, welche die Mailänder zu Ehren des Großherzogs von Weimar als Andenken ſeines Aufenthalts und mit Bezug auf ſeine Theilnahme an Boſſi's Arbeiten über da Vinci's Abendmahl 1817 prägen ließen, iſt in einem Aufſatz „Mailänder Schaumünzen“ im 2. Hefte des II. Bandes „Ueber Kunſt und Alterthum“ (1820) beſchrieben; ſie zeigt auf der Vorderſeite Karl Auguſt's Bildniß mit der Umſchrift Italia salutata monumentis artium conquisitis patriaeque donatis, auf der Kehrſeite Boſſi's und da Vinci's Köpfe mit der Umſchrift Saxonia memor. Die Münze iſt ein Werk von Putinati. — Von einer ihm zu eigen gemachten Bronzeſtatue ſandte G. am 31. Oktober einen Schattenriß an Boiſſerée. — Basreliefs des Grafen Tolſtoy hat G. im 1. Heft des II. Bandes „Ueber Kunſt und Alterthum“ (1818), S. 177 bis 181 beſchrieben. — Die Abſicht, einen Pferdekopf, jedenfalls den Atheniſchen, gleich zu beſtellen, theilte G. am 28. Oktober 1817 Meyer'n mit, die Ankunft des Venezianiſchen am 22. Dezember 1818 dem Profeſſor Renner. Gegen Dieſen ſpricht er — noch nicht unempfänglich für die Vorzüge des Venezianiſchen Pferdekopfes — eine Rüge über die ungerechten engliſchen Kritiker, alſo namentlich Haydon, wegen der Bevorzugung des Atheniſchen Bildwerks aus. Die „Vergleichung zweier antiken Pferdeköpfe“ ſteht im 2. Heft des II. Bandes „Ueber Kunſt und Alterthum“ (1820).

979. Im Brief an Boiſſerée vom 14. Januar 1819 ſchreibt G., daß der Tod der Königin von Württemberg Verwirrung und Schrecken verurſacht habe. Sie war die Schweſter der Erbgroßherzogin von Sachſen-Weimar, der Ende 1819 geſtorbene Erbgroßherzog von Mecklenburg-Schwerin der Schwiegerſohn Karl Auguſt's. — Den Staatsminiſter von Voigt mochte G. mit Recht ein mitwirkendes Prinzip nennen; in der dreißigjährigen gemeinſchaftlichen Amtsthätigkeit handelten ſie ſtets in ſeltner Uebereinſtimmung. — Eine heftige

Bewegung ergriff Deutschland in Folge von Kotzebue's Ermordung, weil sie die Macht und Gefährlichkeit der damaligen Burschenschaften, welche den Mörder unter sich durch das Loos gewählt hatten, an den Tag brachte.

980. Die regierende Kaiserin von Rußland berührte Weimar auf der Heimreise und traf am 11. Januar schon in Petersburg ein. — Der Staatsrath Sturdza war berüchtigt durch seine 1818 auf dem Kongreß zu Aachen ausgearbeitete, den deutschen Geist und die deutschen Universitäten gröblich verdächtigende Schrift „Mémoire sur l'état actuel de l'Allemagne". Seine Anwesenheit in Weimar im Januar und Februar geht aus des Gesandten von Reinhard Brief an G. vom 16. Januar sowie aus Briefen Knebel's an Frau v. Schiller vom 14. und 16. Februar 1819 hervor („Charlotte v. Schiller" ꝛc., III. 402 f.). Er hielt sich in Weimar zum Besuch seiner Schwester auf, welche die Gattin des Theaterintendanten Grafen v. Edling war.

981. Der dem Herzog Bernhard von Weimar geborne Sohn war Prinz Wilhelm. — Ueber den Aufenthalt der Großherzogin in Dornburg und der Prinzessinnen Maria und Augusta in Jena, ingleichen über dadurch veranlaßte Vergnüglichkeiten während des Jahrs 1818 geben G.'s Briefe an Voigt vom 8. und 13. Mai 1818, auch Knebel's Brief an Frau v. Schiller vom 19. desselben Monats („Charlotte v. Schiller" ꝛc., III. 395) Nachricht; über einen solchen Aufenthalt während des Jahrs 1819 liegt dem Herausgeber nichts weiter vor, als daß der Erbgroßherzog nebst Gemahlin während G.'s Anwesenheit in Karlsbad in Dornburg verweilten (Brief des Großherzogs an G. vom 19. September).

982. In Karlsbad traf G. am 28. August ein und dürfte am 28. September von dort zurückgekehrt sein. (Vergl. G.'s Brief an Zelter vom 7. Oktober und das Gedicht an Graf Harrach.) Während dieser Zeit fand dort der Ministerkongreß statt, der zu den berüchtigten Karlsbader Beschlüssen vom 20. September führte und Anlaß zur Anwesenheit des Fürsten Metternich und des Grafen Bernstorff war. Letzterer stand in innigem Verhältniß zu G.'s Freunden, den beiden Grafen Stolberg, die seine Oheime waren; die durch den Briefwechsel mit G. bekannte Gräfin Auguste Stolberg war nicht allein die Schwester seiner Mutter, sondern auch seine

Stiefmutter. — Im Palaſte Caſſarelli hatten die deutſchen Künſtler Rom's ihre Ausſtellung. Die damals herrſchende frömmelnde Richtung dieſer Künſtler war Gegenſtand von G.'s größtem Verdruß; gegen jene Ausſtellung insbeſondre erging er ſich in der zahmen Xenie „Ich gönnt' ihnen gerne Lob und Ehre ꝛc." (W., III. 269). — Den Mediziner Graf Harrach hatte G. ſchon 1786 in Karlsbad gekannt; im Brief vom 20. Auguſt d. J. an Frau v. Stein nennt er ihn „ein ſehr braves Weſen". Am 25. September 1819 widmete G. ihm einige Denkverſe (W., II. 439 f.). Von ſeinen die Sinne verwirrenden Erzählungen der beweglichen Wiener Lebensweiſe ſchreibt G. auch an Zelter am 7. Oktober 1819.

983. Daß Geheimerath Berends von Berlin in Karlsbad G.'s nächſter Nachbar war, ſchrieb Dieſer Zelter'n am 7. Oktober 1819 mit dem Hinzufügen, daß Derſelbe ihm ärztliche Sicherheit und verſtändige Unterhaltung gegeben habe. Beide waren ſchon 1818 in Karlsbad zuſammengetroffen. — G. wurde Freund des Ober-Berghauptmann von Trebra 1776, als Dieſer nach Ilmenau kam, um die Ausſichten des dortigen Bergbaues zu begutachten („Goethe's Beziehungen zum ſächſiſchen Erzgebirge und zu Erzgebirgern", S. 47 — „Wiſſenſchaftliche Beilage der Leipziger Zeitung" 1862, S. 392). — Des Zuſammentreffens mit Profeſſor Dietrich von Komotau in Karlsbad im Jahr 1819 erwähnt Grüner im Brief an G. vom 20. Januar 1832 („Neue Mittheilungen aus J. W. v. Goethe's handſchriftlichem Nachlaſſe", I. 166).

984. Die beim königlich ſächſiſchen Hofe beglaubigten Geſandten waren es größtentheils auch in Weimar und pflegten Ende Januar und Februar einige Zeit dort zuzubringen, um die fürſtlichen Geburtstage — der Großherzogin, des Erbgroßherzogs und der Erbgroßherzogin-Großfürſtin — mitzufeiern. Graf Kankow war von Rußland, Marquis Bombelles von Oeſtreich an den ſächſiſchen Höfen beglaubigt. — Fritz von Stein war aus Breslau im Juni nach Weimar gekommen; ſeine Anweſenheit iſt erwähnt in G.'s Brief an Frau v. Stein vom 18ten und im Brief der Frau v. Schiller an Knebel vom 16ten dieſes Monats. — Bergrath von Herder kam bei ſeiner Rückkehr aus Schweden und Norwegen, welche Länder er im Auftrage ihrer Regierung bereiſt hatte, am 14. Mai

Schaff' Euch ein Muster zur nächsten Frist,
Weil's immer doch die Hauptsach' ist.
Dürft auch den Mantel, wie vor Zeiten,
In Sad 'nein stecken vor allen Leuten.
Wenn Euch nun erst der Rath der Stadt
Zum Oberpfarrer berufen hat,
Werdet Ihr vom Fürsten dann ernennt,
Hofprediger, Generalsuperindent.*)
Mögt' auch immer Rückantwort schreiben,
Wie Ihr an den ..... thätet treiben,
Weil wir doch in dem Fastnachtsspiel
Haben Ratzen und Fratzen gar viel,
Und im Grund weder Luther noch Christ
Im Mindesten hier gemeinet ist,
Sondern was in dem Schöpsengeist
Eben lutherisch und christlich heißt.

An Herder und dessen Gattin.**)

Den 17. Juli 1782.

Dies kleine Stück gehört, so klein es ist,
Zur Hälfte Dein, wie Du beim ersten Blick
Erkennen wirst, gehört Euch Beiden zu,
Die Ihr schon lang' für Eines geltet; drum
Verzeih', wenn ich so kühn und obngefragt,
Und noch dazu vielleicht nicht ganz geschickt,
Was er dem Volke nahm, dem Volk zurück
Gegeben habe. Denn wir Andern, die
Wir jeden Tag berupft zu Bette gehn,

*) Die Wahl Herder's war von der Zustimmung des Magistrats (oder Stadtraths) von Weimar abhängig, da er zugleich Oberpfarrer an der Stadtkirche werden sollte.

**) Vgl. „Aus Herder's Nachlaß" I, 67. — Die Epistel begleitete ein Exemplar des zuerst zu Weimar (1782. 8.) gedruckten Singspiels „Die Fischerin", welches am 13. Juli 1782 auf dem „natürlichen Schauplatze" zu Tiefurt aufgeführt wurde. Die Scenerie des mit dem Gesange des „Erlkönigs" (I, 251) beginnenden Stückes giebt Goethe selbst mit folgenden Worten an: „Nahe bei den Erlen am Flusse stehen zerstreute Fischerhütten. Es ist Nacht und stille." Die ersten Verse des Gedichtes sind auch insofern wichtig, als sie mit ziemlicher Deutlichkeit aussprechen, daß Goethe auf die Autorschaft der Volkslieder, welche sich in der „Fischerin" finden — den Erlkönig natürlich ausgenommen — nur einen sehr bescheidenen Anspruch macht. Dies trifft also die Lieder „Vom Wassermann", „Die drei Fragen", „Das Brautlied", und „Die lustige Hochzeit", die gleichwol Nodnagel in seinen „Sagen" und zum Theil auch noch Birlinger zuschreiben.

nach Weimar laut Brief der Frau v. Schiller vom 15. Mai („Briefe von Schiller's Gattin an einen vertrauten Freund", S. 450). — Von des neuen Generalsuperintendent Krause Kränklichkeit spricht auch Frau v. Schiller in dem nurgedachten Brief (a. a. O. S. 447); seine Einsicht und Thätigkeit konnte er an weimarischen Kirchen und Schulen nicht beweisen, weil er schon im folgenden Jahr starb. — Seebeck dankt für die seiner Familie bei der Durchreise im Sommer von Seite G.'s erwiesenen Freundlichkeiten im Brief vom 11. Dezember 1819 („Neue Mittheilungen aus Goethe's handschriftlichem Nachlasse", II. 331). — Einige seltsame Gedichte des originellen Major von Luck sandte G. am 12. Januar 1816 an Knebel, und gegen Boisserée sprach er sich am 5. August 1815 mündlich ausführlich über Luck's Sonette und ein Spottgedicht auf die Arndt'sche Dreieinigkeit — Wellington, Blücher und Gott — aus („Sulpiz Boisserée", II. 262). — Franz Nicolovius hielt sich als Student in Jena auf, und zwar schon 1818, in welchem Jahr er in dem großen Goethischen Maskenzug vom 18. Dezember auftrat (W., XI. 1. Abth., 349); ein Verwandter G.'s war er als Enkel seiner Schwester Kornelia, verheiratheten Schlosser, deren Tochter seine Mutter war. — Der Zweikampf, in welchem der Sohn des Geheimen Rath von Willemer gefallen war, hatte schon im Juni 1818 stattgefunden; am 18. Juni 1819 schreibt G. an Boisserée: Willemer sei vor geraumer Zeit auf einer Reise nach Berlin bei ihm gewesen. — Schiller's jüngster Sohn, Ernst, fand solche Schwierigkeiten bei seinen Bemühungen um Anstellung im weimarischen Staatsdienst, daß er eine in Preußen suchte und sofort fand. Man wußte wol in Weimar zu gut, wie er seine Studien vernachlässigt hatte. Hierüber sowie über die Bemühungen um Anstellung geben Auskunft: G.'s Brief an Eichstädt vom 19. Januar 1814; „Charlotte v. Schiller und ihre Freunde", II. 135 f., III. 395, 402 f.; „Briefe v. Schiller's Gattin an e. vertrauten Freund", S. 452, 455, 461.

985. Das am 28. August 1819 in Frankfurt a. M. gefeierte Fest und die dabei gesprochenen und gesungenen Gedichte s. „Morgenblatt" Nr. 206 und 213. Für die Ernennung zum Ehrenmitglied der Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde dankte G. unterm 5. October 1819. — Das Schreiben der mecklenburgischen Stände, mit

welchem G.'n zu seinem Geburtstag die auf die Errichtung der Blücherischen Statue geschlagene Medaille in Gold überreicht wurde. G.'s Dankschreiben und die Beschreibung der Denkmünze s. „Historisches Taschenbuch. Herausgeg. von F. v. Raumer", IV. Folge. III. Jahrg., S. 397—403, 420. Vergl. die Abh. 881 bis 883.

986. Die während des Sommers 1820 in Jena weilenden Enkel Sereniſſimi waren die Prinzeſſinen Marie und Auguſta.

987. G. veröffentlichte ſeine Beobachtungen der Wolkenformen auf der Reiſe nach Karlsbad im 3. Heft „Zur Naturwiſſenſchaft überhaupt" unter der Ueberſchrift „Wolkengeſtalt nach Howard"; dieſelben erſtrecken ſich auf den Zeitraum vom Beginn der Reiſe am 23. April bis zum Antritt der Rückreiſe am 28. Mai 1820. Dagegen iſt das bis Ende Juli fortgeſetzte Wolkendiarium ebenſo wenig gedruckt wie die Tafel der Wolkenformen. — Die „Beiträge zur Witterungskunde" von Brandes erſchienen 1820; G. rühmt Letzteren im Brief an Schultz vom 25. September, und den Großherzog benachrichtigt er am 20. Dezember 1820, daß er in Erledigung erhaltnen Auftrags wegen etwaiger Unterſtützung des Hofraths Brandes Erkundigungen einziehe. — Dittmar's Arbeiten waren die ſeit 1818 für einige Jahre herausgegebenen, gewöhnlich nicht eintreffenden Wetterprophezeiungen, deren der Großherzog am 19. Dezember 1820 an G. ſandte.

988. Der Belvederiſche Katalog — „Hortus Belvedereanus" — war ſchon 1819 in Arbeit, wie aus G.'s Brief an Eichſtädt vom 19. Januar dieſ. Jahrs erſichtlich; indeſſen erſchien das erſte Heft 1820, das zweite 1821; bearbeitet war derſelbe vom Profeſſor Dennſtedt. — Ob die Geſchichte der weimariſchen Botanik das im Abſ. 1120 erwähnte „Schema zu einem Aufſatze, die Pflanzenkultur im Großherzogthum Weimar darzuſtellen" iſt? — Das franzöſiſche Heft über die Eriken wurde jedenfalls von Lenz überſetzt und iſt daſſelbe, für welches der Großherzog dem Genannten nach Brief an G. vom 19. Juni 1820 zwei Louisd'or verwilligte. — Jäger ſandte ſein Werk „Ueber die Mißbildungen der Gewächſe", das ſchon 1816 erwähnt wurde (Abſ. 898), durch Boiſſerée im Januar 1820 an G., der dafür am 6. März dankte

und die Besprechung desselben im nächsten — zweiten — Heft „Zur Morphologie" (1820) ankündigte, wo sie auch unter der Ueberschrift „Nacharbeiten und Sammlungen" — nämlich betreffs der Metamorphose der Pflanzen — erfolgte; in den Werken steht sie unter den Nachträgen zu G.'s bezüglicher Schrift. — De Candolle's Essai sur les propriétés médicales des plantes erschien zuerst 1804, in zweiter Auflage 1816 und deutsch 1818 als „Versuch über die Arzneikräfte der Pflanzen. Nach der 2. Auflage übersetzt von Perleb". — „Von der Sexualität der Pflanzen von Henschel" erschien 1820, und noch in demselben Jahr hob G. im 3. Hefte „Zur Morphologie" die Bedeutung hervor, welche das Aufgeben der Lehre von der Geschlechtlichkeit der Pflanzen für seine eigne Lehre der Pflanzenmetamorphose habe. — Von Nees von Esenbeck's „Handbuch der Botanik" erschien 1820 der 1. und 1821 der 2. Band. — Robert Brown's Abhandlung On Compositae erschien 1817 in den Verhandlungen der Linnéischen Gesellschaft zu London. — Syngenesisten, d. h. zusammenstäubende Kopfpflanzen, die 19. Klasse des Linnéischen Pflanzensystems begreifend. Nees von Esenbeck, welcher Brown's kleinere Schriften deutsch herausgeben wollte, schickte eine Uebersetzung der hier in Rede stehenden Abhandlung am 4. November 1820 an G. — G.'s Aufenthalt zu Jena währte vom 1. Juni bis in die ersten Tage des Novembers.

989. Die Beschreibung beobachteten bedeutenden Honigthaus steht in dem Aufsatz „Verstäubung, Verdunstung, Vertropfung" im 3. Heft „Zur Morphologie" (1820), Seite 294 bis 300. — Das auf dem Kirchhof zu Kamenz (oder Königsbrück?) gefundne, Leichname umwickelnde Lindenwurzelngeflecht hatte Dr. Carus G.'n beschrieben und auf Dessen am 1. Juli 1820 ausgesprochnen Wunsch Stücke davon mitgetheilt. — Das Bryophyllum calycinum, eine Art der Hauswurz, feiert den Triumph der Metamorphose im Offenbaren, indem nur das wildwachsende die beiden Kreise der Staubgefäße normal zeigt, wogegen das gezogene entweder beide Kreise oder doch den innern in Fruchtblätter verwandelt aufweist, woraus sich ersehen läßt, daß das Staubgefäß ein umgewandeltes Blatt ist, daß jedes Karpell ebenfalls aus einem Blatt entsteht und daß jeder Samenträger ein Erzeugniß der Blattränder oder der obern Blattfläche und keine Fortsetzung der Blüthenachse ist.

In dem obgedachten Aufsatz „Verstäubung, Verdunstung, Vertropfung“ kommt G. auch auf das Bryophyllum calycinum zu sprechen; Nees von Esenbeck nennt es im Brief an G. vom 26. August 1820 von diesem „empfohlen“. In dem Entwurfe zum Brief an Graf Sternberg vom 12. Januar 1823 hatte G. erwähnt, daß er fortfahre, die genannte Pflanze zu beobachten, und an Boisserée sandte er ein Exemplar am 15. September 1826, sowie an Frau v. Willemer im selben Monat und 1830 mit Reimen begleitet (W., III. 350 f.). — Die österreichischen und bayerischen Naturforscher, deren Reise nach Brasilien Hoffnungen erregte, waren Martius, Spix und Pohl, die von 1817 bis 1820 und 1821 unterwegs waren.

990. Die Entwickelung der Erscheinung der seltsamen Trümmer eines Granitgebirgs in Alexandersbad steht im 3. naturwissenschaftlichen Heft (1820) am Ende; G.'s Erklärung ist die jetzt allgemein angenommene.

991. Ueber die geognostischen Verhältnisse Karlsbad's und seiner Umgebung, insbesondre des Bernhardsfelsens ꝛc. schrieb G. damals den Aufsatz „Problematisch“ im dritten Hefte „Zur Naturwissenschaft überhaupt“.

992. Ueber die pseudovulkanischen Vorkommnisse in der Gegend von Lessau ꝛc., namentlich den Porzellanjaspis, ließ G. in ebendemselben Hefte den damals verfaßten Aufsatz „Produkte böhmischer Erdbrände“ abdrucken.

993. 994. In demselben Hefte steht auch der Aufsatz „Kammerberg bei Eger“, in welchem G. als Ergebniß der Besteigung desselben, die am 28. Mai 1820 stattfand, sich der neu erlangten — irrigen — Ueberzeugung, daß dieser Berg pseudovulkanisch sei, gegen sein eignes gedrucktes Heft annahm. Vergl. Abs. 700.

995. Noch immer in mehrerwähntem Hefte „Zur Naturwissenschaft überhaupt“ findet sich auch der Aufsatz über das Basaltgebirg bei Karlsbad, „Der Horn“.

996. G. lud am 9. Juli 1820 den Professor Döbereiner zu einer Fahrt nach Zwätzen ein, um den in der dortigen Flaschenfabrik anzustellenden Schmelzversuchen beizuwohnen.

997. 998. Die von Berliner Freunden besorgten

Musterſtücke in jener Gegend umhergeſtreuter erratiſcher Urgebirgsblöcke erwähnt G. im Brief an Kammerherrn v. Preen vom 18. April 1820, worin er auch für die von Dieſem geſandten Mineralien dankt. — Von dem in einem Steinbruch gefundnen geſchnittenen Stein mit einem Obelisk ſchreibt Frau v. Schiller im September 1820 an Knebel. — Der vom Grafen von Bedemar erhaltnen Opale gedenkt der Großherzog im Brief an G. vom 3. Oktober 1820. — Färö-Inſeln iſt Tautologie, da Ö die Inſel heißt (Plural: Oer).

999. In dem erſten Satz dieſes Abſatzes dürfte einige Verwirrung herrſchen. Im mehrgedachten 3. Hefte „Zur Naturwiſſenſchaft" befindet ſich in dem Aufſatz „Karl Wilhelm Roſe" ein Auszug von deſſen Werk: „Hiſtoriſche Symbola, die Baſaltgeneſe betreffend", das 1820 erſchien. Alſo hatte G. den Auszug aus Roſe's „Symbola" nicht unter ſeinen Papieren liegen laſſen; es iſt aber auch dieſe Roſe'ſche Schrift keine von der „Baſaltgeneſe" verſchiedne. — Unter Herrn von Schreibers' Aërolithen kann nur deſſen mit der Jahreszahl 1821 erſchienene Schrift: „Beiträge zur Geſchichte und Kenntniß meteoriſcher Stein- und Metallmaſſen und der Erſcheinungen, welche deren Niederfallen zu begleiten pflegen", gemeint ſein. Die angeführte Schrift von Greenough hieß vollſtändig: Critical examination of the first principles of Geology. Der Genannte war ein Hörer Werner's in Freiberg geweſen. — Die große geologiſche Karte von England wurde ebenfalls von Greenough 1819 herausgegeben; ihr Titel lautet: Geological Map of England and Wales in six sheets with an explanatory memoir. — Das dritte Heft „Zur Naturwiſſenſchaft überhaupt, beſonders zur Morphologie" enthielt außer den in den Anmerkungen zu den Abſſ. 987, 988, 989, 990, 991, 992, 993, 995, 999 und 1000 angeführten Aufſätzen noch „Vorleſungen über die drei erſten Kapitel der vergleichenden Oſteologie, 1796", „Freundlicher Zuruf", „Unwilliger Ausruf", „Howard's Ehrengedächtniß", „Zur Geologie, beſonders zur böhmiſchen" und „Ausflug nach Zinnwald und Altenberg".

1000. Der Aufſatz „Entoptiſche Farben" kam gleichfalls im dritten Heft „Zur Naturwiſſenſchaft" zum Druck. — Mit Staatsrath Schultz ging G. dieſe Angelegenheit durch, als Derſelbe vom 16. bis 22. Auguſt nach Jena

zum Besuche kam. Der mit 1814 beginnende Briefwechsel zwischen G. und Schulz betraf vorwiegend die Farbenlehre. — Ueber Purkinje's Schrift „Beiträge zur Kenntniß des Sehens in subjektiver Hinsicht", die 1819 erschienen war, erbat sich G. am 27. August 1820 von Schulz Auskunft, und am 10. Januar 1821 theilt er Diesem mit, daß er Purkinje's Schrift schon ausgezogen habe; letztre rühmt er auch am 29. März 1821 gegen den Minister von Reinhard. Der Auszug wurde erst im 2. Heft des II. Bandes „Zur Morphologie" (1824) abgedruckt. Die Aufstellung der Widersacher von G.'s Bemühungen um die Farbenlehre erfolgte unter Nr. 15 der Aufsätze und der Ueberschrift „Physiologe Farben" im 4. Heft „Zur Naturwissenschaft" (1822).

1001. Ein theilnehmender Freund, der G. auf Nouvelle Chroagénésie par M. Leprince aufmerksam machte, war v. Reinhard, der es unterm 1. Februar 1820 that; nach G.'s Brief an ihn vom 12. April hatte Ersterer damals das Buch erlangt. Unter Nr. 20 der in voriger Anmerkung bezeichneten Aufsätze brachte G. einen Auszug aus jener Schrift. In dem angeführten Brief an Reinhard ist, wie hier, Leprince mit Dr. Reade deshalb verglichen, weil er, wie Dieser auch gethan, an die Stelle des alten Irrthums etwas gleich Unhaltbares gesetzt habe. Vergl. Abs. 931.

1002. Die Betrachtungen über das Herkommen in den Wissenschaften, über Vorschritt und Retardation, ja Rückschritt sind jedenfalls die unter der Ueberschrift „Aelteres, beinahe Veraltetes" im 1. Heft des II. Bandes „Zur Naturwissenschaft" abgedruckten, die demnach 1820 geschrieben sein werden. — Die Parallelisirung der Chladni'schen Klang- und der Seebeckischen entoptischen Figuren findet sich im Abschnitt XXX der Abhandlung „Entoptische Farben" des 3. Hefts „Zur Naturwissenschaft" ausgeführt; G. kommt auch sonst auf diese Vergleichung zurück, so in dem Aufsatz „Ueber das Sehen in subjektiver Hinsicht". — Professor Oersted's Schrift Experimenta circa efficaciam conflictus electrici in acum magneticam erschien 1820; G.'n ward sie zufolge seines Briefs an Döbereiner vom 20. Oktober 1820 durch einen Aufsatz in der Bibliothèque universelle bekannt. — Wegen Biot's Arbeiten über die Polarisation des Lichts vergl. Abs. 932.

1003. Die beiden Nutritoren der Universität Jena: der Großherzog Karl August und der Herzog August von Gotha. — Wegen der symbolischen Bilder für die Jenaischen Bibliothekſäle verhandelte G. mit Schinkel, als ihn Derſelbe in Schultzens Begleitung im Auguſt in Jena beſuchte. Zu ſolchen Bildern war jedenfalls der geſprengte Sarg ſowie die Darſtellung der Entſtehung des Korinthiſchen Kapitäls nach Vitruv's Erzählung mit der von G. gewählten Inſchrift Ex funere forma beſtimmt, wovon in G.'s Briefen an Schultz vom 3. u. 25. September, 19. November und 17. Dezember, ingleichen in Schultzens Brief an G. vom 13. September 1820 die Rede iſt. — Das Katalogiſiren der Buderiſchen Deduktionen und Handſchriften durch Vulpius iſt in G.'s Vortrag an den Großherzog vom 1. Dezember 1819 und in ſeinem Brief an Büchler vom 14. Juni 1820 erwähnt.

1004. Der Anlage eines neuen Glashauſes für die botaniſche Anſtalt in Jena gedenkt G. im Brief an v. Reinhard vom 15. September 1820. — Den Ankauf der Starkiſchen Präparatenſammlung für das anatomiſche Kabinet ebendort beantragte G. bei dem Großherzog unterm 17. Oktober 1820. — Den Vorſchlag G.'s, das Modell des Amſterdamer Rathhauſes, welches aus der Familie Mylius ſtammte, wieder aufzurichten, ergriff der Großherzog am 19. Juni mit Vergnügen.

1006. Nachdem G. zu ſeinem Geburtstagsfeſte 1819 als Ehrenmitglied der Geſellſchaft für ältere deutſche Geſchichtekunde zu Frankfurt am Main aufgenommen worden war, hatte er bei Ausdruck des Dankes hierfür zugleich ſeine thätige Theilnahme zugeſagt. Den Aufſatz „Chronik des Otto von Freyſingen“ (W., XXIX. 135—138) überſandte G. am 14. Juni 1820; derſelbe iſt im „Archiv der Geſellſchaft ꝛc.“ II. Band, S. 301—305 (1820) abgedruckt. — Von Fortſetzung des Verhältniſſes zu Büchler, dem Sekretär der genannten Geſellſchaft, giebt noch ein Aufſatz G.'s über Nicolai de Syghen Chronicon Thuringicum im V. Bande des „Archivs der Geſellſchaft ꝛc.“ (1825) Kunde.

1007. Ueber die ſilberne Schale, welche die Erbgroßherzogin aus der Auktion des Kanonikus Pick zu Köln erkaufte, brachte Dr. Dümge eine Mittheilung im „Archiv

der Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde", III. Band, S. 454—468 (1821), nebst dem für diese Frankfurter Gesellschaft kopirten Steindruck mit den Erklärungen der Weimarer Kenner, dann Dümge's und Grotefend's.

1008. Es war zwischen März und September 1820, daß G. sich an Dr. Röhden wandte, um nähere Auskunft über Cäsar's Triumphzug von Mantegna zu erhalten; am 22. September dankt er Demselben, daß er seinen Wünschen entgegengekommen war; er hatte im August mit Staatsrath Schultz sich über das Bild unterhalten, wie aus Dessen Brief an G. vom 16. September hervorgeht. Der Aufsatz „Julius Cäsar's Triumphzug, gemalt von Mantegna" beginnt schon im 1. Heft des IV. Bandes „Ueber Kunst und Alterthum" (1823) mit dem ersten Abschnitt, während in dem von G. allein angeführten zweiten Heft nur der zweite Abschnitt steht. Da nun G. im Brief an Röhden vom 22. September 1822 sagt, daß er den Aufsatz über Mantegna und sein Bild in Gesellschaft seines Freundes Meyer ausarbeiten wolle, so dürfte anzunehmen sein, daß nur der zweite Abschnitt von G. verfaßt sei. — Der Freund, durch dessen Gunst G.'n von Mantegna selbst gestochene Originalblätter zur Hand kamen, war Staatsrath Schultz besage Dessen Briefs an G. vom 16. September 1820 sowie G.'s Briefe an Jenen vom 10. Januar, 10. März und 29. April 1821.

1009. Ueber die vom Staatsrath Schultz nach Jena gebrachten drei Berliner Künstler Schinkel, Tieck und Rauch, die von den beiden Letzten modellirte Büste G.'s und über Knebel's Profil von Tieck sowie die Modellirung in Gips durch Kaufmann sind insbesondre zu vergleichen Schultzens Briefe an G. vom 12., 16. und 17. August, 13. und 18. September sowie 31. Dezember, ingleichen von G. an Schultz vom 12. und 27. August, 10. und 25. September, 19. November sowie 17. Dezember 1820, ingleichen 10. Januar 1821; endlich G.'s Brief an Boisserée vom 9. Dezember 1820. — Ueber das Produktive, noch in der Erinnerung Belebende des Zusammenseins mit den Berliner Freunden äußert sich G. auch in verschiednen der obigen Briefe an Schultz.

1010. Hofrath Meyer brachte einige Wochen im Oktober in Berlin zu, und wie er G.'n die dortigen Kunstzustände

lebendig machte, äußerte Dieser ebenfalls gegen Zelter am 9., gegen Knebel am 11. und gegen Schultz am 19. November. — Der auch in G.'s Briefen an Schultz vom 17. Dezember 1820 und 10. Januar 1821 erwähnte Aufsatz Meyer's, „Vorschläge zu Einrichtung von Kunstakademien, rücksichtlich besonders auf Berlin", ist im 1. Heft des III. Bandes „Ueber Kunst und Alterthum" (1821) abgedruckt. — Der Aufsatz „Medaillons vom Grafen Theodor Tolstoy", worin die Weimarischen Kunstfreunde das Lobenswerthe dieser Arbeit auseinandersetzten, steht im 3. Heft des II. Bandes „Ueber Kunst und Alterthum" (1820).

1011. Von den Kupferstichen, die G. sich 1820 aus Leipziger Auktionen verschaffte, ist die Rede in Briefen an den Kunsthändler Weigel vom 20. und an Schultz vom 25. September.

1012. Die vier ehemals Kasseler Claude Lorrains waren „Die vier Jahreszeiten", welche nach Petersburg gekommen sind.

1013. Das Erscheinen der von der Herzogin von Devonshire veranstalteten Prachtausgabe der Aeneis wurde auf dem Umschlag des 2. Heftes des II. Bandes „Ueber Kunst und Alterthum" angekündigt und im nächsten Heft eine Uebersicht der von Gmelin dazu gezeichneten Blätter mit Ansichten gegeben, wobei der in den „Annalen" ausgesprochene Tadel der realistischen Tendenz mehr als Lob sich darstellt.

1014. Von den Fortschritten des Steindrucks durch den Münchener Strixner hatte Boisserée am 23. Dezember 1820 G.'n geschrieben, worauf Dieser beistimmend antwortete. — Ueber die Umrisse zum „Faust" von Retzsch s. Abs. 884.

1015. Ueber die „Transparentgemälde" des Malers König schrieb G. im 3. Heft des II. Bandes „Ueber Kunst und Alterthum" (1820).

1016. Boisserée war es, welcher G. zuerst mit Brief vom 28. Dezember 1819 davon benachrichtigte, daß ihm seine Landsleute ein Monument in Frankfurt zugedacht hatten. Davon handeln dann weiter G.'s Briefe an den Genannten vom 14. Januar, 27. Februar, 23. März, 16. Juli, 1. und 11. September sowie 9. Dezember 1820, ferner vom 10. Januar,

23. April, 24. Mai, 7. Juni und 23. Juli 1821, endlich vom 1. Juni 1822. 27. Januar 1823 sowie 4. April und 13. August 1825, desgleichen die zwischenliegenden Briefe Boisserée's an G. Außerdem erwähnt G. diese Denkmalangelegenheit in Briefen an Reinhard vom 15. September und an Schultz vom 1. September 1820 sowie vom 27. Juni und 3. Juli 1824. Die Gartenscene, auf welcher das Denkmal errichtet werden sollte, war die Mühlinsel auf dem Main. Dasselbe kam bekanntlich zu G.'s Lebzeiten nicht zur Ausführung.

1017. An die Elginischen Marmore knüpfte schon der zu Abs. 978 angeführte Aufsatz G.'s „Vergleichung zweier antiken Pferdeköpfe" an; aber im 1. Heft des III. Bandes „Ueber Kunst und Alterthum" (1821) finden sich dann die Kunstbetrachtungen über die „Abgüsse des Frieses vom Tempel zu Phigalia", die „Reliefs von der Cella des Parthenon", die „Hochreliefs vom Parthenon", die „Statuen vom Giebel" und die „Aeginetischen Statuen".

1018. Die zweite Reihe der Hefte von Tischbein's Bildwerken zum Homer beginnt mit der Jahreszahl 1821; möglicherweise erschien das 1. Heft schon 1820. — Ueber „Iliadis fragmenta antiquissima cum picturis etc. Editore Angelo Majo. Mediolani MDCCCXIX" schrieb Meyer im 3. Heft des II. Bandes „Ueber Kunst und Alterthum" (1820).

1019. Raabe war vom preußischen Ministerium nach Rom und Neapel gesandt worden und hatte dabei vom Minister von Altenstein die Weisung erhalten, über Weimar zu reisen und da von G. und Meyer Aufgaben in Empfang zu nehmen, welche zum Zwecke hatten, das Studium des Kolorits zu befördern. Die Instruktion ist abgedruckt im „Briefwechsel zwischen Goethe und Staatsrath Schultz", herausgegeben von H. Düntzer, S. 190 ff. Den Empfang der Kopie der Aldobrandini'schen Hochzeit — bekanntlich ein in Rom gefundnes antikes Wandgemälde, benannt nach den frühern Besitzern desselben — meldet G. an Schultz am 26. Juli 1820.

1020. Nazarener pflegt G. jene Künstler zu nennen, welche sich der damals aufgekommenen alterthümelnden, frömmelnden Richtung ergeben hatten. — Die Zeichnung und Kolorirung einiger Bilder Peter's von Cortona hatten

Und dennoch kleine, ausgestopfte, bunte,
Erlogen-wahre Vögel auf den Markt
Zu bringen, von den Kunden solcher Lust
Gefordert werden, können's wahrlich nicht
Aus eignen Mitteln immer, müssen still,
Was da ein Pfau, ein Rabe dort, und was
Ein Andrer hier verloren, sammelnd schleichen.
Und wenn Du nun, wie man durch einen Blick
Zum Händedruck, durch den zu einem Kuß
Gelockt wird, es durch diese Blätter wirst,
Zu sehn, was man gedruckt nicht lesen kann,
Weil es gespielt und nicht gesprochen wird,
Auch wohl gesprochen wird, doch schlecht, geschrieben,
Sich ausnimmt, o, so komm! Ich lade Dich
In Deren*) Nähen ein, die unserm Spiele
Den Raum giebt und die Nacht um uns erhellt.
Doch darfst Du, Mütterchen, dem feuchten Reich
Des Erlenkönigs Dich bei kühler Nacht
Nicht anvertrauen, so entschädige Dich
Ein Zauberschatten, welche Dir im Bild
Den schönen Blick, wie Wald und Fluß im Thal
Auf einmal rege wird, und wie die Nacht
Von Feuern leuchtet um ein loses Kind.

Fragment.**)

1794?

. . . . . .

Auch die undankbare Natur der menschlichen Seele
Immer zu weiden, mit Gutem zu füllen und immer zu sätt'gen,
Was uns nur wiederkehrend die Kreise des wandelnden Jahres
Auch an Früchten uns bringen und mannichfaltiger Anmuth.
Denn der Körper verlangt und ist bequem zu ersätt'gen:
Fülle bringt ihm das Jahr an wiederkehrenden Früchten,
Und die Erde gewährt ihm tausendfältige Nahrung.
Auch es ist ihm vergönnt, sich in dem Garten der Liebe

*) Es ist die Herzogin Amalia von Weimar gemeint.

**) Vgl. Ausgabe von 1806, I, 228. Dies Fragment möchte mit den beiden Epilogen gleichzeitig sein, die zuerst für Schillers Horen verfaßt wurden. (Vgl. II, 129.)

die Weimarischen Kunstfreunde schon vor Raabe's Absendung angerathen, daher in vorgedachter Instruktion bereits darauf hingewiesen wurde.

1021. Die Aufmunterung Heinrich Müller's, in Weimar vorhandne Zeichnungen auf Stein zu übertragen, erfolgte nach dem Brief des Großherzogs an G. vom 1. Dezember 1819 schon damals, die Ausgabe des ersten Hefts der „Weimarischen Pinakothek" aber erst zu Ostern 1821. Vergl. G.'s Brief an den Großherzog vom 19. April dieses Jahres. In dem Aufsatz „Weimarische Pinakothek. Erstes Heft" im 2. Heft des III. Bandes „Ueber Kunst und Alterthum" sind die darin enthaltnen vier Zeichnungen beschrieben; sie sind von Carstens, Leonardo da Vinci, van Dyck (Gemälde) und Verschaffeldt d. J.

1022. Der ungenannte merkwürdige Mann, dessen Porträt der Beschreibung des Schlosses Friedland beigegeben war, ist selbstverständlich Wallenstein — richtig Waldstein —, Herzog von Friedland.

1023. Die Schrift — nicht ein Programm — „Ueber das Wesen und die Behandlung der Mythologie. Ein Brief an Herrn Professor Creuzer von Gottfried Hermann" erschien 1819, in welchem Jahr sie daher G. auch wol empfing.

1024. G. theilte Knebel'n am 17. Dezember 1820 mit, daß er Wolf's Prolegomena wieder gelesen habe, als er den Auszug aus der „Ilias" für „Kunst und Alterthum" redigirte. — Reisig schrieb über Aristophanes: Conjectaneorum in Aristophanem libri, 1816, und De constitutione apostrophica trium carminum melicorum Aristophanis, 1818. Da Wolf's Prolegomena 1795 herausgekommen waren, erschienen Reisig's Schriften eigentlich nicht bald darauf.

1025. Anatole von Madame Gay war 1815 herausgekommen. — Die Werke der Madame Roland sind in ihren 1820 erschienenen Mémoires enthalten. — Ist die Geschichte der Johanna von Orleans die 1817 herausgekommene Histoire de Jeanne d' Arc von Lebrun de Charmettes, dann ist es diese wol auch, die im Brief des Großherzogs an G. vom 10. März 1820 erwähnt ist.

1026. Seinen Antheil an der epischen Dichtung „Olfried

und Lisena" von Hagen sprach G. aus sowol in zwei besondern Aufsätzen im 1. und 3. Heft des III. Bandes „Ueber Kunst und Alterthum" (1821 und 1822), wie auch in mehreren Briefen, worüber nachzusehn W., XXIX. 449—453. — „Die Mutter der Makkabäer" von Werner trat 1820, „Das Bild" von Houwald aber erst 1821 ans Licht; am 7. September 1821 schrieb G. an Zauper, er möge ihm die Verdienste Werner's, Houwald's u. A. auseinandersetzen, da er nicht gerecht gegen dieselben sein könne. Das erstgenannte Stück hatte Werner dem Großherzog überreicht, durch den G. es etwa im März erhielt. (Vergl. „Briefe von Schiller's Gattin an e. vertrauten Freund", herausgegeben von Düntzer, S. 493 f.; „Briefwechsel des Großherzogs Karl August ꝛc. mit Goethe", II. 167.)

1027. „Virgil's Aeneïs, travestirt von A. Blumauer" kam in drei Bänden 1784—1788 heraus. — „Touti Nameh, eine Sammlung persischer Märchen, übersetzt von Professor Iken, mit Anmerkungen und Zugaben von Professor Kosegarten" erschien 1822 und erst 1823 G.'s Besprechung des Buchs im 1. Heft des IV. Bandes „Ueber Kunst und Alterthum". Verfasser des persischen Märchenbuchs war Sjai eddin Nechschebi. — Haben G. die von Rhesa 1825 herausgegebenen „Dainos oder litthauische Volkslieder" handschriftlich vorgelegen?

1028. Thirty four years slavery and travels in Africa von Dument waren 1819 und die vier Bände Voyage pittoresque et historique de l'Espagne von Laborde 1807 bis 1820 erschienen. — Zelter hatte sein Tagebuch auf der Reise an die Ostsee und auf derselben in einen vom 18. August bis 16. September 1820 fortgesetzten Brief niedergelegt.

1029. „Salomon Landolt. Ein Charakterbild nach dem Leben" von Heß — nicht Weiß — erhielt G. vom Verfasser am 11. Dezember 1820 zugesandt und dankte demselben dafür am 11. Januar 1821.

1030. Die zwischen Voß und Stolberg ausgebrochene Mißhelligkeit fällt ins Jahr 1819, indem im 3. Heft dieses Jahrgangs des „Sophronizon" des Ersteren schonungsloser Aufsatz „Wie ward Fritz Stolberg ein Unfreier?" veröffentlicht wurde. — Seit der Quartausgabe hat Riemer an Stelle des Abs. 1030 den vorher unter den „Biographischen Einzelnheiten" befindlichen Aufsatz „Voß und Stolberg" gesetzt,

den er nach dem Wort „Mißhelligkeit" durch das Einſchiebſel einleitet: „welches zu mancherlei Betrachtung Anlaß gab". — Agnes: Friedrich Stolberg's Gattin.

1031. Ernſt Schubarth war vom 24. bis 28. September 1820 in Jena bei G., wie Dieſer am 25ſten deſſelben und am 1ſten des nächſten Monats an Schulz mittheilte. Die Neigung, womit er G.'s Arbeiten umfaßt hatte, bethätigte er 1817 durch „Das Büchlein von Goethe", das 1820 zu zwei Bänden erweitert unter dem Titel „Zur Beurtheilung Goethe's, mit Beziehung auf verwandte Literatur und Kunſt" herauskam; G.'s Bekanntſchaft mit Schubarth begann 1818 und wurde durch Briefwechſel bis einige Wochen vor G.'s Tod unterhalten.

1032. Der „Zweite Aufenthalt in Rom", der Schluß der „Italieniſchen Reiſe", wurde erſt als XXIX. Band der „Werke, Ausgabe letzter Hand" veröffentlicht, während die „Campagne in Frankreich 1792" und die „Belagerung von Mainz" als „Zweiter Abtheilung fünfter Theil" von „Aus meinem Leben" mit dem Titelblattmotto „Auch ich in der Champagne!" 1822 ans Licht trat. — Die ſummariſche Chronik der Jahre 1797 und 98 iſt der Anfang der „Tag- und Jahres-Hefte". — Des zweiten Bandes „Ueber Kunſt und Alterthum" 2. und 3. Heft und das erſte Heft des dritten Bandes erſchienen jene noch 1820, letzteres 1821. — Die abermalige ſorgfältige Entwickelung der Motive der Ilias diente zu „Ilias im Auszug" im 2. und 3. Heft des III. Bandes der genannten Zeitſchrift (1821 und 1822). Vielleicht hatte die Chronik von 1798 bei G. die Erinnerung an dieſen Auszug wieder angeregt, worüber Abſ. 187 zu vergleichen. Von der Beſchäftigung damit 1820 ſchreibt G. an Knebel am 17. Dezember. — Der „Verräther ſein ſelbſt" oder, wie es im erſten Druck hieß, „Wo ſtickt der Verräther?" und jetzt: „Wer iſt der Verräther?" wurde ebenſo wie „Das nußbraune Mädchen" in „Wilhelm Meiſter's Wanderjahre" (1821) aufgenommen; bezüglich der letzteren ſchrieb G. am 9. Dezember 1820 an Boiſſerée, der Druck werde angefangen. — Im „Divan" finden ſich aus dem Jahr 1820 im „Buch des Paradieſes" die Gedichte „Vorſchmack" und „Anklang" (W., IV. 203. 212 f.); die in den übrigen Büchern des „Divan" in der Ausgabe letzter Hand hinzugekommenen Gedichte mögen größtentheils 1820 entſtanden ſein, jedenfalls diejenigen im „Buch der Sprüche", welche

zuerſt mit „W. Meiſter's Wanderjahren" veröffentlicht wurden (W., IV. S. 96 f., Nr. 6, 7, 8, 11 und 13). — G.'s Erwiderung der Feier ſeines Geburtstags durch ein ſymboliſches Gedicht bezieht ſich unſtreitig auf das freilich ſchon 1819 ausgetheilte „Sah gemalt in Gold und Rahmen ꝛc." (W., II. 439). — „Ueber Goethe's Harzreiſe im Winter, Einladungsſchrift von Dr. Kannegießer, Rektor des Gymnaſiums zu Prenzlau, Dezember 1820" im 2. Heft des III. Bandes „Ueber Kunſt und Alterthum" (1821) f. W., I. 147—154. Der Anfragende kann nur Kannegießer geweſen ſein, der ſelbſt ſeine Schrift an G. ſandte.

1033. Wie Il Conte di Carmagnola, tragedia di Alessandro Manzoni (1820) ſofort nach dem Erſcheinen G. beſchäftigte, darüber iſt nachzuſehn W., XXIX. 629—648.

1034. „Sankt Nepomuk's Vorabend" (W., I. 201) ſandte G. am 24. Mai aus Karlsbad an Freund Zelter, der ſchon am 2ten des nächſten Monats die Muſik dazu ſchickte. Ein Kinderlied von ähnlicher Naivetät war das ſchon am 2. Mai Zelter'n übermittelte „Die Käufer" (W., II. 295 f.). Sein Gefallen an der Kompoſition des Nepomukliedes drückt G. am 6. Juni und 9. Juli gegen Zelter aus. — Von Muſikdirektor Eberwein's Kompoſitionen von Gedichten des „Divan" rühmte G. im Brief an Zelter vom 11. Mai 1820 als beſonders glücklich gelungen „Lieb' um Liebe, Stund' um Stunde ꝛc." aus dem „Buch Suleika" und namentlich auch den Vortrag dieſes Liedes durch die Frau des Genannten.

1035. Die Ermordung des Herzogs von Berry erregte deshalb den Schrecken Frankreichs, weil dieſe Unthat die Gefahren erkennen ließ, mit denen die neu hergeſtellte Ordnung der Dinge zu kämpfen hatte. — Den Beſuch des Königs von Württemberg in Begleitung des Erbgroßherzogs und der Erbgroßherzogin erwähnt G. gegen Reinhard am 12. April. — Unter den ihn begleitenden Kavalieren, die G. kennen lernte, befanden ſich Oberſt von Wimpffen und Legationsrath von Goes (Brief Boiſſerée's an G. vom 1. Mai 1820). — Die Frau von der Recke wurde in Rückſicht auf ihre Geburt auch in ihrem Wohnort Dresden ſtets Gräfin genannt; die Herzogin von Kurland war ihre Schweſter. — Von dem Zuſammenſein mit Profeſſor Hermann in Karlsbad zeugt

noch ein Billet G.'s vom 27. Mai, mit welchem er den Professor Dietrich bei Jenem einführte.

1038. Frau von Rodde reiste über Weimar nach Dresden, um dort die Heilung ihrer kranken ältesten Tochter zu erstreben; letztre starb im Oktober 1820. Trippel's Büste der Frau v. Rodde befindet sich auf der Universitätsbibliothek zu Göttingen. — Herr von Both und Gemahlin trafen am 24. August 1820 bei Knebels mit G. zusammen, und das Gespräch über mundartliche Dichter gab Anlaß zu der Sendung von Babst's plattdeutschen Gedichten, für welche G. dem von Both am 3. November 1820 dankte. Der Besuch ist geschildert im „Weimarer Sonntagsblatt", Nr. 24, 1857. G. machte im Vorwort zum „Deutschen Gil Blas" (1822) auf den genannten Natur- und Nationaldichter aufmerksam (W., XXIX. 196). — Mit dem Grafen Paar hatte G. 1818 in Karlsbad freundschaftlich verkehrt, wo Jener damals mit dem Fürsten Schwarzenberg verweilte. — Die Hahnemannische Lehre — bekanntlich das homöopathische Heilverfahren.

1039. Freiherr von der Malsburg hat in sechs Bänden Schauspiele von Calderon übersetzt, die von 1819 bis 1825 erschienen. — Ueber Fellenberg's menschenfreundlich bildende Bemühungen vgl. Abs. 956. Die angenehmen Erinnerungen früherer Verhältnisse mit Frau von Helvig, geborne von Imhoff, schreiben sich aus der zweiten Hälfte der Neunziger Jahre her, in welcher Zeit das seit 1791 nach Weimar zurückgekehrte Fräulein, in G.'s und Schiller's Kreisen lebend, dichterisch thätig war und namentlich G. sich eingehend mit ihr bemühte, damit ihre „Schwestern von Lesbos" strengern Forderungen genügten. Von ihren Kunstleistungen ist in G.'s Brief an Meyer vom 21. Juli 1797 die Rede. — Ob der besuchende von Hopffgarten Graf war, kann in Frage gestellt werden; G. nimmt es mit den Titulaturen häufig nicht genau, und Zelter bezeichnet den am 7. April 1820 bei der Reise nach Weimar sich einen Brief an G. Erbittenden nur als Hauptmann von Hopfgarten; es können wol nur Hans Karl und Otto Gideon Ernst v. H. in Frage kommen. — Ein Andenken an den Aufenthalt von Förster und Frau ist das Gedicht vom 27. September 1820 „Als an der Eib' ich die Waffen ihm segnete ꝛc." (W., III. 341); Förster erzählt davon in „Kunst und Leben. Aus F. Förster's Nachlaß", herausgegeben von H. Kletke, S. 168 f. Zelter schrieb

am 19. Oktober an G.: „Frau Förster ist nicht schlecht verliebt in Dich zurückgekommen ꝛc."

1040. Die Gegenwart des Geheimen Hofrath Blumenbach ist erwähnt im Brief des Großherzogs an G. vom 7. Oktober und als vorbeigegangen in G.'s Zuschriften an jenen vom 17ten desselben Monates und vom 19. Dezember 1820. Seine Familie bestand aus Gattin, einem Sohn und zwei Töchtern, von denen eine an einen Herrn von Jasmund sich verheirathete, die andre unvermählt blieb. Beide Töchter starben vor dem Vater. — Geheimerath Wolf kam belage seines Reisetagebuchs am 22. Oktober nach Jena zu G. und blieb bis zum 26sten, an welchem Tage er in Gesellschaft des Dr. Reisig abreiste („Goethe's Briefe an F. A. Wolf", herausgegeben von M. Bernays. S. 80); G. erwähnt diesen Besuch im Brief an Zelter vom 26. Oktober. Ueber Wolf's Widerspruchsgeist ist auf die Abth. 454—461 und die Anmerkungen dazu zu verweisen. — Der Kunstkenner von Quandt und Gemahlin brachten Ende November und Anfang Dezember 1820 zwölf Tage in Weimar zu („Goethe und Dresden", S. 136).

1041. Von Herzog Bernhard's Nachkommenschaft lebte 1820 nur erst Prinz Wilhelm Karl. — Die unglückliche Beschädigung der Großherzogin in Folge eines Ausgleitens beklagt G. in Briefen an Knebel vom 11. November und an Schultz vom 17. Dezember 1820.

1042. Ende September's kam die Nachricht von der in Portugal ausgebrochenen Revolution vielleicht nach Weimar; denn der Aufstand gegen die von Brasilien aus geleitete Regierung brach in Oporto schon am 24. August aus; am 15. September schloß sich Lissabon an.

1043. Graf Brühl verlangte den „Prolog zu Eröffnung des Berliner Theaters" mit Brief vom 24. April 1821; am 30sten desselben Monates sagte G. zu und sandte die Dichtung stückweise am 2., 5. und 12. Mai (W., XI. 1. Abth. 253 bis 264). Von der guten Wirkung der zuerst am 21. Mai erfolgten Aufführung schrieben Schultz am 9. Juni und Zelter am 8. Juli an G.

1044. Wann G. die Paralipomena zuerst angefaßt, hat er nicht mitgetheilt; in den Jahren 1814 und 1816

(Abth. 848 und 893) finden sie sich zuerst erwähnt. Zu vergleichen ist der Aufsatz „Paralipomena" nebst Anmerkung W., XXIX. 347 f.

1045. Zahme Xenien brachte G. schon 1820 zusammen, die im 3. Heft des II. Bandes „Ueber Kunst und Alterthum" erschienen; die von 1821 im 2. Heft des III. Bandes (W., II. 341—396; III. 257—288).

1046. „Howard's Ehrengedächtniß" in vier Strophen, die jetzt die letzten sind, stand schon 1820 im 3. Heft des I. Bandes „Zur Naturwissenschaft"; Hüttner war der Londoner Freund, der G.n geschrieben hatte: es besitze in London Niemand Spürkraft genug, die Beziehung des Gedichts auf Howard ausfindig zu machen. Darauf sagte G. am 4. April 1821 zu, das Vermißte nachzubringen, und im Brief an Hüttner vom 7. Juni ist bereits von der englischen Uebersetzung des ganzen drei weitre Strophen als Einleitung enthaltenden Gedichts, mit welcher es im 4. Heft jener Zeitschrift 1822 gedruckt wurde (W., II. 233 f.), die Rede.

1047. Lord Byron's English Bards and Scotch Reviewers, die Satire, durch welche er sich für die abfällige Beurtheilung seiner Hours of Idleness in dem Edinburgh Review rächte. Der Anfang der Uebersetzung jener Invective von G. ist unbekannt. — Die Gedichte zu einer Sendung von „Wilhelm Tischbein's Idyllen", für welche letztere G. dem Künstler am 3. Juni dankte, diktirte G., wie er Riemer'n am 19. Oktober schrieb, in der Marienbader ersten Woche, also Ende Juli 1821; die Widmung „Wie seit seinen Jünglingsjahren ꝛc." ist indessen Weimar den 20. Juli 1821 datirt. Gedruckt erschienen diese Gedichte nebst Erklärung in Prosa im 3. Heft des III. Bandes „Ueber Kunst und Alterthum" 1822 (W., II. 202—216; III. 164 f.). — „Radirte Blätter nach Handzeichnungen (Skizzen) von Goethe, herausgegeben von Schwerdgeburth, Weimar 1821", mit Gedichten G.'s, die auch bei einer Anzeige des Heftes im ebengedachten Hefte abgedruckt wurden (W., II. 217—220). Diese Gedichte finden sich zuerst erwähnt im Brief an Riemer vom 19. Oktober 1821.

1048. Den Besuch des Großfürsten Nikolaus und Gemahlin erwähnt G. im Brief an Schultz vom 14. Juni; die in das Album der letzteren eingezeichneten poetischen

Zeilen — „Ihro Kaiserlichen Hoheit der Großfürstin Alexandra" — siehe W., II. 447.

1049. Der Freund, auf dessen Anregung G. seine in Druck und Manuskript zerstreuten naturwissenschaftlichen Gedichte zusammensuchte, war Riemer besage G.'s Briefs an Denselben vom 28. Oktober 1821.

1050. Die indische Legende, die G. 1821 gewältigte, gehörte zur Trilogie „Paria", die vollständig im 3. Heft des IV. Bandes „Ueber Kunst und Alterthum" (1824) veröffentlicht wurde (W., I. 275—280). Nach Briefen an Schultz vom 9. Januar und an Reinhard vom 5. Juli 1824 hatte der Gegenstand G.'n gegen vierzig Jahre im Sinne geschwebt; das zugehörige „Gebet des Paria" hatte G. 1816 vergeblich ergriffen, wie er Zelter'n am 1. Januar 1817 schreibt.

1051. Die in der ersten Ausgabe von „Wilhelm Meister's Wanderjahre" erscheinenden kleinen Erzählungen waren „Das nußbraune Mädchen", „Der Mann von funfzig Jahren", „Die neue Melusine", „Die pilgernde Thörin" und „Wo stickt der Verräther?". — Erst im Juni kamen die „Wanderjahre" zur Versendung, am 22sten an Knebel und Reinhard.

1052. In dem 1821 ausgegebenen III. Band 2. Heft „Ueber Kunst und Alterthum" legte G. nieder: die erste Hälfte der „Ilias im Auszug"; „Ueber Goethe's Harzreise im Winter. Einladungsschrift von Dr. Kannegießer"; „Graf Carmagnola noch einmal"; „Zahme Xenien. II"; wol auch, wenigstens zum Theil: „Weimarische Pinakothek. Erstes Heft"; endlich „Erklärung und Bitte". Vergl. übrigens über den Inhalt dieses Hefte Abs. 1096.

1053. Der vierte Band von Dichtung und Wahrheit wurde erst 1831 vollendet und unter den „Nachgelassenen Werken" 1833 veröffentlicht. — Das Abenteuer von Lili's Geburtstag betrifft die Siegreisdichtung „Sie kommt nicht", wovon G. in „Dichtung und Wahrheit", XVII. Buch, erzählt; der Vorfall trug sich jedoch nicht am Geburtstag der Schönemann zu („Frauenbilder aus Goethe's Jugendzeit. Von Düntzer", S. 287).

1054. Die projektirten Novellen „Die gefährliche

Wette" und „Nicht zu weit!" wurden in die zweite Ausgabe von „Wilhelm Meister's Wanderjahre" aufgenommen.

1055. Der „Campagne in Frankreich" gedenkt G. als einer abgethanen Winterarbeit im Brief an Boisserée vom 14. April 1822. — Des III. Bandes 3. Heft „Ueber Kunst und Alterthum" erschien 1822, war aber wol Ende 1821 schon druckfertig. Wenn hier von mehreren Vorreden zum „Deutschen Gil Blas" gesprochen wurde, so meint G. außer dem eigentlichen Vorwort zu dem genannten Buch — das aber erst vom 8. April 1822 datirt ist — die ausführliche Voranzeige im 1. Heft des III. Bandes „Ueber Kunst und Alterthum" 1821 (W., XXIX. 184—197). Der Verfasser des genannten Buchs hieß Sachse. — Die kleineren Biographien zur Trauerloge sind enthalten in: „Ridel's und der früher heimgegangenen Brüder Kästner, Krumbholz, Slevoigt und Jagemann Todtenfeier in der Loge Amalia zu Weimar am 15. Juni 1821". Daß G. dieses Heft bis auf die Trauerrede auf Ridel verfaßte oder doch redigirte, sagt er auch am Schluß des Briefs an Schultz vom 24. September 1821. Vergl. noch „Freymaurer-Analekten", V. Heft, S. 16, und „Neuestes Verzeichniß einer Goethebibliothek, 1767—1874", S. 83.

1056. Die englische Uebersetzung von „Howard's Ehrengedächtniß" war bereits 1821 an G. gelangt, worüber zu vergleichen Anmerkung zu Abs. 1046; 1822 ließ G. sie nur erst drucken. — Dr. Röhden übersandte seine Uebersetzung der Abhandlung „Joseph Bossi über L. da Vinci's Abendmahl" am 5. Juli 1821 an G., der am 25. September nach der Rückkehr aus Marienbad dafür dankte. — Die Uebersetzung von „Rameau's Neffen" erschien in Paris 1821; sie war vom Vicomte de Saur und de Saint-Geniès. — Mit der nach und nach erfolgten Uebertragung seiner Theaterstücke zielt G. auf Oeuvres dramatiques de Goethe, traduites de l'Allemand, précédées d'une notice biographique et littéraire sur Goethe par A. S.....r. 4 volumes. Paris 1821 bis 1828. Die Uebersetzer waren Stapfer, Cavaignac und Marguerié.

1057. 1058. Ueber das Bestreiten der Persönlichkeit des Homer durch deren höchst bedeutenden Gegner — Wolf — sind zu vergleichen die Abs. 103. 177 und 1024 sowie der Aufsatz „Homer noch einmal" (W., XXIX. 557 ff.).

1059. Sein Interesse an Schubarth's „Ideen über Homer und sein Zeitalter" sprach G. in Briefen an Schubarth vom 12. Januar sowie vom 7. und 19. November 1821, an Schultz vom 14. Juni, 24. September und 28. November, an Zelter vom 14. und 19. Oktober und an Riemer vom 28sten desselben Monats mit Wärme aus. Den Verfasser des englischen Aufsatzes, der ebenso wie Schubarth die Einheit und Untheilbarkeit der Homerischen Gedichte behauptete, kannte G. jedenfalls selbst nicht, da er in Briefen an Schubarth und Riemer auch nur schlechthin von einem Engländer redet. — Nach Abt. 1032 hatte G. schon 1820 die „Ilias im Auszug" wieder vorgesucht und 1821 höchstens die Arbeit vollendet und veröffentlicht, worüber noch die Briefe an Knebel vom 18. Februar und an Schultz vom 28. November zu vergleichen sind.

1060. Euripidis fragmenta duo Phaethontis e codice Claromontano gab Hermann 1821 heraus; über seine Beschäftigung mit der Ergänzung derselben äußert G. sich in diesem Jahr am 7. Oktober gegen Riemer und am 28. November gegen Schultz; G.'s „Phaëthon, Tragödie des Euripides, Versuch einer Wiederherstellung aus Bruchstücken" erschien erst im 2. Heft des IV. Bandes „Ueber Kunst und Alterthum", 1823. Auch gegen Schultz bemerkt G., daß er bei dieser Gelegenheit den Euripides wieder vorgenommen habe. — G. theilte in einem zweiten Aufsatz „Zu Phaëthon des Euripides" im gedachten Hefte mit, daß die Professoren Göttling und Riemer durch Uebersetzen und Aufsuchen der noch sonst muthmaßlichen Fragmente des Stücks behilflich gewesen seien.

1061. „Aristophanes von J. H. Voß mit erläuternden Anmerkungen von H. Voß. In drei Bänden" erschien 1821. — Den von Plutarch beschriebenen Triumphzug des Paulus Aemilius verglich G. insbesondre mit Mantegna's Darstellung besage Briefs an Knebel vom 5. Februar 1823; von der Beschäftigung mit diesen Blättern im Jahr 1821 zeugen die Briefe an Schultz vom 10. Januar, 10. März und 29. April. — Die Uebersetzung des „T. Lucretius Carus, Von der Natur der Dinge", von v. Knebel kam 1821 heraus. Nach Brief an Letzteren vom 29. Juni 1798 nahm G. damals schon an den vielfältigen Studien und Bemühungen wegen dieser Uebersetzung Theil; seine Betrachtungen über den da-

Reichlich zu weiden und Freude vertauschend sich schön zu erquicken;
Aber die Seele begehrt, und sie wird nimmer befriedigt;
Denn sie bildet sich ein, sie sei von höherem Ursprung,
Durch ein unwürdiges Band an ihren Gatten gefesselt.
Da beträgt sie sich übel im Hause; die hohen Verwandten
Liegen ihr immer im Sinn, und Sehnen nach jenen Palästen
Lässet ihr keine Ruh und raubt ihr den zärtlichen Antheil
An dem stilleren Haushalt und an der engeren Wohnung;
Ja, sie verachtet sogar die eigenen Kinder des Gatten.

maligen hohen Stand der römischen Kultur und das Verhältniß der Dicht- und Redekunst zum Kriegs- und Staatswesen legte er in Kürze in dem Aufsatz „Von Knebel's Uebersetzung des Lucrez“ nieder, der im 3. Heft des III. Bandes „Ueber Kunst und Alterthum“ (1822) gedruckt ist (W., XXIX. 597—602).

1062. Lord Byron's Kampf gegen seine Recensenten s. Abs. 1047, seinen „Manfred“ Abs. 946. Ueber Letzteren hatte G. unmittelst im 2. Heft des II. Bandes „Ueber Kunst und Alterthum“ (1820) geschrieben. Marino Falieri, Doge of Venice, an historical tragedy etc. erschien 1821; aus einem Brief Knebel's an G. aus dem Juni 1821 (Nr. 578 des „Briefwechsels zwischen Goethe und Knebel“) geht hervor, daß G. diese Dichtung schon damals gekannt hat. Walter Scott's Roman Kenilworth erschien 1821.

1063. G. gebraucht hier Kamarupa für die im Abs. 945 erwähnte Dichtung Megha-Duta; Kamarupa, der „beliebig sich Gestaltende“, ist eben Megha-Duta. Von Kosegarten's genauer Uebersetzung standen Proben in der „Jenaischen Allgemeinen Literatur-Zeitung“ von 1818, Nr. 131. — „Nala. Eine indische Dichtung von Wjasa. Aus dem Sanskrit ꝛc. von J. G. L. Kosegarten ꝛc. 1820“. Nala ist bekanntlich eine Episode des dem Krischna Dwapajana Wjasa zugeschriebnen großen Heldengedichts Mahabharata.

1064. Das 1821 erschienene Werk „Spanien und die Revolution“ war vom Freiherrn von Hügel.

1065. „Die Morgenröthe in Copacavana“ (La Aurora en Copacavana) im IV. Band der „Schauspiele von Don Calderon de la Barca. Uebersetzt von E. F. G. O. v. der Malsburg“ ꝛc. 1821; — für Uebersendung der „Tochter der Luft“ dankt G. dem Uebersetzer Gries am 20. Mai 1821 unmittelbar und noch einmal am 13ten des folgenden Monats durch Knebel, sowie er die Trefflichkeiten dieses Schauspiels noch in einem 1822 im 3. Heft des III. Bandes „Ueber Kunst und Alterthum“ abgedruckten Aufsatz „Calderon's Tochter der Luft“ auseinandersetzte.

1067. Ildegonda von Grossi war schon 1820 erschienen.

1068. Zu Manzoni's Trauerspiel „Graf Carmagnola“ — vergl. Abs. 1033 — wurde G. 1821 wieder

hingeführt durch den für G.'s rühmende Besprechung des Stückes dankenden Brief Manzoni's vom 23. Januar, sowie durch eine abfällige Beurtheilung im Quarterly Review, welche G. veranlaßte, sich des italienischen Dichters gegen den englischen Kritiker anzunehmen, in dem Aufsatz „Graf Carmagnola noch einmal", der noch in diesem Jahr im 2. Heft des III. Bandes „Ueber Kunst und Alterthum" zum Abdruck kam (W., XXIX. 642—648).

1069. Die „Grundzüge zu einer deutschen theoretisch-praktischen Poetik, aus Goethe's Werken entwickelt von J. St. Zauper" kamen 1821 heraus; G. dankte dafür dem Verfasser am 9. April. Dessen „Aphorismen moralischen und ästhetischen Inhalts, meist in Bezug auf Goethe", im Manuskript (gedruckt 1840), beantwortete G. unterm 7. September 1821 mit kurzen Bemerkungen.

1070. Da G. die über die Epoche der „Harzreise im Winter" gegebenen Aufschlüsse auch 1820, Abt. 1032 am Ende erwähnt, so darf man vielleicht annehmen, daß er den dort schon angeführten Aufsatz „Ueber Goethe's Harzreise im Winter ꝛc." im Dezember 1820 und Januar 1821 geschrieben hat.

1071. Schon 1819 beschäftigte G. sich mit dem ihn in manchem Sinne interessirenden Manuskript der Legende der heiligen drei Könige, wie aus seinen Briefen an Boisserée vom 22. Oktober sowie 13. und 16. Dezember dieses Jahrs hervorgeht. Schon im 2. Heft des II. Bandes „Ueber Kunst und Alterthum" (1820) steht G.'s Aufsatz: „Die heiligen drei Könige. Manuskript, Lateinisch, aus dem funfzehnten Jahrhundert" (W., XXIX. 124—133). Am 24. Februar und dann am 13. März 1820 theilte Boisserée die Absicht des Dr. Schwab mit, die Schrift herauszugeben und zu übersetzen, worauf G. am 23. März seine Handschrift mittheilte. Nach Boisserée's Brief an G. vom 28. Mai 1821 hatte Ersterer damals Schwab's Arbeit in der Handschrift so eben an G. abgesandt, der eine Besprechung derselben bereits am 7. Juni in Aussicht stellte. Schwab's Buch ist: „Die Legende von den heiligen drei Königen von Johann von Hildesheim. Aus einer von Goethe mitgetheilten lateinischen Handschrift und einer deutschen der Heidelberger Bibliothek bearbeitet und mit zwölf Romanzen begleitet von Gustav Schwab" ꝛc. 1822. G.'s Anzeige findet sich im 3. Heft des III. Bandes „Ueber Kunst und Alter-

thum" (1822); G. sandte sie bereits am 15. Januar an Boisserée (W., XXIX. 133 ff.).

1072. Zacharias Theobald's „Hussitenkrieg, darinnen begriffen das Leben, die Lehre und Tod Joh. Hussii und wie derselbige von den Böhmen, besonders J. Zisska und P. Raso ist gerochen worden", mehrmals aufgelegt, so 1609, 1621 und 1750. Desgleichen 1634, 1643 und 1713 Stranitzky De republica Bojemae, deutsch: „Der Staat von Böhmen; übersetzt, berichtigt und ergänzt von J. Cornova" 1792—1803.

1073. Die Absicht, seine Sammlung niederdeutscher Gemälde durch Steindrücke von Strixner in München bekannt zu machen, theilte Boisserée zuerst am 22. September 1820 an G. mit und sandte ihm am 30. Dezember die ersten Probeabdrücke, die G. am 10. Januar 1821 empfing, worüber er noch am selben Tag seine Freude ausspricht. Am 24. Mai benachrichtigte G. den Freund davon, daß dieser lithographischen Blätter im 2. Heft des III. Bandes „Ueber Kunst und Alterthum" (1821) in allen Ehren gedacht werden solle, was dort auch S. 121 ff. geschah.

1074. Die Porträts in Hamburger Steindrücken sind besprochen im 2. Heft des III. Bandes „Ueber Kunst und Alterthum" (1821) S. 133—136. und sind darin als Künstler in der Lithographie Bendixen, Gröger und Aldenrath genannt.

1076. Da die Herausgabe der „Weimarischen Pinakothek" bereits 1820 (Abs. 1021) erwähnt wurde, so kann die Wiederholung hier nur wegen des Anführens von G.'s eigner Bemühung dabei gerechtfertigt sein, sofern er nach Brief an den Großherzog vom 19. April 1821 damals Einleitung und Erklärung dazu schrieb (W., XXVIII. 838—844).

1077. „Die Vermählung der heiligen Jungfrau mit St. Joseph; nach einem Gemälde von Rafael, gestochen von G. Longhi 1820" lautet die Ueberschrift des Berichts über den Kupferstich im 2. Heft des III. Bandes „Ueber Kunst und Alterthum" (1821).

1078. Die „Vorbilder für Fabrikanten und Handwerker, auf Befehl des Ministers für Handel, Gewerbe und Bauwesen herausgegeben von der technischen Deputation der Gewerbe,

Berlin 1821" besprach G. ausführlich im 3. Heft des III. Bandes „Ueber Kunst und Alterthum" (1822).

1079. Dawe hatte G. 1819 gemalt, und G. empfahl den weiter reisenden Künstler unterm 14. Juni 1819 an Wolf und unterm 15ten desselben Monats an Schulz. Der Stich nach diesem Gemälde ist von Wright; für den Probedruck desselben ließ G. durch Hüttner unterm 21. Oktober 1820 danken; die Ankunft der eigentlichen Abdrücke erwähnt er gegen Hüttner im Brief vom 4. April 1821.

1080. Den Kolossalbau des Wegs über den Simplon ließ Napoleon von 1802—1806 ausführen.

1081. Des Prinzen von Wied-Neuwied „Reise nach Brasilien in den Jahren 1815 bis 1817" kam nebst Atlas in zwei Bänden 1819 und 1820 heraus.

1083. Das auf die Reise des Hauptmann Raabe nach Italien Bezügliche gehört ins Jahr 1820 und steht auch bereits vollständig in den Abth. 1019 und 1020.

1084. Ueber Cäsar's Triumphzug von Mantegna und insbesondre dessen zehntes Blatt s. Abs. 1008.

1085. Der Nachbildner alter Glasmalereien der St. Gereonskirche in Köln war Müller in Berlin.

1086. Der Boisserée'sche Kreis bestand außer den Brüdern Sulpiz und Melchior Boisserée noch aus deren Freund Bertram. Das durch die Freundlichkeit desselben G.'n aus der niederdeutschen Schule zu Theil Gewordne bestand in neuen Blättern des in Abs. 1073 erwähnten Galeriewerks, und zwar der Verkündigung von van Eyck und des lehrenden Johannes von Mekenem, von denen in G.'s Briefen an Boisserée vom 24. Mai und 17. August 1821 die Rede ist und von denen Abdrücke am 17. Juli Boisserée an G. sandte.

1087. Das von der Ausstellung zu Antwerpen erworbene Gemälde: wie Frau Moretus, Tochter des Buchdruckers Plantin, Rubens dem Lipsius vorstellt, beschreibt G. im Brief an den Großherzog vom 22. Januar 1821, als es eben in Weimar angekommen war.

1088. Die Kopie nach Rubens' Bildniß seiner Söhne

von der Gräfin Egloffstein, in Oel wie das Original, befand sich 1821 auf der Weimarischen Kunstausstellung.

1090. „Partie graphique de l'architecture par Durand. Paris 1821".

1091. Für die Zeichnung der Dekoration zu G.'s „Prolog zu Eröffnung des Berliner Theaters" dankte G. dem Theaterintendant Graf Brühl am 22. Oktober 1821. Im 3. Heft des III. Bandes „Ueber Kunst und Alterthum" (1822) findet sich eine Besprechung dieser „Theaterdekoration".

1092. Boisserée kündigte G.'n den Abgang seiner Abhandlung über den Kölner Dom am 30. Juni an und verlangte sie am 8. August zurück. G. schrieb Demselben darüber am 23. Juli und 17. August 1821 und äußerte im letzten Briefe: einen Aufsatz darüber würde er wenigstens schematisch zu Stande gebracht haben, wenn das Manuskript nicht so bald zurückgefordert worden wäre.

1094. Die in eine christliche Kapelle umgewandelte uralte jüdische Synagoge mit nicht zu entziffernder hebräischer Inschrift besichtigte G. am 30. August, wie berichtet wird in „Briefwechsel und mündlicher Verkehr zwischen Goethe und dem Rath Grüner", S. 28.

1096. Der Weimarische Kunstfreund für Berlin war Hofrath Meyer, der seinen im 1. Heft des III. Bandes „Ueber Kunst und Alterthum" (1821) abgedruckten Aufsatz „Vorschläge zu Einrichtung von Kunstakademien, rücksichtlich besonders auf Berlin", unter G.'s Beirath schrieb, worüber G.'s Briefe an Schultz vom 19. November und 17. Dezember 1820 sowie 10. Januar 1821 zu vergleichen sind; am letztern Tag sandte G. die eben beendigte Arbeit an den genannten Berliner Freund. — Ebenfalls von Meyer sind die im nächstfolgenden Hefte (1821) zum Druck gelangten Aufsätze „Königliches Museum zu Berlin" — wovon im Brief an Schultz vom 29. April 1821 die Rede ist — und „Ueber Lithographie und lithographische Blätter".

1098. Aus Zelter's Brief an G. vom 30. April 1821, worin der erste Erfolg, den der Violinist Boucher und seine Frau, die Harfe und Fortepiano gleichzeitig spielte, vor dem Berliner Publikum errangen, mitgetheilt wird, geht hervor,

daß G. sich gegen Zelter in einem fehlenden Brief über dieses Künstlerpaar geäußert hatte. — Den Streicherischen — nicht Schreiberischen — Flügel bestellte G. bei Rochlitz am 21. Juni und dankte für den empfangenen am 15. Juli 1821. — Zelter und Felix Mendelssohn brachten vom 4. November ab sechzehn Tage zum Besuch bei G. zu. Näheres ist erzählt in: „Goethe und Felix Mendelssohn-Bartholdy", von Dr. K. Mendelssohn-Bartholdy. S. 6—17.

1099. Ueber Purkinje's Werk „Beiträge zur Kenntniß des Sehens in subjektiver Hinsicht" ist zu vergleichen Abs. 1000. Das Ausziehen desselben begann schon 1820 und wurde 1821 fortgesetzt. Der genaue Künstler, welcher die beigefügte Tafel kopirte und daraus mit Vergnügen erfuhr, daß die darin dargestellten, von ihm selbst schon beobachteten Erscheinungen naturgemäße, keine krankhaften seien, war Schwerdgeburth, wie G. an Schultz am 29. April 1821 schrieb. G.'s Aufsatz „Das Sehen in subjektiver Hinsicht, von Purkinje, 1819" — Auszug mit Noten — steht im 2. Heft des II. Bandes „Zur Morphologie"; am 12. Juni 1822 äußerte G. gegen Schultz: derselbe liege schon seit einem Jahre da.

1100. 1101. Im vierten Heft „Zur Naturwissenschaft überhaupt" (1822) stehen folgende chromatische Aufsätze: „Tabellarische Uebersicht der Farbenlehre"; „Aeltere Einleitung"; „Neuere Einleitung"; „Physiologe Farben"; „Physische Farben"; „Geschichtliches" und „Wartesteine". In dem „Geschichtlichen" wird besonders vom Begriff des Trüben und dem Ausdruck desselben bei verschiednen Völkern sowie von Bernhard Telesius gehandelt; unter den „Physischen Farben" sind in §. 9 die vom Glasarbeiter Mattoni in Karlsbad gefertigten Trinkgläser erwähnt, auf denen eine mit trübem Schmelz überzogene Schlange bei durchscheinendem Licht oder gegen weiße Unterlage hochgelb, bei aufscheinendem Licht oder gegen dunkeln Grund aber blau erscheint. — Seebeck's Vorlesung „Ueber die Erregbarkeit der Wärme im prismatischen Sonnenbilde" steht in den „Denkschriften der Berliner Akademie der Wissenschaften 1818—1819".

1102. Das vom Hofmechanikus Körner gefertigte Flintglas ist erwähnt in des Großherzogs Brief an G. vom

28. März. — Ueber die Fehde zwischen Biot und Arago, welche seitens des Letzteren gegen den Ersteren von G. so gehaßte Lehre von der Polarisation des Lichts gerichtet war, berichtete G. in dem Aufsatz „Wartesteine", S. 375–379 des 4. Hefts „Zur Naturwissenschaft" (1822).

1103. Am 19. Oktober 1821 theilte G. Zelter'n mit, daß Herr von Henning ihn eben besucht habe; seinen Muth, sich der Farbenlehre G.'s öffentlich anzunehmen, zeigte er durch die Absicht, Vorlesungen darüber zu halten, worüber zu vergleichen Abs. 1128. Die Tabelle, woraus hervorgehen sollte, was für Phänomene u. s. w. man bei einem chromatischen Vortrag zu beachten habe, ist die dem 4. Heft „Zur Naturwissenschaft" vorgeheftete.

1104. Graf Sternberg's „Versuch einer geognostisch-botanischen Flora der Vorwelt" begann schon 1820 zu erscheinen, in welchem Jahre am 25. November der Verfasser das erste Stück G.'n, der daffelbe aber bereits kannte, zuschickte, das zweite am 8. September 1821. In G.'s Brief vom 26sten deffelben Monats, worin er dem Grafen dankt, spricht er auch seine Anerkennung der „Beiträge zur Pflanzenkunde der Vorwelt" von Rhode aus, die 1221 erschienen. — Den im Frühjahr 1821 im Torfbruch bei Hakkleben gefundnen Urstier beschreibt G. im 4. Heft „Zur Morphologie" Seite 346 f. In dem von Ballenstädt und Krüger herausgegebenen „Archiv für die neuesten Entdeckungen aus der Urwelt" (III. Bd. 2. Hft.) hatte Körte die Beschreibung eines 1820 zu Frote ebenfalls im Torfe aufgefundnen Urstiers gegeben, worüber G. in seinem Hefte Seite 343–346 berichtet.

1105. „Deutschland, geologisch-geognostisch dargestellt von Chr. Keferstein. Weimar 1821" besprach G. im 4. Heft „Zur Naturwissenschaft" und hob dabei insbesondre auch die Färbung der Karten als mit Bedacht angeordnet hervor.

1106. Die Marienbader Gebirgsarten wurden dem Publikum mitgetheilt in dem im ebengedachten Hefte abgedruckten Aufsatz „Marienbad überhaupt und besonders in Rücksicht auf Geologie". — Die dem Vulkan gewidmete Abhandlung von Sartorius war: „Geognostische Beobachtungen und Erfahrungen vorzüglich in Hinsicht des Basalts ꝛc." Eisenach, 1821.

1108. „D'Aubuisson de Voisins' Geognosie, übersetzt von Wiemann", I. Band, Dresden 1821, besprach G. im 4. Heft „Zur Naturwissenschaft" (1822) S. 367; Carte générale orographique et hydrographique d'Europe, par le Général Baron Sorriot de L'Host, Vienne 1816", ebenda S. 365 f. Dieser Aufsatz ist Ursache der Erwähnung der Karte im Jahr 1821.

1109. G. beauftragte Pogfelt, Schrön und Körner mittelst Zuschrift an Ersteren vom 19. April 1821 auf Anordnung seines Fürsten mit meteorologischen Beobachtungen und zeigte, daß dies geschehen, am selben Tag dem Großherzog an. Dabei ist schon von dem dem Jenaischen Thürmer zu ertheilenden Auftrag die Rede. Von G.'s Theilnahme an dem damaligen meteorologischen Wesen in Weimar zeugen noch seine Briefe an den Großherzog vom 14. März, 29. Mai und 1. Juni sowie zwischenliegende Briefe des Großherzogs. — Daß G. selbst die Instruktion für die sämmtlichen Beobachter im Großherzogthum aufgesetzt habe, ist wol zweifellos, theils weil er sie außerdem kaum hier erwähnt haben würde, theils weil er nach Brief an den Großherzog vom 14. Dezember 1817 damals die Instruktion für die Meteorologen des Ettersberges selbst verfaßt hat. — Ueber die Dittmarischen Prophezeiungen ist zu vergleichen Abs. 987.

1110. Die getrockneten Pflanzenexemplare von der Insel Melville hatte Kapitän Parry mitgebracht, wie der Großherzog G.'n am 22. Januar 1821 mittheilte; davon handelt auch dessen Brief vom 27. Februar sowie G.'s Brief an Jenen vom 25sten ebendieses Monats. Die Pflanze war wol der rothe Staubpilz oder Staubalge, auch Schneeschleipe (Uredo nivalis, auch Protococcus nivalis, Palmella nivalis und Coccochloris). — Die Untersuchungen, zu denen der Klotz eines beschädigten und wieder zusammengewachsenen Baumstammes Anlaß gegeben hatte, sind niedergelegt in dem Aufsatz „Merkwürdige Heilung eines schwer verletzten Baumes" im 4. Heft „Zur Morphologie" (1822). Zwar kommt dieser Baum erst in einem Brief des Großherzogs an G. vom 6. Februar 1822 vor; allein in jenem Aufsatz ist die Entdeckung des Falles auf „vergangnen Herbst" angegeben, worunter nur der von 1821 verstanden werden kann.

1113. Moller's „Deutsche Baudenkmale" kamen 1821 heraus. — Probedrücke des Boisserée'schen Domwerks erbat sich G. von Boisserée im Oktober 1822 mit dem Bemerken, daß er nur eine Seitenansicht besitze; darauf wurde ihm aber am 19ten des folgenden Monats gleich ein Exemplar des Werks zugesandt.

1115. Daß Tischbein durch eine Gemme mit Storch und Fuchs G. überraschte, geschah in Folge von G.'s Brief an Denselben vom 3. Juni 1821, worin er bat, Tischbein möge eine Zeichnung zu seiner Parabel „Fuchs und Kranich" liefern.

1116. Howard sandte sein 1818 veröffentlichtes Werk The Climate of London mit Brief vom 2. Februar 1822 an G.; Pfeffel's Recension desselben steht im 1. Heft des II. Bandes „Zur Naturwissenschaft" (1823). — G. erhob gern die Titel: Bischof war nicht Direktor sondern Inspektor. — Die Ansicht, daß das Steigen und Fallen des Barometers einer stetig veränderten Anziehungskraft der Erde zuzuschreiben sei, spricht G. mehrfach aus; so in dem eben erwähnten naturwissenschaftlichen Heft Seite 64 und daran anknüpfend in Briefen an Schultz vom 9. Dezember 1822, 10. April und 8. September 1823, 31. Mai 1825 sowie 29. Juni 1829; endlich in dem im XI. Bande der „Nachgelassenen Werke" veröffentlichten „Versuch einer Witterungslehre", Abschnitt „Sogenannte Oscillation".

1117. Im „Briefwechsel und mündlicher Verkehr zwischen Goethe und dem Rathe Grüner", Seite 76 ff., ist erzählt, wie G. bei seiner Ankunft in Eger am 24. Juli 1822 den Genannten beschäftigt traf, eine uralte Eiche aus dem Flußbett ziehen zu lassen. Ebenda ist Seite 83 der Besuch des Kalkbruchs von Dölitz vom 27sten desselben Monats erzählt; die den Mammuthszahn besitzende Familie hieß Kriegelstein; G. berichtete darüber im 1. Heft des II. Bandes „Zur Naturwissenschaft" (1823). — Ueber den mitgetheilten Abguß desselben läßt d'Alton sich im Brief an G. vom 5. Dezember 1822 vernehmen.

1118. Die durchreisenden Fremden, mit denen G. am 30. Juli in Eger zusammentraf und den Kammerberg wieder besuchte, waren Graf Sternberg, Berzelius und Pohl.

— wie Grüner a. a. O. S. 89 f. erzählt und G. an Zelter am 8. und an Knebel am 23. August sowie an Schultz am 5. September schrieb. — Dlaſt's „Naturgeſchichte von Böhmen" erſchien 1822.

1119. Der aus Braſilien gekommene Herr von Eſchwege war 1822 im Frühjahr und im Herbſt in Weimar, wovon ſowie von dem Ankauf von Diamanten im Briefe des Großherzogs an G. vom 31. März und in den Briefen G.'s an jenen vom 29ſten ſowie an Schultz vom 17. November die Rede iſt.

1120. Das „Schema zu einem Aufſatze, die Pflanzenkultur im Großherzogthum Weimar darſtellen", ſteht im 4. Heft „Zur Morphologie" (1822); vergl. Abſ. 988, wobei jedoch zu bemerken, daß dort 1820 dieſes Schema zu früh erwähnt ſein würde, da aus demſelben hervorgeht, daß es nicht eher als 1821 geſchrieben ſein kann.

1121. Auf ein perſönliches Verhältniß zu Ernſt Meyer i. J. 1822 läßt G.'s Vorwort zu dem Aufſatz „Problem und Erwiderung" im 1. Heft des II. Bandes „Zur Morphologie" (1823) ſchließen. — Deſſelben „Synopsis Juncorum" erſchien 1822. — Der volle Titel von Hoſt's Werk iſt: Icones et descriptio graminum Austriacorum (1801—1805. 3 Bde.).

1122. G. überließ den rieſenhaften Cactus melocactus dem Garten des Belvedere, wie aus des Großherzogs Dankbrief vom 3. Dezember 1822 hervorgeht. Auch in einer nicht zum Abgang gekommenen Stelle eines Briefs an Graf Sternberg („Briefwechſel zwiſchen Goethe und K. Graf v. Sternberg", herausgegeben von J. Th. Bratranek, S. 247) ſagt dies G.

1123. „Gemälde der organiſchen Natur in ihrer Verbreitung auf der Erde" von Wilbrand und Ritgen nebſt einer großen Karte erſchien 1821. Wilbrand ſandte das Werk an G., dem es nebſt A. v. Humboldt und Blumenbach gewidmet war; Erſterer dankte dafür am 28. April 1822, wobei er ebenfalls erwähnte, daß das „erfahrungs- und gedankenreiche Werk" ſeine Wand ſchmücke und unterrichtete Freunde den lebhafteſten Antheil daran nähmen. G. beſprach daſſelbe im 1. Heft des II. Bandes „Zur Morphologie" (1823).

1124. Ueber Keferſtein's geognoſtiſche Karte von Deutſchland und deren Färbung iſt zu vergleichen Abſ. 1105.

XII.

Venetianiſche Epigramme.

1125. Die Nachricht über das die beiden ersten Bände „Zur Morphologie“ und „Zur Naturwissenschaft überhaupt“ abschließende vierte Heft ist nur eine Wiederholung des Schlusses von 1821 (Abs. 1112).

1126. Des Herrn von Hoff „Geschichte der durch Ueberlieferung nachgewiesenen natürlichen Veränderungen der Erdoberfläche“ erschien in zwei Bänden 1822 und 1824. G. schrieb Anmerkungen dazu, die jedoch nicht gedruckt worden sind.

1127. Die Pflanzenabdrücke in dem Kohlenschiefer des Kammerbergs bei Ilmenau enthielt wahrscheinlich die Sendung, deren G. im Brief an Rentamtmann Mahr vom 4. März 1822 als noch nicht eröffnet gedenkt. — Aus Redwitz erhielt G. Mineralien vom Fabrikbesitzer Filcntscher. — Soret's krystallographische Kenntnisse und die dadurch erfahrne Förderniß rühmt G. im Brief an Knebel vom 29. Januar 1823.

1128. Herrn von Henning's Besuch, der am 16. September stattgefunden zu haben scheint, rühmte G. in Briefen an Schultz vom 5ten und an Zelter vom 16. September 1822; von seinen Vorlesungen über G.'s Farbenlehre und der Einleitung zu denselben ist in Briefen an Reinhard vom 10. Juni, an Sternberg vom 26. August, an Schultz vom 5ten und an Boisserée vom 6. September sowie 22. Dezember, an Rochlitz vom 20. September, an Döbereiner vom 27. November 1822 die Rede. Die „Einleitung zu öffentlichen Vorlesungen über Goethe's Farbenlehre, gehalten an der Königl. Universität zu Berlin von L. von Henning, Doktor der Philosophie“, Berlin 1822, zeigte G. im 1. Heft des II. Bandes „Zur Naturwissenschaft“ (1823) an. Vergl. Abs. 1117 II d. — Ein besondrer Aufsatz G.'s über Prismen in Verbindung mit Linsen ist nicht gedruckt; indessen kommen in dem „Polemischen Theil“ der „Farbenlehre“ einige Versuche vor, bei denen Prisma und Linse in Verbindung angewendet werden.

1129. Von dem entoptischen Apparat für Berlin spricht G. im Brief an Boisserée vom 6. September 1822.

1131. Zu Anfang 1822 hatte Carus einige Tafeln zu seinem Werke „Ueber die Ur-Theile des Knochen- und Schalengerüstes“ an G. geschickt, wofür Dieser am 13. Januar dankte

und den Genannten zu einer Vorausanzeige der Schrift veranlaßte, die noch im 4. Heft „Zur Morphologie“ (1822) Aufnahme fand. Carus stimmte darin mit G. überein, daß er dem Knochengerüst des Thier- und Menschenkopfes sechs Wirbel zuerkannte. — Von d'Alton's „Naturgeschichte des Pferdes“ war 1810 der erste und 1817 der zweite Theil erschienen. Seine Pachyderme, nämlich „Die Faulthiere und Dickhäutigen abgebildet, beschrieben und verglichen von Dr. E. d'Alton“, Bonn 1821, besprach G. in dem ebengedachten Heft. Am 8. Juni 1822 nannte G. gegen Carus jenes Werk sein tägliches Studium.

1132. Die Erwähnung des im Torfbruch hinter dem Ettersberg gefundenen Urstiers sowol im Jahr 1821 (Abs. 1104) wie 1822 rechtfertigt sich dadurch, daß G. das im vorigen Jahr gefundne Skelett im jetzigen beschrieb; allein die daraus hergeleitete Berührung mit Dr. Körte, die beidemal fast mit gleichen Worten vorkommt, dürfte wol nur einmal am rechten Orte stehn.

1133. Heinroth hatte in seinem am 29. Oktober 1822 an G. überreichten „Lehrbuch der Anthropologie“ (1822) gesagt: G.'s Denkvermögen sei gegenständlich thätig, worüber sich G. dann ausführlich in dem Aufsatz „Bedeutende Förderniß durch ein einziges geistreiches Wort“ (II. Bd. 1. Heft „Zur Morphologie“ — 1823) erging.

1134. Daß der von Schultz am 6. November 1822 zum Besuch angekündigte Purkinje nicht vor dem 6. und bis zum 12. Dezember bei G. verweilte, geht aus dessen Briefen an Schultz und Knebel von diesen beiden Tagen hervor.

1135. Kunckel's „Ars vitraria experimentalis oder vollkommene Glasmacherkunst ꝛc. 1689“ war Gegenstand des Aufsatzes „Johann Kunckel“ im 1. Heft des II. Bandes „Zur Naturwissenschaft“ (1823); G. las das Buch bei Fikentscher in Rudolstadt. — Den Dr. Döbereiner erwartete G. nach seinem Brief an Denselben vom 11. Dezember zu Weihnachten und ersuchte ihn, mitzubringen, was zu Darstellung der elektromagnetischen Erscheinungen nöthig sei. Von Oersted's Besuch ist erst in G.'s Brief an Boisserée vom 27. Januar 1823 die Rede.

1138. Der junge Bibliotheks- und Archivver-

wandte, der G.'s Schriften verzeichnete, war Kräuter. Von Dessen Repertorium über die sämmtlichen Werke und ungedruckten Schriften G.'s erzählt Dieser auch in dem Aufsatz „Archiv des Dichters und Schriftstellers" (W., XXIX. 329).

1139. Ueber die an vorgedachtes Repertorium anschließende Redaktion der Chronik von G.'s Leben ist zu vergleichen der Aufsatz „Lebensbekenntnisse im Auszug" (W., XXIX. 330 f.).

1140. Van Brée's lithographirte Zeichenhefte waren schon seit 1820 herausgekommen. — Das VII. Stück von Tischbein's Homer nach Antiken gezeichnet mit Text von Heyne wurde im 1. Heft des IV. Bandes „Ueber Kunst und Alterthum" (1823) ausführlich besprochen. — Der Aufsatz „Kupferstich nach Tizian, wahrscheinlich von C. Cort" steht im 3. Hefte desselben Bandes — 1824 (W., XXVIII. 565 ff.). — Die Erklärung von Polidor's Manna ist unbekannt. — G.'s Abhandlung „Julius Cäsar's Triumphzug, gemalt von Mantegna" erschien in zwei Abschnitten im 1. und 2. Heft ebendesselben Bandes — 1823.

1141. Dem Maler Kolbe gab G. am 8. Juni 1822 einen Brief an Carus mit. Ueber Dessen frühere Betheiligung an den Weimarischen Kunstausstellungen ist zu vergleichen die Anmerkung zu Abs. 199.

1142. Von Meyer's „Geschichte der bildenden Künste bei den Griechen" kam erst 1824 der I. Band heraus. — Carus sandte die Handschrift seiner „Briefe über Landschaftsmalerei" auf G.'s unterm 13. Januar 1822 ausgesprochnen Wunsch an Diesen, der am 20. April über diesen Aufsatz seine volle Anerkennung aussprach. Die eigenen Produktionen des Genannten besprach G. im 1. Heft des IV. Bandes „Ueber Kunst und Alterthum" — 1823.

II. Biographische Einzelnheiten.

2a—c. Die Jugendepoche, die G. hier im Umriß kennzeichnet, ist vorzugsweise die auf der Universität Leipzig verlebte, deren Schilderung im VII. und VIII. Buch von „Dichtung und Wahrheit" vielfach an den vorliegenden Aufsatz anklingt (W., XXI. 41, 46 ff., 57 ff., 76, 86 ff., 95 ff. ꝛc.). Dieser Aufsatz dürfte daher spätestens ins Jahr 1811 zu setzen sein.

6a. b. Der Aufsatz „Lavater" ist wol ein Entwurf für „Dichtung und Wahrheit"; der Inhalt, namentlich die Hinweisung auf Lavater's Absicht, auf die Masse zu wirken, steht mit dem in Einklang, was dort gegen Ende des XIV. Buchs von ihm gesagt ist; er wird daher wol dem Jahr 1813 zugehören.

6c—k. Auch „Lenz" mag 1813 für „Dichtung und Wahrheit" aufgeschrieben worden sein, worin das hier Angemerkte zum Theil gegen Ende des XI. und zu Anfang des XIV. Buchs ausgeführt ist. — (c) Die Bekanntschaft mit Lenz wurde nämlich spät in Straßburg, d. h. erst in den letzten Monaten von G.'s dortigem Aufenthalt gemacht. — (e. f) Lenz war nicht Hofmeister von kurländischen Edelleuten, sondern hatte zwei Livländer, von Kleist, als Gesellschafter und seiner Kenntniß der französischen Sprache halber nach Straßburg begleitet („Literarische Zustände und Zeitgenossen ꝛc. aus K. A. Böttiger's handschriftlichem Nachlasse", I. 18; „J. M. R. Lenz und seine Schriften", von E. Dorer-Egloff, 151). — (k) G. besuchte Friederike Brion auf dem Wege nach der Schweiz am 25. September 1779, wie er an Frau v. Stein am 28sten schreibt. — Ueber Lenzens Verhältniß zu derselben ist zu vergleichen: „Der Dichter Lenz und Friederike v. Sesenheim" ꝛc. von A. Stöber, S. 19, 47—54; ferner: Dorer-Egloff, a. a. O. S. 151—159; dagegen: „Aus Goethe's Freundeskreise" ꝛc. von H. Düntzer, S. 88—101; „R. Lenz, Leben und Werke", von O. F. Gruppe, S. 10—25, 64—116.

7a—g. Es ist wahrscheinlich, daß eine Vorarbeit zu der von Goethe in der Ankündigung der Ausgabe letzter Hand seiner Werke versprochenen Fortsetzung von „Dichtung und Wahrheit", die Zeit von Ende 1775 bis Herbst 1786 behandelnd, im vorliegenden Fragmentarischen aus seinem Leben zu erblicken ist; jedenfalls deutet Absatz g auf die amtliche Thätigkeit jener Jahre. — (a.b) Bei dem, was G. hier über seine Gleichgiltigkeit

bei Ehrenbezeigungen sagt, wird man lebhaft an das erinnert, was er am 4. Juni 1782, als er sein Adelsdiplom empfangen hatte, an Frau v. Stein schrieb. Ein Toast, der G.'n bei einem an seinem Geburtstag in Karlsbad veranstalteten Mittagsmahl zugebracht wurde, schloß:

Wenn man ihm Kronen böte,
Er bliebe doch nur Goethe.

8 a—pp. Im „Louisenfest" haben wir ein Stück des V. Theils von „Dichtung und Wahrheit", obwol es nach der Chronologie Goethischer Schriften erst 1830 geschrieben wurde. Je reizvoller das Vorliegende erzählt ist, um so schmerzlicher vermissen wir das Uebrige. Im ersten Druck dieses Aufsatzes in der Quartausgabe und ebenso in der Klassikerausgabe von 1840 steht Tag, Monat und Jahr in der Ueberschrift falsch angegeben — 25. August 1777 —, in den Nachträgen zur Ausgabe letzter Hand Band LX ist wenigstens das Jahr berichtigt. Das richtige Datum ergiebt sich aus G.'s Tagebuch, und merkwürdigerweise hat es auch der Mitherausgeber von Goethe's Werken, Riemer, in den „Mittheilungen über Goethe", II. 65. Jedenfalls wußte derselbe den Namen Louisenfest nicht anders zu rechtfertigen, als daß er dasselbe auf den Tag des heiligen Ludwig (25. August) verlegte; indessen in vielen Kalendern und namentlich im „Gothaischen genealogischen Hofkalender" ist beim 9. Juli der Name Louise angegeben. — (b) Einen Herzog von Dessau gab es 1778 noch nicht, sondern erst seit 1807. Den Park hatte der Fürst Leopold Friedrich Franz von Anhalt-Dessau anlegen lassen. — (e) Die Wasserfluth, welche Wiesen und Stern überschwemmte, trat ein am 1. Juli 1778 („Briefe an J. H. Merck von Goethe ꝛc. von K. Wagner", S. 129). — (m) Da es sich nicht um G.'s eigne Verse handelt, hat man sich erlaubt, die erste Zeile, die der Pater Provisor spricht, korrekt zu machen. — (s) Der Pater Decorator ward offenbar von G. vorgestellt.

10 a. Der Besuch Iffland's in Mannheim fand nicht auf der Reise nach, sondern vielmehr aus der Schweiz am 22. Dezember 1779 statt, wie Iffland seinem Bruder brieflich erzählt („Westermann's Illustrirte Deutsche Monatshefte", September 1869, S. 592 f.).

34 a—g. Dieser bisher in G.'s Werken nicht befindliche Aufsatz steht im Gothaischen „Taschenbuch für die Schaubühne auf das Jahr 1793", S. 199 f. Es dürfte ebenso wenig zu be-

zweifeln sein, daß derselbe von G. verfaßt ist, als daß der im vorhergehenden Jahrgang gleichbetitelte nicht von ihm ausgegangen ist; eine Bestätigung kann noch darin gefunden werden, daß im „Theater-Kalender auf das Jahr 1796", S. 322, auf diesen Aufsatz unter Anführung seines Anfangs mit betonter Anerkennung Bezug genommen ist. Die Nachrichten über das Weimarer Hoftheater in den zwischenliegenden und spätern Jahrgängen desselben Almanachs beschränken sich auf Verzeichnisse der Mitglieder, theilweise auch der neuen Stücke und sind wol nur Aufstellungen der Theaterkanzlei. — (f) Das Buch zu Mozart's „Entführung aus dem Serail" war von Bretzner, „Der Mondkaiser" „eine Posse nach dem Französischen, „Verbrechen aus Ehrsucht" von Iffland.

91 b. Der Kunstroman „Ardinghello oder die glückseligen Inseln" von Heinse erschien 1787, „Die Räuber" von Schiller aber längst vor G.'s Reise nach Italien, 1781. — (f) Schiller's Aufsatz „Ueber Anmuth und Würde" erschien 1793 in der „Neuen Thalia". Schiller theilte am 6. September 1793 dem Senator Schübler in Heilbronn mit, daß er mit G. über Kantische Philosophie gesprochen habe („Morgenblatt 1854", S. 1061). — (h—l) Das hier erwähnte Zusammentreffen und Gespräch G.'s mit Schiller muß jedenfalls vor G.'s Brief an Diesen vom 25. Juli 1794 stattgefunden haben. Eine von Schiller im Brief an Körner vom 1. September erwähnte, sechs Wochen zuvor stattgehabte Unterredung mit G. scheint nicht dieselbe und wol eine spätere gewesen zu sein, da Schiller wenigstens als deren Gegenstand nur Kunst und Kunsttheorie bezeichnet.

136 a. Die schon in der Anmerkung zu Abs. 136 erwähnt wurde, ist diese kurze Charakteristik Herder's in einem seit der Quartausgabe eingeschobenen Satz enthalten, der allein von allen diesen Zusätzen später in den Nachträgen zur Ausgabe letzter Hand ausgelassen worden ist.

169 a. Dieser Aufsatz stand zuerst in einer Anmerkung in der Quartausgabe. Ueber das Gespräch mit Lord Bristol erzählte G. noch einiges Genauere Soret am 17. März 1830 („Gespräche mit Goethe", von Eckermann, III. 327 f.).

402 a—f. Die Ueberschrift ist so gewählt worden zum Unterschied von dem hier getrennten Aufsatz 136a. — Ueber Herder's Widerspruchsgeist und sonstige gesellige Fehler und Unarten klagte G. schon im Anfang des X. Buchs von „Dichtung und

Wahrheit" mit Bezug auf die erste Bekanntschaft mit ihm in Straßburg. — Es wird gewöhnlich angenommen, daß Herder's widerwärtige Aeußerung über „Die natürliche Tochter" im Mai 1803 gefallen sei (vergl. Düntzer's „Goethe und Karl August von 1790 bis 1805", S. 435), und es wird sich ein andrer Zeitpunkt kaum feststellen lassen, obwol manche Bedenken dagegen sprechen.

403a. 410a. 418a—f. Der Frau von Stael Vorlesung der „Phädra" von Racine war wol die französische Vorlesung, von der Schiller am 26. Januar 1804 G.'n schrieb, daß sie am folgenden Tag stattfinden sollte. — Benjamin Constant hat nicht allein in den folgenden Zeiten in verschiednen gesetzgeberischen Körperschaften Frankreichs sittlich-politisch gewirkt, sondern hatte dies bereits während der Republik gethan. — Von Johannes von Müller's Anwesenheit spricht G. in den Briefen an Schiller vom 23. Januar 1804, von der Wolf's schon im Brief an Eichstädt vom 27. Dezember 1803; nach Brief vom 7. Januar 1804 war er Tags vorher zurückgereist. — Ueber Fernow ist zu vergleichen Abt. 377. Ueber Voßens Thätigkeit für die „Neue Jenaische Allgemeine Literatur-Zeitung" siehe G.'s Briefe an Eichstädt vom 31. Dezember 1805, sowie vom 6., 7. und 27. Januar, 26. und 29. Februar, 2. und 9. April, 19. Mai 1804, ingleichen mehrere spätre. — Als die Stael G. wegen der „Natürlichen Tochter" zu Rede gesetzt, soll er ihr Urtheil mit den Worten scherzhaft abgelehnt haben: „Ich bin über 60 Jahr alt"; Jene ließ sich aber nicht irre machen in ihrer Verwerfung dieses Schauspiels, und als ihr Robinson bemerklich machte, sie verstehe den Dichter wol nicht, antwortete sie: „Ich verstehe Alles, was verstanden zu werden verdient; was ich nicht verstehe, ist nichts." (Diary, Reminiscences and Correspondence of H. C. Robinson, VIII chapt., 3d ed. p. 94). Auch in ihrem Werk De l'Allemagne (II. part. 22. chap.) verspottet die Stael „Die natürliche Tochter" als ein im Reiche der Schatten vor Odin aufzuführendes Stück.

550a—f. Auch hier ist nicht ganz genau, was G. über die Ertheilung des Preises der Kunstausstellung sagt; allerdings war es nur Hoffmann von Köln, der für die Lösung der Preisaufgabe — eine Darstellung aus dem Leben des Herkules — prämiirt wurde; allein er erhielt blos die Hälfte des ausgesetzten Preises, die andere Hälfte der Dresdner Maler Friedrich für zwei braun getuschte Landschaften. — Die

Philostratischen Gemälde wurden den Liebhabern empfohlen im 1. Heft des II. Bandes „Ueber Kunst und Alterthum“ (1818), und zwar in dem Aufsatz „Philostrat's Gemälde“ nebst Beigaben S. 27—144 (W., XXVIII. 275—322); vgl. übrigens Abt. 826. — Ueber die Wiederherstellung von Polygnot's Gemälden in der Lesche zu Delphi und die Mitwirkung der Gebrüder Riepenhausen hierbei s. die Abth. 393 und 398.

550 g—i. G.'s Freund Jacobi traf am 22. oder 23. Juni in Weimar ein und verweilte bis 1. Juli 1805, worüber zu vergleichen die Briefe von Frau v. Stein an Frau v. Schiller vom 24sten und von Heinrich Voß an Ebendieselbe vom 28. Juni, sowie von Christiane Vulpius an Nikolaus Meyer vom 2. Juli („Charlotte v. Schiller und ihre Freunde“, II. 350 f., III. 201; „Freundschaftliche Briefe von G. und seiner Frau an Nik. Meyer“, S. 97). — Daß G. und Jacobi zuletzt den alten Bund treulich und liebevoll bekräftigten, schreibt auch der Letztere an Köppen am 24. Juli („F. H. Jacobi's Briefwechsel“, II. 368). Ueber die Trennung G.'s und Jacobi's in Bezug auf ihre Ueberzeugungen vom Höchsten spricht G. sich wiederholt aus, so in „Dichtung und Wahrheit“ gegen Ende des XIV. Buchs, in der „Italienischen Reise“ unterm 5. und 8. Oktober 1787, in den Briefen an Jacobi häufig ꝛc. Vergl. Abt. 797.

715 a—nnn. Von der Unterredung mit Napoleon ließ G. lange nichts verlauten und wich selbst den Nachfragen des Herzogs darüber aus, um nicht — wie er am 9. Juni 1814 gegen den Kanzler von Müller äußerte — zahllose Klatschereien zu erregen. Erst auf wiederholtes Andringen Müller's, namentlich am 14. Februar 1824, entschloß G. sich am nächsten Tage, die gegenwärtige Skizze aufzuzeichnen, schrieb aber sofort an Müller: zur Strafe, daß er ihn dazu verleitet, sekretire er das Produkt („Goethe's Unterhaltungen mit dem Kanzler F. v. Müller“, herausgegeben von C. A. H. Burkhardt, S. 11, 80 f.). — (f. g) Andromaque und Britannicus, Trauerspiele von Racine. — (i. l) Das Lokale der Statthalterei war G.'n althekannt durch den lebhaften Verkehr mit dem früheren Statthalter von Erfurt, Koadjutor von Dalberg. — (r. w) Marschall Lannes wohnte nach der Schlacht von Jena bei G. — (kk) Napoleon's Bezeichnung G.'s geben Kanzler v. Müller („Erinnerungen aus den Kriegszeiten von 1806—1813“, S. 241) und der Minister v. Reinhard im Brief an G. vom 24. No-

vember 1808 mit: „Voilà un homme.“ Ersterer läßt diese Worte vom Kaiser bei G.'s Abgang zu Darn und Berthier sagen. Andere geben diese Anrede noch anders, offenbar ausgeputzt. — (tt) Nach G.'s Erzählung an Boisserée sagte Napoleon: „Mahomet est une mauvaise pièce“ („S. Boisserée“, I. 265). G. äußerte gegen Ersteren: „Er, der ein anderer Mahomet war, mußte sich wohl darauf verstehen.“ — (uu. vv) Napoleon hatte den „Werther“, wie Bourrienne in seinen Memoiren berichtet, in Aegypten mit sich geführt und ihn siebenmal gelesen. Die Stelle, welche Napoleon am „Werther“ tadelte, verheimlichte G. lange gegen alle Welt, wie Eckermann, Boisserée, Kohlrausch mittheilen. Erst durch v. Müller's „Erinnerungen“ kam es an den Tag, daß Napoleon die an einigen Stellen hervortretende Mischung der Motive des getränkten Ehrgeizes mit denen der leidenschaftlichen Liebe nicht gut gefunden und gesagt habe: „Das ist nicht naturgemäß und schwächt bei dem Leser die Vorstellung von dem übermächtigen Einfluß, den die Liebe auf Werther gehabt. Warum haben Sie das gethan?“ Wie Talleyrand Bonstetten erzählte, hatte Napoleon das Gespräch über „Werther“ mit den Worten eingeleitet: „Je n'aime pas la fin de votre roman!“ worauf G. erwidert habe: „Je ne croyais pas que votre Majesté aimât que les romans aient une fin.“ Die von Napoleon gemißbilligten Stellen hatte indessen schon die Stael getadelt; sie waren übrigens bereits seit 1787 von G. getilgt oder verändert. („Erinnerungen aus den Kriegszeiten“, S. 238; Gespräch mit Eckermann vom 2. Januar 1824; „S. Boisserée“, I. 265; „Briefe an F. Brun geb. Münter“, herausgegeben von F. v. Matthisson, II. 312; „Erinnerungen aus meinem Leben“, von H. Kohlrausch, S. 115). Napoleon's Ausstellung war es wol, die G. so zu lachen machte, daß er sich deshalb entschuldigen zu müssen glaubte („S. Boisserée“, a. a. O.). — (ww) Kanzler v. Müller läßt G. des Kaisers Bemerkung über „Werther“, nicht über das Drama, mit der Entdeckung einer versteckten Naht durch einen kunstverständigen Schneider vergleichen („Erinnerungen“ ꝛc., S. 239), ebenso Kohlrausch mit der Prüfung einer Naht durch ein Frauenzimmer, welches dieselbe zwischen Daumen und Zeigefinger gleiten laße („Erinnerungen“ ꝛc., S. 115). — (xx) Lewes giebt die Aeußerung Napoleon's französisch: „Ces pièces appartiennent à une époque obscure. Au reste: que veulent-ils dire avec leur fatalité? La politique est la fatalité.“ (The Life and Works of Goethe. II vol., book the VII,

chapt. 2). — (iii) Oedipe, von Voltaire. — (lll) Die große Jagd am 6. Oktober fand im Ettersburger Forste statt. — La mort de César, von Voltaire. — Ausnahmsweise ergänzen wir einmal G.'s Darstellung durch Erwähnung des Balles, der am 6. Oktober nach dem Theater bei Hofe gegeben wurde. Auch hier hatte G. wieder ein langes Gespräch mit Napoleon, in dessen Nähe sich dabei der König von Sachsen und der Fürst Talleyrand befanden. Es bezog sich zunächst auf das eben dargestellte Trauerspiel, und es ist gewiß ein Irrthum von Müller's, wenn er auch dieses Gespräch auf den 2. Oktober verlegt („Erinnerungen" ꝛc., S. 240); Lewes und Thiers („Histoire du consulat et de l'empire", liv. XXXII) lassen es, auch an sich wahrscheinlicher, auf gedachtem Ball pflegen. Napoleon verwarf den Bau der Schauspiele Shakespeare's und seiner Nachahmer mit der Mischung von Trauer- und Lustspielscenen und sagte zu G.: „Je suis étonné qu'un grand esprit comme vous n'aime pas les genres tranchés." Alsdann sprach er nach Müller (a. a. O., S. 240 und 253): „Das Trauerspiel sollte die Lehrschule der Könige und der Völker sein; das ist das Höchste, was der Dichter erreichen kann" (oder gehört das zu Abs. ww?), auch: das Trauerspiel stehe in gewisser Hinsicht höher als die Geschichte. Ferner nach Müller und Lewes: „Sie sollten den Tod Cäsar's auf eine vollwürdige Weise großartiger als Voltaire schreiben. Ce travail pourrait devenir principale tâche de votre vie. Dans cette tragédie il faudrait montrer au monde, comment César aurait pu faire la bonheur de l'humanité, si on lui avait laissé le temps d'exécuter ses vastes plans." Endlich forderte Napoleon G. noch auf: „Venez à Paris! Je l'exige de vous. Là vous trouverez un cercle plus vaste pour votre esprit d'observation; là vous trouverez des matieres immenses pour vos créations poétiques." Napoleon hatte Voltaire's Trauerspiel überhaupt auf dem Zuge und sagte nach der Aufführung zur Herzogin Louise: „Etrange pièce ce César! Pièce républicaine! J'espère que cela ne fera aucun effet ici." („Aus K. L. v. Knebel's Briefwechsel mit seiner Schwester Henriette" ꝛc. von H. Düntzer, S. 348). Wenn G. gegen Grüner („Briefwechsel und mündlicher Verkehr zwischen Goethe und dem Rathe Grüner", S. 86) erwähnte, Napoleon habe ihn aufgefordert, einen „Brutus" zu schreiben, so ist selbstverständlich damit Cäsar's Ermordung gemeint. — Unter die Angehörigen Maret's, die bei G. logirten, gehörte dessen Sekretär Le Lorgne

Von den „Venetianischen Epigrammen“, die Goethe nicht in seine Gedichte aufgenommen (vgl. Bd. II, S. 135), sind uns zehn bekannt. Vier derselben eignen sich auch für uns nicht zur Aufnahme; das eine, welches in Grimm's deutschem Wörterbuch unter dem Worte „Eilfer“ mitgetheilt wird, und ein zweites, noch ungedrucktes: „Zürnet nicht, Ihr Frauen, daß wir dies Mädchen bewundern“, welches im Manuskripte auf Nr. 45 (II, 147 unsr. Ausg.) folgte und dessen S. 150 in der ersten Note gedacht ist. Zwei andre befanden sich auf dem „Blättchen Epigrammen“, welches, datirt: Venedig, den 28. April 1790, dem Briefe an Charl. von Kalb vom 30. desselb. Mon. (Köpke, S. 110) zur Mittheilung an Freunde beigelegt war. Sie überschritten aber nach Goethe's eignem Gefühl die Grenze des Erlaubten, weshalb auch hier nur die Anfänge, gleichsam als literarische Erkennungszeichen, mitgetheilt werden. Das erste beginnt:

„Ich empfehle mich Euch! Seid wacker!“ Sagst Du und reichest
Mir den (sic) Tellerchen dar, lächelst und dankest gar schön.

Ach, empfohlen bist Du genug u. s. w.

wozu Goethe die Erläuterung giebt: „Mi raccomando, Signori! da bravi, fatevi bravi! ist der Zuruf, den Gaukler und Taschenspieler brauchen, wenn Geld eingesammelt wird.“ Dabei bemerken wir nachträglich zu Epigr. 43 und 44 Br. II, daß Goethe's Erklärungen der darin angewandten Ausdrücke sur bottega und anime gleichfalls noch handschriftlich vorhanden sind. Das andre Epigramm beginnt: „Heraus mit dem Theile des Herrn! Heraus mit dem Theile des Gottes!“ Das gedachte Blatt enthielt außerdem die gedruckten Nummern 14. 16. 20. 37, 42. 49 und 76. — Von den sechs nachstehend abgedruckten Epigrammen finden sich Nummer 1. 2. und 5 allein in der Ausgabe von 1836 unter den Nummern 49b, 60a und 86b, in allen spätern Ausgaben sind sie fortgelassen; das zuletzt genannte steht außerdem, als an Herder's Gattin gerichtet, in dessen Nachlaß I, 122. Für Nummer 3 u. 4 vgl. Deutsche Monatsschrift von 1791, „Sinngedichte“ Bd. II, Juni S. 85 und Bd. III, October S. 92 und die seltne Schrift: Epigramme, Venedig, 1790, bei Unger. Auch diese finden sich weiter in dem Musenalmanach von 1796 noch in den Werken. Nummer 6 endlich erscheint hier nach einer authentischen Abschrift zum ersten Male. — L.

d'Ideville („H. d'Ideville. Journal d'un Diplomate en Allemagne et en Grèce", p. 109). — (mmm) Die Jagd am 7. Oktober wurde zwischen Jena und Apolda auf dem Plateau des Landgrafenbergs abgehalten. Weiter gingen die Monarchen nach der Jagd nach Erfurt. Nach v. Müller (a. a. O., S. 259) wurde G. noch einmal zwischen dem 7. und 14. Oktober zu Napoleon, während Dieser frühstückte, gerufen; doch hätten die dabei gepflognen Gespräche kein besondres Interesse dargeboten. — (nnn) Bei der Gesellschaft am 14. Oktober war es jedenfalls, daß Talma G. frug, ob die Geschichte des Werther wahr sei, worauf Dieser erwiderte: von den betheiligten Personen habe sich nur eine gerettet, um die Geschichte erzählen zu können; sonst wüßte man nichts davon („Mittheilungen über Goethe", von F. W. Riemer, II. 705 f.).

725 b. Die Medaillen auf Aretin, welche G. besaß, finden sich in „Goethe's Kunstsammlungen" ꝛc., von Chr. Schuchardt, unter Nr. 50 und 66 der italienischen Medaillen aufgeführt.

852 a. Der 3. August war das Geburtsfest König Friedrich Wilhelm's III. von Preußen, — der damals in Biberich Hof haltende Herzog von Nassau-Ulfingen Friedrich August. Dem Fest an der Rochus-Kapelle über Bingen, dem G. beiwohnte (im Text scheint bei dessen Erwähnung ein Wort ausgefallen), ist eine besondre Erzählung gewidmet: „Sankt-Rochusfest zu Bingen" im 2. Heft „Ueber Kunst und Alterthum ꝛc." — (b) Ebenso ist der Aufenthalt im Rheingau bei der Familie Brentano im 3. Heft geschildert unter der Ueberschrift: „Im Rheingau Herbsttage." — (c) Der Schlosser, in dessen Haus G. Gastfreundschaft fand, ist ohne Zweifel Friedrich Sch. Ein älterer Schulfreund G.'s, mit dem er damals verkehrte, war Rieß, ein akademischer Dr. Ehrmann, den G. von Straßburg her kannte (S. Boisserée's Brief an G. vom 20. Dezember 1812). — (d) Ueber die Boisserée'sche Sammlung zu vergleichen Abs. 852. — (e) Die älteren Freunde in Heidelberg, die sich der guten Zeiten von Jena noch erinnern konnten, waren Paulus, Thibaut und Voß. — Kabinetsrath Schleiermacher hatte die Kunstsammlungen Darmstadt's unter sich. — (f) Das Kabinet des Geheimerath Leonhard war ein oryktognostisches und geognostisches.

878a—k. Dieser Aufsatz dürfte allerdings von G. mit bestimmtem Hinblick auf seine Einfügung in die „Annalen" geschrieben worden sein.

878g—n. 979a. Die Abneigung und der Haß Kotzebue's gegen G. und die ungefähr gleichen Empfindungen G.'s gegen Kotzebue sind zwar ihren Hauptursachen nach bekannt, doch fehlt es noch an einer Entwicklung des beiderseitigen Verhältnisses zu einander, bei deren Ausführung jedenfalls vorliegender Aufsatz als Führer vorzugsweise zu benutzen sein wird. — Kotzebue war der Bruder von Amalie Gildemeister, die zu den Frauenzimmern gehört, denen G. seine besondre Aufmerksamkeit und Neigung widmete, und zwar in den ersten Weimarer Jahren; sie spielte bei der ersten Darstellung der „Geschwister" die Marianne, G. den Fabrice.

990v. Ueber G.'s Mitwirkung beim Ilmenauer Bergbau sind zu vergleichen die Abss. 75—78. 94. — (x) G.'s erste Winterreise auf den Harz dauerte vom 29. November bis 16. Dezember 1777; das darauf bezügliche dithyrambische Gedicht ist „Harzreise im Winter". — (y—gg) Der Inhalt dieser Abtäge ist angeführt in den Aufsätzen „Gestaltung großer anorganischer Massen" und „Gebirgsgestaltung im Ganzen und Einzelnen" im letzten Heft „Zur Naturwissenschaft" (1824). — (hh) Das Modell der Erdbildung erwähnt G. 1804 und 1807; vergl. Abss. 426 u. 637. — (ii) Ueber die vom Rath Kraus bei der Harzreise im August und September 1784 aufgenommenen Zeichnungen s. Abs. 167. — (kk) Krausens kurze Lebensgeschichte ist zu Anfang des XX. Buches von „Dichtung und Wahrheit" erzählt.

1030a—p. Graf Friedrich Stolberg war mit Voß innig befreundet gewesen, bis er in jene frömmelnde Richtung gerieth, die ihn 1800 zum Uebertritt in die katholische Kirche bewog. Hatte dieser auch eine Aufhebung des freundschaftlichen Verkehrs zu sofortiger Folge, so war doch darüber nichts in die Oeffentlichkeit gekommen, und erst die Bestrebungen nach Verdunkelung des deutschen Geistes durch Ausbreitung des Katholizismus veranlaßten Voß im 3. Hefte der Zeitschrift „Sophronizon" (1819) in einem größeren Aufsatz: „Wie ward Fritz Stolberg ein Unfreier?" nachzuweisen, daß Derselbe durch Hochmuth der katholischen Kirche in die Arme geführt worden sei, indem er durch sie ein

Gegengewicht gegen die Grundsätze der französischen Revolution und die daraus fließende Beseitigung der Vorrechte des Adels gesucht habe. Der Nachweis war von Mittheilung vieler kleiner Züge aus dem frühern traulichen Zusammenleben mit Stolberg begleitet, aus denen sich die schrittweise Annäherung an katholisches Wesen ergeben sollte. Namentlich diese Mittheilungen waren es, die von Freunden und Anhängern Stolberg's als Verrath verurtheilt wurden und 1820 mehrere Gegenschriften hervorriefen, wie auch andrerseits Schriften für Voß eintraten. — (h) Graziosa heißt im spanischen Schauspiel der komische Diener, welcher zwar eigentlich die idealen Anschauungen der Hauptpersonen parodirt, nichtsdestoweniger aber ihren Zwecken behilflich und ihr Vermittler ist. — (o. p) Friedrich Jacobi hatte in seiner 1785 herausgegebenen Schrift „Ueber die Lehre des Spinoza in Briefen an Herrn Moses Mendelsohn" Aeußerungen Lessing's mitgetheilt, wonach Dieser sich als Anhänger dieser Lehre zu erkennen gegeben haben sollte. Der bald darauf erfolgte Tod Mendelsohn's wurde der Aufregung über diese Schrift zugeschrieben.

1056 a. Der Verleger von „Rameau's Neffe, übersetzt von G." war Göschen. — (e—e) Die lange für das Original gehaltne Rückübersetzung ins Französische war vom Vicomte de Saur.

1117 II a—tt. Von dem „Notirten und Gesammelten auf der Reise vom 16. Juni bis zum 29. August 1822", — welcher Ueberschrift im Manuskript noch vorangeht: „Zur Geologie" — fehlt der Anfang, der wahrscheinlich an die Großherzogin geschickt wurde, wie dies der Zweck dieses ganzen Reisetagebuchs war; denn nach dem Eintrag vom 8. August steht die Bemerkung: „An Serenissimam abgesandt den 13. August 1822." Um später, wenn der erste Theil dieser Reiseberichte gefunden sein wird, die Bezeichnung der Absätze an die unsrige anschließen zu können, sind gegenwärtige dem Abs. 1117 der „Annalen" unter Zusetzung einer II angeschlossen, so daß die des ersten Theils eine I zu erhalten haben würden. Ueber diese Reisebegebenheiten vom 1. bis 18. August 1822 — so weit sie in gegenwärtigem Aufsatz berichtet sind — geben übrigens Grüner's Mittheilungen in „Briefwechsel und mündlicher Verkehr zwischen Goethe und dem Rathe Grüner", S. 96—111, näheren Aufschluß; auf sie wird bei den einzelnen Absätzen nicht weiter besonders Bezug ge-

nommen werden. G.'s Aufenthalt in dieser Zeit war, die Ausflüge abgerechnet, Eger. — (b) Ueber Keferstein's geologischen Atlas s. Abs. 1105. — (c) Mit Brief von A. v. Humboldt aus Paris vom 16. April 1821 an G. kam ein junger Ternaux aus der Familie der berühmten Fabrikanten wollener Waaren mit seinem Führer Bredt nach Deutschland, um hier erzogen zu werden; jedenfalls ist es nur ein Gedächtnißfehler G.'s, wenn er hier von einem jungen Tournon spricht. (d) Betreffs von Henning's Vorlesungen über G.'s Farbenlehre zu vergleichen die Abss. 1103 u. 1128. — (g) Ueber Naturdichter in Deutschland hat G. zwar vor 1822 Einiges gesagt, namentlich über Grübel, Hiller, Babst, später aber nur über Fürnstein in dem Aufsatz: „Fürnstein, deutscher Naturdichter", wobei auch das Gedicht über den Hopfenbau, das G. ihm aufgegeben hatte, mit abgedruckt ist (W., XXIX. 405—410). — (h. i) Schon im vorigen Jahr vom 27.—29. August war G. auf Schloß Hartenberg beim Grafen Auersperg zu Besuch gewesen. — (l) Zu diesem Absatz hat G. an die Seite geschrieben: „Fällt weg." — (n) Kapellmeister Tomaschek wohnte in Eger beim Advokat Frank. — (o) Der hier gemeinte Prälat des Prämonstratenserstifts zu Tepl hieß Reitenberger; G. verkehrte mit ihm, als einem Mineralogen, vielfach. — (r) Der Kappelberg heißt eigentlich Capellenberg; seine Spitze liegt 756,7 Meter über der Ostsee. — Die Herren von Reitzenstein besitzen das Rittergut Schönberg (q) seit dem sechzehnten Jahrhundert. — (ff) Unter den Markgrafen sind die von Bayreuth zu verstehen. — (pp) Die Uebersicht von Kunckel's Glasmacherkunst, die zu geben sich G. vornahm, steht im 1. Heft des II. Bandes „Zur Naturwissenschaft" (1823) unter der Ueberschrift „Johann Kunckel".

1133 c. G.'s Aufsatz aus dem Jahr 1793: „Der Versuch als Vermittler zwischen Subjekt und Objekt" erschien gleichzeitig mit dem Aufsatz „Bedeutende Förderniß ꝛc." im 1. Heft des II. Bandes „Zur Naturwissenschaft überhaupt". Die Ueberschrift des ersten Aufsatzes ist übrigens neuern Ursprungs und nach G.'s Brief an Riemer vom 10. September 1822 vermuthlich von Letztgenanntem vorgeschlagen. — (d) Ueber G.'s wiederholtes Eifern gegen die Forderung „Erkenne Dich selbst!" sind zu vergleichen der 2te und 456ste von G.'s „Sprüchen in Prosa" (W., XIX. 20, 99 f.). — (h) Unter „Der Graf und die Zwerge" ist das „Hochzeitlied", unter

„Der Sänger und die Kinder“ die „Ballade vom vertriebenen und zurückkehrenden Grafen“ zu verſtehen. — (k) Die dichteriſche Gewältigung der franzöſiſchen Revolution unternahm G. außer in der „Natürlichen Tochter“ in den „Aufgeregten“, dem „Bürgergeneral“, dem „Großkophta“.

1143a. Die ſchwere Krankheit — eine Herzbeutelentzündung — befiel G. am 17. Februar 1823 und dauerte bis Mitte März. Man hat dieſer Krankheit einen romantiſchen Hintergrund geben und ihre Urſache auf ein zartes Verhältniß zurückführen wollen, das G. im vorhergehenden Sommer mit Ulrike von Levezow in Marienbad gehabt hatte; allein dieſelbe erklärt ſich viel natürlicher aus unzweckmäßiger Lebensweiſe, wie Frau v. Schiller am 15. März 1823 an Friedrich v. Stein dies näher darlegt. Nach demſelben Brief ſowie nach dem Brief Ebenderſelben an Frau v. Humboldt vom 22. März wäre es auch nicht richtig, daß G.'n die Fähigkeit, das Gegenwärtige zu beachten, niemals während der Krankheit genommen geweſen ſei („Charlotte v. Schiller und ihre Freunde“, I. 407, 530 f.). — (d) Zur Feier von G.'s Geneſung fand am 22. März die Aufführung des „Taſſo“ ſtatt; der ſinnig-herzliche Bezug auf G.'s Zuſtände lag in dem von Riemer gedichteten Prolog. — (e) Die Anmeldung des wohlgelungenen Unternehmens erfolgte durch Frau v. Heygendorff, welche G.'n den Lorbeerkranz überbrachte, mit welchem die Prinzeß Leonore den Taſſo bekränzt hatte („Geſpräche mit Goethe“, von J. P. Eckermann, III. 16). — (f) Ueber Lord Byron's Widmung ſeines „Werner“ iſt zu vergleichen der Aufſatz „Lebensverhältniß zu Byron“ (W., XXIX. 764), über ſeine English Bards and Scotch Reviewers Abſ. 1047. — (g) Graf Sternberg machte G.n ſeine Ernennung zum Ehrenmitglied der Geſellſchaft des böhmiſchen Muſeums zu Prag unterm 16. März bekannt; erſt am 14. Mai dankte G. — (h) Schon am 14. Juli 1822 hatte Nees v. Eſenbeck G. benachrichtigt, daß er eine vom Prinzen von Neuwied in Braſilien gewonnene Malvenart mit Zuſtimmung des Finders ſowie des Herrn v. Martius Goethea benannt habe; aber erſt am 5. April des folgenden Jahrs konnte er die für die Akten der Leopoldiniſch-Caroliniſchen Akademie gedruckte Abhandlung nebſt Abbildungen überſenden, wofür G. am 24ſten deſſelben Monats gegen Nees von Eſenbeck den Dank für alle Betheiligte ausſprach.

Zur Reviſion des Textes.

T bedeutet Taſchenausgabe } letzter Hand.
O „ Oktavausgabe }
Q „ Quartausgabe von 1826 f.
C „ Claſſikerausgabe von 1840.
G „ Goedeke's Ausgaben.
I „ Erſter Druck.

Nur vorſtehende Ausgaben von Goethe's Werken ſind vergleichen, weil ſelbſt die in der Cotta'ſchen Verlagshandlung ſeit 1840 erſchienenen für die Textkritik ohne Werth ſind. Eigentlich gilt dies auch, ja ſogar in höherem Grade, von den Ausgaben von 1872 und 1875, die Goedeke's Namen auf dem Titelblatt tragen, weil ſie von dieſem Unterhändler mit Einleitungen verſehen ſind, obwol er für die Textmißhandlungen, welche ſich in dieſen Ausgaben finden, nicht wird einſtehen wollen. Indeſſen haben wir ſie zur Textreviſion mit herangezogen, weil wir einmal Kuriſitäten beſitzen wollten. — In der Regel ſind wir der Oktavausgabe letzter Hand gefolgt, welche den Vorzug verdient, weil ſie den letzten von Goethe revidirten Text aufweiſt. Allen ſpäteren Ausgaben iſt die Taſchenausgabe letzter Hand zu Grunde gelegt; die in jenen vorkommenden Abweichungen rühren von den Herausgebern Riemer und Eckermann her.

1. Tag- und Jahres-Hefte.

Ueberſchrift: Seit Q alle Ausgaben „Annalen oder Tag- und Jahres-Hefte von 1749 bis Ende 1822".

Abſatz
1. G „kindiſch" ſtatt „kindlich"
3. Alle Ausgaben außer G haben die erſten Worte des Abſatzes — „Fernere Einſicht ins Leben" — als Ueberſchrift.
25. Seit Q alle Ausgaben richtig „Gehler's phyſikaliſchem Wörterbuch"
37. Alle Ausgaben „dem Gehör nachzuhelfen"
40. T „Haus" ſtatt „Hans"
61. G ohne allen Grund „Er war einer"
84. G „Strudelköpfe"
93. Seit Q alle Ausgaben „allem dieſen"
103. G willkürlich „Profeſſor" ſtatt „Geheimer Rath"

Absatz
132. T u. O „um nach kurzer“
140. T u. O „Brandes“
142. Seit Q alle Ausgaben „Sonnenberg“ statt „Bielefeld“
174. T u. O „Türr“ anstatt „Storr“ — wol Lesefehler des Setzers.
188. T u. O „in die heitere freiere Welt“
197. Seit Q alle Ausgaben „wie wir habei verfahren, ist bereits in dem Aufsatz Ueber das deutsche Theater ausführlich vorgetragen.“
209. Alle Ausgaben bis G „Die Aufgabe: der Tod des Absfud und Hektors Abschied“
Ebenda. G „schon vielseitiger“
Ebenda. G „ausgegeben“ statt „aufgegeben“
213. T „Hofrath Starke“
224. Seit Q „Eckartsberga“
227. G „nack“ statt „ab von“ — unverständlich.
230. Alle Ausgaben haben den offenbaren Hörfehler des Nachschreibers „Menschen und Thier“.
235. G „eilfzehrigen“ falsch statt „zehnjährigen“
244. Bis G alle Ausgaben „Rüte“ statt „Lüge“ (wird Lüde ausgesprochen).
247. Q, C u. G „am Orte“
249. Alle Ausgaben „Morauart“ statt „Morart“
252. Q u. C „behaglichen“ statt „behaglichen“
257. T „Instrumentenmacher Körner“
260. G „ward mit den Kryptogamen“ statt „ward den Kryptogamen“
261. T u. O „Professor Seyfrie“
266. G „Häuptern ein grosser“ statt „Häuptern sich ein grosser“
281. O, Q u. C „gesprochenem geheimnißvollen Gruße“
Ebenda. T, O, Q u. C „sich verbreiteten“ — offenbar Hörfehler des Nachschreibers.
312. Alle Ausgaben „welche der Lauchstädter“
Ebenda. G „zu beiden Seiten das Bulbach“
320. G willkürlich „Umgegend“ statt „Umgebung“
326. T „viele folgte“
327. G willkürlich „Präsident der mineralogischen Societät derselben zugedacht“
334. G „Kunst allein“
335. G „Wendung“ statt „Wirkung“
377. T u. O „Martens“
393. und somit stets seit Q alle Ausgaben „Stael“ (französische Schreibweise für „Stel“).
398. Seit Q alle Ausgaben richtig „Professor Wagner aus Nürnberg“ statt „Hofmann in Stuttgart“
401. G „lieben wir sie länger“ statt „lieben wir es länger“
403. Q u. C haben zu „Schwede“ die Anmerkung „eine viele Anhöhe vor Jena“, welche G in den Text setzt: „Schwede, einer steilen Anhöhe vor Jena, kam“.
405. T „Gefreuds“ statt „Verenis“
406. T, O, Q u. C „solle vorausgehen“
438. T u. O „Stuttgart Hofen“
441. T „nachdichte, trat, anstatt“
455. Alle Ausgaben „Eigenheiten“ — wol Hörfehler des Nachschreibers.
460. Seit Q „während der“ statt des in Sachsen üblichen Sprachgebrauchs „wahrender“
475. G „fünfzehnjährigen“ statt „vierzehnjährigen“ — falsch; vergl. zu Abt. 235.

Bild
481. Seit Q alle Ausgaben richtig „Brunö“ statt „Bruno“
Ebenda. C u. G „so leben in einander“
483. T „kommunicirt u. gelesen“, Q u. C „fein zusammen studieret“.
487. Alle Ausgaben haben den Druckfehler „phrenitem“ unkorrekt.
488. Alle Ausgaben „an diesem commentirte“
516. T u. O „Mochte man ihm“
517. Alle Ausgaben außer G „in deren natürlichen“
546. T u. O „den nach vierjährigen“
551. G „im Werke“. — T, Q, C u. G „im Norden“
551, 552. Alle Ausgaben haben falsch „Thun“, „Bort“ u. „Tarfis“
552. Alle Ausgaben „eines Chors Trompeter“
562. T u. O „Werk“
563. T u. O „Tartheus“
565. Seit Q alle Ausgaben „bald ergriffenen“
573. T u. O „Raabe“
604. T „Kreuzer“
605. Alle Ausgaben „Osborn“
623. T „Hummel“ statt „Himmel“
628. T u. O „Granert“
630. T u. O „Verbleiben, wer sich“
637. T u. O „Tenzel“
637. Alle Ausgaben außer G „und ihre Weise“ — jedenfalls Versehen des Nachschreibers.
659. Seit Q alle Ausgaben richtig „Kapp“ und seit C „Mannin“
675. T „Leben war“ — Druckfehler für „Lesen vor“
676. T „Murrbar“
684. Seit Q alle Ausgaben richtig „Christoph Heinrich M.“
688. Alle Ausgaben bis G „Kantianus“
705. Q, C u. G lassen aus: „jedoch nur mit den Anfangsbuchstaben bezeichnet“.
723. T „Zielde“
759. T u. O „Neritven“ — offenbar Druckfehler.
796. T u. O „Dogerando“; Q u. C „de Gerando“; G „de Gerando“
799. Q u. C „Bandelli“; G richtig „Landelle“
818. T „Todtenkranz“ — Druckfehler für „Todtentanz“
820. Seit Q alle Ausgaben richtig „Brändsted“ statt „Bärnhett“
830. G richtig „Altenberg“
848. C „Das Gaſtmahl der Weiſen (Bd. 2. S. 305 unter dem Titel: Die Weisen und die Leute, ein“
855. Seit Q alle Ausgaben „Gedichte des Hafis“
856. Seit Q alle Ausgaben richtig „Pietro della Valle“
897. Seit Q alle Ausgaben richtig „Schleiermacher“ anstatt „Schlichtegroll“.
898. T u. O „Philipp N.“ statt „Philibert“ — offenbar Hörfehler des Niederschreibenden.
899. T u. O „Conſtigiacht“ — offenbar Schreib- oder Druckfehler.
908. Seit Q alle Ausgaben richtig „Marcus Cornelius Fronto“
916. T „capitalweiſe“ — offenbar Druckfehler.
937. Alle Ausgaben „herzlichſten Erinnerungen neuerer Kunſt“ — was keinen Sinn giebt; G. nennt das Abendmahl da Vinci's „das herrlichſte Werk“ auch in dem Abſchnitt „Techniſches Verfahren“ seiner Abhandlung „Joseph Voſſi über L. da Vinci's Abendmahl“ (W., XXVIII. 369).
945. **Alle Ausgaben „ſicherer“**
950. **T „uraten Gebäude“ — Druckfehler für „uralten Gebäude“**

Absatz

952. T „und mochte sich“
968. Alle Ausgaben ungenau „Schlackenwalde“
Ebenda. T „krystallisirte Diamente“; Q u. C „krystallisirte Diamante“
984. Q u. C „Gika“, G „Gheka“. Dieser Name ist aber ein russischer. Ob nicht der Gureche in Jena dennoch „Gigas“ hieß, wie T u. O haben?
988. Alle Ausgaben „Decandolle“
Ebenda. T u. O „Braun“
998. Alle Ausgaben „Ferroe-Inseln“
1015. Seit Q alle Ausgaben richtig „Bern“ statt „Schaffhausen“
1022. Seit Q alle Ausgaben richtig „Bergler“ statt „Langer“
1029. Seit Q alle Ausgaben richtig „Hof“ statt „Weiß“
1030. Seit Q lauter dieser Absatz:
„Räder berührte mich die zwischen Voß und Stolberg ausbrechende Mißhelligkeit, welches zu mancherlei Betrachtung Anlaß gab.“
Darauf folgt mit neuem Absatz der hier unter den „Biographischen Einzelnheiten“ stehende Aufsatz „Voß und Stolberg“.
1047. T „doch nöthigten mich“
1063. Q, C u. G „Megha-Duta“ statt „Kamaruya“
1069. Seit Q alle Ausgaben „sich . . . in meinem Bezirk aufhielt“, während kein Grund ist, an der Absichtlichkeit des ursprünglichen „enthielt“ zu zweifeln. Vergl. „Deutsches Wörterbuch von J. u. W. Grimm“ unter „Enthalten“ C. I. (III, 551).
1098. Seit Q alle Ausgaben richtig „Streicherischen Flügel“
1119. T u. O „Bruckmannischen“
1122. Seit Q alle Ausgaben richtig „Andreä“
1123. Q u. C „schön augenfällig.“
1140. Seit O alle Ausgaben richtiger „Bree“ — ganz richtig ist „Bree“.

2. Biographische Einzelnheiten.

8a—pp. Ueberschrift: T u. O „25. August 1778“; Q u. C „25. August 1777“
8k. Außer O alle Ausgaben „vom Kammerherrn“
8m. T, O, Q u. C „ein groß Gluck“
10a. G „ohne gerade zuvorkommende“
91a. lautet in I: „Genuß ich die schönsten Augenblicke meines Lebens zu gleicher Zeit, als ich der Metamorphose der Pflanzen nachforschte, als mir die Stufenfolge derselben klar geworden, begleitete mir diese Vorstellung den Aufenthalt von Neapel und Sicilien, gewann mehr Lieb, übte ich mich unausgesetzt daran auf Wegen und Stegen, so mußten mir diese vermittelnden Bemühungen dadurch unschätzbar werden, indem sie Anlaß gaben zu einem der höchsten Verhältnisse, die mir das Glück in spätern Jahren bereitete. Die nähere Verbindung mit Schiller bin ich diesen erfreulichen Erscheinungen schuldig; sie beseitigten die Mißverhältnisse, welche mich lange Zeit ihm entfernt hielten.“
91d. I „von wilden Studenten als der gebildeten Hofdame“ . . . . . „schienen mir beseitigt“
91f. I „Anstatt sie selbstständig“
91i. I „herauszugeben in Begriff stand“

Abſchn. 91 u.

Anſtatt dieſes Abſatzes in I:

„Nach dieſem glücklichen Beginnen entwickelten ſich in Verfolg eines jahrelangen Umganges die philoſophiſchen Anlagen, innerlern ſie meine Natur enthielt, nach und nach; daraus denk, mit Recht ſchaft zu geben, wenn ſchon die obwaltenden Schwierigkeiten jedem Kenner ſogleich ins Auge fallen müſſen. Dem Tiefeigen, welche von einem höheren Standpunkte die höchſte Sicherheit des Menſchenverſtandes überſchauen, daß einem geſunden Menſchen angeborenen Verhandes, der weder an den Gegenſtänden und ihrem Bezug, noch an den eigenen Befähigung, ſie zu erkennen, zu bereiten, zu beurtheilen, zu ſchätzen, zu benutzen zweifelt, ſolche Männer werden gewiß gerne geneigt ſein, daß ein faſt Unmögliches unternommen werde, wenn man die Uebergänge in einen geläuterten, ſicheren, ſtreitbewußten Zuſtand, deren es tauſend und aber tauſend geben muß, zu ſchildern unternimmt. Von Bildungsſtufen kann die Rede nicht ſein, wohl aber von Irr-, Schleif- und Schleichwegen, und ſodann von unbedachtigtem Sprung und belebtem Aufſprung zu einer höhern Kultur.

„Und wer kann denn zuletzt ſagen, daß er wiſſenſchaftlich in der höchſten Region des Bewußtſeins immer wandele, wo man das Aeußere mit größter Behändigkeit, mit ſo ſcharfer als ruhiger Aufmerkſamkeit betrachtet, wo man zugleich ſein eigenes Innere mit klarer Umſicht, mit beſcheidener Vorſicht walten läßt, in geduldiger Hoffnung eines wahrhaft reinen, harmoniſchen Anſchauens? Trübt uns nicht die Welt, trüben wir uns nicht ſelbſt ſolche Momente? Fromme Wünſche jedoch dürfen wir hegen; liebevolles Annähern an das Unerreichbare zu verſuchen, iſt nicht unterſagt.

„Was uns bei unſern Darſtellungen zunächſt gelingt, empfehlen wir längſt verehrten Freunden und zugleich der deutſchen nach dem Guten und Rechten hinſtrebenden Jugend.

„Möchten wir aus ihnen friſche Theilnehmer und künftige Beförderer heranlocken und erwerben!“

169 a. Ueberſchrift: Alle Ausgaben „Derby“

254 c. Bis G alle Ausgaben „Luden“; vergl. zu Abſ. 244.

402 f. G „einſichtig ſelbſt zu genießen“

410 a. Ueberſchrift: T u. O „Zum Jahre 1804. Frau von Staël“

550 a. Q, C u. G „wir im vierten Heft von Kunſt und Alterthum den Liebhabern empfohlen“

550 b. T, Q, C u. G „wurde fleißig bedacht“

715 l. Alle Ausgaben haben „altbekannte“ — offenbar Schreib- oder Druckfehler; denn wie dieß ſchon hier keinen rechten Sinn geben würde, ſo iſt auch offenbar das altbekannte Lokale dem neuen Perſonal gegenübergeſtellt. Auch zu Voſſerre ſagte G., er ſei Napoleon in Erfurt in dem Saale präſentirt worden, in dem er in ſeiner Jugend ſo viele Späße getrieben. Vergl. Abſſ. 715 aaa. bbb.

715 nnn Alle Ausgaben „de Lorgne d'Ideonville“

852 a. Die Ueberſchrift iſt nach G.'s eigener Bezeichnung im Briefe an Knebel vom 9. November 1814 gewählt.

852 a. 1 „Nachts dem 25ſten“ — Diktir-, Schreib- oder Druckfehler.

878 a. Ueberſchrift: T u. O „Zum Jahre 1815. Theater“

878 l. T, O, Q u. C „gar manchem andern“

Ebenda. T, Q, C u. G „mich gewöhnt hätte“

900 a. Manuſkr. „die Wiſſenſchaft als Objekte“

Venetianische Epigramme.

1.

Welche Hoffnung ich habe? Nur eine, die heut mich beschäftigt:
Morgen mein Liebchen zu sehn, das ich acht Tage nicht sah.

2.

Wenn ein verständiger Koch ein artig Gastmahl bereitet,
Nicht er unter die Kost Vieles und Vieles zugleich;
So genießet auch Ihr dies Büchlein, und kaum unterscheidet
Alles Ihr, was Ihr genießt. Nun, es bekomm' Euch nur wohl!

3.

Einen zierlichen Käfig erblickt' ich; hinter dem Gitter*)
Neckten sich emsig und rasch Mädchen des süßen Gesangs.
Mädchen wissen sonst nur uns zu ermüden; Venedig,
Heil Dir, daß Du sie auch uns zu erquicken ernährst!

4.

Ach, sie neiget das Haupt, die holde Knospe! Wer gießet
Eilig erquickendes Naß neben die Wurzel ihr hin,
Daß sie froh sich entfalte, die schönen Stunden der Blüthe
Nicht zu frühe vergehn, endlich auch reife die Frucht?
Aber auch mir — mir sinket das Haupt von Sorgen und Mühe.
Liebes Mädchen, ein Glas schäumenden Weines herbei!

*) Reichardt, der mit Goethe in Venedig zusammentraf, giebt im „Musikalischen Wochenblatt" für 1791 S. 135, die Aufklärung, daß das auch dort abgedruckte Epigramm sich auf eine Musik beziehe, „die in Venedig im Konservatorium von lauter Mädchen hinter einem dichtgeflochtenen Gitter aufgeführt wurde." Dies geschah im Ospitale della Pietà, einem Findelhause für Mädchen, welche zu Sängerinnen und Instrumentalistinnen ausgebildet wurden und sich unter Leitung berühmter Komponisten öffentlich produzierten. — E.

Absatz	
990 l.	Entweder fehlt vor „und ausbilden“ ein Wort oder — was wahrscheinlicher — das „und“ ist überlei.
990 m.	Manuskr. „nicht einmal ein Individuum“
990 w.	Die Handschrift hat statt „Anregung“ jedenfalls aus Versehen „Anlegung.“
990 dd.	Statt „Felsentrennen“ hat wol „Felsentrennungen“ geschrieben werden wollen.
990 gg.	In der Handschrift steht „des Klüfer“
1030 e.	T. Q. C u. G „ohne sie zu vereinigen“
1056 a.	Der Tyndl im Heft Ueber Kunst und Alterthum hat „Haß gegen dieselbe“
1117 II b.	G. hat „fußreisend“ übergeschrieben, wo er „zu Fuß reisend“ diktirt hatte; desgleichen „bergforschendem“ an Stelle von „geologischem“
1117 II g.	An der Stelle von „und groß“ bis „zu Hilf“ stand erst „und verursacht großes Wasser der Eger“ An der Stelle des Satzes „Abends heim“ bis „Zustand hinbeuteten“ hat G. bemerkt: „Bleibt weg!“, ebenso an der Stelle des Absatzes 1117 II i: „Kann weg“.
1117 II h.	Statt „an der Stelle heraufstrebenden“ stand erst „an Hügel heraufstrebenden“
1117 II k.	Statt „jener Zeit“ war erst geschrieben „damals“
Ebenda.	Nach „bald zeigte“ fehlt in der Handschrift das hier eingeschaltete „sich“
Ebenda.	Manuskr. „verleitet durch das Spitzenklöppeln“ — wol Hörfehler des Nachschreibers. Manuskr. „nichts tierliches leben“ — wol Hörfehler.
1117 II u.	Hier schließt ein Bogen des Manuskripts, auf dessen Rande G. bemerkt hat: „An Serenissimum abgesendet den 13. Aug. 1822“.
1117 II y.	Statt „senkt sich“ war erst geschrieben „steigt“
1133 c.	T u. C „den früheren Heften (zur Morphologie) habe ich“

Register.

Die Zahlen hinter den einzelnen Rubriken der nachfolgenden Register weisen nicht auf die Seiten, sondern auf die Absätze des Textes.

I. Die Absätze der Tag- u. Jahres-Hefte u. Biographischen Einzelnheiten nach ihrer Jahreszusammengehörigkeit.

Jahre.	Zugewiesene Absätze.	Zugehörige Absätze.
1749–1765.	1.	1.
1765–1769.	2.	2. 2a–e.
1770–1774.	3–6.	3. 4. 5. 6c–i.
1775.		3 §. Zb. d. 6a. b. k.
1776–1779.	7–11.	7–10. 7a–g. 8a–pp. 10a.
1780–1786.	12–14.	11–14. 17. 78.
1786–1788.	15.	15.
1789.	16–18.	16. 18.
1790.	19–26.	19–26.
1791.	27–32.	27–32. 88.
1792.	33–36.	31 §. Zb. 33–36. 34a–g.
1793.	37–44.	37–44. 79–87. 751. 752.
1794.	45–91.	45–65. 67–77. 80–91. 121. 122. 127–130. 135. 160. 161. 347. 45–91. 91a–q.
1795.	92–143.	66. 92. 93. 95–120. 123–126. 131–134. 137. 140–143. 151 §. Zb. 154. 155 §. Zb.
1796.	144–163.	94. 138. 139. 144–150. 151 §. Zb. 152. 153ff 155 §. Zb. 156–159. 162. 163. 176 §. Zb.
1797.	164–182.	153ff 164–168. 169 §. Zb. 170–175. 176 §. Zb. 177–182. 334. 438–441. 169a.
1798.	183–195.	62 §. Zb. 169 §. Zb. 183–194.
1799.	196–203.	136. 195. 196. 197 §. Zb. 198–203. 366. 367. 368 §. Zb. 136a.
1800.	204–211.	197 §. Zb. 204–211. 283. 284.
1801.	212–284.	212–224. 276–282. 304. 365. 254a–i.
1802.	285–347.	225. 285–303. 305–346. 365 §. Zb.
1803.	348–402.	322 §. Zb. 348. 349. 350–353ff 354–364. 368 §. Zb. 369–403. 442. 444 §. Zb. 402a–f.
1804.	403–416.	404–411. 443. 444 §. Zb. 445. 446. 446ff 402a–f.
1805.	417–549.	350–353ff 447. 448ff 449–750. 752 §. Zb. 576. 550 a–i.

Jahre.	Zugewiesene Absätze.	Zugehörige Absätze.
1806.	550–690.	551–574. 575 § Th 576–598. 599? 601? 602–650.
1807.	631–689.	631–629. 641–689. 821 § Th.
1808.	690–715.	601? 631 § Th. 695 § Th. 696? 697 § Th. 690–703. 706 § Th. 707–715. 724. 715a–nnn.
1809.	716–746.	716–722. 725–746.
1810.	747–769.	599? 747–750. 752–760. 802 § Th. 824 § Th.
1811.	770–799.	572 § Th. 770 § Th. 770–797. 799 § Th. ? 800 § Th.
1812.	800–816.	675 § Th. 800–816. 817 § Th. 824 § Th. 904.
1813.	817–841.	640. 799 § Th. ? 801 § Th. 817 letzter Satz. 818. 819 § Th. 820–823. 825–840.
1814.	842–854.	819 § Th. 842–854. 877 § Th. 852a–f.
1815.	855–881.	855–880. 878a–q.
1816.	882–912.	801 § Th. 817 § Th. 881–903. 905–912.
1817.	913–958.	824 § Th. 913–958. 901 § Th. 974 § Th.
1818.	959–978.	959–978. 981 § Th. ?
1819.	979–985.	979–985. 1021 § Th. 1023? 1030. 1032 § Th. 1071 § Th. 979a. 1030a–g.
1820.	986–1042.	959–1020. 1022. 1023? 1024–1029. 1031–1042. 1045 u. 1046 § Th. 1059 § Th. 1071 § Th.
1821.	1043–1112.	1008 § Th. 1021 § Th. 1026 § Th. 1043–1112. 1056 a–c.
1822.	1113–1142.	1027 § Th. 1055 u. 1056 § Th. 1113–1142. 1117 II a–ii.
1823.	— —	1143a–l.

II. Goethe's Dichtungen, Schriften und dergleichen in den Tag- u. Jahres-Heften und Biograph. Einzelnheiten.

Achilleïs. 147. 679.
Aeltere Gemälde. Neuere Restaurationen in Venedig, betrachtet 1791. 858.
Aeltered, beinahe Veraltetes. 1002.
Alexis und Dora. 198.
Alterthümer, in Kostrip ausgegraben. 740.
Anschauende Urtheilskraft. 924.
Antik und modern. 902.
Aufenthalt in Piemont. 254. 255.
Aufgeregten [Die]. 41.
Ausgrabungen. 962.

Ballade vom vertriebenen und zurückkehrenden Grafen. 818. 1133 b.
Ballade von Hagen und den weissagenden Meerfrauen. 684.
Bedenken und Ermahnung. 924.
Beiträge zur Optik. 27. 35.
Belagerung von Mainz. 1032.
Belinde [Sie]. 3.
Benvenuto Cellini. 151. 167. 189. 246. 382.
Betrachtungen über eine Sammlung krankhaften Elfenbeins. 190.
Bilderlesen. 885.
Bildungstrieb. 924.
Braut von Korinth [Die]. 148. 1117 II b.
Briefe aus der Schweiz. Zweite Abtheilung. 10.
Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe. 91. 112. 91 m.
Bürgergeneral [Der]. 41. 42. 43.

Campagne in Frankreich. 1792. 1032. 1055.
Campagne in Schlesien. 26.
Chronik des Otto von Freysingen. 1006.
Clavigo. 3.

Demetrius von Schiller, zur Aufführung vorgenommen. 451.
Deutsche Gil Blas [Der]. 1055.
Deutsche Theater [Ueber das]. 197.
Deutschen Kleinstädter [Die] von Kotzebue, mit Aenderungen versehen. 289.
Deutsche Baukunst [Von] D. M. Ervini a Steinbach. 103.

Diderot's Versuch über die Malerei. 188.
Donnerbüchse des chemnitzischen Kalifrauds. 835.
Dreißigsten Januar 1806 [Zum]. 552.

Element. 3. 9. 13. 144. 553. 802. 842.
Einleitungen zur Farbenlehre. 1101.
Einwirkung der neuern Poesie. 924.
Elegien. 21. 92. 557.
Elenfinische Fest [Das]. Schiller's Dichtung, bildlich dargestellt von J. M. Kaufmann, gestochen von Joh. Lips. 842.
Elpenor. 14.
Englische Barden und schottische Balladen von Lord Byron, übersetzt. 1047.
Entoptische Farben. 1000. 1002.
Epigramme. 21.
Epilog zum Trauerspiel „Elpenor". 448. 449.
Epilog zu Schiller's „Lied von der Glocke". 463. 550.
Epimenides Erwachen [Das]. 845. 877.
Epistolin. 92.
Erklärung eines alten Holzschnitts, Hans Sachsens poetische Sendung darstellend. 8. 884.
Erklärung von Polidori's Manna. 1140.
Erster Entwurf einer allgemeinen Einleitung in die vergleichende Knochenlehre. 101. 102. 167.
Erwin und Elmire. 3. 15.
Euphrosyne. 174.

Farbenlehre [Zur]. 200. 210. 214. 242. 257. 433. 452. 585—594. 641. 642. 688. 718. 719. 748. 749. 811.
Faust. 4. 146. 217. 557. 562. 843. 844.
Feier [Die] des 28. August soll der zu erwidern. 1002.
Feier des 27. September 1456 [Zur]. 870.
Feierlichen [Zum] Andenken der verewigten Herzogin Anna Amalia. 674.
Festgedichte. 8.
Freunde der Gegenwart [An]. 629.
Freunde der Tonkunst von J. Haydn [Die]. 865.
Friedrich's Ruhm. Vorlesung am 24. Januar 1807 durch Johannes von Müller. Aus dem Französischen. 699.
Fürstlein, deutsches Nationalwerk. 1117 Flg.
Fürst Blücher's Denkmal. 962.

Gastmahl der Weisen [Das]. 848.
Gedrucktes Leben [Das]. 1048.
Gelegenheits-Gedicht. 1. 7.
Gemmatisch Modell. 12. 67. 90—93.
Geographische Karte der Zersetzungserscheinung. 821.
Gerichtsbrief zur Farbenlehre. 1101.
Geschwister [Die]. 8.
Gewisse Glück [Das]. 878.
Goethe's Harmonie im Kreise. Christian Schrift von Kannegießer. 1033. 1070.
Götter, Helden und Wieland. 4.
Gott gen Bauleuten. 3. 8. 205. 444. 463. 553.
Graf Dalton. 962.
Grenzscheide [Die]. 16.
Guten Frauen [Die]. 207.

Handzeichnungen 1048. 1089.
Handwerk's Hochzeit. 4.
Harzreise im Winter. 1032. 1070. 1090 u.
Heiligen drei Könige [Die]. Manuskript lateinisch aus dem XV. Jahrhundert. 1071.
Hero und Leander 162.
Hermann und Dorothea. 170. 166.
Hochzeitlied 1143 b.
Hoben der alten und neuen Welt bildlich verglichen. 670. 670. 821. 944.
Hohen Artemden (Einer). 205.
Howard's Ehrengedächtniß. 1046. 1056.

Ideen über organische Bildung. 693.
Ihro der Kaiserin von Frankreich Majestät. 805.
Ihro der Kaiserin von Oesterreich Majestät. 805.
Ihro des Kaisers von Oesterreich Majestät. 805.
Ihro Kaiserlichen Hoheit der Großfürstin Alexandra. 1048.
Iliad im Auszug. 187. 1042. 1090.
Inschrift von Heilsberg [Die]. 940.
Instruktion für d. meteorologischen Beobachtungen im Großherzogth. Weimar. 1109.
Invective. 8. 15. 74. 934.
Israel in der Wüste. 107. 802.
Italienische Reise. 15. 819. 831. 859. 892. 940. 1032. 1175 f.

Jagd [Die]. 166.
Jery und Bätely. 11.
Johann Sundel. 1117 flgg.
Johanna Sebus. 157.
Johannissteuer sei unverwehrt! 10 f. 435.
Joseph Hoffi über Leonardo da Vinci's Abendmahl. 961. 1056.
Julius Cäsar's Triumphus, gemalt von Mantegna. 1048.
Jungegesell [Der] und der Rattenfänger. 774.

Kaufer [Die]. 1034.
Kaiserin [Der]. Ankunft — Becher — Platz — Abschied. 765.
Kammerberg bei Eger [Der]. 799. 964.
Kantate zum Luthersfest. 805.
Karl Wilhelm Jerusalem. 999.
Klagelieder, Jrisch. 941.
Klaudine von Villa Bella. 3. 15.
Knebel's Uebersetzung des Lukrez. 1061.
Koptische Poesie. 16.
Kunstlied. 805.
Kunst und Alterthum [Ueber]. 852. 862. 881. 892. 940. 1022. **1052. 1055.**
Kupferstich nach Tizian, wahrscheinlich von C. Cort. 1140.

Laokoon [Ueber]. 188.
Laune des Verliebten [Die]. 2.
Leben Herzog Bernhard's von Weimar. 9.
Leiden des jungen Werther's [Die]. 3. 715 **uu. vv.**
Lila. 8.
Lili's Park. 3.
Löwenritt [Der]. 818.

Mahomet, nach Voltaire. 197. 204. 212. 715 **ss. tt.**
Mann von funfzig Jahren [Der]. 646. 682.

Marienbad überhaupt und besonders in Rücksicht auf Geologie. 1106.
Maßlenung bei allerhöchster Anwesenheit Ihro Majestät der Kaiserin-Mutter Maria Feodorowna in Weimar, den 28. December 1818. 963.
Maßlenzug russischer Nationen. 765.
Meinem Leben [Das]. Dichtung und Wahrheit. 725. 770–772. 793. 804. 819. 840. 851. 862. 940. 1053.
Menschen [Der] wie den Thieren ist ein Zwischenknochen zuzuschreiben. 23. 24.
Merkwürdige Heilung eines Hirsches durch Schlangen. 1110.
Metamorphose der Insekten [Die]. 107. 24.
Metamorphose der Pflanzen [Die]. (Gedicht). 166.
Meteore des literarischen Himmels. 940.
Miedma's Tod [Der]. 302.
Mißverhältniß [Das]. 1.
Mitternacht [Die]. 907.
Moallakat [Die], übersetzt. 856.
Morphologie [Zur]. 924. 966. 1112. 1125.
Müllerin Reue [Der]. 174.
Münzkunde der deutschen Mittelzeit. 940.
Museen zu Jena. Uebersicht ꝛc. 1817. 916.
Myron's Kuh. 807. 962.

Nachspiel zu den „Hagestolzen" von Iffland. 877.
Natürliche Tochter [Die]. 198. 218. 219. 345. 349. 358–362. 402 e. f. 418 e. 1133 b.
Naturgedicht. 202.
Naturwissenschaft überhaupt [Zur]. 990. 991. 999. 1112. 1125.
Naturwissenschaftliche Gedichte. 1049.
Neue Metusine [Die]. 646. 682.
Neue Paris [Der]. 1.
Neue Paulus [Der]. 166.
Neu eröffnetes moralisch-politisches Puppenspiel. 4.
Nibelungenlied, übersetzt von K. Simrock. 685.
Nicht zu weit! 1054.

Offreid und Lisena. Ein romantisches Gedicht in 10 Gesängen von L. Hagen. 1026.
Orientalische Oper. 891.

Paläophron und Neoterpe. 205. 279. 348.
Pandorens Wiederkunft. 678. 681. 683.
Paralipomena. 848. 893. 1044.
Paria [Der]. 1050. 1133 b.
Pfingstmontag [Der]. Lustspiel in Straßburger Mundart. 248.
Phaethon, Tragödie des Euripides. Versuch einer Wiederherstellung aus Bruchstücken. 1060.
Philipp Hackert (Biographische Skizze). 667. 766. 770.
Philipp Hackert (Leben im Auszug). 645.
Philostrat's Gemälde. 962. 550 a.
Physiologie Farben. 1101.
Physische Farben. 1101.
Pilgernde Thörin [Die]. 646. 682.
Polydamet's Gemälde in der Lesche zu Delphi. 303. 397. 398. 550 b.
Preisertheilung und Recension der eingekommenen Konkurrenzstücke. 199.
Prisma [Ueber das] in Verbindung mit Linsen. 1128.

Prolog bei Eröffnung der Darstellungen des Weimarischen Hoftheaters zu Lauchstädt. 677.
Prolog. Halle den 6. August 1811. 776.
Prolog zu Doktor Babrdt's neuestem Unternehmen Goethe. 4.
Prolog zu Eröffnung des Berliner Theaters. 1043. 1044. 1096.
Prometheus. 175. 188. 199. 209. 397.
Prosperina. 8. 847. 877.

Rabirte Blätter, nach Handzeichnungen von Goethe herausgegeben von Schwerdgeburth. 1046. 1147.
Rameau's Neffe von Diderot. 436. 447. 472. 1056. 1058—6.
Recensionen in den Frankfurter gelehrten Anzeigen. 8. 850.
Recensionen in der Jenaischen Allgemeinen Literatur-Zeitung. 497. 595. 691.
Rede zum Andenken des edlen Dichters, Bruders und Freundes Wieland. 819.
Regeln für Schauspieler. 856.
Reineke Fuchs. 57. 71. 72. 347. 892.
Reinhold [Der]. Von dessen verschiednen Quellen bis zur Vereinigung des Vorder- und Hintertheiles des Nilpferdes von Bremarest. 962.
Rudolf's und der früher beigesetzten Brüder Küttner, Krumholz, Skrzeczek und Ackermann Todtenfeier. 1055.
Rinaldo. 175.
Römische Carneval [Der]. 18.
Roman in mehreren Sprachen. 1.
Romantische Poesie [Die]. Maskenzug. 765.
Romeo und Julie von Shakespeare für die Bühne bearbeitet. 774. 800. 842.

Sammler [Der] und die Seinigen. 188.
Sammlung zur Kenntniß der Gebirge von und um Karlsbad. 648. 649.
Sankt Nepomuk's Vorabend. 1054.
Sankt Rochus-Fest. 892. 908. 952a.
Schema der allgemeinen Naturlehre. 581.
Schema der Farbenlehre. 580.
Schema, die Herstellung eines bisherigen religiösen Volksfests und einer allgemeinen Liedersammlung zu Ordnung und Ergetzung der Deutschen betreffend. 986.
Schema über Natur und Kunst. 901.
Schema zu einem Aufsatz, die Pflanzenkultur im Großherzogthum Weimar betreffend. 988. 1120.
Scherz, List und Rache. 42.
Schweizerreise 1797. 171—175.
Sehen [Ueber das] in subjektiver Hinsicht, vom Psychische. 1099. 1099.
Sie kommt nicht. 3. 1053.
Sonettensammlung [Ueber den] Dilettantismus in den Künsten ꝛc. 192. 200.
Stella. 8. 850.
Stiftungsfest. 397.

Tabellarische Uebersicht der Farbenlehre. 1101. 1103. 1130.
Tabelle der Tonlehre. 750.
Tableau von Thonschieferplatten aus dem Lahnthal. 925.
Tagebücher. 175.
Tag- und Jahreshefte. 1032. 1139.
Tankred, nach Voltaire. 209. 213—215.
Tell. 171. 438—442. 557. 598.
Theatralischen Abenteuer [Die]. 32. 346.

Theophrast — oder vielmehr Aristoteles — von den Farben (Uebersetzung). 216. 242.
Tischbein [An]. 569.
Tischlied. 307.
Todtentanz [Der]. 818.
Torquato Tasso. 15. 632. 634. 774. 1143d. e.
Triumph der Empfindsamkeit. 8.

Unähnlichen Hausgenossen [Die]. 17.
Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten. 91. 92.
Unterredung mit Napoleon. 715.
Urtheilsworte französischer Kritiker. 940.
Urworte. Orphisch. 941.

Verstäkung, Verdunstung, Vertropfung. 943. 989.
Versuch [Der] als Vermittler zwischen Subjekt und Objekt. 751. 752. 1133c.
Versuch, die Metamorphose der Pflanzen zu erklären. 16. 584. 638.
Vögel [Die]. 14.
Vorspiel zu Eröffnung des Weimarischen Theaters nach glücklicher Wiedervereinigung der herzoglichen Familie. 677.
Vorwort zum deutschen Gil Blas. 1055.

Wahlverwandtschaften [Die]. 682. 683. 720. 725. 768. 794.
Wahrheit und Wahrscheinlichkeit der Kunstwerke [Ueber]. 188.
Wandelnde Glocke [Die]. 818.
Wartetreue. 1101.
Was wir bringen. Vorspiel 1802. 316–318.
Was wir bringen. Vorspiel 1814. 846.
Weimarische Kunstausstellung vom Jahr 1803 und Preisaufgabe für das Jahr 1804. 393. 397–401.
Weimarische Pinakothek. 1076.
Wesen und die Leute [Die]. 848.
Weissagungen des Bakis. 187.
Wer ist der Verräther? 1092.
Werke Goethe's. 14. 15. 207. 576. 644. 679. 725. 851. 859. 882. 893. 940. 964. 1138.
Westöstlicher Diwan. 851. 855–859. 891. 939. 959. 960. 1032. 1034.
Wilhelm Meister's Lehrjahre. 8. 12. 73. 104. 106. 109–112. 249. 130. 767.
Wilhelm Meister's Wanderjahre. 646. 767. 1092. 1051.
Wilhelm Tischbein's Idyllen. 1047.
Willkommen! 859.
Winckelmann und sein Jahrhundert. 435. 453. 474.
Wolkendarium vom Juni und Juli 1820 nebst Tafel der Wolkenformen. 968.
Wolkengestalt nach Howard. 967.
Wolkenzeichnungen. 1109. 1116.

Xenien. 148. 164. 166.

Zahme Xenien. 1045.

III. Sachregister.

Allgemeine Literatur-Zeitung (ältere Jenaische). 369–372.
Allgemeine Zeitung. 602. 693.
Altdeutsche Dichtung. Vgl. Nibelungen. 723.
Alterthumskunde. 177. 202. 723. 737–740. 956. 1007. 852b.
Anatomie. 23. 66. 101. 102. 108. 172. 190. 322. 323. 325. 374. 429. 467–473. 488. 579. 634. 806. 922. 923. 1004. 990e. 1121 ss.
Anstalten für Wissenschaft und Kunst. Vergl. Bibliothekswesen. 726–729. 815. 883. 896. 913–921. 969–975. 996. 1003.
Astronomie. 202. 210. 229. 261. 789. 856. 986.

Ballette. 800.
Baukunst. 763. 950. 1080. 1115.
Bauwesen s. Hochbau, Wasserbau ꝛc. 974.
Bergbau. 75–78. 94. 516. 853. 854b. 990v.
Bibel. 12. 37. 55. 167. 804.
Bibliothekswesen. 231. 257. 307–310. 427. 434. 726. 728. 917–919. 968–970. 1003.
Bibliothek Goethe's. 277. 705. 708. 735. 794. 1009. 1016. 1079.
Botanik. 19. 67. 68. 124. 152. 162. 163. 211. 269. 722. 874. 469. 579. 583. 584. 635. 638–640. 870. 898. 913. 943. 988. 998. 1004. 1104. 1110. 1111. 1120–1123. 91a. k. 1117 IIa. u. 1133. 1143b.
Briefe. 10. 71. 87. 91. 104. 109. 111. 112. 137. 170. 172. 182. 404. 539. 540. 956. 725e.
Bühnenwesen und Schauspiel. 1. 8. 11. 13–17. 28–34. 42–44. 58. 59. 113–115. 144–146. 172. 177–186. 196–198. 204–209. 212. 215–219. 250. 265. 268. 279–282. 285–289. 300–303. 312–320. 346–358. 442–444. 447. 451. 552–555. 557. 631–633. 674–678. 710. 730. 731. 754–762. 773–776. 800–803. 817. 838. 842–848. 876–878. 951. 1009. 1053. 1043. 1091. 1098. 10a. 34a–g. 410a. e. f. 715f. g. ss. ww. xx. zz–III. 878 a–f. 1143d. e.

Chemie. 63. 153. 160. 309. 579. 788. 813. 816. 874. 943. 984. 996. 1135. 1117. II. m. hh. oo. ll. qq. rr.
Conservatismus. 41. 105.

Dichtung und Dichter im Allgemeinen. 107. 203. 440. 557. 599. 963. 1045. 1052. 1061. 550b. 715vv. 1117 IIg.
Dienstagsgesellschaft Goethe's. 1137.
Dorfverhältnisse. 194.

5.

Weit und ſchön iſt die Welt; doch, o, wie dank' ich dem Himmel,
Daß ein Gärtchen, beſchränkt, zierlich, mir eigen gehört.
Bringt mich wieder nach Hauſe! Was hat ein Gärtner zu reiſen?
Ehre bringt's ihm und Glück, wenn er ſein Gärtchen beſorgt.

6.*)

Vier gefällige Kinder haſt Du zum Gaukeln erzogen,
Alter Gaukler, und ſchickſt nun ſie zum Sammeln umher.
Meine Güter trag' ich bei mir, ſo ſagte der Weiſe;**)
Meine Güter, ſagſt Du, hab' ich mir ſelber gemacht.

*) Dieſes hier zum erſten Mal gedruckte Bruentianiſche Epigramm war nebſt den gedruckten Nr. 37—40 und 43—45, dem [illegible] Seite 148 gedachten: „Künnet nicht“ und Nr. 48 Beilage eines am 23. April 1790 aus Venedig an Knebel gerichteten Briefes, der in dem gedruckten Briefwechſel fehlt, auf welchen aber in dem Briefe Goethe's aus Verona vom 31. Mai deſſelben Jahres (vgl. Briefwechſel I, 95) mit den nachſtehenden Worten hingewieſen wird: „Du haſt wol einen Brief und einige Epigramme erhalten.“ Obiges Epigramm ſtand zwiſchen Nr. 43 und 44 und die „Seelen“ des letzteren gewinnen erſt auf dieſe Weiſe Geſtalt. Bettina war eins der vier Kinder; in einem der unterdrückten Epigramme wird hervorgehoben, daß ſie noch ganz dem Kindesalter angehörte. — L.

**) Bias von Priene, einer der ſieben Weiſen Griechenlands, ſagte, als er ohne Habe aus ſeinem Vaterlande floh: „Omnia mea mecum porto.“ (Cicero, Paradox. I, 2.)

Ehe. 1029 a. b.
Eisenindustrie. 132. 133.
Emigranten. 96—98. 132. 176.
Empfindsamkeit. 18. 37.
Erziehung. 549. 956.

Farbenlehre. 20. 27. 35. 39. 39. 41. 49. 153. 167. 191. 210. 214. 242. 257. 262. 263. 323. 430—434. 527. 578. 581. 585—594. 641—643. 684. 748—753. 811. 835. 875. 903—906. 931—936. 965. 966. 1000—1002. 1029—1103. 1129—1130. 1117 II d. ii. ll. nn—rr.
Forstwesen. 518. 519.
Fossilien. 221. 236. 260. 519. 814. 967. 1104. 1117.
Freimaurerei. 819.
Freitagsgesellschaft Goethe's. 160. 161.
Freundschaft. 1030 c—m.

Galvanismus s. Physik.
Garten Goethe's. 202. 203. 742—746.
Geburtstag Goethe's. 372. 905. 966. 985. 1006. 1022.
Genie. 84. 141.
Geographie. 639. 640. 821. 928. 930. 948.
Geologie s. Mineralogie.
Geschäftsführung. 316.
Geschichte. 9. 81. 87. 145. 253. 254. 402. 796. 907. 949. 985. 1025. 1072. 1094.
Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde. 985. 1006.
Gewerbswesen. 132. 133. 247. 439. 988. 991. 1135. 1117 II k. m. x—z. bb. hh. ii. mm—rr.

Handschriften. 572. 705. 741. 1006. 1022.
Haus Goethe's in Frankfurt. 52—54. 119.
Heilkunde. 213. 234. 255. 512—515. 1058.
Hesperus (Zeitschrift). 1117 II l.
Hexameter. 97. 98. 169. 173. 185. 245. 278. 354. 381. 385—390. 547. 738. 737. 781. 782. 852. 962—964. 969. 974. 1004. 1009. 1050. 1092—1094.
Horen (Schiller's Zeitschrift). 91. 122. 147. 148. 151. 921.
Hunde. 266.

Inschriften. 244. 949.
Insekten. 152. 638. 810. 923.

Jenaische Allgemeine Literatur-Zeitung. 372—374. 437. 595. 624. 739. 1104 d.
Journal des Luxus und der Moden. 34 g.

Katholizismus. 86. 1060 m. n.
Krankenlehre s. Anatomie.
Krankheiten Goethe's. 93. 212—214. 226. 227. 253—256. 274. 403. 447. 451. 473. 474. 606.
Küche. 793.
Kunst (Bildende) und Kunstwerke. 21. 72. 88. 100. 119. 130. 137. 151. 172. 173. 175. 188. 192. 199. 200. 201. 232. 369. 374—377. 386. 330—336. 377. 380—384. 387. 393. 397—402. 453—462. 477. 491—502. 548—550. 559—571. 573. 658. 702—708. 726. 733—740. 764. 779—786. 790. 794. 806—809. 824. 826—829. 851—853. 862—867. 877. 881—890. 937. 938. 961. 962. 974. 982. 985. 1003. 1007—1022. 1038—1040. 1047. 1061. 1073—

1097. 1114. 1115. 1140–1142. 2a–c. 6a. 9d. 418c. 550a–f. 852. c–e.

Landbau 9g. 194. 224. 392. 1117g. h. x. bb.
Lanbleben. 168. 239. 341. 842.
Lauten. 45. 459. 600.
Lebensbeschreibungen 9. 127. 151. 539. 566. 601. 644. 651. 653. 725. 770–772. 793. 894. 947. 948. 1028. 1064. 725a–i.
Literatur. 1–5. 16. 30. 41. 78. 80–82. 127–130. 142. 147. 148. 206. 417. 476. 447. 449. 561. 595. 654–656. 714. 723. 778. 779. 818–820. 825. 840. 876. 881. 891–895. 908. 912. 939. 945–949. 960. 961. 1006–1013. 1023–1025. 1035. 1039. 1040. 1047. 1056–1072. 91b–g. 715qq. 852b. 1039e. 1056a–e. 1117 II i.
Lotterie. 508.

Magnetism, animalischer. 636.
Mathematik. 581.
Mechanik. 486. 488.
Menschenhaut. 93. 99. 116. 227. 269. 276. 445. 446. 618.
Meteorologie. 10. 637. 875. 901. 944. 964. 987. 999. 1046. 1109. 1116.
Militärwesen. 615. 930.
Mineralogie. 64. 167. 172. 175. 221. 233. 246. 327. 353. 375. 376. 480–487. 524–527. 576. 581. 608–614. 636. 637. 647–650. 661–671. 698–701. 790. 813–816. 830–834. 850. 871. 872. 874. 875. 900. 907. 925–930. 967–969. 990–998. 1023. 1025. 1104–1107. 1117–1119. 1124. 1126. 1127. 852b. f. 930q–rr. 1117 IIa. b. g. o. p. s. v. cc. kk. 1113m.
Mittwochsgesellschaft. 297. 298. 684. 722.
Münzen. 381. 383. 384. 508–510. 571. 726. 738. 739. 817. 826. 867. 887. 940. 962. 985. 1005. 1093. 1114. 418b. 725h. 1117 II p.
Musenalmanach, herausgegeben von Schiller. 147. 148.
Musik. 13. 15. 30. 32. 105. 106. 174. 214. 216. 265. 268. 321. 379. 426. 448. 534–536. 541. 675. 676. 709. 731. 732. 750. 754–757. 773. 777. 845. 847–849. 875. 877. 891. 893. 909. 1034. 1098. 1137. 878c. 1117n.

Nachdruck. 768.
Naturwissenschaften überhaupt. 28. 65. 90. 101. 167. 174. 189. 193. 216. 221. 229. 324. 326. 430–433. 487–490. 516. 550. 575–594. 609–615. 635–644. 659. 698–701. 754. 782. 787–790. 797. 819. 844. 850. 853. 868–875. 943. 944. 999. 1039. 1049. 1123. 1125. 1133. 91h–l. 1117 IIe. 1133c. l–o.
Nibelungen. 596. 683–685. 723. 784.

Oper s. Bühnenwesen, Musik.
Optik s. Farbenlehre.
Osteologie s. Anatomie.

Pantomimik. 761.
Papiergeld. 271. 791. 792.
Parkanlagen. 224. 268. 385–389. 391. 548. 549. 2c. 7d. 8a–i. 91f. h. k. l.
Pferde. 229. 230.
Philosophie und Philosophen. 61. 62. 121–124. 136. 167. 189. 201. 220. 286. 411. 579. 580. 796. 797. 812. 924. 936. 984. 418a. b. g–i. 1117 II m.
Physik. 71. 153. 160. 167. 201. 220. 245. 309. 487. 578. 787. 815. 902. 1004. 1101. 1135. 1137 II m.

Physiologie. 138. 191. 1099.

Revolutionsarbeiten. 92. 147. 369–374. Vergl. im Register von Goethe's Dichtungen ꝛc. „Ueber Kunst und Alterthum".
Redekunst. 458.
Reformation. 950–952.
Reichthum. 521. 522.
Reisen Goethe's. 2. 6. 10. 21–23. 25. 28. 33–37. 79. 93–96. 164. 169–175. 226–274. 318–330. 341–344. 354. 355. 393–396. 419–429. 438. 463–550. 606–629. 648–675. 690–705. 749. 767. 769. 777. 790. 792. 851–854. 879–881. 907. 937. 981–983. 852a–f. 989x–ii. 1117 IIa–ll.
Reitkunst. 458.

Sagen. 742.
Schachspiel. 361.
Schauspiel s. Bühnenwesen.
Schloß in Weimar. 169. 173. 185. 278. 728.
Sonntagsgesellschaft Goethe's. 675. 732.
Spiel. 251.
Sprachliches. 1. 340. 378. 601. 667–670. 821. 840. 856. 895. 909. 1024. 1094. 1096. 1194.
Staatsangelegenheiten. 78. 143. 1117 IIg. ff. pp.

Taschenbuch für Damen. 891. 959.
Temperament. 192. 200.

Uebersetzungen. Vergl. im Register über Goethe's Dichtungen ꝛc. Benvenuto Cellini, Mahomet, Rameau's Neffe, Tankred. 74. 856. 955. 961. 988. 1003. 1047. 1056. 1062. 1056a–e.
Universität Jena. 19. 39. 60. 121. 136. 160. 167. 323–328. 363–375. 426–429. 446. 964.

Verskunst. 37. 72. 197. 323. 441. 442. 540. 558.
Volksdichtung. 660. 1038.
Volksleben. 1036.
Vorlesen. 420. 448. 855.

Wasserbau. 125. 126.
Wissenschaftlichkeit. 39. 200. 201. 257. 263. 429–433. 445. 446. 465. 466. 726. 753. 787. 989a–p.
Witterung s. Meteorologie.

Zeitereignisse. 13. 16. 23. 35. 37. 39–41. 46–51. 55. 76. 96–99. 105. 110. 116–119. 127. 154–159. 175. 198. 271. 272. 303. 364. 414. 551. 555. 583. 605. 616–618. 625–631. 646. 656. 658. 694. 715. 717. 718. 721. 727. 817. 839–841. 850. 851. 872. 879. 894. 895. 951. 952. 979. 1010. 1035. 1042. 1064. 213a–nnn. 1133k.
Zeitungen. 660. 694. 1072.
Zoologie. Vergl. Anatomie. 189. 324. 486. 577. 626. 868. 899. 922. 923. 1104. 1131. 1132.

IV. Geographiſches Regiſter.

Aberdeen. 26.
Adriatiſches Meer. 23.
Aegina. 806. 937. 974.
Aegypten. 877. 958. 993.
Afrika. 102.
Alexandrien. 960.
Altenberg. 8. 9.
Altorf. 435. 536.
Amſterdam. 1004.
Ansbach. 125.
Apulien. 224. 341. 841. 715 mmm.
Arabien. 876. 960.
Aſien. 79.
Athen. 978. 1017.
Augsburg. 936.
Auſig. 582.

Babylon. 781.
Baden. 925.
Basel. 117.
Bayern. 616. 1117 II w. ff. nn. qq. tt.
Bayreuth. 65. 102.
Belvedere. 1110. 8 pp.
Bergen (Mohrer). 478.
Berka. 816. 834. 846.
Berlin. 28. 214. 231. 573. 877. 884. 893. 926. 951. 977. 983. 984. 997. 1000. 1010. 1029. 1043. 1078. 1091. 1096—1098. 1103. 1111. 1129. 1130 p. 1117 II d. m. p.
Bernburg. 475.
Biberich. 880. 852 a.
Bilin. 830. 831. 841.
Böhmen. 630. 718. 749. 814. 841. 874. 968. 1003. 1072. 1117. 1118. 1117 II r. u. ff. nn.
Böhmerwald. 1117 II ss.
Brand über Hedwig. 1117 II hh.
Braſilien. 928. 1081. 1119. 1117 II bb.
Braunſchweig. 140.
Breslau. 23. 27. 28. 29. 984. 1103.
Britannien. 1090. 170 a.

Brüssel. 15. 1117 II k.
Bude. 550.
Büchsburg. 238.
Byzanz. 502. 503. 852 d.

Calabrien. 1114.
Camsdorf. 964.
Canal. Der — 417.
Carlsruhe s. Karlsruhe.
Cassel s. Kassel.
Ceilon. 891.
Chamounix. 925.
China. 417. 508. 839.
Cimbra. 1117 II v.
Corsika. 900.
Cossain. 1117 II dd. hh.

Dänemark. 998.
Dalwig. 661. 781. 992.
Danzig. 997.
Darmstadt. 157. 852. 853. 863. 897. 852 e.
Deidsb. 398.
Derry. 170 a.
Dessau. 117. 164.
Deutschland (Deutsch ꝛc.). 13. 28. 30. 39. 41. 50. 51. 79. 83. 117. 130. 141. 154. 166. 180. 196. 218. 377. 406. 409. 417. 441. 517. 543. 617. 618. 621. 684. 714. 722. 768. 855. 862. 864. 877. 895. 931. 949. 951. 959. 961. 964. 985. 1020. 1033. 1053. 1073. 1083. 1088. 1093. 1105. 1113. 1124. 91 b. 254 b. 259 g. 715 qq. 1056 d. 1117 II b. g.
Dilly. 1117.
Dornburg. 967. 981. 1037.
Dorpat. 402.
Drakendorf. 691.
Dransfeld. 268.
Dresden. 117. 650. 704. 703. 827. 828. 841. 888. 1088.
Dürrenberg. 1116.
Düsseldorf. 36. 1141.
Dux. 841.
Dyrrhachium. 902.

Ebersberg. 224.
Edinburgh. 1047. 1143 i.
Eger. 695. 709. 791. 993. 1094. 1117. 1117 II a—b. m—p. t—w. aa. dd ff. rr.
Eimbeck. 237.
Eisenach. 157. 221. 269. 987.
Elba. 967. 1127.
Elsass. 938.
Elsbogen. 968. 995. 1117 II h. k.
Elster. 1117 II a.
Emkendorf. 107.
Emmaus. 491.
Engelhaus. 612.

England (Engliſch ꝛc.). 51. 74. 130. 491. 674. 714. 894. 928. 931. 946. 999. 1008. 1013. 1056. 1059. 1062. 1079. 1137.
Ephelus. 747.
Erfurt. 115. 551. 622. 791. 967. 715a. b. f—iii. 1117 II bb.
Erlangen. 1117 II dd.
Ettersburg. 519. 841. 907. 1132.
Etterſburg. 14.
Europa. 551. 649. 930. 958. 1115.

Falkenau. 1117 II g.
Farör. 998.
Faſſathal. 926.
Fichtelberg. 1127. 1117 II dd.
Fierſtein. 852c.
Florenz. 382. 899. 1020.
Fluelen. 458.
Franken. 740.
Frankfurt a. M. 1. 35. 52. 55. 86. 156. 164. 172—174. 518. 713. 840. 852—854. 857. 863. 865—869. 875. 880. 891. 985. 1006. 1007. 1040. 1122. 852a. c. f.
Frankreich (Franzöſiſch ꝛc.). 13. 16. 47—50. 63. 98. 110. 155. 156. 159. 172. 218. 404. 409. 416. 417. 448. 479. 642. 652. 653. 657. 714. 721. 727. 729. 768. 795. 841. 864. 879. 894. 931. 940. 961. 988. 1025. 1035. 1102. 1130. 715b. 1056a. b. 1117 II pp. 1133 k.
Franzensbad (Franzensbrunn). 692. 709. 1117 II m. n.
Freyſingen. 1006.
Friedland. 1022.
Fulda. 268.

Gardaſee. 1117 II a.
Gelmerode. 221.
Genf. 10.
Giechenſtein. 320. 321. 355.
Glas. 26.
Göttingen. 226. 228—236. 239. 258—268. 474. 475. 861. 934. 715 mmm.
Goſſengrün. 1117 II k.
Gotha. 71. 107. 270—273. 509. 841. 873. 917. 984.
Gotthard. 10. 174. 175.
Graupen. 830.
Griechenland (Griechiſch ꝛc.). 381. 510. 780. 781. 826. 860. 895. 949. 953. 954. 958. 962. 984. 1017. 851 d.
Großſchlotterbach. 1117 II v.

Hainberg. 235. 259. 266.
Halberſtadt. 528. 538—549.
Halikarnaß. 1061.
Halle. 29. 319. 322. 354. 355. 454. 462. 604. 633. 776. 846. 1040. 418c. 1117 II b. c.
Hamburg. 652. 1074.
Hamptoncourt. 1008.
Hanau. 853.
Hannover. 28. 911.
Hannoverſch-Minden. 269.
Harbcke. 516—519.

Hartenberg. 146 b.
Harz. 167. 298. 548. 815. 1070. 990 x. ll.
Hasleben. 1104.
Hausberg (bei Jena). 424.
Heidelberg. 9. 39. 173. 429. 712. 763. 852. 863. 873. 852 d.
Heilbronn. 173.
Heiligenstadt. 157.
Heilsberg. 940.
Helmstädt. 475. 480—515. 519—528. 531. 537.
Herbsleben. 907.
Hessen. 157.
Hochheim. 852 e.
Hof. 618. 985.
Hohdorf. 613.
Hohenreichen. 269.
Holstein. 107. 228.
Holzapfel. 871.
Horn. 995.
Hundsdorf. 1117 II v.

Ibria. 1117 II s.
Ilefeld. 1117 II e.
Ilm. 168. 221. 816. 846. 8 a. f.
Ilmenau. 75. 78. 94. 95. 132. 950. 990 v.
Indien. 278. 525. 826. 945. 948. 1037. 1050. 1063.
Irland. 941.
Italien. 13. 15. 18. 31. 88. 89. 109. 151. 169. 175. 188. 377. 378. 393. 395. 396. 601. 714. 762. 770. 794. 817. 819. 892. 967. 1007. 1067. 1083. 1114. 8 d. 92 b. e. 418 c. d.

Jassy. 652.
Java. 948.
Jena. 19. 57. 59. 65. 67. 101. 122. 125. 126. 142. 160. 167. 168. 191. 204. 212. 213. 218. 220. 286. 318. 323—330. 333. 341. 355. 365. 394. 419—429. 435. 446. 575—579. 580. 624. 625. 636. 642. 657. 680. 712. 716—722. 726. 727. 736. 764. 815. 836. 853. 874. 893. 897. 900. 902. 913—921. 951. 953. 984. 989—993. 981. 984. 989. 998. 999. 1002. 1004. 1006. 1008. 1009. 1024. 1037. 1072. 1104. 1106. 1109. 1111. 1132. 402 f. 418 c. 715 mmm.

Kabul. 948.
Kairo. 952.
Kamenz. 989.
Kammerberg. 700. 993. 1118.
Karlsbad. 64. 93. 535. 570. 575. 6[illegible]—630. 624. 646—673. 690—705. 764. 765. 769. 790—793. 805. 813. 819. 865. 878. 892. 983. 985. 987. 990. 991. 996. 1034—1036. 1068. 1117 II g. k.
Karlsruhe. 137. 881—885.
Kassel. 209. 268. 276. 332. 794. 795. 1012. 1058.
Kiemwallhausen. 907.
Köln. 209. 274. 276. 768. 852. 863. 864. 1007. 1085. 1092. 550 a.
Königsberg (bei Pyrmont). 247.
Königswart. 968.
Kostrin. 740.

Komotau. 837. 983.
Kranichfeld. 718.
Kreuzburg. 269.
Kulmbach. 1117 II qq.

Lahn. 156. 871. 872. 925.
Landgrafenberg. 788. 874.
Latium. 1013.
Lauchstädt. 29. 59. 115. 183. 312—321. 341. 384. 383. 464. 606. 633. 776.
Leipzig. 2. 184. 354. 432. 633. 677. 763. 838. 839. 841. 895. 938. 951. 953. 1011. 1035. 1098.
Lessau. 613. 992.
Letten. 1027.
Lombardei. 100.
London. 431. 974. 999. 1014. 1047. 1116.
Longwy. 35.
Ludwigsburg. 173.
Lübbe. 244.
Lützen. 841.
Luxemburg. 35.

Mädelstein. 269.
Magdeburg. 478—480.
Mailand. 915. 938. 961. 1018.
Main. 96. 117. 156. 157. 518. 851. 852. 891. 896. 892. 948.
Mainz. 35—37. 39. 40. 116. 157. 863. 984.
Mamentin. 659.
Mannheim. 104. 775. 10a. 852d.
Mantua. 22. 1008.
Marburg. 923.
Maria-Einsiedeln. 174.
Mariaspring. 258.
Marienbad. 1106. 1117.
Mark. 871.
Marokko. 1028.
Massel. 1107.
Mecklenburg. 955. 998.
Meiningen. 873. 900.
Melville. 1110.
Merseburg. 355.
Mexiko. 1117 II z.
Mitterteich. 1117 II v.
Monte Cavallo. 461.
Mosel. 35.
München. 734. 938. 1014. 1021. 1073.
Münchenerbolz. 715 e.
Münster. 36. 110.

Nassau. 852 c.
Naumburg. 355.
Neapel. 276. 332. 564. 892. 940. 1019. 1082.
Neckar. 851.
Neuwied. 872.
Niederlande. 51. 852. 964. 881. 1117 II k.

Niederroßla. 621.
Nordamerika. 517. 948. 967.
Nordgau. 740.
Norwegen. 663.

Oberroßla. 168. 194. 222. 223.
Oberweimar. 8 pp.
Oestreich (Oesterreichisch ꝛc.). 51. 96. 117. 156. 159. 172. 620. 718. 721. 841. 1093. 1121. 852 a. 1117 II a.
Offenbach. 156. 867. 887.
Offegg. 841.
Ohmanstedt. 168. 134. 342.
Ostsee. 1028.
Oxford. 431.

Paris. 271. 508. 729. 854. 894. 966. 974. 978. 1056. 1082. 1095. 1114. 1056 c. d. 1117 II c.
Parma. 802.
Paulinzelle. 930.
Pempelfort. 57.
Persien. 856. 891. 960.
Petersberg. 358.
Petersburg. 1012. 1040.
Pidanlia. 974. 1017.
Pilsen. 1117 II ss. tt.
Pisa. 978.
Pleffe. 258.
Polen. 18. 674. 715 y. zaa.
Pompeji. 1019.
Portugal. 1042.
Prag. 28. 649. 662. 1022. 1117. 1143 g.
Preußen (Preußisch ꝛc.). 48. 50. 117. 156. 343. 351. 622. 629. 657. 672–674. 728. 841. 879. 984. 852 a. 1117 II pp.
Priborn. 665. 1107.
Pyrmont. 158. 226. 237–256. 254 a–i.

Ragebura. 785.
Ried ꝛc. 1127. 1117 II v–tt.
Regensburg. 50. 1117 II a. v.
Reichenbach (im Voigtland). 23.
Rhein. 5. 51. 107. 137. 174. 417. 851. 852. 881. 886. 892. 940. 952 b. 1143 b.
Rom (Römisch ꝛc.). 13. 15. 18. 21. 22. 88. 268. 377. 382. 508. 560. 890. 895. 917. 982. 1013. 1019. 1020. 1032. 1035. 1091.
Romanisch 949.
Romhild. 897.
Roßla s. Oberroßla.
Rothed. 1018.
Rudolstadt. 115. 461. 927. 950.
Rügen. 967.
Rußland (Russisch ꝛc.). 652. 765. 841.

Saale. 125.
Sachsen (Sächsisch ꝛc.). 62. 117. 118. 154. 158. 381. 631. 656. 681. 718. 967. 989.

San Marino. 1117 II ff.
Sankt Helena. 949.
Savoyen. 1127.
Schaffhausen. 174. 1015.
Schlachenwald 908. 1026.
Schlesien. 23. 665. 1107.
Schönberg (bei Brambach). 1117 II q—s.
Schwarzburg. 461. 950.
Schweden. 606.
Schweiz. 6. 10. 11. 22. 117. 169. 174. 438. 440. 557. 925. 1029.
Schwyz. 438.
Seld. 1117 II bb.
Simplon. 1080.
Sizilien. 15. 16. 859. 892. 940. 967.
Spaa. 254.
Spanien. 718. 894. 930. 1028. 1038. 1064. 1066. 715 mmm.
Spiegelberge. 548.
Stafa. 174. 1015.
Straßburg. 763. 985. 1006. 6 e.
Stuttgart. 173. 185. 398.

Tennstädt. 907—909.
Teyl (Mähr.). 673. 813.
Teyl (Südtirol). 1117. 1117 II o.
Teplitz. 814. 830. 837. 841. 874. 983.
Thorandt. 837.
Thüringen. 133. 517. 582. 620. 740. 873. 907. 950.
Tiefurt. 623.
Tilsit. 756.
Tilsit. 658.
Tirol. 718. 998. 1009. 1127. 1117 II n.
Trafalgar. 604.
Tramstorf. 1117 II bb.
Trevoux. 641.
Trier. 35.
Troja. 1059.
Tübingen. 174.

Ulm. 608.
Umpferstadt. 841.
Ungarn. 791. 1117 II u.
Unstrut. 907.

Vallinco. 900.
Valmy. 35.
Venedig. 21. 23. 88. 635. 888. 978. 1133 m.
Verdun. 894.
Vierwaldstätter See. 174. 438. 558.
Voigtland. 1117 II r.

Waldmünchen. 1117 II tt.
Waldsassen. 1117 II v. rr.
Wandsbeck. 57.
Wartburg. 269. 951.

XIII.

Weissagungen des Bakis.

Waterloo. 879.
Weende. 256.
Wehebeq. 791.
Weilbach. 852 c.
Weimar. 385—390. 407. 409. 435. 454. 462. 519. 604. 633. 637. 676. 714. 718. 721. 726. 728. 736. 785. 808. 841. 873. 876—878. 881. 886. 889. 914. 949. 951. 963. 974. 980. 984. 986. 988. 1009. 1013. 1021. 1039. 1075. 1096. 1120. 1135. 1141. 8c. 34a—g. 91e. 550d. 715c. iii. kkk. 850a. f. 1117 II c. d. u.
Werre. 268.
Westerwald. 853. 900.
Westfalen. 721.
Wetzlar. 872.
Wielicska. 26.
Wien. 83. 678. 683. 982. 995. 1014. 1100. 1117 II u.
Wiesbaden. 854. 857. 861. 863. 879. 880. 852a. b.
Wilhelmshöhe. 268.
Wombra. 1117 II v.
Würzburg. 873.
Wunsiedel. 990. 1117 II ii.

Ziehingen. 956.
Zimmwald. 830.
Zürich. 13. 117. 174. 175. 1080.
Zwätzen. 996.
Zwingenberg. 137.
Zwoda. 1117 II g. h.

V. Personenregister.

Enthält nicht nur die im Text mit Namen, sondern auch die blos andeutungsweise oder mittelbar angeführten Personen; in den letztern Fällen geben die Anmerkungen nähere Auskunft.

Abd ur Rahman Ebn Achmed (geb. Charjchand in Dscham 1414, perſiſcher Dichter, † 1492). 856. 860.

Abu Mohammed Ben Juſſuf Scheich Niſamedin (geb. Gendſch um 1100, † 1180). 956.

Abul Kaſem Manſur, gen. Firduſi (geb. Tus etwa 940, Dichter des Königsbuches — Schah name — † Tus 1020). 960.

Ackermann, Johann Fidelis — (geb. Rüdesheim 23. April 1765, Dr. med. in Mainz 1787, Privatdocent daſ. 1789, Profeſſor der Botanik, der Anatomie 1796, Profeſſor der Anatomie und Chirurgie in Jena, auch Hofrath 1804, Profeſſor der Phyſiologie und Anatomie in Heidelberg, auch Geh. Hofrath 1805, † dort 28. Oktober 1815). 374. 428.

Adams, Joſeph — (Arzt, längere Zeit auf Madeira, wiſſenſchaftl. Schriftſt., † 1818). 549.

Agricola, Georg — (eigentlich Bauer, geb. Glauchau 24. März 1490, Rektor in Zwickau 1518, ſtudirt Medicin 1522, Arzt im Joachimsthal 1527, in Chemnitz der Bergbaukunde ſich widmend 1531, Stadtphyſikus und Bürgermeiſter daſ., † dort 21. Nov. 1555). 582.

Aiſchylos, (geb. Eleuſis 525 v. Chr., Tragödiendichter in Athen, † auf Sicilien als Gaſt des Königs Hiero 456). 505.

Albertolli, Giocondo — (geb. Lugano 1744, Prof. d. Ornamentik an der Akad. z. Mailand, † dort 1839). 1090.

Albertus Magnus ſ. Bollſtädt, A. Graf v. —

Albenrath, Heinrich — (geb. Lübeck 15. Febr. 1775, Porträtmaler in Miniature, auch Lithograph, ſtudirte in Berlin, Dresden und Paris, in Hamburg 1814–1842, † dort b. e. Beſuch 25. Febr. 1844). 1074.

Albobrandini, Geſchlecht der —, in Rom. 1019. 1083.

Alfieri da Aſti, Victor Graf — (geb. Aſti in Piemont 17. Jan. 1749, italieniſcher Dichter, lebte in Florenz, Paris ꝛc., † Florenz 8. Okt. 1803). 730. 774.

Alighieri, Durante — (bekannter unter dem Namen Dante, geb. Florenz 8. Mai 1265, einer der Priori v. Florenz 1300, dann in Rom, Arezzo, Verona, Paris u. Ravenna, † am letzt. Ort 14. Sept. 1321). 1067.

Allegri, Anton – (Bekannter u. b. N. Correggio, geb. Correggio 1494, **Maler**, meist in Parma lebend, † 1534). 495.

Altenstein, Karl Frh. v. Stein zum – (geb. Ansbach 7. Okt. 1770, **Referendar** bei der Kriegs- u. Domänenkammer dort 1790, später Rath b. dies. Behörde, Ministerialrath in Berlin 1798, Ober-Präs.-Finanzrath 1808, Finanzminister 1807–1810, Civilgouverneur v. Schlesien 1813, Kultusminister 1817, † Berlin 14. Mai 1840). 1019. 1117. 1143.

Alton, Johann Wilhelm Eduard d' – (geb. Aquileja 1772, **Anatom**, Archäolog, Kunstforscher und Kupferstecher, in Wien, Italien, Jena, Weimar, Würzburg, Paris, Spanien, England und Schottland reisend und lebend, Prof. der Archäologie u. Kunstgesch. z. Bonn 1818, † dort 11. Mai 1840). 1117. 1143.

Amor, Karoline –, geb. Ambrosch (heirat, von ihrem ersten Gatten, **Hofrath** Unzade in Stralsund, geschieden, 1775 d. Bühne in Linz als „Mad. Neumann", heirathete dort den Schauspieler Peter A., ging 1776 nach Preßburg, führte dann einige Zeit selbst e. Truppe nach Wien, spielte später in Olmütz, in Weimar 1791–1793). 344.

Amor, Peter – (Schauspieler in Linz, Preßburg, Wien, Olmütz; in **Weimar** 1791–1793; zuletzt Universitätsmusiklehrer in Greifswald; † dort 1797). 344.

Amr Ben Alabd, gen. Tarafa (aus d. Stamme Bekr Ben Wail, arab. **Dichter**, † um 570 ungefähr 25 Jahr alt). 856.

Amr Ben Kultum (Fürst der Taglib, arab. Dichter, † gegen 600, alt 150 Jahre). 856.

Amr ul Kais Ben Hodschr el Kendi (Fürst der Asad, arab. **Dichter**, † Ankyra um d. Mitte des 6. Jahrhdrts.). 856.

Andrä, . . . s. Andreä, J.

Andre, Johann – (geb. Offenbach 28. März 1741, **Komponist**, Gründer der Musikverlagsanst. in Offenbach 1774, Musikdirektor am deutschen Theater in Berlin 1777–1784, markgräfl. brandenb. Kapellmstr., † Offenbach 18. Juni 1799). 114.

Andreä, Johann – (Handelsmann in Frankfurt a. M.) 1122.

Andreani, Andreas – (geb. 1560, Kupferst. u. Holzschneider in **Mantua**, † 1623). 1008.

Anhalt-Dessau, Franz Leopold Friedrich Fürst v. – (geb. 10. Aug. 1740, mit d. Regier. an 1758, Herzog 1807, † 9. Aug. 1817). 8 b. 715 q. s.

Anquetil du Perron, Abraham Hyacinth – (geb. Paris 7. Dez. 1731, studirte in Dündien Persisch und Zend. 1755–1762, † Paris 17. Jan. 1805). 960.

Antara Ben Scheddâd (aus d. Stamme Abs, arab. Dichter, † wahrscheinl. 600). 856.

Antonius, Flavius – (aus Alexandrien, Sachwalter in Rom, dann Procurator von Judäa z. Gesch. Jesu's etwa 147). 1061.

Arago, Dominique Franz Johann – (geb. Estagel 26. Febr. 1786, Schüler im Lycée de Lomergue 1803, Eleve der Ec. d. Mines, Mitgl. d. Akad. d. Wissensch. z. Paris u. Prof. an d. polytechn. Schule 1809–1831, Direktor d. Sternwarte das., Minister des Inn. u. Kriegswesens d. d. provisor. Regierung v. 1848, † Paris 2. Okt. 1853). 1262.

Arc, Johanna d' – (1410. Dom Remy 6. Jan. 1412, entsetzte das von den Engländern belagerte Orleans 1429, geriet als „de Vue", hingerichtet 30. Mai 1431). 1025.

Arends, Martin Friedrich – (geb. Altona 1769, Archäolog, † in Venedig 1824). 723.

Aretino, Pietro – (geb. Arezzo 20. März 1492, natürl. Sohn eines Adligen

Varii, lateinischer Dichter, an den Höfen v. Rom u. Florenz lebend, † dort 1536. 725 k.
Ariosto, Ludwig — (geb. Reggio 8. Sept. 1474, am Hofe d. Herzogs v. Ferrara angestellt 1503, dichtete bis 1516 den Orlando Furioso, † Ferrara 6. Juni 1533). 1067.
Aristophanes (geb. Athen etwa 448 v. Chr., Komödiendichter, † Athen 387). 1061.
Arnim, Elisabeth (Bettina) v. —, geb. Brentano (geb. Frankfurt a. M. 4. April 1785, verm. mit Ludw. Achim v. A. 1811, Tonkünstlerin, in Berlin lebend, Zeitgenossin). 1434, † Berlin 20. Jan. 1859. 1435.
Arnim, Ludwig Joachim (26. Jan. 1781 z. —, geb. Berlin 26. Jan. 1781, Dichter, † auf s. Gute Wiepersdorf 21. Jan. 1831). 229. 379. 505. 729. 795. 844. 1040.
Arnim, ... v. — (1806 preuß. Generallieutenant). 351.
Arnim. . . . . v. — (preuß. Generallieut. u. Chef e. Infanterieregiments, † 1809). 350.
Arnold, Georg Daniel — (geb. Straßburg 18. Febr. 1780, Lehrer d. Civilrechts an d. Rechtsschule z. Kehlheim 1809, Prof. d. Gesch. in Straßburg 1810, nachmals Dekan d. Rechtsfakultät, † dort 19. Febr. 1829). 949.
Aubuisson de Voisins, Jean François d' — (geb. Toulouse 16. April 1789, studirte Bergwissenschaften in Freiberg, franz. Ingenieur, † Toulouse 21. Aug. 1841). 1108.
Aue, Hartmann von der — (Schwabe, betheiligte sich am Kreuzzug v. 1197, † zwisch. 1210 u. 1220). 798.
Auersperg, Joachim Joseph Grf v. — (Sohn des Folgenden, geb. 15. April 1785, Herr d. Herrschaften Ehrenegg, Hartenberg, Frankenhammer ꝛc. in Böhmen, † 28. Okt. 1853). 1117 II u.
Auersperg, Joseph Grf. v. — (geb. 15. Febr. 1760, Herr d. Herrschaften Ehrenegg, Hartenberg, Frankenhammer ꝛc. in Böhmen, k. k. Kämmerer, Geh. Rath u. Präsid. d. mährischen Appellationsgerichts, † kurz vor 1837). 1117 II u.
Ayrer, Gottfried — (Universitätsstallmstr. zu Göttingen, † 1817). 229.

Babst, Dietrich Georg — (geb. Schwerin 1741, Niedergerichtsprokurator, Notar und Sekretär des 2. bürgerlichen Quartiers in Rostock, Dielekrichter des Plattdeutschen, † 21. April 1800). 1038.
Bach, Johann Sebastian — (geb. Eisenach 21. März 1685, Hofmusikus in Weimar 1701, Organist in Arnstadt 1704, desgl. in Mühlhausen 1707, Hoforganist in Weimar 1708, Kammermstr. das. 1714, Kapellmstr. in Cöthen 1717, Kantor an d. Thomasschule u. Musikdirektor an d. Hauptkirchen z. Leipzig, † dort 30. Juli 1750). 849.
Bacon, Roger — (geb. Ilchester 1214, Dr. theol. z. Paris, Franziskaner in Oxford 1240, Naturforscher, verf. s. Bekämpfung der Sittenlosigkeit der Geistlichen selbst u. viele Jahre eingekerkert, † Oxford 11. Juni 1294). 641.
Baden, Leopold Karl Friedrich Großherzog v. — (geb. Karlsruhe 29. Aug. 1790 als mergan. Ehe als Graf v. Hochberg, Großherzog 1830, † 24. April 1852). 880.
Baden, Maximilian Friedrich Johann Ernst Markgraf v. — (geb. 8. Dez. 1796 als Graf v. Hochberg). 880.
Baden, Wilhelm Ludwig August Markgraf v. — (geb. 8. April 1792 als Graf v. Hochberg, † 11. Okt. 1859). 880.
Baggesen, Jens — (geb. Korsör, viel reisend, Prof. d. dän. Sprache u. Literatur, auch Justizrath in Kiel 1811–1814, wieder reisend † auf d. Heimkehr aus d. böhm. Bädern Hamburg 3. Okt. 1826). 934.
Baggesen, ... — (einer der Söhne des Vorigen). 934.

Bagration, Katharina Fürstin —, geb. Gräfin Skawronskij (geb. 1783, verm. mit Fürst Peter B., Witwe 1812, verm. mit General Lord Howden 1830, † in Italien 1856). 658.

Bahrdt, Karl Friedrich — (geb. Bischofswerda 25. Aug. 1741, Katechet in Leipzig 1762, Prof. d. Philos. u. hebr. Alterthümer in Erfurt 1768, Dr. theol. in Erlangen 1769, Privatdocent in Gießen 1771, d. d. Erziehungsanst. in Marschlins 1775, Generalsuperint. in Durkheim 1776, wegg. † Irrlehren entlassen, in Halle 1779, † dort 23. April 1792). 4.

Baldauf, Karl Gottfried — (aus Mariaberg, auf d. Bergakad. in Freiberg 1769, Geschworner in Schneeberg 1775, Oberamtsaktuar dort 1793, Oberamtmann in Freiberg 1801, † dort 1805). 75.

Balde, Jakob — (geb. Ensisheim im Elsaß 1603, Jesuit in München 1624, später Hofprediger des Kurfürsten v. Bayern, † Neuburg a. d. Donau 9. Aug. 1668). 128. 129.

Ballamo, Joseph — (geb. Palermo 2. Juni 1743, durchreiste Griechenland, Aegypten u. Kleinasien sowie von 1776—1787 den größten Theil des nördlichen und westlichen Europa unter d. Namen eines Grafen Alexander Cagliostro als Schwindler höchster Gattung, † zu lebenslänglichem Gefängniß verurtheilt in Rom 1795). 16. 523.

Bancroft, Eduard Nathan — (englischer Arzt, 1770 in franz. Diensten, später in London, Mitgl. d. kais. Collegiums d. Aerzte daselbst). 931.

Bandello, Matthias — (geb. Castelnuovo in Piemont 1480, Dominikaner, Bischof v. Agen 1550, † das. 1562). 799.

Banks, John — (Advokat in London, schrieb gegen Ende des XVII. Jahrh. mehrere Trauerspiele). 818. 839.

Barclay de Tolly, Michael Fürst — (geb. in Livland 1759, russ. Offizier 1778, Oberst 1798, Generalmajor 1799, Generallieutenant 1807, Kriegsminister 1810, kommandirender General 1812, Oberbefehlshaber d. russ. Streitmacht 1813, Feldmarschall 1814, Fürst 1815, Oberbefehlshaber in Moskau, † auf d. Reise in Insterburg 25. Mai 1818). 880.

Barre, Johann Jakob — (geb. Paris 3. Aug. 1793, Generalmünzgraveur 1842, † dort 16. Juni 1855). 1114.

Bartuje, — (im VI. Jahrh. Leibarzt d. Königs Khosru Nuschirwan v. Persien). 960.

Barth, Christian Karl — (geb. Baireuth 1775, Regierungsrath das., Direktor d. Rheinkreises 1817, Finanzministerialrath in München 1818, Geheimer Rath). 949.

Bartsch, Johann Adam Bernhard Ritter v. — (geb. Wien 17. Aug. 1757, Skriptor u. Aufseher d. Kupferstichsammlungen d. k. k. Bibliothek 1777, Kustos 1806, Ritter 1812, Hofrath 1816, † 21. Aug. 1821). 973. 1008.

Batiano, Hugo Bernhard Maret Herzog v. — (geb. Dijon 1. März 1763, Advokat in Paris 1785, Tuilleriensekret im Minist. des Auswärtigen 1792, Generalsekret. der Comission 1793, Herzog v. B. 1811, Kriegsminister 1812, verabschiedet 1816—1819, Minister des Innern 1834 auf 3 Tage, † Paris 13. Mai 1839). 715 g. v. III—min.

Batsch, August Johann Georg Karl — (geb. Jena 28. Okt. 1761, Dr. med. dort 1786, ao. Prof. d. Medizin 1787, ord. Prof. d. Botanik 1794, Direktor d. naturforsch. Gesellsch. 1793, † Jena 29. Juli 1802). 67. 121. 162. 163. 326. 357. 370. 91 b.

Batsch, Friedrich — (Sohn des Vorigen, Kaufmann). 978.

Baumann, Franz — (Hofgärtner z. Jena). 1111.

Beck, Johann Christoph — (geb. Gotha 1750, betrat d. Bühne 1778, in Weimar 1793—1800). 45.

Beck, Henriette —, geb. Zietheim (geb. Greiz 1759, betrat d. Bühne

1778, verehel. mit d. Vorigen vor 1787, in Weimar 1794, pension. 1823). 89. 803.
Becker, Christiane Amalie Louise —, geb. Neumann (geb. Crossen 15. Dez. 1778, betrat d. Bühne in Weimar 1787, verehel. mit d. Folgenden 1793, † Weimar 22. Sept. 1797). 28. 32. 174. 178. 179. 344.
Becker, Heinrich — (eigentlich v. Blumenthal, geb. Berlin, Schauspieler in Olmütz, in Weimar 1791—1809, dann in Breslau, in Weimar privatisirend 1818, † dort Mai 1822). 344 d.
Becker, ... — (Hofrath in Offenbach). 867.
Bedemar, Vargas Graf v. — (dän. Kammerherr). 908.
Beireis, Gottfried Christoph — (geb. Helmstädt 28. Febr. 1730, studirte die Rechts- u. Arzneiwissensch., Chirurgie, Mathematik, Physik u. Chemie; Prof. d. Physik z. Helmstädt 1759, d. Medizin 1762, d. Chirurgie 1768, braunschw. Leibarzt und Hofrath 1802, † 18. Sept. 1809). 475. 482—516. 520—528.
Bellomo, Joseph — (Schauspielunternehmer, von Dresden nach Weimar berufen 1783, geht von dort ab 1791 nach Graz). 28. 32.
Benda, Christian Hermann (geb. Gotha 1763, betrat d. Bühne 1778, Opernsänger in Berlin, in Weimar 1791, † dort 29./30. Nov. 1805). 34 d. f.
Bendixen, Detlev Siegfried — (geb. Kiel 1784, Decorations-, Geschichts-, Landschafts-, Blumen- und Früchtemaler, Radirer und Lithograph, Lehrer an d. Schulen der patriot. Gesellschaft in Hamburg, nach Londop 1832). 1074.
Benevent, Karl Moritz Herz. v. Talleyrand-Périgord und Dino, Fürst v. — (geb. Paris 13. Febr. 1754, Bischof v. Autun 1788—1791, dann flüchtig in England und Nordamerika, Minister des Auswärt. 1799, kais. Oberkammerherr 1804, Fürst v. B. 1806, Reichsvicegroßadmiral 1807, Herz. v. Dino 1815, Herz. v. T.-P. 1817, † Paris 17. Mai 1838). 715 aa. gg. yy.
Berendis, Hieronymus Dietrich — (geb. Seehausen 1720, Auditeur beim preuß. Husarenreg. v. Ruesch, Hofmeister eines Grafen Brühl, später weimar. Kriegsrath, dann Kammerrath, Steuereinnehmer der Herzogin Anna Amalia, † Weimar 26. Okt. 1783). 435.
Berendis, Karl August Wilhelm — (geb. Anklam 19. April 1754, Dr. med. in Frankfurt a. O. 1780, Prof. dort 1788, Prof. d. Medizin u. Direktor d. Klinik in Breslau 1811, in gleichen Stellungen in Berlin 1815, Geh. Medizinalrath, † dort 1. Dez. 1826). 983.
Berettini, Peter — (bekannter u. d. N. Pietro da Cortona, geb. Cortona 1596, Maler u. Baumstr. in Rom, † 1669). 1020.
Berg, Karoline Friederike v. —, geb. v. Hälseler (geb. Okt. 1770, Hofdame der Königin Louise v. Preußen, dann der Herzogin von Cumberland, † Teplitz 15. Nov. 1826). 691.
Bergler, Joseph — (geb. Salzburg 1. Mai 1753, in Italien 1778—1786, Kabinetsmaler d. Fürstbischofs v. Passau, Hofrath 1795, Director der Akad. d. bild. Künste z. Prag 1800, † das. 25. Juni 1829). 1022.
Bernstorff, Christian Günther Graf. v. — (geb. 3. April 1769, Legationssekret. d. d. dän. Gesandtsch. in Berlin 1789, bevollm. Minister das. 1791, Gesandter in Stockholm 1794, Staatssekret. f. d. Auswärt. zu Kopenhagen 1797, Gesandter in Wien 1810, desgl. in Berlin 1817, Geh. Staats- u. Kabinetsminister in preuß. Dienst 1818, † Berlin 28. März 1835). 982.
Berry, Karl Ferdinand Herz. v. — (geb. Versailles 24. Jan. 1778, zweiter Sohn des Grafen v. Artois, nachmal. Königs Karl X., † Paris in Folge e. Mordanfalls vom vorhergehenden Tag am 14. Febr. 1820). 1035.
Berthier, Alexander — s. Neufchâtel u. Wagram, A. B. Fürst v. —

Berthollet, Claudius Ludwig Grf. v. — (geb. Talloire in Savoyen 9. Nov. 1748, Mitgl. d. Akad. d. Wissensch. z. Paris 1780, Prof. an d. Normalschule dort 1794, Chemiker, Senator d. Kaiserreichs 1803, Graf 1804, Pair 1814, † Arcueil b. Paris 6. Nov. 1822). 1117 ff. qq.

Bertram, Johann Baptist — (geb. Köln 8. Febr. 1775, Besitzer der von ihm u. d. Brüdern Boisserée zusammengebrachten Gemäldegalerie, mit dieser in Köln, Heidelberg, Stuttgart und München, † am letztern Ort 19. April 1841). 1096.

Bertuch, Friedrich Johann Justin — (geb. Weimar 30. Sept. 1747, studirte Theologie, dann Jurisprudenz, Hauslehrer, nach Weimar zurück 1773, Kabinetssekret. 1775, Rath 1776, Legationsrath und Gründer der „Allg. Literatur-Zeitung" 1785, des „Journals d. Luxus u. d. Moden" 1786, des Weimar. Industriecomptoirs 1791 ꝛc., † Weimar 3. April 1822). 372. 637. 640.

Berzelius, Johann Jakob Frh. v. — (geb. Westerlösa 29. Aug. 1779, Dr. med., Adjunkt d. Medizin u. Pharmazie in Stockholm 1802, Lehrer d. Chemie an d. Kriegsakad. 1807, Prof. d. Medizin u. Pharmazie 1807, Mitgl. d. Akad. d. Wissensch. z. Stockholm 1808, Vorstand ders. 1810 und beständ. Sekretär 1818, † dort 7. Aug. 1848). 1115. 1117 ff. m.

Beschorner, . . . — (Bergmstr. in Zellerfeld). 968.

Beuthen, Friedrich — (geb. im Elsaß 1777, anfangs zum Geistlichen erzogen, dann Handlungsbeflissener, hierauf Schauspieler, endlich Dekorationsmaler in Frankfurt a. M., Amsterdam, Wiesbaden, Bamberg, Würzburg, Weimar u. zuletzt Braunschweig). 877.

Bidpai s. Barlaam.

Bielefeld, Detlev Friedrich — (geb. Kiel 7. Mai 1766, Dr. phil. in Jena 1794, nach Kiel zurück 1796, Privatdocent, daß namentl. üb. Deklamation, schrieb Gedichte aller Gattungen, † dort Mitte April 1835). 142.

Biot, Johann Baptist — (geb. Paris 21. April 1774, Prof. d. Physik zu Beauvais, Prof. am College de France 1800, Mitgl. d. Akad. d. Wissensch. 1802, am Observator. 1804, am Bureau de Longitudes 1806, Prof. d. physik. Astronomie an d. Universität z. Paris 1809, † dort 3. Febr. 1862). 932. 1092. 1102.

Birch, Thomas — (geb. Clerkenwell 1705, Pfarrer in Ilsting 1728, später anderwärts, zuletzt in Teyden, Sekret. d. kgl. Gesellsch. d. Wissensch. z. London, † 9. Jan. 1766). 435.

Bischof, Johann Andreas — (Faktor an d. Saline Türrenberg, Salineninspektor 1815, † dort 11. Aug. 1832 im 68. Lebensjahre). 1116.

Blücher v. Wahlstadt, Gebhard Lebrecht Fürst — (geb. Rostock 16. Dez. 1742, Junker im schwed. Dienst 1756, Cornet im preuß. Dienst 1760, als Rittmstr. verabschiedet, als Major wieder angestellt 1787, Oberst 1790, Generalmajor 1794, Generallieutenant 1801, General 1807, außer Dienstlisten gesetzt 1812, Feldmarschall 1813, Fürst v. Wahlstadt 1814, † auf s. Gut Kreblowitz 12. Sept. 1819). 881—883. 985.

Blumauer, Aloys — (geb. Steyer in Oberösterreich 21. Dez. 1755, Jesuit in Wien 1772, Buchhändler 1799, † Wien 16. März 1798). 1027.

Blumenbach, Adele — (Tochter v. Joh. Fried. B., † vor d. Vater). 1040.

Blumenbach, Eduard — (Sohn v. J. F. B.; nachmals Geh. Kanzleirath in Hannover). 260. 1040.

Blumenbach, Johann Friedrich — (geb. 11. Mai 1752, Dr. med. in Göttingen 1775, Prof. u. Inspektor d. Naturalienkammlung 1776, Königl. geprüft. Hofrath 1788, Obermedizinalrath 1816, Mitgl. d. 78 Akademien, Societäten und Vereinen, † 22. Jan. 1840). 229. 248. 249. 259. 336. 1040.

Blumenbach, ..., geb. Henne (Tochter des Philologen H., verm. mit J. F. B. 1778). 1040.

Blumenbach, ... —, nachmals verm. v. Jasmund (Tochter v. J. 7. 8. 1040.

Blumenstein, Wilhelm Johann v. — geb. 1760, franz. Offizier. Emigrant, preuß. Stabskapitän 1787, Commandant 1800, Major 1806, Oberstlieutenant u. Chef 1813, Generalmajor 1815, Inspekteur d. Artillerie 1820, Kommand. v. Erfurt u. in Ruhestand 1821, † Konradswaldau in Schlesien 14. Dez. 1835). 628. 657.

Blumenthal, Heinrich v. — s. Becker, H. —

Bode, August — (Sohn des Astronomen B. in Berlin, Privatgelehrter in Weimar, † dort 18. Okt. 1804). 330.

Bodmer, Johann Jakob — (geb. Greifensee b. Zürich 19. Juli 1698, Prof. d. beider. Gesch. in Zürich 1725—1775, Schriftsteller, Redakteur, Kritiker, † Zürich 2. Jan. 1783). 684.

Börnstett, s. Brändsted, P. O. —

Böttiger, Karl August — (geb. Reichenbach im Vogtland 8. Juni 1760, Rektor in Guben 1784, in Bautzen 1790, Direktor d. Gymnasiums z. Weimar 1791, Studiendirektor im Pädagogium u. Hofrath in Dresden 1804, Oberinspektor des Antikenkabinets u. d. Mengsschen Abgüsse 1814, † Dresden 17. Nov. 1835). 286. 287.

Boisserée, Melchior — (geb. Köln 23. April 1786, Kunstforscher und Sammler dort, in Heidelberg 1810, in Stuttgart 1818, in München 1828, Wiederherstellter der Glasmalerei dort, in Bonn 1845, † dort 14. Mai 1851). 763. 852. 1086. 852 d.

Boisserée, Sulpiz — (geb. Köln 2. Aug. 1783, bis 1815 wie d. Vorstehende, sonst Dr. phil. d. Univers. Heidelberg 1816, dann Oberbaurath u. Generalkonservator d. plast. Denkmale d. Reichs, Begründer der Bilderstellung des Kölner Doms, preuß. Geh. Hofrath, † Bonn 2. Mai 1854). 763. 782. 783. 852. 863. 864. 873. 1073. 1086. 1092. 1113. 852 d.

Bollstadt, Albert Gfs. v. — (bekannt als Albertus Magnus, geb. Lauingen 1193, Dominikaner, Lehrer der Theologie d. d. Curie in Rom [Magister palatii] 1256, Bischof v. Regensburg 1260—1262, Lehrer der Theol. in Köln, † dort 15. Nov. 1280). 671.

Bombelles, Ludwig Philipp Gf v. — (geb. Regensburg als Sohn des franz. Gesandten beim Reichstag 1. Juli 1780, nachdt. Lieutenant, später angestellt b. d. österr. geh. Staatskanzlei, dann b. d. Gesandtschaft in Berlin, Gesandter in Kopenhagen 1814, in Dresden 1816, in Florenz 1820, in Turin 1834, in Bern 1837, † Wien 7. Juli 1843). 382.

Bonanni, Philipp — (geb. Rom 11. Jan. 1638, Jesuit 1654, Kustos des Archivs 1676, des Kircherschen Museums 1698, Natur- und Kunstforscher, Alterthums- u. Münzkundiger, † Rom 30. März 1725). 384.

Borcke, ... v. — (auch Borck, † als preuß. Generallieutenant 1806). 551.

Bossi, Joseph — (geb. Busto Arsizio in d. Lombardei 11. Aug. 1777, Maler, Schrft. d. Akad. d. schönen Künste z. Mailand 1800, † dort 15. Dez. 1815). 938. 961.

Both, Karl Friedrich v. — (geb. Demmin 11. Febr. 1789, Auditor b. d. Justizkanzlei in Schwerin 1810, Kanzleirath 1812, Justizrath 1814, Vicekanzleidirektor in Rostock 1818, Vicekanzler der Universität 1830, Kanzleidirektor 1841, Geh. Rath 1870, später Wirkl. Geh. Rath, † Rostock 4. Mai 1875). 1038.

Both, ... v. — . . . . (Gattin des Vorigen). 1038.

Boucher, Alexander Johann — (geb. Paris 11. April 1770, Schauspieler am Théâtre de la cité, Violinist im Orchester des Théâtre Feydeau, Solospieler in d. Kapelle Königs Karl IV. v. Spanien 1797, nach Paris zurück 1807, durcheilte von dort aus 1813 u. 1820 Europa als Violinvirtuose, † Paris 30. Jan. 1861). 1096.

Brentano, Franz – (Handelsmann, Schöff u. Senator z. Frankfurt a. M.). 886. 887. b. c.

Brentano, Sophie – (geb. Frankfurt a. M. 1776, Tochter von Peter Anton B. u. Maximiliane Euphrosyne B., geb. v. La Roche, † Offenbach 19. Sept. 1809). 195.

Breyner, Christoph Friedrich – (geb. Leipzig 10. Dez. 1748, Kaufmann, Lustspieldichter, † Leipzig 31. Aug. 1767). 344.

Brewster, David –, Ritter (geb. Jedburgh in Schottland 11. Dez. 1781, Physiker, Mitgl. d. k. Gesellsch. d. Wissensch. z. Edinburgh 1808, später Sekretär u. Vicepräsident derselben, Principal der Universität 1859, Erfinder d. Kaleidoskops, † Edinburgh 10. Febr. 1868). 931. 965.

Bridgewater, Franz Heinrich Egerton Grf. v. – s. Egerton, F. H. –

Brion, Friederike Elisabeth – (geb. Niederrodern 1754, † Meißenheim 3. April 1813). 6k.

Bristol, Friedrich August Marquess v. –, Graf Jamyn, Baron Hervey (geb. 1730, Lord-Bischof v. Derry, succed. 1779, † 8. Juli 1803). 169. 169d.

Brizzi, Anton – (geb. Bologna 1774, Opernsänger an italien. Bühnen 1793–1809, in Wien 1801, später in München, in Ruhestand um 1830). 762. 775. 917.

Brocchi, Johann Baptist – (geb. Bassano 18. Febr. 1772, Lehrer d. Botanik am Lyceum z. Brescia u. Inspektor d. botan. Gartens 1801, Bergamtsinspektor z. Mailand 1809–1814, dann in Rom, Direktor der ägypt. Bergwerke 1822, † Chartum 25. Sept. 1826). 926. 967.

Brøndsted, Peter Oluf – (geb. bei Horsens in Jütland 17. Nov. 1780, Prof. d. griech. Philologie in Kopenhagen, dän. Agent in Rom 1818, Geh. Legationsrath 1827, Direktor d. Antikenkabinets sowie Prof. d. class. Philol. u. Archäol. z. Kopenhagen 1832, † dort 26. Juni 1842). 826.

Brown, John – (geb. Buncle in Schottland 1735, Arzt u. Docent an der Universität z. Edinburg, begründete durch die Elementa medicinae 1779 die Erregungstheorie in d. Heilkunde, in London 1786, † dort 7. Okt. 1788). 213. 235.

Brown, Robert – (geb. Montrose 21. Dez. 1773, Fähnrich u. Hilfschirurg b. d. Schott. Milig 1795, Botaniker der wissenschaftl. Expedition nach Neuholland 1801, nach Europa zurück 1805, † London 10. Juni 1858). 481. 988.

Bruckmann, ... s. Brückmann, U. F. D. –

Brückmann, Urban Friedrich Benedikt – (geb. Wolfenbüttel 23. April 1724, Dr. med. z. Helmstädt 1746, Prof. d. Anatomie in Braunschweig 1751, herzogl. Leibarzt 1755, Hofrath, Canonicus, † Braunschweig 20. Juni 1812). 1119.

Brühl, Karl Friedrich Moritz Paul Grf. v. – (geb. Pförten 18. Mai 1772, Jagdjunker in Berlin 1790, Forstreferendar 1796, Kammerherr 1800, Major im Generalstab 1813, Generalintendant d. k. Schauspiele 1815–1828, Generalintendant d. k. Museen 1830, † Berlin 9. Aug. 1837). 395. 837. 1043. 1091.

Bruno, Giordano – (geb. Nola um 1550, Dominikaner, als Ketzer flüchtig, Metaphysiker, in Genf 1579, dann in Paris, in London, in Wittenberg 1586–1588, später in Prag, Braunschweig, Helmstädt u. Frankfurt a. M., in Padua 1592, in Rom verbrannt 17. Febr. 1600). 812.

Bruns, Paul Jakob – (geb. Preez in Holstein 18. Juli 1743, Docent in Jena 1761, bei Kennicott's krit. Bibelausgabe beschäftigt 1767–1780, Prof. d. Literargesch. in Helmstädt 1780, Universitätsbibliothekar 1787, Prof. d. morgenländ. Sprachen u. Hofrath 1796, b. Auflösung d. Universität Helmstädt 1810 Dr. theol. u. nach Halle versetzt, † dort 17. Nov. 1814). 681.

Brunnß, Jordanuß — ſ. Bruno G. —

Buch, Leopold v. — (geb. Stolpe 26. April 1774, bereiſt als Mineralog Europa, Mitgl. d. Akad. d. Wiſſenſch. z. Berlin 1806, preuß. Kammerherr, lebte in Berlin, † dort 4. März 1853). 1117.

Buchholz, Wilhelm Heinrich Sebaſtian — (geb. Bernburg 23. Sept. 1734, Hofmedikus, Hofapotheker u. Bergrath z. Weimar, † daſ. 16. Dez. 1798). 160.

Buder, Chriſtian Gottlob — (geb. Kittlitz 29. Okt. 1693, Univerſitätsbibliothekar z. Jena 1722, Dr. jur. 1725, Prof. 1730, Hofrath 1739, † Jena 9. Dez. 1763). 917. 1003.

Büchler, J. Lambert — (geb. Weinheim 15. Juli 1785, bad. Miniſterialſekret., Legationsrath beim Bundestag z. Frankfurt, beſtänd. Sekret. d. Geſellſch. f. ältere deutſche Geſchichtsk. dort, † wol um 1842). 1006.

Büſching, Johann Guſtav Gottlieb — (geb. Berlin 19. Sept. 1783, Regierungsreferendar in Berlin 1806, kgl. Archivar z. Breslau 1811, Prof. d. Alterthumswiſſenſchaften an d. Univerſität dort 1817, Schriftſt. üb. deutſche Kunſt u. Alterthumsk., † 4. Mai 1829). 766. 824. 881.

Büttner, Chriſtian Wilhelm — (geb. Wolfenbüttel 27. Febr. 1716, Naturu. Sprachforſcher, Prof. in Göttingen 1758, in Jena mit Lehrente d. Herzogs v. Weimar, Hofrath 1783, † dort 8. Okt. 1801). 307—309. 427. 499. 918. 970.

Buff, Charlotte — ſ. Keſtner, Ch. S. H. —, geb. Buff.

Buonaparte (ſo urſprünglich, ſpäter Bonaparte) Hieronymuß — (geb. Ajaccio 15. Nov. 1784, Marineleutnant 1801 franz. Prinz 1807, König v. Weſtfalen 1807—1814, als Graf v. Montfort in d. Schweiz, Oeſterreich und Italien lebend, Gouverneur der Invaliden z. Paris 1848, † Villegenis b. Paris 24. Juni 1860). 721.

Buonaparte, Ludwig — (geb. 2. Sept. 1778, Connetable u. Generalleberſter der Carabiniers 1804, Generalgouverneur v. Piemont 1805, König v. Holland 1806, entſagt 1810, erhält den Titel Graf v. St. Leu, lebt in Rom bis 1826, dann in Florenz, † Livorno 25. Juli 1846). 841.

Buonaparte, Marie Louiſe —, Kaiſerin der Franzoſen, geb. Erzherzogin v. Oeſterreich (geb. 12. März 1791, verm. mit Napoleon I. 1810, Herzogin von Parma, Piacenza u. Guaſtalla 1816, † Wien 18. Dez. 1847). 805.

Buonaparte, Napoleon I. — (geb. Ajaccio 15. Aug. 1769, Lieutenant 1785, Hauptmann 1792, Brigadegeneral 1794, Diviſionsgeneral 1795, General 1796, erſter Conſul 1799, Kaiſer der Franzoſen 1804, Kaiſer v. Elba 1814, abgeſetzt 1815, † auf St. Helena d. 5. Mai 1821). 414. 583. 626. 652. 841. 879. 7153a. e h—v. v—hhh. III. nnn. 1117 gg.

Buonarotti, Michel Angelo — (geb. Caprese od. Chiuſi 6. März 1475, Maler, Bildhauer, Baumeiſter, Dichter u. Tänzer, lebte in Florenz bis 1546, dann in Rom, um den Bau der Peterskirche auszuführen, † dort 18. Febr. 1564). 809.

Burtin, Franz Xaver v. — (geb. Maaſtricht 1743, Leibarzt des Prinzen Karl v. Lothringen, Gouverneurs d. Niederlande z. Brüſſel, privatiſirte ſeit 1789, Beſitzer einer werthvollen Gemäldegalerie, † dort 9. Aug. 1818). 887.

Burn, Friedrich — (Maler aus Hanau). 21. 22. 914.

Byron of Rochdale, George Noel Gordon Baron — (geb. London 22. Jan. 1788, succed. 1798, ſeit 1816 in der Schweiz, Italien u. Griechenland lebend, † Miſſolunghi 19. April 1824). 694. 946. 1047. 1062. 1143f.

Cabore, Johann Baptiſt Rompere de Champagny Herzog v. — (geb. Roanne 4. Aug. 1756, Seroſſizier, Staatsrath 1799, Geſandter in Wien 1801, Miniſter d. Innern 1804, Miniſter d. Auswärt. 1807, Herz. v. C. 1808, Senator 1813, Pair 1819, † Paris 3. Juli 1834). 715 f.

Cagliostro, Alexander Graf — ſ. Balſamo, J. —

Calcara, Polidoro — (bekannt als Polidoro da Caravaggio, geb. 1495, Gehilfe Rafael's bei d. Ausſchmückung des Vaticans, ermordet 1543). 1140.

Calderon de la Barca, Peter — (geb. Madrid 17. Jan. 1600, in Hofdienſt 1619, in Kriegsdienſten 1625—1641, dann wieder am königl. Hofe, dabei Geiſtlicher ſeit 1651, † 25. Mai 1681). 305. 633. 762. 773. 774. 780. 801. 876. 894. 1065.

Campanella, Thomas — (geb. Stilo in Calabrien 5. Sept. 1568, Dominikaner, von d. ſpan. Inquiſition eingezogen 1599—1626, † Paris 21. Mai 1639). 943.

Camper, Peter — (geb. Leyden 11. Mai 1722, Prof. d. Medizin z. Franeker 1750, z. Amſterdam 1755, z. Gröningen 1763, privatiſirte in Franeker 1773, Mitgl. d. Staatsr. im Haag 1787, Anatom u. Kunſtkenner, † Haag 7. April 1789). 138.

Candolle, Auguſtin Pyramus de — (geb. Genf 4. Febr. 1778, Docent d. Botanik am Collège de France in Paris 1804, Prof. d. Med. z. Montpellier 1810, Prof. in Genf 1816, † dort 9. Sept. 1841). 993.

Canicoff, Baſil v. — ſ. Kankow, B. v.

Canstian, J. G. — (Kunſtſchriftſt.). 477.

Caravaggio, Polidoro da — ſ. Calcara, P. —

Caro, Hannibal — (geb. Cittanuova in d. Mark Ancona 1507, lebte in Florenz, Rom u. Parma, Dichter, † Rom 1566). 1013.

Carraccio, Auguſt — (geb. Bologna 1558, Maler u. Kupferſtecher, nachmals in Rom, zuletzt in Parma, † dort 1605). 435.

Carraccio, Hannibal — (geb Bologna 3. Nov. 1560, bedeutendſter Maler aus d. Familie der Carracci, wirkte in Rom, † dort 16. Juli 1609). 435.

Carraccio, Ludwig — (geb. Bologna 1555, Oheim der beiden Vorigen, Maler in Florenz u. Parma, hauptſächlich aber in Bologna, gründete daſelbſt die Malerſchule Academia degli incamminati, † hier 1619). 495.

Carſtens, Asmus Jakob — (geb. St. Jürgen b. Schleswig 10. Mai 1754, in Kopenhagen ſeit 1776 zum Maler gebildet, ſpäter in Lübeck u. Berlin lebend, Prof. an d. Akad. d. Künſte zu Berlin 1790, nach Rom 1792, † dort 26. Mai 1798). 377. 562. 1021.

Carus, Karl Guſtav — (geb. Leipzig 3. Jan. 1789, Dr. med. 1811, Prof. d. Entbindungsk. u. Director der geburtshilfl. Klinik in Dresden 1814, Leibarzt, ſowie Hof- u. Medizinalrath 1827, Geh. Medizinalrath 1843, Geh. Rath 1861, Präſid. d. Leopoldiniſch-Carolin. Akademie 1862, † Dresden 28. Juli 1869). 989. 1131. 1142.

Catvert, Fanny — (geb. Mannheim 31. Mai 1787, betrat d. Bühne in Frankfurt a. M., in Weimar 1806, verließ d. Bühne 1802, ſpäter Erzieherin u. Geſellſchafterin im Hauſe des Fürſten Graſſalkowics v. Gyarmat in Ungarn, 3mal in Italien, verm. mit Bankier Stanisl. Dorn in Wien 1823, † Grinzing 18. Mai 1835). 215.

Caſtelli, Ignaz Friedrich — (geb. Wien 6. März 1781, Praktikant b. d. landſtänd. Buchhalterei 1801, ſpäter Sekretär; Hoftheaterdichter 1811, Secretär d. d. Verwaltung d. occupirten Landestheile Frankreichs 1814, Schriftſteller in Wien 1817, † auf ſ. Landſitz in Lilienfeld 5. Febr. 1862). 775.

Caſti, Johann Baptiſt — (geb. Prato 1721, Prof. am Seminar z. Montefiascone, Abbé, betheiligte ſich von Wien aus an kaiſ. Geſandtſchaften nach

Petersburg, Berlin u. Madrid. Hofdichter in Wien 1782, in Florenz 1783, nach Paris 1798, † vor: 6. Febr. 1803). 709. 938. 1151.
Catel, Ludwig Friedrich — (geb. Berlin 1776. Architekt, † dort 15. Nov. 1819). 276.
Cattaneo, Cajetan — (Director d. Münzkabinets z. Mailand, Kunstschriftst., † Trieft 10. Sept. 1841). 941.
Cavaignac, Godefroy — (geb. Paris 1801, polit. Parteimann u. Schriftst., † 5. Mai 1845). 1056.
Caylus, Anna Claudius Philipp v. Tubières, Grf. v. — (geb. Paris 31. Oct. 1692, Officier, Diplomat, Archäolog, Kunstkenner; Mitgl. zweier Akademien u. d. Akad. d. Inschriften, † Paris 5. Sept. 1765). 292.
Cellini, Benvenuto — (geb. Florenz 1500, Goldarbeiter, Erzgießer, Medailleur, Bildhauer; lebte auch in Rom, Mantua u. Paris. † Florenz 25. Febr. 1571). 151. 167. 188. 383. 384.
Champagny, Graf Nompère de — s. Cadore, J. B. N. de Ch. Herz. v. —
Chardin, Johann — (geb. Paris 26. Nov. 1643, Hofjuwelier d. Königs v. Persien 1665—1670, ferner in Asien bis 1681, engl. Gesandter in d. Niederlanden, † in England 26. Jan. 1713). 856.
Charpentier, Johann Friedrich Wilhelm Toussaint v. — (geb. Dresden 24. Juni 1738, Lehrer d. Mathemat. an d. Bergakad. z. Freiberg 1766, Oberbergamtsaff. u. Bergkommissionsrath 1773, Director d. Alaunwerks z. Schweinfal 1784, geadelt 1791, Bergrathsassessor in Freiberg 1800, Bergkapitmann 1801, † dort 27. Juli 1805). 883. 925.
Chladni, Ernst Florens Friedrich — (eigentlich Chladenius, geb. Wittenberg 30. Nov. 1756, Dr. jur., bereiste mit den v. ihm erfundenen musikal. Instrumenten Europa u. Clavicylinder Europa 1802—1812, Entdecker der Klangfiguren, in Kemberg seit 1812, † Breslau 3. April 1827). 911. 935. 1002.
Chrysostomus, Johannes — (geb. Antiochien 347, Kirchenlehrer, Bischof v. Konstantinopel 397, wegz. Zurechtweisung der Kaiserin Eudoxia verbannt, † Komana in Pontus 14. Sept. 407). 472.
Cicero, Marcus Tullius — (geb. Arpinum 3. Jan. 106 v. Chr., Quästor in Sicilien 75, Aedil 70, Consul 63, Augur 53, Statthalter v. Cilicien 51, ermordet 7. Dec. 43). 458.
Cicognara, Leopold Grf. — (geb. Ferrara 17. Nov. 1767, in Modena 1795, Gesandter in Turin, dann Staatsrath der ital. Republik bis 1808, Präsid. d. Akad. d. schön. Künste in Venedig, zuletzt Director der Pariser Sammlungen in Rom, † 5. März 1834). 887.
Cimarosa, Domenico — (geb. Aversa in Neapel 17. Dec. 1749. Opernkomponist in Neapel 1772—1787, in Petersburg bis 1792, dann in Wien, † Venedig 11. Jan. 1801). 32.
Claude Lorrain, s. Gelee, C. —
Clerfayt, Franz Sebastian Karl Joseph v. Croix, Grf. v. — (geb. Brüssel im Hennegau 14. Oct. 1733, in östr. Kriegsdiensten seit 1749, Feldmarschalllieutenant im Krieg gegen d. Türken 1788, Feldzeugmeister 1790, Feldmarschall 1793, † 19. Juni 1798). 118.
Collin, Heinrich Joseph v. — (geb. Wien 26. Dec. 1772, Hofrath b. d. geh. Kreditkommission 1807, Dichter, hauptsächlich dramatischer, † Wien 28. Juli 1811). 463.
Compter, Johann David Gottlob — (Bibliotheksschreiber in Jena). 970. 1006.
Confalliachi, Peter Ludwig — (geb. Mailand 7. Sept. (?) 1779, Prof. d. Physik in Pavia, † das. 14. (?) Juni 1844). 869.
Constant de Rebecque, Heinrich Benjamin — (geb. Lausanne 23. Oct.

1767, braunschw. Kammerherr, Publizist in Paris, Tribun 1797, berühmt 1802, Begleiter der Frau v. Staël, in Paris 1814, kais. Staatsrath 1814, Gesandter b. Tepenitzenkammer 1819, † Paris Dez. 1830). 416. 418. 418a. b.

Conta, Karl Friedrich Anton v. — (Math. j. Weimar, Legationsrath 1817, Geh. Legationsr., geadelt, Vicepräsident u. zuletzt Präsident d. Landesdirektion, Herr auf Ballstedt, † Weimar 27. Dez. 1850). 264. 1035.

Corneillan, Peter, Graf v. — (preuß. Kammerherr). 562. 658.

Corneille, Peter, — (geb. Rouen 6. Juni 1606, Mitgl. d. franz. Akad. 1647, † 1. Okt. 1684). 583.

Cornelius, Peter v. — (geb. Düsseldorf 23. Sept. 1783, nach Rom 1811, Doctor d. Akademie j. Düsseldorf 1819, desgl. j. München 1825, desgl. in Berlin 1841, wieder in Rom 1853—1861, † Berlin 6. März 1867). 784. 884.

Correggio, da — s. Allegri, A. —

Cortona, da — s. Berettini, P. —

Cotta, Heinrich — (geb. auf der Kleinen Zillbach 30. Okt. 1763, Förster in Zillbach 1795, gründet bald e. Bildungsanst. für Forstmänner, Forstmeister in Eisenach 1801, Forstrath u. Direktor d. Forstvermessungsamts f. d. Königr. Sachsen in Tharandt 1811, Direkt. d. Forstakad. desgl. u. Oberforstrath 1816, Geh. Oberforstr. 1836, † dort 26. Okt. 1844). 564. 835.

Cotta v. Cottendorf, Johann Friedrich Frh. — (geb. Stuttgart 27. April 1764, übernimmt d. Cotta'sche Buchhandlung in Tübingen 1787, nach Stuttgart 1810, geadelt 1811, preuß. Geh. Hofrath, bayer. Kämmerer, als Landstand v. Württemberg u. sonst vielfach politisch thätig, † 29. Dez. 1832). 174. 724. 768.

Coudenhoven, Sophie Frfn. v. —, geb. Gfin. v. Hatzfeldt (geb. 21. Jan. 1747, verm. mit d. karmeng. General Ludwig Frhr. v. C., Witwe 1796, † 21. Juni 1825). 157.

Coudray, Clemens Wenceslaus — (geb. Trier 23. Nov. 1775, bei Aufklärung bei Großherzogth. Frankfurt als Beamter von Weimar übernommen, Oberbaudirektor, † Weimar 4. Okt. 1845). 903. 1090.

Cramer, Ludwig Wilhelm — (geb. Friedewald 9. Okt. 1755, stud. d. Rechte in Halle 1772, die Bergwissensch. in Freiberg 1774, Bergamtsverk. j. Kirchen u. Bergrath 1781, Oberbergrath in Wiesbaden 1803, Hofgerichtsrath in Dillenburg 1816, in Ruhestand nach Dezlar 1831, † dort 28. Mai 1832). 853. 872. 852a. b.

Crell, Lorenz Florenz Friedrich v. — (geb. Helmstädt 21. Jan. 1744, Prof. d. Medizin am Carolinum j. Braunschweig, desgl. j. Helmstädt 1774, braunschw. Bergrath 1780, vom Kaiser geadelt 1791, Prof. u. Hofrath in Göttingen 1809, vorzüglicher Chemiker, † dort 7. Juni 1816). 481.

Creuzer, Georg Friedrich — (geb. Marburg 10. März 1771, Prof. dort 1802, Prof. d. Philol. u. alten Gesch. j. Heidelberg 1804, stud. Geh. Rath, † dort 16. Febr. 1858). 604.

Cumberland, Richard — (geb. Cambridge 19. Febr. 1732, Beamter bei Handelsamt j. London, Lustspieldichter, † dort 7. Mai 1811). 802.

Cumberland, Herzog u. Herzogin v. — s. Hannover, Ernst August König v. — u. Friederike Königin v. —

Cuvier, Georg Leopold Christian Friedrich Dagobert Baron v. — (geb. Mömpelgard 23. Aug. 1769, Hauslehrer auf Schloß Fiquainville in d. Normandie, Prof. an d. Centralschule d. Departements j. Paris 1795, Mitgl. d. Nationalinstituts 1795, Prof. am Collège de France 1800, Generalinspektor d. öff. Unterrichts 1802, Rath d. kais. Universität j. Paris 1808, Requetenmstr. im Staatsrath 1813, Staatsrath 1814, Kanzler d. Uni-

verstift 1815, Baron 1819, Großmstr. d. protest. theol. Fakultät 1832, Pair 1841, bedeutender Naturforscher, † 13. Mai 1832). 653.

Dalberg, Karl Theodor Anton Maria Frh. von und zu — (geb. Herrnsheim 8. Febr. 1744, Dr. jur. z. Heidelberg 1761, Kapitular d. Erstifts Mainz u. Domherr z. Würzburg u. Worms, kurf. mainz. Geh. Rath u. Statthalter z. Erfurt 1772, Koadjutor des Erzstifts Mainz 1787, ferner Koadjutor z. Worms u. Konstanz sowie Erzbisch. z. Tarsus 1788, Kurfürst z. Mainz u. Reichserzkanzler 1802, Fürst-Erzbisch. z. Regensburg u. Aschaffenburg 1803, Fürst-Primas d. Rheinbundes 1806, Großherzog v. Frankfurt 1810—1813, † Regensburg 10. Febr. 1817). 91 g.

Dalberg, Wolfgang Heribert Frh. v. u. z. — (geb. 18. Nov. 1750, Intendant d. Hof- u. Nationaltheaters z. Mannheim 1778, kurpfalzbayer. Geh. Rath u. Oberappellationsgerichtsrath dort, bad. Staatsminister u. Oberhofmstr. 1806, † Mannheim 28. Sept. 1806). 104.

Dalmatien, Nicolas Jean de Dieu Soult, Herz. v. — (geb. St. Amans la Bastide 29. März 1769, Infanterist 1785, Lieutenant 1792, Brigadegeneral 1794, Divisionsgeneral 1799, Generalobrister d. Konsulargarde 1801, Oberbefehlshaber 1802, Marschall 1804, Herzog 1807, Kriegsminister 1814—1815, Pair 1827, Kriegsminister 1830, Großmarschall v. Frankreich 1847, † St. Amans 26. Nov. 1851). 718 zz. zza.

Danneder, Johann Heinrich v. — (geb. in Waldenbuch b. Stuttgart 15. Okt. 1758, Hofbildhauer in Stuttgart 1789, in Paris u. Rom 1783—1790, Mitgl. d. Akademie z. Bologna u. Mailand, Prof. d. bild. Künste an d. Karlsakad. z. Stuttgart 1790, † dort 9. Dez. 1841). 173. 292.

Dante, s. Alighieri, D. —

Daru, Peter Anton Bruno Graf — (geb. Montpellier 12. Jan. 1767, franz. Kriegskommissar, Divisionschef im Kriegsministerium 1799, Generalsekretär d. Kriegsministers und Tribun, Generalkommissar d. großen Armee 1805, Generalintendant in Oesterreich 1805 u. 1809, desgl. in Preußen 1806, Minister-Staatssekretär 1811, Kriegsminister 1813, Pair 1818, Mitgl. d. franz. Akad. 1828, † Bechenille 5. Sept. 1829). 715 oo. gg. yy—ss. yy.

Daub, Karl — (geb. Kassel 20. März 1765, Privatdocent d. Theol. in Marburg 1791, Prof. d. Theol. in Heidelberg 1734, Geh. Kirchenrath, † dort 22. Nov. 1836). 604.

Dawe, Georg — (geb. London 8. Febr. 1781, russ. Hofmaler in Petersburg 1818, † Kentishtown b. London 15. Okt. 1829). 107 a.

Decarando, Joseph Maria — s. Gerando, J. M. Bar. de —.

Demmer, Joseph — (geb. Köln, betrat d. Bühne 1777, in Weimar 1791—1794). 314.

Demmer, Karoline Friederike Wilhelmine —, geb. **Krüger** (geb. Berlin 1764, betrat d. Bühne 1778, heirathete 1787, in Weimar 1789—1794). 314.

Demmer . . . . . . (1791 beim Weim. Hoftheater für Kinderrollen engagirt; verschied der im April 1838 als Opernregisseur z. Wien verst. Friederike D.). 314.

Denstedt, August Wilhelm — (Prof. d. Botanik z. Belvedere b. Weimar). 188.

Denzel, Georg Eduard Bar. v. — (geb. Türkheim 1755, pfalz-zweibrück. Feldmarschall 1772, franz. Konventsdeputirter, Generaladjutant 1806, Brigadegeneral 1813, † 1824). 631.

Deny, Wilhelm — (geb. 21. Jan. 1787, Hofschauspieler in Weimar 1805, † dort 9. Jan. 1853). 601.

Dessau, Herzog v. — s. Anhalt-Dessau.

Devonſhire, Eliſabeth Cavendiſh, Herzogin v. —, geb. Hervey, verw. Foſter (verm. mit William Herz. v. D. 1809, ſeit 1815 in Rom, † dort 30. März 1824). 1013.

Diderot, Denis — (geb. Langres 5. Okt. 1713, vielſeit. u. beſſere Schriftſt. in Paris, † dort 31. Juli 1784). 188. 446. 447. 452. 1036. 1036a—c.

Dietrich, Anton — (Prieſter d. Ciſtercienſerkloſters z. Oſſegg, Prof in Kometau, dann in Prag). 837. 838.

Dietz, Heinrich Friedrich v. — (geb. Bernburg 22. Sept. 1750, preuß. Geh. Legationsr. u. Geſandter in Konſtantinopel 1784, geadelt 1790, Prälat in Kolberg 1794, † Berlin 7. April 1817). 876. 881.

Dittersdorf, Karl v. — (geb. Wien 2. Nov. 1739, im Hoforcheſter dort angeſtellt 1760, Kapellmeiſter beim Biſch. v. Großwardein 1765, Kapellmeiſter d. Fürſten v. Breslau, Grafen Schaffgotſch in Johannisberg 1770, geadelt 1773, außer Dienſt 1795, † in Rothlhotta in Böhmen 1. Okt. 1799). 32. 34. 114.

Dittmar, Sigismund Gottfried — (geb. um 1772, Prof. u. Konſiſtorialaſſeſſ. in Berlin). 987. 1109.

Plaff, Laurentius Albrecht —. 1118.

Döbereiner, Johann Wolfgang — (geb. Hof 15. Dez. 1780, Apotheker z. Karlsruhe 1799, gründ. e. Chemiſch-techn. Fabrik in Hof 1803, Prof. d. Chemie in Jena 1810, Hofrath, Geh. Hofrath, † Jena 24. März 1849). 788. 816. 874. 896. 902. 943. 1135.

Döring, Johann Michael Heinrich — (geb. Danzig 8. Mai 1789, Dr. phil., Schriftſt. in Jena 1817, † daſ. 14. Dez. 1862). 1062.

Domaratius, J. F. — (geb. Jena, betrat d. Bühne 1785, in Weimar 1789—1793). 314.

Dominichino, ſ. Zampieri.

Dſchami ſ. Abd ur Rahman Ebn Achmed.

Dſchelaleddin Rumi ſ. Mohammed Dſchelaleddin er Rumi.

Dürer, Albrecht — (geb. Nürnberg 21. Mai 1471, Hiſtorienmaler, † 6. April 1528). 498. 499. 706. 734.

Dughet, Kaspar — gen. Pouſſin (geb. Rom 1613, Hiſtorienmaler, † dort 1675). 976. 977.

Dumanoir, . . . Gräf. — 97.

Dumont, Peter Joſeph — 1028.

Dumouriez, Karl Franz — (geb. Cambray 25. Jan. 1739, Generaladjutant 1768, Oberſt, Generalmajor, Generallieutenant 1791, Miniſter d. Auswärt. 1792, heimlich für d. Bourbons thätig, geächtet, † bei London 14. März 1823). 127.

Durand, Erneſtine —, geb. Engel (betrat d. Bühne in Weimar als Demoiſ. Engelß 1805, verehl. mit d. Hofſchauſp. Friedrich Auguſt D. 1818, † Weimar 24. Juni 1845). 675. 804.

Durand, Friedrich Auguſt, — (eigentlich Aumann, geb. Mehsdorf 7. März 1787, Schauſp. 1811, Hofſchauſp. in Weimar 1812, Regiſſeur 1823, † dort 12. Febr. 1852). 800. 893.

Durand, Johann Nikolaus Ludwig — (geb. Paris 18. Sept. 1760, Prof. d. Architektur an d. polytechn. Schule 1810, † dort 31. Dez. 1834). 1080.

Dyk, Johann Gottfried — (geb. Leipzig 24. April 1750, Mag. liber. art., Schriftſt. insbeſondere ſ. d. Bühne, † Leipzig 21. April 1813). 164. 818. 839.

Eberwein, Franz Karl Adalbert — (geb. Weimar 10. Nov. 1786, Mitglied der Hof-Kapelle 1803, Muſikdirektor an d. Stadtkirche 1818, großherz.

Musikdirektor 1828, in Ruhestand 1853, † Weimar 2. März 1868). 732. 754—757. 847. 877. 1034. 1098.

Eberwein, Henriette —, geb. Exiart 1794(?), betrat d. Bühne in Weimar 1807, verehel. mit Vorigem 1812, in Ruhestand 1838, † vor ihrem Gatten. 731. 803. 1034. 1098.

Egerton, Franz Heinrich — geb. 11. Nov. 1756, Herzog v. Bridgewater, Viscount Brackley u. Baron Ellesmere 1823, † Paris 12. Febr. 1829). 571.

Eglofstein, Henriette Gräfin v. —, geb. Freiin v. Eglofstein, nachm. verm. Fürst. v. Beaulieu-Marconnay (geb. 1773, verm. mit Graf E. 1789, geich. 1796 (?), verm. mit Oberforstmstr. K. Frh. v. B.-M. 1804, † Okt. 1864). 291.

Eglofstein, Julie Gräfin v. — (geb. 12. Sept. 1792, Tochter d. Vorigen, † 16. Jan. 1869). 1038. 1098. 1141.

Ehlers, Wilhelm — (geb. Weimar 1774, betrat d. Bühne 1796, in Weimar 1801—1805, in Wien 1807—1817, Opernregisseur in Frankfurt a. M. 1831, Theaterdirektor in Mainz 1834, später privatisirend, † dort 30. Nov. 1845). 216.

Ehrmann, Johann Christian — (geb. Straßburg 1749, Dr. med. z. Basel 1772, Arzt in Frankfurt a. M. 1779, Garnisonsarzt 1793, Arzt am Hochstspital 1804, großh. fränk. Medizinalrath 1808, zurückgezogen bei s. Adoptivsohn in Speier 1821, † dort 13. Aug. 1827). 552 c.

Eichler, ... — (1822 Lieutenant in Berlin). 1117 m.

Eichstädt, Heinrich Karl Abraham — (geb. Uschatz 8. Aug. 1772, Dr. phil. z. Leipzig 1789, Privatdocent 1793, a. Prof. d. Philol. 1795, nach Jena als Mitarbeiter bei d. „Allg. Liter.-Zeitung" berufen 1796, Hofrath 1801, Prof. d. Beredsamk. u. Oberbibliothekar d. Universit. Jena 1804, Dr. theol. 1808, Geh. Hofrath 1809, † auf s. Rittergut Bennborf 4. März 1848). 396. 418 d.

Einer, Andreas Dietrich — (eigentl. **Krako**, betrat d. Bühne in Weimar 1786, ging ab 1789, in Breslau 1790, in Weimar 1791—1792, dann zurückgetreten). 34 d.

Einsiedel, Friedrich Hildebrand v. — (geb. Lumpzig 20. April 1750, Reg.-Aff. in Weimar 1770, Kammerherr 1776, Oberhofmstr. 1807, Wirkl. Geh. Rath, Präsid. d. Oberappellationsgerichts z. Jena 1817, † Weimar 7. Juli 1828). 31. 214. 279. 676 (6). 801.

Elgin und Kincardine, Baron Bruce v. Kinloß u. Tori, Thomas Bruce Graf v. — (geb. 20. Juli 1766, Gesandter d. d. österr. Regierung in Brüssel 1792, dann in Berlin, in Konstantinopel 1799, im engl. Kriegsdienst zuletzt General 1837, † 14. Nov. 1841). 887. 937. 1040.

Elphinstone, Mountstuart — (geb. 1778, Attaché d. d. Gesandtsch. am Hof des Peischwah, Adjutant, Assident beim Schah v. Kabul 1808, Assident am Hof des Peischwah 1816, Gouverneur von Bombay, nach England zurück 1827, † Hookwood-Park 20. Nov. 1859). 948.

Engelhard, D. . . . — (Architekt in Kassel). 704.

Engels, Ernestine — (eigentl. Engels f. Durand, E. —

England, Karl I. König v. — s. Großbritannien u. Irland.

Enwerl, s. Eyubeddin.

Ernesti, Johann Christian Gottlieb — (geb. Arnstadt 1756, Prof. d. Philol., zuletzt d. Beredsamkeit in Leipzig, † auf s. Rittergut Kahnsdorf 2. Juni 1802). 849. 895.

Eschwege, Wilhelm Ludwig v. — (geb. Aue b. Eschwege 15. Nov. 1777, Bergamtsakt. in Rudelstadt 1800, in Portug. Dienst in Foz d'Alte 1803, Kapitän 1807, Major in Brasilien 1810, in d. Provinz Minas Geraes 1811, Generaldirektor d. brasil. Goldbergwerke 1817, Oberst d. Ingenieur-

corps, in Deutschland 1821—1823, Oberstleutnant d. Portugal 1823, mit Pension zurück 1830, † . . . . . b. 1119.

Cuvelier, Louis, Polens in Afrika 485 p. Ch. Traveler, in Pella d. König Mohamed v. Marokkanien 1805, † dort Ende 1807 od. Anf. 1808). 1060.

Cuypers, Jan, Emmeri (geb. Doesburg b. Arnhem im Klevischen, Holländischer Landschaftsmaler in Paris, † Brüssel 1827). 960.

Cyck, Johann van — (geb. in Flandern um 1391, lebte mit Bruder und Schwester, die ebenfalls Maler waren, in Brügge, Hofmaler u. Kammerdiener d. Philipps v. Burgund, in Gent 1422—1432, † Brügge 9. Juli 1440). 581. 1026. 1032.

Daetus, Friedrich Wilhelm — (geb. Gera 1764, in Weimar 1788, später Hofbaukondukteur u. Prof., † dort Mai 1843). 908.

Färber, Johann Michael — (Kustos d. Schloßbibliothek in Jena, später Bibliothekar daß.). 970.

Falk, Johann Heinrich v. — (geb. 6. Okt. 1732, Professor d. Kameralwiss. i. Erlangen 1714, Hofrath u. Kammerassessor in Eichstädt 1718, markgrfl. ansbach. Hofrath in Schwabach 1730, † . . Juni 1760). 582. 740—905.

Fellenberg, Philipp Emanuel v. — (geb. Bern 27. Juni 1771, Besitzer d. Hofwyl 1799, leitete mit Pestalozzi d. landwirtschaftl. Bildungsanst. in Buchsee b. Hofwyl, später allein, gründete e. Erziehungsanst. f. Kinder höherer Stände u. e. Realschule, Landammann d. Bern 1830, † 21. Nov. 1844). 936.

Fellenberg, Wilhelm v. — (Sohn d. Vorigen, geb. 1808, in d. Anstalten s. Vaters thätig 1832). 1039.

Fernow, Karl Ludwig — (geb. Blumenhagen in d. Uckermark 19. Nov. 1763, anfangs Apotheker, in Rom sich d. Künsten widmend 1794—1802, Prof. d. Philos. in Jena 1802, Bibliothekar d. Herzogin Amalie in Weimar 1804, † dort 4. Dez. 1808). 377. 378. 459. 562. 601. 713. 714. 4184.

Ferrari, Jakob Gottfried — (geb. Paris, Gemahlin am Théâtre du Monsieur 1791, Gesanglehrer in London 1796—1805, auf Kunstreisen im nördl. Europa bis 1810, Musiklehrer in Christiania). 777.

Fichte, Johann Gottlieb — (geb. Rammenau b. Bischofswerda, Hauslehrer 1781, Prof. d. Philos. in Jena 1794, in Berlin privatisirend 1799, Prof. in Erlangen 1805, Prof. in Berlin 1810, † dort 27. Jan. 1814). 61. 62. 122—124. 167. 366—368.

Fikentscher, Wolfgang Kaspar — (geb. Reichenbach 3. Mai 1770, bildete sich zum Kaufmann in Nürnberg, Chemiker daselbst 1795—, Bürgermeister 1809—1824, Mitbesitzer der Glashütte im Reichsforst 1814, † Reichenbach 7. März 1857). 1127. 1[illegible]w—ff. nn—rr.

Fikentscher, Margaretha Barbara . . . geb. Grüner (aus Wunsiedel, verheir. mit d. Vorigen 1796, † Reichenbach Sept. 1825). 1117 Hbb.

Fikentscher, Georg — († als Kreisphysikus zu Wunsiedel 1864). 1117 Hbb.

Fikentscher, Friedrich Christian — (geb. Reichenbach 15. Nov. 1799, Gründer und Besitzer einer Glas-, später auch Chemikalienfabrik in Fürth 1846, † daß. 10. Aug. 1864). 1117 Hw—tt.

Fikentscher, Wilhelm (Fabrikbesitzer in Reichenbach u. Regensburg). 1117 Hbb.

Fikentscher, Friedrich — (Zuckerfabrikbesitzer in Regensburg). 1117 [illegible]

Fikentscher, Henriette —. 1117 Hbb.

Kinder der Vorigen nach dem Vater.

Fikentscher, Rosalie — (nachm. verehel. Reuß). 1117 II bb.
Fikentscher, Auguste (nachm. verehel. mit Dr. med. Abel). 1117 II bb.
Fikentscher, Christiane — (nachm. verehel. mit Dr. Johann Gottfr. Dinaler in Augsburg). 1117 II bb.
Fikentscher, Johanne — (nachm. verehel. mit Fabrikbes. Huscher in Asch). 1117 II bb.
Fiorillo, Johann Dominicus — (geb. Hamburg 13. Okt. 1748, in Rom u. Bologna 1761, in Göttingen Lehrer im Zeichnen u. Malen 1781, Aufseher d. Kupferstichsammlung 1784, Prof. d. Philos. 1799, Kunstschriftsteller, † Göttingen 10. Sept. 1821). 258.
Firdusi s. Abul Kasem Mansur.
Fischer, Franz Joseph — (geb. Prag etwa 1740, Schausp. u. Regisseur am Hoftheater z. Weimar 1791—1793, später Schauspieldirektor in Innsbruck). 34 d.
Fischer, Johann Karl — (geb. Allstedt 5. Dez. 1760, Prof. d. Philos. in Jena 1788, Prof. am Archigymnas. zu Dortmund 1807, Prof. d. Mathemat. u. Astron. in Greifswald 1819, † dort 22. Mai 1833). 35.
Fischer, Josepha —, geb. Tilly, verehel. gew. Hillepard (geb Felsberg 1749, seit d. Kindheit auf d. Bühne, Gattin des Franz Joseph F. in Weimar 1781—1793). 34 c.
Florian, ... — (Dr. med., Arzt in Mainz). 659.
Förster, Friedrich — (geb. Münchengosserstädt 24. Sept. 1791, Offizier 1813, Lehrer d. Gesch. u. Erdkunde an d. Ingenieur- u. Artillerieschule in Berlin 1815, als Demagog entlassen 1818, Schriftsteller; Kustos an der Kunstkammer u. Hofrath 1829, † Berlin 8. Nov. 1868). 1039.
Förster, Laura — geb. Gedike (Gattin des Vorigen). 1039.
Fouque, Friedrich Baron de la Motte — (geb. Brandenburg 12. Febr. 1777, preuß. Lieutenant 1792, Dichter, meist auf s. Gut Nennhausen bei Rathenow, tritt wieder in Kriegsdienst 1813, als Major verabschiedet, † Berlin 23. Jan. 1843). 844.
Fouquet, Graf u. Gräfin —. 176.
Frank, Louise — (bad. Hofsängerin zu Mannheim). 775.
Franken, Karl (der Große) König der —, (geb. wahrscheinlich Aachen 2. April 742, König 768, römischer Kaiser 800, † Aachen 28. Jan. 814). 245.
Frankenberg, Friederike Frfr. v. —, geb. v. Wangenheim (Gattin, v. S. F. L. Frhr. v. F.). 104. 270.
Frankenberg, Sylvius Friedrich Ludwig Frhr. v. — (geb. 1729, in dessen kasselschen Diensten, Minister in Gotha 1765, † dort 24. April 1815). 270.
Franklin, Benjamin — (geb. Gouvernork-Island b. Boston 17. Jan. 1706, Buchdrucker u. Schriftsteller, Dr. iur. zu Oxford 1762, Generalpostmstr. d. engl. Kolonien in Amerika, adoptirt 1775, bevollmächtigter Minister der Vereinigten Staaten in Frankreich 1778, Präsid. d. Kongresses v. Pennsylvanien 1784, † 17. April 1790). 948.
Franklin, William Temple — (Enkel des Vorigen). 948.
Frankreich, Elisabeth Philippine Marie Helene, Prinzeß v. — (Madame, Schwester Ludwig's XVI., geb. Versailles 3. Mai 1764, von dem Konvente gemordet 10. Mai 1794). 47.
Frankreich, Ludwig XVI. August, König v. — (geb. 23. Aug. 1754, Herr v. Berri, Dauphin 1765, König 1774, vom Revolutionskonvent gemordet 21. Jan. 1793). 47. 155. 271.
Frankreich, Ludwig XVIII. Stanislaus Xaver, König v. — (geb. Versailles 17. Nov. 1755, Graf v. Provence, Monsieur 1774, verläßt Frankreich als Gegner der Revolution 1791, [illegible] Lille 1793, nimmt den

Königstitel an 1795, zieht als König in Paris ein 3. Mai 1814, † 16. Sept. 1824). 248.

Frankreich, Marie Antoinette Josepha Johanna, Königin v. —, geb. Erzherzogin v. Oesterreich a. Lothr. (geb. Wien 2. Nov. 1755, verm. mit d. Dauphin v. F. 1770, vom Revolutionskonvent gemordet 16. Okt. 1793). 47.

Frankreich, Marie Josephine Louise, Königin v. —, geb. Prinzeß v. Sardinien (geb. 2. Sept. 1753, verm. dem Grafen v. Provence, nachmals König Ludwig XVIII. v. Frankreich, † Hartwell in d. Grafsch. Buckingham 13. Nov. 1810). 248.

Frankreich, Marie Thereſia Charlotte, Prinzeß v. — (Tochter Ludwig's XVI., geb. 19. Dez. 1778, verm. 1799 mit Ludwig Anton Prinz v. Frankreich, seit 1824 Dauphin, Mutter 1844, † Görz 19. Okt. 1851). 155.

Frankreich, Marie v. — (Dichterin des XIII. Jahrhunderts, aus Compiegne). 1025.

Frankreich, kaiserliche Familie, s. Buonaparte.

Freiesleben, Johann Karl — (geb. Freiberg 17. Juni 1774, Berg-amtsaſſ. in Marienberg 1796, Bergmstr. in Johanngeorgenstadt 1799, Direkt. d. mannsfeld. u. thüring. Bergbaues sowie Berg-kommiſſionsrath 1809, Oberbergs- u. Oberhüttenamtsaſſ. in Freiberg 1808, Bergrath 1818, Bergshauptmann 1838, in Ruhestand 1842, † auf d. Reise zu Niederauerbach im Vogtland 2. März 1846). 967.

Freslingen, Otto v. — s. Oesterreich, O. Markgraf v. Os.

Freytag, Georg Wilhelm Friedrich — (geb. Lüneburg 19. Sept. 1788, Repetent in Göttingen 1811, Bibliotheks-ehilfe in Königsberg 1813, Predigerprediger 1815, Prof. d. oriental. Sprachen in Bonn 1819, † dort 16. Nov. 1861). 960.

Friedland, Albrecht Herz. v. — s. Waldstein, A. Grf. v. —

Friedrich, Kaspar David — (geb. Greifswald 5. Sept. 1774, Mitgl. d. Akad. d. Künste z. Berlin 1811, Prof. d. Akad. d. Künste z. Dresden 1815, Landschafts- u. Geschichtsmaler, † das. 7. Mai 1840). 708.

Friesen, Georg Friedrich Frhr. v. — (geb. 28. April 1757, Kammerherr 1779, Oberſteuereinnehmer 1783, Geh. Rath 1810, Oberkammerherr 1812, † 18. Jan. 1824). 888.

Fritſch, Friedrich August Frh v. — (geb. 26. April 1768, Hof- u. Jagdjunker in Weimar 1778, Kammerass. 1792, Kammerjunker 1793, Oberforstmstr. 1794, Kammerherr 1801, Geh. Kammerath 1817, Kammerpräsid. 1823, Oberlandjägermstr. 1828, Wirkl. Geh. Rath 1835, † 23. Nov. 1845). 950.

Fritſch, Henriette Frfr v. —, geb. v. Wolfskeel-Reichenberg, s. Wolfskeel-Reichenberg, H. v. —

Fritſch, Karl Wilhelm Frh v. — (geb. 16. Juli 1769, Hofjunker u. Regs.-Ass. in Weimar 1789, Regierungsrath 1793, Polizeipräsid. 1805, Mitgl. d. Geh. Conſeils 1816, Wirkl. Geh. Rath 1815, † 16. Okt. 1851). 205.

Frento, Marcus Cornelius — (aus Cirta in Numidien, Lehrer d. Beredsamkeit in Rom, Schriftst., † um 170). 908.

Fuentes, G. — (aus Mailand, Dekorationsmaler, 1797 in Frankfurt a. M.). 827.

Fürnſtein, Anton — (geb. Falkenau in Böhmen 1783, Naturdichter, † 9. Nov. 1841). 1117g.

Fürſtenberg, Franz Friedrich Wilhelm Frh. v. — (geb. 7. Aug. 1729, Domherr z. Münster, kurf. köln. Minister d. Bisthums Münster 1763—1780, Generalvikar, Kurator der hauptsächlich durch s. Bemühungen gegründeten Universität z. Münster, † dort 16. Sept. 1810). 36.

I.

Die Burg von Otranto.*)

Sind die Zimmer sämmtlich besetzt der Burg von Otranto,
Kommt, voll innigen Grimmes, der erste Riesenbesitzer
Stückweis**) an und verdrängt die neuen falschen Bewohner.
Wehe den Fliehenden! Weh den Bleibenden! Also geschieht es.

II.***)

Wenn wird ein greiflich Gespenst von schönen Händen entgeistert,
Und der leinene Sack seine Gewebe verleibt,
Wird die geflickte Braut mit dem Verliebten vereint,
Dann kommt Ruhe und Glück, Fragender, über Dein Haus.

III.

Wird nicht ein kindisches Spiel vom ernsten Spiele vertrieben,
Wird Dir lieb nicht und werth, was Du besitzend nicht hast,
Giebst entschlossen dafür, was Du nicht habend besitzest,
Schwebt in ewigem Traum, Armer, Dein Leben dahin.
Was Du thöricht geraubt, gieb Du dem Eigener wieder!
Eigen werde Dir dann, was Du so ängstlich erborgst!
Oder fürchte den Zorn der überschwebenden Götter,
Hier und über dem Fluß fürchte des Tantalus Loos!

---

*) Die Verse stehen nur in der Ausgabe von 1836 und im Archiv für neuere Literatur V, 415, 1849. Sie beziehen sich auf den schon 1765 erschienenen Roman von Horace Walpole, Grafen von Orford († 1797) „The castle of Otranto", den Goethe 1798 von A. W. Schlegel erhalten (vgl. Briefe Schiller's und Goethe's an A. W. Schlegel, 1846, S. 33) und mehrmals mit großem Interesse gelesen hatte. Auch noch im Jahre 1800 beschäftigte er sich mit einem Drama desselben Verfassers „The mysterious mother", das er sogar eine Zeitlang umzuarbeiten beabsichtigte. (Vgl. Tag- und Jahreshefte von 1800.)

**) Der „stückweise" zurückkehrende Riesenbesitzer bezeichnet das „Riesenschwert" (ohne eigentliche Autore) und die Riesenrüstung des ersten Besitzers der Burg, deren einzelne Theile sich magisch belebt zusammenfinden, ehe das Verhängniß über die Usurpatoren hereinbricht. — E.

***) Die Sprüche No. II. u. III. stammen aus „dem Triumph der Empfindsamkeit", der 1777 gedichtet wurde, aber erst 1787 in der ersten ächten Ausgabe der Schriften herauskam. Es liegt sehr nahe zu vermuthen, daß diese Distichen erst kurz vor der Veröffentlichung des Stückes die vorliegende Gestalt gewannen.

Gärtner, Karl Ludwig — (geb. Hanau 7. Jan. 1785, Apotheker i. Hanau, Chemiker, Sekret. d. Wetterauschen Gesellsch. f. Naturk., † dort 3. Okt. 1839). 929.

Gagern, Hans Christoph Ernst Frh. v. — (geb. Kleinniederheim bei Worms 25. Jan. 1766, nassau-usingischer Gesandter beim Reichstag 1791, nassau-weilburgischer Gesandter in Paris, dann Geh. Rath u. Regierungspräsid. 1814—1841, gegen Napoleon I. 1813, niederländ. Gesandter b. Wiener Kongreß, dann 1818 beim Bundestag, im Ruhestand auf s. Gut Hornau 1820, † dort 22. Okt. 1852). 1035.

Gall, Johann Joseph — (geb. Tiefenbronn in Württemberg 9. März 1758, Arzt in Wien, Begründer der Schädellehre, hält Vorträge über dieselbe 1802 in Wien u. auf Reisen in Deutschland 1805, später in Paris u. dem nahen Montrouge, † an letzterem Ort 22. Aug. 1828). 350—353. 467—475.

Gallitzin, Amalie Fürstin —, geb. Grfin. v. Schmettau (geb. Berlin 26. Aug. 1748, verm. den 7. Jenner 1768, seit 1773 meist getrennt von ihrem Gatten, in Münster 1779, † dort 27. April 1806). 50. 70. 96. 110.

Gallitzin, Demetrius Fürst — (geb. 1735, russ. Gesandter in Paris 1754, in Petersburg 1763, Gesandter im Haag 1770, nach Hollands Eroberung durch d. Franzosen in Braunschweig, † dort 6. März 1803). 327. 376.

Gamerra, . . . — (Italien. Dichter, insbesondre der Oper „Achill"). 761. 774.

Gatto, Elisabeth —, geb. . . . . (Gattin des Folgenden, an d. Hofbühne z. Weimar 1791—1793 u. 1794—1795). 346.

Gatto, Franz Anton — (geb. Krems 1754, betrat d. Bühne 1770, später in Hannover, in Weimar 1791—1793 u. 1794—1795). 344.

Gautier d'Agoty, Jakob Fabian — (geb. Marseille 1717, in Paris seit 1737, Maler, Kupferstecher, Physiker, Anatom, trieb den Buntdruck mit Schwarzkunstplatten, † Paris 1785). 509.

Gay, Sophie —, geb. Nichault de Lavalette (geb. Paris 1. Juli 1776, in zweiter Ehe verm. dem Banquier G. 1799, Romanschriftstellerin, † Brüssel 3. März 1852). 894.

Gebler, Johann Samuel Traugott — (geb. Görlitz 1. Nov. 1751, Magister in Leipzig 1774, Privatdocent d. Mathematik 1776, Dr. jur. 1777, als solcher die mathemat. Vorlesungen fortsetzend, Mitglied des Leipziger Raths 1783, Beisitzer d. Oberhofgerichts 1784, † 16. Okt. 1795). 55.

Gelée, Claudius — (bekannt als Claude le Lorrain, geb. Chamagne an d. Mosel 1600, nach Italien 1613, seit 1627 nur in Rom, Landschaftsmaler, † 21. Nov. 1682). 560. 1012.

Gemmingen-Hornberg, Otto Heinrich Frh. v. — (geb. Heilbronn 1755, herzogl. Hofkammerrath in Mannheim, Kämmerer, badischer Gesandter in Wien 1799, auf seinen Gütern 1806, Geh. Rath, † Heidelberg 15. März 1836). 301.

Genast, Anton — (eigentl. Knauft, geb. Trachenberg in Schlesien 1765, betrat d. Bühne in Bunzlau, in Prag 1786, Hofschausp. u. Regisseur in Weimar 1791, in Ruhest. 1817, † dort 4. März 1831). 355. 603. 744.

Gentz, Friedrich v. — (geb. Breslau 2. Mai — 8. Sept.? — 1764, Geh. Sekret. beim Generaldirektorium i. Berlin 1786, Kriegsrath 1793, Hofrath b. d. Hof- u. Staatskanzlei in Wien 1802, bedeutender Staatsmann und Publicist, gestorben vom Kaiser von Rußland 1814, † Wien 9. Juni 1832). 608. 658.

Gentz, Heinrich — (geb. Berlin, Prof. d. Baukunst an d. Akad. d. Künste, † dort 46 Jahr alt 3. Okt. 1811). 278. 313. 381. 728.

Girando, Joseph Maria Bar. de — (ursprünglich Degerando, geb. Lyon 29. Febr. 1772, Theolog, Soldat, Sekret. b. d. berathenden Kammer f. Künste u. Manufaktur z. Paris 1799, Mitgl. d. Akad. d. Wissenschaften

1805, Generalsekret. im Minist. d. Innern 1807, Kammerpräsident im Staatsrath 1808, Staatsrath u. Baron 1811, Pair 1817, † Paris 9. Nov. 1842). 706.

Giannini, Wilhelmine Elisabeth Eleonore Grfn. v. — (Oberhofmeisterin der Herzogin Luise). 806.

Gigas, Johannes — (geb. Konstanz 1791, studirte 1819 d. Rechte in Jena). 984.

Gildemeister, Friedrich — (aus Bremen, wol J. H. F. G., geb. Duisburg 13. Dez. 1779, Dr. jur., Advokat in Bremen, Hülfsrichter 1804, Senator 1816, † dort 24. Sept. 1849). 191.

Gimbernat, Karl v. — (Geolog). 926.

Glauber, Johannes — (gen. Polydor, geb. Utrecht 1646, 5 Jahr in Italien, in Amsterdam seit 1684, Landschaftsmaler u. Kupferstecher, † dort 1726). 950. 977.

Gleim, Johann Wilhelm Ludwig — (geb. Ermsleben b. Halberstadt 2. April 1719, Sekret. d. Prinzen Wilhelm v. Brandenburg-Schwedt, des Herzogs Leopold v. Dessau 1745, Domsekret. in Halberstadt 1747, später Canonicus, Mitgl. d. preuß. Akad. d. Wissensch. u. Künste 1787, in Ruhestand 1797, † Halberstadt 18. Febr. 1803). 84. 534—540. 602.

Gleim, Sophie Dorothea — (Nichte des Vorigen, bekannt als Gleminde, führte seit 1753 d. Oberamt Harbkerode). 545.

Gmelin, Karl Christian — (geb. Tübingen 1792, in Erlangen 1814, Aufseher d. botan. Gartens in Karlsruhe, Mitglied der Sanitätskommission 1809, Mitglied der Bergwerkskommission 1814, Direktor d. Naturalienkabinets, Geh. Hofrath, † Karlsruhe 1837). 870.

Gmelin, Wilhelm Friedrich — (geb. Badenweiler 1745, seit 1788 in Rom, Kupferstecher, † dort 22. Sept. 1829). 560. 1013.

Göchhausen, Luise v. — (Hofdame der Herzogin Amalie, † Weimar 7. Sept. 1807). 214.

Goes, Georg Wilhelm v. — (württemb. Legationsrath, zuletzt Staatssekret., † Stuttgart 27. Mai 1809). 1035.

Göschen, Georg Joachim — (geb. Bremen April 1750, gründet e. Buchhandlung in Leipzig 1784, belletrist. Schriftsteller, siedelt nach Grimma über 1812, † dort 5. April 1828). 14. 1056a.

Goethe, Johanna Christiane Sophia —, geb. Vulpius (geb. Weimar 6. Juni 1764,*) G.'s Hausgenossin 13. Juli 1788, verm. 19. Okt. 1806, † Weimar 6. Juni 1816). 21. 268.

Goethe, Johann Kaspar — (geb. Frankfurt a. M. 31. Juli 1710, Dr. jur. z. Gießen 1738, kaiserl. Rath spätestens 1748, † Frankfurt 25. Mai 1782). 52. 53. 119.

Goethe, Julius August Walther v. — (geb. Weimar 25. Dez. 1789, Kammerass., Kammerrath, Kammerherr, Geh. Kammerrath, † Rom 27. Okt. 1830). 95. 225. 235. 246. 259. 260. 266. 378. 475. 489. 672—674. 712. 950.

Goethe, Katharina Elisabeth —, geb. Textor (geb. Frankfurt a. M. 19. Febr. 1731, verm. mit Joh. Kasp. G. 20. Aug. 1748, † 13. Sept. 1808). 52. 54—56. 104. 119. 156. 157. 713. 770.

Goethe, Wolfgang Maximilian Frh. v. — (geb. Weimar 18. Sept. 1820, weimar. Kammerherr, baronisirt, Dr. jur. in Heidelberg, Schriftsteller, früher in Wien, jetzt in Weimar). 1040.

*) Diese Geburtstagsangabe stützt sich auf einen Brief von Vulpius, worin Dieser schreibt, seine Schwester sei an ihrem Geburtstage 52 Jahr alt gestorben; nach andern Angaben 1. Juni 1765.

Göttling, Johann Friedrich August — (geb. Derenburg 5. Jan. 1755, Prof. d. Philos. in Jena 1789, Dr. med. 1792, Prof. d. Chemie, Pharmazie u. Technologie, † Jena 1. Sept. 1809). 63. 529. 1090.

Goldoni, Karl — (geb. Venedig 1707, lebte unstät als Sekretär, Student, Bühnendichter u. Advokat; Lehrer d. ital. Sprache in Paris 1761, † dort 8. Jan. 1793). 802.

Goldsmith, Oliver — (geb. Pallice in Irland 10. Nov. 1728, durchreist Holland, Frankreich, Deutschland, die Schweiz u. Italien, nach England 1756, † London 4. April 1774). 799.

Gotter, Pauline — (Tochter des Dichters Friedr. Wilh. G. in Gotha, verm. mit d. Philol. Schelling 11. Juni 1812). 691.

Graff, Johann Jakob — (geb. Georgenthal b. Kolmar 23. Sept. 1768, zum Theologen bestimmt, betrat d. Bühne in Köln 1789, nach vielem Umherziehen Hofschausp. in Weimar 1793, in Aufenth. 1841, † dort 20. März 1848). 44. 803.

Grambs, Johann Georg — (Advokat in Frankfurt a. M., Gemäldesammler). 867.

Grawert, Johann Andreas Rudolf v. — (geb. in Ostpreußen 1746, Kommand. d. Regiments Herz. v. Braunschweig 1788, General 1797, Generalinspekteur d. Infanterie 1809, in Aufenth. † um 1817). 628.

Greenough, Georg Bellas, gen. — (geb. London 18. Jan. 1778, stud. Naturwissenschaften in Göttingen u. Freiberg, Stifter u. erster Präsid. d. geol. Gesellschaft z. London 1807, † auf d. Reise nach Ostindien in Neapel 2. April 1855). 909.

Grégoire, Heinrich Graf — (geb. Vého b. Lunéville 4. Dez. 1750, Geistlicher, Mitgl. d. konstituirenden Versammlung 1789, beantrags dort Abschaffung d. Königthums, Bischof v. Blois durch Wahl d. Sprengels, vom Papst angefeyt 1802, Senator, Graf, Mitgl. d. Instituts, kirchengeschichtl. Schriftst., † Auteuil b. Paris 28. Mai 1831). 480.

Gretry, Andreas Ernst Modestus — (geb. Lüttich 11. Febr. 1741, in Rom zum Komponisten gebildet, in Genf 1767, in Paris 1768, setzte zahlreiche Opern, Mitgl. d. franz. Akad. d. Künste, † Montmorency 24. Sept. 1813). 59.

Gries, Johann Diederich — (geb. Hamburg 7. Febr. 1775, stud. d. Rechte in Jena 1795, Dr. jur. 1800, Hofrath, Dichter u. Uebersetzer aus roman. Sprachen, in Hamburg 1838, † dort 9. Febr. 1842). 871. 894. 1005.

Griesbach, Friederike Juliane — geb. Schuz (geb. Buckeburg 28. April 1755, verm. dem Folgenden 1775). 238.

Griesbach, Johann Jakob — (geb. Butbach 4. Jan. 1745, Privatdocent in Halle 1771, Prof. d. Theologie das. 1773, desgl. in Jena 1775, Dr. theol. 1777, Kirchenrath 1781, Geh. Kirchenr. 1784, hervorragend als Exeget, † 24. März 1812). 238. 446.

Grimm, Wilhelm Karl — (geb. Hanau 24. Febr. 1786, Bibliothekssekret. in Kassel 1814, Unterbibliothekar in Göttingen 1830, Prof. u. Philol. 1835, entlassen 1837, in Kassel 1838, Mitglied d. Akad. d. Wissensch. z. Berlin, † das. 16. Dez. 1859). 723.

Grimm v. Grimmhofs, Friedrich Melchior Baron — (geb. Regensburg 25. Dez. 1723, in Paris 1749—1790, geistreicher Briefsteller, vom röm. Kaiser baronisirt 1775, bevollm. österreicher Bevollmächt. Minister 1776, russ. Oberst, russ. Gesandter beim niederrhein. Kreis u. Staatsrath 1795, bald darauf nach Gotha sich zurückziehend, † das. 19. Dez. 1807). 250. 271. 940.

Grimmer, ... (Hofschausp. in Weimar 1803—1804). 350.

Grüner, Friedrich Karl — (geb. Bloen 14. Okt. 1766, erst ref. Schulmeister 1781, in Berlin 1788—1798, dann in Dresden Vorsteher in Oel u. Lithograph, in Hamburg 1814, † dort 9. Nov. 1828). 1074.

Großbritannien u. Irland, Karl I. Könia v. — (geb. Dunfermline 19. Nov. 1600, Prinz v. Wales 1612, König 1625, von d. Revolutionären gemordet 30. Jan. 1649). 1008.

Grossi, Thomas — (geb. Bellano b. Como 20. Jan. 1791, Dr. jur. in Pavia 1820, Advokat, Dichter in Mailand, † das. 10. Dez. 1853). 1097.

Großmann, Gustav Friedrich Wilhelm — (geb. Berlin 20. Nov. 1746, Kaufmann in Danzig, Legationssekretär Schultz in Berlin 1774, Direktor d. kurf. Köln. Hoftheaters in Bonn 1779, Stifter einer eigenen Gesellschaft 1784, Bühnendichter, † Hannover 20. Mai 1796). 114.

Grüner, Joseph Sebastian — (Magistrats- u. Kriminalrath in Eger 1807, † dort 19. Jan. 1864). 1117. 1117f—dd. rr.

Grüner, Karl Franz — (eigentlich Aksch, geb. in Ungarn um 1780, Offizier, Hofschausp. in Weimar 1803—1804, Schausp. u. Regisseur beim Theat. an d. Wien 1814, Regisseur d. Schauspiels, dann Theaterdirektor der Oper d. Hoftheaters z. Darmstadt, in Rudolst. 1830, Direkt. d. Theaters z. Frankfurt a. M. 1831—1836, Kaufmann am Burgtheater in Wien, Theaterkonsulent in Pest, † dort Juni 1845). 356.

Grüner, ... —, geb. . . . . (Gattin des Raths Jos. Seb. G.). 1117 rr.

Gruner, Christian Gottfried — (geb. Zagan 8. Nov. 1744, Dr. med. p. Halle 1769, Arzt in Breslau 1770, Prof. d. Medizin in Jena 1773, Hofrath 1778, Geh. Hofr. 1791, † dort 5. Dez. 1815). 971.

Hildenapfel, Georg Gottlieb — (geb. Oberndorf im Weimarischen 1. Juni 1776, Theolog, Dr. phil. u. Privatdocent in Jena, Prof. d. Philos. 1808, Universitätsbibliothekar 1810, † dort 21. Sept. 1826). 970.

Hulda s. Reni, G. —

Hutschmid, Christian Friedrich Frh. v. — (geb. Leipzig 6. Okt. 1754, Stiftskanzler in Merseburg; † 23. Nov. 1813). 355.

Haberle, Karl Konstantin — (geb. Erfurt 11. Febr. 1764, Lehrer in Celle, als Hofmeister auf Reisen, Dr. phil. in Erfurt 1805, in Weimar privatisirend u. naturwissenschaftl. schriftstellernd, in Ofen 1813, Prof. d. Botanik in Pest 1817, ermordet das. 1. Juni 1832). 637.

Hackert, Jakob Philipp — (geb. Prenzlau 15. Sept. 1737, nach Italien 1768, Kammermaler in Neapel 1786, in Florenz 1799, in Careggi 1803, † das. 28. April 1807). 574. 687. 766. 770.

Häfler, Henriette — s. Eberwein, Henriette —, geb. H.

Hafis — s. Schemseddin Mohammed.

Hagemann, Friedrich Gustav — (geb. Oranienbaum 1760, Mitgl. wandernder Schauspielergesellschaften, Bühnendichter, † nach 1829). 34. 114.

Hagemeister, Johann Gottfried — (geb. Greifswald 1762, Rektor in Anklam 1788, Bühnendichter, † dort 4. Aug. 1807). 34.

Hagen, Ernst August — (geb. Königsberg 12. April 1797, Dr. phil. dort 1821, Privatdocent 1824, Prof. d. Literatur u. Kunstgesch. 1825). 1026.

Hagen, Ernst Friedrich Abraham Jakob v. — (geb. Nienburg 16. Juni 1790). 535. 534.

Hagen, Johanna Penina Luise Auguste v. — (geb. Nienburg 25. März 1793, verm. mit v. Krosigk auf Topitz 1817, † Niederlahnstein 30. Aug. 1840). 533. 534.

Hagen, Karl Ernst v. — (geb. Magdeburg 2. Dez. 1750, Herr auf Nienburg, Landrath, † dort 15. Jan. 1810). 528. 530—537.

Hagen, Wilhelmine v. —, geb. v. Arnstedt (geb. Halberstadt, Gattin des Vorigen). 533—535.

Hagen, Friedrich Heinrich v. der — (geb. Schmiedeberg in d. Uckermark 19. Febr. 1780, Referendar b. d. Kammer z. Berlin 1803, Prof. d. deutschen

Sprache u. Literatur das. 1810, desgl. in Breslau 1811, wieder in Berlin 1820, Mitgl. d. Akad. d. Wissensch., † dort 11. Juni 1856). 798.
Hahn, Philipp Matthäus — (geb. Scharnhausen b. Stuttgart 25. Nov. 1739, Pfarrvikar an versch. Orten 1761, Pfarrer in Oestlingen 1764, b. Dornwestheim 1768, Erfinder mechanischer Instrumente, namentl. der Rechenmaschine, † 2. Mai 1790). 408.
Hahnemann, Samuel Christian Friedrich — (geb. Meißen 10. April 1755, Dr. med. u. Erlangen 1779, Arzt in Hettstädt u. in Dessau, Physikus zu Gommern, in Dresden 1784, in Leipzig 1789, Hofrath in Köthen 1820, in Paris 1835, † das. 2. Juli 1843). 1025.
Haide, Friedrich — (geb. Mainz um 1770, Hofschauspieler in Weimar 1790—1807 u. 1808—1832, im letzteren Jahr pensionirt). 44. 803.
Haidinger, Gebrüder — (Porzellanfabrikanten in Ellbogen). 966.
Hain, Ludwig Friedrich Theodor — (geb. Stargard 1787, privatisirt in Weimar, Redakteur d. Brockhaus. Konversationslexikons in Altenburg und Leipzig, später in München). 340. 1117 11.
Haltenmann, Christian — (geb. Durlach 14. Mai 1770, Kupferstecher b. d. Gallenbachschen Gebäude. in Dessau 17.., Hofkupferstecher zu Karlsruhe 1803, † Bad Rippoldsau 27. Juni 1851). 1012.
Haller v. Hallerstein, Karl Frh. v. — (Architekt, † in Griechenland 1817). 826.
Hamann, Johann Georg — (geb. Königsberg 27. Aug. 1730, in Riga Hofmeister 1752—1756 u. Kaufmann 1757—1759, Kanzlist b. d. Kriegs- u. Domainenkammer in Königsberg 1763, dann wieder auf Reisen, Beamter b. d. Accise in Königsberg 1767, Packhofverwalter 1777—1787, † in Münster 21. Juni 1788). 87. 599.
Hammer-Purgstall, Joseph Frh. v. — (geb. Graz 9. Juni 1774, im Orient reisend 1799, Legationssekret. in Konstantinopel 1802, Konsulatsverweser in Jaffa 1806, Rath b. d. Geh. Hof- u. Staatskanzlei 1811, Hofrath 1817, als Erbe des letzten Grafen Purgstall mit dessen Namen belehnt 1835, † Wien 23. Nov. 1856). 855. 856. 891. 949. 960.
Hand, Ferdinand Gottlieb — (geb. Plauen i. V. 15. Febr. 1786, Magister a. Privatdocent in Leipzig 1809, Gymnasialprof. in Weimar 1810, Prof. d. Philos. u. orient. Literatur in Jena 1817, leitete d. Unterricht der Prinzessinnen Maria u. Augusta v. Weimar 1818—1829, Hofrath, dann Geh. Hofrath, † Jena 14. März 1851). 570.
Hannaam, ... (Kartograph). 1117 11 mm.
Hannover, Ernst August, König v. — (geb. 5. Juni 1771, Herzog v. Cumberland, Hannov. Kavallerieoberst 1793, König 1837, † 18. Nov. 1851). 800.
Hannover, Friederike Karoline Sophie Alexandrine, Königin v. —, geb. Prinzeß v. Mecklenburg-Strelitz († 29. 2. März 1841, verm. mit Ferd. Ludw. Karl Pr. v. Preußen 1793—1796, mit Ferd. Wilh. Pr. v. Solms-Braunfels 1796—1814, mit dem Vorigen 1815, † 29. Juni 1841). 655. 800.
Hardenberg, Franz Joseph — (geb. 24. März 1776, Dr. med., in Jena 1796—1797, in Paris 1797—1804, Direktor d. klinisch. Medizinalinstituts in Dortmund 1810—1812, in Münster d. Univ. 1812—1818, † Cambrai 26. März 1824). 238.
Hardenberg, Karl August Fürst v. — (geb. Essenrode 31. Mai 1750, hannov. Kammerrath 1770, Geh. Kammerrath u. Graf 1774—1782, braunschweig. Kammerpräsid. 1787, markgräfl. ansbach. u. bayreuth. Minister 1790, preuß. Staatsminister 1791, in Berlin 1797, tritt zurück 1807, Staatskanzler 1810, Fürst 1814, † Genua 26. Nov. 1822). 30. 825.

Harit Ben Hillisa (aus d. Stamm Bekr, geb. um 450, arab. Dichter, † gegen 140 Jahr alt). 56.

Harrach, Karl Borromäus Graf v. — (geb. Wien 11. Mai 1761, Johanniter, k. k. Kämmerer, Dr. med., Tonkünstler u. als solcher Ritterkomtur der Ordenskapelle Oesterreich sowie Kommentur z. Rohrau, † Wien 19. Okt. 1829). 932.

Hartmann, Anton Theodor — (geb. Düsseldorf 23. Juni 1774, Konrektor in Soest 1797, Prorektor in Herford 1799, Konrektor in Oldenburg 1804, Prof. d. Theol. in Kiel 1811, Konsistorialrath dort 1815, zugleich Direkt. d. Münzkabinets 1818, † dort 20. April 1838). 856.

Hartmann, Ferdinand August — (geb. Stuttgart 14. Juli 1774, Geschichtsu. Porträtmaler, in Dresden 1807, Prof. an d. Akad. d. Künste 1810, Direktor 1824, † das. 6. Jan. 1842). 109.

Haugwitz, Heinrich Christian Karl Graf v. — (geb. Panke b. Delitzsch 11. Juni 1752, preuß. Gesandter in Wien, preuß. Kabinetsminister 1792, tritt zurück 1803, wieder Minister 1805 u. 1806, von da auf s. Gütern bis 1820, seitdem in Italien, † Venedig 19. Febr. 1832). 621.

Hausmann, Johann Friedrich Ludwig — (geb. Hannover 22. Febr. 1782, Kammersekret. beim Berg- u. Hüttendepart. in Braunschweig, bereist Skandinavien 1806, kgl. westf. Generalinspektor der Berg-, Hütten- u. Salzwerke u. Kassel, Prof. in Göttingen 1811, bereist das ganze westl. Europa, † 26. Dez. 1859). 663.

Hatzfeldt-Abbenburg, Franz Ludwig Maria August Frh. v. — (geb. 3. Febr. 1792, lebte auf s. Gütern im Paderbornschen, beschäftigte sich mit den ländlichen Besitzverhältnissen, Geh. Regierungsrath 1840, † Hannover 30. Dez. 1867). 960.

Haydon, Benjamin Robert — (geb. Plymouth 25. Jan. 1786, Historienmaler in London, entleibt sich 22. Juni 1846). 974.

Hebel, Johann Peter — (geb. Basel 11. Mai 1760, Lehrer in Lörrach, Gymnasiallehrer u. Subdiakon in Karlsruhe 1791, Kirchenrath 1805, Direktor d. Lyceums 1808, Prälat 1819, † auf d. Reise in Schwetzingen 22. Sept. 1826). 798. 800.

Heeren, Arnold Hermann Ludwig — (geb. Arbergen b. Bremen 25. Okt. 1760, Dr. phil. u. Privatdocent in Göttingen 1784, Prof. d. Philos. 1787, Prof. d. Gesch. 1801, Hofrath, Geh. Justizrath, † Göttingen 7. März 1842). 706.

Hegel, Georg Wilhelm Friedrich — (geb. Stuttgart 27. Aug. 1770, Dr. phil. a. Tübingen 1791, Hauslehrer in Bern 1793 u. Frankfurt a. M. 1797, Privatdocent in Jena 1801, Prof. d. Philos. 1805, Redakt. d. „Bamberger Zeitung" in Bamberg 1807, Gymnasialrektor in Nürnberg 1808, Prof. d. Philos. in Heidelberg 1816, in Berlin 1818, † das. 14. Nov. 1831). 625. 676. 1117 fg. m.

Heidler Edler v. Heilbrenn, Karl Joseph — (geb. Falknau in Böhmen 26. Jan. 1792, Dr. med. u. Prag, Brunnenarzt in Marienbad 1818, k. k. Rath 1829, bers. s. meinig. Medizinalrath 1832, k. sächs. Hofrath 1837, eradelt 1838, seitdem in Prag, † das. 13. Mai 1866). 1117.

Heim, Johann Ludwig — (geb. Solz in Meiningen 29. Juni 1741, Instruktor der Prinzen Georg u. Karl v. Meiningen 1774, Konsistorialrath, Oberrathsherr d. Konsistoriums, schrieb „Geolog. Beschreibung d. Thür. Waldgebirgs" 1796—1799, Wirkl. Geh. Rath 1803, † Meiningen 19. Jan. 1819). 900.

Heinroth, Johann Christian August — (geb. Leipzig 17. Jan. 1773, schwankte zwischen Medizin u. Theologie 1791—1805, im letzteren Jahr Dr. med. et chirurg. in Leipzig, Privatdocent u. Arzt, Prof. d. psych. Therapie 1812, † dort 26. Okt. 1843). 1133. 1133a—o.

Heinse, Johann Jakob Wilhelm — (eigentlich **Heintze**, geb. Lannewiesen in Schwarzb.-Sondershausen 16. Febr. 1746*), Hauslehrer in Halberstadt 1772, Dichter u. Kunstschriftsteller, † Mainz 22. Juli 1803. 30 b. 4.

Helldorf, Karl Heinrich Anton v. — (K. sächs. Kammerherr, Erb-, Lehns- u. Gerichtsherr auf Schwerstadt, Grewitz, Böhlen, Klettzsch u. Trebsdorf, † Leipzig 24. Okt. 1854). 885.

Helvig, Amalie v., —, geb. Freiin v. Imhoff (geb. Weimar 16. Aug. 1776, Dichterin, Hofdame 1809, vorm. mit d. schwed. Oberstlieutenant Karl Gottfried v. H. 1801, Mitgl. d. Malers u. Bildhauerakad. z. Kopenhagen, seit 1826 in Berlin, wo ihr Gatte als preuß. Generalmajor, später Generallieutenant lebte, † das. 17. Dez. 1851). 203. 1056.

Hendel-Schütz, s. Schütz, Henriette v.

Hendrich, Franz Ludwig v. — (weimar. Offizier, zuletzt Oberst, Kommandant v. Jena, † Weimar 18. Dez. 1825). 699.

Henke, Heinrich Philipp Konrad — (geb. Hehlen in Braunschweig 3. Juli 1752, Prof. d. Theol. in Helmstedt 1777, Abt v. Michaelstein 1789, Generalsuperintendent v. Schwiegen 1801, Abt v. Königslutter u. Vicepräsid. d. Konsistoriums z. Braunschweig 1803, † das. 2. Mai 1809). 481. 525. 530. 534. 537.

Henning, Leopold v. — (Prof. d. Philos. in Berlin, † das. 5. Okt. 1866). 1103. 1128. 1174.

Henschel, August Wilhelm Eduard Theodor — (geb. Breslau 20. Dez. 1790, Arzt u. Privatdocent, † dort 24. Juli 1856). 988.

Hensler, Karl Friedrich — (geb. Stockhausen 2. Febr. 1761, Bibliothekar d. Leopoldstadt. Theaters in Wien 1813, Leiter d. Theaters an der Wien 1817, Intendant d. Theaters in d. Josefstadt 1822, † Wien 24. Nov. 1825). 468.

Hephästion (Sohn Amyntor's, geb. Pella in Makedonien um 356 v. Chr., March 331, Hipparch der königl. Leibgarden 330, Befehlshaber einer Phalanx 329, Heerführer 326, † Ekbatana 324). 784.

Herder, Johann Gottfried v. — (geb. Mohrungen 25. Aug. 1744, Kollaborator an d. Domschule z. Riga 1764, Prediger, auf Reisen 1769, Hofprediger, Superintendent u. Konsistorialrath in Bückeburg 1771, Hofprediger, Generalsuperintend. u. Oberkonsistorialrath in Weimar 1776, Vicepräsident 1789, Präsid. d. Oberkonsistoriums 1801, geadelt 1802, † 18. Dez. 1803). 18. 74. 128. 136. 203. 214. 227. 455. 530. 793. 1264. 1267 u. ö.

Herder, Sigismund August Wolfgang Fdr. v. — (geb. Bückeburg 18. Aug. 1776, Oberbergamtsassessor z. Freiberg 1805, Bergrath 1810, Freiberg 1813, Bergamtsassessor 1819, Bergamtmann 1821, Oberbergamtmann 1826, † Dresden 29. Jan. 1838). 131. 615. 698. 984.

Hermann, Johann Gottfried Jakob — (geb. Leipzig 28. Nov. 1772, Privatdocent 1794, Prof. d. Philol. 1798, Prof. d. Beredsamk. 1803, † dort 31. Dez. 1848). 949. 1023. 1035. 1060.

Hermstedt, Johann Simon — (geb. Langensalza 29. Dez. 1778, Hautboist im kurhess. Regiment Prinz Clemens, Kammermusikus z. Sondershausen 1805, Musikdirector 1810, Kapellmstr. 1821, Hofkapellmstr. 1839, † dort 10. Aug. 1846). 969.

Herold, Johann Moritz David — (geb. Jena 5. Jan. 1790, Professoradjunkt in Gießen 1809, Dr. med. in Marburg 1812, Prof. d. Medicin 1816, beständ. d. [illegible] 1824, † 30. Dez. 1862). 923.

Heß, David — (geb. Zürich 1770, Schriftsteller, Altrathsherr 1815, † dort 11. April 1843). 1029. 1030.

*) Nicht 1749.

Hessen-Darmstadt, Ludwig X. Landgraf (nachmals Ludwig I. Großherzog) von — (geb. Preußen in d. Uckermark 14. Juni 1753, Landgraf 1790, Großherz. 1806, † 6. April 1830) 157.

Hessen-Kassel, Friederike Christiane Auguste Kurprinzeß v. —, geb. Prinzeß v. Preußen (geb. 1. Mai 1780, verm. mit Kurpr. Wilhelm v. H.-K. 1797, † 19. Febr. 1841) 701. 705. 805. 950.

Hessen-Kassel, Karl Landgraf v. — (geb. 19. Dez. 1744, dän. Feldmarschall, Statthalter in Schleswig u. Holstein, Lehnsmann, General in Norwegen, † 17. Aug. 1836) 619.

Heygendorff, Karoline v. —, geb. Jagemann (geb. Weimar 25. Jan. 1777, Mitgl. d. Weim. Hoftheaters 1797—1829, Frau v. H. 1809, † Dresden 10. Juli 1848) 163. 179. 215. 245. 413—6.

Heyne, Christian Gottlob — (geb. Chemnitz 25. Sept. 1729, Prof. d. Beredsamk. in Göttingen 1763, † das. 29. Juli 1812) 472. 826.

Heyne, Christian Lebrecht (geb. Leipzig b. Lemnaysch, stud. Rechtswissenschaft, lebte in Leipzig, Halle, Berlin, Rochlitz, Gernrodswalde, Altenburg, Eisenberg, Geßnitz, Altenhain, Zeitz u. Hirschberg b. Hof, Lehrendichter, † Hirschberg 13. Jan. 1821) 201. 474.

Hiller, Gottlieb — (geb. Landsberg b. Halle 15. Okt. 1778, Naturdichter, † Berna b. Berlin 2. Jan. 1826) 566.

Himly, Karl Gustav — (geb. Braunschweig 30. April 1772, Dr. med. in Göttingen 1794, Prof. d. Medizin, Chirurg. Klinik i. Braunschweig 1795, Prof. d. Medizin in Jena u. Hofrath 1801, Prof. d. Medizin u. Direkt. d. akadem. Hospitals in Göttingen 1803, ertrank dort 22. März 1817) 322.

Himmel, Friedrich Heinrich — (geb. Treuenbrietzen 20. Nov. 1765, Kammerkomponist in Berlin 1792, Kapellmeister 1794, † dort 8. Juni 1814). 463. 623. 778.

Hirt, Aloys Ludwig — (geb. Bella in Baden 27. Juni 1759, in Italien 1782—1798, weimar. Rath; nach Deutschland zurückgekehrt; Mitgl. d. Akad. d. Wissensch. sowie d. Akad. d. Künste i. Berlin, auch königl. Rath, später Hofrath, Schriftst. üb. bildende, namentlich Baukunst, † Berlin 29. Juni 1837). 169. 737. 956.

Hochberg, Grafen v — s. Baden, Leopold Karl Friedrich Großherzog v. —, sowie Wilhelm Ludwig August und Maximilian Friedrich Johann Ernst Markgrafen v. —

Hövel, Friedrich Alexander v. — (geb. 1766, preuß. Landrath d. Kreises Wetter, Kammerpräsid. in Minden 1805, kgl. westf. Präsident d. Leinedepartements 1807, Staatsrath in Kassel; lebte nach Rücktritt aus d. Staatsdienst auf d. Familiengut Herbeck seit 1810, † München 7. Nov. 1826). 871.

Hoff, Karl Ernst Adolf v. — (geb. Gotha 1. Nov. 1771, Legationssekret. 1792, Geh. Assistenzrath 1813, Geh. Konferenzr. 1826, Direktor d. Oberkonsistoriums i. Gotha 1824, Direktor d. wissenschaftl. u. Kunstsammlungen 1832, † dort 24. Mai 1837). 984. 1126.

Hoffmann, Georg Franz — (geb. Markbreit b. Würzburg 30. Jan. 1760, Prof. d. Botanik in Erlangen 1789, ord. Prof. d. Botanik in Göttingen 1792, desgl. in Moskau, auch Hofrath 1804, Staatsrath 1819, † dort 17. März 1826). 260.

Hoffmann, Joseph — (geb. Köln 1764, Historienmaler, † 1812). 209. 274. 276. 550a.

Hoffmann, ... aus Stuttgart. † 398.

Hoffmeister, Franz Anton — (erlernte d. Musik um 1756 bei Greiner in Stuttgart, Buch-, Kunst- u. Musikalienhändler in Wien 1785—1799, auf Reisen, gründet in Leipzig das Bureau de musique 1800, wieder in Wien 1805, Komponist, † dort Februar 1812). 165.

Hogarth, Wilhelm — (geb. London 1697, anfänglich Goldschmied, dann

Zeichner, Maler u. Kupferstecher, berühmt durch Charakteristik seiner Darstellungen, † Leicesterfields 1764). 130. 64.
Hohenlohe-Bartenstein, Joseph Christian Franz Karl Xaver Fürst zu — (geb. 6. Nov. 1740, Koadjutor v. Breslau 1787, Fürstbischof 1795, † 1819). 606.
Hohenlohe-Ingelfingen, Friedrich Ludwig Fürst zu — (geb. 31. Jan. 1746, preuß. Oberst 1778, Generallieutenant 1793, trat d. Regierung an 1794, General d. Infanterie 1809, Statthalter d. fränk. Fürstenthümer 1806, trat d. Regierung seinem Sohne ab, betheiligt die preuß Armee in d. Schlacht bei Jena u. nimmt darauf d. Entlassung aus preuß. Dienst, † Schlawenzig b. Kotzl 15. Febr. 1818). 568. 625. 627.
Holberg, Ludwig Frh. v. — (geb. Bergen in Norwegen 6. Nov. 1684, Prof. in Kopenhagen 1714, bereis Holland, England, Deutschland, Frankreich, Italien, erster bedeutender Dichter der Dänen, Freiherr 1747, † Kopenhagen 27. Jan. 1754). 402.
Homeros (um 900 v. Chr.). 9. 37. 160. 177. 232. 825. 1018. 1024. 1032. 1057—1059. 1149.
Hoogbe, Romeyn de — (geb. Haag um 1638, Maler u. Kupferstecher, † nicht vor 1705). 908.
Hopfgarten, Karl Hans v. — (geb. 1772, großh. hess. Hauptmann, † Eisenach 29. Aug. 1840). 1039.
Hopfgarten, Otto Ernst Gideon v. — (Hauptmann, † Zeitz 14. Jan. 1826). 1039.
Hopfgarten, ... Gräfin (?) v. — 1039.
Horatius Flaccus, Quintus — (geb. Venusia 8. Dez. 65 v. Chr., † 27. Nov. v. Chr.). 699. 715qq.
Horstig, Karl Gottlob — (Konsistorialrath, Superintendent u. Oberpfarrer in Büdeburg 1792, gelehrter Musiker, in Rudolst. u. Heidelberg 1803). 249.
Hoß, Nikolaus Thomas — (geb. 1765, k. k. Bellaria in Wien u. Direktor d. botan. Gartens s. Schönbrunn etwa seit 1791, † 18. Jan. 1844). 1027.
Houwald, Christoph Ernst Frh. v. — (geb. Straupitz 29. Nov. 1779, Landsyndikus d. Niederlausitz 1822, Dichter u. dramatisch. Satyriker, † Neuhaus b. Lübben 28. Jan. 1845). 1056.
Howard, Lukas — (geb. London 28. Nov. 1772, Droguenhändler, errichtet e. Chemikalienfabrik 1805, Meteorolog, † Tottenham 21. März 1864). 875. 901. 944. 961. 1046. 1056. 1119.
Howett, Samuel —. 948.
Huber, Ludwig Ferdinand — (geb. Paris 1764, kurfürstl. Legationssekret. in Mainz 1787, Assistent 1791, verläßt später den Dienst, Schriftsteller in Berlin d. Reichsfried 1794, Redakteur der „Allg. Zeitung“ in Stuttgart 1798, bayer. Oberschulrath 1803, † auf e. Reise 24. Dez. 1804). 26. 403. 602.
Huber, Marie Therese —, geb. Heyne, verw. Forster (geb. Göttingen 7. Mai 1764, verm. mit Joh. G. Forster 1785, Witwe 1794, verm in Hauß, Jahr und d. Vorigen, redigirt das „Morgenblatt“ 1819, † Augsburg 15. Juni 1829). 602.
Hügel, Klemens Frh. v. — (geb. Koblenz 29. Juni 1791, k. k. Legationssekret. in Madrid 1816 u. 1817, in Rio Janeiro 1817 u. 1818, später Geschäftsträger in Paris, zuletzt k. k. Hofrath u. Direkt. d. Haus-, Hof- u. Staatsarchivs, † Hardenberg in Hannover 3. Juli 1849). 1043.
Hüttner, Johann Christian — (geb. Guben 1766, Hofrath Stanhope's in London seit 1791, mit ihm in Corsica u. nach China reisend, dann als Schrift. in London lebend, Dramaturg b. d. Staatsanzeiger 1809). 1040. 1042.
Hufeland, Christoph Wilhelm — (geb. Langensalza 12. Aug. 1762, Dr. med. in Göttingen 1783, seitdem in Kemnat, Prof. in Jena, Leibarzt und

Hofrath 1793; Direktor des Collegium medicum, Leibarzt, Mitgl. d. Akad. d. Wissensch., Geo. Rath ꝛc. in Berlin 1740, Prof. d. Therapie u. spezielln Pathologie das. 1799, Staatsrath 1810, † dort 25. Aug. 1813. 169. 865. 911. 957.

Hufeland, Gottlieb — (geb. Danzig 16. Okt. 1760, Dr. jur. in Jena 1785, Privatdocent 1786, Prof. d. Rechte 1788, d. Lehnrechts sowie Besitzer d. Juristenfakultät u. d. Schöppenstuhls 1793, Justizrath 1796, Prof. d. Institutionen 1798, Prof. in Würzburg 1803, in Landshut 1806, Bürgermstr. v. Danzig 1807, Prof. in Halle 1808, † das. 25. Febr. 1817). 968.

Hugo, Gustav — (geb. Lorrach 23. Nov. 1764, Lehrer des Erbprinzen von Dessau 1786, Prof. d. Rechte in Göttingen 1788, Geh. Justizrath, † das. 16. Sept. 1844). 962.

Humboldt, Friedrich Heinrich Alexander v. — (geb. Berlin 14. Sept. 1769, preuß. Oberbergmstr. in Baireuth 1792—1797, bereist Amerika 1799—1804, in Paris 1807—1827, Wirkl. Geh. Rath 1827, in dem Jahr in Sibirien, von 1830 an wesentlich in Berlin lebend, † das. 6. Mai 1859). 65. 66. 101. 102. 104. 167. 586. 638—640. 727. 897. 1117 f.

Humboldt, Karl Wilhelm v. — (geb. Potsdam 22. Juni 1767, Legationsrath 1791, in Erfurt, Weimar u. Jena mit Unterbrechungen 1793—1796, Ministerresident in Rom 1802, bevollmächt. Minister 1808, Geh. Staatsrath in Berlin 1808, Staatsminister u. außerord. Gesandter in Wien 1810, in verschiedener diplomat. Aufträgen anderwärts beschäftigt, Gesandter in London 1816, in Berlin 1819, häufig auf s. Gute Tegel, wissenschaftlich in mannichfachen Richtungen, namentlich sprachwissenschaftlich thätig, † 8. April 1835). 65. 66. 101. 102. 111. 167. 586. 638. 908. 963.

Hummel, Johann Nepomuk — (geb. Preßburg 14. Nov. 1778, auf Kunstreisen 1788—1795, fürstl. Esterhazy'scher Kapellmstr. bis 1811, Kapellmstr. in Stuttgart 1816, in Weimar 1820, † das. 17. Okt. 1837). 1008.

Hummel, Ludwig — (geb. Koppel, Schüler Wilhelm Tischbein's, mit dem er nach Deutschland ging, später in Paris, Direktor d. Akad. d. bild. Künste in Kassel 1824, † das. 28. Aug. 1840). 276. 585.

Hundeshagen, Bernhard — (Hofgerichtsadvokat u. Bibliothekar z. Wiesbaden). 852 b.

Hunter, John — (geb. Long Calderwood in Kilbride 14. Juli 1728, Hausarzt im Georgshospital in London 1750, Staatsarzt 1760, Mitgl. d. k. Gesellsch. d. Wissensch. 1767, Wundarzt d. Königs 1776, Generalinsp. d. Hospitäler u. Generalchirurg d. Armee, † London 16. Okt. 1793). 905.

Huß, Johannes — (geb. Hussinecz 1373, Magister in Prag 1396, Prediger in Prag 1402, in Zwietracht mit d. Papst seit 1412, in Konstanz verbrannt 6. Juli 1415). 1005. 1072.

Huß, Karl — (geb. Brüx 3. Jan. 1761, Schauspieler dort 1776, in Gotha 1781, Sammler v. Münzen, Alterthümern u. Naturalien, Kustos d. fürstl. Mutternich'schen Sammlungen z. Königswarth, † dort). 1117 n.

Hyde, Thomas — (geb. Billingsley in Yorkshire 29. Juni 1636, Lehrer d. hebr. Sprache in Oxford, Unterbibliothekar, Oberbibliothekar 1665, Canonikus d. Cathedrale 1666, Archidiakon v. Gloucester 1673, Lehrer d. arab. Sprache 1691, Prof. d. hebr. Sprache 1697, † 18. Febr. 1703). 891.

Iffland, August Wilhelm — (geb. Hannover 19. April 1759, Schausp. in Mannheim 1779, Direktor d. Nationaltheaters z. Berlin 1796, Generaldirekt. d. k. Schauspiele 1811, † dort 22. Sept. 1814). 32. 33. 59. 114. 144. 180. 183. 250. 281. 506. 555. 802. 812. 846. 877. 944 f.

Iken, Karl Jakob Ludwig — (geb. Bremen 7. Sept. 1790, Dr. phil., in Bremen Rector Gymnasii 1812, † Aldorf 22. April 1841). 1027.

Israel, Salomo König v. — (geb. etwa 1031 v. Chr., König 1008, † 969 v. Chr.). 737.

Jacobi, Friedrich Heinrich — (geb. Düsseldorf 25. Jan. 1743, Kaufmann, dann pfalzbayer. Hofkammer in Düsseldorf angestellt 1772, später daselbst Geh. Rath 1779, Mitgl. d. Akad. d. Wissensch. z. München 1807, Präsid. ders. 1807, tritt zurück 1813, † dort 10. März 1819). 57. 70. 96. 107—110. 707. 709 f. 1. 1030 n. —

Jacobi, Max — (Sohn des Vorigen, geb. Düsseldorf 10. April 1775, Dr. med. in Erfurt 1797, als Arzt in München angestellt, Oberarzt u. Vorstand d. Krankenhauses z. Salzburg 1812, Obermedicinalrath in Düsseldorf, in Siegburg v. Juni 1825, † das. 18. Mai 1853). 57. 101. 108. 911.

Jacobsen, Friedrich Johann — (Advokat in Hamburg). 1002.

Jäger, Georg Friedrich v. — (geb. Stuttgart 25. Dez. 1785, Arzt u. Chemiker, Prof. d. Naturgesch. am Gymnas., Obermedicinalrath, † dort 10. Sept. 1869). 898. 988.

Jagemann, Karoline — s. Heygendorff, K. v. —, geb. J.

Jagemann, Christian Joseph — (geb. Tingelstadt 1735, kath. Geistlicher, viele Jahre in Italien, dann Lehrer am kath. Gymnas. z. Erfurt, Bibliothekar d. Herzogin Amalie in Weimar 1775, Rath, † 7. Febr. 1804). 377. 714.

Jagemann, Ferdinand — (Sohn des Vorigen, geb. Weimar 24. Aug. 1750, Geschichts- u. Bildnißmaler, nach mehrjähr. Reisen in Weimar 1810, Hofrath, † das. 9. Jan. 1820). 935. 1005. 1035.

Jakob, Heinrich Ludwig v. — (geb. Wettin 26. Febr. 1759, stud. Theologie, Gymnasiallehrer in Halle 1780, Privatdocent 1785, Prof. d. Philos. 1791, Prof. d. Staatswissensch. in Charkow 1807, Abtheilungschef b. d. Gesetzkommission in Petersburg 1810, russ. Staatsrath u. Prof. d. Staatswissensch. in Halle 1816, † Lanckstädt 22. Juni 1827). 953.

Jefus. 1061.

Jahn, Johann Friedrich — (geb. Fulkum 10. Jan. 1782, Dr. med., Prof. d. Chemie in Berlin, desgl. in Breslau 1804, abermals in Berlin 1806, desgl. in Frankfurt a. d. O. 1810, wiederum in Berlin 1811, † das. 5. März 1847). 1. 1061.

Johnson, Benjamin — (geb. Wolmington 1574, Soldat in Holland, stud. dann in Cambridge, Bühnendichter, Freund Shakespeare's, Hofpoet 1616, Maler in Oxford 1619, † Aug. 1637). 202.

Jonson, Ben — s. Johnson, Ben —

Jordan, Camille de — (geb. Lyon 11. Jan. 1771, Gegner d. Jakobinerpartei d. Girondisten, Mitgl. d. Rath. v. Lyon, von Ludwig XVIII. geadelt 1815, Staatsrath 1815, † Paris 19. Mai 1821). 176.

Jourdan, Johann Baptist (Gr. — (geb. Limoges 29. April 1762, Kapitain 1791, Generaljordan 1794, Befehlshaber im Elsaß, Divisionsgeneral im Juli 1795, Oberbefehlshaber d. Armee v. Rhein-Mosel, Niederlage d. Oester. bei Stockach 1799, der Rheinarmee 1799, Senator 1804, Marschall 1804, Gouverneur d. Invalidenhauses 1830, † 23. Nov. 1833). 1030.

Jufticu, Bernhard v. — (geb. Lyon 17. Aug. 1699, Dr. med. in Montpellier 1725, Lehrer d. Botanik in Paris 1722, Aufseher d. Gartens z. Trianon 1759, † Paris 6. Nov. 1777). 214.

Kaar, Karl Friedrich — (Gymnasiallehrer, geb. Pferdsdorf (?) 22. Jan. 1778, in Dresden 1796, in Italien 1801, später in Dresden 1804, † das. 14. Juli 1850). 701. 705. 725.

Kämmer, Christoph Wilhelm — (geb. Mariehausen b. Allstedt 17. Mai 1778, Kanzler z. Weimar 1807, † das. 14. Juni 1849). 1055.

Zulkiewicz (Lehrer im 1. Jahrh. n. Chr. in Nikopolis am Hof d. Königs Cotys) — Gemahlin von Rallenda. 943, 1063.

Zunikow, Basil v. — (russ. Gesandter an d. sächs. Höfen, † Dresden 24. März 1829). 954.

Zunneglesser, Carl Friedrich Ludwig — (geb. Wendemark in d. Altmark 9. Mai 1781, Dr. phil. z. Halle, Lehrer in Berlin 1807, Prorektor am Gymnasium zu Prenzlau 1811, Rektor 1814, Direktor d. Friedrichsgymnas. zu Breslau 1822, Docent an d. Universität 1828, † Berlin 14. Sept. 1861). 1032. 1079.

Zunt, Immanuel — (eigentlich Cant, geb. Königsberg 22. April 1724, stud. Theologie, Hauslehrer, Privatdocent in Königsberg 1755, Prof. d. Dichtkunst 1762, Prof. d. Logik u. Metaphysik 1770, † dort 12. Febr. 1804). 126. 924. 941 f.

Zupp, Christian Erhard — (geb. Lübeck 23. Jan. 1779, Dr. med. 1798, giebt die Praxis auf u. zieht nach Dresden 1805, † das. 30. Sept. 1821). 656. 857.

Zurer, Bernhard — (geb. Kleinhaura in Mähren 1751, fruchtbarer Bühnenschriftst. u. Tonsetzer, † Wien, 10. April 1791). 663.

Zaufmann, Johann Peter — (geb. Bregenz 16. Febr. 1765, erlernte Holzschneiderei in Paris, Schüler Canova's in Rom, Hofbildhauer in Weimar 1817, † das. 2. Aug. 1820). 890. 1003. 1005.

Zaunitz, ... Grf. v. — (etwa der am 2. Febr. 1774 geborne, am 27. Juli 1829 verstorbne Cav. Vincenz K. v.). 962.

Zayser, Philipp Christoph — (geb. Frankfurt a. M. 10. März 1755, Musiklehrer in Zürich 1774, † das. 24. Dec. 1818). 13.

Zeferstein, Christian — (geb. Halle 20. Jan. 1784, Prokurator beim westfäl. Tribunal z. Halle 1809, giebt die juristl. Laufbahn auf 1815, Gregorii, † .... b. 1305. 1123. 1117 b.

Zerbing, Georg Friedrich — (geb. Güstrow 1763, auf d. Akad. d. Künste z. Dresden gebildet, Malervorst. in d. k. Porzellanmanufaktur z. Meißen, † das. 1. Juli 1847). 829.

Zeßner, Charlotte Sophie Henriette —, geb. Buff (geb. Wetzlar 11. Jan. 1753, verm. mit Sekret. Joh. Christn. K. 1772, Witwe 1809, † Hannover 16. Jan. 1828). 3. 911.

Zeßner, Theodor Friedrich Arnold — (Sohn der Vorigen, geb. Hannover 1778, Dr. med. u. Privatdocent in Göttingen, Prof. an d. medizin.-chirurg. Lehranst. in Frankfurt a. M. 1812, † 1847). 229.

Zirms, Franz — (geb. Weimar 21. Dec. 1750, Hofsekret. 1774, Assessor d. Hofmarschallamts 1786, Landkammerrath 1789, Mitgl. d. Theaterkommissionen 1791, Hofkammerrath 1794, Geh. Hofr. 1813, † 3. Mai 1826). 113. 554.

Zjelsjawus (König v. Gilan, reg. etwa 1058—1080). 836.

Zlaproth, Heinrich Julius v. — (geb. Berlin 11. Okt. 1783, Adjunkt an d. Akad. f. asiat. Sprachen in Petersburg, Hofrath, geadelt, geht ab 1812, in Berlin, Prof. der asiat. Sprachen in Paris 1816, † das. 29. Aug. 1835). 340.

Zleist, Heinrich v. — (geb. Frankfurt a. O. 10. Okt. 1776, Offizier 1792, an versch. Orten lebend, Diktor b. d. Domänenkammer in Königsberg 1804, geht ab 1806, in Dresden 1807, in Berlin 1809, erschoß sich bei Potsdam 21. Nov. 1811). 603.

Zleist..... v. — (drei Liviänder, in deren Begleitung Joh. Mich. Reinh. Lenz 1771 nach Straßburg kam). 6 f.

Zlinger, Friedrich Maximilian v. — (geb. Frankfurt a. M. Febr. 1752, russ. Offizier in Petersburg 1780, Generalmajor 1790, Direkt. d. Kadettencorps 1799, Generallieutenant 1811, † 25. Febr. 1831). 544.

Zlopstock, Friedrich Gottlieb — (geb. Quedlinburg 2. Juli 1724, Haus-

lehrer in Langenlalsa 1749, in Kopenhagen 1751—1771, dän. Legationsrath 1763, in Hamburg 1771, in Karlsruhe Hofrath 1774, wieder in Hamburg 1775, † das. 14. März 1803. 37. 38. 142.

Klotz, Christian Adolf — geb. Bischofswerda 13. Nov. 1738, Prof. d. Philos. in Göttingen 1762, Prof. d. Beredsamk. in Halle 1765, Geh. Rath, Archivar, † 31. Dec. 1771. 232.

Kluge, Karl Alexander Ferdinand — geb. 9. Sept. 1782, Dr. med., Oberchirurg d. d. medicin.-chirurg. Friedrich-Wilhelms-Instituts zu Berlin 1811, Professor, Direktor d. Chirurg. Geh. Medicinal-, † dort 26. Mai 1844. 596.

Knapp, Georg Christian — geb. Halle 17. Sept. 1753, Privatdocent 1778, Prof. d. Theol. 1772, Direkt. d. Pädagogiums u. d. Waisenhauses, † dort 14. Okt. 1825. 604.

Knebel, Karl Ludwig v. — geb. Wallerstein in Franken 30. Nov. 1744, in preuß. Militairdienst 1760—1774, Instruktor des Prinzen Konstantin von Weimar 1774, Major 1780, nach wechselndem Aufenthalt in Jena seit 1804, † das. 23. Febr. 1834. 7. 30. 274. 1069. 1081.

Knebel, Louise v. —, geb. Rudorf s. Rudorf, L. v. —

Knox, Robert — geb. 1639, in Folge e. Schiffbruchs Gefangener d. Ceylonesen 1659—1679, † um 1700. 891.

Kobler, ... — Zollamtsmeister in Wien, † Breslau 2. Dez. 1835, 78 Jahr alt. 900.

Kobler, Franz —, Johanna u. Nanette — (Kinder des Vorigen). 900.

Kobler, Heinrich Karl Ernst — (geb. Wechselburg 1765, Direkt. d. Artilleriebaues u. d. Bibliotheken z. Petersburg 1792, Staatsrath, † 3. Febr. 1838. 900.

Künig, Franz Nikolaus — (geb. Bern um 1760, Maler u. Kupferätzer in Unterseen, † Bern 27. März 1842). 1015.

Körner, Anna Marie Jakobine —, geb. **Stock** (geb. Nürnberg 11. März 1762, verm. mit d. Zeichenlehrer Stock, † Berlin 20. Aug. 1843). 174.

Körner, Christian Gottfried — (geb. Leipzig 2. Juli 1726, Privatdocent d. Rechte 1778, Assess. d. d. Landesökonomie-, Manufaktur- u. Kommerzdeputation z. Dresden 1781, Oberconsistorialrath 1784, Appellationsrath 1790, Geh. Referendar 1798, zurückgetreten ins Appellationsgericht 1811, russ. Gouvernementsrath 1814, Staatsrath in Berlin, Geh. Ober-Reg.-Rath 1817, † das. 13. Mai 1831). 176. 824.

Körner, Emma Sophie — (geb. Dresden 19. April 1788, Tochter d. Vor., † das. 15. März 1853). 176.

Körner, Johann Christian Friedrich — (geb. Weimar 1778, Hofmechanikus etwa 1802, Universitätsmechanikus in Jena 1817, Dr. phil. 1818, Privatdocent, † dort 2. Febr. 1847). 813. 914. 1102. 1109.

Körner, Karl Theodor — (geb. Dresden 23. Sept. 1791, in Wien 1811, k. k. Hoftheaterdichter 1812, Freiwilliger d. Lützow'schen Jägern im franz. Kriege, fiel bei Wöbbelin 26. Aug. 1813). 176. 801.

Körte, Wilhelm — (geb. Ascherslehen 24. März 1776, Schriftst. in Halberstadt 1799, † das. 30. Jan. 1846). 338. 540. 662. 1104. 1132.

Kolbe, Heinrich — (Maler in Düsseldorf). 199. 1141.

Kolbe, Karl Wilhelm — (geb. Berlin 1781, Geschichtsmaler. Mitgl. d. Akad. d. Künste 1815, Prof. 1830, † dort 8. April 1853). 884.

Kopp, Johann Heinrich — (geb. Hanau 1777, Dr. med., Obermedicinalrath u. Medicinalreferent, † 25. Nov. 1845). 928.

Kosegarten, Johann Gottfried Ludwig — (geb. Altenkirchen auf Rügen 10. Sept. 1792, Adjunkt d. theol. u. philol. Fakultät z. Greifswald 1792, Prof. d. orient. Sprachen z. Jena 1817, Dr. theol. 1824, Prof. d. orient. Literatur z. Greifswald 1824, † das. 18. Juli 1860). 967. 1027. 1063.

Kotzebue, August Friedrich Ferdinand v. — (geb. Weimar 3. Mai 1761,

Advokat 1780, Titularrath in Petersburg 1782, Assessor d. Oberrevisionstribunals z. Neval 1783, Präsid. d. Gouvernementsregierung Livland u. geadelt 1785, tritt aus d. Staatsdienst 1795, Hoftheaterdichter in Wien 1798—1800, nach Sibirien verbannt 1800, Hofrath u. Direkt. d. deutschen Theaters in Petersburg 1801, Kollegienrath, reisend u. an verschied. Orten lebend, Staatsrath 1814, ermordet Mannheim 23. März 1819). 33. 59. 114. 150. 250. 246—245 248. 343. 403. 775. 802. 919. 878 g—n. 979a.

Krämer, Johann Paul — (Instrumentenmacher in Göttingen). 257. 265.

Krämer,.... — (Tochter des Vorigen). 265.

Kräuter, Friedrich Theodor — (Violinvirtuos u. Rath z. Weimar). 1138.

Krafft..... — (wahrer Name?, aus Berg, † Jena um d. Mitte d. Jahrh. 1859). 78.

Krako, Andreas Dietrich — s. Einer, A. D. —

Kranz, Johann Friedrich — (geb. Weimar 1754, Hofmusikus 1778, in Italien 1781—1789, Konzertmstr. 1789, Kapellmstr. 1799, Hofkapellmstr. in Stuttgart 1802, † das. 1807). 30.

Kratter, Franz — (geb Oberdorf am Lech 175.., Dr. phil., Kassirer u. seit 1796 Direktor d. Theaters z. Lemberg, Bühnendichter, † dort 8. Nov. 1830). 301.

Kraus, Georg Melchior — (geb. Frankfurt a. M. 1737, Mitgl. d. Kunstakad. z. Wien 1765, in Weimar 1776, Direkt. d. freien Zeichenschule u. Rath 1778, † dort 5. Nov. 1806). 167. 990 ii—mm.

Krause, Johann Friedrich — (geb. Reichenbach i. V. 1770, Diakon. das. 1794, Tempredniger z. Naumburg 1802, Inspekt. d. Domschule 1803, Prof. d. Theol. in Königsberg 1810, Oberkonsistorial- u. Kirchenrath, Oberhofprediger daselbst; Generalsuperintend. u. Oberpfarrer z. Weimar 1819, † das. 31. März 1829). 904.

Kriegsstein, Familie — (in Tölz b. Ebers). 1117.

Krtom Balaoja — (indischer Gaukler). 1037.

Krumbholz, Johann Michael — (geb. Lohma b. Blankenhain 6. Nov. 1750, Hofdiener in Weimar, herzogl. Kastellan das. 1807, † 13. Okt. 1819). 1055.

Küchelbecker, Wilhelm — (aus Petersburg). 1040.

Kügelgen, Franz Gerhard v. — (geb. Bacharach 6. Febr. 1772, in Rußland 1795, in Dresden 1805, Mitgl. d. Akad. d. Künste hier 1811, Prof. 1814, ermordet 27. März 1820). 708. 735.

Kühn, W. C. — (Gemeindeamtmann in Jena). 972.

Kunckel v. Löwenhern, Johann — (geb. Hütten bei Schleswig 1630, Alchymist am Lauenburg. Hof, dann kurfürstl. Geh. Kämmerierer u. Direkt. d. Laboratoriums z. Annaburg, Docent d. Chemie in Wittenberg 1677, nach Berlin berufen 1679, schwed. Bergrath u. geadelt 1693, † Dreißighufen b. Berlin 1703). 1135. 1117 ll mm. pp.

Kurland, Anna Charlotte Dorothea Grfn. v. Biron, Herzogin v. —, geb. Grfn. v. Medem (geb. 3. Febr. 1761, verm. mit Peter Herzog v. K. 1779, Wittwe 1800, dann in Dresden, Berlin u. Löbichau lebend, † Löbichau 20. Aug. 1821). 690. 1014. 1055.

Laborde, Alexander Louis Joseph Graf v. — (geb. Paris 15. Sept. 1774, in östr. Militairdienst, dann in kais. franz. Dienst, Requetenmstr. d. Staatsraths, Mitglied d. Akad. d. Inschriften 1813, Seinepräfekt 1830, Brigadegeneral d. pariſ. Nationalgarde, Mitgl. d. Akad. d. Wissensch. 1832, † Paris 24. Okt. 1842). 1028.

Laffert, Friedrich v. — (g. d. 1769, Hof- u. Kanzleirath in Celle, nachm. Geh. Legationsrath, † Jlefeld 21. April 1841). 911.

Lafontaine, August Heinrich Julius — (geb. Braunschweig 10. Okt. 1758, Hauslehrer in Halle 1786, Feldprediger 1792, seit 1795 in Halle, Romanschriftst., † dort 20. April 1831). 355.
Lampridius, Aelius — (röm. Geschichtschreiber in d. 1. Hälfte d. 4. Jahrhunderts). 602.
Landolt, Salomon — (geb. Zürich 10. Dez. 1741, Zunftrichter 1768, Mitrichter 1769, Kapitän der von ihm einexerzierten Scharfschützen zu Pferd 1795—1798, dann in Zürich, Mitgl. d. großen Raths 1803, Oberst 1807). 1028.
Langer, . . . s. Berger, J. —
Langermann, Johann Gottfried — (geb. 8. Aug. 1768, Dr. med. in Jena 1792, Hebammenlehrer u. Medizinalassessor in Bayreuth, Medizinalrath 1802, Direktor d. Entbindungs- u. Irrenanst. 1803, Staatsrath in Berlin 1810, Geh. Obermedizinalrath, † dort 5. Sept. 1832). 957.
Lannes, Johann — s. Montebello, Herz. v. —
La Roche, Marie Sophie Frank v. —, geb. Gutermann v. Gutershofen (geb. Kaufbeuren 6. Dez. 1731, Jugendfreundin Wieland's, verm. 18. Febr. 1754, † Offenbach 18. Febr. 1807). 56, 195.
Las Cases, Marquis de Caussade, Emmanuel Auguste Dieudonné Graf v. — (geb. Las Cases 1766, in franz. Seedienst 1782, Emigrant, unter Napoleon Kammerjunker, d. Staatsraths, Begleiter Napoleon's nach St. Helena, verbannt bis 1821, † 15. Mai 1842). 949.
Latour de Franqueville, Marianne —, geb. . . . . 401.
Lauterbach, . . . verw. v. —, geb. . . . . 515.
Lavater, Johann Kaspar — (geb. Zürich 15. Nov. 1741, Diakon. 1769, Pfarrer 1775, † 2. Jan. 1801). 86. 6a. b. 725 g.
Lavès, Louis Daniel — (geb. Perigueux 24. Sept. 1772, franz. Offizier, Emigrant, Lektor d. franz. Sprache an d. Universität Duisburg 1798, Gymnasialprof. in Weimar 1801, Prof. in Jena 1816, † daf. 18. April 1829). 961.
Lawrence, Jakob — (geb. Fairfield auf Jamaika 1773, † London 26. Dez. 1840). 884.
Lebid Ben Rebia (vom Stamme Aks, arab. Dichter, † 663, alt 157 Jahr). 850.
Lebrun de Charmettes, Philipp Alexander — (geb. Bordeaux 7. April 1765, bereist Asien u. Afrika, Sekret. im Staatsrath 1810, Unterpräfekt 1815, Präfekt vom Haute-Saône 1830, Dichter u. Publizist). 1025.
Lecchore, . . . — (franz. Romanschriftst.). 795.
Le Lorgne d'Ideville, Louis — (geb. 1751, 1808 Ritter im Staatsrath u. Sekret. d. Staatsministers d. Konsulat. 739 (ft. 715 II. ann.
Lenz, Johann Georg — (geb. Schleusingen 2. April 1748, Dr. phil. 1770 in Jena, Privatdocent d. Theol., Aufseher d. Waldeck'schen Kabinets 1779, Bibliothekar 1788, Adjunkt d. philos. Fakultät 1788, Prof. 1794, Stifter d. mineral. Societät 1796, Centurio 1806, † Jena 25. Febr. 1809). 375. 647. 988.
Lenz, Johann Michael Reinhold — (geb. Livland 12. Jan. 1750, in Straßburg 1771, wahnsinnig 1777, nach Livland zurück 1779, † Moskau 24. Mai 1792). 6c—k.
Leonhard, Karl Cäsar Ritter v. — (geb. Rammenheim b. Hanau 14. Sept. 1779, kurfürstl. Assessor 1806, großherz. fränkischer Generalkommissär d. Domänen d. Mineralogie u. Geognosie z. Heidelberg 1811, † daf. 29. Jan. 1862). 853. 900. 929. 942 f.

Lepel, Wilhelm Heinrich Ferdinand Karl Graf v. (geb. Rassenheide in Pommern 2. Mai 1755, preuß. Gesandter in Stockholm 1787—1790, Kammerherr; Kunstkenner, Mineralog, Theolog, † Rassenheide 20. Jan. 1826). 562.

Le Prince, H. S. — 1001.

Lerse, Franz — (geb. Buchsweiler 9. Juni 1749, Inspektor d. Pfeffel'schen Militärschule z. Kolmar 1774, nachm. Direktor u. keining. Hofrath, † vor d. Sommer 1800). 169.

Lessing, Gotthelf Ephraim — (geb. Kamenz 22. Jan. 1729, in Leipzig, Berlin u. Potsdam abwechselnd 1746—1760, Sekret. d. Generals Tauentzien in Breslau 1760—1765, in Berlin bis 1767, in Hamburg Dramaturg 1767—1770, Bibliothekar in Wolfenbüttel 1770, Hofrath, † dorn 15. Febr. 1781). 114. 232. 280. 463. 1030 a. p.

Le Sueur, Nicolaus — (geb. Paris 1690, Kupferst. u. Holzschneider, † dort 1764). 976. 977.

L'Estocq, ... v. — (Hofdame der Herzogin v. Cumberland). 655. 672.

Leyser, Friedrich Wilhelm v. — (preuß. Kriegs- u. Domänenrath zu Halle). 355.

Lichtenberg, Georg Christoph — (geb. Oberramstadt b. Darmstadt 1. Juli 1744, Astronom u. Physiker, Prof. in Göttingen 1770, † das. 24. Febr. 1799). 130.

Lichtenstein, Anton August Heinrich — (geb. Helmstädt 1753, Konrektor das. 1773, Konrektor in Hamburg 1776, Rektor das. 1782, Prof. d. orient. Sprachen u. Stadtbibliothekar ebend. 1795, Prof. d. Theologie u. Superintend. in Helmstädt 1799, Abt 1800, das. privatisirend seit 1800, † dort Febr. 1816). 481.

Lieberkühn, Johann Nathanel — (geb. Berlin 5. Sept. 1711, Theolog, treibt Naturwissenschaften, Mitgl. d. Akad. d. Wissensch. 1735, Dr. med. in Leyden 1739, Mitgl. d. medizin. Oberkollegiums z. Berlin 1740, fertigt physik. Instrumente u. anatom. Präparate, † dort 7. Dez. 1758). 488.

Ligne, Karl Joseph Emmanuel Fürst v. — (geb. Brüssel 12. Mai 1735, in österr. Militärdienst 1752, Hauptmann 1756, Oberst 1758, Generalmajor 1765, Generallieutenant 1771, russ. Feldmarschall, k. k. Großmeister d. Artillerie 1788, Feldmarschall 1808, berühmt als geistreicher Gesellschafter u. Schriftst., † Wien 13. Dez. 1814). 658.

Lili, s. Schönemann, Elisabeth —.

Linck, Jakob — (geb. Kannstadt 1787, Landschaftsmaler, württemb. Hofrath in Stuttgart, † das. 4. April 1841). 826.

Lippe, Ch. — (aus Braunschweig, Erzieher in Hofwyl 1809—1822, nachm. Vorst. e. Erziehungsanstalt zu Lenzburg). 954.

Lipsius, Justus — (eigentlich Joost Lips, geb. Overyssche b. Brüssel 18. Okt. 1547, Sekret. d. Kardinals Granvella 1567, Prof. d. Beredsamkeit u. Gesch. in Jena 1572—1574, Dr. jur. in Löwen 1576, Prof. d. Gesch. in Leyden 1579—1602, † Löwen 23. März 1606). 1057.

Löber, Justus Christian v. — (geb. Riga 1753, Dr. med. et chirurg. z. Göttingen 1778, Prof. d. Medizin in Jena 1778, Geh. Hofrath 1782, errichtet das. e. anatom. Theater, e. Entbindungsanstalt, e. medizin.-chirurg. Klinik, e. Naturalienkabinet, herzogl. Leibarzt, Prof. u. Geh. Rath in Halle 1803, Leibarzt in Königsberg 1808, geadelt 1810, russ. Leibarzt u. Staatsrath in Moskau 1810, † dort 16. April 1832). 24. 66. 138. 190. 214. 323. 429. 469.

Loen, Johann Jost v. — (geb. etwa 1737). 164.

Löfft, Franz — (geb. Falkenau 17. Juli 1782, Bergmstr. u. Justitiar das., † Marienbad 7. Sept. 1849). 1117 ll g.

Lonati, Joseph — (geb. Mensa 13. Okt. 1766, Kupferst. u. Maler, Prof. an d. Kunstakad. i. Mailand, † das. 2. Jan. 1831). 1077.
Loos, Daniel Friedrich — (geb. Altenburg 15. Jan. 1735, Münzschwefelschneider in Leipzig 1751, Münzgraveur in Magdeburg 1756, Medailleur in Berlin, Mitglied d. Senats d. akad. d. Künste das. 1797, † ebend. 1. Okt. 1809). 1117 II p.
Loos, Gottfried Bernhard — (Sohn des Vorigen, geb. in Berlin 6. Aug. 1774, Münzmstr. 1806, Münzrath u. Generalwardein 1812, † dort 29. Juli 1840). 1117 II p.
Lorsbach, Georg Wilhelm — (geb. Tillenburg 29. Febr. 1752, Theolog, Rector in Siegen 1778, Prof. am Pädagog. i. Dillenburg 1786, Rector d. Pädagogiums zu Herborn u. Prof. d. oriental. Sprachen an d. Universität das., Prof. d. Theologie 1789, Konsistorialrath, Prof. d. orient. Literatur in Jena 1812, † das. 30. März 1816). 856.
Lorsing, Beate —, geb. Eisermann (geb. Berlin 1787, Hofschauspielerin in Weimar 1805, verm. mit d. Hofkapellmeister 1809, verließ die Bühne 1825, † dort 1831). 893.
Lorsing, Johann Friedrich — (geb. Berlin 1781, Maler, Hofschausp. in Weimar 1805, in Ruhestd. 1838, † dort 30. Nov. 1856). 893.
Luck, Friedrich v. — († als preuß. Major a. D. 16. April 1849). 984.
Lucretius Carus, Titus — (geb. 99 v. Chr., röm. Dichter, entleibte sich 55. Okt. 55 v. Chr.). 1061.
Luther, Martin — (geb. Eisleben 10. Nov. 1483, † das. 18. Febr. 1546). 803, 952.
Lyonnet, Peter — (geb. Maestricht 22. Juli 1707, Advokat, Staatssekret. von Holland, Naturforscher, † Haag 10. Jan. 1789). 927.
Lysimachos (Feldherr des Königs Alexander's des Großen, König von Thrakien 306 v. Chr., fällt in der Schlacht bei Kurupedion 282, 74 Jahre alt*)). 510.

Maas, Wilhelmine — (geb. Berlin, Schauspielerin das., in Weimar 1804, in Berlin wieder 1805—1819). 891.
Maffei, Franz Scipio Marchese v. — (geb. Verona 1. Juni 1675, in Rom 1695, Mitgl. d. Gesellsch. d. Arkadier, Offizier im span. Erbfolgekrieg, Bühnendichter, Geschichtsforscher, nach Verona zurück, † das. 11. Febr. 1755). 572.
Magdeburg, Adelbert I. Erzbischof v. — (Mönch in Maximin bei Trier, dann Bischof u. russ. Missionar, Erzbisch. v. M. u. Primas v. Deutschland 968, † auf e. Missionsreise 21. Mai 981). 477.
Magdeburg, Adelbert II. Erzbischof v. —, Graf v. Kirchberg (Domprobst zu M. 1198, Erzbischof 1205, † Jan. 1232). 477.
Magdeburg, Albrecht II. Erzbischof v. —, Herr v. Querfurt (Erzbischof 1513, † Gnadenthal 24. Juni 1545). 477.
Magdeburg, Ernst Erzbischof v. —, Herz. zu Sachsen (geb. 26. Sept. 1486, Erzbischof 1476, Administrator v. Halberstadt 1479, Bischof von Halberstadt 1480, † 5. Aug. 1513). 477.
Magdeburg, Friedrich Erzbischof v. —, Gf. v. Beichlingen (Erzbischof, Oberbefehlsh., Erzkanzler 1445, † Calbe 11. Nov. 1464, 58 Jahre alt). 477.
Magdeburg, Gisiler Erzbischof v. — (Bischof v. Merseburg 971, Erzbisch. v. M. 981, † Trier 25. Jan. 1004). 477.

*) Von diesem König sind die „Lysimachen" genannten Goldmünzen geprägt.

Mahr, Johann Christian — (Bürgermeister in [illegible] 1797.
Maier, Jakob — (geb. Mannheim 17[illegible], Hofkammerrath u. Stadtgerichtsassessor, † 2. Okt. 1746. 114.
Mainz, Friedrich Karl Joseph (Frh. von u. zu Erthal) Kurfürst v. — (geb. 15. Jan. 1719, Kurf. u. Fürstbisch. v. Worms 1774, verlegt s. Residenz nach Aschaffenburg 1792, † 25. Juli 1802). 152.
Mainz, Karl Theodor Frh. v. Dalberg, Kurf. v. — s. Dalberg, K. Th. L. M. Frh. v. —
Major, Friedrich — (geb. im Neustädtischen 1772, Arzt in Jena, Weimar, Schleiz; Orientalist, preuß. Legationsrath in Graz [illegible], † das. 1848). 229.
Makedonien, Alexander Königs v. — (geb. Pella 21. Juli 356 v. Chr., König 336, † Babylon 11. od. 13. Juni 323). 376.
Malcolmi, ... — (Schausp. in Weimar 17[illegible], in Rudolst. 1817, † Okt. 1[illegible]). 28. 43. 803. 54 d.
Malcolmi, Amalie — (die Jüngere, dritte Tochter des Vorigen) s. Wolff, A. —, geb. M. 16.
Malcolmi, ... — (die Aeltere, älteste Tochter des Hofschauspr. M., an d. Hofräthin in Weimar 17[illegible]–1[illegible]). 31 c.
Malsburg, Ernst Friedrich Georg Otto Frh. v. der — (geb. Hanau 23. Juni 1786, Regierungsassessor in Kassel 1806, Legationssekretär in München 1808, in Wien 1810, Justizrath in Kassel 1814, Regierungsrath 1817, Geschäftstr. in Dresden 1817, † Eschenberg 20. Sept. 1824). 1008. 1065.
Mantegna, Andreas — (geb. Padua 1431, Maler, später im Dienste der Markgrafen Gonzaga v. Mantua, † das. 1506). 1008. 1081. 1084. 1140.
Manzoni, Alexander — (geb. Mailand 8. März 1784, Senator d. Königreichs Italien 1861, † dort 22. Mai 1873). 1033. 1085.
Marcard, Heinrich Matthias — (geb. Walsrode 1747, Arzt in Pyrmont 1776, Hofmedikus in Hannover 1778, Brunnenarzt in Pyrmont 1786, ältester d. Leibarzt u. Hofrath 1788, zweiter Leibarzt u. Geh. Medizinalrath in Hannover, † das. 16. März 1817). 240.
Maret, Hugo Bernhard — s. Bassano, H. B. M. Herz. v. —
Margueire, ... —. 1056.
Martens, Georg Friedrich v. — (geb. Hamburg 22. Febr. 1756, Prof. d. Rechte in Göttingen 1784, geadelt 1789, kaiserl.-königlicher Publizist, weiml. Staatsrath 1808, Präses d. Zensurkollegiums d. Staatsraths 1810, hannover. Geh. Kabinetsrath 1814, Bundestagsgesandter in Frankfurt, † das. 21. Febr. 1821). 1060.
Martin, Vincenz — (auch Martini, geb. Valencia in Spanien 1754, in Italien 1782, in Wien 1785, Kapellmstr. u. Direktor der ital. Oper im Burgtheater 1789, Hofrath 1798, † dort Mai 1810). 114.
Martius, Ernst Wilhelm — (geb. Weißenstadt 1. Sept. 1756, Dr. med. et phil. in Erlangen, Privatdocent u. Hofapotheker das., † 12. Dez. 1819). 1117 II bb.
Martius, Karl Friedrich Philipp v. — (Sohn des Vorigen, geb. Erlangen 17. April 1794, Dr. med. 1814, Mitgl. d. ehr. u. kaiser. wissenschaftl. Expedition nach Brasilien 1817–1820, geadelt 1820, Direktor d. botan. Gartens in München, Hofrath, Mitglied d. Akad. d. Wissensch., † dort 13. Dez. 1868). 989. 1117 II bb. 1143 b.
Marum, Martin v. — (geb. Delft 20. März 1750, Arzt in Harlem, Sekret. d. Gesellsch. d. Wissensch. das., Direktor d. Teyler'schen physik. Kabinets, † dort 28. Dez. 1837). 190.
Massenbach, Christian v. — (geb. Schmalkalden 1758, würtemb. Offizier u. Lehrer an d. Militärakad. z. Stuttgart, in preuß. Dienst im letzten Jahr. Hauptmann 1787, Major u. Adjutantenjustant 1790, Oberst im Generalstab 1806, † 1827). 1[illegible]

ſtab 1800, Generalquartiermſtr. 1802, auf ſeinem Gut Bialoskitz in Posen 1807, wegen Freiſinnigkeit mißliebig und als Uebertreter militäriſcher Subordination zu 14jähr. Feſtungsſtrafe verurtheilt 1817, begnadigt 1828, † Bialoskitz 27. Nov. 1837). 626. 627.

Maſſow, (von) **Kaſpar Otto v.** — (†) preuß. Oberſtlieutenant, † Gaffert b. Stolpe 15. Sept. 1827 im 84. Jahre). 628.

Mattoni, ... (Glasverleger in Karlsbad). 1160.

Mattſtedt, Anna Thereſe —, geb. **Schulz** (aus Linz, Gattin d. Folgenden, Hofſchauſpielerin in Weimar 1791—1793). 34 c.

Mattſtedt, Johann Joſeph — (geb. Dresden 1759, heirat d. Bühne 1774, ſpäter in Peſt, Hofſchauſp. in Weimar 1791—1793). 34 d.

Matthes, ... (Tochter der beiden Vorigen, in Kinderrollen auf d. Hoftheater zu Weimar beſchäftigt 1791—1793). 34 c.

Maw, Johann — (geb. in d. Grafſch. Derby 1764, Mineralog u. Mineralienhändler in London, † daſ. 26. Okt. 1829). 928.

Mayer, Johann Tobiaš — (geb. Göttingen 5. Mai 1752, promov. 1772, Prof. d. Mathem. u. Phyſik in Mainz 1789, Prof. d. Phyſik u. Hofrath in Erlangen 1786, beſgl. in Göttingen 1799, † daſ. 30. Aug. 1830). 304.

Mayr, Simon — (geb. Mendorf b. Ingolſtadt 14. Juni 1763, Muſiklehrer in Graubündten 1786, in Italien Muſik ſtudirend 1788, Opernkomponiſt in Venedig, Kapellmſtr. 1802, Direktor d. Muſikſchule z. Bergamo 1805, † 2. Dez. 1845). 775.

Mazzuchelli, Johann Maria Gfz. — (geb. Brescia 28. Okt. 1707, Literarhiſtoriker, † dort 19. Nov. 1765). 564.

Meckel, Johann Friedrich — (geb. **Mylar** 31. Juli 1714, Dr. med. in Göttingen, Proſektor am d. Anatomie z. Berlin 1751, Prof. d. Anatom. u. Hebammenk. 1753, kgl. Leibchirurg, Gründer d. berühmten Meckelſchen Kabinetts, † dort 18. Sept. 1774). 322.

Meckel, Philipp Friedrich Theodor — (geb. Berlin 30. April 1756, Dr. med. z. Straßburg 1777, Proſektor dort, Prof. d. Anatomie u. Chirurgie in Halle 1774, Geh. Rath 1796, † dort 28. März 1803). 322.

Mecklenburg-Schwerin, Karoline Louiſe, Erbprinzeß v. —, geb. **Herzogin z. Sachſen-Weimar** (geb. Weimar 16. Juli 1786, verm. mit Friedr. Ludw. Herzog v. M.-Sch. 1810, † Ludwigsluſt 20. Jan. 1816). 785.

Mecklenburg-Schwerin, Friedrich Ludwig, Erbgroßherzog v. — (geb. 13. Juni 1778, † 29. Nov. 1819). 880. 979.

Mecklenburg-Schwerin, Paul Friedrich, Prinz v. — (geb. 15. Sept. 1800, Großherzog 1837, † 7. März 1842). 981.

Méhul, Heinrich Stephan — (geb. Giret 24. Juni 1763, Opernkomponiſt in Paris, Inſpektor am Konſervatorium 1783, Prof. am demſ., † dort 18. Okt. 1817). 463.

Meiners, Chriſtoph — (geb. Otternborf in Hadeln 1747, Prof. d. Philoſ. in Göttingen 1772, Hofrath 1788, fruchtbarer philoſ. u. hiſtor. Schriftſt., † dort 8. Mai 1810). 258.

Meierem, ... — (niederdeutſcher Maler). 1006.

Mellish, Joſeph Karl — (geb. London 2. März 1769, in Weimar 1797—1802, preuß. Kammerherr 1798, gefürſtet. Geſchäftsträger beim Kreis Sächſ. Fürſten 1802, in Hamburg 1813, † London 18. Sept. 1828). 911. 1008.

Mellish, Karl — (älteſter Sohn des Vorigen, geb. 14. März 1801, Departementschef im Auswärt. Amt z. London, † daſ. Ende Dez. 1865). 1008.

Mende, Johann Friedrich — (geb. in Lauſitz, Kunſtmſtr. in Freiberg 1768, Maſchinenbaudirektor, † dort 1. Juli 1798 im 30. Jahre). 75.

Mendelssohn, Moses — (geb. Dessau 6. Sept. 1729, in Berlin 1743, Hauslehrer 1750, Buchhalter 1754, philos. Schriftst., † dort 4. Jan. 1786). 1050. p.

Mendelssohn-Bartholdy, Felix — (geb. Hamburg 3. Febr. 1809, in Berlin seit 1812, städt. Musikdirektor in Düsseldorf 1833, in Leipzig 1835, Dr. phil. 1836, Kapellmstr. 1841, Generalmusikdirektor in Berlin 1843, nach Leipzig zurück 1845, † daſ. 4. Nov. 1847). 1099.

Menken, Johann Heinrich — (geb. Bremen 1704, Kaufmann, auf d. Kunstakad. z. Dresden 1788—1794, † Bremen 1807). 958.

Metternich-Winneburg, Clemens Wenzel Nepomuk Lothar Fürst v. —, Herr v. Beilstein, Graf v. Königswarth (geb. 15. Mai 1773, östr. Gesandter im Haag 1794, Gesandter bei d. niederrheinisch-westfälischen Kollegiums beim Kongreß zu Rastatt 1797—1799, östr. Gesandter in Dresden 1801, in Berlin 1803, in Paris 1806, Staats- u. Konferenzminister in Wien 1809, Haus-, Hof- u. Staatskanzler 1821, entlassen 1848, † Wien 11. Juli 1859). 538. 982.

Meyer, Amalie Karoline Friederike —, geb. v. Koppenfels (Tochter des Kanzlers v. K. in Eisenach, verm. mit Hofrath Joh. Heinr. M. 1802, † 21. April 1825). 346.

Meyer, Bernhard — (geb. Hanau 24. Aug. 1767, Dr. med. in Marburg 1790, Arzt in Hanau 1791, in Offenbach, woselbst zugleich Sportelkassenbeſitzer 1796, Isenburg. Hofrath, † dort 1. Jan. 1836). 865.

Meyer, Ernst Heinrich Friedrich — (geb. Königsberg 1. Juli 1791, hatte Philol., Rechtswissensch. u. Medizin studirt, Privatdocent d. Botanik in Göttingen 1819, Direktor d. botan. Gartens z. Königsberg 1826, Prof. 1829, † dort 7. Aug. 1858). 1121.

Meyer, Johann Heinrich — (geb. Stäfa 16. März 1759, Maler, in Italien 1784—1788, Prof. an d. Zeichenschule z. Weimar 1792, Direktor 1807, Hofrath, † Jena 14. Okt. 1832). 21. 22. 66. 88. 109. 151. 168. 174. 175. 188. 268. 276. 330. 344. 382. 397. 435. 438. 461. 642. 779. 806. 826. 907. 908. 1010. 1096. 1142. 914.

Michaelis, Johann David — (geb. Halle 27. Febr. 1717, Magister daſ. 1739, Privatdocent 1742, desgl. in Göttingen 1745, Prof. d. Philos. daſ. 1746, Hofrath 1761, Geh. Justizr. 1787, † dort 22. Aug. 1791). 965.

Michel Angelo s. Buonarotti, M. A. —.

Mieding, Johann Martin — (Tischler u. Theatermstr. in Weimar, † daſ. 27. Jan. 1792). 309.

Millin, Aubin Louis — (geb. Paris 19. Juli 1759, angestellt im Bureau des öffentl. Unterrichts, dann Professor an d. Centralschule des Seinedepartements, Prof. d. Alterthümer, Mitgl. d. Akad. d. Inschriften, Konservator d. Antiken- u. Münzkabinets 1795, † Paris 14. Aug. 1818). 177.

Milton, Johann — (geb. London 9. Dez. 1608, Dichter, auch polit. Schriftst., Geheimschreiber in Cromwell's Staatsrath 1649, erblindet 1652, † 8. Nov. 1674). 203.

Monnet, Theodor Edmund — (geb. Paris 10. Sept. 1770, Parlamentsadvokat 1789, Münzkundiger, angestellt an d. Münzkabinet d. Nationalbibliothek † Paris 5. Mai 1842). 706. 760.

Mitterbacher, Bernhard — (Arzt in Karlsbad, † Berlin 27. Mai 1839). 659.

Möser, Justus — (geb. Osnabrück 14. Dez. 1720, Sachwalter 1743, Advocatus patriae u. Syndikus d. Ritterschaft von Osnabrück 1747, Justitiar beim Kriminalgerichte 1762, Geheimreferendär 1768, Geh. Justizr. 1783, † d. Jan. 1794). 840.

Mohammed (geb. Mekka 571, tritt öffentlich als Prophet auf 610, Auswanderung nach Medina 622, † daſ. 8. Juni 632). 856.

XIV.

Chinesisch-Deutsche Jahres- und Tageszeiten.

Mohammed Dschelaleddin er Rumi (geb. Balch 1209, Schem d. Philos. u. Rechtsk. in Konia 1233, pers. Dichter, † dort 1278). 960.

Molière i. Poquelin de M., J. B. —

Moller, Georg — (geb. Diepholz in Hannover 21. Jan. 1784, Hofbaumstr. in Darmstadt 1810, Oberbaurath 1812, Geh. Oberbaurath 1830, Oberbaudirector 1844, Mitgl. d. Akademie zu Berlin 1817, des Royal institute of british architects 1837, der Akad. z. Wien 1838; † Darmstadt 13. März 1852). 852. 864. 1113.

Moltke, Karl Melchior Jakob — (geb. Garmsen 2. Juli 1783, debütirt d. Bühne in Braunschweig 1807, Opernsänger in Weimar 1809, Kammersänger 1814, † dort 9. Aug. 1831). 731.

Montebello, Johann Baptist Herz. v. — (geb. Lectoure 11. April 1769, Oberst 1795, Brigadegeneral 1797, Divisionsgeneral, Kommandant d. Konsulargarde 1800, bevollm. Minister in Lissabon 1801, Marschall 1803, Herzog 1804, fiel Wien 31. Mai 1809). 715 v. mmm.

Monti, Vincenz — (geb. Fusignano im Ferraresischen 19. Febr. 1754, dram. u. epischer Dichter, Sekret. d. cisalpin. Republik in Mailand 1797, Prof. d. Beredsamkeit in Pavia, Historiograph v. Italien, † Mailand 13. Okt. 1827). 825.

Montucla, Johann Stephan — (geb. Lyon 5. Sept. 1725, Schriftst. in Paris, Mitgl. d. Akad. d. Wissensch. 1784, Oberaufseher d. kgl. Gebäude 1786—1792, † Versailles 18. Dez. 1799). 581.

Moreau, Johann Viktor — (geb. Morlaix in d. Bretagne, 11. Aug. 1761, Divisionsgeneral 1794, wegen Hochverraths verurtheilt 1804, in Nordamerika 1805—1813, bei Dresden verwundet 27. Aug. 1813, † Laun in Böhmen 2. Sept. 1813). 150. 414.

Moreau, Karl — (geb. Paris um 1730, kgl. Baumstr. u. Oberaufseher der Gebäude v. Paris, † bes. um 1804). 1090.

Morhard, Otto — (Hofopernsänger in Schleswig, bezgl. in Weimar 1807—1809). 676.

Moritz, Karl Philipp — (geb. Hameln 15. Sept. 1757, Lehrer am Grauen Kloster z. Berlin, Gymnasialprof. 1784, Mitgl. d. Akad. d. bildenden Künste, Prof. an ders., † dort 26. Juni 1793). 914. a.

Morit, ... —, geb. Lipsius (Tochter v. Just. L., Gattin v. Jan van M., — Joannes Moretus — seit 1589 Buchdruckereibesitzer in Antwerpen). 1087.

Moser, Friedrich Karl Ludwig Frh. v. — (geb. Stuttgart 18. Dez. 1723, hess.-homb. Kanzleisekretär 1747, Hofrath 1749, in Hanau b. d. Bataver Kanzleiakademie beschäftigt 1750, in hess.-darmst. Dienst seit 1751, zuletzt als Geh. Rath, Reichshofrath 1767, Freiherr 1769, Administrator d. fürstl. Grafsch. Falkenstein, hess.-darmst. Staatsminister 1772, entlassen 1780, in sein eingezogenes Vermögen wieder eingesetzt u. pensionirt 1790, † Ludwigsburg 10. Nov. 1798). 137.

Moses (geb. um 1368 v. Ch., † 1299). 804. 809.

Motta, Rafaello — (gen. Rafaellino da Reggio, geb. Edelmann d. Reggio 1550, Geschichts- u. Religionsmaler in Novellara, Guastalla u. Rom, † bes. 1578). 1011.

Mounier, Claudius Eduard Philipp Baron — (Sohn des Folg., geb. Grenoble 2. Dez. 1784, Auditeur im kais. Staatsrath 1806, Kabinetssekret. 1809, Baron, Requetenmstr. 1812, Intendant beim Bauwesen 1813, Mitgl. d. Staatsraths 1815, Pair 1819, Generaldirector d. Polizei u. d. Departementalverw. 1820, tritt zurück 1830, † Passy b. Paris 11. Mai 1843). 631.

Mounier, Johann Joseph — (geb. Grenoble 12. Nov. 1751, Richter das. 1783, Präsid. d. Nationalversammlung 1789, flüchtig, errichtete Erziehungs-

aufhalt in Belvedere b. Weimar 1792, Präfekt im Departem. Ille-Villaine 1802, Staatsrath 1803, † Paris 26. Jan. 1806). 176.

Mozart, Johann Chrisostomus Wolfgang Amadeus — (geb. Salzburg 27. Jan. 1756, auf Kunstreisen in Deutschland u. England als Klavierspieler 1764, Konzertmstr. in Salzburg 1769, bereist Italien u. Frankreich, kais. Kammermusikus in Wien 1787, Kapellmstr., † dort 5. Dez. 1791). 32. 34. 59. 114. 34 f.

Müller, August Eberhard — (geb. Nordheim 13. Dez. 1767, angestellt als Musiker in Magdeburg 1789, Organist in Leipzig 1794, Kantor 1804, Hofkapellmstr in Weimar 1810, † das. 3. Dez. 1817). 732.

Müller, Christoph Heinrich — (Herausgeber der Nibelungen, Gymnasialprof. in Berlin). 684.

Müller, Heinrich — (geb. Leipzig 1763, Glasmaler in Berlin, † das. 26. Okt. 1851). 1085.

Müller, Heinrich — (Professor, Maler u. Lithograph in Weimar, nachmals in Eisenach). 1021. 1076.

Müller, Joseph — (geb. Liebenau in Böhmen, Steinschneider in Turnau, dann in Schlackenwerth, in Karlsbad seit 1760, † das. 1817 im 84. Jahre). 609—612. 701. 791. 959. 992.

Müller, Wenzel — (geb. Turnau in Mähren 28. Sept. 1767, Kapellmstr. b. Marinelli in Wien 1786, † das. 2. Aug. 1835). 137.

Müller, ... — (Rentamtmann in Jena, † das. 8. März 1830). 972.

Müller, ... — (beim Hoftheater zu Weimar für Hüfrollen engagirt 1797). 34 c.

Müller Ritter von Ritterdorf, Adam Heinrich — (geb Berlin 30. Juni 1779, an vielen Orten verweilend, zuletzt in östr. Staatsdienst, Landeskammerkar in Tirol u. Regierungsrath 1813, Generalkonsul in Leipzig u. geadelt 1816, Hofrath in Wien 1827, † das. 17. Jan. 1829). 598.

Müller Edler v. Sulvelden, Johannes — (geb. Schaffhausen 3. Jan. 1752, Gymnasialprof. das. 1772—1774, privatisirt als Geschichtsforscher, kurf. mainz. Hofrath u. Bibliothekar 1786, Geh. Legationsrath 1788, Geh. Konferenzrath, Geh. Staatsrath u. Direktor d. kurrheim. Kreisarchive, gearbeit 1791, k. k. Hofrath 1792, preuß. Geh. Kriegsrath u. Historiograph zu Berlin 1804, k. westfäl. Ministerstaatssekretär in Kassel 1807, Staatsrath u. Generaldirektor d. öffentl. Unterrichts 1808, † dort 29. Mai 1809). 602. 625. 680. 418 b.

Müllner, Amadeus Gottfried Adolf — (geb. Langendorf b. Weißenfels 18. Okt. 1774, Advokat in Weißenfels 1798, Schriftst. u. dramat. Dichter, preuß. Hofrath 1817, † dort 11. Juni 1829). 842.

Myller, Christoph Heinrich — s. Müller, Ch. H. —.

Myron (aus Eleutherä, Erzbildner, lebte um d. Mitte des 5. Jahrhunderts v. Ch.). 807. 962.

Nahl, Johann August — (geb. auf der Classe b. Bern 7. Jan. 1752, lebte als Geschichtsmaler in Rom u. England. Prof. an d. Akad. z. Kassel 1792, Direktor der Malerklasse das. 1815, † 31. Jan. 1825). 209. 268. 274. 276. 1012.

Nassau-Ulingen, Friedrich August Herz. v. — (geb. 23. April 1738, succed. als Fürst 1803, Herzog 1806, † 24. März 1816). 852 a.

Nagmer, ... v. —. 860.

Naumerk, Ludwig Gottlieb Karl — (mecklenb.-strel. Kammersekretär in Ratzeburg, nachm. Rath). 765.

Nees v. Esenbeck, Christian Gottfried — (geb. Reichenberg im Odenwald 14. Febr. 1776, Arzt in Frankfurt a. M., Prof. d. Botanik in Er-

langen 1818, Präsid d. Leopold.-Carol. Akad. d. Naturforscher 1818, Prof. d. Botan. in Bonn 1819, desgl. in Breslau 1831, wegen demokratischer Verbindungen abgesetzt 1852, † dort 16. März 1858). 898. 984. 998. 1143 b.

Nelson, Horaz Viscount — (geb. Burnham-Thorpe 29. Sept. 1758, Schiffsleutenant 1777, Fregattenkapitän 1784, Oberst d. Marinetruppen 1793, Commodore 1795, Contreadmiral 1797, Baron u. Sicilian. Herzog v. Bronte 1798, Vicekontreadmiral d. blauen Flagge 1800, Viscount 1801, fiel in d. Schlacht b. Trafalgar 21. Okt. 1805). 894.

Neufchâtel u. Wagram, Alexander Berthier Fürst v. — (geb. Versailles 20. Nov. 1753, Lieutenant im Generalstab 1770, Oberst 1783, Generalkommandant d. Nationalgarde von Versailles 1791, Brigadegeneral 1792, Divisionsgeneral 1795, Kriegsminister 1799, Marschall 1804, Fürst v. Neufchâtel 1807, Fürst v. Wagram 1809, Pair 1814, emigrirte sich Bamberg 1. Juni 1815). 715 yy.

Neumann, Christiane Amalie Louise — s. Becker, 58. A. 2. —, geb. N.

Neumann, Johann Christian — (geb. Königsberg 1754, Vater d. Vorigen, betrat d. Bühne 1771, in Leipzig 1784, † daf. 15. Febr. 1791). 28.

Neumann, Johanna Elisabeth —, geb. Hüter (geb. Hirschberg 1752, Gattin des Vorig., betrat d. Bühne 1771, in Weimar 1788, † daf. 11. April 1796). 31 c.

Neuwied, Prinz v. — s. Wied-Neuwied, Maximilian Prinz v. —

Newton, Isaak —, Ritter (geb. Woolsthorpe 25. Dez. 1642, Lehrer d. Mathematik in Cambridge 1669, Mitgl. d. Societät d. Wissensch. 1672, Münzwardein in London 1696, Münzmeister 1699, Präsid. d. Societät d. Wissensch. 1703, Ritter 1705, großer Physiker u. Mathematiker, † Kensington 20. März 1727). 20. 595. 641. 719. 811. 1005.

Nicolovius, Franz — (Sohn d. Folg., geb. wol am 17. Juni 1797, später Generalprokurator in Köln). 904.

Nicolovius Georg Heinrich Ludwig — (geb. Königsberg i. Pr. 13. Jan. 1767, Sekret. d. bischöfl. Kammer p. Cutin 1795, Kammerass. in Cutin 1804, desgl. in Königsberg 1808, Staatsrath 1808, in Berlin 1809, Wirkl. Geh. Ob.-Reg.-Rth. 1817, † dort 2. Nov. 1839). 120.

Nicolovius, Maria Anna Louise —, geb. Schlosser (geb. Emmendingen 28. Okt. 1774, verm. mit d. Vorigen 1795, † Berlin 28. Sept. 1811). 120.

Niebuhr, Barthold Georg — (geb. Kopenhagen 27. Aug. 1776, in dän. Staatsdienst 1798, in preuß. Staatsdienst, Mitdirektor der Seehandlung 1806, Staatsrath 1806, Gesandter in Rom 1816, lebte in Bonn seit 1823, † daf. 2. Jan. 1831). 908.

Niemeyer, August Hermann — (geb. Halle 11. Sept. 1754, Privatdozent 1777, Prof. d. Theologie 1779, erster Aufseher d. kgl. Pädagogiums 1784, Mitdirektor dess. u. d. Waisenhauses 1785, Direktor d. Pädag. Seminars 1787, Konsistorialrath 1792, Dr. theol. 1794, Wirkl. Oberkonsistorialrath 1804, Kanzler d. Universität 1808, Mitgl. d. Konsiteriums zu Magdeburg 1816, † daf. 7. Juli 1828). 310. 354. 355. 553. 615 f.

Niethammer, Friedrich Immanuel — (geb. Beilstein in Württemberg 26. März 1766, Prof. d. Philol. in Jena 1791, d. Theol. 1797, Prof. u. Konsistorialrath in Würzburg 1803, Konsistorial- u. Schulrath in Bamberg 1806, Centralschule u. Studienrath sowie Mitglied d. Akad. d. Wissensch. in München 1807, Oberkonsistorialrath 1829, in Ruhest. 1845, † dort 1. April 1848). 686.

Nisami, s. Abu Mohammed ic.

Koehben, Georg Heinrich — (geb. Göttingen 23. Jan. 1770, Hofmeister in England sowie von Engländern in Deutschland 1793—1811, Lehrer d. Prinzessinnen Marie u. Augusta v. S.-Weimar 1818, Aufseher im brit. Museum 1819, † London 13. März 1851). 1008, 1009.

Kose, Karl Wilhelm — (geb. 29. [illegible] 1795, Dr. med., Physikus in Augsburg, ausübt. Arzt in Elberfeld, nahm natl. Geh. Legationsrath u. Resident dat., später in Endingen am Kaiserstuhl privatisirend, stirbt in Köln, † das. 24. Juni 1853). 999.

Kostitz, Die Grafen v. — (begütert in Böhmen). 1117 g. i.

Kuguet, Lazarus — (französischer Geschützer, schrieb physikal. Aufsätze zu Anf. d. 18. Jahrh.). 641.

Obeleben, Ernst Gottfried Frhr. v. — (urkundlich Hanisch, welchen Namen sein Vater 1774 bei Erhebung in den Freiherrnstand gegen Obeleben vertauschte, geb. Glaubau 13. Okt. 1773, kommt bei den Husaren 1791, Premier-Lieutenant 1799, als Kriminal-Auditeur verabschiedet 1805, der Landwirthschaft und der Mineralogie lebend in Kleinwaltersdorf b. Freiberg 1805, † Freiberg 3. Febr. 1829). 967.

O'Donnell von Tyrconnell, Grfn. —, geb. Grfn. Clary u. Aldringen (geb. 19. Febr. 1756, verm. mit Jos. Grf. v. Wurmbrand 1775, Wittwe 1779, verm. mit K. J. Grf. O'Donnell 1781, Wittwe 1828, † Steyer 16. Jan. 1840). 911.

O'Donnell von Tyrconnell, Christine Grfn. v. —, geb. v. Ligne (geb. 4. Jan. 1788, verm. mit Moriz Grf. O'D. 1811, Wittwe 1843, † 19. Mai 1867). 911.

O'Donnell von Tyrconnell, Karl Johann Grf. — (k. k. Kämmerer u. Major, † Wien 31. Jan. 1828, 66 Jahre alt). 911.

O'Donnell von Tyrconnell, Moriz Grf. — (geb. 19. März 1780, k. k. Kämmerer u. Feldmarschalllieutenant, † 1. Dez. 1843). 911.

Oehlenschläger, Adam Gottlob — (geb. Frederiksberg b. Kopenhagen 14. Nov. 1779, bereist Deutschland, Frankreich u. Italien 1805—1810, Prof. d. Aesthetik z. Kopenhagen 1810, Konferenzrath, † 20. Jan. 1850). 555. 595.

Oels, Karl Ludwig — (geb. Berlin 3. Okt. 1771, Sattler, Mitglied einer Liebhaberbühne in Berlin, betrat d. öffentl. Bühne in Bamberg 1801, in Weimar 1803, † das. 7. Dez. 1820). 803.

Oelsner, Karl Ernst v. — (geb. Goldberg 1764, Gesandter Frankfurt's b. d. franz. Republik, publizist. Schriftst., preuß. Legationsrath in Paris 1815, gestorb. † Paris 20. Nov. 1828). 856.

Oerted, Hans Christian — (geb. Rudkjöbing auf Langeland 14. August 1777, Dr. phil. 1799, Adjunkt d. mediz. Fakultät z. Kopenhagen 1800, Prof. d. Physik 1806, Direktor d. polytechn. Schule 1829, Konferenzrath 1840, Geh. Konferenzrath 1850, † 9. März 1857). 1002. 1135.

Oesterreich, Franz I. Kaiser v. — (geb. 12. Febr. 1768, Röm. Kaiser 1791, König v. Ungarn u. Böhmen sowie regier. Erzherzog v. Oesterreich ꝛc. 1792, Kaiser v. Oesterreich 1804, † 2. März 1835). 805. 882. 1117 II k.

Oesterreich, Joseph II. Römischer Kaiser, König v. Ungarn u. Böhmen ꝛc., Erzherzog v. — (geb. Wien 13. März 1741, Röm. König 1764, Kaiser sowie Mitregent v. Ungarn, Böhmen ꝛc. 1765, König v. Ungarn u. Böhmen ꝛc. 1780, † Wien 20. Febr. 1790). 1117 II l.

Oesterreich, Karl Erzherzog v. — (geb. Florenz 5. Sept. 1771, Generalstatthalter der Niederlande 1793, Reichsfeldmarschall 1796, Hofkriegsrathspräsid. 1801, Kriegsminister 1805, Generalissimus 1806, † 30. April 1847). 872. 889.

Oesterreich, Maria Ludovica Beatrix Antonie Josephine Kaiserin v. —, geb. Erzherzogin v. Oesterreich-Este (geb. 14. Dez. 1787, verm. dem Kaiser Franz I. v. Oesterreich 1808, † Verona 7. April 1816). 765. 805. 910.

Oesterreich, Maria Theresia, Römische Kaiserin u. Königin v. Ungarn u. Böhmen ꝛc., Erzherzogin v. — (geb. Wien 13. Mai 1717, verm. dem Großherzog v. Toscana, Franz Stephan 1736, der 1745 zum Röm. Kaiser erwählt ward, Königin v. Ungarn u. Böhmen ꝛc. 1740, † 29. Nov. 1780). 1117 IIaa.

Oesterreich, Otto Markgraf v. — (geb. 1108, Propst d. Klosters Neuburg 1122, Cistercienser z. Morimont in Burgund 1126, Abt 1132, Bischof v. Freysingen 1138, † Morimont 22. Sept. 1158). 1006.

O'Hara, Anton — (Malteserritter). 794.

Oken (eigentlich **Ockenfuß**), **Laurentius** — (geb. Bohlsbach in d. Ortenau 1. Aug. 1779, Privatdocent in Göttingen, Prof. d. Medizin in Jena 1807, Hofrath 1810, Prof. d. Naturwissenschaften 1812, desgl. in Zürich 1832, † das. 11. Aug. 1851). 635. 912.

Oldenburg, Peter Friedrich Wilhelm Herzog v. — (geb. 3. Juni 1754, succed. unter Justandsvormundschaft 1785, lebte in Ploen, † 2. Juli 1823). 564.

Orleans, Johanna v. — s. Arc, Johanna d'—.

Osborne, ... —, Ritter (Muglied d. k. Societät d. Wissenschaften zu London). 605.

Ostander, Friedrich Benjamin — (geb. Zell in Württemberg 9. Febr. 1759, Arzt in Kirchheim 1779, Prof. d. Entbindungsk. u. Direkt. d. Gebäranst. in Göttingen 1792, Hofrath, † 28. März 1822). 234.

Otto, Johann Gottfried — (aus Poberthau b. Marienberg, Werkmstr. in Freiberg 1772, in Zimenau 1784—1796). 75.

Otto, ... (geb. etwa 1727, Oberst, lebte noch 1811). 791.

Owstien, ... v. — (1806 preuß. Generallieutenant). 531. 552.

Paar, Johann Baptist Grf. v. — (geb. 12. April 1780, zuletzt k. k. Oberst u. Kämmerer, † Wien 23. Okt. 1839). 1038.

Paer, Ferdinand — (geb. Parma 1. Juni 1771, Kapellmeister in Venedig 1791, desgl. in Wien 1797, desgl. in Dresden 1801, desgl. in Paris 1807, kais. Musikdirektor d. ital. Oper das. 1812, königl. Kammerkomponist 1814, Direkter d. ital. Oper 1826, Mitglied d. Akad. d. Künste 1831, † 3. Mai 1839). 762.

Papadopulos, Johannes — (aus Griechenland, Student in Jena). 954.

Papst Clemens XI. (Johann Franz Albani, geb. Urbino 23. Juli 1649, Kardinaldiakon 1690, Papst 1700, † 19. März 1721). 884.

Papst Martin V. (Otto Colonna, Kardinaldiakon 1405, Papst 1417, † 20. Febr. 1431). 384.

Papst Pius VII. (Gregor Barnabas Grf. Chiaramonti, geb. Cesena 14. Aug. 1742, Benedktiner, Bischof v. Tivoli, Kardinal u. Bisch. v. Imola 1785, Papst 1800, † 20. Aug. 1823). 105.

Parry, William Edward —, Ritter (geb. Bath 19. Dez. 1790, Midshipman 1803, unternahm 4 Nordpolfahrten 1818—1827, Ritter 1829, Contreadmiral der Blauen Flagge 1852, Oberkommissar des Marinehospitals zu Greenwich 1852, † Ems 8. Juli 1855). 1110.

Pasquan, Peter — (geb. Juni 1719, Dr. med., Arzt in Frankfurt a. M., Gartil. und dess. Leibarzt u. Hofrath, † Ende Febr. 1777). 174.

Paulus, Heinrich Eberhard Gottlob — (geb. Leonberg 1. Sept. 1761, Prof. d. orient. Sprachen in Jena 1789, Prof. d. Theologie 1793, desgl.

in Würzburg, zugleich kurpfälz. Landesdirektions- u. Konsistorialrath 1803, Landesdirektionsrath in Bamberg 1808, in Nürnberg 1809, Prof. d. Exegese u. Kirchengesch. sowie Geh. Kirchenrath in Heidelberg 1811, in Ruhest. 1844, † dort 10. Aug. 1851). 220. 368. 852 e.

Perthes, Friedrich Christoph — (geb. Rudolstadt 21. April 1772, Buchhändler in Hamburg 1796, Dr. phil. der Universität Kiel, Buchhändler in Gotha 1821, † bal. 18. Mai 1843). 1066.

Pescer, Heinrich Karl Friedrich — (geb. Buttstädt 26. Sept. 1779, Hofadvokat in Weimar 1805. Sekret. d. d. weimar. Gesandtschaft in Paris, Geh. Sekretär 1808, Regierungsass. 1810, Regierungsrath 1811, Geh. Regierungsr. u. Oberkonsistorialdirektor 1815, Oberkonsistorialpräsid. 1838, † Weimar 29. Jan. 1849). 759. 877.

Pfaff, Christian Heinrich — (geb. Stuttgart 2. März 1772, Arzt 1795, Prof. in Kiel 1797, dän. Konferenzrath, † Kiel 24. April 1852). 934.

Pheidias (Phidias) — geb. Athen um 500 v. Chr., größter griech. Bildhauer, † um 432). 461. 807. 887. 937. 974.

Philibert, J. C. — (Naturforscher). 898.

Philostratus, Flavius — (lebte zu Ende des 2. bis Mitte des 3. Jahrhdts, Lehrer d. Beredsamk. in Athen, später in Rom). 826. 962. 550 a.

Pick, F. — (Oberherr in Bonn, † um 1819). 1007.

Piloty, Ferdinand — (geb. Homburg i. d. Pfalz 1785, Lithograph in München, gründet die lithograph. Anst. „Piloty u. Löhle" 1833, † dort 8. Jan. 1843). 1140.

Pindar, Peter —, Pseudonym f. Wolcot, J. —.

Pirch, Franz Otto v. — (preuß. General der Infanterie, † 1813). 551.

Piso Cäsoninus, Lucius Calpurnius — (Konsul 15 v. Ch., † 32, alt 80 Jahre). 600.

Plantin, Christoph — (geb. Montlouis b. Tours 1514, errichtet in Antwerpen e. Buchdruckerei 1555, † das. 1. Juli 1589). 1087.

Plinius Secundus, Cajus — (d. Aeltere, geb. in Como oder Verona 23, zuletzt Flottenbefehlshaber, Gelehrter, kam beim Ausbruch d. Vesuv's um 23. Aug. 79). 642.

Plutarchos (geb. Chäronea um 50, Lehrer d. Philos. in Rom, † als Archon u. Priester des Apollo in Griechenland zwischen 120 u. 130). 793. 1061.

Podmanitzky v. Adjod, Karl Frh. — (1802 k. k. Bergrath in Schemnitz, zuletzt Thesaurariatsrath u. Distriktualinspektor z. Pest, † das. 21. Aug. 1833 in 62. Jahr). 328.

Pohl, Emmanuel — (geb. Kamnitz 22. Febr. 1792, Prof. d. Naturgesch. u. Technol. in Prag 1813, Prof. d. Medizin in Wien 1821, † das. 22. Mai 1824). 989. 1118.

Polidor s. Caldara, P. —.

Polygnotos (von d. Insel Thasos, in Athen um 480 v. Chr., Maler u. Erzbildner, † um 430). 393. 398. 561. 550 b.

Polykleitos (Polyclet, aus Sikyon oder Argos, Erzbildner u. Baumeister in der ersten Hälfte des 5. Jahrhunderts). 807.

Ponte-Corvo, Johann Baptist Julius Bernadotte Fürst v. — (geb. Pau 26. Jan. 1764, Bataillonschef 1792, Brigadegeneral 1793, Gesandter in Wien 1798, General 1799, Marschall 1804, Fürst v. P.-C. 1806, von Karl XIII. König v. Schweden als Kronprinz adoptirt 1810, König unt. d. Namen Karl XIV. Johann 1818, † Stockholm 8. März 1844). 718.

Poquelin, gen. de Molière, Johann Baptist — (geb. Paris 14. Jan. 1622, kgl. Kammerdiener 1641, Schauspielunternehmer 1661, † als Schauspieldirektor, † Paris 17. Febr. 1673). 2. 443.

Portalis, Joseph Maria Graf v. — (geb. Aix 19. Febr. 1778, Legationssekret. in Berlin u. London, bevollmächt. Minister in Regensburg 1803, Generalsekret. im Kultusministerium 1804, Staatsrath, Direktor d. kaiserl. Druckerei, Graf, wegen Verletzung des Amtsgeheimnisses entsetzt 1811, Präs. d. Gerichtshofes zu Amiens 1813, Pair 1819, Präsid. d. Kassationshofs 1824, Justizminister 1828, Vicepräsid. d. Pairskammer 1834, d. Senats 1852, † 4. Aug. 1858). 768.

Porth, Friedrich — (Hofschauspieler in Weimar 1793, † desf. 18. Juni 1794). 44.

Porth, ... —, geb. . . . . (Gattin d. Vor., Hofschauspielerin in Weimar 1793—1794). 44.

Posselt, Johann Friedrich — (geb. auf d. Insel Föhr 7. Sept. 1774, Dr. phil. in Göttingen 1818, Prof. d. Mathem. u. Astron. sowie Aufseher d. Sternwarte in Jena 1819, † desf. 30. März 1820). 784, 787, 1109.

Pott, David Julius — (geb. Nettelrede in Hannover 18. Okt. 1760, Prof. d. Theologie zu Helmstädt 1786, Dr. theol. 1788, Abt d. Klosters Marienthal 1798, Prof. in Göttingen 1810, Konsistorialrath 1816, Oberkonsistorialrath 1837, † dort 18. Okt. 1838). 491.

Poussin, Kaspar — s. Dughet, K. —

Poussin, Nikolaus — (geb. Andelys in der Normandie 1593, Historien- u. Landschaftsmaler, in Italien 1624, † Rom 19. Nov. 1665). 1011.

Prätorius, Johann — (geb. Joachimsthal 1537, Magister in Wittenberg, unterrichtet d. Kaiser Maximilian II. in Wien in den mathematischen Wissenschaften 1569, Prof. d. Mathematik in Wittenberg 1571, desgl. in Altorf 1576, † daf. 1616). 548. *)

Preen, A. v. — (Rittergutsbesitzer u. Kammerherr in Mecklenburg-Schwerin, † 1822). 927. 998.

Prehn, ... van — (holländ. Oberst, um 1780 Gouverneur d. Vorgebirges der Guten Hoffnung). 487.

Preller, Friedrich — (geb. Eisenach 25. April 1804, Landschaftsmaler, Zeichenlehrer an der Kunstschule zu Weimar 1831, Prof. u. Hofmaler desf.). 1109.

Preußen, Friedrich II. König v. — (geb. 24. Jan. 1712, König 1740, † Sanssouci 17. Aug. 1786). 543. 680.

Preußen, Friedrich Wilhelm II. König v. — (geb. 25. Sept. 1744, Kronprinz 1758, König 1786, † 16. Nov. 1797). 50. 158.

Preußen, Friedrich Wilhelm III. König v. — (geb. 3. Aug. 1770, König 1797, † 1840). 841. 852 a.

Preußen, Friedrich Wilhelm Heinrich August Prinz v. — (geb. 19. Sept. 1779, nahm hervorragenden Antheil an d. Kriege mit Frankreich, zuletzt General d. Infanterie, Generalinspektor u. Chef d. Artillerie, † Bromberg 19. Juli 1843). 838.

Preußen, Ludwig Christian Prinz v. — (gewöhnlich Louis Ferdinand — Sohn des Prinzen Ferdinand —, geb. 18. Nov. 1772, Generallieutenant 1795, fiel bei Saalfeld 10. Okt. 1806). 628.

Prevost d'Exiles, Franz Anton — (geb. Hesdin in Artois 1. April 1697, Jesuit, dann Benediktiner, privatisirte später in Holland, Almosenier u. Sekretär d. Prinzen Conti 1734, † in Folge der an dem Todtgeglaubten vorgenommenen Sektion 23. Nov. 1763). 799.

*) Mundus anthropodemus platonicus, das ist: Eine Neue Weltbeschreibung von allerley wunderbahren Menschen auctore J. Praetorio etc. 1666.

Pütter, Johann Stephan — (geb. Iserlohn 25. Juni 1725, Privatdocent in Marburg 1744, Prof. d. Rechte in Göttingen 1746, Prof. d. Staatsrechts u. Hofrath 1757, Geh. Justizrath 1797, † dort 12. Aug. 1807) 282.

Prokesch v. Osten, Anton Frh. — (ursprünglich nur Prokesch, geb. Graz 10. Dec. 1795, Officier 1813, Prof. d. Mathemat. an d. Kadettenschule zu Olmütz 1816, beim Hofkriegsrath beschäftigt 1818, beim Generalstab 1821, Major 1827, Oberstlieutenant 1831, Gesandter in Athen 1834—1849, Generalmajor 1843 Freiherr 1845, Gesandter in Berlin 1845, Feldmarschalllieutenant u. Geh.-Rath, Bundestagsgesandter 1850, Internuntius in Konstantinopel 1855, Feldzeugmeister) 1065.

Purkinje, Johann Evangelista — (eigentlich Purkyne, geb. Libochowitz b. Leitmeritz 17. Dec. 1787, Piarist, Professor an der Anatomie zu Prag 1819, Prof. d. Physiologie u. Embryologie zu Breslau 1823, desgl. d. Physiologie in Prag 1850, hochdeutscher poet. Schriftst., † dort 28. Juli 1869) 1099. 1099. 1134.

Puttnati, Franz — (geb. um 1775, Medailleur in Mailand) 978.

Quandt, Clara Bianca v. —, geb. Meißner (geb. Prag 24. Nov. 1790, verm. mit d. Folgenden 1820, † Dresden 24. März 1862) 1040.

Quandt, Johann Gottlob v. — (geb. Leipzig 9. April 1787, Kunstkenner u. Schriftst., geadelt 1829, in Dresden 1822, † Tittersbach 18. Juni 1859) 1040.

Quatremère de Quincy, Anton Chrysostomus — (geb. Paris 28. Oct. 1755, Gerichtsrath in Châtelet, während der Revolution Royalist, Kunstforscher, Mitglied des Institut de France 1803, Secretär d. Künste 1816, Censor f. d. Theater 1824, † Paris 28. Dec. 1849) 887.

Raabe, Friedrich — (aus Breslau, Hauptmann, Bildniß- u. Geschichtsmaler, † Rom 19. Nov. 1837) 794. 1019. 1029. 1083.

Rabe, Martin Friedrich — (geb. Stendal 17. Nov. 1775, Schloßbaumstr. in Weimar 1801, Bauinspector beim Oberhofbauamt in Berlin 1806, Prof. an der Bauakademie 1810, Schloßbaumstr. 1829, † dort 17. Oct. 1856) 278. 319. 384. 500. 728.

Racine, Johann Baptist — (geb. La Ferté-Milon in der Picardie 21. Dec. 1639, Bühnendichter in Paris, kgl. Historiograph u. Kammerjunker, † dort 22. April 1699) 410. 447. 410 a. 715 f. g.

Radnitz, Joseph Friedrich Frh. v. — (geb. 3. Nov. 1744, Officier 1761 u. 1792, Kammerjunker 1768, Kammerherr 1774, Hausmarschall 1799, Hofmarschall 1809, † Dresden 9. März 1818) 610.

Radziwill Fürst zu Olyka u. Nieswiez, Anton Heinrich — (geb. 13. Juni 1775, Statthalter in Posen 1815, Mathematiker, Tonkünstler, † Berlin 7. April 1833) 845.

Raffles, Thomas Stamford —, Ritter (geb. in den Wässern Jamaika's 6. Juli 1781, Secretär d. Gouvernors v. Pulo-Pinang 1805, ens. Gouverneur v. Java 1811, Ritter sowie Statthalter v. Bancoolen 1817, nach England zurück 1824, † 5. Juli 1827) 948.

Raleff . . . . . geb . . . . . 241.

Ramberg, Johann Heinrich — (geb. Hannover 1763, zum Maler gebildet in England, Italien u. den Niederlanden, Hofmaler in Hannover 1791, † dort 6. Juli 1840) 562.

Rambohr, Karl August — (Dr. med., Arzt zu Veichtingen) 810.

Raphael s. Sanzi R. —.

Rapp, Gottlieb Heinrich v. — (geb. Stuttgart 6. Febr. 1761, Inhaber e. Tuchhandlung, Wechselarrichtskass. 1792, Direktor d. Tabakregie 1808, Hof- u. Domänenrath, Hofhandlungsdirektor 1810, geadelt, Geh. Hof- u. Domänenrath, Künstler, Kunstsammler und Kunstschriftsteller, † Stuttgart 9. März 1832d. 173.

Rauch, Christian — (geb. Arolsen 2. Jan. 1777, kgl. Kammerdiener in Berlin 1797, Bildhauer, in Italien größtentheils von 1804—1814, von da ab in Berlin, Prof. an der dort. Akademie d. Künste, † Dresden 3. Dez. 1857). 1009.

Rautenstrauch, Johann — (geb. Erlangen 10. Jan. 1746, Licentiat d. Rechte zu Wien, Lustspieldichter, † dort 8. Jan. 1801). 301.

Raynouard, Franz Justus Maria — (geb. Brignolles 18. Sept. 1761, Advokat, Mitglied d. Akademie d. Inschriften u. d. schönen Künste in Paris 1816, ständ. Sekretär d. franz. Akademie 1817, † Passy b. Paris 27. Okt. 1836). 949.

Reade, Joseph — (Dr., Physiker). 931. 1001.

Reck, Louise Frfr. v. der —, geb. v. Ingersleben (Gattin d. Präsid. v. d. R. in Erfurt, nachmals in Berlin). 715 f.

Recke, Elisabeth Charlotte Constantia Frfr. v. der —, geb. Grfn. Medem (geb. Schönburg in Kurland 2. Mai 1754, verm. mit Frhrn. v. d. R. 1771, gesch. 1776, nach wechselndem Aufenthalt in Dresden seit 1818, † das. 13. April 1833). 690. 1035.

Reggio, Raffaellino da — s. Motta, R. —.

Rehbein, Wilhelm — (Dr. med., Leibarzt u. Hofrath zu Weimar, † das. Dez. 1825). 984.

Rehberg, Friedrich — (geb. Hannover 1758, Prof. an d. Akad. zu Berlin 1787, Geschichtsmaler, bald darauf nach Rom, wo er den größten Theil s. Lebens zubrachte, † München Herbst 1835). 418 c.

Reichardt, Amalie —, geb. Alberti (zweite Gattin v. Johann Friedrich R.). 320.

Reichardt, Johann Friedrich — (geb. Königsberg i. Pr. 25. Nov. 1752, Kammersekretär in Mainz 1774, Kapellmstr. in Berlin 1775, entlassen wegen Sympathien zur franz. Revolution 1794, ansässig in Giebichenstein seit 1791, Salinendirektor in Halle 1796, Hofkapellmstr. in Kassel 1807—1808, † Giebichenstein 27. Juni 1814). 16. 105. 106. 320. 321.

Reichardt, Johanna — (Tochter der beiden Vor., verm. mit H. Steffens 1803). 302.

Reichardt, Louise — (Tochter v. Joh. Frdr. R. u. dessen erster Gattin Juliane geb. Benda, geb. 1778, in Hamburg seit 1814 Sängerin u. Liedercomponistin, † dort 17. Nov. 1826). 320. 321.

Reil, Johann Christian — (geb. Rauden in Ostfriesland 20. Febr. 1758, Dr. med. in Halle 1782, Arzt in der Heimath, Prof. d. Medizin in Halle 1787, Prof. der Therapie u. Direktor d. Klinikums 1788, Prof. in Berlin 1810, † Halle 22. Nov. 1813). 355. 840.

Reimarus, Johann Albert Heinrich — (geb. Hamburg 11. Nov. 1729, Arzt seit 1757, Prof. d. Naturwissensch. am Gymnasium 1760, † Kanzau 6. Juni 1814). 672.

Reinhard, Franz Volkmar — (geb. Vohenstrauß b. Zwiesel 19. März 1753, Privatdocent in Wittenberg 1777, Prof. d. Philos. 1780, Prof. d. Theologie 1792, Oberhofprediger, Kirchenrat u. Oberconsistorialassessor in Dresden 1792, † das. 6. Sept. 1812). 686.

Reinhard, Christine Grfn. v. — (geb. Reimarus, geb. Hamburg, verm. — Bale 1796, † Paris 20. Febr. 1835). 672. 673.

Reinhard, Karl Friedrich Grf. v. — (geb. Scharnhorst im Württemberg 2. Okt. 1761, Hauslehrer in Frankreich, in mehreren diplomat. Stellungen

für Frankreich seit 1792, Minister d. Auswärt. 1795, Gesandter in Kassel u. Baron 1808, Staatsrath u. Director d. Kanzlei d. Ministeriums d. Auswärt. 1815, Gesandter beim Bundestag in Frankfurt u. Graf 1829, Gesandter in Dresden 1830—1832 Pair 1832, † Paris 25. Dez. 1837). 642. 652—654. 721. 795. 1091.

Reinhard, Karl v. — (Sohn d. Vor., Chargé d'affaires beim deutschen Bund 1829). 653.

Reinhard, Sophie v. — (Schwester d. Vor.). 653.

Reinhold, Karl Leonhard — (geb. Wien 26. Okt. 1758, Barnabit 1774, Novizenmeister u. Prof. d. Philos. 1782, flüchtig nach Leipzig 1788, Protestant, Rath in Weimar 1785, Prof. d. Philos. in Jena 1787, desgl. in Kiel 1794, dän. Staatsrath 1815, † dort 10. April 1823). 61. 126.

Reisig, Karl — (geb. Weißenfels 17. Nov. 1792, Privatdocent in Jena 1818, Prof. d. Philol. in Halle 1820, Prof. d. altern Literat. 1824, † auf d. Reise Venedig 17. Jan. 1829). 1024. 1040.

Reitenberger, Karl — (Stiftsdirekt. zu Tepl, Abt 1816, † Mitten b. Innsbruck 21. März 1840). 1117 II c.

Reiterholm, v. — (ein Schwede). 696.

Reitzenstein, Herren v. — auf Schönberg im Voigtland. 1117 II r.

Reni Guido — (geb. Calvenzano b. Bologna 4. Nov. 1575, Geschichtsmaler, meist in Bologna, † das. 18. Aug. 1642). 495.

Renner, Theobald — (geb. Bremen 4. Juni 1779, Thierarzt in Moskau 1802, Dr. med. & chirurg. 1810, Prof. d. Thierheilkunde 1811, russ. Hofrath, Felbarzt e. Kosakenabtheilung 1812, Prof. d. vergleich. Anatom. u. Thierarzneikunde sowie Director d. Thierarzneischule in Jena 1816, † 13. Febr. 1850). 808. 831.

Repkowe, Eike v. — (aus Anhalt, Schöffe, Verf. d. Sachsenspiegels, um 1230). 824.

Retsch, F. A. Moritz — (geb. Dresden 9. Dez. 1779, Mitglied d. Akad. d. Künste 1816, Prof. an ders. 1824, † Hostkinitz 11. Juni 1857). 834. 1014.

Reupel, ... — (Mineralog in Böhmen). 968.

Reuß, Franz Ambrosius — (geb. Prag 3. Okt. 1761, Dr. med., Arzt in Bilin, k. k. Bergrath, † Bilin 9. Febr. 1830). 709. 870. 993.

Reuß, Jeremias David v. — (geb. Rendsburg 30. Juli 1750, Unterbibliothekar an der Universitätsbibliothek zu Tübingen 1774, Kustos d. Universitätsbibliothek u. Prof. d. Literaturgesch. zu Göttingen 1782, Hofrath 1803, Bibliothekar 1814, Oberbibliothekar u. Geh. Justizrath 1829, geadelt 1832, † dort 15. Dez. 1837). 257.

Reuß-Plauen-Greiz, Heinrich XIII. Fürst v. — (geb. 16. Febr. 1747, zur Regierung 1800, k. k. General d. Infanterie, † 29. Jan. 1817). 608.

Reuß-Plauen-Köstritz, Heinrich XLIII. Fürst v. — (geb. 12. April 1752, übernimmt das Parergiat Köstritz 1783, Fürst 1806, † 22. Sept. 1814). 740.

Reventlow, Friedrich Grf. v. — (dän. Geh. Konferenzrath, außerordentl. Gesandter u. bevollmächt. Minister in Berlin 1817, † auf s. Gut Emkendorf 26. Sept. 1828). 107. 109.

Reventlow, Friederike Juliane Grfn. —, geb. Grfn. v. Schimmelmann (verm. dem Vor. 1779, † 27. Dez. 1816). 107. 109.

Rhode, Johann Gottlieb — (geb. bei Halberstadt 1761, Hauslehrer im Braunschweigischen u. in Livland, Leiter einer Erziehungsanstalt in Reval, prädizirt als Professor, Schriftst. in Berlin 1797, Hauslehrer in Breslau 1800, Schriftst. das., Schauspielunternehmer 1804, Lehrer d. Geographie u. deutschen Sprache an der das. Kriegsschule, Dr. phil. 1821, † dort 23. Aug. 1827). 1104.

Goethe's Interesse für chinesische Zustände und Literatur geht theils aus einem Briefe an Knebel vom 10. November 1813, theils aus seinem Aufsatze „Chinesisches" hervor, der zuerst in „Kunst und Alterthum" VI, 1, 150, 1827 erschien. Aus dem zuletzt genannten Jahre stammen auch die vorliegenden Gedichte, welche Goethe zuerst in dem „Berliner Musenalmanach für 1830" veröffentlichte. (Vgl. Goethe-Zelter'scher Briefwechsel II, 250, 255, 256). — 1829 erschienen sie in den „Nachgel. W." Das übrigens in dem Chinesisch-Deutschen, einer Verbindung, die dem West-östlichen Divan nachgebildet ist, das zweite Element das erste bedeutend überwiegt, ist leicht nachzuweisen. — Die Gedichte sind hervorgegangen aus Betrachtungen der Natur und der wechselnden Erscheinungen der Jahreszeiten, zu welchen der Geist hingeführt wurde, als er im Frühling und Sommer 1827 sich in die Einsamkeit seines Gartenhauses im Park bei Weimar zurückgezogen hatte. Die Narzissen, Rosen und Bäume seines kleinen Gartens, die ökonomisch benutzte, zu Oberweimar gehörige Wiese, welche vor seinen Fenstern ausgebreitet lag, die Pfauen des Parks — die ganze Scenerie der Gedichte ist der Oertlichkeit konkret entnommen. — L.

Richardson, Georg — (Architekt). 1090.
Richter, August Gottlieb — (geb. Nördlitz im Sachsen 13. April 1742, Dr. med. in Göttingen 1763, Prof. d. Medizin 1766, Leibmedikus 1780, Hofrath 1783, † dort 23. Juli 1. 124. 229.
Richter, Joseph v. — (Strasb. Generalmajor). 605.
Ridel, Johann Kornelius Rudolf — (geb. Hamburg 25. Mai 1750, Landkammerrath zu Weimar 1787, Kammerrath 1794, Geh. Kammerr. 1806, Kammerdirektor 1817, † 16. Jan 1821). 207, 1058.
Riedel, Friedrich Just — (geb. Neudietendorf bei Erfurt 30. Juli 1742, Magister u. Privatdocent in Jena, Prof. d. Philos. in Erfurt 1768, k. k. Rath u. Lehrer an d. Akad. d. Künste zu Wien 1772, bald wieder entlassen, Vorleser des Staatskanzlers Fürst. Kaunitz, † dort 2. März 1785). 202.
Riemer, Friedrich Wilhelm — (geb. Nienburg 19. April 1774, Hauslehrer im Hause W. v. Humboldt's 1803, bei Goethe 1803, Gymnasialprofessor u. Unterbibliothekar in Weimar 1812, erstere Stelle seit circa 1816, erster Bibliothekar 1828, Hofrath 1831, Oberbibliothekar 1858, † dort 19. Dez. 1845). 378, 606, 635, 749, 774, 793, 802, 826, 846, 1040, 1043d.
Riepenhausen, Christian Johannes — (geb. Göttingen 1788, in Dresden 1805, Katholik, in Rom 1807, † das. Ende Sept. 1860). 393, 561, 550 b.
Riepenhausen, Friedrich Franz — (geb. Göttingen 1786, in Dresden 1805, Katholik, in Rom 1807, † das. 3. Jan. 1831). 393, 561, 550 b.
Riese, Johann Jakob — (geb. in Frankfurt a. M., Kaufmann, † das. 21. Sept. 1827). 852c.
Ritgen, Ferdinand August v. — (geb. Wolfen in Sachs. 11. Okt. 1787, Dr. med. in Gießen, Prof. d. Chirurg. u. Geburtshilfe sowie Direktor d. Entbindungsanst., später Prof. d. Staatsarzneik. u. Psychiatrie, gestorben 1839). 1123.
Ritter, Johann Wilhelm — (geb. Samitz in Schlesien 16. Dez. 1776, studirte u. privatisirte als Physiker in Jena, entwickelte den Einfluß des Galvanism. auf d. Lebensvorgänge, Mitgl. d. Akad. d. Wissensch. in München 1805, † das. 23. Jan. 1810). 220c.
Robert, Ernst Friedrich Ludwig — (geb. Berlin 10. Dez. 1778, Kaufmann, Attaché d. russ. Gesandtschaft in Stuttgart 1814, dann privatisirend in Berlin, Schriftsteller, Bühnendichter, † Baden-Baden 5. Juli 1832). 770, 774.
Robespierre, Franz Joseph Maximilian Isidor — (geb. Arras 6. Mai 1758, Rechtsanwalt, 1782 d. Akad. das. Führer der fanatisch-demokrat. Partei d. franz. Nationalversammlung, Präsid. d. Revolutionstribunals 1793, hingerichtet 28. Juli 1794). 47.
Roblig, Johann Friedrich — (geb. Leipzig 12. Febr 1769, Bühnendichter, Novellist, musikal. Schrift., praktizirt als Arzt in Weimar, Rath 1809, Hofrath 1819, † Leipzig 16. Dez. 1842). 1030, 1031, 1039, 1078, 1079, 1080, 1081.
Rodde, Dorothea p. — (geb. v. Schlözer 1770, † 30. August 1770). Doktor d. Philos. in Göttingen 1787, verm. mit dem 1806 geadelten Senator Rodde in Lübeck 1792, † Arolsen 12. Juli 1825). 1038.
Röhr, Johann Friedrich — (geb. Rothenkirchen bei Naumburg 30. Juli 1777, Hilfsprediger in Schulpforta 1803, Pfarrer in Dieskau bei Halle 1804, Dr. theol. in Halle 1820, Oberhofprediger, Generalsuperintendent u. Kirchenrath in Weimar 1830, Oberpräsid. d. Oberkonsistoriums 1837, † dort 15. Juni 1848). 1040.
Romischer Kaiser, Titus Flavius Domitianus — (geb. Rom 24. Okt. 51, Cäsar 69, Kaiser 81, ermordet 18. Sept. 96). 836.
Rose, Friedrich — (Fabrikbesitzer u. Hofagent zu Eisenach). 569.

Rohden, Johann Martin v. — (Landschaftsmaler in Kassel). 333.
Roland de la Platière, Manon Jeanne —, geb. **Philipon** (geb. Paris 17. März 1754, verm. mit d. Schriftst. Joh. Maria R. d. l. P. 1779, hingerichtet kurz nach ihrem Gatten 9. Nov. 1793). 1025.
Rosa, Salvator — (genannt Salvatoriello, geb. Arenella in Neapel 1605, lebte in Apulien unter Räubern, verbannt in Neapel, in Rom, in Florenz, zuletzt in Rom, † das. 1673). 503.
Rousseau, Johann Jakob — (geb. Paris 6. April 1670, Sekretär des Marschalls Tallard, dann angestellt im Finanzfach, aus Frankreich wegen Erkaufung v. Zeugen verbannt 1712, lebte dann in Genf, Wien, Brüssel, London, † Genette bei Brüssel 17. März 1741). 404. 773.
Rour, Jakob Wilhelm Christian — (geb. Jena 1771, Bildniß- u. Landschaftsmaler in Wasser-, Oel- und selbsterfundener Wachsfarben, Prof. in Heidelberg, † das. in der 1. Hälfte d. Jahrs 1831). 995.
Roussel, Anne Jean Marie René Savard Herz. v. — (geb. Marcq 26. April 1774, tritt in Kriegsdienste 1789, Kapitän 1793, Divisionsgeneral 1804, General 1806, Herzog e. R. 1807, Polizeiminister 1810, Pair 1815, nach den 100 Tagen flüchtig in Smyrna u. Graz, freigesprochen 1819, Oberbefehlshaber in Algerien 1830, † Paris 2. Juni 1838). 715aa yy.
Rubens, Peter Paul — (geb. Siegen in Nassau 28. Juni 1577, in Köln 1578—1587, Meister d. Lukasgilde zu Antwerpen 1598, Hofmaler in Mantua 1600, Hofmaler des Statthalters der Niederlande in Antwerpen 1608, Secretär des kgl. span. Geh. Raths zu Madrid 1629, von da in versch. diplomat. Aufträgen thätig, † 30. Mai 1640). 501. 1057. 1098.
Ruchuhl, Karl — (geb. St. Urban im Canton Luzern 12. Dez. 1788, Lehrer d. alten Sprachen an d. Cantonschule zu Aarau, privatisirt in Berlin 1816, Gymnasialvorsteher in Bonn 1817, dann in Koblenz, † das. 30. Nov. 1831). 895.
Rudolphi, Karl Asmund — (geb. Stockholm 14. Juni 1771, Prof. d. Medizin in Greifswald 1797, Prof. d. Anatom. zu Berlin 1810, Geh. Medizinalrath 1817, † dort 29. Nov. 1832). 1039.
Rudorf, Louise v. — (geb. Landsberg a. d. Warthe 7. Juni 1776, Opernsängerin in Weimar 1791, Kammersängerin 1794, verm. mit Karl Ludw. v. Knebel 1795, † Jena 4. Jan. 1854). 344 f.
Rudy, Ludwig Sigismund — (geb. Kassel 1794, Geschichtsmaler, Direktor der Kunstsammlungen das. u. der Bibliothek zu Wilhelmshöhe, Geh. Hofrath). 1040. 1046.
Runge, Friedrich Ferdinand — (geb. Hamburg um 1795, Privatdocent d. Chemie in Berlin, Prof. d. Technol. in Breslau). 984.
Runge, Philipp Otto — (geb. Wolgast in Pommern 23. Juli 1777, Kaufmannslehrling 1796—1799, Geschichtsmaler, in Hamburg 1804, † das. 2. Dez. 1810). 593. 707. 718.
Rußland, Alexander I. Paulowitsch, Kaiser v. — (geb. 23. Dez. 1777, Kaiser 1801, † Taganrog 1. Dez. 1825). 715 a. d.
Rußland, Elisabeth Alexiewna, Kaiserin v. —, geb. bayntl. getauft Louise Marie Auguste Prinzeß v. Baden (geb. 24. Jan. 1779, verm. mit dem Großf. Alexander 1793, Kaiserin 1801, † Belew b. Kaluga 16. Mai 1826). 840. 979.
Rußland, Feodorowna Großfürstin v. —, geb. bayntl. getauft Friederike Louise Charlotte Wilhelmine Prinzeß v. Preußen — (Tochter Friedrich Wilhelm's III., geb. 13. Juli 1798, verm. mit Großf. Nikolaus von R. 1817, Kaiserin 1825, † 1. Nov. 1860). 1048.
Rußland, Katharina Paulowna Großfürstin v. — s. Württemberg, K. P. Königin v. —.

Rußland, Konstantin Paulowitsch Cesarewitsch Großfürst v. — (geb. 8. Mai 1779, Generalissimus der poln. Armee 1815, entsagt d. Thronfolge 1822, † Witebsk 27. Juni 1831). 715 c.

Rußland, Maria Feodorowna Kaiserin v. —, geb. bisher. getauft Sophie Dorothea Auguste Prinzeß v. Württemberg — (geb. Treptow 25. Okt. 1759, verm. mit d. Großf. Paul 1776, Kaiserin 1796, Wittwe 1801, † 5. Nov. 1828). 963.

Rußland, Nikolaus Paulowitsch Großfürst v. — (geb. Gatschina bei Petersburg 6. Juli 1796, Kaiser 1825, † Petersburg 2. März 1855). 1048.

Ruysdael, Jakob van — (geb. Harlem etwa 1625, — die Angaben schwanken zwischen 1613 u. 1640 — Landschaftsmaler, † dort 16. Nov. 1681). 828.

Saadi, s. Scheich Mosliheddin Saadi.

Sachse, Johann Christoph — (geb. Lobstädt b. Gotha 13. Aug. 1781, Bibliotheksdiener in Weimar 1800, † Leipzig 20. Juni 1822). 1055.

Sachsen-Gotha u. Altenburg, August Prinz v. — (geb. 14. Aug. 1747, niederländ. General, † 28. Sept. 1806). 71. 104. 270—273.

Sachsen-Gotha u. Altenburg, Emil Leopold August Herzog v. — (geb. 23. Nov. 1772, succed. 1804, † 17. Mai 1822). 695. 1003.

Sachsen-Gotha u. Altenburg, Ernst II. Ludwig Herzog zu — (geb. 30. Jan. 1745, succed. 1772, † 20. April 1804). 71. 72. 104. 270.

Sachsen-Gotha u. Altenburg, Friedrich IV. Herz. zu — (geb. 28. Nov. 1774, succed. 1822, † 11. Febr. 1825). 778.

Sachsen-Koburg-Saalfeld, Ernst I. Anton Karl Ludwig Herz. zu — (geb. 2. Jan. 1784, succed. 1806, Herz. v. Koburg-Gotha 1826, † 29. Jan. 1844). 658.

Sachsen-Meiningen, Bernhard Erich Freund Herzog zu — (geb. 17. Dez. 1800, succed. 1803, Herz. z. S.-Meiningen-Hildburghausen-Saalfeld 1826, dankt ab 1866). 981.

Sachsen-Weimar u. Eisenach, Anna Amalia Herzogin zu —, geb. Prinzeß v. Braunschweig-Wolfenbüttel (geb. 24. Okt. 1739, verm. mit Ernst August II. Konstantin Herz. v. S.-W. u. E. 1756, Wittwe 1758, Regentin bis 1775, † 10. April 1807). 21. 22. 194. 205. 214. 348. 377. 416. 424. 425. 623. 715 ddd. fff.

Sachsen-Weimar u. Eisenach, Bernhard Herz zu — (gen. d. Große, geb. 6. Aug. 1604, Herzog v. Franken 1633, † Neuburg im Breisgau 8. Juli 1639). 9.

Sachsen-Weimar u. Eisenach, Ida Prinzeß v. —, geb. Prinzeß v. Sachsen-Meiningen (geb. 25. Juni 1794, verm. mit Karl Bernhard Prinz v. S.-W. u. E. 1816, † 4. April 1852). 910. 1041.

Sachsen-Weimar u. Eisenach, Karl August Großherzog v. — (geb. 3. Sept. 1757, succed. 1758, Großherzog 1814, † 14. Juni 1828). 133. 137. 158. 160. 164. 213. 214. 256. 273. 428. 429. 622. 658. 710. 726. 850. 915. 925. 938. 961. 972. 986. 1003. 1004. 1095. 1109. 1114. 1135. 1136. Spp. 418 b. 715 f. r. fff. 852 a.

Sachsen-Weimar u. Eisenach, Karl Bernhard Prinz v. — (geb. 30. Mai 1792, im k. sächsischen, dann im k. niederl. Kriegsdienste, † 31. Juli 1862). 910. 981. 1041.

Sachsen-Weimar u. Eisenach, Karl Friedrich Großherzog v. — (geb. 2. Febr. 1783, succed. 1828, † 8. Juli 1853). 711. 1003.

Sachsen-Weimar u. Eisenach, Louise Auguste Großherzogin v. —, geb. Prinzeß v. Hessen-Darmstadt (geb. 30. Jan. 1757, verm. mit

Karl August Herz. z. S.-W. u. E. 1775, † 14. Febr. 1830). 137. 208. 276. 552. 765. 1041. 8 d. 715 fff.

Sachsen-Weimar u. Eisenach, Marie Louise Alexandrine Prinzeß v. — (geb. 3. Febr. 1808, verm. mit Friedr. Karl Alexander Prinz v. Preußen 1827). 711. 981. 986.

Sachsen-Weimar u. Eisenach, Marie Louise Auguste Katharina Prinzeß v. — (geb 30. Sept. 1811, verm. mit Friedr. Wilh. Prinz v. Preußen 1829, Königin v. Preußen 1861, Deutsche Kaiserin 1871). 981. 986.

Sachsen-Weimar u. Eisenach, Maria Paulowna Großherzogin v. —, geb. Großfürstin v. Rußland (geb. 15. Febr. 1786, verm. mit Karl Friedrich Erbprinz v. S.-W. u. E. 1804, Großherzogin 1828, Wittwe 1853, † 23. Juni 1859). 711. 765. 815. 837. 1007. 1015.

Sachsen-Weimar u. Eisenach, Wilhelm Karl Prinz v. — (Sohn d. Prinzen Karl Bernhard, geb. Haag 25. Juni 1819, † 22. Mai 1839). 981. 1041.

Sacy, Anton Isaak Baron Silvestre de —, s. Silvestre de Sacy, A. J. Baron —.

Saint-Aignan ....., Baron — (franz. Gesandter an den sächsischen Höfen). 841.

Sainte-Croix, Felix Renouard de — (franz. Kavallerieoffizier, bereiste Ostindien). 796.

Saint-Géniès, ... de — (franz. Schriftsteller). 1056.

Salieri, Anton — (geb. Legnano in Venetien 19. Aug. 1750, in Wien 1766, Opernkomponist, Direktor d. kais. Kapelle 1775, Hofkapellmeister, in Ruhest. 1824, † dort 7. Mai 1825). 204.

Salomo, König v. Israel s. Israel, Salomo König v. —.

Sander, Sophie —, geb. Diederichs (aus Pyrmont, verm. mit d. Buchhändler Joh. Dan. S. in Berlin 1787, Wittwe 1825, † nach 1826). 241.*)

Sanguszko, ... Fürst — (etwa der am 26. Okt. 1768 geborne, als Brigadegeneral am 2. Dez. 1844 verstorbene Frst. Eustachius S. †) 230. 239.

Santi, Raphael — (geb. Urbino 6. April 1483, in Perugia 1494, in Florenz 1504, in Rom 1508, Baumeister von St. Peter 1515, † dort 6. April 1520). 1077.

Sartorius, Georg Christian — (geb Ostheim 19. März 1774, s. weimar. Baukondukteur 1796, Bauinsp. in Wilhelmsthal 1804, Baurath z. Eisenach 1704, † das. 26. Juni 1838). 1106.

Sartorius Frh. v. Waltershausen, Georg — (geb. Kassel 25. Aug. 1765, Theolog., Privatdocent in Göttingen 1792, Kustos d. Universitätsbibliothek 1794, Prof. d. Philos. 1797, Hofrath 1805, Prof. d. Politik 1814, weimar. Beauftragter beim Wiener Kongreß, k. bayer. Freiherr 1827, † Göttingen 24. Aug. 1828). 261. 262. 338. 715 mmm.

Sartorius Frin. v. Waltershausen ...., geb. ..... — (Gattin des Vorigen). 715 mmm.

Saur, ... Bicomte de — (Maître des requêtes au conseil du Roi in Paris). 1056. 1056 c—e.

*) Wenn Düntzer („Zwei Bekehrte", S. 48) sagt, Goethe habe die Sander erst 1801 in Pyrmont kennen lernen, so ist das jedenfalls nicht wahr; denn abgesehen davon, daß mir nicht bekannt ist, woher Düntzer von einem Zusammentreffen Goethe's und der Sander in Pyrmont weiß, so war Letztere doch schon 1800 in Weimar bei Goethe, wie die Schiller ihrem Gatten am 29. u. 31. Mai d. J. schreibt.

Savary, René — s. Rovigo, R. S. Herz. v. —.
Schadow, Johann Gottfried — (geb. Berlin 20. Mai 1764, in Rom 1785, Vorstand der Bildhauerabtheilung der Akad. d. Künste zu Berlin sowie Rector d. Akad. 1789, Vicedirector 1805, Director 1816, † dort 28. Jan. 1850). 883.
Scheffauer, Philipp Jakob v. — (geb. Stuttgart 7. Mai 1756, in Rom 1785, Prof. der Bildhauerk. an d. Karlsschule zu Stuttgart 1789, † das. 13. Nov. 1808). 172.
Scheich Moslichedin Saadi — (geb. Schiraz 1189, durchreiste e. großen Theil Asiens, † Schiraz 1291). 956.
Schelling, Friedrich Wilhelm Joseph v. — (geb. Leonberg 27. Jan. 1775, Prof. d. Philos. in Jena 1798, in Würzburg 1803, Generalsecret. d. Akad. d. Wissensch. zu München sowie 1806, Prof. in Erlangen 1820, Prof. d. Philos. u. Geh. Hofrath in München 1827, wirkl. Geh. Rath, nach Berlin berufen 1841, † Ragaz 20. [illegible] 1854). 189. 201. 213. 220. 368. 625.
Schelver, Friedrich Joseph — (geb. [illegible] 23. Juli 1778, Privatdocent in Halle 1802, Prof. d. Philos. in Jena 1803, Prof. d. Medicin in Heidelberg 1807, Hofrath, † dort 30. Nov. 1832). 374. 579.
Schemseddin, Mohammed —, gen. Hafis (geb. Schiraz im Anfang des 14. Jahrhunderts, Derwisch, † dort 1389). 855. 956.
Scherer, Alexander Nikolaus v. — (geb. Petersburg 20. Dec. 1771, stud. Theol. in Jena 1789, hält Vorlesungen über Chemie in Weimar 1796, Prof. d. Physik in Halle 1800, Vorstand einer Fayencefabrik in Potsdam 1801, Prof. d. Chemie in Dorpat u. Hofrath 1803, desgl. in Petersburg 1804, Staatsrath, † dort 28. Okt. 1824). 167.
Schikaneder, Emanuel — (geb. Regensburg 1751, Schauspieler u. Bühnendichter, gründet d. Theater an d. Wien 1801, † Wien 21. Sept. 1812). 59. 114.
Schiller, Charlotte v. —, geb. v. Lengefeld (geb. Rudolstadt 22. Nov. 1766, verm. mit Friedrich Schiller 1790, † Bonn 9. Juli 1826). 911.
Schiller, Friedrich Wilhelm Ernst v. — (geb. Jena 11. Juli 1796, preuß. Gerichtsassessor in Trier, dann Gerichtsrath in Trier, pulrpt Appellationsgerichtsrath in Bonn, † Bilich 19. Mai 1841). 934.
Schiller, Johann Christoph Friedrich — (geb. Marburg 10. Nov. 1759, Regimentsmedikus in Stuttgart 1780, flüchtig in Mannheim 1782, Theaterdichter das. 1783, Lweimar. Rath 1784, in Dresden 1785, in Weimar 1787, Prof. d. Philos. in Jena 1789, Lweimar. Hofrath 1790, † Weimar 9. Mai 1805). 34. 91. 92. 112. 114. 136. 144. 145. 147. 148. 151. 165—168. 170. 172. 192. 195—197. 191. 192. 196—198. 200. 207. 214. 215. 219. 280. 281. 285. 286. 288—293. 295. 299. 349. 393. 394. 442—444. 448. 447. 449—454. 463. 553. 557. 597. 653. 735. 780. 842. 877. 892. 936. 34 f. 91 a—q. 550 d. h. 878 e.
Schiller, Joseph v. — (österr. Kriegshauptmann). 657. 697.
Schinkel, Karl Friedrich — (geb. Neuruppin 13. März 1781, Assessor b. k. Baudeputation zu Berlin 1810, Mitglied d. Akad. d. Künste 1811, Geh. Oberbaurath 1815, Ministerialrath 1819, Prof. an d. Akad. d. K. 1820, Oberlandesbaudirector 1839, † 9. Okt. 1841). 938. 1003. 1009.
Schlaniowsky, ..., geb. . . . . (Hofschauspielerin in Weimar 1797—1800). 179.
Schlegel, August Wilhelm v. — (geb. Hannover 5. Sept. 1767, Hauslehrer in Amsterdam, frstl. schwarzb.-rudolst. Rath in Jena 1796, Prof. d. Philos. 1798, Schriftst. in Berlin 1801, auf Reisen mit Fr. v. Stael 1805, schwed. Legationsrath in Stockholm 1809, Sekretär d. Kronprinzen v. Schweden u. Norwegen 1813, in Coppet b. Fr. v. Stael 1814, Prof. in Bonn 1818, † das. 12. Mai 1845). 203. 220. 285. 287. 902.

Schlegel, Karl Wilhelm Friedrich v. — (geb. Hannover 10. März 1772, Privatdocent in Jena 1800–1802, nach wechselndem Aufenthalt u. erfolglosem Uebertritt zur kathol. Kirche übergesiedelt nach Wien 1809, k. k. Legationsrath 1815, † Dresden 11. Jan. 1829). 285. 287. 338.

Schleiermacher, Ernst Christian Friedrich Adam — (geb. Altfeld in Oberhessen 16. Jan. 1758, hess.-darmst. Kabinetssekretär 1779, Geh. Kabinetsrath, Director d. Gesammtarchivs zu Darmstadt, Geh. Staatsrath 1821, in Ruhestand als Wirkl. Geh. Rath 1830, † dort 20. April 1844). 897. 852 o.

Schlichtegroll, Adolf Heinrich Friedrich v. — (geb. Walkersbachen in Gotha 8. Dez. 1765, Gymnasialprof. zu Gotha 1797, zugleich Bibliothekar u. Kustos d. Münzkabinets 1801, Director u. Generalsekretär der Akad. d. Wissensch. zu München 1807, geadelt 1808, † dort 4. Dez. 1822). 697.

Schlözer, August Ludwig v. — (geb. Gaggstedt in der Grafschaft Ruchberg 5. Juli 1735, Theolog, Hauslehrer in Schweden 1755, studirte Medizin in Göttingen 1759, Hauslehrer in Rußland 1761, Bejundt d. Akad. d. Wissensch. in Petersburg 1762, Prof. d. Akad. 1765, Prof. d. Politik in Göttingen 1767, Hofrath, nachher Geh. Hofrath, geadelt vom Kaiser v. Rußland 1804, † 9. Sept. 1809). 1038.

Schlosser, . . . (Inspektor in Rehwig). 1117 II nn

Schlosser, Johann Friedrich Heinrich — (geb. Frankfurt a. M. 20. Dez. 1780, Dr. jur. zu Göttingen 1803, Advokat in Frankfurt 1803, fürstl. primat. Stadtgerichtsrath 1806, zugleich Oberschul- u. Studienrath 1806, giebt seine Stellung auf und wird katholisch nebst Gattin in Wien 1814, in Stift Neuburg bei Heidelberg 1825, † Frankfurt 22. Jan. 1851). 1040. 852 c (f).

Schlosser, Johann Georg — (geb. Frankfurt 9. Dez. 1739, Advokat 1762, bad. Hof- u. Regierungsrath u. Amtmann in Emmendingen 1773, Geh. Hofrath in Karlsruhe 1787, Geh. Rath u. Director d. Hofgerichts 1790, dankt ab 1794, privatisirt in Ansbach u. Eutin, Syndikus in Frankfurt 1796, † das. 17. Okt. 1799). 39. 55. 69. 104. 120. 135.

Schlosser, Kornelia Friederike Christiana —, geb. **Goethe** (geb. Frankfurt 7. Dez. 1750, verh. mit Joh. Geo. Sch. 1773, † Emmendingen 8. Juni 1777). 120.

Schlosser, Sophia Johanna —, geb. **Du Fay** (verh. mit Joh. Frhr. Hrr. Sch. 1809, † Stift Neuburg 24. Mai 1865). 1040. 852 c (f).

Schmalz, Theodor Anton Heinrich — (geb. Hannover 17. Febr. 1760, Dr. jur. u. Privatdocent in Göttingen 1785, Prof. d. Rechte in Kinteln 1787, desgl. in Königsberg 1789, Konsistorialrath 1798, Kanzler u. Director d. Universität 1801, Geh. Justizrath u. Director d. Universität Halle 1803, privatisirt in Berlin 1807, Kammergerichtsrath in Berlin 1809, Rektor d. Universität Berlin u. Ordinar. d. Juristenfakultät 1810, † das. 20. Mai 1831). 355.

Schmalz, ... — (Syndikus in Rehwig). 1117 II nn.

Schmidt, Johann Christian Leberecht — (1810 Bergamtsr. in Bieber, wol der nachmal. preuß. Bergamtsdirektor u. Bergrath Sch. zu Siegen, der am 16. Jan. 1830 in Mexiko starb). 871.

Schmidt, ... —, geb. . . . . (Gattin des Badearztes Karl Aug. Sch. zu Ronneburg, der 1839 als Kreisphysikus zu Erfurt starb). 980.

† **Schnetter, ...** — (Aktuar in Rehwig). 1117 II nn.

Schönberg-Rothschönberg, Lucretius Maria Cäsar v. — (geb. Paris 20. Febr. 1768, Erbherr v. Rothschönberg 1791, dem Wildruff 1819, in franz. Kriegsdienst 1783, Oberstlieutenant 1792, in den franz. Grafenstand erhoben, lebt in Sachsen seit 1793, in Dresden seit 1846, † das. 19. Sept. 1853). 786.

Schönberger, Marianne —, geb. Marconi (geb. Mannheim 22. Okt. 1785, Opernsängerin in Wien 1805, verheirathet mit dem Landschaftsmaler Jos. Sch. 1809 (†), gastirt auf mehrern Bühnen als Tenoristin bis 1842, Wittwe 1847, seitdem und noch jetzt in Darmstadt). 802.

Schönemann, Anna Elisabeth (Lilli) — (geb. Frankfurt a. M. 23. Juni 1736, verm. mit d. Banquier Bernh. Frdr. v. Türckheim zu Straßburg 1778, † Kraut-Ergersheim bei Straßburg 6. Mai 1817). 3. 1053.

Scholin, ... —, geb. . . . . 241.

Schopenhauer, Adele — (geb. Hamburg 1799, Tochter v. Johanna Sch., geb. Trosino, mit dieser in Weimar 1806, in Bonn 1828, † das. 25. Aug. 1849). 1098.

Schopenhauer, Arthur — (Bruder der Vorigen, geb. Danzig 22. Febr. 1788, Philosoph, privatisirte an verschied. Orten, in Frankfurt a. M. 1831, † das. 21. Sept. 1860). 905. 984.

Schreiber, Johann Gottfried — (aus Marienberg, Berggeschworner in Ilmenau 1784, Bergamtsr. 1791, † dort 1797). 75.

Schreiber, Johann Gottfried — (aus Poberthau, auf der Bergakad. zu Freiberg 1783, in Ilmenau angestellt 1789, Einfahrer 1793, Geschworner 1797, † dort 1806). 75.

Schreiber, ... — (Tiroler, N. —, geb. Stein.

Schreibers, Karl Ritter v. — (Direktor d. vereinigten k. k. Naturalienkabinette zu Wien u. Regierungsrath, nachm. Hofrath, † dort 21. Mai 1857, 78 Jahre alt). 995. 999.

Schröder, Friedrich Ludwig — (geb. Schwerin 3. Nov. 1744, Schauspieler, Tänzer, Bühnendichter, in Hamburg 1784, Direktor d. Bühne 1771, zieht sich zurück nach Rellingen 1798, noch einmal Theaterdirektor 1811, † Rellingen 3. Sept. 1816). 114.

Schrön, Ludwig — (geb. Weimar 17. Febr. 1799, Gehülfe an d. Sternwarte zu Jena 1820, Kondukteur 1824, Dr. phil. 1824, Inspektor d. Observatoriums 1829, Prof. d. Mathemat. 1834, Direktor d. Sternwarte, † 18. Mai 1875). 1109.

Schröter, Korona Elisabeth Wilhelmine — (geb. Guben 14. Jan. 1751, Sängerin in d. Leipziger Gewandhauskonzerten 1763, Kammersängerin in Weimar 1776, † Ilmenau 23. Aug. 1802). 302. 303.

Schubarth, Karl Ernst — (geb. Brinitze in Oberschlesien 28. Febr. 1796, Privatlehrer in Berlin, Breslau u. Hirschberg, Gymnasiallehrer in Hirschberg 1830, Prof. d. Gesch. in Breslau 1841, in Ruhest. 1860, † 10. Juli 1861). 1031. 1059. 1069.

Schütz, Christian Georg — (geb. Flörsheim bei Mainz 27. Sept. 1718, in Frankfurt a. M. 1731, Landschaftsmaler, † dort Anfang Nov. 1791). 852. 852 c.

Schütz, Christian Gottfried — (geb. Tuderstädt 19. Mai 1747, Magister in Halle sowie Lehrer d. Mathemat. an d. Ritterakad. zu Brandenburg 1768, Inspektor d. theol. Seminars in Halle 1769, Prof. d. Philos. 1775, Prof. d. Poesie u. Beredsamk. in Jena 1779, gründet die „Allg. Literat. Zeitung" 1785, Hofrath 1789, Prof. d. Beredsamk. u. Literaturgesch. in Halle 1804, † das. 7. Mai 1832). 372.

Schütz, Heinrich Friedrich — (Organist in Berka). 849.

Schütz, Henriette —, geb. Schüler gesch. Müller sowie Mayer, verw. Händel (geb. Zerbst 13. Febr. 1774, für d. Bühne erzogen, verh. mit Sänger Chemicke 1788, gesch. 1797, verh. mit Dr. med. Mayer 1802, gesch. 1805, verh. mit Dr. med. Händel in Halle 1806, Wittwe 1807, verh. mit Prof. Frdr. Karl Jul. Sch. in Halle 1811, reist auf dramatisch-deklamator. u. mimisch-plast. Darstellungen, von Schütz geschieden 1830, † Köslin 4. März 1849). 761.

Schütz, Johann Gottfried — (geb. Alsterstedten 15. Jan. 1769, Lehrer am Gymnasium zu Bückeburg 1796, Prediger 1800, Pfarrer zu Frille 1817 † 6. Nov. 1848). 238.

Schütz, Christian Wilhelm v. — (geb. Berlin 13. April 1776, Herr auf Reichenwalde, Landrath in Züllichau, Ritterschaftsdirektor der Neumark, in Dresden 1820, † auf e. Reise Leipzig 9. Aug. 1847). 698. 956.

Schütze, Johann Stephan — (geb. Ostenstädt bei Magdeburg 1. Nov. 1771, Dr. phil. in Halle, lebte in Weimar seit 1804, Hofrath, † dort 19. März 1839). 1035.

Schulz, Christoph Friedrich Ludwig — (geb. Marienwerder 31. Dez. 1781, Referendar b. d. kurmärk. Kriegs- u. Domänenkammer 1801, Assess. in Anklam 1804, Kriegs- u. Domänenrath in Berlin 1806, Regierungsrath in Potsdam 1808, Staatsrath in Berlin 1809, Regierungsoberpräsidialrath b. d. Universität 1819, Geh. Ob.-Reg.-Rath 1821, in Weglar 1825, in Bonn 1830, † daf. 19. Juni 1834). 936. 1000. 1008. 1009.

Schulze, Karl Adolf — (1802 Bürgermstr. in Weimar). 295.

Schulz, Joachim Christoph Friedrich — (geb. Magdeburg 1762, Manuscriptst. in Wien, Berlin, Weimar u. Paris, Prof. d. Gesch. in Mitau 1790, † wahnsinnig daf. Novbr. 1798). 18.

Schumacher, Heinrich Christian (f) — (geb. Bramstedt in Holstein 3. Sept. 1780, stud. in Kiel u. Göttingen d. Rechte 1799—1801, Dr. jur. zu Göttingen 1806, treibt Mathematik in Altona, Kiel u. Göttingen, Prof. d. Astronom. in Kopenhagen 1810, Director d. Sternwarte zu Mannheim 1813, desgl. zu Kopenhagen 1815, in Altona 1821, Etatsrath 1826, † dort 28. Dez. 1850). 228.

Schwab, Gustav — (geb. Stuttgart 19. Juni 1792, Dichter, Repetent am theol. Seminar zu Tübingen 1815, Gymnasialprof. in Stuttgart 1817, Pfarrer zu Gomaringen 1837, desgl. in Stuttgart 1842. Oberstudien- u. Oberkonsistorialrath 1845, Dr. theol., † dort 4. Nov. 1850). 1071.

Schwaben, Friedrich I. Herzog v. —, Römischer Kaiser, gen. Barbarossa (geb. 1121, succed. 1147, Kaiser 1152, ertrank auf e. Kreuzzug im Saleph bei Seleucia 10. Juni 1190). 1067.

Schwägrichen, Friedrich — (geb. Leipzig 16. Sept. 1775, Dr. med. et phil., Privatdocent 1799, Prof. d. Naturwissenschaften 1809, † dort 2. Mai 1853). 1143 i.

Schwanenfeld, Franz v — (preuß. Rittmeister). 837.

Schwarzburg-Sondershausen, Johann Karl Günther Prinz v. — (geb. 24. Juni 1772, hannov. General, † Otterwisch b. Leipzig 16. Nov. 1842). 1035.

Schwarzenberg, Herzog v. Krumau, Karl Philipp Fürst v. — (geb. Wien 15. April 1771, Offizier im österreich.-türk. Krieg 1789, Oberst 1793, Generalmajor 1796, Feldmarschallieutenant 1799, Gesandter in Petersburg 1808, General d. Kavallerie 1809, Gesandter in Paris 1809, im Feldzug gegen Rußland Befehlshaber des österreich. Hülfscorps u. des 7. franz. Armeecorps, Feldmarschall 1812, Generalissimus der Armeen der Alliirten 1813, Präsid. d. Hofkriegsraths 1815, † Leipzig 15. Okt. 1820). 1038.

Schweden, Karl XIV. Johann König v. — s. Ponte-Corvo, J. Bernadotte, Fürst v. —.

Schweigger, Johann Salomon Christoph — (geb. Erlangen 8. April 1779, Privatdocent 1800, Prof. d. Physik u. Mathemat. am Gymnasium zu Bayreuth 1802, Prof. am Polytechnikum zu Nürnberg 1811, Mitglied der Akad. d. Wissensch. zu München 1816, Prof. d. Physik u. Chemie zu Erlangen 1817, desgl. in Halle 1819, † daf. 6. Sept. 1857). 966.

Schwerdgeburth, Karl August — (geb. Gera 1784, Kupferstecher in Weimar). 739. 1047. 1099.

Scott, Walter —, Baronet (geb. Edinburgh 15. Aug. 1771, **Advokat 1792**, Romanschriftst. u. Dichter, in Lasswade 1797, Sheriff v. Selkirkshire 1799, Clerk am Gerichtshof zu Edinburgh 1806, heimisch in **Abbotsford 1811**, Baronet 1820, † dort 21. Sept. 1832). 1062.

Seckendorf, Karl Siegmund Frh. v. — (geb. Erlangen 26. Nov. 1744, farbin. Oberstlieutenant, Kammerherr in Weimar 1775, preuß. bevollmächt. Minister beim fränk. Kreis 1784, † Ansbach 26. April 1785). 81.

Seckendorf, Karoline Frfr. v. —, geb. v. **Uechtritz** (geb. Dresden 26. Jan. 1784, verm. mit dem kurs. Appellationsrath u. Kammerherrn Frdr. Bernh. Frhr. v. S. 1802, gesch. 1812, verm. mit Dr. med. Amberg in Schlangenbad, † das. 7. Febr. 1854). 691.

Seckendorf, Leo Frh. v. — (geb. Wohnfurth 1773, Regierungsassessor in Weimar 1798, Regierungsrath in Stuttgart 1802, Gefangener auf Hohenasperg bis 1805, in Franken bis 1808, dann in Wien b. d. östr. Landwehr, fiel im Gefecht bei Ebersberg 6. Mai 1809). 678.

Seebeck, Thomas Johann — (geb. Reval 9. April 1770, Dr. med., privatisirte in Bayreuth, Jena u. Nürnberg, Mitglied d. Akad. d. Wissensch. zu Berlin 1818, † das. 10. Dez. 1831). 578. 593. 719. 753. 811. 875. 965. 984. 1002. 1101.

Seebeck's Familie. 984.

Seidler, Louise — (geb. Jena 15. Mai 1786, zur Malerin ausgebildet in Dresden u. Rom, Kustodin der großh. Gemäldesammlung in Weimar 1834, † das. 7. Okt. 1866). 886.

Senckenberg, Johann Christian — (geb. Frankfurt a. M. 28. Febr. 1707, Arzt 1732, Dr. med. b. Universität Göttingen 1737, in Frankfurt ferner praktizirend, hess.-homb. Leibarzt zu Tournay 1739, zu Ende des Jahres nach Frankfurt zurück, macht bedeutende ärztliche Stiftungen — Spital u. wissenschaftl. Anstalten —, † dort 15. Nov. 1770). 969.

Sennefelder, Aloys — (geb. Prag 6. Nov. 1771, in München 1778, Erfinder des Steindrucks, Inspektor d. k. k. Steuerkatasterkommission 1809, † dort 26. Febr. 1834). 734. 938.

Seyffer, Karl Felix v. — (geb. Birkfeld in Württemberg 23. Jan. 1762, Prof. in Göttingen, Prof. d. Astron. zu Landshut 1804, Direktor d. Sternwarte zu München, gealtert, † dort 17. Sept. 1822). 261.

Shakespeare, William — (geb. Stratford 23. (?) April 1564, in London 1585—1603, † Stratford 23. April 1616). 32. 197. 203. 453. 774. 780. 802. 820. 842.

Sijat eddin Nechschebi (aus Nechscheb b. Bochara, Bearbeiter des hindostanischen Papageienbuchs, 1329). 1027.

Silvestre de Sacy, Anton Isaak Baron — (geb. Paris 21. Sept. 1758, Rath beim Münzhof 1781, Mitglied d. Akad. d. Inschriften 1792, Prof. d. orient. Sprachen am College de France 1808, Baron 1813, Rektor d. Universität u. Mitglied d. Kommission f. d. öffentl. Unterricht 1815, Konservator d. Manuskripte an d. k. Bibliothek 1831, Pair 1832, † 21. Febr. 1838). 856.

Slevogt, Christian Anton August — (geb. Mana bei Jena 1767, Aktuar u. Sporteleinn. beim Stadtger. zu Jena 1791, Stadtrichter 1794, Vicebürgermstr., † 1819). 1055.

Smollett, Tobias — (geb. Dalquhurnhouse in Dumbartonshire 1721, Unterwundarzt b. d. Marine 1740—1746, Romanschriftst., † Livorno 20. Okt. 1771). 267.

Sömmerring, Margaretha Elisabetha —, geb. Grunelius (geb. Frankfurt a. M., verh. mit d. Folgenden 1792, † Frankfurt 11. Jan. 1802). 57.

Sömmerring, Samuel Thomas v. — (geb. Thorn 18. Jan. 1755, Dr. med. zu Göttingen 1778, Prof. d. Anatom. zu Kassel 1779, desgl. in Mainz 1784, Arzt in Frankfurt 1798, Mitglied d. Akad. d. Wissensch. u. Geh. Rath zu München 1805, gradelt 1808, privatisirt in Frankfurt 1820, † daselbst 2. März 1830). 57. 69. 101. 139. 172. 380. 967.

Solar, ... — geb. . . . . 404.

Solms, Friederike Karoline Sophie Alexandrine Fürstin zu —, s. Cumberland, F. K. S. A. Herzogin v. —.

Sonnenberg, Franz Frh. v. — (geb. Münster 5. Sept. 1778, privatis. z. Jena, dichtete „Das Weltende", „Basrelief's am Sarkophage d. Jahrhunderts", „Donatoa", entleibte sich dort 22. Nov. 1805). 142.*)

Sophokles (geb. Kolonos in Attika 497 v. Chr., Tragöde, Feldherr 440, † 406). 730.

Soret, Friedrich — (geb. Petersburg, wo sein Vater Hofmaler war, 13. Mai 1795, Erzieher des Erbprinzen Karl Alexander u. Hofrath zu Weimar 1822, in Genf privatisirend 1836, † daf. 18. Dez. 1865). 1119. 1127.

Sorriot de L'Hoft, Andreas Baron — (k. k. Generalmajor). 930. 1108.

Soult, Nicolaus — s. Talmatien, N. S. Herzog v. —.

Somerby, Jakob — (geb. 21. März 1757, Landschafts- u. Bildnißmaler, † Lambeth 25. Okt. 1822). 931.

Spinoza, Baruch (auch **Benedikt**) — (geb. Amsterdam 24. Nov. 1632, Philosoph, † 21. Febr. 1677). 797.

Spix, Johannes Baptist v. — (geb. Höchstädt a. d. Aisch 9. Febr. 1781, Dr. med. 1806, Konservator d. zoologisch-zootomischen Sammlungen der Akad. d. Wissensch. zu München 1811, Mitglied derf. 1813, bereist Brasilien 1817—1819, † 13. Mai 1826). 922. 949.

Sprat, Thomas — (geb. Tallaton in Devonshire 1634, Mitglied der wissenschaftl. Gesellsch. zu Oxford, nachher d. königl. Gesellsch. v. London, Kanonikus v. Westminster u. Windsor sowie Bischof v. Rochester 1684, † Bromley in Kent 30. Mai 1713). 432.

Sprengel, Kurt — (geb. Boldekow b. Anklam 3. Aug. 1766, Dr. med. zu Halle 1787, Prof. d. Medizin 1789, zugleich d. Botanik 1797, Direktor des botan. Gartens, Geh. Medizinalrath, † dort 15. März 1833). 322.

Stackelberg, Otto Magnus Frh. v. — (geb. Wormd bei Reval 25. Juli 1787, viel reisend, in Rom 1816—1833, † Petersburg 22. März 1834). 826.

Städel, Johann Friedrich — (geb. Frankfurt a. M. 1. Nov. 1728, Banquier, Stifter d. Städel'schen Kunstmuseums 1815, † 2. Dez. 1816). 865. 867.

Stael-Holstein, Anne Germaine Baronin v. —, geb. **Necker** (geb. Paris 22. April 1766, verm. mit d. schwed. Gesandten Baron v. St.-H. 1786, Wittwe 1802, publizist. Schriftstellerin, seit 1802 in Berlin, Weimar, Coppet, Wien, Moskau, Petersburg u. Stockholm, in Paris 1815, zum zweiten Mal vermählt mit e. Offizier de Rocca, † Coppet 14. Juli 1817). 393—396. 403—417. 403 a. 410 a. 419 b—f.

Stasff, gen. Reitzenstein, Hermann v. — (geb. Eisenach, in weimar. Kriegsdienst, in preußischem 1812, † als Generallieutenant a. D. Eisenach 1867). 1114.

Stapfer, Philipp Albrecht — (geb. Bern 23. Sept. 1766, Prof. d. Beredsamk. am polytechn. Institut 1792, Prof. d. didaktischen Theologie 1797, be-

*) Der Zweifel, ob in Abs. 142 Sonnenberg oder Bielefeld gemeint sei, ist aufzugeben; alles dort Gesagte paßt auf S., und gesagt ist nicht, daß dessen erwähnter Selbstmord 1795 erfolgt sei.

I.

Sag', was könnt' uns Mandarinen,
Statt zu herrschen, müd' zu dienen,
Sag', was könnt' uns übrig bleiben,
Als in solchen Frühlingstagen
Uns des Nordens zu entschlagen
Und am Wasser und im Grünen
Fröhlich trinken, geistig schreiben,
Schal' auf Schale, Zug in Zügen?

II.

Weiß wie Lilien, reine Kerzen,
Sternen gleich, bescheidner Beugung,
Leuchtet aus dem Mittelherzen
Roth gesäumt die Gluth der Neigung.

So frühzeitige Narzissen*)
Blühen reihenweis im Garten.
Mögen wol die Guten wissen,
Wen sie so spaliert erwarten?

III.

Zieht die Schafe von der Wiese,
Liegt sie da, ein reines Grün;
Aber bald zum Paradiese
Wird sie bunt geblümt erblühn.

Hoffnung breitet leichte Schleier
Nebelhaft vor unsern Blick:
Wunscherfüllung, Sonnenfeier,
Wolkentheilung bring' uns Glück!

*) In der östlichen Poesie gelten die Narzissen als Symbol der Augen. (Vgl. Hammer's Hafis. Bd. II, S. 306. Anmerkung.) — L.

vollmächt. Minister d. helvetischen Republik in Paris 1801–1803, blieb als Schriftst. u. † daf. 27. März 1840. 1056.

Stark, Johann Christian — (s. Aeltere, geb. Offmanstedt 13. Jan. 1758, Prof. d. Medizin zu Jena 1779, Mitdirektor d. Hebammeninstituts 1784, Leibarzt u. Hofrath 1786, Geh. Hofrath u. erster Direktor d. Hebammeninst. 1804, † dort 11. Jan. 1811). 213. 1004.

Statius, Publius Papinius — (geb. Neapel um 61, Dichter, † auf s. Landgut bei Neapel um 96). 826.

Steffens, Heinrich — (geb. Stavanger in Norwegen 2. Mai 1773, Prof. d. Mineralogie zu Halle 1804, Prof. d. Physik u. d. philos. Naturlehre 1804, desgl. in Berlin 1831, † daf. 13. Febr. 1845). 320. 580.

Steffens, Johanna —, geb. Reichardt s. Reichardt, J. —.

Stegentesch, August Frh. v. — (geb. Hildesheim 12. Jan. 1774, in östr. Kriegsdienst 1789, Gesandter in Kopenhagen 1815, in Petersburg, Wirkl. Geh. Rath in Wien 1816, Lustspieldichter, † daf. 30. Dez. 1836). 730.

Stein zum Kochberg, Friedrich Konstantin Frh. v. — (geb. Weimar 27. Okt. 1773, Generallandschaftsrepräsentant v. Schlesien 1810, † Breslau 3. Juli 1844). 131. 984.

Stein, Heinrich Friedrich Karl Frh. v. u. zum — (geb. Nassau 26. Okt. 1757, preuß. Bergrath zu Wetter 1780, Oberbergrath 1782, Vorstand der Bergämter von Westfalen 1784, Geh. Ober-Bergrath 1787, Direktor d. märk. Kriegs- u. Domänenkammer zu Cleve u. Hamm 1793, Präsid. ders. 1795, Oberpräsid. der westfäl. Kammern zu Wesel 1797, Chef des Accise-, Zoll-, Fabriken- u. Kommerzialdepart. im Ministerium zu Berlin 1804, Geh. Staatsminister u. Königsberg 1808, dankt ab 1808, bei der Wiederherstellung d. deutschen Verhältnisse thätig 1812, Mitglied d. Staatsraths 1827, † Kappenberg 29. Juni 1831). 863.

Steinmetz, Johann Adam — (geb. 1689, Pfarrer zu Teppelwoode in Schlesien, Pastor Primarius zu Teschen 1720, Superintendent zu Neustadt a. d. Aisch 1730, Generalsuperint. d. Herzogthums Magdeburg, Abt des Klosters Bergen u. Konsistorialrath 1732, † 10. Juni 1763). 428.

Stella, Claudine Bouzonnet, gen. — (geb. Lyon 6. Juli 1636, Kupferstecherin, auch Malerin, † Paris 1. Okt. 1697). 938.

Sternberg, Kaspar Grf. v. — (geb. Prag 6. Jan. 1761, Kanonikus in Regensburg 1785, Geh. Rath der Hofstatt Regensburg u. Freising 1791, dankt ab 1806, Majoratsherr 1808, k. k. wirkl. Geh. Rath 1835, abwechselnd in Prag u. Brezina lebend, † am letzten Ort 20. Dez. 1838). 1104. 1118. 1117 II a. b. c. 1143 g.

Sterne, Lorenz — (geb. Clonmel in Irland 24. Nov. 1713, Magister in Cambridge u. Pfarrer zu Sutton 1740, in London Schriftst. 1759, † daf. 18. März 1768). 18.

Stieglitz, Christian Ludwig — (geb. Leipzig 12. Dez. 1756, Dr. jur., Rathsmitglied 1792, Stadtrichter 1801, Baumeister 1804, Prokonsul 1823, in Ruhest. 1830, Propst zu Wurzen 1820, Kunstschriftst., † Leipzig 17. Juli 1836). 738.

Stock, Johanna Dorothea — (geb. Nürnberg 6. März 1760, mit d. Eltern in Leipzig etwa 1764, Mitglied d. Akad. d. Künste zu Dresden 1785, daf. bei ihrer Schwester, der Appellationsrathin Körner, lebend 1785, desgl. in Berlin 1815, † daf. 26. Mai 1832). 176.

Stolberg-Stolberg, Christian Grf. zu — (geb. Hamburg 15. Okt. 1748, Ammann zu Tremsbüttel 1777, auf s. Gut Windeby b. Eckernförde 1800, Dichter, † daf. 18. Jan. 1821). Index.

Stolberg-Stolberg, Friedrich Leopold Grf. zu — (geb. Bramstedt 7. Nov. 1750, fürstbischöfl. lübeck. Gesandter, Minister in Kopenhagen 1777, dän. Gesandter zu Berlin 1789, fürstbischöfl. Regierungspräsid. in Eutin

1791, damit ab u. wird katholisch in Münster 1800, † auf s. Gut Sondermühlen bei Osnabrück 5. Dez. 1819). 283. 284. 1030. 1030 a—p.
Stolberg-Stolberg, Henriette Eleonore Agnes Grfn. zu —, geb. v. Witzleben (geb. 9. Okt. 1791, verm. mit d. Vor. 1792, † 15. Nov. 1788). 1030. 1030 g—k.
Stoll, Joseph Ludwig — (geb. Wien 1778, Arzneibestillirer, Schriftsteller, † dort 22. Jan. 1815). 678.
Stolz, Johannes — (Arzt in Aschaffenburg, weimar. Medizinalrath). 814. 832. 874.
Storr, Gottlieb Christian Karl — (geb. Tübingen 1746, Prof. d. Medizin u. Naturgesch., † dort 27. Febr. 1821). 174.
Stransky, Paul —. 1022.
Streicher, Nanette —, geb. Stein (geb. Augsburg 2. Jan. 1769, verh. mit d. Komponist u. Virtuos Joh. Andr. St. 1794, gründete mit diesem e. berühmte Pianofortefabrik zu Wien, † bal. 16. Jan. 1833). 1098.
Strirner, Johann Nepomuk — (geb. Altötting 1782, Lithograph in München). 1073. 1146.
Strube, Heinrich Christian Gottfried v. — (geb. Regensburg 10. Jan. 1772, russ. Legationssekretär in Stuttgart 1791, desgl. in Kassel 1809, beim russ. Gouvernement in Dresden 1814, Ministerresid. b. d. Hansestädten 1815, Staatsrath 1821, Wirkl. Geh. Rath 1850, mineralog. Schriftst., † Hamburg 9. Jan. 1851). 613.
Sturdza, Alexander — (geb. in der Moldau 29. Nov. 1791, russ. Staatsrath 1817, als Wirkl. Geh. Rath verabschiedet 1849, lebte auf seinen Gütern in der Ukraine u. in Odessa, † Montpre in Bessarabien 13./25. Juni 1854). 280.
Stützmayer, Franz Xaver — (geb. Gurten in Oberösterreich 1765, Kapellmeister am Nationaltheater zu Wien, † bal. 17. — oder 27. — Sept. 1803). 463.
Suhair Ben Abi Sulma (ein Moritte, geb. um 520, arab. Dichter, † 611). 856.
Sulzer, Friedrich Gabriel — (geb. Neuenburg Okt. 1749, sächs.-goth. Rath u. Hofmedikus 1784, Geh. Hofrath u. Brunnenarzt, † dort 14. Dez. 1830). 652.
Swedenborg, Emanuel v. —, eigentl. Swedberg (geb. Stockholm 29. Jan. 1688, bereist das westl. Europa 1710—1714, Assessor beim Bergwerkskollegium 1716, geadelt als v. Swedenborg 1719, in Ruhest. 1747, naturwissenschaftl., philos. u. theosoph. Schriftst., † London 29. März 1772). 523.

Talleyrand-Perigord, Fürst v. Benevent, Karl Moritz Herzog v. —, s. Benevent, K. M. Herzog v. Tal. Frst. v. —.
Talma, Charlotte —, geb. Vanhove (geb. Haag 10. Sept. 1771, Schauspielerin, zuerst verehel. Petit, verh. mit d. Vorig. 1802, abgeg. v. d. Bühne 1811, † Paris 11. April 1860). 715 nnn.
Talma, Franz Joseph — (geb. Paris 15. Jan. 1763, betr. d. Théâtre Français in Paris 1787, † bal. 19. Okt. 1826). 715 s. nnn.
Tasso, Torquato — (geb. Sorrent 11. März 1544, Hofkavalier zu Ferrara 1565, in der Irrenanst. 1579—1586, seitdem an versch. Orten aufhältlich, † Rom 25. April 1595). 1067.
Tavernier, Johann Baptist — (geb. Paris 1605, Juwelier, bereist Europa u. Asien, † 1689). 856.
Telesio, Bernardino —, Bernhardinus Telesius (geb. Cosenza 1509, Naturphilosoph, † dort 1588). 1099.
Terentius Afer, Publius — (geb. Karthago um 194 v. Chr., Lustspieldichter in Rom, † auf e. Reise n. Griechenland 135). 279. 319. 345. 354. 419 f.

Ternaux, ... (aus Paris). 1117 II a.
Terzet, ... Le —. 448.
Theobald, Zacharias — (geb. Schlackenwald 29. März 1584, Theolog, Geschichtschreiber, † 1627). 1072.
Theophrastos — (eigentlich Tyrtamos, geb. Eresos auf Lesbos um 300 v. Chr., Lehrer d. peripatetischen Philos. in Athen 322—307, † 105 Jahr alt). 214. 242.
Thibaut, Anton Friedrich Justus — (geb. Hameln 4. Jan. 1774, Privatdocent in Kiel 1796, Prof. d. Rechte 1799, desgl. in Jena 1802, desgl. in Heidelberg 1805, Geh. Rath, † dort 28. März 1840). 712. 852 a.
Thielmann, Johann Adolf Frh. v. — (geb. Dresden 27. April 1765, Lieutenant bei den Husaren 1791, Oberst u. Generalmajor 1809, Generallieutenant 1810, Treiberr 1812, nach mißlungenem Hochverrath in Torgau, russischer, dann preuß. General, † Koblenz 10. Oct. 1824). 837.
Thiersch, Friedrich Wilhelm — (geb. Kirchheimbingen bei Freiburg a. d. Unstrut 17. Juni 1784, Privatdocent in Göttingen 1808, Gymnasialprof. in München 1809, Mitglied d. Akad. d. Wissensch. 1811, Stifter d. philol. Instituts 1812, thätig für Griechenlands Unabhängigkeit u. Wiederherstellung, † München 25. Febr. 1860). 795.
Thouret, Nikolaus Friedrich v. — (geb. Ludwigsburg 1767, Hofbaumstr. zu Stuttgart, seabelt 1803, Oberbaurath, Vorstand d. Kunstakad., † 17. Jan. 1845). 173. 185. 313.
Thümmel, Moritz August v. — (geb. Schönfeld bei Leipzig 27. Mai 1738, Coburg. Kammerjunker 1761, Geh. Hofrath 1764, Wirkl. Geh. Rath u. Minister 1768, nimmt den Abschied 1783, lebt abwechselnd in Sonnebern u. Gotha, humorist. Schriftst., † Coburg 26. Oct. 1817). 104. 500.
Thurn u. Taxis, Karl Alexander Joseph Fst. v. — (geb. 22. Febr. 1770, kais. Principalkommissar bei dem Reichstag zu Regensburg 1797, succ. 1805, † 15. Juli 1827). 954. 991. 1003.
Tieck, Christian Friedrich — (geb. Berlin 14. Aug. 1776, Bildhauer in Paris 1798, Weimar 1801, Rom 1805, München 1809, Carrara 1814, Mitgl. d. Akad. d. Künste zu Berlin 1819, Prof. d. Bildhauerk., Director der Skulpturengal. d. Museums, † 13. Mai 1851). 276. 277. 559. 1009.
Tieck, Johann Ludwig — (geb. Berlin 31. Mai 1773, seit 1799 an verschied. Orten lebend, Hofrath u. mit dem literar. u. artist. Fache beim Hoftheater zu Dresden beauftragt 1825, Geh. Hofrath u. Vorleser des Königs in Berlin 1841, † das. 28. April 1853). 203. 220. 320. 844.
Tiedge, Christoph August — (geb. Gardelegen 14. Dec. 1752, Gesellschafter der Frau v. d. Recke 1805, als solcher in Dresden 1818, † das. 8. März 1841). 690. 984.
Tischbein, Johann Heinrich Wilhelm — (geb. Haina in Hessen 15. Febr. 1751, Theilnehmer an Malerreise zu Neapel 1780, durch die Revolution vertrieben 1799, lebte meist in Hamburg u. Eutin, † das. 26. Juli 1829). 332. 564—569. 1048. 1047. 1115. 1150. 91 d.
Titian s. Vecellio, T. —.
Tolstoy, Fedor Petrowitsch Grf. — (geb. Petersburg 1783, Marineoffizier, Prof. d. Skulptur u. Medailleurk., Vicepräsid. d. Akad. d. Künste zu Petersburg 1828, † das. um 1850). 978. 1010.
Tomaschek, Wenzel Johann — (geb. Skutsch in Böhmen 17. April 1774, Komponist u. Musiklehrer in Prag, † das. 1. April 1850). 1117 II a. a.
Tournefort, Joseph Pitton de — (geb. Aix 5. Juni 1656, Prof. d. Botanik am Jardin des plantes zu Paris 1683, Mitglied d. Akad. d. Wissenschaften 1691, Prof. d. Medizin am College de France 1701, † 28. Nov. 1708). 325.

Tournon, ... (emk Turin). 1117 IIe.
Travers, Baron v Jever, ... — (franz. General). 941.
Trebra, Erdmuthe Eleonore v. —, geb. v. Gersdorf, geſch. v. Geuſau (verm. mit d. Folg. 1805). 983.
Trebra, Friedrich Wilhelm Heinrich v. — (geb. Allſtädt 5. April 1740, Bergzehntner in Mansfeld 1767—1770, Bergkommiſſionsrath 1769, Vicedirector, Hauptmann 1773, bedgl. in Felſenfeld am Harz 1779, auf ſ. Rittergut Bertleben zurückgezogen 1795, Oberberghauptmann in Freiberg 1801, † daſ. 16. Juli 1819). 815. 833. 983.
Trippel, Alexander — (eigentl. Tripel, geb. Schaffhauſen 1744, Bildhauer in Rom 1776, † daſ. 1793). 1038.
Truchſeß v. Wetzhauſen, Chriſtian Frd. v. — (geb. 21. Juni 1755, in heſſ.-kaſſ. Kriegsdienſt 1776, verabſchiedet als Major 1786, ſeitdem auf ſ. Erbgut Bettenburg, † daſ. 19. Febr. 1826). 268.

Unger, Johann Friedrich — (geb. Berlin 1750, Buchdrucker, Buchhändler ſowie Form- u. Stempelſchneider, Prof. d. Holzſchneidek. an d. Akad. d. bild. Künſte 1800, † daſ. 28. Dez. 1804). 74. 105. 149. 207.
Unzelmann, Friederike Auguſte Konradine —, geb. Hittner (geb. Gotha 24. Jan. 1760, betrat d. Bühne in Bonn 1777, herr. d. Schauſp. Karl Wilh. Ferd. II. 1785, geſchieden u. verheir. mit d. Schauſpieler Heinr. Ed. Bethmann 1803, † Berlin 1814). 282. 301.
Unzelmann, Karl — (Sohn der Vor., geb. Berlin 6. Dez. 1786, Hofſchauſpieler in Weimar 1803—1821, errichtete ſich Berlin 21. März 1843). 301. 803.
Uwarow, Sergius Semenowitſch Grf. — (geb. 1755, Kammerjunker, Kurator d. Univerſ. zu Petersburg 1811, Präſid. d. Akad. d. Wiſſenſchaften 1818, Direktor d. Departements d. Manufakturen u. d. innern Handels 1822, Miniſter d. Volksaufklärung 1832—1849, Graf 1846, † Moskau 14. Sept. 1855). 798.

Valle, Pietro della — (geb. Rom 2. April 1586, bereiſte Aſien 1614—1626, † Rom 20. April 1652). 854.
Varnhagen v. Enſe, Karl Auguſt — (geb. Düſſeldorf 21. Febr. 1785, in öſtr. Kriegsdienſt 1809, in preuß. Civildienſt 1812, ruſſ. Hauptmann 1813, in preuß. diplomat. Dienſt 1814, Miniſterreſident in Karlsruhe 1816—1819, Geh. Legationsrath, in Berlin 1819, Schriftſt., † dort 10. Okt. 1858). 957.
Vaſari, Georg — (geb. Arezzo 1512, Maler, Baumeiſter u. Kunſtſchriftſteller, † Florenz 1574). 1008.
Vaucanſon, Jak. v. — (geb. Grenoble 24. Febr. 1709, Mechaniker in Lyon, ſpäter in Paris, † daſ. 21. Nov. 1782). 496.
Vecellio, Tizian — (geb. Cai in Venetien 1477, Maler in Venedig, vom Kaiſer Karl V. zum Ritter ernannt 1530, † Venedig 27. Aug. 1576). 495. 1140.
Veltheim, Auguſt Ferdinand Grf. v. — (Sohn d. Folg., geb. Harbke 18. Sept. 1741, Majoratsherr auf Harbke, Aberſtedt u. Groſendorf, Herzbraunſchweig. Bergkauptmann in Felſenfeld, abgegangen 1777, Grafenſtand erneut 1790, † Harbke 2. Okt. 1801). 316.
Veltheim, Friedrich Auguſt v. — (geb. 1709, Präſid. d. Hofgerichts zu Wolfenbüttel 1747—1755, † 19. April 1775). 517.
Veltheim, Louiſe Grfn v. —, geb. Freiin v. Lauterbach (geb. 7. Okt. 1784, verm. mit d. Folg. 1803, geſch. u. verm. mit Wilh. Maler Fürſt Putbus 1806, † 27. Sept. 1840). 518.
Veltheim, Röttger Grf. v. — (geb. Harbke 25. Jan. 1781, Erbſchenkmſtr.

d. Herzogth. Braunschweig, Majoratsherr auf Harbke ꝛc. 1801, erschoß sich unmittelbar nach d. Tode seiner zweiten Gemahlin Braunschweig 27. März 1849). 516—519.

Bentenat, Stephan Peter — (geb. Limoges 1. März 1757, Bibliothekar am Pantheon u. Mitgl. d. Nationalinstituts zu Paris 1796, † das. 13. Aug. 1808). 563.

Berrocchio, Anastasio — (Pseudonym). 709.

Bica d'Azyr, Felix — (geb. Valognes in d. Normandie 23. April 1748, berühmt. Sekretär d. kgl. Gesellsch. d. Medizin zu Paris, Mitgl. d. Akad. d. Wissensch. 1774, Mitgl. d. Acad. Française 1788, kgl. Leibarzt 1789, † Paris 20. Juni 1794). 471.

Billiers, ... (Professeur dramatique). 448.

Binci, Lionardo da — (geb. Binci bei Florenz 1452, Maler, Bildhauer, Baumeister, Mechaniker, Musiker, Dichter; am Hof von Mailand 1482, am franz. Hof zu Paris 1516, † auf d. Schloß zu Cloux 2. Mai 1519). 404. 936. 937. 961. 1056.

Birgilius Maro, Publius — (geb. Andes b. Mantua 15. Okt. 70 v. Chr., † auf d. Reise zu Megara 21. Sept. 19 v. Chr.). 1013.

Bischer, Peter — (geb. Nürnberg um 1455, Erzgießermeister 1489, † dort 7. Jan. 1529). 477. 826.

Visconti, Ennio Quirin — (geb. Rom 1. Nov. 1751, päpstl. Ehrenkämmerer u. Unterbibliothekar im Vatikan, Konservator des Museo Capitolino 1787, Aufseher d. Sammlungen des Louvre u. Prof. d. Archäologie zu Paris 1799, Konservator d. Altertümer des Museums im Louvre sowie Mitgl. d. Institut de France 1803, † dort 7. Febr. 1818). 826.

Vitruvius Pollio, Marcus — (wahrscheinlich aus Verona, Kriegsbaumeister unter Cäsar u. Augustus). 1090.

Vohs, Friederike Margaretha —, geb. Porth (geb. Halberstadt 1777, Schauspielerin in Weimar 1793, verheir. mit d. Fol. 1793, als Witwe in Frankfurt a. M. 1804, verh. mit d. Hofschausp. Friedr. Aug. Werdy zu Dresden 1818, zum zweiten Male Witwe 1847, † Frankfurt a. M. 9. Juni 1860). 44. 59.

Vohs, Heinrich — (Schausp. am kurf. Theater zu Bonn 1789, Hofschausp. in Weimar 1792, Hoftheaterdirektor in Stuttgart 1802, † das. 1806). 34. 59. 344. f.

Voigt, Friedrich Sigismund — (geb. Gotha 1. Okt. 1781, Dr. phil. u. Privatdocent in Jena 1803, Prof. d. Botanik u. Direkt. d. botan. Gartens 1807, Bergrath, Hofrath 1810, Geh. Hofrath 1837, † Jena 10. Dez. 1850). 635. 729. 753. 875. 943. 1111.

Voigt, Christian Gottlob v. — (geb. Ilmenau 23. Dez. 1743, Advokat 1766, Accessist a. d. Bibliothek zu Weimar 1766, Justizamtmann in Ilmenau 1770, Regierungsrath in Weimar 1777, Mitgl. d. Verabschiedungskommission 1783, Geh. Reg.-Rath 1789, Hofstaatsrath 1791, Geheimer Rath 1794, Exzellenz 1804, Ober-Kammerpräsid. 1807, geadelt 1807, Mitgl. d. Oberaufsicht über d. wissenschaftl. u. Kunstanstalten 1809, † Weimar 22. März 1819). 64. 76. 161. 214. 428. 726. 930. 979.

Voltaire, Franz Maria Arouet v. — (geb. Paris 21. Nov. 1694, dramatischer, epischer u. lyrischer Dichter sowie histor. u. philos. Schriftst., Hofhistoriograph, Kammerherr, Mitgl. d. Akad. 1746, Kammerherr in Berlin 1749, Gutsbesitzer in Ferney 1758, † auf e. Reise Paris 30. Mai 1778). 197. 204. 208. 212. 237. 709. 715 ec. II. III. III.

Voß, Heinrich — (geb. Otterndorf 29. Okt. 1779, Gymnasiallehrer in Weimar 1804, Prof. d. Philol. in Heidelberg 1805, † das. 29. Okt. 1822). 463.

Voß, Johann Heinrich — (geb. Sommersdorf in Mecklenburg 20. Febr.

1731, Dichter, Literat in Göttingen 1772, in Wandsbeck 1775, Rektor zu Otterndorf in Hannover 1778, Pächter zu Eutin 1782, privatisirt in Jena 1802, weimar. Hofrath, Prof. in Heidelberg 1805, † daſ. 29. März 1826). 37. 72. 104. 160. 322. 558. 712. 1030. 1067. 418 d. 852 e. 1090 a—g.

Voß, Johann Julius v. — (geb. Brandenburg 24. Aug. 1768, in preuß. Kriegsdienſt 1782—1815, Schriftſt. in Berlin, † daſ. 1. Nov. 1832). 602.

Vulpius, Chriſtian Auguſt — (geb. Weimar 23. Jan. 1762, Regiſtrator an der Bibliothek zu Weimar 1797, Bibliothekar 1805, Rath 1816, Romanſchriftſt., Bühnendichter, † dort 26. Juni 1827). 50. 52. 59. 113. 463. 970. 1003. 1005.

Wackenroder, Wilhelm Heinrich — (geb. Berlin 1772, u. A. 1793 Referendar beim Kammergericht, roman. Dichter, † 13. Febr. 1798). 34. 338.

Wagner, Johann Martin v. — (geb. Würzburg 1777, Prof. d. Zeichenk. 1804, Maler u. Bildhauer, ſeit 1810 in Rom mit kurzer Unterbrechung 1841, in welchem Jahr er als CentralgemäldegalerieDirektor u. Generalſekret. d. Akad. d. Künſte nach München berufen ward, gradirt, † Rom 8. Aug. 1858). 398.

Walch, Georg Ludwig — (geb. Jena 8. Mai 1785, an der Univerſitätsbibliothek angeſt. 1805, Gymnaſialprof. in Berlin 1811, Prof. der alten Sprachen in Greifswald 1830, † daſ. 20. Jan. 1838). 572.

Walch, Johann Ernſt Immanuel — (geb. Jena 30. Aug. 1725, Magiſter u. Privatdocent 1745, Prof. d. Philoſ. 1750, Prof. d. Logik u. Metaphyſik 1755, Prof. d. Beredſamkeit u. Dichtk. 1759, Mineralog, Hofrath, † dort 1. Dez. 1778). 572.

Waldſtein, Herzog zu Friedland, Mecklenburg u. Sagan, Albrecht Wenzel Euſebius Grf. v. — (geb. Hermanic in Böhmen 15. Sept. 1583, Oberſt im kaiſ. Dienſt u. Graf 1616, Fürſt v. Friedland 1623, Herzog 1624, Generaliſſimus 1625, Herzog v. Sagan 1627, v. Mecklenburg 1629, ermordet 25. Febr. 1634). 1022.

Wallenſtein ſ. d. Vorigen.

Wallraf, Ferdinand Franz — (geb. Köln 20. Juli 1748, kathol. Prieſter 1773, Prof. d. Naturgeſch. u. Aeſthetik, Aufſeher des botan. Gartens u. Dr. med. 1786, nach Aufhebung der Univerſität Prof. d. Geſch. u. ſchön. Wiſſenſch. an der Centralſchule ſowie Konſervator der Kunſtwerke u. Alterthümer 1799, ſtiftete das Muſeum zu Köln 1818, † daſ. 18. März 1824). 563.

Walpole, Grf. v. Orford, Baron Walpole, Horaz — (geb. 1717, Dichter, Kunſt- u. Memoirenſchriftſt., ſucced. in den Titeln 1791, † 2. März 1797). 207.

Wangenheim, Karl Auguſt Frh. v. — (geb. Gotha 14. März 1773, Aſſeſſ. d. ſächſ.-kob.-gothaiſ. Landesregierung 1795, Rath, Geh. Aſſiſtenzrath 1801, Direktor der Landesregierung 1808, bald entlaſſen, Präſident des Oberfinanzdepartements in Stuttgart 1808, Präſident der Oberregierung 1809, Präſident des Obertribunals in Tübingen 1811, Kultusminiſter 1816, Geh. Rath u. Bundestagsgeſandter 1817, in Ruheſt. 1823, lebte in Dresden u. Koburg, † Koburg 19. Juli 1850). 731.

Watteau, Johann Anton — (geb. Valenciennes 10. Okt. 1684, Mitgl. d. Akad. zu Paris als „Maler galanter Feſte“ 1717, † Nogent a. d. Marne 18. Juli 1724). 976. 977.

Weber, Bernhard Anſelm — (geb. Mannheim 18. April 1766, Muſikdirekt. d. Großmann'ſchen Schauſpielergeſ. zu Hannover 1787, Muſikdirektor am Nationaltheater zu Berlin 1792, Kapellmſtr. 1804, † dort 23. März 1821). 846.

Wehle, Heinrich Theodor — (geb. Fürstchen bei Görlitz 1. März 1779, als Landschaftsmaler mit Graf Pückler in Afrika 1802, † Kröba b. Görlitz 1. Jan. 1805). 786.

Weigl, Joseph — (geb. Eisenstadt in Ungarn 28. März 1766, Kapellmstr. d. ital. Oper zu Wien 1790, desgl. d. k. k. Hofkapelle 1825, † dort 3. Febr. 1846). 775.

Weinbrenner, Friedrich — (geb. Karlsruhe 9. Nov. 1766, Bauinspektor 1796, Baudirektor, Oberbaudirektor, † dort 1. März 1826). 880.

Weinheim, ... v. — geb. ..... (Gouvame der Kaiserin Katharina II., zweite Gemahlin d. russ. Generallieutenants Friedr. Wilh. v. Bauer — auch Baur u. Bawr —, Wittwe 4. Febr. 1783). 241.

Weiß, Christian Samuel — (geb. Leipzig 26. Febr. 1780, Privatdocent 1803, Prof. d. Physik 1808, Prof. d. Mineral. zu Berlin 1810, † auf der Reise Ger. 1. Okt. 1856). 968. 1039.

Weiß, ... — s. Heß, T. —

Weißenthurn, Johanna Veronika Franul v. —, geb. Grünberg (geb. Koblenz 1773, debrat d. Bühne zu München 1787, k. k. Hofschauspielerin zu Wien 1789, verh. 1791, in Ruhest. 1842, Bühnendichterin, † dort 17. Mai 1847). 463. 802.

Weißer, Karl Gottlob — (aus Berlin, Hofbildhauer in Weimar, † das. 1815). 559.

Weißhuhn, Friedrich August — (geb. Langenroda 1759, Magister in Leipzig 1787, Privatdocent in Jena 1794, † das. 21. April 1795). 122—124.

Welden, Konstantin Ludwig Frh. v. — (geb. um 1771, Regierungsrath in Würzburg 1797, Kammerherr, Oberamtmann zu Mainberg 1801, Direkt. d. Justizhofs in Bamberg 1804, bayer. Appellationsgerichtspräsid. in Innsbruck 1805, Generalkommissar des Obermainkreises zu Bayreuth 1815, Regierungspräsid. 1818, Präsid. d. Oberappellationsgerichts 1832, Staatsrath 1838, † München 30. März 1842). 884.

Weller, Christian Ernst Friedrich — (geb. Gotha 1. Mai 1790, in östr. Kriegsdienst 1813, Dr. phil. zu Jena, Assistent d. Universitätsbibliothek, später Bibliothekar u. reuß. Legationsrath, † dort 27. März 1854). 970. 1003.

Wendel, ... v. — (franz. Emigrant, im Weimarischen lebend u. gestorben). 132. 133.

Werner, Abraham Gottlob — (geb. Wehrau in der Oberlausitz 25. Sept. 1750, gräfl. salmischer Hüttenadjunkt 1764, Inspektor u. Lehrer d. Mineralogie an d. Bergakad. zu Freiberg 1775, Mitgl. d. Oberbergamts u. Bergokommissionsrath 1792, Bergrath 1799, † Dresden 13. Juni 1817). 221. 615. 664—670. 699. 871. 925. 967. 999.

Werner, Friedrich Ludwig Zacharias — (geb. Königsberg 18. Nov. 1758, preuß. Kammersekretär in Warschau 1793, Geh. Sekret. in Berlin 1805, nimmt s. Abschied 1806, bereist Deutschland, Frankreich, d. Schweiz bis 1809, hess.-darmst. Hofrath 1809, in Rom 1809, daselbst 1811, Priester in Aschaffenburg 1814, in Wien u. Podesien, † Wien 18. Jan. 1823). 554. 760. 760. 1029. 1117 ff. 1.

Werner, ... — (1801 Rektor in Pyrmont). 246.

Westfalen, Hieronymus König v. —, s. Buonaparte, Hieronymus —.

Westfeld, Christian Friedrich Gotthard — (geb. 1746, hückeb. Kammerrath, dann Klosterammann in Wittenburg, dann in Wernde, Oberkommissar in Landesökonomiesachen, † dort 23. März 1820). 258.

Wied-Neuwied, Maximilian Prinz v. — (geb. Neuwied 23. Sept. 1782, preuß. Offizier, zuletzt Generalmajor, Naturforscher, † Neuwied 3. Febr. 1867). 1081. 1142 b.

Wieland, Christoph Martin — (geb. Oberholzheim bei Biberach 5. Sept.

1733, Kanzleidirektor zu Biberach 1760, Prof. d. Philos. zu Erfurt 1769, Erzieher des nachmal. Großherzogs Karl August u. Hofrath zu Weimar 1772, in Ruheſt. 1775, Beſitzer v. Oßmannſtedt 1797—1803, † Weimar 29. Jan. 1813). 4. 56. 83. 126. 168. 194. 195. 342. 343. 477. 538. 690. 735. 819.

Wiemann, Johann Gottlieb — (geb. Voigtſtädt 21. Dez. 1790, beim thüring. u. meiſn. Kreiskommiſſariat angeſtellt 1804, d. d. Kriegsverwaltungskammer zu Dresden 1814, Kalkulator d. derſ. 1821, in Ruheſt. 1850, erkrank 7. April 1862). 1104.

Wilbrand, Johann Bernhard — (geb. Marholz in Weſtfalen 8. März 1779, Dr. med. in Würzburg 1806, Privatdocent in Münſter 1807, Prof. d. Anatom. u. Phyſiolog. in Gießen 1809, Geh. Medizinalrath 1835, † 9. Mai 1846). 1123.

Wilhelmi, Immanuel Chriſtian — (geb. Jena 3. Sept. 1745, Hofapotheker, Kommerzienrath, † dort 16. März 1827). 627.

Wilken, Friedrich — (geb. Ratzeburg 23. Mai 1777, Repetent der theol. Fakultät zu Göttingen 1800, Inſtruktor des Fürſten Georg Wilhelm v. Schaumburg-Lippe 1803, Prof. d. Geſch. zu Heidelberg 1805, Direktor d. Univerſitätsbibliothek 1807, Prof. u. Oberbibliothekar zu Berlin 1817, Mitglied d. Akad. d. Wiſſenſch. 1819, k. preuß. Hofrath 1821, beſtänd. Sekretär d. Akad. 1829, Geh. Regierungsrath, † dort 24. Dez. 1840). 911.

Willemer, Johann Jakob v. — (geb. Frankfurt a. M. März 1760, Bankier, vom König v. Preußen geadelt u. mit dem Geheimrathstitel beliehen, preuß. Konſul 1797, Senator, † dort 19. Okt. 1838). 984. 982 c.

Willemer, Maria Anna Katharina Thereſia v. —, geb. Jung (geb. Linz 20. Nov. 1784, Balletttänzerin u. Schauſpielerin, in Frankfurt a. M. 1808, verm. mit dem Vorigen 27. Sept. 1814, † dort 6. Dez. 1869). 857.

Willems, ... — (Souffleur des Hoftheaters zu Weimar 1791—1794). 34 d.

Wilſon, Horaz Hayman — (geb. London 1786, im Dienſt der oſtind. Comp. z. Calcutta 1808, in Benares 1820, Prof. des Sanskrit in Oxford 1832, † 8. Mai 1860). 945. 1063.

Wimpffen, Friedrich Frh. v. — (geb. Khirn 27. Aug. 1784, zuletzt württemb. Generalmajor u. Generaladjutant d. Königs, † Stuttgart 16. März 1845). 1035.

Winckelmann, Johann Joachim — (geb. Stendal 9. Dez. 1717, Konrektor zu Seehauſen in d. Altmark 1743, Bibliothekar d. Grafen Bünau in Nöthnitz bei Dresden 1748, in Rom 1755, Präfekt d. Alterthümer d. Vatikans 1763, ermordet Triest 8. Juni 1768). 203. 435. 453. 454.

Winkel, Thereſe Emilie Henriette aus dem — (geb. Neißenfels 20. Dez. 1784, Malerin, Harfeniſtin, Schriftſtellerin in Dresden 1809, † daſ. 7. März 1867). 732.

Winter, Peter v. — (geb. Mannheim 1755, in der kurfürſtl. Kapelle 1766, Orcheſterdirektor 1776, Kapellmeiſter in München 1788, als Komponiſt thätig in Wien, Neapel, Venedig, London u. Paris, perſönl. geadelt 1814, † München 17. Okt. 1825). 293. 463. 778.

Wiſchnuſarman (altindiſcher Fabeldichter). 960.

Wjaſa, Kriſchna Dwaipajana — (genannt als Dichter des Mahabhirata, in noch nicht zu beſtimmender Zeit). 1063.

Wolfe, Wilhelm Matthäus — (Pole, Dr. med. in Jena). 1003.

Wolcot, John — (geb. Dodbroke 1738, Leibarzt d. Gouverneurs v. Jamaika 1769, in London 1778, ſatir. Dichter, † Sommers-Town 14. Jan. 1819). 948.

Wolf, Friedrich Auguſt — (geb. Hainrode b. Nordhauſen 15. Febr. 1759, Lehrer am Pädagog. zu Ilfeld 1779, Rektor zu Oſterode 1782, Prof. d. Philoſ. u. Pädagogik zu Halle 1783, Geh. Rath 1805, Mitglied d. Akad. d. Wiſſenſch. ſowie Direktor d. wiſſenſch. Deputation im Miniſterium d. Innern

zu Berlin 1807, † auf d. Reise Marseille 8. Aug. 1824). 103. 172. 319. 355. 454–462. 464–466. 475–477. 492. 493. 519. 525. 908. 1024. 1040. 1057–1059. 418 c.

Wolf, Kaspar Friedrich – (geb. Berlin 1735, Dr. med. 1759, Prof. d. Anatom. u. Physiolog. zu Petersburg 1769, † das. 22. Febr. 1794). 635. 809.

Wolf, Wilhelmine – (jüngste Tochter Friedr. Aug. W.'s, verh. mit d. Postrath Jul. Joh. Ernst Kuhn zu Frankfurt a. M. 1813, Wittwe 1835). 454. 465.

Wolff, Amalie –, geb. Malcolmi, verehel. gew. Miller, gesch. Becker (geb. Leipzig 17. Dec. 1780, betrat d. Bühne zu Weimar 1791, verh. mit Miller 1802, mit dem Schausp. Heinr. Becker – v. Blumenthal – 1803, geschieden 1805, verh. mit d. Folg. 1809, Hofschauspielerin zu Berlin 1816, in Ruhest. 1842, † dort 18. Aug. 1851). 803. 809. 847. 34 c.

Wolff, Pius Alexander – (geb. Augsburg 3. Mai 1784, Hofschausp. in Weimar 1804, in Berlin 1816, auch Bühnendichter, † auf d. Reise Weimar 28. Aug. 1828). 356. 762. 773. 802. 803.

Wolfskeel v. Reichenberg, Henriette Freiin v. – (geb. Stuttgart 1. Mai 1776, Hofdame der Herzogin Louise v. Weimar, verm. mit Karl Emil. Frh. v. Fritsch 1803, Wittwe 1851, † Weimar 18. Aug. 1859). 205.

Woltmann, Karl Ludwig v. – (geb. Oldenburg 9. Febr. 1770, Geschichtschreiber in Göttingen 1792, in Berlin 1799, bes. hannöv. Resident das. 1800, kurf. mainz. Geschäftsträger 1804, geadelt sowie Geschäftsträ. für Hamburg, Bremen u. Nürnberg 1806, flüchtig vor Napoleon in Prag 1813, † das. 19. Juni 1817). 167.

Wranitzky, Paul – (geb. in Böhmen um 1760, Director d. Hofopernorchesters zu Wien 1790, Opern- u. Symphoniencomponist, † 28. Sept. 1808). 163.

Wright, Thomas – (geb. Birmingham 2. März 1792, Kupferstecher, † London 30. März 1849). 1079.

Württemberg, Karl Eugen Herzog v. – (geb. 11. Febr. 1728, succed. 1737, mündig erklärt 1744, † Hohenheim 24. Oct. 1793). 173.

Württemberg, Katharina Paulowna Königin v. –, geb. Großfürstin v. Rußland (geb. 21. Mai 1788, verm. mit Prinz Pet. Friedr. Georg v. Oldenburg, Wittwe 1812, verm. mit d. Kronpr. v. W. 1816, † 9. Jan. 1819). 837. 880. 979.

Württemberg, Paul Karl Friedrich August Prinz v. – (geb. 19. Jan. 1785, in russ. Kriegsdienst, † Paris 16. April 1852). 898.

Württemberg, Wilhelm I. Friedrich Karl König v. – (geb. 27. Sept. 1781, succed. 30. Oct. 1816, † 25. Juni 1864). 1035.

Zampieri, Domenico – (gen. Domenichino, geb. Bologna 21. Oct. 1581, Geschichtsmaler, in Rom 1613, Aufseher d. päpstl. Gebäude 1621, in Neapel 1629, † das. 15. April 1641). 496.

Zanetti, Anton Maria Graf – (geb. Venedig um 1680, Kunstsammler, † 1767). 21.

Zauner, Joseph Stanislaus – (geb. Tux 18. März 1734, Chorherr u. Prof. in Tulln, später Gymnasialdirector, † dort 20. Dec. 1805). 1069.

Zelter, Karl Friedrich – (geb. Berlin 1758, Maurermstr. 1783, Director der Singakad. 1800, Prof. d. Tonkunst 1809, Liedercomponist, † dort 15. Mai 1832). 372. 390. 554. 736. 811. 912. 1004. 1008. 852 a.

Zenobio, . . . Graf – aus Venedig. 445. 446.

Ziegesar, August Friedrich Karl Frh. v. – (geb. Trakehnen 5. April 1746, gestorb. altenb. Hofrath 1766, Kammerherr 1771, Oberkonsistorialpräs. u. Geh. Rth. nach 1782, Kirchenkanzler 1785, Kanzler u. Geh. Rath 1790, Mitgl. d. Ministeriums 1796, Wirkl. Geh. Rath 1804, in Ruhest. 1808, Gene-

rallandschaftsdirektor v. Weimar, Eisenach u. Jena, † im Schloß zu Weimar 19. Dez. 1813). 691.
Ziegesar, Magdalena Augusta Frfr. v. —, geb. v. Wangenheim (geb. 3. Okt. 1751 verm. dem Vor. 1769, † Jena 24. März 1809). 691.
Ziegesar, Silvie Freiin v. — (geb. Trakehnen 21. Juni 1785, verm. mit d. Prof. u. Garnisonsprediger Friedr. Aug. Koethe in Jena 1814, Wittwe 1830, † Großneuhausen Novbr. 1855). 691.
Zimmer, J. C. — (Buchhändler in Heidelberg, nachm. reform. Prediger in Frankfurt a. M.). 753.
Zimmermann, Johann Georg Ritter v. — (geb. Brugg in Bern 8. Dez. 1728, Dr. med. in Göttingen, Stadtphysikus in Brugg, Leibarzt u. königl. großbrit. Hofrath in Hannover 1768, † 7. Okt. 1795). 249.
Zölbner, Franz — (Juwelier in Prag). 662.
Zschokke, Johann Heinrich Daniel — (geb. Magdeburg 22. März 1771, Privatdocent in Frankfurt a. d. O. 1792, Direktor d. Erziehungsanstalt zu Reichenau in Graubünden 1798, während der schweizer. Staatsumwälzung hervorragend betheiligt, Mitgl. d. Oberforst- u. Bergamts zu Aarau 1804, † daf. 27. Juni 1848). 114.
Zumsteeg, Johann Rudolf — (geb. Sachsenflur im Obenwald 10. Jan. 1760, Komponist, Violoncellist in d. herzogl. Kapelle zu Stuttgart, Konzertmstr. u. Operndirektor 1792, † 27. Jan. 1802). 174.

Nachträge.

Zu den Anmerkungen.

Bd. 143. Der Unwürdige, auf den jugendliche Gutmüthigkeit ein bedeutendes Vertrauen niedergelegt hatte, war Johann August v. Kalb, der als Kammerjunker G.'n 1775 zur Reise nach Weimar von Frankfurt abgeholt hatte und dann bis 1782 Kammerpräsident gewesen war. Wegen gewissenloser Amtsverwaltung hatte ihn Karl August nicht nur seines Postens enthoben, sondern ihn auch von der Stelle eines Deputirten der Jenaischen Ritterschaft ausgeschlossen. Deshalb strengte Kalb beim Reichshofrath zu Wien einen Prozeß an, der am 22. Oktober 1795 durch eine dem Herzog günstige Entscheidung einem glücklichen Ausgang entgegengeführt worden war.

Zum Register.

Referstein, Christian — (gräfl. Hofrath, † Halle 26. Aug. 1856).
Krüter, Friedrich Theodor — (geb. Weimar 10. Juni 1790, bei daf. Bibliothek angestellt 1805, von G. zugleich als Privatsekret. beschäftigt seit 1815, Bibliothekar 1837, Rath 1841, † dort 29. Sept. 1856).
Mahr, Johann Christian — geb. Farnroda b. Eisenach 28. Febr. 1787, Rentamtsschreiber zu Kreuzburg 1810, Salzverwalter in Wilhelmsglücksbrunn 1812, Rentammann zu Ilmenau sowie Verwalter des Steinkohlenwerks Kammerberg 1821, Berginspektor 1841, als Bergrath in Ruhestand, † 15. Sept. 1868).

IV.

Der Pfau ſchreit häßlich, aber ſein Geſchrei
Erinnert mich an himmliſche Gefieder;
So iſt mir auch ſein Schreien nicht zuwider.
Mit ind'ſchen Gänſen iſt's nicht gleicherlei;
Sie zu erdulden, iſt unmöglich:
Die Häßlichen, ſie ſchreien unerträglich.

V.

Entwickle Deiner Lüfte Glanz
Der Abendſonne goldnen Strahlen,
Laß' Deines Schweifes Rad und Kranz
Kühn-ängelnd ihr entgegen prahlen!
Sie*) forſcht, wo es im Grünen blüht,
Im Garten überwölbt vom Blauen;
Ein Liebespaar, wo ſie's erſieht,
Glaubt ſie das Herrlichſte zu ſchauen.

VI.

Der Kuckuk wie die Nachtigall,
Sie möchten den Frühling feſſeln;
Doch drängt der Sommer ſchon überall
Mit Diſteln und mit Neſſeln.
Auch mir hat er das leichte Laub
An jenem Baum verdichtet,
Durch das ich ſonſt zu ſchönſtem Raub
Den Liebesblick gerichtet;
Verdeckt iſt mir das bunte Dach,
Die Gitter und die Pfoſten;
Wohin mein Auge ſpähend brach,
Dort ewig bleibt mein Oſten.

VII.

War ſchöner als der ſchönſte Tag,
Drum muß man mir verzeihen,
Daß ich ſie nicht vergeſſen mag,
Am Wenigſten im Freien.
Im Garten war's, ſie kam heran,
Mir ihre Gunſt zu zeigen;
Das fühl' ich noch und denke dran
Und bleib' ihr ganz zu eigen.

*) Die Sonne.

Goethe's Werke.

Nach den vorzüglichſten Quellen revidirte Ausgabe.

Siebenundzwanzigſter Theil.

Zweite Abtheilung.

Amtliche und geſellſchaftliche Vorträge. — Geiſtliche Briefe.

Herausgegeben und mit Anmerkungen begleitet

von

W. Frh. v. Biedermann.

Berlin.

Guſtav Hempel.

Druck von G. Bernstein in Berlin.

Inhalt.

(Die mit * bezeichneten Schriften Goethe's fehlen in allen bisherigen Ausgaben seiner Werke.)

Seite

Einführung 5

Amtliche Vorträge.

Rede bei Eröffnung des neuen Bergbaues zu Ilmenau 19

*Vierte Nachricht von dem Fortgang des neuen Bergbaues zu Ilmenau 23

*Vortrag bei Eröffnung des Gewerkentags vom 6. Junius 1791 28

*Vortrag beim Schlusse des Gewerkentags am 11. Junius 1791 32

Zum feierlichen Andenken der Durchlauchtigsten Fürstin und Frau Anna Amalia, verwittweten Herzogin zu Sachsen-Weimar und Eisenach, gebornen Herzogin von Braunschweig und Lüneburg 36

*Ueber die Nothwendigkeit, Thunlichkeit und Schicklichkeit der Trennung des Schauspiels von der Oper . . . 41

*Rede bei der Feierlichkeit der Stiftung des weißen Falkenordens 46

Gesellschaftliche Vorträge.

*Die Absicht und die Hoffnungen der verbundenen Mitglieder der Freitagsgesellschaft 51

Zum Andenken des edlen Dichters, Bruders und Freundes Wieland 54

Seite

*Ridel's und der früher heimgegangenen Brüder Käſtner, Krumbholz, Slevoigt und Jagemann Todtenfeier . . 74
*Des Großherzogs Karl Auguſt Verhalten gegenüber den Bewegungen der Jahre 1817 bis 1819 84

Geiſtliche Briefe.

Brief des Paſtors zu *** an den neuen Paſtor zu ***. Aus dem Franzöſiſchen. 1773 87
Zwo wichtige, bisher unerörterte Bibliſche Fragen, zum erſten Mal gründlich beantwortet von einem Landgeiſtlichen in Schwaben. Lindau am Bodenſee. 1773 98

Zur Reviſion des Textes 107

Perſonenregiſter 110

Einführung.

Eine Reihe kleinerer Schriften und Aufsätze Goethe's, welche keiner größeren Masse sich einverleiben ließen, sind im Folgenden zusammengefaßt, und zwar unter drei Gruppen: amtliche Vorträge, gesellschaftliche Vorträge und geistliche Briefe.

Wir haben darauf verzichtet, alle erlangbaren oder auch nur schon gedruckten amtlichen Schriftstücke Goethe's in die gegenwärtige Ausgabe seiner Werke aufzunehmen, und uns zunächst nur auf diejenigen beschränkt, welche Goethe selbst zum Druck besorgt oder doch auf eine gewisse Oeffentlichkeit berechnet hat. Die Aufnahme des Aufsatzes über die Trennung des Schauspiels von der Oper dürfte durch den Werth, den derselbe für einen größeren Kreis hat, gerechtfertigt sein. Zu den einzelnen Vorträgen ist aber Nachstehendes zu bemerken.

Rede bei Eröffnung des neuen Bergbaues zu Ilmenau. — Ehe noch der besuchsweise nach Weimar gekommene Goethe in den Dienst des Herzogs Karl August getreten war, beschäftigte sich dieser schon mit der Wiederaufnahme des zum Erliegen gekommenen Ilmenauer Bergbaues, und Goethe nahm bereits 1776 gelegentlich Antheil an den Erörterungen, die damals unter Leitung des kursächsischen Vicebergbauptmanns von Trebra in Ilmenau angestellt wurden, um die Räthlichkeit des Wiederangriffs sowie die zweckmäßigste Weise desselben festzustellen. Das Kommissorium, welches den Kammerpräsidenten von Kalb, Goethe und den Hof- und Regierungsrath Dr. Eckardt mit Leitung der Bergbaugeschäfte betraute, ist vom 14. November 1777; nachdem von Kalb auf sein Ansuchen durch

Reskript vom 8. April 1780 von diesen Geschäften entbunden worden war, trat Goethe an die Spitze der Bergwerkskommission. Diese Stellung war es, welche ihm die Pflicht auferlegte, die mit Feierlichkeit vorzunehmende Eröffnung des neu eingerichteten Bergbaues zu leiten. Dieselbe fand am Fastnachtsdienstag des Jahrs 1784 statt; in einem großen Zimmer des Posthauses zu Ilmenau hielt Goethe vor einer Anzahl Eingeladener eine Rede, welche bereits gedruckt war und während sie drinnen gesprochen wurde, zugleich unter der außen paradirenden Knappschaft zur Vertheilung kam. Schon vorher hatte sie Goethe an Frau von Stein nach Weimar mit dem Auftrag geschickt, sie dem Herzog am Dienstag früh um 10 Uhr zu schicken und ihm zu schreiben, daß sie in diesem Augenblick gehalten worden sei.

Die im III. Theil der „Gespräche mit Goethe ꝛc. von Eckermann“ unterm 14. April 1831 erzählte Geschichte — Goethe sei während der Rede stecken geblieben und habe eine Pause von wenigstens zehn Minuten gemacht, — ist geradezu blödsinnig wie jene Behauptung Arndt's: Goethe's Beine seien sechs bis sieben Zoll zu kurz gewesen. Zehn Minuten ist die Dauer, welche etwa die ganze Rede in Anspruch nahm, und eine Pause von auch nur zwei Minuten darin wäre schlechthin unmöglich gewesen, wenn auch Goethe's Blick noch so starke Zauberkraft besessen hätte, alle Aufregung zu bannen. Er selbst würde es nicht ausgehalten haben, und da die Rede schon gedruckt vorlag, würde er oder einer seiner Mitkommissare unzweifelhaft das Heft ergriffen und dadurch die Abkürzung der peinlichen Stockung schnell herbeigeführt haben. Ueberdies schrieb Voigt — auf den von Goethe eigenhändig aufgesetzten Vortrag vom 29. August 1783 ebenfalls zum Mitglied der Bergwerkskommission ernannt, — am 12. März 1784 an Justizrath Hufeland („Aus Weimar's Glanzzeit. Von Diezmann“, S. 45), Goethe habe die Rede vortrefflich gehalten.

Der zur Vertheilung gekommene erste Druck der Rede ist in Quart, ein zweiter mit einigen Aenderungen veranstalteter Abdruck unter Benutzung desselben Druckerjatzes ist

aber in Oktav. Dieſer zweite iſt als ein unzweifelhaft von Goethe ſelbſt wieder durchgegangener unſerm Abdruck zu Grunde gelegt. Hirzel's Verweiſung deſſelben ins Jahr 1784 („Neueſtes Verzeichniß einer Goethebibliothek", S. 25) iſt gewiß richtig, wogegen Düntzer's Behauptung („Frauenbilder aus Goethe's Jugendzeit", S. 496), dieſer Abdruck — ein andrer kann dort gar nicht gemeint ſein — gehöre dem Jahre 1785 an, wol nur auf die Annahme ſich gründet, derſelbe befinde ſich in der „Erſten Nachricht von dem Fortgang des neuen Bergbaues zu Ilmenau", was aber nicht der Fall iſt. Die bisherigen Ausgaben der Werke folgten dem erſten Druck (in 4°), ebenſo Boie's „Deutſches Muſeum", welches die Rede im Januarheft 1785 brachte, jedoch mit kleinen Abweichungen, die aber doch möglicherweiſe von Goethe ſelbſt herrühren. Dieſe Vermuthung ſtützt ſich auf die Aenderung der Stelle, worin von den Hinderniſſen des Unternehmens geſagt wird, ſie hätten ſich gleichſam „als ein neuer Berg" auf das edle Flötz gehäuft, wofür im „Deutſchen Muſeum" ſteht: „als neue Berge". Es iſt dies ein an dieſer Stelle wol nur Goethe'n zuzutrauendes Wortſpiel, indem man bergmänniſch unter „Bergen" das nicht erzhaltige Geſtein verſteht, das ausgebrochen werden muß, um zu dem reichen zu gelangen. Weinhold („Heinrich Chriſtian Boie", S. 274) ſcheint auch anzunehmen, daß dieſer — in der Textreviſion als III vorkommende — Abdruck durch Goethe veranlaßt worden ſei.

Die bei der Eröffnung des Bergbaues gehegten Hoffnungen wurden jedoch bald herabgedrückt, wie Goethe ſelbſt in den „Annalen" Abſatz 75 mittheilt; in den beiden folgenden Abſätzen erzählt er, wie ſich die Gewerken bei den Mißgeſchicken, die ſie betroffen hatten, verhielten. Goethe'n bangte ſehr vor dem auf den 6. Juni 1791 ausgeſchriebenen Gewerkentag; er fand für gut, ſelbſt die Feder zu ergreifen und die Sachlage ſo günſtig als möglich, die Thätigkeit der Bergwerkskommiſſion aber ſowie der Bergbeamten aufs Vortheilhafteſte darzuſtellen, und ſo iſt denn die

Vierte Nachricht von dem Fortgang des neuen

Bergbaues zu Ilmenau, datirt „Weimar, den 24. Februar 1791“, in ihrer ersten Hälfte von Goethe verfaßt, die zweite, das Rechnungswerk umfassende, vom Geheimen Regierungsrath Voigt, wie Dieser am 13. März dem Justizrath Hufeland brieflich vertraute. Diese Nachricht wurde in „Bergmännisches Journal, IV. Jahrg., I. Band, herausgegeben von A. W. Köhler“, S. 384 bis 400, abgedruckt mit ein paar unbedeutenden, vielleicht von Goethe oder Voigt herrührenden Abänderungen, indem im siebenten Absatz die Worte „auf Verwendung unsers gnädigsten Herrn hochfürstl. Durchl.“ ingleichen bei Erwähnung des „regierenden Herzogs von Weimar“ beidemal die Titulatur „Ihro hochfürstl. Durchlaucht“ sowie endlich das zweite Mal noch die Worte „Ihre gnädigste“ bis „geruhet“ weggelassen wurden.

In gegenwärtigem Bande ist nur der von Goethe verfaßte Theil abgedruckt, der S. 2 bis 8 des Hefts einnimmt.

Ueber die in Goethe's Aufsatz genannten Männer giebt zum Theil das Personenregister zu den „Annalen“ Auskunft, und zwar gilt dies von Baldauf, v. Trebra, Werner und Mende. Was dagegen die Uebrigen anlangt, so war zunächst Johann Karl Wilhelm Voigt, am 20. Februar 1752 zu Allstädt geboren, ein Bruder Christian Gottlieb v. Voigt's. Er hatte die Rechte studirt, sich aber von Trebra, als Dieser zuerst in Ilmenau zu Untersuchung der Bergwerksverhältnisse verweilte, bestimmen lassen, den bergmännischen Beruf zu ergreifen. Der Bergwerkskommission 1783 als Bergsekretär beigegeben, wurde er 1789 zum Bergrath ernannt und nach Ilmenau versetzt, wo er am 1. Januar 1821 starb. Er hat mehrere mineralogische Reisen unternommen und beschrieben. — Unter dem erwähnten Werkmeister wird der Nachfolger des ersten, der Otto hieß, zu verstehen sein, nämlich der hessen-kasselische Bergverwalter Johann Heinrich Siegmund Langer, der indessen schon am 15. Februar 1788 in Kassel mit Tode abgegangen war. — Der Steiger David Süß war von Annaberg, Johann Gottfried Schreiber aus Marienberg 1789 nach Ilmenau gekommen. Letzterer,

gebürtig aus Pobershau, war auf der Bergakademie Freiberg gebildet, erhielt nach Abgang von Süß 1793 dessen Stelle mit dem Dienstprädikat Einfahrer, wurde 1797 Vorstand des Bergbauamts als Geschworner und starb 1806 in Ilmenau. Er darf nicht verwechselt werden mit dem in der Ilmenauer Eröffnungsrede erwähnten Geschwornen, der ebenfalls Johann Gottfried Schreiber hieß, aber schon im Juni 1776 aus Marienberg nach Ilmenau kam, daselbst als Geschworner angestellt, 1791 zum Bergmeister befördert wurde und 1797 starb. — Graf Reden war Bergamtsdirektor in Breslau. — Friedrich Anton von Heinitz war geboren am 14. Mai 1725 zu Dresden, zuerst kursächsischer, dann braunschweigischer Bergwerksbeamter, von Friedrich II. 1776 als Staatsminister und Chef des Berg- und Hüttendepartements nach Berlin berufen, wo er am 15. Mai 1802 starb. — Ludwig Gerhard, magdeburg-halberstädtischer Oberbergamtsassessor, nachher Oberbergmeister zu Rothenburg, königl. preußischer Bergrath. — Friedrich Philipp Rosenstiel, zu Mietesheim am 2. Oktober 1754 geboren, war Theolog und Hauslehrer, als ihn Heinitz nach Berlin berief, wo er 1778 als Assessor bei der Bergwerks- und Hüttenadministration angestellt wurde, 1780 zum Bergrath, 1786 zum Oberbergrath, 1794 zum Geheimen Oberbergrath, 1802 zum Direktor der königl. Porzellanmanufaktur sowie 1804 zum Geheimen Oberfinanz-, Kriegs- und Domänenrath aufstieg und am 18. Mai 1832 starb. — Adolf Beyer, geboren 1742 in Schneeberg, 1768 Bergschreiber und 1785 Bergmeister daselbst, wo er auch am 8. Mai 1805 starb.

Wie aber Goethe sich bewogen gefunden hatte, die Einladung zum Gewerkentag von 1791 selbst zu verfassen, so hielt er auch für nöthig, persönlich — wie aus „Acta commissionis, das Ilmenauer Bergwerk betreffend", Vol. XXXIX, fol. 23—26 hervorgeht, — einen

Vortrag bei Eröffnung des Gewerkentags vom 6. Junius 1791 zu halten, in welchem er weitere Rechtfertigungen der Bergbehörden darlegte, während endlich

auch er es nach den angeführten Akten, fol. 117—121, wiederum war, der in dem

Vortrag beim Schlusse des Gewerkentags am 11. Junius 1791 sich in Artigkeiten gegen die Gewerken erging, welche so glimpflich verfahren waren. Diese Vorträge sind abgedruckt in „Fünfte Nachricht von dem neuen Bergbau zu Ilmenau ꝛc. Weimar, den 1. Julius 1791". Der Abdruck erfolgte aber nicht etwa blos auf Grund einer Niederschrift des Protokollanten, sondern nach den von Goethe zu den Akten gegebenen Konzepten.

Zum feierlichen Andenken der Durchlauchtigsten Fürstin und Frau Anna Amalia, verwittweten Herzogin zu Sachsen-Weimar und Eisenach, gebornen Herzogin von Braunschweig und Lüneburg — keine Rede, wozu die vierzigbändige Ausgabe von 1840 diesen Aufsatz machte und was ihr seitdem alle Herausgeber faul nachgeschrieben haben, sondern ein Aufsatz zunächst zum Verlesen von den Kanzeln und sodann als Nekrolog für das „Morgenblatt" bestimmt. Minister von Voigt stellte die geschichtlichen Thatsachen zusammen, und Goethe schrieb auf Grund derselben den Aufsatz in den Tagen vom 11. bis 13. April 1807, worüber das Nähere in Nr. 119 bis 123 von „Goethe's Briefen an Ch. G. v. Voigt, herausgegeben von O. Jahn" nachgelesen werden mag. An Eichstädt schrieb Voigt am 16. April darüber: „Der Stoff ist umständlich von mir, selbst mit Reflexionen; die Bearbeitung des Ganzen ist von Goethe." Der Abdruck erfolgte auf einem Bogen in Folio. Im „Morgenblatt", dem Goethe anfänglich einen ausführlicheren Nekrolog zugedacht hatte, wurde derselbe auf Goethe's Veranlassung in der Nummer vom 29. April abgedruckt und ebenso, jedoch ohne solche Anregung im Blatt vom 23. April der „Zeitung für die elegante Welt"; auch das „Intelligenzblatt der Jenaischen Allgemeinen Literatur-Zeitung" benutzte den Aufsatz als Nekrolog in der Nummer des 18. April, ließ aber dabei die ersten zwei Absätze aus und gab anstatt deren zwei dem Zwecke der Zeitschrift mehr entsprechende.

VIII.

Dämmrung senkte sich von oben,
Schon ist alle Nähe fern,
Doch zuerst emporgehoben
Holden Lichts der Abendstern.
Alles schwankt ins Ungewisse,
Nebel schleichen in die Höh;
Schwarzwerdendste Finsternisse
Widerspiegelnd, ruht der See.

Nun am östlichen Bereiche
Ahn' ich Mondenglanz und Gluth,
Schlanker Weiden Haargezweige
Scheinen auf der nächsten Fluth.
Durch bewegter Schatten Spiele
Zittert Luna's Zauberschein,
Und durchs Auge schleicht die Kühle
Sänftigend ins Herz hinein.

IX.*)

Nun weiß man erst, was Rosenknospe sei,
Jetzt, da die Rosenzeit vorbei;
Ein Spätling noch am Stocke glänzt
Und ganz allein die Blumenwelt ergänzt.

X.

Als Allerschönste bist Du anerkannt,
Bist Königin des Blumenreichs genannt;
Unwidersprechlich allgemeines Zeugniß,
Streitsucht verbannend, wundersam Ereigniß!
Du bist es also, bist kein bloßer Schein,
In Dir trifft Schaun und Glauben überein;
Doch Forschung strebt und ringt, ermüdend nie,
Nach dem Gesetz, dem Grund, Warum und Wie.

*) Diese Strophe wurde von Goethe auch als Gedenkblatt benutzt: so war sie unter Anderem vermuthlich Beilage eines Briefes vom 28. August 1830 an den Generalkonsul H. Kustner in Leipzig. (Vgl. W. Freih. von Biedermann II, 143.)

Die in dem Aufsatz vorkommenden Jahreszahlen setzte Goethe sowol im ersten Druck wie in den Ausgaben letzter Hand an den Rand; auf seinen Wunsch wurde dem Oberkonsistorium durch höchstes Reskript vom 13. April befohlen, die Geistlichen anzuweisen, beim Verlesen von den Kanzeln die Jahreszahlen auszulassen. Das „Morgenblatt" wie auch das „Intelligenzblatt ꝛc." schalteten jedoch diese Zahlen hinter dem passend erscheinenden Worte ein, während die „Elegante" hinter dieses ein Verweisungszeichen und die Jahreszahlen unter den Text setzte. Da die Zahlen am Rande nicht auf ein einzelnes Wort zu beziehen sind, so konnte es nicht fehlen, daß bei dem Verfahren der Zeitschriften die ersteren mitunter verschieden eingerückt worden sind; nichtsdestoweniger ist die Einschaltung seit Riemer's und Eckermann's Ausgabe von 1837 in den bisherigen Ausgaben der Goethe'schen Werke fortbeliebt worden. Für die Textkritik besitzen übrigens die Abdrücke in den obgenannten Zeitschriften keinen Werth.

Ueber die Nothwendigkeit, Thunlichkeit und Schicklichkeit der Trennung des Schauspiels von der Oper. — Als der Uebermuth der Hofschauspielerin und Opernsängerin Jagemann, die als die Geliebte des Herzogs die Bühnenverhältnisse in Weimar beherrschen wollte, zu Zerwürfnissen geführt hatte, welche Goethe's Rücktritt von der Bühnenleitung befürchten ließen, übernahm es Geheimer Rath von Voigt, die zwischen dem Herzog und Goethe entstandene Gereiztheit zu begütigen. Während dieser Vermittlungsbemühungen äußerte G. in einem Brief an Voigt vom 7. Dezember 1808, nachdem er verschiedne Vorschläge über Verbesserung der Theatereinrichtungen von Weimar dargelegt: er wisse kein Heilmittel für den zur Zeit sehr verletzten Zustand des Weimarischen Theaterwesens als die Trennung des Schauspiels von der Oper und erbiete sich, einen Aufsatz über die Nothwendigkeit, Thunlichkeit und Schicklichkeit einer solchen Trennung ungesäumt einzureichen. Am folgenden Tag erklärte der Herzog gegen den Geheimen Rath Voigt sich bereit, das Erbieten anzunehmen, und verlangte den

Aufsatz; bereits am 9. Dezember sandte Goethe an Voigt den jetzt hier wieder abgedruckten. Vollständig stand er zuerst in „Goethe's Briefe an Ch. G. v. Voigt", herausgegeben von O. Jahn ꝛc. 1868, Seite 505 bis 511; nur eine Stelle daraus findet sich schon im „Weimarer Sonntagsblatt", Nr. 12 vom 23. März 1856, Seite 93 f.

Zu den in dem Aufsatz genannten Bühnenstücken sei Einiges erläuternd bemerkt. Das Singspiel „Der Teufel ist los" war ursprünglich englisch, von Coffey, und wurde von der Schönemann'schen Schauspielergesellschaft auch in Deutschland gegeben. Der Schauspielunternehmer Koch, der weder die dort benutzte Uebersetzung noch die englische Musik erhalten konnte, ging den Kreissteuereinnehmer Weiße in Leipzig um eine neue Bearbeitung des Zugstückes an, ließ es von seinem Korrepetitor Standfuß komponiren und brachte es 1752 auf seine Bühne. Hiller's Singspiele nahmen mit „Lottchen am Hofe" 1763 ihren Anfang, worauf er noch folgende von Weiße in Musik setzte: „Die Liebe auf dem Lande", „Der lustige Schuster", „Die Jagd", „Der Erntekranz" und „Das Jubelfest"; auch schrieb er die Musik zu „Der Krieg" nach Goldoni. „Das Milchmädchen" war von dem kurpfälzischen Offizier Baligand französisch geschrieben, die Musik von Duni; Theobald Marchand war damals Theaterunternehmer in Mannheim. Unter der Handwerksoper „Die Schmiede" meint Goethe jedenfalls „Der Hufschmied" (Le Maréchal-ferrant), dessen von Philidor mit Musik versehenes Buch André und Reichard verdeutscht hatten; „Die Böttcher" sind: „Der Faßbinder" (Le Tonnelier), übersetzt von Faber, gedichtet und komponirt von Audinot; von „Der Töpfer" haben Buch und Musik André zum Urheber; „Das gute Mädchen" war gesetzt von Piccini, die Uebertragung ins Deutsche von Eichenburg; „Robert und Kallista oder Triumph der Treue" mit Guglielmi's Musik, „Die eingebildeten Philosophen", Tondichtung Paesiello's. Von Letzterem war auch „Die schöne Müllerin", von Paer aber „Camilla oder das Burgverließ" sowie „Die Wegelagerer" komponirt.

Rede bei der Feierlichkeit der Stiftung des weißen Falkenordens. — Den am 2. August 1732 vom Herzog Ernst August von Weimar gestifteten „Orden der Wachsamkeit oder weißen Falkenorden“ (mit der Devise „Vigilando ascendimus“) hatte Großherzog Karl August bereits unterm 18. Oktober 1815 erneuert; die erste Verleihung an einen Staatsangehörigen erfolgte am 23. Dezember an den Staatsminister von Voigt, aber erst am 30. Januar 1816, dem Geburtstag der Großherzogin Louise, fand die Staatshandlung zur Weihe des neuen Ordens statt, bei welcher Gelegenheit auch Goethe das Großkreuz empfing. Die Feierlichkeit wurde mit einem Prolog von Voigt eröffnet und mit Goethe's Rede geschlossen. Eine Denkschrift über die Feier kam nicht zu Stande. Goethe wollte seine Rede dazu nur hergeben, wenn man ihm Redaktion und Revision des Drucks überlasse; denn, schrieb er an Voigt: „Der Moment ist zu wichtig, als daß man ihn den Zufälligkeiten der Industrie überließe.“ Gedruckt erschien sie zuerst in „Goethe's Leben. Von J. W. Schäfer“ 1851, II. S. 323 ff.

Die **gesellschaftlichen** Vorträge sind meistens solche, die Goethe in der Freimaurerloge „Amalia“ gehalten oder doch Aufsätze, die er zu deren Schriften beigesteuert hat; nur die in der ersten Versammlung der Freitagsgesellschaft am 9. September 1791 gehaltne Einleitungsrede über

Die Absicht und die Hoffnungen der verbundenen Mitglieder der Freitagsgesellschaft entstammt einem andern Kreise. Von dieser Gesellschaft erzählt Goethe in den „Annalen“ Absatz 160 und 161. Mit den zur Ueberschrift benutzten Worten bezeichnete Goethe seinen Vortrag in der von ihm eigenhändig aufgenommenen Niederschrift über die Sitzung; gedruckt erschien derselbe erst im Anhang von „Goethe's Briefe an Ch. G. v. Voigt“, herausgegeben von O. Jahn ꝛc. 1868, Seite 446—449.

Freimaurer war Goethe seit dem 23. Juni 1780; die uns vorliegenden Arbeiten für die Loge entstammen aber insgesammt einer spätern Zeit. Die erste ist die Rede

Zum Andenken des edlen Dichters, Bruders

und Freundes Wieland. — Gedruckt wurde sie zuerst unter dem Titel ausgegeben: „Wieland's Andenken, in der Loge Amalia zu Weimar gefeiert den 18. Februar 1813 von Goethe. Als Manuskript." Ein Exemplar sandte Goethe am 23. März an Frau von Stein, eines dergleichen am 21sten an Knebel, den er dabei bittet, vorsichtig mit dem Heftchen umzugehn, damit es die Tag- und Wochenblättler nicht gleich vors Publikum schleppten. Demungeachtet druckte es das „Morgenblatt" in den sechs Nummern vom 12. bis mit 17. April ab, ohne Goethe's Erlaubniß dazu eingeholt zu haben. Etwas später erschien die Rede auch in den „Freymaurer-Analekten", II. Heft, als V. Beilage von „Wieland's Todtenfeier in der Loge Amalia zu Weimar am 18. Februar 1813", S. 38 bis 65, mit der Ueberschrift „Gedächtnißrede, gehalten vom Br. von Goethe", wovon auch ein besonders paginirter Abdruck herauskam. Im 32. Band der Ausgabe letzter Hand ist sie überschrieben „Zu brüderlichem Andenken Wieland's 1813".

Ridel's und der früher heimgegangenen Brüder Kästner, Krumbholz, Slevoigt und Jagemann Todtenfeier. — Der Antheil Goethe's an diesem Hefte der Loge „Amalia" ist nur nach und nach an den Tag gekommen. Zuerst ward im V. Heft der „Freymaurer-Analekten" 1832 bei Goethe's Todtenfeier auf seine Schilderung der Maurerei im Eingange des Heftes Bezug genommen, dessen vollständiger Titel lautet: „Ridel's und der früher heimgegangenen Brüder Kästner, Krumbholz, Slevoigt und Jagemann Todtenfeier in der Loge Amalia zu Weimar am 15. Juni 1821. Gedruckt als Manuskript für Brüder"; später machte Hirzel nach einer handschriftlichen Bemerkung Varnhagen von Ense's die Mittheilung, daß der Schluß von Jagemann's Charakteristik von Goethe sei; endlich aber lesen wir in dem 1853 gedruckten „Briefwechsel zwischen Goethe und Staatsrath Schultz", herausgegeben und eingeleitet von H. Düntzer, daß Goethe dem Freunde am 24. September 1821 bei Uebersendung obigen Hefts schrieb: „Die ersten 16 Seiten sind von mir, wenigstens

redigirt". Bis Seite 16 geht aber der Aufsatz, so weit er in diesem Bande wieder abgedruckt ist. In den „Annalen", Absatz 1055, erwähnt Goethe gleichfalls diese „kleineren Biographien zur Trauerloge".

Es ist dem Aufsatz Goethe's der Titel des ganzen Heftes, da er den Zweck des ersteren ausdrückt, vorgesetzt worden, obschon in demselben von dem an der Spitze genannten Ridel nur im Schlußsatze, der vielleicht nicht einmal von Goethe herrührt, die Rede ist.

Des Großherzogs Karl August Verhalten gegenüber den Bewegungen der Jahre 1817 bis 1819. — Zur funfzigjährigen Regierungsfeier Karl August's hielt die Loge „Amalia" am 13. September 1825 eine Festversammlung ab, in welcher der damalige Meister vom Stuhl, Wirkliche Geheime Rath Freiherr von Fritsch, die Rede hielt. Er theilte sie vor dem Abdruck Goethe'n mit, der „die Hauptstelle in dem Sinne verfassen zu müssen glaubte, wie sie etwa in funfzig Jahren ein freidenkender Geschichtsschreiber aufführen würde". So schrieb Goethe am 7. Januar 1826 und übersandte dabei das oben bezeichnete Redebruchstück, das wörtlich nach Goethe's Vorschlag in der Rede, wie sie in den „Freymaurer-Analekten", III. Heft ꝛc. Weimar 1825, abgedruckt ward, S. 30f. seinen Platz fand.

Unter dem Gesammttitel Geistliche Briefe finden sich hier zwei Schriftstücke vereinigt, von denen zwar nur das eine die Bezeichnung „Brief" trägt, aber auch das andre in die Form eines Briefs gekleidet ist.

„Brief des Pastors zu *** an den neuen Pastor zu ***. Aus dem Französischen. 1773" und „Zwo wichtige, bisher unerörterte Biblische Fragen, zum ersten Mal gründlich beantwortet von einem Landgeistlichen in Schwaben. Lindau am Bodensee. 1773"

— sind zwei besonders erschienene Schriftchen, und zwar beide zu Frankfurt im Selbstverlag gedruckt. Sie entstammen Goethe's eingehender Beschäftigung mit der Bibel und seinem durch den Umgang mit Fräulein von Klettenberg

genährten Antheil an den verschiednen Auffassungsweisen dieses Religionsbuchs. Er verbreitet sich über die Umstände, unter denen diese Schriften entstanden, ausführlich im XII. Buch von „Dichtung und Wahrheit“ und kommt auch im XV. Buch noch einmal flüchtig darauf zurück. Goethe's Jugendfreund Lerse bezeichnete die erste der beiden erörterten biblischen Fragen als den Gegenstand, den Goethe in Straßburg zuerst für seine Disputation gewählt gehabt, aber vor dem Dekan der Juristenfakultät ebenso wenig Gnade gefunden habe wie nachher der über die Berechtigung des Staates, den Kultus festzusetzen (Literarische Zustände und Zeitgenossen. In Schilderungen aus K. A. Böttiger's handschriftlichem Nachlasse. Herausgegeben von K. W. Böttiger, I. 60).

Von dem „Brief des Pastors“ kam noch 1773 ein zweiter Abdruck zu Tage, und beide Briefe nahm Himburg 1779 in den IV. Band der von ihm veranstalteten Sammlung von Goethe's Schriften auf. In „Dichtung und Wahrheit“ sprach Goethe die Absicht aus, sie der neuen Ausgabe seiner Werke gleichfalls einzuverleiben; allein es unterblieb, und erst in der Klassikerausgabe von 1840 erhielten sie einen Platz. Daß übrigens die Schriftchen nicht spurlos vorübergegangen waren, ersieht man aus Bahrdt's „Kirchen- und Ketzer-Almanach aufs Jahr 1781“, worin Goethe mit folgendem Zusatz vorkommt:

„Ist Saul auch unter den Propheten? Ja freilich! Wer kennt nicht den Brief des Pastors *** an den neuen Pastor zu ***; die zwo biblischen Fragen an einen (sic) Landgeistlichen in Schwaben und die Fragmente, in denen er Lavater's Gefühlchristenthum und Wunderkräfte so meisterhaft vertheidigt hat? Er geht auch in der Theologie — wie die Genies alle — seinen eignen Weg; ist [zu] klug, um die Religion der Götzen und Seiler zu verfechten, und zu stolz, um sich an die Reformatoren anzuschließen. Daher hat er mit Herder'n und einigen Andern eine eigne Mittelbahn betreten, hat rechts und links Orthodoxen und Ketzern Ohrfeigen ausgetheilt und — im Grunde mit dem lieben Publikum seinen Spaß gehabt.“

Amtliche Vorträge.

Rede bei Eröffnung des neuen Bergbaues zu Ilmenau.

Den 24. Februar 1784.

Nach einer alten löblichen Gewohnheit feierten die hiesigen Bergleute jährlich diesen Tag. Sie waren versammlet zu dem Gottesdienste mit stiller Hoffnung und frommen Wünschen, daß dereinst die Vorsicht an diesen Ort das Leben und die Freude voriger Zeiten wieder zurückführen werde. Heute aber kommen sie mit herzlicher Munterkeit und einem fröhlichen Zutrauen, uns zu dem angenehmsten Gange abzuholen; sie finden uns bereit und eine Anzahl für den Bergbau wohlgesinnter Männer hier versammlet, die uns auf diesem Wege zu begleiten geneigt sind. Ich freue mich mit einem Jeden, der heute sich zu freuen die nächste Ursache hat; ich danke einem Jeden, der an unsrer Freude auch nur entferntern Antheil nimmt.

Denn endlich erscheint der Tag, auf den diese Stadt schon beinahe ein halbes Jahrhundert mit Verlangen wartet, dem ich selbst seit acht Jahren, als so lange ich diesen Landen angehöre, mit Sehnsucht entgegensehe. Das Fest, das wir heute feiern, war einer der ersten Wünsche unsers gnädigsten Herrn bei dem Antritte seiner Regierung, und wir freuen uns um des guten Herrn sowie um des gemeinen Besten willen, daß auch endlich dieser sein Wunsch zur Erfüllung kommt.

Wer die Uebel kennt, welche den ehemaligen Bergbau zu Grunde gerichtet; wer von den Hindernissen nur einigen Begriff hat, welche sich dessen Aufnahme entgegensetzten, sich gleichsam als ein neuer Berg auf unser edles Flötz häuften und, wenn ich so sagen darf, es noch in eine größere Tiefe drückten: der wird sich nicht wundern, daß wir nach so vielen eifrigen Bemühungen, nach so manchem Aufwande erst heute zu einer Handlung schreiten, die zum Wohl dieser Stadt und dieser Gegend nicht früh genug hätte geschehen können. Er wird sich

vielmehr wundern, daß es schon heute geschiehet. Denn wie Viele sind nicht, die es für unmöglich gehalten haben, daß man dieses Werk wieder werde aufnehmen, daß man diesen Bergbau wieder in Umtrieb werde setzen können! Und nicht ganz ohne Wahrscheinlichkeit. Denn belebte unsern gnädigsten Herrn nicht ein anhaltender, unermüdeter Eifer für jede nützliche Anstalt; hätten die höchsten Herren Theilhaber durch eine gefällige Beistimmung das Geschäfte nicht erleichtert; wären die Kunstverständigen, die wir um Rath gefragt, nicht so aufgeklärte und gleich Freunden an dem Werke theilnehmende Männer; wäre man durch Verzögerungen ermüdet worden: so könnten wir unsern Weg auch gegenwärtig noch nicht zusammen antreten.

Doch Glück auf! Wir eilen einem Platze zu, den unsere Vorfahren sich schon ausersehen hatten, um daselbst einen Schacht niederzubringen. Nicht weit von dem Orte, den sie erwählten, an einem Punkte, der durch die Sorgfalt unsers Herrn Geschwornen bestimmt ist, denken wir heute einzuschlagen und unsern neuen Johannisschacht zu eröffnen. Wir greifen ihn mit Beistimmung der verständigsten Kenner aller Zeiten an und befolgen einen durch Jahrhunderte vernachlässigten guten Rath. Denn man sah von je her, selbst da noch das Sturmheyder Werk im Umtriebe war, diesen Schacht für unentbehrlich an; man wollte mit demselben dem Flötze in einem tiefern Punkte beikommen, den alten Bergbau, der fehlerhaft aus dem Höchsten ins Tiefste ging, verbessern und ihm Dauer auf die Folge geben. Auch als das Sturmheyder Werk sich seinem Untergange näherte, erkannte man diesen Schacht für das einzige Rettungsmittel des ohne Rettung verlornen Werkes. Nunmehr aber, da wir jene ersoffne abgebaute Tiefen den Wassern und der Finsterniß auf immer überlassen, soll er uns zu einem neuen, frischen Felde führen, wo wir gewisse, unangetastete Reichthümer zu ernten hoffen können.

Lassen Sie uns also die unbedeutende Oeffnung, die wir heute in die Oberfläche der Erde machen werden, nicht mit gleichgiltigen Augen ansehen; lassen Sie uns die ersten Hiebe der Keilhaue nicht als eine gleichgiltige Zeremonie betrachten! Nein, wir wollen vielmehr die Wichtigkeit dieser Handlung lebhaft empfinden, uns herzlich freuen, daß wir bestimmt waren, sie zu begehen und Zeugen derselben zu sein.

Dieser Schacht, den wir heute eröffnen, soll die Thür werden, durch die wir und unsre Nachkommen zu den ver-

XI.

Mich ängstigt das Verfängliche
Im widrigen Geschwätz,
Wo Nichts verharret, Alles flieht,
Wo schon verschwunden, was man sieht;
Und mich umfängt das bängliche,
Das grausgestrickte Netz. —
„Getrost! Das Unvergängliche,
Es ist das ewige Gesetz,
Wonach die Ros' und Lilie blüht."

XII.

Hingesunken alten Träumen,
Buhlst mit Rosen, sprichst mit Bäumen
Statt der Mädchen, statt der Weisen.
Können das nicht löblich preisen;
Kommen deshalb die Gesellen,
Sich zur Seite Dir zu stellen,
Finden, Dir und uns zu dienen,
Pinsel, Farbe,*) Wein im Grünen.

XIII.

Die stille Freude wollt Ihr stören?
Laß't mich bei meinem Becher Wein!
Mit Andern kann man sich belehren;
Begeistert wird man nur allein.

XIV.

„Nun denn! Eh wir von hinnen eilen,
Hast noch was Kluges mitzutheilen?"
Sehnsucht ins Ferne, Künst'ge zu beschwichtigen,
Beschäftige Dich hier und heut im Tüchtigen!

*) Pinsel und Farbe als Schreibmaterialien. — L.

bergenen Schätzen der Erde hinabsteigen, durch die jene tiefliegenden Gaben der Natur an das Tageslicht gefördert werden sollen. Wir selbst können noch, wenn es uns Gott bestimmt hat, da auf- und niederfahren und das, was wir uns jetzt nur im Geiste vorstellen, mit der größten Freude gegenwärtig betrachten. Glück auf also, daß wir so weit gekommen sind!

Und nun lassen Sie unsre Vorsicht und unsern Eifer bei dem Angriffe des Werks dem Muthe gleich sein, mit welchem wir dazu geben! Denn es ist gewiß, daß nunmehr die Schwierigkeiten der Ausführung uns erst fühlbar werden müssen. Ich bin von einem Jeden, der bei der Sache angestellt ist, überzeugt, daß er das Seine thun wird. Ich erinnere also Niemanden mit weitläuftigen Worten an seine Pflicht; ich schildre nicht das Unheil, das nachlässige und untreue Beamte dem alten Werke zugezogen haben. Ich will und kann das Beste hoffen. Denn welcher innerliche Trieb wird nicht aufgemuntert werden, wenn wir bedenken, daß wir im Stande sind, zum Wohl dieser Stadt, ja eines Theils dieser Gegend Vieles mit leichter Mühe zu wirken; daß Glück und Ruf eines so vortrefflichen, so vernachlässigten Werkes von unserm Betragen abhängt, und daß wir alle Bewohner der Staaten unsers Fürsten, unsere Nachbarn, ja einen großen Theil von Deutschland zu Beobachtern und Richtern unsrer Handlungen haben werden. Lassen Sie uns alle Kräfte vereinigen, damit wir dem Vertrauen genugthun, das unser gnädigster Herr auf uns gesetzt hat, der Zuversicht, womit so viele Gewerken eine ansehnliche Summe Geldes uns anvertrauen. Möge sich zu diesem schönen und guten Zwecke das ganze hiesige Publikum mit uns vereinigen!

Ja, meine Herren, auch Sie, auch ein jeder Ilmenauer Bürger und Unterthan kann dem neu aufzunehmenden Bergwerke nutzen und schaden. Jede neue Anstalt ist wie ein Kind, dem man mit einer geringen Wohlthat fortbilft, für die ein Erwachsener nicht danken würde; und so wünsche ich, daß ein Jeder dieses neue Werk ansehen möge. Es thue ein Jeder, auch der Geringste, dasjenige, was er in seinem Kreise zu dessen Beförderung thun kann, und so wird es gewiß gut gehen. Gleich zu Anfange, jetzo, meine Herren, ist es Zeit, dem Werke aufzuhelfen, es zu schützen, Hindernisse aus dem Wege zu räumen, Mißverständnisse aufzuklären, widrige Leidenschaften zu unterdrücken und dadurch für das gemeine Beste mitzuwirken. Kommt dereinst das Werk in einen lebendigern Umtrieb, wird die Be-

wegung und Nahrung dadurch in dieſen Gegenden ſtärker, erhebt ſich die Stadt Ilmenau wieder zu ihrem alten Flor, ſo kann ein Jeder, er ſei, wer er wolle, er habe viel oder wenig gethan, zu ſich ſagen: Auch ich habe hierzu mitgewirkt, auch ich habe mich dieſes Unternehmens, das nunmehr zu einer männlichen Stärke gereift iſt, als es noch ein Kind war, liebreich angenommen, ich habe es nähren, ſchützen, erziehen helfen, und es wird nun zu meiner Freude auf die Nachkommenſchaft dauern. Ja, möge uns dieſe Nachkommenſchaft für das, was wir von heute an thun werden, ſegnen und die Unſrigen dieſen Segen genießen! —

Und nun wollen wir nicht länger verweilen, ſondern uns einem Orte, auf den alle unſere Wünſche gegenwärtig gerichtet ſind, nähern, vorher aber noch in dem Hauſe des Herrn einkehren, des Gottes, der die Berge gegründet, die Schätze in ihre Tiefe verborgen und dem Menſchen den Verſtand gegeben hat, ſie an das Licht des Tages hervorzubringen. Laſſen Sie uns ihn bitten, daß er unſerm Vorhaben beiſtehe, daß er uns bis in die Tiefe begleite, und daß endlich das zweideutige Metall, das öfter zum Böſen als zum Guten angewendet wird, nur zu ſeiner Ehre und zum Nutzen der Menſchheit gefördert werden möge! —

Wenn es Ihnen gefällig iſt, wollen wir gehen.

Vierte Nachricht

von dem Fortgang des neuen Bergbaues zu Ilmenau.

Das edle Schieferflöz in dem Ilmenauer Gebirge durch den neuen Johannis-Schacht zu erſinken, war der erſte Zweck, den man ſich bei dem Wiederangriff des Ilmenauer Bergbaues vorſtekte; man iſt demſelben auch bisher unermüdet entgegengegangen. Mehrere günſtige Umſtände belebten von Zeit zu Zeit die Hoffnung und den Muth Derer, die ſich damit beſchäftigten, ſowol als Derer, welche zu Rathe gezogen wurden. Man kam ohne eine Spur von Waſſer durch das mächtige Gipslager nieder; die erſten im 115ten Lachter auf dem Zechſtein angehauenen Waſſer waren mit 14 achtzolligen Sätzen durch ein dem Krummzapfen der Treibewelle angehängtes Kunſtzeug leicht zu gewältigen; die in mehrerer Teufe häufiger zudringenden Gewäſſer liefen ſo mäßig auf dem Stollen ab, daß es jedem Erfahrnen leicht ſchien, auch über ſie Meiſter zu werden.

Was bis in den Monat März 1788 vorgegangen, iſt einer anſehnlichen Gewerkſchaft durch die dritte Nachricht bekannt gemacht worden. In dem Oktober 1789 wurde dieſelbe durch ein vorläufiges Schreiben des damaligen Bergſekretärs Voigt von dem, was indeſſen geſchehen, unterrichtet, und die zur Direktion dieſes Bergbaues niedergeſezte Kommiſſion verſchob nur bisher eine detaillirte Darſtellung, weil ſie Urſache genug zu hoffen hatte, daß man das Flöz durch die angewandten Mittel erſinken, daß alsdenn jener Zeitpunkt eintreten würde, wo ein neuer Plan, eine neue Berathung für die Folge ſich nothwendig machte. Iſt gleich die Epoche noch nicht völlig erſchienen, ſo iſt doch das bisher Geſchehene wichtig genug und die gegenwärtige Lage aller Aufmerkſamkeit würdig. Wir verſpäten daher nicht

länger eine Nachricht, welche die sämmtliche Gewerkschaft nach unserm Versprechen erwarten kann, und hoffen, daß auch dadurch das Zutrauen zu dem Werke sowol als zu Denen, die das Werk bisher beschäftigt hat, sich befestigen werde.

Aus jener im Jahre 1788 mitgetheilten Nachricht wie aus einem von dem damaligen Bergsekretär Voigt in dem Jahre 1789 an die sämmtliche Gewerkschaft abgelassenen Schreiben ist im Allgemeinen bekannt, daß man, sogleich nach stärkern auf dem Zechstein angebauenen Wassern, welche mit dem Interimszeug nicht zu gewältigen gewesen, Anstalt machte, über dem tiefen Stolln ein starkes Kunstzeug vorzurichten, und sobald die Risse und Anschläge entworfen und von Kunstverständigen hinlänglich geprüft worden waren, unverzüglich zur Arbeit schritt.

In dem Monat Julius 1788 wurde die Ausbrechung der Radstube vollendet und das Rad gehängt, in dem Monat August war das ganze Kunstzeug fertig. Das oberschlägige 40 Fuß hohe Kunstrad wirkte in den beiden kurzen Stößen des Schachtes auf doppelte Gestänge; in dem einen Stoße brachte man in gehöriger Entfernung von einander zwei neue Kunstsätze an, in dem andern aber behielt man vorerst den achtzölligen Satz noch bei, dessen man sich bei der ersten Gewältigung der Wasser durch das Interimszeug bedient hatte.

So fing man die Gewältigung durch successive Vorrichtung der Kunstsätze an und kam damit nach vielen Schwierigkeiten bis 30 Lachter saigere Teufe nieder. Im Dezember 1788 brach über dieser Arbeit ein Krummzapfen, und während daß man diesen Schaden herzustellen bemühet war, trat die bekannte große Kälte dieses Monats ein, bei welcher der Kunstgraben, welcher auf zwei Stunden weit hergeführt ist, sich dergestalt mit Eis versetzte, daß die erforderlichen Wasser in demselben vor Eintritt des Frühjahrs nicht hereingebracht werden konnten.

Die Kommission hatte es an genauer Aufsicht der bisherigen Arbeiten nicht ermangeln lassen und im Ganzen keine Ursache gehabt, mit dem Bau unzufrieden zu sein. Der Werkmeister hatte dabei, so wie er sich durch die Erbauung des Interimskunstzeugs vortheilhaft gezeigt und durch eine Reise auf den Harz noch mehr qualifizirt hatte, Proben seiner eigenen Fähigkeit und Thätigkeit gegeben. Es ließ sich aber doch bemerken, daß er durch seine Untergebenen nicht gehörig unterstützt wurde, zumal es ihnen an hinlänglicher Uebung und Erfahrung zu einem so wichtigen Werke gebrach; ein Umstand,

der um desto bedenklicher wurde, als der Werkmeister sich diesen Arbeiten nicht allein widmen konnte, sondern durch andere übernommene Baue abgehalten wurde, beständig genaue Aufsicht zu führen. Man hatte zwar seit dem Wiederangriff des Werks Bedacht genommen, gute Leute anzuziehen; allein noch hatte die Kürze der Zeit nicht erlaubt, den Endzweck völlig zu erreichen. Ebenso hatte man sich bemühet, schon gebildete Arbeiter von fremden Orten zu erlangen; allein auch diese Bemühungen hatten nicht den erwünschten Erfolg. Demohnerachtet ließ man hierin nicht nach, besonders da man es bei den neuesten Ereignissen des Bergbaues auf alle Fälle räthlicher finden mußte, das Werk lieber etwas länger, als es ohnehin zur Nothwendigkeit geworden war, sieden zu lassen, statt dasselbe ohne erfahrne und geprüfte Arbeiter fortzusetzen.

Um desto eifriger war man bemühet, die auswärts gepflogenen Unterhandlungen zu kontinuiren, und man war so glücklich, daß von Sr. kurfürstl. Durchl. zu Sachsen auf Verwendung unsers gnädigsten Herrn hochfürstl. Durchl. einigen geschickten, im Erzgebirge bisher angestellten Leuten die Erlaubniß ertheilt wurde, sich nach Ilmenau zu begeben und dort der Gewältigung der Wasser vorzustehen. Dieser höchsten Vergünstigung und einer gefälligen Mitwirkung eines hohen Geheimen Finanzkollegii zu Dresden und des kurfürstl. Oberbergamts zu Freiberg verdankt man, daß in dem Oktober 1789 zwei geschickte Leute, Steiger Süß und Schreiber, in Ilmenau eintreffen konnten. Die Kommission versäumte nicht, theils beide Männer selbst aufs Baldigste mit dem Werke bekannt zu machen, theils durch sie Alles vorzubereiten, was nöthig war, um einen gleichfalls erbetenen Kunstverständigen bei seiner bald zu hoffenden Ankunft von der Lage der Sache in kurzer Zeit aufs Genaueste zu unterrichten.

Gegen Ende des Februars kam dieser Mann, nämlich der Herr Berggeschworne Baldauf aus Schneeberg, in Ilmenau an, und fürstl. Kommission begab sich auch dahin, um die nöthigen Deliberationen an Ort und Stelle vorzunehmen. Man hatte inzwischen zwar nicht unterlassen, durch vorbenannte Kunststeiger den Versuch der Gewältigung mit der erbaueten Maschine unter Anwendung verschiedener praktischen Vortheile fortzusetzen. Hierbei war aber immer mehr wahrzunehmen, daß, je tiefer man kam, die Wasser stärker aufgingen und also schwerer zu gewältigen waren.

Es wurde dieses die Veranlassung, daß der Herr Bergeschworne Baldauf sogleich die Anlegung eines andern Kunstzeugs über dem ersten räthlich fand; es wurde auch nach genauer Besichtigung und Ausmessung des Lokals ein Plan dazu entworfen und der Riß dazu verfertiget. Ein oberschlägiges Rad sollte über das erste gehängt und durch zwei liegende Schwingen, in welche die vertikal in die Höhe schiebenden Kunststangen eingreifen, das Gestänge in Bewegung gesetzt werden. Diese neue, statt des Gebrauchs der sonst gewöhnlichen Kreuze empfohlene Vorrichtung hat sich auch in der Folge sehr vortheilhaft legitimirt. Nachdem auf diese Weise sowol die Verbesserung des ältern Kunstzeugs als die Anlegung des gedachten neuen festgesetzt worden war, wurden die beiden Steiger auf das Genaueste von der vorzunehmenden Arbeit unterrichtet.

In der Zwischenzeit hatte sich der Herr Bergrath Voigt entschlossen, seinen beständigen Aufenthalt in Ilmenau zu nehmen und mit Beibehaltung seiner bisherigen Inkumbenz der Führung des Gewerkenbuchs und Unterhaltung der gewerkschaftlichen Korrespondenz über den neu zu führenden Kunstbau gemeinschaftlich mit dem schon bestellten Bergbauamte die genaueste Aufsicht zu führen. Es mußte dieses der Kommission um so angenehmer sein, da sie durch einen der Sache völlig kundigen und zugleich in der Feder genugsam geübten Mann von der Ausführung des festgesetzten Planes ununterbrochene Nachricht erhalten konnte, welches auch durch ein umständlich geführtes Tagebuch geschah und noch fortgesetzt wird.

Auf diese Weise war man mit dem Brechen der Radstube und Erbauung des Kunstzeugs fertig geworden; man fing die Gewältigung an, und indem man solche ununterbrochen fortsetzte, war man am Ende des vorigen Jahres in 60 Lachter Teufe unter dem Stolln niedergekommen.

Hier wird zuvörderst mit Wenigem zu bemerken sein, daß man in dieser Zeit den Stolln gehörig unterhalten und die Aufsicht darüber dem neu angekommenen Steiger, Schreiber, gegeben.

Gleichfalls hat man durch einen neu angestellten Grabensteiger die möglichste Sorgfalt auf den Graben wenden lassen und durch dessen zeitige Deckung und andere Vorkehrungen diesen ganzen Winter die Aufschlagwasser ununterbrochen in die Grube leiten können.

Auch kann man nicht unangezeigt lassen, daß Ihro des

regierenden Herzogs von Weimar hochfürstl. Durchlaucht Ihre gnädigste landesherrliche und landesväterliche Vorsorge bis auf diesen Augenblick fortzusetzen geruhet und diejenigen Kosten, welche die Direktion des Werks betreffen und zur Erreichung der Einleitung und Uebersicht erfordert worden, aus ihren Kammermitteln bezahlen lassen.

So ist auch das in Ilmenau zum Besten der Bergleute angelegte Kornmagazin in diesen letzten Zeiten des theuren Fruchtpreises den Bergleuten immer eröffnet geblieben und hat solchen besonders in diesen Jahren zu großer Erleichterung gedient, ja man kann wohl sagen, ihre Subsistenz allein möglich gemacht.

Um so weniger hat die Kommission es als ein Opfer ansehen können, wenn auch sie ohne den mindesten Privatvortheil das Beste der Gewerkschaft zu besorgen fortfuhr.

Ferner verdient hier erwähnt zu werden, daß diese ganze Zeit über würdige, sachkundige Männer Deutschlands dem Ilmenauer Werke ihre Aufmerksamkeit nicht entzogen, vielmehr theils schriftlich, theils mündlich bei verschiedenen Anlässen ihr Gutachten gefällig eröffnet und thätige Mitwirkung in mehreren Fällen nicht versagt haben. Wir dürfen hier die Namen eines von Trebra, eines Grafen von Reden, von Heinitz, Gerhard, Rosenstiel, Werner, Mende, Beyer anführen und ihnen für ihre Theilnehmung öffentlichen Dank abstatten.

Vortrag bei Eröffnung des Gewerkentags vom 6. Junius 1791.

Das Geſchäft, das uns hierher zuſammenruft, hat ein Unternehmen zum Gegenſtand, das von mehr als einer Seite wichtig iſt, und es muß uns deſto mehr erfreuen, dieſe Verſammlung vor uns zu ſehen und erfahrne Männer aus mehrern Gegenden willkommen zu heißen, welche durch Einſicht in die gegenwärtige Lage des Ilmenauer Bergbaues in den Stand geſetzt werden, ihren Beirath zu künftigen Operationen zu geben und durch ihre Beiſtimmung dem Werke ein neues Leben, ja eine unzerſtörliche Dauer zu verleihen.

Es ſiehet ſich die zu dieſem Geſchäfte gnädigſt verordnete Kommiſſion heute in dem Fall, in dem ſie ſich ſeit mehrern Jahren öfters gewünſcht und manchmal geſehen, nämlich an dem Orte ſelbſt mit ſachverſtändigen Männern das Beſte des Werks zu überlegen. Bei dieſer Zuſammenkunft, die aus Perſonen beſteht, welche theils ſelbſt bei dem Werke intereſſirt ſind, theils von einer anſehnlichen Gewerkſchaft Aufträge haben, werden ſich viel leichter Entwürfe machen, Plane prüfen, Entſchließungen nehmen laſſen als ſonſt, wenn man gegen ſein eigen Urtheil mißtrauiſch, mit dem beſten und lebhafteſten Willen oft dem Zweifel ausgeſetzt bleibt.

Die Wichtigkeit des Geſchäfts für die Gewerkſchaft fällt am Meiſten in die Augen. Bei der erſten Uebernahme des Werks war ſie überzeugt, daß ſchon dasjenige, was ihr damals überliefert wurde, ein anſehnliches Beſitzthum ſei. Ein Schacht, ein Stolln, ein ſchon eingeleiteter Graben, Gebäude, Plätze, Gerechtſame, das Alles konnte die Hoffnungen ſichern, die man ſich damals machte, und die Entſchließung zu einem anſehnlichen Aufwande befördern, zu dem man ſich verſtand. Gegenwärtig, da durch die bisherigen Bemühungen die Arbeit dem Punkte

ganz nahe gebracht worden, welchen man sich zuerst versetzte, ist eine genaue Prüfung des Zustandes, eine Ueberlegung der Mittel, wie nunmehr weiter zu verfahren wäre, ein Entschluß für die Zukunft von der größten Wichtigkeit; ja, man kann wol sagen, daß es ein entscheidender Augenblick sei.

Mit welchen Gesinnungen die wohlmeinenden Ilmenauer Einwohner uns deswegen versammelt sehen, läßt sich leicht schließen. Dieser Ort, der seine Entstehung dem Bergbau zu danken hat, verkennt nicht, daß er einen großen Theil seines jetzigen Wohlstandes den erneuerten Bemühungen schuldig ist, und verdankt denselben einer ansehnlichen Gewerkschaft.

Dieser Zeitpunkt ist auch in doppeltem Sinn unserm gnädigst regierenden Herrn interessant, welcher ebensowol wünscht, daß ein unter seinem Schutze unternommenes Werk das Vertrauen Derjenigen belohnen möge, die sich dabei interessirt haben, als daß seinen Unterthanen ein natürlicher und billiger Nutzen zufließen möge. Dadurch allein werden dieser verehrungswürdigen Fürsten die Bemühungen, Kosten und Aufopferungen, welche er seit dem Antritt seiner Regierung auf dieses Werk gewendet und die noch immer fortdauren, belohnt werden.

Auch die übrigen höchsten theilnehmenden Häuser haben durch bisherige günstige Mitwirkung gezeigt, daß ihr Interesse nicht von dem diesseitigen getrennt ist, und daß auch sie Erwartungen und Hoffnungen von dieser Unternehmung fassen.

Sehr wichtig muß auch dieser Zeitpunkt für die Kommission selbst sein, indem erst gegenwärtig das Detail ihrer Bemühungen der Gewerkschaft bekannt werden kann.

Die Schwierigkeiten, welche mit diesem Geschäfte verknüpft sein würden, konnten ihr vom Anfange an nicht unbemerkt bleiben, ob sich gleich dieselben mit dem Fortgange des Werks immer vermehrten. Ein Werk wieder aufzunehmen, das so lange still gestanden, wozu man sich nur gewissermaßen vorbereiten konnte, wo Alles erst zu bilden, ja gleichsam erst zu schaffen war, wo man in Herbeiziehung und Wahl der in fremden Landen oft zu suchenden Personen an Sorgfalt, bei Prüfung der Vorschläge an Ueberlegung, bei Ausführung derselben an Genauigkeit, bei Abstellung der sich zeigenden Mängel an Sorge und an Behendigkeit nichts wollte fehlen lassen, war es gewiß keine geringe Last, die auf derselben lag und welche durch die Entfernung vom Orte noch oft in einem hohen Grade vermehrt wurde.

Da dieses Geschäft neben den übrigen ihr obliegenden Arbeiten ohne weitern eigenen Vortheil diese Jahre geführt und bisher durch den Beifall ihres gnädigsten Herrn und das Zutrauen der Gewerkschaft belohnt worden, so hat sie bei der gegenwärtigen Epoche nur zu wünschen, daß ihr Beides bleiben, auf die Zukunft gesichert und sie in den Stand gesetzt werden möge, ihre aufrichtigen und wohlgemeinten Bemühungen auch fernerhin fortzusetzen.

Ebenso hoffen die bei dem Werke angestellten Personen, welche bisher mit Eifer, Treue, Fleiß, ja mit Leidenschaft gearbeitet, künftighin ihre Bemühungen ununterbrochen fortsetzen. Ja, es kann nur ein allgemeiner übereinstimmender Wunsch sein, daß wir den rechten Punkt treffen, das Beste wählen und beschließen mögen.

Bedenkt man nun noch, daß die Aufmerksamkeit eines großen Publikums auf uns gerichtet ist, so wird die natürliche Neigung eines Jeden, dieses Geschäft ernsthaft und reiflich zu überlegen, auf alle Weise gemehrt werden.

Durch die Publizität, womit man die Sache von je her betrieben hat, sind auch die entfernten Gewerken in den Fall gesetzt worden, das Geschehene zu beurtheilen, und man findet diese gegenwärtige Zusammenkunft um desto erwünschter, als man dasjenige im Detail vorlegen kann, was man dort nur allgemein anführte, und dasjenige umständlich bekannt machen kann, was nur anzudeuten war.

Diejenigen der gegenwärtigen Herren Abgeordneten, welche noch nicht mit dem Werke bekannt sind, werden ersucht, sich mit dem Lokal überhaupt und dessen gebirgischer Natur, mit dem, was von dem alten Werke herstammt und was von daher auf die neue Gewerkschaft übergekommen, mit dem, was indessen planmäßig geschehen, mit dem Punkte, worauf wir uns gegenwärtig befinden, gefällig bekannt zu machen.

Sie werden sich dadurch in den Stand setzen, die neuesten Vorschläge zu beurtheilen und zu prüfen und ihren Rath und Beistimmung mit Ueberzeugung abzugeben, auch in der Folge abwesend die Fortschritte des Werks genau zu beurtheilen und der Kommission das Vergnügen verschaffen, mit so vielen zerstreuten Gewerken durch Mittelspersonen in Verbindung zu bleiben. Sie werden nicht verkennen, daß die Gewerkschaft für die verwendete Summe sich in einem ansehnlichen Besitze befindet, daß man sich mit der bisherigen Arbeit dem Zwecke

XV.

Kunst.

planmäßig immer mehr genähert, daß, wenn auch der Erfolg nicht ganz erwünscht gewesen, doch nichts vergebens unternommen werden, noch das Unternommene ohne merkliche Wirkung geblieben.

Der Zustand des Schachtes, des Stolln's, des Grabens, die Kräfte der Maschinen, die übrigen vorkommenden Umstände können auf der Stelle geprüft und der Punkt, wo sich gegenwärtig das Werk befindet, deutlich eingesehen werden.

Verschiedene Vorschläge zu Fortsetzung des Werks werden mit Planen und Anschlägen zur Beurtheilung vorgelegt werden.

Das genau geführte Gewerkenbuch wird das Personal der Gewerkschaft, die Rechnungen, wie die Verwendung der Gelder bisher geschehen, und den Zustand der Kasse deutlich machen; sodann werden die Mittel nebst dem künftigen Aufwand dasjenige sein, was unsere Berathschlagungen vorzüglich beschäftigen wird.

Wir können nichts mehr wünschen, als daß sämmtliche gegenwärtige Herren Abgeordnete uns in diesem Geschäfte, welchem die nächsten Tage gewidmet sind, gefällig beistehen und uns helfen mögen, Alles auf die möglichste Klarheit und Bestimmtheit zu bringen, damit man nicht durch Mehrheit der Stimmen, sondern einmüthig einen Entschluß fassen, sämmtliche Gewerkschaft beruhigen und sowol ihr als Denenjenigen, die sich mit der Ausführung weiter zu beschäftigen haben, für die Folge Muth zusprechen könne.

So viel möchte zu Einleitung des Geschäfts hinreichen, und wir werden die verschiedenen Punkte desselben in den folgenden Sessionen nach ihrer Ordnung vorzulegen nicht verfehlen.

Vortrag beim Schluſſe des Gewerkentags
am 11. Junius 1791.

Das Geſchäft, deſſen Eröffnung vor einiger Zeit hier in eben dieſer Verſammlung geſchah, iſt nunmehr glücklich vollendet, und wir ſind abermals zuſammengekommen, um die Reſultate der bisher gepflogenen Deliberationen öffentlich bekannt zu machen.

Als die neue Ilmenauer Gewerkſchaft ſich zuerſt formirte und man die künftigen gewerkſchaftlichen Zuſammenkünfte vorausſah, war man bedacht, denſelben eine Konſtitution zu geben, nach welcher von den zu pflegenden Deliberationen für das Werk der größte Vortheil zu hoffen war. Man ſchloß daher keinen einzelnen Gewerken von dem Zutritt an einem ſolchen Tage aus, ertheilte aber nur Denjenigen eine entſcheidende Stimme, welche im Auftrag für hundert Stimmen ſprachen. Es ſchien diese Vorſicht um ſo nötbiger, als man durch die Erfahrung belehrt war, daß die Meinung ſo verſchiedener Menſchen bei dieſer wie bei andern Gelegenheiten ſchwerlich in einen Schluß zu vereinigen ſei.

Um deſto angenehmer war es der gnädigſt verordneten Kommiſſion in dem gegenwärtigen Falle, gar bald zu bemerken, daß, wie ſie von ihrer Seite nichts zu unterlaſſen glaubte, was zur Aufklärung und Beſchleunigung des Geſchäfts dienen konnte, ſämmtliche Herren Abgeordnete auch von der ihrigen auf eine Weiſe zu Werke ſchritten, welche das Geſchäft erleichtern und beſchleunigen mußte.

Alle hingelegte Vorſchläge ſind mit ſo vieler Unparteilichkeit geprüft, mit ſo vieler Einſicht in die Lage des Werks überlegt und die ſämmtlichen Berathſchlagungen mit ſo vieler Mäßigung und Gründlichkeit gepflogen worden, daß es kein Wunder iſt, gegenwärtig das Geſchäft durch einen einſtimmigen Schluß vollendet und jene anfängliche Vorſicht, wenigſtens für diesmal, überflüſſig zu ſehen. Man wünſcht, daß bei allen zukünftigen dergleichen

Zuſammenkünften nicht die Zahl, ſondern die Gründlichkeit, nicht die Mehrheit, ſondern die Uebereinſtimmung entſcheiden möge.

Ebenſo angenehm war es, durch die gegenwärtigen Herren Abgeordneten die entſchloſſenen Geſinnungen ihrer Herren Kommittenten zu erfahren, welche ſämmtlich dahin gingen, daß ein ſo weit geführtes Unternehmen, beſonders auf dem gegenwärtigen Punkt, durch einen raſchen, entſchloſſenen Angriff zu ſeinem Zweck zu führen ſei.

Es war dieſes um ſo erwünſchter, als man einem Theil der Gewerken wie einem Theil des Publikum nicht verargen konnte, wenn es, beſonders in der letzten Zeit, weniger vortheilhafte Begriffe von dem Unternehmen faßte. Denn wenn Derjenige, welcher über der Erde vor den Augen der Menſchen bauet, dem Tadel derſelben ausgeſetzt iſt, ſo können Diejenigen, welche unter der Erde ein gleichſam unſichtbares Werk unternehmen, wol ſchwerlich auf das Vertrauen der Menge rechnen; denn ſie iſt nicht leicht ſo unbefangen aufmerkſam, um ein gründliches Urtheil über ein ſolches Werk fällen zu können, und wie Viele ſind es, welche, ſo lange der Zweck noch nicht erreicht iſt, unterſcheiden können, ob man ſich demſelben nähert oder ſich von demſelben entfernt?

Ueber alle dieſe Beſorgniſſe hat uns die Kenntniß, die Aufmerkſamkeit, die Einſicht und das Urtheil der ſämmtlichen gegenwärtigen Herren Abgeordneten beruhigt, und das Reſultat der gepflogenen Deliberationen iſt dahin ausgefallen, daß das Werk mit erneuerter Lebhaftigkeit anzugreifen ſei, und daß man ſolche Maßregeln zu nehmen habe, wodurch man, ohne ſich im Mindeſten von dem Hauptzwecke zu entfernen, denſelben in der kürzeſten Zeit mit dem wenigſten Aufwande erreichen muß.

Es ſind daher, wie die Protokolle beſagen, welche ſämmtlichen Herren Intereſſenten mitgetheilt werden können, verſchiedene Vorſchläge, als: die Erſinkung eines neuen Schachtes, die Führung eines Querſchlags nach dem aufſteigenden Flötz, die Wiedereröffnung des Stolln nach dem alten Baue, um die geſpannten Waſſer abzufangen, zwar als dem Werke in der Folge nützlich angeſehen, die Ausführung derſelben für den Augenblick aber abgelehnt worden, weil ſowol die Aufmerkſamkeit als der Aufwand dadurch von dem Hauptpunkte, dem vor allen Dingen zu erſinkenden Flötze, abgeleitet würde.

Dagegen hat man die in der letzten Nachricht ſchon vorläufig angezeigte Idee, den gegenwärtigen Schacht dergeſtalt einzurichten, daß in demſelben noch zwei Kunſtzeuge angebracht

werden können, bei der genaueſten Prüfung vollkommen ausführbar gefunden und daher einmüthig gebilliget.

Um alſo im Gefolg des erſten Plans den Zweck, welchem man ſich ſo nahe befindet, zu erreichen, iſt beſchloſſen worden, ſogleich noch zwei Radſtuben zu brechen und zwei Kunſtzeuge zu erbauen. Die innere künftige Einrichtung des Schachtes bringt es mit ſich, daß dieſe Zeuge nicht ſucceſſiv, ſondern zu gleicher Zeit angelegt werden.

Dieſe Vorrichtung wird nach dem Urtheil der Kunſtverſtändigen hinreichend ſein, die von den beiden ſchon erbauten Kunſtzeugen in der Tiefe nicht völlig bezwungenen Waſſer bis auf das Flötz hinab zu gewältigen und ſich auf demſelben vorerſt zu erhalten.

Man hat die Summen,welche ſowol zu Ausführung dieſes Plans als zu Beſtreitung der allgemeinen Koſten auf ein Jahr nöthig ſind, auf 7800 Rthlr. berechnet, wozu der durch die vierte Nachricht bekannte Rezeß des Werks von 5000 Rthlr. noch hinzukommt.

Dieſe Koſten beizubringen, war der Beſchluß folgender: der gegenwärtige Termin, welcher 6500 Rthlr. Current einträgt, würde ſogleich zu Fortſetzung des Werks angewendet werden, die Friſt zu Bezahlung deſſelben würde bis Michaelis dieſes Jahres erſtreckt, wo ſodann alle Diejenigen, welche ihren Beitrag nicht eingeſendet, präkludirt und die Kuxe caducirt werden; um aber doch die ganze Summe, als worauf man gerechnet, nicht zu entbehren, ſo iſt einmüthig beſchloſſen worden, ſämmtliche caducirte Kuxe nicht wieder zu verleihen, ſondern lieber den geringen Nachtrag von Seiten der Gewerkſchaft ſelbſt zu übernehmen und die Societät dadurch ins Enge zu ziehen.

Um nun theils das Erforderliche für die vorzunehmenden Baue völlig aufzubringen, auch den Rezeß binnen hier und Oſtern abzutragen, iſt auf Weihnachten dieſes Jahrs ein abermaliger Termin von einem neuen Louisd'or oder 4 Laubthalern verwilligt worden.

An Michaelis wird eine Nachricht, wie weit man mit der Arbeit gekommen, ingleichen wie viele Kuxe caducirt worden, ins Publikum ausgehen und die Intereſſenten aufs Neue von der Lage der Sachen unterrichten.

Nach dieſem Plane, welcher mit möglichſter Vorſicht und Nachdenken gemacht worden, würde man, wenn keine ganz unvorzuſehende Fälle eintreten, binnen einem Jahre das Flötz erſunken haben, bis dahin die fortgehenden allgemeinen Koſten

beſtreiten und das Werk ſchuldenfrei ſehen, beſonders wenn man durch Beibringung der ältern Reſte, durch zu machende Erſparniß, durch Verkaufung einiger gewerkſchaftlichen Grundſtücke, welche vorerſt von den Herren Deputirten abgelehnt worden, die Summe, womit der Anſchlag die Einnahme überſteigt, beizubringen ſuchte.

Da nun alle dieſe Beſchlüſſe einmüthig von den gegenwärtigen Herren Abgeordneten des größten Theils der Gewerkſchaft gefaßt worden, auch bei fürſtl. Kommiſſion mehrere Gewerken ihre Erklärung dahin gegeben, daß ſie dieſen Entſchließungen beizutreten gemeinet und ſich der Beiträge zu einem entſcheidenden Verſuch nicht entziehen wollten, auch nunmehr die Lage der Sache und die nächſten Ausſichten noch mehr aufgeklärt ſind, als es durch die ausgebreitete vierte Nachricht nicht geſchehen können, ſo kann man die nicht erſchienenen Gewerken nunmehr mit größerer Zuverſicht aufrufen, auch ihre rückſtändige Beiträge bis Michaelis einzuſenden. Es iſt keine Proportion zwiſchen dem, was von einem Jeden ſchon aufgewendet iſt und durch Caducirung verloren geht, und demjenigen, was nach einer ſo ſtandhaften und wohl überdachten Entſchließung noch gegenwärtig zu hoffen iſt.

Es werden ſich die nicht erſchienenen und in der Zahlung rückſtehenden Gewerken überzeugen können, daß dieſe Erinnerung blos ihren eigenen Vortheil zur Abſicht hat, indem der oben bemerkte Entſchluß der beſtändigen Gewerkſchaft, die Beiträge der Abtretenden zu übernehmen, die Kaſſe und das Werk für aller Verlegenheit ſichert.

Dieſes ſind die Hauptpunkte, worüber deliberirt, die Hauptentſchließungen, welche gefaßt worden; das Uebrige zeigen die Protokolle an.

Und ſo wäre denn abermal dieſes wichtige Geſchäft dergeſtalt eingeleitet, daß man die beſte Hoffnung von deſſen Unternehmung faſſen kann, und wir beſchließen mit der größten Zufriedenheit eine wichtige, eine glücklich geendigte Handlung mit wiederholtem Danke gegen alle Diejenigen, welche in dieſem Geſchäfte eifrig mitgewirkt und deſſen Beendigung beſchleunigt haben. Wir beſchließen ſie um ſo freudiger, als wir unſerm gnädigſten Herrn mit einer angenehmen Nachricht entgegengehen konnten, da er dieſen Ort, welchem er ſeit dem Antritte ſeiner Regierung eine fortgeſetzte Aufmerkſamkeit ſchenkte, geſtern wieder betrat und durch ſeinen Antheil an dieſem Geſchäfte unſern Eifer aufs Neue belebte und belohnte.

Zum feierlichen Andenken
der Durchlauchtigſten Fürſtin und Frau
Anna Amalia,
verwittweten Herzogin zu Sachſen-Weimar und Eiſenach,

geborner Herzogin von Braunſchweig und Lüneburg.

Wenn das Leben der Großen dieſer Welt, ſo lange es ihnen von Gott gegönnt iſt, dem übrigen Menſchengeſchlecht als ein Beiſpiel vorleuchten ſoll, damit Standhaftigkeit im Unglück und theilnehmendes Wirken im Glück immer allgemeiner werde, ſo iſt die Betrachtung eines bedeutenden vergangenen Lebens von gleich großer Wichtigkeit, indem eine kurzgefaßte Ueberſicht der Tugenden und Thaten einem Jeden zur Nacheiferung als eine große und unſchätzbare Gabe überliefert werden kann.

Der Lebenslauf der Fürſtin, deren Andenken wir heute feiern, verdient mit und vor vielen andern ſich dem Gedächtniß einzuprägen, beſonders Derjenigen, die früher unter ihrer Regierung und ſpäter unter ihren immerfort landesmütterlichen Einflüſſen manches Guten theilhaft geworden und ihre Huld, ihre Freundlichkeit perſönlich zu erfahren das Glück hatten.

1739. Entſproſſen aus einem Hauſe, das von den früheſten Vor-
Oct. 24. eltern an bedeutende, würdige und tapfere Ahnherren zählt; Nichte eines Königs, des größten Mannes ſeiner Zeit; von Jugend auf umgeben von Geſchwiſtern und Verwandten, denen Großheit eigen war, die kaum ein ander Beſtreben kannten als ein ſolches, das ruhmvoll und auch der Zukunft bewundernswürdig wäre; in der Mitte eines regen, ſich in manchem Sinne weiter bildenden Hofes, einer Vaterſtadt, welche ſich durch

mancherlei Anſtalten zur Kultur der Kunſt und Wiſſenſchaft auszeichnete: ward ſie bald gewahr, daß auch in ihr ein ſolcher Keim liege, und freute ſich der Ausbildung, die ihr durch die trefflichſten Männer, welche ſpäterhin in der Kirche und im Reich der Gelehrſamkeit glänzten, gegeben wurde.

Von dort wurde ſie früh hinweggerufen zur Verbindung 1756.
mit einem jungen Fürſten, der mit ihr zugleich in ein heiteres
Leben einzutreten, ſeiner ſelbſt und der Vortheile des Glücks
zu genießen begann. Ein Sohn entſprang aus dieſer Ver- 1757.
einigung, auf den ſich alle Freuden und Hoffnungen verſam-
melten; aber der Vater ſollte ſich wenig an ihm und an dem
zweiten gar nicht erfreuen, der erſt nach ſeinem Tode das Licht
der Welt erblickte.

Vormünderin von Unmündigen, ſelbſt noch minderjährig, 1758.
fühlte ſie ſich bei dem einbrechenden ſiebenjährigen Kriege in
einer bedenklichen Lage. Als Reichsfürſtin verpflichtet, auf der-
jenigen Seite zu ſtehen, die ſich gegen ihren großen Oheim
erklärt hatte, durch die Nähe der Kriegswirkungen ſelbſt gedrängt,
fand ſie eine Beruhigung in dem Beſuch des großen heer-
führenden Königs. Ihre Provinzen erfuhren viel Ungemach,
doch kein Verderben erdrückte ſie.

Endlich zeigte ſich der erwünſchte Frieden, und ihre erſten
Sorgen waren die einer zwiefachen Mutter, für das Land und
für ihre Söhne. Sie ermüdete nicht, mit Geduld und Milde
das Gute und Nützliche zu befördern, ſelbſt wo es nicht etwa
gleich Grund faſſen wollte. Sie erhielt und nährte ihr Volk
bei anhaltender furchtbarer Hungersnoth. Gerechtigkeit und 1772.
freier Edelmuth bezeichneten alle ihre Regentenbeſchlüſſe und
Anordnungen.

Ebenſo war im Innern ihre herzlichſte Sorge auf die
Söhne gewendet. Vortreffliche, verdienſtvolle Lehrer wurden
angeſtellt, wodurch ſie zu einer Verſammlung vorzüglicher
Männer den Anlaß gab und alles Dasjenige begründete, was
ſpäter für dieſes beſondre Land, ja für das ganze deutſche
Vaterland ſo lebhaft und bedeutend wirkte.

Alles Gefällige, was das Leben zieren kann, ſuchte ſie ſo-
gleich nach dem gegebenen Maß um ſich zu verſammeln, und ſie
war im Begriff, mit Freude und Zutrauen das gewiſſenhaft
Verwaltete ihrem durchlauchtigſten Sohn zu übergeben, als
das unerwartete Unglück des Weimariſchen Schloßbrandes die 1774.
gehoffte Freude in Trauer und Sorgen verwandelte. Aber

auch hier zeigte sie den eingebornen Geist; denn unter großen Vorbereitungen zu Milderung sowie zu Benutzung der Folgen dieses Unglücks übergab sie ruhm- und ehrenvoll ihrem zur Volljährigkeit erwachsenen Erstgebornen die Regierung seiner väterlichen Staaten und trat eine sorgenfreiere Abtheilung des Lebens an.

Ihre Regentschaft brachte dem Lande mannichfaltiges Glück, ja das Unglück selbst gab Anlaß zu Verbesserungen. Wer dazu fähig war, nahm sie an. Gerechtigkeit, Staatswirthschaft, Polizei befestigten, entwickelten, bestätigten sich. Ein ganz anderer Geist war über Hof und Stadt gekommen. Bedeutende Fremde von Stande, Gelehrte, Künstler wirkten besuchend oder bleibend. Der Gebrauch einer großen Bibliothek wurde freigegeben, ein gutes Theater unterhalten und die neue Generation zur Ausbildung des Geistes veranlaßt. Man untersuchte den Zustand der Akademie Jena. Der Fürstin Freigebigkeit machte die vorgeschlagenen Einrichtungen möglich, und so wurde diese Anstalt befestigt und weiterer Verbesserung fähig gemacht.

Mit welcher freudigen Empfindung mußte sie nun unter den Händen ihres unermüdeten Sohnes selbst über Hoffnung und Erwartung alle ihre früheren Wünsche erfüllt sehen, um so mehr, als nach und nach aus der glücklichsten Ehe verbindung eine würdige, frohe Nachkommenschaft sich entwickelte.

Das ruhige Bewußtsein, ihre Pflicht getban, das was ihr oblag, geleistet zu haben, begleitete sie zu einem stillen, mit Neigung gewählten Privatleben, wo sie sich, von Kunst und Wissenschaft sowie von der schönen Natur ihres ländlichen Aufenthaltes umgeben, glücklich fühlte. Sie gefiel sich im Umgang geistreicher Personen und freute sich, Verhältnisse dieser Art anzuknüpfen, zu erhalten und nützlich zu machen; ja, es ist kein bedeutender Name von Weimar ausgegangen, der nicht in ihrem Kreise früher oder später gewirkt hätte. So bereitete
1788. sie sich vor zu einer Reise jenseits der Alpen, um für ihre Gesundheit Bewegung und ein milderes Klima zu nutzen; denn kurz vorher erfuhr sie einen Anfall, der das Ende ihrer Tage herbeizurufen schien. Aber einen höheren Genuß hoffte sie von dem Anschauen dessen, was sie in den Künsten so lange geahndet hatte, besonders von der Musik, von der sie sich früher gründlich zu unterrichten wußte, eine neue Erweiterung der Lebensansichten durch die Bekanntschaft edler und gebildeter Menschen, die jene glücklichen Gegenden als Einheimische und

Fremde verherrlichten und jede Stunde des Umgangs zu einem merkwürdigen Zeitmoment erhöhten.

Manche Freude erwartete sie nach ihrer Zurückkunft, als sie, mit mancherlei Schätzen der Kunst und der Erfahrung geschmückt, ihre häusliche Schwelle betrat. Die Vermählung ihres blühenden 1804.
Enkels mit einer unvergleichlichen Prinzessin, die erwünschten ehelichen Folgen gaben zu Festen Anlaß, wobei sie sich des mit rastlosem Eifer, tiefem Kunstsinn und wählendem Geschmack wieder aufgerichteten und ausgeschmückten Schlosses erfreuen konnte und uns hoffen ließ, daß zum Ersatz für so manches frühe Leiden und Entbehren ihr Leben sich in ein langes und ruhiges Alter verlieren würde.

Aber es war von dem Alles Lenkenden anders vorgesehen. Hatte sie während dieses gezeichneten Lebensganges manches Ungemach tief empfunden, vor Jahren den Verlust zweier tapferen Brüder, die auf Heereszügen ihren Tod fanden, eines dritten, der, sich für Andere aufopfernd, von den Fluthen verschlungen ward, eines geliebten entfernten Sohnes, später eines verehrten, als Gast bei ihr einkehrenden Bruders und eines hoffnungsvollen lieblichen Urenkels, so hatte sie sich mit inwohnender Kraft immer wieder zu fassen und den Lebensfaden wieder zu ergreifen gewußt. Aber in diesen letzten Zeiten, da der unbarmherzige Krieg, nachdem er unser so lange geschont, uns endlich und sie ergriff; da sie, um eine herzlich geliebte Jugend aus dem wilden Drange zu retten, ihre Wohnung verließ, eingedenk jener Stunden, als die Flamme sie aus ihren Zimmern und Sälen verdrängte; nun bei diesen Gefahren und Beschwerden der Reise, bei dem Unglück, das sich über ein hohes verwandtes, über ihr eigenes Haus verbreitete, bei dem Tode des letzten einzig geliebten und verehrten Bruders, in dem Augenblick, da sie alle ihre auf den festesten Besitz, auf wohl erworbenen Familienruhm gebauten jugendlichen Hoffnungen, Erwartungen von jener Seite verschwinden sah: da scheint ihr Herz nicht länger geballen und ihr muthiger Geist gegen den Andrang irdischer Kräfte das Uebergewicht verloren zu haben. Doch blieb sie noch immer sich selbst gleich, im Aeußern ruhig, gefällig, anmuthig, theilnehmend und mittheilend, und Niemand aus ihrer Umgebung konnte fürchten, sie so geschwind aufgelöst zu sehen. Sie zauderte, sich für krank zu erklären, ihre Krankheit war kein Leiden, sie schied aus der Gesellschaft der Übrigen, 1807.
wie sie gelebt hatte. Ihr Tod, ihr Verlust sollte nur schmerzen Apr. 10

als nothwendig, unvermeidlich, nicht durch zufällige, bängliche, angstvolle Nebenumstände.

Und wem von uns ist in gegenwärtigen Augenblicken, wo die Erinnerung vergangener Uebel, zu der Furcht vor zukünftigen gesellt, gar manches Gemüth beängstigt, nicht ein solches Beispiel standhaft ruhiger Ergebung tröstlich und aufrichtend! Wer von uns darf sagen: Meine Leiden waren so groß als die ihrigen! Und wenn Jemand eine solche traurige Vergleichung anstellen könnte, so würde er sich an einem so erhabenen Beispiele gestärkt und erquickt fühlen.

Ja, — wir kehren zu unserer ersten Betrachtung zurück — das ist der Vorzug edler Naturen, daß ihr Hinscheiden in höhere Regionen segnend wirkt wie ihr Verweilen auf der Erde: daß sie uns von dort her gleich Sternen entgegenleuchten, als Richtpunkte, wohin wir unsern Lauf bei einer nur zu oft durch Stürme unterbrochenen Fahrt zu richten haben; daß Diejenigen, zu denen wir uns als zu Wohlwollenden und Hilfreichen im Leben hinwendeten, nun die sehnsuchtsvollen Blicke nach sich ziehen als Vollendete, Selige.

Ueber die Nothwendigkeit, Thunlichkeit und Schicklichkeit der Trennung des Schauspiels von der Oper.

Wenn ich in meinem vorgestrigen Aufsatz den Vorschlag that, daß man beim Weimarischen Theater das Schauspiel von der Oper trennen möchte, so habe ich nur einen Gedanken, einen Wunsch geäußert, den ich schon längst gehegt. Ich erlaube mir, ehe ich unsern besondern Fall ausspreche, einige allgemeine Betrachtungen.

Die Oper ist ihrer Natur nach von dem Schauspiel durchaus unterschieden; sie ist es auch bei den Nationen geblieben, die, indem sie etwas Vollkommnes, Auffallendes auf ihrem Theater sehen wollen, die verschiedenen Arten der Kunstwerke aufs Strengste sondern. In Deutschland ist die Oper nach und nach, und man möchte sagen zufällig, mit dem Schauspiel verknüpft worden. Um nicht allzu weit vorwärts zu gehen, so bringe ich in Erinnerung, daß vor vierzig bis funfzig Jahren die Oper Der Teufel ist los zuerst große Sensation erregte, worauf die Hiller'schen Opern folgten, bei denen es gar keine Sänger brauchte, um sie ganz leidlich vorzutragen. Die französischen kleinen Operetten, Das Milchmädchen und dergleichen, kamen im südlichen Deutschland zuerst auf die Bühne durch Marchand, einen Direktor, der selbst leidlich sang und sich mit Versemachen abgab. Hier hatte die Epoche der Handwerksopern ihren Anfang: die Schmiede, Böttcher, Töpfer erschienen hinter einander; die Aktion des gemeinsten Schauspiels ward durch Musik und Takt etwas veredelt; die ersten schmucklosen italienischen Opern, Das gute Mädchen, Robert und Kalliste, Die eingebildeten Philosophen, schließen sich an, und die Direktoren fanden es sehr bequem, mit sehr wenigem Aufwand von Naturell und Talent das Publikum zu unterhalten, ja zu entzücken. Man erinnere sich der Zeit, in welcher ein Ackermann

lange auf dem Weimariſchen Theater für den erſten Buffo und ſeine Frau wenigſtens als zweite Sängerin gelten mußte! Man erinnere ſich der Gattin des Direktor Bellomo, die mit einer leidlichen Stimme, einem völlig oberdeutſchen Dialekt und einem unſcheinbaren Aeußeren mehrere Jahre die erſten Liebhaberinnen vortrug!

Dieſer Art, auf eine genügſame Weiſe ſich zu vergnügen, gab Dittersdorf neue Nahrung. Perſonen aus dem gemeinen Leben, lebhafte Intriquen, allgemein faßlicher Geſang verſchafften ſeinen auf einem Privattheater entſtandenen Opern einen allgemeinen Umlauf, und wer in Weimar mag ſich nicht gerne des rothen Käppchens erinnern, mit deſſen heiterer Erſcheinung das jetzige Hoftheater eröffnet wurde!

In einem ganz entgegengeſetzten, höheren Sinne hatte Mozart durch Die Entführung aus dem Serail Epoche gemacht. Dieſe Oper, noch mehr aber Die Zauberflöte, die eigentlich nur den Theatermeiſtern Mühe machte, wurde unzähligemal wiederholt, und beide brachten das darauf Verwendete reichlich ein, weniger die folgenden Zauberopern, die auch nach und nach alle von der Bühne verſchwunden ſind.

Indeſſen hatten ſich bei Aufführung ſolcher Singſtücke beſſere Stimmen nöthig gemacht, eigentliche Sänger wurden engagirt, und je beſſer ſie wurden, je mehr traten ſie mit dem Schauſpiel außer Verhältniß. Auch unſer Theater war glücklich genug, manche zu beſitzen, bis wir endlich in der letzten Zeit das Singſpiel auf einem Gipfel ſahen, wo es wohl verdiente, eine Anſtalt für ſich zu heißen. Ich brauche nur einiger Aufführungen, der Müllerin, der Camilla, der Wegelagerer zu gedenken, und man wird mich alles andern Beweiſes überheben.

Indeſſen hatte aber auch in Rückſicht auf die innere Einrichtung, beſonders was Vorbereitung und Proben betrifft, die Oper das Uebergewicht über das Schauſpiel genommen. Jene braucht ihrer Natur nach mehr Proben als dieſes; aber bei uns waren ſie ganz außer allem Verhältniß. Man unternahm, es iſt wahr, ſchwere Opern; aber man brachte ſie meiner Ueberzeugung nach viel zu langſam zu Stande, und wenn auch dies nicht zu ändern geweſen wäre, ſo wiederholte man eine endlich mit ſo viel Mühe und Aufopferung zu Stand gekommene Oper nicht oft genug, nicht einmal ſo oft, daß das Publikum hätte damit bekannt werden und ihr Geſchmack abgewinnen

können. Singſpiele, welche lange gelegen, bedurften gleichfalls vieler Proben, und weil es meiſt ſolche waren, in welchen Chöre und Statiſten nöthig ſind, ſo wurden die Schauſpieler dabei gleichfalls ſtatairt, und es war bei uns zuletzt faſt herkömmlich, daß, weil der Sonnabend brillant ſein ſollte, Montag und Mittwoch vernachläſſigt, ja oft dem Zufall überlaſſen wurden; denn indem man bedeutende Stücke an dieſen Tagen nicht geben wollte, um ſie einen Sonnabend zu bringen, wenn die Oper ebenfalls fehlte, indem man Perſonen, welche zugleich im Schauſpiel und in der Oper bedeutend ſind, des Mittwochs nicht zumuthen konnte, eine ſtarke Rolle vorzutragen, ſo kam in die monatlichen, ja wochentlichen Austheilungen, wobei man unmöglich alle und jede wechſelſeitigen Verhältniſſe ſtets vor Augen haben konnte, ein ſolches Schwanken, das der Direktion höchſt verdrießlich ſein mußte und von Hof und Publikum oft genug unangenehm empfunden ward.

Der Vorſchlag, Schauſpiel und Oper zu trennen, hat daher den Hauptzweck, beide Gattungen auf ſich ſelbſt zu weiſen, um jede ſeparat zu ihrer Pflicht anhalten zu können. Sobald der Schauſpieler ohne Zerſtreuung ſeine Zeit der Erlernung neuer Stücke, der Repetition älterer widmen kann, ſobald man feſtſetzt, daß Sonnabends gewiß Oper ſein werde, ſo hat der Schauſpieler den Donnerſtag, Freitag, Sonnabend und Sonntag vor ſich, um Montag und Mittwochs ehrenvoll und zur Freude der Zuſchauer zu erſcheinen. Austheilungen können auf einen Monat gemacht werden und müſſen gehalten werden. Von Zeit zu Zeit eintretende Unmöglichkeiten ſind von keiner Bedeutung, wenn nur nicht jeden Augenblick die Willkür waltet.

Man bedenke hier vor allen Dingen, daß der Hauptzweck unſers Theaters ſei, dreimal die Woche bedeutende, gefällige Vorſtellungen zu geben. Darauf muß man losgehen; alles Andere ſind Nebenſachen.

Durch die Trennung des Schauſpiels von der Oper kann bei uns dieſer Zweck ganz allein erreicht werden. Die Haupturſachen ſind oben ſchon angedeutet; es liegen aber noch andre im Hintergrund, welche ſich zu künftiger, vielleicht nur mündlicher Mittheilung qualifiziren. Wollte man eine ſolche Scheidung im Augenblicke ſtreng machen, ſo würde ſich finden, daß das Schauſpiel wol ohne die Oper, die Oper aber nicht ohne das Schauſpiel beſtehen könnte. Man laſſe daher vorerſt Diejenigen, die eigentlich als Schauſpieler anzuſehen ſind, wie

Unzelmann und Deny, bei der Oper mitwirken, nur gehe man aufs Schärfste zu Rathe, wie die Proben vermindert und das Einstudiren einer Oper beschleunigt werden könne, damit solche Personen nicht mehr als billig von ihrer Obliegenheit beim Schauspiel abgehalten werden.

Das zweite, was einer Trennung entgegenzustehen scheint, ist, daß man bei Oper und Schauspiel wechselseitig Statisten und respektive Choristen gemacht hat. Dieses alte Recht der Direktionen, die besten Schauspieler und Sänger zu den geringsten Funktionen zu beordern, ist für einen Entrepreneur, besonders für einen herumziehenden, von Bedeutung, und man hat sich es bisher bei der Kommission, welche in jene Stelle eintrat, ganz wohl gefallen lassen. Untersucht man aber genau, wie viel man davon nachgelassen, wie Mancher wo nicht ausdrücklich, doch stillschweigend, wo nicht für immer, doch öfter dispensirt und freigelassen, so zeigt sich, daß es in der Ausübung keineswegs so viel, als man glaubt, relevire.

Das Schauspiel sowie die Oper würden künftig noch immer in sich selbst Statisten machen. Bei der Oper sind die Chorschüler gegenwärtig, und wenn man zu den subalternen Sängerinnen, die anfangs noch bei der Oper mitwirken möchten, einige Mädchen aus der Stadt heranzieht, so würde nichts verloren und viel gewonnen sein.

Ueberhaupt müßte es leichter sein als jemals, sich ein stehendes Chor zu bilden, da durch den Einfluß der großen Berliner Singakademie sich überall Privatgesellschaften bilden, die eine Freude darin finden, mehrstimmige Gesänge auszuführen. In Berlin selbst haben sich mehrere solche Privatchöre gebildet; in Halle, Leipzig, Jena, Weimar sind sie auch schon entstanden, und es bedürfte bei uns nur ein Geringes, um eine solche Neigung weiter zu verbreiten. Noch nie ist ein Zeitpunkt günstiger gewesen als der gegenwärtige.

Es möchte unfreundlich aussehen, wenn ich hier umständlich ausführen wollte, wie vorzüglichere Sänger, wenn man sie zum Chorgesange fordert, zwar erscheinen, um nicht gestraft zu werden, aber keinen Laut von sich geben, welches man nicht ebenso gut als eine Abwesenheit beweisen konnte.

Daß noch Manches bei einer neuen Einrichtung wird zu bedenken, daß noch Manches wird zu thun sein, bis die beiden getrennten Abtheilungen des Theaters sich in sich selbst runden und konsolidiren, liegt in der Natur der Sache. Was wegen

Lauchstädt zu thun sei, wird gefragt werden, worauf sich aber auch recht gut wird antworten lassen.

Führt man aber die Oper wieder mehr zum Gesang, das Schauspiel mehr zur Rezitation und Deklamation zurück, entäußert man sich nach und nach alles unnöthigen Prunks und Lärms, so wird die Anstalt nach innen und nach außen gewinnen und die Kasse gewiß nichts verlieren. Schon wenn die Montage und Mittwoche bedeutender werden, so muß eine erhöhte Einnahme an diesen Tagen schon manchen Sonnabendstatisten bezahlen. Es giebt noch andere Vorschläge zu Erhöhung der Einnahme, und gewiß, wenn mehr Einheit und Einigkeit in die verschiedenen Gliederungen der neuen Einrichtung gebracht werden, so lassen sich manche faux-frais vermeiden, deswegen mir selbst höchst angenehm ist, daß Jemand mit frischem Blick zu den Kassegeschäften hinzutritt.

Ganz unschätzbar aber für den raschern Gang der Geschäfte, für bessere Disziplin und so vieles Andere ist bei der neuen Maßregel, daß die Wöchnerschaft aufgehoben werde. Genast würde allein bei dem Schauspiel, Becker allein bei der Oper angestellt, und man wüßte genau, was man von Jedem zu erwarten und zu fordern hätte, und Jeder könnte sich mit dem, was er leistet, besonders und persönlich Ehre machen.

So viel zur allgemeinen Einleitung des Vorschlags. Zu weiterer Aufklärung und näherer Bestimmung desselben würde ich unterthänigst bitten, Durchlaucht geruhten, auf Unterzeichneten, auf den Hofkammerrath Kirms und den Rath Kruse ein Kommissorium zu stellen blos zu dem Zwecke, die Sache von allen Seiten durchzudenken und zu bearbeiten, wobei die bekannt gewordenen gnädigsten Intentionen im Auge behalten und die übrigen Einrichtungen so weit als möglich ins Detail verfolgt würden. Ein Aufsatz deshalb würde baldmöglichst mit unterthänigstem Bericht einzureichen und Serenissimi höchste Entschließung abzuwarten sein.

Weimar, den 9. Dezember 1808.

Rede bei der Feierlichkeit der Stiftung des weißen Falkenordens.

(Am 30. Januar 1816.)

Durchlauchtigster Großherzog!
Gnädigster Fürst und Herr!

Ew. Königl. Hoheit haben in diesen neusten Zeiten Ihre sämmtlichen Angehörigen mit so viel Huld und Gnaden überrascht, daß es besser schien, stillschweigend das mannichfaltige Gute zu verehren, als die reinen heiligen Empfindungen des Dankes durch Wiederholung zu erschöpfen oder abzustumpfen. Wie verlegen muß ich mich daher fühlen, wenn ich mich berufen sehe, in Ew. Königl. Hoheit Gegenwart die Empfindungen gleichfalls gegenwärtiger, aufs Neue höchst begünstigter Männer anständig auszudrücken.

Glücklicherweise kommt mir zu Statten, daß ich nur dasjenige wiederholen darf, was seit mehr als vierzig Jahren ein Jeder, dem beschieden war, in Ew. Königl. Hoheit Kreise zu wirken, sodann jeder Deutsche, jeder Weltbürger mit Ueberzeugung und Vergnügen ausspricht, daß Höchstdieselben mehr für Andere als für sich selbst gelebt, für Andere gewirkt, gestritten und keinen Genuß gekannt, als zu dessen Theilnahme zahlreiche Gäste geladen wurden, so daß, wenn die Geschichte für Höchstdieselben einen Beinamen zu wählen hat, der Ehrenname des Mittheilenden gleich zur Hand ist.

Und auch gegenwärtig befinden wir uns in demselben Falle; denn kaum haben Ihro Königl. Hoheit nach langem Dulden und Kämpfen sich neubelebten Ruhmes, erhöhter Würde, vermehrten Besitzes zu erfreuen, so ist Ihro erste Handlung, einem Jeden der Ihrigen daran freigebig seinen Theil zu gönnen. Aelteren und neueren Kriegsgefährten erlauben Sie, sich mit der hohen Purpurfarbe zu bezeichnen, und aus denen

sorgsam und weislich erworbenen Schätzen sieht ein Jeder sein häusliches Glück begünstigt. Nun aber machen Sie eine Anzahl der Ihrigen und Verbundenen Ihrer höchsten Würde theilhaftig, indem ein Zeichen verliehen wird, durch welches Alle sich an Höchstdieselben herangehoben fühlen. Diese dreifach ausgespendeten Gaben sind mehr als hinreichend, um unverzeßlich scheinende Uebel auf einmal auszulöschen, allen in dem Winkel des Herzens noch allenfalls verborgenen Mißmuth aufzulösen und die ganze Kraft der Menschen, die sich bisher in Unglauben verzehrte, an neue, lebendige Thätigkeit sogleich heranzuwenden. Jede Pause, die das Geschäft, jede Stockung, die das Leben noch aufhalten möchte, wird auf einmal zu Schritt und Gang, und Alles bewegt sich in einer neuen, fröhlichen Schöpfung.

Betrachten wir nun wieder den gegenwärtigen Augenblick, so erfreut uns das hohe Zeichen der Gnade, welches, vom Ahnherrn geerbt, Ew. Hoheit in der Jugend schmückte. Gesinnungen, Ereigniße, Unbilden der Zeit hatten es dem Auge entrückt, damit es aufs Neue zur rechten Stunde glänzend hervorträte. Nun bei seiner Wiedererscheinung dürfen wir das darin enthaltene Symbol nicht unbeachtet laßen.

Man nennt den Adler den König der Vögel; ein Naturforscher jedoch glaubt ihn zu ehren, wenn er ihm den Titel eines Falken ertheilt. Die Glieder dieser großen Familie mögen sich mit noch so vielerlei Namen unterscheiden: der weiß gefiederte, der uns gegenwärtig als Muster aufgestellt ist, wird allein der edle genannt. Und doch wol deswegen, weil er nicht auf grenzenloßen Raub ausgeht, um sich und die Seinigen begierig zu nähren, sondern weil er zu bändigen ist, gelehrig dem kunstreichen Menschen gehorcht, der nach dem Ebenbilde Gottes Alles zu Zweck und Nutzen hinleitet. Und so steigt das schöne, edle Geschöpf von der Hand seines Meisters himmelauf, bekämpft und bezwingt die ihm angewiesene Beute und setzt durch wiederholt glücklichen Fang Herrn und Herrin in den Stand, das Haupt mit der schönsten Federzierde zu schmücken.

Und so dürfen wir denn schließlich den hohen Sinn unseres Fürsten nicht verkennen, daß er zu dieser Feier den friedlichsten Tag gewählt, als einen, der uns schon so lange heilig ist und welchem seit so vielen Jahren die Künste ihren mannichfaltigsten Schmuck, so viel sie nur vermochten, anzueignen und zu widmen suchten. Heute wendet sich diese Zierde gegen uns, wir begehen diesen Tag mit ernsten Betrachtungen, die doch nur immer

dorthin führen können, daß wir mehr als jemals auf Blick und Wink des Herrn zu achten haben, deſſen Abſichten ganz und gar auf unſer Wohl gerichtet ſind. Möge das Glück einem gemeinſamen Beſtreben günſtig bleiben und wir zunächſt die Früchte eifriger Bemühungen dem höchſten Paare und deſſen erlauchtem Hauſe als beſcheidenen aufrichtigen Dank getroſt entgegenbringen und ſo den Wahlſpruch kühn bethätigen:

Vigilando ascendimus!

Gesellschaftliche Vorträge.

Dilettant und Künstler.*)

Weimar, zum 3. Mai 1815.

Blätter, nach Natur gesammelt,
Sind sie endlich auch gesammelt,
Deuten wol auf Kunst und Leben;
Aber Ihr im Künstlerkranze,
Jedes Blatt sei Euch das Ganze,
Und belohnt ist Euer Streben.

An Sulpiz Boisserée.**)

Zur Abbildung eines Krystalls.

März 1816.

Granit, gebildet, anerkannt,
Es war ein wirklich freundlich Senden.
Empfanget nun aus gleicher Hand
Ein Bild, das auch die Welten spenden!
Das regte sich in Gottes Frühe;
Doch spät erst kommt es zum Betracht
Und giebt Betrachtern Qual und Mühe;
Ich hab' es mühsam oft bedacht.

Und ich bedenk' es alle Tage! —
Wie unterstünde sich die Lust,
Uns zu versüßen Qual der Plage,
Wär' sich nicht Lust der Qual bewußt?

*) Zuerst mitgetheilt in den „Nachgel. W." 1833 mit der obigen Ueberschrift. Die besondere Beziehung des Gedichtes geht aus dem „Katalog der Goethe-Ausstellung", S. 43 hervor: Es ist eine Widmung zu fünf Originalzeichnungen Goethe's, Landschaften in Sepia, die er dem Hofschauspieler Pius Alexander Wolff und dessen Gattin zu des Ersteren Geburtstage (Wolff war am 3. Mai 1782 geboren) zum Geschenk machte.

**) Zuerst gedruckt im „Katalog der Goethe-Ausstellung", S. 77, und dann 1863 in „Sulpiz Boisserée", II, 110.

Die Absicht und die Hoffnungen der verbundenen Mitglieder der Freitagsgesellschaft.

Es ist keinem Zweifel ausgesetzt, daß Derjenige, der in Geschäften arbeitet und um der Menschen willen Manches unternimmt, auch mit Menschen umgehen, Gleichgesinnte aufsuchen und sich, indem er ihnen nützt, auch ihrer zu seinen Zwecken bedienen müsse.

Bei Künsten und Wissenschaften hingegen fällt es nicht so sehr in die Augen, daß auch diese der Geselligkeit nicht entbehren können. Es scheint, als bedürfe der Dichter nur sein Selbst und berche am Sichersten in der Einsamkeit auf die Eingebung der Musen; man überredet sich manchmal, als seien die trefflichsten Werke dieser Art von einsamen Menschen hervorgebracht worden. Man hört oft, daß ein bildender Künstler, in seine Werkstatt geschlossen, gleich einem andern Prometheus oder Pygmalion von seiner angebornen Kraft getrieben, unsterbliche Werke hervorbringe und keinen Rathgeber brauche außer seinen Genius.

Es möchte dieses Alles aber wol nur Selbstbetrug sein; denn was wären Dichter und bildende Künstler, wenn sie nicht die Werke aller Jahrhunderte und aller Nationen vor sich hätten, unter welchen sie wie in der auserlesensten Gesellschaft ihr Leben hinbringen und sich bemühen, dieses Kreises würdig zu werden? Was kommen für Werke zum Vorschein, wenn der Künstler nicht das edelste Publikum kennt und immer vor Augen hat!

Und jene so verdient gepriesenen Alten, haben sie sich nicht eben auch darum auf den Gipfel der Kunst gesetzt, weil an ihrem Bestreben ganze Nationen Theil nahmen, weil sie Gelegenheit hatten, sich nach und mit Ihresgleichen zu bilden, weil ein edler Wetteifer einen Jeden nöthigte, mit der äußersten Anstrengung dasjenige zu leisten, dessen unsre Natur fähig ist?

Die Freunde der Wiſſenſchaften ſtehen auch oft ſehr einzeln und allein, obgleich der ausgebreitete Bücherdruck und die ſchnelle Zirkulation aller Kenntniſſe ihnen den Mangel von Geſelligkeit unmerklich macht.

Auch in dieſem Felde, wo das Gefühl der größten Allgemeinheit eintreten ſollte, tritt gar zu oft der beſchränkte Begriff ſeines eigenen Selbſt, ſeiner Schule hervor und verdunkelt das Uebrige. Streitigkeiten zerſtören die geſellige Wirkſamkeit, und wechſelſeitige Entfernung iſt gewöhnlich die Folge von gemeinſamen Studien. Glücklich, daß die Wiſſenſchaften wie Alles, was ein ächtes reines Fundament hat, ebenſo viel durch Streit als durch Einigkeit, ja oft mehr gewinnen! Aber auch der Streit iſt Gemeinſchaft, nicht Einſamkeit, und ſo werden wir ſelbſt durch den Gegenſatz hier auf den rechten Weg geführt.

Wir verdanken daher dem Bücherdruck und der Freiheit deſſelben undenkbares Gute und einen unüberſehbaren Nutzen; aber noch einen ſchönern Nutzen, der zugleich mit der größten Zufriedenheit verknüpft iſt, danken wir dem lebendigen Umgang mit unterrichteten Menſchen und der Freimüthigkeit dieſes Umgangs. Oft iſt ein Wink, ein Wort, eine Warnung, ein Beifall, ein Widerſpruch zur rechten Zeit fähig, Epoche in uns zu machen, und wenn wir oft ſolche heilſame Einflüſſe durch den Zufall einem längſt abgeſchiedenen Schriftſteller zu danken haben, ſo iſt es doch zehnfach angenehm, einem lebenden, gefühlvollen, vernünftigen Freunde dafür Dank abſtatten zu können.

Man giebt nicht mit Unrecht großen Städten deshalb den Vorzug, weil ſie ſo vieles Nothwendige verſammlen und einem Jeden die Auswahl für ſein Bedürfniß oder ſeine Liebhaberei überlaſſen. Aber auch ein kleiner Ort kann in gewiſſem Sinne dergeſtalt begünſtigt ſein, daß er wenig zu wünſchen übrig läßt.

Wo in mehreren Menſchen ein natürlicher, unüberwindlicher Trieb durch die Lage und äußere Verhältniſſe immer aufs Neue angefeuert wird; wo an dem Platze ſelbſt ſo viel Gelegenheit, Aufmunterung und Unterſtützung ſtattfindet, ſo daß Alles gleichſam von ſelbſt geräth; wo ſo manche Schätze der ächten Kunſt aufbewahrt, ſo manche Kenntniſſe von Reiſenden zuſammengebracht werden; wo die Nachbarſchaft thätige Männer in allen Fächern verſammelt; wo neue Bücher ſowol als Privatkorreſpondenz den Gedankenkreis immer in einer friſchen Bewegung erhalten, — an einem ſolchen Orte ſcheint es natürlich, daß man gewiſſe

festliche Tage auszeichne, um sich gemeinschaftlich des Guten zu erfreuen, das man so bequem findet und genießt.

Der Gewinnst der Gesellschaft, die sich heute zum ersten Mal versammlet, wird die Mittheilung desjenigen sein, was man von Zeit zu Zeit hier erfährt, denkt und hervorbringt. Jede Bemühung wird lebhafter, wenn eine Zeit bestimmt ist, wo man mitten unter den Zerstreuungen des Lebens sich des Antheils geschickter Menschen an dem, was man unternimmt, zum Voraus versprechen kann.

Der Ort, an dem wir zusammenkommen, die Zeit, in der wir uns zum ersten Mal versammlen, die aufmerksame Gegenwart Derjenigen, denen wir im Einzelnen und im Ganzen so Vieles schuldig sind, alle vereinigten Umstände lassen uns hoffen, daß diese nur auf eine Zeit lang verbundene Gesellschaft ihre Dauer auf mehrere Jahre nützlich erstrecken werde.

Zum Andenken
des edlen Dichters, Bruders und Freundes Wieland.

Durchlauchtigſter Protektor,
Sehr Ehrwürdiger Meiſter,
Verehrungswürdigſte Anweſende!

Ob es gleich dem Einzelnen unter keiner Bedingung geziemen will, alten ehrwürdigen Gebräuchen ſich entgegenzuſtellen und das, was unſere weiſen Vorfahren beliebt und angeordnet, eigenwillig zu verändern, ſo würde ich doch, ſtände mir der Zauberſtab wirklich zu Gebote, den die Muſe unſerm abgeſchiedenen Freunde geiſtig anvertraut, ich würde dieſe ganze düſtere Umgebung augenblicklich in eine heitere verwandeln; dieſes Finſtere mußte ſich gleich vor Ihren Augen erhellen, und ein feſtlich geſchmückter Saal mit bunten Teppichen und munteren Kränzen, ſo froh und klar als das Leben unſeres Freundes, ſollte vor Ihnen erſcheinen. Da möchten die Schöpfungen ſeiner blühenden Phantaſie Ihre Augen, Ihren Geiſt anziehn, der Olymp mit ſeinen Göttern, eingeführt durch die Muſen, geſchmückt durch die Grazien, ſollte zum lebendigen Zeugniß dienen, daß Derjenige, der in ſo heiterer Umgebung gelebt und dieſer Heiterkeit gemäß auch von uns geſchieden, unter die glücklichſten Menſchen zu zählen und keinesweges mit Klage, ſondern mit Ausdruck der Freude und des Jubels zu beſtatten ſei.

Was ich jedoch den äußern Sinnen nicht darſtellen kann, ſei den innern dargebracht. Achtzig Jahre — wie viel in wenigen Silben! Wer von uns wagt es, in der Geſchwindigkeit zu durchlaufen und ſich zu vergegenwärtigen, was ſo viele Jahre, wohl angewandt, bedeuten? Wer von uns möchte behaupten, daß er den Werth eines in jedem Betracht vollſtändigen Lebens ſogleich zu ermeſſen und zu ſchätzen wiſſe?

Begleiten wir unſern Freund auf dem Stufengange ſeiner Tage, ſehen wir ihn als Knaben, Jüngling, Mann und Greis,

so finden wir, daß ihm das ungemeine Glück zu Theil ward, die Blüthe einer jeden dieser Jahreszeiten zu pflücken; denn auch das hohe Alter hat seine Blüthe, und auch dieser auf das Heiterste sich zu freuen, war ihm gegönnt. Nur wenig Monate sind es, als die verbundenen Brüder ihre geheimnißvolle Sphinx für ihn mit Rosen bekränzten, um auszudrücken, daß, wenn Anakreon, der Greis, seine erhöhte Sinnlichkeit mit leichten Rosenzweigen zu schmücken unternahm, die sittliche Sinnlichkeit, die gemäßigte, geistreiche Lebensfreude unseres Edlen einen reichen, gedrängt gewundenen Kranz verdiene.

Wenige Wochen sind es, daß dieser treffliche Freund noch unsern Zusammenkünften nicht nur beiwohnte, sondern auch in ihnen thätig wirkte. Er hat seinen Ausgang aus dem Irdischen durch unsern Kreis hindurch genommen; wir waren ihm auch noch zuletzt die Nächsten, und wenn das Vaterland sowie das Ausland sein Andenken feiert, wo sollte dies früher und kräftiger geschehen als bei uns!

Den ehrwürdigen Geboten unserer Meister habe ich mich daher nicht entziehen dürfen und spreche in dieser angesehenen Versammlung zu seinem Andenken um so lieber einige Worte, als sie flüchtige Vorläufer sein können dessen, was künftig die Welt, was unsere Verbrüderung für ihn thun wird. Diese Gesinnung ist's, diese Absicht, um derentwillen ich mir ein geneigtes Gehör erbitten darf; und wenn dasjenige, was ich mehr aus einer fast vierzig Jahre geprüften Neigung als aus rednerischer Ueberlegung, keineswegs in gehöriger Verbindung, sondern vielmehr in kurzen Sätzen, ja sprungweise vortrage, weder des Gefeierten noch der Feiernden würdig erscheinen dürfte, so muß ich bemerken, daß hier nur eine Vorarbeit, ein Entwurf, ja nur der Inhalt und, wenn man will, Marginalien eines künftigen Werks zu erwarten seien. Und so werde denn ohne weiteres Zaudern zu dem uns so lieben, werthen, ja heiligen Gegenstand geschritten!

Wieland war in der Nähe von Biberach, einer kleinen Reichsstadt in Schwaben, 1733 geboren. Sein Vater, ein evangelischer Geistlicher, gab ihm eine sorgfältige Erziehung und legte bei ihm den ersten Grund der Schulkenntnisse. Hierauf ward er nach Kloster Bergen an der Elbe gesendet, wo eine Erziehungs- und Lehranstalt unter der Aufsicht des wahrhaft frommen Abtes Steinmetz in gutem Rufe stand. Von da begab er sich auf die Universität zu Tübingen; sodann lebte er

einige Zeit als Hauslehrer in Bern, ward aber bald nach Zürich zu Bodmer'n gezogen, den man in Süddeutschland, wie Gleimen nachher in Norddeutschland, die Hebamme des Genies nennen konnte. Dort überließ er sich ganz der Lust, welche das Selbstthervorbringen der Jugend verschafft, wenn das Talent unter freundlicher Anleitung sich ausbildet, ohne daß die höheren Forderungen der Kritik dabei zur Sprache kommen. Doch entwuchs er bald jenen Verhältnissen, kehrte in seine Vaterstadt zurück und ward von nun an sein eigner Lehrer und Bildner, indem er auf das Rastloseste seine literarisch-poetische Neigung fortsetzte. Die mechanischen Amtsgeschäfte eines Vorstehers der Kanzlei raubten ihm zwar Zeit, aber nicht Lust und Muth, und damit ja sein Geist in so engen Verhältnissen nicht verkümmerte, wurde er dem in der Nähe begüterten Grafen Stadion, kurfürstlich mainzischem Minister, bekannt. In diesem angesehenen, wohleingerichteten Hause wehte ihn zuerst die Welt- und Hofluft an; innere und äußere Staatsverhältnisse blieben ihm nicht fremd, und ein Gönner für das ganze Leben ward ihm der Graf. Hierdurch blieb er dem Kurfürsten von Mainz nicht unbekannt, und als unter Emmerich Joseph die Akademie zu Erfurt wieder belebt werden sollte, so berief man unsern Freund dahin und bethätigte dadurch die duldsamen Gesinnungen, welche sich über alle christlichen Religionsverwandten, ja über die ganze Menschheit vom Anfange des Jahrhunderts her verbreitet.

Er konnte nicht lange in Erfurt wirken, ohne der Herzogin Regentin von Weimar bekannt zu werden, wo ihn der für alles Gute so thätige Karl von Dalberg einzuführen nicht ermangelte. Ein auslangend bildender Unterricht ihrer fürstlichen Söhne war das Hauptaugenmerk einer zärtlichen, selbst höchst gebildeten Mutter, und so ward er herüber berufen, damit er seine literarischen Talente, seine sittlichen Vorzüge zum Besten des fürstlichen Hauses, zu unserm Wohl und zum Wohl des Ganzen verwendete.

Die ihm nach Vollendung des Erziehungsgeschäftes zugesagte Ruhe wurde ihm sogleich gegeben, und als ihm eine mehr als zugesagte Erleichterung seiner häuslichen Umstände zu Theil ward, führte er seit beinah vierzig Jahren ein seiner Natur und seinen Wünschen völlig gemäßes Leben.

Die Wirkungen Wieland's auf das Publikum waren ununterbrochen und dauernd. Er hat sein Zeitalter sich zu-

gebildet, dem Geschmack seiner Jahresgenossen sowie ihrem Urtheil eine entschiedene Richtung gegeben, dergestalt daß seine Verdienste schon genugsam erkannt, geschätzt, ja geschildert sind. In manchem Werke über deutsche Literatur ist so ehrenvoll als sinnig über ihn gesprochen; ich gedenke nur dessen, was Küttner, Eichenburg, Manso, Eichhorn von ihm gerühmt haben.

Und woher kam die große Wirkung, welche er auf die Deutschen ausübte? Sie war eine Folge der Tüchtigkeit und der Offenheit seines Wesens. Mensch und Schriftsteller hatten sich in ihm ganz durchdrungen: er dichtete als ein Lebender und lebte dichtend. In Versen und Prosa verhehlte er niemals, was ihm augenblicklich zu Sinne, wie es ihm jedesmal zu Muthe sei, und so schrieb er auch urtheilend und urtheilte schreibend. Aus der Fruchtbarkeit seines Geistes entquoll die Fruchtbarkeit seiner Feder.

Ich bediene mich des Ausdrucks Feder nicht als einer rednerischen Phrase; er gilt hier ganz eigentlich, und wenn eine fromme Verehrung manchem Schriftsteller dadurch huldigte, daß sie sich eines Kiels, womit er seine Werke gebildet, zu bemächtigen suchte, so dürfte der Kiel, dessen sich Wieland bediente, gewiß vor vielen dieser Auszeichnung würdig sein. Denn daß er Alles mit eigener Hand und sehr schön schrieb, zugleich mit Freiheit und Besonnenheit, daß er das Geschriebene immer vor Augen hatte, sorgfältig prüfte, veränderte, besserte, unverdrossen bildete und umbildete, ja nicht müde ward, Werke von Umfang wiederholt abzuschreiben, dieses gab seinen Productionen das Zarte, Zierliche, Faßliche, das Natürlich-Elegante, welches nicht durch Bemühung, sondern durch heitere, genialische Aufmerksamkeit auf ein schon fertiges Werk hervorgebracht werden kann.

Diese sorgfältige Bearbeitung seiner Schriften entsprang aus einer frohen Ueberzeugung, welche zu Ende seines schweizerischen Aufenthaltes in ihm mag hervorgetreten sein, als die Ungeduld des Hervorbringens sich in etwas legte und der Wunsch, ein Vollendetes dem Gemeinwesen darzubringen, entschiedener und deutlicher rege ward.

Da nun bei ihm der Mann und der Dichter eine Person ausmachten, so werden wir, wenn wir von jenem reden, auch diesen zugleich schildern. Reizbarkeit und Beweglichkeit, Begleiterinnen dichterischer und rednerischer Talente, beherrschten

ihn in einem hohen Grad; aber eine mehr angebildete als angeborne Mäßigung hielt ihnen das Gleichgewicht. Unser Freund war des Enthusiasmus im höchsten Grade fähig, und in der Jugend gab er sich ihm ganz hin, und dieses um so lebhafter und anhaltender, als jene schöne Zeit, in welcher der Jüngling den Werth und die Würde des Vortrefflichsten, es sei erreichbar oder unerreichbar, in sich fühlt, für ihn sich durch mehrere Jahre verlängerte.

Jene frohen, reinen Gefilde der goldenen Zeit, jene Paradiese der Unschuld bewohnte er länger als Andere. Sein Geburtshaus, wo ein gebildeter Geistlicher als Vater waltete, das uralte, an den Ufern der Elbe lindenumgebene Kloster Bergen, wo ein frommer Lehrer patriarchalisch wirkte, das in seinen Grundformen noch klösterliche Tübingen, jene einfachen Schweizerwohnungen, umrauscht von Bächen, bespült von Seen, umschlossen von Felsen: überall fand er sein Delphi wieder, überall die Haine, in denen er als ein schön erwachsener, gebildeter Jüngling noch immer schwelgte. Dort zogen ihn die Denkmale mächtig an, die uns von der männlichen Unschuld der Griechen hinterlassen sind. Cyrus, Araspes und Panthea und gleich hohe Gestalten lebten in ihm auf; er fühlte den Platonischen Geist in sich weben, er fühlte, daß er dessen bedurfte, um jene Bilder für sich und für Andere wiederherzustellen, und dieses um so eher, als er nicht sowol dichterische Schattenbilder hervorrufen, sondern vielmehr wirklichen Wesen einen sittlichen Einfluß zu verschaffen hoffte.

Aber gerade, daß er so lange in diesen höheren Regionen zu verweilen das Glück hatte, daß er Alles, was er dachte, fühlte, in sich bildete, träumte, wähnte, lange Zeit für die vollkommenste Wirklichkeit halten durfte, eben dieses verbitterte ihm die Frucht, die er von dem Baum des Erkenntnisses zu pflücken endlich genöthigt ward.

Wer kann dem Konflikt mit der Außenwelt entgehen? Auch unser Freund wird in diesen Streit hineingezogen; ungern läßt er sich durch Erfahrung und Leben widersprechen, und da ihm nach langem Sträuben nicht gelingen will, jene herrlichen Gestalten mit denen der gemeinen Welt, jenes hohe Wollen mit den Bedürfnissen des Tags zu vereinigen, entschließt er sich, das Wirkliche für das Nothwendige gelten zu lassen, und erklärt das ihm bisher wahr Geschienene für Phantasterei.

Aber auch hier zeigt sich die Eigenthümlichkeit, die Energie

seines Geistes bewundernswürdig. Bei aller Lebensfülle, bei so starker Lebenslust, bei herrlichen innern Anlagen, bei redlichen geistigen Wünschen und Absichten fühlt er sich von der Welt verletzt und um seine größten Schätze bevortheilt. Nirgends kann er nun mehr in der Erfahrung wiederfinden, was so viele Jahre sein Glück gemacht hatte, ja der innigste Bestand seines Lebens gewesen war; aber er verzehrt sich nicht in eitlen Klagen, deren wir in Prosa und Versen von Andern so viele kennen, sondern er entschließt sich zur Gegenwirkung. Er kündigt Allem, was sich in der Wirklichkeit nicht immer nachweisen läßt, den Krieg an, zuvörderst also der Platonischen Liebe, sodann aller dogmatisirenden Philosophie, besonders den beiden Extremen, der Stoischen und Pythagoreischen. Unversöhnlich arbeitet er ferner dem religiösen Fanatismus und Allem, was dem Verstande excentrisch erscheint, entgegen.

Aber sogleich überfällt ihn die Sorge, er möge zu weit gehen, er möge selbst phantastisch handeln, und nun beginnt er zugleich einen Kampf gegen die gemeine Wirklichkeit. Er lehnt sich auf gegen Alles, was wir unter dem Wort Philisterei zu begreifen gewohnt sind, gegen stockende Pedanterei, kleinstädtisches Wesen, kümmerliche äußere Sitte, beschränkte Kritik, falsche Sprödigkeit, platte Bedächtlichkeit, anmaßliche Würde, und wie diese Ungeister, deren Name Legion ist, nur alle zu bezeichnen sein mögen.

Hierbei verfährt er durchaus genialisch, ohne Vorsatz und Selbstbewußtsein. Er findet sich in der Klemme zwischen dem Denkbaren und dem Wirklichen, und indem er beide zu gewältigen oder zu verbinden Mäßigung anrathen muß, so muß er selbst an sich halten und, indem er gerecht sein will, vielseitig werden.

Die verständige reine Rechtlichkeit edler Engländer und ihre Wirkung in der sittlichen Welt, eines Addison, eines Steele, hatten ihn schon längst angezogen; nun findet er aber in dieser Genossenschaft einen Mann, dessen Sinnesart ihm weit gemäßer ist.

Shaftesbury, den ich nur zu nennen brauche, um jedem Gebildeten einen trefflichen Denker ins Gedächtniß zu rufen. Shaftesbury lebte zu einer Zeit, wo in der Religion seines Vaterlandes manche Bewegung vorging, wo die herrschende Kirche mit Gewalt die Andersgesinnten zu bezähmen dachte. Auch den Staat, die Sitten bedrohte Manches, was einen Ver-

ſtändigen, Wohldenkenden in Sorge ſetzen muß. Gegen Alles dieſes, glaubte er, ſei am Beſten durch Frohſinn zu wirken; nur das, was man mit Heiterkeit anſehe, werde man recht ſehn, war ſeine Meinung. Wer mit Heiterkeit in ſeinen eigenen Buſen ſchauen könne, müſſe ein guter Mann ſein. Darauf komme Alles an, und alles übrige Gute entſpringe daher. Geiſt, Witz, Humor ſeien die ächten Organe, womit ein ſolches Gemüth die Welt anfaſſe. Alle Gegenſtände, ſelbſt die ernſteſten, müßten eine ſolche Klarheit und Freiheit vertragen, wenn ſie nicht mit einer nur anmaßlichen Würde prunkten, ſondern einen ächten, die Probe nicht ſcheuenden Werth in ſich ſelbſt enthielten. Bei dieſem geiſtreichen Verſuch, die Gegenſtände zu gewältigen, konnte man nicht umhin, ſich nach entſcheidenden Behörden umzuſehen, und ſo ward einerſeits der Menſchenverſtand über den Inhalt und der Geſchmack über die Art des Vortrags zum Richter geſetzt.

An einem ſolchen Manne fand nun unſer Wieland nicht einen Vorgänger, dem er folgen, nicht einen Genoſſen, mit dem er arbeiten ſollte, ſondern einen wahrhaften älteren Zwillingsbruder im Geiſte, dem er vollkommen glich, ohne nach ihm gebildet zu ſein; wie man denn von Menächmen nicht ſagen könnte, welcher das Original und welcher die Kopie ſei.

Was Jener, in einem höheren Stande geboren, an zeitlichen Mitteln mehr begabt, durch Reiſen, Aemter, Weltumſicht mehr begünſtigt, in einem weiteren Kreiſe, zu einer ernſteren Zeit in dem meerumfloſſenen England leiſtete, eben dieſes bewirkte unſer Freund von einem anfangs ſehr beſchränkten Punkt aus durch eine beharrliche Thätigkeit, durch ein ſtetiges Wirken in ſeinem, überall von Land und Bergen umgrenzten Vaterlande, und das Reſultat davon war, damit wir uns bei unſerm gedrängten Vortrage eines kurzen, aber allgemein verſtändlichen Wortes bedienen, jene Popularphiloſophie, wodurch ein praktiſch geübter Sinn zum Urtheil über den moraliſchen Werth der Dinge ſowie über ihren äſthetiſchen zum Richter beſtellt wird.

Dieſe, in England vorbereitet und auch in Deutſchland durch Umſtände gefördert, ward alſo durch dichteriſche und gelehrte Werke, ja durchs Leben ſelbſt von unſerm Freunde in Geſellſchaft von unzähligen Wohlgeſinnten verbreitet.

Haben wir jedoch, inſofern von Anſicht, Geſinnung, Ueberſicht die Rede ſein kann, Shaftesbury und Wieland vollkommen ähnlich gefunden, ſo war doch Dieſer Jenem an Talent weit

Austausch.*)

Ein schlafend Nymphchen gegen die heiligen Dreikönige.

Alte, bärtige, sogar schwarze Gesichter
Hast Du mir überliefert; aber mit solchem Gelichter
Kann ich nicht wieder dienen, jedoch in lieblicher Breite
Ein hübsches Kind von der andern Seite.
Sollte der Anblick Dich erschrecken,
Du kannst sie leicht mit 'nem Schleier decken.

Wilhelm Tischbein's Idyllen.**)

1821.

XVII.

In dem lieblichsten Gewirre,
Wo das Bild um Bilder summt,
Dichterblick wird scheu und irre,
Und die Leier, sie verstummt.

XVIII.

Die Lieblichen sind hier zusammen;
Es ist doch gar zu viel der Flammen.
Der Ueberfluß erregt nur Pein,
Es sollten Alle nur Eine sein.

XIX.

„Was trauern denn die guten Kinder?
Sie sind so jung, da hilft's geschwinder."
Habt Ihr's vergessen, alte Kinder?
Es schmerzt im Augenblick nicht minder.

XX.

Glücklicher Künstler! In himmlischer Lust
Bewegen sich ihm schöne Weiber.
Versteht er sich doch auf Rosenduft
Und appetitliche Leiber!

---

*) Vgl. „Nachgel. W." 1833. Auch dies Gedicht war vermuthlich an Boisserée gerichtet.

**) Vgl. Bd. II, S. 209 unsr. Ausg. – Ebenso wie die dort mitgetheilten Gedichte sich auf Entwürfe und Umrisse von Tischbein beziehen, ist es auch hier der Fall; indessen hat Goethe nur bei jenen den Zusammenhang von Bild und Gedicht durch seine eigenen Erklärungen erläutert. – Dieser Umstand hat es übrigens veranlaßt, daß die obigen sechs Strophen, die schon in der Ausgabe von 1827 gedruckt sind, erst hier ihre Stelle finden.

überlegen; denn was der Engländer verständig lehrt und wünscht, das weiß der Deutsche in Versen und Prosa dichterisch und rednerisch auszuführen.

Zu dieser Ausführung aber mußte ihm die französische Behandlungsweise am Meisten zusagen. Heiterkeit, Witz, Geist, Eleganz ist in Frankreich schon vorhanden; seine blühende Einbildungskraft, welche sich jetzt nur mit leichten und frohen Gegenständen beschäftigen will, wendet sich nach den Feen- und Rittermärchen, welche ihm die größte Freiheit gewähren. Auch hier reicht ihm Frankreich in der Tausend und Einen Nacht, in der Romanenbibliothek schon bald verarbeitete, zugerichtete Stoffe, indessen die alten Schätze dieses Fachs, welche Deutschland besitzt, noch roh und ungenießbar dalagen.

Gerade diese Gedichte sind es, welche Wieland's Ruhm am Meisten verbreiteten und bestätigten. Ihre Munterkeit fand bei Jedermann Eingang, und selbst die ernsteren Deutschen ließen sie sich gefallen; denn alle diese Werke traten wirklich zur rechten und günstigen Zeit hervor. Sie waren alle in dem Sinne geschrieben, den wir oben entwickelt haben. Oft unternahm der glückliche Dichter das Kunststück, ganz gleichgiltigen Stoffen durch die Bearbeitung einen hohen Werth zu geben, und wenn es nicht zu leugnen ist, daß er bald den Verstand über die höheren Kräfte, bald die Sinnlichkeit über die sittlichen triumphiren läßt, so muß man doch auch gestehen, daß am rechten Ort Alles, was schöne Seelen nur zieren mag, die Oberhand behalte.

Früher, wo nicht als alle, doch als die meisten dieser Arbeiten war die Uebersetzung Shakespeare's. Wieland fürchtete nicht, durch Studien seiner Originalität Eintrag zu thun, ja schon früh war er überzeugt, daß, wie durch Bearbeitung schon bekannter Stoffe, so auch durch Uebersetzung vorhandener Werke ein lebhafter, reicher Geist die beste Erquickung fände.

Shakespeare'n zu übersetzen, war in jenen Tagen ein kühner Gedanke, weil selbst gebildete Literatoren die Möglichkeit leugneten, daß ein solches Unternehmen gelingen könne. Wieland übersetzte mit Freiheit, erhaschte den Sinn seines Autors, ließ beiseite, was ihm nicht übertragbar schien, und so gab er seiner Nation einen allgemeinen Begriff von den herrlichsten Werken einer andern, seinem Zeitalter die Einsicht in die hohe Bildung vergangener Jahrhunderte.

Diese Uebersetzung, so eine große Wirkung sie in Deutsch-

land hervorgebracht, ſcheint auf Wieland ſelbſt wenig Einfluß gehabt zu haben. Er ſtand mit ſeinem Autor allzu ſehr in Widerſtreit, wie man genugſam erkennt aus den übergangenen und ausgelaſſenen Stellen, mehr noch aus den hinzugefügten Noten, aus welchen die franzöſiſche Sinnesart hervorblickt.

Anderſeits aber ſind ihm die Griechen in ihrer Mäßigung und Reinheit höchſt ſchätzbare Muſter. Er fühlt ſich mit ihnen durch Geſchmack verbunden; Religion, Sitten, Verfaſſung, Alles giebt ihm Anlaß, ſeine Vielſeitigkeit zu üben, und da weder die Götter noch die Philoſophen, weder das Volk noch die Völker ſo wenig als die Staats- und Kriegsleute ſich unter einander vertragen, ſo findet er überall die erwünſchteſte Gelegenheit, indem er zu zweifeln und zu ſcherzen ſcheint, ſeine billige, duldſame, menſchliche Lehre wiederholt einzuſchärfen.

Zugleich gefällt er ſich, problematiſche Charaktere darzuſtellen, und es macht ihm z. B. Vergnügen, ohne Rückſicht auf weibliche Keuſchheit das Liebenswürdige einer Muſarion, Lais und Phryne hervorzuheben und ihre Lebensweisheit über die Schulweisheit der Philoſophen zu erhöhen.

Aber auch unter dieſen findet er einen Mann, den er als Repräſentanten ſeiner Geſinnungen ausbilden und darſtellen kann: ich meine Ariſtippen. Hier ſind Philoſophie und Weltgenuß durch eine kluge Begrenzung ſo heiter und wünſchenswerth verbunden, daß man ſich als Mitlebender in einem ſo ſchönen Lande, in ſo guter Geſellſchaft zu finden wünſcht. Man tritt ſo gern mit dieſen unterrichteten, wohldenkenden, gebildeten, frohen Menſchen in Verbindung, ja man glaubt, ſo lange man in Gedanken unter ihnen wandelt, auch wie ſie geſinnt zu ſein, wie ſie zu denken.

In dieſen Bezirken erhielt ſich unſer Freund durch ſorgfältige Vorübungen, welche dem Ueberſetzer noch mehr als dem Dichter nothwendig ſind, und ſo entſtand der deutſche Lucian, der uns den griechiſchen um deſto lebhafter darſtellen mußte, als Verfaſſer und Ueberſetzer für wahrhafte Geiſtesverwandte gelten konnen.

Ein Mann von ſolchen Talenten aber, predige er auch noch ſo ſehr das Gebührende, wird ſich doch manchmal verſucht fühlen, die Linie des Anſtändigen und Schicklichen zu überſchreiten, da von je her das Genie ſolche Wagſtücke unter ſeine Gerechtſame gezählt hat. Dieſen Trieb befriedigte Wieland, indem er ſich dem kühnen, außerordentlichen Ariſto-

Ephanes anzugleichen suchte und die ebenso verwegnen als geistreichen Scherze durch eigne angeborne Grazie gemildert überzutragen wußte.

Freilich war zu allen diesen Darstellungen auch eine Einsicht in die höhere bildende Kunst nöthig, und da unserm Freund niemals das Anschauen jener überbliebenen alten Meisterwerke gegönnt ward, so suchte er durch den Gedanken sich zu ihnen zu erheben, sie durch die Einbildungskraft zu vergegenwärtigen, dergestalt, daß man bewundern muß, wie der vorzügliche Geist sich auch von dem Entfernten einen Begriff zu machen weiß; ja, es würde ihm vollkommen gelungen sein, hätte ihn nicht eben seine lobenswerthe Bedutsamkeit abgehalten, entschiedene Schritte zu thun; denn die Kunst überhaupt, besonders aber die der Alten, läßt sich ohne Enthusiasmus weder fassen noch begreifen. Wer nicht mit Erstaunen und Bewunderung anfangen will, der findet nicht den Zugang in das innere Heiligthum. Unser Freund aber war viel zu bedächtig, und wie hätte er auch in diesem einzigen Falle eine Ausnahme von seiner allgemeinen Lebensregel machen sollen?

War er jedoch mit den Griechen durch Geschmack nah verwandt, so war er es mit den Römern noch mehr durch Gesinnung. Nicht daß er sich durch republikanischen oder patriotischen Eifer hätte hinreißen lassen, sondern er findet, wie er sich den Griechen gewissermaßen nur andichtete, unter den Römern wirklich Seinesgleichen. Horaz hat viel Aehnliches von ihm; selbst kunstreich, selbst Hof- und Weltmann, ist er ein verständiger Beurtheiler des Lebens und der Kunst; Cicero, Philosoph, Redner, Staatsmann, thätiger Bürger, und Beide aus unscheinbaren Anfängen zu großen Würden und Ehren gelangt.

Wie gern mag sich unser Freund, indem er sich mit den Werken dieser beiden Männer beschäftigt, in ihr Jahrhundert, in ihre Umgebungen, zu ihren Zeitgenossen versetzen, um uns ein anschauliches Bild jener Vergangenheit zu übertragen, und es gelingt ihm zum Erstaunen. Vielleicht könnte man im Ganzen mehr Wohlwollen gegen die Menschen verlangen, mit denen er sich beschäftigt, aber er fürchtet sich so sehr vor der Parteilichkeit, daß er lieber gegen sie als für sie Partei nehmen mag.

Es giebt zwei Uebersetzungsmaximen: die eine verlangt, daß der Autor einer fremden Nation zu uns herübergebracht werde, dergestalt daß wir ihn als den Unsrigen ansehen können; die andere hingegen macht an uns die Forderung, daß wir uns

zu dem Fremden hinüberbegeben und uns in ſeine Zuſtände, ſeine Sprachweiſe, ſeine Eigenheiten finden ſollen. Die Vorzüge von beiden ſind durch muſterhafte Beiſpiele allen gebildeten Menſchen genugſam bekannt. Unſer Freund, der auch hier den Mittelweg ſuchte, war beide zu verbinden bemüht; doch zog er als Mann von Gefühl und Geſchmack in zweifelhaften Fällen die erſte Maxime vor.

Niemand hat vielleicht ſo innig empfunden, welch verwickeltes Geſchäft eine Ueberſetzung ſei, als er. Wie tief war er überzeugt, daß nicht das Wort, ſondern der Sinn belebe. Man betrachte, wie er in ſeinen Einleitungen uns erſt in die Zeit zu verſetzen und mit den Perſonen vertraut zu machen bemüht iſt; wie er alsdann ſeinen Autor auf eine uns ſchon bekannte, unſerem Sinn und Ohr verwandte Weiſe ſprechen läßt, und zuletzt noch manche Einzelnheit, welche dunkel bleiben, Zweifel erregen, anſtößig werden könnte, in Noten auszulegen und zu beſeitigen ſucht. Durch dieſe dreifache Bemühung, ſieht man recht wohl, hat er ſich erſt ſeines Gegenſtandes bemächtigt, und ſo giebt er ſich denn auch die redlichſte Mühe, uns in den Fall zu ſetzen, daß ſeine Einſicht uns mitgetheilt werde, auf daß wir auch den Genuß mit ihm theilen.

Ob er nun gleich mehrerer Sprachen mächtig war, ſo hielt er ſich doch feſt an die beiden, in denen uns der Werth und die Würde der Vorwelt am Reinſten überliefert iſt. Denn ſo wenig wir leugnen wollen, daß aus den Fundgruben anderer alten Literaturen mancher Schatz gefördert worden und noch zu fördern iſt, ſo wenig wird man uns widerſprechen, wenn wir behaupten, die Sprache der Griechen und Römer habe uns bis auf den heutigen Tag köſtliche Gaben überliefert, die an Gehalt dem übrigen Beſten gleich, der Form nach allem Andern vorzuziehen ſind.

Die deutſche Reichsverfaſſung, welche ſo viele kleine Staaten in ſich begriff, ähnlichte darin der griechiſchen. Die geringſte, unſcheinbare, ja unſichtbare Stadt, weil ſie ein eignes Intereſſe hatte, mußte ſolches in ſich hegen, erhalten und gegen die Nachbarn vertheidigen. Daher war ihre Jugend frühzeitig aufgeweckt und aufgefordert, über Staatsverhältniſſe nachzudenken. Und ſo war auch Wieland als Kanzleiverweſer einer der kleinſten Reichsſtädte in dem Fall, Patriot und im beſſern Sinne Demagog zu ſein; wie er denn einmal über einen ſolchen Gegenſtand die zeitige Ungnade des benachbarten Grafen

Stadt, seines Gönners, lieber auf ſich zu ziehen, als unpatriotiſch nachzugeben die Entſchließung faßte.

Schon ſein Agathon belehrt uns, daß er auch in dieſem Fache geregelten Geſinnungen den Vorzug gab; indeß gewann er doch Gegenſtänden ſo viel Antheil ab, daß alle ſeine Beſchäftigungen und Neigungen in der Folge ihn nicht hinderten, über dieſelben zu denken. Beſonders fühlte er ſich aufs Neue dazu aufgefordert, als er ſich einen bedeutenden Einfluß auf die Bildung hoffnungsvoller Fürſten verſprechen durfte.

Aus allen den Werken, die er in dieſer Art geliefert, tritt ein weltbürgerlicher Sinn hervor, und da ſie in einer Zeit geſchrieben ſind, wo die Macht der Alleinherrſchaft noch nicht erſchüttert war, ſo iſt ſein Hauptgeſchäft, den Machthabern ihre Pflichten dringend vorzuſtellen und ſie auf das Glück hinzuweiſen, das ſie in dem Glück der Übrigen finden ſollten.

Nun aber trat die Epoche ein, in der eine aufgeregte Nation alles bisher Beſtandene niederriß und die Geiſter aller Erdbewohner zu einer allgemeinen Geſetzgebung zu berufen ſchien. Auch hierüber erklärt er ſich mit umſichtiger Beſcheidenheit und ſucht durch verſtändige Vorſtellungen, die er unter mancherlei Formen verkleidet, irgend ein Gleichgewicht in der bewegten Menge hervorzubringen. Da aber der Tumult der Anarchie immer heftiger wird und eine freiwillige Vereinigung der Maſſe undenkbar erſcheint, ſo iſt er der Erſte, der die Einherrſchaft wieder anräth und den Mann bezeichnet, der das Wunder der Wiederherſtellung vollbringen werde.

Bedenkt man nun hiebei, daß unſer Freund über dieſe Gegenſtände nicht etwa hinterdrein, ſondern gleichzeitig geſchrieben und als Herausgeber eines vielgeleſenen Journals Gelegenheit hatte, ja genöthigt war, ſich monatlich aus dem Stegreife vernehmen zu laſſen, ſo wird Derjenige, der ſeinem Lebensgange chronologiſch zu folgen berufen iſt, nicht ohne Bewunderung gewahr werden, mit welcher Aufmerkſamkeit er den raſchen Begebenheiten des Tags folgte und mit welcher Klugheit er ſich als ein Deutſcher und als ein denkender, theilnehmender Mann durchaus benommen hat. Und hier iſt es der Ort, der für Deutſchland ſo wichtigen Zeitſchrift, des Deutſchen Merkur's, zu gedenken. Dieſes Unternehmen war nicht das erſte in ſeiner Art, aber doch zu jener Zeit neu und bedeutend. Ihm verſchaffte ſogleich der Name des Herausgebers ein großes Zutrauen; denn daß ein Mann, der ſelbſt dichtete,

auch die Gedichte Anderer in die Welt einzuführen verſprach; daß ein Schriftſteller, dem man ſo herrliche Werke verdankte, ſelbſt urtheilen, ſeine Meinung öffentlich bekennen wollte, dies erregte die größten Hoffnungen. Auch verſammelten ſich werthvolle Männer bald um ihn her, und dieſer Verein vorzüglicher Literatoren wirkte ſo viel, daß man durch mehrere Jahre hin ſich des Merkur's als Leitfadens in unſerer Literargeſchichte bedienen kann. Auf das Publikum überhaupt war die Wirkung groß und bedeutend; denn wenn auf der einen Seite das Leſen und Urtheilen über eine größere Maſſe ſich verbreitete, ſo ward auch die Luſt, ſich augenblicklich mitzutheilen, bei einem Jeden rege, der irgend etwas zu geben hatte. Mehr als er erwartete und verlangte, floß dem Herausgeber zu; ſein Glück weckte Nachahmer; ähnliche Zeitſchriften entſtanden, die erſt monatlich, dann wochen- und tagweiſe ſich ins Publikum drängten und endlich jene Babyloniſche Verwirrung herverbrachten, von der wir Zeuge waren und ſind, und die eigentlich daher entſpringt, daß Jedermann reden und Niemand hören will.

Was den Werth und die Würde des Teutſchen Merkur's viele Jahre durch erhielt, war die dem Herausgeber deſſelben angeborne Liberalität. Wieland war nicht zum Parteihaupt geſchaffen; wer die Mäßigung als Hauptmaxime anerkennt, darf ſich keiner Einſeitigkeit ſchuldig machen. Was ſeinen regen Geiſt aufreizte, ſuchte er durch Menſchenverſtand und Geſchmack bei ſich ſelbſt ins Gleiche zu bringen, und ſo behandelte er auch ſeine Mitarbeiter, für die er ſich keineswegs enthuſiasmirte; und wie er die von ihm ſo hoch geachteten alten Autoren, indem er ſie mit Sorgfalt überſetzte, doch öfters in den Noten zu bekriegen pflegte, ſo machte er auch oft geſchätzte, ja geliebte Mitarbeiter durch mißbilligende Noten verdrießlich, ja ſogar abwendig.

Schon früher hatte unſer Freund wegen größerer und kleinerer Schriften gar manche Anfechtung leiden müſſen; um ſo weniger konnte es ihm als Herausgeber einer Zeitſchrift an literariſchen Fehden ermangeln. Aber auch hier beweiſt er ſich als immer Derſelbe. Ein ſolcher Federkrieg darf ihm niemals lange dauern, und wie ſich's einigermaßen in die Länge ziehen will, ſo läßt er dem Gegner das letzte Wort und geht ſeines gewohnten Pfades.

Ausländer haben ſcharfſinnig bemerkt, daß deutſche Schriftſteller weniger als die Autoren anderer Nationen auf das

Publikum Rückſicht nehmen und daß man daher in ihren Schriften den Menſchen, der ſich ſelbſt ausbildet, den Menſchen, der ſich ſelbſt etwas zu Danke machen will, und folglich den Charakter deſſelben gar bald abnehmen lernte. Dieſe Eigenſchaft haben wir ſchon eben Wielanden beſonders zugeſchrieben, und es wird um ſo intereſſanter ſein, ſeine Schriften wie ſein Leben in dieſem Sinne zu treiben und zu verfolgen, als man früher und ſpäter den Charakter unſeres Freundes aus eben dieſen Schriften verdächtig zu machen ſuchte. Gar viele Menſchen ſind noch jetzt an ihm irre, weil ſie ſich vorſtellen, der Vielſeitige müſſe gleichgiltig und der Bewegliche wankelmüthig ſein. Man bedenkt nicht, daß der Charakter ſich nur durchaus aufs Praktiſche beziehe. Nur in dem, was der Menſch thut, zu thun fortfährt, worauf er beharrt, darin zeigt er Charakter, und in dieſem Sinne hat es keinen feſtern, ſich ſelbſt immer gleichern Mann gegeben als Wieland. Wenn er ſich der Mannichfaltigkeit ſeiner Empfindungen, der Beweglichkeit ſeiner Gedanken überließ, keinem einzelnen Eindruck Herrſchaft über ſich erlauben wollte, ſo zeigte er eben dadurch die Feſtigkeit und Sicherheit ſeines Sinnes. Der geiſtreiche Mann ſpielte gern mit ſeinen Meinungen, aber, ich kann alle Mitlebenden als Zeugen auffordern, niemals mit ſeinen Geſinnungen. Und ſo erwarb er ſich viele Freunde und erhielt ſie. Daß er irgend einen entſchiedenen Feind gehabt, iſt mir nicht bekannt geworden. Im Genuß ſeiner dichteriſchen Arbeiten lebte er viele Jahre in ſtädtiſcher, bürgerlicher, freundlich-geſelliger Umgebung und erreichte die Auszeichnung eines vollſtändigen Abdrucks ſeiner ſorgfältig durchgeſehenen Werke, ja einer Prachtausgabe derſelben.

Aber er ſollte noch im Herbſt ſeiner Jahre den Einfluß des Zeitgeiſtes empfinden und auf eine nicht vorzuſehende Weiſe ein neues Leben, eine neue Jugend beginnen. Der Segen des holden Friedens hatte lange Zeit über Deutſchland gewaltet, äußere allgemeine Sicherheit und Ruhe traf mit den innern, menſchlichen, weltbürgerlichen Geſinnungen gar ſchön zuſammen. Der friedliche Städter ſchien ſeiner Mauern nicht mehr zu bedürfen, man entzog ſich ihnen, man ſehnte ſich aufs Land. Die Sicherheit des Grundbeſitzes gab Jedermann Vertrauen, das freie Naturleben zog Jedermann an, und wie der geſellig geborne Menſch ſich öfters den ſüßen Trug vorbilden kann, als lebe er beſſer, bequemer, froher in der Abgeſondert-

heit, so schien auch Wieland, dem bereits die höchste literarische Muße gegönnt war, sich nach einem noch musenhaft ruhigern Aufenthalt umzusehen; und als er gerade in der Nähe von Weimar sich ein Landgut zuzueignen Gelegenheit und Kräfte fand, faßte er den Entschluß, daselbst den Rest seines Lebens zuzubringen. Und hier mögen Die, welche ihn öfters besucht, welche mit ihm gelebt, umständlich erzählen, wie er gerade hier in seiner ganzen Liebenswürdigkeit erschien als Haus- und Familienvater, als Freund und Gatte, besonders aber, weil er sich den Menschen wol entziehen, die Menschen ihn aber nicht entbehren konnten, wie er als gastfreier Wirth seine geselligen Tugenden am Anmuthigsten entwickelte.

Indeß ich nun jüngere Freunde zu dieser idyllischen Darstellung auffordere, so muß ich nur kurz und theilnehmend gedenken, wie diese ländliche Heiterkeit durch das Hinscheiden einer theuern mitwohnenden Freundin und dann durch den Tod seiner werthen, sorgsamen Lebensgefährtin getrübt worden. Er legt diese theueren Reste auf eignem Grund und Boden nieder, und indem er sich entschließt, die für ihn allzu sehr verflochtene landwirthschaftliche Besorgung aufzugeben und sich des einige Jahre froh genossenen Grundbesitzes zu entäußern, so behält er sich doch den Platz, den Raum zwischen beiden Geliebten vor, um dort auch seine ruhige Stätte zu finden. Und dorthin haben denn die verehrten Brüder ihn begleitet, ja gebracht, und dadurch seinen schönen und anmuthigen Willen erfüllt, daß die Nachkommen seinen Grabhügel in einem lebendigen Haine besuchen und heiter verehren sollten.

Nicht ohne höhere Veranlassung aber kehrte der Freund nach der Stadt zurück; denn das Verhältniß zu seiner großen Gönnerin, der Herzogin Mutter, hatte ihm jenen ländlichen Aufenthalt mehr als einmal verdüstert. Er fühlte nur zu sehr, was es ihm koste, von ihr entfernt zu sein. Er konnte ihren Umgang nicht entbehren und desselben doch nur mit Unbequemlichkeit und Umstatten genießen. Und so, nachdem er seine Familie bald erweitert bald verengt, bald vermehrt bald vermindert, bald versammelt bald zerstreut gesehen, zieht die erhabene Fürstin ihn in ihren nächsten Kreis. Er kehrt zurück, bezieht eine Wohnung ganz nahe der fürstlichen, nimmt Theil an dem Sommeraufenthalt in Tiefurt und betrachtet sich nun als Glied des Hauses und Hofes.

Wieland war ganz eigentlich für die größere Gesellschaft

geboren, ja die größte würde sein eigentliches Element gewesen sein; denn weil er nirgends obenan stehen, wol aber gern an Allem Theil nehmen wollte und über Alles mit Mäßigung sich zu äußern geneigt war, so mußte er nothwendig als angenehmer Gesellschafter erscheinen, ja er wäre es unter einer leichtern, nicht jede Unterhaltung allzu ernst nehmenden Nation noch mehr gewesen.

Denn sein dichterisches sowie sein literarisches Streben war unmittelbar aufs Leben gerichtet, und wenn er auch nicht gerade immer einen praktischen Zweck suchte, ein praktisches Ziel hatte er doch immer nah oder fern vor Augen. Daher waren seine Gedanken beständig klar, sein Ausdruck deutlich, gemeinfaßlich; und da er bei ausgebreiteten Kenntnissen stets an dem Interesse des Tags festhielt, demselben folgte, sich geistreich damit beschäftigte, so war auch seine Unterhaltung durchaus mannichfaltig und belebend; wie ich denn auch nicht leicht Jemand gekannt habe, welcher das, was von Andern Glückliches in die Mitte gebracht wurde, mit mehr Freudigkeit aufgenommen und mit mehr Lebendigkeit erwidert hätte.

Bei dieser Art zu denken, sich und Andere zu unterhalten, bei der redlichen Absicht, auf sein Zeitalter zu wirken, verargt man ihm nun wol nicht, daß er gegen die neuern philosophischen Schulen einen Widerwillen faßte. Wenn früher Kant in kleinen Schriften nur von seinen größern Ansichten präludirte und in heitern Formen selbst über die wichtigsten Gegenstände sich problematisch zu äußern schien, da stand er unserm Freunde noch nah genug; als aber das ungeheure Lehrgebäude errichtet war, so mußten alle Die, welche sich bisher in freiem Leben dichtend sowie philosophirend ergangen hatten, sie mußten eine Drehburg, eine Zwingfeste daran erblicken, von woher ihre heitern Streifzüge über das Feld der Erfahrung beschränkt werden sollten.

Aber nicht allein für den Philosophen, auch für den Dichter war bei der neuen Geistesrichtung, sobald eine große Masse sich von ihr hinziehen ließ, viel, ja Alles zu befürchten. Denn ob es gleich im Anfang scheinen wollte, als wäre die Absicht überhaupt nur auf Wissenschaft, sodann auf Sittenlehre und was hievon zunächst abhängig ist, gerichtet, so war doch leicht einzusehen, daß, wenn man jene wichtigen Angelegenheiten des höheren Wissens und des sittlichen Handelns fester, als bisher geschehen, zu begründen dachte, wenn man dort ein strengeres,

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
GOETHE,J.W.

3-598-50924-3
FN. 1657459

XXI.

Hier hat Tischbein, nach ſeiner Art,
Striche gar wunderlich gepaart;
Sie ſind nicht alle deutlich zu leſen,
Sind aber Alles Gedanken geweſen.

XXII.

Wie herrlich iſt die Welt, wie ſchön!
Heil ihm, der je ſie ſo geſehn!

Adler,

mit einer Lyra nach oben ſtrebend.*)

Sollen immer unſre Lieder
Nach dem höchſten Aether dringen?
Bringe lieber ſie hernieder,
Daß wir Lieb' und Liebchen ſingen!

Bei Tag der Wolken formumformend Weben!
Bei Nacht des Sternenheeres glühend Leben!
Mit reinen Saiten wag' emporzudringen,
Du wirſt der Sphären ew'ge Lieder ſingen!

Guter Adler, nicht ſo munter
Mit der Leier fort nach oben!
Bringe lieber ſie herunter,
Daß wir uns an ihr erproben!
Manches iſt an uns zu loben.

Guter Adler, nicht ins Weite,
Mit der Leier fort nach oben!
Unſre Sängerin begleite,
Daß wir Euch zuſammen loben!

*) Vgl. „Nachgel. W." 1833 und für die vierte Strophe die Gartenlaube 1865 Nr. 19, S. 304, ſowie Braß' Nachträge I, 30. — Es iſt bekannt, daß Goethe eine Anzahl von Emblemen beſaß, mit denen er bei ſeiner Jubiläumsfeier am 7. November 1825 ſein Haus verziert hatte (vgl. „Goethe's Goldener Jubeltag", Weimar 1826, S. 142—145), und die er ſpäter, von paſſenden Verſen begleitet, als Denk- und Stammbuchs-Blätter zu verſchenken pflegte. Es folgen demnach acht ſolcher Embleme mit den dazu gehörigen Strophen. — Die dritte Strophe zu dem obigen Emblem findet ſich in einem Album mit dem Datum November 1826, die vierte ſchrieb Goethe am 24. April 1830 in das Stammbuch der berühmten Sängerin Schröder-Devrient, die im Frühjahr deſſelben Jahres in Weimar aufgetreten war.

in ſich mehr zuſammenhängendes, aus den Tiefen der Menſchheit entwickeltes Urtheil verlangte, daß man, ſag' ich, den Geſchmack auch bald auf ſolche Grundſätze hinweiſen und deshalb ſuchen würde, individuelles Gefallen, zufällige Bildung, Volkseigenheiten durchaus zu beſeitigen und ein allgemeineres Geſetz zur Entſcheidungsnorm hervorzurufen.

Dies geſchah auch wirklich, und in der Poeſie that ſich eine neue Epoche hervor, welche mit unſerm Freunde ſo wie er mit ihr in Widerſpruch ſtehen mußte. Von dieſer Zeit an erlebte er manches unbillige Urtheil, ohne jedoch ſehr davon gerührt zu werden, und ich erwähne dieſes Umſtands hier ausdrücklich, weil der daraus in der deutſchen Literatur entſtandene Konflikt noch keineswegs beruhigt und ausgeglichen iſt, und weil ein Wohlwollender, wenn er Wieland's Verdienſt ſchätzen und ſein Andenken kräftig aufrecht erhalten will, von der Lage der Dinge, von dem Herankommen ſowie der Folge der Meinungen, von dem Charakter, den Talenten der mitwirkenden Perſonen genau unterrichtet ſein müßte, die Kräfte, die Verdienſte beider Theile wohl kennen und, um unparteiiſch zu wirken, beiden Parteien gewiſſermaßen angehören.

Doch von jenen hieraus entſprungenen kleineren oder größeren Fehden zieht mich eine ernſte Betrachtung ab, der wir uns nunmehr zu überlaſſen haben.

Die zwiſchen unſern Bergen und Hügeln, in unſern anmuthig bewäſſerten Thälern viele Jahre glücklich angeſiedelte Ruhe war ſchon längſt durch Kriegszüge wo nicht verſcheucht, doch bedroht. Als der folgenreiche Tag anbrach, der uns in Erſtaunen und Schrecken ſetzte, da das Schickſal der Welt in unſern Spaziergängen entſchieden ward, auch in dieſen ſchrecklichen Stunden, denen unſer Freund ſorglos entgegenlebte, verließ ihn das Glück nicht; denn er ward erſt durch die Vorſorge eines jungen entſchloſſenen Freundes, dann durch die Aufmerkſamkeit der franzöſiſchen Gewalthaber gerettet, die in ihm den verdienten, weltberühmten Schriftſteller und zugleich ein Mitglied ihres großen wiſſenſchaftlichen Inſtituts verehrten.

Er hatte bald hierauf mit uns Allen den ſchmerzlichen Verluſt Amaliens zu ertragen. Hof und Stadt waren eifrig bemüht, ihm jeden Erſatz zu reichen, und bald darauf ward er von zwei Kaiſern mit Ehrenzeichen begnadet, dergleichen er in ſeinem langen Leben nicht geſucht, ja nicht einmal erwartet hatte.

Aber ſo wie am trüben, ſo auch am heitern Tage war er

sich selbst gleich, und er bethätigt hiedurch den Vorzug zartgebildeter Naturen, deren mittlere Empfänglichkeit dem guten wie dem bösen Geschick mäßig zu begegnen versteht.

Am Bewunderungswürdigsten jedoch erschien er, körperlich und geistig betrachtet, nach dem harten Unfall, der ihn in so hohen Jahren betraf, als er durch den Sturz des Wagens zugleich mit einer geliebten Tochter höchlich verletzt ward. Die schmerzlichen Folgen des Falles, die Langeweile der Genesung ertrug er mit dem größten Gleichmuth und tröstete mehr seine Freunde als sich selbst durch die Aeußerung: es sei ihm niemals ein dergleichen Unglück begegnet, und es möge den Göttern wol billig gedichtet haben, daß er auch auf diese Weise die Schuld der Menschheit abtrage. Nun genas er auch bald, indem sich seine Natur wie die eines Jünglings schnell wiederherstellte, und ward uns dadurch zum Zeugniß, wie der Zartheit und Reinheit auch eine hohe physische Kraft verliehen sei.

Wie sich nun seine Lebensphilosophie auch bei dieser Prüfung bewährte, so brachte ein solcher Unfall keine Veränderung in der Gesinnung, noch in seiner Lebensweise hervor. Nach seiner Genesung geselllig wie vorher, nahm er Theil an den herkömmlichen Unterhaltungen des umgänglichen Hof- und Stadtlebens, mit wahrer Neigung und anhaltendem Bemühen an den Arbeiten der verbundenen Brüder. So sehr auch jederzeit sein Blick auf das Irdische, auf die Erkenntniß, die Benutzung desselben gerichtet schien — des Außerweltlichen, des Uebersinnlichen konnte er doch, als ein vorzüglich begabter Mann, keineswegs entbehren. Auch hier trat jener Konflikt, den wir oben umständlich zu schildern für Pflicht gehalten, merkwürdig hervor; denn indem er Alles abzulehnen schien, was außer den Grenzen der allgemeinen Erkenntnisse liegt, außer dem Kreise dessen, was sich durch Erfahrung bethätigen läßt, so konnte er sich doch niemals enthalten, gleichsam versuchsweise über die so scharf gezogenen Linien wo nicht hinauszuschreiten, doch hinüberzublicken und sich eine außerweltliche Welt, einen Zustand, von dem uns alle angebornen Seelenkräfte keine Kenntniß geben können, nach seiner Weise aufzuerbauen und darzustellen.

Einzelne Züge seiner Schriften geben hiezu mannichfaltige Belege; besonders aber darf ich mich auf seinen Agathodämon, auf seine Euthanasie berufen, ja auf jene schönen, so verständigen als herzlichen Aeußerungen, die er noch vor Kurzem offen und unverwunden dieser Versammlung mittheilen mögen.

Denn zu unserm Brüderverein hatte sich in ihm eine vertrauensvolle Neigung aufgethan. Schon als Jüngling mit demjenigen bekannt, was uns von den Mysterien der Alten historisch überliefert worden, sah er zwar nach seiner heitern, klaren Sinnesart jene trüben Geheimnisse, aber verleugnete sich nicht, daß gerade unter diesen, vielleicht seltsamen Hüllen zuerst unter die rohen und sinnlichen Menschen höhere Begriffe eingeführt, durch ahnungsvolle Symbole mächtige, leuchtende Ideen erweckt, der Glaube an einen über Alles waltenden Gott eingeleitet, die Tugend wünschenswerther dargestellt und die Hoffnung auf die Fortdauer unsers Daseins sowol von falschen Schrecknissen eines trüben Aberglaubens als von den ebenso falschen Forderungen einer lebenslustigen Sinnlichkeit gereinigt worden.

Nun als Greis von so vielen werthen Freunden und Zeitgenossen auf der Erde zurückgelassen, sich in manchem Sinne einsam fühlend, näherte er sich unserm theueren Bunde. Wie froh er in denselben getreten, wie anhaltend er unsere Versammlungen besucht, unsern Angelegenheiten seine Aufmerksamkeit gegönnt, sich der Aufnahme vorzüglicher junger Männer erfreut, unsern ehrbaren Gastmahlen beigewohnt und sich nicht enthalten, über manche wichtige Angelegenheit seine Gedanken zu eröffnen, davon sind wir Alle Zeugen; wir haben es freundlich und dankbar anerkannt. Ja, wenn dieser altgegründete und nach manchem Zeitwechsel oft wiederhergestellte Bund eines Zeugnisses bedürfte, so würde hier das vollkommenste bereit sein, indem ein talentreicher Mann, verständig, vorsichtig, umsichtig, erfahren, wohldenkend und mäßig, bei uns Seinesgleichen zu finden glaubte, sich bei uns in einer Gesellschaft fühlte, die er, der besten gewohnt, als Vollendung seiner menschlichen und geselligen Wünsche so gern anerkannte.

Vor dieser so merkwürdigen und hochgeschätzten Versammlung, obgleich von unsern Meistern aufgefordert, über den Abgeschiedenen wenige Worte zu sprechen, würde ich wol haben ablehnen dürfen, in der Betrachtung, daß nicht eine flüchtige Stunde, leichte, unzusammenhängende Blätter, sondern ganze Jahre, ja manche wohl überdachte und geordnete Bände nöthig sind, um sein Andenken rühmlich zu feiern neben dem Monumente, das er sich selbst in seinen Werken und Wirkungen würdig errichtet hat. Auch übernahm ich diese schöne Pflicht nur in der Betrachtung: es könne das von mir Vorgetragene dem zur

Einleitung dienen, was künftig bei wiederholter Feier seines Andenkens von Andern besser zu leisten wäre. Wird es unsern verehrten Meistern gefallen, mit diesem Aufsatz in ihre Lade alle dasjenige niederzulegen, was öffentlich über unsern Freund erscheinen wird, noch mehr aber dasjenige, was unsere Brüder, auf die er am Meisten und am Eigensten gewirkt, welche eines ununterbrochenen nähern Umgangs mit ihm genossen, vertraulich äußern und mittheilen möchten, so würde hiedurch ein Schatz von Thatsachen, Nachrichten und Urtheilen gesammelt, welcher wol einzig in seiner Art sein dürfte, und woraus denn unsere Nachkommen schöpfen könnten, um mit standhafter Neigung ein so würdiges Andenken immerfort zu beschützen, zu erhalten und zu verklären.

Ridel's und der früher heimgegangenen Brüder Käſtner, Krumbholz, Slevoigt und Jagemann Todtenfeier.

Die Betrachtung, die ſich uns nur zu ſehr aufdrängt: daß der Tod Alles gleich mache, iſt ernſt, aber traurig und ohne Seufzer kaum auszuſprechen; herzerhebend, erfreulich aber iſt es, an einen Bund zu denken, der die Lebenden gleich macht, und zwar in dem Sinne, daß er ſie zu vereintem Wirken aufruft, desbalb Jeden zuerſt auf ſich ſelbſt zurückweiſt und ſodann auf das Ganze hinleitet.

Betrachten wir alſo die von uns abgeſchiedenen Brüder, als wenn ſie noch unter uns wären! Auch ſind ſie noch unter uns; denn wir haben wechſelſeitig auf einander gewirkt, und indem daraus grenzenloſe Folgen ſich entwickeln, deutet es auf ein ewiges Zuſammenſein.

Unſer Bund hat viel Eigenes, wovon gegenwärtig nur das Eine herausgehoben werden mag, daß, ſobald wir uns verſammeln, die entſchiedenſte Art von Gleichheit entſteht; denn nicht nur alle Vorzüge von Rang, Stand und Alter, Vermögen, Talenten treten zurück und verlieren ſich in der Einheit, ſondern auch die Individualität muß zurücktreten. Jeder ſieht ſich an der ihm angewieſenen Stelle gehalten. Dienender Bruder, Lehrling, Geſelle, Meiſter, Beamte, Alles fügt ſich dem zugetheilten Platz und erwartet mit Aufopferung die Winke des Meiſters vom Stuhl: man hört keinen Titel, die nothwendigen Unterſcheidungszeichen der Menſchen im gemeinen Leben ſind verſchollen; aber auch nichts wird berührt, was dem Menſchen ſonſt am Nächſten liegt, wovon er am Liebſten hört und ſpricht; man vernimmt nichts von ſeinem Herkommen, nicht, ob er ledig oder verheirathet, Vater oder kinderlos, zu Hauſe glücklich oder unglücklich ſei; von Allem dieſen wird nichts erwähnt, ſondern

Jeder bescheidet sich, in würdiger Gesellschaft, in Betracht höherer, allgemeiner Zwecke auf alles Besondere Verzicht zu thun.

Höchst bedeutend ist daher die Anstalt einer Trauerloge; hier ist es, wo die Individualität zum ersten Male hervortreten darf, hier lernen wir erst einander als Einzelne kennen; hier ist es, wo das bedeutende wie das unbedeutende Leben in seinen Eigenheiten erscheint, wo wir uns in dem Vergangenen bespiegeln, um auf unsern gegenwärtigen lebendigen Wandel aufmerksam zu werden.

In diesem Sinne tragen wir kurze Lebensbeschreibungen von Freunden vor, die den Abgeschiedenen mit theilnehmender Liebe durchs Leben begleiten; und so folgen denn vorerst hier kurz zusammengefaßte Nachrichten von vier Brüdern, die wir heute betrauern; keine Betrachtung, welche wir bis ans Ende versparen, unterbreche den Vortrag.

I. Christoph Wilhelm Kästner,

geboren 1773, den 17. Mai, zu Mittelhausen bei Allstedt; sein Vater war Maurergeselle daselbst. Den ersten Unterricht empfing er in der dortigen Schule; man bemerkte bald an ihm eine leichte Fassungsgabe und viel Trieb nach höherer Kenntniß und Thätigkeit; er übte Musik und sodann nebst den alten auch die französische Sprache. Unter kümmerlichen Umständen verbrachte er zwei Jahre auf dem Gymnasium zu Weimar; seine Vorzüge wurden jedoch bald bemerkt; Sitte, Höflichkeit, Dienstfertigkeit machten ihn seinen Vorgesetzten werth, ihre Empfehlungen öffneten ihm den Zutritt in einige Familien, wo er Unterricht gab, außerdem er im Stillen seine Freistunden dem Studium der theoretischen Musik widmete; seine Lage verbesserte sich nach und nach, daß er nicht allein bequemer leben, sondern auch des Vaters Häuschen und Aecker von Schulden befreien konnte. Die Stelle eines lehrenden Seminaristen erhielt er im achtzehnten Jahre, schlug im neunzehnten eine Schullehrmeisterstelle aus, fuhr fort, sich und Andere zu bilden, bis in sein vierundzwanzigstes.

Im Jahre 1807 erfuhr er die Auszeichnung, als Nichtstudirter die damals erledigte Stelle eines Kantors an hiesiger Stadtkirche und Lehrers der sechsten Klasse des Gymnasiums zu erhalten.

Diesem Berufe widmete er seine ganze Thätigkeit, brachte

mit Güte und Strenge Ordnung, Sitte und Fleiß in die einigermaßen verwilderte Schule; er wußte sich zu den Kindern herabzulassen, ihre Liebe zu erwerben, Folgsamkeit zu gewinnen und Lernbegierde zu erregen.

Wir verdanken ihm den vierstimmigen Chorgesang unsrer Currentschüler, den er mit unermüdetem Fleiß und Anstrengung in vier Jahren auf einen hohen Grad ausbildete. Auch zu einem reineren Kirchengesang hat er Vieles beigetragen.

In einer glücklichen Ehe lebte er elf Jahre, ward Vater von zwei Knaben und einem Mädchen, die er treu und liebevoll wie die übrigen Kinder auferzog und unterrichtete.

Bei kärglichem Einkommen und nicht sorgenfreiem Leben erzeigte er mehreren Jünglingen, die sich dem Schullehrerstande widmeten, väterliche Wohlthaten.

Gefällig, unverdrossen und uneigennützig, besorgte er auch gern die Aufträge entfernter Gönner und Freunde mit Eifer und Gewissenhaftigkeit, wie denn Alles, was er vornahm, in musterhafter Ordnung geschah: Hauswesen, Zeit, Arbeiten, alle Handlungen waren geregelt.

Offen, aufrichtig und ehrlich erwies er sich gegen Jeden, der ihm sein Vertrauen schenkte, und wußte bei angeborner Höflichkeit und Bescheidenheit doch eine unangenehme Wahrheit, wenn es darauf ankam, gegen einen Bildungsbedürftigen auszusprechen.

Am 20. Juni 1814 wurde er in unseren Bund aufgenommen, wo er sich sogleich einheimisch fand und sich demselben mit Freudigkeit widmete.

Seine Gesundheit war nicht die stärkste; frühere Anstrengungen, die Pflicht eines guten Sohnes, die späteren eines Hausvaters zu erfüllen, bei steuender Lebensart so Vieles zu leisten, raubte seinem Geist die heitere Stimmung, und da er endlich nach verbesserter Besoldung sich auf einem kleinen Stückchen Gartenland ansiedelte und einen erheiterten Blick ins Leben warf, fühlte er eine Ahnung von baldigem Hinscheiden und entschlief in der Nacht des 14. Julius 1819. Sein Pflegesohn, der Kantor Wickhardt in Liebstedt, nahm den ältesten Sohn an Kindesstatt an; ein Gleiches that Frau Lämmerhirt allhier an ihrem Pathen, dem zweiten, und so haben treue und liebevolle Handlungen ihre unmittelbaren Folgen.

II. Johann Michael Krumbholz

wurde 1750 den 6. November zu Lohma im Blankenhain'schen einem Schullehrer geboren. Im dreizehnten Jahre fühlte er den Trieb, sein Brod selbst zu verdienen, und ging nach Blankenhain zu dem Kanzleirath Schulze in Dienste, wo er fünf Jahre lang blieb; sodann diente er in Weimar bei dem Geheimen Hofrath Hufeland, der ihn der verehrten Herzogin Amalie empfahl, welche treffliche Fürstin er sich durch bescheidene Treue und Dienstfeifer geneigt machte.

Höflichkeit, Bereitwilligkeit und verträgliches Wesen bewirkten, daß man ihn immer auf Reisen mitnahm, wo er sich in Alles gut zu schicken wußte.

Nur als die Herzogin im Jahre 1788 die Reise nach Italien antrat, ließ sie ihn wegen schwacher Gesundheit zurück, sandte ihn aber nach Braunschweig, wo er die Vergolderkunst erlernte, die er nachher sowol in ihrem Dienste als sonst auszuüben Gelegenheit fand.

Er blieb ihr dagegen anhänglich bis zum Tode und wurde im Jahre 1807 zum Kastellan der fürstlichen Wohnung befördert.

Bei Wiedereröffnung der [redacted] in diesem Lokal ward er als dienender Bruder aufgenommen und verrichtete, wie es seine geschwächte Gesundheit und sein Alter erlaubten, immer treu die ihm übertragenen Geschäfte.

Am 13. Oktober 1819 erfolgte sein Ableben.

III. Christian Anton August Slevoigt.

Geboren im Jahr 1767 zu Mana unweit Jena; sein Vater war Prediger daselbst. Im Jahr 1769 nahm ihn sein kinderloser Oheim, Hofrath Wiedeburg, nach Jena, welchem er einige Zeit darauf nach Allstedt folgte. Mehrere Jahre verbrachte er in der Klosterschule zu Roßleben; 1781 aber bildete er sich auf dem Gymnasium zu Weimar unter Heinze und Musäus.

Nachdem er in Jena von 1783 an die Rechte studirt, erhielt er bei dem Justizamte zu Weimar den Acceß und genoß der Versorge seines immer liebenden, indessen in die Residenz als Regierungsrath versetzten Oheims.

Im Jahr 1791 wurde er bei den Stadtgerichten zu Jena als Vormundschaftsaktuar und Sporteleinnehmer angestellt,

mit der Licenz, zu praktizirен, und ward 1794 zum Stadtrichter erwählt.

Da fielen ihm hinterlassene geheimnißvolle Papiere eines Niederländers in die Hände, die, obgleich in holländischer Sprache abgefaßt, in ihm eine Sehnsucht nach unserem Bunde erregten, zu dem er sich denn auch endlich gesellte. Nach dem Tode des Bürgermeisters Paulsen ward er unter dem Titel eines Vicebürgermeisters in den Stadtrath zu Jena aufgenommen und ihm endlich das Amt eines Polizeisekretärs übertragen, welches er bis an seinen Tod bekleidete.

In zweimaliger Ehe lebte er im glücklichsten Einverständniß; allein Krankheiten und Hinscheiden der Seinigen, wachsende Bedürfnisse und Sorgen verursachten, daß er zuletzt dem stillen Kummer unterlag.

Seine ihm eigene Thätigkeit fand in den ihm obliegenden Amtsgeschäften nicht hinreichende Befriedigung; ein gewisser allgemeiner ihn belebender Sinn trieb ihn, ins Ganze zu wirken, weswegen er eine Anstalt errichtete, durch welche Aufträge besorgt, Anfragen beantwortet und manchen Bedürfnissen abgeholfen werden sollte; auch wollte er seine ausgebreiteten polizeilichen Kenntnisse nicht unbenutzt lassen: er gab eine Zeitschrift heraus und arbeitete unermüdet zum Vortheil der Anderen, ohne dadurch den eigenen Vortheil bezwecken und seine häuslichen Umstände verbessern zu können.

IV. Ferdinand Jagemann,

den 24. August 1780 zu Weimar geboren — sein Vater Bibliothekar der unvergeßlichen Herzogin Amalie —, zeigte sehr früh besondere Neigung und Geschick für die zeichnenden Künste, welche zu äußern und zu üben das unter Leitung des Rath Kraus errichtete freie Zeichneninstitut Gelegenheit gab. Schon im 15. Jahre versuchte er sich in Kassel unter Aufsicht des dortigen Tischbein, eines väterlichen Freundes, und brachte nach halbjähriger Abwesenheit eine Kreidezeichnung der Abnahme Christi vom Kreuz nach Rembrandt zurück, welche so viel Anlage zeigte, daß unser kunstliebender Fürst sogleich beschloß, ihn nach Wien zu Füger abzusenden, wohin er denn auch in seinem 16. Jahre schon abging. Nach zweijähriger Anwesenheit malte er sein erstes größ[illegible] Bild in Oel, eine Kopie nach Fra Bartolommeo,

die Beschneidung Christi vorstellend, an welchem wir uns noch erfreuen.

Vor dem Schluß eines fünfjährigen Aufenthalts malte er noch zuletzt das lebensgroße Bildniß des Herzogs von Sachsen-Teschen, welches uns heute noch sein Talent bethätigt.

Nach dem Willen seines großmüthigen Beschützers ging er nach Paris, wo er sich an die italienischen Meister hielt und besonders Raphael ins Auge faßte. Eine Kopie nach Raphael's Madonna von Foligno und nach Guido Reni's Kindermord gaben Beweise seiner Fortschritte in der Kunst.

Im Jahr 1804 kam er nach Weimar zurück, malte das lebensgroße Bildniß seines Beschützers und eilte sodann im August 1806 nach Wien und von da nach Rom, woselbst er drei Jahre lang studirte. Eine bedeutende Frucht seines dortigen Aufenthalts ist die Erweckung des todten Knaben durch den Propheten Elisa in Gegenwart der Mutter, Figuren über Lebensgröße und noch jetzt dem Auge eines jeden beschauenden Kennern ausgesetzt. Im Jahr 1810 kehrte er nach beinahe funfzehnjähriger, nur kurz unterbrochener Abwesenheit nach Weimar zurück und fand Gelegenheit, sich als ausgezeichneter Porträtmaler zu erweisen. Hiervon können die lebensgroßen Porträts der herzoglich koburgischen Familie und des Prinzen von Ligne Beweis geben.

In diese Epoche fällt die Aufnahme in unsern Bund.

Deutschlands politische Lage wurde jetzt immer ernster, der Freiheitsruf ertönte an allen Orten. Unser durchlauchtigster Protektor schloß sich an die Häupter des heiligen Bundes; da gab Jagemann dem Drange seines Herzens Gehör und führte die Fahne der zum Kampf für Fürst und Vaterland sich freiwillig rüstenden Schaar.

Durch Anstrengung und vereinte Kräfte der verbündeten Heere waren die Feinde niedergekämpft, ihre Hauptstadt erobert, und Jagemann hatte das unaussprechliche Glück, einer der ersten Verkünder dieser frohen Botschaft in Deutschland zu sein. An allen Orten wurde er mit Jubel empfangen, in Hanau sogar die Pferde seines Wagens abgespannt und er im Triumph durch die Stadt geführt. Sein hiesiger Empfang ist gewiß noch Jedem erinnerlich.

Nach errungenem Frieden kehrte er in seine Werkstatt zurück und malte lebensgroß den auf seine Konstitution sich stützenden Großherzog. Da erhielt er die goldene Verdienstmedaille nebst dem Hofraths-Charakter.

Schwebender Genius über der Erdkugel.

mit der einen Hand nach unten, mit der andern nach oben deutend.*)

1. Zwischen Oben, zwischen Unten
Schweb' ich hin zu muntrer Schau,
Ich ergetze mich am Bunten,
Ich erquicke mich am Blau.

Und wenn mich am Tag' die Ferne
Blauer Berge sehnlich zieht,
Nachts das Uebermaß der Sterne
Prächtig mir zu Häupten glüht,

Alle Tag' und alle Nächte
Rühm' ich so des Menschen Loos;
Denkt e ewig sich ins Rechte,
Ist er ewig schön und groß!

2. Memento mori giebt's genug,**)
Mag sie nicht hererzählen;
Warum sollt' ich im Lebensflug
Dich mit der Grenze quälen?
Drum als ein alter Knasterbart
Empfehl' ich Dir docendo:
Mein theurer Freund, nach Deiner Art
Nur vivere memento!

---

*) Vgl. „Nachgel. W." 1833 und die Schrift „Goethe's Goldener Jubeltag" S. 143. — Das erste Gedicht ist in allen früheren Ausgaben bisher stets irrthümlich in der Art auseinandergerissen worden, daß die erste Strophe allein als auf das obige Emblem bezüglich, und die beiden andern unter den „Vermischten Gedichten" als ein selbstständiges Gedicht im Anschluß an die Dornburger Gedichte vom September 1828 abgedruckt wurden. Es erklärt sich dies dadurch, daß die beiden letzten Strophen allerdings im „Chaos" Nr. 52, S. 208, 1831 von der ersten getrennt erschienen; nothwendig mußte jene Redaktion zu falscher Auffassung Veranlassung geben, wie sich dieselbe bei Biedermann III, 357, Düntzer I, 291 und bei Gerland „Goethe's historische Stellung," 1865, S. 42 findet. Die Zusammengehörigkeit der drei Strophen ergiebt sich jedoch, abgesehen von dem Inhalte, auch aus einem äußeren Grunde. Goethe hat dieselben als ein Gedicht unter obiges Emblem bereits am 25. Dezember 1826 in das Stammbuch des Grafen Moritz Brühl, eines Enkels der Gräfin Lina Brühl (S. 127), eingeschrieben (wie auch das Gedicht „Frühlingsglauben" II, 444, in das des Grafen Karl Brühl). Aus dem ersteren erbielt C. F. Gruppe durch Vermittlung des Hofraths Teichmann den Text und ließ ihn in dem Musenalmanach von 1862, S. 3 abdrucken. — L.

**) Das Gedicht hat handschriftlich das Datum „März 1826." — L.

Das dritte Jubiläum protestantischer Glaubensfreiheit bewog die Gemeinde zu Udestedt, dem Begründer derselben, dem heldenmüthigen Luther, ein Denkmal zu stiften, und Jagemann bekam den Auftrag, einen bedeutenden Moment aus Luther's Leben zu malen; er wählte den Wendepunkt des ganzen großen Ereignisses, wo Luther vor Kaiser und Reich seine Lehre vertheidigt. Das Bild wurde mit großer Feierlichkeit in des Künstlers Gegenwart in der Kirche genannten Ortes aufgestellt.

Längst war ihm von einem alten Freunde, dem Oberbaudirektor Weinbrenner in Karlsruhe, der Antrag geschehen, in eine von demselben neu erbaute Kirche ein großes Altarbild zu malen. Auf einer Reise in das südliche Deutschland wurde ein so wichtiger Antrag erneuet und besprochen, nach des Künstlers Zurückkunft hierher die Ausführung desselben begonnen.

Unser durchlauchtigster Protektor unterstützte ihn auch hierbei aufs Großmüthigste; es wurde, weil kein Lokal sich hoch und groß genug vorfand, ein neuer Arbeitssaal dazu gebaut und dem Künstler noch mehrere andere Erleichterungen verschafft.

Christi Himmelfahrt sollte sein Pinsel versinnlichen. Um nun diese große bedeutende Aufgabe zu lösen, unternahm er die Vorarbeit einer Zeichnung in schwarzer Kreide und führte sodann die einzelnen Theile in großen Kartonen aus. Eine bedeutende Brustkrankheit jedoch warf ihn aufs Krankenbett, und es verging lange Zeit, bis er sich wieder völlig zur Arbeit tüchtig fühlte; endlich wußte er sich zusammenzuraffen und mit angestrengter Thätigkeit ans Werk zu gehen.

Er überwand jede körperliche Schwäche, die sich seinem Vorhaben entgegensetzte, und hatte mit Schnelle, ja mit Hast das Bild vollendet, worauf er alle seine Kräfte sammelte, um es an den Ort seiner Bestimmung zu bringen.

Müde und unwohl kehrte er von dort zurück, traurig, daß sein oft geäußerter Wunsch, die Auferstehung zu malen, nicht erreicht werden konnte, und es blieb wahrhaft zu bedauern, daß einem Künstler, der nach und nach sein Talent auf einen so hohen Grad geiteigert hatte, eine nunmehr gewiß ganz meisterhafte Darstellung versagt war. Sein Brustübel vermehrte sich, er mußte viel erdulden; am 9. Januar 1820 ging er hinüber, im noch nicht erreichten vierzigsten Jahre, viel zu früh für Kunst, Familie und Freunde.

Eine Anzahl Kriegskameraden trug ihn zu seiner Ruhestätte, die ihm neben Lukas Cranach und seinem ersten Lehrer Kraus gegönnt war: ein würdiger Platz, die irdische Hülle unsers deutschen Künstlers aufzunehmen!

Wenige allgemeine Betrachtungen über die uns dargestellten Lebensereignisse von vier Brüdern, deren jeder in seiner Art unserem Bunde Ehre macht, wird man wol hier erwarten dürfen. Der Erste, in Armuth und Niedrigkeit geboren, höhere Eigenschaften in sich fühlend, mit entschiedenem Willen die Ausbildung derselben erstrebend, einen mäßigen Zustand erreichend und in demselben selbständig, sich selbst beherrschend, seinen Vorsätzen, seiner Pflicht getreu, ein ruhiges Leben in Mittelmäßigkeit führend, giebt uns das schönste Beispiel eines aus sich selbst entwickelten, im engen Kreise thätigen, der Gesellschaft nützlichen und kaum bemerkt vorübergehenden Mannes. Gerade dies sind Eigenschaften und Schicksale, die sich in der bürgerlichen Welt sehr oft wiederholen und überall, wo sie erscheinen, ein segenvolles Beispiel hinterlassen.

Der Zweite, in einen leidlichen Zustand eintretend, fühlt schon in den Knabenjahren, daß es schwer sei, für sich selbst zu bestehen, daß vielmehr Derjenige wohl thut, der sich bald entschließt, zu eigener Erhaltung Anderen zu dienen, um bei fortgesetztem guten Betragen sich an das Glück mehr begünstigter Weltbürger mit angereiht zu sehen. Hier gelangt er denn über wenige Stufen in den Dienst einer vortrefflichen Fürstin, genießt den Vortheil ihrer Nähe zu den schönsten Zeiten, schließt zuletzt seine Laufbahn als dienender Bruder des hohen Bundes und fühlt sich in die würdigste Einheit verschlungen: ein günstiges Schicksal, das er sich durch lebenslängliche Dienstfertigkeit wohl verdient hat.

Der Dritte, im mittleren bürgerlichen Leben einen bequemen Weg geführt, findet zuletzt angemessene Stellen im Staate; er vertieft sie mit Zufriedenheit seiner Vorgesetzten und des Fürsten und hält sich gleichmäßig aus bis ans Ende. Aber die ihm obliegenden Geschäfte füllen seine Thätigkeit nicht aus, eine mäßige Einnahme reicht zu seinen Bedürfnissen nicht hin, und so bemüht er sich im weltbürgerlichen Sinne, durch Vielthätigkeit Anderen zu dienen und vielleicht dadurch sich selbst zu nützen;

aber keines von beiden gelingt in dem Grade, daß die doppelte Absicht erfüllt würde; wir bemerken seine Wirkung nach außen oft unterbrochen, gelähmt und sehen ihn aus einer sorgenvollen Lage hinscheiden.

Der Vierte giebt uns gleichfalls Anlaß zu ernsten Betrachtungen. Er war von Jugend auf durch Natur und Umstände begünstigt, als Knabe schön gebildet, Liebe und Neigung sich von früh auf erwerbend; aus dem Jünglinge entwickelte sich ein treffliches Künstlertalent; er lebte als treuer, heiterer Freund unter seinen Gesellen, zeigte sich als wackerer, kriegerischer Bürger, und in allen diesen Zuständen sieht er sich gefördert, jeden Wunsch erreicht, jeden Vorsatz begünstigt.

Betrachten wir ihn nun als Maurer, so fällt auch hier jede Bemerkung zu seinen und unseren Gunsten: mit Leidenschaft schloß er sich an unseren Bund; denn er fühlte darin die Ahnung dessen, was ihm sein Leben durch gefehlt hatte, dessen, was er bei dem besten Willen aus sich selbst zu entwickeln, bei sich selbst festzustellen nicht vermochte: einen gewissen Halt nämlich, ein Regulativ, woran er sich als Künstler messen, als Mensch, Freund und Liebender prüfen könnte. In unserem Bunde erschien ihm zum ersten Male das Ehrwürdige, das uns selbst Würde giebt, die Alles umschlingende, aus lebenden Elementen geflochtene Kette, der Ernst einfacher, immer wiederkehrender und doch immer genügender und hinreichender Formen.

Dieser Eindruck auf das empfängliche Gemüth war so groß, daß er unseren Arbeiten niemals ohne Aufregung beiwohnen, ihrer niemals ohne Rührung gedenken konnte; daß er in denselben Sitte, Gesetz, Religion zu fühlen und vorzuempfinden glaubte, und zwar in dem Grade, daß er in seinen letzten Augenblicken als höchste Beruhigung empfand, einem Bruder die Hand zu drücken und den übrigen Verbundenen einen traurig-dankbaren Gruß zu senden. Ja, man kann überzeugt sein, daß, wäre er früher in unsere Verbindung getreten, ihm dasjenige geworden wäre, was man an ihm zu vermissen hatte.

Und hiemit lasset uns zum Schluß eilen; denn sowol über ihn als sonstige Abgeschiedene eigentlich Gericht zu halten, möchte niemals der Billigkeit gemäß sein. Wir leiden Alle am Leben; wer will uns, außer Gott, zur Rechenschaft ziehen? Tadeln darf man keinen Abgeschiedenen; nicht was sie gefehlt und gelitten, sondern was sie geleistet und gethan, beschäftige die Hinterbliebenen. An den Fehlern erkennt man den

Menschen, an den Vorzügen den Einzelnen; Mängel und Schicksale haben wir Alle gemein, die Tugenden gehören Jedem besonders.

Haben wir im Vorhergehenden auszugsweise geliefert und betrachtet, was über vier vermißte Brüder zu sagen sein möchte, so beschäftige uns nun ausführlich Leben und Thätigkeit eines Mannes, der auf den Bund überhaupt, zunächst aber auf unsere [redacted] den wichtigsten Einfluß hatte, welches Vorbild einem jeden Bruder, wollte er auch nicht Ansprüche auf so hohe Verdienste, an so entschiedene Wirkung machen, dennoch als ein schönes, edles Muster höchst ermunternd sein wird.

Des Großherzogs Karl August Verhalten gegenüber den Bewegungen der Jahre 1817 bis 1819.

Leider ward jedoch in jenen bewegten Zeiten manches Mißverständniß fühlbar; das aufgeregte Gemüth deutscher Jünglinge und Männer, vertrauend auf vaterländische Gesinnungen und gelungene That, schien das Neubefestigte abermals zu bedrohen. Dieses gab den edelsten, zu Staatsverwesern berufenen Geistern sorgliche Bedenklichkeiten, und hier mußten zweierlei Ansichten hervortreten: die eine, das in der Zeit Bewegte, augenblicklich Aufbrausende sei unmittelbar zu dämpfen; die andere, dem Gang dieser Epoche solle man bedächtig zusehen und, auf dessen Verlauf achtsam bleibend, zu rechter Zeit dienliche Heilmittel anwenden.

Jene hielten sich durch manche tadelnswerthe, ja erschreckende Unregelmäßigkeiten berechtigt, auf ihren Grundsätzen zu beharren und deshalb die nöthig erachteten Vorschritte gemessen zu thun; Diese jedoch, überzeugt, daß nach vorübergegangener Krise eine frische Gesundheit sich offenbaren werde, suchten in stiller Milde das verlorne Gleichgewicht wiederherzustellen.

Freilich gehörten Jahre dazu, um diese Verfahrungsart zu rechtfertigen, und wir dürfen uns glücklich preisen, daß nach manchem Schwanken sich endlich bewahrheitet: nur ein allgemeines Vergeben und Vergessen könne ganz allein das verlorne Gleichgewicht sowol als das gestörte wechselseitige Vertrauen nach und nach wiederherstellen.

Wie erfreulich muß es daher sein, in Ihrer Gegenwart, verbundene Brüder, getrost auszusprechen, wie wir, in so treuen als mäßigen Gesinnungen unverwandt ausdauernd und wirkend, uns von diesen erwünschten Folgen auch einen Theil ohne Anmaßung zuschreiben dürfen.

Geiſtliche Briefe.

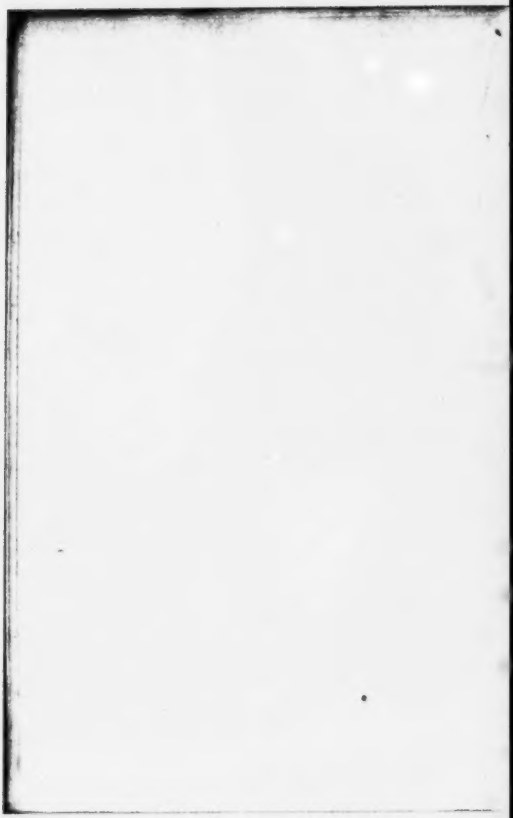

Brief des Pastors zu*** an den neuen Pastor zu***.

Aus dem Französischen.

Lieber Herr Amtsbruder!

Da die Veränderung in meiner Nachbarschaft vorging, daß der alte Pastor starb, an dessen Stelle Ihr kommt, freute ich mich von ganzem Herzen. Denn ob ich gleich kein unleidsamer Mann bin und meinem Nächsten nichts mehr gönne als sein Bißchen Leben, das bei Manchen, wie beim Vieh, das einzige ist, was sie haben, so muß ich doch aufrichtig gestehen, daß Eures Vorfahren Todtengeläut mir ebenso eine freudige Wallung ins Blut brachte als das Geläute Sonntags früh, wenn es mich zur Kirche ruft, da mein Herz vor Liebe und Neigung gegen meine Zuhörer überfließt. Er konnte Niemanden leiden, Euer Vorfahr, und Gott wird mir vergeben, daß ich ihn auch nicht leiden konnte. Ich hoffe, Ihr sollt mir so viel Freude machen, als er mir Verdruß gemacht hat; denn ich höre so viel Guts von Euch, als man von einem Geistlichen sagen kann, das heißt: Ihr treibt Euer Amt still und mit nicht mehr Eifer, als nöthig ist, und seid ein Feind von Kontroversen. Ich weiß nicht, ob's Euerm Verstand oder Euerm Herzen mehr Ehre macht, daß Ihr so jung und so friedfertig seid, ohne deswegen schwach zu sein; denn freilich ist's auch kein Vortheil für die Heerde, wenn der Schäfer ein Schaf ist.

Ihr glaubt nicht, lieber Herr Amtsbruder, was mir Euer Vorfahr für Noth gemacht hat. Unsre Sprengel liegen so nah beisammen, und da steckten seine Leute meine Leute an, daß die zuletzt haben wollten, ich sollte mehr Menschen verdammen, als ich nicht thäte; es wäre keine Freude, meinten sie, ein Christ zu sein, wenn nicht alle Heiden ewig gebraten würden.

Ich versichre, lieber Bruder, ich wurde manchmal ganz mutlos; denn es giebt gewisse Materien, von denen anzufangen ich so entfernt bin, daß ich vielmehr jedesmal am Ende der Woche meinem Gott von ganzem Herzen danke, wenn mich Niemand darum gefragt hat, und wenn's geschehen ist, ihn bitte, daß er's inskünftige abwenden möge; und so wird's jedem rechtschaffnen Geistlichen sein, der gutdenkende Gemüther nicht mit Worten bezahlen will und doch weiß, wie gefährlich es ist, sie halbbefriedigt wegzuschicken oder sie gar abzuweisen. Ich muß Euch gestehen, daß die Lehre von Verdammung der Heiden eine von denen ist, über die ich wie über glühendes Eisen eile. Ich bin alt geworden und habe die Wege des Herrn betrachtet, so viel ein Sterblicher in ehrfurchtsvoller Stille darf; wenn Ihr ebenso alt sein werdet als ich, sollt Ihr auch bekennen, daß Gott und Liebe Synonymen sind, wenigstens wünsche ich's Euch. Nur müßt Ihr nicht denken, daß meine Toleranz mich indifferent gemacht habe. Das ist bei allen Eiferern vor ihre Sekte ein mächtiger Behuf der Redekunst, daß sie mit Worten um sich werfen, die sie nicht verstehen. So wenig die ewige einzige Quelle der Wahrheit indifferent sein kann, so tolerant sie auch ist, so wenig kann ein Herz, das sich seiner Seligkeit versichern will, von der Gleichgiltigkeit Profession machen. Die Nachfolger des Pyrrho waren Elende. Wer möchte zeitlebens auf dem Meer von Stürmen getrieben werden? Unsere Seele ist einfach und zur Ruhe geboren; so lang sie zwischen Gegenständen getheilt ist, so fühlt sie was, das Jeder am Besten weiß, wer zweifelt.

Also, lieber Bruder, danke ich Gott für nichts mehr als die Gewißheit meines Glaubens; denn darauf steck' ich, daß ich kein Glück besitze und keine Seligkeit zu hoffen habe, als die mir von der ewigen Liebe Gottes mitgetheilt wird, die sich in das Elend der Welt mischte und auch elend ward, damit das Elend der Welt mit ihr herrlich gemacht werde. Und so lieb' ich Jesum Christum, und so glaub' ich an ihn und danke Gott, daß ich an ihn glaube; denn wahrhaftig, es ist meine Schuld nicht, daß ich glaube. Es war eine Zeit, da ich Saulus war; gottlob! daß ich Paulus geworden bin; gewiß, ich war sehr erwacht, da ich nicht mehr leugnen konnte. Man fühlt einen Augenblick, und der Augenblick ist entscheidend für das ganze Leben, und der Geist Gottes hat sich vorbehalten, ihn zu bestimmen. So wenig bin ich indifferent; darf ich deswegen nicht tolerant sein? Um

wie viel Millionen Meilen verrechnet sich der Astronom? Wer der Liebe Gottes Grenzen bestimmen wollte, würde sich noch mehr verrechnen. Weiß ich, wie mancherlei seine Wege sind? So viel weiß ich, daß ich auf meinem Weg gewiß in den Himmel komme, und ich hoffe, daß er Andern auch auf dem ihrigen hineinhelfen wird. Unsre Kirche behauptet, daß Glauben und nicht Werke selig machen, und Christus und seine Apostel lehren das ohngefähr auch. Das zeigt nun von der großen Liebe Gottes; denn für die Erbsünde können wir nichts und für die wirkliche auch nichts. Das ist so natürlich, als daß Einer geht, der Füße hat; und darum verlangt Gott zur Seligkeit keine Thaten, keine Tugenden, sondern den einfältigsten Glauben, und durch den Glauben allein wird uns das Verdienst Christi mitgetheilt, so daß wir die Herrschaft der Sünde einigermaßen los werden hier im Leben, und nach unserm Tode, Gott weiß wie, auch das eingeborne Verderben im Grabe bleibt. Wenn nun der Glaube das Einzige ist, wodurch wir Christi Verdienst uns zueignen, so sagt mir: wie ist's denn mit den Kindern? Die sprecht Ihr selig, nicht wahr? Warum denn? Weil sie nicht gesündigt haben! Das ist ein schöner Satz! man wird ja nicht verdammet, weil man sündigt. Und das eingeborne Verderben haben sie ja doch an sich und werden also nicht aus Verdienst selig. Nun, so sagt mir die Art, wie die Gerechtigkeit der menschgewordenen Liebe sich den Kindern mittheilt. Seht! ich finde in dem Beispiel einen Beweis, daß wir nicht wissen, was Gott thut, und daß wir nicht Ursache haben, an Jemands Seligkeit zu verzweifeln. Ihr wißt, lieber Herr Amtsbruder, daß viele Leute, die so barmherzig waren wie ich, auf die Wiederbringung gefallen sind, und ich versichre Euch, es ist die Lehre, womit ich mich insgeheim tröste. Aber das weiß ich wohl: es ist keine Sache, davon zu predigen. Ueberm Grab geht unser Amt nicht, und wenn ich ja einmal sagen muß, daß es eine Hölle giebt, so red' ich davon, wie die Schrift davon redet, und sage immerhin: Ewig! Wenn man von Dingen spricht, die Niemand begreift, so ist's einerlei, was für Worte man braucht. Uebrigens hab' ich gefunden, daß ein rechtschaffner Geistlicher in dieser Zeitlichkeit so viel zu thun hat, daß er gern Gott überläßt, was in der Ewigkeit zu thun sein möchte.

So, mein lieber Herr Confrater, sind meine Gesinnungen über diesen Punkt. Ich halte den Glauben an die göttliche

3. Wenn am Tag' Zenith und Ferne*)
Blau ins Ungemessne fließt,
Nachts die Ueberwucht der Sterne
Himmlische Gewölbe schließt,
So am Grünen, so am Bunten
Kräftigt sich ein reiner Sinn,
Und das Oben wie das Unten
Bringt dem edlen Geist Gewinn.

Beschildeter Arm,

gegen ein vorüberziehendes Wetter Bücher beschützend.**)

Manches Herrliche der Welt
Ist in Krieg und Streit zerronnen;
Wer beschützet und erhält,
Hat das schönste Loos gewonnen.

Soll Dich das Alter nicht verneinen,
So mußt Du es gut mit Andern meinen,
Mußt Viele fördern, Manchem nützen;
Das wird Dich vor Vernichtung beschützen.

Alter Held schützt alte Bücher;
Doch das Wetter zieht vorüber.
Unsre holden jungen Krieger
Schützen hübsche Mädchen lieber.

Regenbogen

über den Hügeln einer anmuthigen Landschaft.***)

Grau und trüb und immer trüber
Kommt ein Wetter angezogen; —
Blitz und Donner sind vorüber,
Euch erquickt ein Regenbogen.

*) Das Gedicht ist unter dem 28. August 1827 dem Hofrath Dr. Schütze gewidmet und im Oktober 1827 im Bremischen Unterhaltungsblatt Nr. 80 abgedruckt. — P.

**) Vgl. „Nachgel. W." 1833 und „Goethe's Jubeltag." S. 142. — Die dritte dieser Strophen ist etwa 1828 Goethe's Hausgenossin, Fräulein Ulrike von Pogwisch, der Schwägerin seines Sohnes, gewidmet.

***) Vgl. „Nachgel. W." 1833 und „Goethe's Jubeltag." S. 144.

Liebe, die vor so viel hundert Jahren unter dem Namen Jesus Christus auf einem kleinen Stückchen Welt eine kleine Zeit als Mensch herumzog, für den einzigen Grund meiner Seligkeit, und das sage ich meiner Gemeinde, so oft Gelegenheit dazu ist. Ich subtilisire die Materie nicht; denn da Gott Mensch geworden ist, damit wir arme sinnliche Kreaturen ihn möchten fassen und begreifen können, so muß man sich vor nichts mehr hüten, als ihn wieder zu Gott zu machen.

Ihr habt in Eurer vorigen Pfarre, wie ich höre, viel von denen Leuten um Euch gehabt, die sich Philosophen nennen und eine sehr lächerliche Person in der Welt spielen. Es ist nichts jämmerlicher, als Leute unaufhörlich von Vernunft reden zu hören, mittlerweile sie allein nach Vorurtheilen handeln. Es liegt ihnen nichts so sehr am Herzen als die Toleranz, und ihr Spott über Alles, was nicht ihre Meinung ist, beweist, wie wenig Friede man von ihnen zu hoffen hat. Ich war recht erfreut, lieber Herr Bruder, zu hören, daß Ihr Euch niemals mit ihnen gezankt, noch Euch Mühe gegeben habt, sie eines Bessern zu überweisen. Man hält einen Aal am Schwanze fester als einen Lacher mit Gründen. Es geschah dem portugiesischen Juden recht, der den Spötter von Ferney Vernunft hören machen wollte; seine Gründe mußten einer Sottise weichen, und anstatt seinen Gegner überführt zu sehen, fertigte ihn dieser sehr tolerant ab und sagte: Bleibt denn Jude, weil Ihr es einmal seid!

Bleibt denn Philosoph, weil Ihr's einmal seid, und Gott habe Mitleiden mit Euch! So pflege ich zu sagen, wenn ich mit so Einem zu thun habe.

Ich weiß nicht, ob man die Göttlichkeit der Bibel Einem beweisen kann, der sie nicht fühlt; wenigstens halte ich es für unnöthig. Denn wenn Ihr fertig seid, und es antwortet Euch Einer wie der savoyische Vikar: „Es ist meine Schuld nicht, daß ich keine Gnade am Herzen fühle", so seid Ihr geschlagen und könnt nichts antworten, wenn Ihr Euch nicht in Weitläufigkeiten vom freien Willen und von der Gnadenwahl einlassen wollt, wovon Ihr doch, Alles zusammengenommen, zu wenig wißt, um davon disputiren zu können.

Wer die Süßigkeit des Evangelii schmecken kann, der mag so was Herrliches Niemanden aufdringen. Und giebt uns unser Herr nicht das excellenteste Beispiel selbst? Ging er nicht gleich von Gergesa, ohne böse zu werden, sobald man ihn darum bat? Und vielleicht war's ihm selbst um die Leute nicht zu

thun, die ihre Schweine nicht drum geben wollten, um den Teufel los zu werden. Denn man mag ihnen verfügen, was man will, so bleiben sie auf ihrem Kopfe. Was wir thun können, ist: die Heilsbegierigen zurecht zu weisen; und den Andern läßt man, weil sie's nicht besser haben wollen, ihre Teufel und ihre Schweine.

Da habt Ihr also die eine Ursache, warum und wie tolerant ich bin; ich überlasse, wie Ihr seht, alle Ungläubigen der ewigen wiederbringenden Liebe und habe das Zutrauen zu ihr, daß sie am Besten wissen wird, den unsterblichen und unbefleckten Funken, unsre Seele, aus dem Leibe des Todes auszuführen und mit einem neuen und unsterblich reinen Kleide zu umgeben. Und diese Seligkeit meiner friedfertigen Empfindung verdunkle ich nicht mit dem höchsten Ansehn der Infallibilität. Welche Wonne ist es, zu denken, daß der Türke, der mich für einen Hund, und der Jude, der mich für ein Schwein hält, sich einst freuen werden, meine Brüder zu sein!

So weit davon, mein lieber Bruder! und gleichsam im Vorbeigehen; denn das Haupteleud der Intoleranz offenbart sich doch am Meisten in den Uneinigkeiten der Christen selbst, und das ist was Trauriges. Nicht daß ich meine, man sollte eine Vereinigung suchen; das ist eine Sottise wie die Republik Heinrich's des Vierten. Wir sind Alle Christen, und Augsburg und Dortrecht machen so wenig einen wesentlichen Unterschied der Religion, als Frankreich und Deutschland in dem Wesen des Menschen. Ein Franzose ist von Kopf bis auf die Füße eben ein Mensch wie ein Deutscher; das Andre sind politische Konsiderationen, die fürtrefflich sind und die Niemand unbestraft einreißen soll.

Wer die Geschichte des Wortes Gottes unter den Menschen mit liebevollem Herzen betrachtet, der wird die Wege der ewigen Weisheit anbeten. Aber wahrhaftig! weder Bellarmin noch Seckendorff wird Euch eine reine Geschichte erzählen. Warum sollte ich leugnen, daß der Anfang der Reformation eine Mönchszänkerei war, und daß es Luther's Intention im Anfang gar nicht war, das auszurichten, was er ausrichtete? Was sollte mich antreiben, die Augsburgische Konfession für was Anders als eine Formel auszugeben, die damals nöthig war und noch nöthig ist, etwas festzusetzen, das mich aber nur äußerlich verbindet und mir übrigens meine Bibel läßt? Kommt aber ein Glaubensbekenntniß dem Worte Gottes näher als das andre,

so sind die Bekenner desto besser dran; aber das bekümmert Niemand anders.

Luther arbeitete, uns von der geistlichen Knechtschaft zu befreien; möchten doch alle seine Nachfolger so viel Abscheu vor der Hierarchie behalten haben, als der große Mann empfand!

Er arbeitete sich durch verjährte Vorurtheile durch und schied das Göttliche vom Menschlichen, so viel ein Mensch scheiden kann; und was noch mehr war: er gab dem Herzen seine Freiheit wieder und machte es der Liebe fähiger. Aber man lasse sich nicht blenden, als hätte er das Reich erworben, davon er einen Andern herunterwarf! Man bilde sich nicht ein, die alte Kirche sei deswegen ein Gegenstand des Abscheus und der Verachtung. Hat sie doch wenige menschliche Satzungen, die nicht auf etwas Göttlich-Wahres gegründet wären. Laßt sie, leidet sie und segnet sie! Warum lästert Ihr ihre Messe? Sie thun zu viel, das weiß ich; aber laßt sie thun, was sie wollen. Verflucht sei Der, der einen Dienst Abgötterei nennt, dessen Gegenstand Christus ist! Lieber Bruder, es wird täglich lichter in der römischen Kirche; ob's aber Gottes Werk ist, wird die Zeit ausweisen. Vielleicht protestirt sie bald mehr, als gut ist. Luther hatte die Schwärmerei zur Empfindung gemacht, Calvin machte die Empfindung zu Verstand. Diese Trennung war unvermeidlich, und daß sie politisch geworden ist, lag in den Umständen. Ich bin so fern, eine Vereinigung zu wünschen, daß ich sie vielmehr äußerst gefährlich halte. Jeder Theil, der sich ein Haar vergäbe, hätte Unrecht. Doch es ist gut, daß politische Betrachtungen der Sache im Wege stehen, sonst würde man vielleicht den Gewissen ihre Freiheit rauben. Beides läuft auf Eins hinaus, ob ein Sakrament ein Zeichen oder mehr ist, und wie könnte ich böse sein, daß ein Andrer nicht empfinden kann wie ich? Ich kenne die Seligkeit zu gut, es für mehr zu halten als ein Zeichen, und doch habe ich unter meiner Gemeinde eine große Anzahl Menschen, die die Gnade nicht haben, es auch zu fühlen. Es sind Leute, wo der Kopf das Herz überwiegt. Mit diesen leb' ich in so zärtlicher Eintracht und bitte Gott, daß er Jedem Freude und Seligkeit gebe nach seinem Maß; denn der Geist Gottes weiß am Besten, was Einer fassen kann. Ebenso ist's mit der Gnadenwahl; davon verstehen wir ja Alle nichts. Und so ist's mit tausend Dingen; denn wenn man's beim Lichte besieht, so hat Jeder seine eigene Religion, und Gott muß mit unserm armseligen Dienste zufrieden sein aus

übergroßer Güte; denn das müßte mir ein rechter Mann ſein, der Gott diente, wie ſich gebört.

Ach, es iſt unwiderſprechlich, lieber Bruder, daß keine Lehre uns von Vorurtheilen reinigt, als die vorher unſern Stolz zu erniedrigen weiß; und welche Lehre iſt's, die auf Demuth baut, als die aus der Höhe! Wenn wir das immer bedächten und recht im Herzen fühlten, was das ſei, Religion, und Jeden auch fühlen ließen, wie er könnte, und dann mit brüderlicher Liebe unter alle Sekten und Parteien träten: wie würde es uns freuen, den göttlichen Samen auf ſo vielerlei Weiſe Frucht bringen zu ſehen! Dann würden wir ausrufen: Gottlob, daß das Reich Gottes auch da zu finden iſt, wo ich's nicht ſuchte!

Unſer lieber Herr wollte nicht, daß es ein Ohr koſten ſollte, dieſes Reich auszubreiten; er wußte, daß es damit nicht ausgerichtet wäre; er wollte anklopfen an der Thüre und ſie nicht einſchmeißen. Wenn wir das nur recht bedächten und Gott danklen, daß wir in dieſen ſchlimmen Zeiten noch ungeſtört lehren dürfen! Und einmal vor allemal: eine Hierarchie iſt ganz und gar wider den Begriff einer ächten Kirche. Denn, mein lieber Bruder, betrachtet nur ſelbſt die Zeiten der Apoſtel gleich nach Chriſti Tod, und Ihr werdet bekennen müſſen: es war nie eine ſichtbare Kirche auf Erden. Es ſind wunderliche Leute, die Theologen! Da prätendiren ſie, was nicht möglich iſt. Die chriſtliche Religion in ein Glaubensbekenntniß bringen, o Ihr guten Leute! Petrus meinte ſchon, in Bruder Pauli Briefen wäre Viel ſchwer zu verſtehen; und Petrus war doch ein andrer Mann als unſre Superintendenten. Aber er hatte Recht. Paulus hat Dinge geſchrieben, die die ganze chriſtliche Kirche in corpore bis auf den heutigen Tag nicht verſteht. Da ſieht's denn ſchon gewaltig ſcheu um unſre Lehre aus, wenn wir Alles, was in der Bibel ſteht, in ein Syſtem zerren wollen; und mit dem Wandel läßt ſich ebenſo wenig Gewiſſes beſtimmen. Peter that ſchon Sachen, die Paulen nicht gefielen, und ich möchte wiſſen, mit was für Titeln der große Apoſtel unſre Geiſtlichen beehren würde, die noch eine weit ungegründetere und verwerflichere Prädilektion für ihre Sekte haben als Petrus für die Juden.

Daß bei der Einſetzung des Abendmahls die Jünger das Brod und Wein genoſſen wie die reformirte Kirche, iſt unleugbar; denn ihr Meiſter, den ſie viel kannten, der ſaß bei ihnen; ſie verſprachen's gleichſam zu ſeinem Gedächtniß zu

wiederholen, weil sie ihn liebten, und mehr prätendirte er auch nicht. Wahrhaftig! Johannes, der an seinem Busen lag, brauchte nicht erst das Brod, um sich von der Existenz seines Herren lebendig zu überzeugen. Genug, es mag den Jüngern dabei der Kopf gedreht haben wie selbigen ganzen Abend; denn sie verstunden nicht eine Silbe von dem, was der Herr sagte.

Kaum war der Herr von der Erde weg, als zärtliche, liebesgesinnte Leute sich nach einer innigen Vereinigung mit ihm sehnten, und weil wir immer nur halb befriedigt sind, wenn unsre Seele genossen hat, so verlangten sie auch was für den Körper, und hatten nicht Unrecht; denn der Körper bleibt immer ein merkwürdiger Theil des Menschen, und dazu gaben ihnen die Sakramente die verwünschteste Gelegenheit. Durch die sinnliche Handlung der Taufe oder des Händeauflegens gerührt, gab vielleicht ihr Körper der Seele eben denjenigen Ton, der nöthig ist, um mit dem Weben des heiligen Geistes zu sympathisiren, das uns unaufhörlich umgiebt. Ich sage *vielleicht*, und ich darf *gewiß* sagen. Eben das fühlten sie beim Abendmahl und glaubten, durch die Worte Christi geleitet, es für das halten zu können, was sie so sehr wünschten. Besonders da die Unarten ihres Körpers sich durch diese Heiligung am Besten heilen ließen, so blieb ihnen kein Zweifel übrig, daß ihr verherrlichter Bruder ihnen von dem Wesen seiner göttlichen Menschheit durch diese sinnliche Zeichen mittheile. Aber das waren unaussprechliche Empfindungen, die sie wohl im Anfang zur gemeinschaftlichen Erbauung einander kommunizirten, die aber leider nachher zum Gesetz gemacht wurden. Und da konnte es nicht fehlen, daß Die, deren Herz keiner solchen Empfindung fähig war, und die mit einer bedächtigen geistlichen Vereinigung sich genügten, daß die sich trennten und sich zu behaupten getrauten: eine Empfindung, die nicht allgemein sei, könne kein allgemein verbindendes Gesetz werden.

Ich denke, daß das der ehrlichste Status causae ist, den man erwarten kann, und wenn man wohl thun will, so verfährt man mit seiner Gemeinde so billig von der Seite als möglich. Einem Meinungen aufzwingen, ist schon grausam; aber von Einem verlangen, er müsse empfinden, was er nicht empfinden kann, das ist tyrannischer Unsinn.

Noch was, lieber Bruder! Unsre Kirche hat sich nicht allein mit der reformirten gezankt, weil die zu wenig empfindet, sondern

auch mit andern ehrlichen Leuten, weil sie zu viel empfanden. Die Schwärmer und Inspiranten haben sich oft unglücklicherweise ihrer Erleuchtung überhoben, man hat ihnen ihre eingebildete Offenbarung vorgeworfen. Aber weh uns, daß unsre Geistlichen nichts mehr von einer unmittelbaren Eingebung wissen, und wehe dem Christen, der aus Kommentaren die Schrift verstehen lernen will! Wollt Ihr die Wirkungen des heiligen Geistes schmälern? Bestimmet mir die Zeit, wenn er aufgehöret hat, an die Herzen zu predigen, und Euern schalen Diskursen das Amt überlassen hat, von dem Reiche Gottes zu zeugen! Unverständlich nennt Ihr unnütz? Was sah der Apostel im dritten Himmel? Nicht wahr: unaussprechliche Dinge? Und was waren denn das für Leute, die in der Gemeine Sachen redeten, die einer Auslegung bedurften? O meine Herren, Eure Dogmatik hat noch viel Lücken. Lieber Bruder, der heilige Geist giebt Allen Weisheit, die ihn darum bitten, und ich habe Schneider gekannt, die Mosheimen zu rathen aufgegeben hätten.

Genung! die Wahrheit sei uns lieb, wo wir sie finden. Laßt uns unser Gewissen nicht beflecken, daß wir an jenem Tage rein sein mögen, wenn an das Licht kommen wird, daß die Lehre von Christo nirgends gedruckter war als in der christlichen Kirche. Und wem darum zu thun ist, die Wahrheit dieses Satzes noch bei seinem Leben zu erfahren, der wage, ein Nachfolger Christi öffentlich zu sein, der wage, sich's merken zu lassen, daß ihm um seine Seligkeit zu thun ist! Er wird einen Unnamen am Halse haben, eh er sich's versieht, und eine christliche Gemeine macht ein Kreuz vor ihm.

Laßt uns also darauf arbeiten, lieber Bruder, nicht daß unsere, sondern daß Christi Lehre lauter gepredigt werde. Laßt uns unbekümmert über andere Reiche sein; nur laßt uns für unser Reich sorgen, und besonders hütet Euch vor den falschen Propheten! Diese nichtswürdige Schmeichler nennen sich Christen, und unter ihrem Schafspelz sind sie reißende Wölfe; sie predigen eine glänzende Sittenlehre und einen tugendhaften Wandel und schmälern das Verdienst Christi, wo sie können. Wahrhaftig, alle Religionsspötter sind wenigstens ehrliche Leute, die über das lachen, was sie nicht fühlen, und einen öffentlichen Feind hat man wenig zu fürchten; aber diese heimlichen sucht aus Eurer Gemeinde zu scheiden, nicht daß Ihr sie in Eurem Sprengel nicht leiden wollt, sondern nur daß Ihr sie als ehrliche Leute verlangt, die bekennen, was sie sind.

Der liebe Johannes lehrt uns ganz kurz allen Religionsunterschied; das sei der einzige, den wir kennen. Ich habe in meinem Amt Jesum so laut geprediget, daß sich die Widersacher geschieden haben, und weiter braucht's keine Scheidung. Wer Jesum einen Herrn heißt, der sei uns willkommen; können die Andre auf ihre eigene Hand leben und sterben, wohl bekomme es ihnen! Wenn der Geistliche ein Mann ist, der nicht vom Hauptpunkte abweicht, so wird unter der Gemeine auch kein Zwist entstehen. Hier habt Ihr mein und meiner ganzen Gemeine Glaubensbekenntniß.

Wir sind elend! Wie wir's sind, und warum wir's sind, das kann uns sehr einerlei sein; wir sehnen uns nur nach einem Weg, auf dem uns geholfen werden könnte. Wir glauben, daß die ewige Liebe darum Mensch geworden ist, um uns das zu verschaffen, wornach wir uns sehnen; und Alles, was uns dient, uns mit ihr näher zu vereinigen, ist uns liebenswürdig, was zu diesem Zwecke nicht zielt, gleichgiltig, und was davon entfernt, verhaßt. Ihr könnet Euch denken, Herr Confrater, in was für einem Kredit die Kontroversen bei uns stehen.

Laßt uns Friede halten, lieber Herr Amtsbruder! Ich weiß nicht, wie ein Pastor sich unterstehen kann, mit Haß im Herzen auf einen Stuhl zu treten, wo nur Liebe erschallen sollte; und um keinem Zwist Gelegenheit zu geben, laßt uns alle Kleinigkeiten fliehen, wo man Grillen für Wahrheit und Hypothesen für Grundlehren verkauft. Es ist immer lächerlich, wenn ein Pastor seine Gemeine belehrt, daß die Sonne nicht um die Erde geht, und doch kommt so was vor.

Noch Eins, Herr Bruder! Laßt Eure Gemeine ja die Bibel lesen, so viel sie wollen; wenn sie sie gleich nicht verstehen, das thut nichts; es kommt doch immer viel Guts dabei heraus, und wenn Eure Leute Respekt für der Bibel haben, so habt Ihr viel gewonnen. Doch bitte ich Euch, nichts vorzubringen, was Ihr nicht Jedem an seinem Herzen beweisen könnt, und wenn's hundertmal geschrieben stünde. Ich habe sonst auch gesorgt, die Leute möchten Anstoß an Dingen nehmen, die hier und da in der Bibel fürkommen; aber ich habe gefunden, daß der Geist Gottes sie gerade über die Stellen wegführt, die ihnen nichts nützen dürften. Ich weiß zum Exempel kein zärtliches Herz, daß an Salomon's Diskursen, die freilich herzlich trocken sind, einigen Geschmack hätte finden können.

Ueberhaupt ist es ein eignes Ding um die Erbauung. Es

ist oft nicht die Sache, die Einen erbaut; sondern die Lage des Herzens, worin sie uns überrascht, ist das, was einer Kleinigkeit den Werth giebt.

Darum kann ich die Liederverbesserungen nicht leiden. Das möchte für Leute sein, die dem Verstand viel und dem Herzen wenig geben. Was ist dran gelegen, was man singt, wenn sich nur meine Seele hebt und in den Flug kommt, in dem der Geist des Dichters war! Aber wahrhaftig, das wird Einem bei denen gedrechselten Liedern sehr einerlei bleiben, die mit aller kritisch richtigen Kälte hinter dem Schreibepulte mühsam polirt worden sind.

Adieu, lieber Herr Confrater! Gott gebe Eurem Amte Segen! Prediget Liebe, so werdet Ihr Liebe haben. Segnet Alles, was Christi ist, und seid übrigens in Gottes Namen indifferent, wenn man Euch so schelten will. So oft ich an Euerm Geläute höre, daß Ihr auf die Kanzel geht, so oft will ich für Euch beten. Und wenn Euer allgemeiner Vortrag nach Aller Maß eingerichtet ist und Ihr die Seelen, die sich Euch besonders vertrauen, insbesondere belehret, so daß Ihr sie doch alle auf den großen Mittelpunkt unsres Glaubens, die ewige Liebe, hinweiset; wenn Ihr dem Starken genug und dem Schwachen so viel gebet, als er braucht; wenn Ihr die Gewissensskrupel vermindert und Allen die Süßigkeit des Friedens wünschenswerth macht: so werdet Ihr dereinst mit der Ueberzeugung, Euer Amt wohl geführt zu haben, vor den Richterstuhl des Herrn treten können, der über Hirten und Schafe als Oberhirt allein zu richten das Recht hat. Ich bin mit aller Zärtlichkeit

Euer Bruder

* * *

Pastor zu * * *.

Zwo wichtige, bisher unerörterte Bibliſche Fragen,

zum erſten Mal gründlich beantwortet

von einem Landgeiſtlichen in Schwaben.

M. den 6. Febr. 1773.

Es iſt betrübt, die langen Winterabende ſo allein zu ſein. Mein Sohn, der Magiſter, iſt in der Stadt. Ich kann's ihm nicht verdenken: er findet bei mir ſo wenig Unterhaltung für ſeine Gelehrſamkeit als ich an ihm Liebeswärme für meine Empfindung, und die Kollegen um mich her ſind und bleiben meine letzte Geſellſchaft. Wer nach einem kurzen Benedicite von Gewiſſensfragen und andern Paſtoralkleinigkeiten ſich nicht zur ausgelaſſnen Spiel- und Trinkkollation hinſetzen und das Gratias gegen Mitternacht mit Zoten intoniren mag, der muß wegbleiben, wiſſen Sie, lieber Herr Bruder.

Unſre letzte wichtige Unterredung, als ich das Vergnügen hatte, in ſo guter Geſellſchaft bei Ihnen zu ſein, hat mich auf allerlei Gedanken und endlich gar zu dem Entſchluſſe gebracht, Ihnen Beiliegendes zu ſenden.

Ich hatte damals noch viel zu ſagen; aber das Geſpräch wurd' auf einmal zu gelehrt, und da ich niemals ein Freund von Büchern, am Wenigſten von exegetiſchen war, bleib' ich meiſtentheils zurück, wenn meine Geſellen einen Ausritt in das ſo verwachſene Dickicht wagen.

Was kann einem Geiſtlichen zwar angelegener ſein als die Auslegung der Sammlung Schriften, woran ſein zwiefaches Leben hängt! Mit Allem dem hab' ich mich nie genug über Männer wundern können, die ſich hinſetzen, ein ganzes Buch, ja viele Bücher unſrer Bibel an einem Faden weg zu exegeſiren, da ich Gott danke, wenn mir hier und da ein brauchbarer Spruch aufgeht; und das iſt wahrhaftig Alles, was man nöthig hat.

Der Magister, mein Sohn, wie er vor anderthalb Jahren von Akademien zurückkam, verstund er gewisse Bücher des Alten und Neuen Testaments, über die er hatte Collegia lesen hören, aus dem Fundament, und zu den übrigen, sagte er, habe er einen Universalschlüssel, daß es ihm bei Gelegenheit, meint' er, nicht fehlen konnte.

Meine Wissensbegierde wurde rege, und ich bat ihn, mich in die Schule zu nehmen. Das that er gerne; denn er stieht gewaltig auf einen Professor, konsultirte hier und da seine Hefte, und das Dociren stund ihm gar gravitätisch an. Nur merkt' ich bald, daß die ganze Kunst auf eine kalte Reduktion hinauslief. Das that mir leid, und ich wollt' ihn überzeugen: allein im Lebens- und Amtsgange lerne man Kernbücher verstehen; gelebrte Prediger seien just nicht die besten, weil sie niemals fragen: Was brauchen meine Zuhörer? sondern: Was könnt' ich ihnen aus der Fülle meiner Weisheit, doch ohnbeschadet der gebeimen Sparbüchse (die nun freilich einer wie der andre beiseite verwahrt), noch Alles mittheilen? Ferner sagt' ich ihm: Die einzige brauchbare Religion muß einfach und warm sein; von der einzigen wahren haben wir nicht zu urtheilen. Wer will das ächte Verhältniß der Seele gegen Gott bestimmen als Gott selbst?

Darüber wurd' er murrisch, und ich merkte ganz deutlich, daß er von meiner Urtheilskraft nicht das Beste dachte. Mag er! bis er selbst gescheiter wird. Die Erkenntniß wächst in jedem Menschen nach Graden, die ein Lehrer weder übertreiben soll noch kann, und den hielt' ich für den geschicktesten Gärtner, der für jede Epoche jeder Pflanze die erforderliche Wartung verstünde.

Doch Alles das wollt' ich nicht sagen. Beikommende Auslegungen fodern einen Vorbericht.

Zur Zeit, da ich studirte, erklärte man die Bibel zu universal: die ganze Welt sollte an jedem Spruche Theil haben. Dieser Meinung war ich immer feind, weil sie so viele Inkonvenienzien und Anstöße in den Weg legte. Nun, wie mein Magister zurückkam, wunderte ich mich, ihn von denen schweren Vorurtheilen so frei zu sehn; mein Herz ging mir recht auf, wie ich grad mit ihm reden konnte, wie er meine Ahndungen durch gelebrte Beweise bestätigte. Doch die Freude dauerte nicht lang. Ich sah ihn mit der entgegengesetzten Thorheit behaftet, alle dunkle, alle seinem System widrige Stellen zu

Wilde Stürme, Kriegeswogen
Rasten über Hain und Dach;
Ewig doch und allgemach
Stellt sich her der bunte Bogen.

Frohe Zeichen zu gewahren,
Wird der Erdkreis nimmer müde;
Schon seit vielen tausend Jahren
Spricht der Himmelsbogen: Friede!

Aus des Regens düstrer Trübe
Glänzt das Bild, das immer neue;
Aus den Thränen zarter Liebe
Spiegelt sich der Engel: Treue.

Genius,
die Büste der Natur enthüllend.*)

Bleibe das Geheimniß theuer!**)
Laß' den Augen nicht gelüsten!
Sphinxnatur, ein Ungeheuer,
Schreckt sie Dich mit hundert Brüsten.

Suche nicht verborgne Weihe!***)
Unterm Schleier laß' das Starre!
Willst Du leben, guter Narre,
Sieh nur hinter Dich ins Freie!

Anschaun, wenn es Dir gelingt,†)
Daß es erst ins Innre dringt,
Dann nach Außen wiederkehrt,
Bist am Herrlichsten belehrt.

---

*) Vgl. „Nachgel. W." 1833 und „Goethe's Jubeltag." S. 143.
**) Mit dem handschriftlichen Datum „Weimar, den 3. September 1826." — P.
***) Handschriftlich mit dem Datum „Den 2. März 1826" und der Ueberschrift „Dem Symboliker." Auch findet sich dieselbe Strophe bereits unter den „Zahmen Xenien", II, 391. — P.
†) In den Ausgaben seit 1833 ist diese Strophe auch unter die „Zahmen Xenien" aufgenommen. — P.

Lokaltleinigkeiten zu drechseln. Darüber kannen wir abermals aus einander.

Ich glaube die Mittelstraße getroffen zu haben. Hier ist der Deutpfahl dahin.

Das jüdische Volk seh' ich für einen wilden unfruchtbaren Stamm an, der in einem Kreis von wilden unfruchtbaren Bäumen stund; auf den pflanzte der ewige Gärtner das edle Reis Jesum Christum, daß es, darauf bekleibend, des Stammes Natur veredelte und von dannen Pfropfreiser zur Befruchtung aller übrigen Bäume geholt würden.

Die Geschichte und Lehre dieses Volks von seinem ersten Keime bis zur Pfropfung ist allerdings **partikular**, und das wenige Universelle, das etwa in Rücksicht der zukünftigen großen Handlung mit ihm möchte vorgegangen sein, ist schwer und vielleicht unnöthig aufzusuchen.

Von der Pfropfung an wendet sich die ganze Sache. Lehre und Geschichte werden **universell**. Und obgleich jeder von daher veredelte Baum seine Spezialgeschichte und nach Beschaffenheit der Umstände seine Spezialiehre hat, so ist doch meine Meinung: hier sei so wenig Partikulares als dort Universelles zu vermuthen und zu deuten.

Beikommende zwei Erklärungen, die mir schon vor langer Zeit vom guten Geiste zugewinkt worden, und die, je länger ich sie umschaue, je wahrer ich sie finde, werden Ihnen Tiefen der Erkenntniß und Empfindung eröffnen.

Erste Frage.

Was stund auf den Tafeln des Bunds?

Antwort:

Nicht die zehen Gebote, das erste Stück unsers Katechismus! Laßt es Euch Mosen selbst sagen! Hier liefre ich einen Auszug seines zweiten Buchs.

Die Gesetzgebung beginnt majestätisch fürchterlich, und der Herr spricht von Sinai den Eingang von meist allgemeinen Wahrheiten, die er bei ihnen wie bei andern Völkern gleichsam voraussetzt; a) das Volk erschrickt und überträgt Mosi, den weiteren Willen des Herrn zu vernehmen, dem denn Gott

a) 2. B. Mos. 20, 1—17.

fortfährt[b] seine Gesetze vorzulegen. Moses kehrt zum Volke zurück,[c] ohne daß der Tafeln Erwähnung geschehen, schreibt **alle** die Worte des Herren in ein Buch, das das Buch des Bundes genannt wird, und liest es ihnen vor. Dann erst spricht der Herr zu Mose:[d] Komm herauf zu mir auf den Berg, daß ich Dir gebe steinerne Tafeln und (mit) Gesetz und Gebot, die ich geschrieben habe. Er begiebt sich hinauf, und ihr wird die Einrichtung der Stiftshütte vorgelegt,[e] ganz zuletzt[f] aber erst gemeldet: und da der Herr ausgeredt hatte — gab er ihm die Tafeln. Was drauf gestanden, erfährt Niemand. Das Unwesen mit dem Kalb entsteht, und Moses zerschlägt sie, ehe wir ihren Inhalt nur muthmaßen können.[g]

Nach Reinigung des reuigen Volks spricht der versöhnte Herr zum Propheten:[h] Haue Dir zwo steinerne Tafeln, wie die ersten waren, daß ich die Worte drauf schreibe, die in den **ersten waren.**

Moses, geborchend, tritt vor den Herrn, preist dessen Barmherzigkeit und ruft sie an. Der Herr spricht:[i] Siehe, ich will einen **Bund** machen vor alle Deinem Volk.

Halt, was ich Dir heute gebiete!

1.

Du sollst keinen andern Gott anbeten.

Darum hüte Dich, daß Du nicht einen Bund mit den Einwohnern des Lands machst, noch Deinen Söhnen ihre Töchter zu Weibern nehmest, sie würden Dich zu falschen Göttern kehren. Ebenso wenig sollst Du mit irgend einem Bilde was zu thun haben.

2.

Das Fest der ungesäuerten Brod sollst Du halten.

Sieben Tage sollst Du ungesäuert Brod essen um die Zeit des Monats Abib zur Erinnerung, daß ich Dich um diese Zeit aus Aegypten geführt habe.

b) Vom 22. V. des 20. Kap. bis zu Ende des 23.
c) 24, 3 ꝛc.
d) 24, 12.
e) 25—31.
f) 31, 18.
g) 32, 19.
h) 34, 1.
i) 34, 10 ꝛc.

3.

Alles, was seine Mutter am Ersten bricht, ist mein, was männlich sein wird in Deinem Vieh, es sei Ochse oder Schaf.

Aber statt dem Erstling des Esels sollst Du ein Schaf erlegen ꝛc. Die Erstgeburt Deiner Söhne sollst Du lösen, und daß Niemand vor mir leer erscheine.

4.

Sechs Tage sollst Du arbeiten, am siebenten Tage sollst Du feiern beides mit Pflügen und Ernten.

5.

Das Fest der Wochen sollst Du halten mit den Erstlingen der Weizenernte, und das Fest der Einsammlung, wenn das Jahr um ist.

6.

Dreimal im Jahr sollen alle Mannsnamen erscheinen vor dem Herrn.

Und es soll Niemand Deines Lands begehren, so lang Du diesem Gebote gehorchst.

7.

Du sollst das Blut meines Opfers nicht opfern auf dem gesäuerten Brod.

8.

Das Opfer des Osterfests soll nicht über Nacht bleiben.

9.

Das Erstling der Früchte Deines Ackers sollst Du in das Haus des Herren bringen.

10.

Du sollst das Böcklein nicht kochen, wenn's noch an seiner Mutter Milch ist.

Und der Herr sprach zu Mose: Schreibe **diese** Worte; denn nach **diesen** Worten hab' ich mit Dir und mit Israel einen **Bund** gemacht. Und er war allda bei dem Herren vierzig Tag und vierzig Nächte und aß kein Brod und trank kein Wasser. **Und er schrieb auf die Tafeln solchen Bund, die zehen Worte.**

Mit den deutlichsten Worten steht es hier verzeichnet, und der Menschenverstand freut sich darüber. Die Tafeln waren ein Zeugniß des Bundes, mit dem sich Gott ganz besonders Israel verpflichtete. Wie gehörig, lesen wir also die Gesetze darauf, die sie von allen Völkern auszeichnen, die Vorschriften, wornach sie die Epochen ihrer Geschichte theils feiern, theils die Grundgesetze ihrer Verfassung als heilig ehren sollten. Wie gerne wirft man den beschwerlichen alten Irrthum weg: es habe der partikularste Bund auf Universalverbindlichkeiten (denn das sind doch die meisten der sogenannten zehen Gebote) gegründet werden können.

Kurz! das Prooemium der Gesetzgebung enthält, wie ich schon oben, obgleich unbestimmter gesagt, Lehren, die Gott bei seinem Volke als Menschen und als Israeliten voraussetzte. Als Menschen — dahin gehören die allgemeinen moralischen; als Israeliten — die Erkenntniß eines einzigen Gottes und die Sabbathfeier.

Wenn es aber so evident ist, warum hat die Kirche so viel Jahrhunderte in der entgegengesetzten Meinung gestanden? Das wird Niemanden wundern, wer ihre Geschichte nur einigermaßen kennt.

Der Verfasser des fünften Buchs Moses verfiel zuerst in den Irrthum. Es ist wahrscheinlich, und ich glaube es irgendwo einmal gelesen zu haben, daß dieses Buch in der Babylonischen Gefangenschaft aus der Tradition zusammengestoppelt worden sei. Die Unordnung desselben macht es fast gewiß. Und unter solchen Umständen ist ein Mißgriff wie gegenwärtiger sehr natürlich. Die Tafeln waren sammt der Lade verloren, die ächten Abschriften der heiligen Bücher in wenig Händen, die zehen Gesetze schliefen und wurden vergessen, die Lebensregeln hatte Jeder im Herzen, wenigstens im Gedächtniß. Und wer weiß, was noch Alles zu dieser ungeschickten Kombination Gelegenheit gegeben.

Es ließ' sich noch viel sagen; das will ich aber Gelehrtern hinterlassen und nur das anfügen: Nicht weiß ich, ob Jemand diese Wahrheit vor mir gefunden oder gelehrt; so viel kann ich

sagen, daß die Kirche den Irrthum über dieser Stelle heilig bewahrt und viele fatale Konsequenzen draus gezogen hat.

Andere Frage.

Was heißt mit Zungen reden?[k]

Vom Geist erfüllt, in der Sprache des Geists des Geists Geheimnisse verkündigen.

Τὸ γὰρ ἐνθεάζειν, κατὰ γλῶσσαν ὑπάρχειν, σιβυλλαίνειν.

Diodorus quidam.[l]

Wer Ohren hat zu hören, der höre!

Fragt Ihr: Wer ist der Geist? so sag' ich Euch: Der Wind bläset, Du fühlest sein Sausen, aber von wannen er kommt und wohin er geht, weißest Du nicht. Was willst Du uns von der Sprache des Geistes sagen, wenn Du den Geist nicht kennst! Ist Dir gegeben worden, mit Zungen zu reden? Darauf antwort' ich: Ihr habt Mosen und die Propheten! Ich will Euch nur hindeuten, wo von dieser Sprache geschrieben steht.

Der verheißene Geist erfüllt die versammelten Jünger mit der Kraft seiner Weisheit.[m] Die göttlichste Empfindung strömt aus der Seel' in die Zunge, und stammend verkündigt sie die großen Thaten Gottes in einer neuen Sprache,[n] und das war die Sprache des Geistes.[o]

Das war jene einfache allgemeine Sprache, die aufzufinden mancher große Kopf vergebens gerungen. In der Einschränkung unsrer Menschlichkeit ist nicht mehr als eine Ahndung davon zu tappen.

Hier tönt sie in ihrer vollen Herrlichkeit! Parther, Meder und Elamiter entsetzen sich; Jeder glaubt seine Sprache zu hören, weil er die Wundermänner verstehet; er hört die großen Thaten Gottes verkündigen und weiß nicht, wie ihm geschieht.

Es waren aber nicht Allen die Ohren geöffnet, zu hören. Nur fühlbare Seelen[p] nahmen an dieser Glückseligkeit Theil.

k) *γλώσσαις λαλεῖν.*

l) Ich weiß nicht, wer eigentlich der Diodorus war. Im ersten Theil von Fabricii Bibl. Gr. findet Ihr die Stelle mit ein paar gelehrten schlechten Erklärungen derselben.

m) A.-G. 2, 1.

n) *ἑτέραις γλώσσαις.*

o) *καθὼς τὸ πνεῦμα ἐδίδου αὐτοῖς ἀποφθέγγεσθαι.*

p) *ἁπτοὶς εὐλαβεῖς.*

Schlechte Menschen, kalte Herzen stunden spottend dabei und sprachen: Sie sind voll süßen Weins!

Kam in der Folge der Geist über eine Seele, so war das Ausbauchen seiner Fülle das erste nothwendigste Athmen eines so gewürdigten Herzens.[q] Es floß vom Geiste selbst über, der so einfach wie das Licht, auch so allgemein ist, und nur wenn die Wogen verbraust hatten, floß aus diesem Meere der sanfte Lehrstrom[r] zur Erweckung und Aenderung der Menschen.

Wie aber jede Quelle, wenn sie von ihrem reinen Ursprung weg durch allerlei Gänge zieht und, vermischt mit irdischen Theilen, zwar ihre selbstständige innerliche Reinigkeit erhält, doch dem Auge trüber scheint und sich wol gar zuletzt in einen Sumpf verliert, so ging's hier auch.

Schon zu Paulus' Zeiten ward diese Gabe in der Gemeine gemißbraucht.

Die Fülle der heiligsten, tiefsten Empfindung drängte für einen Augenblick den Menschen zum überirdischen Wesen; er redete die Sprache der Geister, und aus den Tiefen der Gottheit flammte seine Zunge Leben und Licht. Auf der Höhe der Empfindung erhält sich kein Sterblicher. Und doch mußte denen Jüngern die Erinnerung jenes Augenblicks Wonne durch ein ganzes Leben nachvibriren. Wer fühlt nicht in seinem Busen, daß er sich unaufhörlich wieder dahin sehnen würde? Auch thaten sie das. Sie verschlossen sich in sich selbst, hemmten den reinen Fluß der Lebenslehre,[s] um die Wasser zu ihrer ersten Höhe zu dämmen, brüteten dann mit ihrem eignen Geiste über der Finsterniß und bewegten die Tiefe. Vergebens! Es konnte diese geschraubte Kraft nichts als dunkle Abndungen hervordrängen; sie lallten sie aus, Niemand verstund sie, und so verdarben sie die beste Zeit der Versammlung.

Gegen dieses arbeitet Paulus mit allem Ernst in dem vierzehnten Kapitel der ersten Epistel an die Korinthische Gemeinde.

Abtreten könnt' ich nun, Jeden sich selbst dieses Kapitel auslegen, Jeden empfinden lassen, daß es nimmer eine andre Erklärung annimmt. Auch will ich nur einige Blicke hinwerfen.

Mehr als Pantomime, doch unartikulirt muß die Sprache gewesen sein. Paulus setzt die zur Empfindung des Geists

q) A.-G. 19, 6.
r) Das προφητεύειν.
s) τὸ προφητεύειν.

bewegte Seele[1]) dem ruhigen Sinn[2]) entgegen, neben einander vielmehr, nach einander! Wie Ihr wollt! Es ist Vater und Sohn, Keim und Pflanze. *Πνεῦμα! πνεῦμα!* was wäre *νοῦς* ohne Dich!

Genug! Wie gern, ohne paraphrastische Feilern geben die Sprüche ihren Sinn!

„Der wie Ihr mit der Geistessprache redet, redet nicht den „Menschen, sondern Gott; denn ihn vernimmt **Niemand**; „er redet im Geist Geheimnisse. So ich mit der tiefen Sprache „bete, betet mein Geist; mein Sinn bringt Niemanden Frucht. „Dieses Reden ist nur ein auffallendes, Aufmerksamkeit erregen„des Zeichen[3]) für Ungläubige, keine Unterweisung für sie, „keine Unterhaltung in der Gesellschaft der Gläubigen."

Sucht Ihr nach diesem Bache? Ihr werdet ihn nicht finden. Er ist in Sümpfe verlaufen, die von allen wohlgekleideten Personen vermieden werden. Hier und da wässert er eine Wiese insgeheim, dafür danke Einer Gott in der Stille; denn unsre theologische Kameralisten haben das Prinzipium, man müßte dergleichen Flecke all' eindeichen, Landstraßen durchführen und Spaziergänge darauf anlegen. Mögen sie denn! Ihnen ist Macht gegeben! Für uns Hausbalter im Verborgnen bleibt doch der wahre Trost: Dämmt Ihr! Drängt Ihr! Ihr drängt nur die Kraft des Wassers zusammen, daß es von Euch weg auf uns desto lebendiger fließe.

* * *

Und wir, lieber Herr Bruder, lassen Sie uns in der Fühlbarkeit gegen das schwache Menschengeschlecht, dem einzigen Glück der Erde und der einzigen wahren Theologie, gelassen fortwandeln und den Sinn des Apostels fleißig beherzigen: Trachtet Ihr, daß Ihr Lebenskenntniß erlanget, Euch und Eure Brüder aufzubauen. Das ist Euer Weinberg, und jeder Abend reicht dem Tage seinen Lohn. Wirft aber der ewige Geist einen Blick seiner Weisheit, einen Funken seiner Liebe einem Erwählten zu, der trete auf und lalle sein Gefühl!

Er tret' auf, und wir wollen ihn ehren! Gesegnet seist Du, woher Du auch kommst! der Du die Heiden erleuchtest! der Du die Völker erwärmst!

[1]) *πνεῦμα.*
[2]) *νοῦς.*
[3]) *σημεῖον.*

Zur Revision des Textes.

(Die betreffenden ersten Drucke, welche dem Abdruck in den Werken vorangingen, sind der Reihenfolge nach mit römischen Ziffern bezeichnet; „Werke" bezeugt: alle bisherigen Ausgaben der Werke G.'s.)

Rede bei Eröffnung des Bergbaues zu Ilmenau.

S. 19. Z. 4. In den Werken fehlt „jährlich"
„ „ 6. I „diesem". Druckfehler.
„ „ 16. I, III und Werke „erscheint der Augenblick, auf den"
„ „ 18. T, O, Q u. C „Das Fest, was"
„ „ 21. W. Werke „auch dieser sein Wunsch endlich zur"
„ „ 24. Werke „nur einen Begriff"
„ „ 28. Werke „das, die sich dessen Wiederaufnahme"
„ „ 30. III „alsb neue Berge auf"
„ „ 32. Werke „es in eine noch"
„ „ „ III „Tiefe drücken"
S. 20. „ 4. III und Werke „das Geschäft"
„ „ 16. 17. III und Werke „unsers Geschwornen"
„ „ 20. 21. III „vernachlässigten Rath"
„ „ 21. III, Q u. C „denn man sahe"
„ „ 22. Werke „jene eröffneten abgebauten Tiefen"
„ „ 23. Werke „geringe Oeffnung"
„ „ 23 bis 28. Der Absatz fehlt in III.
„ „ 28. I, III und Werke „eine unbedeutende Dissonanz"
„ „ 6. bis S. 21. Z. 2. I, III und Werke „die Thüre werden, durch die man zu den verborgenen Schätzen der Erde hinabsteigt, durch die jene tief liegenden Gaben"
S. 21. „ 2. 3. I, III und Werke „Freude vor uns sehen und betrachten"
„ „ 7. 8. I, III und Werke „Nun sei aber auch unsre Vorsicht und unser Eifer bei dem Angriffe des Werks dem Muthe gleich, mit"
„ „ 16. Werke „welcher innere Trieb"
„ „ 26. I, III und Werke „Geldes in unsere Hände legen"
„ „ 29. I, III und Werke „auch Sie werden es thun. Ein jeder"
„ „ 31. Werke „dem aufzuwendenden"
„ „ 32. 34. I, III und Werke „daß ein jeder die unsrige anlegen möge"
„ „ 35. I, III und Werke „zu deren Beförderung"
„ „ 40. I, III und Werke „dadurch zu dem gemeinen Besten"
„ „ 41. I, III T, O, Q u. C „berauft der Bergbau in einen lebendigen"; G „berauft der Bergbau zu einem lebendigern"
S. 22. „ 2. 4. 5. I, III und Werke „sagen: auch ich bin nicht müßig geblieben' auch ich habe mich dieser"
„ „ 8. 9. T, O, Q u. C „Freude und die Nachkommenschaft für das"
„ „ 10. 11. III „dieses Eigenthum gewichen"
„ „ 23. In den Werken fehlt der Schluß: „Wenn es Ihnen" bis „gehen."

Vortrag beim Schlusse des Gewerkentags.

S. 34. Z. 11. I hat – wol als Hörfehler des Nachschreibers – „Summe".

Zum Andenken der Fürstin Anna Amalia.

S. 39. Z. v. u. „geehrt"

Trennung des Schauspiels von der Oper.

S. 41. Z. 4 u. G.'s Schreiben lautet: „das Schauspiel von dem Schauspiel trennen."

Rede bei Stiftung des Falkenordens.

S. 47. Z. u. II „hinleite"

Absicht und Hoffnungen der Freitagsgesellschaft.

S. 52. Z. u. In John's Abdruck steht „schönen"; die Nothwendigkeit des Komparativs ergiebt aber der Zusammenhang.

Rede zu Wieland's Gedächtniß.

S. 54. „ 9. I u. G „Stände"
„ „ 24. I „hoch"
S. 55. „ 8. I u. G „unternahm, daß dir"
S. 56. „ 2. 3. I „Bodmer ..... Gleim"
„ „ 17. T u. Q „Hesiod", Druckfehler.
„ „ 24. I u. G „christliche Religionsverwandte"
S. 58. „ 1. T, O, Q u. C „Grade"
S. 60. „ 1. I „Sorgen"
„ „ 28. I „gefördert"
S. 61. „ 20. I „herrlichen"
S. 64. „ 23. I, T, O, Q u. C „Einzelheit"
S. 67. „ 23. I „pflegt"
„ „ 28. Werke „Grundbesitzer"
S. 71. „ 9. I „Langeweile"
S. 72. „ 11. T, O, Q u. C „frischen"
„ „ 13. I „seines", Druckfehler.
„ „ 22. I „Angelegenheiten"
S. 73. „ 4. I, C u. G „alles"

Brief des Pastors zu *** an den neuen Pastor zu ***.

S. 87. Z. 13. Werke beginnen mit „Er konnte" einen neuen Absatz.
„ „ 17. Werke „Guten"
„ „ 25. T „Vorfahrer"
„ „ 26. Werke „als ich thäte"; daß „nicht" im I scheint eine die Mystifikation verhärtende Nachahmung französischer Redeweise.
S. 88. „ 9. Werke beginnen mit „Ich muß Euch" einen neuen Absatz.
„ „ 17. Werke „für ihre Secte"
„ „ 29. 29. Werke „als für die"
S. 89. „ 6. Werke beginnen mit „Unsre Kirche" einen neuen Absatz.
„ „ 6. Werke „ungeführ"
„ „ „ T u. Q „wust"
„ „ 17. Werke beginnen mit „Wenn nun" einen neuen Absatz.
„ „ 27. Werke „an jemandes Seligkeit"
„ „ „ Werke beginnen mit „Ihr wißt" einen neuen Absatz.
S. 91. „ 28. Werke „vom Kopf"
„ „ 28. Werke „ungestraft"
S. 92. „ 18. Werke beginnen mit „Lieber Bruder" einen neuen Absatz.
„ „ 25. Werke „zum Verband"

S. 92. Z. 21. Werke beginnen mit „Ich kenne“ einen neuen Absatz.
„ „ 26. Werke „bei Lichte“
S. 93. „ 2. U u. Werke „sich's“
„ „ 22. Werke beginnen mit „Es sind wunderliche“ einen neuen Absatz.
„ „ 28. Werke „vieles“
„ „ 29. Werke „Petrus that schon“
„ „ 30. Werke „Brod und den Wein“
S. 94. „ 2. 4. Werke „seines Herrn“
„ „ 6. Werke „verstanden“
„ „ 13. Werke „ich darf sagen gewiß“
„ „ 23. T „sinnlichen Zeichen“
S. 95. „ 4. Werke „wehe uns“
„ „ 7. Werke beginnen mit „Wollt Ihr“ einen neuen Absatz.
„ „ 19. Werke „Genuß“
„ „ 20. Werke „unbekümmert um andere“
„ „ 22. Werke „Diese nichtswürdigen“
S. 96. „ 5. 6. Werke „die andern“
„ „ 12. 13. Werke „nach einem Wege“
„ „ 30. Werke „viel Gutes“
„ „ 31. Werke „vor der Bibel“
„ „ 32. Werke „Doch bitt' ich“
„ „ 34. Werke „vorkommen“
S. 97. „ 7. Werke „in den Krug kommt“
„ „ 10. Werke „dem Schreibepult“

Zwo wichtige biblische Fragen.

S. 98. Z. 21. Werke „wurde“
„ „ 27. Werke „Bei alle dem“
S. 99. „ 7. Werke „Wißbegierde“
„ „ 13. Werke „im Lebens- und Amtsgange allein lerne man“
„ „ 16. 17. Werke „doch unbeschadet“
„ „ 23. Werke „märxisch“
„ „ 25. Werke „Inconvenienzen“
„ „ 29. Werke „Ahnungen“; ebenso S. 104. Z. 24. u. S. 105. Z. 2.
„ „ 30. Werke „lange“
„ „ 31. T „dunklen ..... widrigen“
S. 100. „ 23. 24. Werke „die ich, je länger ich sie umschaue, desto wahrer finde“
„ „ 27. Werke „Bundes“; ebenso S. 103. Z. 2.
„ „ 29. T u. O „vom Sinai“
„ „ „ Werke „meistens“
„ „ 35. Werke „Moje“
„ „ 38. Werke „dann“
S. 101. „ 1. Werke „und Gesetz“
„ „ 20. Werke „Halte, was“
„ „ 24. Werke „Landes“; ebenso S. 102. Z. 19, und S. 104. Z. 2; „Geistes“
S. 106. Z. 2. „Geistessprache“
„ „ „ Werke „des Landes machen“
S. 102. „ 13. Werke „Fest der Woche“
S. 103. „ 12. Werke „wonach“
„ „ 25. Werke „viele Jahrhunderte“
S. 104. „ 1. Werke „über diese“
„ „ 12. Werke „weißt“
„ „ 19. Werke „aus der Seele in“
S. 106. „ 12. 1 u. Werke „einteichen“
„ „ 32. Werke „irrte“

Urne
auf einem bunten Teppich.*)

Kannst Du die Bedeutung lesen,
Ihren Sinn verlierst Du nie:
„Beide sind nur todte Wesen,
Und die Kunst belebte sie.“

Offen steht sie! Doch geheime Gaben,
Zusammengerollt in ihrem Schooße,
Liegen ahnungsvoll die Loose.
Wer's ergreift, der wird es haben.

Leuchtender Stern,
über Winkelwage, Blei und Zirkel.**)

Zum Beginnen, zum Vollenden
Zirkel, Blei und Winkelwage;
Alles stockt und starrt in Händen,
Leuchtet nicht der Stern dem Tage.

Sterne werden immer scheinen
Allgemein, auch zum Gemeinen;
Aber gegen Maß und Kunst
Richten sie die schönste Gunst.

Pinsel und Feder,
vom Lorbeer umwunden und von einem Sonnenblick beleuchtet.***)

Auf den Pinsel, auf den Kiel
Muß die Sonne freundlich blicken,
Dann erreichen sie das Ziel,
Erdensöhne zu beglücken.
Künstlern auch der Lorbeer grünt,
Wenn sie freudig ihn verdient.

*) Vgl. „Nachgel. W.“ 1833, „Goethe's Jubeltag.“ S. 145 und „Freundschaftliche Briefe von Goethe und seiner Frau an K. Meyer,“ S. 46. — In der letztern Schrift findet sich mit dem Datum: „März 1826“ die nachstehende Erklärung: „Dieses (an Meyer) gesendete Blättchen enthielt als Vignette eine Vase mit Zeichnungen auf buntgestreiftem Teppiche.“

**) Vgl. „Nachgel. W.“ 1833 und „Goethe's Jubeltag.“ S. 145.

***) Vgl. „Nachgel. W.“ 1833 und „Goethe's Jubeltag.“ S. 142. — Das folgende Gedicht an Professor Rösel bezieht sich auf dasselbe Emblem und findet deshalb auch schon hier seine Stelle.

Personen-Register.

(Die Zahlen bezeichnen die Seiten.)

Ackermann, Gottfried. 41 f.
Ackermann, Sophie —, geb. Tschorn. 42.
Adelon, Joseph. 58.
Andre, Johann. 12. 41.
Aristippos. 62.
Aristophanes. 62 f. 66.
Aubinot, Nikolaus Mebardus. 12. 41.

Baldauf, Karl Gottfried. 25 f.
Balgand, ... 12. 41.
Bartolommeo, Fra —, s. Porta, Baccio della —.
Becker, Heinrich. 45.
Bellarmin, Robert. 91.
Bellomo, Joseph. 42.
Bellomo, Therese —, geb. Nicolini. 42.
Beyer, Adolf. 9. 27.
Bodmer, Johann Jakob. 56.
Braunschweig, Albrecht Heinrich Herzog von —. 39.
Braunschweig, Friedrich August Herzog von —. 39.
Braunschweig, Karl Wilhelm Ferdinand Herzog von —. 39.
Braunschweig, Maximilian Julius Leopold Herzog von —. 39.
Braunschweig, Wilhelm Adolf Herzog von —. 39.
Breitbach, Emmerich Joseph Freiherr von —, s. Mainz, Emmerich Joseph Kurfürst von —.
Brentano, Sophie. 68.
Buonaparte, Napoleon —, Kaiser der Franzosen. 65. 70.

Calvin (eigentlich Caulvin), Johann. 92.
Cicero, Marcus Tullius. 63. 66.
Cotter, Karl. 12. 41.

Dalberg, Karl Theodor Anton Maria Freiherr von —. 56.
Deny, Wilhelm. 44.
Diodorus Siculus. 104.
Ditters von Dittersdorf, Karl. 42.
Duni, Egidius Romuald. 12. 41.

Eichhorn, Johann Gottfried. 57.
Eschenburg, Johann Joachim. 12. 44. 57.

Fabricius, Johann Albert. 104.
Frankreich und Navarra, Heinrich IV. König von —. 91.
Frankreich siehe Buonaparte, Napoleon —.
Füger, Friedrich Heinrich. 78.

Gernaſt (eigentlich **Kynaſt**), **Anton**. 45.
Gerhard, Ludwig. 9. 27.
Gleim, Johann Wilhelm Ludwig. 56.
Guglielmi, Peter. 12. 41.

Heinig, Friedrich Anton von —. 9. 27.
Hiller, Johann Adam. 12. 41.
Horatius Flaccus, Quintus. 63. 66.
Hufeland, Chriſtoph Wilhelm. 77.

Iſrael, Salomo König von —, ſ. **Salomo**.
Jagemann, Chriſtian Joſeph. 78.
Jagemann, Ferdinand. 74. 78—82.
Jeſus. 88—97. 100.
Johannes (Apoſtel). 94. 96.

Käſtner, Chriſtoph Wilhelm. 74 ff. 81.
Käſtner, Dorothea —, geb. **Lauſch**. 76.
Kant, Immanuel. 69.
Kirms, Franz. 45.
Kraus, Georg Melchior. 78.
Krumbholz, Johann Michael. 74. 77. 81 f.
Kruſe, Leopold. 45.
Küttner, Karl Auguſt. 57.

Lämmerhirt ....., geb. ..... 76.
Langer, Johann Heinrich Sigismund. 8. 24 f. (f).
Ligne, Karl Joſeph Fürſt von —. 79.
Lukianos. 62. 66.
Luther, Martin. 80. 91 f.

Mainz, Emmerich Joſeph Kurfürſt von —. 56.
Mainz, Karl Theodor Kurfürſt von —, ſ. **Dalberg**, K. Th. A. M. Frh. v. —
Manſo, Johann Kaspar Friedrich. 57.
Marchand, Theobald. 12. 41.
Mende, Johann Friedrich. 27.
Moſes. 100—104.
Mosheim, Johann Lorenz. 95.
Mozart, Johann Chryſoſtomus Wolfgang Amadeus. 42.

Otto, Johann Gottfried. 24 f. (f)

Paer, Ferdinand. 12. 42.
Paeſiello, Johann. 12. 41 f.
Pauſen, Johann Jakob Heinrich. 78.
Paulus (Apoſtel). 88 f. 93. 105 f.
Petrus, Simon. 93.
Philidor, Franz Andreas Domian, gen. —. 12. 41.
Piccini, Nikolaus. 12. 41.
Plato. 58.
Porto, Baccio della — gen. **Fra Bartolommeo di San Marco**. 78 f.
Preußen, Friedrich II. König von —. 36 f.
Porrho. 88.
Pythagoras. 59.

Raphael, s. Santi, Raphael —.
Reden, Graf von —. 227.
Rembrandt van Rijn, Paul. 79.
Reni, Guido. 79.
Riedel, Johann Cornelius Rudolf. 74. 83.
Rochefoucauld, Philipp Friedrich. 9. 27.
Rußland, Alexander I. Kaiser von —. 70.

Sachsen, Friedrich August Kurfürst (nachmals König) von —. 23.
Sachsen-Koburg-Saalfeld, Ernst Friedrich Anton Herzog zu —. 79.
Sachsen-Teschen, Albert Herzog zu — —. 79.
Sachsen-Weimar, Anna Amalia Herzogin zu —, geb. Herzogin von Braunschweig. 36—40. 56. 68. 70. 77 f.
Sachsen-Weimar, Ernst August Herzog zu —. 37.
Sachsen-Weimar, Karl August Herzog (nachmals Großherzog) von —. 19 f. 25 ff. 29 f. 35. 37. 45—48. 78 ff. 84.
Sachsen-Weimar, Karl Friedrich Erbprinz (nachmals Großherzog) von —. 39 f.
Sachsen-Weimar, Konstantin Herzog zu — —. 37. 39.
Sachsen-Weimar, Louise Herzogin (nachmals Großherzogin) von —, geb. Prinzeß von Hessen-Darmstadt. 39.
Sachsen-Weimar, Maria Paulowna Erbprinzeß (nachmals Großherzogin) von —, geb. Großfürstin von Rußland. 39.
Sachsen-Weimar, Paul Alexander Herzog zu —. 39.
Salerno. 28.
Santi, Raphael —. 79.
Schreiber, Johann Gottfried. 9. 20.
Schreiber, Johann Gottfried. 8. 25 f.
Schulz .... (Kupferstich). 77.
Seckendorff, Veit Ludwig von —. 91.
Shaftesbury, Anton Ashley Cooper Graf von —. 59 ff.
Shakespeare, Wilhelm. 61 f.
Slevogt, Christian Anton August. 74. 77. 81 f.
Stadion, Friedrich Graf von —. 56. 64 f.
Steele, Richard, Ritter. 55. 58.
Stolz, David. 8. 25.

Tischbein, Johann Heinrich (der Jüngere). 79.
Trebra, Friedrich Wilhelm Heinrich von —. 27.

Vogelmann, Karl. 44.

Voigt, Johann Karl Wilhelm s. 29 f. 39.
Voltaire, Franz Maria Arouet von —. 90.

Weinbrenner, Friedrich. 80.
Werke, Christian Felix. 12. 41.
Werner, Abraham Gottlob. 27.
Wichardt .... (Kantor). 76.
Wiedeburg .... (Regierungsrath). 77.
Wieland, Christoph Martin. 37. 54—73.
Wieland, Dorothea —, geb. Hillebrandt. 69.
Wieland, Louise. 71.
Wieland, Matthäus. 58.

Goethe's Werke.

Nach den vorzüglichsten Quellen revidirte Ausgabe.

Achtundzwanzigster Theil.

Schriften und Aufsätze zur Kunst.

Herausgegeben
und mit Anmerkungen begleitet
von
Fr. Strehlke.

Berlin.
Gustav Hempel.

P.o. germ. 483 Sm 1/28a

45 5

Inhalt.

Schriften und Aufsätze zur Kunst.

Die mit einem * bezeichneten Aufsätze fehlen in allen früheren Ausgaben der Werke Goethe's.

Vorbemerkung des Herausgebers . . . . . S. IX–XVI

	Seite
Einleitung in die Propyläen	1
Anzeige der Propyläen s. Th. XXIX.	
Ueber Laokoon	27
Diderot's Versuch über die Malerei	43
Ueber Wahrheit und Wahrscheinlichkeit der Kunstwerke .	93
Der Sammler und die Seinigen	103
Ueber den Dilettantismus	159
Winckelmann	183
Polygnot's Gemälde	231 u. 862
Philostrat's Gemälde und Antik und Modern	269
Einfache Nachahmung der Natur, Manier, Stil, Vorbereitende Preisaufgaben	s. Th. XXIV unter den Ital. Reise-Fragm.
Ueber Kunst u. Alterthum in den Rhein- u. Main-Gegenden	s. Th. XXIX.
Kunstschätze am Rhein, Main und Neckar	s. Th. XXVI.

Verschiedenes über Baukunst.

Seite

Von deutscher Baukunst. D. M. Ervini a Steinbach. 1772 339
Nach Falconet und über Falconet 348
Dritte Wallfahrt nach Erwin's Grabe im Juli 1775 . 354
Von deutscher Baukunst. 1823 357
Herstellung des Straßburger Münsters — Zusatz . . . 363
Pentazonium Vimariense 365
Architektur in Sizilien 368
Kirchen, Paläste und Klöster in Italien, gez. v. J. E. Kuhl 371

Man vergl. auch S. 846 u. 848 des Anhangs.

Baukunst siehe Th. XXIV unter den Ital. Reise-Fragmenten.

Verschiedenes über Skulptur.

Ueber Laokoon 27
Anforderung an den modernen Bildhauer 377
Verein der deutschen Bildhauer 381
Vorschläge, den Künstlern Arbeit zu verschaffen . . . 385
Christus nebst zwölf alt- und neutestamentlichen Figuren den Bildhauern vorgeschlagen 390
Reizmittel in der bildenden Kunst 396
Homer's Apotheose 398
Der Tänzerin Grab 401
Zwei antike weibliche Figuren 407
Roma sotterranea di Antonio Bosio Romano 409
Die Externsteine 411
Das altrömische Denkmal bei Igel 415
Denkmale 423
Blücher's Denkmal 425
Rauch's Basrelief am Piedestal von Blücher's Statue . 430
Denkmal für den Grafen von Schmettau 801
Granitarbeiten in Berlin 432
Der Markgrafenstein auf dem Rauhischen Berge . . . 435
Plastische Anecdote 434
Verzeichniß der geschnittenen Steine in dem königlichen Museum der Alterthümer zu Berlin 441
Hemsterhuis-Gallizinische Gemmensammlung . . . 444 u. 797
Notice sur le Cabinet des Médailles et des Pierres gravées du Roi des Pays-Bas. Par J. C. de Jonge 447
Münzkunde der deutschen Mittelzeit 452

Seite

*Ueber die bildende Nachahmung des Schönen, von Moritz 454
Myron's Kuh 459
*Ueber Majolika-Gefäße 855

Man vergl. auch S. 848 u. 849 des Anhangs.

Material der bildenden Kunst s. Th. XXIV unter d. Ital. Reise-Fragmenten.

Verschiedenes über Malerei.

Diderot's Versuch über die Malerei 43
Polygnot's Gemälde . . . . . 231 u. 862
Philostrat's Gemälde 269
*Physiognomische Fragmente 471
Ueber Christus und die zwölf Apostel, nach Raphael von Mark-Anton gestochen und von Langer kopirt . . 477
Julius Caesar's Triumphzug, gemalt von Mantegna . . 482
Abendmahl von Leonhard da Vinci zu Mailand.
Joseph Bossi über Leonhard da Vinci's Abendmahl zu Mailand 502
Observations on Leonardo da Vinci's celebrated picture of the Last supper. By Goethe. Translated by Noehden. 531
*Ueber den Hochschnitt 533
Zu malende Gegenstände 540
Beispiele symbolischer Behandlung 541
Vortheile, die ein junger Maler haben könnte, der sich zuerst bei einem Bildhauer in die Lehre gäbe . . . 543
Blumenmalerei 544
Glasmalerei 549
Nachricht von altdeutschen, in Leipzig entdeckten Kunstschätzen 550
Ruysdael als Dichter 555
Skizzen zu Gatti's Fabelgedicht: Die redenden Thiere . 560
Kupferstich nach Tizian 565
Charon, neugriechisches Gedicht, bildenden Künstlern als Preisaufgabe vorgelegt 568
Collection des Portraits historiques de Gérard . . . 579
Dr. Jakob Roux über die Farben in technischem Sinne 592
Galerie zu Shakespeare's dramatischen Werken, von Retzsch 593
Danae 594
Tischbein's Zeichnungen des Anmazzaments der Schweine 595
Rembrandt der Denker 597

Seite
Georg Friedrich Schmidt 599
Vorbilder für Fabrikanten und Handwerker 601
Programm zur Prüfung der Zöglinge der Gewerbschule, von Direktor Klöden 604
Zahn's Ornamente und Gemälde aus Pompeji ꝛc. . . . 605
*Umrisse nach Rungens Zeichnungen 798
*Aufsätze und Nachrichten, die Weimarischen Kunstausstellungen betreffend 767
*Ueber Majolika-Gefäße 855
Künstlerische Behandlung landschaftlicher Gegenstände . . 874

Man vergl. auch die zweite Abtheilung des Anhangs, S. 902—854.

Aeltere Gemälde. Neuere Restaurationen in Benedig, betrachtet 1791 s. Th. XXIV unt. d. Ital. Reise-Fragmenten.
Wilhelm Tischbein's Idyllen
Radirte Blätter, nach Handzeichnungen von Goethe, herausg. von Schwerdgeburth } s. Th. II.

Verschiedenes über Theater.

Dramatische Form 621
Leipziger Theater (1765—1768) 623
*Weimarischer neudekorirter Theatersaal. Dramatische Bearbeitung der Wallensteinischen Geschichte durch Schiller. 626
*Eröffnung des Weimarischen Theaters 630
*Die erste Aufführung der „Piccolomini" in Weimar . 649
*Dramatische Preisaufgabe 671
Weimarisches Hoftheater 673
Regeln für Schauspieler 682
Jugend der Schauspieler 699
Almanach für Theater ꝛc. auf 1807, von Iffland . . . 700
Zu Schiller's und Iffland's Andenken 703
Deutsches Theater 705
Proserpina. Melodram von Goethe. Musik von Eberwein 708
Ueber das deutsche Theater 716
Shakespeare und kein Ende 729
Englisches Schauspiel in Paris 742
Französisches Schauspiel in Berlin 744
Französisches Haupttheater 746
Berliner Dramaturgen 750
Ludwig Tieck's Dramaturgische Blätter 755
Für Freunde der Tonkunst, von Friedrich Rochlitz . . . 758

Seite

Erste Ausgabe des Hamlet
Entstehung des Festspiels zu Iffland's Andenken
Calderon's Tochter der Luft
Vorwort zu einigen Scenen aus Mahomet
} S. 29. XXIX.

Anhang.

I. Aufsätze und Nachrichten, die Weimarischen Kunstausstellungen betreffend.

*Nachricht an Künstler und Preisaufgabe 767
*Preisertheilung und Recension der Konkurrenzstücke . . 772
*Preisaufgabe fürs Jahr 1800 772
*Die Preisaufgabe [von 1800] betreffend 774
*Die neue Preisaufgabe auf 1801 779
*Flüchtige Uebersicht über die Kunst in Deutschland . . 780
*Nachricht über die Preisertheilung 1801 783
*Weimarische Kunstausstellung von 1801 und Preisaufgaben für 1802 784
*Weimarische Preisvertheilung [1802] 786
*Weimarische Kunstausstellung vom Jahr 1802 und Preisaufgaben für das Jahr 1803 786
*Weimarische Kunstausstellung vom Jahr 1803 und Preisaufgabe für das Jahr 1804 788
*Einiges von dem Lebens- und Kunstgange M. Wagner's 793
*Rechtfertigung 794
*Weimarische Kunstausstellung vom Jahre 1804 und Preisaufgabe für das Jahr 1805 795
*Siebente Weimarische Kunstausstellung vom Jahr 1805 . 795
*Unterhaltungen über Gegenstände der bildenden Kunst . . 796
*Neue Unterhaltungen über verschied. Gegenstände der Kunst 799

II. Recensionen und Nachrichten über neue Erscheinungen auf dem Kunstgebiete.

*Chalkographische Gesellschaft zu Dessau 802
*Zwei Landschaften von Philipp Hackert 804
*Neu erschienene Kupferstiche von Guelin und Lenbold . 807
*Zeichenbuch für Zöglinge der Kunst, von Mannlich . . 811
*Leben und Tod der heiligen Genoveva, von den Gebrüdern Riepenhausen 812

Willſt Du Großes Dich erkühnen,
Zeigt ſich hier ein doppelt Glück;
Feder wird dem Geiſte dienen,
Und der Pinſel dient dem Blick.

Wenn der Pinſel ihm die Welt erſchuf,
Wenn die Feder ihm das Wort gereicht,
Bleibt des Mimen edelſter Beruf,
Daß er ſich des Lorbeers würdig zeigt.

Will der Feder zartes Walten,
Will des Pinſels muthig Schalten
Sich dem reinſten Sinn bequemen,
Kannſt getroſt den Lorbeer nehmen.

An Profeſſor Röſel.*)

Im Auguſt 1827.

Röſel's Pinſel, Röſel's Kiel
Sollen wir mit Lorbeer kränzen;
Denn er that von je ſo viel,
Zeit und Raum uns zu ergänzen.
Das Entfernte ward gewonnen;
Längſt Entſchwundnes ſtellt er vor,
Von des Vaterhofes Bronnen
Zu des Brockens wüſtem Thor.
Röſel's Pinſeln, Röſel's Kielen
Soll fortan die Sonne ſcheinen;
Kunſtreich wußt' er zu vereinen
Gut- und Schönes mit dem Vielen.

*) Die Beziehungen zu dem Berliner Landſchaftsmaler Röſel begannen mit Zuſendungen des Letzteren zu Goethe's Geburtstag 1825 und 1826; die erſte enthielt die Zeichnung des Hofes von Goethe's Geburtshauſe (ſ. das zweitfolgende Gedicht, die zweite Taſſo's Geburtshaus in Sorrent und die Burg des Gotz von Berlichingen zu Jaxthauſen. Goethe dankte auf Erinnerung Zelter's mit dem ebenſtehenden Gedichte, zu dem er das vorige Emblem „Pinſel und Feder u. ſ. w." benutzte. — Sowol dies wie das nachfolgende Gedicht wurden 1833 in den Nachgel. W. abgedruckt.

Seite

*Leben des Künstlers Asm. Jak. Carstens, von C. L. Fernow 815
*Verzierungen aus dem Alterthume, von F. Bußler . . 816
*Albrecht Dürer's christlich-mythologische Handzeichnungen, in lithographischer Manier gearbeitet von N. Strixner 818
*Musterbuch der lithographischen Druckerei von A. Senefelder, Gleißner u. Comp. in München. Erstes Heft 831
*Handzeichnungen berühmter Meister aus dem k. baierischen Kunstkabinette. Erstes Heft 834
*Weimarische Pinakothek. Erstes Heft 838
*Porträt der Großherzogin v. Sachsen-Weimar-Eisenach . 845
*Der Oppenheimer Dom. Sechste Liefrg. 846
*Verzeichniß der von Speck'schen Gemälde-Sammlung . 846
*Umrisse nach altitalienischen und altdeutschen Gemälden 847
*Tausend und Eine Nacht. Deutsch 847
*Heroische Statuen von Tieck 848
*Façaden zu Stadt- und Landhäusern, von C. A. Mentzel 848
*Elfenbeinarbeiten in Berlin 849
*Physiognomische Skizzen der Gebrüder Henschel . . . 850
*Nauwerk, Bilder zu Faust 850
*Das Hinscheiden der Maria, von Schorcel 851
*Ankündigung eines bedeutenden Kupferstichs . . . 852
*Nehrlich's Darstellungen aus Faust 853

III. Abhandlungen.

*Ueber Majolika-Gefäße 855
*Ein Theil der Gemälde Polygnot's in der Lesche zu Delphi, von den Gebrüdern Riepenhausen 862
*Gemälde des Polygnotus in der Lesche zu Delphi, nach der Beschreibung des Pausanias gezeichnet von F. und J. Riepenhausen, und
*Erläuterung des Polygnotischen Gemäldes auf der rechten Seite der Lesche zu Delphi 863
*Ueber Polygnot's Gemälde auf der rechten Seite der Lesche zu Delphi, mit Beziehung auf die von Fr. und Joh. Riepenhausen entworfenen Umrisse 864
Künstlerische Behandlung landschaftlicher Gegenstände . . 874

Zur Revision des Textes 883
Register 919

Vorbemerkung des Herausgebers..

Für den gegenwärtigen Theil der Werke Goethe's stellten wir uns die Aufgabe, ein vollständiges und zugleich systematisch-übersichtliches Bild von dessen vielseitiger literarischer Thätigkeit auf dem Kunstgebiete und von seinen mannichfachen, den Interessen der Kunst gewidmeten Arbeiten und Bestrebungen zu geben, deren Zeugnisse in zahlreichen kleineren Schriften und Aufsätzen von der ersten Zeit seines schriftstellerischen Auftretens bis zu seinem Tode vorliegen. Es war hiezu vor Allem erforderlich, das in den sämmtlichen bisherigen Ausgaben der Werke Goethe's nur unvollständig gebotene Material zu ergänzen, sodann aber auch dasselbe so anzuordnen, daß Zusammengehöriges leicht zu übersehen und dabei auch der Entwickelungsgang zu erkennen ist, welchen Goethe in seinen Ansichten über Kunst genommen hat.

Zu diesem Zwecke hat der Herausgeber alle diejenigen Arbeiten einzeln dem übrigen Inhalt des Bandes vorausgeschickt, welche durch ihren innern Werth oder größeren Umfang eine vorzugsweise Bedeutung für sich in Anspruch nehmen, sowie auch diejenigen, welche wegen der Allgemeinheit ihres Inhalts nicht füglich einer besondern Abtheilung der

Kunst zugewiesen werden konnten. Auf diese Weise wurde es möglich, die meisten der vorhandenen Aufsätze in vier größere Gesammtabschnitte: „Architektur", „Skulptur", „Malerei" und „Theater" zu ordnen. Allerdings mußte bei dem vielartigen Inhalt der kleineren Goethe'schen Schriften jenen Begriffen eine gewisse Dehnbarkeit gegeben werden, wenn nicht die Eintheilung in Unterabtheilungen ins Minutiöse gehen sollte. Demnach ist z. B. unter Skulptur alles Dasjenige gerechnet, was man in dem weitesten Sinne des Wortes Plastik nennen könnte, ja sogar auch solche Aufsätze, in denen es sich nur um Arbeiten handelt, die, wie z. B. plastisch-anatomische Präparate, ihren Zweck nicht in der Kunst, sondern in wissenschaftlicher oder praktischer Anwendung haben. Etwas Aehnliches gilt von der Malerei, unter der natürlich auch das auf Nachbildungen durch Kupferstich, Steindruck und Holzschnitt Bezügliche seine Stelle finden mußte, selbst wenn es nur zu außerkünstlerischen Zwecken bestimmt war. Ebensowenig schien es endlich angemessen, die „dramatische Poesie" von der „Schauspielkunst" zu trennen, da ohnehin Beides in einzelnen Aufsätzen gleichmäßig und in inniger Verbindung behandelt wird. — Innerhalb dieser vier Rubriken ist außerdem noch, so weit es ohne Zwang geschehen konnte, die chronologische Ordnung hergestellt, um schon in der Reihenfolge der Aufsätze die allmähliche Entwickelung der Kunstansichten und -Auffassungen Goethe's möglichst deutlich hervortreten zu lassen.

Obgleich man schon in diesen vier Rubriken sieben Aufsätze antreffen wird, die bisher in keiner Ausgabe der Werke Goethe's Aufnahme gefunden haben und über deren Aechtheit

die erforderlichen Nachweise im Einzelnen gegeben werden, so könnte man doch wiederum auch Manches vermissen, was füglich unter den „Aufsätzen über Kunst" zu erwarten wäre. So hätten z. B. die „Selbstanzeige der Propyläen" und die einleitenden Worte zu „einigen Scenen aus Mahomet" mit gleichem Rechte ihre Stelle in diesem Theile erhalten können wie unter den Literatur-Aufsätzen im nächsten Theil, denen sie zugewiesen worden sind. Ein Gleiches gilt auch von der ausführlichen Recension von H. Füeßli's „Vorlesungen über Malerei" (Jenaische Allgemeine Literatur-Zeitung vom 7. bis 9. Februar 1804, Nr. 32 bis 34), welche Boas in seine „Nachträge" und sogar Kurz, der sonst nur eine Auswahl von den Aufsätzen über Kunst und Literatur giebt, vollständig aufgenommen haben, obschon nur der auf das Sprachliche, d. h. der auf die Uebersetzung aus dem Englischen bezügliche Theil Goethe zum Verfasser hat.

Die Artikel „Baukunst", „Material der bildenden Kunst", „Einfache Nachahmung der Natur, Manier, Stil" und „Von Arabesken" schien es zweckmäßig an die Italienische Reise anzuschließen. Sie treten damit ohnehin nur an den Platz, den sie ihrem Entstehen und ihrer Bestimmung gemäß früher eingenommen haben. Außerdem sind sie zu unmittelbar aus den Eindrücken hervorgegangen, die Goethe grade in jener Zeit gewonnen hatte, als daß sie aus dem Zusammenhang mit ihr gerissen werden dürften.

Die Artikel „Kunstschätze am Rhein, Main und Neckar" und „St.-Rochus-Fest zu Bingen", aus den ersten Heften der Zeitschrift „Ueber Kunst und Alterthum", sind dem biographischen Theil zugewiesen.

Daß man von dem Aufsatz „Herstellung des Straß-

burger Münsters" hier nur einen kleinen Theil abgedruckt findet, hat seinen Grund darin, daß, wie neuerdings nachgewiesen, Sulpiz Boisserée der Verfasser des weggelassenen Theiles ist.

Zwei andere Arbeiten, „Tischbein's Idyllen" und „Handzeichnungen Goethe's" sind bereits in dem zweiten Theil unserer Ausgabe mitgetheilt worden, weil sie von den Gedichten, die sie begleiten, nicht getrennt werden sollten.

Ebensowenig aber, wie ein wiederholter Abdruck desselben Aufsatzes zulässig erschien, konnte es unsere Absicht sein, das ohnehin reiche Material durch Schriftstücke zu vermehren, die sich ihrer Natur nach nicht zur Aufnahme in die Werke eines Schriftstellers eignen. Dahin gehören erstens einige vereinzelte Briefe, z. B. ein Brief vom 20. April 1822 an C. G. Carus in dessen Schrift „Neue Briefe über Landschaftsmalerei" (Leipzig 1832), desgleichen an Professor Zahn vom 10. März 1832, ein Gutachten über den Maler Sebbers vom 23. August 1826 u. a. m., sowie verschiedene andere Schriftstücke, die sich auf Kunst und Kunstangelegenheiten beziehen. Sonst müßte man konsequenter Weise auch aus der Korrespondenz mit Schiller, Knebel, Zelter, Meyer, Schulz u. A. Alles aufnehmen, bei dem derselbe Fall vorliegt.

Ferner war Alles auszuschließen, was sich rein auf geschäftliche Angelegenheiten im Gebiete der Kunst bezieht, für diese selbst aber ohne allgemeineres Interesse ist. Endlich war aber auch noch bei der Aufnahme von allen Aufsätzen, in denen Goethe als mit Andern gemeinschaftlich arbeitend erscheint, die größte Vorsicht geboten.

Es führt uns dies auf den letzten, als Anhang

bezeichneten Abſchnitt dieſes Theiles, in welchem es ſich ausſchließlich um Goethe's Beiträge zu den Arbeiten der Weimariſchen Kunſtfreunde handelt.

Seitdem nämlich Meyer Ende 1797 von ſeinem zweiten Aufenthalte in Italien nach Weimar zurückgekehrt war, trat Goethe, ohne ſeinen Beziehungen mit Schiller Abbruch zu thun, auch mit Jenem in engere Verbindung zu gemeinſamer Thätigkeit. Er war hierzu um ſo mehr geneigt und vorbereitet, als er gerade um dieſe Zeit am Meiſten von jenen Beſtrebungen für ausübende Kunſt und Kunſtverſtändniß beſeelt war, denen er bald darauf bei Gelegenheit der „Einleitung in die Propyläen“ einen ſo beredten Ausdruck zu geben gewußt hat. Es begann für beide Männer eine Gemeinſamkeit des Wirkens, von der Schiller zwar nicht ausgeſchloſſen war, an der er aber doch nicht einen gleich lebendigen und dauernden Antheil nahm, theils weil er lange Zeit von der Ausführung ſeiner Wallenſtein-Trilogie beſonders in Anſpruch genommen wurde, theils weil das Intereſſe für das techniſche Detail der bildenden Kunſt bei ihm nicht ſo lebhaft war als bei Goethe. Auch F. A. Wolf und W. v. Humboldt finden wir gelegentlich als Mitarbeiter der Weimariſchen Kunſtfreunde; doch haben ſich dieſelben an den Zwecken Goethe's und Meyer's wenigſtens nicht anhaltend betheiligt, ſo daß man in Wirklichkeit bei der Chiffer W. K. F., die in dieſer Form zum erſten Mal im Auguſt 1804 angewendet wurde, nur an dieſe letzten Beiden zu denken hat.

Von eigenen Werken Goethe's, auf welche Meyer in Folge dieſer bis zu dem Tode des Erſteren dauernden Verbindung nicht ohne Einfluß geblieben iſt, ſind „Benvenuto

Cellini" und „Philipp Hackert" in Th. XXX und XXXII dieser Ausgabe enthalten; seine Betheiligung an den Arbeiten der W. K. F. über Polygnot's Gemälde in der Lesche zu Delphi, über Philostrat's Gemälde und über Winckelmann wird an den geeigneten Stellen (S. 186, 233 und 271) berührt. Noch viel mehr aber tritt diese Gemeinsamkeit in zahlreichen Aufsätzen hervor, die in den „Propyläen" von 1798 bis 1800, in der Jenaischen Allgemeinen Literatur-Zeitung von 1799 bis 1809 und in der Zeitschrift „Ueber Kunst und Alterthum" von 1816 bis 1832 erschienen sind. Die Lücke der Jahre 1810 bis 1815 wird nur zum Theil durch einige Aufsätze Goethe's im „Morgenblatt für gebildete Stände" ausgefüllt, in welchem 1811 die „Probe aus Philipp Hackert's Leben", 1815 bis 1816 verschiedene kleinere Aufsätze über Theater und auch zwei auf bildende Kunst bezügliche: „Nachricht von altdeutschen in Leipzig entdeckten Kunstschätzen" (S. 550) und „Ruysdael als Dichter" (S. 555), erschienen. Die Begründung der Zeitschrift „Ueber Kunst und Alterthum" belebte indessen Goethe's und Meyer's Thätigkeit wieder, und bei dieser und jener Gelegenheit treten die Weimarischen Kunstfreunde auch wieder mit ihrer Chiffer hervor. Den speziellen Antheil aber zu bestimmen, welchen Goethe an den Arbeiten der W. K. F. in jenen obigen drei Zeitschriften hat, dazu ist in der Vorbemerkung zum „Anhange" und in diesem selbst der Versuch gemacht worden.

Was schließlich den allmählichen Entwickelungsgang betrifft, den Goethe in seinen Kunstansichten genommen hat, so wird die von uns innerhalb der einzelnen Abschnitte nach Mög-

lichkeit beobachtete chronologische Reihenfolge der Aufsätze (in Ausnahmefällen erfolgt wenigstens die Angabe der ersten Veröffentlichung) die verschiedenen Stadien in den Kunstanschauungen Goethe's erkennen lassen. Man wird hier finden, daß in Allem, was er vor seiner italienischen Reise geschrieben hat, eine rein realistische Auffassung der bildenden Kunst vorherrscht. Die Kunst hat danach zu streben, mit der Natur identisch zu werden; jede Abweichung von ihr ist ein Abfall, eine Verirrung. Wie damit seine früheste Auffassung der Aufgaben übereinstimmt, welche sich die Poesie zu stellen habe, bedarf keines Beweises. — In Italien erkennt dann Goethe durch das Studium des antiken Ideals die Verschiedenheit von Natur und Kunst; ihm wird klar, daß diese sich von jener nicht lossagen darf, aber doch danach streben muß, sich über sie zu erheben. Danach ist es denn nicht auffällig, daß er bei fortwährendem Durchdenken dieser Verhältnisse auf allen ihren Gebieten namentlich auch in der Poesie zu einem unbedingten und insofern wol etwas einseitigen Verehrer der Antike wird. In diesem Sinne sehen wir ihn noch das erste Jahrzehend dieses Jahrhunderts hindurch in einer Reihe von unabhängigen Arbeiten, in Beurtheilung von Kunstleistungen sowie bei gelegentlicher Darstellung der Grundsätze wirken, für die er jüngere Künstler zu gewinnen strebt. In den letzten zwanzig Jahren seines Lebens endlich brechen sich auch für seine Auffassung der Kunst wenigstens einigermaßen abweichende Ansichten Bahn. So sehr er die von ihm „neukatholisch" genannte Richtung in der Kunst bekämpft, so wird er doch selbst, namentlich durch die Beziehungen zu Sulpiz Boisserée, für den bedeutenden

Werth der christlichen Baukunst und Malerei interessirt, wenn er sich auch bisweilen wieder der Rückkehr auf den scheinbar überwundenen Standpunkt geneigt zeigt. Als ein Beweis hiefür kann der Aufsatz „Neu-deutsche religios-patriotische Kunst“ im zweiten Hefte von „Ueber Kunst und Alterthum“ 1817 gelten, der zwar von Meyer verfaßt ist, aber gewiß auch Goethe's damalige Stimmung wiedergiebt. Jedenfalls ging die Umwandlung, so weit sie wirklich erfolgte, nicht so leicht und sicher vor sich als auf dem Gebiete der poetischen Produktion, auf welchem der Gedanke einer Weltliteratur, in der alle nationalen Unterschiede verschwinden oder von untergeordneter Bedeutung sein sollten, eine Lieblingsvorstellung seines Alters war, eine Vorstellung übrigens, die ihn vielleicht auch, wie es in dem Aufsatz „Shakespeare und kein Ende“ (S. 729 ff.) hervortritt, zu einer nicht immer ganz vorurtheilsfreien Beurtheilung Shakespeare's verleitete. —

Der Herstellung eines korrekten, authentischen Textes wurde auch bei dem gegenwärtigen Theil die gleiche Sorgfalt gewidmet wie bei den bisher erschienenen Bänden unserer Ausgabe der Werke Goethe's. Neben den verschiedenen Ausgaben der letzteren sind namentlich — und zwar ausnahmslos bei allen Aufsätzen — die ersten Drucke verglichen worden, und die umfangreiche Textrevision am Schlusse dieses Bandes zeigt, wie viele und nicht selten sinnstörende Fehler in allen Ausgaben zu berichtigen waren.

Einleitung in die Propyläen.

An Denſelben.*)

Den 25. Januar 1829.

Schwarz und ohne Licht und Schatten
Kommen, Röſeln aufzuwarten,
Grazien und Amoretten;
Doch er wird ſie ſchön bedienen.
Weiß der Künſtler ja um Garten
Die verfluchteſten Ruinen
Umzubilden, Wald und Matten
Uns mit Linien vorzuberen,
Wird er auch Adelens Klecſen,
Zartumriſſnen, Licht und Schatten,
Solchen holden Finſterniſſen,
Freundlich zu verleihen wiſſen.

An Klinger.

Mit einem Bilde des elterlichen Hauſes zu Frankfurt.**)

Zeichnung von Röſel. 1827.

An dieſem Brunnen haſt auch Du geſpielt,
Im engen Raum die Weite vorgefühlt;
Den Wanderſtab aus frommer Mutter Hand
Nahmſt Du getroſt ins fernſte Lebensland,
Und magſt nun gern verloſchnes Bild erneun,
Am hohen Ziel des erſten Schritts Dich freun.

Eine Schwelle hieß ins Leben
Uns verſchiedne Wege gehn;
War es doch zu edlem Streben —
Drum auf frohes Wiederſehn!

*) Die überſandten ſchwarzen Bilder waren von Adele Schopenhauer verfertigt, der Goethe das Gedicht unter dem oben angegebenen Datum gleichfalls überſandte. Unzweifelhaft hat auch das Gedicht Bd. II, S. 445 dieſelbe Beziehung. — L.

**) Gedruckt 1833. In Betreff der Zeichnung vgl. die Note zu dem vorletzten Gedicht. Röſel hatte von ſeinem Bilde an Goethe zwölf Abdrücke geſchickt, von denen Klinger, Goethe's Landsmann und Jugendfreund, 1753 in Frankfurt a. M. geboren, einen erhielt. — Das „fernſte Lebensland" iſt Rußland, wo Klinger bekanntlich bis zum General avancirte. — L.

Vorbemerkung des Herausgebers.

Schon bald nach seiner Reise in Italien war in Goethe die Neigung rege geworden, sowol über einzelne Kunstwerke sich schriftlich auszulassen, als auch allgemeine, auf das Gebiet der Kunst bezügliche Fragen zu erörtern. Infolge dessen brachte schon der „Teutsche Merkur" in den Jahren 1788 und 1789 eine Reihe von Aufsätzen dieser Art, denen in unsrer Ausgabe ihre Stelle als Anhang zur „Italienischen Reise" angewiesen ist. Mochten nun auch in der nächstfolgenden Zeit andere Beschäftigungen eine derartige Thätigkeit bisweilen zurückdrängen, so erlosch das Interesse für dieselbe bei Goethe gleichwol niemals. Es wurde vielmehr rege erhalten theils durch sein Streben, die eigenen Sammlungen zu vervollständigen, theils durch den fortgesetzten Verkehr mit J. H. Meyer, den er schon im November 1786 in Rom kennen gelernt hatte. Nach seiner Rückkehr aus Italien vermittelte er für Diesen beim Herzog eine Unterstützung, durch die ein längerer Aufenthalt Meyer's daselbst erleichtert wurde, und blieb mit ihm in beständigem Briefwechsel, bis er auf seine Veranlassung gegen Ende des Jahres 1792 nach Weimar kam und sein Hausgenosse und Mitarbeiter auf manchen Gebieten wurde. Gemeinsame Pläne, auf die schon Briefe aus dem Jahre 1795 hinweisen, wurden durch Meyer's neuen Aufenthalt in Italien von 1794 bis 1797 zwar unterbrochen, aber jedenfalls auch besser vorbereitet und kamen nach seiner Rückkehr, seit welcher er dauernd in Weimar geblieben ist, alsbald zur Ausführung. Endlich war aber auch Goethe's Verkehr mit Schiller weit entfernt, nur die Poesie und theoretische Fragen über dieselbe zum Gegenstande zu haben; er dehnte sich, wie uns der Goethe-Schiller'sche Briefwechsel zeigt, außer auf Anderes auch auf das Gesammtgebiet der Kunst aus.

Unter diesen Verhältnissen und vielleicht auch noch auf die Mitwirkung W. von Humboldt's rechnend, der nach langer Ab-

wesenheit von 1794 bis 1797 wieder in Jena gelebt hatte, faßte Goethe den Plan zu den „Propyläen", einer Zeitschrift, welche die Kunst im weitesten Sinne des Wortes zum Gegenstande haben sollte, wie dies in der nachfolgenden Einleitung in dieselben in deutlicher Weise ausgesprochen ist. Auch alle äußeren Umstände schienen dem Unternehmen günstig zu sein. In Meyer war ein sicherer und fleißiger Mitarbeiter, in Cotta ein Verleger gewonnen; außerdem waren die „Horen", an denen Schiller und Goethe von 1795 bis 1797 gemeinsam thätig gewesen waren, eingegangen. Schiller allerdings hatte anfangs manches Bedenken. Er bedauerte zunächst (6. März 1798), daß Goethe von poetischer Produktion auf lange Zeit werde abgelenkt werden, erbat sich dann aber doch das von Goethe entworfene Schema für das Ganze, um den Ort zu finden, wo er mit seinen Ideen auf eine mit dem Ganzen übereinstimmende Weise eintreten könnte. Es mag indessen sogleich hier bemerkt werden, daß Schiller, damals vorzugsweise mit seinem „Wallenstein" beschäftigt, in Wirklichkeit wenig dazu gekommen ist, durch eigene Arbeiten die Zwecke der „Propyläen" zu fördern. Außer durch das „Sendschreiben an den Herausgeber" (III. 2. S. 146 ff.) hat er sich nur noch durch die „Dramatische Preisaufgabe" (III. 2. S. 169 ff.), die er mit Goethe gemeinschaftlich verfaßte, an dem Unternehmen betheiligt.

So sind denn die Propyläen, die von 1798 bis 1800 herauskamen, mit Ausnahme der eben genannten Stücke und eines Aufsatzes von W. von Humboldt, nur von Goethe und Meyer geschrieben. Leider aber behielt Schiller in einem anderen Punkte Recht, in der Besorgniß nämlich, die er von Anfang an über die voraussichtliche Theilnahme des Publikums an dem Ganzen gehegt hatte; denn diese war in der That außerordentlich gering. „Was Cotta von dem Absatz des Journals schreibt," berichtet Schiller an Goethe (5. Juli 1799), „ist zum Erstaunen und zeigt das kunsttreibende und kunstliebende Publikum in Deutschland von einer noch viel kläglichern Seite, als man bei noch so schlechten Erwartungen je hätte denken mögen." Das Nächste war, daß die Freunde jetzt alle möglichen Vorschläge und Versuche machten, um die Abonnentenzahl zu steigern. Namentlich Schiller ist in solchen unerschöpflich: Verschenken von Exemplaren, Sendungen nach Berlin, Verminderung des Preises und der Auflage, selteneres Erscheinen der Stücke, das Reizmittel der Polemik und vieles Andere fällt ihm ein, während Goethe nur eine Art passiver Zustimmung giebt. Aber

es hat Alles nichts. Als nun gar noch Kotzebue in seinem Lustspiel „Der Besuch“ (3. Akt, 10. Scene) sich einen groben Angriff auf die „Propyläen“ erlaubte,*) als man in Stuttgart mit den bei Gelegenheit der Weimarischen Preisaufgaben gefällten Kunsturtheilen unzufrieden war und bei Alledem kein größerer Absatz eintrat, wurde Goethe das Ganze allmählig verleidet, und im Einverständniß mit dem Verleger gingen die „Propyläen“ mit Ende des Jahres 1800 ein.

Daß dies Schicksal ein unverdientes war, zeigte sich schon in dem Interesse, welches später für die „Propyläen“ erwachte. „Goethe,“ sagt Zelter gelegentlich in einem Briefe aus dem Jahre 1829 (Briefwechsel, V. S. 206), „wird es gewohnt sein, sein Wort immer nach zwanzig Jahren erst erkannt zu wissen. So war es, so ist es. Die einzelnen Stücke der Horen und Propyläen werden hier auf Versteigerungen wie Raritäten überboten, und ein vollständiges Exemplar solcher Hefte ist eine Seltenheit.“ In höherem Maße beweisend ist indessen der wirklich gehaltreiche und werthvolle Inhalt der „Propyläen“. Es folgen demnach zunächst die sechs bedeutendsten Aufsätze aus diesen und alsdann ein zwar nicht in den „Propyläen“ befindliches „Schema“, das jedoch ganz zu dem Ideenkreise derselben gehört und auch in dieselbe Zeit mit ihnen fällt.

Was nun die nachfolgende Einleitung selbst anbetrifft, so hatte Goethe ursprünglich die Absicht, dieser Arbeit, welche für die Kenntniß seiner Auffassung der Kunst von der höchsten Bedeutung ist, eine ganz andere Form zu geben; er wollte ihren Inhalt in einigen Briefen an Schiller niederlegen (3. März 1798). Als er sie später in der vorliegenden Gestalt vollendet hatte, erschien sie ihm selbst ein Wenig zu feierlich (28. Juli 1798). Schiller, der ihn hierüber beruhigte, hielt die „Einleitung“ für außerordentlich gelungen, und wie er noch öfters auf dieselbe zurückkam, so knüpfte er an sie auch noch einen Plan, der allerdings nicht zur Ausführung gekommen ist. Er wollte (2. November 1798) zu demjenigen Theile derselben und des „Ge-

*) **Klementine.** Sie kennen ohne Zweifel die Propyläen.

Seemann. Nein.

Klementine. Die müssen Sie kennen lernen, das sind die Vorhöfe des Tempels. Die gemeinsten Dinge werden darin auf eine neue Art, in einer neuen Sprache vorgetragen. Und eine Preisaufgabe — im Vertrauen, mein Herr, ich habe auch mit konkurirt — ein Gemälde der Helena, wie sie von der Venus dem Paris vorgestellt wird — und ich schmeichle mir wirklich ein Wenig mit der Hoffnung, den Preis davonzutragen.

spräch" (S. 97 ff.), der von der unästhetischen Forderung des Naturwirklichen handelt, das Gegenstück machen und die entgegengesetzte, aber damit gewöhnlich verbundene Forderung des Moralischen und Naturmöglichen oder vielmehr Vernunftmöglichen angreifen.

Den Gedankengang der ganzen Einleitung übersieht man leicht aus der Inhaltsangabe, die man aber seltsamerweise in allen bisherigen Ausgaben von Goethe's Werken weggelassen hat. Gleichwol scheint es nöthig, auf einige Hauptpunkte noch besonders hinzuweisen. Erstens erklären die vereinigten Freunde, daß sie unbedingt auf dem Boden des griechischen Klassizismus stehen. Es wird dann später auf die ungeheure Kluft hingewiesen, die zwischen Natur und Kunst liege, und die man dem Künstler nicht zeige, während man ihn gleichwol immerfort anweise, sich an die Natur zu halten. Wie diese Kluft dann auszufüllen sei, ist der dritte Hauptpunkt. Wenn der Künstler, der zwischen Natur und Kunst steht, aus jener die Stoffe nehmen muß, so muß er doch in dieselben einen höheren Werth hineinlegen, also etwas wählen, wo dies möglich ist, und zwar nicht allein der Form nach — denn es handelt sich ja auch um praktische Ausführung — sondern auch der Sinnlichkeit nach, so daß also gleich von vorne herein eine geistige, eine sinnliche und die bei jeder Kunst nothwendige mechanische Behandlung ins Auge zu fassen sind.

Einleitung.

Inhalt. Veranlassung des symbolischen Titels — Das Werk soll eigentlich Bemerkungen und Betrachtungen harmonisch verbundner Freunde über Natur und Kunst enthalten — Aufmerksamkeit des Künstlers auf die Gegenstände — Bemerkungen — Praktischer Gebrauch — Mittheilung — Betrachtungen — Gefahr der Einseitigkeit — durch Verbindung mit mehreren Gleichdenkenden vermindert — Freundschaftliche Verbindung zu fortschreitender Ausbildung — Vortheile des Gesprächs — eines Briefwechsels — kurzer Aufsätze — Verhältniß des Schriftstellers zum Publikum — in früherer Zeit — in späterer — Wünsche — — Uebereinstimmung der Verfasser im Ganzen — Abweichung im Einzelnen — Harmonie mit einem Theil des Publikums — Disharmonie mit einem andern — Beharrlichkeit auf einem Bekenntnisse — — Natur — Forderung an den Künstler, daß er sich an die Natur halten solle — Größe dieser Forderung — Naturstoffe — praktische Ausbildung, sie zu beherrschen — theoretische Ausbildung — Nöthige Kenntnisse — Schwierigkeit, aus der Schule des Anatomen, des Naturbeschreibers, des Naturlehrers aufzusuchen, was zum Zweck des Künstlers dient — Die menschliche Gestalt kann nicht allein durch das Beschauen ihrer Oberfläche begriffen werden — in der Kenntniß liegt die Vollendung des Anschauens — Beispiel vom Naturbeschreiber, der zugleich Zeichner ist — Ueberblick über organische Naturen überhaupt — die vergleichende Anatomie erleichtert ihn — organisches Verfahren der Natur — organisirendes Verfahren des Künstlers — Unorganische Naturen — Kenntniß derselben erleichtert — Allgemeine Naturwirkungen — Nöthige Einsicht in ihre Gesetze — Töne — Farben — — Kunst — Aufsatz über bildende Kunst zunächst versprochen — Natur als Schatzkammer der Stoffe im Allgemeinen — Gegenstand durch den Künstler ergriffen — Kunstkreis abgeschlossen — Fabel, Inhalt des Kunstwerks — Sorgfalt bei der Wahl — ausführliche Abhandlung zunächst — Behandlung — geistige — sinnliche — mechanische — — Der Mensch leidet von seinem Zeitalter, wie er von demselben Vortheil zieht — Einfluß des Publikum auf die Kunst — Einstimmung des Künstlers — Zufriedenheit Beider mit einander — Einzelnes Beispiel, Schwierigkeit, von dem Formlosen zur Gestalt überzugehen — Wirkung eines Aufenthalts

in Italien auf den Künstler — Sein Schicksal nach seiner Zurückkunft — Wirkung schlechter und guter Kunstwerke auf Empfindung und Einbildungskraft — Die Neuern nennen die Alten ihre Lehrer und entfernen sich von ihren Maximen — einzelne Beispiele — Vermischung der Kunstarten als Zeichen des Verfalls — Beispiel von der Bildhauerkunst — Anzusprechende Maximen — Sie sind aus den Kunstwerken gezogen — sind von dem Künstler praktisch zu prüfen — sind bei Beurtheilung alter und neuer Kunstwerke zum Grunde zu legen — Eine genaue Kritik der Alten sowol als neuern Kunstwerke nöthig — Beispiel von der wachsenden Kenntniß des Liebhabers in der plastischen Kunst — Höchster Grad der Einsicht — mehrere Menschen können darnach streben — — Von Kunstwerken sollte man eigentlich nur in ihrer Gegenwart sprechen — doch läßt sich auch für solche Leser schreiben, welche die Werke gesehen haben und sehen werden — Wie man auch den übrigen nützlich sein kann. — Nur auf dem höchsten und genauesten Begriff von Kunst kann eine Kunstgeschichte ruhen — Psychologisch-chronologischer Gang des Auf- und Absteigens der bildenden Kunst — Beurtheilung der alten und neuern Kunst nach Grundsätzen — Maximen am Nöthigsten bei Beurtheilung der gleichzeitigen Künstler — — Ausdehnung des Werth auf andere Gegenstände — Theorie und Kritik der Dichtkunst wird sich besonders an diese Arbeit anschließen — — Ueber Kunstkabinette — Italien als ein großer Kunstkörper, wie er vor Kurzem noch bestand — Zerstückelung desselben — Kunstkörper in Paris — Was Deutschland und England thun sollte, einen idealen Kunstkörper bilden zu helfen — Die ausführlichen Vorschläge künftig.

Der Jüngling, wenn Natur und Kunst ihn anziehen, glaubt mit einem lebhaften Streben bald in das innerste Heiligthum zu dringen; der Mann bemerkt nach langem Umherwandeln, daß er sich noch immer in den Vorhöfen befinde.

Eine solche Betrachtung hat unsern Titel veranlaßt. Stufe, Thor, Eingang, Vorhalle, der Raum zwischen dem Innern und Aeußern, zwischen dem Heiligen und Gemeinen kann nur die Stelle sein, auf der wir uns mit unsern Freunden gewöhnlich aufhalten werden.

Will Jemand noch besonders bei dem Worte Propyläen sich jener Gebäude erinnern, durch die man zur Athenienſischen Burg, zum Tempel der Minerva gelangte, so ist auch dies nicht gegen unsre Absicht; nur daß man uns nicht die Anmaßung zutraue, als gedächten wir ein solches Werk der Kunst und Pracht hier selbst aufzuführen. Unter dem Namen des Orts verstehe man das, was daselbst allenfalls hätte geschehen können; man erwarte Gespräche, Unterhaltungen, die vielleicht nicht unwürdig jenes Platzes gewesen wären.

Werden nicht Denker, Gelehrte, Künstler angelockt, sich in ihren besten Stunden in jene Gegenden zu versetzen, unter einem Volke wenigstens in der Einbildungskraft zu wohnen, dem eine Vollkommenheit, die wir wünschen und nie erreichen, natürlich war,*) bei dem in einer Folge von Zeit und Leben sich eine Bildung in schöner und stätiger Reihe entwickelt, die bei uns nur als Stückwerk vorübergehend erscheint?

Welche neuere Nation verdankt nicht den Griechen ihre Kunstbildung und, in gewissen Fächern, welche mehr als die deutsche?

So viel zur Entschuldigung des symbolischen Titels, wenn

*) Man vgl. für diese Auffassung des Griechenthums den berühmten Brief Schiller's an Goethe vom 23. August 1794.

sie ja nöthig sein sollte. Er stehe uns zur Erinnerung, daß wir uns so wenig als möglich vom klassischen Boden entfernen, er erleichtere durch seine Kürze und Bedeutsamkeit die Nachfrage der Kunstfreunde, die wir durch gegenwärtiges Werk zu interessiren gedenken, das Bemerkungen und Betrachtungen harmonisch verbundner Freunde*) über Natur und Kunst enthalten soll.

Derjenige, der zum Künstler berufen ist, wird auf Alles um sich her lebhaft Acht geben, die Gegenstände und ihre Theile werden seine Aufmerksamkeit an sich ziehen, und indem er praktischen Gebrauch von solchen Erfahrungen macht, wird er sich nach und nach üben, immer schärfer zu bemerken, er wird in seiner frühern Zeit Alles, so viel möglich, zu eignem Gebrauch verwenden, später wird er sich auch Andern gerne mittheilen. So gedenken auch wir Manches, was wir für nützlich und angenehm halten, was unter mancherlei Umständen von uns seit mehrern Jahren aufgezeichnet worden, unsern Lesern vorzulegen und zu erzählen.

Allein wer bescheidet sich nicht gern, daß seine Bemerkungen seltner sind, als man glaubt? Wir vermischen so schnell unsere Empfindungen, unsere Meinung, unser Urtheil mit dem, was wir erfahren, daß wir in dem ruhigen Zustande des Beobachters nicht lange verharren, sondern bald Betrachtungen anstellen, auf die wir kein größer Gewicht legen dürfen, als insofern wir uns auf die Natur und Ausbildung unsers Geistes einigermaßen verlassen möchten.

Was uns hierin eine stärkere Zuversicht zu geben vermag, ist die Harmonie, in der wir mit Mehrern stehen, ist die Erfahrung, daß wir nicht allein, sondern gemeinschaftlich denken und wirken. Die zweifelhafte Sorge, unsere Vorstellungsart möchte uns nur allein angehören, die uns so oft überfällt, wenn Andere gerade das Gegentheil von unserer Ueberzeugung aussprechen, wird erst gemildert, ja aufgehoben, wenn wir uns in Mehreren wiederfinden; dann fahren wir erst mit Sicherheit fort, uns in dem Besitze solcher Grundsätze zu erfreuen, die eine lange Erfahrung uns und Andern nach und nach bewährt hat.

Wenn Mehrere vereint auf diese Weise zusammenleben, daß sie sich Freunde nennen dürfen, indem sie ein gleiches Za-

*) Der Weimarischen Kunstfreunde — W. K. F. — (s. Vorbemerkung S. 4), unter denen meistens nur Meyer und Goethe zu verstehen sind.

teresse haben, sich fortschreitend auszubilden, und auf nahe verwandte Zwecke losgehen, dann werden sie gewiß sein, daß sie sich auf den vielfachsten Wegen wieder begegnen, und daß selbst eine Richtung, die sie von einander zu entfernen schien, sie doch bald wieder glücklich zusammenführen wird.

Wer hat nicht erfahren, welche Vortheile in solchen Fällen das Gespräch gewährt! Allein es ist verdrießlich, und indem die Resultate einer wechselseitigen Ausbildung unvertilgbar bleiben, geht die Erinnerung der Mittel verloren, durch welche man dazu gelangt ist.

Ein Briefwechsel bewahrt schon besser die Stufen eines freundschaftlichen Fortschrittes; jeder Moment des Wachsthums ist fixirt, und wenn das Erreichte uns eine beruhigende Empfindung giebt, so ist ein Blick rückwärts auf das Werden belehrend, indem er uns zugleich ein künftiges, unablässiges Fortschreiten hoffen läßt.

Kurze Aufsätze, in die man von Zeit zu Zeit seine Gedanken, seine Ueberzeugungen und Wünsche niederlegt, um sich nach einiger Zeit wieder mit sich selbst zu unterhalten, sind auch ein schönes Hilfsmittel eigner und fremder Bildung, deren keines versäumt werden darf, wenn man die Kürze der dem Leben angemessenen Zeit und die vielen Hindernisse bedenkt, die einer jeden Ausführung im Wege stehen.

Daß hier besonders von einem Ideenwechsel selbst er Freunde die Rede sei, die sich im Allgemeinern zu Künsten und Wissenschaften auszubilden streben, versteht sich von selbst, obgleich ein Welt- und Geschäftsleben auch eines solchen Vortheils nicht ermangeln sollte.

Bei Künsten und Wissenschaften aber ist nicht allein eine solche engere Verbindung, sondern auch das Verhältniß zu dem Publikum ebenso günstig, als es ein Bedürfniß wird. Was man irgend Allgemeines denkt oder leistet, gehört der Welt an, und das, was sie von den Bemühungen der Einzelnen nutzen kann, bringt sie auch selbst zur Reife. Der Wunsch nach Beifall, welchen der Schriftsteller fühlt, ist ein Trieb, den ihm die Natur eingepflanzt hat, um ihn zu etwas Höherem anzuleiten; er glaubt, den Kranz schon erreicht zu haben, und wird bald gewahr, daß eine mühsamere Ausbildung jeder angebornen Fähigkeit nöthig ist, um die öffentliche Gunst festzuhalten, die wol auch durch Glück und Zufall auf kurze Momente erlangt werden kann.

Zu einem Oelgemälde.*)

An den Wurzeln heil'ger Eiche
Schwillt ein Lebensquell hervor,
Und so, ohne Nachbar-Gleiche,
Wuchs die Eole still empor.
Aeste streckt sie, Blätterbüsche
Sonnig über glatte Fluth,
Und in ewig grüner Frische
Spiegelt sich des Dankes Gluth.

Mit einem Bildchen,

„Schloß Belvedere in der Abendsonne."**)

Den 21. August 1824.

Erleuchtet außen hehr vom Sonnengold,
Bewohnt im Innern traulich, froh und hold,
Erzeige sich Dein ganzes Leben so,
Nach außen herrlich, innen hold und froh!

Zu einem Bilde von Frankfurt am Main mit der Sachsenhausener Brücke.

Als Geschenk für den Bibliothek-Sekretär Kräuter.***)

Den 15. Juni 1826.

Großen Fluß hab' ich verlassen,
Einem kleinen mich zu weihn;
Sollte der doch eine Quelle
Manches Guten, Schönen sein.

Zum Bildniß der Prinzessin Marie von Weimar.†)

Juni 1827.

Lieblich und zierlich,
Rubig und hold,
Sind ihr die Treuen
Sicher wie Gold.

---

*) Vgl. „Nachgel. W." 1833.

**) Vgl. „Nachgel. W." 1833. — In Belvedere wohnte die Erbgroßherzogin von Weimar, Großfürstin Maria (s. II, 414).

***) Vgl. „Nachgel. W." 1833 und den „Katalog der Goethe-Ausstellung", S. 42. Das Gemälde ist von fremder Hand, die Widmung dagegen eigenhändig.

†) Vgl. „Nachgel. W." 1833 und II, 440 unsr. Ausg. — Prinzessin Marie ist die kurz vorher am 26. Mai 1827 vermählte Prinzessin Karl von Preußen. — Goethe sandte das Porträt am 23. Juni 1827 an P. Meyer. Vgl. Briefe an Denselben, S. 115. „Die Treuen" sind die in Weimar Verbliebenen. — L.

So bedeutend ist für den Schriftsteller in einer frühern Zeit sein Verhältniß zum Publikum, und selbst in spätern Tagen kann er es nicht entbehren. So wenig er auch bekümmt sein mag, Andere zu belehren, so wünscht er doch, sich Denen mitzutheilen, die er sich gleichgesinnt weiß, deren Anzahl aber in der Breite der Welt zerstreut ist; er wünscht sein Verhältniß zu den ältesten Freunden dadurch wieder anzuknüpfen, mit neuen es fortzusetzen und in der letzten Generation sich wieder andere für seine übrige Lebenszeit zu gewinnen. Er wünscht der Jugend die Umwege zu ersparen, auf denen er sich selbst verirrte, und, indem er die Vortheile der gegenwärtigen Zeit bemerkt und nützt, das Andenken verdienstlicher früherer Bemühungen zu erhalten.

In diesem ernsten Sinne verband sich eine kleine Gesellschaft; eine heitere Stimmung möge unsere Unternehmungen begleiten, und wohin wir gelangen, mag die Zeit lehren.

Die Aufsätze, welche wir vorzulegen gedenken, werden, ob sie gleich von Mehrern verfaßt sind, in Hauptpunkten bestimmt niemals mit einander in Widerspruch stehen, wenn auch die Denkart der Verfasser nicht völlig die gleiche sein sollte. Kein Mensch betrachtet die Welt ganz wie der andere, und verschiedene Charaktere werden oft einen Grundsatz, den sie sämmtlich anerkennen, verschieden anwenden. Ja, der Mensch ist sich in seinen Anschauungen und Urtheilen nicht immer selbst gleich; frühere Ueberzeugungen müssen spätern weichen. Möge immerhin das Einzelne, was man denkt und äußert, nicht alle Proben aushalten, wenn man nur auf seinem Wege gegen sich selbst und gegen Andre wahr bleibt!

So sehr nun auch die Verfasser unter einander und mit einem großen Theil des Publikums in Harmonie zu stehen wünschen und hoffen, so dürfen sie sich doch nicht verbergen, daß ihnen von verschiedenen Seiten mancher Mißton entgegenklingen wird. Sie haben dies um so mehr zu erwarten, als sie von den herrschenden Meinungen in mehr als einem Punkte abweichen. Weit entfernt, die Denkart irgend eines Dritten meistern oder verändern zu wollen, werden sie ihre eigne Meinung fest aussprechen und, wie es die Umstände geben, einer Fehde ausweichen oder sie aufnehmen, im Ganzen aber immer auf einem Bekenntnisse halten und besonders diejenigen Bedingungen, die ihnen zu Bildung eines Künstlers unerläßlich scheinen, oft genug wiederholen. Wem um die Sache zu thun

ist, der muß Partei zu nehmen wissen;*) sonst verdient er nirgends zu wirken.

Wenn wir nun Bemerkungen und Betrachtungen über Natur vorzulegen versprechen, so müssen wir zugleich anzeigen, daß es besonders solche sein werden, die sich zunächst auf bildende Kunst sowie auf Kunst überhaupt, dann aber auch auf allgemeine Bildung des Künstlers beziehen.

Die vornehmste Forderung, die an den Künstler gemacht wird, bleibt immer die, daß er sich an die Natur halten, sie studiren, sie nachbilden, etwas, das ihren Erscheinungen ähnlich ist, hervorbringen solle.

Wie groß, ja wie ungeheuer diese Anforderung sei, wird nicht immer bedacht, und der wahre Künstler selbst erfährt es nur bei fortschreitender Bildung. Die Natur ist von der Kunst durch eine ungeheure Kluft getrennt, welche das Genie selbst ohne äußere Hilfsmittel zu überschreiten nicht vermag.

Alles, was wir um uns her gewahr werden, ist nur roher Stoff; und wenn sich das schon selten genug ereignet, daß ein Künstler durch Instinkt und Geschmack, durch Uebung und Versuche dahin gelangt, daß er den Dingen ihre äußere schöne Seite abzugewinnen, aus dem vorhandenen Guten das Beste auszuwählen und wenigstens einen gefälligen Schein hervorzubringen lernt, so ist es besonders in der neuern Zeit noch viel seltner, daß ein Künstler sowol in die Tiefe der Gegenstände als in die Tiefe seines eignen Gemüths zu dringen vermag, um in seinen Werken nicht blos etwas leicht und oberflächlich Wirkendes, sondern, wetteifernd mit der Natur, etwas Geistig-Organisches hervorzubringen und seinem Kunstwerk einen solchen Gehalt, eine solche Form zu geben, wodurch es natürlich zugleich und übernatürlich erscheint.

Der Mensch ist der höchste, ja der eigentliche Gegenstand bildender Kunst. Um ihn zu verstehen, um sich aus dem Labyrinthe seines Baues herauszuwickeln, ist eine allgemeine Kenntniß der organischen Natur unerläßlich. Auch von den unorganischen Körpern so wie von allgemeinen Naturwirkungen, besonders wenn sie, wie zum Beispiel Ton und Farbe, zum Kunstgebrauch anwendbar sind, sollte der Künstler sich theoretisch belehren; allein welchen weiten Umweg müßte er machen, wenn

*) Im Sinne von Solon's bekanntem Gesetz (Plutarch. Solon, Cap. 20), welches die Parteinahme des Einzelnen bei jeder politischen Bewegung verlangte.

er sich aus der Schule des Zergliederers, des Naturbeschreibers, des Naturlehrers dasjenige mühsam aussuchen sollte, was zu seinem Zwecke dient; ja, es ist die Frage, ob er dort gerade das, was ihm das Wichtigste sein muß, finden würde. Jene Männer haben ganz andere Bedürfnisse ihrer eigentlichen Schüler zu befriedigen, als daß sie an das eingeschränkte, besondere Bedürfniß des Künstlers denken sollten. Deshalb ist unsere Absicht, hier ins Mittel zu treten und, wenn wir gleich nicht voraussehen, die nöthige Arbeit selbst vollenden zu können, dennoch theils im Ganzen eine Uebersicht zu geben, theils im Einzelnen die Ausführung einzuleiten.

Die menschliche Gestalt kann nicht blos durch das Beschauen ihrer Oberfläche begriffen werden; man muß ihr Inneres entblößen, ihre Theile sondern, die Verbindungen derselben bemerken, die Verschiedenheiten kennen, sich von Wirkung und Gegenwirkung unterrichten, das Verborgene, Ruhende, das Fundament der Erscheinung sich einprägen, wenn man dasjenige wirklich schauen und nachahmen will, was sich als ein schönes ungetrenntes Ganze in lebendigen Wellen vor unserm Auge bewegt. Der Blick auf die Oberfläche eines lebendigen Wesens verwirrt den Beobachter, und man darf wol hier wie in andern Fällen den wahren Spruch anbringen: „Was man weiß, sieht man erst!“ Denn wie Derjenige, der ein kurzes Gesicht hat, einen Gegenstand besser sieht, von dem er sich wieder entfernt, als einen, dem er sich erst nähert, weil ihm das geistige Gesicht nunmehr zu Hilfe kommt, so liegt eigentlich in der Kenntniß die Vollendung des Anschauens.

Wie gut bildet ein Kenner der Naturgeschichte, der zugleich Zeichner ist, die Gegenstände nach, indem er das Wichtige und Bedeutende der Theile, woraus der Charakter des Ganzen entspringt, einsieht und den Nachdruck darauf legt!

So wie nun eine genauere Kenntniß der einzelnen Theile menschlicher Gestalt, die er zuletzt wieder als ein Ganzes betrachten muß, den Künstler äußerst fördert, so ist auch ein Ueberblick, ein Seitenblick über und auf verwandte Gegenstände höchst nützlich, vorausgesetzt daß der Künstler fähig ist, sich zu Ideen zu erheben und die nahe Verwandtschaft entfernt scheinender Dinge zu fassen.

Die vergleichende Anatomie hat einen allgemeinen Begriff über organische Naturen vorbereitet; sie führt uns von Gestalt zu Gestalten, und indem wir nah oder fern verwandte Naturen

betrachten, erheben wir uns über sie alle, um ihre Eigenschaften in einem idealen Bilde zu erblicken.

Halten wir dasselbe fest, so finden wir erst, daß unsere Aufmerksamkeit bei Betrachtung der Gegenstände eine bestimmte Richtung nimmt, daß abgesonderte Kenntnisse durch Vergleichung leichter gewonnen und festgehalten werden, und daß wir zuletzt beim Kunstgebrauch nur dann mit der Natur wetteifern können, wenn wir die Art, wie sie bei Bildung ihrer Werke verfährt, ihr wenigstens einigermaßen abgelernt haben.

Muntern wir ferner den Künstler auf, auch von unorganischen Naturen einige Kenntniß zu nehmen, so können wir es um so eher thun, als man sich gegenwärtig von dem Mineralreich bequem und schnell unterrichtet. Der Maler bedarf einiger Kenntniß der Steine, um sie charakteristisch nachzuahmen, der Bildhauer und Baumeister, um sie zu nutzen; der Steinschneider kann eine Kenntniß der Edelsteine nicht entbehren, der Kenner und Liebhaber wird gleichfalls darnach streben.

Haben wir nun zuletzt dem Künstler gerathen, sich von allgemeinen Naturwirkungen einen Begriff zu machen, um diejenigen kennen zu lernen, die ihn besonders interessiren, theils um sich nach mehr Seiten auszubilden, theils um das, was ihn betrifft, besser zu verstehen, so wollen wir auch über diesen bedeutenden Punkt noch Einiges hinzufügen.

Bisher konnte der Maler die Lehre des Physikers von den Farben nur anstaunen, ohne daraus einigen Vortheil zu ziehen; das natürliche Gefühl des Künstlers aber, eine fortdauernde Uebung, eine praktische Nothwendigkeit führte ihn auf einen eignen Weg; er fühlte die lebhaften Gegensätze, durch deren Vereinigung die Harmonie der Farben entsteht, er bezeichnete gewisse Eigenschaften derselben durch annähernde Empfindungen, er hatte warme und kalte Farben, Farben, die eine Nähe, andere, die eine Ferne ausdrücken, und was dergleichen Bezeichnungen mehr sind, durch welche er diese Phänomene den allgemeinsten Naturgesetzen auf seine Weise näher brachte. Vielleicht bestätigt sich die Vermuthung,*) daß die farbigen Naturwirkungen so gut als die magnetischen, elektrischen und andere auf einem Wechselverhältniß, einer Polarität, oder wie man die Erscheinungen des Zwiefachen, ja Mehrfachen in einer entschiedenen Einheit nennen mag, beruhen.

*) Diese Vorstellung wurde später in der „Farbenlehre" weiter ausgeführt.

Diese Lehre umständlich und für den Künstler faßlich vorzulegen,*) werden wir uns zur Pflicht machen, und wir können um so mehr hoffen, hierin etwas zu thun, das ihm willkommen sei, als wir nur dasjenige, was er bisher aus Instinkt gethan, auszulegen und auf Grundsätze zurückzuführen bemüht sein werden.

So viel von dem, was wir zuerst in Absicht auf Natur mitzutheilen hoffen, und nun das Nothwendigste in Absicht auf Kunst.

Da die Einrichtung des gegenwärtigen Werks von der Art ist, daß wir einzelne Abhandlungen, ja dieselben sogar theilweise vorlegen werden, dabei aber unser Wunsch ist, nicht ein Ganzes zu zerstücken, sondern aus mannichfaltigen Theilen endlich ein Ganzes zusammenzusetzen, so wird es nöthig sein, bald möglichst, allgemein und summarisch dasjenige vorzulegen, worüber der Leser nach und nach im Einzelnen unsere Ausarbeitungen erhalten wird. Daher wird uns zunächst ein Aufsatz über bildende Kunst**) beschäftigen, worin die bekannten Rubriken nach unserer Vorstellungsart und Methode vorgetragen werden sollen. Dabei werden wir vorzüglich darauf bedacht sein, die Wichtigkeit eines jeden Theils der Kunst vor Augen zu stellen und zu zeigen, daß der Künstler keinen derselben zu vernachlässigen habe, wie es leider so oft geschehen ist und geschieht.

Wir betrachteten vorhin die Natur als die Schatzkammer der Stoffe im Allgemeinen; nun gelangen wir aber an den wichtigen Punkt, wo sich zeigt, wie die Kunst ihre Stoffe sich selbst näher zubereite.

Indem der Künstler irgend einen Gegenstand der Natur ergreift, so gehört dieser schon nicht mehr der Natur an, ja man kann sagen, daß der Künstler ihn in diesem Augenblicke erschaffe, indem er ihm das Bedeutende, Charakteristische, Interessante abgewinnt oder vielmehr erst den höhern Werth hineinlegt.

Auf diese Weise werden der menschlichen Gestalt die schönern Proportionen, die edlern Formen, die höhern Charaktere gleichsam erst aufgedrungen, der Kreis der Regelmäßigkeit, Vollkommenheit, Bedeutsamkeit und Vollendung wird gezogen, in welchem

*) Mit Beziehung auf das zweite Kapitel der Uebersetzung von Diderot's „Versuch über die Malerei": „Meine kleinen Ideen über die Farbe" (Propyl., II. 1. S. 4 ff.).

**) Abhandlung von Meyer unter dem Titel „Ueber die Gegenstände der bildenden Kunst" (Propyl., I. 1. S. 20 ff. u. 2. S. 45 ff.).

die Natur ihr Bestes gerne niederlegt, wenn sie übrigens in ihrer großen Breite leicht in Häßlichkeit ausartet und sich ins Gleichgültige verliert.

Ebenso fällt von zusammengesetzten Kunstwerken, ihrem Gegenstand und Inhalt, die Aufgabe sei Fabel oder Geschichte.

Wohl dem Künstler, der sich bei Unternehmung des Werkes nicht vergreift, der das Kunstgemäße zu wählen oder vielmehr dasselbe zu bestimmen versteht!

Wer in den zerstreuten Mythen, in der weitläufigen Geschichte, um sich eine Aufgabe zu suchen, ängstlich herumirrt, mit Gelehrsamkeit bedeutend oder allegorisch interessant sein will, der wird in der Hälfte seiner Arbeit oft bei unerwarteten Hindernissen stecken oder nach Vollendung derselben seinen schönsten Zweck verfehlen. Wer zu den Sinnen nicht klar spricht, redet auch nicht rein zum Gemüth, und wir achten diesen Punkt so wichtig, daß wir gleich zu Anfang eine ausführlichere Abhandlung*) darüber einrücken.

Ist nun der Gegenstand glücklich gefunden oder erfunden, dann tritt die Behandlung ein, die wir in die geistige, sinnliche und mechanische eintheilen möchten.

Die geistige arbeitet den Gegenstand in seinem innern Zusammenhange aus, sie findet die untergeordneten Motive, und wenn sich bei der Wahl des Gegenstandes überhaupt die Tiefe des künstlerischen Genies beurtheilen läßt, so kann man an der Entdeckung der Motive seine Breite, seinen Reichthum, seine Fülle und Liebenswürdigkeit erkennen.

Die sinnliche Behandlung würden wir diejenige nennen, wodurch das Werk durchaus dem Sinne faßlich, angenehm, erfreulich und durch einen milden Reiz unentbehrlich wird.

Die mechanische zuletzt wäre diejenige, die durch irgend ein körperliches Organ auf bestimmte Stoffe wirkt und so der Arbeit ihr Dasein, ihre Wirklichkeit verschafft.

Indem wir nun auf solche Art dem Künstler nützlich zu sein hoffen und lebhaft wünschen, daß er sich manches Rathes, mancher Vorschläge bei seinen Arbeiten bedienen möge, so dringt sich uns leider die bedenkliche Betrachtung auf, daß jedes Unternehmen so wie jeder Mensch von seinem Zeitalter ebensowol leide, als man davon gelegentlich Vortheil zu ziehen im Fall

*) „Ueber Laokoon" (Propyl., I. 1. S. 1 ff.).

ist; und wir können bei uns selbst die Frage nicht ganz ablehnen, welche Aufnahme wir denn wol finden möchten.

Alles ist einem ewigen Wechsel unterworfen, und da gewisse Dinge nicht neben einander bestehen können, verdrängen sie einander. So geht es mit Kenntnissen, mit Anleitungen zu gewissen Uebungen, mit Vorstellungsarten und Maximen. Die Zwecke der Menschen bleiben ziemlich immer dieselben; man will jetzt noch ein guter Künstler und Dichter sein oder werden wie vor Jahrhunderten; die Mittel aber, wodurch man zu dem Zwecke gelangt, sind nicht Jedem klar; und warum sollte man leugnen, daß nichts angenehmer wäre, als wenn man einen großen Vorsatz spielend ausführen könnte?

Natürlicherweise hat das Publikum auf die Kunst großen Einfluß, indem es für seinen Beifall, für sein Geld ein Werk verlangt, das ihm gefalle, ein Werk, das unmittelbar zu genießen sei, und meistens wird sich der Künstler gern darnach bequemen; denn er ist ja auch ein Theil des Publikums; auch er ist in gleichen Jahren und Tagen gebildet, auch er fühlt die gleichen Bedürfnisse, er drängt sich in derselbigen Richtung, und so bewegt er sich glücklich mit der Menge fort, die ihn trägt und die er belebt.

Wir sehen auf diese Weise ganze Nationen, ganze Zeitalter von ihren Künstlern entzückt, so wie der Künstler sich in seiner Nation, in seinem Zeitalter bespiegelt, ohne daß Beide nur den mindesten Argwohn hätten, ihr Weg könnte vielleicht nicht der rechte, ihr Geschmack wenigstens einseitig, ihre Kunst auf dem Rückwege und ihr Vordringen nach der falschen Seite gerichtet sein.

Anstatt uns hierüber ins Allgemeinere zu verbreiten, machen wir hier eine Bemerkung, die sich besonders auf bildende Kunst bezieht.

Dem deutschen Künstler, so wie überhaupt jedem neuen und nordischen ist es schwer, ja beinahe unmöglich, von dem Formlosen zur Gestalt überzugehen und, wenn er auch bis dahin durchgedrungen wäre, sich dabei zu erhalten.*)

*) Ganz in demselben Sinne schreibt Schiller an Goethe: „Wären Sie als ein Grieche, ja nur als ein Italiener geboren worden, und hätte schon von der Wiege an eine auserlesene Natur und eine idealisirende Kunst Sie umgeben, so wäre Ihr Weg unendlich verkürzt, vielleicht ganz überflüssig gemacht worden. ... Nun ... blieb Ihnen keine andere Wahl, als entweder selbst zum nordischen Künstler zu werden ...“

Jeder Künstler, der eine Zeit lang in Italien gelebt hat, frage sich, ob nicht die Gegenwart der besten Werke alter und neuer Kunst in ihm das unablässige Streben erregt habe, die menschliche Gestalt in ihren Proportionen, Formen, Charakteren zu studiren und nachzubilden, sich in der Ausführung allen Fleiß und Mühe zu geben, um sich jenen Kunstwerken, die ganz auf sich selbst ruhen, zu nähern, um ein Werk hervorzubringen, das, indem es das sinnliche Anschauen befriedigt, den Geist in seine höchsten Regionen erhebt! Er gestehe aber auch, daß er nach seiner Zurückkunft nach und nach von jenem Streben herunterſinken müsse, weil er wenig Personen findet, die das Gebildete eigentlich sehen, genießen und denken mögen, sondern meist nur solche, die ein Werk ebenem ansehen, dabei etwas Beliebiges denken und nach ihrer Art etwas dabei empfinden und genießen wollen.

Das schlechteste Bild kann zur Empfindung und zur Einbildungskraft sprechen, indem es sie in Bewegung setzt, los und frei macht und sich selbst überläßt; das beste Kunstwerk spricht auch zur Empfindung, aber eine höhere Sprache, die man freilich verstehen muß; es fesselt die Gefühle und die Einbildungskraft; es nimmt uns unsre Willkür; wir können mit dem Vollkommenen nicht schalten und walten, wie wir wollen, wir sind genöthigt, uns ihm hinzugeben, um uns selbst von ihm erhoben und verbessert wiederzuerhalten.

Daß dies keine Träume sind, werden wir nach und nach im Einzelnen so deutlich als möglich zu zeigen suchen; besonders werden wir auf einen Widerspruch aufmerksam machen, in welchen sich die Neuern so oft verwickeln. Sie nennen die Alten ihre Lehrer, sie gestehen jenen Werken eine unerreichbare Vortrefflichkeit zu und entfernen sich in Theorie und Praxis doch von den Maximen, die jene beständig ausübten.

Indem wir nun von diesem wichtigen Punkte ausgehen und oft wieder auf denselben zurückkehren werden, so finden wir noch andere, davon noch Einiges zu erwähnen ist.

Eines der vorzüglichsten Kennzeichen des Verfalles der Kunst ist die Vermischung der verschiedenen Arten derselben.*)

Die Künste selbst so wie ihre Arten sind unter einander verwandt, sie haben eine gewisse Neigung, sich zu vereinigen, ja sich in einander zu verlieren; aber eben darin besteht die

*) Man vgl. den Aufsatz über den Dilettantismus S. 150 ff.

Pflicht, das Verdienst, die Würde des ächten Künstlers, daß er das Kunstfach, in welchem er arbeitet, von andern abzusondern, jede Kunst und Kunstart auf sich selbst zu stellen und sie aufs Möglichste zu isoliren wisse.

Man hat bemerkt, daß alle bildende Kunst zur Malerei, alle Poesie zum Drama strebe, und es kann uns diese Erfahrung künftig zu wichtigen Betrachtungen Anlaß geben.

Der ächte gesetzgebende Künstler strebt nach Kunstwahrheit, der gesetzlose, der einem blinden Trieb folgt, nach Naturwirklichkeit; durch Jenen wird die Kunst zum höchsten Gipfel, durch Diesen auf ihre niedrigste Stufe gebracht.

So wie mit dem Allgemeinen der Kunst, ebenso verhält es sich auch mit den Arten derselben. Der Bildhauer muß anders denken und empfinden als der Maler, ja er muß anders zu Werke gehen, wenn er ein halberhobenes Werk, als wenn er ein rundes hervorbringen will. Indem man die flacherhobenen Werke immer höher und höher machte, dann Theile, dann Figuren ablöste, zuletzt Gebäude und Landschaften anbrachte und so halb Malerei, halb Puppenspiel darstellte, ging man immer abwärts in der wahren Kunst, und leider haben treffliche Künstler der neuern Zeit ihren Weg auf diese Weise genommen.

Wenn wir nun künftig solche Maximen, die wir für die rechten halten, aussprechen werden, wünschten wir, daß sie, wie sie aus den Kunstwerken gezogen sind, von dem Künstler praktisch geprüft werden. Wie selten kann man mit dem Andern über einen Grundsatz theoretisch einig werden! Hingegen was anwendbar, was brauchbar sei, ist viel geschwinder entschieden. Wie oft sieht man Künstler bei der Wahl ihrer Gegenstände, bei der für ihre Kunst passenden Zusammensetzung im Allgemeinen, bei der Anordnung im Besondern, so wie den Maler bei der Wahl der Farben in Verlegenheit! Dann ist es Zeit, einen Grundsatz zu prüfen, dann wird die Frage leichter zu entscheiden sein, ob wir durch ihn den großen Mustern und Allem, was wir an ihnen schätzen und lieben, näher kommen, oder ob er uns in der empirischen Verwirrung einer nicht genug durchdachten Erfahrung stecken läßt.

Gelten nun dergleichen Maximen zur Bildung des Künstlers, zur Leitung desselben in mancher Verlegenheit, so werden sie auch bei Entwicklung, Schätzung und Beurtheilung alter und neuer Kunstwerke dienen und wieder wechselsweise aus der Betrachtung derselben entstehen. Ja, es ist um so nöthiger, sich

auch hier daran zu halten, weil unerachtet der allgemein gepriesenen Vorzüge des Alterthums dennoch unter den Neuern sowol einzelne Menschen als ganze Nationen oft eben das verkennen, worin der höchste Vorzug jener Werke liegt.

Eine genaue Prüfung derselben wird uns am Meisten vor diesem Uebel bewahren. Deshalb sei hier nur ein Beispiel aufgestellt, wie es dem Liebhaber in der plastischen Kunst zu gehen pflegt, damit etwa deutlich werde, wie nothwendig eine genaue Kritik der ältern sowol als der neuern Kunstwerke sei, wenn sie einigermaßen Nutzen bringen soll.

Auf Jeden, der ein zwar ungeübtes, aber für das Schöne empfängliches Auge hat, wird ein stumpfer, unvollkommner Gipsabguß eines trefflichen alten Werks noch immer eine große Wirkung thun; denn in einer solchen Nachbildung bleibt doch immer die Idee, die Einfalt und Größe der Form, genug das Allgemeinste noch übrig, so viel, als man mit schlechten Augen allenfalls in der Ferne gewahr werden konnte.

Man kann bemerken, daß oft eine lebhafte Neigung zur Kunst durch solche ganz unvollkommene Nachbildungen entzündet wird. Allein die Wirkung ist dem Gegenstande gleich; es wird mehr ein dunkles, unbestimmtes Gefühl erregt, als daß eigentlich der Gegenstand in seinem Werth und in seiner Würde solchen angehenden Kunstfreunden erscheinen sollte. Solche sind es, die gewöhnlich den Grundsatz äußern, daß eine allzu genaue kritische Untersuchung den Genuß zerstöre, solche sind es, die sich gegen eine Würdigung des Einzelnen zu sträuben und zu wehren pflegen.

Wenn ihnen aber nach und nach bei weiterer Erfahrung und Uebung ein scharfer Abguß statt eines stumpfen, ein Original statt eines Abgusses vorgelegt wird, dann wächst mit der Einsicht auch das Vergnügen, und so steigt es, wenn Originale selbst, wenn vollkommene Originale ihnen endlich bekannt werden.

Gern läßt man sich in die Labyrinthe genauer Betrachtungen ein, wenn das Einzelne sowie das Ganze vollkommen ist; ja, man lernt einsehen, daß man das Vortreffliche nur in dem Maße kennen lernt, insofern man das Mangelhafte einzusehen im Stande ist. Die Restauration von den ursprünglichen Theilen, die Kopie von dem Original zu unterscheiden, in dem kleinsten Fragmente noch die zerstörte Herrlichkeit des Ganzen zu schauen, wird der Genuß des vollendeten Kenners,

Zu dem Bilde einer Hafenstadt am Schwarzen Meere.*)

Schroffe Felsen, weite Meere
Geben weder Luft noch Lehre,
Denn sie sind uns gar zu fern;
Aber jener Freund im Innern,
Seine Neigung, sein Erinnern,
Leuchtet her, ein heller Stern.

In einem Bildchen „Goethe's Wohnhaus in We...ar".**)

1828.

Warum stehen sie davor?
Ist nicht Thüre da und Thor?
Kämen sie getrost herein,
Würden wohl empfangen sein.

Dieser alte Weidenbaum***)
Steht und wächst als wie ein Traum,
Sah des Fürstendaches Gluthen,
Sieht der Ilme leises Fluthen.

Inschrift.†)

April 1831.

Gebildetes fürwahr genug!
Bedürft' es noch der Worte?
Wir sehn des lieben Lebens Zug,
Durch Stunden schleicht's und Orte.

*) Vgl. „Nachgel. W." 1833. Das Gedicht dürfte sich auf Odessa beziehn, wo Goethe's Freund Graf Reinhard kurz vor ihrer Bekanntschaft in vorübergehende Gefangenschaft gerathen war. — L.

**) In den Werken seit 1836 nach dem Facsimile unter dem Bilde, welches von Otto Wagner gezeichnet, von L. Schütze gestochen und bei Meyerhof und Steerl in Dresden verlegt ist. Ebenso finden sich die Bd. II, S. 200 unsrr. Ausg. gegebenen und in der zweiten Anmerkung S. 199 kommentirten vier Verse (mit den Varianten Kille im zweiten und darin verkehrt im dritten Verse) facsimilirt mit der Jahreszahl 1828 unter dem von denselben Künstler angefertigten Bilde von Goethe's Gartenhaus. Dieselben waren aber schon im dritten Bande der Werke 1827 veröffentlicht. — L. — Spinner in „Weimar's klassische Stätten" S. 106 hat die obige Strophe, wie es scheint, aus der Erinnerung, ungenau wiedergegeben.

***) Gedruckt in den „Nachgel. W." 1833. — Die Verse gehören offenbar zu dem Bilde eines Weidenbaums an der Ilm, in der Nähe des Schlosses, der dort schon zur Zeit des Schloßbrandes 1774 gestanden hatte. — L.

†) Dies und das folgende Gedicht wurden zuerst in den „Nachgel. W." 1833 veröffentlicht, wo die vollständige Ueberschrift lautet: „Inschrift auf eine

und es ist ein großer Unterschied, ein stumpfes Ganze mit dunklem Sinne oder ein vollendetes mit hellem Sinne zu beschauen und zu fassen.

Wer sich mit irgend einer Kenntniß abgiebt, soll nach dem Höchsten streben. Es ist mit der Einsicht viel anders als mit der Ausübung; denn im Praktischen muß sich Jeder bald bescheiden, daß ihm nur ein gewisses Maß von Kräften zugetheilt sei; zur Kenntniß, zur Einsicht aber sind weit mehrere Menschen fähig, ja man kann wol sagen, ein Jeder, der sich selbst verleugnen, sich den Gegenständen unterordnen kann, der nicht mit einem starren, beschränkten Eigensinn sich und seine kleinliche Einseitigkeit in die höchsten Werke der Natur und Kunst übertragen strebt.

Um von Kunstwerken eigentlich und mit wahrem Nutzen für sich und Andere zu sprechen, sollte es freilich nur in Gegenwart derselben geschehen. Alles kommt aufs Anschauen an; es kommt darauf an, daß bei dem Worte, wodurch man ein Kunstwerk zu erläutern hofft, das Bestimmteste gedacht werde, weil sonst gar nichts gedacht wird.

Daher geschieht es so oft, daß Derjenige, der über Kunstwerke schreibt, blos im Allgemeinen verweilt, wodurch wol Ideen und Empfindungen erregt werden, ja allen Lesern, nur demjenigen nicht genug gethan wird, der mit dem Buche in der Hand vor das Kunstwerk hintritt.

Aber eben deswegen werden wir in mehrern Abhandlungen vielleicht in dem Falle sein, das Verlangen der Leser mehr zu reizen als zu befriedigen; denn es ist nichts natürlicher, als daß sie ein vortreffliches Kunstwerk, das genau gegliedert wird, sogleich vor Augen zu haben wünschen, um das Ganze, von dem die Rede ist, zu genießen und, was die Theile betrifft, die Meinung, die sie vernehmen, ihrem Urtheil zu unterwerfen.

Indem nun aber die Verfasser für Diejenigen zu arbeiten denken, welche die Werke theils gesehen haben, theils künftig sehen werden, so hoffen sie für Solche, die sich in keinem der beiden Fälle befinden, dennoch das Mögliche zu thun. Wir werden der Nachbildungen erwähnen,*) anzeigen, wo Abgüsse von alten Kunstwerken, alte Kunstwerke selbst besonders den

*) Dies ist in Wirklichkeit nicht geschehen, wenigstens nur in sehr beschränktem Maße.

Deutſchen ſich näher befinden, und ſo ächter Liebhaberei und Kunſtkenntniß, ſo viel an uns liegt, zu begegnen ſuchen.

Denn nur auf dem höchſten und genauſten Begriff von Kunſt kann eine Kunſtgeſchichte beruhen; nur wenn man das Vortrefflichſte kennt, was der Menſch hervorzubringen im Stande war, kann der pſychologiſch-chronologiſche Gang dargeſtellt werden, den man in der Kunſt ſowie in andern Fächern nahm, wo erſt eine beſchränkte Thätigkeit in einer trocknen, ja traurigen Nachahmung des Unbedeutenden ſowie des Bedeutenden verweilte, ſich darauf ein lieblicheres, gemüthlicheres Gefühl gegen die Natur entwickelte, dann, begleitet von Kenntniß, Regelmäßigkeit, Ernſt und Strenge, unter günſtigen Umſtänden die Kunſt bis zum Höchſten hinaufſtieg, wo es denn zuletzt dem glücklichen Genie, das ſich von allen dieſen Hilfsmitteln umgeben fand, möglich ward, das Reizende, Vollendete hervorzubringen.

Leider aber erregen Kunſtwerke, die mit ſolcher Leichtigkeit ſich ausſprechen, die dem Menſchen ein bequemes Gefühl ſeiner ſelbſt, die ihm Heiterkeit und Freiheit einflößen, bei dem nachſtrebenden Künſtler den Begriff, daß auch das Hervorbringen bequem ſei.*) Da der Gipfel deſſen, was Kunſt und Genie darſtellen, eine leichte Erſcheinung iſt, ſo werden die Nachkommenden gereizt, ſich's leicht zu machen und auf den Schein zu arbeiten.

So verliert die Kunſt ſich nach und nach von ihrer Höhe herunter, im Ganzen ſowie im Einzelnen. Wenn wir uns aber hievon einen anſchaulichen Begriff bilden wollen, ſo müſſen wir ins Einzelne des Einzelnen hinabſteigen, welches nicht immer eine angenehme und reizende Beſchäftigung iſt, wofür aber der ſichere Blick über das Ganze nach und nach reichlich entſchädigt.

Wenn uns nun die Erfahrung bei Betrachtung der alten und mittlern Kunſtwerke gewiſſe Maximen bewährt hat, ſo bedürfen wir ihrer am Meiſten bei Beurtheilung der neuen und neuſten Arbeiten; denn da bei Würdigung lebender oder kurz verſtorbener Künſtler ſo leicht perſönliche Verhältniſſe, Liebe und Haß der Einzelnen, Neigung und Abneigung der Menge ſich einmiſchen, ſo brauchen wir Grundſätze um ſo nöthiger, um über unſre Zeitgenoſſen ein Urtheil zu äußern. Die Unterſuchung kann alsdann ſogleich auf doppelte Weiſe angeſtellt werden. Der Einfluß der Willkür wird vermindert, die Frage

*) Man vgl. S. 163 dieſes Bandes.

vor einen höhern Gerichtshof gebracht. Man kann den Grundsatz selbst sowie dessen Anwendung prüfen, und wenn man sich auch nicht vereinigen sollte, so kann der streitige Punkt doch sicher und deutlich bezeichnet werden.

Besonders wünschten wir, daß der lebende Künstler, bei dessen Arbeiten wir vielleicht Einiges zu erinnern hätten, unsere Urtheile auf diese Weise bedächtig prüfte. Denn Jeder, der diesen Namen verdient, ist zu unsrer Zeit genöthigt, sich aus Arbeit und eignem Nachdenken wo nicht eine Theorie, doch einen gewissen Inbegriff theoretischer Hausmittel zu bilden, bei deren Gebrauch er sich in mancherlei Fällen ganz leidlich befindet; man wird aber oft bemerken, daß er auf diesem Wege sich solche Maximen als Gesetze aufstellt, die seinem Talent, seiner Neigung und Bequemlichkeit gemäß sind. Er unterliegt einem allgemeinen menschlichen Schicksal. Wie Viele handeln nicht in andern Fächern auf ebendiese Weise! Aber wir bilden uns nicht, wenn wir das, was in uns liegt, nur mit Leichtigkeit und Bequemlichkeit in Bewegung setzen. Jeder Künstler wie jeder Mensch ist nur ein einzelnes Wesen und wird nur immer auf eine Seite hängen. Deswegen hat der Mensch auch das, was seiner Natur entgegengesetzt ist, theoretisch und praktisch, insofern es ihm möglich wird, in sich aufzunehmen. Der Leichte sehe nach Ernst und Strenge sich um, der Strenge habe ein leichtes und bequemes Wesen vor Augen, der Starke die Lieblichkeit, der Liebliche die Stärke, und Jeder wird seine eigne Natur nur desto mehr ausbilden, je mehr er sich von ihr zu entfernen scheint. Jede Kunst verlangt den ganzen Menschen, der höchstmögliche Grad derselben die ganze Menschheit.

Die Ausübung der bildenden Kunst ist mechanisch, und die Bildung des Künstlers fängt in seiner frühsten Jugend mit Recht vom Mechanischen an; seine übrige Erziehung hingegen ist oft vernachlässigt, da sie doch weit sorgfältiger sein sollte als die Bildung Anderer, welche Gelegenheit haben, aus dem Leben selbst Vortheil zu ziehen. Die Gesellschaft macht einen roben Menschen bald höflich, ein geschäftiges Leben den offenen vorsichtig; literarische Arbeiten, welche durch den Druck vor ein großes Publikum kommen, finden überall Widerstand und Zurechtweisung; nur der bildende Künstler allein ist meist auf eine einsame Werkstatt beschränkt; er hat fast nur mit Dem zu thun, der seine Arbeit bestellt und bezahlt, mit einem Publikum, das oft nur gewissen krankhaften Eindrücken folgt, mit Kennern, die

ihn unruhig machen, und mit Marktrufern, welche jedes Neue mit solchen Lob- und Preisformeln empfangen, durch die das Vortrefflichste schon hinlänglich geehrt wäre.

Doch es wird Zeit, diese Einleitung zu schließen, damit sie nicht, anstatt dem Werke blos voranzugehen, ihm vorlaufe und vorgreife. Wir haben bisher wenigstens den Punkt bezeichnet, von welchem wir auszugehen gedenken; wie weit wir uns verbreiten können und werden, muß sich erst nach und nach entwickeln. Theorie und Kritik der Dichtkunst wird uns hoffentlich bald beschäftigen; was uns das Leben überhaupt, was uns Reisen, ja was uns die Begebenheiten des Tags anbieten, soll nicht ausgeschlossen sein; und so sei denn noch zuletzt von einer wichtigen Angelegenheit des Augenblicks gesprochen.

Für die Bildung des Künstlers, für den Genuß des Kunstfreundes war es von je her von der größten Bedeutung, an welchem Orte sich Kunstwerke befanden; es war eine Zeit, in der sie, geringere Dislokationen abgerechnet, meistens an Ort und Stelle blieben; nun aber hat sich eine große Veränderung zugetragen, welche für die Kunst im Ganzen sowol als im Besondern wichtige Folgen haben wird.

Man hat vielleicht jetzo mehr Ursache als jemals, Italien als einen großen Kunstkörper zu betrachten, wie er vor Kurzem noch bestand. Ist es möglich, davon eine Uebersicht zu geben, so wird sich alsdann erst zeigen, was die Welt in diesem Augenblicke verliert, da so viele Theile von diesem großen und alten Ganzen abgerissen wurden.*)

Was in dem Akt des Abreißens selbst zu Grunde gegangen, wird wol ewig ein Geheimniß bleiben; allein eine Darstellung jenes neuen Kunstkörpers, der sich in Paris bildet, wird in einigen Jahren möglich werden; die Methode, wie ein Künstler und Kunstliebhaber Frankreich und Italien zu nutzen hat, wird sich angeben lassen, so wie dabei noch eine wichtige und schöne Frage zu erörtern ist: was andere Nationen, besonders Deutsche und Engländer, thun sollten, um in dieser Zeit der Zerstreuung und des Verlustes mit einem wahren weltbürgerlichen Sinne, der vielleicht nirgends reiner als bei Künsten und Wissenschaften stattfinden kann, die mannichfaltigen Kunstschätze, de bei ihnen zerstreut niedergelegt sind, allgemein brauchbar zu machen und einen idealen Kunstkörper bilden zu helfen,

*) Hinweisung auf die Plünderungen Napoleon's I.

der uns mit der Zeit für das, was uns der gegenwärtige Augenblick zerreißt, wo nicht entreißt, vielleicht glücklich zu entschädigen vermöchte.

So viel im Allgemeinen von der Absicht eines Werkes, dem wir recht viel ernsthafte und wohlwollende Theilnehmer wünschen.

Ueber Laokoon.

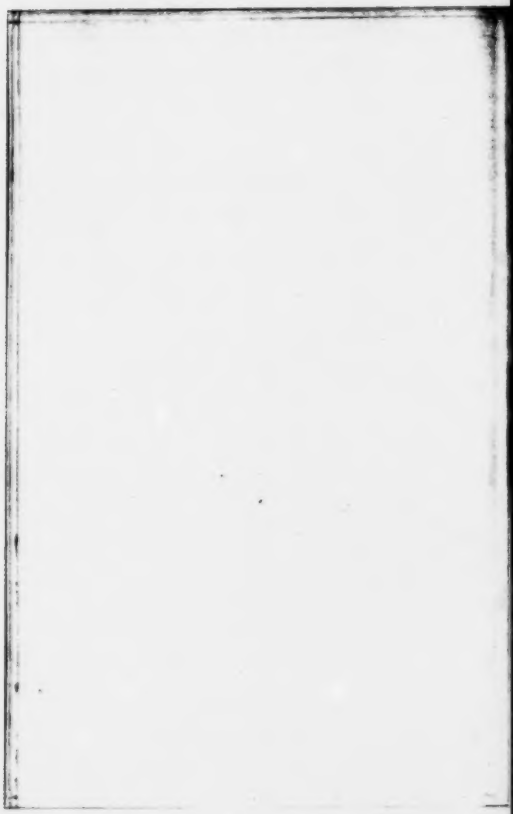

Vorbemerkung des Herausgebers.

Die berühmte Laokoon-Gruppe, ein Werk der rhodischen Künstler Agesander, Polydores und Athenodores (Plin. Hist. Nat. XXXVI. 4. 11), das nach Einigen in der Zeit der ersten Nachfolger Alexander's des Großen, nach Andern in der der ersten römischen Kaiser hergestellt wurde, ist bekanntlich Eigenthum des Kaisers Titus gewesen und war vermuthlich in dem Esquilinischen Palast desselben aufgestellt.

Sie wurde im Jahre 1506 beim Nachgraben auf dem Esquilinischen Hügel aufgefunden und alsbald durch den Papst Julius II. für Rom gewonnen, der ihr in dem Belvedere des Vatikan ihren Platz gab. Daß die Gruppe die größte Aufmerksamkeit aller Kunstliebenden erregte, ist nicht zu verwundern, und es wäre eine große, wiewol wenigstens für unsere Zwecke nicht lohnende Mühe, die verschiedenen Urtheile und Auffassungen zu sammeln, zu welchen sie Veranlassung gegeben hat, wenn man auch nur die Zeit von Michel Angelo bis Goethe berücksichtigt. Jedenfalls steht der Letztere in seiner Darstellung ganz selbstständig und eigenthümlich da, so daß er in manchen Punkten von dem sonst als richtig Angenommenen abweicht. Er betont es übrigens bei verschiedenen Gelegenheiten, daß er niemals Veranlassung gehabt habe, seine erste Auffassung des Ganzen zu ändern (z. B. im 11. Buch von „Dichtung u. Wahrheit"). Er hatte also schon, als er die Abgüsse in Leipzig und in Mannheim sah, dasselbe Urtheil gewonnen wie später in Rom.

Der vorliegende Aufsatz nun ist allerdings erst in den ersten Tagen des Juli 1797 geschrieben; aber Goethe erwähnt bei Gelegenheit desselben eines anderen, bereits mehrere Jahre vorher verfaßten, den er nicht mehr habe finden können. „Das Material," schreibt er an Schiller (5. Juli 1797), „dessen ich noch wohl eingedenk bin, habe ich nach meiner, und ich darf wohl sagen unserer jetzigen Ueberzeugung zusammengestellt."

Veranlassung zu demselben hatte eine gleichnamige Arbeit des Archäologen Hirt gegeben, der damals gerade Weimar und Jena besuchte, und dessen noch bei der Novelle „Der Sammler und die Seinigen“ weiter gedacht werden wird. (Vergl. S. 131, zweite Anmerkung.)

Für die „Propyläen“ selbst konnte „Laokoon“ natürlich noch nicht bestimmt sein; indessen spricht Goethe doch schon im erwähnten Briefe die Hoffnung aus, daß dieser Aufsatz, besonders wenn Meyer mit seinen Schätzen aus Italien zurückkommen werde, vielleicht Anlaß zu Mehrerem geben könne. Von Meyer stammen übrigens „Einige Bemerkungen über die Gruppe Laokoon's und seiner Söhne“, welche den Schluß des ersten Bandes der „Propyläen“ bilden und sich auf einzelnes Technische, namentlich aber auf die Restauration der Beschädigungen beziehen. Diese Bemerkungen sind jedoch schon aus dem Jahre 1796 und somit nicht, wie man glauben könnte, eine Folge des Briefes, mit dem Goethe seine eigne Abhandlung über Laokoon an Meyer übersendete. (S. Goethe's Briefe an H. Meyer, S. 56.)

Ueber Laokoon.

Inhalt. Kunst und Naturwerke sind unaussprechlich — Bei einem trefflichen Kunstwerke ist nöthig, von der ganzen Kunst zu reden — Beschäftigung der hohen Künste mit dem Menschen — Erfordernisse eines hohen Kunstwerks — Organisation und Leben — Charakter — Ruhe oder Bewegung — Ideal — Anmuth — Stonden — Laokoon erfüllt jene Bedingungen — Geschlossenheit des Gegenstandes — Entkleidung von allem Fremden — Darstellung des Moments — Zustand der drei Figuren — Stellung des Vaters aus physischer Ursache erklärt — Geringe Einwirkung — die sämmtlichen Theile der Gruppe — Doppelte Handlung aller Figuren — Gipfel des Moments — Augenblick nachher — allgemeine Verachtung und Wiederholung — Verhältniß des Gegenstandes zur Poesie.

Ein ächtes Kunstwerk bleibt wie ein Naturwerk für unsern Verstand immer unendlich: es wird angeschaut, empfunden, es wirkt; es kann aber nicht eigentlich erkannt, viel weniger sein Wesen, sein Verdienst mit Worten ausgesprochen werden. Was also hier über Laokoon gesagt ist, hat keineswegs die Anmaßung, diesen Gegenstand zu erschopfen, es ist mehr bei Gelegenheit dieses trefflichen Kunstwerks als über dasselbe geschrieben. Möge dieses bald wieder so aufgestellt sein,*) daß jeder Liebhaber sich daran freuen und darüber nach seiner Art reden könne!

Wenn man von einem trefflichen Kunstwerke sprechen will, so ist es fast nöthig, von der ganzen Kunst zu reden; denn es enthält sie ganz, und Jeder kann, so viel in seinen Kräften steht, auch das Allgemeine aus einem solchen besondern Fall entwickeln; deswegen sei hier auch etwas Allgemeines vorausgeschickt.

Alle hohen Kunstwerke stellen die menschliche Natur dar; die bildenden Künste beschaftigen sich besonders mit dem mensch-

*) S. die Note auf S. 25.

Die hohe Gabe preisen wir,
Die grausem Unheil steuert,
Auf Weg und Stegen Blumenzier
Dem holden Freund erneuert.

Doch jedes Auge, wie es blickt,
Wird in Bewundrung steigen,
Der Geist erhoben und beglückt
In stiller Freude schweigen.

Bei Absendung des Vorstehenden.

Wort und Bilder, Bild und Worte
Locken Euch von Ort zu Orte,
Und die liebe Phantasei
Fühlt sich hundertfältig frei.

von vorzüglichen Miniaturbildern umgebene Tafel, Lebensereignisse und Zustände eines werthen Freundes, Baron von Reutern, vorstellend, von demselben mit größtem Talent und bewunderungswürdiger Sorgfalt ausgeführt." — Baron von Reutern, „einer der schönsten Männer seiner Zeit" (cf. Wilhelm von Chezy, Morgenblatt von 1857, Nr 23, S. 517) seit 1820 in Dresden lebend, hatte in den Befreiungskriegen einen Arm verloren, worauf sich „das rauhe Unheil" in der zweiten Strophe bezieht. Ein auf vorstehendes Gedicht bezüglicher Brief Goethe's an Natzmer, der damals Major war, befindet sich im Besitz der Königl. Bibliothek zu Berlin. — L.

lichen Körper; wir reden gegenwärtig nur von diesen. Die Kunst hat viele Stufen; auf jeder derselben können vorzügliche Künstler erscheinen; ein vollkommenes Kunstwerk aber begreift alle Eigenschaften, die sonst nur einzeln ausgetheilt sind.

Die höchsten Kunstwerke, die wir kennen, zeigen uns:

Lebendige, hochorganisirte Naturen. Man erwartet vor Allem Kenntniß des menschlichen Körpers in seinen Theilen, Maßen, innern und äußern Zwecken, Formen und Bewegungen im Allgemeinen.

Charaktere. Kenntniß des Abweichens dieser Theile in Gestalt und Wirkung. Eigenschaften sondern sich ab und stellen sich einzeln dar; hierdurch entstehen die Charaktere, und es können die verschiedenen Kunstwerke dadurch in ein bedeutendes Verhältniß gegen einander gebracht werden, so wie auch, wenn ein Werk zusammengesetzt ist, seine Theile sich bedeutend gegen einander verhalten können. Der Gegenstand ist:

In Ruhe oder Bewegung. Ein Werk oder seine Theile können entweder für sich bestehend, ruhig ihr bloßes Dasein anzeigend, oder auch bewegt, wirkend, leidenschaftlich ausdrucksvoll dargestellt werden.

Ideal. Um hierzu zu gelangen, bedarf der Künstler eines tiefen, gründlichen, ausdauernden Sinnes, zu dem aber noch ein hoher Sinn sich gesellen muß, um den Gegenstand in seinem ganzen Umfange zu übersehen, den höchsten darzustellenden Moment zu finden und ihn also aus seiner beschränkten Wirklichkeit herauszuheben und ihm in einer idealen Welt Maß, Grenze, Realität und Würde zu geben.

Anmuth. Der Gegenstand aber und die Art, ihn vorzustellen, sind den sinnlichen Kunstgesetzen unterworfen, nämlich der Ordnung, Faßlichkeit, Symmetrie, Gegenstellung u. s. w., wodurch er für das Auge schön, das heißt anmuthig wird.

Schönheit. Ferner ist er dem Gesetz der geistigen Schönheit unterworfen, die durch das Maß entsteht, welchem der zur Darstellung oder Hervorbringung des Schönen gebildete Mensch Alles, sogar die Extreme zu unterwerfen weiß.

Nachdem ich die Bedingungen, welche wir von einem hohen Kunstwerke fordern, zum Voraus angegeben habe, so kann ich mit wenigen Worten viel sagen, wenn ich behaupte, daß unire Gruppe sie alle erfüllt, ja daß man sie aus derselben allein entwickeln könne.

Man wird mir den Beweis erlassen, daß sie Kenntniß des

menschlichen Körpers, daß sie das Charakteristische an demselben sowie Ausdruck und Leidenschaft zeige. Wie hoch und ideal der Gegenstand gefaßt sei, wird sich aus dem Folgenden ergeben; daß man das Werk schön nennen müsse, wird wol Niemand bezweifeln, welcher das Maß erkennt, womit das Extrem eines physischen und geistigen Leidens hier dargestellt ist.

Hingegen wird Manchem paradox scheinen, wenn ich behaupte, daß diese Gruppe auch zugleich anmuthig sei. Hierüber also nur einige Worte.

Jedes Kunstwerk muß sich als ein selbes anzeigen, und das kann es allein durch das, was wir sinnliche Schönheit oder Anmuth nennen. Die Alten, weit entfernt von dem modernen Wahne, daß ein Kunstwerk dem Scheine nach wieder ein Naturwerk werden müsse, bezeichneten ihre Kunstwerke als selbe durch gewählte Ordnung der Theile; sie erleichterten dem Auge die Einsicht in die Verhältnisse durch Symmetrie, und so ward ein verwickeltes Werk faßlich. Durch eben diese Symmetrie und durch Gegenstellungen wurden in leisen Abweichungen die höchsten Kontraste möglich. Die Sorgfalt der Künstler, mannichfaltige Massen gegen einander zu stellen, besonders die Extremitäten der Körper bei Gruppen gegen einander in eine regelmäßige Lage zu bringen, war äußerst überlegt und glücklich, so daß ein jedes Kunstwerk, wenn man auch von dem Inhalt abstrahirt, wenn man in der Entfernung auch nur die allgemeinsten Umrisse sieht, noch immer dem Auge als ein Zierath erscheint. Die alten Vasen geben uns hundert Beispiele einer solchen anmuthigen Gruppirung, und es würde vielleicht möglich sein, stufenweise von der ruhigsten Vasengruppe bis zu der höchst bewegten des Laokoon die schönsten Beispiele einer symmetrisch künstlichen, den Augen gefälligen Zusammensetzung darzulegen. Ich getraue mir daher nochmals zu wiederholen, daß die Gruppe des Laokoon neben allen übrigen anerkannten Verdiensten zugleich ein Muster sei von Symmetrie und Mannichfaltigkeit, von Ruhe und Bewegung, von Gegensätzen und Stufengängen, die sich zusammen theils sinnlich, theils geistig dem Beschauer darbieten, bei dem hohen Pathos der Vorstellung eine angenehme Empfindung erregen und den Sturm der Leiden und Leidenschaft durch Anmuth und Schönheit mildern.

Es ist ein großer Vortheil für ein Kunstwerk, wenn es selbstständig, wenn es geschlossen ist. Ein ruhiger Gegenstand zeigt sich blos in seinem Dasein; er ist also durch und in

sich selbst geschlossen. Ein Jupiter mit einem Donnerkeil im Schoos, eine Juno, die auf ihrer Majestät und Frauenwürde ruht, eine in sich versenkte Minerva sind Gegenstände, die gleichsam nach außen keine Beziehung haben; sie ruhen auf und in sich und sind die ersten, liebsten Gegenstände der Bildhauerkunst. Aber in dem herrlichen Zirkel des mythischen Kunstkreises, in welchem diese einzelnen selbstständigen Naturen stehen und ruhen, giebt es kleinere Zirkel, wo die einzelnen Gestalten in Bezug auf andere gedacht und gearbeitet sind. Zum Exempel die neun Musen mit ihrem Führer Apoll ist jede für sich gedacht und ausgeführt, aber in dem ganzen mannichfaltigen Chor wird sie noch interessanter. Geht die Kunst zum leidenschaftlich Bedeutenden über, so kann sie wieder auf dieselbe Weise handeln; sie stellt uns entweder einen Kreis von Gestalten dar, die unter einander einen leidenschaftlichen Bezug haben, wie Niobe mit ihren Kindern, verfolgt von Apoll und Diana, oder sie zeigt uns in einem Werke die Bewegung zugleich mit ihrer Ursache. Wir gedenken hier nur des anmuthigen Knaben, der sich den Dorn aus dem Fuße zieht, der Ringer, zweier Gruppen von Faunen und Nymphen in Dresden, und der bewegten herrlichen Gruppe des Laokoon.

Die Bildhauerkunst wird mit Recht so hoch gehalten, weil sie die Darstellung auf ihren höchsten Gipfel bringen kann und muß, weil sie den Menschen von Allem, was ihm nicht wesentlich ist, entblößt. So ist auch bei dieser Gruppe Laokoon ein bloßer Name; von seiner Priesterschaft, von seinem Trojanisch-nationellen, von allem poetischen und mythologischen Beiwesen haben ihn die Künstler entkleidet; er ist nichts von Allem, wozu ihn die Fabel macht: es ist ein Vater mit zwei Söhnen, in Gefahr, zwei gefährlichen Thieren unterzuliegen. So sind auch hier keine göttergesandten, sondern blos natürliche Schlangen, mächtig genug, einige Menschen zu überwältigen, aber keineswegs, weder in ihrer Gestalt noch Handlung, außerordentliche, rächende, strafende Wesen. Ihrer Natur gemäß schleichen sie heran, umschlingen, schnüren zusammen, und die eine beißt erst gereizt. Sollte ich diese Gruppe, wenn mir keine weitere Deutung derselben bekannt wäre, erklären, so würde ich sie eine tragische Idylle nennen. Ein Vater schlief neben seinen beiden Söhnen; sie wurden von Schlangen umwunden und streben nun, erwachend, sich aus dem lebendigen Netze loszureißen.

Aeußerst wichtig ist dieses Kunstwerk durch die Darstellung

des Moments. Wenn ein Werk der bildenden Kunst sich wirklich vor dem Auge bewegen soll, so muß ein vorübergehender Moment gewählt sein; kurz vorher darf kein Theil des Ganzen sich in dieser Lage befunden haben, kurz nachher muß jeder Theil genöthigt sein, diese Lage zu verlassen; dadurch wird das Werk Millionen Anschauern immer wieder neu lebendig sein.

Um die Intention des Laokoon recht zu fassen, stelle man sich in gehöriger Entfernung mit geschlossenen Augen davor; man öffne sie und schließe sie sogleich wieder, so wird man den ganzen Marmor in Bewegung sehen, man wird fürchten, indem man die Augen wieder öffnet, die ganze Gruppe verändert zu finden. Ich möchte sagen, wie sie jetzt dasteht, ist sie ein fixirter Blitz, eine Welle, versteinert im Augenblicke, da sie gegen das Ufer anströmt. Dieselbe Wirkung entsteht, wenn man die Gruppe Nachts bei der Fackel sieht.

Der Zustand der drei Figuren ist mit der höchsten Weisheit stufenweise dargestellt; der älteste Sohn ist nur an den Extremitäten verstrickt, der zweite öfters umwunden, besonders ist ihm die Brust zusammengeschnürt; durch die Bewegung des rechten Arms sucht er sich Luft zu machen, mit der Linken drängt er sanft den Kopf der Schlange zurück, um sie abzuhalten, daß sie nicht noch einen Ring um die Brust ziehe; sie ist im Begriff, unter der Hand wegzuschlüpfen, keineswegs aber beißt sie; der Vater hingegen will sich und die Kinder von diesen Umstrickungen mit Gewalt befreien, er preßt die andere Schlange, und diese, gereizt, beißt ihn in die Hüfte.

Um die Stellung des Vaters sowol im Ganzen als nach allen Theilen des Körpers zu erklären, scheint es mir am Vortheilhaftesten, das augenblickliche Gefühl der Wunde als die Hauptursache der ganzen Bewegung anzugeben. Die Schlange hat nicht gebissen, sondern sie beißt, und zwar in den weichen Theil des Körpers über und etwas hinter der Hüfte. Die Stellung des restaurirten Kopfes der Schlange hat den eigentlichen Biß nie recht angegeben; glücklicherweise haben sich noch die Reste der beiden Kinnladen an dem hintern Theil der Statue erhalten. Wenn nur nicht diese höchst wichtigen Spuren bei der jetzigen traurigen Veränderung auch verloren gehen! Die Schlange bringt dem unglücklichen Manne eine Wunde an dem Theile bei, wo der Mensch gegen jeden Reiz sehr empfindlich ist, wo sogar ein geringer Kitzel jene Bewegung hervorbringt, welche wir hier durch die Wunde bewirkt sehen; der Körper

flieht auf die entgegengesetzte Seite, der Leib zieht sich ein, die Schulter drängt sich herunter, die Brust tritt hervor, der Kopf senkt sich nach der berührten Seite; da sich nun noch in den Füßen, die gefesselt, und in den Armen, die ringend sind, der Uebereil der vorhergehenden Situation oder Handlung zeigt, so entsteht eine Zusammenwirkung von Streben und Fliehen, von Wirken und Leiden, von Anstrengen und Nachgeben, die vielleicht unter keiner andern Bedingung möglich wäre. Man verliert sich in Erstaunen über die Weisheit der Künstler, wenn man versucht, den Biß an einer andern Stelle anzubringen; die ganze Geberde würde verändert sein, und auf keine Weise ist sie schädlicher denklich. Es ist also dieses ein Hauptsatz: Der Künstler hat uns eine sinnliche Wirkung dargestellt, er zeigt uns auch die sinnliche Ursache. Der Punkt des Bisses, ich wiederhole es, bestimmt die gegenwärtigen Bewegungen der Glieder; das Fliehen des Unterkörpers, das Einziehen des Leibes, das Hervorstreben der Brust, das Niederzucken der Achsel und des Hauptes, ja alle die Züge des Angesichts seh' ich durch diesen augenblicklichen, schmerzlichen, unerwarteten Reiz entschieden.

Fern aber sei es von mir, daß ich die Einheit der menschlichen Natur trennen, daß ich den geistigen Kräften dieses herrlich gebildeten Mannes ihr Mitwirken ableugnen, daß ich das Streben und Leiden einer großen Natur verkennen sollte. Angst, Furcht, Schrecken, väterliche Neigung scheinen auch mir sich durch diese Adern zu bewegen, in dieser Brust aufzusteigen, auf dieser Stirn sich zu furchen; gern gesteh' ich, daß mit dem sinnlichen auch das geistige Leiden hier auf der höchsten Stufe dargestellt sei; nur trage man die Wirkung, die das Kunstwerk auf uns macht, nicht zu lebhaft auf das Werk selbst über, besonders sehe man keine Wirkung des Gifts bei einem Körper, den erst im Augenblicke die Zähne der Schlange ergreifen; man sehe keinen Todeskampf bei einem herrlichen, strebenden, gefundenen, kaum verwundeten Körper! Hier sei mir eine Bemerkung erlaubt, die für die bildende Kunst von Wichtigkeit ist; der höchste pathetische Ausdruck, den sie darstellen kann, schwebt auf dem Uebergange eines Zustandes in den andern. Man sehe ein lebhaftes Kind, das mit aller Energie und Lust des Lebens rennt, springt und sich ergetzt, dann aber etwa unverhofft von einem Gespielen hart getroffen oder sonst physisch oder moralisch heftig verletzt wird; diese neue Empfindung theilt sich wie ein elektrischer Schlag allen Gliedern mit, und ein solcher Ueber-

sprung ist im höchsten Sinne pathetisch, es ist ein Gegensatz, von dem man ohne Erfahrung keinen Begriff hat. Hier wirkt nun offenbar der geistige sowol als der physische Mensch. Bleibt alsdann bei einem solchen Uebergange noch die deutliche Spur vom vorhergehenden Zustande, so entsteht der herrlichste Gegenstand für die bildende Kunst, wie beim Laokoon der Fall ist, wo Streben und Leiden in einem Augenblick vereinigt sind. So würde zum Beispiel Eurydice, die im Moment, da sie mit gesammelten Blumen fröhlich über die Wiese geht, von einer getretenen Schlange in die Ferse gebissen wird,*) eine sehr pathetische Statue machen, wenn nicht allein durch die herabfallenden Blumen, sondern durch die Richtung aller Glieder und das Schwanken der Falten der doppelte Zustand des fröhlichen Vorschreitens und des schmerzlichen Anhaltens ausgedrückt werden könnte.

Wenn wir nun die Hauptfigur in diesem Sinne gefaßt haben, so können wir auf die Verhältnisse, Abstufungen und Gegensätze sämmtlicher Theile des ganzen Werkes mit einem freien und sichern Blicke hinsehen.

Der gewählte Gegenstand ist einer der glücklichsten, die sich denken lassen. Menschen mit gefährlichen Thieren im Kampfe, und zwar mit Thieren, die nicht als Massen oder Gewalten, sondern als ausgetheilte Kräfte wirken, nicht von einer Seite drohen, nicht einen zusammengefaßten Widerstand fordern, sondern die nach ihrer ausgedehnten Organisation fähig sind, drei Menschen mehr oder weniger ohne Verletzung zu paralysiren. Durch dieses Mittel der Lähmung wird bei der großen Bewegung über das Ganze schon eine gewisse Ruhe und Einheit verbreitet. Die Wirkungen der Schlangen sind stufenweise angegeben; die eine umschlingt nur, die andre wird gereizt und verletzt ihren Gegner.

Die drei Menschen sind gleichfalls äußerst weise gewählt. Ein starker, wohlgebauter Mann, aber schon über die Jahre der größten Energie hinaus, weniger fähig, Schmerz und Leiden zu widerstehen. Man denke sich an seiner Statt einen rüstigen Jüngling, und die Gruppe wird ihren ganzen Werth verlieren. Mit ihm leiden zwei Knaben, die, selbst dem Maße nach, gegen

*) Das hier vorgeschlagene Motiv ist nur halb der Mythe entlehnt. Eurydice wurde nicht bei ruhigem Wandeln auf der Wiese von der Schlange gestochen, sondern als sie eilig vor dem sie verfolgenden Aristäos floh.

ihn klein gehalten sind, abermals zwei Naturen, empfänglich für Schmerz. Der jüngere strebt unmächtig; er ist geängstigt, aber nicht verletzt; der Vater strebt mächtig, aber unwirksam, vielmehr bringt sein Streben die entgegengesetzte Wirkung hervor; er reizt seinen Gegner und wird verwundet. Der älteste Sohn ist am Leichtesten verstrickt; er fühlt weder Beklemmung noch Schmerz; er erschrickt über die augenblickliche Verwundung und Bewegung seines Vaters, er schreit auf, indem er das Schlangenende von dem einen Fuße abzustreifen sucht; hier ist also noch ein Beobachter, Zeuge und Theilnehmer bei der That, und das Werk ist abgeschlossen.

Was ich schon im Vorbeigehen berührt habe, will ich hier noch besonders bemerken: daß alle drei Figuren eine doppelte Handlung äußern und so höchst mannichfaltig beschäftigt sind. Der jüngste Sohn will sich durch die Erhöhung des rechten Arms Luft machen und drängt mit der linken Hand den Kopf der Schlange zurück; er will sich das gegenwärtige Uebel erleichtern und das größere verhindern — der höchste Grad von Thätigkeit, der ihm in seiner gefangenen Lage noch übrig bleibt. Der Vater strebt, sich von den Schlangen loszuwinden, und der Körper fliebt zugleich vor dem augenblicklichen Bisse. Der älteste Sohn entsetzt sich vor der Bewegung des Vaters und sucht sich von der leicht umwindenden Schlange zu befreien.

Schon oben ist der Gipfel des vorgestellten Augenblicks als ein großer Vorzug dieses Kunstwerks gerühmt, und hier ist noch besonders davon zu sprechen.

Wir nahmen an, daß natürliche Schlangen einen Vater mit seinen Söhnen im Schlaf umwunden, damit wir bei Betrachtung der Momente eine Steigerung vor uns sähen. Die ersten Augenblicke des Umwindens im Schlafe sind ahnungsvoll, aber für die Kunst unbedeutend. Man könnte vielleicht einen schlafenden jungen Herkules bilden, wie er von Schlangen umwunden wird,*) dessen Gestalt und Ruhe uns aber zeigte, was wir von seinem Erwachen zu erwarten hätten.

Geben wir nun weiter und denken uns den Vater, der sich mit seinen Kindern, es sei nun, wie es sei, von Schlangen umwunden fühlt, so giebt es nur einen Moment des höchsten Interesse — wenn der eine Körper durch die Umwindung wehrlos

*) Wachend ist Herkules oft in dieser Situation dargestellt, so z. B. auf einem Bilde des Zeuxis, das Plinius (Hist. Nat., XXXV. 36. 2) erwähnt.

gemacht ist, wenn der andere zwar wehrhaft, aber verletzt ist und dem dritten eine Hoffnung zur Flucht übrig bleibt. In dem ersten Falle ist der jüngere Sohn, im zweiten der Vater, im dritten der ältere Sohn. Man versuche noch einen andern Fall zu finden, man fasse die Rollen anders, als sie hier ausgetheilt sind, zu vertheilen!

Denken wir nun die Handlung vom Anfang herauf und erkennen, daß sie gegenwärtig auf dem höchsten Punkt steht, so werden wir, wenn wir die nächstfolgenden und fernern Momente bedenken, sogleich gewahr werden, daß sich die ganze Gruppe verändern muß, und daß kein Augenblick gefunden werden kann, der diesem an Kunstwerth gleich ist. Der jüngste Sohn wird entweder von der umwindenden Schlange erstickt oder, wenn er sie reißen sollte, in seinem völlig bildlosen Zustande noch gebissen. Beide Fälle sind unerträglich, weil sie ein Lentes sind, das nicht dargestellt werden soll. Was den Vater betrifft, so wird er entweder von der Schlange noch an andern Theilen gebissen, wodurch die ganze Lage seines Körpers sich verändern muß und die ersten Bisse für den Zuschauer, wenn sie nicht verloren gehen, doch, wenn sie angezeigt werden sollten, ekelhaft sein würden; oder die Schlange kann auch sich umwenden und den älteren Sohn anfallen; dieser wird alsdann auf sich selbst zurückgeführt, die Begebenheit verliert ihren Theilnehmer, der letzte Schein von Hoffnung ist aus der Gruppe verschwunden, es ist keine tragische, es ist eine grausame Vorstellung. Der Vater, der jetzt in seiner Größe und in seinem Leiden auf sich ruht, müßte sich gegen den Sohn wenden, er würde theilnehmende Nebenfigur.

Der Mensch hat bei eignen und fremden Leiden nur drei Empfindungen: Furcht, Schrecken und Mitleiden, das bange Voraussehen eines sich annähernden Uebels, das unerwartete Gewahrwerden gegenwärtigen Leidens und die Theilnahme am dauernden oder vergangenen; alle drei werden durch dieses Kunstwerk dargestellt und erregt, und zwar in den gehörigsten Abstufungen.

Die bildende Kunst, die immer für den Moment arbeitet, wird, sobald sie einen pathetischen Gegenstand wählt, denjenigen ergreifen, der Schrecken erweckt, dahingegen Poesie sich an solche hält, die Furcht und Mitleiden erregen. Bei der Gruppe des Laokoon erregt das Leiden des Vaters Schrecken, und zwar im höchsten Grad; an ihm hat die Bildhauerkunst ihr Höchstes ge-

than; allein theils um den Zirkel aller menschlichen Empfindungen zu durchlaufen, theils um den heftigen Eindruck des Schreckens zu mildern, erregt sie Mitleiden für den Zustand des jüngern Sohns und Furcht für den ältern, indem sie für diesen auch noch Hoffnung übrig läßt. So brachten die Künstler*) durch Mannichfaltigkeit ein gewisses Gleichgewicht in ihre Arbeit, milderten und erhöhten Wirkung durch Wirkungen und vollendeten sowol ein geistiges als ein sinnliches Ganze.

Genug, wir dürfen kühnlich behaupten, daß dieses Kunstwerk seinen Gegenstand erschöpfe und alle Kunstbedingungen glücklich erfülle. Es lehrt uns, daß, wenn der Meister sein Schönheitsgefühl ruhigen und einfachen Gegenständen einflößen kann, sich doch eigentlich dasselbe in seiner höchsten Energie und Würde zeige, wenn es bei Bildung mannichfaltiger Charaktere seine Kraft beweist und die leidenschaftlichen Ausbrüche der menschlichen Natur in der Kunstnachahmung zu mäßigen und zu bändigen versteht. Wir geben in der Folge wol eine genauere Beschreibung der Statuen, welche unter dem Namen der Familie der Niobe bekannt sind, sowie auch der Gruppe des Farnesischen Stiers;**) sie gehören unter die wenigen pathetischen Darstellungen, welche uns von alter Skulptur übrig geblieben sind.

Gewöhnlich haben sich die Neuern bei der Wahl solcher Gegenstände vergriffen. Wenn Milo,***) mit beiden Händen in einer Baumspalte gefangen, von einem Löwen angefallen wird, so wird die Kunst sich vergebens bemühen, daraus ein Werk zu bilden, das eine reine Theilnahme erregen könnte. Ein doppelter Schmerz, eine vergebliche Anstrengung, ein hilfloser Zustand, ein gewisser Untergang können nur Abscheu erregen, wenn sie nicht ganz kalt lassen.

Und zuletzt nur noch ein Wort über das Verhältniß des Gegenstandes zur Poesie.

Man ist höchst ungerecht gegen Virgil und die Dichtkunst, wenn man das geschlossenste Meisterwerk der Bildhauerarbeit

*) S. die Vorbemerkung, S. 29.

**) Die Niobiden-Gruppe von Skopas oder Praxiteles aus der Blüthezeit der griechischen Skulptur; der Farnesische Stier von Apollonius und Tauriskos aus Tralles, das größte der uns erhaltenen Marmorwerke aus dem Alterthum (im Museum von Neapel), wird als gleichzeitig mit der Laokoon-Gruppe angesehen.

***) Der allbekannte griechische Athlet, dessen Ruhm schon Herodot (III, 137) berichtet. Seinen sagenhaften Tod, auf den hier hingewiesen wird, erzählt Strabo (VI, 263).

mit der epischen Behandlung in der Aeneis auch nur einen Augenblick vergleicht. Da einmal der unglückliche vertriebene Aeneas selbst erzählen soll, daß er und seine Landsleute die unverzeihliche Thorheit begangen haben, das bekannte Pferd in ihre Stadt zu führen, so muß der Dichter nur darauf denken, wie die Handlung zu entschuldigen sei. Alles ist auch darauf angelegt, und die Geschichte des Laokoon steht hier als ein rhetorisches Argument, bei dem eine Uebertreibung, wenn sie nur zweckmäßig ist, gar wohl gebilligt werden kann. So kommen ungeheure Schlangen aus dem Meere, mit Kämmen auf dem Haupte, eilen auf die Kinder des Priesters, der das Pferd verletzt hatte, umwickeln sie, beißen sie, begeifern sie, umwinden und umschlingen darauf Brust und Hals des zu Hilfe eilenden Vaters und ragen mit ihren Köpfen triumphirend hoch empor, indem der Unglückliche unter ihren Wendungen vergebens um Hilfe schreit. Das Volk entsetzt sich und flieht beim Anblick; Niemand wagt es mehr, ein Patriot zu sein; und der Zuhörer, durch die abenteuerliche und ekelhafte Geschichte erschreckt, giebt denn auch gern zu, daß das Pferd in die Stadt gebracht werde.

So steht also die Geschichte Laokoon's im Virgil blos als Mittel zu einem höhern Zwecke, und es ist noch eine große Frage, ob die Begebenheit an sich ein poetischer Gegenstand sei.

XVI.

Gott und Welt.

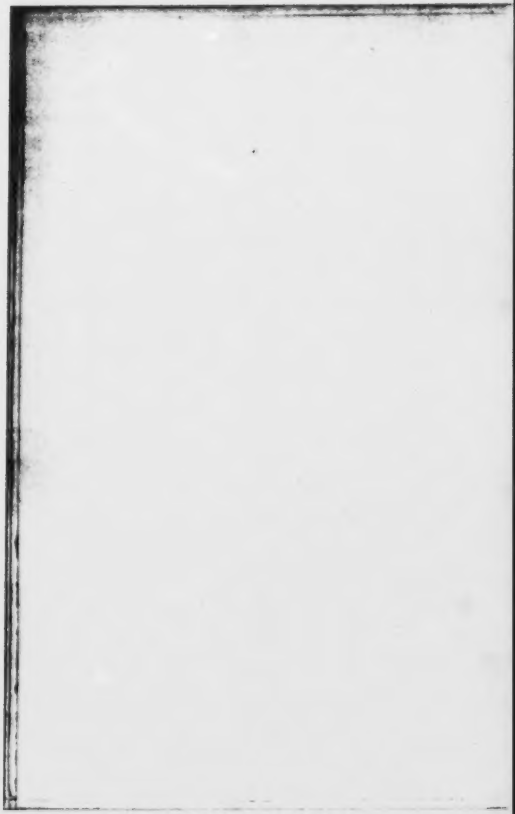

Diderot's Verſuch über die Malerei.

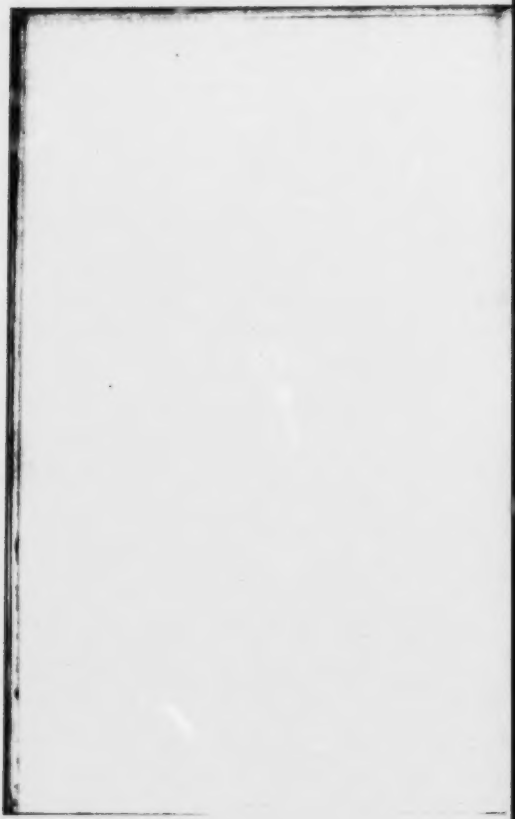

Vorbemerkung des Herausgebers.

Wenn Goethe von je her die literarische Thätigkeit Diderot's mit Aufmerksamkeit verfolgt hatte, wie dies zahlreiche Stellen namentlich in „Dichtung und Wahrheit" beweisen, so mußte es für ihn von großem Interesse sein, jenem auch auf einem Gebiete zu begegnen, welchem er sich selbst mit besonderer Vorliebe zugewendet hatte. Eine solche Gelegenheit bot sich dar, als 1794 die „Essais sur la peinture" aus Diderot's Nachlaß herausgegeben wurden (A Paris chez Fr. Buisson. L'an quatrieme de la republique), in denen ihn das zweite Kapitel: „Mes petites idees sur la couleur", besonders anregte. Die Schrift wurde auch in Deutschland bald bekannt, wo Diderot ja überhaupt in höherem Maße Anerkennung fand als in seinem Vaterlande. Schiller interessirte sich für sie, in der „Neuen Bibliothek der schönen Wissenschaften und freien Künste" (1796, Bd. 58. S. 159 ff.) wurde sie besprochen, und 1797 erschien in Riga eine Uebersetzung von C. F. Cramer, welche Goethe jedoch anscheinlich nicht gekannt hat, als er selbst in der ersten Hälfte des Jahres 1798 eine Bearbeitung des Buches für die „Propyläen" unternahm. Dieselbe umfaßt nur die beiden ersten Kapitel des Ganzen und ist in der Weise angelegt, daß in dem ersten der Text Diderot's wörtlich übersetzt und dann mit Anmerkungen begleitet wird, die meistens polemischer Natur sind; für das zweite Kapitel tritt jedoch die Aenderung ein, daß Goethe eine Anzahl von Sätzen Diderot's nach bestimmten Gesichtspunkten ordnet, aber nicht in der Reihenfolge des Textes zusammenstellt, gegen welche dann wieder das gleiche Verfahren angewendet wird.

Welches sind aber die wesentlichsten Einwendungen, die gegen Diderot gemacht werden? Anfangs waren, wie uns verschiedene Stellen ihres Briefwechsels zeigen, Goethe wie Schiller von Diderot's Auffassung in hohem Maße befriedigt; aber wenn auch Goethe von seinen Anmerkungen später in den „Tag-

und Jahresheften" sagt, sie wären mehr humoristisch als künstlerisch zu nennen, so bekämpft er doch geradezu Diderot's ästhetische Gesammtanschauung als auf einer unrichtigen Auffassung des Verhältnisses von Natur und Kunst zu einander beruhend.

Sehr treffend wird dieser Mangel auch schon von Schiller hervorgehoben (Brief vom 7. August 1797). Er bezeichnet Diderot als zu Denjenigen gehörig, die das Wahre mit ihrer Empfindung treffen, aber es durch das Räsonnement manchmal wieder verlieren, und fährt dann fort: „Er sieht mir bei ästhetischen Werken noch viel zu sehr auf fremde und moralische Zwecke, er sucht diese nicht genug in dem Gegenstande und in seiner Darstellung. Immer muß ihm das schöne Kunstwerk zu etwas Anderm dienen. Und da das wahrhaftig Schöne und Vollkommene in der Kunst den Menschen nothwendig verbessert, so sucht er diesen Effekt der Kunst in ihrem Inhalt und in einem bestimmten Resultat für den Verstand oder für die moralische Empfindung."

Diderot's Versuch über die Malerei.

Uebersetzt und mit Anmerkungen begleitet.

Geständniß des Uebersetzers.

Woher kommt es wol, daß man, obgleich dringend aufgefordert, sich doch so ungern entschließt, über eine Materie, die uns geläufig ist, eine zusammenhangende Abhandlung zu schreiben, eine Vorlesung zu entwerfen? Man hat Alles wohl überlegt, den Stoff sich vergegenwärtiget, ihn, so gut man nur konnte, geordnet, man hat sich aus allen Zerstreuungen zurückgezogen, man nimmt die Feder in die Hand, und noch zaudert man, anzufangen.

In demselbigen Augenblicke tritt ein Freund, vielleicht ein Fremder, unerwartet herein. Wir glauben uns gestört und von unserm Gegenstande hinweggeführt; aber unvermuthet lenkt sich das Gespräch auf denselben, der Ankömmling läßt entweder gleiche Gesinnungen merken, oder er drückt das Gegentheil unserer Ueberzeugung aus, vielleicht trägt er etwas nur halb und unvollständig vor, das wir besser zu übersehen glauben, oder erhöht unsere eigne Vorstellung, unser eignes Gefühl durch tiefere Einsicht, durch Leidenschaft für die Sache. Schnell sind alle Stockungen gehoben, wir lassen uns lebhaft ein, wir vernehmen, wir erwidern. Bald geben die Meinungen gleichen Schrittes, bald durchkreuzen sie sich; das Gespräch schwankt so lange hin und her, kehrt so lange in sich selbst zurück, bis der Kreis durchlaufen und vollendet ist. Man scheidet endlich von einander mit dem Gefühl, daß man sich für diesmal nichts weiter zu sagen habe.

Aber dadurch wird die Abhandlung, die Vorlesung nicht gefördert. Die Stimmung ist erschöpft; man wünscht, daß ein Geschwindschreiber das vorüberrauschende Gespräch aufgefaßt haben möchte. Man erinnert sich mit Vergnügen der sonderbaren Wendungen des Dialogs, wie durch Widerspruch und Einstimmung, durch Zweiseitigkeit und Vereinigung, durch Nachwege sowie durch Umwege das Ganze zuletzt umschrieben und beschränkt werden, und jeder einseitige Vortrag, er sei noch so vollständig, noch so methodisch gefaßt, kommt uns traurig und steif vor.

Daher mag es kommen! Der Mensch ist kein lebendes, er ist ein lebendes, handelndes und wirkendes Wesen. Nur in Wirkung und Gegenwirkung erfreuen wir uns! Und so ist auch diese Uebersetzung mit ihren fortdauernden Anmerkungen in guten Tagen entstanden.

Eben als ich in Begriff war, eine allgemeine Einleitung in die bildende Kunst nach unserer Ueberzeugung zu entwerfen, fällt mir Diderot's Versuch über die Malerei zufällig wieder in die Hände. Ich unterhalte mich mit ihm aufs Neue, ich tadle ihn, wenn er sich von dem Wege entfernt, den ich für den rechten halte, ich freue mich, wenn wir wieder zusammentreffen, ich eifre über seine Paradoxe, ich ergetze mich an der Lebhaftigkeit seiner Ueberblicke, sein Vortrag reißt mich hin, der Streit wird heftig, und ich behalte freilich das letzte Wort, da ich mit einem abgeschiednen Gegner zu thun habe.

Ich komme wieder zu mir selbst. Ich bemerke, daß diese Schrift schon vor dreißig Jahren*) geschrieben ist, daß die paradoxen Behauptungen vorzüglich gegen pedantische Manieristen der französischen Schule gerichtet sind, daß ihr Zweck nicht mehr stattfindet, und daß diese kleine Schrift mehr einen historischen Ausleger verlangt, als einen Gegner auffordert.

Werde ich aber bald darauf wieder gewahr, daß seine Grundsätze, die er mit eben so viel Geist als rhetorisch-sophistischer Kühnheit und Gewandtheit geltend macht, mehr um die Inhaber und Freunde der alten Form zu beunruhigen und eine Revolution zu veranlassen, als ein neues Kunstgebäude zu errichten, daß seine Gesinnungen, die nur zu einem Uebergang

*) Die französischen Ausgaben sagen nichts über die Zeit, in welche Diderot's Schrift fällt, stellen sie aber gewöhnlich mit seinen „Observations sur le salon de peinture" von 1765 zusammen.

vom Manierirten, Konventionellen, Habituellen, Pedantischen zum Gefühlten, Begründeten, Wohlgeübten und Liberalen einladen sollten, in der neuern Zeit als theoretische Grundmaximen fortspuken und sehr willkommen sind, indem sie eine leichtsinnige Praktik begünstigen — dann finde ich meinen Eifer wieder am Platz, ich habe nicht mehr mit dem abgeschiedenen Diderot, nicht mit seiner, in gewissem Sinne schon veralteten Schrift, sondern mit Denen zu thun, die jene Revolution der Künste, welche er hauptsächlich mitbewirken half, an ihrem wahren Fortgange hindern, indem sie sich auf der breiten Fläche des Dilettantismus und der Pfuscherei, zwischen Kunst und Natur, hinschleifen und eben so wenig geneigt sind, eine gründliche Kenntniß der Natur als eine gegründete Thätigkeit der Kunst zu befördern.

Möge denn also dieses Gespräch, das auf der Grenze zwischen dem Reiche der Todten und Lebendigen geführt wird, auf seine Weise wirken und die Gesinnungen und Grundsätze, denen wir ergeben sind, bei Allen, denen es Ernst ist, befestigen helfen!

Erſtes Kapitel.

Meine wunderlichen Gedanken über die Zeichnung.

„Die Natur macht nichts Inkorrektes. Jede Geſtalt, ſie mag ſchön oder häßlich ſein, hat ihre Urſache, und unter allen exiſtirenden Weſen iſt keins, das nicht wäre, wie es ſein ſoll.“

Die Natur macht nichts Inkonſequentes. Jede Geſtalt, ſie ſei ſchön oder häßlich, hat ihre Urſache, von der ſie beſtimmt wird, und unter allen organiſchen Naturen, die wir kennen, iſt keine, die nicht wäre, wie ſie ſein kann.

So müßte man allenfalls den erſten Paragraphen ändern, wenn er etwas beißen ſollte. Diderot fängt gleich von Anfang an, die Begriffe zu verwirren, damit er künftig nach ſeiner Art Recht behalte. „Die Natur iſt niemals korrekt,“ dürfte man eher ſagen. Korrektion ſetzt Regeln voraus, und zwar Regeln, die der Menſch ſelbſt beſtimmt nach Gefühl, Erfahrung, Ueberzeugung und Wohlgefallen und darnach mehr den äußern Schein als das innere Daſein eines Geſchöpfes beurtheilt; die Geſetze hingegen, nach denen die Natur wirkt, fordern den ſtrengſten innern organiſchen Zuſammenhang. Hier ſind Wirkungen und Gegenwirkungen, wo man immer die Urſache als Folge und die Folge als Urſache betrachten kann. Wenn Eins gegeben iſt, ſo iſt das Andere unausbleiblich. Die Natur arbeitet auf Leben und Daſein, auf Erhaltung und Fortpflanzung ihres Geſchöpfes, unbekümmert, ob es ſchön oder häßlich erſcheine. Eine Geſtalt, die von Geburt an ſchön zu ſein beſtimmt war, kann durch irgend einen Zufall in einem Theile verletzt werden; ſogleich leiden andere Theile mit. Denn nun braucht die Natur Kräfte, den verletzten Theil wiederherzuſtellen, und ſo wird den übrigen etwas entzogen, wodurch ihre Entwicklung durchaus geſtört werden muß. Das Geſchöpf wird nicht mehr, was es ſein ſollte, ſondern was es ſein kann. Nimmt man

in diesem Sinne den folgenden Paragraphen, so ist weiter nichts dagegen einzuwenden.

„Sehet diese Frau an, die in der Jugend ihre Augen verloren hat. Das allmählige Wachsthum der Augenhöhle hat die Lider nicht ausgedehnt, sie sind in die Tiefe zurückgetreten, die durch das fehlende Organ entstanden ist, sie haben sich zusammengezogen. Die obern haben die Augenbrauen mit fortgerissen, die untern haben die Wangen ein Wenig hinaufgehoben. Die Oberlippe, indem sie dieser Bewegung nachgab, hat sich gleichfalls in die Höhe gezogen; und so sind alle Theile des Gesichtes gestört worden, je nachdem sie näher oder weiter von dem Hauptorte des Zufalls entfernt waren. Glaubt Ihr aber, daß diese Entstellung sich blos in das Oval eingeschlossen habe? Glaubt Ihr, daß der Hals völlig frei geblieben sei, und die Schultern und die Brust? Ja freilich nur Eure Augen und für die meinen! Aber ruft die Natur herbei, zeigt ihr diesen Hals, diese Schultern, diese Brust, und sie wird sagen: Dies sind Glieder eines Weibes, die ihre Augen in der Jugend verloren hat.

„Werdet einen Blick auf diesen Mann, dessen Rücken und Schultern eine erhobene Gestalt angenommen haben! Indessen die Knorpel des Halses vorn aus einander gingen, drückten sich hinten die Wirbelbeine nieder; der Kopf ist zurückgeworfen, die Hände haben sich an den Gelenken des Arms verschoben, die Ellenbogen sich zurückgezogen; alle Glieder haben den gemeinschaftlichen Schwerpunkt gesucht, der einem so verschobenen System zukam; das Gesicht hat darüber einen Zug von Zwang und Mühseligkeit angenommen. Bedeckt diese Gestalt, zeigt der Natur ihre Füße, und die Natur, ohne zu stocken, wird Euch antworten: Es sind die Füße eines Buckligen."

Vielleicht scheint Manchem die vorstehende Behauptung übertrieben, und doch ist es im schärfsten Sinne wahr, daß die Konsequenz der organisirenden Natur im gesunden Zustande sowol als im kranken über alle unsere Begriffe geht. Wahrscheinlich hätte ein Meister der Semiotik die beiden Fälle, welche Diderot nur als Dilettant beschreibt, besser dargestellt; doch haben wir ihm hierüber den Krieg nicht zu machen, wir müssen sehen, wozu er seine Beispiele brauchen will.

„Wenn die Ursachen und Wirkungen uns völlig anschaulich wären, so hätten wir nichts Besseres zu thun, als die Geschöpfe darzustellen, wie sie sind; je vollkommener die Nach-

abmung wäre, je gemäßer den Ursachen, desto zufriedener würden wir sein."

Hier kommen die Grundsätze Diderot's, die wir bestreiten werden, schon einigermaßen zum Vorschein. Die Neigung aller seiner theoretischen Aeußerungen geht dahin, Natur und Kunst zu konfundiren, Natur und Kunst völlig zu amalgamiren; unsere Sorge muß sein, beide in ihren Wirkungen getrennt darzustellen. Die Natur organisirt ein lebendiges, gleichgiltiges Wesen, der Künstler ein todtes, aber ein bedeutendes, die Natur ein wirkliches, der Künstler ein scheinbares. Zu den Werken der Natur muß der Beschauer erst Bedeutsamkeit, Gefühl, Gedanken, Effekt, Wirkung auf das Gemüth selbst hinbringen, im Kunstwerke will und muß er das Alles schon finden. Eine vollkommene Nachahmung der Natur ist in keinem Sinne möglich; der Künstler ist nur zur Darstellung der Oberfläche einer Erscheinung berufen. Das Aeußere des Geistes, das lebendige Ganze, das zu allen unsern geistigen und sinnlichen Kräften spricht, unser Verlangen reizt, unsern Geist erhebt, dessen Besitz uns glücklich macht, das Lebensvolle, Kräftige, Ausgebildete, Schöne, dahin ist der Künstler angewiesen.

Auf einem ganz andern Wege muß der Naturbetrachter gehn. Er muß das Ganze trennen, die Oberfläche durchdringen, die Schönheit zerstören, das Nothwendige kennen lernen und, wenn er es fähig ist, die Labyrinthe des organischen Baues wie den Grundriß eines Irrgartens, in dessen Krümmungen sich so viele Spaziergänger abmüden, vor seiner Seele festhalten.

Der lebendig genießende Mensch sowie der Künstler fühlt, wie billig, ein Grauen, wenn er in die Tiefen blickt, in welchen der Naturforscher als in seinem Vaterlande herumwandelt; dagegen hat der reine Naturforscher wenig Respekt vor dem Künstler, er sieht ihn nur als Werkzeug an, um Beobachtungen zu fixiren und der Welt mitzutheilen; den genießenden Menschen hingegen betrachtet er gar als ein Kind, das mit Wonne das schmackhafte Fleisch des Pfirsichs verzehrt und den Schatz der Frucht, den Zweck der Natur, den fruchtbaren Kern nicht achtet und hinwegwirft.

So stehen Natur und Kunst, Kenntniß und Genuß gegen einander, ohne sich wechselsweise aufzuheben, aber ohne sonderliches Verhältniß.

Sehen wir nun die Worte unseres Autors genau an, so verlangt er eigentlich vom Künstler, daß er für Physiologie und Pathologie arbeiten solle, eine Aufgabe, die das Genie wol schwerlich übernehmen würde.

Nicht besser ist die folgende Periode, ja noch schlimmer: denn diese leidige, groß- und schwerknöchige, kurzsehnige, grobfüßige Figur würde man wol schwerlich in einem Kunstwerke dulden, wenn sie auch noch so organisch konsonant wäre. Ueberdies kann sie auch der Physiolog nicht brauchen, denn sie stellt die menschliche Gestalt nicht im Durchschnitt vor; der Pathelog eben so wenig, denn sie ist nicht krankhaft noch monstreus, sondern nur häßlich und abgeschmackt.

Wunderlicher, trefflicher Diderot, warum wolltest Du Deine großen Geisteskräfte lieber brauchen, um durcheinanderzuwerfen, als zurechtzustellen? Sind denn die Menschen, die sich ohne Grundsätze in der Erfahrung abmühen, nicht ohnehin schon übel genug dran?

„Ob wir nun gleich die Wirkungen und Ursachen des organischen Baues nicht kennen und aus eben dieser Unwissenheit uns an konventionelle Regeln gebunden halten, so würde doch ein Künstler, der diese Regeln vernachlässigte und sich an eine genaue Nachahmung der Natur hielte, oft wegen zu großer Füße, kurzer Beine, geschwollener Kniee, langer und schwerer Köpfe entschuldigt werden müssen."

Zu Anfang der vorstehenden Periode legt der Verfasser schon seine sophistischen Schlingen, die er hinterher fester zuziehen will. Er sagt: Wir kennen die Art nicht, wie die Natur bei der Organisation verfährt, und wir sind deswegen über gewisse Regeln übereingekommen, mit denen wir uns behelfen, und nach denen wir uns in Ermangelung einer bessern Einsicht zu richten pflegen. Hier ist es, wo sich gleich unser Widerspruch laut erheben muß.

Ob wir die Gesetze der organisirenden Natur kennen oder nicht, ob wir sie besser kennen als vor dreißig Jahren, da unser Gegner schrieb, ob wir sie künftig besser kennen werden, wie tief wir in ihre Geheimnisse dringen können, darnach hat der bildende Künstler kaum zu fragen. Seine Kraft besteht im Anschauen, im Auffassen eines bedeutenden Ganzen, im Gewahrwerden der Theile, im Gefühl, daß eine Kenntniß, die durchs Studium erlangt wird, nöthig sei, und besonders im Gefühl, was denn eigentlich für eine Kenntniß, die durchs Studium erlangt wird, nöthig sei, damit er sich nicht zu weit aus seinem Kreise entferne, damit er das Unnöthige nicht aufnehme und das Nöthige versäume.

Ein solcher Künstler, eine Nation, ein Jahrhundert solcher

Künstler bilden durch Beispiel und Lehre, nachdem die Kunst sich lange empirisch fortgeholfen hat, endlich die Regeln der Kunst. Aus ihrem Geiste und ihrer Hand entstehen Proportionen, Formen, Gestalten, wozu ihnen die bildende Natur den Stoff darreichte; sie konveniren nicht über dies und jenes, das aber anders sein könnte, sie reden nicht mit einander ab, etwas Ungeschicktes für das Rechte gelten zu lassen, sondern sie bilden zuletzt die Regeln aus sich selbst nach Kunstgesetzen, die ebenso wahr in der Natur des bildenden Genius liegen, als die große allgemeine Natur die organischen Gesetze ewig thätig bewahrt.

Es ist hier gar die Frage nicht, auf welchem Raum der Erde, unter welcher Nation, zu welcher Zeit man diese Regeln entdeckt und befolgt habe. Es ist die Frage nicht, ob man an andern Orten, zu andern Zeiten, unter andern Umständen davon abgewichen sei, ob man hie und da etwas Konventionelles dem Gesetzmäßigen substituirt habe; ja, es ist nicht einmal die Frage, ob die ächten Regeln jemals gefunden oder befolgt worden sind, sondern man muß kühn behaupten, daß sie gefunden werden müssen, und daß, wenn wir sie dem Genie nicht vorschreiben können, wir sie von dem Genie zu empfangen haben, das sich selbst in seiner höchsten Ausbildung fühlt und seinen Wirkungskreis nicht verkennt.

Was sollen wir aber zu der folgenden Periode sagen? Sie enthält eine Wahrheit, aber eine überflüssige; sie ist paradox hingestellt, um uns auf Paradoxe vorzubereiten.

„Eine krumme Nase beleidigt nicht in der Natur, weil Alles zusammenhängt; man wird auf diesen Uebelstand durch kleine nachbarliche Veränderungen geführt, die ihn einleiten und erträglich machen. Verdrehte man dem Antinous die Nase, indem das Uebrige an seinem Platze bliebe, so würde es übel aussehen. Warum? Antinous hat alsdann keine krumme, er hat eine zerbrochne Nase."

Wir dürfen wol nochmals fragen: Was soll das hier bedeuten, was beweisen, und warum wird hier Antinous gebraucht? Jedes wohlgebildete Gesicht wird entstellt, wenn man die Nase auf die Seite biegt. Und warum? Weil die Symmetrie gestört wird, auf welcher die gute Bildung des Menschen beruht. Von einem Gesichte, das im Ganzen verschoben ist, dergestalt daß man gar keine Forderung einer symmetrischen Stel-

lung der Theile an dasselbe macht, seine gar nicht die Rede sein, wenn man auch von Kunst nur zum Scherz spräche.

Bedeutender ist folgende Periode; hier geht der Sophist schon mit vollen Segeln.

„Wir sagen von einem Menschen, den wir vorbeigehen sehen, er sei übel gemacht. Ja, nach unsern armen Regeln; aber nach der Natur beurtheilt wird es anders klingen. Wir sagen von einer Statue, sie habe die schönsten Proportionen. Ja, nach unsern armen Regeln; aber was würde die Natur sagen?"

Mannichfaltig ist die Komplikation des Halben, Schiefen und Falschen in diesen wenigen Worten. Hier ist wieder die Lebenswirkung der organischen Natur, die sich in allen Störungsfällen, obgleich oft kümmerlich genug, in ein gewisses Gleichgewicht zu setzen weiß und dadurch ihre lebendige, produktive Realität auf das Kräftigste beweist, der vollendeten Kunst entgegengesetzt, die auf ihrem höchsten Gipfel keine Ansprüche auf lebendige, produktive und reproduktive Realität macht, sondern die Natur auf dem würdigsten Punkte ihrer Erscheinung ergreift, ihr die Schönheit der Proportionen ablernt, um sie ihr selbst wieder vorzuschreiben.

Die Kunst übernimmt nicht, mit der Natur in ihrer Breite und Tiefe zu wetteifern, sie hält sich an die Oberfläche der natürlichen Erscheinungen; aber sie hat ihre eigne Tiefe, ihre eigne Gewalt; sie fixirt die höchsten Momente dieser oberflächlichen Erscheinungen, indem sie das Geistliche darin anerkennt, die Vollkommenheit der zweckmäßigen Proportion, den Gipfel der Schönheit, die Würde der Bedeutung, die Höhe der Leidenschaft.

Die Natur scheint um ihrer selbst willen zu wirken; der Künstler wirkt als Mensch um des Menschen willen. Aus dem, was uns die Natur darbietet, lesen wir uns im Leben das Wünschenswerthe, das Genießbare nur kümmerlich aus; was der Künstler dem Menschen entgegenbringt, soll Alles den Sinnen faßlich und angenehm, Alles aufreizend und anlockend, Alles genießbar und befriedigend, Alles für den Geist nährend, bildend und erhebend sein; und so giebt der Künstler, dankbar gegen die Natur, die auch ihn hervorbrachte, ihr eine zweite Natur, aber eine gefühlte, eine gedachte, eine menschlich vollendete zurück.

Soll dieses aber geschehen, so muß das Genie, der berufne

Künstler nach Gesetzen, nach Regeln handeln, die ihm die Natur selbst vorschrieb, die ihr nicht widersprechen, die sein größter Reichthum sind, weil er dadurch soviel den großen Reichthum der Natur als den Reichthum seines Gemüths beherrschen und brauchen lernt.

„Es sei mir erlaubt, den Schleier von meinem Buckligen auf die Mediceische Venus überzutragen, so daß man nur die Spitze ihres Fußes gewahr werde. Uebernähme nun die Natur, zu dieser Fußspitze eine Figur auszubilden, so würdet Ihr vielleicht mit Verwunderung unter ihrem Griffel ein häßliches und verschobenes Ungeheuer*) entstehen sehen; mich aber würde es wundern, wenn das Gegentheil geschähe."

Der flache Weg, den unser Freund und Gegner mit den ersten Schritten eingeschlagen, vor dem wir bisher zu warnen suchten, zeigt sich nun hier in seiner völligen Ablenkung.

Was uns betrifft, so haben wir viel zu große Ehrfurcht vor der Natur, als daß wir ihre personifizirte göttliche Gestalt für so täppisch halten sollten, in die Schlingen eines Sophisten einzugehen und, um seinen Scheingründen einiges Gewicht zu verschaffen, mit ihrer nie abirrenden Hand eine Frage zu entwerfen. Sie wird vielmehr, wie das Orakel jene verfängliche Frage, ob der Sperling lebendig oder todt sei, hier auch diese ungeschickte Zumuthung beschämen.

Sie tritt vor das verschleierte Bild, sieht die Fußspitze und vernimmt, warum der Sophist sie aufgerufen hat. Streng, aber ohne Unwillen ruft sie ihm zu: Du versuchst mich vergebens durch eine verfängliche Zweideutigkeit. Laß den Schleier hängen oder hebe ihn weg — ich weiß, was drunter verborgen ist. Ich habe diese Fußspitze selbst gemacht; denn ich lehrte den Künstler, der sie bildete; ich gab ihm den Begriff vom Charakter einer Gestalt, und aus diesem Begriff sind diese Proportionen, diese Formen entstanden; es ist genug, daß diese Fußspitze zu dieser und zu keiner andern Statue passe, daß dieses Kunstwerk, das Du mir zum größten Theil zu verbergen glaubst, mit sich selbst in Uebereinstimmung sei. Ich sage Dir: diese Fußspitze gehört einem schönen, zarten, schamhaften Weibe, die in der Blüthe ihrer Jugend steht. Auf einem andern Fuße würde die würdigste der Frauen, die Götterkönigin ruhen, auf einem andern

*) Diderot: „Quelque monstre hideux et contrefait", nach Cramer's Uebersetzung: „ein scheußliches und mißgestaltes Muskkalb".

eine leichtsinnige Bacchantin schweben. Doch dieses merke: Der Fuß ist von Marmor, er verlangt nicht zu geben; und so ist der Körper auch, er verlangt nicht zu leben. Hatte dieser Künstler etwa die thörichte Forderung, seinen Fuß neben einen organischen zu stellen, dann verdient er die Demüthigung, die Du ihm anthust; aber Du hast ihn nicht gekannt oder ihn mißverstanden; kein ächter Künstler verlangt sein Werk neben ein Naturprodukt oder gar an dessen Stelle zu setzen; der es thäte, wäre wie ein Mittelgeschöpf aus dem Reiche der Kunst zu verstoßen und im Reiche der Natur nicht aufzunehmen.

Dem Dichter kann man wol verzeihen, wenn er, um eine interessante Situation in der Phantasie zu erregen, seinen Bildhauer in eine schätzbarvergebrachte Statue wirklich verliebt denkt,*) wenn er ihm Begierden zu derselben andichtet, wenn er sie endlich in seinen Armen erwachen läßt. Das giebt wol ein lustiges Geschichtchen, das sich ganz artig ändert; für den bildenden Künstler bleibt es ein unwürdiges Märchen. Die Tradition sagt, daß brutale Menschen gegen plastische Meisterwerke von sinnlichen Begierden entzündet wurden; die Liebe eines hohen Künstlers aber zu seinem trefflichen Werk ist ganz anderer Art; sie gleicht der frommen, heiligen Liebe unter Blutsverwandten und Freunden. Hätte Pygmalion seiner Statue beachten können, so wäre er ein Pinscher gewesen, unfähig, eine Gestalt hervorzubringen, die verdient hätte, als Kunstwerk oder als Naturwerk geschätzt zu werden.

Verzeihe, o Leser und Zuhörer, wenn unsere Göttin weitläuftiger, als es einem Orakel geziemt, gesprochen hat! Einen verworrenen Knaul kann man Dir bequem auf einmal in die Hand geben; um ihn zu entwirren aber, um ihn Dir als einen reinen Faden in seiner Länge zu zeigen, braucht es Zeit und Raum.

„Eine menschliche Figur ist ein System, so mannichfaltig zusammengesetzt, daß die Folgen einer in ihren Anfängen unmerklichen Inkonsequenz das vollkommenste Kunstwerk auf tausend Meilen von der Natur wegwerfen müssen."

Ja, der Künstler verdiente diese Demüthigung, daß man ihm sein vollkommenstes Kunstwerk, die Frucht seines Geistes,

*) Hindeutung auf die Erzählung von Pygmalion, die Ovid (Metam. X. 243—297) behandelt und die z. B. auch J. J. Rousseau zu einer „Scène lyrique" benutzt hat.

seines Fleißes, seiner Mühe unendlich herabwürdigte, gegen ein Naturprodukt herabsetzte, wenn er es neben oder an die Stelle eines Naturprodukts hätte setzen wollen.

Mit Fleiß wiederholen wir die Worte unserer surponirten Göttin, weil unser Gegner sich auch wiederholt und weil gerade dieses Vermischen von Natur und Kunst die Hauptkrankheit ist, an der unsere Zeit darniederliegt. Der Künstler muß den Kreis seiner Kräfte kennen, er muß innerhalb der Natur sich ein Reich bilden; er hört aber auf, ein Künstler zu sein, wenn er mit in die Natur verfließen, sich in ihr auflösen will.

Wir wenden uns abermals zu unserem Autor, der eine geschickte Wendung nimmt, um von seinen seltsamen Seitenwegen zu dem Wahren und Richtigen allmählig zurückzukehren.

„Wenn ich in die Geheimnisse der Kunst eingeweiht wäre, so wüßte ich vielleicht, wie weit der Künstler sich den angenommenen Proportionen unterwerfen soll, und ich würde es Euch sagen."

Wenn es der Fall sein kann, daß der Künstler sich Proportionen unterwerfen soll, so müssen diese doch etwas Nothwendiges, etwas Gesetzliches haben; sie dürfen nicht willkürlich angenommen sein, sondern die Masse der Künstler muß hinreichende Ursache bei Beobachtung der natürlichen Gestalten und in Rücksicht auf Kunstbedürfniß gefunden haben, sie anzunehmen. Das ist's, was wir behaupten, und wir sind schon zufrieden, daß unser Verfasser es einigermaßen zugesteht. Nur geht er leider zu geschwind über das, was gesetzlich sein soll, hinaus, er lehnt es bei Seite, um uns auf einzelne Bedingungen und Bestimmungen, auf Ausnahmen zu leiten und aufmerksam zu machen. Denn er fährt fort:

„Aber das weiß ich, daß sie gegen den Despotismus der Natur sich nicht halten können, daß das Alter, der Zustand auf hunderterlei Art Anforderungen bewirken."

Dies ist keineswegs ein Gegensatz gegen das, was wir behauptet haben. Eben weil der Künstlergeist sich erheben hat, den Menschen auf der Höhe seiner Gestalt und übrigens ohne Bedingung zu betrachten, dadurch sind ja die Proportionen entstanden. Niemand wird die Ausnahmen leugnen, wenn man sie gleich erst bei Seite setzen muß; wer würde eine Physiologie durch pathologische Noten zu entkräften glauben!

„Ich habe niemals gehört, daß man eine Figur übel gezeichnet nenne, wenn sie ihre äußere Organisation deutlich sehen

läßt, wenn das Alter, die Gewohnheit und die Leichtigkeit, tägliche Beschäftigungen auszuüben, wohl ausgedrückt ist."

Wenn eine Figur ihre äußere Organisation deutlich sehen läßt und die übrigen Bedingungen erfüllt, die hier gefordert werden, so hat sie gewiß, wo nicht schöne, doch charakteristische Proportionen und kann in einem Kunstwerke gar wohl ihre Stelle finden.

„Diese Beschäftigungen bestimmen die vollkommene Größe der Figur, die Proportion jedes Gliedes und des Ganzen; daher sehe ich das Kind entspringen, den erwachsenen Mann und den Greis, den wilden sowie den gebildeten Menschen, den Geschäftsmann, den Soldaten und den Lastträger."

Niemand wird leugnen, daß Funktionen großen Einfluß auf die Ausbildung der Glieder haben; aber die Fähigkeit, zu diesem oder jenem Zweck ausgebildet zu werden, muß zum Grunde liegen. Alle Beschäftigung der Welt wird keinen Schwächling zu einem Lastträger machen. Die Natur muß das Ihrige gethan haben, wenn die Erziehung gelingen soll.

„Wenn eine Figur schwer zu erfinden wäre, so müßte es ein Mensch von fünfundzwanzig Jahren sein, der schnell auf einmal aus der Erde entstanden wäre und nichts gethan hätte; aber dieser Mensch ist eine Chimäre."

Dieser Behauptung kann man nicht geradezu widersprechen, und doch muß man sich gegen das Raffinement, das in ihr liegt, verwahren. Freilich lassen sich keine Glieder eines Erwachsenen denken, die sich ohne Uebung in einer absoluten Ruhe ausgebildet hätten; und doch denkt sich der Künstler, indem er seinen Idealen nachstrebt, einen menschlichen Körper, welcher durch die mäßigste Uebung zu seiner größten Ausbildung gekommen ist; allen Begriff von Ruhe, von Anstrengung, von Ausbildung zu einem gewissen Zweck und Charakter muß er ablenken. Eine solche Gestalt, die auf wahren Proportionen ruht, kann gar wohl von der Kunst hervorgebracht werden und ist alsdann keineswegs eine Chimäre, sondern ein Ideal.

„Die Kindheit ist beinahe eine Karrikatur; dasselbe kann man von dem Alter sagen; das Kind ist eine unförmliche, flüssige Masse, die sich zu entwickeln strebt, so wie der Greis eine ungestaltete und trockene Masse wird, die in sich selbst zurückkehrt, um sich nach und nach auf nichts zu reduziren."

Wir stimmen mit dem Verfasser völlig überein, daß Kindheit und hohes Alter aus dem Bezirk der schönen Kunst zu

verbannen sind. Insofern der Künstler auf Charakter arbeitet, mag er auch einen Versuch machen, diese zu wenig oder zu viel entwickelten Naturen in den Zyklus schöner und bedeutender Kunst aufzunehmen.

„Nur in dem Zwischenraum der beiden Alter vom Anfang der vollkommenen Jugend bis zum Ende der Mannheit unterwirft der Künstler seine Gestalten der Reinheit, der strengen Genauigkeit der Zeichnung; da ist es, wo das poco più und poco meno eine Abweichung hinein- oder heraus-, Fehler oder Schönheiten hervorbringen."

Nur äußerst kurze Zeit kann der menschliche Körper schön genannt werden, und wir würden im strengen Sinne die Epoche noch viel enger als unser Verfasser begrenzen. Der Augenblick der Pubertät ist für beide Geschlechter der Augenblick, in welchem die Gestalt der höchsten Schönheit fähig ist; aber man darf wol sagen: es ist nur ein Augenblick. Die Begattung und Fortpflanzung kostet dem Schmetterlinge das Leben, dem Menschen die Schönheit; und hier liegt einer der größten Vortheile der Kunst, daß sie dasjenige dichterisch bilden darf, was der Natur unmöglich ist wirklich aufzustellen. So wie die Kunst Zentauren erschafft, so kann sie uns auch jungfräuliche Mütter verleihen; ja, es ist ihre Pflicht. Die Matrone Niobe, Mutter von vielen erwachsenen Kindern, ist mit dem ersten Reiz jungfräulicher Brüste gebildet. Ja in der weisen Vereinigung dieser Widersprüche ruht die ewige Jugend, welche die Alten ihren Gottheiten zu geben wußten.

Hier sind wir also mit unserm Verfasser völlig einig. Bei schönen Proportionen, bei schönen Formen ist allein das zarte Mehr oder Weniger bedeutend. Das Schöne ist ein enger Kreis, in dem man sich nur bescheiden regen darf.

Wir lassen uns von unserm Autor weiter führen; er bringt uns durch einen leichten Uebergang auf eine bedeutende Stelle.

„Aber, werdet Ihr sagen, wie sich auch das Alter und die Funktionen verhalten mögen: indem sie die Formen verändern, zerstören sie doch die Organe nicht. — Das gebe ich zu. — So muß man sie also kennen? — Das will ich nicht leugnen. Ja, hier ist die Ursache, warum man die Anatomie*) zu studiren hat.

*) Im Text: l'écorché, „der Geschundene". Derselbe Ausdruck wird auf der folgenden Seite durch „Muskelmann" wiedergegeben, womit dann natürlich nur das Phantom gemeint ist.

„Das Studium des Muskelmanns hat ohne Zweifel seine Vortheile; aber sollte nicht zu fürchten sein, daß dieser Geschwundne beständig in der Einbildungskraft bleiben, daß der Künstler auf der Gucklei beharren werde, sich immer gelehrt zu zeigen, daß sein verwohntes Auge nicht mehr auf der Oberfläche verweilen könne, daß er trotz der Haut und des Fettes immer nur den Muskel sehe, seinen Ursprung, seine Befestigung, sein Einschneiden? Wird er nicht Alles zu stark ausdrücken? Wird er nicht hart und trocken arbeiten? Werde ich nicht den verwünschten Geschwundnen auch in Weiberfiguren wiederfinden?

„Weil ich denn doch einmal nur das Aeußere zu zeigen habe, so wünschte ich, man lehrte mich das Aeußere nur recht gut sehen und erließe mir eine gefährliche Kenntniß, die ich vergessen soll."

Dergleichen Grundsätze darf man jungen und leichtsinnigen Künstlern nur merken lassen, sie werden sich über eine Autorität freuen, die völlig wie aus ihrer Seele spricht. Nein, werther Diderot, drücke Dich, da Dir die Sprache so zu Gewalt steht, bestimmter aus! Ja, das Aeußere soll der Künstler darstellen! Aber was ist das Aeußere einer organischen Natur anders als die ewig veränderte Erscheinung des Innern? Dieses Aeußere, diese Oberfläche ist einem mannichfaltigen, verwickelten, zarten, innern Bau so genau angepaßt, daß sie dadurch selbst ein Inneres wird, indem beide Bestimmungen, die äußere und die innere, im ruhigsten Dasein sowie in der stärksten Bewegung, stets im unmittelbarsten Verhältnisse stehen.

Wie diese innere Kenntniß erreicht werde, nach welcher Methode der Künstler Anatomie studiren soll, damit sie ihm nicht den Schaden bringe, den Diderot richtig schildert, ist hier der Ort nicht, auszumachen; aber so viel kann man im Allgemeinen sagen: Du sollst den Leichnam, an dem Du die Muskeln kennen lernest, beleben, nicht vergessen. Der musikalische Komponist wird bei dem Enthusiasmus seiner melodischen Arbeiten den Generalbaß, der Dichter das Silbenmaß nicht vergessen.

Die Gesetze, nach denen der Künstler arbeitet, vergißt er so wenig als den Stoff, den er behandeln will. Dein Muskelmann ist Stoff und Gesetz; dieses mußt Du mit Bequemlichkeit befolgen, jenen mit Leichtigkeit zu beherrschen wissen. Und willst Du wahrhaft wohlthätig gegen Deine Schüler sein, so hüte sie vor unnützen Kenntnissen und vor falschen Maximen!

Poetiſche Gedanken über die Höllenfahrt Jeſu Chriſti.*)

Auf Verlangen entworfen von J. W. G.

1765.

Welch ungewöhnliches Getümmel!
Ein Jauchzen tönet durch den Himmel,
Ein großes Heer zieht herrlich fort.
Gefolgt von tauſend Millionen,
Steigt Gottes Sohn von Seinen Thronen
Und eilt an jenen finſtern Ort.
Er eilt, umgeben von Gewittern,
Als Richter kommt Er und als Held;
Er bebt, und alle Sterne zittern,
Die Sonne bebt, es bebt die Welt.

Ich ſeh' Ihn auf dem Siegeswagen,
Von Feuerrädern fortgetragen,
Den, der für uns am Kreuze ſtarb.
Er zeigt den Sieg auch jenen Fernen,
Weit von der Welt, weit von den Sternen,
Den Sieg, den Er für uns erwarb.
Er kommt, die Hölle zu zerſtören,
Die ſchon Sein Tod darniederſchlug;
Sie ſoll von Ihm ihr Urtheil hören:
Hört! Jetzt erfüllet ſich der Fluch.

Die Hölle ſieht den Sieger kommen,
Sie fühlt ſich ihre Macht genommen,
Sie bebt und ſcheut Sein Angeſicht;
Sie kennet Seines Donners Schrecken,

*) Vgl. Ausgabe von 1836, Riemer's Mittheilungen II, 540 und Eckermann's Geſpräch mit Goethe vom 16. Februar 1826 (I, 170). — Der älteſte, jedoch nicht mehr aufzutreibende Druck des Gedichtes, über welches Goethe im vierten Buche von „Dichtung und Wahrheit" Ausführlicheres berichtet, iſt in einer Frankfurter Zeitſchrift „Der Sichtbare" ermittelt. Das Ganze, auch das gewählte Metrum, iſt Nachahmung des „Jüngſten Gerichtes" von Joh. Elias Schlegel. Goethe ſelbſt glaubte, das Gedicht auf Verlangen des Fräuleins von Klettenberg entworfen zu haben.

Denn es hält schwer, das Unnütze wegzuwerfen so wie eine falsche Richtung zu verändern.

„Man studirt die Muskeln am Leichnam nur deshalb, sagt man, damit man lerne, wie man die Natur ansehen soll; aber die Erfahrung lehrt, daß man nach diesem Studio gar viel Mühe hat, die Natur nicht anders zu sehen, als sie ist."

Auch diese Behauptung beruht nur auf schwankend gebrauchten Worten. Der Künstler, der an der Oberfläche nur herumkrabbelt, wird dem geübten Auge immer leer, obgleich bei schönem Talente immer angenehm erscheinen; der Künstler, der sich ums Innere bekümmert, wird freilich auch das sehen, was er weiß, er wird, wenn man will, sein Wissen auf die Oberfläche übertragen, und hier ist auch das geringe Mehr oder Weniger, welches entscheidet, ob er wohl oder übel thut."

Hat nun bisher unser Freund und Gegner das Studium der Anatomie verdächtig gemacht, so zieht er nun gleichfalls gegen das akademische Studium des Nackten zu Felde. Hier hat er es eigentlich mit den Pariser akademischen Anstalten und ihrer Pedanterei zu thun, die wir denn nicht in Schutz nehmen wollen. Auch zu diesem Punkte bewegt er sich durch einen raschen Uebergang.

„Ihr, mein Freund, werdet diesen Aufsatz allein lesen, und darum darf ich schreiben, was mir beliebt. Die sieben Jahre, die man bei der Akademie zubringt, um nach dem Modell zu zeichnen, glaubt Ihr die gut angewendet? Und wollt Ihr wissen, was ich davon denke? Eben während diesen sieben mühseligen und grausamen Jahren nimmt man in der Zeichnung eine Manier an; alle diese akademischen Stellungen, gezwungen, zugerichtet, zurechtgerückt, wie sie sind, alle die Handlungen, die kalt und schief durch einen armen Teufel ausgedrückt werden und immer durch ebendenselben armen Teufel, der gedungen ist, dreimal die Woche zu kommen, sich auszukleiden und sich durch den Professor wie eine Gliederpuppe behandeln zu lassen, was haben sie mit den Stellungen und Bewegungen der Natur gemein? Der Mann, der in Eurem Hofe Wasser aus dem Brunnen zieht, wird er durch Jenen richtig vorgestellt, der nicht dieselbe Last zu bewegen hat und mit zwei Armen in der Höhe auf dem Schulgerüst diese Handlung ungeschickt simulirt? Wie verhält sich der Mensch, der vor der Schule zu sterben scheint, zu Dem, der in seinem Bette stirbt, oder den man auf der Straße todtschlägt? Was für ein Verhältniß hat der Ringer

in der Akademie zu dem auf meiner Kreuzstraße, welches der Mann, der auf Erfordern bittet, bettelt, schläft, nachdenkt und in Ohnmacht fällt, zu dem Bauer, der vor Müdigkeit sich auf die Erde streckt, zu dem Philosophen, der neben seinem Feuer nachdenkt, zu dem gedrängten, erdrückten Mann, der unter der Menge in Ohnmacht fällt? Gar keins, mein Freund, gar keins!"

Von dem Modelle gilt im Allgemeinen, was von dem Muskellerver vorhin gesagt worden. Das Studium des Modells und die Nachbildung desselben ist theils eine Stufe, die der Künstler zwar nicht überspringen kann, worauf er aber nicht zu lange verweilen sollte, theils ist es eine Beihilfe bei Ausführung seiner Werke, die er, selbst als vollendeter Künstler, nicht entbehren kann. Das lebendige Modell ist für den Künstler nur ein roher Stoff, von dem er sich nicht muß einschränken lassen, sondern den er zu verarbeiten trachten muß.

Die übeln Wirkungen, die unser Freund von dem freilich ewigen Studium des Modells in der Akademie gesehen, verdrießen ihn so sehr, daß er fortfährt:

„Ebenso gut möchte man die Künstler, um ja das Abgeschmackte zu vollenden, wenn man sie dort entläßt, zu Vestris oder Gardel oder zu irgend einem andern Tanzmeister schicken, damit sie da die Grazie lernen. Denn wahrlich, die Natur wird ganz vergessen, die Einbildungskraft füllt sich mit Handlungen, Stellungen, mit Figuren, die nicht falscher, zugeschnittener, lächerlicher und kälter sein könnten. Da stecken sie im Magazin, und nun kommen sie heraus, um sich ans Tuch zu hängen. So oft der Künstler seinen Stift oder seine Feder nimmt, erwachen diese verdrießlichen Gespenster und treten vor ihn; er wird sie nicht los, und nur ein Wunder kann sie aus seinem Kopfe verjagen. Ich kannte einen jungen Menschen voll Geschmack, der, ehe er den mindesten Zug auf die Leinwand that, Gott auf seinen Knieen anrief und vom Modell befreit zu werden bat. Wie selten ist es gegenwärtig, ein Gemälde zu sehen, das aus einer gewissen Anzahl Figuren besteht, ohne die und da einige dieser Figuren, Stellungen, Handlungen und Bewegungen zu finden, die akademisch sind, einem Mann von Geschmack unerträglich mißfallen und nur Denen imponiren, welchen die Wahrheit fremd ist. Daran ist denn doch das ewige Studium des Schulmodelles Schuld.

„Nicht in der Schule lernt man die allgemeine Ueberein-

stimmung der Bewegungen, die Uebereinstimmung, die man sieht und fühlt, die sich vom Haupt bis zu den Füßen ausbreitet und schlängelt. Wenn eine Frau nachdenklich den Kopf sinken läßt, so werden alle Glieder zugleich der Schwere gehorchen; sie hebe den Kopf wieder auf und halte ihn gerade, sogleich gehorcht die ganze übrige Maschine."

Durch die Behandlung bei der französischen Akademie, wobei man die Stellungen vervielfältigen mußte, entfernte man sich von dem ersten Zweck des Modells, den Körper physisch kennen zu lernen, und um der Mannichfaltigkeit willen wählte man auch Stellungen, die Gemüthsbewegungen auszudrücken — da denn unser Freund freilich ganz im Vortheil steht, wenn er diese erzwungenen und falschen Darstellungen gegen den natürlichen Ausdruck hält, den man auf der Straße, in der Kirche, unter jeder Volksmenge beobachten kann; er kann sich des Spottens nicht enthalten.

„Freilich ist es eine Kunst, eine große Kunst, das Modell zu stellen; man darf nur sehen, was der Herr Professor sich darauf zu Gute thut. Fürchtet nicht, daß er etwa zu dem armen gedungenen Teufel sagen könnte: ‚Mein Freund, stelle Dich selbst! Mache, was Du willst!' Viel lieber giebt er ihm eine sonderbare Bewegung, als daß er ihn eine einfache und natürliche nehmen ließe. Indessen ist das nun einmal nicht anders.

„Hundertmal war ich versucht, den jungen Kunstschülern, die mir auf dem Weg zum Louvre mit ihrem Portefeuille unter dem Arm begegneten, gutherzig zuzurufen: Freunde, wie lange zeichnet Ihr da? — Zwei Jahre. — Das ist mehr als zu viel! Laßt mir die Krambude der Manier, geht zu den Karthäusern! Dort werdet Ihr den wahren Ausdruck der Frömmigkeit und Innigkeit sehen. Heute ist Abend vor dem großen Feste; geht in die Kirche, schleicht Euch zu den Beichtstühlen! Dort werdet Ihr sehen, wie der Mensch sich sammelt, wie er bereut. Morgen geht in die Landschenke! Dort werdet Ihr wahrhaft erzürnte Menschen sehen. Mischt Euch in die öffentlichen Auftritte, beobachtet auf den Straßen, in den Gärten, auf den Märkten, in Häusern, und Ihr werdet richtige Begriffe fassen über die wahre Bewegung der Lebenshandlungen! Seht! Gleich hier! Zwei von Euren Kameraden streiten! Schon dieser Wortstreit giebt ohne ihr Wissen allen Gliedern eine eigene Richtung. Betrachtet sie wohl, und wie erbärmlich wird Euch die Lektion

Eures geschmacklosen Professors und die Nachahmung Eures geschmacklosen Modelles vorkommen! Was werdet Ihr nicht zu thun haben, wenn Ihr künftig an den Plan aller dieser Falschheiten, die Ihr einzelnt habt, die Einfalt und Wahrheit des Lesueur*) setzen sollt! Und das müßt Ihr doch, wenn Ihr etwas zu sein verlangt."

Dieser Rath wäre an sich gut, und nicht genug kann sich ein Künstler unter den Volksmassen umsehen; allein unbedingt, wie Diderot ihn giebt, kann er zu nichts führen. Der Lehrling muß erst wissen, was er zu suchen hat, was der Künstler aus der Natur brauchen kann, wie er es zu Kunstzwecken brauchen soll. Sind ihm diese Betrachtungen fremd, so helfen ihm alle Erfahrungen nichts, und er wird nur wie viele unserer Zeitgenossen das Gewöhnliche, Halbinteressante oder das auf sentimentalen Abwegen falsch Interessante darstellen.

„Etwas Anders ist eine Attitude, etwas Anders eine Handlung. Alle Attitude ist falsch und klein, jede Handlung ist schön und wahr."

Diderot braucht das Wort Attitude schon einigemal, und ich habe es nach der Bedeutung übersetzt, die es mir an jenen Stellen zu haben schien; hier ist es aber nicht übersetzlich; denn es führt schon einen mißbilligenden Nebenbegriff bei sich. Ueberhaupt bedeutet Attitude in der französischen akademischen Kunstsprache eine Stellung, die eine Handlung oder Gesinnung ausdrückt und insofern bedeutend ist. Weil nun aber die Stellungen akademischer Modelle dieses, was von ihnen gefordert wird, nicht leisten, sondern nach der Natur der Aufgaben und Umstände gewöhnlich anmaßlich, leer, übertrieben, unzulänglich bleiben müssen, so gebraucht Diderot das Wort Attitude hier im mißbilligenden Sinne, den wir auf kein deutsches Wort übertragen können, wir müßten denn etwa akademische Stellung sagen wollen, wobei wir aber um nichts gebessert wären.

Von den Stellungen geht Diderot zum Kontrast über, und mit Recht; denn aus der mannichfaltigen Richtung der Glieder an einer Figur sowie aus mannichfaltigen Richtungen der Glieder zusammengestellter Figuren entsteht der Kontrast. Wir wollen den Verfasser selbst hören.

„Der übel verstandene Kontrast ist eine der traurigsten

*) Nicht der im Leben Hackert's (Werke, XXXII. S. 29 ff.) erwähnte, sondern Eustache Lesueur (1617—1655).

Ursachen des Manierirten. Es giebt keinen wahren Kontrast als den, der aus dem Grunde der Handlung entspringt, aus der Mannichfaltigkeit der Organe oder des Interesse. Wie geht Raphael, wie Lesueur zu Werke? Manchmal stellen sie drei, vier, fünf Figuren gerade eine neben die andre, und die Wirkung ist herrlich. Bei den Karthäusern in der Messe oder der Vesper sieht man in zwei langen parallelen Reihen vierzig bis funfzig Mönche; gleiche Stolen, gleiche Verrichtung, gleiche Bekleidung, und doch sieht keiner aus wie der andre. Sucht mir nur keinen andern Kontrast als den, der diese Mönche unterscheidet! Hier ist das Wahre! Alles Andere ist klein und falsch."

Auch hier ist er wie bei der Lehre von den Geberden, ob er gleich im Ganzen Recht hat, zu wegwerfend gegen die Kunstmittel und empirisch dilettantisch in seinem Rath. Aus ein paar symmetrischen Mönchsreihen hat Raphael gewiß manches Motiv zu seinen Kompositionen genommen; aber es war Raphael, der es nahm, das Kunstgenie, der fortschreitende, sich immer mehr ausbildende und vollendete Künstler. Man vergesse nur nicht, daß man den Schüler, den man ohne Kunstanleitung zur Natur hinstößt, von Natur und Kunst zugleich entferne!

Nun geht Diderot, wie er schon oben gethan, durch eine unbedeutende Phrase zu einer fremden Materie über; er will den Kunstschüler, besonders den Maler aufmerksam machen, daß eine Figur rund und vielseitig sei, daß der Maler die Seite, die er sehen läßt, so lebhaft darstellen müsse, daß sie die übrigen gleichsam in sich enthalte. Was er sagt, deutet seine Intention mehr an, als daß an eine Ausführung zu denken wäre.

„Wenn unsere jungen Künstler ein Wenig geneigt wären, meinen Rath zu nutzen, so würde ich ihnen ferner sagen: Ist es nicht lange genug, daß Ihr nur die eine Seite des Gegenstandes seht, die Ihr nachbildet? Versucht, meine Freunde, Euch die Figur als durchsichtig zu denken und Euer Auge in den Mittelpunkt derselben zu bringen! Von da werdet Ihr das ganze äußere Spiel der Maschine beobachten, Ihr werdet sehen, wie gewisse Theile sich ausdehnen, indessen andere sich verkürzen, wie diese zusammensinken, jene sich aufblähen, und Ihr werdet immer von dem Ganzen durchdrungen, in der einen Seite des Gegenstandes, die Euer Gemälde mir zeigt, die schickliche Uebereinstimmung mit der andern fühlen lassen, die ich nicht sehe; und ob Ihr mir gleich nur eine Ansicht darstellt,

so werdet Ihr doch meine Einbildungskraft zwingen, auch die entgegengesetzte zu sehen. Dann werde ich sagen, daß Ihr ein erstaunlicher Zeichner seid."

Indem Diderot Künstlern den Rath giebt, sich in die Mitte der Figur in Gedanken zu versetzen, um sie nach allen Seiten wirkend und belebt zu sehen, ist seine Absicht, besonders den Maler zu erinnern, daß er nicht flach und gleichsam nur von einer Seite gefällig zu sein suchen solle. Denn gewiß, schon eine richtige Zeichnung ohne Licht und Schatten erscheint rund sowie vor- und zurücktretend. Warum erscheint eine Silhouette so belebt? Weil der Umriß der Gestalt richtig ist, daß man sowol die vordere als Rückseite der Figur hineinzeichnen konnte. Der junge Künstler, dem unsers Verfassers Rath nicht ganz deutlich sein sollte, mache den eben angezeigten Versuch mit der Silhouette, und sein Auge, von zwei Seiten auf denselben Contour gerichtet, wird das ungefähr wirklich ausüben können, was Diderot durch Abstraktion aus der Mitte der Figur herausgedacht haben will.

Wenn nun eine Figur im Ganzen gut zusammengezeichnet ist, so erinnert der Verfasser nunmehr an die Ausführung, die nicht dem Ganzen schaden, sondern dasselbe vollenden möge. Wir sind mit ihm überzeugt, daß die höchsten Geisteskräfte so wie der geübteste Mechanismus des Künstlers hierbei aufgerufen werden müssen.

„Aber es ist nicht genug, daß Ihr das Ganze gut zusammenrichtet; nun habt Ihr noch das Einzelne auszuführen, ohne daß die Masse zerstört werde. Das ist das Werk der Begeisterung, des Gefühls, des auserlesenen Gefühls.

„Und so würde ich denn eine Zeichenschule folgendermaßen eingerichtet wünschen: Wenn der Schüler mit Leichtigkeit nach der Zeichnung und dem Runden zu arbeiten weiß, so halte ich ihn zwei Jahre vor dem akademischen Modell des Manns und der Frau. Dann stelle ich ihm Kinder vor, dann Erwachsene, ferner ausgebildete Männer, Greise, Personen von verschiedenem Alter und Geschlecht, aus allen Ständen der Gesellschaft genommen, genug, alle Arten von Naturen. Es kann mir daran nicht fehlen; wenn ich sie gut bezahle, so werden sie sich in Menge bei meiner Akademie melden; lebte ich in einem Sklavenlande, so ließe ich sie kommen.

„Der Professor bemerkt bei den verschiedenen Modellen die

Zufälligkeiten, welche durch die tägliche Verrichtung, Lebensart, Stand und Alter in den Formen Veränderung bewirken.

„Ein Schüler sieht das akademische Modell nur alle vierzehn Tage, und diesem überläßt der Professor, sich selbst zu stellen. Nach der Zeichnungssitzung erklärt ein geschickter Anatom meinem Lehrling den abgezogenen Leichnam und wendet seine Lektion auf das lebendige, belebte Nackende an. Höchstens zweimal des Jahrs zeichnet er nach der todten Zergliederung; mehr braucht er nicht, um zu empfinden, daß Fleisch auf Knochen und freies Fleisch sich nicht überein zeichnen läßt, daß hier der Strich rund und dort gleichsam winklig sein müsse; er wird einsehen, daß, wenn man diese Feinheiten vernachlässigt, das Ganze wie eine aufgetriebene Blase oder wie ein Wollsack aussieht.“*)

Daß der Vorschlag zu einer Zeichenschule unzulänglich, die Intention des Verfassers nicht klar genug, die Epochen, wie die verschiednen Abtheilungen des Unterrichts auf einander folgen sollen, nicht bestimmt genug angegeben seien, fällt Jedem in die Augen; doch ist hier der Ort nicht, mit dem Verfasser zu hadern. Genug, daß er im Ganzen den einschränkenden Pedantismus verbannt und das bestimmende Studium anempfiehlt. Möchten wir doch von Künstlern unserer Zeit sowol an Körpern als Gewändern keine aufgedunsenen Blasen und keine ausgestopften Wollsäcke wieder sehen!

„Es gäbe nichts Manierirtes, weder in der Zeichnung noch in der Farbe, wenn man die Natur gewissenhaft nachahmte. Die Manier kommt vom Meister, von der Akademie, von der Schule, ja sogar von der Antike.“

Fürwahr, so schlimm Du angefangen hast, endigst Du, wackrer Diderot, und wir müssen zum Schlusse des Kapitels in Unfrieden von Dir scheiden. Ist die Jugend bei einer mäßigen Portion Genie nicht schon aufgeblasen genug, schmeichelt sich nicht Jeder so gern, ein unbedingter, dem Individuo gemäßer, selbstergriffner Weg sei der beste und führe am Weitesten? Und Du willst Deinen Jünglingen die Schule durchaus verdächtig machen! Vielleicht waren die Professoren der Pariser Akademie vor dreißig Jahren werth, so gescholten und diskreditirt zu werden — das kann ich nicht entscheiden — aber, im

*) Denis Diderot 8: „Si [l'artiste] néglige ces finesses, le tout aura l'air d'une vessie soufflée ou d'une balle de coton.“

Allgemeinen genommen, iſt in Deinen Schlußworten keine wahre Silbe.

Der Künſtler ſoll nicht ſo wahr, ſo gewiſſenhaft gegen die Natur, er ſoll gewiſſenhaft gegen die Kunſt ſein. Durch die treuſte Nachahmung der Natur entſteht noch kein Kunſtwerk; aber in einem Kunſtwerke kann faſt alle Natur erloſchen ſein, und es kann noch immer Lob verdienen. Verzeihe, Du abgeſchiedner Geiſt, wenn Deine Paraderie mich auch parador macht! Doch das wirſt Du im Ernſte ſelbſt nicht leugnen: von dem Meiſter, von der Akademie, von der Schule, von der Antike, die Du anklagſt, daß ſie das Manierirte veranlaſſe, kann ebenſo gut durch eine richtige Methode ein ächter Stil verbreitet werden; ja man darf wol ſagen: welches Genie der Welt wird auf einmal durch das bloße Anſchauen der Natur, ohne Ueberlieferung, ſich zu Proportionen entſcheiden, die ächten Formen ergreifen, den wahren Stil erwählen und ſich ſelbſt eine Alles umfaſſende Methode erſchaffen? Ein ſolches Kunſtgenie iſt ein weit leereres Traumbild als oben Dein Jüngling, der als ein Geſchöpf von zwanzig Jahren aus einem Erdenkloß entſtünde und vollendete Glieder hätte, ohne ſie jemals gebraucht zu haben.

Und ſo lebe wohl, ehrwürdiger Schatten! Habe Dank, daß Du uns veranlaßteſt, zu ſtreiten, zu ſchwanken, uns zu ereifern und wieder kühl zu werden! Die höchſte Wirkung des Geiſtes iſt, den Geiſt hervorzurufen. Nochmals lebe wohl! Im Farbenreiche ſehen wir uns wieder!

Zweites Kapitel.

Meine kleinen Ideen über die Farbe.

Diderot, ein Mann von großem Geiſt und Verſtand, geübt in allen Wendungen des Denkens, zeigt uns hier, daß er ſich bei Behandlung dieſer Materie ſeiner Stärke und ſeiner Schwäche bewußt ſei. Schon in der Ueberſchrift giebt er uns einen Wink, daß wir nicht zu viel von ihm erwarten ſollen.

Wenn er in dem erſten Kapitel uns mit bizarren Gedanken über die Zeichnung drohte, ſo war er ſich ſeiner Ueberſicht, ſeiner Kraft und Fertigkeit bewußt; und wirklich fanden wir an ihm einen gewandten und rüſtigen Streiter, gegen den

wir Ursache hatten, alle unsere Kräfte aufzubieten; hier aber kündigt er selbst mit einer bescheidnen Geberde nur kleine Ideen über die Farbe an. Jedoch, näher betrachtet, thut er sich Unrecht; sie sind nicht klein, sondern meistentheils richtig, den Gegenständen angemessen, und seine Bemerkungen treffend; aber er steht in einem engen Kreise beschränkt, und diesen kennt er nicht vollkommen, er blickt nicht weit genug, und selbst das Nahelegende ist ihm nicht alles deutlich.

Aus dieser Vergleichung der beiden Kapitel folgt nun von selbst, daß ich, um auch dieses mit Anmerkungen zu begleiten, mich einer ganz andern Behandlungsart befleißigen muß. Dort hatte ich nur Sorbisches zu entwickeln, das Scheinbare von dem Wahren zu sondern; ich konnte mich auf etwas anerkannt Gesetzliches in der Natur berufen, ich fand manchen wissenschaftlichen Rückhalt, an den ich mich anlehnen konnte; hier aber wäre die Aufgabe, einen engen Kreis zu erweitern, seinen Umfang zu bezeichnen, Lücken auszufüllen und eine Arbeit selbst zu vollenden, deren Bedürfniß von wahren Künstlern, von wahren Freunden der Wissenschaften längst empfunden worden.

Da man aber, gesetzt auch, man wäre fähig dazu, eine solche Darstellung bei Gelegenheit eines fremden, unvollständigen Aufsatzes wol schwerlich bequem finden würde, so habe ich einen andern Weg eingeschlagen, um meine Arbeit bei diesem Kapitel Freunden der Kunst nützlich zu machen.

Diderot wirft auch hier nach seiner bekannten sophistischen Tücke die verschiednen Theile seiner kurzen Abhandlung durch einander, er führt uns wie in einem Irrgarten herum, um uns auf einem kleinen Raum eine lange Promenade vorzuspiegeln. Ich habe daher seine Perioden getrennt und sie unter gewisse Rubriken in eine andre Ordnung zusammengestellt. Es war dieses um so mehr möglich, da sein ganzes Kapitel keinen innern Zusammenhang hat und vielmehr dessen aphoristische Unzulänglichkeit nur durch eine dialektische Bewegung versteckt wird.

Indem ich nun auch in dieser neuen Ordnung meine Anmerkungen hinzufüge, so mag eine gewisse Uebersicht desjenigen, was geleistet ist, und desjenigen, was zu leisten übrig bleibt, möglich werden.

Einiges Allgemeine.

„Hohe Wirkung des Kolorits. Die Zeichnung giebt den Dingen die Gestalt, die Farbe, das Leben; sie ist der göttliche Hauch, der Alles belebt."

Die erfreuliche Wirkung, welche die Farbe aufs Auge macht, ist die Folge einer Eigenschaft, die wir an körperlichen und unkörperlichen Erscheinungen nur durch das Gesicht gewahr werden. Man muß die Farbe sehen haben, ja man muß sie sehen, um sich von der Herrlichkeit dieses kraftvollen Phänomens einen Begriff zu machen.

„Seltenheit guter Koloristen. Wenn es mehrere treffliche Zeichner giebt, so giebt es wenig große Koloristen. Ebenso verhält sich's in der Literatur: hundert kalte Logiker gegen einen großen Redner, zehn große Redner gegen einen vortrefflichen Poeten.*) Ein großes Interesse kann einen beredten Menschen schnell entwickeln, und Helvetius mag sagen, was er will, man macht keine zehn gute Verse ohne Stimmung, und wenn der Kopf darauf stünde."

Hier spielt Diderot nach seiner Art, um das Mangelhafte seiner besondern Kenntnisse zu verbergen, die Frage, über die man unterrichtet werden möchte, ins Allgemeine und blendet mit einem falsch angewendeten Beispiel aus den redenden Künsten. Immer wird Alles dem guten Genie zugeschoben, immer soll die Stimmung Alles leisten. Freilich sind Genie und Stimmung zwei unerläßliche Bedingungen, wenn ein Kunstwerk hervorgebracht werden soll; aber beide sind, um nur von der Malerei zu reden, zur Erfindung und Anordnung, zur Beleuchtung wie zur Färbung und zum Ausdruck sowie zur letzten Ausführung nöthig. Wenn die Farbe die Oberfläche des Bildes belebt, so muß man das genialische Leben in allen seinen Theilen gewahr werden.

Auch könnte man überhaupt jenen Satz gerade umwenden und sagen: „Es giebt mehr gute Koloristen als Zeichner"; oder, wenn wir anders billig sein wollen: „Es ist in einem Fall so schwer als in dem andern, vortrefflich zu sein." Stelle man

*) Umwandlung des Ausspruchs von Cicero (De orat., I. 2): „Multo tamen pauciores oratores quam poetae boni invenuntur" („Man findet viel weniger gute Redner als gute Dichter").

Sie sucht umsonst sich zu verstecken,
Sie sucht zu fliehn und kann es nicht;
Sie eilt vergebens, sich zu retten
Und sich dem Richter zu entziehn,
Der Zorn des Herrn, gleich eh'rnen Ketten,
Hält ihren Fuß, sie kann nicht fliehn.

Hier liegt der zertretne Drache,
Er liegt und fühlt des Höchsten Rache,
Er fühlet sie und knirscht vor Wuth;
Er fühlt der ganzen Hölle Qualen,
Er ächzt und heult bei tausend Malen:
Vernichte mich, o heiße Gluth!
Da liegt er in dem Flammenmeere,
Ihn foltern ewig Angst und Pein;
Er flucht, daß ihn die Qual verzehre,
Und hört, die Qual soll ewig sein.

Auch hier sind jene großen Schaaren,
Die mit ihm gleichen Lasters waren,
Doch lange nicht so bös als er;
Hier liegt die ungezählte Menge
In schwarzem, schrecklichem Gedränge,
Im Feuerorkan um ihn her.
Er sieht, wie sie den Richter scheuen,
Er sieht, wie sie der Sturm zerstiebt,
Er sieht's und kann sich doch nicht freuen,
Weil seine Pein noch größer ist.

Des Menschen Sohn steigt im Triumphe
Hinab zum schwarzen Höllensumpfe
Und zeigt dort Seine Herrlichkeit.
Die Hölle kann den Glanz nicht tragen;
Seit ihren ersten Schöpfungstagen
Beherrschte sie die Dunkelheit;
Sie lag, entfernt von allem Lichte,
Erfüllt von Qual im Chaos hier;
Den Strahl von Seinem Angesichte
Verwandte Gott auf stets von ihr.

Jetzt siehet sie in ihren Grenzen
Die Herrlichkeit des Sohnes glänzen,
Die fürchterliche Majestät!
Sie sieht mit Donnern Ihn umgeben,

beobachten, da soll er lernen, da soll er, wie ein Kind, das man aussetzt, sich in der Fremde durch eigne Kräfte forthelfen. Schlägt man deswegen das Buch eines Theoretikers auf, um wieder in die Breite und Länge der Erfahrung, um in die Unsicherheit einzelner zerstreuter Beobachtungen, in die Verirrungen einer ungeübten Denkkraft zurückgewiesen zu werden? Freilich ist das Genie im Allgemeinen zur Kunst sowie im Besondern zu einem bestimmten Theile der Kunst unentbehrlich; wohl ist eine glückliche Disposition des Auges zur Empfänglichkeit für die Farben, ein gewisses Gefühl für die Harmonie derselben von Natur erforderlich; ursprünglich muß das Genie sehen, beobachten, ausüben und durch sich selbst bestehen; dagegen hat es Stunden genug, in denen es ein Bedürfniß fühlt, durch den Gedanken über die Erfahrung, ja, wenn man will, über sich selbst erhoben zu werden. Dann nähert es sich gern dem Theoretiker, von dem es die Verkürzung seines Wegs, die Erleichterung der Behandlung in jedem Sinne erwarten darf.

„Urtheil über die Farbengebung. Nur die Meister der Kunst sind die wahren Richter der Zeichnung; die ganze Welt kann über die Farbe urtheilen."

Hierein können wir keineswegs einstimmen. Zwar ist die Farbe in doppeltem Sinne, sowol in Absicht auf Harmonie im Ganzen als auf Wahrheit des Dargestellten im Einzelnen, leichter zu fühlen, insofern sie unmittelbar an gesunde Sinne spricht; aber von dem Kolorit als eigentlichem Kunstprodukte kann doch nur der Meister so wie von allen übrigen Rubriken urtheilen. Ein buntes, ein heiteres, ein durch eine gewisse Allgemeinheit oder ein im Besondern harmonisches Bild kann die Menge anlocken, den Liebhaber erfreuen; jedoch urtheilen darüber kann nur der Meister oder ein entschiedner Kenner. Entdecken doch auch ganz ungeübte Menschen Fehler in der Zeichnung; Kinder werden durch Aehnlichkeit eines Bildnisses frappirt, es giebt gar Vieles, das ein gesundes Auge im Einzelnen richtig bemerkt, ohne im Ganzen zulänglich, in Hauptpunkten zuverlässig zu sein. Hat man nicht die Erfahrung, daß Ungeübte Tizian's Kolorit selbst nicht natürlich finden? Und vielleicht war Diderot auch in demselben Falle, da er nur immer Vernet und Chardin*) als Muster des Kolorits anführt.

*) Der Erste, Claude Joseph Vernet (1714—1789), ist der Marinemaler, der Zweite, Jean Baptiste Siméon Chardin (1699—1779), Genremaler im Sinne der älteren niederländischen Meister.

„Ein Halbkenner übersieht wol in der Eile ein Meisterstück der Zeichnung, des Ausdrucks, der Zusammensetzung; das Auge hat niemals den Koloristen vernachlässigt.“

Von Halbkennern sollte eigentlich gar die Rede nicht sein! Ja, wenn man es streng nimmt, giebt es gar keine Halbkenner. Die Menge, die von einem Kunstwerke angezogen oder abgestoßen wird, macht auf Kennerschaft keinen Anspruch; der ächte Liebhaber wächst täglich und erhält sich immerfort bildsam. Es giebt halbe Töne, aber auch diese sind harmonisch im Ganzen; der Halbkenner ist eine falsche Saite, die nie einen richtigen Ton angiebt, und gerade beharrt er auf diesem falschen Ton, da selbst ächte Meister und Kenner sich nie für vollendet halten.

„Seltenheit guter Koloristen. Aber warum giebt es so wenig Künstler, die das hervorbringen könnten, was Jedermann begreift?“

Hier liegt wieder der Irrthum in dem falschen Sinne, der dem Worte begreifen gegeben ist. Die Menge begreift die Harmonie und die Wahrheit der Farben ebensowenig als die Ordnung einer schönen Zusammensetzung. Freilich werden beide nur desto leichter gefaßt, je vollkommener sie sind, und diese Faßlichkeit ist eine Eigenschaft alles Vollkommenen in der Natur und der Kunst; diese Faßlichkeit muß es mit dem Alltäglichen gemein haben, nur daß dieses reizlos, ja abgeschmackt sein kann, Langeweile und Verdruß erregt, jenes aber reizt, unterhält, den Menschen auf die höchsten Stufen seiner Existenz erhöht, ihn dort gleichsam schwebend erhält und um das Gefühl seines Daseins sowie um die verfließende Zeit betrügt.

Homer's Gesänge werden schon seit Jahrtausenden gefaßt, ja mitunter begriffen; und wer bringt etwas Aehnliches hervor? Was ist faßlicher, was ist begreiflicher als die Erscheinung eines trefflichen Schauspielers? Er wird von Tausenden und aber Tausenden gesehen und bewundert, und wer vermag ihn nachzuahmen?

Eigenschaften eines ächten Koloristen.

„Wahrheit und Harmonie. Wer ist denn für mich der wahre, der große Kolorist? Derjenige, der den Ton der Natur und wohlerleuchteter Gegenstände gefaßt hat und der zugleich sein Gemälde in Harmonie zu bringen wußte.“

Ich würde lieber sagen: Derjenige, welcher die Farben der

Gegenstände am richtigsten und reinsten, unter allen Umständen der Beleuchtung, der Entfernung u. s. w., lebhaft faßt und darstellt und sie in ein harmonisches Verhältniß zu setzen weiß.

An wenig Gegenständen erscheint die Farbe in ihrer ursprünglichen Reinheit, selbst im vollsten Lichte; sie wird mehr oder minder durch die Natur der Körper, an denen sie erscheint, schon modifizirt, und überdies sehen wir sie noch durch stärkeres oder schwächeres Licht, durch Beschattung, durch Entfernung, ja endlich sogar durch mancherlei Trug, auf tausenderlei Weise bestimmt und verändert. Alles das zusammen kann man Wahrheit der Farbe nennen; denn es ist diejenige Wahrheit, die einem gesunden, kräftigen, geübten Künstlerauge erscheint. Aber dieses Wahre wird in der Natur selten harmonisch angetroffen; die Harmonie ist in dem Auge des Menschen zu suchen; sie ruht auf einer innern Wirkung und Gegenwirkung des Organs, nach welchem eine gewisse Farbe eine andere fordert, und man kann eben so gut sagen: „Wenn das Auge eine Farbe sieht, so fordert es die harmonische", als man sagen kann: „Die Farbe, welche das Auge neben einer andern fordert, ist die harmonische." Diese Farben, auf welchen alle Harmonie und also der wichtigste Theil des Kolorits ruht, wurden bisher von den Physikern zufällige Farben genannt.

„Leichte Vergleichung. Nichts in einem Bilde spricht uns mehr an als die wahre Farbe; sie ist dem Unwissenden wie dem Unterrichteten verständlich."

Dieses ist in jedem Sinne wahr; doch ist es nöthig zu untersuchen, was denn diese wenigen Worte eigentlich sagen wollen. Bei Allem, was nicht menschlicher Körper ist, bedeutet die Farbe fast mehr als die Gestalt, und die Farbe ist es also, wodurch wir viele Gegenstände eigentlich erkennen, oder wodurch sie uns interessiren. Der einfarbige, der unfarbige Stein will nichts sagen; das Holz wird durch die Mannichfaltigkeit seiner Farbe nur bedeutend; die Gestalt des Vogels ist uns durch ein Gewand verhüllt, das uns durch einen regelmäßigen Farbenwechsel vorzüglich anlockt. Alle Körper haben gewissermaßen eine individuelle Farbe, wenigstens eine Farbe der Geschlechter und Arten; selbst die Farben künstlicher Stoffe sind nach Verschiedenheit derselben verschieden; anders erscheint Cochenille auf Leinwand, anders auf Wolle, anders auf Seide. Taft, Atlas, Sammt, obgleich alle von seidnem Ursprung, bezeichnen sich anders dem Auge, und was kann uns mehr reizen,

mehr ersetzen, mehr täuschen und bezaubern, als wenn wir auf einem Gemälde das Bestimmte, Lebhafte, Individuelle eines Gegenstandes, wodurch er uns zeitlebens angesprochen, wodurch er uns allein bekannt ist, wieder erblicken? Alle Darstellung der Form ohne Farbe ist symbolisch; die Farbe allein macht das Kunstwerk wahr, nähert es der Wirklichkeit.

Farben der Gegenstände.

„Farbe des Fleisches. Man hat behauptet, die schönste Farbe in der Welt sei die liebenswürdige Röthe, womit Unschuld, Jugend, Gesundheit, Bescheidenheit und Scham die Wangen eines Mädchens zieren, und man hat nicht nur etwas Feines, Rührendes, Zartes, sondern auch etwas Wahres gesagt; denn das Fleisch ist schwer nachzubilden; dieses saftige Weiß, überein, ohne blaß, ohne matt zu sein, diese Mischung von Roth und Blau, die unmerklich durch (das Gelbliche) dringt, das Blut, das Leben, bringen den Koloristen in Verzweiflung. Wer das Gefühl des Fleisches erreicht hat, ist schon weit gekommen, das Uebrige ist nichts dagegen. Tausend Maler sind gestorben, ohne das Fleisch gefühlt zu haben, tausend andere werden sterben, ohne es zu fühlen."

Diderot stellt sich mit Recht hier auf den Gipfel der Farbe, die wir an Körpern erblicken. Die Elementarfarben, welche wir bei physiologischen, physischen und chemischen Phänomenen bemerken und abgesondert erblicken, werden wie alle andern Stoffe der Natur veredelt, indem sie organisch angewendet werden. Das höchste organisirte Wesen ist der Mensch, und man erlaube uns, die wir für Künstler schreiben, anzunehmen, daß es unter den Menschenracen innerlich und äußerlich vollkommner organisirte gebe, deren Haut als die Oberfläche der vollkommenen Organisation die schönste Farbenharmonie zeigt, über die unsere Begriffe nicht hinausgehen. Das Gefühl dieser Farbe des gesunden Fleisches, ein thätiges Anschauen derselben, wodurch der Künstler sich zum Hervorbringen von etwas Aehnlichem geschickt zu machen strebt, erfordert so mannichfaltige und zarte Operationen des Auges sowol als des Geistes und der Hand, ein frisches, jugendliches Naturgefühl und ein gereiftes Geistesvermögen, daß alles Andere dagegen nur Scherz und Spielwerk, wenigstens alles Andere in dieser höchsten Fähigkeit begriffen zu sein scheint. Ebenso ist es mit der Form. Wer sich zu der Idee von der

bedeutenden und schönen menschlichen Form emporgehoben hat, wird alles Uebrige bedeutend und schön hervorbringen. Was für herrliche Werke entstanden nicht, wenn die großen sogenannten Historienmaler sich herabließen, Landschaften, Thiere und unorganische Beiwerke zu malen!

Da wir übrigens mit unserm Autor ganz in Einstimmung sind, so lassen wir ihn selbst reden.

„Ihr könntet glauben, daß, um sich im Kolorit zu bestärken, ein Wenig Studium der Vögel und der Blumen nicht schaden könnte. Nein, mein Freund, niemals wird Euch diese Nachahmung das Gefühl des Fleisches geben. Was wird aus Bachelier,*) wenn er seine Rose, seine Jonquille, seine Nelke aus den Augen verliert? Laßt Madame Vien**) ein Porträt malen und tragt es nachher zu Latour!***) Aber nein, bringt es ihm nicht! Der Verräther ehrt keinen seiner Mitbrüder so sehr, um ihm die Wahrheit zu sagen; aber bewegt ihn, der Fleisch zu malen versteht, ein Gewand, einen Himmel, eine Nelke, eine duftige Pflaume, eine zartwollige Pfirsiche zu malen, Ihr werdet sehen, wie herrlich er sich herauszieht. Und Chardin! Warum nimmt man seine Nachahmung unbelebter Wesen für die Natur selbst? Eben deswegen, weil er das Fleisch hervorbringt, wann er will."

Man kann sich nicht muntrer, feiner, artiger ausdrücken; der Grundsatz ist auch wol wahr. Nur steht Latour nicht als glückliches Beispiel eines großen Farbekünstlers; er ist ein bunt übertriebner oder vielmehr manierirter Maler aus Rigaud's†) Schule oder ein Nachahmer dieses Meisters.

In dem Folgenden geht Diderot zu der neuen Schwierigkeit über, die der Maler findet, indem das Fleisch an und für sich nicht allein so schwer nachzuahmen ist, sondern die Schwierigkeit noch dadurch vermehrt wird, daß diese Oberfläche einem denkenden, sinnenden, fühlenden Wesen angehört, dessen innerste, geheimste,

*) Jean Jaques Bachelier (1724–1805), Professor der Pariser Akademie, Frucht- und Blumenmaler.

**) Marie Therese Reboul (1728–1805), Gattin des Malers Joseph Marie Vien, gleichfalls Thier- und Blumenmalerin, deren meiste Bilder nach Rußland gegangen sind.

***) Maurice Quentin de la Tour (1704–1788), angesehener Porträtmaler.

†) Hyacinthe Rigaud (1659–1743); von seinen Porträts sind berühmt u. a. die von Ludwig XIV., Bossuet und Fenelon.

leichteste Veränderungen sich blitzschnell über das Aeußere verbreiten. Er übertreibt ein Wenig die Schwierigkeit, doch mit besonderer Anmuth und ohne sich von der Wahrheit zu entfernen.

„Aber was dem großen Koloristen noch endlich ganz den Kopf verrückt, das ist der Wechsel dieses Fleisches, das sich von einem Augenblick zum andern belebt und verfärbt. Indessen der Künstler sich an sein Tuch heftet, indem sein Pinsel mich darzustellen beschäftigt ist, habe ich mich verändert, und er findet mich nicht wieder. Ist mir der Abbé Leblanc*) in die Gedanken gekommen, so mußte ich vor Langerweile gähnen; ziehe sich der Abbé Trublet**) meiner Einbildungskraft, so sehe ich ironisch aus. Erscheint mir mein Freund Grimm oder meine Sophie, dann klopft mein Herz, die Zärtlichkeit und Heiterkeit verbreitet sich über mein Gesicht, die Freude scheint mir durch die Haut zu dringen, die kleinsten Blutgefäße werden erschüttert, und die unmerkliche Farbe des lebendigen Flüssigen hat über alle meine Züge die Farbe des Lebens verbreitet. Blumen und Früchte schon verändern sich vor dem aufmerksamen Blick des Latour und Bachelier. Welche Qual ist nicht für sie das Gesicht des Menschen! Diese Leinwand, die sich rührt, sich bewegt, sich ausdehnt und so bald erschlafft, sich färbt und mißfärbt nach unendlichen Abwechslungen dieses leichten und beweglichen Hauchs, den man die Seele nennt!"

Wir sagten vorhin, daß Diderot die Schwierigkeit einigermaßen übertreibe, und gewiß, sie wäre unüberwindlich, wenn der Maler nicht das besäße, was ihn zum Künstler macht, wenn er von dem Hin- und Wiederblicken zwischen Körper und Leinwand allein abhinge, wenn er nichts zu machen verstünde, als was er sieht. Aber das ist ja eben das Künstlergenie, das ist das Künstlertalent, daß es anzuschauen, festzuhalten, zu verallgemeinen, zu symbolisiren, zu charakterisiren weiß, und zwar in jedem Theile der Kunst, in Form sowol als Farbe. Dadurch ist es eben ein Künstlertalent, daß es eine Methode besitzt, nach welcher es die Gegenstände behandelt, eine sowol geistige als praktisch mechanische Methode, wodurch es den beweglichsten Gegenstand festzuhalten, zu determiniren und ihm eine Einheit und Wahrheit der künstlichen Existenz zu geben weiß.

*) S. Goethe's Werke, XXXI. S. 109.

**) Ebendas. XXXI. S. 141.

„Aber bald hätte ich vergessen, Euch von der Farbe der Leidenschaft zu reden; und doch war ich ganz nahe dran. Hat nicht jede Leidenschaft ihre eigene Farbe? Verändert sie sich nicht auf jeder Stufe der Leidenschaft? Die Farbe hat ihre Abstufungen im Zorn; entflammt er das Gesicht, so brennen die Augen; ist er auf dem höchsten Grad, so verengt er das Herz, anstatt es auszudehnen; dann verwirren sich die Augen, die Blässe verbreitet sich über die Stirn, über die Wangen, die Lippen zittern und verbleichen. Liebe und Verlangen, süßer Genuß, glückliche Befriedigung, — färbt nicht jeder dieser Momente mit andern Farben eine geliebte Schönheit?"

Von dieser Periode gilt, was von der vorigen gesagt worden; auch hier ist Diderot zu loben, daß er dem Künstler die großen Forderungen zeigt, die man an ihn zu machen berechtigt ist, wenn er ihn auf die Mannichfaltigkeit der Naturerscheinungen aufmerksam macht und ihn dadurch vor dem Manieriren zu hüten sucht. Ein Gleiches hat er im Folgenden zur Absicht.

„Die Mannichfaltigkeit unserer gewirkten Stoffe, unserer Gewänder hat nicht wenig beigetragen, das Colorit vollkommener zu machen."

Schon oben ist in einer Anmerkung hierüber etwas gesagt worden.

„Der allgemeine Ton der Farbe kann schwach sein, ohne falsch zu sein."

Daß die Lokalfarbe sowol in einem ganzen Bilde als durch die verschiedenen Gründe eines Bildes gemäßigt werden und doch noch immer wahr und den Gegenständen gemäß bleiben kann, daran ist nicht der mindeste Zweifel.

Von der Harmonie der Farben.

Wir kommen nunmehr an einen wichtigen Punkt, über den wir schon oben Einiges geäußert, der aber nicht hier, sondern in der Folge der ganzen Farbenlehre nur vorgetragen und erörtert werden kann.

„Man sagt, daß es freundliche und feindliche Farben gebe, und man hat Recht, wenn man darunter versteht, daß es solche giebt, die sich schwer verbinden, die dergestalt neben einander absetzen, daß Licht und Luft, diese beiden allgemeinen Harmonisten, uns kaum die unmittelbare Nachbarschaft erträglich machen können."

Da man auf den Grund der Farbenharmonie nicht gelangen konnte und doch harmonische und disharmonische Farben eingestehen mußte, zugleich aber bemerkte, daß stärkeres oder schwächeres Licht den Farben etwas zu geben oder zu nehmen und dadurch eine gewisse Vermittlung zu machen schien, da man bemerkte, daß die Luft, indem sie die Körper umgiebt, gewisse mildernde und sogar harmonische Veränderungen hervorbringt, so sah man beide als die allgemeinen Harmonisten an, man vermischte das von dem Kolorit kaum getrennte Helldunkel auf eine unzulässige Weise wieder mit demselben, man brachte die Massen herbei, man redete von Luftperspektive, nur um einer Erklärung über die Harmonie der Farben auszuweichen. Man sehe das Sulzersche Kapitel vom Kolorit und wie dort die Frage, was Harmonie der Farben sei, nicht herausgehoben, sondern unter fremden und verwandten Dingen vergraben und verschüttet wird. Diese Arbeit ist also noch zu thun, und vielleicht zeigt es sich, daß eine solche Harmonie, wie sie unabhängig und ursprünglich im Auge, im Gefühl des Menschen existirt, auch durch Zusammenstellung von gefärbten Gegenständen äußerlich hervorgebracht werden kann.

„Ich zweifle, daß irgend ein Maler diese Partie besser verstehe als eine Frau, die ein Wenig eitel ist, oder ein Sträußermädchen, die ihr Handwerk versteht."

Also ein reizbares Weib, ein lebhaftes Sträußermädchen verstehen sich auf die Harmonie der Farben! Die Eine weiß, was ihr wohl ansteht, die Andere, wie sie ihre Waare gefällig machen soll. Und warum begiebt sich der Philosoph, der Physiolog nicht in diese Schule? Warum nimmt er sich nicht die kleine Mühe, zu beobachten, wie ein liebenswürdiges Geschöpf verfährt, um diesen Elementarkreis zu ihren Gunsten zu ordnen? Warum beobachtet er nicht, was sie sich zueignet und was sie verschmäht? Die Harmonie und Disharmonie der Farben ist zugestanden, der Maler ist darauf hingewiesen, Jeder fordert sie von ihm, und Niemand sagt ihm, was sie sei. Was geschieht? Sein natürliches Gefühl führt ihn in manchen Fällen recht, in andern weiß er sich nicht zu helfen. Und wie benimmt er sich? Er weicht der Farbe selbst aus, er schwächt sie und glaubt sie dadurch zu harmoniren, indem er ihr die Kraft nimmt, ihre Widerwärtigkeit gegen eine andere recht lebhaft an den Tag zu legen.

„Der allgemeine Ton der Farbe kann schwach sein, ohne

daß die Harmonie zerstört werde; im Gegentheil läßt sich die Stärke des Kolorits mit der Harmonie schwer verbinden."

Man giebt keineswegs zu, daß es leichter sei, ein schwaches Kolorit harmonischer zu machen als ein starkes; aber freilich, wenn das Kolorit stark ist, wenn die Farben lebhaft erscheinen, dann empfindet auch das Auge Harmonie und Disharmonie viel lebhafter; wenn man aber die Farben schwächt, einige hell, andere gemischt, andere beschmutzt im Bilde braucht, dann weiß freilich Niemand, ob er ein harmonisches oder disharmonisches Bild sieht; das weiß man aber allenfalls zu sagen, daß es unwirksam, daß es unbedeutend sei.

„Weiß malen und hell malen sind zwei sehr verschiedene Dinge. Wenn unter zwei verschiedenen Kompositionen übrigens Alles gleich ist, so wird Euch die lichteste gewiß am Besten gefallen; es ist wie der Unterschied zwischen Tag und Nacht."

Ein Gemälde kann allen Anforderungen ans Kolorit genugthun und doch vollkommen hell und licht sein. Die helle Farbe erfreut das Auge, und ebendieselben Farben, in ihrer ganzen Stärke, in ihrem dunkelsten Zustande genommen, werden einen ernsten, ahnungsvollen Effekt hervorbringen; aber freilich ist es ein Anderes, hell malen, als ein weißes, kreidenhaftes Bild darstellen.

Noch Eins! Die Erfahrung lehrt, daß helle, heitere Bilder nicht immer den starken, kraftvollen Effektbildern vorgezogen werden. Wie hätte sonst Spagnolett*) zu seiner Zeit den Guido überwiegen können?

„Es giebt eine Zauberei, vor der man sich schwer verwahren kann: es ist die, welche der Maler ausübt, der seinem Bilde eine gewisse Stimmung zu geben versteht. Ich weiß nicht, wie ich Euch deutlich meine Gedanken ausdrücken soll. Hier auf dem Gemälde steht eine Frau, in weißen Atlas gekleidet. Deckt das übrige Bild zu und seht das Kleid allein! Vielleicht erscheint Euch dieser Atlas schmutzig, matt und nicht sonderlich wahr. Aber seht diese Figur wieder in der Mitte der Gegenstände, von denen sie umgeben ist, und alsobald wird der Atlas und seine Farbe ihre Wirkung wieder leisten. Das macht, daß das Ganze gemäßigt ist, und indem jeder Gegenstand verhältniß-

*) Joseph Ribera, genannt Spagnoletto (1588–1656), malte zum Theil Bilder von gräßlicher Naturwahrheit, wie die Schindung des Apostels Bartholomäus.

Sie sieht, daß alle Felsen beben,
Wie Gott im Grimme vor ihr steht.
Sie sieht's, Er kommet, sie zu richten,
Sie fühlt den Schmerzen, der sie plagt,
Sie wünscht umsonst sich zu vernichten;
Auch dieser Trost bleibt ihr versagt.

Nun denkt sie an ihr altes Glücke,
Voll Pein an jene Zeit zurücke,
Da dieser Glanz ihr Lust gebar;
Da noch ihr Herz im Stand der Tugend,
Ihr froher Geist in frischer Jugend
Und stets voll neuer Wonne war.
Sie denkt mit Wuth an ihr Verbrechen,
Wie sie die Menschen kühn betrog;
Sie dachte, sich an Gott zu rächen,
Jetzt fühlt sie, was es nach sich zog.

Gott ward ein Mensch, Er kam auf Erden.
„Auch Dieser soll mein Opfer werden,"
Sprach Satanas und freute sich.
Er suchte Christum zu verderben,
Der Welten Schöpfer sollte sterben;
Doch weh Dir, Satan, ewiglich!
Du glaubtest, Ihn zu überwinden,
Du freutest Dich bei Seiner Noth;
Doch siegreich kommt Er, Dich zu binden:
Wo ist Dein Stachel hin, o Tod?

Sprich, Hölle! sprich: wo ist Dein Siegen?
Sieh nur, wie Deine Mächte liegen!
Erkennst Du bald des Höchsten Macht?
Sieh, Satan, sieh Dein Reich zerstöret!
Von tausendfacher Qual beschweret,
Liegst Du in ewig finstrer Nacht.
Da liegst Du wie vom Blitz getroffen,
Kein Schein vom Glück erfreuet Dich.
Es ist umsonst! Du darfst nichts hoffen,
Messias starb allein für mich!

Es steigt ein Heulen durch die Lüfte,
Schnell wanken jene schwarzen Grüfte,
Als Christus sich der Hölle zeigt.
Sie knirscht aus Wuth; doch ihrem Wüthen

mäßig verliert, so ist nicht zu bemerken, was jedem einzelnen gebricht; die Uebereinstimmung rettet das Werk. Es ist die Natur, bei Sonnenuntergang gesehen."

Niemand wird zweifeln, daß ein solches Bild Wahrheit und Uebereinstimmung, besonders aber große Verdienste in der Behandlung haben könne.

„Fundament der Harmonie. Ich werde mich wohl hüten, in der Kunst die Ordnung des Regenbogens umzustoßen. Der Regenbogen ist in der Malerei, was der Grundbaß in der Musik ist."

Endlich deutet Diderot auf ein Fundament der Harmonie; er will es im Regenbogen finden und beruhigt sich dabei, was die französische Malerschule darüber ausgesprochen haben mag. Indem der Physiker die ganze Farbentheorie auf die prismatischen Erscheinungen und also gewissermaßen auf den Regenbogen gründete, so nahm man wol hier und da diese Erscheinungen gleichfalls bei der Malerei als Fundament der harmonischen Gesetze an, die man bei der Farbengebung vor Augen haben müsse, um so mehr, als man eine auffallende Harmonie in dieser Erscheinung nicht leugnen konnte. Allein der Fehler, den der Physiker beging, verfolgte mit seinen schädlichen Einflüssen auch den Maler. Der Regenbogen so wie die prismatischen Erscheinungen sind nur einzelne Fälle der viel weiter ausgebreiteten, mehr umfassenden, tiefer zu begründenden harmonischen Farbenerscheinungen. Es giebt nicht eine Harmonie, weil der Regenbogen, weil das Prisma sie uns zeigen, sondern diese genannten Phänomene sind harmonisch, weil es eine höhere, allgemeine Harmonie giebt, unter deren Gesetzen auch sie stehen.

Der Regenbogen kann keineswegs dem Grundbaß in der Musik verglichen werden; jener umfaßt sogar nicht einmal alle Erscheinungen, die wir bei der Refraktion gewahr werden; er ist so wenig der Generalbaß der Farben, als ein Dur-Akkord der Generalbaß der Musik ist: aber weil es eine Harmonie der Töne giebt, so ist ein Dur-Akkord harmonisch. Forschen wir aber weiter, so finden wir auch einen Moll-Akkord, der keineswegs in dem Dur-Akkord, wohl aber in dem ganzen Kreise musikalischer Harmonie begriffen ist.

So lange nun in der Farbenlehre nicht auch klar wird, daß die Totalität der Phänomene nicht unter ein beschränktes Phänomen und dessen allenfallsige Erklärung gezwängt werden kann, sondern daß jedes einzelne sich in den Kreis mit allen

übrigen stellen, sich ordnen, sich unterordnen muß, so wird auch diese Unbestimmtheit, diese Verwirrung in der Kunst dauern, wo man im Praktischen das Bedürfniß weit lebhafter fühlt, anstatt daß der Theoretiker die Frage nur stille bei Seite lehnen und eigensinnig behaupten darf, Alles sei ja schon erklärt.

„Aber ich fürchte, daß kleinmüthige Maler davon ausgegangen sind, um auf eine armselige Weise die Grenzen der Kunst zu verengen und sich eine leichte und beschränkte Manier zu bereiten, das, was wir so unter uns ein Protokoll nennen."*)

Diderot rügt hier eine kleine Manier, in welche verschiedene Maler verfallen sein mögen, welche sich an die beschränkte Lehre des Physikers zu nahe anschlossen. Sie stellten, so scheint es, auf ihrer Palette die Farben in der Ordnung, wie sie im Regenbogen vorkommen, und es entstand daraus eine unleugbare harmonische Folge; sie nannten es ein Protokoll, weil hier nun gleichsam Alles verzeichnet war, was geschehen konnte und sollte. Allein da sie die Farben nur in der Folge des Regenbogens und des prismatischen Gespenstes kannten, so wagten sie es nicht, bei der Arbeit diese Reihe zu zerstören oder sie dergestalt zu behandeln, daß man jenen Elementarbegriff dabei verloren hätte, sondern man konnte das Protokoll durchs ganze Bild wiederfinden; die Farbe blieb auf dem Gemälde wie auf der Palette nur Stoff, Materie, Element und ward nicht durch eine wahre genialische Behandlung in ein harmonisches Ganze organisch verwebt. Diderot greift diese Künstler mit Heftigkeit an. Ich kenne ihre Namen nicht und habe keine solche Gemälde gesehen; aber ich glaube mir nach Diderot's Worten wohl vorzustellen, was er meint.

„Fürwahr, es giebt solche Protokollisten in der Malerei, solche unterthänige Diener des Regenbogens, daß man beständig errathen kann, was sie machen werden. Wenn ein Gegenstand diese oder jene Farbe hat, so kann man gewiß sein, diese oder jene Farbe ganz nahe daran zu finden. Ist nun die Farbe der einen Ecke auf ihrem Gemälde gegeben, so weiß man alles Uebrige. Ihr ganzes Leben lang thun sie nichts weiter, als diese Ecke zu versetzen; es ist ein beweglicher Punkt, der auf einer Fläche herumspaziert, der sich aufhält und bleibt, wo es ihm beliebt, der aber immer dasselbe Gesetze hat. Er gleicht

*) „Ce que nous appelons entre nous un protocolle": Cramer übersetzt „Malerdrian", wodurch der Sinn indessen nicht vollständig ausgedrückt wird.

einem großen Herrn, der mit seinem Hof immer in einerlei Kleidern erschiene."

„Rechtes Kolorit. So handelt nicht Vernet, nicht Chardin. Ihr unerschrockner Pinsel weiß mit der größten Kühnheit die größte Mannichfaltigkeit und die vollkommenste Harmonie zu verbinden und so alle Farben der Natur mit allen ihren Abstufungen darzustellen."

Hier fängt Diderot an, die Behandlung mit dem Kolorit zu vermengen. Durch eine solche Behandlung verliert sich freilich alles Stoffartige, Elementare, Rohe, Materielle, indem der Künstler die mannichfaltige Wahrheit des Einzelnen, in einer schön verbundnen Harmonie des Ganzen verborgen, vorzustellen weiß, und so wären wir zu denen Hauptpunkten, von denen wir ausgingen, zu Wahrheit in Uebereinstimmung zurückgekehrt.

Sehr wichtig ist der folgende Punkt, über den wir erst Diderot hören und dann unsere Gedanken gleichfalls eröffnen wollen.

„Und dessen ungeachtet haben Vernet und Chardin eine eigene und beschränkte Art der Farbenbehandlung. Ich zweifle nicht daran und würde sie wol entdecken, wenn ich mir die Mühe geben wollte. Das macht, daß der Mensch kein Gott ist und daß die Werkstatt des Künstlers nicht die Natur ist."

Nachdem Diderot gegen die Manieristen lebhaft gestritten, ihre Mängel aufgedeckt und ihnen seine Lieblingskünstler, Vernet und Chardin, entgegengesetzt, so kommt er an den zarten Punkt, daß denn doch auch diese mit einer gewissen bestimmten Behandlungsart zu Werke gehen, der man wol etwas Eignes, etwas Beschränktes Schuld geben könnte, so daß er kaum sieht, wie er sie von den Manieristen unterscheiden soll. Hätte er von den größten Künstlern gesprochen, so würde er doch in Versuchung gerathen sein, ebendasselbe zu sagen; aber er wird billig, er will den Künstler nicht mit Gott, das Kunstwerk nicht mit einem Naturproducte vergleichen.

Wodurch unterscheidet sich denn also der Künstler, der auf dem rechten Wege geht, von demjenigen, der den falschen eingeschlagen hat? Dadurch, daß er einer Methode bedächtig folgt, anstatt daß jener leichtsinnig einer Manier nachhängt.

Der Künstler, der immer anschaut, empfindet, denkt, wird die Gegenstände in ihrer höchsten Würde, in ihrer lebhaftesten Wirkung, in ihren reinsten Verhältnissen erblicken, bei der Nachahmung wird ihm eine selbstgedachte, eine überlieferte, selbst-

durchdachte Methode die Arbeit erleichtern, und wenngleich bei Ausübung dieser Methode seine Individualität mit ins Spiel kommt, so wird er doch durch dieselbe sowie durch die reinste Anwendung seiner höchsten Sinnes- und Geisteskräfte immer wieder ins Allgemeine gehoben und kann so bis an die Grenzen der möglichen Produktion geführt werden. Auf diesem Wege erhuben sich die Griechen bis zu der Höhe, auf der wir besonders ihre plastische Kunst kennen; und warum haben ihre Werke aus den verschiednen Zeiten und von verschiednem Werthe einen gewissen gemeinsamen Eindruck? Doch wol nur daher, weil sie der einen wahren Methode im Vorschreiten folgten, welche sie selbst beim Rückschritt nicht ganz verlassen konnten.

Das Resultat einer ächten Methode nennt man Stil, im Gegensatz der Manier. Der Stil erhebt das Individuum zum höchsten Punkt, den die Gattung zu erreichen fähig ist; deswegen nähern sich alle großen Künstler einander in ihren besten Werken. So hat Raphael wie Tizian kolorirt, da wo ihm die Arbeit am Glücklichsten gerieth. Die Manier hingegen individualisirt, wenn man so sagen darf, noch das Individuum. Der Mensch, der seinen Trieben und Neigungen unaufhaltsam nachhängt, entfernt sich immer mehr von der Einheit des Ganzen, ja sogar von Denen, die ihm allenfalls noch ähnlich sein könnten; er macht keine Ansprüche an die Menschheit, und so trennt er sich von den Menschen. Dieses gilt so gut vom Sittlichen als vom Künstlichen; denn da alle Handlungen des Menschen aus einer Quelle kommen, so gleichen sie sich auch in allen ihren Ableitungen.

Und so, edler Diderot, wollen wir bei Deinem Ausspruch beruhen, indem wir ihn verstärken.

Der Mensch verlange nicht, Gott gleich zu sein, aber er strebe, sich als Mensch zu vollenden! Der Künstler strebe, nicht ein Naturwerk, aber ein vollendetes Kunstwerk hervorzubringen!

Irrthümer und Mängel.

„Karrikatur. Es giebt Karrikaturen der Farbe wie der Zeichnung, und alle Karrikatur ist im bösen Geschmack."

Wie eine solche Karrikatur möglich sei, und worin sie sich von einer eigentlich disharmonischen Farbengebung unterscheide, läßt sich erst deutlich auseinandersetzen, wenn wir über die Harmonie der Farben und den Grund, worauf sie beruht, einig

geworden; denn es setzt voraus, daß das Auge eine Uebereinstimmung anerkenne, daß es eine Disharmonie fühle, und daß man, woher die beiden entstehen, unterrichtet sei. Alsdann sieht man erst ein, daß es eine dritte Art geben könne, die sich zwischen beide hineinsetzt. Man kann mit Verstand und Vorsatz von der Harmonie abweichen, und dann bringt man das Charakteristische hervor; geht man aber weiter, übertreibt man diese Abweichung, oder wagt man sie ohne richtiges Gefühl und bedächtige Ueberlegung, so entsteht die Karrikatur, die endlich Fratze und völlige Disharmonie wird, und wofür sich jeder Künstler sorgfältig hüten sollte.

„Individuelles Kolorit. Warum giebt es so vielerlei Koloristen, indessen es nur eine Farbenmischung in der Natur giebt?"

Man kann nicht eigentlich sagen, daß es nur ein Kolorit in der Natur gebe; denn beim Worte Kolorit denken wir uns immer zugleich den Menschen, der die Farbe sieht, im Auge aufnimmt und zusammenhält. Aber das kann und muß man annehmen, um nicht in Ungewißheit des Räsonnements zu gerathen, daß alle gesunden Augen alle Farben und ihr Verhältniß ungefähr überein sehen; denn auf diesem Glauben der Uebereinstimmung solcher Apperzeptionen beruht ja alle Mittheilung der Erfahrung.

Daß aber auch in den Organen eine große Abweichung und Verschiedenheit in Absicht auf Farben sich befindet, kann man am Besten bei dem Maler sehen, der etwas Aehnliches mit dem, was er sieht, hervorbringen soll. Wir können aus dem Hervorgebrachten auf das Gesehene schließen und mit Diderot sagen:

„Die Anlage des Organs trägt gewiß viel dazu bei. Ein zartes und schwaches Auge wird sich mit lebhaften und starken Farben nicht befreunden, und ein Maler wird keine Wirkungen in sein Bild bringen wollen, die ihn in der Natur verletzen; er wird das lebhafte Roth, das volle Weiß nicht lieben, er wird die Tapeten, mit denen er die Wände seines Zimmers bedeckt, er wird seine Leinwand mit schwachen, sanften und zarten Tönen färben und gewöhnlich durch eine gewisse Harmonie ersetzen, was er Euch an Kraft entzog."

Dieses schwache, sanfte Kolorit, diese Flucht vor lebhaften Farben kann sich, wie Diderot hier angiebt, von einer Schwäche der Nerven überhaupt herschreiben. Wir finden, daß gesunde,

ſtarke Nationen, daß das Volk überhaupt, daß Kinder und junge Leute ſich an lebhaften Farben erfreuen; aber ebenſo finden wir auch, daß der gebildetere Theil die Farbe flieht, theils weil ſein Organ geſchwächt iſt, theils weil er das Auszeichnende, das Charakteriſtiſche vermeidet.

Bei dem Künſtler hingegen iſt die Unſicherheit, der Mangel an Theorie oft Schuld, wenn ſein Kolorit unbedeutend iſt. Die ſtärkſte Farbe findet ihr Gleichgewicht, aber nur wieder in einer ſtarken Farbe, und nur wer ſeiner Sache gewiß wäre, wagte ſie neben einander zu ſetzen. Wer ſich dabei der Empfindung, dem Ungefähr überläßt, bringt leicht eine Karrikatur hervor, die er, inſofern er Geſchmack hat, vermeiden wird; daher alſo das Dämpfen, das Miſchen, das Tödten der Farben, daher der Schein von Harmonie, die ſich in ein Nichts auflöſt, anſtatt das Ganze zu umfaſſen.

„Warum ſollte der Charakter, ja ſelbſt die Lage des Malers nicht auf ſein Kolorit Einfluß haben? Wenn ſein gewöhnlicher Gedanke traurig, düſter und ſchwarz iſt, wenn es in ſeinem melancholiſchen Kopf und in ſeiner düſtern Werkſtatt immer Nacht bleibt, wenn er den Tag aus ſeinem Zimmer vertreibt, wenn er Einſamkeit und Finſterniß ſucht, werdet Ihr nicht eine Darſtellung zu erwarten haben, die wol kräftig, aber zugleich dunkel, mißfarbig und düſter iſt? Ein Gelbſüchtiger, der Alles gelb ſieht, wie ſoll der nicht über ſein Bild denſelben Schleier werfen, den ſein krankes Organ über die Gegenſtände der Natur zieht, und der ihm ſelbſt verdrießlich iſt, wenn er den grünen Baum, den eine frühere Erfahrung in die Einbildungskraft drückte, mit dem gelben vergleicht, den er vor Augen ſieht?

„Seid gewiß, daß ein Maler ſich in ſeinem Werke ebenſo ſehr, ja noch mehr als ein Schriftſteller in dem ſeinigen zeige. Einmal tritt er wol aus ſeinem Charakter, überwindet die Natur und den Hang ſeines Organs. Er iſt wie ein verſchloſſener, ſchweigender Mann, der doch auch einmal ſeine Stimme erhebt; die Exploſion iſt vorüber, er fällt in ſeinen natürlichen Zuſtand, in das Stillſchweigen zurück. Der traurige Künſtler, der mit einem ſchwachen Organ geboren iſt, wird wol einmal ein Gemälde von lebhafter Farbe hervorbringen, aber bald wird er wieder zu ſeinem natürlichen Kolorit zurückkehren."

Unterdeſſen iſt es ſchon äußerſt erfreulich, wenn ein Künſtler einen ſolchen Mangel bei ſich gewahr wird, und äußerſt beifallswürdig, wenn er ſich bemüht, ihm entgegenzuarbeiten. Sehr

selten findet sich ein solcher, und wo er sich findet, wird seine Bemühung gewiß belohnt, und ich würde ihm nicht, wie Diderot thut, mit einem unvermeidlichen Rückfall drohen, vielmehr ihm, wo nicht einen völlig zu erreichenden Zweck, doch einen immerwährenden glücklichen Fortschritt versprechen.

„Auf alle Fälle, wenn das Organ krankhaft ist, auf welche Weise es wolle, so wird es einen Dunst über alle Körper verbreiten, wodurch die Natur und ihre Nachahmung äußerst leiden muß."

Nachdem also Diderot den Künstler aufmerksam gemacht hat, was er an sich zu bekämpfen habe, so zeigt er ihm auch noch die Gefahren, die ihm in der Schule bevorstehen.

„Einfluß des Meisters. Was den wahren Koloristen selten macht, ist, daß der Künstler sich gewöhnlich einem Meister ergiebt. Eine undenkliche Zeit kopirt der Schüler die Gemälde des einen Meisters, ohne die Natur anzublicken; er gewöhnt sich, durch fremde Augen zu sehen, und verliert den Gebrauch der seinigen. Nach und nach macht er sich eine gewisse Kunstfertigkeit, die ihn fesselt, und von der er sich weder befreien noch entfernen kann; die Kette ist ihm ums Auge gelegt wie dem Sklaven um den Fuß, und das ist die Ursache, daß sich so manches falsche Kolorit verbreitet. Einer, der nach Lagrénée*) kopirt, wird sich ans Glänzende und Solide gewöhnen; wer sich an Le Prince**) hält, wird roth und ziegelfarbig werden, nach Greuze***) grau und violett; wer Chardin studirt, ist wahr. Und daher kommt diese Verschiedenheit in den Urtheilen über Zeichnung und Farbe selbst unter Künstlern; der Eine sagt, daß Poussin trocken, der Andere, daß Rubens übertrieben ist, und ich, der Liliputianer, klopfe ihnen sanft auf die Schulter und bemerke, daß sie eine Albernheit gesagt haben."

Es ist keine Frage, daß gewisse Fehler, gewisse falsche Richtungen sich leicht mittheilen, wenn Alter und Ansehen besonders den Jüngling auf bequeme, unrechte Wege leiten. Alle Schulen und Sekten beweisen, daß man lernen könne mit andern Augen sehen; aber so gut ein falscher Unterricht böse Früchte bringt

*) Louis Jean François Lagrenée (1724—1805), Historienmaler.

**) Jean Baptiste Le Prince (1733–1781) lebte eine lange Zeit in Rußland, wo er dann auch lokale Stoffe behandelte.

***) Jean Baptiste Greuze (1725—1805), malte mit Ausnahme seines großen Bildes im Louvre nur Genrestücke. Man vergl. über ihn auch Goethe's Werke, XXXI. S. 24.

und das Manierirte fortpflanzt, ebenſo gut wird auch durch dieſe Empfänglichkeit der jungen Naturen die Wirkung einer ächten Methode begünſtigt. Wir rufen Dir alſo, wackrer Diderot, abermals ſo wie beim vorigen Kapitel zu: Indem Du Deinen Jüngling vor den Afterſchulen warnſt, ſo mache ihm die ächte Schule nicht verdächtig!

„Unſicherheit im Auftragen der Farben. Der Künſtler, indem er ſeine Farbe von der Palette nimmt, weiß nicht immer, welche Wirkung ſie in dem Gemälde hervorbringen wird. Und freilich, womit vergleicht er dieſe Farbe, dieſe Tinte auf ſeiner Palette? — Mit andern einzelnen Tinten, mit urſprünglichen Farben. — Er thut mehr, er betrachtet ſie an dem Orte, wo er ſie bereitet hat, und überträgt ſie in Gedanken an den Platz, wo ſie angewendet werden ſoll. Wie oft begegnet es ihm nicht, daß er ſich bei dieſer Schätzung betriegt! Indem er von der Palette auf die volle Scene ſeiner Zuſammenſetzung übergeht, wird die Farbe modifizirt, geſchwächt, erhöht; ſie verändert völlig ihren Effekt. Dann tappt der Künſtler herum, hantiert ſeine Farbe hin und wieder und quält ſie auf alle Weiſe. Unter dieſer Arbeit wird die Tinte eine Zuſammenſetzung verſchiedner Subſtanzen, welche mehr oder weniger (chemiſch) auf einander wirken und früher oder ſpäter ſich verſtimmen."

Dieſe Unſicherheit kommt daher, wenn der Künſtler nicht deutlich weiß, was er machen ſoll und wie er es zu machen hat. Beides, beſonders aber das Letzte, läßt ſich auf einen hohen Grad überliefern. Die Farbenkörper, welche zu brauchen ſind, die Folge, in welcher ſie zu brauchen ſind, von der erſten Anlage bis zur letzten Vollendung, kann man wiſſenſchaftlich, ja beinahe handwerksmäßig überliefern. Wenn der Emailmaler ganz falſche Tinten auftragen muß und nur im Geiſte die Wirkung ſieht, die erſt durchs Feuer hervorgebracht wird, ſo ſollte doch der Oelmaler, von dem hauptſächlich hier die Rede iſt, wol eher wiſſen, was er vorzubereiten und wie er ſtufenweiſe ſein Bild auszuführen habe.

Fratzenhafte Genialität. Diderot mag uns verzeihen, daß wir unter dieſer Rubrik das Betragen eines Künſtlers, den er lobt und begünſtigt, aufführen müſſen.

„Wer das lebhafte Gefühl der Farbe hat, heftet ſeine Augen feſt auf das Tuch, ſein Mund iſt bald geöffnet, er ſchnaubt (ächzt, lechzt), ſeine Palette iſt ein Bild des Chaos. In dieſes

Chaos taucht er seinen Pinsel und zieht das Werk seiner Schöpfung hervor. Er steht auf, entfernt sich, wirft einen Blick auf sein Werk; er setzt sich wieder, und Ihr werdet so die Gegenstände der Natur lebendig auf seiner Tafel entstehen sehen."

Vielleicht ist es nur der deutschen Gesetztheit lächerlich, einen braven Künstler hinter seinem Gegenstande, gleichsam als einen erhitzten Jagdhund hinter einem Wilde her, mit offnem Munde schnauben zu sehen. Vergebens versuchte ich das französische Wort haleter in seiner ganzen Bedeutung auszudrücken, selbst die mehreren gebrauchten Worte fassen es nicht ganz in die Mitte; aber so viel scheint mir doch höchst wahrscheinlich, daß weder Raphael bei der Messe von Bolsena,*) noch Correggio vor dem heiligen Hieronymus,**) noch Tizian vor dem heiligen Peter,***) noch Paul Veronese vor einer Hochzeit zu Kana†) mit offnem Munde gesessen, geschnaubt, geächzt, gelechzt, gestöhnt, haletirt habe. Das mag denn wol so ein französischer Frazensprung sein, vor dem sich diese lebhafte Nation in den ernstesten Geschäften nicht immer hüten kann.

Nachfolgendes ist nicht viel besser.

„Mein Freund, geht in eine Werkstatt und seht den Künstler arbeiten! Wenn er seine Tinten und Halbtinten recht symmetrisch rings um die Palette geordnet hat, oder wenn nicht wenigstens nach einer Viertelstunde Arbeit die ganze Ordnung durch einander gestrichen ist, so entscheidet kühn, daß der Künstler kalt ist und daß er nichts Bedeutendes hervorbringen wird! Er gleicht einem unbehilflichen, schweren Gelehrten, der eben die Stelle eines Autors nöthig hat. Der steigt auf seine Leiter, nimmt und öffnet das Buch, kommt zum Schreibetisch, kopirt die Zeile, die er braucht, steigt die Leiter wieder hinan und stellt das Buch an den Platz zurück. Das ist fürwahr nicht der Gang des Genies."

Wir selbst haben dem Künstler oben zur Pflicht gemacht, die materielle Farbenerscheinung der abgesonderten Pigmente durch wohlverstandene Mischung zu tilgen, die Farbe seinen

*) Berühmtes Gemälde von Raphael im Vatikan, das Wunder darstellend, wie ein Priester, der an die Verwandlung der Hostie nicht glaubte, aus ihr Blut fließen sah.

**) Eins der Hauptwerke Correggio's, 1527 gemalt und jetzt in der Galerie zu Parma.

***) Das Martyrium Petri in San Giovanni e Paolo zu Venedig.

†) In der Dresdner Galerie.

Gegenständen gemäß zu individualisiren und gleichsam zu organisiren; ob aber diese Operation so wild und tumultuarisch vorgenommen werden müsse, daran zweifelt, wie billig, ein bedächtiger Deutscher.

Rechte und reinliche Behandlung der Farben.

„Ueberhaupt wird die Harmonie eines Bildes desto dauerhafter sein, je sicherer der Maler von der Wirkung seines Pinsels, je kühner, je freier sein Auftrag war, je weniger er die Farbe hin und wieder gebantiert und gequält, je einfacher und leder er sie angewendet hat. Man sieht moderne Gemälde in kurzer Zeit ihre Uebereinstimmung verlieren, man sieht alte, die sich ungeachtet der Zeit frisch, kräftig und in Harmonie erhalten haben. Dieser Vortheil scheint mir nicht sowol eine Wirkung der bessern Eigenschaft ihrer Farben als eine Belohnung des guten Verfahrens bei der Arbeit zu sein."

Ein schönes und ächtes Wort von einer wichtigen und schönen Sache. Warum stimmst Du, alter Freund, nicht immer so mit dem Wahren und mit Dir selbst überein? Warum nöthigst Du uns, mit einer Halbwahrheit, mit einer paradoxen Periode zu schließen?

„O mein Freund, welche Kunst ist die Malerei! Ich vollende mit einer Zeile, was der Künstler in einer Woche kaum entwirft, und zu seinem Unglück weiß er, sieht er, fühlt er wie ich und kann sich durch seine Darstellung nicht genugthun. Die Empfindung, indem sie ihn vorwärts treibt, betrügt ihn über das, was er vermag, er verdirbt ein Meisterstück; denn er war, ohne es gewahr zu werden, auf der letzten Grenze seiner Kunst."

Freilich ist die Malerei sehr weit von der Redekunst entfernt, und wenn man auch annehmen könnte, der bildende Künstler sehe die Gegenstände wie der Redner, so wird doch bei jenem ein ganz anderer Trieb erweckt als bei diesem. Der Redner eilt von Gegenstand zu Gegenstand, von Kunstwerk zu Kunstwerk, um darüber zu denken, sie zu fassen, sie zu übersehen, sie zu ordnen und ihre Eigenschaften auszusprechen. Der Künstler hingegen ruht auf dem Gegenstande, er vereinigt sich mit ihm in Liebe, er theilt ihm das Beste seines Geistes, seines Herzens mit, er bringt ihn wieder hervor. Bei der Handlung des Hervorbringens kommt die Zeit nicht in Anschlag, weil die Liebe

Kann unser grober Sold gebieten;
Er winkt — die ganze Hölle schweigt.
Der Donner rollt vor Seiner Stimme,
Die hohe Siegesfahne weht;
Selbst Engel zittern vor dem Grimme,
Wenn Christus zum Gerichte geht.

Jetzt spricht Er; Donner ist Sein Sprechen,
Er spricht, und alle Felsen brechen,
Sein Athem ist dem Feuer gleich.
So spricht Er: „Zittert, Ihr Verruchte!
Der, der in Eden Euch verfluchte,
Kommt und zerstöret Euer Reich.
Seht auf! Ihr waret Meine Kinder,
Ihr habt Euch wider Mich empört,
Ihr fielt und wurdet freche Sünder,
Ihr habt den Lohn, der Euch gehört.

„Ihr wurdet Meine größten Feinde,
Verführtet Meine liebsten Freunde,
Die Menschen fielen so wie Ihr.
Ihr wolltet ewig sie verderben,
Des Todes sollten alle sterben;
Doch heulet! Ich erwarb sie Mir.
Für sie bin Ich herabgegangen,
Ich litt, Ich bat, Ich starb für sie.
Ihr habt nicht Euren Zweck erlangen;
Wer an Mich glaubt, der stirbet nie.

„Hier lieget Ihr in ew'gen Ketten,
Nichts kann Euch aus dem Pfuhl erretten,
Nicht Reue, nicht Verwegenheit.
Da liegt, krümmt Euch in Schwefelflammen!
Ihr eilet, Euch selbst zu verdammen,
Da liegt und klagt in Ewigkeit!
Auch Ihr, so Ich Mir auserkoren,
Auch Ihr verscherzet Meine Huld;
Auch Ihr seid ewiglich verloren.
Ihr murret? Geht mir keine Schuld!

„Ihr solltet ewig mit mir leben,
Euch ward hierzu mein Wort gegeben,
Ihr sündigtet, und folgtet nicht.
Ihr lebtet in dem Sündenschlafe;

das Werk verrichtet. Welcher Liebhaber fühlt die Zeit in der Nähe des geliebten Gegenstandes verfließen? Welcher ächte Künstler weiß von Zeit, indem er arbeitet? Das, was Dich, den Redner, ängstigt, das macht des Künstlers Glück; da, wo Du ungeduldig eilen möchtest, fühlt er das schönste Behagen.

Und Deinem andern Freunde, der, ohne es zu wissen, auf den Gipfel der Kunst geräth und durch Fortarbeiten sein treffliches Werk wieder verdirbt, dem ist am Ende wol auch noch zu helfen. Wenn er wirklich so weit in der Kunst, wenn er wirklich so brav ist, so wird es nicht schwer halten, ihm auch das Bewußtsein seiner Geschicklichkeit zu geben und ihn über die Methode aufzuklären, die er dunkel schon ausübt, die uns lehrt, wie das Beste zu machen sei, und uns zugleich warnt, nicht mehr als das Beste machen zu wollen.

Und so sei auch für diesmal diese Unterhaltung geschlossen! Einstweilen nehme der Leser das, was sich in dieser Form geben ließ, geneigt auf, bis wir ihm sewol über die Farbenlehre überhaupt als über das malerische Kolorit im Besondern das Beste, was wir haben und vermögen,*) in gehöriger Form und Ordnung mittheilen und überliefern können.

*) Hinweisung auf die spätern Veröffentlichungen über die Farbenlehre.

Ueber

Wahrheit und Wahrscheinlichkeit

der Kunstwerke.

Vorbemerkung des Herausgebers.

Das nachfolgende Gespräch ist ohne Zweifel dasselbe, dessen Goethe in seinem Briefe an Schiller vom 24. Mai 1798 Erwähnung thut (wenigstens wird ganz derselbe Ausdruck, „das Gespräch", auch in Schiller's Briefe vom 2. November angewendet). „Zugleich," schreibt nämlich Goethe, „erhalten Sie das Gespräch, von dem ich neulich sagte; ich bin neugierig, ob es Ihren Beifall erhält und ob Sie die angekündigte Fortsetzung wünschen und fordern." Zu einer solchen Fortsetzung, auf die übrigens auch die Schlußworte des Gespräches hinzuweisen scheinen, ist es nicht gekommen, und sie war eigentlich auch nicht nothwendig, da ein bestimmter Gedanke schon hier ausreichend veranschaulicht wird; es ist der auch in der Einleitung zu den „Propyläen" ausgesprochene, daß die Darstellung des Naturwirklichen eine ästhetisch nicht berechtigte Forderung sei.

Ueber Wahrheit
und
Wahrſcheinlichkeit der Kunſtwerke.

Ein Geſpräch.

Auf einem deutſchen Theater ward ein ovales, gewiſſermaßen amphitheatraliſches Gebäude vorgeſtellt, in deſſen Logen viele Zuſchauer gemalt ſind, als wenn ſie an dem, was unten vorgeht, Theil nähmen. Manche wirkliche Zuſchauer im Parterre und in den Logen waren damit unzufrieden und wollten übel nehmen, daß man ihnen ſo etwas Unwahres und Unwahrſcheinliches aufzubinden gedächte. Bei dieſer Gelegenheit fiel ein Geſpräch vor, deſſen ungefährer Inhalt hier aufgezeichnet wird.

Der Anwalt des Künſtlers. Laſſen Sie uns ſehen, ob wir uns nicht einander auf irgend einem Wege nähern können.

Der Zuſchauer. Ich begreife nicht, wie Sie eine ſolche Vorſtellung entſchuldigen wollen.

Anwalt. Nicht wahr, wenn Sie ins Theater gehen, ſo erwarten Sie nicht, daß Alles, was Sie drinnen ſehen werden, wahr und wirklich ſein ſoll?

Zuſchauer. Nein, ich verlange aber, daß mir wenigſtens Alles wahr und wirklich ſcheinen ſolle.

Anwalt. Verzeihen Sie, wenn ich in Ihre eigne Seele leugne und behaupte: Sie verlangen das keineswegs.

Zuſchauer. Das wäre doch ſonderbar! Wenn ich es nicht verlangte, warum gäbe ſich denn der Dekorateur die Mühe, alle Linien aufs Genaueſte nach den Regeln der Perſpektive zu ziehen, alle Gegenſtände nach der vollkommenſten Haltung zu malen? Warum ſtudirte man aufs Koſtüm? Warum ließe

man sich es so viel kosten, ihm treu zu bleiben, um dadurch mich in jene Zeiten zu versetzen? Warum rühmt man den Schauspieler am Meisten, der die Empfindungen am Wahrsten ausdrückt, der in Rede, Stellung und Geberden der Wahrheit am Nächsten kommt, der mich täuscht, daß ich nicht eine Nachahmung, sondern die Sache selbst zu sehen glaube?

Anwalt. Sie drücken Ihre Empfindungen recht gut aus; nur ist es schwerer, als Sie vielleicht denken, recht deutlich einzusehen, was man empfindet. Was werden Sie sagen, wenn ich Ihnen einwende, daß Ihnen alle theatralischen Darstellungen keineswegs wahr scheinen, daß sie vielmehr nur einen Schein des Wahren haben?

Zuschauer. Ich werde sagen, daß Sie eine Subtilität vorbringen, die wol nur ein Wortspiel sein könnte.

Anwalt. Und ich darf Ihnen darauf versetzen, daß, wenn wir von Wirkungen unsers Geistes reden, keine Worte zart und subtil genug sind, und daß Wortspiele dieser Art selbst ein Bedürfniß des Geistes anzeigen, der, da wir das, was in uns vorgeht, nicht geradezu ausdrücken können, durch Gegensätze zu operiren, die Frage von zwei Seiten zu beantworten und so gleichsam die Sache in die Mitte zu fassen sucht.

Zuschauer. Gut denn! Nur erklären Sie sich deutlicher und, wenn ich bitten darf, in Beispielen!

Anwalt. Die werde ich leicht zu meinem Vortheil aufbringen können. Zum Beispiel also, wenn Sie in der Oper sind, empfinden Sie nicht ein lebhaftes, vollständiges Vergnügen?

Zuschauer. Wenn Alles wohl zusammenstimmt, eines der vollkommensten, deren ich mir bewußt bin.

Anwalt. Wenn aber die guten Leute da droben singend sich begegnen und bekomplimentiren, Billets absingen, die sie erhalten, ihre Liebe, ihren Haß, alle ihre Leidenschaften singend darlegen, sich singend herumschlagen und singend verscheiden, können Sie sagen, daß die ganze Vorstellung oder auch nur ein Theil derselben wahr scheine, ja, ich darf sagen, auch nur einen Schein des Wahren habe?

Zuschauer. Fürwahr, wenn ich es überlege, so getraue ich mich das nicht zu sagen. Es kommt mir von Allem dem freilich nichts wahr vor.

Anwalt. Und doch sind Sie dabei völlig vergnügt und zufrieden.

Zuschauer. Ohne Widerrede. Ich erinnere mich zwar noch wol, wie man sonst die Oper eben wegen ihrer groben Unwahrscheinlichkeit lächerlich machen wollte, und wie ich von je her dessen ungeachtet das größte Vergnügen dabei empfand und immer mehr empfinde, je reicher und vollkommner sie geworden ist.

Anwalt. Und fühlen Sie sich nicht auch in der Oper vollkommen getäuscht?

Zuschauer. Getäuscht, das Wort möchte ich nicht brauchen! — Und doch ja! — und doch nein!

Anwalt. Hier sind Sie ja auch in einem völligen Widerspruch, der noch viel schlimmer als ein Wortspiel zu sein scheint.

Zuschauer. Nur ruhig, wir wollen schon ins Klare kommen.

Anwalt. Sobald wir im Klaren sind, werden wir einig sein. Wollen Sie mir erlauben, auf dem Punkt, wo wir stehen, einige Fragen zu thun?

Zuschauer. Es ist Ihre Pflicht, da Sie mich in diese Verwirrung hineingefragt haben, mich auch wieder herauszufragen.

Anwalt. Sie möchten also die Empfindung, in welche Sie durch eine Oper versetzt werden, nicht gerne Täuschung nennen?

Zuschauer. Nicht gern, und doch ist es eine Art derselben, etwas, das ganz nahe mit ihr verwandt ist.

Anwalt. Nicht wahr, Sie vergessen beinah sich selbst?

Zuschauer. Nicht beinahe, sondern völlig, wenn das Ganze oder der Theil gut ist.

Anwalt. Sie sind entzückt?

Zuschauer. Es ist mir mehr als einmal geschehen.

Anwalt. Können Sie wol sagen, unter welchen Umständen?

Zuschauer. Es sind so viele Fälle, daß es mir schwer sein würde, sie aufzuzählen.

Anwalt. Und doch haben Sie es schon gesagt; gewiß am Meisten, wenn Alles zusammenstimmte.

Zuschauer. Ohne Widerrede!

Anwalt. Stimmte eine solche vollkommne Aufführung mit sich selbst oder mit einem andern Naturprodukt zusammen?

Zuschauer. Wol ohne Frage mit sich selbst.

Anwalt. Und die Uebereinstimmung war doch wol ein Werk der Kunst?

Zuschauer. Gewiß!

Anwalt. Wir sprachen vorher der Oper eine Art Wahr-

heit ab; wir behaupteten, daß sie keineswegs das, was sie nachahmt, wahrscheinlich darstelle; können wir ihr aber eine innere Wahrheit, die aus der Konsequenz eines Kunstwerks entspringt, ableugnen?

Zuschauer. Wenn die Oper gut ist, macht sie freilich eine kleine Welt für sich aus, in der Alles nach gewissen Gesetzen vorgeht, die nach ihren eignen Gesetzen beurtheilt, nach ihren eignen Eigenschaften gefühlt sein will.

Anwalt. Sollte nun nicht daraus folgen, daß das Kunstwahre und das Naturwahre völlig verschieden sei und daß der Künstler keineswegs streben sollte noch dürfe, daß sein Werk eigentlich als ein Naturwerk erscheine?

Zuschauer. Aber es scheint uns doch so oft als ein Naturwerk.

Anwalt. Ich darf es nicht leugnen. Darf ich dagegen aber auch aufrichtig sein?

Zuschauer. Warum das nicht! Es ist ja doch unter uns diesmal nicht auf Komplimente angesehen.

Anwalt. So getraue ich mir zu sagen: Nur dem ganz ungebildeten Zuschauer kann ein Kunstwerk als ein Naturwerk erscheinen, und ein solcher ist dem Künstler auch lieb und werth, ob er gleich nur auf der untersten Stufe steht. Leider aber nur so lange, als der Künstler sich zu ihm herabläßt, wird Jener zufrieden sein; niemals wird er sich mit dem ächten Künstler erheben, wenn Dieser den Flug, zu dem ihn das Genie treibt, beginnen, sein Werk im ganzen Umfang vollenden muß.

Zuschauer. Es ist sonderbar, doch läßt sich's hören.

Anwalt. Sie würden es nicht gern hören, wenn Sie nicht schon selbst eine höhere Stufe erstiegen hätten.

Zuschauer. Lassen Sie mich nun selbst einen Versuch machen, das Abgehandelte zu ordnen und weiter zu gehen, lassen Sie mich die Stelle des Fragenden einnehmen!

Anwalt. Desto lieber.

Zuschauer. Nur dem Ungebildeten, sagen Sie, könne ein Kunstwerk als ein Naturwerk erscheinen.

Anwalt. Gewiß! Erinnern Sie sich der Vögel, die nach des großen Meisters Kirschen flogen!

Zuschauer. Nun, beweist das nicht, daß diese Früchte vortrefflich gemalt waren?

Anwalt. Keineswegs, vielmehr beweist es mir, daß diese Liebhaber ächte Sperlinge waren.

Zuschauer. Ich kann mich doch deswegen nicht erwehren, ein solches Gemälde für vortrefflich zu halten.

Anwalt. Soll ich Ihnen eine neuere Geschichte erzählen?

Zuschauer. Ich höre Geschichten meistens lieber als Räsonnement.

Anwalt. Ein großer Naturforscher besaß unter seinen Hausthieren einen Affen, den er einst vermißte und nach langem Suchen in der Bibliothek fand. Dort saß das Thier an der Erde und hatte die Kupfer eines ungebundnen naturgeschichtlichen Werkes um sich her zerstreut. Erstaunt über dieses eifrige Studium des Hausfreundes, nahte sich der Herr und sah zu seiner Verwunderung und zu seinem Verdruß, daß der genäschige Affe die sämmtlichen Käfer, die er hie und da abgebildet gefunden, herausgespeist habe.

Zuschauer. Die Geschichte ist lustig genug.

Anwalt. Und passend, hoffe ich. Sie werden doch nicht diese illuminirten Kupfer dem Gemälde eines so großen Künstlers an die Seite setzen?

Zuschauer. Nicht leicht.

Anwalt. Aber den Affen doch unter die ungebildeten Liebhaber rechnen?

Zuschauer. Wohl, und unter die gierigen dazu. Sie erregen in mir einen sonderbaren Gedanken. Sollte der ungebildete Liebhaber nicht eben deswegen verlangen, daß ein Kunstwerk natürlich sei, um es nur auch auf eine natürliche, oft rohe und gemeine Weise genießen zu können?

Anwalt. Ich bin völlig dieser Meinung.

Zuschauer. Und Sie behaupteten daher, daß ein Künstler sich erniedrige, der auf diese Wirkung losarbeite?

Anwalt. Es ist meine feste Ueberzeugung.

Zuschauer. Ich fühle aber hier noch immer einen Widerspruch. Sie erzeigten mir vorhin und auch sonst schon die Ehre, mich wenigstens unter die halbgebildeten Liebhaber zu zählen.

Anwalt. Unter die Liebhaber, die auf dem Wege sind, Kenner zu werden.

Zuschauer. Nun, so sagen Sie mir: Warum erscheint auch mir ein vollkommnes Kunstwerk als ein Naturwerk?

Anwalt. Weil es mit Ihrer bessern Natur übereinstimmt, weil es übernatürlich, aber nicht außernatürlich ist. Ein vollkommenes Kunstwerk ist ein Werk des menschlichen Geistes

Nun quält Euch die gerechte Strafe,
Ihr fühlt Mein schreckliches Gericht!"
So sprach Er, und ein furchtbar Wetter
Geht von Ihm aus, die Blitze glühn,
Der Donner faßt die Uebertreter
Und stürzt sie in den Abgrund hin.

Der Gottmensch schließt der Höllen Pforten,
Er schwingt Sich aus den dunklen Orten
In Seine Herrlichkeit zurück.
Er sitzet an des Vaters Seiten,
Er will noch immer für uns streiten,
Er will's! O Freunde, welches Glück!
Der Engel feierliche Chöre,
Die jauchzen vor dem großen Gott,
Daß es die ganze Schöpfung höre:
Groß ist der Herr, Gott Zebaoth!

Der ewige Jude.*)

Fragmentarisch.

c. 1769—1775.

Des ewigen Juden erster Festen

Um Mitternacht wol sang' ich an,
Spring' aus dem Bette wie ein Toller;
Nie war mein Busen seelenvoller,
Zu singen den gereisten Mann,
Der Wunder ohne Zahl gesehn,
Die, trotz der Lästrer Kinderspotte,
In unserm unbegriffnen Gotte
Per omnia tempora in einem Punkt geschehn.
Und hab' ich gleich die Gabe nicht
Von wohlgeschliffnen, leichten Reimen,

*) Vgl. Ausgabe von 1836 und Riemer II, 594. — Wie sehr der vorliegende Stoff den Dichter zu verschiedenen Perioden seines Lebens interessirte, geht aus zahlreichen Stellen seiner Schriften hervor. Wir verweisen hier nur auf das erste, neunte und sechzehnte Buch von „Dichtung und Wahrheit," sowie auf den aus Terni den 27. Oktober 1786 datirten Abschnitt der italienischen Reise. — Stellen, in denen zum Theil Andeutungen über die mögliche Art der Behandlung des Ganzen gegeben sind. Das vorliegende Fragment dürfte nach der Angabe der Tag- und Jahreshefte so wie der obengenannten Ausgabe seinen ersten Ursprung im Jahre 1769 haben, größtentheils aber dem Jahre 1774 angehören.

und in diesem Sinne auch ein Werk der Natur. Aber indem die zerstreuten Gegenstände in Eins gefaßt und selbst die gemeinsten in ihrer Bedeutung und Würde aufgenommen werden, so ist es über die Natur. Es will durch einen Geist, der harmonisch entsprungen und gebildet ist, aufgefaßt sein, und dieser findet das Vortreffliche, das in sich Vollendete auch seiner Natur gemäß. Davon hat der gemeine Liebhaber keinen Begriff; er behandelt ein Kunstwerk wie einen Gegenstand, den er auf dem Markte antrifft; aber der wahre Liebhaber sieht nicht nur die Wahrheit des Nachgeahmten, sondern auch die Vorzüge des Ausgewählten, das Geistreiche der Zusammenstellung, das Ueberirdische der kleinen Kunstwelt; er fühlt, daß er sich zum Künstler erheben müsse, um das Werk zu genießen, er fühlt, daß er sich aus seinem zerstreuten Leben sammeln, mit dem Kunstwerke wohnen, es wiederholt anschauen und sich selbst dadurch eine höhere Existenz geben müsse.

Zuschauer. Gut, mein Freund! Ich habe bei Gemälden, im Theater, bei andern Dichtungsarten wol ähnliche Empfindungen gehabt und das ungefähr geahnet, was Sie fordern. Ich will künftig noch besser auf mich und auf die Kunstwerke Acht geben; wenn ich mich aber recht besinne, so sind wir sehr weit von dem Anlaß unsers Gesprächs abgekommen. Sie wollten mich überzeugen, daß ich die gemalten Zuschauer in unserer Oper zulässig finden solle; und noch sehe ich nicht, wenn ich bisher auch mit Ihnen einig geworden bin, wie Sie auch diese Lizenz vertheidigen und unter welcher Rubrik Sie diese gemalten Theilnehmer bei mir einführen wollen.

Anwalt. Glücklicherweise wird die Oper heute wiederholt, und Sie werden sie doch nicht versäumen wollen?

Zuschauer. Keineswegs!

Anwalt. Und die gemalten Männer —

Zuschauer. Werden mich nicht verscheuchen, weil ich mich für etwas besser als einen Sperling halte.

Anwalt. Ich wünsche, daß ein beiderseitiges Interesse uns bald wieder zusammenführen möge.

Der Sammler und die Seinigen.

Vorbemerkung des Herausgebers.

Der Gedanke zu dieser „Kunstnovelle“ — wenn bei dem gänzlichen Fehlen von Bezeichnissen eine solche Bezeichnung gestattet ist — wurde am 20. November 1798 von Goethe und Schiller gemeinsam besprochen und die Ausführung von dem Ersteren alsbald begonnen; die Beendigung des Ganzen erfolgte indessen erst im Mai des nächsten Jahres, als die erste Hälfte schon in den „Propyläen“ gedruckt war (Brief an Schiller vom 27. April, an Meyer vom 12. Mai 1799). Die Absicht des „Kunstsammlers“, wie Goethe die Schrift anfangs nannte, bestand nach seinen eigenen Worten darin, daß die verschiedenen Richtungen, welche Künstler und Liebhaber nehmen können, wenn sie nicht aufs Ganze der Kunst ausgehen, sondern sich an einzelne Theile halten, auf eine heitere Weise dargestellt würden. Schiller, der sich für die Sache lebhaft interessirte und an ihrer Ausführung wesentlichen Antheil hat, versprach sich von der im „Sammler“ liegenden Polemik eine Wirkung, wie sie vor Kurzem die Xenien gehabt hatten, und schlug vor, daß schon bei Gelegenheit der Ankündigung des betreffenden Propyläen-Stücks in Posselt's „Anzeiger“ auf diese beabsichtigte Polemik hingewiesen werden sollte. Indessen ist weder dies wirklich geschehen, noch hat der „Sammler“ einen besondern Effekt hervorgebracht. Die Gründe sind theils in der geringen Verbreitung der „Propyläen“ zu suchen, — sie wurden kaum in 300 Exemplaren abgesetzt, — dann aber auch darin, daß nur selten eine einzelne Person, sondern meist ganze Kategorien von Künstlern und Kunstkennern angegriffen werden. Und doch liegt in unserer Novelle eine auch für Kunstkritik keineswegs geringfügige Leistung vor. Daß Goethe sich der dichterischen Freiheit bediente, der Definition schwieriger Begriffe und der vollständigen Lösung von kritischen Fragen durch freie Anwendung des Gespräches und selbst schon durch die epistolarische Form zu entgehen, wird

ihm nur zum Verdienst angerechnet werden können: denn er ließ jener Stilgattung dadurch nicht nur ihr Recht widerfahren, sondern deutete damit auch zugleich die Grenze an, über die er in philosophisch-ästhetischer Darstellung nicht gern hinausgehen mochte. Jedenfalls tritt nach der von ihm gewählten Methode der Inhalt des Ganzen in sehr anschaulicher Weise hervor, so daß es fast des Schemas nicht bedurft hätte, welches wir in dem letzten Briefe finden. Die ganze Frage wird aus dem Gegensatze zwischen „Ernst“ und „Spiel“ hergeleitet und durch die Verbindung beider Glieder gelöst. Der Ernst in der Kunst, oder vielmehr die Kunst nur als „ernste Thätigkeit“ aufgefaßt, bringt Nachahmer, Charakteristiker und Kleinkünstler hervor; als „spielende Thätigkeit“ erzeugt sie die Phantomisten, Undulisten und Skizzisten. Das Richtige liegt in der Mitte: die Gegensätze müssen vereinigt, Spiel und Ernst müssen verbunden werden, damit die Kunst ihre höchste Vollendung als Kunstwahrheit in der Einheit von Anmuth und Würde erreiche.

Der Sammler und die Seinigen.

Erſter Brief.

Wenn Ihr Abſchied nach den zwei vergnügten, nur zu ſchnell verfloſſnen Tagen mich eine große Lücke und Leere fühlen ließ, ſo hat Ihr Brief, den ich ſo bald erhielt, ſo haben die beigefügten Manuſkripte mich wieder in eine behagliche Stimmung verſetzt, derjenigen ähnlich, die ich in Ihrer Gegenwart empfand. Ich habe mich unſers Geſprächs wieder erinnert, ich habe die ähnlichen Geſinnungen in Ihren Papieren wieder angetroffen und mich jetzt wie damals gefreut, daß wir in ſo vielen Fällen als Kunſtbeurtheiler zuſammentreffen.

Dieſe Entdeckung iſt mir doppelt ſchätzbar, indem ich Ihre Meinung ſowie die meinige täglich prüfen kann; ich darf nur ein Fach meiner Sammlung, welches ich will, vornehmen, darf es durchgehen und mit unſern theoretiſchen und praktiſchen Aphorismen zuſammenhalten. Da geht es denn oft recht gut und heiter, manchmal ſtoße ich an, manchmal kann ich weder mit Ihnen noch mit mir ſelbſt einig werden. Indeſſen bewährt ſich doch, daß man ſchon viel gewonnen hat, wenn man in Hauptſachen mit einander übereintrifft, wenn das Kunſturtheil, das zwar wie eine Wage immer hin und wieder ſchwankt, doch an einem tüchtigen Kloben befeſtigt iſt und nicht, wenn ich im Gleichniß verharren darf, Wage und Wagſchalen zugleich hin und wieder geworfen werden.

Sie haben für die Schrift, die Sie herauszugeben gedenken, durch dieſe Probeſtücke meine Hoffnungen und meine ſtille Theilnahme verſtärkt, und gern will ich auch auf irgend eine

Weise, deren ich mich fähig fühle, zu ihren A[illegible]en mit beitragen. Theorie ist nie meine Sache gewesen, [illegible]s Sie von meinen Erfahrungen brauchen können, steht von Herzen zu Diensten. Und um hiervon einen Beweis zu geben, fange ich sogleich an, Ihren Wunsch zu erfüllen. Ich werde Ihnen nach und nach die Geschichte meiner Sammlung aufzeichnen, deren wunderliche Elemente schon Manchen überrascht haben, wenn er gleich durch den Ruf schon genugsam vorbereitet zu mir kam. Auch Ihnen ist es also gegangen. Sie wunderten sich über den seltsamen Reichthum in den verschiedensten Fächern, und Ihre Verwunderung würde noch gestiegen sein, wenn Zeit und Neigung Ihnen erlaubt hätte, von Allem Kenntniß zu nehmen, was ich besitze.

Von meinem Großvater brauche ich am Wenigsten zu sagen; er legte den Grund zum Ganzen, und wie gut er ihn gelegt hat, bürgt mir selbst Ihre Aufmerksamkeit auf Alles das, was sich von ihm herschrieb. Sie hefteten sich vorzüglich an diesen Pfeiler unsers seltsamen Familiengebäudes mit einer solchen Neigung und Liebe, daß ich Ihre Ungerechtigkeit gegen einige andere Fächer nicht unangenehm empfand und gern mit Ihnen bei jenen Werken verweilte, die auch mir wegen ihres Werths, ihres Alters und ihres Herkommens heilig sind. Freilich kommt es viel auf den Charakter, auf die Neigung eines Liebhabers an, wohin die Liebe zum Gebildeten, wohin der Sammlungsgeist — zwei Neigungen, die sich oft im Menschen finden — ihre Richtung nehmen sollen; und ebensoviel, möchte ich behaupten, hängt der Liebhaber von der Zeit ab, in die er kommt, von den Umständen, unter denen er sich befindet, von gleichzeitigen Künstlern und Kunsthändlern, von den Ländern, die er zuerst besucht, von den Nationen, mit denen er in irgend einem Verhältniß steht. Gewiß, von tausend dergleichen Zufälligkeiten hängt er ab. Was kann nicht Alles zusammentreffen, um ihn solid oder flüchtig, liberal oder auf irgend eine Weise beschränkt, übersehend oder einseitig zu machen!

Dem Glücke sei es gedankt, daß mein Großvater in die beste Zeit, in die glücklichste Lage kam, um das an sich zu ziehen, was einem Privatmanne gegenwärtig fast unmöglich sein würde. Rechnungen und Briefe über den Ankauf sind noch in meinen Händen, und wie unverhältnißmäßig sind die Preise gegen die jetzigen, die eine allgemeinere Liebhaberei aller Nationen so hoch gesteigert hat!

Ja, die Sammlung dieſes würdigen Mannes iſt für mich, für meine übrigen Beſitzungen, für mein Verhältniß und mein Urtheil, was die Dresdener Sammlungen für Deutſchland ſind, eine ewige Quelle ächter Kenntniß für den Jüngling, für den Mann Stärkung des Gefühls und guter Grundſätze, und für einen jeden, ſelbſt für den flüchtigſten Beſchauer heilſam; denn das Vortreffliche wirkt auf Eingeweihte nicht allein. Ihr Ausſpruch, meine Herren, daß keines dieſer Werke, die ſich von meinem guten Alten beſchreiben, ſich neben jenen königlichen Schätzen ſchämen dürfte, hat mich nicht ſtolz, er hat mich nur zufrieden gemacht; denn in der Stille hatte ich dieſes Urtheil ſchon ſelbſt gewagt.

Ich ſchließe dieſen Brief, ohne meinen Vorſatz erfüllt zu haben. Ich ſchwätze, anſtatt zu erzählen. Zeigt ſich doch in Beidem die gute Laune eines Alten ſo gern! Kaum habe ich noch Platz, Ihnen zu ſagen, daß Oheim und Nichten Sie herzlich grüßen, und daß Julie beſonders ſich öfter und lebhafter nach der lange verzögerten Dresdener Reiſe erkundigt, weil ſie hoffen kann, unterwegs ihre neuen und ſo lebhaft verehrten Freunde wiederzuſehen. Und fürwahr, auch keiner ihrer alten Freunde ſoll ſich herzlicher als der Oheim unterzeichnen

Ihren treu verbundnen.

Zweiter Brief.

Sie haben durch die gute Aufnahme des jungen Mannes, der ſich mit einem Briefe von mir bei Ihnen vorſtellte, eine doppelte Freude gemacht, indem Sie ihm einen heitern Tag und mir durch ihn eine lebhafte mündliche Nachricht von ſich, Ihrem Zuſtande, Ihren Arbeiten und Vorſätzen verſchafften.

Dieſe lebhafte Unterhaltung über Sie in den erſten Augenblicken ſeiner Wiederkunft verbarg mir, wie ſehr er ſich in ſeiner Abweſenheit verändert hat. Als er auf Akademien zog, verſprach er viel. Er trat aus der Schule, ſtark im Griechiſchen und Lateiniſchen, mit ſchönen Kenntniſſen beider Literaturen, bewandert in der alten und neuen Geſchichte, nicht ungeübt in der Mathematik, und was noch Alles erfordert wird, um dereinſt ein tüchtiger Schulmann zu werden; und nun kommt er zu unſerer größten Betrübniß als Philoſoph zurück. Der Philoſophie hat er ſich vorzüglich, ja ausſchließlich gewidmet, und

unsere kleine Sozietät, mich eingeschlossen, die wir denn freilich keine sonderlichen philosophischen Anlagen zu haben scheinen, ist sämmtlich um Unterhaltung mit ihm verlegen; was wir verstehen, interessirt ihn nicht, und was ihn interessirt, verstehen wir nicht. Er redet eine neue Sprache, und wir sind zu alt, sie ihm abzulernen.

Was ist das mit der Philosophie und besonders mit der neuen für eine wunderliche Sache! In sich selbst hineinzugehen, seinen eignen Geist über seinen Operationen zu ertappen, sich ganz in sich zu verschließen, um die Gegenstände desto besser kennen zu lernen! Ist das wol der rechte Weg? Der Hypochondrist, sieht der die Sachen besser an, weil er immer in sich gräbt und sich untergräbt? Gewiß, diese Philosophie scheint mir eine Art von Hypochondrie zu sein, eine falsche Art von Neigung, der man einen prächtigen Namen gegeben hat. Verzeihen Sie einem Alten, verzeihen Sie einem praktischen Arzte!

Doch hievon ja nichts weiter! Die Politik hat mir meinen Humor nicht verdorben, und es soll der Philosophie gewiß auch nicht gelingen; also geschwind ins Asyl der Kunst, geschwind zur Geschichte, die ich versprochen habe, damit nicht diesem Briefe gerade das mangle, weswegen er angefangen ist!

Als mein Großvater todt war, zeigte der Vater erst, daß er nur für eine gewisse Art von Kunstwerken eine entschiedne Liebhaberei habe; ihn erfreute die genaue Nachahmung der natürlichen Dinge, die man damals mit Wasserfarben auf einen hohen Grad getrieben hatte. Erst schaffte er nur solche Blätter an, dann hielt er sich einige Maler im Solde, die ihm Vögel, Blumen, Schmetterlinge und Muscheln mit der größten Genauigkeit malen mußten. Nichts Merkwürdiges kam in der Küche, dem Garten oder auf dem Felde vor, das nicht gleich durch den Pinsel aufs Papier fixirt worden wäre. Und so hat er manche Abweichungen verschiedner Geschöpfe bewahrt, die, wie ich sehe, den Naturforschern äußerst interessant sind.

Nach und nach ging er weiter, er erhub sich zum Porträt. Er liebte seine Frau, seine Kinder; seine Freunde waren ihm werth; daher die Anlage jener Sammlung von Porträten.

Sie erinnern sich auch wol der vielen kleinen Bildnisse, in Oel auf Kupfer gemalt. Große Meister hatten in früherer Zeit, vielleicht zur Erholung, vielleicht aus Freundschaft, dergleichen verfertigt; es war daraus eine löbliche Gewohnheit, ja eine eigne Art Malerei geworden, auf welche sich besondere Künstler legten.

Dieſes Format hatte ſeine eignen Vortheile. Ein Porträt in Lebensgröße, und wäre es nur ein Kopf oder ein Kniestück, nimmt für das Intereſſe, das es bringt, immer einen zu großen Raum ein. Jeder fühlende wohlhabende Mann ſollte ſich und ſeine Familie, und zwar in verſchiednen Epochen des Lebens malen laſſen. Von einem geſchickten Künſtler bedeutend in einem kleinen Raume vorgeſtellt, würde man wenig Platz einnehmen; man könnte auch alle ſeine guten Freunde um ſich her verſammeln, und die Nachkommen würden für dieſe Geſellſchaft noch immer ein Plätzchen finden. Ein großes Porträt hingegen macht gewöhnlicherweiſe, beſonders in den neuern Zeiten zugleich mit dem Beſitzer den Erben Platz, und die Moden verändern ſich ſo ſehr, daß eine ſelbſt gutgemalte Großmutter zu den Tapeten, den Möbels und dem übrigen Zimmerſchmuck ihrer Enkelin unmöglich mehr paſſen kann.

Indeſſen hängt der Künſtler vom Liebhaber ſeiner Zeit ſo wie der Liebhaber vom gleichzeitigen Künſtler ab. Der gute Meiſter, der jene kleinen Porträte faſt noch allein zu machen verſtand, war geſtorben; ein Anderer fand ſich, der die lebensgroßen Bilder malte.

Mein Vater hatte ſchon lange einen ſolchen in der Nähe gewünſcht; ſeine Neigung ging dahin, ſich ſelbſt und ſeine Familie in natürlicher Größe zu ſehen. Denn wie jeder Vogel, jedes Inſekt, das vorgeſtellt wurde, genau ausgemeſſen ward und außer ſeiner übrigen Wahrheit auch noch der Größe nach genau mit dem Gegenſtand übereinſtimmen mußte, ſo wollte er auch, akkurat wie er ſich im Spiegel ſah, auf der Leinwand dargeſtellt ſein. Sein Wunſch ward ihm endlich erfüllt; ein geſchickter Mann fand ſich, der ſich auch eine Zeit lang bei uns zu verweilen gefallen ließ. Mein Vater ſah gut aus, meine Mutter war eine wohlgebildete Frau, meine Schweſter übertraf alle ihre Landsmänninnen an Schönheit und Reiz; nun ging es an ein Malen, und man hatte nicht an einer Vorſtellung genug. Beſonders wurde meine Schweſter, wie Sie geſehen haben, in mehr als einer Maske vorgeſtellt. Man machte auch Anſtalt zu einem großen Familiengemälde, das aber nur bis zur Zeichnung gelangte, indem man ſich weder über Erfindung noch Zuſammenſetzung vereinigen konnte.

Ueberhaupt blieb mein Vater unbefriedigt. Der Künſtler hatte ſich in der franzöſiſchen Schule gebildet; die Gemälde waren harmoniſch, geiſtreich und ſchienen natürlich; doch genau

So darf ich doch mich nicht verstummen;
Denn es ist Drang, und so ist's Pflicht.
Und wie ich Dich, geliebter Leser, kenne —
Den ich von Herzen Bruder nenne —
Willst gern vom Fleck und bist so faul,
Nimmst wol auch einen Lüdergaul;
Und ich, mir fehlt zu Nacht der Kiel,
Ergreif' wol einen Besenstiel.
Drum hör' es denn, wenn Dir's beliebt,
So lauderwälsch, wie mir der Geist es giebt.

In Judaea, dem heiligen Land,
War einst ein Schuster, wohlbekannt
Wegen seiner Herzfrömmigkeit
Zur gar verdorbnen Kirchenzeit,
War bald Offener, bald Methodist,
Herrnhuter, mehr Separatist;
Denn er hielt viel auf Kreuz und Qual;
Genug, er war Original,
Und aus Originalität
Er andern Narren gleichen thät.

Die Priester vor so vielen Jahren
Waren, als wie sie immer waren,
Und wie ein Jeder wird zuletzt,
Wenn man ihn hat in ein Amt gesetzt.
War er vorher wie ein Ameis trabblig
Und wie ein Schlänglein schnell und zabblig,
Wird er hernach in Mantel und Kragen
In seinem Sessel sich wohl behagen.
Und ich schwöre bei meinem Leben!
Hätte man Sankt Paulen ein Bisthum geben:
Poltrer wär' worden ein fauler Bauch
Wie caeteri confratres auch.

Der Schuster aber und Seinesgleichen
Verlangten täglich Wunder und Zeichen,
Daß Einer pred'gen sollt' für Geld,
Als hätt' der Geist ihn hingestellt;
Nickten die Köpfe sehr bedenklich
Ueber die Tochter Zion kränklich,
Daß ach! auf Kanzel und Altar
Kein Moses und kein Aaron war,

mit dem Urbilde verglichen, ließen sie Vieles wünschen, und einige derselben wurden, da der Künstler die einzelnen Bemerkungen meines Vaters aus Gefälligkeit zu nutzen unternahm, am Ende ganz und gar verdorben.

Unvermuthet ward endlich meinem Vater sein Wunsch im ganzen Umfange gewährt. Der Sohn unsres Künstlers, ein junger Mann voller Anlagen, der bei einem Oheim, den er beerben sollte, einem Deutschen, von Jugend auf in der Lehre gewesen war, besuchte seinen Vater, und der meinige entdeckte in ihm ein Talent, das ihn völlig befriedigte. Meine Schwester sollte sogleich von ihm dargestellt werden, und es geschah mit einer unglaublichen Genauigkeit, woraus zwar zuletzt kein geschmackvolles, aber natürliches und wahres Bild entsprang. Da stand sie nun, wie sie gewöhnlich in den Garten ging, ihre braunen Haare theils um die Stirne fallend, theils in starken Zöpfen zurückgeflochten und mit einem Bande hinaufgebunden, den Sonnenhut am Arm, mit den schönsten Nelken, die der Vater besonders schätzte, ausgefüllt, und eine Pfirsche in der Hand von einem Baume, der dieses Jahr zuerst getragen hatte.

Glücklicherweise fanden sich diese Umstände sehr wahr zusammen, ohne abgeschmackt zu sein; mein Vater war entzückt, und der alte Maler machte seinem Sohne gerne Platz, mit dessen Arbeiten nun eine ganz neue Epoche in unserm Hause sich eröffnete, die mein Vater als die vergnügteste Zeit seines Lebens ansah. Jede Person ward nun gemalt mit Allem, womit sie sich gewöhnlich beschäftigte, was sie gewöhnlich umgab. Ich darf Ihnen von diesen Bildern nichts weiter sagen; Sie haben gewiß die neckische Geschäftigkeit meiner Julie nicht vergessen, die Ihnen nach und nach fast das ganze Beiwesen der Gemälde, insofern sich die Requisiten noch im Hause fanden, zusammenschaffte, um Sie von der höchsten Wahrheit der Nachahmung zu überzeugen. Da war des Großvaters Schnupftabaksdose, seine große silberne Taschenuhr, sein Stock mit dem Topasknopfe, die Häkchen der Großmutter und ihre Ohrringe. Julie hatte selbst noch ein elfenbeinernes Spielzeug bewahrt, das sie auf einem Gemälde als Kind in der Hand hat; sie stellte sich mit eben der Geberde neben das Bild; das Spielzeug glich noch ganz genau, das Mädchen glich nicht mehr, und ich erinnere mich unserer damaligen Scherze noch recht gut.

Neben der ganzen Familie war in Zeit von einem Jahre nun auch fast der ganze Hausrath abgemalt, und der junge

Künstler mochte bei der nicht immer unterhaltenden Arbeit sich öfters durch einen Blick auf meine Schwester stärken — eine Kur, die um desto heilsamer war, als er in ihren Augen das, was er suchte, zu finden schien. Genug, die jungen Leute wurden einig, mit einander zu leben und zu sterben. Die Mutter begünstigte diese Neigung; der Vater war zufrieden, ein solches Talent, das er kaum mehr entbehren konnte, in seiner Familie zu fixiren. Es ward ausgemacht, daß der Freund noch erst eine Reise durch Deutschland thun, die Einwilligung seines Oheims und Vaters beibringen und sodann auf immer der Unsere werden sollte.

Das Geschäft war bald vollzogen, und ob er gleich sehr schnell zurückkam, so brachte er doch eine schöne Summe Geldes mit, die er sich an verschiedenen Höfen bald erworben hatte. Ein glückliches Paar ward verbunden, und unsere Familie erlebte eine Zufriedenheit, die bis an den Tod der Theilnehmer fortdauerte.

Mein Schwager war ein sehr wohlgebildeter, im Leben sehr bequemer Mann; sein Talent genügte meinem Vater, seine Liebe meiner Schwester, mir und den Hausgenossen seine Freundlichkeit. Er reiste den Sommer durch, kam wohlbelohnt wieder nach Hause, der Winter war der Familie gewidmet; er malte seine Frau, seine Töchter gewöhnlich des Jahres zweimal.

Da ihm Alles bis auf die geringste Kleinigkeit so wahrhaft, ja so täuschend gelang, fiel endlich mein Vater auf eine sonderbare Idee, deren Ausführung ich Ihnen beschreiben muß, weil das Bild selbst, wie ich erzählen werde, nicht mehr vorhanden ist; sonst würde ich es Ihnen vorgezeigt haben.

In dem obern Zimmer, wo die besten Porträte hängen und welches eigentlich das letzte in der Reihe der Zimmer ist, haben Sie vielleicht eine Thüre bemerkt, die noch weiter zu führen scheint; allein sie ist blind, und wenn man sie sonst eröffnete, zeigte sich ein mehr überraschender als erfreulicher Gegenstand. Mein Vater trat mit meiner Mutter am Arme gleichsam heraus und erschreckte durch die Wirklichkeit, welche theils durch die Umstände, theils durch die Kunst hervorgebracht war. Er war abgebildet, wie er gewöhnlich gekleidet von einem Gastmahl, aus einer Gesellschaft nach Hause kam. Das Bild ward an dem Orte, zu dem Orte mit aller Sorgfalt gemalt, die Figuren aus einem gewissen Standpunkte genau perspektivisch gehalten

und die Kleidungen mit der größten Sorgfalt zum entschiedensten Effekte gebracht. Damit das Licht von der Seite gehörig einfiele, ward ein Fenster verrückt und Alles so gestellt, daß die Täuschung vollkommen werden mußte.

Leider hat aber ein Kunstwerk, das sich der Wirklichkeit möglichst näherte, auch gar bald die Schicksale des Wirklichen erfahren. Der Blendrahm mit der Leinwand war in die Thürbekleidung befestigt und so den Einflüssen einer feuchten Mauer ausgesetzt, die um so heftiger wirkten, als die verschlossene Thür alle Luft abhielt; und so fand man nach einem strengen Winter, in welchem das Zimmer nicht eröffnet worden war, Vater und Mutter völlig zerstört, worüber wir uns um so mehr betrübten, als wir sie schon vorher durch den Tod verloren hatten.

Doch ich kehre wieder zurück; denn ich habe noch von den letzten Vergnügungen meines Vaters im Leben zu reden.

Nachdem gedachtes Bild vollendet war, schien nichts weiter seine Freude dieser Art vermehren zu können, und doch war ihm noch eine vorbehalten. Ein Künstler meldete sich und schlug vor, die Familie über die Natur in Gips abzugießen und sie alsdann in Wachs mit natürlichen Farben wirklich aufzustellen. Das Bildniß eines jungen Gehilfen, den er bei sich hatte, zeigte sein Talent, und mein Vater entschloß sich zu der Operation. Sie lief glücklich ab, der Künstler arbeitete mit der größten Sorgfalt und Genauigkeit das Gesicht und die Hände nach. Eine wirkliche Perrücke, ein damastner Schlafrock wurden dem Phantom gewidmet, und so sitzt der gute Alte noch jetzt hinter einem Vorhange, den ich vor Ihnen nicht aufzuziehen wagte.

Nach dem Tode meiner Eltern blieben wir nicht lange zusammen. Meine Schwester starb noch jung und schön; ihr Mann malte sie im Sarge. Seine Töchter, die, wie sie heranwuchsen, die Schönheit der Mutter gleichsam in zwei Portionen darstellten, konnte er vor Wehmuth nicht malen. Oft stellte er die kleinen Geräthschaften, die ihr angehört hatten und die er sorgfältig bewahrte, in Stillleben zusammen, vollendete die Bilder mit der größten Genauigkeit und verehrte sie den liebsten Freunden, die er sich auf seinen Reisen erworben hatte.

Es schien, als wenn ihn diese Trauer zum Bedeutenden erhübe, da er sonst nur alles Gegenwärtige gemalt hatte. Den kleinen, stummen Gemälden fehlte es nicht an Zusammenhang und Sprache. Auf dem einen sah man in den Geräthschaften das fromme Gemüth der Besitzerin, ein Gesangbuch mit rothem

Sammt und goldnen Buckeln, einen artigen gestickten Beutel mit Schnüren und Quasten, woraus sie ihre Wohlthaten zu spenden pflegte, den Kelch, woraus sie vor ihrem Tode das Nachtmahl empfing und den er gegen einen bessern der Kirche abgetauscht hatte. Auf einem andern Bilde sah man neben einem Brode das Messer, womit sie den Kindern gewöhnlich vorzuschneiden, ein Samenkästchen, woraus sie im Frühjahr zu säen pflegte, einen Kalender, in den sie ihre Ausgaben und kleine Begebenheiten einschrieb, einen gläsernen Becher mit eingeschnittnem Namenszug, ein frühes Jugendgeschenk vom Großvater, das sich ungeachtet seiner Zerbrechlichkeit länger als sie selbst erhalten hatte.

Er setzte seine gewöhnlichen Reisen und übrigens seine gewohnte Lebensart fort. Nur fähig, das Gegenwärtige zu sehen, und nun durch das Gegenwärtige immer an den herben Verlust erinnert, konnte sein Gemüth sich nicht wiederherstellen; eine Art von unbegreiflicher Sehnsucht schien ihn manchmal zu überfallen, und das letzte Stillleben, das er malte, bestand aus Geräthschaften, die ihm angehörten und die, sonderbar gewählt und zusammengestellt, auf Vergänglichkeit und Trennung, auf Dauer und Vereinigung deuteten.

Wir fanden ihn vor dieser Arbeit einigemal nachdenkend und pausirend, was sonst seine Art nicht war, in einem gerührten, bewegten Zustande — und Sie verzeihen mir wol, wenn ich heute nur kurz abbreche, um mich wieder in eine Fassung zu setzen, aus der mich diese Erinnerung, der ich nicht länger nachhängen darf, unversehens gerückt hat.

Und doch soll dieser Brief mit einem so traurigen Schlusse nicht in Ihre Hand kommen; ich gebe meiner Julie die Feder, um Ihnen zu sagen —

*

Mein Oheim giebt mir die Feder, um Ihnen mit einer artigen Wendung zu sagen, wie sehr er Ihnen ergeben sei. Er bleibt noch immer der Gewohnheit jener guten alten Zeit getreu, wo man es für Pflicht hielt, am Ende eines Briefes von einem Freunde mit einer zierlichen Verbeugung zu scheiden. Uns Andern ist das nun schon nicht gelehrt worden; ein solcher Knicks scheint uns nicht natürlich, nicht herzlich genug. Ein Lebewohl und einen Händedruck in Gedanken, weiter wüßten wir es nicht leicht zu bringen.

Wie machen wir's nun, um den Auftrag, den Befehl meines Onkels, wie es einer gehorsamen Nichte geziemt, zu erfüllen? Will mir denn gar keine artige Wendung einfallen? Und finden Sie es wol artig genug, wenn ich Sie versichere, daß Ihnen die Nichten so ergeben sind wie der Onkel? Er hat mir verboten, sein letztes Blatt zu lesen; ich weiß nicht, was er Böses oder Gutes von mir gesagt haben mag. Vielleicht bin ich zu eitel, wenn ich denke, daß er von mir gesprochen hat. Genug, er hat mir erlaubt, den Anfang seines Briefes zu lesen, und da finde ich, daß er unsern guten Philosophen bei Ihnen anschwärzen will. Es ist nicht artig noch billig vom Oheim, einen jungen Mann, der ihn und Sie wahrhaft liebt und verehrt, darum so strenge zu tadeln, weil er so ernsthaft auf einem Wege verharrt, auf dem er sich nun einmal zu bilden glaubt. Seien Sie aufrichtig und sagen Sie mir, ob wir Frauen nicht eben deswegen manchmal besser sehen als die Männer, weil wir nicht so einseitig sind und gern Jedem sein Recht widerfahren lassen. Der junge Mann ist wirklich gesprächig und gesellig. Er spricht auch mit mir, und wenn ich gleich seine Philosophie keineswegs verstehe, so verstehe ich doch, wie mich däucht, den Philosophen.

Doch am Ende hat er diese gute Meinung, die ich von ihm hege, vielleicht nur Ihnen zu danken; denn die Rolle mit den Kupfern, begleitet von den freundlichen Worten, die er mir von Ihnen brachte, verschafften ihm freilich sogleich die beste Aufnahme.

Wie ich für dieses Andenken, für diese Güte meinen Dank einrichten soll, weiß ich selbst nicht recht; denn es scheint mir, als wenn hinter diesem Geschenk eine kleine Bosheit verborgen liege. Wollten Sie Ihrer gehorsamen Dienerin spotten, als Sie ihr diese elfenhaften Lustbilder, diese seltsamen Feen und Geistergestalten aus der Werkstatt meines Freundes Füeßli zusendeten? Was kann die arme Julie dafür, daß etwas Seltsames, Geistreiches sie auffreit, daß sie gern etwas Wunderbares vorgestellt sieht und daß diese durcheinander ziehenden und beweglichen Träume, auf dem Papier fixirt, ihr Unterhaltung geben!

Genug, Sie haben mir eine große Freude gemacht, ob ich gleichwol sehe, daß ich mir eine neue Rutbe aufgebunden habe, indem ich Sie zu meinem zweiten Oheim annahm. Als wenn mir der erste nicht schon genug zu schaffen machte! Denn auch der kann es nicht lassen, die Kinder über ihr Vergnügen aufklären zu wollen.

Dagegen verhält sich meine Schwester besser als ich; diese läßt sich gar nicht einreden. Und weil in unserer Familie denn doch eine Kunstliebhaberei sein muß, so liebt sie nur das, was anmuthig ist und was man immer gern um sich herum sehen mag.

Ihr Bräutigam — denn Alles ist nun richtig, was bei Ihrer Durchreise noch nicht ganz entschieden war — hat ihr aus England die schönsten gemalten Kupfer geschickt, womit sie äußerst zufrieden ist; aber was sind das nicht auch für lange, weißgekleidete Schönen, mit blaßrothen Schleifen und blaßblauen Schleiern! Was sind das nicht für interessante Mütter mit wohlgenährten Kindern und wohlgebildeten Vätern! Wenn das Alles einmal unter Glas und Mahagonirahmen, geziert mit den metallnen Stäbchen, die auch bei der Sendung waren, auf einem Lilagrund das Kabinet der jungen Frau zieren wird, dann darf ich freilich Titanien mit ihrem Feengefolge, um den verwandelten Klaus Zettel beschäftigt, nicht in die Gesellschaft bringen.

Nun sieht es aus, als ob ich mich über meine Schwester aufhalte. Denn das ist ja wol das Klügste, was man thun kann, um sich Ruhe zu verschaffen, daß man gegen die Andern ein Wenig unverträglich ist. Und so wäre ich denn mit diesen Blättern doch endlich fertig geworden, wäre so nahe an den untern Rand unversehens gekommen, daß nur noch der zehnte März und der Name Ihrer treuen Freundin, die Ihnen ein herzliches Lebewohl sagt, unterzeichnet werden kann.

Julie.

Dritter Brief.

Julie hat in ihrer letzten Nachschrift dem Philosophen das Wort geredet; leider stimmt der Oheim noch nicht mit ein; denn der junge Mann hält nicht nur auf einer besondern Methode, die mir keineswegs einleuchtet, sondern sein Geist ist auch auf solche Gegenstände gerichtet, über die ich weder viel denke noch gedacht habe. In der Mitte meiner Sammlung sogar, durch die ich fast mit allen Menschen in ein Verhältniß komme, scheint sich nicht einmal ein Berührungspunkt zu finden. Selbst den historischen, den antiquarischen Antheil, den er sonst daran zu nehmen schien, hat er völlig verloren. Die Sitten-

lehre, von der ich außerhalb meines Herzens wenig weiß, beschäftigt ihn besonders; das Naturrecht, das ich nicht vermisse, weil unser Tribunal gerecht und unsere Polizei thätig ist, verschlingt seine nächsten Forschungen; das Staatsrecht, das mir in meiner frühsten Jugend schon durch meinen Oheim verleidet wurde, steht als das Ziel seiner Aussichten. Da ist es nun um die Unterhaltung, von der ich mir so viel versprach, beinahe gethan, und es hilft mir nichts, daß ich ihn als einen edeln Menschen schätze, als einen guten Liebe, als einen Verwandten zu befördern wünsche; wir haben einander nichts zu sagen. Meine Kupfer lassen ihn stumm, meine Gemälde kalt.

Wenn ich nun so für mich selbst wie hier gegen Sie, meine Herren, als ein wahrer Oheim in der deutschen Komödie, meinen Unmuth auslasse, so zupft mich die Erfahrung wieder und erinnert mich, daß es der Weg nicht sei, sich mit den Menschen zu verbinden, wenn wir uns die Eigenschaften exaggeriren, durch welche sie von uns allenfalls getrennt erscheinen.

Wir wollen also lieber abwarten, wie sich das künftig machen kann, und ich will indessen meine Pflicht gegen Sie nicht versäumen und fortfahren, Ihnen etwas von den Stiftern meiner Sammlung zu erzählen.

Meines Vaters Bruder, nachdem er als Offizier sehr brav gedient hatte, ward nach und nach in verschiednen Staatsgeschäften und zuletzt bei sehr wichtigen Fällen gebraucht. Er kannte fast alle Fürsten seiner Zeit und hatte durch die Geschenke, die mit ihren Bildnissen in Email und Miniatur verziert waren, eine Liebhaberei zu solchen Kunstwerken gewonnen. Er verschaffte sich nach und nach die Porträts verstorbner sowol als lebender Potentaten, wenn die goldnen Dosen und brillantnen Einfassungen zu den Goldschmieden und Juwelenhändlern wieder zurückkehrten, und so besaß er endlich einen Staatskalender seines Jahrhunderts in Bildnissen.

Da er viel reiste, wollte er seinen Schatz immer bei sich haben, und es war möglich, die Sammlung in einen sehr engen Raum zu bringen. Nirgends zeigte er sie vor, ohne daß ihm das Bildniß eines Lebenden oder Verstorbenen aus irgend einem Schmuckkästchen zugeflogen wäre; denn das Eigne hat eine bestimmte Sammlung, daß sie das Zerstreute an sich zieht und selbst die Affektion eines Besitzers gegen irgend ein einzelnes Kleinod durch die Gewalt der Masse gleichsam aufhebt und ver-

Von den Porträten, unter welchen sich auch ganze Figuren, zum Beispiel allegorisch als Jägerinnen und Nymphen vorgestellte Prinzessinen fanden, verbreitete er sich zuletzt auf andere kleine Gemälde dieser Art, wobei er jedoch mehr auf die äußerste Feinheit der Ausführung als auf die höhern Kunstzwecke sah, die freilich auch in dieser Gattung erreicht werden können. Sie haben das Beste dieser Sammlung selbst bewundert; nur Weniges ist gelegentlich durch mich hinzugekommen.

Um nun endlich von mir als dem gegenwärtigen, vergnügten Besitzer, doch auch oft genug inkommodirten Kustoden der wohlbekannten und wohlbelebten Sammlung zu reden, so war meine Neigung von Jugend auf der Liebhaberei meines Oheims, ja auch meines Vaters entgegengesetzt.

Ob die etwas ernsthaftere Richtung meines Großvaters auf mich geerbt hatte, oder ob ich, wie man es so oft bei Kindern findet, aus Geist des Widerspruchs mit verfänglicher Unart mich von dem Wege des Vaters, des Oheims entfernte, will ich nicht entscheiden; genug, wenn Jener durch die genauste Nachahmung, durch die sorgfältigste Ausführung das Kunstwerk mit dem Naturwerke völlig auf einer Linie sehen wollte, wenn Dieser eine kleine Tafel nur insofern schätzte, als sie durch die zartesten Punkte gleichsam ins Unendliche getheilt war, wenn er immer ein Vergrößerungsglas bei der Hand hielt und dadurch das Wunder einer solchen Arbeit noch zu vergrößern glaubte, so konnte ich kein ander Vergnügen an Kunstwerken finden, als wenn ich Skizzen vor mir sah, die mir auf einmal einen lebhaften Gedanken zu einem etwa auszuführenden Stücke vor Augen legten.

Die trefflichen Blätter von dieser Art, welche sich in meines Großvaters Sammlung befanden und die mich hätten belehren können, daß eine Skizze mit ebensoviel Genauigkeit als Geist gezeichnet werden könnte, dienten, meine Liebhaberei anzufachen, ohne sie eben zu leiten. Das Kühnhingestrichene, Bildausgetuschte, Gewaltsame reizte mich, selbst das, was mit wenigen Zügen nur die Hieroglyphe einer Figur war, wußte ich zu lesen und schätzte es übermäßig; von solchen Blättern begann die kleine Sammlung, die ich als Jüngling anfing und als Mann fortsetzte.

Auf diese Weise blieb ich mit Vater, Schwager und Oheim beständig im Widerspruch, der sich um so mehr verlängerte und befestigte, als Keiner die Art, sich mir oder mich ihm zu nähern, verstand.

Ob ich gleich, wie gesagt, nur meistens die geistreiche Hand schätzte, so konnte es doch nicht fehlen, daß nicht auch manches ausgeführte Stück in meine Sammlung gekommen wäre. Ich lernte, ohne es selbst recht gewahr zu werden, den glücklichen Uebergang von einem geistreichen Entwurf zu einer geistreichen Ausführung schätzen; ich lernte das Bestimmte verehren, ob ich gleich immer daran die unerläßliche Forderung that, daß der bestimmteste Strich zugleich auch empfunden sein sollte.

Hierzu trugen die eigenhändigen Radirungen verschiedner italienischen Meister, die meine Sammlung noch aufbewahrt, das Ihrige treulich bei, und so war ich auf gutem Wege, auf welchem eine andere Neigung mich frühzeitig weiter brachte.

Ordnung und Vollständigkeit waren die beiden Eigenschaften, die ich meiner kleinen Sammlung zu geben wünschte; ich las die Geschichte der Kunst, ich legte meine Blätter nach Schulen, Meistern und Jahren, ich machte Katalogen und muß zu meinem Lobe sagen, daß ich den Namen keines Meisters, die Lebensumstände keines braven Mannes kennen lernte, ohne mich nach irgend einer seiner Arbeiten zu bemühen, um sein Verdienst nicht nur in Worten nachzusprechen, sondern es wirklich und anschaulich vor mir zu haben.

So stand es um meine Sammlung, um meine Kenntnisse und ihre Richtung, als die Zeit herankam, die Akademie zu beziehen. Die Neigung zu meiner Wissenschaft, welches nun einmal die Medizin sein sollte, die Entfernung von allen Kunstwerken, die neuen Gegenstände, ein neues Leben drängten meine Liebhaberei in die Tiefe meines Herzens zurück, und ich fand nur Gelegenheit, mein Auge an dem Besten zu üben, was wir von Abbildungen anatomischer, physiologischer und naturhistorischer Gegenstände besitzen.

Noch vor dem Ende meiner akademischen Laufbahn sollte sich mir eine neue und für mein ganzes Leben entscheidende Aussicht eröffnen; ich fand Gelegenheit, Dresden zu sehen. Mit welchem Entzücken, ja mit welchem Taumel durchwandelte ich das Heiligthum der Galerie! Wie manche Ahnung ward zum Anschauen! Wie manche Lücke meiner historischen Kenntniß ward nicht ausgefüllt, und wie erweiterte sich nicht mein Blick über das prächtige Stufengebäude der Kunst! Ein selbstgefälliger Rückblick auf die Familiensammlung, die einst mein werden sollte, war von den angenehmsten Empfindungen begleitet, und da ich nicht Künstler sein konnte, so wäre ich in Verzweiflung

gerathen, wenn ich nicht schon vor meiner Geburt zum Liebhaber und Sammler bestimmt gewesen wäre.

Was die übrigen Sammlungen auf mich gewirkt, was ich sonst noch gethan, um in der Kenntniß nicht stehen zu bleiben, und wie diese Liebhaberei neben allen meinen Beschäftigungen hergegangen und mich wie ein Schutzgeist begleitet, davon will ich Sie nicht unterhalten; genug, daß ich alle meine übrigen Fähigkeiten auf meine Wissenschaft, auf ihre Ausübung verwendete, daß meine Praxis fast meine ganze Thätigkeit verschlang und daß eine ganz heterogene Beschäftigung meine Liebe zur Kunst, meine Leidenschaft zu sammeln nur zu vermehren schien.

Das Uebrige werden Sie leicht, da Sie mich und meine Sammlung kennen, hinzusetzen. Als mein Vater starb und dieser Schatz nun zu meiner Disposition gelangte, war ich gebildet genug, um die Lücken, die ich fand, nicht als Sammler nur auszufüllen, weil es Lücken waren, sondern einigermaßen als Kenner, weil sie ausgefüllt zu werden verdienten. Und so glaube ich noch, daß ich nicht auf unrechtem Wege bin, indem ich meine Neigung mit der Meinung vieler wackern Männer, die ich kennen lernte, übereinstimmend finde. Ich bin nie in Italien gewesen, und doch habe ich meinen Geschmack, so viel es möglich war, ins Allgemeine auszubilden gesucht. Wie es damit steht, kann Ihnen nicht verborgen sein. Ich will nicht leugnen, daß ich vielleicht meine Neigung hie und da mehr hätte reinigen können und sollen. Doch wer möchte mit ganz gereinigten Neigungen leben!

Für diesmal und für immer genug von mir selbst. Möge sich mein ganzer Egoism innerhalb meiner Sammlung befriedigen! Mittheilung und Empfänglichkeit sei übrigens das Losungswort, das Ihnen von Niemand lebhafter, mit mehr Neigung und Zutrauen zugerufen werden kann als von Dem, der sich unterzeichnet

Ihren aufrichtig ergebnen.

Vierter Brief.

Sie haben mir, meine Herren, abermals einen überzeugenden Beweis Ihres freundschaftlichen Andenkens gegeben, indem Sie

Daß es dem Gottesdienste ging,
Als wär's ein Ding wie ein ander Ding,
Das einmal, nach dem Lauf der Welt,
Im Alter dürr zusammenfällt.

„O weh der großen Babylon!
Herr, tilge sie von Deiner Erden,
Laß sie im Pfuhl gebraten werden,
Und, Herr, dann gieb uns ihren Thron!"
So sang das Häuflein, kroch zusammen,
Theilten so Geists- als Liebesflammen,
Gafften und langeweilten nun;
Hätten das auch können im Tempel thun.
Aber das Schöne war dabei:
Es kam an Jeden auch die Reih,
Und wie sein Bruder wälscht' und sprach,
Durft' er auch wälschen Eins hernach;
Denn in der Kirche spricht erst und letzt
Der, den man hat hinaufgesetzt,
Und gläubigt Euch und thut so groß
Und schließt Euch an und macht Euch los
Und ist ein Sünder wie andre Leut',
Ach, und nicht einmal so gescheut!

Der größte Mensch bleibt stets ein Menschenkind,
Die größten Köpfe sind Das nur, was Andre sind;
Allein das merkt: Sie sind es umgekehrt,
Sie wollen nicht mit andern Erdentröpfen
Auf ihren Füßen gehn, sie gehn auf ihren Köpfen,
Verachten, was ein Jeder ehrt;
Und was gemeinen Sinn empört,
Das ehren unbefangne Weisen;
Doch brachten sie's nicht allzu weit:
Ihr non plus ultra jeder Zeit
War, Gott zu lästern und den Dreck zu preisen.

Behalten auch zu unsern Zeiten
Die Gabe, Geister zu unterscheiden:
Kap und Champagner und Burgunder
Von Hoch- nach Rüdesheim hinunter.

Die Priester schrien weit und breit:
„Es ist, es kommt die letzte Zeit,

mir die ersten Stücke der **Propyläen** nicht nur so bald zugesendet, sondern mir außerdem noch Manches im Manuskripte mitgetheilt, das mir bei mehrerer Breite Ihre Absichten deutlicher sowie die Wirkung lebhafter macht. Sie haben den Zuruf am Schlusse meines vorigen Briefes recht schön und freundlich erwidert, und ich danke Ihnen für die günstige Aufnahme, womit Sie die kurze Geschichte meiner Sammlung beehren.

Ihre gedruckten, Ihre geschriebenen Blätter riefen mir und den Meinigen jene angenehmen Stunden zurück, die Sie mir damals verschafften, als Sie der üblen Jahrszeit ungeachtet einen ziemlichen Umweg machten, um die Sammlung eines Privatmannes kennen zu lernen, die Ihnen in manchen Fächern genugthat und deren Besitzer von Ihnen ohne langes Bedenken mit einer aufrichtigen Freundschaft beglückt ward. Die Grundsätze, die Sie damals äußerten, die Ideen, womit Sie sich vorzüglich beschäftigten, finde ich in diesen Blättern wieder; ich sehe, Sie sind unverrückt auf Ihrem Wege geblieben, Sie sind vorgeschritten, und so darf ich hoffen, daß Sie nicht ohne Interesse vernehmen werden, wie es mir in meinem Kreise ergangen ist und ergeht. Ihre Schrift muntert, Ihr Brief fordert mich auf. Die Geschichte meiner Sammlung ist in Ihren Händen; auch darauf kann ich weiter bauen; denn nun habe ich Ihnen einige Wünsche, einige Bekenntnisse vorzulegen.

Bei Betrachtung der Kunstwerke eine hohe unerreichbare Idee immer im Sinne zu haben, bei Beurtheilung dessen, was der Künstler geleistet hat, den großen Maßstab anzuschlagen, der nach dem Besten, was wir kennen, eingetheilt ist, eifrig das Vollkommenste aufzusuchen, den Liebhaber sowie den Künstler immer an die Quelle zu weisen, ihn auf hohe Standpunkte zu versetzen, bei der Geschichte wie bei der Theorie, bei dem Urtheil wie in der Praxis immer gleichsam auf ein Letztes zu dringen, ist löblich und schön, und eine solche Bemühung kann nicht ohne Nutzen bleiben.

Sucht doch der Wardein auf alle Weise die edlern Metalle zu reinigen, um ein bestimmtes Gewicht des reinen Goldes und Silbers als einen entschiednen Maßstab aller Vermischungen, die ihm vorkommen, festzusetzen! Man bringe alsdann so viel Kupfer, als man will, wieder dazu, man vermehre das Gewicht, man vermindere den Werth, man bezeichne die Münzen, die Silbergeschirre nach gewissen Konventionen: Alles ist recht gut! Die schlechteste Scheidemünze, ja das Gemünder Silber selbst

mag passiren; denn der Probirstein, der Schmelztiegel ist gleich bereit, eine entschiedne Probe des innern Werthes anzustellen.

Ohne Sie daher, meine Herren, wegen Ihres Ernstes, wegen Ihrer Strenge zu tadeln, möchte ich in Bezug auf mein Gleichniß Sie auf gewisse mittlere Fächer aufmerksam machen, die der Künstler sowie der Liebhaber fürs gemeine Leben nicht entbehren kann.

Zu diesen Wünschen und Vorschlägen kann ich denn doch nicht unmittelbar übergehen; ich habe noch etwas in Gedanken, eigentlich auf dem Herzen. Es muß ein Bekenntniß getan werden, das ich nicht zurückhalten kann, ohne mich Ihrer Freundschaft völlig unwerth zu fühlen. Beleidigen kann es Sie nicht, auch nicht einmal verdrießen; es sei daher gewagt! Jeder Fortschritt ist ein Wagestück, und nur durch Wagen kommt man entschieden vorwärts. Und nun hören Sie geschwind, damit Sie das, was ich zu sagen habe, nicht für wichtiger halten, als es ist!

Der Besitzer einer Sammlung, der sie, wenn er sie auch noch so gern vorweist, doch immer zu oft vorweisen muß, wird nach und nach, er sei übrigens noch so gut und harmlos, ein Wenig tückisch werden. Er sieht ganz fremde Menschen bei Gegenständen, die ihm völlig bekannt sind, aus dem Stegreife ihre Empfindungen und Gedanken äußern. Mit Meinungen über politische Verhältnisse gegen einen Fremden herauszugehen, findet sich nicht immer Veranlassung, und die Klugheit verbietet es; Kunstwerke reizen auf, und vor ihnen genirt sich Niemand; Niemand zweifelt an seiner eignen Empfindung, und daran hat man nicht Unrecht; Niemand zweifelt an der Richtigkeit seines Urtheils, und daran hat man nicht ganz Recht.

So lange ich mein Kabinet besitze, ist mir ein einziger Mann vorgekommen, der mir die Ehre anthat zu glauben, daß ich den Werth meiner Sachen zu beurtheilen wisse; er sagte zu mir: „Ich habe nur kurze Zeit; lassen Sie mich in jedem Fache das Beste, das Merkwürdigste, das Seltenste sehen!“ Ich dankte ihm, indem ich ihn versicherte, daß er der Erste sei, der so verfahre, und ich hoffe, sein Zutrauen hat ihn nicht gereut; wenigstens schien er äußerst zufrieden von mir zu gehen. Ich will eben nicht sagen, daß er ein besonderer Kenner oder Liebhaber gewesen wäre; auch zeigte vielleicht eben sein Betragen von einer gewissen Gleichgiltigkeit, ja vielleicht ist uns ein Mann interessanter, der einen einzelnen Theil liebt, als Der, der das Ganze

nur schält; genug, Dieser verdiente erwähnt zu werden, weil er der Erste war und der Letzte blieb, dem meine heimliche Tücke nichts anhaben konnte.

Denn auch Sie, meine Herren, daß ich es nur gestehe, haben meiner stillen Schadenfreude einige Nahrung gegeben, ohne daß meine Verehrung, meine Liebe für sie dadurch gelitten hätte. Nicht allein, daß ich Ihnen die Mädchen aus dem Gesicht brachte — verzeihen Sie, ich mußte heimlich lächeln, wenn Sie von dem Antikenschrank, von den Bronzen, die wir eben durchsahen, immer nach der Thüre schielten, die aber nicht wieder aufgehen wollte. Die Kinder waren verschwunden und hatten den Frühstückswein mit den Zwiebacken stehen lassen; mein Wink hatte sie entfernt; denn ich wollte meinen Alterthümern eine ungetheilte Aufmerksamkeit verschaffen. Verzeihen Sie dieses Bekenntniß, und erinnern Sie sich, daß ich Sie des andern Morgens möglichst entschädigte, indem ich Ihnen im Gartenhause nicht allein die gemalten, sondern auch die lebendigen Familienbilder vorstellte und Ihnen bei einer reizenden Aussicht auf die Gegend das Vergnügen einer fröhlichen Unterhaltung verschaffte. — Nicht allein, sagte ich — und muß wol, da mir diese lange Einschaltung meine Periode verdorben hat, sie wieder anders anfangen.

Sie erzeigten mir bei Ihrem Eintritt auch eine besondere Ehre, indem Sie anzunehmen schienen, daß ich Ihrer Meinung sei, daß ich diejenigen Kunstwerke, welche Sie ausschließlich schätzten, auch vorzüglich zu schätzen wisse, und ich kann wol sagen, meistens trafen unsere Urtheile zusammen; hie und da glaubte ich eine leidenschaftliche Vorliebe, auch wol ein Vorurtheil zu entdecken; ich ließ es hingehen und verdankte Ihnen die Aufmerksamkeit auf verschiedene unscheinbare Dinge, deren Werth ich unter der Menge übersehen hatte.

Nach Ihrer Abreise blieben Sie ein Gegenstand unserer Gespräche; wir verglichen Sie mit andern Fremden, die bei uns eingesprochen hatten, und wurden dadurch auf eine allgemeinere Vergleichung unserer Besuche geleitet. Wir fanden eine große Verschiedenheit der Liebhabereien und Gesinnungen; doch zeigten sich gewisse Neigungen mehr oder weniger in verschiedenen Personen wieder; wir fingen an, die ähnlichen wieder zusammenzustellen, und das Buch, worin die Namen aufgezeichnet sind, half der Erinnerung nach. Auch für die Zukunft war unsere Tücke in Aufmerksamkeit verwandelt; wir beobachteten

unſere Gäſte genauer und rangirten ſie zu den übrigen Gruppen.

Ich habe immer wir geſagt; denn ich zog meine Mädchen diesmal wie immer mit ins Geſchäft. Julie war beſonders thätig und hatte viel Glück, ihre Leute gleich recht zu placiren; denn es iſt den Frauen angeboren, die Neigungen der Männer genau zu kennen. Doch gedachte Karoline ſolcher Freunde nicht zum Beſten, welche die ſchönen und ſeltnen Stücke engliſcher Schwarzer-Kunſt, womit ſie ihr ſtilles Zimmer ausgeſchmückt hatte, nicht recht lebhaft preiſen wollten. Darunter gehörten denn auch Sie, ohne daß Ihnen dieſer Mangel der Empfänglichkeit bei dem guten Kinde viel geſchadet hätte.

Liebhaber von unſerer Art — denn es iſt doch natürlich, daß wir von denen zuerſt ſprechen — finden ſich, genau betrachtet, gar manche, wenn man ein Wenig Vorurtheil auf oder ab, mehr oder weniger Lebhaftigkeit oder Bedacht, Biegſamkeit oder Strenge nicht eben in Anſchlag bringt, und deswegen hoffe ich günſtig für Ihre Propyläen, nicht allein weil ich gleichgeſinnte Perſonen vermuthe, ſondern weil ich wirklich gleichgeſinnte Perſonen kenne.

Wenn ich alſo in dieſem Sinne Ihren Ernſt in der Kunſt, Ihre Strenge gegen Künſtler und Liebhaber nicht tadeln kann, ſo muß ich doch in Betracht der vielerlei Menſchenkinder, die Ihre Schrift leſen ſollen, und wenn ſie nur von Denen geleſen würde, die meine Sammlung geſehen haben, noch Einiges zum Beſten der Kunſt und der Kunſtfreunde wünſchen, und zwar einestheils, daß Sie eine gewiſſe heitere Liberalität gegen alle Kunſtfächer zeigten, den beſchränkteſten Künſtler und Kunſtliebhaber ſchätzten, ſobald jeder nur ohne ſonderliche Anmaßung ſein Weſen treibt; anderntheils aber kann ich Ihnen nicht genug Widerſtreit gegen diejenigen empfehlen, die von beſchränkten Ideen ausgehen und mit einer unheilbaren Einſeitigkeit einen vorgezogenen und beſchützten Theil der Kunſt zum Ganzen machen wollen. Laſſen Sie uns zu dieſen Zwecken eine neue Art von Sammlung ordnen, die diesmal nicht aus Bronzen und Marmorſtücken, nicht aus Elfenbein noch Silber beſtehen ſoll, ſondern worin der Künſtler, der Kenner und beſonders der Liebhaber ſich ſelbſt wiederfinde.

Freilich kann ich Ihnen nur den leichteſten Entwurf ſenden; Alles, was Reſultat iſt, zieht ſich ins Enge zuſammen, und mein Brief iſt ohnehin ſchon lang genug. Meine Einleitung iſt

ausführlich, und meinen Schluß sollen Sie mir selbst ausführen helfen.

Unsere kleine Akademie richtete, wie es gewöhnlich geschieht, erst spät ihre Aufmerksamkeit auf sich selbst, und bald fanden wir in unserer Familie fast für alle die verschiedenen Gruppen einen Gesellschafter.

Es giebt Künstler und Liebhaber, welche wir die Nachahmer genannt haben; und wirklich ist die eigentliche Nachahmung, auf einen hohen und schätzbaren Punkt getrieben, ihr einziger Zweck, ihre höchste Freude; mein Vater und mein Schwager gehörten dazu, und die Liebhaberei des Einen sowie die Kunst des Andern ließ in diesem Fache fast nichts weiter übrig. Die Nachahmung kann nicht ruhen, bis sie die Abbildung wo möglich an die Stelle des Abgebildeten setzt.

Weil nun hierzu eine große Genauigkeit und Reinlichkeit erfordert wird, so steht ihnen eine andere Klasse nah, welche wir die Punktirer genannt haben; bei diesen ist die Nachbildung nicht das Vorzüglichste, sondern die Arbeit. Ein solcher Gegenstand scheint ihnen der liebste, bei dem sie die meisten Punkte und Striche anbringen können. Bei diesen wird Ihnen die Liebhaberei meines Oheims sogleich einfallen. Ein Künstler dieser Art strebt gleichsam den Raum ins Unendliche zu füllen und uns sinnlich zu überzeugen, daß man die Materie ins Unendliche theilen könne. Sehr schätzbar erscheint dieses Talent, wenn es das Bildniß einer würdigen, einer werthen Person dergestalt ins Kleine bringt, daß wir das, was unser Herz als ein Kleinod erkennt, auch vor unserm Auge mit allen seinen äußern Eigenschaften, neben und mit Kleinodien erscheinen sehen. — Auch hat die Naturgeschichte solchen Männern viel zu verdanken.

Als wir von dieser Klasse sprachen, mußte ich mir wol selbst einfallen, der ich mit meiner frühern Liebhaberei eigentlich ganz im Gegensatze mit Jenen stand. Alle Diejenigen, die mit wenigen Strichen zu viel leisten wollen, wie die Vorigen mit vielen Strichen und Punkten oft vielleicht zu wenig leisten, nannten wir Skizzisten. Hier ist nämlich nicht die Rede von Meistern, welche den allgemeinen Entwurf zu einem Werke, das ausgeführt werden soll, zu eigner und fremder Beurtheilung erst hinschreiben; denn diese machen erst eine Skizze; Skizzisten nennt man aber Diejenigen mit Recht, welche ihr Talent nicht weiter als zu Entwürfen ausbilden und also nie das Ende der

Kunst, die Ausführung, erreichen, so wie der Punktirer den wesentlichen Anfang der Kunst, die Erfindung, das Geistreiche oft nicht gewahr wird. Der Skizzist hat dagegen meist zu viel Imagination; er liebt sich poetische, ja phantastische Gegenstände und ist immer ein Bischen übertrieben im Ausdruck. Selten fällt er in den Fehler, zu weich oder unbedeutend zu sein; diese Eigenschaft ist vielmehr sehr oft mit einer guten Ausführung verbunden.

Für die Rubrik, in welcher das Weiche, das Gefällige, das Anmuthige herrschend ist, hat sich Karoline sogleich erklärt und feierlich protestirt, daß man dieser Klasse keinen Spitznamen geben möge; Julie hingegen überläßt sich und ihre Freunde, die poetisch geistreichen Skizzisten und Ausführer, dem Schicksal und einem strengern oder liberalern Urtheil.

Von den Weichlichen kamen wir natürlicherweise auf die Holzschnitte und Kupferstiche der frühern Meister, deren Werke ungeachtet ihrer Strenge, Härte und Steifheit uns durch einen gewissen derben und sichern Charakter noch immer erfreuen.

Dann fielen uns noch verschiedene Arten ein, die aber vielleicht schon in die vorigen eingetheilt werden können, als da sind Karrikaturzeichner, die nur das bedeutend Widerwärtige, physisch und moralisch Häßliche herausfuchen, Improvisatoren, die mit großer Geschicklichkeit und Schnelligkeit Alles aus dem Stegreif entwerfen, gelehrte Künstler, deren Werke man nicht ohne Kommentar versteht, gelehrte Liebhaber, die auch das einfachste, natürlichste Werk nicht ohne Kommentar lassen können, und was noch Andere mehr waren, davon ich künftig mehr sagen will; für diesmal aber schließe ich mit dem Wunsche, daß das Ende meines Briefs, wenn es Ihnen Gelegenheit giebt, sich über meine Anmaßung lustig zu machen, Sie mit dem Anfange desselben versöhnen möge, wo ich mich vermaß, einige liebenswürdige Schwachheiten geschätzter Freunde zu belächeln. Geben Sie mir das Gleiche zurück, wenn Ihnen mein Unterfangen nicht widerwärtig scheint! Schelten Sie mich, zeigen Sie mir auch meine Eigenheiten im Spiegel! Sie vermehren dadurch den Dank, nicht aber die Anhänglichkeit

Ihres ewig verbundenen.

Fünfter Brief.

Die Heiterkeit Ihrer Antwort bürgt mir, daß Sie mein Brief in der besten Stimmung angetroffen und Ihnen diese herrliche Gabe des Himmels nicht verkümmert hat; auch mir waren Ihre Blätter ein angenehmes Geschenk in einem angenehmen Augenblick.

Wenn das Glück viel öfter allein und viel seltner in Gesellschaft kommt als das Unglück, so habe ich diesmal eine Ausnahme von der Regel erfahren; erwünschter und bedeutender hätten mir Ihre Blätter nicht kommen können, und Ihre Anmerkungen zu meinen wunderlichen Klassifikationen hätten nicht leicht geschwinder Frucht gebracht als eben in dem Augenblick, da sie wie ein schon keimender Same in ein fruchtbares Erdreich fielen. Lassen Sie mich also die Geschichte des gestrigen Tages erzählen, damit Sie erfahren, was für ein neuer Stern mir aufging, mit welchem das Gestirn Ihres Briefs in eine so glückliche Konjunktion tritt.

Gestern meldete sich bei uns ein Fremder an, dessen Name mir nicht unbekannt, der mir als ein guter Kenner gerühmt war. Ich freuete mich bei seinem Eintritt, machte ihn mit meinen Besitzungen im Allgemeinen bekannt, ließ ihn wählen und zeigte vor. Ich bemerkte bald ein sehr gebildetes Auge für Kunstwerke, besonders für die Geschichte derselben. Er erkannte die Meister sowie ihre Schüler, bei zweifelhaften Bildern wußte er die Ursachen seines Zweifels sehr gut anzugeben, und seine Unterhaltung erfreute mich sehr.

Vielleicht wäre ich hingerissen worden, mich gegen ihn lebhafter zu äußern, wenn nicht der Vorsatz, meinen Gast auszuhorchen, mir gleich beim Eintritt eine ruhigere Stimmung gegeben hätte. Viele seiner Urtheile trafen mit den meinigen zusammen; bei manchen mußte ich sein scharfes und geübtes Auge bewundern. Das Erste, was mir an ihm besonders auffiel, war ein entschiedener Haß gegen alle Manieristen. Es that mir für einige meiner Lieblingsbilder leid, und ich war um desto mehr aufgefordert zu untersuchen, aus welcher Quelle eine solche Abneigung wol fließen möchte.

Mein Gast war spät gekommen, und die Dämmerung verhinderte uns, weiter zu sehen; ich zog ihn zu einer kleinen Kollation, zu der unser Philosoph eingeladen war; denn dieser

hat sich mir seit einiger Zeit genähert; wie das kommt, muß ich Ihnen im Vorbeigehen sagen.

Glücklicherweise hat der Himmel, der die Eigenheiten der Männer voraussah, ein Mittel bereitet, das sie ebenso oft verbindet als entzweit; mein Vetter ward von Juliens Anmuth, die er als Kind verlassen hatte, getroffen. Eine richtige Empfindung legte ihm auf, den Oheim sowie die Nichte zu unterhalten, und unser Gespräch verweilt nun gewöhnlich bei den Neigungen, bei den Leidenschaften des Menschen.

Ehe wir noch Alle beisammen waren, ergriff ich die Gelegenheit, meine Manieristen gegen den Fremden in Schutz zu nehmen. Ich sprach von ihrem schönen Naturell, von der glücklichen Uebung ihrer Hand und ihrer Anmuth; doch setzte ich, um mich zu verwahren, hinzu: „Dies will ich Alles nur sagen, um eine gewisse Duldung zu entschuldigen, wenn ich gleich zugebe, daß die hohe Schönheit, das höchste Prinzip und der höchste Zweck der Kunst freilich noch etwas ganz Anders sei."

Mit einem Lächeln, das mir nicht ganz gefiel, weil es eine besondere Gefälligkeit gegen sich selbst und eine Art Mitleiden gegen mich auszudrücken schien, erwiderte er darauf: „Sie sind denn also auch den hergebrachten Grundsätzen getreu, daß Schönheit das letzte Ziel der Kunst sei?"

„Mir ist kein höheres bekannt," versetzte ich darauf.

„Können Sie mir sagen, was Schönheit sei?" rief er aus.

„Vielleicht nicht!" versetzte ich; „aber ich kann es Ihnen zeigen. Lassen Sie uns, auch allenfalls noch bei Licht, einen sehr schönen Gipsabguß des Apoll, einen sehr schönen Marmorkopf des Bacchus, den ich besitze, noch geschwind anblicken, und wir wollen sehen, ob wir uns nicht vereinigen können, daß sie schön seien."

„Ehe wir an diese Untersuchung gehen," versetzte er, „möchte es wol nöthig sein, daß wir das Wort Schönheit und seinen Ursprung näher betrachten. Schönheit kommt von Schein; sie ist ein Schein und kann als das höchste Ziel der Kunst nicht gelten; das vollkommen Charakteristische nur verdient schön genannt zu werden; ohne Charakter giebt es keine Schönheit."

Betroffen über diese Art, sich auszudrücken, versetzte ich: „Zugegeben, aber nicht eingestanden, daß das Schöne charakteristisch sein müsse, so folgt doch nur daraus, daß das Charakteristische dem Schönen allenfalls zu Grunde liege,

keineswegs aber, daß es Eins mit dem Charakteristischen sei. Der Charakter verhält sich zum Schönen wie das Skelett zum lebendigen Menschen. Niemand wird leugnen, daß der Knochenbau zum Grunde aller hoch organisirten Gestalt liege; er begründet, er bestimmt die Gestalt, er ist aber nicht die Gestalt selbst, und noch weniger bewirkt er die letzte Erscheinung, die wir als Inbegriff und Hülle eines organischen Ganzen Schönheit nennen."

„Auf Gleichnisse kann ich mich nicht einlassen," versetzte der Gast, „und aus Ihren Worten selbst erhellet, daß die Schönheit etwas Unbegreifliches oder die Wirkung von etwas Unbegreiflichem sei. Was man nicht begreifen kann, das ist nicht; was man mit Worten nicht klar machen kann, das ist Unsinn."

Ich. Können Sie denn die Wirkung, die ein farbiger Körper auf Ihr Auge macht, mit Worten klar ausdrücken?

Er. Das ist wieder eine Instanz, auf die ich mich nicht einlassen kann. Genug, was Charakter sei, läßt sich nachweisen. Sie finden die Schönheit nie ohne Charakter; denn sonst würde sie leer und unbedeutend sein. Alles Schöne der Alten ist blos charakteristisch, und blos aus dieser Eigenthümlichkeit entsteht die Schönheit.

Unser Philosoph war gekommen und hatte sich mit den Nichten unterhalten; als er uns eifrig sprechen hörte, trat er hinzu, und mein Gast, durch die Gegenwart eines neuen Zuhörers gleichsam angefeuert, fuhr fort:

„Das ist eben das Unglück, wenn gute Köpfe, wenn Leute von Verdienst solche falsche Grundsätze, die nur einen Schein von Wahrheit haben, immer allgemeiner machen; Niemand spricht sie lieber nach, als wer den Gegenstand nicht kennt und versteht. So hat uns Lessing den Grundsatz aufgebunden, daß die Alten nur das Schöne gebildet; so hat uns Winckelmann mit der stillen Größe der Einfalt und Ruhe eingeschläfert, anstatt daß die Kunst der Alten unter allen möglichen Formen erscheint; aber die Herren verweilen nur bei Jupiter und Juno, bei den Genien und Grazien, und verbeißen die unedlen Körper und Schädel der Barbaren, die struppichten Haare, den schmutzigen Bart, die dürren Knochen, die runzlichte Haut des entkräfteten Alters, die verliegenden Adern und die schlappen Brüste."

„Um Gottes willen!" rief ich aus, „giebt es denn aus der guten Zeit der alten Kunst selbstständige Kunstwerke, die solche abscheuliche Gegenstände vollendet darstellen, oder sind es nicht

vielmehr untergeordnete Werke, Werke der Gelegenheit, Werke der Kunſt, die ſich nach äußern Abſichten bequemen muß, die im Sinken iſt?"

Er. Ich gebe Ihnen ein Verzeichniß, und Sie mögen ſelbſt unterſuchen und urtheilen. Aber daß Laokoon, daß Niobe, daß Dirce mit ihren Stiefſöhnen*) ſelbſtſtändige Kunſtwerke ſind, werden Sie mir nicht leugnen. Treten Sie vor den Laokoon, und ſehen Sie die Natur in voller Empörung und Verzweiflung, den letzten erſtickenden Schmerz, krampfartige Spannung, wüthende Zuckung, die Wirkung eines ätzenden Gifts, heftige Gährung, ſtockenden Umlauf, erſtickende Preſſung und paralytiſchen Tod!

Der Philoſoph**) ſchien mich mit Verwunderung anzuſehen, und ich verſetzte: „Man ſchaudert, man erſtarrt nur vor der bloßen Beſchreibung. Fürwahr, wenn es ſich mit der Gruppe Laokoon's ſo verhält, was will aus der Anmuth werden, die man ſogar darin ſowie in jedem ächten Kunſtwerke finden will? Doch ich will mich darein nicht miſchen; machen Sie das mit den Verfaſſern der Propyläen aus, welche ganz der entgegengeſetzten Meinung ſind."

„Das wird ſich ſchon geben," verſetzte mein Gaſt; „das ganze Alterthum ſpricht mir zu; denn wo wüthet Schrecken und Tod entſetzlicher als bei den Darſtellungen der Niobe?"

Ich erſchrak über eine ſolche Aſſertion; denn ich hatte noch kurz vorher freilich nur die Kupfer im Fabroni geſehen, den ich ſogleich herbeibolte und aufſchlug. „Ich finde keine Spur vom wüthenden Schrecken des Todes, vielmehr in den Statuen die höchſte Subordination der tragiſchen Situation unter die höchſten Ideen von Würde, Hoheit, Schönheit, gemäßigtem Betragen. Ich ſehe hier überall den Kunſtzweck, die Glieder zierlich und anmuthig erſcheinen zu laſſen. Der Charakter erſcheint

*) Die Gruppe des Farneſiſchen Stiers. Zethos und Amphion ſuchen den Stier, auf dem ihre Mutter Antiope feſtgebunden iſt, zu bändigen, um ſie zu retten, nachher aber Dirce an ihre Stelle treten zu laſſen.

**) Unter dem Philoſophen iſt Schiller zu verſtehn, unter dem angeführten Charakterzüchter der Hofrath Hirt aus Berlin, der im Juli 1797 in Weimar war und mit Goethe viele Geſpräche über Kunſt führte. (Vgl. Schuchardt, Goethe's Kunſtſammlungen, II. S. 47).

Bekehr' Dich, sündiges Geschlecht!"
Der Jude sprach: „Mir ist's nicht bang';
Ich hör' vom jüngsten Tag so lang'."

Es waren, die den Vater auch gekannt.
„Wo sind sie denn?" Ih, man hat sie verbrannt.

O Freund, der Mensch ist nur ein Thor,
Stellt er sich Gott als Seinesgleichen vor.

Der Vater saß auf seinem Thron;
Da rief er seinen lieben Sohn,
Mußt' zwei bis drei Mal schreien.
Da kam der Sohn ganz überquer
Gestolpert über Sterne her
Und fragt': „Was zu befehlen?"
Der Vater frägt ihn, wo er stickt —
„Ich war im Stern, der dorten blickt,
Und half dort einem Weibe
Vom Kind in ihrem Leibe."
Der Vater war ganz aufgebracht
Und sprach: „Das hast Du dumm gemacht;
Sieh einmal auf die Erde!
Es ist wol schön und Alles gut,
Du hast ein menschenfreundlich Blut
Und hilfst Bedrängten gerne."
— — — — — — —

„Du fühlst nicht, wie es mir durch Mark und Seele geht,
Wenn ein geängstet Herz bei mir um Rettung fleht,
Wenn ich den Sünder seh' mit glüh'nden ...."

Als er sich nun hernieder schwung
Und näher die weite Erde sah
Und Meer und Länder weit und nah,
Ergriff ihn die Erinnerung,
Die er so lange nicht gefühlt,
Wie man da drunten ihm mitgespielt.

Er auf dem Berge stille hält,
Auf den in seiner ersten Zeit
Freund Satanas ihn aufgestellt
Und ihm gezeigt die volle Welt
Mit aller ihrer Herrlichkeit.

nur noch in den allgemeinsten Linien, welche durch die Werke gleichsam wie ein geistiger Knochenbau durchgezogen sind."

Er. Lassen Sie uns zu den Basreliefen übergehen, die wir am Ende des Buches finden! —

Wir schlugen sie auf.

Ich. Von allem Entsetzlichen, aufrichtig gesagt, sehe ich auch hier nicht das Mindeste. Wo wüthen Schrecken und Tod? Hier sehe ich nur Figuren, mit solcher Kunst durch einander bewegt, so glücklich gegen einander gestellt oder gestreckt, daß sie, indem sie mich an ein trauriges Schicksal erinnern, mir zugleich die angenehmste Empfindung geben. Alles Charakteristische ist gemäßigt, alles natürlich Gewaltsame ist aufgehoben, und so möchte ich sagen: Das Charakteristische liegt zum Grunde, auf ihm ruhen Einfalt und Würde; das höchste Ziel der Kunst ist Schönheit und ihre letzte Wirkung Gefühl der Anmuth.

Das Anmuthige, das gewiß nicht unmittelbar mit dem Charakteristischen verbunden werden kann, fällt besonders bei diesem Sarkophagen in die Augen. Sind die todten Töchter und Söhne der Niobe nicht hier als Zierrathen geordnet? Es ist die höchste Schwelgerei der Kunst! Sie verziert nicht mehr mit Blumen und Früchten, sie verziert mit menschlichen Leichnamen, mit dem größten Elend, das einem Vater, das einer Mutter begegnen kann, eine blühende Familie auf einmal vor sich hingerafft zu sehen. Ja, der schöne Genius, der mit gesenkter Fackel bei dem Grabe steht, hat hier bei dem erfindenden, bei dem arbeitenden Künstler gestanden und ihm zu seiner irdischen Größe eine himmlische Anmuth zugehaucht.

Mein Gast sah mich lächelnd an und zuckte die Achseln. „Leider," sagte er, als ich geendigt hatte, „leider sehe ich wol, daß wir nicht einig werden können. Wie Schade, daß ein Mann von Ihren Kenntnissen, von Ihrem Geist nicht einsehen will, daß das Alles nur leere Worte sind und daß Schönheit und Ideal einem Manne von Verstand als ein Traum erscheinen muß, den er freilich nicht in die Wirklichkeit versetzen mag, sondern vielmehr widerstrebend findet!"

Mein Philosoph schien während des letzten Theiles unsers Gespräches etwas unruhig zu werden, so gelassen und gleichgiltig er den Anfang anzuhören schien; er rückte den Stuhl, bewegte ein paar Mal die Lippen und fing, als es eine Pause gab, zu reden an.

Doch was er vorbrachte, mag er Ihnen selbst überliefern!

Er iſt dieſen Morgen bei Zeiten wieder da; denn ſeine Theilnahme an dem geſtrigen Geſpräch hat auf einmal die Schalen unſerer wechſelſeitigen Entfernung abgeſtoßen, und ein paar hübſche Pflanzen im Garten der Freundſchaft zeigen ſich.

Dieſen Morgen geht noch eine Poſt, womit ich die gegenwärtigen Blätter abſchicke, über denen ich ſchon einige Patienten verſäumt habe, weshalb ich Verzeihung vom Apoll, inſofern er ſich um Aerzte und Künſtler zugleich bekümmert, erwarten darf.

Dieſen Nachmittag haben wir noch ſonderbare Scenen zu erwarten. Unſer Charakteriſtiker kommt wieder; zugleich haben ſich noch ein halb Dutzend Fremde anmelden laſſen; die Jahrszeit iſt reizend und Alles in Bewegung.

Gegen dieſe Geſellſchaft haben wir einen Bund gemacht, Julie, der Philoſoph und ich; es ſoll uns keine von ihren Eigenheiten entgehen.

Doch hören Sie erſt den Schluß unſerer geſtrigen Disputation und empfangen nur noch einen lebhaftern Gruß von

Ihrem
zwar diesmal eilfertigen, doch immer beſtändigen, treuen
Freund und Diener.

Sechster Brief.

Unſer würdiger Freund läßt mich an ſeinem Schreibtiſch niederſitzen, und ich danke ihm ſowol für dieſes Vertrauen als für den Anlaß, den er mir giebt, mich mit Ihnen zu unterhalten. Er nennt mich den Philoſophen; er würde mich den Schüler nennen, wenn er wüßte, wie ſehr ich mich zu bilden, wie ſehr ich zu lernen wünſche. Doch leider hat man ſchon vor den Menſchen, wenn man ſich nur auf gutem Wege glaubt, ein anmaßliches Anſehen.

Daß ich geſtern Abend mich in ein Geſpräch über bildende Kunſt lebhaft einmiſchte, da mir das Anſchauen derſelben fehlt und ich nur einige literariſche Kenntniſſe davon beſitze, werden Sie mir verzeihen, wenn Sie meine Relation vernehmen und daraus erſehen, daß ich blos im Allgemeinen geblieben bin, daß ich mein Befugniß mitzureden mehr auf einige Kenntniß der alten Poeſie gegründet habe.

Ich will nicht leugnen, daß die Art, wie der Gegner mit

meinem Freunde verfuhr, mich entrüstete. Ich bin noch jung, entrüte mich vielleicht zur Unzeit und verdiene um desto weniger den Titel eines Philosophen. Die Worte des Gegners griffen mich selbst an; denn wenn der Kenner, der Liebhaber der Kunst das Schöne nicht aufgeben darf, so muß der Schüler der Philosophie sich das Ideal nicht unter die Hirngespinnste verweisen lassen.

Nun, so viel ich mich erinnere, wenigstens den Faden und den allgemeinen Inhalt des Gesprächs!

Ich. Erlauben Sie, daß ich auch ein Wort einrede!

Der Gast (etwas schnöde). Von Herzen gern, und wo möglich nichts von Luftbildern!

Ich. Von der Poesie der Alten kann ich einige Rechenschaft geben, von der bildenden Kunst habe ich wenige Kenntniß.

Der Gast. Das thut mir leid. So werden wir wol schwerlich näher zusammenkommen.

Ich. Und doch sind die schönen Künste nahe verwandt; die Freunde der verschiedensten sollten sich nicht mißverstehn.

Oheim. Lassen Sie hören!

Ich. Die alten Tragodienschreiber verfuhren mit dem Stoff, den sie bearbeiteten, völlig wie die bildenden Künstler, wenn anders diese Kupfer, welche die Familie der Niobe vorstellen, nicht ganz vom Original abweichen.

Gast. Sie sind leidlich genug; sie geben nur einen unvollkommenen, nicht einen falschen Begriff.

Ich. Nun, dann können wir sie insofern zum Grunde legen.

Oheim. Was behaupten Sie von dem Verfahren der alten Tragodienschreiber?

Ich. Sie wählten sehr oft, besonders in der ersten Zeit, unerträgliche Gegenstände, unleidliche Begebenheiten.

Gast. Unerträglich wären die alten Fabeln?

Ich. Gewiß! Ungefähr wie Ihre Beschreibung des Laokoon.

Gast. Diese finden Sie also unerträglich?

Ich. Verzeihen Sie — nicht Ihre Beschreibung, sondern das Beschriebene.

Gast. Also das Kunstwerk?

Ich. Keinesweges, aber das, was Sie darin gesehen haben, die Fabel, die Erzählung, das Skelett, das, was Sie charakteristisch nennen. Denn wenn Laokoon wirklich so vor unsern

Augen ſtünde, wie Sie ihn beſchreiben, ſo wäre er werth, daß er den Augenblick in Stücken geſchlagen würde.

Gaſt. Sie drücken ſich ſtark aus.

Ich. Das iſt wol Einem wie dem Andern erlaubt.

Oheim. Nun alſo zu dem Trauerſpiele der Alten!

Gaſt. Zu den unerträglichen Gegenſtänden!

Ich. Ganz recht, aber auch zu der Alles erträglich, leidlich, ſchön, anmuthig machenden Behandlung.

Gaſt. Das geſchähe denn alſo wol durch Einfalt und ſtille Größe?

Ich. Wahrſcheinlich.

Gaſt. Durch das mildernde Schönheitsprinzip?

Ich. Es wird wol nicht anders ſein!

Gaſt. Die alten Tragödien wären alſo nicht ſchrecklich?

Ich. Nicht leicht, ſo viel ich weiß, wenn man den Dichter ſelbſt hört. Freilich, wenn man in der Poeſie nur den Stoff erblickt, der dem Gedichteten zum Grund liegt, wenn man vom Kunſtwerke ſpricht, als hätte man an ſeiner Statt die Begebenheiten in der Natur erfahren, dann laſſen ſich wol ſogar Sophocleiſche Tragödien als ekelhaft und abſcheulich darſtellen.

Gaſt. Ich will über Poeſie nicht entſcheiden.

Ich. Und ich nicht über bildende Kunſt.

Gaſt. Ja, es iſt wol das Beſte, daß Jeder in ſeinem Fache bleibt.

Ich. Und doch giebt es einen allgemeinen Punkt, in welchem die Wirkungen aller Kunſt, redender ſowol als bildender, ſich ſammeln, aus welchem alle ihre Geſetze ausfließen.

Gaſt. Und dieſer wäre?

Ich. Das menſchliche Gemüth.

Gaſt. Ja, ja, es iſt die Art der neuen Herren Philoſophen, alle Dinge auf ihren eignen Grund und Boden zu ſpielen, und bequemer iſt es freilich, die Welt nach der Idee zu modeln, als ſeine Vorſtellungen den Dingen zu unterwerfen.

Ich. Es iſt hier von keinem metaphyſiſchen Streite die Rede.

Gaſt. Den ich mir auch verbitten wollte.

Ich. Die Natur, will ich einmal zugeben, laſſe ſich unabhängig von dem Menſchen denken; die Kunſt bezieht ſich nothwendig auf denſelben; denn die Kunſt iſt nur durch den Menſchen und für ihn.

Gaſt. Wozu ſoll das führen?

Ich. Sie selbst, indem Sie der Kunst das Charakteristische zum Ziel setzen, bestellen den Verstand, der das Charakteristische erkennt, zum Richter.

Gast. Allerdings thue ich das. Was ich mit dem Verstand nicht begreife, existirt mir nicht.

Ich. Aber der Mensch ist nicht blos ein denkendes, er ist zugleich ein empfindendes Wesen. Er ist ein Ganzes, eine Einheit vielfacher, innig verbundner Kräfte, und zu diesem Ganzen des Menschen muß das Kunstwerk reden, es muß dieser reichen Einheit, dieser einigen Mannichfaltigkeit in ihm entsprechen.

Gast. Führen Sie mich nicht in diese Labyrinthe! Denn wer vermöchte uns herauszuhelfen?

Ich. Da ist es denn freilich am Besten, wir heben das Gespräch auf, und Jeder behauptet seinen Platz.

Gast. Auf dem meinigen wenigstens stehe ich feste.

Ich. Vielleicht fände sich noch geschwind ein Mittel, daß Einer den Andern auf seinem Platze wo nicht besuchen, doch wenigstens beobachten könnte.

Gast. Geben Sie es an!

Ich. Wir wollen uns die Kunst einen Augenblick im Entstehen denken!

Gast. Gut.

Ich. Wir wollen das Kunstwerk auf dem Wege zur Vollkommenheit begleiten.

Gast. Nur auf dem Wege der Erfahrung mag ich Ihnen folgen. Die steilen Pfade der Spekulation verbitte ich mir.

Ich. Sie erlauben, daß ich ganz von vorn anfange.

Gast. Recht gern.

Ich. Der Mensch fühlt eine Neigung zu irgend einem Gegenstand, sei es ein einzelnes belebtes Wesen —

Gast. Also etwa zu diesem artigen Schooßhunde.

Julie. Komm, Bello, es ist keine geringe Ehre, als Beispiel zu einer solchen Abhandlung gebraucht zu werden.

Ich. Fürwahr, der Hund ist zierlich genug, und fühlte der Mann, den wir annehmen, einen Nachahmungstrieb, so würde er dieses Geschöpf auf irgend eine Weise darzustellen suchen. Lassen Sie aber auch seine Nachahmung recht gut gerathen, so werden wir doch nicht sehr gefördert sein; denn wir haben nun allenfalls nur zwei Bellos für einen.

Gast. Ich will nicht einreden, sondern erwarten, was hieraus entstehen soll.

Ich. Nehmen Sie an, daß dieſer Mann, den wir wegen ſeines Talents nun ſchon einen Künſtler nennen, ſich hierbei nicht beruhigte, daß ihm ſeine Neigung zu eng, zu beſchränkt vorkäme, daß er ſich nach mehr Individuen, nach Varietäten, nach Arten, nach Gattungen umthäte, dergeſtalt, daß zuletzt nicht mehr das Geſchöpf, ſondern der Begriff des Geſchöpfs vor ihm ſtünde und er dieſen endlich durch ſeine Kunſt darzuſtellen vermöchte.

Gaſt. Brave! Das würde mein Mann ſein. Das Kunſtwerk würde gewiß charakteriſtiſch ausfallen.

Ich. Ohne Zweifel!

Gaſt. Und ich würde mich dabei beruhigen und nichts weiter fordern.

Ich. Wir Andern aber ſteigen weiter.

Gaſt. Ich bleibe zurück.

Oheim. Zum Verſuche gehe ich mit.

Ich. Durch jene Operation möchte allenfalls ein Kanon entſtanden ſein, muſterhaft, wiſſenſchaftlich ſchätzbar, aber nicht befriedigend fürs Gemüth.

Gaſt. Wie wollen Sie auch den wunderlichen Forderungen dieſes lieben Gemüths genugthun?

Ich. Es iſt nicht wunderlich, es läßt ſich nur ſeine gerechten Anſprüche nicht nehmen. Eine alte Sage berichtet uns, daß die Elohim einſt unter einander geſprochen: Laſſet uns den Menſchen machen, ein Bild, das uns gleich ſei! Und der Menſch ſagt daher mit vollem Recht: Laſſet uns Götter machen, Bilder, die uns gleich ſeien!

Gaſt. Wir kommen hier ſchon in eine ſehr dunkle Regien.

Ich. Es giebt nur ein Licht, uns hier zu leuchten.

Gaſt. Das wäre?

Ich. Die Vernunft.

Gaſt. Inwiefern ſie ein Licht oder ein Irrlicht ſei, iſt ſchwer zu beſtimmen.

Ich. Nennen wir ſie nicht, aber fragen wir uns die Forderungen ab, die der Geiſt an ein Kunſtwerk macht! Eine beſchränkte Neigung ſoll nicht nur ausgefüllt, unſere Wißbegierde nicht etwa nur befriedigt, unſere Kenntniß nur geordnet und beruhigt werden; das Höhere, was in uns liegt, will erweckt ſein, wir wollen verehren und uns ſelbſt als verehrungswürdig fühlen.

Gaſt. Ich fange an, nichts mehr zu verſtehen.

Oheim. Ich aber glaube, einigermaßen folgen zu können. Wie weit ich mitgehe, will ich durch ein Beispiel zeigen. Nehmen wir an, daß jener Künstler einen Adler in Erz gebildet habe, der den Gattungsbegriff vollkommen ausdrückte; nun wollte er ihn aber auf den Zepter Jupiter's setzen. Glauben Sie, daß er dahin vollkommen passen würde?

Gast. Es käme darauf an.

Oheim. Ich sage Nein! Der Künstler müßte ihm vielmehr noch etwas geben.

Gast. Was denn?

Oheim. Das ist freilich schwer auszudrücken.

Gast. Ich vermuthe.

Ich. Und doch ließe sich vielleicht durch Annäherung etwas thun?

Gast. Nur immer zu!

Ich. Er müßte dem Adler geben, was er dem Jupiter gab, um Diesen zu einem Gott zu machen.

Gast. Und das wäre?

Ich. Das Göttliche, das wir freilich nicht kennen würden, wenn es der Mensch nicht fühlte und selbst hervorbrächte.

Gast. Ich behaupte immer meinen Platz und lasse Sie in die Wolken steigen. Ich sehe recht wohl, Sie wollen den hohen Stil der griechischen Kunst bezeichnen, den ich aber auch nur insofern schätze, als er charakteristisch ist.

Ich. Für uns ist er noch etwas mehr; er befriedigt eine hohe Forderung, die aber doch noch nicht die höchste ist.

Gast. Sie scheinen sehr ungenügsam zu sein.

Ich. Dem, der viel erlangen kann, geziemt, viel zu fordern. Lassen Sie mich kurz sein! Der menschliche Geist befindet sich in einer herrlichen Lage, wenn er verehrt, wenn er anbetet, wenn er einen Gegenstand erhebt und von ihm erhoben wird; allein er mag in diesem Zustand nicht lange verharren; der Gattungsbegriff ließ ihn kalt, das Ideale erhob ihn über sich selbst; nun aber möchte er in sich selbst wieder zurückkehren, er möchte jene frühere Neigung, die er zum Individuo gehegt, wieder genießen, ohne in jene Beschränktheit zurückzukehren, und will auch das Bedeutende, das Geisterhebende nicht fahren lassen. Was würde aus ihm in diesem Zustande werden, wenn die Schönheit nicht einträte und das Räthsel glücklich löste! Sie giebt dem Wissenschaftlichen erst Leben und Wärme, und indem sie das Bedeutende, Hohe mildert und himmlischen Reiz darüber

ausgießt, bringt sie es uns wieder näher. Ein schönes Kunstwerk hat den ganzen Kreis durchlaufen; es ist nun wieder eine Art Individuum, das wir mit Neigung umfassen, das wir uns zueignen können.

Gast. Sind Sie fertig?

Ich. Für diesmal! Der kleine Kreis ist geschlossen; wir sind wieder da, wo wir ausgegangen sind; das Gemüth hat gefordert, das Gemüth ist befriedigt, und ich habe weiter nichts zu sagen.

(Der gute Oheim ward zu einem Kranken dringend abgerufen.)

Gast. Es ist die Art der Herren Philosophen, daß sie sich hinter sonderbaren Worten wie hinter einer Aegide im Streite einherbewegen.

Ich. Diesmal kann ich wol versichern, daß ich nicht als Philosoph gesprochen habe; es waren lauter Erfahrungssachen.

Gast. Das nennen Sie Erfahrung, wovon ein Anderer nichts begreifen kann!

Ich. Zu jeder Erfahrung gehört ein Organ.

Gast. Wol ein besonderes?

Ich. Kein besonderes, aber eine gewisse Eigenschaft muß es haben.

Gast. Und die wäre?

Ich. Es muß produziren können.

Gast. Was produziren?

Ich. Die Erfahrung! Es giebt keine Erfahrung, die nicht produzirt, hervorgebracht, erschaffen wird.

Gast. Nun, das ist arg genug!

Ich. Besonders gilt es von dem Künstler.

Gast. Fürwahr, was wäre nicht ein Porträtmaler zu beneiden, was würde er nicht für Zulauf haben, wenn er seine sämmtlichen Kunden produziren könnte, ohne sie mit so mancher Sitzung zu inkommodiren!

Ich. Vor dieser Instanz fürchte ich mich gar nicht; ich bin vielmehr überzeugt, kein Porträt kann etwas taugen, als wenn es der Maler im eigentlichsten Sinne erschafft.

Gast (aufspringend). Das wird zu toll! Ich wollte, Sie hätten mich zum Besten, und das Alles wäre nur Spaß! Wie würde ich mich freuen, wenn das Räthsel sich dergestalt auflöste! Wie gern würde ich einem wackern Mann, wie Sie sind, die Hand reichen!

Ich. Leider ist es mein völliger Ernst, und ich kann mich weder anders finden noch fügen.

Gast. Nun, so dächte ich, wir reichten einander zum Abschied wenigstens die Hände, besonders da unser Herr Wirth sich entfernt hat, der doch noch allenfalls den Präsidenten bei unserer lebhaften Disputation machen könnte. Leben Sie wohl, Mademoiselle! Leben Sie wohl, mein Herr! Ich lasse morgen anfragen, ob ich wieder aufwarten darf.

So stürmte er zur Thüre hinaus, und Julie hatte kaum Zeit, ihm die Magd, die sich mit der Laterne parat hielt, nachzuschicken. Ich blieb mit dem liebenswürdigen Kinde allein. Karoline hatte sich schon früher entfernt; ich glaube, es war nicht lange hernach, als mein Gegner die reine Schönheit, ohne Charakter, für fade erklärt hatte.

„Sie haben es arg gemacht, mein Freund," sagte Julie nach einer kurzen Pause. „Wenn er mir nicht ganz Recht zu haben scheint, so kann ich Ihnen doch auch unmöglich durchaus Beifall geben; denn es war doch wol blos, um ihn zu necken, als Sie zuletzt behaupteten, der Porträtmaler müsse das Bildniß ganz eigentlich erschaffen."

„Schöne Julie," versetzte ich darauf, „wie sehr wünschte ich, mich Ihnen hierüber verständlich zu machen! Vielleicht gelingt es mir mit der Zeit! Aber Ihnen, deren lebhafter Geist sich in alle Regionen bewegt, die den Künstler nicht allein schätzt, sondern ihm gewissermaßen zuvoreilt und selbst das, was Sie nicht mit Augen gesehen, sich, als stünde es vor ihr, zu vergegenwärtigen weiß, Sie sollten am Wenigsten stutzen, wenn vom Schaffen, vom Hervorbringen die Rede ist."

Julie. Ich merke, Sie wollen mich bestechen. Es wird Ihnen leicht werden; denn ich höre Ihnen gern zu.

Ich. Lassen Sie uns vom Menschen würdig denken, und bekümmern wir uns nicht, ob es ein Wenig bizarr klingt, was wir von ihm sagen! Giebt doch Jedermann zu, daß der Poet geboren werden müsse! Schreibt nicht Jedermann dem Genie eine schaffende Kraft zu, und Niemand glaubt, dadurch eben etwas Paradoxes zu sagen! Wir leugnen es nicht von den Werken der Phantasie; aber wahrlich, der unthätige, untaugende Mensch wird das Gute, das Edle, das Schöne weder an sich noch an Andern gewahr werden. Wo käme es denn her, wenn es nicht aus uns selbst entspränge? Fragen Sie Ihr eigen Herz! Ist nicht die Handelsweise zugleich mit dem Handeln

ihm eingeboren? Iſt es nicht die Fähigkeit zur guten That, die ſich der guten That erfreut? Wer fühlt lebhaft ohne den Wunſch, das Gefühlte darzuſtellen? Und was ſtellen wir denn eigentlich dar, was wir nicht erſchaffen, und zwar nicht etwa nur ein- für allemal, damit es da ſei, ſondern damit es wirke, immer wachſe und wieder werde und wieder hervorbringe? Das iſt ja eben die göttliche Kraft der Liebe, von der man nicht aufhört, zu ſingen und zu ſagen, daß ſie in jedem Augenblick die herrlichen Eigenſchaften des geliebten Gegenſtandes neu hervorbringt, in den kleinſten Theilen ausbildet, im Ganzen umfaßt, bei Tage nicht raſtet, bei Nacht nicht ruht, ſich an ihrem eignen Werke entzückt, über ihre eigne rege Thätigkeit erſtaunt, das Bekannte immer neu findet, weil es in jedem Augenblicke, in dem ſüßeſten aller Geſchäfte wieder neu erzeugt wird. Ja, das Bild der Geliebten kann nicht alt werden; denn jeder Moment iſt ſeine Geburtsſtunde.

Ich habe heute ſehr geſündigt; ich handelte gegen meinen Vorſatz, indem ich über eine Materie ſprach, die ich nicht ergründet habe, und in dieſem Augenblick bin ich auf dem Wege, noch ſtrafwürdiger zu fehlen. Schweigen gebührt dem Menſchen, der ſich nicht vollendet fühlt; Schweigen geziemt auch dem Liebenden, der nicht hoffen darf, glücklich zu ſein. Laſſen Sie mich von hinnen gehen, damit ich nicht doppelt ſcheltenswerth ſei!

Ich ergriff Juliens Hand, ich war ſehr bewegt; ſie hielt mich freundlich feſt. Ich darf es ſagen. Gebe der Himmel, daß ich mich nicht geirrt habe, daß ich mich nicht irre!

Doch ich fahre in meiner Erzählung fort. Der Oheim kam zurück. Er war freundlich genug, das an mir zu loben, was ich an mir tadelte, war zufrieden, daß meine Ideen über bildende Kunſt mit den ſeinigen zuſammenträfen. Er verſprach mir in kurzer Zeit die Anſchauung zu verſchaffen, deren ich bedürfen könnte. Julie ſagte mir ſcherzend auch ihren Unterricht zu, wenn ich geſprächiger, wenn ich mittheilender werden wollte — und ich fühle ſchon recht gut, daß ſie Alles aus mir machen kann, was ſie will.

Die Magd kam zurück, die dem Fremden geleuchtet hatte; ſie war ſehr vergnügt über ſeine Freigebigkeit; denn er hatte ihr ein anſehnliches Trinkgeld gegeben; noch mehr aber lobte ſie ſeine Artigkeit; er hatte ſie mit freundlichen Worten entlaſſen und ſie obendrein ſchönes Kind genannt.

Wie man zu einem Mädchen fliegt,
Das lang' an unserm Blute zog
Und endlich treulos uns betrog:
Er fühlt in vollem Himmelsflug
Der irdischen Atmosphäre Zug,
Fühlt, wie das trennte Glück der Welt
Schon eine Ahnung von Weh enthält.
Er denkt an jenen Augenblick,
Da er den letzten Todesblick
Vom Schmerzenshügel herab gethan,
Sinn vor sich hin zu reden an:
„Erd, Erde, zuweilmal gerufst!
Gesegnet All', Ihr meine Brüder!
Zum ersten Mal mein Herz ergiefst
Sich nach dreitausend Jahren wieder,
Und wonnevolle Zähre fließt
Von meinem trüben Auge nieder.
O, mein Geschlecht, wie sehn' ich mich nach Dir!
Und Du, mit Herz- und Liebesarmen
Flehst Du aus tiefem Drang zu mir!
Ich komm', ich will mich Dein erbarmen.
O Welt voll wunderbarer Wirrung,
Voll Geist der Ordnung, träger Irrung,
Du Kettenring von Wonn' und Wehe,
Du Mutter, die mich selbst zum Grab gebar,
Die ich, obgleich ich bei der Schöpfung war,
Im Ganzen doch nicht sonderlich verstehe.
Die Dumpfheit Deines Sinns, in der Du schwebtest,
Daraus Du Dich nach meinem Tage drangst,
Die schlangenknotige Begier, in der Du bebtest,
Von ihr Dich zu befreien strebtest,
Und dann befreit, Dich wieder neu umschlangst:
Das rief mich her aus meinem Sternensaal,
Das läßt mich nicht an Gottes Busen ruhn;
Ich komme nun zu Dir zum zweiten Mal;
Ich sä're dann, und ernten will ich nun."
Er sieht begierig rings sich um,
Sein Auge scheint ihn zu betrügen;
Ihm scheint die Welt noch um und um
In jener Sauce daniederliegen,
Wie sie an jener Stunde lag,
Da sie bei hellem lichten Tag

Ich war nun eben nicht im Humor, ihn zu schonen, und rief aus: „O ja! das kann Einem leicht passiren, der das Ideal verleugnet, daß er das Gemeine für schön erklärt!“

Julie erinnerte mich scherzend, daß Gerechtigkeit und Billigkeit auch ein Ideal sei, wornach der Mensch zu streben habe.

Es war spät geworden; der Oheim hat mich um einen Dienst, durch den ich mir zugleich selbst dienen sollte; er gab mir eine Abschrift jenes Briefes an Sie, meine Herren, worin er die verschiedenen Liebhabereien zu bezeichnen suchte; er gab mir Ihre Antwort, verlangte, daß ich Beides geschwind studiren, meine Gedanken darüber zusammenfassen und alsdann gegenwärtig sein möchte, wenn die angemeldeten Fremden sein Kabinet besuchten, um zu sehen, ob wir noch mehr Klassen entdecken und aufzeichnen könnten. Ich habe den Ueberrest der Nacht damit zugebracht und ein Schema aus dem Stegreif verfertigt, das, wo nicht gründlich, doch wenigstens lustig ist, und das für mich einen großen Werth hat, weil Julie heute früh herzlich darüber lachen konnte.

Leben Sie recht wohl! Ich merke, daß dieser Brief mit dem Briefe des guten Oheims, der noch hier auf dem Schreibtische liegt, zugleich fort kann. Nur flüchtig habe ich das Geschriebene wieder überlesen dürfen. Wie Manches wäre anders zu sagen, wie Manches besser zu bestimmen gewesen! Ja, wenn ich meinem Gefühl nachginge, so sollten diese Blätter eher ins Feuer als auf die Post. Aber wenn nur das Vollendete mitgetheilt werden sollte, wie schlecht würde es überhaupt um Unterhaltung aussehen! Indessen soll unser Gast gesegnet sein, daß er mich in eine Leidenschaft versetzte, daß er mich in eine Aufwallung brachte, die mir diese Unterhaltung mit Ihnen verschaffte und zu neuen, schönen Verhältnissen Anlaß gab.

Siebenter Brief.

Abermals ein Blatt von Juliens Hand! Sie sehen diese Federzüge wieder, von denen Sie einmal physiognomisirten, daß sie einen leicht fassenden, leicht mittheilenden, über die Gegenstände hinschwebenden Geist andeuteten.

Gewiß, diese Eigenschaften sind mir heute nöthig, wenn ich eine Pflicht erfüllen soll, die mir im eigentlichsten Sinne aufgedrungen worden; denn ich fühle mich weder dazu bestimmt

noch fähig; aber die Herren wollen es so, und da muß es ja wol geschehen.

Die Geschichte des gestrigen Tages soll ich aufzeichnen, die Personen schildern, die gestern unser Kabinet besuchten, und zuletzt Ihnen Rechenschaft von dem allerliebsten Fachwerk geben, worin künftig alle und jede Künstler und Kunstfreunde, die an einem einzelnen Theile festhalten, die sich nicht zum Ganzen erheben, eingeschachtelt und aufgestellt werden sollen. Jenes Erste, insofern es historisch ist, will ich wol übernehmen; an das Letztere kommt es heute ohnehin nicht, und morgen will ich schon sehen, wie ich diesen Auftrag ablehne.

Damit Sie nun aber wissen, wie ich gerade diesmal dazu komme, Sie zu unterhalten, so will ich Ihnen nur kürzlich erzählen, was gestern Abend beim Abschied vorgefallen.

Wir hatten lange beisammen gesessen — versteht sich der Oheim, der junge Freund, der nicht mehr als Philosoph aufgeführt sein will, und die beiden Schwestern — wir hatten uns über die Begebenheiten des Tages unterhalten, uns selbst sowie auch alle bekannten Freunde in die verschiedenen Rubriken eingetheilt. Als wir auseinandergehen wollten, fing der Oheim an: „Nun, wer giebt unsern abwesenden Freunden, die wir heute so oft zu uns gewünscht, deren wir so oft gedacht haben, nunmehr auch schnell Nachricht von den heutigen Vorfällen und von den Vorschritten, die wir in Kenntniß und Beurtheilung sowol unserer selbst als Anderer gemacht haben? An dieser Mittheilung muß es nicht fehlen, damit wir auch bald wieder etwas von dort her erhalten und so der Schneeball sich immer fortwälze und vergrößere."

Ich versetzte darauf: „Mich sollte dünken, daß dieses Geschäft nicht in bessern Händen sein könnte, als wenn unser Oheim die Geschichte des Tags aufzeichnete und unser Freund über die neue Theorie und deren Anwendung einen kurzen Aufsatz zu machen sich entschlösse."

„Eben da Sie das Wort Theorie nennen," versetzte der Freund, „muß ich schon mit Entsetzen zurücktreten und mich lossagen, so gern ich Ihnen auch in Allem gefällig sein wollte. Ich weiß nicht, was mich diese Tage von einem Fehler zum andern verleitet! Kaum habe ich mein Stillschweigen gebrochen und über bildende Kunst geschwatzt, die ich erst studiren sollte, so lasse ich mich bereden, etwas, das theoretisch scheinen könnte, über einen Gegenstand aufzusetzen, den ich nicht übersehe. Lassen

Sie mir das süße Gefühl, daß ich diese Schwachheiten aus Neigung gegen meine werthesten Freunde begangen habe; aber sparen Sie mir die Beschämung, mich mit diesen Unvollkommenheiten vor Personen sehen zu lassen, vor denen ich als ein Fremder nicht so ganz im Nachtheil erscheinen möchte!"

Hierauf versetzte sogleich der Oheim: „Was mich betrifft, so bin ich nicht im Stande, unter den ersten acht Tagen an einen Brief zu denken; meine einheimischen und auswärtigen Patienten fordern meine ganze Aufmerksamkeit; ich muß besuchen, Konsultationen schreiben, aufs Land fahren. Seht, liebe Kinder, wie Ihr zusammen übereinkommt! Ich dächte, Julie ergriffe kurz und gut die Feder, finge mit dem Historischen an und endigte mit dem Spekulativen. Sie erinnert sich des Geschehenen recht gut, und an ihren Späßen habe ich gesehen, daß sie auch im Räsonnement uns manchmal zuvorläuft. Es kommt nur auf guten Willen an, und den hat sie meist."

So ward von mir gesprochen, und so muß ich von mir schreiben. Ich vertheidigte mich, so gut ich konnte; doch mußte ich zuletzt nachgeben, und ich leugne nicht, daß ein paar gute, freundliche Worte des jungen Mannes, der, ich weiß nicht was für eine Gewalt über mich ausübt, mich eigentlich zuletzt noch determinirten.

Nun sind also meine Gedanken an Sie gerichtet, meine Herren, meine Feder eilt gleichsam zu Ihnen hin; es scheint mir, als wenn ich, indem ich schreibe, nach und nach den Weg zurücklege, der uns trennt. Schon bin ich bei Ihnen; lassen Sie mich und meine Erzählung eine freundliche Aufnahme finden!

Wir hatten gestern Mittag kaum abgegessen, als man uns schon zwei Fremde meldete; es war ein Hofmeister mit seinem jungen Herrn.

Schalkhaft gesinnt und begierig auf die Beute des Tags, eilten wir sogleich sämmtlich nach dem Kabinette. Der junge Herr war ein hübscher, stiller junger Mann, der Hofmeister hatte nicht eben feine, aber doch gute Sitten. Nach dem gewöhnlichen allgemeinen Eingang sah er sich unter den Gemälden um, bat sich die Erlaubniß aus, die vorzüglichsten schriftlich anzumerken. Mein Oheim zeigte ihm gutmüthig die besten Stücke jedes Zimmers; der Fremde notirte sich mit einigen Worten den Namen des Malers und den Gegenstand; dabei wünschte er zu wissen, wie viel das Stück gekostet haben möchte, wie viel

es wol allenfalls an baarem Gelde werth sei, worin man ihm denn, wie natürlich, nicht immer willfahren konnte. Der junge Herr war mehr nachdenklich als aufmerksam; er schien bei einsamen Landschaften, felsigen Gegenden und Wasserfällen am Meisten zu verweilen.

Nun kam auch der Gast des vorigen Tages, den ich künftig den Charakteristiker nennen werde. Er war heiter und guter Laune, scherzte mit dem Oheim und dem Freunde über den gestrigen Streit und versicherte, daß er sie noch zu bekehren hoffe. Der Oheim führte ihn, gleich gesprächig, vor ein interessantes Gemälde; der Freund schien düster und verdrießlich, worüber er von mir ausgescholten wurde. Er gestand, daß ihn die Behaglichkeit seines Gegners einen Augenblick verstimmt habe, und versprach mir, heiter zu sein.

Wir konnten bemerken, daß der Oheim mit seinem Gaste sich recht behaglich unterhielt, als eine Dame hereintrat mit zwei Reisegefährten. Wir Mädchen, die wir uns in Erwartung dieses Besuches zum Besten gepuzt hatten, eilten ihr sogleich entgegen und hießen sie willkommen. Sie war freundlich und gesprächig, und ein gewisser Ernst befremdete uns nicht, der ihrem Stand und ihrem Alter angemessen war. Um einen Kopf kleiner als meine Schwester und ich, schien sie doch auf uns herabzusehen und sich der Superiorität ihres Geistes und ihrer Erfahrungen zu freuen.

Wir fragten sie, was sie zu sehen beliebe. Sie versicherte, daß sie in einer Galerie, in einem Kabinet am Liebsten allein herumgehe, sich ihren Gefühlen zu überlassen. Wir überließen sie ihren Gefühlen und hielten uns in einer anständigen Entfernung.

Als ich hörte, daß sie über einige niederländische Bilder und deren unedle Gegenstände sich gegen ihren Begleiter mit Tadel herausließ, glaubte ich meine Sache recht gut zu machen, indem ich ein Kästchen auf die Staffelei hob, worin sich eine köstliche liegende Venus befindet. Man ist über den Meister nicht einig, aber einig, daß sie vortrefflich sei. Ich öffnete die Thüren und bat sie, ins rechte Licht zu treten. Jedoch wie übel kam ich an! Kaum hatte sie einen Blick auf die Tafel geworfen, als sie die Augen niederschlug und mich alsdann sogleich mit einigem Unwillen ansah.

„Ich hätte," rief sie aus, „von einem jungen bescheidenen

Mädchen nicht erwartet, daß sie mir einen solchen Gegenstand gelassen vor die Augen stellen würde."

„Wie so?" fragte ich.

„Und Sie können fragen!" versetzte die Dame.

Ich nahm mich zusammen und sagte mit scheinbarer Naivetät: „Gewiß, gnädige Frau, ich sehe nicht ein, warum ich Ihnen dieses Bild nicht vorstellen sollte; vielmehr, indem ich diesen Schatz unserer Sammlung, den man gewöhnlich nur erst spät zeigt, gleich vom Anfang vorstelle, glaubte ich einen Beweis meiner Achtung abzulegen."

Die Dame. Also diese Nacktheit beleidiget Sie nicht?

Julie. Ich wüßte nicht, wie mich das Schönste beleidigen sollte, was das Auge sehen kann; und überdies ist mir der Gegenstand nicht fremd, ich habe ihn von Jugend auf gesehen.

Dame. Ich kann die Erzieher nicht loben, die solche Gegenstände nicht vor Ihren Augen verheimlichten.

Julie. Um Vergebung, wie hätten sie das sollen, und wie hätten sie's gekonnt? Man lehrte mich die Naturgeschichte, man zeigte mir die Vögel in ihren Federn, die Thiere in ihren Fellen, man erließ mir die Schuppen der Fische nicht; und man hätte mir sollen ein Geheimniß aus der Gestalt des Menschen machen, wohin Alles weist, deutet und drängt! Sollte das wol möglich gewesen sein? Gewiß, hätte man mir alle Menschen mit Kutten zugedeckt, mein Geist hätte nicht eher gerastet und geruht, bis ich mir eine menschliche Gestalt selbst erfunden hätte. Und bin ich nicht auch ein Mädchen? Wie kann man den Menschen vor dem Menschen verheimlichen? Und ist es nicht eine gute Schule der Bescheidenheit, wenn man uns, die wir uns überhaupt noch immer für hübsch genug halten, das wahre Schöne kennen lehrt?

Dame. Die Demuth wirkt eigentlich von innen heraus, Mademoiselle, und die reine Bescheidenheit braucht keinen äußern Anlaß. Auch gehört es, dünkt mich, zu den Tugenden eines Frauenzimmers, wenn man seine Neugierde bezähmen lernt, wenn man seinen Vorwitz zu bändigen weiß und ihn wenigstens von Gegenständen ablenkt, die in so manchem Sinne gefährlich werden können.

Julie. Es kann Menschen geben, gnädige Frau, die zu solchen negativen Tugenden bildsam sind. Was meine Erziehung betrifft, so müßten Sie darüber meinen werthen Oheim tadeln. Er sagte mir oft, da ich anfangen konnte, über mich

ſelbſt zu denken: „Gewöhne Dich ans freie Anſchauen der Natur! Sie wird Dir immer ernſthafte Betrachtungen erwecken, und die Schönheit der Kunſt möge die Empfindungen heiligen, die daraus entſtehen!“

Die Dame wendete ſich um und ſprach Engliſch zu ihrem ſtummen Begleiter. Sie ſchien, wie mir es vorkam, mit meiner Freiheit nicht ganz zufrieden; ſie kehrte ſich um, und da ſie nicht weit von einer Verkündigung ſtand, ſo begleitete ich ſie dahin. Sie betrachtete das Bild mit Aufmerkſamkeit und bewunderte zuletzt die Flügel des Engels und deren beſonders natürliche Abbildung.

Nachdem ſie ſich lange dabei aufgehalten, eilte ſie endlich zu einem Ecce Homo, bei dem ſie mit Entzücken verweilte. Da mir aber dieſe leidende Miene keineswegs wohlthätig iſt, ſuchte ich Karolinen an meine Stelle zu ſchieben; ich winkte ihr, und ſie verließ den jungen Baron, mit dem ſie im Fenſter ſtand und der eben ein Blatt Papier wieder einſteckte.

Auf meine Frage, womit ſie dieſer junge Herr unterhalten habe, verſetzte ſie: „Er hat mir Gedichte an ſeine Geliebte vorgeleſen, Lieder, die er auf Reiſen aus der größten Entfernung an ſie gerichtet. Die Verſe ſind recht hübſch,“ ſagte Karoline; „laß Dir ſie nur auch zeigen!“

Ich fand keine Urſache, ihn zu unterhalten; denn er war eben zur Dame getreten und hatte ſich ihr als ein weitläufiger Verwandter vorgeſtellt. Sie kehrte, wie billig, dem Herrn Chriſtus ſogleich den Rücken, um den Herrn Vetter zu begrüßen; die Kunſt ſchien auf eine Weile vergeſſen zu ſein, und es entſpann ſich ein lebhaftes Welt- und Familiengeſpräch.

Unſer junger philoſophiſcher Freund hatte ſich indeſſen an den einen Begleiter der Dame angeſchloſſen; er hatte an ihm einen Künſtler entdeckt und ging mit ihm ein Gemälde nach dem andern durch, in der Hoffnung, etwas zu lernen, wie er nachher verſicherte; allein er fand ſeine Wünſche nicht befriedigt, obgleich der Mann ſchöne Kenntniſſe zu haben ſchien.

Seine Unterhaltung führte auf manches Tadelnswürdige im Einzelnen. Hier war die Zeichnung, hier die Perſpektive nicht richtig; hier fehlte die Haltung, hier konnte man den Auftrag der Farben, hier den Pinſel nicht loben; eine Schulter ſaß nicht gut am Rumpf; hier war eine Glorie zu weiß, hier das Feuer zu roth; hier ſtand eine Figur nicht auf dem rechten

Plan, und was für Bemerkungen noch Alles den Genuß der Bilder störten.

Um meinen Freund zu befreien, der, wie ich merkte, nicht sehr erbaut war, rief ich den Hofmeister herbei und sagte zu ihm: „Sie haben die vorzüglichsten Bilder und ihren Werth bemerkt; hier ist ein Kenner, der Sie auch mit den Fehlern bekannt machen kann, und es ist wol interessant, auch diese zu notiren.“ Kaum hatte ich meinen Freund losgewickelt, als mir fast in einen schlummern Zustand geriethen. Der andere Begleiter der Dame, ein Gelehrter, der bisher ernst und einsam in den Zimmern auf und ab gegangen war und mit einer Lorgnette die Bilder betrachtet hatte, fing an, mit uns zu sprechen, und bedauerte, daß in so wenig Bildern das Kostüm beobachtet sei. Besonders, sagte er, seien ihm die Anachronismen unerträglich; denn wie könne man ausstehen, daß der heilige Joseph in einem gebundenen Buche lese, Adam mit einer Schaufel grabe, die Heiligen Hieronymus, Franz, Katharina mit dem Christkinde auf einem Bilde stehen! Dergleichen Fehler kämen zu oft vor, als daß man in einer Gemäldesammlung sich mit Behaglichkeit umsehen könnte.

Der Oheim hatte sich zwar der Höflichkeit gemäß sowol mit der Dame als den Uebrigen von Zeit zu Zeit unterhalten; allein mit dem Charakteristiker schien er sich doch am Besten zu vertragen. Dieser erinnerte sich dann auch, der Dame schon in irgend einem Kabinet begegnet zu sein. Man fing an, auf und ab zu gehen, von fremden Dingen zu sprechen, die Mannichfaltigkeit der übrigen Zimmer nur zu durchlaufen, so daß man zuletzt mitten unter Kunstwerken sich von der Kunst um hundert Meilen entfernt fühlte.

Die größte Aufmerksamkeit zog endlich gar unser alter Bedienter auf sich. Diesen konnte man wol den Unterkustode unserer Sammlung nennen. Er zeigt sie vor, wenn der Oheim verhindert ist oder wenn man gewiß weiß, daß die Leute blos aus Neugierde kommen. Dieser hat sich bei Gemälden gewisse Späße ausgedacht, die er jedesmal anbringt. Er weiß die Fremden durch hohe Preise der Bilder in Erstaunen zu setzen, er führt die Gäste zu den Vorbildern, zeigt einige merkwürdige Reliquien und ergetzt die Zuschauer besonders durch die Künste der Automaten.

Diesmal hatte er die Dienerschaft der Dame herumgeführt mit noch einigen Personen dieses Schlags und sie auf seine

Art beſſer unterhalten, als unſere Weiſe uns bei den übrigen Gäſten gelingen wollte. Er ließ zuletzt einen künſtlichen Trommelſchläger, den mein Oheim ſchon lange in eine Nebenkammer verbannt hatte, vor ſeinem Publiko ein Stückchen aufſpielen; die vornehme Geſellſchaft verſammelte ſich auch umher, das Abgeſchmackte ſetzte Jedermann in einen behaglichen Zuſtand, und ſo ward es Nacht, ehe man den dritten Theil der Sammlung geſehen hatte. Die Reiſenden konnten ſich nicht einen Tag länger aufhalten, eilten ſämmtlich ins Wirthshaus zurück, und wir blieben Abends allein.

Nun ging es an ein Erzählen, an eine Rekapitulation boshafter Bemerkungen, und wenn unſere Gäſte nicht immer liebevoll mit den Gemälden verfuhren, ſo will ich nicht leugnen, daß wir dafür mit den Beſchauern ziemlich liebelos umgingen.

Karoline beſonders ward ſehr geplagt, daß ſie die Aufmerkſamkeit des jungen Herrn nicht von ſeiner entfernten Geliebten ab und auf ſich zu ziehen gewußt. Ich behauptete, es könne einem Mädchen nichts ſchrecklicher ſein, als ein Gedicht auf eine Andere vorleſen zu hören. Sie aber verſicherte das Gegentheil und behauptete, daß es ihr ſchön, ja erbaulich vorgekommen ſei; ſie habe auch einen abweſenden Liebhaber und wünſche nichts mehr, als daß ſich derſelbe in Gegenwart anderer Mädchen auch ſo muſterhaft wie der junge Fremde betrage.

Bei einer kalten Kollatien, bei der wir Ihre Geſundheit zu trinken nicht vergaßen, ward der junge Freund nun aufgefordert, ſeine Ueberſicht über Künſtler und Liebhaber vorzulegen, und er that es mit einigem Zögern. Wie das nun eigentlich klingt, kann ich heute unmöglich überliefern. Meine Finger ſind müde geworden, und mein Geiſt iſt abgeſpannt. Auch muß ich ſehen, ob ich nicht etwa dieſes Geſchäft von mir abſchütteln kann. Die Erzählung der Eigenheiten unſeres Beſuches mochte hingehen; allein mich tiefer einzulaſſen, finde ich bedenklich, und für heute erlauben Sie, daß ich ganz ſtille aus Ihrer Gegenwart wegſchlüpfe.

Julie.

Achter Brief.

Und noch einmal Juliens Hand! Heute iſt's mein freier Wille, ja gewiſſermaßen ein Geiſt des Widerſpruchs, der mich

antreibt, Ihnen zu schreiben. Nachdem ich mich gestern so sehr gesperrt hatte, die letzte Arbeit zu übernehmen und Ihnen von dem, was noch übrig ist, Rechenschaft zu geben, so ward festgesetzt, daß heute Abend eine solenne akademische Sitzung gehalten werden sollte, in welcher man die Sache durchsprechen wollte, um sie schließlich an Sie gelangen zu lassen. Nun sind die Herren an ihre Arbeit gegangen, und ich fühle Muth und Beruf, das allein zu übernehmen, wozu sie mir ihren Beistand großmüthig zusagten, und ich hoffe, sie diesen Abend angenehm zu überraschen. Denn wie Manches unternehmen die Männer, was sie nicht ausführen würden, wenn die Frauen nicht zur rechten Zeit mit eingriffen und das leicht Begonnene, schwer zu Vollbringende gutmüthig beförderten.

Es trat ein sonderbarer Umstand ein, als wir die Liebhaber, die uns gestern besuchten, auch mit in unsere Eintheilung einrangiren wollten. Sie paßten nirgends hin, wir fanden eben gar kein Fach für sie.

Als wir darüber unsern Philosophen tadelten, versetzte er: „Meine Eintheilung kann andere Fehler haben; aber das gereicht ihr zur Ehre, daß außer dem Charakteristiker Niemand Ihrer übrigen diesmaligen Gäste in die Rubriken paßt. Meine Rubriken bezeichnen nur Einseitigkeiten, welche als Mängel anzusehen sind, wenn die Natur den Künstler dergestalt beschränkte, als Fehler, wenn er mit Vorsatz in dieser Beschränkung verharrt. Das Falsche, Schiefe, fremd Eingemischte aber findet hier keinen Platz. Meine sechs Klassen bezeichnen die Eigenschaften, welche alle zusammen verbunden den wahren Künstler so wie den wahren Liebhaber ausmachen würden, die aber, wie ich aus meiner wenigen Erfahrung weiß und aus den mir mitgetheilten Papieren sehe, nur leider zu oft einzeln erscheinen."

Nun zur Sache!

Erste Abtheilung.

Nachahmer.

Man kann dieses Talent als die Base der bildenden Kunst ansehen. Ob sie davon ausgegangen, mag noch eine Frage bleiben. Fängt ein Künstler damit an, so kann er sich bis zu dem Höchsten erheben; bleibt er dabei kleben, so darf man ihn einen Kopisten nennen und mit diesem Wort gewissermaßen einen

ungünſtigen Begriff verbinden. Hat aber ein ſolches Naturell das Verlangen, immer in ſeinem beſchränkten Fache weiter zu gehen, ſo muß zuletzt eine Forderung an Wirklichkeit entſtehen, die der Künſtler zu leiſten, der Liebhaber zu erfahren ſtrebt. Wird der Uebergang zur ächten Kunſt verfehlt, ſo findet man ſich auf dem ſchlimmſten Abwege; man gelangt endlich dahin, daß man Statuen malt und ſich ſelbſt, wie es unſer guter Großvater that, im damaſtnen Schlafrock der Nachwelt überliefert.

Die Neigung zu Schattenriſſen hat etwas, das ſich dieſer Liebhaberei nähert. Eine ſolche Sammlung iſt intereſſant genug, wenn man ſie in einem Portefeuille beſitzt. Nur müſſen die Wände nicht mit dieſen traurigen, halben Wirklichkeitserſcheinungen verziert werden.

Der Nachahmer verdoppelt nur das Nachgeahmte, ohne etwas hinzuzuthun oder uns weiter zu bringen. Er zieht uns in das einzige höchſt beſchränkte Daſein hinein; wir erſtaunen über die Möglichkeit dieſer Operation, wir empfinden ein gewiſſes Ergetzen; aber recht behaglich kann uns das Werk nicht machen; denn es fehlt ihm die Kunſtwahrheit als ſchöner Schein. Sobald auch dieſer nur einigermaßen eintritt, ſo hat das Bildniß ſchon einen großen Reiz, wie wir bei manchen deutſchen, niederländiſchen und franzöſiſchen Porträten und Stillleben empfinden.

(Notabene! Daß Sie ja nicht irre werden und weil Sie meine Hand ſehen, glauben, daß das Alles aus meinem Köpfchen komme! Ich wollte erſt unterſtreichen, was ich buchſtäblich aus den Papieren nehme, die ich vor mir liegen habe; doch dann wäre zu viel unterſtrichen worden. Sie werden am Beſten ſehen, wo ich nur referire; ja Sie finden die eignen Worte Ihres letzten Briefs wieder.)

Zweite Abtheilung.

Imaginanten.

Mit dieſer Geſellſchaft ſind unſere Freunde gar zu luſtig umgeſprungen. Es ſchien, als wenn der Gegenſtand ſie reizte, ein Wenig aus dem Gleiſe zu treten, und ob ich gleich dabei ſaß, mich zu dieſer Klaſſe bekannte und zur Gerechtigkeit und Artigkeit aufforderte, ſo konnte ich doch nicht verhindern, daß ihr eine Menge Namen aufgebürdet wurden, die nicht durch-

Der Geist der Finsternis, der Herr der alten Welt,
Im Sonnenschein ihm glänzend dargestellt
Und angemaßt sich ohne Scheu,
Daß er hier Herr im Hause sei.

„Wo," rief der Heiland, „ist das Licht,
Das hell von meinem Wort enthronnen!
Weh, und ich seh' den Faden nicht,
Den ich so rein vom Himmel 'rab gesponnen.
Wo haben sich die Zeugen hingewandt,
Die treu aus meinem Blut entsprungen!
Und ach, wohin der Geist, den ich gesandt!
Sein Wehn, ich fühl's, ist all verklungen!
Schleicht nicht mit ew'gem Hungersinn,
Mit halbgekrümmten Klauenhänden,
Verfluchten, eingedorrten Lenden
Der Geiz nach tückischem Gewinn,
Mißbraucht die sorgenlose Freude
Des Nachbars auf der reichen Flur
Und hemmt in dürrem Eingeweide
Das liebe Leben der Natur?
Verschließt der Fürst mit seinen Sklaven
Sich nicht in jenes Marmorhaus
Und brütet seinen irren Schafen
Die Wölfe selbst im Busen aus?
Ihm wird zu grillenhafter Stillung
Der Menschen Mark verbeigerafft;
Er speist in ekelhafter Ueberfüllung
Von Tausenden die Nahrungskraft.
In meinem Namen weiht dem Bauche
Ein Armer seiner Kinder Brod;
Mich schmäht auf diesem faulen Schlauche
Das goldne Zeichen meiner Noth."

Er war nunmehr der Länder satt,
Wo man so viele Kreuze hat
Und man für lauter Kreuz und Christ
Ihn eben und sein Kreuz vergißt.
Er trat in ein benachbart Land,
Wo er sich nur als Kirchfahrt fand,
Man aber sonst nicht merkte sehr,
Als ob ein Gott im Lande wär'.

gängig ein Lob anzudeuten scheinen. Man nannte sie Poetisirer, weil sie, anstatt den poetischen Theil der bildenden Kunst zu kennen und sich darnach zu bestreben, vielmehr mit dem Dichter wetteifern, den Vorzügen desselben nachjagen und ihre eignen Vortheile verkennen und versäumen. Man nannte sie Scheinmänner, weil sie so gern dem Scheine nachstreben, der Einbildungskraft etwas vorzuspielen suchen, ohne sich zu bekümmern, inwiefern dem Anschauen genug geschieht. Sie wurden Phantomisten genannt, weil ein hohles Gespensterwesen sie anzieht; Phantasmisten, weil traumartige Verzerrungen und Inkohärenzen nicht ausbleiben; Nebulisten, weil sie der Wolken nicht entbehren können, um ihren Luftbildern einen würdigen Boden zu verschaffen. Ja, zuletzt wollte man nach deutscher Reim- und Klangweise sie als Schwebler und Nebler abfertigen. Man behauptete, sie seien ohne Realität, hätten nie und nirgends ein Dasein und ihnen fehle Kunstwahrheit als schöne Wirklichkeit.

Wenn man den Nachahmern eine falsche Natürlichkeit zuschrieb, so blieben die Imaginanten von dem Vorwurf einer falschen Natur nicht befreit, und was dergleichen Anschuldigungen mehr waren. Ich merkte zwar, daß man darauf ausging, mich zu reizen, und doch that ich den Herren den Gefallen, wirklich böse zu werden.

Ich fragte sie, ob denn nicht das Genie sich hauptsächlich in der Erfindung äußere, und ob man den Poetisirern diesen Vorzug streitig machen könne, ob es nicht auch schon dankenswerth sei, wenn der Geist durch ein glückliches Traumbild ergetzt werde, ob nicht in dieser Eigenschaft, die man mit so vielen wunderlichen Namen anschwärze, der Grund und die Möglichkeit der höchsten Kunst begriffen sei, ob irgend etwas mächtiger gegen die leidige Prosa wirke als eben diese Fähigkeit, neue Welten zu schaffen, ob es nicht ein seltnes Talent, ein seltner Fehler sei, von dem man, wenn man ihn auch auf Abwegen antrifft, immer noch mit Ehrfurcht sprechen müßte.

Die Herren ergaben sich bald. Sie erinnerten mich, daß hier nur von Einseitigkeit die Rede sei, daß eben diese Eigenschaft, weil sie ins Ganze der Kunst so trefflich wirken könne, dagegen so viel schade, wenn sie sich als einzeln, selbständig und unabhängig erkläre. Der Nachahmer schadet der Kunst nie, denn er bringt sie mühsam auf eine Stufe, wo sie ihm der ächte Künstler abnehmen kann und muß; der Imaginant hin-

gegen schadet der Kunst unendlich, weil er sie über alle ihre Grenzen hinausjagt, und es bedürfte des größten Genies, sie aus ihrer Unbestimmtheit und Unbedingtheit gegen ihren wahren Mittelpunkt in ihren eigentlichen, angewiesenen Umkreis zurückzuführen.

Es ward noch Einiges hin und wieder gestritten; zuletzt sagten sie, ob ich nicht gestehen müsse, daß auf diesem Wege die satirische Karikaturzeichnung, als die kunst-, geschmack- und sittenverderblichste Verirrung, entstanden sei und entstehe.

Diese konnte ich denn freilich nicht in Schutz nehmen, ob ich gleich nicht leugnen will, daß mich das böswillige Zeug manchmal unterhält und der Schadenfreude, dieser Erb- und Schoofsünde aller Adamskinder, als eine pikante Speise nicht ganz übel schmeckt.

Fahren wir weiter fort!

Dritte Abtheilung.

Charakteristiker.

Mit diesen sind Sie schon bekannt genug, da Sie von dem Streit mit einem merkwürdigen Individuo dieser Art hinreichend unterrichtet sind.

Wenn dieser Klasse an meinem Beifall etwas gelegen ist, so kann ich ihr denselben versichern; denn wenn meine lieben Imaginanten mit Charakterzügen spielen sollen, so muß erst etwas Charakteristisches da sein. Wenn mir das Bedeutende Spaß machen soll, so kann ich wol leiden, daß Jemand das Bedeutende ernsthaft aufführt. Wenn uns also ein solcher Charaktermann vorarbeiten will, damit meine Poetisirer keine Phantasmisten werden oder sich gar ins Schwebeln und Nebeln verlieren, so soll er mir gelebt und gepriesen bleiben.

Der Oheim schien auch nach der letzten Unterhaltung mehr für seinen Kunstfreund eingenommen, so daß er die Partei dieser Klasse nahm. Er glaubte, man könne sie auch in einem gewissen Sinne Rigoristen nennen. Ihre Abstraktion, ihre Reduktion auf Begriffe begründe immer etwas, führe zu etwas, und gegen die Leerheit anderer Künstler und Kunstfreunde gehalten, sei der Charakteristiker besonders schätzbar.

Der kleine, hartnäckige Philosoph aber zeigte auch hier wieder seinen Zahn und behauptete, daß ihre Einseitigkeit eben wegen

ihres scheinbaren Rechtes durch Beschränkung der Kunst weit mehr schade als das Hinausstreben des Imaginanten, wobei er versicherte, daß er die Fehde gegen sie nicht aufgeben werde.

Es ist eine kuriose Sache um einen Philosophen, daß er in gewissen Dingen so nachgiebig scheint und auf andern so fest besteht. Wenn ich nur erst einmal den Schlüssel dazu habe, wo es hinaus will!

Eben finde ich, da ich in den Papieren nachsehe, daß er sie mit allerlei Unnamen verfolgt. Er nennt sie Skelettisten, Winkler, Steife und bemerkt in einer Note, daß ein blos logisches Dasein, bloße Verstandesoperation in der Kunst nicht ausreiche noch aushelfe. Was er damit sagen will, darüber mag ich mir den Kopf nicht zerbrechen.

Ferner soll den Charaktermännern die schöne Leichtigkeit fehlen, ohne welche keine Kunst zu denken sei. Das will ich denn auch wol gelten lassen!

Vierte Abtheilung.

Unduliſten.

Unter diesem Namen wurden Diejenigen bezeichnet, die sich mit den Vordergehenden im Gegensatz befinden, die das Weichere und Gefällige ohne Charakter und Bedeutung lieben, wodurch denn zuletzt höchstens eine gleichgiltige Anmuth entsteht. Sie wurden auch Schlängler genannt, und man erinnerte sich der Zeit, da man die Schlangenlinie zum Vorbild und Symbol der Schönheit genommen und dabei viel gewonnen zu haben glaubte. Diese Schlängelei und Weichheit bezieht sich sowol beim Künstler als Liebhaber auf eine gewisse Schwäche, Schläfrigkeit und, wenn man will, auf eine gewisse kränkliche Reizbarkeit. Solche Kunstwerke machen bei Denen ihr Glück, die im Bilde nur etwas mehr als nichts sehen wollen, denen eine Seifenblase, die bunt in die Luft steigt, schon allenfalls ein angenehmes Gefühl erregt. Da Kunstwerke dieser Art kaum einen Körper oder andern reellen Gehalt haben können, so bezieht sich ihr Verdienst meist auf die Behandlung und auf einen gewissen lieblichen Schein. Es fehlt ihnen Bedeutung und Kraft, und deswegen sind sie im Allgemeinen willkommen, so wie die Nullität in der Gesellschaft. Denn von Rechts wegen

soll eine gesellige Unterhaltung auch nur etwas mehr als nichts sein.

Sobald der Künstler, der Liebhaber einseitig sich dieser Neigung überläßt, so verklingt die Kunst wie eine ausschwirrende Saite, sie verliert sich wie ein Strom im Sand.

Die Behandlung wird immer flacher und schwächer werden. Aus den Gemälden verschwinden die Farben; die Striche des Kupferstichs verwandeln sich in Punkte, und so wird Alles nach und nach zum Ergetzen der zarten Liebhaber in Rauch aufgehen.

Wegen meiner Schwester, die, wie Sie wissen, über diesen Punkt keinen Spaß versteht und gleich verdrießlich ist, wenn man ihre duftigen Kreise stört, gingen wir im Gespräch kurz über diese Materie hinweg. Ich hätte sonst gesucht, dieser Klasse das Nebulistische aufzubürden und meine Imaginanten davon zu befreien. Ich hoffe, meine Herren, Sie werden bei Revision dieses Prozesses vielleicht hierauf Bedacht nehmen.

Fünfte Abtheilung.

Kleinkünstler.

Diese Klasse kam noch so ganz gut weg. Niemand glaubte Ursache zu haben, ihnen aufsässig zu sein, Manches sprach für sie, Wenig wider sie.

Wenn man auch nur den Effekt betrachtet, so sind sie gar nicht unbequem. Mit der größten Sorgfalt punktiren sie einen kleinen Raum aus, und der Liebhaber kann die Arbeit vieler Jahre in einem Kästchen verwahren. Insofern ihre Arbeit lebenswürdig ist, mag man sie wol **Miniaturisten** nennen; fehlt es ihnen ganz und gar an Geist, haben sie kein Gefühl fürs Ganze, wissen sie keine Einheit ins Werk zu bringen, so mag man sie **Pünktler** und **Punktirer** schelten.

Sie entfernen sich nicht von der wahren Kunst, sie sind nur im Fall der Nachahmer, sie erinnern den wahren Künstler immer daran, daß er diese Eigenschaft, welche sie abgesondert besitzen, auch zu seinen übrigen haben müsse, um völlig vollendet zu sein, um seinem Werk die höchste Ausführung zu geben.

Soeben erinnert mich der Brief meines Oheims an Sie, daß auch dort schon gut und leidlich von dieser Klasse gesprochen

worden, und wir wollen daher diese friedlichen Menschen auch nicht weiter beunruhigen, sondern ihnen durchaus Kraft, Bedeutung und Einheit wünschen.

Sechste Abtheilung.

Skizzisten.

Der Oheim hat sich zu dieser Klasse schon bekannt, und wir waren geneigt, nicht ganz übel von ihr zu sprechen, als er uns selbst aufmerksam machte, daß die Entwerfer eine ebenso gefährliche Einseitigkeit in der Kunst befördern könnten als die Helden der übrigen Rubriken. Die bildende Kunst soll durch den äußern Sinn zum Geiste nicht nur sprechen, sie soll den äußern Sinn selbst befriedigen; der Geist mag sich alsdann hinzugesellen und seinen Beifall nicht versagen. Der Skizzist spricht aber unmittelbar zum Geiste, besticht und entzückt dadurch jeden Unerfahrnen. Ein glücklicher Einfall, halbwege deutlich und nur gleichsam symbolisch dargestellt, eilt durch das Auge durch, regt den Geist, den Witz, die Einbildungskraft auf, und der überraschte Liebhaber sieht, was nicht da steht. Hier ist nicht mehr von Zeichnung, von Proportion, von Formen, Charakter, Ausdruck, Zusammenstellung, Uebereinstimmung, Ausführung die Rede, sondern ein Schein von Allem tritt an die Stelle. Der Geist spricht zum Geiste, und das Mittel, wodurch es geschehen sollte, wird zu nichte.

Verdienstvolle Skizzen großer Meister, diese bezaubernden Hieroglyphen, veranlassen meist diese Liebhaberei und führen den ächten Liebhaber nach und nach an die Schwelle der gesammten Kunst, von der er, sobald er nur einen Blick vorwärts gethan, nicht wieder zurückkehren wird. Der angehende Künstler aber hat mehr als der Liebhaber zu fürchten, wenn er sich im Kreise des Erfindens und Entwerfens anhaltend herumdreht; denn wenn er durch diese Pforte am Raschesten in den Kunstkreis hineintritt, so kommt er dabei gerade am Ersten in Gefahr, an der Schwelle haften zu bleiben.

Dies sind ungefähr die Worte meines Oheims.

Aber ich habe die Namen der Künstler vergessen, die bei einem schönen Talent, das sehr viel versprach, sich auf dieser Seite beschränkt und die Hoffnungen, die man von ihnen gehegt hatte, nicht erfüllt haben.

Mein Onkel beſaß in ſeiner Sammlung ein beſonderes Portefeuille von Zeichnungen ſolcher Künſtler, die es nie weiter als bis zum Stizziſten gebracht, und behauptet, daß dabei ſich beſonders intereſſante Bemerkungen machen laſſen, wenn man dieſe mit den Stizzen großer Meiſter, die zugleich vollenden konnten, vergleicht.

*

Als man ſo weit gekommen war, dieſe ſechs Klaſſen von einander abgeſondert eine Weile zu betrachten, ſo fing man an, ſie wieder zuſammen zu verbinden, wie ſie oft bei einzelnen Künſtlern vereinigt erſcheinen und wovon ich ſchon im Lauf meiner Relation Einiges bemerkte. So fand ſich der Nachahmer manchmal mit dem Kleinkünſtler zuſammen, auch manchmal mit dem Charakteriſtiker; der Stizziſt konnte ſich auf die Seite des Imaginanten, Skelettiſten oder Unduliſten werfen, und dieſer konnte ſich bequem mit dem Phantomiſten verbinden.

Jede Verbindung brachte ſchon ein Werk höherer Art hervor als die völlige Einſeitigkeit, welche ſogar, wenn man ſie in der Erfahrung aufſuchte, nur in ſeltenen Beiſpielen aufgefunden werden konnte.

Auf dieſem Weg gelangte man zu der Betrachtung, von welcher man ausgegangen war, zurück, daß nämlich nur durch die Verbindung der ſechs Eigenſchaften der vollendete Künſtler entſtehe, ſo wie der ächte Liebhaber alle ſechs Neigungen in ſich vereinigen müſſe.

Die eine Hälfte des halben Dutzends nimmt es zu ernſt, ſtreng und ängſtlich, die andere zu leicht und loſe. Nur aus innig verbundenem Ernſt und Spiel kann wahre Kunſt entſpringen, und wenn unſere einſeitigen Künſtler und Kunſtliebhaber je zwei und zwei einander entgegenſtehen,

der Nachahmer dem Imaginanten,
der Charakteriſtiker dem Unduliſten,
der Kleinkünſtler dem Stizziſten,

ſo entſteht, indem man dieſe Gegenſätze verbindet, immer eins der drei Erforderniſſe des vollkommenen Kunſtwerks, wie zur Ueberſicht das Ganze folgendermaßen kurz dargeſtellt werden kann.

Ernst allein.	Ernst und Spiel verbunden.	Spiel allein.
Individuelle Neigung.	Ausbildung ins Allgemeine.	Individuelle Neigung.
Manier.	Stil.	Manier.
Nachahmer.	Kunstwahrheit.	Phantomisten.
Charakteristiker.	Schönheit.	Undulisten.
Kleinkünstler.	Vollendung.	Stizzisten.

Hier haben Sie nun die ganze Uebersicht! Mein Geschäft ist vollendet, und ich scheide abermals um so schneller von Ihnen, als ich überzeugt bin, daß ein beistimmendes oder abstimmendes Gespräch ebenda anfangen muß, wo ich aufhöre. Was ich noch sonst auf dem Herzen habe, eine Konfession, die nicht gerade ins Kunstfach einschlägt, will ich nächstens besonders thun und mir dazu eigens eine Feder schneiden, indem die gegenwärtige so abgeschrieben ist, daß ich sie umkehren muß, um Ihnen ein Lebewohl zu sagen und einen Namen zu unterzeichnen, den Sie doch ja diesmal wie immer freundlich ansehen mögen.

Julie.

Ueber den Dilettantismus.

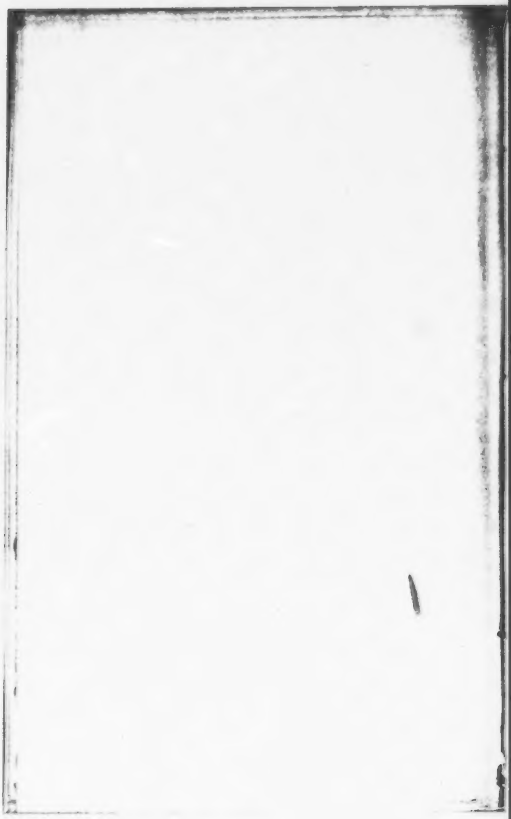

Vorbemerkung des Herausgebers.

Das Nachfolgende ist der Entwurf zu einer Arbeit, die sehr umfangreich und inhaltsvoll geworden sein müßte, wenn ihre wirkliche Ausführung und Vollendung erfolgt wäre. Goethe und Schiller beschäftigten sich gemeinsam von Mai bis Juli 1799, der Erstere wol auch schon allein im Jahre vorher, sehr lebhaft mit dem Gedanken daran. „Wir wollen", schreibt Goethe (22. Juni 1799), „mit der größten Sorgfalt unsere Schemata nochmals durcharbeiten, damit wir uns des ganzen Gehaltes versichern, und dann abwarten, ob uns das gute Glück eine Form zuweist, in der wir ihn anstellen." Das Erste ist nun wol geschehen, wie dies auch das gleichfalls vorhandene, 1841 von Hoffmeister veröffentlichte Schema Schiller's beweist, das allerdings von dem Goethe'schen bedeutend abweicht (s. Schiller's Werke, Bd. XV. S. 768 f.); zu einer Ausführung der eben angegebenen Absicht ist es indessen nicht gekommen.

Daß der Inhalt dieser Schemata mit der vorhergehenden Novelle „Der Sammler und die Seinigen" nahe verwandt und mit Rücksicht auf die „Propyläen" aufgestellt ist, bedarf kaum eines Beweises. Gemeinsam mit jenen ist besonders die wiederholte Betonung des Gedankens von der Nothwendigkeit des Auseinanderhaltens von Natur und Kunst, von der Verschiedenheit der Kunstwahrheit und Naturwirklichkeit. Uebereinstimmend ist ferner die polemische Richtung, die auch hier verfolgt wird, und über deren Objekte sich Goethe in dem oben citirten Briefe mit einer bei ihm seltenen Gereiztheit ausspricht: „Wie Künstler, Unternehmer, Verkäufer, Käufer und Liebhaber im Dilettantism ersoffen sind, das sehe ich erst jetzt mit Schrecken, da wir die Sache so sehr durchgedacht und dem Kinde einen Namen gegeben haben. — Wenn wir dereinst unsere Schleusen ziehen, so wird es die grimmigsten Händel setzen; denn wir überschwemmen geradezu das ganze liebe Thal, worin sich die Pfuscherei so glücklich angesiedelt hat. Da nun der Hauptcharakter des Pfuschers die Inkorrigibilität ist und besonders die von unserer Zeit mit einem ganz bestialischen Dünkel behaftet sind, so werden sie schreien, daß man ihren ihre Anlage

Wie man ihm denn auch bald betheuert,
Aller Sauerteig sei hier ausgeseheuert:
Befurcht' er, daß das Brod so lieb
Wie ein Maßkuchen sitzen blieb.
Davon sprach ihm ein geistlich Schaf,
Das er auf hohem Wege traf,
Das eine mäklige Frau im Bett,
Viel Kinder und viel Zehnten hätt',
Der also Gott ließ im Himmel ruhn,
Um sich auch was zu Gut' zu thun.
Unser Herr fühlt' ihm auf den Zahn,
Zinz etlich' Mal von Christo an.
Da war der ganze Mensch Respekt,
Hätte fast nie das Haupt bedeckt;
Aber der Herr sah ziemlich klar,
Daß er drum nicht im Herzen war,
Daß er dem Mann im Hirne stand
Als wie ein Holzschnitt an der Wand.
Sie waren bald der Stadt so nah,
Daß man die Thürme klärlich sah.
„Ah," sprach mein Mann, „hier ist der C. t.
Aller Wünsche sichrer Friedensport,
Hier ist des Landes Mittelthron;
Gerechtigkeit und Religion
Spediren wie der Selterbrunn,
Petschirt, ihren Einfluß ringsherum."

Sie kamen immer näher an,
Sah immer der Herr nichts Seinig's dran.
Sein inneres Zutraun war gering,
Als wie er einst zum Feigbaum ging;
Wollt' aber doch eben weitergehn
Und ihm recht unter die Aeste sehn.
So kamen sie denn unters Thor.
Christus kam ihnen ein Fremdling vor,
Hätt' ein edel Gesicht und einfach Kleid.
Sprachen: „Der Mann kommt gar wol weit."
Fragt' ihn der Schreiber, wie er hieß?
Er gar demüthig die Worte ließ:
„Kinder, ich bin des Menschen Sohn,"
Und ganz gelassen ging davon.
Seine Worte hatten von jeher Kraft.

verdirbt... Doch das kann nichts helfen: das Gericht muß über sie ergehen. Wir wollen unsere Teiche nur recht anschwellen lassen und dann die Dämme auf einmal durchstechen. Es soll eine gewaltige Sündfluth werden."

Verschieden aber ist das Schema von den früheren Stücken, insofern wir in letzteren nur mit einzelnen artistischen Fragen zu thun hatten, während hier zuerst das gesammte Gebiet der Kunst umfaßt und dann jede einzelne Gattung derselben noch besonders behandelt wird. Somit hatten Schiller und Goethe wol Recht, wenn sie ihrem Plan einen großen Werth beilegten; denn wäre er ausgeführt worden, so würden uns die ästhetischen Ansichten Beider, die im Schema doch zum Theil nur als problematisch hingestellt sind, in ihrem vollen Zusammenhange und ihrer innerlichen Verbindung vorliegen. So ist es indessen wenigstens gut, daß das Schema dem Publikum nicht vorenthalten, sondern 1832 in den „Nachgelassenen Werken" veröffentlicht wurde.

Ueber den sogenannten Dilettantismus

oder

die praktische Liebhaberei in den Künsten.

Einleitendes und Allgemeines.

Die Italiener nennen jeden Künstler Maestro.
Wenn sie Einen sehen, der eine Kunst übt, ohne davon Profession zu machen, sagen sie: Si diletta. Die höfliche Zufriedenheit und Verwunderung, womit sie sich ausdrücken, zeigt dabei ihre Gesinnungen an.
Das Wort Dilettante findet sich nicht in der ältern italienischen Sprache. Kein Wörterbuch hat es, auch nicht die Crusca.*)
Bei Jagemann**) allein findet sich's. Nach ihm bedeutet es einen Liebhaber der Künste, der nicht allein betrachten und genießen, sondern auch an ihrer Ausübung Theil nehmen will.
Spuren der ältern Zeiten.
Spuren nach Wiederauflebung der Künste.
Große Verbreitung in der neuern Zeit.
Ursache davon.
Kunstübungen gehen als ein Haupterforderniß in die Erziehung über.
Indem wir von Dilettanten sprechen, so wird der Fall ausgenommen, daß Einer mit wirklichem Künstlertalent geboren wäre, aber durch Umstände wäre gehindert worden, es als Künstler zu exkoliren.

*) Die Accademia della Crusca, 1582 gegründet.

**) In Jagemann's Dizionario Italiano-Tedesco (1790) steht: „Dilettante, ein Liebhaber, Kenner der Musik oder anderer schönen Künste."

Wir sprechen blos von Denen, welche, ohne ein besonderes Talent zu dieser oder jener Kunst zu besitzen, blos den allgemeinen Nachahmungstrieb bei sich walten lassen.
Ueber das deutsche Wort pfuschen.*)
Ableitung desselben.
Ein später erfundenes Wort.
Bezieht sich auf Handwerk.
Es setzt voraus, daß irgend eine Fertigkeit nach Regeln gelernt, auf die bestimmteste Weise nach der Vorschrift und unter dem Schutze des Gesetzes ausgeübt werde.
Einrichtungen der Innungen, vorzüglich in Deutschland.
Die verschiedenen Nationen haben kein eigentlich Wort dafür.
Anführung der Ausdrücke.
Der Dilettant verhält sich zur Kunst wie der Pfuscher zum Handwerk.
Man darf bei der Kunst voraussetzen, daß sie gleichfalls nach Regeln erlernt und gesetzlich ausgeübt werden müsse, obgleich diese Regeln nicht wie die eines Handwerks durchaus anerkannt und die Gesetze der sogenannten freien Künste nur geistig und nicht bürgerlich sind.
Ableitung der Pfuscherei.
Gewinn.
Der Dilettantismus wird abgeleitet.
Dilettant mit Ehre.
Künstler verachtet.
Ursache.
Sicherheit eines ausgebreiteten Lebensgenusses ist gewöhnlich der Grund aller empirischen Achtung.
Wir haben solche Sicherheitsmaximen, ohne es zu bemerken, in die Moral aufgenommen.
Geburt, Tapferkeit, Reichthum.
Andere Arten von Besitz, der Sicherheit des Genusses nach außen gewährt.
Genie und Talent haben zwar das innere Gewisse, stehen aber nach außen äußerst ungewiß.
Sie treffen nicht immer mit den Bedingungen und Bedürfnissen der Zeit zusammen.

*) Als Tonwort vom Abbrennen des Pulvers auf der Pfanne nicht neu, wohl aber in der abgeleiteten Bedeutung

In barbarischen Zeiten werden sie als etwas Seltsames geschätzt.
Sie sind des Beifalls nicht gewiß.
Er muß erschlichen oder erbettelt werden.
Daher sind diejenigen Künstler übler daran, die persönlich um den Beifall des Moments buhlen.
Rhapsoden, Schauspieler, Musici.
Künstler leben außer einigen seltenen Fällen in einer Art von freiwilliger Armuth.
Es leuchtete zu allen Zeiten ein, daß der Zustand, in dem sich der bildende Künstler befindet, wünschenswerth und beneidenswerth sei.
Entstehen des Dilettantismus.
Allgemein verbreitete, ich will nicht sagen Hochachtung der Künste, aber Vermischung mit der bürgerlichen Existenz und eine Art von Legitimation derselben.

*

Der Künstler wird geboren.
Er ist eine von der Natur privilegirte Person.
Er ist genöthigt, etwas auszuüben, das ihm nicht Jeder gleichthun kann.
Und doch kann er nicht allein gedacht werden.
Möchte auch nicht allein sein.
Das Kunstwerk fordert die Menschen zum Genuß auf
Und zu mehrerer Theilnahme daran.
Zum Genuß der Kunstwerke haben alle Menschen eine unsägliche Neigung.
Der nähere Theilnehmer wäre der rechte Liebhaber, der lebhaft und voll genösse,
So stark wie Andere, ja mehr als Andere,
Weil er Ursache und Wirkung zugleich empfände.
Uebergang zum praktischen Dilettantismus.
Der Mensch erfährt und genießt nichts, ohne sogleich produktiv zu werden.
Dies ist die innerste Eigenschaft der menschlichen Natur. Ja, man kann ohne Uebertreibung sagen, es sei die menschliche Natur selbst.
Unüberwindlicher Trieb, dasselbige zu thun.
Nachahmungstrieb deutet gar nicht auf angebornes Genie zu dieser Sache.
Erfahrung an Kindern.

Sie werden durch alles in die Augen fallende Thätige gereizt.
Soldaten, Schauspieler, Seiltänzer.
Sie nehmen sich ein unerreichbares Ziel vor, das sie durch geübte und verständige Alte haben erreichen sehen.
Ihre Mittel werden Zweck.
Kinderzweck.
Bloßes Spiel.
Gelegenheit, ihre Leidenschaft zu üben.
Wie sehr ihnen die Dilettanten gleichen.
Dilettantismus der Weiber.
— der Reichen.
— der Vornehmen.
Ist Zeichen eines gewissen Vorschrittes.
Alle Dilettanten greifen die Kunst von der schwachen Seite an. (Vom schwachen Ende.)
Phantasie-Bilder unmittelbar vorstellen zu wollen.
Leidenschaft statt Ernst.
Verhältniß des Dilettantismus gegen Pedantismus, Handwerk.
Dilettantistischer Zustand der Künstler.
Worin er sich unterscheidet.
Ein höherer oder niederer Grad der Empirie.
Falsches Lob des Dilettantismus.
Ungerechter Tadel.
Rath, wie der Dilettant seinen Platz einnehmen könnte.

8

Geborne Künstler, durch Umstände gehindert, sich auszubilden, sind schon oben ausgenommen.
Sie sind eine seltene Erscheinung.
Manche Dilettanten bilden sich ein, dergleichen zu sein.
Bei ihnen ist aber nur eine falsche Richtung, welche mit aller Mühe zu nichts gelangt.
Sie nutzen sich, dem Künstler und der Kunst wenig.
Sie schaden dagegen viel.
Doch kann der Mensch, der Künstler und die Kunst eine genießende, einsichtsvolle und gewissermaßen praktische Theilnahme nicht entbehren.
Absicht der gegenwärtigen Schrift.
Schwierigkeit der Wirkung.
Kurze Schilderung eines eingeschlichten Dilettantismus.
Die Philosophen werden aufgefordert.
Die Pädagogen.

Wohlthat für die nächste Generation.

*

Dilettantismus setzt eine Kunst voraus, wie Pfuschen das Handwerk.

Begriff des Künstlers im Gegensatz des Dilettanten.

Ausübung der Kunst nach Wissenschaft.

Annahme einer objektiven Kunst.

Schulgerechte Folge und Steigerung.

Beruf und Profession.

Anschließung an eine Kunst- und Künstlerwelt.

Schule.

Der Dilettant verhält sich nicht gleich zu allen Künsten.

In allen Künsten giebt es ein Objektives und Subjektives, und je nachdem das Eine oder das Andere darin die hervorstechende Seite ist, hat der Dilettantismus Werth oder Unwerth.

Wo das Subjektive für sich allein schon viel bedeutet, muß und kann sich der Dilettant dem Künstler nähern, z. B. schöne Sprache, lyrische Poesie, Musik, Tanz.

Wo es umgekehrt ist, scheiden sich der Künstler und Dilettant strenger, wie bei der Architektur, Zeichenkunst, epischen und dramatischen Dichtkunst.

*

Die Kunst giebt sich selbst Gesetze und gebietet der Zeit.

Der Dilettantismus folgt der Neigung der Zeit.

Wenn die Meister in der Kunst dem falschen Geschmack folgen, glaubt der Dilettant, desto geschwinder auf dem Niveau der Kunst zu sein.

Weil der Dilettant seinen Beruf zum Selbstproduziren erst aus den Wirkungen der Kunstwerke auf sich empfängt, so verwechselt er diese Wirkungen mit den objektiven Ursachen und Motiven und meint nun den Empfindungszustand, in den er versetzt ist, auch produktiv und praktisch zu machen, wie wenn man mit dem Geruch einer Blume die Blume selbst hervorzubringen gedächte.

Das an das Gefühl Sprechende, die letzte Wirkung aller poetischen Organisationen, welche aber den Aufwand der ganzen Kunst selbst voraussetzt, sieht der Dilettant als das Wesen derselben an und will damit selbst hervorbringen.

Ueberhaupt will der Dilettant in seiner Selbstverkennung das Passive an die Stelle des Aktiven setzen, und weil er auf

eine lebhafte Weise Wirkungen erleidet, so glaubt er mit diesen erlittenen Wirkungen wirken zu können.

Was dem Dilettanten eigentlich fehlt, ist Architektonik im höchsten Sinne, diejenige ausübende Kraft, welche erschafft, bildet, konstituirt. Er hat davon nur eine Art von Ahnung, giebt sich aber durchaus dem Stoff dahin, anstatt ihn zu beherrschen.

Man wird finden, daß der Dilettant zuletzt vorzüglich auf Reinlichkeit ausgeht, welches die Vollendung des Vorhandenen ist, wodurch eine Täuschung entsteht, als wenn das Vorhandene zu existiren werth sei. Ebenso ist es mit der Akkuratesse und mit allen letzten Bedingungen der Form, welche ebenso gut die Unform begleiten können.

Allgemeiner Grundsatz, unter welchem der Dilettantismus zu gestatten ist:

Wenn der Dilettant sich den strengsten Regeln der ersten Schritte unterwerfen und alle Stufen mit größter Genauigkeit ausführen will, welches er um so mehr kann, da 1) von ihm das Ziel nicht verlangt wird, und da er 2), wenn er abtreten will, sich den sichersten Weg zur Kennerschaft bereitet.

Gerade der allgemeinen Maxime entgegen, wird also der Dilettant einem rigoristischeren Urtheil zu unterwerfen sein als selbst der Künstler, der, weil er auf einer sichern Kunstbasis ruht, mit minderer Gefahr sich von den Regeln entfernen und dadurch das Reich der Kunst selbst erweitern kann.

Der wahre Künstler steht fest und sicher auf sich selbst; sein Streben, sein Ziel ist der höchste Zweck der Kunst. Er wird sich immer noch weit von diesem Ziele finden und daher gegen die Kunst oder den Kunstbegriff notwendig allemal sehr bescheiden sein und gestehen, daß er noch wenig geleistet habe, wie vortrefflich auch sein Werk sein mag und wie hoch auch sein Selbstgefühl im Verhältniß gegen die Welt steigen möchte. Dilettanten oder eigentlich Pfuscher scheinen im Gegentheil nicht nach einem Ziele zu streben, nicht vor sich hin zu sehen, sondern nur das, was neben ihnen geschieht. Darum vergleichen sie auch immer, sind meistens im Lob übertrieben, tadeln ungeschickt, haben eine unendliche Ehrerbietung vor Ihresgleichen, geben sich dadurch ein Ansehen von Freundlichkeit, von Billigkeit, indem sie doch blos sich selbst erheben.

Besonderes.

Dilettantismus in der Malerei.

Der Dilettant scheut allemal das Gründliche, überhaupt die Erlernung nothwendiger Kenntnisse, um zur Ausübung zu gelangen, verwechselt die Kunst mit dem Stoff.

So wird man z. B. nie einen Dilettanten finden, der gut zeichnete; denn alsdann wäre er auf dem Wege zur Kunst; hingegen giebt es manche, die schlecht zeichnen und sauber malen.

Dilettanten erklären sich oft für Mosaik und Wachsmalerei, weil sie die Dauer des Werks an die Stelle der Kunst setzen.

Sie beschäftigen sich öfters mit Radiren, weil die Vervielfältigung sie reizt.

Sie suchen Kunststücke, Manieren, Behandlungsarten, Arkana, weil sie sich meistens nicht über den Begriff mechanischer Fertigkeiten erheben können, und denken, wenn sie nur den Handgriff besäßen, so wären keine weitern Schwierigkeiten für sie vorhanden.

Eben um deswillen, weil der wahre Kunstbegriff den Dilettanten meistentheils fehlt, ziehen sie immer das Viele und Mittelmäßige, das Rare und Köstliche dem Gewählten und Guten vor. Man trifft viele Dilettanten mit großen Sammlungen an, ja man könnte behaupten, alle großen Sammlungen seien vom Dilettantismus entstanden. Denn er artet meistens und besonders, wenn er mit Vermögen unterstützt ist, in die Sucht aus, zusammenzuraffen. Er will nur besitzen, nicht mit Verstand wählen und sich mit wenigem Guten begnügen.

Dilettanten haben ferner meistens eine patriotische Tendenz; ein deutscher Dilettant interessirt sich darum nicht selten so lebhaft für deutsche Kunst ausschließlich; — daher die Sammlungen von Kupferstichen und Gemälden blos deutscher Meister.

Zwei Unarten pflegen bei Dilettanten oft vorzukommen und schreiben sich ebenfalls aus dem Mangel an wahrem Kunstbegriff her. Sie wollen erstens konstituiren, d. h. ihr Beifall soll gelten, soll zum Künstler stempeln. Zweitens der Künstler, der ächte Kenner hat ein unbedingtes ganzes Interesse und Ernst an der Kunst und am Kunstwerk, der Dilettant immer nur ein halbes; er treibt Alles als ein Spiel, als Zeitvertreib, hat meist noch einen Nebenzweck, eine Neigung zu stillen, einer

Laune nachzugeben und sucht der Rechenschaft gegen die Welt und den Forderungen des Geschmacks dadurch zu entgehen, daß er bei Erstehung von Kunstwerken auch noch gute Werke zu thun sucht. Einen hoffnungsvollen Künstler zu unterstützen, einer armen Familie aus der Noth zu helfen, das war immer die Ursache, warum Dilettanten dies und das erstanden. So suchen sie bald ihren Geschmack zu zeigen, bald ihn vom Verdacht zu reinigen.

*

Liebhaberei im Landschaftsmalen. Sie setzt eine schon kultivirte Kunst voraus.
Porträtmalerei.
Sentimentalisch-poetische Tendenz regt auch den Dilettantismus in der zeichnenden Kunst an. Mondscheine. Shakespeare. Kupferstiche zu Gedichten.
Silhouetten.
Uhren.
Kunstwerke als Meubles.
Alle Franzosen sind Dilettanten in der Zeichenkunst als integrirendem Theil der Erziehung.
Liebhaber in der Miniatur.
Werden blos auf die Handgriffe angewiesen.
Liebe zur Allegorie und zur Anspielung.

*

Dilettantismus in der Baukunst.

Mangel an ächten Baumeistern in Verhältniß gegen das Bedürfniß schöner Baukunst treibt zum Dilettantismus, besonders da die wohlhabenden Bauslustigen zu zerstreut leben.
Reisen nach Italien und Frankreich und besonders Gartenliebhaberei haben diesen Dilettantismus sehr befördert.
Dilettanten suchen mehr zum Ursprung der Baukunst zurückzukehren. a) Rohes Holz, Rinden ꝛc. b) Schwere Architektur, dorische Säulen. c) Nachahmung gothischer Baukunst. d) Architektur der Phantasmen und Empfindungen. e) Kleinliche Nachäffung großer Formen.
Wegen ihrer scheinbaren Unbedingtheit scheint sie leichter, als sie ist, und man läßt sich leichter dazu verführen.

*

In der Gartenkunst.

Französische Gartenkunst von ihrer guten Seite und besonders vis-à-vis des neusten Geschmacks betrachtet.
Englischer Geschmack hat die Basis des Nützlichen, welches der französische aufopfern muß.
Nachgeäffter englischer Geschmack hat den Schein des Nützlichen.
Chinesischer Geschmack.

*

Dilettantismus in der lyrischen Poesie.

Daß die deutsche Sprache durch kein großes Dichtergenie, sondern durch bloße mittelmäßige Köpfe anfing, zur Dichtersprache gebraucht zu werden, mußte dem Dilettantismus Muth machen, sich gleichfalls darin zu versuchen.
Die Ausbildung der französischen Literatur und Sprache hat auch den Dilettanten kunstmäßiger gemacht.
Franzosen waren durchaus rigoristischer, drangen auf strengere Richtigkeit und forderten auch vom Dilettanten Geschmack und Geist im Innern und ein fehlerloses Aeußeres der Diktion.
In England hielt sich der Dilettantismus mehr an das Latein und Griechische.
Sonette der Italiener.*)
Impudenz des neusten Dilettantismus, durch Reminiszenzen aus einer reichen kultivirten Dichtersprache**) und durch die Leichtigkeit eines guten mechanischen Aeußern geweckt und unterhalten.
Belletristerei auf Universitäten, durch eine moderne Studirart veranlaßt.
Frauenzimmer-Gedichte.
Schöngeisterei.
Musenalmanache.
Journale.
Aufkommen und Verbreitung der Uebersetzungen.

---

*) Als Beispiel für die häufige Anwendung dieser Dichtungsform in Italien diene die Stelle aus „Benvenuto Cellini", Werke, XXX. S. 376.

**) Aehnlich Schiller's Distichon „Dilettant" (Werke, I. 1. S. 191):
„Weil ein Vers Dir gelingt in einer gebildeten Sprache,
Die für Dich dichtet und denkt, glaubst Du schon Dichter zu sein?"

Der Schreiber ſtunde wie vergafft,
Der Wache war, ſie wußt' nicht wie;
Fragt' Keiner: „Was bedienen Sie?“
Er ging grad durch und war verbei.
Da fragten ſie ſich überlei,
Als in Rapport ſie's wollten tragen:
„Was thät der Mann Kurioſes ſagen?
Sprach er wol unſrer Naſe Hohn?
Er ſagt', er wär' des Menſchen Sohn!“
Sie dachten lang'; doch auf einmal
Sprach ein branntwein'ger Korporal:
„Was mögt Ihr Euch den Kopf zerreißen!
Sein Vater hat wol Menſch geheißen.“

Chriſt ſprach zu ſeinem G'leiter dann:
„So führet mich zum Gottesmann,
Den Ihr als einen ſolchen kennt
Und ihn Herr Oberpfarrer nennt!“
Dem Herren Pfaff das krabbeln thät,
War ſelber nicht ſo hoch am Brett.
Hätt' ſo viel Häut' ums Herze ring,
Daß er nicht ſpürt', mit wem er ging,
Auch nicht einmal einer Erbſe groß;
Doch war er gar nicht liebelos
Und dacht': „Kommt Alles rings herum,
Verlangt er ein Viaticum.“

Kamen ans Oberpfarrers Haus.
Stand von Uralters noch im Ganzen;
Reformation hätt' ihren Schmaus
Und nahm den Pfaffen Hof und Haus,
Um wieder Pfaffen 'nein zu pflanzen,
Die nur in allem Grund der Sachen
Mehr ſchwätzen, weniger Grimaſſen machen.
Sie klopften an, ſie ſchellten an,
Weiß nicht beſtimmt, was ſie gethan.
Genug, die Köchin kam hervor,
Aus der Schürz' ein Krauthaupt verlor,
Und ſprach: „Der Herr iſt im Konvent,
Ihr heut nicht mit ihm ſprechen könnt.“
„Wo iſt denn das Konvent?“ ſprach Chriſt.
„Was bilft es Euch, wenn Ihr's auch wißt!“
Verſetzt' die Köchin pottiſch drauf;

Unmittelbarer Uebergang aus der Klasse und Universität zur Schriftstellerei.
Balladen- und Volkslieder-Epoche.
Geßner, poetische Prosa.*)
Karlsruher ꝛc. Nachdrucke schöner Geister.**)
Bardenwesen.***)
Bürger's Einfluß auf das Geleier.
Reimloser Vers.
Klopstockisches Odenwesen.
Claudius.
Wieland's Larität.
In der ältern Zeit:
Lateinische Verse.
Pedantismus.
Mehr Handwerk.
Fertigkeit ohne poetischen Geist.

*

Dilettantismus in der pragmatischen Poesie.

Ursache, warum der Dilettant das Mächtige, Leidenschaftliche, Starkcharakteristische haßt und nur das Mittlere, Moralische darstellt.
Der Dilettant wird nie den Gegenstand, immer nur sein Gefühl über den Gegenstand schildern.
Er sliebt den Charakter des Objekts.
Alle dilettantischen Geburten in dieser Dichtungsart werden einen pathologischen Charakter haben und nur die Neigung und Abneigung ihres Urhebers ausdrücken.
Der Dilettant glaubt mit dem Witz an die Poesie zu reichen.
Dramatische Pfuscher werden bis zum Unsinn gebracht, um ihr Werk auszustellen.

*

*) Vorzugsweise in den 1756 zuerst erschienenen, aber bald weit verbreiteten Idyllen.

**) Mit Beziehung auf Macklot in Karlsruhe, der auf dem mißrathenen Papier der markgräflich badenschen Fabrik alle deutschen Dichter nachzudrucken versuchte, auf Schmieder ebenfalls in Karlsruhe, auf Himburg in Berlin u. A.

***) Die Nachahmer Klopstock's, wie Denis, Maskalier, Kretschmann, von denen als Barden der Erste sich Sined, der Letzte sich Ringulph nannte — vielleicht auch Klopstock selbst.

Dilettantismus in der Musik.

In der älteren Zeit größerer Einfluß aufs leidenschaftliche Leben durch tragbare Saiteninstrumente, welche Empfindungen einfacher auszudrücken mehr Raum geben.
Medium der Galanterie.
In der neuern Zeit Flügel und Violine.
Mehr Werth gelegt auf mechanische Fertigkeit, Schwierigkeit und Künstlichkeit, weniger Zusammenhang mit Leben und Leidenschaft.
Geht in Konzerte über.
Mehr Nahrung der Eitelkeit.
Lieder und Opernwesen.
Falsche Hoffnung, durch komponirte Volkslieder Nationalsinn und ästhetischen Geist zu pflanzen.*)
Gesellschafts-, Tisch-, Trink-, Freimaurer-Lieder.

*

Im Tanz.

In der ältern Zeit: Pedanterie und Gleichgiltigkeit. Einförmigkeit.
In der neuern Zeit: Formlosigkeit und daraus hervorgehende Wildheit, Heftigkeit, Gewaltsamkeit.

*

Unterschied der repräsentativen, naiven und charakteristischen Tänze:

Repräsentative machen die Schönheit der Gestalt und Bewegung geltend und haben Würde. (Menuet.)	Fallen gern ins Steife.
Naive begleiten den belebten Zustand und haben mehr Anmuth und Freiheit. (Englische Tänze.)	Fallen gern ins Ausgelassene.
Charakteristische grenzen an eine objektive Kunst.	Geben leicht in die Karikatur.

*

*) Man muß bedauern, keine Motivirung für diesen Satz zu erhalten, da er an und für sich paradox erscheint.

Dilettantismus in der Schauspielkunst.

Französische Komödie ist auch bei Liebhabern obligat und ein Institut der Geselligkeit.
Italienische Liebhaberkomödie bezieht sich auf eine Puppen- und puppenartige Repräsentation.
Deutschland, ältere Zeit: Jesuiterschulen.*)
Neuere Zeit: Französische Liebhaberkomödie zur Bildung der Sprache in vornehmen Häusern.
Vermischung der Stände bei deutschen Liebhaberkomedien.
Bedingung,**) unter welcher allenfalls eine mäßige Uebung im Theaterwesen unschuldig und zulässig, ja einigermaßen zu billigen sein möchte.
Permanenz derselben Gesellschaft.
Vermeidung passionirter und Wahl verstandesreicher und geselliger Stücke.
Abhaltung aller Kinder und sehr junger Personen.
Möglichster Rigorismus in äußern Formen.

*

Nutzen des Dilettantismus.

Im Allgemeinen.

Er steuert der völligen Rohheit.
Dilettantismus ist eine nothwendige Folge schon verbreiteter Kunst und kann auch eine Ursache derselben werden.
Er kann unter gewissen Umständen das ächte Kunsttalent anregen und entwickeln helfen.
Das Handwerk zu einer gewissen Kunstähnlichkeit erheben.
Macht gesitteter.
Regt im Fall der Rohheit einen gewissen Kunstsinn an und verbreitet ihn da, wo der Künstler nicht hinkommen würde.
Beschäftigt die produktive Kraft und kultivirt also etwas Wichtiges am Menschen.
Die Erscheinungen in Begriffe verwandeln.
Totaleindrücke theilen.
Besitz und Reproduktion der Gestalten befördern.

*

*) Die sogenannte „Schulkomödie" herrschte, auch auf evangelische Schulen übergegangen, bis ins achtzehnte Jahrhundert.

**) Man erwartet „Bedingungen", da vier solche aufgezählt werden.

Nutzen des Dilettantismus.

In der Zeichenkunst.

Sehen lernen.
Die Gesetze kennen lernen, wonach wir sehen.
Den Gegenstand in ein Bild verwandeln, d. h. die sichtbare Raumerfüllung, insofern sie gleichgiltig ist.
Die Formen erkennen, d. h. die Raumerfüllung, insofern sie bedeutend ist.
Unterscheiden lernen. — Mit dem Totaleindruck (ohne Unterscheidung) fangen Alle an. Dann kommt die Unterscheidung, und der dritte Grad ist die Rückkehr von der Unterscheidung zum Gefühl des Ganzen, welches das Aesthetische ist.
Diese Vortheile hat der Dilettant mit dem Künstler im Gegensatz des bloßen unthätigen Betrachters gemein.

In der Baukunst.

Sie weckt die freie Produktionskraft.
Sie führt am Schnellsten und Unmittelbarsten von der Materie zur Form, vom Stoff zur Erscheinung, und entspricht dadurch der höchsten Anlage im Menschen.
Sie erweckt und entwickelt den Sinn fürs Erhabene, zu dem sie sich überhaupt mehr neigt als zum Schönen.
Sie führt Ordnung und Maß ein und lehrt auch im Nützlichen und Nothdürftigen nach einem schönen Schein und einer gewissen Freiheit streben.
Der allgemeine Nutzen des Dilettantismus, daß er gesitteter macht und im Fall der Rohheit einen gewissen Kunstsinn anregt und ihn da verbreitet, wo der Künstler nicht hinkommen würde, gilt besonders auch von der Baukunst.

In der Gartenkunst.

Ideales im Realen.
Streben nach Form in formlosen Massen.
Wahl.
Schöne Zusammenstellung.
Ein Bild aus der Wirklichkeit machen, kurz, erster Eintritt in die Kunst.

Eine reinliche und vollends schöne Umgebung wirkt immer wohlthätig auf die Gesellschaft.

•

In der lyrischen Poesie.

Ausbildung der Sprache im Ganzen.

Vervielfältigteres Interesse an Humanioribus im Gegensatz der Rohheit des Unwissenden oder der pedantischen Bornirtheit des bloßen Geschäftsmannes und Schulgelehrten.

Ausbildung der Gefühle und des Sprachausdrucks derselben.

Jeder gebildete Mensch muß seine Empfindungen poetisch schön ausdrücken können.

Idealisirung der Vorstellungen bei Gegenständen des gemeinen Lebens.

Kultur der Einbildungskraft, besonders als integrirenden Theils bei der Verstandesbildung.

Erweckung und Stimmung der produktiven Einbildungskraft zu den höchsten Funktionen des Geistes auch in Wissenschaften und im praktischen Leben.

Ausbildung des Sinnes für das Rhythmische.

Da es noch keine objektiven Gesetze weder für das Innere noch für das Aeußere eines Gedichtes giebt, so müssen sich die Liebhaber strenger noch als die Meister an anerkannte gute Muster halten und eher das Gute, was schon da ist, nachahmen, als nach Originalität streben, im Aeußern und Metrischen aber die vorhandenen allgemeinsten Gesetze rigoristisch befolgen.

Und da der Dilettant sich nur nach Mustern bilden kann, so muß er, um der Einseitigkeit zu entgehen, sich die allgemeinstmögliche Bekanntschaft mit allen Mustern erwerben und das Feld der poetischen Literatur noch vollkommener ausmessen, als es der Künstler selbst nöthig hat.

•

In der Musik.

Tiefere Ausbildung des Sinnes.

Mathematische Bestimmungen des Organs werden kennen gelernt und zu Empfindungs- und Schönheitszwecken gebraucht.

Gesellige Verbindung der Menschen, ohne bestimmtes Interesse, mit Unterhaltung.

Stimmt zu einer idealen Existenz, selbst wenn die Musik nur den Tanz anregt.

•

Im Tanz.

Gelenkigkeit und Möglichkeit ſchöner Bewegungen.
Gefühl und Ausübung des Rhythmus durch alle Bewegungen.
Bedeutſamkeit, äſthetiſche, der Bewegungen.
Geregeltes Gefühl der Frohheit.
Ausbildung des Körpers, Stimmung des Körpers zu allen möglichen körperlichen Fertigkeiten.
Muſikaliſche Körperſtimmung.
Maß der Bewegungen zwiſchen Ueberfluß und Sparſamkeit.
Möglichkeit eines ſchönen Umgangs.
Mögliche Geſelligkeit in einem exaltirten Zuſtand.

*

In der Schauſpielkunſt.

Gelegenheit zu mehrerer Ausbildung der Deklamation.
Aufmerkſamkeit auf die Repräſentation ſeiner ſelbſt.
Partizipirt von den angeführten Vortheilen der Tanzkunſt.
Uebung der Memorie.
Sinnliches Aufpaſſen und Akkurateſſe.

*

Schaden des Dilettantismus.

Im Allgemeinen.

Der Dilettant überſpringt die Stufen, beharrt auf gewiſſen Stufen, die er als Ziel anſieht, und hält ſich berechtigt, von da aus das Ganze zu beurtheilen, hindert alſo ſeine Perfektibilität.

Er ſetzt ſich in die Nothwendigkeit, nach falſchen Regeln zu handeln, weil er ohne Regeln auch nicht dilettantiſch wirken kann und er die ächten objektiven Regeln nicht kennt.

Er kommt immer mehr von der Wahrheit der Gegenſtände ab und verliert ſich auf ſubjektiven Irrwegen.

Der Dilettantismus nimmt der Kunſt ihr Element und verſchlechtert ihr Publikum, dem er den Ernſt und den Rigorismus nimmt.

Alles Vorliebnehmen zerſtört die Kunſt, und der Dilettantismus führt Nachſicht und Gunſt ein. Er bringt diejenigen Künſtler,

welche dem Dilettantismus näher stehen, auf Unkosten der ächten Künstler in Ansehen.

Beim Dilettantismus ist der Schaden immer größer als der Nutzen.

Vom Handwerk kann man sich zur Kunst erheben, vom Pfuschen nie.

Der Dilettantismus befördert das Gleichgiltige, Halbe und Charakterlose.

Schaden, den Dilettanten der Kunst thun, indem sie den Künstler zu sich herabziehen, —

Keinen guten Künstler neben sich leiden können.

Ueberall, wo die Kunst selbst noch kein rechtes Regulativ hat, wie in der Poesie, Gartenkunst, Schauspielkunst, richtet der Dilettantismus mehr Schaden an und wird anmaßender. Der schlimmste Fall ist bei der Schauspielkunst.

*

Schaden des Dilettantismus.

In der Baukunst.

Wegen der großen Schwierigkeit, in der Architektur den Charakter zu treffen, darin mannichfaltig und schön zu sein, wird der Dilettant, der dies nicht erreichen kann, immer nach Verhältniß seines Zeitalters entweder ins Magere und Ueberladene oder ins Plumpe und Leere verfallen. Ein Architekturwerk aber, das nur durch die Schönheit Existenz hat, ist völlig null, wenn es diese verfehlt.

Wegen ihrer idealen Natur führt sie leichter als eine andere Kunst zum Phantastischen, welches hier gerade am Schädlichsten ist.

Weil sich nur die Wenigsten zu einer freien Bildung nach bloßen Schönheitsgesetzen erheben können, so verfällt der Bau-Dilettant leicht auf sentimentalische und allegorische Baukunst und sucht den Charakter, den er in der Schönheit nicht zu finden weiß, auf diesem Wege hineinzulegen.

Bau-Dilettantismus, ohne den schönen Zweck erfüllen zu können, schadet gewöhnlich dem physischen Zweck der Baukunst: der Brauchbarkeit und Bequemlichkeit.

Die Publizität und Dauerhaftigkeit architektonischer Werke macht das Nachtheilige des Dilettantismus in diesem Fach allgemeiner und fortdauernder und perpetuirt den falschen Ge-

ſchmack, weil hier, wie überhaupt in Künſten, das Vorhandene und überall Verbreitete wieder zum Muſter dient.

Die ernſte Beſtimmung der ſchönen Bauwerke ſetzt ſie mit den bedeutendſten und erhöhteſten Momenten des Menſchen in Verbindung, und die Pfuſcherei in dieſen Fällen verſchlechtert ihn alſo gerade da, wo er am Perfektibelſten ſein könnte.

*

In der Gartenkunſt.

Reales wird als ein Phantaſiewerk behandelt.

Die Gartenliebhaberei geht auf etwas Endloſes hinaus:

1) weil ſie in der Idee nicht beſtimmt und begrenzt iſt;

2) weil das Materiale als ewig zufällig ſich immer verändert und der Idee ewig entgegenſtrebt.

Die Gartenliebhaberei läßt ſich oft die edlern Künſte auf eine unwürdige Art dienen und macht ein Spielwerk aus ihrer ſoliden Beſtimmung.

Befördert die ſentimentale und phantaſtiſche Nullität.

Sie verkleinert das Erhabene in der Natur und hebt es auf, indem ſie es nachahmt.

Sie verewigt die herrſchende Unart der Zeit, im Aeſthetiſchen unbedingt und geſetzlos ſein zu wollen und willkürlich zu phantaſiren, indem ſie ſich nicht, wie wol andere Künſte, korrigiren und in der Zucht halten läßt.

Vermiſchung von Kunſt und Natur.

Vorliebnehmen mit dem Schein.

Die dabei vorkommenden Gebäude werden leicht, ſpindelartig, hölzern, brettern aufgeführt und zerſtören den Begriff ſolider Baukunſt; ja ſie heben das Gefühl für ſie auf. Die Strohdächer, bretternen Blendungen, Alles macht eine Neigung zur Kartenhaus-Architektur.

*

In der lyriſchen Poeſie.

Belletriſtiſche Flachheit und Leerheit, Abziehung von ſoliden Studien oder oberflächliche Behandlung.

Es iſt hier eine größere Gefahr als bei andern Künſten, eine bloße dilettantiſche Fähigkeit mit einem ächten Kunſtberufe zu verwechſeln, und wenn dies der Fall iſt, ſo iſt das Subjekt übler daran als bei jeder andern Liebhaberei, weil ſeine Exiſtenz völlige Nullität hat; denn ein Poet iſt nichts, wenn er es nicht mit Ernſt und Kunſtmäßigkeit iſt.

Dilettantismus überhaupt, besonders aber in der Poesie, schwächt die Theilnehmung und Empfänglichkeit für das Gute außer ihm, und indem er einem unruhigen Produktionstriebe nachgiebt, der ihn zu nichts Vollkommenem führt, beraubt er sich aller Bildung, die ihm durch Aufnahme des fremden Guten zuwachsen könnte.

Der poetische Dilettantismus kann doppelter Art sein. Entweder vernachlässigt er das (unerlässliche) Mechanische und glaubt genug gethan zu haben, wenn er Geist und Gefühl zeigt; oder er sucht die Poesie blos im Mechanischen, worin er sich eine handwerksmäßige Fertigkeit erwerben kann, und ist ohne Geist und Gehalt. Beide sind schädlich, doch schadet jener mehr der Kunst, dieser mehr dem Subjekt selbst.

Alle Dilettanten sind Plagiarii. Sie entnerven und vernichten jedes Original schon in der Sprache und im Gedanken, indem sie es nachsprechen, nachäffen und ihre Leerheit damit ausflicken. So wird die Sprache nach und nach mit zusammengeplünderten Phrasen und Formeln angefüllt, die nichts mehr sagen, und man kann ganze Bücher lesen, die schön stilisirt sind und gar nichts enthalten. Kurz, alles wahrhaft Schöne und Gute der ächten Poesie wird durch den überhandnehmenden Dilettantismus profanirt, herumgeschleppt und entwürdigt.

*

In der pragmatischen Poesie.

Alle Nachtheile des Dilettantismus im Lyrischen sind hier noch in weit höherem Grad; nicht nur die Kunst erleidet mehr Schaden, auch das Subjekt.

Vermischung der Gattungen.

*

In der Musik.

Wenn die Bildung des Musik-Dilettanten autodidaktisch geschieht und die Komposition nicht unter der strengen Anleitung eines Meisters wie die Applikatur selbst erlernt wird, so entsteht ein ängstliches, immer ungewisses, unbefriedigtes Streben, da der Musik-Dilettant nicht, wie der in andern Künsten, ohne Kunstregeln Effekte hervorbringen kann.

Auch macht der Musik-Dilettantismus noch mehr als ein anderer unheilnehmend und unfähig für den Genuß fremder Kunstwerke und beraubt und beschränkt also das Subjekt, das er in seiner einseitigen und charakteristischen Form gefangen hält.

*

Im Tanz.

Zerbrechenheit der Glieder und Affektation.
Steifigkeit und Pedanterie.
Karrikatur.
Eitelkeit.
Falsche Ausbildung des Körpers.
Charakterlosigkeit und Leerheit.
Zerflossenes, schlaffes Wesen.
Manierirtes Weben in Uebertreibung schöner Bewegung.
Entweder steif und ängstlich, oder unmäßig und roh.
(Beides wird durch das Gefällige und Bedeutende verhindert.)
Reizt die Gesellschaft zu einer sinnlichen Leerheit.
Eitelkeit und einseitige Richtung auf die körperliche Erscheinung.
Man muß es in der Tanzkunst deswegen zur Meisterschaft bringen, weil der Dilettantismus entweder unsicher und ängstlich macht, also die Freiheit hemmt und den Geist beschränkt, oder weil er eitel macht und dadurch zur Leerheit führt.

•

In der Schauspielkunst.

Karrikatur der eignen fehlerhaften Individualität.
Ableitung des Geistes von allem Geschäft durch Vorspiegelung einer phantastischen Aussicht.
Aufwand alles Interesses und aller Passion ohne Frucht.
Ewiger Zirkel in einer einförmigen, immer wiederholten und zu nichts führenden Thätigkeit.
(Dilettanten wissen sich nichts Anziehenderes als die Komödienproben; Schauspieler von Metier hassen sie.)
Vorzugsweise Schonung und Verzärtlung des Theaterdilettanten durch Beifall.
Ewige Reizung zu einem leidenschaftlichen Zustand und Betragen ohne ein Gegengewicht.
Nahrung aller gehässigen Passionen, von den schlimmsten Folgen für die bürgerliche und häusliche Existenz.
Abstumpfung des Gefühls gegen die Poesie.
Exaltirte Sprache bei gemeinen Empfindungen.
Ein Trödelmarkt von Gedanken, Stellen und Schilderungen in der Reminiscenz.
Durchgängige Unnatur und Manier auch im übrigen Leben.

„Dahin geht nicht eines Jeden Lauf."
„Möcht's doch gern wissen!" thät er fragen.
Sie hätt' nicht Herz, es zu versagen,
Bot er den Weg zur Liebsten-Brust
Von alten Zeiten wol noch wußt'.
Sie zeigt's ihm an, und er thät gehn,
Wie Ihr's bald weiter werdet sehn.

. Kestner's Agape.*)

1819.

Von Deinem Liebesmahl
Will man nichts wissen;
Für einen Christen ist's
Ein böser Bissen.

Denn kaum verläßt der Herr
Die Grabestücher,
Gleich schreibt ein Schelmenvolk
Absurde Bücher.

Gewinnen gegen Dich
Die Philologen,
Das hilft uns Alles nichts,
Wir sind betrogen.

. Dreifaltigkeit.**)

Der Vater ewig in Ruhe verbleibt,
Er hat der Welt sich einverleibt.

*) Zuerst 1821 in „Kunst und Alterthum", III, 2, 40, ohne Ueberschrift unter den „Zahmen Xenien" und seit 1836 in den Ausgaben. — In Kestner's Schrift: „Die Agape oder der geheime Weltbund der Christen." Jena, 1819, wird die Verbreitung des Christenthums in der Zeit nach dem Tode der Apostel Petrus und Paulus einem vom Römischen Bischof Klemens unter Domitian organisirten Geheimbunde: Agape, „mit heimisch jüdischen Ceremonien" zugeschrieben, und darin der Ursprung der christlichen Hierarchie (S. 19) gesucht. Hierbei erklärte K. einerseits mehrere neutestamentliche Schriften für verfälscht (S. 7, 172 ff.) — wogegen sich Goethe's erste und zweite Strophe richtete — und andererseits die sogen. Clementinen, d. h. gewisse, erweislich erst später im Sinne der Römischen Hierarchie unter Klemens Namen verfaßte Schriften für ächt. Hierauf bezieht sich die dritte Strophe, deren Sinn wol ist, daß, mögen jene Schriften verfälscht sein oder nicht, jedenfalls das ursprüngliche Christenthum verfälscht worden sei. Auch in dem Briefe an Reinhard vom 24. Dezember 1819 nimmt Goethe Kestner's Einseitigkeiten gegenüber, im Hinblick auf damalige Zeitereignisse (Demagogen-Verfolgung), einen höhern Standpunkt ein. — K.

**) Zuerst in der Ausgabe von 1836 abgedruckt. Man sieht hier, wie so häufig bei Goethe, die Benutzung von Bibelstellen; besonders schweben ihm

Höchst verderbliche Nachsicht gegen das Mittelmäßige und Fehlerhafte in einem öffentlichen und ganz persönlichen Fall.
Die allgemeine Toleranz für das Einheimische wird in diesem Fall eminenter.
Höchst verderblicher Gebrauch der Liebhaberschauspiele zur Bildung der Kinder, wo es ganz zur Fratze wird. Zugleich die gefährlichste aller Diversionen für Universitäten ꝛc.
Zerstörte Idealität der Kunst, weil der Liebhaber, der sich nicht durch Aneignung der Kunstbegriffe und Traditionen erheben kann, Alles durch eine pathologische Wirklichkeit erreichen muß.

Winckelmann.

Vorbemerkung des Herausgebers.

Die Biographie Winckelmann's, nach Gervinus' Ausspruch die beste Charakteristik, welche Goethe geschrieben hat, ist eigentlich nur ein Theil eines größeren Kollektivwerkes, zu dem die Weimarischen Kunstfreunde ihre Beiträge geliefert hatten. Eine äußere Anregung zu dem Unternehmen gaben die Briefe an Berendis, die Goethe von der Herzogin Amalia zur Herausgabe erhalten hatte und auf deren Inhalt und bevorstehende Veröffentlichung er schon im Februar 1804 (in Nr. 26 des Intelligenzblattes der Jenaischen Allgemeinen Literatur-Zeitung) durch folgende Anzeige aufmerksam machte:

„Ungedruckte Winckelmannische Briefe.

„Von bedeutenden Männern nachgelassene Briefe haben immer einen großen Reiz für die Nachwelt; sie sind gleichsam die einzelnen Belege der großen Lebensrechnung, wovon Thaten und Schriften die vollen Hauptsummen vorstellen.

„Besonders giebt es Menschen, die sich mehr in Briefen als im Umgange und sonst zu schildern bestimmt sind. Unter diese gehörte Winckelmann, der sich am Freisten fühlte, wenn er mit der Feder in der Hand vor einem Briefblatte sich einem vertrauten Freund gegenüber wähnte.

„Mehrere seiner gedruckten Briefe legen hievon ein Zeugniß ab, wozu die Sammlung, welche wir ankündigen, sich bedeutend gesellen wird. Die vorliegenden Briefe sind an einen Landsmann, Schulfreund und Hausgenossen mit der freisten Vertraulichkeit geschrieben, funfzehn derselben vor seiner Abreise nach Rom. Aus nachstehender Anzeige des Inhalts läßt sich ihr Werth schon genugsam schätzen."

Es folgt alsdann eine Inhaltsangabe von siebenundzwanzig Briefen an Berendis, der wir ihre Stelle in der Textrevision angewiesen haben.

Die Briefe selbst wurden in dem oben erwähnten Kollektivwerke veröffentlicht, welches 1805 unter dem Titel „Winckel-

mann und sein Jahrhundert. In Briefen und Aufsätzen herausgegeben von Goethe' erschien. Das Ganze wurde — eine unwesentliche Umstellung in der Reihenfolge der Abtheilungen abgerechnet — unverändert in die 1816 begonnene Ausgabe von Goethe's Werken (Band XXII, erschienen 1821) aufgenommen.

Der vollständige Inhalt des Werkes besteht aus folgenden Stücken:

1. Die Widmung an die Herzogin Amalia.
2. Eine Vorrede im Namen der Weimarischen Kunstfreunde, die das Werk als unmittelbare Fortsetzung früherer gemeinsamer Thätigkeit ankündigt.
3. Ein allgemeines Vorwort zu dem „Entwurf einer Geschichte der Kunst des achtzehnten Jahrhunderts", das nur auf diese unter Nr. 7 folgende Arbeit Meyer's bezüglich.
4. Ein Abschnitt über Winckelmann's Briefe an Berendis, der mit einer kurzen Lebensbeschreibung des Letzteren schließt.
5. Eine „Schilderung Winckelmann's", welche auf Dessen Verdienste und Bedeutung hinweist.

Hierauf folgen dann die drei Haupttheile des Ganzen, und zwar:

6. „Winckelmann's Briefe an einen Landsmann, Schulfreund und Hausgenossen" (S. 1—160) — ein Abdruck der oben erwähnten siebenundzwanzig Briefe.
7. Der durch Nr. 3 von Goethe eingeleitete „Entwurf einer Kunstgeschichte ꝛc.", mit einem besonderen Vorworte — Beides von Meyer (S. 161—386).
8. Die „Skizzen zu einer Schilderung Winckelmann's", gleichfalls mit besonderem Vorworte und Einleitung. Diese Skizzen zerfallen wiederum in drei Theile, in denen Winckelmann je nach seiner allgemein menschlichen, künstlerischen und wissenschaftlichen Entwickelung geschildert wird und die Goethe (S. 387—440), Meyer (S. 441—452) und F. A. Wolf (S. 453—470) zu Verfassern haben.

Ein Verzeichniß sämmtlicher Winckelmann'schen Briefe in chronologischer Ordnung und ein Namenregister (S. 471 bis 496) schließen das Ganze.

Als nicht in Goethe's Werke gehörig, da nicht von ihm verfaßt, sonderte die Ausgabe letzter Hand mit Recht die Nummern 6 und 7 aus, nahm aber gleichwol die beiden ebenfalls nicht-Goethe'schen Aufsätze in Nr. 8 in die Werke auf.

In sämmtlichen späteren Ausgaben sind auch diese letzteren weggelassen, mit ihnen zugleich aber auch die von Goethe her-

rührenden Aufsätze 2, 3, 5 und Dessen kurzes Vorwort zu 8 auf S. 196 (nur die Ausgabe von Kurz hat noch die Nummern 2 und 3). Eine Entschuldigung hiefür mag darin liegen, daß man den verschiedenartigen Einzel-Aufsätzen mehr den Charakter der Einheit und der Zusammengehörigkeit geben wollte, weder man denn auch, von dem Goethe'schen Text abweichend, den Abschnitt 4, „Winckelmann's Briefe", hinter der „Einleitung" S. 197 einschob. Aber der dem Ganzen nach Anlage und Entstehung eigne Charakter mußte durch dies Verfahren gestört werden.

Unsere Aufgabe kann es nicht sein, die Leistungen von Goethe's Mitarbeitern in Betracht zu ziehen; ebensowenig kann hier erörtert werden, inwieweit die gemeinsame Leistung der Weimarischen Kunstfreunde bereits die Resultate vorbereitet hat, welche in neuster Zeit über Winckelmann gewonnen wurden. Es mag deshalb genügen, daran zu erinnern, daß auch in dem umfangreichen und trefflichen Werke von C. Justi (Winckelmann. Sein Leben, seine Werke und seine Zeitgenossen. 2 Bde. 1866 und 1872) wiederholt anerkannt wird, daß Goethe in seiner Auffassung Winckelmann's von den richtigen Gesichtspunkten ausgegangen ist und ein tiefes Verständniß von dessen Bedeutung gewonnen hat.

Goethe's eigene Thätigkeit für die vorliegende Schrift fällt in den Winter von 1804 auf 1805; die Vollendung, d. h. die Absendung der drei Skizzen, zeigt Goethe Schillern am 20. April 1805, also wenige Wochen vor dessen Tode an. Wenn er bei dieser Gelegenheit sagt, es passe das alte, unter ein Gemälde geschriebene „in doloribus pinxit" auch auf seine gegenwärtige Arbeit, so bezieht man dies wol richtig mit Viehoff (Goethe's Leben, 3. Aufl. III. 523 ff.) einmal auf eine langwierige Krankheit, die ihn während der ersten Monate des Jahres 1805 quälte, dann aber auch auf die Sehnsucht nach Italien, welche durch die Beschäftigung und die Erinnerung an die glückliche dort verlebte Zeit wieder von Neuem rege geworden war.

Winckelmann's Tod fällt in die letzte Zeit, die Goethe auf der Universität zu Leipzig studirte, also in sein neunzehntes Lebensjahr. Jene Reise nach Deutschland, die für Winckelmann ein so verhängnißvolles Ende nehmen sollte, hoffte man, würde ihn auch nach Leipzig führen, wo ihn namentlich Oeser, mit dem ihn frühe Beziehungen verbanden, mit Spannung erwartete. Aus Besorgniß, ihn dort vielleicht nicht häufig genug zu sehen, hatten Goethe und seine Freunde schon Ritt und Fahrt nach Dessau verabredet, wo der Gefeierte voraussichtlich bei seinem Gönner, dem Herzoge Franz Leopold Friedrich, längere Zeit verweilen sollte.

Dieses besondere Interesse, das Goethe für Winckelmann zeigte, beruhte aber bei ihm nicht allein auf der allgemeinen und unangetasteten Verehrung, die Jener nach dem Ausdrucke in „Dichtung und Wahrheit" damals genoß, es war aus einem tieferen Verständniß der Bedeutung des Schöpfers der Kunstgeschichte hervorgegangen. Allerdings sind die Urtheile, die er über seine ältesten Schriften ausspricht, nicht in der frühen Zeit entstanden, der sie in seiner Biographie zugeschrieben werden. Goethe nennt dieselben dort mit richtiger Auffassung problematisch, durch Ironie verwirrend und auf ganz spezielle Ereignisse und Meinungen sich beziehend, und hebt besonders auch den nicht günstigen Einfluß hervor, den Oeser auf sie ausgeübt habe. In Wirklichkeit hegte Goethe aber damals noch eine unbedingte Bewunderung für Oeser, so daß erst die Reife späteren Kunsturtheils die Unzulänglichkeit desselben wie der bezeichneten Schriften empfunden haben wird.

Von größerer Wichtigkeit für jene frühe Zeit ist offenbar, was sich aus Allem ergiebt, daß Goethe mit Eifer die verschiedenen Schriften Winckelmann's studirt hat. So kommt Dessen Name in Werther's Leiden vor, so bei Gelegenheit der Erwähnung des Antikensaals in Mannheim, mit dem Goethe durch Winckelmann's und Lessing's Schriften schon früher vertraut geworden war, als er ihn gesehen hatte, und ebenso kommt er auch nicht selten in seinen Briefen darauf, von Winckelmann's Ansichten zu sprechen.

Es lag indessen in der Natur der Sache, daß der volle Werth Winckelmann's auch Goethe erst während der italienischen Reise klar wurde. Nicht allein, daß er in Italien häufig auf Spuren seiner Thätigkeit stieß, daß er seine Kunstgeschichte von Neuem zu lesen anfing (in der Uebersetzung von Fea) und zum Theil nach ihrer Anleitung die Kunstwerke studirte, sondern wir sehen auch, daß er bereits zu einer allgemeinen Beurtheilung Winckelmann's fortschreitet. Wenn er von dem hohen Stil der Griechen, wenn er von dem dauerhaften Faden spricht, an dem uns Winckelmann durch die verschiedenen Kunstepochen durchleite, wenn er Meyer als Nachfolger auf dem von Jenem und von Mengs vorgezeichneten Pfade nennt, so sieht man, daß sein Urtheil über ihn sich abschließt, zugleich aber auch seine eigne mit Winckelmann im Wesentlichen übereinstimmende Kunstansicht zum vollen Durchbruche kommt.

Winckelmann.

Ihro der Herzogin Anna Amalia von Sachsen-Weimar und Eisenach Hochfürstl. Durchlaucht.

Durchlauchtigste Fürstin,
Gnädigste Frau,

Jenes mannichfaltige Gute, das Kunst und Wissenschaft Eurer Durchlaucht verdanken, wird gegenwärtig durch die gnädigste Erlaubniß vermehrt, nachstehende Winckelmannische Briefe dem Druck übergeben zu dürfen. Sie sind an einen Mann gerichtet, der das Glück hatte, sich unter Höchstihro Diener zu rechnen und bald nach jener Zeit Eurer Durchlaucht näher zu leben, als Winckelmann sich in der ängstlichen Verlegenheit befunden hatte, deren unmittelbare dringende Schilderung man hier nicht ohne Theilnahme lesen kann.

Wären diese Blätter in jenen Tagen Eurer Durchlaucht vor die Augen gekommen, so hätte gewiß das hohe wohlthätige Gemüth einem solchen Jammer gleich ein Ende gemacht, hätte das Schicksal eines vortrefflichen Mannes anders eingeleitet und für die ganze Folge glücklicher gelenkt.

Doch wer sollte wol des Möglichen gedenken, wenn des Geschehenen so viel Erfreuliches vor uns liegt?

Eure Durchlaucht haben seit jener Zeit so viel Nützliches und Angenehmes gepflanzt und gehegt, indeß unser fördernder und mittheilender Fürst Schöpfungen auf Schöpfungen häuft und begünstigt.

Ohne Ruhmredigkeit darf man des in einem beschränkten Kreise nach innen und außen gewirkten Guten gedenken, wovon

das Augenfällige schon die Bewunderung des Beobachters erregen muß, die immer höher steigen würde, wenn sich ein Unterrichteter das Werden und Wachsen darzustellen bemühte.

Nicht auf Besitz, sondern auf Wirkung war es angesehen, und um so mehr verdient die höhere Kultur dieses Landes einen Annalisten, je mehr sich gar Manches früher lebendig und thätig zeigte, wovon die sichtbaren Spuren schon verlöschen sind.

Mögen Eure Durchlaucht im Bewußtsein anfänglicher Stiftung und fortgesetzter Mitwirkung zu jenem eigenen Familienglück, einem hohen und gesunden Alter, gelangen und noch spät einer glänzenden Epoche genießen, die sich jetzt für unsern Kreis eröffnet, in welcher alles vorhandene Gute noch immer gemehrt, in sich verknüpft, befestigt, gesteigert und der Nachwelt überliefert werden soll.

Da ich mir denn zugleich schmeicheln darf, jener unschätzbaren Gnade, wodurch Höchstdieselben mein Leben zu schmücken geruhten, mich auch fernerhin zu erfreuen, und mich mit verehrender Anhänglichkeit unterzeichne

Eurer Durchlaucht

unterthänigster

J. W. v. Goethe.

Vorrede.*)

Die in Weimar verbündeten und mehrere Jahre zusammen lebenden Kunstfreunde dürfen ihres Verhältnisses zu dem größeren Publikum wol erwähnen, indem sie, worauf doch zuletzt Alles ankommt, sich immer in gleichem Sinn und nach gleichen wohlerprobten Grundsätzen geäußert. Nicht daß sie, auf gewisse Vorstellungsarten beschränkt, hartnäckig einerlei Standpunkt behauptet hätten, gestehen sie vielmehr gern, durch mannichfaltige Mittheilung gelernt zu haben, wie sie denn auch gegenwärtig mit Vergnügen gewahr werden, daß ihre Bildung sich an die in Deutschland immer allgemeiner werdende höhere Bildung mehr und mehr anschließt.

Sie erinnern mit einem heitern Bewußtsein an die Propyläen, an die nunmehr schon sechs Ausstellungen kommentirenden Programme, an manche Aeußerungen in der Jenaischen Literatur-Zeitung, an die Bearbeitung der Cellini'schen Lebensbeschreibung.

Wenn diese Schriften nicht zusammen gedruckt und gebunden sind, wenn sie nicht Theile eines einzigen Werkes ausmachen, so sind sie doch aus ebendemselben Geiste hervorgegangen. Sie haben auf das Ganze gewirkt, wie uns zwar langsam, aber doch erfreulich genug, nach und nach bekannt geworden, so daß wir eines mannichfaltig erfahrnen Undanks, eines lauten und schweigenden Gegenwirkens wol kaum gedenken sollten.

---

*) Obiges ist die Vorrede zu dem Gesammt-Inhalt des Werkes: „Winckelmann und sein Jahrhundert. In Briefen und Aufsätzen herausgegeben von Goethe". Dasselbe besteht, wie in der Vorbemerkung genauer angegeben ist, aus drei Hauptabtheilungen: 1. Winckelmann's Briefe an einen Landsmann ꝛc. 2. Entwurf einer Kunstgesch. d. 18. Jahrh. 3. Skizzen zu einer Schilderung Winckelmann's. Nur die erste dieser Skizzen der dritten Abtheilung, welche nachstehend auf S. 197 bis 229 abgedruckt ist, hat Goethe zum Verfasser.

Der Sohn hat Großes unternommen,
Die Welt zu erlösen, ist er gekommen;
Hat gut gelehrt und Viel ertragen,
Wunder noch heut in unsern Tagen.

Nun aber kommt der heil'ge Geist,
Er wirkt am Pfingsten allermeist.
Woher er kommt, wohin er weht,
Das hat noch Niemand ausgespäht.
Sie geben ihm nur eine kurze Frist,
Da er doch Erst- und Letzter ist.

Deswegen wir treulich, unverstohlen,
Das alte Kredo wiederholen:
Anbetend sind wir All' bereit
Die ewige Dreifaltigkeit.

„Bei Betrachtung von Schiller's Schädel.*)

Zum 17. September 1826.

Im ernsten Beinhaus war's, wo ich beschaute,
Wie Schädel Schädeln angeordnet paßten;
Die alte Zeit gedacht' ich, die ergraute.
Sie stehn in Reih geklemmt, die sonst sich haßten,
Und derbe Knochen, die sich tödtlich schlugen,
Sie liegen kreuzweis, zahm allhier zu rasten.
Entrenkte Schulterblätter! Was sie trugen,
Fragt Niemand mehr; und zierlich thät'ge Glieder,
Die Hand, der Fuß zerstreut aus Lebensfugen!

---

hier die bekannten Worte vom Winde (Ev. Joh. 3,8) vor. In dem ganzen Gedichte ist eine, wenn man will, scherzhafte Deutung der Dreieinigkeit (vgl. Dünzer II, 286), nach welcher dem Geiste die eigentliche und ausschließliche Wirksamkeit zugeschrieben wird; indessen ist es seine eigentliche Bestimmung, wie in den beiden Zeilen „Die Zerstiebten" und „Liebe Wiederbelebung."

*) Nachdem der Bürgermeister von Weimar, Schwabe, im März 1826 auf dem Jakobskirchhofe in dem Katzengewölbe den Schädel Schiller's herausgefunden hatte, wurde derselbe auf Befehl des Großherzogs am 17. September in das Sterbekissen der Danneckerschen Büste Schiller's auf der Bibliothek niedergelegt. Goethe fühlte sich nicht stark genug, persönlich dabei zugegen zu sein. (Vgl. unsre Biographie S. CLXXVIII.) Er hatte sich jedoch den Schädel mit andern vorlegen lassen, um auch seinerseits den richtigen herauszufinden. Dies gab den Anlaß zu dem am 25. September 1826 abgeschlossenen Gedichte. Vgl. Düntzer I, 397. — Seltsamerweise fand das Gedicht zuerst seine Stelle am Schlusse des dritten Buchs der „Wanderjahre" (1829) noch dazu mit der Bemerkung „Ist fortzusetzen"; indessen lag hier einfach die Absicht vor, dem Bande etwas mehr Umfang zu geben.

Unmittelbar schließt sich vorliegendes Werk an die übrigen Arbeiten an, und wir erwähnen von seinem Inhalt hier nur das Nothwendigste.

Entwurf einer Geschichte der Kunst des achtzehnten Jahrhunderts.

Für den Künstler wie für den Menschen ist eine geschichtliche Ansicht verwandter Zustände zu schnellerer Bildung höchst vortheilhaft. Jeder einzelne Mensch, besonders der tüchtige, kommt sich früher viel zu bedeutend vor, und so nimmt er auch im Vertrauen auf selbstständige Kraft viel zu geschwind für diese oder jene Maxime Partei, handelt und arbeitet auf dem eingeschlagenen Wege mit Lebhaftigkeit vor sich hin, und wenn er zuletzt seine Einseitigkeit, seinen Irrthum einsehen lernt, so wechselt er ebenso heftig, ergreift eine andre vielleicht ebenso fehlerhafte Richtung und hält sich an einen ebenso mangelhaften Grundsatz. Nur erst spät wird er seine Geschichte gewahr und lernt einsehen, wie viel weiter ihn eine stätige Bildung nach einem geprüften Leitfaden hätte führen können.

Wenn der Kenner seine Einsicht blos der Geschichte verdankt, wenn sie den Körper zu den Ideen hergiebt, aus welchen die Kunst entspringt, so ist auch die Geschichte der Kunst für den jungen Künstler von der größten Bedeutung, nur müßte er nicht in ihr etwa nur trübe, leidenschaftlich zu ergagende Vorbilder, sondern sich selbst auf seinem Standpunkt, in seiner Beschränkung gleichnißweise gewahr werden. Aber leider ist selbst das kaum Vergangene für den Menschen selten belehrend, ohne daß man ihn deshalb anklagen kann. Denn indem wir die Irrthümer unsrer Vorfahren einsehen lernen, so hat die Zeit schon wieder neue Irrthümer erzeugt, die uns unbemerkt umstricken, und wovon die Darstellung dem künftigen Geschichtschreiber, ebenfalls ohne Vortheil für seine Generation, überlassen bleibt.

Doch wer mag solchen trübsinnigen Betrachtungen nachhängen und nicht lieber sich bestreben, die Klarheit der Ansichten in seinem Fache nach Möglichkeit zu verbreiten! Dies machte sich der Verfasser jenes Entwurfs zur Pflicht, dessen Schwierigkeit die Kenner einsehen, dessen Mängel sie bemerken, dessen Unvollständigkeit sie nachhelfen und dadurch die Möglichkeit vorbereiten mögen, daß aus diesem Entwurf künftig ein Werk entstehen könne.

Winckelmann's Briefe an Berendis.

Briefe gehören unter die wichtigſten Denkmäler, die der einzelne Menſch hinterlaſſen kann. Lebhafte Perſonen ſtellen ſich ſchon bei ihren Selbſtgeſprächen manchmal einen abweſenden Freund als gegenwärtig vor, dem ſie ihre innerſten Geſinnungen mittheilen, und ſo iſt auch der Brief eine Art von Selbſtgeſpräch. Denn oft wird ein Freund, an den man ſchreibt, mehr der Anlaß als der Gegenſtand des Briefes. Was uns freut oder ſchmerzt, drückt oder beſchäftigt, löſt ſich von dem Herzen los, und als dauernde Spuren eines Daſeins, eines Zuſtandes ſind ſolche Blätter für die Nachwelt immer wichtiger, je mehr dem Schreibenden nur der Augenblick vorſchwebte, je weniger ihm eine Folgezeit in den Sinn kam. Die Winckelmanniſchen Briefe haben manchmal dieſen wünſchenswerthen Charakter.

Wenn dieſer treffliche Mann, der ſich in der Einſamkeit gebildet hatte, in Geſellſchaft zurückhaltend, im Leben und Handeln ernſt und bedächtig war, ſo fühlte er vor dem Briefblatt ſeine ganze natürliche Freiheit und ſtellte ſich öfter ohne Bedenken dar, wie er ſich fühlte. Man ſieht ihn beſorgt, beängſtet, verworren, zweifelnd und zaudernd, bald aber heiter, aufgeweckt, zutraulich, kühn, verwegen, losgebunden bis zum Cynismus, durchaus aber als einen Mann von gehaltnem Charakter, der auf ſich ſelbſt vertraut, der, obgleich die äußern Umſtände ſeiner Einbildungskraft ſo mancherlei Wählbares vorlegen, doch meiſtens den beſten Weg ergreift, bis auf den letzten ungeduldigen, unglücklichen Schritt, der ihm das Leben koſtete.

Seine Briefe haben, bei den allgemeinen Grundzügen von Rechtlichkeit und Derbheit, je nachdem ſie an verſchiedene Perſonen gerichtet ſind, einen verſchiedenen Charakter, welches immer der Fall iſt, wenn ein geiſtreicher Briefſteller ſich Diejenigen vergegenwärtigt, zu denen er in die Entfernung ſpricht und alſo ebenſowenig als in der Nähe das Gehörige und Paſſende vernachläſſigen kann.

So ſind, um nur einiger größeren Sammlungen Winckelmanniſcher Briefe zu gedenken, die an Stoſch *) geſchriebenen

*) Dieſe Briefe ſtehen ſämmtlich in der Sammlung: „Winckelmann's Briefe an einen ſeiner vertrauteſten Freunde in den Jahren 1756 bis 1768". 2 Theile. Berlin 1781.

für uns herrliche Dokumente eines redlichen Zusammenwirkens mit einem Freund zum bestimmten Zwecke, Zeugnisse von großer Beharrlichkeit in einem schweren, ohne genugsame Vorbereitung leichtsinnig übernommenen, mit Muth glücklich durchgeführten Geschäft, durchwebt mit den lebhaftesten literarischen, politischen Sozietäts-Neuigkeiten, ein köstliches Lebensbild, noch interessanter, wenn sie ganz und unverstümmelt hätten gedruckt werden können. Schön ist auch die Freimüthigkeit selbst in leidenschaftlich mißbilligenden Aeußerungen gegen einen Freund, dem der Briefsteller durchaus so viel Achtung als Liebe, so viel Dank als Neigung zu bezeigen nicht müde wird.

Das Gefühl von eigner Superiorität und Würde, verbunden mit ächter Hochschätzung Anderer, der Ausdruck von Freundschaft, Freundlichkeit, Muthwille und Neckerei, wodurch sich die Briefe an die Schweizer*) charakterisiren, machen diese Sammlung äußerst interessant und liebenswerth, wobei sie zugleich genugsam unterrichtend ist, obgleich Winckelmann's Briefe im Ganzen nicht unterrichtend genannt werden können.

Die ersten Briefe an den Grafen Bünau in der schätzbaren Dahlorfischen Sammlung**) zeugen von einem niedergedrückten, in sich selbst befangenen Gemüthe, das an einem so hohen Gönner kaum hinaufzublicken wagt. Jenes merkwürdige Schreiben, worin Winckelmann seine Religionsänderung ankündigt, ist ein wahrer Galimathias, ein unglücklicher verworrener Aufsatz.

Aber um jene Epoche begreiflich, selbst unmittelbar anschaulich zu machen, dient nunmehr die erste Hälfte unsrer Briefsammlung.***) Sie sind zum Theil aus Nöthenitz, zum Theil aus Dresden an einen innig vertrauten Freund und Kameraden gerichtet. Der Briefsteller zeigt sich mit seinen dringenden unüberwindlichen Wünschen in dem peinlichsten Zustande auf dem Wege zu einem entfernten, neuen, mit Ueberzeugung gesuchten Glück.

Die andre Hälfte ist aus Italien geschrieben. Sie behalten ihren derben, losgebundenen Charakter; doch schwebt über ihnen die Heiterkeit jenes Himmels, und ein lebhaftes Entzücken

*) Diese Briefe an Rahbar Füeßli, Heinrich Füeßli, Salomon Gehner, C. A. und F. Ulrici und J. Meyeln sind gesammelt unter dem Titel: „Winckelmann's Briefe an seine Freunde in der Schweiz." Zürich 1778.

**) „Winckelmann's Briefe an seine Freunde, mit literarischen Anmerkungen herausgegeben von K. W. Dahlorf." 2 Bde. Dresden 1777–1780.

***) S. Vorbemerkung, S. 153 ff.

an dem erreichten Ziele beſeelt ſie. Ueberdies geben ſie, verglichen mit andern ſchon bekannten gleichzeitigen, eine vollſtändigere Anſchauung ſeiner ganzen Lage.

Die Wichtigkeit dieſer Sammlung, vielleicht mehr für Menſchenkenntniß als für Literatur, zu fühlen und zu beurtheilen, überlaſſen wir empfänglichen Gemüthern und einſichtigen Geiſtern und fügen Einiges über den Mann, an den ſie geſchrieben ſind, wie es uns mitgetheilt worden, hinzu.

*

Hieronymus Dietrich Berendis, geboren zu Seebauſen in der Altmark im Jahre 1720, ſtudirte zu Halle die Rechte und war nach ſeiner akademiſchen Zeit einige Jahre Auditeur bei dem königlich preußiſchen Regiment Huſaren, die der Farbe nach gewöhnlich die ſchwarzen, aber nach ihrem damaligen Chef eigentlich von Ruesch genannt wurden. Er ſetzte, ſobald er jenes rohe Leben verlaſſen hatte, ſeine Studien eine Zeit lang in Berlin fort. Bei einem Aufenthalte zu Seebauſen fand er Winckelmannen, mit dem er ſich freundſchaftlich verband und ſpäter durch deſſen Empfehlung bei dem jüngſten Grafen Bünau als Hofmeiſter angeſtellt wurde. Er führte denſelben nach Braunſchweig, wo ſie das Karolinum benutzten. Da der Graf nachher in franzöſiſche Dienſte trat, brachte deſſen Vater, damals Weimariſcher Miniſter, unſern Berendis in gedachte fürſtliche Dienſte, wo er zuerſt als Kriegsrath, nachher als Kammerrath und als Schatullier*) bei der Herzogin Frau Mutter ſtand. Er ſtarb 1783 am 26. Oktober zu Weimar.

*

Schilderung Winckelmann's.

Wenn man dem würdigſten Staatsbürger gewöhnlich nur einmal zu Grabe läutet, er mag ſich übrigens noch ſo ſehr um Land und Stadt im Großen oder Kleinen verdient gemacht haben, ſo finden ſich dagegen gewiſſe Perſonen, die durch Stiftungen ſich dergeſtalt empfehlen, daß ihnen Jahresfeſte gefeiert werden, an denen der immerwährende Genuß ihrer Milde geprieſen wird.

In dieſem Sinne haben wir alle Urſache, das Andenken ſolcher Männer, deren Geiſt uns unerſchöpfliche Stiftungen be-

*) Berendis war nach Juſti (I. 199) zuletzt Geheimer Kammerrath und Direktor der Jenaiſchen Landeskaſſe, aber niemals Schatullier der Herzogin Amalie.

reitet, auch von Zeit zu Zeit wieder zu feiern und ihnen ein wohlgemeintes Opfer darzubringen.

Von dieser Seite betrachte man das Wenige, was gleichdenkende Freunde als Zeugniß ihrer Gesinnungen, nicht als Darstellung seiner Verdienste, an dem Feste darbringen, welches bei Gelegenheit der gefundenen und hier aufgestellten Briefe von allen schönen Seelen und allen Geistern höherer Bildung gewiß gefeiert wird.

Vorwort.*)

Die nachstehenden Aufsätze, von drei Freunden verfaßt, welche sich in ihrer Gesinnung über die Kunst im Allgemeinen sowol als über die Verdienste Winckelmann's glücklich begegnen, sollten einem Aufsatz über diesen merkwürdigen Mann zum Grunde liegen und zum Stoff einer Arbeit dienen, die zugleich das Verdienst der Mannichfaltigkeit und der Einheit hätte.

Wie aber im Leben gar mancher Unternehmung vielerlei Hindernisse im Wege stehen, welche kaum erlauben, den möglichen Stoff zu sammeln, geschweige demselben die gewünschte Form zu geben, so erscheint auch hier nur die Hälfte des entworfenen Ganzen.

Weil jedoch in gegenwärtigem Falle die Hälfte vielleicht mehr als das Ganze geschätzt werden dürfte, indem der Leser durch Betrachtung dreier individueller Ansichten desselben Gegenstandes mehr gereizt und zu eigener Herstellung dieses bedeutenden Lebens und Charakters aufgefordert wird, welche mit Beihilfe der älteren und neueren Hilfsmittel bequem gelingen möchte, so glauben wir Dank zu verdienen, wenn wir, anstatt auf spätere Gelegenheit zu hoffen und eine künftige Ausführung zu versprechen, nach Winckelmann's eigner frischen Weise, eben das, was gerade bereit ist, wenn es auch nicht fertig wäre, freundlich hingeben, damit es nach seiner Art in dem großen Umkreis des Lebens und der Bildung zeitig mitwirke.

*) D. h. das Vorwort zu der dritten Abtheilung des Werkes: „Winckelmann und sein Jahrhundert ꝛc. ꝛc.“ Vergl. Anm. S. 191, und Vordemerkung, S. 1-5 f.

Einleitung.

Das Andenken merkwürdiger Menschen sowie die Gegenwart bedeutender Kunstwerke regt von Zeit zu Zeit den Geist der Betrachtung auf. Beide stehen da als Vermächtnisse für jede Generation, in Thaten und Nachruhm jene, diese wirklich erhalten als unaussprechliche Wesen. Jeder Einsichtige weiß recht gut, daß nur das Anschauen ihres besondern Ganzen einen wahren Werth hätte, und doch versucht man immer aufs Neue, durch Reflexion und Wort ihnen etwas abzugewinnen.

Hiezu werden wir besonders aufgereizt, wenn etwas Neues entdeckt und bekannt wird, das auf solche Gegenstände Bezug hat; und so wird man unsre erneuerte Betrachtung über Winckelmann, seinen Charakter und sein Geleistetes in dem Augenblicke schicklich finden, da die eben jetzt herausgegebenen Briefe über seine Denkweise und Zustände ein lebhafteres Licht verbreiten.

Eintritt.

Wenn die Natur gewöhnlichen Menschen die köstliche Mitgift nicht versagt, ich meine jenen lebhaften Trieb, von Kindheit an die äußere Welt mit Lust zu ergreifen, sie kennen zu lernen, sich mit ihr in Verhältniß zu setzen, mit ihr verbunden ein Ganzes zu bilden, so haben vorzügliche Geister öfters die Eigenheit, eine Art von Scheu vor dem wirklichen Leben zu empfinden, sich in sich selbst zurückzuziehen, in sich selbst eine eigene Welt zu erschaffen und auf diese Weise das Vortrefflichste nach innen bezüglich zu leisten.

Findet sich hingegen in besonders begabten Menschen jenes gemeinsame Bedürfniß, eifrig zu Allem, was die Natur in sie gelegt hat, auch in der äußeren Welt die antwortenden Gegenbilder zu suchen und dadurch das Innere völlig zum Ganzen und Gewissen zu steigern, so kann man versichert sein, daß auch

so ein für Welt und Nachwelt höchst erfreuliches Dasein sich ausbilden werde.

Unser Winckelmann war von dieser Art. In ihn hatte die Natur gelegt, was den Mann macht und ziert. Dagegen verwendete er sein ganzes Leben, ein ihm Gemäßes, Treffliches und Würdiges im Menschen und in der Kunst, die sich vorzüglich mit dem Menschen beschäftigt, aufzusuchen.

Eine niedrige Kindheit, unzulänglicher Unterricht in der Jugend, zerrissene, zerstreute Studien im Jünglingsalter, der Druck eines Schulamtes und was in einer solchen Laufbahn Aengstliches und Beschwerliches erfahren wird, hatte er mit vielen Andern geduldet. Er war dreißig Jahre alt geworden, ohne irgend eine Gunst des Schicksals genossen zu haben; aber in ihm selbst lagen die Keime eines wünschenswerthen und möglichen Glücks.

Wir finden schon in diesen seinen traurigen Zeiten die Spur jener Forderung, sich von den Zuständen der Welt mit eigenen Augen zu überzeugen, zwar dunkel und verworren, doch entschieden genug ausgesprochen. Einige nicht genugsam überlegte Versuche, fremde Länder zu sehen, mißglückten ihm. Er träumte sich eine Reise nach Aegypten; er begab sich auf den Weg nach Frankreich;*) unvorhergesehene Hindernisse wiesen ihn zurück. Besser geleitet von seinem Genius, ergriff er endlich die Idee, sich nach Rom durchzudrängen. Er fühlte, wie sehr ihm ein solcher Aufenthalt gemäß sei. Dies war kein Einfall, kein Gedanke mehr, es war ein entschiedener Plan, dem er mit Klugheit und Festigkeit entgegenging.

Antikes.

Der Mensch vermag gar Manches durch zweckmäßigen Gebrauch einzelner Kräfte, er vermag das Außerordentliche durch Verbindung mehrerer Fähigkeiten; aber das Einzige, ganz Unerwartete leistet er nur, wenn sich die sämmtlichen Eigenschaften gleichmäßig in ihm vereinigen. Das Letzte war das glückliche Loos der Alten, besonders der Griechen in ihrer besten Zeit; auf die beiden Ersten sind wir Neuern vom Schicksal angewiesen.

Wenn die gesunde Natur des Menschen als ein Ganzes

*) Winckelmann trat diese Reise, auf der er nur bis Seinhausen kam, im Spätsommer oder Herbst 1741 an.

wirkt, wenn er ſich in der Welt als in einem großen, ſchönen, würdigen und werthen Ganzen fühlt, wenn das harmoniſche Behagen ihm ein reines, freies Entzücken gewährt, dann würde das Weltall, wenn es ſich ſelbſt empfinden könnte, als an ſein Ziel gelangt, aufjauchzen und den Gipfel des eigenen Werdens und Weſens bewundern. Denn wozu dient alle der Aufwand von Sonnen und Planeten und Monden, von Sternen und Milchſtraßen, von Kometen und Nebelflecken, von gewordenen und werdenden Welten, wenn ſich nicht zuletzt ein glücklicher Menſch unbewußt ſeines Daſeins erfreut?

Wirft ſich der Neuere, wie es uns eben jetzt ergangen, faſt bei jeder Betrachtung ins Unendliche, um zuletzt, wenn es ihm glückt, auf einen beſchränkten Punkt wieder zurückzukehren, ſo fühlten die Alten ohne weitern Umweg ſogleich ihre einzige Behaglichkeit innerhalb der lieblichen Grenzen der ſchönen Welt. Hieher waren ſie geſetzt, hiezu berufen, hier fand ihre Thätigkeit Raum, ihre Leidenſchaft Gegenſtand und Nahrung.

Warum ſind ihre Dichter und Geſchichtſchreiber die Bewunderung des Einſichtigen, die Verzweiflung des Nacheifernden, als weil jene handelnden Perſonen, die aufgeführt werden, an ihrem eigenen Selbſt, an dem engen Kreiſe ihres Vaterlandes, an der bezeichneten Bahn des eigenen ſowol als des mitbürgerlichen Lebens einen ſo tiefen Antheil nahmen, mit allem Sinn, aller Neigung, aller Kraft auf die Gegenwart wirkten? Daher es einem gleichgeſinnten Darſteller nicht ſchwer fallen konnte, eine ſolche Gegenwart zu verewigen. Das, was geſchah, hatte für ſie den einzigen Werth, ſo wie für uns nur dasjenige, was gedacht oder empfunden worden, einigen Werth zu gewinnen ſcheint.

Nach einerlei Weiſe lebte der Dichter in ſeiner Einbildungskraft, der Geſchichtſchreiber in der politiſchen, der Forſcher in der natürlichen Welt. Alle hielten ſich am Nächſten, Wahren, Wirklichen feſt, und ſelbſt ihre Phantaſiebilder haben Knochen und Mark. Der Menſch und das Menſchliche wurden am Werthеſten geachtet und alle ſeine innern, ſeine äußern Verhältniſſe zur Welt mit ſo großem Sinne dargeſtellt als angeſchaut. Noch fand ſich das Gefühl, die Betrachtung nicht zerſtückelt, noch war jene kaum heilbare Trennung in der geſunden Menſchenkraft nicht vorgegangen.

Aber nicht allein das Glück zu genießen, ſondern auch das Unglück zu ertragen waren jene Naturen höchlich geſchickt; denn wie die geſunde Faſer dem Uebel widerſtrebt und bei jedem

krankhaften Anfall sich eilig wiederherstellt, so vermag der Jenen eigene gesunde Sinn sich gegen innern und äußern Unfall geschwind und leicht wiederherzustellen.

Eine solche antike Natur war, insofern man es nur von einem unsrer Zeitgenossen behaupten kann, in Winckelmann wieder erschienen, die gleich anfangs ihr ungeheures Probestück ablegte, daß sie durch dreißig Jahre Niedrigkeit, Unbehagen und Kummer nicht gebändigt, nicht aus dem Wege gerückt, nicht abgestumpft werden konnte. Sobald er nur zu einer ihm gemäßen Freiheit gelangte, erscheint er ganz und abgeschlossen, völlig im antiken Sinne — angewiesen auf Thätigkeit, Genuß und Entbehrung, Freude und Leid, Besitz und Verlust, Erhebung und Erniedrigung, und in solchem seltsamen Wechsel immer mit dem schönen Boden zufrieden, auf dem uns ein so veränderliches Schicksal heimsucht.

Hatte er nun im Leben einen wirklich alterthümlichen Geist, so blieb ihm derselbe auch in seinen Studien getreu. Doch wenn bei Behandlung der Wissenschaften im Großen und Breiten die Alten sich schon in einer gewissen reinlichen Lage befanden, indem zu Erfassung der mannichfaltigen außermenschlichen Gegenstände eine Zertheilung der Kräfte und Fähigkeiten, eine Zerstückelung der Einheit fast unerläßlich ist, so hat ein Neuerer im ähnlichen Falle ein noch gewagteres Spiel, indem er bei der einzelnen Ausarbeitung des mannichfaltigen Wißbaren sich zu zerstreuen, in unzusammenhängenden Kenntnissen sich zu verlieren in Gefahr kömmt, ohne, wie es den Alten glückte, das Unzulängliche durch das Vollständige seiner Persönlichkeit zu vergüten.

So vielfach Winckelmann auch in dem Wißbaren und Wissenswerthen herumschweifte, theils durch Lust und Liebe, theils durch Nothwendigkeit geleitet, so kam er doch früher oder später immer zum Alterthum, besonders zum griechischen zurück, mit dem er sich so nahe verwandt fühlte und mit dem er sich in seinen besten Tagen so glücklich vereinigen sollte.

Heidnisches.

Jene Schilderung des alterthümlichen, auf diese Welt und ihre Güter angewiesenen Sinnes führt uns unmittelbar zur Betrachtung, daß dergleichen Vorzüge nur mit einem heidnischen Sinne vereinbar seien. Jenes Vertrauen auf sich selbst, jenes

Wirken in der Gegenwart, die reine Verehrung der Götter als Ahnherren, die Bewunderung derselben gleichsam nur als Kunstwerke, die Ergebenheit in ein übermächtiges Schicksal, die in dem hohen Werthe des Nachruhms selbst wieder auf diese Welt angewiesene Zukunft gehören so nothwendig zusammen, machen solch ein unzertrennliches Ganze, bilden sich zu einem von der Natur selbst beabsichtigten Zustand des menschlichen Wesens, daß wir in dem höchsten Augenblicke des Genusses wie in dem tiefsten der Aufopferung, ja des Untergangs, eine unverwüstliche Gesundheit gewahr werden.

Dieser heidnische Sinn leuchtet aus Winckelmann's Handlungen und Schriften hervor und spricht sich besonders in seinen frühern Briefen aus, wo er sich noch im Konflikt mit neuern Religionsgesinnungen abarbeitet. Diese seine Denkweise, diese Entfernung von aller christlichen Sinnesart, ja seinen Widerwillen dagegen muß man im Auge haben, wenn man seine sogenannte Religionsveränderung beurtheilen will. Diejenigen Parteien, in welche sich die christliche Religion theilt, waren ihm völlig gleichgiltig, indem er seiner Natur nach niemals zu einer der Kirchen gehörte, welche sich ihr subordiniren.

Freundschaft.

Waren jedoch die Alten, so wie wir von ihnen rühmen, wahrhaft ganze Menschen, so mußten sie, indem sie sich selbst und die Welt behaglich empfanden, die Verbindungen menschlicher Wesen in ihrem ganzen Umfange kennen lernen; sie durften jenes Entzückens nicht ermangeln, das aus der Verbindung ähnlicher Naturen hervorspringt.

Auch hier zeigt sich ein merkwürdiger Unterschied alter und neuer Zeit. Das Verhältniß zu den Frauen, das bei uns so zart und geistig geworden, erhob sich kaum über die Grenze des gemeinsten Bedürfnisses. Das Verhältniß der Eltern zu den Kindern scheint einigermaßen zarter gewesen zu sein. Statt aller Empfindungen aber galt ihnen die Freundschaft unter Personen männlichen Geschlechts, obgleich auch Chloris und Thyia noch im Hades als Freundinnen unzertrennlich sind.

Die leidenschaftliche Erfüllung liebevoller Pflichten, die Wonne der Unzertrennlichkeit, die Hingebung Eines für den Andern, die ausgesprochene Bestimmung für das ganze Leben,

Ihr Müden alle lagt vergebens nieder:
Nicht Ruh im Grabe ließ man Euch, vertrieben
Seid Ihr herauf zum lichten Tage wieder,
Und Niemand kann die dürre Schale lieben,
Welch herrlich edlen Kern sie auch bewahrte.
Doch mir Adepten war die Schrift geschrieben,
Die hell'gen Sinn nicht Jedem offenbarte,
Als ich inmitten solcher starren Menge
Unschätzbar herrlich ein Gebild gewahrte.
Daß in des Raumes Mederkalk und Enge
Ich frei und wärmefühlend mich erquickte,
Als ob ein Lebensquell dem Tod entspränge.
Wie mich geheimnisvoll die Form entzückte,
Die gottgedachte Spur, die sich erhalten!
Ein Blick, der mich an jenes Meer entrückte,
Das fluthend strömt gesteigerte Gestalten.
Geheim Gefäß, Orakelsprüche spendend,
Wie bin ich werth, Dich in der Hand zu halten,
Dich höchsten Schatz aus Meder fromm entwendend!
Und in die freie Luft, zu freiem Sinnen,
Zum Sonnenlicht andächtig hin mich wendend.
Was kann der Mensch im Leben mehr gewinnen,
Als daß sich Gott-Natur ihm offenbare,
Wie sie das Feste läßt zu Geist verrinnen,
Wie sie das Geisterzeugte fest bewahre!

Vermächtniß.*)

1829.

Kein Wesen kann zu nichts zerfallen!
Das Ew'ge regt sich fort in allen,
Am Sein erhalte Dich beglückt!
Das Sein ist ewig; denn Gesetze
Bewahren die lebend'gen Schätze,
Aus welchen sich das All geschmückt.

*) Das Gedicht, welches zuerst den Schluß des zweiten Buchs der „Wanderjahre" (1829) bildete, theilte Goethe am 12. Februar 1829 Eckermann mit. (Vgl. dessen Gespräche II, 44, 3te Aufl.) — Ich habe es, sagt Goethe, als Widerspruch der Verse „denn Alles muß in Nichts zerfallen, wenn es im Sein beharren will" (vgl. Bd. II, S. 226 unsr. Ausg.) geschrieben, welche dumm sind, und welche meine Berliner Freunde bei Gelegenheit der naturforschenden Versammlung zu meinem Aerger in goldnen Buchstaben ausgestellt haben. — Der „Weise" der zweiten Strophe ist unzweifelhaft Kopernikus, der „ihr", d. h. der Erde die Bahn nachwies. (Humboldt's Kosmos II, 339.) — L.

die nothwendige Begleitung in den Tod setzen uns bei Verbindung zweier Jünglinge in Erstaunen: ja, man fühlt sich beschämt, wenn uns Dichter, Geschichtschreiber, Philosophen, Redner mit Fabeln, Ereignissen, Gefühlen, Gesinnungen solchen Inhaltes und Gehaltes überhäufen.

Zu einer Freundschaft dieser Art fühlte Winckelmann sich geboren, derselben nicht allein sich fähig, sondern auch im höchsten Grade bedürftig; er empfand sein eigenes Selbst nur unter der Form der Freundschaft; er erkannte sich nur unter dem Bilde des durch einen Dritten zu vollendenden Ganzen. Frühe schon legte er dieser Idee einen vielleicht unwürdigen Gegenstand*) unter; er widmete sich ihm, für ihn zu leben und zu leiden, für denselben fand er selbst in seiner Armuth Mittel, reich zu sein, zu geben, aufzuopfern, ja er zweifelt nicht, sein Dasein, sein Leben zu verpfänden. Hier ist es, wo sich Winckelmann selbst mitten in Druck und Noth groß, reich, freigebig und glücklich fühlt, weil er Dem etwas leisten kann, den er über Alles liebt, ja, dem er sogar, als höchste Aufopferung, Undankbarkeit zu verzeihen hat.

Wie auch die Zeiten und Zustände wechseln, so bildet Winckelmann alles Würdige, was ihm naht, nach dieser Urform zu seinem Freund um, und wenn ihm gleich manches von diesen Gebilden leicht und bald vorüberschwindet, so erwirbt ihm doch diese schöne Gesinnung das Herz manches Trefflichen, und er hat das Glück, mit den Besten seines Zeitalters und Kreises in dem schönsten Verhältnisse zu stehen.

Schönheit.

Wenn aber jenes tiefe Freundschaftsbedürfniß sich eigentlich seinen Gegenstand erschafft und ausbildet, so würde dem alterthümlich Gesinnten dadurch nur ein einseitiges, ein sittliches Wohl zuwachsen, die äußere Welt würde ihm wenig leisten, wenn nicht ein verwandtes, gleiches Bedürfniß und ein befriedigender Gegenstand desselben glücklich hervorträte; wir meinen

*) Gemeint ist der junge Lamprecht, der Winckelmann von Seehausen gefolgt war und mit ihm etwa bis zum Frühjahr 1746 zusammen lebte. Lamprecht war nach Justi's Forschungen später Sekretär des Obersten von Rohne in Potsdam und starb 1791 als Kriegsrath bei der neumärkischen Kammer zu Küstrin.

die Forderung des ſinnlich Schönen und das ſinnlich Schöne ſelbſt; denn das letzte Produkt der ſich immer ſteigernden Natur iſt der ſchöne Menſch. Zwar kann ſie ihn nur ſelten hervorbringen, weil ihren Ideen gar viele Bedingungen widerſtreben, und ſelbſt ihrer Allmacht iſt es unmöglich, lange im Vollkommnen zu verweilen und dem hervorgebrachten Schönen eine Dauer zu geben; denn genau genommen kann man ſagen, es ſei nur ein Augenblick, in welchem der ſchöne Menſch ſchön ſei.

Dagegen tritt nun die Kunſt ein; denn indem der Menſch auf den Gipfel der Natur geſtellt iſt, ſo ſieht er ſich wieder als eine ganze Natur an, die in ſich abermals einen Gipfel hervorzubringen hat. Dazu ſteigert er ſich, indem er ſich mit allen Vollkommenheiten und Tugenden durchdringt, Wahl, Ordnung, Harmonie und Bedeutung aufruft und ſich endlich bis zur Produktion des Kunſtwerkes erhebt, das neben ſeinen übrigen Thaten und Werken einen glänzenden Platz einnimmt. Iſt es einmal hervorgebracht, ſteht es in ſeiner idealen Wirklichkeit vor der Welt, ſo bringt es eine dauernde Wirkung, es bringt die höchſte hervor; denn indem es aus den geſammten Kräften ſich geiſtig entwickelt, ſo nimmt es alles Herrliche, Verehrungs- und Liebenswürdige in ſich auf und erhebt, indem es die menſchliche Geſtalt beſeelt, den Menſchen über ſich ſelbſt, ſchließt ſeinen Lebens- und Thatenkreis ab und vergöttert ihn für die Gegenwart, in der das Vergangene und Künftige begriffen iſt. Von ſolchen Gefühlen wurden Die ergriffen, die den Olympiſchen Jupiter erblickten, wie wir aus den Beſchreibungen, Nachrichten und Zeugniſſen der Alten uns entwickeln können. Der Gott war zum Menſchen geworden, um den Menſchen zum Gott zu erheben. Man erblickte die höchſte Würde und ward für die höchſte Schönheit begeiſtert. In dieſem Sinne kann man wol jenen Alten Recht geben, welche mit völliger Ueberzeugung ausſprachen, es ſei ein Unglück, zu ſterben, ohne dieſes Werk geſehen zu haben.

Für dieſe Schönheit war Winckelmann ſeiner Natur nach fähig; er ward ſie in den Schriften der Alten zuerſt gewahr, aber ſie kam ihm aus den Werken der bildenden Kunſt perſönlich entgegen, aus denen wir ſie erſt kennen lernen, um ſie an den Gebilden der lebendigen Natur gewahr zu werden und zu ſchätzen.

Finden nun beide Bedürfniſſe der Freundſchaft und der

Schönheit zugleich an einem Gegenstande Nahrung, so scheint das Glück und die Dankbarkeit des Menschen über alle Grenzen hinauszusteigen, und Alles, was er besitzt, mag er so gern als schwache Zeugnisse seiner Anhänglichkeit und seiner Verehrung hingeben.

So finden wir Winckelmann oft in Verhältniß mit schönen Jünglingen, und niemals erscheint er belebter und liebenswürdiger als in solchen, oft nur flüchtigen Augenblicken.

Katholizismus.

Mit solchen Gesinnungen, mit solchen Bedürfnissen und Wünschen röhnte Winckelmann lange Zeit fremden Zwecken. Nirgend um sich her sah er die mindeste Hoffnung zu Hilfe und Beistand.

Der Graf Bünau, der als Partikulier nur ein bedeutendes Buch weniger hätte kaufen dürfen, um Winckelmann einen Weg nach Rom zu eröffnen, der als Minister Einfluß genug hatte, dem trefflichen Mann aus aller Verlegenheit zu helfen, mochte ihn wahrscheinlich als thätigen Diener nicht gern entbehren, oder hatte keinen Sinn für das große Verdienst, der Welt einen tüchtigen Mann zugefördert zu haben. Der Dresdner Hof, woher allenfalls eine hinlängliche Unterstützung zu hoffen war, bekannte sich zur römischen Kirche, und kaum war ein anderer Weg, zu Gunst und Gnade zu gelangen, als durch Beichtväter und andere geistliche Personen.

Das Beispiel des Fürsten wirkt mächtig um sich her und fordert mit heimlicher Gewalt jeden Staatsbürger zu ähnlichen Handlungen auf, die in dem Kreise des Privatmanns irgend zu leisten sind, vorzüglich also zu sittlichen. Die Religion des Fürsten bleibt in gewissem Sinne immer die herrschende, und die römische Religion reißt, gleich einem immer bewegten Strudel, die ruhig vorbeiziehende Welle an sich und in ihren Kreis.

Dabei mußte Winckelmann fühlen, daß man, um in Rom ein Römer zu sein, um sich innig mit dem dortigen Dasein zu verweben, eines zutraulichen Umgangs zu genießen, nothwendig zu jener Gemeine sich bekennen, ihren Glauben zugeben, sich nach ihren Gebräuchen bequemen müsse. Und so zeigte der Erfolg, daß er ohne diesen früheren Entschluß seinen Zweck nicht

vollſtändig erreicht hätte, und dieſer Entſchluß ward ihm dadurch gar ſehr erleichtert, daß ihn als einen gründlich gebornen Heiden die proteſtantiſche Taufe zum Chriſten einzuweihen nicht vermögend geweſen.

Doch gelang ihm die Veränderung ſeines Zuſtandes nicht ohne heftigen Kampf. Wir können nach unſerer Ueberzeugung, nach genugſam abgewogenen Gründen endlich einen Entſchluß faſſen, der mit unſerm Wollen, Wünſchen und Bedürfen völlig harmoniſch iſt, ja zu Erhaltung und Förderung unſerer Exiſtenz unausweichlich ſcheint, ſo daß wir mit uns völlig zur Einigkeit gelangen. Ein ſolcher Entſchluß aber kann mit der allgemeinen Denkweiſe, mit der Ueberzeugung vieler Menſchen im Widerſpruch ſtehen; dann beginnt ein neuer Streit, der zwar bei uns keine Ungewißheit, aber eine Unbehaglichkeit erregt, einen ungeduldigen Verdruß, daß wir nach außen hie und da Brüche finden, wo wir nach innen eine ganze Zahl zu ſehen glauben.

Und ſo erſcheint auch Winckelmann bei ſeinem vorgehabten Schritt beſorgt, ängſtlich, kummervoll und in leidenſchaftlicher Bewegung, wenn er ſich die Wirkung dieſes Unternehmens, beſonders auf ſeinen erſten Gönner, den Grafen, bedenkt. Wie ſchön, tief und rechtlich ſind ſeine vertraulichen Aeußerungen über dieſen Punkt!

Denn es bleibt freilich ein Jeder, der die Religion verändert, mit einer Art von Makel beſpritzt, von der es unmöglich ſcheint ihn zu reinigen. Wir ſehen daraus, daß die Menſchen den beharrenden Willen über Alles zu ſchätzen wiſſen und um ſo mehr ſchätzen, als ſie, ſämmtlich in Parteien getheilt, ihre eigene Sicherheit und Dauer beſtändig im Auge haben. Hier iſt weder von Gefühl noch von Ueberzeugung die Rede. Ausdauern ſoll man da, wo uns mehr das Geſchick als die Wahl hingeſtellt. Bei einem Volke, einer Stadt, einem Fürſten, einem Freunde, einem Weibe feſthalten, darauf Alles beziehen, deshalb Alles wirken, Alles entbehren und dulden, das wird geſchätzt; Abfall dagegen bleibt verhaßt, Wankelmuth wird lächerlich.

War dieſes nun die eine ſchroffe, ſehr ernſte Seite, ſo läßt ſich die Sache auch von einer andern anſehn, von der man ſie heiterer und leichter nehmen kann. Gewiſſe Zuſtände des Menſchen, die wir keineswegs billigen, gewiſſe ſittliche Flecken an dritten Perſonen haben für unſre Phantaſie einen beſondern Reiz. Will man uns ein Gleichniß erlauben, ſo möchten wir

sagen, es ist damit wie mit dem Wildpret, das dem feinen Gaumen mit einer kleinen Andeutung von Fäulniß weit besser als frischgebraten schmeckt. Eine geschiedene Frau, ein Renegat machen auf uns einen besonders reizenden Eindruck. Personen, die uns sonst vielleicht nur merkwürdig und liebenswürdig vorkämen, erscheinen uns nun als wundersam, und es ist nicht zu leugnen, daß die Religionsveränderung Winckelmann's das Romantische seines Lebens und Wesens vor unserer Einbildungskraft merklich erhöht.

Aber für Winckelmann selbst hatte die katholische Religion nichts Anzügliches. Er sah in ihr blos das Maskenkleid, das er umnahm, und drückt sich darüber hart genug aus. Auch später scheint er an ihren Gebräuchen nicht genugsam festgehalten, ja vielleicht gar durch lose Reden sich bei eifrigen Bekennern verdächtig gemacht zu haben; wenigstens ist hie und da eine kleine Furcht vor der Inquisition sichtbar.

Gewahrwerden griechischer Kunst.

Von allem Literarischen, ja selbst von dem Höchsten, was sich mit Wort und Sprache beschäftigt, von Poesie und Rhetorik, zu den bildenden Künsten überzugehen, ist schwer, ja fast unmöglich; denn es liegt eine ungeheure Kluft dazwischen, über welche uns nur ein besonders geeignetes Naturell hinüberhebt. Um zu beurtheilen, inwiefern dieses Winckelmannen gelungen, liegen der Dokumente nunmehr genugsam vor uns.

Durch die Freude des Genusses ward er zuerst zu den Kunstschätzen hingezogen; allein zu Benutzung, zu Beurtheilung derselben bedurfte er noch der Künstler als Mittelspersonen, deren mehr oder weniger gültige Meinungen er aufzufassen, zu redigiren und aufzustellen wußte, woraus denn seine noch in Dresden herausgegebene Schrift „Ueber die Nachahmung der griechischen Werke in der Malerei und Bildhauerkunst", nebst zwei Anhängen,*) entstanden ist.

*) Der genauere Titel von diesem Erstlingswerk Winckelmann's ist: „Gedanken über die Nachahmung" u. s. w. Es wurde zuerst 1754 in wenigen Exemplaren gedruckt, dann 1756 in zweiter Auflage, mit zwei Zugaben versehen, einem gegen den Inhalt des Werkes polemisirenden, aber von Winckelmann selbst verfaßten „Sendschreiben über die Gedanken ꝛc. und Erläuterung der Gedanken", und einer „Beantwortung des Sendschreibens".

So sehr Winckelmann schon hier auf dem rechten Wege erscheint, so köstliche Grundstellen diese Schriften auch enthalten, so richtig das letzte Ziel der Kunst darin schon aufgesteckt ist, so sind sie doch sowol dem Stoff als der Form nach dergestalt barock und wunderlich, daß man ihnen wol vergebens durchaus einen Sinn abzugewinnen suchen möchte, wenn man nicht von der Persönlichkeit der damals in Sachsen versammelten Kenner und Kunstrichter, von ihren Fähigkeiten, Meinungen, Neigungen und Grillen näher unterrichtet ist; weshalb diese Schriften für die Nachkommenden ein verschlossenes Buch bleiben werden, wenn sich nicht unterrichtete Liebhaber der Kunst, die jenen Zeiten näher gelebt haben, bald entschließen sollten, eine Schilderung der damaligen Zustände, insofern es noch möglich ist, zu geben oder zu veranlassen.

Lippert, Hagedorn, Oeser, Dietrich, Heinecken, Oesterreich*) liebten, trieben, beförderten die Kunst, Jeder auf seine Weise. Ihre Zwecke waren beschränkt, ihre Maximen einseitig, ja öfters wunderlich. Geschichten und Anekdoten kursirten, deren mannichfaltige Anwendung nicht allein die Gesellschaft unterhalten, sondern auch belehren sollte. Aus solchen Elementen entstanden jene Schriften Winckelmann's, der diese Arbeiten gar bald selbst unzulänglich fand, wie er es denn auch seinen Freunden nicht verhehlte.

Doch trat er endlich, wo nicht genugsam vorbereitet, doch einigermaßen vorgeübt, seinen Weg an und gelangte nach jenem Lande, wo für jeden Empfänglichen die eigenste Bildungsepoche

*) Philipp Daniel Lippert (1702—1785), verdienstvoll namentlich als Herausgeber der „Daktyliothek" und bekannt als Kunstsammler; — Christian Ludwig von Hagedorn (1713—1780), ein jüngerer Bruder des Dichters, Besitzer einer nicht unbedeutenden Galerie, Diplomat und Verfasser der z. B. von Winckelmann, Lessing, Herder und Goethe sehr geschätzten „Betrachtungen über die Malerei" (sie erschienen stückweise in der „Bibliothek der schönen Wissenschaften", 1762 als vollständiges Werk); — Adam Friedrich Oeser (1717—1799), vorzugsweise als Direktor der Leipziger Akademie wirksam, Freund des Weimarschen Hofes und Lehrer Goethe's, der in früheren Jahren auch auf seine Kunstansichten und Leistungen einen bedeutenden Werth legte; — Christian Wilhelm Ernst Dietrich (1712—1774), Hofmaler und Professor an der Akademie, vorzugsweise Landschafter; — Karl Heinrich Heinecken (1706—1791), älterer Bruder des bekannten Lübecker Wunderkindes, Herausgeber der „Nachrichten von Künstlern und Kunstwerken" (1768—1786) und des „Dictionnaire des artistes" (seit 1778); — Matthäus Oesterreich (1716—1779), anfangs in Dresden, öfters in Italien, seit 1757 Direktor der Galerie in Sanssouci von Winckelmann wegen seines „Verzeichniß der Bildergalerie in Sanssouci" und wegen seiner Kunsturtheile oft hart getadelt.

beginnt, welche sich über dessen ganzes Wesen verbreitet und solche Wirkungen äußert, die ebenso reell als harmonisch sein müssen, weil sie sich in der Folge als ein festes Band zwischen höchst verschiedenen Menschen kräftig erweisen.

Rom.

Winckelmann war nun in Rom, und wer konnte würdiger sein, die Wirkung zu fühlen, die jener große Zustand auf eine wahrhaft empfängliche Natur hervorzubringen im Stande ist! Er sieht seine Wünsche erfüllt, sein Glück begründet, seine Hoffnungen überbefriedigt. Verkörpert stehen seine Ideen um ihn her; mit Staunen wandert er durch die Reste eines Riesenzeitalters; das Herrlichste, was die Kunst hervorgebracht hat, steht unter freiem Himmel; unentgeltlich wie zu den Sternen des Firmaments wendet er seine Augen zu solchen Wunderwerken empor, und jeder verschlossene Schatz öffnet sich für eine kleine Gabe. Der Ankömmling schleicht wie ein Pilgrim unbemerkt umher; dem Herrlichsten und Heiligsten naht er sich in unscheinbarem Gewand; noch läßt er nichts Einzelnes auf sich eindringen, das Ganze wirkt auf ihn unendlich mannichfaltig, und schon fühlt er die Harmonie voraus, die aus diesen vielen, oft feindselig scheinenden Elementen zuletzt für ihn entstehen muß. Er beschaut, er betrachtet Alles und wird, auf daß ja sein Behagen vollkommener werde, für einen Künstler gehalten, für den man denn doch am Ende so gerne gelten mag.

Wie uns ein Freund*) die mächtige Wirkung, welche jener Zustand ausübt, geistvoll entwickelte, theilen wir unsern Lesern statt aller weitern Betrachtungen mit.

„Rom ist der Ort, in dem sich für unsere Ansicht das ganze Alterthum in Eins zusammenzieht, und was wir also bei den alten Dichtern, bei den alten Staatsverfassungen empfinden, glauben wir in Rom mehr noch als zu empfinden, selbst anzuschauen. Wie Homer sich nicht mit andern Dichtern, so läßt sich Rom mit keiner andern Stadt, römische Gegend mit keiner andern vergleichen. Es gehört allerdings das Meiste von diesem

*) Wilhelm v. Humboldt (nach einer Notiz in der Quartausgabe von Goethe's Werken); er lebte von 1801 bis 1808 in Rom, zuerst als preußischer Ministerresident, dann als bevollmächtigter Minister.

Eindruck uns, und nicht dem Gegenstande; aber es ist nicht blos der empfindelnde Gedanke, zu stehen, wo dieser oder jener große Mann stand, es ist ein gewaltsames Hinreißen in eine von uns nun einmal, sei es auch durch eine nothwendige Täuschung, als edler und erhabener angesehene Vergangenheit — eine Gewalt, der selbst, wer wollte, nicht widerstehen kann, weil die Oede, in der die jetzigen Bewohner das Land lassen, und die unglaubliche Masse von Trümmern selbst das Auge dahin führen. Und da nun diese Vergangenheit dem innern Sinne in einer Größe erscheint, die allen Neid ausschließt, an der man sich überglücklich fühlt, nur mit der Phantasie theilzunehmen, ja an der keine andre Theilnahme nur denkbar ist, und dann den äußern Sinn zugleich die Lieblichkeit der Formen, die Größe und Einfachheit der Gestalten, der Reichthum der Vegetation, die doch wieder nicht üppig ist wie in noch südlichern Gegenden, die Bestimmtheit der Umrisse in dem klaren Medium und die Schönheit der Farben in durchgängige Klarheit versetzt, so ist hier der Naturgenuß reiner, von aller Bedürftigkeit entfernter Kunstgenuß. Ueberall sonst reiben sich Ideen des Kontrastes daran, und er wird elegisch oder satirisch. Freilich indeß ist es auch nur für uns so. Horaz empfand Tibur moderner*) als wir Tivoli. Das beweist sein „Beatus ille qui procul negotiis".**) Aber es ist auch nur eine Täuschung, wenn wir selbst Bewohner Athen's und Rom's zu sein wünschten. Nur aus der Ferne, nur von allem Gemeinen getrennt, nur als vergangen muß das Alterthum uns erscheinen. Es geht damit wie wenigstens mir und einem Freunde mit den Ruinen; wir haben immer einen Aerger, wenn man eine halbverfunkene ausgräbt; es kann höchstens ein Gewinn für die Gelehrsamkeit auf Kosten der Phantasie sein. Ich kenne für mich nur noch zwei gleich schreckliche Dinge: wenn man die Campagna di Roma anbauen und Rom zu einer polizirten Stadt machen wollte, in der kein Mensch mehr Messer trüge. Kommt je ein so ordentlicher Papst, was denn die zweiundsiebzig Kardinäle verhüten mögen, so ziehe ich aus. Nur wenn in Rom eine so göttliche Anarchie und um Rom eine so himmlische Wüstenei ist, bleibt für die Schatten Platz, deren einer mehr werth ist als dies ganze Geschlecht."

*) Man vgl. Hor. Carm., I. 7, II. 6, und die mit der unsrigen verwandte Stelle in Schiller's Schrift „Ueber naive und sentimentalische Dichtung" (Werke, XV. S. 487. Hempel'sche Ausg.).

**) „Glücklich Der, der von Geschäften fern", Anfang von Horazens zweiter Epode.

Mengs.

Aber Winckelmann hätte lange Zeit in den weiten Kreisen alterthümlicher Ueberbleibsel nach den werthesten, seiner Betrachtung würdigsten Gegenständen umhergetastet, hätte das Glück ihn nicht sogleich mit Mengs zusammengebracht. Dieser, dessen eigenes großes Talent auf die alten und besonders die schönen Kunstwerke gerichtet war, machte seinen Freund sogleich mit dem Vorzüglichsten bekannt, was unserer Aufmerksamkeit werth ist. Hier lernte Dieser die Schönheit der Formen und ihrer Behandlung kennen und sah sich sogleich aufgeregt, eine Schrift „Vom Geschmack der griechischen Künstler“*) zu unternehmen.

Wie man aber nicht lange mit Kunstwerken aufmerksam umgehen kann, ohne zu finden, daß sie nicht allein von verschiedenen Künstlern, sondern auch aus verschiedenen Zeiten herrühren, und daß sämmtliche Betrachtungen des Ortes, des Zeitalters, des individuellen Verdienstes zugleich angestellt werden müssen, also fand auch Winckelmann mit seinem Geradsinne, daß hier die Achse der ganzen Kunstkenntniß befestigt sei. Er hielt sich zuerst an das Höchste, das er in einer Abhandlung „Von dem Stile der Bildhauerei in den Zeiten des Phidias“ darzustellen gedachte. Doch bald erbot er sich über die Einzelheiten zu der Idee einer Geschichte der Kunst und entdeckte als ein neuer Columbus ein lange geahntes, gedeutetes und besprochenes, ja man kann sagen, ein früher schon gekanntes und wieder verlornes Land.

Traurig ist immer die Betrachtung, wie erst durch die Römer, nachher durch das Eindrängen nordischer Völker und durch die daraus entstandene Verwirrung das Menschengeschlecht in eine solche Lage gekommen, daß alle wahre, reine Bildung in ihren Fortschritten für lange Zeit gehindert, ja beinahe für alle Zukunft unmöglich gemacht worden.

Man mag in eine Kunst oder Wissenschaft hineinblicken, in welche man will, so hatte der gerade, richtige Sinn dem alten Beobachter schon Manches entdeckt, was durch die folgende Barbarei und durch die barbarische Art, sich aus der Barbarei zu retten, ein Geheimniß ward, blieb und für die Menge noch lange ein Geheimniß bleiben wird, da die höhere

*) Diese Schrift ist ebensowenig wie die unmittelbar nachher genannte „Von dem Stile der Bildhauerei“ u. s. w. zur Ausführung gekommen.

Kultur der neuern Zeit nur langſam ins Allgemeine wirken kann. Vom Techniſchen iſt hier die Rede nicht, deſſen ſich glücklicherweiſe das Menſchengeſchlecht bedient, ohne zu fragen, woher es komme und wohin es führe.

Zu dieſen Betrachtungen werden wir durch einige Stellen alter Autoren veranlaßt, wo ſich ſchon Ahnungen, ja ſogar Andeutungen einer möglichen und nothwendigen Kunſtgeſchichte finden.

Vellejus Paterculus bemerkt mit großem Antheil das ähnliche Steigen und Fallen aller Künſte.*) Ihn als Weltmann beſchäftigte beſonders die Betrachtung, daß ſie ſich nur kurze Zeit auf dem höchſten Punkte, den ſie erreichen können, zu erhalten wiſſen. Auf ſeinem Standorte war es ihm nicht gegeben, die ganze Kunſt als ein Lebendiges (ζῷον) anzuſehen, das einen unmerklichen Urſprung, einen langſamen Wachsthum, einen glänzenden Augenblick ſeiner Vollendung, eine ſtufenfällige Abnahme wie jedes andere organiſche Weſen, nur in mehreren Individuen, nothwendig darſtellen muß. Er giebt daher nur ſittliche Urſachen an, die freilich als mitwirkend nicht ausgeſchloſſen werden können, ſeinem großen Scharfſinn aber nicht genugthun, weil er wohl fühlt, daß eine Nothwendigkeit hier im Spiel iſt, die ſich aus freien Elementen nicht zuſammenſetzen läßt.

„Daß wie den Rednern es auch den Grammatikern, Malern und Bildhauern gegangen, wird Jeder finden, der die Zeugniſſe der Zeiten verfolgt; durchaus wird die Vortrefflichkeit der Kunſt von dem engſten Zeitraume umſchloſſen. Warum nun mehrere ähnliche, fähige Menſchen ſich in einem gewiſſen Jahreskreis zuſammenziehen und ſich zu gleicher Kunſt und deren Beförderung verſammeln, bedenke ich immer, ohne die Urſachen zu entdecken, die ich als wahr angeben möchte. Unter den wahrſcheinlichen ſind mir folgende die wichtigſten. Nacheiferung nährt die Talente; bald reizt der Neid, bald die Bewunderung zur Nachahmung, und ſchnell erhebt ſich das mit ſo großem Fleiß Geförderte auf die höchſte Stelle. Schwer verweilt ſich's im Vollkommenen, und was nicht vorwärts gehen kann, ſchreitet zurück. Und ſo ſind wir anfangs unſern Vordermännern nachzukommen bemüht; dann aber, wenn wir ſie zu übertreffen oder zu erreichen verzweifeln, veraltet der Fleiß mit der Hoffnung, und was man nicht erlangen kann, verfolgt man nicht mehr;

*) Lib. I. cap. 16.

Das Wahre war schon längst gefunden,
Hat edle Geisterschaft verbunden,
Das alte Wahre, faß' es an!
Verdank es, Erdensohn, dem Weisen,
Der ihr, die Sonne zu umkreisen,
Und dem Geschwister wies die Bahn.

Sofort nun wende Dich nach innen,
Das Centrum findest Du darinnen,
Woran kein Edler zweifeln mag.
Wirst keine Regel da vermissen;
Denn das selbstständige Gewissen
Ist Sonne Deinem Sittentag.

Den Sinnen hast Du dann zu trauen;
Kein Falsches lassen sie Dich schauen,
Wenn Dein Verstand Dich wach erhält.
Mit frischem Blick bemerke freudig
Und wandle, sicher wie geschmeidig,
Durch Auen reichbegabter Welt!

Genieße mäßig Füll' und Segen!
Vernunft sei überall zugegen,
Wo Leben sich des Lebens freut.
Dann ist Vergangenheit beständig,
Das Künftige voraus lebendig,
Der Augenblick ist Ewigkeit.

Und war es endlich Dir gelungen,
Und bist Du vom Gefühl durchdrungen,
Was fruchtbar ist, allein ist wahr, —
Du prüfst das allgemeine Walten,
Es wird nach seiner Weise schalten,
Geselle Dich zur kleinsten Schaar!

Und wie von Alters her im Stillen
Ein Liebewerk nach eignem Willen
Der Philosoph, der Dichter schuf,
So wirst Du schönste Gunst erzielen;
Denn edlen Seelen vorzuüben,
Ist wünschenswerthester Beruf.

man strebt nicht mehr nach dem Besitz, den Andre schon ergriffen, man späht nach etwas Neuem, und so lassen wir das, worin wir nicht glänzen können, fahren und suchen für unser Streben ein ander Ziel. Aus dieser Unbeständigkeit, wie mich dünkt, entsteht das größte Hinderniß, vollkommene Werke hervorzubringen."

Auch eine Stelle Quintilian's, die einen bündigen Entwurf der alten Kunstgeschichte enthält,*) verdient als ein wichtiges Denkmal in diesem Fache ausgezeichnet zu werden.

Quintilian mag gleichfalls bei Unterhaltung mit römischen Kunstliebhabern eine auffallende Aehnlichkeit zwischen dem Charakter der griechischen bildenden Künstler mit dem der römischen Redner gefunden und sich bei Kennern und Kunstfreunden deshalb näher unterrichtet haben, so daß er bei seiner gleichnißweisen Aufstellung, da jedesmal der Kunstcharakter mit dem Zeitcharakter zusammenfällt, ohne es zu wissen oder zu wollen, eine Kunstgeschichte selbst darzustellen genöthigt ist.

„Man sagt, die ersten berühmten Maler, deren Werke man nicht blos des Alterthums wegen besucht, seien Polygnot und Aglaophon. Ihr einfaches Kolorit findet noch eifrige Liebhaber, welche dergleichen rohe Arbeiten und Anfänge einer sich entwickelnden Kunst den größten Meistern der folgenden Zeit vorziehen, wie mich dünkt, nach einer eigenen Sinnesweise.

„Nachher haben Zeuxis und Parrhasius, die nicht weit auseinander lebten, Beide ungefähr um die Zeit des peloponnesischen Kriegs, die Kunst sehr befördert. Der Erste soll die Gesetze des Lichtes und Schattens erfunden, der Andere aber sich auf genaue Untersuchung der Linien eingelassen haben. Ferner gab Zeuxis den Gliedern mehr Inhalt und machte sie völliger und ansehnlicher. Er folgte hierin, wie man glaubt, dem Homer, welchem die gewaltigste Form auch an den Weibern gefällt. Parrhasius aber bestimmte Alles dergestalt, daß sie ihn den Gesetzgeber nennen, weil die Vorbilder von Göttern und Helden, wie er sie überliefert hat, von Andern als nöthigend befolgt und beibehalten werden.

„So blühte die Malerei um die Zeit des Philippus bis zu den Nachfolgern Alexander's, aber in verschiedenen Talenten. Denn an Sorgfalt ist Protogenes, an Ueberlegung Pamphilus

*) Institut. lib. XII. cap. 10, 3–9.

und Melanthius, an Leichtigkeit Antiphilus, an Erfindung seltsamer Erscheinungen, die man Phantasien nennt, Theon der Samier, an Geist und Anmuth Apelles von Niemandem übertroffen worden. Euphranorn bewundert man, daß er in Rücksicht der Kunsterfordernisse überhaupt unter die Besten gerechnet werden muß und zugleich in der Maler- und Bildhauerkunst vortrefflich war.

„Denselben Unterschied findet man auch bei der Plastik. Denn Kalon und Hegesias haben härter und den Toskanern ähnlich gearbeitet, Kalamis weniger strena, noch weicher Myron.

„Fleiß und Zierlichkeit beinzt Polyklet vor Allen. Ihm wird von Vielen der Preis zuerkannt; doch damit ihm etwas abgehe, meint man, ihm fehle das Gewicht. Denn wie er die menschliche Form zierlicher gemacht, als die Natur sie zeigt, so scheint er die Würde der Götter nicht völlig auszufüllen, ja, er soll sogar das ernstere Alter vermieden und sich über glatte Wangen nicht hinausgewagt haben.

„Was aber dem Polyklet abgeht, wird dem Phidias und Alkamenes zugestanden. Phidias soll Götter und Menschen am Vollkommensten gebildet, besonders in Elfenbein seinen Nebenbuhler weit übertroffen haben. Also würde man urtheilen, wenn er auch nichts als die Minerva zu Athen oder den Olympischen Jupiter in Elis gemacht hätte, dessen Schönheit der angenommenen Religion, wie man sagt, zu Statten kam; so sehr hat die Majestät des Werkes dem Gotte sich gleichgestellt.

„Lysippus und Praxiteles sollen nach der allgemeinen Meinung sich der Wahrheit am Besten genähert haben; Demetrius aber wird getadelt, daß er hierin zu viel gethan; er hat die Aehnlichkeit der Schönheit vorgezogen."

Literarisches Metier.

Nicht leicht ist ein Mensch glücklich genug, für seine höhere Ausbildung von ganz uneigennützigen Gönnern die Hilfsmittel zu erlangen. Selbst wer das Beste zu wollen glaubt, kann nur das befördern, was er liebt und kennt, oder noch eher, was ihm nutzt. Und so war auch die literarisch-bibliographische Bildung dasjenige Verdienst, das Winckelmann früher dem Grafen Bünau und später dem Kardinal Passionei empfahl.

Ein Bücherkenner ist überall willkommen, und er war es

in jener Zeit noch mehr, als die Luft, merkwürdige und rare Bücher zu sammeln, lebendiger, das bibliothekarische Geschäft noch mehr in sich selbst beschränkt war. Eine große deutsche Bibliothek sah einer großen römischen ähnlich; sie konnten mit einander im Besitz der Bücher wetteifern. Der Bibliothekar eines deutschen Grafen war für einen Kardinal ein erwünschter Hausgenosse und konnte sich auch da gleich wieder als zu Hause finden. Die Bibliotheken waren wirkliche Schatzkammern, anstatt daß man sie jetzt bei dem schnellen Fortschreiten der Wissenschaften, bei dem zweckmäßigen und zwecklosen Anhäufen der Druckschriften mehr als nützliche Vorrathskammern und zugleich als unnütze Gerümpelkammern anzusehen hat, so daß ein Bibliothekar weit mehr als sonst sich von dem Gange der Wissenschaft, von dem Werth und Unwerth der Schriften zu unterrichten Ursache hat und ein deutscher Bibliothekar Kenntnisse besitzen muß, die fürs Ausland verloren wären.

Aber nur kurze Zeit und nur so lange, als es nöthig war, um sich einen mäßigen Lebensunterhalt zu verschaffen, blieb Winckelmann seiner eigentlichen literarischen Beschäftigung getreu, so wie er auch bald das Interesse an dem, was sich auf kritische Untersuchungen bezog, verlor, weder Handschriften vergleichen, noch deutschen Gelehrten, die ihn über Manches befragten, zur Rede stehen wollte.

Doch hatten ihm seine Kenntnisse schon früher zu einer vortheilhaften Einleitung gedient. Das Privatleben der Italiener überhaupt, besonders aber der Römer, hat aus mancherlei Ursachen etwas Geheimnißvolles. Dieses Geheimniß, diese Absonderung, wenn man will, erstreckte sich auch über die Literatur. Gar mancher Gelehrter widmete sein Leben im Stillen einem bedeutenden Werke, ohne jemals damit erscheinen zu wollen oder zu können. Auch fanden sich häufiger als in irgend einem Lande Männer, welche bei mannichfaltigen Kenntnissen und Einsichten sich schriftlich oder gar gedruckt mitzutheilen nicht zu bewegen waren. Zu solchen fand Winckelmann den Eintritt gar bald eröffnet. Er nennt unter ihnen vorzüglich Giacomelli*) und Baldani und erwähnt seiner annehmenden Bekanntschaften, seines wachsenden Einflusses mit Vergnügen.

*) Ueber den Prälaten Michelangelo Giacomelli, der namentlich als vorzüglicher Kenner des Griechischen galt, s. die ausführliche Charakteristik Justi's (II. 88). Winckelmann lernte ihn gegen Ende des Jahres 1756 kennen.

Kardinal Albani.

Ueber Alles förderte ihn das Glück, ein Hausgenosse des Kardinals Albani*) geworden zu sein. Dieser, der bei einem großen Vermögen und bedeutendem Einfluß von Jugend auf eine entschiedene Kunstliebhaberei, die beste Gelegenheit, sie zu befriedigen, und ein bis ans Wunderbare grenzendes Sammlerglück gehabt hatte, fand in späteren Jahren in dem Geschäft, diese Sammlung würdig aufzustellen und so mit jenen Römischen Familien zu wetteifern, die früher auf den Werth solcher Schätze aufmerksam gewesen, sein höchstes Vergnügen; ja, den dazu bestimmten Raum nach Art der Alten zu überfüllen, war sein Geschmack und seine Lust. Gebäude drängten sich an Gebäude, Saal an Saal, Halle zu Halle; Brunnen und Obelisken, Karyatiden und Basreliefe, Statuen und Gefäße fehlten weder im Hof- noch Gartenraum, indeß große und kleinere Zimmer, Galerien und Kabinette die merkwürdigsten Monumente aller Zeiten enthielten.

Im Vorbeigehen gedachten wir, daß die Alten ihre Anlagen durchaus gleicherweise gefüllt. So überhäuften die Römer ihr Kapitol, daß es unmöglich scheint, Alles habe darauf Platz gehabt. So war die Via sacra, das Forum, der Palatin überdrängt mit Gebäuden und Denkmälern, so daß die Einbildungskraft kaum noch eine Menschenmasse in diesen Räumen unterbringen könnte, wenn ihr nicht die Wirklichkeit ausgegrabener Städte zu Hilfe käme, wenn man nicht mit Augen sehen könnte, wie eng, wie klein, wie gleichsam nur als Modell zu Gebäuden ihre Gebäude angelegt sind. Diese Bemerkung gilt sogar von der Villa des Hadrian, bei deren Anlage Raum und Vermögen genug zum Großen vorhanden war.

In einem solchen überfüllten Zustande verließ Winckelmann die Villa seines Herrn und Freundes, den Ort seiner höhern und erfreulichsten Bildung. So stand sie auch lange noch nach dem Tode des Kardinals zur Freude und Bewunderung der Welt, bis sie in der Alles bewegenden und zerstreuenden Zeit ihres sämmtlichen Schmuckes beraubt wurde. Die Statuen waren aus ihren Nischen und von ihren Stellen gehoben, die Basreliefe aus den Mauern herausgerissen und der ungeheure

*) Winckelmann wurde im Juni des Jahres 1758 Bibliothekar des Kardinals Albani und blieb in dieser Stellung bis an sein Lebensende.

Vorrath zum Transport eingepackt. Durch den sonderbarsten Wechsel der Dinge führte man diese Schätze nur bis an die Tiber. In kurzer Zeit gab man sie dem Besitzer zurück, und der größte Theil bis auf wenige Juwelen befindet sich wieder an der alten Stelle. Jenes erste traurige Schicksal dieses Kunst-Elysiums und dessen Wiederherstellung durch eine abenteuerliche Wendung der Dinge hätte Winckelmann erleben können. Doch wohl ihm, daß er dem irdischen Leid sowie der zum Ersatz nicht immer hinreichenden Freude schon entwachsen war!

Glücksfälle.

Aber auch manches äußere Glück begegnete ihm auf seinem Wege; nicht allein, daß in Rom das Aufgraben der Alterthümer lebhaft und glücklich von Statten ging, sondern es waren auch die Herkulanischen und Pompejischen Entdeckungen theils neu, theils durch Neid, Verheimlichung und Langsamkeit unbekannt geblieben, und so kam er in eine Ernte, die seinem Geiste und seiner Thätigkeit genugsam zu schaffen gab.

Traurig ist es, wenn man das Vorhandne als fertig und abgeschlossen ansehen muß. Rüstkammern, Galerien und Museen, zu denen nichts hinzugefügt wird, haben etwas Grab- und Gespensterartiges; man beschränkt seinen Sinn in einem so beschränkten Kunstkreis, man gewöhnt sich, solche Sammlungen als ein Ganzes anzusehen, anstatt daß man durch immer neuen Zuwachs erinnert werden sollte, daß in der Kunst wie im Leben kein Abgeschlossenes beharre, sondern ein Unendliches in Bewegung sei.

In einer so glücklichen Lage befand sich Winckelmann. Die Erde gab ihre Schätze her, und durch den immerfort regen Kunsthandel bewegten sich manche alte Besitzungen ans Tageslicht, gingen vor seinen Augen vorbei, ermunterten seine Neigung, erregten sein Urtheil und vermehrten seine Kenntnisse.

Kein geringer Vortheil für ihn war sein Verhältniß zu dem Erben der großen Stoschischen Besitzungen.*) Erst nach

*) Winckelmann, der schon mit dem Baron Philipp von Stosch († 1757) in Verbindung gestanden hatte, fertigte für dessen Erben Musel-Stosch einen Katalog der Gemmensammlung des Erblassers (Description des pierres gravées du feu Baron de Stosch. Florenz. 1760). Die Sammlungen überhaupt kamen 1770 größtentheils nach Sanssouci, zum Theil auch in die Hände des Prinzen von Wales und in Privatbesitz.

dem Tode des Sammlers lernte er diese kleine Kunstwelt kennen und berichte darin nach seiner Einsicht und Ueberzeugung. Freilich ging man nicht mit allen Theilen dieser äußerst schätzbaren Sammlung gleich vorsichtig um, wiewol das Ganze einen Katalog zur Freude und zum Nutzen nachfolgender Liebhaber und Sammler verdient hätte. Manches ward verschleudert; doch um die treffliche Gemmensammlung bekannter und verkäuflicher zu machen, unternahm Winckelmann mit dem Erben Stosch die Fertigung eines Katalogs, von welchem Geschäft und dessen übereilter und doch immer geistreicher Behandlung uns die überbliebene Korrespondenz ein merkwürdiges Zeugniß ablegt.

Bei diesem auseinanderfallenden Kunstkörper wie bei der sich immer vergrößernden und mehr vereinigenden Albani'schen Sammlung zeigte sich unser Freund geschäftig, und Alles, was zum Sammeln oder Zerstreuen durch seine Hände ging, vermehrte den Schatz, den er in seinem Geiste angefangen hatte aufzustellen.

Unternommene Schriften.

Schon als Winckelmann zuerst in Dresden der Kunst und den Künstlern sich näherte und in diesem Fach als Anfänger erschien, war er als Literator ein gemachter Mann. Er überſah die Vorzeit sowie die Wissenschaften in manchem Sinne. Er fühlte und kannte das Alterthum sowie das Würdige der Gegenwart, des Lebens und des Charakters selbst in seinem tiefgedrückten Zustande. Er hatte sich einen Stil gebildet. In der neuen Schule, die er betrat, horchte er nicht nur als ein gelehriger, sondern als ein gelehrter Jünger seinen Meistern zu, er horchte ihnen ihre bestimmten Kenntnisse leicht ab und fing sogleich an, Alles zu nutzen und zu verbrauchen.

Auf einem höhern Schauplatze als zu Dresden, in einem höhern Sinne, der sich ihm geöffnet hatte, blieb er derselbige. Was er von Mengs vernahm,*) was die Umgebung ihm zurief, bewahrte er nicht etwa lange bei sich, ließ den frischen Most nicht etwa gähren und klar werden, sondern, wie man sagt, daß

*) Der genauere Verkehr mit Mengs fällt vorzugsweise in die ersten Jahre von Winckelmann's Aufenthalt in Rom; Mengs folgte überdies 1761 einer Einladung Karl's III. nach Spanien, wo er zunächst bis 1770 blieb.

man durch Lehren lerne, so lernte er im Entwerfen und Schreiben. Wie manchen Titel hat er uns hinterlassen, wie manche Gegenstände benannt, über die ein Werk erfolgen sollte! Und diesem Anfang glich seine ganze antiquarische Laufbahn. Wir finden ihn immer in Thätigkeit, mit dem Augenblick beschäftigt, ihn dergestalt ergreifend und festhaltend, als wenn der Augenblick vollständig und befriedigend sein könnte, und ebenso ließ er sich wieder vom nächsten Augenblicke belehren. Diese Ansicht dient zu Würdigung seiner Werke.

Daß sie so, wie sie da liegen, erst als Manuscript auf das Papier gekommen und sodann später im Druck für die Folgezeit fixirt worden, hing von unendlich mannichfaltigen, kleinen Umständen ab. Nur einen Monat später, so hätten wir ein anderes Werk, richtiger an Gehalt, bestimmter in der Form, vielleicht etwas ganz Anderes. Und eben darum bedauern wir höchlich seinen frühzeitigen Tod, weil er sich immer wieder umgeschrieben und immer sein ferneres und neuestes Leben in seine Schriften eingearbeitet hätte.

Und so ist Alles, was er uns hinterlassen, als ein Lebendiges für die Lebendigen, nicht für die im Buchstaben Todten geschrieben. Seine Werke, verbunden mit seinen Briefen, sind eine Lebensdarstellung, sind ein Leben selbst. Sie sehen wie das Leben der meisten Menschen nur einer Vorbereitung, nicht einem Werke gleich. Sie veranlassen zu Hoffnungen, zu Wünschen, zu Ahnungen; wie man daran bessern will, so sieht man, daß man sich selbst zu bessern hätte; wie man sie tadeln will, so sieht man, daß man demselbigen Tadel vielleicht auf einer höhern Stufe der Erkenntniß selbst ausgesetzt sein möchte; denn Beschränkung ist überall unser Loos.

Philosophie.

Da bei dem Fortrücken der Kultur nicht alle Theile des menschlichen Wirkens und Umtreibens, an denen sich die Bildung offenbaret, in gleichem Wachsthum gedeihen, vielmehr nach günstiger Beschaffenheit der Personen und Umstände Einer dem Andern voreilen und ein allgemeineres Interesse erregen muß, so entsteht daraus ein gewisses eifersüchtiges Mißvergnügen bei den Gliedern der so mannichfaltig verzweigten großen Familie, die sich oft um desto weniger vertragen, je näher sie verwandt sind.

Zwar iſt es meiſtens eine leere Klage, wenn ſich bald dieſe oder jene Kunſt- und Wiſſenſchafts-befliſſene beſchweren, daß gerade ihr Fach von den Mitlebenden vernachläſſigt werde; denn es darf nur ein tüchtiger Meiſter ſich zeigen, ſo wird er die Aufmerkſamkeit auf ſich ziehen. Raphael möchte nur immer heute wieder hervortreten, und wir wollten ihm ein Uebermaß von Ehre und Reichthum zuſichern. Ein tüchtiger Meiſter weckt brave Schüler, und ihre Thätigkeit äſtet wieder ins Unendliche.

Doch haben freilich von je her die Philoſophen beſonders den Haß nicht allein ihrer Wiſſenſchafts-verwandten, ſondern auch der Welt- und Lebensmenſchen auf ſich gezogen und vielleicht mehr durch ihre Lage als durch eigene Schuld. Denn da die Philoſophie ihrer Natur nach an das Allgemeinſte, an das Höchſte Anforderung macht, ſo muß ſie die weltlichen Dinge als in ihr begriffen, als ihr untergeordnet anſehen und behandeln.

Auch verleugnet man ihr dieſe anmaßlichen Forderungen nicht ausdrücklich, vielmehr glaubt Jeder ein Recht zu haben, an ihren Entdeckungen Theil zu nehmen, ihre Maximen zu nutzen und, was ſie ſonſt reichen mag, zu verbrauchen. Da ſie aber, um allgemein zu werden, ſich eigener Worte, fremdartiger Kombinationen und ſeltſamer Einleitungen bedienen muß, die mit den beſondern Zuſtänden der Weltbürger und mit ihren augenblicklichen Bedürfniſſen nicht eben zuſammenfallen, ſo wird ſie von Denen geſchmäht, die nicht gerade die Handhabe finden können, wobei ſie allenfalls noch anzufaſſen wäre.

Wollte man aber dagegen die Philoſophen beſchuldigen, daß ſie ſelbſt den Uebergang zum Leben nicht ſicher zu finden wiſſen, daß ſie gerade da, wo ſie ihre Ueberzeugung in That und Wirkung verwandeln wollen, die meiſten Fehlgriffe thun und dadurch ihren Kredit vor der Welt ſelbſt ſchmälern, ſo würde es hiezu an mancherlei Beiſpielen nicht fehlen.

Winckelmann beklagt ſich bitter über die Philoſophen ſeiner Zeit und über ihren ausgebreiteten Einfluß; aber mich dünkt, man kann einem jeden Einfluß aus dem Wege gehen, indem man ſich in ſein eigenes Fach zurückzieht. Sonderbar iſt es, daß Winckelmann die Leipziger Akademie nicht bezog, wo er unter Chriſt's Anleitung*) und ohne ſich um einen Philoſophen

*) Johann Friedrich Chriſt (1701—1756), ſeit 1730 Profeſſor der Geſchichte und der Poeſie in Leipzig, der Erſte, der die Archäologie zum Gegenſtande von Univerſitäts-vorträgen machte.

in der Welt zu bekümmern, sich in seinem Hauptstudium bequemer hätte ausbilden können.

Doch steht, indem uns die Ereignisse der neuern Zeit vorschweben, eine Bemerkung hier wol am rechten Platze, die wir auf unserm Lebenswege machen können, daß kein Gelehrter ungestraft jene große philosophische Bewegung, die durch Kant begonnen, von sich abgewiesen, sich ihr widersetzt, sie verachtet habe, außer etwa die ächten Alterthumsforscher, welche durch die Eigenheit ihres Studiums vor allen andern Menschen vorzüglich begünstigt zu sein scheinen.

Denn indem sie sich nur mit dem Besten, was die Welt hervorgebracht hat, beschäftigen und das Geringe, ja das Schlechtere nur im Bezug auf jenes Vortreffliche betrachten, so erlangen ihre Kenntnisse eine solche Fülle, ihre Urtheile eine solche Sicherheit, ihr Geschmack eine solche Konsistenz, daß sie innerhalb ihres eigenen Kreises bis zur Verwunderung, ja bis zum Erstaunen ausgebildet erscheinen.

Auch Winckelmann gelang dieses Glück, wobei ihm freilich die bildende Kunst und das Leben kräftig einwirkend zu Hilfe kamen.

Poesie.

So sehr Winckelmann bei Lesung der alten Schriftsteller auch auf die Dichter Rücksicht genommen, so finden wir doch bei genauer Betrachtung seiner Studien und seines Lebensganges keine eigentliche Neigung zur Poesie, ja man könnte eher sagen, daß hie und da eine Abneigung hervorblicke, wie denn seine Vorliebe für alte gewohnte Luther'sche Kirchenlieder und sein Verlangen, ein solches unverfälschtes Gesangbuch selbst in Rom zu besitzen, wol von einem tüchtigen wackern Deutschen, aber nicht eben von einem Freunde der Dichtkunst zeuget.

Die Poeten der Vorzeit schienen ihn früher als Dokumente der alten Sprachen und Literaturen, später als Zeugnisse für bildende Kunst interessirt zu haben. Deste wunderbarer und erfreulicher ist es, wenn er selbst als Poet auftritt, und zwar als ein tüchtiger, unverkennbarer in seinen Beschreibungen der Statuen, ja beinahe durchaus in seinen spätern Schriften. Er sieht mit den Augen, er faßt mit dem Sinn unaussprechliche Werke, und doch fühlt er den unwiderstehlichen Drang, mit

Worten und Buchſtaben ihnen beizukommen. Das vollendete Herrliche, die Idee, woraus dieſe Geſtalt entſprang, das Gefühl, das in ihm beim Schauen erregt ward, ſoll dem Hörer, dem Leſer mitgetheilt werden, und indem er nun die ganze Rüſtkammer ſeiner Fähigkeiten muſtert, ſieht er ſich genöthigt, nach dem Kräftigſten und Würdigſten zu greifen, was ihm zu Gebote ſteht. Er muß Poet ſein, er mag daran denken, er mag wollen oder nicht.

Erlangte Einſicht.

So ſehr Winckelmann überhaupt auf ein gewiſſes Anſehn vor der Welt achtete, ſo ſehr er ſich einen literariſchen Ruhm wünſchte, ſo gut er ſeine Werke auszuſtatten und ſie durch einen gewiſſen feierlichen Stil zu erheben ſuchte, ſo war er doch keineswegs blind gegen ihre Mängel, die er vielmehr auf das Schnellſte bemerkte, wie ſich's bei ſeiner fortſchreitenden, immer neue Gegenſtände faſſenden und bearbeitenden Natur nothwendig ereignen mußte. Je mehr er nun in irgend einem Aufſatze dogmatiſch und didaktiſch zu Werke gegangen war, dieſe oder jene Erklärung eines Monuments, dieſe oder jene Auslegung und Anwendung einer Stelle behauptet und feſtgeſetzt hatte, deſto auffallender war ihm der Irrthum, ſobald er durch neue Data ſich davon überzeugt hielt, deſto ſchneller war er geneigt, ihn auf irgend eine Weiſe zu verbeſſern.

Hatte er das Manuſkript noch in der Hand, ſo ward es umgeſchrieben; war es zum Druck abgeſendet, ſo wurden Verbeſſerungen und Nachträge hinterdreingeſchickt, und von allen dieſen Reuſchritten machte er ſeinen Freunden kein Geheimniß; denn auf Wahrheit, Geradheit, Derbheit und Redlichkeit ſtand ſein ganzes Weſen gegründet.

Spätere Werke.

Ein glücklicher Gedanke ward ihm, zwar auch nicht auf einmal, ſondern nur durch die That ſelbſt klar, das Unternehmen ſeiner Monumenti inediti.*)

*) „Monumenti antichi inediti, spieg. et illustr. da Gio. Winckelmann." Rom 1767. 2 vol. fol.

Aus „W. Meister's Wanderjahre."

Bleiben, Geben, Geben, Bleiben,
Sei fortan dem Tuchtgen gleich!
Wo wir Nützliches betreiben,
Ist der wertheste Bereich.
Dir zu helfen, wird ein Leichtes,
Wer geherrschet, der erreicht es;
Zeig' ein festes Vaterland!
Heil dem Führer! Heil dem Band!

Du vertheilest Kraft und Bürde
Und erwägst es ganz genau,
Giebst dem Alten Ruh und Würde,
Jünglingen Geschäft und Frau.
Wechselseitiges Vertrauen
Wird ein reinlich Häuschen bauen,
Schließen Hof und Gartenzaun,
Auch der Nachbarschaft vertraun.

Wo an wohlgebahnten Straßen
Man in neuer Schenke weilt,
Wo dem Fremdling reicher Maßen
Ackerfeld ist zugetheilt,
Siedeln wir uns an mit Andern.
Eilet, eilet, einzuwandern
In das feste Vaterland!
Heil Dir, Führer! Heil Dir, Band!

---

*) Das Lied, welches wir auch in die Abtheilung VI dieses Bandes „Aus Wilhelm Meister" hätten aufnehmen können, ist dem zwölften Kapitel des dritten Buchs der „Wanderjahre" entnommen und erschien mit diesem zuerst im Jahre 1829 in Bd. 23 der Ausgabe letzter Hand. Die Abfassung des Gedichts dürfte in eines der drei vorausgegangenen Jahre fallen. In dem Roman wird es von Handwerkern gesungen, welche unter den auch als „Band" bezeichneten Führern im Innern des Vaterlandes kolonisiren wollen. Das Lied ist daher ein Gegenstück zu dem „Wanderliede" Bd. I, S. 181 unsr. Ausg., welches die nach Amerika Auswandernden singen. Die Vermittlung zwischen beiden bildet gewissermaßen die S. 59 mitgetheilte Strophe. Da obiges Lied, wie der Anfang ergiebt, grade die „Bleibenden" und nicht, wie jenes andre Lied, die „Gehenden" charakterisiren soll, so haben wir die herkömmliche Ueberschrift „Lied der Auswanderer", welche nicht von Goethe selbst herrührt, nicht beibehalten. In der dritten Strophe ist zwar von Einwandern die Rede, dies bezieht sich aber auf die Ansiedelung in einer andern Provinz des eignen Landes. — L.

Man sieht wohl, daß jene Lust, neue Gegenstände bekannt zu machen, sie auf eine glückliche Weise zu erklären, die Alterthumskunde in so großem Maße zu erweitern, ihn zuerst angelockt habe; dann tritt das Interesse hinzu, die von ihm in der Kunstgeschichte einmal aufgestellte Methode auch hier an Gegenständen, die er dem Leser vor Augen legt, zu prüfen, da denn zuletzt der glückliche Vorsatz sich entwickelte, in der vorausgeschickten Abhandlung das Werk über die Kunstgeschichte, das ihm schon im Rücken lag, stillschweigend zu verbessern, zu reinigen, zusammenzudrängen und vielleicht sogar theilweise aufzuheben.

Im Bewußtsein früherer Mißgriffe, über die ihn der Nichtrömer kaum zurechtweisen durfte, schrieb er ein Werk in italienischer Sprache, das auch in Rom gelten sollte. Nicht allein befleißigt er sich dabei der größten Aufmerksamkeit, sondern wählt sich auch freundschaftliche Kenner, mit denen er die Arbeit genau durchgeht, sich ihrer Einsicht, ihres Urtheils auf das Klügste bedient und so ein Werk zu Stande bringt, das als Vermächtniß auf alle Zeiten übergehen wird. Und er schreibt es nicht allein, er besorgt es, unternimmt es und leistet als ein armer Privatmann das, was einem wohlgegründeten Verleger, was akademischen Kräften Ehre machen würde.

Papst.

Sollte man so viel von Rom sprechen, ohne des Papstes zu gedenken, der doch Winckelmann wenigstens mittelbar manches Gute zufließen lassen!

Winckelmann's Aufenthalt in Rom fiel zum größten Theil*) unter die Regierung Benedikt's XIV. Lambertini, der als ein heiterer, behaglicher Mann lieber regieren ließ, als regierte; und so mögen auch die verschiedenen Stellen, welche Winckelmann bekleidete, ihm durch die Gunst seiner hohen Freunde mehr als durch die Einsicht des Papstes in seine Verdienste geworden sein.

Doch finden wir ihn einmal auf eine bedeutende Weise in der Gegenwart des Hauptes der Kirche; ihm wird die besondre Auszeichnung, dem Papste aus den Monumenti inediti einige Stellen vorlesen zu dürfen, und er gelangt auch von dieser Seite zur höchsten Ehre, die einem Schriftsteller werden kann.

*) Eigentlich waren es nur 2½ Jahre. Winckelmann kam am 18. November 1755 nach Rom, und Benedikt XIV. starb am 3. Mai 1758.

Charakter.

Wenn bei sehr vielen Menschen, besonders aber bei Gelehrten, dasjenige, was sie leisten, als die Hauptsache erscheint und der Charakter sich dabei wenig äußert, so tritt im Gegentheil bei Winckelmann der Fall ein, daß alles Dasjenige, was er hervorbringt, hauptsächlich deswegen merkwürdig und schätzenswerth ist, weil sein Charakter sich immer dabei offenbart. Haben wir schon unter der Aufschrift vom Antiken und Heidnischen, vom Schönheits- und Freundschaftssinne einiges Allgemeine zum Anfang ausgesprochen, so wird das mehr Besondere hier gegen das Ende wol seinen Platz verdienen.

Winckelmann war durchaus eine Natur, die es redlich mit sich selbst und mit Andern meinte; seine angeborne Wahrheitsliebe entfaltete sich immer mehr und mehr, je selbstständiger und unabhängiger er sich fühlte, so daß er sich zuletzt die höfliche Nachsicht gegen Irrthümer, die im Leben und in der Literatur so sehr hergebracht ist, zum Verbrechen machte.

Eine solche Natur konnte wol mit Behaglichkeit in sich selbst zurückkehren; doch finden wir auch hier jene alterthümliche Eigenheit, daß er sich immer mit sich selbst beschäftigte, ohne sich eigentlich zu beobachten. Er denkt nur an sich, nicht über sich, ihm liegt im Sinne, was er vorhat, er interessirt sich für sein ganzes Wesen, für den ganzen Umfang seines Wesens und hat das Zutrauen, daß seine Freunde sich auch dafür interessiren werden. Wir finden daher in seinen Briefen vom höchsten moralischen bis zum gemeinsten physischen Bedürfniß Alles erwähnt; ja, er spricht es aus, daß er sich von persönlichen Kleinigkeiten lieber als von wichtigen Dingen unterhalte. Dabei bleibt er sich durchaus ein Räthsel und erstaunt manchmal über seine eigene Erscheinung, besonders in Betrachtung dessen, was er war und was er geworden ist. Doch so kann man überhaupt jeden Menschen als eine vielsilbige Charade ansehen, wovon er selbst nur wenige Silben zusammenbuchstabirt, indessen Andre leicht das ganze Wort entziffern.

Auch finden wir bei ihm keine ausgesprochenen Grundsätze; sein richtiges Gefühl, sein gebildeter Geist dienen ihm im Sittlichen wie im Aesthetischen zum Leitfaden. Ihm schwebt eine Art natürlicher Religion vor, wobei jedoch Gott als Urquell des Schönen und kaum als ein auf den Menschen sonst bezügliches

Wesen erscheint. Sehr schön beträgt sich Winckelmann innerhalb der Grenzen der Pflicht und Dankbarkeit.

Seine Vorsorge für sich selbst ist mäßig, ja nicht durch alle Zeiten gleich. Indessen arbeitet er aufs Kleinste, sich eine Existenz aufs Alter zu sichern. Seine Mittel sind edel; er setzt sich selbst auf dem Wege zu jedem Zweck redlich, gerade, sogar trotzig und dabei klug und beharrlich. Er arbeitet nie planmäßig, immer aus Instinkt und mit Leidenschaft. Seine Freude an jedem Gefundenen ist heftig, daher Irrthümer unvermeidlich, die er jedoch bei lebhaftem Vorschreiten ebenso geschwind zurücknimmt als einsieht. Auch hier bewährt sich durchaus jene antike Anlage, die Sicherheit des Punktes, von dem man ausgeht, die Unsicherheit des Zieles, wohin man gelangen will, sowie die Unvollständigkeit und Unvollkommenheit der Behandlung, sobald sie eine ansehnliche Breite gewinnt.

Gesellschaft.

Wenn er sich, durch seine frühere Lebensart wenig vorbereitet, in der Gesellschaft anfangs nicht ganz bequem befand, so trat ein Gefühl von Würde bald an die Stelle der Erziehung und Gewohnheit, und er lernte sehr schnell sich den Umständen gemäß betragen. Die Lust am Umgang mit vornehmen, reichen und berühmten Leuten, die Freude, von ihnen geschätzt zu werden, dringt überall durch, und in Absicht auf die Leichtigkeit des Umgangs hätte er sich in keinem bessern Elemente als in dem Römischen befinden können.

Er bemerkt selbst, daß die dortigen, besonders geistlichen Großen, so ceremoniös sie nach außen erscheinen, doch nach innen gegen ihre Hausgenossen bequem und vertraulich leben; allein er bemerkte nicht, daß hinter dieser Vertraulichkeit sich doch das orientalische Verhältniß des Herrn zum Knechte verbirgt. Alle südlichen Nationen würden eine unendliche Langeweile finden, wenn sie gegen die Übrigen sich in der fortdauernden wechselseitigen Spannung erhalten sollten, wie es die Nordländer gewohnt sind. Reisende haben bemerkt, daß die Italiäner sich gegen ihre türkischen Herren mit weit mehr Anstand betragen als nordische Hofleute gegen ihre Fürsten und daß unsere Unterthanen gegen ihre Vorgesetzten; allein wenn man es genau betrachtet, so sind diese Achtungsbezeigungen eigentlich zu Gunsten

der Untergebenen eingeübet, die dadurch ihren Obern immer erinnern, was er ihnen ſchuldig iſt. Der Südländer aber will Zeiten haben, wo er ſich gehen läßt, und dieſe kommen ſeiner Umgebung zu gut. Dergleichen Scenen ſchildert Winckelmann mit großem Behagen; ſie erleichtern ihm ſeine übrige Abhängigkeit und nähren ſeinen Freiheitsſinn, der mit Scheu auf jede Feſſel hinſieht, die ihn allenfalls bedrohen könnte.

Fremde.

Wenn Winckelmann durch den Umgang mit Einheimiſchen ſehr glücklich ward, ſo erlebte er deſto mehr Pein und Noth von Fremden. Es iſt wahr, nichts kann ſchrecklicher ſein als der gewöhnliche Fremde in Rom. An jedem andern Orte kann ſich der Reiſende eher ſelbſt ſuchen und auch etwas ihm Gemäßes finden; wer ſich aber nicht nach Rom bequemt, iſt den wahrhaft Römiſchgeſinnten ein Gräuel.

Man wirft den Engländern vor, daß ſie ihren Theekeſſel überall mitführen und ſogar bis auf den Aetna hinaufſchleppen; aber hat nicht jede Nation ihren Theekeſſel, worin ſie ſelbſt auf Reiſen ihre von Hauſe mitgebrachten getrockneten Kräuterbündel aufbraut?

Solche nach ihrem engen Maßſtab urtheilende, nicht um ſich her ſehende, vorübereilende, anmaßliche Fremde verwünſcht Winckelmann mehr als einmal, verſchwört, ſie nicht mehr herumzuführen, und läßt ſich zuletzt doch wieder bewegen. Er ſcherzt über ſeine Neigung zum Schulmeiſtern, zu unterrichten, zu überzeugen, da ihm denn auch wieder in der Gegenwart durch Stand und Verdienſte bedeutender Perſonen gar manches Gute zuwächſt. Wir nennen hier nur den Fürſten von Deſſau,*) die Erbprinzen von Mecklenburg-Strelitz und Braunſchweig**) ſowie den Baron von Riedeſel,***) einen Mann, der ſich in der Sinnesart gegen Kunſt und Alterthum ganz unſeres Freundes würdig erzeigte.

*) Leopold Friedrich Franz (1740–1817) kam gegen Ende des Jahres 1765 nach Rom und blieb acht Monate dort; ziemlich gleichzeitig war auch der Erbprinz, ſpätere Großherzog Karl Ludwig Friedrich von Mecklenburg-Strelitz dort.

**) Karl Wilhelm Ferdinand (1735–1806), der tapfre Neffe Friedrich's des Großen, deſſen Goethe auch ſonſt häufig gedenkt, kam im Oktober 1766 nach Rom.

***) Johann Hermann Freiherr von Riedeſel, auch in der „Italieniſchen Reiſe“ öfters erwähnt, Verfaſſer einer „Reiſe durch Sizilien und Großgriechenland.“ Zürich 1771.

Welt.

Wir finden bei Winckelmann das unnachlassende Streben nach Estimation und Konsideration; aber er wünscht sie durch etwas Reelles zu erlangen. Durchaus dringt er auf das Reale der Gegenstände, der Mittel und der Behandlung; daher hat er eine so große Feindschaft gegen den französischen Schein.

So wie er in Rom Gelegenheit gefunden hatte, mit Fremden aller Nationen umzugehen, so erbielt er auch solche Konnexionen auf eine geschickte und thätige Weise. Die Ehrenbezeigungen von Akademien und gelehrten Gesellschaften waren ihm angenehm, ja, er bemühte sich darum.

Am Meisten aber förderte ihn das im Stillen mit großem Fleiß ausgearbeitete Dokument seines Verdienstes — ich meine die Geschichte der Kunst. Sie ward sogleich ins Französische übersetzt und er dadurch weit und breit bekannt.*)

Das, was ein solches Werk leistet, wird vielleicht am Besten in den ersten Augenblicken anerkannt; das Wirksame desselben wird empfunden, das Neue lebhaft aufgenommen; die Menschen erstaunen, wie sie auf einmal gefördert werden, dahingegen eine klitere Nachkommenschaft mit eklem Zahn an den Werken ihrer Meister und Lehrer herumkostet und Forderungen aufstellt, die ihr gar nicht eingefallen wären, hätten Jene nicht so viel geleistet, von denen man nun noch mehr fordert.

Und so war Winckelmann den gebildeten Nationen Europens bekannt geworden in einem Augenblicke, da man ihm in Rom genugsam vertraute, um ihn mit der nicht unbedeutenden Stelle eines Präsidenten der Alterthümer**) zu beehren.

Unruhe.

Ungeachtet jener anerkannten und von ihm selbst öfters gerühmten Glückseligkeit, war er doch immer von einer Unruhe gepeinigt, die, indem sie tief in seinem Charakter lag, gar mancherlei Gestalten annahm.

*) Ueber die Aufnahme des Werkes vgl. den Abschnitt bei Justi (II. 246 ff.): „Weg der Kunstgeschichte durch Europa."

**) Winckelmann erhielt diese, übrigens pekuniär sehr unbedeutende Stellung des „Praeses antiquitatum Romanarum" im April 1763.

Er hatte ſich früher kümmerlich beholfen, ſpäter von der Gnade des Hofs, von der Gunſt manches Wohlwollenden gelebt, wobei er ſich immer auf das geringſte Bedürfniß einſchränkte, um nicht abhängig oder abhängiger zu werden. Indeſſen war er auch auf das Tüchtigſte bemüht, ſich für die Gegenwart, für die Zukunft aus eigenen Kräften einen Unterhalt zu verſchaffen, wozu ihm endlich die gelungene Ausgabe ſeines Kupferwerks die ſchönſte Hoffnung gab.

Allein jener ungewiſſe Zuſtand hatte ihn gewöhnt, wegen ſeiner Subſiſtenz bald hierhin, bald dorthin zu ſehen, bald ſich mit geringen Vortheilen im Hauſe eines Kardinals, in der Vatikana*) und ſonſt unterzuthun, bald aber, wenn er wieder eine andere Ausſicht vor ſich ſah, großmüthig ſeinen Platz aufzugeben, indeſſen ſich doch wieder nach andern Stellen umzuſehen und manchen Anträgen ein Gehör zu leihen.

Sodann iſt Einer, der in Rom wohnt, der Reiſeluſt nach allen Weltgegenden ausgeſetzt.**) Er ſieht ſich im Mittelpunkt der alten Welt, und die für den Alterthumsforſcher intereſſanteſten Länder nah um ſich her. Großgriechenland und Sizilien, Dalmatien, der Peloponnes, Jonien und Aegypten, Alles wird den Bewohnern Rom's gleichſam angeboten und erregt in Einem, der wie Winckelmann mit Begierde des Schauens geboren iſt, von Zeit zu Zeit ein unſägliches Verlangen, welches durch ſo viele Fremde noch vermehrt wird, die auf ihren Durchzügen bald vernünftig, bald zwecklos jene Länder zu bereiſen Anſtalt machen, bald, indem ſie zurückkehren, von den Wundern der Ferne zu erzählen und aufzuzeigen nicht müde werden.

So will denn unſer Winckelmann auch überall hin, theils aus eigenen Kräften, theils in Geſellſchaft ſolcher wohlhabender Reiſenden, die den Werth eines unterrichteten, talentvollen Gefährten mehr oder weniger zu ſchätzen wiſſen.

Noch eine Urſache dieſer innern Unruhe und Unbehaglichkeit macht ſeinem Herzen Ehre; es iſt das unwiderſtehliche Verlangen nach abweſenden Freunden. Hier ſcheint ſich die Sehnſucht des Mannes, der ſonſt ſo ſehr von der Gegenwart lebte,

*) Kurz nach der oben erwähnten Ernennung wurde Winckelmann auch „Scrittore della lingua Teutonica" in der Vatikaniſchen Bibliothek, aber nur proviſoriſch; zu einem eigentlichen Scriptorat, das ſeine äußere Lage für ſein Leben ſichergeſtellt hätte, iſt er nicht gekommen; übrigens ließ er ſich auch ſchon im November 1766 von dem obigen Verhältniß entbinden.

**) Wirklich ausgeführt hat Winckelmann nur vier Reiſen nach Neapel.

ganz eigentlich konzentrirt zu haben. Er sieht sie vor sich, er unterhält sich mit ihnen durch Briefe, er sehnt sich nach ihrer Umarmung und wünscht die früher zusammen verlebten Tage zu wiederholen.

Diese besonders nach Norden gerichteten Wünsche hatte der Friede*) aufs Neue belebt. Sich dem großen König darzustellen, der ihn schon früher eines Antrags seiner Dienste**) gewürdigt, war sein Stolz; den Fürsten von Dessau wiederzusehen, dessen hohe, ruhige Natur er als von Gott auf die Erde gesandt betrachtete, den Herzog von Braunschweig, dessen große Eigenschaften er zu würdigen wußte, zu verehren, den Minister von Münchhausen,***) der so viel für die Wissenschaften that, persönlich zu preisen, dessen unsterbliche Schöpfung in Göttingen zu bewundern, sich mit seinen schweizer Freunden†) wieder einmal lebhaft und vertraulich zu freuen — solche Lockungen tönten in seinem Herzen, in seiner Einbildungskraft wider, mit solchen Bildern hatte er sich lange beschäftigt, lange gespielt, bis er zuletzt unglücklicherweise diesem Trieb gelegentlich folgt und so in seinen Tod geht.

Schon war er mit Leib und Seele dem italienischen Zustand gewidmet, jeder andere schien ihm unerträglich, und wenn ihn der frühere Hineinweg durch das bergigte und felsigte Tirol interessirt, ja entzückt hatte, so fühlte er sich auf dem Rückwege in sein Vaterland wie durch eine kimmerische Pforte hindurchgeschleppt, beängstet und mit der Unmöglichkeit, seinen Weg fortzusetzen, behaftet.

Hingang.

So war er denn auf der höchsten Stufe des Glücks, das er sich nur hätte wünschen dürfen, der Welt verschwunden. Ihn erwartete sein Vaterland, ihm streckten seine Freunde die Arme

*) Der Friede zu Hubertsburg nach dem siebenjährigen Kriege.

**) Winckelmann hatte von Berlin aus im Sommer 1765 die Aufforderung erhalten, Aufseher der Bibliothek, des Münz- und Alterthumskabinets in Berlin zu werden; die Sache war aber an der Gehaltsfrage gescheitert.

***) Gerlach Adolf Freiherr von Münchhausen (1688—1770), hannöverscher Minister, besonders verdient um die Gründung und Verwaltung der Universität Göttingen.

†) Siehe die erste Note auf S. 124.

entgegen; alle Aeußerungen der Liebe, deren er ſo ſehr bedurfte, alle Zeugniſſe der öffentlichen Achtung, auf die er ſo viel Werth legte, warteten ſeiner Erſcheinung, um ihn zu überhäufen. Und in dieſem Sinne dürfen wir ihn wol glücklich preiſen, daß er von dem Gipfel des menſchlichen Daſeins zu den Seligen emporgeſtiegen, daß ein kurzer Schrecken, ein ſchneller Schmerz ihn von den Lebendigen hinweggenommen. Die Gebrechen des Alters, die Abnahme der Geiſteskräfte hat er nicht empfunden, die Zerſtreuung der Kunſtſchätze, die er, obgleich in einem andern Sinne, vorausgeſagt, iſt nicht vor ſeinen Augen geſchehen. Er hat als Mann gelebt und iſt als ein vollſtändiger Mann von hinnen gegangen. Nun genießt er im Andenken der Nachwelt den Vortheil, als ein ewig Tüchtiger und Kräftiger zu erſcheinen; denn in der Geſtalt, wie der Menſch die Erde verläßt, wandelt er unter den Schatten, und ſo bleibt uns Achill als ewig ſtrebender Jüngling gegenwärtig. Daß Winckelmann früh hinweggeſchied, kommt auch uns zu Gute. Von ſeinem Grabe her ſtärkt uns der Anhauch ſeiner Kraft und erregt in uns den lebhafteſten Drang, das, was er begonnen, mit Eifer und Liebe fort- und immer fortzuſetzen.

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
GOETHE,J.W.
3-598-50924-3
FN. 16573/460

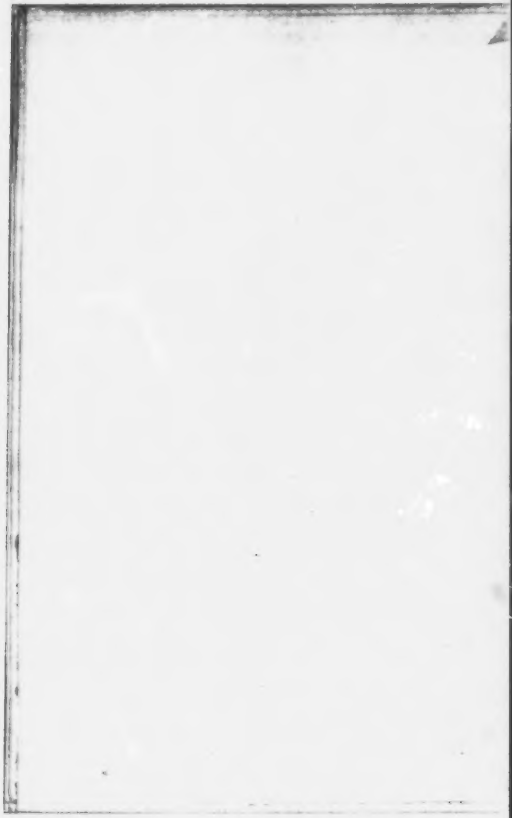

Polygnot's Gemälde.

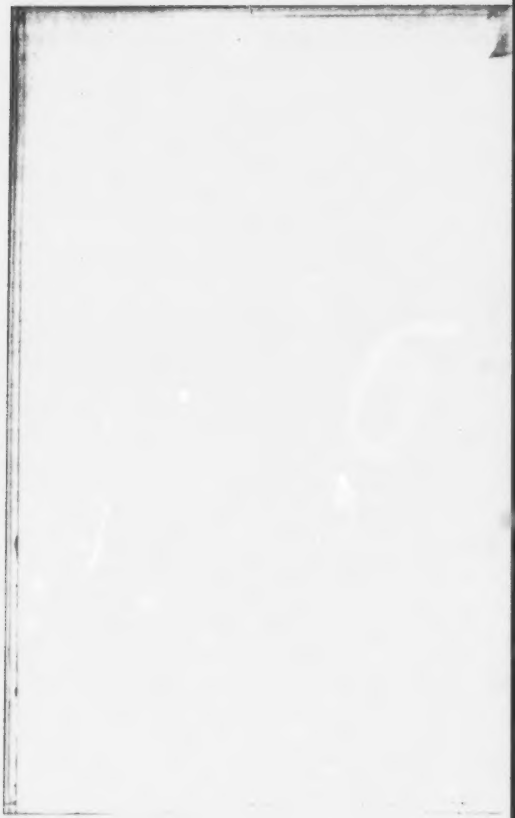

Vorbemerkung des Herausgebers.

Während Goethe in den vorangehenden Aufsätzen, selbst in dem über Laokoon, mehr seine allgemeinen Ansichten über Kunst entwickelt, als einzelne Kunstwerke einer Kritik oder Deutung unterworfen hat, stellte er sich in einzelnen Fällen auch speziellere Aufgaben, wie zunächst in dieser und in der folgenden Abhandlung.

Polygnot aus Thasos, dessen Geburts- und Todesjahr sich nicht sicher bestimmen lassen, wie auch über seine Lebensverhältnisse manche Unklarheit herrscht, ist in Delphi, Thespiä und Athen als Maler thätig gewesen. Zu seinen Hauptwerken gehörten jedenfalls die Gemälde in der Lesche der Knidier zu Delphi, ferner in Athen die Scene aus dem Trojanischen Kriege, welche das Gericht der Heerführer über den Ajax, Sohn des Oileus, darstellt, sowie die Bilder im Tempel des Theseus und dem der Dioskuren. Daraus ergiebt sich die Zeit von 469—449 v. Chr. als die seiner hauptsächlichsten Wirksamkeit; denn in dem erstgenannten Jahre starb Simonides, welcher noch nachstehendes, von Pausanias aufbehaltenes Epigramm auf die Bilder in der Lesche gemacht haben soll:

Polygnot, des Aglaophon Sohn, in Thasos geboren,
Malte, wie einst die Burg Ilion's wurde zerstört.

Im Jahre 449 starb Cimon, auf dessen Anregung Polygnot die meisten seiner zu öffentlichem Schmucke bestimmten Bilder gemalt hatte.

Von jenen Gemälden in der Lesche zu Delphi nun gab Pausanias in seiner Reise durch Griechenland (Buch 10, Kap. 25 bis 31) eine ausführliche Beschreibung, die sowol zu den verschiedenartigsten Interpretationen als auch zu Versuchen, die Bilder wiederherzustellen, Anlaß gegeben hat. Wie abweichend die ersteren oft ausgefallen sind, wird sich später bei Gelegenheit einzelner Stellen zeigen; in Beziehung auf die letztern ist zuerst das Unternehmen des Grafen Caylus zu erwähnen, der durch den jungen Maler Lorrain eine solche Restauration versuchen ließ, dann das der Brüder Franz und Johannes Riepenhausen aus Göttingen.

Diese hatten zu der Weimarischen Kunstausstellung von 1803 zwölf Zeichnungen eingesendet, welche einen Theil der Gemälde Polygnot's, die Eroberung von Troja und die Abreise der Griechen, darstellten. Das Urtheil, welches die Weimarischen Kunstfreunde über diese Leistung fällten und das im letzten Abschnitt dieses Bandes noch mitgetheilt werden wird, lautete eigentlich nicht besonders günstig. Nur der Gedanke der Wiederherstellung jener Gemälde wird als glücklich bezeichnet, an der Ausführung wird Einiges gelobt, Vieles getadelt. (S. Jenaische Allgemeine Literatur-Zeitung von 1804 in der Beilage zum ersten Quartal, überschrieben: „Weimarische Kunstausstellung vom Jahre 1803 und Preisaufgabe für das Jahr 1804", S. VII.) —

Hiermit hatten sich indessen die Weimarischen Kunstfreunde nicht begnügt; sie fühlten sich vielmehr angeregt, die betreffenden Kapitel des Pausanias selbst durchzugehen und die Resultate ihrer Untersuchungen zu veröffentlichen. Dies geschah in dem nachfolgenden besonderen Aufsatze, welcher in derselben eben citirten Beilage zur Jenaischen Allgemeinen Literatur-Zeitung (S. IX—XXIII) veröffentlicht wurde und an dem zwar Meyer sachlichen Antheil hat, der aber von Goethe verfaßt ist. Zwar spricht Dieser in den „Tag- und Jahresheften" von 1803 bei der Erwähnung seiner Beschäftigung mit Polygnot seine Autorschaft nicht deutlich aus; aber dieselbe geht aus den Briefen an Schiller vom 27. November und vom 2. Dezember jenes Jahres hervor, wie denn auch auf den Umstand Gewicht zu legen ist, daß die Herausgeber von Goethe's nachgelassenen Werken, indem sie den fraglichen Aufsatz noch in Goethe's Todesjahr mittheilten, sicher nur der von ihm selbst gegebenen Anordnung folgten.

Mit dieser Arbeit nun hörte allerdings die Theilnahme der W. K. F. für Polygnot nicht auf; aber an allem Späteren,*)

*) I. Beurtheilung folgender Werke: 1) Gemälde des Polygnotus in der Lesche zu Delphi, nach der Beschreibung des Pausanias gezeichnet von F. und J. Riepenhausen. 2) Erläuterung des Polygnotischen Gemäldes auf der rechten Seite der Lesche zu Delphi, von Fr. und Joh. Riepenhausen. 1805. Göttingen bei Dieterich. (Nr. 144 der Jen. A. Lit.-Ztg. von 1805.) Unterzeichnet W. K. F.

II. Ueber Polygnot's Gemälde auf der rechten Seite der Lesche zu Delphi mit Beziehung auf die von Fr. und Joh. Riepenhausen entworfenen Umrisse und Erläuterung derselben. Unterzeichnet: Weimar den 1. Juli 1805. W. K. F. (Jen. A. Lit.-Ztg. von 1805, Seite I—IV der Beilage zum Monat August.)

III. Peintures de Polygnote dans la Lesche de Delphe par Riepenhausen. (Ueber Kunst und Alterthum, VI. Bandes 2. Heft. 1828. S. 287—294.) Im Inhalts-Verzeichnisse wird Meyer als Verfasser genannt.

was von ihnen über diesen Maler veröffentlicht wurde, hat Meyer mehr Antheil als Goethe, worüber Bericht und Nachweis dem letzten Abschnitt dieses Theils vorbehalten bleiben.

Es kann übrigens kein Zweifel darüber obwalten, daß auch Goethe's Arbeit nur ein Versuch ist, eine schwierige Aufgabe zu lösen; die Genauigkeit der philologischen Interpretation, welche die Grundlage für das Ganze bilden muß, war nicht von ihm zu erwarten, und so wird mit Recht getadelt (Die Gemälde des Polygnotos in der Lesche zu Delphi, erläutert von O. Jahn. 1841. S. 54), daß Goethe, z. B. bei dem „Besuche des Odysseus in der Unterwelt" (S. 250), den Pausanias auf einige Zeit vergessend, seinen eigenen Ansichten Folge giebt. Demnach sind denn auch nicht wenige Einzelheiten in der Auffassung unrichtig oder bedenklich, und es weichen die Schlußresultate, wie sie in den beigegebenen Tabellen vorliegen, wesentlich von denen ab, zu welchen Böttiger, Siebelis in seinem Kommentar zu Pausanias, F. G. Welcker, O. Müller und vor Allem O. Jahn in seiner obengenannten Schrift gekommen sind.

Polygnot's Gemälde

in der Lesche zu Delphi.

Nach der Beschreibung des Pausanias restaurirt von den Gebrüdern Riepenhausen.

Bleistiftumrisse auf weißem Papier. Zwölf Blätter.

Die unwiderstehliche Begierde nach unmittelbarem Anschauen, die in dem Menschen durch Nachrichten von entfernten Gegenständen erregt wird, das Bedürfniß, allem demjenigen, was wir geistiger Weise gewahr werden, auch ein sinnliches Bild unterzulegen, sind ein Beweis der Tüchtigkeit unserer Natur, die das Einseitige fliebt und immerfort das Innere durchs Aeußere, das Aeußere durchs Innere zu ergänzen strebt.

Wenn wir daher Dem einen Dank wissen, der uns Gegenstände der Kunst und Natur, denen wir in der Wirklichkeit nicht begegnen würden, durch Nachahmung vor die Augen bringt, so haben Andere allerdings auf unsere Erkenntlichkeit größern Anspruch, die bemüht sind, verlorene Monumente wiederherzustellen und so unterrichtet als geistreich nach geringen Andeutungen das Zerstörte in einem gewissen Grade wieder zu beleben.

Einen solchen Dank bringen wir zunächst den oben genannten trefflichen Künstlern, die uns durch ihre zwölf nach der Beschreibung des Pausanias entworfenen Zeichnungen in den Stand setzen, von den längst untergegangenen Gemälden des Polygnot in der Lesche zu Delphi eine Art Anschauung zu gewinnen, so wie sie uns zugleich Veranlassung geben, unsre Gedanken über jene bedeutenden Werke des Alterthums im Nachstehenden mitzutheilen.

Einleitendes
über
Polygnot's Gemälde
in der Lesche zu Delphi.

An diesem Versammlungsorte, einem Portikus, den man um einen länglich viereckten Hof herumgezogen und nach innen zu offen denken kann, fanden sich, noch zu Pausanias' Zeiten wohl erhalten, einige Werke Polygnot's.

Das an der rechten Seite befindliche Gemälde bestand aus zwei Abtheilungen, wovon die eine der Eroberung Troja's, die andere nach unserer Ueberzeugung der Verherrlichung Helena's gewidmet war.

Die Bildung der Gruppen aus einzelnen Figuren, ihre Zusammenstellung unter sich sowie die Nachbarschaft beider Vorstellungen kann unsere erste Tafel vergegenwärtigen.

Pausanias beschreibt das Ganze von der Rechten zur Linken, so wie die Gruppen dem Hereintretenden und an dem Bilde Hergehenden vor die Augen kamen, in welcher Ordnung sie auch nun von uns mit Nummern bezeichnet worden, obgleich eine andere Betrachtungsweise, die wir in der Folge darlegen werden, stattfinden möchte.

Zur Linken sah man ein einzelnes großes Bild, den Besuch des Odysseus in der Unterwelt vorstellend.

Wir nehmen an, daß Pausanias nach Beschreibung der beiden oben gemeldeten Bilder auf der rechten Seite wieder zum Eingange zurückgekehrt sei, sich auf die linke Seite des Gebäudes gewendet und das daselbst befindliche Gemälde von

der Linken zur Rechten beschrieben habe, wie es denn auch auf unserer zweiten Tafel vorgestellt ist.

Wir ersuchen unsere Leser, sich zuerst mit dieser unserer Darstellung sowie mit der Beschreibung des Pausanias, die wir im Auszuge liefern, bekannt zu machen, ehe sie zu unsern Muthmaßungen übergeben, wodurch wir den Sinn dieser Kunstwerke anzudeuten gedenken.

Dabei werden sie durchaus im Auge behalten, daß die Gruppen keineswegs perspektivisch, sondern nach Art damaliger Kunst neben, über und unter einander, jedoch nicht ohne Weisheit und Absicht, gestellt gewesen.

Gemälde auf der

Erste Tafel.

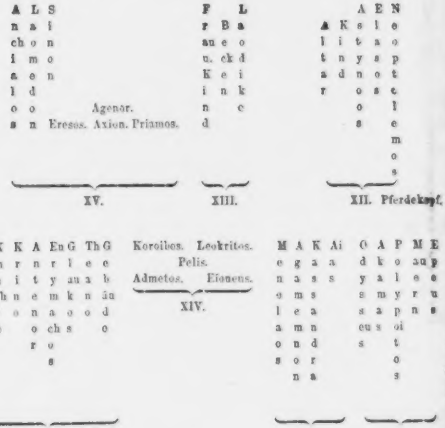

Eroberung von Troja.

XVII.

Epigrammatisch.

rechten Seite der Lesche.

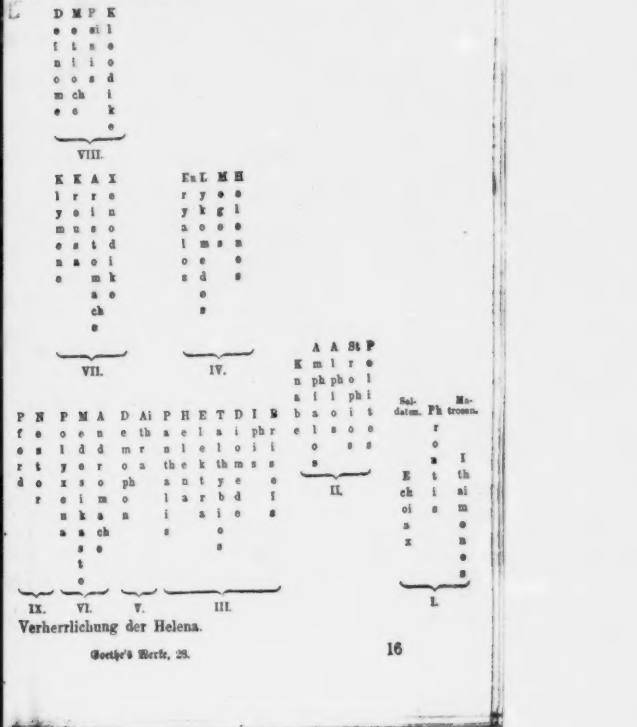

Verherrlichung der Helena.

Nach dem Pausanias.

I. Eroberung von Troja.

X.

Epeus,[1]) nackend vorgestellt, wirft die Mauern von Troja nieder. Das berühmte hölzerne Pferd ragt mit seinem Haupte über dieselben hervor.

Polypoites, Sohn des Peirithoos, hat das Haupt mit einer Art von Binde umwunden. Akamas,[2]) Sohn des Theseus, ist neben ihm. Odysseus steht in seinem Harnisch.

XI.

Aias, Sohn des Oileus, hält sein Schild und naht sich dem Altar als im Schwur begriffen,[3]) daß er Kassandren wider Willen der Göttin entführen wolle.

Kassandra sitzt auf der Erde vor der Statue der Pallas; sie hält das Bild umfaßt, welches sie von dem Fußgestelle hob, als Aias sie, die Schutzflehende, wegriß.

Die zwei Söhne des Atreus sind auch gehelmt, und überdies hat Menelaos den Schild, worauf man jenen Drachen sieht, der bei dem Opfer zu Aulis als ein Wunderzeichen[4]) erschien. Die Atreiden scheinen den Aias abhalten zu wollen.

---

[1]) Der Erbauer des hölzernen Pferdes (Virg. Aen., II. 264).

[2]) Die Zusammenstellung Beider, von denen in der Ilias nur der Erste (II. 741) vorkommt (die dort Akamas Genannten stehen in keiner Beziehung zu Peirithoos), erinnert an die sprichwörtliche Freundschaft der Väter. Uebrigens werden nach neuerer Erklärung (z. B. O. Jahn, S. 11) die Symbole Beider, die Binde (ταινία) des Einen im Gegensatze zu dem Helme des Andern, als erotische Zeichen aufgefaßt.

[3]) Anders neuere Erklärer: „Ajax sucht sich vor Agamemnon und Menelaos durch einen Meineid von der Beschuldigung zu reinigen, daß er sich am Bilde der Athene vergriffen habe, als er Kassandra von den Stufen des Altars riß.

[4]) Vgl. Ilias, II. 308 ff.

XII.

Gegen jenem Pferd über verscheidet Elasos[1]) unter den Streichen des Neoptolemos; er ist sterbend vorgestellt. Astynoos[2]) kniet, nach ihm haut Neoptolemos. Dieser ist der Einzige auf dem Bilde, der die Trojaner noch verfolgt.

Ferner ist ein Altar gemalt, wohin sich ein furchtsames Kind flüchtet. Auf dem Altar liegt ein Harnisch, wie man sie vor Alters trug, aus einem Vorder- und Hintertheil zusammengesetzt und durch Spangen befestigt.

XIII.

Laodike[3]) steht jenseit des Altares; sie befindet sich nicht unter der Zahl der Gefangenen. Neben ihr ein kupfernes Becken auf einem steinernen Fußgestell.

Medusa, eine Tochter Priamos', liegt an dem Boden und umfaßt es mit beiden Armen.

Daneben seht Ihr eine alte Frau mit geschorenem Kopf, ein Kind auf ihren Knieen haltend, welches furchtsam seine Augen mit den Händen bedeckt.

XIV.

Der Maler hat nachher todte Körper vorgestellt. Der Erste, den man erblickt, ist Pelis,[4]) ausgezogen und auf dem Rücken liegend. Unter ihm liegen Eioneus und Admetos, welche noch gebarnischt sind; höher seht Ihr Andere. Leokritos, Sohn des Polydamas, liegt unter dem Becken.

Ueber Eioneus und Admetos sieht man den Körper des Koroibos, der um Kassandra freite.

---

[1]) Ein Trojaner dieses Namens, der aber schon durch Patroklos seinen Tod findet, wird in der Ilias (XVI. 696) erwähnt.

[2]) Zwei dieses Namens finden sich in der Ilias; der Eine (V. 144) wird von Diomedes getödtet, der Andere (XV. 455) unterstützt den Polydamas im Kampfe.

[3]) Die schönste von Priamos' Töchtern, Gattin des Helikaon, Antenor's Sohn; — Medusa wird bei Homer nicht erwähnt, wohl aber von Späteren, wie Hieronymos, Apollodor u. s. w.

[4]) Von den hier Genannten ist Niemand Homerisch, weder Pelis, noch Eioneus, — denn der in der Ilias (VII. 11) erwähnte Eioneus wird schon von Hektor getödtet, — noch Admetos und der nur aus Pausanias bekannte Leokritos, noch endlich der Phrygier Koroibos, der weil in dem „Rhesos" des Euripides zuerst vorkommt. Der Letztere wurde je nach verschiedenen Angaben entweder von Neoptolemos oder Diomedes getödtet.

XV.

Ueber ihm bemerkt man die Körper des Priamos, Arion und Agenor.[1])

Ferner seht Ihr Sinon,[2]) den Gefährten des Odysseus, und Anchialos, welche die Leiche des Laomedon wegtragen.

XVI.

Vor der Wohnung des Antenor zeigt sich eine Leopardenhaut[3]) als ein Schutzzeichen, daß die Griechen dieses Haus zu verschonen haben.

Theano[4]) wird auch mit ihren beiden Söhnen, Glaukos und Eurymachos, vorgestellt. Der Erste sitzt auf einem Harnisch von der alten Art, der Zweite auf einem Stein. Neben Diesem sieht man Antenor mit Krino, seiner Tochter, welche ein Kind in den Armen hält.

Der Maler hat allen diesen Figuren solche Mienen und Geberden gegeben, wie man sie von Personen erwartet, welche von Schmerz gebeugt sind.

An der Seite sieht man Diener, die einen Esel mit Körben beladen und sie mit Vorräthen anfüllen. Ein Kind sitzt auf dem Thiere.[5])

---

[1]) Der Erste nach Angabe des Kyklikers Lesches ein Sohn des Priamos, der von Eurypylos, Sohn des Euämon (Ilias, II. 736), getödtet sei; — Agenor, ein Sohn des Antenor (Ilias, XI. 59), fiel durch Neoptolemos.

[2]) Die hier genannten Personen, Sinon, den aus der Aeneis bekannten Gefährten des Odysseus, zugleich auch als Enkel des Autolykos (Odyss. XIX. 394) sein Verwandter, ferner den Anchialos (einen dieses Namens tödtet Hektor, Ilias, V. 609) und vollends den Laomedon, der weder mit dem Vater des Priamos noch mit dem Sohne des Herakles identisch sein kann, wußte schon Pausanias nicht zusammenzureimen. Dieser erwähnt außerdem noch einen hier ausgelassenen „Ereos", von dem er aber auch keine Kunde hat.

[3]) Dies war das mit den Griechen verabredete Zeichen; sie schützen Antenor, weil er ihre Gesandten gastfreundlich aufgenommen hatte (Ilias, III. 203).

[4]) Es ist die Familie des Antenor, die dargestellt wird. Er selbst ist Sohn des auch in der Ilias erwähnten Aisyetes; Theano, seine Gattin, ist Schwester der Hekuba. — Als seine Söhne werden abweichend von dieser Stelle in der Ilias (XI. 59) Polybos, Agenor und Akamas genannt.

[5]) Auf dem letzten Bilde stand die oben (S. 233) erwähnte Inschrift des Simonides.

II. Verherrlichung der Helena.

I.

Hier wird Alles für Menelaos' Rückkehr bereitet. Man sieht ein Schiff; die Bootsleute sind untermischt Männer und Kinder.

In der Mitte steht Phrontis,[1]) der Steuermann, die Fährstangen bereit haltend.

Unter ihm bringt Ithaimenes ein Kleid, und Echoiax steigt mit einem ehernen Wassergefäß die Schiffstreppe hinab.

II.

Auf dem Lande nicht weit vom Schiffe sind Polites, Strophios und Alphios beschäftigt, das Gezelt des Menelaos abzubrechen.

Amphialos bricht ein anderes ab.

Zu den Füßen des Amphialos sitzt ein Kind, ohne Namensbeischrift.

Phrontis ist der Einzige, der einen Bart hat.

III.

Dann steht Briseis,[2]) etwas höher Diomede und Ipbis zunächst, Beide, als wenn sie die Schönheit Helenens bewunderten.

Helena sitzt; bei ihr steht ein junger Mann, wahrscheinlich Eurybates, der Herold des Odysseus, zwar unbärtig.

Helena hat ihre zwei Frauen neben sich, Panthalis und Elektra; die Erste steht bei ihr, die Andere bindet ihr die Schuhe.

---

[1]) Der Steuermann des Menelaos schon in der Odyssee (III. 282 ff.); alle sonst in diesem und dem folgenden Bilde vorkommenden Namen, meint Pausanias, hätte Polygnot erfunden.

[2]) Außer der allbekannten Tochter des Briseus, die Agamemnon dem Achilles raubte, zuerst Diomede aus Lesbos, Tochter des Phorbas (Ilias, IX. 664 ff.); (sämmtliche Texte dieses Aufsatzes haben hier Diomedes, so daß unwillkürlich die Vorstellung einer neuen Ilias erwacht, wenn auch Dieser durch die Reize Helena's gewonnen würde); — Ipbis aus Skyros, einer Stadt in Klein-Phrygien, hatte Achill früher dem Patroklos geschenkt (Ilias, IX. 667). — Panthalis und Elektra kommen in der Ilias nicht als Dienerinnen der Helena vor. — Eurybates wird sowol ein Herold des Odysseus wie des Agamemnon genannt (Ilias, I. 320, und Odyss., XIX. 247).

IV.

Ueber ihr sitzt ein Mann, in Purpur gekleidet, sehr traurig; es ist Helenos,[1]) der Sohn des Priamos. Neben ihm steht Meges mit verwundetem Arm; neben Diesem Lykomedes, am Gelenke der Hand, am Kopfe und an der Ferse verwundet. Auch Eurypalos hat zwei Wunden, eine am Kopfe, eine am Handgelenke.

Alle diese Figuren befinden sich über der Helena.

V.

Neben ihr sieht man Aithra,[2]) die Mutter des Theseus, mit geschornem Haupte als Zeichen der Knechtschaft, und Demophon, den Sohn des Theseus, in nachdenklicher Stellung. Wahrscheinlich überlegt er, wie er Aithra in Freiheit setzen will. Er hatte den Agamemnon darum gebeten, der es ohne Beistimmung der Helena nicht gewähren wollte. Vermuthlich steht Eurybates bei Helena, diesen Auftrag auszurichten.

VI.

Auf derselben Linie sieht man gefangene, höchst betrübte Trojanerinnen. Andromache, ihren Sohn am Busen, auch Medesikaste,[3]) eine natürliche Tochter des Priamos, an Imbrios verheirathet. Diese beiden Fürstinnen sind verschleiert.

Darauf folgt Polyxena, ihr Haar hinten aufgeknüpft, nach Art junger Personen.

---

[1]) Helenos hatte den Griechen die Mittel verrathen müssen, um Troja zu erobern. Nach einer andern Ueberlieferung war er erzürnt, daß nicht ihm nach Paris' Tode die Helena zugefallen war, sondern dem Deiphobos; Meges soll auch ein Freier der Helena gewesen sein. Auch Lykomedes ist Troischer Heerführer (Ilias, IX. 84), Eurypalos dagegen Grieche, Sohn des Mestheus und Anführer unter Diomedes (Ilias, II. 565 ff., u. XXIII. 677 ff.).

[2]) Sie war der Helena, nachdem diese von ihren Brüdern befreit war, als Sklavin nach Troja gefolgt, bei der Eroberung der Stadt in das griechische Lager geflüchtet und dort von ihren Enkeln Demophon und Akamas erkannt worden. Der Letztere, bereits auf Nr. X (S. 242) verwendet, fehlt hier. Es kann übrigens kaum zweifelhaft sein, daß dies Bild mit dem vorigen eine Gruppe ausmachte.

[3]) S. Ilias, XIII. 173; Polyxena, die nach Apollodor auf Achill's Grabhügel geopfert wurde, ist noch nicht Homerisch.

IX.

Neſtor ſteht zunächſt; er hat einen Hut auf dem Kopf und eine Pike in der Hand.[1]) Sein Pferd iſt bei ihm, das ſich auf dem Ufer wälzen möchte.

Man erkennt das Ufer an kleinen Kieſeln um das Pferd her; ſonſt bemerkt man nichts, was die Nachbarſchaft des Meers bezeichnete.

VII.

Ueber jenen Frauen, die ſich zwiſchen Neſtor und Aithra befinden, ſieht man vier andere Gefangene: Klymene, Kreuſa, Ariſtomache und Xenodike.[2])

VIII.

Ueber ihnen befinden ſich abermals vier Gefangene, auf einem Bette: Deinome, Metioche, Peiſis und Kleodike.[3])

---

[1]) Alſo in der Tracht der Reiſenden, da er mit Menelaos im Begriff iſt, abzufahren, während die übrigen Heerführer noch bleiben.

[2]) Die Erſte nicht die Dienerin der Helena (Ilias, III. 144), ſondern die von Steſichoros in der „Iliuperſis" als Gefangene erwähnte; Kreuſa, Gattin des Aeneas, nach Apollodor, Virgil u. A., während dieſelbe bei Lykophr und in den „Kyprien" Eurydike heißt; Ariſtomache iſt nach den „Nostoi" Tochter des Priamos und Gattin des Kritolaos, der ſeinerſeits Sohn des in der Ilias (III. 147, und XX. 238) erwähnten Hiketaon iſt; über Xenodike giebt auch Pauſanias keine Auskunft.

[3]) Nur der erſte Name wird in der „Kleinen Ilias" erwähnt, die andern ſcheinen von Polygnot erfunden zu ſein.

Zweite Tafel. Gemälde auf der

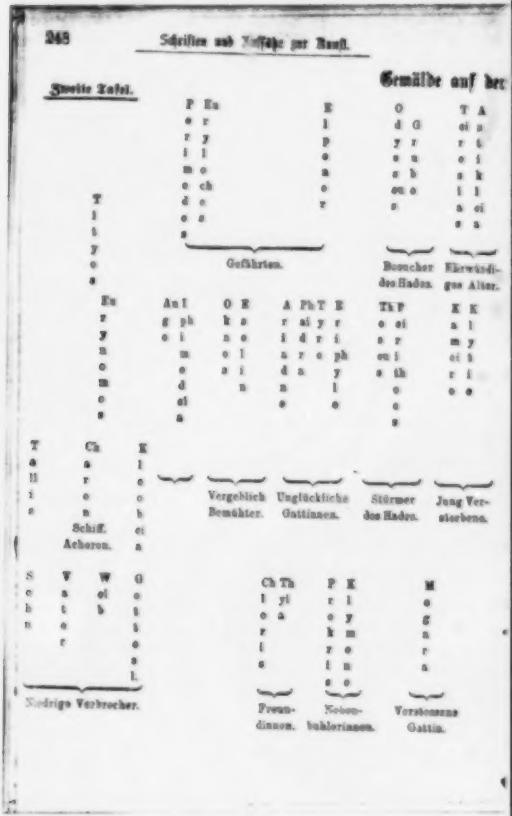

linken Zeile der Lesche.

Phokaier. Laodike. Iphimedeia. Antiope. Autolykos. Autonoe.

Kallisto. Nauplios. Periklymenos.

Nausikaa. Melanippos. Sinon. Fides. Simonides. Phokos.

Liebende.

Antiklos. Antilochos. Palamedes. Nestor. Thersites. Odysseus. Achilleus. Patroklos.

Griechen, Freunde Odysseus'.

Aias. Palamedes. Thersites. Aias. Meleagros. Meleagros. Atalante. Meleagros.

Griechen, Feinde Odysseus'.

Warner. Tydeus. Gefan. Tantalos. Ixion. Sisyphos.

Vergeblich Bemühte.

Orpheus. Polymnestos. Sokrates. Pindaros. Thamyris. Amphion. Orpheus.

Dichter. Sänger.

Hektor. Memnon. Sarpedon. Priamos. Panthoites. Polites. Eilaos.

Trojaner.

Lehrer. Schüler.

Besuch des Odysseus in der Unterwelt.[1])

Hier sieht man den Acheron, schilficht, und Schatten von Fischen im Wasser. In einem Schiffe ist der greise Fährmann[2]) mit den Rudern abgebildet.

Die im Fahrzeug Sitzenden sind keine berühmten Personen.[3]) Tellis,[4]) ein reifender Knabe, und Kleobοia,[5]) noch Jungfrau. Diese hält ein Kästchen auf den Knieen, wie man sie der Demeter zu widmen pflegt.

Unter Charon's Nachen wird ein vatermörderischer Sohn von seinem eigenen Vater erdrosselt.

Zunächst wird ein Tempelräuber gestraft. Das Weib, dem er überliefert ist, scheint sowol jede Arzneimittel als alle Gifte, mit denen man die Menschen schmerzlich tödtet, sehr wohl zu kennen.

Ueber diesen Benannten sieht man den Eurynomes,[6]) welcher unter die Götter der Unterwelt gezählt wird. Man sagt, er verzehre das Fleisch der Todten und lasse nur die Knochen übrig. Hier ist er schwarzblau vorgestellt. Er zeigt die Zähne und sitzt auf dem Felle eines Raubthiers.

Zunächst sieht man die Arkadierin Auge[7]) und Iphimedeia.[8])

---

[1]) Das XI. Buch der Odyssee ist zwar von Polygnot auch benutzt, aber zahlreiche spätere Dichtungen sind hinzugenommen, so die „Minyas".

[2]) Der nicht Homerische Charon.

[3]) Im Texte „οὐκ ἐπιφανεῖς ... εἰσὶν οἷς προσήκουσε" (man ist nicht ihres Geschlechtes, ihrer Abstammung sicher).

[4]) Von ihm stammte, wie Pausanias gehört hatte, der Dichter Archilochos im dritten Gliede ab.

[5]) Sie soll den Mysteriendienst der Demeter zuerst nach Thasos gebracht haben.

[6]) Dieser „Dämon der Verwesung", wie ihn Jahn (S. 26) nennt, wurde den Pausanias erst durch die Lokalinterpreten in Delphi bekannt.

[7]) Tochter des Königs Aleos von Tegea, Mutter des Telephos, dann Gattin des Teuthras, Königs in Mysien, deren Geschick vielfach von den alten Tragikern behandelt worden ist.

[8]) Vgl. Odyss., XI. 305 ff. Sie war Gattin des Aloeus und von Poseidon Mutter zweier gigantenhafter Söhne, des Otos und Ephialtes.

Die Erste hat unter allen Weibern, welche Herkules erkannt, den vaterähnlichsten Sohn geboren. Der Zweiten aber hat Mylasa, eine Stadt in Karien, große Verehrung erwiesen.

Höher als die erwähnten Figuren sieht man die Gesellen des Odysseus, Perimedes und Eurylochos,[1] welche schwarze Widder zum Opfer bringen.

Zunächst sitzt ein Mann, mit dem Namen Oknos bezeichnet; er flicht einen Strick aus Schilf; dabei steht eine Eselin, die das, was er flicht, sogleich aufzehrt.[2]

Nun sieht man auch den Tityos, dergestalt abgebildet, daß er nicht mehr Strafe zu leiden,[3] sondern durch die langwierige Strafe verzehrt zu sein scheint; denn es ist ein dunkelnder Schatten.

Zunächst bei Oknos findet sich Ariadne, die auf einem Felsen sitzt und ihre Schwester Phaidra ansieht.[4] Diese schwebt an einem Strick, welchen sie mit beiden Händen hält.

Unter Phaidra ruht Chloris auf den Knieen der Thyia.[5] Man glaubt in ihnen zwei zärtliche Freundinnen zu sehen.

Neben Thyia steht Prokris,[6] die Tochter des Erechtheus, und nachher Klymene, die ihr den Rücken kehrt.

Weiterhin sehet Ihr Megara von Theben,[7] die verstoßene Frau des Herkules.

Ueber dem Haupte dieser Weiber sitzt auf einem Stein die Tochter Salmoneus', Tyro.[8]

---

[1] Vgl. Odyss., XI. 23.

[2] Pausanias erklärt dies Bild als eine Art Allegorie: der rastlos arbeitende und erwerbende Mann und die Alles verschwendende Frau. Er beweist es mit dem sprichwörtlichen Ausdruck „das Seil des Oknos flechten" (*Ὄκνου τὴν βόμμυγα συνάγειν*), der von Denjenigen gebraucht wurde, die etwas ohne Nutzen thun. Nicht ganz so deutet Goethe S. 264.

[3] Also abweichend von Odyss., XI. 576 ff.

[4] Vgl. Odyss., XI. 321. Ariadne ist vom Theseus verlassen; die Darstellung der Phaidra deutet auf die Art ihres Selbstmordes hin.

[5] Chloris Gattin des Neleus, die Andere aus Orchomenos, Geliebte des Poseidon.

[6] Diese und Klymene waren nach einander Frauen des Kephalos, Sohn des Deion, daher ihre in der Stellung ausgedrückte Feindseligkeit. Man vgl. auch Odyss., XI. 321 und 326.

[7] Tochter des Königs Kreon. Vgl. Odyss., XI. 269.

[8] Aus dem Geschlecht des Aeolus, dessen Sohn sowol ihr Vater als ihr Gatte Kretheus war.

Zunächst steht Eriphyle,[1]) welche die Fingerspitzen durchs Gewand am Halse hervorzeigt, wobei man in den Falten das berüchtigte Halsband vermuthen kann.

Ueber der Eriphyle ist Elpenor,[2]) in einem geflochtenen Bastkleide, wie es die Schiffer tragen, dann Odysseus, kauernd, der das Schwert über der Grube hält; zu dieser tritt der Wahrsager Teiresias; hinter demselben sitzt Antikleia, die Mutter des Odysseus.

Unter dem Odysseus sitzen Theseus und Peirithoos auf Thronen, auf denen sie durch unsichtbare Macht festgehalten werden.[3]) Theseus hat die Schwerter Beider in Händen. Peirithoos sieht auf die Schwerter.

Sodann sind die Töchter des Pandaros[4]) gemalt, Kameiro und Klytie, mit Blumenkränzen geziert und mit Knöchelchen spielend.

Dann sieht man den Antilochos, der, mit einem Fuß auf einen Stein tretend, Gesicht und Haupt mit beiden Händen hält.[5])

Zunächst steht Agamemnon, der die linke Schulter mit einem Zepter unterstützt, in Händen aber eine Ruthe trägt.

Protesilaos,[6]) sitzend, betrachtet den gleichfalls sitzenden Achilleus. Ueber dem Achilleus steht Patroklos. Alle sind unbärtig, außer Agamemnon.

Höher ist Phokos[7]) gemalt, unmündigen Alters, mit einem

---

[1]) Gemahlin des Amphiaraos, der vor Theben durch ihre Schuld fiel, nachdem sie von Polyneikes bestochen war. Gegenstand verschiedener Tragödien. Man vgl. auch Odyss. XI. 326 ff.

[2]) Uebereinstimmend mit dem Berichte der Odyssee.

[3]) Nach der gewöhnlichen Sage, der aber Polygnot nicht unbedingt folgt, waren sie an ihren Thronen festgewachsen.

[4]) Man vgl. die liebliche Erzählung, wie sie als Waisen von den Göttern erzogen, dann aber der Erde entrissen werden (Odyss. XX. 66 ff.); auch Pausanias giebt dieselbe fast wörtlich wieder.

[5]) Nach Jahn (S. 30) ist Antilochos zu denken, wie er dem Achilles die Botschaft vom Tode des Patroklos bringt (Ilias, XVIII. 18 ff.).

[6]) Anführer der Thessaler vor Troja (Ilias, II. 698), der als der erste der Griechen von einem Dardaner getödtet wurde, als er aus dem Schiffe sprang.

[7]) Phokos, der Sohn des Aiakos war nach Phokis verbannt und hatte dort die Liebe des Jasios gewonnen; darauf ward der ins Vaterland heimgekehrte Jüngling durch den Verrath seines Bruders Peleus getödtet. Ihre Freundschaft zu bezeichnen, war Jasios dargestellt, wie er einen Ring von Finger des Phokos zog, um ihn zu besehen, einen Ring, welchen Jener ihm einst mit andern Gaben als Liebespfand geschenkt hatte (Jahn, S. 30).

Siegelring an der linken Hand, die er dem Jaseus hinreicht, welcher den Ring betrachtet und ihn abzunehmen im Begriff ist.

Ueber Diesen sitzt Maira[1]) auf einem Stein, die Tochter des Proitos.

Zunächst sitzt Alkaion[2]) und seine Mutter Autonoë, auf einem Hirschfelle. Sie halten ein Hirschkalb. Auch liegt ein Jagdhund bei ihnen.

Kehrst Du nun zu den untern Theilen des Bildes wieder Deine Augen, so siehst Du nach dem Patroklos den Orpheus auf dem Rücken eines Grabmals sitzen. Mit der Linken berührt er die Zither, mit der andern die Zweige einer Weide, an die er sich lehnt. Er ist griechisch gekleidet; weder sein Gewand noch sein Haupthschmuck hat irgend etwas Thrazisches. An der entgegengesetzten Seite des Baums lehnt Promedon,[2]) der nach Einigen die Sänger überhaupt, besonders aber den Orpheus zu hören Freude gehabt.

In diesem Theile des Bildes ist auch Schedios,[4]) der die Phozenser nach Troja führte, nach ihm Pelias, auf einem Throne sitzend, mit grauem Bart und Haupthaar. Dieser betrachtet den Orpheus. Schedios hält einen kleinen Dolch und ist mit Gras bekränzt.

Nächst dem Pelias sitzt Thamyris,[5]) des Augenlichtes beraubt, kümmerlichen Ansehens, mit starkem Haupt- und Barthaar. Vor seinen Füßen liegt die Leyer, mit zerbrochenen Hörnern und zerrissenen Saiten.

Etwas höher sitzt Marsyas,[6]) welcher den Olympos, einen reifenden Knaben, die Flöte behandeln lehrt.

---

[1]) Vermuthlich identisch mit der Homerischen Maira (Odyss., XI. 326), die von Zeus den Lokros gebar, aber von der erzürnten Artemis, in deren Gefolge sie gewesen, mit einem Pfeil getödtet wurde.

[2]) Beide hier beisammen und in der Nähe der Maira als Frevler gegen die Artemis. Am Bekanntesten die Erzählung bei Ovid, Metamorph., III. 155 ff.

[3]) Nach Einigen eine von Polygnot erfundene Person, nach Andern ein wirklicher und eifriger Hörer des Orpheus.

[4]) Vgl. Ilias, II. 517. Das „Gras" (ἄγρωστις) hat man bis jetzt nicht mit Sicherheit gedeutet. Auch warum Pelias, der greise König von Jolkos, als Zuhörer des Orpheus erscheint, ist nicht klar.

[5]) Vgl. Ilias, II. 595 ff. Es ist der alte thrazische Sänger, der, weil er sich vermaß, mit den Musen zu wetteifern, des Augenlichts und der Gesangeskunst beraubt wurde. Hier bildet er offenbar den Gegensatz zu Orpheus.

[6]) Es läge dem Zusammenhange nach nahe, ihn als Frevler gegen Apollo aufgefaßt zu sehen, doch scheint er nach Pausanias nur als Repräsentant des Flötenspiels dargestellt zu sein.

Wendest Du wieder Deine Augen nach dem obern Theile des Gemäldes, so folgt auf Aktaion der Salaminische Aias; sodann Palamedes und Thersites, mit Würfeln spielend. Der andere Aias steht zu. Dieser hat das Ansehen eines schiffbrüchigen, mit schäumender Meeresfluth besprengten Mannes.[1])

Etwas höher als Aias steht des Oineus Sohn, Meleager, und scheint Jenen anzusehen. Alle haben Bärte, der einzige Palamedes ist ohne Bart.

Zu unterst auf der Tafel hinter Thamyris sitzt Hektor und hält mit beiden Händen das linke Knie umschlossen, sehr traurig von Ansehen.

Nach Hektor sitzt Memnon,[2]) auf einem Steine, zunächst Sarpedon, welcher sein Gesicht in beide Hände verbirgt. Auf seiner Schulter liegt die eine Hand Memnon's, in dessen Kleid Vögel gewirkt sind. Zunächst bei Memnon steht ein äthiopischer Knabe.

Ueber Sarpedon und Memnon steht Paris, sehr jugendlich abgebildet; er schlägt in die Hände. Durch dieses Zeichen, wie es die Landleute geben, will er Penthesileia[3]) zu sich locken. Diese schaut auf den Paris mit einer Miene, woraus Verachtung und völlige Geringschätzung hervorblickt. Sie ist auf Jungfrauenart geziert. Ein Pantherfell hängt von ihren Schultern.

Ueber ihr tragen zwei Frauen Wasser in zerbrochenen irdenen Gefäßen, eine schön und jung, die andere schon bejahrt. Kein Name ist beigeschrieben; eine gemeinschaftliche Inschrift zeigt jedoch, daß sie nicht eingeweiht waren.[4])

---

[1]) Schon nach Pausanias eine Zusammenstellung von Feinden des Odysseus. Aias, gegen den Jener den Sieg im Kampfe um die Waffen des Achilles davontrug, worüber er ihm noch im Hades grollt (Odyss. XI. 543—564), der erfindungsreiche Palamedes, der ihn durch List gemüthigt hatte, nach Troja zu ziehen, und endlich der von ihm mißhandelte Thersites (Ilias, II. 265 ff.). — Daß der Oileische Aias mit Wellen besprengt ist, deutet auf seinen Tod im Meere hin.

[2]) Der Erste Sohn der Eos, der Andere des Zeus, Göttersöhne, die vor Troja fielen.

[3]) Die von Achill getödtete Amazonenkönigin.

[4]) Die Texte „εἶναι τῶν οἱ μεμνημένων." Man würde ohne diese ausdrückliche Bemerkung, meint Jahn (S. 37), in ihnen Danaiden vermuthen.

Ueber ihnen sieht man Kallisto,[1]) Nomia und Pero; die Erste hat ein Bärenfell zum Teppich und berührt mit den Füßen die Kniee der Zweiten.

Ueber diesen Frauen steigt ein Fels in die Höhe, auf dessen Gipfel Sisyphos den Stein zu wälzen trachtet.[2]) Derselbe Theil des Bildes zeigt auch das große Wassergefäß.[3]) Auf dem Felsen befinden sich ein Alter, ein Knabe und einige Weiber, bei dem Alten ein altes Weib; Andere tragen Wasser, und jene Alte mit dem zerbrochenen Gefäß gießt aus der Scherbe das übrige Wasser wieder in das Faß.

Unter dem Fasse befindet sich Tantalos,[4]) mit allem dem Unheil umgeben, das Homer auf ihn gedichtet hat. Dazu kommt noch die Furcht vor dem niederstürzenden Steine.

---

[1]) Tochter des Lykaon, die in eine Bärin verwandelt wurde. — Nomia – eine arkadische Bergnymphe. — Pero (Odyss., XI. 287 ff.) – die wegen ihrer Schönheit gepriesene Tochter des Neleus.

[2]) Odyss., XI. 593 ff.

[3]) Eine bis jetzt nicht zuverlässig gedeutete Darstellung; auch der griechische Text ist nicht ganz sicher.

[4]) Odyss., XI. 582 ff. Der über ihm schwebende Felsen beruht auf einer vom Archilochos erzählten Sage und ist nicht Homerisch.

Polygnot's Kunst überhaupt.

Polygnot, Aglaophon's Sohn, von Thasus, lebte vor der neunzigsten Olympiade, zu einer Zeit, wo die Plastik sich schon beinahe völlig ausgebildet hatte, die Malerei aber ihr nur mühsam nacheiferte.

Den Gemälden fehlte damals fast Alles, was wir jetzt an solchen Kunstwerken vorzüglich schätzen, Richtigkeit der Perspektive, Einheit einer reichen Komposition, Massen von Licht und Schatten, liebliche Abwechselung des Helldunkels, Harmonie des Kolorits. Auch Polygnot befriedigte, so viel sich vermuthen läßt, keine dieser Forderungen; was er besaß, war Würde der Gestalt, Mannichfaltigkeit des Charakters, ja der Mienen, ein Reichthum von Gedanken, Keuschheit in den Motiven und eine glückliche Art, das Ganze, das für die sinnliche Anschauung zu keiner Einheit gelangte, für den Verstand, für die Empfindung durch eine geistreiche, fast dürfte man sagen witzige Zusammenstellung zu verbinden. Diese Vorzüge, wodurch er den ältern Meistern der in unserm Mittelalter auflebenden Kunst, besonders den Florentinischen, verglichen werden kann, verschafften ihm bis zu der Römer Zeiten lebhafte Bewunderer, welches wir um so eher begreifen, als jene Naivetät, mit Zartheit und Strenge verbunden, auch bei uns noch enthusiastische Gönner und Liebhaber findet.

Ferner können wir uns jene Art darzustellen am Besten vergegenwärtigen, wenn wir die Vasengemälde, besonders die des älteren Stils, vor uns nehmen. Hier sind auch nur umrissene Figuren und bedeutende Gestalten in gewissen Verhältnissen zusammengestellt, manchmal in Reihen, manchmal über einander. Von einem Lokal ist gar die Rede nicht; wenn eine Person sitzen soll, wird ein Fels zugegeben: ein viereckter Rahmen bedeutet ein Fenster, eine Reihe Kügelchen die Erde. Stühle, Gefäße, Altäre sind nur Zugaben. Die Pferde ziehen

ohne Geſchirr und werden ohne Zaum gelenkt. Kurz, was nicht Geſtalt iſt, was man nicht zur nothwendigſten Bezeichnung bedurfte, wird übergangen oder höchſtens angedeutet.

Sehen wir eine reihe Figur auf ſchwarzem Grunde, ſo können wir uns von der monochromatiſchen Behandlung einen recht guten Begriff machen. Iſt die Geſtalt genau umriſſen und der Inhalt mit wenig Strichen bezeichnet, ſo darf ſie ſich nur vom Grund ablöſen, um mit einer Art von Wirklichkeit hervorzutreten.

Die Farbe des gebrannten Thons nähert ſich der Fleiſchfarbe und kann mit einigen Schattirungen ihr nahe genug gebracht werden. Schwarze Bärte und Haare, dunkle Säume der Kleider hatten ſchon auf die Lokalfarbe aufmerkſam gemacht, und nun ſtrich Polygnot die Kleider farbig an, beſonders gelb; er zierte die Frauen mit einem bunten Kopfputz, unternahm noch andere Darſtellungen, die ihn zu Abwechſelung der Farbe nöthigten, und ſo war ein Weg eröffnet, der nach und nach weiter führen ſollte.

Was er nun an Gedanken, ſowol im Ganzen als Einzelnen, an Geſtalt, Bedeutſamkeit der Motive, Mannichfaltigkeit der Charaktere, Abſonderung des Ausdrucks, Anmuth des Beiweſens und ſonſt geleiſtet haben mag, werden unſere Leſer ſich ſchon zum Theil aus dem Vorhergehenden entwickelt haben, wozu wir noch einige Betrachtungen hinzufügen, die ſich uns bei Behandlung dieſer Gegenſtände aufgedrungen.

Noch einiges Allgemeine.

Von der Höhe, auf welche ſich in den neuern Zeiten die Malerei geſchwungen hat, wieder zurück auf ihre erſten Anfänge zu ſehen, ſich die ſchätzbaren Eigenſchaften der Stifter dieſer Kunſt zu vergegenwärtigen und die Meiſter ſolcher Werke zu verehren, denen gewiſſe Darſtellungsmittel unbekannt waren, welche doch unſern Schülern ſchon geläufig ſind, dazu gehört ſchon ein feſter Vorſatz, eine ruhige Entäußerung und eine Einſicht in den hohen Werth desjenigen Stils, den man mit Recht den *weſentlichen* genannt hat, weil es ihm mehr um das Weſen der Gegenſtände als um ihre Erſcheinung zu thun iſt.

Indem wir nun bei Behandlung der Polygnotiſchen Gemälde und manchem deshalb geführten vertraulichen Geſpräch

besonders bemerken konnten, daß es den Liebhabern am Schwersten falle, sich die aufgeführten Gruppen nicht perspektivisch hinter einander, sondern plastisch über einander zu denken, so hielten wir eine Darstellung des wechselseitigen Bezuges auf einigen Tafeln für unerläßlich. Und ob wir gleich dieselben nur mit typographischen Mitteln auszuführen im Stande waren, so glauben wir doch einem Jeden, dem es nicht an Einbildungskraft mangelt, besonders aber dem Künstler, der sich mit diesen Gegenständen weiter zu beschäftigen gedenkt, dadurch schon bedeutend vorgearbeitet zu haben.

Ebenso denken wir auch durch unsern Auszug aus dem Pausanias, wobei wir Alles weggelassen, was die Beschreibung des Gemäldes nicht unmittelbar betrifft, die Uebersicht des Ganzen um Vieles erleichtert zu haben. Jedoch würden beide Bemühungen nur ein mageres Interesse bewirken, wenn wir nicht auch dasjenige, was uns wegen sittlicher und poetischer Beziehung der Gruppen unter einander bedeutend geschienen, dem Leser mitzutheilen und die Künstler dadurch zu Bearbeitung des Einzelnen sowol als des Ganzen aufzumuntern gedächten.

Schon aus der bloßen Beschreibung leuchtet hervor, daß Polygnot eine große Mannichfaltigkeit von Zuständen dargestellt; wir finden die verschiedenen Geschlechter und Alter, Stände, Beschäftigungen, gewaltiges Wirken und großes Leiden, Alles, insofern es Heroen und Heroinen ziemt, deren Charakter und Schönheit er wahrscheinlich dadurch auf das Höchste zu steigern vermochte, daß er die Vorstellung der höhern Götter auf diesen Gemälden durchaus vermieden.

Wenn nun auf diese Weise schon eine große und würdige Mannichfaltigkeit in die Augen springt, so sind doch die Bezüge der Gruppen unter einander nicht so leicht aufgefunden. Wir wollen daher die schon oben erwähnte glückliche Art des Künstlers, das Ganze seiner Werke, das für die sinnliche Anschauung zu keiner Einheit gelangen konnte, für den Verstand, für das Gefühl zu verbinden, nach unserer Ueberzeugung vortragen.

Die Gemälde der Lesche überhaupt betrachtet.

Die drei Gemälde machen unter sich ein Ganzes; in dem einen ist die Erfüllung der Ilias und die Auflösung des zehnjährigen Räthsels dargestellt, in dem andern der bedeutendste

Punkt der Rückkehr griechischer Helden; denn muß nicht, sobald Troja erobert ist, die erste Frage sein: Wie wird es Helenen ergehen? In dem dritten schließt sich durch Odysseus und die vor seinem Besuch des Hades umgekommenen Griechen und Trojaner diese große Weltepoche an die heroische Vergangenheit, bis zu den Titanen hin.

Wir freuen uns schon auf die Zeit, wenn durch Bemühung tüchtiger deutscher Künstler alle diese Schatten, die wir jetzt mühsam vor die Einbildungskraft rufen, vor unsern Augen in bedeutenden und schönen Reihen dastehen werden.

Ueber die Eroberung Troja's.

Das erste Gemälde, ob sich gleich in demselben auch manche feine Bezüge der Denkart des Künstlers gemäß aufweisen lassen, kann doch eigentlich nur die historischen gezählt werden. Alles geht unter unsern Augen vor. Epeus reißt die Mauern ein; das unglückbringende Pferd, durch dessen Hilfe er solches bewirkt, ist dabei angedeutet. Polypoites und Akamas folgen dem klugen Anführer Odysseus.

Ueber und neben ihnen erscheinen die Gewaltthätigkeiten gegen Ueberwundene. Dort rächt Neoptolem den Tod seines Vaters; hier vermögen die Atreiden selbst eine heilige Jungfrau nicht zu schützen.

Doch unsern dieser gewaltsamen Ereignisse ist eine Verschonte zu sehen. Laodike, es sei nun als Geliebte des Akamas oder als Schwiegertochter des Antenor, steht ruhig unter so vielen Gräueln. Vielleicht ist das Kind auf dem Schooße der alten Frauen ihr Sohn, den sie von Akamas empfing. Auch liegt ein trostloses Mädchen, Medusa, an dem Fuße des dabei stehenden Beckens.

Unter und neben dieser Gruppe sieht man gehäufte Todte liegen, dort Jünglinge, hier Greise. Die feinern Bezüge, warum gerade die Benannten gewählt worden, entdeckt uns künftig der Alterthumsforscher.

Nach diesen stummen Trauerscenen wendet sich das Gemälde zum Schluß; man beginnt die Leichname zu begraben; der Verräther Sinon erzeigt den Abgeschiedenen diesen Liebesdienst, und zu völliger Befriedigung des Zartgefühls entweicht der gastfreie Antenor, verschont, mit den Seinigen.

Ueber die Verherrlichung der Helena.

Haben wir das erste Gemälde mit Pausanias von der Rechten zur Linken betrachtet, so geben wir dieses lieber von der Linken zur Rechten durch. Hier ist von keiner Gewaltthätigkeit die Rede mehr. Der weise Nestor, noch in seinem höchsten Alter als Pferdebändiger angedeutet, ist am Ufer als Vorsteher einer mit Vorsicht vorzunehmenden Einschiffung gestellt; neben ihm, in drei Stockwerken über einander gehäuft, gefangene Trojanische Frauen, ihren Zustand mehr oder weniger bejammernd — nicht mehr, wie sonst, ausgetheilt in Familien, der Mutter, dem Vater, dem Bruder, dem Gatten an der Seite, sondern zusammengerafft, gleich einer Heerde in die Enge getrieben, als Masse behandelt, wie wir vorhin die männlichen Todten gesehen.

Aber nicht schwache Frauen allein finden wir in dem erniedrigenden Zustande der Gefangenschaft; auch Männer sieht man, meist schwer verwundet, unfähig zu widerstehen.

Und alle diese geistigen und körperlichen Schmerzen, um wessentwillen werden sie erduldet? Um eines Weibes willen, des Sinnbildes der höchsten Schönheit.

Hier sitzt sie, wieder als Königin, bedient und umstanden von ihren Mägden, bewundert von einem ehemaligen Liebhaber und Freier und ehrfurchtsvoll durch einen Herold begrüßt.

Dieser letzte merkwürdige Zug deutet auf eine frühere Jugend zurück, und wir werden sogleich auf eine benachbarte Gruppe gewiesen. Hinter Helenen steht Aithra, Theseus' Mutter, die schon um ihrentwillen seit langen Jahren in der Gefangenschaft schmachtet und sich nunmehr wieder als Gefangene unter den Gefangenen findet. Ihr Enkel Demophon scheint neben ihr auf ihre Befreiung zu sinnen.

Wenn nun, wie die Fabel erzählt, Agamemnon, der unumschränkte Heerführer der Griechen, ohne Helenens Beistimmung die Aithra loszugeben nicht geneigt ist, so erscheint Jene im höchsten Glanze, da sie mitten unter der Masse von Gefangenen als eine Fürstin ruht, von der es abhängt, zu binden oder zu lösen. Alles, was gegen sie verbrochen wurde, hat die traurigsten Folgen; was sie verbrach, wird durch ihre Gegenwart ausgelöscht.

Von Jugend auf ein Gegenstand der Verehrung und Be-

Alles zu seiner Zeit.*)

Den 20. Juli 1774.

Hat Alles seine Zeit.
Das Rabe wird weiß,
Das Warme wird kalt,
Der Junge wird alt,
Das Kalte wird warm,
Der Narre gescheit,
Alles zu seiner Zeit.

Laß' regnen, wenn es regnen will,**)
Dem Wetter seinen Lauf;
Denn wenn es nicht mehr regnen will,
So hört's von selber auf.

---

*) Siehe „Zur Feier des 21. Mai 1867", S. 29. — Verse, die Goethe auf seiner Fahrt mit Lavater und Basedow unterhalb Andernach auf dem Rheine sprach. Zum Grunde liegt das: „Ein Jegliches hat seine Zeit" u. s. w. des Predniger Salomo Kap. 1, V. 3—8.

**) Vgl. Gartenlaube Nr. 33, S. 517, 1861 — Spener'sche Zeitung Nr. 253 vom Sonnabend den 28. Oktober 1865 und „Zur Feier des 21. Mai 1867", S. 28. — Die Worte finden sich, wie aus der zuletzt genannten Schrift hervorgeht, zuerst in Lavater's Tagebuch von der mit Goethe gemeinschaftlich gemachten Lahn- und Rhein-Reise unter dem 20. Juli 1774 und sollten trösten, als bei Höningen die schöne Aussicht durch den Regen getrübt wurde, unter welchem die Reisenden den ganzen Tag zu leiden hatten. — Nach der in der Gartenlaube gegebenen Mittheilung soll Goethe diese Verse in der nachstehenden Form einer englischen Dame ins Stammbuch geschrieben haben, welche in einer Audienz bei ihm die Geistesgegenwart verlor und von dem draußen herrschenden Regenwetter zu sprechen anfing:

Es regnet, wenn es regnen soll,
Und regnet seinen Lauf,
Und wenn's genug geregnet hat,
So hört es wieder auf. — L.

gierde, erregt sie die heftigsten Leidenschaften einer heroischen Welt, legt ihren Freiern eine ewige Dienstbarkeit auf, wird geraubt, geheirathet, entführt und wieder erworben. Sie entzückt, indem sie Verderben bringt, das Alter wie die Jugend, entwaffnet den rachgierigen Gemahl, und vorher das Ziel eines verderblichen Krieges, erscheint sie nunmehr als der schönste Zweck des Sieges, und erst über Haufen von Todten und Gefangenen erhaben, thront sie auf dem Gipfel ihrer Wirkung. Alles ist vergeben und vergessen; denn sie ist wieder da. Der Lebendige sieht die Lebendige wieder und erfreut sich in ihr des höchsten irdischen Gutes, des Anblicks einer vollkommenen Gestalt.

Und so scheint Welt und Nachwelt mit dem Idäischen Schäfer einzustimmen, der Macht und Gold und Weisheit neben der Schönheit gering achtete.

Mit großem Verstand hat Polygnot hiernächst Briseis, die zweite Helena, die nach ihr das größte Unheil über die Griechen gebracht, nicht ferne hingestellt, gewiß mit unschätzbarer Abstufung der Schönheit.

Und so wird denn auch der Moment dieser Darstellung am Rande des Bildes bezeichnet, indem des Menelaos Feldwohnung niedergelegt und sein Schiff zur Abfahrt bereitet wird.

Zum Schlusse sei uns noch eine Bemerkung erlaubt. Außerordentliche Menschen als große Naturerscheinungen bleiben dem Patriotismus eines jeden Volks immer heilig. Ob solche Phänomene genutzt oder geschadet, kommt nicht in Betracht. Jeder wackere Schwede verehrt Karl XII., den schädlichsten seiner Könige. So scheint auch den Griechen das Andenken seiner Helena entzückt zu haben. Und wenn gleich hie und da ein billiger Unwille über das Unsittliche ihres Wandels entgegengesetzte Fabeln erdichtete, sie von ihrem Gemahl übel behandeln, sie sogar den Tod verworfener Verbrecher leiden ließ, so finden wir sie doch schon im Homer als behagliche Hausfrau wieder; ein Dichter, Stesichoros, wird mit Blindheit gestraft, weil er sie unwürdig dargestellt; und so verdiente nach vieljähriger Kontrovers Euripides gewiß den Dank aller Griechen, wenn er sie als gerechtfertigt, ja sogar als völlig unschuldig darstellte und so die unerläßliche Forderung des gebildeten Menschen, Schönheit und Sittlichkeit im Einklange zu sehen, befriedigte.

Ueber den Besuch des Odysseus in der Unterwelt.

Wenn in dem ersten Bilde das Historische, im zweiten das Symbolische vorwaltete, so kommt uns im dritten, ohne daß wir jene beiden Eigenschaften vermissen, ein hoher poetischer Sinn entgegen, der, weitumfassend, tiefeingreifend, sich anmaßungslos mit unschuldigem Bewußtsein und heiterer, naiver Bequemlichkeit darzustellen weiß.

Dieses Bild, das gleichfalls aus drei Stockwerken über einander besteht, beschreiben wir nunmehr, den Pausanias auf einige Zeit vergessend, nach unsern eigenen Einsichten.

Oben, fast gegen die Mitte des Bildes, erblicken wir Odysseus als den frommen, nur um sein Schicksal bekümmerten Besucher des Hades. Er hat das Schwert gezogen, aber nicht zur Gewaltthat gegen die unterirdischen Mächte, sondern die Erstlinge des blutigen Opfers dem Teiresias zu bewahren, der gegen ihm über steht, indeß die Mutter Antikleia, ihren Sohn noch nicht gewahrend, weiter zurückführt.

Hinter Odysseus stehen seine Gefährten; Elpenor, der kaum verstorbene, noch nicht begrabene, zunächst; entfernter Perimedes und Eurylochos, schwarze Widder zum Opfer bringend.

Gelingt nun diesem klugen Helden sein Besuch, so ist frevelhaften Stürmern der Unterwelt früher ihre Unternehmung übel gerathen. Unter ihm sieht man Theseus und Peirithoos, mit Betrachtung ihrer Schwerter beschäftigt, die ihnen als irdische Waffen im Kampfe mit dem Geisterreich wenig gefruchtet. Sie sitzen, auf goldene Throne gebannt, zur Strafe ihres Uebermuths.

An ihrer Seite, unter jenen ehrwürdigen Alten, sieht man völlig unähnliche Nachbarinnen, Kameiro und Klytie, die zur Unterwelt allzu früh entführten anmuthigen Töchter des Pandaros, bekränzt, den unschuldigsten Zeitvertreib, das Kinderspiel der Knöchelchen, gleichsam ewig fortsetzend.

An der andern Seite des Theseus und Peirithoos befindet sich eine ernstere Gesellschaft; unglückliche Gattinnen, theils durch eigene Leidenschaft, theils durch fremde beschädigt, Eriphyle, Tyro, Phaidra und Ariadne, die Erste und Dritte sonderbar bezeichnet.

Unter ihnen Chloris und Thyia, zärtliche Freundinnen, eine der andern im Schooße liegend. Sodann Prokris und

Klymene, Nebenbuhlerinnen; Diese wendet von Jener sich weg. Etwas entfernt, für sich allein, sieht Megara, die erste, würdige, aber leider in ihren Kindern unglückliche, verstoßene Gattin des Herkules.

Hat nun vielleicht der Künstler dadurch, daß er den Odysseus und seine Gefährten in die obere Reihe gesetzt, die höhere Region des Hades bezeichnen wollen? Da Odysseus nach Homerischer Dichtung keineswegs in die Unterwelt hinabsteigt, sondern sich nur an sie heran wagt, so ist wol nicht ohne Absicht der Acheron und jener den abgeschiedenen Seelen eigentlich bestimmte Eingang zum Schattenreiche unten an der Seite vorgestellt.

In dem Schiffe befindet sich Charon, neben ihm zwei junge Personen, weder durch sich noch durch ihre Verwandtschaft berühmt, über welche wir folgende Muthmaßungen hegen.

Tellis scheinet dem Alterthum als ein gegen seine Eltern frommes Kind bekannt gewesen zu sein, indem außerhalb des Schiffes unter ihm wahrscheinlich auf einer vorgestellten Landzunge, ein unfrommer Sohn von seinem eignen Vater gequält wird.

Kleobola trägt das heilige Kistchen, ein Zeichen der Verehrung gegen die Geheimnisse, mit sich, und unter ihr außer dem Schiffe wird zum deutlichen Gegensatz ein Frevler gereinigt.

Ueber dem Charon sehen wir ein Schreckbild, den Dämon Eurynomos, und in derselben Gegend den zum Schatten verschwindenden Tityos. Diesen Letzten würden wir den Künstlern rathen noch etwas weiter herunterzusetzen, als in unserer Tafel geschehen, damit dem Odysseus und seinen Gefährten der Rücken frei gehalten werde.

Warum Auge und Iphimedeia zunächst am Schiffe stehen, wagen wir nicht zu erklären; desto mehr finden wir bei der sonderbaren Gruppe zu bemerken, wo eine Eselin die Arbeit des beschäftigten Seildrehers aufzehrt.

Die Alten scheinen, und zwar mit Recht, ein fruchtloses Bemühen als die größte Pein betrachtet zu haben. Der immer zurückstürzende Stein des Sisyphos, die fliehenden Früchte des Tantalos, das Wassertragen in zerbrechenden Gefäßen, Alles deutet auf unerreichte Zwecke. Hier ist nicht etwan eine dem Verbrechen angemessene Wiedervergeltung oder spezifische Strafe; nein, die Unglücklichen werden sämmtlich mit dem schrecklichsten der menschlichen Schicksale belegt, den Zweck eines ernsten, anhaltenden Bestrebens vereitelt zu sehen.

Was nun dort als Strafe gewaltsamer Titanen und sonstiger Schuldigen gedacht wird, ist hier durch Oknos und seine Eselin als ein Schicksal, ein Zustand auf das Naivste dargestellt. Er flicht eben von Natur, wie sie von Natur frißt; er könnte lieber aufhören zu flechten; aber was alsdann sonst beginnen? Er flicht lieber, um zu flechten, und das Schilf, das sich auch ungeflochten hätte verzehren lassen, wird nun geflochten gefressen. Vielleicht schmeckt es so, vielleicht nährt es besser. Dieser Oknos, könnte man sagen, hat auf diese Weise doch eine Art von Unterhaltung mit seiner Eselin!

Doch indem wir unsern Lesern die weitere Entwicklung dieses profunden Symbols überlassen, bemerken wir nur, daß der Grieche, der gleich ins Leben zurücksah, darin den Zustand eines fleißigen Mannes, dem eine verschwenderische Frau zugesellt ist, zu finden glaubte.

Haben wir nun diese Seite des Bildes vollendet, wo wir fast nur frühere heroische Gestalten erblickten, so treffen wir bei fernerem Fortblick auf Gegenstände, die zu Odysseus einen nähern Bezug haben. Wir finden hier die Freunde des Odysseus, Antilochos, Agamemnon, Protesilaos, Achilleus und Patroklos. Sie dürfen sich nur in den freien Raum, der über ihnen gelassen ist, erheben, und sie befinden sich mit Odysseus auf einer Linie.

Weiterhin sehen wir des Odysseus Gegner versammelt, die beiden Aianten nebst Palamedes, dem Ersten der Griechen, der sein erfundenes Würfelspiel mit dem sonst so verschmähten Thersites zu üben beschäftigt ist.

In der Höhe zwischen beiden, sich der Gesinnung nach widerstrebenden, durch einen Zwischenraum abgesonderten Gruppen der Griechen finden sich Liebende versammelt: Pholos und Jaseus, mit einem Ringe, dem zarteiten Zeichen der Freundschaft, beschäftigt; Aktaion und seine Mutter, mit gleicher Lust am Waidwerke theilnehmend; Maira, einsam zwischen Beiden, könnte räthselhaft bleiben, wenn ihr nicht eine herzliche Neigung gegen ihren Vater diesen Platz unter den anmuthig und naiv Liebenden verschaffte.

Man wende nun seinen Blick nach dem untern Theile des Bildes! Dort findet man die Dichterwelt vortrefflich geschildert beisammen. Orpheus als treuer Gatte ruht auf dem Grabe seiner zweimal Verlornen; als berühmtester Dichter hat er seine Hörer bei sich, Schedios und Pelias, deren Bezeichnung

sowie das Recht, in dieser Gesellschaft zu sein, noch zu erklären wäre. Thamyris, das schönste Talent, in dem traurigsten Zustande der verwelkenden Abnahme. Gleich dabei Lehrer und Schüler, Marsyas und Olympos, auf ein frisches Leben und künftige Zeiten deutend.

Befanden sich nun über dieser Dichterwelt die abgeschiedenen Griechen, so sind neben ihnen als wie in einem Winkel die armen Trojaner vorgestellt, Hektor, sein Schicksal immerfort betrauernd, Memnon und Sarpedon.

Aber um diesen düstern Winkel zu erheitern, hat der Künstler den lüsternen, weiberschätzenden Knaben Paris in ewiger Jugend dargestellt. Noch als roher Waldbewohner, doch seiner Macht über Frauen sich bewußt, schlägt er in die Hände, um, das Gegenzeichen erwartend, irgend einer horchenden Schönen anzudeuten, wo er zu finden sei.

Aber Penthesileia, die Heldin, im kriegerischen Schmuck, steht vor ihm, ihre Geberden und Mienen zeigen sich abstoßend und verachtend, und so wäre denn auch der peinliche Zustand eines anmaßlichen Weiberbesiegers, der endlich von einer hochherzigen Frau verschmäht wird, im Hades verewigt.

Warum übrigens Meleager und ferner Kallisto, Pero, Nomia in der höhern Region einen Platz einnehmen, sei künftigen Auslegern anheimgestellt.

Wir betrachten nur noch am Schlusse des Bildes jene Gesellschaft vergeblich Bemühter, die uns eigentlich den Ort zu erkennen giebt, wo wir uns befinden. Sisyphos, Tantalos, Unbenannte, welche sich in die höhern Geheimnisse einweihen zu lassen verabsäumt, zeigen sich hier. Konnten wir noch über Otnos lächeln, so sind nun die Motive ähnlicher Darstellungen ins Tragische gesteigert. An beiden Enden des Hades finden wir vergeblich Bemühte und innerhalb solcher trostlosen Zustände Heroen und Heroinen zusammengedrängt und eingeschlossen.

Bei den Todten ist Alles ewig. Der Zustand, in welchem der Mensch zuletzt den Erdbewohnern erschien, fixirt sich für alle Zukunft. Alt oder jung, schön oder entstellt, glücklich oder unglücklich, schwebt er immer unserer Einbildungskraft auf der grauen Tafel des Hades vor.

Nachtrag.

Indem die Künstler immer mehr Trieb zeigen, sich dem Alterthume zu nähern, so wird es Pflicht, ihnen zweckmäßig vorzuarbeiten, damit eine höchst lobenswerthe Absicht rascher gefördert werde. Wir wünschen, daß man dasjenige, was wir an den Gemälden der Lesche zu leisten gesucht, als eine Probe dessen, was wir künftig weiter fortzuführen gedenken, günstig aufnehme.

Pausanias ist ein für den heitern Künstlersinn beinahe unzugänglicher Schriftsteller; man muß ihn recht kennen, wenn man ihn genießen und nützen soll. Gegen ihn als Beobachter überhaupt, als Bemerker insbesondere, als Erklärer und Schriftsteller ist gar viel einzuwenden; dazu kommt noch ein an vielen Stellen verderbener Text, wodurch sein Werk noch trüber vor unsern Augen erscheint; daher wäre zu wünschen, daß Freunde des Alterthums und der Kunst sich vereinigten, diese Decke wegzuziehen und besonders Alles, was den Künstler zunächst interessirt, vorerst ins Klare zu stellen.

Man kann dem Gelehrten nicht zumuthen, daß er die reiche Ernte, zu der ihn die Fruchtbarkeit seines weiten Feldes und seine eigene Thätigkeit berechtigt, selbst auseinandersondere; er hat zu viel Rücksichten zu nehmen, als daß er eine der andern völlig aufopfern könnte; und so ergeht es ihm gewöhnlich, wie es dem Pausanias erging, daß ein Kunstwerk oder sonst ein Gegenstand ihn mehr an sein Wissen erinnert, als daß es ihn aufforderte, sich des großen Umfangs seiner Kenntnisse zu Gunsten dieses besondern Falles zu entäußern. Deshalb möchte der Kunstfreund wol ein verdienstliches Werk unternehmen, wenn er sich zwischen dem Gelehrten und Künstler in die Mitte stellte und aus den Schätzen des Ersten für die Bedürfnisse des Andern auszuwählen verstünde.

Die Kunst überhaupt, besonders aber die deutsche, steht auf dem bedeutenden Punkte, daß sich Künstler und Liebhaber dem wahren Sinne des Alterthums mit starken Schritten genähert. Man vergleiche die Nierenhausischen Blätter mit Versuchen des sonst so verdienten Grafen Caylus, und man wird mit Vergnügen einen ungeheuern Abstand gewahr werden.

Fahren unsere Künstler nun fort, die Restauration verlorner Kunstwerke nach Beschreibungen zu unternehmen, so läßt

ſich gar nicht abſehen, wie weit ſie ſolches führen werde. Sie ſind genöthigt, aus ſich ſelbſt, aus ihrer Zeit und Umgebung herauszugehen und, indem ſie ſich eine Aufgabe vergegenwärtigen, zugleich die Frage aufzuwerfen, wie eine entfernte Vorzeit ſie gelöſt haben würde. Sie werden auf die einfachhohen und profund-naiven Gegenſtände aufmerkſam und fühlen ſich gedrungen, Bedeutung und Form im höchſten Sinne zu kultiviren.

Betrachtet man nun den Weg, welchen die Alterthumskunde ſchon ſeit geraumer Zeit einſchlägt, ſo bemerkt man, daß auch ſie dem wünſchenswerthen Ziele nachſtrebt, die Vorzeit überhaupt, beſonders aber die Kunſt der Vorzeit, zur Anſchauung zu bringen.

Setzt ſich nun zugleich die Manier, blos durch Umriſſe eine geiſtreiche Kompoſition auszudrücken und ganze epiſche und dramatiſche Folgen darzuſtellen, beim Publikum in Gunſt, ſo werden die höheren Kunſtzwecke gewiß mehr gefördert als durch die endloſe Qual, womit Künſtler oft unglücklich erfundene Bilder auszuführen Jahre lang bemüht ſind. Das, was ein glücklicher Gedanke ſei, wird mehr offenbar werden, und eine vollendete Ausführung wird ihm alsdann den eigentlichen Kunſtwerth zu allgemeinem Behagen geben können.

Um zu dieſem ſchönen Zweck das Mögliche beizutragen, werden wir unſere künftigen Aufgaben dahin lenken und indeſſen durch ſucceſſive Bearbeitung des Pauſanias und Plinius, beſonders auch der Philoſtrate, die Künſtler zu fördern ſuchen.

Auch würde die Vergleichung der Homeriſchen, Virgiliſchen und Polygnotiſchen Höllenfahrten dereinſt, wenn die letztere vor den Augen des Publikums aufgeſtellt ſein wird, erfreuliche Gelegenheit geben, Poeſie und bildende Kunſt als verwandt und getrennt zu beobachten und zu beurtheilen.

Auf ähnliche Weiſe wird ſich eine Vorſtellung der Eroberung von Troja, wie ſie auf einer antiken Vaſe vorkommt, mit der Polygnotiſchen Behandlung vergleichen und dergeſtalt benutzen laſſen.

Wir hatten eine Zeichnung des Vaſengemäldes neben den Riepenhauſiſchen Blättern aufgeſtellt. Hier iſt nichts, das mit der Polygnotiſchen, von uns oben entwickelten Darſtellungsweiſe übereinſtimmte; Alles ſcheint mehr ins Kurze zuſammengezogen, Thaten und Handlungen werden mit voller Wirklichkeit neben einander aufgezählt, woraus ſich, wie uns dünkt, ohne die

übrigen, von Geschmack, von Anordnung u. s. w. hergenommenen Gründe in Anschlag zu bringen, schon mit großer Wahrscheinlichkeit auf eine jüngere Entstehung schließen läßt.

Wir wünschen, diese Abbildung gedachten Vasengemäldes künftig der Riepenhausischen Arbeit beigefügt zu sehen. Denn obgleich, so viel wir wissen, Herr Tischbein solches bereits in Kupfer stechen lassen, so ist es doch immer noch viel zu wenig bekannt.

Philostrat's Gemälde

und

Antik und Modern.

. Nicolai auf Werther's Grabe.*)

1775.

Ein junger Mann — ich weiß nicht wie —
Starb einſt an der Hypochondrie
Und ward ſo auch begraben.
Da kam ein ſtarker Geiſt herbei,
Der hatte ſeinen Stuhlgang frei,
Wie ihn ſo Leute haben.
Er ſetzt gemächlich ſich aufs Grab
Und legt ſein reinlich Häuflein ab,
Beſchauet freundlich ſeinen —,
Geht wohler athmend wieder weg
Und ſpricht zu ſich bedächtiglich:
„Der gute Mann, wie hat ſich der verdorben!
Hätt' er g..... ſo wie ich,
Er wäre nicht geſtorben."

. Auf F. E. Nicolai.**)

Mag jener dünkelhafte Mann
Mich als gefährlich preiſen,
Der Plumpe, der nicht ſchwimmen kann,
Er will's dem Waſſer verweiſen.

*) Vgl. Boas (I, 13), der eine Handſchrift aus den Papieren des Dr. Heim in Berlin hat abdrucken laſſen. Es exiſtiren außer manchen Abſchriften zwei Sonderabdrücke, der eine von Lachmann aus dem Jahre 1837 (vgl. Hirzel, S. 100), der andre in Schwabacher Typen aus ſpäterer Zeit, beide in Einzelheiten von einander abweichend. Aus der Schrift „Boie" von Weinhold, 1868, S. 188, geht hervor, daß Goethe ſchon 1775 das Gedicht an Boie zum Abdruck ſandte, Dieſer aber in Goethe's Intereſſe zu handeln glaubte, wenn er denſelben unterließ. Erſt 1787 theilte Boie eine Abſchrift davon Nicolai mit, nachdem er das Original an Goethe zurückgeſchickt hatte. — L. Es bedarf wol kaum der Erwähnung, daß die Veranlaſſung für das kleine Spottgedicht in Nicolai's Schrift „Die Freuden des jungen Werther" liegt. Vgl. Appel „Werther und ſeine Zeit", S. 160, ſowie „Dichtung und Wahrheit" Buch 13.

**) Aus „Dichtung und Wahrheit" Buch 13. — Die Verſe gehören derſelben Zeit an wie die vorigen. — Sie ſind nach Goethe's Angabe, die ſich auf Vers 3 und 4 beziehen möchte, Nachahmung eines alten Reimes. Die von Goethe an derſelben Stelle erwähnte proſaiſche Parodie von Nicolai's bezeichneter Schrift „Ein Dialog zwiſchen Werther und Lotte" iſt gleichfalls erhalten und 1863 als „Anekdote" im Druck erſchienen. — L.

Vorbemerkung des Herausgebers.

In den Arbeiten über Philostrat's Gemälde liegt ein zweiter Versuch Goethe's vor, sich an der Beurtheilung von antiken Kunstwerken zu üben, die nur in der Beschreibung vorhanden sind; indessen war die Aufgabe insofern von der bei Polygnot vorliegenden verschieden, als über die einstige Existenz der Bilder des Letzteren niemals ein Zweifel erhoben worden ist, die Darstellung der Philostrate aber von Vielen nur als die rhetorische Uebung eines Sophisten angesehen wird. Gleichwol hat sich Goethe viele Jahre mit dem Gegenstande beschäftigt, — nicht in der Absicht, jene kritische Kontroverse zu lösen, die zu jener Zeit kaum ernstlich aufgestellt war; es interessirte ihn vielmehr, die einzelnen Bilder nach jener Beschreibung zu rekonstruiren. Seine vieljährige Beschäftigung erwähnt er übrigens nicht nur in einem Briefe an Sulpiz Boisserée (1. Mai 1818), sondern auch in dem kleinen Aufsatze „Letzte Kunstausstellung von 1805," bemerkt er noch besonders, er habe mit Meyer die Philostratischen Gemälde studirt, um sich durch dieselben zur Beurtheilung der eingelieferten Arbeiten recht vorzubereiten. Die beiden Aufsätze erschienen indessen erst 1818 in „Ueber Kunst und Alterthum" (II. 1. 27 ff. und II. 1. 145 ff.) und wurden 1830 in die Ausgabe letzter Hand von Goethe's Werken aufgenommen. Das „Nachträgliche" war zwar auch schon zum Theil (S. 334, Z. 11 bis Schluß) 1820 in „Ueber Kunst und Alterthum" (II. 3. 159 ff.) veröffentlicht;*) aber auffallender-

*) Mit folgenden einleitenden Worten Goethe's:

„Unsere Darstellung philostratischer Gemälde, obschon von Kunstfreunden theilnehmend aufgenommen, waren wir fortzusetzen bis jetzt gehindert. Damit jedoch jener Faden nicht abreiße, bringen wir Einiges in demselben Sinne zu eben dem Zwecke hiermit an den Tag. Möge es da oder dort in das Leben der Kunst eingreifen!"

weise blieb dies Bruchstück von der Aufnahme in den vierten Band der Nachgelassenen Werke, wo der übrige erste Theil des „Nachträglichen“ (S. 330—334) zuerst (1832) im Druck erschien, ausgeschlossen und wurde erst 1837 in der Quart-Ausgabe (II. 1) und dann auch 1842 noch im sechzehnten Band der Nachgelassenen Werke nachgetragen.*)

Der ältere Philostrat, aus einer Familie in Lemnos stammend, lebte, wie auch sein Vater, der wie er Sophist war, in Athen, später in Rom, wo ihn Julia Domna, die Gemahlin des Kaisers Septimius Severus, und später der Kaiser Caracalla selbst begünstigten. Sein Leben läßt sich bis in die Zeit des Kaisers Philippus Arabs (244 n. Chr.) verfolgen. Der jüngere Philostrat, Enkel des Vorigen als Sohn der Tochter Desselben und des Nervianus, hat in Athen, Rom und Lemnos gelebt. Unter den verschiedenen Schriften, die Beide verfaßt haben und die zum Theil noch erhalten sind, geben uns hier nur die „Εἰκόνες“ (Imagines) an. Dies ist der Titel der Beschreibung einer Reihe von Gemälden, welche in einer Villa bei Neapel entweder wirklich vorhanden waren oder vom Verfasser wenigstens als vorhanden angenommen wurden. Die Schrift war ursprünglich nur in zwei Bücher eingetheilt, später erst theilte man sie in vier Bücher. Die Εἰκόνες des jüngeren Philostrat, die nicht vollständig erhalten sind, folgen in der Art der Behandlung ganz der Methode des älteren Verbilds.

In früheren Zeiten nun hatte man die Bilderbeschreibungen der Philostrate einfach als Beschreibungen wirklich vorhanden gewesener Bilder angesehen und in diesem Sinne beurtheilt. Graf Caylus, der aus seinen Streitigkeiten mit Lessing und auch sonst bekannte Ch. A. Klotz und Ch. L. von Hagedorn werden als die Ersten genannt, die Zweifel an der wirklichen Existenz der beschriebenen Bilder aussprachen. Eine eingehende Prüfung des Einzelnen beginnt eigentlich erst in einer Abhandlung von Terkillus Baden (1792) und durch Chr. G. Heyne (Philostr. imaginum illustratio. P. I—VIII. 1796—1799); aber das Endresultat besteht noch immer darin, daß die Bilder als dereinst vorhanden angenommen werden; dagegen wird konstatirt, die Philostrate hätten die Beschreibung durch mancherlei rhe-

*) Der Abschnitt „Verhalten und Praxis“ (S. 330 u. 331) findet sich auch als Beilage eines Briefes an Zelter vom 9. Nov. 1830 in dem 1834 erschienenen sechsten Theil des Goethe-Zelter'schen Briefwechsels.

terische Zuthaten entstellt. An Heyne bildete sich Goethe, ohne indessen auf die Entscheidung der archäologisch wichtigen Frage einen besondern Werth zu legen.

Er verfuhr nämlich auf eine ganz besondere Weise. Die von den Philostraten gegebene Reihenfolge verwerfend, ordnete er die beschriebenen Gemälde zu einer Anzahl von Gruppen, in denen das dem Stoffe nach Gleichartige möglichst zusammengestellt wurde. Nachdem dies einmal geschehen war, glaubte er sich auch an den Text nicht allzu ängstlich binden zu dürfen. Frei konstruirte er bisweilen die Bilder, wie er sie sich wünschte, und obgleich er von Philologen wie F. G. Hand, der seit 1810 Professor am Gymnasium zu Weimar war, und von Riemer in allen schwierigen Fragen unterstützt wurde, ging er doch mit dem Texte beliebig um; er setzte zu, ließ weg und veränderte nach seinem Bedürfniß, wenn auch mit einer gewissen Maßhaltung. Sehr richtig sagt deshalb S. Boisserée in seinem Briefe vom 3. Juli 1819, als er die zwei ersten Aufsätze Goethe's gelesen hatte: „Es war eigentlich ein günstiger Umstand, daß die sonst so sehr bindende Anschauung der Gegenstände hier nicht eintreten konnte, und Sie haben diese Freiheit meisterlich benutzt, weshalb ich auch nicht zu irren glaube, wenn ich denke, daß viele Ihrer Schilderungen eben als solche weit besser sein dürften, als die muthmaßlichen Gemälde selbst gewesen."

In dem nächsten bedeutenden Werke über die Philostrate, in der 1825 erschienenen großen Ausgabe der Εἰκόνες von Jacobs und Welcker, scheint es fast, als wenn die beiden Herausgeber zu verschiedenen Resultaten kommen, indem Jacobs sich gegen, Welcker für die Aechtheit ausspricht. Ganz entschieden indessen geschieht das Erstere von F. A. Passow (Zeitschrift für Alterthumswissenschaft, 1836, Nr. 71—73), während der fleißige Uebersetzer der Philostrate A. F. Lindau (1832) sich noch nicht mit Sicherheit hatte erklären mögen. In neuerer Zeit hat von bedeutenderen Kritikern sich O. Jahn gegen die Aechtheit wenigstens einiger Gemälde ausgesprochen, während K. Friedrichs (Die Philostratischen Bilder. Ein Beitrag zur Charakteristik der alten Kunst. 1860) Alles für rhetorisches Machwerk erklärt. Gegen ihn ist wiederum aufgetreten H. Brunn (Die Philostratischen Gemälde, gegen K. Friedrichs vertheidigt — im vierten Supplementbande der Jahrbücher für Philologie und Pädagogik, S. 171—306), was abermals eine Replik von Friedrichs (im fünften Supplementband der Jahrbücher, S. 133—181) nach sich zog. Ein Versuch, beide Ansichten mit einander zu vermitteln, ist dann endlich von F. Nap in

der Schrift „De Philostratorum in describendis imaginibus fide“ 1867 gemacht worden.

Einen bestimmten Standpunkt innerhalb dieser streitenden Ansichten einzunehmen, ist an dieser Stelle, wo es sich lediglich um das Verständniß der Arbeit Goethe's handelt, nicht nothwendig; auch würde es nur durch Herbeiziehung sehr umfangreichen Materials und tiefeingehende philologische und archäologische Studien möglich sein, ihn zu gewinnen. Demnach ist denn auch die vorangehende, keineswegs vollständige Aufzählung diesem Gebiete angehöriger Schriften blos deshalb geschehen, weil ihre Verfasser sich gelegentlich noch auf Goethe's Auffassung einzelner Dinge beziehen und es daher auch in den Anmerkungen bisweilen wieder geboten war, jene Schriften zu citiren.

Philostrat's Gemälde.

Was uns von Poesie und Prosa aus den besten griechischen Tagen übrig geblieben, giebt uns die Ueberzeugung, daß Alles, was jene hochbegabte Nation in Worte verfaßt, um es mündlich oder schriftlich zu überliefern, aus unmittelbarem Anschauen der äußern und innern Welt hervorgegangen sei. Ihre älteste Mythologie personifizirt die wichtigsten Ereignisse des Himmels und der Erde, individualisirt das allgemeinste Menschenschicksal, die unvermeidlichen Thaten und unausweichlichen Duldungen eines immer sich erneuenden seltsamen Geschlechts. Poesie und bildende Kunst finden hier das freiste Feld, wo eine der andern immer neue Vortheile zuweist, indem beide in ewigem Wettstreit sich zu befehden scheinen.

Die bildende Kunst ergreift die alten Fabeln und bedient sich ihrer zu den nächsten Zwecken; sie reizt das Auge, um es zu befriedigen, sie fordert den Geist auf, um ihn zu kräftigen, und bald kann der Poet dem Ohr nichts mehr überliefern, was der Bildkünstler nicht schon dem Auge gebracht hätte. Und so steigern sich wechselsweise Einbildungskraft und Wirklichkeit, bis sie endlich das höchste Ziel erreichen — sie kommen der Religion zu Hilfe und stellen den Gott, dessen Wink die Himmel erschüttert,*) der anbetenden Menschheit vor Augen.

In diesem Sinn haben alle neueren Kunstfreunde, die auf dem Wege, den uns Winckelmann vorzeichnete, treulich verharrten, die alten Beschreibungen verlorener Kunstwerke mit übriggebliebenen Nachbildungen und Nachahmungen derselben immer gern verglichen und sich dem geistreichen Geschäft ergeben,

*) Zeus, mit Hindeutung auf die berühmte Statue des Phidias.

völlig Verlorenes im Sinne der Alten wiederherzustellen, welches schwieriger oder leichter sein mag, als der neue Zeitsinn von jenem abweicht oder ihm sich nähert.

So haben denn auch die Weimarischen Kunstfreunde, früherer Bemühungen um Polygnot's Gemälde*) nicht zu gedenken, sich an der Philostrate Schilderungen vielfach geübt und würden eine Folge derselben mit Kupfern herausgegeben haben, wenn die Schicksale der Welt und der Kunst das Unternehmen nur einigermaßen begünstigt hätten; doch jene waren zu rauh und diese zu weich, und so mußte das frohe Große und das heitere Gute leider zurücksteben.

Damit nun aber nicht Alles verloren gehe, werden die Vorarbeiten mitgetheilt, wie wir sie schon seit mehreren Jahren zu eigener Belehrung eingeleitet. Zuerst also wird vorausgesetzt, daß die Gemäldegalerie wirklich existirt habe und daß man den Redner loben müsse wegen des zeitgemäßen Gedankens, sie in Gegenwart von wohlgebildeten Jünglingen und hoffnungsvollen Knaben auszulegen und zugleich einen angenehmen und nützlichen Unterricht zu ertheilen. An historisch-politischen Gegenständen seine Kunst zu üben, war schon längst dem Sophisten untersagt; moralische Probleme waren bis zum Ueberdruß durchgearbeitet und erschöpft; nun blieb das Gebiet der Kunst noch übrig, wohin man sich mit seinen Schülern flüchtete, um an gegebenen harmlosen Darstellungen seine Fertigkeiten zu zeigen und zu entwickeln.

Hieraus entsteht aber für uns die große Schwierigkeit, zu sondern, was jene heitere Gesellschaft wirklich angeschaut und was wol rednerische Zuthat sein möchte. Hiezu sind uns in der neuern Zeit sehr viele Mittel gegeben. Herkulanische, Pompejische und andere neuentdeckte Gemälde, besonders auch Mosaiken, machen es möglich, Geist und Einbildungskraft in jene Kunstepoche zu erheben.

Erfreulich, ja verdienstlich ist diese Bemühung, da neuere Künstler in diesem Sinne wenig arbeiteten. Aus den Werken der Byzantiner und der ersten Florentinischen Künstler ließen sich Beispiele anführen, daß sie auf eigenem Wege nach ähnlichen Zwecken gestrebt, die man jedoch nach und nach aus den Augen verloren. Nun aber zeigt Julius Roman allein in

*) Die Aufsätze, auf die hier hingewiesen wird, standen zuerst in dem Jahrgang 1805 der Jenaischen Allgemeinen Literatur-Zeitung.

seinen Werken deutlich, daß er die Philostrate gelesen, weshalb auch von seinen Bildern manches angeführt und eingeschaltet wird. Jüngere talentvolle Künstler der neueren Zeit, die sich mit diesem Sinne vertraut machten, trügen zu Wiederherstellung der Kunst ins kraftvolle anmuthige Leben, worin sie ganz allein gedeihen kann, gewiß sehr Vieles bei.

Aber nicht allein die Schwierigkeit, aus rednerischen Ueberlieferungen sich das eigentlich Dargestellte rein zu entwickeln, hat eine glückliche Wirkung der Philostratischen Gemälde gehindert; ebenso schlimm, ja noch schlimmer ist die Verworrenheit, in welcher diese Bilder hinter einander aufgeführt werden. Braucht man dort schon angestrengte Aufmerksamkeit, so wird man hier ganz verwirrt. Deswegen war unsere erste Sorgfalt, die Bilder zu sondern, alsdann unter Rubriken zu theilen, wenngleich nicht mit der größten Strenge. Und so bringen wir nach und nach zum Vortrag:

I. Hochheroischen, tragischen Inhalts, zielen meist auf Tod und Verderben heldenmüthiger Männer und Frauen. Hieran schließt sich, damit die Welt nicht entvölkert werde: II. Liebesannäherung und Bewerbung, deren Gelingen und Mißlingen. Daraus erfolgt: III. Geburt und Erziehung. Sodann tritt uns IV. Herkules kräftig entgegen, welcher ein besonderes Kapitel füllt. Die Alten behaupten ohnedies, daß die Poesie von diesem Helden ausgegangen sei. „Denn die Dichtkunst beschäftigte sich vorher nur mit Götterspüchen und entstund erst mit Herkules, Alkmenens Sohn." Auch ist er der herrlichste, die mannichfaltigsten Abwechselungen darbietende und herbeiführende Charakter. Unmittelbar verbindet sich V. Kämpfen und Ringen aufs Mächtigste. VI. Jäger und Jagden drängen sich kühn und lebensmuthig heran. Zu gefälliger Ableitung tritt VII. Poesie, Gesang und Tanz an den Reihen mit unendlicher Anmuth. Die Darstellung von Gegenden folgt sodann; wir finden VIII. viele See- und Wasserstücke, wenig Landschaften. IX. Einige Stillleben fehlen auch nicht.

In dem nachfolgenden Verzeichniß werden die Gegenstände zur Uebersicht nur kurz angegeben; die Ausführung einzelner läßt sich nach und nach mittheilen. Die hinter jedem Bilde angezeichneten römischen Zahlen deuten auf das erste und zweite Buch Philostrat's. „Jun." weist auf die Ueberlieferung des Jüngeren. Ebenso deuten die arabischen Zahlen auf die Folge,

wie die Bilder im griechischen Text geordnet sind. Was den Herkulanischen Alterthümern und neueren Künstlern angehört, ist gleichfalls angezeichnet.

Antike Gemäldegalerie.

I. Hochheroischen, tragischen Inhalts.

1. Antilochus; vor Troja getödteter Held, von Achill beweint, mit großer Umgebung von trauernden Freunden und Kampfgesellen. II. 7.

2. Memnon; von Achill getödtet, von Aurora, der Mutter, liebevoll bestattet. I. 7.

3. Skamander; das Gewässer durch Vulkan ausgetrocknet, das Ufer versengt, um Achill zu retten. I. 1.

4. Menökeus; sterbender Held, als patriotisches Opfer. I. 4.

5. *Hippolyt und Phädra; werbende, verschmähte Stiefmutter. Herkul. Alterth. T. III. Tab. 15.

5. Hippolyt; Jüngling, unschuldig, durch übereilten Vaterfluch ungerecht verderbt. II. 4.

6. Antigone; Schwester, zu Bestattung des Bruders ihr Leben wagend. II. 29.

7. Evadne; Heldenweib, dem erschlagenen Gemahl im Flammentode folgend. II. 30.

8. Panthia; Gemahlin, neben dem erlegten Gatten sterbend. II. 9.

9. Ajax, der Lokrier; unbezwungener Held, dem grausesten Untergange trotzend. II. 13.

10. Philoktet; einsam, grenzenlos leidender Held. III. 17.

11. Phaëthon; verwegener Jüngling, sich durch Uebermuth den Tod zuziehend. I. 11.

11. a. Ikarus; gestrandet, bedauert vom geretteten Vater, beschaut vom nachdenklichen Hirten. Herkul. Alterth. T. IV. Tab. 63.

11. b. Phrixus und Helle; Bruder, der die Schwester auf dem magischen Flug übers Meer aus den Wellen nicht retten kann. Herkul. Alterth. T. III. Tab. 4.

12. Hyacinth; schönster Jüngling, von Apoll und Zephyr geliebt. III. 14.

13. Hyacinth; getödtet durch Liebe und Mißgunst. I. 24.

17. a. Cephalus und Prokris; Gattin, durch Eifersucht und Schicksal getödtet. Julius Roman.

14. Amphiaraus; Prophet, auf der Orakelstätte prangend. I. 26.

15. Kassandra; Familienmord. II. 19.

16. Rhodogune; Siegerin in voller Pracht. II. 5.

16. a. Sieger und Siegesgöttin, an einer Trophäe. Herkul. Alterth. T. III. Tab. 39.

17. Themistokles; historisch edle Darstellung. II. 32.

II. Liebesannäherung, Bewerbung gelingen, mißlingen.

18. *Venus; dem Meer entsteigend, auf der Muschel ruhend, mit der Muschel schiffend. Herkul. Alterth. T. IV. Tab. 3. Oft und überall wiederholt.

18. Vorspiele der Liebesgötter. I. 6.

19. Neptun und Amymone; der Gott wirbt um die Tochter des Danaus, die, um sich Wasser aus dem Flusse zu holen, an den Inachus herankam. I. 7.

19. a. Theseus und die geretteten Kinder. Herkul. Alterth. T. I. Tab. 5.

19. b. Ariadne; verlassen, einsam, dem fortsegelnden Schiffe bestürzt nachblickend. Herkul. Alterth. T. II. Tab. 14.

19. c. Ariadne; verlassen, dem absegelnden Schiffe bewußt- und jammervoll nachblickend, unter dem Beistand von Genien. Herkul. Alterth. T. II. Tab. 15.

20. Ariadne; schlafende Schönheit, vom Liebenden und seinem Gefolge bewundert. I. 15.

20. a. Vollkommen derselbe Gegenstand, buchstäblich nachgebildet. Herkul. Alterth. T. II. Tab. 16.

20. b. Leda mit dem Schwan, unzähligemal wiederholt. Herkul. Alterth. T. III. Tab. 8.

20. c. Leda, am Eurotas; die Doppelzwillinge sind den Eierschalen entschlüpft. Jul. Roman.

21. Pelops, als Freiersmann. I. 30.

22. Derselbe Gegenstand, ernster genommen. Jun. 9.

23. Pelops führt die Braut heim. I. 17.

24. Vorspiel zu der Argonautenfahrt. Jun. 8.

25. Glaukus weissagt den Argonauten. II. 15.

26. Jason und Medea; mächtig furchtbares Paar. Jun. 7.

27. Argo; Rückkehr der Argonauten. Jun. 11.
28. Perseus verdient die Andromeda. I. 29.
29. Cyklop vermißt die Galatee. II. 18.
29. a. Cyklop, in Liebeshoffnung. Herkul. Alterth. T. I. p. 10.
30. Pasiphas; Künstler, dem Liebeswahnsinn dienend. I. 16.
31. Meles und Kritheis; Homer entspringt. II. 8.

III. Geburt und Erziehung.

32. Minerva's Geburt; sie entwindet sich aus dem Haupte Zeus' und wird von Göttern und Menschen herrlich empfangen. II. 27.
33. Semele; des Bacchus Geburt. Die Mutter kömmt um, der Sohn tritt durchs Feuer ins lebendigste Leben. I. 14.
33. a. Bacchus' Erziehung, durch Faunen und Nymphen in Gegenwart des Merkur. Herkul. Alterth. T. II. Tab. 12.
34. Hermes' Geburt; er tritt sogleich als Schelm und Schalk unter Götter und Menschen. I. 26.
35. Achill's Kindheit; von Chiron erzogen. II. 2.
35. a. Dasselbe. Herkul. Alterth. T. I. Tab. 8.
36. Achill, auf Skyros; der junge Held unter Mädchen kaum erkennbar. Jun. 1.
37. Zentaurische Familienscene. Höchster Kunstsinn. II. 4.

IV. Herkules.

38. Der Halbgott Sieger als Kind. Jun. 5.
38. a. Dasselbe. Herkul. Alterth. T. I. Tab. 7.
39. Achelous; Kampf wegen Deianira. Jun. 4.
40. Nessus; Errettung der Deianira. Jun. 16.
41. Antäus; Sieg durch Ringen. II. 21.
42. Hesione; befreit durch Herkules. Jun. 12.
42. a. Derselbe Gegenstand. Herkul. Alterth. T. IV. Tab. 61.
43. Atlas; der Held nimmt das Himmelsgewölbe auf seine Schultern. II. 20.
43. a. Hylas; untergetaucht von Nymphen. Herkul. Alterth. T. IV. Tab. 6.
43. b. Hylas; überwältigt von Nymphen. Julius Roman.
44. Adderus; dessen Tod gerochen. Groß gedacht und reizend rührend ausgeführt. II. 25.

Was schiert mich der Berliner Bann,
Geschmädlerpfaffenwesen!
Und wer mich nicht verstehen kann,
Der lerne besser lesen!

Den Männern zu zeigen.*)

1. Samuel, 16. Cap., 11. V.

Und Samuel sprach zu Isai: Sind das die Knaben alle?

Ach, ich war auch in diesem Falle:
Als ich die Weisen hört' und las,
Da Jeder diese Welten alle
Mit seiner Menschenspanne maß,
Da fragt' ich: Aber — sind sie das,
Sind das die Knaben alle?

Was ist der Himmel, was ist die Welt?**)

Eisenach den 12. September 1777.

Was ist der Himmel, was ist die Welt
Als das, wofür eben Einer sie hält?
Was hilft uns alle Herrlichkeit
Ohne Seelen-Behaglichkeit
Und ohne des Leibes Liebesleben?
Was hilft Euch alles Streiten und Streben?
Von dieser großen Lehre durchdrungen
Habt Ihr ein Lieblein hier vorgesungen
Vom Prinz, er heißt — ich weiß nicht wie,
Mit dem Zunamen Radegik.

*) Das Gedicht steht in der Iris IV, 2, 169. 1775 mit der auch sonst von Goethe dort gebrauchten Chiffer ℣. und in den ächten Ausgaben; dann wurde es sowol in den „Nachgel. Ww." 1833, als auch in der Ausgabe von 1836 von Neuem abgedruckt. Seltsamerweise ist es seitdem in allen neueren Ausgaben weggelassen, so daß Th. Bergk in den Irrthum verfallen konnte, es in seine „Acht Lieder von Goethe", die er 1857 als bisher unbekannte herausgab, mit aufzunehmen.

**) Nur in der Ausgabe von 1836 stehend, später immer weggelassen. Die Beziehungen des Gedichtes sind uns unbekannt, und auch ein gleichzeitiger Brief an Frau von Stein (I, 115) giebt wenigstens keine irgendwie deutliche Aufklärung.

44. a. Herkules, als Vater; unendlich zart und zierlich. Herkul. Alterth. T. I. Tab. 6.
45. Herkules, rasend; schlecht belohnte Großthaten. II. 23.
45. a. Herkules, bei Admet; schwelgender Gast im Trauerhause. Weimarische Kunstfreunde.
46. Thiodamas; der speisegierige Held beschmaust einen widerwilligen Ackersmann. II. 24.
47. Herkules und die Pygmäen; köstlicher Gegensatz. II. 22.
47. a. Derselbe Gegenstand; glücklich aufgefaßt von Julius Roman.

V. Kämpfen und Ringen.

48. Palästra; überschwenglich großes Bild; wer den Begriff desselben fassen kann, ist in der Kunst sein ganzes Leben geborgen. II. 33.
49. Arrhichion; der Athlete, im dritten Siege verscheidend. II. 6.
50. [illegible]has; grausam Beraubender; unterliegt dem Phöbus. I

VI. Jäger und Jagden.

51. Meleager und Atalanta; heroische Jagd. Jun. 15.
51. a. Das Gleiche, von Julius Roman.
52. Abermals Schweinsjagd; von unendlicher Schönheit. I. 28.
53. Gastmahl nach der Jagd, höchst liebenswürdig. Jun. 3.
54. Narzissus; der Jäger, in sich selbst verirrt. I. 23.

VII. Poesie, Gesang, Tanz.

55. Pan; von den Nymphen im Mittagsschlaf überfallen, gebunden, verhöhnt und mißhandelt. II. 11.
56. Midas; der weichliche lydische König, von schönen Mädchen umgeben, freut sich, einen Faun gefangen zu haben. Andere Faune freuen sich deshalb auch; der eine aber liegt betrunken, seiner ohnmächtig. I. 22.
57. *Olympus; als Knabe vom Pan unterrichtet. Herkul. Alterth. T. I. Tab. 9.

57. Olympus; der schönste Jüngling, einsam sitzend, bläst auf der Flöte; die Oberhälfte seines Körpers spiegelt sich in der Quelle. I. 21.

57. a. Olympus flötet; ein silenartiger Pan hört ihm aufmerksam zu. Hannibal Carracci.

58. Olympus; er hat die Flöte weggelegt und singt; er sitzt auf blumigem Rasen; Satyren umgeben und verehren ihn. I. 20.

59. Marsyas besiegt; der Scythe und Apoll, Satyren und Umgebung. Jun. 2.

60. Amphion; auf zierlichster Leyer spielend; die Steine wetteifern, sich zur Mauer zu bilden. I. 10.

61. Aesop; die Muse der Fabel kömmt zu ihm, krönt, bekränzt ihn; Thiere stehen menschenartig umher. I. 3.

62. Orpheus; Thiere, ja Wälder und Felsen heranziehend. Jun. 6.

62. a. Orpheus; entsetzt sich, jenem Zauberlehrling ähnlich, vor der Menge von Thieren, die er herangezogen. Ein unschätzbarer Gedanke, für den engen Raum des geschnittenen Steines geeignet. Antike Gemme.

63. Pindar; der Neugeborne liegt auf Lorbeer- und Myrtenzweigen unter dem Schutz der Rhea; die Nymphen sind gegenwärtig; Pan tanzt; ein Bienenschwarm umschwebt den Knaben. II. 12.

64. Sophokles; nachdenkend; Melpomene, Geschenke anbietend; Aesculap steht daneben, Bienen schwärmen umher. Jun. 13.

65. Venus; ihr elfenbeinernes Bild von Opfern umgeben; leicht gekleidete, eifrig singende Jungfrauen. II. 1.

VIII. See-, Wasser- und Landstücke.

66. Bacchus und die Tyrrhener; offene See; zwei Schiffe, in dem einen Bacchus und die Bacchantinnen in Zuversicht und Behagen, die Seeräuber gewaltsam, sogleich aber in Delphine verwandelt. I. 19.

67. Andros; Insel, von Bacchus begünstigt. Der Quellgott, auf einem Lager von Traubenblättern, ertheilt Wein statt Wassers; sein Fluß durchströmt das Land; Schmausende versammeln sich um ihn her. Am Ausfluß ins Meer ziehen sich

Tritonen heran zur Theilnahme. Bacchus mit großem Gefolg besucht die Insel. I. 25.

68. Palämon; am Ufer des Korinthischen Isthmus im heiligen Haine opfert das Volk. Der Knabe Palämon wird von einem Delphin schlafend in eine für ihn göttlich bereitete Uferhöhle geführt. II. 16.

69. Bosporus; Land und See aufs Mannichfaltigste und Herrlichste belebt. I. 12.

70. Der Nil; umgeben von Kindern und allen Attributen. I. 5.

70. a. Der Nil im Sinken; Mosaik von Palestrina.

71. Die Inseln; Wasser und Land mit ihren Charakteren, Erzeugnissen und Begebenheiten. II. 17.

72. Thessalien; Neptun nöthigt den Peneus zu schnellerem Lauf. Das Wasser fällt, die Erde grünt. II. 14.

73. Die Sümpfe; im Sinne der vorhergehenden. Wasser und Land in wechselseitigem Bezug freundlich dargestellt. I. 9.

74. Die Fischer; bezüglich auf 69. Fang der Thunfische. I. 13.

74. a. Delphinsfang; Julius Roman.

74. b. Aehnliches, um jene Vorstellung zu beleben. Herkul. Alterth. T. II. Tab. 50.

75. Dodona; Götterhain mit allen heiligen Geräthschaften, Bewohnern und Angestellten. II. 34.

76. Nächtlicher Schmaus; unschätzbares Bild, schwer einzuordnen, stehe hier als Zugabe. I. 2.

IX. Stillleben.

77. Xenien. I. 31.

78. Xenien. II. 26.

78. a. Beispiele zu vollkommener Befriedigung. Herkul. Alterth. T. II. Tab. 56 sqq.

79. Gewebe; Beispiel der zartesten, sichersten Pinselführung. II. 29.

Weitere Ausführung.

Ueberſehen wir nunmehr die Philoſtratiſche Galerie als ein geordnetes Ganze, wird uns klar, daß durch entdeckte wahrhaft antike Bilder wir uns von der Grundwahrhaftigkeit jener rhetoriſchen Beſchreibungen überzeugen dürfen, ſehen wir ein, daß es nur von uns abhängt, einzuſchalten und anzufügen, damit der Begriff einer lebendigen Kunſt ſich mehr und mehr bethätige, finden wir, daß auch große Neuere dieſer Sinnesart gefolgt und uns dergleichen muſterhafte Bilder hinterlaſſen, ſo wird Wunſch und Verpflichtung immer ſtärker, nunmehr ins Einzelne zu gehen und eine Ausführung, wo nicht zu leiſten, doch vorzubereiten. Da alſo ohnehin ſchon zu lange gezaudert worden, ungeſäumt ans Werk!

I.

Antilochus.*)

Das Haupterforderniß einer großen Kompoſition war ſchon von den Alten anerkannt, daß nämlich viele bedeutende Charaktere ſich um einen Mittelpunkt vereinigen müſſen, der merkſam genug, ſie anrege, bei einem gemeinſamen Intereſſe ihre Eigenheiten auszuſprechen. Im gegenwärtigen Fall iſt dieſer Lebenspunkt ein getödteter, allgemein bedauerter Jüngling.

Antilochus, indem er ſeinen Vater Neſtor in der Schlacht zu ſchützen herandringt, wird von dem Afrikaner Memnon erſchlagen. Hier liegt er nun in jugendlicher Schöne; das Gefühl, ſeinen Vater gerettet zu haben, umſchwebt noch heiter die Geſichtszüge. Sein Bart iſt mehr als der keimende Bart eines Jünglings, das Haar gelb wie die Sonne. Die leichten Füße liegen hingeſtreckt, der Körper, zur Geſchwindigkeit gebaut, wie Elfenbein anzuſehen, aus der Bruſtwunde nun von purpurnem Blut durchrieſelt.

Achill, grimmig-ſchmerzhaft, warf ſich über ihn. Rache ſchwörend gegen den Mörder, der ihm den Tröſter ſeines Jammers, als Patroklus unterlag, ſeinen letzten, beſten Freund und Geſellen, geraubt.

*) In Bezug auf den Stoff ſ. Quint. Smyrnaeus' Posthomerica. II. 235 f.

Die Feldherren ſtehen umher theilnehmend, jeder ſeinen Charakter behauptend. Menelaus wird erkannt am Sanften, Agamemnon am Göttlichen, Diomed am Freikühnen. Ajax ſteht finſter und trotzig, der Lokrier als tüchtiger Mann.*) Ulyß fällt auf als nachdenklich und bemerkend. Neſtor ſcheint zu fehlen. Das Kriegsvolk, auf ſeine Speere gelehnt, mit über einander geſchlagenen Füßen, umringt die Verſammlung, einen Trauergeſang anzuſtimmen.

Skamander.**)

In ſchneller Bewegung ſtürmt aus der Höhe Vulkan auf den Flußgott. Die weite Ebene, wo man auch Troja erblickt, iſt mit Feuer überſchwemmt, das, waſſergleich, nach dem Flußbette ausſtrömt.

Das Feuer jedoch, wie es den Gott umgiebt, ſtürzt unmittelbar in das Waſſer. Schon ſind alle Bäume des Ufers verbrannt; der Fluß, ohne Haare, ſteht um Gnade vom Gott, um welchen her das Feuer nicht gelb wie gewöhnlich erſcheint, ſondern gold- und ſonnenfarben.***)

Menökeus.

Ein tüchtiger Jüngling iſt vorgeſtellt, aufrecht noch auf ſeinen Füßen; aber ach, er hat mit blankem Schwert die Seite durchbohrt, das Blut fließt, die Seele will entfliehn; er fängt ſchon an zu wanken und erwartet den Tod mit heitern, liebreichen Augen. Wie Schade um den herrlichen jungen Mann! Sein kräftiger Körperbau, im Kampfſpiel tüchtig ausgearbeitet, braunlich geſunde Farbe. Seine hochgewölbte Bruſt möchte man betaſten,†) die Schultern ſind ſtark, der Nacken feſt, nicht ſteif, ſein Haarwuchs gemäßigt; der Jüngling wollte nicht in Locken weibiſch erſcheinen. Vom ſchönſten Gleichmaß Rippen

*) Der Text „ἀπὸ τοῦ ἐτοίμου", der nur die Kampfbereitſchaft bezeichnen kann, iſt weder hier noch in der Ueberſetzung von Lindau (Stuttgart 1833) richtig wiedergegeben; „den Lokrier", ſteht in der letzteren, „wirft Du an dem trüben Sinne erkennen."

**) Nach Ilias, XXI. 305 f.

***) Dieſer Zug iſt, wie auch ſchon Philoſtrat ausdrücklich bemerkt, nicht Homeriſch.

†) Zuſatz Goethe's.

und Lenden. Was uns durch Bewegung und Beugung des Körpers von der Rückseite sichtbar wird, ist ebenfalls schön und bewundernswürdig.

Fragst Du nun aber, wer er sei, so erkenne in ihm Kreon's, des unglücklichen Tyrannen von Theben, geliebtesten Sohn! Tiresias weissagete, daß nur, wenn er beim Eingang der Drachenhöhle sterben würde, die Stadt befreit sein könne. Heimlich begiebt er sich heraus und opfert sich selbst. Nun begreifst Du auch, was die Höhle, was der versteckte Drache bedeutet. In der Ferne sieht man Theben und die Sieben, die es bestürmen. Das Bild ist mit hohem Augpunkt gemalt und eine Art Perspektive dabei angebracht.

Antigone.*)

Heldenschwester! Mit einem Knie an der Erde umfaßt sie den todten Bruder, der, weil er, seine Vaterstadt bedrohend, umgekommen, unbegraben sollte verwesen. Die Nacht verbirgt ihre Großthat, der Mond erleuchtet das Vorhaben. Mit stummem Schmerz ergreift sie den Bruder; ihre Gestalt giebt Zutrauen, daß sie fähig sei, einen riesenhaften Helden zu bestatten. In der Ferne sieht man die erschlagenen Belagerer, Roß und Mann hingestreckt.

Ahnungsvoll wächst auf Eteokles' Grabhügel ein Granatbaum; ferner siehst Du zwei als Todtenopfer gegen einander über brennende Flammen; sie stoßen sich wechselseitig ab — jene Frucht, durch blutigen Saft das Mordbeginnen, diese Feuer, durch seltsames Erscheinen den unauslöschlichen Haß der Brüder auch im Tode bezeichnend.

Evadne.**)

Ein wohlgeschmückter, mit geopferten Thieren umlegter Holzstoß soll den riesenhaften Körper des Kapaneus verzehren. Aber allein soll er nicht abscheiden! Evadne, seine Gattin, Heldenweib, des Helden werth, schmückte sich als höchstes Opfer mit Kränzen. Ihr Blick ist hochherrlich; denn indem sie sich ins Feuer stürzt, scheint sie ihrem Gemahl zuzurufen. Sie schwebt mit geöffneten Lippen.

*) Im Ganzen nach der Situation in Sophokles' Tragödie; nur das im zweiten Abschnitte Gesagte ist ihm fremd.

**) Nach Euripides' *Ἱκέτιδες* (Supplices). Der vor Theben vom Blitze erschlagene Kapaneus wird von den Seinigen in Argos bestattet.

Wer aber auch hat dieses Feuer angefürt? Liebesgötter mit kleinen Fackeln sind um den dürren Schragen versammelt; schon entzündet er sich, schon dampft und flammt er, sie aber sehen beträkt auf ihr Geschäft. Und so wird ein erhabenes Bild gemildert zur Anmuth.

Ajax, der Lokrier.*)

Sonderung der Charaktere war ein Hauptgrundsatz griechischer bildender Kunst, Vertheilung der Eigenschaften in einem hohen geselligen Kreis, er sei göttlich oder menschlich. Wenn nun den Helden mehr als Andern Frömmigkeit geziemt und die Besseren vor Theben wie vor Troja als Gottergebene sich darstellen, so bedurfte doch dort wie hier der Lebenskreis eines Gottlosen.

Diese Rolle war dem untergeordneten Ajax zugetheilt, der sich weder Gott noch Menschen fügt, zuletzt aber seiner Strafe nicht entgeht.

Hier sehen wir schäumende Meereswogen den unterwaschenen Felsen umgischen; oben steht Ajax, furchtbar anzusehen; er blickt umher wie ein vom Rausche sich Sammelnder. Ihm entgegnet Neptun, fürchterlich, mit wilden Haaren, in denen der anstrebende Sturm saust.

Das verlassene, im Innersten brennende Schiff treibt fort; in die Flammen als wie in Segel stößt der Wind. Keinen Gegenstand faßt Ajax ins Auge, nicht das Schiff, nicht die Felsen; dem Meer scheint er zu zürnen; keineswegs fürchtet er den eindringenden Poseiden; immer noch wie zum Angriff bereit steht er; die Arme streben kräftig, der Nacken schwillt wie gegen Hektor und die Troer.

Aber Poseidon schwingt den Dreizack, und sogleich wird die Klippe mit dem trotzigen Helden in den Schlund stürzen.

Ein hochtragisch prägnanter Moment — ein eben Geretteter, vom feindseligen Gotte verfolgt und verderbt. Alles ist so augenblicklich bewegt und vorübergehend, daß dieser Gegenstand unter die höchsten zu rechnen ist, welche die bildende Kunst sich aneignen darf.

*) Auch mit der Ueberschrift „Τυραι", die Klippen, vielleicht ein Gemälde des Atheners Apollodoros, das Plinius (XXXV 36. 1) mit den Worten erwähnt: „Ejus est Ajax fulmine incensus."

Philoktet.*)

Einsam sitzend auf Lemnos, leidet schmerzhaft Philoktet an der unheilbaren dämonischen Wunde. Das Antlitz bezeichnet sein Uebel. Düstere Augenbrauen drücken sich über tiefliegende, geschwächte, niederschauende Augen herüber; unbesorgtes Haar, wilder, starrer Bart bezeichnen genugsam den traurigen Zustand; das veraltete Gewand, der verbundene Knöchel sagen das Uebrige.

Er zeigte den Griechen ein verpöntes Heiligthum**) und ward so gestraft.

Rhodogune.***)

Kriegerische Königin! Sie hat mit ihren Persern die bundbrüchigen Armenier überwunden und erscheint als Gegenbild zu Semiramis.†) Kriegerisch bewaffnet und königlich geschmückt steht sie auf dem Schlachtfeld; die Feinde sind erlegt, Pferde verscheucht, Land und Fluß von Blute geröthet. Die Eile, womit sie die Schlacht begann, den Sieg erlangte, wird dadurch angedeutet, daß die eine Seite ihres Haares aufgeschmückt ist, die andere hingegen in Locken frei herunterfällt. Ihr Pferd Rissa steht neben ihr, schwarz auf weißen Beinen; auch ist dessen erhaben gerundete Stirne weiß, und weiße Nasenlöcher schnauben. Edelsteine, kostbares Geschmeide und vielen andern Putz hat die

---

*) Einen Vers aus der gleichnamigen Tragödie des Sophokles citirt Philostrat, von dem übrigens hier nur die Worte „Düstere ... Bart" aufgenommen sind.

**) Der Altar der Nymphe Chryse, den Jason auf dem Argonautenzuge errichtet hatte.

***) Ueber die hier genannte Persönlichkeit ist nichts ermittelt. Es werden drei Frauen dieses Namens im Alterthum genannt: die Gemahlin des Partus Hystaspis, die Tochter des Artaxerxes und die Gemahlin des Tenerrius Ariamor, nach der Corneille sein bekanntes, von Lessing mit Recht scharf getadeltes Trauerspiel (vgl. Werke, VII. S. 178 f. unsre Ausgabe) benannt hat. Die Letzte ist sicherlich hier nicht gemeint.

†) D. h. gleichfalls als Kriegerin; übrigens wird auch von Semiramis erzählt, daß sie, ohne Sandalen und ohne die Haare aufgeflochten zu haben, in den Krieg gezogen sei (s. Polyänus' Strategem., Lib. VIII. p. 596, nach Melder p. 425).

Fürstin dem Pferd überlassen, damit es stolz darauf sei, sie muthig einhertrage.

Und wie das Schlachtfeld durch Ströme Bluts ein majestätisches Ansehen gewinnt, so erhöht auch der Fürstin Purpurgewand Alles, nur nicht sie selbst. Ihr Gürtel, der dem Kleide verwehrt, über die Kniee herabzufallen, ist schön, auch schön das Unterkleid, auf welchem Du gestickte Figuren siehst. Das Oberkleid, das von der Schulter zum Ellenbogen herabhängt, ist unter der Halsgrube zusammengeheftet; daher die Schulter eingehüllt, der Arm aber zum Theil entblößt, und dieser Anzug nicht ganz nach Art der Amazonen. Der Umfang des Schildes würde die Brust bedecken, aber die linke Hand, durch den Schildriemen gesteckt, hält eine Lanze und von dem Busen den Schild ab. Dieser ist nun durch die Kunst des Malers mit der Schärfe gerade gegen uns gerichtet, so daß wir seine äußere obere erhöhte Fläche und zugleich die innere vertiefte sehen. Scheint nicht jene von Gold gewölbt, und sind nicht Thiere hineingegraben? Das Innere des Schildes, wo die Hand durchgeht, ist Purpur, dessen Reiz vom Arm überboten wird.

Wir sind durchdrungen von der Siegerin Schönheit und mögen gerne weiter davon sprechen. Höret also! Wegen des Sieges über die Armenier bringt sie ein Opfer und möchte ihrem Dank auch wol noch eine Bitte hinzufügen, nämlich die Männer allezeit so besiegen zu können wie jetzt; denn das Glück der Liebe und Gegenliebe scheint sie nicht zu kennen. Uns aber soll sie nicht erschrecken noch abweisen; wir werden sie nur um desto genauer betrachten. Derjenige Theil ihrer Haare, der noch aufgesteckt ist, mildert durch weibliche Zierlichkeit ihr sprödes Ansehn, dagegen der herabhängende das Männlich-Wilde vermehrt. Dieser ist goldner als Gold, jener nach richtiger Beobachtung geflechtener Haare von etwas mehr dunkler Farbe. Die Augenbrauen entspringen höchst reizend gleich über der Nase wie aus einer Wurzel und lagern sich mit unglaublichem Reiz um den Halbzirkel der Augen. Von diesen erhält die Wange erst ihre rechte Bedeutung und entzückt durch heiteres Ansehn; denn der Sitz der Heiterkeit ist die Wange. Die Augen fallen vom Grauen ins Schwarze;*) sie nehmen ihre

*) „*Οἱ ὀφθαλμοὶ κίχρανται ἀπὸ τοῦ γλαυκοῦ ἐς τὸ μέλαν*" — also richtiger vom „Bläulichen"; denn *γλαυκός* bedeutet fast dasselbe wie *γλαυκός*.

Heiterkeit von dem erfochtenen Sieg, Schönheit von der Natur, Majestät von der Fürstin. Der Mund ist weich, zum Genuß der Liebe reizend, die Lippen roseblühend und beide einander gleich, die Oeffnung mäßig und lieblich; sie spricht das Opfergebet zum Siege.

Vermagst Du nun den Blick von ihr abzuwenden, so siehst Du Gefangene hie und da, Siegeszeichen und alle Folgen einer gewonnenen Schlacht; und so überzeugst Du Dich, daß der Künstler nichts vergaß, seinem Bild alle Vollständigkeit und Vollendung zu geben.

II.

Vorspiele der Liebesgötter.*)

Bei Betrachtung dieses belebten, heitern Bildes laßt Euch zuerst nicht irre machen, weder durch die Schönheit des Fruchthaines noch durch die lebhafte Bewegung der geflügelten Knaben, sondern beschauet vor allen Dingen die Statue der Venus unter einem ausgehöhlten Felsen, dem die munterste Quelle unausgesetzt entspringt! Dort haben die Nymphen sie aufgerichtet aus Dankbarkeit, daß die Göttin sie zu so glücklichen Müttern, zu Müttern der Liebesgötter bestimmt hat.

Als Weihgeschenke stifteten sie daneben, wie diese Inschrift sagt, einen silbernen Spiegel, den vergoldeten Pantoffel, goldene Hasten, Alles zum Putz der Venus gehörig. Auch Liebesgötter bringen ihr Erstlingsäpfel zum Geschenk; sie stehen herum und bitten, der Hain möge so fort immerdar blühen und Früchte tragen.

Abgetheilt ist der vorliegende Garten in zierliche Beete, durchschnitten von zugänglichen Wegen; im Grase läßt sich ein Wettlauf anstellen; auch zum Schlummern finden sich ruhige Plätze. Auf den hohen Aesten hangen goldne Aepfel, von der Sonne geröthet, ganze Schwärme der Liebesgötter an sich ziehend. Sie fliegen empor zu den Früchten auf schimmernden Flügeln, meerblau, purpurroth und gold. Goldene Köcher und Pfeile haben sie an die Aeste gehängt, den Reichthum des Anblicks zu

*) Der Text des Philostrat ist hier sehr frei behandelt. Umstellungen (wie z. B. der Schluß an den Anfang gebracht wird), Kürzungen und Auslassungen sind zahlreich; auch werden eine Reihe von Stellen jetzt mit Recht anders aufgefaßt, als es von Goethe geschehen ist. — Daß es zahlreiche bildliche Darstellungen der Liebesgötter aus dem Alterthum giebt, ist bekannt.

Grabschrift für sich selbst.*)

Den 27. März 1782.

Ich war ein Knabe warm und gut,
Als Jüngling hatt' ich frisches Blut,
Versprach einst einen Mann.
Gelitten hab' ich und geliebt
Und liege nieder ohnbetrübt,
Da ich nicht weiter kann.

Auf Ch. F. Himburg.**)

Holde Zeugen süß verträumter Jahre,
Falbe Blumen, abgewebte Haare,
Schleier, leicht geknickt, verblichne Bänder,
Abgeklungner Liebe Trauerpfänder,
Schon gewidmet meines Herdes Flammen,
Rafft der freche Sosius***) zusammen,
Eben als wenn Dichterwerk und Ehre
Ihm durch Erbschaft zugefallen wäre;
Und mir Lebendem soll sein Betragen
Mol am Thee- und Kaffeetisch behagen?
Weg das Porzellan, das Zuckerbrod!
Für die Himburg's bin ich todt.

*) Vgl. Goethe's Briefe an Auguste Gräfin zu Stolberg, S. 153 (besonderer Abdruck aus der Urania, Taschenbuch für 1859). Boas I, 15 und Briefe an Frau von Stein I, 161.

**) Vgl. „Dichtung und Wahrheit", 16. Buch, und Briefe an Frau von Stein I, 229. Himburg war der bereits mehrfach erwähnte Nachdrucker, welcher drei Auflagen von Goethe's Werken von 1775—1779 ohne dessen Vorwissen veranstaltet hatte und ihm als Entschädigung etwas Berliner Porzellan (ein Artikel, zu dessen Ankauf Friedrich der Große eine Zeit lang die Berliner Juden zu zwingen pflegte) anzubieten sich nicht scheute. In den Briefen ist der Text wesentlich verschieden:

Lang' verdorrte, halbverwelkte Blätter vor'ger Jahre,
Ausgekämmte, auch gewendt- und abgeschnittne Haare,
Alte Bänder, ausgetretne Schuh' und schwarzes Linnen
(Was sie nicht aufs Leid'ge Geld beginnen!)
Haben sie für baar und gut
Neuerdings dem Publikum gegeben.
Was man Andern nach dem Tode thut,
That man mir bei meinem Leben.
Doch ich schreibe nicht um Porzellan noch Brod,
Für die Himburg's bin ich todt.

***) Alle bisherigen Ausgaben lesen Sosius. Es ist aber unzweifelhaft nur an Sosius zu denken, den seit Horaz (Epist. I, 20 v. 2 und Epist. ad Pisones v. 345) gebräuchlichen Gattungsnamen für Buchhändler.

vermehren. Bunte, tausendfarbige Kleider liegen im Grase; der Kränze bedürfen sie nicht; denn mit lockigen Haaren sind sie genugsam bekränzt. Nicht weniger auffallend sind die Körbe zum Einsammeln des Obstes; sie glänzen von Sardonyx, Smaragd, von ächten Perlen — Alles Meisterstücke Vulkan's.

Lassen wir nun die Menge tanzen, laufen, schlafen oder sich der Aepfel erfreuen; zwei Paare der schönsten Liebesgötter fordern zunächst unsere ganze Aufmerksamkeit.

Hier scheint der Künstler ein Sinnbild der Freundschaft und gegenseitiger Liebe gestiftet zu haben. Zwei dieser schönen Knaben werfen sich Aepfel zu; diese fangen erst an, sich einander zu lieben. Der eine küßt den Apfel und wirft ihn dem andern entgegen; dieser faßt ihn auf, und man sieht, daß er ihn wieder küssen und zurückwerfen wird. Ein so anmuthiger Scherz bedeutet, daß sie sich erst zur Liebe reizen.

Das andere Paar schießt Pfeile gegen einander ab, nicht mit feindlichen Blicken, vielmehr scheint Einer dem Andern die Brust zu bieten, damit er desto gewisser treffen könne. Diese sind bedacht, in das tiefste Herz die Leidenschaft zu senken. Beide Paare beschäftigen sich zur Seite frei und allein.

Aber ein feindseliges Paar wird von einer Menge Zuschauer umgeben; die Kämpfenden, erhitzt, ringen mit einander. Der Eine hat seinen Widersacher schon niedergebracht und fliegt ihm auf den Rücken, ihn zu binden und zu dresseln; der Andere jedoch faßt noch einigen Muth, er strebt sich aufzurichten, hält des Gegners Hand von seinem Hals ab, indem er ihm einen Finger auswärts dreht, so daß die andern folgen müssen und sich nicht mehr schließen können. Der verdrehte Finger schmerzt aber den Kämpfer so sehr, daß er den kleinen Widersacher ins Ohr zu beißen sucht. Weil er nun dadurch die Kampfordnung verletzt, zürnen die Zuschauer und werfen ihn mit Aepfeln.

Zu der allerlebhaftesten Bewegung aber giebt ein Hase die Veranlassung. Er saß unter den Apfelbäumen und speiste die abgefallenen Früchte; einige, schon angenagt, mußte er liegen lassen; denn die Muthwilligen schreckten ihn auf mit Händeklatschen und Geschrei, mit flatterndem Gewand verscheuchen sie ihn. Einige fliegen über ihm her; Dieser rennt nach, und als er den Flüchtling zu haschen denkt, dreht sich das gewandte Thier zur andern Seite. Der dort ergriff ihn am Bein, ließ ihn aber wieder entwischen, und alle Gespielen lachen darüber. Indem nun die Jagd so vorwärts geht, sind von der Ver-

folgenden einige auf die Seite, andere vor sich hin, andere mit ausgebreiteten Händen gefallen. Sie liegen alle noch in der Stellung, wie sie das Thier verfehlten, um die Schnelligkeit der Handlung anzudeuten. Aber warum schießen sie nicht nach ihm, da ihnen die Waffen zur Hand sind? Nein, sie wollen ihn lebendig fangen, um ihn der Venus zu widmen als ein angenehmes Weihegeschenk; denn dieses brünstige, fruchtbare Geschlecht ist Liebling der Göttin.

Neptun und Amymone.*)

Danaus, der seine funfzig Töchter streng zu Hausgeschäften anhielt, damit sie in eng abgeschlossenem Kreise ihn bedienten und sich erhielten, hatte nach alter Sitte die mannichfaltigen Beschäftigungen unter sie vertheilt. Amymone, vielleicht die jüngste, war beseligt, das tägliche Wasser zu holen, aber nicht etwa bequem aus einem nah gelegenen Brunnen, sondern dorthin mußte sie wandern, fern von der Wohnung, wo sich Inachus, der Strom, mit dem Meere vereinigt.

Auch heute kam sie wieder. Der Künstler verleiht ihr eine derbe, tüchtige Gestalt, wie sie der Riesentochter ziemt. Braun ist die Haut des kräftigen Körpers, angehaucht von den eindringenden Strahlen der Sonne, denen sie sich auf mühsamen Wegen immerfort auszusetzen genöthigt ist. Aber heute findet sie nicht die Wasser des Flusses sanft in das Meer übergehen; Wellen des Ozeans stürmen heran; denn die Pferde Neptun's haben mit Schwimmfüßen den Gott herbeigebracht.

Die Jungfrau erschrickt, der Eimer ist ihrer Hand entfallen; sie steht scheu wie Eine, die zu fliehen denkt. Aber entferne Dich nicht, erhabenes Mädchen! Siehe, der Gott blickt nicht wild, wie er wol sonst den Stürmen gebietet; freundlich ist sein Antlitz, Anmuth spielt darüber, wie auf beruhigtem Ozean die Abendsonne. Vertraue ihm! Scheue nicht den um-

*) Die Codices geben theils die Ueberschrift „Poseidon oder Amymone", theils nur „Amymone"; aber auch in dem Uebrigen hat Goethe den griechischen Text so gut wie ignorirt. Sogar die persönliche Beschreibung der Amymone ist abweichend. Von der „derben, tüchtigen Gestalt, die der Riesentochter geziemt", von „einer braunen Hautfarbe" ist nirgends die Rede. Sie ist weiß und wird nur von Gold umstrahlt, welches seinen natürlichen Glanz mit dem Wasser vermischt.

ſichtigen Blick des Phöbus, nicht das ſchattenloſe, geſchwätzige Ufer! Bald wird die Woge ſich aufbäumen, unter ſmaragdenem Gewölbe der Gott ſich Deiner Neigung im purpurnen Schatten erfreuen. Unbelohnt ſollſt Du nicht bleiben!

Von der Trefflichkeit des Bildes dürfen wir nicht viel Worte machen; da wir aber auf die Zukunft hindeuten, ſo erlauben wir uns eine Bemerkung außerhalb deſſelben. Die Härte, womit Danaus ſeine Töchter erzieht, macht jene That wahrſcheinlich, wie ſie, mehr ſklavenſinnig als grauſam, ihre Gatten in der Brautnacht ſämmtlich ermorden. Amymone, mit dem Liebesglück nicht unbekannt, ſchont des übrigen und wird wegen dieſer Milde ſowol als durch die Gunſt des Gottes von jener Strafe befreit, die ihren Schweſtern für ewig auferlegt iſt. Dieſe verrichten nun das mägdehafte Geſchäft des Waſſerſchöpfens, aber um allen Erfolg betrogen. Statt des goldenen Gefäßes der Schweſter ſind ihnen zerbrochene und zerbrechende Scherben in die kraftloſen Hände gegeben.

Theſeus und die Gereiteten.*)

Glücklicherweiſe, wenn ſchon durch ein großes Unheil, ward uns dieſes Bild nicht blos in redneriſcher Darſtellung erhalten; noch jetzt iſt es mit Augen zu ſchauen unter den Schätzen von Portici und im Kupferitich allgemein bekannt. Von brauner Körperfarbe ſteht der junge Held, kräftig und ſchlank, mächtig und behend vor unſern Augen. Er dünkt uns rieſenhaft, weil die Unglücksgefährten, die nunmehr Gereiteten, als Kinder gebildet ſind, der Hauptfigur ſymboliſch untergeordnet durch die Weisheit des Künſtlers. Keins derſelben wäre fähig, die Keule zu ſchwingen und ſich mit dem Ungeheuer**) zu meſſen, das unter den Füßen des Ueberwinders liegt.

Eben dieſem hilfsbedürftigen Alter ziemt auch die Dankbarkeit; ihm ziemt es, die rettende Hand zu ergreifen, zu küſſen, die Kniee des Kräftigen zu umfaſſen, ihm vertraulich zu ſchmeicheln. Auch eine, zwar nur halb kenntliche Gottheit iſt in dem obern Raume ſichtbar, anzuzeigen, daß nichts Heroiſches ohne Mitwirkung hoher Dämonen geſchehe.

*) Dieſes und das folgende Stück ſind nicht im Philoſtrat vorhanden, ſondern aus den Herkulaniſchen Alterthümern beſchrieben.

**) Der Minotauros.

Hier enthalten wir uns nicht einer weit eingreifenden Bemerkung. Die eigentliche Kraft und Wirksamkeit der Poesie sowie der bildenden Kunst liegt darin, daß sie Hauptfiguren schafft und Alles, was diese umgiebt, selbst das Würdigste, untergeordnet darstellt. Hierdurch lockt sie den Blick auf eine Mitte, woher sich die Strahlen über das Ganze verbreiten; und so bewährt sich Glück und Weisheit der Erfindung sowie der Komposition einer wahren alleinigen Dichtung.

Die Geschichte dagegen handelt ganz anders. Von ihr erwartet man Gerechtigkeit; sie darf, ja sie soll den Glanz des Vorfechters eher dämpfen als erhöhen. Deshalb vertheilt sie Licht und Schatten über Alle; selbst den Geringsten unter den Mitwirkenden zieht sie hervor, damit auch ihm seine gebührende Portion des Ruhms zugemessen werde.

Fordert man aber aus mißverstandener Wahrheitsliebe von der Poesie, daß sie gerecht sein solle, so zerstört man sie alsobald, wovon uns Philostrat, dem wir so viel verdanken, in seinem Heldenbuche*) das deutlichste Beispiel überliefert. Sein dämonischer Protesilaus tadelt den Homer deshalb, daß er die Verdienste des Palamedes verschwiegen und sich als Mitschuldigen des verbrecherischen Ulysses erwiesen, der den genannten trefflichen Kriegs- und Friedenshelden heimtückisch bei Seite geschafft.

Hier sieht man den Uebergang der Poesie zur Prosa, welcher dadurch bewirkt wird, daß man die Einbildungskraft entzügelt und ihr vergönnt, gesetzlos umherzuschweifen, bald der Wirklichkeit, bald dem Verstand, wie es sich schicken mag, zu dienen. Eben unserer Philostrate sämmtliche Werke geben Zeugniß von der Wahrheit des Behaupteten. Es ist keine Poesie mehr, und sie können der Dichtung nicht entbehren.

Ariadne.

Schöner, vielleicht einziger Fall, wo eine Begebenheitsfolge dargestellt wird, ohne daß die Einheit des Bildes dadurch aufgehoben werde. Theseus entfernt sich, Ariadne schläft ruhig,

*) Der Dialog Philostrat's, „Heroicus“ genannt, in dem sich ein phönizischer Schiffer und ein Winzer aus Elea, dessen Gewährsmann Protesilaos selbst ist, über die mythischen Geschichte von einundzwanzig Helden unterhalten. Zu diesen gehört auch Palamedes.

und schon tritt Bacchus heran zu liebevollem Ersatz des Verlustes, den sie noch nicht kennt. Welche charakteristische Mannichfaltigkeit aus einer Fabel entwickelt!

Theseus mit seinen heftig rudernden Athenern gewinnt schon heimathsüchtig das hohe Meer; ihr Streben, ihre Richtung, ihre Blicke sind von uns abgewendet, nur die Rücken sehen wir; es wäre vergebens, sie aufzuhalten.

In ruhigsten Gegensatz liegt Ariadne auf bemoostem Felsen; sie schläft, ja sie selbst ist der Schlaf. Die volle Brust, der nackte Oberkörper ziehen das Auge hin; und wie gefällig vermittelt Hals und Neble das zurückgesenkte Haupt! Die rechte Schulter, Arm und Seite bieten sich gleichfalls dem Beschauenden, dagegen die linke Hand auf dem Kleide ruht, damit es der Wind nicht verwirre. Der Hauch dieses jugendlichen Mundes, wie süß mag er sein! Ob er dufte wie Trauben oder Aepfel, wirst Du, herannahender Gott, bald erfahren.

Dieser auch verdient es; denn nur mit Liebe geschmückt läßt ihn der Künstler auftreten; ihn ziert ein purpurnes Gewand und ein rosener Kranz des Hauptes. Liebetrunken ist sein ganzes Behagen, ruhig in Fülle, vor der Schönheit erstaunt, in sie versunken. Alles andere Beiwesen, wodurch Dionysos leicht kenntlich gemacht wird, beseitigte der kluge, fähige Künstler. Verworfen sind als unzeitig das blumige Kleid, die zarten Rehfelle, die Thyrsen; hier ist nur der zärtlich Liebende. Auch die Umgebung verhält sich gleichermaßen; nicht klappern die Bacchantinnen diesmal mit ihren Blechen, die Faune enthalten sich der Flöten, Pan selbst mäßigt seine Sprünge, daß er die Schläferin nicht frühzeitig erwecke. Schlägt sie aber die Augen auf, so freut sie sich schon über den Ersatz des Verlustes; sie genießt der göttlichen Gegenwart, ehe sie noch die Entfernung des Ungetreuen erfährt. Wie glücklich wirst Du Dich halten, wohlversorgtes Mädchen, wenn über diesem dürr scheinenden Felsenufer Dich der Freund auf bebaute, bepflanzte Weinhügel führt, wo Du in Rebengängen, von der muntersten Dienerschaft umringt, erst des Lebens genießest, welches Du nicht enden, sondern, von den Sternen herab in ewiger Freundlichkeit auf uns fortblickend, am allgegenwärtigen Himmel genießen wirst!

Prolog der Argonautenfahrt.*)

Im Vorsaal Jupiter's spielen Amor und Ganymed. Dieser an der phrygischen Mütze, Jener an Bogen und Flügeln leicht zu erkennen; ihr Charakter unterscheidet sie aber noch mehr.**) Deutlich bezeichnet er sich beim Würfelspiel, das sie am Boden treiben. Amor sprang schon auf, den Andern übermüthig verspottend. Ganymed hingegen, von zwei überbliebenen Knöchelchen das eine so eben verlierend, wirft furchtsam und besorgt das letzte hin. Seine Gesichtszüge passen trefflich zu dieser Stimmung, die Wange traurig gesenkt, das Auge lieblich, aber getaucht in Kummer. Was der Künstler hierurch andeuten wollte, bleibt Wissenden keineswegs verborgen.

Nebenbei sodann stehen drei Göttinnen, die man nicht verkennen wird. Minerva, in ihrer angebornen Rüstung, schaut unter dem Helm mit blauen Augen hervor, ihre männliche Wange jungfräulich geröthet. Auch die Zweite kennt man sogleich; sie verdankt dem unverwüstlichen Gürtel ein ewig süßes, entzückendes Lächeln, auch im Gemälde bezaubernd. Juno dagegen wird offenbar am Ernst und majestätischen Wesen.

Willst Du aber wissen, was die wundersame Gesellschaft veranlasse, so blicke vom Olymp, wo dieses vorgeht, hinab auf das Ufer, das unten dargestellt ist. Dort siehst Du einen Flußgott***) liegend im hohen Rohr mit wildem Antlitz; sein Haupthaar dicht und straubig, sein Bart niederwallend. Der Strom aber entquillt keiner Urne, sondern ringsum hervorbrechend, deutet er auf die vielen †) Mündungen, womit er sich ins Meer stürzt.

Hier am Phasis sind nun die funfzig Argonauten gelandet, nachdem sie den Bosporus und die beweglichen Felsen durchschifft; sie berathen sich unter einander. Vieles ist geschehen, mehr noch zu thun übrig.

---

*) Bei dem jüngeren Philostrat (III. 8) unter der Ueberschrift „Die Spielenden" (παίζοντες). Die Darstellung ist vorzugsweise aus Apollonius Rhodius' Argonautica, III. 152 ff., entnommen.

**) Ihr Charakter . . . noch mehr — Goethischer Zusatz; ebenso die letzten Worte dieses Absatzes: Was der Künstler . . . verborgen.

***) „Τὸν ποταμὸν αὐτόν" — nämlich den Phasis.

†) Im Texte ist nur von der Größe des Ausflusses (ἄπλοος) die Rede.

Da aber Schiff und Unternehmung allen vereinigten Göttern lieb und werth ist,*) so kommen in aller Namen drei Göttinnen, den Amor zu bitten, daß er, der Beförderer und Zerstörer großer Thaten, sich diesmal günstig erweise und Medea, die Tochter des Aeetes, zu Gunsten Jasen's wende. Amorn zu bereden und ihn vom Knabenspiel abzuziehen deut ihm nun die Mutter, den eigenen Sohn mit ihren Reizen bezwingend, einen köstlichen Spielball und versichert ihn, Jupiter selbst habe sich als Kind damit ergetzt. Auch ist der Ball keines Gottes unwerth, und mit besonderer Ueberlegung hat ihn der denkende Künstler dargestellt, als wäre er aus Streifen zusammengesetzt. Die Naht aber siehst Du nicht, Du mußt sie rathen. Mit goldenen Kreisen wechseln blaue, so daß er, in die Höhe geworfen und sich umschwingend, wie ein Stern blinkt. Auch ist die Absicht der Göttinnen schon erfüllt: Amor wirft die Spielknöchelchen weg und hängt am Kleide der Mutter; die Gabe wünscht er gleich und betheuert, dagegen ihre Wünsche augenblicklich zu vollführen.

Glaukus, der Meergott.

Schon liegt der Bosporus und die Symplegaden hinter dem Schiffe. Argo durchschneidet des Pontus mittelste Bahn. Orpheus besänftigt durch seinen Gesang das lauschende Meer. Die Ladung aber des Fahrzeugs ist kostbar; denn es führt die Dioskuren, Herkules, die Aeaciden, Boreaden,**) und was von Halbgöttern blühte zu der Zeit. Der Kiel aber des Schiffes ist zuverlässig, sicher und solcher Last geeignet; denn sie zimmerten ihn aus Dodonäischer, weissagender Eiche. Nicht ganz verloren ging ihm Sprache und Prophetengeist. Nun im Schiffe sehet Ihr einen Helden, als Anführer sich auszeichnend, zwar nicht den Bedeutendsten und Stärksten, aber jung, munter und kühn, blondlockig und gunsterwerbend. Es ist Jason, der das goldwollige Fell des Widders zu erobern schifft, des Wundergeschöpfs, das die Geschwister Phrixus und Helle durch die Lüfte übers Meer trug. Schwer ist die Aufgabe, die dem jungen

*) Uebersetzung des Homerischen πασσυδίοισιν (Odyss., XII. 70), ein Ausdruck, den auch Philostrat hat.

**) Peleus und Telamon die Einen, Zetes und Kalais die Andern.

Helden aufliegt; ihm geschieht Unrecht, man verdrängt ihn vom väterlichen Thron, und nur unter Bedingung, daß er dem umsichtigsten Wächterdrachen jenen Schatz entreiße, kehrt er in sein angeerbtes Reich zurück. Deshalb ist die ganze Heldenschaft aufgeregt, ihm ergeben und untergeben. Typhys hält das Steuer, der Erfinder dieser Kunst; Lynceus,*) auf dem Vordertheil, dringt mit kräftigeren Strahlen als die Sonne selbst in die weiteste Ferne, entdeckt die hinterſten Ufer und beobachtet unter dem Wasser jede gefahrdrohende Klippe. Und eben diese durchdringenden Augen des umsichtigen Mannes scheinen uns ein Entsetzen zu verrathen; er blickt auf eine fürchterliche Erscheinung, die unmittelbar, unerwartet aus den Wellen bricht. Die Helden, sämmtlich erstaunt, feiern von der Arbeit. Herkules allein fährt fort, das Meer zu schlagen; was den Uebrigen als Wunder erscheint, sind ihm bekannte Dinge. Rastlos gewohnt zu arbeiten, strebt er kräftig vor wie nach, unbekümmert um Alles nebenbei.

Alle nun schauen auf Glaukus, der sich dem Meer entbebt. Dieser, sonst ein Fischer, genoß vorwitzig Tang und Meerpflanze; die Wellen schlugen über ihm zusammen und führten ihn hinab als Fisch zu den Fischen. Aber der übriggebliebene menschliche Theil ward begünstigt; zukünftige Dinge kennt er, und nun steigt er herauf, den Argonauten ihre Schicksale zu verkünden. Wir betrachten seine Gestalt; aus seinen Locken, aus seinem Bart trieft, gießt das Meerwasser über Brust und Schultern herab, anzudeuten die Schnelligkeit, womit er sich hervorhob.

Seine Augenbrauen sind stark, in Eins zusammengewachsen; sein mächtiger Arm ist kräftig geübt, mit dem er immer die Wellen ergreift und unter sich zwingt. Dicht mit Haaren ist seine Brust bewachsen; Moos und Meergras schlangen sich ein. Am Unterleibe sieht man die Andeutungen der schuppigen Fischgestalt, und wie das Uebrige geformt sei, läßt der Schwanz errathen, der hinten aus dem Meere herausschlägt, sich um seine Lenden schlingt und am gekrümmten, halbmondförmig auslaufenden Theil die Farbe des Meers abglänzt. Um ihn her schwärmen Alkyonen.**) Auch sie besingen die Schicksale der

*) Man vgl. Note und Text, Werke, XIII. S. 87 und 147 f.

**) Meervogel, bei denen das Weibchen, vom Männchen getrennt oder nach dessen Tode, unaufhörlich klagende Töne hören läßt, was auf ursprüngliches Menschenthum derselben hindeutet. Man vgl. Ilias, IX. 561 ff.

Menschen; denn auch sie wurden verwandelt, auf und über den Wellen zu nähen und zu schweben. Das Meer scheint Theil an ihrer Klage zu nehmen und Orpheus auf ihren Ton zu lauschen.

Jason und Medea.*)

Das Liebespaar, das hier gegen einander steht, giebt zu eigenen Betrachtungen Anlaß; wir fragen besorgt: Sollten diese Beiden wol auch glücklich gegattet sein? Wer ist sie, die so bedenklich über den Augen die Stirne erhebt, tiefes Nachdenken auf den Brauen andeutet, das Haar priesterlich geschmückt, in dem Blick, ich weiß nicht, ob einen verliebten oder begeisterten Ausdruck? An ihr glaube ich eine der Heliaden zu erkennen. Es ist Medea, Tochter des Aeetes; sie steht neben Jason, welchem Eros ihr Herz gewann. Nun aber scheint sie wunderbar nachdenklich. Worauf sie leidenschaftlich sinnt, wüßt' ich nicht zu sagen; so viel aber läßt sich behaupten: sie ist im Geiste unruhig, in der Seele bedrängt. Sie steht ganz nach innen gekehrt, in tiefer Brust beschäftigt, zur Einsamkeit aber nicht geneigt; denn ihre Kleidung ist nicht jene, deren sie sich bei zauberischen Weihegebräuchen bedient, des fürchterlichen Umgangs mit hohern Gewalten sich zu erfreuen; diesmal erscheint sie, wie es einer Fürstin ziemt, die sich der Menge darstellen will.

Jason aber hat ein angenehmes Gesicht, nicht ohne Manneskraft; sein Auge blickt ernst unter den Augenbrauen hervor; es deutet auf hohe Gesinnungen, auf ein Verschmähen aller Hindernisse. Das goldgelbe Haar bewegt sich um das Gesicht, und die feine Wolle sproßt um die Wange; gegürtet ist sein weites Kleid, von seinen Schultern fällt eine Löwenhaut, er steht gelehnt am Spieß. Der Ausdruck seines Gesichtes ist nicht übermüthig, vielmehr bescheiden, doch voll Zutrauen auf seine Kräfte. Amor zwischen Beiden maßt sich an, dieses Kunststück ausgeführt zu haben. Mit über einander geschlagenen Füßen stützt er sich auf seinen Bogen; die Fackel hat er umgekehrt zur Erde gesenkt, anzudeuten, daß Unheil diese Verbindung bedrohe.

*) Bei Philostrat „Medea in Kolchis". In der Darstellung des Ganzen hat Goethe sich großer Freiheiten bedient. Eine Andeutung des Unheils, welches aus der Verbindung von Jason und Medea hervorgehen könnte, aber daß sie überhaupt nicht zu einander paßten, ist im Texte in keiner Weise ausgesprochen.

Die Rückkehr der Argonauten.*)

Dieses Bild, mein Sohn, bedarf wol keiner Auslegung; Du machst Dir sie, ohne Dich anzustrengen, selbst; denn das ist der Vortheil bei zyklischen Darstellungen, daß eine auf die andere hinweist, daß man sich bekannter Gegend mit denselben Personen, nur unter andern Umständen, wiederfinde.

Du erkennst hier Phasis, den Flußgott, wieder; sein Strom stürzt sich wie vormals ins Meer. Diesmal aber führt er Argo, das Schiff, abwärts der Mündung zu. Die Personen, die es trägt, kennst Du sämmtlich. Auch hier ist Orpheus, der mit Saitenspiel und Sang die Gesellen antreibt zu kräftigem Ruderschlag. Doch kaum bedarf es einer solchen Anreizung; Aller Arme streben ja schon kräftigst, den hinabeilenden Fluß zu übereilen, aller Gefahren wohl bewußt, die sie im Rücken bedrohen.

Auf dem Hintertheile des Schiffes steht Jason mit seiner schönen Beute; er hält wie immer seinen Spieß, zur Vertheidigung seiner Geliebten bewaffnet; sie aber steht nicht, wie wir sie sonst gekannt, herrlich und hehr, voll Muth und Trotz; ihre Augen, niederblickend, stehen voll Thränen; Furcht wegen der begangenen That und Nachdenken über die Zukunft scheinen sie zu beschäftigen. Auf ihren Zügen ist Ueberlegung ausgedrückt, als wenn sie jeden der streitenden Gedanken in ihrer Seele besonders betrachtete, den Blick auf jeden Einzelnen heftete.

Am Lande siehst Du die Auflösung dessen, was Dir räthselhaft bleiben könnte. Um eine hohe Fichte ist ein Drache vielfach gewunden und geschlungen, das schwere Haupt jedoch auf den Boden gesenkt; diesen hat Medea eingeschläfert, und das goldene Vließ war erobert.

Aber schon hat Aeetes den Verrath entdeckt; Du erblickst den zornigen Vater auf einem vierspännigen Kriegswagen. Der Mann ist groß, über die Anderen hervorragend, mit einer riesenhaften Rüstung angethan. Wüthend glüht sein Gesicht; Feuer strömt aus den Augen. Entzündet ist die Fackel in seiner Rechten und deutet auf den Willen, Schiff und Schiffende zu

*) Im Text: „Argo oder Aeetes". Zusätze Goethe's sind namentlich der erste Abschnitt und der Ausdruck „mit seiner schönen Beute". Bei Philostrat stehen sogar Jason und Medea nicht einmal neben einander.

Paulo post futuri.*)

Weinet nicht, geliebte Kinder,
Daß Ihr nicht geboren ſeid!
Eure Thränen, Eure Schmerzen,
Thun dem Vaterherzen Leid.
Bleibt nur noch ein kleines Veilchen
Ungemäht im Stillen ruhn!
Kann es nicht der gute Vater,
Wird es Eure Mutter thun.

Mamſe N. N.**)

Ihr Herren gleich
Dem Himmelreich;
Weil die geladnen Gäſte
Nicht kamen,
Ruft ſie zum Feſte
Krüppel und Lahmen.

Mel.: „O Vater der Barmherzigkeit.“***)

O Vater alles wahres Sinns
Und des geſunden Lebens,
Du Geber köſtlichen Gewinns,
Du Fördrer treuen Strebens,

*) Nach der Ausgabe von 1836 ſchon 1784 verfaßt, wurde das Gedicht erſt in den „Nachgel. W.“ 1833 veröffentlicht. — Es iſt nach Riemer Verſpottung auf die Geburt eines in Weimar zehn Monate nach dem Tode des Vaters geborenen Kindes. Vgl. Logau's Sinngedichte (Nr. 109):

In manchen Orten iſt's so Brauch, die Weiber müſſen jährlich kindern;
Sind gleich die Männer nicht daheim, so muß doch dieſes gar nicht hindern. — L.

**) Zuerſt in der Ausgabe von 1840, gehört jedoch ſchon dem Jahre 1774 an. Goethe ſandte das Gedicht zugleich mit dem Prologe zu dem „Jahrmarktsfeſt zu Plundersweilern“ (mit zwei ungedruckt gebliebenen Verſen) und dem Gedichte „Mercurius“ (II, 280) im Juli 1774 an den Konſul Schönborn nach Algier als Probe ſeiner neueſten „Reime“ (ſ. Goethe's Brief an denſelben in: Schönborn und ſeine Zeitgenoſſen, 1836). Das Gedicht hat dort ſchon die obenſtehende Ueberſchrift. Die alſo auch Schönborn verſchmiegene perſönliche Beziehung dürfte jedoch leicht zu errathen ſein. In dem franzöſiſchen Gedichte, welches Goethe auf die Königin Marie Antoinette von Frankreich im Jahre 1770 verfaßte (Dichtung und Wahrheit, Buch 9), ſind die zu Chriſtus ſich drängenden Kranken (Matth. 4, 23 und 24) gleichfalls, jedoch in andrer Art, zur Pointe benutzt. — L.

***) Nach dem noch vorhandenen Original hier zum erſten Mal gedruckt. Die Strophe, derſelben Melodie angepaßt wie das Gedicht „Sehnſucht“ (S. 12), möchte der erſten Weimarer Zeit angehören. — L.

verbrennen. Auf den Hinterwagen ward ſein Spieß geſteckt, auch dieſe verderbliche Waffe gleich zur Hand.

Den wilden Anblick dieſes Heranſtürmers vermehrt das gewaltige Vorgreifen der Pferde; die Naſenlöcher ſtehen weit offen, den Nacken werfen ſie in die Höhe, die Blicke ſind voll Muths wie allezeit, jetzt beſonders, da ſie aufgeregt ſind; ſie keuchen aus tiefer Bruſt, weil Abſyrtus, der ſeinen Vater Aeetes führt, ihnen ſchon Blutſtriemen geſchlagen hat. Der Staub, den ſie erregen, verdunkelt über ihnen die Luft.

Perſeus und Andromeda.*)

Und ſind dieſe das Ufer beſpülenden Wellen nicht blutroth? Die Küſte, wäre dies Indien oder Aethiopien? Und hier im fremdeſten Lande, was hat wol der griechiſche Jüngling zu thun? Ein ſeltſamer Kampf iſt hier vorgefallen; das ſehen wir. Aus dem äthiopiſchen Meere ſtieg oft ein dämoniſcher Seedrache ans Land, um Heerden und Menſchen zu tödten. Opfer wurden ihm geweiht, und nun auch Andromeda, die Königstochter, die deshalb nackt an den Felſen angeſchloſſen erſcheint; aber ſie hat nichts mehr zu fürchten: der Sieg iſt gewonnen, das Ungeheuer liegt ans Ufer herausgewälzt, und Ströme ſeines Blutes ſind es, die das Meer färben.

Perſeus eilte, von Göttern aufgefordert, unter göttlicher Begünſtigung, wunderſam bewaffnet herbei, aber doch vertraute er ſich nicht allein; den Amor rief er heran, daß der ihn beim Luftkampf umſchwebte und ihm beiſtünde, wenn er bald auf das Unthier herabſchießen, bald ſich wieder von ihm vorſichtig entfernen ſollte. Beiden zuſammen, dem Gott und dem Helden, gebührt der Siegespreis. Auch tritt Amor hinzu in herrlicher Jünglingsgröße, die Feſſeln der Andromeda zu löſen, nicht wie ſonſt göttlich beruhigt und heiter, ſondern wie aufgeregt und tief athmend vom überwundenen großen Beſtreben.

Andromeda iſt ſchön, merkwürdig wegen der weißen Haut als Aethiopierin; aber noch mehr Bewunderung erfordert ihre Geſtalt. Nicht ſind die lydiſchen Mädchen weicher und zärter, die von Athen nicht ſtolzeres Anſehns, noch die von Sparta kräftiger. Beſonders aber wird ihre Schönheit erhöht durch

*) Im Text „Perſeus". — Das Ganze hier in ziemlich freier Behandlung.

die Lage, in welcher sie sich befindet. Sie kann es nicht glauben, daß sie so glücklich befreit ist; doch blickt sie schon, dem Perseus zu lächeln.

Der Held aber liegt unfern in schön duftendem Grase, worein die Schweißtropfen fallen. Den Medusenkopf beseitigt er, damit Niemand, ihn erblickend, versteine. Eingeborne Hirten reichen ihm Milch und Wein. Es ist für uns ein fremder, lustiger Anblick, diese Aethiopier schwarz gefärbt zu sehen, wie sie zähnebleckend lachen und von Herzen sich freuen, an Gesichtszügen meist einander ähnlich. Perseus läßt es geschehen, stützt sich auf den linken Arm, erhebt sich athmend und betrachtet nur Andromeda. Sein Mantel flattert im Winde; dieser ist von hoher Purpurfarbe, besprengt mit dunkleren Blutstropfen, die unter dem Kampfe mit dem Drachen hinaufsprinten.

Seine Schulter so trefflich zu malen, hat der Künstler die elfenbeinerne des Pelops*) zum Muster genommen, aber nur der Form nach; denn diese hier, vorher schon lebendig fleischfarben, ward im Kampf nur noch erhöhter. Die Adern sind nun doppelt belebt; denn nach dem erhitztesten Streite fühlt eine neue liebliche Regung der Held im Anblick Andromeda's.

Cyklope und Galatee.**)

Du erblickst hier, mein Sohn, das Felsenufer einer zwar steilen und gebirgigen, aber doch glücklichen Insel; denn Du siehst in Thälern und auf abhängigen Räumen Weinlese halten und Weizen abernten. Diese Männer aber haben nicht gepflanzt noch gesäet, sondern ihnen wächst nach dem Willen der Götter sowie durch dichterische Gunst Alles von selbst entgegen. Auch siehst Du an höhern schroffen Stellen Ziegen und Schafe behaglich weiden; denn auch Milch, sowol frische als geronnene, lieben die Bewohner zu Trank und Speise.

Fragst Du nun, welches Volk wir sehen, so antworte ich Dir: Es sind die rauhen Cyklopen, die keine Häuser aufzubauen, sondern sich in Höhlen des Gebirges einsein unterthun: deswegen betreiben sie auch kein gemeinsames Geschäft, noch versammeln sie sich zu irgend einer Berathung.

*) Stammvater des Geschlechtes der Pelopiden.

**) Im Text „Die Cyklop". Die Schilderung der Insel ganz nach Odyssee, IX. 106 ff.

Lassen wir aber alles Dieses*) bei Seite, wenden wir unsern Blick auf den wildesten unter ihnen, auf den hier sitzenden Polyphem, den Sohn Neptun's! Ueber seinem einzigen Auge dehnt sich ein Brauenbogen von Ohr zu Ohr; über dem aufgeworfenen Mund steht eine breite Nase; die Eckzähne ragen aus dem Lippenwinkel herab; sein dichtes Haar starrt umher wie Fichtenreis; an Brust, Bauch und Schenkeln ist er ganz rauch. Innerlich hungert er, löwengleich, nach Menschenfleisch; jetzt aber enthält er sich dessen: er ist verliebt, möchte gar zu gern gesittet erscheinen und bemüht sich, wenigstens freundlich auszusehen. Sein Blick aber bleibt immer schrecklich, das Drohende desselben läßt sich nicht mildern, so wie reißende Thiere, wenn sie auch gehorchen, doch immer grimmig umherblicken.

Den deutlichsten Beweis aber, wie sehr er wünscht, sich angenehm zu machen, giebt sein gegenwärtiges Benehmen. Im Schatten einer Steineiche hält er die Flöte unter dem Arm und läßt sie ruhen, besingt aber Galateen, die Schöne des Meers, die dort unten auf der Welle spielt; dorthin blickt er sehnsuchtsvoll, singt ihre weiße Haut, ihr munteres, frisches Betragen. An Süßigkeit überträfe sie ihm alle Trauben. Auch mit Geschenken möchte er sie bestechen; er hat zwei Rehe und zwei allerliebste Bären für sie aufgezogen. Solch ein Drang, solch eine Sehnsucht verschlingt alle gewohnte Sorgfalt; diese zerstreuten Schafe sind die seinigen, er achtet sie nicht, zählt sie nicht, schaut nicht mehr landwärts; sein Blick ist aufs Meer gerichtet.

Ruhig schwankt die breite Wasserfläche unter dem Wagen der Schönen; vier Delphine, neben einander gespannt, scheinen, zusammen fortstrebend, von einem Geiste beseelt; jungfräuliche Tritonen legen ihnen Zaum und Gebiß an, ihre muthwilligen Sprünge zu dämpfen. Sie aber steht auf dem Muschelwagen; das purpurne Gewand, ein Spiel der Winde, schwillt segelartig über ihrem Haupte und beschattet sie zugleich; deshalb ein röthlicher Durchschein auf ihrer Stirne glänzt, aber doch die Röthe der Wangen nicht überbietet. Mit ihren Haaren versucht Zephyr nicht zu spielen; sie scheinen feucht zu sein. Der rechte Arm, gebogen, stützt sich mit zierlichen Fingern leicht auf die weiche

*) Eine für das Malerische nicht unwesentliche Veränderung des Textes. Dort ist noch von anderen Cyklopen die Rede, und es heißt „τοὺς μὲν ἄλλους ἐα . . .“ (auf die Andern sich nicht).

Hüfte;*) der Ellbogen blendet uns durch sein röthlich Weiß; sanft schwellen die Muskeln des Arms wie kleine Meereswellen; die Brust dringt hervor; wer möchte der Schenkel Vollkommenheit verkennen! Bein und Fuß sind schwebend über das Meer gewendet; die Sohle berührt ganz leise das Wasser, eine steuernde Bewegung anzudeuten. Aufwärts aber die Augen ziehen uns immer wieder und wieder an; sie sind bewundernswürdig; sie verrathen den schärfsten, unbegrenztesten Blick, der über das Ende des Meeres hinausreicht.

Bedeutend ist es für unsere Zwecke, wenn wir mit dieser Beschreibung zusammenhalten, was Raphael, die Carracci**) und Andere an demselben Gegenstand gethan. Eine solche Vergleichung wird uns den alten und neuen Sinn, beide nach ihrer ganzen Würdigkeit, aufschließen.

Meles und Kritheis.***)

Die Quellnymphe Kritheis liebt den Flußgott Meles; aus Beiden, jonischen Ursprungs, wird Homer geboren.

Meles, im frühen Jünglingsalter vorgestellt. Von seiner Quelle, deren Auslauf ins Meer man zugleich sieht, trinkt die Nymphe ohne Durst; sie schöpft das Wasser und scheint mit der rieselnden Welle zu schwätzen, indem ihr liebevolle Thränen herabrinnen. Der Fluß aber liebt sie wieder und freut sich dieses zärtlichen Opfers.

Die Hauptschöne des Bildes ist in der Figur des Meles. Er ruht auf Krokos, Lotos und Hyazinthen, blumenliebend, früheren Jahren gemäß; er selbst ist als Jüngling dargestellt, zartgebildet und geittet; man möchte sagen, seine Augen sännen auf etwas Poetisches.

Am Anmuthigsten erweist er sich, daß er nicht heftiges Wasser ausströmt, wie ein rohes, ungezogenes Quellgeschlecht wol thun mag, sondern indem er mit seiner Hand über die Oberfläche der Erde hinfährt, läßt er das sanftquellende Wasser

*) Nach dem Text auf die „zarte Schulter" (πρὸς ἀπαλὴν τὴν ὦμον).

**) Goethe denkt hier namentlich an Raphael's „Triumph der Galatee" in Fresco in der Farnesina, dann an „Galatee aus dem Meere" von Agostino Carracci und den „Cyklopen", welcher ersterer auf der Leyer spielend, der mit Acis Tändelnden Galatee ein Seitenstück nachbildet von Annibale Carracci.

***) Das Stück ist sehr frei behandelt, so daß alles mythologisch Fremdartige des Philostrat getilgt ist.

durch die Finger rauschen als ein Wasser, geschickt, Liebesträume zu wecken.*)

Aber kein Traum ist's, Kritheis! Denn Deine stillen Wünsche sind nicht vergebens; bald werden sich die Wellen bäumen und unter ihrem grünpurpurnen Gewölbe Dich und den Gott, Liebe begünstigend, verbergen.

Wie schön das Mädchen ist, wie zart ihre Gestalt, jonisch in Allem! Schamhaftigkeit ziert ihre Bildung, und gerade diese Röthe ist hinlänglich für die Wangen. Das Haar, hinter das Ohr gezogen, ist mit purpurner Binde geschmückt. Sie schaut aber so süß und einfach, daß auch die Thränen das Sanfte vermehren. Schöner ist der Hals ohne Schmuck, und wenn wir die Hände betrachten, finden wir weiche, lange Finger, so weiß als der Vorderarm, der unter dem weißen Kleid noch weißer erscheint; so zeigt sich auch eine wohlgebildete Brust.

Was aber haben die Musen hier zu schaffen? An der Quelle des Meles sind sie nicht fremd: denn schon geleiteten sie, in Bienengestalt,**) die Flotte der Athenienſischen Kolonien hieher. Wenn sie aber gegenwärtig am Ort leichte Tänze führen, so erscheinen sie als freudige Parzen, die einstehende Geburt Homer's zu feiern.

III.

Minerva's Geburt.

Sämmtliche Götter und Göttinnen siehst Du im Olymp versammelt; sogar die Nymphen der Flüsse fehlen nicht. Alle sind erstaunt, die ganz bewaffnete Pallas zu sehen, welche so eben aus dem Haupte des Zeus gesprungen ist. Vulkan, der das Werk verrichtet, steht und scheint um die Gunst der Göttin sich zu bemühen, sein Werkzeug in der Hand, das wie der Regenbogen von Farben glänzt. Zeus athmet von Freude, wie Einer, der eine große Arbeit um großes Nutzens willen übernommen, und stolz auf eine solche Tochter, betrachtet er sie mit

*) An dieser Stelle nimmt Welcker in seinem Kommentar Anstoß, indem er Goethe's Text mit den Worten einleitet: „Interpres Vimariensis eleganter quidem neque tamen vere" etc.

**) Die Bienen als Geleiter der Kolonienden sind der alten Mythologie nicht fremd. Es bezieht auch das Sprichwort „Σειρὴν μὲν γλαῦκ' ἀγγέλλει, ἕλλον δὲ μέλισσα" hieraus.

Aufmerksamkeit. Auch Juno, ohne Eifersucht, sieht sie mit Neigung an, als ob sie ihr eigen Kind wäre.

Ferner sind unten die Athener und Rhodier*) vorgestellt, auf zwei Hochburgen, im Land und auf der Insel, der Neugebornen schon Opfer bringend; die Rhodier nur unvollkommen, ohne Feuer, aber die Athener mit Feuer und hinreichender Anstalt, wovon der Rauch hier glänzend gemalt ist, als wenn er mit gutem Geruch aufstiege. Deswegen schreitet auch die Göttin auf sie zu als zu den Weisesten. Aber zugleich hat Zeus die Rhodier bedacht, weil sie seine Tochter zuerst mit anerkannt; denn man sagt, er habe eine große Wolke Goldes über ihre Häuser und Straßen ausgeschüttet. Deswegen schwebt auch hier Plutus von den Wolken herab über diesen Gebäuden, ganz vergoldet, um den Stoff anzuzeigen, den er ausspendet.

Geburt des Dionysos.

Eine breite Feuerwolke hat die Stadt Theben bedeckt, und mit großer Gewalt umhüllte Donner und Blitz den Palast des Kadmus; denn Zeus hat seinen tödtlichen Besuch bei Semele vollbracht. Sie ist schon verschieden und Dionysos inmitten des Feuers geboren. Ihr Bildniß, gleich einem dunklen Schatten, steigt gegen den Himmel; aber der Gottknabe wirft sich aus dem Feuer heraus, und leuchtender als ein Stern verdunkelt er die Gluth, daß sie finster und trüb erscheint. Wunderbar theilt sich die Flamme, sie bildet sich nach Art einer angenehmen Grotte; denn der Epheu, reich von Trauben, wächst rings umher; der Weinstock, um Thyrsusrohre geschlungen, steigt willig aus der Erde, er sproßt zum Theil mitten in den Flammen, worüber man sich nicht verwundern muß; denn zu Gunsten des Gottes wird zunächst hier Alles wunderbar zugehen.

Beachtet nun auch den Pan, wie er auf Cithäron's Berggipfel den Dionysos verehrt, tanzend und springend, das Wort Evoe im Munde! Aber Cithäron, in menschlicher Gestalt, betrübt sich schon über das Unglück, das bevorsteht. Ein Epheukranz hängt ihm leicht auf dem Scheitel, im Begriff herabzufallen; er mag zu Ehren des Dionysos nicht gern gekränzt sein. Denn schon pflanzt die rasende Megäre**) eine Fichte

*) Ziemlich übereinstimmend ist die Erzählung bei Diodor, V. 56 f.

**) Im Texte nur „Μεγαιρίς"; also ist Megära, eine der drei Furien, gemeint.

nächſt bei ihm, und dort entſpringt jene Quelle, wo Pentheus Blut und Leben verlieren ſoll.*)

Geburt des Hermes.**)

Auf dem Gipfel des Olymp's iſt Hermes, der Schalk, geboren. Die Jahreszeiten nahmen ihn auf. Sie ſind alle mit gehöriger Schönheit vorgeſtellt. Sie umwickeln ihn mit Windeln und Binden, welche ſie mit den ausgeſuchteſten Blumen beſtreuen. Die Mutter ruht nebenan auf einem Lager.

Sogleich aber hat er ſich aus ſeinen Gewanden heimlich losgemacht und wandelt munter den Olymp hinab. Der Berg freut ſich ſein und lächelt ihm zu. Schon treibt der Knabe die am Fuße weidenden weißen, mit vergoldeten Hörnern geſchmückten Kühe, Phöbus' Eigenthum, in eine Höhle.

Phöbus iſt zur Maja geeilt, um ſich über dieſen Raub zu beklagen. Sie aber ſieht ihn verwundert an und ſcheint ihm nicht zu glauben. Während ſolches Geſpräches hat ſich Hermes ſchon hinter Phöbus geſchlichen. Leicht ſpringt er hinauf und macht den Bogen los. Phöbus aber, den ſchelmiſchen Räuber entdeckend, erheitert ſein Geſicht. Dieſer Ausdruck des Uebergangs von Verdruß zu Behagen macht der Weisheit und Fertigkeit des Künſtlers viel Ehre.

IV.

Herkules.***)

Um dieſen ungeheuren Gegenſtand nur einigermaßen überſehen zu können, faſſen wir uns kurz und ſagen, daß Herkules,

*) Die Mythe iſt aus den „Bacchen" des Euripides und aus Ovid's Metamorph., III. 511 ff., bekannt. Pentheus, König von Theben und Enkel des Kadmos, iſt, obgleich ein Sohn der Agave, der Schweſter Semele's, dem Bacchusdienſte feindlich. Wie er (was Ovid allerdings nicht erzählt) auf eine Fichte ſteigt, um den geheimen Dienſt der Mänaden zu belauſchen, wird er von ſeiner Mutter geſehen, und die Mänaden ſtürzen ſich auf ihn. Die „Quelle" dagegen, die hier erwähnt wird, hat Beziehung auf die Erzählung des auch im griechiſchen Texte erwähnten Aktäon, der in einen Hirſch verwandelt wurde. Seinen Namen hat indeſſen Goethe ausgelaſſen.

**) Das ganze Stück ſchließt ſich nur loſe an den Text des Philoſtrat an. Für die Mythe vgl. Horaz' Carm., I. 10.

***) Freie Bearbeitung des Stoffs mit vielen eigenen Reflexionen Goethe's.

der Alkmene Sohn, dem Künstler hinreiche, und er sich um alles Uebrige, was nach und nach auf diesen Namen gehäuft worden, keineswegs umzuthun braucht.

Götter und gottähnliche Wesen sind gleich nach der Geburt vollendet: Pallas entspringt dem Haupte Jupiter's gebarnischt, Merkur spielt den diebischen Schalk, ehe sich's die Wochnerin versieht. Diese Betrachtung müssen wir festhalten, wenn wir folgendes Bild recht schätzen wollen.

Herkules in Windeln. Nicht etwa in der Wiege und auch nicht einmal in Windeln, sondern ausgewindelt wie oben Merkur. Kaum ist Alkmene durch List der Galanthis*) vom Herkules genesen, kaum ist er in Windeln nach löblicher Ammenweise beschränkt, so schickt die betrogene, unversöhnliche Juno unmittelbar bei eintretender Mitternacht zwei Schlangen auf das Kind. Die Wochnerin fährt entsetzt vom Lager; die beibeißenden Weiber, nach mehrtägiger Angst und Sorge nochmals aufgeschreckt, fahren hilflos durch einander. Ein wildes Getümmel entsteht in dem so eben beschwichtigten Hause.

Trotz diesem Allem wäre der Knabe verloren, entschlösse er sich nicht kurz und gut. Rasch befreit er sich von den lästigen Banden, faßt die Schlangen mit geschicktem Griff unmittelbar unter dem Kopf an der obersten Kehle, würgt sie; aber sie schleppen ihn fort, und der Kampf entscheidet sich zuletzt am Boden. Hier kniet er; denn die Weisheit des Künstlers will nur die Kraft der Arme und Fäuste darstellen. Diese Glieder sind schon göttlich; aber die Kniee des neugebornen Menschenkindes müssen erst durch Zeit und Nahrung gestärkt werden; diesmal brechen sie zusammen wie jedem Säugling, der aufrecht stehen sollte. Also Herkules am Boden. Schon sind von dem Druck der kindischen Faust Lebens- und Ringelkräfte der Drachen aufgelöst; schlaff ziehen sich ihre Windungen am Estrich, sie neigen ihr Haupt unter Kindesfaust und zeigen einen Theil der Zähne scharf und giftvoll, die Kämme welk, die Augen geschlossen, die Schuppen glanzlos. Verschwunden ist Gold und Purpur ihrer sonst ringelnden Bewegung und, anzudeuten ihr völliges Verlöschen, ward ihre gelbe Haut mit Blut bespritzt.

Alkmene, im Unterkleide, mit fliegenden Haaren, wie sie dem Bette entsprang, streckt aus die Hände und schreit. Dann

*) Ueber diese Dienerin Alkmene's, die für ihre Täuschung der Juno in ein Wiesel verwandelt wurde, vgl. Ovid's Metamorph, IX. 309 ff.

scheint sie, über die Wunderthat betreffen, sich zwar vom Schrecken zu erholen, aber doch ihren eigenen Augen nicht zu trauen. Die immer geschäftigen Weiber möchten, bestürzt, sich gegen einander verständigen. Auch der Vater*) ist aufgeregt; unwissend, ob ein feindlicher Ueberfall sein Haus ergriff, sammelt er seine getreuen Thebaner und schreitet heran zum Schutze der Seinigen. Das nackte Schwert ist zum Hieb aufgehoben, aber aus den Augen leuchtet Unentschlossenheit; ob er staunt oder sich freut, weiß ich nicht; daß er als Retter zu spät komme, sieht er glücklicherweise nur allzu deutlich.

Und so bedarf denn dieser unbegreifliche Vorgang einer höheren Auslegung; deshalb steht Tiresias in der Mitte, uns zu verkündigen die überschwängliche Größe des Helden. Er ist begeistert, tief und heftig Athem holend nach Art der Wahrsagenden. Auch ist in der Höhe nach löblichem dichterischem Sinn die Nacht als Zeuge dieses großen Ereignisses in menschlicher Gestalt beigesellt; sie trägt eine Fackel in der Hand, sich selbst erleuchtend, damit auch nicht das Geringste von diesen großen Anfängen unbemerkt bleibe.

Indem wir nun bewundernd uns vor die Einbildungskraft stellen, wie Wirklichkeit und Dichtung verschwistert äußere That und tieferen Sinn vereinigen, so begegnet uns in den Herkulanischen Alterthümern derselbe Gegenstand, freilich nicht in so hochsinnlicher Sphäre, aber dennoch sehr schätzenswerth. Es ist eigentlich eine Familienscene, verständig gedacht und symbolisirt. Auch hier finden wir Herkules am Boden, nur hat er die Schlangen ungeschickt angefaßt, viel zu weit abwärts; sie können ihn nach Belieben beißen und ritzen. Die bewegteste Stellung der Mutter nimmt die Mitte des Bildes ein; sie ist herrlich, von den Alten bei jeder schicklichen Gelegenheit wiederholt. Amphitruo auf einem Thronsessel — denn bis zu seinen Füßen hat sich der Knabe mit den Schlangen herangebalgt — eben im Begriff aufzustehen, das Schwert zu ziehen, befindet sich in zweifelhafter Stellung und Bewegung. Gegen ihm über der Pädageg. Dieser alte Hausfreund hat den zweiten Knaben auf den Arm genommen und schützt ihn vor Gefahr.

Dieses Bild ist Jedermann zugänglich und höchlich zu schätzen, ob es gleich schwächerer Zeichnung und Behandlung nach auf ein höheres vollkommenes Original hindeutet.

*) S. 8. 21.

Aus dieser liebenswürdigen Wirklichkeit hat sich nun ein dritter Künstler in das Höchste geboben, der, wie Plinius meldet,*) eben den ganzen Himmel um Zeus versammelte, damit Geburt und That des kräftigen Sohnes auf Erden für ewige Zeiten bestätigt sei. Zu diesem hohen geistigen Sinne, daß ohne Bezug des Oberen und Unteren nichts dämonisch Großes zu erwarten sei, haben die Alten, wie wir schon öfters rühmen müssen, ihre künstlerischen Arbeiten hingelenkt. Auch war bei Minervens Geburt derselbige Fall; und wird nicht noch bis auf diesen Tag bei Geburt eines bedeutenden Kindes, um sie zu bewahrheiten, zu bekräftigen und zu verehren, Alles, was Großes und Hohes den Fürsten umgiebt, herbeigerufen?

Nun, zum Zeugniß, wie die Alten aus der Fülle der Umgebung den Hauptmoment herauszuheben und einzeln darzustellen das Glück gehabt, erwähnen wir einer sehr kleinen antiken Münze von der größten Schönheit, deren Raum das tüchtige Kind mit den Schlangen im Konflikt bis an den letzten Rand vollkommen ausfüllt. Möge ein kräftiger junger Künstler einige Jahre seine Bemühungen diesem Gegenstande schenken!

Wir schreiten nun fort in das Leben des Helden, und da bemerken wir, daß man eigentlich zu viel Gewicht auf seine zwölf Arbeiten gelegt, wie es geschieht, wenn eine bestimmte Zahl und Folge ausgesprochen ist, da man denn wol immer ein Dutzend ähnlicher Gegenstände in einem Kreise beisammen sehen mag. Doch gewiß finden sich unter den übrigen Thaten des Helden, die er aus reinem Willen oder auf zufällige Anregung unternahm, noch wichtige, mehr erfreuliche Bezüge. Glücklicherweise giebt unsere Galerie hievon die schönsten Beispiele.

Herkules und Acheloos.

Um dieses Bild klar ins Anschauen zu fassen, mußt Du, mein Sohn, Dich wohl zusammennehmen und voraus erfahren, daß Du auf ätelischem Grund und Boden stehst. Diese Heroine,

*) Vgl. Plinius' Nat. hist. lib. XXXV. 36. Cap. 2. Plinius spricht von zwei Bildern des Zeuxis, die Goethe hier in eins zusammenzieht. „Magnificus est et Jupiter ejus in throno adstantibus dis et Hercules infans draconem strangulans, Alcmena matre coram pavente et Amphitryone.“ Auf diesen öfters begangenen Fehler macht schon Lessing, ohne Goethe's Namen zu nennen, aufmerksam.

Sprich in mein Herz Dein letztes Wort,
Bewahre mich so fort und fort
Für Heuchlern und für H....!

Alexis und Dora.*)

Alexis.

Sag', wie kommst Du zu dem Besen
Und, was schlimmer ist, zum Reim?

Dora.

Bin in Halberstadt gewesen
Bei dem guten Vater Gleim.

Erinnerung.**)

Er.

Gedenkst Du noch der Stunden,
Wo Eins zum Andern drang?

Sie.

Wenn ich Dich nicht gefunden,
War mir der Tag so lang.

Er.

Dann herrlich! ein Selbander,
Wie es mich noch erfreut!

Sie.

Wir irrten uns an einander;
Es war eine schöne Zeit.

*) Nach einem in meinem Besitz befindlichen Autograph Goethe's; merkwürdig als die einzige direkte Entgegnung auf die Antipenien. Gleim hatte in seiner Schrift „Kraft und Schnelle des alten Peleus" (1797, S. 5) die Personen der den sogenannten Xenien-Almanach eröffnenden Idylle „Alexis und Dora" (II, 27) des ihnen gebührenden elegischen Kostüms und Versmaßes beraubt und sie in folgendem gereimten Dialoge, noch dazu Dora als legende Magd, auftreten lassen:

Alexis.
Hast Du den Almanach gelesen?
Dora.
Ich las ihn, las und nahm den Besen
Und fegte weg aus ihm, rein weg fegt' ich —
Alexis.
Und was?
Dora.
Was nicht in ihn gehört, den Staub, den Sittenhaß.
Vgl. Düntzer „Aus Goethe's Freundeskreise," 1868. S. 358. — P.

**) Vgl. „Chaos" I, Nr. 37, S. 146, 1830 und die Ausgaben seit 1836.

mit Buchenlaub bekränzt, von ernstem, ja widerwilligem Ansehen, ist die Schutzgöttin der Stadt Kalydon; sie wäre nicht hier, wenn nicht das ganze Volk die Mauern verlassen und einen Kreis geschlossen hätte, dem ungeheuersten Ereigniß zuzusehen.

Denn Du siehst hier den König Oeneus in Person, traurig, wie es einem König ziemt, der zu seiner und der Seinen Errettung kein Mittel sieht. Wovon aber eigentlich die Rede sei, begreifen wir näher, wenn wir seine Tochter neben ihm sehen, zwar als Braut geschmückt, jedoch gleichfalls niedergeschlagen, mit abgewendetem Blicke.

Was sie zu sehen vermeidet, ist ein unwillkommener, furchtbarer Freier, der gefährliche Grenznachbar, Flußgott Acheloos. Er steht in derbster Mannsgestalt, breitschulterig, ein Stierhaupt zu tragen mächtig genug. Aber nicht allein tritt er auf; zu beiden Seiten stehen ihm die Truggestalten, wodurch er die Kalydonier schrecket. Ein Drache, in fürchterlichen Windungen aufgereckt, roth auf dem Rücken, mit strotzendem Kamm, von der andern Seite ein munteres Pferd*) von schönster Mähne, mit dem Fuß die Erde schlagend, als wenn es zum Treffen sollte. Betrachtest Du nun wieder den furchtbaren Flußgott in der Mitte, so entsetzest Du Dich vor dem wilden Bart, aus welchem Quellen hervortriefen. So steht nun Alles in größter Erwartung, als ein tüchtiger Jüngling herantritt, die Löwenhaut abwerfend und eine Keule in der Hand behaltend.

Hat man nun bisher das Vergangene deutungsweise vorgeführt, so siehst Du, nun verwandelte sich Acheloos in einen mächtig gehörnten Stier, der auf Herkules losrennt. Dieser aber faßt mit der linken Hand das Horn des dämonischen Ungeheuers und schlägt das andere mit der Keule herab. Hier fließt Blut, woraus Du siehst, daß der Gott in seiner innersten Persönlichkeit verwundet ist. Herkules aber, vergnügt über seine That, betrachtet nur Dejanira; er hat die Keule weggeworfen und reicht ihr das Horn zum Unterpfand. Künftig wird es zu den Händen der Nymphen gelangen, die es mit Ueberfluß füllen, um die Welt zu beglücken.**)

*) Der Text der Stelle ist unsicher; in neueren Ausgaben steht „Stier" statt „Pferd".

**) „Künftig ... beglücken" — Zusatz Goethe's.

Herkules und Nessus.*)

Tiefe brausenden Fluthen, welche, angeschwollen, Felsen und Baumstämme mit sich führend, jedem Reisenden die sonst bequeme Furth versagen, es sind die Fluthen des Euenos, des kalydonischen Landstroms. Hier hat ein wunderlamer Fährmann seinen Posten genommen, Nessus, der Zentaur, der einzige seines Gelichters, der aus Pholoe**) den Händen des Herkules entrann. Hier aber hat er sich einem friedlichen, nützlichen Geschäft ergeben; er dient mit seinen Doppelkräften jedem Reisenden; diese will er auch für Herkules und die Seinigen verwenden.

Herkules, Dejanira und Hyllus kamen im Wagen zum Flusse; hier machte Herkules, damit sie sicherer überkämen, die Eintheilung, Nessus sollte Dejaniren übersetzen, Hyllus aber auf dem Wagen sich durchbringen; Herkules gedachte watend zu folgen. Schon ist Nessus hinüber. Auch Hyllus hat sich mit dem Wagen gerettet, aber Herkules kämpft noch gewaltig mit dem Flusse. Indessen vermißt sich der Zentaur gegen Dejaniren; der Hilferufenden gleich gewärtig, faßt Herkules den Bogen und sendet einen Pfeil auf den Verwegenen. Er schießt; der Pfeil trifft; Dejanira reicht die Arme gegen den Gemahl. Dies ist der Augenblick, den wir im Bilde bewundern. Der junge Hyllus erheitert die gewaltsame Scene; ans Ufer gelangt, hat er sogleich die Leitriemen an den Wagen gebunden, und nun steht er droben, klatscht in die Hände und freut sich einer That, die er selbst nicht verrichten konnte. Nessus aber scheint das tödtliche Geheimniß Dejaniren noch nicht vertraut zu haben.

Betrachtung.

Wir halten fest im Auge, daß bei Herkules auf Persönlichkeit Alles gemeint sei; nur unmittelbare That sollte den Halbgott verherrlichen. Mit Händen zu ergreifen, mit Fäusten

*) Goethe verändert die Anordnung. Bei Philostrat ist Herkules mit seinem Sohne Hyllus im Wagen, nicht wie hier Jener allein; auch wird dort das Geschenk des sterbenden Nessus an Dejanira erwähnt.

**) Ort in Arkadien, nahe bei Erymanthus, wo Herkules die Zentauren besiegte.

zu zerschmettern, mit Armen zu erdrücken, mit Schultern zu ertragen, mit Füßen zu erreichen, das war seine Bestimmung und sein Geschick. Bogen und Pfeile dienten ihm nebenher, um in die Ferne zu wirken; als Nahwaffe gebrauchte er die Keule, und selbst diese öfters nur als Wanderstab. Denn gewöhnlich, um die That zu beginnen, wirft er sie weg, ebenso auch die Löwenhaut, die er mehr als ein Siegeszeichen denn für ein Gewand trägt. Und so finden wir ihn immer auf sich selbst gestützt, im Zweikampf, Wettstreit, Wetteifer überall ehrenvoll auftretend.

Daß seine Gestalt von dem Künstler jedesmal nach der nächsten Bestimmung modifizirt worden, können wir weissagen, wobei die köstlichsten, klassischsten Reste uns zu Hilfe kommen, nicht weniger Zeugnisse der Schriftsteller, wie wir sogleich sehen werden.

Herkules und Antäus.

Der libysche Wegelagerer verläßt sich auf seine Kräfte, die von der Mutter Erde nach jedem Verlust durch die mindeste Berührung wieder erstattet werden. Er ist im Begriff, die Erschlagenen zu begraben, und man muß ihn wol für einen Sohn des Bodens halten; denn er gleicht einer roh gebildeten Erdscholle. Er ist fast ebenso breit als lang, der Hals mit den Schultern zusammengewachsen; Brust und Hals scheinen so hart, als wenn der Erzarbeiter sie mit Hämmern getrieben hätte. Fest steht er auf seinen Füßen, die nicht gerade, aber tüchtig gebildet sind.

Diesem vierschrötigen Boxer steht ein gelenker Held entgegen, gestaltet, als wenn er zu Faustkämpfen ganz allein geboren und geübt sei. Ebenmaß und Stärke der Glieder geben das beste Zutrauen; sein erhabenes Ansehen läßt uns glauben, daß er mehr sei als ein Mensch. Seine Farbe ist rothbraun,*) und die aufgelaufenen Adern verrathen innerlichen Zorn,**) ob er sich gleich zusammennimmt, um als ein von beschwerlicher

*) Bei Philostrat ist Antäus schwarz.

**) Der Ausdruck im griechischen Text (ἔστιν αὐτῷ καὶ ἄνθος αἱματος) bedeutet, daß ihm das Blut gewissermaßen an die Oberfläche tritt, also ein Rothwerden der Aufregung, die der Kampf herbeiführt.

Wanderung Angegriffener nicht etwa hier den Kürzern zu ziehen. Solchen Vorzug fühlt Antäus nicht; schwarz von der Sonne gebrannt, tritt er frech dem Helden entgegen, nur daß er sich die Ohren verwahrt,*) weil darüber die ersten, mächtigsten Schläge fallen.

Dem Helden jedoch ist nicht unbewußt, daß er weder mit Stoß noch Schlag das Ungeheuer erlegen werde. Denn Gäa, die Mutter, stellt ihren Liebling, wie er sie nur im Mindesten berührt, in allen Kräften wieder her. Deshalb faßt Herkules den Antäus in der Mitte, wo die Ringen sind, hält ihm die Hände hinterwärts zusammen, stemmt den Ellenbogen gegen den keuchenden Bauch und treibt ihm die Seele aus. Du wirst, wie er winselnd auf die Erde herabsinkt, Herkules hingegen voller Kraft bei der Arbeit lächelt. Daß auch Götzer diese That beobachten, kannst Du an der goldenen Wolke sehen, die, auf den Berg gelagert, sie wahrscheinlich bedeckt. Von derher kommt ja Merkur, als Erfinder des Faustkampfes,**) den Sieger zu bekränzen.

Herkules und Atlas.

Diesmal treffen wir unsern Helden nicht kämpfend noch streitend, nein, der löblichste Wetteifer hat ihn ergriffen; im Dulden will er bürtig sein. Denn auf seinem Wege zu den libyschen Hesperiden, wo er die goldenen Aepfel gewinnen sollte, findet er Atlas, den Vater jener Hereinen, unter der ungeheuern Last des Firmamentes, das ihm zu tragen auferlegt war, fast erliegend. Wir sehen die riesenhafte Gestalt auf ein Knie niedergedrückt; Schweiß rinnt herab. Den eingezogenen Leib und dessen Darstellung bewundern wir; er scheint wirklich eine Höhle, aber nicht finster; denn er ist, durch Schatten und Widerscheine, die sich begegnen, genugsam erleuchtet, dem Maler als ein großes Kunststück anzurechnen. Die Brust dagegen tritt mächtig hervor in vollem Lichte; sie ist kräftig, doch scheint sie gewaltsam ausgedehnt. Ein tiefes Athemholen glaubt man zu bemerken; so scheint auch der Arm zu zittern, welcher die himmlischen Kreise stützt. Was aber in diesen sich bewegt, ist nicht körperlich ge-

*) „ἐπεὶ δείσαι τὸ οὖς" — es ist zu denken, daß er eine Kappe aufsetzt.

**) Man vgl. z. B. Horaz' Carm. I. 10. 9—4.

malt, sondern als in Aether schwimmend; die beiden Bären sieht man sowie den Stier; auch Winde blasen, theils gemeinsam, theils widerwärtig, wie es sich in der Atmosphäre begeben mag.*)

Herkules aber tritt hinzu, im Stillen begierig, auch dieses Abenteuer zu bestehen; er bietet nicht geradezu dem Riesen seine Dienste, aber bedauert den gewaltsamen Zustand und erweist sich nicht abgeneigt, einen Theil der Last zu übertragen; der Andere dagegen ist es wohl zufrieden und bittet, daß er das Ganze nur auf kurze Zeit übernehmen möge. Nun sehen wir die Freudigkeit des Helden zu solcher That; aus seinem Angesicht leuchtet Bereitwilligkeit; die Keule ist weggeworfen; nach Bemühung streben die Hände. Diese lebhafte Bewegung ist durch Licht und Schatten des Körpers und aller Glieder kräftig hervorgehoben, und wir zweifeln keinen Augenblick, die ungeheure Last von den Schultern des Einen auf die Schultern des Andern herübergewälzt zu sehen.

*

Untersuchen wir uns recht, so können wir den Herkules nicht als gebietend, sondern immer als vollbringend in der Einbildungskraft hervorrufen, zu welchen Zwecken ihn denn auch die Fabel in die entschiedensten Verhältnisse gesetzt hat. Er verlebt seine Tage als Diener, als Knecht; er freut sich keiner Heimath; theils zieht er auf Abenteuer umher, theils in Verbannung; mit Frau und Kindern ist er unglücklich sowie mit schönen Günstlingen, zu deren Betrachtung wir nun aufgefordert sind.

Herkules und Hylas.**)

Der Held als Jüngling begleitet die Argonautenfahrt, einen schönen Liebling, den Hylas, an der Seite. Dieser, knabenhaft, Wasser zu holen, steigt in Mysien ans Land, um nicht zurückzukehren. Hier sehen wir, wie es ihm ergangen; denn als er unklug von einem abschüssigen Ufer herab die klare Welle schöpfen will, wie sie in dichtem Waldgebüsch reichlich hervorquillt, findet es eine lüsterne Nymphe gar leicht, ihn hinabzustoßen. Noch kniet sie eben in derselben Handlung

*) Diese Ausführung ist hinzugesetzt.

**) Ueber den Raub des Hylas vgl. Hygini Fab. 14 u. 271.

und Bewegung. Zwei andere, aus dem Wasser erhoben, verbünden sich mit ihr; vier Hände, glücklich verschlungen, sind beschäftigt, den Knaben unterzutauchen, aber mit so ruhiger, schmeichelnder Bewegung, wie es Wellengöttinnen geziemt. Noch ist die Linke des Knaben beschäftigt, den Krug ins Wasser zu tauchen; seine Rechte, wie zum Schwimmen ausgestreckt, mag nun auch bald von den holdseligen Feindinnen ergriffen werden. Er wendet sein Gesicht nach der ersten, gefährlichsten, und wir würden dem Maler einen hohen Preis zuerkennen, welcher die Absicht des alten Künstlers uns wieder belebt vor Augen stellte. Dieses Mienenspiel von Furcht und Sehnsucht, von Scheu und Verlangen auf den Gesichtszügen des Knaben würde das Liebenswürdigste sein, was ein Künstler uns darstellen konnte. Wüßte er nun den gemeinsamen Ausdruck der drei Nymphen abzustufen, entschiedene Begierde, dunkles Verlangen, unschuldige, gleichsam spielende Theilnahme zu sondern und auszudrücken, so würde ein Bild entstehen, welches auf den Beifall der sämmtlichen Kunstwelt Anspruch machen dürfte.

Aber noch ist das Gemälde nicht vollendet, noch schließt sich ein herrlicher, unentbehrlicher Theil daran. Herkules als liebender Jüngling drängt sich durchs Dickicht; er hat den Namen seines Freundes wiederholt gerufen. Hylas, Hylas![*]) tönt es durch Fels und Wald, und so antwortet auch das Echo Hylas, Hylas! Solche kriegerische Antwort vernehmend, steht der Held stille; sein Horchen wird uns deutlich, denn er hat die linke Hand gar schön gegen das linke Ohr gehoben. Wer nun auch hier die Sehnsucht des getäuschten Wiederfindens ausdrücken könnte, der wäre ein Glücklicher, den wir zu begrüßen wünschen.

Herkules und Abderos.**)

Hier hat der Kräftige das Viergespann des Diomedes***) mit der Keule bezwungen; eine der Stuten liegt todt, die andere

*) Vgl. Virgil's Eclog. VI. 44: „et Hylan Hyla, Hyla omne sonabat".

**) Im griechischen Text „Ἀβδήρου ἄγαλμα" das Grab des Abderos. Ueber die Mythe s. Apollodor, II. 5.

***) Nicht der aus der Ilias bekannte, sondern der König der thrakischen Bistonen. — Uebrigens ist nicht etwa die Tödtung der Rosse des Diomedes, die ja eine der zwölf Arbeiten des Herkules war, Gegenstand des Bildes, sondern das in der vorigen Note Angegebene.

zappelt, und wenn die dritte wieder aufzuspringen scheint, so sinkt die vierte nieder, rauchhaarig und wild sämmtlich anzusehen. Die Krippen aber sind mit menschlichen Gliedern und Knochen gefüllt, wie sie Diomed seinen Thieren zur Nahrung vorzuwerfen pflegte. Der barbarische Rossenährer selbst liegt erschlagen bei den Bestien, wilder anzuschauen als diese.

Aber ein schwereres Geschäft als die That vollbringt nun der Held; denn das Obertheil eines schönen Knaben schlottert in der Löwenhaut. Wohl, wohl, daß uns die untere Hälfte verdeckt scheint; denn nur einen Theil seines geliebten Abderos trägt Herkules hinweg, da der andere schon in der Hitze des gräßlichen Kampfes von den Ungeheuern aufgezehrt ist.

Darum blickt der Unbezwingliche so bekümmert vor sich hin; Thränen scheint er zu vergießen, doch er nimmt sich zusammen und sinnt schon auf eine würdige Grabstätte. Nicht etwa ein Hügel, eine Säule nur soll den Geliebten verewigen: eine Stadt*) soll gebaut werden, jährliche Feste gewidmet, herrlich an allerlei Arten Wettspiel und Kampf, nur ohne Pferderennen; das Andenken dieser verhaßten Thiere sei verbannt!

*

Die herrliche Komposition, welche zu dieser Beschreibung Anlaß gegeben, tritt sogleich vor die Phantasie, und der Werth solcher zur Einheit verknüpften mannichfaltigen, bedeutenden, deutlichen Aufgabe wird sogleich anerkannt.

Wir lenken daher unsere Betrachtung nur auf die lebendliche Darstellung der zerfleischten Glieder, welche der Künstler, der uns die Verstümmlung des Abderos so weislich verbarg, reichlich in den Pferdekrippen ausspendet.

Betrachtet man die Forderungen genauer, so konnten freilich die Ueberreste des barbarischen Futters nicht vermißt werden; man beruhige sich mit dem Ausspruch: Alles Nothwendige ist schicklich!**)

In den von uns dargestellten und bearbeiteten Bildern finden wir das Bedeutende niemals vermieden, sondern vielmehr dem Zuschauer mächtig entgegengebracht. So finden wir die Köpfe und Schädel, welche der Straßenräuber am alten Baume

*) Dem Abderos wird mythisch die Gründung der Stadt Abdera in Thrazien zugeschrieben, die historisch erst durch Timesios von Klazomenä geschehen ist.

**) Man vgl. hiezu die tadelnden Bemerkungen von Friedrichs, S. 65 ff.

als Trophäen aufgehängt; ebenso wenig fehlen die Köpfe der Freier Hippodamia's,*) am Palaste des Vaters aufgesteckt, und wie sollen wir uns bei den Strömen Blutes benehmen, die in so manchen Bildern, mit Staub vermischt, hin und wieder fließen und stocken! Und so dürfen wir wol sagen: Der höchste Grundsatz der Alten war das Bedeutende, das höchste Resultat aber einer glücklichen Behandlung das Schöne. Und ist es bei uns Neueren nicht derselbe Fall? Denn wo wollten wir in Kirchen und Galerien die Augen hinwenden, nöthigten uns nicht vollendete Meister, so manches widerwärtige Martyrthum dankbar und behaglich anzuschauen!

*

Wenn wir uns in dem Vorigen für unfähig erklärt haben, die Gestalt des Herkules als eines Herrschenden, Gebietenden, Antreibenden in unserer Einbildungskraft hervorzubringen, und wir ihn dagegen nur als dienend, wirkend, leistend anerkennen wollten, so gestehen wir doch gegenwärtig ohne Beschämung, daß der Genius alter Kunst unsere Fähigkeiten weit überflügelt und dasjenige, was jene für unthunlich hielten, schon längst geliefert hat. Denn wir führen uns zur Erinnerung, daß vor dreißig Jahren sich in Rom der Abguß eines nach England gewanderten Kopfes befand, den Herkules vorstellend, von königlichem Ansehen. In der ganzen Form des Hauptes sowie in der Bestimmung einzelner Gesichtszüge war der höchste Friede ausgedrückt, den Verstand und klarer Sinn allein dem Antlitz des Menschen verleihen mag. Alles Heftige, Rohe, Gewaltsame war verschwunden, und jeder Beschauende fühlte sich beruhigt in der friedlichen Gegenwart. Diesem huldigte man unbedingt als seinem Herrn und Gebieter, ihm vertraute man als Gesinnter, ihn hätten wir in jedem Falle zum Schiedsrichter gewählt.

Herkules und Telephus.**)

Und so finden wir den Helden auch in dem zartesten Verhältnisse, als Vater zum Sohn, und hier bewährt sich aber-

*) Vgl. Werke, VII. S. 124, erste Note.

**) Telephos ist Sohn des Herkules von Auge (der Strahlenden), Tochter des Aleos, Königs von Tegea. Sein Name stammt nach Apollodor von der Hirschkuh, die ihn gesäugt hat (θηλή — ελαφος).

mals die große Beweglichkeit griechischer Bildungskraft. Wir finden den Helden auf dem Gipfel der Menschheit. Leider hat die neuere Kunst durch religiöse Zufälligkeiten verhindert, die köstlichsten Verhältnisse nachzubilden — den Bezug vom Vater zum Sohn, vom Ernährer zum Säugling, vom Erzieher zum Zögling, da uns doch die alte Kunst die herrlichsten Dokumente dieser Art hinterließ. Glücklicherweise darf jeder Kunstfreund nur die Herkulanischen Alterthümer aufschlagen, um sich von der Vortrefflichkeit des Bildes zu überzeugen, welches zu rühmen wir uns berufen fühlen.

Hier steht Herkules, heldenhaft geschmückt; ihm fehlt keines jener bekannten Beizeichen. Die Keule, vom Löwenfell behangen und bepelzt, dient ihm zur bequemen Stütze; Köcher und Pfeile ruhen unter dem sinkenden Arm. Die linke Hand auf den Rücken gelegt, die Füße über einander geschlagen, steht er berubigt, vom Rücken anzusehen, das mit Kranz und Binde zierlich umwundene Haupt nach uns wendend und zugleich den kleinen, am Reb säugenden Knaben betrachtend.

Reb und Knabe führen uns wieder auf Myron's Kub zurück. Hier ist eine ebenso schöne, ja mehr elegante, sentimentale Gruppe, nicht so genau in sich geschlossen wie jene; denn sie macht den Antheil eines größern Ganzen. Der Knabe, indem er säugt, blickt nach dem Vater hinauf; er ist schon halbwüchsig, ein Heldenkind, nicht bewußtlos.

Jedermann bewundere, wie die Tafel ausgefüllt sei; vorn in der Mitte steht ein Adler feierlich, ebenso zur Seite liegt eine Löwengestalt, anzudeuten, daß durch dämonische und heroische Gegenwart diese Bergeshöhen zum friedlichen Paradies geworden. Wie sollen wir aber diese Frau ansprechen, welche dem Helden so mächtig ruhig gegenüber sitzt? Es ist die Heroine des Berges; maskenhaft starr blickt sie vor sich hin, nach Dämonenweise untheilnehmend an allem Zufälligen. Der Blumenkranz ihres Hauptes deutet auf die fröhlichen Wiesen der Landschaft, Trauben und Granatäpfel des Fruchtkorbes auf die Gartenfülle der Hügel, so wie ein Faun über ihr uns bezeugt, daß zu gesunder Weide die beste Gelegenheit auf den Höhen sei. Auch er bedeutet nur die Gelegenheit des Ortes, ohne Theil an dem zarten und zierlichen Ereigniß zu nehmen. Gegenüber jedoch begleitet den väterlichen Helden eine beschwingte Göttin, bekränzt wie er; sie hat ihm den Weg durch die Wildniß gezeigt, sie deutet ihm nun auf den wundersam erhaltenen

und glücklich herangewachsenen Sohn. Wir benamsen sie nicht; aber die Kornähren, die sie führt, deuten auf Nahrung und Versorge. Wahrscheinlich ist sie es, die den Knaben der säugenden Hinde untergelegt hat.

An diesem Bilde sollte sich jeder Künstler in seinem Leben einmal versucht haben; er sollte sich prüfen, um zu erfahren, wie ferne es möglich sei, das, was dieses Bild durch Ueberlieferung verloren haben mag, wiederherzustellen, ohne daß dem Haupthegriff der in sich vollendeten Komposition geschadet werde. Sodann wäre die Frage, wie die Charaktere zu erhalten und zu erhöhen sein möchten. Ferner könnte dieses Bild, in allen seinen Theilen vollkommen ausgeführt, die Fertigkeit und Geschicklichkeit des Künstlers auf das Unwidersprechlichste bewähren.

Herkules und Thiodamas.

Dem Helden, dessen höchstes Verdienst auf tüchtigen Gliedern beruht, geziemt es wol, einen seiner Arbeit gemäßen Hunger zu befriedigen; und so ist Herkules auch von dieser Seite berühmt und dargestellt. Heißhungrig findet er einst gegen Abend auf dem schroffsten Theil der Insel Rhodus, von Lindiern bewohnt, einen Ackersmann, den kümmerlichsten Bodenraum mit Pflugschaar aufreißend. Herkules handelt um die Stiere;*) aufwillig will sie ihm der Mann nicht abtreten. Ohne Umstände ergreift der Held den einen, tödtet, zerlegt ihn, weiß Feuer zu verschaffen und fängt an, sich eine gute Mahlzeit vorzubereiten.

Hier steht er, aufmerksam auf das Fleisch, das über den Kohlen bratend schmort. Er scheint mit großem Appetit zu erwarten, daß es bald gar werde, und beinahe mit dem Feuer zu hadern, daß es zu langsam wirke. Die Heiterkeit, welche sich über seine Gesichtszüge verbreitet, wird keineswegs gestört, als der in seinen nützlichen Thieren höchst beschädigte Ackersmann ihn mit Verwünschungen, mit Steinen überfällt. Der Halbgott steht in seinen großen Formen, der Landmann als ein alter, schroffer, strauchwilder, roher, derber Mann, den Körper bekleidet, nur Knie, Arme, was Kraft andeutet, entblößt.

Die Lindier verehren immerfort zum Andenken dieses Ereignisses den Herkules an hohen Festtagen mit Verwünschungen

*) Dieß steht nicht im Texte.

Versus memoriales
zur Verbreitung und Feſthaltung der zwei wichtigſten natürlichen Syſteme.*)

Natürliches Syſtem der Erze nach Oken.

Flinze, wenig Erz enthaltens',
Halde, nu, die ſind Gealsen's;
Malme ſind gut durchgeſotten,
Geiſe hätten's bald getroffen!
So, mit mancherlei Geſcherze,
Hätten wir die alten Erze.

Natürliches Syſtem des Organiſch-Gebackenen nach Knebel.

Leber iſt nicht werth des Schmalzes;
Häring hat zu viel des Salzes;
Fröſche ſind zum Frühlingsfeſte;
Fiſche dennoch ſind die beſte.
Und mit dieſen laſſ' im Stiche
Niemals uns des Freundes Küche!

---

*) Nach einer in meinem Beſitze befindlichen Kopie von Goethe's Schreiber aus Knebel's Nachlaß und bisher nicht in den Werken. Knebel's Sohn hat auf dem Umſchlage Goethe als Verfaſſer bezeichnet, deſſen Autorſchaft überdies nicht zweifelhaft ſein kann. Der Scherz fällt in den Sommer des Jahres 1809, in welchem ſich Goethe lange in Jena aufhielt. Die Verſe wurden hervorgerufen durch die Schrift Oken's: „Grundzeichnung des natürlichen Syſtems der Erze" (Jena in den Oſterferien 1809. 4°.), in welcher eine ganz neue, von den Syſtemen Linné's und Batſch's abweichende Ordnung der Mineralien aufgeſtellt war. Die dritte Ordnung der Mineralien bilden nach Oken die Erze, welche in Erderze — Flinze, Salzerze — Halde, Kalkerze — Malme und halbgediegene Erze — Geiſe zerfallen. Goethe verſpottet dieſe weit hergeholte Terminologie, weil man unter Flinzen bisher eine beſtimmte Gattung der Erderze, den Spatheiſenſtein, verſtand und Oken ſich wegen der Wahl der übrigen drei Bezeichnungen ſehr willkürlich darauf berufe, daß man in Galizien erdigen Gteinſalz Halde, in Schweden Erz-Oxyde Malme und in Ungarn Schwefelkieſe Geiſe nenne. Bei den Flinzen dominirt die erdige Subſtanz (S. 19), daher „wenig Erz enthaltens"; die Malme ſind „durchgeſotten" als völlig oxydirt, verbrannt; die Geiſe hätten's „bald getroffen", weil ſie, nach Oken (S. 25) „immer mehr danach ringen, wahre Metalle zu werden, und es ihnen theilweiſe gelingt." Uebrigens finden ſich alle vier Ausdrücke ſchon bei Abelung. Die zweite Strophe bezieht ſich unverkennbar auf launige Aeußerungen Knebel's über gewiſſe Gerichte. Man vergleiche zu dem Gedichte einen gleichzeitigen Brief Goethe's an den Miniſter Voigt vom 4. Auguſt 1809, welcher mit folgenden Worten ſchließt: „Was die Mineralien betrifft, ſo bitte ſie nach der alten Ordnung liegen zu laſſen, bis wir die Flinze, Halde, Malme, Geiſe etwas

und Steinwerfen, und er in ſeiner unverwüſtlichen guten Laune thut ihnen immer dagegen Manches zu Gute.

Die Kunſt, wenn ſie lange mit Gegenſtänden umgeht, wird Herr über dieſelben, ſo daß ſie den würdigſten eine leichte, luſtige Seite wol abgewinnt. Auf dieſem Wege entſprang auch gegenwärtiges Bild.

Es iſt zur Bearbeitung höchſt anlockend. Im ſchönen Gegenſatz ſteht eine große, heitere Heldennatur gegen eine rohe andringende, kräftige Gewalt, die erſte ruhig, aber bedeutend in ihren Formen, die zweite durch heftige Bewegung auffallend. Man denke ſich die Umgebung dazu! Ein zweiter Stier, noch am Pfluge, geringes aufgeriſſenes Erdreich, Felſen daneben, eine glückliche Beleuchtung vom Feuer her. Wäre dies nicht ein ſchönes Gegenſtück zum Ulyß bei dem Cyklopen, im heiterſten Sinne ein glücklicher Gegenſatz?

Herkules bei Admet.*)

Und ſo mag denn dieſes heitere Bild unſere diesmalige Arbeit beſchließen. Ein treulich mitwirkender Kunſtfreund entwarf es vor Jahren zum Verſuch, inwiefern man ſich der antiken Behandlungsweiſe ſolcher Gegenſtände einigermaßen nähern könne. Der Raum iſt wol das Doppelte ſo breit als hoch und enthält drei verſchiedene Gruppen, welche kunſtreich zuſammen verbunden ſind. In der Mitte ruht Herkules, rieſenhaft, auf Polſter gelehnt, und kommt durch dieſe Lage mit den übrigen ſtehenden Figuren ins Gleichgewicht. Der vor ihn geſtellte Speiſetiſch, das unter ihm umgeſtürzte Weingefäß deuten ſchon auf reichlich eingenommenen Genuß, mit welchem ſich jeder Andere wol begnügt hätte; dem Helden aber ſoll ſich das Gaſtmahl immerfort erneuern. Deshalb ſind zu ſeiner Rechten drei Diener beſchäftigt. Einer, die Treppe heraufſteigend, bringt auf mächtiger Schüſſel den fettſten Braten. Ein anderer ihm nach, die ſchweren Brodkörbe kaum erſchleppend. Sie begegnen einem dritten, der hinab zum Keller gedenkt, eine umgekehrte Kanne am Henkel ſchwenkt und, mit dem Deckel klappernd, über die Trinkluſt des mächtigen Gaſtes ungehalten ſcheint. Alle drei mögen ſich verdrießlich über die Zudringlichkeit des Helden beſprechen, deſſen Finger der rechten Hand den im Alterthum alt

*) Nach der „Alkeſtis" des Euripides.

Ausdruck von Sorgseligkeit so beliebten Akt des Schnalzens auszuüben beweist sind. Zur Linken aber steht Arnut, eine Schale darreichend, in ruhiger Stellung des freundlichsten Wirthes. Und so verbirgt er dem Gast die traurige Scene, die durch einen Vorhang von dem bisher beschriebenen offenen Raume getrennt wird, dem Zuschauer jedoch nicht verborgen bleibt.

Aus diesem dunkeln Winkel, wo eine Anzahl trostloser Frauen ihre abgeschiedene Herrin bedauern, trat ein Knabe hervor, der, den Vater beim Mantel fassend, ihn hereinzuziehen und ihm Theilnahme an dem unseligen Familiengeschick aufzunehmen gedenkt. Durch Gestalt und Handlung dieses Kindes wird nun das Innere mit dem Aeußern verbunden, und das Auge kehrt gern über Gast und Knechte die Treppe hinab in das weite Vorhaus und in den Feldraum vor demselben, wo man noch einen Hausgenossen beschäftigt sieht, ein aufgehängtes Schwein zu zerstücken, um die entschiedene Speiselust des Gastes anzudeuten und auf deren Unendlichkeit scherzhaft hinzuweisen.

Da jedoch weder die wohldurchdachte Komposition noch die Anmuth der Einzelnheiten, noch weniger das Glück, womit Licht und Schatten, von Farbe begleitet, einander entgegengesetzt sind, sich keineswegs durch Worte aussprechen lassen, so wünschen wir gedachtes Blatt den Kunstfreunden gelegentlich nachgebildet mitzutheilen, um die früheren Absichten durch ein Beispiel auszusprechen und womöglich zu rechtfertigen.

*

Mag nun unser Leser zurückschauen auf das Verzeichniß, worin wir sämmtliche Philostratische Gemälde vorausgeschickt, so wird er gewiß mit uns die Empfindung theilen, wenn wir bekennen, daß wir höchst ungern uns in der Hälfte von einer so erfreulichen Aufstellung trennen. Viele Jahre lagen die Vorarbeiten unbenutzt; ein glücklicher Augenblick vergönnte, sie wieder vorzunehmen.

Möge das, was wir vorgetragen haben, nicht blos gelesen, in der Einbildungskraft hervorgerufen werden, sondern in die Thatkraft jüngerer Männer übergehen! Mehr als alle Maximen, die doch Jeder am Ende nach Belieben ausleat, können solche Beispiele wirken; denn sie tragen den Sinn mit sich, worauf Alles ankommt, und beleben, wo noch zu beleben ist.

Antik und Modern.

Da ich in Verstehendem genöthigt war, zu Gunsten des Alterthums, besonders aber der damaligen bildenden Künstler, so viel Gutes zu sagen, so wünschte ich doch nicht mißverstanden zu werden, wie es leider gar oft geschieht, indem der Leser sich eher auf den Gegensatz wirft, als daß er zu einer billigen Ausgleichung sich geneigt fände. Ich ergreife daher eine dargebotene Gelegenheit, um beispielweise zu erklären, wie es eigentlich gemeint sei, und auf das ewig fortdauernde Leben des menschlichen Thuns und Handelns unter dem Symbol der bildenden Kunst hinzudeuten.

Ein junger Freund, Karl Ernst Schubarth, in seinem Hefte Zur Beurtheilung Goethe's,*) welches ich in jedem Sinne zu schätzen und dankbar anzuerkennen habe, sagt: „Ich bin nicht der Meinung wie die meisten Verehrer der Alten, unter die Goethe selbst gehört, daß in der Welt für eine hohe, vollendete Bildung der Menschheit nichts ähnlich Günstiges sich hervorgethan habe wie bei den Griechen." Glücklicherweise können wir diese Differenz mit Schubarth's eigenen Worten ins Gleiche bringen, indem er spricht: „Von unserem Goethe aber sei es gesagt, daß ich Shakespeare ihm darum vorziehe, weil ich in Shakespeare einen solchen tüchtigen, sich selbst unbewußten Menschen gefunden zu haben glaube, der mit höchster Sicherheit, ohne alles Räsonniren, Reflektiren, Subtilisiren, Klassifiziren und Potenziren den wahren und falschen Punkt der Menschheit überall so genau, mit so nie irrendem Griff und so natürlich hervorhebt, daß ich zwar am Schluß bei Goethe immer das nämliche Ziel erkenne, von vorn herein aber stets mit dem Entgegengesetzten zuerst zu kämpfen, es zu überwinden und mich

*) Die hier bezeichnete Schrift erschien in Berlin 1817 in 2 Bänden.

sorgfältig in Acht zu nehmen habe, daß ich nicht für blanke Wahrheit hinnehme, was doch nur als entschiedener Irrthum abgelehnt werden soll."

Hier trifft unser Freund den Nagel auf den Kopf; denn gerade da, wo er mich gegen Shakespeare im Nachtheil findet, stehen wir im Nachtheil gegen die Alten. Und was reden wir von den Alten? Ein jedes Talent, dessen Entwickelung von Zeit und Umständen nicht begünstigt wird, so daß es sich vielmehr erst durch vielfache Hindernisse durcharbeiten, von manchen Irrthümern sich losarbeiten muß, steht unendlich im Nachtheil gegen ein gleichzeitiges, welches Gelegenheit findet, sich mit Leichtigkeit auszubilden und, was es vermag, ohne Widerstand auszuüben.

Bejahrten Personen fällt aus der Fülle der Erfahrung oft bei Gelegenheit ein, was eine Behauptung erläutern und bestärken könnte; deshalb sei folgende Anekdote zu erzählen vergönnt. Ein geübter Diplomat, der meine Bekanntschaft wünschte, sagte, nachdem er mich bei dem ersten Zusammentreffen nur überhin angesehen und gesprochen, zu seinen Freunden: „Voilà un homme qui a eu de grands chagrins!" Diese Worte gaben mir zu denken. Der gewandte Gesichtsforscher hatte recht gesehen, aber das Phänomen blos durch den Begriff von Duldung ausgedrückt, was er auch der Gegenwirkung hätte zuschreiben sollen. Ein aufmerksamer, gerader Deutscher hätte vielleicht gesagt: „Das ist auch Einer, der sich's hat sauer werden lassen!"

Wenn sich nun in unseren Gesichtszügen die Spur überstandenen Leidens, durchgeführter Thätigkeit nicht auslöschen läßt, so ist es kein Wunder, wenn Alles, was von uns und unserem Bestreben übrig bleibt, dieselbe Spur trägt und dem aufmerksamen Beobachter auf ein Dasein hindeutet, das in einer glücklichsten Entfaltung sowie in der nothgedrungensten Beschränkung sich gleich zu bleiben und, wo nicht immer die Würde, doch wenigstens die Hartnäckigkeit des menschlichen Wesens durchzuführen trachtete.

Lassen wir also Altes und Neues, Vergangenes und Gegenwärtiges fahren und sagen im Allgemeinen: Jedes künstlerisch Hervorgebrachte versetzt uns in die Stimmung, in welcher sich der Verfasser befand. War sie heiter und leicht, so werden wir uns frei fühlen; war sie beschränkt, sorglich und bedenklich, so zieht sie uns gleichmäßig in die Enge.

Nun bemerken wir bei einigem Nachdenken, daß hier eigent-

lich nur von der Behandlung die Rede sei; Stoff und Gehalt kommt nicht in Betracht. Schauen wir sodann diesem gemäß in der Kunstwelt frei umher, so gestehen wir, daß ein jedes Erzeugniß uns Freude macht, was dem Künstler mit Bequemlichkeit und Leichtigkeit gelungen. Welcher Liebhaber besitzt nicht mit Vergnügen eine wohlgerathne Zeichnung oder Radirung unseres Chodowiecki? Hier sehen wir eine solche Unmittelbarkeit an der uns bekannten Natur, daß nichts zu wünschen übrig bleibt. Nur darf er nicht aus seinem Kreise, nicht aus seinem Format herausgehen, wenn nicht alle seiner Individualität gegönnten Vortheile sollen verloren sein.

Wir wagen uns weiter und bekennen, daß Manieristen sogar, wenn sie es nur nicht allzu weit treiben, uns viel Vergnügen machen und daß wir ihre eigenhändigen Arbeiten sehr gern besitzen. Künstler, die man mit diesem Namen benennt, sind mit entschiedenem Talente geboren; allein sie fühlen bald, daß nach Verhältniß der Tage sowie der Schule, worein sie gekommen, nicht zu Federlesen Raum bleibt, sondern daß man sich entschließen und fertig werde müsse. Sie bilden sich daher eine Sprache, mit welcher sie ohne weiteres Bedenken die sichtbaren Zustände leicht und kühn behandeln und uns mit mehr oder minderm Glück allerlei Weltbilder vorspiegeln, wodurch denn manchmal ganze Nationen mehrere Dezennien hindurch angenehm unterhalten und getäuscht werden, bis zuletzt Einer oder der Andere wieder zur Natur und höheren Sinnesart zurückkehrt.

Daß es bei den Alten auch zuletzt auf eine solche Art von Manier hinauslief, sehen wir an den Herkulanischen Alterthümern; allein die Vorbilder waren zu groß, zu frisch, wohlerhalten und gegenwärtig, als daß ihre Dutzendmaler sich hätten ganz ins Nichtige verlieren können.

Treten wir nun auf einen höhern und angenehmern Standpunkt und betrachten das einzige Talent Raphael's! Dieser, mit dem glücklichsten Naturell geboren, erwuchs in einer Zeit, wo man redlichste Bemühung, Aufmerksamkeit, Fleiß und Treue der Kunst widmete. Vorausgehende Meister führten den Jüngling bis an die Schwelle, und er brauchte nur den Fuß aufzuheben, um in den Tempel zu treten. Durch Peter Perugin*) zur sorgfältigsten Ausführung angehalten, entwickelt sich sein Genie an Leonhard da Vinci und Michel Angelo. Beide ge-

*) Lebte 1446—1524, überlebte also seinen größten Schüler nur vier Jahre.

langten während eines langen Lebens ungeachtet der höchsten Steigerung ihrer Talente kaum zu dem eigentlichen Behagen des Kunstwirkens; Jener hatte sich, genau besehen, wirklich müde gedacht und sich allzu sehr am Technischen abgearbeitet; Dieser, anstatt uns zu dem, was wir ihm schon verdanken, noch Ueberschwängliches im Plastischen zu hinterlassen, quält sich die schönsten Jahre durch in Steinbrüchen nach Marmorblöcken und -Bänken, so daß zuletzt von allen beabsichtigten Heroen des Alten und Neuen Testaments der einzige Moses*) fertig wird, als ein Musterbild dessen, was hätte geschehen können und sollen. Raphael hingegen wirkt seine ganze Lebenszeit hindurch mit immer gleicher und größerer Leichtigkeit. Gemüths- und Thatkraft stehen bei ihm in so entschiedenem Gleichgewicht, daß man wol behaupten darf, kein neuerer Künstler habe so rein und vollkommen gedacht als er und sich so klar ausgesprochen. Hier haben wir also wieder ein Talent, das uns aus der ersten Quelle das frischeste Wasser entgegensendet. Er gräßirt nirgends, fühlt, denkt, handelt aber durchaus wie ein Grieche. Wir sehen hier das schönste Talent zu ebenso glücklicher Stunde entwickelt, als es unter ähnlichen Bedingungen und Umständen zu Perikles' Zeit geschah.

Und so muß man immer wiederholen: Das geborne Talent wird zur Produktion gefordert; es fordert dagegen aber auch eine natur- und kunstgemäße Entwickelung für sich; es kann sich seiner Vorzüge nicht bewußt werden und kann sie ohne äußere Zeitbegünstigung nicht gemäß vollenden.

Man betrachte die Schule der Carracci! Hier lag Talent, Ernst, Fleiß und Menschenwitz zum Grunde, hier war ein Element, in welchem sich schöne Talente natur- und kunstgemäß entwickeln konnten. Wir sehen ein ganzes Dutzend vorzüglicher Künstler von dort ausgehen, Jeden in gleichem, allgemeinem Sinn sein besonderes Talent üben und bilden, so daß kaum nach der Zeit ähnliche wieder erscheinen konnten.

Sehen wir ferner die ungeheuren Schritte, welche der talentreiche Rubens in die Kunstwelt hineinthut! Auch er ist kein Erdaeborner; man schaue die große Erbschaft, in die er eintritt, von den Urvätern des vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderts durch alle die trefflichen des sechzehnten hindurch, gegen dessen Ende er geboren wird!

*) Vgl. Werke, XI. 2. Abtheilung S. 149, zweite Note.

Betrachtet man neben und nach ihm die Fülle niederländischer Meister des siebzehnten, deren große Fähigkeiten sich bald zu Hause, bald südlich, bald nördlich ausbilden, so wird man nicht leugnen können, daß die unglaubliche Sagazität, womit ihr Auge die Natur durchdrungen, und die Leichtigkeit, womit sie ihr eigenes geistliches Behagen ausgedrückt, uns durchaus zu entzücken geeignet sei. Ja, insofern wir dergleichen besitzen, beschränken wir uns gern ganze Zeiten hindurch auf Betrachtung und Liebe solcher Erzeugnisse und verargen es Kunstfreunden keineswegs, die sich ganz allein im Besitz und Verehrung dieses Faches begnügen.

Und so konnten wir noch hundert Beispiele bringen, das, was wir aussprechen, zu bewahrheiten. Die Klarheit der Ansicht, die Heiterkeit der Aufnahme, die Leichtigkeit der Mittheilung, das ist es, was uns entzückt; und wenn wir nun behaupten, dieses Alles finden wir in den ächt griechischen Werken, und zwar geleistet am edelsten Stoff, am würdigsten Gehalt, mit sicherer und vollendeter Ausführung, so wird man uns verstehen, wenn wir immer von dort ausgehen und immer dort hinweisen. Jeder sei auf seine Art ein Grieche, aber er sei's!

Ebenso ist es mit dem schriftstellerischen Verdienste. Das Faßliche wird uns immer zuerst ergreifen und vollkommen befriedigen; ja, wenn wir die Werke eines und desselben Dichters vornehmen, so finden wir manche, die auf eine gewisse peinliche Arbeit hindeuten, andere dagegen, weil das Talent dem Gehalt und der Form vollkommen gewachsen war, wie freie Naturerzeugnisse hervortreten. Und so ist unser wiederholtes, aufrichtiges Bekenntniß, daß keiner Zeit versagt sei, das schönste Talent hervorzubringen, daß aber nicht einer jeden gegeben ist, es vollkommen würdig zu entwickeln.

*

Und so führen wir noch zum Schlusse einen neueren Künstler vor, um zu zeigen, daß wir nicht eben gar zu hoch hinaus wollen, sondern auch mit bedingten Werken und Zuständen zufrieden sind. Sebastian Bourdon,*) ein dem siebzehnten Jahrhundert angehöriger Künstler, dessen Name wol jedem Kunstliebhaber mehrmals um die Ohren gesummt, dessen Talent jedoch in seiner ächten Individualität nicht immer verdiente Anerkennung genossen hat, liefert uns vier eigenhändig radirte

*) Lebte von 1616–1671.

Blätter, in welchen er den Verlauf der Flucht nach Aegypten vollständig vorführt.

Man muß zwörderst den Gegenstand wol gelten lassen, daß ein bedeutendes Kind aus uraltem Fürstenstamme, dem beschieden ist, künftig auf die Welt ungeheuern Einfluß zu haben, wodurch das Alte zerstört und ganz Erneutes dagegen herangeführt wird, daß ein solcher Knabe in den Armen der liebevollsten Mutter unter Obhut des bedächtigsten Greises geflüchtet und mit göttlicher Hilfe gerettet werde. Die verschiedenen Momente dieser bedeutenden Handlung sind hundertmal vorgestellt, und manche hiernach entsprungene Kunstwerke reißen uns oft zur Bewunderung hin.

Von den vier gemeldeten Blättern haben wir jedoch Folgendes zu sagen, damit ein Liebhaber, der sie nicht selbst vor Augen schaut, einigermaßen unsern Beifall beurtheilen möge. In diesen Bildern erscheint Joseph als die Hauptperson; vielleicht waren sie für eine Kapelle dieses Heiligen bestimmt.

I.

Das Lokal mag für den Stall zu Bethlehem, unmittelbar nach dem Scheiden der drei frommen Magier, gehalten werden; denn in der Tiefe sieht man noch die beiden bewußten Thiere. Auf einem erhöhteren Hausraum ruht Joseph, anständig in Falten gehüllt, auf das Gepäck gebettet, wider den hohen Sattel gelehnt, worauf das heilige Kind, so eben erwachend, sich rührt. Die Mutter daneben ist in frommem Gebete begriffen. Mit diesem ruhigen Tagesanbruch kontrastirt ein höchst bewegter, gegen Joseph heranschwebender Engel, der mit beiden Händen nach einer Gegend hindeutet, die, mit Tempeln und Obelisken geschmückt, ein Traumbild Aegyptens hervorruft. Zimmermanns-Handwerkzeug liegt vernachlässigt am Boden.

II.

Zwischen Ruinen hat sich die Familie nach einer starken Tagreise niedergelassen. Joseph, an das beladene lastbare, aus einem Steinwege sich nährende Thier gelehnt, scheint einer augenblicklichen Ruhe stehend zu genießen; aber ein Engel fährt hinter ihm her, ergreift seinen Mantel und deutet nach dem Meere hin. Joseph, in die Höhe schauend und zugleich nach des Thieres Futter hindeutend, möchte noch kurze Zeit für das

müde Geschöpf erbitten. Die heilige Mutter, die sich mit dem Kind beschäftigte, schaut verwundert nach dem seltsamen Zwiegespräch herum; denn der Himmelsbote mag ihr unsichtbar sein.

III.

Drückt eine eilende Wanderschaft vollkommen aus. Sie lassen eine große Bergstadt zur Rechten hinter sich. Knapp am Saum führt Joseph das Thier einen Pfad hinab, welchen sich die Einbildungskraft um deste steiler denkt, weil wir davon gar nichts, vielmehr gleich unten hinter dem Vordergrunde das Meer sehen. Die Mutter auf dem Sattel weiß von keiner Gefahr; ihre Blicke sind völlig in das schlafende Kind versenkt. Sehr geistvoll ist die Eile der Wandernden dadurch angedeutet, daß sie schon das Bild größtentheils durchzogen haben und im Begriff sind, auf der linken Seite zu verschwinden.

IV.

Ganz im Gegensatz des Vorigen ruhen Joseph und Maria in der Mitte des Bildes auf dem Gemäuer eines Rohrbrunnens. Joseph, dahinter stehend und berübergelehnt, deutet auf ein im Vordergrund umgestürztes Götzenbild und scheint der heiligen Mutter dieses bedeutende Zeichen zu erklären. Sie, das Kind an der Brust, schaut ernst und horchend, ohne daß man wüßte, wonach sie blickt. Das entbürdete Thier schmaust hinterwärts an reich grünenden Zweigen. In der Ferne sehen wir die Obelisken wieder, auf die im Traume gedeutet war. Palmen in der Nähe überzeugen uns, daß wir in Aegypten schon angelangt sind.

*

Alles dieses hat der bildende Künstler in so engen Räumen mit leichten, aber glücklichen Zügen dargestellt. Durchdringendes, vollständiges Denken, geistreiches Leben, Auffassen des Unentbehrlichsten, Beseitigung alles Ueberflüssigen, glücklich flüchtige Behandlung im Ausführen: dies ist es, was wir an unsern Blättern rühmen, und mehr bedarf es nicht; denn wir finden hier so gut als irgendwo die Höhe der Kunst erreicht. Der Parnaß ist ein Montserrat, der viele Ansiedelungen in mancherlei Stagen erlaubt; ein Jeder gehe hin, versuche sich, und er wird eine Stätte finden, es sei auf Gipfeln oder in Winkeln!

Nachträgliches zu Philostrat's Gemälden.

Cephalus und Prokris.

Nach Julius Roman.

Cephalus, der leidenschaftliche Jäger, nachdem er das Unglück, welches er unwissend in der Morgendämmerung angerichtet,*) gewahr worden, erfüllte mit Jammergeschrei Felsen und Wald. Hier, auf diesem nicht genug zu schätzenden Blatte, nachdem er sich ausgetobt, sitzt er, brütend über sein Geschick, den Leichnam seiner Gattin entseelt im Schooße haltend.

Indessen hat sein Wehklagen Alles, was in den waldigen Bergeshöhen lebt und webt, aus der morgendlichen Ruhe aufgeregt. Ein alter Faun hat sich herangedrängt und repräsentirt die Leidklagenden mit schmerzlichen Gesichtszügen und leidenschaftlichen Geberden. Zwei Frauen, schon mäßiger theilnehmend, deren eine die Hand der Verblichenen faßt, als ob sie sich ihres wirklichen Abscheidens versichern wollte, gesellen sich hinzu und drücken ihre Gefühle schon zarter aus. Von oben herab, auf Zweigen sich wiegend, schaut eine Dryas, gleichfalls mit betrübt; unten hat sich der unausweichliche Hund hingelagert und scheint sich, nach frischer Beute lechzend, umzuschauen. Amor, mit der linken Hand der Hauptgruppe verbunden, zeigt mit der rechten den verhängnißvollen Pfeil vor.

Wem zeigt er ihn entgegen? Einer Karawane von Faunen, Waldweibern und Kindern, die, durch jenes Jammergeschrei

*) Er hatte seine Gattin Prokris, die sich, eifersüchtig auf ihn, in ein Gebüsch versteckt hatte, um ihn zu belauschen, für ein Wild angesehen und getödtet. Die spätere Gestalt der Fabel, die hier auch benutzt ist, s. bei Ovid (Metamorph. VII. 835 ff.).

Etymologie.*)

(Spricht Mephistopheles.)

Als Ares wird der Kriegesgott genannt,
Als heißt die Kunst und .... ist auch bekannt.
Welch ein Geheimniß liegt in diesen Wundertönen!
Die Sprache bleibt ein reiner Himmelshauch,
Empfunden nur von stillen Erdensöhnen;
Fest liegt der Grund, bequem ist der Gebrauch,
Und wo man wohnt, da muß man sich gewöhnen.
Wer fühlend spricht, beschwätzt nur sich allein;
Wie anders, wenn der Glocke Bimbam dammelt,
Drängt Alles zur Versammlung sich hinein!
Von Können kommt die Kunst, die Schönheit kommt vom Schein.
So wird erst nach und nach die Sprache festgerammelt,
Und was ein Volk zusammen sich gestammelt,
Muß ewiges Gesetz für Herz und Seele sein.

Als das heilige Blatt von Maro's Grabe getrennt ward,**)
Rabt' es, der Asche getreu, welkend, polarischer Nacht;
Aber im Lande bedeckt von Schnee ergrünt es aufs Neue,
Bietet unwelkenden Schmuck traulich den Grazien an.

---

näher in ihren neuen Verhältnissen kennen lernen", eine Aeußerung, die sich klar auf die angeführte Oken'sche Schrift bezieht. Seltsamerweise fehlen gerade die vier hervorgehobenen Substantiva in dem Abdrucke des Briefes bei Jahn (Goethe's Briefe an Voigt, 1868, S. 278, Nr. 135). Vgl. auch Düntzer: „Aus Goethe's Freundeskreis," 1868, S. 552. Bei Knebel hatte, den Notizen in seinem Kalender zufolge, Goethe nebst Riemer und Voigt am 2. August 1800, wie auch schon früher wiederholt im Mai und Juni, — als jedoch Oken's Schrift wol noch nicht gedruckt war, — zu Abend gespeist. Die Verse dürften daher Nachklang der Gespräche jener Abendtafel sein. — L.

*) Zuerst gedruckt in der Ausgabe von 1826. — Sollte Goethe bei dem Anfange an die Homerische Anrede *Αρες, Άρες* (Ilias V, 31 u. a. O.) gedacht haben?

**) Die Mittheilung dieses hier zuerst veröffentlichten Gedichts, das jedoch nicht mehr in Abth. VIII einzurücken war, verdanken wir Herrn S. Hirzel. Tafelde trägt das Datum: Den 25. November 1798, zu welcher Zeit sich Goethe in Jena befand, und dürfte sich auf ein Lorbeerreis (oder Epheu?) von Virgil's Grabe am Posilipo bei Neapel beziehn. Eine symbolische Deutung auf das Aufblühen der deutschen Poesie erscheint nicht unthatsaft. (Vgl. Briefe Schiller's an Goethe Nr. 546 und Goethe's an Knebel Nr. 169.) — L.

erschreckt, herangefordert, die That gewahr werden, sich darüber entsetzen und in die Schmerzen der Hauptpersonen heftig einstimmen. Daß ihnen aber noch mehrere folgen und den Schauplatz beengen werden, dies bezeugt das letzte Mädchen des Zugs, welches von der Mutter mit heraufgerissen wird, indem es sich nach den wahrscheinlich Folgenden umsieht. Auf dem Felsen über ihren Häuptern sitzt eine Quellnymphe traurig über der ausgießenden Urne; weiter oben kommt eine Oreas eilig, sich verwundert umschauend, hervor; sie hat das Geschrei gehört, aber sich nicht Zeit genommen, ihre Haarflechten zu endigen; sie kommt, das Langhaar in der Hand bebend, neugierig und theilnehmend. Ein Rehböcklein steigt gegenüber ganz gelassen in die Höhe und zupft, als wenn nichts vorginge, sein Frühstück von den Zweigen. Damit wir aber ja nicht zweifeln, daß das Alles mit Tagesanbruch sich zutrug, eilt Helios auf seinem Wagen aus dem Meere hervor. Sein Hinschauen, seine Geberde bezeugen, daß er das Unheil vernommen, es nun erblicke und mitempfinde.

Uns aber darf es bei aufmerksamer Betrachtung nicht irren, daß die Sonne gerade im Hintergrunde aufgeht und das ganze oben beschriebene Personal wie vom Mittag her beleuchtet ist. Ohne diese Fiktion wäre das Bild nicht, was es ist, und wir müssen eine hohe Kunst verehren, die sich gegen alle Wirklichkeit ihrer angestammten Rechte zu bedienen weiß.

Noch eine Bemerkung haben wir über den Vordergrund zu machen. Hier findet sich die Spur benutzender Menschenhände. Die Hauptgruppe ist vor dem tiefsten Walddickicht gelagert; der Vordergrund ist als ein einjähriger Schlag behandelt; Bäume sind nicht weit von der Wurzel abgesägt, die lebendige Rinde hat schon wieder ihren Zweig getrieben. Diesen forstmäßigen Schlag legte der Künstler weislich an, damit wir bequem und vollständig sähen, was die Bäume, wenn sie aufrecht stünden, uns verdecken müßten. Ebenso weislich ist im Mittelgrund ein Baum abgesägt, damit er uns Fluß und hintere Landschaft nicht verberge, wo Gebäude, Thürme, Aquädukte und eine Mühle, als Dienerin der allernährenden Ceres thätig, uns andeuten, daß menschliche Wohnungen zwar fern seien, daß wir uns aber nicht durchaus in einer Wüste befinden.

Aesop.

So wie die Thiere zum Orpheus kamen, um der Musik zu genießen, so zieht sie ein anderes Gefühl zu Aesop, das Gefühl der Dankbarkeit, daß er sie mit Vernunft begabt.

Löwe, Fuchs und Pferd nahen sich.

*

Die Thiere nahen sich zu der Thüre des Weisen, ihn mit Binden und Kränzen zu verehren.

Aber er selbst scheint irgend eine Fabel zu dichten; seine Augen sind auf die Erde gerichtet, und sein Mund lächelt.

Der Maler hat sehr weislich die Thiere, welche die Fabel schildert, vorgestellt, und gleich als ob es Menschen wären,*) führen sie einen Chor heran, von dem Theater Aesop's entnommen. Der Fuchs aber ist Chorführer, den auch Aesop in seinen Fabeln oft als Diener braucht, wie Lustspieldichter den Davus.

Orpheus.

Zu den großen Vorzügen der griechischen Kunst gehörte, daß Bildner und Dichter einen Charakter, den sie einmal angefaßt, nicht wieder losließen, sondern durch alle denkbaren Fälle durchführten. Orpheus war ihnen das Gefäß, in welches sie alle Wirkungen der Dichtkunst niederlegten; rohe Menschen sollte er der Sittlichkeit näher führen, Flüsse, Wälder und Thiere bezaubern und endlich gar dem Hades eine Verstorbene wieder abzwingen.

Orpheus ist in der Mitte von lebendigen und leblosen Geschöpfen vorgestellt, die sich um ihn versammeln; Löw' und Keuler stehen zunächst und horchen, Hirsch und Hase sind durch die fürchterliche Gegenwart ihres Erbfeindes nicht erschreckt; auch andere, denen er sonst feindselig nachzujagen pflegt, ruhen in der Gegenwart des Rubenden. Von Geflügel sind nicht die

*) S. im Verzeichniß S. 282, Nr. 41. Von Welcker, Hermes u. A. wird die Darstellung des Thiercirkus so aufgefaßt, als wenn die Thiere im Kindergestalt kämen, während Goethe's Auseinandersetzung die Sache unbestimmt läßt.

Singvögel des Waldes allein, sondern auch der krächzende Häher, die geschwätzige Krähe und Jupiter's Adler gegenwärtig. Dieser, mit ausgespannten Flügeln schwebend, schaut unverwandt auf Orpheus, und des nahen Hasens nicht gewahrend, hält er den Schnabel geschlossen — eine Wirkung der besänftigenden Musik. Auch Wölfe und Schafe stehen vermischt und erstaunt. Aber noch ein größeres Wagestück besteht der Maler; denn Bäume reißt er aus ihren Wurzeln, führt sie dem Orpheus zu und stellt sie im Kreise umher. Diese Fichte, Zypresse, Erle, Pappel und andere dergleichen Bäume, mit händegleich verschlungenen Aesten, umgeben den Orpheus; ein Theater gleichsam bilden sie um ihn her, so daß die Vögel als Zuhörer auf den Zweigen sitzen mögen, daß Orpheus in frischem Schatten singe.

Er aber sitzt, die keimende Bartwolle um die Wange, die glänzende Goldmütze*) auf dem Haupte; sein Auge aber ist geistreich, zartblickend, von dem Gotte voll, den er besingt. Auch seine Augenbrauen scheinen den Sinn seiner Gesänge auszudrücken, nach dem Inhalt beweglich.

Der linke Fuß, der auf der Erde steht, trägt die Zither, die auf dem Schenkel ruht, der rechte hingegen deutet den Takt an, indem er den Boden mit der Sohle schlägt; die rechte Hand hält das Plektrum fest und ragt über die Saiten hin, indessen der Ellenbogen anliegt und die Handwurzel inwärts gebeugt ist; die Linke dagegen berührt die Saiten mit geraden Fingern.

Die Andrier.

Sehet den Quellgott auf einem wohlgeschichteten Bette von Trauben, aus denen durch seinen Druck eine Quelle zu entspringen scheint. Sie gewährt den Andriern Wein, und sie sind im Genuß dieser Gabe vorgestellt. Der Gott hat ein rothes aufgeschwollenes Gesicht,**) wie es einem Trinker geziemt, und Thyrsen wachsen um ihn her wie sonst die Rohre an wasserreichen Orten. An beiden Ufern seht Ihr die Andrier singend und tanzend; Mädchen und Knaben sind mit Epheu gekrönt, einige trinken, andere wälzen sich schon an der Erde.

*) Die goldstrotzende Tiara (*Τιάραν χρυσοτυγῆ*).

**) *Ἀκρατὸς τε καὶ ὀργῶν τὸ εἶδος.* Das Erste drückt die Wirkung des ungemischten Weins aus, das Zweite das Strotzende, Ueppige des Ausschens.

Von neuerer Kunst, aber doch auch zu beachten und zu schätzen, ist eine geschnittene Muschel: der junge Herkules von der Tugend als einer Matrone die Keule empfangend. Dieser Gedanke scheint uns glücklich; denn wohl überlegt, so ist ein Herkules, der schon mit der Keule an den Scheideweg kommt, von selbst entschieden, etwas Tüchtiges vorzunehmen; denken wir ihn aber, daß er frank und frei als muthiger Wanderer den Thyrsus, die Blumenkränze und Weintrüge der lockenden Wollust verschmähe und sich die Keule von der ernsten, derben Tugend erbitte, so möchte dies wol mehr folgerecht sein. Auf unserm Kamee komponiren nur die zwei Figuren mit einander; wie allenfalls die dritte hinzuzufügen, davon kann die Rede sein, wenn wir auf diesen Gegenstand zurückkehren, der alle Betrachtung verdient, indem er, eigentlich rhetorischen Ursprungs, gleichfalls der Poesie und bildenden Kunst gewissermaßen zusagt.

*

Peneus, der Flußgott,*) über den Verlust seiner Tochter Daphne betrübt, wird von seinen untergeordneten Quellen und Bächen getröstet. Wenn man fragt, wie denn eigentlich ein Flußgott traure, so wird Jedermann antworten: „Indem er leicht fließt"; getröstet wird er dagegen, wenn ihm frische Wasser zugeführt werden. Das Erste, als nicht bildnerisch, vermied Julius Roman. Peneus liegt, traurig ausgestreckt, über seiner noch reichlich fließenden Urne; aber das zweite Motiv des Tröstens, des Ermuthigens, Frischbelebens ist dadurch so köstlich als deutlich ausgedrückt, daß vier untergeordnete Flußgötter zunächst hinter ihm ihre Urnen reichlich ausgießen, so daß ihre Wasser ihm selbst über die Füße schwellen und er also aufgefordert ist, stolzer und muthiger als sonst sich strömend zu ergießen. Der eminente Geist des Julius Roman zeigt sich auch hier in seiner Glorie.

*

Die fromme, liebevolle Freude einer Mutter an ihrem jungen Knaben ist schon tausendmal, mehr oder weniger ehrwürdig und heilig vorgestellt und kann in Ewigkeit variirt werden.

*

*) Der Gegenstand ist derselbe wie in Nr. 72 des Verzeichnisses, die Auffassung aber verschieden.

Die heitere, muntere Lust einer jungfräulichen Wärterin an einem Kinde, dessen erste menschliche Bewegungen sie leitet und fördert, giebt zu den mannichfaltigsten, anmuthigsten Darstellungen Anlaß.

*

Der Jüngling, der Mann, der Greis sei von diesem hohen Lebensgenuß nicht ausgeschlossen! Merkur, der einen Knaben eilig wegträgt und zurückgewendet ihn freundlichst betrachtet, Herkules und Telephus, den wir schon gerühmt, Chiron und Achill, Phönix und Achill, Pan und Olympus, Niobe's Knabe und der ihn vor den Pfeilen des Apoll schützende Pädagog, und was sonst noch Väterliches und Lehrhaftes dieser Art gefunden werden kann, geben köstliche, kunstgerechte und zugleich den sittlichen Sinn rein ansprechende Bilder.

*

Das höchste dieser Art vielleicht ist Simeon, entzückt über das ihm dargebrachte Jesuskind. Ein schön motivirtes Bild davon ist uns vorgekommen. Der Priester überläßt sich seinem prophetischen Entzücken, das Kind, gleichsam davon erregt, wendet sich von ihm ab, und indem es naiv die Hand ausstreckt, scheint es die Gemeinde zu segnen. Die knieende Mutter biegt sich vor und breitet die Arme aus, den Wunderknaben wieder zu empfangen. Die reiche Umgebung erlaubt, von den ernst betrachtenden Priestern und Leviten bis zur gleichgiltigsten Gegenwart Geschenke tragender Kinder, eine vollkommene Stufenreihe darzustellen. Glücklicherweise hat Raphael diesen Gegenstand nicht behandelt, und so bleibt dem Künstler die Gelegenheit, ohne Vorbild nach dem Höchsten zu streben.

Verſchiedenes

Ueber Baukunſt.

Von deutſcher Baukunſt. *)

D. M. Ervini a Steinbach. 1772.

Als ich auf Deinem Grabe herumwandelte,**) edler Erwin, und den Stein ſuchte, der mir deuten ſollte: „Anno domini 1318. XVI. Kal. Febr. obiit Magister Ervinus, Gubernator Fabricae Ecclesiae Argentinensis“, und ich ihn nicht finden, keiner Deiner Landsleute mir ihn zeigen konnte, daß ſich meine Verehrung Deiner an der heiligen Stätte ergoſſen hätte, da ward ich tief in die Seele betrübt, und mein Herz, jünger, wärmer, thörichter und beſſer als jetzt, gelobte Dir ein Denkmal, wenn ich zum ruhigen Genuß meiner Beſitzthümer gelangen würde, von Marmor oder Sandſteinen, wie ich's vermöchte.

Was braucht's Dir Denkmal! Du haſt Dir das herr-

*) Die hier folgenden drei Aufſätze zeigen, daß Goethe's Streben in dieſer Periode des Sturms und Drangs ebenſo wie in der Poeſie dahin geht, daß die Kunſt zur Natur zurückkehren ſolle. Allerdings iſt ſeine Polemik vorzugsweiſe gegen franzöſiſche Manier und Geſchmacksverbildung gerichtet; aber er ſchätzt die Antike auch nur deßhalb, weil ſie der Natur nahe ſteht, nicht weil das Streben nach dem Ideale in ihr das beſonders Charakteriſtiſche iſt; kurz, es iſt derſelbe Standpunkt, auf dem die Jugendgedichte „Künſtlers Morgenlied“, „Künſtlers Abendlied“, „Kenner und Enthuſiaſt“ (Werke, II. 184 ff.) erſchienen. — „Von deutſcher Baukunſt“ erſchien als beſondere Schrift im Herbſte des Jahres 1773; wenigſtens verſandte Goethe ſchon im November einige Exemplare an Freunde, wie z. B. Keſtner und Kielmannsegge, und in den „Frankfurter Gelehrten Anzeigen“ vom 4. Dezember jenes Jahres findet ſich bereits eine Recenſion derſelben; die Schrift fällt alſo in die Zeit zwiſchen „Götz von Berlichingen“ und „Werther's Leiden“. Ueber die ſpäteren Drucke in Herder's Schrift „Von deutſcher Art und Kunſt“, bei Hamburg, in „Ueber Kunſt und Alterthum“ und endlich in der Ausgabe letzter Hand ſ. die Textrevision.

**) Der erſte Aufenthalt Goethe's in Straßburg fällt in die Zeit vom April 1770 bis Auguſt 1771.

lichste errichtet; und kümmert die Ameisen, die drum krabbeln, Dein Name nichts, hast Du gleiches Schicksal mit dem Baumeister, der Berge auftürmte in die Wolken.

Wenigen ward es gegeben, einen Babelgedanken*) in der Seele zu erzeugen, ganz, groß und bis in den kleinsten Theil nothwendig schön wie Bäume Gottes; Wenigern, auf tausend bietende Hände zu treffen, Felsengrund zu graben, steile Höhen darauf zu zaubern und dann sterbend ihren Söhnen zu sagen: „Ich bleibe bei Euch in den Werken meines Geistes; vollendet das Begonnene in die Wolken!"

Was braucht's Dir Denkmal! und von mir! Wenn der Pöbel heilige Namen ausspricht, ist's Aberglaube oder Lästerung. Dem schwachen Geschmäckler**) wird's immer schwindeln an Deinem Kolosz, und ganze Seelen werden Dich erkennen ohne Deuter.

Also nur, trefflicher Mann, eh ich mein geflicktes Schiffchen wieder auf den Ocean wage, wahrscheinlicher dem Tod als dem Gewinnst entgegen, siehe, hier in diesem Hain, wo ringsum die Namen meiner Geliebten grünen,***) schneid' ich den Deinigen in eine Deinem Thurm gleich schlank aufsteigende Buche, hänge an seinen vier Zipfeln dies Schnupftuch mit Gaben dabei auf, nicht ungleich jenem Tuche, das dem heiligen Apostel aus den Wolken herabgelassen worden,†) voll reiner und unreiner Thiere, so auch voll Blumen, Blüthen, Blätter, auch wol dürres Gras und Moos und über Nacht geschossene Schwämme, das Alles ich auf dem Spaziergang durch unbedeutende Gegenden, kalt zu meinem Zeitvertreib botanisirend, eingesammelt, Dir nun zu Ehren der Verwesung weihe.

*

„Es ist im kleinen Geschmack," sagt der Italiener und geht vorbei. „Minderein!" lallt der Franzose nach und schnellt triumphirend auf seine Tese à la Grecque. Was habt Ihr gethan, daß Ihr verachten dürft?

---

*) Ein Gedanke wie der, den Babylonischen Thurm zu bauen, dessen Spitze bis an den Himmel reichen sollte.

**) Das Wort braucht Goethe auch noch später (z. B. „Platt- und Geschmäcklerwesen").

***) Vgl. Werke, III. S. 17, erste Note.

†) Vgl. Apostelgesch. 10. 11 ff.

„Räthsel."*)

Teplitz, Juni 1813.

Da sind sie wieder
Die losen Dinger!
An hübschen Händchen
Gar sechs der Finger!

Es rühmt das Volk sich
Als Zeitgefährte
Und ziert gar lieblich
Geschorne Bärte.**)

Kein Schneider kleidet
So viele Nackte,
Wenn er auch Höllen***)
Aus Höllen packte.

Sie wären H . . . .
Wenn man sie würbe;
Doch ist ihr Leibchen
Nur gar zu mürbe.

Man ignorirt,
Woher sie kamen;
Ich nannte zweimal
Schon ihre Namen.

Zu einer Handschrift Friedrich's des Großen.†)

Das Blatt, wo Seine Hand geruht,
Die einst der Welt geboten,
Ist herzustellen fromm und gut.
Heil Ihm, dem großen Todten!

*) Vgl. Riemer in den „Briefen von und an Goethe" S. 197, Biedermann III, 112 und „Rheinauer Sonntagsblatt" vom 17. Mai 1857. Das Ganze, mit dem volksthümlichen und dem zweiten lateinischen Namen (filius ante patrem) der Herbstzeitlose (Colchicum autumnale) spielend, wurde veranlaßt durch ein gleichfalls weitspielendes Scherzgedicht Riemer's auf den Namen „Anforge."

**) Die Zeitlosen blühen . . . wenn die Wiesen gemäht sind.

***) Im „Weim. Sonntagsblatt" giebt Düntzer für Strophe 3 nachstehende Erklärung: „Wenn er die auf den Fresken nackt dargestellten Verdammten aus der Hölle herausnähme und . . . kleidete."

†) Vgl. „Nachgel. W." 1833. — Goethe, ein eifriger Autographensammler, hatte von der Familie von Manderode mehrere Handschriften Friedrich's des Großen zum Geschenk erhalten. — L.

Hat nicht der seinem Grab entsteigende Genius der Alten den Deinen gefesselt, Wälscher! Krochst an den mächtigen Resten, Verhältnisse zu betteln, flicktest aus den heiligen Trümmern Dir Lusthäuser zusammen und hältst Dich für Verwahrer der Kunstgeheimnisse, weil Du auf Zoll und Linie von Riesengebäuden Rechenschaft geben kannst. Hättest Du mehr gefühlt als gemessen, wäre der Geist der Massen über Dich gekommen, die Du anstaunetest, Du hättest nicht so nur nachgeahmt, weil sie's thaten und es schön ist; nothwendig und wahr hättest Du Deine Plane geschaffen, und lebendige Schönheit wäre bildend aus ihnen gequollen.

So hast Du Deinen Bedürfnissen einen Schein von Wahrheit und Schönheit aufgetüncht. Die herrliche Wirkung der Säulen traf Dich; Du wolltest auch ihrer brauchen und mauertest sie ein, wolltest auch Säulenreihen haben und umzirkeltest den Vorhof der Peterskirche mit Marmorgängen, die nirgends hin noch her führen, daß Mutter Natur, die das Ungehörige und Unnöthige verachtet und haßt, Deinen Pöbel trieb, jene Herrlichkeit zu öffentlichen Kloaken zu prostituiren, daß Ihr die Augen wegwendet und die Nasen zuhaltet vorm Wunder der Welt.

Das geht nun so Alles seinen Gang; die Grille des Künstlers dient dem Eigensinne des Reichen; der Reisebeschreiber gafft, und unsere schönen Geister, genannt Philosophen, erdrechseln aus protoplastischen Märchen Prinzipien und Geschichte der Künste bis auf den heutigen Tag, und ächte Menschen ermordet der böse Genius im Vorhof der Geheimnisse.

Schädlicher als Beispiele sind dem Genius Prinzipien. Vor ihm mögen einzelne Menschen einzelne Theile bearbeitet haben; er ist der Erste, aus dessen Seele die Theile, in ein ewiges Ganzes zusammengewachsen, hervortreten. Aber Schule und Prinzipium fesselt alle Kraft der Erkenntniß und Thätigkeit. Was soll uns das, Du neufranzösischer, philosophirender Kenner, daß der erste zum Bedürfniß erfindsame Mensch vier Stämme einrammelte, vier Stangen drüber verband und Aeste und Moos drauf deckte? Daraus entscheidest Du das Gehörige unserer heutigen Bedürfnisse, eben als wenn Du Dein neues Babylon mit einfältigem patriarchalischem Hausvatersinn regieren wolltest.

Und es ist noch dazu falsch, daß Deine Hütte die erstgeborne der Welt ist. Zwei an ihrem Gipfel sich kreuzende Stangen vornen, zwei hinten und eine Stange quer über zum

First ist und bleibt, wie Du alltäglich an Hütten der Felder und Weinberge erkennen kannst, eine weit primävere*) Erfindung, von der Du doch nicht einmal Prinzipium für Deine Schweinställe abstrahiren könntest.

So vermag keiner Deiner Schlüsse sich zur Region der Wahrheit zu erheben; sie schweben alle in der Atmosphäre Deines Systems. Du willst uns lehren, was wir brauchen sollen, weil das, was wir brauchen, sich nach Deinen Grundsätzen nicht rechtfertigen läßt.

Die Säule liegt Dir sehr am Herzen, und in anderer Weltgegend wärst Du Prophet. Du sagst, die Säule ist der erste, wesentliche Bestandtheil des Gebäudes und der schönste. Welche erhabene Eleganz der Form, welche reine mannichfaltige Größe, wenn sie in Reihen dastehen! Nur hütet Euch, sie ungehörig zu brauchen! Ihre Natur ist, frei zu stehn. Wehe den Elenden, die ihren schlanken Wuchs an plumpe Mauern geschmiedet haben!

Und doch dünkt mich, lieber Abt, hätte die öftere Wiederholung dieser Unschicklichkeit des Säuleneinmauerns, daß die Neuern sogar antiker Tempel Interkolumnia mit Mauerwerk ausstopften, Dir einiges Nachdenken erregen können. Wäre Dein Ohr nicht für Wahrheit taub, diese Steine würden sie Dir gepredigt haben.

Säule ist mit nichten ein Bestandtheil unserer Wohnungen; sie widerspricht vielmehr dem Wesen all unserer Gebäude. Unsere Häuser entstehen nicht aus vier Säulen in vier Ecken; sie entstehen aus vier Mauern auf vier Seiten, die statt aller Säulen sind, alle Säulen ausschließen, und wo Ihr sie anflickt, sind sie belastender Ueberfluß. Ebendas gilt von unsern Palästen und Kirchen, wenige Fälle ausgenommen, auf die ich nicht zu achten brauche.

Eure Gebäude stellen Euch also Flächen dar, die, je weiter sie sich ausbreiten, je kühner sie zum Himmel steigen, mit desto unerträglicherer Einförmigkeit die Seele unterdrücken müssen. Wohl! Wenn uns der Genius nicht zu Hilfe käme, der Erwinen von Steinbach eingab: „Vermannichfaltige die ungeheure Mauer, die Du gen Himmel führen sollst, daß sie aufsteige gleich einem hocherhabenen, weitverbreiteten Baume Gottes, der mit tausend Aesten, Millionen Zweigen und Blättern wie

*) Comparativ eines aus dem lateinischen primaevus gebildeten Fremdworts primär, wenn man nicht vorzieht anzunehmen, daß Goethe primärere geschrieben hat.

Sand am Meer ringsum der Gegend verkündet die Herrlichkeit des Herrn, ſeines Meiſters!“

*

Als ich das erſte Mal nach dem Münſter ging, hatt' ich den Kopf voll allgemeiner Erkenntniß guten Geſchmacks. Auf Hörenſagen ehrt' ich die Harmonie der Maſſen, die Reinheit der Formen, war ein abgeſagter Feind der verworrenen Willkürlichkeiten gothiſcher Verzierungen. Unter die Rubrik Gothiſch, gleich dem Artikel eines Wörterbuchs, häufte ich alle ſynonymiſchen Mißverſtändniſſe, die mir von Unbeſtimmtem, Ungeordnetem, Unnatürlichem, Zuſammengeſtoppeltem, Aufgeflicktem, Ueberladenem jemals durch den Kopf gezogen waren. Nicht geſcheiter als ein Volk, das die ganze fremde Welt barbariſch nennt, hieß Alles Gothiſch, was nicht in mein Syſtem paßte, von dem gedrechſelten bunten Puppen- und Bilderwerk an, womit unſere bürgerlichen Edelleute ihre Häuſer ſchmücken, bis zu den ernſten Reſten der älteren deutſchen Baukunſt, über die ich auf Anlaß einiger abenteuerlichen Schnörkel in den allgemeinen Gefang ſtimmte: „Ganz von Zierrath erdrückt“; und ſo graute mir's im Geben vorm Anblick eines mißgeformten, krausborſtigen Ungeheuers.

Mit welcher unerwarteten Empfindung überraſchte mich der Anblick, als ich davor trat! Ein ganzer, großer Eindruck füllte meine Seele, den, weil er aus tauſend harmonirenden Einzelnheiten beſtand, ich wol ſchmecken und genießen, keineswegs aber erkennen und erklären konnte. Sie ſagen, daß es alſo mit den Freuden des Himmels ſei. Wie oft bin ich zurückgekehrt, dieſe himmliſch-irdiſche Freude zu genießen, den Rieſengeiſt unſerer ältern Brüder in ihren Werken zu umfaſſen! Wie oft bin ich zurückgekehrt, von allen Seiten, aus allen Entfernungen, in jedem Lichte des Tags, zu ſchauen ſeine Würde und Herrlichkeit! Schwer iſt's dem Menſchengeiſt, wenn ſeines Bruders Werk ſo hoch erhaben iſt, daß er nur beugen und anbeten muß. Wie oft hat die Abenddämmerung mein durch forſchendes Schauen ermattetes Auge mit freundlicher Ruhe gelabt, wenn durch ſie die unzähligen Theile zu ganzen Maſſen ſchmolzen und nun dieſe einfach und groß vor meiner Seele ſtanden und meine Kraft ſich wonnevoll entfaltete, zugleich zu genießen und zu erkennen! Da offenbarte ſich mir in leiſen Ahnungen der Genius des großen Werkmeiſters. Was ſtaunſt Du, lispelt' er mir entgegen. Alle dieſe Maſſen waren nothwendig; und ſiehſt

Du sie nicht an allen älteren Kirchen meiner Stadt? Nur ihre willkürlichen Größen hab' ich zum stimmenden Verhältniß erhoben. Wie über dem Haupteingange, der zwei kleinere zu'n Seiten beherrscht, sich der weite Kreis des Fensters öffnet, der dem Schiffe der Kirche antwortet und sonst nur Tageloch war, wie hoch darüber der Glockenplatz die kleineren Fenster forderte — das all war nothwendig, und ich bildete es schön. Aber ach, wenn ich durch die düstern, erhabenen Oeffnungen hier zur Seite schwebe, die leer und vergebens da zu stehen scheinen! In ihre kühne, schlanke Gestalt hab' ich die geheimnißvollen Kräfte verborgen, die jene beiden Thürme hoch in die Luft heben sollten, deren, ach, nur einer traurig da steht ohne den fünfgethürmten Hauptschmuck, den ich ihm bestimmte, daß ihm und seinem königlichen Bruder*) die Provinzen umher huldigten! — Und so schied er von mir, und ich versank in theilnehmende Traurigkeit, bis die Vögel des Morgens, die in seinen tausend Oeffnungen wohnen, der Sonne entgegenjauchzten und mich aus dem Schlummer weckten. Wie frisch leuchtet' er im Morgenduftglanz mir entgegen, wie froh konnt' ich ihm meine Arme entgegenstrecken, schauen die großen harmonischen Massen, zu unzählig kleinen Theilen belebt, wie in Werken der ewigen Natur bis aufs geringste Fäserchen Alles Gestalt und Alles zweckend zum Ganzen, wie das festgegründete, ungeheure Gebäude sich leicht in die Luft hebt, wie durchbrochen Alles und doch für die Ewigkeit! Deinem Unterricht dank' ich's, Genius, daß mir's nicht mehr schwindelt an Deinen Tiefen, daß in meine Seele ein Tropfen sich senkt der Wonneruh des Geistes, der auf solch eine Schöpfung herabschauen und Gott gleich sprechen kann: „Es ist gut!"

*

Und nun soll ich nicht ergrimmen, heiliger Erwin, wenn der deutsche Kunstgelehrte auf Hörensagen neidischer Nachbarn seinen Vorzug verkennt, Dein Werk mit dem unverstandenen Worte Gothisch verkleinert, da er Gott danken sollte, laut verkündigen zu können: Das ist Deutsche Baukunst, unsere Baukunst, da der Italiener sich keiner eigenen rühmen darf, viel weniger der Franzos! Und wenn Du Dir selbst diesen Vorzug nicht zugestehen willst, so erweis' uns, daß die Gothen schon wirklich so gebaut haben, wo sich einige Schwierigkeiten finden

*) Der zweite Thurm des Münsters, der ursprünglich projektirt war.

werden. Und ganz am Ende, wenn Du nicht darthuſt, ein Homer ſei ſchon vor dem Homer geweſen, ſo laſſen wir Dir gerne die Geſchichte kleiner gelungener und mißlungener Verſuche und treten anbetend vor das Werk des Meiſters, der zuerſt die zerſtreuten Elemente in ein lebendiges Ganzes zuſammenſchuf. Und Du, mein lieber Bruder im Geiſte des Forſchens nach Wahrheit und Schönheit, verſchließ Dein Ohr vor allem Wortgeprahle über bildende Kunſt, komm, genieße und ſchaue! Hüte Dich, den Namen Deines edelſten Künſtlers zu entheiligen, und eile herbei, daß Du ſchaueſt ſein herrliches Werk! Macht es Dir einen widrigen Eindruck oder keinen, ſo gehab Dich wohl, laß einſpannen, und ſo weiter nach Paris!

Aber zu Dir, theurer Jüngling, geſell' ich mich, der Du bewegt daſtehſt und die Widerſprüche nicht vereinigen kannſt, die ſich in Deiner Seele kreuzen, bald die unwiderſtehliche Macht des großen Ganzen fühlſt, bald mich einen Träumer ſchiltſt, daß ich da Schönheit ſehe, wo Du nur Stärke und Rauhheit ſiehſt. Laß einen Mißverſtand uns nicht trennen, laß die weiche Lehre neuerer Schönheitelei Dich für das bedeutende Raube nicht verzärteln, daß nicht zuletzt Deine kränkelnde Empfindung nur eine unbedeutende Glätte ertragen könne! Sie wollen Euch glauben machen, die ſchönen Künſte ſeien entſtanden aus dem Hang, den wir haben ſollen, die Dinge rings um uns zu verſchönern. Das iſt nicht wahr; denn in dem Sinne, darin es wahr ſein könnte, braucht wol der Bürger und Handwerker die Worte, kein Philoſoph.

Die Kunſt iſt lange bildend, eh ſie ſchön iſt, und doch ſo wahre, große Kunſt, ja oft wahrer und größer als die ſchöne ſelbſt. Denn in dem Menſchen iſt eine bildende Natur, die gleich ſich thätig beweiſt, wann ſeine Exiſtenz geſichert iſt. Sobald er nichts zu ſorgen und zu fürchten hat, greift der Halbgott, wirkſam in ſeiner Ruhe, umher nach Stoff, ihm ſeinen Geiſt einzuhauchen. Und ſo modelt der Wilde mit abenteuerlichen Zügen, gräßlichen Geſtalten, hohen Farben ſeine Kokos, ſeine Federn und ſeinen Körper. Und laßt dieſe Bildnerei aus den willkürlichſten Formen beſtehen, ſie wird ohne Geſtaltsverhältniß zuſammenſtimmen; denn eine Empfindung ſchuf ſie zum charakteriſtiſchen Ganzen.

Dieſe charakteriſtiſche Kunſt iſt nun die einzige wahre. Wenn ſie aus inniger, einiger, eigner, ſelbſtſtändiger Empfindung um ſich wirkt, unbekümmert, ja unwiſſend alles Fremden,

da mag sie aus rauher Wildheit oder aus gebildeter Empfindsamkeit geboren werden, sie ist ganz und lebendig. Da lebt Ihr bei Nationen und einzelnen Menschen dann unzählige Grade. Je mehr sich die Seele erhebt zu dem Gefühl der Verhältnisse, die allein schön und von Ewigkeit sind, deren Hauptakkorde man beweisen, deren Geheimnisse man nur fühlen kann, in denen sich allein das Leben des gottgleichen Genius in seligen Melodien herumwälzt, je mehr diese Schönheit in das Wesen eines Geistes eindringt, daß sie mit ihm entstanden zu sein scheint, daß ihm nichts genugthut als sie, daß er nichts aus sich wirkt als sie — desto glücklicher ist der Künstler, desto herrlicher ist er, desto tiefgebeugter stehen wir da und beten an den Gesalbten Gottes.

Und von der Stufe, auf welche Erwin gestiegen ist, wird ihn Keiner herabstoßen. Hier steht sein Werk; tretet hin und erkennt das tiefste Gefühl von Wahrheit und Schönheit der Verhältnisse, wirkend aus starker, rauher, deutscher Seele, auf dem eingeschränkten, düstern Pfaffenschauplatz des medii aevi!

*

Und unser aevum? Hat auf seinen Genius verzichten, hat seine Söhne umhergeschickt, fremde Gewächse zu ihrem Verderben einzusammeln. Der leichte Franzose, der noch weit ärger stoppelt, hat wenigstens eine Art von Witz, seine Beute zu einem Ganzen zu fügen, er baut jetzt aus griechischen Säulen und deutschen Gewölben seiner Magdalene*) einen Wundertempel. Von einem unserer Künstler, als er ersucht ward, zu einer altdeutschen Kirche ein Portal zu erfinden, hab' ich gesehen ein Modell fertigen, stattlichen antiken Säulenwerks.

Wie sehr unsere geschminkten Purpurmaler mir verhaßt sind, mag ich nicht deklamiren. Sie haben durch theatralische Stellungen, erlogene Teints und bunte Kleider die Augen der Weiber gefangen. Männlicher Albrecht Dürer, den die Neulinge anpetteln, Deine holzgeschnitzte Gestalt ist mir willkommener!

Und Ihr selbst, treffliche Menschen, denen die höhere Schönheit zu genießen gegeben ward, und nunmehr herabtretet, zu verkünden Eure Seligkeit, Ihr schadet dem Genius. Er will auf seinen fremden Flügeln, und wären's die Flügel der Morgen-

*) Der Bau der Kirche La Madeleine in Paris hatte 1764 begonnen, wurde später durch die Revolution unterbrochen und erst 1806 wieder aufgenommen.

rötbe,*) emporgehoben und fortgerückt werden. Seine eigenen Kräfte sind's, die sich im Kindertraum entfalten, im Jünglingsleben bearbeiten, bis er stark und bebend wie der Löwe des Gebirges ausreift auf Raub. Drum erzieht sie meist die Natur, weil Ihr Pädagogen ihm nimmer den mannichfaltigen Schauplatz erkünsteln könnt, stets im gegenwärtigen Maß seiner Kräfte zu handeln und zu genießen.

Heil Dir, Knabe, der Du mit einem scharfen Aug' für Verhältnisse geboren wirst, Dich mit Leichtigkeit an allen Gestalten zu üben! Wenn denn nach und nach die Freude des Lebens um Dich erwacht und Du jauchzenden Menschengenuß nach Arbeit, Furcht und Hoffnung fühlst, das muthige Geschrei des Winzers, wenn die Fülle des Herbsts seine Gefäße anschwellt, den belebten Tanz des Schnitters, wenn er die müssige Sichel hoch in den Balken gebeftet hat, wenn dann männlicher die gewaltige Nerve der Begierden und Leiden in Deinem Pinsel lebt, Du gestrebt und gelitten genug hast und genug genossen und satt bist irdischer Schönheit und werth bist, auszuruhen in dem Arme der Göttin,**) werth, an ihrem Busen zu fühlen, was den vergötterten Herkules neu gebar — nimm ihn auf, himmliche Schönheit, Du Mittlerin zwischen Göttern und Menschen, und mehr als Prometheus leit' er die Seligkeit der Götter auf die Erde!

---

*) Metapher aus Psalm 139, Vers 9.

**) Hebe, als Göttin der ewigen Jugend.

Nach Falconet und über Falconet.*)

— Aber, möchte Einer sagen, diese schwebende Verbindungen, diese Glanzkraft des Marmors, die die Uebereinstimmung hervorbringen, diese Uebereinstimmung selbst, begeistert sie nicht den Künstler mit der Weichheit, mit der Lieblichkeit, die er nachher in seine Werke legt? Der Gips dagegen, beraubt er ihn nicht einer Quelle von Annehmlichkeiten, die sowol die Malerei als die Bildhauerkunst erheben? Diese Bemerkung ist nur obenhin. Der Künstler findet die Zusammenstimmung weit stärker in den Gegenständen der Natur als in einem Marmor, der sie vorstellt. Das ist die Quelle, wo er unaufhörlich schöpft, und da hat er nicht, wie bei der Arbeit nach dem Marmor, zu fürchten, ein schwacher Kolorist zu werden. Man vergleiche nur, was diesen Theil betrifft, Rembrandt und Rubens mit Poussin

*) Dieser Aufsatz erschien, ebenso wie der nächstfolgende, zuerst in dem Buche „Neuer Versuch über die Schauspielkunst. Aus dem Französischen. Mit einem Anhang aus Goethe's Briefsache. Leipzig, im Schwickert'schen Verlage 1776." Der Inhalt des Werkes selbst, dessen Verfasser der fruchtbare und vielseitige Schriftsteller Louis Sebastian Mercier ist, steht mit dem Inhalt des Goethe'schen Anhangs nur in einem ganz zufälligen Zusammenhang. Goethe hatte dem Uebersetzer, seinem einstmaligen Freunde Heinrich Leopold Wagner, versprochen, Anmerkungen zu der Uebersetzung zu liefern. Mochte ihm nun die Aufgabe überhaupt lästig geworden sein, mochte ihn das Werk, das übrigens, wie er selbst es thut, gegen den französischen Klassizismus stark polemisirt, nicht mehr anziehen kurz, er löste sich von seinem Versprechen dadurch, daß er statt der Anmerkungen einen Anhang eigner Aufsätze und Gedichte gab, enthaltend: I. „Nach Falconet und über Falconet"; II. „Dritte Wallfahrt nach Erwin's Grabe" (2. Aug. 1775), und unter III. — VII. die Gedichte: „Brief" (Werke, Bd. II. S. 190), „Guter Rath auf ein Reisbret" (ebendas. II. S. 191), „Kenner und Künstler" (das. II. S. 189), „Blatrhaftes Mährgen" (das. II. S. 190) und „Künstlers Morgenlied" (das. II. S. 184).

Vorausgeschickt sind einige motivirende Worte Goethe's, in denen er Veranlassung nimmt, sich über deutsche Form auszusprechen und die Aufgabe Ueber Theater, worauf er die eben aufgeführten Stücke alle anspielen:

„Kehrende Blätter streut' ich ins Publikum mit der Hoffnung, daß sie die Menschen finden werden, denen sie Kränze machen können. Die einzelnen Bemerkungen und Grillen des Augenblicks, meist über bekannte Objekte, und [illegible] als eine am anderen Ende hängt, [illegible] Zeit zur Zeit, die einen Beweis über die Grenzen, wodurch Kunst von Kunst getrennt wird, als

und entscheide nachher, was ein Künstler mit allen den sogenannten Vorzügen des Marmors gewinnt! Auch sucht der Bildhauer die Stimmung nicht in der Materie, woraus er arbeitet, er versteht sie in der Natur zu sehen, er findet sie so gut in dem Gips als in dem Marmor;[1]) denn es ist falsch, daß der Gips eines harmonischen Marmors nicht auch harmonisch sei, sonst würde man nur Abgüsse ohne Gefühl machen können; das Gefühl ist Uebereinstimmung, und vice versa. Die Liebhaber, die so bezaubert von diesen Tons, diesen feinen Schwingungen sind, haben nicht Unrecht; denn es zeigen sich solche an dem Marmor so gut wie in der ganzen Natur, nur erkennt man sie leichter da wegen der einfachen und starken Wirkung, und der Liebhaber, weil er sie hier zum ersten Mal bemerkt, glaubt, daß sie nirgends oder wenigstens nirgends so kräftig anzutreffen seien. Das Aug' des Künstlers aber findet sie überall. Er mag die Werkstätte eines Schusters betreten oder einen Stall, er mag das Gesicht seiner Geliebten, seine Stiefel oder die Antike ansehn, überall sieht er die heiligen Schwingungen und leise Töne, womit die Natur alle Gegenstände verbindet. Bei jedem Tritte eröffnet sich ihm die magische Welt, die jene große Künstler innig und beständig umgab, deren Werke in Ewigkeit den wetteifernden Künstler zur Ehrfurcht hinreißen, alle Verächter, ausländische und inländische, studirte und unstudirte, im Zaum halten und den reichen Sammler in Kontribution setzen werden.

[1]) Warum ist die Natur immer schön, überall schön, überall bedeutend, sprechend? Und der Marmor und Gips, warum will der Licht, besonder Licht haben? Ist's nicht, weil die Natur sich ewig in sich bewegt, ewig neu erschafft, und der Marmor, der belebteste, da steht tode, erst durch den Zauberstab der Beleuchtung zu retten von seiner Lebloßigkeit?

Salto mortale nicht fürchten, und Solchen, die mit freundlichem Herzen aufnehmen, was man ihnen in harmloser Zutraulichkeit hinreicht. So auch mit den Gedichten." –

In Goethe's eignen Ausgaben seiner Werke finden sich die prosaischen Aufsätze nicht, sondern erst in dem vierten Band der „Nachgelassenen Werke" (1832. T. X. S. 1–14). –

Etienne Maurice Falconet (1716–1791) war ein angesehener französischer Bildhauer, der auch lange Zeit in Petersburg thätig war. Der obige Aufsatz handelt indessen nicht von seinen Statuen oder Schriften, sondern es wird nur die von ihm vertretene Kunstrichtung im Allgemeinen angegriffen, indem Goethe sich als Jemand hinstellt, der zunächst noch ihm lebt und seine Forderungen über ihn hinaus stellt.

Jeder Mensch hat mehrmal in seinem Leben die Gewalt dieser Zauberei gefühlt, die den Künstler allgegenwärtig faßt, dadurch ihm die Welt rings umher belebt wird. Wer ist nicht einmal beim Eintritt in einen heiligen Wald von Schauer überfallen worden? Wen hat die umfangende Nacht nicht mit einem unheimlichen Grausen geschüttelt? Wem hat nicht in Gegenwart seines Mädchens die ganze Welt golden geschienen? Wer fühlte nicht an ihrem Arme Himmel und Erde in wonnevollsten Harmonien zusammenfließen?

Davon fühlt nun der Künstler nicht allein die Wirkungen, er dringt bis in die Ursachen hinein, die sie hervorbringen. Die Welt liegt vor ihm, möcht' ich sagen, wie vor ihrem Schöpfer, der in dem Augenblick, da er sich des Geschaffnen freut, auch alle die Harmonien genießt, durch die er sie hervorbrachte und in denen sie bestebt. Drum glaubt nicht so schnell zu verstehen, was das heiße: Das Gefühl ist die Harmonie, und vice versa!

Und das ist es, was immer durch die Seele des Künstlers webt, was in ihm nach und nach sich zum verständensten Ausdrucke drängt, ohne durch die Erkenntnißkraft durchgegangen zu sein.

Ach, dieser Zauber ist's, der aus den Sälen der Großen und aus ihren Gärten flieht, die nur zum Durchstreifen, nur zum Schauplatz der an einander hinwischenden Eitelkeit ausstaffirt und beschnitten sind. Nur da, wo Vertraulichkeit, Bedürfniß, Innigkeit wohnen, wohnt alle Dichtungskraft, und weh dem Künstler, der seine Hütte verläßt, um in den akademischen Pranagebäuden sich zu verflattern! Denn wie geschrieben steht, es sei schwer, daß ein Reicher ins Reich Gottes komme,*) ebenso schwer ist's auch, daß ein Mann, der sich der veränderlichen modischen Art gleichstellt, der sich an der Flitterherrlichkeit der neuen Welt ergetzt, ein gefühlvoller Künstler werde. Alle Quellen natürlicher Empfindung, die der Fülle unsrer Väter offen waren, schließen sich ihm. Die papierne Tapete, die an seiner Wand in wenig Jahren verbleicht, ist ein Zeugniß seines Sinns und ein Gleichniß seiner Werke.

Ueber das Uebliche sind schon so viel Blätter verdorben worden; mögen diese mit dreingehn! Mich dunkt, das Schickliche gelte in aller Welt fürs Uebliche; und was ist in der

*) Vgl. Ev. Matth. 19. 23; Marc. 10. 25; Luc. 18. 24.

Schul-Pforte.*)

Ehre, Deutscher, treu und innig
Des Erinnerns werthen Schatz!
Denn der Knabe spielte sinnig,
Klopstock, einst auf diesem Platz.

An dem stillbegrenzten Orte
Bilde Dich, so wie's gebührt!
Jüngling, öffne Dir die Pforte,
Die ins weite Leben führt!

Dem Fürsten Blücher von Wahlstadt die Seinen.**)

In Harren und Krieg,
In Sturz und Sieg
Bewußt und groß!
So riß er uns
Von Feinden los.

Zum Divan.***)

Wer sich selbst und Andre kennt,
Wird auch hier erkennen:
Orient und Occident
Sind nicht mehr zu trennen.

Sinnig zwischen beiden Welten
Sich zu wiegen, laß' ich gelten;
Also zwischen Ost und Westen
Sich bewegen, sei's zum Besten!

---

*) Vgl. „Nachgel. W." 1833. — Klopstock war von 1739 bis 1745 Schüler in Schul-Pforta. — Goethe selbst hat, wie er dem Professor Koberstein auf Befragen versicherte, Schul-Pforta niemals gesehn. — L.

**) Vgl. „Kunst und Alterthum" I, 3, 103, 1817 und II, 1, 177, 1818, sowie die „Nachgel. W." 1833. Es ist eine Inschrift für das Blücher-Denkmal in Rostock, um deren Abfassung Goethe von den mecklenburgischen Ständen ersucht ward. (Vgl. Goethe's Briefwechsel mit dem Kammerherrn von Preen im „Weimarer Sonntagsblatt" vom 19. und 26. April 1857.) Goethe hatte ursprünglich „die Seinen" vorgeschlagen, es wurde indessen der Ausdruck „die Seinigen" vorgezogen; dagegen ist vom Feinde ein seit 1840 durchgehender Druckfehler.

***) Aus den „Nachgel. W." 1833. — Dem Obigen entsprechend, sagt Goethe auch im Divan selbst: „Nur wer Hass liebt und kennt,
Weiß, was Calderon gesungen."
Und denselben Gedanken spricht er in Viola in einem Briefe an Grieb vom 1. Mai 1816 aus. (Siehe: Aus dem Leben von Grieb, S. 118.) — L.

Welt ſchicklicher als das Gefühlte? Rembrandt, Raphael, Rubens kommen mir in ihren geiſtlichen Geſchichten wie wahre Heilige vor, die ſich Gott überall auf Schritt und Tritt, im Kämmerlein und auf dem Felde, gegenwärtig fühlen und nicht des umſtändlichen Prachts von Tempeln und Opfern bedürfen, um ihn an ihre Herzen herbeizuzerren. Ich ſetze da drei Meiſter zuſammen, die man faſt immer durch Berge und Meere zu trennen pflegt; aber ich dürfte mich wol getrauen, noch manche große Namen herzuziehen und zu beweiſen, daß ſie ſich alle in dieſem weſentlichen Stücke gleich waren.

Ein großer Maler wie der andre lockt durch große und kleine empfundne Naturzüge den Zuſchauer, daß er glauben ſoll, er ſei in die Zeiten der vorgeſtellten Geſchichte entrückt, und wird nur in die Vorſtellungsart, in das Gefühl des Malers verſetzt. Und was kann er im Grunde verlangen, als daß ihm Geſchichte der Menſchheit mit und zu wahrer menſchlicher Theilnehmung hingezaubert werde?

Wenn Rembrandt ſeine Mutter Gottes mit dem Kinde als niederländiſche Bäurin vorſtellt,*) ſieht freilich jedes Herrchen, daß entſetzlich gegen die Geſchichte geſchlägelt**) iſt, welche vermeldet, Chriſtus ſeie zu Bethlehem im jüdiſchen Lande geboren worden. Das haben die Italiener beſſer gemacht, ſagt er. Und wie? — Hat Raphael was Anders, was mehr gemalt als eine liebende Mutter mit ihrem Erſten, Einzigen? Und war aus dem Sujet etwas Anders zu malen? Und iſt Mutterliebe in ihren Abſchattungen nicht eine ergiebige Quelle für Dichter und Maler in allen Zeiten? Aber es ſind die bibliſchen Stücke alle durch kalte Veredlung und die geſteifte Kirchenſchicklichkeit aus ihrer Einfalt und Wahrheit herausgezogen und dem theilnehmenden Herzen entriſſen worden, um gaffende Augen des Dumpfſinns zu blenden. Sitzt nicht Maria zwiſchen den Schnörkeln aller Altareinfaſſungen vor den Hirten mit dem Knäblein da, als ließ' ſie's um Geld ſehn oder habe ſich nach ausgeruhten vier Wochen mit aller Kindbettsmuße und Weibseitelkeit auf die Ehre dieſes Beſuchs vorbereitet? Das iſt nun ſchicklich! Das iſt gehörig! Das ſtößt nicht mit der Geſchichte!***)

*) Es iſt die ſogenannte „Tiſchlerhaushaltung" gemeint.

**) „ſchlägeln" = einen groben Fehler begehen, auch bei Voß und Leſſing vorkommend.

***) Der gleiche Gebrauch von „ſtoßen mit etwas" iſt von Sanders aus Luther nachgewieſen.

Wie behandelt Rembrandt diesen Vorwurf? Er versetzt uns in einen dunkeln Stall; Noth hat die Gebärerin getrieben, das Kind an der Brust, mit dem Vieh das Lager zu theilen; sie sind Beide bis an Hals mit Stroh und Kleidern zugedeckt; es ist Alles düster außer einem Lämpchen, das dem Vater leuchtet, der mit einem Büchelchen dasitzt und Marien einige Gebete vorzulesen scheint. In dem Augenblick treten die Hirten herein; der vorderste, der mit einer Stalllaterne vorangeht, guckt, indem er die Mütze abnimmt, in das Stroh. War an diesem Platze die Frage deutlicher auszudrücken: Ist hier der neugeborne König der Juden?

Und so ist alles Kostüm lächerlich; denn auch der Maler, der's Euch am Besten zu beobachten scheint, beobachtet's nicht einen Augenblick. Derjenige, der auf die Tafel des reichen Mannes Stengelgläser setzte, würde übel angesehen werden, und drum hilft er sich mit abenteuerlichen Formen, belügt Euch mit unbekannten Töpfen, aus welchem uralten Gerümpelschranke er nur immer mag, und zwingt mich durch den marklecren Adel überirdischer Wesen in stattlich gefalteten Schleppmänteln zu Bewunderung und Ehrfurcht.

Was der Künstler nicht geliebt hat, nicht liebt, soll er nicht schildern, kann er nicht schildern. Ihr findet Rubensens Weiber zu fleischig! Ich sage Euch, es waren seine Weiber, und hätt' er Himmel und Hölle, Luft, Erd' und Meer mit Idealen bevölkert, so wäre er ein schlechter Ehmann gewesen, und es wäre nie kräftiges Fleisch von seinem Fleisch und Bein von seinem Bein geworden.[1])

Es ist thöricht, von einem Künstler zu fordern, er soll viel, er soll alle Formen umfassen. Hatte doch oft die Natur selbst

[1]) In dem Stück von Goudt nach Elsheimer: „Philemon und Baucis" hat sich Jupiter auf einem Grasbüschel niedergelassen, Merkur ruht auf einem niederen Lager aus, Mars und Bacchus sind nach ihrer Art beschäftigt, [illegible] bedienen. Jupiter hat sich mitsamt in der Stube umgesehen, und just sollen die Augen auf einen Holzschnitz an der Wand, wo er einen seiner eheherschende, durch Merkur's Beihilfe ausgeführt, kläglich abgebildet sieht. Wenn er ein Ding nicht mehr werth ist als ein armes Holzhaus wahrhafter antiker Nachtgeschirre, so will ich alles Denken, Dichten, Trachten und Schreiben aufgeben.*)

*) Von Hendrik Graf von Goudt (1585–1650), dem Schüler Adam Elsheimer's, sind namentlich drei Kupferstiche berühmt, unter ihnen das hier erwähnte Blatt „Jupiter und Merkur zu Philemon und Baucis kehrend", welches sich in der Dresdner Galerie befindet.

für ganze Provinzen nur eine Geſichtsgeſtalt zu vergeben. Wer allgemein ſein will, wird nichts; die Einſchränkung iſt dem Künſtler ſo nothwendig als Jedem, der aus ſich was Bedeutendes bilden will. Das Haften an ebendenſelben Gegenſtänden, an dem Schrank voll alten Hausraths und wunderbaren Lumpen hat Rembrandt zu dem Einzigen gemacht, der er iſt. Denn ich will hier nur von Licht und Schatten reden, ob ſich gleich auf Zeichnung ebendas anwenden läßt. Das Haften an ebender Geſtalt unter einer Lichtsart muß nothwendig Den, der Auge hat, endlich in alle Geheimniſſe leiten, wodurch ſich das Ding ihm darſtellt, wie es iſt. Nimm jetzo das Haften an einer Form, unter allen Lichtern, ſo wird Dir dieſes Ding immer lebendiger, wahrer, runder, es wird endlich Du ſelbſt werden. Aber bedenke, daß jeder Menſchenkraft ihre Grenzen gegeben ſind! Wie viel Gegenſtände biſt Du im Stande, ſo zu faſſen, daß ſie aus Dir wieder neu hervorgeſchaffen werden mögen? Das frag' Dich, geh vom Häuslichen aus und verbreite Dich, ſo Du kannſt, über alle Welt!

Dritte Wallfahrt nach Erwin's Grabe
im Juli 1775.*)

Vorbereitung.

Wieder an Deinem Grabe und dem Denkmal des ewigen Lebens in Dir über Deinem Grabe, heiliger Erwin, fühle ich, Gott sei Dank, daß ich bin, wie ich war; noch immer so kräftig gerührt von dem Großen, und, o Wonne, noch einziger, ausschließender gerührt von dem Wahren als ehemals, da ich oft aus kindlicher Ergebenheit das zu ehren mich bestrebte, wofür ich nichts fühlte und, mich selbst betriegend, den kraft- und wahrheitsleeren Gegenstand mit liebevoller Neigung übertünchte. Wie viel Nebel sind von meinen Augen gefallen; und doch bist Du nicht aus meinem Herzen gewichen, Alles belebende Liebe, die Du mit der Wahrheit wohnst, ob sie gleich sagen, Du seist lichtscheu und entfliehend im Nebel!

Gebet.

Du bist Eins und lebendig, gezeugt und entfaltet, nicht zusammengetragen und geflickt. Vor Dir wie vor dem schaumstürmenden Sturze des gewaltigen Rheins, wie vor der glänzenden Krone der ewigen Schneegebirge, wie vor dem Anblick des heiter ausgebreiteten Sees und Deiner Wolkenfelsen und wüsten Thäler, grauer Gotthard,**) wie vor jedem großen Gedanken der Schöpfung,***) wird in der Seele reg', was auch

*) Vergl. d. Anmerk. auf S. 348. — Dieser Aufsatz ging aus der Reise hervor, die Goethe im Juni und Juli 1775 mit den beiden Grafen Stolberg nach der Schweiz machte; denn der Hinweg führte ihn über Straßburg.

**) Goethe hatte am 20. Juni den Gotthard bestiegen (K. Kestner, Goethe und Werther, S. 142).

***) Die Worte, die schon im ältesten Drucke gesperrt sind, kennzeichnen sich als Reminiszenz aus Klopstock's Ode „Der Zürcher See", 3. 5 u. 6.

Schöpfungskraft in ihr iſt. In Dichtung ſtammelt ſie über, in kritzelnden Strichen wühlt ſie auf dem Papier Anbetung dem Schaffenden, ewiges Leben, umfaſſendes, unauslöſchliches Gefühl deß, das da iſt und da war und da ſein wird.

Erſte Station.

Ich will ſchreiben; denn mir iſt's wohl, und ſo oft ich da ſchrieb, iſt's auch Andern wohl worden, die's laſen, wenn ihnen das Blut rein durch die Adern floß und die Augen ihnen hell waren. Mög' es Euch wohl ſein, meine Freunde, wie mir in der Luft, die mir über alle Dächer der verzerrten Stadt morgendlich auf dieſem Umgange entgegenweht!

Zweite Station.

Höher in der Luft, hinabſchauend, ſchon überſchauend die herrliche Ebne, vaterlandwärts, liebwärts, und doch voll bleibenden Gefühls des gegenwärtigen Augenblicks.

Ich ſchrieb ehmals*) ein Blatt verhüllter Innigkeit, das Wenige laſen, buchſtabenweiſe nicht verſtanden, und worin gute Seelen nur Funken weben ſahen deß, was ſie unausſprechlich und unausgeſprochen glücklich macht. Wunderlich war's, von einem Gebäude geheimnißvoll reden, Thatſachen in Räthſel hüllen und von Maßverhältniſſen poetiſch lallen. Und doch geht mir's jetzt nicht beſſer. So ſei es denn mein Schickſal, wie es Dein Schickſal iſt, himmelanſtrebender Thurn, und Deins, weitverbreitete Welt Gottes, angegafft und läppchensweiſe in den Gehirnchen der Wälſchen aller Völker auftapezirt zu werden!

Dritte Station.

Hätt' ich Euch bei mir, ſchöpfungsvolle Künſtler, gefühlvolle Kenner, deren ich auf meinen kleinen Wanderungen ſo viele fand, und auch Euch, die ich nicht fand, und die ſind! Wenn Euch dies Blatt reichen wird, laßt es Euch Stärkung ſein gegen das flache, unermüdete Anſpulen unbedeutender Mittelmäßigkeit, und ſolltet Ihr an dieſen Platz kommen, gedenkt mein in Liebe!

*) Es iſt der vorangehende Aufſatz „Nach Falkonet ꝛc.“ gemeint.

Tausend Menschen ist die Welt ein Raritätenkasten; die Bilder gaukeln vorüber und verschwinden, die Eindrücke bleiben flach und einzeln in der Seele; drum lassen sie sich so leicht durch fremdes Urtheil leiten; sie sind willig, die Eindrücke anders ordnen, verschieben und ihren Werth auf und ab bestimmen zu lassen.

•

Hier ward durch Lenzens Ankunft die Andacht des Schreibers unterbrochen; die Empfindung ging in Gespräche über, unter welchen die übrigen Stationen vollendet wurden. Mit jedem Tritte überzeugte man sich mehr, daß Schöpfungskraft im Künstler sei aufschwellendes Gefühl der Verhältnisse, Maße und des Gehörigen, und daß nur durch diese ein selbstständig Werk, wie andere Geschöpfe durch ihre individuelle Keimkraft hervorgetrieben werden.

Von deutſcher Baukunſt.*)

1823.

Einen großen Reiz muß die Bauart haben, welche die Italiener und Spanier ſchon von alten Zeiten her, wir aber erſt in der neueſten, die deutſche (tedesca, germanica) genannt haben. Mehrere Jahrhunderte ward ſie zu kleinern und zu ungeheuren Gebäuden angewendet; der größte Theil von Europa nahm ſie auf; Tauſende von Künſtlern, Abertauſende von Handwerkern übten ſie; den chriſtlichen Kultus förderte ſie höchlich und wirkte mächtig auf Geiſt und Sinn; ſie muß alſo etwas Großes, gründlich Gefühltes, Gedachtes, Durchgearbeitetes enthalten, Verhältniſſe verbergen und an den Tag legen, deren Wirkung unwiderſtehlich iſt.

Merkwürdig war uns daher das Zeugniß eines Franzoſen, eines Mannes, deſſen eigene Bauweiſe der gerühmten ſich entgegenſetzte, deſſen Zeit von derſelben äußerſt ungünſtig urtheilte; und dennoch ſpricht er folgendermaßen:

„Alle Zufriedenheit, die wir an irgend einem Kunſtſchönen empfinden, hängt davon ab, daß Regel und Maß beobachtet ſei; unſer Behagen wird nur durch Proportion bewirkt. Iſt hieran Mangel, ſo mag man noch ſo viel äußere Zierrath anwenden, Schönheit und Gefälligkeit, die ihnen innerlich fehlen, wird nicht erſetzt; ja man kann ſagen, daß ihre Häßlichkeit nur verhaßter und unerträglicher wird, wenn man die äußeren Zierrathen durch Reichthum der Arbeit oder der Materie ſteigert.

„Um dieſe Behauptung noch weiter zu treiben, ſag' ich, daß die Schönheit, welche aus Maß und Proportion entſpringt, keineswegs koſtbarer Materien und zierlicher Arbeit bedarf, um Bewunderung zu erlangen; ſie glänzt vielmehr und macht ſich

*) Der Aufſatz iſt Ende März oder Anfang April 1823 geſchrieben, unmittelbar nachdem Goethe von einer ſchweren Herzkrankheit genesen war (Brief an S. Boiſſerée vom 10. April 1823), und wurde zuerſt veröffentlicht in „Ueber Kunſt und Alterthum", IV. 1. S. 139—151.

fühlbar, hervorblickend aus dem Wuste und der Verworrenheit des Stoffes und der Behandlung. So beschauen wir mit Vergnügen einige Massen jener gothischen Gebäude, deren Schönheit aus Symmetrie und Proportion des Ganzen zu den Theilen und der Theile unter einander entsprungen erscheint und bemerklich ist, ungeachtet der häßlichen Zierrathen, womit sie verdeckt sind, und zum Trutz derselben. Was uns aber am Meisten überzeugen muß, ist, daß, wenn man diese Massen mit Genauigkeit untersucht, man im Ganzen dieselben Proportionen findet wie an Gebäuden, welche, nach Regeln der guten Baukunst erbaut, uns beim Anblick so viel Vergnügen gewähren."

François Blondel.*) Cours d'Architecture, Cinquième partie. Livre V. Chap. XVI. XVII.

Erinnern dürfen wir uns hierbei gar wohl jüngerer Jahre, wo der Straßburger Münster so große Wirkung auf uns ausübte, daß wir unberufen unser Entzücken**) auszusprechen nicht unterlassen konnten. Ebendas, was der französische Baumeister nach gepflogener Messung und Untersuchung geübt und behauptet, ist uns unbewußt begegnet, und es wird ja auch nicht von Jedem gefordert, daß er von Eindrücken, die ihn überraschen, Rechenschaft geben solle.

Standen aber diese Gebäude Jahrhunderte lang nur wie eine alte Ueberlieferung da ohne sonderlichen Eindruck auf die größere Menschenmasse, so ließen sich die Ursachen davon gar wohl angeben. Wie mächtig hingegen erschien ihre Wirksamkeit in den letzten Zeiten, welche den Sinn dafür wieder erweckten! Jüngere und Aeltere beiderlei Geschlechts waren von solchen Eindrücken übermannt und hingerissen, daß sie sich nicht allein durch wiederholte Beschauung, Messung, Nachzeichnung daran erquickten und erbauten, sondern auch diesen Stil bei noch erst zu errichtenden, lebendigem Gebrauch gewidmeten Gebäuden wirklich anwendeten und eine Zufriedenheit fanden, sich gleichsam urväterlich in solchen Umgebungen zu empfinden.

Da nun aber einmal der Antheil an solchen Produktionen

*) François Blondel (1617—1686) bekannt durch seine Bauten in Paris, wie die „Porte Saint-Denis" und andere, jetzt schon abgerissene. Seine tabellarischen Skriften über Architektur sind in sehr vielen Auflagen herausgekommen.

**) Mit Beziehung auf die in unserer Ausgabe unmittelbar vorangehenden Aufsätze.

der Vergangenheit erregt worden, so verdienen Diejenigen großen Dank, die uns in den Stand setzen, Werth und Würde im rechten Sinne, das heißt historisch, zu fühlen und zu erkennen, wovon ich nunmehr Einiges zur Sprache bringe, indem ich mich durch mein näheres Verhältniß zu so bedeutenden Gegenständen aufgefordert fühle.

Seit meiner Entfernung von Straßburg sah ich kein wichtiges, imposantes Werk dieser Art. Der Eindruck erlosch, und ich erinnerte mich kaum jenes Zustandes, wo mich ein solcher Anblick zum lebhaftesten Enthusiasmus angeregt hatte. Der Aufenthalt in Italien konnte solche Gesinnungen nicht wieder beleben, um so weniger als die modernen Veränderungen am Dome zu Mailand den alten Charakter nicht mehr erkennen ließen; und so lebte ich viele Jahre solchem Kunstzweige entfernt, wo nicht gar entfremdet.

Im Jahre 1810 jedoch trat ich durch Vermittelung eines edlen Freundes*) mit den Gebrüdern Boisserée in ein näheres Verhältniß. Sie theilten mir glänzende Beweise ihrer Bemühungen mit; sorgfältig ausgeführte Zeichnungen des Doms zu Köln, theils im Grundriß, theils von mehreren Seiten, machten mich mit einem Gebäude bekannt, das nach scharfer Prüfung gar wohl die erste Stelle in dieser Bauart verdient; ich nahm ältere Studien wieder vor und belebrte mich durch wechselseitige freundschaftliche Besuche und emsige Betrachtung gar mancher aus dieser Zeit sich herschreibenden Gebäude in Kupfern, Zeichnungen, Gemälden, so daß ich mich endlich wieder in jenen Zuständen ganz einheimisch fand.

Allein der Natur der Sache nach, besonders aber in meinem Alter und meiner Stellung,**) mußte mir das Geschichtliche dieser ganzen Angelegenheit das Wichtigste werden, wozu mir denn die bedeutenden Sammlungen meiner Freunde die besten Förderniße darreichten.

Nun fand sich glücklicherweise, daß Herr Moller,***) ein höchst gebildeter, einsichtiger Künstler, auch für diese Gegenstände entzündet ward und auf das Glücklichste mitwirkte. Ein

*) Graf Reinhard. — Man vgl. dessen Brief an Goethe vom 16. April und den Boisserée's vom 8. Mai 1810.

**) Als unbedingten Anhängers der altklassischen Kunst.

***) Georg Moller (1784–1852), vorzüglicher Architekt und Kunstschriftsteller. — Den hier erwähnten Originalriß des Kölner Doms hatte er selbst aufgefunden.

entdeckter Originalriß des Kölner Doms gab der Sache ein neues Ansehen; die lithographische Kopie desselben, ja die Kontradrücke, wodurch sich das ganze zweithürmige Bild durch Zusammenfügen und Austuschen den Augen darstellen ließ, wirkte bedeutsam; und was dem Geschichtsfreunde zu gleicher Zeit höchst willkommen sein mußte, war des vorzüglichen Mannes Unternehmen, eine Reihe von Abbildungen älterer und neuerer Zeit uns vorzulegen, da man denn zuerst das Herankommen der von uns diesmal betrachteten Bauart, sodann ihre höchste Höhe und endlich ihr Abnehmen vor Augen sehen und bequem erkennen sollte. Dieses findet nun um desto eher statt, da das erste Werk vollendet vor uns liegt und das zweite, das von einzelnen Gebäuden dieser Art handeln wird, auch schon in seinen ersten Heften zu uns gekommen ist.

Mögen die Unternehmungen dieses ebenso einsichtigen als thätigen Mannes möglichst vom Publikum begünstigt werden! Denn mit solchen Dingen sich zu beschäftigen ist an der Zeit, die wir zu benutzen haben, wenn für uns und unsere Nachkommen ein vollständiger Begriff hervorgehen soll.

Und so müssen wir denn gleiche Aufmerksamkeit und Theilnahme dem wichtigen Werke der Gebrüder Boisserée wünschen, dessen erste Lieferung wir früher schon im Allgemeinen angezeigt.*)

Mit aufrichtiger Theilnahme sehe ich nun das Publikum die Vortheile genießen, die mir seit dreizehn Jahren gegönnt sind; denn so lange bin ich Zeuge der ebenso schwierigen als anhaltenden Arbeit der Boisserée'schen Verbündeten. Mir fehlte es nicht diese Zeit her an Mittheilung frischgezeichneter Risse, alter Zeichnungen und Kupfer, die sich auf solche Gegenstände bezogen; besonders aber wichtig waren die Probedrücke der bedeutenden Platten, die sich durch die vorzüglichsten Kupferstecher ihrer Vollendung näherten.

So schön mich aber auch dieser frische Antheil in die Neigungen meiner früheren Jahre wieder zurückversetzte, fand ich doch den größten Vortheil bei einem kurzen Besuche in Köln, den ich an der Seite des Herrn Staatsministers von Stein**) abzulegen das Glück hatte.

*) S. „Ueber Kunst und Alterthum", I. 2. S. 198, und IV. 1. S. 149.

**) Auf seiner Rheinreise im Jahre 1815: „Dienstag, 25. Juli führte Herr Minister von Stein mich im Wagen bis Thal E., im Nachen bis Köln" (Sulpiz Boisserée, II. S. 65).

Lebensregel.*)

Willst Du Dir ein gut Leben zimmern,
Mußt ums Vergangne Dich nicht bekümmern,
Und wäre Dir auch was verloren,
Erweise Dich wie neugeboren;
Was jeder Tag will, sollst Du fragen,
Was jeder Tag will, wird er sagen;
Mußt Dich an eignem Thun ergetzen,
Was Andre thun, das wirst Du schätzen,
Besonders keinen Menschen hassen
Und das Uebrige Gott überlassen.

Angedenken.**)

Angedenken an das Gute
Hält uns immer frisch bei Muthe.

Angedenken an das Schöne
Ist das Heil der Erdensöhne.

Angedenken an das Liebe,
Glücklich, wenn's lebendig bliebe!

Angedenken an das Eine
Bleibt das Beste, was ich meine.

An . . . .***)

Stark von Faust, gewandt im Rath,
Liebt er die Hellenen;
Edles Wort und schöne That
Füllt sein Aug' mit Thränen.

Liebt den Säbel, liebt das Schwert,
Freut sich der Gewehre;

*) Zuerst im „Chaos", Erster Jahrgang, Nr. 36, S. 142, 1830 mit der Unterschrift „Am 25. Oktober 1830"; dann in dem Wendt'schen Musenalmanach für 1831, S. 50; in den Ausgaben seit 1840 unter den „Zahmen Xenien." Das Ganze ist eine Erweiterung des bereits 1815 gedruckten Gedichtes „Lebensregel" (II, 263 unsr. Ausg.).

**) Vgl. „Chaos" I, Nr. 6, 22, 1829; in den Ausgaben von 1833 und 1836 ohne Ueberschrift, seit 1840 als „Angedenken" in der Abtheilung „Epigrammatisch." Die zweite Strophe schrieb Goethe am 12. November 1828 in ein Stammbuch (Vgl. Briefe Goethe's und seiner Frau an N. Weber, S. 37).

***) Vgl. „Chaos", Erster Jahrgang Nr. 8, S. 29, 1829 und „Nachgel. W." 1853. — Die Verse scheinen sich auf Lord Byron zu beziehen.

Ich will nicht leugnen, daß der Anblick des Kölner Doms von außen eine gewiſſe Apprehenſion in mir erregte, der ich keinen Namen zu geben wußte. Hat eine bedeutende Ruine etwas Ehrwürdiges, ahnen, ſehen wir in ihr den Konflikt eines würdigen Menſchenwerks mit der ſtillmächtigen, aber auch Alles nicht achtenden Zeit, ſo tritt uns hier ein Unvollendetes, Ungeheures entgegen, wo eben dieſes Unfertige uns an die Unzulänglichkeit des Menſchen erinnert, ſobald er ſich unterfängt, etwas Uebergroßes leiſten zu wollen.

Selbſt der Dom inwendig macht uns, wenn wir aufrichtig ſein wollen, zwar einen bedeutenden, aber doch unharmoniſchen Effekt; nur wenn wir ins Chor treten, wo das Vollendete uns mit überraſchender Harmonie anſpricht, da erſtaunen wir fröhlich, da erſchrecken wir freudig und fühlen unſere Sehnſucht mehr als erfüllt.

Ich aber hatte mich längſt ſchon beſonders mit dem Grundriß beſchäftigt, viel darüber mit den Freunden verhandelt, und ſo konnte ich, da beinahe zu Allem der Grund gelegt iſt, die Spuren der erſten Intention an Ort und Stelle genau verfolgen. Ebenſo halfen mir die Probedrücke der Seitenanſicht und die Zeichnung des vorderen Aufriſſes einigermaßen das Bild in meiner Seele auferbauen; doch blieb das, was fehlte, immer noch ſo übergroß, daß man ſich zu deſſen Höhe nicht aufſchwingen konnte.

Jetzt aber, da die Boiſſerée'ſche Arbeit ſich ihrem Ende nahr, Abbildung und Erklärung in die Hände aller Liebhaber gelangen werden, jetzt hat der wahre Kunſtfreund auch in der Ferne Gelegenheit, ſich von dem höchſten Gipfel, wozu ſich dieſe Bauweiſe erhoben, völlig zu überzeugen, da er denn, wenn er gelegentlich ſich als Reiſender jener wunderſamen Stätte nähert, nicht mehr der perſönlichen Empfindung, dem trüben Vorurtheil oder im Gegenſatz einer übereilten Abneigung ſich hingeben, ſondern als ein Wiſſender und in die Hüttengeheimniſſe Eingeweihter das Vorhandene betrachten und das Vermißte in Gedanken erſetzen wird. Ich wenigſtens wünſche mir Glück, zu dieſer Klarheit nach funfzigjährigem Streben durch die Bemühungen patriotiſch geſinnter, geiſtreicher, emſiger, unermüdeter junger Männer gelangt zu ſein.

Daß ich bei dieſen erneuten Studien deutſcher Baukunſt des dreizehnten Jahrhunderts öfters meiner frühern Anhänglichkeit an den Straßburger Münſter gedachte und des damals

1772*) im ersten Enthusiasmus verfaßten Druckbogens mich erfreute, da ich mich desselben beim spätern Lesen nicht schämen brauchte, ist wol natürlich; denn ich hatte doch die innern Proportionen des Ganzen gefühlt, ich hatte die Entwickelung der einzelnen Herrlichkeiten eben aus diesem Ganzen eingesehen und nach langem und wiederholtem Anschauen gefunden, daß der eine hoch genug auferbaute Thurm doch seiner eigentlichen Vollendung ermangele. Das Alles traf mit den neueren Ueberzeugungen der Freunde und meiner eigenen ganz wohl überein, und wenn jener Aufsatz etwas Emphatisches**) in seinem Stil bemerken läßt, so möchte es wol zu verzeihen sein da, wo etwas Unaussprechliches auszusprechen ist.

Wir werden noch oft auf diesen Gegenstand zurückkommen und schließen hier dankbar gegen Diejenigen, denen wir die gründlichsten Bearbeitungen schuldig sind, Herrn Moller und Büsching, Jenem in seiner Auslegung der gegebenen Kupfertafeln,***) Diesem in dem Versuch einer Einleitung in die Geschichte der altdeutschen Baukunst, wozu mir denn gegenwärtig als erwünschtes Hülfsmittel die Darstellung zu Handen liegt, welche Herr Sulpiz Boisserée als Einleitung und Erklärung der Kupfertafeln mit gründlicher Kenntniß aufgesetzt hat.

---

*) März 1773, wie in den meisten Ausgaben steht. Man vergl. die Note 2 zu S. 349.

**) Ein total unmöglich Wort unerhörbaren Unsinns. Nach Lotze's Erklärung „wo nur [illegible] es sollte es sein."

***) Das Werk, auf dessen ersten Blättern befindend wird ausführlich beschrieben ist, „Ueber Kunst und Alterthum", II. 2. S. 75, ohne daß Büsching's bei dieser Gelegenheit erwähnt wird.

Goethe's Zuſatz zu S. Boiſſerée's „Herſtellung des Straßburger Münſters“.*)

Auf dieſe Weiſe erfahren wir nach und nach durch die Bemühungen einſichtiger, thätiger junger Freunde, welche Anſtalten und Vorkehrungen ſich nöthig machten, um jene ungeheuren Gebäude zu unternehmen, wo nicht auszuführen.

Zugleich werden wir belehrt, in welchem Sinn und Geſchmack die nördlichere Baukunſt vom achten bis zum funfzehnten Jahrhundert ſich entwickelte, veränderte, auf einen hohen Grad von Trefflichkeit, Kühnheit, Zierlichkeit gelangte, bis ſie zuletzt durch Abweichung und Ueberladung, wie es den Künſten gewöhnlich geht, nach und nach ſich verſchlimmerte. Dieſe Betrachtungen werden wir bei Gelegenheit der Mollerſchen Hefte, wenn ſie alle beiſammen ſind, zu unſerer Genugthuung anſtellen können. Auch ſchon die viere, welche vor uns liegen, geben erfreuliche Belehrung. Die darin enthaltenen Tafeln ſind nicht numerirt; am Schluſſe wird erſt das Verzeichniß folgen, wie ſie nach der Zeit zu legen und zu ordnen ſind.

Schon jetzt haben wir dieſes vorläufig gethan und ſehen eine Reihe von ſechs Jahrhunderten vor uns. Wir legten dazwiſchen, was von Grund- und Aufriſſen ähnlicher Gebäude zu Handen war, und finden ſchon einen Leitfaden, an dem wir uns gar glücklich und angenehm durchwinden können. Sind die Mollerſchen Hefte dereinſt vollſtändig, ſo kann jeder Liebhaber ſie auf ähnliche Weiſe zum Grund einer Sammlung

*) Der Aufſatz „Herſtellung des Straßburger Münſters“, der bisher in allen Ausgaben, auch neuerdings in der von Kurz, Aufnahme gefunden hat, iſt, wie dies kürzlich ſchon in der Zeitſchrift „Im Neuen Reich“ (Jahrgang 1873, Nr. 27, S. 38) nachgewieſen wurde, von S. Boiſſerée. Der Beweis liegt in dem Briefe des Letzteren an Goethe vom 9. Januar und in Goethe's Antwort vom 10. Februar 1817. Der Aufſatz ſteht allerdings nicht, wie Goethe dort angiebt, in dem elften Bogen des 2. Heftes von „Ueber Kunſt und Alterthum“, ſondern in dem zwölften.

legen, woran er für sich und mit Andern über diese bedeutenden Gegenstände täglich mehr Aufklärung gewinnt.

Alsdann wird nach abgelegten Vorurtheilen Lob und Tadel gegründet sein und eine Vereinigung der verschiedensten Ansichten aus der Geschichte auf einander folgender Denkmale hervorgehen.

Auch muß es deshalb immer wünschenswerther sein, daß das große Werk der Herren Boisserée, den Dom zu Köln darstellend, endlich erscheine. Die Tafeln, die schon in unsern Händen sind, lassen wünschen, daß alle Liebhaber bald gleichen Genuß und gleiche Belehrung finden mögen.

Der Grundriß ist bewundernswürdig und vielleicht von keinem dieser Bauart übertroffen. Die linke Seite, wie sie ausgeführt werden sollte, giebt erst einen Begriff von der ungeheuern Kühnheit des Unternehmens. Dieselbe Seitenansicht, aber nur so weit, als sie zur Ausführung gelangte, erregt ein angenehmes Gefühl, mit Bedauern gemischt. Man sieht das unvollendete Gebäude auf einem freien Platz, indem die Darsteller jene Reihe Häuser, welche niemals hätte gebaut werden sollen, mit gutem Sinne weggelassen. Daneben war es gewiß ein glücklicher Gedanke, die Bauleute noch in voller Arbeit und den Krahnen thätig vorzustellen, wodurch der Gegenstand Leben und Bewegung gewinnt.

Kommt hiezu nun ferner das Facsimile des großen Originalaufrisses, welchen Herr Moller gleichfalls besorgt, so wird über diesen Theil der Kunstgeschichte sich eine Klarheit verbreiten, bei der wir die in allen Landen aufgeführten Gebäude selber Art früher und späterer Zeit gar wohl beurtheilen können, und wir werden alsdann nicht mehr die Produkte einer wachsenden, steigenden, den höchsten Gipfel erreichenden und sodann wieder versinkenden Kunst vermischen und Eins mit dem Andern entweder unbedingt loben oder verwerfen.

Pentazonium Vimariense,

dem dritten September 1825 gewidmet, vom Oberbaudirektor Coudray gezeichnet, geſtochen vom Hofkupferſtecher Schwerdgeburth.*)

Das ſeltene und mit dem reinſten Enthuſiasmus gefeierte Feſt der funfzigjährigen Regierung Ihro des Herrn Großherzogs von Sachſen-Weimar-Eiſenach königliche Hoheit zu verherrlichen, fühlten auch die Künſte eine beſondere Verpflichtung; unter ihnen that ſich die Baukunſt hervor in einer Zeichnung, welche, nunmehr in Kupferſtich gefaßt, dem allgemeinen Anſchauen übergeben iſt.

Zu ſeiner Darſtellung nahm der geiſtreiche Künſtler den Anlaß von jenen antiken Prachtgebäuden, wo man zonenweiſe Stockwerk über Stockwerk in die Höhe ging und, den Durchmeſſer der Area nach Stufenart zuſammenziehend, einer Pyramiden- oder ſonſt zugeſpitzten Form ſich zu nähern trachtete. Wenig iſt uns davon übrig geblieben — von dem Trizonium des Quintilius Varus nur der Name — und was wir noch von dem Septizonium des Severus**) wiſſen, kann unſere Billigung nicht verdienen, indem es vertikal in die Höhe ſtieg und alſo dem Auge das Gefühl einer geforderten Solidität nicht eindrücken konnte.

Bei unſerm Pentazonium iſt die Anlage von der Art, daß erſt auf einer gehörig ſeiten Ruſtika-Baſis ein Säulengebäude doriſcher Ordnung errichtet ſei, über welchem abermals ein ruhiges Maſſiv einer joniſchen Säulenordnung zum Grunde dient, wodurch denn alſo ſchon vier Zonen abſolvirt wären, worauf abermals ein Maſſivaufſatz folgt, auf welchem korinthiſche

*) Ueber Kunſt und Alterthum, VI. Bandes 2. Heft. 1828. S. 356 ff.

**) An der Südſpitze des Mons Palatinus, von dem bedeutende Ruinen noch in der Zeit des Papſtes Sixtus V. (1585–1590) vorhanden waren.

Säulen, zum Tempelgipfel zusammengedrängt, den höheren Abschluß bilden.

Die erste Zone sieht man durch ihre Bildwerke einer kräftigthätigen Jugendzeit gewidmet, geistigen und körperlichen Uebungen und Vorbereitungen mancher Art. Die zweite soll das Andenken eines mittleren Mannslebens bewahren, in That und Dulden, Wirken und Leiden zugebracht, auf Krieg und Frieden, Ruhe und Bewegung hindeutend. Die dritte Zone giebt einem reich gesegneten Familienleben Raum. Die vierte deutet auf das, was für Kunst und Wissenschaft geschehen. Die fünfte läßt uns die Begründung einer sichern Staatsform erblicken, worauf sich denn das Heiligthum eines wohlverdienten Ruhms erhebt.

Ob nun gleich zu unserer Zeit Gebäude dieser Art nicht leicht zur Wirklichkeit gelangen dürften, so achtete der denkende Künstler doch für Pflicht, zu zeigen, daß ein solches Prachtgerüste nicht blos phantastisch gefabelt, sondern auf einer innern Möglichkeit gegründet sei, weshalb er denn in einem zweiten Blatte die vorsichtige Konstruktion desselben sowol in Grundrissen als Durchschnitten den Kenneraugen vorlegte, woneben man auch umständlicher, als hier geschieht, durch eine gedruckte Erklärung erfahren kann, worauf theils durch reale, theils durch allegorische Darstellungen gedeutet worden.

Und so wird denn endlich an dem Aufriß, welchen die Hauptplatte darstellt, der einsichtige Kennerblick geneigt unterscheiden und beurtheilen, inwiefern die schwierige Uebereinanderstellung verschiedener Säulenordnungen, von der derbsten bis zu der schlanksten, gelungen, inwiefern die Profile dem jedesmaligen Charakter gemäß bestimmt und genügend gezeichnet worden.

Kehrt nun das Auge zu dem beim ersten Anschauen empfangenen Eindruck nach einer solchen Prüfung des Einzelnen wieder zurück, so wünschen wir die Frage günstig beantwortet, ob der allgemeine Umriß des Ganzen, der so zu nennende Schattenriß, dem Auge gefällig und nebst seinem reichen Inhalte dem Geiste faßlich sei, indem wir von unserer Seite hier nur eine allgemeine Anzeige beabsichtigen konnten.

Wenn nun der Künstler in einer genauen, zum Saubersten ausgeführten Zeichnung das Seinige geleistet zu haben hoffen durfte, so kann die Arbeit des Kupferstechers sich gleichfalls einer geneigten Aufnahme getrösten. Herr Schwerdgeburth, dessen Geschicklichkeit man bisher nur in kleineren, unsere Taschenbücher

zierenden Bildern liebte und bewunderte, hat ſich hier in ein Feld begeben, in welchem er bisher völlig fremd geweſen, deshalb eine Unbekanntſchaft eines Kupferſtechers mit dem architektoniſchen Detail vom Kenner mit Nachſicht zu beurtheilen ſein dürfte. Ferner iſt zu bedenken, daß bei einer ſolchen Arbeit die geſchickteſte Hand ohne Beihilfe von mitleiſtenden Maſchinen ſich in Verlegenheit fühlen kann.

Eines ſolchen Vortheils, welcher dem Künſtler in Paris und andern in dieſer Art vielthätigen Städten zu Hilfe kommt, ermangelt die unſrige ſo gut wie gänzlich; Alles iſt hier die That der eigenen freien Hand, es ſei, daß ſie die Radirnadel oder den Grabſtichel geführt. Hiedurch aber hat auch dieſes Blatt ein gewiſſes Leben, eine gewiſſe Anmuth gewonnen, welche gar oft einer ausſchließlich angewandten Technik zu ermangeln pflegt.

Ebenſo waren bei dem Abdruck gar manche Schwierigkeiten zu überwinden, die bei größeren, den Fabrikanſtalten ſich nähernden Gelegenheiten gar leicht zu beſeitigen ſind oder vielmehr gar nicht zur Sprache kommen.

Schließlich iſt nur noch zu bemerken, daß dieſes Blatt für die Liebhaber der Kunſt auch dadurch einen beſondern Werth erhalten wird, daß der löbliche Stadtrath zu Weimar dem Kupferſtecher die Platte honorirt und die ſorgfältig genommenen Abdrücke als freundliche Gabe den Verehrern des gefeierten Fürſten zur Erinnerung an jene ſo bedeutende Epoche zugetheilt hat, welches allgemein mit anerkennendem Danke aufgenommen worden. Sie ſind erfreut, dem Lebenden als Lebendige ein Denkmal errichtet zu ſehn, deſſen Sinn und Bedeutung von ihnen um ſo williger anerkannt wird, als man ſonſt dergleichen dem oft ſchwankenden Ermeſſen einer Nachkommenſchaft überläßt, die, mit ſich ſelbſt allzu ſehr beſchäftigt, ſelten den reinen Enthuſiasmus empfindet, um rückwärts dankbar zu ſchauen und gegen edle Vorgänger ihre Pflicht zu erfüllen, wozu ihr denn auch wol Ernſt, Mittel und Gelegenheit oft ermangeln mögen.

Architektur in Sizilien.*)

Architecture moderne de la Sicile, par J. Hittorf et L. Zanth. A Paris.

Wie uns vor Jahren die modernen Gebäude Rom's durch Fontaine und Percier,**) die Florentinischen durch Grandjean und Famin, die Genuesischen durch Gautier belebrend dargestellt worden, so haben sich, um gleichen Zweck zu erreichen, ausgebildete Männer, Hittorf und Zanth,***) nach Sizilien begeben und liefern uns die dortigen, besonders von Zeitgenossen Michel Angelo's errichteten, öffentlichen und Privatgebäude, so wie auch dergleichen aus früheren christlich-kirchlichen Zeiten.

Von diesem Werke liegen uns 49 Tafeln vor Augen, und wir können solches sowol in Gefolg obgenannter Vorgänger als auch um der eignen Verdienste willen Künstlern und Kunstfreunden auf das Nachdrücklichste empfehlen. Ein reicher Inhalt, so charakteristisch als geistreich dargestellt, auf das Sicherste und Zarteste behandelt. Es sind nur Linearzeichnungen, aber durch zarte und starke Striche ist Licht- und Schattenseite hinreichend ausgedrückt; daher befriedigen sie mit vollkommener Haltung.

Bei gewissen baulichen Gegenständen fanden die Künstler perspektivische Zeichnung nöthig, und diese machen den angenehmsten Eindruck; etwas eigenthümlich Charakteristisches der sizilianischen Baukunst tritt hier hervor; wir wagen es nicht näher zu bezeichnen und bemerken nur Einzelnes.

Beim Eintritt in die diesmal gelieferten Messinischen Paläste sieht man sich in einem Hofe von hohen Wohnungen umkränzt; wir empfinden sogleich Respekt und Wohlgefallen; der Bau-

*) Ueber Kunst und Alterthum, VI. Bandes 2. Heft. 1828. S. 404 ff.

**) Fontaine und Percier arbeiteten Vieles gemeinsam, so am Louvre, an den Tuilerien. Das hier genannte Werk heißt: „Palais, maisons et autres édifices modernes, dessinés à Rome." 1798.

***) Beides Männer, die in ihrem Fache zu der größten Anerkennung gelangt sind, der Erste 1793 in Köln, der Zweite 1796 in Breslau geboren. Die gemeinsame Reise Beider fand im Jahre 1822 statt.

meiſter ſcheint dem Hausherrn einen anſtändigen Lebensgenuß zugeſichert zu haben; man iſt in einer grandioſen, aber nicht allzu ernſten Umgebung. Das Gleiche gilt von den Kloſtern und andern öffentlichen Gebäuden; man iſt von allem Düſtern, Drückenden durchaus befreit, und dieſe Gebäude ſind ihrem Zweck völlig angemeſſen.

Noch eine zweite allgemeine Bemerkung ſtehe hier. Nicht leicht hat irgendwo eine edle Bildhauerkunſt der Einbildungskraft ſo viel Antheil an ihren Werken geſtattet als wie in Sizilien, deswegen ſie auch ſchwer zu beurtheilen ſind.

Statuen von Menſchen, Halbmenſchen, Thieren und Ungeheuern, Basreliefs mythologiſcher und allegoriſcher Art, Verzierungen architektoniſcher Glieder, Alles überſchwänglich angebracht, beſonders bei Brunnen, die bei ihrer Nothwendigkeit und Nutzbarkeit auch den größten Schmuck zu verdienen ſchienen. Wer an Einfalt und ernſthafte Würde gewöhnt iſt, der wird ſich in dieſen mannichfaltigen Reichthum kaum zu finden wiſſen; wir aber konnten ihm an Ort und Stelle nicht ungünſtig ſein, und ſo erfreut es uns, mit ganz außerordentlicher Sorgfalt hier dieſe ſonderbaren Werke dargeſtellt zu ſehen und die architektoniſche Zierlichkeit ihrer Profile ſowol als die üppige Fülle ihrer Verzierungen zu bewundern. Denn ſo lange die Einbildungskraft von der Kunſt gebändigt wird, giebt ſie durchaus zu erfreulichen Gebilden Anlaß; dahingegen wenn Kunſt ſich nach und nach verliert, der regelnde Sinn entweicht und das Handwerk mit der Imagination allein bleibt, da nehmen ſie unaufhaltſam den Weg, welcher, wie ſchon in Palermo der Fall iſt, zum Pallagonifchen Unſinn*) nicht Schritt vor Schritt, ſondern mit Sprüngen hinführt.

Architecture antique de la Sicile, par Hittorf et Zanth.

Von dieſem Werke ſind 31 Tafeln in unſern Händen; ſie enthalten die Tempel von Segeſte und Selinunt, geographiſche und topographiſche Karten, die genauſten architektoniſchen Riſſe und charakteriſtiſche Nachbildungen der wunderſamen Basreliefe

*) Mit Beziehung auf La Bagaria, den Palaſt des Prinzen Pallagonia, prieſchen Termini und Palermo. Vgl. Werke, XXXII. S. 69, u. XXIX. S. 415, ſowie die Schilderung in der „Italieniſchen Reiſe“ unter dem 9. April 1787.

und Ornamente zugleich mit ihrer Färbung und erheben uns zu ganz eigenen, neuen Begriffen über alte Baukunst. Früheren Reisenden bleibe das Verdienst, die Aufmerksamkeit erregt zu haben, wenn diese Letzteren, bezahlt mit mehr historisch-kritischen und artistischen Hülfsmitteln, endlich das Eigentliche leisten, was zur wahren Erkenntniß und gründlichen Bildung talent erfordert wird.

Mit Verlangen erwarten wir die Nachbildungen der Tempel zu Girgent, besonders aber hinlängliche Kenntniß von den letzten Ausgrabungen, wovon uns einige Blätter in Osterwald's Sizilien schon vorläufige Kenntniß gegeben und ein einzelner Theil, in einem landschaftlichen Gemälde dargestellt, die angenehmsten Eindrücke verleiht, die wir in Folgendem näher aussprechen.

Südöstliche Ecke des Jupitertempels von Girgent, wie sie sich nach der Ausgrabung zeigt. Oelbild von L. v. Klenze, königlich bayerischem Ober-Baudirektor.

Ein Gemälde, nicht nur des Gegenstandes wegen für den Alterthumsforscher belehrend, sondern auch befriedigend, ja erfreulich dem Kunstfreund, wenn er das Werk blos als Landschaft betrachtet.

Die Luft mit leichtem Gewölk ist recht schön, klar, gut abgestuft; die Behandlung desselben beweist des Meisters Kunstfertigkeit; nicht weniger Lob verdient auch die gar zierlich, fleißig und geschmackvoll ausgeführte weite Küstenstrecke des Mittelgrundes. Vorn im Bilde liegen die kolossalen Tempelruinen mit solcher Präzision der Zeichnung, solcher auf das Wesentliche im Detail verwendeten Sorgfalt ausgeführt, wie es nur von einem im Fach der Architektur-Zeichnung vielgeübten Künstler zu erwarten ist. Der so glücklich in dem geschmackvollen Ganzen restaurirt aufgestellte Koloß giebt der mächtigen Ruine eine ganz originelle Anmuth. Ein schlanker, an der Seite der Tempelruine aufgewachsener Oelbaum, charakteristisch, sehr zart und ausführlich in seinem Blätterschlag, eine Allee und in der Ecke rechts noch verschiedene Fragmente von der Architektur des Tempels stehen durchaus zweckmäßig den nächsten und allernächsten Vordergrund.

Das Verdienstliche verschiedener Theile dieser Malerei wird am Besten belebt und am Treffendsten bezeichnet, wenn man sagt, daß es an Elzheimer's Arbeiten erinnere.

Säh' er, wie sein Herz bebebt,
Sich vor muth'gem Heere!

Laß't ihn der Historia,
Bändigt Euer Sehnen!
Ewig bleibt ihm Gloria,
Bleiben uns die Thränen.

An Dr. Christoph Kaufmann.*)

1778.

Ich hab' als Gottes Spürhund frei
Mein Schelmenleben stets getrieben.
Die Gottesspur ist nun vorbei,
Und nur der Hund ist übrig blieben.

Schlaffegen.**)

Rom den 16. Februar 1788.

Der Segen wird gesprochen!
Die Riesin liegt in den Wochen;
Drei***) Wölfe sind ausgekrochen.
Sie liegt zwischen Eis und Nebel und Schnee,
Tränke gern Eicheln- und Rübenkaffee,
Wenn sie ihn nur hätte! —
Da läuft die Maus! —
Kind, geh zu Bette
Und lösche die Lichter aus!

*) Vgl. Varnhagen von Ense „Galerie von Bildnissen aus Rahel's Umgang und Briefwechsel," 1836, I, 41, 42, so wie Riemer's Mittheilungen II, 535 und „Weim. Sonntagsbl." 1857, S. 224. — K. geboren zu Winterthur 1753, starb 1795 als Arzt der Brüdergemeinde zu Herrnhut. Einige nehmen an, daß ihn Goethe in dem Fastnachtsspiele: „Satyros oder der vergötterte Waldteufel" angegriffen, jedoch erscheint dies sehr zweifelhaft. Auf ihn bezieht sich aber jedenfalls die Stelle in einem Briefe von Goethe an Lavater vom 6. März 1780: „Leg armen schlesischen Schafs erbarme sich Gott und des Lügenpropheten der Teufel!"

**) Vgl. Briefe an Friedrich von Stein, S. 49. — Goethe erzählt seinem jungen Schüler und Hausgenossen, dem Sohne seiner Freundin, von dem Maler Fritz Bury, den er zu sich genommen habe, und bei dessen Abscheu vor Schnee, Eis u. s. w. und Allem, was nach Norden schmecke, der Abendsegen „die Zwillinge sind in der Nähe" verändert sei. Wenn er Abends bei Tische anfange einzuschlafen, so würden die obigen Worte recitirt.

***) In Knebel's handschriftlichem Nachlasse fand sich das Gedicht mit der Lesart „drei" vor, die den Vorzug verdienen möchte vor „die" in den Briefen an Frau von Stein. — L.

Kirchen, Paläste und Klöster in Italien,

nach den Monumenten gezeichnet von J. Eugenius Ruhl,*) Architekten in Kassel.

Gr. Fol., 3 Lieferungen, jede zu 6 Blättern, sauber radirte Umrisse.**)

Ein durch merkwürdigen Inhalt wie durch Verdienst der Ausführung gleich achtbares, vor Kurzem erschienenes Werk.

Das erste oder Titelblatt jeder Lieferung enthält antike Fragmente, mit Geschmack und Kunst zum Ganzen geordnet, die fünf übrigen aber Ansichten, bald vom Aeußern, bald vom Innern ansehnlicher Gebäude, von Konstantin des Großen Zeit das ganze Mittelalter herab bis an die neuere Baukunst, wie sie unter den großen Meistern des sechzehnten Jahrhunderts zur fröhlichen Blüthe gelangt war. Einige wenige dürften vielleicht blos als pittoreske Ansichten aufgenommen sein.

Von Seiten der künstlerischen Behandlung finden wir an den Blättern dieses Werks theils die Genauigkeit und den bis auf das kleinste Detail sich erstreckenden Fleiß, theils die vom Zeichner mit nicht weniger Geschmack als Ueberlegung gewählten Standpunkte zu loben; unbeschadet der Wahrheit stellen sich die sämmtlichen Gegenstände dem Auge von einer gefälligen Seite in malerischer Gruppirung dar.

Auch hat der Verfasser Sorge getragen, für die meisten seiner Blätter solche Gegenstände auszuwählen, die zugleich schöne Ansichten gewähren, wenig bekannt und in kunstgeschichtlicher Beziehung merkwürdig sind. Unsere Leser werden selbst davon urtheilen können, wenn wir ihnen den Inhalt aller drei bis jetzt erschienenen Lieferungen kurz anzeigen.

*) J. Eugenius Ruhl, geboren 1796 in Kassel. Sein Hauptwerk: „Denkmäler der Baukunst in Italien."

**) Ueber Kunst und Alterthum, III. Bandes 3. Heft. 1822. S. 184 ff.

Erste Lieferung.

1) Verschiedene antike Fragmente, zierlich zusammengestellt. 2) Der innere Hofraum und Säulengänge um denselben im Palast der Cancellaria zu Rom, nach Einigen Architektur des San Gallo, wahrscheinlicher aber des Bramante. 3) Hof bei der Kirche St. Apostoli zu Rom. 4) Vestibul eines Gebäudes in der Via Sistina zu Rom. 5) Ansicht der Kirche St. Feliciano zu Fuligne. 6) Ansicht der Kirche St. Giorgio in Velabro und des Bogens der Goldschmiede zu Rom.

Zweite Lieferung.

1) Wiederum gar zierliche Zusammenstellung antiker Fragmente. 2) Klosterhof zu St. Giovanni in Laterano zu Rom. 3) Ansicht des Innern der Kirche St. Costanza vor der Porta Pia zu Rom. 4) Façade und vorliegende große Treppe der Kirche St. Maria in Ara Coeli, auf dem Kapitolium zu Rom. 5) Eingang zur Kirche St. Prassede zu Rom. 6) Palast des Grafen Giraud in Via di Borgo nuovo zu Rom, Architektur von Bramante.

Dritte Lieferung.

1) Ansicht der Kirche St. Salvator zu Fuligno. 2) St. Giacomo zu Bicevaro. 3) Ansicht des Doms zu Spoleto. 4) Cortile*) eines Palastes nahe bei dem Kapitol zu Rom. 5) Sakristei zu St. Martino a Monti in Rom. 6) Mittlere Ansicht des Klosterhofs zu St. Giovanni in Laterano.

*

Ferner sind wir des Vergnügens theilhaft geworden, von ebendemselben Künstler einen mit Amarellfarben gemalten und zum Bewundern fleißig ausgeführten Prospekt des Platzes zu Assisi mit dem darauf liegenden noch sehr wohl erhaltenen Minerven-Tempel, jetzt in eine Kirche verwandelt und Madonna della Minerva genannt, zu sehen. Der gute Ton im Ganzen, die heitere Luft, die natürliche Farbe der ver-

*) Cortile = innerer Hof.

schiedenen Architekturgegenstände, der höchst löbliche Fleiß, der auch die geringsten Kleinigkeiten nicht übersehen, sondern mit Sorgfalt und Liebe nachgebildet hat, endlich die wohlgezeichneten Figuren in den eigenthümlichen Landestrachten, womit das Bild reichlich und zweckmäßig staffirt ist — Alles zusammen kann unmöglich verfehlen, jeden der Kunst kundigen Beschauer zu befriedigen, zu erfreuen. Auf uns wenigstens hat es diese Wirkung gethan und mehrere Tage hindurch, da das Anschauen desselben uns gegönnt war, zu einer heiteren Gemüthsstimmung beigetragen.

Wenn nun meine Freunde an der vollkommenen Ausführung eines so wohl studirten Werkes ihre Freude hatten, so war mir dabei noch ganz anders zu Muthe, indem ich mich der abenteuerlich flüchtigen Augenblicke lebhaft erinnerte, wo ich vor diesem Tempel gestanden und mich zum ersten Mal über ein wohlerhaltenes Alterthum innig erfreute (Aus meinem Leben, Zweiter Abtheilung Erster Theil).*) Wie gerne werden wir dem Künstler folgen, wenn er uns, wie er verspricht, nächstens wieder an Ort und Stelle führt und von seinen anhaltenden, gründlichen Studien daselbst bildlich und schriftlich den Mitgenuß vergönnt.

---

*) Italienische Reise, Brief vom 25. Oktober 1786, Perugia.

Verschiedenes

Ueber Skulptur.

Anforderung an den modernen Bildhauer.*)

In der neuesten Zeit ist zur Sprache gekommen, wie denn wol der bildende Künstler, besonders der plastische, dem Ueberwinder zu Ehren ihn als Sieger, die Feinde als Besiegte darstellen könne, zu Bekleidung der Architektur, allenfalls im Fronton, im Fries oder zu sonstiger Zierde, wie es die Alten häufig gethan. Diese Aufgabe zu lösen, hat in den gegenwärtigen Tagen, wo gebildete Nationen mit gebildeten kämpfen, größere Schwierigkeit als damals, wo Menschen von höheren Eigenschaften mit rohen, thierischen oder mit thierverwandten Geschöpfen zu kämpfen hatten.

Die Griechen, nach denen wir immer als unsern Meistern hinaufschauen müssen, gaben solchen Darstellungen gleich durch den Gegensatz der Gestalten ein entschiedenes Interesse. Götter kämpfen mit Titanen, und der Beschauende erklärt sich schnell für die edlere Gestalt; ebenderselbe Fall ist, wenn Herkules mit Ungeheuern kämpft, wenn Lapithen mit Zentauren in Händel gerathen. Zwischen diesen letzten läßt der Künstler die Schale des Siegs hin- und wiederschwanken, Ueberwinder und Ueberwundene wechseln ihre Rollen, und immer fühlt man sich geneigt, dem rüstigen Heldengeschlecht endlich Triumph zu wünschen. Fast entgegengesetzt wird das Gefühl angeregt, wenn Männer mit Amazonen sich balgen; diese, ob sie sich derb und kühn, werden doch als die schwächern geachtet, und ein heroisch Frauengeschlecht fordert unser Mitleid, sobald es besiegt, verwundet oder todt erscheint. Ein schöner Gedanke dieser Art, den man als den heitersten sehr hoch zu schätzen hat, bleibt

*) Ueber Kunst und Alterthum, I. Bds. 3. Heft. 1816. S. 96 ff.

doch immer jener Streit der Bachanten und Faunen gegen die Tyrrhener.*) Wenn Jene als echte Berg- und Hügelwesen bald roh, bald bocksartig, dem räuberischen Seevolk dergestalt zu Leibe gehen, daß es in das Meer springen muß und im Sturz noch der gnädigen Gottheit zu danken hat, in Delphine verwandelt, seinem eigenen Elemente auch ferner anzugehören, so kann wol nichts Geistreicheres gedacht, nichts Anmuthigeres den Sinnen vorgeführt werden.

Etwas schwerfälliger hat römische Kunst die besiegten und gefangenen, faltenreich bekleideten Dazier ihren gehaarnischten und sonst wohlbewaffneten Kriegern auf Triumphsäulen **) untergeordnet, der spätere Polidor ***) aber und seine Zeitgenossen die bürgerlich gespaltenen Parteien der Florentiner auf ähnliche Weise gegen einander kämpfen lassen. Hannibal Carracci, um die Kraftsteine im Saale des Palastes Alexander Fava zu Bologna bedeutend zu zieren, wählt männlich rüstige Gestalten,†) mit Sphinxen oder Harpyien im Faustgelag, da denn letztere immer die Unterdrückten sind — ein Gedanke, den man weder glücklich noch unglücklich nennen darf. Der Maler zieht große Kunstvortheile aus diesem Gegensatz, der Zuschauer aber, der dieses Motiv zuletzt blos als mechanisch anerkennt, empfindet durchaus etwas Ungemüthliches; denn auch Ungeheuer will man überwunden, nicht unterdrückt sehen.

Aus allem Diesem erhellt jene ursprüngliche Schwierigkeit, erst Kämpfende, sodann aber Sieger und Besiegte charakteristisch gegen einander zu stellen, daß ein Gleichgewicht erhalten und die sittliche Theilnahme an Beiden nicht gestört werde.

In der neuern Zeit ist ein Kunstwerk, das uns auf solche Art anspräche, schon seltener. Bewaffnete Spanier mit nackten Amerikanern im Kampfe vorgestellt zu sehen, ist ein unerträglicher Anblick; der Gegensatz von Gewaltsamkeit und Unschuld

*) In Bezug auf die zu Grunde liegende Mythe s. den Homerischen Hymnus „εἰς Διόνυσον“ und Ovid's Metamorph. III. 582 f.

**) So auf den Reliefs vom Trajansbogen, die der Kaiser Konstantin von diesem nahm, um seinen eigenen Triumphbogen damit zu schmücken.

***) Polidoro Caldara, genannt da Caravaggio (1495—1543). Hier sind wol besonders seine Grisaillemalereien (alla negativa) gemeint, die er gemeinsam mit Maturino in Atarini und Rom ausführte.

†) Die Hauptstelle, die er in dem genannten Palaste gemeinsam mit seinem Bruder und Oheim darstellte, sind „die Geschichte Jasons“ in 18 Bildern, die „Aeneide“ in 12, und die Landschaften mit den Bildern der „Europa“.

spricht sich allzu schreiend aus, eben wie beim Bethlehemitischen Kindermord. Christen, über Türken siegend, nehmen sich schon besser aus, besonders wenn das christliche Militär im Kostüm des siebenzehnten Jahrhunderts auftritt. Die Verachtung der Mahomedaner gegen alle Sonstgläubigen, ihre Grausamkeit gegen Sklaven unseres Volkes berechtigt, sie zu hassen und zu tödten.

Christen gegen Christen, besonders der neuesten Zeit, machen kein gutes Bild. Wir haben schöne Kupferstiche, Scenen des amerikanischen Krieges vorstellend, und doch sind sie, mit reinem Gefühl betrachtet, unerträglich. Wohluniformirte, regelmäßige, kräftig bewaffnete Truppen, im Schlachtgemenge mit einem Haufen zusammengelaufenen Volks, worunter man Priester als Anführer, Kinder als Fahnenträger schaut, können das Auge nicht ergetzen, noch weniger den innern Sinn, wenn er sich auch sagt, daß der Schwächere zuletzt noch siegen werde. Findet man auch gar halbnackte Wilde mit im Konflikt, so muß man sich gestehen, daß es eine bloße Zeitungsnachricht sei, deren sich der Künstler angenommen. Ein Panorama von dem schrecklichen Untergange des Tippo Saib kann nur Diejenigen ergetzt haben, die an der Plünderung seiner Schätze theilgenommen.

Wenn wir die Lage der Welt wohl überdenken, so finden wir, daß die Christen durch Religion und Sitten alle mit einander verwandt und wirklich Brüder sind, daß uns nicht sowol Gesinnung und Meinung als Gewerb und Handel entzweien. Dem deutschen Gutsbesitzer ist der Engländer willkommen, der die Wolle vertheuert, und aus ebendem Grunde verwünscht ihn der mittelländische Fabrikant.

Deutsche und Franzosen, obgleich politisch und moralisch im ewigen Gegensatz, können nicht mehr als kämpfend bildlich vorgestellt werden; wir haben zu viel von ihrer äußern Sitte, ja von ihrem Militärputz aufgenommen, als daß man beide fast gleich kostümirte Nationen sonderlich unterscheiden könnte. Wollte nun gar der Bildhauer — damit wir dahin zurückkehren, wo wir ausgegangen sind — nach eigenem Recht und Vortheil seine Figuren aller Kleidung und äußern Zierde berauben, so fällt jeder charakteristische Unterschied weg, beide Theile werden völlig gleich; es sind hübsche Leute, die sich einander ermorden, und die fatale Schicksalsgruppe von Eteokles und Polynikes müßte immer wiederholt werden, welche blos durch die Gegenwart der Furien bedeutend werden kann.

Russen gegen Ausländer haben schon größere Vortheile; sie besitzen aus ihrem Alterthume charakteristische Helme und Waffen, wodurch sie sich auszeichnen können; die mannichfaltigen Nationen dieses unermeßlichen Reichs bieten auch solche Abwechselungen des Kostüms dar, die ein geistreicher Künstler glücklich genug benutzen möchte.

Solchen Künstlern ist diese Betrachtung gewidmet; sie soll aber und abermals aufmerksam machen auf den günstigen und ungünstigen Gegenstand; jener hat eine natürliche Leichtigkeit und schwimmt immer oben, dieser wird nur mit beschwerlichem Kunstapparat über Wasser gehalten.

Reimſpruch.*)

Den 15. Juli 1817.

Bekenntniß heißt nach altem Brauch
Gelöndniß, wie man's meint;
Man rede frei, und wenn man auch
Nur Zwei und Drei vereint.

Frühling 1818.**)

Das iſt einmal ein Philiſter-Jahr!
Sie ſind mitnieden ganz und gar
Und preiſen Gott mit großem Geſchrei,
Daß er wieder einmal vernünftig ſei.
Es ging ihnen aber oft ſo ſchlecht;
Sie trauen ihm diesmal auch nicht recht.

An . . . .***)

Du, der Gefällige,
Warum Du ſo fürchterlich biſt?
Das tun Gefällige
Zit ähnlich der Liſt.

Annonce.†)

Den 26. Mai 1811.

„Ein Hündchen wird geſucht,
Das weder mauſt noch beißt,
Zerbrochne Gläſer frißt
Und Diamanten . . . . . "

*) Nach dem vorliegenden Original. Zuerſt gedruckt im „Katalog der Berliner Goethe-Ausſtellung," S. 18. — Die Worte ſelbſt ſolgen in der Handſchrift auf Bemerkungen in Proſa von Goethe's Hand, die „Bekenntniſſe über die Ertlager, beſonders die Gänge" zum Gegenſtande haben. — L.

**) Vgl. „Nachgel. W." 1833. — Das Gedicht iſt in ſpäteren Ausgaben weggelaſſen. — 1818 wurde in der That wieder ein Nothjahr.

***) Vgl. die Apherismen in Riemer's Schrift „Briefe von und an Goethe", S. 343. Der Herausgeber meint, man könne an Böttiger denken. Die Strophe iſt bei Riemer unter die Apherismen des Jahres 1811 (Juli) geſetzt, ohne daß gejagt wäre, in welcher Zeit ſie verfaßt iſt.

†) Vgl. Riemer's Mittheilungen II, 710. Die Verſe ſtehen daſelbſt unter „Goethe's Tiſchreden", ohne daß die Veranlaſſung oder Beziehung der Worte angegeben wäre. — Ariosto erwähnt im Orlando Furioso (Canto 43, v. 106) eines wunderbaren Hundes, der in gleicher Art Geld- und Edelſteine von ſich giebt (che acuoto ora o gemme). — L.

Verein der deutschen Bildhauer.*)

Jena, den 27. Januar 1817.

Da von allen Zeiten her die Bildhauerkunst das eigentliche Fundament aller bildenden Kunst gewesen und mit deren Abnahme und Untergang auch alles andere Mit- und Untergeordnete sich verloren, so vereinigen sich die deutschen Bildhauer in dieser bedenklichen Zeit, ohne zu untersuchen, wie die übrigen verwandten Künste sich vorzusehen hätten, auf ihre alten, anerkannten, ausgeübten und niemals widersprochenen Rechte und Satzungen dergestalt, daß es für Kunst und Handwerk gelte, wo erhobene, halb und ganz runde Arbeit zu leisten ist.

Der Hauptzweck aller Plastik, welches Wortes wir uns künftighin zu Ehren der Griechen bedienen, ist, daß die Würde des Menschen innerhalb der menschlichen Gestalt dargestellt werde. Daher ist ihr Alles außer dem Menschen zwar nicht fremd, aber doch nur ein Nebenwerk, welches erst der Würde des Menschen angenähert werden muß, damit sie derselbigen diene, ihr nicht etwa in den Weg trete oder vielleicht gar hinderlich und schädlich sei. Dergleichen sind Gewänder und alle Arten von Bekleidungen und Zuthaten; auch sind die Thiere hier gemeint, welche diejenige Kunst ganz allein würdig bilden kann, die ihnen ihren Theil von dem im Menschen wohnenden Gottesgebilde in hohem Maße zuzutheilen versteht.

Der Bildhauer wird daher von frühster Jugend auf einsehen, daß er eines Meisters bedarf, und aller Selbstlernerei, d. h. Selbstquälerei zeitig absagen. Er wird das gesunde menschliche Gebilde vom Knochenbau herauf durch Bänder, Sehnen und Muskeln aufs Fleißigste durchüben, welches ihm keine Schwierigkeit machen wird, wenn sein Talent als ein Selbstgesundes sich im Gesunden und Jugendlichen wieder anerkennt.

*) Goethe's Nachgelassene Werke, IV. Bd. 1832. T. A. S. 34 ff.

Wie er nun das vollkommene, obschon gleichzeitige Ebenmaß der menschlichen Gestalt männlichen und weiblichen Geschlechts sich als einen würdigen Kanon anzueignen und denselben darzustellen im Stande ist, so ist alsdann der nächste Schritt zum Charakteristischen zu thun. Hier bewährt sich nun jener Typus auf und ab zu allem Bedeutenden, welches die menschliche Natur zu offenbaren fähig ist, und hier sind die griechischen Muster allen andern vorzuziehen, weil es ihnen glückte, den Raupen- und Puppenzustand ihrer Vorgänger zur höchstbewegten Psyche hervorzuheben, Alles wegzunehmen, und ihren Nachfolgern, die sich nicht zu ihnen bekennen, sondern in ihrer Unmacht Original sein wollen, in dem Sanften nur Schwäche und in dem Starken nur Parodie und Karikatur übrig zu lassen.

Weil aber in der Plastik zu denken und zu reden ganz unzulässig und unnütz ist, der Künstler vielmehr würdige Gegenstände mit Augen sehen muß, so hat er nach den Resten der höchsten Vorzeit zu fragen, welche denn ganz allein in den Arbeiten des Phidias und seiner Zeitgenossen zu finden sind. Hiervon darf man gegenwärtig entschieden sprechen, weil genugsame Reste dieser Art sich schon jetzt in London befinden, so daß man also einen jeden Plastiker gleich an die rechte Quelle weisen kann.

Jeder deutsche Bildhauer verbindet sich daher, Alles, was ihm von eignem Vermögen zu Gebote steht oder was ihm durch Freunde, Gönner, sonstige Zufälligkeiten zu Theil wird, darauf zu verwenden, daß er eine Reise nach England mache und daselbst so lang als möglich verweile, indem allster zuvörderst die Elginischen Marmore,*) sodann aber auch die übrigen dort befindlichen, dem Museum einverleibten Sammlungen eine Gelegenheit geben, die in der bewohnten Welt nicht weiter zu finden ist.

Daselbst studire er vor allen Dingen aufs Fleißigste den geringsten Ueberrest des Parthenon's und des Phigalischen Tempels; auch der kleinste, ja beschädigte Theil wird ihm Belehrung geben. Dabei beruhige er freilich, damit er sich nicht entmuthe, daß es nicht gerade nöthig sei, ein Phidias zu werden.

*) Die Elgin Marbles, hauptsächlich vom Parthenon zu Athen, durch Vermittelung des Lord Elgin 1816 angekauft und schon in den nächsten Jahren durch Publikationen verbreitet, machen einen Theil der Sammlungen des britischen Museums aus.

Denn obgleich in höherem Sinne nichts weniger von der Zeit abhängt als die wahre Kunst, sie auch wol überall immer zur Erscheinung kommen konnte, wenn selbst der talentreiche Mensch sich nicht gewöhnlich gefiele, alkern zu sein, so ist in unserer gegenwärtigen Lage wohl zu betrachten, daß ja die Nachfolger des Phidias selbst schon von jener strengen Höhe herabstiegen, theils in Junonen und Aphroditen, theils in ephebischen und Herkulischen Gestalten, und was der Zwischenkreis Alles enthalten mag, sich jeder nach seinen Fähigkeiten und seinem eigenen Charakter zu ergehen wußte, bis zuletzt das Porträt selbst, Thiere und Phantasiegestalten von der hohen Würde des Olympischen Jupiter's und der Pallas des Parthenon's partizipirten.

In diesen Betrachtungen also erkennen wir an, daß der Plastiker die Kunstgeschichte in sich selbst repräsentiren müsse; denn an ihm wird sogleich merklich, von welchem Punkte er ausgegangen. Welch ein lebender Meister dem Künstler beschieden ist, hängt nicht von ihm ab; was er aber für Muster aus der Vergangenheit sich wählen will, das ist seine Sache, sobald er zur Erkenntniß kommt, und da wähle er nur immer das Höchste! Denn er hat alsdann einen Maßstab, wie schätzenswerth er noch immer sei, wenn er auch hinter jenem zurückbleibt. Wer unvollkommene Muster nachahmt, beschädigt sich selbst; er will sie nicht übertreffen, sondern hinter ihnen zurückbleiben.

Sollte aber dieser gegenwärtige Vereinsvorschlag von den Gliedern der edlen Zunft gebilligt und mit Freuden aufgenommen werden, so ist zu hoffen, daß die deutschen Gönner auch hierhin ihre Neigung wenden. Denn obgleich ein jeder Künstler, der sich zum Plastischen bestimmt fühlt, sich diese Wallfahrt nach London zuschwören und mit Gefahr des Pilger- und Märtyrthums ausführen muß, so wird es doch der deutschen Nation viel anständiger und für die gute Sache schneller wirksam werden, wenn ein geprüfter junger Mann von hinreichender Fertigkeit dorthin mit Empfehlungen gesendet und unter Aufsicht gegeben würde.

Denn gerade, daß deutsche Künstler nach Italien ganz auf ihre eigene Hand seit dreißig Jahren gegangen und dort nach Belieben und Grillen ihr bald künstlerisches, bald religioses Wesen getrieben, dieses ist Schuld an allen neuen Verirrungen, welche noch eine ganze Weile nachwirken werden.

Haben die Engländer eine afrikanische Gesellschaft, um gutmüthige, dunkel strebende Menschen in die widerwärtigen Wüsten zu Entdeckungen abzusenden, die man recht gut voraussehen konnte: sollte nicht in Deutschland der Sinn erwachen, die uns so nahe gebrachten, über alle Begriffe würdigen Kunstschätze auch wie das Mittelland zu benutzen?

Hier wär' eine Gelegenheit, wo die Frankfurter ungeheure und wirklich disproportionirte Städelische Stiftung*) sich auf dem höchsten bedeutenden Punkt entschieden sehen lassen könnte. Wie leicht würde es den dortigen großen Handelshäusern sein, einen jungen Mann zu empfehlen und durch ihre mannichfaltigen Verbindungen in Aussicht halten zu lassen!

Ob freilich ein ächtes plastisches Talent in Frankfurt geboren sei, ist noch die Frage und die noch schwerer zu beantworten, ob man die Kunst außerhalb der Bürgerschaft befördern dürfe.

Genug, die Sache ist von der Wichtigkeit, besonders in dem gegenwärtigen Augenblick, daß sie wohl verdiente, zur Sprache gebracht zu werden.

*) Das Kapital, welches der Städelsche Johann Friederich Städel 1816 der Stadt Frankfurt z. Z. der Begründung eines Kunstinstituts vermachte, beträgt 1,200,000 Gulden.

Vorschläge, den Künstlern Arbeit zu verschaffen.*)

Was in der Abhandlung über Akademien hierüber gesagt worden.
Meister und Schüler sollen sich in Kunstwerken üben können.
Wer sie nehmen und bezahlen soll.
Könige, Fürsten, Alleinherrscher.
Wie viel schon von ihnen geschieht.
Wie jedoch, wenn sie persönlich keine Neigung zu den Künsten haben, Manches auf ein Menschenalter stocken kann.
Die Neigung, das Bedürfniß ist daher weiter auszubreiten.
Kirchen.
Katholische.
Lutherische.
Reformirte.
Lokal, wo die Kunstwerke zu placiren.
Regenten und Militärpersonen, deren öffentliches Leben gleichsam unter freiem Himmel, stehen billig auf öffentlichen Plätzen.
Minister in den Rathssälen, andere verdiente Staatsbeamte in den Sessionsstuben.
Gelehrte auf Bibliotheken.
Inwiefern schon etwas Aehnliches existirt.
Eine solche allgemeine Anstalt setzt Kunst voraus und wirkt wieder zurück auf Kunst.
Italien auch hierin Muster und Vorgängerin.
Bilder in den Sessionsstuben zu Venedig.
Vom Saal der Signoria an bis zum Bilde der Schneidergilde.
Gemälde im Zimmer der Zehen.

*) Goethe's Nachgelassene Werke, Bd. IV. 1832. T. A. S. 47 ff.

Wie die Sache in Deutschland steht.

Leerheit des Begriffs eines Pantheons für eine Nation, besonders wie die deutsche.

Es würde dadurch allenfalls eine Kunstliebhaberei auf eine Stadt konzentrirt, die doch eigentlich über das Ganze vertheilt und ausgedehnt werden sollte.

Unschicklichkeit architektonischer Monumente.

Diese schreiben sich nur her aus dem Mangel der höhern bildenden Kunst.

Doppelter Vorschlag, einmal für die Bildhauerei, dann für die Malerei.

Warum der Bildhauerkunst die Porträte zu vindiziren.

Pflicht und Kunst des Bildhauers, sich ans eigentlich Charakteristische zu halten.

Dauer des Plastischen.

Pflicht, die Bildhauerkunst zu erhalten, welches vorzüglich durchs Porträt geschehen kann.

Gradation in Absicht auf den Werth und Stoff der Ausführung.

1. Erstes Modell allenfalls in Gips abgegossen.
2. In Thon ausgeführt.
3. In Marmor ausgeführt.

Eine gute Gipsbüste ist jede Familie schon schuldig von ihrem Stifter oder einem bedeutenden Mann in derselben zu haben.

Selbst in Thon ist der Aufwand nicht groß und hat in sich eine ewige Dauer, und es bleibt den Nachkommen noch immer übrig, sie in Marmor verwandeln zu lassen.

An großern Orten sowie selbst an kleinern giebt es Klubbs, die ihren bedeutenden Mitgliedern, besonders wenn sie ein gewisses Alter erreicht hätten, diese Ehre zu erzeigen schuldig wären.

Die Kollegia wären ihren Präsidenten nach einer gewissen Epoche der geführten Verwaltung ein gleiches Kompliment schuldig.

Die Stadträthe selbst kleiner Städte würden Ursache haben, bald Jemanden von einer höhern Stufe, der einen guten Einfluß aufs gemeine Wesen gehabt, bald einen verdienten Mann aus ihrer eignen Mitte oder einen ihrer Einsassen, der sich auswärts berühmt gemacht, in dem besten Zimmer ihres Stadthauses aufzustellen.

Anſtalten, daß dieſes mit guter Kunſt geſchehen könne.
Die Bildhauerzöglinge müßten bei der Akademie neben dem höhern Theile der Kunſt auch im Porträt unterrichtet werden.
Was hiebei zu bemerken.
Ein ſogenanntes natürliches Porträt.
Charakteriſtiſches mit Stil.
Von dem letzten kann nur eigentlich die Rede ſein.
Die Akademie ſoll ſelbſt auf bedeutende Perſonen, beſonders durchreiſende, Jagd machen, ſie medelliren laſſen und einen Abdruck in gebranntem Thon bei ſich aufſtellen.
Was auf dieſe Weiſe ſowol als durch Beſtellung das ganze Jahr von Meiſtern und Schülern gefertigt würde, könnte bei der Ausſtellung als Konkurrenzſtück gelten.
In einer Hauptſtadt würde dadurch nach und nach eine unſchätzbare Sammlung entſtehen, indem, wenn man ſich nur einen Zeitraum von zehn Jahren denkt, die bedeutenden Perſonen der In- und Außenwelt aufgeſtellt ſein würden.
Hierzu könnten nun die übrigen, von Familien, Kollegien, Korporationen beſtellten Büſten ohne großen Aufwand geſchlagen werden und eine unverſiegbare Welt für die Gegenwart und die Nachzeit, für das In- und Ausland entſtehen.
Die Malerei hingegen müßte auf Bildniß keine Anſprüche machen. Die Porträtmalerei müßte man ganz den Partikuliers und Familien überlaſſen, weil ſehr viel dazu gehört, wenn ein gemaltes Porträt verdienen ſoll, öffentlich aufgeſtellt zu werden.
Allein um den Maler auch von dieſem Vortheile genießen zu laſſen, ſo wäre zu wünſchen, daß der Begriff von dem Werth eines ſelbſtſtändigen Gemäldes, das ohne weitern Bezug vortrefflich iſt oder ſich dem Vortrefflichen nähert, immer allgemeiner anerkannt werde. Jede Geſellſchaft, jede Gemeinheit müßte ſich überzeugen, daß ſie etwas zur Erhaltung, zur Belebung der Kunſt thut, wenn ſie die Ausführung eines ſelbſtſtändigen Bildes möglich macht.
Man müßte den Künſtler nicht mit verderblichen Allegorien, nicht mit trocknen hiſtoriſchen oder ſchwachen ſentimentalen Gegenſtänden plagen, ſondern aus der ganzen akademiſchen Maſſe von dem, was dort für die Kunſt heilſam und für den Künſtler ſchicklich gehalten wird, ſich irgend ein Werk nach Vermögen zueignen.

Niemand müßte sich wundern, Venus und Adonis in einer Regierungssessionsstube, oder irgend einen Homerischen Gegenstand in einer Kammersessionen anzutreffen.

Italienische Behandlung.

Hilfe durch Charakterbilder.

Zimmer der Dieci in Venedig.

Wirkung hiervon.

In großen Städten schließt sich's an das übrige Merkwürdige.

Kleine Orte macht es bedeutend.

Guercinische Werke in Cento.*)

Anhänglichkeit an die Vaterstadt.

Freude, dorthin aus der Ferne als ein gebildeter Mann zu wirken.

Möglichkeit, hierbei überhaupt ohne Parteigunst zu handeln.

Die Akademien sollen überhaupt alle ihre Urtheile wegen der ausgetheilten Preise öffentlich motiviren.

So auch, warum Diesem und Jenem eine solche Bestellung zur Ausführung übergeben werden.

Bei der jetzigen Publizität und bei der Art, über Alles, selbst auch über Kunstwerke mitzureden und zu urtheilen, mögen sie strenge, ungerechte, ja unschickliche Urtheile erwarten.

Aber sie handeln nur nach Grundsätzen und Ueberzeugung.

Es ist hier nicht von Meßprodukten die Rede, deren schlechtestes immer noch einen Lobpreiser findet, mehr zu Gunsten des Verlegers als des Verfassers und Werkes. Ist das Werk verkauft, so lacht man das betrogene Publikum aus, und die Sache ist abgethan. Wäre hingegen ein schlechtes Bild an einem öffentlichen Orte aufgestellt, so würde es an manchem Reisenden immerfort einen strengen Zensor finden, so sehr man es auch anfangs gelobt hätte, und Manches, was man anfangs hätte heruntersetzen wollen, würde bald wieder zu Ehren kommen.

Die Hauptsache beruht doch immer darauf, daß man von oben herein nach Grundsätzen handle, um unter gewissen Bedingungen das möglich Beste hervorzubringen; denn daß gegen Kunstarbeiten, die auf diese Weise zu unsern Zeiten hervorgebracht werden, immer Manches zu erinnern sein würde, versteht sich von selbst.

*) Der eigentliche Name Guercino's (1590 – 1666) ist Barbieri, sein Beiname Guercino da Cento.

Was also aus einem solchen Mittelpunkt ausginge, mußte immer aus einem allgemeinen Gesichtspunkt mit Billigkeit beurtheilt werden.

Möglichkeit der Ausführung in Absicht aufs Oekonomische.

Hier ist besonders von Gemeinheiten die Rede, die theils unabhängig, theils vom Kennens der Obern abhängig sind.

Thätigkeit junger Leute.

Bemühungen zu unmittelbar wohlthätigen Zwecken, um das Uebel zu lindern.

Höhere Wohlthätigkeit durch Zirkulation, in welche eine geistige Operation mit eingreift.

Lob der Künste von dieser Seite.

Christus

nebst zwölf alt- und neutestamentlichen Figuren

den Bildhauern vorgeschlagen.*)

Wenn wir den Malern abgerathen, sich vorerst mit biblischen Gegenständen zu beschäftigen, so wenden wir uns, um die hohe Ehrfurcht, die wir vor jenem Zyklus hegen, zu bethätigen, an die Bildhauer und denken hier die Angelegenheit im Großen zu behandeln.

Es ist uns schmerzlich zu vernehmen, wenn man einen Plastiker auffordert, Christus und seine Apostel in einzelnen Bildnissen aufzustellen; Raphael hat es mit Geist und Heiterkeit einmal malerisch behandelt, und nun sollte man es dabei bewenden lassen. Wo soll der Plastiker die Charaktere hernehmen, um sie genugsam zu sondern? Die Zeichen des Märtyrerthums sind der neuern Welt nicht anständig genügend, der Künstler will die Bestellung nicht abweisen, und da bleibt ihm denn zuletzt nichts übrig, als wackern, wohlgebildeten Männern Ellen auf Ellen Tuch um den Leib zu drapiren, mehr als sie je in ihrem ganzen Leben möchten gebraucht haben.

In einer Art von Verzweiflung, die uns immer ergreift, wenn wir mißgeleitete oder mißbrauchte schöne Talente zu bedauern haben, bildete sich bei mir der Gedanke, dreizehn Figuren aufzustellen, in welchen der ganze biblische Zyklus begriffen werden könnte, welches wir denn mit gutem Wissen und Gewissen hiedurch mittheilen.

I. Adam,

in vollkommen menschlicher Kraft und Schönheit; ein Kanon, nicht wie der Heldenmann, sondern wie der fruchtreiche, weichstarke Vater der Menschen zu denken sein möchte; mit dem Fell bekleidet, das seine Nacktheit zu decken ihm von oben gegeben

*) Goethe's Nachgelassene Werke, Bd. IV. 1832. Th. 2. S. 311.

In die Welt hinaus.*)

In die Welt hinaus!
Außer dem Haus
Iſt immer das beſte Leben;
Wem's zu Hauſe gefällt,
Iſt nicht für die Welt —
Mag er leben!

Seh' ich zum Wagen heraus
Mich nach Jemand um,
So macht er gleich was draus:
Er denkt, ich grüß' ihn ſtumm,
Und er hat Recht.

Für junge Dichter.**)

1832.

Jüngling, merke Dir bei Zeiten,
Wo ſich Geiſt und Sinn erhöht,
Daß die Muſe zu begleiten,
Doch zu leiten nicht verſteht!

Bürgerpflicht.***)

Den 6. März 1832.

Ein Jeder kehre vor ſeiner Thür,
Und rein iſt jedes Stadtquartier.
Ein Jeder übe ſein' Lektion,
So wird es gut im Rathe ſtohn!

---

*) Vgl. Riemer, Briefe von und an Goethe, S. 359, wo die Verſe in die Aphorismen des Jahres 1822 eingereiht ſind und wegen der Aehnlichkeit des Inhalts auf den Anfang der zweiten Lexie (Bd. II, S. 345 unſrer Ausg.) und das Zuxandgedicht: „Den Gruß des Unbekannten ehre ja!“ hingewieſen wird. Vgl. Goethe's Motto in der Zeitſchrift „Zur Naturwiſſenſchaft“ I, S. 3:

„Was ich nicht erlernt hab',
Das hab' ich erwandert.“ — L.

**) Vgl. „Kunſt und Alterthum“ VI, 3, 560. 1832. Die Strophe iſt der Schluß eines auch in dem „Nachgel. W.“ aufgenommenen Aufſatzes „Für junge Dichter“, in welchem der in ihr enthaltene Gedanke im Speciellen ausgeführt iſt.

***) Gedruckt im Facſimile in der Schrift „Zur Erinnerung an die Feier des 28. Auguſt 1849“ auf der Großherzoglichen Bibliothek in Weimar, ſo wie im „Katalog der Goethe-Ausſtellung“ S. 21. Man vergleiche hiezu eine Bemerkung Goethe's, die Riemer in ſeinen „Briefen von und an Goethe,“ S. 284 mittheilt: „Ein paar Verſe, die ich zu machen habe, intereſſiren mich mehr als viel wichtigere Dinge, auf die mir kein Einfluß geſtattet iſt, und wenn ein Jeder das Gleiche thut, ſo wird es in der Stadt und im Hauſe wohl ſtehen.“

ward. Zu der Bildung seiner Gesichtszüge würden wir den größten Meister auffordern. Der Urvater sieht mit ernstem Blick, halb traurig lächelnd, auf einen derben, tüchtigen Knaben, dem er die rechte Hand aufs Haupt legt, indem er mit der linken das Grabscheit, als von der Arbeit ausruhend, nachlässig sinken läßt.

Der erstgeborne Knabe, ein tüchtiger Junge, erwürgt mit wildem Kindesblick und kräftigen Fäusten ein Paar Drachen, die ihn bedrohen wollten, worin der Vater, gleichsam über den Verlust des Paradieses getröstet, hinsieht. Wir stellen blos das Bild dem Künstler vor die Augen; es ist für sich deutlich und rein: was man hinzudenken kann, ist gering.

II. Noah,

als Winzer, leicht gekleidet und geschürzt, aber doch schon gegen das Thierfell anmuthig kontrastirend, einen reich behangenen Rebestock in der linken Hand, einen Becher, den er zutraulich hinweist, in der rechten. Sein Gesicht edel-heiter, leicht von dem Geiste des Weins belebt. Er muß die zufriedene Sicherheit seiner selbst andeuten, ein behagliches Bewußtsein, daß, wenn er auch die Menschen von wirklichen Uebeln nicht zu befreien vermöge, er ihnen doch ein Mittel, das gegen Sorge und Kummer, wenn auch nur augenblicklich, wirken solle, darzureichen das Glück habe.

III. Moses.

Diesen Heroen kann ich mir freilich nicht anders als sitzend denken, und ich erwehre mich dessen um so weniger, als ich um der Abwechselung willen auch wol einen Sitzenden und in dieser Lage Ruhenden möchte dargestellt sehen. Wahrscheinlich hat die überkräftige Statue*) des Michel Angelo am Grabe Julius' II. sich meiner Einbildungskraft dergestalt bemächtigt, daß ich nicht von ihr loskommen kann; auch sei deswegen das fernere Nachdenken und Erfinden dem Künstler und Kenner überlassen!

IV. David

darf nicht fehlen, ob er mir gleich auch als eine schwierige Aufgabe erscheint. Den Hirtensohn, Glücksritter, Helden, Sänger,

*) Vgl. Theil XI. 2. Abth., S. 180, zweite Note, und Tag- und Jahreshefte v. 1812.

Kenntnis und Frauenlieb*) in einer Person, oder eine vorzügliche Eigenschaft derselben hervorgehoben, darzustellen, möge dem genialen Künstler glücken.

V. Jesaias.

Fürstensohn, Patriot und Prophet, ausgezeichnet durch eine würdige, warnende Gestalt. Könnte man durch irgend eine Ueberlieferung dem Kostüme jener Zeiten beikommen, so wäre das hier von großem Werthe.

VI. Daniel.

Diesen getrau' ich mir schon näher zu bezeichnen. Ein heiteres, jugendliches, wohlgebildetes Gesicht, schicklich bekleidet, von langem lockigem Haar, schlanke, zierliche Gestalt, enthusiastisch in Blick und Bewegung. Da er in der Reihe zunächst an Christum zu stehen kommt, würd' ich ihn gegen Diesen gewendet vorschlagen, gleichsam im Geiste den Verkündeten vorausschauend.

*

Wenn wir uns vorstellen, in eine Basilika eingetreten zu sein und im Verschreiten links die beschriebenen Gestalten betrachtet zu haben, so gelangen wir nun in der Mitte vor

VII. Christus selbst,

welcher als hervortretend aus dem Grabe darzustellen ist. Die herabsinkenden Grabestücher werden Gelegenheit geben, den göttlich aufs Neue Belebten in verherrlichter Menschennatur und schicklicher Nacktheit darzustellen, zur Versöhnung, daß wir ihn sehr unschicklich gemartert, sehr oft nackt am Kreuze und als Leichnam sehen mußten. Es wird dieses eine der schönsten Aufgaben für den Künstler werden, welche unsres Wissens noch niemals glücklich gelöst worden ist.

Gehen wir nun an der andern Seite hinunter und betrachten die sechs folgenden neutestamentlichen Gestalten, so finden wir

VIII. den Junger Johannes.

Diesem würden wir ein rundliches Gesicht, kraus Haare und durchaus eine derbere Gestalt als dem Daniel geben, um

*) [illegible] Verbindung Goethe's.

durch Jenen das sehnsüchtige Liebestreben nach dem Höchsten, hier die befriedigte Liebe in der herrlichsten Gegenwart auszudrücken. Bei solchen Kontrasten läßt sich auf eine zarte, kaum den Augen bemerkbare Weise die Idee darstellen, von welcher wir eigentlich ergriffen sind.

IX. Matthäus, der Evangelist.

Diesen würden wir vorstellen als einen ernsten, stillen Mann von entschieden ruhigem Charakter. Ein Genius, wie ihm ja immer zugetheilt wird,*) hier aber in Knabengestalt, würde ihm beigesellt, der in flach erhobener Arbeit eine Platte ausmeißelt, auf deren sichtbarem Theil man die Verehrung des auf der Mutter Schooße sitzenden Jesuskindlein durch einen König, im Fernen durch einen Hirten mit Andeutungen von folgenden zu sehen hätte. Der Evangelist, ein Täfelchen in der Linken, einen Griffel in der Rechten, blickt heiter aufmerksam nach dem Vorbilde, als Einer, der augenblicklich niederschreiben will. Wir sehen diese Gestalt mit ihrer Umgebung auf mannichfaltige Weise freudig im Geiste.

Wir betrachten überhaupt Diesen dem Sinne nach als das Gegenbild von Moses und wünschen, daß der Künstler diesen Geistes hier Gesetz und Evangelium in Kontrast bringe; Jener hat die schon eingegrabenen starren Gebote im Urstein, Dieser ist im Begriff, das lebendige Ereigniß leicht und schnell aufzufassen. Jenem möchte ich keinen Gesellen geben, denn er erbeit seine Tafeln unmittelbar aus der Hand Gottes; bei Diesem aber kann, wenn man allegorisiren will, der Genius die Ueberlieferung vorstellen, durch welche eine dergleichen Kunde erst zu dem Evangelisten mochte gekommen sein.

X.

Diesen Platz wollen wir dem **Hauptmann von Kapernaum** gönnen; er ist einer der ersten Gläubigen, der von dem hohen Wundermanne Hilfe fordert, nicht für sich noch einen Blutsverwandten, sondern für den treusten, willfährigsten Diener. Es liegt hierin etwas so Zartes, daß wir wünschten, es möchte mitempfunden werden.

*) So z. B. in den Darstellungen von Joh. Jakob von Sandrart und von Francesco Rivalta.

Da bei dem ganzen Vorschlag eigentlich Mannichfaltigkeit zugleich beabsichtigt ist, so haben wir hier einen römischen Hauptmann in seinem Kostüme, der sich trefflich ausnehmen wird. Wir verlangen nicht gerade, daß man ihm ausdrücklich ansehe, was er bringt und will; es ist uns genug, wenn der Künstler einen kräftig verständigen und zugleich wohlwollenden Mann darstellt.

XI. Maria Magdalena.

Diese würde ich sitzend oder halb gelehnt dargestellt wünschen, aber weder mit einem Todtenkopf noch einem Buche beschäftigt; ein zu ihr gesellter Genius müßte ihr das Salbfläschchen verweisen, womit sie die Füße des Herrn geehrt, und sie sähe es mit frommem, wohlgefälligem Behagen an. Diesen Gedanken haben wir schon in einer allerliebsten Zeichnung ausgeführt gesehen, und wir glauben nicht, daß etwas Frommanmuthigeres zu denken sei.

XII. Paulus.

Der ernste, gewaltige Lehrer! Er wird gewöhnlich mit dem Schwerte vorgestellt, welches wir aber wie alle Marterinstrumente ablehnen und ihn lieber in der beweglichen Stellung zu sehen wünschten Eines, der seinem Wort mit Mienen sowol als Geberde Nachdruck verleihen und Ueberzeugung erringen will. Er würde als Gegenstück von Jesaias, dem vor Gefahr warnenden Lehrer, dem die traurigsten Zustände vorauserblickenden Seher nicht gerade gegenüberstehen, aber doch in Bezug zu denken sein.

XIII. Petrus.

Diesen wünscht' ich nun auf das Geistreichste und Wahrhafteste behandelt.

Wir sind eben in eine Basilika hereingetreten, haben zu beiden Seiten in den Interkolumnien die zwölf Figuren im Allgemeinen erblickt, in der Mitte, in dem würdigsten Raum, den Einzelnen, Unvergleichbaren. Wir fingen bittersch auf unserer linken Hand an und betrachteten das Einzelne der Reihe nach.

In der Gestalt, Miene, Bewegung St. Peter's aber wünscht' ich Folgendes ausgedrückt. In der Linken hängt ihm ein kolossaler Schlüssel, in der Rechten trägt er den Gegenart, eben wie Einer, der im Begriff ist, auf- oder zuzuschließen. Diese Haltung, diese Miene recht wahrhaft auszudrücken, müßte einem achten Künstler die größte Freude machen. Ein ernster, forschen-

der Blick würde gerade auf den Eintretenden gerichtet ſein, ob er denn auch ſich hierher zu wagen berechtigt ſei, und dadurch würde zugleich dem Scheidenden die Warnung gegeben, er möge ſich in Acht nehmen, daß nicht hinter ihm die Thüre für immer zugeſchloſſen werde.

Wiederaufnahme.

Ehe wir aber wieder hinaustreten, drängen ſich uns noch folgende Betrachtungen auf. Hier haben wir das Alte und Neue Teſtament, jenes vorbildlich auf Chriſtum deutend, ſodann den Herrn ſelbſt in ſeine Herrlichkeit eingehend und das Neue Teſtament ſich in jedem Sinne auf ihn beziehend. Wir ſehen die größte Mannichfaltigkeit der Geſtalten und doch immer, gewiſſermaßen paarweiſe, ſich auf einander beziehend, ohne Zwang und Anforderung, Adam auf Noah, Moſes auf Matthäus, Jeſaias auf Paulus, Daniel auf Johannes; David und Magdalena möchten ſich unmittelbar auf Chriſtum ſelbſt beziehen, Jener ſtolz auf ſolch einen Nachkommen, Dieſe durchdrungen von dem allerſchönſten Gefühle, einen würdigen Gegenſtand für ihr liebevolles Herz gefunden zu haben. Chriſtus ſteht allein im geiſtigſten Bezug zu ſeinem himmliſchen Vater. Den Gedanken, ihn darzuſtellen, wie die Grabestücher von ihm wegſinken, haben wir ſchon benutzt gefunden; aber es iſt nicht die Frage, neu zu ſein, ſondern das Gehörige zu finden oder, wenn es gefunden iſt, es anzuerkennen.

Es iſt offenbar, daß bei der Fruchtbarkeit der Bildhauer ſie nicht immer glücklich in der Wahl ihrer Gegenſtände ſind; hier werden ihnen viele Figuren geboten, deren jede einzeln werth iſt des Unternehmens; und ſollt' auch das Ganze, im Großen ausgeführt, nur der Einbildungskraft anheimgegeben werden, ſo wäre doch in Modellen mäßiger Größe mancher Ausſtellung eine anmuthige Mannichfaltigkeit zu geben. Der Verein, der dergleichen billigte, würde wahrſcheinlich Beifall und Zufriedenheit erwerben.

Würden mehrere Bildhauer aufgerufen, ſich nach ihrer Neigung und Fähigkeit in die einzelnen Figuren zu theilen, ſie in gleichem Maßſtab zu modelliren, ſo könnte man eine Ausſtellung machen, die in einer großen, bedeutenden Stadt gewiß nicht ohne Zulauf ſein würde.

Reizmittel in der bildenden Kunst.*)

Wenn wir uns genau beobachten, so finden wir, daß Bildwerke uns vorzüglich nach Maßgabe der vorgestellten Bewegung interessiren. Einzelne ruhige Statuen können uns durch hohe Schönheit fesseln, in der Malerei leistet dasselbe Ausführung und Prunk; aber zuletzt schreitet doch der Bildhauer zur Bewegung vor wie im Laokoon und der Neapolitanischen Gruppe des Stiers,**) Canova bis zur Vernichtung des Lichas***) und der Erdrückung des Zentauren. Diese folgereiche Betrachtung deuten wir nur an, um überzugehen zu Bemerkungen über die Schlange als Reizmittel in der bildenden Kunst.

Hiezu geben uns die Abgüsse der Stoschischen Sammlung†) Gelegenheit. Ohne Weiteres zählen wir die Beispiele her:

1. Ein Adler; er steht auf dem rechten Fuße, um den sich eine Schlange gewickelt hat, deren oberer Theil drohend hinter dem linken Flügel hervorragt; der edle Vogel schaut nach derselben Seite und hat auch die linke Klaue aufgehoben im Vertheidigungszustand. Ein köstlicher Gedanke und vollkommene Komposition.

2. Eine geistreiche Darstellung, eine Art von Parodie††) auf die erste. Ein Hahn, so anmaßlich, als ihn die Alten darzustellen pflegen, tritt mit dem linken Fuße auf den Schwanz einer Schlange, die sich parallel mit ihm als Gegnerin drohend emporhebt. Er scheint nicht im Mindesten von der Gefahr gerührt, sondern trotzt dem Gegner mit geschwollenem Kamm.

3. Ein Storch, der sich niederbückend eine kleinere Schlange zu fassen, zu verschlingen bereitet, wo also dies Gewürm nur als Nahrungsmittel Appetit und Bewegung erregt.

*) Goethe's Nachgelassene Werke, Bd. IV. 1832. T./H. S. 214 ff.

**) Der bekannte Farnesische Stier in Neapel.

***) Berühmte Statue des rasenden Herkules, der den Lichas ins Meer schleudert.

†) Siehe S. 216 dieses Bandes und die entsprechende Note.

††) Vgl. Bd. XXIX. S. 199.

4. Ein Stier im vollen Lauf, gleichsam fliehend; mitten von der Erde erhebt sich eine Schlange, seine Weichen bedrohend. Köstlich gedacht und allerliebst ausgeführt.

5. Ein uralt griechischer geschnittener Stein in meinem Besitz.*) Ein gehelmter Held, dessen Schild an der Seite steht, dessen rechter Fuß von einer Schlange umwunden ist, beugt sich, um sie zu fassen, sich von ihr zu befreien.

Alterthumsforscher wollten hierin den Herkules sehen, welcher wol auch gerüstet vorgestellt würde, ehe er den Nemeischen Löwen erlegt und sich alsdann halbnackt als kunstgemäßer Gegenstand dem bildenden Künstler darbot.

Unter den mir bekannten Gemmen findet sich dieser oder ein ähnlicher Gegenstand nicht behandelt.

6. Das Höchste dieser Art möchte denn wol der Laokoon sein, wo zwei Schlangen sich mit drei Menschengestalten herumkämpfen; jedoch wäre über ein so allgemein Bekanntes wol nichts weiter hinzuzufügen.

*) Vgl. Schuchardt, Goethe's Kunstsammlungen, II. S. 6. Nr. 29: „Onyx von zwei Lagen. Philoktet mit Mantel und Schwert, stehend, faßt mit beiden Händen die Schlange, die seinen linken Fuß zweimal umschlungen hat."

Homer's Apotheose.*)

Ein antikes Basrelief, gefunden in der Hälfte des 17ten Jahrhunderts zu Marino auf den Gütern des Fürsten Colonna in den Ruinen der Villa des Kaisers Claudius, zu unserer Zeit in dem Palast Colonna noch vorhanden, stellt den alten Homer dar, wie ihm göttliche Ehre bewiesen wird. Wir sind aufs Neue aufmerksam darauf geworden durch einige Figuren dieser Vorstellung, deren Abgüsse uns durch Freundeshand zugekommen.

Um sich den Sinn dessen, was wir zu sagen gedenken, sicherer zu entwickeln, betrachte man eine Abbildung von dem Florentiner Galestruzzi,**) im Jahr 1656 gezeichnet und gestochen. Sie findet sich in Kircher's „Latium“***) bei der 86sten Seite und in Cuper's Werke†) gleich zu Anfang; sie giebt uns einen hinreichenden Begriff von diesem wichtigen Alterthum; denn Galestruzzi hatte für solche Nachbildungen genugsame Geschicklichkeit, welche dem Kunstliebhaber schon bekannt ist durch ähnliche nach Polydor††) radirte Blätter, z. B. den Untergang der Familie Niobe, nicht weniger durch die Kupfer zu Agostini „Gemme antiche figurate“.

Da in einem problematischen Falle eines Jeden Meinung sich nach Belieben ergehen darf, so wollen wir ohne weitläufige

*) Goethe's Nachgelassene Werke, Bd. IV. 1832. S. 203 ff. — Die hier gegebenen Motive sind — wenigstens zum Theil — in dem berühmten gleichnamigen Plafond von Ingres in Louvre benutzt.

**) Giovanni Battista Galestruzzi lebte von 1618 bis nach 1661; von ihm führt Bartsch in dem 20sten Bande seite 333 Blätter namentlich auf.

***) Athanasius Kircher (1602–1680), ein als Archäolog und Kunstkenner angesehener Jesuit. Die hier genannte Schrift heißt „Latium vetus et nov[us]“.

†) Homeri apotheosis vel Consecratio Homeri e lapide antiquissimo, in quo pomparum principis Homeri consecratio . . Commentar. illustr. a Gisberto Cupero. Amst. 1683.

††) Polidoro da Caravaggio. Ueber ihn s. die dritte Note zu S. 175 dieses Bandes.

Wiederholung dessen, was hierüber bisher gedacht und gestritten worden, unsere Auslegung kürzlich vortragen. Und hiebei sondern wir, was nach prüfender Betrachtung des Bildes, nach Lesung der darüber vorhandenen Schriften völlig klar geworden, und was zu erörtern allenfalls noch übrig geblieben wäre.

Klar ist, mit beigefügten Worten bestimmt und ausgelegt, die vor einem abgeschlossenen Vorhang-grunde als in einem Heiligthum abgebildete göttliche Verehrung Homer's, auf dem untern Theile des Bildes. Er sitzt, wie wir sonst den Zeus abgebildet sehen, auf einem Sessel, jedoch ohne Lehnen, die Füße auf einem Schemel ruhend, den Zepter in der Linken, eine Rolle in der Rechten. Die Ilias und Odyssee knieen fromm an seiner Seite, hinter ihm Cumelia,*) die ihn bekränzt, Kronos, zwei Rollen in Händen; unter dem Schemel sind die Mäuslein**) nicht vergessen; Mythos als bekränzter Opferknabe mit Gießgefäß und Schale, ein gebuckelter Stier im Hintergrunde; Historia streut Weihrauch auf den Altar; Poesis hält ein Paar Fackeln freudig in die Höhe; Tragodia, alt und würdig, Komödia, jung und anmuthig, heben ihre rechte Hand begrüßend auf, alle Viere gleichsam im Vorschreiten gebildet; hinter ihnen eine Turba stehend, aufmerksam, deren einzelne Figuren mehr durch die Inschriften als durch Gestalt und Beiwesen erklärt werden; und wo man Buchstaben und Schrift sieht, läßt man sich wol das Uebrige gefallen.

Aber von oben herunter darf man, auch ohne Namen und Inschrift, die Vorstellung nicht weniger für klar halten.

Auf der Höhe des Berges Zeus sitzend, den Zepter in der Hand, den Adler zu Füßen; Mnemosyne***) hat eben von ihm die Erlaubniß zur Vergötterung ihres Lieblings erhalten, er mit rückwärts über die Schulter ihr zugewandtem Gesicht scheint mit göttlicher Gleichgiltigkeit den Antrag bejaht zu haben; die Mutter alles Dichtens aber, im Begriff sich zu entfernen, schaut ihn mit auf die Hüfte gestütztem rechten Arm gleichfalls über die Schulter an, als wenn sie ihm nicht besonders dankte für das, was sich von selbst verstehe.

*) Sonst nicht nachweisbare Personifikation des schönen Gesanges.

**) Mit Beziehung auf die Batrachomyomachie, die nach älterer Auffassung Homer zugeschrieben wurde.

***) Schon nach Hesiod (Theogon., V. 52 u. 915) und nach dem pseudo-Homerischen Hymnos auf Merkur (V. 429) die Mutter der Musen.

Eine jüngere Muse, lindlich munter hinabspringend, verkündet's freudig ihren sieben*) Schwestern, welche, auf den beiden mittleren Planen sitzend und stehend, mit dem, was oben vorging, beschäftigt scheinen. Sodann erblickt man eine Höhle, daselbst Apollo Musagetes**) in herkömmlich langem Sängerkleide, welcher ruhig aufmerksam dastebt, neben ihm Bogen und Pfeile über ein glockenförmiges Gefäß gelehnt.

So weit nun können wir uns für aufgeklärt halten und stimmen mit den bisherigen Auslegern meistentheils hierin überein. Von oben herein wird nämlich das göttliche Patent ertheilt und den beiden mittleren Reihen publizirt; das unterste vierte, von uns schon beschriebene Feld aber stellt die wirkliche, obgleich poetisch-symbolische Verleihung der zugestandenen hohen Ehre dar.

Problematisch bleiben uns jedoch noch zwei Figuren in dem rechten Winkel der zweiten Reihe von unten. Auf einem Piedestal steht eine Figur, gleichsam als Statue eines mit gewöhnlichem Unterkleid und vierzipfligem Mantel angethanen Mannes von mittlerem Alter; Füße und Hände sind nackt, in der Rechten hält er eine Papier- oder Pergamentrolle, und über seinem Haupte zeigt sich der obere Theil eines Dreifußes, dessen Gestell jedoch, ganz gegen die Eigenthümlichkeit einer solchen Maschine, bis zu den Füßen des Mannes heruntergeht.

Die früheren Erklärungen dieser Figur können in einigen diesem Gegenstand gewidmeten Schriften nachgelesen werden; wir aber behaupten, es sei die Abbildung eines Dichters, der sich einen Dreifuß durch ein Werk, wahrscheinlich zu Ehren Homer's, gewonnen und zum Andenken dieser für ihn so wichtigen Begebenheit sich hier als den Widmenden vorstellen lasse.

---

*) Man würde „acht" erwarten; denn Mnemosyne darf nicht mitgerechnet werden.

**) Vgl. Propertius' Elegien, II 30, 16: „Pythius in longa carmina veste sonat" — also im Sinne von Apollo's Darstellung als Kitharöden von Skopas, die uns noch erhalten ist.

XVIII.

Paraboliſch.

Der Tänzerin Grab.*)

Das entdeckte Grab iſt wol für das Grab einer vortrefflichen Tänzerin zu halten, welche zum Verdruß ihrer Freunde und Bewunderer zu früh von dem Schauplatz geſchieden. Die drei Bilder muß ich als zyklisch, als eine Trilogie, anſehn. Das kunſtreiche Mädchen erſcheint in allen dreien, und zwar im erſten die Gäſte eines begüterten Mannes zum Hochgenuß des Lebens entzückend; das zweite ſtellt ſie vor, wie ſie im Tartarus, in der Region der Verweſung und Halbvernichtung, kümmerlich ihre Künſte fortſetzt; das dritte zeigt ſie uns, wie ſie, dem Schein nach wiederhergeſtellt, zu jener ewigen Schattenſeligkeit gelangt iſt. Das erſte und letzte Bild erlauben keine andere Auslegung; die des mittleren ergiebt ſich mir aus jenen beiden.

Es wäre kaum nöthig, dieſe ſchönen Kunſtprodukte noch beſonders durchzugehn, da ſie für ſich zu Sinn, Gemüth und Kunſtgeſchmack ſo deutlich reden. Allein man kann ſich von etwas Liebenswürdigem ſo leicht nicht loswinden, und ich ſpreche daher meine Gedanken und Empfindungen mit Vergnügen aus, wie ſie ſich mir bei der Betrachtung dieſer ſchönen Gebilde immer wieder erneuern.

Die erſte Tafel zeigt die Künſtlerin als den höchſten lebendigſten Schmuck eines Gaſtmahls, wo Gäſte jedes Alters mit Erſtaunen auf ſie ſchauen. Unverwandte Aufmerkſamkeit iſt der größte Beifall, den das Alter geben kann, das, ebenſo empfänglich als die Jugend, nicht ebenſo leicht zu Aeußerungen gereizt

*) Dieſer Aufſatz iſt eigentlich ein Brief, den Goethe am 28. April 1812 an den Rath und Direktor Sickler zu Hildburghauſen richtete, ein von demſelben neu entdecktes Grabmal zu Cumä betreffend. In dieſer Geſtalt wurde er zuerſt veröffentlicht in den „Curioſitäten der phyſiſch-literariſch-artiſtiſch-hiſtoriſchen Vor- und Mitwelt zur angenehmen Unterhaltung für gebildete Leſer. — Weimar, im Verlage des Herzoglich Sächſiſchen privilegirten Landes-Induſtrie-Comptoirs". 1812. III. Stück S. 195—202. — Später wurde der Brief mit einigen, namentlich die Briefform tilgenden Auslaſſungen und ſtiliſtiſchen Veränderungen in die „Nachgelaſſenen Werke", Bd. IV. 1832. T.-A. S. 194 ff., aufgenommen.

wird. Das mittlere Alter wird schon seine Bewunderung in leichter Handbewegung auszudrücken angeregt, so auch der Jüngling; doch dieser beugt sich überdies empfindungsvoll zusammen, und schon fährt der Jüngste der Zuschauer auf und beklatscht die wahrgenommenen Tugenden wirklich.

Vom Effekte, den die Künstlerin hervorgebracht und der uns in seinen Abstufungen zuerst mehr angezogen als sie selbst, wenden wir uns nun zu ihr und finden sie in einer von jenen gewaltsamen Stellungen, durch welche wir von lebenden Tänzerinnen so höchlich ergetzt werden. Die schöne Beweglichkeit der Uebergänge, die wir an solchen Künstlerinnen bewundern, ist hier für einen Moment fixirt, so daß wir das Vergangene, Gegenwärtige und Zukünftige zugleich erblicken und schon dadurch in einen überirdischen Zustand versetzt werden. Auch hier erscheint der Triumph der Kunst, welche die gemeine Sinnlichkeit in eine höhere verwandelt, so daß von jener kaum eine Spur mehr zu finden ist.

Daß die Künstlerin sich als ein Bacchisches Mädchen darstellt und eine Reihe Stellungen und Handlungen dieses Charakters abzuwickeln in Begriff ist, daran läßt sich wol nicht zweifeln. Auf dem Seitentische stehen Geräthschaften, die sie braucht, um die verschiedenen Momente ihrer Darstellung mannichfaltig und bedeutend zu machen, und die hinten über schwebende Büste*) scheint eine helfende Person anzudeuten, die der Hauptfigur die Requisiten zureicht und gelegentlich einen Statisten macht; denn mir scheint Alles auf einen Soletanz angelegt zu sein.

Ich gehe zum zweiten Blatt. Wenn auf dem ersten die Künstlerin uns reich und lebensvoll, üppig, beweglich, graziös, wellenhaft und fließend erschien, so sehen wir hier in dem traurigen lemurischen Reiche von Allem das Gegentheil. Sie hält sich zwar auf einem Fuße, allein sie drückt den andern an den Schenkel des erstern, als wenn er einen Halt suchte. Die linke Hand stützt sich auf die Hüfte, als wenn sie für sich selbst nicht Kraft genug hätte; man findet hier die unästhetische Kreuzesform, die Glieder gehen im Zickzack, und zu dem wunderlichen Ausdruck muß selbst der rechte aufgehobene Arm beitragen, der sich zu einer sonst graziös gewesenen Stellung in

*) Es ist eine im Grunde rechts sichtbare Büste, wie hinter Wolken, wie es in antiken Bildwerken öfter vorkommt. — Schuchardt.

Bewegung ſetzt. Der Standfuß, der aufgeſtützte Arm, das angeſchloſſene Knie, Alles giebt den Ausdruck des Stationären, des Beweglich-Unbeweglichen — ein wahres Bild der traurigen Lemuren, denen noch ſo viel Muskeln und Sehnen übrig bleiben, daß ſie ſich kümmerlich bewegen können, damit ſie nicht ganz als durchſichtige Gerippe erſcheinen und zuſammenſtürzen.

Aber auch in dieſem widerwärtigen Zuſtande muß die Künſtlerin auf ihr gegenwärtiges Publikum noch immer belebend, noch immer anziehend und kunſtreich wirken. Das Verlangen der herbeieilenden Menge, der Beifall, den die ruhig Zuſchauenden ihr widmen, ſind hier in zwei Halbgeſpenſtern ſehr köſtlich ſymboliſirt. Sowol jede Figur für ſich als alle drei zuſammen komponiren vortrefflich und wirken in einem Sinne zu einem Ausdruck. — Was iſt aber dieſer Sinn, was iſt dieſer Ausdruck?

Die göttliche Kunſt, welche Alles zu veredeln und zu erhöhen weiß, mag auch das Widerwärtige, das Abſcheuliche nicht ablehnen. Eben hier will ſie ihr Majeſtätsrecht gewaltig ausüben; aber ſie hat nur einen Weg, dies zu leiſten: ſie wird nicht Herr vom Häßlichen, als wenn ſie es komiſch behandelt,*) wie denn ja Zeuxis ſich über ſeine eigne, ins Häßlichſte gebildete Hekuba zu Tode gelacht haben ſoll.**)

Eine Künſtlerin, wie dieſe war, mußte ſich bei ihrem Leben in alle Formen zu ſchmiegen, alle Rollen auszuführen wiſſen, und Jedem iſt aus Erfahrung bekannt, daß uns die komiſchen und neckiſchen Exhibitionen ſolcher Talente oft mehr aus dem Stegreife ergetzen als die ernſten und würdigen bei großen Anſtalten und Anſtrengungen.

Bekleide man dieſes gegenwärtige lemuriſche Scheuſal mit weiblich jugendlicher Muskelfülle, man überziehe ſie mit einer blendenden Haut, man ſtatte ſie mit einem ſchicklichen Gewand aus, welches jeder geſchmackvolle Künſtler unſerer Tage ohne Anſtrengung ausführen kann, ſo wird man eine von jenen komiſchen Poſituren ſehen, mit denen uns Harlekin und Kolombine unſer Leben lang zu ergetzen wußten. Verfahre man auf dieſelbe Weiſe mit den beiden Nebenfiguren, und man wird

*) Man vergl. die ausführliche Behandlung dieſes Satzes in Leſſing's „Laokoon", namentlich Abſchn. XXIV. u. XXV.

**) Unter den zahlreichen Werken des Zeuxis wird auch ein „altes Weib" namhaft gemacht, die Einige als „Hekuba" erklärt haben. Die Erzählung über Zeuxis' Tod ſtammt aus Feſtus.

finden, daß hier der Pöbel gemeint sei, der am Meisten von solcherlei Vorstellungen angezogen wird.

Es sei mir verziehen, daß ich hier weitläufiger, als vielleicht nöthig wäre, geworden; aber nicht Jeder würde mir gleich auf den ersten Anblick diesen antiken humoristischen Geniestreich zugeben, durch dessen Zauberkraft zwischen ein menschliches Schauspiel und ein gemeines Trauerspiel eine lemurische Posse, zwischen das Schöne und Erhabene ein Fratzenhaftes hineingebildet wird. Jedoch gestehe ich gern, daß ich nicht leicht etwas Bewundernswürdigeres finde als das ästhetische Zusammenstellen dieser drei Zustände, welche Alles enthalten, was der Mensch über seine Gegenwart und Zukunft wissen, fühlen, wähnen und glauben kann.

Das letzte Bild wie das erste spricht sich von selbst aus. Charon hat die Künstlerin in das Land der Schatten hinübergeführt, und schon blickt er zurück, wer allenfalls wieder abzuholen drüben stehen möchte. Eine den Todten günstige und daher auch ihr Verdienst in jenem Reiche des Vergessens bewahrende Gottheit blickt mit Gefallen auf ein entfaltetes Pergamen, worauf wol die Rollen verzeichnet stehen mögen, in welchen die Künstlerin ihr Leben über bewundert werden; denn wie man den Dichtern Denkmale setzte, wo zur Seite ihrer Gestalt die Namen der Tragedien verzeichnet waren, sollte der praktische Künstler sich nicht auch eines gleichen Vorzugs erfreuen?

Besonders aber diese Künstlerin, die, wie Orion seine Jagden,*) so ihre Darstellungen hier fortsetzt und vollendet. Cerberus schweigt in ihrer Gegenwart; sie findet schon wieder neue Bewunderer, vielleicht schon ehemalige, die ihr zu diesen verborgenen Regionen vorausgegangen. Ebenso wenig fehlt es ihr an einer Dienerin; auch hier folgt ihr eine nach, welche, die ehemaligen Funktionen fortsetzend, den Shawl für die Herrin bereit hält. Wunderschön und bedeutend sind diese Umgebungen gruppirt und disponirt, und doch machen sie, wie auf den vorigen Tafeln, blos den Rahmen zu dem eigentlichen Bilde, zu der Gestalt, die hier wie überall entscheidend hervortritt. Gewaltsam erscheint sie hier in einer mänadischen Bewegung, welche wol die letzte sein mochte, womit eine solche Bacchische Darstellung beschlossen wurde, weil drüber hinaus Verzerrung liegt.

*) Zu sehen in der Urania, XI. 372–373.

Die Künstlerin scheint mitten durch den Kunstenthusiasmus, welcher sie auch hier begeistert, den Unterschied zu fühlen des gegenwärtigen Zustandes gegen jenen, den sie so eben verlassen hat. Stellung und Ausdruck sind tragisch, und sie könnte hier ebenso gut eine Verzweifelnde als eine vom Gott mächtig Begeisterte vorstellen. Wie sie auf dem ersten Bilde die Zuschauer durch ein absichtliches Wegwenden zu necken schien, so ist sie hier wirklich abwesend; ihre Bewunderer stehen vor ihr, klatschen ihr entgegen, aber sie achtet ihrer nicht, aller Außenwelt entrückt, ganz in sich selbst hineingeworfen. Und so schließt sie ihre Darstellung mit den zwar stummen, aber pantomimisch genugsam deutlichen, wahrhaft heidnisch-tragischen Gesinnungen, welche sie mit dem Achill der Odyssee*) theilt, daß es besser sei, unter den Lebendigen als Magd einer Künstlerin den Sbawl nachzutragen, als unter den Todten für die Vortrefflichste zu gelten.

Sollte man mir den Vorwurf machen, daß ich zu viel aus diesen Bildern herauslese, so will ich die clausulam salutarem hier anhängen, daß, wenn man meinen Aufsatz nicht als eine Erklärung zu jenen Bildern wollte gelten lassen, man denselben als ein Gedicht zu einem Gedicht ansehen möge, durch deren Wechselbetrachtung wol ein neuer Genuß entspringen könnte.

Uebrigens will ich nicht in Abrede sein, daß hinter dem sinnlich-ästhetischen Vorhange dieser Bilder noch etwas Anderes verborgen sein dürfte, das, den Augen des Künstlers und Liebhabers entrückt, von Alterthumskennern entdeckt, zu tieferer Belehrung dankbar von uns aufzunehmen ist.

So vollkommen ich jedoch diese Werke dem Gedanken und der Ausführung nach erkläre, so glaube ich doch Ursache zu haben, an dem hohen Alterthum derselben zu zweifeln. Sollten sie von alten griechischen Kumanern**) verfertigt sein, so müßten sie vor die Zeiten Alexander's gesetzt werden, wo die Kunst noch nicht zu dieser Leichtigkeit und Geschmeidigkeit in allen Theilen ausgebildet war. Betrachtet man die Eleganz der Herkulanischen Tänzerin, so möchte man wol jenen Künstlern auch diese neu-

*) Vgl. XI. 489—491; die Verse sind natürlich für den vorliegenden Zweck verändert.

**) Cumä, die älteste hellenische Kolonie in Italien, von Euböischen Chalcidensern c. 1050 v. Chr. gegründet, war bis zu ihrer Eroberung durch die Kampaner 417 v. Chr. eine rein griechische Stadt geblieben.

gefundenen Arbeiten zutrauen, um so mehr, als unter jenen Bildern solche angetroffen werden, die in Absicht der Erfindung und Zusammenbildung den gegenwärtigen wohl an die Seite gestellt werden können.

Die in dem Grabe gefundenen griechischen Wortfragmente scheinen mir nicht entscheidend zu beweisen, da die griechische Sprache den Römern so geläufig, in jenen Gegenden von Alters her einheimisch und wol auch auf neueren Monumenten in Brauch war. Ja, ich gestehe es, jener lemurische Scherz will mir nicht ächt griechisch vorkommen; vielmehr möchte ich ihn in die Zeiten setzen, aus welchen die Philostrate ihre Halb- und Ganzfabeln, dichterische und rednerische Beschreibungen hergenommen.

Zwei antike weibliche Figuren,*)

welche in ihrem vollkommenen Zustand nicht gar einen römischen Palm hoch mögen gewesen sein, gegenwärtig des Kopfes und des untern Theils der Füße ermangelnd, von gebranntem Thon, in meinem Besitz.**) Von diesen wurden Zeichnungen nach Rom an die dortigen Alterthumsforscher gesendet mit nachstehendem Aufsatz.

Die beiden Zeichnungen mit schwarzer Kreide sind Nachbildungen von zwei, wie man sieht, sehr beschädigten antiken Ueberbleibseln aus gebranntem Thon, beinahe völlig Relief, von gleicher Größe, aber ursprünglich schon nur zur Hälfte gebildet, indem die Rückseite fehlt, wie sie denn scheinen in die Wand eingemauert gewesen zu sein. Sie stellen Frauen vor in anständiger Kleidung, die Gewänder von gutem Stil. Die eine hält ein Thierchen im Arm, welches man mit einiger Aufmerksamkeit für ein Ferkelchen erkennt, und wenn sie es als ein Lieblingsbündchen behandelt, so hat die andere ein gleiches Geschöpf bei den Hinterbeinen gefaßt und läßt es vor sich herunterhängen, wodurch schon eher die Vermuthung erregt wird, es seien diese Thiere zu irgend einem Opferfest aufgefaßt.

Nun ist bekannt,***) daß bei den der Ceres geweihten Festen auch Saugschweinchen vorkamen, und man konnte, daß diese beiden Figuren auf solche Umstände und Gelegenheiten hindeuten, wol den Gedanken fassen.

Herr Baron von Stackelberg†) hat sich hierüber näher geäußert, indem er die Erfahrung mittheilte, daß, wenn wirklich

*) Goethe's Nachgelassene Werke, Bd. IV. 1832. T.-A. S. 211 ff.

**) Vgl. Schuchardt, Goethe's Kunstsammlungen, II. S. 332. Nr. 64: „Zwei häusliche Idole: Ceres mit dem Ferkel, einmal auf dem Arm, einmal in der herabhängenden Hand an den Hinterfüßen haltend. Sturze in gebrannter Erde, Kopf und Füße fehlen. 6 Z. h."

***) Schweine, welche auch in der Sage von Triptolemos, dem Stifter der Eleusinischen Mysterien, eine Rolle spielen, waren gewöhnliche Opfer für die Demeter oder Ceres.

†) Gelehrter Kunst- und Alterthumsforscher (1797—1837) für Italien sowol als Griechenland.

Ferkelchen der Göttin dargebracht wurden, wel auch solche von unvermögenderen Personen im Bilde möchten angenommen worden sein. Ja er bezeugte, daß man in Griechenland Reste von solchen Fabriken entdeckt habe, wo noch dergleichen fertige Votivbilder mit ihren Formen seien gefunden worden.

Ich erinnere mich nicht im Alterthum einer ähnlichen Vorstellung, außer daß ich glaube, es sei auf dem Braunschweigischen berühmten Onyxgefäße die erste darbringende Figur gleichfalls mit einem Schweinchen, welches sie an den Hinterfüßen trägt, vorgestellt.

Die römischen verbundenen Alterthumskenner werden sich bei ihrer weiten Umsicht wol noch manches andern Falls erinnern und uns darüber aufzuklären wissen. Ich bitte nur um Verzeihung, wenn ich Käuze nach Athen zu tragen*) mir diesmal sollte angemaßt haben.

Ein drittes Blatt, welches ich beifüge, ist eine Durchzeichnung nach einem Pompejanischen Gemälde.**) Mir scheint es eine festliche Tragbahre zu sein, aus irgend einem Feierzuge, wo die Handwerker nach ihren Hauptabteilungen aufgetreten. Hier sind die Holzarbeiter vorgestellt, wo sich sowol der gewöhnliche Tischer, der Brettspalter, als der Bildschnitzer hervortun. Die auf dem Boden liegende Figur mag ich mir als ein unvollendetes Schnitzwerk einer menschlichen Gestalt vorstellen; der hinterwärts gestreckte linke Arm möchte noch nicht eingerichtet sein, der über dem Kopf hervorragende Stift ist vielleicht zu dessen Befestigung bestimmt. Der über dem Körper stehende nachdenkende Künstler hat irgend ein schneidendes Instrument zu seinen Zwecken in der Hand. Es kommt nun darauf an, ob erfahrne Kenner unter den vielen festlichen Aufzügen des Alterthums eine solche Art Handlung auffinden werden oder schon aufgefunden haben.

In der neuern Zeit ergab sich etwas Aehnliches, daß in einer nordamerikanischen Stadt, ich glaube Boston, die Handwerker mit großem Festapparat vor einigen Jahren einen solchen Umzug durchgeführt.

---

*) Sprichwörtlicher Ausdruck zur Bezeichnung eines überflüssigen Thuns; so bei Aristophanes (Aves, v. 301): „Τὸν γλαῦκ' Ἀθήναζ ἔχειν."

**) Was Goethe von solchen besaß, s. Schuchardt, Kunstsammlungen, II. S. 222, Nr. 69, u. S. 223, Nr. 72.

Roma sotterranea

di Antonio Bosio Romano.*)

Vorgemeldetes Buch ſchlugen wir nach, um zu erfahren, inwiefern die perſönliche Geſtalt des Widmenden oder ſonſt Betheiligten mit in die bildlichen Darſtellungen eingreife, welche ſowol an Sarkophagen als an Grabeswänden plaſtiſch und maleriſch uns aufbewahrt ſind.

Ebenſo wie wir bei den römiſch-heidniſchen Gräbern geſehen haben, finden ſich Halbfiguren mit beiden Armen, entweder allein oder zu zweien, Mann und Frau, Vater und Sohn, ſodann auch nach alter heidniſcher Weiſe an Familientiſchen mit beſonders großen Weingefäßen.

Mit ausgeſtreckten Armen als Betende kommen beſonders Frauen vielfach vor, meiſt allein, ſodann aber auch mit Aſſiſtenten.

Vielleicht ſind ſie auch als Mithandelnde in den bibliſchen Geſchichten dargeſtellt, als Theilnehmende an den heilſamen Wundern, wie denn hie und da knieende und dankende Figuren vorkommen. Offenbar aber ſind ſie perſönlich als Widmende vorgeſtellt in kleinen Manns- und Frauens-Figuren zu Chriſti Füßen, der auf einem Berge ſteht, aus welchem die vier paradieſiſchen Quellen entſpringen. Dergleichen ſind zu ſehen Seite 67, 69, 75, 85 und 87.

Gleichfalls offenbar kommen ſie als Handwerker und Arbeitende vor, am Oftſten als Cavatori, als Grabhöhlengräber, welche wahrſcheinlich als Handarbeiter mitunter zugleich Architekten waren, wie man aus den kunſtgemäß ausgehauenen Grabgewölben gar wohl zu erkennen hat. Mag nun ſein, daß ſie ſich ſelbſt auch ihre Grabhöhlen aushöhlten und nicht allein

*) Das Werk ſelbſt, welches Goethe ſchon während ſeines zweiten Aufenthalts in Rom bei Gelegenheit ſeines Beſuches der Katakomben vielfach zu Rathe gezogen hatte, iſt in zwei Ausgaben, Folio und Quart, 1632 und 1650, erſchienen. — Der erſte Druck dieſes Aufſatzes findet ſich in den „Nachgelaſſenen Werken", Bd. IV. 1832. T. 2. S. 209 ff.

Andern, sondern auch sich und den Übrigen diesen frommen Dienst leisten wollten, oder daß ihnen aus sonst einer Ursache erlaubt gewesen, sich dieses Denkmal in fremden Grabwohnungen zu stiften, genug, sie erscheinen mit Picken, Hacken und Schaufeln, und die Lampe fehlt nicht.

Bedenken wir nun, wie groß die Innung dieser Cavatori muß gewesen sein, da sie denn doch immerfort als Bewohner und Erbauer dieser unterirdischen Stadt anzusehen sind, ferner daß sie mit Architekten, Bildhauern, Malern in fortwährender thätiger Berührung blieben, so überzeugt man sich leicht, daß das Handwerk, welches nur für die Todten lebte, sich den Vorzug der Erinnerung vor den übrigen Lebendigen wol anmaßen durfte. Wir bemerken deshalb nur im Vorübergehen und ohne Gewicht darauf zu legen, daß vielleicht hie und da ein Musiker, ein Fischer, ein Gärtner auch wol auf seine Person und sein Geschäft habe anspielen lassen.

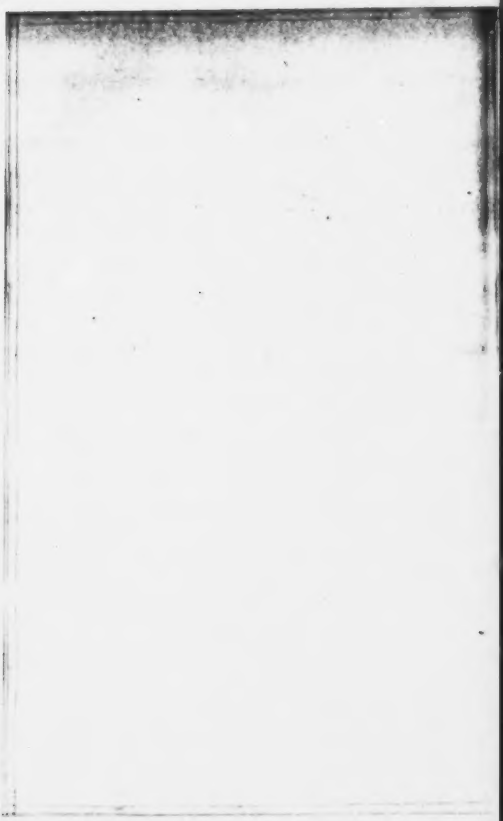

Die Externsteine.*)

An der südwestlichen Grenze der Grafschaft Lippe zieht sich ein langes, waldiges Gebirg hin, der Lippische Wald, sonst auch der Teutoburger Wald genannt, und zwar in der Richtung von Südost nach Südwest; die Gebirgsart ist bunter Sandstein. An der nordöstlichen Seite gegen das flache Land zu, in der Nähe der Stadt Horn am Ausgange eines Thales, stehen, abgesondert vom Gebirg, drei bis vier einzelne senkrecht in die Höhe strebende Felsen, ein Umstand, der bei genannter Gebirgsart nicht selten ist. Ihre ausgezeichnete Merkwürdigkeit erregte von den frühsten Zeiten Ehrfurcht; sie mochten dem heidnischen Gottesdienst gewidmet sein und wurden sodann dem christlichen geweiht. Der kompakte, aber leicht zu bearbeitende Stein gab Gelegenheit, Einsiedeleien und Kapellen auszuhöhlen, die Feinheit des Korns erlaubte sogar Bildwerke darin zu arbeiten. An dem ersten und größten dieser Steine ist die Abnahme Christi vom Kreuz in Lebensgröße halberhaben in die Felswand eingemeißelt.

Eine treffliche Nachbildung dieses merkwürdigen Alterthums verdanken wir dem königlich preußischen Hofbildhauer Herrn Rauch, welcher dasselbe im Sommer 1823 gezeichnet, und erwehrt man sich auch nicht des Vermuthens, daß ein zarter Hauch der Ausbildung dem Künstler des neunzehnten Jahrhunderts angehöre, so ist doch die Anlage selbst schon bedeutend genug, deren Verdienst einer früheren Epoche nicht abgesprochen werden kann.

Wenn von solchen Alterthümern die Rede ist, muß man immer vorausſagen und ſetzen, daß von der christlichen Zeitrechnung an die bildende Kunst, die sich im Nordwesten niemals hervorthat, nur noch im Südosten, wo sie ehemals den höchsten Grad erreicht, sich erhalten, wiewol nach und nach verschlechtert habe. Der Byzantiner hatte Schulen oder vielmehr Gilden der Malerei, der Mosaik, des Schnitzwerks; auch wurzelten diese

*) Ueber Kunst und Alterthum, V. Bandes 1. Heft. 1824. S. 190 ff

und rankten um so fester, als die christliche Religion eine von den Heiden ererbte Leidenschaft, sich an Bildern zu erfreuen und zu erbauen, unablässig fortbegte und daher dergleichen sinnliche Darstellungen geistiger und heiliger Gegenstände auf einen solchen Grad vermehrte, daß Vernunft und Politik empört sich dagegen zu sträuben anfingen, wodurch denn das größte Unheil entschiedener Spaltungen der morgenländischen Kirche bewirkt ward.

Im Westen war dagegen alle Fähigkeit, irgend eine Gestalt hervorzubringen, wenn sie je da gewesen, völlig verloren. Die eindringenden Völker hatten Alles, was in früherer Zeit dahin gewandert sein mochte, weggeschwemmt; eine öde, bildlose Landweite war entstanden; wie man aber, um ein unausweichliches Bedürfniß zu befriedigen, sich überall nach den Mitteln umsieht, auch der Künstler sich immer gern dahin begiebt, wo man sein bedarf, so konnte es nicht fehlen, daß nach einiger Beruhigung der Welt bei Ausbreitung des christlichen Glaubens zu Bestimmung der Einbildungskraft die Bilder im nördlichen Westen gefordert und östliche Künstler dahin gelockt wurden.

Ohne also weitläufiger zu sein, geben wir gerne zu, daß ein mönchischer Künstler unter den Schaaren der Geistlichen, die der erobernde Hof Karl's des Großen nach sich zog, dieses Werk könne verfertigt haben. Solche Techniker, wie noch jetzt unsere Stukkateren und Arabeskenmaler, führten Muster mit sich, wornach sie auch deshalb genau arbeiteten, weil die einmal gegebene Gestalt sich zu sicherem andächtigen Behuf immerfort identisch eindrücken und so ihre Wahrhaftigkeit bestärken sollte.

Wie dem nun auch sei, so ist das gegenwärtig in Frage stehende Kunstwerk seiner Art und Zeit nach gut, ächt und ein östliches Alterthum zu nennen, und da die östliche Abbildung Jedermann im Steindruck zugänglich sein wird, so wenden wir unsere Aufmerksamkeit zuerst auf die gestauchte Form des Kreuzes, die sich der gleichseitigen des griechischen annähert; sodann aber auf Sonn' und Mond, welche in den obern Winkeln zu beiden Seiten sichtbar sind und in ihren Scheiben zwei Kinder leben lassen, auf welchen besonders unsere Betrachtung ruht.

Es sind halbe Figuren mit gesenkten Köpfen, vorgestellt, wie sie große verhängende Verhänge halten, als wenn sie damit ihr Angesicht verbergen und ihre Thränen abtrocknen wollten.

Daß dieses aber eine uralte sinnliche Vorstellung der orientalischen Lehre, welche zwei Principien annimmt, gewesen sei,

erfahren wir durch Simplicius'*) Auslegung zu Epiktet, indem derſelbe im vierunddreißigſten Abſchnitt ſpottend ſagt: „Ihre Erklärung der Sonn- und Mondfinſterniſſe legt eine zum Erſtaunen hohe Gelehrſamkeit an den Tag; denn ſie ſagen, weil die Uebel, die mit dem Bau der Welt verflochten ſind, durch ihre Bewegungen viel Verwirrung und Aufruhr machen, ſo ziehen die Himmelslichter gewiſſe Vorhänge vor, damit ſie an jenem Gewühl nicht den mindeſten Theil nehmen, und die Finſterniſſe ſeien nichts Anders als dieſes Verbergen der Sonne oder des Mondes hinter ihrem Vorhang."

Nach dieſen hiſtoriſchen Grundlagen geben wir noch etwas weiter und bedenken, daß Simplicius mit mehreren Philoſophen aus dem Abendlande um die Zeit des Manes**) nach Perſien wanderte, welcher ein geſchickter Maler oder doch mit einem ſolchen verbündet geweſen zu ſein ſcheint, indem er ſein Evangelium mit wirkſamen Bildern ſchmückte und ihm dadurch den beſten Eingang verſchaffte. Und ſo wäre es wol möglich, daß ſich dieſe Vorſtellung von dort herſchriebe, da ja die Argumente des Simplicius gegen die Lehre von zwei Prinzipien gerichtet ſind.

Doch da in ſolchen hiſtoriſchen Dingen aus ſtrenger Unterſuchung immer mehr Ungewißheit erfolgt, ſo wollen wir uns nicht allzu feſt hierauf lehnen, ſondern nur andeuten, daß dieſe Vorſtellung des Externſteins einer uralten orientaliſchen Denkweiſe gemäß gebildet ſei.

Uebrigens hat die Komposition des Bildes wegen Einfalt und Adel wirkliche Vorzüge. Ein den Leichnam herablaſſender Theilnehmer ſcheint auf einen niedrigen Baum getreten zu ſein, der ſich durch die Schwere des Mannes umbog, wodurch denn die immer unangenehme Leiter vermieden iſt. Der Aufnehmende iſt anſtändig gekleidet, ehrwürdig und ehrerbietig hingeſtellt. Vorzüglich aber loben wir den Gedanken, daß der Kopf des herabſinkenden Heilandes an das Antlitz der zur Rechten ſtehenden Mutter ſich lehnt, ja durch ihre Hand ſanft angedrückt wird — ein ſchönes, würdiges Zuſammentreffen, das wir nirgends

*) Simplicius, der berühmte dem ſechſten Jahrhundert nach Chriſto angehörige Kommentator des Ariſtoteles, hat auch einen Kommentar zu dem weitverbreiteten „Handbuche" (ἐγχειρίδιον) des Stoikers Epiktet (c. 50—114 n. Chr.) geſchrieben, aus dem dieſe Stelle entnommen iſt.

**) Allerdings wird uns von einer Reiſe berichtet, die Simplicius mit ſeinem Lehrer Damascius nach Perſien machte; aber Manes oder Mani, deſſen Anhänger ſpäter Manichäer hießen, lebte bereits im dritten Jahrhundert n. Chr.

wieder gefunden haben, ob es gleich der Größe einer so erhabenen Mutter zukommt. In späteren Vorstellungen erscheint sie dagegen heftig in Schmerz ausbrechend, sodann in dem Schooß ihrer Frauen ohnmächtig liegend, bis sie zuletzt, bei Daniel von Volterra, rücklings quer hingestreckt, unwürdig auf dem Boden gesehen wird. *)

Aus einer solchen das Bild durchschneidenden horizontalen Lage der Mutter jedoch haben sich die Künstler wahrscheinlich deshalb nicht wieder herausgefunden, weil eine solche Linie als Kontrast des schroff in die Höhe stehenden Kreuzes unerläßlich scheint.

Daß eine Spur des Manichäismus durch das Ganze gehe, mochte sich auch noch durch den Umstand bekräftigen, daß, wenn Gott der Vater sich über dem Kreuze mit der Siegesfahne zeigt, in einer Höhle unter dem Boden ein Paar hart gegen einander knieende Männer von einem löwenklauigen Schlangendrachen als dem bösen Prinzip umschlungen sind, welche, da die beiden Hauptweltmächte einander das Gleichgewicht halten, durch das obere große Opfer kaum zu retten sein möchten.

Und nun vergessen wir nicht anzuführen, daß in d'Agincourt's Werk: „Histoire des Arts par les Monuments".**) und zwar auf dessen 163. Tafel, eine ähnliche Vorstellung vorhanden ist, wo auf einem Gemälde, die Kreuzabnahme vorstellend, oben an der einen Seite der Sonnenknabe deutlich zu sehen ist, indessen der Mondknabe durch die Unbilden der Zeit ausgelöscht worden.

Nun aber zum Schluß werd' ich erinnert, daß ähnliche Abbildungen in den Mithratafeln zu sehen seien, weshalb ich denn die erste Tafel aus Thomas Hyde „Historia religionis veterum Persarum" bezeichne, wo die alten Götter Sol und Luna noch aus Wolken oder hinter Gebirgen in erhobener Arbeit hervortreten, sodann aber die Tafeln XIX und XX zu Heinrich Seel's Mithrageheimnissen, Aarau 1843, noch anführe, wo die genannten Gottheiten in flachvertieften Schalen wenig erhobt symbolisch gebildet sind.

---

*) Eigentlich Daniele Ricciarelli (1509—1566). — Sein hier namhaft gemachtes Bild ist das in der „Italienischen Reise" (Korrespondenz vom 18. Juni 1787) erwähnte, wo es allerdings sehr gelobt wird. Indessen entdeckte dasselbe im Atelier an der Porta del Popolo und veranlaßte Angelika Kaufmann zu dessen Erwerbung.

**) Der Titel des 1812 bis 1823 zu Paris in 6 Bänden mit 325 Kupfern in Folio erschienenen Werkes ist: „Histoire de l'art par les monuments depuis sa décadence au IVme siecle jusqu'à son renouvellement au XVme."

Das altrömiſche Denkmal bei Igel

unweit Trier.*)

Eine mit ausgezeichneter Sorgfalt gemachte, ungefähr 18 Zoll hohe bronzene Abbildung dieſes merkwürdigen römiſchen Denkmals veranlaßt nachfolgende Betrachtungen über daſſelbe.

Das alte Denkmal iſt einigen Gliedern der römiſchen Familie der Sekundiner zu Ehren errichtet; es beſteht aus einem feſten grauen Sandſtein, hat im Ganzen thurmartige Geſtalt und über 70 Fuß Höhe.

Die architektoniſchen Verhältniſſe der verſchiedenen Theile, an ſich ſowol als in Uebereinſtimmung zum geſammten Ganzen, verdienen großes Lob, und es möchte ſchwerlich irgend ein anderes römiſches Monument ſich dem Auge gefälliger und zierlicher darſtellen.

Ueber die Zeit, wann das Werk errichtet worden, giebt weder die Inſchrift Auskunft, noch läßt ſich dieſelbe aus andern Nachrichten genau beſtimmen; jedoch ſcheint die reiche Fülle der Zierrathen und Bilder, womit es gleichſam überdeckt iſt, ſowie der Geſchmack, in welchem ſie gearbeitet ſind, auf die Zeit der Antonine hinzudeuten.

Die verzierenden Bilder ſind gemiſchter Art, theils Darſtellungen aus dem wirklichen Leben, auf Stand, Geſchäfte, Verwaltung und Pflichten Derer, denen das Denkmal errichtet worden, ſich beziehend, theils der Götter- und Heldenſage angehörend.

---

*) Goethe's Nachgelaſſene Werke, Bd. IV. 1832. T./A. S. 180 ff. Von Seite 416, Zeile 16 ab zuerſt abgedruckt in der Schrift: „Das Römiſche Denkmal in Igel und ſeine Bildwerke, mit Rückſicht auf das von H. Zumpft nach dem Originale ausgeführte 19 Zoll hohe Modell, beſchrieben und durch Zeichnungen erläutert von Karl Oſterwald. Mit einem Vorworte von Goethe. Koblenz 1829. In Kommiſſion bei Karl Baedeker." – An dieſe Schrift, die nicht allein die nöthigen Abbildungen in großem Maßſtabe enthält, ſondern auch die verſchiedenen Erklärungsverſuche mittheilt, die ſowol für die einzelnen Figuren des Ganzen als für die ſehr defekte Inſchrift gemacht ſind, würde die weitere Forſchung über das Denkmal ſich anzuſchließen haben.

Die vor uns befindliche bronzene Kopie*) ist mit ausnehmender Sorgfalt gemacht; den Stil der Antike, gefälligen Geschmack und angemessene Haltung erkennt man überall, nicht nur in den unzähligen, flach erhobenen, doch immer hinreichend deutlich gearbeiteten Figuren, sondern auch in den Blätterverzierungen der Gesimse. Der nachbildende Künstler hat seinen Fleiß dergestalt weit getrieben, daß blos verwitterte Stellen des Monuments deutlich von solchen Beschädigungen zu unterscheiden sind, die es durch Menschenhände gewaltsam erlitten, ja daß sogar eine Anzahl neu eingefügter Steine ohne Schwierigkeit zu erkennen sind.

Auch der Abguß verdient großes Lob; er ist ungemein reinlich und ohne sichtbare Spuren späterer Nachhilfe.

*

Goethe an den Künstler, den Verfertiger der bronzenen Abbildung.

Bei dem erfreulichen Anblicke des mir übersendeten löblichen Kunstwerkes eilte ich zuvörderst mich jener Zeit zu erinnern, in welcher mir es, und zwar unter sehr bedenklichen Umständen, zuerst bekannt geworden. Ich suchte die Stellen meines Tagebuchs der Kampagne 1792 wieder auf und füge sie hier bei als Einleitung zu demjenigen, was ich jetzt zu äußern gedenke.

„Den 23. August 1792.

„Auf dem Wege von Trier nach Luxemburg erfreute mich bald das Monument in der Nähe von Igel. Da mir bekannt war, wie glücklich die Alten ihre Gebäude und Denkmäler zu setzen wußten, warf ich in Gedanken sogleich die sämmtlichen Dorfhütten weg, und nun stand es an dem würdigsten Platze. Die Mosel fließt unmittelbar vorbei, mit welcher sich gegenüber ein ansehnliches Wasser, die Saar, verbindet; die Krümmung der Gewässer, das Auf- und Absteigen des Erdreichs, eine üppige Vegetation geben der Stelle Lieblichkeit und Würde.

„Das Monument selbst kannte man einen architektonisch-plastisch verjüngten Obelisk nennen. Er steigt in verschiedenen, künstlerisch übereinander gestellten Stockwerken in die Höhe, bis er sich zuletzt in einer Spitze endigt, die mit Schuppen gegen-

*) Vgl. Schnaase, Goethe's Kunstsammlungen, II. S. 28. Nachtrag Nr. 1.

artig verziert iſt und mit Kugel, Schlange und Adler in der Luft ſich abſchloß.

„Möge irgend ein Ingenieur, welchen die gegenwärtigen Kriegsläufte in dieſe Gegend führen und vielleicht eine Zeit lang feſthalten, ſich die Mühe nicht verdrießen laſſen, das Denkmal auszumeſſen und, inſofern er Zeichner iſt, auch die Figuren der vier Seiten, wie ſie noch kenntlich ſind, uns überliefern und erhalten!

„Wie viel traurige bildloſe Obelisken ſah ich nicht zu meiner Zeit errichten, ohne daß irgend Jemand an jenes Monument gedacht hätte! Es iſt freilich ſchon aus einer ſpätern Zeit, aber man ſieht immer noch die Luſt und Liebe, ſeine perſönliche Gegenwart mit aller Umgebung und den Zeugniſſen von Thätigkeit ſinnlich auf die Nachwelt zu bringen. Hier ſtehen Eltern und Kinder gegen einander, man ſchmauſt im Familienkreiſe; aber damit der Beſchauer auch wiſſe, woher die Wohlhäbigkeit komme, ziehen beladene Saumroſſe einher; Gewerb und Handel wird auf mancherlei Weiſe vorgeſtellt. Denn eigentlich ſind es Kriegskommiſſarien, die ſich und den Ihrigen dies Monument errichteten, zum Zeugniß, daß damals wie jetzt an ſolcher Stelle genugſamer Wohlſtand zu erringen ſei.

„Man hatte dieſen ganzen Spitzbau aus tüchtigen Sandquadern roh über einander getürmt und alsdann wie aus einem Felſen die architektoniſch-plaſtiſchen Gebilde herausgehauen. Die ſo manchem Jahrhunderte widerſtehende Dauer dieſes Monuments mag ſich wol aus einer ſo gründlichen Anlage herſchreiben."

„Den 22. Oktober 1792.

„Ein herrlicher Sonnenblick belebte ſo eben die Gegend, als mir das Monument von Igel wie der Leuchtthurm einem nächtlich Schiffenden entgegenglänzte.

„Vielleicht war die Macht des Alterthums nie ſo gefühlt worden als an dieſem Kontraſt — ein Monument, zwar auch kriegeriſcher Zeiten, aber doch glücklicher, ſiegreicher Tage und eines dauernden Wohlbefindens rühriger Menſchen in dieſer Gegend.

„Obgleich in ſpäter Zeit, unter den Antoninen, erbaut, behält es immer von trefflicher Kunſt noch ſo viel Eigenſchaften übrig, daß es uns im Ganzen anmuthig ernſt zuſpricht und aus ſeinen, obgleich ſehr beſchädigten Theilen das Gefühl eines fröhlich-thätigen Daſeins mittheilt. Es hielt mich lange feſt;

ich notirte Manches, ungern scheidend, da ich mich nur desto unbehaglicher in meinem erbärmlichen Zustande fühlte."

Seit der Zeit versäumte ich nicht, jenen Eindruck, und war es auch nur einigermaßen, vor der Seele zu erneuern. Auch unvollständige und unzulängliche Abbildungen waren mir willkommen, z. B. ein englischer Kupferstich, eine französische Lithographie nach General de Hewen, sowie auch die lithographirte Skizze der Herzogin von Autland. Jene ersten beiden erinnerten wenigstens an die wunderbare Stelle dieses Alterthums in nordischer ländlicher Umgebung. Viel näher brachte schon den erwünschten Augenschein die Bemühung des Herrn Quednow*) sowie der Herren Hawich und Neureb.**) Letzterer hatte sich besonders auch über die Literatur und Geschichte, insofern sie dieses Denkmal behandelt, umständlich ausgebreitet, da denn die verschiedenen Meinungen über dasselbe, welche man hiebei erfuhr, ein öfteres Kopfschütteln erregen mußten. Diese zwar dankenswerthen Vorstellungen ließen jedoch Manches zu wünschen übrig; denn obgleich auf die Abbildungen Fleiß und Sorgfalt verwendet war, so gab doch der Totaleindruck die Ruhe nicht, welche das Monument selbst verleiht, und im Einzelnen schien die Lithographie das Verwitterte roher und das Ueberbliebene stumpfer vorgestellt zu haben, dergestalt daß zwar Kenntniß und Uebersicht mitgetheilt, das eigentliche Gefühl aber und eine wünschenswerthe Einsicht nicht gegeben ward.

Beim ersten Anblick Ihrer höchst schätzenswerthen Arbeit jedoch trat mir gerade das Erwünschteste entgegen. Dieses Facsimile in Miniatur bringt uns jene Eigenthümlichkeiten so vollkommen vor die Seele, daß ich geneigt war, Ihrem Werke unbedingtes enthusiastisches Lob zuzurufen. Weil ich aber auf meiner langen Laufbahn gewarnt bin und oft gemerkt habe, daß man Gegenständen der Kunst sowie auch Personen, für die man ein günstiges Vorurtheil gefaßt hat, Alles nachsieht und in Gefahr kommt, ihre Verdienste zu überschätzen, so verlangte ich eine Autorität für meine Gefühle und eine Sicherheit für dieselben in dem Ausspruch eines unbestechbaren Kenners.

*) In dem Werke „Beschreibung der Alterthümer in Trier und dessen Umgebungen aus der gallisch-belgischen und römischen Periode." 1. Theil. Trier 1820.

**) „Abbildung des Römischen Monuments in Igel, gezeichnet und lithographirt von Chr. Hawich. — mit einem erläuternden Texte von Joh. Matth. Neureb, Doctor der Arzneikunde." Trier 1826.

Glücklicherweise stand mir nun ein längst geprüfter Freund zur Seite, dessen Kenntnisse ich seit vielen Jahren immer vermehrt, sein Urtheil dem Gegenstande immer angemessen gesehen. Es ist der Direktor unserer freien Zeichenschule, Herr Heinrich Meyer, Hofrath und Ritter des weißen Falkenordens, der, wie so oft, mir auch diesmal die Freude machte, meine Neigung zu billigen und meine Vorliebe zu rechtfertigen. Mehrmalige Gespräche in Gegenwart des allerliebsten Kunstwerkes, verschiedene daraus entsprungene Aufsätze verschaften nun die innigste Bekanntschaft mit demselben. Nachstehendes möge als Resultat dieser Theilnahme angesehen werden, ob wir es gleich auch nur aufstellen als unsere Ansicht unter den vielen möglichen, voraussehend, daß über dieses Werk, insofern es problematisch ist, die Meinungen sich niemals vereinigen, vielmehr, wo nicht im Gegensatz, doch im Schwanken und Zweifeln nach menschlicher Art erhalten werden.

A. Amtsgeschäfte.

1) Hauptbasrelief im Basement der Vorderseite: An zwei Tischen mehrere Versammelte, Wichtiges verhandelnd. Ein dirigirender Sitzender, Vertragende, Einleitende, Ankömmlinge.

2) Seitenbild in der Attika: Zwei Sitzende, zwei im Stehen Theilnehmende; kann als Rentkammer, Comptoir und dergleichen angesehen werden.

B. Fabrikation.

3) Hauptbild in der Attika: Eine Färberei darstellend. In der Mitte heben zwei Männer ein ausgebreitetes, wahrscheinlich schon gefärbtes Tuch in die Höhe; der Ofen, worin der Kessel eingefügt zu denken ist, sieht unten hervor. Auf unserer linken Seite tritt ein Mann heran, ein Stück Tuch, über der Schulter hängend, zum Färben bringend; zur Rechten ein anderer im Weggehen, ein fertiges davontragend.

4) Langes Basrelief im Fries: Mag irgend eine chemische Behandlung vorstellen, vielleicht die Bereitung der Farben und sonst.

C. Transport.

Sieht man am Vielfachsten und Oftersten dargestellt, wie denn ja auch das Beischaffen aller Bedürfnisse das Hauptgeschäft der Kriegskommissarien ist und bleibt.

5) Wassertransport, sehr bedeutend in den Stufen des Sockels, die er, nach dem Ueberbliebenen zu schließen, sämmtlich scheint eingenommen zu haben. Häufige sogenannte Meerwunder, hier wol blos im Allgemeinen als Wasserwunder gedacht. Die Schiffe werden gezogen, welches auf Flußtransport einzig deutet.

6) Seitenbild in der Vase: Ein schwer beladener Wagen, mit drei Maulthieren bespannt, aus einem Stadtthor nach Bäumen hinlenkend.

7) Seitenbild in der Attika: Ein Jüngling lehrt einen Knaben, der auf seinem Schooße sitzt, den Wagen führen. Beide nackt. Ein allerliebstes Bild, hindeutend, daß diese Geschäfte erblich in der Familie gewesen, und daß man die Jüngsten gleich in dem Metier unterrichtet, welches für sie das wichtigste blieb.

8) Bergtransport, gar artige, halbsymbolische Wirklichkeit. Rechts und links zwei Gebäude, zwischen denselben ein Hügel. Von unserer Linken steigt ein beladenes Maulthier mit seinem Führer die Höhe hinan, während ein anderes Lastthier, ebenfalls von einem Führer begleitet, rechts hinabsteigt. Oben auf dem Gipfel in der Mitte ein ganz kleines Häuschen, die Ferne und Höhe andeutend.

D. Familien- und häusliche Verhältnisse.

9) Großes Bild der Vorderseite, eigentlich das Hauptbild des Ganzen: Drei männliche Figuren; die eine rechts, leicht bekleidet, scheint wegzugehen und von der in der Mitte stehenden kleinern, welche des obern Theils ermangelt, durch Händedruck Abschied zu nehmen; die größere männliche, links, hält in beiden Händen einen Mantel, als wollte sie solchen der scheidenden um die Schultern schlagen. Ueber diesen Figuren sind drei Medaillons, aus Schildern oder Tellern hervorschauende Büsten, angebracht, vielleicht die Hauptpersonen der Familie.

10) Schmales und langes Bild im Fries: Ein Angesehener, welcher unter einem Vorhang heraustritt, erhält von sechs Figuren Naturalabgaben, Wildpret, Fische u. s. w.; andere Männer stehen mit Stäben als bereite Boten gegenwärtig. Alles wol auf Frohnen und Zinsen deutend. Ein Hinterster bringt Getränke.

11) Langes Basrelief in der Vorderseite des Frieses: An beiden Seiten eines Tisches auf Lehnsesseln sitzen zwei Personen, etwas entfernt von der Tafel; zwei dienende oder vielleicht unterhaltende Figuren beschäftigt hinter dem Tische. In einer Abtheilung rechts die Küche mit Herd und Schüsseln; ein Koch

Salomo's, Königs von Israel und Juda, güldne Worte von der Ceder bis zum Isop.*)

Etwa 1774.

1.

Es stand eine herrliche Ceder auf Libanon in ihrer Kraft vor dem Antlitz des Himmels. Und daß sie so strack dastund, deß ergrimmten die Dornsträuche umher und riefen: „Wehe dem Stolzen! Er überhebt sich seines Wuchses." Und wie die Winde die Macht seiner Aeste bewegten und Balsamgeruch das Land erfüllte, wandten sich die Dörner und schrien: „Wehe dem Uebermüthigen! Sein Stolz brauset auf wie Wellen des Meeres; verdirb ihn, Heiliger vom Himmel!"

2.

Eine Ceder wuchs auf zwischen Tannen; sie theilten mit ihr Regen und Sonnenschein. Und sie wuchs und wuchs über ihre Häupter und schaute weit ins Thal umher. Da riefen die Tannen: „Ist das der Dank, daß Du Dich nun überhebest, Dich, die Du so klein warst, Dich, die wir genährt haben!" Und die Ceder sprach: „Rechtet mit Dem, der mich wachsen hieß!"

---

*) Der erste Druck, der allerdings das Obige nur zum Theil giebt, findet sich in der Heidelberger „Zeitung für Einsiedler" Nr. 4 vom 12. April 1808, in der Clemens Brentano das Mitgetheilte mit der Bemerkung begleitet, daß es einer Jugendarbeit „des Meisters" aus der Erinnerung nacherzählt sei. — L. — Vollständig steht das Ganze in der Schrift von C. G. Carus „Goethe, dessen Bedeutung für unsre und die kommende Zeit", 1863, S. 91 ff., nachdem im Jahre 1861 ein Separat-Abdruck in wenigen Exemplaren in Berlin erschienen war. Die Handschrift, welche zu diesen Abdrücken benutzt ist, stammt aus dem Nachlasse der Frau Sophie von La Roche, der Großmutter von Clemens Brentano. (Vgl. „Katalog der Goethe-Ausstellung in Berlin," S. 76.) Veranlassung zu dem Ganzen hatte die Bibelstelle 1. Buch der Könige 4, 33 gegeben.

bereitet Speisen, ein anderer scheint auftragen zu wollen. Links, in einer Abtheilung, der Schenktisch mit Gefäßen; ein Mann ist beschäftigt, einen Krug herabzuheben, ein anderer gießt Getränk in eine Schale.

E. Mythologische Gegenstände.

Sie sind gewiß sämmtlich auf die Familie und ihre Zustände im Allgemeinen zu deuten, wenn dieses auch im Einzelnen durchzuführen nicht gelingen möchte.

12) Hauptbild der Rückseite: In der Mitte eines Zodiaks Herkules auf einem Viergespann, seine Hand einer aus der Höhe sich herunterneigenden Figur hinreichend. Außerhalb dieses Kreises in den Ecken des Quadrats vier große Köpfe, herausschauend, Vollgesichter, jedoch sehr flach gehalten, von verschiedenem Alter, die vier Winde vorstellend. Man beschaue diese ganze Abtheilung recht aufmerksam und frage sich: Könnte man wol eine thätige, durch glücklichen Erfolg belohnte Lebensweise reicher und entschiedener ausdrücken?

13) Ist nun hiedurch der Jahr- und Witterungslauf angedeutet, so erscheint im Giebel das Haupt der Luna, um die Monden zu bezeichnen. Ein Reh springt zur Seite hervor. Nur die Hälfte des Bildes ist übrig geblieben.

14) Daneben, gleichfalls im Giebelfelde: Helios, Beherrscher des Tages, mit frei- und frohem Antlitz. Die hinter dem Haupt hervorspringenden Pferde sind zu beiden Seiten erhalten. Darunter

15) Hauptbild in der Attika der Rückseite: Ein Jüngling, zwei hochbeinige Greife am Zaume haltend, eben als wenn er der Sonne Relais gelegt hätte.

16) Im Fronton der Hauptseite: Hylas, von den Nymphen geraubt.

17) Auf dem Gipfel des Ganzen eine Kugel, von der sich ein Adler, den Ganymed entführend, erhob. Dieses wie das vorige Bild wahrscheinlich auf früh verstorbene Lieblinge der Familie deutend, ganz im antiken, klassischen Sinn, das Vorübergehende immerfort lebend und blühend zu denken.

18) Endlich möchte wol im Giebelfelde Mars, zur schlafenden Rhea herantretend, auf den römischen Ursprung der Familie und ihren Zusammenhang mit dem großen Weltreiche zu deuten sein.

19) und 20) Zu Erklärung und Rangirung der beiden sehr beschädigten hohen Nebenseiten der Hauptmasse des Monuments

werden umsichtige Kenner das Beste beitragen, welche sich wol ähnlicher Bilder des Alterthums erinnern, woraus man mit einiger Sicherheit diese Lücken restauriren und ihren Sinn erforschen konnte. Es sind allerdings mythologische Gegenstände, welche hier höchst wahrscheinlich in Beziehung auf die Schicksale und Verhältnisse der Familie abgebildet sind. Denn daß nicht alle hier vorhandenen Bilder, besonders die poetischen, von Erfindung der ausführenden Künstler seien, läßt sich vermuthen; sie mögen, wie ja alle dekorirende Künstler thun, sich einen Vorrath von trefflichen Mustern gehalten haben. Die Zeit, in welche die Errichtung dieses Monuments fällt, ist nicht mehr produktiv; man nahm schon längst zum Nachbilden seine Zuflucht, wie späterhin immer mehr.

Ein Werk dieser Art, das in einem höhern Sinne kollektiv ist, aus mancherlei Elementen, aber mit Zweck, Sinn und Geschmack zusammengestellt ist, läßt sich nicht bis auf die geringsten Glieder dem Verstande verzählen; man wird sich immer bei Betrachtung desselben in einer gewissen Lässlichkeit erhalten müssen, damit man die Vorzüge des Einzelnen scharf und genau kenne, dagegen aber Absicht und Verknüpfung des Ganzen eher behaglich als genau sich in der Seele wieder erschaffe.

Offenbar sind hier die realsten und idealsten, die gemeinsten und höchsten Vorstellungen auf eine künstlerische Weise vereinigt, und es ist uns kein Denkmal bekannt, worin gewagt wäre, einen so widersprechenden Reichthum mit solcher Kühnheit und Großheit der betrachtenden Gegenwart und Zukunft vor die Augen zu stellen. Ohne uns durch die Schwierigkeit einer vielleicht geforderten Darstellung abschrecken zu lassen, haben wir die einzelnen Bilder unter Rubriken zu bringen gesucht, und wie überdem diese niedergeschriebenen Worte ohne die Gegenwart des so höchst gelungenen Modells auch nicht im Mindesten befriedigen können, so haben wir an manchen Stellen mehr angedeutet als ausgeführt. Denn in diesem Falle besonders gilt: Was man nicht gesehen hat, gehet uns nicht und geht uns eigentlich nichts an. Hienach beurtheile man die versuchte Darstellung der einzelnen Bilder unter gewissen Rubriken.*)

*) In der S. 415 (Anmerkung) angeführten Schrift schließt dieser briefliche Aufsatz „Die Betrachtung eines so bedeutenden Kunstwerkes durch verschiedene Ansichte wünschend und befördernd. Im beharrlicher Theilnahme J. W. v. Goethe. Weimar, den 1. Juni 17[illegible]."

Denkmale.*)

Da man in Deutſchland die Neigung hegt, Freunden und beſonders Abgeſchiedenen Denkmale zu ſetzen, ſo habe ich lange ſchon bedauert, daß ich meine lieben Landsleute nicht auf dem rechten Wege ſehe.

Leider haben ſich unſere Monumente an die Garten- und Landſchaftsliebhaberei angeſchloſſen, und da ſehen wir denn abgeſtumpfte Säulen, Vaſen, Altäre, Obelisken und was dergleichen bildloſe allgemeine Formen ſind, die jeder Liebhaber erfinden und jeder Steinhauer ausführen kann.

Das beſte Monument des Menſchen aber iſt der Menſch. Eine gute Büſte in Marmor iſt mehr werth als alles Architektoniſche, was man Jemandem zu Ehren und Andenken aufſtellen kann; ferner iſt eine Medaille, von einem gründlichen Künſtler nach einer Büſte oder nach dem Leben gearbeitet, ein ſchönes Denkmal, das mehrere Freunde beſitzen können und das auf die ſpäteſte Nachwelt übergeht.

Blos zu beider Art Monumenten kann ich meine Stimme geben, wobei denn aber freilich tüchtige Künſtler vorausgeſetzt werden. Was hat uns nicht das funfzehnte, ſechzehnte und ſiebzehnte Jahrhundert für köſtliche Denkmale dieſer Art überliefert und wie manches ſchätzenswerthe auch das achtzehnte! Im neunzehnten werden ſich gewiß die Künſtler vermehren, welche etwas Vorzügliches leiſten, wenn die Liebhaber das Geld, das ohnehin ausgegeben wird, würdig anzuwenden wiſſen.

Leider tritt noch ein anderer Fall ein. Man denkt an ein Denkmal gewöhnlich erſt nach dem Tode einer geliebten Perſon, dann erſt, wenn ihre Geſtalt vorübergegangen und ihr Schatten nicht mehr zu haſchen iſt.

Nicht weniger haben ſelbſt wohlhabende, ja reiche Perſonen Bedenken, hundert bis zweihundert Dukaten an eine Marmor-

*) Goethe's Nachgelaſſene Werke, Bd IV. 1832. 2. A. S. 40 ff.

büste zu wenden, da es doch das Unschätzbarste ist, was sie ihrer Nachkommenschaft überliefern können.

Mehr weiß ich nicht hinzuzufügen, es müßte denn die Betrachtung sein, daß ein solches Denkmal überdies noch transportabel bleibt und zur edelsten Zierde der Wohnungen gereicht, anstatt daß alle architektonischen Monumente an den Grund und Boden gefesselt, vom Wetter, vom Muthwillen, vom neuen Besitzer zerstört und, so lange sie stehen, durch das An- und Einkritzeln der Namen geschändet werden.

Alles hier Gesagte könnte man an Fürsten und Vorsteher des gemeinen Wesens richten, nur im höhern Sinne. Wie man es denn, so lange die Welt steht, nicht höher hat bringen können als zu einer ikonischen Statue.

Blücher's Denkmal.*)

Daß Roſtock, eine ſo alte und berühmte Stadt, durch die Großthaten ihres Landsmannes ſich friſch belebt und erhoben fühlte, war ganz naturgemäß; daß die Stellvertreter des Landes, dem ein ſo trefflicher Mann angehört, ſich berufen hielten, demſelben am Orte ſeiner Geburt ein bedeutendes Denkmal zu ſtiften, war eine von den erſten Wirkungen eines lang erſehnten Friedens. Die Verſammlung der mecklenburgiſchen Stände im Dezember 1814 faßte den einſtimmigen Beſchluß, die Thaten ihres hochberühmten Landsmanns auf eine ſolche Weiſe zu verehren. Die Sanktion der beiden Großherzoge königliche Hoheiten**) erfolgte darauf, ſowie die Zuſage eines bedeutenden Beitrags. Alle Mecklenburger wurden ſodann zu freiwilligen Beiträgen gleichfalls eingeladen, und die Stände bewilligten den allenfalls abgehenden Theil der Koſten. Die höchſtgebildete Erbgroßherzogin Karoline,***) alles Gute und Schöne befördernd, nahm lebhaften Antheil an dieſem Vorhaben und wünſchte im Vertrauen auf ihre Vaterſtadt, daß die Weimariſchen Kunſtfreunde ſich bei der Ausführung nicht unthätig verhalten möchten. Der engere Ausſchuß der Ritter- und Landſchaft ward beauftragt, Ideen und Vorſchläge zu ſammeln; hieraus entſtand eine Konkurrenz mehrerer verdienter Künſtler; verſchiedene Modelle,

*) Der erſte Theil zuerſt gedruckt in „Ueber Kunſt und Alterthum", I. Bds. 3. Heft. 1817. S. 103 ff.; der zweite (Auszug eines Schreibens) ebend., II. Bds. 1. Heft. 1818. S. 172 ff. — Die Unterhandlungen und die Korreſpondenz, welche Goethe's Betheiligung an der Ausführung des Denkmals herbeiführte, ſind unter Benutzung der Akten des Landesarchivs zu Roſtock mitgetheilt im „Weimarer Sonntagsblatt", 1857. Nr. 16 und 17 (19. u. 26. April).

**) Friedrich Franz I. von Mecklenburg-Schwerin und Karl Ludwig Friedrich von Mecklenburg-Strelitz.

***) Einzige Tochter Karl Auguſt's, geboren den 18. Juli 1786, vermählt 1810 an Paul Friedrich, Erbgroßherzog von Mecklenburg-Schwerin, geſtorben am 20. Januar 1816. Man vgl. das Gedicht „Trauerloge" (Werke, II. S. 426) und einen Aufſatz von A. Stahr in der „National-Zeitung" vom 7. Januar 1874, Nr. 9, mit der Ueberſchrift „Aus dem alten Weimar".

Zeichnungen und Entwürfe wurden eingesendet. Hier aber that sich die Schwierigkeit hervor, woran in den neuesten Zeiten mancher Plan gescheitert ist: wie nämlich die verschiedenen Wünsche so vieler Interessenten zu vereinigen sein möchten. Dieses Hinderniß suchte man dadurch zu beseitigen, daß ein landesherrlicher- und ständischerseits genehmigter Vorschlag durch Herrn Kammerherrn von Preen an den Herausgeber gegenwärtiger Hefte gebracht wurde, wodurch man denselben aufforderte, der Berathung in dieser wichtigen Angelegenheit beizuwohnen. Höchst geehrt durch ein so unerwartetes Vertrauen, erneuete derselbe ein früheres Verhältniß mit Herrn Direktor Schadow in Berlin; verschiedene Modelle wurden gefertigt und das letzte bei persönlicher Anwesenheit gedachten Herrn Direktors in Weimar nochmals mit den dortigen Kunstfreunden bedacht und besprochen, sodann aber durch Vermittelung des in dieser Angelegenheit immer thätigen Herrn von Preen die Ausführung höchsten und hohen Orts beschlossen und dem bereitwilligen Künstler übertragen.

Das Piedestal aus vaterländischem Granit wird auf der Schweriner Schleifmühle, von der so schöne Arbeiten in dem härtesten Stein bekannt sind, auf Kosten Ihro königlichen Hoheit des Großherzogs bearbeitet. Auf diesen Untersatz von neun Fuß Höhe kommt die aus Erz gegossene, gleichfalls neun Fuß hohe Statue des Helden zu stehen. Er ist abgebildet mit dem linken Fuß vorschreitend, die Hand am Säbel; die rechte führt den Kommandostab. Seine Kleidung kunstgemäß, doch erinnernd an eine in den neuern Zeiten nicht seltene Tracht. Der Rücken durch eine Löwenhaut bekleidet, wovon der Rachen auf der Brust das Heft bildet. Das entblößte Haupt läßt eine prächtige Stirn sehen; die höchst günstigen Züge des Gesichts sprechen einen bedeutenden Charakter aus, wie denn überhaupt die schlanke Gestalt des Kriegers dem Künstler sehr willkommen entgegentritt.

Zu bedeutenden halberhobenen Arbeiten an das Piedestal sind auch schon Zeichnungen und Vorschläge eingereicht, deren nähere Bestimmung noch zu erwarten steht.

Die am Schlusse des Jahres 1815 versammelten Stände benutzten den 16. Dezember als den Geburtstag des Fürsten,*) ihre dankbare Verehrung nebst der Anzeige des von seinem Vaterlande ihm zu errichtenden Monuments überreichen zu lassen;

*) Blücher ist am 16. Dezember 1742 geboren.

die darauf erfolgte Antwort geziemt einem Manne, welcher im Gefühl, daß die That selbst spreche, ein Denkmal derselben eher ablehnen als begünstigen möchte.

Fürst Blücher's Denkbild.

Auszug eines Schreibens, Berlin, den 29. August 1818.

„Nunmehr kann ich mit Vergnügen und Zufriedenheit vermelden, wie der Guß des größten Stückes von der Kolossalstatue des Fürsten Blücher trefflich gerathen ist. Außer dem Kopf ist es die ganze Höhe vom Halse an bis herunter mit der Plinte.*) Den 21sten d. M. Abends gegen 6 Uhr wurde dem Ofen Feuer gegeben und des andern Morgens um 4 Uhr abgestochen. Einhundertundvier Zentner waren eingesetzt worden. Der größere Theil hievon diente, dem eigentlich in die Form Einfließenden durch den Druck Dichtheit zu geben. Das Metall floß ruhig ein und setzte sich wagerecht in den Windpfeifen oder Luftröhren. Hieraus war die Andeutung eines gelungenen Gusses abzunehmen. Gestern haben wir den Guß bis unter die Plinte von Form freigemacht und uns überzeugt, daß von oben bis unten Alles dicht und rein ausgefallen. Sonst geschieht bei dergleichen großen Güssen, daß wol Stellen, gleich dem Bimsstein, poros vorkommen oder, wenn auch dicht, mit fremden Theilchen von Formmasse gemischt sind, welches Alles hier nicht der Fall ist.

„Der Guß geschah in der königlichen Kanonengießerei beim Zeughause, und man ist außer dem guten Glücke das Gelingen der Bedächtigkeit und Einsicht des französischen Formers und Gießers sowie der Erfahrung und willigen Theilnahme der königlichen Beamten schuldig, ohne welches Einverständniß man nicht sicher gearbeitet und einen so wichtigen Zweck schwerlich erreicht hätte. Denn das Kupfer hat die sonderbare Eigenschaft, daß man den Augenblick der höchsten Flüssigkeit benutzen muß, welchen, wenn er vorbei ist, man durch das stärkste Feuer nicht wieder zurückbringt, man müßte denn von vorn kalt wieder anfangen. Diesen Augenblick zu erkennen, haben unsere Kanonengießer die größte Fertigkeit.

*) Plinte (πλίνθος) schon bei Vitruv (III. 2) in dem Sinne von Platte, der viereckigen Unterlage eines Säulenfußes.

„Ich habe schon gemeldet, daß eine solche Form aus horizontalen Schichten besteht, und wie gut das Metall muß gestossen sein, geht daraus hervor, daß in die dichten Fugen derselben das Metall dünn wie ein Blatt eingedrungen ist.

„Nun haben wir den Kern herauszuschaffen, welches eine schwierige Arbeit ist, da uns nur drei Oeffnungen zu Gebote stehen, nämlich unten durch die beiden Fußsohlen, inwendig der Pinte und oben am Hals. Um den Mantel schwebend zu erhalten, sind künstliche Vorrichtungen angebracht, metallne Stäbe nämlich, welche gegenwärtig noch aus dem Gewande hervorstehen und künftig zugleich mit der Oberfläche verarbeitet werden.

„Was Jemandem, der in Rußland gießen sah, neu war, ist die hier angewendete größere Zahl von Guß- und Luftröhren. Dort sah man vier Statuen in der Grube dermaßen damit umgeben, daß sie einem Ballen von Wurzeln glichen. Man ist in Frankreich davon abgekommen, indem die Luft durch so viele Verästungen gleichsam abgefangen wird und das Metall hie und da außen bleibt.

„Sehr wichtig ist auch die Methode, wodurch man das Wachs, welches sonst die Dicke des Metalles bestimmte, entbehren kann. Jetzo, wenn über das fertige Modell die Form gemacht und diese wieder abgenommen ist, wird die ganze Oberfläche beschabt, und zwar um so viel, als die Metalldicke künftighin betragen soll. In diesem Zustande gab unsere Statue einen sonderbaren Anblick; die Figur schien sehr lang und dünn, und daher außer aller Proportion."

*

Von Diesem und Anderem wird Herr Direktor Schadow*) dem Publikum hoffentlich nähere Nachricht geben, wenn das Werk selbst vor Aller Augen steht. Man hofft, daß dieses Standbild an Ort und Stelle auf den 18. Juni 1819 wird zu schauen sein. Die zwei Reliefstafeln werden in diesjähriger Ausstellung erscheinen. Die erste stellt vor den Helden, sich vom Sturze mit dem Pferd aufraffend und zu gleicher Zeit den Feind

*) Schadow, von dem auch der vorangehende Brief ist, gab später eine kleine Schrift heraus: „Ueber das Denkmal des Fürsten Blücher von Wahlstatt, als es am 26. August 1819 zu Rostock feierlich aufgestellt wurde", über welche man vgl. „Ueber Kunst und Alterthum", II. 2. S. 63, einen vermuthlich von Meyer stammenden Bericht, in dem auch die auf Blücher geprägte Medaille (Schuchardt, Goetze's Kunstsammlungen, II. S. 180, Nr. 1434 a) beschrieben wird.

bedrohend; der Genius des Vaterlandes ſchützt ihn mit der Aegide; die zweite zeigt den Helden zu Pferde, widerwärtige dämoniſche Geſtalten in den Abgrund jagend. Auch hier mangelt es nicht am Beiſtand der guten Geiſter.

Folgende Inſchriften ſind genehmigt:

Dem Fürſten

Blücher

von Wahlſtatt

die Seinen.

In Harren und Krieg,
In Sturz und Sieg,
Bewußt und groß:
So riß er uns
Von Feinden los.*)

*) S. Werke, III. S. 204.

Rauch's Basrelief
am Piedestal von Blücher's Statue.*)

Es war als eine schöne Belohnung ernstlich und unausgesetzt strebender Künstler anzusehen, daß zu der Zeit, wo ihre Landsleute sich im Krieg durch große Thaten verherrlicht hatten, auch sie in den Fall kamen, durch meisterhafte Bildwerke den Dank zu beurkunden, welchen die Nation für so große Verdienste schuldig zu sein mit fröhlichem Enthusiasmus aussprach. Denn kaum hatte sich Deutschland von dem beschwerlichsten Druck erholt, kaum war es zu dem Wiederbesitz mancher geraubten Kunstschätze gelangt, als man schon in Rostock und Breslau den Gedanken verfolgen konnte, den gefeierten Helden der Zeit im Bilde aufzustellen.

Was zu Ehren der Generale Bülow und Scharnhorst geschehen, ist uns bekannt, wobei wir, unsern nächsten Zweck im Auge, nur bemerken wollen, daß in den diesen Statuen beigefügten Basreliefen im antiken Sinne ideale allegorische Gestalten dem neuern Leben angeeignet werden.

Hier aber haben wir sogleich von dem Uebergang in das Reelle, welches einer ausgebildeten Kunst auch gut ansteht, und von einem großen Basrelief zu reden, welches am Piedestal der nunmehr in Berlin aufgestellten Blücherischen Statue sich befindet und durch die besondere Gunst des Künstlers uns in einem wohlgerathenen Abguß vor Augen gebracht ist.**)

Wer in Darstellungen solcher Art immer ein alterthümliches Kostüm vor sich zu sehen gewohnt war, Dem mag das völlig Moderne dieses Basreliefs beim ersten Anblick auffallend erschienen sein. Wer jedoch eine Zeit lang daran hin und her

*) Goethe's Nachgelassene Werke, Bd. IV. 1832. T. II. S. 50 ff. — Der erste Theil des Aufsatzes (bis S. 431, Z. 7) erschien schon 1828 in „Ueber Kunst und Alterthum", VI. Bds 2. Heft. S. 413 ff., als Referat über „Vorzügliche Werke von Rauch, Text von Wagner. Zwei Lieferungen. Berlin 1827"; er hat jedoch in obigem Text mannichfache Streichungen und stilistische Aenderungen erfahren.

**) Vgl. Schnaase, Goethe's Kunstsammlungen, II. S. 338, Nr. 139.

3.

Und um die Ceder ſtunden Sträucher. Da nun die Männer kamen vom Meer und die Axt ihr an die Wurzel legten, da erhub ſich ein Frohlocken: „Alſo ſtrafet der Herr die Stolzen, alſo demüthigt er die Gewaltigen!“

4.

Und ſie ſtürzte und zerſchmetterte die Frohlocker, die verzettelt wurden unter dem Reiſig.

5.

Und ſie ſtürzte und rief: „Ich habe geſtanden und ich werde ſtehen!“ Und die Männer richteten ſie auf zum Maſte im Schiffe des Königs, und die Segel wehten von ihm her und brachten die Schätze aus Ophir in des Königs Kammer.

6.

Eine junge Ceder wuchs ſchlank auf und ſchnell und drohte die andern zu überwachſen. Da beneideten ſie alle. Und ein Held kam und hieb ſie nieder und ſtutzte ihre Aeſte, ſich zur Lanze wider die Rieſen. Da riefen ihre Brüder: „Schade, Schade!“

7.

Die Eiche ſprach: „Ich gleiche Dir, Ceder!“ „Thor!“ ſagte die Ceder, „als wollt' ich ſagen, ich gleiche Dir!“

8.

Zwei Birken ſtritten, wer der Ceder am Nächſten käme. „Birken ſeid Ihr!“ ſagte die Ceder.

9.

„Uns iſt wohl,“ ſagte ein brüderlich gleicher Tannenwald zur Ceder, „wir ſind ſo viel, und Du ſtehſt allein!“ „Ich habe auch Brüder,“ ſagte die Ceder, „wenngleich nicht auf dieſem Berge.“

10.

Ein Wald ward ausgebauen; die Vögel vermißten ihre Wohnungen, flatterten umher und klagten: „Was mag der Fürſt für Abſichten haben? Den Wald! Den ſchönen Wald! Unſre Neſter!“ Da ſprach Einer, der aus der Reſidenz kam, ein Papagei: „Abſicht, Brüder? Er weiß nichts drum!“

11.

Ein Mädchen brach Roſen vom Strauch und kränzte ihr Haupt mit. Das verdroß die Ceder und ſprach: „Warum nimmt

gegangen, wird ſich gar bald überzeugen, wie ſehr eine ſolche Darſtellung der Denkweiſe des Volks gemäß ſei, das nicht ſowol fragt, was die Figuren bedeuten, als was und wer ſie ſeien, das ſich erfreut, Porträte und National-Phyſiognomien darauf zu finden, das ſich die Geſchichte vorerzählt oder erzählen läßt und das Symboliſche, was dergleichen Kunſtwerke immer behalten, doch zuletzt erklärlich und faßlich findet.

Es ſtellt nun dieſe reich ausgeſtattete Tafel den nach einem zaudernden, unentſchiedenen Feldſtreit kühn beſchloſſenen Marſch nach Paris vor. Die Ungewißheit, worin das Kriegsſchickſal bisher ſchwebte, wird durch einen Fragenden angedeutet, welcher ſich bei einem Begegnenden erkundigt, inwiefern hier abermals von einem Marſch und Gegenmarſch die Rede ſei. Er wird berichtet, daß das große Unternehmen ſeiner Entſcheidung entgegenſehe. In der Mitte iſt anmuthig und natürlich ein Bivouak angebracht; man ſchläft und ruht, man ſiedet und liebelt, als wenn die ungeheuren Kriegswogen nicht umher brauſten und ſtrömten. Die Reiterei ſtrebt um dieſen Mittelpunkt herum, von ſchlechtem Boden auf die Chauſſee, wird aber wieder herabbeordert, um der Infanterie Platz zu machen. Das Auf- und Abſtrebende dieſer Maſſen giebt nun dem Ganzen eine ſymmetriſche, gleichſam Zirkelbewegung, indeß die Infanterie und Artillerie im Grunde horizontal einherzieht. Am Ende zur rechten Seite der Zuſchauer ſteht, an das Pferd gelehnt, ein meiſterlicher Mann, diesmal die Lanze in der Hand, einen jüngern belehrend; am entgegengeſetzten Ende zur Linken liegt, wohlgebildet, bald nackt, ein Erkrankter oder Todter, damit die Erinnerung an Gefahr und Leiden mitten in dieſem Lebensgewühl nicht fern bleibe.

Gewiß ſind auf den drei übrigen Basreliefen korreſpondirende, zum Ganzen ſich einende Darſtellungen mannichfaltig ausgeführt. Es iſt nicht möglich, ein anmuthigeres Räthſel aufzuſtellen. Offenbar erkennt man abſichtliche Porträte, und wie viele mögen ſich noch daraus vermuthen und ahnen laſſen! Warum ſollte ein damals Mitwirkender nicht ſich ſelbſt erkennen, oder warum nicht ihn ein Freund, beſonders wenn die Montur oder irgend eine Abzeichnung die Vermuthung unterſtützt? In dieſem Sinne wünſchten wir wol ſelbſt umherzugehen, um den ganzen Verlauf gehörig zu betrachten und zuerſt und zuletzt jenem vorwärts herrſchenden Helden unſere Verehrung mitzubezeigen.

Granitarbeiten in Berlin.*)

Die Granitgeschiebe mannichfaltiger Art, welche sich bald mehr bald weniger zahlreich in den beiden Marken beisammen oder vertheilt finden, wurden seit ungefähr acht Jahren bearbeitet und architektonisch angewendet, und der Werth dieser edlen Gebirgsart, wie sie von den Alten hochgeschätzt worden, auch nunmehr bei uns anerkannt. Der erste Versuch ward bei dem Piedestal von Luther's Standbilde gemacht; sodann verfertigte man daraus die Postamente an der in Berlin neuerbauten Schloßbrücke. Man fing nun an weiter zu gehen, große Geschiebe zu spalten und aus den gewonnenen Stücken Säulenschäfte zu bearbeiten, zugleich Becken von sechs Fuß Diameter, welches Alles dadurch möglich ward, daß man sich zur Bearbeitung nach und nach der Maschine bediente. Die beiden Steinmetzmeister Wimmel und Trippel haben sich bis jetzt in diesen Arbeiten hervorgethan. Piedestale, Grabmonumente, Schalen und dergleichen wurden theils auf Bestellung, theils auf den Kauf gefertigt.

Vorgemeldete Arbeiten waren meistens aus den Granitmassen, welche sich um Oderberg versammelt finden, gefertigt. Nun aber unternahm Herr Bauinspektor Cantian eine wichtigere Arbeit. Der große Granitblock auf dem Rauhischen Berge bei Fürstenwalde, der Markgrafenstein genannt, zog die Aufmerksamkeit der Künstler an sich, und man trennte von demselbigen solche Massen, daß eine für das königliche Museum bestimmte Schale von zweiundzwanzig Fuß Durchmesser daraus gefertigt werden kann. Zum Poliren derselben wird man hinreichende Maschinen anwenden und durch die Vervollkommnung derselben es dahin bringen, daß die zu edler Möblirung so nothwendigen Tischplatten um einen billigen Preis können gefertigt werden.

Von allem Diesem liegen umständliche Nachrichten in unsern Händen; wir enthalten uns aber, solche abdrucken zu lassen, weil wir hoffen können, daß das Berliner Kunstblatt uns hievon nach und nach in Kenntniß setzen werde. Indessen fügen wir zu näherem Verständniß des Vorhergehenden Folgendes hinzu.

*) Ueber Kunst und Alterthum. VI. Bandes 2. Heft. 1828. S. 420 ff.

Der Markgrafenſtein

auf dem Raubiſchen Berge bei Fürſtenwalde.

Von Julius Schoppe an Ort und Stelle gezeichnet und von Tempeltey lithographirt.*)

Es iſt von nicht geringer Bedeutung, daß uns dieſer Granitfels in ſeiner ganzen koloſſalen Lage vor Augen erhalten wird, ehe man ihn, wie jetzt geſchieht, zu obgedachten Arbeiten benutzte. Er liegt auf dem linken Spreeufer, ſechs Meilen von Berlin aufwärts, Fürſtenwalde gegenüber und, verhältnißmäßig zu jenen Gegenden hoch genug, bei 400 Fuß über der Meeresfläche, und zwar nicht allein, ſondern es finden ſich in deſſen Nähe noch zwei andere, ein ſchon bekannter und ein erſt neuerlich entdeckter. Der Gipfel der Raubiſchen Berge, ungefähr dreihundert Schritte nördlich von dem Markgrafenſtein, erhebt ſich 450 Fuß über das Meer.

Das Dorf liegt niedriger, auf einem lettenreichen Plateau, deſſen Boden gegen den Fluß nicht allmählich abhängend iſt, ſondern ungefähr auf halbem Wege ſehr beſtimmt und ſcharf über dem mittlern Waſſerſtand des Fluſſes abſetzt. Die untere Ebene beſteht aus ächt märkiſchem Sand; das linke Ufer iſt auf- und abwärts reich an kleineren Granitblöcken.

Dieſe Gegend iſt höchſt merkwürdig, da eine ſo bedeutende Höhe hier vorwaltet und die Spree von ihrem Weg nach der Oder zu dadurch abgelenkt ſcheint.

Hierüber dürfen wir nun von Herrn Direktor Klöden, in Fortſetzung ſeiner Beiträge zur mineralogiſchen und geognoſtiſchen Kenntniß der Mark Brandenburg, die ſicherſten Aufklärungen erwarten, wie wir ihn denn um Plan und Profil jener Gegenden erſuchen möchten. Glücklich würden wir uns ſchätzen, wenn Granit hier wirklich in ſeiner Urlage anſtehend gefunden würde und wir uns der beſcheidenen Auflöſung eines bisher allzu ſtürmiſch behandelten wichtigen geologiſchen Problems näher geführt ſähen.

*) Ueber Kunſt und Alterthum, VI. Bandes 2. Heft. 1828. S. 422 f.

Plastische Anatomie.*)

(Aus einem Schreiben an Geheimrath Beuth in Berlin vom 4. Februar 1832.)

Die Weimarischen Kunstfreunde erfreuen sich mit mir der herrlichen Wirkungen wohlangewendeter großer Mittel; ich aber, jene bedeutende Sendung dankbar anerkennend, möchte der gleichen Kräfte zu einem Zweck in Anspruch nehmen, der schon lange als höchst würdig und wünschenswerth mir vor der Seele schwebt. Möge es Ihnen jedoch nicht wunderlich vorkommen, daß ich vorerst meine gedruckten Schriften anführe; ich habe dort unter Parabeln und Fabel gar Manches versteckt oder problematisch vorgetragen, dessen frühere oder spätere Ausführung mir längst am stillen Herzen lag. In diesem Sinne wage ich also zu bitten, dasjenige nachzulesen, was ich im dreiundzwanzigsten Bande der kleinen Ausgabe, im dritten Kapitel,**) von Seite zweiundzwanzig bis vierzig niedergeschrieben habe; ist dieses geschehen, so darf ich mich nicht wiederholen, sondern ganz unbewunden erklären, daß ich die Ausführung jener Halbstitien, die Verwirklichung jenes Gedankens ganz ernstlich von Euer Hochwohlgeboren Mitwirkung zu hoffen, zu erwarten mich längst gedrängt fühlte, nun aber gerade durch das Anschauen eines so schönen Gelingens mich veranlaßt sehe, sie endlich als ein Gesuch auszusprechen.

Es ist von der plastischen Anatomie die Rede; sie wird in Florenz seit langen Jahren in einem hohen Grade ausgeübt, kann aber nirgends unternommen werden noch gedeihen als da, wo Wissenschaften, Künste, Geschmack und Technik vollkommen einheimisch, in lebendiger Thätigkeit sind. Sollte man aber bei Forderung eines solchen Lokals nicht unmittelbar an Berlin denken, wo alles jenes beisammen ist und daher ein höchst wichtiges, freilich komplizirtes Unternehmen zugleich durch Wort und Willen

*) Goethe's Nachgelassene Werke, IV. Band. 1833. Taschenausgabe. S. 109 ff.

**) In unserer Ausgabe Theil XVIII. S. 295–305.

ausgeführt werden konnte? Einſicht und Kräfte der Vorgeſetzten ſind vorhanden, zur Ausführung Fähige bieten ſich gewiß alſobald an.

In dieſer wahrhaft nationalen, ja ich möchte ſagen kosmopolitiſchen Angelegenheit iſt mein unmaßgeblicher Vorſchlag der: Man ſende einen Anatomen, einen Plaſtiker, einen Gipsgießer nach Florenz, um ſich dort in gedachter beſondern Kunſt zu unterrichten.

Der Anatom lernt die Präparate zu dieſem eignen Zweck auszuarbeiten.

Der Bildhauer ſteigt von der Oberfläche des menſchlichen Körpers immer tiefer ins Innere und verleiht den höheren Stil ſeiner Kunſt Gegenſtänden, um ſie bedeutend zu machen, die ohne eine ſolche Idealnachhilfe abſtoßend und unerfreulich wären.

Der Gießer, ſchon gewohnt, ſeine Fertigkeit verwickelten Fällen anzupaſſen, wird wenig Schwierigkeit finden, ſich ſeines Auftrags zu entledigen; es iſt ihm nicht fremde, mit Wachs von mancherlei Farben und allerlei Maſſen umzugehen, und er wird alſobald das Wünſchenswerthe leiſten.

Drei Perſonen, Jeder nach ſeiner Weiſe, in Wiſſen, Kunſt und Technik ſchon gebildet, werden in mäßiger Zeit ſich unterrichten und ein neues Thun nach Berlin bringen, deſſen Wirkungen nicht zu berechnen ſind.

Dergleichen gelungener Arbeiten kann ſich die Wiſſenſchaft zum Unterricht, zu immer wieder erneuter Auffriſchung von Gegenſtänden, die kaum feſtzuhalten ſind, bedienen. Der praktiſche Arzt wie der Chirurg werden ſich das nothwendige Anſchaun leicht und ſchnell jeden Augenblick wieder vergegenwärtigen; dem bildenden Künſtler treten die Geheimniſſe der menſchlichen Geſtalt, wenn ſie ſchon einmal durch den Künſtlerſinn durchgegangen ſind, um ſo viel näher. Man laſſe Alles gelten, was bisher in dieſem Fache geſchah und geſchieht, ſo haben wir in unſerer Anſtalt ein würdiges Surrogat, das auf ideelle Weiſe die Wirklichkeit erſetzt, indem ſie derſelben nachhilft.

Die Florentiniſchen Arbeiten ſind theuer und wegen der Zerbrechlichkeit kaum zu transportiren. Einzelne deutſche Männer haben uns in Braunſchweig das Gehirn, in Dresden das Ohr geliefert. Man ſieht hierin ein ſtilles Wollen, eine Privatüberzeugung; möge ſie bald unter die großen Staatsangelegenheiten gezählt werden! Die Vorgeſetzten ſolcher allgemeinen

Institute sind Männer, die besser, als ich konnte, den vielfach durchdringenden Einfluß eines solchen Wirkens sich vergegenwärtigen. Ich will nur noch von der Verpflichtung sprechen, ein solches Unternehmen zu begünstigen.

In obengenannter Stelle meiner Werke ist auf die immer wachsende Seltenheit von Leichen, die man dem anatomischen Messer darbieten könnte, gedeutet und gesprochen; sie wird noch mehr zunehmen, und in wenig Jahren daher muß eine Anstalt wie die obengewünschte willkommen sein.

Diejenigen freien Räume, welche das Gesetz der Willkür überläßt, hat sich die Menschlichkeit erobert und engt nunmehr das Gesetz ein. Die Todesstrafe wird nach und nach beseitigt, die schärfsten Strafen gemildert. Man denkt an die Verbesserung des Zustandes entlassener Verbrecher, man erzieht verwilderte Kinder zum Guten, und schon findet man es höchst unmenschlich, Fehler und Irrthümer auf das Grausamste nach dem Tode zu bestrafen. Landesverräther mögen geviertheilt werden, aber gefallene Mädchen in tausend Stücke anatomisch zu zerfetzen, will sich nicht mehr ziemen. Dergleichen hat zur Folge, daß die alten harten Gesetze zum Theil schon abgeschafft sind und Jedermann die Hände bietet, auch die neueren milderen zu umgehen.

Das Furchtbare der Auferstehungsmänner in England, in Schottland die Mordthaten, um den Leichenhandel nicht stocken zu lassen, werden zwar mit Erstaunen und Verwunderung gelesen und besprochen, aber gleich andern Zeitungsnachrichten wie etwas Wildfremdes, das uns nichts angeht.

Die akademischen Lehrer beklagen sich, die emsige Wißbegierde ihrer Sekanten nicht befriedigen zu können, und bemühen sich vergebens, diese Unterrichtsart in das alte Gleis wieder zurückzuweisen. So werden denn auch die Männer vom Fach unsre Vorschläge mit Gleichgiltigkeit behandeln; dadurch dürfen wir aber nicht irre werden; das Unternehmen komme zu Stande, und man wird im Verlauf der Zeit sich einrichten. Es bedarf nur einiger geistreicher, talentvoller Jünglinge, so wird sich das Geschäft gar leicht in Gang setzen.

So weit hatte ich geschrieben, als mir in dem ersten Hefte der Branischen Miscellen ein merkwürdiger Beleg zur Hand kam, worein ich einen Auszug beizulegen nicht ermangele.

Die Erstücker in London.

(Siehe Bran's Miscellen. Erstes Heft 1822.*)

„Keinen größern Schrecken brachte die Nachricht von der Annäherung der Cholera in London hervor als die Furcht, im Schooße der Hauptstadt die Erneuerung von Mordthaten zu erleben, welche vor Kurzem in Edinburg und dessen Umgegend aus dem schmutzigsten Eigennutz von einer Bande unter Anführung eines gewissen Burke verübt worden waren.

„Durch folgende Thatsache kündigte sich die Wiedererscheinung dieser so gefürchteten Geißel an. Ein kleiner Italiener, der zu einer in London wohlbekannten Gesellschaft wandernder Sänger gehörte, war seit einigen Tagen verschwunden. Vergeblich stellten seine Verwandten Nachforschungen nach ihm an, als man auf einmal seinen Leichnam in einem Hospitale wiedererkannte, durch Hilfe einiger Zöglinge aus demselben, an welche die Resurrektionisten (Auferstehungsmänner, Leichendiebe) ihn als einen frisch aus dem Grabe aufgescharrten Leichnam verkaufen wollten. Da man an der Leiche des unglücklichen Kindes fast keine Spur eines gewaltsamen Todes entdecken konnte, so lag kein Zweifel vor, daß es lebend in die Hände der Erstücker gefallen sei und daß es so der Gegenstand der furchtbarsten Spekulation geworden war.

„Man versicherte sich sogleich der muthmaßlichen Schuldigen und unter Andern auch eines gewissen Bishop, eines alten Seemanns, der an den Ufern der Themse wohnte. Bei einer in seiner Abwesenheit angestellten Hausuntersuchung wurde die Frau verleitet, zu bekennen, ihr Haus sei der Aufenthaltsort einer Resurrektionistenbande, und täglich bringe man dahin Leichname, um sie an die Hospitäler zu verkaufen.

„Ein Brief Bishop's an einen Zögling des Hospitals, an den sie ihre Leichen zu verkaufen pflegten, ward gefunden, darin heißt es: Hätten Sie wol die Güte, mein Herr, uns in Gemeinschaft mit ihren Herren Kollegen einige Hilfe zukommen zu lassen? Vergessen Sie nicht, daß wir Ihnen für eine sehr mäßige Belohnung, und indem wir uns den größten Gefahren aussetzten, die Mittel geliefert haben, Ihre Studien zu vervollkommnen!"

*) Miscellen aus der neuesten ausländischen Literatur, herausgegeben von Ulrg. Bran, die in Jena seit 1814 erschienen und erst 1852 eingingen.

„Aus näheren Nachforschungen ging hervor, daß der junge Italiener nicht der einzige Mensch sei, welcher plötzlich verschwunden. Von ihren Eltern verlassene Kinder, die von Betteln oder Spitzbübereien lebten, kamen nicht wieder an die Orte, die sie gewöhnlich besuchten. Man zweifelt nicht daran, daß auch sie als Opfer der Habgier jener Ungeheuer gefallen sind, die sich um jeden Preis zu Lieferanten der Sektionssäle machen wollen. Ein Kirchenvorsteher aus dem Pfarrsprengel Saint-Paul versprach vor dem Polizeibureau von Bow-Street Demjenigen eine Belohnung von 200 Pf. Sterl., der die Gerichte auf die Spur dieser Verbrecher führen würde.

„Frau King, die Bisbey's Haus gerade gegenüber wohnt, in dem Viertheil, welches unter dem Namen „Die Gärten von Neu-Schottland" bekannt ist, sagt aus, sie habe den kleinen Italiener am 4. November früh in der Nähe von Bisbey's Wohnung gesehen. Er hatte eine große Schachtel mit einer lebendigen Schildkröte, und auf dieser Schachtel hatte er einen Käfig mit weißen Mäuschen. Die Kinder der Frau King sagen aus, sie hätten ihre Mutter um zwei Sous gebeten, um sich vom kleinen Savoyarden die närrischen Thierchen zeigen zu lassen; ihre Mutter habe aber nicht gewollt. Auf die umständlichste Weise bezeichnete die Mutter und die Kinder die Tracht des kleinen Savoyarden, der eine blaue Weste oder Jacke, einen schlechten, ganz durchlöcherten und verschossenen Pantalon und große Schuhe anhatte, mit einer wollenen Mütze auf dem Kopfe.

„Die Frau Augustine Brun, eine Savoyardin, der der Italiener Peragalli zum Dolmetscher diente, sagte Folgendes aus: ‚Vor ungefähr zwei Jahren wurde mir in dem Augenblicke, wo ich von Piemont abreiste, vom Vater und der Mutter des kleinen Italieners dies Kind anvertraut, welches Joseph Ferrari heißt. Ich brachte es mit nach England, wo ich es neun oder zehn Monate bewachte. Ich that es dann zu einem Schornsteinfeger auf drittehalb Jahre in die Lehre; aber es lief weg und wurde Straßensänger. Joseph Ferrari war ein sehr kluges Kind. Vom Profit seiner Arbeit kaufte er eine große Schachtel, einen Käfig, eine Schildkröte und weiße Mäuschen und verdiente sich so recht gut auf dem Pflaster von London sein Brod.'

„Die Art und Weise, wie sie ihr Verbrechen ausübten, hatte gar keine Aehnlichkeit mit der Burkischen Methode. Sie bedienten sich narkotischer Mittel, die sie in den Wein mischten,

um sich so des Individuums zu bemächtigen, nach dessen Leichnam sie trachteten, und trugen ihn dann in einen Brunnen des Gartens, wo sie ihn an den Füßen über dem Wasser aufhingen, bis ihn das in den Kopf steigende Blut erstickte. Auf diese Weise brachten sie ums Leben einen jungen Menschen aus Lincolnshire, die Frau Frances Pigburn und diesen kleinen italienischen Sänger Ferrari.

„Seit dem ausgesprochenen Todesurtheil war im Aeußern der Gefangenen eine große Veränderung vorgegangen. Sie waren äußerst niedergeschlagen, nur mit Schaudern konnten sie sich mit dem Gedanken befassen, daß ihr Körper zur Sektion überliefert werden würde — ein höchst fremdartiges Gefühl für Menschen, die mit dem Verbrechen so vertraut und beständige Lieferanten der anatomischen Säle waren.

„Nicht zu beschreiben ist die Scene, welche nach der Erscheinung der Verbrecher auf dem Gerüst erfolgte. Der Haufe stürzte sich gegen die Barrièren; aber sie widerstanden dem wüthenden Anlauf, und es gelang den Konstablern, der Bewegung Einhalt zu thun. Ein wüthendes Geschrei, mit Pfeifen und Hurrahrufen begleitet, erhob sich plötzlich aus dieser ungeheuren Menschenmasse und dauerte so lange, bis der Henker mit seinen Vorbereitungen fertig war. Eine Minute später wurde der Strick in die Höhe gezogen, die Verurtheilten hauchten den letzten Lebensathem aus, und das Volk jauchzte Beifall zu dem furchtbaren Schauspiel. Man schätzt die Zahl der bei Old-Bailey versammelten Menschenmenge auf 100,000."

*

Dieses Unheil trug sich in den letzten Monaten des vorigen Jahres zu, und wir haben noch mehr dergleichen zu fürchten, wohin die hohe Prämie deutet, welche der wackere Kirchenvorsteher deshalb anbietet. Wer möchte nicht eilen, da vorzuschreiten, wenn er auch nur die mindeste Hoffnung hat, solche Gräuelthaten abzuwehren. In Paris sind dergleichen noch nicht vorgekommen; die Morgue liefert vielleicht das Bedürfniß, ob man gleich sagt, die anatomirenden Franzosen gehen mit den Leichnamen sehr verschwenderisch um.

Indem ich nun hiemit zu schließen gedachte, überleg' ich, daß diese Angelegenheit zu manchem Hin- und Widerreden werde Veranlassung geben und es daher möchte wohlgethan sein, an dasjenige zu erinnern, was bereits auf dem empfohlenen Wege für

die Wissenschaften geschehen. Schon seit Romé de Lisle hat man für nöthig gefunden, die Mannichfaltigkeit der Krystalle mit den grenzenlosen Abweichungen und Ableitungen ihrer Gestalten durch Modelle vor die Augen zu bringen. Und dergleichen sind auf mancherlei Weise von dem verschiedensten Material in jeder Größe nachgebildet und dargeboten worden. In Petersburg hat man den großen am Ural gefundenen Goldklumpen gleichfalls in Gips ausgegossen, und er liegt vergoldet vor uns, als wenn es das Original selbst wäre. In Paris verfertigt man gleichfalls solche in Gips gegossene und nach der Natur kolorirte Kopien der seltenen vorgeschichtlichen fossilen organischen Körper, welche zuerst durch Baron Cuvier entschieden zur Sprache gekommen.

Doch hievon finden sich gewiß in den Berliner Museen, mineralogischen, zoologischen, anatomischen, gar manche Beispiele, die meinen Wunsch, dasjenige nun im Ganzen und in voller Breite zu liefern, was bisher nur einzeln unternommen worden, vollkommen rechtfertigen.

Schon vor zwanzig Jahren und drüber lebte in Jena ein junger und thätiger Dozent, durch welchen mir jenen Wunsch zu realisiren bestimmt, indem er freilich besonders pathologische Kuriosa, vorzüglich auch syphilitische Krankheitsfälle, aus eigenem Trieb und ohne entschiedene Aufmunterung ausarbeitete und in gefärbtem Wachs mit größter Genauigkeit darzustellen bemüht war. Bei seinem frühen Ableben gelangten diese Exemplare an das Jenaische anatomische Museum und werden dort zu seinem Andenken und als Muster zu einer hoffentlich dereinstigen Nacheiferung im Stillen, da sie öffentlich nicht gut präsentabel sind, aufbewahrt.

sie nicht von meinen Zweigen?" Stolzer, sagte der Rosenstock: „Laß' mir die Meinen!"

12.

Ein Wandrer, der unter der Eiche Mittagsruh gehalten hatte, erwachte, streckte sich, stand auf und wollte weiter. Der Baum rief ihm zu: „Undankbarer! Hab' ich Dir nicht meinen Schatten ausgebreitet, und nun nicht einen Blick!" — „Du! Mir!" lächelte der Wandrer zurückschauend.

13.

Das Gräslein, da der Wind drüber spielte, ergetzte sich und rief: „Bin ich doch auch da! Bin ich doch auch gebildet, klein, aber schön, und bin!" — „Gräslein in Gottes Namen," sagte die Ceder.

14.

Ein Waldstrom stürzte die Tannen drunter und drüber in*) Thal herab, und Sträucher und Sprößling' und Gräser und Eichen. Ein Prophete rief zuschauend vom Fels: „Alles ist gleich vor dem Herrn!"

15.

„Ha!" sagte die Ceder, „wer von meinen Zweigen brechen will, muß hoch steigen!" — „Ich," sagte die Rose, „habe Dornen."

Aus der Novelle.**)

Aus den Gruben, hier im Graben,
Hör' ich des Propheten Sang;
Engel schweben, ihn zu laben;
Wäre da dem Guten bang?
Löw' und Löwin hin und wieder
Schmiegen sich um ihn heran;
Ja, die sanften, frommen Lieder
Haben's ihnen angethan!

*) Sic!

**) Aus Goethe's „Novelle", 1827. — Ein Löwe, der aus seinem Käfig ausgebrochen ist, wird, gelockt durch Flötenspiel und den obigen Gesang eines Knaben, des Sohnes seiner Wärterin, wieder zahm und kehrt in den Käfig zurück. Das Parabolische des Gedichtes liegt darin, daß es zugleich als Ausdruck dafür dienen soll, daß die Fürstin die wilde und unbändige Leidenschaft Honorie's durch ihr reines Wesen besänftigt und läutert. — Wir folgen hierin der Auffassung, die E. Lehmann 1846 in dem Programm des Gymnasiums von Marienwerder über Goethe's Novelle „Das Kind mit dem Löwen" zuerst gegeben und ausführlicher entwickelt hat.

Verzeichniß der geschnittenen Steine

in dem königlichen Museum der Alterthümer zu Berlin. 1827.*)

Unter vorstehendem Titel ist eine im Auszug abgefaßte deutsche Uebersetzung der von Winckelmann französisch herausgegebenen „Description des pierres gravées du feu Baron de Stosch.“**) Florence 1749. erschienen, nach welcher gegenwärtig noch die ganze Sammlung der Originale geordnet ist, und ihr zufolge auch die Sammlung der davon genommenen Abdrücke, welche von Karl Gottlieb Reinhardt***) gefertigt worden und in zierlichen Kasten, auf das Schicklichste angeordnet, zu nicht geringer Erbauung vor uns stehen.

Der große Werth geschnittener Steine überhaupt ist so allgemein anerkannt, daß hievon etwas zu sagen als überflüssig angesehen werden möchte. Nicht allein von dem kunstkennenden, fühlenden, höhern Alterthum wurden sie geschätzt, gebraucht, gesammelt, sondern auch zu einer Zeit, wo es nur auf Pracht und Prunk angesehen war, als Juwel betrachtet, und so wurden sie ganz zuletzt ohne Rücksicht auf die eingegrabene Darstellung zur Verzierung der heiligen Schreine, womit hochverehrte Reliquien umgeben sind, in Gesellschaft anderer Edelsteine verwendet, wie denn in einem solchen die Gebeine der heiligen drei Könige zu Köln verwahrt werden, ungeachtet so manchen Glückswechsels.

Von der größten Mannichfaltigkeit ist ferner der Nutzen, den der Kunstfreund und Alterthumsforscher daraus zu ziehen vermag. Hievon werde nur ein Punkt hervorgehoben. Die Gemmen erhalten uns das Andenken verlorner wichtiger Kunst-

*) Goethe's Nachgelassene Werke, IV. Bd. 1832. T. A. S. 72 ff. — Der erste Abdruck findet sich, fast unverändert, bereits in „Ueber Kunst und Alterthum“, VI. Bds. 2. Heft. 1828. S. 419, wo noch einiges Nähere über den Inhalt des Verzeichnisses u. s. w. gesagt wird, was in dem obigen Text der „Nachgelassenen Werke“ weggelassen ist.

**) Vgl. S. 216 f. dieses Theils.

***) Damals Hofbaudepotverwalter in Berlin.

werk. Der höhere gründliche Sinn der Alten verlangte nicht immer ein anderes, neues, nie gesehenes Gebilde. War der Charakter bestimmt, aufs Höchste gebracht, so hielt man an dem Gegebenen fest, und wenn man auch, das Gelungene wiederholend, aus- und abwich, so strebte man doch immer, theils zu der Natur, theils zu den Hauptgedanken zurückzukehren.

Wenn man denn nun auch die Behandlung der besondern Darstellungsarten dem Zweck, dem Material anzueignen verstand, so benutzte man das Gegebene als Kopien und Nachahmung der Statuen, selbst im Kleinsten, auf Münzen und geschnittenen Steinen, deswegen denn auch beide einen wichtigen Theil des Studiums der Alten ausmachen und höchst behilflich sind, wenn von Darstellung ganz verlorner Kunstwerke oder von Restauration mehr oder weniger zertrümmerter die Rede ist. Mit aufmerksamer Dankbarkeit ist zu betrachten, was besonders in den letzten Zeiten auf diesem Wege geschehen ist; man fühlt sich aufgefordert, daran selbst mitzuwirken, durch Beifall erfreut, unbekümmert um den Widerspruch, da in allen solchen Bemühungen es mehr um das Bestreben als um das Gelingen, mehr um das Suchen als um das Finden zu thun ist.

Auf die Person des Sammlers, Philipp Baron von Stosch, aufmerksam zu machen, ist wol hier der Ort. Der Artikel des Konversationslexikons wird hier wie in vielen andern Fällen theils befriedigen, theils zu weiterm Forschen veranlassen. Wir sagen hier lakonisch nur so viel: Er war zu seiner Zeit ein höchst merkwürdiger Mann. Als Sohn eines Geistlichen studirt er Theologie, geht freisinnig in die Welt, mit Kunstliebe begabt, sowie persönlich von Natur ausgestattet; er ist überall wohl aufgenommen und weiß seine Vortheile zu benutzen. Nun erscheint er als Reisender, Kunstfreund, Sammler, Weltmann, Diplomat und Wagehals, der sich unterwegs selbst zum Baron konstituirt hatte und sich überall etwas Bedeutendes und Schätzenswerthes zuzueignen wußte. So gelangt er zu Seltenheiten aller Art, besonders auch zu gedachter Sammlung geschnittener Steine.

Es wäre anmuthig, näher und ausführlicher zu schildern, wie er in den Frühling einer geschichtlichen Kunstkenntniß glücklicherweise eingetreten. Es regt sich ein frisches Beschauen alterthümlicher Gegenstände; noch ist die Würdigung derselben unvollkommen, aber es entwickelt sich die geistreiche Anwendung klassischer Schriftsteller auf bildende Kunst; noch vertraut man

dem Buchſtaben mehr als dem lebendig geformten Zeugniß. Der Name des Künſtlers auf dem geſchnittenen Steine ſteigert ſeinen Werth. Aber ſchon keimt die erſte wahrhaft entwickelnde, hiſtoriſch folgerechte Methode, wie ſie durch Mengs und Winckelmann zu Heil und Segen auftritt.

Von den fernern Schickſalen der Gemmenſammlung, die uns hier beſonders beſchäftigt, bemerken wir, daß nach dem Tode des Barons ein Neffe, Philipp Muzel-Stoſch, mit vielem Andern auch das Kabinet ererbt; es wird eingepackt und verſendet, iſt durch Unaufmerkſamkeit der Spediteurs eine Zeit lang verloren, wird endlich in Livorno wiedergefunden und kommt in Beſitz Friedrich's des Großen, Königs von Preußen.

Es gab frühere Abgüſſe der Sammlung; aber die Verſuche, geſtochen und mit Anmerkungen herauszukommen, mißlingen. Einzelne Steine kommen im Abdruck in verſchiedene Daktyliotheken, in Deutſchland in die Lippert'ſche, in Rom in die Dehniſche, und fanden ſich auch wol einzeln hie und da bei Händlern und in Kabinetten. Der Wunſch, ſie im Ganzen zu beſitzen und zu überſehen, war ein vieljähriger bei uns und andern Kunſtfreunden; er iſt gegenwärtig auf das Angenehmſte erfüllt und dieſer angebotene Schatz mit allgemeiner Theilnahme zu begrüßen. Wir eilen zur Bekanntmachung des Nächſten und Nöthigen.

*

[Daß Goethe noch eine weitere Ausführung des Gegenſtandes beabſichtigte, geht aus nachfolgendem Schema hervor, welches in ſeinen Papieren dem Aufſatze beilag.]

Geſchichte des Künſtlers Reinhardt.
Welcher jetzt ſowol Glaspaſten als Maſſenabdrücke den Liebhabern gegen billige Preiſe überliefert.
Die Sammlung im Einzelnen ſorgfältig durchzugehen.
Die vorzüglichſten Stücke, ſchon bekannt, kürzlich hervorzuheben.
Weniger bekannte gleichfalls ins Licht zu ſtellen.
Aufmerkſamkeit auf Nachbildungen wichtiger alter Kunſtwerke.
Auf geiſtreiche Vermannichfaltigung mythologiſcher Gegenſtände.
Auf geſchmackvolle Scherze.
Dergleichen in Kinderſpielen.
Emblemen.
Und ſonſtigen Darſtellungen aller Art.

Hemsterhuis-Gallitzinische Gemmensammlung.*)

Den Freunden meiner literarischen Thätigkeit ist der II. Abtheilung 5. Theil Aus meinem Leben**) bekannt genug; sie wissen, daß ich nach überstandenem traurigem Feldzug von 1792 eine frohere Rheinfahrt unternommen, um einen lange schuldigen Besuch bei Freunden zu Pempelfort,***) Duisburg †) und Münster abzustatten, wie ich denn auch nicht verfehlte, ausführlich zu erzählen, daß ich mich zu gewünschter Erheiterung überall einer guten Aufnahme zu erfreuen hatte. Von dem Aufenthalte zu Münster berichtete ich umständlich und machte besonders bemerklich, wie eine von Hemsterhuis hinterlassene Gemmensammlung den geistig ästhetischen Mittelpunkt verlieh, um welchen sich Freunde, übrigens im Denken und Empfinden nicht ganz übereinstimmend, mehrere Tage gern vereinten.

Aus jenem Erzählten geht gleichfalls hervor, wie gedachte Sammlung beim Abschied mir liebevoll aufgedrungen worden, wie ich sie, durch Ordnung gesichert, mehrere Jahre treulich aufbewahrte und in dem Studium dieses bedeutenden Kunstfachs die Weimarischen Freunde entschieden förderte; daraus entstand sodann der Aufsatz, welcher vor der Jenaischen Allgemeinen Literatur-Zeitung des Januars 1807 als Programm seine Stelle nahm, worin die einzelnen Steine betrachtet, beschrieben und gewürdigt, nebst einigen beigefügten Abbildungen zu finden sind. ††)

Da die Besitzerin diesen Schatz verkäuflich abzulassen und das Erlöste zu wohlthätigen Zwecken zu verwenden geneigt war,

*) Ueber Kunst und Alterthum, IV. Bandes 1. Heft. 1822. S. 152 ff. — Ueber Franz Hemsterhuis (1722–1790), den Sohn des berühmten Humanisten, und die Fürstin Amalie Gallitzin (1748–1806), ebenso über das Entstehen dieser Sammlung ist auf die „Kampagne in Frankreich" zu verweisen.

**) Es ist die „Kampagne in Frankreich" gemeint.

***) Zu Pempelfort bei F. H. Jacobi und seinen Schwestern, wo Goethe acht Wochen im November und Dezember verweilte.

†) In Duisburg bei Professor Ulrich, aus dem das Gedicht „Harzreise im Winter" (Werke, 4. A. 1415 f.) stammt, Theil hatte.

††) Vgl. d. letzten Abschnitt dieses Textes.

suchte ich eine Uebereinkunft deshalb mit Herzog Ernst von Gotha zu vermitteln. Dieser Kenner und Liebhaber alles Schönen und Merkwürdigen, reich genug, seine edle Neigung ungehindert zu befriedigen, war aufs Höchste verlegt, sich unsere Sammlung anzueignen; doch da ich zuletzt seine schwankenden Entschließungen zu Gunsten des Ankaufs entschieden glaubte, überraschte er mich mit einer Erklärung folgenden Inhalts:

„So lebhaft er auch den Besitz der vorliegenden, von ihm als köstlich anerkannten Gemmen wünsche, so hindere ihn doch daran nicht etwa ein innerer Zweifel, sondern vielmehr ein äußerer Umstand. Ihm sei keine Freude, etwas für sich allein zu besitzen; er theile gern den Genuß mit Andern, der ihm aber sehr oft verkümmert werde. Es gebe Menschen, die ihre tiefblickende Kennerschaft dadurch zu beweisen suchen, daß sie an der Aechtheit irgend eines vorgelegten Kunstwerks zu zweifeln scheinen und solche verdächtig machen. Um sich nun dergleichen nicht wiederholt auszusetzen, entsage er lieber dem wünschenswerthen Vergnügen."

Wir enthalten uns nicht, bei dieser Gelegenheit noch Folgendes hinzuzusetzen. Es ist wirklich ärgerlich, mit Zweifeln das Vorzüglichste aufgenommen zu sehen; denn der Zweifelnde überhebt sich des Beweises, wohl aber verlangt er ihn von dem Bejahenden. Worauf beruht denn aber in solchen Fällen der Beweis anders als auf einem innern Gefühl, begünstigt durch ein geübtes Auge, das gewisse Kennzeichen gewahr zu werden vermag, auf geprüfter Wahrscheinlichkeit historischer Forderungen und auf gar manchem Andern, wodurch wir, Alles zusammengenommen, uns doch nur selbst, nicht aber einen Andern überzeugen?

Nun aber findet die Zweifelsucht kein reicheres Feld, sich zu ergehen, als gerade bei geschnittenen Steinen; bald heißt es eine alte, bald eine moderne Kopie, eine Wiederholung, eine Nachahmung; bald erregt der Stein Verdacht, bald eine Inschrift, die von besonderem Werth sein sollte, und so ist es gefährlicher, sich auf Gemmen einzulassen als auf antike Münzen, obgleich auch hier eine große Umsicht gefordert wird, wenn es zum Beispiel gewisse Paduanische Nachahmungen von den ächten Originalen zu unterscheiden gilt.

Die Vorsteher der königlich französischen Münzsammlung haben längst bemerkt, daß Privatkabinette, aus der Provinz nach Paris gebracht, gar vieles Falsche enthalten, weil die Besitzer in einem beschränkten Kreise das Auge nicht genugsam üben

konnten und mehr nach Neigung und Vorurtheil bei ihrem Geschäft verfahren. Besehen wir aber zum Schluß die Sache genau, so gilt dies von allen Sammlungen, und jeder Besitzer wird gern gestehen, daß er manches Lehrgeld gegeben, bis ihm die Augen aufgegangen.

Jedoch wir kehren, in Hoffnung, dieses Abschweifen werde verziehen sein, zu unserm eigentlichen Vortrage wieder zurück.

Jener Schatz blieb noch einige Jahre in meinen Händen, bis er wieder an die fürstliche Freundin und zuletzt an den Grafen Friedrich Leopold von Stolberg gelangte, nach dessen Hinscheiden*) ich den Wunsch nicht unterdrücken konnte, zu erfahren, wo nunmehr das theure, so genau gerüfte Pfand befindlich sei, wie ich mich denn auch hierüber an gedachtem Orte andringlich vernehmen ließ.

Diesen Wunsch einer Aufklärung werth zu achten hat man höchsten Orts gewürdigt und mir zu erkennen gegeben, daß gedachte Sammlung unzertrennt unter den Schätzen Ihro Majestät des Königs der Niederlande**) einen vorzüglichen Platz einnehme, welche nachrichtliche Beruhigung ich mit dem lebhaftesten Danke zu erkennen habe und es für ein Glück achte, gewiß zu sein, daß so vortreffliche Einzelnheiten von anerkanntem Werth mit Kenntniß, Glück und Aufwand zusammengebracht, nicht zerstreut, sondern auch für die Zukunft beisammengehalten werden. Vielleicht befinden sie sich noch in denselbigen Kästchen, in welche ich sie vor so viel Jahren zusammengestellt. Da man bei einem langen Leben so Vieles zersplittert und zerstört sieht, so ist es ein höchst angenehmes Gefühl, zu erfahren, daß ein Gegenstand, der uns lieb und werth gewesen, sich auch einer ehrenvollen Dauer zu erfreuen habe.

Mögen diese Kunstedelsteine den höchsten einsichtigen Besitzern und allen ächten Freunden schöner Kunst immerfort zur Freude und Belehrung gereichen, wozu vielleicht eine französische Uebersetzung jenes Neujahrsprogramms der Allgemeinen Jenaischen Literatur-Zeitung mit beigefügten charakteristischen Umrissen nicht wenig beitragen und ein anzenehmes Geschenk für alle Diejenigen sein würde, welche sich in diesen Regionen mit Ernst und Liebe zu ergehen genöthigt sind, worauf hinzudeuten ich mir zur dankbaren Pflicht mache.

*) Graf Friedrich Stolberg starb am 5. December 1819.

**) Wilhelm I., der von 1814 bis 1840 regierte und 1843 in Berlin starb.

Notice sur le Cabinet des Médailles

et des Pierres gravees de Sa Majeste le Roi des Pays-Bas.

Par J. C. de Jonge, Directeur. A la Haye. 1823.*)

Im fünften Bande der zweiten Abtheilung Aus meinem Leben**) sprach ich den dringenden Wunsch aus, zu erfahren, wo sich die Hemsterhuis-Gallitzinische Gemmensammlung wol befinden möchte. Er gelangte glücklicherweise dahin, woher mir der beste Aufschluß zu Theil werden konnte. Ihro des Königs der Niederlande Majestät ließen allergnädigst durch des Herrn Landgrafen Ludwig Christian von Hessen Hochfürstliche Durchlaucht mir vermelden, daß gedachte Sammlung in Allerhöchst Ihro Besitz, gut verwahrt und zu andern Schätzen hinzugefügt sei. Wie sehr ich dankbarlichst hiedurch beruhigt worden, verfehlte ich nicht, ebenfalls in Kunst und Alterthum, Heft I. Band IV, gebührend auszusprechen.***) Nach kurzer Zeit jedoch wird mir auf eben die Weise vorgenannte ausführliche Schrift, durch welche nunmehr eine vollkommene Uebersicht der im Haag aufgestellten Kostbarkeiten dieses Fachs zu erlangen ist. Wir übersetzen aus der Vorrede so viel als nöthig, um unsern Lesern, vorzüglich den Reisenden, die Kenntniß eines so bedeutenden Gegenstandes zu überliefern.

*

Die Sammlung verdankt ihren Ursprung dem Statthalter Wilhelm IV.,†) der, in einer friedlichen Zeit lebend, die Künste liebend, sich mit Sammeln beschäftigte. Er kaufte unter andern die Alterthümer, Medaillen und geschnittenen Steine des Grafen de Thoms, Schwiegersohns des berühmten Boerhave.

*) Ueber Kunst und Alterthum, IV. Bandes 3. Heft. 1824. S. 112ff.
**) In der „Kampagne in Frankreich".
***) Vgl. S. 446, Z. 15 dieses Theils.
†) Erbstatthalter der Niederlande von 1747 bis 1751.

Prinz Wilhelm V.,*) sein Sohn, folgte diesem Beispiele und vermehrte den Schatz unter Beirath der Herren Vosmaer und Friedrich Hemsterhuis. Die Revolution trat ein, und der Statthalter verließ das Land. Umstände hinderten ihn, die ganze Sammlung mitzunehmen; ein großer Theil fiel den Franzosen in die Hände und ward nach Paris gebracht, wo er sich noch befindet. Glücklicherweise war nicht Alles verloren; der Fürst hatte Mittel gefunden, den größten Theil der Gold-, Silber- und Kupfermünzen sowie die Mehrzahl der hoch- und tiefgeschnittenen Steine zu retten.

Von gleichem Verlangen wie seine glorreichen Vorfahren beseelt, faßte der gegenwärtig regierende Monarch im Jahr 1816 den Gedanken, aus den Resten der Oranischen Sammlung ein königliches Kabinet zum öffentlichen Gebrauch zu bilden, und befahl dieser ersten Grundlage die bedeutende Reihenfolge griechischer und römischer Münzen anzuschließen, welche vor dessen Thronbesteigung bei Vereinzelung des berühmten Kabinets des Herrn van Damme waren angeschafft worden. Herr de Jonge erhielt die Stelle eines Direktors und den Auftrag, das Ganze einzurichten.

Die königliche Sammlung vermehrte sich von Tag zu Tage; unter dem Angeschafften zeichnen sich aus:

1) Eine herrliche Sammlung tiefgeschnittener Steine, mit Sorgfalt vereinigt durch den vorzüglichen Franz Hemsterhuis, aus dessen Händen sie an den verstorbenen Prinzen Gallitzin, kaiserlich russischen Gesandten bei Ihro Hochmögenden gelangte und von seiner Tochter, Gemahlin des Prinzen Salm-Reifferscheid-Krautheim, an den König verkauft ward; sie ist merkwürdiger durch das Verdienst als durch die Menge der Steine, aus denen sie besteht. Man findet darin Arbeiten des ersten Rangs, einen Dioskorides, Aulus, Gnaius, Hyllus, Nikomachus, Hellen**) und mehrere andere Meisterstücke berühmter Künstler des Alterthums.

---

*) Erbstatthalter von 1751 bis 1795. Er wurde 1786 durch einen Volksaufstand genöthigt, den Haag zu verlassen, indessen 1788 durch Friedrich Wilhelm II von Preußen wieder eingesetzt. Im Januar 1795 verließ er in Folge der Invasion der Franzosen das Land, um nach England zu gehen, und es wurde die „Batavische Republik" proklamirt.

**) Von den hier genannten Künstlern sind die drei ersten anerkannte Gemmenschneider vom Zeitalter des Augustus; Hyllus gehört einer älteren Zeit an, Nikomachus auch als Maler berühmt, dem vierten Jahrhundert, über Hellen scheint nichts bekannt zu sein.

2) Eine kleine Sammlung hoch- und tiefgeschnittener Steine, welche Herr Hultmann, sonst Gouverneur des nördlichen Brabant's, zurückließ; sie ward an den König verkauft durch Frau von Grietbuysen. Diese Sammlung, wenn schon viel geringer als die vorhergehende, enthält doch einige sehr schätzbare Stücke.

3) Eine zahl- und werthreiche Sammlung neuerer Münzen, die meisten inländisch, Belagerungs- und andere kurrente Münzen, verkauft durch verwittwete Frau von Schuylenburch von Bommenede im Haag.

4) Das herrliche Kabinet geschnittener Steine, so alter als neuer, des verstorbenen Herrn Theodor de Smeth, Präsidenten der Schöffen der Stadt Amsterdam. (Es ist Derselbe, an welchen Franz Hemsterhuis den bedeutenden Brief*) schrieb über einen alten geschnittenen Stein, vorstellend eine Meernymphe, an einem Meerpferd herschwimmend, von herrlicher Kunst.) Baron de Smeth von Deurne verkaufte solches an Ihro Majestät.

5) Eine Sammlung griechischer, römischer, kufischer und arabischer Münzen, auch einige geschnittene Steine, welche Major Humbert von den afrikanischen Küsten mitbrachte, als Früchte seiner Reise über den Boden des alten Karthago und seines fünfundzwanzigjährigen Aufenthalts zu Tunis. Darunter finden sich mehrere afrikanische seltene Münzen mit einigen unbekannten.

6) Eine schöne Thalerfolge, abgelassen durch Herrn Stiels, ehemaligen Pfarrer zu Mastricht.

7) Die reiche Sammlung geschnittener Steine aus dem Nachlaß des Herrn Baron van Hoorn von Blooswyck, dessen Erben abgekauft.

8) Sammlung von Medaillen, Jetons und neuern Münzen, welche ehemals dem reichen Kabinet des Herrn Dibbetz zu Leyden angehörte und welche die Erben des Herrn Byleveld, eines der Präsidenten des hohen Gerichtshofes zu Haag, Ihro Majestät überließen.

Außer jenen großen Ankäufen wurden auf Befehl Ihro Majestät mit diesem Kabinet noch vereinigt die Gold- und Silbermedaillen aus dem Nachlaß Ihro verwittweten königlichen Hoheiten der Prinzeß von Oranien und der Herzogin von Braunschweig, Mutter und Schwester des Königs. Von

*) Lettre sur la sculpture à Mr. Theod: de Smeth par Mr. Hometerhuis le fils. Amsterdam 1768.

Zeit zu Zeit wurden auch einzeln, besonders durch Vertausch des Doppelten, einige schöne geschnittene Steine hinzugefügt, und eine große Anzahl Medaillen und Münzen aller Art.

*

Vorstehende Nachricht giebt uns zu manchen Betrachtungen Anlaß, wovon wir Einiges hier anschließen.

Zuvörderst begegnet uns das herzerhebende Gefühl, wie ein ernstlich gefaßter Entschluß nach dem größten Glückswechsel durch den Erfolg glücklich begünstigt und ein Zweck erreicht werde, höher, als man sich ihn hätte vorstellen können. Hier bewahrheitet sich abermals, daß, wenn man nur nach irgend einer Niederlage gleich wieder einen entschiedenen Posten faßt, einen Punkt ergreift, von dem aus man wirkt, zu dem man Alles wieder zurückführt, alsdann das Unternehmen schon geborgen sei und man sich einen glücklichen Erfolg versprechen dürfe.

Eine fernere Betrachtung dringt sich hier auf: wie wohl ein Fürst handelt, wenn er das, was Einzelne mit leidenschaftlicher Mühe, mit Glück bei Gelegenheit gesammelt, zusammenhält und dem unsterblichen Körper seiner Besitzungen einverleibt. Zum einzelnen Sammeln gehört Liebe, Kenntniß und gewisser Muth, den Augenblick zu ergreifen, da denn ohne großes Vermögen mit verständig-mäßigem Aufwand eine bedeutende Vereinigung manches Schönen und Guten sich erreichen läßt.

Meist sind solche Sammlungen den Erben zur Last; gewohnlich legen sie zu großen Werth darauf, weil sie den Enthusiasmus des ersten Besitzers, der nöthig war, so viel treffliche Einzelnheiten zusammenzuschaffen und zusammenzuhalten, mit in Anschlag bringen, dergestalt, daß oft, von einer Seite durch Mangel an entschiedenen Liebhabern, von der andern durch überspannte Forderungen dergleichen Schätze unbekannt und unbenutzt liegen, vielleicht auch als zerfallender Körper vereinzelt werden. Trifft's nun aber, daß hohe Häupter dergleichen Sammlungen gebührend Ehre geben und sie andern schon vorhandenen anzufügen geneigt sind, so wäre zu wünschen, daß von einer Seite die Besitzer ihre Forderungen nicht zu hoch trieben; von der andern bleibt es erfreulich, zu sehen, wenn große, mit Gütern gesegnete Fürsten zwar haushälterisch zu Werke gehen, aber zugleich auch bedenken, daß sie oft in den Fall kommen, großmüthig zu sein, ohne dadurch zu ge-

Denn der Ew'ge herrscht auf Erden,
Ueber Meere herrscht sein Blick;
Löwen sollen Lämmer werden,
Und die Welle schwankt zurück.
Blankes Schwert erstarrt im Hiebe;
Glaub' und Hoffnung sind erfüllt.
Wunderthätig ist die Liebe,
Die sich im Gebet enthüllt.

Und so geht mit guten Kindern
Sel'ger Engel gern zu Rath,
Böses Wollen zu verhindern,
Zu befördern schöne That.
So beschwören, fest zu bannen
Liebem Sohn aus zarte Knie,
Ihn, des Waldes Hochtyrannen,
Frommer Sinn und Melodie.

Ein Gleichniß.*)

Jüngst pflückt' ich einen Wiesenstrauß,
Trug ihn gedankenvoll nach Haus;
Da hatten von der warmen Hand
Die Kronen sich alle zur Erde gewandt.
Ich setzte sie in frisches Glas;
Und welch ein Wunder war mir das!
Die Köpfchen hoben sich empor,
Die Blätterstengel im grünen Flor,
Und allzusammen so gesund,
Als stünden sie noch auf Muttergrund.

So war mir's, als ich wundersam
Mein Lied in fremder Sprache vernahm.

Eins wie's Andre.**)

Die Welt ist ein Sardellensalat;
Er schmeckt uns früh, er schmeckt uns spat:

*) Aus „Kunst und Alterthum" VI, 2, 271, 1828, auch mitgetheilt, im Goethe-Zelter'schen Briefwechsel V, 45 unter dem 21. Mai 1828. „Anmuthige Uebersetzung meiner kleinen Gedichte," heißt es dort, „gab zu dem obigen Gleichnisse Anlaß." 1833 in den „Nachgel. W."

**) In den „Nachgel. W." 1833. Die Ueberschrift zuerst in der Ausgabe von 1836.

winnen; und doch wird Beides zugleich der Fall sein, wenn es unschätzbare Dinge gilt, wofür wol Alles das angesehen werden darf, was ein glücklich ausgebildetes Talent hervorbrachte und hervorbringt.

Und so hätten wir denn zuletzt noch zu bemerken, welcher großen Wirkung ein solcher Besitz in rechten Händen fähig ist.

Warum sollte man leugnen, daß dem einzelnen Staatsbürger ein höherer Kunstbesitz oft unbequem sei? Weder Zeit noch Zustand erlauben ihm, treffliche Werke, die einflußreich werden könnten, die, es sei nun auf Produktivität oder auf Kenntniß, auf That oder Geschichtseinsicht kräftig wirken sollten, dem Künstler sowie dem Liebhaber öfter vorzulegen und dadurch eine höhere, freigesinnte, fruchtbare Bildung zu bezwecken. Sind aber dergleichen Schätze einer öffentlichen Anstalt einverleibt, sind Männer dabei angestellt, deren Liebe und Leidenschaft es ist, ihre schöne Pflicht zu erfüllen, die ganz durchdrungen sind von dem Guten, was man stiften, was man fortpflanzen wollte, so wird wol nichts zu wünschen übrig bleiben.

Sehen wir doch schon im gegenwärtigen Falle, daß der werthe Vorgesetzte genannter Sammlung sich selbst öffentlich verpflichtet, die höchsten Zwecke in allem Umfang zu erreichen, wie das Motto seiner sorgfältigen Arbeit auf das Deutlichste bezeichnet: „Die Werke der Kunst gehören nicht Einzelnen, sie gehören der gebildeten Menschheit an." Heeren, Ideen, 3. Theil, 1. Abtheilung.

Münzkunde der deutschen Mittelzeit.*)

(Auf Anfrage.)

Ueber die zwar nicht seltenen, doch immer geschätzten problematischen Goldmünzen, unter dem Namen Regenbogenschüsselchen bekannt, wüßte ich nichts zu entscheiden, wol aber folgende Meinung zu eröffnen.

Sie stammen von einem Volke, welches zwar in Absicht auf Kunst barbarisch zu nennen ist, das sich aber einer wohlersonnenen Technik bei einem rohen Münzwesen bediente. Wenn nämlich die früheren Griechen Gold- und Silberkügelchen zu stempeln, dabei aber das Abspringen vom Amboß zu verhindern gedachten, so gaben sie der stählernen Unterlage die Form eines Kronenbohrers, worauf das Kügelchen gelegt, der Stempel aufgesetzt und so das Obergebilde abgedruckt ward; der Eindruck des untern viereckten zackigen Hilfsmittels verwandelte sich nach und nach in ein begrenzendes, mancherlei Bildwerk enthaltendes Viereck, dessen Ursprung sich nicht mehr ahnen läßt.

Das unbekannte Volk jedoch, von welchem hier die Rede ist, vertiefte die Unterlage in Schüsselform und grub zugleich eine gewisse Gestalt hinein; der obere Stempel war konvex und gleichfalls ein Gebild hineingegraben. Wurde nun das Kügelchen in die Stempelschale gelegt und der obere Stempel draufgeschlagen, so hatte man die schüsselförmige Münze, welche noch öfters in Deutschland aus der Erde gegraben wird; die darauf erscheinenden Gestalten aber geben zu folgenden Betrachtungen Anlaß.

Die erhabenen Seiten der drei mir vorliegenden Exemplare zeigen barbarische Nachahmungen bekannter, auf griechischen Münzen vorkommender Gegenstände, einmal einen Löwenrachen, zweimal einen Taschenkrebs, Gebilde der Unfähigkeit, wie sie

*) Ueber Kunst und Alterthum, I. Bd. 3. Heft. 1818. S. 92 ff.

auch häufig auf ſilbernen daziſchen Münzen geſehen werden, wo die Goldphilippen offenbar kindiſch pfuſcherhaft nachgeahmt ſind. Die hohle Seite zeigt jedesmal ſechs kleine halbkugelförmige Erhöhungen; hiedurch ſcheint mir die Zahl des Werthes ausgeſprochen.

Das Merkwürdigſte aber iſt auf allen dreien eine ſichelförmige Umgebung, die auf dem einen Exemplar unzweifelhaft ein Hufeiſen vorſtellt und alſo da, wo die Geſtalt nicht ſo entſchieden iſt, auch als ein ſolches gedeutet werden muß. Dieſe Vorſtellung ſcheint mir Original; fände ſie ſich auch auf andern Münzen, ſo käme man vielleicht auf eine nähere Spur; jedoch möchte das Bild immer auf ein drittenes kriegeriſches Volk hindeuten.

Ueber den Urſprung der Hufeiſen iſt man ungewiß; das älteſte, das man zu kennen glaubt, ſoll dem Pferde des Königs Childerich*) gehört haben und alſo um das Jahr 481 zu ſetzen ſein. Aus andern Nachrichten und Kombinationen ſcheint hervorzugehen, daß der Gebrauch der Hufeiſen in Schwung gekommen zu der Zeit, als Franken und Deutſche noch für eine Völkerſchaft gehalten wurden, die Herrſchaft hinüber und herüber ſchwankte und die kaiſerlich-königlichen Gebieter bald diesſeits, bald jenſeits des Rheins größere Macht aufzubieten wußten. Wollte man ſorgfältig die Orte verzeichnen, wo dergleichen Münzen gefunden werden, ſo gäbe ſich vielleicht ein Aufſchluß. Sie ſcheinen niemals tief in der Erde gelegen zu haben, weil der Volksglaube ſie da finden läßt, wo ein Fuß des Regenbogens auf dem Acker aufſtand, von welcher Sage ſie denn auch ihre Benennung gewonnen haben.

---

*) Childerich, der Frankenkönig, Vater Chlodwig's, ſtarb 481 zu Tournay.

Ueber die bildende Nachahmung des Schönen

von Carl Philipp Moritz.

Braunschweig, 1788, in der Schulbuchhandlung.*)

Diese wenigen Bogen scheinen die Resultate vieler Beobachtungen und eines anhaltenden Nachdenkens zu sein, mit welchen sich der Verfasser bei seinem fast dreijährigen Aufenthalt in Rom beschäftigte.

Zuvörderst entwickelt er den Begriff der Nachahmung durch ein Beispiel. Er nimmt an, Sokrates werde von einem Thoren, einem Schauspieler und einem Weisen nachgeahmt. Der Thor äfft dem Sokrates nach, der Schauspieler parodirt ihn, der Weise ahmt ihm nach.

Nachahmen, im edlen moralischen Sinn, wird mit den Begriffen von Nachstreben und Wetteifern fast gleichbedeutend.

Es fragt sich nun, wie die Nachahmung des Edlen und Guten von der Nachahmung des Schönen unterschieden sei.

*) Der Teutsche Merkur vom Jahre 1789. Drittes Vierteljahr, S. 165ff. Dieser Aufsatz ist in die bisherigen Ausgaben nicht aufgenommen worden, obwol er ohne Zweifel von Goethe verfaßt ist. — Die Gründe, aus denen sich dies beweisen läßt, sind folgende. Ein undatirtes Billet Goethe's an Knebel (Briefwechsel, I. 175) lautet: „Über W. Ideen über die Bildung des Schönen, zusammengerückt und mit einem Köpfchen und Schwänzchen versehen, wie es wol als Rec. in der Lit. Zeitung passiren möchte. Schicke mir's morgen früh zurück und sage mir Deine Meinung!" — Gubrauer, der Herausgeber des Briefwechsels, hatte dies Billet anfangs in die Briefe des Jahres 1788 eingereiht und auf Meyer bezogen, von dem Goethe in einem Briefe an Knebel vom 5. Mai desselben Jahres sagt, „er fahre fort, seine Bemerkungen sowol als seine Grundsätze über bildende Kunst zusammenzuschreiben." Aber wie es unstatthaft wäre, anzunehmen, daß Goethe den in Gemeinschaft mit ihm arbeitenden Meyer rezensiren sollte, so sah auch Gubrauer bald seinen Irrthum ein und verbesserte ihn selbst (Teutsches Museum 1852. Nr. 4).

Moritz (1757—1793), dessen vielseitige und geistvolle, aber im Ganzen planlose Thätigkeit aus der Literaturgeschichte genugsam bekannt ist, hat sein ein-

Jene ſtrebt in ſich hinein-, dieſe aus ſich herauszubilden.

Sehr ſcharfſinnig werden nun die Gegenſtände dieſer doppelten Nachahmung auseinandergeſetzt und mit den verwandten Begriffen verglichen.

Das Edle und Gute ſteht zwiſchen dem Schönen und Nützlichen gleichſam in der Mitte; gut und edel ſteigt bis zum Schönen hinauf. Nützlich kann ſich mit ſchlecht verbinden, ſchlecht mit unnütz; und da, wo ſich die Begriffe am Weiteſten zu entfernen ſcheinen, treffen ſie gleichſam in einem Zirkel wieder zuſammen. Es iſt nämlich ein Vorrecht des Schönen, daß es nicht nützlich zu ſein braucht.

Unter Nutzen denken wir uns die Beziehung eines Dinges, als Theil betrachtet, auf einen Zuſammenhang eines Dinges, das wir uns als ein Ganzes denken.

Was nicht nützlich zu ſein braucht, muß nothwendig ein für ſich beſtehendes Ganzes ſein und ſeine Beziehung in ſich haben; allein um ſchön genannt zu werden, muß es in unſern Sinn fallen oder von unſerer Einbildungskraft umfaßt werden können.

Aus der höchſten Miſchung des Schönen mit dem Edlen entſteht der Begriff des Majeſtätiſchen.

Wenn wir das Edle in Handlung und Geſinnung mit dem Unedlen meſſen, ſo nennen wir das Edle groß, das Unedle

---

bewegtes Leben in ſeinen Romanen zum Theil ſelbſt geſchildert. Eine verhältnißmäßig ruhige Zeit für ihn ſind die Jahre 1786 bis 1788, die er in Italien zubrachte und während deren er mit Goethe in dauerndem Verkehr ſtand. Dieſer fand Freude und Gewinn an ſeinem Umgange, wie dies aus zahlreichen Aeußerungen in der „Italieniſchen Reiſe" hervorgeht. (Man vgl. auch unſere Biographie, Werke, I. S. CXXV.) Auch noch nach ſeinem frühen Tode, als in dem „Nekrolog merkwürdiger Deutſchen" harte Urtheile über ihn laut wurden, rächte Goethe in Gemeinſchaft mit Schiller das Andenken des befreundeten Mannes. „Da das literariſche Fauſtrecht noch nicht abgeſchafft iſt," ſchreibt er in der Zeit der Vorbereitung der Xenien (26. Oktober 1796) an Schiller, „ſo bedienen wir uns der reinen Befugniß, uns ſelbſt Recht zu verſchaffen und den nekrologiſchen Schnabel zu verrufen, der unſerm armen Moritz gleich nach dem Tode die Augen aushackte." Die Ausführung dieſer Abſicht erfolgte in drei Epigrammen, von denen zwei Schiller (Werke, I. 2. Buch, S. 119), eins Goethe (Werke, III. S. 247) zum Verfaſſer hat.

Die Schrift von Moritz nun, welche Goethe beurtheilt, wurde vielleicht ſchon während der Zeit verfaßt, als Jener in Weimar verweilte; er war nämlich im November 1788 aus Italien zurückgekommen und blieb den ganzen Dezember über in Weimar. Höchſtens kann es ſich um einige Monate handeln; denn Goethe's obige Rezenſion wurde ſchon im Juliheft des „Teutſchen Merkur" von 1789 abgedruckt.

klein. Messen wir wieder das Edle, Große und Schöne nach der Höhe, in der es über uns, unserer Fassungskraft kaum noch erreichbar ist, so geht der Begriff des Schönen in den Begriff des Erhabenen über.

Unsre Empfindungswerkzeuge schreiben dem Schönen sein Maß vor.

Der Zusammenhang der ganzen Natur würde für uns das höchste Schöne sein, wenn wir ihn einen Augenblick umfassen könnten.

Jedes schöne Ganze der Kunst ist im Kleinen ein Abdruck des höchsten Schönen im Ganzen der Natur.

Der geborne Künstler begnügt sich nicht, die Natur anzuschauen; er muß ihr nachahmen, ihr nachstreben.

Der Sinn für das höchste Schöne in dem harmonischen Bau des Ganzen, das die vorstellende Kraft des Menschen nicht umfaßt, liegt unmittelbar in der Thatkraft selbst.

Der Horizont der Thatkraft umfaßt mehr, als äußerer Sinn, Einbildungs- und Denkkraft umfassen können.

In der Thatkraft liegen stets die Anlässe und Anfänge zu so vielen Begriffen, als die Denkkraft nicht auf einmal einander unterordnen, die Einbildungskraft nicht auf einmal neben einander stellen und der äußere Sinn noch weniger auf einmal in der Wirklichkeit außer sich fassen kann.

Der Horizont der thätigen Kraft muß bei dem bildenden Genie so weit wie die Natur selber sein.

Seine Organisation muß der Natur unendlich viele Berührungspunkte darbieten.

Die bildende Kraft, durch ihre Individualität bestimmt, wählt einen Gegenstand, auf den sie den Abglanz des höchsten Schönen, das sich in ihr immer spiegelt, überträgt.

Der lebendige Begriff von der bildenden Nachahmung des Schönen kann nur im Gefühl der thätigen Kraft, die das Werk hervorbringt, im ersten Augenblick der Entstehung stattfinden.

Der höchste Genuß des Schönen läßt sich nur in dessen Werden aus eigner Kraft empfinden.

Das Schöne kann nicht erkannt, es muß empfunden oder hervorgebracht werden.

Damit wir den Genuß des Schönen nicht ganz entbehren, tritt der Geschmack oder die Empfindungsfähigkeit für das

Schöne in uns an die Stelle der hervorbringenden Kraft und nähert sich ihr so viel als möglich, ohne in sie selbst überzugehen.

Je vollkommener das Empfindungsvermögen für eine gewisse Gattung des Schönen ist, um desto mehr ist es in Gefahr sich zu täuschen, sich selbst für Bildungskraft zu nehmen und auf diese Weise durch tausend mißlingende Versuche den Frieden mit sich selbst zu stören.

Wo sich in den schaffen wollenden Bildungstrieb sogleich die Vorstellung von dem Genuß des Schönen mischt, den es, wenn es vollendet ist, gewähren soll, und wo diese Vorstellung der erste und stärkste Antrieb unsrer Thatkraft wird, die sich zu dem, was sie beginnt, nicht in und durch sich selbst gedrungen fühlt, da ist der Bildungstrieb gewiß nicht rein; der Brennpunkt oder Vollendungspunkt des Schönen fällt in die Wirkung über das Werk hinaus; die Strahlen gehen auseinander; das Werk kann sich nicht in sich selber ründen.

Die blos thätige Kraft kann ohne eigentliche Empfindungskraft, wovon sie nur die Grundlage ist, für sich stattfinden; dann wirkt sie zur Zerstörung.

Was uns allein zum wahren Genuß des Schönen bilden kann, ist das, wodurch das Schöne selbst entstand: ruhige Betrachtung der Natur und Kunst als eines einzigen großen Ganzen. Denn was die Vorwelt hervorgebracht, ist nun mit der Natur verbunden und eins geworden und soll mit ihr vereint harmonisch auf uns wirken.

Diese Betrachtung muß so ruhig und selbst wieder Genuß sein und ihren Endzweck desto sicherer erreichen, indem er keinen Zweck außer sich zu haben scheint.

Auf diese Weise entstand das Schöne, ohne Rücksicht auf Nutzen, ja ohne Rücksicht auf Schaden, den es stiften konnte.

Wir nennen eine unvollkommene Sache nur dann schädlich, wenn eine vollkommnere darunter leidet; wir sagen so wenig, daß die Thierwelt der Pflanzenwelt schädlich sei, als wir sagen, die Menschheit sei der Thierwelt schädlich, ob sie sich gleich von oben hinunter aufzehren.

Wenn wir nun durch alle Stufen hinaufsteigen, so finden wir das Schöne auf dem Gipfel aller Dinge, das wie eine Gottheit beglückt und elend macht, nützt und schadet, ohne daß wir sie deswegen zur Rechenschaft ziehen können noch dürfen.

Wir schließen hier den Auszug aus dieser kleinen interessanten Schrift und überlassen unsern Lesern, sowol die weitere Ausführung und Verbindung dieser ausgezogenen Sätze als auch besonders den schönen und rührenden Schluß in ihr selbst aufzusuchen.

Man erkennt in diesen wenigen Bogen den Tief- und Scharfsinn des Verfassers, den er schon in so manchen Schriften gezeigt; wir finden ihn jenen Grundsätzen getreu, zu welchen er sich schon ehemals bekannt. Nur schadet die Gedrängtheit der Methode und des Stils dem wohldurchdachten und bei mehrerer Beleuchtung auch wohlgeordneten Inhalt.

Er schrieb diese Blätter in Rom, in der Nähe so manches Schönen, das Natur und Kunst hervorbrachte; er schrieb gleichsam aus der Seele und in die Seele des Künstlers, und er scheint bei seinen Lesern auch diese Nähe, diese Bekanntschaft mit dem Gegenstande seiner Betrachtung vorauszusetzen; nothwendig muß daher sein Vortrag dunkel scheinen und Manchen unbefriedigt lassen.

Diese Betrachtung bewegt uns, den Verfasser hiermit aufzufordern, durch eine weitere Ausführung der hier vorgetragenen Sätze sie mehrern Lesern anschaulich und sowol auf die Werke der Dichtkunst als der bildenden Künste allgemein anwendbar zu machen.

Myron's Kuh.*)

Myron,**) ein griechiſcher Bildner, verfertigte ungefähr vierhundert Jahre vor unſerer Zeitrechnung eine Kuh von Erz, welche Cicero zu Athen,***) Procopius im ſiebenten Jahrhundert†) zu Rom ſah, alſo daß über tauſend Jahre dieſes Kunſtwerk die Aufmerkſamkeit der Menſchen auf ſich gezogen. Es ſind uns von demſelben mancherlei Nachrichten übrig geblieben; allein wir können uns doch daraus keine deutliche Vorſtellung des eigentlichen Gebildes machen; ja, was noch ſonderbarer ſcheinen muß, Epigramme, ſechsunddreißig an der Zahl, haben uns bisher ebenſo wenig genutzt, ſie ſind nur merkwürdig geworden als Verirrungen poetiſirender Kunſtbeſchauer. Man findet ſie eintönig, ſie ſtellen nicht dar, ſie belehren uns nicht. Sie verwirren viel mehr den Begriff, den man ſich von der verlornen Geſtalt machen möchte, als daß ſie ihn beſtimmten.

Genannte und ungenannte Dichter ſcheinen in dieſen rhythmiſchen Scherzen mehr unter einander zu wetteifern als mit dem Kunſtwerke; ſie wiſſen nichts davon zu ſagen, als daß ſie ſämmtlich die große Natürlichkeit deſſelben anzupreiſen befliſſen ſind. Ein ſolches Dilettantenlob iſt aber höchſt verdächtig. Denn bis zur Verwechſelung mit der Natur Natürlichkeit darzuſtellen, war gewiß nicht Myron's Beſtreben, der, als unmittelbarer Nachfolger von Phidias und Polyklet,††) in einem höheren Sinne verfuhr, beſchäftigt war, Athleten, ja ſogar den Herkules zu bilden†††) und gewiß ſeinen Werken Stil zu geben, ſie von der Natur abzuſondern wußte.

*) Ueber Kunſt und Alterthum, II. Bandes 1. Heft 1818. S. 9 ff.

**) Aus Eleutherä in Böotien, lebte um die Mitte des fünften Jahrhunderts v. Chr. in Athen. Sein Leben iſt ſo gut wie unbekannt.

***) S. Varr., IV. 60.

†) Vgl. Procop. de bello Gothico, IV. 21. Er lebte übrigens im 5. und 6. Jahrhundert n. Chr., und die 7 erſten Bücher des hier citirten Geſchichtswerkes waren ſchon 551 beendigt.

††) Alle Drei haben (nach Plinius, XXXIV. 8. 19) in Agelados aus Argos einen gemeinſamen Lehrer gehabt, ſtehen alſo der Zeit nach einander ziemlich nahe.

†††) Myron gilt in der Kunſtgeſchichte als Schöpfer des Heraklés-Ideals.

Man kann als ausgemacht annehmen, daß im Alterthum kein Werk berühmt worden, das nicht von vorzüglicher Erfindung gewesen wäre; denn diese ist's doch, die am Ende den Kenner wie die Menge entzückt. Wie mag denn aber Myron eine Kuh wichtig, bedeutend und für die Aufmerksamkeit der Menge durch Jahrhunderte durch anziehend gemacht haben?

Die sämmtlichen Epigramme preisen durchaus an ihr Wahrheit und Natürlichkeit und wissen die mögliche Verwechselung mit dem Wirklichen nicht genug hervorzuheben. Ein Löwe will die Kuh zerreißen, ein Stier sie bespringen, ein Kalb an ihr saugen, die übrige Heerde schließt sich an sie an; der Hirte wirft einen Stein nach ihr, um sie von der Stelle zu bewegen, er schlägt nach ihr, er peitscht sie, er lutet sie an; der Ackersmann bringt Kummet und Pflug, sie einzuspannen, ein Dieb will sie stehlen, eine Bremse setzt sich auf ihr Fell, ja Myron selbst verwechselt sie mit den übrigen Kühen seiner Heerde.

Offenbar strebt hier ein Dichter den andern mit leeren rednerischen Floskeln zu überbieten, und die eigentliche Gestalt, die Handlung der Kuh bleibt immer im Dunkeln. Nun soll sie zuletzt gar noch brüllen; dieses fehlte freilich noch zum Natürlichen. Aber eine brüllende Kuh, insofern sie plastisch vorzustellen wäre, ist ein so gemeines und noch dazu unbestimmtes Motiv, daß es der hochsinnige Grieche unmöglich brauchen konnte.

Wie gemein es sei, fällt Jedermann in die Augen; aber unbestimmt und unbedeutend ist es dazu. Sie kann brüllen nach der Weide, nach der Heerde, dem Stier, dem Kalbe, nach dem Stalle, der Melkerin, und wer weiß nach was Allem! Auch sagen die Epigramme keineswegs, daß sie gebrüllt habe, nur daß sie brüllen würde, wenn sie Eingeweide hätte, so wie sie noch fortbewegen würde, wenn sie nicht an das Piedestal angelassen wäre.

Sollten wir aber nicht trotz aller dieser Hindernisse doch zum Zwecke gelangen und uns das Kunstwerk vergegenwärtigen, wenn wir alle die falschen Umstände, welche in den Epigrammen enthalten sind, abtrennen und den wahren Umstand übrig zu behalten suchen?

Niemand wird in der Nähe dieser Kuh oder als Gegen- und Mitbild einen Löwen, den Stier, den Hirten, die übrige Heerde, den Ackermann, den Dieb oder die Bremse denken. Aber ein Lebendiges konnte der Künstler nur zugesellen, und

Citronenscheibchen rings umher,
Dann Fischlein, Würstlein und was noch mehr
In Essig und Oel zusammengerinnt,
Kapern, so künftige Blumen sind —
Man schluckt sie zusammen wie ein Gesind.*)

Bildung.**)

Von wem auf Lebens- und Wissens-Bahnen
Wardst Du genährt und beseelet?
Zu fragen sind wir beauftragt.

„Ich habe niemals danach gefragt,
Von welchem Schnepfen und Fasanen,
Kapaunen und Welschenhahnen
Ich mein Bäuchelchen gemästet.

„So bei Pythagoras, bei den Besten
Saß ich unter zufriednen Gästen;
Ihr Frohmahl hab' ich unverdrossen
Niemals bestohlen, immer genossen."

Beruf des Storches.***)

Der Storch, der sich von Frosch und Wurm
An unserm Teiche nähret,
Was nistet er auf dem Kirchenthurm,
Wo er nicht hingehöret?

Dort klappt und klappert er genung,
Verdrießlich anzuhören;
Doch wagt es weder Alt noch Jung,
Ihm in das Nest zu stören.

*) „Als wenn sie zusammen Eins, nicht verschiedene Dinge wären." Die Bedeutung des Wortes Gesind geht aus der alten Partizipialform „gesun" (vgl. I, 116, 3. 17 unsr. Ausg.) hervor. — L.

**) In den „Nachgel. G." 1830, und im „Deutschen Musenalmanach" von Chamisso und G. Schwab für 1833. — Die obige Ueberschrift ist 1840 hinzugesetzt, während im „Musenalmanach" für dieselbe die Worte „Woher hat es der Autor?" gewählt sind.

***) Zuerst mitgetheilt in der Ausgabe von 1836; Düntzer (II, 253) ist geneigt, das Gedicht auf Müllner zu beziehen, gegen den die zwei aus dem Jahre 1816 stammenden „Invektiven" (vgl. Abth. XXII dieses Bandes) gerichtet sind.

zwar das einzige Mögliche und Schickliche, das Kalb. Es war eine säugende Kuh; denn nur insofern sie säugt, ist es erst eine Kuh, die uns als Heerdenbesitzern blos durch Fortpflanzung und Nahrung, durch Milch und Kalb bedeutend wird.

Wirft man nun alle jene fremden Blumen hinweg, womit die Dichter, und vielleicht manche derselben ohne eigene Anschauung das Kunstwerk zu schmücken glaubten, so sagen mehrere Epigramme*) ausdrücklich, daß es eine Kuh mit dem Kalbe, daß es eine säugende Kuh gewesen.

Myron formte, Wandrer, die Kuh; das Kalb, sie erblickend,
Nahet lechzend sich ihr, glaubet die Mutter zu sehn.

*

Armes Kalb, was nahst Du Dich mir mit bittendem Blöken?
Milch ins Euter hat mir nicht geschaffen die Kunst.

*

Wollte man jedoch gegen die Entschiedenheit dieser beiden Gedichte einigen Zweifel erregen und behaupten, es sei hier das Kalb wie die übrigen hinzugedichteten Wesen auch nur eine poetische Figur, so erhalten sie doch durch nachstehendes eine unwiderspreckliche Bekräftigung:

Vorbei, Hirt, bei der Kuh, und Deine Flöte schweige,
Daß ungestört ihr Kalb sie säuge!

Flöte heißt hier offenbar das Horn, worein der Hirte stößt, um die Heerde in Bewegung zu setzen. Er soll in ihrer Nähe nicht duten, damit sie sich nicht rühre; das Kalb ist hier nicht supponirt, sondern wirklich bei ihr und wird für so lebendig angesprochen als sie selbst.

---

*) Wir geben den Urtext dieser bereits Werke III. S. 384 mitgetheilten Epigramme nach der Anthologie, Buch IX. Nr. 733, 721 u. 722.

1. *Τὰν βοῦν τάνδε Μύρων, ξεῖν', ἔπλασεν, ἣν ὅδε μόσχος*
ὡς ζῶσαν σαίνει ματέρα δερκόμενος.
2. *Μόσχε, τί μοι λαγόνεσσι προσέρχεαι; τίπτε δὲ μυκᾷ;*
ἃ τέχνα μαζοῖς οὐκ ἐνέδηκε γάλα.
3. *Τὰν δαμάλιν, βουφορβέ, παρευχεο μηδ' ἀπάνευθε*
σηρίσδῃς· μαστῷ πόρτιν ὑπεκδέχεται.

Der Verfasser des ersten ist unbekannt, der der beiden letzteren nicht, wie früher gesagt wurde, gleichfalls, sondern es ist Antipater von Sidon.

Bleibt nun hierüber kein Zweifel übrig, finden wir uns nunmehr auf der rechten Spur, haben wir das wahre Attribut von den eingebildeten, das plastische Beiwerk von den poetischen abzusondern gewußt, so haben wir uns noch mehr zu freuen, daß zu Vollendung unserer Absicht, zum Lohne unseres Bemühens uns eine Abbildung aus dem Alterthume überliefert worden; sie ist auf den Münzen von Tyrrhachium oft genug wiederholt, in der Hauptsache sich immer gleich. Wir fügen einen Umriß davon hier bei*) und sähen gern durch geschickte Künstler die flacherhabene Arbeit wieder zur Statue verwandelt.

Da nun dies herrliche Werk, wenn auch nur in entfernter Nachbildung, abermals vor den Augen der Kenner steht, so darf ich die Vortrefflichkeit der Komposition wol nicht umständlich herausheben. Die Mutter, stramm auf ihren Füßen wie auf Säulen, bereitet durch ihren prächtigen Körper dem jungen Säugling ein Obdach; wie in einer Nische, einer Zelle, einem Heiligthum, ist das kleine nahrungsbedürftige Geschöpf eingefaßt und füllt den organisch umgebenen Raum mit der größten Zierlichkeit aus. Die halbknieende Stellung, gleich einem Bittenden, das aufgerichtete Haupt, gleich einem Flehenden und Empfangenden, die gelinde Anstrengung, die zarte Heftigkeit, Alles ist in den besten dieser Kopien angedeutet, was dort im Original über allen Begriff muß vollendet gewesen sein. Und nun wendet die Mutter das Haupt nach innen, und die Gruppe schließt sich auf die vollkommenste Weise selbst ab. Sie konzentrirt den Blick, die Betrachtung, die Theilnahme des Beschauenden, und er mag, er kann sich nichts draußen, nichts daneben, nichts anders denken; wie eigentlich ein vortreffliches Kunstwerk alles Uebrige ausschließen und für den Augenblick vernichten soll.

Die technische Weisheit dieser Gruppe, das Gleichgewicht im Ungleichen, der Gegensatz des Aehnlichen, die Harmonie des Unähnlichen und Alles, was mit Worten kaum ausgesprochen werden kann, verehre der bildende Künstler! Wir aber äußern hier ohne Bedenken die Behauptung, daß die Naivetät der Konzeption und nicht die Natürlichkeit der Ausführung das ganze Alterthum entzückt hat.

Das Säugen ist eine thierische Funktion und bei vierfüßigen

*) Die Zeichnung ist nur dem ersten Drucke im „Ueber Kunst und Alterthum" beigegeben.

Thieren von großer Anmuth. Das ſtarre, bewußtloſe Staunen des ſäugenden Geſchöpfes, die bewegliche, bewußte Thätigkeit des Geſäugten ſtehen in dem herrlichſten Kontraſt. Das Fohlen, ſchon zu ziemlicher Größe erwachſen, kniet nieder, um ſich dem Euter zu bequemen, aus dem es ſtoßweiſe die erwünſchte Nahrung zieht. Die Mutter, bald verletzt, bald erleichtert, ſchaut ſich um, und durch dieſen Akt entſpringt das vertraulichſte Bild. Wir andern Städtebewohner erblicken ſeltner die Kuh mit dem Kalbe, die Stute mit dem Fohlen; aber bei jedem Frühlingsſpaziergang können wir dieſen Akt an Schafen und Lämmern mit Ergetzung gewahr werden, und ich fordere jeden Freund der Natur und Kunſt auf, ſolchen über Wieſ' und Feld zerſtreuten Gruppen mehr Aufmerkſamkeit als bisher zu ſchenken.

Wenden wir uns nun wieder zu dem Kunſtwerk, ſo werden wir zu der allgemeinen Bemerkung veranlaßt, daß thieriſche Geſtalten, einzeln oder geſellt, ſich hauptſächlich zu Darſtellungen qualifiziren, die nur von einer Seite geſehen werden, weil alles Intereſſe auf der Seite liegt, wohin der Kopf gewendet iſt; deshalb eignen ſie ſich zu Niſchen- und Wandbildern ſowie zum Basrelief, und gerade dadurch konnte uns Myron's Kuh, auch flach erhoben, ſo vollkommen überliefert werden.

Von den wie billig ſo ſehr geprieſenen Thierbildungen wenden wir uns zu der noch preiswürdigeren Götterbildung. Unmöglich wäre es einem griechiſchen plaſtiſchen Künſtler geweſen, eine Göttin ſäugend vorzuſtellen. Juno, die dem Herkules die Bruſt reicht, wird dem Poeten verziehen wegen der ungeheueren Wirkung, die er hervorbringt, indem er die Milchſtraße durch den verſprizten göttlichen Nahrungsſaft entſtehen läßt.*) Der bildende Künſtler verwirft dergleichen ganz und gar. Einer Juno, einer Pallas in Marmor, Erz oder Elfenbein einen Sohn zuzugeſellen, wäre für dieſe Majeſtäten höchſt erniedrigend geweſen. Venus, durch ihren Gürtel eine ewige Jungfrau, hat im höheren Alterthum keinen Sohn; Eros,**) Amor, Kupido ſelbſt erſcheinen als Ausgeburten der Urzeit, Aphroditen wol zugeſellt, aber nicht ſo nahe verwandt.

*) Herkules, durch Liſt an Juno's Bruſt gebracht, ſaugt ſo ſtark, daß ſie ihn wegwirft, wodurch die Milchſtraße entſteht.

**) So erſcheinen z. B. in der Theogonie (V. 218), unmittelbar nachdem Aphrodite ſelbſt aus dem Meere entſtanden iſt, Eros und Himeros bei ihr, alſo als ihre Begleiter, aber nicht als ihre Söhne; die ſpätere Sage macht Eros allerdings zu ihrem Sohne, bald von Zeus, bald von Ares.

Untergeordnete Wesen, Heroinen, Nymphen, Faunen, welchen die Dienste der Ammen, der Erzieher zugetheilt sind, mögen allenfalls für einen Knaben Sorge tragend erscheinen, da Jupiter selbst von einer Nymphe, wo nicht gar von einer Ziege*) genährt worden, andere Götter und Heroen gleichfalls eine wilde Erziehung im Verborgenen genossen. Wer gedenkt hier nicht der Amalthea, des Chiron**) und so mancher Andern?

Bildende Künstler jedoch haben ihren großen Sinn und Geschmack am Höchsten dadurch bethätigt, daß sie sich der thierischen Handlung des Säugens an Halbmenschen erfreut. Davon zeigt uns ein leuchtendes Beispiel jene Zentaurenfamilie des Zeuris.***) Die Zentaurin, auf das Gras hingestreckt, giebt der jüngsten Ausgeburt ihres Doppelwesens die Milch der Mutterbrust, indessen ein anderes Thierkind sich an den Zitzen der Stute erlabt und der Vater einen erbeuteten jungen Löwen hinten herein zeigt. So ist uns auch ein schönes Familienbild von Wassergöttern auf einem geschnittenen Stein übrig geblieben, wahrscheinlich Nachbildung einer der berühmten Gruppen des Skopas.†)

Ein Tritonen-Ehepaar††) zieht gemüthig durch die Fluthen; ein kleiner Fischknabe schwimmt munter voraus, ein anderer, dem das salzige Element auf die Milch der Mutter noch nicht schmecken mag, strebt an ihr hinauf; sie hilft ihm nach, indessen sie ein jüngstes an die Brust geschlossen trägt. Anmuthiger ist nicht leicht etwas gedacht und ausgeführt.

Wie manches Aehnliche übergehen wir, wodurch uns die großen Alten belehrt, wie höchst schätzbar die Natur auf allen ihren Stufen sei, da wo sie mit dem Haupte den göttlichen Himmel, und da wo sie mit den Füßen die thierische Erde berührt.

Noch einer Darstellung jedoch können wir nicht geschweigen;

*) Amalthea wird bisweilen als eine Nymphe vom Stamm der Okeaniden, als Ziege dreizehnt.

**) Ilias, XI, 832: Χειρώνειος Κενταύρων" (der trefflichste unter den Zentauren, Phönix des Peleiaden und des Achilleus).

***) Beschreibung derselben bei Lucian (Zeuxis, 3. p. 480).

†) Ich will hier namentlich an Skopas' „Triumph des Achilleus" zu dem in Thetis' Armen ihren Sohn noch kaum Todte zu den Inseln der Seligen, den Elysäus (XXIV, 5, 26) geleitenden Seegott.

††) Bei Schubarth, Overbeck's Kunstmythologie, II. S. 4. „Nereus Kourotrophos vom vollen Busen nährend, auf einer Seite Thetis mit dem Achilleus, auf der andern Doris mit Iris, und am andern Ende Okeanos sitzend".

es iſt die römiſche Wölfin.*) Man ſehe ſie, wo man will, auch in der geringſten Nachbildung, ſo erregt ſie immer ein hohes Vergnügen. Wenn an dem zitzenreichen Leibe dieſer wilden Beſtie ſich zwei Heldenkinder einer würdigen Nahrung erfreuen und ſich das fürchterliche Scheusal des Waldes auch mütterlich nach dieſen fremden Gaſtſäuglingen umſieht, der Menſch mit dem wilden Thiere auf das Zärtlichſte in Kontakt kommt, das zerreißende Monſtrum ſich als Mutter, als Pflegerin darſtellt, ſo kann man wol einem ſolchen Wunder auch eine wundervolle Wirkung für die Welt erwarten. Sollte die Sage nicht durch den bildenden Künſtler zuerſt entſprungen ſein, der einen ſolchen Gedanken plaſtiſch am Beſten zu ſchätzen wußte?

Wie ſchwach erſcheint aber, mit ſo großen Konzeptionen verglichen, eine Augusta Puerpera**) — — — — — !

Der Sinn und das Beſtreben der Griechen iſt, den Menſchen zu vergöttern, nicht die Gottheit zu vermenſchen. Hier iſt ein Theomorphism, kein Anthropomorphism. Ferner ſoll nicht das Thieriſche am Menſchen gadelt werden, ſondern das Menſchliche des Thiers werde hervorgehoben, damit wir uns in höherm Kunſtſinne daran ergetzen, wie wir es ja ſchon nach einem unwiderſtehlichen Naturtrieb an lebenden Thiergeſchöpfen thun, die wir uns ſo gern zu Geſellen und Dienern erwählen.

Schauen wir nun nochmals auf Myron's Kuh zurück, ſo bringen wir noch einige Vermuthungen nach, die nämlich, daß er eine junge Kuh vorgeſtellt, welche zum erſten Male gekalbt, ferner daß ſie vielleicht unter Lebensgröße geweſen.

Wir wiederholen ſodann das oben zuerſt Geſagte, daß ein Künſtler wie Myron nicht das ſogenannte Natürliche zu gemeiner Täuſchung geſucht haben könne, ſondern daß er den Sinn der Natur aufzufaſſen und auszudrücken gewußt. Der Menge, dem Dilettanten, dem Redner, dem Dichter iſt zu verzeihen, wenn er das, was im Bilde die höchſte abſichtliche Kunſt iſt, nämlich den harmoniſchen Effekt, welcher Seele und Geiſt des Beſchauers auf einen Punkt konzentrirt, als rein natürlich empfindet, weil es ſich als höchſte Natur mittheilt; aber unver-

*) Häufig auf römiſchen Münzen zur Bezeichnung der Anfänge Rom's, aber auch in plaſtiſchen Darſtellungen von Bronze vorhanden, z. B. in der von Livius, X. 23, erwähnten, die von den Aedilen Caeſius und Quintius Opimius 297 v. Chr. geweiht wurde.

**) Die Gemahlinnen der römiſchen Kaiſer und auch die ihnen am Nächſten verwandten Frauen, wie Mutter und Schweſter, führten den Namen Auguſta.

zeihlich wäre es, nur einen Augenblick zu behaupten, daß dem hohen Myron, dem Nachfolger des Phidias, dem Verfahren des Praxiteles,*) bei der Vollendung seines Werks das Seelenvolle, die Anmuth des Ausdrucks gemangelt habe.

Zum Schlusse sei uns erlaubt, ein paar moderne Epigramme beizubringen, und zwar das erste von Menage,**) welcher Juno auf diese Kuh eifersüchtig sein läßt, weil sie ihr eine zweite Jo vorzubilden scheint. Diesem braven Neueren ist also zuerst beigegangen, daß es im Alterthum so viele ideelle Thiergestalten giebt, ja daß sie bei so vielen Liebesbändeln und Metamorphosen sehr geeignet sind, das Zusammentreffen von Göttern und Menschen zu vermitteln — ein hoher Kunstbegriff, auf den man bei Beurtheilung alter Arbeiten wohl zu merken hat:

Als sie das Kühlein ersah, Dein ehernes, eifrete Juno,
Myron! Sie glaubte fürwahr, Inachus' Tochter zu sehn.

Zuletzt aber mögen einige rhythmische Zeilen stehen, die unsere Ansicht gedrängt darzustellen geeignet sind.

Daß Du die Herrlichste bist, Admetos' Heerden ein Schmuck wärst,
Selber des Sonnengotts Rindern Entsprungene scheinst,
Alles reißet zum Staunen mich hin, zum Preise des Künstlers —
Doch daß Du mütterlich auch fühlest, es ziehet mich an.

Jena, den 20. November 1812.

Zusätze.***)

Anschließlich mag ich hier gern bemerken, daß meine alte Vorliebe für die Abbildung des Säuglings mit der Mutter, von Myron's Kuh ausgehend, durch Herrn Jahn's Gefälligkeit

*) Die Thätigkeit des Praxiteles fällt vorzugsweise in die Zeit von 365–335 vor Christi Geburt.

**) Gilles Menage (1613 – 1692), nach Bayle's Urtheil einer der größten Gelehrten seiner Zeit, der Varro des siebzehnten Jahrhunderts.

***) Die nachstehenden zwei Abschnitte, aus „Ueber Kunst und Alterthum" (VI. 2. 1828. S. 401 u. 402) entnommen, sind — in an eine Kritik über „Jahn's Ornamente" angeschlossen, aber nicht an dieser —, welche sich in den späteren Aufgaben auch bei uns im sachlichen Abschnitte finden. Durch was die Anordnung, die sachlich sicher gerechtfertigt ist, auch ihre äußere Rechtfertigung finden.

abermals belohnt worden, indem er mir eine Durchzeichnung des Kindes Telephus, der in Gegenwart ſeines Heldenvaters und aller ſchützenden Wald- und Berggötter an der Hinde ſäugt, zum Abſchied verehrte. Von dieſer Gruppe, die vielleicht Alles übertrifft, was in der Art je geleiſtet worden, kann man ſich Band I. S. 31 der „Herkulaniſchen Alterthümer" einen allgemeinen, obgleich nicht genügenden Begriff machen, welcher nunmehr durch den gedachten Umriß in der Größe des Originals vollkommen überliefert wird. Die Verſchränkung der Glieder eines zarten ſäugenden Knaben mit dem leichtfüßigen Thiergebilde einer zierlichen Hinde iſt eine kunſtreiche Kompoſition, die man nicht genug bewundern kann.

*

Undankbar aber wäre es, wenn ich hier, wo es Gelegenheit giebt, nicht eines Oelbildes erwähnte, welches ich täglich gern vor Augen ſehe. In einem ſtill-engen, doch heiter-mannichfaltigen Thal, unter einem alten Eichbaume, ſäugt ein weißes Reh einen gleichfalls blendend weißen Abkömmling unter liebkoſender Theilnahme.

Auf dieſe Weiſe bildet ſich denn um mich, angeregt durch jene früheren Bemerkungen, ein heiterer Cyklus dieſes anmuthigen Zeugniſſes urſprünglichſter Verwandtſchaft und notwendigſter Neigung. Vielleicht kommen wir auf dieſem Wege am Erſten zu dem hohen philoſophiſchen Ziel, das göttlich Belebende im Menſchen mit dem thieriſch Belebten auf das Unſchuldigſte verbunden gewahr zu werden.

Verschiedenes

Ueber Malerei.

Wodurch — gesagt mit Reverenz —
Kann er sein Recht beweisen,
Als durch die löbliche Tendenz,
Aufs Kirchendach zu . . . . . ?

Die Originalen.*)

Ich trat in meine Gartenthür,
Drei Freunde kamen, auch wol vier.
Ich bat sie höflich zu mir ein
Und sagte, sie sollten willkommen sein;
Da in der Mitte, im heitern Saal,
Stünd' grade ein hübsches Frühstücksmahl.
Wollt' Jedem der Garten wohl gefallen,
Darin nach seiner Art zu wallen.
Der Eine schlich in dichte Lauben,
Der Andre kletterte nach Trauben,
Sein Bruder nach hohen Aepfeln schielt',
Die er für ganz vortrefflich hielt.
Ich sagte, die stünden alle frisch
Zusammen drin auf rundem Tisch
Und wären ihnen gar schön empfohlen.
Sie aber wollten sie selber holen;
Auch war der Letzte wie eine Maus
Fort, wol zur Hinterthür hinaus.
Ich aber ging zum Saal hinein,
Verzehrte mein Frühstück ganz allein.

*) Am 3. März 1830 gedichtet und zuerst mitgetheilt in „Wendt's Musenalmanach für 1831" mit der Ueberschrift „Parabel," dann 1833 in den „Nachgel. W."; am 7. September 1830 schickte Goethe das Gedicht an Sulpiz Boisserée mit der Bitte, es dem Maler Neureuther zu übergeben. „Ich hatte längst," schreibt Goethe, „eine Zeichnung von ihm gewünscht; kann er diesem Gedicht nach seiner Weise etwas abgewinnen, so würde es mir sehr angenehm sein, wenn er mir damit noch ein Andenken zueignen wollte." (S. Boisserée II, 541). In der That gab Neureuther schon im nächsten Jahre vier Hefte Randzeichnungen zu Goethe's Parabeln und Gedichten heraus. (Vgl. Goethe-Zelter'scher Briefwechsel VI, 69.) — Die jetzige Ueberschrift des Gedichtes ist erst 1840 hinzugesetzt.

Physiognomische Fragmente.*)

1. Judas und Compagnie nach Rembrandt.**)

Nach dem Thomas von Raphael's Schöpfung ist höchst merkwürdig zu sehn, wie Rembrandt den gerad' entgegengesetzten Vorwurf in seiner Laune behandelt hat. Auch dieses Blatt bestätigt die Wahrheit, daß moralische Zerrüttung Zerrüttung der Physiognomie ist. Wie lebhaft ist dieses Stück und besonders die drei Hauptfiguren empfunden! Der Vörderste, Gekrümmtstehende ist der Urheber und Ausführer der ganzen That. Nicht widrig sind an ihm Mund und Auge; aber dieses Verhältniß von Stirn und Nase, das tückische Beugen, das durch die überstrebenden Falten noch vermehrt wird, bezeichnen ihn hinlänglich. Er winkt dem gegen ihm über Sitzenden die Hoffnung der wohl zu vollendenden That zu, der ihm mit innigfreudigem Blicke antwortet. Stirn und Nase dieses Sitzenden sind edel, aber in dem Auge

*) Aus Lavater's Werk: „Physiognomische Fragmente zur Beförderung der Menschenkenntniß und Menschenliebe." Erster Versuch. Leipzig und Winterthur. 1775.

Die Beziehungen Goethe's zu Lavater sind aus seinem Leben und seinem Briefwechsel mit ihm bekannt; daß er die Herausgabe der „Physiognomischen Fragmente" geleitet und einzelne Beiträge zu denselben geliefert hat, geht aus seinen Briefen an den Leipziger Buchhändler Philipp Erasmus Reich hervor (O. Jahn, Goethe's Briefe an Leipziger Freunde, S. 215 ff.). Das ganze Werk war nämlich im Verlage von Weidmann's Erben und Reich in Leipzig und Heinrich Steiner und Compagnie in Winterthur erschienen. Ueberdies bemerkt auch Lavater selbst an den betreffenden Stellen, welche Beiträge Goethe geliefert hat. — Wir geben dieselben vollständig nach dem Texte in dem oben genannten Werke.

**) Physiognomische Fragmente, I. S. 118—119. — Lavater bemerkt hiezu in Band III. S. 14: „Ist beinahe ganz von Goethe."

liegt Tücke und Kleinmuth, aus der Wange lächelt niedrige Gefälligkeit, und eine kindische Hoffnung schwebt auf der Unterlippe. Judas bemerkt nicht, daß diese Beide sich über ihn beschäftigen. Der Ausdruck der niedrigsten Habsucht ist seinem Gesichte eingeprägt. Vergangene Niederträchtigkeit und zukünftige macht ihm bange, und der Anblick des Geldes ist ihm nur ein Moment ängstlicher Erholung. Der mit der großen Münze scheint mir allein unbedeutend. Der Letzte steht in der schändlichsten Selbstgenugsamkeit da und scheint sich über die Bettelgestalt des Judas innerlich aufzuhalten. In dem Auge welche Kleinheit der Seele, die eingedrückte Stirn bald Wahnsinn, die oben vorspringende Nase stumpfe Thierheit, und dann der Spott, die trutzige Schwäche, das Wohlbehagen von dem Näsläppchen bis zum Hals herab! Es ist eine der scheußlichsten und bedeutendsten Karrikaturen.

2. Ein Kopf nach Raphael.*)

Wer den Ausdruck dieses Kopfs vollkommen richtig, das ist, so bestimmen kann, daß es jeder Fühlende fühlt: das ist Wahrheit! der darf sich auf die Feinheit und Schärfe seines physiognomischen Gefühls etwas zu Gute thun.

Ist's prüfende Aufmerksamkeit, oder ist's mehr abergläubische Andacht oder ein Gemisch von beiden, was diesen Kopf so charakteristisch macht? oder ist's Sehnsucht mit Hoffnung vermischt? —

In großer inniger Bewegung ist die Seele gewiß! Und diese Seele hat Kraft! Kraft bildet diese Augbraune; Kraft treibt die Stirne bei diesen Augbraunen so stark heraus; Kraft ist's, die dem Auge diesen festen, scharfen Umriß giebt, dieses Feuer in den Blick treibt; Kraft, die den äußern Umriß der Nase, besonders der Spitze, so formt, so beschneidet; Kraft ist im Umrisse des Kinns und der ganzen Kinnlade. —

Aber widersprechende Schwachheit in der allzu tiefen Höhlung der Nasenwurzel beim Aug', und kraftlos ist das Ohr. —

Aber dann wiederum die Stellung, wie seelevoll! wie harmonirend mit dem Blicke! —

Mir scheint es am Meisten einen gefühlvollen Denker zu be-

*) Physiogn. Fragmente, I. S. 198–201. — Lavater bemerkt in Bd. III. S. 14: „Ueber die zween Köpfe nach Raphael hat Goethe die meine Wahrheit ausgesprochen."

zeichnen, dessen Herz lange schon einer Wahrheit ahndend entgegenschlug und worüber sich in seiner Stirne Glauben und Zweifel wechselsweise bewegten, — und auf einmal steht vor ihm die sinnliche Gewißheit dessen, was er ahndete, hoffte. Sein Aug' und Augbraunen heben sich in freudig schauendem Triumph, in seiner Stirne gründet sich ewige Bestätigung, und sein nun ganz frei schlagendes Herz drängt sich auf der liebenden Lippe dem ersehnten Gegenstande zu. Kurz, mir ist es der Mann, der durch ein sinnliches Wunder für viel Lieben, Sinnen und Drang belohnt wird.

Der Kopf hier unten ist auch nach Raphael, aus der XIV. Tafel dieses Theils vergrößert ... Hinschauendes, scharf prüfendes Zweifeln — mit Sehnsucht nach Gewißheit vermischt.

Ein zweiter Kopf nach Raphael.

Stiller, nicht flüchtiger — Leser — was sagt Dir und mir — stille Beobachtung dieses Raphaelischen Kopfes! — Wird er wol bestimmt genug gezeichnet sein — um leicht erklärbar zu sein? —

Mir liegt drinne mittheilende Versicherung auf das Reinste ausgedrückt. Die beigezeichnete aufdeutende Hand, die Stellung des Rückens läßt keinen Zweifel übrig. — „Siehst Du Den, der helfen kann, der hilft!" scheint sie mit fliegender Eile zu sagen. Nur ist ein Fehler der Zeichnung zu bemerken, wodurch der Kopf ein schiefes Ansehn bekommt. Er soll nach der Intention des Erfinders nicht allein sich vorbiegen, sondern auch gegen den Zuschauer herüberhängen. Daher sieht man eben auf den Scheitel; die Stirne macht mit der Nasenwurzel einen sanften Winkel, der Stirnknochen bedeckt das Augenlied, das Nasläppchen das Nasloch, die Oberlippe die Unterlippe, und darum sieht man zwischen der Unterlippe und dem Kinn so einen wunderbaren Raum, und so weit ist's noch ziemlich richtig, nur das Kinn geht nicht genug ins Blatt hinein, und der Einschnitt unten verdirbt alle Wirkung, indem er nach der obern Lage des Kopfs von der Runde des Backen bedeckt sein müßte. Dadurch bekommt der Kopf ein falsches Ansehn, und man weiß nicht, wodurch der reine, feste Eindruck gestört wird. Freilich ist auch das Auge zu groß. Doch ist die gepackte Stirne, der parallele Rücken der Nase, die Fülle der Wange ganz trefflich und die übermäßig vorstehende Oberlippe ein Beispiel zur Be-

merkung, wie Raphael, um Wahrheit, Bedeutung und Wirkung hervorzubringen, selbst die Wahrheit geopfert. Schau einen Augenblick hinweg und dann wieder hin! Scheint sie nicht zu sprechen? Zwar spricht die ganze Stellung in ihrer kleinsten Linie. Aber wo konzentrirt sich Alles? — Auf der Oberlippe! Indem Dein Aug' eine wahre proportionirte Lippe erwartet, wird es hervorgeführt, die verlängerte Lippe scheint sich zu bewegen, und indem Du Dich bemühst, sie in Gedanken zurückzubringen, bewegt sie sich immer aufs Neue vorwärts; auch ruht wirklich die ganze Kraft der Gestalt auf dieser Oberlippe.

Vielleicht kommt Manchem dieses wie Geistersehen vor, was ich ahndungsvoll nach dem Original durch den Schleier dieser harten Kopie kommentire.

Die Vignette hier unten hat etwas von dem furchtsam erstaunten Thomas nach Raphael. Bescheidenheit, Schaam, Zweifel und Hoffnung scheinen sich in diesem Gesichte zu vereinigen.

3. Homer, nach einem in Konstantinopel gefundnen Bruchstück.*)

Ein gutes, väterliches, vertrauliches Gesicht, voll Bonhomie und Treuherzigkeit! Solche Stirne — vergleiche sie mit der forschenden, entwickelnden Kraft, die Mendelssohn's Stirne oben so wölbt, unten so schärft — — Solche Stirne ist des Sehers, nicht des Forschers. Die Nase ist des Feinfühlenden — keines Süßzärtlichen und keines Rohen. Voll Güte und Weisheit ist der Uebergang von der Nase zur Oberlippe.

Der Homer in der nachstehenden Vignette ist mehr Mann, ohne alle Robigkeit! Auch sanfter, fühlender Beobachter — Nein! Seher, Hörer! Ein gerades, redliches, liebes Gesicht, dem jede gerade, redliche Seele herzlich wohlwill.

Also in beiden nicht Homer! Drum sei mir erlaubt, die Gefühle über dessen Buste, die in Gipsabguß vor mir steht und die jeder Liebhaber so oft zu jeden Gelegenheit hat, hier niederzulegen, bis etwa in folgenden Theilen eine glückliche Nachbildung desselben aufgestellt werden kann. Tret' ich unbelebrt vor diese Gestalt, so sag' ich: Der Mann sieht nicht, hört nicht, fragt nicht, strebt nicht, wirkt nicht. Der Mittelpunkt

*) Physiogn. Fragmente, I. S. 245–246. — Lavater in Bd. III. S. 16. „So ist auch im XVII. Fragmente I. B. Seite 245 246 beinahe ganz vom ihm "

aller Sinne dieſes Haupts iſt in der obern, flach gewölbten Höhlung der Stirne, dem Sitze des Gedächtniſſes. In ihr iſt alles Bild geblieben, und alle ihre Muskeln ziehen ſich hinauf, um die lebendigen Geſtalten zur ſprechenden Wange herabzuleiten. Niemals haben ſich dieſe Augbraunen niedergedrängt, um Verhältniſſe zu durchforſchen, ſie von ihren Geſtalten abgeſondert zu faſſen; hier wohnt alles Leben willig mit und neben einander.

Es iſt Homer!

Dies iſt der Schädel, in dem die ungeheuren Götter und Helden ſo viel Raum haben als im weiten Himmel und der grenzloſen Erde. Hier iſt's, wo Achill

μέγας μεγαλωστὶ τανυσθείς
κεῖτο!*)

Dies iſt der Olymp, den dieſe rein erhabne Naſe wie ein andrer Atlas trägt und über das ganze Geſicht ſolche Feſtigkeit, ſolch eine ſichere Ruhe verbreitet.

Dieſe eingeſunkne Blindheit, die einwärts gekehrte Sehkraft ſtrengt das innere Leben immer ſtärker und ſtärker an und vollendet den Vater der Dichter.

Vom ewigen Sprechen durchgearbeitet ſind dieſe Wangen, dieſe Redemuskeln, die betretnen Wege, auf denen Götter und Heroen zu den Sterblichen herabſteigen; der willige Mund, der nur die Pforte ſolcher Erſcheinungen iſt, ſcheint kindiſch zu lallen, hat alle Naivetät der erſten Unſchuld; und die Hülle der Haare und des Barts verbirgt und verehrwürdiget den Umfang des Haupts.

Zwecklos, leidenſchaftlos ruht dieſer Mann dahin, er iſt um ſein ſelbſt willen da, und die Welt, die ihn erfüllt, iſt ihm Beſchäftigung und Belohnung.

4. Rameau.**)

Sieh dieſen reinen Verſtand! — ich möchte nicht das Wort Verſtand brauchen — Sieh dieſen reinen, richtigen, gefühlvollen

*) Vgl. Ilias, XVIII. 26. 27. — Die Worte ſind ein Ausdruck für den in ſeiner mächtigen Geſtalt mächtig daliegenden Achilles in ſeinem Schmerz über den Tod des Patroklos.

**) Phyſiogn. Fragmente, I. S. 266. — Der Beweis für Goethe's Autorſchaft beruht auf ſeinem Briefe an Reich vom 19. April 1775 (D. Jahn, Briefe ꝛc. ꝛc., S. 223).

Sinn, der's ist, ohne Anstrengung, ohne mühseliges Forschen! Und sieh dabei diese himmlische Güte!

Die vollkommenste, liebevollste Harmonie hat diese Gestalt ausgebildet. Nichts Scharfes, nichts Eckigtes an dem ganzen Umrisse, Alles wallt, Alles schwebt, ohne zu schwanken, ohne unbestimmt zu sein. Diese Gegenwart wirkt auf die Seele wie ein genialisches Tonstück; unser Herz wird dahingerissen, ausgefüllt durch dessen Liebenswürdigkeit, und wird zugleich festgehalten, in sich selbst gekräftigt, und weiß nicht warum. Es ist die Wahrheit, die Richtigkeit, das ewige Gesetz der stimmenden Natur, die unter der Annehmlichkeit verborgen liegt.

Sieh diese Stirne! diese Schläfe! In ihnen wohnen die reinsten Tonverhältnisse. Sieh dieses Auge! Es schaut nicht, bemerkt nicht, es ist ganz Ohr, ganz Aufmerksamkeit auf inneres Gefühl. Diese Nase! Wie frei! wie fest! ohne starr zu sein — und dann, wie die Wange von einem genüglichen Gefallen an sich selbst belebt wird und den lieben Mund nach sich zieht! und wie die freundlichste Bestimmtheit sich in dem Kinne rundet! Dieses Wohlbefinden in sich selbst, von umherblickender Eitelkeit und von versinkender Albernheit gleichweit entfernt, zeugt von dem innern Leben dieses trefflichen Menschen.

Ueber Chriſtus und die zwölf Apoſtel,

nach Raphael

von Mark-Anton geſtochen und von Herrn Profeſſor Langer in Düſſeldorf kopirt.*)

Indem wir die Meiſterwerke Raphael's bewundern, bemerken wir gar leicht eine höchſt glückliche Erfindung und eine dem Gedanken ganz gemäße, bequeme und leichte Ausführung. Wenn wir jenes einem glücklichen Naturell zuſchreiben, ſo ſehen wir in dieſem einen durch vieles Nachdenken geübten Geſchmack und eine durch anhaltende Uebung unter den Augen großer Meiſter erlangte Kunſtfertigkeit.

Die dreizehn Blätter, welche Chriſtum und die zwölf Apoſtel vorſtellen, und welche Mark-Anton nach ihm geſtochen, Herr Profeſſor Langer in Düſſeldorf aber neuerdings kopirt hat, geben uns die ſchönſte Gelegenheit, jene Betrachtung zu erneuern.

Die Aufgabe, einen verklärten Lehrer mit ſeinen zwölf erſten und vornehmſten Schülern, welche ganz an ſeinen Worten und an ſeinem Daſein hingen und größtentheils ihren einfachen Wandel mit einem Märtyrertode krönten, gebührend vorzuſtellen, hat er mit einer ſolchen Einfalt, Mannichfaltigkeit, Herzlichkeit und mit ſo einem reichen Kunſtverſtändniß aufgelöſt, daß wir dieſe Blätter für eins der ſchönſten Monumente ſeines glücklichen Daſeins halten können.

Was uns von ihrem Charakter, Stande, Beſchäftigung, Wandel und Tode in Schriften oder durch Traditionen übrig geblieben, hat er auf das Zarteſte benutzt und dadurch eine Reihe von Geſtalten hervorgebracht, welche, ohne einander zu gleichen, eine innere Beziehung auf einander haben.

*) Der Teutſche Merkur, 1789. IV. Vierteljahr, S. 269–277. — Marc-Antonio Raimondi, auch del Francia genannt (1475–1534), war der Begründer einer Kupferſtichſchule in Rom und wurde von Raphael ſehr begünſtigt, der ihm ſeine Handzeichnungen zum Stiche gab. — Johann Peter v. Langer (1756 bis 1824), ſeit 1789 Direktor der Malerakademie zu Düſſeldorf, ſeit 1806 der zu München.

Wir wollen sie einzeln durchgehen, um unsere Leser auf diese interessante Sammlung aufmerksam zu machen.

Petrus. Er hat ihn gerad von vorne gestellt und ihm eine feste, gedrungene Gestalt gegeben. Die Extremitäten sind bei dieser wie bei einigen andern Figuren ein Wenig groß gehalten, wodurch die Figur etwas kürzer scheint. Der Hals ist kurz, und die kurzen Haare sind unter allen dreizehn Figuren am Stärksten gekraust. Die Hauptfalten des Gewandes laufen in der Mitte des Körpers zusammen, das Gesicht sieht man wie die übrige Gestalt ganz von vorn. Die Figur ist in sich fest zusammengenommen und steht da wie ein Pfeiler, der eine Last zu tragen im Stande ist.

Paulus ist auch stehend abgebildet, aber abgewendet, wie Einer, der gehen will und nochmals zurücksieht; der Mantel ist aufgezogen und über den Arm, in welchem er das Buch hält, geschlagen; die Füße sind frei, es hindert sie nichts am Fortschreiten; Haare und Bart bewegen sich wie Flammen, und ein schwärmerischer Ernst glüht auf dem Gesichte.

Johannes. Ein edler Jüngling mit langen, angenehmen, nur am Ende krausen Haaren. Er scheint zufrieden, ruhig, die Zeugnisse der Religion, das Buch und den Kelch, zu besitzen und vorzuzeigen. Es ist ein sehr glücklicher Kunstgriff, daß der Adler, indem er die Flügel hebt, das Gewand zugleich mit in die Höhe bringt und durch dieses Mittel die schön angelegten Falten in die vollkommenste Lage gesetzt werden.

Matthäus. Ein wohlhabender, behaglicher, auf seinem Dasein ruhender Mann. Die allzu große Ruhe und Bequemlichkeit ist durch einen ernsthaften, beinahe scheuen Blick ins Gleichgewicht gebracht; die Falten, die über den Leib geschlagen sind, und der Geldbeutel geben einen unbeschreiblichen Begriff von behaglicher Harmonie.

Thomas ist eine der schönsten, in der größten Einfalt ausdrucksvollsten Figuren. Er steht in seinen Mantel zusammengenommen, der auf beiden Seiten fast symmetrische Falten wirft, die aber durch ganz leise Veränderungen einander völlig unähnlich gemacht worden sind. Stiller, ruhiger, bescheidener kann wol kaum eine Gestalt gebildet werden. Die Wendung des Kopfes, der Ernst, der beinahe traurige Blick, die Feinheit des Mundes harmoniren auf das Schönste mit dem ruhigen Ganzen. Die Haare allein sind in Bewegung, ein unter einer sanften Außenseite bewegtes Gemüth anzuzeigen.

Jacobus major. Eine sanfte, eingehüllte, vorbeiwandelnde Pilgrimsgestalt.

Philippus. Man lege diesen zwischen die beiden Vorhergehenden und betrachte den Faltenwurf aller Drei neben einander, und es wird auffallen, wie reich, groß, breit die Falten dieser Gestalt, gegen jene gehalten, sind. So reich und vornehm sein Gewand ist, so sicher steht er, so fest hält er das Kreuz, so scharf sieht er darauf, und das Ganze scheint eine innere Größe, Ruhe und Festigkeit anzudeuten.

Andreas umarmt und liebkoset sein Kreuz mehr, als er es trägt; die einfachen Falten des Mantels sind mit großem Verstande geworfen.

Thaddäus. Ein Jüngling, der, wie es die Mönche auf der Reise zu thun pflegen, sein langes Ueberkleid in die Höhe nimmt, daß es ihn nicht im Gehen hindere. Aus dieser einfachen Handlung entstehen sehr schöne Falten. Er trägt die Partisane, das Zeichen seines Märtyrertodes, als einen Wanderstab in der Hand.

Matthias. Ein munterer Alter in einem durch höchst verstandene Falten vermannichfaltigten einfachen Kleide, lehnt sich auf einen Spieß; sein Mantel fällt hinterwärts herunter.

Simon. Die Falten des Mantels sowol als des übrigen Gewandes, womit diese mehr von hinten als von der Seite zu sehende Figur bekleidet ist, gehören mit unter die schönsten der ganzen Sammlung, wie überhaupt in der Stellung, in der Miene, in dem Haarwuchse eine unbeschreibliche Harmonie zu bewundern ist.

Bartholomäus steht in seinen Mantel wild und mit großer Kunst kunstlos eingewickelt; seine Stellung, seine Haare, die Art, wie er das Messer hält, möchte uns fast auf die Gedanken bringen, er sei eher bereit, Jemandem die Haut abzuziehen, als eine solche Operation zu dulden.

Christus zuletzt wird wol Niemanden befriedigen, der die Wundergestalt eines Gottmenschen hier suchen möchte. Er tritt einfach und still hervor, um das Volk zu segnen. Von dem Gewand, das von unten heraufgezogen ist, in schönen Falten das Knie sehen läßt und wider dem Leibe ruht, wird man mit Recht behaupten, daß es sich keinen Augenblick so erhalten könne, sondern gleich herunterfallen müsse. Wahrscheinlich hat Raphael supponirt, die Figur habe mit der rechten Hand das Gewand heraufgezogen und angehalten und lasse es in dem Augenblicke,

in dem sie den Arm zum Segnen aufhebt, los, so daß es eben niederfallen muß. Es wäre dieses ein Beispiel von dem schönen Kunstmittel, die kurz vorhergegangene Handlung durch den überbleibenden Zustand der Falten anzudeuten.

Alles dieses bisher Gesagte sind immer nur Noten ohne Text, und wir würden uns wol schwerlich entschlossen haben, sie aufzuzeichnen, noch weniger, sie abdrucken zu lassen, wenn es nicht unsern Lesern möglich wäre, sich wenigstens einen großen Theil des Vergnügens zu verschaffen, welches man beim Anblick dieser Kunstwerke genießt.

Herr Professor Langer in Düsseldorf hat von diesen seltenen und schätzbaren Blättern uns vor Kurzem Kopien geliefert, welche für das, was sie leisten, um einen sehr geringen Preis zu haben sind.

Die Conture im Allgemeinen, sowol der ganzen Figuren als der einzelnen Theile, sind sorgfältig und treu gearbeitet; auch sind Licht und Schatten im Ganzen genommen harmonisch genug behandelt, und der Stich thut, besonders auf lichtgrauem Papier, einen ganz guten Effekt. Diese Blätter gewähren also unstreitig einen Begriff von dem Werth der Originale in Absicht auf Erfindung, Stellung, Wurf der Falten, Charakter der Haare und der Gesichter, und wir dürfen wol sagen, daß kein Liebhaber der Künste versäumen sollte, sich diese Langerischen Kopien anzuschaffen, selbst in dem seltenen Falle, wenn er die Originale besäße; denn auch alsdann würden ihm diese Kopien wie eine gute Uebersetzung noch manchen Stoff zum Nachdenken geben. Wir wollen hingegen auch nicht bergen, daß in Vergleichung mit den Originalen uns diese Kopien Manches zu wünschen übrig lassen. Besonders bemerkt man bald, daß die Geduld und Aufmerksamkeit des Kopirenden durch alle dreizehn Blätter sich nicht gleich geblieben ist. So ist zum Beispiel die Figur des Petrus mit vieler Sorgfalt, die Figur des Johannes dagegen sehr nachlässig gearbeitet, und bei genauer Prüfung findet man, daß die Uebrigen sich bald Diesem, bald Jenem an Werthe nähern. Da alle Figuren bekleidet sind und der größte Kunstwerth in den harmonischen, zu jedem Charakter, zu jeder Stellung passenden Gewändern liegt, so geht freilich die höchste Blüthe dieser Werke verloren, wenn der Kopirende nicht überall die Falten auf das Zarteste behandelt. Nicht allein die Hauptfalten der Originale sind meisterhaft gedacht, sondern von den schärfsten und kleinsten Brüchen bis zu den

XIX.

Kantaten.

breiteſten Verflächungen iſt Alles überlegt und mit dem verſtändigſten Grabſtichel jeder Theil nach ſeiner Eigenſchaft ausgedrückt. Die verſchiedenen Abſchattungen, kleine Vertiefungen, Erhöhungen, Ränder, Brüche, Säume ſind alle mit einer bewundernswürdigen Kunſt nicht angedeutet, ſondern ausgeführt; und wenn man an dieſen Blättern den ſtrengen Fleiß und die große Reinlichkeit der Albrecht Dürer'ſchen Arbeiten vermißt, ſo zeigen ſie dagegen bei dem größten Kunſtverſtand ein ſo leichtes und glückliches Naturell ihrer Urheber, daß ſie uns wieder unſchätzbar vorkommen. In den Originalen iſt keine Falte, von der wir uns nicht Rechenſchaft zu geben getrauen, keine, die nicht ſelbſt in den ſchwächern Abdrücken, welche wir vor uns haben, bis zu ihrer letzten Abſtufung zu verfolgen wäre. Bei den Kopien iſt das nicht immer der Fall, und wir haben es nur deſto mehr bedauert, da nach dem, was ſchon geleiſtet iſt, es Herrn Profeſſor Langer gar nicht an Kunſtfertigkeit zu fehlen ſcheint, das Mehrere gleichfalls zu leiſten. Nach allem Dieſem glauben wir mit gutem Gewiſſen wiederholen zu können, daß wir wünſchen, dieſen geſchickten, auf ernſthafte Kunſtwerke aufmerkſamen und — welches in unſerer Zeit ſelten zu ſein ſcheint — Aufmerkſamkeit erregenden Künſtler durch gute Aufnahme ſeiner gegenwärtigen Arbeit aufgemuntert zu ſehen, damit er in der Folge etwa noch ein und das andere ähnliche Werk unternehmen und mit Anſtrengung aller ſeiner Kräfte uns eine Arbeit vorlegen möge, welche wir mit einem ganz unbedingten Lobe den Liebhabern anpreiſen können.

Julius Caesar's Triumphzug,

gemalt von Mantegna. *)

Des Meisters Kunst im Allgemeinsten.

An den Werken dieses außerordentlichen Künstlers, **) vorzüglich auch an dem Triumphzug Cäsar's, einer Hauptarbeit, wovon wir näher zu handeln gedenken, glauben wir einen Widerstreit zu fühlen, welcher beim ersten Anblick nicht aufzulösen scheint.

Zuvörderst also werden wir gewahr, daß er nach dem strebt, was man Stil nennt, nach einer allgemeinen Norm der Gestalten; denn sind auch mitunter seine Proportionen zu lang, die Formen zu hager, so ist doch ein allgemein Kräftiges, Tüchtiges, Uebereinstimmendes durchaus wahrzunehmen an Menschen und Thieren, nicht weniger in allen Nebensachen von Kleidern, Waffen und erdenklichem Geräth. Hier überzeugt man sich von seinem Studium der Antike; hier muß man anerkennen, er sei in das Alterthum eingeweiht, er habe sich darein völlig versenkt.

Nun gelingt ihm aber auch die unmittelbarste und individuellste Natürlichkeit bei Darstellung der mannichfaltigsten Gestalten und Charaktere. Die Menschen, wie sie leiden und leben, mit persönlichen Vorzügen und Mängeln, wie sie auf dem Markte schlendern, in Prozessionen einhergehen, sich in Haufen zusammendrängen, weiß er zu schildern; jedes Alter, jedes Temperament wird in seiner Eigenthumlichkeit vorgeführt, so daß, wenn wir erst das allgemeinste, ideellste Streben gewahr wurden, wir sodann, nicht etwa nebenan, sondern mit dem Höhern verkörpert, auch das Besonderste, Natürlichste, Gemeinste aufgefaßt und überliefert sehen.

*) Ueber Kunst und Alterthum, IV. Bds. 1. Heft. 1823. S. 111–133, und IV Bds. 2. Heft. 1823. S. 51–76.

**) Andrea Mantegna (1431–1506) aus Padua, Hauptrepräsentant der sogenannten Paduanischen Schule.

Lebensereigniſſe.

Dieſe beinahe unmöglich ſcheinende Leiſtung erklärt ſich nur durch Ereigniſſe ſeines Lebens. Ein vorzüglicher Maler jener Zeit, Francesco Squarcione,*) gewinnt unter vielen Schülern den jungen, früh ſich auszeichnenden Mantegna lieb, daß er ihm nicht allein den treuſten und entſchiedenſten Unterricht gönnt, ſondern ihn ſogar an Kindesſtatt annimmt und alſo mit ihm, für und durch ihn fortwirken zu wollen erklärt.

Als aber endlich dieſer herangebildete glückliche Zögling mit der Familie Bellin bekannt wird und ſie an ihm gleichfalls den Künſtler wie den Menſchen anzuerkennen und zu ſchätzen weiß, in ſolchem Grade, daß ihm eine Tochter Jakob's, die Schweſter von Johann und Gentile, angetraut wird, da verwandelt ſich die eiferſüchtige Neigung des erſten väterlichen Meiſters in einen grenzenloſen Haß, ſein Beiſtand in Verfolgung, ſein Lob in Schmähungen.

Nun gehörte aber Squarcione zu den Künſtlern, denen im funfzehnten Jahrhunderte der hohe Werth antiker Kunſt aufgegangen war; er ſelbſt arbeitete in dieſem Sinne nach Vermögen und ſäumte nicht, ſeine Schüler unverrückt dahin zu weiſen. — Es ſei ſehr thöricht, war ſein Behaupten, das Schöne, Hohe, Herrliche mit eigenen Augen in der Natur ſuchen, es mit eigenen Kräften ihr abgewinnen zu wollen, da unſere großen griechiſchen Vorfahren ſich ſchon längſt des Edelſten und des Darſtellenswertheſten bemächtigt und wir alſo aus ihren Schmelzöfen ſchon das geläuterte Gold erhalten könnten, das wir aus Schutt und Grus der Natur nur mühſelig ausklaubend als kümmerlichen Gewinn eines vergeudeten Lebens bedauern müſſen.

In dieſem Sinne hatte ſich denn der hohe Geiſt des talentvollſten Jünglings unabläſſig gehalten, zu Freude ſeines Meiſters und eigenen großen Ehren. Als nun aber Lehrer und Schüler feindſelig zerfallen, vergißt Jener ſeines Leitens und Strebens, ſeines Lehrens und Unterweiſens; widerſinnig tadelt er nunmehr, was der Jüngling auf ſeinen Rath, auf ſein Geheiß vollbracht hat und vollbringt; er verbindet ſich mit der Menge, welche einen Künſtler zu ſich herabziehen will, um ihn beurtheilen zu können. Sie fordert Natürlichkeit und Wirklichkeit, damit ſie einen Vergleichungspunkt habe, nicht den

*) 1396—1474, lebte zuerſt in Padua, zuletzt in Venedig.

höheren, der im Geiste ruht, sondern den gemeineren, äußeren, wo sich denn Aehnlichkeit und Unähnlichkeit des Originals und der Kopie allenfalls in Anspruch nehmen läßt. Nun soll Mantegna nicht mehr gelten; er vermag, so heißt es, nichts Lebendiges hervorzubringen; seine herrlichsten Arbeiten werden als steinern und hölzern, als starr und steif gescholten. Der edle Künstler, noch in seiner kräftigsten Zeit, ergrimmt und fühlt recht gut, daß ihm eben vom Standpunkt der Antike die Natur nur desto natürlicher, seinem Kunstblick verständlicher geworden, er fühlt sich ihr gewachsen und wagt auch auf dieser Wege zu schwimmen. Von dem Augenblick an ziert er seine Gemälde mit den Ebenbildnissen vieler Mitbürger, und indem er das gereifte Alter im individuellen Freund, die köstliche Jugend in seinen Geliebten verewigt und so den edelsten, würdigsten Menschen das erfreulichste Denkmal setzt, so verschmäht er nicht, auch seltsam ausgezeichnete, allgemein bekannte, wunderlich gebildete, ja den letzten Gegensatz, mißgebildete darzustellen.

Jene beiden Elemente nun fühlt man in seinen Werken nicht etwa getrennt, sondern verflochten. Das Ideelle, Höhere zeigt sich in der Anlage, in Werth und Würde des Ganzen; hier offenbart sich der große Sinn, Absicht, Grund und Halt. Dagegen dringt aber auch die Natur mit ursprünglicher Gewaltsamkeit herein, und wie der Bergstrom durch alle Zacken des Felsens Wege zu finden weiß und mit gleicher Macht, wie er angekommen, wieder ganz vom Ganzen herunterstürzt, so ist es auch hier. Das Studium der Antike giebt die Gestalt, sodann aber die Natur Gewandtheit und lezten Leben.

Da nun aber selbst das größte Talent, welches in seiner Bildung einen Zwiespalt erfuhr, indem es sich zweimal und zwar nach entgegengesetzten Seiten auszubilden Anlaß und Antrieb fand, kaum vermögend ist, diesen Widerspruch ganz auszugleichen, das Entgegengesetzte völlig zu vereinigen, so wird jenes Gefühl, von dem wir zuerst gesprochen, das uns vor Mantegna's Werken ergreift, vielleicht durch einen nicht völlig aufgelösten Widerstreit erregt. Indessen möcht' es der höchste Konflikt sein, in welchem sich jemals ein Künstler befunden, da er ein solches Abenteuer zu bestehen zu einer Zeit berufen war, wo eine sich entwickelnde höchste Kunst über ihr Wollen und Vermögen sich noch nicht deutliche Rechenschaft ablegen konnte.

Dieſes Doppelleben alſo, welches Mantegna's Werke eigenthümlich auszeichnet und wovon noch viel zu ſagen wäre, manifeſtirt ſich beſonders in ſeinem Triumphzuge Cäſar's, wo er Alles, was ein großes Talent vermöchte, in höchſter Fülle vorüberführt.

Hievon giebt uns nun einen genugſam allgemeinen Begriff die Arbeit, welche Andreas Andreani*) gegen das Ende des ſechzehnten Jahrhunderts unternommen, indem er die neun Bilder Mantegna's auf eben ſo viel Blättern mit Holzſtöcken in bedeutender Größe nachgebildet und alſo die Anſicht und den Genuß derſelben allgemeiner verbreitet hat. Wir legen ſie vor uns und beſchreiben ſie der Reihe nach.

1. Poſaunen und Hörner, kriegeriſche Ankündigung, pausbäckige Muſikanten voraus. Hierauf andringende Soldaten, Feld-, Kriegs- und Glückszeichen auf Stangen hoch emportragend. Roma's Büſte voran, Juno, die Verleiherin, der Pfau beſonders, Abundantien mit Fruchthorn und Blumenkorb, ſie ſchwanken über fliegenden Wimpeln und ſchwebenden Tafeln. Dazwiſchen in den Lüften flammende, dampfende Fackelpfannen, den Elementen zur Ehre, zu Anregung aller Sinne.

Andere Krieger, vorwärts zu ſchreiten gehindert, ſtehen ſtill, den unmittelbar nachfolgenden gewaltſamen Drang abzuwehren; je zwei und zwei halten ſenkrecht hohe, von einander entfernte Stangen, an denen man hüben und drüben angeheftet Gemälde, lang und ſchmal ausgeſpannt, erblickt. Dieſe Schildereien, in Felder abgetheilt, dienen zur Expoſition; hier wird dem Auge bildlich dargebracht, was geſchehen mußte, damit dieſer überſchwängliche Triumphzug ſtattfände.

Feſte Städte, von Kriegsheeren umringt, beſtürmt durch Maſchinen, eingenommen, verbrannt, zerſtört; weggeführte Gefangene zwiſchen Niederlage und Tod. Völlig die ankündigende Symphonie, die Introduktion einer großen Oper.

2. Hier nun die nächſte und höchſte Folge des unbedingten Sieges. Weggeführte Götter, welche die nicht mehr zu ſchützenden Tempel verlaſſen. Lebensgroße Statuen von Jupiter und Juno auf zweiſpännigem, koloſſalbüſte der Cybele auf einſpännigem Wagen, ſodann eine kleinere tragbare Gottheit, in den Armen eines Knechtes. Der Hintergrund überhaupt von

*) Andr. Mantua (1540—1623). Sein hier genanntes Werk erſchien 1599 unter dem Titel „Tabulae Triumphi J. Caesaris" in ſeiner Vaterſtadt.

hoch aufgethürmten Wagengerüsten, Tempelmodellen, baulichen Herrlichkeiten angefüllt, zugleich Belagerungsmaschinen, Widder und Balisten. Aber ganz grenzenlos mannichfaltig aufgeschichtet gleich hinterdrein Waffen aller Heeresarten, mit großem, ernstem Geschmack zusammen und über einander gestellt und gehängt. Erst in der folgenden Abtheilung

3. wird jedoch die größte Masse aufgehäuft vorübergeschafft. Sodann sieht man, von tüchtigen Jünglingen getragen, jede Art von Schätzen: dickbäuchige Urnen, angefüllt mit aufgehäuften Münzen, und auf denselben Traggestellen Vasen und Krüge; auf den Schultern lasten diese schon schwer genug, aber nebenbei trägt Jeder noch ein Gefäß oder sonst etwas Bedeutendes. Dergleichen Gruppen ziehen sich auch noch ins folgende Blatt fort.

4. Die Gefäße sind von der mannichfaltigsten Art, aber die Hauptbestimmung ist, gemünztes Silber heranzubringen. Nun schieben sich über dieses Gedränge überlange Posaunen in die Luft vor; an ihnen spielen herabhängende Bänder, mit inschriftlicher Widmung: Dem triumphirenden Halbgott Julius Cäsar; geschmückte Opferthiere; zierliche Camillen und fleischermäßige Popen.

5. Vier Elephanten, der vordere völlig sichtbar, die drei andern perspektivisch weichend; Blumen und Fruchtkörbe auf den Häuptern, kranzartig. Auf ihrem Rücken hohe flammende Kandelaber; schöne Jünglinge, leicht bewegt, aufreichend, wohlriechendes Holz in die Flammen zu legen, andere die Elephanten leitend, andere anders beschäftigt.

6. Auf die beschwerliche Masse der ungeheuern Thiere folgt mannichfaltige Bewegung; das Kostbarste, das höchste Gewonnene wird nun herangebracht. Die Träger schlagen einen andern Weg ein, hinter den Elephanten ins Bild schreitend. Was aber tragen sie? Wahrscheinlich lauteres Gold, Goldmünzen in kleinerem Geschirr, kleinere Vasen und Gefäße. Hinter ihnen folgt noch eine Beute von größerem Werth und Wichtigkeit, die Beute der Beuten, die alle vorhergehenden in sich begreift. Es sind die Rüstungen der überwundenen Könige und Helden, jede Persönlichkeit als eigene Trophäe. Die Derbheit und Tüchtigkeit der überwundenen Fürsten wird dadurch angezeigt, daß die Träger ihre Stangenlast kaum heben können,

ſie nah am Boden herſchleppen oder gar niederſetzen, um, einen Augenblick ausruhend, ſie wieder friſcher fortzutragen.

7. Doch ſie werden nicht ſehr gedrängt; hinter ihnen ſchreiten Gefangene einher; kein Abzeichen unterſcheidet ſie, wol aber perſönliche Würde. Edle Matronen gehen voran mit erwachſenen Töchtern. Zunächſt gegen den Zuſchauer geht ein Fräulchen*) von acht bis zehn Jahren an der Mutter Seite, ſo ſchmuck und zierlich als bei dem anſtändigſten Feſte. Treffliche, tüchtige Männer folgen hierauf, in langen Gewändern, ernſt, nicht erniedrigt; es iſt ein höheres Geſchick, das ſie hinzieht. Auffallend iſt daher im folgenden Glied ein großer, wohlgebildeter, gleichfalls ehrenvoll gekleideter Mann, welcher mit grimmigem, beinahe fratzenhaftem Geſicht rückwärts blickt, ohne daß wir ihn begreifen. Wir laſſen ihn vorüber; denn ihm folgt eine Gruppe von anziehenden Frauen. Eine junge Braut in ganzer Jugendfülle, im Vollgeſicht dargeſtellt — wir ſagen Braut, weil ſie auch ohne Kranz in den Haaren ſo bezeichnet zu werden verdiente — ſteht hinterwärts, vor dem Zuſchauer zum Theil verdeckt von einer älteren, kinderbeläſtigten Frau; dieſe hat ein Wickelkind auf dem rechten Arme, und ihre linke Hand nimmt ein ſtillſtehender Knabe in Anſpruch, der den Fuß aufgereckt; weinend will er auch getragen ſein. Eine ältere, ſich über ihn hinneigende Perſon, vielleicht die Großmutter, ſucht ihn vergebens zu begütigen.

Höchlich rühmen müſſen wir indeß den Künſtler, daß kein Kriegsheld, kein Heerführer als Gefangener vorgeführt wird. Sie ſind nicht mehr, ihre Rüſtungen trug man hohl vorbei; aber die eigentlichen Staaten, die uralten edlen Familien, die tüchtigen Rathsherren, die behäbigen, fruchtbar ſich fortpflanzenden Bürger führt man im Triumph auf; und ſo iſt es denn Alles geſagt: Die Einen ſind todtgeſchlagen, und die Andern leiden.

Zwiſchen dieſem und dem folgenden Bilde werden wir nun gewahr, warum der ſtattliche Gefangene ſo grimmig zurückblickt. Mißgeſtaltete Narren und Poſſenreißer ſchleichen ſich heran und verhöhnen die edlen Unglücklichen; dieſem Würdigen iſt das noch zu neu, er kann nicht ruhig vorübergehen; wenn er dagegen nicht ſchimpfen mag, ſo grinſt er dagegen.

*) Wegen dieſer Wortform vgl. Werke, II. S. 325, Z. 18.

8. Aber der Ehrenmann scheint noch auf eine schmählichere Weise verletzt; es folgt ein Chor Musikanten in kontrastirenden Figuren. Ein wohlbehaglicher, hübscher Jüngling in langer, fast weiblicher Kleidung singt zur Leyer und scheint dabei zu springen und zu gestikuliren. Ein solcher durfte beim Triumphzug nicht fehlen; sein Geschäft war, sich seltsam zu geberden, nedische Lieder zu singen, die überwundenen Gefangenen frevelhaft zu verspotten. Die Schalksnarren deuten auf ihn und scheinen mit albernen Geberden seine Worte zu kommentiren, welches jenem Ehrenmann allzu ärgerlich auffallen mag.

Daß übrigens von keiner ernsthaft edlen Musik die Rede sei, ergiebt sich sogleich aus der folgenden Figur; denn ein himmellanger, schalkhepelzter, hochgemuter Dudelsackpfeifer tritt unmittelbar hinterdrein; Knaben mit Schellentrommeln scheinen den Mißlaut zu vermehren. Einige rückwärts blickende Soldaten aber und andere Andeutungen machen uns aufmerksam, daß nun bald das Höchste erfolgen werde.

9. Und nun erscheint auch auf einem übermäßig, obgleich mit großem Sinn und Geschmack verzierten Wagen Julius Cäsar selbst, dem ein tüchtig gestalteter Jüngling auf einer Art Standarte das Veni, Vidi, Vici entgegenhält. Dieses Blatt ist so gedrängt voll, daß man die nackten Kinder mit Siegeszweigen zwischen Pferden und Rädern nur mit Angst ansieht; in der Wirklichkeit müßten sie längst zerquetscht sein. Trefflicher war jedoch ein solches Gedränge, das für die Augen immer unfaßlich und für den Sinn verwirrend ist, bildlich nicht darzustellen.

10. Ein zehntes Bild aber ist für uns nun von der größten Bedeutung; denn das Gefühl, der Zug sei nicht geschlossen, wandelt einen Jeden an, der die neun Blätter hinter einander legt. Wir finden nicht allein den Wagen theil, sondern sogar hinter demselben durch den Rahmen abgeschnittene Figuren; das Auge verlangt einen Nachklang und wenigstens einige der Hauptgestalt nahe tretende, den Rücken deckende Gestalten.

Zu Hilfe kommt uns nun ein eigenhändiger Kupferstich, welcher mit der größten Sorgfalt gearbeitet und zu den vorzüglichsten Werken des Meisters dieser Art zu rechnen ist. Eine Schaar tritt heran männlicher, älterer und jüngerer, sämmtlich

charakteriſtiſcher Perſonen. Daß es der Senat ſei, iſt keineswegs zuzugeben; der Senat wird den Triumphzug am ſchicklichen Ort durch eine Deputation empfangen haben; aber auch dieſe konnte ihm nicht weiter entgegengehen, als nöthig war, umzukehren und vorauszuſchreiten und den verſammelten Vätern die Ankömmlinge vorzuführen.

Doch ſei dieſe Unterſuchung dem Alterthumsforſcher vorbehalten! Nach unſerer Weiſe dürfen wir nur das Blatt aufmerkſam betrachten, ſo ſpricht es ſich wie jedes vortreffliche Kunſtwerk ſelbſt aus; da ſagen wir denn geradezu: es iſt der Lehrſtand, der gern dem ſiegenden Wehrſtand huldiget, weil durch dieſen allein Sicherheit und Förderniß zu hoffen iſt. Den Nährſtand hatte Mantegna in den Triumphzug als Tragende, Bringende, Feiernde, Preiſende vertheilt, auch in der Umgebung als Zuſchauer aufgeſtellt. Nun aber freut ſich der Lehrſtand, den Ueberwinder zu begleiten, weil durch ihn Staat und Kultur wieder geſichert iſt.

In Abſicht auf Mannichfaltigkeit der Charakteriſtik iſt das beſchriebene Blatt eines der ſchätzbarſten, die wir kennen, und Mantegna hat gewiß dieſen Zug auf der hohen Schule von Padua*) ſtudirt.

Voran im erſten Glied, in langen faltigen Gewändern, drei Männer mittleren Alters, theils ernſten, theils heiteren Angeſichts, wie beides Gelehrten und Lehrern ziemt. Im zweiten Gliede zeichnet ſich zunächſt eine alte, koloſſale, behaglichdicke, kräftige Natur aus, die hinter allem dem mächtigen Triumphgewirre ſich noch ganz tüchtig hervorthut. Das bartloſe Kinn läßt einen fleiſchigen Hals ſehen, die Haare ſind kurz geſchnitten; höchſt behaglich hält er die Hände auf Bruſt und Bauch und macht ſich noch allen bedeutenden Vorgängern noch immer auffallend bemerklich. Unter den Lebendigen hab' ich Niemanden geſehen, der ihm zu vergleichen wäre, außer Gottſched;**) Dieſer würde in ähnlichem Fall und gleicher Kleidung ebenſo einhergeſchritten ſein; er ſieht vollkommen dem Pfeiler einer dogmatiſch-didaktiſchen Anſtalt gleich. Wie er ohne Bart und Haupthaare ſind auch ſeine Kollegen, wenn-

*) Mantegna's Lehrer Squarcione hatte auf ſeinen Reiſen in Griechenland und Italien eine ſehr beträchtliche Sammlung von Zeichnungen, Malereien und erhabenen Figuren zuſammengebracht, welche ſeinen Schülern zu Muſtern dienten (Fiorillo, Geſchichte der zeichnenden Künſte, Bd. II. S. 20).

**) Vgl. Werke, XXI. S. 52, u. III. S. 130.

gleich behaart, doch ohne Bärte; der vorderste, etwas ernster und grämlicher, scheint eher dialektischen Sinn zu haben. Solcher Lehrenden sind sechs, welche in Haupt und Geist Alles mit sich zu tragen scheinen, dagegen die Schüler nicht allein durch jüngere, leichtere Gestalten bezeichnet sind, sondern auch dadurch, daß sie gebundene Bücher in Händen tragen, anzuzeigen, daß sie sowol hörend als lesend sich zu unterrichten geneigt seien.

Zwischen jene Aeltesten und Mittleren ist ein Knabe von etwa acht Jahren eingeklemmt, um die ersten Lehrjahre zu bezeichnen, wo das Kind sich anzuschließen geneigt ist, sich einzumischen Lust hat; es hängt ein Pennal an seiner Seite, anzudeuten, daß er auf dem Bildungswege sei, wo dem Herankömmling manches Unangenehme begegnet. Wunderlicher und anmuthig-natürlicher ist nichts zu ersinnen als dies Figürchen in solcher Lage.

Die Lehrer gehen jeder vor sich hin, die Schüler unterhalten sich unter einander.

Nun aber macht den ganzen Schluß, wie billig, das Militär, von welchem denn doch zuerst und zuletzt die Herrlichkeit des Reiches nach außen erworben und die Sicherheit nach innen erhalten werden muß. Diese ganze große Forderung aber befriedigt Mantegna mit ein Paar Figuren: ein jüngerer Krieger, einen Oelzweig tragend, den Blick aufwärts gerichtet, läßt uns im Zweifel, ob er sich des Siegs erfreue oder ob er sich über das Ende des Kriegs betrübe, dagegen ein alter, ganz abgelebter, in den schwersten Waffen, indem er die Dauer des Krieges repräsentirt, überdeutlich ausspricht, dieser Triumphzug sei ihm beschwerlich und er werde sich glücklich schätzen, heute Abend irgendwo zur Ruhe zu kommen.

Der Hintergrund dieses Blattes nun, anstatt daß wir bisher meistens freie Aussichten gehabt, drängt sich dem Menschendrang gemäß gleichfalls zusammen; rechter Hand sehen wir einen Palast, zur Linken Thurm und Mauern; die Nähe des Stadtthors möchte damit angedeutet sein, angezeigt, daß wir uns wirklich am Ende befinden, daß nunmehr der ganze Triumphzug in die Stadt eingetreten und innerhalb derselben beschlossen sei.

Sollten auch dieser Vermuthung die Hintergründe der vorhergehenden Blätter zu widersprechen scheinen, indem landschaftliche Aussichten, viel freie Luft, zwar auf Hügeln Tempel und Paläste, doch auch Ruinen gesehen werden, so läßt sich

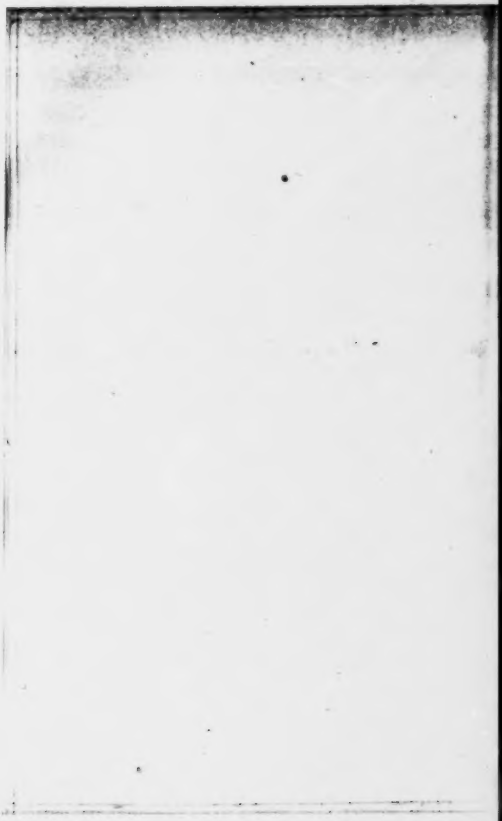

doch auch annehmen, daß der Künſtler hierbei die verſchiedenen Hügel von Rom gedacht und ſie ſo bebaut und ſo ruinenhaft, wie er ſie zu ſeiner Zeit gefunden, vorgeſtellt habe. Dieſe Auslegung gewinnt um ſo mehr Kraft, als doch wol einmal ein Palaſt, ein Kerker, eine Brücke, die als Waſſerleitung gelten kann, eine hohe Ehrenſäule da ſteht, die man denn doch auf ſtädtiſchem Grund und Boden vermuthen muß.

Doch wir halten inne, weil wir ſonſt ins Grenzenloſe geriethen und man mit noch ſo viel gehäuften Worten den Werth der flüchtig beſchriebenen Blätter doch nicht ausdrücken könnte.

Zweiter Abſchnitt.

1. Urſprung, Wanderung, Beſchaffenheit der Bilder.
2. Fernere Geſchichte derſelben. Sammlungen Karl's I. von England.
3. Mantegna's eigene Kupferſtiche in Bezug auf den Triumph.
4. Zeugniß von Vaſari mit Bemerkungen darüber.
5. Allgemeine Betrachtung und Mißbilligung ſeiner falſchen Methode, von hinten hervor zu beſchreiben.
6. Emendation der Bartſchiſchen Auslegung.
7. Schwerdgeburth's Zeichnung.

1. Mantegna lebte 1451 bis 1517*) und malte in ſeiner beſten Zeit auf Anregen ſeines großen Gönners, Ludwig Gonzaga, Herzogs von Mantua, gedachten Triumphzug für den Palaſt in der Nähe des Kloſters St. Sebaſtian. Der Zug iſt nicht auf die Wand, nicht im unmittelbaren Zuſammenhange gemalt, ſondern in neun abgeſonderten Bildern, vom Platze beweglich, daher ſie denn auch nicht an Ort und Stelle geblieben. Sie kamen vielmehr unter Karl I.,**) welcher als ein großer Kunſtfreund die koſtlichſten Schätze zuſammenbrachte und alſo auch den Herzog von Mantua auskaufte, nach London und

*) In den Werken von Fiorillo, Schuchardt und Müller, ſowie im Brockhaus'ſchen Konverſations-Lexikon werden die Jahre 1431 bis 1506 angegeben.

**) Alſo bald nach dem Jahre 1630, da in dieſem bei Gelegenheit der Plünderung der Stadt durch die kaiſerlichen Truppen auch die Bilder Mantegna's getrennt wurden.

blieben daselbst, obgleich nach seinem unglücklichen Tode die meisten Besitzungen dieser Art durch eine Auktion verschleudert wurden.

Gegenwärtig befinden sie sich, hochgehebt, im Palaste Hamptoncourt,*) neun Stücke, alle von gleicher Größe, völlig quadrat, jede Seite neun Fuß, mit Wasserfarben auf Papier gemalt, mit Leinwand unterzogen wie die Raphaelischen Kartone, welche denselben Palast verherrlichen.

Die Farben dieser Bilder sind höchst mannichfaltig, wohl erhalten und lebhaft, die Hauptfarben in allen ihren Abstufungen, Mischungen und Uebergängen zu sehen; dem Scharlach steht anderes Hell- und Tiefroth entgegen; an Dunkel- und Hellgelb fehlt es nicht. Himmelblau zeigt sich, Blaßblau, Braun, Schwarz, Weiß und Gold.

Die Gemälde sind überhaupt in gutem Zustande, besonders die sieben ersten; die zwei letzteren, ein Wenig verbleicht, scheinen von der Zeit gelitten zu haben oder abgerieben zu sein; doch ist dies auch nicht bedeutend. Sie hangen in vergoldeten Rahmen, neun Fuß hoch über dem Boden, drei und drei auf drei Wände vertheilt; die östliche ist eine Fensterseite, und folgen sie von der südlichen zur nördlichen völlig in der Ordnung, wie sie Andreas Andreani numerirt hat.

Erwähnung derselben thut Hamptoncourt-Guide. Seite 19, mit wenigen Worten; nicht viel umständlicher das Prachtwerk: The History of the Royal Residences of Windsor Castle, St. James's Palace p. p. By W. H. Pyne. In three Volumes. London 1819, welches gerade diesem Zimmer keine bildliche Darstellung gegönnt hat.

Vorstehende nähere Nachricht verdanken wir der Gefälligkeit eines in England wohnenden deutschen Freundes, des Herrn Dr. Roehden,**) welcher nichts ermangeln läßt, das in Weimar angeknüpfte schöne Verhältniß auch in der Ferne dauerhaft und in Wechselwirkung zu erhalten. Auf unser zutrauliches Ansuchen begab er sich wiederholt nach Hamptoncourt, und Alles, was wir genau von Maß, Grund, Farben, Erhaltung, Aufstellung und so weiter angeben, ist die Frucht seiner aufmerksamen Genauigkeit.

*) Königliches Schloß an der Themse, in der Nähe von London.
**) Vgl. Tag- und Jahreshefte von 1820.

2. Die früheste Neigung der Engländer zur Kunst mußte sich in Ermangelung inländischer Talente nach auswärtigen Künstlern und Kunstwerken umsehen. Unter Heinrich VIII. arbeitete Holbein*) viel in England. Was unter Elisabeth und Jakob I. geschehen, wäre noch zu untersuchen. Der hoffnungsvolle Kronprinz Heinrich, zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts geboren, hatte viel Sinn für die Künste und legte bedeutende Sammlungen an. Als er vor dem achtzehnten Jahre mit Tode abging,**) erbte Karl I. mit der Krone die Sammlung des Bruders und seine Liebhaberei. Rubens und van Dyk***) werden als Künstler beschäftigt, als Kunstkenner zu Sammlungen behilflich.

Die Sammlung des Herzogs von Mantua wird angekauft, mit ihr also die neun Tafeln Triumphzug. Ueber das Jahr sind wir nicht genau belehrt; es muß aber zwischen 1625 und 1642 fallen, indem nachher während der Bürgerkriege Geldmangel dem König dergleichen Acquisitionen untersagte.

„Nach des Königs Ermordung wurde sowol sein als seiner Gemahlin und Prinzen Vermögen der Nation heimgefallen erklärt und durch einen Parlamentsbeschluß vom März 1649 auktionsweise zum Verkauf angeboten, worunter auch sämmtliche Kunstwerke und Gemälde. Aber erst den folgenden Juni faßte die Gemeine, um ihr neues Gemeingut desto kräftiger zu befestigen, über die Verwendung des persönlichen Vermögens des letzten Königs, der Königin und Prinzen einen Beschluß. Sie erließ einen Befehl, Alles zu verzeichnen, zu schätzen und zu verkaufen, ausgenommen solche Theile, welche zum Gebrauch des Staates vorzubehalten seien, jedoch mit solcher Vorsicht, um alle Nachrede einzelnen Interesses zu vermeiden, daß kein Glied des Hauses sich damit befasse. In diese Schätzung und Verkauf waren eingeschlossen, heu dolor! die ganze Sammlung von edeln Gemälden, alten Statuen und Büsten, welche der letzte König mit grenzenlosen Kosten und Mühen von Rom und allen Theilen Italiens herbeigeschafft hatte."

Ein Verzeichniß dieser höchst kostbaren Merkwürdigkeiten, wovon jetzt gar manche den Palästen des Louvre und Eskurials,

*) Hans Holbein, der Sohn, kam 1526 nach England.

**) Der Prinz von Wales, Heinrich, starb am 16. November 1612, so daß er schon im sechzehnten Jahrhundert geboren sein muß.

***) Der Erste war von 1629 bis zu seinem Tode (1640) in England, der Zweite von 1632–1641 mit einer einjährigen Unterbrechung.

auch mancher ausländischen Fürsten zur Verherrlichung dienen, mit Schätzungs- und Verkaufspreisen, ward unter folgendem Titel 1757 in London gedruckt: A Catalogue and Description of King Charles the First's Capital Collection of Pictures, Bronzes, Limnings, Medals, Statues and other Curiosities.

Nun heißt es auf der fünften Seite: Gemälde zu Hamptoncourt Nr. 332, geschätzt 4675 Pfund 10 Schilling; darunter waren:

1. Neun Stück, der Triumphzug des Julius Cäsar, gemalt von Andreas Mantegna, geschätzt 1000 Pfund.
2. Herodias, St. Johannes' Haupt in einer Schüssel haltend, von Tizian, geschätzt 150 Pfund.

Die größere Anzahl der Gemälde, welche den übrigen Werth von 3525 Pfund 10 Schilling ausmachte, ist nicht einzeln aufgeführt.

Da nun aber hieraus hervorgeht, daß Karl I. die Gemälde Mantegna's besessen, so wird noch zum Ueberfluß dargethan, woher sie zu ihm gekommen; Folgendes diene zur Erläuterung:

„König Karl's Museum war das berühmteste in Europa; er liebte, verstand und schätzte die Künste. Da er nicht das Glück hatte, große Malergeister unter seinen Unterthanen zu finden, so rief er die geschicktesten Meister anderer Nationen herbei, mit rühmlicher Vorliebe, um sein eigenes Land zu bereichern und zu unterrichten. Auch beschränkte er seinen Aufwand keineswegs auf lebende Künstler; denn außer einzelnen Stücken kaufte er die berühmte Sammlung des Herzogs von Mantua, nachdem er vorher eine Grundstiftung gelegt hatte von dem, was er von seinem Bruder erbte, dem liebenswürdigen Prinzen Heinrich, der, wie man aus dem Katalog sieht, auch außer andern würdigen Eigenschaften Geschmack für Gemälde besaß und einen edlen Eifer, die Künste zu ermuntern.

„Glücklicherweise sind diese so oft belobten Bilder in England geblieben und wol auch noch andere, die wir dort bewundern. Ob zufällig, wollen wir nicht entscheiden; denn die Klausel des republikanischen Beschlusses, daß man zurückhalten könne, was zum Gebrauch des Staates dienlich sei, ließ ja gar wohl zu, daß jene zwar gewaltsamen, aber keineswegs rohen und unwissenden Machthaber das Beste auf den nunmehr republikanischen Schlössern zurückbehielten."

Dem sei nun, wie ihm sei, der Engländer, dem wir die

bisherige Aufklärung ſchuldig ſind, äußert ſich folgendermaßen: „Der Streich, der die Königswürde ſo tief niederlegte, zerſtreute zugleich die königliche tugendſame Sammlung. Die erſten Kabinette von Europa glänzen von dieſem Raube; die wenigen guten, in den königlichen Palästen zerſtreuten Stücke ſind bei uns nur kümmerliche Ueberreſte von dem, was geſammelt oder wieder verſammelt war von König Karl's glänzenden Galerien. Man ſagt, die Holländer hätten Vieles angekauft und Einiges ſeinem Sohne wieder überlaſſen. Der beſte Theil aber bleibt begraben in der Düſterniß, wenn er nicht gar untergeht in den Gewölben des Eskurials."

3. Mantegna's Kupferſtiche werden hochgehalten wegen Charakter und meiſterhafter Ausführung, freilich nicht im Sinne neuer Kupferſtecherkunſt. Bartſch*) zählt ihrer ſiebenundzwanzig, die Kopien mitgerechnet; in England befinden ſich nach Noebden ſiebenzehn; darunter ſind auf den Triumphzug bezüglich nur viere, Nr. 5, 6 und 7, die ſechste doppelt, aber umgekehrt, worauf ein Pilaſter.

Ein engliſcher noch lebender Kenner hegt die Ueberzeugung, daß nicht mehr als genannte vier Stücke vorkommen, und auch wir ſind der Meinung, daß Mantegna ſie niemals alle neun in Kupfer geſtochen habe. Uns irret keineswegs, daß Strutt**) in ſeinem biographiſchen Wörterbuche der Kupferſtecher, Band II. Seite 120, ſich folgendermaßen ausdrückt: „Der Triumph des Julius Cäſar, geſtochen nach ſeinen eigenen Gemälden, in neun Platten mittlerer Größe, beinahe viereckig. Eine vollſtändige Sammlung dieſer Kupfer iſt äußerſt rar; kopirt aber wurden ſie von Andreas Andreani."

Wenn denn nun auch Baldinucci in ſeiner Geſchichte der Kupferſtecherkunſt***) ſagt, Mantegna habe den Triumphzug des Julius Cäſar während ſeines Aufenthaltes in Rom in Kupfer geſtochen, ſo darf uns dieſes keineswegs zum Wanken bringen; vielmehr können wir denken, daß der außerordentliche

*) Adam von Bartſch (1757–1821), Verfaſſer des großen Sammelwerks „Peintre graveur", 21 Vol. (1803–1821).

**) Sein „Biographical Dictionary, cont. an historic account of all the Engravers . . . and a short list of their most esteemed works" erſchien 1785 und 1786 in 2 Bänden.

***) Das hier gemeinte Werk heißt: „Cominciamento e progresso dell' arte d'intagliar in rame . . . da Fil. Baldinucci." Firenze 1686; eine ſpätere Ausgabe mit Zuſätzen von Manni 1761.

Künstler diese einzelnen Vorarbeiten in Kupfer, wahrscheinlich auch in Zeichnungen, die verloren oder unbekannt sind, gemacht und bei seiner Rückkehr nach Mantua das Ganze höchst wunderſam ausgeführt.

Und nun sollen die aus der innern Kunst entnommenen Gründe folgen, die uns berechtigen, dieſer Angabe kühnlich zu widersprechen. Die Nummern fünf und sechs (Bartsch 12, 13), von Mantegna's eigener Hand, liegen durch Glück und Freundesgunst neben den Platten von Andreani uns vor Augen. Ohne daß wir unternehmen, mit Worten den Unterschied im Besonderen auszudrücken, so erklären wir im Allgemeinen, daß aus den Kupfern etwas Ursprüngliches durchaus hervorleuchte; man sieht darin die große Konzeption eines Meisters, der sogleich weiß, was er will, und in dem ersten Entwurf unmittelbar alles Nöthige der Hauptsache nach darstellt und einander folgen läßt. Als er aber an eine Ausführung im Großen zu denken hatte, ist es wunderſam zu beobachten und zu vergleichen, wie er hier verfahren. — Jene ersten Anfänge sind völlig unschuldig, naiv, obschon reich, die Figuren zierlich, ja gewissermaßen nachläſſig und jede im höchsten Sinne ausdrucksvoll; die andern aber, nach den Gemälden gefertigt, sind ausgebildet, kräftig, überreich, die Figuren tüchtig, Wendung und Ausdruck kunstvoll, ja mitunter künstlich; man erstaunt über die Beweglichkeit des Meisters bei entschiedenem Verharren; da ist Alles daſſelbe und Alles anders, der Gedanke unverrückt, das Walten der Anordnung völlig gleich, im Abändern nirgends gemäkelt noch gezweifelt, sondern ein Anderes, höheren Zweck Erreichendes ergriffen.

Daher haben jene ersten eine Gemüthlichkeit ohne Gleichen, weil sie unmittelbar aus der Seele des großen Meisters hervortraten, ohne daß er an eigentliche Kunstzwecke gedacht zu haben scheint. Wir würden sie einem liebenswürdigen häuslichen Mädchen vergleichen, um welche zu werben ein jeder Jüngling sich geneigt fühlen müßte; in den andern aber, den ausgeführten, würden wir dieſelbe Person wieder finden, aber als entwickelte, erst verheirathete junge Frau, und wenn wir jene einfach gekleidet, häuslich beschäftigt gesehen, finden wir sie nun in aller Pracht, womit der Liebende das Geliebte so gern ausschmückt; wir sehen sie in die Welt hervorgetreten, bei Festen und Tänzen; wir vermiſſen Jene, indem wir Diese bewundern. Doch eigentlich darf man die Unschuld nicht vermiſſen, wo sie einem höheren Zwecke aufgeopfert ist.

Wir wünschen einem jeden wahren Kunstfreunde diesen Genuß und hoffen, daß er dabei unsere Ueberzeugung gewinnen solle.

In dieser werden wir nur um so mehr bestärkt durch das, was Herr Dr. Roehden von dem dritten Kupfer des Mantegna, welches Bartsch nicht hat, in Vergleichung mit der siebenten Tafel des Andreas Andreani meldet: „Wenn auf den beiden andern Blättern, Nummer fünf und sechs, gegen die Gemälde Abänderungen vorkommen, so sind sie noch stärker bei der gegenwärtigen Nummer. Die edlen Gefangenen werden zwar vorgeführt, allein die höchst liebliche Gruppe der Mutter mit Kindern und Aeltermutter fehlt ganz, welche also später von dem Künstler hinzugedacht worden. Ferner ist ein gewöhnliches Fenster auf dem Kupferstiche dargestellt, aus welchem drei Personen herausseben; in dem Gemälde ist es ein breites gegittertes Fenster, als welches zu einem Gefängniß gehört, hinter welchem mehrere Personen, die man für Gefangene halten kann, stehen. Wir betrachten dies als eine übereinstimmende Anspielung auf den vorübergehenden Zug, in welchem ebenfalls Veränderungen stattgefunden."

Und wir von unserer Seite sehen hier eine bedeutende Steigerung der künstlerischen Darstellung und überzeugen uns, daß dieses Kupfer wie die beiden andern dem Gemälde vorgegangen.

4. Vasari*) spricht mit großem Lobe von diesem Werke, und zwar folgendermaßen: „Dem Marchese von Mantua, Ludwig Gonzaga, einem großen Gönner und Schätzer von Andreas' Kunstfertigkeit, malte er bei St. Sebastian in Mantua Cäsar's Triumphzug, das Beste, was er jemals geliefert hat. Hier sieht man in schönster Ordnung den herrlich verzierten Wagen (*), Verwandte, Weihrauch und Wohlgerüche, Opfer, Priester, bekränzte geweihte Stiere, Gefangene, von Soldaten eroberte Beute, geordneten Heereszug, Elephanten, abermals Beute, Viktorien, Städte und Festungen auf verschiedenen Wagen, zugleich auch abgebildet grenzenlose Trophäen auf Spießen und Stangen, auch mancherlei Schutzwaffen für Haupt und Rumpf, Ausputz, Zierrath, unendliche Gefäße. Unter der Menge bemerkt

*) Giorgio Vasari. Vgl. Goethe's Werke, XXX. S. 156, erste Note.

man ein Weib, das einen Knaben an der Hand führt, der weinend einen Dorn im Fußchen sehr anmuthig und natürlich der Mutter hinweist. (**)

„In diesem Werke hat man auch abermals einen Beweis von seiner schönen Einsicht in die perspektivischen Künste; denn indem er seine Bodenfläche über dem Auge anzunehmen hatte, so ließ er die ersten Füße an der vordern Linie des Planums vollkommen sehen, stellte jedoch die folgenden desselben Gliedes mehr perspektivisch, gleichsam sinkend vor, so daß nach und nach Füße und Schenkel dem Gesetz des Augpunktes gemäß sich verstecken.

„Ebenso hält er es auch mit Beute, Gefäßen, Instrumenten und Zierrathen; er läßt nur die untere Fläche sehen, die obere verliert sich ebenfalls nach denselben Regeln, wie er denn überhaupt Verkürzungen darzustellen besonders geschickt war."

(*) Mit einem solchen Sternchen haben wir vorhin eine Lücke angedeutet, die wir nunmehr ausfüllen wollen. Vasari glaubt in einem nahe vor dem Triumphwagen stehenden Jüngling einen Soldaten zu sehen, der den Sieger mitten in der Herrlichkeit des Festzuges mit Schimpf- und Schmähreden zu demüthigen gedenkt, welche Art von übermüthiger Gewohnheit aus dem Alterthume wol überliefert wird. Allein wir glauben die Sache anders auslegen zu müssen; der vor dem Wagen stehende Jüngling hält auf einer Stange gleichsam als Feldzeichen einen Kranz, in welchem die Worte Veni, vidi, vici eingeschrieben sind; dies möchte also wol dem Schluß die Krone aufsetzen. Denn wenn vorher auf mancherlei Bändern und Banderolen an Zinken und Posaunen, auf Tafeln und Täfelchen schon Cäsar genannt und also diese Feierlichkeit auf ihn bezogen wird, so ist doch hier zum Abschluß das höchste Verdienst einer entscheidenden Schnelligkeit verkündet und ihm von einem frohen Anhänger vorgehalten, woran bei genauerer Betrachtung wol kein Zweifel übrig bleiben möchte.

(**) Das zweite Zeichen deutet abermals auf eine vom Vasari abweichende Meinung. Wir fragten nämlich, da auf dem Andreani'schen Blatte Nr. 7 dieser vom Vasari gerühmte Dorn nicht zu entdecken war, bei Herrn Dr. Reebden in London an, inwiefern das Gemälde hierüber Auskunft gebe; er eilte dieser und einiger andern Anfragen wegen gefälligst nach Hamptoncourt und ließ nach genauer Untersuchung sich folgendermaßen vernehmen:

„An der linken Seite der Mutter ist ein Knabe — vielleicht drei Jahre alt —, welcher an dieselbe hinaufklimmen will. Er hebt sich auf der Zehe des rechten Fußes, seine rechte Hand faßt das Gewand der Mutter, welche ihre Linke nach ihm herabgestreckt und mit derselben seinen linken Arm ergriffen hat, um ihm aufzuhelfen. Der linke Fuß des Knaben hat sich vom Boden gehoben, dem Anscheine nach blos zufolge des aufstrebenden Körpers. Ich hätte es nie errathen, daß ein Dorn in diesen Fuß getreten oder der Fuß auf irgend eine andere Weise verwundet wäre, da das Bild, wenn meine Augen nicht ganz wunderlich triegen, gewiß nichts von der Art zeigt. Das Bein ist zwar steif aufgezogen, welches sich freilich zu einem verwundeten Fuße passen würde: aber dies reimt sich ebenso gut mit dem blos in die Höhe strebenden Körper. Der ganz schmerzenlose Ausdruck des Gesichtes bei dem Knaben, welcher heiter und froh, obgleich begierig hinaufsieht, und der ruhige Blick der herabsehenden Mutter scheinen mir der angenommenen Verletzung ganz zu widersprechen. An dem Fuße selbst müßte man doch wol eine Spur der Verwundung, z. B. einen fallenden Blutstropfen bemerken; aber durchaus nichts Aehnliches ist zu erkennen. Es ist unmöglich, daß der Künstler, wenn er ein solches Bild dem Zuschauer hätte eindrücken wollen, es so zweifelhaft und versteckt gelassen haben könnte. Um ganz ohne Vorurtheil bei der Sache zu verfahren, fragte ich den Diener, welcher die Zimmer und Gemälde im Schlosse zu Hamptoncourt zeigt und der mehrere Jahre lang dieses Geschäft verwaltet hat, einen ganz mechanischen, kenntnißlosen Menschen, ob er etwas von einem verwundeten Fuße oder einem Dornstich an dem Knaben bemerkte. Ich wollte sehen, welchen Eindruck die Darstellung auf das gemeine Auge und den gemeinen Verstand machte. ‚Nein,' war die Antwort; ‚davon läßt sich nichts erkennen; es kann nicht sein; der Knabe sieht ja viel zu heiter und froh aus, als daß man ihn sich verwundet denken könnte.' Ueber den linken Arm der Mutter ist, so wie bei dem rechten, ein rothes Tuch oder Shawl geworfen, und die linke Brust ist ebenfalls ganz entblößt.

„Hinter dem Knaben zur linken Seite der Mutter steht gebückt eine ältliche Frau mit rothem Schleiertuche über dem Kopfe. Ich halte sie für die Großmutter des Knaben, da sie so theilnehmend um sie beschäftigt ist. In ihrem Gesichte ist auch nichts von Mitleiden, welches doch wahrscheinlich aus-

gedrückt werden wäre, wenn das Enkelchen an einer Dornwunde litte. In der rechten Hand scheint sie die Kopfbedeckung des Knaben — ein Hütchen oder Käppchen — zu halten, und mit der linken berührt sie den Kopf desselben."

5. Sieht man nun die ganze Stelle, wodurch uns Vasari über diesen Triumphzug hat belehren wollen, mit lebendigem Blick an, so empfindet man alsbald den inneren Mangel einer solchen Vortragsweise; sie erregt in unserer Einbildungskraft nur einen wüsten Wirrwarr und läßt kaum ahnen, daß jene Einzelnheiten sich klar in eine wohlgedachte Folge reihen würden. Schon darin hat es Vasari gleich anfangs versehen, daß er von hinten anfängt und vor Allem auf die schöne Verzierthheit des Triumphwagens merken läßt; daraus folgt denn, daß es ihm unmöglich wird, die voranstretenden gedrängten, aber doch gesonderten Schaaren ordnungsgemäß auf einander folgen zu lassen; vielmehr greift er auffallende Gegenstände zufällig heraus, daher denn eine nicht zu entwirrende Verwickelung entsteht.

Wir wollen ihn aber deshalb nicht schelten, weil er von Bildern spricht, die ihm vor Augen stehen, von denen er glaubt, daß Jedermann sie sehen wird. Auf seinem Standpunkte konnte die Absicht nicht sein, sie den Abwesenden oder gar Künftigen, wenn die Bilder verloren gegangen, zu vergegenwärtigen.

Ist dieses doch auch die Art der Alten, die uns oft in Verzweiflung bringt. Wie anders hätte Pausanias verfahren müssen, wenn er sich des Zweckes hätte bewußt sein können, uns durch Worte über den Verlust herrlicher Kunstwerke zu trösten! Die Alten sprachen als gegenwärtig zu Gegenwärtigen, und da bedarf es nicht vieler Worte. Den absichtlichen Redekünsten Philostrat's sind wir schuldig, daß wir uns einen deutlichern Begriff von verlornen köstlichen Bildern aufzubauen wagen.

6. Bartsch in seinem Peintre graveur, Band XIII, Seite 234, spricht unter der elften Nummer der Kupferstiche des Andreas Mantegna: „Der römische Senat begleitet einen Triumph. Die Senatoren richten ihren Schritt gegen die rechte Seite; auf sie folgen mehrere Krieger, die man zur linken sieht, unter welchen einer besonders auffällt, der mit der Linken eine Hellebarde faßt, am rechten Arme ein unaebeures Schild tragend. Der Grund läßt zur Rechten ein Gebäude sehen, zur Linken einen runden Thurm. Mantegna hat dieses Blatt nach einer

Requiem dem Fürsten Ligne.*)

(Fragment.)

Chor.

Alle ruhen, die gelitten,
Alle ruhen, die gestritten;
Aber auch, die sich ergötzten,
Heiterkeit im Leben schätzten,
Ruhn in Frieden;
So bist Du von uns geschieden.

Genius. Tenor.

Wem hoher Ahnen Geist im alten Sange
Das Kinderhaupt durchschwebt,
Wem früh von Waffenklange
Die Erde bebt,
Er wird sich nie Gefahren beugen,
Und Heiterkeit, sie bleibt sein eigen.
Holder Knabe, froh gesinnet,
Alles sei Dein Eigenthum!
Zwar die brave Faust gewinnet,
Doch der Geist bewährt den Ruhm.

---

*) Die vollständige Ueberschrift des im Januar 1815 verfaßten und 1836 zuerst veröffentlichten Gedichtes lautet: „Requiem dem trefflichen Manne des Jahrhunderts, dem Fürsten von Ligne. Geboren den 13. Dezember 1814." — Ueber die Beziehungen Goethe's zu Karl Joseph Fürst von Ligne (geboren 12. Mai 1735), der außer seiner Thätigkeit als Militär und Politiker auch ein äußerst fruchtbarer und geistvoller Schriftsteller gewesen ist, vgl. unsere Biographie, S. CLVIII, die „Tag- und Jahreshefte" von 1809, so wie das in Abtheilung XXIII dieses Bandes folgende Gedicht an denselben.

Zeichnung gestochen, die er bei seinem Triumphzug Cäsar's wahrscheinlich benutzen wollte, wovon er jedoch keinen Gebrauch gemacht hat."

Wie wir dieses Blatt auslegen, ist in dem ersten Aufsatze über Mantegna im vorigen Stücke*) zu ersehen, deshalb wir unsere Ueberzeugung nicht wiederholen, sondern nur bei dieser Gelegenheit den Dank, den wir unserm verewigten Partsch schuldig sind, auch von unserer Seite gebührend abstatten.

Hat uns dieser treffliche Mann in den Stand gesetzt, die bedeutendsten und mannichfaltigsten Kenntnisse mit weniger Mühe zu gewinnen, so sind wir in einem andern Betracht auch schuldig, ihn als Vorarbeiter anzusehen und hie und da, besonders in Absicht auf die gebrauchten Motive nachzuhelfen; denn das ist ja eben eins der größten Verdienste der Kupferstecherkunst, daß sie uns mit der Denkweise so vieler Künstler bekannt macht und, wenn sie uns die Farbe entbehren lehrt, das geistige Verdienst der Erfindung auf das Sicherste überliefert.

7. Um nun aber sowol uns als andern theilnehmenden Kunstfreunden den vollen Genuß des Ganzen zu verschaffen, ließen wir durch unseren geschickten und geübten Kupferstecher Schwerdgeburth diesen abschließenden Nachzug völlig in der Dimension der Andreanischen Tafeln und in einer den Holzsteck sowol in Umrissen als Haltung nachahmenden Zeichnungsart ausführen, und zwar in umgekehrter Richtung, so daß die Wandelnden nach der Linken zu schreiten. Und so legen wir dieses Blatt unmittelbar hinter den Triumphwagen Cäsar's, wodurch denn, wenn die zehn Blätter hinter einander gesehen werden, für den geistreichen Kenner und Liebhaber das anmuthigste Schauspiel entsteht, indem etwas, von einem der außerordentlichsten Menschen vor mehr als dreihundert Jahren intentionirt, zum ersten Mal zur Anschauung gebracht wird.

*) D. h. im ersten Abschnitte dieses Aufsatzes.

Abendmahl von Leonhard da Vinci

zu Mailand.

Joseph Bossi über Leonhard da Vinci's Abendmahl zu Mailand. Groß Folio. 264 Seiten. 1810.*)

Der Verfasser dieses bedeutenden Werkes, ein Mailänder, geboren 1777, von der Natur begabt mit schönen Fähigkeiten, die sich früh entwickelten, vor Allem aber mit Neigung und Geschick zur bildenden Kunst ausgestattet, scheint aus sich selbst und an Leonhard da Vinci's Verlassenschaft sich herangebildet zu haben. So viel wissen wir übrigens von ihm, daß er nach einem sechsjährigen Aufenthalte in Rom und seiner Rückkunft ins Vaterland als Direktor einer neu zu belebenden Kunstakademie angestellt ward.

So zum Nachdenken als wie zum Arbeiten geneigt, hatte er die Grundsätze und Geschichte der Kunst sich eigen gemacht und durfte daher das schwere Geschäft übernehmen, in einer wohldurchdachten Kopie das berühmte Bild Leonhard da Vinci's, das Abendmahl des Herrn, wiederherzustellen, damit solches in Mosaik gebracht und für ewige Zeiten erhalten würde. Wie er dabei verfahren, davon giebt er in genanntem Werke Rechenschaft, und unsere Absicht ist, eine kurze Darstellung seiner Bemühungen zu liefern.

Allgemein wird dieses Buch von Kunstfreunden günstig aufgenommen, solches aber näher zu beurtheilen, ist man in Weimar glücklicherweise in den Stand gesetzt; denn indem Bossi

*) Ueber Kunst und Alterthum, I. Bds. 3. Heft. 1818. S. 113–188. — Josepb Bossi (1776 oder 1777–1816), Maler und Zeichner, der sich vorzugsweise mit Leonardo da Vinci beschäftigt hat. Die Wiederherstellung von dessen Abendmahl durch eine Kopie in Oel ist sein Hauptwerk. Der Carton desselben befindet sich in der Leuchtenberg'schen Galerie in München, die Darstellung des Ganzen in Mosaik von Raphaël in der Ambraser Sammlung zu Wien. — Die obengenannte Schrift ist vornehmlich zu dem Zwecke verfaßt, das Verfahren darzustellen, welches Bossi bei seiner Kopie beobachtet hat (Müller's Künstler-Lexikon).

ein gänzlich verdorbenes, übermaltes Original nicht zum Grund seiner Arbeit legen konnte, sah er sich genöthigt, die vorhandenen Kopien desselben genau zu studiren; er zeichnete von drei Wiederholungen die Köpfe, wol auch Hände durch und suchte möglichst in den Geist seines großen Vorgängers einzudringen und dessen Absichten zu errathen, da er denn zuletzt, durch Urtheil, Wahl und Gefühl geleitet, seine Arbeit vollendete, zum Vorbild einer nunmehr schon fertigen Mosaik. Gedachte Durchzeichnungen finden sich sämmtlich in Weimar, als ein Gewinn der letzten Reise Ihro königlichen Hoheit des Großherzogs in die Lombardei;*) von wie großem Werth sie aber seien, wird sich in der Folge dieser Darstellung zeigen.

Aus dem Leben Leonhard's.

Vinci, ein Schloß und Herrschaft in Val d'Arno nahe bei Florenz, hatte in der Hälfte des funfzehnten Jahrhunderts einen Besitzer Namens Pierro, dem ein natürlicher Sohn von einer uns unbekannt gebliebenen Mutter geboren ward. Dieser, Leonhard genannt, erwies gar bald als Knabe sich mit allen ritterlichen Eigenschaften begabt; Stärke des Körpers, Gewandtheit in allen Leibesübungen, Anmuth und gute Sitten waren ihm verliehen, mächtig aber zeigte sich Leidenschaft und Fertigkeit zur bildenden Kunst, deshalb man ihn sogleich nach Florenz zu Verrocchio,**) einem denkenden, durchaus theoretisch begründeten Manne, in die Lehre that, da denn Leonhard seinen Meister praktisch bald übertraf, ja demselben das Malen verleidete.

Die Kunst befand sich damals auf einer Stufe, wo ein großes Talent mit Glück antreten und sich im Glanze seiner Thätigkeit zeigen kann; sie hatte sich schon seit zwei Jahrhunderten von der magern Steifheit jener byzantinischen Schule losgesagt und sogleich durch Nachahmung der Natur, durch Ausdruck frommer, sittlicher Gesinnungen ein neues Leben begonnen; der Künstler arbeitete trefflich, aber unbewußt; ihm gelang, was ihm sein Talent eingab, wohin sein Gefühl ihn trug, so weit sein Geschmack sich ausbildete; aber keiner vermochte noch sich Rechenschaft zu geben von dem Guten, was er

*) Karl August war im Jahre 1817 in Oberitalien.

**) Andrea Verrocchio (c. 1432—1488), Goldschmied, Bildhauer, Maler und Musiker.

leistete, und von seinen Mängeln, wenn er sie auch empfand und bemerkte. Wahrheit und Natürlichkeit hat jeder im Auge, aber eine lebendige Einheit fehlt; man findet die herrlichsten Anlagen, und doch ist keins der Werke vollkommen ausgedacht, völlig zusammengedacht; überall trifft man auf etwas Zufälliges, Fremdes; noch sind die Grundsätze nicht ausgesprochen, wornach man seine eigene Arbeit beurtheilt hätte.

In solche Zeit kam Leonhard, und wie ihm bei angeborner Kunstfertigkeit die Natur nachzuahmen leicht war, so bemerkte sein Tiefsinn gar bald, daß hinter der äußern Erscheinung, deren Nachbildung ihm so glücklich gelang, noch manches Geheimniß verborgen liege, nach dessen Erkenntniß er sich unermüdet bestreben sollte; er suchte daher die Gesetze des organischen Baus, den Grund der Proportion, bemühte sich um die Regeln der Perspektive, der Zusammenstellung, Haltung und Färbung seiner Gegenstände im gegebenen Raum, genug, alle Kunsterfordernisse suchte er mit Einsicht zu durchdringen; was ihm aber besonders am Herzen lag, war die Verschiedenheit menschlicher Gesichtsbildung, in welcher sich jewol der bestehende Charakter als die momentane Leidenschaft dem Auge darstellt, und dieses wird der Punkt sein, wo wir, das Abendmahl betrachtend, am Längsten zu verweilen haben.

Dessen öffentliche Werke.

Die unruhigen Zeiten, welche der unzulängliche Peter Medicis*) über Florenz heranzog, trieben Leonharden in die Lombardie, wo eben nach dem Tode des Herzogs Francesco Sforza**) dessen Nachfolger Ludwig, mit dem Zunamen il Moro, seinem Vorgänger und sich selbst durch gleiche Großheit und Thätigkeit Ehre zu machen, auch die eigene Regierung durch Kunstwerke zu verherrlichen gedachte. Hier nun erhielt Leonhard sogleich den Auftrag, eine riesenhafte Reiterstatue vorzubereiten. Das Modell des Pferdes war nach mehreren Jahren zur allgemeinen Bewunderung fertig. Da man es aber bei einem Feste als das Prächtigste, was man aufführen konnte, in der Reihe mit hinzog, zerbrach es, und der Künstler sah sich genöthigt, das zweite vorzunehmen; auch dieses ward vollendet.

*) Ueber Peter Medicis vgl. Goethe's Werke, XXX. S. 438.

**) Im Jahre 1466. Indessen wurde erst der Enkel des Herzogs Franz Sforza, Giovanni Galeazzo Sforza, von Lodovico il Moro verdrängt.

Nun zogen die Franzosen über die Alpen; es diente den Soldaten als Zielbild, sie schossen es zusammen; und so ist uns von beiden, die eine Arbeit von sechzehn Jahren gekostet, nichts übrig geblieben. Daran erkennen wir, daß eitle Prunksucht ebenso wie roher Unverstand den Künsten zum höchsten Schaden gereiche.

Nur im Vorübergehen gedenken wir der Schlacht von Anghiari,*) deren Carton er zu Florenz mit Michel Angelo wetteifernd ausarbeitete, und des Bildes der heiligen Anna, wo Großmutter, Mutter und Enkel, Schooß auf Schooß, kunstreich zusammen gruppirt sind.

Das Abendmahl.

Wir wenden uns nunmehr gegen das eigentliche Ziel unserer Bemühung, zu dem Abendmahl, welches im Kloster alle Grazie zu Mailand auf die Wand gemalt war. Möchten unsere Leser Morghen's Kupferstich**) vor sich nehmen, welcher hinreicht, uns sowol über das Ganze als wie das Einzelne zu verständigen.

Die Stelle, wo das Bild gemalt ist, wird allervörderst in Betrachtung gezogen; denn hier thut sich die Weisheit des Künstlers in ihrem Brennpunkte vollkommen hervor. Konnte für ein Refektorium etwas schicklicher und edler ausgedacht werden als ein Scheidemahl, das der ganzen Welt für alle Zeiten als heilig gelten sollte?

Als Reisende haben wir dieses Speisezimmer vor manchen Jahren noch unzerstört gesehen. Dem Eingang an der schmalen Seite gegenüber im Grunde des Saals stand die Tafel des Priors, zu beiden Seiten die Mönchstische, sämmtlich auf einer Stufe vom Boden erhöht; und nun, wenn der Hereintretende sich umkehrte, sah er an der vierten Wand über den nicht allzu hohen Thüren den vierten Tisch gemalt, an demselben Christus und seine Jünger, eben als wenn sie zur Gesellschaft gehörten. Es muß zur Speisestunde ein bedeutender Anblick gewesen sein, wenn die Tische des Priors und Christi als zwei Gegenbilder auf einander blickten und die Mönche an ihren Tafeln sich da-

*) Vgl. Goethe's Werke, XXX. S. 414 f.

**) Die Kopie des Abendmahls von Marco d'Oggione, einem Schüler Leonardo's, nach der Morghen's Stich gefertigt ist, gilt als die beste.

zwischen eingeschlossen fanden. Und eben deshalb mußte die Weisheit des Malers die vorhandenen Mönchstische zum Vorbilde nehmen. Auch ist gewiß das Tischtuch mit seinen gequetschten Falten, gemusterten Streifen und aufgeknüpften Zipfeln aus der Waschkammer des Klosters genommen, Schüsseln, Teller, Becher und sonstiges Gerätde gleichfalls denjenigen nachgeahmt, der sich die Mönche bedienten.

Hier war also keineswegs die Rede von Annäherung an ein unsichres, veraltetes Kostüm. Höchst ungeschickt wäre es gewesen, an diesem Orte die heilige Gesellschaft auf Polster ausstrecken. Nein, sie sollte der Gegenwart angenähert werden, Christus sollte sein Abendmahl bei den Dominikanern zu Mailand einnehmen.

Auch in manchem andern Betracht mußte das Bild große Wirkung thun. Ungefähr zehn Fuß über der Erde nehmen die dreizehn Figuren, sämmtlich etwa anderthalbmal die Lebensgröße gebildet, den Raum von achtundzwanzig Pariser Fuß der Länge nach ein. Nur zwei derselben sieht man ganz an den entgegengesetzten Enden der Tafel, die übrigen sind Halbfiguren, und auch hier fand der Künstler in der Nothwendigkeit seinen Vortheil. Jeder sittliche Ausdruck gehört nur dem obern Theil des Körpers an, und die Füße sind in solchen Fällen überall im Wege; der Künstler schuf sich hier elf Halbfiguren, deren Schooß und Knie von Tisch und Tischtuch bedeckt wird, unten aber die Füße im bescheidenen Dämmerlicht kaum bemerklich sein sollten.

Nun versetze man sich an Ort und Stelle, denke sich die sittliche äußere Ruhe, die in einem solchen mönchischen Speisesaale obwaltet, und bewundere den Künstler, der seinem Bilde kräftige Erschütterung, leidenschaftliche Bewegung einhaucht und, indem er sein Kunstwerk möglichst an die Natur herangebracht hat, es alsobald mit der nächsten Wirklichkeit in Kontrast setzt.

Das Aufregungsmittel, wodurch der Künstler die ruhig heilige Abendtafel erschüttert, sind die Worte des Meisters: Einer ist unter Euch, der mich verräth!*) Ausgesprochen sind sie, die ganze Gesellschaft kommt darüber in Unruhe; er aber neigt sein Haupt, gesenkten Blickes; die ganze Stellung, die Bewegung der Arme, der Hände, Alles wiederholt mit himmlischer Ergebenheit die unglücklichen Worte, das Schweigen

*) Evang. Matth. 26. 21, und Evang. Joh. 13. 21.

ſelbſt bekräftigt: Ja, es iſt nicht anders! Einer iſt unter Euch, der mich verräth.

Ehe wir aber weiter gehen, müſſen wir ein großes Mittel entwickeln, wodurch Leonhard dieſes Bild hauptſächlich belebte; es iſt die Bewegung der Hände. Dies konnte aber auch nur ein Italiener finden. Bei ſeiner Nation iſt der ganze Körper geiſtreich, alle Glieder nehmen Theil an jedem Ausdruck des Gefühls, der Leidenſchaft, ja des Gedankens. Durch verſchiedene Geſtaltung und Bewegung der Hände drückt er aus: „Was kümmert's mich! — Komm her! — Dies iſt ein Schelm, — nimm Dich in Acht vor ihm! — Er ſoll nicht lange leben! — Dies iſt ein Hauptpunkt. Dies merket beſonders wohl, meine Zuhörer!“ — Einer ſolchen Nationaleigenſchaft mußte der alles Charakteriſtiſche höchſt aufmerkſam betrachtende Leonhard ſein forſchendes Auge beſonders zuwenden; hieran iſt das gegenwärtige Bild einzig, und man kann ihm nicht genug Betrachtung widmen. Vollkommen übereinſtimmend iſt Geſichtsbildung und jede Bewegung, auch dabei eine dem Auge gleich faßliche Zuſammen- und Gegeneinanderſtellung aller Glieder auf das Lobenswürdigſte geleiſtet.

Die Geſtalten überhaupt zu beiden Seiten des Herrn laſſen ſich drei und drei zuſammen betrachten, wie ſie denn auch ſo jedesmal in Eins gedacht, in Verhältniß geſtellt und doch in Bezug auf ihre Nachbarn gehalten ſind. Zunächſt an Chriſti rechter Seite Johannes, Judas und Petrus.

Petrus, der Entfernteſte, fährt nach ſeinem heftigen Charakter, als er des Herrn Wort vernommen, eilig hinter Judas her, der ſich, erſchrocken aufwärts ſehend, vorwärts über den Tiſch beugt, mit der rechten feſtgeſchloſſenen Hand den Beutel hält, mit der linken aber eine unwillkürliche krampfhafte Bewegung macht, als wollte er ſagen: Was ſoll das heißen? — Was ſoll das werden? Petrus hat indeſſen mit ſeiner linken Hand des gegen ihn geneigten Johannes' rechte Schulter gefaßt, hindeutend auf Chriſtum und zugleich den geliebten Jünger anregend, er ſolle fragen, wer denn der Verräther ſei. Einen Meſſergriff in der Rechten ſetzt er dem Judas unwillkürlich zufällig in die Rippen, wodurch deſſen erſchrockene Vorwärtsbewegung, die ſogar ein Salzfaß umſchüttet, glücklich bewirkt wird. Dieſe Gruppe kann als die zuerſtgedachte des Bildes angeſehen werden; ſie iſt die vollkommenſte.

Wenn nun auf der rechten Seite des Herrn mit mäßiger

Bewegung unmittelbare Rache angedroht wird, entspringt auf seiner linken lebhaftestes Entsetzen und Abscheu vor dem Verrath. Jakobus der Aeltere beugt sich vor Schrecken zurück, bretlet die Arme aus, starrt, das Haupt niedergebeugt, vor sich hin, wie Einer, der das Ungeheure, das er durchs Ohr vernimmt, schon mit Augen zu sehen glaubt. Thomas erscheint hinter seiner Schulter hervor, und sich dem Heiland nähernd, hebt er den Zeigefinger der rechten Hand gegen die Stirne. Philippus, der dritte zu dieser Gruppe Gehörige, rundet sie aufs Lieblichste; er ist aufgestanden, beugt sich gegen den Meister, legt die Hände auf die Brust, mit größter Klarheit aussprechend: Herr, ich bin's nicht! Du weißt es! Du kennst mein reines Herz. Ich bin's nicht!

Und nunmehr geben uns die benachbarten drei Letzteren dieser Seite neuen Stoff zur Betrachtung. Sie unterhalten sich unter einander über das schrecklich Vernommene. Matthäus wendet mit eifriger Bewegung das Gesicht links zu seinen beiden Genossen, die Hände hingegen streckt er mit Schnelligkeit gegen den Meister und verbindet so durch das unsichtbarste Kunstmittel seine Gruppe mit der vorhergehenden. Thaddäus zeigt die heftigste Ueberraschung, Zweifel und Argwohn; er hat die linke Hand offen auf den Tisch gelegt und die rechte dergestalt erhoben, als stehe er im Begriff, mit dem Rücken derselben in die linke einzuschlagen — eine Bewegung, die man wol noch von Naturmenschen sieht, wenn sie bei unerwartetem Vorfall ausdrücken wollen: Hab' ich's nicht gesagt! Habe ich's nicht immer vermuthet! — Simon sitzt hechtwürdig am Ende des Tisches, wir sehen daher dessen ganze Figur; er, der Aelteste von Allen, ist reich mit Falten bekleidet, nicht erschüttert, kaum bewegt.

Wenden wir nun die Augen sogleich auf das entgegengesetzte Tischende, so sehen wir Bartholomäus, der auf dem rechten Fuß, den linken übergeschlagen, steht, mit beiden rubig auf den Tisch gestemmten Händen seinen übergebogenen Körper unterstützend. Er horcht, wahrscheinlich zu vernehmen, was Johannes vom Herrn ausfragen wird; denn überhaupt scheint die Anregung des Lieblingsjüngers von dieser ganzen Seite auszugehen. Jakobus der Jüngere, neben und hinter Bartholomäus, legt die linke Hand auf Petrus' Schulter, sowie Petrus

auf die Schulter Johannis, aber Jakobus mild, nur Aufklärung verlangend, wo Petrus schon Rache droht.

Und also wie Petrus hinter Judas, so greift Jakob der Jüngere hinter Andreas her, welcher als eine der bedeutendsten Figuren mit halbaufgehobenen Armen die flachen Hände vorwärts zeigt, als entschiedenen Ausdruck des Entsetzens, der in diesem Bilde nur einmal vorkommt, da er in andern weniger geistreich und gründlich gedachten Werken sich leider nur zu oft wiederholt.

Technisches Verfahren.

Indem uns nun noch Manches über Gestalten und Gesichtsbildung, Bewegung, Bekleidung zu sagen übrig bleibt, wenden wir uns zu einem andern Theil des Vortrags, von welchem wir nur Betrübniß erwarten können; es sind nämlich die mechanischen, chemisch-physischen und technischen Kunstmittel, welche der Künstler anwendete, das herrliche Werk zu verfertigen. Durch die neuesten Untersuchungen wird es nur allzu klar, daß es auf die Mauer mit Oelfarbe gemalt gewesen; dieses Verfahren, schon längst mit Vortheil ausgeübt, mußte einem Künstler wie Leonhard höchst willkommen sein, der mit dem glücklichsten Blick, die Natur anzuschauen, geboren, sie zu durchschauen trachtete, um ihr Inneres im Aeußern vorzustellen.

Wie groß diese Unternehmung, ja wie sie anmaßend sei, fällt bald in die Augen, wenn wir bedenken, daß die Natur von innen heraus arbeitet und sich selbst erst unendliche Mittel vorbereiten muß, ehe sie nach tausendfältigen Versuchen die Organe aus und an einander zu entwickeln fähig wird, um eine Gestalt wie die menschliche hervorzubringen, welche zwar die höchsten innerlichen Vollkommenheiten äußerlich offenbart, das Räthsel aber, wohinter die Natur sich verbirgt, mehr zu verwickeln als zu lösen scheint.

Das Innere nun im Aeußern gewissenhaft darzustellen, war nur der größten Meister höchster und einziger Wunsch; sie trachteten nicht nur, den Begriff des Gegenstandes treffend wahr nachzubilden, sondern die Abbildung sollte sich an die Stelle der Natur selbst setzen, ja in Absicht auf Erscheinung sie überbieten. Hier war nun vor Allem die höchste Ausführlichkeit nöthig; und wie sollte diese anders als nach und nach zu leisten sein? Ferner war unerläßlich, daß man irgend einen

Neuezug*) anbringen und aufsetzen könne. Diese Vortheile und noch so viele andere bietet die Oelmalerei.

Und so hat man denn nach genauer Untersuchung gefunden, daß Leonhard ein Gemisch von Mastix, Pech und andern Antheilen mit warmen Eisen auf den Mauertünch gezogen. Ferner, um sowol einen völligen glatten Grund als auch eine größere Sicherheit gegen äußere Einwirkung zu erhalten, gab er dem Ganzen einen zarten Ueberzug von Bleiweiß, auch gelben und feinen Thonerden. Aber eben diese Sorgfalt scheint dem Werke geschadet zu haben; denn wenn auch dieser letzte zarte Oeltünch im Anfange, als die daraufgetragenen Farben des Bildes genugsame Nahrung hatten, seinen Theil davon aufnahm und sich eine Weile gut hielt, so verlor er doch, als das Oel mit der Zeit austrocknete, gleichfalls seine Kraft und fing an zu reißen, da denn die Feuchtigkeit der Mauer durchdrang und zuerst den Moder erzeugte, durch welchen das Bild nach und nach unscheinbar ward.

Ort und Platz.

Was aber noch mehr traurige Betrachtungen erregt, ist leider, daß man, als das Bild gemalt wurde, dessen Untergang aus der Beschaffenheit des Gebäudes und der Lage desselben weissagen konnte. Herzog Ludwig, aus Absicht oder Grille, nöthigte die Mönche, ihr verfallendes Kloster an diesem widerwärtigen Orte zu erneuern, daher es denn schlecht und wie zur Frohne gebaut ward. Man sieht in den alten Umgängen elende, liederlich gearbeitete Säulen, große Bogen mit kleinen abwechselnd, ungleiche, angegriffene Ziegeln, Materialien von alten, abgetragenen Gebäuden. Wenn man nun so an äußerlichen, dem Blick des Beobachters ausgesetzten Stellen verfuhr, so läßt sich fürchten, daß die inneren Mauern, welche übertüncht werden sollten, noch schlechter behandelt worden. Hier mochte man verwitternde Backsteine und andere von schädlichen Salzen durchdrungene Mineralien verwenden, welche die Feuchtigkeit des Lokals einsogen und verderblich wieder ausdünsteten. Ferner stand die unglückliche Mauer, welcher ein so großer Schatz anvertraut war, gegen Norden und überdies in der Nähe der Küche, der Speisekammer, der Anrichten. Und wie traurig, daß ein so vorsichtiger Künstler, der seine Farben nicht genugsam

*) D. h. eine Verbesserung des alten Gemäldes.

Erdgeist. Baß.

So soll dem Jüngling denn vor Allen
Der Schlachtenruf,
Der Prüfung Ruf erschallen;
Wie die Alten, so die Neuen,
Eifersucht wird sie entzweien.
Nur voran mit Glücksgewalt!
Der Besitzer wird nicht alt.
Das Entsetzen wie das Grauen,
Das Zerstören als ein Bauen,
Nur voran mit Geistsgewalt!
Wirbelt Pauke, Drommete schallt!

Zwei Sylphen.

Verklinge, wilder, unwillkommner Ton!

Sylphe des Hofs.

Und sollten wir ihn nicht umgarnen?
Er läßt sich vor Gefahr nicht warnen.

Sylphe der Gesellschaft.

Doch sind wir liebenswürdig Paar
So liebenswürdig als Gefahr.

Erster Sylphe.

Locke Du!

Zweiter Sylphe.

Locke Du!

Erster Sylphe.

Zu, nur zu!

Zweiter Sylphe.

Zu, nur zu!

Beide.

Sieh, schon horcht der Kriegsgenosse,

Erster Sylphe.

Auf das Schmeicheln,

Zweiter Sylphe.

Auf die Posse.

Erster Sylphe.

Locke Du!

wählen und verfeinern, seine Firnisse nicht genug klären konnte, durch Umstände genöthigt war, gerade Platz und Ort, wo das Bild stehen sollte, den Hauptpunkt, worauf Alles ankommt, zu übersehen oder nicht genug zu beherzigen!

Wäre aber doch trotz allem Diesem das ganze Kloster auf einer Höhe gestanden, so würde das Uebel nicht auf einen solchen Grad erwachsen sein. Es liegt aber so tief, daß Refektorium tiefer als das Uebrige, so daß im Jahr 1800 bei anhaltendem Regen das Wasser darin über drei Palmen stand, welches uns zu folgern berechtigt, daß das entsetzliche Gewässer, welches 1500 niederging und überschwoll, sich auf gleiche Weise hierher erstreckt habe. Denke man sich auch, daß die damaligen Geistlichen das Möglichste zur Austrocknung getban, so blieb leider noch genug eingesogene Feuchtigkeit zurück. Und dies ereignete sich sogar schon zu der Zeit, als Leonhard noch malte. Etwa zehn Jahre nach beendigtem Bilde überfiel eine schreckliche Pest die gute Stadt; und wie kann man bedrängten Geistlichen zumuthen, daß sie, von aller Welt verlassen, in Todesgefahr schwebend, für das Gemälde ihres Speisezimmers Sorge tragen sollten?

Kriegsunruhen und unzählig anderes Unglück, welches die Lombardei in der ersten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts betraf, verursachten gleichfalls die gänzliche Vernachlässigung solcher Werke, da denn das unsere, bei den schon angeführten inneren Mängeln, besonders der Mauer, des Tünchgrundes, vielleicht der Malweise selbst, dem Verderben schon überliefert war. In der Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts sagt ein Reisender, das Bild sei halb verdorben; ein Anderer sieht darin nur einen blinden Flecken; man beklagt das Bild als schon verloren, versichert, man sehe es kaum und schlecht; Einer nennt es völlig unbrauchbar, und so sprechen alle spätern Schriftsteller dieser Zeit.

Aber das Bild war doch immer noch da, und wenn auch gegen seine erste Zeit nur ein Schatten, es war noch vorhanden. Jetzt aber nach und nach tritt die Furcht ein, es völlig zu verlieren; die Sprünge vermehren sich, sie laufen zusammen, und die große kostbare Fläche, in unzählige kleine Krusten zersprengt, droht Stück vor Stück herabzufallen. Von diesem Zustande gerührt, läßt Kardinal Friedrich Borromeo*) 1612 eine Kopie fördern, deren wir nur vorläufig dankbar gedenken.

*) Er lebte von 1564—1631, wurde später auch Erzbischof von Mailand und Begründer der berühmten Ambrosianischen Bibliothek.

Zunehmendes Verderbniß.

Allein nicht nur der Zeitverlauf in Verbindung mit gedachten Umständen, nein, die Besitzer selbst, die seine Hüter und Bewahrer hätten sein sollen, veranlaßten sein größtes Verderben und bedeckten dadurch ihr Andenken mit ewiger Schande. Die Thüre schien ihnen zu niedrig, durch die sie ins Refectorium gehen sollten; sie war symmetrisch mit einer andern im Sockel angebracht, worauf das Bild fußte. Sie verlangten einen majestätischen Eingang in dieses ihnen so theure Gemach.

Eine Thüre, weit größer als nöthig, ward in die Mitte gebrochen und ohne Pietät, weder gegen den Maler noch gegen die abgebildeten Verklärten, zerstörten sie die Füße einiger Apostel, ja Christi selbst. Und hier fängt der Ruin des Bildes eigentlich an. Denn da, um einen Bogen zu wölben, eine weit größere Lücke als die Thüre in die Mauer gebrochen werden mußte, so ging nicht allein mehr von der Fläche des Bildes verloren, sondern die Hammer- und Hackenschläge erschütterten das Gemälde in seinem eigenen Felde; an vielen Orten ging die Kruste los, deren Stücke man wieder mit Nägeln befestigte.

Späterhin ward das Bild durch eine neue Geschmacklosigkeit verfinstert, indem man ein landesherrliches Wappenschild unter der Decke befestigte, welches, Christi Scheitel fast berührend, wie die Thüre von unten, so nun auch von oben des Herrn Gegenwart beengte und entwürdigte. Von dieser Zeit an besprach man die Wiederherstellung immer aufs Neue; unternommen wurde sie später; denn welcher ächte Künstler mochte die Gefahr einer solchen Verantwortung auf sich nehmen? Unglücklicherweise endlich im Jahr 1726 meldet sich Belletti, arm an Kunst und zugleich, wie gewöhnlich, mit Anmaßungen überflüssig begabt; Dieser, marktschreierisch, rühmte sich eines besondern Geheimnisses, womit er das verblichene Bild ins Leben zu rufen sich unterfange. Mit einer kleinen Probe bethört er die kenntnißlosen Mönche; seiner Willkür wird solch ein Schatz verdungen, den er sogleich mit Bretterverschlägen verheimlicht und nun, dahinter verborgen, mit kunstschänderischer Hand das Werk von oben bis unten übermalt. Die Mönchlein bewunderten das Geheimniß, das er ihnen, um sie völlig zu bethören, in einem gemeinen Firniß mittheilte; damit sollten sie, wie er sie versicherte, sich künftig aus allen Verlegenheiten erretten.

Ob ſie bei einer neuen, bald eintretenden Ueberwölbung des Bildes von dieſem köſtlichen Mittel Gebrauch gemacht, iſt nicht bekannt; aber gewiß ward es noch einigemal theilweiſe aufgefriſcht, und zwar mit Waſſerfarbe, wie ſich noch an einigen Stellen bemerken läßt.

Indeſſen verdarb das Bild immer und weiter, und aufs Neue ward die Frage, inwiefern es noch zu erhalten ſei, nicht ohne manchen Streit unter Künſtlern und Anerdnenden beſprochen. De Giorgi, ein beſcheidener Mann von mäßigem Talent, aber einſichtig und eifrig, Kenner der wahren Kunſt, lehnte beharrlich ab, ſeine Hand dahin zu führen, wo Leonhard die ſeinige gehalten habe.

Endlich 1770, auf wohlmeinenden, aber Einſicht ermangelnden Befehl, durch Nachgiebigkeit eines hofmänniſchen Priors, ward einem gewiſſen Mazza das Geſchäft übertragen; dieſer pfuſchte meiſterhaft; die wenigen alten Originalſtellen, obſchon durch fremde Hand zweimal getrübt, waren ſeinem freien Pinſel ein Anſtoß; er beſchabte ſie mit Eiſen und bereitete ſich glatte Stellen, die Züge ſeiner frechen Kunſt hinzufudeln, ja mehrere Köpfe wurden auf gleiche Weiſe behandelt.

Dawider nun regten ſich Männer und Kunſtfreunde in Mailand; öffentlich tadelte man Gönner und Klienten. Lebhafte, wunderliche Geiſter ſchürten zu, und die Gährung ward allgemein. Mazza, der zu der Rechten des Heilands zu malen angefangen hatte, hielt ſich dergeſtalt an die Arbeit, daß er auch zur Linken gelangte, und nur unberührt blieben die Köpfe des Matthäus, Thaddäus und Simon. Auch an dieſen gedachte er Bellotti's Arbeit zuzudecken und mit ihm um den Namen eines Herostrat's*) zu wetteifern. Dagegen aber wollte das Geſchick, daß, nachdem der abhängige Prior einen auswärtigen Ruf angenommen, ſein Nachfolger, ein Kunſtfreund, nicht zauderte, den Mazza ſogleich zu entfernen, durch welchen Schritt genannte drei Köpfe inſofern gerettet worden, daß man das Verfahren des Bellotti darnach beurtheilen kann. Und zwar gab dieſer Umſtand wahrſcheinlich zu der Sage Gelegenheit, es ſeien noch drei Köpfe des ächten Originals übrig geblieben.

Seit jener Zeit iſt nach mancher Berathſchlagung nichts geſchehen; und was hätte man denn an einem dreihundert-

*) Der Epheſer, welcher den berühmten Tempel der Diana in ſeiner Vaterſtadt anzündete, um ſich einen Namen zu machen.

jährigen Leichnam noch einbalsamiren sollen? Siebenzehnhundert und sechsundneunzig überstieg das französische Heer siegreich die Alpen; der General Bonaparte führte sie an. Jung, ruhmbegierig und Gerühmtes aufsuchend, ward er vom Namen Leonhard's an den Ort gezogen, der uns nun so lange festhält. Er verordnete gleich, daß hier keine Kriegswohnung sein, noch anderer Schaden geschehen solle, unterschrieb die Ordre auf dem Sattel, ehe er zu Pferde stieg. Kurz darauf mißachtete diese Befehle ein anderer General, ließ die Thüre einschlagen und verwandelte den Saal in Stallung.

Der Aufputz des Mazza hatte schon seine Lebhaftigkeit verloren, und der Pferdetrudel, der nunmehr, schlimmer als der Speisedampf von mönchischer Anrichte, anhaltend die Wände beschlug, erzeugte neuen Moder über dem Bilde, ja die Feuchtigkeit sammelte sich so stark, daß sie streifenweise herunterlief und ihren Weg mit weißer Spur bezeichnete. Nachher ist dieser Saal bald zum Heumagazin, bald zu andern, immer militärischen Bedürfnissen mißbraucht worden.

Endlich gelang es der Administration, den Ort zu schließen, ja zu vermauern, so daß eine ganze Zeit lang Diejenigen, die das Abendmahl sehen wollten, auf einer Sprossenleiter von der außerhalb zugänglichen Kanzel herabsteigen mußten, von wo sonst der Vorleser die Speisenden erbaute.

Im Jahr 1800 trat die große Ueberschwemmung ein, verbreitete sich, versumpfte den Saal und vermehrte höchlich die Feuchtigkeit; hierauf ward 1801 auf Bossi's Veranlassung, der sich hiezu als Sekretär der Akademie berechtigt fand, eine Thüre eingesetzt, und der Verwaltungsrath versprach fernere Sorgfalt. Endlich verordnete 1807 der Vizekönig von Italien,*) dieser Ort solle wiederhergestellt und zu Ehren gebracht werden. Man setzte Fenster ein und einen Theil des Bodens, errichtete Gerüste, um zu untersuchen, ob sich noch etwas thun lasse. Man verlegte die Thüre an die Seite, und seit der Zeit findet man keine merkliche Veränderung, obgleich das Bild dem genauern Beobachter, nach Beschaffenheit der Atmosphäre, mehr oder weniger getrübt erscheint. Möge, da das Werk selbst so gut als verloren ist, seine Spur zum traurigen, aber frommen Andenken künftigen Zeiten aufbewahrt bleiben!

*) Napoleon's Stiefsohn Eugen Beauharnais. Vgl. S. 518, Z. 26 u. 27.

Kopien überhaupt.

Ehe wir nun an die Nachbildungen unseres Gemäldes, deren man fast dreißig zählt, gelangen, müssen wir von Kopien überhaupt einige Erwähnung thun. Sie kamen nicht in Gebrauch, als bis Jedermann gestand, die Kunst habe ihren höchsten Gipfel erreicht, da denn geringere Talente, die Werke der größten Meister schauend, an eigner Kraft, nach der Natur oder aus der Idee Aehnliches hervorzubringen, verzweifelten, womit denn die Kunst, welche sich nun als Handwerk absichtlich, anfing, ihre eigenen Geschöpfe zu wiederholen. Diese Unfähigkeit der meisten Künstler blieb den Liebhabern nicht verborgen, die, weil sie sich nicht immer an die ersten Meister wenden konnten, geringere Talente anriefen und bezahlten, da sie denn, um nicht etwas ganz Ungeschicktes zu erhalten, lieber Nachahmungen von anerkannten Werken bestellten, um doch einigermaßen gut bedient zu sein. Nun begünstigten das neue Verfahren sowol Eigenthümer als Künstler durch Kargheit und Uebereilung, und die Kunst erniedrigte sich verzüglich, aus Grundsatz zu kopiren.

Im funfzehnten Jahrhundert und im vorhergehenden hatten die Künstler von sich selbst und von der Kunst einen hohen Begriff und bequemten sich nicht leicht, Erfindungen Anderer zu wiederholen; deswegen sieht man aus jener Zeit keine eigentlichen Kopien — ein Umstand, den ein Freund der Kunstgeschichte wohl beachten wird. Geringere Künste bedienten sich wol zu kleineren Arbeiten hoherer Vorbilder, wie bei Niello und andern Schneidarbeiten geschah; und wenn ja aus religiosen oder sonstigen Beweggründen eine Wiederholung verlangt wurde, so begnügte man sich mit ungenauer Nachahmung, welche nur ungefähr Bewegung und Handlung des Originals ausdrückte, ohne daß man auf Form und Farbe scharf gesehen hatte. Deshalb findet man in den reichsten Galerien keine Kopie vor dem sechzehnten Jahrhundert.

Nun kam aber die Zeit, wo durch wenige außerordentliche Männer — unter welche unser Leonhard ohne Widerrede gezählt und als der früheste betrachtet wird — die Kunst in jedem ihrer Theile zur Vollkommenheit gelangte; man lernte besser sehen und urtheilen, und nun war das Verlangen um Nachbildungen trefflicher Werke nicht schwer zu befriedigen, besonders in solchen Schulen, wohin sich viele Schüler drängten und die Werke des

Meisters sehr gesucht waren. Und doch beschränkte sich zu jener Zeit dies Verlangen auf kleinere Werke, die man mit dem Original leicht zusammenhalten und beurtheilen kann. Bei großen Arbeiten verhielt es sich ganz anders damals wie nachher, weil das Original sich mit den Kopien nicht vergleichen läßt, auch solche Bestellungen selten sind. Also begnügte sich nun die Kunst so wie der Liebhaber mit Nachahmungen im Kleinen, wo man dem Kopirenden viel Freiheit ließ, und die Folgen dieser Willkür zeigten sich übermäßig in den wenigen Fällen, wo man Abbildungen im Großen verlangte, welche fast immer Kopien von Kopien waren, und zwar gefertigt nach Kopien im kleinern Maßstab, fern von dem Original ausgeführt, oft sogar nach bloßen Zeichnungen, ja vielleicht aus dem Gedächtniß. Nun mehrten sich die Dutzendmaler und arbeiteten um die geringsten Preise; man prunkte mit der Malerei, der Geschmack verfiel; Kopien mehrten sich und verfinsterten die Wände der Vorzimmer und Treppen; hungrige Anfänger lebten von geringem Solde, indem sie die wichtigsten Werke in jedem Maßstab wiederholten, ja viele Maler brachten ganz ihr Leben blos mit Kopiren zu; aber auch da sah man in jeder Kopie einige Abweichung, sei's Einfall des Bestellers, Grille des Malers und vielleicht Anmaßung, man wolle Original sein.

Hierzu trat noch die Forderung gewirkter Tapeten, wo die Malerei nicht würdig als durch Gold bereichert scheinen wollte und man die herrlichsten Bilder, weil sie ernst und einfach waren, für mager und armselig hielt; deswegen der Kopiste Baulichkeiten und Landschaften im Grunde anbrachte, Zierrathen an den Kleidern, goldene Strahlen oder Kronen um die Häupter, ferner wunderlich gestaltete Kinder, Thiere, Chimären, Grottesken und andere Thorheiten. Oft auch kam wol der Fall vor, daß ein Künstler, der sich eigene Erfindung zutraute, nach dem Willen eines Bestellers, der seine Fähigkeiten nicht zu schätzen wußte, ein fremdes Werk zu kopiren den Auftrag erhielt, und indem er es mit Wissenwillen that, doch auch hie und da als Original erscheinen wollte und nun veränderte oder hinzufügte, wie es Kenntniß, vielleicht auch Eitelkeit eingab. Dergleichen geschah auch wol, wie es Zeit und Ort verlangten. Man bediente sich mancher Figuren zu ganz anderm Zweck, als sie der erste Urheber bestimmt hatte. Weltliche Gegenstände wurden durch einige Zuthaten in geistliche verwandelt; heidnische Götter und Helden mußten sich bequemen, Märtyrer und Evangelisten zu

sein. Oft auch hatte der Künstler zu eigner Belehrung und Uebung irgend eine Figur aus einem berühmten Werk kopirt und setzte nun etwas von seiner Erfindung hinzu, um ein verkäufliches Bild daraus zu machen. Zuletzt darf man auch wol der Entdeckung und dem Mißbrauch der Kupferstiche einen Theil des Kunstverderbens zuschreiben, welche den Tuzendmalern fremde Erfindungen häufig zubrachten, so daß Niemand mehr studirte und die Malerei zuletzt so weit verfiel, daß sie mit mechanischen Arbeiten vermischt ward. Waren doch die Kupferstiche selbst schon von den Originalen verschieden, und wer sie kopirte, vervielfachte die Veränderung nach eigener und fremder Ueberzeugung oder Grille. Ebenso ging es mit den Zeichnungen; die Künstler entwarfen sich die merkwürdigsten Gegenstände in Rom und Florenz, um sie, nach Hause gelangt, willkürlich zu wiederholen.

Kopien des Abendmahls.

Hiernach läßt sich nun gar wohl urtheilen, was mehr oder weniger von den Kopien des Abendmahls zu erwarten sei, obgleich die frühesten gleichzeitig gefertigt wurden; denn das Werk machte großes Aufsehen, und andere Kloster verlangten ebendergleichen.

Unter den vielen von dem Verfasser aufgeführten Kopien beschäftigen uns hier nur drei, indem die zu Weimar befindlichen Durchzeichnungen von ihnen abgenommen sind; doch liegt diesen eine vierte zum Grund, von welcher wir also zuerst sprechen müssen.

Markus von Oggiono, ein Schüler Leonhard da Vinci's ohne weitumgreifendes Talent, erwarb sich doch das Verdienst seiner Schule, vorzüglich in den Kopfen, ob er sich schon auch hier nicht immer gleich bleibt. Er arbeitete ungefähr 1510 eine Kopie im Kleinen, um sie nachher im Großen zu benutzen. Sie war herkömmlicherweise nicht ganz genau; er legte sie aber zum Grunde einer größeren Kopie, die sich an der Wand des nun aufgehobenen Klosters zu Castellazzo befindet, gleichfalls im Speisesaal der ehemaligen Mönche. Alles daran ist sorgfältig gearbeitet, doch herrscht in den Beiwerken die gewöhnliche Willkür. Und obgleich Bossi nicht viel Gutes davon sagen mochte, so leugnet er doch nicht, daß es ein bedeutendes Monument, auch der Charakter mehrerer Köpfe, wo der Ausdruck nicht

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
GOETHE,J.W.
3-598-50924-3
FN. 1657/461

übertrieben werden, zu loben sei. Bossi hat sie durchgezeichnet, und wir werden bei Vergleichung der drei Kopien aus eigenem Anschauen darüber urtheilen können.

Eine zweite Kopie, deren durchgezeichnete Köpfe wir ebenfalls vor uns haben, findet sich in Fresko auf der Wand zu Ponte Capriasca; sie wird in das Jahr 1565 gesetzt und dem Peter Lovino zugeschrieben. Ihre Verdienste lernen wir in der Folge kennen; sie hat das Eigne, daß die Namen der Figuren hinzugeschrieben werden, welche Vorsicht uns zu einer sichern Charakteristik der verschiedenen Physiognomien verhilft.

Das allmähliche Verderbniß des Originals haben wir leider umständlich genug aufgeführt, und es stand schon sehr schlimm um dasselbe, als 1612 Kardinal Friedrich Borromeo, ein eifriger Kunstfreund, den völligen Verlust des Werkes zu verhüten trachtete und einem Mailänder, Andrea Bianchi, zugenannt Vespino, den Auftrag gab, eine Kopie in wirklicher Größe zu fertigen. Dieser Künstler versuchte sich anfangs nur an einigen Köpfen; diese gelangen, er ging weiter und kopirte die sämmtlichen Figuren, aber einzeln, die er denn zuletzt mit möglichster Sorgfalt zusammenfügte; das Bild findet sich noch gegenwärtig in der Ambrosianischen Bibliothek zu Mailand und liegt der neusten, von Bossi verfertigten Kopie hauptsächlich zum Grund. Diese aber ward auf folgende Veranlassung gefertigt.

Neuste Kopie.

Das Königreich Italien war ausgesprochen,*) und Prinz Eugen wollte den Anfang seiner Regentschaft nach dem Beispiel Ludwig Sforza's durch Begünstigung der Künste verherrlichen. Ludwig hatte die Darstellung des Abendmahls dem Leonhard aufgetragen, Eugen beschloß, das durch dreihundert Jahre durch verderbene Bild so viel als möglich in einem neuen Gemälde wiederherzustellen; dieses aber sollte, damit es unvergänglich bliebe, in Mosaik gesetzt werden, wenn die Vorbereitung in einer schon vorhandenen großen Anstalt gegeben war.

Bossi erhält sogleich den Auftrag und beginnt Anfangs Mai 1807. Er findet räthlich, einen Carton in gleicher Größe zu fertigen, nimmt seine Jugendstudien wieder auf und wendet

*) Im Jahre 1805.

sich ganz zu Leonhard, beachtet dessen Kunstnachlaß und Schriften, besonders letztere, weil er überzeugt ist, ein Mann, der so vortreffliche Werke hervorgebracht, müsse nach den entschiedensten und vortheilhaftesten Grundsätzen gehandelt haben. Er hatte die Köpfe der Kopie von Ponte Corriasca und einige andere Theile derselben nachgezeichnet, ferner die Köpfe und Hände der Kopie von Castellazzo und der von Bianchi. Nun zeichnet er Alles nach, was von Vinci selbst, ja sogar was von einigen Zeitgenossen herstammt. Ferner sieht er sich nach allen vorhandenen Kopien um, deren er siebenundzwanzig näher oder ferner kennen lernt; Zeichnungen, Manuskripte von Vinci werden ihm von allen Seiten freundlichst mitgetheilt.

Bei der Ausführung seines Cartons hält er sich zunächst an die Kopie der Ambrosiana: sie allein ist so groß wie das Original; Bianchi hatte durch Fadennetze und durchscheinend Papier eine genauste Nachbildung zu geben gesucht und unablässig unmittelbar in Gegenwart des Originals gearbeitet, welches, obgleich schon sehr beschädigt, doch noch nicht übermalt war.

Ende Oktobers 1807 ist der Carton fertig, Leinewand an einem Stück gleichmäßig gegründet, alsobald auch das Ganze aufgezeichnet. Sogleich, um einigermaßen seine Tinten zu regulisen, malte Bossi das Wenige von Himmel und Landschaft, das wegen der Höhe und Reinheit der Farben im Original noch frisch und glänzend geblieben. Er untermalt hierauf die Köpfe Christi und der drei Apostel zu dessen Linken, und was die Gewänder betrifft, malte er diejenigen zuerst, über deren Farben er schneller gewiß geworden, um sertan nach den Grundsätzen des Meisters und eigenem Geschmack die übrigen auszuwählen. So deckte er die ganze Leinewand, von sorgfältigem Nachdenken geleitet, und hielt seine Farben gleich hoch und kräftig.

Leider überfiel ihn an diesem feuchten und verödeten Ort eine Krankheit, die ihn seine Bemühungen einzustellen nötigte; allein er benutzte diesen Zwischenraum, Zeichnungen, Kupferstiche, schriftliche Aufsätze zu ordnen, theils auf das Abendmahl selbst, theils auf andere Werke des Meisters bezüglich; zugleich begünstigte ihn das Glück, das ihm eine Sammlung Handzeichnungen zuführte, welche, sich vom Kardinal Cäsar Monti herschreibend, unter andern Kostbarkeiten auch treffliche Sachen von Leonhard selbst enthält. Er studirte sogar die mit Leonhard gleichzeitigen Schriftsteller, um ihre Meinungen und Wünsche zu benutzen, und blickte auf das, was ihn fördern konnte, nach

Zweiter Sylphe.

Nur zu, nur zu!

Genius.

Nicht nur leichtsinnig, „Zu, nur zu!“
In seinem Wesen ist ein ander Wesen,
Ihn hab' ich mir zum Beispiel auserlesen.
Unglück, das sinket, Glück, es steigt;
In beiden sei er froh und leicht!
Und was wollt Ihr, frohe Seelen?

Sylphen.

Für die Freude nur den Raum.

Genius.

Kann Euch das, — es kann nicht fehlen.

Sylphen.

Luft'ges Leben, luft'ger Traum!

Genius.

Der Sonne herrlich Licht, des Aethers freier Raum,
Dort wohnt das Ewige, das Wahre;
Wie ernst das Leben auch gebahre,
Das Menschenglück, es ist ein Traum.
Rasch knatternd, schlägt ein Wetter auf Dich ein;
Was bilft Euch Eurer Thaten Lohn?
Ein Ungefähr, es schmettert drein —
Verwaist der Vater, todt der Sohn!

Vater. Baß.

Nein, es ist kein Trost dem Tage,
Der dem Vater nahm den Sohn.

Mutter. Alt.

Hemme, stille Deine Klage!
Er ist auch der Mutter Sohn.

Schwester. Sopran.

Den Geschwistern ist verloren,
Der mit ihnen war geboren.

Geschwister und Verwandte.

Und doch sind wir neugeboren,
Sind dem Vater wie der Sohn.

allen Seiten umher. So benutzte er seinen krankhaften Zustand und gelangte endlich wieder zu Kräften, um aufs Neue ans Werk zu gehen.

Kein Künstler und Kunstfreund läßt die Rechenschaft ungelesen, wie er im Einzelnen verfahren, wie er die Charaktere der Gesichter, deren Ausdruck, ja die Bewegung der Hände durchgedacht, wie er sie hergestellt. Ebenso bedenkt er das Tischgeräthe, das Zimmer, den Grund und zeigt, daß er über keinen Theil sich ohne die triftigsten Gründe entschieden. Welche Mühe giebt er sich nicht, um unter dem Tisch die Füße gesetzmäßig herzustellen, da diese Region in dem Original längst zerstört, in den Kopien nachlässig behandelt war!

*

Bis hierher haben wir von dem Werke des Ritter Bossi im Allgemeinen Nachricht, im Einzelnen Uebersetzung und Auszug gegeben; seine Darstellung nahmen wir dankbar auf, theilten seine Ueberzeugung, ließen seine Meinung gelten, und wenn wir etwas einsylbigten, so war es gleichstimmig mit seinem Vortrag; nun aber, da von Grundsätzen die Rede ist, denen er bei Bearbeitung seiner Kopie gefolgt, von dem Wege, den er genommen, sind wir veranlaßt, einigermaßen von ihm abzuweichen. Auch finden wir, daß er manche Anfechtung erlitten, daß Gegner ihn streng behandelt, Freunde sogar ihn abgestimmt,*) wodurch wir wenigstens in Zweifel gesetzt werden, ob wir denn Alles billigen sollen, was er gethan. Da er jedoch, schon von uns abgeschieden, sich nicht mehr vertheidigen, nicht mehr seine Gründe verfechten mag, so ist es unsere Pflicht, ihn, wenn auch nicht zu rechtfertigen, doch möglichst zu entschuldigen, indem wir das, was ihm zur Last gelegt wird, den Umständen, unter welchen er gearbeitet, aufbürden und darzuthun suchen, daß ihm Urtheil und Handlung mehr aufgenöthigt worden, als daß sie sich aus ihm selbst entwickelt hätten.

Kunstunternehmungen dieser Art, welche in die Augen fallen, Aufsehen, ja Staunen erregen sollen, werden gewöhnlich ins Kolossale geführt. So überschritt schon bei Darstellung des Abendmahls Leonhard die menschliche Größe um eine völlige Hälfte; die Figuren waren auf neun Fuß berechnet, und ob-

*) Gegensatz von „beistimmen", ebenso wie S. 158, Z. 11 u. 12. Der Gebrauch des Wortes wird von Grimm auch bei Luther nachgewiesen.

gleich zwölf Personen sitzen oder sich doch hinter dem Tisch befinden, daher als Halbfiguren anzusehen sind, auch nur eine, und zwar gebückt, steht, so muß doch das Bild, selbst in ansehnlicher Ferne, von ungeheurer Wirkung gewesen sein. Diese wollte man, wenn auch nicht im Besondern charakteristisch zart, doch im Allgemeinen kräftig-wirksam wieder hervorbringen.

Für die Menge war ein Ungeheures angekündigt; ein Bild von achtundzwanzig Pariser Fuß Länge und vielleicht achtzehn Fuß hoch sollte aus tausend und aber tausend Glasstiften zusammengesetzt werden, nachdem vorher ein geistreicher Künstler sorgfältig das Ganze nachgebildet, durchdacht und, alle sinnlichen und geistigen Kunstmittel zu Hilfe rufend, das Verlorne möglichst wiederhergestellt hätte. — Und warum sollte man an der Ausführung dieses Unternehmens in dem Moment einer bedeutenden Staatsveränderung zweifeln? Warum sollte der Künstler nicht hingerissen werden, gerade in dieser Epoche etwas zu leisten, was im gewöhnlichen Lebensverlauf ganz und gar unthulich scheinen möchte!

Sobald aber festgesetzt war, das Bild solle in der Größe des Originals ausgeführt werden, und Bossi die Arbeit übernahm, so finden wir ihn schon genugsam entschuldigt, daß er sich an die Kopie des Vespino gehalten. Die alte Kopie zu Castellazzo, welcher man mit Recht große Vorzüge zuschreibt, ist um einen guten Theil kleiner als das Original; wollte er diese ausschließlich benutzen, so mußte er Figuren und Köpfe vergrößern; welche undenkbare Arbeit aber besonders das Letzte sei, ist keinem Kunstkenner verborgen.

*

Es wird längst anerkannt, daß nur den größten Meistern gelingen könne, kolossale Menschengesichter in Malerei darzustellen. Die menschliche Gestalt, vorzüglich das Antlitz, ist nach Naturgesetzen in einen gewissen Raum eingeschränkt, innerhalb welchem es nur regelmäßig, charakteristisch, schön, geistreich erscheinen kann. Man mache den Versuch, sich in einem Hohlspiegel zu beschauen, und Ihr werdet erschrecken vor der seelenlosen, rohen Unform, die Euch medusenhaft entgegentritt. Etwas Aehnliches widerfährt dem Künstler, unter dessen Händen sich ein ungeheures Angesicht bilden soll. Das Lebendige eines Gemäldes entspringt aus der Ausführlichkeit, das Ausführliche jedoch wird durchs Einzelne dargestellt; und wo will man Einzelnes finden, wenn die Theile zum Allgemeinen erweitert sind?

Welchen hohen Grad der Ausführung übrigens Leonhard seinen Köpfen gegeben habe, ist unserm Anschauen entzogen. In den Köpfen des Vespino, die vor uns liegen, obgleich aller Ehren, alles Dankes werth, ist eine gewisse Leerheit fühlbar, die den beabsichtigten Charakter auffchwellend verflößt; zugleich aber sind sie ihrer Größe wegen imposant, resolut genug gemacht und müssen auf die Ferne tüchtig wirken. Bossi fand sie vor sich; die Arbeit der Vergrößerung, die er nach kleinen Kopien mit eigener Gefahr hätte unternehmen müssen, war gethan: warum sollte er sich nicht dabei beruhigen? Er hatte als ein Mann von lebhaftem Charakter sich für das, was ihm oblag, entschieden, was zur Seite stand oder gar sich entgegensetzte, völlig abgewiesen; daher seine Ungerechtigkeit gegen die Kopie von Castellazzo und ein festes Zutrauen auf Grundsätze, die er sich aus den Werken und Schriften des Meisters gebildet hatte. Hierüber gerieth er mit Graf Verri in öffentlichen Widerstreit, mit seinen besten Freunden, wo nicht in Uneinigkeit, doch in Zwiespalt.

Blick auf Leonhard.

Ehe wir aber weiter gehen, haben wir von Leonhard's Persönlichkeit und Talenten Einiges nachzuholen. Die mannichfaltigen Gaben, womit ihn die Natur ausgestattet, konzentrirten sich vorzüglich im Auge, deshalb er denn, obgleich zu Allem fähig, als Maler am Entschiedensten groß erschien. Regelmäßig, schön gebildet, stand er als ein Muttermensch der Menschheit gegenüber, und wie des Auges Fassungskraft und Klarheit dem Verstande eigentlichst angehört, so war Klarheit und Verständigkeit unserm Künstler vollkommen zu eigen; nicht verließ er sich auf den innern Antrieb seines angebornen, unschätzbaren Talentes, kein willkürlicher, zufälliger Strich sollte gelten, Alles mußte bedacht und überdacht werden. Von der reinen erforschten Proportion an bis zu den seltsamsten, aus widersprechenden Gebilden zusammengehäuften Ungeheuern sollte Alles zugleich natürlich und rationell sein.

Dieser scharfen, verständigen Weltanschauung verdanken wir auch die große Ausführlichkeit, womit er verwickelter Erdenbegegnisse heftigste Bewegung mit Worten vorzuführen weiß, eben als wenn es Gemälde werden konnten. Man lese die Beschreibung der Schlacht, des Ungewitters, und man wird nicht leicht genauere Darstellungen gefunden haben, die

zwar nicht gemalt werden können, aber dem Maler andeuten, was man von ihm fordern dürfte.

Und so sehen wir aus seinem schriftlichen Nachlaß, wie das zarte, ruhige Gemüth unseres Leonhard geneigt war, die mannichfaltigsten und bewegtesten Erscheinungen in sich aufzunehmen. Seine Lehre dringt zuerst auf allgemeine Wohlgestalt, sodann aber auch zugleich auf sorgfältiges Beachten aller Abweichungen bis ins Häßlichste; die sichtbare Umwandelung des Kindes bis zum Greis auf allen Stufen, besonders aber die Ausdrücke der Leidenschaft von Freude zur Wuth sollen flüchtig, wie sie im Leben vorkommen, aufgezeichnet werden. Will man in der Folge von einer solchen Abbildung Gebrauch machen, so soll man in der Wirklichkeit eine annähernde Gestalt suchen, sie in dieselbe Stellung setzen und mit obwaltendem allgemeinem Begriff genau nach dem Leben verfahren. Man sieht leicht ein, daß, so viel Vorzüge auch diese Methode haben mag, sie doch nur vom allergrößten Talente ausgeübt werden kann; denn da der Künstler vom Individuellen ausgeht und zu dem Allgemeinen hinansteigt, so wird er immer, besonders wenn mehrere Figuren zusammenwirken, eine schwer zu lösende Aufgabe vor sich finden.

Betrachte man das Abendmahl, wo Leonhard dreizehn Personen, vom Jüngling bis zum Greise, dargestellt hat, Einen ruhig ergeben, Einen erschreckt, Elfe durch den Gedanken eines Familienverraths an- und aufgeregt. Hier sieht man das sanfteste, sittlichste Betragen bis zu den heftigsten, leidenschaftlichsten Aeußerungen. Sollte nun alles Dieses aus der Natur genommen werden, welches gelegentliche Aufmerken, welche Zeit war nicht erforderlich, um so viel Einzelnes aufzutreiben und ins Ganze zu verarbeiten! Daher ist es gar nicht unwahrscheinlich, daß er sechzehn Jahre an dem Werke gearbeitet und doch weder mit dem Verräther noch mit dem Gottmenschen fertig werden können, und zwar weil Beides nur Begriffe sind, die nicht mit Augen geschaut werden.

Zur Sache!

Ueberlegen wir nun das Vorgesagte, daß das Bild nur durch eine Art von Kunstwunder seiner Vollendung nahe gebracht werden konnte, daß, nach der beschriebenen Behandlungsart, immer in manchen Köpfen etwas Problematisches blieb,

welches durch jede Kopie, auch durch die genaueste, nur problematischer werden mußte, so sehen wir uns in einem Labyrinth, in welchem uns die vorliegenden Durchzeichnungen wol erleuchten, nicht aber aus demselben völlig erlösen können.

Zuerst also müssen wir gestehen, daß uns jene Abhandlung, wodurch Bossi die Kopien durchaus verdächtig zu machen sucht, ihre historische Richtigkeit unangetastet, zu dem rednerischen Zweck geschrieben zu sein scheint, die Kopie von Castellazzo herunterzusetzen, die, ob sie gleich viele Mängel haben mag, doch in Absicht der Köpfe, welche vor uns liegen, gegen die von Bespino, deren allgemeinen Charakter wir oben ausgesprochen, entschiedene Vorzüge hat. In den Köpfen des Marco d'Oggiono ist offenbar die erste Intention des Vinci zu spüren, ja Leonhard könnte selbst daran Theil genommen und den Kopf Christi mit eigener Hand gemalt haben. Sollte er da nicht zugleich auf die übrigen Köpfe, wo nicht auf das Ganze, lehrenden und leitenden Einfluß verbreiten! Dursten auch die Dominikaner zu Mailand so unfreundlich sein, den weiteren Kunstgebrauch des Werkes zu untersagen, so fand sich in der Schule selbst so mancher Entwurf, Zeichnung und Carton, womit Leonhard, der seinen Schülern nichts vorenthielt, einem begünstigten Lehrling, welcher unsern der Stadt eine Nachbildung des Gemäldes sorgfältig unternahm, gar wohl aushelfen konnte.

Von dem Verhältniß beider Kopien — das Verdienst der dritten ist nur vor die Augen, nicht mit Worten vor den Geist zu stellen — hier nur mit Wenigem das Nöthigste, das Entschiedenste, bis wir vielleicht so glücklich sind, Nachbildungen dieser interessanten Blätter Freunden der Kunst vorzulegen.

Vergleichung.

St. Bartholomäus, männlicher Jüngling, scharf Profil, zusammengefaßtes, reines Gesicht, Augenlied und Braue niedergedrückt, den Mund geschlossen als wie mit Verdacht horchend, ein vollkommen in sich selbst umschriebener Charakter. Bei Bespino keine Spur von individueller, charakteristischer Gesichtsbildung, ein allgemeines Zeichenbuchsgesicht, mit eröffnetem Munde horchend. Bossi hat diese Lippenöffnung gebilligt und beibehalten, wenn wir unsere Einstimmung nicht geben konnten.

St. Jakobus der Jüngere, gleichfalls Profil, die Verwandtschaftsähnlichkeit mit Christo unverkennbar, erhält durch

vorgeschobene, leicht geöffnete Lippen etwas Individuelles, das jene Aehnlichkeit wieder aufhebt. Bei Vespino nahezu ein allgemeines, akademisches Christusgesicht, der Mund eher zum Staunen als zum Fragen geöffnet. Unsere Behauptung, daß Bartholomäus den Mund schließen müsse, wird dadurch bestätigt, daß der Nachbar den Mund geöffnet hält; eine solche Wiederholung würde sich Leonhard nie erlaubt haben, vielmehr hat der nachfolgende

St. Andreas den Mund gleichfalls geschlossen. Er drückt nach Art älterer Personen die Unterlippe mehr gegen die Oberlippe. Dieser Kopf hat in der Kopie von Marco etwas Eigenes, mit Worten nicht Auszusprechendes; die Augen in sich gekehrt, der Mund, obgleich geschlossen, doch naiv. Der Umriß der linken Seite gegen den Grund macht eine schöne Silhouette; man sieht von jenseitiger Stirne, von Auge, Nasenfläche, Bart so viel, daß der Kopf sich rundet und ein eigenes Leben gewinnt; dahingegen Vespino das linke Auge völlig unterdrückt, doch aber von der linken Stirn- und Bartseite noch so viel sehen läßt, daß ein derber, kühner Ausdruck bei aufwärts gehobenem Gesichte entspringt, welcher zwar ansprechend ist, aber mehr zu geballten Fäusten als zu vorgewiesenen flachen Händen passen würde.

Judas, verschlossen, erschrocken, ängstlich auf- und rückwärts sehend, das Profil ausgezackt, nicht übertrieben, keineswegs häßliche Bildung; wie denn der gute Geschmack in der Nähe so reiner und redlicher Menschen kein eigentliches Ungeheuer dulden könnte. Vespino dagegen hat wirklich ein solches dargestellt, und man kann nicht leugnen, daß, abgesondert genommen, dieser Kopf viel Verdienst hat; er drückt eine bosshaft-kühne Schadenfreude lebhaft aus und würde unter dem Pöbel, der über ein Ecce Homo jubelt und „Kreuzige! Kreuzige!“ ruft, sich vortrefflich hervortheben. Auch für einen Mephistopheles im teuflischsten Augenblick müßte man ihn gelten lassen. Aber von Erschrecken und Furcht, mit Verstellung, Gleichgültigkeit und Verachtung verbunden, ist keine Spur; die borstigen Haare passen gut zum Ganzen, ihre Uebertriebenheit jedoch kann nur neben Kraft und Gewaltsamkeit der übrigen Vespinischen Köpfe bestehen.

St. Petrus, sehr problematische Züge. Schon bei Marco ist es blos schmerzlicher Ausdruck, von Zorn aber und Bedräuung kann man nicht> darin sehen; etwas Aengstliches ist gleichfalls

ausgedrückt, und hier mag Leonhard selbst mit sich nicht ganz einig gewesen sein; denn herzliche Theilnahme an einem geliebten Meister und Bedrohung des Verräthers sind wol schwerlich in einem Gesichte zu vereinigen. Indessen will Kardinal Borromäus zu seiner Zeit dieses Wunder gesehen haben. So gut seine Worte auch klingen, haben wir Ursache zu glauben, daß der kunstliebende Kardinal mehr seine Empfindung als das Bild ausgesprochen; denn wir wüßten sonst unsern Vespino nicht zu vertheidigen, dessen Petrus einen unangenehmen Ausdruck hat. Er sieht aus wie ein harter Kapuziner, dessen Fastenpredigt die Sünder aufregen soll. Wundersam, daß Vespino ihm sträubige Haare gegeben hat, da der Petrus des Marco ein schön kurzgelocktes Kräuselhaupt darstellt.

St. Johannes ist von Marco ganz in Vinci'schem Sinne gebildet; das schöne rundliche, sich aber doch nach dem Länglichen ziehende Gesicht, die vom Scheitel an schlichten, unterwärts aber sanft sich kräuselnden Haare, vorzüglich wo sie sich an Petrus' eindringende Hand anschmiegen, sind allerliebst. Was man vom Schwarzen des Auges sieht, ist von Petrus abgekehrt — eine unendlich feine Bemerkung, indem wer mit innigstem Gefühl seinem heimlich sprechenden Seitenmanne zuhört, den Blick von ihm abwendet. Bei Vespino ist es ein behäglicher, ruhender, beinahe schlafender, keine Spur von Theilnahme zeigender Jüngling.

Wir wenden uns nun auf Christi linke Seite, um von dem Bilde des Erlösers selbst erst am Schlusse zu reden.

St. Thomas, Kopf und rechte Hand, deren aufgehobener Zeigefinger etwas gegen die Stirne gebogen ist, um Nachdenken anzudeuten. Diese dem Argwöhnischen und Zweifelnden so wohl anstehende Bewegung hat man bisher verkannt und einen bedenklichen Jünger als drohend angesprochen. In Vespino's Kopie ist er gleichfalls nachdenklich genug; da aber der Künstler wieder das stechende rechte Auge weggelassen, so entsteht ein perpendikulares, gleichförmiges Profil, worin von dem Vorgeschobenen, Aufspürenden der ältern Kopie nichts mehr zu sehen ist.

St. Jakob der Aeltere. Die heftigste Gesichtsbewegung, der aufgesperrteste Mund, Entsetzen im Auge, ein originelles Wagestück Leonhard's; doch haben wir Ursache, zu glauben, daß auch dieser Kopf dem Marco vorzüglich gerathen sei. Die Durchzeichnung ist vortrefflich, in der Kopie des Vespino dagegen

Alles verloren: Stellung, Haltung, Miene, Alles ist verschwunden und in eine gewisse gleichgültige Allgemeinheit aufgelöst.

St. Philipp, liebenswürdig unschätzbar, gleicht vollkommen den Raphaelischen Jünglingen, die sich auf der linken Seite der Schule von Athen um Bramante versammeln. Bespino hat aber unglücklicherweise das rechte Auge abermals unterdrückt, und da er nicht verleugnen konnte, hier liege etwas Mehr-als-Profil zum Grunde, einen zweideutigen, wunderlich übergebogenen Kopf hervorgebracht.

St. Matthäus, jung, arglosser Natur, mit krausem Haar, ein ängstlicher Ausdruck in dem wenig geöffneten Munde, in welchem die sichtbaren Zähne eine Art leisen Grimmes aussprechen, zu der heftigen Bewegung der Figur passend. Von allem Diesem ist bei Bespino nichts übrig geblieben; starr und geistlos blickt er vor sich hin; Niemand ahnet auch nur im Mindesten die heftige Körperbewegung.

St. Thaddäus des Marco ist gleichfalls ein ganz unschätzbarer Kopf; Aengstlichkeit, Verdacht, Verdruß kündigt sich in allen Zügen. Die Einheit dieser Gesichtsbewegung ist ganz köstlich, paßt vollkommen zu der Bewegung der Hände, die wir ausgelegt haben. Bei Bespino ist Alles abermals ins Allgemeine gezogen; auch hat er den Kopf dadurch unbedeutender gemacht, daß er ihn zu sehr nach dem Zuschauer wendet, anstatt daß bei Marco die linke Seite kaum den vierten Theil beträgt, wodurch das Argwöhnische, Scheelsehende gar köstlich ausgedrückt wird.

St. Simon der Aeltere, ganz im Profil, dem gleichfalls reinen Profil des jungen Matthäus entgegengestellt. An ihm ist die vorgeworfene Unterlippe, welche Leonhard bei alten Gesichtern so sehr liebte, am Uebertriebensten, thut aber mit der ernsten, überhangenden Stirn die vortrefflichste Wirkung von Verdruß und Nachdenken, welches der leidenschaftlichen Bewegung des jungen Matthäus scharf entgegensteht. Bei Bespino ist es ein abgelebter, gutmüthiger Greis, der auch an dem wichtigsten, in seiner Gegenwart sich ereignenden Vorfall keinen Antheil mehr zu nehmen im Stande ist.

Nachdem wir nun dergestalt die Apostel beleuchtet, wenden wir uns zur Gestalt Christi selbst. Hier begegnet uns abermals die Legende, daß Leonhard weder Christus noch Judas zu endigen gewußt, welches wir gerne glauben, da nach seinem Verfahren es unmöglich war, an diese beiden Enden der Dar-

stellung die letzte Hand zu legen. Schlimm genug also mag es im Original nach allen Verfinsterungen, welche dasselbe durchaus erleiden müssen, mit Christi nur angelegter Physiognomie ausgesehen haben. Wie wenig Vespino verstand, läßt sich daraus schließen, daß er einen kolossalen Christuskopf ganz gegen den Sinn Vinci's aufstellte, ohne auch nur im Mindesten auf die Neigung des Hauptes zu achten, die nothwendig mit der des Johannes zu parallelisiren war. Vom Ausdruck wollen wir nichts sagen; die Züge sind regelmäßig, gutmüthig, verständig, wie wir sie an Christo zu sehen gewohnt sind, aber auch ohne die mindeste Sensibilität, daß wir beinahe nicht wüßten, zu welcher Geschichte des Neuen Testaments dieser Kopf willkommen sein könnte.

Hier tritt nun aber zu unserm Vortheil der Fall ein, daß Kenner behaupten, Leonhard habe den Kopf des Heilandes in Castellazzo selbst gemalt und innerhalb einer fremden Arbeit dasjenige gewagt, was er bei seinem eigenen Hauptbilde nicht unternehmen wollen. Da wir das Original nicht vor Augen haben, so müssen wir von der Durchzeichnung sagen, daß sie völlig dem Begriff entspricht, den man sich von einem edlen Manne bildet, dem ein schmerzliches Seelenleiden die Brust beschwert, wovon er sich durch ein vertrauliches Wort zu erleichtern suchte, dadurch aber die Sache nicht besser, sondern schlimmer gemacht hat.

Durch diese vergleichenden Vorschritte haben wir uns denn dem Verfahren des außerordentlichen Künstlers, wie er solches in Schriften und Bildern umständlich und deutlich erklärt und bewiesen hat, genugsam genähert, und glücklicherweise finden wir noch eine Gelegenheit, einen fernern Schritt zu thun. Auf der Ambrosianischen Bibliothek nämlich wird eine von Leonhard unwidersprechlich verfertigte Zeichnung aufbewahrt, auf blaulichem Papier mit wenig weiß- und farbiger Kreide. Von dieser hat Ritter Bossi das genauste Facsimile verfertigt, welches gleichfalls vor unsern Augen liegt. Ein edles Jünglingsangesicht, nach der Natur gezeichnet, offenbar in Rücksicht des Christuskopfes zum Abendmahl. Reine, regelmäßige Züge, das schlichte Haar, das Haupt nach der linken Seite gesenkt, die Augen niedergeschlagen, den Mund halbgeöffnet, und die ganze Bildung durch einen leisen Zug des Kummers in die herrlichste Harmonie gebracht. Hier ist freilich nur der Mensch, der ein Seelenleiden nicht verbirgt; wie aber, ohne diese Züge auszulöschen, Erhabenheit,

Unabhängigkeit, Kraft, Macht der Gottheit zugleich auszudrücken wäre, ist eine Aufgabe, die auch selbst dem geistreichsten irdischen Pinsel schwer zu lösen sein möchte. In dieser Jünglingsphysiognomie, welche zwischen Christus und Johannes schwebt, sehen wir den höchsten Versuch, sich an der Natur festzuhalten, da wo vom Ueberirdischen die Rede ist.

Die ältere Florentinische und Sanesische Schule entfernten sich von den trockenen Typen der byzantinischen Kunst dadurch, daß sie überall in ihren Bildern Porträte anbrachten. Dies ließ sich nun sehr gut thun, weil bei den ruhigen Ereignissen ihrer Tafeln die theilnehmenden Personen gelassen bleiben konnten. Das Zusammensein heiliger Männer, Anhörung einer Predigt, Einsammeln von Almosen, Begräbniß eines verehrten Frommen fordert von den Umstehenden nur solchen Ausdruck, der in jedes natürlich sinnige Gesicht gar wohl zu legen ist; sobald nun aber Leonhard Lebendigkeit, Bewegung, Leidenschaft forderte, zeigte sich die Schwierigkeit, besonders da nicht etwa ähnliche Personen neben einander stehen, sondern die entgegengesetztesten Charaktere mit einander kontrastiren sollten. Diese Aufgabe, welche Leonhard mit Worten so deutlich ausspricht und beinahe selbst unauflöslich findet, ist vielleicht Ursache, daß in der Folgezeit große Talente die Sache leichter machten und zwischen der besondern Wirklichkeit und der ihnen eingebornen allgemeinen Idee ihren Pinsel schweben ließen und sich so von der Erde zum Himmel, vom Himmel zur Erde mit Freiheit bewegten.

Noch Manches wäre zu sagen über die höchst verwickelte und zugleich höchst kunstgemäße Komposition, über den Lokalbezug der Köpfe, Körper, Arme, Hände unter einander. Von den Händen besonders würden wir Einiges zu sprechen das Recht haben, indem Durchzeichnungen nach der Kopie des Vespino gleichfalls gegenwärtig sind. Wir schließen aber billig diese Vorarbeit, weil wir vor allen Dingen die Bemerkungen der transalpinischen Freunde abzuwarten haben. Denn diesen kommt allein das Recht zu, über manche Punkte zu entscheiden, da sie alle und jede Gegenstände, von denen wir nur durch Ueberlieferung sprechen, seit vielen Jahren selbst gekannt, sie noch vor Augen haben, nicht weniger den ganzen Hergang der neusten Zeit persönlich mit erlebten. Außer dem Urtheil über die von uns angedeuteten Punkte werden sie uns gefällig Nachricht geben, inwiefern Bossi von den Köpfen der Kopie zu Castellazzo doch noch Gebrauch gemacht, welches um so wahr-

Vater.

Nein, es bleibt kein Troſt dem Tage,
Der dem Vater nahm den Sohn;
Einet meiner bittern Klage
Liebevollen Trauerton!

Chor.

Ja, wir einen Jammerklage
Mit dem Vater für den Sohn.

Chorführer.

So ward es Nacht. Ein unermeßlich Trauern
Umgiebt uns mit der Gräber Schauern,
Der Morgen kommt von jenen Höhn;
Wer kann dem Troſt, der Freude widerſtehn!

Fremde Länder.

Sollten wir Dich nicht umgaukeln,
Denen Du geduldigt haſt?
Laſſ' Dich holde Bilder ſchaukeln
Von der Hütte zum Palaſt!

Italien.

Auch mich haſt Du beſucht;
Du mußt's bedenken!
Was ich vergeude,
Niemand kann es ſchenken.

Das Wehn der Himmelsluft,
Dem Paradieſe gleich,
Des Blumenfelds Gedüfte,
Das iſt mein weites Reich.

Das Leben aus dem Grabe
Jahrhunderte beſchließt;
Das iſt der Schatz, die Habe,
Die man mit mir genießt.

Chor.

Sollten wir Dich nicht umgaukeln,
Denen Du geduldigt haſt?
Laſſ' Dich holde Bilder ſchaukeln,
Blumenwälder und Palaſt!

scheinlicher ist, als dieselbe überhaupt viel gegolten und das Kupfer von Morghen dadurch so großes Verdienst erhält, daß sie dabei sorgfältig benutzt worden.

Nun aber müssen wir noch, ehe wir scheiden, dankbarlich erkennen, daß unser mehrjähriger Freund, Mitarbeiter und Zeitgenosse, den wir noch immer so gern, früherer Jahre eingedenk, mit dem Namen des Maler Müller*) bezeichnen, uns von Rom aus mit einem trefflichen Aufsatz über Vossi's Werk in den Heidelberger Jahrbüchern, Dezember 1816, beschenkt, der unserer Arbeit in ihrem Laufe begegnend dergestalt zu Gute kam, daß wir uns an mehreren Stellen kürzer fassen konnten und nunmehr auf jene Abhandlung hinweisen, wo unsere Leser mit Vergnügen bemerken werden, wie nahe wir mit jenem geprüften Künstler und Kenner verwandt, ja übereinstimmend gesprochen haben. In Gefolg dessen machten wir uns zur Pflicht, hauptsächlich diejenigen Punkte hervorzuheben, welche jener Kunstkenner nach Gelegenheit und Absicht weniger ausführlich behandelte.

•

Eben indem wir schließen, wird uns dargebracht:

Trattato della Pittura di Lionardo da Vinci; tratto da un Codice della Biblioteca Vaticana. Roma, 1817.**)

Dieser starke Quartband enthält viele bisher unbekannte Kapitel, woraus tiefe, neue Einsicht in Leonhard's Kunst und Denkweise gar wohl zu hoffen ist. Auch sind zweiundzwanzig Kupfertafeln, klein Folio, beigelegt, Nachbildungen bedeutender, leichter Federzüge, völlig nach Sinn und Art derjenigen, womit Leonhard gewöhnlich seine schriftlichen Aufsätze zu erläutern pflegte. Und so sind wir denn verpflichtet, bald wieder aufzunehmen, was wir niedergelegt haben, welches denn unter Beistand der höchst gefälligen Mailändischen Kunstfreunde uns und Andern möge zu Gute kommen!

---

*) Friedrich Müller (1750—1825), der, anfangs durch Goethe's Vermittelung unterstützt (Briefwechsel mit Knebel, I. S. 16 f.), seit 1778 in Rom lebte und auf den sich vermuthlich (s. Koberstein's Grundriß der Geschichte der deutschen Nationalliteratur, II. S. 1503) der in der „Italienischen Reise" unter dem 3. November 1786 erzählte „große Spaß" bezieht.

**) Es ist die in 2 Bänden erschienene Ausgabe von Manzi gemeint, welche allgemein als die beste gilt.

Observations on Leonardo da Vinci's celebrated picture of the Last supper. By Goethe. Translated and accompanied with an introduction. By Noehden. London 1821.*)

Herr Dr. Noehden, in Göttingen geboren und eine gelehrte Erziehung daselbst genießend, widmete sich nachher in England dem Geschäft einer Familienerziehung. Seine Lebensereignisse sowie seine Verdienste sind durch eine Biographie im 5ten Bande der Zeitgenossen dem Vaterlande allgemein bekannt geworden, und ist derselbe gegenwärtig bei dem britischen Museum angestellt. Er verweilte den Winter von 1818 bis 19 in Weimar, und gegenwärtige Schrift ist als Denkmal seines Aufenthalts daselbst höchst erfreulich; er erinnert sich der seinen Verdiensten und Charakter angemessenen, zutrauensvollen, freundschaftlichen Aufnahme, seines obgleich leider nur vorübergehenden Einflusses in die dortigen Zirkel.

Seine gründlichen Sprachkenntnisse sind durchaus willkommen, und weil die Bemühung, sie zu erlangen, den denkenden und forschenden Mann zur allgemeinen Bildung treibt, muß eine vielseitige Kultur daher entstehen. Seine Bekanntschaft mit Altem und Neuem, historische Kenntnisse aller Art, die Einsicht in den Zustand von England gaben Stoff genug zu unterhaltenden Gesprächen; sodann war seine Theilnahme an den schönen Künsten vorzüglich geeignet, um die Unterhaltung der Gesellschaft zu beleben.

Denn überzeugt, daß Kunstwerke die schönste Unterlage geistreicher Gespräche seien, das Auge ergetzend, den Sinn auffordernd, das Urtheil offenbarend, ist es in Weimar herkömmlich, Kupferstiche und Zeichnungen vereinigten Freunden vorzulegen. Insofern nun eine solche Sammlung nach Schulen geordnet ist oder vielmehr nach wechselseitigem Einfluß der Meister und Mitschüler, so ist sie desto wirksamer und gründet das Gespräch, indem sie es belebt. Gedachten Winter jedoch war die Betrachtung Leonhard da Vinci's an der Tagesordnung, weil von Mailand bedeutende, auf diesen Künstler bezügliche Kunstschätze soeben anlangten und der über das Abendmahl verfaßte Aufsatz Herrn Dr. Noehden mitgetheilt wurde. Daß er

*) Ueber Kunst und Alterthum, VII. Bds 3. Heft. 1832. S. 151–155.

diese Arbeit billige, ließ sich bald bemerken, ja er bethätigte seine Theilnahme durch begonnene Uebersetzung.

Eine Reise nach Italien, wenn sie schon seine Gegenwart entzieht, wird einem so unterrichteten Manne sodann gern gegönnt; er benutzt sogleich in Mailand die Gelegenheit, gedachtes Kunstwerk nochmals zu untersuchen. Nun aber giebt er in vorausgesendeter Einleitung Nachricht von dem gegenwärtigen Zustande desselben und erweitert unsere Kenntniß davon auf mancherlei Weise; das bisher Bekannte bestimmt er näher, berichtigt Erfahrung und Urtheil; ferner benachrichtigt er uns von einigen Kopien und schätzt sie. Die von Castellazzo sah er nicht, jedoch die aus der Karthause von Pavia 1818 in London. Er gedenkt ferner der Tapete, in St. Peter am Frohnleichnamstage aufgehängt, rühmt eine Originalskizze in der königlichen Sammlung, tadelt aber die Kopie Ryland's*) als höchst unvollkommen und spricht auslangend von Kupferstichen nach dem merkwürdigen Bilde.

Auf diese Einleitung folgt die Uebersetzung selbst, mit Bedacht, Genauigkeit und doch mit Freiheit behandelt; Druck und Papier ist Englands werth, und es kommt dem Deutschen wunderlich vor, seine Gedanken so anständig vorgetragen zu sehen; freilich, um hiezu zu gelangen, mußten sie übers Meer wandern und durch Freundes Vermittlung in einer fremden Sprache sich hervorthun.

Eine Miniaturnachbildung des kolossalen Gemäldes von Joseph Mochetti findet sich in den Prachtexemplaren dem Titel gegenüber, welchen als Vignette eine auf Seine des Großherzogs von Weimar königliche Hoheit in Mailand geprägte Medaille zum Andenken der Acquisition dortiger bedeutender Kunstschätze ziert. Die dem Ganzen vorausgeschickte Dedikation an Ihro der Frau Erbgroßherzogin kaiserl. Hoheit ist sowol für den Verfasser als für den hohen bedeutenden Kreis ein erfreuliches Denkmal.

Abschließen können wir nicht, ohne Herrn Dr. Noehden für eine freundlich fortgesetzte Theilnahme zu danken, wovon bei Gelegenheit einer Entwickelung des Triumphzugs von Mantegna**) nächstens umständlicher zu handeln sein wird.

---

*) William Wynne Ryland (1732–1783) wurde wegen Wechselfälschung gehenkt.

**) Vgl. S. 492 dieses Bandes.

Ueber den Hochschnitt.*)

Die Hochschnitte, welche man von Seiten der Kunst sowol als von Seiten der Handarbeit eine Zeit lang, wo nicht vergessen, doch vernachlässigt hatte und welche in Deutschland nur von wenigen Personen und zwar noch selten genug gefertigt wurden, kommen jetzt lebhaft zur Sprache, da die Engländer in dieser Art zu arbeiten besonders auffallende und anziehende Werke geliefert haben. Hier stehe etwas Weniges zur Uebersicht sowol dessen, was geschehen ist, als dessen, was noch wahrscheinlich gethan werden könnte.

Das Hochschneiden (Holzschneiden, Formschneiden), aus dem die Buchdruckerkunst sich entwickelte, hielt sich eine Zeit lang an derselben fest und subordinirte sich ihr. Es war nichts Seltenes, daß Buchdrucker und Formschneider sich in einer Person vereinigte.

Wie sich das mechanische Talent des Formschneiders vermehrte, wollte er sich auch in einem höhern Kreise zeigen;

*) Dieser Aufsatz aus den Propyläen (I. 2. S. 164–174) findet sich noch in keiner Ausgabe der Werke Goethe's, obgleich mehrere Briefe Desselben keinen Zweifel darüber lassen, daß er von Goethe verfaßt ist. So schreibt er u. a. an Schiller, dem er unterm 26. Juli 1798 eine Sendung Manuscript zur Durchsicht mittheilt, welches für die nächste Fortsetzung der Propyläen bestimmt war: ... „In der Anzeige der neuen Anaglyptik gebe ich ein Beispiel, wie man wol sogar jedes Mechanisch-Einzelne an das Allgemeine der geistigen Kunst immer künftig anschließen sollte." Desgleichen an Meyer, den 15. November 1798: „Z. Erhalten Sie auch, was Unger geschickt hat. Bei den englischen Holzschnitten ist manche Betrachtung anzustellen. Bei der Jagd (The Chase) sind die Titelblätter vor den Büchern wirklich außerordentlich schön, und ich bin neugierig, in den preußischen Annalen wieder zu lesen, was Unger eigentlich dagegen einwendet. Denn da Unger doch selbst bei seiner schraffirten Manier auf Haltung Anspruch macht, so sehe ich nicht ein, wie man einem Holzschneider verbieten könnte, an sich die Forderung zu machen, im Ausdruck noch weiter zu gehen und die tiefen Schatten sowie die dunkeln Lokaltinten durch ganz schwarze Partien auszudrücken, besonders wenn er jene durch halbe Striche und diese durch charakteristische Umrisse zu beleben weiß, wie bei den Tigerfell und den Hunden, die ich gezeichnet habe, geschehen ist. Uebrigens kann es wol sein, daß diese Art weniger Abdrücke verträgt als die gemeine. – Die beigelegten vierfüßigen Thiere wollen vorn herein

daher entstanden die vortrefflichen Arbeiten, welche im sechzehnten Jahrhundert in Deutschland und in Italien von verschiednen bekannten und unbekannten Meistern verfertigt worden. Diese, sowie mehrere Blätter, die Albrecht Dürer's Namen führen, haben den Gehalt geistreicher Zeichnungen mit der Feder. Ebenso vortrefflich in ihrer Art sind die meisten Figuren in dem großen anatomischen Werke des Andreas Vesalius,*) und man wird besonders von Knochen wenig andere ebenso gute und charakteristische Abbildungen aufzuweisen haben. Aehnliches Lob verdienen auch verschiedne Vögel im großen Geßnerischen Thierbuche;**) allein das Schätzbarste und in gewissem Sinne auch Kunstgerechteste der ganzen Gattung sind wol die mit drei Stöcken gedruckten Blätter von italienischen Künstlern, welche getuschte und weiß aufgehöhte Zeichnungen nachahmen. Von einigen sehr seltenen Stücken nach Zeichnungen von Parmegianino***) wird behauptet, daß er sie selbst geschnitten habe, welches man sich um so leichter überredet, als sie mit unvergleichlicher Kunst und Geist gearbeitet sind. Wir haben einst Gelegenheit gehabt, ein solches Blatt mit der wirklichen Originalzeichnung zu vergleichen, und wir fanden im Wesentlichen die Vorzüge des Originals nicht überwiegend. Auch war die übrige Aehnlichkeit so täuschend, daß dieser Holzschnitt in der berühmten Sammlung, wo die Vergleichung angestellt worden, lange für eine Zeichnung gegolten hat.

Nehmen wir nun aber nach dem, was oben gesagt worden, im Allgemeinen an, daß die meisten Holzschnitte von den Ma-

---

nicht viel sagen. Der gekämmte Pelz nimmt sich gar sehr trocken aus. Die drei letzten scheinen mir bei Weitem die besten." Ferner an A. W. Schlegel, 12. Dezember 1798: „Ew. Wohlgeboren übersende die Holzschnitte . . ., wovon Sie Herrn Unger seinen Theil gefällig abtragen werden. . . . In meinem Aufsatz, den ich zum zweiten Stück der Propyläen bestimme, kann ich mit unserm guten Unger nicht einerlei Meinung sein. . . . Das Unglück ist, daß die Engländer in ihrer neuen Manier durch eine viel leichtere mechanische Behandlungsart in gewissen Theilen weit mehr leisten, als die Deutschen nach der alten Weise jemals zu Wege bringen können." . . .

Man wird bemerken, daß namentlich in dem Briefe an Meyer mehrere der im Aufsatze vorkommenden Ausdrücke und Redewendungen wörtlich wiederholt werden.

*) Vesalius (1514–1564), so genannt nach seinem Geburtsorte Wesel, berühmter Anatom. Das hier bezeichnete Werk führt den Titel „De humani corporis fabrica" und erschien zuerst 1543 in Basel.

**) Konrad von Geßner (1516–1565), Polyhistor, zuletzt in Zürich, wo das hier genannte Werk „Historia animalium" 1551–1557 erschien.

***) Francesco Mazzuoli genannt Parmegiano oder Parmegianino, lebte von 1503 bis 1540.

lern der damaligen Zeit den Formschneidern vorgezeichnet worden, so könnte man darin schon den Keim zum Verderben, zum successiven Absterben dieses Zweigs der Kunst vorbereitet finden. Denn die Maler dachten blos daran, eine zierliche und geistreiche Zeichnung mit der Feder zu machen, kannten aber die Schwierigkeiten des Schnitts nicht, und wenn sie solche kannten, hatten sie wenigstens kein großes Interesse, ihnen auszuweichen oder auf andere Manieren zu denken, wodurch man die Hindernisse vermieden und zugleich die Vortheile des Holzschnittes benutzt hätte, welches um so mehr zu wünschen gewesen wäre, weil man dadurch dieser Arbeit mehr Anmuth gegeben und ihre Ausübung fortgepflanzt hätte. Es kam aber bald dahin, daß die Kupferstiche und radirte Blätter einen großen Vorzug im Zierlichen und Gefälligen über die Holzschnitte erlangten, wodurch sich die Liebhaberei allmählich auf jene wendete und den Fall dieser nach sich zog. Denn die ganze Arbeit und Behandlung hing von dem Kupferstecher ab, der auf seine Weise die zarteste schraffirte Zeichnung noch übertreffen konnte.

Die Formschneider, welche nicht zurückbleiben wollten, suchten sich mit ihrer Arbeit den Kupferstichen zu nähern, mußten aber nothwendig auf diesem Wege, da ihnen Materie und Mechanismus widerstrebten, zurückbleiben. Anstatt auf eigenem Wege zu wetteifern, suchten sie vergebens den Kupferstecher auf dem seinigen zu erreichen und mühten sich an Schwierigkeiten ab, wodurch doch zuletzt keine proportionirte Wirkung hervorgebracht wurde. Man könnte sie einem Trompeter vergleichen, der auf seinem Instrumente den Flötenspieler nachahmen wollte.

Indessen lag in den Holzschnitten der frühern Zeit ein fruchtbarer Keim, der erst in unsern Tagen, und zwar von den Engländern entwickelt wurde.

Der Zeichner, wenn er eine Federzeichnung für den Holzschneider arbeitete, kam, besonders wo es ihm um Kraft der Haltung, vollkommnen Schatten, dunkle Lokalfarben zu thun war, in den Fall, daß er wünschen mußte, ganz dunkle Räume anzulegen, um sie mit hellen Strichen wieder beleben zu können.

Unter den Dürerischen Holzschnitten findet sich der Fall selten. Nur die Augen des großen Ecce Homo und der kaiserliche Adler über Maximilian's Bildniß sind auf diese Weise behandelt. Was aber ganz hieher gehört, sind diejenigen Blätter, wo auf runden schwarzen Schilden eine helle geflochtene Drahtarbeit gezeichnet ist.

So findet man auch auf andern Holzschnitten, die nicht sowol in schraffirter Manier als umrißweise behandelt sind, die Lokaltinten der Hüte, Stube, Sammtbänder und dergleichen durch eine schwarze Fläche angedeutet; ja wir haben einen Hochschnitt vor uns, wo auf der Schattenseite eines durchaus dunklen Meßgewandes der Reflex eingeschnitten und also auf dem Abdruck durch weiße Striche hervorgebracht ist.

Ob nun die neuern Engländer auf diese ältern Beispiele aufmerksam geworden (die Geßnerischen Vögel haben sie ohnstreitig im Auge gehabt), oder ob die allgemeine Richtung ihrer Nation, welche nach Haltung und Helldunkel vorzüglich hinstrebt, sie auf die neue Art zu arbeiten geführt, wollen wir nicht entscheiden. Genug, wenn die ältere und bisherige deutsche Art sich ausschließlich der Nachahmung einer solchen Zeichnung nähert, die mit schwarzen Strichen auf weiß Papier gezogen ist, so gleicht die englische, wenigstens zu den Schattenpartien, einer Zeichnung, da das Schwarze mit Weiß aufgehöht worden.

Die englischen Formschneider, von denen wir Arbeiten kennen, sind zwei Brüder Bewick,*) ein anderer heißt Anderson.

Der jüngere von den Bewicks, Thomas, gab eine History of quadrupeds**) heraus, wovon wir nur wenige Blätter gesehen haben. Die Pelze der Thiere sind außerordentlich fein und zart ausgeführt, wenige aber nach ihrem charakteristischen Zug und Schwung den Gliedmaßen, über welche sie sich herlegen, gemäß dargestellt; auch scheint dieses sein Lehrlingswerk gewesen zu sein; denn in der History of british birds***) sind die Vögel sowol als die Vignetten äußerst fein und zierlich geschnitten; doch ist die Arbeit, womit die prächtige Ausgabe von Somerville's Gedicht, The Chase,†) geziert ist, noch vollkommner, die Titel nämlich nebst Vignetten zu Anfang und am Ende von jedem der vier Bücher. Sie sind von dem ältern††) Bewick, der vor Vollendung des Werkes starb, sämmtlich gezeichnet. Alles ist mit ungemeiner Sauberkeit gearbeitet,

*) Thomas Bewick lebte 1753–1828 und John Bewick 1760–1795, so daß Jener der ältere wäre. – Die Data sind aus Müller's „Neuestem Künstlerlexikon", der seinerseits wieder aus „Jackson, A Treatise on Wood engraving, historical and practical" (London 1839) geschöpft hat.

**) Das Werk erschien 1790 zu Newcastle und 1811 zu London.

***) Zu London 1809 erschienen.

†) William Somerville (1692–1742) schrieb drei didaktische Dichtungen, unter denen „The Chase" als die beste gilt.

††) Nach der obigen Note also der jüngere.

vorzüglich aber überraſchen die Titel, und unter dieſen wieder beſonders die beiden zum dritten und vierten Buche, durch Glanz und Zierlichkeit der Striche, durch Kraft, harmoniſche Abſtufung der Töne und daher entſtehende gute Wirkung, ſo daß ſie die Vergleichung mit den ſauberſten Kupferſtichen nicht zu ſcheuen brauchen. Gute Druckfarbe, ſchönes Papier, ſorgfältiger Abdruck tragen freilich das Ihrige zu dieſem Effekt bei.

Von Anderſon kennen wir verſchiedene Arbeiten, unter denen ſich beſonders eine Ankündigungskarte mit einem einfachen ländlichen Gegenſtande auszeichnet; ſie fällt durch Zierlichkeit des Schnittes, durch Kraft und Wirkung ebenſo gut in die Augen als die Bewickiſchen Stöcke.

Allein um ſolche Arbeiten gehörig zu ſchätzen, muß man vor allen Dingen den Zeichner von dem Formſchneider, und wenn ſie auch in einer Perſon zuſammentreffen ſollten, unterſcheiden.

Das hohe Charakteriſtiſche, beſonders in der Zeichnung, das die Alten, die wir oben gerühmt haben, vorzüglich zum Endzwecke hatten, wird man in den Bewickiſchen Arbeiten nicht ſuchen. Die Vögel haben ein gutes, natürliches Anſehen; in Abſicht aber auf die bedeutenden Züge können ſie ſich mit den beſſern im Geßneriſchen Werke nicht meſſen. Dagegen iſt das Einzelne, die Lage der Federn, ihre verſchiedenen Lokaltinten, und was hierzu gehören mag, bei einigen im höchſten Grade zu loben.

Es läßt ſich alſo leicht begreifen, daß dieſe neuern Holzſchnitte mit jenen ältern ſoliden Arbeiten nicht verglichen werden können. Denn wenn man Anforderungen an Form, Geiſt, Gedanke, Ausdruck u. ſ. w. machen wollte, ſo würden ſie dabei ſehr zu kurz kommen. Sie ſind Dinge von einer ganz andern Art, und man kann ſagen, auch wol zu einem ganz andern Zweck.

Die alten Künſtler bekümmerten ſich wol nicht um die Striche als Striche, wie glänzend und fein ſie ausfallen, wie ſie liegen und welchen Effekt ſie in dieſem Sinne thun ſollten; ſie ſtrebten vielmehr einzig darnach, das hohe Ziel der darſtellenden Kunſt in Bedeutung und Form zu erreichen. Ein gewiſſer Grad von Ordnung und Reinlichkeit folgte ſchon von ſelbſt aus dieſem Begriff.

Die neuern Engländer ſind mehr als geſchickte Handarbeiter zu betrachten, deren höchſter Zweck iſt, ſaubere Arbeit zu machen.

Neigt sich nicht aber die Kupferstecherei, ja wir möchten beinahe sagen, die Kunst überhaupt, um sich nach der Zeit zu bequemen, gegen diese Seite hin? Der herrschende Geschmack fordert vom wahrhaft Guten, ja vom Schönen selbst, daß es im gleissenden Gewande auftrete, wenn es Eingang finden will. Was Wunder also, daß die alte Art, in Holz zu schneiden, fast gänzlich abgekommen, woran aber nicht sowol die Formschneider als die Zeichner Schuld sein mögen, und so ehrwürdig sie auch ist, doch jetzt wenig Liebhaber mehr findet, ja daß Holzschnitt und Holzschnittsmanier sogar zur Gleichnißrede dienen müssen, um eine rohe, ungeglättete Arbeit anzudeuten.

Dagegen ist nichts natürlicher, als daß die neuern englischen Holzschnitte mit Beifall aufgenommen werden und eine sehr lebhafte Sensation erregen, da sie so ganz dem Bedürfniß der Zeit angemessen sind. Fein, niedlich, angenehm, ins Auge fallend und, was wahrscheinlich nicht die letzte Empfehlung sein wird, obendrein noch wohlfeil.

Nun aber bleibt uns noch die Frage zu untersuchen übrig, ob diese neuen englischen Holzschnitte von Seiten der Behandlung einigen Vortheil über die alten haben, und es scheint in der That, als ob hier ein nicht unbeträchtlicher Gewinn erhalten worden und noch mehr für die Zukunft zu hoffen sei.

Derjenige, der zuerst diese neue Manier, in Holz zu schneiden, aufgebracht, verdient Lob, daß er die Natur dieses Kunstzweiges wohl untersucht, erkannt und darauf die Verbesserung der Behandlungsmanier gegründet hat. Die Schwierigkeiten sind dabei nicht gesucht, sondern vermieden, und was uns besonders zweckmäßig dünkt, der starke Schatten wird überhaupt als eine dunkle Masse angesehen und nur auf verschiedne Weise mit den lichten Partien vereinigt; die Reflexe sind in denselben hineingearbeitet, da hingegen der gewöhnliche Holzschnitt das Ganze als Licht betrachtet und seine Striche, wie bei einer Zeichnung mit der Feder auf weiß Papier geschieht, vervielfacht oder verstärkt, je nachdem ein tieferer Schatten ausgedrückt werden soll. Weil nun jener Begriff der Malerei und der Lehre von den Massen weit näher liegt als dieser, so ist man bei der neuen Art, in Holz zu schneiden, des Effekts ohne Zweifel sicherer als selbst bei gewöhnlichen Kupferstichen und genießt in diesem Stück ohngefähr die Vortheile einer ebenso milden Wirkung des Schattens, wie sie die schwarze Kunst gewährt.

Was die Abstufung der Töne zur Andeutung der Lokal-

farben und der Haltung betrifft, ſo zeigen die vor uns liegenden Verſuche, daß der Holzſchnitt auch von dieſer Seite allen Forderungen der Kunſt Genüge leiſten kann.

Vorausgeſetzt alſo, daß man Mittel fände, große Stöcke in dieſer neuen Art zu verfertigen und, welches vielleicht nicht die kleinſte Schwierigkeit ſein dürfte, ſie gut abzudrucken, ſo läßt ſich als wahrſcheinlich vermuthen, daß die Holzſchnitte, da ſie von guten Künſtlern gearbeitet, aller der gefälligen Eigenſchaften fähig ſind, wodurch ſich die geſtochnen, geſchabten und geätzten Blätter empfehlen, fortan auch in beſſerm Rufe ſtehen und gleich dieſen Ehre und Gunſt beim Publikum genießen werden.

Ob wir nun gleich für die Kunſt im höhern Sinne von beiden erwähnten Holzſchnittsarten nichts zu erwarten haben, — denn die Kunſt kann wol auf den Mechanismus, der Mechanismus aber umgekehrt nicht auf ſie eine günſtige Wirkung äußern, — ſo werden wir doch, in Betracht, daß jede Ausübung eines vorzüglichen Talents, welches in dem gegenwärtigen Falle noch beſonders zu Verbreitung nützlicher Kenntniſſe dienen kann, allemal ſchätzbar ſein muß, gelegentlich wieder auf dieſen Gegenſtand zurückkehren.

Ueber die Behandlungsart des ältern bisher bekannten Holzſchnittes könnte uns Herr Unger,*) als welcher darin vorzügliche Geſchicklichkeit beſitzt, am Beſten aufklären; vielleicht würden wir indeß auch mit den engliſchen Handgriffen bekannt, um ſolche nach Deutſchland überzupflanzen.**)

---

*) Johann Friedrich Unger (1750—1804, zugleich Buchdrucker und Buchhändler), Verleger der von 1792 bis 1800 erſchienenen Ausgabe von Goethe's Werken, auch Mitglied der Akademie der bildenden Künſte in Berlin, Profeſſor an derſelben und Lehrer der Holzſchneidekunſt.

**) In dem letzten Hefte der Propyläen (III. 2. S. 173) findet ſich unter der „Kurzgefaßten Nachrichten" noch folgende auf obigen Gegenſtand bezügliche Notiz Goethe's: „In zwei neuen Holzſchnitten übt Herr Unger in Berlin mit glücklichem Erfolg die Manier aus, deren ſich die Engländer Bewick und Anderſon bedient haben, von welchen wir im zweiten Stück des erſten Bandes der Propyläen Nachricht gegeben. Das eine der erwähnten Stücke iſt eine kleine Vignette vor dem ſiebenten Theil der neuen Schriften des Herausgebers, das andere etwas größer, mit mehreren allegoriſchen Figuren. Beſonders iſt die Ausführung des letztern muſterhaft ſauber gerathen."

Zelter's siebzigster Geburtstag,

gefeiert von Bauenden, Dichtenden, Singenden

am 11. Dezember 1828.*)

Bauende. Chor.

Schmückt die priesterlichen Hallen,
Edler Harmonie errichtet,
Heut dem Manne zu gefallen,
Der sein Leben Euch verpflichtet!

Solo.

Waget laut und klar zu nennen
Sein Bemühen, seine Tugend!
Denn ein herzlich Anerkennen
Ist des Alters zweite Jugend.

Singende. Chor.

Füllt die wohlgeschmückten Hallen
Laut mit festlichen Gesängen,
Und in Chören laß't erschallen,
Wie sich die Gefühle drängen!

Solo.

Laß't uns kräftiglich erstärken
Des Verdienten neues Leben;
Mag ein Jüngling wohl vermerken,
Sich bei Zeiten zu erheben!

Dichtende. Recitativ.

Froh tret' ich ein, und wohl weiß ich zu schätzen,
Was Ihr, so nah mit meinem Thun verwandt,
Zu dieses Tages festlichem Ergetzen
Von Herrlichkeit umher gebannt.
Kühn darf ich mich nach jeder Seite wenden,
So herrlich sei, so festlich sei der Ort,
Doch bricht hervor und glänzt nach allen Enden
Der Freundschaft wie der Liebe heilig Wort.

*) Diese Kantate erschien unter der gegebenen Ueberschrift nur mit dem Zusatz „Glückwunsch von Goethe", in Musik gesetzt von Rungenhagen, 1828 in der Akademischen Druckerei in Berlin und 1833 in den „Nachgel. W." In dem ersten uns vorliegenden Druck fehlen die Bezeichnungen „Solo", „Recitativ", u. s. w.

Zu malende Gegenstände.*)

Nachdem ich über Vieles gleichgiltig geworden, betrübt es mich noch immer und in der neuesten Zeit sehr oft, wenn ich des bildenden Künstlers Talent und Fleiß auf ungünstige, widerstrebende Gegenstände verwendet sehe; daher kann ich mich nicht enthalten, von Zeit zu Zeit auf einiges Vortheilhafte hinzudeuten.

Eine so zarte wie einfache Darstellung gäbe jene jugendlich-unverdorbene reife Jungfrau Thisbe,**) die an der gesprungenen Wand horcht. Wer den Gesichtsausdruck und das Behaben eines blühenden, in Liebe befangenen Mädchens, dem Ort und Stelle einer Zusammenkunft ins Ohr geraunt wird, vollkommen darzustellen wüßte, sollte gepriesen werden.

Nun aber zum Heiligsten überzugehen, wüßte ich in dem ganzen Evangelium keinen höhern und ausdrucksvollern Gegenstand als Christus, der, leicht über das Meer wandelnd, dem sinkenden Petrus zu Hilfe tritt. Die göttliche und menschliche Natur des Erlösers ist in keinem andern Falle den Sinnen und so identisch darzustellen, ja der ganze Sinn der christlichen Religion nicht besser mit Wenigem auszudrücken. Das Uebernatürliche, das dem Natürlichen auf eine übernatürlich-natürliche Weise zu Hilfe kommt und deshalb das augenblickliche Anerkennen der Schiffer und Fischer, daß der Sohn Gottes bei ihnen gegenwärtig sei, hervorruft, ist selten gemalt worden, so wie es zugleich für den lebenden Künstler von großem Vortheil ist, daß es Raphael nicht unternommen; denn mit ihm zu ringen ist so gefährlich als mit Phanuel. (1. B. Mos. XXXII.)***)

*) Goethe's Nachgelassene Werke, IV. Band. 1832. T.-A. S. 262–263.

**) Für die Erzählung, die auch in Shakespeare's „Sommernachtstraum" benutzt ist, vgl. Ovid's Metamorph., IV. 55 f.

***) Es kann nur V. 24 des bezeichneten Kapitels gemeint sein: „Und (Jakob) blieb allein. Da rang ein Mann mit ihm, bis die Morgenröthe anbrach." Es ist Gott selbst; denn Phanuel, eigentlich Pniuel oder Peniel (V. 31), bedeutet „Angesicht Gottes".

Beiſpiele ſymboliſcher Behandlung.*)

Folgendes ſind Beiſpiele von demjenigen, was die Kunſt nur auf ihrer höchſten Stufe erreichen kann, von der Symbolik, die zugleich ſinnliche Darſtellung iſt; und zwar ſollte dieſer hohe Gewinn einem jeden geiſtreichen Menſchen fühlbar und einſichtlich ſein; denn hier beurkundet ſich die Darſtellung des möglichſten Lakonismus.

Diana und Aktäon.**)

Aus der Ferne ſchaut ein junger Jäger unter einem durchbrochenen Felsbogen ein nacktes weibliches dämoniſches Weſen von der größten Schönheit. Schon iſt er herbeigeeilt, hat ſie lüſtern in der Nähe beſchaut; ſie beſprengt ihn mit zauberiſchem Waſſer, er nimmt ſogleich die Hirſchnatur an. Einer ſeiner getreuen Hunde iſt ſchon an ihm aufgeſprungen und hat ſich im Schenkel eingebiſſen; auf der andern Seite iſt er von einem zweiten heranſtürmenden bedroht, und indem er ſich mit ſeinem aufgehobenen Krummſtabe zu wehren trachtet, wird er durch die aufſproſſenden Geweihe am Zuſchlagen gehindert.

Wer dieſes Bild zu ſchauen das Glück hat, möge von dem hohen Sinne deſſelben durchdrungen werden.

Ein zweites,

Iphigenia in Aulis,

auch erſt neuerlich ausgegraben, wird uns durch Reiſende mitgetheilt.

Im Mittelgrunde tragen zwei Opferdiener die ohnmächtige

*) Goethe's Nachgelaſſene Werke, IV. Band 1832. T.-H. S. 222–223.
**) Für die Erzählung vgl. Ovid's Metamorph. III. 143 f. und Hygin. Fab. 181.

Jungfrau gegen eine Statue der Artemis. Links vom Zuschauer eilt der bebende, in seinen Mantel sich verhüllende Agamemnon davon. An der Rechten erscheint Kalchas mit entblößtem Stahl, dem Vater mit dem Blick, der Tochter mit der Schärfe drohend.

Hier stellt sich noch reiner, in einfacher Handlung, die Absicht hin, nur das Nothwendigste dieses ungeheuren Ereignisses vor die Augen zu bringen, und zwar so, daß es durch Mannichfaltigkeit der Charaktere, durch symmetrische, wohlgefällige Stellung und durch Farbengebung ein angenehmes Wandbild erzwecken mag.

Vortheile, die ein junger Maler haben könnte,

der ſich zuerſt bei einem Bildhauer in die Lehre gäbe.*)

Der ſogenannte Hiſtorienmaler hat in Hinſicht des Gegenſtandes mit dem Bildhauer einerlei Intereſſe. Er ſoll den Menſchen kennen lernen, um ihn dereinſt in bedeutenden Augenblicken darzuſtellen.

Beim Bildhauer lernt er Proportion, Anatomie und Formen, wenn er ſich auch nur unter deſſen Anleitung im Zeichnen übt; allein er findet auch Unterricht im Modelliren, welches ihm künftig bei ſeiner Kunſt vom größten Nutzen ſein wird. Denn wie der Maler es mit der Richtigkeit ſeiner Theile oft nicht ſo genau nimmt, ſo pflegt er auch nur die eine Seite der Erſcheinung zu betrachten; beim Modelliren hingegen, beſonders des Runden, lernt er den körperlichen Werth des Inhalts ſchätzen; er lernt die einzelnen Theile nicht nach dem aufſuchen, was ſie ſcheinen, ſondern nach dem, was ſie ſind; er wird auf die unzähligen kleinen Vertiefungen und Erhöhungen aufmerkſam, die über die Oberfläche des Körpers gleichſam ausgeſäet ſind und die er bei einem einfachen maleriſchen Lichte nicht einmal bemerken kann. Er lernt ſowol den Gliedermann drapiren und die rechten Falten aufſuchen, als auch ſich ſelbſt die feſtſtehenden Figuren von Thon modelliren, um ſeine Gewänder darüber zu legen und ſein Bild darnach auszuführen. Er lernt die vielen Hilfsmittel kennen, die nöthig ſind, um etwas Gutes hervorzubringen, und eine ſolche Anleitung wird ihm nützen, daß er, wenn ſein Genie irgend hinreicht, wahr und richtig, ja zuletzt vollendet werden kann. Denn ſeinen Gemälden wird die Baſis nicht fehlen, und wenn er von einem Punkte mit dem Bildhauer ausgeht, ſo wird er nicht, wie es öfters geſchieht, ſich nur deſto weiter zurück fühlen, je weiter er vorwärts kommt; beſonders wird er die Richtigkeit dieſer Grundſätze einſehen, wenn ihn ſein Geſchick nach Rom führen ſollte.

*) Goethe's Nachgel. Werke, IV. 1832. S. 240 f., mit der Jahrzahl 1797.

Blumenmalerei.*)

Wenngleich die menschliche Gestalt, und zwar in ihrer Würde und Gesundheitsfülle, das Hauptziel aller bildenden Kunst bleibt, so kann doch keinem Gegenstande, wenn er froh und frisch in die Augen fällt, das Recht versagt werden, gleichfalls dargestellt zu sein und im Nachbild ein großes, ja größeres Vergnügen zu erwecken, als das Urbild nur immer erregen konnte. Wir schränken uns hier auf die Blumen ein, die sehr frühe als Vorbilder vom Künstler ergriffen werden mußten. Der alten Kunst waren sie Nebensache; Pausias von Sicyon**) malte Blumen zum Schmuck seines geliebten Sträußermädchens; dem Architekten waren Blätter, Knospen, Blumen und von daher abgeleitete Gestalten als Zierde seiner starren Flächen und Stäbe höchst willkommen, und noch sind uns hievon die köstlichsten Reste geblieben, wie Griechen und Römer bis zum Uebermaß mit wandelbaren Formen der vegetirenden Welt ihren Marmor belebt.

Ferner zeigt sich auf den Thüren des Ghiberti***) die schönste Anwendung von Pflanzen und des mit ihnen verwandten Gefügels. Luca della Robbia†) und seine Sippschaft umgaben mit bunt verglasten, hocherhabenen Blumen- und Fruchtkränzen anbetungswerthe, heilige Bilder. Gleiche Fruchtfülle bringt Johann von Udine††) dar in den köstlich gedrängten Obstgehängen der Vatikanischen Logen, und noch manche dergleichen, selbst ungeheuer lastende Festone verzieren Fries an Fries die Säle Leo's X. Zu gleicher Zeit finden wir auch kolossale und niedliche Pergamentblätter, heiligen und frommen

*) Ueber Kunst und Alterthum, I. Bandes 3. Heft. 1817. S. 61 ff.

**) Vgl. Goethe's Werke, II. S. 41.

***) Vgl. Goethe's Werke, XXX. S. 413. dritte Note.

†) Luca della Robbia in Florenz (1399–1480), Künstler in Thon, Erz und Marmor; unter „seiner Sippschaft" sind sein Neffe Andrea und dessen Söhne Giovanni und Girolamo verstanden, wol auch die von ihm begründete Schule.

††) Johann von Udine, genannt Manni (1487–1564), als Maler und Stuckaturkünstler in verschiedenen Städten, namentlich in Rom thätig.

Inhalts, zum Beginn und am Rande mit bewundernswürdig nachgebildeten Blumen und Früchten reichlich verziert.

Und auch ſpäter war Vegetation wie Landſchaft nur Begleiterin menſchlicher Geſtalten, bis nach und nach dieſe untergeordneten Gegenſtände durch die Machtgewalt des Künſtlers ſelbſtſtändig erſchienen und das Hauptintereſſe eines Bildes zu bewirken ſich anmaßten.

Manche Verſuche vorbeigehend, wenden wir uns zu denen Künſtlern, die in den Niederlanden zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts ihr Glück auf die Blumenliebe reicher Handelsherren gründeten, auf die eigentliche Blumiſterei, welche mit unendlicher Neigung ausgeſuchte Floren durch Kultur zu vervielfältigen und zu verherrlichen trachtete. Tulpe, Nelke, Aurikel, Hyazinthe wurden in ihrem vollkommenſten Zuſtande bewundert und geſchätzt; und nicht etwa willkürlich geſtand man Vollkommenheiten zu, man unterſuchte die Regeln, wonach etwas gefallen konnte, und wir wagen die Schätzung der Blumenliebhaber als wohlüberdacht anzuerkennen und getrauen uns, durchaus etwas Geſetzliches darin nachzuweiſen, wornach ſie gelten ließen oder forderten.

Wir geben hier die Namen der Künſtler, deren Arbeit wir bei Herrn Doktor Grambs*) in Frankfurt am Main in farbigen Aquarellzeichnungen mit Augen geſehn.

Morel aus Antwerpen,**)	Oswald Wyne.
blühte um 1700.	Van Loo.
Maria Sibylla Merian,	Robb.
desgleichen.	Roedig.
Joh. Bronkhorſt, geb. 1648.	Johann van Os.
Hermann Henſtenburgh,	Van Brüſſel,
geb. 1667.	um 1780.
Johann van Huyſum,	Van Leen.
geb. 1682, geſt. 1749.	Wilhelm Hendricus.***)

*) Beſitzer einer Sammlung von Gemälden, Kupferſtichen und Handzeichnungen in Frankfurt a. M., die öfters in Goethe's Aufſatze „Aus einer Reiſe am Rhein, Main und Neckar", dann auch in den „Tag- und Jahresheften" von 1815 erwähnt wird.

**) Jan Evert Morel, geboren 1777 in Amſterdam, nicht in Antwerpen. — Maria Sibylla Merian aus Frankfurt a. M., geb. 1647, ſtarb 1717 in Amſterdam. — Johann Bronkhorſt aus Leyden, ſtarb 1627. — Hermann Henſtenburgh 1796. — Oswald Wyne 1759—1800. — Carle van Loo aus Nizza, geb. 1705, ſtarb 1765 in Paris. — Jan van Os 1744—1808.

***) Wol identiſch mit Wijbrand Hendriks aus Amſterdam, geboren 1744, geſtorben in Harlem 1831.

Nähere Nachrichten von den neuern Künstlern würden sehr willkommen sein.

Ob nun schon Sibylle Merian, wahrscheinlich angeregt durch des hochverdienten, viel jüngern Karl Plumier*) Reiseruf und Ruhm, sich nach Surinam wagte und in ihren Darstellungen sich zwischen Kunst und Wissenschaft, zwischen Naturbeschauung und malerischen Zwecken hin und her bewegte, so blieben doch alle folgenden großen Meister auf der Spur, die wir angedeutet; sie empfingen die Gegenstände von Blumenliebhabern; sie vereinigten sich mit ihnen über den Werth derselben und stellten sie in dem vollsten ästhetischen Glanze dar. Wie nur Licht und Schatten, Farbenwechsel und Widerschein irgend spielen wollten, ließ sich hier kunstreich und unerschöpflich nachbilden. Diese Werke haben den großen Vortheil, daß sie den sinnlichen Genuß vollkommen befriedigen. Blumen und Blüthen sprechen dem Auge zu, Früchte dem Gaumen, und das beiderseitige Behagen scheint sich im Geruch aufzulösen.

Und noch lebt in jenen wohlhäbigen Provinzen derselbe Sinn, in welchem Huysum, Rachel Ruysch**) und Seghers***) gearbeitet, indessen die übrige Welt sich auf ganz andere Weise mit den Pflanzen beschäftigte und eine neue Epoche der Malerkunst vorbereitete. Es lohnt wol der Mühe, gerade auf dem Wendepunkt diese Bemerkung zu machen, damit auch hier die Kunst mit Bewußtsein ans Werk schreite.

Die Botanik huldigte in früher Zeit dem Apotheker, Blumisten und Tafelgärtner; diese forderten das Heilsame, Augenfällige, Geschmackreiche, und so war Jedermann befriedigt; allein die Wissenschaft, begünstigt vom rastlosen Treiben des Handels und Weltbewegens, erwarb sich ein Reich, das über Unendlichkeiten herrschte. Nun waren ihr Geschenke sogar verächtlich, die nur nützlich, nur schön, wohlriechend und schmackhaft sein wollen; das Unnützeste, das Häßlichste umfaßte sie mit gleicher Liebe und Antheil.

Diese Richtung mußte der Künstler gleichfalls verfolgen;

*) Plumier lebte von 1646–1707, so daß er sogar älter ist als M. S. Merian.

**) Rachel Ruysch, niederländische Blumenmalerin, 1635–1681. Man vgl. über sie auch das sehr anerkennende Urtheil in dem Aufsatz „Einfache Nachahmung der Natur, Manier, Stil."

***) Daniel Seghers (1590–1661), berühmter Blumenmaler aus Antwerpen.

denn obgleich der Geſetzgeber Linné ſeine große Gewalt auch dadurch bewies, daß er der Sprache Gewandtheit, Fertigkeit, Beſtimmungsfähigkeit gab, um ſich an die Stelle des Bildes zu ſetzen, ſo kehrte doch immer die Forderung des ſinnlichen Menſchen wieder zurück, die Geſtalt mit einem Blick zu überſehen, lieber als ſie in der Einbildungskraft erſt aus vielen Worten aufzuerbauen.

Welchem Naturfreund wäre nun vorzuerzählen nötig, wie weit die Kunſt, Pflanzen ſowol der Natur als der Wiſſenſchaft gemäß nachzubilden, in unſern Tagen geſtiegen ſei? Will man treffliche Werke vorzählen, wo ſoll man anfangen, wo ſoll man enden?

Hier ſei uns eins für alle gegeben.

A Description of the Genus Pinus by Lambert. London 1803.

Der in ſeiner Kunſt vollendete und ſie zu ſeinen Zwecken geiſtreich anwendende Ferdinand Bauer ſtellt die verſchiedenen Fichtenarten und die mannichfaltigen Umwandlungen ihrer Aeſte, Zweige, Nadeln, Blätter, Knospen, Blüthen, Früchte, Fruchthüllen und Samen zu unſerer größten Zufriedenheit durch das einfache Kunſtmittel dar, daß er die Gegenſtände in ein volles freies Licht ſetzt, welches dieſelben in allen ihren Theilen nicht allein umfaßt, ſondern ihnen auch durch lichte Widerſcheine überall die größte Klarheit und Deutlichkeit verleiht. Eine ſolche Behandlungsart gilt hauptſächlich bei dieſem Gegenſtand; Zweige, Nadeln, Blüthen haben in genanntem Geſchlecht eigentlich keinen Körper; dagegen ſind alle Theile durch Lokalfarben und Tinten ſo unendlich von einander abgeſetzt und abgeſtuft, daß die reine Beobachtung ſolcher Mannichfaltigkeit uns das Abgebildete als wirklich vor Augen bringt. Jede Farbe, auch die hellſte, iſt dunkler als das weiße Papier, worauf ſie getragen wird, und es bedarf alſo hier weder Licht noch Schatten, die Theile ſetzen ſich unter einander und vom Grunde genugſam ab; und doch würde dieſe Darſtellung noch immer etwas Chineſiſches behalten, wenn der Künſtler Licht und Schatten aus Unkunde nicht achtete, anſtatt daß er hier aus Weisheit Beides vermeidet; ſobald er aber deſſen bedarf, wie bei Aeſten und Zapfen, die ſich körperlich hervortun, weiß er mit einem Hauch, mit einem Garnichts nachzuhelfen, daß die Körper ſich runden und doch ebenſo wenig gegen den Grund abſtechen. Daher wird man beim Anblick dieſer Blätter bezaubert; die

Natur ist offenbar, die Kunst verstedt, die Genauigkeit groß, die Ausführung mild, die Gegenwart entschieden und befriedigend, und wir müssen uns glücklich halten, aus den Schätzen der großherzoglichen Bibliothek dieses Musterwerk uns und unsern Freunden wiederholt vorlegen zu können.

Denke man sich nun, daß mehrere Künstler im Dienste der Wissenschaft ihr Leben zubringen, wie sie die Pflanzentheile nach einer sich ins Unendliche vermannichfaltigenden und doch noch immer fürs Anschauen nicht hinreichenden Terminologie durchstudiren, wiederholt nachbilden und ihrem scharfen Künstlerauge noch das Mikroskop zu Hülfe rufen, so wird man sich sagen: es muß endlich Einer aufstehen, der diese Abgesondertheiten vereinigt, das Bestimmte festhält, das Schwebende zu fassen weiß; er hat so oft, so genau, so treu wiederholt, was man Geschlecht, Art, Varietät nennt, daß er auswendig weiß, was da ist, und ihn nichts irrt, was werden kann.

Ein solcher Künstler habe nun auch denselben innern Sinn, den unsere großen niederländischen Blumenmaler besessen, so ist er immer in Nachtheil; denn jene hatten nur Liebhaber des Auffallendschönen zu befriedigen, er aber soll im Wahren und durchs Wahre das Schöne geben; und wenn jene im beschränkten Kreise des Gartenfreundes sich behaglich ergingen, so soll er vor einer unübersehbaren Menge von Kennern, Wissenden, Unterscheidenden und Aufstechenden sich über die Natürlichkeit kontroliren lassen.

Nun verlangt die Kunst, daß er seine Blumen nach Form und Farbe glücklich zusammenstelle, seine Gruppen gegen das Licht zu erhöhe, gegen die Seiten schattend und halbschattig abrunde, die Blüthen erst in voller Ansicht, sodann von der Seite, auch nach dem Hintergrunde zu fliehend sehen lasse und sich dabei dergestalt bewähre, daß Blatt und Blättchen, Kelch und Antheren eine Spezialkritik aushalte und er zugleich im Ganzen Künstler und Kunstkenner zu befriedigen, den unerläßlichen Effekt darzugeben und leisten soll. — —

Daß irgend Jemand eine solche Aufgabe zu lösen unternähme, würden wir nicht denken, wenn wir nicht ein paar Bilder vor uns hätten, wo der Künstler geleistet hat, was einem Jeden, der sich's blos einbilden wollte, völlig unmöglich scheinen mußte.

Glasmalerei.*)

Zu Köln am Rheine befand ſich eine ſehr anſehnliche Sammlung gemalter Fenſter und einzelner Scheiben, welche am 3. Junius des vergangenen Jahres verauktionirt werden ſollte. Ihr weiteres Schickſal, und ob ſie partieweis beiſammen geblieben oder ſich gänzlich zerſtreute, iſt uns unbekannt. Hier ſoll auch vornehmlich von dem auf 36 Seiten in Quarto gedruckten Katalog die Rede ſein, welcher in ſeiner Art für muſterhaft gelten kann. Der Verfaſſer ſondert die Fenſter und einzelnen Scheiben der Sammlung in fünf verſchiedene Abtheilungen und nimmt für jede Abtheilung eine beſondere Epoche der Glasmalerei an, von deren Unterſchied und Eigenthümlichkeiten er mit Sachkenntniß und Kunſtverſtand kurze Erläuterungen giebt. Die ganze Sammlung beſtund aus 247 Nummern, und das Verzeichniß giebt genaue Nachricht von dem, was jede darſtellt, wie ſie ausgeführt ſei, über die Zeiten, denen ſie angehören, über die Beſchädigungen, die Geſtalt und Größe einer jeden. Für die Geſchichte der Glasmalerei wird dieſes Verzeichniß einen bleibenden Werth behalten.

*

Mit den ſo fleißig als ſchön nachgebildeten bunten Glasfenſtern hat Herr Müller den Kunſtfreunden ein angenehmes Geſchenk gemacht und kann ihres Dankes gewiß ſein; es iſt ein löbliches Trachten, dergleichen vergängliche, mannichfaltigen Zufällen ausgeſetzte Denkmale, durch vervielfältigte Nachbildung geſichert, der Zukunft aufzubewahren. Sie ſind in doppelter Beziehung ſchätzbar, einmal in geſchichtlicher, da ſie Bildniſſe andenkenswürdiger Perſonen, auch Wappenſchilde vormals blühender Familien enthalten; ſodann hat nicht ſelten auch die Kunſt ſich an dergleichen gemalten Fenſtern auf eine ſehr ehrenwerthe Weiſe gezeigt und mitunter ſogar Vortreffliches geleiſtet.

*) Goethe's Nachgelaſſene Werke, Bd. IX. 1833. T.-A. S. 161 f.

Arie.

Die Blumen, gepflegt und gehütet,
Ihm brache ich sie oft zum Strauß,
Wie frisch man der Liebsten sie bietet;
Sie nahmen sich zierlich aus.
Dann erst begann es zu düften,
Da hob ein frischer Flor
Zu leichten Aethers-Lüften
In Tönen sich hervor.

Bauende. Solo.

Hat er uns früh gepfleget,
Wir gründeten sein Haus.

Singende. Solo.

Wie er uns täglich heget,
Wir füllen's freudig aus.

Zu Drei.

Nun erst beginnt's zu düften,
Nun hebt ein frischer Flor
Zu leichten Aethers-Lüften
In Tönen sich empor.

Dichtende. Solo.

Blitz und Schlag
Am klaren Tag
Unterbricht
Freud' und Licht.

Bauende.

Finsterniß und Nebelschauern
Hingegeben unbewußt,
Und von tiefgefühlt'm Trauern
Nähret sich die hohe Brust.

Singende.

Melodien so hehr', so schöne,
Dringen aus der sinn'gen Brust,
Ach, es sind nur Trauertöne,
Bittre Klagen ob Verlust.

Nachricht von altdeutschen, in Leipzig entdeckten Kunstschätzen.*)

Es befindet sich wol keine Kirche in der Christenheit, deren frühere Gemälde, Statuen oder sonstige Denkmale nicht neuern Bedürfnissen oder verändertem Kunstgeschmack einmal weichen müssen. Glücklich, wenn sie nicht völlig zerstört, sondern, wenngleich ohne sorgfältigen Bedacht, jedoch durch günstiges Geschick einigermaßen erhalten werden.

Dieses Letztere ist der Fall mit einer Anzahl alter Gemälde, welche sonst die Zierden der Leipziger Kirchen gewesen, aber herausgenommen und auf die Gewölbe dieser Gebäude gestellt worden. Sie befinden sich freilich in einem traurigen Zustande, doch an ihrer Wiederherstellung ist nicht durchaus zu verzweifeln. Die Entdeckung dieser bedeutenden Schätze sind wir Herrn Quandt schuldig, einem jungen Handelsmann, der mit Enthusiasmus für die Kunst schöne Kenntnisse derselben verbindet, auch Geschmack und Einsichten auf Reisen geläutert hat. Unter dem Schutz und mit Begünstigung der hohen Behörden, dem Beistande des Herrn Doktor Stieglitz**) und thätiger Mitwirkung

*) Morgenblatt, Nr. 69. Den 22. März 1815. — Genauere Nachrichten über das Ganze giebt das „Verzeichniß der Kunstwerke im städtischen Museum zu Leipzig, 1872", dessen Verfasser, der Museums-Direktor Dr. Max Jordan, auch auf den vorliegenden Aufsatz Goethe's Rücksicht nimmt. Danach sind die betreffenden Gemälde im 15. und 16. Jahrhundert in die Nikolaikirche gestiftet, aber im vorigen Jahrhundert bei der Aufreissung derselben in eine Rumpelkammer unter dem Kirchendach gekommen. Dort entdeckte sie 1815 J. G. von Quandt unter Schutt und Moder, zum Theil sogar als Scheidewände für einen Taubenschlag benutzt. Bis zur Gründung des Museums 1837 waren die Gemälde dann in der Stadtbibliothek aufbewahrt. — Indessen sind nicht alle die im Späteren erwähnten Bilder wirklich aufgestellt, sondern sie befinden sich zum Theil wegen Mangels an Platz in der Vorrathskammer.

**) Christian Ludwig Stieglitz (1756–1836), auch als Kunstschriftsteller namentlich über Architektur bekannt.

der HH. Hellig und Lehmann hat derselbe mehrere kostbare Bilder vom Untergange gerettet, und man hofft, durch Reinigung und Restauration sie wieder genießbar zu machen. Die Nachrichten, welche wir davon erhalten, bringen wir um so schneller ins Publikum, als bei bevorstehender Jubilate-Messe gewiß jeder Kunstfreund und Kenner sich nach diesen Tafeln erkundigen und durch Theilnahme das glücklich begonnene Unternehmen befördern wird.

Vorläufig können wir Folgendes mittheilen.

Sechs Gemälde auf Goldgrund.*)

Die Lichter in den Gewändern mit Gold gehöht.

1. Ein Ecce Homo, mit der Jahrzahl 1498.

2. Eine Krönung Mariä,**) viel älter. Zu aller Mangelhaftigkeit der Zeichnung ist sehr viel zartes Gefühl gesellt.

3. Eine Dreifaltigkeit. Gott Vater, die Leiche des Sohns im Schooße haltend. Unzählige Engel umgeben die erhabene Gruppe. Auf der Erde ruhen drei Verstorbene.***) Auf der einen Seite kniet Maria, auf der andern der heilige Sebastian, welche betend den Todesschlummer der Schlafenden bewachen.

4. Verfolgung der ersten Christen. Die Köpfe so schön und gefühlvoll, daß sie an Holbein erinnern.

5. Geschichte des Lazarus.†) Hände und Füße nicht zum Besten gezeichnet, die Köpfe hingegen von der größten Schönheit, dem edelsten und rührendsten Ausdruck.

Bilder des ältern Cranach.

1. Die Verklärung.††) Christus ist eine wahre Vergötterung des Menschen. Die erhabenen Gestalten des Himmels

*) Von diesen stehen im Leipziger Katalog nur 2, 3 u. 5 unter Nr. 240, 249 u. 236, die beiden ersten ausdrücklich als aus der Nikolaikirche stammend bezeichnet.

**) Das Bild ist der Abtheilung „Oberdeutsche Schule des 15. Jahrhunderts" zugewiesen, der Meister unbekannt.

***) Nach dem Katalog „Sterbende".

†) Unter der Rubrik „Unbekannte Meister des 16. Jahrhunderts", als „Verklärung Christi auf Tabor."

††) Unter Nr. 45 des Katalogs. -- Nach der Angabe von Chr. Schuchardt („Goethe's italienische Reise", II. S. 303) ist dies Bild nur theilweise von dem ältern Cranach, der von 1470 oder 1472 bis 1553 lebte.

umgeben ihn; auf dem Hügel ruhen die Jünger im wachen Traume. Eine herrliche Aussicht eröffnet sich dem Auge weit über das Meer und über ein reichbebautes Vorgebirge. Das Bild ist ein Moment, ein Guß des Gedankens, vielleicht der höchste, gunstreichste Augenblick in Cranach's Leben.

2. Die Samariterin.*) Christus, voll hoher männlicher Würde, Weisheit und Huld, spricht wohlwollend und ernst zu dem jugendlich sorglosen Weibe, welche ohne Beschauung das Leben genußreich auf sich einwirken ließ und es heiter hinnahm. Von den gehaltvollen Worten ergriffen, kehrt ihr Blick zum ersten Mal sich in ihr Inneres.

3. Die Kreuzigung.**) Auf der einen Seite stehen, in tiefen Schmerz versunken, die Freunde des Heilandes, auf der andern in unerschütterlich roher Kraft die Kriegsknechte. Der Hauptmann allein blickt gedankenvoll zu dem Gekreuzigten empor, sowie auch einer von den Priestern. Diese drei Bilder sind von beträchtlicher Größe.

4. Der Sterbende.***) Ungefähr zwanzig Zoll breit und einige dreißig Zoll hoch. Die größte Figur im Vordergrunde hat ungefähr vier Zoll. Die Komposition ist reich und erfordert eine weitläufige Beschreibung, daher nur so viel zur Einleitung: Unten liegt der Sterbende, dem die letzte Oelung ertheilt wird; an dessen Bette kniet die Gattin; die Erben hingegen untersuchen Kisten und Kasten. Ueber dem Sterbenden erhebt sich dessen Seele, welche sich auf der einen Seite von Teufeln ihre Sünden vorgehalten sieht, auf der andern von Engeln Vergebung vernimmt. Oben zeigt sich in Wolken die Dreieinigkeit, mit Engeln und Patriarchen umgeben. Noch höher befindet sich ein Abschnitt, auf dem eine Kirche vorgestellt ist, zu welcher sich Betende nahen. Nicht zu beschreiben ist die Zartheit, womit dieses Bild ausgeführt ist, und vorzüglich haben die größten wie die kleinsten Köpfe eine musterhafte Vollendung und Ausführung; auch findet sich sehr selten hier etwas Verschobenes, das in Cranach's Köpfen oft vorkommt.

Dieses Bild diente zur Zierde des Grabmals eines Herrn

*) Unter Nr. 41 als „Christus und die Samariterin".

**) Unter Nr. 241 als „Kreuzigung Christi". Das Bild trägt die Jahrzahl 1554 und ist der Abtheilung „Cranach's Schule" zugewiesen.

***) Unter Nr. 60 mit der Beschreibung Goethe's. — Ueber die Bedeutung des Bildes vgl. Schuchardt: „L. Cranach's Leben und Werke. Leipzig, 1851."

Schmidburg, der nach der Inſchrift*) im Jahr 1518 ſtarb. Aus dieſer Zeit muß alſo auch dieſes Bild ſein, worauf Cranach's Monogramm ſteht.

Bilder des jüngern Cranach.**)

1. Allegoriſches Bild. Auf die Erlöſung deutend. — Es hat daſſelbe im Allgemeinen der Anordnung, in den Gruppen und in der einnehmenden Idee große Aehnlichkeit mit dem Altargemälde in Weimar, das wir durch Kupferſtich und Beſchreibung kennen; es iſt jedoch kleiner.

Im Vordergrunde der Heiland am Kreuze, dieſem zur Linken der auferſtandene Heiland***) und der mit der Gottheit verſöhnte Menſch. Chriſtus deutet mit ſeiner rechten Hand nach ſeiner Leidensgeſtalt, und der Mann an ſeiner Seite faltet verehrend die Hände. Beide ſind überaus edle, ſchöne Köpfe, das Nackende beſſer als gewöhnlich gezeichnet, und das Kolorit zart und warm. Die Gruppe der Hirten, die Erhöhung der Schlange, das Lager, Moſes und die Propheten ſind faſt ganz ſo wie zu Weimar. Unter dem Kreuze iſt das Lamm; doch ſteht ein wunderſchönes Kind daneben mit der Siegesfahne. Zur Rechten des Gekreuzigten ſehen wir im Hintergrunde das erſte Menſchenpaar in Eintracht mit der Natur; das ſcheue Wild weidet noch vertraulich neben den Menſchen.

Weiter vorn wird ein Mann von Tod und Teufel verfolgt. Im Vorgrunde ſteht der Heiland zum dritten Mal. Unter ſeinen Füßen bricht das Gerippe des Todes zuſammen, und ohne Haß, ohne Zorn, ohne Anſtrengung ſtößt Chriſtus dem gekrönten Ungeheuer den kryſtallnen Speer, auf welchem die Fahne des Sieges weht, in den Rachen. Unzählige Verdammte, worunter wir größtentheils Mönche, Nonnen und Geiſtliche vom höchſten Rang erblicken, gehen befreit hervor und preiſen den Herrn und Retter. Dieſer Chriſtus iſt jenem auf dem Bilde in Weimar ſehr ähnlich, nur in entgegengeſetzter Richtung gezeichnet.

*) Die Inſchrift lautet: „Patri op. Henricus Schmitborg Lipsiensis jurium doctor fieri fecit an. ab incar. do. MDXVIII." Außerdem ſind noch zwei andere lateiniſche Inſchriften auf dem Bilde.

**) Lukas Cranach der Jüngere lebte von 1515–1586.

***) Nach Schuchardt (II. S. 305) iſt die Geſtalt Johannes der Täufer, ebenſo wie auf den vielen andern Cranach'ſchen Darſtellungen dieſes Gegenſtandes.

Den untern Theil der Tafel füllt ein zahlreiches Familiengemälde. Auf dem Stamme des Kreuzes ist Cranach's Monogramm und die Jahrzahl 1557, woraus zu folgen scheint, da Cranach 1553 gestorben, dieses Bild sowie das folgende seien von seinem Sohne gemalt.

2. Die Auferstehung*) mit der Jahrzahl 1559. Es wäre werth, zu untersuchen, wodurch die Werke des jüngern Cranach sich von denen seines Vaters unterscheiden. Es scheint mir das Bild mit der Jahrzahl 1557 im eigentlichsten Sinne mehr gemalt als die andern. Es ist darin eine Untermalung unter den Lasuren zu bemerken, dahingegen die ältern Bilder mehr in Oel lasirte Zeichnungen zu nennen sind. Und so wäre es denn nicht unwahrscheinlich, daß diese letztern Gemälde sich von Cranach dem Sohn, jene erstern hingegen von Cranach dem Vater herschreiben.

Im März 1815.

---

*) Nr. 47 des Katalogs mit der Jahreszahl 1554.

Ruysdael als Dichter.*)

Jakob Ruysdael, geboren zu Harlem 1635, fleißig arbeitend bis 1681, iſt als einer der vortrefflichſten Landſchaftsmaler anerkannt. Seine Werke befriedigen vorerſt alle Forderungen, die der äußere Sinn an Kunſtwerke machen kann. Hand und Pinſel wirken mit größter Freiheit zu der genaueſten Vollendung. Licht, Schatten, Haltung und Wirkung des Ganzen läßt nichts zu wünſchen übrig. Hievon überzeugt der Anblick ſogleich jeden Liebhaber und Kenner. Gegenwärtig aber wollen wir ihn als denkenden Künſtler, ja als Dichter betrachten, und auch hier werden wir geſtehen, daß ein hoher Preis ihm gebühre.

Zum gehaltreichen Texte kommen uns hiezu drei Gemälde der königlich ſächſiſchen Sammlung zu Statten, wo verſchiedene Zuſtände der bewohnten Erdoberfläche mit großem Sinn dargeſtellt ſind, jeder einzeln, abgeſchloſſen, konzentrirt. Der Künſtler hat bewunderungswürdig geiſtreich den Punkt gefaßt, wo die Produktionskraft mit dem reinen Verſtande zuſammentrifft, und dem Beſchauer ein Kunſtwerk überliefert, welches, dem Auge an und für ſich erfreulich, den innern Sinn aufruft, das Nachdenken anregt und zuletzt einen Begriff ausſpricht, ohne ſich darin aufzulöſen oder zu verküblen. Wir haben wohlgerathene Kopien dieſer drei Bilder vor uns und können alſo darüber ausführlich und gewiſſenhaft ſprechen.

I.

Das erſte Bild ſtellt die ſucceſſiv bewohnte Welt zuſammen dar. Auf einem Felſen, der ein begrenztes Thal überſchaut, ſteht ein alter Thurm, nebenan wohlerhaltene neuere Baulichkeiten.**) An dem Fuße des Felſen eine anſehnliche

*) Morgenblatt, Nr. 107. Den 2. Mai 1816.

**) Der Stich von Ruysdael's „Waſſerfall", den J. J. Freihoff 1797 dem Herzog Friedrich Franz von Deſſau widmete, kommt zu dieſer Beſchreibung nur zum Theil; von „wohl erhaltenen Baulichkeiten" iſt in demſelben nichts zu entdecken.

Wohnung behaglicher Gutsbesitzer. Die uralten hohen Fichten um dieselbe zeigen uns an, welch ein langer friedlich vererbter Besitz einer Reihe von Abkömmlingen an dieser Stelle gegönnt gewesen. Im Grunde am Abhange eines Berges ein weithingestrecktes Dorf, gleichfalls auf Fruchtbarkeit und Wohnlichkeit dieses Thals hindeutend. Ein starkströmendes Wasser stürzt im Vordergrunde über Felsen und abgebrochene schlanke Baumstämme, und so fehlt es denn nicht an dem allbelebenden Elemente, und man denkt sich sogleich, daß es ober- und unterhalb durch Mühlen und Hammerwerke werde benutzt sein. Die Bewegung, Klarheit, Haltung dieser Massen beleben köstlich das übrige Ruhende. Daher wird auch dieses Gemälde der Wasserfall genannt. Es befriedigt Jeden, der auch nicht gerade in den Sinn des Bildes einzudringen Zeit und Veranlassung hat.

II.

Das zweite Bild, unter dem Namen des Klosters berühmt, hat bei einer reichern, mehr anziehenden Komposition die ähnliche Absicht: im Gegenwärtigen das Vergangene darzustellen, und dies ist auf das Bewundernswürdigste erreicht, das Abgestorbene mit dem Lebendigen in die anschaulichste Verbindung gebracht.

Zu seiner linken Hand erblickt der Beschauer ein verfallenes, ja verwüstetes Kloster, an welchem man jedoch hinterwärts wohlerhaltene Gebäude sieht, wahrscheinlich den Aufenthalt eines Amtmanns oder Schössers, welcher die ehemals hieher fließenden Zinsen und Gefälle noch fernerhin einnimmt, ohne daß sie von hier aus wie sonst ein allgemeines Leben verbreiten.

Im Angesicht dieser Gebäude steht ein vor alten Zeiten gepflanztes, noch immer fortwachsendes Lindenrund, um anzudeuten, daß die Werke der Natur ein längeres Leben, eine größere Dauer haben als die Werke der Menschen; denn unter diesen Bäumen haben sich schon vor mehreren Jahrhunderten bei Kirchweihfesten und Jahrmärkten zahlreiche Pilgrime versammelt, um sich nach frommen Wanderungen zu erquicken.

Daß übrigens hier ein großer Zusammenfluß von Menschen, eine fortdauernde Lebensbewegung gewesen, darauf deuten die an und in dem Wasser übrig gebliebenen Fundamente von Brückenpfeilern, die gegenwärtig malerischem Zwecke die-

nen, indem sie den Lauf des Flüßchens hemmen und kleine rauschende Kaskaden hervorbringen.

Aber daß diese Brücke zerstört ist, kann den lebendigen Verkehr nicht hindern, der sich durch Alles durch seine Straße sucht. Menschen und Vieh, Hirten und Wanderer ziehen nunmehr durch das seichte Wasser und geben dem sanften Zuge desselben einen neuen Reiz.

Auch reich an Fischen sind noch bis auf den heutigen Tag diese Fluthen so wie zu jener Zeit, als man bei Fastentafeln nothwendig ihrer bedurfte; denn Fischer waten diesen unschuldigen Grundbewohnern noch immer entgegen und suchen sich ihrer zu bemächtigen.

Wenn nun die Berge des Hintergrundes mit jungen Büschen umlaubt scheinen, so mag man daraus schließen, daß starke Wälder hier abgetrieben und diese sanften Höhen dem Stockausschlag und dem kleinern Gesträuch überlassen werden.

Aber diesseits des Wassers hat sich zunächst an einer verwitterten, zerbröckelten Felspartie eine merkwürdige Baumgruppe angesiedelt. Schon steht veraltet eine herrliche Buche da, entblättert, entästet, mit geborstener Rinde. Damit sie uns aber durch ihren herrlich dargestellten Schaft nicht betrübe, sondern erfreue, so sind ihr andere, noch vollebendige Bäume zugesellt, die dem kahlen Stamme durch den Reichthum ihrer Aeste und Zweige zu Hilfe kommen. Diesen üppigen Wuchs begünstigt die nahe Feuchtigkeit, welche durch Moos und Rohr und Sumpfkräuter genugsam angedeutet wird.

Indem nun ein sanftes Licht von dem Kloster zu den Linden und weiterhin sich zieht, an dem weißen Stamm der Buche wie im Widerscheine glänzt, sodann über den sanften Fluß und die rauschenden Fälle, über Heerden und Fischer zurückgeleitet und das ganze Bild belebt, sitzt nah am Wasser im Vordergrunde, uns den Rücken zukehrend, der zeichnende Künstler selbst, und diese so oft mißbrauchte Staffage erblicken wir mit Rührung hier am Platze so bedeutend als wirksam. Er sitzt hier als Betrachter, als Repräsentant von Allen, welche das Bild künftig beschauen werden, welche sich mit ihm in die Betrachtung der Vergangenheit und Gegenwart, die sich so lieblich durcheinander webt, gern vertiefen mögen.

Glücklich aus der Natur gegriffen ist dies Bild, glücklich durch den Gedanken erhöht, und da man es noch überdies nach allen Erfordernissen der Kunst angelegt und ausgeführt findet,

so wird es uns immer anziehen, es wird seinen wohlverdienten Ruf durch alle Zeiten erhalten und auch in einer Kopie, wenn sie einigermaßen gelang, das größere Verdienst des Originals zur Ahnung bringen.

III.

Das dritte Bild dagegen ist allein der Vergangenheit gewidmet, ohne dem gegenwärtigen Leben irgend ein Recht zu gönnen. Man kennt es unter dem Namen des Kirchhofs. Es ist auch einer. Die Grabmale sogar deuten in ihrem zerstörten Zustande auf ein mehr-als-Vergangenes; sie sind Grabmäler von sich selbst.

In dem Hintergrunde sieht man, von einem vorüberziehenden Regenschauer umhüllt, magere Ruinen eines ehemals ungeheuern, in den Himmel strebenden Doms. Eine freistehende spindelförmige Giebelmauer wird nicht mehr lange halten. Die ganze, sonst gewiß fruchtbare Klosterumgebung ist verwildert, mit Stauden und Sträuchen, ja mit schon veralteten und verdorrten Bäumen zum Theil bedeckt. Auch auf dem Kirchhofe dringt diese Wildniß ein, von dessen ehemaliger frommer Befriedigung keine Spur mehr zu sehen ist. Bedeutende, wundersame Gräber aller Art, durch ihre Formen theils an Särge erinnernd, theils durch große aufgerichtete Steinplatten bezeichnet, geben Beweis von der Wichtigkeit des Kirchsprengels und was für edle und wohlhabende Geschlechter an diesem Orte ruhen mögen. Der Verfall der Gräber selbst ist mit großem Geschmack und schöner Künstlermäßigung ausgeführt; sehr gern verweilt der Blick an ihnen. Aber zuletzt wird der Betrachter überrascht, wenn er weit hinten neue bescheidene Monumente mehr ahnet als erblickt, um welche sich Trauernde beschäftigen — als wenn uns das Vergangene nichts außer der Sterblichkeit zurücklassen könnte.

Der bedeutendste Gedanke dieses Bildes jedoch macht zugleich den größten malerischen Eindruck. Durch das Zusammenstürzen ungeheurer Gebäude mag ein freundlicher, sonst wohlgeleiteter Bach verschüttet, gestemmt und aus seinem Wege gedrängt worden sein. Dieser sucht sich nun einen Weg ins Wüste bis durch die Gräber. Ein Lichtblick, den Regenschauer überwindend, beleuchtet ein paar aufgerichtete, schon beschädigte Grabestafeln, einen ergrauten Baumstamm und -Stock, vor Allem

aber die heranfluthende Wassermasse, ihre stürzenden Strahlen und den sich entwickelnden Schaum.

Diese sämmtlichen Gemälde, so oft kopirt, werden vielen Liebhabern vor Augen sein. Wer das Glück hat, die Originale zu sehen, durchdringe sich von der Einsicht, wie weit die Kunst gehen kann und soll!

Wir werden in der Folge noch mehr Beispiele aufsuchen, wo der reinfühlende, klardenkende Künstler, sich als Dichter erweisend, eine vollkommene Symbolik erreicht und durch die Gesundheit seines äußern und innern Sinnes uns zugleich ergetzt, belehrt, erquickt und belebt.

Dichtende. Sole.

Wie wenig, wir Geſchäftigen,
Vermochten wir alsdann
Er weiß ſich ſelbſt zu kräftigen,
Er iſt, er ſteht, ein Mann.

Bauende.

Er ſteht,

Singende.

Er ſteht,

Bauende.

Er iſt,

Singende.

Er iſt,

Alle.

Iſt unſer Mann.

Dichtende. Arie mit Chor.

Was braucht es weiter!
Wir ſingen heiter,
So wie am Anfang
So auch am Ende,
Daß jeder Jahrgang
Sich rein vollende.
Sein Thun und Laſſen
In Eins zu faſſen,
Gönn' ihm das Glück!

Bauende, Dichtende, Singende.

Zu Drei oder Vier.

Dankbar, ewig klar und helle
Fließe ſegnend unſer Sang;
Doch an ſolcher Freuden Schwelle
Weilten wir ſchon allzu lang'.

Alle.

Dank- und lieb- und wonnereiche
Auserwählte, treue Schaar,
Schlinget Eure Lorbeerzweige
Dreifach um das würd'ge Haar!

Skizzen zu Casti's Fabelgedicht: Die redenden Thiere.*)

Diese, von einem vorzüglichen Künstler an die Weimarischen Kunstfreunde gesandt, gaben zu folgenden Betrachtungen Anlaß.

Das Fabelgedicht von Casti bietet zu malerischer Darstellung weniger günstigen Stoff als Reineke Fuchs und andere einzelne Apologen.**) Was gebildet werden soll, muß ein Aeußerliches mit sich führen; wo nichts geschieht, hat der Künstler seine Vortheile verloren. In genanntem Gedichte sind innerliche Zustände die Hauptsache, lebhafte, heftige, kluge, revolutionäre Gesinnungen einer schwachen und doch gewaltsamen und in ihrer Klugheit selbst unklugen, besorgten und sorglosen Despotie entgegengestellt. Als Werk eines geistreichen Mannes hat es große Vorzüge; dem bildenden Künstler aber gewährt es wenige bedeutende Momente. In solchen Fällen betrachtet man ein Bild, und man weiß nicht, was man sieht, wenn man uns gleich sagt, was dabei zu denken wäre.

I. Berathschlagen der Thiere über künftige Regierungsform, ob monarchisch oder republikanisch. Macht eine gute Thiergruppe; wer könnte aber dabei errathen, daß sie berathschlagen?

II. Rede des Löwen als erwählten Königs. Bildet sich gut zusammen, auch drückt sich das Herrische des Löwen, die Nachgiebigkeit der übrigen untergeordneten Geschöpfe deutlich aus.

---

*) Ueber Kunst und Alterthum, I. Bandes 3. Heft. 1817. S. 70 ff. — Das hier genannte Gedicht von Giambattista Casti (1721—1803) war 1802 in Mailand in 5 Bänden, 1817 in deutscher Uebersetzung in 3 Bänden in Bremen erschienen.

**) Ueberhaupt Ausdruck für die äsopische Fabel und für die äsopische Erzählung überhaupt.

III. Die Krönung des Löwen durch den Ochſen. Ein ſinnlicher Akt, macht ein gutes Bild; nur in die Plumpheit des Krönenden keineswegs erfreulich; man fürchtet, den neuen Monarchen auf der Stelle erdrückt zu ſehen.

IV. Das Tatzenlecken; wird poetiſch dadurch der Handkuß vorgeſtellt. Wir können uns hier der Bemerkung nicht enthalten, daß das Gedicht, mit allen ſeinen Verdienſten nicht ſowol poetiſch ironiſch als direkt ſatiriſch iſt. Hier ſind nicht Thiere, die wie Menſchen handeln, ſondern völlige Menſchen, und zwar moderne, als Thiere maskirt. Das Tatzenlecken kann im beabſichtigten Sinne nicht deutlich werden. Man glaubt, des Löwen Pfote ſei verletzt, das Lecken eine Kur, und man wird durch den leidenden Blick des Löwen, gegen Affen und Kater gerichtet, in dieſen Gedanken beſtärkt. Kein Künſtler vermöchte wol auszudrücken, daß der Löwe Langeweile hat.

Dieſe Bilder würden durch das Gedicht klar und, da ſie gut komponirt und wohl beleuchtet ſind, von bekannter geſchickter Hand dem Liebhaber wol erfreulich ſein. Das ſechste und ſiebente hingegen iſt nicht zu entziffern; wenn man den Zweck nicht ſchon weiß, ſo verſteht man ſie nicht, und wird uns das Verſtändniß eröffnet, ſo befriedigen ſie nicht. Von bildlichen Darſtellungen, welche zu einem geſchriebenen Werke gefertigt werden, darf man freilich nicht ſo ſtreng verlangen, daß ſie ſich ſelbſt ausſprechen ſollen; aber daß ſie an und für ſich gute Bilder ſeien, daß ſie nach gegebener Erklärung den Beifall des Kunſtfreundes gewinnen, läßt ſich wol erwarten.

Was jedoch ſolchen Produktionen eigentlich den höchſten Werth giebt, iſt ein guter Humor, eine heitere, leidenſchaftsloſe Ironie, wodurch die Bitterkeit des Scherzes, der das Thieriſche im Menſchen hervorhebt, gemildert und für geiſtreiche Leſer ein geſchmackvoller Beigenuß bereitet wird. Muſterhaft ſind hierin Joſt Ammon und Aldert van Everdingen in den Bildern zu Reineke Fuchs, Paul Potter in dem berühmten weiland Kaſſeler Gemälde, wo die Thiere den Jäger richten und beſtrafen.

Vorstehendes gab zu weitern Betrachtungen Anlaß.

Die Thierfabel gehört eigentlich dem Geiste, dem Gemüth, den sittlichen Kräften, indessen sie uns eine gewisse derbe Sinnlichkeit vorspiegelt. Den verschiedenen Charakteren, die sich im Thierreich aussprechen, borgt sie Intelligenz, die den Menschen auszeichnet, mit allen ihren Vortheilen, dem Bewußtsein, dem Entschluß, der Folge, und wir finden es wahrscheinlich, weil kein Thier aus seiner beschränkten, bestimmten Art herausgeht und deshalb immer zweckmäßig zu handeln scheint.

Wie die Fabel des Fuchses sich durch lange Zeiten durchgewunden und von mancherlei Bearbeitern erweitert, bereichert und ausgestutzt worden,*) darüber giebt uns eine einsichtige Literargeschichte täglich mehr Aufklärung.

Daß wir sinnliche Gegenstände, wovon wir hören, auch mit Augen sehen wollen, ist natürlich, weil sich Alles, was wir vernehmen, dem innern Sinn des Auges mittheilt und die Einbildungskraft erregt. Diese Forderung hat aber der bildenden Kunst, ja allen äußerlich darstellenden, großen Schaden gethan und richtet sie mehr oder weniger zu Grunde. Die Thierfabel sollte eigentlich dem Auge nicht dargestellt werden, und doch ist es geschehen; untersuchen wir an einigen Beispielen, mit welchem Glück.

Jost Ammon,**) in der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts, gab zu einer lateinischen metrischen Uebersetzung des Reineke Fuchs kleine allerliebste Holzschnitte. In dem großen Kunstsinne der damaligen Zeit behandelt er die Gestalt der Thiere symbolisch, flügelmännisch, nach heraldischer Art und Weise, wodurch er sich den größten Vortheil verschafft, von der naivsten Thierbewegung bis zu einer übertriebenen, fratzenhaften Menschenwürde gelangen zu können. Jeder Kunstfreund besitzt und schätzt dieses kleine Büchelchen.

Aldert van Everdingen***) zog als vortrefflicher Landschaftsmaler die Thierfabel in den Naturkreis herüber und

*) Vgl. Goet'e's Werke, V. S. 7 ff.

**) Maler und Formschneider, lebte von 1539—1591. (Schnaase, Goethe's italienisch. Reise, II. [illegible])

***) Landschaftsmaler und Kupferstecher (1621—1675).

wußte, ohne eigentlich Thiermaler zu ſein, vierfüßige Thiere und Vögel dergeſtalt ans gemeine Leben heranzubringen, daß ſie, wie es denn auch in der Wirklichkeit geſchieht, zu Reiſenden und Fuhrleuten, Bauern und Pfaffen gar wohl paſſend, einer und ebenderſelben Welt unbezweifelt angehören. Everdingen's außerordentliches Talent bewegte ſich auch hier mit großer Leichtigkeit; ſeine Thiere nach ihren Zuſtänden paſſen vortrefflich zur Landſchaft und kompeniren mit ihr aufs Anmuthigſte. Sie gelten ebenſo gut für verſtändige Weſen als Bauern, Bäuerinnen, Pfaffen und Nonnen. Der Fuchs in der Wüſte, der Wolf, ans Glockenſeil gebunden, einer wie der andere ſind an ihrem Platz. Tarf man nun hinzuſehen, daß Everdingen's landſchaftliche Kompoſitionen, ihre Staffage mit inbegriffen, zu Licht- und Schattenmaſſen trefflich gedacht, dem vollkommenſten Helldunkel Anlaß geben, ſo bleibt wol nichts weiter zu wünſchen übrig.

Dieſe Sammlung in guten Abdrücken iſt jedem Liebhaber werth. Im Nothfall kann man ſich aus der Gottſchediſchen Quartausgabe,*) wozu man die ſchon geſchwächten Platten**) benutzte, immer noch einen Begriff von dem hohen Verdienſt dieſer Arbeit machen.

Von allen Künſtlern, welche die Thierfabel zum Gegenſtand ihrer Bemühungen erkoren, hat wol keiner ſo nahe den rechten Punkt getroffen als Paul Potter***) in einem Gemälde von mehreren Abtheilungen, ſo ſich ehemals in der Galerie zu Kaſſel befunden. Die Thiere haben den Jäger gefangen, halten Gericht, verurtheilen und beſtrafen ihn; auch des Jägers Gehilfen, Hunden und Pferd, wird ein ſchlimmes Loos zu Theil. Hier iſt Alles ironiſch, und das Werk ſcheint uns als gemaltes Gedicht außerordentlich hoch zu ſtehen. Wir ſagen abſichtlich: als gemaltes Gedicht; denn obgleich Potter der Mann war, daß alles von ihm Herrührende von Seite der Ausführung Verdienſte hat, ſo gehört doch gerade das erwähnte Stück nicht unter diejenigen, wo er uns als Maler Bewunderung abnöthigt. Hingegen wird ſchwerlich ein anderes, ſelbſt das vollendete Meiſterſtück der piſſenden Kuh nicht ausgenommen, dem

*) Vgl. Goethe's Werke, V. S. 17 u. 15.

**) Dieſelben waren urſprünglich für die alte Lübecker Ausgabe des „Reineke Fuchs" beſtimmt geweſen.

***) Berühmter Thiermaler (1625—1654).

Beschauer größeres Vergnügen gewähren, sich seinem Gedächtniß so lebhaft und ergetzend einprägen.

Giebt Potter's Gemälde ein Beispiel, in welchem Geist Thierfabeln, wofern der bildende Künstler sich dieselben zum Gegenstande wählt, zu behandeln seien, so möchte hingegen die bekannte Folge von Fabeln, welche der sonst wackere Elias Riedinger*) eigenhändig radirt hat, als Beispiel durchaus fehlerhafter Denkweise und mißlungener Erfindung in dieser Art angeführt werden. Verdienst der Ausführung ist ihnen wol nicht abzusprechen; allein sie sind so trocken ernsthaft, haben einen moralischen Zweck, ohne daß die Moral aus dem Dargestellten errathen werden kann; es gebricht ihnen gänzlich an jener durchaus geforderten ironischen Würze; sie sprechen weder das Gemüth an, noch gewähren sie dem Geist einige Unterhaltung.

Wer sich jedoch in diesem Fache bemüht, wie denn dem geistreichen Talente sein Glück nirgends zu versagen ist, dem wäre zu wünschen, daß er die radirten Blätter des Benedetto Castiglione**) immer vor Augen habe, welcher die doch mitunter allzu breiten, halbgeformten, unerfreulichen Thiergestalten so zu benutzen gewußt, daß einige das Licht in großen Massen aufnehmen, andere wieder durch kleinere Theile sowie durch Lokaltinten die Schattenpartien mannichfaltig beleben. Dadurch entspringt der ästhetische Sinnenreiz, welcher nicht fehlen darf, wenn Kunstzwecke bewirkt werden sollen.

---

*) Vorzugsweise Thiermaler (1695 oder 1698—1767), wirkte namentlich in Ulm und Augsburg.

**) Thiermaler und Kupferstecher, geboren zu Mantua 1616, gestorben in Genua 1670.

Kupferſtich nach Tizian.*)

wahrſcheinlich von C. Cort.**)

Wenn man problematiſche Bilder wie das fragliche von Tizian verſtehen und auslegen will, ſo hat man Folgendes zu bedenken. Seit dem dreizehnten Jahrhundert, wo man anfing, den zwar noch immer reſpektabeln, aber zuletzt doch ganz mumienhaft vertrockneten byzantiniſchen Stil zu verlaſſen und ſich an die Natur zu wenden, war dem Maler nichts zu hoch und nichts zu tief, was er nicht unmittelbar an der Wirklichkeit nachzubilden getrachtet hätte; die Forderung ging nach und nach ſo weit, daß die Gemälde als eine Art von Muſterkarte alles dem Auge Erreichbare enthalten mußten. Eine ſolche Tafel ſollte bis an den Rand bedeutend und ausführlich gefüllt ſein; hiebei blieb nun unvermeidlich, daß fremde, zum Hauptgegenſtand nicht gehörige Figuren und ſonſtige Gegenſtände als Beweiſe allgemeiner Kunſtfertigkeit mit aufgeführt wurden. Zu Tizian's Zeiten unterwarf ſich der Maler noch gern ſolchen Forderungen.

Wenden wir uns nunmehr zum Bilde ſelbſt! In einer offenen mannichfaltigen Landſchaft ſehen wir zu unſerer linken Hand faſt am Rande nächſt Felſen und Baum das ſchönſte nackte Mädchen liegen, bequem, gelaſſen, impaſſible, wie auf dem einſamſten Poſitet. Schnitte man ſie heraus, ſo hätte man ſchon ein vollkommenes Bild und verlangte nichts weiter; bei gegenwärtigem Muſterbilde aber ſollte vorerſt die Herrlichkeit des menſchlichen Körpers in ſeiner äußerlichen Erſcheinung dargethan werden. Ferner ſteht hinter ihr ein hohes enghalſiges Gefäß, wahrſcheinlich des Metallglanzes willen; ein ſanfter Rauch zieht aus ihm hervor. Sollte das vielleicht auf die

*) Ueber Kunſt und Alterthum, IV. Bandes 3. Heft. 1824. S. 32 ff.

**) Cornelius Cort aus Holland (1536—1576), berühmter Kupferſtecher, eine Zeit lang Hausgenoſſe Tizian's in Venedig, ſpäter in Rom.

Frömmigkeit dieser schönen Frau, auf ein stilles Gebet oder worauf sonst deuten?

Denn daß hier eine höchst merkwürdige Person vorgestellt sei, werden wir bald gewahr. Rechts gegenüber am Rande liegt ein Todtenkopf, und aus der Kluft daneben zeigt sich der Arm eines Menschen, noch von Fleisch und Muskeln nicht entblößt.

Wie das zusammenhänge, sehen wir bald; denn zwischen gedachten Erwien und jenem Götterbilde krümmt sich ein kleiner beweglicher Drache, begierlich nach der anfeckenden Beute schauend. Sollten wir nun aber, da sie selbst so ruhig liegt und wie durch einen Zauber den Lindwurm abzuhalten scheint, für sie einigermaßen besorgt sein, so stürmt aus der düstersten Gewitterwolke ein geharnischter Ritter auf einem abenteuerlichen feuerspeienden Löwen hervor, welche beide wol dem Drachen bald den Garaus machen werden. Und so sehen wir denn, obgleich auf eine etwas wunderbare Weise, St. Georg, der den Lindwurm bedroht, und die zu erlösende Dame vorgestellt.

Fragen wir nunmehr nach der Landschaft, so hat diese mit der Begebenheit gar nichts gemein; sie ist nur nach oben ausgesprochenem Grundsatz für sich so merkwürdig als möglich, und doch finden die beschriebenen Figuren in ihr glücklichen Raum.

Zwischen zwei felsigen Ufern, einem steileren, stark bebuschten, einem flacheren, der Vegetation weniger unterworfenen, strömt ein Fluß erst rauschend, dann sanft zu uns heran; das rechte steile Ufer ist von einer mächtigen Ruine gekrönt; gewaltige, unförmliche Massen von überbliebenem Mauerwerk deuten auf Macht und Kraft, die sich beim Erbauen bewiesen. Einzelne Säulen, ja eine Statue noch in einer Nische deuten auf die Anmuth eines solchen königlichen Aufenthalts; die Gewalt der Zeit hat aber alle Menschenbemühungen unnütz und unbrauchbar gemacht.

Auf dem gegenüberliegenden Ufer werden wir auf neuere Zeiten gewiesen; da stehen mächtige Thürme, frisch errichtete oder völlig wiederhergestellte Vertheidigungsanstalten, neue, wohl ausgemauerte Schießscharten und Zacken. Ganz hinten aber im Grunde verbindet die beiden Ufer eine Brücke, die uns an die Engelsbrücke, so wie der dahinter stehende Thurm an die Engelsburg erinnert. Bei jener Wahrheits- und Wirklichkeitsliebe ward eine solche Orts- und Zeitverwechselung dem Künstler nicht angerechnet. Denke man aber ja nicht das Ganze ohne die

genaueste Kongruenz; man könnte keine Linie verändern, ohne der Komposition zu schaden. Höchst merkwürdig preisen wir die vollkommen poetische Gewitterwolke, die den Retter hervorbringt; doch läßt sich ohne Gegenwart des Blattes davon nicht ausführlich sprechen.“ An der einen Seite scheint sie sich von jener Ruine gleich einem Drachenschwanz loszulösen, im Ganzen kann man aber mit allem Zoomorphismus keine eigentliche Gestalt herausdeuten; an der andern Seite entsteht zwischen Brücke und Festungswerken ein Brand, dessen Rauch, still wallend, bis zu dem feuerspeienden Rachen des Löwen hinaufsteigt und mit ihm in Zusammenhang tritt. Genug, ob wir gleich diese Komposition erst als kollektiv ansprachen, so müssen wir sie zuletzt als völlig zur Einheit verschlungen betrachten und preisen.

*

Zum Schlusse jedoch ganz genau besehen nach befragten Legendenbüchern ist es eine christliche Parodie der Fabel von Perseus und Andromeda.*) Eines heidnischen Königs Land wird durch einen Drachen verwüstet, welcher nur durch Menschenopfer zu beschwichtigen ist. Endlich trifft seine Tochter das Loos, welche jedoch durch den hereinstürmenden Ritter St. Georg befreit und der Lindwurm getödtet wird. Sie giebt zum Christenthum über, ihr Name jedoch blieb uns unbekannt.

*) Bekannte griechische Mythe, die Euripides in seiner Andromeda behandelte und die Apollonius Rhodius (Argon., IV. 1513 ff.), Ovid (Metamorph., IV. 663 ff.) u. A. erzählen.

Charon,

neugriechisches Gedicht,

bildenden Künstlern als Preisaufgabe vorgelegt.*)

Die Bergeshöha warum so schwarz?
Woher die Wolkenwoge?
Ist es der Sturm, der droben kämpft,
Der Regen, Gipfel peitschend?
Nicht ist's der Sturm, der droben kämpft
Nicht Regen, Gipfel peitschend;
Nein, Charon ist's, er sauft einher,
Entführet die Verblichnen;
Die Jungen treibt er vor sich hin,
Schleppt hinter sich die Alten;
Die Jüngsten aber, Säuglinge,
In Reih gehängt am Sattel.
Da riefen ihm die Greise zu,
Die Jünglinge, sie knieten:
„O Charon, halt, halt am Gehег,
Halt an beim kühlen Brunnen!
Die Alten da erquicken sich,
Die Jugend schleudert Steine,
Die Knaben zart zerstreuen sich
Und pflücken bunte Blümchen."

*) Der Text des Gedichtes steht schon im II. Theil der Werke, S. 170 f. Das Ganze ist in seiner jetzigen Gestalt zuerst in Goethe's „Nachgelassenen Werken" (IV. 1832. T. II. S. 78—94) veröffentlicht, um größtem Theil auch hier zuerst gedruckt erschienen; nur der erste Abschnitt (S. 568 u. 569) war bereits in „Kleber Kunst und Alterthum" (IV. 2. 1823. S. 165—167) und mit einigen Abweichungen auch Nr. VI (S. 573) nebst dem Gedicht ebendaselbst (V. 3. 1826. S. 5—12) abgedruckt. — Unter Charon ist nicht der der altheidnischen Mythe anzuhörende Fährmann auf dem Styx, sondern die neugriechische Personification des Todes eigentlich „Charos" zu verstehen. Aus welchen sprachlichen Gründen Goethe die Form „Charon" glaubte vorziehen zu müssen, hat er in „Kleber Kunst und Alterthum" (V. Bandes 3. Heft. S. 134.) dargelegt.

„Nicht am Gehege halt' ich still,
Ich halte nicht am Brunnen;
Zu schöpfen kommen Weiber an,
Erkennen ihre Kinder,
Die Männer auch erkennen sie,
Das Trennen wird unmöglich."

So oft ich dies Gedicht vorlas, ereignete sich, was vorauszusehen war — es that eine außerordentliche Wirkung; alle Seelen-, Geist- und Gemüthskräfte waren aufgeregt, besonders aber die Einbildungskraft; denn Niemand war, der es nicht gemalt zu sehen verlangt hätte, und ich ertappte mich selbst über diesem Wunsche.

Wenn es nun seltsam scheinen wollte, das Allerflüchtigste, in höchster Wildheit Vorübereilende vor den Augen festhalten zu wollen, so erinnerte man sich, daß von je her die bildende Kunst auch [illegible] ihrer schönsten Vorrechte, im gegenwärtigen Momente den [illegible]genen und den künftigen und also ganz eigentlich die Bewegung auszudrücken, niemals aufgegeben habe. Auch im genannten Falle, behauptete man, sei ein hoher Preis zu erringen, weil nicht leicht eine reichere, mannichfaltigere Darstellung zu denken sei: die Jünglinge, die sich niederwerfen, das Pferd, das einen Augenblick stutzt und sich bäumt, um über sie wie der Sieger über Besiegte hinauszusetzen; die Alten, die gerade diese Pause benutzen, um heranzukommen; der Unerbittliche, Tartar- und Baschkirenähnliche, der sie schilt und das Pferd antreiben scheint. Die Kinder am Sattel wollte man zierlich und natürlich angeschnallt wissen.

Man dachte sich die Bewegung von der Rechten zur Linken, und in dem Raume rechts, den die Vorüberstürmenden soeben offen lassen, wollte man das Gehege, den Brunnen, wasserholende Frauen, welche den vorbeieilenden Sturm, der in ihren Haaren sauft, schreckhaft gewahren, in einer symbolischen Behandlung angedeutet sehen.

Wichtig aber schien, daß beinah sämmtliche Freunde diese Vorstellung gern basreliefartig ausgeführt und daher auch, gezeichnet oder gemalt, Farb' in Farb' vor Augen gebracht wünschten, welches bei näherer Erwägung auch für das Schicklichste gehalten ward, indem ja hier von Form und Charakter,

keineswegs aber von Farbe die Rede sein konnte, deren die Abgeschiedenen ermangeln. Nur die Landschaftsmaler verwahrten ihre Rechte und glaubten sich auch hieran versuchen zu dürfen.

Wir sind nicht mehr im Falle wie vor zwanzig Jahren, wo eine Zeit lang herkömmlich war, zu Ausarbeitung gewisser Aufgaben*) förmlich und bestimmt einzuladen; aber ganz unterlassen können wir nicht, aufmerksam zu machen auf einen Gegenstand, wo die höheren Kunstforderungen zu leisten sein möchten.

Vorstehendes, im zweiten Stück des vierten Bandes von Kunst und Alterthum abgedruckt, hatte sich der guten Wirkung zu erfreuen, daß das Stuttgarter Kunstblatt vom 19. Januar 1824 sowol Gedicht als Nachschrift aufnahm mit beigefügter Erklärung des Herrn von Cotta, der sich geneigt erwies, ihm zugesendete Zeichnungen dieses Gegenstandes nach Weimar zu befördern, auch die, welche für die beste erkannt würde, dem Künstler zu honoriren und durch Kupferstich vervielfältigen zu lassen.

Einige Zeit darauf erhielten die Weimarischen Kunstfreunde unmittelbar von einem längstgeprüften Genossen eine kolorirte Oelskizze, jene fabelhafte Erscheinung vorstellend, jedoch mit ausdrücklicher Aeußerung, daß keine Konkurrenz beabsichtigt sei, und man erklärte sich deshalb gegen den werthen Mann vertraulich folgendermaßen: „Das beweglichste Lied führen Sie uns im belebtesten Bilde vor die Augen; man wird überrascht, so oft man die Tafel aufs Neue ansieht, eben wie das erste Mal. Die bald entdeckte Ordnung in der Unruhe fordert sodann unsere Aufmerksamkeit; man entäußert sich gern den Totaleindruck aus einer so wohlbedachten Mannichfaltigkeit und kehrt öfter mit Antheil zu der seltsamen Erscheinung zurück, die uns immer wieder aufregt und befriedigt." Eine solche allgemeine Schilderung des Effekts möge denn auch hier genügen.

Denn nun werden von Stuttgart sechs Zeichnungen verschiedener Künstler eingesendet, welche wir vergleichend gegen

*) Die erste Preisaufgabe für Künstler wurde von Weimar aus im Juni 1799 gestellt, die letzte der sieben Kunstausstellungen, welche sich an die jedesmal eingelieferten Arbeiten schlossen, fand 1805 statt.

einander zu stellen aufgefordert sind, und indem wir in aufsteigender Reihe von ihren Verdiensten Bericht geben, legen wir zugleich dem kunstliebenden Publikum die Gründe vor, die unser schließliches Urtheil bestimmen.

Nr. I.

Zeichnung auf gelbem Papier, Federumriß mit Sepia angetuscht und weiß aufgehöht, hoch 13 Zoll, breit 22½ Zoll.

Redliches Bestreben äußert sich in dieser Zeichnung überall, der Ausdruck in den Köpfen ist gemüthvoll und abwechselnd; Einiges, z. B. die Gruppe, bestehend aus drei jugendlichmännlichen Figuren und einem Kinde, welche das Pferd eben niederzuwerfen und über sie wegzusetzen scheint, ist glücklich geordnet, ebenso die in den Mähnen des Pferdes hängenden Kinder u. a. m. Wir bedauern, daß die ganze Darstellung nicht völlig im Geiste des Gedichtes und mit der dem Künstler zustehenden, ja nothwendigen poetischen Freiheit aufgefaßt ist. Es ist nicht der neugriechische Charon oder der Begriff vom Schicksal, nicht der Gewaltige, Strenge, unerbittlich Alles Niederwerfende — nach des Gedichtes Worten Einherfausende — der die Jugend vor sich hertreibt, hinter sich nach die Alten schleppt; hier erscheint der Reitende vielmehr selbst der Angegriffene, er droht mit geballter Faust, vertheidigt sich gegen Die, so ihn aufhalten wollen, mit einem hoch über den Haupte geschwungenen Ruder.

Zu dieser Geberde, zu diesem Attribut ist der Künstler wahrscheinlich durch Erinnerung an den griechischen Fährmann verleitet worden, den man aber nicht mit dem gegenwärtigen wilden, späterer Einbildungskraft angehörigen Reiter vermischen muß, welcher ganz an und für sich und ohne Bezug auf Jenen zu denken und darzustellen ist.

Von allen übrigen Zeichnungen jedoch unterscheidet sich gegenwärtige durch den Umstand, daß nichts auf Erscheinung hindeutet, nichts Geisterhaftes oder Gespenstermäßiges darin vorkommt; Alles geschieht an der Erde, so zu sagen auf freier Straße. Das Pferd regt sogar Staub auf, und die Weiber, welche zur Seite am Brunnen Wasser schöpfen, nehmen an der Handlung unmittelbaren Antheil. Dagegen haben die andern fünf konkurrirenden Künstler den Charon und die Figuren um ihn auf Wolken, gleichsam als Erscheinung vorüberziehend, sich ge-

dacht, und auch wir sind aus erheblichen Gründen geneigt, Solches für angemessener zu halten.

Nr. II.

Große Zeichnung auf grauem Papier, mit der Feder schraffirt. Breit 44 Zoll, hoch 31 Zoll.

In den Figuren, welche vor dem Reiter her zum Theil schwebend entfliehen, und in denen, welche bittend und klagend ihm folgen, vermißt man wissenschaftliche Zeichnung der nackten Glieder. Störend sind ferner einige nicht recht passend bewegte, gleichsam den Figuren nicht angehörige Hände. Chaos sitzt schwach und gebückt auf seinem Pferde, sieht sich mitleidig um; die linke Hand ist müssig, und die rechte hält ebenfalls ohne alle Bedeutung den Zügel hoch empor; hingegen ist der Kopf des Pferdes gut gezeichnet und von lebendigem Ausdruck. So finden sich auch einige weibliche Köpfe mit angenehmen Zügen und zierlichem Haarputz; ebenfalls sind mehrere in gutem Geschmack angelegte Gewänder zu loben.

Luft und Licht, Wolken, desgleichen der landschaftliche Grund, welchen man unter dem Wolkenzuge, worauf die Darstellung erscheint, wahrnimmt, lassen vermuthen, der Zeichner dieses Stücks besitze mehr Uebung im landschaftlichen Fache als in dem der Figuren; denn die Waldgegend, wo zwischen Hügeln sich ein Pfad hinzieht, im Vordergrunde die Weinlaube, in deren Schatten zwei Figuren ruhen, weidende Schafe u. s. w., sind nicht allein lieblich gedacht, sondern auch mit sicherer Hand ausgeführt. Befremdend ist es, daß die Berggipfel, welche über dem Gewölk zum Vorschein kommen, nicht passen oder, besser gesagt, in keinem Zusammenhange stehen mit dem landschaftlichen Grunde unter der Erscheinung, ein Versehen, welches noch zwei andere von den wetteifernden Künstlern ebenfalls begangen haben.

Nr. III.

Zeichnung, ebenso wie die vorhergehende mit der Feder schraffirt, jedoch auf weißem Papier. 32 Zoll breit, 22½ Zoll hoch.

Uebertrifft dieses Werk hinsichtlich auf das Wissenschaftliche in den Umrissen das vorige nur wenig, so muß man doch dem Künstler bei Weitem größere Gewandtheit zugestehen; ihm ge-

lingt der Ausdruck, die Figuren sind glücklich zu Gruppen geordnet, haben alle wohl durchgeführten Charakter, passende Stellungen und sind lebhaft bewegt; von dieser Seite ist ganz besonders ein dem Charon eiligst an Krücken nachhinkender Alter zu loben. Charon möchte am Meisten der Nachsicht bedürfen, theils weil er verhältnißmäßig zu den übrigen Figuren etwas gigantischer hätte gehalten werden sollen, theils weil in seiner Geberde, der Dichtung ganz entgegen, sich Besorgniß, ja Furcht ausspricht, er möchte die Jünglinge vor ihm überreiten, die Alten hinter ihm möchten nicht nachkommen können. Unter der Wolkenschicht, auf welcher Charon erscheint, sind die Mädchen am Brunnen gar anmuthig gedacht; drei andere weibliche Figuren, von denen eine jung, mit lebhafter Bewegung, die Erscheinung wahrnimmt, eine Alte sitzend ein Kind hält, dem die dritte einen Apfel darreicht, bilden eine hübsche Gruppe. So verdient auch ein Mann, der vom Feigenbaume Früchte pflückt, wegen der malerischen Stellung und Bekleidung nicht übersehen zu werden.

Die hohen, von Wolken umschwebten Berggipfel, welche oben im Bilde über dem Charon sichtbar sind, haben auch in dieser Zeichnung nicht den erforderlichen Zusammenhang mit dem landschaftlichen Grunde unten im Bilde.

Nr. IV.

Das jetzt folgende Stück ist das kleinste von allen, die eingesendet worden, nur etwa 1 Fuß hoch und 16 Zoll breit, sauber mit der Feder umrissen, kräftig getuscht und weiß aufgehöht.

Lobenswürdige Sorgfalt und die Hand eines geübten Künstlers sind in allen Theilen zu erkennen. Charon stürmt auf ungebändigtem zaumlosem Pferde wildrennend vorüber; vom Sattel herab hängen vor und hinter ihm kleine Kinder; eine Gruppe alter Männer, Patriarchen gleichend, zieht er mit Gewalt nach sich an einer sie umschlingenden Binde; eine andere Gruppe, meist zarte Jünglingsgestalten, kommen ihm entgegen, schwebend, gehend und auf die Knie niedersinkend; sie bewundern ehrfurchtsvoll, flehen, beten an. Ein Wolkenstreif dient als Basis, unter welchem hin sich die Landschaft auftut — großartige Gebirgsgegend; den Weg herauf kommen drei gar niedliche weibliche Figuren, Krüge in den Händen, am über-

wölbten Berne Wasser zu schöpfen. Eine derselben richtet den Blick aufwärts nach dem, was über dem Gewölke vorgeht.

In dieser Zeichnung sind die Figuren viel besser als in den vorigen verstanden, die Glieder haben Wohlgestalt, die Köpfe gemüthlichen, sanften Ausdruck; der Faltenschlag ist sehr zierlich, die Anordnung des Ganzen sowol als der einzelnen Gruppen gut, wenn auch vielleicht zu symmetrisch; Charon vornehmlich dürfte, wenn ein Werk von so vielen Verdiensten nach aller Strenge sollte beurtheilt werden, von zu weichlichem Ausdruck, die Motive überhaupt zu sentimental erscheinen. Gegen die Gruppe der Jünglinge möchte man alsdann auch einwenden, daß sie durch Gestalten, Stellung und Faltenwurf etwas zu auffallend an Raphael's Disputa*) erinnern.

Nr. V.

Der wackere Künstler, der diese sehr fleißig braun ausgetuschte, nur hier und da ein Wenig mit Weiß aufgehöhte Zeichnung, 23 Zoll breit und beinahe 18 Zoll hoch, verfertigt hat, entwickelte darin ein großes, ehrenwerthes Talent; die Umrisse sind wohl verstanden, die Figuren kühn bewegt, zum Theil von ausgearbeiteten, kräftigen Formen, die Köpfe geistreich, auch fehlt es nicht an schönem Faltenschlag; selbst die im Ganzen beachtete Haltung ist zu loben.

Wie aus dunkeln, sich gegen die Erde senkenden Wetterwolken hervor sprengt Charon; die vordersten Figuren auf diesen Wolken, Jünglinge, stürzen nieder, vom Pferde übersprungen; mehrere fliehen, mehrere werden vom grimmigen Reiter mit geschwungener Geißel bedroht; nach sich schleppt er einen Mann, der, um den Hals gebunden, schon halb erwürgt, rücklings niederstürzt und jammernd die Hände über dem Kopfe ringt; alte würdige Greise flehen kniefällig; aus dem düstern Gewölk fahren Blitze, Regengüsse stürzen nieder, Sonnenstrahlen brechen durch, und unter dem Wolkensaume sieht man im landschaftlichen Grund am Felsbern liebliche Frauengestalten verschieden beschäftigt; mehrere derselben sehen bestürzt nach der Erscheinung; eine, welche raschen Schrittes nach dem Brunnen hinschreitet, ist hinsichtlich auf schöne Bewegung und Falten vorzüglich lobenswerth.

*) Vor „zwei Wandgemälde („Die Religion“) im Vatikan, als Pendant zu den Darstellungen der „Philosophie“, der „Kunst“ und des „Rechts.“

In der Anordnung des Ganzen nimmt man großartige Intentionen wahr; nur wenige einzelne Glieder stoßen nicht völlig kunstgerecht auf einander, so daß theils scharfe Winkel entstehen und man auf den ersten Blick ungewiß bleibt, welcher Figur ein Arm oder ein Bein eigentlich angehört.

Die große Ausführung jedoch, wodurch der Künstler sein Blatt hervorgehoben, setzt ihn in den Stand, die Köpfe höchst belebt und geistreich darzustellen, wie denn auch Hände und Füße sehr gut gezeichnet, zierlich und mit der größten Sorgfalt vollendet sind. Als schön bewirkte Figur nimmt sich vornehmlich unter der Gruppe der stehenden Alten der, welcher ganz zu vorderst kniet, vortheilhaft aus.

In Erwägung der soeben erzählten vielen Verdienste konnte die Frage entstehen, ob dieses Blatt nicht geeignet sei, sich mit dem nächstfolgenden auf eine Linie zu stellen.

Nr. VI.

Dieser Nummer jedoch gebührt nach unserer Ueberzeugung der Preis. Die Zeichnung, 3 Fuß breit, 25 Zoll hoch, ist auf gelblichem Papier, Federumriß, braun angetuscht und die Lichter mit dem Pinsel aufgetragen. Herr Leybold,*) der Erfinder, hat den Gegenstand am Glücklichsten erfaßt und künstlerisch mit bester Einheit des Ganzen in würdigen und großartigen Formen darzustellen gewußt. Die Behandlung ist leicht und meisterhaft, ohne daß der Ausführung dadurch etwas entzogen wäre; Formen und Gewänder deuten an, daß der Künstler sich den Michel Angelo zum Muster genommen.

Charon, ein gewaltiger, rüstiger Alter, sitzt, an Brust und Körper nackt, auf ungezäumtem Rosse, welches im schnellsten, reißendsten Laufe keuchend dahineilt; Haar und Bart des Reiters rückwärts getrieben; der flatternde Mantel von sehr gutem Faltenschlage verbirgt und zeigt zum Theil drei kleine Kinder, deren eins an der rechten Seite des Alten ruht, zwei aber von ihm mit der Linken gehalten werden; mit der Rechten ergreift er einen bejahrten Mann bei der linken Hand, welcher, ungern folgend, sich zu retten nach dem dürren Aste eines Baumsturzes in der wirklichen Landschaft greift, den er doch bald

*) Karl Jakob Theodor Leybold (1786–1844) wirkte als Historien- und Porträtmaler meistens in Stuttgart.

hinter sich lassen wird. Andere Alte schweben, bittend und flehend, dumpf-gleichgiltig und kümmerlich-müde dem vorübereilenden Charon nach.

Auf der entgegengesetzten Seite scheuen und fliehen das daherstürmende Pferd mehrere jugendliche Gestalten verschiedenen Alters und Geschlechts. Das eilige jüngste Paar, Knabe und Mädchen, so jung und schon gesellig umschlungen, läuft, halb spielend, halb furchtsam, voraus; ein wackerer, gefühlvoller Jüngling zeigt, wie um Schonung das Ungethüm anflehend, auf einen jüngern Freund, der ihm ohnmächtig in die Arme fällt; eine weibliche derbe Gestalt wirft sich dem Pferde entgegen und scheint es beiseit drängen zu wollen. Auf dem vordersten Wolkensaume, mit allen den Andern im Vorübereilen, bückt sich ein knabenhaftes Mädchen, um von den unten im Vordergrunde reichlich sprossenden Lilien eine zu pflücken. Weiter zur Rechten ein junger Mann, halb gelehnt, halb knieend, deutet mit Geberde der Ueberredung herunter auf den erquicklich strömenden Brunnen im Winkel des Bildes.

Hier aber glauben wir eine noch zartere Andeutung zu finden. Aus der Tiefe des landschaftlichen Grundes steigen drei junge Frauen mit Krügen, am Brunnen Wasser zu schöpfen. Die gröste, vorderste, mit niedergeschlagenen Augen und kummervoller Miene, halten wir für die Wittwe des eben genannten jungen Mannes, der also nach unserer Auslegung nicht blos auf die frische Quelle, sondern auch auf die herankommende Geliebte hindeutet. Die zweite ist eine blos mägdehafte, gleichgiltige Gestalt; die dritte richtet erstaunt den Blick nach oben, als wenn sie in dem über ihrem Haupte sausenden Sturm etwas Bängliches ahnete.

Alles dieses zusammen betrachtet, müssen wir also Herrn Leybold das meiste Kunstverdienst zugestehen. Die Aufgabe ist von ihm am Besten gefaßt, die Darstellung am Vollständigsten gedacht worden; er hat sich der mannichfaltigsten Motive bedient und keins derselben wiederholt. Angemessen sind die Gliederformen, die Gewänder durchgängig im edlen Stil, Anordnung und Ausdruck löblich.

Licht und Schatten beobachtete der Künstler verständig; er trachtete nicht nach frappantem Effekt, und doch hat seine Zeichnung eine dem Auge wohlgefällige Wirkung; alle Theile sondern sich richtig, ohne Unruhe, ohne Verwirrung aus einander und erscheinen deutlich.

Auch ist zu erwähnen, daß eine bedeutende Größe des Bildes und der darin dicht eingeschlossenen Gestalten eine charakteristisch vortheilhafte Wirkung hervorbringt.

Der landschaftliche Grund läßt sich in Betreff der Anlage ebenfalls loben und stimmt vermöge seiner Einfalt und Großartigkeit mit dem Ernst der Darstellung überein, aber doch begegnet uns auch hier der Umstand, welcher uns oben schon bei Nr. II und III wiederholt Bedenken abnöthigte, nämlich daß zwischen den Berggipfeln über der Erscheinung und der Durchsicht mit Ferne unter derselben kein rechter Zusammenhang stattfindet. Bei diesem Punkte jedoch haben wir der Einrede eines unserer Freunde zu gedenken, welcher sich der Künstler annahm und zu ihrer Rechtfertigung behauptete: da die obere und untere Landschaft durch einen Wolken- und Geisterzug getrennt sei, so dürfe der Künstler wol, eben als wäre hier eine Fata Morgana im Spiel, die Berggipfel verrücken und sie an einem andern Orte, als ihnen die Natur angewiesen, hervortreten lassen.

An diese hohen, ernsten Bemühungen schließt sich wie ein leichtes, heiteres Nachspiel ein kleines in schwarzem Papier artig ausgeschnittenes Bildchen von einer mit Geschmack und Kunstfertigkeit begabten Dame.*) Sie hat den Gegenstand, wie wir beifällig erkennen, als Erscheinung über Wolken dahinziehend gedacht. Charon sitzt auch hier auf einem zügellos rennenden Pferde, die Jungen vor sich hertreibend, die Alten nach sich ziehend. Auf dem Pferde vor und hinter ihm kauern einige Kinder, ein etwas größeres schwebt sogar unter dem Pferde.

Ferner ist sehr glücklich gefunden, daß ein Regenbogen den Wolkenzug zusammt der Erscheinung gleichsam als Brückenbogen, über den der Weg führt, zu tragen dient, indessen im Raum darunter ein Röhrbrunnen, an dem die Frauen Wasser holen, hervorströmt. Bei ihnen sitzt ein Jäger, welcher nach dem Vorgang aufdeutet; das Nämliche geschieht von einem Knaben,

*) Adele Schopenhauer, die seit 1806 mit ihrer Mutter Johanna in Weimar lebte. — An sie ist das kleine Gedicht „Wiederherstellung" (Werke, II. 448) gerichtet; man vgl. indessen auch die Gedichte „In eine Sammlung künstlich ausgeschnittener Landschaften" (II. 445) und „An Professor Rösel" (III. 171).

indeß ein anderer einem ſitzenden alten Mann den Krug zum Trunke reicht.

Die Figuren dieſes Kunſtwerks ſind alle lebhaft bewegt, großentheils von anmuthiger Geberde und Wendung, durchgängig wohl gezeichnet. Ferner gebührt der Anordnung des Ganzen alles Lob; denn der Raum iſt ſehr wohl ausgefüllt, keine Stelle überladen und keine leer. Es verſteht ſich, daß ein Werk dieſer Art engverſchränkte Gruppen nicht erlaubt, ſondern alle Figuren der Deutlichkeit wegen bis auf wenige Berührung von einander abgeſondert zu halten ſind.

Indem wir nun dieſe Betrachtungen den Kunſtfreunden zu geneigter Prüfung übergeben, enthalten wir uns nicht auszuſprechen, wie viel Vergnügen uns die Behandlung einer ſo bedeutenden Aufgabe verſchafft, und zwar auch durch Erinnerung an vergangene Zeiten. Denn es ſind eben zwanzig Jahre, daß wir die ſiebente und letzte Ausſtellung*) in Weimar vorbereiteten und eine bis dahin fortgeſetzte Zuſammenwirkung mit deutſchen Künſtlern abſchloſſen. Was ſich ſeit jener Zeit erhalten und entwickelt, davon giebt gegenwärtige Konkurrenz ein giltiges Zeugniß. Möchten redlich ſtrebende Künſtler von Zeit zu Zeit Gelegenheit finden, die Reſultate ihrer ſtillen Bemühungen dem ganzen deutſchen Publikum vor Augen zu bringen!

---

*) Dieſe fand 1805 Statt.

Collection des Portraits historiques de M. le Baron Gérard,

premier peintre du roi,

gravés à l'eau-forte par M. Pierre Adam: précédée d'une notice sur le portrait historique. I. et II. livraison.

Paris. Urbain Canel, éditeur, rue Saint-Germain-des-Prés. No. 9. 1826.*)

Da uns die auf dem Titel versprochene Notiz über das historische Porträt nicht zugleich mit den Kupfern zugekommen, so müssen wir uns hierüber aus den vorliegenden Blättern einen Begriff zu bilden suchen.

Unter einem historischen Porträte kann man verstehen, daß Personen, die zu ihrer Zeit bedeutend sind, abgebildet werden, und diese können wieder in den gewöhnlichen Lagen ihres Zustandes oder auch in außerordentlichen Fällen vorgestellt sein; und so möchten wol von je her viele historische Porträte einzeln gemalt worden sein, wenn nur der Künstler treu an dem Zustand geblieben ist, um einen solchen zu überliefern.

Die gegenwärtige Sammlung jedoch, von der uns zwei Hefte vorliegen, denen noch vielleicht ein Dutzend folgen sollen, scheint auf etwas Ganzes und Zusammenhängendes zu deuten.

Der Künstler nämlich, Herr Gerard,**) im Jahre 1770 geboren, anerkannt tüchtigster Schüler David's, gefälliger als sein Meister, kam in die bewegteste Weltepoche, welche jemals eine gestittete Menschheit aufregte; er bildete sich zur wilden Zeit, sein zartes Gemüth aber ließ ihn zurückgehen in das reine Wahre und Anmuthige, wodurch denn doch der Künstler zuletzt allein sich das

*) Ueber Kunst und Alterthum, V. Band 2. Heft. 1826. S. 90 ff.

**) François Gerard, ebenso angesehen als Historien- wie als Porträtmaler, starb 1837; sein Lehrer Jacques Louis David (1748—1825) war vorzugsweise auf dem ersteren Gebiet thätig.

XXII.

Xenien und verwandte Gedichte. Zahme Xenien und Invektiven.*)

*) Alles, was wir in diese Abtheilung aufgenommen haben, ist in drei Gruppen geordnet worden:

I. **(Erste Abtheilung.)** In der ersten stehen sämmtliche Epigramme, die Goethe für den Musenalmanach von 1797 verfaßte, so weit dieselben überhaupt bekannt geworden sind, sei es, daß sie wirklich in jenen aufgenommen, sei es, daß sie aus irgend einem Grunde zurückbehalten wurden. Ihnen sind noch einige wenige Distichen hinzugefügt, die augenscheinlich aus derselben Zeit stammen, von denen sich indessen nicht mit Sicherheit nachweisen läßt, daß sie für den Almanach bestimmt waren.

Ueber das Entstehen des Xenien-Almanachs sind bereits früher die nöthigsten Mittheilungen gemacht worden (II, 163); Ausführlicheres geben der Schiller-Goethe'sche Briefwechsel, namentlich der des Jahres 1796, und die zahlreichen Erklärungsschriften über die Xenien. Wir nennen als solche, die auch bei den von uns gegebenen Deutungen benutzt worden sind: „Die literarischen Spießruthen" (von D. Jenisch), „Die Xenien aus Schiller's Musenalmanach für das Jahr 1797", Danzig 1853, (der anonyme Verfasser ist Gotthilf Löschin, † 1868), Hoffmeister, dritter Band der „Nachlese zu

Publikum verpflichtet. In Paris als Künstler von Rang anerkannt, malte er durch alle Epochen die bedeutenden Einheimischen und Fremden, hielt von jeder seiner Arbeiten eine Zeichnung zurück und fand sich nach und nach im Besitz eines wahrhaft historischen Bildersaales. Bei einem sehr treuen Gedächtniß zeichnete er außerdem auch die Besuchenden, die sich nicht malen ließen, und so vermag er uns eine wahrhaft weltgeschichtliche Galerie des achtzehnten Jahrhunderts und eines Theils des neunzehnten vorzulegen.

Was aber das Interesse an dieser Sammlung eigentlich erregen und erhalten kann, ist der große Verstand des geistreichen Künstlers, der einer jeden Person ihre Eigenthümlichkeit zu verleihen und fast durchaus auch ihre Umgebung individuell charakteristisch anpassend und mitwirkend zu bilden gewußt hat.

Wir geben ohne weiteres Vorwort zu den Gemälden selbst, dasjenige, was wir noch im Allgemeinen zu sagen hätten, bis zum Schlusse versparend. Nur Eines haben wir zu erinnern. Wer, an die Leistungen des Pariser Steindrucks gewöhnt, hier das Gleiche der Bildnisse gleichzeitiger Männer oder der Galerie der Herzogin von Berry*) erwartet, wird sich nicht befriedigt, vielleicht abgestoßen finden. Hier ist, was man sonst so sehr zu schätzen wußte und noch von der Hand älterer niederländischer Meister theuer bezahlt, eine meisterhaft geistreiche Nadel, welche Alles leistet, was sie will, und nur will, was zum Zwecke dient. Wer dieses erkennt und zugesteht, wird sich auch in diesem Kreise gleich einheimisch finden.

Alexander I.

Kaiser von Rußland, gemalt 1814.**)

Das Auftreten oder vielmehr das auf sich selbst Stehen (pose) dieser allgemein gekannten, verehrten, majestätischen Person ist gar trefflich ausgedrückt: das Wohlverhältniß der Glieder, der natürliche Anstand, das ruhige Dasein, sicher und selbstbewußt, ohne mehr zu zeigen, als es ist und war; die

*) Karoline Ferdinande Luise, Tochter des späteren Königs beider Sizilien Ferdinand IV., geboren 1798, 1816 an den Herzog von Berry, den zweiten Sohn des späteren Königs Karl X. von Frankreich vermählt, Mutter des Grafen Chambord, starb 1864.

**) Also während Alexander's I. ersten Verweilen in Paris nach dem Einzuge der Alliirten.

glücklich ausgedrückten Lokaltinten des frei nach der rechten Hand blickenden Antlitzes, der dunkeln Uniform, des klareren Ordensbandes, der schwarzen Stiefel wie des Hutes, welches zusammen dem Bilde viel Anmuth giebt.

Eben diesen Hut, flammenartig behuscht, hält die Hand des rechten niedersinkenden Armes, die Linke greift in den Bügel des rückwärts hängenden Degens, und betrachtet man das Haupt nochmals, so ist es gar schön durch militärischen Schmuck des Kragens, der Achsel- und Ordenszierden begleitet. Mit entschiedenem Geschmack ist das Ganze behandelt, und wir müssen uns die Landschaft oder vielmehr Unlandschaft gefallen lassen. Die Figur ist auf großer Höhe gedacht, die hintersten Berge geben nur ein Weniges über den Fersen hin, und der Vordergrund ist kümmerlich an Erdboden und Pflanzengewächs.

Doch müßten wir nichts dagegen zu sagen; denn dadurch steht die Figur ganz auf dem Wolken- und Himmelsgrunde, und es scheint, als wenn die Basität der Steppe uns an das unermeßliche Reich, das er beherrscht, erinnern sollte.

Karl X.,

König von Frankreich.*)

Ein höchst merkwürdiger Gegensatz, eine wohlgebaute, edelmännische Figur, hier im Krönungsornate, zur Erinnerung eines einzigen, freilich höchst bedeutenden Lebensmomentes.

Der obere Theil dieser edlen Wohlgestalt, zwar mit Hermelin und Spitzen, mit Posament, Ordenskette und Spange verziert, aber nicht überladen, läßt noch die Figur gut durchsehen; nachher aber umhängt ein kostbarer Mantel den untern Theil, außer den linken Fuß, und reicht als schwere Wolke weit nach beiden Seiten zum Boden hin. Den Federhut in der Linken, den umgekehrten Zepter in der Rechten, steht der Fürst neben Stuhl und Kissen, worauf Krone und die Hand des Rechtes ruhen; auf teppichbeschlagenen Stufen ein Thron mit geflügelten Löwenköpfen, faltenreiche Vorhänge, unter und neben welchen Säulen, Pilaster, Bogen und Bogengänge uns nach dem Grund eines Prachtgebäudes hinblicken lassen. Beide beschriebene Bilder, neben einander gelegt, geben zu wahrhaft großen historischen Betrachtungen Anlaß.

*) Also wol aus dem Jahre 1824, in welchem Karl X. König wurde.

Ludwig Napoleon,

König von Holland,*) gemalt 1806.

Ungern nehmen wir dies Bild vor uns, und doch wieder gern, weil wir den Mann vor uns sehen, den wir persönlich hochzuschätzen so viel Ursache hatten; aber hier bedauern wir ihn. Mit einem wohlgebildeten, treuen, redlichen Gesichte blickt er uns an; aber in solcher Verkleidung haben wir ihn nicht gekannt und hätten ihn nicht kennen mögen. In einer Art von sogenannter spanischer Tracht, in Weste, Schärpe, Mantel und Krause, mit Stickerei, Quasten und Orden geschmackvoll aufgeputzt, sitzt er, ruhig nachdenkend, ganz in Weiß gekleidet, ein dunkles, hellbefiedertes Barett in der rechten Hand, in der linken auf einem starken Polster ein kurzes Schwert haltend, dahinter ein Turnierhelm, Alles vortrefflich komponirt. Mag es nun für die Augen ein schönes, harmonisches Bild sein, aber dem Sinne nach kann es uns nichts geben, vielleicht weil wir diesen herrlichen Mann gerade in dem Augenblick kennen lernten, als er allen diesen Aeußerlichkeiten entsagte und sein sittliches Zartgefühl, seine Neigung zu ästhetischen Arbeiten sich im Privatstande ungehindert weiter zu entwickeln trachtete.

Ueber seine kleinen höchst anmuthigen Gedichte, sowie über seine Tragödie Lucretia kam ich schon oft in Versuchung, einige Bemerkungen niederzuschreiben; aber die Furcht, ein mir so freundlich geschenktes Vertrauen zu verletzen, hielt mich ab, wie noch jetzt.

Friedrich August,

König von Sachsen,**) gemalt 1809.

Stellte das vorhergehende Bild eine flüchtig vorübergehende Repräsentation dar, so giebt das vorliegende den entschiedenen Eindruck von Beharrlichkeit und Dauer. Eine edle, charakteristisch sichere Gestalt eines bejahrten, aber wohlerhaltenen, wohlgebildeten Herrn zeigt sich in herkömmlicher Kleidung; er steht vor uns, wie er lange vor seinem Hofe von den Seinigen und

*) Dritter Bruder Napoleon's I. und Vater Napoleon's III., von 1806 bis 1810 König von Holland; Goethe hatte ihn im Sommer 1809 in Teplitz kennen gelernt (Goethe-Knebel'scher Briefwechsel, II. S. 16).

**) Friedrich August I., seit 1806 König von Sachsen, regierte bis 1827.

unzähligen Fremden gesehen worden, in Uniform, mehr der Hofsitte als militärischen Bestimmungen gemäß, in Schuh und Strümpfen, den Federhut unter dem Arm, Brust und Schultern mäßig mit Orden und Achselzierden geschmückt, ein regelmäßiges, uns ernst und treu anschauendes Gesicht, das Haar nach älterer Weise in Seitenlocken gerollt. Mit Zutrauen würden wir uns einem solchen Fürsten ehrerbietig darstellen, seiner klaren Uebersicht vertrauend, unsere Angelegenheit vortragen und, wenn er unsere Wünsche gerecht und billig fände, einer wohlüberdachten Gewährung völlig sicher sein.

Der Grund dieses Bildes ist einfach würdig gedacht; aus einem anständigen Sommerpalast scheint der Fürst soeben ins Freie zu treten.

Ludwig Philipp,

Herzog von Orleans,*) gemalt 1817.

Ein würdiges Gesicht, an hohe Vorfahren erinnernd. Der Mann, wie er dasteht, zeigt sich in seinen besten Jahren, Ebenmaß der Glieder, stark und muskelhaft, breite Brust, wohlhäbiger Körper, vollkommen geschickt, als Träger einer der wunderlichen Uniformen zu erscheinen, die wir längst an Husaren, Ulanen, in der neuern Zeit aber unter mancherlei Abweichungen gewohnt geworden. Auch hier fehlt es nicht an Borten und Litzen, an Posament und Quasten, an Riemen und Schnallen, an Gürteln und Haken, an Knöpfen und Dörnern. In der rechten Hand eine herrliche orientalische Mütze mit der Reiherfeder, die linke auf dem weitabstehenden, durch lange Bänder gehaltenen und mit der herabhängenden Tasche verbundenen Säbel. Ebenfalls ist die Figur sehr glücklich gestellt und komponirt vortrefflich; die großen Flächen der weißen Aermel und Beinkleider nehmen sich gar hübsch gegen den Schmuck des Körpers und der Umhüllung.

Wir wünschen eine solche Figur auf der Parade gesehen zu haben, und indem wir dieses sagen, wollen wir gerade den landschaftlichen Grund nicht tadeln. In einiger Ferne wartet ein Adjutant; auch wird ein gesatteltes Pferd, das sich nach seinem Herrn umsieht, dort gehalten. Die Aussicht nach der

*) Geboren 1773, Sohn des Herzogs Ludwig Philipp Joseph von Orleans (Egalité), 1830—1848 König von Frankreich.

Tiefe bin ist rauh und wild, auch das Wenige vom Vorder-, Mittel- und Hintergrund ist mit großem Geschmack hinzugefügt, woran wir das Bedürfniß und die Intention des Malers erkennen; aber freilich die Figur tritt eigentlich nur auf, um sich sehen zu lassen; sie beobachtet nicht, sie gebietet nicht, deswegen wir sie denn als auf der Parade sich zeigend nach unserer Art betrachten mußten.

Herzog von Montebello,

Marschall Lannes, gemalt 1810.*)

Das Gegentheil des vorigen Bildes erblicken wir hier: ein schlanker, wohlgebauter, wohlgebildeter Krieger, nicht mehr geschmückt, als nöthig ist, um ihn an seiner hohen Stelle als Befehlshaber zu bezeichnen. In einiger Gemüths- und Körperbewegung ist er dargestellt; und wer sollte in solcher Lage ohne Gegenwirkung gegen die äußerste Gefahr sich unbewegt erhalten dürfen? Aber die große Mäßigung bezeichnet den Helden; er steht zwischen den Trümmern einer Batterie, die zusammengeschossen ist und zusammengeschossen wird; noch sausen die Splitter umher, Lafetten krachen und bersten, Kanonenröhren wälzen sich am Boden, Kugeln und zerschmetterte Waffen sind in Bewegung.

Ernsthaft, aufmerksam blickt der Mann nach der Gegend, wo das Unheil herkommt; die geballte linke Faust, der scharf in den Hut eingreifende Daumen der Rechten geben wie die ganze Silhouette des ganzen Körpers von oben bis unten den Eindruck von zusammengehaltener, zusammenhaltender Kraft, von Anspannung, Anstrengung und innerer Sicherheit; es ist auch hier ein Auf- und Eintreten ohne Gleichen. Welche Schlacht hier gemeint sei, wissen wir nicht; aber es ist immer dieselbe Lage, in die er sich so oft versetzt gesehen, und die ihm denn endlich das Leben kostete.

Uebrigens finden wir ihn hier im Bilde sehr viel älter als im Jahr 1806, wo wir seiner anmuthigen Persönlichkeit, ja

*) Der Herzog war in Folge seiner Verwundung in der Schlacht bei Aspern schon am 31. Mai 1809 in Wien gestorben.

man dürfte wol sagen schnell gefaßten Neigung, eine in damaligen Tagen unwahrscheinliche Rettung verdanken.*)

Karl Moritz von Talleyrand,

Prinz von Benevent ꝛc.,**) gemalt 1808.

Je weiter wir in Betrachtung dieser Sammlung vorwärts schreiten, desto wichtiger erscheint sie uns. Jedes einzelne Blatt ist von großer Bedeutung, welche zunimmt, indem wir eins mit dem andern vor- und rückwärts vergleichen.

In dem vorigen sahen wir einen der ersten Helden des französischen Heeres, heroisch gefaßt mitten in der größten, augenblicklichsten Lebensgefahr; hier sehen wir den ersten Diplomaten des Jahrhunderts, in der größten Ruhe sitzend und alle Zufälligkeiten des Augenblicks gelassen erwartend.

Umgeben von einem höchst anständigen, aber nicht prunkhaften Zimmer, finden wir ihn im schicklichen einfachen Hofkleide, den Degen an der Seite, den Federhut nicht weit hinterwärts auf dem Kanapee liegend, eben als erwarte der Geschäftsmann die Meldung des Wagens, um zur Konferenz zu fahren; den linken Arm auf eine Tischecke gelehnt, in der Nähe von Papier, Schreibzeug und Feder, die Rechte im Schooß, den rechten Fuß über den linken geschlagen, erscheint er vollkommen impassibel. Wir erwehrten uns nicht des Andenkens an die Epikurischen Gottheiten, welche da wohnen, „wo es nicht regnet noch schneiet, noch irgend ein Sturm weht"; so ruhig sitzt hier der Mann, unangefochten von allen Stürmen, die um ihn her sausen. Begreifen läßt sich, daß er so aussieht, aber nicht, wie er es aushält. Sein Blick ist das Unerforschlichste; er sieht vor sich hin; ob er aber den Beschauer ansieht, ist zweifelhaft. Sein Blick geht nicht in sich hinein wie der eines Denkenden, auch nicht vorwärts wie der eines Beschauenden; das Auge ruht in und auf sich wie die ganze Gestalt, welche, man kann nicht

*) Sonst wird der Marschall außer in dem Gedicht „Byron's Don Juan" (Werke, II. 463) nur in den „Tag- und Jahresheften" von 1808 bei Gelegenheit des Erfurter Kongresses erwähnt. Ist er hier mit dem Marschall verwechselt, der Goethe bei der Einnahme von Weimar nützlich war?

**) Der berühmte Staatsmann lebte von 1754 bis 1838 und wurde Goethe gleichfalls auf dem Erfurter Kongresse bekannt.

sagen ein Selbstgenügen, aber doch einen Mangel an irgend einem Bezug nach außen andeutet.

Genug, wir mögen hier physiognomisiren und deuten, wie wir wollen, so finden wir unsre Einsicht zu kurz, unsre Erfahrung zu arm, unsre Vorstellung zu beschränkt, als daß wir uns von einem solchen Wesen einen hinlänglichen Begriff machen könnten. Wahrscheinlicherweise wird es künftighin dem Historiker auch so gehen, welcher dann sehen mag, inwiefern ihn das gegenwärtige Bild fördert. Zu annähernder Vergleichung gab uns das Porträt dieses wichtigen Mannes auf dem großen Bilde vom Kongreß zu Wien nach Isabey*) jedoch einigen Anlaß. Wir bemerken dies um forschender Liebhaber willen.

Ferdinand Imécourt,

Ordonnanzoffizier des Marschalls Lefebvre, umgekommen vor Danzig 1807, gemalt 1808.

Also, wie das Datum besagt, aus der Erinnerung oder nach einer Skizze gemalt.

Einen merkwürdigen Kontrast giebt uns auch dieses Bild. Die militärische Laufbahn des Mannes deutet auf einen brauchbaren Thätigen, sein Tod auf einen Braven; aber in dem Incognito des Civilkleides ist jeder charakteristische Zug verschwunden. Gentlemanartig in Stellung und Kleidung, ist er eben im Begriff, die breiten Stufen zu einem einfachen Gartenhaus hinaufzusteigen; den Hut in der herabhängenden Linken, auf den Stock in der rechten Hand gestützt, hält er einen Augenblick inne, als sich umsehend, ob er vielleicht noch wo einen Bekannten in der Nähe gewahr würde. Die Züge des Gesichts sind die eines verständigen, gelassenen Mannes; die Gestalt von mittlerer Größe, anständiger Zartheit. In der Sozietät würden wir ihn für einen Diplomaten angesprochen haben; und es ist wirklich ein glücklicher Gedanke, die vollkommne edle Prose einer vorübergegangenen Gegenwart hier zwischen so bedeutenden welthistorischen Männern zu finden.

*) Jean Baptiste Isabey (1767–1855), französischer Porträt- und Miniaturmaler.

Graf und Gräfin Frieß.*)

gemalt 1808.

Dieses Familienbild paßt recht gut zum vorigen; denn jener Mann durfte nur hier hereintreten, und er wäre willkommen gewesen.

Der Gemahl hat sich auf die Ecke eines ausgeschweiften dreiseitigen Tisches gesetzt und zeigt sich in einer sehr natürlichen, glücklichen Wendung. Eine Reitgerte in der rechten Hand deutet auf Kommen oder Gehen, und so paßt das augenblickliche nachlässige Hinsitzen auf einer solchen Stelle gar wohl. Die Gemahlin, einfach weiß gekleidet, einen bunten Shawl über dem Schooß, sitzt und schaut, den Blick des Gemahls begleitend, gleichsam nach einem Eintretenden. Diesmal sind wir es, die Anschauenden, die wir glauben können, auf eine so freundlich-höfliche Weise empfangen zu werden. Die linke Hand der Dame ruht auf der Schlafstätte eines kleinen Kindes, das in halbem Schlummer sich ganz wohl zu behagen scheint. Wand und Pilaster, die freie Durchsicht in einen Bogengang, ein Schirm hinter dem Bette des Kindes bilden einen mannichfaltigen, anmuthigen, offenen und doch wohnlichen Hintergrund. Das Bild komponirt sehr gut und mag in Lebensgröße, der Andeutung nach kolorirt, eine sehr erfreuliche Wirkung thun.

Katharina,

Königliche Prinzessin von Würtemberg, Königin von Westphalen,**) gemalt 1813.

Dieses Bild spricht uns am Wenigsten an, wie man in der Konversationssprache zu sagen pflegt. Eine mit Geschmack, der ans Prächtige hinneigt, gekleidete, wohlgestaltete Dame sitzt auf einem architektonisch mäßig verzierten Marmorsessel, dem es nicht an Teppich und Kissen fehlt; die niedergesenkte Rechte hält ein Büchlein, offen durch den eingreifenden Daumen, eben als hätte man aufgehört zu lesen; der linke Arm, auf ein Polster gestützt, zeigt die Hand in einer Wendung, als hätte das nun erhobene Haupt noch erst eben darauf geruht. Gesicht und

*) Moritz Graf Frieß und seine Gemahlin Therese, Prinzessin von Hohenlohe, nicht Graf Fries aus Weimar, mit dem Goethe auch während seines Aufenthalts in Italien viel verkehrt hatte.

**) Tochter des Königs Friedrich I. von Würtemberg, 1807 Gattin des Hieronymus Bonaparte, der von 1807–1813 König von Westphalen war.

Augen sind nach dem Beschauer gerichtet, aber in Blick und Miene ist etwas Unbefriedigtes, Entfremdetes, dem man nicht beikommen kann. Die Aussicht nach Berg und Thal, See und Wasserfall, Fels und Gebüsch mag auf die Anlagen von Wilhelmshöhe deuten; aber das Ganze ist doch zu heroisch und wild gedacht, als daß man ...ot begreifen könnte, wie diese stattliche Dame hier zu diesem feenhaften Ruhesitz gelangt.

Sodann entsteht noch die Frage über ein höchst wunderliches Beiwesen. Warum setzt die Dame ihre netten Füßchen auf Kopf und Schnabel eines Storchs, der, von einigen leichten Zweigen umgeben, in dem Teppich oder Fußboden skizzenhaft gebildet ist? Dies Alles jedoch beseitigt, mag dies Bild als trefflich komponirt gelten, und man muß ihm die Anlage zu einem vollkommnen wohl kolorirten Gemälde zugestehen.

Elisa,

ehemalige Großherzogin von Toscana,*)

und ihre Tochter Napoleon Elisa,

Prinzessin von Piombino, gemalt 1811.

Das reichste Bild von allen, welches zu dem mannichfaltigsten Farbenwechsel Gelegenheit gab. Eine stattliche Dame orientalischer Physiognomie blickt Euch an mit verständigem Behagen; Diadem, Schleier, Stirnbinde, Locken, Halsband, Halstuch geben dem Obertheil Würde und Fülle, wodurch er hauptsächlich über das Ganze dominirt; denn schon vom Gürtel an dienen die Gewande der übrigen Figur eigentlich nur zur Folie für ein anmuthiges Töchterchen, auf dessen rechter Schulter von hinten her die mütterliche rechte Hand ruht. Das liebliche Kind hält am Bande ein zierliches, nettes, seltsam schlank gestaltetes Hündchen, das unter dem linken Arm der Mutter sich behaglich fühlt. Das breite, mit Löwenköpfen und -Tatzen architektonisch verzierte weißmarmorne Kanapee, dessen wohlgepolsterter geräumiger Sitz von der Hauptfigur bequem eingenommen wird, verleiht dem Ganzen ein stattliches Ansehen; Fußkissen und herabgesunkene Falten, Blumenkorb und eine lebhafte Vegetation zunächst deuten auf die mannichfaltigste

*) Napoleon's 1. Schwester, vermählt mit dem Fürsten Baciocchi, der von Jenem die Fürstenthümer Lucca und Piombino erhalten hatte, führte als französische Generalstatthalterin (1807–1815) den Titel Großherzogin von Toscana.

Färbung. Der Hintergrund, wahrscheinlich in mildem Luitton gehalten, zeigt hoher, dichter Bäume überdrängtes Wachsthum; wenige Säulen, ruinenartig, eine wilde Treppe, die ins Gebüsche führt, erwecken den Begriff einer ältern romantischen Kunstanlage, aber bereits von langherkömmlicher Vegetation überwältigt, und so geben wir gern zu, daß wir uns wirklich auf einem großherzoglich florentinischen Landsitz befinden.

Madame Récamier,*)

gemalt 1805.

Zum Abschluß dieser Darstellungen sehen wir nun das Bild einer schönen Frau, das uns schon seit zwanzig Jahren gerühmt wird. In einer von stillem Wasser angespülten Säulenhalle, hinten durch Vorhang und blumiges Buschwerk geschlossen, hat sich die schönste, anmuthigste Person, wie es scheint nach dem Bade, in einen gepolsterten Sessel gelehnt; Brust, Arme und Füße sind frei, der übrige Körper leicht, jedoch anständig bekleidet; unter der linken Hand senkt sich ein Shawl herab zu allenfallsigem Ueberwurf. Mehr haben wir freilich von diesem lieblichen und zierlichen Blatte nicht zu sagen. Da die Schönheit untheilbar ist und uns den Eindruck einer vollkommnen Harmonie verleiht, so läßt sie sich durch eine Folge von Worten nicht darstellen. Glücklich schätzen wir Die, welche das Bild, das gegenwärtig in Berlin sein soll, beschauen und sich daran erfreuen können. Wir begnügen uns an dieser Skizze, welche die Intention vollkommen überliefert — und was macht denn am Ende den Werth eines Kunstwerkes aus? Es ist und bleibt die Intention, die vor dem Bilde vorausgeht und zuletzt durch die sorgfältigste Ausführung vollkommen ins Leben tritt. Und so müssen wir denn auch dieses Bild wie die sämmtlichen vorhergehenden wohlgedacht, in seiner Art bedeutend, charakteristisch und gehörig ansprechend anerkennen.

Steht es nun freilich nicht in unserm Vermögen, die äußern Vorzüge einer schönen Person mit Worten auszudrücken, so ist doch die Sprache eigentlich da, um das Gedächtniß sittlicher und geselliger Bezüge zu erhalten, deswegen wir uns nicht versagen können mitzutheilen, wie sich über diese merkwürdige Frau nach zwanzig Jahren die neuesten Tagesblätter vernehmen lassen.

*) Vgl. Goethe's Werke, XXIX. S. 733 u. 861.

Schiller's Werke," 1843, Schäfer, „Goethe's Gedichte, Auswahl für Schule und Haus", 1865, E. J. Soupe, „Die Schiller-Goethe'schen Xenien", 1859, und die bereits früher citirten Schriften von Bischoff, Boas, Wendelin von Maltzahn, endlich einen längeren Aufsatz von H. Düntzer im „Archiv für neuere Literatur" V, 173 ff., 302 ff., 1849. In dem Musenalmanach für 1797 ist den Xenien das Motto aus Martial (XI, 9, 1—4) vorgesetzt:

Triste supercilium durique severa Catonis
Frons et aratoria filia Fabricii,
Et personati fastus et regula morum,
Quidquid et in tenebris non sumus, hic foras!

Die Frage, ob man das Recht habe, die gemeinschaftliche Arbeit Goethe's und Schiller's gegen ihren ursprünglichen Willen nach dem Antheil eines Jeden von Beiden zu zertheilen, konnte uns nicht mehr beschäftigen; aber obwol wir auf Seiten der Chorizonten stehen, so dürfen wir es doch nicht verhehlen, daß trotz der zahlreichen Kommentatoren der Xenien die Frage über die Autorschaft noch nicht in allen Fällen mit Sicherheit gelöst ist, sondern oft nur ein höherer oder geringerer Grad von Wahrscheinlichkeit die Entscheidung für den Einen oder den Andern geben muß.

Daraus erklärt es sich denn einmal, daß eine Reihe von 13 Epigrammen in den „Tabulae votivae" des Musenalmanach's übrig bleiben, die so zu sagen herrenlos sind. Zwar spricht Goethe von diesem Theile desselben, als wenn er ganz Schiller's Werk wäre; aber da gleichwol feststeht, daß Einiges ihm selbst angehört, so konnte der Herausgeber Schiller's diejenigen Gedichte nicht aufnehmen, für deren Autorschaft er keine weiteren Beweise hatte, und bei der Herausgabe Goethe's mußte infolge jener obigen Bemerkung eine noch viel größere Vorsicht beobachtet werden. Auf diese Weise sind 13 Epigramme (Philister und Schöngeist. — Die Quellen. — Der Strengling und der Frömmling. — Theophagen. — Fratzen. — Wahrheit. — Die Erzieher. — Verstand. — Phantasie. — Dichtungskraft. — Die Belohnung. — Das gewöhnliche Schicksal.) weder in Schiller's noch in Goethe's Werken abgedruckt worden.

Es erklärt sich aber auch zweitens, wie es kommen konnte, daß dieselben Xenien sowol in Schiller's als in Goethe's Werken Aufnahme fanden. Ein wie großes Bemühen auch angewendet wurde, um alle objectiven Gründe für die Autorschaft des einen oder des anderen Dichters zur Geltung zu bringen, so war die Entscheidung doch schließlich nicht selten subjectivem Ermessen überlassen; und da der Herausgeber Schiller's den Grundsatz befolgt hatte, „alle Xenien aufzunehmen, bei denen bis jetzt kein äußeres Zeugniß die Autorschaft Goethe's beglaubige," (vgl. Schiller I, Zweites Buch, S. 120 unsr. Ausg.), so sind es schließlich nicht weniger als 41 Xenien, die sich sowol bei Schiller als bei Goethe finden, ohne daß darum bei allen wirklich begründete Zweifel obwalten.

„Die letzte und lieblichste dieser Gestalten ist Madame Récamier. Niemand wird sich wundern, dieses Bild den erlauchten weiblichen Zeitgenossen beigesellt zu sehen. Eine Freundin der Frau von Staël, eines Camille Jordan,*) des Herrn von Chateaubriand wäre zu solchen Ehren berechtigt, wüßte man auch nicht, daß die unendliche Anmuth ihrer Unterhaltung und die Gewalt ihrer Gutmüthigkeit unablässig die vorzüglichsten Männer aller Parteien bei ihr versammelt hat. Man darf sagen, daß durch Ausüben des Guten, durch Dämpfen des Hasses, durch Annähern der Meinungen sie die Unbeständigkeit der Welt gefesselt habe, ohne daß man bemerkt hätte, Glück und Jugend habe sich von ihr entfernen können. Diejenigen, welche glauben möchten, ihr Geist sei die Wirkung eines anhaltenden Umgangs mit den vorzüglichsten Menschen, der Widerschein eines andern Gestirns, der Wohlgeruch einer andern Blume, solche sind ihr niemals näher getreten. Wir wollen zwar nicht untersuchen, ob nicht mit sechzehn Jahren die Sorge für den Putz und sonstige Hauptgeschäfte desselbigen Alters eine Frau vielleicht verhindern können, andere Vorzüge als die ihrer Schönheit bemerken zu lassen; aber jetzo wäre es unmöglich, so viel Geschmad, Anmuth und Feinheit zu erklären, ohne zu gestehen, daß sie immer Elemente dieser Eigenschaften besessen habe.

„Ohne etwas herausgegeben, vielleicht ohne etwas niedergeschrieben zu haben, übte diese merkwürdige Frau bedeutenden Einfluß über zwei unserer größten Schriftsteller. Ein solcher ungesuchter Einfluß entspringt aus der Fähigkeit, das Talent zu lieben, es zu begeistern, sich selbst zu entzünden beim Anblick der Eindrücke, die es hervorbringt. Diejenigen, welche wissen, wie der Gedanke sich vergrößert und befruchtet, indem wir ihn vor einer andern Intelligenz entwickeln, daß die Hälfte der Beredsamkeit in den Augen Derer ist, die Euch zuhören, daß der zu Ausführung eines Werkes nöthige Muth aus dem Antheil geschöpft werden muß, den das Unternehmen in Andern erweckt, solche Personen werden niemals erstaunen über Corinna's und des Verfassers der Märtyrer**) leidenschaftliche Freundschaft für die Person, welche sie außerhalb Frankreich begleitete oder ihnen in der Ungunst treu blieb. Es giebt edle Wesen,

*) In der „Campagne in Frankreich", auch in Goethe's Werken, XXIX. S. 116 u. 872, erwähnt.

**) Chateaubriand, Verfasser des Romans „Les Martyrs ou le triomphe de la religion chrétienne." Paris 1809.

die mit allen hohen Gedanken ſympathiſiren, mit allen reizenden Schöpfungen der Einbildungskraft. Ihr möchtet edle Werke hervorbringen, um ſie ihnen zu vertrauen, das Gute und Rechte thun, um es ihnen zu erzählen. Dies iſt das Geheimniß des Einfluſſes der Madame Récamier. Vor ihr hatte man niemals ſo viel Uneigennutz, Beſcheidenheit und Berühmtheit vereinigt. Und wie ſollte man ſich nicht freuen, ein durch die Kunſt ſo wohl überliefertes Bild einer Frau zu beſitzen, welche niemals auf mächtige Freundſchaften ſich lehnte, als um das unbekannte Verdienſt belohnt zu ſehen, die nur dem Unglück ſchmeichelte und nur dem Genie den Hof machte!“

■

Ueberliefert nun werden uns dieſe Bilder durch eine höchſt geiſtreiche Radirnadel. Man kann ſich denken, daß Herr Gérard zu einem Werke, das eigentlich ſeinen Ruf als denkender Künſtler begründen ſoll, einen trefflichen Arbeiter werde gewählt haben. Es iſt von großem Werthe, wenn der Autor ſeines Ueberſetzers gewiß iſt, und ganz ohne Frage hat man Herrn Adam*) allen Beifall zu gewähren. Es iſt ein ſolches Sentiment in ſeiner Nadel und der Abwechſelung derſelben, daß der Charakter des zu behandelnden Gegenſtandes nirgends vermißt wird, es ſei nun in den zarteſten Punkten und Strichlein, mit welchen er die Geſichter behandelt, durch die gelinden, womit er die lichten wie die Lokal-Tinten andeutet, bis zu den ſtarken und ſtärkern, womit er Schatten und mehr oder minder dunkle Lokalfarben auszudrücken weiß, wie er denn auch auf eine gleichſam zauberiſche Weiſe die verſchiedenen Stoffe durch glückliche Behandlung andeutet und ſo einen Jeden, der Auge und Sinn für ſolche Hieroglyphen gebildet hat, vollkommen befriedigen muß.

Wir ſtimmen daher völlig in die Ueberzeugung ein, daß es wohlgethan war, dieſe geiſtreich ſkizzenhafte, ob ſchon genugſam ausführliche Radirungsart dem Steindruck vorzuziehen; nur wünſchen wir, daß man beim Abdruck die Platten ſorgfältig behandeln möge, damit ſämmtliche Kunſtliebhaber auf eine wünſchenswerthe Weiſe befriedigt werden können.

---

*) Pierre Adam, Kupferſtecher, geboren 1799 in Paris.

Dr. Jakob Roux
über die Farben in technischem Sinne.

(1. Heft 1824; 2. Heft 1828.*)

Die Zahnischen kolorirten Nachbildungen der Pompejischen Wandgemälde setzen uns außer den glücklichen Gedanken auch noch durch eine wohlerhaltene Färbung in Erstaunen. Erwägen wir nun, daß jener Farbenschmuck sich durch so manche Jahrhunderte, durch die ungünstigsten Umstände klar und augenfällig erhalten, und finden dagegen Bilder der neuern Zeit, ja der neuesten, geschwärzt, entfärbt, rissig und sich ablösend; treffen wir ferner auch bei Restaurationen dieser Mängel auf gar mancherlei Fehler der ersten Anlage: dann haben wir allerdings den Künstler zu loben, welcher, hierüber forschend und nachdenkend, einen Theil seiner edlen Zeit anwendet.

Wir empfehlen obgenannte Hefte den Künstlern um desto mehr, als man in der neuern Zeit völlig zu vergessen scheint, daß die Kunst auf dem Handwerk ruht und daß man sich aller technischen Erfordernisse erst zu versichern habe, ehe man ein ebenso würdiges als dauerndes Kunstwerk hervorzubringen Anstalt macht.

Die Bemühungen des sorgfältigen Verfassers noch höher zu schätzen, sehen wir uns dadurch veranlaßt, daß Palmaroli,**) der sich durch seine Restauration in Dresden so viel Verdienste erworben, in Rom leider mit Tode abgegangen ist, da denn Uebung und Nachdenken sowol über ältere Bilder, wie solche allenfalls wiederherzustellen, als über die Art, den neu zu verfertigenden dauernde Kraft und Haltung zu geben, im Allgemeinen bestens zu empfehlen steht.

---

*) Ueber Kunst und Alterthum, VI. Bandes 2. Heft. 1829. S. 402 f. — Der Verfasser der Schrift, ein Maler aus Jena, wird auch in den „Tag- und Jahresheften" von 1817, in d. Briefw. mit Knebel, II. 20, und in der „Farbenlehre", Abtheilung „Entoptische Farben — Ansprache" vom 20. Juli 1820, erwähnt.

**) Peter Palmaroli, der in Dresden u. a. die Sixtinische Madonna wiederherstellte, starb 1829.

Galerie zu Shakespeare's dramatischen Werken

von Moritz Retzsch.

Leipzig bei Gerhard Fleischer. 1828.*)

Wir verwendeten auf dieses Werk gern mehrere Seiten, wenn sie uns gegönnt wären; da wir aber doch nur loben könnten und das Werk selbst den Meister am Besten lobt, so wollen wir nur den Wunsch äußern, daß die Vorsteher aller Lesegesellschaften, sie mögen sein von welcher Art sie wollen, dieses Werk anschaffen, wodurch sie ihre Mitglieder gewiß sämmtlich verbinden werden, indem diese nebst einem einsichtigen Vorworte die Hauptstellen im Original und in zwei andern Sprachen mitgetheilt erhalten.

Die Hauptstellen sagen wir, weil der Künstler den Geist gehabt hat, die ganze Folge eines Stücks in allen bedeutenden Einzelnheiten uns nach und nach anzuführen und so raschen Ganges das Ganze an uns vorbeizuleiten.

Hier aber müssen wir schließen, um nicht hingerissen zu werden, umständlich aufzuführen, wie charakteristisch und anmuthig, mit Geschmack und Glück, sinn- und kunstgemäß der Künstler verfahren, um ein Stück wie Hamlet, das denn doch, man mag sagen was man will, als ein düstres Problem auf der Seele lastet, in lebendigen und reizenden Bildern unter erheiternden Gestalten und bequemen Umständen anmuthig vorzuführen.

*) Goethe's Nachgelassene Werke, IX. Band 1833. T.-A. S. 160 f.

Danae.*)

Eine wohlgegliederte weibliche Gestalt liegt nackt, den Rücken uns zukehrend, uns über die rechte Schulter anschauend, auf einem wohlgepolsterten, anständigen Ruhebette; ihr rechter Arm ist aufgehoben, der Zeigefinger deutet, man weiß nicht recht worauf. Rechts vom Zuschauer, in der Höhe, zieht aus der Ecke eine Wolke heran, welche auf ihrem Wege Geldstücke spendet, deren einen Theil die alte Wärterin andächtig in einem Becken auffängt. Hinter dem Lager, zu den Füßen der Schönen, tritt ein Genius heran; er hat auch ein paar begeistete Goldstücke aufgefangen und scheint sie dem Oertchen näher bringen zu wollen, wohin sie sich eigentlich sehnen. Nun bemerkt man erst, wohin die Schöne deutet. Ein in Karyatidenform den Bettverhang tragender, zwar anständig drapirter, doch genugsam kenntlicher Priap ist es, auf welchen sie hinweist, um uns anzuzeigen, wovon eigentlich die Rede sei. Eine Rose hat sie im Haar stecken, ein paar andere liegen schon unten auf dem Fußbänkchen und neben dem Nachtgeschirr, das, wie auch der sichtbare Theil des Bettgestelles, von goldnen Zierraten glänzt.

Das muß man beisammen sehn, mit welchem Geschmack und Geschick der geübteste Pinsel, allen Forderungen der Maler- und Farbenkunst genugthuend, dieses Bildchen ausgefertigt hat. Man stellt es gern kurz nach Paul Veronese; es mag's ein Venezianer oder auch ein Niederländer gemalt haben. Freilich unsern Meistern, welche sich mit trauernden Königspaaren beschäftigen, ist dergleichen ein Aergerniß, und den Schülern, die sich in heiligen Familien wohlgefallen, gewiß eine Thorheit. Glücklicherweise ist das Bildchen gut erhalten und beweist überall einen markigen Pinsel.

*) Goethe's Nachgelassene Werke, IV. Band. 1832. T.-A. S. 229 f.

Tischbein's Zeichnungen

des Ammazzaments der Schweine in Rom.*

Tischbein, der sich viel mit Betrachtung von Thieren, ihrer Gestalt, ihrer Eigenheiten, ihrer Bewegungen abgab, hat uns immer viel von dem Ammazzament der Schweine, von einem allgemeinen Schweinemord zu erzählen gewußt, der in den Ruinen jenes Tempels vorgehe, die am Ende der Via Sacra wegen der schönen Basreliefe berühmt sind, den Einfluß der Minerva auf weibliche Arbeiten sehr anmuthig darstellend.

In die Höhlungen und Gewölbe dieses zusammengestürzten Gebäudes werden zur Winterszeit in großen Heerden vom Lande herein schwarze, wildartige Schweine getrieben und daselbst an die Kauflustigen nicht etwa lebendig, sondern todt überlassen. Das Geschäft aber wird folgendermaßen betrieben:

Der Römer darf sich mit Schweinschlachten nicht abgeben; wer aber das Blut, welches bei dem Schlachten verloren ginge, auch nicht entbehren will, verfügt sich dorthin und heischt um eines der in jenen Räumen zusammengedrängten Schweine. Ist man des Handels einig, so wirft sich einer der wild genug anzuschauenden Heerdebesitzer mit Gewalt über das Thier, stößt ihm einen starken, spitzen, eben umgebogenen und gleichsam zum Handgriff gekrümmten Draht ins Herz und trillt ihn so lange darin herum, bis das Thier kraftlos niederfällt und sein Leben aushaucht. Hiebei wird nun kein Tropfen Bluts vergossen; es gerinnt im Innern, und der Käufer schafft es mit allem innern und äußern Zubehör vergnügt nach Hause.

Daß eine solche Operation nicht ohne Kampf sich entwickele, läßt sich denken; der einzelne kräftige Mann, der sich über ein solches wildstarkes Thier hinwirft, es beim Ohre faßt, zur Erde niederdrückt, die Stelle des Herzens sucht und den tödtlichen Draht einstößt, hat gar manchen Widerstand, Gegenwirkung

*) Goethe's Nachgelassene Werke, IV Band. 1832. T. A. S. 217—219.

Rembrandt der Denker.*)

Auf dem Bilde Der gute Samariter**) (Bartsch, Nr. 90) sieht man vorn ein Pferd fast ganz von der Seite; ein Page hält es am Zaum. Hinter dem Pferde hebt ein Hausknecht den Verwundeten soeben herab, um ihn ins Haus zu tragen, in welches eine Treppe durch einen Balkon hineinführt. Unter der Thür sieht man den wohlgekleideten Samaritaner, welcher dem Wirth einiges Geld gegeben hat und ihm den armen Verwundeten ernstlich empfiehlt. Gegen den linken Rand zu sieht man aus einem Fenster einen jungen Mann herausblicken, mit einer durch eine Feder verzierten Mütze. Zur Rechten auf geregeltem Grund sieht man einen Brunnen, aus welchem eine Frau das Wasser zieht.

Dieses Blatt ist eines der schönsten des Rembrandt'schen Werkes; es scheint mit der größten Sorgfalt gestochen zu sein, und ungeachtet aller Sorgfalt ist die Nadel sehr leicht.

Die Aufmerksamkeit des vortrefflichen Longhi hat besonders der Alte unter der Thüre auf sich gezogen, indem er sagt: „Mit Stillschweigen kann ich nicht vorübergehen das Blatt vom Samaritaner, wo Rembrandt den guten Alten unter der Thüre in solcher Stellung gezeichnet hat, wie sie Demjenigen eigen ist, der gewöhnlich zittert, so daß er durch die Verbindung der Erinnerungen wirklich zu zittern scheint, welches kein anderer Maler weder vor ihm noch nach ihm durch seine Kunst erlangen konnte."

*) Goethe's Nachgelassene Werke, IV. Band 1832. Z. 8. S. 224 - 226.
**) Vgl. Schuchardt, Goethe's Kunstsammlungen, I. Theil. S. 177. Nr. 318.

Wir setzen die Bemerkungen über dieses wichtige Blatt weiter fort:

Auffallend ist es, daß der Verwundete, anstatt sich dem Knechte, der ihn forttragen will, hinzugeben, sich mühselig mit gefalteten Händen und aufgehobenem Haupte nach der linken Seite wendet und jenen jungen Mann mit dem Federbute, welcher eher kalt und unbetheiligend als trotzig zum Fenster herausſieht, um Barmherzigkeit anzuflehen scheint. Durch diese Wendung wird er Dem, der ihn eben auf die Schulter genommen, doppelt lästig; man sieht's diesem am Gesicht an, daß die Last ihm verdrießlich ist. Wir sind für uns überzeugt, daß er in jenem trotzigen Jüngling am Fenster den Räuberhauptmann derjenigen Bande wiedererkennt, die ihn vor Kurzem beraubt hat, und daß ihn in dem Augenblicke die Angst überfällt, man bringe ihn in eine Räuberherberge, der Samariter sei auch verschworen, ihn zu verderben. Genug, er findet sich in dem verzweiflungsvollsten Zustand der Schwäche und Hilflosigkeit.

Betrachten wir nun die Gesichter der sechs hier aufgestellten Personen, so sieht man die Physiognomie des Samariters gar nicht, nur wenig von dem Profil des Pagen, der das Pferd hält. Der Knecht, durch die körperliche Last beschwert, hat ein verdrießlich angestrengtes Gesicht und einen geschlossenen Mund, der arme Verwundete den vollkommensten Ausdruck der Hilflosigkeit. Höchst trefflich, gutmüthig und vertrauenswerth ist die Physiognomie des Alten, kontrastirend mit unserm Räuberhauptmann in der Ecke, welcher eine verschlossene und entschlossene Sinnesweise ausdrückt.

Georg Friedrich Schmidt,

geboren Berlin 1712, abgegangen daselbst 1775.*)

Der Künstler, dessen Talent wir zu schätzen unternehmen, ist einer der größten, dessen sich die Kupferstecherkunst zu rühmen hat; er wußte die genaueste Reinlichkeit und zugleich die Festigkeit des Grabstichels mit einer Bewegung, einer Behandlung zu verbinden, welche sowol kühn als abwechselnd und manchmal mit Willen unzusammenhängend war, immer aber vom höchsten Geschmack und Wissen.

Von dem regelmäßigen Schnitt, worin er den ernstesten Chalkographen nacheiferte, ging er nach Belieben zur freien Behandlung über, indem er sich jenes spielenden Punktirens der geistreichsten Radirkünstler bediente und das Urtheil ungewiß ließ, ob er sich in einer oder der andern Art vorzüglicher bewiesen habe. Doch es ist kein Wunder, daß er sich in diesen einander so entgegengesetzten Arten des Stiches vollkommen gleich erwiesen, da ihm die gefühlteste Kenntniß der Zeichnung und des Helldunkels, die feinste Beurtheilung und ein unbegrenzter Geist beständig zum Führer dienten.

In der ersten Art zog er vor, Porträte zu behandeln, ob er gleich auch einige geschichtliche Gegenstände gestochen hat und Alles, was er gestochen, vorzüglich ist. Aber jenes Porträt von La Tour,**) welches dieser Maler von sich selbst gefertigt hatte, ist bewundernswürdig durch die Vorzüge, welche in allen übrigen sich finden, mehr aber durch die Seele und die freie Heiterkeit, die in diesem Gesichte so glücklich ausgedrückt sind. Sehr schön ist auch das Bildniß von Meunsey***) und außerordentlich die der Grafen Rasumowsky†) und Esterhazy. Auch die Kaiserin

*) Goethe's Nachgelassene Werke, IV. Band. 1832. T. A. S. 227–229.
**) Maurice Quentin de la Tour; vgl. die 3. Note zu S. 77 dieses Theils.
***) Arzt und Geheimerath in russischen Diensten.
†) Vgl. Goethe's Werke, XXXII. Theil. S. 108.

Die Anordnung der von uns Goethe zugeschriebenen Xenien glaubten wir nicht dem Zufall überlassen oder nach einem äußeren Grunde bestimmen zu dürfen; wir haben uns vielmehr bemüht, dieselben, so weit es anging, in einen bestimmten Zusammenhang zu bringen. Derselbe ist etwa folgender: Nach einigen einleitenden Epigrammen ergeht eine Drohung des Angriffs, der nur noch durch einen Blick auf das eigene Heerlager (11—14) verzögert wird. Auf einige kleinere Plänkeleien und eine Motivirung des Kampfes (19) folgen dann die Angriffe gegen Zeitschriften (21—39). Daran schließen sich noch zwei Xenien, deren Deutung nicht sicher ist, und nach zweien, die den Uebergang bilden, die Angriffe gegen Personen (45—106), welche entweder durch ihre Namen oder durch ihr Thun und Treiben und ihre Schriften kenntlich gemacht sind, während die nachfolgenden (107—115) entweder wirklich allgemein gehalten sein sollen oder wenigstens die Gegner, denen sie gelten, nicht deutlich verrathen. Das 116te Epigramm bildet die Einleitung zu denen, welche Goethe gegen seine Widersacher in den Naturwissenschaften gerichtet hat, gegen die Vulkanisten (117—119), so wie gegen Newton und seine Anhänger (120—126). Von da an hören die direkt persönlichen Angriffe fast auf und sind, wo sie noch stattfinden, z. B. in Nr. 129, 130, weniger scharf; dagegen hat es mehr allgemeine Richtungen der Philosophie, der Politik, der Religion, der Poesie, gegen die der Dichter ankämpft, oder dahin gehörende Fragen, die er behandelt.

Von den Xenien, die aus dem Almanach selbst entnommen sind, haben wir die in den Tabulae votivae (S. 153—187 daselbst) stehenden nicht weiter bezeichnet; die rechts von der Ueberschrift eingeklammerte arabische Zahl bei den eigentlichen Xenien bedeutet, welche Stelle dieselben unter den 414 Xenien haben, die Schiller und Goethe in den Almanach aufgenommen haben; eine eingeklammerte römische Zahl zeigt an, daß die betreffende Xenie nur in dem bereits citirten „Xenien-Manuskript" (II, 163) steht; bei den wenigen aus andern Quellen, wie aus dem Schiller-Goethe'schen Briefwechsel oder aus der Ausgabe von 1836 stammenden Xenien sind diese besonders angegeben.

11. (Zweite Abtheilung.) Die hier gesammelten „Zahmen Xenien" sind der Mehrzahl nach diejenigen, welche man in den Ausgaben nach Goethe's Tode in verschiedener Weise und Reihenfolge veröffentlicht hat; seit 1840 ist ihnen allerdings eine feste Stelle angewiesen; einige sind in die vierte und fünfte der älteren Abtheilungen zerstreut, einige hat man als „Politika" abgesondert, die übrigen bilden eine neu eingeschobene (sechste) Abtheilung, während die siebente der genannten Ausgaben fast ganz der älteren sechsten entspricht. Unsre Anordnung indessen weicht nicht unwesentlich von der bisher üblichen ab. Einmal haben wir es vermieden, dieselben Xenien zweimal zu bringen; wir haben die Politika abgesondert; es war ferner nöthig, einige Gedichte, die ihrem Sinne nach entschieden nicht zu denselben gerechnet werden können, in andre

von Rußland, Elisabeth, gemalt von Tocqué,*) ist vorzüglich, wo besonders die Beiwerke mit erstaunender Meisterschaft behandelt sind.

Nicht weniger schätzenswerth ist das Porträt von Mignard**) nach Rigaud, welches ich jedoch nicht, wie Andere wollen, für sein Hauptstück halte.

In der zweiten Art behandelt er ebenso gut Porträte als historische Vorstellungen, worunter einige von eigener Erfindung sind, die ihm zu großem Lobe gereichen.

Er ahmte, doch nicht knechtisch, die weise malerische Anordnung Rembrandt's und Castiglione's***) nach und wußte sich sehr oft mit der kalten Nadel der geistreichen und bezaubernden Leichtigkeit des Stefano della Bella†) anzunähern. Bei ihm ist Alles Wissen, Alles Feuer und, was viel mehr bedeuten will, Alles der Wahrheit Stempel.

Man kann von diesem wundersamen Manne sagen, daß zwei der trefflichsten Stecher in ihm verbunden seien. Wie er auch irgend die Kunstart eines Andern nachahmt, tritt er immer, von seinem außerordentlichen Geiste begleitet, als Original wieder hervor.

Hätte er die Geschichte im großen Sinne wie das Porträt behandelt, und hätte ihn die Ueberfülle seines Geistes nicht manchmal irre geleitet, so konnte er die oberste Stelle in unserer Kunst erreichen. Ist ihm dies nicht gelungen, so bleibt er doch, wie gesagt, einer der trefflichsten Meister und der erfahrenste Stecher.

Wer seine schönen Kupferstiche zu Rathe zieht, wird von vielen Seiten in seiner Profession gewinnen.

(Uebersetzt aus der Caleografia da Giuseppe Longhi,††) Milano 1830. Vol. I. pag. 185.)

---

*) Louis Tocqué oder Toquet (1695 – 1772) wurde aus Paris nach Petersburg zur Kaiserin Elisabeth berufen, um ihr Porträt zu malen; später ließ Dieselbe Schmidt von Berlin kommen, um einen Kupferstich nach dem Gemälde herzustellen.

**) Nikolas Mignard (1605 – 1668), Maler und Kupferstecher; über Rigaud vgl. die vierte Note zu S. 77 dieses Theils.

***) Giovanni Benedetto Castiglione (1616 – 1670), theilweise durch van Dyk gebildet. Von ihm sind außerordentlich viele Bilder in den europäischen Galerien verstreut.

†) Geste 1610 – 1664; es sind etwa 1500 Radirungen von ihm vorhanden.

††) Longhi (1766 – 1832), Kupferstecher und Kunstschriftsteller in Mailand. Der Titel des obigen Werkes lautet vollständig: „La teorica della Caleografia."

Vorbilder für Fabrikanten und Handwerker.

Auf Befehl des Ministers für Handel, Gewerbe und Bauwesen herausgegeben von der technischen Deputation der Gewerbe. Berlin 1821. Drei Abtheilungen. (Nicht im Handel.) *)

Wenn die Künste aus einem einfachen Naturzustande oder aus einer barbarischen Verderbniß nach und nach sich erheben, so bemerkt man, daß sie stufenweise einen gewissen Einklang zu erhalten bemüht sind, deswegen denn auch die Produkte solcher Uebergangszeiten, im Ganzen betrachtet, obgleich unvollkommen, uns doch eine gewisse Zustimmung abgewinnen.

Ganz unerläßlich aber ist die Einheit auf dem Gipfel der Kunst; denn wenn der Baumeister zu dem Gefühl gelangt, daß seine Werke sich in edlen, einfachen, faßlichen Formen bewähren sollen, so wird er sich nach Bildhauern umsehen, die gleichmäßig arbeiten. An solchen Verein wird der Maler sich anschließen, und durch sie wird Steinhauer, Erzgießer, Schnitzwerker, Tischer, Töpfer, Schlösser und wer nicht Alles geleitet, ein Gebäude fördern helfen, das zuletzt Sticker und Wirker als behagliche Wohnung zu vollenden gesellig bemüht sind.

Es giebt Zeiten, wo eine solche Epoche aus sich selbst erblüht; allein nicht immer ist es räthlich, die Endwirkung dem Zufall zu überlassen, besonders in Tagen, wo die Zerstreuung groß ist, die Wünsche mannichfach, der Geschmack vielseitig. Von oben herein also, wo das anerkannte Gute versammelt werden kann, geschieht der Antrieb am Sichersten, und in diesem Sinne ist obgenanntes Werk unternommen und zur Bewunderung vorwärts geführt, auf Befehl und Anordnung des k. preuß. Staatsministers Herrn Grafen von Bülow Excellenz.

Im Vorbericht des Herrn Beuth ist ausgesprochen, daß der Techniker, insofern er seiner Arbeit die höchste Vollendung giebt, alles Lob verdiene, daß aber ein Werk erst vollkommen befriedige, wenn das Ausgearbeitete auch in seinen ersten Anlagen, seinen Grundformen wohl gedacht und dem wahren Kunstsinn gemäß erfunden werde.

Damit also der Handwerker, der nicht wie der Künstler

*) Ueb. Kunst u. Alterthum, III. 3. 1822. S. 176 ff. u. IV. 2. 1823. S. 176 ff.

einer weitumfassenden Bildung zu genießen das Glück hat, doch sein hohes Ziel zu erreichen ermuthigt und gefördert sei, ward vorliegendes Werk unternommen, den Kunstschulen der ganzen preußischen Monarchie als Muster vor Augen zu bleiben. Es wird Diejenigen, die es von Jugend auf ansichtig sind, gründlich belehren, so daß sie unter den unzählbaren Resten der alten Kunst das Vorzüglichste auffinden, wählen, nachbilden lernen, sodann aber in gleichem Sinne, worauf Alles ankommt, selbst hervorzubringen sich angeregt fühlen.

Ein Werk wie dieses wäre nun durch merkantilische Spekulation schwer zu fördern; es gehörte dazu königliche Munificenz, einsichtige, kräftige, anhaltende ministerielle Leitung; sodann mußten gelehrte Kenner, eifrige Kunstfreunde, geist- und geschmackreiche Künstler, fertige Techniker alle zusammenwirken, wenn ein solches Unternehmen begonnen werden und zur Vollendung desselben gegründete Hoffnung erscheinen sollte.

Genannt haben sich als Zeichner zugleich und Kupferstecher Mauch, Moses und Funke, als Kupferstecher Sellier, Wachsmann, Lesnier, Ferdinand Berger jun., und bei einem Blatte Anderloni als leitender Meister. Als Kupferdrucker nennt sich Prêtre. Wenn nun der vorzüglichen Reinlichkeit und Zierlichkeit, welche Zeichner und Kupferstecher an diesem Werk bewiesen, rühmlich zu gedenken ist, so verdient endlich auch die große Sauberkeit des Abdrucks billige Anerkennung, zumal da mehrere Blätter mit zwei Platten gedruckt sind. Ungemein sauber nach der in England erfundenen Weise in Holz geschnitten, erscheint ferner auf dem Haupttitelblatt der preußische gekrönte Adler, Reichsapfel und Zepter haltend. Ein Gleiches ist von den großen Buchstaben der sämmtlichen Aufschriften zu sagen, welche mit Sinn und Geschmack älteren deutschen Schriftzügen nachgebildet worden. Mit Vergnügen finden wir sodann bemerkt, daß Herr Geheime Oberbaurath Schinkel auch in das Unternehmen mit Geist und Hand eingreift.

Und so liegen denn vor uns in gr. Fol.-Format mehrere Platten des Ganzen, das in drei Abtheilungen bestehen wird. Von der ersten, welche architektonische und andere Verzierungen enthalten soll, bewundern wir acht Blätter; von der zweiten, Geräthe, Gefäße und kleinere Monumente vorstellend, fünf; von der dritten, Verzierungen von Zeugen usw. für die Wirkerei insbesondere, vier Blätter oder vielmehr sechs, weil zwei einmal schwarz und einmal colorirt vorhanden.

Der Text ll. Fol.-Format, gleichfalls höchst elegant gedruckt, enthält kurz und klar nöthige Anleitung, Andeutung, Hinweisen auf elementare theoretische Grundsätze, welche, einmal gefaßt, zu ferneren Fortschritten sicheren Weg bahnen.

Uns aber bleibt nichts zu wünschen übrig, als von Zeit zu Zeit vom Wachsen und Gedeihen eines so wichtigen und einflußreichen Werkes Zeuge zu werden.

[Desselben Werkes zweite Lieferung. 1823.]

Von diesem so kostbaren als schätzenswerthen Unternehmen haben wir bereits gebührende Anzeige gethan. Es wird herausgegeben von der technischen Deputation der Gewerbe und ist nicht im Handel. Es besteht in drei Abtheilungen; die erste enthält architektenische und andere Verzierungen, die zweite Geräthe, Gefäße und kleinere Monumente, die dritte Verzierungen für Teppiche und Muster für Wirkerei im Allgemeinen.

Von jedem dieser drei sind abermals merkwürdige Blätter in der zweiten Lieferung enthalten, die wir durch besondere Gunst das Glück haben vor uns zu sehen; und wollten wir bedauern, daß gerade bei nicht zu verzögerndem Abschluß des letzten Bogens uns keine Zeit übrig bleibt, das Einzelne nach Würden zu schätzen, so erheitern wir uns mit dem Gedanken, daß wir bei der gegenwärtigen Lieferung den Beifall und die Bewunderung wiederholen müßten, die uns von der vorigen abgenöthigt wurden; ja dies nicht allein: wir müssen bekennen, daß ein höchst sorgfältig begonnenes Werk mit größter Sorgfalt fortgeführt worden, so daß man sich wirklich enthalten muß, die zweite Sendung nicht höher als die erste zu schätzen.

Möge von Ausstellung zu Ausstellung, von deren glücklichen Vorzügen uns Berliner Freunde jederzeit unterhalten, die Wirksamkeit eines so bedeutenden Unternehmens immer deutlicher werden! Wie denn durch das Anschauen solcher Muster der gute Geschmack sich bis in die letzten Zweige der technischen Thätigkeit nothwendig ergießen und der hohe Beförderer, die Leitenden und Ausführenden mit gar schönen Kunst- und Sittenfrüchten sich belohnt sehen müssen.

Programm zur
Prüfung der Zöglinge der Gewerbschule,

von Direktor Klöden. Berlin 1828.*)

Schon mehrere Jahre bewundern und benutzen wir die durch Herrn Beuth herausgegebenen Musterblätter, welche mit so viel Einsicht als Aufwand zum Vortheil der preußischen Gewerbschulen verbreitet worden; nun erfahren wir, daß abermals 37 Kupfertafeln für Zimmerleute, 9 Vorlegeblätter für angehende Mechaniker, beide Werke mit Text, ausgegeben werden. Gedachtes Programm belehrt uns von der umfassenden Sorgfalt, womit jener Staat sich gegen die unaufhaltsam fortstrebende Technik unsrer Nachbarn ins Gleichgewicht zu stellen trachtet, und wir haben die Wirksamkeit eines solchen Unterrichts auch an einigen der Unsern erfahren, welche man dort gastlich aufzunehmen die Geneigtheit hatte.

In der Kürze, wie wir uns zu fassen genöthigt sind, dürfen wir sodann aussprechen, daß von jenen Anstalten um desto mehr zu hoffen ist, als sie auch auf Kunst gegründet sind; denn nur dadurch kann das Handwerk immer an Bedeutung wachsen. Indem es Alles und Jedes hervorzubringen in Stand gesetzt, zu dem Nützlichen durchaus befähigt wird, verherrlicht es sich selbst, wenn es nach und nach auch das Schöne zu erfassen, solches auszudrücken und darzustellen sich kräftig beweist.

In Berlin ist nunmehr eine so große Masse guten Geschmacks, daß der falsche Noth haben wird, sich irgend hervorzuthun, und eben jene Gewerbsanstalt, auf höhere Kunstanstalten gegründet, selbst höhere Kunstanstalt, ist durchaus in dem Falle, den reineren Sinn durch vollendete technische Darstellung zu begünstigen.

*) Ueber Kunst und Alterthum, VI. Bandes 2. Heft. 1828. S. 425 f.

Jahn's Ornamente und Gemälde
aus
Pompeji, Herkulanum und Stabiä.*)

Ob man schon voraussetzen darf, daß gebildete Leser, welche Gegenwärtiges zur Hand nehmen, mit demjenigen genugsam bekannt sind, was uns eigentlich die oben benannten, nach langen Jahren wieder aufgefundenen Städte in so hohem Grade merkwürdig macht, auch schon beinahe ein ganzes Jahrhundert den Antheil der Mitlebenden erregt und erhält, so sei doch besonders von einer der dreien, von Pompeji, deren Ruinen eigentlich dem hier anzuzeigenden Werke den Gehalt geliefert, Einiges zum Voraus gesprochen.

Pompeji war in dem südöstlichen Winkel des Meerbusens gelegen, welcher von Bajä bis Sorrent das Tyrrhenische Meer in einem unregelmäßigen Halbkreise einschließt, in einer so reizenden Gegend, daß weder der mit Asche und Schlacken bedeckte Boden, noch die Nachbarschaft eines gefährlichen Berges von einer dortigen Ansiedelung abmahnen konnte. Die Umgebung genoß aller Vortheile des glücklichen Kampaniens, und die Bewohner, durch überströmende Fruchtbarkeit angelockt und festgehalten, zogen noch von der Nähe des Meers die größten Vortheile, indem die geographische Lage der Stadt überhaupt sich zu einem bedeutenden Handelsplatz eignete.

Wir sind in der neuern Zeit mit dem Umfange ihrer Ringmauern bekannt geworden und konnten nachfolgende Vergleichung anstellen.

*) Jahrbücher der Literatur, einundfunfzigster Band, 1830, Juli, August, September. Wien. Gedruckt und verlegt bei Karl Gerold. S. 1 bis 12. — Die nachfolgende Beurtheilung bezieht sich auf das erste größere Werk Jahn's, das 1828—1830 in Berlin in 10 Heften mit 100 Tafeln unter dem Titel „Die schönsten Ornamente und merkwürdigsten Gemälde aus Pompeji, Herkulanum und Stabiä, nebst einigen Grundrissen und Ansichten nach den an Ort und Stelle gemachten Originalzeichnungen" erschien.

Im ersten Abschnitte der Wanderungen Goro's*) durch Pompeji (Wien 1825) ist der Quadratinhalt der Stadt und der ausgegrabenen Stellen, nach Pariser Klaftern gemessen, angegeben. Unter diesen Pariser Klaftern sind wahrscheinlich die Pariser Toisen zu verstehen; denn die Pariser Toise ist ein Maß von sechs Schuhen, wie die Wiener Klafter. Nach diesem Abschnitte beträgt nun der Flächeninhalt des ausgegrabenen Theils der Vorstadt mit der Gräberstraße 3147 Wiener Quadratklafter, der Umfang der Stadt 1621½ W. laufende Kl., der Flächeninhalt der Stadt 171,114 W. Q.-Kl., der Flächeninhalt der ausgegrabenen Theile der Stadt 32,938 W. Q.-Kl.; die Stadt mißt vom Amphitheater bis zum entgegengesetzten Theile 884 W. laufende Kl.; dieselbe mißt vom Theater bis zur entgegengesetzten Seite 380 W. laufende Klafter.

Wenn man von der Wiener Altstadt den Paradeplatz, den kaiserlichen Hofgarten und den Garten fürs Publikum, welche an der einen Seite der Stadtmauer neben einander liegen, abzieht, so ist dieselbe noch einmal so groß als Pompeji; denn dieser Theil der Stadt hält 307,500 W. Q.-Kl. Nimmt man hiervon die Hälfte, so ist dieselbe 168,750 Kl., welcher Flächenraum um 2368 W. Q.-Kl. kleiner als der Flächenraum von Pompeji ist. Diese 2368 Kl. machen aber ungefähr den 72sten Theil des Flächenraums von Pompeji aus, sind also, wenn nicht eine zu große Genauigkeit gefordert wird, außer Acht zu lassen.

Der Theil der Vorstadt zwischen der Alsergasse und der Kaiserstraße hält 162,855 W. Q.-Kl., ist also um 8259 Q.-Kl. kleiner als Pompeji. Diese 8259 Q.-Kl. machen aber ungefähr den 21sten Theil des Flächeninhaltes von Pompeji aus, sind also gleichfalls kaum beachtenswerth.

Ebenso ist der Raum zwischen der Donau, der Augartenstraße und der Taborstraße etwas zu klein, wenn man blos das Quartier, so weit die Häuser stehen, mißt, und etwas zu groß, wenn man die Grenze an dem Ufer der Donau nimmt. Ersterer Flächenraum enthält 161,950 W. Q.-Kl. und letzterer 189,700 Q.-Kl.

Die Stadt mochte nach damaliger Weise fest genug sein, wovon die nunmehr ausgegrabenen Mauern, Thore und Thürme

*) Ludwig Goro von Agyagfalva, Offizier im österreichischen Geniecorps.

ein Zeugniß geben; ihre bürgerlichen Angelegenheiten mochten in guter Ordnung sein, wie denn die mittleren für sich bestehenden Städte nach einfacher Verfassung sich gar wohl regieren konnten.

Aber auch an nachbarlichen Feindseligkeiten konnte es ihnen nicht fehlen; mit den nahen Bergbewohnern, den Aceriern, kamen sie in Streit; einer so kräftig überwiegenden Nation vermochten sie nicht zu widerstehen; sie riefen Rom um Hilfe an, und da sie hierdurch ihr Dasein behaupteten, blieben sie mit jenem sich immer vergrößernden Staate meist in ununterbrochenem Verhältnisse, wahrscheinlich dem einer Bundesstadt, die ihre eigene Verfassung behielt und niemals nach der Ehre geizte, durch Erlangung des Bürgerrechts in jenen größern Staatskreis verschlungen zu werden.

Bis zum Jahre Rom's 816 meldet die Geschichte Weniges und nur im Vorübergehen von dieser Stadt; jetzt aber ereignete sich ein gewaltsames Erdbeben,*) welches große Verwüstung mag angerichtet haben. Nun finden wir sie aber bei den gegenwärtigen Ausgrabungen wiederhergestellt, die Häuser planmäßig geregelt, öffentliche und Privatgebäude in gutem Zustande. Wir dürfen daher vermuthen, daß dieser Ort, dem es an Hilfsmitteln nicht fehlte, alsobald nach großem Unglück sich werde gefaßt und mit lebhafter Thätigkeit wieder erneuert haben. Hiezu hatte man sechzehn Jahre Zeit, und wir glauben auf diese Weise die große Uebereinstimmung erklären zu können, wie die Gebäude bei all ihrer Verschiedenheit in einem Sinn errichtet und in einem Geschmack, man darf wol sagen modisch, verziert seien. Die Verzierungen der Wände sind wie aus einem Geiste entsprungen und aus demselben Topfe gemalt. Wir werden jene Annahme noch wahrscheinlicher finden, wenn wir bedenken, welche Masse von Künstlern in dem römischen Reiche sich während des ersten Jahrhunderts unserer Zeitrechnung mag verbreitet haben, dergestalt daß ganze Kolonien, Züge, Schwärme, Wolken, wie man es nennen will, von Künstlern und Handwerkern da heranzuziehen waren, wo man ihrer bedurfte. Denke man an die Schaaren von Maurern und Steinmetzen, welche sich in dem mittleren Europa zu jener Zeit hin und her beweg-

*) Im Jahre 63 n. Chr.; die eigentliche Verschüttung der Stadt geschah 79 n. Chr. durch den Ausbruch des Vesuv.

ten, als eine ernst-religiöse Denkweise sich über die christliche Kirche verbreitet hatte!

So viel möge zu einiger Einleitung für diesmal genug sein, um die durchgängige Uebereinstimmung der sowol früher als auch nunmehr durch die Zahnischen Tafeln mitgetheilten Wandverzierungen ihrem Ursprunge gemäß zu beurtheilen.

I. Ansichten und Uebersichten der ausgegrabenen Räume, auch wol mit deren landschaftlichen Umgebung.

Vier Platten.

Alles, was sich auf die Gräberstraße im Allgemeinen und auf jedes Grab insbesondere bezieht, erregt unsere Bewunderung. Der Gedanke, jeden Ankömmling erst durch eine Reihe würdiger Erinnerungen an bedeutende Vorfahren durchzuführen, ehe er an das eigentliche Thor gelangt, wo das tägliche Leben noch sein Wesen treibt, aus welchem jene sich entfernt haben, ist ein stattlicher, geisterhebender Gedanke, welcher uns, wie der Ballast das Schiff, in einem glücklichen Gleichgewichte zu halten geeignet ist, wenn das bewegliche Leben, es sei nun stürmisch oder leichtfertig, uns dessen zu berauben droht.

Eine mannichfaltige, großentheils verdienstliche Architektur erheitert den Blick, und wendet man sich nun gar gegen die reiche Aussicht auf ein fruchttragendes, weinreiches Land bis an das Meer hin, so fehlt Alles, was den Begriff von den glücklichen Tagen jener Völkerschaft verdüstern könnte.

Betrachten wir ferner die noch aufstehenden Reste der öffentlichen Plätze und Gebäude, so werden wir nach unserer gewohnten Schauweise, die wir breite und grenzenlose Straßen, Plätze, zu Uebung zahlreicher Mannschaft eingerichtet, zu erblicken gewohnt sind, uns nicht genug über die Enge und Beschränktheit solcher Lokalitäten verwundern können. Doch dem Unterrichteten wird sogleich das Römische Forum in die Gedanken kommen, wo bis auf den heutigen Tag noch Niemand begreifen kann, wie alle die von den alten Schriftstellern uns genau bezeichneten Gebäude in solcher Beschränkung haben Platz finden, wie daselbst vor so großen Volksmassen habe verhandelt werden können.

Es ist aber die Eigenschaft der Imagination, wenn sie sich ins Ferne und ins Vergangene begiebt, daß sie das Unbedingte

fordert, welches dann meiſt durch die Wirklichkeit unangenehm beſchränkt wird. Thut ja doch manchem Reiſenden die Peterskirche nicht Genüge; hört man nicht auch bei mancher ungeheuern Naturſcene die Klage, ſie entſpreche der Erwartung nicht; und wäre vielleicht auch der Menſch wol deshalb ſo gebildet, damit er ſich in Alles, was ihm die Sinne berührt, zu finden wiſſe?

So viel man übrigens die noch ſtehen gebliebene Architektur beurtheilen kann, ſo iſt ſie zwar nicht in einem ſtrengen, aber doch ſinnigen Stile gedacht und ausgeführt; es erſcheint an ihr nichts Willkürliches, Phantaſtiſches, welches man den verſchloſſenen Räumen des Innern ſcheint vorbehalten zu haben.

II. Ganze Wände.

Vierzehn Platten (deren ſieben koloriert).

Die Enge und Beſchränktheit der meiſten Häuſer, welche mit unſern Begriffen von bequemer und ſtattlicher Wohnung nicht wol vereinbar iſt, führt uns auf ein Volk, welches, durchaus im Freien in ſtädtiſcher Geſelligkeit zu leben gewohnt, wenn es nach Hauſe zurückzukehren genöthigt war, ſich auch daſelbſt einer heiter gebildeten Umgebung gewärtigte.

Die vielen hier mitgetheilten kolorirten Zeichnungen ganzer Wände ſchließen ſich dem in dieſer Art ſchon Bekannten auf eine bedeutende und belehrende Weiſe glücklich an. Was uns bisher vielleicht irre machte, erſcheint hier wieder. Die Malerei produzirt phantaſtiſche, unmögliche Architekturverſuche, an deren Leichtſinn wir den antiken Ernſt, der ſelbſt in der äußern Baukunſt waltet, nicht wiedererkennen. Helfen wir uns mit der Vorſtellung, man habe nur eigentlich ein leichtes Spalier- und Lattenwerk andeuten wollen, woran ſich eine nachbarige Verzierung als Draperie oder als ſonſtiger willkürlicher Ausputz, humoriſtiſch anſchließen ſollte.

Hiebei kommt uns denn Vitruv im ſiebenten Buche in deſſen fünftem Kapitel entgegen und ſetzt uns in den Stand, mit Klarheit hierüber zu denken. Er, als ein ächter Realiſt der Malerei nur die Nachbildung wirklicher Gegenſtände vergönnend, tadelte dieſe der Einbildungskraft ſich hingebenden Gebilde; doch verſchafft er uns Gelegenheit, in die Veranlaſſung dieſer neueren Leichtfertigkeiten hineinzuſehen.

Rubriken zu bringen und in andern Fällen wieder das umgekehrte Verfahren zu beobachten. Dazu kommen endlich noch einzelne, die bisher überhaupt noch in keiner Ausgabe standen oder noch nicht gedruckt sind. Doch glaubten wir in der Vollständigkeit nicht so weit gehen zu dürfen, daß wir z. B. die Worte: „Des Menschen Wesen ist mühselig; doch überwiegt das Leben Alles, wenn die Liebe in der Schale liegt" als besonderes Gedicht könnten gelten lassen, oder gar, wie es allerdings schon Boas (I, 27) gethan hat, einen Toast aus dem Jahre 1830: „Die Mängel des Gefühls und nie Gefühl des Mangels", unter die „Gedichte" aufnahmen.

III. (Dritte Abtheilung.) Die Invektiven, denen hier nur noch einige Xenien hinzugefügt sind, die augenscheinlich zu ihnen gehören, sind sämmtlich erst 1836 veröffentlicht worden. Bei den mannichfachen Angriffen, die Goethe wegen seiner poetischen und wissenschaftlichen Arbeiten erfuhr, gewährte ihm eine Abwehr, wie sie in diesen Gedichten hervortritt, offenbar einige Beruhigung, und er freute sich, dieselben gelegentlich auch vertrauten Freunden mitantheilen. Indessen hat er sie nie drucken lassen und wol nicht einmal aus den Händen gegeben. Daher ist denn auch dasjenige, was er in dem kleinen Gedichte: „Warum bekämpft Du nicht den Kotzebue" sagt, vollständig gerechtfertigt, obgleich es in einem scheinbaren Widerspruch gegen das Vorhandensein der sämmtlichen vorangehenden Bekämpfungen steht. Diese Schonung seiner Gegner schließt indessen keineswegs aus, daß den Dichter nicht hin und wieder die Lust angewandelt hätte, wenigstens „ein Schwänchen (Ausdruck aus dem West-östlichen Divan) wahrhaften Manuskripts für Freunde zusammenzustellen," und ein Bedauern, „um des lieben Friedens willen manches Derartige nicht schon früher bekannt gemacht zu haben." (Vgl. den Brief an Zelter vom 21. Juni 1827, IV, 341 und 342 des Goethe-Zelter'schen Briefwechsels.) Aber die Besorgniß, daß solche Gedichte auch über den engen Kreis hinaus bekannt werden könnten, für den er sie bestimmt hatte, hielt ihn wieder von einem solchen Unternehmen ab. In diesem Sinne äußerte er denn auch am 16. März 1828 gegen Eckermann (vgl. Gespräche III, 174, 3. Aufl.), dem er einige Epigramme gegen Kotzebue und Konsorten vorgelesen hatte: „Ich habe eine ganze Sammlung solcher Gedichtchen, die ich geheimhalte und nur gelegentlich den vertrautesten meiner Freunde zeige. — Ich will aber nicht das Publikum mit meinen Privathändeln beschäftigen oder noch lebende Personen dadurch verletzen." Gegen eine spätere Veröffentlichung war er jedoch keineswegs, und die Herausgeber der Ausgabe von 1836, Riemer und Eckermann, haben durchaus in Goethe's Sinne gehandelt, wenn sie seine Invektiven wenigstens theilweise bekannt machten.

Im höheren Alterthume schmückte man nur öffentliche Gebäude durch malerische Darstellungen; man wählte das würdigste, die mannichfaltigsten Heldengestalten, wie uns die Leiche des Polygnot deren eine Menge vorführt. Freilich waren die verzüglichen Menschenmaler nicht immer so bei der Hand oder auch lieber mit beweglichen Tafeln beschäftigt, und so wurden nachher wol auch an öffentlicher Stelle Landschaften angebracht, Häfen, Vorgebirge, Gestade, Tempel, Haine, Gebirge, Hirten und Heerden. Wie sich aber nach und nach die Malerei in das Innere der Gebäude zog und engere Zimmer zu verzieren aufgefordert wurde, so mußte man diese Malereien, welche Menschen in ihrer natürlichen Größe vorstellten, sowol in der Gegenwart lästig als ihre Verfertigung zu kostbar, ja unmöglich gefunden haben.

Daher denn jene mannichfaltigen phantastischen Malereien, wo ein jeder Künstler — was es auch war, das er vermochte — willkommen und anwendbar erschien. Daher denn jenes Rohrwerk von schmächtigen Säulchen, lattenartigen Pförtchen, jene geschnörkelten Giebel, und was sich sonst von abenteuerlichem Blumenwesen, Schlingranken, wiederkehrenden seltsamen Auswüchsen daraus entwickeln, was für Ungeheuer zuletzt daraus hervortreten mochten.

Dessenungeachtet aber fehlt es solchen Zimmern nicht an Einheit, wie es die kolorirten Blätter unserer Sammlung unwidersprechlich vor Augen stellen. Ein großes Wandfeld ward mit einer Farbe rein angestrichen, da es denn von dem Hausherrn abhing, inwiefern er hiezu ein kostbares Material anwenden und dadurch sich auszeichnen wollte. Welches denn auch dem Maler jederzeit geliefert wurde.

Nun mochten sich auch wol fertige Künstler finden, welche eine leichte Figur auf eine solche einfärbige Wand in die Mitte zeichneten, vielleicht kalkirten und alsdann mit technischer Fertigkeit ausmalten.

Um nun auch den höheren Kunstsinn zu befriedigen, so hatte man schon, und wahrscheinlich in besondern Werkstätten, sich auf die Fertigung kleinerer Bilder gelegt, die, auf getünchte Kalktafeln gemalt, in die weite getünchte Wand eingelassen und durch ein geschicktes Zustreichen mit derselben völlig ins Gleiche gebracht werden konnten.

Und so verdient keineswegs diese Neuerung den harten Tadel des strengen, nur Nachbildung wirklicher und möglicher

Gegenstände fordernden ernsten Baumeisters. Man kann einen Geschmack, der sich ausbreitet, nicht durch irgend ein Ausschließen verengen; es kommt hier auf die Fähigkeit und Fertigkeit des Künstlers, auf die Möglichkeit an, einen solchen zur gegebenen Arbeit anzulocken; und da wird man denn bald finden, daß selbst Prunkzimmer nur als Einfassung eines Juwels angesehen werden können, wenn ein Meisterwerk der Malerei auf sammtenen und seidenen Tapeten uns vor Augen gebracht wird.

III. Ganze Decken.

Vier Platten (sämmtlich gestrichen).

Deren mögen wol so wenige gegeben werden, weil die Dächer eingedrückt und die Decken daher zerstört worden. Diese mitarbeiten aber sind merkwürdig; zwei derselben sind an Zeichnung und Farbe ernsthafter, wie sich es wol zu dem Charakter der Zimmer gefügt haben mag; zwei aber in dem leichtesten, heitersten Sinne, als wenn man über sich nur Latten und Zweige sehen möchte, wodurch die Luft strich, die Vögel hin und wieder flatterten, und woran allenfalls die leichtesten Kränze aufzuhängen wären.

IV. Einzelne, gepaarte und sonst neben einander gestellte Figuren.

Dreiunddreißig Platten.

Diese sind sämmtlich in der Mitte von farbigen Wandflächen, Körper und Gewänder kunstmäßig kolorirt, zu denken.

Man hat wol die Frage aufgeworfen, ob man schwebende Figuren abbilden könne und dürfe. Hier nun scheint sie glücklich beantwortet. Wie der menschliche Körper in vertikaler Stellung sich als stehenden erweist, so ist eine gelinde Senkung in die Diagonale schon hinreichend, die Figur als schwebend darzustellen; eine hiebei entwickelte, der Bewegung gemäße Zierlichkeit der Glieder vollendet die Illusion.

Sogar dergleichen schwebende, fliegende Figuren tragen hier noch andere auf den Rücken, ohne daß sie eigentlich belastet scheinen, und wir machen dabei die Bemerkung, daß wir bei

Darstellung des Graziösen den Boden niemals vermissen, wie uns alles Geistige der Wirklichkeit entsagen läßt.

So dankenswerth es nun auch ist, daß uns hier so viele angenehme Bilder überliefert werden, die man mit Bequemlichkeit nur auf die Wand durchzeichnen und mit Geschmack kolorieren dürfte, um sie wieder schicklich anwendbar zu machen, so erinnere sich doch nur der Künstler, daß er mit der Masse der Bevölkerung großer Städte gerade diesem ächt lebendigen antiken Kunstsinne immerfort schon treu bleibt. Wen ergetzt nicht der Anblick großer theatralischer Ballete? Wer trägt sein Geld nicht Seiltänzern, Luftspringern und Kunstreitern zu? Und was reizt uns, diese flüchtigen Erscheinungen immer wiederholt zu verlangen, als das anmuthig vorübergehende Lebendige, welches die Alten an ihren Wänden festzuhalten trachteten?

Hierin hat der bildende Künstler unserer Tage Gelegenheit genug, sich zu üben; er suche die augenblicklichen Bewegungen aufzufassen, das Verschwindende festzuhalten, ein Vorhergehendes und Nachfolgendes simultan vorzustellen, und er wird schwebende Figuren vor die Augen bringen, bei denen man weder nach Fußboden so wenig als nach Seil, Draht und Pferd fragt. Doch was das letzte betrifft, dieses edle Geschöpf muß auch in unsern Bildkreis herangezogen werden. Durchdringe sich der Künstler von den geistreichen Gebilden, welche die Alten so meisterhaft im Centaurengeschlechte darstellten. Die Pferde machen ein zweites Volk im Kriegs- und Friedenswesen aus; Reitbahn, Wettrennen und Revuen geben dem Künstler genugsame Gelegenheit, Kraft, Macht, Zierlichkeit und Behendigkeit dieses Thieres kennen zu lernen; und wenn vorzügliche Bildner den Stallmeister und Kavalleristen zu befriedigen suchen, wenigstens in Hauptsachen, wo ihre Forderungen naturgemäß sind, so ziehe der vollkommene Dekorationsmaler auch dergleichen in sein Fach! Jene allgemeinen Gelegenheiten wird er nicht meiden; dabei aber lasse er alle die einer aufgeregten Schaulust gewidmeten Stunden für seine Zwecke nicht vorüber.

Gedenken wir an dieser Stelle eines vor Jahren gegebenen, hieher deutenden glücklichen Beispiels, der geistreich aufgefaßten anmuthigen Bewegungen der Viganos,*) zu denen sich das ernste Talent des Herrn Tischler Schadow seiner Zeit angeregt fühlte, deren manche sich als Wandgemälde im antiken Sinne

*) Tänzer zu Ende des vorigen und zu Anfang dieses Jahrhunderts.

behandelt recht gut ausnehmen würden. Lasse man den Tänzern und andern durch bewegte Gegenwart uns erfreuenden Personen ihre technisch herkömmlichen, mitunter dem Auge und sittlichen Gefühle widerwärtigen Stellungen, fasse und fixire man das, was lobenswürdig und musterhaft an ihnen ist, so kommt auch wol hier eine Kunst der andern zu Gute, und sie fügen sich wechselseitig in einander, um uns das durchaus Wünschenswerthe vor Augen zu bringen.

V. Vollständige Bilder.

Sieben Platten.

Es ist allgemein bekannt und jedem Gebildeten höchst schätzenswerth, was gründliche Sprachforscher seit so langer Zeit zur Kenntniß des Alterthums beigetragen; es ist jedoch nicht zu leugnen, daß gar Vieles im Dunkeln blieb, was in der neuern Zeit enthüllt worden ist, seit die Gelehrten sich auch um eine nähere Kunstkenntniß bemüht, wodurch uns nicht allein manche Stelle des Plinius in ihrem geschichtlichen Zusammenhange, sondern auch nach allen Seiten hin Anderes der überlieferten Schriftsteller klar geworden ist.

Wer unterrichtet sein will, wie wunderlich man in der Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts sich jene rhetorisch beschriebenen Bilder vorgestellt hat, welche uns durch die Philostrate überliefert worden, der schlage die französische Uebersetzung dieser Autoren nach, welche von Arthus Thomas Sieur d'Embry mit schätzenswerthen Notizen, jedoch mit den unglücklichsten Kupferstichen versehen; man findet seine Einbildungskraft widerwärtig ergriffen und weit von dem Ufer antiker Einfalt, Reinheit und Eigenthümlichkeit verschlagen. Auch in dem achtzehnten Jahrhunderte sind die Versuche des Grafen Caylus meistens mißrathen zu nennen; ja, wenn wir uns in der neuern Zeit berechtigt finden, jene in dem Philostratischen Werke freilich mehr besprochenen als beschriebenen Bilder als damals wirklich vorhandene anzugeben, so sind wir solches Urtheil den Herkulanischen und Pompejischen Entdeckungen schuldig, und sowol die Weimarischen Kunstfreunde als die in diesem Fache eifrig gebildeten Gebrüder Riepenhausen*) werden gern

*) Vgl. S. 233 und die Note zu S. 231 dieses Theils.

gestehen, daß, wenn ihnen etwas über die Polygnotische Lesche in Worten oder bildlichen Darstellungen zu äußern gelungen ist, solches eigentlich erst in gedachten ausgegrabenen antiken Bildern Grund und Zuverlässigkeit gefunden habe.

Auch die vom Referenten in „Kunst und Alterthum", Bd. II. Heft I. S. 27, vorgetragenen Studien über die Philostratischen Bilder,*) wodurch er das Wirkliche vom Rhetorischen zu sondern getrachtet hat, sind nicht ohne die genauste und wiederholteste Anschauung der neu aufgefundenen Bilder unternommen worden.

Hierüber etwas Allgemeines mitzutheilen, welches ausführlich geschehen müßte, um nicht verwegen zu scheinen, gehörte ein weit größerer als der hier gegönnte Raum. So viel aber sei kürzlich ausgesprochen: Die alte Malerei, von der Bildhauerkunst herstammend, ist in einzelnen Figuren höchst glücklich; zwei, gepaart und verschlungen, gelingen ihr aufs Beste; eine dritte hinzukommende giebt schon mehr Anlaß zu Nebeneinanderstellung als zu Vereinigung; mehrere zusammen darzustellen, glückt diesen Künstlern auf unsere Weise nicht; da sie aber doch das innige Gefühl haben, daß ein jeder beschränkte Raum ganz eigentlich durch die dargestellten Figuren verziert sein müsse, so kommt besonders bei größern Bildern eine gewisse Symmetrie zum Vorschein, welche, bedingter oder freier beobachtet, dem Auge jederzeit wohlthut.

Dies so eben Gesagte entschuldige man damit, daß ich mir Gelegenheit wünschte, vom Hauptzweck der im Raum bedingten Malerei, den ich nicht anders als durch „ort- und zweckgemäße Verzierung des Raumes" in Kurzem auszusprechen wüßte, vom Alterthum herauf bis in die neuesten Zeiten ausführlich vorzulegen.

VI. Einzeln vertheilte malerische Zierrathen.

Dreifen Platten

Haben wir oben dieser Art, die Wände zu beleben, alle Freiheit vergönnt, so werden wir uns wegen des Einzelnen nunmehr nicht formalisiren. Gar vieles der künstlerischen Willkür Angeeignete wird aus dem Pflanzenreiche entnommen sein. So erblicken wir Kandelaber, die gleichsam von Knoten zu Knoten,

*) Es ist das die Abhandlung „Philostrats Gemälde", S. 273 ff dieses Theils.

mit verschieden gebildeten Blättern besetzt, uns eine mögliche Vegetation vorspiegeln. Auch die mannichfaltigst umgebildeten gewundenen Blätter und Ranken deuten unmittelbar dahin, endigen sich nun aber manchmal statt abschließender Blumen und Fruchtentwicklungen mit bekannten oder unbekannten Thieren; springt ein Pferd, ein Löwe, ein Tiger aus der Blättervolute heraus, so ist es ein Zeugniß, daß der Thiermaler, in der allgemeinen Verzierergilde eingeschlossen, seine Fertigkeiten wollte sehen lassen.

Wie denn überhaupt, sollte je dergleichen wieder unternommen werden, nur eine reiche Gesellschaft von Talenten, geleitet von einem übereinstimmenden Geschmacke, das Geschäft glücklich vollenden könnte. Sie müßten geneigt sein, sich einander zu subordiniren, so daß Jeder seinen Platz geistreich einzunehmen bereit wäre.

Ist doch zu unsern Zeiten in der Villa Borghese ein höchst merkwürdiges Beispiel hievon gegeben worden, wo in den Arabesken des großen Saales das Blättergerank, Stengel- und Blumengeschnörkel von geschickten, in diesem Fache geübten römischen Künstlern, die Thiergestalten vom Thiermaler Peters*) und, wie man sagt, einige kleine, mit in den Arabesken zierrathen angebrachte Bilder von Hamilton**) herrühren.

Bei solchen Willkürlichkeiten jedoch ist wohl zu merken, daß eine geniale phantastische Metamorphose immer geistreicher, anmuthiger und zugleich möglicher sich darstelle, je mehr sie sich den gesetzlichen Umbildungen der Natur, die uns seit geraumer Zeit immer bekannter geworden sind, anzuschließen und sich von daher abzuleiten das Ansehn hat.

Was die phantastischen Bildungen und Umbildungen der menschlichen oder thierischen Gestalt betrifft, so haben wir zu vollständiger Belehrung uns an die Vorgänge der Alten zu wenden und uns dadurch zu begeistern.

VII. Andere sich auf Architektur näher beziehende malerische Zierrathen.

Sie sind häufig in horizontalen Baugliedern und Streifen durch abwechselnde Formen und Farben höchst anmuthig aus-

*) Benjamin Peters aus Karlsbad (1742–1824).

**) Gavin Hamilton aus Schottland (1730–1797), Historienmaler, lebte meistens in Rom (Schuchardt, Goethe's ital. Reise, II. 5–5).

einandergesetzt. Sodann finden sich aber auch wirklich erhabene Bauglieder, Gesimse und dergleichen, durch Farben vermannichfaltigt und erheitert.

Wenn man irgend eine Kunsterscheinung billig beurtheilen will, so muß man zuvörderst bedenken, daß die Zeiten nicht gleich sind. Wollte man uns übel nehmen, wenn wir sagen, die Nationen steigen aus der Barbarei in einen hochgebildeten Zustand empor und senken sich später dahin wieder zurück, so wollen wir lieber sagen, sie steigen aus der Kindheit in großer Anstrengung über die mittleren Jahre hinüber und sehnen sich zuletzt wieder nach der Bequemlichkeit ihrer ersten Tage. Da nun die Nationen unsterblich sind, so hängt es von ihnen ab, immer wieder von vorn anzufangen; freilich ist hier manches im Wege Stehende zu überwinden. Verzeihung diesem Allgemeinen! Eigentlich war hier nur zu bemerken, daß die Natur in ihrer Rohheit und Kindheit unwiderstehlich nach Farbe dringt, weil sie ihr den Eindruck des Lebens giebt, das sie denn auch da zu sehen verlangt, wo es nicht hingehört.

Wir sind nun unterrichtet, daß die Metopen der ernstesten stylischen Gebäude hie und da gefärbt waren und daß man selbst im griechischen Alterthume einer gewissen Wirklichkeitsforderung nachzugeben sich nicht enthalten kann. So viel aber möchten wir behaupten, daß der köstliche Stoff des Pentelischen Marmors sowie der ernste Ton eherner Statuen einer höher und zarter gesinnten Menschheit den Anlaß gegeben, die reine Form über Alles zu schätzen und sie dadurch dem inneren Sinne abgesondert von allen empirischen Reizen ausschließlich anzueignen.

So mag es sich denn auch mit der Architektur und dem, was sich sonst anschließt, verhalten haben.

Später aber wird man die Farbe immer wieder hervortreten sehen. Rufen wir ja doch auch schon, um Hell und Dunkel zu erzwecken, einen gewissen Ton zu Hilfe, durch den wir Figuren und Zierrathen vom Grunde abzusetzen und abzustufen geneigt sind.

So viel sei gesagt, um das Vorliegende, wo nicht zu rechtfertigen, doch demselben seine eigenthümliche Stelle anzuweisen.

Von Mosaik ist in diesen Heften wenig dargeboten, aber dieses Wenige bestätigt vollkommen die Begriffe, die wir uns seit langen Jahren von ihr machen konnten. Die Willkür ist hier bei Fußbodenverzierung beschränkter als bei den Wand-

verzierungen, und es ist, als wenn die Bestimmung eines Werks, „mit Sicherheit betreten zu werden", den musivischen Bildner zu mehr Gefaßtheit und Ruhe nöthigte. Doch ist auch hier die Mannichfaltigkeit unsäglich, in welcher die vorhandenen Mittel angewendet werden, und man möchte die kleinen Steinchen den Tasten des Instruments vergleichen, welche in ihrer Einfalt vorzuliegen scheinen und kaum eine Ahnung geben, wie, auf die mannichfaltigste Weise verknüpft, der Tonkünstler sie uns zur Empfindung bringen werde.

VIII. Landschaften.

Wir haben schon oben vernommen, daß in den ältern Zeiten die Wände öffentlicher Gebäude auch wol mit Landschaften ausgezieret wurden; dagegen war es eine ganz richtige Empfindung, daß man in der Beschränkung von Privathäusern dergleichen nur untergeordnet anzubringen habe. Auch theilt unser Künstler keine im Besondern mit, aber die in Farben abgedruckten Wandbilder zeigen uns genugsam die in abgeschlossenen Rahmen gar zierlich daselbst eingeschalteten ländlichen, meist phantastischen Gegenstände. Denn wie konnte auch ein in der herrlichsten Weltumgebung sich befindender und fühlender Pompejaner die Nachbildung irgend einer Aussicht als der Wirklichkeit entsprechend an seiner Seite wünschen!

Da jedoch in den Kupfern nach Herkulanischen Entdeckungen eine Unzahl solcher Nachbildungen anzutreffen ist, auch zugleich ein in der Kunstgeschichte interessanter Punkt zur Sprache kommt, so sei es vergönnt, hiebei einen Augenblick zu verweilen.

Die Frage, ob jene Künstler Kenntniß der Perspektive gehabt, beantworte ich mir auf folgende Weise. Sollten solche mit den herrlichsten Sinnen, besonders auch dem des Auges begabte Künstler wie so vieles Andere nicht auch haben bemerken können und müssen, daß alle unterhalb meines Auges sich entfernenden Seitenlinien hinauf-, dagegen die oberhalb meines Blickes sich entfernenden hinabzuweichen scheinen? Diesem Gewahrwerden sind sie auch im Allgemeinen gefolgt.

Da nun ferner in den ältern Zeiten sowol als in den neuern bis in das siebzehnte Jahrhundert Jedermann recht viel zu sehen verlangte, so dachte man sich auf einer Höhe, und insofern mußten alle dergleichen Linien aufwärts gehen, wie

es denn auch damit in den ausgegrabenen Bildern gehalten wird, wo aber freilich manches Schwankende, ja Falsche wahrzunehmen ist.

Ebenso findet man auch diejenigen Gegenstände, die nur über dem Auge erblickt werden, als in jener Wandarchitektur die Gesimschen und was man sich an deren Stelle denken mag, wenn sie sich als entfernend darstellen sollen, durchaus im Sinken gezeichnet, so wie auch das, was unter dem Auge gedacht wird, als Treppen und dergleichen, aufwärts sich richtend vorgestellt.

Wollte man aber diese nach dem Gesetze der reinen subjektiven Perspektivlehre untersuchen, so würde man sie keineswegs zusammenlaufend finden. Was eine scharfe, treue Beobachtung verleihen kann, das besaßen sie; die abstrakte Regel, deren wir uns rühmen und welche nicht durchaus mit dem Geschmacksgefühl übereintrifft, war mit so manchem andern Späterentdeckten völlig unbekannt.

Durch alles Vorgesagte, welches freilich noch viel weiter hätte ausgeführt werden sollen, kann man sich überzeugen, daß die vorliegenden Zahnschen Hefte gar mannichfaltigen Nutzen zu stiften geeignet sind. Dem Studium des Alterthums überhaupt werden sie förderlich sein, dem Studium der alterthümlichen Kunstgeschichte besonders. Ferner werden sie, theils weil die Nachbildungen vieler Gegenstände in der an Ort und Stelle vorhandenen Größe gezeichnet sind, theils weil sie im ganzen Zusammenhange und sogar farbig vorgeführt werden, eher in das praktische Leben eindringen und den Künstler unserer Tage zu Nachbildung und Erfindung aufwecken, auch dem Begriff, wie man am schicklichen Platze sich eine heitere, geschmackvolle Umgebung schaffen könne und solle, immer mehr zur allgemeinen Reife verhelfen.*)

---

*) In den hiesigen Jahrbüchern folgt hier noch der nachstehende, aber weggelassene Schlußsatz, durch welchen Goethe die sich an seinen Aufsatz anschließende kurze Selbstbiographie Zahns (S. 13–16) einleitet:

„Was von des werthen Künstlers Lebensgange zu sagen wäre, insofern es von seinen technischen Bemühungen, besonders im farbigen Fache, eröffnet, davon wird in Folgendem das Nöthigste mitzutheilen sein. Weimar, im Mai 1830. J. W. v. Goethe.“

Verschiedenes

Ueber Theater.

Erste Abtheilung.

Xenien.

1. Der Glückstopf. (7.)

Hier ist Messe; geschwind, packt aus und schmücket die Bude!
Kommt, Autoren, und tischt, Jeder versuche sein Glück!

2. Apollo.[82])

Saiten rühret Apoll; doch er spannt auch den tödtenden Bogen;
Wie er die Hirten entzückt, streckt er den Python in Staub.

3. Affiche. (29.)

Stille kneteten wir Salpeter, Kohlen und Schwefel,
Bohrten Röhren. Gefall' nun auch das Feuerwerk Euch!

4. Zur Abwechselung. (30.)

Einige steigen als leuchtende Kugeln, und andere zünden;
Manche auch werfen wir nur spielend, das Aug' zu erfreun.

5. Feindlicher Einfall. (43.)[83])

Fort ins Land der Philister, Ihr Füchse mit brennenden Schwänzen,
Und verderbet der Herrn reife papierene Saat!

6. Martial. (261.)[84])

Xenien nennet Ihr Euch? Ihr gebt Euch für Küchenpräsente?
Ißt man denn, mit Verzunft, spanischen Pfeffer bei Euch?

---

[82]) Aus der Ausgabe von 1836.

[83]) Vgl. Buch der Richter 15, 4. 5. Schiller, der die erste Idee zu dieser Xenie gehabt zu haben scheint, hatte dieselbe folgendermaßen ausgedrückt (siehe Xenien-Manuskript S. 54):

Durch das Getreide liefen mit brennenden Schwänzen die Füchse;
Feuer fing da die Saat, und der Philister erschrak. —

Bei Goethe wiederum lautete der erste Vers in erster Fassung: „Laufet hin, Ihr lustigen Füchse, mit brennenden Schwänzen." Vgl. Xenien-Manuskript S. 96.

[84]) Beziehung auf das 13te Buch von Martial's Epigrammen.

Dramatische Form.*)

Es ist endlich einmal Zeit, daß man aufgehöret hat, über die Form dramatischer Stücke zu reden, über ihre Länge und Kürze, ihre Einheiten, ihren Anfang, ihr Mittel und Ende, und wie das Zeug alle hieß. Auch geht unser Verfasser*) ziemlich stracks auf den Inhalt los, der sich sonst so von selbst zu geben schien.

Deswegen giebt's doch eine Form, die sich von jener unterscheidet wie der innere Sinn vom äußern, die nicht mit Händen gegriffen, die gefühlt sein will. Unser Kopf muß übersehen, was ein andrer Kopf fassen kann; unser Herz muß empfinden, was ein andres füllen mag. Das Zusammenwerfen der Regeln giebt keine Ungebundenheit, und wenn ja das Beispiel gefährlich sein sollte, so ist's doch im Grunde besser, ein verworrnes Stück machen als ein kaltes.

Freilich wenn Mehrere das Gefühl dieser innern Form hätten, die alle Formen in sich begreift, würden wir weniger verschobne Geburten des Geists anekeln.**) Man würde sich nicht einfallen lassen, jede tragische Begebenheit zum Drama

*) Wie auf S. 349 näher angegeben, ist dieser Aufsatz das Vorwort zu einer Reihe einzelner kleiner Abhandlungen und Gedichte, welche Goethe als Anhang zu Wagner's Uebersetzung von Mercier's „Versuch über die Schauspielkunst" an Stelle der versprochenen Anmerkungen lieferte. Der Eingang des Vorworts ist oben weggelassen und lautet: „Ich hatte vor einiger Zeit versprochen, dies Buch mit Anmerkungen herauszugeben; nun ist mir aber seither die Lust vergangen, Anmerkungen zu machen, da ich gespürt habe, daß Jedermann gerne die Mühe über sich nimmt. Das Buch mag immer für Deutschland brauchbar sein, das in den Taschen seiner französischen Pumphosen viel Wahres, Gutes und Edles mit sich herumträgt."

**) D. h. mit Widerwillen, Ekel betrachten, ein Gebrauch, der aus Schiller, J. H. Voß und Andern ausreichend nachgewiesen ist, so daß die Aenderung sämmtlicher Ausgaben, „uns" statt des ursprünglichen „wir" zu lesen, ungerechtfertigt ist.

zu strecken, nicht jeden Roman zum Schauspiel zerstückeln. Ich wollte, daß ein guter Kopf dies doppelte Unwesen parodirte und etwa die Aesopische Fabel vom Wolf und Lamme zum Trauerspiel in fünf Akten umarbeitete.

Jede Form, auch die gefühlteste, hat etwas Unwahres; allein sie ist ein-für allemal das Glas, wodurch wir die heiligen Strahlen der verbreiteten Natur an das Herz der Menschen zum Feuerblick sammeln. Aber das Glas! Wem's nicht gegeben wird, wird's nicht erjagen;*) es ist, wie der geheimnißvolle Stein der Alchymisten, Gefäß und Materie, Feuer und Kühlbad, so einfach, daß es vor allen Thüren liegt, und so ein wunderbar Ding, daß just die Leute, die es besitzen, meist keinen Gebrauch davon machen können.

Wer übrigens eigentlich für die Bühne arbeiten will, studire die Bühne, Wirkung der Fernemalerei, der Lichter, Schminke, Glanzleinewand und Flittern, lasse die Natur an ihrem Ort und bedenke ja fleißig, nichts anzulegen, als was sich auf Brettern zwischen Latten, Pappendeckel und Leinewand durch Puppen vor Kindern ausführen läßt!

---

*) Aehnlich im „Faust" (Werke, XII. S. 12 f. 33). „Denn Jagen's nicht faßt, Ihr werden's nicht erjagen."

Leipziger Theater.[1]

(1765—1768.)

Auf dem neuerbauten Theater[2] erhielt natürlicherweise das Schauspiel neue Aufmunterung und Belebung. Die Kochische Gesellschaft[3] hatte Verdienst genug, um das Publikum zu beschäftigen und zu unterhalten. Man wollte ein deutsches Theater auch mit einem patriotischen Stück anfangen und wählte, oder vielmehr man nahm hiezu den Hermann von Schlegel,[4] der nun freilich ungeachtet aller Thierhäute und anderer animalischen Attribute sehr trocken ablief; und ich, der ich gegen Alles, was mir nicht gefiel oder mißfiel, mich sogleich in eine praktische Opposition setzte, dachte nach, was man bei so einer Gelegenheit hätte thun sollen. Ich glaubte einzusehen, daß solche Stücke in Zeit und Gesinnung zu weit von uns abläßen, und suchte nach bedeutenden Gegenständen in der spätern Zeit, und so war dieses der Weg, auf dem ich einige Jahre später zu Götz von Berlichingen gelangte. Koch, der Direktor,[5] war durch sein hohes Alter von der Bühne dispensirt. Ich habe ihn nur zweimal in dem obgedachten „Hermann“[6] und dann einmal als Crispin[7] gesehen, wo er noch eine trockene Heiterkeit und eine gewisse künstlerische Gewandtheit zu zeigen

1) Zuerst gedruckt in der Quart-Ausgabe von Goethe's Werken, II. 2. 1837. S. 644 f. Der Aufsatz stammt augenscheinlich aus späterer Zeit und ist vielleicht ursprünglich für „Dichtung und Wahrheit“ bestimmt gewesen.

2) Das Theater wurde 1766 eröffnet.

3) Diese spielte in Leipzig seit 1751.

4) Das Trauerspiel „Hermann“ von Johann Elias Schlegel (1719—1749) war zuerst 1743 im IV. Bande von Gottsched's Sammlung „Deutsche Schaubühne, nach den Regeln und Exempeln der Alten“ (6 Thle. 1741—1745) erschienen.

5) Heinrich Gottfried Koch war 1703 geboren und starb 1775.

6) Koch spielte darin die Rolle des Siegmar.

7) Charakterfigur der französischen Komödie.

wußte. Brückner,[1]) als erster Liebhaber, hatte unsern ganzen Beifall, weniger Demoiselle Steindrecher,[2]) welche uns als Liebhaberin zu kalt schien. Eine Madame Starke[3]) war in den Mutterrollen wohl aufgenommen. Der übrigen Gestalten erinnere ich mich nicht mehr, aber desto besser des lebhaften Eindrucks, den eine Demoiselle Schulze[4]) auf uns machte, die mit ihrem Bruder, dem Balletmeister, bei uns anlangte. Sie war nicht groß, aber nett; schöne schwarze Augen und Haare; ihre Bewegungen und Rezitation vielleicht zu scharf, aber doch durch die Anmuth der Jugend gemildert. Sie zog uns in die Bühne, so oft sie spielte, und ihre Darstellung von Romeo und Julie[5]) von Weiße ist mir noch ganz gegenwärtig, besonders wie sie in dem weißen Atlaskleide aus dem Sarge stieg und sich sodann der Monolog bis zur Visionen, bis zum Wahnsinn steigert. Wenn sie die Ottern, welche sie an sich hinaufkriechend wähnte, mit lebhafter Bewegung der Hand wegzuschleudern schien, war ein unendliches Beifallklatschen ihr Lohn; ja, sie hatte durch ihre tragischen Tugenden uns dergestalt gewonnen, daß wir sie in keiner mindern Rolle, am Wenigsten aber als Tänzerin sehen wollten und sie davon sogar in kleinen ausgestreuten Versen abzumahnen gedachten. Die nachher als Mara so bekannt gewordene Schmehling[6]) befand sich mit ihrem Vater gleichfalls in Leipzig und erregte allgemeine Bewunderung. Dagegen hatte Korona Schröter,[7]) ob sie gleich mit Jener es nicht an Stimme und Talent aufnehmen konnte, wegen ihrer schönen Gestalt, ihres vollkommen sittlichen Betragens und ihres ernsten,

1) Johann Gottfried Brückner, nicht Brinkner (1730–1784), später bei Döbbelin's Gesellschaft in Berlin. (M. v. Biedermann, Goethe und Leipzig, I. S. 124 f.)

2) Karoline Elisabeth Steinbrecher, nicht Steinberger, wie in den bisherigen Ausgaben steht, später verheirathete Hädler, war 1733 geboren, spielte später in Berlin und Petersburg und lebte 1785 einige Zeit nach Riga hierher.

3) Johanne Christiane Gebhardi, verehelichte Starke; namentlich wurde ihre Darstellung der Claudia in „Emilia Galotti" gerühmt.

4) Karoline Schulze, nicht Schulz, (1743–1815), sehr gefeierte Schauspielerin, deren Leben bei M. v. Biedermann, „Goethe u. Leipzig", I. S. 127–131.

5) Dieses Stück erschien 1768 in Weiße's Sammlung „Beytrag zum deutschen Theater" (1759–1768. V. 8.).

6) Gerhard Elisabeth Schmehling, geboren 1749, vermählt an den Flötenspieler Mara, später als Tonkünstlerin hochgefeiert, starb 1833 in Revak. – Vgl. Goethe's Gedicht an sie, Werke. III. 303.

7) Korona Schröter (1748–1802), seit 1778 in Weimar, wird einigemal in den Werken genannt, z. B. in dem Gedichte „Auf Wieland's Tod", I. 122, in den „Tag- und Jahreshefte" von 1802; vgl. auch die Anmerkung Th I. S. 93.

anmuthigen Vortrags eine allgemeine Empfindung erregt, welche sich, je nachdem die Personen waren, mehr oder weniger als Neigung, Liebe, Achtung oder Verehrung zu äußern pflegte. Verschiedene ihrer Anbeter machten mich zum Vertrauten und erbaten sich meine Dienste, wenn sie irgend ein Gedicht zu Ehren ihrer Angebeteten heimlich wollten drucken und ausstreuen lassen. Beide, die Schröter und Schmehling, habe ich oft in Hasse'schen*) Oratorien neben einander singen hören, und die Wagschalen des Beifalls standen für Beide immer gleich, indem bei der Einen die Kunstliebe, bei der Andern das Gemüth in Betrachtung kam.

*) Ueber Hasse siehe die Note zu Goethe's Werken, XXXI. S. 83.

Weimarischer neudekorirter Theatersaal. Dramatische Bearbeitung der Wallensteinischen Geschichte durch Schiller.

(Auszug eines Briefes aus Weimar.)*)

Es kann nicht ohne Interesse für Sie sein, daß Herr Professor Thouret**) aus Stuttgart, der mit gnädigstem Urlaub seines Landesherrn sich seit einiger Zeit bei uns aufhält, eine innere, neue Einrichtung unsers Theatersaals in Kurzem vollenden wird. Die Anlage ist geschmackvoll, ernsthaft, ohne schwer, prächtig, ohne überladen zu sein. Auf elliptisch gestellten Pfeilern, die das Parterre einschließen und wie Granit gemalt sind, sieht man einen Säulenkreis von dorischer Ordnung, vor und unter welchem die Sitze für die Zuschauer hinter einer bronzirten Balustrade bestimmt sind. Die Säulen selbst stellen einen antiken gelben Marmor vor, die Kapitäle sind bronzirt, das Gesims von einer Art graugrünlichem Cipollin, über welchem, lothrecht auf den Säulen, verschiedne Masken aufgestellt sind, welche von der tragischen Würde an bis zur komischen Verzerrung nach alten Mustern mannichfaltige Charaktere zeigen. Hinter und über dem Gesims ist noch eine Galerie angebracht. Der Vorhang ist dem Geschmacke des Uebrigen gemäß, und das Publikum erwartet mit Verlangen,

*) Allgemeine Zeitung, Freitag 12. Oct. 1798. — Daß der Brief von Goethe nach Stuttgart geschrieben ist, geht aus seiner Korrespondenz mit Schiller, namentlich im September und October 1798 hervor. Ueber seine Betheiligung an der Herrichtung und demnächst an der Aufführung von „Wallenstein's Lager" und der „Piccolomini" u. s. w. vgl. außerdem die „Tag- und Jahreshefte" von 1798.

**) Nikolaus Friedrich von Thouret (1767—1845), dessen Thätigkeit und Leistungen Goethe schon 1795 in Stuttgart kennen gelernt hatte, ward im Frühjahr 1798 nach Weimar berufen, um sowol den Neubau des Schlosses als die Umänderung des Schauspielhauses zu leiten.

sich selbst sowie die beliebte Schauspielergesellschaft bald in diesem zwar kleinen, aber nunmehr sehr gefälligen Bezirk wieder zu sehen.*)

An dem Lobe, das man dieser neuen Einrichtung giebt, die denn eigentlich wol nur für uns und unsere Gäste erfreulich ist, nehmen Sie gewiß auch Antheil, da es einem Ihrer Landsleute ertheilt wird, der sich dadurch um unsere Stadt und Gegend verdient macht.

Aber ein allgemeineres Interesse wird die Nachricht erregen, daß wir diesen Winter die dramatischen Bemühungen, welche Herr Hofrath Schiller, auch Ihr Landsmann, einer wichtigen Epoche der deutschen Geschichte gewidmet hat, nach und nach auf unserer Bühne sehen werden.

Ich sage nach und nach. Denn die große Breite des zu bearbeitenden Stoffes setzte den Verfasser gar bald in die Nothwendigkeit, seine Darstellung nicht als ein einziges Stück, sondern als einen Zyklus von Stücken zu denken. Hier war nicht von der Geschichte eines einzelnen Mannes oder von Verflechtung einer beschränkten Begebenheit die Rede, sondern das Verhältniß großer Massen war aufzuführen. Eine Armee, die von ihrem Heerführer begeistert ist, der sie zusammengebracht hat, sie erhält und belebt, jener untergeordnete Zustand eines bedeutenden Generals unter höchste kaiserliche Befehle, der Widerspruch dieser Subordination mit der Selbstständigkeit seines Charakters, mit der Eigensüchtigkeit seiner Plane, mit der Gewandtheit seiner Politik — diese und andere Betrachtungen haben den Verfasser bewogen, das Ganze in drei Theile zu sondern.

Das erste Stück, das den Titel Wallenstein's Lager führt, könnte man unter der Rubrik eines Lust- und Lärmspieles ankündigen. Es zeigt den Soldaten, und zwar den Wallensteinischen. Man bemerkt den Unterschied der mannichfaltigen Regimenter, das Verhältniß des Militärs zu dem gedrückten Bauer, zum gedrängten Bürger, zu einer rohen Religion, zu einer unruhigen und verworrenen Zeit, zu einem nahen Feldherrn und einem entfernten Oberhaupte. Hier ist der übermächtige und übermüthige Zustand des Soldaten geschildert, der sich nun schon sechzehn Jahre in einem wüsten und unregelmäßigen Kriege herumtreibt und hinschleppt. Wir vernehmen

*) Das Weimarische Theaterpersonal spielte den Sommer 1798 hindurch zuerst in Rudolstadt, dann in Lauchstädt.

aus dem Munde leichtsinniger, einen Dienst nach dem andern verlassender Soldaten, aus dem Munde der beredten Marketenderin die Schilderung Deutschlands, wie es sich, von unaufhörlichen Streifzügen durchkreuzt, von Schlachten, Belagerungen und Eroberungen verwundet, in einem zerstörten und traurigen Zustand befinde. Wir hören die vornehmsten Städte unsers Vaterlands nennen, der größten Feldherrn jenes Jahrhunderts wird gedacht, auf die merkwürdigsten Begebenheiten angespielt, so daß wir gar bald am Orte, in der Zeit und unter dieser Gesellschaft einheimisch werden. Das Stück ist nur in einem Akte und in kurzen gereimten Versen geschrieben, die den guten, heitern und mitunter frechen Humor, der darin herrscht, besonders glücklich ausdrücken und durch Rhythmus und Reim uns schnell in jene Zeiten versetzen. Indem das Stück sich unruhig und ohne eigentliche Handlung hin und her bewegt, wird man belehrt, was für wichtige Angelegenheiten der Tag mit sich führe, was Bedeutendes zunächst bevorstehe.

Der Hof will einen Theil von der Wallensteinischen Armee abtrennen und ihn nach den Niederlanden schicken. Der Soldat glaubt hier die Absicht zu sehen, die man hege, Wallenstein's Ansehen und Gewalt allmählich zu untergraben. Durch Neigung, Dankbarkeit, Umstände, Vorurtheil, Nothwendigkeit an ihren Führer gekettet, halten die Regimenter, deren Repräsentanten wir sehen, sich für berechtigt, gegen diese Ordre Vorstellung zu thun; sie sind entschlossen, bei ihrem General beisammen und zusammen zu bleiben, zwar für den Kaiser zu siegen oder zu sterben, jedoch nur unter Wallenstein. In dieser bedenklichen Lage endigt das Stück, und das folgende ist vorbereitet. Nunmehr ist uns Wallenstein's Element, auf welches er wirkt, sein Organ, wodurch er wirkt, bekannt. Man sah die Truppen zwischen Subordination und Insubordination schwanken. Wohin sich die Wage zuletzt neigen wird und auf welche nächste Veranlassung, ob die Regimenter und ihre Chefs, wenn Wallenstein sich dereinst vom Kaiser lossagt, bei ihm verharren, oder ob ihre Treue gegen den ersten und eigentlichen Souverän unerschütterlich sein werde — das ist die Frage, die abgehandelt, deren Entscheidung dargestellt werden soll. Ein solcher Mann steht und fällt nicht als ein einzelner Mensch; die Umgebung, die er sich geschaffen hat, trägt und hält ihn, so lange sie beisammen bleibt, oder läßt ihn, indem sie sich trennt, zu Grunde sinken.

Das zweite Stück, unter dem Titel Piccolomini, enthält

vorzüglich die Wirkungen der Piccolomini, Vater und Sohn, für und gegen Wallenſtein, indeſſen Dieſer noch ungewiß iſt, was er thun könne und ſolle.

Das dritte Stück endlich ſtellt Wallenſtein's Abfall und Untergang dar. Beide ſind in Jamben geſchrieben, deren Wirkung durch das ungebildetere Silbenmaß des Vorſpiels vorbereitet und erhöht wird.

Der Verfaſſer, mit Recht beſorgt, wie dieſe bei uns noch ungewöhnliche Behandlung dramatiſcher Gegenſtände auf das deutſche Theater überhaupt einzuleiten ſei, will ſich erſt durch Erfahrung überzeugen, was man zu thun habe, um die Direktionen, den Schauſpieler, den Zuſchauer mit einem ſolchen Wageſtück zu verſöhnen; es muß ſich entſcheiden, ob alle Parteien dabei ſo viel zu gewinnen glauben, um eine ſolche Neuerung zu unternehmen und zu genehmigen.

Da man in Weimar vor einer gebildeten und gleichſam geſchloſſenen Geſellſchaft ſpielt, die nicht blos von der Mode des Augenblicks beſtimmt wird, die nicht allzu feſt am Gewohnten hängt, ſondern ſich ſchon öfters an mannichfaltigen originalen Darſtellungen ergetzt hat und durch die Bemühungen der eignen Schauſpieler ſowol als durch die zweimalige Erſcheinung Iffland's*) vorbereitet iſt, auf das Künſtliche und Abſichtliche dramatiſcher Arbeiten zu achten, ſo wird ein ſolcher Verſuch deſto möglicher und für den Verfaſſer deſto belehrender ſein.

Wenn das erſte Stück, wozu ſchon alle Vorbereitungen gemacht werden, gegeben iſt, erfahren Sie ſogleich die Wirkung, um ſelbſt beurtheilen zu können, was ſich etwa im Allgemeinen für dieſes Unternehmen prognoſtiziren laſſe.

Am 29. Sept. 1798.

---

*) Iffland hatte in Weimar zum erſten Mal vom 28. März bis zum 25. April 1796, dann vom 24. April bis zum 4. Mai 1798 als Gaſt geſpielt.

7. Lenken. (365.)

Nicht doch! Aber es schwächten die vielen wässrigten Speisen
So den Magen, daß jetzt Pfeffer und Wermuth nur hilft.

8. Warnung. (242.)*13)

Unsrer liegen noch Tausend im Hinterhalt, daß Ihr nicht etwa,
Rückt Ihr zu hitzig heran, Schultern und Rücken entblößt.

9. Auswahl. (XXVI.)

Striche Jeder ein Distichon weg, das ihm etwa mißfiele,
Wollt' ich wetten, es bleibt keines von Tausenden stehn.

10. Die Insekten. (240.)

„Warum schiltst Du die Einen so hundertfach?" — Weil das Geschmeiße,
Rührt sich der Wedel nicht stets, immer Dich leckt und Dich sticht.

11. Ausnahme. (239.)

„Warum tadelst Du Manchen nicht öffentlich?" — Weil er ein Freund ist;
Wie mein eigenes Herz tadl' ich im Stillen den Freund.

12. Horen. Erster Jahrgang. (260.)*12)

Einige wandeln zu ernst, die Andern schreiten verwegen,
Wenige geben den Schritt, wie ihn das Publikum hält.

13. Schiller's Musenalmanach von 1796. (249.)

Du erhebest uns erst zu Idealen und stürzest
Gleich zur Natur uns zurück; glaubst Du, wir danken Dir das?

14. Dieser Musenalmanach. (263.)*14)

Nun erwartet denn auch für seine herrlichen Gaben,
Liebe Kollegen, von Euch unser Kalender den Dank.

---

*13) Diese Linie gab Veranlassung zu dem Namen, welchen Jenisch für seine oben erwähnte bald kommentirende, bald polemisirende Schrift wählte.

*12) Es ist besonders an Schiller's philosophische Aufsätze und Goethe's Römische Elegien zu denken, wie sie im sechsten Stücke der Horen zusammenstehen; denn das vierte, welches Goethe selbst wegen der beabsichtigten Verbindung von Ungleichartigem den Centauren nennt, und auf das Baas besonders hinweist, (vgl. S. 142), kam in dieser Gestalt nicht zu Stande, sondern enthielt von Schiller „Die Belagerung von Antwerpen," von Goethe die „Unterhaltungen deutscher Ausgewanderter."

*14) Das Epigramm wurde ursprünglich Schiller zugeschrieben, ist indessen, wie das Xenien-Manuskript (S. 49) beweist, von Goethe.

Eröffnung des Weimarischen Theaters.

Aus einem Briefe.*)

Freitag den 12ten Oktober ist unser Theater eröffnet worden. Die architektonische Einrichtung des Saals hat ihre Wirkung nicht verfehlt, der Zuschauer fand sich selbst auf einen würdigen Schauplatz versetzt und fühlte sich berechtigt, auch von dem Theater herab etwas Vorzügliches und Ungemeines zu erwarten.

Für Diejenigen aber, die mit dieser neuen Anlage schon vertraut waren und sie bei Proben erleuchtet gesehen hatten, machte sie noch einen neuen, zwar erwarteten, aber nicht völlig berechneten Eindruck. Ein Schauspielhaus nämlich kann leer nicht beurtheilt werden; es mag angelegt und verziert sein, wie es will, so ist ein zahlreiches Publikum doch die beste Zierde. Und obgleich bei dem unsern die Architektur sehr mannichfaltig an Form, Farbe und Vergoldung ist, so bleibt sie doch nur einfach gegen eine wohlgekleidete Menge. Die Säule verschwindet vor der menschlichen Gestalt, und die Malerei tritt vor der Wirklichkeit zurück.

So können wir uns jetzt eines anständigen Orts erfreuen, an dem wir uns denn doch die Woche dreimal versammeln. Die Grundlage zu aller Bequemlichkeit ist auch gegeben, und wir können von Denjenigen, denen das Geschäft überhaupt auf-

*) Beilage zur Allgemeinen Zeitung vom 7. November 1798. — Goethe, der sich mit dem Einstudiren von „Wallenstein's Lager" auf das Angelegentlichste beschäftigt hatte, war sich der Wirkung im Voraus bewußt, die das Stück auf das Publikum machen mußte. In Beziehung hierauf schrieb er schon am 9. Oktober an Schiller: „Uebrigens ist eine Vorrecension der Aufführung sowie des Stücks, den das Stück genau hat, schematisirt und kann in einigen guten Stunden fertig werden. Da ich mich einmal auf das Element der Unverschämtheit begeben habe, so wollen wir sehen, wer es mit uns aufnimmt." Nach der Aufführung wurde das Schema weiter ausgearbeitet; am 19. Oktober wurde der fertige Aufsatz an Schiller zur Durchsicht geschickt und noch an demselben Tage an die „Allgemeine Zeitung" abgesendet.

getragen ist, hoffen und erwarten, daß sie die Wünsche der verschiedenen Zuschauer, welche freilich bei einer so allgemeinen Veränderung gar mannichfach sein müssen, nach und nach zu befriedigen suchen werden.

Den Prolog habe ich Ihnen schon mitgetheilt. Herr Vohs*) hielt ihn in dem Kostüm, in welchem er künftig als jüngerer Piccolomini erscheinen wird; er war hier gleichsam ein geistiger Vorläufer von sich selbst und ein Vorredner in doppeltem Sinne. Dieser vorzügliche Schauspieler entwickelte hier sein ganzes Talent; er sprach mit Besonnenheit, Würde, Erhebung und dabei so vollkommen deutlich und präzis, daß in den letzten Winkeln des Hauses keine Silbe verloren ging. Die Art, wie er den Jamben behandelte, gab uns eine begründete Hoffnung auf die folgenden Stücke. Und welche Zufriedenheit wird es uns nicht gewähren, wenn wir unser Theater von der fast allgemeinen Rhythmophobie, von dieser Reim- und Taktscheue, an der so viele deutsche Schauspieler krank liegen, bald werden geheilt sehen!

In dieser Hoffnung haben uns die glücklichen Bemühungen der vorzüglichen Schauspieler bestärkt, welche die Hauptpersonen in Wallenstein's Lager spielten. Nach dem Ausspruch mehrerer Kenner, deren Urtheil wir in dieser kurzen Zeit vernehmen konnten, erschienen Silbenmaß und Reim keineswegs als Hinderniß; sie kamen nicht in Anschlag, als insofern sie zur Bedeutsamkeit und Anmuth des Ihrige beizutragen hatten.

Nach diesem allgemeinen Eingange glauben wir Ihnen mit einer nähern Schilderung des Einzelnen Vergnügen zu machen.

Nach geendigtem Prolog gab eine heitere militärische Musik das Zeichen, was zu erwarten sein möchte, und noch ehe der Vorhang in die Höhe ging, hörte man ein wildes Lied singen. Bald ward das Theater aufgedeckt, und es erschien vor den Augen des Zuschauers das bunte Gewimmel eines Lagers. In einem Marketenderzelte und um dasselbe waren Soldaten von allen Zeichen und Farben versammelt. Dort standen Kram- und Trödelbuden aufgerichtet, hier leere Tische, die noch mehr Gäste zu erwarten schienen; an der Seite lagen Kroaten und

*) Heinrich Vohs, von 1792 bis 1802 in Weimar, namentlich in jugendlichen Helden- und Liebhaberrollen Schiller'scher Tragödien, Max Piccolomini, Mortimer u. a. ausgezeichnet.

Scharfschützen um ein Feuer, über welchem ein Kessel hing, und nicht weit davon würfelten mehrere Knaben auf einer Trommel; die Marketenderin mit ihrer Gehülfin lief hin und wieder, den Geringsten sowol als den Besten mit gleicher Sorgfalt zu bedienen, indessen das rohe Soldatenlied aus dem Zelte immer fort erscholl und die Stimmung dieser Gesellschaft vollkommen ausdrückte.

Die Ruhe, welche vorne auf dem Theater herrscht, unterbricht die Ankunft eines Bauern, der mit seinem kleinen Sohne herbeigeschlichen kommt. Der Vater spricht dem furchtsamen Knaben zu, — und wir vernehmen bald, daß er das erlittne Unrecht durch falsche Würfel wieder ins Gleiche zu bringen denke, — und repräsentirt also zugleich das Elend des Bauern und sein Verderbniß.

Herr Beck*) sprach diese Rolle mit der vorzüglichen Deutlichkeit und Akkuratesse, die ein jeder Schauspieler, dem eine Exposition anvertraut ist, sich zur Pflicht machen soll. Dabei war sein Ton und Betragen ganz dem pfiffigen und versteckten Charakter der Rolle gemäß.

Bauer.

Wie sie juchzen — daß Gott erbarm'!
Alles das geht von des Bauern Felle.
Schon acht Monate legt sich der Schwarm
Uns in die Betten und in die Ställe;
Weit herum ist in der ganzen Aue
Keine Feder mehr, keine Klaue,
Daß wir für Hunger und Elend schier
Nagen müssen die eignen Knochen.

Ein Hauptmann, den ein andrer erstach,
Ließ mir ein Paar glückliche Würfel nach.
Die will ich heut einmal probiren,
Ob sie die alte Kraft noch führen.

Aus dem Zelte tritt ein Wachtmeister und Trompeter von den Regimentern, welche Terzky, des Herzogs Schwager, kommandirt; der Trompeter fährt den klagenden Bauern an, ein Ulan, roh und gutmüthig, reicht ihm einen Trunk und nimmt ihn mit ins Zelt.

*) Johann Christoph Beck, 1760 bis 1809 in Weimar, Komiker. Vgl. auch Goethe's Briefe, X. S. 268, in der Vorbemerkung behandelt.

Indem die beiden Reiter den leeren Tisch in Besitz nehmen, vernehmen wir von ihnen, daß Wallensteinische Truppen aus fremden Landen sich zusammen gegen Pilsen ziehen, daß die Herzogin und ihre Tochter erwartet werden, daß die Generäle und Kommandanten sich zusammenfinden, daß ein Hofkriegsrath von Wien angekommen ist, daß es scheint, als wolle man das Ansehen des Herzogs untergraben.

Der Wachtmeister und Trompeter, diese Repräsentanten ihrer Regimenter,

Sind dem Herzog ergeben und gewogen:
Hat er sie selbst doch herangezogen, -
Alle Hauptleute setzt er ein,
Sind alle mit Leib und Leben sein.

Ein Scharfschütz betrügt einen Kroaten im Tausche, ein Konstabler bringt die Nachricht, Regensburg sei eingenommen. Ein Paar Holkische Jäger treten auf, sehr schmuck gekleidet, als Leute, die Gelegenheit hatten, sich durch Beute zu bereichern. Die Marketenderin findet in dem Einen einen alten Bekannten,

Den langen Peter aus Itzehoe,
Der seines Vaters goldene Füchse
Mit unserm Regiment hat durchgebracht,
Zu Glückstadt, in einer lustigen Nacht —

Jäger.

Und die Feder vertauscht mit der Kugelbüchse.

Marketenderin.

Ei, da sind wir alte Bekannte!

Jäger.

Und treffen uns hier im böhmischen Lande.

Marketenderin.

Heute da, Herr Vetter, und morgen dort,
Wie Einen der rauhe Kriegesbesen
Fegt und schüttelt von Ort zu Ort;
Bin indeß weit herum gewesen.

Jäger.

Will's Ihr glauben! Das stellt sich dar.

Marketenderin.

Bin hinauf bis nach Temeswar

Gekommen mit den Bagagewagen,
Als wir den Mansfelder thäten jagen;
Lag mit dem Friedländer vor Stralsund,
Ging mir dorten die Wirthschaft zu Grund;
Zog mit dem Succurs vor Mantua,
Kam wieder heraus mit dem Feria,
Und mit einem spanischen Regiment
Hab' ich einen Abstecher gemacht nach Gent.
Jetzt will ich's im böhmischen Land probiren,
Alte Schulden einkassiren, —
Ob mir der Fürst hilft zu meinem Geld.
Und das dort ist mein Marketenderzelt.

Nach verschiedenen muntern Incidenzien machen die beiden Jäger mit dem Wachtmeister und Trompeter Bekanntschaft.

Jäger.

Ihr sitzt hier warm. Wir, in Feindes Land,
Mußten derweil uns schlecht bequemen.

Trompeter.

Man sollt's Euch nicht ansehn, Ihr seid galant.

Daß doch den Burschen das Glück soll scheinen,
Und so was kommt nie an Unsereinen!

Wachtmeister.

Dafür sind wir des Friedländers Regiment.
Man muß uns ehren und respektiren.

Jäger.

Das ist für uns Andre kein Kompliment,
Wir eben so gut seinen Namen führen.

Wachtmeister.

Ja, Ihr gehört auch so zur ganzen Masse.

Jäger.

Ihr seid wol von einer besondern Rasse?
Der ganze Unterschied ist in den Röcken,
Und ich ganz gern mag in meinem stecken.

Der Wachtmeister verbreitet sich noch weiter über die Vortheile, um des Feldherrn Person zu sein. Der zweite Jäger rühmt die Thaten ihres wilden Haufens.

Zweiter Jäger.

Wetter auch! wo Ihr nach uns fragt,
Wir heißen des Friedländers wilde Jagd
Und machen dem Namen keine Schande.
Ziehen frech durch Freundes und Feindes Lande,
Querfeldein durch die Saat, durch das gelbe Korn —
Sie kennen das Holkiſche Jägerhorn.

Fragt nach, ich ſag's nicht, um zu prahlen,
In Baireuth, in Voigtland, in Weſtphalen,
Wo wir nur durchgekommen ſind,
Erzählen Kinder und Kindeskind
Nach hundert und aber hundert Jahren
Von dem Holk noch und ſeinen Schaaren.

Wachtmeiſter.

Nun, da ſieht man's! Der Saus und Braus,
Macht denn der den Soldaten aus?
Das Tempo macht ihn, der Sinn und Schick,
Der Begriff, die Bedeutung, der feine Blick.

Der erſte Jäger verlangt nur ein freies und ungebundnes Leben.

Flott will leben und müſſig gehn,
Alle Tage was Neues ſehn,
Mich dem Augenblick friſch vertrauen,
Nicht zurück, auch nicht vorwärts ſchauen;
Drum hab' ich meine Haut dem Kaiſer verhandelt,
Daß keine Sorg' mich mehr anwandelt.

Er erzählt die Geſchichte ſeiner Wanderungen.

Was war das nicht für ein Placken und Schinden
Bei Guſtav Adolph, dem Beuteplager!
Der machte eine Kirch' aus ſeinem Lager.

Von da lief er zu den Ligiſten, und als Tilly's Glück zu wanken anfing, zu den Sachſen; als dieſe in Böhmen den Krieg nicht lebhaft genug führten, zu dem Herzog von Friedland, der eben werben ließ.

Wachtmeiſter.

Und wie lang denkt Ihr's hier auszuhalten?

Erster Jäger.
Spaßt nur! So lange Der thut walten,
Denk' ich Euch, mein Seel! an kein Entlaufen.
Kann's der Soldat wol besser kaufen?

Da giebt's nur ein Vergehn und Verbrechen:
Der Ordre fürwitzig widersprechen!
Was nicht verboten ist, ist erlaubt;
Da fragt Niemand, was Einer glaubt.
Es giebt nur zwei Ding' überhaupt:
Was zur Armee gehört und nicht;
Und nur der Fahne bin ich verpflicht.

Wachtmeister.
Jetzt gefallt Ihr mir, Jäger! Ihr sprecht
Wie ein Friedländischer Reiterknecht.

Jäger.
Der führt's Kommando nicht wie ein Amt,
Wie eine Gewalt, die vom Kaiser stammt!

Ein Reich von Soldaten wollt' er gründen,
Die Welt anstecken und entzünden,
Sich Alles vermessen und unterwinden.

Trompeter.
Still! still! Wer wird solche Reden wagen!

Erster Jäger.
Was ich denke, das darf ich sagen.
Das Wort ist frei, sagt der General.

Wachtmeister.
So sagt er, ich hört's wol einigemal,
Ich stand dabei: „Das Wort ist frei,
Die That ist stumm, der Gehorsam blind" —
Dies urkundlich seine Worte sind.

Erster Jäger.
Ob's just seine Wort' sind, weiß ich nicht,
Aber die Sach' ist so, wie Er spricht.

Der zweite Jäger ist gewiß, unter seinem Generale Glück zu haben.

Wer unter ſeinem Zeichen thut fechten,
Der ſteht unter beſondern Mächten;
Denn das weiß ja die ganze Welt,
Daß der Friedländer einen Teufel
Aus der Hölle im Solde hält.

Wachtmeiſter.

Ja, daß er feſt iſt, das iſt kein Zweifel.

In dieſem Sinne erzählt der Wachtmeiſter Wallenſtein's tapfres Betragen in der Affäre bei Lützen; der Eine nimmt's natürlich, der Andere übernatürlich.

Wachtmeiſter.

Sie ſagen, er leſ' auch in den Sternen
Die künftigen Dinge, die nah'n und fernen;
Ich weiß aber beſſer, wie's damit iſt:
Ein graues Männlein pflegt bei nächtlicher Friſt
Durch verſchloſſene Thüren zu ihm einzugehen;
Die Schildwachen haben's oft angeſchrien;
Und immer was Großes iſt drauf geſchehen,
Wenn je das graue Röcklein kam und erſchien.

Zweiter Jäger.

Ja, er hat ſich dem Teufel übergeben,
Drum führen wir auch das luſtige Leben.

Ein Rekrut kommt und ſingt, von der Trommel begleitet; ein bürgerlicher Verwandter ſucht ihn noch abzumahnen, die Soldaten dagegen muntern ihn auf. Der Wachtmeiſter giebt ihm ſeinen militäriſchen Segen.

Sieht Er! Das hat Er wohl erwogen,
Einen neuen Menſchen hat Er angezogen.
Mit dem Helm da und Wehrgehäng'
Schließt Er ſich an eine würdige Meng',
Muß ein fürnehmer Geiſt jetzt in Ihn fahren. —

Aus dem Soldaten kann Alles werden.
Denn Krieg iſt jetzt die Loſung auf Erden.
Seh Er 'mal mich an! In dieſem Rock
Führ' ich, ſieht Er, des Kaiſers Stock.
Alles Weltregiment, muß Er wiſſen,
Von dem Stock hat ausgehen müſſen,

Und das Zepter in Königs Hand
War ein Stock nur, das ist bekannt,
Und wer's zum Korporal erst hat gebracht,
Der steht auf der Leiter zur höchsten Macht,
Und so weit kann Er's auch noch treiben.

Hierauf erzählt er den Fall von Buttler, der aus einem gemeinen Reiter zuletzt General-Major geworden.

Ja, und der Friedländer selbst, sieht Er,
Unser Hauptmann und hochgebietender Herr,
Der jetzt Alles vermag und kann,
War erst nur ein schlichter Edelmann;
Und weil er der Kriegsgöttin sich vertraut,
Hat er sich diese Größ' erbaut,
Ist nach dem Kaiser der nächste Mann,
Und wer weiß, was er noch erreicht und ermißt,
(pfiffig) Denn noch nicht aller Tage Abend ist.

Der Jäger erzählt darauf ein Studentenstückchen, das Wallenstein in Altdorf ausgeben lassen. Sein Kamerad hatte indessen mit der Aufwärterin geschertzt, ein Dragoner zeigt sich eifersüchtig, es will Händel geben, der Wachtmeister legt sich dazwischen, es wird getanzt, ein Kapuziner kommt dazu.

Heisa, Juchheisa! Dudeldumdei!
Das geht ja hoch her, bin auch dabei.
Ist das eine Armee von Christen?
Sind wir Türken, sind wir Antibaptisten?

Ist's jetzt Zeit zu Feiertagen?
Zu Banketten und Saufgelagen?
Quid hic statis otiosi? —
Was steht Ihr und legt die Händ' in Schooß?
Die Kriegsfuria ist an der Donau los.

Und die Armee liegt hier still in Böhmen,
Pflegt den Bauch, läßt sich's wenig grämen.

Die Christenheit trauert in Sack und Asche,
Der Soldat füllt sich nur die Tasche.
Es ist eine Zeit der Thränen und Noth,
Am Himmel geschehen Zeichen und Wunder,
Und aus den Wolken, blutigroth,

Hängt der Herrgott den Kriegsmantel runter.
Den Kometen steckt er wie eine Ruthe
Drohend am Himmelsfenster aus,
Die ganze Welt ist ein Klagehaus,
Die Arche der Kirche schwimmt im Blute,
Das römische Reich — daß Gott erbarm'!
Könnte jetzt heißen römisch arm;
Der Rheinstrom ist worden zu einem Peinstrom,
Die Klöster sind ausgenommene Nester,
Die Bisthümer sind verwandelt in Wüstthümer,
Die Abteien und die Stifter
Sind Raubteien und Diebesklüfter,
Und alle gesegnete deutschen Länder
Sind verkehrt worden in Elender!

Woher kommt das? Das will ich Euch verkünden,
Das schreibt sich her von Euren Lastern und Sünden.

Denn die Sünde ist der Magnetenstein,
Der das Eisen ziehet ins Land herein.

Es ist ein Gebot: Du sollt den Namen
Deines Gottes nicht eitel auskramen.
Und wo hört man mehr blasphemiren
Als hier in des Friedländers Kriegsquartieren!

Und wenn Euch für jedes böse Gebet,
Das aus Eurem ungewaschnen Munde geht,
Ein Härlein ausging' aus Eurem Schopf,
Ueber Nacht wäre er geschoren glatt,
Und wäre er so dick wie Absalon's Zopf.

Wieder ein Gebot ist: Du sollt nicht stehlen!
Ja, das befolgt Ihr nach dem Wort,
Denn Ihr tragt Alles offen fort.
Vor Euren Krallen und Geiersgriffen,
Vor Euren Praktiken und höllischen Kniffen
Ist das Geld nicht geborgen in der Truh',
Das Kalb nicht sicher in der Kuh,
Ihr nehmt das Ei und das Huhn dazu.
Was sagt der Prediger? Contenti estote,
Begnügt Euch mit Eurem Kommißbrote!

15. Einladung. (241.)

„Glaubst Du denn nicht, man könnte die schwache Seite Dir zeigen?"
Thu es mit Laune, mit Geist, Freund, und wir lachen zuerst.

16. Distinktionszeichen. (159.)

„Unbedeutend sind doch auch manche von Euren Gedichtchen!"
Freilich, zu jeglicher Schrift braucht man auch Komma und Punkt.

17. An die Philister. (243.)*17)

Freut Euch des Schmetterlings nicht! Der Bösewicht zeugt Euch die Raupe,
Die Euch den herrlichen Kohl fast aus der Schüssel verzehrt.

18. Hausrecht. (244.)*18)

Keinem Gärtner verdenk' ich's, daß er die Sperlinge scheuchet;
Doch nur Gärtner ist er, jene gebar die Natur.

19. Delikatesse im Tadel. (Tab. vot.)*19)

Was heißt zärtlicher Tadel? Der Deine Schwächen verschonet?
Nein, der Deinen Begriff von dem Vollkommenen stärkt.

20. Vernünftige Betrachtung. (153.)

Warum plagen wir Einer den Andern? Das Leben zerrinnet,
Und es versammelt uns nur einmal wie heute die Zeit.

21. Gelehrte Zeitungen. (319.)

Wie die Nummern des Lotto, so zieht man hier die Autoren,
Wie sie kommen; nur daß Niemand dabei was gewinnt.

22. An gewisse Kollegen. (50.)*20)

Möcht Ihr die schlechten Regenten mit strengen Worten verfolgen;
Aber schmeichelt doch auch schlechten Autoren nicht mehr!

---

*17) Ironische Bestärkung philiströsen Sinns, der sich nicht am Schönen erfreut, sondern nur das Nützliche begehrt.

*18) Man kann sich gegen den einzelnen Angriff wehren, aber gegen die Ueberlegenheit des Geistes, aus dem derselbe hervorgeht, ist nichts zu machen.

*19) In der Ausgabe von 1836 in anderer Form:

Was heißt schonender Tadel? Der Deinen Fehler verkleinert,
Zudeckt? Nein, der Dich selbst über den Tadel erhebt.

Die Absicht des Distichons scheint eine Rechtfertigung Schiller's wegen seiner Beurtheilung Bürger's zu sein, wie er sie 1791 in der „Allgemeinen Literaturzeitung" gegeben hatte, und die eine Antikritik Bürger's sowie auch wieder eine Replik Schiller's zur Folge hatte.

*20) Die „Epistruthen" deuten auf Reichardt's Zeitschrift „Deutschland," auf Hennings' „Genius der Zeit" und ähnliche; Löschin will eine Beziehung auf Herder erkennen und erinnert an den Brief Schiller's an Goethe vom 13. Januar 1796, in dem es heißt: „Es kostet ihm ebensowenig, mit Achtung von einem Nicolai, Eschenburg u. A. zu reden als von den Bedeutendsten."

Aber wie soll man die Knechte loben,
Da das Aergerniß kommt von oben!
Wie die Glieder, so auch das Haupt!
Weiß ja Niemand, an wen Der glaubt!

Jäger.

Herr Pfaff! Uns Soldaten mag Er verschimpfen,
Den Feldherrn soll Er uns nicht verunglimpfen!

Kapuziner.

So ein Saul und Teufelsbeschwörer,
So ein Jehu und Friedensstörer,
So ein listiger Fuchs Herodes!

Soldaten.

Pfaff, halt's Maul! Du bist des Todes.

Kroaten.

Bleib da, Pfäfflein, fürcht Dich nit,
Sag Dein Sprüchel und theil's uns mit!

Kapuziner.

So ein hochmüthiger Nebukadnezer,
So ein Sündenvater und muffiger Ketzer!
Läßt sich nennen den Wallenstein,
Ja freilich ist er uns Allen ein Stein
Des Anstoßes und des Aergernisses,
Und so lang der Kaiser diesen Friedeland
Läßt walten, so wird nicht Fried' im Land.

Wer erkennt nicht an dieser Redekunst die Schule, in welcher sich Pater Abraham bildete, wer lacht nicht über diese barbarische geistliche Erscheinung?

Indessen ist der ernsthafte Zweck auf den Geist des Zuhörers erreicht: wir sehen eine lebhafte gewaltsame Opposition gegen den Generalissimus. So würde dieser Pfaffe nicht sprechen, wenn er keinen Hinterhalt hätte; er würde jetzt nicht so sprechen, wenn nicht eben jetzt das Tempo wäre, die Armee zu sondiren und Bewegungen gegen den General hervorzubringen.

Haben wir nun oben an den Reitern von den Terskyschen Regimentern Männer kennen lernen, welche ganz dem Wallenstein ergeben sind, an den Hellischen Jägern wüste Jünglinge, welche dem Glück nachstreben und nur in der Losgebundenheit ihr

Daſein fühlen, ſo werden uns nun bald in den Tiefenbachern*) die Repräſentanten des rechtlichen und pflichtliebenden Theils der Armee, ſowie in dem wallonischen Küraſſier eine kühnere und zugleich gebildetere Klaſſe von Menſchen erſcheinen.

Im Zelte entſteht ein Lärm; des Bauern falſche Würfel ſind entdeckt worden, Jedermann will ihn gehangen ſehen.

Wachtmeiſter.
Böſes Gewerb bringt böſen Lohn.

Tiefenbacher Grenadier (zum andern).
Das kommt von der Deſperation.
Erſt thut man ſie ruiniren.
Das heißt, ſie zum Stehlen ſelbſt verführen.

Trompeter.
Was? Was? Ihr red't ihm das Wort noch gar?
Dem Hunde! Thut Euch der Teufel plagen?

Tiefenbacher.
Der Bauer iſt auch ein Menſch, ſo zu ſagen.

Ein Küraſſier von den Pappenheimern, welche der junge Piccolomini jetzt kommandirt, tritt hinzu.

Küraſſier.
Friede! Was giebt's mit dem Bauer da?

Scharfſchütz.
's iſt ein Schelm, hat im Spiel betrogen!

Küraſſier.
Hat er Dich betrogen etwa?

Scharfſchütz.
Ja, und hat mich rein ausgezogen.

Küraſſier.
Wie? Du biſt ein Friedländiſcher Mann,
Kannſt Dich ſo wegwerfen und blamiren,
Mit einem Bauer Dein Glück probiren?
Der laufe, was er laufen kann!

---

*) Nämlich den Arkebuſieren.

Nach einigen Zwischenreden zeigt sich die Unzufriedenheit der Kürassiere darüber, daß ein Theil von der Armee abgetrennt werden soll.

Sie wollen uns in die Niederland' leihen
Kürassiere, Jäger, reitende Schützen,
Sollen achttausend Mann aufsitzen.

Zweiter Kürassier.

Wir sollen von dem Friedländer lassen,
Der den Soldat so nobel hält,
Mit dem Spanier ziehen zu Feld,
Dem Knauser, den wir von Herzen hassen?
Nein, das geht nicht! Wir laufen fort.

Dragoner.

Thät uns der Friedländer nicht formiren?
Seine Fortuna soll uns führen.

Wachtmeister.

Wir nennen uns Alle des Friedländers Truppen.
Der Bürger, er nimmt uns ins Quartier
Und pflegt uns und kocht uns warme Suppen,
Der Bauer muß den Gaul und den Stier
Vorspannen an unsre Bagagewagen,
Vergebens wird er sich drüber beklagen.
Läßt sich ein Gefreiter mit sieben Mann
In einem Dorf oder Städtlein spüren,
Er ist die Obrigkeit drin und kann
Nach Lust drin walten und kommandiren.
Zum Henker! Sie mögen uns Alle nicht
Und sähen des Teufels sein Angesicht
Weit lieber als unsre gelben Kollerer.
Warum schmeißen sie uns nicht aus dem Land? Potz Wetter!
Sind uns an Anzahl doch überlegen,
Führen den Knüttel, wie wir den Degen
Warum dürfen wir ihrer lachen?
Weil wir eine furchtbare Menge ausmachen!

Erster Jäger.

Ja, ja, in der Menge, da sitzt die Macht!

Der Friedländer hat das wohl erwogen,
Wie er dem Kaiser vor ein Jahrer acht
Die große Armee zusammengezogen.
Sie wollten erst nur von Zwölftausend hören.
Die, sagt er, die kann ich nicht ernähren;
Aber ich will Sechzigtausend werben,
Die, weiß ich, werden nicht Hunger sterben.
Und so wurden wir Wallensteiner.

Der Wachtmeister fährt fort, zu zeigen, welcher Gefahr Alles ausgesetzt wäre, wenn man sich trennen ließe.

Ja, und wie lang wird's stehen an,
So nehmen sie uns auch noch den Feldhauptmann, —
Sie sind ihm am Hofe so nicht grün,
Nun, da fällt eben Alles hin!
Wer hilft uns dann wol zu unserm Geld,
Sorgt, daß man uns die Kontrakte hält?
Wer hat den Nachdruck und hat den Verstand,
Den schnellen Witz und die feste Hand,
Diese gestückelten Heeresmassen
Zusammenzufügen und zu passen?

Nachdem er darauf die verschiedenen einzelnen Soldaten angeredet und sie um ihr Vaterland befragt, fährt er fort:

Nun! Und wer merkt uns das nun an,
Daß wir aus Süden und aus Norden
Zusammengeschneit und geblasen worden?
Sehn wir nicht aus wie aus einem Span?
Stehn wir nicht gegen den Feind geschlossen,
Recht wie zusammengeleimt und gegossen?
Greifen wir nicht wie ein Mühlwerk flink
In einander auf Wort und Wink?
Wer hat uns so zusammengeschmiedet,
Daß Ihr uns nimmer unterschiedet?
Kein Andrer sonst als der Wallenstein!

Der Marketenderin ist's bange für ihre ausstehenden Schulden.

Wachtmeister.

Freilich, es wird Alles bankerott.
Viele von den Hauptleuten und Generalen

Stellten aus ihren eignen Kassen
Die Regimenter, wollten sich sehen lassen,
Thäten sich angreifen über Vermögen,
Dachten, es bring' ihnen großen Segen.
Und die Alle sind um ihr Geld,
Wenn das Haupt, wenn der Herzog fällt.

Marketenderin.

Ach, Du mein Heiland! Das bringt mir Fluch,
Die halbe Armee steht in meinem Buch.
Der Graf Isolani, der böse Zahler,
Restirt mir allein noch zweihundert Thaler.

Zweiter Jäger.

Wir lassen uns nicht so im Land 'rum führen!
Sie sollen kommen und sollen's probiren!

Tiefenbacher.

Liebe Herren, bedenkt's mit Fleiß,
's ist des Kaisers Will' und Geheiß.

Der Herzog ist gewaltig und hochverständig,
Aber er bleibt doch schlecht und recht,
Wie wir Alle, des Kaisers Knecht.

Der Streit geht fort, inwiefern man dem Kaiser oder dem Herzog zu gehorchen habe. Die verschiedenen Gesinnungen kommen an den Tag, und die künftige Entwicklung des Trauerspiels ist vorbereitet. Der Küraissier tritt dazwischen.

Ist denn darüber Zank und Zwist,
Ob der Kaiser unser Gebieter ist?

Dessenungeachtet glaubt er, der Soldat habe auch etwas drein zu reden.

Sagt selber! Kommt's nicht dem Herrn zu Gut',
Wenn sein Kriegsvolk was auf sich halten thut?
Wer anders macht ihn als seine Soldaten
Zu dem großmächtigen Potentaten?

Erster Küraissier.

Der Soldat muß sich können fühlen.
Wer's nicht edel und nobel treibt,

Lieber weit von dem Handwerk bleibt.
Soll ich frisch um mein Leben spielen,
So gelt' ich mir gleich selbst was mehr,
Oder ich lasse mich eben schlachten
Wie der Kroat, und muß mich verachten.

Das Schwert ist kein Spaten, ist kein Pflug;
Wer damit ackern wollte, wäre nicht klug.
Es grünt uns kein Halm, es wächst keine Saat.
Ohne Heimath muß der Soldat
Auf dem Erdboden flüchtig schwärmen,
Darf sich an eigenem Herd nicht wärmen,
Er muß vorbei an der Städte Glanz,
An des Dörfleins luftigen, grünen Auen;
Die Traubenlese, den Erntekranz
Muß er wandernd von ferne schauen.
Sagt mir, was hat er an Gut und Werth,
Wenn der Soldat sich nicht selber ehrt?
Etwas muß er sein eigen nennen,
Oder der Mensch wird rauben und brennen.

Man erfährt noch Manches von den Schicksalen des Küraſſiers, der weit in der Welt herumgekommen und Vieles versucht hat, dem es aber doch zuletzt in seinem eisernen Wamms am Besten gefällt; seine gebildetere Natur zeigt menschlich-heroische Gesinnungen.

Küraſſier.

Geht's auf Kosten des Bürgers und Bauern,
Nun wahrhaftig, sie werden mich dauern.
Aber ich kann's nicht ändern — Seht,
's ist hier just, wie's beim Einhauen geht:
Die Pferde schnauben und setzen an,
Liege, wer will, mitten in der Bahn,
Sei's mein Bruder, mein leiblicher Sohn,
Zerriß' mir die Seele sein Jammerton,
Ueber seinen Leib weg muß ich jagen,
Kann ihn nicht sachte bei Seite tragen.

Und weil sich's nun einmal so gemacht,
Daß das Glück dem Soldaten lacht,

Laßt's uns mit beiden Händen faſſen!
Lang werden ſie's uns nicht ſo treiben laſſen.
Der Friede wird kommen über Nacht,
Der dem Weſen ein Ende macht;
Der Soldat zäumt ab, der Bauer ſpannt ein,
Eh man's denkt, wird's wieder das Alte ſein.

Nun kommt lebhafter zur Sprache, was in dem gegenwärtigen Falle zu thun ſei. Die Tiefenbacher begeben ſich weg.

Erſter Jäger.
Was? Wir gehen eben nicht hin.

Erſter Küraſſier.
Nichts, Ihr Herren, gegen die Disziplin!

Vielmehr laßt jedes Regiment
Ein Promemoria reinlich ſchreiben:
Daß wir zuſammen wollen bleiben,
Daß uns keine Gewalt noch Liſt
Von dem Friedländer weg ſoll treiben,
Der ein Soldatenvater iſt.
Das reicht man in tiefer Devotion
Dem Piccolomini, ich meine den Sohn, —
Der verſteht ſich auf ſolche Sachen,
Kann bei dem Friedländer Alles machen,
Hat auch einen großen Stein im Brett
Bei des Kaiſers und Königs Majeſtät.

Alle ſtimmen ein, ſie trinken auf des Piccolomini Geſundheit, dann auf folgende Wünſche, Vorſätze und Hoffnungen:

Der Wehrſtand ſoll leben!

Der Nährſtand ſoll geben!

Die Armee ſoll floriren!

Und der Friedländer ſoll ſie regieren!

Hierauf wurde das Reiterlied angestimmt, welches aus dem diesjährigen Schiller'schen Musenalmanach*) bekannt ist; gegen das Ende schloß die ganze Versammlung einen bunten, verketteten Halbkreis, in welchen auch die Kinder sämmtlich mit aufgenommen wurden, und der letzte neu hinzugedichtete Vers schien auch den friedlichsten Zuschauer mit heiterm Muth zu beseelen.

Drum frisch, Kameraden, den Rappen gezäumt,
Die Brust im Gefechte gelüftet!
Die Jugend brauset, das Leben schäumt,
Frisch auf, eh der Geist noch verdüftet!
Und setzet Ihr nicht das Leben ein,
Nie wird das Leben Euch gewonnen sein!

Der Vorhang fiel, ehe das Chor ganz ausgesungen hatte.

Sonnabend den 13. Oktober ward das Stück wiederholt; man konnte von dem Effekt schon mehr urtheilen, und es scheint über das Unterhaltende, über die Anmuth, das Unterrichtende und Zweckmäßige dieses Vorspiels im Publiko nur eine Stimme zu sein. Man rekapitulirt für sich und in Gesellschaften, was Jedem aus der Geschichte jener Zeit erinnerlich ist, man fragt, man schlägt nach, und indem man sowol den Personen als den Begebenheiten seine Aufmerksamkeit zuwendet, fängt man schon an, das poetische Interesse von dem historischen zu unterscheiden und macht sich gefaßt, den Dichter sowol in Bezug auf den Geschichtschreiber als auch, insofern er Schöpfer seines Gegenstandes werden mußte, zu beurtheilen.

Wie wir nun eben verschiedne Stellen angeführt haben, welche theils zur Kenntniß des Stücks vorzüglich beitragen, theils auch besonders gut gesprochen worden, so dürfen wir die Namen der Schauspieler nicht verschweigen, welche in den hervorstechenden Rollen sich besonders gezeigt. Madame Beck**) als Marketenderin, Herr Weyrauch***) als Wachtmeister, Herr

*) Musenalmanach für das Jahr 1798. S. 137 f. — In Betreff der nachfolgenden Strophe, der später noch eine neue hinzugefügt wurde, vgl. Schiller's Werke, I. 2. Buch, S. 109, und IV. S. 46.

**) Henriette Beck, Gattin des S. 632 Genannten, von 1794 bis 1823 Mitglied der Weimarischen Bühne.

***) Weyrauch, schon zur Zeit der Bellomo'schen Gesellschaft (1785) in Weimar, war von 1793 bis 1809 als Buffo und Komiker an der Hofbühne daselbst.

Leißring*) als erster, Herr Becker**) als zweiter Jäger, Herr Genast***) als Kapuziner, Herr Haide†) als Kürassier. Die wenigen Worte des Tiefenbachers sprach Herr Hunnius††) mit Treuherzigkeit, Ernst und Fermetät, so daß sich auch diese kleine Rolle nach der Absicht des Verfassers bestimmt herausbob.

Was die Masse der Soldaten betrifft, konnte sie freilich auf unserm Theater nur symbolisch durch wenige Repräsentanten dargestellt werden; Alles ging übrigens rasch und gut, nur der Unbehilflichkeit mancher Statisten sah man die kurze Zeit an, welche auf die Proben verwendet werden können.

Die Kleidungen waren nach Abbildungen zugeschnitten, die uns aus damaliger Zeit übrig sind, und wir erwarten, die Hauptheiden der beiden künftigen Stücke in eben dem Sinne gekleidet zu sehen.

Der Verfasser gedenkt, die Bemerkungen, die er in diesen beiden Abenden hat machen können, zum Vortheil seiner Arbeit zu benutzen und manche Stellen sowol für dramatische Wirkung als zu bequemerer Aussprache des Verses umzubilden. Vielleicht löscht er auch Einiges weg, was bei näherer Untersuchung sich nicht ganz dem Kostüm gemäß bewähren möchte. Bei einer so treuen, obgleich poetischen Schilderung der Sitten jenes Zeitalters wird billig Alles vermieden, was den Zuhörer irre führen könnte. Bald hoffe ich Ihnen von dem zweiten Stücke Nachricht geben zu können, zu dem man sich gegenwärtig schon vorbereitet.

Weimar, den 15. Oktober 1798.

---

*) Leißring, von Goethe zum Theil ausgebildet und sehr begünstigt, dessen Persönlichkeit Schiller bei dem „langen Peter von Itzehoe" (Werke, IV. S. 21, V. 15) vorgeschwebt hat. (E. Palleske, Goethe's Theaterleitung in Weimar, II. Bd. S. 49.)

**) Becker (eigentlich Heinrich von Blumenthal), von 1791 bis 1809 und später von 1815 bis zu seinem Tode (1822) in Weimar, der Gatte von Goethe's „Euphrosyne" (Werke, II. 48).

***) Anton Genast, von 1791 bis 1817 an der Weimarischen Bühne, auch in der Regie viele Jahre thätig. Man vgl. Goethe's Werke, II. S. 428.

†) Friedrich Haide, von 1793 bis 1807 und dann wieder von 1808 bis zu seiner Pensionirung in Weimar, vorzüglicher Heldenspieler und hervorragendes Mitglied der Gothaine (Palleske, II. 294 u. a. a. O.).

††) Friedrich Wilhelm Hermann Hunnius, 1746 bis 1787, 1797 [illegible] 1799 und 1817 bis 1835 in Weimar.

Bericht über die erste Aufführung der „Piccolomini" in Weimar am 30. Januar 1799.*)

Die Piccolomini. Wallenstein's erster Theil. Ein Schauspiel in fünf Aufzügen, von Schiller. Aufgeführt zum ersten Mal Weimar am 30. Januar 1799, als am Geburtstage der regierenden Herzogin.

Wenn man diesen Tag, der von allen Weimeranern mit freudiger Verehrung begangen wird, auch von Seiten des Theaters durch eine würdige Vorstellung zu feiern wünscht, so war es diesmal ein glücklicher Umstand, daß der Verfasser die Vollendung des genannten Stückes in den letzten Monaten des vergangenen Jahrs beschleunigen und eine Vorstellung desselben möglich machen konnte.

Wir legen dem Publico zuerst den Plan des Stückes vor, um künftighin, wenn das ganze vollendet sein wird, auf die verschiednen Theile desselben zurückzukehren und die Absichten des Verfassers bei der Organisation desselben zu entwickeln.

*) Allgemeine Zeitung. Jahrgang 1799. Nr. 81–90, vom 25.–31. März. – Das Ganze ist eine gemeinsame Arbeit von Goethe und Schiller, wie dies in dem Briefe des Letzteren an Körner vom 8. Mai 1799 deutlich ausgesprochen wird. Indem Schiller Diesen auffordert, eine Anzeige über „Wallenstein's Tod" für die „Allgemeine Zeitung" aufzusetzen, fügt er hinzu: „Du kannst Dich darin nach der Anzeige der Piccolomini in eben dieser Zeitung, die Goethe und ich in Gemeinschaft, obgleich etwas eilfertig, aufgesetzt, richten und brauchst Dir dabei keine große Mühe zu machen, da es nur um den Haupteindruck zu thun ist." – Wenn man hiezu außerdem die Briefe Goethe's an Schiller vom 17. Januar und 17. Februar 1799 vergleicht, so kann man mit ziemlicher Sicherheit annehmen, daß die dramatische Vorgeschichte von S. 650 Z. 19 bis S. 654 den Letzteren zum Verfasser hat.

23. Allgemeine Literaturzeitung. (IV.)*23)

Bliebe das Aechte nur stehen auf Deinen Kolumnen, verschwände
Schiefes und Halbes, alsdann wäre die Gabe zu groß.

24. Rezension. (300.)*24)

Sehet, wie artig der Frosch nicht hüpft! Doch sind' ich die hintern
Füße um Vieles zu lang, so wie die vordern zu kurz.

25. Journal des Luxus und der Moden. (262.)*25)

Du bestrafest die Mode, bestrafest den Luxus, und beide
Weißt Du zu fördern; Du bist ewig des Beifalls gewiß.

26. Merkur. (259.)*26)

Wieland zeigt sich nur selten, doch sucht man gern die Gesellschaft,
Wo sich Wieland auch nur selten, der Seltene, zeigt.

27. Minerva. (261.)*27)

Trocken bist Du und ernst, doch immer die würdige Göttin,
Und so leihest Du auch gerne den Namen dem Heft.

28. Bibliothek schöner Wissenschaften. (45.)*28)

Jahre lang schöpfen wir schon in das Sieb und brüten den Stein aus;
Aber der Stein wird nicht warm, aber das Sieb wird nicht voll.

---

*23) Ohne Ironie, wie auch Nr. 89 dieser Xenien, in der der Hofrath Schütz, Redakteur der obengenannten Zeitung, gleichfalls mit Achtung behandelt wird.

*24) Nach den „Spießruthen": „Bibliothek der schönen Wissenschaften" und Langbein; Löschin fügt zu der erstgenannten Zeitschrift noch zwei andere hinzu; indessen ist wol am Richtigsten, was Boas (S. 163) sagt: „Es sollte die ganze Gattung von Beurtheilungen geschildert werden, welche mit Lobsprüchen beginnen und sich in Herbheit auflösen.

*25) F. J. Bertuch (1747—1822) gab diese Zeitschrift mit Kraus gemeinschaftlich von 1786—1804 heraus.

*26) Der „Teutsche Merkur", den Wieland von 1773—1789 allein herausgab und als „Neuen Teutschen Merkur" mit K. L. Reinhold und K. A. Böttiger bis 1810 fortsetzte, bringt in vielen der späteren Jahrgänge keine eigenen Arbeiten Wieland's.

*27) Herausgeber der Zeitschrift war von 1788—1809 der auch als Mitarbeiter an den Horen thätige Historiker J. W. von Archenholz (1745—1812).

*28) Dies Distichon, welches Schiller unter der Ueberschrift „Die Danaiden" in seine Werke aufnahm, stammt nach dem Xenien-Manuskript (S. 33), wo es die Ueberschrift „Duk und seine Gesellen" trägt, von Goethe. Die „Neue Bibliothek der schönen Wissenschaften und freien Künste", von Weiße 1766 begründet, wurde später vom Magister und Buchhändler Joh. Fr. Duk in Leipzig fortgesetzt und bestand bis 1806. — Die Wirkung dieser Xenie glaubte übrigens Goethe auf einem Balle, an dem er Anfang Januar 1797 in Leipzig theilnahm, bemerken zu können. Vgl. W. Freih. von Biedermann „Goethe und Leipzig" II, 79.

Wenn der Dichter in dem Prolog, unsere Aufmerksamkeit zu erregen, sagen läßt:

Von der Parteien Gunst und Haß verwirrt,
Schwankt sein Charakterbild in der Geschichte.
Doch Euren Augen soll ihn itzt die Kunst,
Auch Eurem Herzen menschlich näher bringen —

so giebt er uns dadurch einen Wink, daß wir bei näherer Betrachtung des Stücks hauptsächlich dahin zu sehen haben, von welcher Seite eigentlich er seinen Helden nehme und ihn darstelle. Ja, auch ohne eine solche Erinnerung würde dieses bei einem historischen Stücke die Pflicht eines ästhetischen Beobachters sein. Denn wenn es eine große Schwierigkeit ist, eine historische Figur in eine poetische zu verwandeln, so verdienen die Mittel, deren sich der Dichter hierzu bedient, vorzüglich unsere Aufmerksamkeit.

Wir stellen daher gegenwärtig den Helden des Trauerspiels unsern Lesern vor, indem wir ihnen überlassen, denselben mit dem Helden der Geschichte zu vergleichen.

Wallenstein ist während dem Laufe eines verderblichen Krieges aus einem gemeinen Edelmann Reichsfürst und Besitzer von außerordentlichen Reichtümern geworden; er hat dem Kaiser als kommandirender General große Dienste geleistet, wofür er aber auch glänzend belohnt wird. Die Gewaltthätigkeiten hingegen, die er an mehrern Reichsfürsten ausübt, wecken zuletzt allgemeine Klagen gegen ihn, so daß der Kaiser, durch Umstände abhängig von den Fürsten, genöthigt ist, ihn vom Kommando zu entfernen. Wallenstein bringt einen unbefriedigten Ehrgeiz in den Privatstand zurück. Da er schon einen so großen Weg gemacht, so viel von Glück erlangt hat, so setzt er seinen Wünschen keine Grenzen mehr. Ein astrologischer Aberglaube nährt seinen Ehrgeiz, er hört Wahrsagungen begierig an, die ihm seine künftige Größe versichern, betrachtet sich gern als einen besonders Begünstigten des Schicksals und überläßt sich ausschweifenden Hoffnungen um so zuversichtlicher, da ihm sein Horoskop die Gewährung derselben zu verbürgen scheint und manche himmlische Aspekten von Zeit zu Zeit ihm günstige Ereignisse prophezeien.

Aber auch schon die Ansicht des politischen Himmels rechtfertigt zum Theil diese Erwartungen.

Die Fortschritte der Schweden im Reich und der Verfall der kaiserlichen Angelegenheiten machen einen erfahrnen General, wie er ist, bald nothwendig; er erhält das Kommando der kaiserlichen Armee abermals, und zwar unter solchen Bedingungen zurück, die ihn beinahe zum Herrn des Kriegs und im Heere unumschränkt machen. Nur auf solche Weise wollte er wieder an diese Stelle treten, und der Kaiser, der ihn nicht entbehren kann, muß drein willigen.

Dieser großen Macht überhebt er sich bald und beträgt sich so, als wenn er gar keinen Herrn über sich hätte. Er läßt den Kurfürsten von Baiern und die Spanier, alte Widersacher seiner Person, auf jede Art seinen Haß empfinden, achtet die kaiserlichen Befehle wenig und führt den Krieg auf eine Weise, die nicht blos seinen Eifer, die selbst seine Absichten verdächtig macht. Er schont die Feinde sichtbar, steht mit ihnen in fortdauernden Negoziationen, versäumt manche Gelegenheit, ihnen zu schaden, und fällt den kaiserlichen Erbländern durch Einquartierung und andere Bedrückung sehr zur Last.

Seine Gegner ermangeln nicht, sich dieses Vortheils über ihn zu bedienen. Sie machen die Eifersucht des Kaisers rege, sie bringen Wallenstein's Treue in Verdacht. Man will Beweise in Händen haben, daß er mit den Feinden einverstanden sei, daß er damit umgehe, die Armee zu verführen, ja man findet es bei seinem bekannten Ehrgeiz und bei den großen Mitteln, die ihm zu Gebote stehen, nicht ganz unwahrscheinlich, daß er Böhmen an sich zu reißen denke.

Seine eignen weitläufigen Besitzungen in diesem Königreiche, der Geist des Aufruhrs in demselben, der noch immer unter der Asche glimmt, die hohen Begriffe der Böhmen von der Wahlfreiheit ihrer Krone, das noch frische Andenken der pfälzischen Anmaßung, das Interesse der feindlichen Partei, Oestreich auf jede Art zu schwächen, endlich das Beispiel mehrerer im Laufe dieses Krieges gelungenen Usurpationen konnten ein Gemüth wie das seinige leicht in Versuchung führen.

Wallenstein's Betragen gründet sich auf einen sonderbaren Charakter. Von Natur gewaltthätig, unbiegsam und stolz, ist ihm Abhängigkeit unerträglich. Er will des Kaisers General sein, aber auf seine eigne Art und Weise. In seinen wirklichen Schritten ist noch nichts Kriminelles, indessen fehlt es nicht an starken Versuchungen. Der Glaube an eine wunderbare, glückliche Konstellation, der Blick auf die großen Mittel, die er in

Händen hat, und auf die günstigen Zeitumstände, verbunden mit den Aufforderungen, die von außen an ihn ergehen, wecken allerdings ausschweifende Gedanken in ihm, mit denen seine Phantasie sich nicht ungern trägt; doch spielt er mehr mit diesen Hoffnungen, insofern ihm die Möglichkeit schmeichelt, als daß er seine Schritte fest zu einem Ziele hinlenkte.

Aber ob er gleich nicht direkt, nicht entscheidend zum Zwecke handelt, so sorgt er doch, die Ausführung immer möglich und sich die Freiheit zu erhalten, Gebrauch von den bereiteten Mitteln zu machen. Er sondirt den Feind, hört seine Vorschläge an, sucht ihm Vertrauen einzuflößen, attachirt sich die Armee durch alle Mittel und verschafft sich leidenschaftliche Anhänger bei derselben. Kurz, er vernachlässigt nichts, um einen möglichen Abfall vom Kaiser und eine Verführung des Heers von ferne vorzubereiten, wäre es auch nur um seiner Sicherheit willen, um an der Armee eine Stütze gegen den Hof zu haben, wenn er derselben bedürfen sollte.

Die natürliche Folge dieses Betragens ist, daß seine Gesinnungen immer zweideutiger erscheinen und der Verdacht gegen ihn immer neue Nahrung erhält. Denn eben weil er sich noch keiner bestimmt kriminellen Absicht bewußt ist, so hält er sich in seinen Aeußerungen nicht vorsichtig genug; er folgt seiner Leidenschaft und geht sehr weit in seinen Reden. Noch weiter als er selbst geben seine Anhänger, die seinen Entschluß für entschiedner halten, als er ist. Von der andern Seite wächst der Argwohn. Man glaubt am Hofe das Schlimmste; man hält es für ausgemacht, daß er auf eine Konjunktion mit dem Feinde denke, und ob es gleich an juridischen Beweisen fehlt, so hat man doch alle moralische dafür. Seine Handlungen, seine geäußerten Gesinnungen erregen Verdacht, und der Verdacht steigert seine Gesinnungen und Handlungen.

Man hält also für nothwendig, ihn von der Armee zu trennen, ehe er seinen Anschlag mit ihr ausführen kann; aber das ist keine so leichte Sache, da der Soldat ihm äußerst ergeben ist und sehr viele von den vornehmsten Befehlshabern das stärkste Interesse haben, ihn nicht sinken zu lassen. Ehe man also etwas öffentlich gegen ihn beginnt, will man ihn schwächen, seine Macht theilen, ihm seine Anhänger abwendig machen, und der Sohn des Kaisers, König Ferdinand von

Ungarn,*) ist schon bestimmt, das Kommando nach ihm zu übernehmen.

Unter allen Generalen Wallenstein's stehen die beiden Piccolomini, Vater und Sohn, im größten Ansehen bei den Truppen; auf diese Beiden rechnet Wallenstein besonders, um seine Anschläge auszuführen, und der Hof, um jene Anschläge zu zerstören.

Octavio Piccolomini, der Vater, ein alter Waffenbruder und Jugendfreund Wallenstein's, hat alle Schicksale dieses Kriegs mit ihm getheilt. Gewohnheit hat den Herzog an ihn gefesselt, astrologische Gründe haben ihm ein blindes Vertrauen zu demselben eingeflößt, so daß er ihm seine geheimsten Anschläge mittheilt. Aber Octavio Piccolomini hat eine zu pflichtmäßige und geordnete Denkungsart, um in solche Plane mit einzugehen, und da er den Herzog nicht davon zurückhalten kann, so ist er der Erste, der den Hof davon unterrichtet. Seine laxe Weltmoral erlaubt ihm, das Vertrauen seines Freundes zum Verderben desselben zu mißbrauchen und auf den Untergang desselben seine eigene Größe zu bauen. Er steht in geheimen Verständnissen mit dem Hof, während daß sich Wallenstein ihm argwohnlos hingiebt, und er entschuldigt diese Falschheit vor sich selbst dadurch, daß er sie an einem Verräther und zu einer guten Absicht ausübe.

Neben diesem zweideutigen Charakter steht die reine, edle Natur seines Sohns Max Piccolomini. Dieser ist durch Wallenstein zum Soldaten erzogen und wie ein Sohn von ihm geliebt und begünstigt worden. So hat er sich frühe gewöhnt, ihn enthusiastisch zu verehren und wie einen zweiten Vater zu lieben. Seiner edlen und reinen Seele erscheint Wallenstein immer edel und groß, und in den Irrungen desselben mit dem Hof nimmt er leidenschaftlich die Partei seines Feldherrn.

Max Piccolomini.

Was giebt's aufs Neu' denn an ihm auszustellen?
Daß er für sich allein beschließt, was er
Allein versteht? Wohl, daran thut er recht,
Und wird dabei auch sein Verbleiben haben. —
Er ist nun einmal nicht gemacht, nach Andern
Geschmeidig sich zu fügen und zu wenden,

*) Der spätere Kaiser Ferdinand III., der von 1637 bis 1657 regierte.

Es geht ihm wider die Natur, er kann's nicht.
Geworden iſt ihm eine Herrſcherſeele,
Und iſt geſtellt auf einen Herrſcherplatz.
Wohl uns, daß es ſo iſt! Es können ſich
Nur Wenige regieren, den Verſtand
Verſtändig brauchen. — Wohl dem Ganzen, findet
Sich einmal Einer, der ein Mittelpunkt
Für viele Tauſend wird, ein Halt — ſich hinſtellt
Wie eine feſte Säul', an die man ſich
Mit Luſt mag ſchließen und mit Zuverſicht!
So Einer iſt der Wallenſtein, und taugte
Dem Hof ein Andrer beſſer — der Armee
Frommt nur ein Solcher.

Queſtenberg.

Der Armee! Ja wohl!

Octavio Piccolomini (zu Queſtenberg).

Ergeben Sie Sich nur in Gutem, Freund!
Mit Dem da werden Sie nicht fertig.

Max Piccolomini.

Da rufen ſie den Geiſt an in der Noth,
Und grauet ihnen gleich, wenn er ſich zeiget.
Das Ungemeine ſoll, das Höchſte ſelbſt
Geſchehn wie das Alltägliche. Im Feld
Da dringt die Gegenwart — Perſönliches
Muß herrſchen, eignes Auge ſehn. Es braucht
Der Feldherr jedes Große der Natur,
So gönne man ihm auch, in ihren großen
Verhältniſſen zu leben. Das Orakel
In ſeinem Innern, das lebendige —
Nicht todte Bücher, alte Ordnungen,
Nicht modrige Papiere ſoll er fragen.

Noch hat es Octavio Piccolomini nicht gewagt, über die wahren Abſichten Wallenſtein's ſeinem Sohn die Augen zu öffnen; denn er fürchtet deſſen aufrichtigen Charakter, und von der Pflichtmäßigkeit deſſelben hat er eine ſo gute Meinung, daß er ihn ohne Gefahr ſich ſelbſt glaubt überlaſſen zu können.

So stehen die Sachen, als beim Ablauf des Winters 1634 die Handlung des Stücks zu Pilsen eröffnet wird.

„Wallenstein besorgt, daß man ihn absetzen und zu Grund richten will. Am Hofe fürchtet man, daß Wallenstein etwas Gefährliches machinire. Jeder Theil trifft Anstalten, sich der drohenden Gefahr zu erwehren, und der Zuschauer muß besorgen, daß gerade diese Anstalten das Unglück, welches man dadurch verhüten will, beschleunigen werden."

Wallenstein darf nicht mehr zweifeln, daß man damit umgeht, ihn vom Kommando zu entfernen. Er ist entschlossen, sich das nicht gefallen zu lassen, er muß also zuvorkommen, jetzt, da er seine Macht noch beisammen hat; das Militär hängt an ihm, es ist im Stand, ihn zu halten.

Er versammelt also die Befehlshaber der Regimenter in Pilsen, wo er sich aufhält, um sich ihres Eifers zu versichern, um sich aufs Genaueste mit ihnen zu verbinden. Hier ist auch ein kaiserlicher Geschäftsträger mit solchen Aufträgen erschienen, welche Wallenstein's Absetzung vorbereiten sollen. Wallenstein nimmt von dem Inhalt dieser kaiserlichen Forderungen Anlaß, den Hof ins Unrecht zu setzen, die Befehlshaber gegen den Kaiser aufzubringen und seine Privatsache zu einer Sache des ganzen Corps zu machen. Einzelne Befehlshaber sind schon ganz und auf jede Bedingung sein, andere sind ihm durch Dankbarkeit, Gewohnheit oder Neigung anhängig, wieder andere haben mit ihm Alles zu verlieren, alle müssen seinen Fall als ein Unglück des ganzen Corps ansehen. Dieses noch entfernte Unglück macht er, um ihren Entschluß zu beschleunigen, gegenwärtig und wirklich, indem er sich vor einer Versammlung der Befehlshaber des Kommandos selbst begiebt, gleichsam um sich einer beschimpfenden Absetzung zu entziehen. Dieser Schritt thut die erwartete Wirkung, die Sitzung endigt stürmisch, und Wallenstein muß den kaiserlichen Botschafter vor der Wuth der Truppen in Sicherheit bringen.

Dieser ganze Auftritt war aber nur eine Maske Wallenstein's, der sich durch den Feldmarschall Illo, seinen Vertrauten, der Gesinnungen der Kommandeurs schon vorher versichert hatte und gewiß war, daß sie lieber in Alles als in seine Absetzung willigen würden. Illo's Absicht dabei ist, diese Furcht der Generale vor einer Veränderung im Regiment dazu zu benutzen, um sie mit dem General gegen den Hof zu vereinigen. Graf Terzky, Wallenstein's Schwager, hat alle in Pilsen an-

wesende Befehlshaber zu einem Bankett eingeladen. Bei dieser Gelegenheit wollte man ihnen einen Revers vorlesen, worin sie dem Wallenstein Treue und Beistand gegen alle seine Feinde angelobten, zwar unter dem ausdrücklichen Vorbehalt ihrer Dienstpflicht gegen den Kaiser, aber diese Klausel sollte in dem Exemplar, welches wirklich unterschrieben wurde, wegbleiben, und man hoffte, daß sie diese Verwechslung in der Hitze des Weins nicht bemerken würden. Doch Wallenstein selbst weiß von diesem Betruge nichts, er selbst sollte vielmehr der Betrogene sein und die unbedingte Verschreibung der Kommandeurs für freiwillig halten.

Indem man sich auf diesem Wege der Kommandeurs zu versichern sucht, hat sich von selbst schon ein neues Band zwischen Wallenstein und dem jüngern Piccolomini angeknüpft.

Der Herzog hat seine Gemahlin und Tochter nach Pilsen kommen lassen und das Geleit dieser Damen dem jüngern Piccolomini aufgetragen. Max bringt eine heftige Neigung zur Prinzessin zurück, die sich gleich bei seinem ersten Auftritt, wo er von der Begleitung der Prinzessin eben zurückkommt, durch eine weichere Stimmung ankündigt; er wird wieder geliebt und erwartet aus Wallenstein's Händen das Glück seines Lebens. Die Gräfin Terzky, Wallenstein's Schwägerin, wird in das Geheimniß gezogen, und lebhaft interessirt für Alles, was die Unternehmung Wallenstein's fördern kann, ermuntert und nährt sie ohne Wissen des Herzogs diese Liebe, wodurch sie ihm die Piccolomini aufs Engste zu verbinden hofft. Sie selbst veranstaltet eine Zusammenkunft beider Liebenden in ihrem Hause, unmittelbar vorher, ehe Max Piccolomini zum Bankett abgeht, wo der Revers unterschrieben werden soll. Sie behandelt zwar diese Liebe nur als Mittel zu ihrem politischen Zweck, aber schon jetzt zeigt die Leidenschaft der beiden jungen Personen einen zu selbstständigen, heroischen und reinen Charakter, als daß sie den Absichten der Gräfin entsprechen konnte.

Bei dem Bankett zeigen sich die Obersten sehr geneigt, Wallenstein's Partei zu nehmen, und Buttler, der Chef eines Dragonerregiments, überliefert sich selbst von freien Stücken dem Herzog. Zu diesem Schritte treibt ihn theils die Dankbarkeit gegen Wallenstein, der ihn belohnte und beförderte, theils die

Rachsucht gegen den Hof, wober ihm eine Beschimpfung widerfahren ist. Bei diesem Gastmahl lernt man in der Person des Kellermeisters einen Repräsentanten der böhmischen Unzufriednen kennen, welche, der östreichischen Regierung abgeneigt, der proskribirten Religion im Herzen anhängen, und deren Zahl noch groß genug ist, um Wallenstein's Hoffnungen zu rechtfertigen. Ein goldnes Trinkgeschirr mit dem böhmischen Wappen geht herum, welches auf die Krönung des Afterkönigs, Friedrich's von der Pfalz, verfertigt worden und eine bequeme Veranlassung giebt, mehrere historische und statistische Notizen über das damalige Böhmen beizubringen.

Neumann.

Zeigt! Das ist eine Pracht von einem Becher!
Von Golde schwer, und in erhabner Arbeit
Sind kluge Dinge zierlich drauf gebildet.
Gleich auf dem ersten Schildlein — laßt mal sehn! —
Die stolze Amazone da zu Pferd,
Die übern Krummstab setzt und Bischofsmützen;
Auf einer Stange trägt sie einen Hut
Nebst einer Fahn', worauf ein Kelch zu sehn.
Könnt Ihr mir sagen, was das All' bedeutet?

Kellermeister.

Die Weibsperson, die Ihr da seht zu Roß,
Das ist die Wahlfreiheit der böhm'schen Kron';
Das wird bedeutet durch den runden Hut
Und durch das wilde Roß, auf dem sie reitet.
Des Menschen Zierrath ist der Hut; denn wer
Den Hut nicht sitzen lassen darf vor Kaisern
Und Königen, der ist kein Mann der Freiheit.

Neumann.

Was aber soll der Kelch da auf der Fahne?

Kellermeister.

Der Kelch bezeigt die böhm'sche Kirchenfreiheit,
Wie sie gewesen zu der Väter Zeit.
Die Väter im Hussitenkrieg erstritten
Sich dieses schöne Vorrecht übern Papst,
Der keinem Lai'n den Kelch vergönnen will.
Nichts geht dem mähr'schen Bruder übern Kelch!

Es ist sein köstlich Kleinod, hat dem Böhmen
Sein theures Blut in mancher Schlacht gekostet.

Neumann.

Was sagt die Rolle, die da drüber schwebt?

Kellermeister.

Den böhm'schen Majestätsbrief zeigt sie an,
Den wir dem Kaiser Rudolf abgezwungen.
Ein köstlich, unschätzbares Pergament,
Das frei Geläut und offenen Gesang
Der neuen Kirche sichert wie der alten.
Doch seit der Steiermärker über uns regiert,
Hat das ein End', und nach der Prager Schlacht,
Wo Pfalzgraf Friedrich Kron' und Reich verloren,
Ist unser Glaub' um Kanzel und Altar,
Und unsre Brüder sehen mit dem Rücken
Die Heimath an; den Majestätsbrief aber
Zerschnitt der Kaiser selbst mit seiner Schere.

Auch der Anfang des ganzen dreißigjährigen Kriegs findet auf diesem Becher eine Stelle.

Neumann.

Erst laßt mich noch das zweite Schildlein sehn!
Sieh doch! Das ist, wie auf dem Prager Schloß
Des Kaisers Räthe Martinitz, Slawata
Kopf unter sich herabgestürzet werden.
Ganz recht! Da steht Graf Thurn, der es befiehlt.

Kellermeister.

Schweigt mir von diesem Tag! Es war der drei-
Undzwanzigste des Mai's, da man Eintausend
Sechshundert schrieb und achtzehn. Ist mir's doch,
Als wär' es heut, und mit dem Unglückstag
Fing's an, das große Herzeleid des Landes.
Seit diesem Tag, es sind jetzt sechzehn Jahr,
Ist nimmer Fried' gewesen auf der Erden —

Nach aufgehobener Tafel wird der untergeschobene Revers, worin die Klausel vom Dienste des Kaisers fehlt, unterschrieben; alle Kommandeurs zeigen sich willig, nur Max Piccolomini bittet um Aufschub, nicht aus Argwohn des Betruges,

nur aus angewohnter Gewiſſenhaftigkeit, kein Geſchäft von Belang in der Zerſtreuung abzuthun. Seine Weigerung ſetzt den ohnehin ſchon berauſchten Ille in Hitze; er glaubt das Geheimniß verrathen und verräth es eben dadurch ſelbſt.

Octavio Piccolomini findet nun, daß der Moment gekommen, wo er ſeinem Sohn das Geheimniß entdecken dürfe und müſſe. Er hat die Leidenſchaft deſſelben zur Prinzeſſin von Friedland bemerkt und muß eilen, ihm die Augen zu öffnen. Die Standhaftigkeit ſeines Sohnes, womit er die Unterſchrift geweigert, giebt ihm Hoffnung, daß er ein ſolches Geheimniß zu ertragen und zu bewahren fähig ſei. Er entdeckt ſich ihm unmittelbar nach dem Gaſtmahl; alle Machinationen Wallenſtein's kommen zur Sprache, und man erfährt nun auch die Gegenmine. Octavio Piccolomini weiſt ein kaiſerliches Patent auf, worin Wallenſtein in die Acht erklärt, die Armee des Gehorſams gegen ihn entbunden und an die Ordre des Octavio Piccolomini angewieſen iſt. Von dieſem Patent ſollte im dringenden Fall Gebrauch gemacht werden.

Octavio kann aber ſeinen Sohn von Wallenſtein's Schuld nicht überzeugen; ſie gerathen heftig an einander, und Octavio muß ihm verſprechen, nicht eher von dieſem kaiſerlichen Patent Gebrauch zu machen, als bis er ſelbſt, Max Piccolomini, von Wallenſtein's Schuld überzeugt ſei.

Max.

Auf den Verdacht hin willſt Du raſch gleich handeln?

Octavio.

Fern ſei vom Kaiſer die Tyrannenweiſe!
Den Willen nicht, die That nur will er ſtrafen.
Noch hat der Fürſt ſein Schickſal in der Hand.
Er laſſe das Verbrechen unvollführt,
So wird man ihn ſtill vom Kommando nehmen,
Er wird dem Sohne ſeines Kaiſers weichen.
Ein ehrenvoll Exil auf ſeine Schlöſſer
Wird Wohlthat mehr als Strafe für ihn ſein.
Jedoch der erſte offenbare Schritt —

29. G(enius) d(er) Z(eit). (257.)*29)

Dich, o Dämon, erwart' ich und Deine herrschenden Launen;
Aber im härenen Sack schleppt sich ein Kobold dahin.

30. Deutsche Monatschrift. (256.)*30)

Deutsch in Künsten gewöhnlich heißt mittelmäßig! Und bist Du,
Deutscher Monat, vielleicht auch so ein deutsches Produkt?

31. Annalen der Philosophie und des philosophischen Geistes. (XXXIV.)*31)

„Zum philosophischen Geist" schreibt diese Schenke sich. Geist zwar
Dürft Ihr nicht suchen, jedoch leiblichen Branntwein und Bier.

32. Reichsanzeiger. (252.)*32)

Edles Organ, durch welches das deutsche Reich mit sich selbst spricht!
Geistreich, wie es hinein schallet, so schallt es heraus.

33. A(rchiv) d(er) Z(eit). (XII.)*33)

Unglückselige Zeit, wenn einst aus diesem Archiv Dich
Schätzet die Nachwelt; wie kommst Du ihr so bettelhaft vor!

34. Dasselbe. (255.)

Auf dem Umschlag sieht man die Charitinnen; doch leider
Kehrt uns Aglaia den Theil, den ich nicht nennen darf, zu.

35. Das Paket. (250.)*35)

Mit der Eule gesiegelt? Da kann Minerva nicht weit sein!
Ich erbreche; da fällt „Von und für Deutschland" heraus.

---

*29) Herausgeber des „Genius der Zeit", an dessen freisinniger Tendenz, wie Boas (S. 140) bemerkt, Goethe besonders auch Anstoß nahm, war von 1794—1800 A. A. F. von Hennings.

*30) Fr. von Gentz (1764—1832), der bekannte Publizist, war von 1790 bis 1795 Herausgeber der „Neuen Deutschen Monatsschrift."

*31) Ihr Herausgeber L. H. von Jakob (1759—1827), der für die Popularisirung der Kant'schen Philosophie besonders thätig und damals Professor in Halle war.

*32) Herausgeber A. Z. Becker (1751—1822.) — Im Xenien-Manuskript steht abgeschmackt statt „geistreich".

*33) „Archiv der Zeit und ihres Geschmackes", welches J. L. W. Meyer in Berlin herausgab. Dies Epigramm, das nur aus dem Xenien-Manuskripte bekannt geworden ist, wurde für den Almanach durch das unmittelbar folgende ersetzt.

*35) „Journal von und für Deutschland" ursprünglich von L. H. C. von Göckingk in Cleve, später von dem Freiherrn von Bibra in Fulda redigirt.

Max.

Was nennst Du einen solchen Schritt? Er wird
Nie einen bösen thun — Du aber könntest
(Du hast's gethan) den frömmsten auch mißdeuten.

Octavio.

Wie strafbar auch des Fürsten Zwecke waren,
Die Schritte, die er öffentlich gethan,
Verstatteten noch eine milde Deutung.
Nicht eher denk' ich dieses Blatt zu brauchen,
Bis eine That gethan ist, die unwidersprechlich
Den Hochverrath bezeugt und ihn verdammt.

Max.

Und wer soll Richter drüber sein?

Octavio.

— Du selbst.

Noch während dieses Gesprächs, welchem der dritte Aufzug*) gewidmet ist, bringt ein Eilbote dem Octavio Piccolomini die Nachricht, daß der vornehmste Unterhändler Wallenstein's, Sesina, mit allen ihm anvertrauten Briefschaften von einem dem Kaiser treuen General aufgefangen sei und schon nach Wien geführt werde. Octavio erwartet von diesem Umstand die völlige Aufklärung über Wallenstein's Absichten; Max hingegen, unerschütterlich im Glauben an den Herzog, erklärt ihm rund heraus, daß er entschlossen sei, sich unmittelbar an Wallenstein selbst zu wenden.

Max.

Wenn Du geglaubt, ich werde eine Rolle
In Deinem Spiele spielen, hast Du Dich
In mir verrechnet. Mein Weg muß gerad' sein,
Ich kann nicht wahr sein mit der Zunge, mit

*) Nach der gegenwärtigen Eintheilung der fünfte Aufzug; aber bei der ersten Darstellung der „Piccolomini" umfaßte das Stück noch die zwei ersten Akte von „Wallenstein's Tod", so daß, was jetzt sieben Aufzüge ausmacht, auf fünf vertheilt war. — Specielleres hierüber in Schiller's Werken, Band IV S. 4 ff.

Dem Herzen falsch — nicht zusehn, daß mir Einer
Als seinem Freunde traut, und mein Gewissen
Damit beschwichtigen, daß er's auf seine
Gefahr thut, daß mein Mund ihn nicht belogen.
Wofür mich Einer kauft, das muß ich sein.
— Ich geh' zum Herzog. Heut noch werd' ich ihn
Auffordern, seinen Leumund vor der Welt
Zu retten, Eure künstlichen Gewebe
Mit einem graden Schritte zu durchreißen.
Er kann's, er wird's. Ich glaub' an seine Unschuld,
Doch bürg' ich nicht dafür, daß jene Briefe
Euch nicht Beweise leihen gegen ihn. Wie weit
Kann dieser Terzky nicht gegangen sein,
Was kann er selbst sich nicht verstattet haben,
Den Feind zu täuschen, wie's der Krieg entschuldigt!
Nichts soll ihn richten als sein eigner Mund,
Und Mann zu Manne werd' ich ihn befragen.*)

Octavio.

Das wolltest Du?

Max.

Das will ich. Zweifle nicht!

Octavio.

Ich habe mich in Dir verrechnet, ja.
Ich rechnete auf einen weisen Sohn,
Der die wohlthät'gen Hände würde segnen,
Die ihn zurück vom Abgrund ziehn — und einen
Verblendeten entdeck' ich, den zwei Augen
Zum Thoren machten, Leidenschaft umnebelt,
Den selbst des Tages volles Licht nicht heilt.
Befrag ihn! Geh! Sei unbesonnen gnug,
Ihm Deines Vaters, Deines Kaisers
Geheimniß preiszugeben! Nöth'ge mich
Zu einem lauten Bruche vor der Zeit!
Und jetzt, nachdem ein Wunderwerk des Himmels
Bis heute mein Geheimniß hat beschützt,
Des Argwohns helle Blicke eingeschläfert,

*) Die Lyzeen acht Verse fehlen in den Ausgaben des Stückes.

Laß mich's erleben, daß mein eigner Sohn
Mit unbedachtsam rasendem Beginnen
Der Staatskunst mühevolles Werk vernichtet!

Max.

O diese Staatskunst, wie verwünsch' ich sie!
Ihr werdet ihn durch Eure Staatskunst noch
Zu Schritten treiben — ja, Ihr könntet ihn,
Weil Ihr ihn schuldig wollt, noch schuldig machen.
Ihr sperrt ihm jeden Ausweg, schließt ihn eng
Und enger ein; so zwingt Ihr ihn, Ihr zwingt ihn,
Verzweifelnd sein Gefängniß anzuzünden,
Sich durch des Brandes Flammen Luft zu machen.*)
O, das kann nicht gut endigen — und mag sich's
Entscheiden, wie es will, ich sehe ahnend
Die unglückselige Entwicklung nahen.
Denn dieser Königliche, wenn er fällt,
Wird eine Welt im Sturze mit sich reißen,
Und wie ein Schiff, das mitten auf dem Weltmeer
In Brand geräth mit einem Mal und berstend
Auffliegt und alle Mannschaft, die es trug,
Ausschüttet plötzlich zwischen Meer und Himmel,
Wird er uns Alle, die wir an sein Glück
Befestigt sind, in seinen Fall hinabziehn.
Halt Du es, wie Du willst! Doch mir vergönne,
Daß ich auf meine Weise mich betrage!
Rein muß es bleiben zwischen mir und ihm,
Und eh der Tag sich neigt, muß sich's erklären,
Ob ich den Freund, ob ich den Vater soll entbehren.

In der nämlichen Nacht, wo das Bankett gehalten wird und Octavio Piccolomini seinem Sohn die Augen öffnet, beobachtet Wallenstein mit seinem Astrologen die Sterne und überzeugt sich von der glücklichen Konstellation. Indem er noch mit diesen Gedanken beschäftigt ist, wird ihm die Nachricht gebracht, daß Sesina aufgefangen und mit allen Papieren in den Händen seiner Feinde sei. Nun hat er zwar selbst nichts

*) Die letzten vier Verse fehlen in den Ausgaben des Stückes.

Schriftliches von sich gegeben, alle Negoziationen mit dem Feind sind durch seines Schwagers Hände gegangen; aber es ist wol vorauszusehen, daß man ihm selbst diese letztern alle zurechnen werde. Auch hat er sich mündlich gegen den Sesina sehr weit herausgelassen, und Dieser wird Alles gestehen, um seinen Hals zu retten. Wallenstein befindet sich in einer fürchterlichen Bedrängniß, aus der kein Ausweg möglich ist, und er muß seinen Entschluß schnell fassen. Ein schwedischer Oberster ist angelangt, der ihm von Seiten Oxenstirn's die letzten Propositionen machen will. Läßt er diese Gelegenheit vorbei, so kann er sein Kommando nicht länger bewahren, und er hat Alles von der Rache seiner Feinde zu fürchten.

Eh er den schwedischen Botschafter verläßt, hält er sich in einem Selbstgespräch gleichsam den Spiegel seiner Gesinnungen und Schicksale vor.

Um diesen wichtigen Theil des Schauspiels recht zu fühlen, zu genießen und zu beurtheilen, muß man den Wallenstein, den uns der Dichter schildert, aus dem Vorhergehenden gefaßt haben. Der Krieger, der Held, der Befehlshaber, der Tyrann sind an und für sich keine dramatische Personen. Eine Natur, die mit sich ganz einig wäre, die man nur befehlen, der man nur gehorchen sähe, würde kein tragisches Interesse hervorbringen; unser Dichter hat daher Alles, was Wallenstein's physische, politische und moralische Macht andeutet, gleichsam nur in die Umgebung gelegt. Wir sehen seine Stärke nur in der Wirkung auf Andere; tritt er aber selbst, besonders mit den Seinigen und hier im Monolog nun gar allein auf, so sehen wir den in sich gekehrten, fühlenden, reflektirenden, planvollen und, wenn man will, planlosen Mann, der das Wichtigste seiner Unternehmungen kennt, vorbereitet und doch den Augenblick, der sein Schicksal entscheidet, selbst nicht bestimmen kann und mag.

Wenn der Dichter, um seinem Helden das dramatische Interesse zu geben, schon berechtigt gewesen wäre, diesen Charakter also zu erschaffen, so erhält er ein doppeltes Recht dazu, indem die Geschichte solche Züge vorbereitet.

Bei seiner Verschlossenheit beschäftigt sich der historische Wallenstein nicht blos mit politischen Kalkülen; sein Glaube an Astrologie, der freilich in der damaligen Zeit ziemlich allgemein war, jedoch besonders bei ihm tiefe Wurzeln geschlagen hatte, setzt ein Gemüth voraus, das in sich arbeitet, das von Hoff-

nung und Furcht bewegt wird, über dem Vergangnen, dem Gegenwärtigen und dem Zukünftigen immer brütet, großer Vorsätze, aber nicht rascher Entschlüsse fähig ist. Wer die Sterne fragt, was er thun soll, ist gewiß nicht klar über das, was zu thun ist.

So sind auch kleine Charakterzüge, die uns die Geschichte überliefert, in diesem Sinne besonders merkwürdig, die uns andeuten, wie reizbar dieser unter dem Geräusch der Waffen lebende Kriegsmann in ruhigen Stunden gewesen. Man erzählt, daß er Wachen um seine Paläste gesetzt, die jeden Lärm, jede Bewegung verhindern mußten, daß er einen Abscheu hatte, den Hahn krähen, den Hund bellen zu hören — Sonderbarkeiten, die ihm seine Widersacher noch in einer spöttischen Grabschrift vorwarfen, die uns aber auf eine große Reizbarkeit deuten, welche darzustellen des Dichters Pflicht und Vortheil war.

In diesem Sinne ist der Monolog Wallenstein's gleichsam die Achse des Stücks. Man sieht ihn rückwärts planvoll, aber frei, vorwärts planerfüllend, aber gebunden. So lange er seiner Pflicht gemäß handelte, reizt ihn der Gedanke, daß er allenfalls mächtig genug sei, sie übertreten zu können, und in dieser Aussicht auf Willkür glaubt er sich eine Art von Freiheit vorzubereiten; jetzt aber, in dem Augenblick, da er die Pflicht übertritt, fühlt er, daß er einen Schritt zur Knechtschaft thue; denn der Feind, an den er sich anschließen muß, wird ihm ein weit gestrengerer Herr, als ihm sonst der rechtmäßige war, ehe er dessen Vertrauen verlor. Erinnert man sich hierbei an jene Züge, die wir von des dramatischen Wallenstein's Charakter überhaupt dargestellt, so wird man nicht zweifeln, daß dieser Monolog von großer poetischer und theatralischer Wirkung sein müsse, wie bei uns die Erfahrung gelehrt hat.

Wrangel, der schwedische Bevollmächtigte, erscheint nun und drängt den Fürsten, eine entscheidende Antwort zu geben, nennt die Forderungen und die Versprechungen der Schweden. Wallenstein soll mit dem Kaiser förmlich und unzweideutig brechen, die kaiserlich gesinnten Regimenter entwaffnen, Prag und Eger in schwedische Hände liefern u. s. w. Dafür wird sich der Rheingraf, Otto Ludwig, an der Spitze von sechzehn-

tausend Schweden mit ihm vereinigen. Eine kurze Bedenkzeit wird ihm gegeben, und Wrangel tritt ab, um ihm zu dem Entschluß Zeit zu lassen.

Noch schwankt Wallenstein. In größter Unschlüssigkeit finden ihn seine Vertrauten, Illo und Terzky; ja, die Konferenz mit Wrangel hat ihm ganz und gar die Luft benommen. Unerträglich ist ihm der Uebermuth der Schweden; die nachtheilige Lage, in die er sich durch seinen Schritt mit dem Feinde setzt, ist ihm fühlbar worden; jetzt noch will er zurücktreten. Da erscheint die Gräfin Terzky, und indem sie alle seine Leidenschaften aufreizt und durch ihre Beredsamkeit alle Scheingründe gelten macht, bestimmt sie seinen Entschluß; Wrangel wird gerufen, und Eilboten geben sogleich ab, die Befehle des Herzogs nach Prag und Eger zu überbringen.

Max Piccolomini hatte während dieses Auftritts vergebens vorzukommen gesucht; seine gerade Weise und die natürliche Beredsamkeit seines Herzens würde es ohne Zweifel über die Sophistereien der Gräfin Terzky davongetragen haben; eben darum verhindert sie seinen Eintritt.

Octavio Piccolomini ist der Erste, welchem Wallenstein seinen Entschluß mittheilt und einen Theil der Ausführung übergiebt. Ihn erwählt er dazu, die kaiserlich gesinnten Regimenter in der Unthätigkeit zu erhalten und die Generale Altringer und Gallas, welche es mit dem Hof halten, gefangen zu nehmen. Er selbst treibt den Octavio, Pilsen zu verlassen; ja, er giebt ihm seine eignen Pferde dazu und befördert dadurch die Wünsche seines heimlichen Widersachers.

Jetzt endlich findet Max Piccolomini Zutritt, und Wallenstein selbst eröffnet ihm seinen Abfall vom Kaiser. Der Schmerz des Piccolomini ist ohne Grenzen; er versucht durch die rührendsten Vorstellungen, den Herzog von dem unglücklichen Entschluß abzubringen, ja, es gelingt ihm, ihn wirklich zu erschüttern. Aber die That ist geschehn, die Eilboten haben schon viele Meilen voraus, Wrangel ist unsichtbar geworden. Max Piccolomini entfernt sich in Verzweiflung.

Illo und Terzky erscheinen. Sie haben erfahren, daß Wallenstein den Octavio verschicken und ihm einen Theil der Armee übergeben will. Nie haben sie dem Octavio getraut und Wallenstein öfters vergeblich vor ihm gewarnt; auch jetzt versuchen sie Alles, den Herzog zu bewegen, daß er ihn nicht aus den Augen lasse. Aber vergebens! Wallenstein besteht fest

darauf, und zuletzt, um sie zum Stillschweigen zu bringen, eröffnet er ihnen den geheimen Grund seines Glaubens an Octavio's Treue.

Wallenstein.

Es giebt im Menschenleben Augenblicke,
Wo er dem Weltgeist näher ist als sonst
Und eine Frage frei hat an das Schicksal.
Solch ein Moment war's, als ich in der Nacht,
Die vor der Lützner Action vorherging,
Gedankenvoll an einen Baum gelehnt,
Hinausah in die Ebene.
Mein ganzes Leben ging, vergangenes
Und künftiges, in diesem Augenblick
An meinem inneren Gesicht vorüber,
Und an des nächsten Morgens Schicksal knüpfte
Der ahnungsvolle Geist die fernste Zukunft.
Da sagt' ich also zu mir selbst: „So Vielen
Gebietest Du! Sie folgen Deinen Sternen
Und setzen, wie auf eine große Nummer,
Ihr Alles auf Dein einzig Haupt und sind
In Deines Glückes Schiff mit Dir gestiegen.
Doch kommen wird der Tag, wo diese Alle
Das Schicksal wieder auseinanderstreut,
Nur Wen'ge werden treu bei Dir verharren.
„Den möcht' ich wissen, der der Treuste mir
Von Allen ist, die dieses Lager einschließt.
Gieb mir ein Zeichen, Schicksal! Der soll's sein,
Der an dem nächsten Morgen mir zuerst
Entgegenkommt mit einem Liebeszeichen."
Und dieses bei mir denkend, schlief ich ein.
Und mitten in die Schlacht ward ich geführt
Im Geist. Groß war der Drang. Mir tödtete
Ein Schuß das Pferd, ich sank, und über mir
Hinweg, gleichgiltig, setzten Roß und Reiter,
Und keuchend lag ich wie ein Sterbender
Zertreten unter ihrer Hufe Schlag.
Da faßte plötzlich hilfreich mich ein Arm,
Es war Octavio's — und schnell erwach' ich,
Tag war es, und Octavio stand vor mir.
„Mein Bruder," sprach er, „reite heute nicht

Den Schecken, wie Du pflegst! Besteige lieber
Das sichre Thier, das ich Dir ausgesucht.
Thu's mir zu Lieb! Es warnte mich ein Traum" —
Und dieses Thieres Schnelligkeit entriß
Mich Bannier's verfolgenden Dragonern.
Mein Vetter ritt den Schecken an dem Tag,
Und Roß und Reiter sah ich niemals wieder.

Octavio Piccolomini verliert nun keinen Augenblick, von dem kaiserlichen Patente Gebrauch zu machen. Die That, welche den Wallenstein unwiderruflich verdammt, ist geschehen, das Reich ist in Gefahr. Ehe er also Pilsen verläßt, macht er einen Versuch, mehrere Kommandeurs zu ihrer Pflicht zurückzuführen, und es gelingt ihm mit Mehreren; er beredet sie, in derselben Nacht zu entfliehen.

Diejenigen unter ihnen, die blos durch ihren Leichtsinn verführt wurden, Wallenstein's Partei zu ergreifen, werden durch einen Ton des Ansehens überrascht, ins Gedränge gebracht und zu einer kategorischen Erklärung genothigt; dieser allgemeinere Fall wird uns in der Person des Grafen Isolani, Anführers der Kroaten, vorgehalten. Gegen Diesen braucht Octavio das Verbrechen, zu welchem er sich hinreißen lassen wollte, blos zu nennen, um ihn schnell andres Sinnes zu machen. Ein ganz anderes Betragen wird gegen Buttler, den Anführer der Dragoner, beobachtet, der aus lebhaftem Gefühl einer vom Hof erlittnen Beschimpfung in das Komplot eingegangen und sich entschlossen zeigt, es aufs Aeußerste kommen zu lassen. Ihn überführt Octavio Piccolomini durch Vorzeigung authentischer Dokumente, daß Wallenstein selbst der Urheber jener Beschimpfung gewesen und ihm dieselbe in der Absicht zugezogen habe, ein desto bereitwilligeres Werkzeug seiner Entwürfe aus ihm zu machen.

Buttler, erfüllt von Rache gegen den Herzog, bittet um Erlaubniß, mit seinem Regiment bleiben zu dürfen; seine Absicht ist, Wallenstein zu Grund zu richten.

Die Trennung beider Piccolomini endigt das Stück, Octavio versucht umsonst, seinen Sohn mitzunehmen. Dieser besteht darauf, seine Geliebte noch zu sehen, giebt aber sein Wort, die pflichtmäßig gesinnten Regimenter aus Pilsen hinwegzuführen oder in dem Versuch zu erliegen.

Aus dieser kurzen Darlegung der dramatischen Fabel geht klar hervor, daß dieser erste Theil Wallenstein's von den beiden Piccolomini seinen Namen nicht mit Unrecht führt. Obgleich der Dichter uns darin nur den Theil eines Ganzen liefert, so ist dieses Ganze doch der Anlage nach schon darin enthalten, und Alles ist vorbereitet, was der zweite Theil nur dramatisch ausführen wird. Man sieht den allgemeinen Abfall der Regimenter von ihrem Feldherrn voraus, auch das Mordschwert, wodurch Wallenstein zu Eger umkommt, ist jetzt schon über seinem Haupt aufgehangen. Zwar sehen wir Max Piccolomini, von seiner Leidenschaft zur Prinzessin festgehalten, zur großen Besorgniß seines Vaters noch in Pilsen zurückbleiben; aber seine Gemüthsart kennen wir so genau, der Charakter seiner Liebe und seiner Geliebten ist so gezeichnet, daß über den Entschluß, den er fassen wird, kein Zweifel stattfinden kann. Er wird seiner Dienstpflicht das schmerzhafte Opfer bringen, aber er wird es nicht überleben. Und so sehen wir von fern schon eine Kette von Unfällen aus einer unglücklichen That sich entwickeln und mit dem Einzigen, der Alles hielt, Alles zusammenstürzen.

Wollte man das Objekt des ganzen Gedichts mit wenig Worten aussprechen, so würde es sein: die Darstellung einer phantastischen Existenz, welche durch ein außerordentliches Individuum und unter Vergünstigung eines außerordentlichen Zeitmoments unnatürlich und augenblicklich gegründet wird, aber durch ihren nothwendigen Widerspruch mit der gemeinen Wirklichkeit des Lebens und mit der Rechtlichkeit der menschlichen Natur scheitert und sammt Allem, was an ihr befestigt ist, zu Grunde geht. Der Dichter hatte also zwei Gegenstände darzustellen, die mit einander im Streit erscheinen — den phantastischen Geist, der von der einen Seite an das Große und Idealische, von der andern an den Wahnsinn und das Verbrechen grenzt, und das gemeine wirkliche Leben, welches von der einen Seite sich an das Sittliche und Verständige anschließt, von der andern dem Kleinen, dem Niedrigen und Verächtlichen sich nähert. In die Mitte zwischen beiden als eine ideale, phantastische und zugleich sittliche Erscheinung stellt er uns die Liebe, und so hat er in seinem Gemälde einen gewissen Kreis der Menschheit vollendet.

Nun bleibt uns noch übrig, von der Aufführung selbst zu reden, und wir können dieser Pflicht mit Vergnügen gehorchen.*)

In der gefühlvollen Darstellung unsers Graff erschien die dunkle, tiefe, mystische Natur des Helden vorzüglich glücklich; was er sprach, war empfunden und kam aus dem Innersten. Seine pathetische Rezitation des Monolog, seine ahnungsvollen Worte (in der Scene mit der Gräfin Terzky), als er den unglücklichen Entschluß faßt, die Erzählung des oben angeführten Traums riß alle Zuhörer mit sich fort. Nur daß er zuweilen, von seinem Gefühl fortgezogen, eine zu große Weichheit in seinen Ausdruck legte, der dem männlichen Geist des Helden nicht ganz entsprach.

Bohs, als Max Piccolomini, war die Freude des Publikums, und er verdiente es zu sein. Immer blieb er im Geist seiner Rolle, und das feinste, zarteste Gefühl wußte er am Glücklichsten auszudrücken.

Der Auftritt, wo er Wallenstein von der unglücklichen That zurückzubringen bemüht ist, war sein Triumph, und die Thränen der Zuschauer bezeugten die eindringende Wahrheit seines Vortrags.

Thekla von Friedland wurde durch Dem. Jagemann zart und voll Anmuth dargestellt. Eine edle Simplizität bezeichnete ihr Spiel und ihre Sprache, und Beides wußte sie, wo es nöthig war, auch zu einer tragischen Würde zu erheben. Ein Lied, welches Thekla singt, gab dieser vorzüglichen Sängerin Gelegenheit, das Publikum auch durch dieses Talent zu entzücken.

Madame Teller, welche die Weimarische Bühne vor Kurzem betreten, führte die wichtige Rolle der Gräfin Terzky mit der sorgfältigsten Genauigkeit aus. Durch ihren präzisen und belebten Vortrag in der entscheidenden Scene mit Wallenstein, wo Alles von der Beredsamkeit der Gräfin Terzky abhängt, erwarb sie sich ein entschiedenes Verdienst um das ganze Stück.

Becker stellte uns den kaiserlichen Abgesandten im Lager mit Anstand und Würde dar, und glücklich wußte er die Klippe des Lächerlichen zu vermeiden, dem diese Höflingsfigur unter

*) Wenngleich der von hier ab folgende kurze Bericht über die Leistungen der einzelnen Schauspieler bei der Aufführung erweisenermaßen von Schiller verfaßt ist, so haben wir ihn doch hier der Vollständigkeit halber mit abgedruckt.

36. Erreurs et Vérité. (18.)*36)

Irrthum wolltest Du bringen und Wahrheit, o Bote, von Wandsbeck;
Wahrheit, sie war Dir zu schwer; Irrthum, den brachtest Du fort.

37. Uranie. (258.)*37)

Deinen heiligen Namen kann nichts entehren, und wenn ihn
Auf sein Sudelgefäß Ewald, der Frömmelnde, schreibt.

38. Flora. (VII.)*38)

„Flora, Deutschlands Töchtern gewidmet". O, brächte Pomona,
Brächte Hymen doch auch Früchte den Guten herbei!

39. Schriften für Damen und Kinder. (150.)*39)

Immer für Weiber und Kinder! Ich dächte, man schriebe für Männer
Und überließe dem Mann Sorge für Frau und für Kind.

40. Herr F*. *40)**

Auch erscheint ein Herr F***, rhetorisch, grimmig, ironisch;
Seltsam geberdet er sich plattdeutsch in Zeitungsformat.

41. Reineke Fuchs. (270.)*41)

Vor Jahrhunderten hätte ein Dichter Dieses gesungen?
Wie ist das möglich? Der Stoff ist ja von gestern und heut.

---

*36) Dies früher Schiller zugeschriebene Distichon bezieht sich speziell auf eine Uebersetzung der Schrift des Marquis St. Martin „Des erreurs et de la vérité" von Matthias Claudius, die 1782 unter folgendem Titel erschien: „Irrthum und Wahrheit oder Rückweis auf das allgemeine Prinzip aller Erkenntniß. Von einem unbekannten Philosophen", Hamburg 1782.

*37) J. L. Ewald (1744—1822), an den das „Bundeslied" (vgl. Gedichte, I, 75 unsr. Ausg.) gerichtet ist, wirkte in späteren Jahren als Verfasser von ascetischen Schriften und in frömmelndem Sinne; das erste Stück der „Urania für Kopf und Herz" erschien 1793 (vgl. auch S. 12 dieses Bandes).

*38) L. F. Huber (1764—1804) Herausgeber der Monatsschrift „Flora, Deutschlands Töchtern gewidmet." Die vorliegende Xenie bezieht sich nach dem Xenien-Manuskript (S. 48) vielleicht darauf, daß Huber sich von seiner Braut, Dora Stock, trennte, um Therese Forster, die geschiedene Gattin des berühmten Naturforschers, zu heirathen.

*39) Dasselbe Distichon, welches sich übrigens auch in der Ausgabe von 1836 findet, hatte von Schiller eine andere Fassung erhalten, in der es in den „Musenalmanach" aufgenommen wurde. (Vgl. Schiller's Werke I, 2, 186 Nr. 98 unsr. Ausg.) — An welche Schriften beide Dichter speziell gedacht haben mögen, ob an Reinhold's Damenbibliothek, Wächter's kleine Frauenbibliothek oder wieder an die eben erwähnte Flora, dürfte nicht zu bestimmen sein.

*40) Vgl. den Schiller-Goethe'schen Briefwechsel I, 256. — Schiller hatte am 9. December 1796 an Goethe ein Verdikt zu der „Hamburgischen Neuen Zeitung" geschickt, in dem die Xenien heftig angegriffen waren. Er dachte an Reichardt oder Baggesen als Verfasser, während Goethe, der das Blatt Tags darauf, von dem obigen Distichon begleitet, zurückschickte, eine andre Vermuthung gehabt haben muß.

*41) Wir finden in diesem vielfach gedeuteten Distichon nur den einfachen Sinn, daß „Reineke Fuchs" eine Satire auf alle Zeiten, also auch auf die unmittelbare Gegenwart ist. — L.

dem Hohn einer übermüthigen, stolzen Soldateska leicht ausgesetzt war.

Malkolmi als Buttler, Leißring als Graf Terzky, Kordemann als Illo, Dem. Malkolmi als Herzogin von Friedland, Weyrauch als Kellermeister, Beck als Astrolog, Genast als Isolani drückten den Sinn ihrer Rollen glücklich aus und bewiesen durch die Leichtigkeit, womit sie die Aufgabe einer rhythmischen Sprache zu lösen wußten, daß ein allgemeinerer Gebrauch des Silbenmaßes auf der Bühne recht wohl stattfinden könne.

Hunnius als schwedischer Geschäftsträger stellte in seiner Person den einfachen, schlichten und rechtlichen Krieger, den bedenklichen, vorsichtigen Negociateur, den religiösen, bibelkundigen Protestanten, den mißtrauischen, zugleich aber kühnen und sich selbst fühlenden Schweden überaus treffend und glücklich dar.

Auch die ganz kleine Rolle des General Tiefenbach beim Gastmahl, welches Terzky giebt, wurde von Haiden zur großen Ergetzung des Publikums ausgeführt.

Um die theatralische Anordnung der ganzen so verwickelten Repräsentation hatte sich Schall, dem sie aufgetragen war, ein großes Verdienst erworben, und der Fleiß, den er auf seine eigene beträchtliche Rolle, die des Octavio Piccolomini, wandte, hinderte ihn nicht, seine Aufmerksamkeit auf das Ganze zu wenden.

Die Direktion sparte keinen Aufwand, durch Dekoration und Kleidung den Sinn und Geist des Gedichts würdig auszuführen und die Aufgabe, das barbarische Kostüm jener Zeit, welches dargestellt werden mußte, dem Auge gefällig zu behandeln und eine schickliche Mitte zwischen dem Abgeschmackten und dem Edlen zu treffen, so viel es möglich sein wollte, zu lösen.

Das Publikum ehrte das Werk des Dichters und die Bemühungen der Schauspieler durch eine fortgesetzte, wachsende Aufmerksamkeit, es zeigte sein Interesse und seine Rührung.

Das Stück wurde am nächsten Spieltag wiederholt, und die größere Bekanntschaft der Zuschauer mit dem Werk hat dem Eindruck desselben nichts geschadet.

Dramatische Preisaufgabe.*)

Durch den glücklichen Erfolg der bisherigen Preisaufgaben in Absicht auf bildende Kunst hat man sich bewogen gefunden, etwas Aehnliches auch auf dem Felde der Poesie, und zwar der dramatischen, zu versuchen, welche gegenwärtig im Besitz ist, am Meisten unter allen poetischen Gattungen auf den Volksgeschmack zu wirken.

Man giebt hierbei dem Lustspiel den Vorzug vor dem Trauerspiel, weil an jenem überhaupt noch ein größerer Mangel ist und das Neue darin am Meisten gefordert wird. Denn ob wir gleich an guten Tragödien vielleicht noch ärmer sind, so kann unsre Bühne sich hier weit mehr als dort durch das Ausland, ja selbst durch das Alterthum bereichern, und das Vortreffliche in dieser Gattung veraltet nie, da die Leidenschaften auf der unbeweglichen Base der menschlichen Natur gegründet und folglich weit beständiger sind als die Sitten, die jedes Land und jeder Zeitmoment verändert.

Man klagt mit Recht, daß die reine Komödie, das lustige Lustspiel, bei uns Deutschen durch das sentimentalische zu sehr verdrängt worden, und es ist allerdings ein herrschender Fehler auf unserer komischen Bühne, daß das Interesse noch viel zu sehr aus der Empfindung und aus sittlichen Rührungen geschöpft wird. Das Sittliche aber sowie das Pathetische macht

*) Propyläen, III. 2. 1800. S. 169—171. — Nachdem Goethe in seinem Briefe vom 9. November 1800 Schiller aufgefordert hatte, an ein Thema für die Preisaufgabe zu denken, vereinigten sie sich, wie es scheint, über die allgemeine Fassung, in der dieselbe vorliegt. An Bewerbern fehlte es nicht. Es gingen dreizehn Stücke ein, unter ihnen eines von Tieck (Brief Körner's an Schiller vom 4. Oktober 1801), und eins von Rochlitz in Leipzig (vgl. Schiller's Brief an Goethe vom 28. Juni 1801). Der Letztere hatte sein Manuscript vorher Schiller mitgetheilt, und obwol ihm Dieser von der Bewerbung abgerathen hatte, es schließlich doch eingesendet. Aber Goethe hatte gegen alle Stücke verschiedene Einwendungen zu machen, und der Preis wurde keinem zuerkannt. (Brief Schiller's an Rochlitz vom 16. November 1801, bei B. v. Biedermann, „Goethe und Leipzig", Bd. II. S. 238.)

immer ernsthaft, und jene geistreiche Heiterkeit und Freiheit des Gemüths, welche in uns hervorzubringen das schöne Ziel der Komödie ist, läßt sich nur durch eine absolute moralische Gleichgiltigkeit erreichen, es sei nun, daß der Gegenstand selbst schon diese Eigenschaft habe, oder daß der Dichter die Kunst besitze, die moralische Tendenz seines Stoffs durch die Behandlung zu überwinden.

Man unterscheidet aber auch in der rein komischen Gattung noch Charakterstücke und Intriguenstücke, und es ist eine alte, nicht ungegründete Bemerkung, daß der deutsche Genius in jener ersten Klasse nie sehr glänzend erscheinen wird. Charakterstücke stellen uns entweder Gattungen (die Molièrische Komödie) oder Individuen (die englische Komödie) dar. Für die letztern ist der deutsche Charakter an Originalen zu arm, und für die erste, kältere Gattung ist der Zeitmoment vorüber. Die Charakterkomödie erfordert im Ganzen eine größere Fülle des Genies von Seiten des Dichters, und von Seiten des Schauspielers ein tieferes Studium, als man in unsern Tagen glaubt voraussetzen zu dürfen.

Es bleibet also nur das Feld der Intriguenstücke offen; das Feld ist reich und nicht so leicht als das der Charakterstücke zu erschöpfen.

In dem Intriguenstücke sind die Charaktere blos für die Begebenheiten, in dem Charakterstücke sind die Begebenheiten für die Charaktere erfunden. Das Genie wird das Vorzügliche beider Gattungen auf eine glückliche Art zu vereinigen wissen.

Ein Preis von dreißig Dukaten wird hiermit auf das beste Intriguenstück gesetzt.

Die Manuskripte werden vor der Mitte Septembers erwartet. Diejenigen Stücke, welche sich zu einer Vorstellung qualifiziren, werden aufgeführt.

Sämmtliche Arbeiten werden in den „Propyläen" rezensirt;*) dabei wird von den Eigenschaften des Intriguenstücks überhaupt die Rede sein.

Das Eigenthum sowie die freie Disposition bleibt den Verfassern.

---

*) Dies konnte nicht mehr geschehen, da die „Propyläen" mit dem Schlusse des Jahres 1800 eingingen.

Weimariſches Hoftheater.*)

Auf dem Weimariſchen Hoftheater, das nunmehr bald elf Jahre beſteht,**) darf man ſich ſchmeicheln, in dieſem Zeitraume ſolche Fortſchritte gemacht zu haben, wodurch es die Zufriedenheit der Einheimiſchen und die Aufmerkſamkeit der Fremden verdienen konnte; es möchte daher nicht unſchicklich ſein, bei dem Berichte deſſen, was auf demſelben vorgeht, auch der Mittel zu erwähnen, wodurch ſo Manches, was andern Theatern ſchwer, ja unmöglich fällt, bei uns nach und nach mit einer gewiſſen Leichtigkeit hervorgebracht worden.

Die Annalen der deutſchen Bühne gedenken noch immer mit Vorliebe und Achtung der Seyler'ſchen Schauſpielergeſellſchaft, welche, nachdem ſie mehrere Jahre***) eine beſondere Zierde der obervormundſchaftlichen Hofhaltung geweſen, ſich, durch den Schloßbrand†) vertrieben, nach Gotha begab. Vom Jahre 1775 an ſpielte eine Liebhabergeſellſchaft ††) mit abwechſelndem Eifer. Vom Jahre 1784 bis 1791 gab die Bellomo'ſche Geſellſchaft ihre fortdauernden Vorſtellungen, nach deren Abgange das gegenwärtige Hoftheater errichtet wurde. Jede dieſer verſchiedenen Epochen zeigt einem aufmerkſamen Beobachter ihren eigenen Charakter, und die früheren laſſen in ſich die Keime der folgenden bemerken.

Die Geſchichte des noch beſtehenden Hoftheaters möchte denn auch wieder in verſchiedene Perioden zerfallen. Die erſte

*) Journal des Luxus und der Moden. Herausgegeben von F. J. Bertuch und G. M. Kraus. Weimar. Siebenzehnter Band. Jahrgang 1802. März. S. 136–148. Unterſchrieben: „Die Direktion".

**) Das Hoftheater wurde am 7. Mai 1791 eröffnet.

***) Die Geſellſchaft ſpielte von 1771 bis 1774 in Weimar.

†) Derſelbe fand am 6. Mai 1774 ſtatt.

††) Unter Goethe's Mitwirkung, meiſtens ſogar unter ſeiner Leitung.

würden wir bis auf Iffland's Ankunft,*) die zweite bis zur architektonischen Einrichtung des Schauspielsaales,**) die dritte bis zur Aufführung der Brüder nach Terenz***) zählen, und so möchten wir uns dermalen in der vierten Periode befinden.

Eine Uebersicht dessen, was in verschiedenen Zeiten geleistet worden, läßt sich vielleicht nach und nach eröffnen; gegenwärtig verweilen wir bei dem Neusten und gedenken von demselben einige Rechenschaft abzulegen.

Das Theater ist eines der Geschäfte, die am Wenigsten planmäßig behandelt werden können; man hängt durchaus von Zeit und Zeitgenossen in jedem Augenblicke ab; was der Autor schreiben, der Schauspieler spielen, das Publikum sehen und hören will, dieses ist's, was die Direktionen tyrannisirt und wogegen ihnen fast kein eigner Wille übrig bleibt. Indessen versagen in diesem Strome und Strudel des Augenblicks wohlbedachte Maximen nicht ihre Hülfe, sobald man fest auf denselben beharret und die Gelegenheit zu nutzen weiß, sie in Ausübung zu setzen.

Unter den Grundsätzen, welche man bei dem hiesigen Theater immer vor Augen gehabt, ist einer der vornehmsten: der Schauspieler müsse seine Persönlichkeit verleugnen und dergestalt umbilden lernen, daß es von ihm abhange, in gewissen Rollen seine Individualität unkenntlich zu machen.

In früherer Zeit stand dieser Maxime ein falsch verstandener Konversationston sowie ein unrichtiger Begriff von Natürlichkeit entgegen. Die Erscheinung Iffland's auf unserm Theater löste endlich das Räthsel. Die Weisheit, womit dieser vortreffliche Künstler seine Rollen von einander sondert, aus einer jeden ein Ganzes zu machen weiß und sich sowol ins Edle als ins Gemeine, und immer kunstmäßig und schön zu maskiren versteht, war zu eminent, als daß sie nicht hätte fruchtbar werden sollen. Von dieser Zeit an haben mehrere unserer

*) Es ist Iffland's erstes Gastspiel im März 1796 gemeint.

**) Vgl. S. 626 ff.

***) Am 14. Oktober 1801 wurden „Die Brüder" von Terenz nach der Verzierung von Einsiedel zur Feier des Geburtstags der Herzogin Amalie gegeben; die Aufführung gelang in antiken Masken, ebenso wie gerade ein Jahr früher „Palaephatos und Xenophanes" gegeben war und später der „Eunuch" und die „Andria" des Terenz folgten. Einzelheiten in der Vorbemerkung zu „Palaephatos und Xenophanes" (Werke, XI. 1. S. 15 ff.).

Schauspieler, denen eine allzu entschiedene Individualität nicht entgegenstand, glückliche Versuche gemacht, sich eine Vielseitigkeit zu geben, welche einem dramatischen Künstler immer zur Ehre gereicht.

Eine andere Bemühung, von welcher man bei dem Weimarischen Theater nicht abließ, war, die sehr vernachlässigte, ja von unsern vaterländischen Bühnen fast verbannte rhythmische Deklamation wieder in Aufnahme zu bringen. Die Gelegenheit, den architektonisch neueingerichteten Schauspielsaal durch den Wallenstein'schen Zyklus einzuweihen, wurde nicht verabsäumt, so wie zur Uebung einer gewissen gebundeneren Weise in Schritt und Stellung, nicht weniger zur Ausbildung redneriſcher Deklamation, Mahomet und Tancred,*) rhythmisch übersetzt, auf das Theater gebracht wurden. Macbeth,**) Octavia, Bayard***) gaben Gelegenheit zu fernerer Uebung, so wie endlich Maria Stuart†) die Behandlung lyrischer Stellen forderte, wodurch der theatralischen Rezitation ein ganz neues Feld eröffnet ward.

Nach solchen Uebungen und Prüfungen war man zu Anfange des Jahrhunderts so weit gekommen, daß man die Mittel sämmtlich in Händen hatte, um gebundene, mehr oder weniger maskirte Vorstellungen wagen zu können. Paläophron und Neoterpe machten den Anfang, und der Effekt dieser auf einem Privattheater geleisteten Darstellung war so glücklich, daß man die Aufführung der Brüder sogleich vorzunehmen wünschte, die aber wegen eintretender Hindernisse bis in den Herbst verschoben werden mußte.

Indessen hatte Madame Unzelmann††) durch ihre Gegenwart an jene Iffländische Zeit wieder erinnert. Der Geist, in welchem diese treffliche Schauspielerin die einzelnen Rollen bearbeitet und sich für eine jede umzuschaffen weiß, die Besonnenheit ihres Spiels, ihre durchaus schickliche und anständige Gegenwart auf den Brettern, die reizende Weise, wie sie als eine

*) „Mahomet" wurde zuerst aufgeführt am 30. Januar 1800, „Tancred" an demselben Tage, dem Geburtstage der Herzogin Luise, im Jahre 1801.

**) Nicht nach Schiller's, sondern nach Goethe's Bearbeitung.

***) „Octavia", Trauerspiel von Kotzebue; „Bayard", Schauspiel von Demselben, 1801 in Leipzig im Druck erschienen.

†) Zuerst aufgeführt am 14. Januar 1800.

††) Sie trat in Weimar vom 21. September bis zum 1. Oktober 1801 in sieben Vorstellungen auf.

Person von ausgebildeter Lebensart die Mitspielenden durch passende Attentionen zu beleben weiß, ihre klare Rezitation, ihre energische und doch gemäßigte Deklamation, kurz das Ganze, was Natur an ihr und was sie für die Kunst gethan, war dem Weimarischen Theater eine wünschenswerthe Erscheinung, deren Wirkung noch fortdauert und nicht wenig zu dem Glück der diesjährigen Wintervorstellungen beigetragen hat und beiträgt.

Nachdem man durch die Aufführung der Brüder endlich die Erfahrung gemacht hatte, daß das Publikum sich an einer derben charakteristischen, sinnlich-künstlichen Darstellung erfreuen könne, wählte man den vollkommensten Gegensatz, indem man Nathan den Weisen*) aufführte. In diesem Stücke, wo der Verstand fast allein spricht, war eine klare, auseinandersetzende Rezitation die vorzüglichste Obliegenheit der Schauspieler, welche denn auch meist glücklich erfüllt wurde.

Was das Stück durch Abkürzung allenfalls gelitten hat, ward nun durch eine gedrängtere Darstellung ersetzt, und man wird für die Folge sorgen, es poetisch, so viel möglich, zu restauriren und zu runden. Nicht weniger werden die Schauspieler sich alle Mühe geben, was an Ausarbeitung ihrer Rollen noch fehlte, nachzubringen, so daß das Stück jährlich mit Zufriedenheit des Publikums wieder erscheinen könne.

Lessing sagte in sittlich-religiöser Hinsicht, daß er diejenige Stadt glücklich preise, in welcher Nathan zuerst gegeben werde; wir aber können in dramatischer Rücksicht sagen, daß wir unserm Theater Glück wünschen, wenn ein solches Stück darauf bleiben und öfters wiederholt werden kann.

In dieser Lage mußte der Direktion ein Schauspiel wie Jon**) höchst willkommen sein. Hatte man in den Brüdern sich dem römischen Lustspiele genähert, so war hier eine Annäherung an das griechische Trauerspiel der Zweck. Von dem sinnlichen Theile desselben konnte man sich die beste Wirkung versprechen; denn in den sechs Personen war die größte Mannichfaltigkeit dargestellt. Ein blühender Knabe, ein Gott als Jüngling, ein stattlicher König, ein würdiger Greis, eine Königin in ihren besten Jahren und eine heilige bejahrte Prie-

*) Aufgeführt am 28. November 1801 nach Schiller's Bearbeitung.

**) Von A. W. Schlegel nach Euripides bearbeitet. Die Aufführung, welche den verschiedenartigsten Eindruck machte und die abweichendsten Urtheile hervorrief (vgl. namentlich H. Düntzer's „Goethe und Karl August von 1795 bis 1805", S. 352 ff.), erfolgte am 2. Januar 1802.

ſterin. Für bedeutende, abwechſelnde Kleidung war geſorgt*) und das durch das ganze Stück ſich gleich bleibende Theater zweckmäßig ausgeſchmückt. Die Geſtalt der beiden ältern Männer hatte man durch ſchickliche Masken ins Tragiſche geſteigert, und da in dem Stücke die Figuren in mannichfaltigen Verhältniſſen auftreten, ſo wechſelten durchaus die Gruppen dem Auge gefällig ab, und die Schauſpieler leiſteten die ſchwere Pflicht um ſo mehr mit Bequemlichkeit, als ſie durch die Aufführung der franzöſiſchen Trauerſpiele an ruhige Haltung und ſchickliche Stellung innerhalb des Theaterraums gewöhnt waren.

Die Hauptſituationen gaben Gelegenheit zu belebtern Tableaux, und man darf ſich ſchmeicheln, von dieſer Seite eine meiſt vollendete Darſtellung geliefert zu haben.

Was das Stück ſelbſt betrifft, ſo läßt ſich von demſelben ohne Vorliebe ſagen, daß es ſich ſehr gut exponire, daß es lebhaft fortſchreite, daß höchſt intereſſante Situationen entſtehen und den Knoten ſchürzen, der theils durch Vernunft und Ueberredung, theils durch die wundervolle Erſcheinung zuletzt gelöſt wird. Uebrigens iſt das Stück für gebildete Zuſchauer, denen mythologiſche Verhältniſſe nicht fremd ſind, völlig klar, und gegen den übrigen weniger gebildeten Theil erwirbt es ſich das pädagogiſche Verdienſt, daß es ihn veranlaßt, zu Hauſe wieder einmal ein mythologiſches Lexikon zur Hand zu nehmen und ſich über den Erichthonius und Erechtheus**) aufzuklären.

Man kann dem Publikum keine größere Achtung bezeigen, als indem man es nicht wie Pöbel behandelt. Der Pöbel drängt ſich unvorbereitet zum Schauſpielhauſe, er verlangt, was ihm unmittelbar genießbar iſt, er will ſchauen, ſtaunen, lachen, weinen und nöthigt daher die Direktionen, welche von ihm abhängen, ſich mehr oder weniger zu ihm herabzulaſſen und von einer Seite das Theater zu überſpannen, von der andern aufzulöſen. Wir haben das Glück, von unſern Zuſchauern, beſonders wenn wir den Jenaiſchen Theil, wie billig, mitrechnen, vorausſetzen zu dürfen, daß ſie mehr als ihr Legegeld mitbrin-

*) Im „Journal des Luxus und der Moden" war dem Aufſatz noch eine kolorirte Abbildung beigegeben, auf welche an dieſer Stelle in folgender Anmerkung hingewieſen wurde: „S. beigehefftete Tafel 7, wo die Perſonen in folgender Ordnung ſtehen. 1. Pythia. 2. Luthus. 3. Jon. 4. Kreuſa. 5. Phorbas. Apoll war völlig wie Jon gekleidet."

**) Erechtheus, mythiſcher König von Attika und nach der ältern Sage mit Erichthonios identiſch, erſcheint in dem „Jon" des Euripides als Enkel des Erichthonios.

gen und daß Diejenigen, denen bei der ersten sorgfältigen Aufführung bedeutender Stücke noch etwas dunkel, ja ungenießbar bliebe, geneigt sind, sich von der zweiten besser unterrichten und in die Absicht einführen zu lassen. Blos dadurch, daß unsere Lage erlaubt, Aufführungen zu geben, woran nur ein erwähltes Publikum Geschmack finden kann, sehen wir uns in den Stand gesetzt, auf solche Darstellungen loszuarbeiten, welche allgemeiner gefallen.

Sollte Jon auf mehrern Theatern erscheinen oder gedruckt werden, so wünschten wir, daß ein kompetenter Kritiker nicht etwa blos diesen neuen Dichter mit jenem alten, dem er gefolgt, zusammenstellte, sondern Gelegenheit nähme, wieder einmal das Antike mit dem Modernen im Ganzen zu vergleichen. Hier kommt gar Vieles zur Sprache, das zwar schon mehrmals bewegt worden ist, das aber nie genug ausgesprochen werden kann. Der neue Autor wie der alte hat gewisse Vortheile und Nachtheile, und zwar gerade an der umgekehrten Stelle. Was den einen begünstigte, beschwert den andern, und was diesen begünstigt, stand jenem entgegen. Nicht gehörig wird man den gegenwärtigen Jon mit dem Jon des Euripides vergleichen können, wenn nicht jene allgemeinen Betrachtungen vorangegangen sind, und vielen Dank soll der Kunstrichter verdienen, der uns an diesem Beispiele wieder klar macht, inwiefern wir den Alten nachfolgen können und sollen.

Wären unsere Schauspieler sämmtlich auf kunstmäßige Behandlung der verschiedenen Arten dramatischer Dichtkunst eingerichtet, so könnte der Wirrwarr,*) der nur zufällig hier in der Reihe steht, auch als eine zum allgemeinen Zweck kalkulirte Darstellung aufgeführt werden.

Gegen solche Stücke ist das Publikum meist ungerecht und wol hauptsächlich deswegen, weil der Schauspieler ihnen nicht leicht ihr völliges Recht widerfahren läßt. Wenn es dem Verfasser gefällt, in einer Posse den Menschen unter sich hinunterzuziehen, ihn in seltsamen, mehr erniedrigenden als erhebenden Situationen zu zeigen, so ist, vorausgesetzt daß es mit Talent und Theaterpraktik geschieht, nichts dagegen einzuwenden. Nur sollte alsdann der Schauspieler einsehen, daß er von seiner Seite, indem er eine solche Darstellung kunstmäßig behandelt,

*) „Der Wirrwarr oder der Mutwillige", Posse von Kotzebue, 1803 gedruckt, aber schon früher aufgeführt.

erst das Stück zu vollenden und ihm eine günstige Aufnahme zu verschaffen hat.

Es ist möglich, in einem solchen Stücke die Rollen durchaus mit einer gewissen theils offenbaren, theils versteckten Eleganz zu spielen, die fürs Gesicht angelegten Situationen mit malerischer Zweckmäßigkeit darzustellen und dadurch das Ganze, das seiner Anlage nach zu sinken scheint, durch die Ausführung emporzutragen.

Sind wir so glücklich, noch mehrere antike Lustspiele auf das Theater einzuführen, bringen unsere Schauspieler noch tiefer in den Sinn des Maskenspiels, so werden wir auch in diesem Fache der Erfüllung unserer Wünsche entgegengehen.

Ist die Vielseitigkeit des Schauspielers wünschenswerth, so ist es die Vielseitigkeit des Publikums ebenso sehr. Das Theater wird so wie die übrige Welt durch herrschende Moden geplagt, die es von Zeit zu Zeit überströmen und dann wieder seicht lassen. Die Mode bewirkt eine augenblickliche Gewöhnung an irgend eine Art und Weise, der wir lebhaft nachhängen, um sie alsdann auf ewig zu verbannen. Mehr als irgend ein Theater ist das deutsche diesem Unglücke ausgesetzt, und das wol daher, weil wir bis jetzt mehr strebten und versuchten als errangen und erreichten. Unsere Literatur hatte, Gott sei Dank, noch kein goldenes Zeitalter, und wie das Uebrige so ist unser Theater noch erst im Werden. Jede Direktion durchblättere ihre Repertorien und sehe, wie wenig Stücke aus der großen Anzahl, die man in den letzten zwanzig Jahren aufgeführt, noch jetzt brauchbar geblieben sind. Wer darauf denken dürfte, diesem Unwesen nach und nach zu steuern, eine gewisse Anzahl vorhandener Stücke auf dem Theater zu fixiren und dadurch endlich einmal ein Repertorium aufzustellen, das man der Nachwelt überliefern könnte, müßte vor allen Dingen darauf ausgehen, die Denkweise des Publikums, das er vor sich hat, zur Vielseitigkeit zu bilden. Diese besteht hauptsächlich darin, daß der Zuschauer einsehen lerne, nicht eben jedes Stück sei wie ein Rock anzusehen, der dem Zuschauer völlig nach seinen gegenwärtigen Bedürfnissen auf den Leib gepaßt werden müsse. Man sollte nicht gerade immer sich und sein nächstes Geistes-, Herzens- und Sinnesbedürfniß auf dem Theater zu befriedigen gedenken; man könnte sich vielmehr öfters wie einen Reisenden betrachten, der in fremden Orten und Gegenden, die er zu seiner Belehrung und Ergetzung besucht, nicht alle Bequemlichkeit

42. An Schwätzer und Schmierer. (48.)

Treibet das Handwerk nur fort! Wir können's Euch freilich nicht legen;
Aber ruhig, das glaubt, treibt Ihr es künftig nicht mehr.

43. Das Requisit. (217.)*43)

Lange werden wir Euch noch ärgern und werden Euch sagen:
„Rothe Kappen, Euch fehlt nur noch das Glöckchen zum Putz."

44. Das Brüderpaar. (125.)*44)

Als Centauren gingen sie einst durch poetische Wälder;
Aber das wilde Geschlecht hat sich geschwinde bekehrt.

45. Der Teleolog. (15.)*45)

Welche Verehrung verdient der Weltenschöpfer, der gnädig,
Als er den Korkbaum schuf, gleich auch die Stöpsel erfand!

46. Der Antiquar. (16.)*46)

Was ein christliches Auge nur sieht, erblick' ich im Marmor:
Zeus und sein ganzes Geschlecht grämt sich und fürchtet den Tod.

47. Der Kenner. (17.)*47)

Alte Vasen und Urnen! Das Zeug wol könnt' ich entbehren;
Doch ein Majolikatopf machte mich glücklich und reich.

48. Höchster Zweck der Kunst. (279.)*48)

Schade fürs schöne Talent des herrlichen Künstlers! O, hätt' er
Aus dem Marmorblock doch ein Kruzifix uns gemacht!

---

*43) Deutschen Jakobinern, wie Reichardt, Campe u. A. fehlt nur wenig zum Narren und Hanswurst. — L.

*44) Dies und das folgende Distichon wurde ursprünglich Schiller zugeschrieben. — Die Gedichte der beiden Grafen Stolberg, die Boie 1779 herausgab, hatten zwei Centauren zur Vignette mit dem Motto aus Virgil's Aeneis VII, 674—675.

*45) Gegen die kleinliche Teleologie des Grafen Fr. Leopold zu Stolberg.

*46) Vielleicht „Reise in Deutschland, der Schweiz, Italien und Sicilien." 4. Bd. 1794. — Die hier angegriffene Stelle (Th. 2. Brief 58) theilt Boas mit: „Ein gewisser Charakter von Härte, Mangel der Theilnehmung, trüber Melancholie bezeichnet die meisten Köpfe der alten Statuen, der Götter sowol als der Menschen."

*47) Die Beziehung ist von Düntzer in dem S. 230 erwähnten Aufsatze richtig angegeben. Es ist gleichfalls eine Stelle des ebengenannten Werkes, die hier angegriffen wird. „In der Apotheke von Loretto, einem Eigenthum der Santa Casa, werden 350 Vasen von Majolica gezeigt, deren Malereien von Giulio Romano und Rafaellino della Villa ist, nach Handzeichnungen des großen Rafael. Auch in diesen irdenen Geschirren ist Rafael's Geist unverkennbar. Mögen immer des Alterthums ausschließende Bewunderer von griechischen Vasen reden; ich würde eine ganze Sammlung, wenn ich sie besäße, gern für eine dieser Rafaelischen Vasen hingeben." Uebrigens besaß Goethe selbst eine schöne Majolikasammlung.

*48) Variirter Ausdruck desselben Gedankens wie in Nr. 46.

findet, die er zu Hause seiner Individualität anzupassen Gelegenheit hatte.

Das vierte Stück, bei welchem wir unsern Zuschauern eine solche Reise zumutheten, war Turandot,*) nach Gozzi metrisch bearbeitet. Wir wünschen, daß jener Freund unsers Theaters, welcher in der Zeitung für die elegante Welt Nr. 7 die Vorstellung des Jon mit so viel Einsicht als Billigkeit recensirt, eine gleiche Mühe in Absicht auf Turandot übernehmen möge. Was auf unserer Bühne als Darstellung geleistet wird, wünschten wir von einem Dritten zu hören; was wir mit jedem Schritte zu gewinnen glauben, darüber mögen wir wol selbst unsere Gedanken äußern.

Der Deutsche ist überhaupt ernsthafter Natur, und sein Ernst zeigt sich vorzüglich, wenn vom Spiele die Rede ist, besonders auch im Theater. Hier verlangt er Stücke, die eine gewisse einfache Gewalt über ihn ausüben, die ihn entweder zu herzlichem Lachen oder zu herzlicher Rührung bewegen. Zwar ist er durch eine gewisse Mittelgattung von Dramen gewöhnt worden, das Heitere neben dem Tristen zu sehen; allein Beides ist alsdann nicht auf seinen höchsten Gipfel getrieben, sondern zeigt sich mehr als eine Art von Amalgam. Auch ist der Zuschauer immer verdrießlich, wenn Lustiges und Trauriges ohne Mittelglieder auf einander folgt.

Was uns betrifft, so wünschen wir freilich, daß wir nach und nach mehr Stücke von rein gesonderten Gattungen erhalten mögen, weil die wahre Kunst nur auf diese Weise gefördert werden kann; allein wir finden auch solche Stücke höchst nöthig, durch welche der Zuschauer erinnert wird, daß das ganze theatralische Wesen nur ein Spiel sei, über das er, wenn es ihm ästhetisch, ja moralisch nutzen soll, erhoben stehen muß, ohne deshalb weniger Genuß daran zu finden.

Als ein solches Stück schätzen wir Turandot. Hier ist das Abenteuerliche verschlungener menschlicher Schicksale der Grund, auf dem die Handlung vorgeht. Umgestürzte Reiche, vertriebene Könige, irrende Prinzen, Sklavinnen, sonst Prinzessinnen, führt eine erzählende Exposition vor unserm Geist vorüber, und die auch hier am Orte im phantastischen Peking auf einen kühn verliebten Fremden wartende Gefahr wird uns vor Augen gestellt. Was wir aber sodann erblicken, ist ein in Frieden herr-

*) Zuerst aufgeführt am 30. Januar 1802 und am 4. Februar wiederholt.

schender, behaglicher, obgleich trauriger Kaiser, eine Prinzessin, eifersüchtig auf ihre weibliche Freiheit, und übrigens ein durch Masken erheitertes Serail. Räthsel vertreten hier die Stelle der Scylla und Charybdis, denen sich ein gutmüthiger Prinz aufs Neue aussetzt, nachdem er ihnen schon glücklich entkommen war. Nun soll der Name des Unbekannten entdeckt werden; man versucht Gewalt, und hier giebt es eine Reihe von pathetischen, theatralisch auffallenden Scenen; man versucht die List, und nun wird die Macht der Ueberredung stufenweise aufgeboten. Zwischen alle diese Zustände ist das Heitere, das Lustige, das Neckische ausgesäet und eine so bunte Behandlung mit völliger Einheit bis zu Ende durchgeführt.

Es steht zu erwarten, wie dieses Stück in Deutschland aufgenommen werden kann. Es ist freilich ursprünglich für ein geistreiches Publikum geschrieben und hat Schwierigkeiten in der Ausführung, die wir, obgleich die zweite Repräsentation besser als die erste gelang, noch nicht ganz überwunden haben. Könnte das Stück irgendwo in seinem vollen Glanz erscheinen, so würde es gewiß eine schöne Wirkung hervorbringen und Manches aufregen, was in der deutschen Natur schläft. So haben wir die angenehme Wirkung schon erfahren, daß unser Publikum sich beschäftigt, selbst Räthsel auszudenken, und wir werden wahrscheinlich bei jeder Vorstellung künftig im Fall sein, die Prinzessin mit neuen Aufgaben gerüstet erscheinen zu lassen.*)

Sollte es möglich sein, den vier Masken, wo nicht ihre ursprüngliche Anmuth zu geben, doch wenigstens etwas Aehnliches an die Stelle zu setzen, so würde schon viel gewonnen sein. Doch von allem Diesem künftig mehr; gegenwärtig bleibt uns nur zu wünschen, daß wir die Brüder und Jon immer so wie die ersten Male, Nathan und Turandot immer ausgearbeiteter und vollendeter sehen mögen.

Weimar, den 15. Febr. 1802.

---

*) Im Gebrauch, neue Räthsel in „Turandot" einzulegen, bauerte mehrere Jahre hindurch; noch 1804 hatte Schiller dem Regisseur solche zugesagt (Brief an Goethe vom 10. Januar 1804).

Regeln für Schauspieler.*)

Die Kunst des Schauspielers besteht in Sprache und Körperbewegung. Ueber Beides wollen wir in nachfolgenden Paragraphen einige Regeln und Andeutungen geben, indem wir zunächst mit der Sprache den Anfang machen.

Dialekt.

§. 1. Wenn mitten in einer tragischen Rede sich ein Provinzialismus eindrängt, so wird die schönste Dichtung verunstaltet und das Gehör des Zuschauers beleidigt. Daher ist das Erste und Nothwendigste für den sich bildenden Schauspieler, daß er sich von allen Fehlern des Dialekts befreie und eine vollständige reine Aussprache zu erlangen suche. Kein Provinzialismus taugt auf die Bühne. Dort herrsche nur die reine deutsche Mundart, wie sie durch Geschmack, Kunst und Wissenschaft ausgebildet und verfeinert worden!

§. 2. Wer mit Angewohnheiten des Dialekts zu kämpfen

*) Goethe's Nachgelassene Werke, Bd. IV. 1832. Taschenausgabe. S. 296—326. — Ueber den Ursprung dieser Regeln berichtet Goethe in den „Tag- und Jahresheften" von 1803. Sie wurden bei Gelegenheit des Unterrichts niedergeschrieben, den Goethe zwei anfangenden, bald berühmt gewordenen Schauspielern, Pius Alexander Wolff und Franz Grüner, im Sommer 1803 ertheilte. „Ich begann mit ihnen," heißt es dort, „gründliche Tirades, indem ich aus mir die Kunst aus ihren einfachsten Elementen entwickelte und an den Fortschritten beider Lehrlinge mich nach und nach entwickelte, so daß ich selbst klarer über ein Geschäft ward, dem ich mich bisher instinktmäßig hingegeben hatte. Die Grammatik, die ich mir ausbildete, verfolgte ich nachher mit mehreren jungen Schauspielern. Einiges davon ist schriftlich übrig geblieben." — Diese Papiere übergab Goethe am 2. Mai 1824 Eckermann, der mit seiner Bewilligung es übernahm, aus dem vorgefundenen Inhalte eine Art Theaterkatechismus zusammenzustellen. Schon am 5. Mai brachte er Goethe die fertige Arbeit, der die einzelnen Gegenstände dann noch einmal mit ihm durchging.

hat, halte sich an die allgemeinen Regeln der deutschen Sprache und suche das neu Anzuübende recht scharf, ja schärfer auszusprechen, als es eigentlich sein soll. Selbst Uebertreibungen sind in diesem Falle zu rathen, ohne Gefahr eines Nachtheils; denn es ist der menschlichen Natur eigen, daß sie immer gern zu ihren alten Gewohnheiten zurückkehrt und das Uebertriebene von selbst ausgleicht.

Aussprache.

§. 3. So wie in der Musik das richtige, genaue und reine Treffen jedes einzelnen Tones der Grund alles weiteren künstlerischen Vortrages ist, so ist auch in der Schauspielkunst der Grund aller höheren Rezitation und Deklamation die reine und vollständige Aussprache jedes einzelnen Worts.

§. 4. Vollständig aber ist die Aussprache, wenn kein Buchstabe eines Wortes unterdrückt wird, sondern wo alle nach ihrem wahren Werthe hervorkommen.

§. 5. Rein ist sie, wenn alle Wörter so gesagt werden, daß der Sinn leicht und bestimmt dem Zuhörer ergreife.

Beides verbunden macht die Aussprache vollkommen.

§. 6. Eine solche suche sich der Schauspieler anzueignen, indem er wohl beherzige, wie ein verschluckter Buchstabe oder ein undeutlich ausgesprochenes Wort oft den ganzen Satz zweideutig macht, wodurch denn das Publikum aus der Täuschung gerissen und oft, selbst in den ernsthaftesten Scenen, zum Lachen gereizt wird.

§. 7. Bei den Wörtern, welche sich auf em und en endigen, muß man darauf achten, die letzte Silbe deutlich auszusprechen; denn sonst geht die Silbe verloren, indem man das e gar nicht mehr hört. Z. B.

folgendem, nicht folgend'm,
hörendem, nicht hörend'm ꝛc.

§. 8. Ebenso muß man sich bei dem Buchstaben b in Acht nehmen, welcher sehr leicht mit w verwechselt wird, wodurch der ganze Sinn der Rede verdorben und unverständlich gemacht werden kann. Z. B.

Leben um Leben,
nicht
Lewen um Lewen.

§ 9. So auch das p und b, das t und d muß merklich unterschieden werden. Daher soll der Anfänger bei beiden einen großen Unterschied machen und p und t stärker aussprechen, als es eigentlich sein darf, besonders wenn er vermöge seines Dialekts sich leicht zum Gegenteil neigen sollte.

§. 10. Wenn zwei gleichlautende Konsonanten auf einander folgen, indem das eine Wort mit demselben Buchstaben sich endigt, womit das andere anfängt, so muß etwas abgesetzt werden, um beide Wörter wohl zu unterscheiden. Z. B.

Schließt sie blühend den Kreis des Schönen.*)

Zwischen blühend und den muß etwas abgesetzt werden.

§. 11. Alle Endsilben und Endbuchstaben hüte man sich besonders undeutlich auszusprechen; vorzüglich ist diese Regel bei m, n und s zu merken, weil diese Buchstaben die Endungen bezeichnen, welche das Hauptwort regieren, folglich das Verhältniß anzeigen, in welchem das Hauptwort zu dem übrigen Satze steht, und mithin durch sie der eigentliche Sinn des Satzes bestimmt wird.

§. 12. Rein und deutlich ferner spreche man die Hauptwörter, Eigennamen und Bindewörter aus. Z. B. in dem Verse:

Aber mich schreckt die Eumenide,
Die Beschirmerin dieses Orts.**)

Hier kommt der Eigenname Eumenide und das in diesem Fall sehr bedeutende Hauptwort Beschirmerin vor. Daher müssen beide mit besonderer Deutlichkeit ausgesprochen werden.

§. 13. Auf die Eigennamen muß im Allgemeinen ein stärkerer Ausdruck in der Aussprache gelegt werden als gewöhnlich, weil so ein Name dem Zuhörer besonders auffallen soll. Denn sehr oft ist es der Fall, daß von einer Person schon im ersten Akte gesprochen wird, welche erst im dritten und oft noch später vorkommt. Das Publikum soll nun darauf aufmerksam gemacht werden, und wie kann das anders geschehen als durch deutliche, energische Aussprache?

*) Sämmtliche Beispiele zu diesen Regeln sind aus Schiller's „Braut von Messina" (Bd. V unserer Ausgabe von Schiller's Werken), das vorliegende aus Aufz. I. Auftr. 3 (S. 274).

**) Daf. Aufz. I. Auftr. 3 (S. 27).

§. 14. Um es in der Aussprache zur Vollkommenheit zu bringen, soll der Anfänger Alles sehr langsam, die Silben, und besonders die Endsilben, stark und deutlich aussprechen, damit die Silben, welche geschwind gesprochen werden müssen, nicht unverständlich werden.

§. 15. Zugleich ist zu rathen, im Anfange so tief zu sprechen, als man es zu thun im Stande ist, und dann abwechselnd immer im Ton zu steigen; denn dadurch bekommt die Stimme einen großen Umfang und wird zu den verschiedenen Modulationen gebildet, deren man in der Deklamation bedarf.

§. 16. Es ist daher auch sehr gut, wenn man alle Silben, sie seien lang oder kurz, anfangs lang und in so tiefem Tone spricht, als es die Stimme erlaubt, weil man sonst gewöhnlich durch das Schnellsprechen den Ausdruck hernach nur auf die Zeitwörter legt.

§. 17. Das falsche oder unrichtige Auswendiglernen ist bei vielen Schauspielern Ursache einer falschen und unrichtigen Aussprache. Bevor man also seinem Gedächtniß etwas anvertrauen will, lese man langsam und wohlbedächtig das zum Auswendiglernen Bestimmte! Man vermeide dabei alle Leidenschaft, alle Deklamation, alles Spiel der Einbildungskraft; dagegen bemühe man sich nur, richtig zu lesen und darnach genau zu lernen, so wird mancher Fehler vermieden werden, sowol des Dialekts als der Aussprache.

Rezitation und Deklamation.

§. 18. Unter

Rezitation

wird ein solcher Vortrag verstanden, wie er ohne leidenschaftliche Tonerhebung, doch auch nicht ganz ohne Tonveränderung, zwischen der kalten, ruhigen und der höchst aufgeregten Sprache in der Mitte liegt.

Der Zuhörer fühle immer, daß hier von einem dritten Objekte die Rede sei!

§. 19. Es wird daher gefordert, daß man auf die zu rezitirenden Stellen zwar den angemessenen Ausdruck lege und sie mit der Empfindung und dem Gefühl vortrage, welche das Gedicht durch seinen Inhalt dem Leser einflößt; jedoch soll dieses mit Mäßigung und ohne jene leidenschaftliche Selbstentäußerung

geschehen, die bei der Deklamation erfordert wird. Der Rezitirende folgt zwar mit der Stimme den Ideen des Dichters und dem Eindruck, der durch den sanften oder schrecklichen, angenehmen oder unangenehmen Gegenstand auf ihn gemacht wird; er legt auf das Schauerliche den schauerlichen, auf das Zärtliche den zärtlichen, auf das Feierliche den feierlichen Ton; aber dieses sind blos Folgen und Wirkungen des Eindrucks, welchen der Gegenstand auf den Rezitirenden macht; er ändert dadurch seinen eigenthümlichen Charakter nicht, er verleugnet sein Naturell, seine Individualität dadurch nicht und ist mit einem Fortepiano zu vergleichen, auf welchem ich in seinem natürlichen, durch die Bauart erhaltenen Tone spiele. Die Passage, welche ich vortrage, zwingt mich durch ihre Komposition zwar, das forte oder piano, dolce oder furioso zu beobachten; dieses geschieht aber, ohne daß ich mich der Mutation bediene, welche das Instrument besitzt, sondern es ist blos der Uebergang der Seele in die Finger, welche durch ihr Nachgeben, stärkeres oder schwächeres Aufdrücken und Berühren der Tasten den Geist der Komposition in die Passage legen und dadurch die Empfindungen erregen, welche durch ihren Inhalt hervorgebracht werden können.

§. 20. Ganz anders aber ist es bei der

Deklamation

oder gesteigerten Rezitation. Hier muß ich meinen angebornen Charakter verlassen, mein Naturell verleugnen und mich ganz in die Lage und Stimmung Desjenigen versetzen, dessen Rolle ich deklamire. Die Worte, welche ich ausspreche, müssen mit Energie und dem lebendigsten Ausdruck hervorgebracht werden, so daß ich jede leidenschaftliche Regung als wirklich gegenwärtig mit zu empfinden scheine. Hier bedient sich der Spieler auf dem Forteviano der Dämpfung und aller Mutationen, welche das Instrument besitzt. Werden sie mit Geschmack, jedes an seiner Stelle gehörig benutzt, und hat der Spieler zuvor mit Geist und Fleiß die Anwendung und den Effekt, welchen man durch sie hervorbringen kann, studirt, so kann er auch der schönsten und vollkommensten Wirkung gewiß sein.

§. 21. Man könnte die Deklamirkunst eine prosaische Tonkunst nennen, wie sie denn überhaupt mit der Musik sehr viel Analoges hat. Nur muß man unterscheiden, daß die Musik, ihren selbsteignen Zwecken gemäß, sich mit mehr Freiheit

bewegt, die Deklamirkunſt aber im Umfang ihrer Töne weit beſchränkter und einem fremden Zwecke unterworfen iſt. Auf dieſen Grundſatz muß der Deklamirende immer die ſtrengſte Rückſicht nehmen; denn wechſelt er die Töne zu ſchnell, ſpricht er entweder zu tief oder zu hoch oder durch zu viele Halbtöne, ſo kommt er in das Singen; im entgegengeſetzten Fall aber geräth er in Monotonie, die ſelbſt in der einfachen Rezitation fehlerhaft iſt — zwei Klippen, eine ſo gefährlich wie die andere, zwiſchen denen noch eine dritte verborgen liegt, nämlich der Predigerton; leicht, indem man der einen oder anderen Gefahr ausweicht, ſcheitert man an dieſer.

§. 22. Um nun eine richtige Deklamation zu erlangen, beherzige man folgende Regeln:

Wenn ich zunächſt den Sinn der Worte ganz verſtehe und vollkommen inne habe, ſo muß ich ſuchen, ſolche mit dem gehörigen Ton der Stimme zu begleiten und ſie mit der Kraft oder Schwäche ſo geſchwind oder langſam ausſprechen, wie es der Sinn jedes Satzes ſelbſt verlangt. Z. B.

Völker verrauſchen, — muß halblaut, rauſchend,

Namen verklingen — muß heller, klingender,

Finſtre Vergeſſenheit
Breitet die dunkel nachtenden Schwingen
Ueber ganzen Geſchlechtern aus*)
} muß dumpf, tief, ſchauerlich geſprochen werden.

§. 23. So muß bei folgender Stelle:

Schnell von dem Roß herab mich werfend,
Dring' ich ihm nach ꝛc.**)

ein anderes, viel ſchnelleres Tempo gewählt werden als bei dem vorigen Satz; denn der Inhalt der Worte verlangt es ſchon ſelbſt.

§. 24. Wenn Stellen vorkommen, die durch andere unterbrochen werden, als wenn ſie durch Einſchließungszeichen abgeſondert wären, ſo muß vor- und nachher ein Wenig abgeſetzt und der Ton, welcher durch die Zwiſchenrede unterbrochen worden, hernach wieder fortgeſetzt werden. Z. B.

Und dennoch iſt's der erſte Kinderſtreit,

*) Braut von Meſſina, Aufz. I. Auftr. 3 (S. 275).
**) Daſ. Aufz. I. Auftr. 7 (S. 286).

Der, fortgezeugt in unglückſel'ger Kette,
Die neuſte Unbill dieſes Tags geboren*)

muß ſo deklamirt werden:

Und dennoch iſt's der erſte Kinderſtreit,
Der — fortgezeugt in unglückſel'ger Kette —
Die neuſte Unbill dieſes Tags geboren.

§. 25. Wenn ein Wort vorkommt, das vermöge ſeines Sinnes ſich zu einem erhöhten Ausdruck eignet oder vielleicht ſchon an und für ſich ſelbſt, ſeiner innern Natur und nicht des darauf gelegten Sinnes wegen mit ſtärker artikulirtem Ton ausgeſprochen werden muß, ſo iſt wohl zu bemerken, daß man nicht wie abgeſchnitten ſich aus dem ruhigen Vortrag herausreiße und mit aller Gewalt dieſes bedeutende Wort herausſtoße und dann wieder zu dem ruhigen Ton übergehe, ſondern man bereite durch eine weiſe Eintheilung des erhöhten Ausdrucks gleichſam den Zuhörer vor, indem man ſchon auf die vorhergehenden Wörter einen mehr artikulirten Ton lege und ſo ſteige und falle bis zu dem geltenden Wort, damit ſolches in einer vollen und runden Verbindung mit den andern ausgeſprochen werde. Z. B.

Zwiſchen der Söhne
Feuriger Kraft.**)

Hier iſt das Wort feuriger ein Wort, welches ſchon an und für ſich einen mehr gezeichneten Ausdruck fordert, folglich mit viel erhöhterem Ton deklamirt werden muß. Nach Obigem würde es daher ſehr fehlerhaft ſein, wenn ich bei dem vorhergehenden Worte Söhne auf einmal im Tone abbrechen und dann das Wort feuriger mit Heftigkeit von mir geben wollte; ich muß vielmehr ſchon auf das Wort Söhne einen mehr artikulirten Ton legen, ſo daß ich im ſteigenden Grade zu der Größe des Ausdrucks übergehen kann, welche das Wort feuriger erfordert. Auf ſolche Weiſe geſprochen, wird es natürlich, rund und ſchön klingen und der Endzweck des Ausdrucks vollkommen erreicht ſein.

§. 26. Bei der Ausrufung „O!", wenn noch einige Worte darauf folgen, muß etwas abgeſetzt werden, und zwar ſo, daß das „O!" einen eigenen Ausruf ausmache. Z. B.

*) Braut von Meſſina. Aufz. I. Auftr. 4 (S. 278).
**) Daſ. Aufz. I. Auftr. 3 (S. 274).

O! — meine Mutter!*)
O! — meine Söhne!**)
nicht
O meine Mutter!
O meine Söhne!

§. 27. So wie in der Ausſprache vorzüglich empfohlen wird, die Eigennamen rein und deutlich auszuſprechen, ſo wird auch in der Deklamation die nämliche Regel wiederholt, nur noch obendrein der ſtärker artikulirte Ton gefordert. Z. B.

Nicht, wo die goldne Ceres lacht
Und der friedliche Pan, der Flurenbehüter.***)

In dieſem Vers kommen zwei bedeutende, ja den ganzen Sinn feſthaltende Eigennamen vor. Wenn daher der Deklamirende über ſie mit Leichtigkeit hinwegſchlüpft, ungeachtet er ſie rein und vollſtändig ausſprechen mag, ſo verliert das Ganze dabei unendlich. Dem Gebildeten, wenn er die Namen hört, wird wol einfallen, daß ſolche aus der Mythologie der Alten ſtammen, aber die wirkliche Bedeutung davon kann ihm entfallen ſein; durch den darauf gelegten Ton des Deklamirenden aber wird ihm der Sinn deutlich. Ebenſo dem Wenigergebildeten, wenn er auch der eigentlichen Beſchaffenheit nicht kundig iſt, wird der ſtärker artikulirte Ton die Einbildungskraft aufregen und er ſich unter dieſen Namen etwas Analoges mit Jenem vorſtellen, welches ſie wirklich bedeuten.

§. 28. Der Deklamirende hat die Freiheit, ſich eigen erwählte Unterſcheidungszeichen, Pauſen ꝛc. feſtzuſetzen; nur hüte er ſich, den wahren Sinn dadurch zu verletzen, welches hier ebenſo leicht geſchehen kann als bei einem ausgelaſſenen oder ſchlecht ausgeſprochenen Worte.

§. 29. Man kann aus dieſem Wenigen leicht einſehen, welche unendliche Mühe und Zeit es koſtet, Fortſchritte in dieſer ſchweren Kunſt zu machen.

§. 30. Für den anfangenden Schauſpieler iſt es von großem Vortheil, wenn er Alles, was er deklamirt, ſo tief ſpricht als nur immer möglich; denn dadurch gewinnt er einen großen Umfang in der Stimme und kann dann alle weitern Schattirungen vollkommen geben. Fängt er aber zu hoch an, ſo verliert

*) Daſ. Aufz. IV. Auftr. 5 (S. 334).
**) Daſ. Aufz. I. Auftr. 4 (S. 277).
***) Daſ. Aufz. I. Auftr. 3 (S. 273).

49. Dem Zudringlichen. (118.)*49)

Ein vor allemal willst Du ein ewiges Leben mir schaffen?
Mach' im zeitlichen doch mir nicht die Weile so lang!

50. Der Kommissarius des jüngsten Gerichts. (59.)*50)

Nach Kalabrien reist er, das Arsenal zu besehen,
Wo man die Artillerie gießt zu dem jüngsten Gericht.

51. Dialogen aus dem Griechischen. (116.)*51)

Zur Erbauung andächtiger Seelen hat F(riederich) S(tolberg),
Graf und Poet und Christ, diese Gespräche verdeutscht.

52. Belsazer, ein Drama. (23.)*52)

König Belsazer schmaust in dem ersten Akte, der König
Schmaust in dem zweiten, es schmaust fort bis zu Ende der Fürst.

53. Gewisse Melodien. (145.)*53—70)

Dies ist Musik fürs Denken! So lang' man sie hört, bleibt man eiskalt;
Vier, fünf Stunden darauf macht sie erst rechten Effekt.

---

*49) Nach den „Spießruthen" gegen Goethe's Panegyristen Fr. Schlegel, nach Löschin vielleicht gegen Jenisch, der Schiller gegen die Angriffe, die Andere auf ihn machten, vertheidigt hatte, nach Boas gegen die Seligmacherei des Grafen F. L. Stolberg gerichtet. — Alles Deutungen, die sich nicht ausreichend beweisen lassen, von denen sich jedoch die letzte am Meisten empfiehlt.

*50) Die bezügliche Stelle steht in Graf Stolberg's Reisen III, Brief 84 (vgl. Löschin S. 34): „Kalabrien ist ein blühendes Weib des befruchtenden Himmels! — Aber sie trägt unter ihrem Herzen einen Riesen, dessen Zuckungen die Erde schon oft erschütterten. Seine Geburt wird durch die Wehen der Gebärerin laut angekündigt werden und diese Wehen werden die harrende Erde erschüttern von Pol zu Pol, bis —"

*51) „Auserlesene Gespräche des Platon, übersetzt von F. L. Grafen zu Stolberg, Königsberg 1796—97, 3 Bde. 8.

*52) Schauspiele mit Chören von den Brüdern Christian und Friedrich Leopold Grafen zu Stolberg. Erster Theil, Leipzig 1787. Das hier genannte Stück ist von dem Ersteren.

*53—70) Die nächsten 18 Epigramme beziehen sich sämmtlich auf den bekannten Komponisten Joh. Friedr. Reichardt (1752—1814). In früheren Jahren hatte eine freundschaftliche Verbindung zwischen ihm und Goethe bestanden. Reichardt hatte „Erwin und Elmire", „Claudine von Villa Bella", „Lila", „Jery und Bätely" und zahlreiche Lieder Goethe's komponirt, zuletzt noch 1796 die Lieder aus „Wilhelm Meister", und Goethe hatte seine Zufriedenheit wiederholentlich ausgesprochen. Nachdem indessen schon vorher wenigstens das persönliche Verhältniß Beider ziemlich locker geworden war, erfolgten in zwei Zeitschriften, die Reichardt herausgab, heftige Angriffe gegen die „Horen." Die eine unter Reichardt's Namen und mit dem Titel „Frankreich" erschien von 1795—1797 in Altona und hatte zum Motto den französischen Zeugeneid: „Vérité! rien que la vérité! toute la vérité"; die zweite, bei der sich Reichardt nicht nannte, erschien in Berlin seit 1796 unter dem Namen „Deutschland." Namentlich waren es die „Unterhaltungen deutscher Ausgewanderter," die ohne Goethe's

er schon durch die Gewohnheit die männliche Tiefe und folgsich mit ihr den wahren Ausdruck des Hohen und Geistigen. Und was kann er sich mit einer grellenden und quietschenden Stimme für einen Erfolg versprechen? Hat er aber die tiefe Deklamation völlig inne, so kann er gewiß sein, alle nur möglichen Wendungen vollkommen ausdrücken zu können.

Rhythmischer Vortrag.

§. 31. Alle bei der Deklamation gemachten Regeln und Bemerkungen werden auch hier zur Grundlage vorausgesetzt. Insbesondere ist aber der Charakter des rhythmischen Vortrags, daß der Gegenstand mit noch mehr erhöhtem, pathetischem Ausdruck deklamirt sein will. Mit einem gewissen Gewicht soll da jedes Wort ausgesprochen werden.

§. 32. Der Silbenbau aber sowie die gereimten Endsilben dürfen nicht zu auffallend bezeichnet, sondern es muß der Zusammenhang beobachtet werden wie in Prosa.

§. 33. Hat man Jamben zu deklamiren, so ist zu bemerken, daß man jeden Anfang eines Verses durch ein kleines, kaum merkbares Innehalten bezeichnet; doch muß der Gang der Deklamation dadurch nicht gestört werden.

Stellung und Bewegung des Körpers auf der Bühne.

§. 34. Ueber diesen Theil der Schauspielkunst lassen sich gleichfalls einige allgemeine Hauptregeln geben, wobei es freilich unendlich viele Ausnahmen giebt, welche aber alle wieder zu den Grundregeln zurückkehren. Diese trachte man sich so sehr einzuverleiben, daß sie zur zweiten Natur werden.

§. 35. Zunächst bedenke der Schauspieler, daß er nicht allein die Natur nachahmen, sondern sie auch idealisch vorstellen solle und er also in seiner Darstellung das Wahre mit dem Schönen zu vereinigen habe.

§. 36. Jeder Theil des Körpers stehe daher ganz in seiner Gewalt, so daß er jedes Glied gemäß dem zu erzielenden Ausdruck frei, harmonisch und mit Grazie gebrauchen könne.

§. 37. Die Haltung des Körpers sei gerade, die Brust herausgekehrt, die obere Hälfte der Arme bis an die Ellbogen etwas an den Leib geschlossen, der Kopf ein Wenig gegen den

gewendet, mit dem man spricht, jedoch nur so wenig, daß immer Dreiviertheil vom Gesicht gegen die Zuschauer gewendet ist.

§. 38. Denn der Schauspieler muß stets bedenken, daß er um des Publikums willen da ist.

§. 39. Sie sollen daher auch nicht aus mißverstandener Natürlichkeit unter einander spielen, als wenn kein Dritter dabei wäre; sie sollen nie im Profil spielen, noch den Zuschauern den Rücken zuwenden. Geschieht es um des Charakteristischen oder um der Nothwendigkeit willen, so geschehe es mit Vorsicht und Anmuth.

§. 40. Auch merke man vorzüglich, nie ins Theater hinein zu sprechen, sondern immer gegen das Publikum. Denn der Schauspieler muß sich immer zwischen zwei Gegenständen theilen, nämlich zwischen dem Gegenstande, mit dem er spricht, und zwischen seinen Zuhörern. Statt mit dem Kopfe sich gleich ganz umzuwenden, so lasse man mehr die Augen spielen.

§. 41. Ein Hauptpunkt aber ist, daß unter zwei zusammen Agirenden der Sprechende sich stets zurück-, und Der, welcher zu reden aufhört, sich ein Wenig vorbewege. Bedient man sich dieses Vortheils mit Verstand und weiß durch Uebung ganz zwanglos zu verfahren, so entsteht sowol für das Auge als für die Verständlichkeit der Deklamation die beste Wirkung, und ein Schauspieler, der sich Meister hierin macht, wird mit Gleichgeübten sehr schönen Effekt hervorbringen und über Diejenigen, die es nicht beobachten, sehr im Vortheil sein.

§. 42. Wenn zwei Personen mit einander sprechen, sollte diejenige, die zur Linken steht, sich ja hüten, gegen die Person zur Rechten allzu stark einzudringen. Auf der rechten Seite steht immer die geachtete Person — Frauenzimmer, Aeltere, Vornehmere. Schon im gemeinen Leben hält man sich in einiger Entfernung von Dem, vor dem man Respekt hat; das Gegentheil zeugt von einem Mangel an Bildung. Der Schauspieler soll sich als einen Gebildeten zeigen und Obiges deshalb auf das Genaueste beobachten. Wer auf der rechten Seite steht, behaupte daher sein Recht und lasse sich nicht gegen die Coulisse treiben, sondern halte Stand und gebe dem Zudringlichen allenfalls mit der linken Hand ein Zeichen, sich zu entfernen.

§. 43. Eine schöne nachdenkende Stellung, z. B. für einen jungen Mann, ist diese: wenn ich, die Brust und den ganzen Körper gerade herausgekehrt, in der vierten Tanzstellung

verbleibe, meinen Kopf etwas auf die Seite neige, mit den Augen auf die Erde starre und beide Arme hängen lasse.

Haltung und Bewegung der Hände und Arme.

§. 44. Um eine freie Bewegung der Hände und Arme zu erlangen, tragen die Akteurs niemals einen Stock.

§. 45. Die neumodische Art, bei langen Unterkleidern die Hand in den Latz zu stecken, unterlassen sie gänzlich.

§. 46. Es ist äußerst fehlerhaft, wenn man die Hände entweder über einander oder auf dem Bauche ruhend hält, oder eine in die Weste oder vielleicht gar beide dahin steckt.

§. 47. Die Hand selbst aber muß weder eine Faust machen, noch wie beim Soldaten mit ihrer ganzen Fläche am Schenkel liegen, sondern die Finger müssen theils halb gebogen, theils gerade, aber nur nicht gezwungen gehalten werden.

§. 48. Die zwei mittlern Finger sollen immer zusammen bleiben, der Daumen, Zeige- und kleine Finger etwas gebogen hängen. Auf diese Art ist die Hand in ihrer gehörigen Haltung und zu allen Bewegungen in ihrer richtigen Form.

§. 49. Die obere Hälfte der Arme soll sich immer etwas an den Leib anschließen und sich in einem viel geringeren Grade bewegen als die untere Hälfte, in welcher die größte Gelenksamkeit sein soll. Denn wenn ich meinen Arm, wenn von gewöhnlichen Dingen die Rede ist, nur wenig erhebe, um so viel mehr Effekt bringt es dann hervor, wenn ich ihn ganz emporhalte. Mäßige ich mein Spiel nicht bei schwächeren Ausdrücken meiner Rede, so habe ich nicht Stärke genug zu den heftigeren, wodurch alsdann die Gradation des Effekts ganz verloren geht.

§. 50. Auch sollen die Hände niemals von der Aktion in ihre ruhige Lage zurückkehren, ehe ich meine Rede nicht ganz vollendet habe, und auch dann nur nach und nach, so wie die Rede sich endigt.

§. 51. Die Bewegung der Arme geschehe immer theilweise. Zuerst hebe oder bewege sich die Hand, dann der Ellbogen, und so der ganze Arm. Nie werde er auf einmal, ohne die eben angeführte Folge, geboben, weil die Bewegung sonst steif und häßlich herauskommen würde.

§. 52. Für einen Anfänger ist es von vielem Vortheil, wenn er sich seine Ellbogen so viel als möglich am Leibe

zu behalten zwingt, damit er dadurch Gewalt über diesen Theil seines Körpers gewinne und so der eben angeführten Regel gemäß seine Geberden ausführen könne. Er übe sich daher auch im gewöhnlichen Leben und halte die Arme immer zurückgebogen, ja, wenn er für sich allein ist, zurückgebunden. Beim Gehen oder sonst in unthätigen Momenten lasse er die Arme hängen, drücke die Hände nie zusammen, sondern halte die Finger immer in Bewegung.

§. 53. Die malende Geberde mit den Händen darf selten gemacht werden, doch auch nicht ganz unterlassen bleiben.

§. 54. Betrifft es den eigenen Körper, so hüte man sich wohl, mit der Hand den Theil zu bezeichnen, den es betrifft. Z. B. wenn Don Manuel in der Braut von Messina zu seinem Chore sagt:

Dazu den Mantel wählt, von glänzender
Seide gewebt, in bleichem Purpur schimmernd;
Ueber der Achsel heft' ihn eine goldne
Zikade*)

so wäre es äußerst fehlerhaft, wenn der Schauspieler bei den letzten Worten mit der Hand seine Achsel berühren würde.

§. 55. Es muß gemalt werden, doch so, als wenn es nicht absichtlich geschähe. In einzelnen Fällen giebt es auch hier Ausnahmen, aber als eine Hauptregel soll und kann das Obige genommen werden.

§. 56. Die malende Geberde mit der Hand gegen die Brust, sein eigenes Ich zu bezeichnen, geschehe so selten als nur immer möglich, und nur dann, wenn es der Sinn unbedingt fordert, als z. B. in folgender Stelle der Braut von Messina:

Ich habe keinen Haß mehr mitgebracht,
Kaum weiß ich noch, warum wir blutig stritten.**)

Hier kann das erste Ich füglich mit der malenden Geberde durch Bewegung der Hand gegen die Brust bezeichnet werden.

Diese Geberde aber schön zu machen, so bemerke man, daß der Ellbogen zwar vom Körper getrennt werden und so der Arm geberden, doch nicht weit ausfahrend die Hand an die

*) Braut von Messina, Aufz. I. Auftr. 7 (S. 289).
**) Daf. Aufz. I. Auftr. 7 (S. 284).

Brust hinaufgebracht werden muß. Die Hand selbst decke nicht mit ganzer Fläche die Brust, sondern blos mit dem Daumen und dem vierten Finger werde sie berührt. Die andern drei dürfen nicht aufliegen, sondern gebogen über die Rundung der Brust, gleichsam dieselbe bezeichnend, müssen sie gehalten werden.

§. 57. Bei Bewegung der Hände hüte man sich so viel als möglich, die Hand vor das Gesicht zu bringen oder den Körper damit zu bedecken.

§. 58. Wenn ich die Hand reichen muß, und es wird nicht ausdrücklich die rechte verlangt, so kann ich ebenso gut die linke geben; denn auf der Bühne gilt kein Rechts oder Links, man muß nur immer suchen, das vorzustellende Bild durch keine widrige Stellung zu verunstalten. Soll ich aber unumgänglich gezwungen sein, die Rechte zu reichen, und bin ich so gestellt, daß ich über meinen Körper die Hand geben müßte, so trete ich lieber etwas zurück und reiche sie so, daß meine Figur en face bleibt.

§. 59. Der Schauspieler bedenke, auf welcher Seite des Theaters er stehe, um seine Geberde darnach einzurichten.

§. 60. Wer auf der rechten Seite steht, agire mit der linken Hand, und umgekehrt, wer auf der linken Seite steht, mit der rechten, damit die Brust so wenig als möglich durch den Arm verdeckt werde.

§. 61. Bei leidenschaftlichen Fällen, wo man mit beiden Händen agirt, muß doch immer diese Betrachtung zum Grunde liegen.

§. 62. Zu eben diesem Zweck, und damit die Brust gegen den Zuschauer gekehrt sei, ist es vortheilhaft, daß Derjenige, der auf der rechten Seite steht, den linken Fuß, Der auf der linken den rechten vorsetze.

Geberdenspiel.

§. 63. Um zu einem richtigen Geberdenspiel zu kommen und solches gleich richtig beurtheilen zu können, merke man sich folgende Regeln:

Man stelle sich vor einen Spiegel und spreche dasjenige, was man zu deklamiren hat, nur leise oder vielmehr gar nicht, sondern denke sich nur die Worte. Dadurch wird gewonnen, daß man von der Deklamation nicht hingerissen wird, sondern jede falsche Bewegung, welche das Gedachte oder leise Gesagte

nicht ausdrückt, leicht bemerken, so wie auch die schönen und richtigen Geberden auswählen und dem ganzen Geberdenspiel eine analoge Bewegung mit dem Sinne der Wörter als Gepräge der Kunst aufdrücken kann.

§. 64. Dabei muß aber vorausgesetzt werden, daß der Schauspieler vorher den Charakter und die ganze Lage des Vorzustellenden sich völlig eigen mache, und daß seine Einbildungskraft den Stoff recht verarbeite; denn ohne diese Vorbereitung wird er weder richtig zu deklamiren noch zu handeln im Stande sein.

§. 65. Für den Anfänger ist es von großem Vortheil, um Geberdenspiel zu bekommen und seine Arme beweglich und gelenksam zu machen, wenn er seine Rolle, ohne sie zu rezitiren, einem Andern blos durch Pantomime verständlich zu machen sucht; denn da ist er gezwungen, die passendsten Gesten zu wählen.

In der Probe zu beobachten.

§. 66. Um eine leichtere und anständigere Bewegung der Füße zu erwerben, probire man niemals in Stiefeln.

§. 67. Der Schauspieler, besonders der jüngere, der Liebhaber- und andere leichte Rollen zu spielen hat, halte sich auf dem Theater ein Paar Pantoffeln, in denen er probirt, und er wird sehr bald die guten Folgen davon bemerken.

§. 68. Auch in der Probe sollte man sich nichts erlauben, was nicht im Stücke vorkommen darf.

§. 69. Die Frauenzimmer sollten ihre kleinen Beutel bei Seite legen.

§. 70. Kein Schauspieler sollte im Mantel probiren, sondern die Hände und Arme wie im Stücke frei haben; denn der Mantel hindert ihn nicht allein, die gehörigen Geberden zu machen, sondern zwingt ihn auch, falsche anzunehmen, die er denn bei der Vorstellung unwillkürlich wiederholt.

§. 71. Der Schauspieler soll auch in der Probe keine Bewegung machen, die nicht zur Rolle paßt.

§. 72. Wer bei Proben tragischer Rollen die Hand in den Busen steckt, kommt in Gefahr, bei der Aufführung eine Oeffnung im Harnisch zu suchen.

Zu vermeidende böse Gewohnheiten.

§. 73. Es gehört unter die zu vermeidenden ganz groben Fehler, wenn der sitzende Schauspieler, um seinen Stuhl weiter vorwärts zu bringen, zwischen seinen obern Schenkeln in der Mitte durchgreifend, den Stuhl anpackt, sich dann ein Wenig hebt und so ihn vorwärts zieht. Es ist dies nicht nur gegen das Schöne, sondern noch viel mehr gegen den Wohlstand gesündigt.

§. 74. Der Schauspieler lasse kein Schnupftuch auf dem Theater sehen, noch weniger schnaube er die Nase, noch weniger spucke er aus! Es ist schrecklich, innerhalb eines Kunstproducts an diese Naturlichkeiten erinnert zu werden. Man halte sich ein kleines Schnupftuch, das ohnedem jetzt Mode ist, um sich damit im Nothfalle helfen zu können.

Haltung des Schauspielers im gewöhnlichen Leben.

§. 75. Der Schauspieler soll auch im gemeinen Leben bedenken, daß er öffentlich zur Kunstschau stehen werde.

§. 76. Der angewöhnten Geberden, Stellungen, Haltung der Arme und des Körpers soll er sich daher hüten; denn wenn der Geist während dem Spiel darauf gerichtet sein soll, solche Angewöhnungen zu vermeiden, so muß er natürlich für die Hauptsache zum großen Theil verloren gehen.

§. 77. Es ist daher unumgänglich nothwendig, daß der Schauspieler von allen Angewöhnungen gänzlich frei sei, damit er sich bei der Vorstellung ganz in seine Rolle denken und sein Geist sich blos mit seiner angenommenen Gestalt beschäftigen könne.

§. 78. Dagegen ist es eine wichtige Regel für den Schauspieler, daß er sich bemühe, seinem Körper, seinem Betragen, ja allen seinen übrigen Handlungen im gewöhnlichen Leben eine solche Wendung zu geben, daß er dadurch gleichsam wie in einer beständigen Uebung erhalten werde. Es wird dieses für jeden Theil der Schauspielkunst von unendlichem Vortheil sein.

§. 79. Derjenige Schauspieler, der sich das Pathos gewählt, wird sich sehr dadurch vervollkommnen, wenn er Alles, was er zu sprechen hat, mit einer gewissen Richtigkeit sowol in Rücksicht des Tones als der Aussprache vorzutragen und auch

in allen übrigen Geberden eine gewisse erhabene Art beizubehalten sucht. Diese darf zwar nicht übertrieben werden, weil er sonst seinen Mitmenschen zum Gelächter dienen würde; im Uebrigen aber mögen sie immerhin den sich selbst bildenden Künstler daraus erkennen. Dieses gereicht ihm keineswegs zur Unehre, ja sie werden sogar gerne sein besonderes Betragen dulden, wenn sie durch dieses Mittel in den Fall kommen, auf der Bühne selbst ihn als großen Künstler anstaunen zu müssen.

§. 80. Da man auf der Bühne nicht nur Alles wahr, sondern auch schön dargestellt haben will, da das Auge des Zuschauers auch durch anmuthige Gruppirungen und Attitüden gereizt sein will, so soll der Schauspieler auch außer der Bühne trachten, selbe zu erhalten; er soll sich immer einen Platz von Zuschauern vor sich denken.

§. 81. Wenn er seine Rolle auswendig lernt, soll er sich immer gegen einen Platz wenden, ja selbst wenn er für sich oder mit Seinesgleichen beim Essen zu Tische sitzt, soll er immer suchen, ein Bild zu formiren, Alles mit einer gewissen Grace anfassen, niederstellen ꝛc., als wenn es auf der Bühne geschähe, und so soll er immer malerisch darstellen.

Stellung und Gruppirung auf der Bühne.

§. 82. Die Bühne und der Saal, die Schauspieler und die Zuschauer machen erst ein Ganzes.

§. 83. Das Theater ist als ein figurloses Tableau anzusehen, worin der Schauspieler die Staffage macht.

§. 84. Man spiele daher niemals zu nahe an den Coulissen.

§. 85. Ebenso wenig trete man ins Proscenium. Dies ist der größte Mißstand; denn die Figur tritt aus dem Raume heraus, innerhalb dessen sie mit dem Scenengemälde und den Mitspielenden ein Ganzes macht.

§. 86. Wer allein auf dem Theater steht, bedenke, daß auch er die Bühne zu staffiren berufen ist, und dieses um so mehr, als die Aufmerksamkeit ganz allein auf ihn gerichtet bleibt.

§. 87. Wie die Auguren mit ihrem Stab den Himmel in verschiedene Felder theilten, so kann der Schauspieler in seinen Gedanken das Theater in verschiedene Räume theilen, welche man zum Versuch auf dem Papier durch rhombische Flächen vorstellen kann. Der Theaterboden wird alsdann eine Art von

Damenbrett; denn der Schauspieler kann sich vornehmen, welche Kasen er betreten will; er kann sich solche auf dem Papier notiren und ist alsdann gewiß, daß er bei leidenschaftlichen Stellen nicht kunstlos hin und wieder stürmt, sondern das Schöne zum Bedeutenden gesellet.

§. 88. Wer zu einem Monolog aus der hintern Coulisse auf das Theater tritt, thut wohl, wenn er sich in der Diagonale bewegt, so daß er an der entgegengesetzten Seite des Proscениums anlangt, wie denn überhaupt die Diagonalbewegungen sehr reizend sind.

§. 89. Wer aus der letzten Coulisse hervorkommt zu einem Andern, der schon auf dem Theater steht, gehe nicht parallel mit den Coulissen hervor, sondern ein Wenig gegen den Souffleur zu.

§. 90. Alle diese technisch-grammatischen Vorschriften mache man sich eigen nach ihrem Sinne und übe sie stets aus, daß sie zur Gewohnheit werden. Das Steife muß verschwinden und die Regel nur die geheime Grundlinie des lebendigen Handelns werden.

§. 91. Hiebei versteht sich von selbst, daß diese Regeln vorzüglich alsdann beobachtet werden, wenn man edle, würdige Charaktere vorzustellen hat. Dagegen giebt es Charaktere, die dieser Würde entgegengesetzt sind, z. B. die bäurischen, tölpischen ꝛc. Diese wird man nur desto besser ausdrücken, wenn man mit Kunst und Bewußtsein das Gegentheil vom Anständigen thut, jedoch dabei immer bedenkt, daß es eine nachahmende Erscheinung und keine platte Wirklichkeit sein soll.

Jugend der Schauſpieler.*)

„Es erſcheint mir wie eine Krankheit des deutſchen Publikums, die ſich auch ſchon den Schauſpielern mitgetheilt hat, daß man Männer und Weiber nicht jung genug haben kann. Könnten wir doch zu einer Zeit, wo wir von den franzöſiſchen Bühnen ſo viel Schlechtes auf die unſern übertragen, auch ihre Tugenden nachahmen! In Frankreich fragt Niemand nach dem Alter der Künſtler, ſondern nur nach ihrer Kunſt. Wie ſollen auch Jünglinge gefunden werden, die ſchon Künſtler ſind? Die ernſten Bemühungen aber des Schauſpielers laſſen ihre Spuren auf dem Antlitz zurück, und wenn er ſich auch durch Spiel bildet, ſo geſchieht es doch nicht ſpielend.“

*) Goethe's Nachgelaſſene Werke, Bd. IX. 1833. T.-A. S. 157, unter der Rubrik „Verſchiedenes, bezüglich auf Literatur und Kunſt“ und von dem übrigen Text durch Anführungszeichen unterſchieden.

54. Ueberſchriften dazu. (146.)

Froſtig und herzlos iſt der Geſang; doch Sänger und Spieler
Werden oben am Rand höflich zu fühlen erſucht.

55. Der böſe Geſelle. (147.)

Dichter, bitte die Muſen, vor ihm Dein Lied zu bewahren!
Auch Dein leichteſtes zieht nieder der ſchwere Geſang.

56. Stoßgebet. (158.)

Vor dem Ariſtokraten in Lumpen bewahrt mich, Ihr Götter,
Und vor dem Sanskülott auch mit Epauletten und Stern!

57. Der Wächter Zion's. (210.)

Meine Wahrheit beſtehet im Bellen, beſonders wenn irgend
Wohlgekleidet ein Mann ſich auf der Straße mir zeigt.

58. Verſchiedene Dreſſuren. (211.)

Ariſtokratiſche Hunde, ſie knurren auf Bettler; ein ächter
Demokratiſcher Spitz klafft nach dem ſeidenen Strumpf.

59. Böſe Geſellſchaft. (212.)

Ariſtokraten mögen noch gehn, ihr Stolz iſt doch höflich;
Aber Du, löbliches Volk, biſt ſo voll Hochmuth und grob.

60. An die Obern. (213.)

Immer bellt man auf Euch. Bleibt ſitzen! Es wünſchen die Beller
Jene Plätze, wo man ruhig das Bellen vernimmt.

61. Baalspfaffen. (214.)

Heilige Freiheit, erhabener Trieb der Menſchen zum Beſſern,
Wahrlich, Du konnteſt Dich nicht ſchlechter mit Prieſtern verſehn!

62. Dem Großſprecher. (223.)

Oefters nahmſt Du das Maul ſchon ſo voll und konnteſt nicht wirken;
Auch jetzt wirkeſt Du nichts. Nimm nur das Maul nicht ſo voll!

Namen in den „Horen" ſtanden, und ſeine Ueberſetzung des „Benvenuto Cellini," gegen welche Reichardt ſchrieb. Dazu kam, daß die politiſche Richtung, der Reichardt angehörte, Goethe nicht zuſagte, und ſo erfolgte denn dieſer dreifache Angriff gegen ihn, wie er in den Xenien vorliegt, in literariſcher, politiſcher und muſikaliſcher Beziehung. Allerdings will Düntzer (vgl. „Aus Goethe's Freundeskreiſe" S. 159) die Epigramme der dritten Art Schiller zuſchreiben, weil Goethe ſich Reichardt als Muſiker viel zu ſehr verpflichtet gefühlt hätte; indeſſen läßt ſich das Zeugniß von Schiller's Gattin, die dieſe Epigramme als von Goethe kommend bezeichnet, doch nicht ohne Weiteres verwerfen.

Almanach für Theater und Theaterfreunde

auf das Jahr 1807, von August Wilhelm Iffland.*)

Herr Friedrich Nicolai – denn dieser unermüdliche Greis**) zeigt sich auch als Mitarbeiter dieses Almanachs thätig — läßt sich S. 48 also vernehmen: „Ich habe den Hamlet von Brockmann und von Schroder spielen sehen,***) von Beiden meisterhaft und nur in den feinsten Nüancen verschieden. Durch solche lebendige Vorstellungen schauet man heller in die Tiefen von Hamlet's Charakter als durch alle Abhandlungen darüber von Goethe und Garve an bis zu Ziegler†) herunter, so viel Verdienst sie auch haben, welches ich ihnen keineswegs absprechen will."

Wollten wir dem Beispiel dieses trefflichen Mannes folgen, so würde unsre Rezension sehr kurz und zwar folgendermaßen ausfallen.

Könnten wir die beiden liebenswürdigen Künstlerinnen, Friederike Bethmann††) und Luise Fleck,†††) auf dem Berliner Theater nur in einigen Vorstellungen sehen und uns auch an dem gegenwärtigen Spiel des trefflichen Iffland wenige Abende erfreuen, so wollten wir die weiß Kupfer und diesen ganzen Almanach, dem wir übrigens sein Verdienst nicht absprechen,

*) Goethe's Nachgelassene Werke, Bd. IX. 1833. 12. S. 172 ff. – Eine ausführliche, vollständige, endlich für die Jenaische Literatur-Zeitung bestimmt gewesene Rezension.

**) Nicolai war 1733 geboren, also damals 74 Jahre alt.

***) Brockmann spielte seyer 1776 den Hamlet bei Gelegenheit der ersten Aufführung des Stücks in Hamburg nach Schröder's Bearbeitung.

†) Goethe gedenkt ausführlich im dritten Buch von „Wilhelm Meister's Lehrjahre" (Werke, XVII. S. 200 ff.), Ziegler, selbst Schauspieler, in der Schrift „Hamlet's Charakter nach physiologischen und psychologischen Grundsätzen durch alle Gefühle und Leidenschaften verfolgt" (Wien 1804).

††) Ihr Familienname war Unzelmann; sie war zuerst an den Schauspieler Unzelmann, seit 1804 an den Schauspieler Bethmann verheirathet. Ueber ihr Auftreten in Mainz vgl. S. 672.

†††) Die Gattin des Schauspielers, von 1793 bis zu seinem Tode (1801) in Berlin thätigen Schauspielers Fleck.

gern entbehren, besonders wenn wir unsern Genuß mit jungen, hoffnungsvollen Schauspielern theilen könnten; denn diese würden an so unschätzbaren lebendigen Darstellungen weit mehr lernen; sie würden sich das Rechte der Kunst weit reiner eindrücken; sie würden zu dem Wahren und Schönen weit lebhafter entzündet werden, als es hier durch mehr oder weniger kammerliche Nachbildungen, Räsonnements, Aphorismen und Arretreten geschehen kann.

Allein wir sind billiger und versichern vor allen Dingen, daß dieser Almanach, wie er ist, in die Hände aller Schauspieler und aller Theaterfreunde Deutschlands, d. h. also doch wol der größten Mehrzahl gebildeter Personen, zu gelangen verdient, verdient, daß das Publikum eine Unternehmung begünstige, die von Jahr zu Jahr bedeutender, erfreulicher und nützlicher werden kann.

Dabei ist es aber wol der Sache gemäß und wird dem Herausgeber gewiß angenehm sein, wenn man einige Erinnerungen hinzufügt, welche den Zweck der Verbesserung und Veredlung dieser Arbeit herbeiführen können.

Zuvörderst also bleibe unverhohlen, daß wir die Porträte beider Frauenzimmer sehr angenehm und, insofern wir sie beurtheilen können, sehr ähnlich finden; nicht so glücklich sind die ganzen Figuren der Thekla und Phädra,*) welche eher als faltentragende Gliederpuppen anzusehen sind. Die sechs Kupfer, welche Herrn Iffland dreimal als Franz Moor und dreimal als Geheimerath im Hausfreunde**) vorstellen, haben ebenso wenig unsern Beifall, nur aus einer andern Ursache, die wir hier kürzlich andeuten, indem wir die Erklärung gedachter Kupfer und den dritten Aufsatz S. 50, „Ueber Darstellung boshafter und intriganter Charaktere auf der Bühne", zusammennehmen.

Daß Herr Iffland in seiner Jugend die Rolle des Franz Moor zuerst auf dem deutschen Theater gespielt, ja, man kann sagen, geschaffen, gereicht ihm zur Ehre, um so mehr, als der Verfasser selbst in späterer Zeit von jenen Darstellungen mit Enthusiasmus sprach. Daß Herr Iffland in der Folge, da mit dem Lauf der Jahre seine Gestalt ein würdiges Ansehn erlangte, diese Rolle fortspielte und sie nach seiner Persönlichkeit modifizirte, auch das ist dankenswerth; denn Jeder wird sich mit Bewunderung

*) Racine's „Phädra" wurde in Berlin in Schiller's Bearbeitung gegeben, zum ersten Male am 31. März 1805.

**) „Die Hausfreunde", Schauspiel von Iffland, 1805 in Berlin erschienen.

an die Art erinnern, wie sich der weise Künstler bei dieser Gelegenheit aus der Sache zieht. Daß man ferner diese Individualität in einem ihr nicht mehr ganz angemessenen Charakter in Kupfer steche und für künftige Zeiten bewahre, ist löblich und für einen Geschichtschreiber des deutschen Theaters höchst interessant.

Wenn man aber Abhandlungen über Abhandlungen schreibt, um zu zeigen, daß Franz Moor so gespielt werden müsse, so kann man sich keineswegs den Beifall des eigentlichen Theaterfreundes versprechen. Soll jene erste Explosion des Schiller'schen Genies noch ferner auf den deutschen Theatern ihre vulkanischen Wirkungen leisten, so lasse man dem Ganzen Gerechtigkeit widerfahren und muntere die Schauspieler nicht auf, einzelne Theile gegen den Sinn des Verfassers zu behandeln; denn was einem Iffland erlaubt ist, ist nicht Jedem erlaubt; was ihm gelingt, gelingt nicht Jedem.

Denn eigentlich wird jene rohe Großheit, die uns in dem Schiller'schen Stücke in Erstaunen setzt, nur dadurch erträglich, daß die Charaktere im Gleichgewicht stehen. Nimmt man aber aus der Gruppe so vieler fratzenhaft gezeichneten und grell gemalten Figuren die Hauptfigur, deren Bildung und Kolorit alles Andere gleichsam überschreit, bedächtig heraus, entkleidet sie von ihrer physischen Häßlichkeit, vertuscht ihre moralische Abscheulichkeit, so fällt der Verdruß, der Haß auf die übrigen Figuren, die neben jener als Halbgötter erscheinen sollen; das Kunstwerk ist in seinem tiefsten Leben verletzt, die gräßliche Einstimmung verloren, und das, was uns Schauder erregen sollte, erregt nur Ekel.

Auch was die Figur selbst betrifft, was gewinnt man dabei? Gereicht's dem Teufel zum Vortheil, wenn man ihm Hörner und Krallen abfeilt, ja zum Ueberfluß ihn etwa englisirt? Dem Auge, das nach Charakter späht, erscheint er nunmehr als ein armer Teufel. So gewinnt man auch bei einer solchen Behandlung des Franz Moor nur das, daß endlich ein würdiger Hundsfott fertig wird, den ein ehrlicher Mann ohne Schande spielen kann.

Den Hausfreund haben wir nicht aufführen sehen; doch dünkt uns, der Charakter und die Situationen, in denen er erscheint, sind für die bildende Kunst keineswegs geeignet.

Zu Schiller's und Iffland's Andenken.*)

Weimar, den 10. Mai 1815.**)

In dieſen letzten Wochen erinnerte man ſich allgemein zweier abgeſchiedenen vortrefflichen Männer, welchen das deutſche Theater unendlich viel verdankt, deren bedeutende Verdienſte noch dadurch erhöht werden, daß ſie von Jugend auf in dem beſten Vernehmen eine Kunſt gefördert, zu der ſie geboren waren. Bemerklich iſt hierbei, daß der Geburtstag des Einen nicht weit von dem Todestag des Andern falle, welcher Umſtand zu jener gemeinſamen Erinnerung Anlaß gab.

Iffland war am 26. April geboren, welchen Tag das deutſche Theater würdig gefeiert hat; Schiller hingegen entzog ſich am 9. Mai der Welt und ſeinen Freunden. An einem Tage daher ward auf dem Großherzogl. Weimariſchen Theater das Andenken beider Männer dramatiſch erneuert, und zwar geſchah es folgendermaßen.

Die beiden letzten Akte der Hageſtolzen***) wurden aufgeführt; ſie können gar wohl als ein Ganzes für ſich angeſehen, als eins der ſchönſten Erzeugniſſe Iffland's betrachtet werden, und man durfte um ſo eher dieſe Wahl treffen, als das ganze Stück, vollkommen gut beſetzt und ſorgfältig dargeſtellt, immerfort bei uns einer beſondern Gunſt genießt.

Der Schluß des letzten Aktes ging unmittelbar in ein Nachſpiel†) über, welches, in Verſen geſprochen, ſogleich den Ton etwas höher nehmen durfte, obgleich die Zuſammenſpielenden nicht eigentlich aus ihrem Charakter heraustraten. Die in dem Stücke ſelbſt obwaltenden Mißverhältniſſe kamen auf eine läßliche Weiſe wieder zur Sprache und wurden freundlich beſchwichtigt,

*) Morgenblatt, 1815. Nr. 151. Den 26. Juni. — Der Aufſatz iſt dort anonym; daß aber Goethe ihn geſchrieben, geht aus dem Briefe an Zelter (Briefwechſel. Bd. II. S. 181 ff.) hervor. Man vergl. auch die letzte Note der folg. Seite.

**) Der 10. Mai war der Tag der Gedächtnißfeier.

***) Vgl. Goethe's Werke, XI. Erſte Abtheilung. S. 369 ff.

†) In unſerer Ausgabe in Th. XI. 1. S. 395 ff. abgedruckt.

so daß zuletzt Margareta, ihre Persönlichkeit nicht ganz verleugnend, in einen Epilog höhern Stils übergehen konnte, welcher, den Zweck des Ganzen näher bezeichnend, die Verdienste jenes vortrefflichen Mannes mit würdiger Erhebung einigermaßen aussprach.

Hierauf ward Schiller's Glocke nach der schon früher beliebten Einrichtung vorgestellt. Man hatte nämlich diesem trefflichen Werke, welches auf eine bewunderungswürdige Weise sich zwischen poetischer Lyrik und handwerksgemäßer Prosa hin und wieder bewegt und so die ganze Sphäre theatralischer Darstellung durchwandert, ihm hatte man ohne die mindeste Veränderung ein vollkommen dramatisches Leben mitzutheilen gesucht, indem die mannichfaltigen einzelnen Stellen unter die sämmtliche Gesellschaft nach Maßgabe des Alters, des Geschlechts, der Persönlichkeit und sonstigen Bestimmungen vertheilt waren, wodurch dem Meister und seinen Gesellen, herandringenden Neugierigen und Theilnehmenden sich eine Art von Individualität verleihen ließ.

Auch der mechanische Theil des Stücks that eine gute Wirkung. Die ernste Werkstatt, der glühende Ofen, die Rinne, worin der feurige Bach herabrollt, das Verschwinden desselben in die Form, das Aufdecken von dieser, das Herrerziehen der Glocke, welche sogleich mit Kränzen, die durch alle Hände laufen, geschmückt erscheint, das Alles zusammen giebt dem Auge eine angenehme Unterhaltung.

Die Glocke schwebt so hoch, daß die Muse anständig unter ihr hervortreten kann, worauf denn der bekannte Epilog,*) revidirt und mit verändertem Schlusse, vorgetragen und dadurch auch dieser Vorstellung zu dem ewig werthen Verfasser eine unmittelbare Beziehung gegeben ward. Madame Wolff**) recitirte diese Schlußrede zur allgemeinsten Bewunderung, so wie Madame Lortzing***) in jenem Nachspiel sich den verdientesten Beifall erwarb. Man hat die Absicht, beide genannte Stücke zwischen jenen bezeichneten Tagen jährlich aufzuführen.†)

*) Goethe's Werke, XI. 1. S. 237–241. „Epilog zu Schiller's Glocke."

**) Goethe's vorzüglichste Schülerin, von 1803 bis 1816 der Weimarischen Bühne angehörig.

***) Von 1805 bis 1809 als Madame Ehlermann, von da bis 1825 als Madame Lortzing an der Weimarischen Bühne.

†) Darüber hat man nachher in derselben z. in der folgenden Nummer des „Morgenblatts" das „Nachspiel zu den Jagdgesetzen".

Deutsches Theater.*)

Das Theater ist in dem modernen bürgerlichen Leben, wo durch Religion, Gesetze, Sittlichkeit, Sitte, Gewohnheit, Verschämtheit und so fort der Mensch in sehr enge Grenzen eingeschränkt ist, eine merkwürdige und gewissermaßen sonderbare Anstalt.

Zu allen Zeiten hat sich das Theater emanzipirt, sobald es nur konnte, und niemals war seine Freiheit oder Frechheit von langer Dauer. Es hat drei Hauptgegner, die es immer einzuschränken suchen: die Polizei, die Religion und einen durch höhere sittliche Ansichten gereinigten Geschmack.

Die gerichtliche Polizei machte den Persönlichkeiten und Zoten auf dem Theater bald ein Ende. Die Puritaner in England schlossen es auf mehrere Jahre ganz. In Frankreich wurde es durch die Pedanterie des Kardinal Richelieu gezähmt und in seine gegenwärtige Form gedrängt, und die Deutschen haben, ohne es zu wollen, nach den Anforderungen der Geistlichkeit ihre Bühne gebildet. Folgendes mag diese Behauptung erläutern.

Aus rohen und doch schwachen, fast puppenspielartigen Anfängen hätte sich das deutsche Theater nach und nach durch verschiedene Epochen zum Kräftigen und Rechten vielleicht durchgearbeitet, wäre es im südlichen Deutschland, wo es eigentlich zu Hause war, zu einem ruhigen Fortschritt und zur Entwickelung gekommen; allein der erste Schritt, nicht zu seiner Besserung, sondern zu einer sogenannten Verbesserung, geschah im nördlichen Deutschland von schalen und aller Produktion unfähigen Menschen. Gottsched fand zwar noch Widerstand.**) Die famose Epistel von Rost zeigt, daß gute Köpfe es doch wol

*) Goethe's Nachgelassene Werke, Bd. IX. 1833. T.-A. S. 168 ff.

**) Zum Theil von Seiten der Schweizer (Bodmer, Breitinger), namentlich aber von Lessing.

auch gerne sehen mochten, wenn der Teufel manchmal auf dem Theater los war;*) allein Leipzig war schon ein Ort von sehr gebundner protestantischer Sitte, und Gottsched hatte durch sein Uebersetzungswesen schon so sehr in die Breite gearbeitet, daß er die Bühne für eine Zeit lang genugsam versehen konnte. Und warum sollte man dasjenige, was Franzosen und Engländer billigten, nicht auch in einer schwachen Nachbildung sich auf dem deutschen Theater gefallen lassen!

Zu dieser Zeit nun, als der seichte Geschmack den deutschen Schauspieler zu zähmen und die privilegirten Spaßmacher von den Brettern zu verbannen suchte, fingen die noch nördlichern Hamburgischen Pfarrer**) und Superintendenten einen Krieg gegen das Theater überhaupt zu erregen an. Es entstand schon vorher die Frage, ob überall ein Christ das Theater besuchen dürfe, und die Frommen waren selbst unter einander nicht einig, ob man die Bühne unter die gleichgiltigen (adiaphoren) oder völlig zu verwerfenden Dinge rechnen solle. In Hamburg brach aber der Streit hauptsächlich darüber los, inwiefern ein Geistlicher selbst das Theater besuchen dürfe, woraus denn gar bald die Folge gezogen werden konnte, daß dasjenige, was dem Hirten nicht zieme, der Heerde nicht ganz ersprießlich sein könne.

Dieser Streit, der von beiden Seiten mit vieler Lebhaftigkeit geführt wurde, nöthigte leider die Freunde der Bühne, diese der höhern Sinnlichkeit eigentlich nur gewidmete Anstalt für eine sittliche auszugeben. Sie behaupteten, das Theater könne lehren und bessern und also dem Staat und der Gesellschaft unmittelbar nutzen. Die Schriftsteller selbst, gute, wackere Männer aus dem bürgerlichen Stande, ließen sich's gefallen und arbeiteten mit deutscher Biederkeit und geradem Verstande auf diesen Zweck los, ohne zu bemerken, daß sie die Gottschedische Mittelmäßigkeit durchaus fortsetzten und sie, ohne es selbst zu wollen und zu wissen, perpetuirten.

*) Der Schauspieldirektor Koch hatte bereits 1772 das alte, von Weiße neu bearbeitete Lustspiel „Der Teufel ist los" in Leipzig auf die Bühne gebracht. In Erinnerung auf dieses Stück schrieb Johann Christoph Rost (1717 – 1765) die Parodie „Der Teufel. An Herrn G., Kunstrichter der Leipziger Schaubühne. Utopien 1759". Vers 45 u. 46 derselben lauten:

„Lieben Leut, welch Unglück groß!
Wenn den Kochen der Teufel ist los."

**) Besonders der durch seinen Streit mit Lessing bekannt gewordene Pastor Johann Melchior Goeze.

Ein Drittes hat ſodann auf eine fortdauernde und vielleicht nie zu zerſtörende Mittelmäßigkeit des deutſchen Theaters gewirkt. Es iſt die ununterbrochne Folge von drei Schauſpielern, welche, als Menſchen ſchätzbar, das Gefühl ihrer Würde auch auf dem Theater nicht aufgeben konnten und deshalb mehr oder weniger die dramatiſche Kunſt nach dem Sittlichen, Anſtändigen, Gebilligten und wenigſtens ſcheinbar Guten hinzogen. Echhofen, Schrödern und Iffland kam hierin ſogar die allgemeine Tendenz der Zeit zu Hilfe, die eine allgemeine An- und Ausgleichung aller Stände und Beſchäftigungen zu einem allgemeinen Menſchenwerde durchaus im Herzen und im Auge hatten.

Die Sentimentalität, die Würde des Alters und des Menſchenverſtandes, das Vermitteln durch vortreffliche Väter und weiſe Männer nahm auf dem Theater überhand. Wer erinnert ſich nicht des Eſſigbändlers,*) des Philoſophen ohne es zu wiſſen,**) des ehrlichen Verbrechers***) und ſo vieler verwandten Stücke?

*

Das Einzelne, was gedachte Männer in den verſchiedenen Epochen gewirkt, werden wir an Ort und Stelle einführen. Hier ſei genug, auf das Allgemeine hingedeutet zu haben.

*

Wenn man ſich in den letzten Zeiten faſt einſtimmig beklagt und eingeſtebt, daß es kein deutſches Theater gebe, worin wir keineswegs mit einſtimmen, ſo konnte man auf eine weniger paradoxe Weiſe aus dem, was bisher vorgegangen, wie uns dünkt, mit größter Wahrſcheinlichkeit darthun, daß es gar kein deutſches Theater geben werde noch geben könne.

---

*) „Der Eſſigmann mit ſeinem Schubkarren" (a. u. d. T. „Der Schubkarren des Eſſigbändlers"), ein Luſtſpiel in drei Aufzügen aus dem Franzöſiſchen des Mercier; überſetzt 1776 von Heimelt (Gerdau u. Wagner (Frankfurt a. M.) — Iffland ſpielte bei ſeinem erſten Gaſtſpiele in Weimar am 24. April 1796 die Rolle des alten Domingo in demſelben (S. Bauſus, I. S. 272).

**) Ein Schauſpiel in fünf Aufzügen, aus dem Franzöſiſchen des Hrn. Sedaine (in Gottlieb Konrad Preſſel's „Theatraliſche Beluſtigungen nach franzöſiſchen Muſtern", Bd. III. 1767).

***) „Der edle Verbrecher", Luſtſpiel in 5 Aufzügen, nach dem Spaniſchen (El Delinquente honrado) des Don Gaetano Juarez de Langredo (Gaspar de Jovellanos).

Proserpina.

Melodram von Goethe. Musik von Eberwein.*)

Daß dieses nun bald vierzigjährige,**) in den letzten Tagen wieder aufgefrischte Melodrama bei der Vorstellung günstig aufgenommen worden, haben schon einige Tagesblätter freundlichst angezeigt. In einem beliebten Journal (Journal für Literatur, Luxus und Mode, 1815. Nr. 4. S. 226) findet man die ganze kleine Dichtung, deren sich wol schwerlich Viele erinnern möchten, wieder abgedruckt, so wie eine hinreichende Entwickelung hinzugefügt dessen, was bei der Vorstellung eigentlich zur Erscheinung gekommen und eine gute Wirkung hervorgebracht.

Gegenwärtig aber ist die Absicht, auf die Grundsätze aufmerksam zu machen, nach denen man bei Wiederbelebung dieser abgeschiedenen Produktion verfahren, welches ebendieselben sind, zu denen wir uns schon früher bekannt, und die uns so viele Jahre hergeleitet, daß man nämlich theils erhalten, theils wieder hervorheben solle, was uns das Theater der Vorzeit anbietet. Dieses kann nur geschehen, wenn man die Gegenwart wohl bedenkt und sich nach ihrem Sinn und ihren Forderungen richtet. Eigentlich aber ist der jetzige Aufsatz für Direktionen geschrieben, welche die Partitur dieses Stücks verlangt haben oder verlangen konnten, damit dieselben sich in den Stand gesetzt sehen, auch auf ihrer Bühne denselben, ja vielleicht noch höhern Effekt hervorzubringen.

Und so nehme denn nach Anleitung des gedachten Journals der Inhalt hier vor allem Andern seine Stelle, damit der Begriff des Ganzen auf die leichteste und entschiedenste Weise klar werde:

---

*) Morgenblatt. 1815. Nr. 136. Den 8. Juni. Anonym; man vgl. indessen den Goethe-Jahrbuch-Aufsatz, Bd. II. S. 179 ff.

**) Vgl. Goethe's Werke, VIII. S. 305 ff. die Vorbemerk. des Herausgebers.

„Proſerpina tritt auf als Königin der Unterwelt, als Pluto's geraubte Gattin, noch ganz im erſten Schrecken über das Begegniß; ermattet vom Umherirren in der wüſten Oede des Orkus, hält ſie ihren Fuß an, den Zuſtand zu überſehen, in dem ſie ſich befindet. Ein Rückblick in den unlängſt verlornen läßt ſie noch einmal die unſchuldige Wonne deſſelben fühlen. Sie entladet ſich des läſtigen Schmucks der ihr verhaßten Frauen- und Königswürde. Sie iſt wieder das reizende, liebliche, mit Blumen ſpielende Götterkind, wie ſie es unter ihren Geſpielinnen war; der ganze idylliſche Zuſtand tritt mit ihrer Nymphengeſtalt uns vor Augen, in welcher ſie die Liebe des Gottes reizte und ihn zum Raube begeiſterte. Unglücklich, ſeine Gattin zu ſein, unglücklich, über Schatten zu herrſchen, deren Leiden ſie nicht abhelfen, deren Freuden ſie nicht theilen kann, wendet ſie ihr bedrängtes Herz zu ihrer göttlichen Mutter, zu Vater Zeus, der die Verhängniſſe, wenn auch nicht aufhebt, doch zu lenken vermag; Hoffnung ſcheint ſich zu ihr herabzuneigen und ihr den Ausgang zum Licht zu eröffnen. Ihr erheiterter Blick entdeckt zuerſt die Spuren einer höhern Vegetation. Die Erſcheinung ihrer Lieblingsfrucht, ein Granatbaum, verſetzt ihren Geiſt wieder in jene glücklichen Regionen der Oberwelt, die ſie verlaſſen. Die freundliche Frucht iſt ihr ein Vorbote himmliſcher Gärten. Sie kann ſich nicht enthalten, von dieſer Lieblingsfrucht zu genießen, die ſie an alle verlaſſne Freuden erinnert. Weh der Getäuſchten! Was ihr als Unterpfand der Befreiung erſchien, urplötzlich wirkt es als magiſche Verſchreibung, die ſie unauflöslich dem Orkus verhaftet. Sie fühlt die plötzliche Entſcheidung in ihrem Innerſten. Angſt, Verzweiflung, der Huldigungsgruß der Parzen, Alles ſteigert ſie wieder in den Zuſtand der Königin, den ſie abgelegt glaubte; ſie iſt die Königin der Schatten, unwiderruflich iſt ſie es; ſie iſt die Gattin des Verhaßten, nicht in Liebe, in ewigem Haß mit ihm verbunden. Und in dieſer Geſinnung nimmt ſie von ſeinem Throne den unwilligen Beſitz.“

Die verſchiedenen Elemente nun, aus welchen die erneute Darſtellung auferbaut worden, ſind folgende: 1) Decoration, 2) Rezitation und Deklamation, 3) körperliche Bewegung, 4) Mitwirkung der Kleidung, 5) Muſik, und zwar a) indem ſie die Rede begleitet, b) indem ſie zu maleriſchen Bewegungen

63. Verfehlter Beruf. (215.)

Schreckensmänner wären sie gerne; doch lacht man in Deutschland
Ihres Grimmes, der nur mäßige Schriften zerfleischt.

64. An mehr als Einen. (216.)

Erst habt Ihr die Großen beschmaust, nun wollt Ihr sie stürzen;
Hat man Schmarotzer doch nie dankbar dem Wirthe gesehn!

65. Umwälzung. (219.)

Nein, das ist doch zu arg! Da läuft auch selbst noch der Kantor
Von der Orgel und, ach, pfuscht auf den Klaven des Staats.

66. Sein Handgriff. (225.)

Auszuziehen versteh' ich und zu beschmutzen die Schriften;
Dadurch mach' ich sie mein, und Ihr bezahlet sie mir.

67. Frisches Futter.*67)

Bald ist die Menge gesättigt von demokratischem Futter,
Und ich wette, Du steckst irgend ein anderes auf.

68. Frankreich. (209.)*68)

Wahrheit sag' ich Euch, Wahrheit und immer Wahrheit, versteht sich,
Meine Wahrheit; denn sonst ist mir auch keine bekannt.

69. An Reichardt.*69)

Komm nur von Giebichenstein, von Malepartus! Du bist doch
Reineke nicht, Du bist doch nur halb Bär und halb Wolf.

70. Der Leviathan und die Epigramme. (128.)*70)

Fürchterlich bist Du im Kampf, nur brauchst Du etwas viel Wasser;
Aber versuch' es einmal, Fisch, in den Lüften mit uns!

71. Gewissen Lesern. (115.)

Viele Bücher genießt Ihr, die ungesalznen; verzeiht,
Daß dies Büchelchen uns überzusalzen beliebt.

---

*67) Aus der Ausgabe von 1836.

*68) Das Epigramm wurde früher Schiller zugeschrieben und steht in den Xenien unter der Ueberschrift „Das Motto"; wir glaubten, die des Xenien-Manuskriptes vorziehen zu müssen.

*69) Reichardt war seit 1791 Besitzer des Gutes Giebichenstein bei Halle. — Das Distichon steht nicht im Almanach, sondern nur im Schiller-Goethe'schen Briefwechsel II, 153 unter dem 18. Juni 1796.

*70) Nach früheren Deutungen stecken Nicolai und Bahrdt, nach Tünzer Manso hinter der Maske; nach den Erläuterungen im Xenien-Manuskript ist Reichardt gemeint, auf den Buch Hiob 40, 20—23 angewendet werden.

aufforderte, c) indem sie den Chor melodisch eintreten läßt. Alles dieses wird 6) durch ein Tableau geschlossen und vollendet.

Da wir voraussetzen dürfen, daß Diejenigen, welche dieser Gegenstand interessirt, den eben erwähnten kurzen Aufsatz zu lesen nicht verschmähen werden, enthalten wir uns aller Wiederholung des dort Gesagten, um die Bedeutung der verschiedenen Punkte in der Kürze möglichst klar zu machen.

1) Bei der Dekoration, welche immer dieselbe bleibt, war beabsichtigt, die Gegenden des Schattenreiches nicht sowol öde als verödet darzustellen. In einer ernsten Landschaft Poussinischen Stils sah man Ueberreste alter Gebäude, zerstörte Burgen, zerbrochene Aquädukte, verfallende Brücken, Fels, Wald und Busch, völlig der Natur überlassen, alles Menschenwerk der Natur wiedergegeben.

Man wollte daran erinnern, daß der Orkus der Alten hauptsächlich dadurch bezeichnet war, daß die Abgeschiedenen sich vergebens abmühten und es daher ganz schicklich sein möchte, die Schatten der Heroen, Herrscher und Völker an dem Verfall ihrer größten Werke das Vergebliche menschlicher Bemühungen erblicken zu lassen, damit sie, den Danaiden gleich, dasjenige immerfort wieder aufzubauen versuchten, was ihnen jedesmal unter den Händen zusammenfällt.

Diese Idee war auf dem Weimarischen Theater mehr angedeutet als ausgeführt, und hier wäre es, wo größere Bühnen unter sich wetteifern und eine bedeutende, dem Auge zugleich höchst erfreuliche Dekoration aufstellen könnten.

Deutschland besaß einen Künstler, Franz Kobell,*) welcher sich mit Ausführung dieses Gedankens gern und oft beschäftigte. Wir finden landschaftliche Zeichnungen von ihm, wo Ruine und Trümmer aller Art ausgesäet oder, wenn man will, zusammengestellt sind, vielleicht allzu reichlich; aber eben deswegen könnten diese Zeichnungen geschmackreichen Künstlern zum Stoff und zugleich zum Anlaß dienen, die hier gefoderte Dekoration für ihre Theater gefällig auszubilden.

Sehr schicklich und angenehm würde dabei sein, wenn ein Theil der Scene eine verödete Villa vorstellte, wodurch der

*) Franz Kobell, von dem es etwa 20,000, nach Andern 10,000 landschaftliche und architektonische Zeichnungen gibt, lebte damals noch, als Goethe dies schrieb. Er wurde 1749 in Mannheim geboren und starb 1822 in München.

geforderte Granatbaum und die erwähnten Blumen motivirt und mit dem Uebrigen nothwendig verbunden würden. Geistreiche Künstler fänden in dieser Aufgabe eine angenehme Unterhaltung, wie denn z. B. etwas erfreulich Bedeutendes entstehen müßte, wenn in Berlin unter Anleitung einer so einsichtigen als thätigen General-Intendanz die Herren Schinkel und Lütke*) sich zu diesem Endzweck verbinden wollten, indem die Talente des Landschaftmalers und Architekten vereinigt angesprochen werden. Auch würde man in Stuttgart das dort wahrscheinlich noch befindliche Gemälde des zu früh abgeschiedenen Kaaz**) zu Rathe ziehen können, welches sich den Preis verdiente, als die dortigen Kunstfreunde eine der hier verlangten Dekoration ziemlich ähnliche Landschaft als Aufgabe den deutschen Künstlern vorlegten. Dadurch würde bei dieser Gelegenheit ein schon beinahe vergessenes Bestreben deutscher Kunstliebe und Kunstförderung wieder vor die Augen des Publikum gebracht; denn nicht allein was auf dem Theater, sondern auch was von Seiten der bildenden Kunst geleistet worden, wäre wieder zu beleben und zu benutzen.

2) Daß nun auf einem solchen Schauplatz Rezitation und Deklamation sich musterhaft hervorthun müsse, bedarf wol keiner weitern Ausführung, wie denn bei uns deshalb nichts zu wünschen übrig bleibt. So wie denn auch

3) die körperliche Bewegung der Darstellenden in größter Mannichfaltigkeit sich einer jeden Stelle eigenthümlich anschloß, und

4) die Kleidung entschieden mitwirkte; wobei wir folgende Bemerkung machen. Proserpina tritt auf als Königin der Unterwelt; prächtige, über einander gefaltete Mäntel, Schleier und Diadem bezeichnen sie; aber kaum findet sie sich allein, so kommt ihr das Nymphenleben wieder in den Sinn, in das Thal von Enna***) glaubt sie sich versetzt, sie entäußert sich alles Schmucks und steht auf einmal blumenbekränzt wieder als Nymphe da. Daß nun dieses Entäußern der faltenreichen

*) Karl Friedrich Schinkel, der berühmte Architekt (1781–1841), war zur Zeit, als Goethe dies schrieb, Geheimer Oberbaurath in Berlin. — Peter Ludwig Lütke (1759–1831), Landschaftsmaler und Mitglied der Akademie der Künste daselbst.

**) Karl Ludwig Kaaz (1776–1810), Landschaftsmaler. Man vergl. auch Werke, II. S. 217 („Zu meinen Handzeichnungen").

***) In Sizilien, wo nach der am Meisten verbreiteten Sage Proserpina von Pluto geraubt wurde.

Gewänder zu den schönsten mannichfaltigsten Gestaltungen Anlaß gebe, daß der Kontrast einer königlichen Figur mit einer daraus sich entwickelnden Nymphengestalt anmuthig überraschend sei, wird Niemandem entgehen und jede geschickte Schauspielerin reizen, sich auf diese Weise darzustellen.

Die Nymphe jedoch wird bald aus ihrer Täuschung gerissen; sie fühlt ihren abgesonderten kläglichen Zustand, ergreift eins der Gewänder, mit welchem sie den größten Theil der Vorstellung über ihre Bewegungen begleitet, sich bald darein verhüllt, sich bald daraus wieder entwindet und zu gar mannichfaltigem pantomimischem Ausdruck den Worten gemäß zu benutzen weiß.

Auch dieser Theil war bei unserer Vorstellung vollkommen; bewegliche Zierlichkeit der Gestalt und Kleidung flossen in Eins zusammen, so daß der Zuschauer weder in der Gegenwart noch in der Erinnerung Eins von dem Andern abzusondern wußte noch weiß. Eine jede deutsche Künstlerin, welche sich fühlt, wird diese Aufgabe zu lösen für angenehme Pflicht halten.

5) Nunmehr aber ist es Zeit, der Musik zu gedenken, welche hier ganz eigentlich als der See anzusehen ist, worauf jener künstlerisch ausgeschmückte Nachen getragen wird, als die günstige Luft, welche die Segel gelind, aber genugsam erfüllt und der steuernden Schifferin bei allen Bewegungen nach jeder Richtung willig gehorcht.

Die Symphonie eröffnet eben diesen weiten musikalischen Raum, und die nahen und fernen Begrenzungen desselben sind lieblich abmungsvoll ausgeschmückt. Die melodramatische Behandlung hat das große Verdienst, mit weiser Sparsamkeit ausgeführt zu sein, indem sie der Schauspielerin gerade so viel Zeit gewährt, um die Geberden der mannichfaltigen Uebergänge bedeutend auszudrücken, die Rede jedoch im schicklichen Moment ohne Aufenthalt wieder zu ergreifen, wodurch der eigentlich musikantenartige Theil mit dem poetisch-declamatorischen verschmolzen und einer durch den andern gesteigert wird.

Eine geforderte und um desto willkommenere Wirkung thut das Chor der Parzen, welches mit Gesang eintritt und das ganze rezitativartig gehaltne Melodram rhythmisch-melodisch abrundet; denn es ist nicht zu leugnen, daß die melodramatische Behandlung sich zuletzt in Gesang auflösen und dadurch erst volle Befriedigung gewähren muß.

6) Wie nach nun dieser Chorgesang zur Deklamation und

melodramatischen Begleitung verhielt, ebenso verhielt sich zu der an einer einzelnen Gestalt ins Unendliche vermannichfaltigten Bewegung das unbewegte Tableau des Schlusses. Indem nämlich Proserpina in der wiederholten Huldigung der Parzen ihr unwiderrufliches Schicksal erkennt und, die Annäherung ihres Gemahls ahnend, unter den heftigsten Geberden in Verwünschungen ausbricht, eröffnet sich der Hintergrund, wo man das Schattenreich erblickt, erstarrt zum Gemälde, und auch sie, die Königin, zugleich erstarrend, als Theil des Bildes.

Das Schattenreich war also gedacht und angeordnet: In der Mitte eine schwach beleuchtete Höhle, die drei Parzen umschließend, ihrer Beschäftigung gemäß von verschiedenem Alter und Kleidung, die jüngste spinnend, die mittlere den Faden ausziehend und die älteste mit der Schere bewaffnet. Die erste emsig, die zweite froh, die dritte nachdenkend. Diese Höhle dient zum Fußgestelle des Doppelthrons, auf welchem Pluto seinen Platz ausfüllt, die Stelle jedoch zu seiner Rechten leer gesehen wird. Ihm linker Hand, auf der Nachtseite, erblickt man unten zwischen Wasserstürzen und herabhängenden Fruchtzweigen, bis an den Gürtel in schäumenden Wellen, den alten Tantalus,*) über ihm Ixion,**) welcher das ihn aus einer Höhle fortreißende Rad aufhalten will, gleichfalls halbe Figur; oben auf dem Gipfel des Felsens Sisyphus,***) ganze Figur, sich anstrengend, den auf der Kuppe schwebenden Steinblock hinüber zu werfen.

Auf der lichten Gegenseite waren die Seligen vorgestellt. Und wie nun Laster und Verbrechen eigentlich am Individuum kleben und solches zu Grunde richten, alles Gute und Tugendhafte dagegen uns in das Allgemeine zieht, so hatte man hier keine besonders benannten Gestalten aufgeführt, sondern nur das allgemein Wonnevolle dargestellt. Wenn auf der Schattenseite die Verdammniß auch dadurch bezeichnet war, daß jener namhaften Heroen jeder allein litt, sprach sich hier dagegen die Seligkeit dadurch aus, daß Allen ein geselliger Genuß bereitet war.

*) S. Goethe's Werke, VII. S. 122. Z. 28 ff. und die entsprechende Note.

**) Ixion — bei Homer noch nicht vorkommend — war verurtheilt, mit Händen und Füßen an ein feuriges Rad gespannt, mit diesem in der schnellsten Bewegung unaufhörlich herumgedreht zu werden. Man vgl. Ovid's Metamorph., IV. 461, oder Hygin's Fab. 62.

***) Vgl. Odyss., XI. 593 ff.

Eine Mutter, von vielen Kindern umgeben, zierte den würdigen Grund, worauf der frohbegrünte elysische Hügel emporstieg. Ueber ihr eilte den Berg hinab eine Gattin dem herankommenden Gatten entgegen; ganz oben in einem Palmenlusthain, hinter welchem die Sonne aufging, Freunde und Liebende in vertraulichem Wandeln. Sie wurden durch kleine Kinder vorgestellt, welche gar malerisch fernten. Den Farbenkreis hatte der Künstler über das Ganze vertheilt, wie es den Gruppen und der Licht- und Schattenseite zukam. Denke man sich nun Proserpina im königlichen Schmuck, zwischen der kinderreichen Mutter und den Parzen hinaustaumend zu ihrem leeren Thron, so wird man das Bild vollendet haben.

Die löbliche Gewohnheit, das Bild nach einer kurzen Verdeckung zum zweiten Male zu zeigen, benutzte man zum Abschluß. Ein niederfallender Vorhang hatte auch Proserpina mit zugedeckt; sie benutzte die kurze Zwischenzeit, sich auf den Thronsitz zu begeben, und als der Vorhang wieder aufstieg, sah man sie neben ihrem Gemahl, einigermaßen abgewendet, sitzen und sie, die Bewegliche, unter den Schatten erstarrt. Chorgesang mit Musikbegleitung dauerte bis zu Ende.

Die Beschreibung des Gemäldes giebt zu erkennen, daß wir dem beschränkten Raum unserer Bühne gemäß mit einer löblichen lakonischen Symbolik verfahren, wodurch alle Figuren und Gruppen deutlich hervorleuchteten, welches bei solchen Darstellungen höchst nöthig ist, weil dem Auge nur wenig Zeit gegeben wird, sie zu fassen.

Wie wir nun anfangs den Architekten und Landschaftmaler zu Hilfe gerufen, so werden Bildhauer und Maler nun eine dankbare Aufgabe zu lösen eingeladen. Den Raum größerer Theater benutzend, können sie ein ungeheures, mannichfaltiges und dennoch auseinandertretendes sagliches Gemälde darstellen. Die Grundzüge sind gegeben, wobei wir gestehen, daß wir uns nur mit Mühe entdickten, mehrere Gebilde, welche theils die Mythologie, theils das Gemüth aufdrang, anzubringen und einzuschalten.

Und so wären denn die Mittel klar auseinandergelegt, deren man sich bedient hat und noch bedienen kann, um mit geringem Aufwand bedeutenden Effekt hervorzubringen.

Das deutsche Theater besitzt viele kleine komische Stücke, welche Jedermann gern wiederholt sieht; schwerer und feiner sind kurzgefaßte Tragödien. Von den Melodramen, denen der

edle Inhalt am Besten ziemt, werden Pygmalion und Ariadne*) noch manchmal vorgestellt; die Zahl derselben zu vermehren, dürfte daher als ein Verdienst angesehen werden. Das gegenwärtige kleine Stück, welches sich in idyllischen, heroischen, leidenschaftlichen, tragischen Motiven immer abwechselnd um sich selbst herumdreht, konnte seiner Art nach Gelegenheit geben, manche Mittel, welche seit seiner Entstehung die deutsche darstellende Kunst erworben, ihm zu Gunsten anzuwenden. Die landschaftliche Kunst hat sich in diesen letzten Zeiten von der bloßen Aus- und Ansicht wirklicher Gegenstände (vedute) zur höhern, ideellen Darstellung erhoben. Die Verehrung Poussin's wird allgemeiner, und gerade dieser Künstler ist es, welcher dem Dekorateur im landschaftlichen und architektonischen Fache die herrlichsten Motive darbietet.

Rezitation und Deklamation haben sich auch gesteigert und werden immer ins Höhere reichen können, wenn sie nur dabei mit dem einen Fuße den Boden der Natur und Wahrheit zu berühren verstehen. Schöne, anständige körperliche Bewegung, an die Würde der Plastik, an die Lebendigkeit der Malerei erinnernd, haben eine Kunstgattung für sich begründet, welche ohne Theilnahme der Gewänder nicht gedacht werden kann und deren Einfluß sich gleichfalls schon auf die Tragödie erstreckt.

Ebenso ist es mit den Tableaux, mit jener Nachbildung eines gemalten Bildes durch wirkliche Personen. Sie fingen in Klöstern, bei Krippchen, Hirten und Drei-Königen an und wurden zuletzt ein gleichfalls für sich bestehender Kunstzweig, der manchen Liebhaber reizt und beschäftigt, auch sich einzeln schon auf dem Theater verbreitet hat. Ein solches Bild, nicht einem andern Bilde nachgeahmt, sondern zu diesem Zweck erfunden, welches bei festlichen Gelegenheiten bei uns mehrmals geschehn, hat man hier angebracht und an das Stück dergestalt geschlossen, daß dieses dadurch seine Vollendung erlangt.

Auch darf man wol zuletzt noch die Mäßigkeit des Komponisten rühmen, welcher sich nicht selbst zu hören, sondern mit keuscher Sparsamkeit die Vorstellung zu fördern und zu tragen suchte.

---

*) Ueber „Pygmalion", in dem z. B. noch Iffland bei seinem zweiten Gastspiele in Weimar (am 1. Mai 1798) auftrat, und „Ariadne" (auf Naxos) vgl. die Vorbemerkung zu „Proserpina" (Werke, VIII S. 304).

Ueber das deutsche Theater.*)

Zu einer Zeit, wo das deutsche Theater als eine der schönsten Nationalthätigkeiten aus trauriger Beschränkung und Verkümmerung wieder zu Freiheit und Leben hervorwächst, befeifern sich wohldenkende Direktoren, nicht allein einer einzelnen Anstalt im Stillen ernstlich vorzustehen, sondern auch durch öffentliche Mittheilungen ins Ganze zu wirken. Dichter, Schauspieler, Direktion und Publikum werden sich immer mehr unter einander verständigen und im Genuß des Augenblicks nicht vergessen, was die Vorfahren geleistet. Nur auf ein Repertorium, welches ältere Stücke enthält, kann sich eine Nationalbühne gründen. Möge Nachstehendes eine günstige Aufnahme erfahren und so des Verfassers Muth belebt werden, mit ähnlichen Aeußerungen nach und nach hervorzutreten.

Ein Vorsatz Schiller's, und was daraus erfolget.

Als der verewigte Schiller durch die Gnade des Hofs, die Gunst der Gesellschaft, die Neigung der Freunde bewogen ward, seinen Jenaischen Aufenthalt mit dem Weimarischen zu vertauschen**) und der Einsiedlerheit zu entsagen, der er sich bisher ausschließlich gewidmet hatte, da war ihm besonders die Weimarische Bühne vor Augen, und er beschloß, seine Aufmerksamkeit auf die Vorstellungen derselben scharf und entschieden zu richten.

Und einer solchen Schranke bedurfte der Dichter; sein außerordentlicher Geist suchte von Jugend auf die Höhen und Tiefen, seine Einbildungskraft, seine dichterische Thätigkeit führten ihn ins Weite und Breite, und so leidenschaftlich er auch hierbei verfuhr, konnte doch bei längerer Erfahrung seinem Scharfblick

*) Morgenblatt, 1815. Nr. 85 und 86. Den 10. und 11. April.
**) Schiller's Uebersiedelung geschah am 3. Dezember 1799.

nicht entgehen, daß ihn diese Eigenschaften auf der Theaterbahn nothwendig irre führen müßten.

In Jena waren seine Freunde Zeugen gewesen, mit welcher Anhaltsamkeit und entschiedener Richtung er sich mit Wallenstein beschäftigte.*) Dieser vor seinem Genie sich immer mehr ausdehnende Gegenstand ward von ihm auf die mannichfaltigste Weise aufgestellt, verknüpft, ausgeführt, bis er sich zuletzt genöthigt sah, das Stück in drei Theile zu theilen, wie es darauf erschien; und selbst nachher ließ er nicht ab, Veränderungen zu treffen, damit die Hauptmomente im Engern wirken möchten, da denn die Folge war, daß der Tod Wallenstein's auf allen Bühnen und öfter, das Lager und die Piccolomini nicht überall und seltner gegeben wurden.

Don Carlos war schon früher für die Bühne zusammengezogen, und wer dieses Stück, wie es jetzt noch gespielt wird, zusammenhält mit der ersten gedruckten Ausgabe,**) der wird anerkennen, daß Schiller, wie er im Entwerfen seiner Plane unbegrenzt zu Werke ging, bei einer spätern Redaktion seiner Arbeiten zum theatralischen Zweck durch Ueberzeugung den Muth besaß, streng, ja unbarmherzig mit dem Vorhandenen umzugehen. Hier sollten alle Hauptmomente vor Aug' und Ohr in einem gewissen Zeitraume vorübergehen; alles Andere gab er auf, und doch hat er sich nie in den Raum von drei Stunden einschließen können.

Die Räuber, Kabale und Liebe, Fiesko, Produktionen genialer jugendlicher Ungeduld und Unwillens über einen schweren Erziehungsdruck, hatten bei der Vorstellung, die besonders von Jünglingen und der Menge heftig verlangt wurde, manche Veränderung erleiden müssen. Ueber alle dachte er nach, ob es nicht möglich würde, sie einem mehr geläuterten Geschmack, zu welchem er sich herangebildet hatte, anzuähnlichen. Er pflog hierüber mit sich selbst in langen schlaflosen Nächten, dann aber auch an heitern Abenden mit Freunden einen liberalen und umständlichen Rath.

Hätte jene Berathungen ein Geschwindschreiber aufbewahrt, so würde man ein merkwürdiges Beispiel produktiver Kritik

*) Seit dem März 1796 (vgl. den Brief Schiller's an Goethe vom 18. und den an Körner vom 21. März).

**) Der 1787 bei Göschen erschienenen (s. Schiller's Werke, III. S. 120). Zuerst war „Don Carlos" bis Akt III. Auftr. 9 in der „Rheinischen Thalia" veröffentlicht worden (vgl. ebendas. S. 117).

besitzen. Um beste angenehmer wird Einsichtigen die Selbstunterhaltung Schiller's über den projektirten und angefangnen Demetrius*) entgegenkommen, welches schöne Dokument prüfenden Erschaffens uns im Gefolg seiner Werke aufbewahrt ist. Jene oben benannten drei Stücke jedoch wollte man nicht anrühren, weil das daran Mißfällige sich zu innig mit Gehalt und Form verwachsen befand und man sie daher auf gut Glück der Folgezeit, wie sie einmal aus einem gewaltsamen Geist entsprungen waren, überliefern mußte.

Schiller hatte nicht lange in so reifen Jahren einer Reihe von theatralischen Vorstellungen beigewohnt, als sein thätiger, die Umstände erwägender Geist, ins Ganze arbeitend, den Gedanken faßte, daß man dasjenige, was man an eignen Werken gethan, wol auch an fremden thun könne; und so entwarf er einen Plan, wie dem deutschen Theater, indem die lebenden Autoren für den Augenblick fortarbeiteten, auch dasjenige zu erhalten wäre, was früher geleistet worden. Der einnehmende Stoff, der anerkannte Gehalt solcher Werke sollte einer Form angenähert werden, die theils der Bühne überhaupt, theils dem Sinn und Geist der Gegenwart gemäß wäre. Aus diesen Betrachtungen entstand in ihm der Vorsatz, Ausrubestunden, die ihm von eignen Arbeiten übrig blieben, in Gesellschaft übereindenkender Freunde planmäßig anzuwenden, daß vorhandene bedeutende Stücke bearbeitet und ein Deutsches Theater herausgegeben würde, sowol für den Leser, welcher bekannte Stücke von einer neuen Seite sollte kennen lernen, als auch für die zahlreichen Bühnen Deutschlands, die dadurch in den Stand gesetzt würden, denen oft leichten Erzeugnissen des Tags einen festen alterthümlichen Grund ohne große Anstrengung unterlegen zu können.

Damit nun aber das Deutsche Theater auf ächt deutschen Boden gegründet werden möge, war Schiller's Absicht, zuerst Hermanns Schlacht von Klopstock zu bearbeiten. Das Stück wurde vorgenommen und erregte schon bei dem ersten Anblick manches Bedenken. Schiller's Urtheil war überhaupt sehr liberal, aber zugleich frei und streng. Die ideellen Forderungen, welche Schiller seiner Natur nach machen mußte, fand er hier nicht befriedigt, und das Stück ward bald zurückgelegt. Die

*) „Demetrius" wurde zuerst 1815 veröffentlicht im XII. Bande der ersten Gesammt-Ausgabe von Schiller's Werken.

Kritik auf ihrem gegenwärtigen Standpunkte bedarf keines Winkes, um die Bestimmungsgründe zu entfalten.

Gegen Lessing's Arbeiten hatte Schiller ein ganz besonderes Verhältniß; er liebte sie eigentlich nicht, ja Emilie Galotti war ihm zuwider; doch wurde diese Tragödie sowol als Minna von Barnhelm in das Repertorium aufgenommen. Er wandte sich darauf zu Nathan dem Weisen, und nach seiner Redaktion, wobei er die Kunstfreunde gern mitwirken ließ, erscheint das Stück noch gegenwärtig und wird sich lang erhalten, weil sich immer tüchtige Schauspieler finden werden, die sich der Rolle Nathan's gewachsen fühlen. Möge doch die bekannte Erzählung, glücklich dargestellt, das deutsche Publikum auf ewige Zeiten erinnern, daß es nicht nur berufen wird, um zu schauen, sondern auch, um zu hören und zu vernehmen! Möge zugleich das darin ausgesprochne göttliche Duldungs- und Schonungsgefühl der Nation heilig und werth bleiben!

Die Gegenwart des vortrefflichen Iffland (1796)*) gab Gelegenheit zu Abkürzung Egmont's,**) wie das Stück noch bei uns und an einigen Orten gegeben wird. Daß auch Schiller bei seiner Redaktion grausam verfahren, davon überzeugt man sich bei Vergleichung nachstehender Scenenfolge mit dem gedruckten Stücke selbst. Die persönliche Gegenwart der Regentin z. E. vermißt unser Publikum ungern; und doch ist in Schiller's Arbeit eine solche Konsequenz, daß man nicht gewagt hat, sie wieder einzulegen, weil andre Mißverhältnisse in die gegenwärtige Form sich einschleichen würden.

Egmont.

Erster Aufzug.

Auf einem freien Platz Armbrustschießen. Bei Gelegenheit daß Einer von Egmont's Leuten durch den besten Schuß sich zum Schützenkönige erbebt, seine Gesundheit sowie die Gesundheiten der Herrschaften getrunken werden, kommen die öffentlichen Angelegenheiten zur Sprache, nebst den Charakteren der höchsten und hohen Personen. Die Gesinnungen des Volks offenbaren sich. Andre Bürger treten auf; man wird von den entstandnen Unruhen unterrichtet. Zu ihnen gesellt sich ein Advokate, der

*) Vgl. die Note zu S. 629.
**) Vgl. die Vorbemerkung zu Goethe's Werke, VII. S. 131.

72. Der treue Spiegel. (183.)*72)

Reiner Bach, Du entstellst nicht den Kiesel, Du bringst ihn dem Auge
Näher; so seh' ich die Welt, ***, wenn Du sie beschreibst.

73. Zum Geburtstag. (280.)*73)

Möge Dein Lebensfaden sich spinnen wie in der Prosa
Dein Periode, bei dem leider die Lachesis schläft!

74. Unter vier Augen. (281.)*74)

Viele rühmen, sie habe Verstand; ich glaub's. Für den Einen,
Den sie jedesmal liebt, hat sie auch wirklich Verstand.

75. Charade. (282.)*75)

Nichts als Dein Erstes fehlt Dir, so wäre Dein Zweites genießbar;
Aber Dein Ganzes, mein Freund, ist ohne Salz und Geschmack.

76. Natur und Vernunft. (Tab votivae.)*76)

Wärt Ihr, Schwärmer, im Stande, die Ideale zu fassen,
O, so verehrtet Ihr auch, wie sich's gebührt, die Natur.
Wärt Ihr, Philister, im Stand', die Natur im Großen zu sehen,
Sicher führte sie selbst Euch zu Ideen empor.

---

*72) Die „Literarischen Spießruthen" und Löschin beziehen dies Epigramm in der Voraussetzung, daß es von Schiller herstamme, auf Wilhelm Meister; Boas denkt an Wieland's Roman „Der goldene Spiegel", der aber schon 1772 erschienen war; Düntzer und Saupe, die das Distichon gleichfalls Schiller zuschreiben, sehen in demselben ein zartes Lob für Herder. Die Gründe jedoch, welche für alle diese Vermuthungen beigebracht werden, sind wenigstens nicht überzeugend.

*73) Wird von jeher auf Wieland's „langathmige Prosa" gedeutet.

*74) Die Deutung auf Frau Böhmer in Jena, die sich im Sommer 1796 mit A. W. Schlegel vermählte, und auf die sich auch eine Schiller'sche Xenie bezieht (vgl. Schiller Bd. I, 1, S. 133 Nr. 173 unkr. Ausg.), ist jedenfalls viel wahrscheinlicher als die auf Wieland's „Gespräche unter vier Augen", die erst 1798 im „Neuen teutschen Merkur" erschienen. Uebrigens ist bei diesem und den zwei folgenden Epigramm Goethe's Autorschaft zweifelhaft.

*75) Ohne ausreichende Begründung sind die Deutungen „Fülleborn" und „Kosegarten", welche in den „Literarischen Spießruthen" gegeben werden, ebensowenig sicher die von Boas versuchte „Sinngedicht," unter welchem er das von Wieland „Zur Geburtsfeier des Herrn Erbprinzen Karl Friedrich von Sachsen-Weimar" 1783 verfaßte verstanden wissen will; noch eher würde sich die später von Boas gegebene „Salzmann" empfehlen.

*76) Die zwei ersten Verse finden sich bereits als No. 46 in den „Vier Jahreszeiten" (II, 170) und mußten dort aufgenommen werden, weil Goethe dieselben bereits in seinen Werken hatte. Obgleich die zwei folgenden nach Schaefer (in Prutz' literar.-historischem Taschenbuch von 1846, S. 451) u. A. mit gutem Grunde Schiller zugeschrieben werden, so ist das Ganze hier doch als ein interessantes Beispiel für die gemeinsame Thätigkeit beider Dichter, in welcher häufig der Eine den Gedanken, der Andre die Form gab oder Beide sich an demselben Gedanken versuchten, eingereiht worden.

die Privilegien des Volks zur Sprache bringt; hieraus entstehen Zwiespalt und Händel; Egmont tritt auf, besänftigt die Männer und bedroht den Rabulisten. Er zeigt sich als beliebter und geehrter Fürst.

Zweiter Aufzug.

Egmont und sein Geheimschreiber, bei dessen Vorträgen die liberale, freie, kühne Denkart des Helden sich offenbart. Hierauf sucht Oranien seinem Freunde Vorsicht einzuflößen, aber vergebens, und, da man die Ankunft des Herzogs Alba vernimmt, ihn zur Flucht zu bereden, abermals vergebens.

Dritter Aufzug.

Die Bürger in Furcht des Bevorstehenden; der Rabulist weissagt Egmont's Schicksal; die spanische Wache tritt auf, das Volk stiebt auseinander.

In einem bürgerlichen Zimmer finden wir Klärchen mit ihrer Liebe zu Egmont beschäftigt. Sie sucht die Neigung ihres Liebhabers Brackenburg abzulehnen; fährt fort in Freud' und Leid an ihr Verhältniß mit Egmont zu denken; Dieser tritt ein, und nun ist nichts Anders als Liebe und Lust.

Vierter Aufzug.

Palast. Alba's Charakter entwickelt sich in seinen Maßregeln. Ferdinand, dessen natürlicher Sohn, den die Persönlichkeit Egmont's anzieht, wird, damit er sich an Grausamkeiten gewöhne, beordert, Diesen gefangen zu nehmen. Egmont und Alba im Gespräch, Jener offen, Dieser zurückhaltend und zugleich anreizend. Egmont wird gefangen genommen.

Brackenburg in der Dämmerung auf der Straße. Klärchen will die Bürger zur Befreiung Egmont's aufregen, sie entfernen sich furchtsam; Brackenburg mit Klärchen allein, versucht sie zu beruhigen, aber vergebich.

Fünfter Aufzug.

Klärchen in ihrem Zimmer allein. Brackenburg bringt die Nachricht von Vorbereitung zu Egmont's Hinrichtung. Klärchen nimmt Gift, Brackenburg entfernt sich, die Lampe verlischt, Klärchen's Verscheiden andeutend.

Gefängniß. Egmont allein. Das Todesurtheil wird ihm angekündigt. Scene mit Ferdinand, seinem jungen Freunde.

Egmont, allein, entschläft. Erscheinung Klärchens im eröffneten Hintergrunde; Trommeln wecken ihn auf; er folgt der Wache, gleichsam als Befehlshaber.

Wegen der letzten Erscheinung Klärchens sind die Meinungen getheilt; Schiller war dagegen, der Autor dafür; nach dem Wunsche des hiesigen Publikums darf sie nicht fehlen.

*

Da wir bei den gegenwärtigen Betrachtungen nicht chronologisch, sondern nach andern Rücksichten verfahren und vorzüglich Verfasser und Redakteur im Auge behalten, so wenden wir uns zu Stella,*) welche Schillern gleichfalls ihre Erscheinung auf dem Theater verdankt. Da das Stück an sich selbst schon einen regelmäßigen, rubigen Gang hat, so ließ er es in allen seinen Theilen bestehen, verkürzte nur hier und da den Dialog, besonders wo er aus dem Dramatischen ins Idyllische und Elegische überzugehen schien. Denn wie in einem Stück zu viel geschehen kann, so kann auch darin zu viel Empfundnes ausgesprochen werden. Und so ließ sich Schiller durch manche angenehme Stelle nicht verführen, sondern strich sie weg. Sehr gut besetzt, ward das Stück den 15. Januar 1806 zum ersten Mal gegeben und sodann wiederholt; allein bei aufmerksamer Betrachtung kam zur Sprache, daß nach unsern Sitten, die ganz eigentlich auf Monogamie gegründet sind, das Verhältniß eines Mannes zu zwei Frauen, besonders wie es hier zur Erscheinung kommt, nicht zu vermitteln sei und sich daher vollkommen zur Tragödie qualifizire. Fruchtlos blieb deshalb jener Versuch der verständigen Cäcilie, das Mißverhältniß ins Gleiche zu bringen. Das Stück nahm eine tragische Wendung und endigte auf eine Weise, die das Gefühl befriedigt und die Rührung erhöht. Gegenwärtig ist das Stück ganz vollkommen besetzt, so daß nichts zu wünschen übrig bleibt, und erhielt daher das letzte Mal ungetheilten Beifall.

Doch würde eine solche allgemeine Versicherung Schaubühnen, welche dieses Stück aufzuführen gedächten, von weiter keinem Nutzen sein, deswegen wir über das Einzelne die nöthigen Bemerkungen hinzufügen.

Die Rolle des Fernando wird jeder nicht gar zu junge Mann, der Helden- und erste Liebhaberrollen zu spielen berufen

*) Vgl. Goethe's Werke, VIII. S. 85 f. die Vorbemerkung.

ist, gern übernehmen und die leidenschaftliche Verlegenheit, in die er sich gesetzt sieht, mit mannichfaltiger Steigerung auszudrücken suchen.

Die Besetzung der Frauenzimmerrollen ist schon schwieriger; es sind deren fünf, von abgestuften, sorgfältig unterschiednen Charakteren. Die Schauspielerin, welche die Rolle der Stella übernimmt, muß uns eine unzeitliche Neigung, ihre heiße Liebe, ihren glühenden Enthusiasmus nicht allein darstellen, sie muß uns ihre Gefühle mittheilen, uns mit sich fortreißen.

Cäcilie wird das anfänglich schwach und gedrückt Scheinende bald hinter sich lassen und als eine freie Gemüths- und Verstandsheldin vor uns im größten Glanz erscheinen.

Lucie soll einen Charakter vorstellen, der sich in einem behaglichen Leben frei gebildet hat und den äußern Druck, der auf sie eindringt, nicht empfindet, ja abstößt. Keine Spur von Naseweisheit oder Dünkel darf erscheinen.

Die Postmeisterin ist keine zänkische Alte, sie ist eine junge, heitere, thätige Wittwe, die nur wieder heirathen möchte, um besser geehrt zu sein.

Aennchen. Es ist zu wünschen, daß dieses ein kleines Kind sei; in dem Munde eines solchen, wenn es deutlich spricht, nimmt sich die Entschiedenheit dessen, was es zu sagen hat, sehr gut aus. Kann man diese Figuren dergestalt abstufen, so wird die Tragödie ihre Wirkung nicht verfehlen.

Der erste Akt, der das äußere Leben vorstellt, muß außerordentlich gut eingelernt sein, und selbst die unbedeutendsten Handlungen sollen ein gewisses ästhetisches Geschick verrathen; wie denn auch das zweimal ertönende Posthorn kunstmäßig eine angenehme Wirkung thun sollte.

So ist denn auch der Verwalter keineswegs durch einen geringen Akteur zu besetzen, sondern ein vorzüglicher Schauspieler, der die Rolle der ernst zärtlichen Alten spielt, zu diesem Liebesdienst einzuladen.

Bedenkt man die unglaublichen Vortheile, die der Komponist hat, der alle seine Wünsche und Absichten mit tausend Worten und Zeichen in die Partitur einschließen und sie jedem kunstausübenden verständlich machen kann, so wird man dem dramatischen Dichter auch verzeihen, wenn er das, was er zum Gelingen seiner Arbeit für unumgänglich nöthig hält, den Direktionen und Regien ans Herz zu legen trachtet.

Die Laune des Verliebten ward im März 1805*) aufs Theater gebracht, eben als diese kleine Produktion vierzig Jahre alt war. Hier kommt Alles auf die Rolle der Egle an. Findet sich eine gewandte Schauspielerin, die den Charakter völlig ausdrückt, so ist das Stück geborgen und wird gern gesehen. Eine unsrer heitern und angenehmen Schauspielerinnen, die sich nach Breslau begab,**) brachte es auf das dortige Theater. Ein geistreicher Mann ergriff den Sinn des Charakters und verfaßte einige Stücke dieser Individualität zu Liebe. Auch wird es in Berlin gegenwärtig gern gesehen.

Hier mag eine Bemerkung Platz finden, die, wohl beachtet, den Direktionen Vortheil bringen wird. Untersucht man genau, warum gewisse Stücke, denen einiges Verdienst nicht abzusprechen ist, entweder gar nicht aufs Theater kommen oder, wenn sie eine Zeit lang guten Eindruck darauf gemacht, nach und nach verschwinden, so findet sich, daß die Ursache weder am Stücke noch am Publikum liege, sondern daß die erforderliche Persönlichkeit des Schauspielers abgeht. Es ist daher sehr wohlgethan, wenn man Stücke nicht ganz bei Seite legt oder sie aus dem Repertorium wegstreicht. Man behalte sie beständig im Auge, sollte man sie auch Jahre lang nicht geben können. Kommt die Zeit, daß sie wieder vollkommen zu besetzen sind, so wird man eine gute Wirkung nicht verfehlen.

So würde z. E. das deutsche Theater eine große Veränderung erleiden, wenn eine Figur wie die berühmte Seylerin***) mit einem ächten, unsrer Zeit gemäß ausgebildeten Talent erschiene; geschwind würden Medea, Semiramis, Kleopatra, Agrippina und andre Heldinnen, die man sich kolossal denken mag, aus dem Grabe auferstehen; andere Rollen daneben würden umgeschaffen werden. Man denke sich eine solche Figur als Orsina, und Emilie Galotti ist ein ganz andres Stück; der Prinz ist entschuldigt, sobald man anerkennt, daß ihm eine solche gewaltsame, herrische Figur zur Last fallen müsse.

*) Vgl. Goethe's Werke, VIII. S. 10, die Vorbemerkung.

**) Mlle. Ambrosch, die seit dem 30. März 1805 dem Weimarischen Hoftheater als Sängerin angehörte, sich 1807 mit dem Schauspieler Becker (Heinrich von Blumenthal) vermählte und 1809 mit ihm von Weimar zuerst nach Hamburg, dann nach Breslau ging (Kabale, II. 164).

***) Sophie Friederike Sparmann, zuerst an den Schauspieler Hensel verheirathet, nach ihrer Scheidung Gattin des Schauspieldirektors Seyler, der von 1771 bis 1774 mit seiner Gesellschaft in Weimar war. (Vgl. Goethe's Werke, XXIX. S. 85, 81, 84.)

Wir wenden uns nun zu den Mitschuldigen. Daß dieses Stück einiges theatralisches Verdienst habe, läßt sich auch daraus abnehmen, daß es, zu einer Zeit, wo es den deutschen Schauspielern noch vor Rhythmen und Reimen bangte, erschienen, in Prosa übersetzt*) aufs Theater gebracht worden, wo es sich freilich nicht erhalten konnte, weil ihm ein Hauptbestandtheil, das Silbenmaß und der Reim, abging.**) Nunmehr aber, da Beides den Schauspielern geläufiger ward, konnte man auch diesen Versuch wagen. Man nahm dem Stück einige Härten, erneuerte das Veraltete, und so erhält es sich noch immer bei vortheilhafter Besetzung. Es kam zugleich mit der Laune des Verliebten im März 1805 auf die Bühne. Schiller war bei den Vorstellungen beirathig, aber erlebte nicht, daß wir im September desselben Jahrs mit dem Räthsel auftraten, welches viel Glück machte, dessen Verfasser aber lange unbekannt bleiben wollte, nachher aber eine Fortsetzung herausgab, welche Stücke sich sämmtlich einander halten und tragen.

Man versäume ja nicht auf dem deutschen Theater, wo es ohnehin sehr bunt aussieht, Stücke von ähnlichem Sinn und Ton neben einander zu stellen, um wenigstens den verschiednen Abtheilungen dramatischer Erzeugnisse eine gewisse Breite zu geben!

*

Iphigenia kam nicht ohne Abkürzung schon 1802 auf die Weimarische Bühne, Tasso, nach langer, stiller Vorbereitung, erst 1807. Beide Stücke erhalten sich durch die höchst vorzüglichen, zu den Rollen vollkommen geeigneten Schauspieler und Schauspielerinnen.

*

Wir sprechen zuletzt von dem im September 1804 zum ersten Mal auf dem Theater erschienenen Götz von Berlichingen. Obgleich Schiller diese neue Bearbeitung selbst nicht übernehmen wollte, so wirkte er doch dabei treulich mit und wußte durch seine kühnen Entschließungen dem Verfasser manche Abkürzung zu erleichtern und war mit Rath und That vom ersten Anfang bis zur Vorstellung einwirkend. Da es auf

*) Vgl. Goethe's Werke, VIII. S. 36, in der Vorbemerkung dal.

**) Vgl. Schiller's Brief an Goethe vom 17. Jan. 1805 und Goethe's Antwort auf denselben.

wenigen Theatern aufgeführt wird, so möchte wol hier der Gang des Stücks kürzlich zu erzählen und die Grundsätze, nach welchen auch diese Redaktion bewirkt worden, im Allgemeinen anzudeuten sein.

Erster Aufzug.

Indem von einigen Bauern Bambergische Knechte in der Herberge verhöhnet worden, erfährt man die Feindseligkeiten, in welchen Götz mit dem Bischof begriffen ist. Einige diesem Ritter zugethane Reiter kommen hinzu und erfahren, daß Weislingen, des Bischofs rechte Hand, sich in der Nähe befindet. Sie eilen, es ihrem Herrn zu melden.

Der lauernde Götz erscheint vor einer Waldhütte; ein Stalljunge, Georg, kündigt sich als künftigen Helden an. Bruder Martin beneidet den Krieger, Gatten und Vater. Die Knechte kommen meldend, Götz eilt fort, und der Knabe läßt sich durch ein Heiligenbild beschwichtigen.

Auf Jaxthausen, Götzens Burg, finden wir dessen Frau, Schwester und Sohn. Jene zeigt sich als tüchtige Ritterfrau, die Andre als zartfühlend, der Sohn weichlich. Faud meldet, Weislingen sei gefangen und Götz bring' ihn heran. Die Frauen entfernen sich; beide Ritter treten auf; durch Götzens treuherziges Benehmen und die Erzählung alter Geschichten wird Weislingen gerührt. Maria und Karl treten ein; das Kind lädt zu Tische, Maria zur Freundschaft; die Ritter geben sich die Hände, Maria steht zwischen ihnen.

Zweiter Aufzug.

Maria und Weislingen treten ein, ihr Verhältniß hat sich geknüpft; Götz und Elisabeth erscheinen, man beschäftigt sich mit Planen und Hoffnungen. Weislingen fühlt sich glücklich in seinen neuen Verhältnissen. Franz, Weislingen's Knabe, kommt von Bamberg und erregt alte Erinnerungen sowie ein neues Phantasiebild der gefährlichen Adelheid von Walldorf. Seine Leidenschaft für diese Dame ist nicht zu verkennen, und man fängt an zu fürchten, er werde seinen Herrn mit fortreißen.

Hans von Selbitz kommt und stellt sich der wackern Hausfrau Elisabeth als einen lustig fahrenden Ritter dar. Götz heißt ihn willkommen, die Nachricht, daß Nürnberger

Kaufleute auf die Messe ziehen, läuft ein; man zieht fort. Im Walde finden wir die Nürnberger Kaufleute; sie werden überfallen, beraubt. Durch Georg erfährt Götz, daß Weislingen sich umgekehrt habe. Götz will seinen Verdruß an den gefangnen Kaufleuten ausüben, giebt aber gerührt ein Schmuckkästchen zurück, welches ein Bräutigam seiner Braut bringen will; denn Götz bedenkt traurig, daß er seiner Schwester den Verlust des Bräutigams ankündigen müsse.

Dritter Aufzug.

Zwei Kaufleute erscheinen im Lustgarten zu Augsburg. Maximilian, verdrießlich, weist sie ab; Weislingen macht ihnen Hoffnung und bedient sich der Gelegenheit, den Kaiser gegen Götz und andre unruhige Ritter einzunehmen.

Hierauf entwickelt sich das Verhältniß zwischen Weislingen und seiner Gemahlin Adelheid, die ihn nöthigt, unbedingt ihre Weltzwecke zu begünstigen. Die wachsende Leidenschaft des Edelknaben zu ihr, die buhlerischen Künste, ihn anzulocken, sprechen sich aus.

Wir werden nach Jaxthausen versetzt. Sickingen wirbt um Maria; Selbitz bringt Nachricht, daß Götz in die Acht erklärt sei. Man greift zu den Waffen. Lerse kündigt sich an; Götz nimmt ihn freudig auf.

Wir werden auf einen Berg geführt; weite Aussicht, verfallne Warte, Burg und Felsen. Eine Zigeunerfamilie, durch den Kriegszug beunruhigt, exponirt sich und knüpft die folgenden Scenen an einander. Der Hauptmann des Exekutionstrupps kommt an, giebt seine Befehle, macht sich's bequem. Die Ziegeuner schmeicheln ihm. Georg überfällt die Höhe; Selbitz wird verwundet heraufgebracht, von Reichsknechten angefallen, von Lerse befreit, von Götz besucht.

Vierter Aufzug.

Jaxthausen. Maria und Sickingen, dazu der siegreiche Götz; er muß befürchten, sich eingeschlossen zu sehen. Maria und Sickingen werden getraut und müssen von der Burg scheiden. Aufforderung, Belagerung, tapfere Gegenwehr, Familientisch; Lerse bringt Nachricht von einer Kapitulation; Verrath.

Weislingen's und Adelheidens Wohnung in Augs-

burg. Nacht. Weislingen verdrießlich. Maskenzug Adelheidens. Es läßt sich bemerken, daß es bei diesem Feste auf den Erzherzog angesehen sei; den eifersüchtigen Franz weiß sie zu beschwichtigen und ihn zu ihren Zwecken zu gebrauchen.

Wirthshaus zu Heilbronn. Rathhaus daselbst; Götzens Kühnheit und Trotz. Sickingen befreit ihn. Die bekannten Scenen sind geblieben.

Fünfter Aufzug.

Wald. Götz mit Georg auf dem Anstande, einem Wilde auflauernd. Hier im Freien wird schmerzlich bemerkt, daß Götz nicht über seine Grenze hinaus darf. Man erfährt nun das Unheil des Bauernkrieges. Das wilde Ungethüm rückt sogar heran. Max Stumpf, den sie sich zum Führer mitgeschleppt, weiß sich loszusagen. Götz, bald überredet, bald genöthigt, giebt nach, erklärt sich als ihr Hauptmann auf vier Wochen und bricht seinen Bann. Die Bauern entzweien sich, und der Teufel ist los.

Weislingen erscheint an der Spitze von Rittern und Kriegsvolk, gegen die Aufrührer ziehend, vorzüglich aber um Götzen habhaft zu werden und sich vom leidigen Gefühl der Subalternität zu befreien. Zu seiner Gemahlin steht er im schlimmsten Verhältnisse; Franzens entschiedene Leidenschaft zu ihr offenbart sich immer mehr. Götz und Georg in der traurigen Lage, mit Aufrührern verbunden zu sein.

Das heimliche Gericht kündigt sich an. Götz flüchtet zu den Zigeunern und wird von Bundestruppen gefangen genommen.

Adelheidens Schloß. Die Verführerin trennt sich von dem beglückten Knaben, nachdem sie ihn verleitet hat, ihrem Gemahl Gift zu bringen. Ein Gespenst nimmt bald seinen Platz ein, und eine wirksame Scene erfolgt.

Aus diesen nächtlichen Umgebungen werden wir in einen heitern Frühlingsgarten versetzt. Maria schläft in einer Blumenlaube; Lerse tritt zu ihr und bewegt sie, von Weislingen des Bruders Leben zu erflehen.

Weislingen's Schloß. Der Sterbende, sodann Maria und Franz. Götzens Todesurtheil wird vernichtet, und wir finden den scheidenden Helden im Gärtchen des Gefangenwärters.

Die Maximen der frühern Redaktionen wurden auch hier abermals angewendet. Man verminderte die Scenenveränderungen, gewann mehr Raum zu Entwickelung der Charaktere, sammelte das Darzustellende in größere Massen und näherte mit vielen Aufopferungen das Stück einer ächten Theatergestalt. Warum es aber auch in dieser Form sich auf der deutschen Bühne nicht verbreitet hat, hierüber wird man sich in der Folge zu verständigen suchen, so wie man nicht abgeneigt ist, von der Aufnahme der Theaterstücke mehrerer deutschen Autoren, deren Behandlung und Erhaltung auf der Bühne Rechenschaft zu geben.

Sollten jedoch diese Aeußerungen eine günstige Aufnahme finden, so ist man Willens, zuerst über die Einführung ausländischer Stücke, wie sie auf dem Weimarischen Theater stattgefunden, sich zu erklären. Dergleichen sind griechische und gräzisirende, französische, englische, italienische und spanische Stücke, ferner Terenzische und Plautinische Komödien, wobei man Masken angewendet.

Am Räthlichsten wäre vielleicht, sich über Shakespeare zu erklären und das Vorurtheil zu bekämpfen, daß man die Werke des außerordentlichen Mannes in ihrer ganzen Breite und Länge auf das deutsche Theater bringen müsse. Diese falsche Maxime hat die ältern Schröder'schen Bearbeitungen*) verdrängt und neue zu gedeihen verhindert.

Es muß mit Gründen, aber laut und kräftig ausgesprochen werden, daß in diesem Falle wie in so manchem andern der Leser sich vom Zuschauer und Zuhörer trennen müsse; jeder hat seine Rechte, und keiner darf sie dem andern verkümmern.

*) Außer „Hamlet" bearbeitete er „Maß für Maß", „König Lear", „Othello", „Heinrich IV."

Shakeſpeare und kein Ende.*)

Es iſt über Shakeſpeare ſchon ſo viel geſagt, daß es ſcheinen möchte, als wäre nichts mehr zu ſagen übrig; und doch iſt dies die Eigenſchaft des Geiſtes, daß er den Geiſt ewig anregt. Diesmal will ich Shakeſpeare von mehr als einer Seite betrachten, und zwar erſtlich als Dichter überhaupt, ſodann verglichen mit den Alten und den Neuſten, und zuletzt als eigentlichen Theaterdichter. Ich werde zu entwickeln ſuchen, was die Nachahmung ſeiner Art auf uns gewirkt und was ſie überhaupt wirken kann. Ich werde meine Beiſtimmung zu dem, was ſchon geſagt iſt, dadurch geben, daß ich es allenfalls wiederhole, meine Abſtimmung**) aber kurz und poſitiv ausdrücken, ohne mich in Streit und Widerſpruch zu verwickeln. Hier ſei alſo von jenem erſten Punkt zuvörderſt die Rede.

I.

Shakeſpeare als Dichter überhaupt.

Das Höchſte, wozu der Menſch gelangen kann, iſt das Bewußtſein eigner Geſinnungen und Gedanken, das Erkennen ſeiner ſelbſt, welches ihm die Einleitung giebt, auch fremde Gemüthsarten innig zu erkennen. Nun giebt es Menſchen, die mit einer natürlichen Anlage hiezu geboren ſind und ſolche durch Erfahrung zu praktiſchen Zwecken ausbilden. Hieraus entſteht die Fähigkeit, der Welt und den Geſchäften im höheren Sinn etwas abzugewinnen. Mit jener Anlage nun wird auch der Dichter geboren, nur daß er ſie nicht zu unmittelbaren, irdiſchen Zwecken, ſondern zu einem höhern, geiſtigen, allgemeinen Zweck ausbildet. Nennen wir nun Shakeſpeare einen der größten Dichter, ſo geſtehen wir zu-

*) Morgenblatt, 1815. Nr. 113. Den 12. Mai. (S. auch S. 737.)
**) In dem Sinne, wie „abſtimmen“ S. 158 (Z. 11) und S. 520 (Z. 22) gebraucht iſt.

77. Peregrinus Proteus. (360.)*77)

Siehst Du Wieland, so sag' ihm, ich lasse mich schönstens bedanken;
Aber er that mir zu viel Ehr' an; ich war doch ein Lump.

78. Lucian von Samosata. (361.)*78)

Nun, Freund, bist Du versöhnt mit den Philosophen? Du hast sie
Oben im Leben, das weiß Jupiter, tüchtig geneckt.

79. Geständniß. (362.)

Rede leiser, mein Freund! Zwar hab' ich die Narren gezüchtigt,
Aber mit vielem Geschwätz oft auch die Klugen geplagt.

80. Der Prophet. (20.)*80)

Schade, daß die Natur nur einen Menschen aus Dir schuf;
Denn zum würdigen Mann war und zum Schelmen der Stoff.

81. Das Amalgama. (21.)

Alles mischt die Natur so einzig und innig; doch hat sie
Edel- und Schalksinn hier, ach, nur zu innig vermischt.

82. Bürger. (LXXI.)*82)

Zu den Todten immer das Beste! So sei Dir auch Minos,
Lieber Bürger, gelind, wie Du es selber Dir warst!

83. Gewisse Romanhelden. (24.)*83)

Ohne das Mindeste nur dem Pedanten zu nehmen, erschufst Du,
Künstler, wie Keiner mehr ist, einen vollendeten Geck.

84. Die Lenien. (205.)*84)

Was uns ärgert: Du giebst mit langen, entsetzlichen Noten
Uns auch wieder heraus unter der Reiferubrik.

---

*77) Wieland's „Geheime Geschichte des Philosophen Peregrinus Proteus." Leipzig, 1791.

*78) Wieland hatte 1788 und 1789 die Uebersetzung der sämmtlichen Werke des Lucian herausgegeben.

*80) Dies Epigramm so wie das folgende auf Lavater bezüglich. (Ueber dessen Beziehungen zu Goethe vgl. die Biographie, S. CXIV ff., Gedichte Bd. II, 253 unsr. Ausg.)

*82) Bürger war am 9. Juni 1794 gestorben.

*83) Auf Nicolai's „Geschichte eines dicken Mannes," Berlin 1794, 2 Th. bezüglich? (Vgl. Schiller I, 2, 126 Nr. 95.)

*84) Diese Erwartungen wurden noch übertroffen, da Nicolai ein besonderes Buch „Anhang zu Friedrich Schiller's Musenalmanach für das Jahr 1797" herausgab. Von seinen „Reisen" waren bis dahin 11 Bände erschienen. (Vgl. Schiller I, 2, 127 Nr. 113 ff.)

gleich, daß nicht leicht Jemand die Welt so gewahrte wie er, daß nicht leicht Jemand, der sein inneres Anschauen aussprach, den Leser in höherm Grade mit in das Bewußtsein der Welt versetzt. Sie wird für uns völlig durchsichtig; wir finden uns auf einmal als Vertraute der Tugend und des Lasters, der Größe, der Kleinheit, des Adels, der Verworfenheit, und dieses Alles, ja noch mehr, durch die einfachsten Mittel. Fragen wir aber nach diesen Mitteln, so scheint es, als arbeite er für unsre Augen; aber wir sind getäuscht: Shakespeare's Werke sind nicht für die Augen des Leibes. Ich will mich zu erklären suchen.

Das Auge mag wol der klarste Sinn genannt werden, durch den die leichteste Ueberlieferung möglich ist. Aber der innere Sinn ist noch klärer, und zu ihm gelangt die höchste und schnellste Ueberlieferung durchs Wort; denn dieses ist eigentlich fruchtbringend, wenn das, was wir durchs Auge auffassen, an und für sich fremd und keineswegs so tiefwirkend vor uns steht. Shakespeare nun spricht durchaus an unsern innern Sinn; durch diesen belebt sich zugleich die Bilderwelt der Einbildungskraft, und so entspringt eine vollständige Wirkung, von der wir uns keine Rechenschaft zu geben wissen; denn hier liegt eben der Grund von jener Täuschung, als begebe sich Alles vor unsern Augen. Betrachtet man aber die Shakespeare'schen Stücke genau, so enthalten sie viel weniger sinnliche That als geistiges Wort. Er läßt geschehen, was sich leicht imaginiren läßt, ja was besser imaginirt als gesehen wird. Hamlet's Geist, Macbeth's Hexen, manche Grausamkeiten erhalten ihren Werth durch die Einbildungskraft, und die vielfältigen kleinen Zwischenscenen sind blos auf sie berechnet. Alle solche Dinge geben beim Lesen leicht und gehörig an uns vorbei, da sie bei der Vorstellung lasten und störend, ja widerlich erscheinen.

Durchs lebendige Wort wirkt Shakespeare, und dies läßt sich beim Vorlesen am Besten überliefern; der Hörer wird nicht zerstreut, weder durch schickliche noch unschickliche Darstellung. Es giebt keinen höhern Genuß und keinen reinern, als sich mit geschlossnen Augen durch eine natürlich richtige Stimme ein Shakespeare'sches Stück nicht deklamiren, sondern rezitiren zu lassen. Man folgt dem schlichten Faden, an dem er die Ereignisse abspinnt. Nach der Bezeichnung der Charaktere bilden wir uns zwar gewisse Gestalten; aber eigentlich sollen wir durch eine Folge von Worten und Reden erfahren, was im Innern

vorgebt, und hier scheinen alle Mitspielenden sich verabredet zu haben, uns über nichts im Dunkeln, im Zweifel zu lassen. Dazu konspiriren Helden und Kriegsknechte, Herren und Sklaven, Könige und Bettler, ja die untergeordneten Figuren wirken hier oft thätiger als die Hauptgestalten. Alles, was bei einer großen Weltbegebenheit heimlich durch die Lüfte säuselt, was in Momenten ungeheurer Ereignisse sich in dem Herzen der Menschen verbirgt, wird ausgesprochen; was ein Gemüth ängstlich verschließt und versteckt, wird hier frei und flüssig an den Tag gefördert; wir erfahren die Wahrheit des Lebens und wissen nicht wie.

Shakespeare gesellt sich zum Weltgeist; er durchdringt die Welt wie jener; Beiden ist nichts verborgen. Aber wenn des Weltgeists Geschäft ist, Geheimnisse vor, ja oft nach der That zu bewahren, so ist es der Sinn des Dichters, das Geheimniß zu verschwätzen und uns vor oder doch gewiß in der That zu Vertrauten zu machen. Der lasterhafte Mächtige, der wohldenkende Beschränkte, der leidenschaftlich Hingerissene, der ruhig Betrachtende, Alle tragen ihr Herz in der Hand, oft gegen alle Wahrscheinlichkeit; Jedermann ist redsam und redselig. Genug, das Geheimniß muß heraus, und sollten es die Steine verkünden.*) Selbst das Unbelebte drängt sich hinzu; alles Untergeordnete spricht mit; die Elemente, Himmels-, Erd- und Meerphänomene, Donner und Blitz, wilde Thiere erheben ihre Stimme, oft scheinbar als Gleichniß, aber ein wie das andre Mal mithandelnd.

Aber auch die civilisirte Welt muß ihre Schätze hergeben; Künste und Wissenschaften, Handwerke und Gewerbe, Alles reicht seine Gaben dar. Shakespeare's Dichtungen sind ein großer, belebter Jahrmarkt, und diesen Reichthum hat er seinem Vaterlande zu danken.

Ueberall ist England, das meerumflossene, von Nebel und Wolken umzogene, nach allen Weltgegenden thätige. Der Dichter lebt zur würdigen und wichtigen Zeit und stellt ihre Bildung, ja Verbildung mit großer Heiterkeit uns dar; ja, er würde nicht so sehr auf uns wirken, wenn er sich nicht seiner lebendigen Zeit gleichgestellt hätte. Niemand hat das materielle Kostüm mehr verachtet als er; er kennt recht gut das innere Menschenkostüm, und hier gleichen sich Alle. Man sagt, er habe die

*) Aehnlich Schiller in dem Gedicht „An die Freunde": „Tausend Stellen würden redend zeugen."

Römer vortrefflich dargestellt; ich finde es nicht; es sind lauter eingefleischte Engländer, aber freilich Menschen sind es, Menschen von Grund aus, und denen paßt wol auch die römische Toga. Hat man sich einmal hierauf eingerichtet, so findet man seine Anachronismen höchst lobenswürdig, und gerade daß er gegen das äußere Kostüm verstößt, das ist es, was seine Werke so lebendig macht.

Und so sei es genug an diesen wenigen Worten, wodurch Shakespeare's Verdienst keineswegs erschöpft ist. Seine Freunde und Verehrer werden noch Manches hinzuzusetzen haben. Doch stehe noch eine Bemerkung hier: Schwerlich wird man einen Dichter finden, dessen einzelnen Werken jedesmal ein andrer Begriff zu Grunde liegt und im Ganzen wirksam ist, wie an den seinigen sich nachweisen läßt.

So geht durch den ganzen Coriolan der Aerger durch, daß die Volksmasse den Vorzug der Bessern nicht anerkennen will. Im Cäsar bezieht sich Alles auf den Begriff, daß die Bessern den obersten Platz nicht wollen eingenommen sehen, weil sie irrig wähnen, in Gesammtheit wirken zu können. Antonius und Kleopatra spricht mit tausend Zungen, daß Genuß und That unverträglich sei. Und so würde man bei weiterer Untersuchung ihn noch öfter zu bewundern haben.

II.

Shakespeare, verglichen mit den Alten und Neusten.

Das Interesse, welches Shakespeare's großen Geist belebt, liegt innerhalb der Welt; denn wenn auch Wahrsagung und Wahnsinn, Träume, Ahnungen, Wunderzeichen, Feen und Gnomen, Gespenster, Unholde und Zauberer ein magisches Element bilden, das zur rechten Zeit seine Dichtungen durchschwebt, so sind doch jene Truggestalten keineswegs Hauptingredienzien seiner Werke, sondern die Wahrheit und Tüchtigkeit seines Lebens ist die große Base, worauf sie ruhen, deshalb uns Alles, was sich von ihm beschreibt, so ächt und kernhaft erscheint. Man hat daher schon eingesehen,*) daß er nicht sowol zu den Dichtern der neuern Welt, welche man die roman-

*) Man vgl. Schiller „Ueber naive und sentimentalische Dichtung" (Werke, XV. S. 488 ff.).

tische genannt hat, sondern vielmehr zu jenen der naiven Gattung gehöre, da sein Werth eigentlich auf der Gegenwart ruht und er kaum von der zartesten Seite, ja nur mit der äußersten Spitze an die Sehnsucht grenzt.

Dessenungeachtet aber ist er, näher betrachtet, ein entschieden moderner Dichter, von den Alten durch eine ungeheure Kluft getrennt, nicht etwa der äußern Form nach, welche hier ganz zu beseitigen ist, sondern dem innersten, tiefsten Sinne nach.

Zuvörderst aber verwahre ich mich und sage, daß keineswegs meine Absicht sei, nachfolgende Terminologie als erschöpfend und abschließend zu gebrauchen; vielmehr soll es nur ein Versuch sein, zu andern uns schon bekannten Gegensätzen nicht sowol einen neuen hinzuzufügen, als daß er schon in jenen enthalten sei, anzudeuten. Diese Gegensätze sind:

Antik,	Modern.
Naiv,	Sentimental.
Heidnisch,	Christlich.
Heldenhaft,	Romantisch.
Real,	Ideal.
Nothwendigkeit,	Freiheit.
Sollen,	Wollen.

Die größten Qualen sowie die meisten, welchen der Mensch ausgesetzt sein kann, entspringen aus den einem Jeden innewohnenden Mißverhältnissen zwischen Sollen und Wollen, sodann aber zwischen Sollen und Vollbringen, Wollen und Vollbringen; und diese sind es, die ihn auf seinem Lebensgange so oft in Verlegenheit setzen. Die geringste Verlegenheit, die aus einem leichten Irrthum, der unerwartet und schadlos gelöst werden kann, entspringt, giebt die Anlage zu lächerlichen Situationen. Die höchste Verlegenheit hingegen, unauflöslich oder unaufgelöst, bringt uns die tragischen Momente dar.

Vorherrschend in den alten Dichtungen ist das Unverhältniß zwischen Sollen und Vollbringen, in den neuern zwischen Wollen und Vollbringen. Man nehme diesen durchgreifenden Unterschied unter die übrigen Gegensätze einstweilen auf und versuche, ob sich damit etwas leisten lasse. Vorherrschend, sagte ich, sind in beiden Epochen bald diese, bald jene Seite; weil aber Sollen und Wollen im Menschen nicht radikal getrennt werden kann, so müssen überall beide Ansichten zugleich, wenn schon die eine vorwaltend und die andre untergeordnet, ge-

funden werden. Das Sollen wird dem Menschen auferlegt, das Muß ist eine harte Nuß; das Wollen legt der Mensch sich selbst auf, des Menschen Wille ist sein Himmelreich. Ein beharrendes Sollen ist lästig, Unvermögen des Vollbringens fürchterlich, ein beharrliches Wollen erfreulich, und bei einem festen Willen kann man sich sogar über das Unvermögen des Vollbringens getröstet sehen.

Betrachte man als eine Art Dichtung die Kartenspiele; auch diese bestehen aus jenen beiden Elementen. Die Form des Spiels, verbunden mit dem Zufalle, vertritt hier die Stelle des Sollens, gerade wie es die Alten unter der Form des Schicksals kannten; das Wollen, verbunden mit der Fähigkeit des Spielers, wirkt ihm entgegen. In diesem Sinn möchte ich das Whistspiel antik nennen. Die Form dieses Spiels beschränkt den Zufall, ja das Wollen selbst. Ich muß bei gegebenen Mit- und Gegenspielern mit den Karten, die mir in die Hand kommen, eine lange Reihe von Zufällen lenken, ohne ihnen ausweichen zu können. Beim l'Hombre und ähnlichen Spielen findet das Gegentheil statt. Hier sind meinem Wollen und Wagen gar viele Thüren gelassen; ich kann die Karten, die mir zufallen, verleugnen, in verschiedenem Sinne gelten lassen, halb oder ganz verwerfen, vom Glück Hilfe rufen, ja durch ein umgekehrtes Verfahren aus den schlechtesten Blättern den größten Vortheil ziehen; und so gleichen diese Art Spiele vollkommen der modernen Denk- und Dichtart.

Die alte Tragödie beruht auf einem unausweichlichen Sollen, das durch ein entgegenwirkendes Wollen nur geschärft und beschleunigt wird. Hier ist der Sitz alles Furchtbaren der Orakel, die Region, in welcher Oedipus über Alle thront. Zarter erscheint uns das Sollen als Pflicht in der Antigone; und in wie viele Formen verwandelt tritt es nicht auf! Aber alles Sollen ist despotisch, es gehöre der Vernunft an wie das Sitten- und Stadtgesetz, oder der Natur, wie die Gesetze des Werdens, Wachsens und Vergehens, des Lebens und Todes. Vor allem Diesem schaudern wir, ohne zu bedenken, daß das Wohl des Ganzen dadurch bezielt sei. Das Wollen hingegen ist frei, scheint frei und begünstigt den Einzelnen. Daher ist das Wollen schmeichlerisch und mußte sich der Menschen bemächtigen, sobald sie es kennen lernten. Es ist der Gott der neuen Zeit; ihm hingegeben, fürchten wir uns vor dem Entgegengesetzten, und hier liegt der Grund, warum unsre Kunst so wie unsre Sinnes-

art von der antiken ewig getrennt bleibt. Durch das Sollen wird die Tragödie groß und stark, durch das Wollen schwach und klein. Auf dem letzten Wege ist das sogenannte Drama entstanden, in dem man das ungeheure Sollen durch ein Wollen auflöste; aber eben weil dieses unsrer Schwachheit zu Hilfe kommt, so fühlen wir uns gerührt, wenn wir nach peinlicher Erwartung zuletzt noch kümmerlich getröstet werden.

Wende ich mich nun nach diesen Vorbetrachtungen zu Shakespeare, so muß der Wunsch entspringen, daß meine Leser selbst Vergleichung und Anwendung übernehmen möchten. Hier tritt Shakespeare einzig hervor, indem er das Alte und Neue auf eine überschwängliche Weise verbindet. Wollen und Sollen suchen sich durchaus in seinen Stücken ins Gleichgewicht zu setzen; beide bekämpfen sich mit Gewalt, doch immer so, daß das Wollen im Nachtheile bleibt.

Niemand hat vielleicht herrlicher als er die erste große Verknüpfung des Wollens und Sollens im individuellen Charakter dargestellt. Die Person, von der Seite des Charakters betrachtet, soll: sie ist beschränkt, zu einem Besondern bestimmt; als Mensch aber will sie: sie ist unbegrenzt und fordert das Allgemeine. Hier entspringt schon ein innerer Konflikt, und diesen läßt Shakespeare vor allen andern hervortreten. Nun aber kommt ein äußerer hinzu, und der erbitzt sich öfters dadurch, daß ein unzulängliches Wollen durch Veranlassungen zum unerläßlichen Sollen erhöht wird. Diese Maxime habe ich früher an Hamlet nachgewiesen;*) sie wiederholt sich aber bei Shakespeare; denn wie Hamlet durch den Geist, so kommt Macbeth durch Hexen, Hekate und die Ueberhexe, sein Weib, Brutus durch die Freunde in eine Klemme, der sie nicht gewachsen sind; ja sogar im Coriolan läßt sich das Aehnliche finden; genug, ein Wollen, das über die Kräfte eines Individuums hinausgeht, ist modern. Daß es aber Shakespeare nicht von innen entspringen, sondern durch äußere Veranlassung aufregen läßt, dadurch wird es zu einer Art von Sollen und nähert sich dem Antiken. Denn alle Helden des dichterischen Alterthums wollen nur das, was Menschen möglich ist, und daher entspringt das schöne Gleichgewicht zwischen Wollen, Sollen und Vollbringen; doch steht ihr Sollen immer zu schroff da, als daß es uns, wenn wir es auch bewundern, anmuthen könnte. Eine Noth-

*) In „Wilhelm Meister's Lehrjahre", Buch V. Kap. 4.

wendigkeit, die mehr oder weniger oder völlig alle Freiheit ausschließt, verträgt sich nicht mehr mit unsern Gesinnungen; diesen hat jedoch Shakespeare auf seinem Wege sich genähert; denn indem er das Nothwendige sittlich macht, so verknüpft er die alte und neue Welt zu unserm freudigen Erstaunen. Ließe sich etwas von ihm lernen, so wäre hier der Punkt, den wir in seiner Schule studiren müßten. Anstatt unsre Romantik, die nicht zu schelten noch zu verwerfen sein mag, über die Gebühr ausschließlich zu erheben und ihr einseitig nachzuhängen, wodurch ihre starke, derbe, tüchtige Seite verkannt und verderbt wird, sollten wir suchen, jenen großen, unvereinbar scheinenden Gegensatz um so mehr in uns zu vereinigen, als ein großer und einziger Meister, den wir so höchlich schätzen und oft, ohne zu wissen warum, über Alles präkonisiren, das Wunder wirklich schon geleistet hat. Freilich hatte er den Vortheil, daß er zur rechten Erntezeit kam, daß er in einem lebensreichen, protestantischen Lande wirken durfte, wo der bigotte Wahn eine Zeit lang schwieg, so daß einem wahren Naturfrommen wie Shakespeare die Freiheit blieb, sein reines Innere ohne Bezug auf irgend eine bestimmte Religion religios zu entwickeln.

*

Vorstehendes ward im Sommer 1813 geschrieben, und man will daran nicht markten noch mäkeln, sondern nur an das oben Gesagte erinnern, daß Gegenwärtiges gleichfalls ein einzelner Versuch sei, um zu zeigen, wie die verschiedenen poetischen Geister jenen ungeheuern und unter so viel Gestalten hervortretenden Gegensatz auf ihre Weise zu vereinigen und aufzulösen gesucht. Mehreres zu sagen, wäre um so überflüssiger, als man seit gedachter Zeit auf diese Frage von allen Seiten aufmerksam gemacht worden und wir darüber vortreffliche Erklärungen erhalten haben. Vor allen gedenke ich Blümner's höchst schätzbare Abhandlung*) „Ueber die Idee des Schicksals in den Tragödien des Aeschylus" und deren vortreffliche Rezension in den Ergänzungsblättern der Jenaischen Literatur-Zeitung,**) worauf ich mich denn ohne Weiteres zu dem dritten Punkt

*) Dieselbe erschien 1814 in Leipzig.
**) Jahrgang 1815, Nr. 12 u. 13.

wende, welcher sich unmittelbar auf das deutsche Theater*) bezieht und auf jenen Vorsatz, welchen Schiller gefaßt, dasselbe auch für die Zukunft zu begründen.

Shakespeare als Theaterdichter.**)

Wenn Kunstliebhaber und Freunde irgend ein Werk freudig genießen wollen, so ergetzen sie sich am Ganzen und durchdringen sich von der Einheit, die ihm der Künstler geben können. Wer hingegen theoretisch über solche Arbeiten sprechen, etwas von ihnen behaupten und also lehren und belehren will, dem wird Sondern zur Pflicht. Diese glaubten wir zu erfüllen, indem wir Shakespeare erst als Dichter überhaupt betrachteten und sodann mit den Alten und den Neusten verglichen. Nun aber gedenken wir unsern Vorsatz dadurch abzuschließen, daß wir ihn als Theaterdichter betrachten.

Shakespeare's Name und Verdienst gehören in die Geschichte der Poesie; aber es ist eine Ungerechtigkeit gegen alle Theaterdichter früherer und späterer Zeiten, sein ganzes Verdienst in der Geschichte des Theaters aufzuführen.

Ein allgemein anerkanntes Talent kann von seinen Fähigkeiten einen Gebrauch machen, der problematisch ist. Nicht Alles, was der Vortreffliche thut, geschieht auf die vortrefflichste Weise. So gehört Shakespeare nothwendig in die Geschichte der Poesie; in der Geschichte des Theaters tritt er nur zufällig auf. Weil man ihn dort unbedingt verehren kann, so muß man hier die Bedingungen erwägen, in die er sich fügte, und diese Bedingungen nicht als Tugenden oder als Muster anpreisen.

Wir unterscheiden nahverwandte Dichtungsarten, die aber bei lebendiger Behandlung oft zusammenfließen: Epos, Dialog, Drama, Theaterstück lassen sich sondern. Epos fordert mündliche Ueberlieferungen an die Menge durch einen Einzelnen; Dialog Gespräch in geschlossener Gesellschaft, wo die Menge allenfalls zuhören mag; Drama Gespräch in Handlungen, wenn es auch nur vor der Einbildungskraft geführt würde; Theaterstück

*) Auf den S. 716 ff. abgedruckten Aufsatz bezüglich.

**) Ueber Kunst und Alterthum, V. Bandes 3. Heft. 1826. S. 69–79, mit der Bemerkung: „Zu den Mittheilungen ins Morgenblatt im Jahre 1816[sic]."

alles Dreies zusammen, insofern es den Sinn des Auges mit beschäftigt und unter gewissen Bedingungen örtlicher und persönlicher Gegenwart faßlich werden kann.

Shakespeare's Werke sind in diesem Sinne am Meisten dramatisch; durch seine Behandlungsart, das innerste Leben hervorzukehren, gewinnt er den Leser; die theatralischen Forderungen erscheinen ihm nichtig, und so macht er sich's bequem, und man läßt sich's, geistig genommen, mit ihm bequem werden. Wir springen mit ihm von Lokalität zu Lokalität, unsere Einbildungskraft ersetzt alle Zwischenhandlungen, die er ausläßt, ja wir wissen ihm Dank, daß er unsere Geisteskräfte auf eine so würdige Weise anregt. Dadurch, daß er Alles unter der Theaterform vorbringt, erleichtert er der Einbildungskraft die Operation; denn mit den „Brettern, die die Welt bedeuten",*) sind wir bekannter als mit der Welt selbst, und wir mögen das Wunderlichste lesen und hören, so meinen wir, das könne auch da droben einmal vor unsern Augen vorgehen — daher die so oft mißlungene Bearbeitung von beliebten Romanen in Schauspielen.

Genau aber genommen, so ist nichts theatralisch, als was für die Augen zugleich symbolisch ist, eine wichtige Handlung, die auf eine noch wichtigere deutet. Daß Shakespeare auch diesen Gipfel zu erfassen gewußt, bezeugt jener Augenblick, wo dem todtkranken schlummernden König der Sohn und Nachfolger die Krone von seiner Seite wegnimmt,**) sie aufsetzt und damit fortstolzirt. Dieses sind aber nur Momente, ausgelöste Juwelen, die durch viel Untheatralisches aus einander gehalten werden. Shakespeare's ganze Verfahrungsart findet an der eigentlichen Bühne etwas Widerstrebendes; sein großes Talent ist das eines Epitomators, und da der Dichter überhaupt als Epitomator der Natur erscheint, so müssen wir auch hier Shakespeare's großes Verdienst anerkennen; nur leugnen wir dabei, und zwar zu seinen Ehren, daß die Bühne ein würdiger Rahmen für sein Genie gewesen. Indessen veranlaßt ihn grade diese Bühnenenge zu eigner Begrenzung. Hier aber nicht, wie andere Dichter, wählt er sich zu einzelnen Arbeiten besondere Stoffe, sondern er legt einen Begriff in den Mittelpunkt und bezieht auf diesen die Welt und das Universum. Wie er alte und neue Geschichte

*) Ausdruck Schiller's in dem Gedichte „An die Freunde".
**) Im „Heinrich der Vierte", Zweiter Theil, IV. Akt. 4. Scene.

in die Enge zieht, kann er den Stoff von jeder Chronik brauchen, an die er sich oft sogar wörtlich hält. Nicht so gewissenhaft verfährt er mit den Novellen, wie uns Hamlet bezeugt. Romeo und Julie bleibt der Ueberlieferung getreuer; doch zerstört er den tragischen Gehalt derselben beinahe ganz durch die zwei komischen Figuren Mercutio und die Amme, wahrscheinlich von zwei beliebten Schauspielern, die Amme wol auch von einer Mannsperson gespielt. Betrachtet man die Oekonomie des Stücks recht genau, so bemerkt man, daß diese beiden Figuren und was an sie grenzt, nur als possenhafte Intermezzien auftreten, die uns bei unserer folgerechten, Uebereinstimmung liebenden Denkart auf der Bühne unerträglich sein müssen.

Am Merkwürdigsten erscheint jedoch Shakespeare, wenn er schon vorhandene Stücke redigirt und zusammenschneidet. Bei König Johann und Lear können wir diese Vergleichung anstellen; denn die ältern Stücke sind noch übrig. Aber auch in diesen Fällen ist er wieder mehr Dichter überhaupt als Theaterdichter.

Lasset uns denn aber zum Schluß zur Auflösung des Räthsels schreiten! Die Unvollkommenheit der englischen Bretterbühne ist uns durch kenntnißreiche Männer vor Augen gestellt. Es ist keine Spur von der Natürlichkeitsforderung, in die wir nach und nach durch Verbesserung der Maschinerie und der perspektivischen Kunst und der Garderobe hineingewachsen sind und von wo man uns wol schwerlich in jene Kindheit der Anfänge wieder zurückführen dürfte — vor ein Gerüste, wo man wenig sah, wo Alles nur bedeutete, wo sich das Publikum gefallen ließ, hinter einem grünen Vorhang das Zimmer des Königs anzunehmen, den Trompeter, der an einer gewissen Stelle immer trompetete, und was dergleichen mehr ist. Wer will sich nun gegenwärtig so etwas zumuthen lassen? Unter solchen Umständen waren Shakespeare's Stücke höchst interessante Märchen, nur von mehreren Personen erzählt, die sich, um etwas mehr Eindruck zu machen, charakteristisch maskirt hatten, sich, wie es Noth that, hin und her bewegten, kamen und gingen, dem Zuschauer jedoch überließen, sich auf der öden Bühne nach Belieben Paradies und Paläste zu imaginiren.

Wodurch erwarb sich denn Schröder das große Verdienst, Shakespeare's Stücke auf die deutsche Bühne zu bringen,*) als

*) Vgl. S. 728.

85. Zeichen des Löwen. (75.)*85)

Jetzo nehmt Euch in Acht vor dem wackern Eutinischen Leuen,
Daß er mit griechischem Zahn Euch nicht verwunde den Fuß!

86. Voſſens Muſenalmanach. (218.)*86)

Immer zu, Du redlicher Voß! Beim neuen Kalender
Nenne der Deutſche Dich doch, der Dich im Jahre vergißt!

87. Neueſte Schule. (27.)*87)

Ehmals hatte man einen Geſchmack. Nun giebt es Geſchmäcke;
Aber ſagt mir: Wo ſitzt dieſer Geſchmäcke Geſchmack?

88. An deutſche Bauluſtige. (28.)

Kamtſchadaliſch lebet man Euch bald die Zimmer verzieren,
Und doch iſt Manches bei Euch ſchon kamtſchadaliſch genug.

89. Zeichen des Schützen. (82.)*89)

Seid Ihr da glücklich vorbei, ſo naht Euch dem zielenden Hofrath
Schütz nur getroſt! Er liebt und er verſteht auch den Spaß.

90. Kritiſche Studien. (170.)*90)

Schneidet, ſchneidet, Ihr Herrn! Durch Schneiden lernet der Schüler;
Aber wehe dem Frosch, der Euch den Schenkel muß leihn!

91. Kalender der Muſen und Grazien. (246.)*91)

Muſen und Grazien, oft habt Ihr Euch ſchrecklich vetirret,
Doch dem Pfarrer noch nie ſelbſt die Perrücke gebracht.

---

*85) Im Almanach ſelbſt ſtehen 12 Xenien, jedes mit einem Zeichen des Thierkreiſes bezeichnet, die bis auf zwei, das vorliegende und Nr. 89, von Schüzer herſtammen. — Joh. Heinrich Leß, der von 1782 bis 1802 Rektor in Eutin war, hatte 1794 in ſeinen „Mythologiſchen Briefen" einen heftigen Angriff gegen Heyne in Göttingen gemacht.

*86) Der „Muſenalmanach" von Voß erſchien 25 Jahre lang (von 1776 bis 1800).

*87) Dieſes ſo wie das folgende Xenion ſind von jeher auf das Buch des ſächſiſchen Hofmarſchalls Joh. Friedr. Freih. von Racknitz bezogen worden, das den Titel führt: „Darſtellung und Geſchichte des Geſchmacks der vorzüglichſten Völker in Beziehung auf die innere Auszierung der Zimmer und auf die Baukunſt." Leipzig, 1786.

*89) Vgl. die Anmerkungen zu Nr. 23 und Nr. 85.

*90) Schon Löſchin deutet dieſe Xenie auf Rubiger's „Sprachbemerkungen über des Herrn von Goethe Luſtſpiel: „Der Groß-Kophta", und Joel Lowe's „Bemerkungen über den Ausdruck in Goethe's Iphigenie."

*91) Vgl. unſre Anmerkung zu den Gedichten I, S. 92.

daß er der Epitomator des Epitomators wurde? Schröder hielt sich ganz allein ans Wirksame; alles Andere warf er weg, ja sogar manches Nothwendige, wenn es ihm die Wirkung auf seine Nation, auf seine Zeit zu stören schien. So ist es z. B. wahr, daß er durch Weglassung der ersten Scene des König Lear den Charakter des Stücks aufgehoben; aber er hatte doch Recht; denn in dieser Scene erscheint Lear so absurd, daß man seinen Töchtern in der Folge nicht ganz Unrecht geben kann. Der Alte jammert Einen, aber Mitleid hat man nicht mit ihm, und Mitleid wollte Schröder erregen sowie Abscheu gegen die war unnatürlichen, aber doch nicht durchaus zu scheltenden Töchter.

In dem alten Stücke,*) welches Shakespeare redigirt, bringt diese Scene im Verlaufe des Stücks die lieblichsten Wirkungen hervor. Lear entflieht nach Frankreich; Tochter und Schwiegersohn aus romantischer Grille machen verkleidet irgend eine Wallfahrt ans Meer und treffen den Alten, der sie nicht erkennt. Hier wird Alles süß, was Shakespeare's hoher tragischer Geist uns verbittert hat. Eine Vergleichung dieser Stücke macht dem denkenden Kunstfreunde immer aufs Neue Vergnügen.

Nun hat sich aber seit vielen Jahren das Vorurtheil in Deutschland eingeschlichen, daß man Shakespeare auf der deutschen Bühne Wort für Wort aufführen müsse, und wenn Schauspieler und Zuschauer daran erwürgen sollten. Die Versuche, durch eine vortreffliche, genaue Uebersetzung**) veranlaßt, wollten nirgends gelingen, worin die Weimarische Bühne bei redlichen und wiederholten Bemühungen das beste Zeugniß ablegen kann. Will man ein Shakespearisch Stück sehen, so muß man wieder zu Schröder's Bearbeitung greifen; aber die Redensart, daß auch bei der Vorstellung von Shakespeare kein Jota zurückbleiben dürfe, so sinnlos sie ist, hört man immer wiederklingen. Behalten die Verfechter dieser Meinung die Oberhand, so wird Shakespeare in wenigen Jahren ganz von der deutschen Bühne verdrängt sein, welches denn auch kein Unglück wäre; denn der einsame oder gesellige Leser wird an ihm desto reinere Freude empfinden.

Um jedoch in dem Sinne, wie wir oben weitläufig gesprochen,

*) Es ist der „König Lear" von 1605 gemeint, den Tieck in seinem Altenglischen Theater übersetzte, der aber nach neueren Untersuchungen von Shakespeare nicht benutzt ist.

**) Es ist jene die Schlegel-Tieck'sche Uebersetzung, die von 1797 bis 1810 erschien.

einen Versuch zu machen, hat man Romeo und Julie*) für das Weimarische Theater redigirt. Die Grundsätze, wonach solches geschehen, wollen wir ehestens entwickeln,**) woraus sich denn vielleicht auch ergeben wird, warum diese Redaktion, deren Vorstellung keineswegs schwierig ist, jedoch kunstmäßig und genau behandelt werden muß, auf dem deutschen Theater nicht gegriffen. Versuche ähnlicher Art sind im Werke, und vielleicht bereitet sich für die Zukunft etwas vor, da ein häufiges Bemühen nicht immer auf den Tag wirkt.

*) Vgl. Goethe's Werke, I. S. 368 u. 573 ff.
**) Diese Zusage ist nicht mehr erfüllt worden.

Englisches Schauspiel in Paris.*)

Wir guten Deutschen, worunter ich mich wol auch zu zählen habe, können seit funfzig Jahren den unbezwinglichen Shakespeare nicht los werden. Nach unserer gründlichen Verfahrungsweise suchen wir in seine Wesenheit einzudringen; wir gestehen gerne dem Stoff, den Gegenständen seiner Dichtung allen Werth und Gehalt zu; wir trachten, seine Behandlungsart zu entwickeln, ihrem Gange zu folgen, die Charaktere zu enthüllen, und scheinen mit aller Bemühung doch nicht zum Ziele zu gelangen. Neulich sogar hatte sich zugetragen, daß wir uns zu einer entschieden retrograden Bewegung verleiten ließen, indem wir Lady Macbeth als eine liebevolle Gattin zu konstituiren unternahmen.**) Sollte aber eben hieraus nicht deutlich hervorgehen, daß wir den Kreis schon durchlaufen haben, indem uns die Wahrheit anwidert, der Irrthum aber willkommen erscheint?

Unsere westlichen Nachbarn dagegen, lebendig-praktischen Sinnes, verfahren hierin ganz anders. Sie genießen gegenwärtig des Glücks, die vorzüglichsten englischen Schauspieler in den berühmtesten, beliebtesten Stücken nach und nach vor sich zu sehen, und zwar auf eignem Grund und Boden, wodurch sie gegen das Fremde in den wichtigen Vortheil gesetzt sind, daß ihnen der heimische Maßstab zur Hand bleibt, der, wenn sie ihn, alte, verrottete Vorurtheile beseitigend, mit Geistesfreiheit an das Fremde legen, ihnen zu einem wahrhaft überschauenden Urtheil die sicherste Gelegenheit giebt.

Um die Wesenheit des Dichters und seiner Dichtung, welche doch Niemand ergründen wird, kümmern sie sich nicht; sie achten auf die Wirkung, worauf denn doch eigentlich Alles ankommt, und indem sie die Absicht haben, solche zu begünstigen, sprechen sie aus, theilen sie mit, was jeder Zuschauer empfindet, empfinden sollte, wenn er sich auch dessen nicht genugsam bewußt würde.

*) Ueber Kunst und Alterthum, VI. Bandes 2. Heft. 1828. S. 474 ff.
**) Vgl. S. 736.

Le Globe. Tome V. Nr. 71.

„Hamlet ist endlich auf der französischen Bühne in seiner ganzen Wahrheit erschienen und mit allgemeinem Beifall aufgenommen worden. Selbst Diejenigen, denen die Schwierigkeiten der Sprache eine Menge Schönheiten nicht mit empfinden ließen, welche der Ausdruck darbietet, hielten sich an die Handlung und empfanden so Vergnügen als Rührung von diesem originalen Drama. Hamlet erregt unsre Theilnahme, wie er auftritt; kaum ist er angekündigt, so verlangt man nach ihm; kaum hat er sich gezeigt, so ist man tausendfältig an ihn geknüpft, man möchte ihn nicht wieder loslassen. Es ist eine außerordentliche Seele, deren Seltsamkeit allein uns schon auffallen würde. Wer wünschte nicht zu wissen, was Alles für wunderliche Gedanken und unvorgesehene Handlungen sich daraus entwickeln werden? Wer wäre nicht neugierig, die Geheimnisse derselben zu erforschen und ihren Bewegungen zu folgen? Denn da ist etwas zu sehen, was man nicht überall antrifft. Hier ist die Menschheit zu studiren in diesem so wunderlichen und doch so wahren Herzen.

„Aber diese Seele ist zugleich von dem rechtmäßigsten und größesten Schmerz erfüllt, von abscheulichen Ahnungen und Vermuthungen; sie ist zärtlich, traurig, großmüthig und kraftthätig. Alles das rührt und erregt ein lebendiges Mitgefühl. Sein Glaube an die Schattenerscheinung seines Vaters, seiner Rache Bedürfniß, das Mittel, das er ausdenkt, sie zu stillen, die Rolle des Thoren, die er mit überlegtester Feinheit, Geist, Schmerz und Haß durchführt — nichts ist daran, was Einen ermüdet. Ohne Mühe laßt Ihr Euch ein in alle die Zustände, die er durchwandert: sein verschiedenes Begegnen mit Polonius, worin sich so viel scheinbar Komisches auf einem Untergrunde von so viel Traurigem und Bitterm hervorthut, die Scene des Schauspiels, worin er die wundersamste Kunst beweist in wahrhafter Feinheit und verstelltem Wahnsinn, von innigster Würde und angenommenem Fratzenhaften, diese strenge, furchtbare Untersuchung, die er mit unversöhnlicher Aufmerksamkeit unter äußerlichem Spielen und Kindereien eines Wahnsinnigen durchführt, die offenbarste Verletzung unsers Theaterdekorums — da wäre denn doch wol für unser Publikum genugsamer Anlaß gewesen, Anstoß zu nehmen, hätte es nicht gefühlt, allen diesen Formen, allen diesen Ereignissen liege die Entwickelung eines im höchsten Sinne dramatischen Charakters zu Grunde."

Französisches Schauspiel in Berlin.*)

Wenn wir oben englische Schauspieler in Paris fanden und gegenwärtig französische in Berlin antreffen, so bemerken wir in beiden Fällen doch einigen Unterschied. In der Pariser Königsstadt treten die vorzüglichsten Schauspieler Englands in bedeutenden Gastrollen nur für eine kurze Zeit auf; in der Berliner ist einer bestimmten Gesellschaft ein unbestimmter längerer Aufenthalt gegönnt. Wenn Jene sich auf alle Weise hervorzuthun gedrängt sahen, so haben Diese den Vortheil, in einer Folge ihre Fähigkeiten zu entwickeln; und es mag ihnen auf jeden Fall bis auf einen gewissen Grad gelingen, da die französischen Künstler, durch herkömmliche Ueberlieferung begünstigt, durch eine gewisse geschmackvolle Einheit gefördert, ganz eigenthümlicher Vortheile sich zu erfreuen haben. Doch davon kann hier nicht die Rede sein; dies bleibt dem Berliner Publikum, den dortigen Genießenden und Urtheilenden anheim gegeben. Was uns aber außerdem bemerklich scheint, ist, daß wie die Engländer in Frankreich so die Franzosen in Deutschland sich einiger Opposition zu befahren hatten und letztere daher sich einen Sachwalter mitgebracht oder ihn an Ort und Stelle sogleich gefunden haben. Nicht mißbilligen können wir nun, wenn dieser das Unbill bemerkt und rügt, womit man vor einigen Jahren in Deutschland Molièren verletzte.**) Mögen sich doch die fremden Nationen bei dieser Gelegenheit sagen, daß der Deutsche, so rechtlich und gutmüthig er auch sonst sei, noch manchmal launische Anwandlungen von Ungerechtigkeit habe,

*) Ueber Kunst und Alterthum, VI. Bandes 2. Heft. 1828. S. 376 ff.

**) Goethe meint das Urtheil von A. W. Schlegel in seinen Vorlesungen „Ueber dramatische Kunst und Literatur" (Heidelberg, 1809—1811), namentlich in der zweiundzwanzigsten, welche sich ganz mit Molière beschäftigt. Man vgl. den Brief Goethe's an Zelter vom 27. Juli 1828: „Was Schlegel in seinen Vorlesungen über Molière sagte, hat mich tief gekränkt; ich schweig viele Jahre, will aber doch nun Eins und das Andere nachbringen, um zum Trost mancher vor- und rückwärts denkenden Menschen jetzger und künftiger Zeit dergleichen Irrsale aufzudecken."

die er denn ganz unbewunden, als müsse das so sein, an Fremden wie an Landsleuten ausübt. Dergleichen geht jedoch meist ganz ohne Widerspruch hin; das Falsche kann sogar eine Zeit lang kursiren, bis sich endlich das Wahre herstellt, man weiß nicht wie.

Möge das also künftig wie bisher geschehen! Wir ergreifen diese Gelegenheit, um unsre Herzens- und Glaubensmeinung auszusprechen, daß, wenn einmal Komödie sein soll, unter Denen, welche sich darin übten und hervorthaten, Molière in die erste Klasse und an einen vorzüglichen Ort zu setzen sei. Denn was kann man mehr von einem Künstler sagen, als daß vorzügliches Naturell, sorgfältige Ausbildung und gewandte Ausführung bei ihm zur vollkommensten Harmonie gelangten? Dies Zeugniß geben ihm schon über ein Jahrhundert seine Stücke, die ja noch, obschon seiner persönlichen Darstellung entbehrend, die talentvollsten, geistreichsten Künstler aufregen, ihnen durch frische Lebendigung genugzuthun.

Französisches Haupttheater.*)

Es war löblich und der Sache angemessen, daß man in Paris, wo so viele Theater neben einander bestanden, auch eins der ganz reinen, regelmäßigen, sogenannten klassischen Art zu erhalten trachtete.**) Wäre der Gedanke nicht richtig, der Vorsatz nicht lebenswürdig gewesen, wie hätte die Ausübung so lange lebendigen Beifall gefunden?

Dessenungeachtet fühlte man, obgleich erst nach anderthalb Jahrhunderten, daß man, einen engen Kreis immer mehr verengend, Aufmerksamkeit und Antheil nicht fernerhin erhalten konnte, besonders wenn ein entschiedenes Talent Welt und Bühne verließ, das bisher eigentlich jene herkömmlich gepriesenen Stücke erst zu beleben und gewissermaßen immer neu zu erschaffen wußte. So war denn zuletzt Talma***) ganz eigentlich der Kloben, woran das erste Theater Frankreichs und der Welt im Schweben gehalten wurde.

Talma gehört nun ganz eigentlich der neusten Welt an; sein Bestreben war, das Innerlichste des Menschen vorzustellen. Mit welchem leidenschaftlichen Drang war er nicht bemüht, jenes hypochondrische Stück auszubilden, das in der arabischen Wüste spielt,†) um Gefühle und Gesinnungen auszudrücken, die einer solchen Oede gemäß wären!

Wir selbst waren Zeuge,††) mit welchem Glück er sich in eine Tyrannenseele einzugeisten trachtete; eine bösartige, heuchlerische Gewaltthätigkeit auszudrücken, gelang ihm zum Besten.

*) Ueber Kunst und Alterthum, VI. Bandes 2. Heft. 1828. S. 383–387. Vgl. auch S. 749, erste Note.

**) Das sogenannte Théâtre français.

***) François Joseph Talma, 1763–1826.

†) „Mahomet" von Voltaire, in welchem Stück Talma zuerst im Théâtre français als Leide auftrat.

††) Am 27. September 1808 wurde während Napoleon's Anwesenheit in Erfurt „Britannicus" von Racine gegeben.

Doch war es ihm zuletzt am Nero nicht genug: man lese, wie er sich mit einem Tiber des Chénier*) zu identifiziren suchte, und man wird ganz das Peinliche des Romantizismus darin finden. Weil aber hiedurch das eigentlich Heroische, das sich in republikanischem Konflikt, wie bei Corneille, als Bedrängniß in höheren Ständen, wie bei Racine, oder in großen Weltbegebenheiten, wie sie Voltaire behandelt, am kräftigsten hervorthut, nach und nach verloren ging und eine gewisse sentimentale Innerlichkeit dagegen sich einschmeichelte, so folgte daraus, daß man sich nach einer freiern Thätigkeit umsah und ein wirklich gegenständliches, geschichtliches Interesse wieder auf das Theater zu bringen trachtete.

Aelteres Herkommen.

Der Franzos will nur „eine Krise".**) Dieses einsichtige Wort Napoleon's deutet dahin, daß die Nation an eine gewisse einfache, abgeschlossene, leicht faßliche Darstellung auf dem Theater gewöhnt war; man konnte es eine Etikette nennen, von der man sich nicht entfernen wollte, weil man sie zwar beengend, aber doch in einem gewissen Sinne bequem fand. Der lebhafte, durch und durch selbstliebige Franzos kann seine Neigung für eine gewisse Aristokratie nicht aufgeben. Und in diesem Sinne hing er an der alten Anstalt, erhielt denselbigen Respekt vor seinem Achill und Agamemnon wie vor den edlen Familiennamen, die ihm seine Geschichte rühmlich vor die Ohren brachte. Es war eine Art von Kultus, im Theater zu sitzen, als mentaler Souffleur die bekannten Stücke zwischen den Zähnen zu murmeln und bei dieser frommen Handlung zu vergessen, daß man sich von Herzen ennuyire.

---

*) Marie Joseph de Chénier (1764—1811), Hauptdramatiker der französischen Revolution. Sein „Tibère" wurde erst aus seinem Nachlasse herausgegeben.

**) Mit Beziehung auf das Urtheil Napoleon's über „Werther's Leiden", der die Mischung gerügt hatte, wonach Werther's Selbstmord nicht allein aus seiner unglücklichen Liebe, sondern auch aus gekränktem Ehrgeiz hervorging. — Quelle für diese Nachricht ist Fr. von Müller in seinen „Erinnerungen aus den Kriegszeiten 1806—1813" (1851 erschienen); ausführlich behandelt wird die ganze Sache u. a. in der Note zu „Goethe's Briefe an Frau von Stein" (III. S. 268), und im Viehoff, „Goethe's Leben" (3. Aufl. III S. 53).

Uebergang.

Der Drang, etwas Bedeutenderes, größere Weltcharaktere, Universalereignisse auf den Brettern zu sehen, mußte jedoch in der neuern Zeit rege werden. Wer die Revolution überlebt hat, fühlt sich in die Geschichte hineingetrieben; er sieht im Gegenwärtigen das Vergangene mit frischem, die fernsten Gegenstände heranziehendem Blick. Indeß wir Deutschen noch immer den Konflikt zwischen Patriziern und Zunftmännern nicht los werden, ob er gleich in unsern konstitutionellen Staaten, wo Jeder an seinem Platze sich wohlsinnig und tüchtig beweisen kann, längst beschwichtigt und aufgehoben ist, gehen jene in ihre ältere, freilich durch Menschen und Begebenheiten höchst bedeutende Geschichte zurück und suchen die abgeschiedenen Gestalten aufs Theater hervorzuzaubern.

Neuere Versuche.

Dieses geht aber so unmittelbar nicht an, sondern man dramatisirt erst die Geschichte nach Bequemlichkeit, und zwar kühn genug von der ältesten bis zur neusten Zeit, und es darf kein Bestrebsamer dieses Faches dergleichen Bearbeitungen ignoriren. Hievon bezeichnen wir: „La Journée des Barricades," „Les Etats de Blois", welchen „Der Tod Heinrich's III." folgen soll. Auch dürfen wir in gleichem Sinne „Les Soirées de Neuilly" und „Scènes contemporaines" gar wohl empfehlen. Wer sich mit diesen Werken bekannt macht, wird unsern obigen Aeußerungen wahrscheinlich beitreten.

Fernere Schritte.

Weil nun bei solchen literarischen Bestrebungen wie bei politischen Revolutionen man erst vor-, sodann aber rückwärts geht und dessenungeachtet immer um einige Schritte weiter kommt, so läßt sich ein Gleiches auch hier bemerken. Victor Hugo, auch einer von den unabhängigen jungen Leuten, die, indoxil wie sie sind, sich doch am Ende durch eignes Thun und Erfahren müssen belehren lassen, hat sein schönes Talent auf ein großes unaufführbares historisches Stück, Cromwell,*) verwendet und sich dabei sehr schätzenswerth bewiesen.

*) Das Stück erschien i 27 mit einer Vorrede, in der Victor Hugo seinen Standpunkt als Romantiker nimmt

Hier aber kommt Manches zur Sprache, worüber man sich erst später vereinigen wird. Jene obgenannten dramatisirten historischen Ereignisse sind in Prosa geschrieben, und das ist auch eigentlich, was eine poetische Annäherung an das wirkliche Leben begünstigt; Cromwell hingegen ist in Alexandrinern.

*) Nun ist wol anzunehmen, daß der Alexandriner durchaus sich auf dem französischen Theater erhalten wird und muß. Daher würde ich einem solchen Schriftsteller rathen, dieses Versmaß für die edlen Stellen und wichtigsten Momente beizubehalten, sodann aber nach Beschaffenheit der Situationen, Charaktere, Gesinnungen und Gefühle mit dem Silbenmaße zu wechseln, wie Shakespeare mit dem Jambus und der Prosa thut.

Wenn man sich von alten Vorurtheilen losmachen will, ohne das zu zerstören, was in ihnen als gründlich gut und naturgemäß anerkannt werden darf, so thut man wohl, in frühere Zeiten zurückzugehen und zu untersuchen, wie es vormals aussah, wo das nunmehr Erstarrte noch lebendig und biegsam war. Man sehe den Cid des Corneille, wo nach Anlaß des spanischen Vorbildes, obgleich mit bescheidener Mäßigung, das Silbenmaß wechselt, der Sache angemessen und von guter Wirkung.

Ist man denn doch schon an Quinault's Opern**) abwechselnde Rhythmen gewohnt! Hat nicht auch Molière bei Fest- und Gelegenheitsstücken sich freierer Silbenmaße bedient? Hat nicht sogar Voltaire seinen Tancred in die und da verschränkten Reimen, mit großem Glück des Ausdrucks, keineswegs willkürlich, sondern, wenn man es genau betrachtet, sehr kunstreich geschrieben? Dies ist Alles schon vorhanden; nur käm' es auf ein entschiedenes Talent an, wie Victor Hugo besitzt, ob es sich in diesen verschiedenen Armaturen und Masken frei, bequem und geistreich zu Ergetzung seines Publikums bewegen könne.

---

*) Statt der drei letzten Absätze, die sich erst in Goethe's Nachgel. Werken (VI. 167 f.) finden, steht in „Ueber Kunst u. Alterthum": „Ueberhaupt unsre theatralischen zu äußern, würde zu weit führen; wir behalten uns jedoch vor, diese Angelegenheit nächstens wieder aufzufassen. Wer indessen erfahren will, wie sie von französischer Seite angesehen sei, der nehme den sechsten Theil der Zeitschrift „Le Globe" vor, wo es ihm zur Freude gereichen wird, sich hierüber mit so heiter-umsichtigen als wohlbegründeten Männern zu unterhalten."

**) S. Goethe's Werke, XXXI. S. 78, dritte Note, und die Note zu S. 85 daf.

92. Taschenbuch. (247.)*92)

Viele Läden und Häuser sind offen in südlichen Ländern,
Und man sieht das Gewerb, aber die Armuth zugleich.

93. Woldemar und Allwill. (XXIX.)*93)

Euch erhabne Gestalten hat nicht der Künstler gebildet,
Sondern die Tugend hat selbst sich verkörpert in Euch.

94. Schink's Faust. (272.)*94)

Faust hat sich leider schon oft in Deutschland dem Teufel ergeben;
Doch so profaisch noch nie schloß er den schrecklichen Bund.

95. Agamemnon. (349.)*95)

Bürger Odysseus, wohl Dir! Bescheiden ist Deine Gemahlin,
Strickt Dir Strümpfe und steckt keine drei Farben Dir an.

96. Sisyphus. (351.)*96)

Auch noch hier nicht zur Ruh, Du Unglückseel'ger! Noch immer
Rollst Du bergauf wie einst, da Du regierest, den Stein!

---

*92) Taschenbücher, die in Wien, Frankfurt, Mannheim erschienen, nach Düntzer die von A. J. Becker herausgegebenen.

*93) Die genannten Werke von F. H. Jacobi (Woldemar, Flensburg 1779, Königsberg 1784 und 1796, und Eduard Allwill's Briefsammlung, Königsberg 1792), von denen das erste in seiner neuen Bearbeitung Goethe selbst gewidmet war, konnten diesen nicht nach allen Richtungen hin befriedigen; indessen wollte er Jacobi nicht reizen, wie er es früher gethan hatte. (Vgl. unsre Biographie S. CXIX) und so lief er dies Distichon, obwol es das Lob an der Stirn trägt und den Tadel versteckt hält, im Musenalmanach fort.

*94) J. Fr. Schink (1755—1835), später als eifriger Gegner der Romantiker bekannt geworden, lebte 1796 noch in Hamburg und hatte im „Archiv der Zeit" 1798 die Faustsage unter dem Titel „Doktor Faust's Bund mit der Hölle" bearbeitet. Seine dramatische Phantasie „Faust" erschien erst 1804.

*95) Klopstock war anfangs ein begeisterter Anhänger der französischen Revolution, wie er denn auch ein Dekret als französischer Bürger erhielt, das ihn freilich antreffenfalls in Gefahr brachte, seine dänische Pension zu verlieren. Seine Gattin hielt ihn von der Bekanntmachung mehrerer Oden zurück, die diese Gefahr hätten vermehren können. Unter Agamemnon ist Forster zu verstehen, der am 12. Januar 1794 in Paris gestorben war und, wie man fälschlich annahm, vorzugsweise auf Veranlassung seiner Gattin (Therese Heyne, später an Huber vermählt), sich an der Revolution betheiligt hatte. So preist denn hier (Tanze S. 180) Agamemnon-Forster, ähnlich wie es in Odyssee XI, 444 geschieht, den Odysseus-Klopstock glücklich, daß seine bescheidene Gemahlin ihn vor solchem Ausgange bewahrt habe.

*96) Alle Ausleger stimmen darin überein, daß Chr. Ad. Klotz (1738 bis 1771), gegen den Lessing seine „Briefe antiquarischen Inhalts" schrieb, hier gemeint sei.

Berliner Dramaturgen.*)

Wunsch und freundliches Begehren.

Seit dem Januar 1821 hat eine geist- und sinnverwandte Gesellschaft neben andern Tagesblättern die Haude- und Spenerischen Berliner Nachrichten anhaltend gelesen und besonders auf die Notizen und Urtheile, das Theater betreffend, ununterbrochen geachtet. Sie scheinen von mehrern Verfassern herzurühren, welche, zwar in den Hauptpunkten mit einander einverstanden, doch durch abweichende Ansichten sich unterscheiden. Einer aber tritt besonders hervor, dem das Glück die Gunst erwies, daß er lange der gedenkt und, wie er von sich selbst sagt, „aufmerksam das Ganze und Einzelne beobachtet und Vergangenes so lebhaft als möglich sich zu reproduziren sucht, um es anschaulich mit dem wirklich Gegenwärtigen vergleichen zu können."

Und wirklich, er ist zu beneiden, daß er, das Theater in- und auswendig kennend, die Schauspieler durch und durch schauend, das Maß der Annäherung an die Rolle, der Entfernung von der Rolle so genau fühlend und einsehend, noch mit so jugendlicher, frischer und unbefangener Theilnahme das Theater besuchen kann. Doch bedenkt man es wohl, so hat diesen Vortheil jede wahre, reine Neigung zur Kunst, daß sie endlich zum Besitz des Ganzen gelangt, daß das vergangene so gut wie das gegenwärtige Treffliche vor ihr neben einander steht und dadurch ein sinnlich geistiger Genuß dem Einsichtigen entspringt, welchen auch mangelhafte, mißglückte Versuche nicht zu verkümmern Gewalt haben.

Zwei Jahrgänge gedachter Zeitung liegen nun vor uns

*) Der Aufsatz „Wunsch und freundliches Begehren" erschien zuerst in „Ueber Kunst und Alterthum", IV. Bds. 1. Heft. 1823. S. 102—107, das Nachträgliche ebendas. IV. Bds. 2. Heft. S. 181 f. mit der Ueberschrift „Nach Berlin"; der letzte Abschnitt: „Schematisches" wurde erst in Goethe's Nachgelassenen Werken, V. Bd. 1837. D. A. S. 109 f. zugefügt.

geheftet; denn wir fanden immer höchst interessant, die Zeitungen vergangener Jahre nachzulesen; man bewundert die Kunst, zu beschleunigen und zu verspäten, zu behaupten und zu widerrufen, die ein jeder Redakteur ausübt nach dem Interesse der Partei, der er zugethan ist. Eine solche Sammlung kommt uns diesmal nun im ästhetischen Sinne zu Statten, indem wir bei früher eintretendem Abend von jenem Termin an bis auf den letzten Tag den Theaterartikel wieder durchlasen, aber freilich von Druck und Papier viel zu leiden hatten. Nun würden wir sehr gerne nach einem gefertigten Auszug das Ganze wieder theilweise vornehmen, die Konsequenz, die Bezüge der Ueberzeugungen, das Abweichen derselben bei wieder abnehmenden Tagen studiren und uns besonders mit jenem Referenten unterhalten. Aber die Bemühung ist vergeblich, diesen Vorsatz durchführen zu wollen; wir müssen immer wieder zu einer englischen Druckschrift flüchten.

Wir sprechen deshalb einen längst gehegten Wunsch aus, daß diese löblichen Bekenntnisse vorzüglicher Männer möchten mit frischen Lettern auf weiß Papier stattlich und schicklich, wie sie wohl verdienen, zusammengedruckt werden, damit der Kunstfreund möglich finde, sie bequem und behaglich der Reihe nach und auch wol wiederholt in mannichfaltigem Bezug zu lesen, zu betrachten und zu bedenken. Wird uns diese Gunst gewährt, so sind wir gar nicht abgeneigt, eigene Bemerkungen einem so löblichen Texte hinzuzufügen, wozu uns ein folgerechter, wahrer Genuß an den Produktionen eines höchst gebildeten Verstandes, einer unbestechlichen Gerechtigkeit, mit dem allerliebsten Humor ausgesprochen, nothwendig aufregen mußte. Es würde bemerklich werden, wie er die bedeutenden Hauptfiguren des Berliner Theaters zu schätzen wußte und weiß, wie er die vorüberschwebenden Gäste mit Wahrheit und Anmuth zu behandeln versteht. Man sehe die Darstellungen der ersten und zweiten Gastrollen der Madame Neumann;*) sie thun sich so zierlich und liebenswürdig hervor als die Schauspielerin selbst. Oft spiegeln sich auch alt- und neue Zeit gegen einander — Emilie Galotti, vor vierzig Jahren**) und im laufenden aufgeführt.

*) Amalie Neumann, geborene Morstadt, spätere Mde. Haitzinger. Ueber ihre Gastspiele in Berlin vgl. den Goethe-Zelter'schen Briefwechsel, III. 435 u. 440.

**) „Emilie Galotti" wurde zum ersten Male am 13. März 1772 in Braunschweig von der Döbbelin'schen Gesellschaft aufgeführt.

Zum Einzelnen jedoch dürfen wir uns nicht wenden, wohl aber bemerken, daß gerade in diesen letzten Monaten Bedeutendes geliefert ward. Erst lasen wir den Aufsatz eines Mannes, der gegen das neuere Bestreben, den Worten des Dichters Gerechtigkeit widerfahren zu lassen und ihnen das völlige Gewicht zu geben, ungünstig gestimmt ist, jener Epoche dagegen mit Preis gedenkt, wo der Schauspieler, seinem Naturell sich völlig überlassend, ohne besonderes Nachdenken durch Uebung in der Kunst sich weiter zu fördern trachtete.

Hierauf im Gegensatz finden wir den Bericht des würdigen Jenisch*) vom Jahr 1802, woraus hervorgeht, wie es mit jenen Natürlichkeiten eigentlich beschaffen gewesen und wie der sogenannte Konversationston zuletzt in ein unverständiges Murmeln und Lispeln ausgelaufen, so daß man von den Worten des Dramas nichts mehr verstehen konnen und sich mit einem nackten Gebärdenspiel begnügen müssen.

Schließlich tritt nun der eigentliche Referent auf, nimmt sich der neuen Schule kräftig an und zeigt, wie auf dem Wege, welchen Wolffs, Devrients,**) Stichs***) wandeln, ein höheres Ziel zu erreichen sei, und wie ein herrliches Naturell keineswegs verkürzt werde, wenn ihm einleuchtet, daß der Mensch nicht Alles aus sich selbst nehmen könne, daß er auch lernen und als Künstler den Begriff von der Kunst sich erwerben müsse.

Möchten diese und tausend andere fromme Worte Kennern und Künstlern, Gönnern und Liebhabern, vielleicht als Taschenbuch, zu willkommenster Gabe vorgelegt werden!

---

*) Daniel Jenisch, Predigt an der Nikolaikirche in Berlin, als weissagende und geschichtliche Beredtsamkeit kurz als Lesebuch dienend. Nach 1800 bis 1802 Jahrgänge. Die Schillerschen Reden Nr. 16, 19 und 20 (Schiller's Werke, I. Abt. 2. Bnd. S. 113 und 135) sind gegen ihn gerichtet, und da Demosthenes, die man ihnen setzen muß, machen es in Verbindung mit manch Anderem wahrlich, daß Jenisch hier das Erstaunen „würdig" erhält.

**) Vor Zeit, als Goethe diesen Aufsatz schrieb, waren Ludwig und Philipp Devrient Mitglieder des Berliner Hoftheaters.

***) Auguste Stich, geborene Thümy, Hofrätin Crelinger, und Wilhelm Stich

Nachträgliches.

In dem vierzigſten Stück und folgenden der Haude-Spenerſchen Berliner Nachrichten finden wir unſern Theaterfreund und Sinnesgenoſſen ſehr vergnüglich wieder, wo er vieljährige Erfahrung und geiſtreiches Urtheil abermals recht anmuthig walten läßt. Möge er doch fleißig fortfahren und ein billiger Raum ſeinen gehaltvollen Worten gegönnt ſein! Uebrigens wird er ſich keineswegs irre machen laſſen; denn wer mit Liebe treulich einem Gegenſtand funfzig Jahre anhängt, der hat das Recht zu reden, und wenn gar Niemand ſeiner Meinung wäre.

Noch Eins muß ich bemerken. Man hat ihn aufgefordert, wie über das Theater auch über das Publikum ſeine Meinung zu ſagen; ich kann ihm hiezu nur unter gewiſſen Bedingungen rathen. Das lebende Publikum gleicht einem Nachtwandler, den man nicht aufwecken ſoll; er mag noch ſo wunderliche Wege gehen, ſo kommt er doch endlich wieder ins Bette.

Indeſſen gedenk' ich gelegentlich einige Andeutungen zu geben,*) die, wenn ſie dem Einſichtigen zuſagen und ihn zu gewiſſen Mittheilungen bewegen, von dem beſten Erfolg für uns und Andere ſein werden.

Berliner Dramaturgen noch einmal.

Schematiſches.

Was über ſie ſchon ausgeſprochen worden.
Ihre Eigenſchaften, Herkommen, Berechtigungen.
Die gute Meinung von ihnen braucht man nicht zurückzunehmen.
Merkwürdig iſt ihr Vor- und Fortſchreiten.

*) Dieß ſcheint in dem nachſtehend ſchematiſch entworfenen Aufſatz beabſichtigt geweſen zu ſein.

Gegenwärtige ſchwierige Lage.
Zwiſchen zwei Theatern.
Gerechtigkeit gegen beide.
Schonung beider.
Reine, ruhige Theilnahme ihr Element, aus dem ſie ſchöpfen.
Schonung überhaupt Demjenigen nöthig, der öffentlich über den Augenblick urtheilen und wahrhaft wirken will.
Denn er darf ja das Gegenwärtige nicht gewaltſam zerſtören. Aufmerkſam ſoll er machen, warnen und auf den rechten Weg deuten, auf den, den er ſelbſt dafür hält.
Das iſt in Deutſchland jetzt nicht ſchwer, da ſo viel verſtändige, hochgebildete Menſchen ſich unter den Leſern und Schriftſtellern befinden.
Wer jetzt das Unrecht will oder eine unrechte Art hat zu wollen, der iſt bald entdeckt und von einflußreichen Menſchen wo nicht gehindert, doch wenigſtens nicht gefordert. Er kann ſich des Tages verſichern, aber kaum des Jahres.

Ludwig Tieck's Dramaturgiſche Blätter.*)

Gar mannichfaltige Betrachtungen erregte mir dies merkwürdige Büchelchen.

Der Verfaſſer, als dramatiſcher Dichter und umſichtiger Kenner das vaterländiſche Theater beurtheilend, auf weiten Reiſen von auswärtigen Bühnen durch unmittelbare Anſchauung unterrichtet, durch ſorgfältige Studien zum Hiſtoriker ſeiner und der vergangenen Zeit befähigt, hat eine gar ſchöne Stellung zum deutſchen Publikum, die ſich hier beſonders offenbart. Bei ihm ruht das Urtheil auf dem Genuß, der Genuß auf der Kenntniß, und was ſich ſonſt aufzuheben pflegt, vereinigt ſich hier zu einem erfreulichen Ganzen.

Seine Pietät gegen Kleiſt**) zeigt ſich höchſt liebenswürdig. Mir erregte dieſer Dichter, bei dem reinſten Vorſatz einer aufrichtigen Theilnahme, immer Schauder und Abſcheu, wie ein von der Natur ſchön intentionirter Körper, der von einer unheilbaren Krankheit ergriffen wäre. Tieck wendet es um: er betrachtet das Treffliche, was von dem Natürlichen noch übrig blieb, die Entſtellung läßt er bei Seite, entſchuldigt mehr, als daß er tadelte; denn eigentlich iſt jener talentvolle Mann auch nur zu bedauern, und darin kommen wir denn Beide zuletzt überein.

Wo ich ihn ferner auch ſehr gerne antreffe, iſt, wenn er als Eiferer für die Einheit, Untheilbarkeit, Unantaſtbarkeit Shakeſpeare's auftritt und ihn ohne Redaktion und Modifikation von Anfang bis zu Ende auf das Theater gebracht wiſſen will.

*) Goethe's Nachgelaſſene Werke, V. Band. 1833. T. X. S. 111 ff. — Das hier beurtheilte Werk war 1825—1826 in Breslau in zwei Bänden erſchienen, unter dem Titel: „Dramaturgiſche Blätter. Nebſt einem Anhange noch ungedruckter Aufſätze über das deutſche Theater und Berichten über die engliſche Bühne, geſchrieben auf einer Reiſe im Jahre 1817."

**) Tieck hatte 1821 Heinrich v. Kleiſt's „Hinterlaſſene Schriften", 1826 deſſen „Geſammelte Schriften" herausgegeben.

Wenn ich vor zehn Jahren der entgegengesetzten Meinung war und mehr als einen Versuch machte, nur das eigentlich Wirkende aus den Shakespeare'schen Stücken auszuwählen, das Störende aber und Umherschweifende abzulehnen, so hatte ich, als einem Theater vorgesetzt, ganz Recht; denn ich hatte mich und die Schauspieler Monate lang gequält und zuletzt doch nur eine Vorstellung erreicht, welche unterhielt und in Verwunderung setzte, aber sich wegen der gleichsam nur einmal zu erfüllenden Bedingung auf dem Repertoir nicht erhalten konnte. Jetzt aber kann es mir ganz angenehm sein, daß dergleichen hie und da abermals versucht wird; denn auch das Mißlingen bringt im Ganzen keinen Schaden.

Da der Mensch doch einmal die Sehnsucht nicht los werden soll, so ist es heilsam, wenn sie sich nach einem bestimmten Objekte hin richtet, wenn sie sich bestrebt, ein abgeschiedenes großes Vergangene ernst und harmlos in der Gegenwart wieder darzustellen. Nun sind Schauspieler so gut wie Dichter und Leser in dem Falle, nach Shakespeare hinzublicken und durch ein Bemühen nach dem Unerreichbaren ihre eignen innern, wahrhaft natürlichen Fähigkeiten aufzuschließen.

Habe ich nun in Vorstehendem den höchst schätzbaren Bemühungen meines vieljährigen Mitarbeiters*) meine volle Zustimmung gegeben, so bleibt mir noch zu bekennen übrig, daß ich in einigen Aeußerungen, wie zum Beispiel, „daß die Lady Macbeth eine zärtliche, liebevolle Seele und als solche darzustellen sei," von meinem Freunde abweiche. Ich halte dergleichen nicht für des Verfassers wahre Meinung, sondern für Paradoxien, die in Erwägung der bedeutenden Personen, von der sie kommen, von der schlimmsten Wirkung sind.

Es liegt in der Natur der Sache, und Tieck hat bedeutende Beispiele vorgetragen, daß ein Schauspieler, der sich selbst kennt und seine Natur mit der geforderten Rolle nicht ganz in Einstimmung findet, sie auf eine kluge Weise beugt und zurechtrückt, damit sie ihm passe, dergestalt daß das Surrogat gleichsam als ein neues und brillantes Bildwerk uns für die verständige Fiktion entschädigt und unerwartet genußreiche Vergleichungen gewährt.

Dies zwar müssen wir gelten lassen, aber billigen können wir nicht, wenn der Theoretiker dem Schauspieler Andeutungen

*) Die Beziehungen Goethe's zu Tieck begannen schon im Herbste 1799.

giebt, wodurch er verführt wird, die Rolle in eine fremde Art und Weise gegen die offenbare Intention des Dichters hinüberzuziehen.

In gar manchem Sinne ist ein solches Beginnen bedenklich; das Publikum sieht sich nach Autoritäten um, und es hat Recht. — Denn thun wir es nicht selbst, daß wir uns mit Kunst- und Lebensverständigen in Freud' und Leid berathen? Wer demnach irgend eine rechtmäßige Autorität in irgend einem Fache erlangt hat, suche sie billig durch fortwährendes Hinweisen auf das Rechte als ein unverlierliches Heiligthum zu bewahren!

Tieck's Entwickelung der Piccolomini und des Wallenstein's ist ein bedeutender Aufsatz. Da ich der Entstehung dieser Trilogie von Anfang bis zu Ende unmittelbar beiwohnte, so bewundere ich, wie er in dem Grade ein Werk durchdringt, das als eins der vorzüglichsten, nicht allein des deutschen Theaters, sondern aller Bühnen, doch in sich ungleich ist und deshalb dem Kritiker hie und da nicht genugthut, wenn die Menge, die es mit dem Einzelnen so genau nicht nimmt, sich an dem ganzen Verlauf nothwendig entzücken muß.

Die meisten Stellen, an welchen Tieck etwas auszusetzen hat, finde ich Ursache als pathologische zu betrachten. Hätte nicht Schiller an einer langsam tödtenden Krankheit gelitten, so sähe das Alles ganz anders aus. Unsere Korrespondenz, welche die Umstände, unter welchen Wallenstein geschrieben worden, aufs Deutlichste vorlegt,*) wird hierüber den wahrhaft Denkenden zu den würdigsten Betrachtungen veranlassen und unsre Aesthetik immer inniger mit Physiologie, Pathologie und Physik vereinigen, um die Bedingungen zu erkennen, welchen einzelne Menschen sowol als ganze Nationen, die allgemeinsten Weltepochen so gut als der heutige Tag unterworfen sind.

*) Die erste Ausgabe des Goethe-Schiller'schen Briefwechsels wurde schon 1834 zum Druck vorbereitet, erschien aber erst 1829.

Für Freunde der Tonkunst,

von **Friedrich Rochlitz.**

Erster Band. Leipzig 1824.*)

Wohlwollende Leser geben mir schon lange zu, daß ich, anstatt über Bücher zu urtheilen, den Einfluß ausspreche, den sie auf mich haben mochten. Und im Grund ist dies doch das Urtheil aller Lesenden, wenn sie auch ihre Meinung und Gesinnung dem Publikum nicht mittheilen. Der Unterrichtete findet in einem Buche nichts Neues und kann es daher nicht loben, indessen der jüngere Wißbedürftige daran seine Kenntnisse mit Erbauung vermehrt; der Eine wird gerührt, wo der Andere kalt bleibt; deshalb ist die Aufnahme eines Werks so sehr verschieden.

Bei dem obgenannten hatte ich mich besonders zu erfreuen, und zwar will ich zuvörderst der gemüthlich ausführlichen Darstellung des Messias von Händel gedenken; sie erregte in mir die unwiderstehliche Sehnsucht, von dem Werke, das mich früher an die ernsteste Tonkunst herangeführt, so viel abermals zu vernehmen, daß die alten halbverklungenen Gefühle sich wieder entwickelten und die jugendlichen Genüsse in Geist und Seele sich nochmals erneuerten.

Dazu gelange ich denn jetzt unter der Anleitung eines wackern Musikdirektors, durch Theilnahme von Tonkünstlern und Liebhabern. Ich folge nunmehr dem Gange des unschätzbaren Werkes nach vorliegender Anleitung; man schreitet vor, man wiederholt; und so hoffe ich, in einiger Zeit ganz wieder von Händel'scher Geistesgewalt durchdrungen zu sein.

Die Biographien Hiller's**) und der Schmehling-Mara***) thaten mir sehr wohl und veranlaßten nachstehende Betrachtung.

*) Ueber Kunst und Alterthum, V. Bandes 1. Heft. 1824. S. 151 ff. — Ueber die Beziehungen des Verfassers zu Goethe und seine Korrespondenz mit ihm vgl. man namentlich die ausführliche Darstellung in W. Freiherr von Biedermann's „Goethe und Leipzig" (II. S. 279—283).

**) Johann Adam Hiller, 1728—1804.

***) Vgl. Goethe's Werke, III. S. 363, erste Note.

Unbekannt mit der nächsten Umgebung, lebt die Jugend immerfort entweder zu sehr mit sich selbst beschäftigt oder mit Gedanken und Bestrebungen in die Ferne gerichtet; nur die Folgezeit klärt uns über die vergangene Gegenwart auf.

Diesmal ward ich denn in jene Tage versetzt, wo ich in Leipzig in studentischem Dunkel und Dünkel umherging, alles guten Willens mir bewußt, nach undeutlichen Zwecken auf Irrwegen tastete.

Auch ich habe den guten Hiller besucht und bin freundlich von ihm aufgenommen worden; doch mußte er mit meiner wohlwollenden Zudringlichkeit, mit meiner heftigen, durch keine Lehre zu beschwichtigenden Lernbegierde sich so wenig als Andere zu befreunden.

Auch jene Demoiselle Schmehling hab' ich damals bewundert, eine werdende, für uns unerfahrne Knaben höchst vollendete Sängerin. Die Arien „Sul terren piagata a morte etc." und „Par che di giubilo etc." aus Hasse's Helena auf dem Kalvariberg weiß ich mir noch im Geiste hervorzurufen.

Indem ich mich nun mit diesem und den übrigen anmuthig belehrenden Aufsätzen unterhalte, scheint mir der Mann zur Seite zu stehen, den ich schon so lange Jahre*) als freundlich theilnehmenden Mitgenossen eines bedeutenden Zeitalters zu ehren hatte, der zu meinem Lebensgange sich heiter und froh wie ich mich zu dem seinigen gefügt. Von der ersten Zeit an erscheint er als rein wohlwollender Beobachter, und eben diesen Charakter gewinnen seine Vorträge; er schreitet ruhig getrost in der Literatur seiner Tage daher, erwirbt die vollkommenste Leichtigkeit des Ausdrucks, sagt nur, was sich aussprechen läßt, und spricht es gut aus; zu seinem größten Vortheil aber begleitet ihn überall eine eingeborne Harmonie, ein musikalisches Talent entwickelt sich aus seinem Innern, und er fördert es mit Sorgfalt so, daß er seine schriftstellerische Gabe zu Darstellung von musikalischen Erfahrungen und Gesetzen mit Leichtigkeit benutzen kann. Wie viel ihm die gebildete Welt hierin schuldig geworden, ist kaum mehr zu sondern; denn seine Wirkungen sind schon in die Masse der Nation übergegangen, woran er sich denn in einem höhern Alter uneigennützig mit allgemeiner Beistimmung vergnügen kann.

Seine heitern Produktionen, die man als Blüthen einer wirklichen Welt ansehen darf, sind von Jedermann gekannt und

*) Goethe's Verkehr mit Rochlitz begann mit dem Jahre 1800.

97. Sulzer. (352.)*97)

Hüben über den Urnen, wie anders iſt's, als wir dachten!
Mein aufrichtiges Herz hat mir Vergebung erlangt.

98. Haller. (353.)*98)

Ach, wie ſchrumpfen allhier die dicken Bände zuſammen!
Einige werden belohnt, aber die meiſten vergehn.

99. Alcibiades. (363.)*99)

Kommſt Du aus Deutſchland? Sieh mich doch an, ob ich wirklich ein ſolcher
Hafenfuß bin, als bei Euch man in Gemälden mich zeigt?

100. Hildegard von Hohenthal. (XXII.)*100)

Gern hört man Dir zu, wenn Du mit Worten Muſik machſt,
Miſchteſt Du nur nicht ſogleich bundſche Liebe darein.

101. Moritz. (XXVIII.)*101)

Armer Moritz, wieviel haſt Du im Leben gelitten!
Aeakus ſei Dir gerecht! Schlichtegroll war es Dir nicht.

---

*97) Parodie auf Klopſtock's Meſſias VII, 422 ff.

„O, drüben,
Portia, drüben über den Urnen, wie ſehr iſt es anders,
Als wir dachten!"

J. G. Sulzer (1720—1779) hatte fünf Abhandlungen geſchrieben „Ueber die Unſterblichkeit der Seele, als Gegenſtand der Phyſik betrachtet."

*98) Parodie auf Klopſtock's Meſſias VII, 418—421:

„Sieh, es zählet die Zahl, und die Waagſchal' wägt, und das Maß mißt
Alle Thaten! Wie krümmen alsdann der Tugenden höchſte
Sich in das Kleine: wie ſteigt ihr Weſen verſtändt in die Luft aus!
Einige werden belohnt, die meiſten werden vergeben!

Tünzer hat in dem S. 230 erwähnten Aufſatz zuerſt darauf hingewieſen, daß viele beiden Xenien den genannten Urſprung haben, und Haller's gegen Voltaire gerichtete „Briefe über die wichtigſten Wahrheiten der Offenbarung" eigentlich nur eine Nebenrolle ſpielen.

*99) Auf die Romane von J. G. Meißner „Alcibiades", 1781—1788, 4 Th., und F. G. Cramer „Der deutſche Alcibiades", 1790, 2 Th., bezüglich.

*100) Heinſe's Roman „Hildegard von Hohenthal" war 1795—1796 in Berlin in drei Bänden erſchienen.

*101) Karl Philipp Moritz (1757—1793) hatte auf Schiller durch ſeine äſthetiſchen Schriften einen bedeutenden Einfluß ausgeübt und war mit Goethe perſönlich befreundet. (Vgl. unſre Biographie S. CXXV.) — Die Biographie in Schlichtegroll's „Nekrolog merkwürdiger Deutſcher", Jahrgang 1793, die vermuthlich von Böttiger verfaßt war, ließ den Verdienſten des Verſtorbenen keine Gerechtigkeit widerfahren. (Vgl. auch Schiller's und Goethe's Xenien-Manuſcript S. 65.)

werden auch in einer neuen konzentrirten Ausgabe, die u. d. T. „Auswahl aus Fr. Rochlitz' sämmtlichen Schriften, Leipzig 1821 u. ff." erschien, seinen Freunden abermals in die Hände gegeben und jüngeren Lesern als liebenswürdige neue Gabe geboten.

Hier enthalt' ich mich nun nicht, einer der wunderſamſten Produktionen zu gedenken, die ſich vielleicht je, man darf wol ſagen ereignet haben. Es iſt das Tagebuch der Schlacht bei Leipzig, wo die beiden Talente des Verfaſſers als Schriftſtellers und Tonkünſtlers vereint hervortreten und zugleich ſein rein ruhiger, zuſammengenommener Charakter ſich bewährt, wie der eines Schiffers im Sturm, aufmerkend geſchäftig, obgleich beängſtigt, ſich gar löblich hervorthut.

Das Bedürfniß unſeres Freundes, Ereigniſſe zu beobachten, ſeine Gedanken durch Schrift, ſeine Empfindungen muſikaliſch auszudrücken, wird uns dadurch erhalten und auch der Folgezeit offenbart. Das Unbewußte, Deſultoriſche der überdrängteſten Augenblicke — von gefahrvoller Beobachtung kaum zu überlebender Momente zum Flügel, um das Herz zu erleichtern, zum Pult, um Gedanken und Anſchauungen zu fixiren — iſt einzig; mir iſt wenigſtens nichts Aehnliches bekannt. Dieſe bewußte Bewußtloſigkeit, dieſes unverſätzliche Betragen, dieſe bedrängte Thätigkeit, dieſe nur durch Wiederkehr zu gewohnten, geliebten Beſchäftigungen gefundene Selbſthilfe, wo eine im augenblicklichen bänglichen Genuß erhaſchte Wiederherſtellung ſchon genügt, um größeren Leiden mit unverlorner Selbſtſtändigkeit wieder entgegengehen zu können — alles Dieſes iſt ein Dokument für künftige Zeiten, was die Bewohner Leipzig's und der Umgegend gelitten haben, als das Wohl der Deutſchen nach langem Druck ſich endlich wieder aufrichtete.

Auch mir beſonders war dieſes Tagebuch von großer Bedeutung, indem ich gerade in denſelbigen Stunden noch in ahnungsvoller Sicherheit, umgeben von einer ängſtlichen Stille, meinen gewöhnlichen Geſchäften nachging oder vielmehr im Theatergeſchäft den Epilog zu Eſſex*) ſchrieb, in welchem die merkwürdigen prophetiſchen Worte vorkommen:

Der Menſch erfährt, er ſei auch wer er mag,
Ein letztes Glück und einen letzten Tag!

*) Vgl. Goethe's Werke, XI. 1. S. 251. Z. 21 f., und die betreffende Note

Anhang.

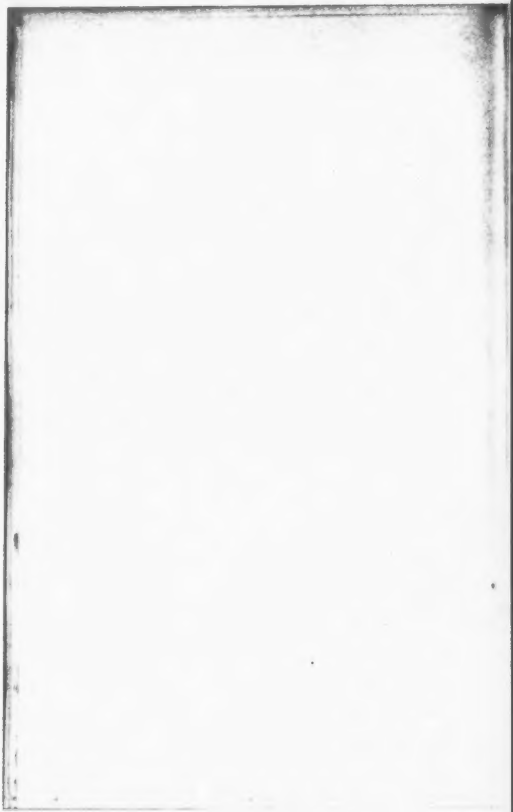

Vorbemerkung des Herausgebers.

Auf welche Weise die Verbindung der Weimarischen oder, wie sie sich auch gelegentlich nennen, der vereinigten Kunstfreunde entstanden ist, wie lange sie gedauert und welche Zwecke sie verfolgt hat, Alles dies ist bereits früher (S. XIII) angegeben worden. In dem nachfolgenden Anhange ist der Versuch gemacht, zu bestimmen, welche der von ihnen veröffentlichten zahlreichen Schriftstücke und Aufsätze Goethe entweder zum alleinigen Verfasser haben oder ihm wenigstens der Hauptsache nach zuzuschreiben sind. Die Lösung dieser Aufgabe zeigte jedoch nicht geringe Schwierigkeiten. Allerdings liegt die Frage ähnlich wie schon in einem früheren Falle, als es sich um die Scheidung der Schiller'schen und Goethe'schen Xenien handelte; auch hier ist fast immer nur unter Zweien — Goethe und Meyer — zu bestimmen, wer von ihnen die fragliche Arbeit geschrieben habe. Aber dort flossen die Quellen reichlicher, und die mannichfachsten Versuche zur Feststellung der Autorschaft waren bereits früher gemacht worden, während hier die Quellen und in Folge dessen auch die Vorarbeiten spärlicher vorhanden sind, so daß in manchen Fällen das subjektive Ermessen als der einzige oder wenigstens als der letzte Entscheidungsgrund übrig blieb. Unter diesen Umständen konnten die Resultate, zu denen wir gekommen sind, bisweilen wenigstens nur problematische sein, während in vielen Fällen allerdings auch wieder eine vollständig sichere Feststellung möglich gewesen ist.

Drei Zeitschriften sind es, deren Material zu sichten war: die Propyläen, die Jenaische Allgemeine Literatur-Zeitung und Ueber Kunst und Alterthum.

In Beziehung auf die Propyläen, die Goethe während ihres dreijährigen Bestehens von 1798—1800 selbst herausgab, liegen die oben erwähnten Schwierigkeiten noch nicht vor. Den einzelnen Artikeln ist zwar keine Namensunterschrift beigegeben, aber wir besitzen eine authentische Angabe über die Ver-

faſſer, welche Eckermann von Meyer ſelbſt erhalten hatte und die unter Autoriſation des Erſteren im „Morgenblatt“ von 1842 (Nr. 62) veröffentlicht wurde. Wir dürfen derſelben um ſo mehr unbedingten Glauben beimeſſen, als ſie ſich in faſt allen Fällen noch durch anderweitige Nachrichten beſtätigt. Danach ſind folgende Aufſätze von Goethe und Meyer gemeinſam bearbeitet:

1) Chalkographiſche Geſellſchaft zu Deſſau. (S. 802 ff.)
2) Nachricht an Künſtler und Preisaufgabe. (S. 767 ff.)
3) Preisertheilung und Recenſion der eingegangenen Konkurrenzſtücke. (S. 772.)
4) Preisaufgabe fürs Jahr 1800. (S. 772 f.)
5) Die Preisaufgabe [von 1800] betreffend. (S. 774 ff.)

Welchen Antheil jeder der einzelnen Verfaſſer an dem letzteren, aus fünf Abſchnitten beſtehenden Artikel hat — denn auch Schiller gehört durch ſeinen Brief „An den Herausgeber der Propyläen“ zu jenen — iſt S. 774 erörtert. — Abgeſehen hievon iſt noch die von Goethe und Schiller gemeinſam aufgeſtellte „Dramatiſche Preisaufgabe“ zu erwähnen, der wir bereits eine frühere Stelle (S. 671 f.) angewieſen haben.

Nach dem Eingehen der Propyläen wurde die ſeit 1785 beſtehende und in Jena erſcheinende Allgemeine Literatur-Zeitung das geſchäftliche Organ der vereinigten Kunſtfreunde. Die Nachrichten über die Weimariſchen Kunſtausſtellungen, die Aufforderungen zu Preisbewerbungen, die Preisertheilungen, Alles wurde dort bekannt gemacht, theils unter Goethe's alleinigem Namen, theils indem er als Repräſentant der vereinigten Kunſtfreunde auftrat. Als nun aber die Allgemeine Literatur-Zeitung durch Schütz nach Halle verlegt wurde und unter Goethe's weſentlicher Mitwirkung mit dem Anfange des Jahres 1804 die zur Unterſcheidung „Jenaiſche“ genannte Allgemeine Literatur-Zeitung unter der Redaktion von Eichſtädt ins Leben trat, waren Goethe wie Meyer beſtrebt, das neue Unternehmen durch reiche Beiträge von eigenen Aufſätzen ſowol wie von Recenſionen zu fördern und zu unterſtützen. Von Seiten Goethe's allein geſchah dies durch die zahlreichen auf Literatur bezüglichen Arbeiten, welche im XXIX. Theile unſerer Ausgabe enthalten ſind; in Verbindung mit Meyer geſchah es durch eine Reihe in das Gebiet der Kunſt gehöriger Artikel, mit denen wir es hier zu thun haben. Die Mehrzahl derſelben iſt, um zunächſt ein äußeres Kennzeichen anzugeben, mit W. K. F. unterzeichnet; in einigen lautet die Unterſchrift wie auch ſchon früher:

„J. W. v. Goethe, im Namen der vereinigten Kunstfreunde", in einzelnen Fällen endlich fehlt jede Bezeichnung des Verfassers.

Obgleich kein einziger der zahlreichen hier in Betracht kommenden Aufsätze — es sind deren etwa sechzig — in die Ausgabe letzter Hand der Goethe'schen Werke und nur die Abhandlung über Polygnot's Gemälde in die Nachgelassenen Werke aufgenommen ist, so war es doch eine anerkannte Thatsache, daß verschiedene derselben ganz oder theilweise von Goethe verfaßt sind, und so finden wir schon 1841 eine Anzahl dieser Aufsätze in den von Boas herausgegebenen „Nachträgen zu Goethe's sämmtlichen Werken". Offenbar hat sich jedoch Boas bei seiner Auswahl nur von rein subjektiven Vermuthungen leiten lassen; denn er bringt bei keinem der von ihm aufgenommenen Artikel einen Beweis für Goethe's Autorschaft bei, sondern bemerkt nur ganz beiläufig in einer Note, daß sämmtliche unter der Chiffer W. K. F. von ihm mitgetheilte Aufsätze Goethe zum Verfasser hätten. Eine solche aufs Gerathewohl hingestellte und durch keinen Beweis unterstützte Behauptung vermochte den Anforderungen einer strengeren Kritik nicht entfernt zu genügen, die ihr deshalb auch mit vollem Rechte jede Autorität abspricht.

Erst durch die sorgsamen von S. Hirzel für das von ihm herausgegebene „Verzeichniß einer Goethe-Bibliothek" angestellten Forschungen wurde nach äußeren und inneren Indizien eine Reihe von Artikeln festgestellt, bei denen Goethe's Autorschaft mit Gewißheit oder großer Wahrscheinlichkeit anzunehmen war.

Die sicherste und entscheidendste Grundlage aber erhielt die Untersuchung der Frage durch W. v. Biedermann in der 1872 von ihm veröffentlichten Korrespondenz Goethe's mit dem Redakteur der Jenaischen Literatur-Zeitung, Professor Eichstädt, und durch die ausführlichen und gründlichen Erläuterungen zu derselben. Die hierdurch gewonnenen Resultate sind es vorzugsweise, welche uns bei dem betreffenden Abschnitt unserer Arbeit geleitet haben.

Die Betheiligung der W. K. F. an der Jenaischen Allgemeinen Literatur-Zeitung hörte mit dem Jahre 1808 auf, und erst im Jahre 1816 begründete Goethe selbst ein neues Journal, dessen hauptsächlichster Mitarbeiter wiederum Meyer wurde. Die ersten drei Hefte, welche — mit Ausnahme eines größeren Aufsatzes von Meyer — fast ganz allein von Goethe verfaßt sind, führen den Titel: **Ueber Kunst und Alterthum in den Rhein- und Main-Gegenden**; jedoch ist schon der mit dem dritten Hefte ausgegebene Gesammt-Titel zum ersten Band dem er-

weiterten Zweck und Inhalt entsprechend abgeändert und lautet von da an auf allen Heften bis zu dem unmittelbar nach Goethe's Tode erfolgten Eingehen der Zeitschrift: **Ueber Kunst und Alterthum. Von Goethe.**

Auch hier war die Sichtung des Materials nicht ohne alle Schwierigkeit. Allerdings ist das dem Inhalte nach Bedeutendere entweder schon vor Goethe's Tode in die Ausgabe seiner Werke oder nach seiner Anordnung in die Nachgelassenen Werke aufgenommen; es kommt ferner auch die früher irreleitende oder wenigstens unsicher machende Chiffer W. K. F. nur noch selten vor; ja auf dem Umschlage des siebzehnten Heftes der Zeitschrift sind selbst die Verfasser der einzelnen Artikel bezeichnet. Aber diese Hilfsmittel, von denen zwei sogar nur negativer Natur sind, vermögen keineswegs für alle Fälle einen sichern Anhalt zu gewähren. Denn die Zahl der Mitarbeiter war nicht unbedeutend, und die Thatsache der Aufnahme in Goethe's eigne Ausgabe seiner Werke oder in die Nachgelassenen Werke schließt ebensowenig die Möglichkeit der Auslassung manches zweifellos Goethe'schen Aufsatzes aus, als sie Goethe's Autorschaft untrüglich bekundet, wie man ja in Wirklichkeit einiges nicht von ihm Stammende in seine Werke aufgenommen hat. Selbst die eben erwähnten Angaben im 17. Heft über die Verfasser der in demselben enthaltenen Aufsätze sind nicht ausreichend, da für eine ganze Reihe von Artikeln, welche den Schluß des Heftes bilden, nur die summarische Autor-Bezeichnung „der Herausgeber meist bis zu Ende" gegeben wird. —

Dies waren die Fragen, die für den Anhang im Allgemeinen in Betracht kamen: warum ein jedes einzelne Stück aufgenommen oder von der Aufnahme ausgeschlossen wurde, ist in den einzelnen Anmerkungen motivirt.

I.

Aufsätze und Nachrichten,
die Weimarischen Kunstausstellungen betreffend.

Nachricht an Künstler und Preisaufgabe.

Propyläen. II. Bandes 1. Stück. 1799. S. 162–174.

Die Abhandlung über jene Gegenstände, an welche sich der bildende Künstler vorzüglich halten sollte, hat, wie uns eingegangene Nachrichten und Anfragen von Freunden, nicht weniger die öffentlichen Urtheile gezeigt, erwünschte Theilnahme gefunden. Es wäre der gegenwärtigen Absicht nicht angemessen, Einwürfe, welche von Einigen gemacht worden, zu widerlegen oder sich umständlich über Eins und das Andere erklären zu wollen, das sie mißverstanden zu haben scheinen; der Zweck, den man damit zu erreichen suchte, ist erreicht, und eine Frage, die der Kunst von der größten Wichtigkeit sein muß, aber von den Künstlern lange nicht genug beherzigt worden, wieder in Anregung gebracht; doch es darf hiebei nicht bleiben, wenn gute Wirkungen entstehen, wenn Andere sich der Sache weiter annehmen und das, was wir angefangen, fortführen sollen.

Ein jeder Künstler wird bei einem einzigen Versuch, den er aus eignem Triebe macht oder zu machen veranlaßt wird, über Alles tiefer nachdenken und dahin eindringen, wohin ihn keine Schrift, wie gut sie auch abgefaßt wäre, je leiten könnte. Aus diesem Grund schien es uns wohlgethan, wenn wir einem Jeden, der Lust sich zu versuchen hat, Gelegenheit gäben, jene aufgestellten Maximen praktisch zu prüfen. Wir schlagen in dieser Absicht zur Konkurrenz für alle Künstler einen für die Darstellung nach unserer Ueberzeugung tauglichen Gegenstand vor und sagen Demjenigen, der solchen in einer Zeichnung am

Besten behandelt, eine Prämie von zwanzig, und Dem, der sich zunächst anschließt, eine Prämie von zehen Dukaten zu.

Homer's Gedichte sind von je her die reichste Quelle gewesen, aus welcher die Künstler Stoff zu Kunstwerken geschöpft haben, und wir wollen uns daher auch im gegenwärtigen Falle an dieselbe halten. Vieles ist bei ihm schon so lebendig, so einfach und wahr dargestellt, daß der bildende Künstler bereits halbgethane Arbeit findet; ferner hat die Kunst der Alten in dem Kreis, den dieser Dichter umschließt, sich eine Welt geschaffen, wohin sich jeder ächte moderne Künstler so gern versetzt, wo alle seine Muster, seine höchsten Ziele sich befinden.

Vielleicht bietet sich uns ein andermal Gelegenheit dar, eine allgemeine Uebersicht von den zur Darstellung vorzüglich bequemen Gegenständen zu geben, die in der Ilias und in der Odyssee enthalten sind, so wie wir alsdann auch vor den widerstrebenden warnen wollen, an denen sich unerklärlicherweise die Künstler so oft zu vergreifen pflegen.

Bei unserer jetzigen Absicht haben wir in der Wahl eines Gegenstandes sorgfältig darauf Bedacht genommen, daß er jene als Regel aufgestellte Bedingung erfülle und sich selbst ausspreche. Er sollte für Maler und Bildhauer gleich günstig sein, damit beiderlei Künstler bei der Konkurrenz gleiche Vortheile genössen. Ferner schien dabei das Gefällige dem Pathetischen vorzuziehen, weil wir wünschen, daß das Unterhaltende der Arbeit Viele reizen möge, ihre Kräfte zu versuchen, und ein Jeder, er mag nun den Preis erhalten oder nicht, zu seinem Werke hernach desto leichter einen Liebhaber finde und sich nicht umsonst bemüht habe.

Die Scene am Ende des dritten Buchs der Ilias, wo Aphrodite (Venus) dem Alexandros (Paris) die Helena zuführt, vereinigt in sich alle erforderlichen Eigenschaften. Man mag sie als Geschichte, als symbolische Darstellung oder blos in Rücksicht auf das rein Menschliche betrachten, so spricht sie sich allemal selbst vollkommen aus, wirkt angenehm auf jedes Auge, jedes Gefühl, und über alles Dieses hat sie für die gegenwärtige Absicht noch den Vortheil weniger Figuren, wodurch der Künstler in Stand gesetzt wird, auf kunstgerechte Ausbildung des Ganzen desto mehr Fleiß zu verwenden.

Es ist nicht das erste Mal, daß dieser Gegenstand durch bildende Künstler behandelt wird; wir finden denselben auch in Flaxman's in Kupfer gestochnen Zeichnungen zur Ilias in

der That geistreich gefaßt; doch ist Anordnung sowol als die Zeichnung sehr fehlerhaft, welches wir hier nur beiläufig zur Nachricht für diejenigen Konkurrenten, welche jene Kupferstiche gesehen haben oder allenfalls selbst besitzen, anmerken wollen.

Wir laden also alle Künstler, denen diese Blätter zeitig genug zu Handen kommen, ein, ersuchen jeden, der die Kunst würdig treibt und sich seine eigne Bildung angelegen sein läßt, unsern Vorschlag gefällig anzuhören, daran thätigen Antheil zu nehmen und um den oben erwähnten Preis mitzuarbeiten, der freilich nicht als Belohnung, sondern nur als Anlaß und Ermunterung angesehen werden kann.

Diejenigen nun, welche uns in diesem Falle keine Fehlbitte thun lassen, haben die Güte, ihre Zeichnungen an den Herausgeber der Propyläen dergestalt frankirt abzusenden, daß sie längstens den fünfundzwanzigsten August dieses laufenden Jahres in Weimar einlangen können. In den ersten Tagen des Septembers wird der Entschluß gefaßt und dann sogleich einem Jeden sein Werk wieder zurückgesendet werden. Auch selbst Diejenigen, welche den Preis empfangen, erhalten gleichwol ihre Zeichnungen wieder zurück; denn das ganze Unternehmen hat blos den reinen Zweck, der Kunst und dem Geschmack zu nützen, indem es die Talente in Bewegung setzt, ohne irgend eine andere Nebenabsicht.

Deswegen hält man es auch für überflüssig, die Namen der Künstler versiegelt zu begehren; vielmehr ist ein Jeder gebeten, Namen und Wohnort recht deutlich hinten auf seiner Zeichnung zu bemerken, damit bei der Rücksendung keine Verwechslung geschehen könne.

Zweifle indessen Niemand an der strengsten Unparteilichkeit des Urtheils, welches nach unserer besten und innigsten Ueberzeugung gefällt werden soll.

Doch um jedem Verdacht zu begegnen, der so oft die Preisertheilungen verfolgt, soll so offenbar als möglich gehandelt werden. Die sämmtlichen Zeichnungen sollen bei der Ausstellung unserer Zeichenschule vor die Augen des einheimischen Publikums gebracht werden, und auch das auswärtige soll über unsere Entscheidung urtheilen können.

Zu diesem Zwecke wird das erste Stück des dritten Bandes der Propyläen, welches zu Michaelis ausgegeben wird, die motivirten Urtheile über die beiden Zeichnungen, denen die Preise zuerkannt worden, enthalten, und zugleich werden von

102. Hesperus oder 45 Hundspostage. (XXXI.)*102)

Ist es auch nicht der Schreiber des Buchs, so ist es vermuthlich
Doch der Träger, der Hund, der von dem Buche sich nährt.

103. Göschen. (XXXVII.)*103)

Einen Helden suchtest Du Dir, um Deinen Charakter
Darzustellen, und fuhrst in den Bedienten Johann.

104. Reisen ins südliche Frankreich. (XL.)*104)

Wie es hinter dem Mieder beschaffen und unter dem Röckchen,
Lehret, wißt Ihr es nicht, zierlich der reisende Freund.

105. Die gefährlichen Verbindungen. (XLI.)*105)

Warnung reizet uns oft, ich seh' es; denn jegliche Schöne
Liest und wünscht insgeheim sich der Verbindung Gefahr.

106. Die Waldtasche. (203.)*106)

Regel sich was, gleich schießt der Jäger; ihm scheinet die Schöpfung,
Wie lebendig sie ist, nur für den Schnappsack gemacht.

107. An die Herren A. B. C. (LXIX.)*107)

Kriechender Epheu, Du rankest empor an Felsen und Bäumen,
Faulen Stämmen; Du rankst, kriechender Epheu, empor.

108. Mittelmäßigkeit. (XLII.)

„Macht Ihr Euch Feinde zur Lust?" Im literarischen Deutschland
Giebt's nur einen; er paßt in den Pentameter nicht.*108)

---

*102) Hesperus oder 45 Hundspostage. Eine Biographie von Jean Paul. Die Xenie bezieht sich auf die Erzählung im ersten Kapitel des Werkes.

*103) J. F. Göschen, Buchhändler in Leipzig und Verleger der ersten ächten Ausgabe der Werke Goethe's, hatte diesen vielleicht schon durch die vierbändige Ausgabe gereizt, die er ohne seine Zustimmung neben der achtbändigen herausgab; eine neue Verstimmung gab die Ablehnung des Verlags von Goethe's Schrift „Die Metamorphose der Pflanze," die ihm 1790 angeboten wurde. — Das vorliegende Distichon bezieht sich, wie W. Freih. von Biedermann (II, 116) zuerst richtig nachweist, nicht auf die Vignette zu „Thümmel's Reisen in das mittägliche Frankreich im Jahr 1785—1786", sondern auf Göschen's eigene Schrift „Reise von Johann."

*104) Dies Epigramm geht auf Thümmel's eben citirtes Werk.

*105) Man könnte zunächst an den 1784 zu Paris erschienenen Roman „Les liaisons dangereuses" von Choderlos de Laclos denken, wenn sich nachweisen ließe, daß Goethe denselben gekannt hätte, oder in den Xenien überhaupt auch fremde Literaturen angegriffen wären. Da Beides aber nicht der Fall ist, so erscheint es natürlicher, an „gefährliche Verbindungen" zu denken, wie sie in Thümmel's ebengenanntem Werke nicht selten vorkommen.

*106) Die verschiedenen Deutungs-Versuche geben kein sicheres Resultat.

*107) Böttiger?

*108) Nämlich das Wort „Mittelmäßigkeit."

beiden leichte Contoure hinzugefügt werden. Von den übrigen Zeichnungen geschieht nur kurze Erwähnung, ohne die Verfasser zu nennen; sie werden blos mit Nummern bezeichnet und dabei angemerkt, um welcher Ursache willen sie Denen, so den Preis erhalten, nachgesetzt worden. Auf diese Weise erfährt Jeder durch die korrespondirende Nummer auf der rückgehenden Zeichnung den Platz, welcher seinem Werke angewiesen worden, ohne deshalb öffentlich genannt zu werden.

Man bestimmt keine Größe, kein Format für die Zeichnungen; Jedem steht es frei, das Ganze nach Belieben anzuordnen und zu gruppiren; nur wird bedungen, daß die Figuren wenigstens neun Zoll Leipziger Maß hoch seien, damit sich desto richtiger über Ausdruck, Gestalt, Wissenschaft u. s. w. urtheilen lasse.

Wir empfehlen dringend die größte Einfachheit und Oekonomie in der Darstellung. Alles Unnütze oder Ueberflüssige (man verstehe uns hier wohl), wäre es auch nur ein Nebenwerk und übrigens noch so zierlich, werden wir als einen Fehler betrachten.

Es wird keine Manier vorgeschrieben, in welcher die Zeichnungen verfertigt sein müssen; ein Jeder bediene sich derjenigen, in welcher er sich am Besten geübt fühlt. Auch der Grad der Ausführung sei eines Jeden Neigung und Gutdünken überlassen. Allenfalls ist ein bestimmter, reinlicher Umriß mit der Feder, an welchem die Schatten lavirt, die Lichter entweder ausgespart oder mit Weiß aufgehöht sind, hinlänglich; wer sich aber lieber der Kreide bedienen will oder sich gar mit Farben bedeutender und besser auszudrücken glaubt, mag es immerhin ohne Einschränkung thun.

Wenn Bildhauer konkurriren wollen, auf die wir bei der Wahl des Gegenstandes nicht weniger als auf die Maler bedacht gehabt haben, so braucht es nicht durch Modelle zu geschehen, sondern sie können ebenfalls nur Zeichnungen einreichen. Diese wird man mit billiger Hinsicht auf die besondern Bedingungen der Bildhauerkunst beurtheilen; man wird keine große Uebung in sleißiger Ausführung oder zierlicher zarter Behandlung, auch nicht künstliche Vertheilung und Abstufung von Licht und Schatten von ihnen fordern und im Wissenschaftlichen aus dem, was blos angedeutet ist, auf die Fähigkeit zu vollenden schließen. Jedoch verlangen wir besonders, daß die Anlage zu einem guten Basrelief darin enthalten sei.

Bei allen eingehenden Zeichnungen, ſie ſeien nun Produkte von Malern oder Bildhauern, wird hauptſächlich die Erfindung unſer Urtheil lenken. Es wird als das höchſte, entſchiedenſte Verdienſt angerechnet werden, wenn die Auflöſung der Aufgabe ſchön gedacht und innig empfunden iſt, wenn Alles bis aufs Geringſte motivirt ſein wird, wenn die Motive aus der Sache fließen und Gehalt haben. Die naiven Motive werden allemal vor den bloßen Verſtands- oder wiſſenſchaftlichen Motiven den Vorzug erhalten, weil ſie mehr intereſſiren und auf das Gemüth wirken.

Nach der Erfindung wird hauptſächlich der Ausdruck, das iſt das Lebendige, Geiſtreiche der Darſtellung, in Betracht gezogen. Alsdann erſt die Zeichnung und die Anordnung, weil dieſes Dinge ſind, die ſchon mehr von der Wiſſenſchaft als vom angebornen Talent abhangen. Bei Licht und Schatten ſoll vornehmlich auf die Maſſen geſehen werden. Den Künſtler, welcher die Beleuchtung bedeutend zu machen weiß, ſchätzen wir vorzüglich. Willkürliche, manierirte Beleuchtung, Schlagſchatten ohne ſichtbare Urſache, wodurch der Künſtler blos dem Bedürfniß abhilft oder vielmehr ſeine Dürftigkeit zu erkennen giebt, und wäre der Effekt noch ſo groß, kommen als Fehler in Anſchlag.

Zum großen Theil übereinſtimmend mit dieſer unzweifelhaft Goetheſchen Arbeit ſind die ſpäteren Anzeigen in dem Intelligenzblatt der (Jenaiſchen) Allgemeinen Literatur-Zeitung Nr. 76 vom 16. Juni 1799, und in der (Augsburger) Allgemeinen Zeitung vom 3. Juli deſſelben Jahres, deren Abweichungen von dem hier gegebenen Texte von keinem beſonderen Intereſſe ſind. Auf dieſe folgte dann noch eine vierte Publikation in dem Intelligenzblatt der Allg. Literatur-Zeitung 1799, Nr. 123, mit folgendem Wortlaut:

„Künſtler und Kunſtfreunde benachrichtigt man hiemit vorläufig, daß unter den verſchiedenen Kunſtwerken, welche zur Konkurrenz um die im 3. Stück der Propyläen ausgeſetzten Preiſe eingegangen ſind, die Arbeiten des Herrn F. Hartmann's aus Stuttgart und des Herrn H. Kaabe aus Düſſeldorf am Verdienſtlichſten befunden und deswegen Jedem die Hälfte der ganzen als Preis ausgeſetzten Summa von 30 Dukaten zugeſprochen worden. Alle eingegangenen Zeichnungen und Gemälde ſollen baldigſt an die Eigenthümer wieder zurückgeſendet werden und in nächſtfolgendem 5. Stück der Propyläen eine ausführliche Beurtheilung derſelben erſcheinen. Als Belege werden verſprochenermaßen in Kupfer geſtochene Umriſſe von den beiden gekrönten Zeichnungen beigefügt ſein.

Weimar, den 15. September 1799."

Mit der im Eingange erwähnten Abhandlung iſt ein Aufſatz Meyer's gemeint: „Ueber die Gegenſtände der bildenden Kunſt" in den Propyläen, I. Bandes 1. Stück. S. 29–54; 2. Stück S. 45–81.

In den Propyläen folgen der vorstehenden „Nachricht“ noch die Verse 280–445 aus dem 3. Gesang der Ilias in der Uebersetzung von Voß, mit folgenden Worten eingeleitet: „Da mancher Künstler, wenn er diese Blätter liest, in der Lage sein kann, daß ihm der Homer nicht gleich zur Hand ist, so lassen wir die ganze Stelle hierunter abdrucken.“ Den Schluß bildet die Bemerkung: „Es versteht sich, daß bei unserer Preisaufgabe nur die zweite Hälfte der hier abgedruckten poetischen Stelle gemeint sei.“

Preisertheilung und Recension der eingegangenen Konkurrenzstücke.

Der ganze Aufsatz (Propyläen, III. Bandes 1. Stück. 1800. S. 130 bis 149) dürfte nach innern Gründen Meyer zum Verfasser haben, wenn Goethe auch nicht ohne Antheil daran sein mag; Boas hat denselben allerdings in seine „Nachträge“ zu Goethe (ed. III. S. 64 ff.) aufgenommen. Wir geben nur kurz den Inhalt an:

Von den eingegangenen neun Arbeiten über das Thema der Scene aus der Ilias, wo Aphrodite dem Alexandros die Helena zuführt, wird den Malern Ferdinand Hartmann aus Stuttgart und Heinrich Kolbe aus Düsseldorf der ausgesetzte Preis zu gleichen Theilen zugesprochen (nicht, wie in den „Tag- und Jahresheften“ von 1799 steht, nur dem Ersten), und zwar Diesem in Hinsicht auf die Vortrefflichkeit der Erfindung, dem Andern wegen der vorzüglichen Ausführung im Einzelnen. Alsdann werden auch die sieben übrigen Zeichnungen und Reliefbilder eingehend beurtheilt.

Preisaufgabe fürs Jahr 1800.

Propyläen, III. Bandes 1. Stück. 1800. S. 167, 168.

Der gute Erfolg, dessen wir uns bei der diesjährigen Preisaufgabe zu erfreuen gehabt, nährt die Hoffnung, daß ein fortgesetztes Institut dieser Art für die Kunst nicht ohne Nutzen bleiben werde, und wir haben uns daher entschlossen, auf das nächste Jahr denselben Versuch anzukündigen.

Damit aber mehrere Künstler zu konkurriren geneigt sein möchten, so sind zwei Aufgaben aus der Ilias gewählt worden, deren jede für sich als ein Aeußerstes gelten kann. Wir wünschen dadurch den eigenthümlichen Neigungen der Künstler dergestalt entgegenzukommen, daß keiner vor dem andern beunruhigt sei und jeder sich nun an denjenigen Gegenstand halten könne, den er am Besten zu behandeln glaubt.

Die erste Aufgabe ist der Abschied des Hektor's von der Andromache (Ilias, VI, vom 395sten Vers an).

Die andere, Ulyß und Diomed, welche das Trojanische Lager nächtlich überfallen, den Rhesus mit seinen Gesellen ermorden und die schönen Pferde erbeuten (Ilias, X, vom 377sten Vers an).

Der erste Gegenstand fordert zartes Gefühl und Innigkeit des Gemüths; der Künstler muß aus dem Herzen arbeiten, wenn er ihn gut behandeln, zum Herzen dringen und Beifall verdienen will.

Das Zweite ist von ganz entgegengesetztem Charakter. Ein verwegnes Unternehmen zweier Helden, ihre Kraft, Kühnheit, Vorsicht sollen dargestellt werden. Die Gruppen der erschlagnen Thrazier, als Gegensätze der erbeuteten weißen Pferde gebraucht, werden den Effekt begünstigen.

Es ist hier um malerische Wirkungen zu thun. Es ist ein Bild aufzustellen, welches durch Anordnung, durch Wirkung von Licht und Schatten u. s. w. zu gefallen sucht und die Forderungen der Kunst von dieser Seite befriedigt.

Ohne Weiteres anzudeuten, überlassen wir nun den Künstlern, die günstigsten Momente der Darstellung auszuheben, weil es vorzüglich die Absicht dieser Preisaufgabe ist, das Studium der Motive, das in unserer Zeit theils vernachlässigt wird, theils eine falsche Richtung nimmt, zu empfehlen. Hier ist der Punkt, wo unser Urtheil über die Arbeiten anheben muß.

Die Bedingungen bleiben die vorigen. Wir ersuchen die Künstler, solche in dem dritten Stück der Propyläen nochmals nachzulesen. Wir wiederholen kürzlich nur folgende:

Die Figuren der Zeichnungen oder Gemälde sollen wenigstens acht Zoll hoch sein, damit sich über Formen und Ausdruck desto richtiger urtheilen lasse.

Die Konkurrenzstücke werden vor dem 25sten August 1800 an den Herausgeber der Propyläen nach Weimar, so weit als möglich postfrei, eingesendet.

Der Preis ist 30 Dukaten. Doch behalten wir uns vor, denselben in zwei gleichen oder ungleichen Theilen oder, wenn sich ein Künstler besonders auszeichnen sollte, das Ganze Einem zuzuerkennen. Die sämmtlichen Stücke, auch die gekrönten, werden wieder zurückgesendet. Die motivirten Urtheile nebst den in Kupfer gestochenen Umrissen werden bekannt gemacht. Ein Künstler kann zu den beiden Aufgaben konkurriren.

Die Preisaufgabe [von 1800] betreffend.

Intelligenzblatt der (Jenaischen) Allgemeinen Literatur-Zeitung, 1800. Nr. 160. Den 1. Oktober; (Augsburger) Allgemeine Zeitung, 1800. Nr. 278. Den 6. Oktober; Propyläen, III. Bandes 2. Stück. 1800. S. 97—143. — In den beiden zuerst genannten Zeitschriften wurden in gleichlautender Form zunächst das allgemeine Resultat der Konkurrenz und die Preisertheilung, dann auch die Aufgaben für das nächste Jahr bekannt gemacht. Die Propyläen brachten dann eine spezielle Beurtheilung der Konkurrenzarbeiten, wieder theils aus Zeichnungen, theils aus Oelbildern bestehend, von denen neun den Tod des Abelus, neunzehn den Abschied Hektor's von Andromache zum Gegenstand hatten. Die Beurtheilung wird nach dem sechsundzwanzigsten Bilde durch einen „Ueberblick" über den gegenwärtigen und den später zu hoffenden Zustand der Kunst in Deutschland unterbrochen, auf welchen dann noch die Bemerkungen über das 27ste und 28ste Bild folgen. — Von Allem scheint Goethe nur den ersten Abschnitt, „Preisertheilung 1800" (Prop., S. 97—142), und das allgemeine Resume (das. S. 141—143) verfaßt zu haben, welche beide nur nachstehend mittheilen. Voss hat zwar auch das Uebrige in die „Nachträge zu Goethe's Werken" (Bd. III. S. 86—139) aufgenommen; doch sind für Goethe's Autorschaft weder äußere noch innere Gründe vorhanden. Von Interesse ist übrigens die Vergleichung von Goethe's Antheil an dieser Arbeit mit Schiller's auf denselben Gegenstand bezüglichem Aufsatz „An den Herausgeber der Propyläen" (Propyl., III. Bandes 2. Stück. 1800. S. 146—163, und Schiller's Werke, Th. XV. S. 793—804).

I. Preisertheilung 1800.

Als die Verfasser der Propyläen den Vorsatz faßten, über bildende Kunst, mit welcher sie sich mehr oder weniger ihr Leben hindurch beschäftigt hatten, Einiges öffentlich auszusprechen, waren sie sich ihrer Kräfte wohl bewußt; sie konnten hoffen, Manches mitzutheilen, das den Liebhaber interessirte, den Kenner und den Künstler förderte. Weit entfernt, auf Theorie im strengern Sinne Anspruch zu machen, war ihre Absicht, Konfessionen des Künstlers und Kunstfreundes zu liefern, welche für den Augenblick wirken und dem Philosophen künftig, wenn er mit der Aesthetik mehr im Reinen wäre, als Data dienen sollten, die er nach seiner Ueberzeugung ordnete, aus höhern Quellen ableitete und ihren Werth bestimmte.

Wir haben bisher, was Zeit und Umstände erlauben wollten, geleistet, gedenken auf diesem Wege fortzufahren und erbitten uns auch für die Zukunft den Antheil der Kunstverwandten.

Was uns bei unserm Unternehmen gleich zu Anfang am

Meisten besorgt machte, war die Erfahrung, daß zwischen Künstler und Künstler, Kenner und Kenner, Liebhaber und Liebhaber, nicht weniger wechselsweise unter diesen drei Klassen, unauflösliche Mißverständnisse obwalten. Man darf nur die Kunstsammlungen Rom's in größerer Gesellschaft durchwandelt, man darf nur das griechische Kaffeehaus, die Römische Börse der Künstler, besucht, die Meinungen der Künstler, Ciceronen und Fremden mit einander verglichen haben, so wird man die Hoffnung aufgeben, Gesinnungen so verschiedener Men'schen vereinigen zu wollen, die sich nicht leicht weder über das, was geleistet werden soll, noch über das Schätzenswerthe am Geleisteten vergleichen werden. Und wie sollte das auch möglich sein, da Jedermann eine Kunst voraussetzt, ohne sich genauer um ihre Forderungen zu erkundigen, so wie man im Leben den Menschen voraussetzt, ohne viel von ihm zu wissen! Im Einzelnen lobt und verwirft, liebt und haßt man und gelangt nur selten zu einer Art von Uebersicht des Ganzen.

Indessen fand sich manchmal ein Anschein näherer Harmonie, besonders da, wo etwas augenblicklich entstand. Es war eine Zeit, in welcher deutsche Künstler manchmal am Abend sich versammelten, auf der Stelle sich über eine Preisaufgabe verglichen und sie sogleich ausführten. Der Moment belebte über das im Moment Entstehende; bei diesem geistreichen Spiel schwiegen die Anforderungen, das Verdienstliche wurde erkannt und gelobt, die Unterhaltung war unparteiischer und angenehmer als jemals.

Gewiß ist dieses auch der Gang, den die Kunst in ihren glücklichen Tagen im Großen nimmt. Der Künstler drückt seine Gesinnung mit dem Griffel aus, das Genie stellt eine neue Schöpfung in die Mitte, Kenner und Liebhaber unterhalten sich über das eben Fertiggewordne, das, wenn das Glück will, auf der Stufe der gegenwärtigen Kultur steht. Ein anderer gleichzeitiger Künstler betrachtet das Werk seines Rivalen, eignet sich das Wirksame daraus zu, und so wird eine Arbeit aus der andern hervorgebracht.

Alsdann wandelt die Kunst auf dem rechten Wege zum Ziel, wenn, indem darauf gearbeitet wird, daß *ein* Kunstwerk vollendet sei, zugleich sich die Aussicht öffnet, daß ein vollkommneres möglich werde.

Solche und verwandte Betrachtungen bewogen uns, jährliche Aufgaben aufzustellen und die Künstler zu deren Bear-

beitung einzuladen. Hierdurch konnten wir hoffen, uns von dem Zustande der Kunst in unserm Vaterlande nach und nach unterrichtet zu sehen und nach unsern Kräften auf den Moment zu wirken.

Schon bei der geringen Anzahl eingesendeter Stücke im vorigen Jahr hatten wir uns mancher angenehmen Erscheinung, mancher interessanten Bekanntschaft zu erfreuen; um desto mehr aber noch diesesmal, indem die Zahl der Konkurrenzstücke gegen dreißig angestiegen, worunter sich Meisterwerke fanden, die uns für den Augenblick befriedigten, Arbeiten jüngerer Männer, welche uns auf die Zukunft die schönsten Aussichten geben.

Dabei war es uns besonders erfreulich, die meisten Künstler, welche uns voriges Jahr mit ihrem Zutrauen beehrt, auch diesmal wiederzufinden und zu sehen, wie getreulich sie in so kurzer Zeit ihre Talente gesteigert.

Fast hätten wir uns, wir dürfen es wohl gestehen, bei diesem glücklichen Zudrange des geringen Preises geschämt, den wir anzubieten hatten; wir hätten ihn größer, wir hätten ihn vielfacher gewünscht, theils um Künstlern, welchen der erste Preis zuerkannt werden mußte, einen gewichtigern Dank abzustatten, theils um die Accessit honoriren und die wackern Künstler, die solche verdient, gleichfalls nennen zu dürfen.

Allein wir können in unserer Beschränkung uns desto mehr beruhigen, da sowol der Effekt überhaupt als auch die besondern Aeußerungen mehrerer Künstler, welche ihren Arbeiten gefällige Briefe beigelegt, uns von der Uneigennützigkeit, von dem wahren Streben nach Kunst, nach Unterhaltung mit Kunstfreunden über dieselbe, wovon unsere deutschen Künstler belebt sind, hinlänglich überzeugen konnten.

Möge alle auch künftig dieser Preis als Anlaß dienen, mehrere Strebende zu einem Zweck zu vereinigen; wogegen unsere Bemühung sein wird, unser Institut sowol ihnen als dem Publikum immer nützlicher zu machen.

Schon gegenwärtig können wir es als ein schönes Resultat ansehen, daß wir vier verdiente Künstler vor ihrem Vaterlande nennen dürfen — die Herren Hartmann und Kolbe, welche voriges Jahr den Preis erhalten, die Herren Kabl und Hoffmann, welchen diesmal der erste Platz zugesprochen worden.

Ehe wir uns nun zu der Recension der eingesandten Werke selbst wenden, haben wir noch Einiges vorläufig anzuzeigen.

Was die Ordnung betrifft, in welcher wir die eingesendeten

Arbeiten anführen werden, ſo iſt beliebt worden, von dem Tode des Abelus, welchen Herr Joſeph Hoffmann aus Köln eingeſandt, dem ein Drittheil des Preiſes mit zehen Dukaten zuerkannt worden, ſtufenweiſe hinunterzuſteigen, dann von dem geringſten Abſchiede des Hektor's bis zu dem beſten Werke der ganzen Sammlung, einer Zeichnung des Herrn Profeſſor Nahl aus Kaſſel, welchem zwei Drittheile des Preiſes mit zwanzig Dukaten zugeſprochen worden, wieder hinaufzuſteigen, ſo daß Anfang und Ende unſerer Recenſion ſich als die Gipfel unſerer diesjährigen Ausſtellung neben einander zeigen mögen.

Ferner werden wir uns bei Erwähnung der einzelnen Stücke umſtändlichere Beſchreibungen um ſo mehr zur Pflicht machen, als wir dieſes Jahr Umriſſe im Kleinen von den Preisſtücken, wie es vorjährig geſchehen, zu liefern nicht im Stande ſind.

Die Schwierigkeit, eine Zeichnung, die im Großen gedacht und ausgeführt iſt, ins Kleine zu bringen und ſolche durch den Kupferſtecher nur einigermaßen leidlich darſtellen zu laſſen, iſt überhaupt ſchon groß genug und wird ſelten, auch bei hinreichender Zeit und aufgewendeten Koſten, durch ein glückliches und zweckmäßiges Reſultat belohnt. In dem gegenwärtigen Falle iſt der Verſuch gar nicht zu unternehmen.

Herrn Hoffmann's Abelus, eine reiche Kompoſition von vielen Figuren, würde ſich kaum in Quer-Folio deutlich machen laſſen, ſo wie ſich durch einen Umriß Herrn Nahl's Verdienſt zwar im Allgemeinen, was die Zuſammenſetzung betrifft, aber nicht im Einzelnen, wodurch ſie ſich in Form, Charakter, Reinheit und Geſchmack der Ausführung auszeichnet, darſtellen ließe.

Hieraus folgt:

2. Recenſion der eingegangenen Stücke.

Alsdann noch folgende Schlußworte:

Ein nochmaliger allgemeiner Ueberblick über alle aus verſchiedenen Gegenden Deutſchlands eingegangene Konkurrenzſtücke gewährt uns zugleich den Ueberblick über Geiſt, Kultur und Talent der Nation, wie ſie im Fache der bildenden Künſte im gegenwärtigen Augenblick herrſchen und beſtehen. Dieſer Ueberblick iſt allerdings ſehr befriedigend, ja noch mehr, er iſt erfreulich. Wir ſagen erfreulich; denn Niemand wird ohne frohe Empfindungen bemerken, wie durchaus etwas Wackeres,

Rechtliches, Gutes, meist ein edles und zartes Gefühl, auch selbst bei Denen herrscht, die es in der Kunst eben noch nicht weit gebracht haben. Dieses ist ein guter Grund, aus welchem sicherlich das Schöne und der Geschmack, wenn er gepflegt wird, blühend erwachsen kann. Die gekrönten Künstler und einige andre, die ihnen nahe gekommen sind, haben sich in dem, was wir das Wissenschaftliche der Kunst nennen wollen, so brav und unterrichtet gezeigt, daß sie mit den bessern Künstlern der Nationen, welche jetzt sich des größten Ruhms anmaßen, wohl zu vergleichen sind.

In Hinsicht der Reinheit, Schönheit, des Werthes der Gedanken, der natürlichen, bündigen, anschaulichen Darstellung, der Erkenntniß des Gebiets der Kunst und ihrer Grenzen, kurz, in dem, was den ächten Geist der Kunst, das wesentlich Nützliche derselben ausmacht, indem es die unendlichen Geistesfähigkeiten des Menschen bilden und veredeln hilft, darin haben sie, wir mögen es wol behaupten, aus den oben erwähnten Ursachen mehr gethan, als auch in den am Lautesten gepriesenen Werken jener Andern nachzuweisen ist.

Beklage sich deswegen Niemand unbillig, wie so oft geschieht, über die Langsamkeit, Schwerfälligkeit und das sekundäre Wesen des deutschen Genies, damit nicht unsere jungen Künstler, vom Ruhme der Ausländer geblendet, dieselben nachzuahmen suchen. Dem bescheidenen, wenig ruhmredigen Deutschen ist der Glaube an sich selbst von je her etwas schwer geworden, und doch kann ohne denselben nichts vollkommen wohl gedeihen.

Wollte man nur im Allgemeinen in sich gehen und Vorurtheile über den Zweck der Künste ablegen, welche uns noch aus frühern Zeiten her ankleben und uns wenigstens retardiren, wenn sie auch nicht völlig aufhalten können; würden die Besten, welche das Wort führen, mit uns sich vereinigen, die schädlichen Irrthümer und Schiefheiten im Geschmack des Publikums zu bekämpfen; würden endlich die Mächtigen, nicht mit neuem Aufwand die bildende Kunst begünstigen, nein, die schon vorhandenen Fonds, welche zum Besten derselben bestimmt sind, zweckmäßig verwenden: bald müßten die Früchte davon im Großen, Bedeutenden, Allgemeinen sich zeigen, wie sie sich zur Gewährleistung, daß sie nicht ausbleiben würden, im Verhältniß unserer Bemühungen und unserer kleinen Anstalt gezeigt haben. Der allgemeine Geschmack würde sich unstreitig bald

beſſern, wie wir ſchon in den Urtheilen des Weimariſchen Publikums bei der jetzigen Ausſtellung gegen die vorjährige mit Vergnügen bemerkt haben. Die Liebe zur ächten Kunſt, welche ſo ſelten geworden, müßte ſich nach und nach wieder vermehren und bald Talente, die jetzt ungenannt, verborgen dahinwelken, ſich glänzend entwickeln; ein neuer Tag könnte für die Kunſt erwachen, und ſie mit ihren ſchönen Gaben uns erfreuen.

Die neue Preisaufgabe auf 1801.

Propyläen, III. Bandes 2. Stück. 1800. S. 163—165.

Achill auf Skyros.

Achill iſt auf Skyros, unter den Töchtern Lykomed's verborgen; Ulyß und Diomed werden abgeſchickt, um ihn zu entdecken; unter allerlei Putzwerk bringen ſie auch Waffen mit; Achill erfreut ſich daran, indeſſen die Frauen nach den gefälligen Waaren greifen; es entſteht ein kriegeriſch Getöſe, er rüſtet ſich zum Kampf und iſt entdeckt. Sein Verhältniß zu Deidamien, der Tochter Lykomed's, die ihn nicht entbehren will, vielleicht auch zu einem Knaben, der Frucht ihrer heimlichen Liebe, die eben jetzt zum Vorſchein kommt, macht die Scene intereſſanter.

Wir greifen dem Künſtler nicht vor und ſagen nur ſo viel, daß dieſes Sujet nur einen Moment hat, in welchem alle Motive zuſammentreffen.

Betrachtet man es näher, ſo iſt es dem Abſchiede des Hektor's ſehr ähnlich; nur erſcheint hier Alles leidenſchaftlicher, bewegter und ganz realiſtiſch. Die Umgebungen ſind reicher, bedeutender und das Ganze in dieſem Sinne für die Kunſt günſtiger.

Wir können alſo hoffen, daß die Künſtler, die ſich dieſes Jahr bemüht haben, ſich auch zur Auflöſung dieſer Aufgabe gereizt fühlen werden, ſo wie unſer Wunſch iſt, daß noch mehrere dadurch angelockt werden mögen.

Jedes mythologiſche Werk giebt über die Fabel nähere Auskunft.

Der Kampf Achill's mit den Flüſſen
oder, wenn man lieber will: Achill in Gefahr, von den

109. Unſchuldige Schwachheit. (134.)*109)

„Unſre Gedichte nur trifft Dein Spott?“ — O, ſchätzet Euch glücklich,
Daß das Schlimmſte an Euch Eure Erdichtungen ſind!

110. An die Herren H. J. K. (XXVII.)*110)

Lumpen, redet lumpig von mir, doch ſaget: „Es war ihm
Ernſt,“ und redet ſodann, Lumpen Ihr, lumpig von mir!

111. Schauſpielerin. (298.)*111)

Furieſe Geliebten ſind meine Forcen im Schauſpiel,
Und in der Comédie gläng' ich als Branntweinfrau.

112. Der Virtuoſe. (290.)*112)

Eine hohe Nobleſſe bedien' ich heut mit der Flöte,
Die, wie ganz Wien mir bezeugt, völlig wie Geige ſich hört.

113. Hiſtoriſche Quellen. (236.)*113)

Augen leiht Dir der Blinde zu dem, was in Frankreich geſchiehet,
Ohren der Taube; Du biſt, Deutſchland, vortrefflich bedient.

114. Die Stockblinden. (55.)*114)

Blinde, weiß ich wol, fühlen, und Taube ſehen viel ſchärfer;
Aber mit welchem Organ philoſophirt denn das Volk?

115. An die Herren N. O. P. (51.)

Euch bedaur' ich am Meiſten. Ihr wählet gerne das Gute;
Aber Euch hat die Natur gänzlich das Urtheil verſagt.

---

*109) Die ſpezielle Beziehung iſt bis jetzt von Niemandem aufgefunden; die Bemerkung in den „Literariſchen Spießruthen“ iſt vollſtändig werthlos.

*110) Kotzebue? So vermuthet wenigſtens der Herausgeber des Xenien-Manuſkriptes (S. 63).

*111) Die Beziehung auf eine Schauſpielerin der Sekonda'ſchen Geſellſchaft in Leipzig (Boas vermuthet Frau Sophie Alberti) iſt durchaus unſicher.

*112) Wird allgemein auf einen blinden Flötenſpieler Türks bezogen, der damals Furore in Deutſchland machte.

*113) Die Deutungen weichen ſehr von einander ab. Nach Boas, der der Angabe von Schütz folgt, ſind Büſch, der Mitbegründer, und Ebeling, der ſpätere Direktor der Hamburger Handelsakademie, gemeint, von denen der Erſte an Kurzſichtigkeit, der Zweite an Hartherzigkeit litt; nach den „Literariſchen Spießruthen“ und Löſchin: alle deutſchen Journale, die in der Zeit der Revolution über Frankreich Bericht erſtatteten.

*114) Die bisher für dieſes wie für das folgende Epigramm gegebenen Deutungen ſind in keiner Weiſe haltbar; bei dem zweiten iſt es auch unſicher, ob es von Goethe herſtammt; Charlotte von Schiller hat es nicht bezeichnet.

erzürnten Flüssen überwältigt zu werden. Wir wählten aber jenen Ausdruck, um zu bezeichnen, daß wir mehr den Helden, der ungeheuern Naturkräften widersteht, als den, der ihnen unterzuliegen fürchtet, gebildet sehen möchten.

Diese Aufgabe hat mehrere Momente, in welchen sie gefaßt werden kann. Wir ersuchen daher die Künstler, den 21sten Gesang der Ilias ganz zu lesen. So wie wir bei dieser Gelegenheit jedem Künstler, der mit uns in Verbindung steht oder zu treten geneigt ist, empfehlen, sich die Vossische Uebersezung des Homer's anzuschaffen, sich an die Sprache derselben zu gewöhnen und diese Werke als den Grundschatz aller Kunst fleißig zu studiren.

Die Bedingungen sind die des vorigen Jahres. Wobei wir nur die Bitte wiederholen, daß die Konkurrenzstücke vor dem 25sten August 1801, so weit als möglich postfrei, anlangen mögen.

Die Ausstellung dauert bis Michael. In der zweiten Hälfte des Oktobers werden die Stücke zurückgeschickt.

Künstler, die uns ihren Geburtsort und ihr Alter anzeigen, auch von ihrem Leben und ihren Studien einige Nachricht geben wollen, werden uns besonders verbinden.

Flüchtige Uebersicht über die Kunst in Deutschland.

Diese Uebersicht bildet den letzten der fünf Aufsätze, welche in den Propyläen (III. 2. S. 97—169) unter der gemeinsamen Ueberschrift „Die Preisaufgabe betreffend" vereinigt und vorstehend (S. 774 ff.) erwähnt oder wörtlich mitgetheilt sind. Nr. 3 dieser Aufsätze ist Schiller's Sendschreiben „An den Herausgeber der Propyläen".

Eine allgemeine Uebersicht über die Kunst an verschiedenen Orten Deutschlands, wie sie uns theils durch die Konkurrenzstücke, theils durch die andern Data hat werden können, glauben wir nützlich mitzutheilen, so fragmentarisch sie auch ist. Mochten freimüthige, einsichtsvolle Einheimische jedes Orts oder Reisende, welche der Sache gewachsen sind, uns bald mit einzelnen, ausführlichen Darstellungen beschenken! Wollte man sie dem Herausgeber der Propyläen mittheilen, so würde derselbe schicklichen Gebrauch davon zu machen wissen.

In Stuttgart und Kassel zeigt sich die glückliche Nachwirkung dessen, was einige Fürsten zu Gunsten der bildenden Künste gethan. Hier findet man das Studium nach der Antike und den besten Modernen an der Quelle. Stil, Form, Symbol der Darstellung, vollendete Ausführung. Die Herren Rahl und Hartmann haben uns davon durch Konkurrenzstücke schönen Beweis gegeben.

In Koln ist uns durch Herrn Joseph Hoffmann das Fortleben einer alten Schole bekannt geworden. Wir hoffen künftig mehr von den dortigen Verhältnissen sagen zu können.

In Dusseldorf zeigt sich der Einfluß eines einsichtsvollen, geschickten und thätigen Lehrers, der eine Galerie, Zeichensammlung und antike Muster die Seinigen benutzen lehrte. Man möchte sagen, daß diese Schule sich für zu viel Praktik und der Einwirkung des mechanographischen Instituts zu hüten habe.

Herr Kolbe, ein vorzügliches Mitglied derselben, wird dieses Jahr nach Paris gehen, wohin ihn unsere guten Wünsche begleiten, mit der Hoffnung, daß er auch von dort her sein Verhältniß zu uns fortsetzen werde.

In Niedersachsen findet man feine Talente, nur sind sie auf dem sentimental-theatralen Wege. Wie kann es aber anders sein, wenn man Empfindung statt der Anschauung geben will und eine fremde Kunst zum Muster derjenigen macht, in welcher man arbeitet!

Sollte nicht durch kaufmännische Spekulation eine Sammlung von Gipsabdrücken, die jetzt vortrefflicher als jemals in Rom für ein leidliches Geld zu haben sind, nach Hamburg oder Bremen geschafft werden können? Man müßte sie zweckmäßig aufstellen und gegen ein billiges Einlaßgeld sehen lassen. Das Kapital würde sich gut verinteressiren und ein nach Norden verbanntes Kunstgenie nicht alles Lichtes entbehren.

In Berlin scheint außer dem individuellen Verdienst bekannter Meister der Naturalismus mit der Wirklichkeits- und Nützlichkeitsforderung zu Hause zu sein und der prosaische Zeitgeist sich am Meisten zu offenbaren.

Poesie wird durch Geschichte, Charakter und Ideal durch Porträt, symbolische Behandlung durch Allegorie, Landschaft durch Aussicht, das Allgemein-Menschliche durchs Vaterländische verdrängt.

Vielleicht überzeugt man sich bald, daß es keine patriotische Kunst und patriotische Wissenschaft gebe. Beide gehören wie alles Gute der ganzen Welt an und können nur durch allgemeine freie Wechselwirkung aller zugleich Lebenden, in steter Rücksicht auf das, was uns vom Vergangenen übrig und bekannt ist, gefördert werden.

Man macht Bibliotheken und Galerien den Vorwurf, daß sie durch ihre imposante Gegenwart, durch ein gewisses unzusammenhängendes Zudrängen auf den menschlichen Geist, der reinen Entwicklung des Talents mehr schädlich als förderlich seien.

In Dresden scheint so etwas obzuwalten. Diese feststehenden, zwischen Vollkommenheit und Unvollkommenheit meistens schwankenden Muster einer so großen Galerie, das immer wiederholte Kopiren derselben machen den Geist stillstehen und stocken, indem praktische Fähigkeiten und Einsichten vermehrt werden.

Vielleicht liefern uns die Verfasser der Pirnaischen deutschen Kunstblätter, welche von Einsicht, Unparteilichkeit und Muth schon Proben gegeben, einmal eine genaue Schilderung jenes Zustandes. Wobei nach unserm Rath der ältere Künstler als ein ausgebildetes Individuum mit Achtung behandelt und mit sich selbst verglichen, der jüngere aber ohne Schonung auf die höhern, allgemeinen Forderungen der Kunst hingewiesen würde.

Wenn in Dresden die Gegenwart und Menge großer Kunstwerke den Geist der Künstler fesselt, so scheint in Leipzig der entgegengesetzte Fall eine ähnliche Wirkung hervorzubringen. Seitdem die Winklerische Sammlung den Künstlern und Kunstfreunden nicht mehr zugänglich ist, sind Oeser's Werke fast noch das Einzige, wornach sich ihr Geschmack formt. Und der Einfluß derselben offenbart sich in den Werken, die uns von dort her zugekommen, nicht unbedingt günstig für die Kunst.

In Wien scheint auch das Historische statt des Poetischen, das Allegorische statt des Symbolischen und im Ganzen eine gewisse bequeme Manier zu herrschen. Selbst in den Werken der bessern, berühmten Künstler bemerken wir oft zu viel Willkürliches, zu wenig strenge Beobachtung der Regeln, Vernachlässigung des Wissenschaftlichen; mehr das Bestreben, dem Auge zu gefallen, als den Geist zu befriedigen.

Es wäre zu wünschen, daß vornehmlich die jüngern Studirenden sich nach alten ernsten, sorgfältig geendeten Mustern üben möchten; denn sie haben weniger Gefahr, in Härte oder Trockenheit zu verfallen, als in das Aufgelöste, Charakterlose.

Berichtigende und bestimmende Data von dem gegenwärtigen Zustande deutscher Kunst, sowie Nachrichten von dem Fortschreiten derselben werden wir gern aufnehmen und benutzen.

[Nachricht über die Preisertheilung 1801.]

Intelligenzblatt der (Jenaischen) Allgemeinen Literatur-Zeitung. 1801. Nr. 234. Den 9. Dez. Unterzeichnet: „Weimar, d. 1. Dez. 1801. v. Göthe."

Der in den Propyläen für dieses Jahr ausgesetzte Preis von 30 Dukaten auf die beste Zeichnung, die **Entdeckung Achill's unter den Töchtern Lykomed's und den Kampf Achill's mit den Flußgöttern** darstellend, ist abermals unter die Herren **Nabl** zu Kassel und **Hoffmann** zu Köln in gleichen Theilen vertheilet worden.

Für das nächste Jahr wird **Perseus und Andromeda**, ein Gegenstand, der sich sowol plastisch-symbolisch ins Enge ziehen, als malerisch-historisch mit poetisch-allegorischer Ausdreitung in großer Kompositien darstellen läßt, aufgegeben.

Sodann wird eine zweite Konkurrenz eröffnet, wobei den Künstlern überlassen bleibt, den Gegenstand zu wählen. Auch diese Werke sollen nach Grundsätzen der Kunst verglichen und Demjenigen, welcher die vornehmsten Bedingungen erfüllt, ein Preis zugesprochen werden.

Die ganze hiezu ausgesetzte Summe beträgt **sechzig Dukaten**, welche man nach Befinden zu vertheilen sich vorbehält.

Das Nähere wird ein die diesjährige Ausstellung betreffendes Programm bekannt machen, welches nebst dem dazu gehörigen Kupfer den Jahrgang 1802 der Allgemeinen Literatur-Zeitung eröffnen wird.

Weimarische Kunstausstellung von 1801 und Preisaufgaben für 1802.

Extrabeilage zu dem ersten Quart. der (Jen.) Allgem. Literatur-Zeitung, Jahrg. 1802. (XXVIII Seiten.) Nebst zwei Abbildungen auf einer Kupfertafel. Unterzeichnet: „Im Namen der vereinigten Kunstfreunde J. W. v. Göthe. Weimar, den 1. Januar 1802." Auszugsweise mit verschiedenen Aenderungen auch im Journal des Luxus und der Moden, 1802. März. S. 113—135.)

Da auch an dieser Arbeit Meyer den größten Antheil hat, so beschränken wir uns auf die Mittheilung derjenigen Abschnitte, in denen Goethe als Verfasser kenntlich wird, und auf eine kurze Inhaltsangabe des Uebrigen.

I. Kunstausstellung von 1801.

1. Vorerinnerung.

Die dritte, im so eben verflossenen Jahre zu Weimar gegebene Kunstausstellung hat Denenjenigen, die sie veranlaßten, sowol als dem nächsten Kreise so viel Vergnügen und Nutzen gewährt, daß wir den konkurrirenden Künstlern dafür den besten Dank schuldig sind und wünschten, ihnen ein Gleiches dagegen leisten zu können.

Verdiente Männer, die wir von den vorigen Jahren her kannten, haben uns von ihrem Beharren, ihrem Fortschreiten im Guten und Rechten überzeugt; mehrere vorzügliche Künstler haben wir diesmal zuerst kennen lernen, unsere Einsicht in die Gesinnung der Einzelnen, in die Richtung des Ganzen ist klärer und genauer geworden. —

Die Arbeiten einiger Künstler, die in Paris studirten, haben uns auch dorthin einen Blick vermittelt, der, wenn er sich ferner aufklärt, uns in den Stand setzen wird, über die Neigung des Kunstsinnes daselbst etwas Bestimmtes zur Leitung unserer vaterländischen Künstler, welche nach jenem Orte nunmehr unwiderstehlich hingezogen werden, vielleicht nächstens zu äußern.

Eine allgemeine Uebersicht der Ausstellung, bei welcher nicht allein Konkurrenzstücke, sondern auch andere Arbeiten aufgenommen worden, giebt folgendes Verzeichniß, welches wir aus Bequemlichkeit des kunstliebenden Publikums drucken ließen und hier um so mehr abermals mittheilen, als nach den Buchstaben, womit auch die zurückgeschickten Arbeiten bezeichnet worden, jeder Künstler die Beurtheilung, welche ihn betrifft, aufsuchen kann.

Hierauf folgt:

2. Verzeichniß der sämmtlichen ausgestellten Kunstwerke. 3. Beurtheilung der eingesendeten Arbeiten im Einzelnen. 4. Antike Basreliefs, Schill auf Ehren verschieden. 5. Preis die Motive der beiden Aufgaben überhaupt und inwiefern sie gelöst worden. 6. Ertheilung des Preises. 7. Tod der Lukrezia von Herrn Langer Sohn aus Düsseldorf.

II. Aufgaben fürs laufende Jahr. S. 9. Sorgfältige Ausführung der Gründe, welche für die Wahl der bereits S. 7769 genannten Aufgaben bestimmend gewesen sind. Bis 15 Gesetzliche Bestimmungen über die für das nächste Jahr einzureichende Konkurrenz, resp. die Kunstausstellung, über die Aufnahme von Gemälden und Zeichnungen aller Art zu der letzteren, über die Ertheilung des ausgesetzten Preises auf sechzig Dukaten, Veröffentlichung der Namen der konkurrirenden Künstler, Vereinfachung eines eingesendeter Umrisse der Zeichnungen oder Bilder durch Kupferstiche.

Hiernächst schließt das Ganze wie folgt:

Und so hätten wir denn dieser Verbindlichkeit, die wir uns gegen Künstler und Publikum auferlegt, zum dritten Mal nach unserm besten Vermögen, unserem es Zeit und Umstände erlauben wollten, Genüge geleistet. Wir schließen mit dem Wunsche, daß diese kleine Anstalt sich immer mehr ausbreiten möge.

Haben wir uns durch unser redliches Bemühen Widersacher aufgeregt, so ist das ein unvermeidliches Schicksal jedes neuen Unternehmens, und wir können uns, bis sich Alles mehr aufklärt, indessen manches wackern Freundes und Theilnehmers erfreuen. Möchten doch Alle nach dem Zwecke hinsehen, der von mancher Seite her erreicht werden kann. Der Kunst nach innen Ernst und Würde, nach außen Ehre und Vertheil zu erhalten und zu verschaffen, darauf dringen wir; und sollte nicht jeder Künstler und Kenner und Liebhaber dazu mitwirken wollen? Mag man doch in einzelnen Meinungen von einander abweichen, ja, mag man in Absicht auf Maximen, von denen man ausgeht, einander völlig entgegenstehen, man arbeitet dennoch in einem Kreise und wol gar nach einem Punkt. Mag der Eine sich mehr gegen das Natürliche, der Andere mehr gegen das Ideale neigen, bedenke man doch, daß Natur und Ideal nicht mit einander im Streit liegen, daß sie vielmehr beide in der großen lebendigen Einheit innig verbunden sind, nach der wir so wunderbar streben, indem wir sie vielleicht schon besitzen.

Weimarische Preisvertheilung [1802].

(Jen.) Allg. Literatur-Zeitung, 1802. Intelligenzblatt Nr. 909. Den 13. Novbr. Unterzeichnet: „Weimar, den 1. Nov. 1802. Göthe."

Unter den dieses Jahr eingesendeten Arbeiten haben sich zwei besonders ausgezeichnet: Perseus und Andromeda von Herrn Hummel in Kassel und eine Landschaft von Herrn von Rohden ebendaselbst. Zwischen Beiden ist der ausgesetzte Preis von 60 Dukaten getheilt worden. Wie nun die Entwicklung der Verdienste, die wir in diesen und andern Werken gefunden, als Beilage zur A. L.-Z. nächstens von einem Kupfer begleitet erscheinen wird, so setzen wir für das kommende Jahr den gleichen Preis aus, und zwar wünschen wir von dem Historienmaler die Darstellung der Fabel, wie Ulyß den Kyklopen durch Wein besänftigt und hintergeht, und von dem Landschaftsmaler die Küste der Kyklopen nach Homerischen Anlässen behandelt. Die Bedingungen, welche übrigens dieselben bleiben, sollen bei Gelegenheit des Programms wiederholt werden.

Weimarische Kunstausstellung vom Jahre 1802 und Preisaufgaben für das Jahr 1803.

Extra-Beilage zum I. Quartal der (Jenaischen) Allgemeinen Literatur-Zeitung vom Jahre 1803 (X Seiten). Mit 1 Kupfertafel. Datirt: Weimar, d. 1. Jan. 1803, mit der Unterschrift: „Im Namen der vereinigten Kunstfreunde J. W. v. Göthe." — Inhalt:

I. Kunstausstellung von 1802. — „Auf eine geschäftliche „Vorerinnerung" folgt ein „Verzeichniß der sämmtlichen ausgestellten Kunstwerke", nach sechs Gruppen getheilt: A. Perseus und Andromeda; B. Landschaften; C. Außerordentlich eingeschickte Stücke; D. Aeltere Werke; E. Kupferstiche; F. Verschiedenes. Daran schließt sich eine Beurtheilung der Konkurrenzbilder, deren zwei für „Perseus und Andromeda", sechzehn für die „Landschaft" eingegangen waren, sowie eine solche über die in den Abtheilungen C, D und E enthaltenen Bilder — Alles in der Weise, daß man ohne Bedenken Meyer als den Verfasser ansehen darf.

II. Preisaufgabe auf 1803. — Die allgemeinen Gedanken, welche hier entwickelt werden, die Bemerkungen über Sage und Homerische Tradition, endlich die Erwähnung der Benutzung von „Benvenuto Cellini" lassen Goethe als Verfasser vermuthen, daher hier die wörtliche Mittheilung folgt:

Preisaufgabe auf 1803.

Ulyß, der den Kyklopen hinterlistig durch Wein besänftigt, sei die erste Aufgabe für den Künstler, der sich mit menschlichen Gestalten beschäftigt, die Küste der Kyklopen, nach Homerischen Anlässen, die andere für den Landschaftsmaler.

Da wir uns wieder zu Homerischen Gegenständen gewendet, finden wir nöthig, hierüber Einiges zu äußern.

Ohne Zweifel waren die ältesten plastischen Künstler in einer vortheilhaften Lage, da sie, näher an den ältern Sagen, zugleich mit den Dichtern aus einer Quelle schöpfen konnten. In einer Zeit, wo Sagen entstehen, wirken große Naturkräfte, und der frische menschliche Geist arbeitet sie gewaltig aus. Steigt nach und nach die Kultur und der Künstler ergreift unmittelbar diesen Schatz, so kann er ihn nach den Erfordernissen seiner Kunst am Eigenthümlichsten ausbilden. Der plastische Künstler hält sich zunächst an die physische Erscheinung, der Dichter läßt in seinen Werken auch das Unsichtbare, Geist, Gefühl, Sitten und Phantasie, doch immer auch nach seiner Weise gestaltet, auftreten.

Empfängt nun späterhin der bildende Künstler seinen Stoff vom Dichter oder vom Geschichtschreiber, so findet er sich in beiden Fällen verkürzt; denn in jenem Falle ist es schwer, die reine Sage aus der poetischen Bearbeitung wiederherzustellen, und in diesem schwer zu beurtheilen, ob man statt einer einfachen plastischen That eine zusammengesetzte Begebenheit wähle, welche eigentlich nicht gebildet werden kann.

Wollte hierüber uns ein gründlicher Alterthumsforscher belehren und zeigen, wie die Kunst in frühern Jahrhunderten von einander unabhängig gewirkt, wie jede sich sowol in Geist als Technik besonders gegründet und ausgebildet, so würde aus einer solchen allgemeinen Ueberzeugung viel Gutes für den Erklärer und den Nacheifrer des alten Kunstwerks jeder Art entspringen.

Wenn nun aber auch diese Behauptung von jenen Zeiten gelten mag, so finden sich doch unsere Künstler, die sich über das gemeine Wirkliche erheben wollen, in einem andern Falle; sie bedürfen des Dichters, um sich in die Zeiten der reinen, hochkräftigen Natur hinzuempfinden, sie kehren erst an seiner Hand zu der Einfalt zurück, ohne welche die wahre Kunst nicht bestehen kann. Er versetzt sie erst durch seine magische Gewalt

in den Zustand, der zugleich natürlich und künstlich, zugleich sinnlich und geistig ist.

Kann nun also der neuere bildende Künstler des Dichters als Mittelmannes nicht wohl entbehren, so wird doch immer am Räthlichsten bleiben, sich an den Aeltesten zu halten, der wahrscheinlich unmittelbar aus der Sage geschöpft, bei dem sie zwar schon dichterisch ausgebildet, aber noch nicht durch spätere Denkweisen umgebildet oder gar mit fremden Zierrathen entstellt worden.

In diesem Sinne wünschen wir, daß die Künstler, die zu unserer Anstalt einiges Zutrauen hegen, sich dem Homer aufs Neue ergeben, welches wir mit so mehr Zuversicht thun dürfen, als sich die Deutschen einer, durch die so ernste, anhaltende und glückliche Arbeit unsers vortrefflichen Voß immer höher gesteigerten Uebersetzung vor andern Nationen rühmen können.

Uebrigens wird der Künstler, der sich mannichfaltig auszubilden gedenkt, sehr wohlthun, die prägnanten Momente der griechischen Tragödie und der Mythologie, wie sie uns auch überliefert wird, bezüglich auf bildende Kunst aufzusuchen, und Alles, was von diesem Bestreben zeugt, wird uns willkommen sein.

Was die Einrichtung überhaupt betrifft, bleibt Alles, wie es am Schlusse des vorjährigen Programmes weitläufig angezeigt worden. Wie denn auch für dieses Jahr abermals sechzig Dukaten ausgesetzt sind.

Wir wünschen lebhafte Bewerbung und gedenken indeß bei Freunden der Kunst durch die Lebensbeschreibung des Benvenuto Cellini, von ihm selbst verfaßt, nunmehr vollständig übersetzt und mit einem Anhange begleitet, nicht weniger durch Manches, bezüglich auf Kunstgeschichte des siebenzehnten und achtzehnten Jahrhunderts, unser Andenken zu unterhalten.

Weimarische Kunstausstellung vom Jahre 1803 und Preisaufgabe für das Jahr 1804.

Extra-Beilage zum ersten Quartal der Jenaischen Allgemeinen Literatur-Zeitung, 1804. (XXIV Seiten.) Mit einer Kupfertafel. Unterz.: „Weimar, d. 1. Jan. 1804. J. W. v. Goethe, im Namen der vereinigten Kunstfreunde." — Das Ganze zerfällt in sechs Abschnitte: I. Vorerinnerung; II. Verzeichniß der sämmtlichen ausgestellten Kunstwerke; III. Beurtheilung der eingesendeten Arbeiten im Einzelnen, und an diese Beurtheilung sich anschließend die Abhandlung über Polygnot's Gemälde in der Lesche zu Delphi (oben S. 238–268); IV. Preisertheilung; V. Rückblick; VI. Preisaufgabe fürs laufende

Jahr. — Welchen Antheil Goethe an diesen Arbeiten hat, geht zum Theil aus seinem Briefe an Schiller vom 2. December 1803 hervor. „Mich beschäftigt", schreibt er dort, „jetzt das Programm, das in zwei Theile zerfällt, in die Beurtheilung der Kupferstiche und in die Beilagen der Polygnotischen Reste. Jenen ersten Theil hat Meyer zwar sehr schön vorgearbeitet, indem er alles zu Beherzigende trefflich bedacht und ausgedrückt hat; doch muß ich noch einige Stellen ganz umschreiben, und das ist eine schwere Aufgabe." — Daß Goethe ferner Verfasser der auf Polygnot bezüglichen Arbeit ist, wurde bereits an einer andern Stelle dieses Theils nachgewiesen, wo sich die ganze Abhandlung vollständig abgedruckt findet (2. Abth. 2. Bd. Tagezeiten wäre es zu umständlich und von zu unsicherem Erfolge, wenn man die Stellen ausfindig machen wollte, welche Goethe an Meyer's Aufsatz geändert hat. Es scheint jedoch, daß die Abschnitte I, IV, V und VI Goethe zum eigentlichen Verfasser haben; und wir lassen sie daher, mit Ausnahme des ersten, der wesentlich geschäftlichen Inhalts, nachstehend in wörtlichem Abdruck folgen. Ueber die in Abschnitt III unter Nr. 15 enthaltene, S. 284 in der Verdeutschung zu Polygnot's Gemälden erwähnte kurze Beurtheilung der Riepenhausen'schen Bilder verweisen wir auf Seite 862.

IV. Preisertheilung.

Haben wir nun oben die sämmtlichen eingesandten Kunstwerke nach unserem besten Vermögen dem Zwecke gemäß darzustellen und nach unserer besten Einsicht zu beurtheilen gesucht, so sei es vergönnt, uns nochmals zu der Wagnerischen Zeichnung zu wenden, welcher aus oben schon angeführten Gründen der Preis zuertheilt worden, wobei wir noch Folgendes zu erinnern finden.

Sollte man nämlich einige Aehnlichkeit gedachter Zeichnung mit dem Flaxmanischen Entwurf von ebendiesem Gegenstande bemerken wollen und die Arbeit unseres Freundes ungünstiger deshalb ansehen, so empfehlen wir die Ueberzeugung nachstehender Betrachtungen, welche in manchem Sinne hier einen Platz verdienen.

Flaxman's Entwürfe zum Homer, Aeschylus und Dante, welche jetzt eben in Deutschland mit lebhaftem Betrieb kopirt und verbreitet werden, sind allerdings Produkte eines Künstlers von Geist und Talenten; doch müssen wir bei aller Achtung, welche wir für dieselben hegen, beiläufig anmerken, daß, überhaupt genommen, ihnen doch etwas zu viel Ehre widerfährt. Wenn indessen eine Auswahl der besten dieser Entwürfe gemacht werden sollte, so wäre zuverlässig das Blatt, wo Odysseus dem Polyphem Wein in die Schale gießt, nicht darunter begriffen. Gleichwol wird man an demselben doch auch den vernünftigen

116. Die Adreſſen. (160.)*[116]

Alles iſt nicht für Alle; das wiſſen wir ſelber; doch nichts iſt
Ohne Beſtimmung, es nimmt Jeder ſich ſelbſt ſein Paket.

117. Schöpfung durch Feuer. (161.)*[117]

Arme baſaltiſche Säulen, Ihr ſolltet dem Feuer gehören,
Und doch ſah Euch kein Menſch je aus dem Feuer entſtehn!

118. Mineralogiſcher Patriotismus. (162.)

Jedermann ſchürfte bei ſich auch nach Baſalten und Lava;
Denn es klinget nicht ſchlecht: „Hier iſt vulkaniſch Gebirg!“

119. Kurze Freude. (163.)

Endlich zog man ſie wieder ins alte Waſſer herunter,
Und es löſcht ſich nun bald dieſer entzündete Streit.

120. Triumph der Schule. (164.)*[120]

Welch erhabner Gedanke! Uns lehrt der unſterbliche Meiſter,
Künſtlich zu theilen den Strahl, den wir nur einfach gekannt.

121. Die Möglichkeit. (165.)

Liegt der Irrthum nur erſt wie ein Grundſtein unten im Boden,
Immer baut man darauf, nimmermehr kömmt er an Tag.

122. Wiederholung. (166.)

Hundertmal werd' ich's Euch ſagen und tauſendmal: „Irrthum iſt Irrthum,
Ob ihn der größte Mann, ob ihn der kleinſte beging.“

123. Wer glaubt's? (167.)

„Newton hat ſich geirrt?“ — Ja, doppelt und dreifach. — „Und wie denn?“
Lange ſteht es gedruckt; aber es lieſt es kein Menſch.

---

*116) Einleitung in die naturwiſſenſchaftlichen Epigramme.

*117) Goethe bekämpft in den Epigrammen 117—119 als Neptunift die Vulkaniſten. Wenn ſich das erſte Tüchlein, wie die „literariſchen Spießruthen“ und Schutz angeben, auf A. von Humboldt bezieht, ſo iſt dies in anerkennendem Sinne der Fall; denn Dieſer vertritt in ſeiner Schrift „Beobachtungen über einige Baſalte am Rhein“ noch die Anſicht der Neptuniſten. — Wahrſcheinlicher iſt die Deutung von D. Freih. von Maltzahn im Xenien-Manuſkript (S. 162), daß Goethe an das „Schreiben an einen Freund über den Baſalt“ (Dresden 1790), denkt, deſſen Verfaſſer J. F. Freih. von Racknitz war. — Vgl. die Anmerkung zu Nr. 87.

*120) Die nachfolgenden Epigramme bekämpfen Newton's Farbentheorie, gegen die Goethe ſchon in ſeinen „Beiträgen zur Optik“ 1791 und 1792 polemiſirt hatte.

Künstler nicht verkennen, der seinen Gegenstand von der rechten Seite anfaßt; und so wäre es kein Wunder, wenn eines andern wackeren Künstlers Arbeit, der ungefähr von demselben Standpunkt ausgegangen, mit der Flaxmanischen im Allgemeinen zusammenträfe.

Indessen würde Wagner's Verdienst in unsern Augen im Geringsten nichts verloren und wir ihm dennoch mit völliger Ueberzeugung den Preis ertheilt haben, wenn er auch wirklich Flaxman's Entwurf seinem Werke zum Grund gelegt hätte.

Denn der Künstler hat das Recht, ja die Pflicht, das unvollkommen Gebildete als Stoff zu behandeln und sich es anzueignen, als wenn es von Hause aus sein gehörte. Er leistet allerdings etwas Rühmliches, wenn er einem flüchtigen, mangelhaften Entwurf mehr Gehalt verleiht, die Anordnung verbessert, die Charaktere mehr bestimmt und entwickelt. Wer hingegen aus einem guten Kunstwerke borgt und das Erborgte ebenso unzweckmäßig anwendet als verschlechtert darstellt, setzt sich dem schärfsten Tadel aus; denn er geht schwache Fährgleiten und ist auf dem geraden Wege zur Pfuscherei begriffen.

V. Rückblick.

Verschiedene Kunstfreunde, ja mehrere von den preiswerbenden Künstlern selbst haben die ofterwähnte Preisaufgabe für ein der bildenden Kunst beinahe unauflösliches Räthsel halten wollen, worüber wir denselben einige Erklärung schuldig sind. Bei dieser Gelegenheit dürfte es nicht unzweckmäßig sein, auch von allen bisherigen Preisaufgaben kurze Rechenschaft abzulegen, ja selbst über die Ursachen, warum man dieses Institut begründete, ein Wort zu sagen.

Der Hang zum Hysterischen, zum Sentimental-Unbedeutenden und zum Platt-Natürlichen schien in der Kunst immer mehr um sich greifen zu wollen; man suchte daher in den Preisfällen auf die großen Vortheile einer sorgfältigen Wahl günstiger Gegenstände den Künstler aufmerksam zu machen; allein es zeigten sich gleich anfangs so viele Mißverständnisse, daß wir uns überzeugten, hier sei weder ein gedrucktes Wort noch eine Erläuterung desselben hinlänglich, man müsse zur That schreiten und Andere dazu auffordern. Durch Aufgaben glaubte man dem Künstler die Wahl zu erleichtern, seine Thätigkeit auf

ein sicheres Ziel zu richten und bei Gelegenheit dasjenige deutlich und wiederholt auszusprechen, was an und für sich, einmal als Anleitung aufgestellt, nicht einen Jeden anzumuthen schien.

Weil aber die höhern Gegenstände, poetisch und bereisch, wie sie sein mögen, doch immer wieder in höhere und niedere Eintheilungen zerfallen, so sollte bei den Aufgaben eine allmähliche Steigerung beobachtet und der Künstler stufenweise in die vielleicht nicht einem Jeden bekannten Wege gelenkt werden.

Bei der ersten Aufgabe im Jahr 1799, Aphrodite, dem Paris die Helena zuführend, verlangte man von den konkurrirenden Künstlern keineswegs die Darstellung dieser Figuren in ihrer ganzen Herrlichkeit, wie etwa die idealischen Typen der Antike sie uns zeigen; diese Forderung wäre allerdings viel zu groß gewesen; sondern man wählte den Gegenstand vornehmlich darum, weil er zu einem anmuthigen Bilde Gelegenheit gab. Falls der Künstler, Maler oder Bildhauer, Kunstfertigkeit mit Geschmack verband, so war er durchaus begünstigt und in kein ganz fremdes Feld gewiesen. Der Gegenstand ist gefällig, poetisch, er läßt sich deutlich darstellen, und höhere Anforderungen als diese wurden vors Erste nicht gemacht.

Beide Aufgaben im Jahr 1800 beabsichtigten schon höhere Kunstzwecke. Bei Hektor's Abschied von Andromache kam es vornehmlich darauf an, durch Innigkeit, Zartgefühl und lebendigen Ausdruck an das Gemüth zu sprechen. Die Charaktere waren nicht weniger edel, die Figuren gegenseitig in einem schönen menschlichen Verhältniß. Hiernächst durfte man auch von den Nationalanlagen der Deutschen für diesen Gegenstand Vortheile erwarten, welche Vermuthung durch den Erfolg wirklich bewährt worden.

Der andere Gegenstand, Odysseus und Diomedes, welche die Pferde des Rhesos rauben, sollte diejenigen Talente begünstigen, denen Bewegung, Kraft und That besser darzustellen gelingt als stille Rührung des Gemüths. Dieser Gegenstand war ebenfalls völlig bequem und konnte den geschicktesten Künstler würdig beschäftigen, indem er Gelegenheit zu interessanten Gruppen und gewaltigen Wirkungen von Licht und Schatten gab. Nicht weniger günstig kontrastirten die Figuren in Hinsicht ihres Charakters.

Die erste Preisaufgabe von 1801 sollte mehr als eine der vorhergegangenen das künstlerische Erfindungsvermögen in Thätigkeit setzen; denn das romantisch-heroische Sujet, Achilleus

in Skyros, ist reich, und es entwickeln sich aus demselben Motive der verschiedensten Art.

Achilleus im Kampf mit den Flußgöttern ist unstreitig eine Aufgabe noch höherer Art; weil sie aber, man möchte wol sagen, auf der Grenze des Erhaben-Poetischen und Phantastisch-Wunderbaren steht, so will sie nicht nur vom Künstler klar gedacht, sondern auch die Darstellung derselben mit einem glücklichen Griff des Geschmacks gehascht sein. Welches wir für die Ursache halten, daß keine der eingegangenen Darstellungen volle Befriedigung gewährte.

Man beliebte deswegen für das Jahr 1802 den ganz reinen Gegenstand, **Perseus und Andromede**, der ebenfalls sehr hoch steht und mit dem Wunderbaren, Schönen und Anmuthigen noch das Pathetische verbindet.

Endlich wurde durch die Aufgabe fürs vergangene Jahr beinahe das ganze Vermögen der Kunst in Anspruch genommen — einer rohen, plumpen Riesenkraft schlaue Klugheit und muthiges Erkühnen gegenüber.

Soll dieser Gegenstand wahr und treffend dargestellt werden, so muß der Künstler ahnen lassen oder bedeuten, daß der ungeschlachte Riese dem weisen Helden unterliegen müsse. Dadurch wird dem Beschauer eine große Wahrheit und Lehre symbolisch vor die Augen gebracht und ins Gemüth geprägt.

Wenn Menschen gegen Elemente kämpfen oder, von solcher Gewalt bedrängt, sich zu retten suchen, finden sich immer die günstigsten Gegenstände für bildende Kunst. Raphael gewann auf diesem Felde den Stoff sowol zur Sündfluth als zum Brand des Borgo.

Auch unsere Aufgabe, wenn sie im höchsten Sinne genommen wird, gehört eigentlich zu derselben Art. Dort erscheinen Menschen in Gefahr und trachten auf verschiedene Weise, sich der Gewalt roher Naturkräfte zu entziehen; hier sucht Odysseus mit listig-besonnenem Muth Polyphemes' Uebergewalt zu bändigen. Das Element senkt sich schon und weicht der Mannskraft.

Oben erwähnte Bilder mögen vielleicht mehr Pathos, mehr sinnlich und herzlich Rührendes enthalten; unsere Aufgabe hingegen würde bei ebenso vortrefflicher Ausführung ohne Zweifel ergiebender für die heiteren, unabhängigen Gemüthskräfte sein. Ihr kommt zu Statten, daß in Polyphemes das Element personifizirt erscheint und der so herrlich kontrastirende

Charakter des Odysseus als triumphirende Hauptfigur des ganzen Bildes dem Künstler nicht geringen Vortheil gewährt.

Hingegen bleiben die Gesellen, wiewol für sich interessiant genug und zur Bedeutung unentbehrlich, doch in Absicht auf Ausdruck des Alters, des Geschlechts, der Bewegung, der Leidenschaft weniger mannichfaltig und anziehend darzustellen als die Figuren, welche von einer Wasser- oder Feuersnoth bedrängt werden.

VI.

Preisaufgabe fürs laufende Jahr.

Wir haben uns im Vorhergehenden blos deswegen umständlicher über Einiges erklärt, weil wir das Menschengeschlecht, vom Elemente des Wassers bedrängt, zur Aufgabe für das laufende Jahr ausgewählt haben. Man mag sich diese Bedrängniß nun als allgemeine oder besondere Ueberschwemmung, als Austreten eines Berg- oder Thalstromes, als Zerreißen eines Dammes oder sonst denken — jede Bearbeitung soll von uns wohl aufgenommen sein, welche die höchsten und mannichfaltigsten Motive der Thätigkeit und des Leidens in gebildetem Kunstsinne vorzulegen weiß.

Womit wir uns denn Gönnern und Freunden in Hoffnung einer öftern Unterhaltung zu geneigtem Andenken und Antheil empfehlen.

Ueber den Maler des prämiirten Bildes erschien gleichzeitig mit der vorstehenden Publikation folgende Mittheilung in dem Intelligenzblatt der Jenaischen Allgem. Lit.-Ztg., 1804. Nr. 6, unter dem Strich, unterzeichnet: W. K. F., welche nach den Briefen Goethe's an Eichstädt vom 31. Dez. 1803 und vom 7. Jan. 1804 jedenfalls von Goethe herrührt und deren Einfügung an dieser Stelle am Zweckmäßigsten erscheint:

Einiges von dem Lebens- und Kunstgange Herrn Martin Wagner's.

Herr Wagner ist in Würzburg geboren und ein Sohn des dortigen Hofbildhauers, nun sechsundzwanzig Jahre alt. Sein Vater widmete ihn der bildenden Kunst, wozu er schon sehr

früh große Neigung blicken ließ. Man wollte ihn erst durch die Schulen durchgehen lassen, damit er einige einleitende Kenntniß der alten Geschichte und Poesie sich erwürbe; allein er fand bald, daß ihn dieser Weg zu langsam zu seinem Zweck führe, verließ das Gymnasium und zeichnete bis in sein neunzehntes Jahr unter väterlicher Leitung nach Gips und Anatomie, in den ersten Jahren noch unentschlossen, ob er Maler oder Bildhauer werden wolle, bis er endlich die Malerei wählte.

Des damaligen Herrn Koadjutors, gegenwärtigen Erzkanzlers kurfürstl. Gnaden empfahlen denselben nach Wien, wo er unter Leitung des Hn. Direktor Füger's fünf Jahre an der Akademie der bildenden Künste den Studien nach der Natur und den Antiken oblag, nicht weniger einige Gemälde der Galerie kopirte und sich zuletzt in eigenen Kompositionen versuchte. Nachdem er deren mehrere gezeichnet, malte er sein erstes eignes Bild, das die Rückkehr Mariens mit den Weibern und Johannes von dem Grabe vorstellt.

Im vorigen Jahre, als dem letzten, welches er zu Wien zubrachte, erhielt er den ersten Preis (die Aufgabe war: Aeneas, der die Venus um den Weg nach Karthago befragt), kehrte darauf in seine Vaterstadt zurück und begab sich von da zu Anfang des verflossenen Septembers nach Paris. Wir wünschen ihm Kräfte aller Art, um seinen dortigen Aufenthalt möglichst zu nutzen und sodann eine Wallfahrt nach Rom anzutreten, wo Einer, der so Vieles mitbringt, sich geschwind zu Hause finden und seinem Vaterlande für jede Aufmunterung und Unterstützung den tausendfachen Werth dereinst erstatten wird.

[Rechtfertigung.]

Intelligenzblatt der Jenaischen Allgemeinen Literatur-Zeitung, 1804. Nr. 4, unter dem Strich. Unterzeichnet: W. K. F.

Wir vernehmen, daß man, besonders von Seiten verschiedener Künstler, unsere Urtheile über die Bewerbstücke überhaupt allzu nachsichtig finden will. Wir haben uns hierüber zwar schon öffentlich erklärt; allein wir können nicht verlangen, daß Jedem alles von uns Gesagte immer gegenwärtig sei. Insofern also ein Vorwurf wiederholt wird, so ist ja auch wol demselben wiederholt zu begegnen erlaubt.

Kunst und Künstler sind beim Urtheilen nothwendig zu

unterscheiden. Von der Kunst kann, was immer in ihren Grenzen liegt, Alles verlangt werden; an den Künstler hingegen darf man in unsern Tagen keine zu hohe Forderungen machen, weil er mehr als jemals mit Hindernissen zu kämpfen hat und äußerst selten Gelegenheit zu bedeutenden Arbeiten findet. Wer daher nur Leidliches zuwege bringt, verdient schon geneigte Annahme; wem Gutes gelingt, der ist schon alles Lobes werth. Wesentliche Fehler haben wir niemals verschwiegen, aber auch schwache Bemühungen nicht mit beleidigender Verachtung zurückschrecken wollen; vielmehr hielten wir es für Pflicht, uns um die Zustände der Künstler zu erkundigen und, insofern es unsern eingeschränkten Kräften möglich war, günstig darauf zu wirken.

Weimarische Kunstausstellung vom Jahre 1804 und Preisaufgabe für das Jahr 1805.

Extra-Beilage zur Jenaischen Allgem. Lit.-Ztg. 1805, I. Quart. (XII Seiten). Mit 1 Kupfertafel. Unterzeichnet: „Weimar, den 1. Januar 1805. J. W. v. Goethe, im Namen der Weimarischen Kunstfreunde." — Dieses Programm war bereits in Nr. 137 der Intelligenzblatt der J. A. L.-Z. von 1804 eine kurze Anzeige ohne Unterschrift vorausgegangen, daß kein Preis ertheilt, für das nächste Jahr aber die folgende Summe als Preis ausgesetzt sei. Außerdem wurde das Thema für 1805 — ein heidnischer Gegenstand, aus den Arbeiten des Herkules zu wählen, — angegeben. Das Programm selbst ist größtentheils von Meyer verfaßt; wenigstens schreibt Goethe an Knebel am 20. März 1805: „Deine Zufriedenheit mit dem diesjährigen Programm macht mir viel Freude, doch gehört das Lob, das Du ihm beilegst, eigentlich Meyern allein; denn meine Redaktion hatte will nicht viel heißen." Auch die betreffende Korrespondenz mit Eichstädt (Goethe's Briefe an Eichstädt, S. 111–119) hat dies bestätigt und berichtet nur von einer Einschaltung Goethe's über Raumlich's Friedensbuch (cf. bei S. 811). — Das Programm zerfällt in folgende vier Abtheilungen: I. Vorerinnerung; II. Verzeichniß der aufgestellten Kunstwerke; III. Beurtheilung der eingesendeten Arbeiten im Einzelnen; IV. Preisaufgabe für laufende Jahr.

Siebente Weimarische Kunstausstellung vom Jahre 1805.

Extra-Beilage zum ersten Quartal der Jenaischen All. Lit.-Ztg. 1806. (XII Seiten. Tafel: Weimar, d. 1. Januar 1806. Unterzeichnet: „J. W. v. Goethe, im Namen der vereinigten Kunstfreunde." — Die Anordnung des Materials ist ähnlich wie früher, nur daß eine

„Vorerinnerung“ fehlt, also: I. Preisvertheilung; II. Verzeichniß der ausgestellten Kunstwerke; III. Beurtheilung der eingesendeten Arbeiten im Einzelnen. Beigegeben ist ein schwarzer Kupferstich, den Umriß des prämiirten Bildes „Herkules reinigt den Stall des Augias“ darstellend. Das Ganze schließt mit nachstehenden Worten, die schon darauf vorbereiten, daß diese Ausstellung die letzte sein werde: „Für das tausende Jahr bleibt unsere Ausstellung geschlossen. Inzwischen gedenken wir uns mit Freunden der Kunst und Natur über die Farben zu unterhalten. Vielleicht richten wir künftig unsere Preisaufgaben gegen diese nicht genugsam beachtete Seite der Kunst.“ — Diese Worte sind wol für Goethe in Anspruch zu nehmen; dafür, daß er auch etwas von dem Uebrigen verfaßt hätte, spricht es an jedem Anhalt.

Unterhaltungen über Gegenstände der bildenden Kunst als Folge der Nachrichten von den Weimarischen Kunstausstellungen.

Extra-Beilage zur Jenaischen Allgemeinen Literatur-Zeitung, 1807, erstes Quartal. (XII Seiten.) Mit einem Kupferstich. Quartal: Weimar, den 1. Januar 1807. Unterzeichnet: W. K. F. Beginnt mit folgenden einleitenden Worten:

Obschon aus verschiedenen Ursachen unsere Preisaufgabe und Ausstellung für dieses Jahr unterlassen worden und auch fürs künftige noch ausgesetzt bleibt, so kann der gewohnte Verkehr mit dem Publikum dennoch fortdauern und wird für kunstliebende Leser in Hinsicht auf Mannichfaltigkeit der Gegenstände wenig einbüßen. Denn manches Bedeutende ist im Verlauf des Jahres bei uns eingekehrt, anderes vorübergezogen, und über noch anderes werden wir uns sonst zu reden veranlaßt finden. Mancher wird vielleicht meinen, der Drang äußerer Umstände, die Erschütterungen der Staaten und Völker gebieten jetzt andere, ernstere Sorgen, als kritische Betrachtungen über Kunstwerke anzustellen; allein je unruhiger die Umstände von außen sind, desto wohlthuender mag es eben darum für Viele sein, sich an dem ewigen Frieden der Künste einen Augenblick zu ergetzen, und also beginnen wir ohne weitere Einleitung mit . . .

Hierauf folgt in 12 einzelnen Nummern eine Reihe sehr verschiedenartiger, theils längerer, theils kürzerer Mittheilungen, Notizen und Aufsätze über Kunst, Künstler und Kunsterscheinungen. Das Ganze schließt mit der Bemerkung: „Mittheilungen dieser Art hoffen wir künftig auf eine oder die andere Weise fortzusetzen.“

Von diesen zwei Mittheilungen sind mit einiger Sicherheit nur zwei Goethe zuzuschreiben, nämlich die erste, Nachrichten von einer Sammlung meistens antiker geschnittener Steine, und die achte, über die Runge'schen Zeichnungen. Was zunächst jene angeht, so beruft sich Goethe in dem Aufsatze Hemsterhuis-Gallitzinische Gemmensammlung (S. 441 f. dieses Theils) mit deutlichen Worten auf dieses Programm. Daraus schloß schon Herzel mit gutem Grunde auf Goethe's Autorschaft, und auch W. v. Biedermann (Goethe's Briefe an Eichstädt, S. 209) stimmt ihm hierin bei.

Auch die folgende darauf Bezug nehmende „Nachricht" in Nr. 33 des Intelligenzblattes zur Jenaischen Allg. Lit.-Ztg. 1807 (unterm Zürich) dürfte von Goethe herrühren.

„Nachricht über den Verkauf der im Januar-Programm gewürdigten Gemmensammlung. Selten Kunstliebhaber geneigt sein, die in dem Januar-Programm angezeigte und gewürdigte Sammlung von Gemmen sich käuflich anzueignen, so sieht der Herr Graf von Stolberg zu Münster deshalb nähere Auskunft. Wobei man zugleich bemerkt, daß jene Anzeige mit der äußersten Gewissenhaftigkeit und Strenge gemacht ist und daß man, ohne von der Wahrheit abzuweichen, noch viel mehr Gutes von gedachter Sammlung hätte sagen können, wovon sich jeder Kunstfreund und Kenner, dem die Sammlung vor die Augen kommt, gar bald überzeugen wird."

Der achte der den Inhalt der „Mittheilungen" bildenden Aufsätze ist überschrieben: „Vier große Blätter in Kupfer, stehend Folio, Umrisse nach Herrn Philipp Otto Runges Zeichnungen." Runge selbst (geboren 1776 in Wolgast in Pommern, gestorben 1810 in Hamburg) hatte diese Zeichnungen an Goethe gesendet, und Dieser hatte in einem Briefe an Runge vom 10. November 1806 (in den „Tag- und Jahresheften" ist die Einsendung irrig ins Jahr 1808 verlegt) um die Erlaubniß gebeten, der Kupfer im Neujahrsprogramm (d. h. dem von 1807) zu gedenken (Goethe's Briefe an Eichstädt, S. 209). Rechnet man hinzu, daß Goethe sich überhaupt für Runge sehr interessirte, der in der Farbenlehre selbstständig auf ähnliche Ansichten wie Goethe gekommen war und sie weiter fortbildete, daß er der obigen Zeichnungen auch noch in den „Tag- und Jahresheften" mit großem Lobe gedenkt, daß endlich auch die Sprache in der Beurtheilung Goethe'schen Charakter an sich trägt, so wird man wol kein Bedenken tragen, mit W. von Biedermann übereinzustimmen, der den Aufsatz zuerst für Goethe in Anspruch genommen hat.

Wir lassen die beiden Abschnitte ihrem Wortlaut nach folgen:

Nachrichten von einer Sammlung meistens antiker geschnittener Steine.

Dieselbe besteht aus mehr als 60 Stücken, worunter sich verschiedene Gemmen des ersten Ranges befinden, manche, welche nebst guter Kunst merkwürdige Gegenstände enthalten, und nur von wenigen möchten strenge Kunstrichter urtheilen, daß sie nicht eben von vorzüglichem Werthe sind. Fünf der preiswürdigsten Stücke dieser Sammlung sind auf beigefügter

Kupfertafel in vergrößerter Gestalt abgebildet, worauf wir, so wie solche an die Reihe kommen, hindeuten werden.

Vier große Blätter in Kupfer, stehend Folio, Umrisse nach Herrn Philipp Otto Runges Zeichnungen.

Wenn man diese Kunstwerke mit anderen vergleichen will, so muß man sie zum Geschlecht der Arabesken zählen. Wenn aber bei diesen beinah alles Denkbare, was Formen hat, mit Geschmack angewendet werden kann, so halten sich gegenwärtige Kompositionen in dem Kreise der Blumen, Kinder und Frauen. Auch hat der Künstler, gewiß einer der geistvollsten unsres Zeitalters, einen Sinn in die Folge sowie Bedeutung ins Einzelne gelegt, dergestalt daß die Blätter nicht allein angenehm fürs Auge, sondern auch zugleich anregend für den inneren Sinn zu wirken geeignet sind; ja, die Bedeutung geht durchs Allegorische ins Mystische hinüber.

Ob wir uns gleich nicht anmaßen, den ganzen Sinn dieser mitunter räthselhaften Blätter zu entfalten, so läßt sich doch im Ganzen davon sagen, daß sie sich zunächst auf die vier Tageszeiten beziehen und alle Empfindungen, die mit diesem vierfachen Wechsel in Verbindung stehen, hervorrufen. Vergebens würde man eine Beschreibung versuchen, da hier das Hauptvergnügen darin besteht, daß nach befriedigtem äußeren Sinn der innere aufgefordert wird. Es wäre daher zu wünschen, daß der Künstler, der sich gegenwärtig in Belgart aufhält, wegen seiner Platten mit irgend einer zuverlässigen Kunsthandlung einen Kontrakt abschlösse, welche das Publikum damit auf Erfordern versähe. Niemand von Gefühl wird sein, dem diese Blätter zur guten oder schlimmen Zeit nicht zur Erheiterung und Erbauung dienen.

Sollen wir etwas vom Einzelnen sagen, so kann man behaupten, daß die weiblichen drapirten Figuren ganz im Geiste des Correggio angedacht seien, lieblich, weiblich, zart, so wie die Kinder in süßer Naivetät. Die verschiedenen Blumen und Blätter sind mit einfacher Zeichnung meisterhaft bedeutend dargestellt. Endlich macht die Einordnung sehr guter, vorhin noch nie gebrauchter Motive und neuer Kombinationen ihm vorzüglich Ehre, so wie man auch rühmen muß, daß, wo er in seinen

meist ruhigen und gelassenen Kompositionen Affekte nöthig findet, er sie lebhaft auszudrücken weiß.

Schon so viel Beifall erwerben sich diese Darstellungen im bloßen Umriß, da doch eigentlich ihre Hauptwirkung auf die Farbe berechnet ist. Wäre es möglich, daß der Künstler aufgemuntert würde, in größerem Maßstabe mit Oelfarben diese Werke auszuführen, so würde gewiß daraus für die Gegenwart ein großer Genuß und für die Nachwelt ein würdiges Denkmal unseres deutschen Zeitsinnes entstehen, der, wenn er sich auch von der großen Straße, die die alte Kunst wandelte, nach Seitenwegen ablenkt, durch die Anmuth des Pfades und die Liebenswürdigkeit, womit er uns führt, selbst den strengen Forderer zu versöhnen und einzunehmen weiß.

Neue Unterhaltungen über verschiedene Gegenstände der Kunst als Folge der Nachrichten von den Weimarischen Kunstausstellungen.

Extra-Beilage zur Jenaischen Allgemeinen Literatur-Zeitung, 1808. I. Quartal. (VIII Seiten.) Mit einem Kupfer. Unterzeichnet: „Weimar, den 1. Januar 1808. W. K. F."

In einer kurzen Einleitung wird gesagt, daß zwar das verflossene Jahr kein erfreuliches an Kunstereignissen gewesen, man aber gleichwol die jährlichen Unterhaltungen mit gleichgesinnten Freunden der Kunst nicht gern unterbrechen und deshalb an Stelle von Beurtheilung eingegangener Kunstwerke verschiedene andere die Kunst betreffende Dinge abhandeln und mittheilen wolle. Es folgen dann: I. Erinnerungen über schöne Gartenkunst; II. Ueber die antike Gruppe Kastor und Pollux in der königlichen Sammlung zu St. Ildefonso in Spanien; III. Ueber Neigung und Abneigung tauglicher Gegenstände zu den verschiedenen Arten von Kunstarbeiten; IV. Vom Wunderbaren, besonders von wunderbaren Thierverhalten als Gegenständen der bildenden Kunst; V. Einige einzelne Gedanken und Betrachtungen eines Kunstfreundes; VI. Nachricht aus Rom über ein neues Bild von Wagner; VII. Notiz über das dem Programm beigegebene Kupfer.

Am 23. September 1807 hatte Goethe an Eichstädt geschrieben; „Von Michaelis an wollen wir Anstalt machen zu einem Neujahrs-Programm nach der vorjährigen Weise, — wenn es Zinnen recht ist." Gleichwol wissen wir nur von den letzten obigen sieben Abschnitte mit Sicherheit, daß ihn Goethe verfaßt hat. „Ich habe nur noch ein Wort, das Kupfer betreffend, hinzugefügt," schreibt er am 21. Januar 1808 an Eichstädt, „und sende hiermit das Ganze mit dem Wunsche, daß Sie solches zweckmäßig finden mögen." Vermuthungsweise könnte man indessen noch mit W. v. Biedermann auch den Abschnitt V: „Einige einzelne Gedanken und Betrachtungen eines Kunstfreundes", für Goethe in Anspruch nehmen, weshalb wir auch diesen nachstehend wörtlich folgen lassen.

124. Der Welt Lauf. (168.)

Drucken fördert Euch nicht, es unterdrückt Euch die Schule;
Aber nicht immer, und dann geben sie schweigend sich drein.

125. Hoffnung. (169.)

Allen habt Ihr die Ehre genommen, die gegen Euch zeugten;
Aber dem Märtyrer kehrt späte sie doppelt zurück.

126. Exempel. (170.)*[126]

Schon ein Irrlicht sah ich verschwinden, Dich, Phlogiston! Balde,
O Newtonisch Gespenst, folgst Du dem Brüderchen nach.

127. Der letzte Märtyrer. (171.)*[127]

Auch mich bratet Ihr noch als Huß vielleicht; aber wahrhaftig,
Lange bleibet der Schwan, der es vollendet, nicht aus.

128. Menschlichkeiten. (172.)

Leidlich hat Newton gesehen und salich geschlossen; am Ende
Blieb er ein Brite; versteckt schloß er, bewies er so fort.

129. Und abermals Menschlichkeiten. (173.)

Seine Schüler hörten nun auf, zu sehn und zu schließen,
Referirten getrost, was er auch sah und bewies.

130. Der Widerstand. (174.)

Aristokratisch gesinnt ist mancher Gelehrte; denn gleich ist's,
Ob man auf Helm und Schild oder auf Meinungen ruht.

131. Neueste Farbentheorie von Wünsch. (175.)*[131]

Gelbroth und Grün macht das Gelbe, Grün und Violblau das Blaue!
So wird aus Gurkensalat wirklich der Essig erzeugt!

---

*126) Das Phlogiston ist eine Hypothese des Naturforschers Stahl (1660—1734), dessen Hauptwerk die „Experimenta et observationes chemicae" sind. Er nahm einen besondern Stoff in den Körpern an, der ihre Verbrennung ermöglichte, und dem er den eben angegebenen Namen gab. Seine Theorie wurde von Lavoisier (1743—1794) widerlegt.

*127) Auf die prophetischen Worte bezüglich, die Huß, als er auf dem Scheiterhaufen stand, gesprochen haben soll:

„Jetzt bratet Ihr ein Gan (Gans);
In 100 Jahren kommt ein Schwan,
Den werdet Ihr ungebraten lan . . ."

(Nach Sauppe, S. 137.)

*131) Chr. Ernst Wünsch (1744—1828) nahm statt der Newton'schen sieben Farben deren drei an und führte dies 1792 aus in seiner Schrift „Versuche und Beobachtungen über die Farben des Lichts." In den „Nachträgen zur Farbenlehre," die erst in den „Nachgel. W." erschienen, erinnert sich

V.

Einige einzelne Gedanken und Betrachtungen eines Kunstfreundes.

Allgemein geschieht an die selbstständige Kunst die Forderung, daß sie dienen soll. Die Menschenmasse, die man das Publikum nennt, die Großen, die Reichen, die Priester, die Moralisten, die Romanschreiber, die Zeitungsfreunde, die Naturforscher u. A. m. verlangen sämmtlich, die Kunst soll nach ihrem Sinne, ihren Launen, zur Beförderung ihres besonderen Zwecks und Nutzens sich hingeben. Wie schwer, ja wie fast unmöglich ist es nun bei solchen Anmaßungen, daß der bildende Künstler sich wahrhaft frei mache, selbstständig strebe, sich zum höchsten Zweck emporzuarbeiten!

Die Kunst hat einen idealischen Ursprung, man kann sagen, sie sei aus und mit Religion entsprungen. In den ältesten Zeiten diente die Kunst jederzeit der Religion, indem sie gewisse strenge, trübe, seltsame und gewaltsame Vorstellungen ausbildete. Deswegen fing die bildende Kunst nirgends vom Natürlichen an, sondern überall mit einer Art von barbarischem Sinn und Geschmack. So bei den Aegyptern, die sich auch aus der Knechtschaft dieses dunklen Zustandes nie befreieten, bei den Griechen, die sich nach und nach daraus loswanden, bei den neueren Italienern, welche mit den Griechen in ähnlichem Falle, aber nicht so weit wie dieselben gekommen waren. Wenn die Kunst der Religion dient, genießt sie den Vortheil, daß ihr diese keine Schranken setzt; wenigstens ist solches bei der Religion der Griechen und der katholisch-christlichen der Fall gewesen; indessen gedenkt man hiermit nicht zu leugnen, daß jene der Kunst überhaupt noch günstiger war als diese.

Es ist ein artiges Märchen, daß der Schatten eines Liebhabers zur Erfindung der Zeichenkunst Anlaß gegeben habe; allein die Neigung beschränkt das Gefühl, wenn die Religion hingegen es erweitert. Eine Kunst, die vom Porträt anfing, käme in Gefahr, niemals vorwärts zu gehen; der Kunst auf ihrer untersten Stufe bleibt noch immer die Fertigkeit, ein leidliches Porträt zu machen.

Die ächte Kunst hat einen idealen Ursprung und eine ideale Richtung; sie hat ein reales Fundament, aber sie ist nicht realistisch.

Die Natur ist schön — bis an eine gewisse Grenze. Die Kunst ist schön durch ein gewisses Maß. Die Naturschönheit ist den Gesetzen der Nothwendigkeit unterworfen, die Kunstschönheit den Gesetzen des höchstgebildeten menschlichen Geistes; jene erscheint uns darum gleichsam gebunden, diese gleichsam frei.

VII.

Das dem gegenwärtigen Programm beigefügte Kupfer zeigt den Gedanken, wonach man einem verdienten preußischen Helden und Staatsbürger, der am 14. Oktober gleichfalls sein Leben zugesetzt,*) ein Monument errichten wollte, welches aber in der Folge nach einer anderen Zeichnung geschah. Ist die dargestellte Allegorie deutlich, so bedarf sie keiner näheren Erklärung, und wir fügen deshalb nichts weiter hinzu, als daß wir uns unseren Freunden und Gönnern auch für dieses Jahr bestens empfehlen.

Ohne Bedenken kann man annehmen, daß an den Programmen, die noch in den Jahren 1809 und 1810 als Beilage zu der Jenaischen Allgemeinen Literatur-Zeitung erschienen, Goethe kaum einen Antheil hat. Das Programm von 1809, nur Gemälde und Zeichnungen behandelnd, allerdings auch W. K. F. unterzeichnet, ist von Meyer. Goethe sagt (Briefe an Eichstädt, S. 170) noch besonders, die Programme seien in der letzten Zeit fast ganz dessen Arbeit gewesen. In dem von 1810 bilden den Inhalt „Beiträge zur Geschichte der Schaumünzen aus neuerer Zeit. (Wozu vornehmlich das in diesem Fach sehr beträchtliche Kabinet des Herrn Geh. Raths von Goethe benutzt werden.)" Das Programm von 1811, eine Fortsetzung des letzteren Aufsatzes enthaltend, wurde zwar noch an die Redaktion eingeliefert, auch waren die dazu gehörigen Kupferplatten bereits fertig, doch erschien es nicht mehr im Drucke (Goethe's Briefe an Eichstädt, vom 10. Januar 1811, vom 29. Juni und vom 9. Juli 1816; desgl. an Zelter vom 8. März 1811).

*) Graf von Schwerin.

II.

Recensionen und Nachrichten über neue Erscheinungen auf dem Kunstgebiete.

Chalkographische Gesellschaft zu Dessau.

Propyläen II. Bandes 1. Stück. 1799. S. 124–161.

Der Aufsatz, von Meyer als seine und Goethe's gemeinschaftliche Arbeit bezeichnet (S. S. 703), zerfällt in drei Theile, in deren erstem (S. 124–126) die Leistungen der Gesellschaft und ihre künstlerischen Intentionen im Allgemeinen besprochen werden. Der zweite Theil (S. 127–150) enthält die Beurtheilung von etwa dreißig von der Gesellschaft herausgegebenen Kupferstichen, an die sich dann noch eine kurze Charakteristik der bei deren Herstellung thätig gewesenen Künstler Hallenmann, Schlotterbeck, Oßenweger, Pichler, Freidhoff und Michelis anschließt. Der dritte Abschnitt ist wieder allgemeinerer Natur, da es sich darin um die Gesichtspunkte handelt, von welchen man im vorliegenden Falle bei der Wahl und der Ausführung von Kupferstichen auszugehen hatte. Nach der — hier allerdings rein subjektiven — Ansicht des Herausgebers dürfte Goethe den ersten Theil ganz, vom dritten wenigstens Einiges verfaßt haben. Wir theilen deshalb jenen vollständig mit.

Die Entstehung und Verfassung dieses für Kunst und Kunsthandel so bedeutenden Instituts können wir bei unsern Lesern wol schon als bekannt voraussetzen, indem den meisten derselben gewiß jene Blätter zu Handen gekommen sind, durch welche man das Publikum schon früher davon unterrichtete.

Gleicherweise halten wir das Verdienstliche einer solchen Anstalt so sehr in die Augen fallend, daß wir sie deshalb im Allgemeinen zu loben billig unterlassen.

Die Sache spricht für sich selbst, und Jedermann wird einsehen, wie bedeutend es für Maler und Kupferstecher sein müsse, wenn in einer Zeit, welche im Ganzen die Künste so wenig begünstigt, sich ein Mittelpunkt feststellt, von da aus manches nützliche Werk, manche gute Arbeit gefördert werden kann.

Legt man das ganze Portefeuille der bis jetzt herausgegebenen Blätter vor ſich, ſo kann man die Geſchichte der Entſtehung und des Fortgangs dieſes Inſtituts ſich leicht vergegenwärtigen. Bei Anfängen einer ſolchen Art iſt Manches zufällig genug, wenn die Fortſchritte immer zweckmäßig bleiben. Liebhaberei führt zu ſolchen Unternehmungen, Kenntniß gründet und befeſtigt ſie.

Indem man nun alſo bei Beſtimmung der Arbeiten die Wahl auf ernſthafte und bedeutende Gegenſtände richtet, ſo iſt doch keineswegs zu tadeln, daß man ſich auch theilweiſe nach dem Geſchmack des Publikums bequemt, die Käufer anlockt, um ſie nach und nach zu einer höhern Liebhaberei auszubilden.

Solchen Rückſichten verdanken wol die Proſpekte von Wörlitz, beſonders die buntgedruckten, ihre Exiſtenz. Denn wer möchte nicht gern aus jenen reizenden Anlagen wenigſtens ein Schattenbild mit nach Hauſe nehmen, um ſich des genoſſnen Vergnügens einigermaßen zu erinnern?

Ebenſo gut finden wir berechnet, daß man den Freunden der Natur und Kunſt einige ganz- und halbnackte ſchöne Sünderinnen verzeigt, die denn wol unter geiſtlichen, moraliſchen und mythologiſchen Rubriken vor den keuſchen Augen unſerer Landesleute Gnade finden werden.

Was aber den eigentlichen Kunſtfreund ergetzen muß, ſind diejenigen Blätter, durch welche man dem Anſchauen von älteren Meiſterwerken nachhilft, wie hier durch Arbeiten nach Domenichin, Correggio, Pouſſin und Mengs geſchehen, und nicht weniger neue verdiente Meiſter dem Vaterland und dem Auslande bekannter macht.

Auch die Landſchaften kann man nur mit Vergnügen anſehen. Hier trifft glücklicherweiſe die Liebhaberei des Publikums, das Verdienſt des Malers, Zeichners und Kupferſtechers faſt durchgängig zuſammen. Viel iſt von dieſer Seite ſchon geliefert worden, und man kann ſich bei fortgeſetzter Arbeit noch viel Treffliches verſprechen.

Sowol die idealiſchen Gegenſtände nach Claude, Roos und Hackert, als die wirklichen Ausſichten nach Biermann und Wocher ſind glücklich gewählt und in der Ausführung gut gerathen.

Wir wenden uns nun vom Allgemeinen ins Beſondere und werden zuletzt ſolche Wünſche nicht verbergen, die zum

Theil schon in Erfüllung gehen und aus der Ueberzeugung fließen, daß eine Anlage, die auf solchen Boden gegründet ist, lange bestehe, unter einer Aufsicht wie die gegenwärtige immer zunehmen und nicht allein den Liebhaber befriedigen, sondern auch wahre Kunst befördern könne.

Zwei Landschaften von Philipp Hackert.

Intelligenzblatt der Jen. Allg. Lit.-Ztg. 1804. Nr. 19 und 20. Unterzeichnet: W. K. F.

Der Abdruck dieses Aufsatzes fand hier nicht in der Reihe der übrigen Anzeigen und Mittheilungen statt, sondern es war ihm eine besondere Stelle am Schluß der beiden Nummern angewiesen, wo er noch durch nicht hervortretenden Druck und dadurch, daß die Zeilen über die ganze Breite der Seite gehen, von dem übrigen Inhalt unterschieden ist. Diese möglicherweise durch Goethe veranlaßte Einrichtung zeigte die Redaktion in Nr. 1 des Intelligenzblattes mit folgenden Worten an: „Zu der einer Verbindung, wie solche unser Institut voraussetzt, gar Manches mitgetheilt wird, was weder zur Zeitung noch zum Intelligenzblatt im strengen Sinne gerechnet ist, was man aber doch dem Publikum an einer bezeichneten Stelle bekannt machen möchte; so ist die Einrichtung getroffen worden, daß im eintretenden Falle am Schlusse des Intelligenzblatts ein Strich gezogen und mit einiger Auszeichnung das Einzurückende abgedruckt werden soll."

Bereits in Nr. 3 folgte an dieser Stelle unter dem Strich eine wahrscheinlich aus Goethe's Feder herrührende Mittheilung folgenden Inhalts:

„Die Einrichtung, am Schlusse des Intelligenzblatts mit einiger Auszeichnung gewisse Mittheilungen abzudrucken, veranlaßt die Gesellschaft Weimarischer Kunstfreunde, die Expedition der J. A. L.-Z. zu ersuchen, ihr erlaubt von Zeit zu Zeit einigen Raum zu vergönnen. Das dießjährige Programm, wenn es sich schon durch mehrere Blätter ausdehnt, konnte doch nicht Alles fassen, was man Künstlern und Liebhabern dabey mittheilen wünscht. Außerdem kommen auch bey gedachter Gesellschaft so mancherley Anfragen vor, welche man, insofern sie ein allgemeines Interesse haben, auf diesem Wege zu beantworten dächte, wodurch mit Gönnern und Freunden ein immerwährendes Wechselverhältniß zu unterhalten wäre."

Alle späteren Mittheilungen der W. K. F. im Intelligenzblatt der Jenaischen allgemeinen Literatur-Zeitung befinden sich an dieser Stelle.

Daß der natürliche Sohn Goethe geschrieben ist, beweist G. v. Loeper in Goethe's Briefe an Eichstädt, S. 230. Durch folgende Thatsachen: 1. durch die Verschiedenheit dieser Arbeit von der nur 6 bis 7 Jahre später von Meyer verfaßten in „Philipp Hackert: Goethe's Bemühungen und Anordnung seiner Werke" (Goethe's Werke, XXXII. S. 174–178); 2. durch die theilweise Uebereinstimmung desselben mit einem Brief Goethe's an Schiller (Nr. 34 in der 3. Ausgabe des Briefwechsels, ohne Datum), 3. durch die von Goethe erhaltene Uebersendung des Aufsatzes an Frau von Stein (s. Charlotte von Schiller und ihre Freunde, II. S. 180).

Vor einigen Tagen sind in Weimar zwei beträchtlich große, in Oel gemalte Landschaften von Philipp Hackert angekommen, zur Verzierung des fürstl. Schlosses bestimmt, deren Gegenstände interessant sind und die Ausführung so vorzüglich ist, daß man sich verbunden glaubt, den Freunden der Kunst nähere Nachricht davon mitzutheilen.

Eins dieser Bilder zeigt, von der Höhe der Villa Madama herunter, die Aussicht über einen Theil der Campagna di Roma nach den Gebirgen des Sabinerlandes hin, welche im Schimmer des Abendlichts glühen; man sieht den Tiberstrom mit mannichfaltigen Wendungen die Ebne durchfließen, im Mittelgrund Ponte Molle nebst einem Stücke der geraden, zur ehemaligen Porta Flaminia, jetzt del Popolo führenden Straße.

Das andere Gemälde stellt die nicht weniger merkwürdige Gegend um Florenz dar; in blauer Ferne ragen Gebirgsgipfel von Massa Carrara hervor, näher der gegen Pisa und Livorno hin sich absenkende Theil der Apenninen. Rechts liegt Fiesole auf seinem lustigen Hügel, zur Linken die mit Landhäusern gekrönten Höhen bei Florenz, dazwischen die fruchtbare, vom Arno durchflossene Ebene gegen Prato und Pistoja hin.

Florenz selbst hat der Künstler hier so wenig als auf dem vorigen Bilde Rom gezeigt; der Beschauer hat dasselbe hinter den Bäumen des mit Vieh reich staffirten Vordergrundes zu suchen; der nicht weit von der Porta S. Frediano gelegene Monte Oliveto ist jedoch noch sichtbar. Eine belebtere, reichere, erfreulichere Gegend möchte wol schwerlich gefunden werden, wenige auch, welche in Bezug auf Geschichte mehr Interesse haben dürften; denn in diesen lieblichen Gründen sind Künste und Wissenschaften der neuern Zeit zuerst wieder aufgegangen.

Gemälden, welche so wie diese zwei Hackertischen Werke treu nach der Natur gemalte Aussichten darstellen, würde großes Unrecht widerfahren, wenn man sie nach dem Maßstabe beurtheilen wollte, den der höchste Begriff von der Landschaftmalerei dem Kunstrichter an die Hand giebt. Im Allgemeinen gehören sie freilich mit zu diesem Fache, machen aber eine untergeordnete Art desselben aus. Wenn der Landschaftmaler im edelsten Sinne sich landschaftlicher Formen mit Freiheit bedient, um sein Gedicht darzustellen, und alle Springfedern der Kunst in Bewegung setzt, um durch Ton, Farbe, Beleuchtung, Anordnung u. s. w. ein schönes Ganzes zu erzielen, so unterwirft sich hingegen

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
GOETHE,J.W.
3-598-50924-3
FN. 16575/62

der Maler von Aussichten den Bedingungen gewissenhafter Treue, er behält keine andere Freiheit als allenfalls die Wahl des Standpunkts und der Tageszeit, hat aber auch die übernommenen Pflichten erfüllt, sobald alle in seinem Gesichtskreis gelegenen Gegenstände mit möglichster Wahrheit dargestellt sind.

Wenn man jene gewiß billige Unterscheidung den erwähnten Gemälden Hackert's zu Gute kommen läßt und solche als Abbildungen der Gegend um Rom und Florenz betrachtet, so sind sie ungemein preiswürdig, ja, inferne blos Wirklichkeitsforderungen befriedigt werden sollen, beinahe als Gipfel der Kunst anzusehen. Besonders gilt dieses von der Aussicht bei Florenz; man kann die zahlreichen Landhäuser, die Kirchen und Klöster alle wiedererkennen, jedem Pfad nachgehen, den Hügel von Fiesole besteigen, den Arno verfolgen, bis wo er sich ferne zwischen Höhen verbirgt und nur noch aufsteigende Dünste seinen Lauf verrathen. Alles dieses ist mit einer Kunstfertigkeit ausgeführt, die in Erstaunen setzt, bis ins kleinste Detail vollendet, doch weder mühsam noch trocken. Die vollkommen gelungenen Stellen gehen eigentlich — man erlaube uns den nicht gewöhnlichen, aber hier passenden Ausdruck — etwa eine Meile in das Bild hinein erst an; von dort bis zu den fernsten Gebirgen, möchten wir in der That zweifeln, ob sich eine wahrhaftere Darstellung wirklicher Gegenstände dieser Art denken lasse. Der Vordergrund, an sich betrachtet, befriedigt fast ebenso sehr; Steine, Felsen, grasiger Boden, Alles dieses ist vortrefflich, ausführlich behandelt und charakteristisch dargestellt. Für die Wirkung des Ganzen dürfte es zwar besser gewesen sein, den Vordergrund weniger reich mit Vieh zu staffiren; man würde solches in Hinsicht der Bedeutung sogar verlangen können. Denn die Gegend um Florenz ist vornehmlich ergiebig an Oel und Wein, ernährt hingegen nur wenig Vieh; aber Herr Hackert hat weder Weinranken noch Olivenbäume sehen lassen; doch wir bemerken eben, daß unsere Wünsche sich über die Grenzen der Aussichtsgemälde in das Gebiet der höhern, dichterischen Landschaftmalerei verlieren, und wenden uns also zu dem ersterwähnten Gemälde, worauf die Gegend bei Rom abgebildet ist.

Mittelgrund und Ferne, so weit die Ebene reicht, können hier ebenfalls für beinahe unverbesserlich gelten; die Hügel bei Aqua acetosa sind wunderbar schön ausgeführt, mit wohlbeobachteter Uebereinstimmung des Tons, und gleichwol konnte

ein jeder derselben für sich allein ein kleines herrliches Gemälde vorstellen. Die entfernten hohen Gebirge scheinen etwas zu lackroth gefärbt, und gegen den mit Sonnenschein übergossenen Mittelgrund haben die Farben der nächsten Gegenstände nicht Glanz und Schimmer genug. Doch wir sind weit entfernt, solche dem Künstler zum Vorwurf machen zu wollen, sondern möchten vielmehr die Schuld der Palette beimessen, welche nicht hinreichende Mittel enthält, um das hohe Farbenspiel einer solchen Scene in allen Theilen genau der Natur nachzuahmen.

Neu erschienene Kupferstiche.

I. [Kupferstich von Gmelin nach Claude Lorrain.]

Intelligenzblatt der Jen. Allg. Lit.-Ztg., 1804. Nr. 46 und 47. Unter dem Strich. Mit der Ueberschrift: „Neu erschienene Kupferstiche" Unterzeichnet: W. K. F.

Für die Autorschaft Goethe's sind keine direkten Beweise vorhanden, und nur allgemeine Gründe lassen dieselbe möglich erscheinen. Wir theilen den Aufsatz hier lediglich als eine Ergänzung des nächstfolgenden (II) mit.

Von der im Intelligenzblatt dieser Zeitung Nr. 25*) als fertig angekündigten großen Platte des Kupferstechers W. F. Gmelin zu Rom ist uns vor wenigen Tagen ein Abdruck zu Gesicht gekommen. Der wackere Künstler hätte seinen Grabstichel an keinem würdigern und seine Mühe besser belohnenden Gegenstand üben können als eben an dem von ihm gewählten herrlichen Gemälde von Claude Lorrain im Palast Doria zu Rom, welches unter dem Namen Il molino zwar längst als ein Meisterstück im Fach der Landschaftmalerei berühmt, aber den entfernten Liebhabern noch immer durch keinen guten Kupferstich bekannt war, denen also das erwähnte Blatt des Hrn. Gmelin sowol des vortrefflichen Urbilds wegen, als weil

*) In dem Auszuge eines Briefes aus Rom vom 28. Jan. 1804, worin es heißt:

„Gmelin vollendete vor Kurzem seine große Platte nach einem berühmten Gemälde des Claude Lorrain im Palast Doria und will nun zum Gegenstück ein anderes vortreffliches Bild von Claude zeichnen und stechen, welches erst neulich im Palast Colonna unter einem Haufen alter Gemälde aufgefunden worden. Die Architektur in diesem Werk ist von der größten Schönheit."

der Stich sehr schön ausfiel, eine angenehme Erscheinung sein wird. Die Beschreibung von der ganzen Komposition mögen wir nicht unternehmen, da dieselbe überaus reich ist, sondern wollen zur Andeutung des Inhalts blos die Hauptmotive erwähnen.

Ein Fluß, der aus der Ferne dem Beschauer entgegenströmt, macht im Mittelgrund einen kleinen Fall; näher liegt zwischen Ruinen eines Tempels und einer Burg die Mühle, von welcher das Gemälde seinen Namen bekommen; der Vordergrund zeigt hohe Bäume, unter denen viele Figuren ruhig sitzen und einem tanzenden Paare zusehen. Claude Lorrain, dem ersten aller Landschaftmaler, ist vielleicht nirgends so heiterer Tag, so wohlthätige Wirkung des Ganzen gelungen wie in diesem nie genug zu bewundernden Werke, welches auch in Hinsicht auf Lieblichkeit und Vollendung des Gedankens unter den Landschaftsgemälden eine der vornehmsten Stellen behauptet. Herr Gmelin hat von den mannichfaltigen Schönheiten des Urbilds auf seine Platte so viel übergetragen, als man vom Kupferstecher mit Billigkeit verlangen kann: er hat den Regeln der Haltung genuggethan, den Charakter der Gegenstände wohl beobachtet und in der Ausführung durchaus lobenswürdige Nettigkeit und Fleiß bewiesen. Es ist, wie uns däucht, in diesem Blatte mehr Schmelz, Duft, Weichheit und Uebereinstimmung als in seinen rühmlich bekannten Aussichten über den Lago di Albano und Mare morto bei Neapel, oder auch in den Blättern nach den beiden Gemälden des Claude Lorrain in der Galerie zu Dresden.

II. [Neuer Kupferstich von Gmelin nach Claude Lorrain.]

Intelligenzblatt der Jen. Allg. Lit.-Ztg., 1806. Nr. 54. Den 28. Juni. Unter dem Strich. Unterzeichnet: W. A. F.

Nach den Briefe Goethe's an Eichstädt (a. a. O. S. 145 f.) und Biedermann's Erläuterungen dazu (ebendaselbst S. 295), sowie nach einer Notiz in den „Tag- und Jahresheften“ von 1806 kann man Goethe mit großer Wahrscheinlichkeit für den Verfasser dieses Artikels halten. An der letzten Stelle heißt es: „Wir empfingen aus Rom von Gmelin das vorzüglichste Blatt, unterzeichnet Der Tempel der Venus, nach Claude Lorrain. Es war nur um so viel mehr werth, als das Original erst nach meinem Abgang von Rom bekannt geworden und ich mich also zum erstenmal von den Vorzügen desselben aus dieser kunstreichen Nachbildung überzeugen sollte.“ Damit stimmt denn auch überein, daß Eichstädt

132. Das Mittel. (118.)

„Warum sagst Du uns das in Versen?“ Die Verse sind wirksam;
Spricht man in Prosa zu Euch, stopft Ihr die Ohren Euch zu.

133. Zweifel des Beobachters. (LXXXV.)

Das ist ein pfäffischer Einfall! Denn lange spaltet die Kirche
Ihren Gott sich in Drei, wie Ihr in Sieben das Licht.

134. Die Zergliederer. (Tab. votivae.)

Spaltet immer das Licht! Wie öfters strebt Ihr zu trennen,
Was, Euch Allen zum Trutz, Eins und ein Einziges bleibt.

135. (Bloße Wiederholung.)*[135]

Neu ist der Einfall doch nicht; man hat ja selber den höchsten,
Einzigsten, reinsten Begriff Gottes in Theile getheilt.

136. Die Systeme. (Tab. votivae.)

Prächtig habt Ihr gebaut. Du lieber Himmel, wie treibt man,
Nun er so königlich erst wohnet, den Irrthum heraus?

137. Wissenschaftliches Genie. (58.)*[137]

Wird der Poet nur geboren? Der Philosoph wird's nicht minder;
Alle Wahrheit zuletzt wird nur gebildet geschaut.

138. Fichte's Wissenschaftslehre. (XIV.)*[138]

Was nicht Ich ist, sagst Du, ist nur ein Nicht-Ich. Getroffen,
Freund! So dachte die Welt längst, und so handelte sie.

139. Moralische Zwecke der Poesie. (177.)

„Bessern, bessern soll uns der Dichter!“ So darf denn auf Eurem
Rücken des Büttels Stock nicht einen Augenblick ruhn?

Goethe dieses Distichons; denn indem er die Kommentatoren des Claudius Minos zu den Emblemen des Alciatus bespricht, sagt er: „Hier haben wir unsern guten Wunsch wieder und seinen Sitz, der aus Gurkensalat erzeugt wird.“

*135) Die Ueberschrift ist von Boas (S. 236) hinzugesetzt, das Distichon selbst nur aus der Ausgabe von 1826 bekannt; der Grund, warum es im Almanach weggeblieben ist, erklärt sich von selbst.

*137) Nach Saupe (S. 106) auf den Tantianer Ludwig Heinrich von Jakob deutlich; derselbe hatte in seinen „Philosophischen Annalen“ Schiller's ästhetische Schriften ungünstig beurtheilt.

*138) Fichte's erstes Werk „Ueber den Begriff der Wissenschaftslehre“ war 1794 erschienen, und man sieht leicht, wie Goethe hier von der Grundformel des Systems eine scherzhafte Anwendung macht.

von Goethe ersucht wird, einen Abdruck der Recension an Meyer zu senden, der sie nach Rom zu schicken wünschte, da er offenbar Derjenige gewesen war, an den Gmelin die Zusendung eigentlich gerichtet hatte.

Wahren Freunden der Kunst und des Schönen wird, wie man hoffen darf, nähere Nachricht über das vor Kurzem erschienene große und vortreffliche Blatt von Hrn. W. F. Gmelin in Rom, nach Claude Lorrain gestochen, angenehm sein.

Solches ist als Gegenbild von dem rühmlichst bekannten Blatt mit der Mühle zu betrachten, welches der genannte Künstler nach gleichem Meister vor ungefähr zwei Jahren herausgegeben hat; doch ist das gegenwärtige Stück in einem noch edleren Geschmack erdacht und stellt den Tempel der Venus dar, von schattenden Bäumen umgeben, zwischen deren Stämmen man über Meer nach einer hohen Küste oder Insel hin sieht, womit Claude Lorrain wahrscheinlich das Eiland Naxos bezeichnen wollte, weil in der reichen Staffage des Vordergrundes Bacchus und Ariadne angebracht sind, welche die Stufen des Tempels hinansteigen, auf dessen Vorplatze Priester das Opfer bereiten. Unter den vordersten Bäumen naht sich ein fröhlicher Zug von Figuren mit neuen Opfern.

Von den Meisterstücken des Claude Lorrain kennen wir kein anderes, das in Hinsicht auf den poetischen Werth der Erfindung diesem hier vorzuziehen wäre, das mehr edle Einfalt des Gedankens, mehr Anmuth im Detail und großartigere Beleuchtung zeigte.

So hat auch Hr. Gmelin an seiner Seite Alles geleistet, was rechtmäßiger Weise vom Kupferstecher kann gefordert werden. Die Komposition des Urbildes erscheint vollkommen deutlich. Licht und Schatten sind sowol in Betracht ihrer Massen als Haltung gut dargestellt und die mannichfaltigen Gegenstände nach Erforderniß des Charakters mit richtig angemessener Abwechselung der Manier behandelt. Vielleicht mag die chalkographische Kunst im Zarten und Glänzenden der Striche noch mehr verfeinert werden, ja vielleicht mag es unserem Freunde selbst vorbehalten sein, künftigen Blättern noch höhere technische Vollkommenheit zu ertheilen; denn seine Fortschritte waren bisher immer von einem Blatt zum anderen sehr merklich. Allein wenn wir uns bis zur allgemeinen Uebersicht der Kunst erheben, so läßt sich in der That nicht absehen, aus welchen gültigen Gründen man vom Kupferstecher im landschaftlichen Fach, inso-

ferne derselbe nicht selbsterfindend auftritt, sondern blos nachahmend Gemälde großer Meister auf seine Weise darzustellen unternimmt, mehr verlangen könnte, als in dem von uns angezeigten Blatt des Hrn. Gmelin wirklich geleistet worden ist.

III. [Kupferstich von Leybold nach Pitz.]

Intelligenzblatt der Jen. Allg. Lit.-Ztg., 1804. Nr. 9. Unter dem Strich. Unterzeichnet: W. K. F.

Die Annahme von Goethe's Autorschaft stützt sich auf die allerdings ziemlich wahrscheinliche Vermuthung, daß die nachstehenden Worte Goethe's in seinem Briefe an Eichstädt vom 7. Januar 1804 sich auf diese Arbeit beziehen: „Zugleich folgt eine andere kleine Kunstnachricht." Gleichzeitig hatte nämlich Goethe die Arbeit über M. Wagner (s. S. 793) eingeschickt. Ueber Leybold, der auch empfohlen werden sollte, vgl. S. 575.

Pariser Blätter zeigen an, daß ein Kupferstich von Leybold nach Pitz, den Tod des Markus Antonius vorstellend, im November vorigen Jahres ausgegeben worden. Aus handschriftlichen Erinnerungsblättern eines Künstlers theilen wir bei dieser Gelegenheit Folgendes mit:

Pitz, pfalzzweibrückischer Pensionär in Rom, malte daselbst nach verschiedenen anderen Werken um das J. 1788 den Tod des M. Antonius, welches Bild für die beste Arbeit dieses Künstlers gelten kann. Die Anordnung der Figuren ist ihrer Regelmäßigkeit wegen lobenswerth, die Zeichnung zwar nicht fehlerfrei, aber die Formen von edlem Geschmack, so wie auch die Gewänder. Dem Kolorit wurde allgemein etwas Düsternheit und dem Grund Monotonie vorgeworfen.

Auch Nr. 48 des Intelligenzblatts der Jen. Allg. Lit.-Ztg. 1804 enthält unter der Ueberschrift „Neu erschienene Kupferstiche" unterm Strich noch eine Notiz, W. K. F. unterzeichnet, über einen Kupferstich von K. Unger nach einem in der Kasseler Galerie befindlichen Gemälde von Paul Potter, „worauf in mehreren Abtheilungen die Fabel vom Hüter dargestellt ist, welcher mit seinen Hunden in die Gewalt der Thiere gerathen, vor dem gerichthaltenden Löwen angeklagt, verurtheilt und bestraft wird". Daß, daß diese Notiz, wie wohl möglich, von Goethe herrühre, fehlt jeder äußere Anhalt.

Zeichenbuch für Zöglinge der Kunst und Liebhaber.
Von J. C. von Mannlich.

Aus der Extra-Beilage zur Jenaischen Allgem. Lit.-Ztg., 1805. I. Quart. (s. S. 795: „Weimarische Kunstausstellung von 1804 ꝛc. ꝛc.“).

Von Goethe mit einem Brief vom 31. Jan. 1805 an Eichstädt gesandt, worin er schreibt: „Hierbei der Schluß des Programms. Da noch Raum war, dehnte ich den Artikel von Mannlich etwas aus, welchen, wie das Manuscript belegt, einzuschalten bitte.“

Der Direktor der kurfürstlich-bairischen Galerien, Herr J. C. v. Mannlich, hat ein aus 12 Groß-Folio-Blättern bestehendes Zeichenbuch herausgegeben, in Crayon-Manier gestochen, für Zöglinge der Kunst und Liebhaber.

In einem kurzen Vorbericht giebt derselbe seine Absicht zu erkennen. Er schärft ein, wie nothwendig es sei, die ersten Eindrücke von den besten und reinsten Quellen herzuleiten. Der Lehrer solle nicht seine eigenen Werke dem Anfänger zum Muster geben. Die vortrefflichen Werke der alten Griechen stehen von dem Zögling zu weit ab; an die Natur gleich hinzuführen, sei weder möglich noch räthlich, weil sie ja schon mit Kunstsinn betrachtet werden wolle. Anfängern gleich bei den ersten Versuchen einen reinen Geschmack einzuprägen und ihre Schritte zu den Werken der Natur und der Griechen zu erleichtern, seien die besten Werke Raphael's geeignet, aus welchen denn auch diese sämmtlichen Studien gezogen sind.

Außer ein paar Köpfen, nach der bekannten Grablegung im Palast Borghese, ist der übrige Inhalt dieses Werks aus dem Gemälde von der Verklärung Christi entnommen und, weil Alles leicht, mit wenig Strichen behandelt ist, für Anfänger wohl geeignet. Unter den Köpfen zeichnen sich der schöne jugendliche eines Apostels, desgleichen der von dem bejahrten ernsten, der im Vordergrunde zunächst sitzt, wie auch der von des besessenen Knaben Vater als die vorzüglichsten aus. Einzelne Theile, als Ohren, Augen, Hände und Füße, sind nicht minder gut; bei den letztern erscheint jedoch einigemal die kleine Zehe zu groß und nicht gehörig einwärts gebogen. Einen so wenig erheblichen Fehler könnte man vielleicht unbemerkt übergehen, zumal da die besten Zeichenbücher, unter welche wir dieses mitrechnen, von dergleichen und noch größeren Ver-

sehen nicht frei sein mögen; allein bei Werken, die zum Unterricht dienen sollen, ist die größte Genauigkeit Pflicht.

Wir wünschen, diese Blätter in die Zeichenschulen aufgenommen zu sehen, damit der Herausgeber sich in dem Fall befinde, ein so löbliches Unternehmen fortzusetzen. Künstler und Liebhaber, welche bei Zeiten durch solche Umrisse zu Raphael's Werken und von da zur Antike und zur Natur geleitet werden, wird ein guter Genius vor manchen Gebrechen unserer Zeit bewahren: vor der Neigung zur Karikatur, in der sich der formlose Witz gefällt, und vor der Halbkultur, die uns gern die altflorentinisch-deutschen mönchischen Holzschnittanfänge als das letzte Ziel der Kunst aufstellen möchte.

Leben und Tod der heiligen Genoveva. In 14 Platten von den Gebrüdern Franz und Johannes **Riepenhausen.** Mit Vorrede und beigefügter Erläuterung. Frankfurt a. M. 1806.

Jenaische Allg. Literatur-Zeitung. 1806. Nr. 106. Den 5. Mai. Unterzeichnet: W. K. F.

Am 22. Juli 1805 schrieb Goethe an Meyer: „Sobald ich auf einigermaßen Zeit und Humor finde, so will ich das neukatholische Künstlerwesen ein- für allemal darstellen; man kann es immer indessen noch reifen lassen und abwarten, ob sich nicht Mittelmäßigkeiten hie und da hören lassen." Auch in den „Tag- und Jahresheften" von 1806 gedenkt er der veränderten Richtung, welche die Gebrüder Riepenhausen, früher mit Polygnot beschäftigt (s. S. 23 ff.), jetzt eingeschlagen hätten. Daß Goethe die ihn in solchem Maße interessirende Sache selbst behandelt hat, ergiebt sich aus Hirt's Nachweisen sowie aus den Briefen Goethe's an Eichstädt vom 19. April 1806 und vom 23. September 1807, in deren letzterem die für Goethe's Anschauung entscheidende Stelle vorkommt: „Das Leben der heiligen Genoveva von Riepenhausen hatte in mein Bedürfniß zu schreiben."

Der Geschmack am Ritterwesen herrschte schon seit manchem Jahre in der Poesie, ohne auf die höheren Stufen der bildenden Kunst merklichen Einfluß auszuüben. Gebäude nur und Geräthschaften wurden zuweilen mit gothischem Schnörkelwerk ausgeziert; als aber neuerlich ein eigener religiöser Geist, welchen man vielleicht am Deutlichsten mit dem Namen des modernen Katholizismus bezeichnet, sich in den Stoff der Gedichte mischte, griff der-

selbe bald auch in die bildende Kunst mit ein. Seine ersten Spuren äußerten sich anfänglich in übermäßiger Werthschätzung alter, noch roher Produkte der deutschen, niederländischen, Florentinischen und anderer Malerschulen; dann folgten Versuche, der christlichen Einfalt und frommen Unschuld jener Bilder wieder nahe zu kommen, jedoch mit verfeinertem Geschmack und allen Hilfsmitteln gebildeter Kunst in der Ausführung. — So absichtlich hat indessen wol noch kein Künstler auf dieses Ziel hingearbeitet, als von den Herren Riepenhausen in dem vor uns liegenden Werke geschehen ist, welches theils wirklicher Verdienste wegen eine gute Aufnahme verdient, theils eine solche beim Publikum zu erwarten hat, weil es einer schon weit verbreiteten und immer noch mehr umgreifenden Neigung begegnet.

Ein heidnischer, von den griechischen Musen erzogener Sinn wird freilich unbefriedigt bleiben; ihm werden die Schranken, in denen dieser neu emporsteigende Kunstgeschmack sich bewegt, zu beengend erscheinen. Allein es ist gegenwärtig weder unsere Absicht, das Werk mit einem von den höchsten antiken und modernen Meisterstücken entlehnten Maßstabe zu messen, weil nicht gesagt werden kann, dieselben hätten hier eigentlich als Muster gedient, noch begehren wir mit den Herren R. über die Richtung ihres Geschmacks zu rechten, indem zu solchem Zweck eine eigene Untersuchung nothwendig wäre; sondern wir sind geneigt, Manier und Geschmack oder, wenn man lieber will, Stil und Intention des Werks einstweilen zuzugeben und nur die Eigenschaften desselben zu prüfen, welche weniger vom Urtheile des Künstlers als von seinen Fähigkeiten abhängen.

Und so erscheint uns nun erstlich die Arbeit an den 14 Kupfertafeln reinlich, zierlich, wie auch in Hinsicht der Behandlung völlig zweckgemäß. Denn obschon die Darstellungen blos aus Umrissen bestehen, so setzt sich doch Alles ohne Verwirrung aus einander; manches Konventionelle wird man vergeben müssen, weil solche Monogramme*) dessen nicht füglich entbehren können. Zweitens herrscht in der Anlage der Falten, in Form und Stellung der Figuren ein gefällig-freundliches, ja sogar elegantes Wesen; Verdrehtes, Gezwungenes oder Unangenehmes haben wir durchaus nicht gefunden. Es sind auch drittens die Köpfe größtentheils belebt; einige haben liebliche Züge, wie z. B. Golo und der ältere von den beiden Hirten

*) Μονόγραμμον, eine nur aus Linien oder Conteuren bestehende Zeichnung.

Tab. 3, Schmerzenreich Tab. 14, andere würdige Mienen, wie Bonifacius Tab. 2, Dago Tab. 5 und Graf Siegfried Tab. 12 ꝛc. Von gelungenem Ausdruck des Affekts möchte sich hingegen kein vorzügliches Exempel nachweisen lassen. Viertens zeigt sich in den Beiwerken von Blumen, Kräutern, Besetzungen der Kleider und anderen ähnlichen Dingen viel Fleiß, welches einen gefälligen Schein der Ausführlichkeit über das Ganze verbreitet. Die landschaftlichen Gründe Tab. 3 und 13 sind sehr anmuthig und verdienen daher mit besonderem Lob erwähnt zu werden. Fünftens bewiesen die Herren R. Tab. 6, wo Maria der heiligen Genoveva erscheint, ein gutes Talent für malerische Anordnung, dessen fernere Pflege wir ihnen hiermit angelegentlichst empfehlen wollen.

Die angezeigten Eigenschaften verrathen sämmtlich das Bestreben nach dem Gefälligen, und Niemand wird in Abrede stellen mögen, daß unseren Künstlern ihre Absichten dieser Art oft gelungen sind. Auch geben die Forderungen, welche bei Weitem die größere Zahl der Liebhaber an Kunstwerke machen, auf nichts Höheres oder Kräftigeres, als wir hier geleistet sehen. Denn um ohngefähr ähnlicher Verdienste willen ist Flaxman's*) Umrissen in Deutschland überschwänglicher Beifall zu Theil worden; warum sollten nun die Riepenhausischen weniger Gunst finden? Zwar baute Flaxman's Kunst, wenigstens in den Darstellungen zum Homer und zum Aeschylus, einen weit ergiebigeren Boden; unseren Landsleuten aber soll es nicht zum Nachtheil gereichen, wenn sie mit Liebe sich eines anderen Feldes angenommen, worauf unstreitig auch schöne, obgleich nicht so mannichfaltige Früchte zu gewinnen sind.

Die Erläuterungen lassen sich sehr gut lesen. Sie erzählen kurz und in einem blühenden Stil die Begebenheiten der heiligen Genoveva. Wer inzwischen ein lebhaftes Interesse für die Umrisse der Herren Riepenhausen gefaßt hat, wird aus L. Tieck's**) schätzbarer Dichtung sich den Sinn und die Absicht der Künstler am Besten entfalten können.

*) John Flaxman (1755—1826). Von seinen Kupfern, d. h. seinen Umrissen zu Homer, Aeschylus und vielleicht auch denen zu Dante (die zu Hesiod kamen erst später heraus) sagt Goethe in einem Briefe an Meyer (27. März 1799), er begreife wohl, wie Flaxman der Abgott der Dilettanten sein könne, da seine Verdienste durchaus faßlich seien und man, um seine Mängel einzusehen und zu beurtheilen, schon mehr Kenntnisse haben müsse.

**) Tieck's Trauerspiel „Leben und Tod der heiligen Genoveva", 1800 erschienen.

Endlich müssen wir auch nicht unbemerkt lassen, daß der Druck und das Papier des beurtheilten Werks von vorzüglicher Schönheit sind.

Leben des Künstlers Asmus Jakob Carstens. Ein Beitrag zur Kunstgeschichte des 18. Jahrhunderts. Von Karl Ludwig Fernow. Leipzig 1806.

Jenaische Allg. Literatur-Zeitung, 1806. Nr. 147. Den 23. Juni. Unterzeichnet: W. K. F.

A. J. Carstens (1754—1798) war mit K. L. Fernow, der von 1804 bis zu seinem Tode (1808) die Stelle als Bibliothekar der Herzogin Anna Amalia bekleidete, schon in Italien eng befreundet gewesen und hatte demselben seinen künstlerischen Nachlaß vermacht, der bald zum Theil in die Weimarischen Sammlungen überging. Dadurch sowie durch die Biographie Fernow's mochten die W. K. F. auf den lange verstorbenen Künstler wieder aufmerksam geworden sein. Erwähnt man nun, daß Goethe wiederholentlich in den „Tag- und Jahresheften" über Fernow sehr günstig urtheilt, wie es auch in diesem Aufsatz der Fall ist, daß ferner in der Schreibweise nichts dem Stile Goethe's widerstrebt, so möchte man eher auf ihn wie auf Meyer als Verfasser schließen. Es sei hier übrigens noch erwähnt, daß noch im Jahre 1867 eine neue Ausgabe des Fernow'schen Werks, ergänzt von Herm. Riegel, erschien.

Selten ist das Leben eines Künstlers durch das Weitumgreifende seiner Ereignisse bedeutend; es kann jedoch durch wunderbar verflochtene Begebenheiten, welche theils der Zufall, theils das Streben nach Unabhängigkeit oder Verstoß gegen konventionelle Gebräuche herbeiführen, unterhaltend für den Leser sein; aber wahrhaft nützlich und belehrend ist in solchen Schriften allein dasjenige, was in eigentlicher Beziehung auf die Bildungsgeschichte vorzüglicher Künstler steht, was ihre Talente angeregt oder sie an möglicher Entwickelung derselben gehindert hat u. s. w.

Aehnlichen Ansichten gemäß hat Hr. Prof. Fernow die gegenwärtige Biographie seines Freundes abgefaßt. Mit beständiger Hinsicht auf Carstens' fortschreitende Bildung zum Künstler erzählt er uns dessen Schicksale, die Schwierigkeiten, welche der Entwickelung seines Talents hinderlich waren, und wie bei redlich unablässigem Streben ihm doch endlich gelang, sich durchzuringen und unter den vorzüglichsten Künstlern unserer Zeit einen ehrenvollen Platz einzunehmen. Hr. F. setzte überdies

noch in eigenen kleinen Abschnitten die Kunstanlagen und wirklich erworbenen Verdienste seines Freundes umständlich aus einander, und solchergestalt glückte es ihm, ein Ganzes, einen Charakter aufzustellen, wie bisher noch von keinem anderen Künstler geschehen ist. Wir sind demnach wohl befugt, diese Schrift als einen wahren Gewinn für die Literatur der Kunst und unter Bedingungen als musterhaft anzusehen.

Das Werk ist vom Verfasser dem Hrn. Architekten Genelli und Hrn. Hofbildhauer Busch, zweien vieljährigen Freunden des Künstlers, zugeeignet. Auf dem Titelkupfer findet man Carstens' ähnliches Profilbildniß, von Hrn. Fernow selbst gezeichnet und von Hrn. Lips trefflich gestochen. Druck und Papier des Ganzen haben die geziemende Reinlichkeit, und was den Stil des Verfassers betrifft, so werden wir denselben am Besten durch sich selbst loben, indem wir eine nach unserem Ermessen vorzüglich schöne Stelle ausheben. „So endete (heißt es S. 241) früher, als der Gang der Natur es fordert, dieser edle Genius (nämlich Carstens) in der vollen Reife seiner gebildeten Kraft seine kurze, aber rühmliche Laufbahn. Wenige wurden von der Natur durch Anlagen, die einen großen Künstler möglich machen, so ausgezeichnet begünstigt; aber auch gegen Wenige hat sich zu gleicher Zeit das Zeitalter so ungünstig, das Glück so stiefmütterlich, das Geschick so widerwärtig und die Parze so feindselig erwiesen als gegen ihn. Jeden Schritt zum Ziele mußte er dem Schicksale hartnäckig abkämpfen oder durch mühseliges Ausharren abverdienen. Wohin hätte er gelangen können, wenn Zeitalter, Glück und Gesundheit sein Streben beflügelt hätten!"

Verzierungen aus dem Alterthume; bearbeitet und herausgegeben von **F. Bußler,** k. preuß. Hofstaats-Sekretär. 36 Kupfertafeln nebst Erläuterung derselben und Vorrede. Berlin.

Jenaische Allg. Lit.-Ztg., 1806. Nr. 153. Den 30 Juni. Unterzeichnet: W. K. F.

Das in Rede stehende Werk hatte Zelter auf Veranlassung des Verfassers an Goethe geschickt (20. März 1806) und denselben angelegentlich empfohlen. Goethe schreibt zurück (14. April): „Da wir Herrn Bußler

über seine Arbeit etwas Freundliches mit gutem Gewissen sagen können, so soll es in der Jenaischen Literatur-Zeitung und zwar in diesen Tagen geschehen." Bußler sprach dann gegen Zelter seine Freude über Goethe's Zufriedenheit aus (Brief Zelter's vom 1. Juni). Abgesehen von diesem persönlichen Verhältnisse spricht für Goethe's Autorschaft auch der schon bei Gelegenheit der Beurtheilung des Riepenhausen'schen Werkes angeführte Brief an Eichstädt vom 19. April 1806, vielleicht auch noch ein Brief desselben an Meyer vom 11. Januar 1811, in welchem es sich um Zusendungen für das „Morgenblatt" handelt und worin Goethe u. a. sagt: „Die Ornamente von Bußler verdienen wiederholte Erwähnung und Anregung. Denken Sie der Sache nach! Ich will auch unbesinnen. Lasset die Todten ihre Todten begraben, wir wollen uns zu den Lebendigen halten!"

Wir können die Verzierungen oder sogenannten Arabesken und andere Ornamente als ein geschlossenes Ganzes betrachten, gleichsam als ein Alphabet in der Kunst, wo zu den aus dem Alterthum uns herübergereichten Typen hinzuzuthun nichts nöthig, wenig wirklich Neues und Gutes noch zu erfinden möglich sein dürfte, wo man aber blos durch mannichfaltiges Versetzen, durch zweckmäßiges Zusammenstellen der einzelnen überlieferten Formen unendlich abwechselnde Verzierungen hervorzubringen vermag. Nicht anders ist wenigstens das herrlichste Muster in dieser Art, die Logen des Raphael, entstanden. Eine Sammlung wie die des Herrn Bußler, welche, wenn sie zur Vollständigkeit gelangt, jede geschmackvolle Form der Ornamente verschiedener Zeiten und Völker enthalten wird, verdient also dankbar aufgenommen zu werden. Denn nicht allein den geübten Meistern in der Verzierungskunst, von welchen prachtvolle Werke mit großem Aufwande verlangt werden, dient sie zu nützlichen Erinnerungsblättern und ist ein goldenes ABC-Buch für die geringeren Künstler, welche die gewöhnlichen Verzierungen in bürgerlichen Wohnungen verfertigen, sondern auch manchen Anderen wird sie erfreulich, oft auch nützlich sein, wie z. B. Besitzern, die von großen Städten entfernt wohnen und entweder selbst als Liebhaber einige erworbene Kunstfertigkeit anwenden oder schwachen Talenten Anderer das Bedürfende ausführen lassen müssen.

So viel im Allgemeinen über die Brauchbarkeit dieser Sammlung, welche in monatlich erscheinende Hefte abgetheilt ist, von denen uns bis jetzt sechs bekannt geworden sind. Jeder derselben besteht aus sechs niedlich gestochenen Kupfertafeln, deren erste immer zwei ägyptische Säulenknäufe darstellt. Mehrere von den übrigen sind mit Ornamenten griechischen und römischen Ursprungs angefüllt. Gewöhnlich enthält eine

Tafel in jedem Heft vorzügliche Stücke der Verzierungen in den Logen des Raphael, und eine andere derzleichen, von Monumenten der sogenannten gothischen Baukunst hergenommen. Von dieser letzteren Art erinnern wir uns nichts Schöneres gesehen zu haben, als hier T. 35, T. 23 und T. 15 vorkommt; auch sind die daselbst abgebildeten Borden um so viel schätzbarer, weil solche sonst noch wenig oder gar nicht bekannt waren. Sie sind von Herrn Architekt Schinkel zu Rovigno in Istrien, zu Pavia und zu Magdeburg von alten Gebäuden abgezeichnet und dem Herausgeber zum Behuf seines Unternehmens mitgetheilt worden.

Dem Ganzen ist eine zweckmäßige Vorrede, auf 8 Seiten gedruckt, beigegeben, und zu jedem Heft findet sich ein Erläuterungsblatt der Kupfer, welches anzeigt, woher die dargestellten Verzierungen zunächst genommen sind.

Albrecht Dürer's christlich-mythologische Handzeichnungen.

(I.) Jenaische Allg. Literatur-Zeitung 1809. Nr 67. Den 19. März; (II.) 1809. Nr. 91. Den 14. April. Beide unterzeichnet: W. K. F.

Die Handzeichnungen Dürer's, die sich in einem fürstlichen Gebetbuche in München gefunden hatten, waren von J. N. Steiner, demselben, welcher später die Bossert'schen Kirchenbilder in Steindruck herausgab, in gleicher Weise vervielfältigt worden. Die Sache machte um so mehr Aufsehen, als der Steindruck, dessen Erfinder der Verleger des Werks, Aloys Senefelder ist, damals noch neu war. Es ist demnach unzweifelhaft, daß die in dem Briefe Goethe's an Eichstädt vom 10. März 1808 erwähnte Recension sich auf den vorliegenden Gegenstand bezieht. „Der Fall kommt so selten," schreibt Goethe bei Uebersendung derselben, „daß man von unsern Herren und mit vollen Backen loben kann. Glückseligerweise sehen uns die Münchner Freunde in denselben, denen wir sonderlin Ursache haben etwas Angenehmes zu erzeigen." Demnach wurden denn auch sofort einige Exemplare der ersten Recension an Goethe's Freund, den Präsidenten F. H. Jacobi in München, abgesandt (Briefwechsel mit Goethe und denselben, S. 246); aber auch sonst äußerte Goethe seine Freude über die Lithographien wiederholentlich. Man vgl. z. B. Riemer's Mittheilungen über Goethe, II. S. 671, die „Tag- und Jahrshefte" von 1808 und 1809, Goethe's Briefe an Frau von Stein, III. S. 301, und außer diesen bereits von W. von Biedermann gesammelten Stellen auch noch Goethe's Brief an Zelter vom 30. October 1828. Wenn auch hiermit noch nicht der directe Beweis für Goethe's Autorschaft geführt ist, so wird dieselbe doch wenigstens in hohem Grade wahrscheinlich gemacht.

140. Preisfrage der Akademie nützlicher Wissenschaften. (287.)*[140])

„Wie auf dem Ⅱ fortan der theure Schnörkel zu sparen?"
Auf die Antwort sind dreißig Dukaten gesetzt.

141. Analytiker. (56.)

Ist denn die Wahrheit ein Zwiebel, von dem man die Häute nur abschält?
Was Ihr hinein nicht gelegt, ziehet Ihr nimmer heraus.

142. Goldenes Zeitalter. (32.)

Ob die Menschen im Ganzen sich bessern? Ich glaub' es; denn einzeln,
Suche man, wie man auch will, findet man doch gar nichts davon.

143. Deutscher Nationalcharakter. (36.)

Zur Nation Euch zu bilden, Ihr hoffet es, Deutsche, vergebens;
Bildet, Ihr könnt es, dafür freier zu Menschen Euch aus!

144. Der Patriot. (232.)

Daß Verfassung sich überall bilde, wie sehr ist's zu wünschen!
Aber Ihr Schwätzer verhelft uns zu Verfassungen nicht!

145. Die drei Stände. (233.)

Sagt, wo steht in Deutschland der Sanskülott? In der Mitte,
Unten und oben besitzt Jeglicher, was ihm behagt.

146. Die Hauptsache. (234.)

Jedem Besitzer das Seine und jedem Regierer den Rechtsinn!
Das ist zu wünschen; doch Ihr, beides verschafft Ihr uns nicht.

147. Porphyrogeneta, den Kopf unter dem Arme. (350.)*[147])

Köpfe schaffet Euch an, Ihr Liebden! Thut es bei Zeiten!
Wer nicht hat, er verliert auch, was er hat, noch dazu!

148.*)

Eines wird mich verdrießen für meine lieben Gedichtchen:
Wenn sie die Wiener Censur durch ihr Verbot nicht bekränzt.

---

*140) Die gewöhnlich angenommene Beziehung auf Wolke's „Verbesserungen der teutschen Schreibweise" wird von Düntzer verworfen.

*147) Dies Epigramm ist von jeher auf den Herzog von Orleans, Philipp Egalité, der 1793 durch Robespierre hingerichtet wurde, gedeutet worden.

*148) Dies Distichon steht nur in der Ausgabe von 1836 (I, 207) unter der Ueberschrift „Zu den Xenien" und mit der Jahreszahl 1797.

I. Albrecht Dürer's christlich-mythologische Handzeichnungen,

nebst Titel, Vorrede und A. Dürer's Bildniß, zusammen 23 Blätter, in lithographischer Manier gearbeitet von N. Strixner. 1808.

Zwar sind wir gefaßt, von dem anzuzeigenden Werke viel Gutes und Löbliches zu berichten, denn die oft wiederholte Durchsicht desselben ist uns in dieser unfruchtbaren Zeit eine trostreiche Gemüthserquickung gewesen; aber seine Verdienste sind auch von solcher seltenen Art, daß wir befürchten, unser bestes Lob möchte kaum das gebührende sein.

Der Fall ist folgender: Wenig bekannt, bewahrt seit Langem die Münchner Bibliothek ein auf Pergament schön gedrucktes Buch, welches wahrscheinlich einst zum gottesdienstlichen Gebrauch eines baierischen Fürsten gedient; auf dem Rande der Blätter ist es mit Federzeichnungen von Albrecht Dürer und zuletzt mit noch acht dergleichen Zeichnungen von Lukas Cranach geschmückt. Dürer's Zeichnungen, welche vor den Cranachischen große Vorzüge haben sollen, werden hier auf zwanzig Tafeln (Steindruck) dem kunstliebenden Publikum vorgelegt. Hätte uns Jemand diese Darstellungen ausführlich beschrieben, die Motive angemerkt, deren sich der Meister bedient, die Gewandtheit, womit er sich in den beschwerlichen Raum der Blattränder zu fügen gewußt, die geschmackvollen Kompositionen, die Zweckmäßigkeit der einzelnen Theile zum Ganzen — hätte, sagen wir, Jemand, auf dessen Einsichten allenfalls zu trauen war, uns alle diese Eigenschaften nach der Wahrheit beschrieben, dennoch würden wir gezweifelt haben, ob wirklich von Werken Albrecht Dürer's die Rede sei, und nur der Augenschein, des Meisters unverkennbare Eigenthümlichkeit im Geschmack der Formen und Falten, seine Art, die Feder zu führen, Name und Jahrzahl (1515), welche jedem Blatt beigesetzt sind, konnten uns überführen. Sonst bieten wir Dürern für einen ernsten Künstler, der mit pünktlicher Treue und offenem Sinne für Leben, Farben und Formen die Natur nachahmte, dem diese Nachahmung auch zuweilen ohne die gewöhnliche unangenehme Härte gelungen, und von dem alsdann verschiedenes Einzelne zu Stande gebracht worden, z. B. Porträtköpfe, welches dem Herrlichsten in der neueren Kunst nahe kommt; wir erkannten ebenfalls, daß er Fruchtbarkeit in Erfindungen besessen, allein wir glaubten ihn ohne Anmuth und wenig fähig, in eine heitere, poetische Stimmung

überzugeben. Die vorliegenden Nachbildungen Dürerischer Handrisse erweitern und berichtigen indessen unsere Ansicht seines Kunsttalents. Er erscheint hier freier, als wir gedacht, anmuthiger, heiter, humoristisch und über alle Erwartung gewandt in der durch äußere Bedingungen nothwendig gewordenen Wahl seiner Motive, der Symbolik seiner Darstellungen. Die Aufgabe erforderte, daß das Ganze innerhalb des Charakters einer bloßen Verzierung bleiben sollte, und ohne diese vorgezeichneten, scheinbar engen Schranken zu übertreten, hat der große Meister nichts destoweniger einen überschwänglichen Reichthum bedeutender Gegenstände anzubringen gewußt; ja, man kann wohl sagen, er läßt die ganze Welt der Kunst vor uns vorübergehen, von Figuren der Gottheit bis zu den Kunstzügen des Schreibemeisters.

Da unsere Leser bereits erfahren haben, zu welchem Zweck diese Zeichnungen Dürer's ursprünglich verfertigt worden, und da wir voraussetzen dürfen, daß jeder Kunstfreund bemüht sein werde, sich sobald als möglich das Vergnügen eigener Anschauung zu verschaffen, so wäre es überflüssig, hier ein Verzeichniß von dem Inhalt derselben zu geben. Anstatt dessen aber wollen wir sie nach ihren vorzüglichsten Eigenschaften betrachten, um dadurch die Bewunderung zu rechtfertigen, die wir für sie empfinden.

Hohes und Würdiges. Das Erhabene ist in der neueren Kunst eine gar zu seltene Erscheinung, als daß man dasselbe auch von Albrecht Dürer billigerweise sollte fordern dürfen. Indessen zeigen doch einige von den hier dargestellten Figuren des ewigen Vaters wirklich hohen Sinn, und eben dieses muß man auch der Darstellung auf der neunten Platte, in ihrem ganzen Zusammenhange betrachtet, einräumen. Unten jammern nämlich in den Flammen des Fegefeuers gequälte Seelen; eine derselben wird von einem Engel emporgetragen, wo über den Wolken im stillen Lichtraume die Gottheit segnend thront. Abgesehen von der Würdigkeit, die im Ganzen liegt, der herrlichen Beziehung eines Theils auf den anderen, paßt auch die Komposition unverbesserlich für den Raum oder scheint vielmehr mit demselben so eins, so unmittelbar aus ihm hervorgegangen wie jene bewunderten Parzen des Raphael auf einem Pilaster der Vatikanischen Logen. Die Platte 21 enthält eine ungemein würdige Christus-Figur, Pl. 18 einen Heiligen mit Krone, Schwert und Bischofsstab, noch vortrefflicher. Auf Pl. 20 und Pl. 25 kommen unten querüber kämpfende Gruppen vor und höher am breiten Seitenrand in beiden Blättern, welche Gegenbilder zu

sein scheinen, jedesmal ein Engel auf Wolken; der eine liest ungestört ruhig in einem Buche, der andere, ein Rauchfaß haltend, scheint in stiller, andächtiger Betrachtung. Dieser symbolisch bedeutende Gegensatz von Streit und Gewühle der Welt mit himmlischem Frieden hat uns ebenfalls werth geschienen, hier unter den Beispielen hoher Gedanken erwähnt zu werden.

Edles und Zartes. Unter den Figuren von edelm Charakter ist der heil. Georg, Pl. 4, zu bemerken, wie auch Pl. 8 der Wohlthätige, der einem halbnackten Bettler Almosen reicht. An beiden Figuren der zuletzt genannten Gruppe wird ein breiterer Stil der Formen wahrgenommen, als in Dürer's Arbeiten sonst gewöhnlich ist. Gleiches Verdienst hat auch der Ritter Pl. 7, welcher, sich gegen den Tod, der ihn antastet, zu vertheidigen, das Schwert zieht. Himmlisch rein und schön erscheint Pl. 23 der das Heil verkündende Engel; in der Maria aber, Pl. 22, umschwebt von Cherubinen und über ihrem Haupt die Taube, drückt sich stille, andächtige Ergebung aus. Auch die heil. Klara, Pl. 2, hat, obwol sonst völlig das eigenthümliche Gepräge des Dürerischen Geschmacks, doch viel zarten weiblichen Reiz, ist reich drapirt und der Wurf der Falten gut erdacht.

Humoristisches. In Dürer's Kupferstichen, Holzschnitten und übrigen bekannteren Werken wird selten mehr als blos ein leiser Anklang dieser Eigenschaft verspürt; hier aber, wo er durchaus mit heiterer Stimmung als gewöhnlich scheint gearbeitet zu haben, tritt der humoristische Geist deutlicher hervor. Der urinbeschauende Doktor, Pl. 5, mit dem Unglück weissagenden Zeichen eines erdrosselt über ihm hängenden Vogels; der beim Tanz, Pl. 43, von einer Bremse verfolgte und mit Geschrei fliehende Bauer; Satan, über welchen ein gewaltiges Ungewitter losbricht, bezüglich auf die Verkündigung, Pl. 22; der zerlumpte Säufer, Pl. 33, den eine Löffelgans anschreit und Bremsen umsummen, verdienen alle als in dieser Art vorzüglich bemerkt zu werden. Zugleich wollen wir auch hier der scherzhaften Erfindung Pl. 12 gedenken, obwol solche nicht eigentlich unter die Rubrik des Humoristischen gehören möchte. Der Künstler hat nämlich eine Art von Kandelaber gezeichnet, auf welchem oben ein Teufelchen sitzt; unten endigt der Kandelaber in eine Kugel und Zapfen, um ihn auf dem Fußgestelle festzuhalten; aus diesem Fußgestelle geht eine Explosion los, die den Kandelaber gewaltsam

in die Höhe treibt, ein Paar Genien aber scheinen bemüht, ihn sowol in gerader Richtung zu erhalten, als auch wieder in sein Fußgestelle einzusenken. Es könnte sein, doch wagen wir nicht, es zu behaupten, daß der Künstler allegorischen Sinn damit habe verbinden wollen; zum Wenigsten ist der gegenüberstehende schmale Rand des Blattes mit allerlei musikalischen Instrumenten wie auch mit Larven verziert, und am Leuchter selbst sind Narrengesichter angebracht, alles Dinge, womit unsere frommen Vorfahren auf weltliches Treiben und eitle Lustbarkeit anzuspielen pflegten. Dem sei übrigens, wie ihm wolle, der Einfall ist sonderbar, artig, vielleicht einig, und die Genien besonders mit seltener Anmuth gedacht, kindlich gefällig; wir machen daher von ihnen einen schicklichen Uebergang auf

Das Naive. Freilich wird es nichts Unerwartetes sein, wenn wir Arbeiten von Albrecht Dürer eine Eigenschaft zuschreiben, welche alle gute Künstler seiner Zeit besaßen. Unterdessen hat er auch in diesem Stück hier Außerordentliches geleistet oder, wenn man lieber will, sich selbst übertroffen. Der Pl. I im Gezweige der Arabeske sitzende Mann, welcher auf der Schalmei bläst, kann unmöglich natürlicher gedacht werden. Von gleichem Gehalt ist ein anderer, Pl. 43, ebenfalls im Gezweige sitzend, der tanzenden Bauern aufspielt; auch sind diese Bauern selbst im höchsten Grade wahr, einfach und ihrer Natur gemäß dargestellt. Von edlerem Geschmack hingegen, aber nicht weniger mit ungesuchtem Reiz geschmückt, erscheinen die beiden Kinder Pl. 23, deren das eine einen Baum in ein Gefäß zu pflanzen, das andere die Zweige desselben hinanzusteigen bemüht ist.

Allegorisch Bedeutendes. Ueber dem Ritter, Pl. 7, der sich gegen den Tod vertheidigen will, zieht eine Gewitterwolke, ein Falke stößt auf einen Reiger, und der Mond steht im neuen Lichte am Himmel. Der moralische Sinn hievon ist nicht schwer zu errathen; doch scheint uns die Allegorie der folgenden Platte noch feiner gedacht, reiner und einfacher. Ueber dem Wohlthätigen nämlich, der das Almosen reicht, sieht man in der Verzierung einen Pelikan angebracht. Der Hahn, welcher auf dem Zweige sitzt und aus vollem Halse kräht, über dem Manne, der zum Tanz aufspielt, Pl. 43, ist auch unter den Allegorien anzuführen, könnte aber vielleicht mit nicht weniger Recht auch den eben erwähnten humoristischen Motiven beigezählt werden.

Malerische Freiheit. Albrecht Dürer tritt nicht oft so

frei, so unbefangen, mit so reizenden Kompositionen auf, als hier der Fall ist. Johannes der Evangelist, Pl. 11, in Begeisterung über die ihm erscheinende Maria mit dem Kinde, sitzt schreibend in einer Felskluft und erfreut durch die poetische Kühnheit des Gedankens. St. Georg, Pl. 4, hält den erlegten Drachen am Hals gefaßt. Er wurde, wie man wohl sieht, vom Künstler wegen des langen schmalen Raumes auf diese Weise dargestellt, paßt aber vortrefflich an die Stelle und ist als Motiv neu und von keinem anderen Künstler noch benutzt. Verdienste eben solcher Art zieren auch die schon in anderem Betracht gelobte Verkündigung, Pl. 22 und 23. Durch malerische Freiheit in der Wendung nimmt sich die einem Herkules ähnliche Figur Pl. 33 sehr vortheilhaft aus. Der Säufer mit der Schnabelgans und der Gruppe von Gefäßen, zwischen denen er liegt, ist beinahe unverbesserlich angeordnet, und in gleicher Hinsicht verdient der Kampf Pl. 20 großes Lob. Kaum ist es möglich, lebhafter bewegte Figuren zu denken oder die beiden Gruppen der Streitenden geschickter zum Ganzen zu verbinden.

Zierrathen. Die historischen und andere Figuren hat unser Künstler mit arabesken Zierrathen begleitet. Diese nehmen meistens den schmaleren Rand der Blätter ein und bestehen vornehmlich aus Rosen und Weinranken, die jedoch keineswegs ängstlich der Natur nachgebildet sind, sondern es erscheinen zwischendurch abwechselnd mancherlei andere Blumen und Blätter; endlich verlaufen sich die Ranken allemal in künstliche Züge, wie Schreibemeister zu machen pflegen. Masken, Vögel und andere Thiergestalten sind als weiterer Schmuck, wo es nöthig schien, angebracht. Betrachtet man diese Arabesken im Ganzen, so äußert sich freilich der damals in Deutschland herrschende Geschmack spitziger, dornartiger Blätter und knotiger Zweige, weil die herrlichen antiken Muster wenig bekannt sein mochten; sie sind also nur nach den Bedingungen des Zeitgeschmacks schön zu nennen, aber, insofern dieser zugegeben wird, in der That vortrefflich.

Christliches. Madonnen, Engel, Heilige, kurz Alles, was aus innigem Gefühle, aus frommem Herzen, aus keuschem Sinne, aus altväterlicher Einfalt und Redlichkeit nur aufgeht, ist sehr tüchtig, nachahmenswerth möchten wir sagen, wenn nämlich reproduzirt werden könnte, was dem Geist einer längst vergangenen Zeit entquollen ist.

Künstlerische Behandlung. Oft bewies Dürer in seinen

Kupferstichen und Gemälden überflüssigen, etwas trockenen Fleiß und Pünktlichkeit; nur in einigen der besten Arbeiten desselben wird meisterhaft freie Behandlung wahrgenommen. Von solcher Eigenschaft mögen denn auch die nun bekannt gemachten Handzeichnungen sein. Ueberall erscheint in denselben die sichere Fertigkeit eines großen vollendeten Meisters, der mit wenig Strichen viel zu bedeuten versteht. Hr. Joh. Joachim von Sandrart, der sie gesehen, hat also wol Recht, wenn er in seiner „Deutschen Akademie", T. II. S. 224, ganz treuherzig versichert, sie seien über die Maßen vernünftig schraffirt. Wir stehen nicht an, diesen Ehrenmann noch überbietend, zu sagen: wie Gottes Friede und höher als alle Vernunft!

Anderweitige Betrachtungen und Schluß. Wer überlegt, daß die Zeichnungen, von denen gehandelt worden, blos Marginalverzierungen eines Andachtsbuches sind, muß zur Verehrung und Hochachtung gegen ein Zeitalter sich gedrungen fühlen, in welchem so viel Kunst, so viel Kunstliebe geherrscht, als es bedarf, solche Werke hervorzubringen. Wir sind keineswegs geneigt, die Zeit, in der wir selbst leben, herabzusetzen; aber gerade von dieser Seite möchte ihr eine Vergleichung mit jener schwerlich zum Vortheil gereichen. Ja, wir würden keine Wette darauf eingehen, ob Albrecht Dürer selbst, wenn er jetzt ohne seinen großen Namen wieder aufstehen würde, von irgend einem eleganten Bücherbeißer so leicht ein schönes Velin-Exemplar zum Bezeichnen erhalten dürfte, auch wenn er die Arbeit umsonst thun wollte. — Uebrigens versichern wir ernstlich, daß nach vielfältiger, prüfender Durchsicht der angezeigten Blätter wir keine wirklich schwache Seite daran ausspähen oder Anlaß zu einigem gegründeten Tadel finden konnten; vielmehr hat unsere Neigung für das Werk, unsere Hochachtung für den Meister desselben immer mehr zugenommen. Sollte es etwa einigen unserer Leser als ungewöhnlich und ganz außer der Regel scheinen, daß die gegenwärtige beurtheilende Anzeige fast aus lauter Lobsprüchen gewebt ist, so bitten wir sie, auch die besondere Veranlassung zum Lob zu bedenken, die weder ihnen noch uns so bald wieder begegnen wird.

Herr Strixner, der durch die hier vorgelegten lithographischen Versuche von sich und der jüngstgebornen Kunst, in welcher er arbeitet, sehr gute Hoffnungen erregt, hat sich große Mühe gegeben, Dürer's Federstriche genau nachzuahmen, und so viel wir, ohne die Originalzeichnungen gesehen zu haben, urtheilen

können, ist es ihm auch überdem noch gelungen, Vieles von dem Geiste derselben auf seine Tafeln zu bringen. Wir sind ferner benachrichtigt, daß das Werk aus einer Anstalt hervorgegangen, welche unter dem Einfluß des jedes Gute mit Eifer befördernden Herrn von Aretin steht; darum dürfen die Kunstliebhaber hoffen, derselbe werde bald, ihre Wünsche zu befriedigen, öffentlich anzeigen lassen, wo und um welchen Preis sie sich Exemplare verschaffen können. In demjenigen, woraus wir die verstehende Anzeige verfaßt, sind die Platten Nr. 1—43 bezeichnet, doch folgen sie einander, wie man aus der zu Anfang bemerkten Gesammtzahl der Blätter gesehen haben wird, nicht in ununterbrochener Ordnung. Ob also noch einige Blätter zurück sind oder ob diese unterbrochene Nummernfolge eine andere Beziehung hat, muß durch die in der Vorrede zu liefern versprochene Uebersicht des Ganzen noch ins Klare kommen.

II. Albrecht Dürer's christlich-mythologische Handzeichnungen,

in lithographischer Manier gearbeitet von N. Strixner. 7 Hefte, zusammen 46 Blätter, nebst dem gedruckten Inhaltsverzeichniß.

Als im abgewichenen Jahre in dieser A. L.-Z. Nr. 67 unsere Anzeige eines Theils von dem Werk erschienen war, welches jetzo vollendet vor uns liegt, so behaupteten viele wackere Kunstfreunde, denen weder Albrecht Dürer's Originalhandzeichnungen zu München noch die lithographischen Nachahmungen derselben bekannt waren, unser Lob sei übertrieben und parteiisch. Nachdem aber späterhin einigen dieser Schwachgläubigen die zu jener Zeit blos noch in einzelnen Exemplaren ausgegebenen Blätter zu Gesichte gekommen, so änderten sie ihre Meinung und erklärten im Gegentheil, wir hätten noch lange nicht genug Gutes davon gesagt. Mag dem nun sein, wie ihm will, der Zweck ist erreicht, wenn es uns gelang, die Aufmerksamkeit des Publikums auf den schätzbaren Nachlaß einer schönen Zeit und eines großen, herrlichen, der deutschen Nation Ehre bringenden Künstlers zu lenken, dessen Name mit Achtung genannt werden wird, so lange wahrer Geschmack und Kultur nicht gänzlich erloschen sind, und möge der Himmel verhüten, daß solches jemals geschehe!

In Betracht des in diesem Hauptwerke von A. Dürer im Allgemeinen herrschenden Geistes, der besonderen Eigenschaften

der einzelnen Stücke, wo und in welcher Art Alles ausgeführt ist u. s. w., haben wir in gedachter erster Anzeige bereits ausführliche Nachricht mitgetheilt und verweisen also auf dieselbe, indem wir sonst befürchten müßten, zu wiederholen, was den meisten unserer Leser schon bekannt ist. Wir beschränken uns demnach hier auf die Bemerkung, daß zu den ehemals angezeigten 20 lithographischen Tafeln nach A. Dürer's Handzeichnungen nun noch 23 andere Stücke aus gleichem Werk hinzugekommen, so daß nun das Ganze 43 Blätter in ununterbrochener Nummernfolge nebst Titel, Vorrede und A. Dürer's Bildniß, also zusammen 46 Blätter enthält, denen noch ein gedrucktes Inhaltsverzeichniß beigefügt ist.

Da in der mehrerwähnten ersten Anzeige der Inhalt der Blätter im Einzelnen nur berührt worden, so wie die verschiedenen hervorstechenden Eigenschaften derselben zur näheren Entwicklung des Kunstcharakters überhaupt es erheischet, nicht aber in gehöriger Vollständigkeit der Reihe nach, weil diese damals noch nicht ununterbrochen bestand und mit den jetzt erschienenen Blättern erst die Zwischenräume ausgefüllt worden sind, so ist es, weil doch manches Stück in Beziehung zu dem folgenden steht, zweckmäßig, wenn wir gegenwärtig die Darstellung eines jeden Blatts, so wie sie auf einander folgen, nur kurz bemerken, ohne uns bei den schon vormals beurtheilten weiter aufzuhalten, hingegen aber bei Gelegenheit über die Vorzüge der neu hinzugekommenen das Nöthige beifügen.

Das Titelblatt. Oben mit Kunstschreibezügen verziert, die in ein Frazengesicht enden, unten mit einem Einhorn und Kranich in einfach landschaftlicher Umgebung. — Albrecht Dürer's Bildniß nach einem Originalgemälde in der Schleißheimer Galerie, Brustbild mit einer Hand. Es unterscheidet sich von den übrigen Blättern des Werks dadurch, daß es wie mit schwarzer Kreide gezeichnet scheint und nicht vorzüglich gerathen ist, dahingegen in jenen überall Federzeichnung sehr gut nachgeahmt worden. — Nr. 1. Ein im Geweige der Arabeske sitzender Mann, auf der Schalmei blasend. — Nr. 2. Eine Heilige, welche wir für die heilige Klara gehalten, soll zufolge des Verzeichnisses die heil. Barbara sein. — Nr. 3. St. Sebastian. — Nr. 4. St. Georg. — Nr. 5. Der urinbeschauende Arzt. — Nr. 6. Ein Ecce Homo. — Nr. 7. Ein Ritter, der gegen den Tod das Schwert zieht. — Nr. 8. Der Wohlthätige. — Nr. 9. Die Seelen im Fegefeuer. — Nr. 10. König David

spielt kniend auf der Harfe; sein königlicher Mantel wirft schöne Falten; der Kopf verdient auch bemerkt zu werden, er ist voll Wahrheit, Leben und Charakter. — Nr. 11. Johannes der Evangelist, dem die Maria mit dem Christkinde erscheint. — Nr. 12. Ein Kandelaber, welchen zwei Genien schwebend halten und wieder auf sein Fußgestelle einzusenken suchen. — Nr. 13. Die heilige Dreifaltigkeit. — Nr. 14. St. Georg zu Pferde, ganz gebarnischt. Er hält eine Fahne, und unter des Pferdes Füßen liegt der von ihm überwundene Drache. Der Künstler hat seine Figur meisterhaft in den schmalen Raum zu fügen gewußt, die Ansicht von vorne gewählt und das Pferd ganz in Verkürzung gezeichnet, welches dem Ganzen Fülle und Reichthum gegeben. Als ein schickliches Beiwerk ist in dem unteren Raume des Blatts ein noch lebender Drache angebracht, welcher ein Menschengerippe benagt. — Nr. 15. Die heilige Apollonia, schön drapirte und ungemein anmuthig gewandte Figur; unten sieht man einen großen Vogel, der nach Mücken hascht, sehr geistreich gezeichnet. — Nr. 16. Der heilige Matthias. Würdig im Ganzen, vornehmlich ist der Kopf von edlem Charakter. Unten im Blatt sieht man die Versuchung eines Einsiedlers, vermuthlich des heil. Antonius; ein niedliches Weiblein tritt heran, ihm eine Schale reichend, und vom Rücken her bläst der Teufel mit einem Blasebalg bösen Rath ihm ins Ohr. Größere Naivetät, Einfalt und Wahrheit, ja in gewissem Sinne reizendere Figuren giebt es nirgends als der Heilige und das Weiblein, welches kommt, ihn zu versuchen. Jener sitzt verschlossen, in sich gekehrt, starr und steif mit einer fast grotesken Unempfindlichkeit; Diese ist ohne frechen Ausdruck, sondern hat im Gegentheil den Schein von verschämtem Wesen und feiner Buhlerei, der ihr wohl steht und sie in der That reizend macht. — Nr. 17. St. Andreas. Eine auf Dürer's gewöhnliche Weise gut drapirte Figur; der Kopf ist natürlich, hat aber vielleicht nicht so viel Grös in den Zügen, als der Gegenstand erfordert. Unten im Blatt wird ein springender Dammhirsch bemerkt und zwei geharnischte Löwen, welche letzteren das Ornament des Fußgestelles ausmachen, worauf der Apostel steht. — Nr. 18. Der heilige Maximilian, unten ein Auerochse. — Nr. 19. Christus. Unter ihm ein Engel, im Kampf mit dem Höllendrachen, und ganz unten ein König, im Wagen sitzend, vor welchen ein Ziegenbock gespannt ist; dieser wird von einem auf dem Steckenpferde reitenden Kinde gelenkt. —

Nr. 20 und Nr. 21. Ein betender Engel und ein anderer Engel, der ein Rauchfaß hält. Unten sind auf diesen beiden Blättern treffliche Gruppen kämpfender Männer angebracht. — Nr. 22 und Nr. 23. Die Verkündigung Mariä. — Nr. 24 hat im unteren Raume die Gefangennehmung Christi. Christus ist dargestellt mit ruhiger Würde den Kriegsknechten entgegentretend, die, man begreift nicht, aus welcher Ursache, nebst Judas erschrocken theils schon liegen, theils über einander stürzen. Auf der Seite des Heilandes zieht Petrus voll Eifer das Schwert. Johannes, in tiefer Wehmuth, scheint ihn zurückhalten zu wollen, und ein anderer Apostel sieht mit gespannter Aufmerksamkeit, was vorgeht. Diese sämmtlichen Figuren dürfen zu den geistreichsten gerechnet werden, auch ist das Ganze in Hinsicht auf geschickte Anordnung zu loben. Höher im Blatt erscheint still trauernd auf Wolken eine Mater dolorosa; die Falten ihres Gewandes sind breit und groß, aber mit scharfen, zum Theil etwas verworrenen Brüchen. — Nr. 25. Ein bewaffneter Mann; unten lockt ein Fuchs, auf der Flöte blasend, Hühner an sich; Alles lebhaft, in hohem Grade geistreich mit naiver Laune gezeichnet, so daß dieses Blatt eins der anziehendsten ist. — Nr. 26. Ein Ritter wird vom Tod verfolgt, der Teufel stürzt aus der Höhe herab, ihm den Paß zu verrennen. Des Reiters Flucht, die Eile des nachsetzenden Todes, die Bereitschaft des bösen Geistes, Jenen mit seinen Krallen zu packen, ist Alles trefflich ausgedrückt. — Nr. 27. Ein Eremit, am Krückenstock gehend; in der einen Hand hält er das Paternoster, vor ihm steht ein brüllender Löwe, von einem Insekt umschwirrt, hinter dem Einsiedler hergehen zwei Spielleute; alle diese Figuren sind in ausgezeichnetem Maße geistreich, lebendig, wahrhaft, und eben solche gute Eigenschaften können von den Vögeln, die in den Zweigen der Arabeske sitzen, gerühmt werden. — Nr. 28. Herkules zielt nach den Harpyien; eine kräftige, sehr lebhaft bewegte Figur und vielleicht unter Albrecht Dürer's heroischen Darstellungen aus dem Alterthum die beste. — Nr. 29. Ein indianischer Krieger. Man sieht wol, wie zur Zeit, da diese Zeichnungen verfertigt worden sind, die Nachrichten aus beiden Indien noch als Neuigkeiten betrachtet wurden, und Albr. Dürer hat daher in diesem Werke Verschiedenes von dorther angebracht. Der erwähnte Krieger ist mit einer Federmütze, dergleichen Kragen und Schurz bekleidet; in der linken Hand hält er den Schild, in der rechten einen Stab, welcher oben in eine Art von Kolbe endigt.

149. Empiriker. (Tab. votivae.)[*156]

Daß Ihr den sichersten Pfad gewählt, wer möchte das leugnen?
Aber Ihr tappet nur blind auf dem gebahntesten Pfad.

150. Theoretiker. (Tab. votivae.)

Ihr verfahrt nach Gesetzen; auch würdet Ihr's sicherlich treffen,
Wäre der Obersatz nur, wäre der Untersatz wahr.

151. Letzte Zuflucht. (Tab. votivae.)

Vornehm schaut Ihr im Glück auf den blinden Empiriker nieder;
Aber seid Ihr in Noth, ist er der Delphische Gott.

152. Der Philosoph und der Schwärmer. (Tab. votivae.)

Jener steht auf der Erde, doch schauet das Auge zum Himmel;
Dieser, die Augen im Koth, recket die Beine hinauf.

153. Das irdische Bündel. (Tab. votivae.)

Himmelan flögen sie gern; doch hat auch der Körper sein Gutes,
Und man packt ihn geschickt hinten dem Seraph noch auf.

154. Der wahre Grund. (Tab. votivae.)

Was sie im Himmel wol suchen, das, Freunde, will ich Euch sagen:
Vor der Hand suchen sie nur Schutz vor der höllischen Gluth.

155. Aberwitz und Wahnwitz. (Tab. votivae.)

Ueberspringt sich der Witz, so lachen wir über den Thoren;
Gleitet der Genius aus, ist er dem Rasenden gleich.

156. Der Unterschied. (Tab. votivae.)

Lächelnd sehn wir den Tänzer auf glatter Ebene straucheln,
Aber auf ernstlichem Seil, wer mag den Schwindelnden sehn?

157. Die Sicherheit. (Tab. votivae.)[*157]

Nur das feurige Roß, das muthige, stürzt auf der Rennbahn;
Mit bedächtigem Paß schreitet der Esel daher.

158. Lehre an den Kunstjünger. (Tab. votivae.)

Daß Du der Fehler schlimmsten, die Mittelmäßigkeit, meidest,
Jüngling, so meide doch ja keinen der andern zu früh!

[*148—165] Siebzehn Distichen aus den „Tabulae votivae“ des Xenienalmanachs, die sich in demselben auf S. 159—182 zerstreut finden, und deren Autorschaft allerdings zum Theil fraglich ist. (Vergl. Vorbemerkung des Herausgebers zu diesem Abschnitte, S. 250.)

[*157] Man vergleiche wegen der Aehnlichkeit des Gedankens die „Vier Jahreszeiten“ Nr. 84 (Bd. II, S. 174 unsr. Ausg.)

Das Basement, worauf diese gut gezeichnete Figur steht, ist ein Löffel, wie man deren viele, von Buchsbaumholz künstlich geschnizt, noch in den Kunstkammern antrift. — Nr. 30. Ein Araber mit einem Kameele. Mensch und Thier sind vortrefflich gelungen. — Nr. 31. Ein schlafender Mann. Die tiefe Ruhe ist in demselben ganz unverbesserlich ausgedrückt; unten im Blatt sizt ein kleiner Genius, der einen Korb mit Trauben auf dem Haupt trägt, neben ihm springt ein zottiges Hündchen. — Nr. 32. Unten ein Dreifuß, dessen Schale von Chimären oder eigentlich geflügelten Ziegen getragen wird; unter der Schale desselben brennt Feuer. Die Arabeske zu beiden Seiten zeigt aufgehangene Vögel nebst einem Satyr in eben dem Zustande. — Nr. 33. Herkules, der den Löwen getödtet. Unten ein zerlumpter Säufer, den eine Löffelgans anschreit. — Nr. 34. Ein Bewaffneter. Unten eine auf ihrem Stuhl eingeschlafene Frau; der Rocken steht ihr zur einen Seite, auf der anderen der Krug, vor ihr ein Topf, worin die vollen Spindeln stecken. Naturgetreuere Darstellung wird selten zu finden sein, als diese Figur es ist, und nicht minder gerathen in seiner Art, derb, tüchtig und mannhaft ist auch der gedachte Bewaffnete. — Nr. 35. Ein Chor Musikanten. In Hinsicht auf Anordnung ganz vortrefflich; was den Ausdruck betrift sowie die Verschiedenheit des Charakters der Figuren, überaus kräftig, wahr und abwechselnd. Es ist dieses, was viel sagen will, eines der erfreulichsten und schäzbarsten Stücke der ganzen Sammlung. — Nr. 36. Maria, betend, wird von einem Engel gekrönt. Ist gleich das Kostüm aus Dürer's Zeit und wahrscheinlich gar eine Nürnbergische Jungfrau nach dem Leben gezeichnet, so muß man doch gestehen, daß der Künstler in der Wahl des Modells glücklich gewesen und daß ihm der Charakter jungfräulicher Unschuld und Zartheit vollkommen gelang. Unten im Raume steht ein geflügeltes Kind oder kleiner Engel, welcher singt und auf der Zither spielt; den linken Fuß hat derselbe auf das Haus einer kriechenden Schnecke gesezt. Vieles ließe sich über diesen anmuthigen Gedanken, über die tiefere Bedeutung desselben und über das Naive in der Darstellung oder Ausführung dieser Figur sagen; doch sie eignet sich ohne Zweifel mehr für bildende Kunst und Gestaltung als für das Wort, und so wollen wir nur überhaupt anmerken, daß der liebliche, ächt poetische Gehalt der Erfindung unseres Bedünkens dem der geschäzteften antiken Gemmen dieser Art nicht nachsteht. —

Nr. 37. **Wirthschafterin, vom Markte kommend.** In der einen Hand trägt sie einen Korb mit Eiern, in der anderen etwas, so einem Käse ähnlich sieht; auf dem Haupt sitzt ihr eine Gans, und unter den Füßen ist Steinpflaster angedeutet, so nämlich, daß es wieder als Körner eines großen Samenkopfs, etwa Zwiebel oder Mohn oder Granatapfel, behandelt ist, welcher zum Fußgestelle dient. Nie haben wir in Produkten neuerer Kunst gemeine Natur in größerem Geschmack und Stile und mit so liebenswürdiger Einfalt dargestellt gesehen als in dieser Figur; sie ruht so fest, so tüchtig auf ihren Füßen, hat so bestimmte, strenge Umrisse, so angemessene, kaum merkliche Wendung und Bewegung des Körpers, daß man zu gleicher Zeit an das Leben selbst und an ein Bild von Erz erinnert wird. Ob wir vielleicht ein zu günstiges Vorurtheil für dieses Stück gefaßt haben, bleibt Sachverständigen zu beurtheilen überlassen; unserer individuellen Meinung nach aber ist sie Albrecht Dürer's Meisterstück und unübertrefflich. — Nr. 38. Hoch auf Wolken ein betender Engel, unten Bachus oder Silenus, nackend auf einem Faß sinnend, beschäftigt, den Becher zu leeren; ihm gegenüber ein Satyr, welcher auf der Rohrpfeife bläst. Unser Künstler hat, wie es scheint, hier wieder, wie schon mehrere Male in diesem Werk geschehen, dem Weltlichen das Himmlische, sinnlich irdischen Genüssen die überirdische Ruhe und Seligkeit entgegengesetzt darstellen wollen. Die Figur des betenden Engels ist rein, sanft, zugleich würdig und lieblich. — Nr. 39 besteht blos aus Arabesken; das Hauptbild ist ein Hahn, der auf einer Säule sitzt und kräht. — Nr. 40. St. Augustinus oder St. Ambrosius im bischöflichen Ornate, eine treffliche, edle Figur; im unteren Raume des Blatts sieht man das Christkind auf einem Esel reiten; mit der Rechten ertheilt es den Segen und hält in der Linken den Reichsapfel; ein kleiner Engel steht vor ihm und breitet sein Gewand auf die Erde aus, wunderbar lieblich und eine Anspielung auf den Einzug Christi in Jerusalem oder, wenn man will, Darstellung desselben unter Figuren von Kindern, in der Art, wie auf einigen antiken Basreliefen der Tod des Hektor's und die Trauer der Andromache u. s. w. gesehen wird. — Nr. 41. Ein Engel, auf Wolken kniend, betet inbrünstig; sein Gewand schlägt sehr schöne Falten; unten im Blatt vertheidigt sich ein Mann zu Fuß, mit einer Hellebarde bewaffnet, gegen einen gepanzerten Ritter. Unmöglich könnten diese Beiden noch lebhafter und ausdrucksvoller gezeichnet

sein; besonders ist der Mann zu Fuß ein vollendetes Bild von sicherem Muth, von Kraft und Festigkeit. — Nr. 42. Unten halten zwei kleine trauernde Engel aus Wolken das Schweißtuch mit dem dornengekrönten Haupt des Erlösers, dessen Charakter würdig, der Ausdruck schmerzhaft ist. Im Raum zur Seite steht auf einem Gefäß, woraus drei Wasserstrahlen sich ergießen, ein sehr malerisch gekleideter kleiner Engel, mit beiden Händen einen Lorbeerkranz in die Höhe haltend, in welchem ein Schild und auf demselben Dürer's Name gezeichnet ist. — Nr. 43 stellt vier tanzende Figuren dar; im Gezweige der Arabeske sitzt der Spielmann.

Musterbuch der lithographischen Druckerei von A. Senefelder, F. Gleißner u. Comp. in München. 1stes Hft. 10 Blätter nebst dem Verzeichniß und Nachricht an das Publikum. München.

Jenaische Allgem. Lit.-Ztg., 1809. Nr. 91. Den 18. April. Unterzeichnet: W. K. F.

Am 30. März 1808 schickte Goethe an Eichstädt „ein paar Recensionen, welche den fortgesetzten Bemühungen der Münchner in Absicht auf den Steindruck volle Gerechtigkeit widerfahren lassen." Es waren dies die vorstehend (S. 818 ff.) abgedruckte und die nachfolgende. Wenn er demselben Briefe noch „ein kleines Zettelchen des Hofrath Meyer" beilegt, so möchte man daraus apagogisch schließen, daß Goethe selbst der Verfasser der Recensionen gewesen ist. Damit stimmt auch überein, wenn er Meyer am 28. April 1809 einen „Abdruck der Recension von den Münchener Steindrucken" sendet und hinzufügt: „Vielleicht findet sich ein Stündchen Zeit, um aus der ersten und meisten (Recension) ein Ganzes zu machen, das wir den Unternehmern gelegentlich zusenden können." — Da außerdem die Darstellung Goethe's Art und Weise nicht widerspricht, so ist auch diese Arbeit hier aufgenommen worden.

Schon vor einigen Jahren kamen aus verschiedenen Gegenden von Deutschland rohe Versuche in der Lithographie zum Vorschein; allein es mag nun Unbekanntschaft mit dem wahren Verfahren oder die geringe Geschicklichkeit Derer gewesen sein, die solche Versuche machten, genug, die Sache war unerfreulich, und es schien nicht, als ob viel Ersprießliches von der neuen Erfindung zu hoffen wäre. Nun aber tritt diese Kunst aus München in solcher verbesserter Gestalt hervor und legt Proben

ihres bereits erworbenen Vermögens ab, welche allerdings zu sehr günstigen Erwartungen berechtigen. Was indessen möglicherweise noch auf diesem Wege bewirkt werden kann, läßt sich nicht im Voraus bestimmen, ebenso wenig, als zur Zeit, da die ersten Versuche im Kupferstechen geschehen sind, Jemand Blätter wird geahnet haben, wie Wille, Strange, Woollet*) und Andere sie geliefert. Wenn aber die Lithographie auch keine weiteren Fortschritte mehr machen sollte, sondern auf dem Punkte bebarren müßte, worauf sie vermöge der vor uns liegenden Probeblätter aus München wirklich steht, so scheint sie doch so mannichfaltiger Anwendung fähig und so beträchtliche Ersparungen von Zeit und Kosten anzubieten, daß wahrscheinlicherweise ihr Manches, was bisher von der Typographie gethan worden, wie auch alle die geringeren Arbeiten der Kupferstecherkunst zufallen werden.

Es sollen überhaupt 4 Hefte solcher Probeblätter verschiedener Anwendung der Lithographie durch Herrn Senefelder in München erscheinen, wovon wir hiemit das erste Heft, aus 10 Blättern bestehend, anzuzeigen haben. Zwar gestehen wir, daß uns das Verfahren bei den verschiedenen Manieren nicht so genau bekannt ist, als etwa nöthig sein dürfte, um über die größeren und geringeren Schwierigkeiten einer jeden Manier wie auch von den Vortheilen, welche sie gewähren, entscheidend zu urtheilen; wir müssen in dieser Hinsicht uns beinahe ganz auf die Angaben des Herausgebers verlassen; hingegen soll treu berichtet werden, wie ein jedes von den im vorliegenden ersten Heft enthaltenen Probeblättern ausgefallen ist.

I. Das Titelblatt. In vertiefter geschnittener Manier, welche mit der Kupferstecherkunst wetteifern, sie aber in Menge und geschwinder Lieferung der Abdrücke weit übertreffen soll. Die Schrift auf diesem Blatt ist nicht weniger schön und zart, als ob sie in Kupfer gestochen wäre, und die ganze Arbeit, wie berichtet wird, in 10 Stunden vollendet worden, welches freilich einen sehr bedeutenden Vortheil verspricht; denn der fleißigste Kupferstecher würde eben diese Schrift kaum in so vielen Tagen in Kupfer gegraben haben liefern können.

II. Die Dedikation. Erhobene Manier. In Hinsicht auf Reinlichkeit und Deutlichkeit der Buchstaben wäre dieses Blatt etwa mit dem gewöhnlichen schönen typographischen Druck zu vergleichen.

*) Berühmte Kupferstecher des achtzehnten Jahrhunderts, Johann Georg Wille (1715–1808), Sir Robert Strange (1721–1792), William Woollet (1735–1785).

III. Nachahmung englischer Holzschnitte aus dem Werke The Chase,*) in erhobener Manier auf Stein gezeichnet. Völlig täuschend. Der Zeitaufwand soll auf diese Weise zehnmal geringer sein, als wenn die Arbeit in Holz geschehen sollte.

IV. Nachahmung einer im königl. baierischen Zeichnungskabinette befindlichen Handzeichnung von Raphael, mit dem Pinsel auf Stein gezeichnet. Erhobene Manier. Die flüchtigen Striche einer leichten Federzeichnung sind in diesem Blatt sehr gut nachgeahmt, und überdies verdient die Bekanntmachung eines vortrefflichen Entwurfs von Raphael den Dank der Kunstfreunde. Man sieht den Leichnam eines frommen Bischofs auf der Bahre liegen und Kranke herbeikommen, um von der Wunderkraft, die von diesen heiligen Resten ausgeht, zu genesen. Das Ganze ist vortrefflich angeordnet und höchst geistreich mit wenig Strichen ausgeführt.

V. Nachahmung eines radirten Kupferstichs von Dietrich,**) mit der Feder auf Stein gezeichnet. Sehr gut, und in Betracht einer gewissen Weichheit der Striche hat diese Nachahmung sogar noch Vorzüge vor dem radirten Original.

VI. Nachahmung einer die Madonna mit dem Kinde darstellenden Handzeichnung des Fra Bartolommeo di San Marco,***) mit der Feder gezeichnet. Auch dieses Stück kann für befriedigend gelten und hat das Ansehen einer leichten Radirung; der gelbliche Ton veralteten Papiers ist ihm mit einer zweiten Steinplatte aufgedruckt, und in der Nachricht wird gesagt, daß man vermittelst mehrerer Platten Abdrücke mit verschiedenen Farben, wie auch mit vieler Präzision illuminirte Landkarten liefern könne, wovon künftig im zweiten Heft eine Probe soll gegeben werden.

VII. Zwei Musikproben. a) Handschrift vom Hrn. Abt Vogler,†) der Nachricht zufolge vom Originalpapier durch Ueberdruck auf den Stein abgelöst und auf denselben fixirt. b) Probe von Musikschrift, auf die Steinplatte selbst geschrieben.

*) Vgl. S. 536 und die vierte Anmerkung daselbst.

**) Der Bekannteste dieses Namens ist Christian Wilhelm Ernst Dietrich, geboren 1712 in Weimar, gestorben 1774 in Dresden, ausgezeichnet als Maler und als Kupferstecher.

***) Gewöhnlich Baccio della Porta genannt, lebte von 1469 bis 1517.

†) Georg Joseph Vogler (1749—1814), berühmter Komponist und Theoretiker in der Musik.

Erstere ist rein und leserlich, letztere schön und zart in dem Maße wie gestochene Musik.

VIII. Ein Kopf nach Raphael. Mit Kreide auf Stein gezeichnet, so reinlich, daß er den auf Kreidemanier in Kupfer gestochenen nicht nachsteht; er hat vielleicht etwas mehr Weichliches, und jene hingegen mehr Kraft.

IX. Probe einer Vorschrift in vertiefter geschnittener Manier. Was hierüber anzumerken sein möchte, ist bereits oben beim Titelblatt geschehen.

X. Ein Idealplan als Vorschrift zu geodätischen Zeichnungen in der nämlichen Manier. Er leistet in Hinsicht auf Reinlichkeit und zarte Abstufung der Schraffirungen Alles, was in dieser Art wünschenswerth sein kann.

Handzeichnungen berühmter Meister aus dem k. baierischen Kunstkabinette, in lithographischer Manier nachgeahmt. Erstes Heft. 6 Blätter. München.

Jenaische Allg. Lit.-Ztg., 1809. Nr. 294. Den 19. Dez. Unterzeichnet: W. K. F.

Am 25. Nov. 1809 schreibt Goethe an Eichstädt: „... Ich sende zugleich eine kurze Recension der neusten lithographischen Arbeiten, welche bald abgedruckt wünschte...." Da nach diesem Datum sich keine andere mit W. K. F. unterzeichnete Recension als die nachfolgende im Jahrg. 1809 der Jen. Lit.-Ztg. findet, so kann nur diese die in Goethe's Brief gemeinte sein. — Der direkte Beweis für Goethe's Autorschaft ist damit allerdings noch nicht geführt, wenn sie hierdurch auch zu einem hohen Grad von Wahrscheinlichkeit erhoben wird.

Mit diesen 6 Blättern liefert die lithographische Anstalt in München einen neuen Beweis von den raschen Fortschritten, welche vornehmlich durch ihre Bemühung in dieser Kunst seit Kurzem gemacht worden; zugleich erhält das kunstliebende Publikum dadurch unverhoffte Kunde von den bisher wenig bekannten Schätzen der königl. Zeichnungssammlung zu München.

Eines von den Blättern, welche wir hier anzuzeigen gedenken, nämlich die gelungene Nachahmung einer vortrefflichen Federzeichnung von Raphael, ist bereits aus dem ersten Hefte des Musterbuches über alle lithographischen Kunstmanieren bekannt und zu seiner Zeit von uns erwähnt worden (J. A. L.-Z. 1809.

Nr. 91). — Das zweite bildet, ebenso wohlgelungen, eine höchst meisterhafte Federzeichnung des Michel Angelo Buonarotti nach, welche ein erster Entwurf zu verschiedenen Figuren in seinem Gemälde vom jüngsten Gericht ist. — Das dritte Blatt enthält den Entwurf einer Madonna mit dem Kinde, dem kleinen Johannes und zwei Engeln nebst noch einer halben Madonnenfigur im oberen Theile des Blatts, Alles wie mit der Feder zart schraffirt, nach einer dergleichen Handzeichnung des Fra Bartolommeo di San Marco. Es ist eine große Liebe, Unschuld und Frömmigkeit in diesem reizenden Werk und der Geist des Originals in der lithographischen Nachahmung sehr gut wiedergegeben.

Auf dem vierten Blatte sieht man eine bekleidete weibliche Figur im Gehen dargestellt, zufolge der Unterschrift nach einer Handzeichnung des Andrea Mantegna. Diese Figur erscheint wie auf gelblichem Papier mit der Feder umrissen, getuscht oder mit schwarzer Kreide schattirt und weiß aufgehöht.

Das fünfte und sechste Blatt sind zwei männliche Köpfe in Lebensgröße, der jüngere mit, der ältere ohne Bart, wie auf lichtgraues Papier mit schwarzer Kreide schattirt und die Lichter sparsam weiß aufgetragen. Der Meister ist zwar nicht angegeben; sie verdienen aber nicht geringeres Lob als die vier zuvor erwähnten Blätter, indem sie ebenfalls von vorzüglicher Beschaffenheit, geistreich und charakteristisch sind. Besonders gilt dieses gute Zeugniß dem älteren Kopf ohne Bart. Beide scheinen nach der Natur gezeichnete Bildnisse von Klostergeistlichen zu sein.

Betrachten wir nun dieses Heft überhaupt, so finden wir, daß die Nachahmungen von Federzeichnungen Alles erfüllen, was man nur wünschen kann, und daß die lithographische Manier hierin der Kupferstecherkunst in Hinsicht der Wirkung wenigstens gleichgestellt, wegen der bequemeren und schnelleren Förderung ihrer Arbeiten aber weit vorzezogen werden muß. Nicht weniger günstige Aufnahme dürfen auch die drei Blätter mit weiß aufgedruckten Lichtern erwarten; sie fallen zarter und besser ins Auge als mit drei Stöcken gedruckte Holzschnitte. Bei Alledem läßt sich mit Wahrscheinlichkeit hoffen, der technische Theil der Lithographie werde durch die fortgesetzten Bemühungen des Herrn Senefelder bald zu noch größeren Vorzügen gelangen.

Außer den vorstehend mitgetheilten mit W. K. F. unterzeichneten Recensionen der Jenaischen Allg. Literatur-Zeitung, bei denen sich für Goethe's Autorschaft mehr oder minder beweisende Thatsachen beibringen ließen, enthalten die Jahrgänge 1804 bis 1809 noch eine Anzahl anderer ebenfalls mit W. K. F. unterzeichneter Recensionen, die jedoch entweder nachweislich nicht von Goethe herrühren oder wenigstens nicht als von ihm verfaßt nachzuweisen sind. Die Werke, welche in denselben besprochen werden, sind folgende:

Augusteum, Dresden's antike Denkmäler enthaltend, herausgegeben von Wilhelm Gottlieb Becker. Erster Heft. Leipzig 1804.

Jen. Allg. Lit.-Ztg., 1804. Nr. 19. Den 21. Jan.

Recueil de gravures d'après des Vases antiques, la plus part d'un ouvrage grec, trouvés dans des tombeaux dans le Royaume des Deux Siciles. Publié par Guilelmo Tischbein. III Tom. Neapel 1791—95.

Jen. Allg. Lit.-Ztg., 1804. Nr. 188. Den 7. Aug.

Monumens antiques inédits ou nouvellement expliqués par A. L. Millin. 1—9. Livr. Paris 1802.

Jen. Allg. Lit.-Ztg., 1805. Nr. 173. Den 22. Jul.

Bilderbuch für Mythologie, Archäologie und Kunst. Herausgegeben von A. Hirt. Erstes Heft. Die Tempelgötter. Berlin 1805.

Jen. Allg. Lit.-Ztg., 1805. Nr. 204. Den 27. Aug.

Beschreibung der kurpfalz-baierischen Gemälde-Sammlungen zu München und zu

Schleißheim, von Christian von Mannlich. 2 Bde. München 1805.

Jen. Allg. Lit.-Ztg., 1806. Nr. 10. Den 11. Jan.

Kritische Uebersicht der Linearperspektive zur Vereinfachung und Versinnlichung des Unterrichtes für angehende Künstler, v. T. Gruber. Prag.

Jen. Allg. Lit.-Ztg., 1806. Nr. 25. Den 29. Jan.

Homer in Zeichnungen nach Antiken, von Tischbein, mit Erklärungen von Hrn. Hofr. Heyne. V. Heft. Göttingen.

Jen. Allg. Lit.-Ztg., 1806. Nr. 25. Den 29. Jan.

Augusteum, Dresden's antike Denkmäler enthaltend, herausgegeben von Wilhelm Gottlieb Becker. Zweiter und dritter Heft. Leipzig.

Jen. Allg. Lit.-Ztg., 1806. Nr. 240. Den 10. Okt.

Le Musée français. Recueil complet des Tableaux, Statues et Basreliefs qui composent la Collection nationale; avec l'explication des sujets et des discours sur la Peinture, la Sculpture, et la Gravure, par S. C. Crozemagnan, publié par Robillardperonville et Laurent. 1—38. Livr. Paris 1803—1806.

Jen. Allg. Lit.-Ztg., 1806. Nr. 244. Den 15. Okt.

Museum der Alterthumswissenschaft, heraus-

gegeben von Fr. A. Wolf und Ph. Buttmann. I. Bds. 1. St. 1807, 2. St. 1808. Berlin.

Jen. Allg. Lit.-Ztg. 1808, Nr. 158. Den 6. Jul. — Der erste Theil der Recension ist mit F unterzeichnet, der zweite Theil (über das zweite Stück) mit W. K. F.

J. Flaxman's Umrisse zu Homer's Iliade. Nach dem englischen Originale gezeichnet und gestochen von Schnorr. 34 Blätter. Leipzig 1804. — — zu Homer's Odyssee. 28 Blätter. Ebendas. 1807.

Jen. Allg. Lit.-Ztg. 1809. Nr. 250. Den 20. Oct.

Weimarische Pinakothek. Erstes Heft.

Ueber Kunst und Alterthum, III. Bds. 2. Heft. 1821. S. 157–172. Das Unternehmen der Weimarischen Pinakothek ging von den W. K. F. selbst aus, welche den in München erfundenen Steindruck zum Behufe lithographischen Vervielfältigung der in Weimar vorhandenen Kunstwerke benutzt sehen wollten; der Künstler, welcher die Ausführung unternahm, Heinrich Müller, war in München für diesen Zweck ausgebildet worden. Goethe aber interessirte sich besonders für die Sache. Mag es schon hiernach wahrscheinlich sein, daß er bei dem nachfolgenden Aufsatze betheiligt ist, so spricht außerdem noch manches Andere dafür, daß er selbst ihn ziemlichen Theils verfaßt haben muß. In dem ersten Abschnitte, „Der fahrwandelnde Schatz", ist zwar die citirte Stelle aus Meyer's „Entwurf einer Kunstgeschichte des 15ten Jahrhunderts" zum Theil wörtlich beibehalten, Vieles aber doch auch wieder in eigenartiger Goethescher Weise verändert. Der zweite Abschnitt zeigt unverkennbare Spuren von Verwandtschaft mit dem Aufsatze „Abendmahl von Leonhard da Vinci" (S. 302–330). Weniger sicher sind wir in Beziehung auf den dritten und vierten Abschnitt, in denen das Charakteristische Goethe'scher Darstellung wenigstens nicht scharf hervortritt. — Das Unternehmen selbst war übrigens nicht vom Glück begünstigt. Das erste Heft fand keine Käufer, und mit den zwei Tafeln, die von der Fortsetzung noch fertig wurden („Er soll Johannes heißen", nach einem unbekannten Original, und „Gefährlicher Austausch", nach Angelika Kauffmann) sah man die Sache auf, behielt sie jedoch später mit verbesserter Technik, namentlich nach besserer Anleitung des Künstlers wiederaufnehmen. Vgl. „Zur Kunst und Literatur" von 1820, Heft 2. 75, und Saltzig Boisserée, II. 2. 377.

Ihre königliche Hoheit der Großherzog von Sachsen-Weimar-Eisenach haben dem Unternehmer des von Hochst-

159. Das Privilegium. (Tab. votivae.)

Blößen giebt nur das Reiche dem Tadel; am Werke der Armuth
Ist nichts Schlechtes, es ist Gutes daran nichts zu sehn.

160. Deutsche Kunst. (Tab. votivae.)

Gabe von oben der ist, was wir Schönes in Künsten besitzen:
Wahrlich, von unten herauf bringt es der Grund nicht hervor.
Muß der Künstler nicht selbst den Schößling von außen sich holen,
Nicht aus Rom und Athen borgen die Sonne, die Luft?

161. Genialische Kraft. (Tab. votivae.)*161)

Alle Schöpfung ist Werk der Natur. Von Jupiter's Throne
Zuckt der allmächtige Strahl, nähret und erschüttert die Welt.
Pflanzet über die Häuser die leitenden Spitzen und Ketten!
Ueber die ganze Natur wirkt die allmächtige Kraft.

162. An die Moralisten. (Tab. votivae.)*162)

Lehret! Das ziemet Euch wohl; auch wir verehren die Sitte;
Aber die Muse läßt sich nicht gebieten von Euch.
Nicht von dem Architekt erwart' ich melodische Weisen,
Und, Moralist, von Dir nicht zu dem Epos den Plan.
Vielfach sind die Kräfte des Menschen; o, daß sich doch jede
Selbst beherrsche, sich selbst bilde zum Herrlichsten aus!

163. Todte Sprachen. (Tab. votivae.)

Todte Sprachen nennt Ihr die Sprache des Flaccus und Pindar,
Und von beiden nur kommt, was in der unsrigen lebt?

164. Das Mittel. (Tab. votivae.)

Willst Du in Deutschland wirken als Autor, so trifft sie nur tüchtig!
Denn zum Beschauen des Werks finden sich Wenige nur.

165. Der berufene Richter. (Tab. votivae.)*163)

Wer ist zum Richter bestellt? Nur der Bessere? Nein, wem das Gute
Ueber das Beste noch gilt, der ist zum Richter bestellt.

166.*)

Nicht am Morgen allein, noch am Mittag einzig beglückt sie;
Untergehend sogar ist's immer dieselbige Sonne.

---

*161) Die beiden ersten Zeilen finden sich bereits in den „Vier Jahreszeiten" als Nr. 49 (Bd. II, S. 169 unsr. Ausg.); im Xenienalmanach bilden sie indessen mit den beiden folgenden ein Gedicht.

*162) Die Deutung des Epigramms auf die kalte Aufnahme, die Herzog Ernst von Gotha Goethe's Reineke Fuchs hatte widerfahren lassen, wie Boas (S. 256) sie giebt, erscheint uns durchaus unhaltbar. — Die Autorschaft dieses Epigramms, dessen beide ersten Zeilen bereits in den „Vier Jahreszeiten" als No. 49 stehen (Band II, S. 169), ist schwankend, weshalb es ebenso wie einige andre der hier mitgetheilten auch in unsre Ausg. von Schiller (Bd. I, 2, 145, Nr. 21) aufgenommen ist.

*163) Vgl. „Vier Jahreszeiten" Nr. 56 (Bd. II, S. 171 unsr. Ausg.); das dort stehende Distichon ist offenbar ein Pendant zu diesem.

*166) Nur in der Ausgabe von 1836. (I, 207).

denenselben gegründeten und begünstigten lithographischen Instituts zu Weimar, Heinrich Müller, die Erlaubniß ertheilt, die in Ihre Bibliotheken, Sammlungen und Museen befindlichen Merkwürdigkeiten an Kupferstichen, Zeichnungen, Alterthümern und andern bisher noch nicht gekannten Seltenheiten nach und nach heftweise herauszugeben.

Schon durch eine vorjährige Anzeige hat man die Aufmerksamkeit des Publikums und dessen Theilnahme zu erregen gesucht; man kündigte den ersten Heft an, welcher gegenwärtig erscheint, vier Blätter enthaltend.

Die Weimarischen Kunstfreunde geben der Zusage gemäß über diese Bilder die nöthige Auskunft.

I. Der luftwandelnde Sokrates nach Aristophanes, von Carstens.

Asmus Jakob Carstens,*) geboren 1754 zu St. Gürgen, einem Dorfe nahe bei Schleswig, erregte bald nach seiner Ankunft in Rom, in dem Jahre 1792, die Aufmerksamkeit aller Kunstfreunde; es fanden sich unter den jungen studirenden Künstlern Verehrer und Nachfolger, hingegen ebenfalls unter solchen, die schon länger in Rom gelebt, nicht wenig Anfechter seines Verdienstes und seiner Meinungen.

Er besaß bei vorzüglichem Talent großen Ernst und unermüdet rege Lust zum Studium; man dürfte wohl aussprechen: Carstens war der Denkendste, Strebendste von Allen, welche zu seiner Zeit in Rom der Kunst oblagen. Ein offenes Wesen, treuherzige Anspruchslosigkeit machten ihn liebenswürdig; das Aeußere war ausnehmend schlicht, ja fast zu nachlässig.

Auch er schätzte die Werke der ältern Florentiner, die vor dem Anfange des sechzehnten Jahrhunderts gelebt haben, erfreute sich, nach seinem Ausdruck, an ihrer Ehrlichkeit, nahm dieselben aber niemals zum Muster. Anfangs zog ihn Michel Angelo's Kraft und Großheit vor allen Andern kräftig an, doch bemerkt man, daß nach einem allmählichen Uebergang endlich Raphael ausschließlich sein Vorbild geworden.

Der Ernst seiner Natur, seines Bestrebens verlangte pathetische, ernste Gegenstände; aber er suchte sehr oft nach gefälligen, nach neuen oder doch selten bearbeiteten und hat wol manchmal Undarstellbares unternommen, auch sich oft an Gegen-

*) Vgl. S. 815.

ständen versucht, deren Behandlung eine muntere Laune erfordert hätte, und daher von Seiten des Leichten und Scherzhaften zu wünschen übrig gelassen. (Winckelmann und sein Jahrhundert, von Goethe und W. K. F., 325.)

In dem letzteren Sinne ist das vorgelegte Bild merkwürdig; eine Parodie im hohen Stil kann man es nennen, eine Verhöhnung ohne Karrikatur; es drückt seine Kunst und Geistesart in diesem Fache vollkommen aus.

Aristophanes' Wolken gaben Gelegenheit zu dem Bilde. Dieser Schalk, der einen über das Gemeine sich erhebenden Naturphilosophen unter der Maske des Sokrates zum Besten haben und der Menge als lächerlich vorspiegeln wollte, ließ ihn durch ein Theaterflugwerk im Korbe erscheinen, als luftwandelnd und die Sonne umsinnend.

Die Stellungen seiner Schüler werden einem eintretenden Landmann, der seinen Sohn dem Sokrates in die Schule geben will, gar seltsam ausgelegt, und wir erfahren durch eine indirekte Beschreibung, wie es in diesem Hörsaal ausgesehen. In welchem Sinne Carstens den Text gefaßt, wird der Kunstfreund bei Vergleichung mit Vergnügen wahrnehmen, indem er sich unmittelbar an die Stelle des Strepsiades*) versetzt sieht.

Die Originalzeichnung hat gerade dieselbe Größe wie die vorliegende Abbildung in Steindruck und ist mit Rothstein fleißig ausgeführt. Die Köpfe sind geistreich, im Ausdruck abwechselnd und von geeignetem Charakter, die Gewänder von gutem Faltenschlag, auch fehlt es denselben nicht an breiten, ruhigen Massen. Wenn bei genauer, jedes Einzelne prüfender Durchsicht des Werks einige Verstöße gegen die Richtigkeit in der Zeichnung bemerkt werden, so kann solches einem gezeichneten Blatt, welches, obwol reinlich ausgeführt, doch immer nur als Entwurf zu betrachten ist, keineswegs zum wesentlichen Vorwurf gereichen; hätte der Meister seine Erfindung im Großen auszuführen Gelegenheit gefunden, so würde er ohne Zweifel alsdann auf jede Figur jenes ernste Studium verwendet und getrachtet haben, auch von dieser Seite billigen Forderungen zu genügen.

II. Studium von Leonhard da Vinci.

Wie groß die Schwierigkeit sei, wenn der bildende Künstler

*) Name des Landmanns in der Komödie des Aristophanes

vom natürlich Wahren zum historisch Charakteristischen überzugeben gedenkt, ist keinem Kunstfreunde verborgen. In der Wirklichkeit erscheinen uns nur Individuen, die, sie mögen sich irgend einem geforderten ideellen Charakter noch so sehr annähern, doch immer das Porträtartige nicht verleugnen und mit einer mehr oder weniger ideellen Komposition sich nicht leicht verbinden.

Leonhard da Vinci, der bei einer großen Ausführung, welche er seinen Bildern zu geben gedachte, sich durchaus am Wahren und also auch am Wirklichen festhalten mußte, fühlte sich in der Nothwendigkeit, überall auf Charakterzüge zu merken, um sie unter seine einmal festgestellten historischen Personalitäten zu vertheilen. Wie sehr ihm solches geglückt, das beweist sein Abendmahl, dessen Reste uns noch im höchsten Grade ehrwürdig erscheinen. (Kunst u. Alterthum, I. 3. 113.)

Ueberlieferung sagt uns, daß, so sehr ihm auch dies bei den getreuen Aposteln gelungen, er doch weder das böse Prinzip, den Judas, noch den heiligen Meister jemals zu vollenden sich getraute.

Kenner behaupten jedoch, Leonhard habe den Kopf des Heilandes in Castellazzo selbst gemalt und innerhalb einer fremden Arbeit dasjenige gewagt, was er bei seinem eignen Hauptbilde nicht unternehmen wollen. Von der uns vorliegenden Durchzeichnung dürfen wir sagen, daß sie dem Begriff entspricht, den man sich von einem edlen Manne bildet, dem ein schmerzliches Seelenleiden die Brust beschwert, wovon er sich durch ein vertrauliches Wort zu erleichtern suchte, wodurch er aber die Sache nur schlimmer gemacht.

Wie sich aber der außerordentliche Künstler zur eignen Schöpfung selbst des Höchsten und Unerreichbaren vorzubereiten gesucht, davon giebt uns der hier beigelegte Kopf wenigstens Andeutung. Auf der Ambrosianischen Bibliothek nämlich wird eine von Leonhard unwidersprechlich verfertigte Zeichnung aufbewahrt, auf blaulichem Papier, mit wenig Weiß und farbiger Kreide. Von dieser hat der Ritter Bossi*) das genaueste Facsimile verfertigt, welches gleichfalls vor unsern Augen liegt: Ein edles Jünglingsangesicht nach der Natur gezeichnet, offenbar in Rücksicht des Christuskopfes zum Abendmahl; reine, regelmäßige Züge, das schlichte Haar, das Haupt nach der linken Seite gesenkt, die Augen niedergeschlagen, der Mund halb geöffnet und die ganze

*) Vgl. die Note zu S. 502.

Bildung durch einen leisen Zug des Kummers in die herrlichste Harmonie gebracht. Hier ist freilich nur der Mensch, der ein Seelenleiden nicht verbirgt; wie aber, ohne diese Züge auszulöschen, Erhabenheit, Unabhängigkeit, Kraft, Macht der Gottheit zugleich auszudrücken wäre, ist eine Aufgabe, die auch selbst dem geistreichsten indischen Pinsel schwer zu lösen sein möchte. In dieser Jünglingsphysiognomie, welche zwischen Christus und Johannes schwebt, sehen wir wenigstens einen Versuch, sich an der Natur festzuhalten da, wo vom Ueberirdischen die Rede ist.

Wie es mit Leonardo's Entwurf beschaffen und wo das Original desselben sich befindet, ist den Freunden der Kunst aus dem Vorigen klar geworden. Die mit größter Aufmerksamkeit vom Ritter Bossi verfertigte Nachbildung läßt die Lage, wohl möchte man sagen die Gemüthsstimmung, bemerken, in der sich da Vinci befunden, als er dieses Studium zum Christuskopf zeichnete. Die Ausführung ist leicht, gewischt, die Umrisse weniger bestimmt, als der Meister sonst zu zeichnen pflegte; wohl wird wahrgenommen, daß er wirkliche Natur nachbildete, aber ein Höheres schwebt vor seiner Seele, welches zu erfassen, darzustellen er, tastend gleichsam mit unsicherer Hand, bemüht ist, und in dieser Hinsicht halten wir die Zeichnung für eine der allermerkwürdigsten.

III. Kaspar de Crayer's Bildniß, von Anton van Dyck.*)

Kaspar de Crayer, ein Maler von Antwerpen, lernte bei Raphael Coxcie, den er schon übertraf, eh er ihn verließ. Man rechnet ihn unter die besten Maler in Flandern, und ob er gleich weniger Feuer besaß als Rubens, so ist seine Zeichnung dagegen weit regelmäßiger, seine Kompositionen sind vernünftig und bestehen aus wenigen Figuren, denen er sehr natürliche Stellungen zu geben weiß und sie künstlich zusammensetzt. In Anwendung der Farben ist er vortrefflich. (Füeßli, Künstlerlexiken.)

Er war ungefähr 15 Jahr älter als van Dyck, der zu Ende des funfzehnten Jahrhunderts geboren wurde und sich sehr bald als talentvoller Künstler hervortat. Nun sagt die Ueberlieferung, der junge Maler sei zu dem ältern unerkannt

*) Kaspar de Crayer lebte von 1582 bis 1669, Anthonie van Dyck von 1599 bis 1641.

gekommen und habe sich ihm als Kunstgenossen dargestellt. Crayer, um den Fremdling zu prüfen, reicht ihm Pinsel und Palette und sitzt ihm. Nach vollbrachter Arbeit ruft der erfahrne Mann aus: „Ihr seid van Dyck! Daran ist kein Zweifel."

Unbezweifelt wenigstens ist es, daß dieses Bild von van Dyck's eigner Hand sei und völlig in dem Sinne, wie talentvolle Maler Farb' in Farb' unmittelbar für den Kupferstecher gearbeitet haben. Es könnte vielleicht in die Sammlung von Porträten, wovon er selbst die Kupferplatten mit bearbeitet, aufgenommen worden sein. Von dem Original läßt sich sagen, daſselbe sei mit ungemeinem Geist und leichtem, gewandtem Pinsel behandelt. Van Dyck's eigenthümlicher Geschmack und Stil äußert sich vornehmlich in dem belebten Gesicht, in den Formen der linken, hochgehaltenen, Töne greifenden Hand. Es ist wie mehrere andere Werke dieser Art von van Dyck auf Papier gemalt in einem bräunlichen Tone.

IV. Seitenansicht des Kapitols.

Vor mehr als vierzig Jahren beschäftigte sich ein Kunstfreund in Rom auf einsamen Spaziergängen mit Betrachtung von Gebäuden, Ruinen, Gärten, Plätzen und Räumen aller Art auf eine eigene Weise, indem er die Gegenstände, deren vortheilhafteste Ansichten man hundertfältig dargestellt, von einer besondern ungewöhnlichen Seite zu nehmen suchte. So gelang ihm, das Kapitol mit seinen Umgebungen zu fassen, wie es uns nicht leicht zu Gesicht kommt.

Zu wünschen wäre, daß ein Kunstfreund, der dieses Blatt beschaut, die Hauptansicht des Kapitols mit zur Hand nähme; es würde deutlicher werden, daß der beschattete schmale Theil eines Prachtgebäudes rechter Hand der Palast der Konservatoren sei, daß, wenn man um die Ecke hinumginge, die Statue Mark-Aurel's, der senatorische Palast sogleich in die Augen fallen würde. Diese Gegenstände sind hier verdeckt, und wir sehen nur das Ende des rechten Flügels über dem Hofe beleuchtet; dies ist das Museumsgebäude, wo plastische Bilder aller Art aufgestellt sind.

Das Geländer, das den Platz vorn einschließt, zeigt sich uns in fliehender Perspektive, geschmückt zu beiden Seiten mit Meilensäulen, Trophäen und in der Mitte mit Kastor und

Pollux und ihren Pferden. Hier steigt nun die Treppe hinunter, die wir noch im modernen architektonischen Anstand erblicken.

Als Gegensatz schauen wir nun eine einfache, steile, hohe Marmortreppe, oben eine Kirche mit der einfachsten Vorderseite aus den ältesten Zeiten; es ist Araceli, und wenn wir uns mit Vergleichung des alten und neuen Kapitols auch hier nicht befassen können, so darf uns doch die Bemerkung nicht entgehen, auf wie ungleichem Boden die Tempel dieser Lokalitäten ehemals mögen gestanden haben. Läßt man nun den Blick zu den Füßen dieses ehrwürdigen Gebäudes heruntergleiten, so sieht man den vollkommensten Gegensatz, Schutt- und Kehrichthaufen, schlechte, verfallene, übelbewohnte Häuser; welches Zusammentreffen, den alten, mittlern und neuen Zustand dieser Welthauptstadt andeutend, sich recht charakteristisch erweist.

Als der Freund seine Skizze Abends in die Perspektivstunde zu Meister Verschaffelt*) gebracht, billigte Dieser den Versuch nicht allein, sondern begab sich gleich des andern Morgens an Ort und Stelle, um das Blatt kunstmäßig anzulegen und auszuführen, und verehrte es dem Entdecker dieser Ansicht.

Lange blieb es unter andern in der Mappe verborgen, bis endlich in Rossini's Raccolta,**) Rom 1818, (Kunst und Alterthum, II. 2. 9.) dieselbe Ansicht erschien und man sich freuen mußte, daß dieser Punkt nach so langen Jahren einem braven Architekten und Zeichner gleichfalls merkwürdig gewesen. Kunstfreunde werden in Vergleichung beider Darstellungen desselben Gegenstandes sich angenehm beschäftigen.

So viel von dem Verdienst der Originale. Den jungen, nachbildenden Künstlern darf man das Zeugniß sorgfältiger Behandlung ertheilen und ihrem Bemühen um so mehr eine günstige Aufnahme versprechen, als sie nicht ermangeln werden, jenen hohen, in diesem Fache jetzt glänzenden Vorbildern sowol im Artistischen als Technischen eifrig nachzustreben.

*) Es ist der jüngere Verschaffelt, Maximilian, geneint (1754—1818), an dessen Unterricht in der Perspektive Goethe, wie er in der „Italienischen Reise“ (Bericht vom August 1787) erwähnt, selbst theilnahm.

**) Der Titel des Werkes ist: „Raccolta di cinquanta principali Vedute di Antichità, tratte dai Scavi fatti in Roma in questi ultimi tempi, designate ed incise all'aqua forte da Luigi Rossini Architetto . . . In Roma 1818.“

Porträt Ihro Königl. Hoheit der Frau Großherzogin von Sachsen-Weimar-Eisenach. Gewidmet dem 30. Jan.*) 1828.

Ueber Kunst und Alterthum, VI. Bds. 2. Heft. 1828. S. 208 und 349. — Das Inhalts-Verzeichniß auf dem Umschlage dieses Heftes bezeichnet Goethe als Verfasser.

Der längst gehegte und oft ausgesprochene Wunsch, ein genügendes Bildniß unserer verehrten Fürstin zu besitzen, ist endlich durch das glückliche Talent der Gräfin Julie von Egloffstein zum Schönsten erfüllt worden: anmuthige Aehnlichkeit, edle Haltung der Sitzenden, geschmackvoll angemessene Kleidung, heitere Umgebung — Alles vereint erregt nun das Verlangen, dieses Gemälde allgemein verbreitet zu sehen.

Herr Flachenecker in München hat geneigt übernommen, solches durch Lithographie zu vervielfältigen, und wird gewiß auch hier Alles leisten, was ohne Farbe durch das abgesonderte Helldunkel dem Auge überliefert werden kann.

Wir haben achtzehn Blätter vor uns liegen, welche dieser treffliche Künstler zu dem großen Werke der Münchner Galerie gearbeitet hat, woraus wir die Ueberzeugung schöpfen dürfen, daß er auch hier wie überall das Charakteristische der Gesichtszüge, das Bedeutende der Stellung, die Wahrheit der Stoffe wie die Uebereinstimmung des Ganzen vollkommen nachbilden werde. In dieser frohen Aussicht ist es uns wol vergönnt, die vielen Verehrer der hohen Abgebildeten auf eine bald zu hoffende gelungene Darstellung aufmerksam zu machen.

*) Geburtstag der damals einundsiebzigjährigen Großherzogin.

Die nachfolgenden kurzen Beurtheilungen sind nach dem Inhaltsverzeichniß auf dem Umschlage des Heftes von „Ueber Kunst und Alterthum", in welchem sie enthalten sind, „meist von dem Herausgeber" (Goethe).

Der Oppenheimer Dom. Sechste Lieferung.*)

Ueber Kunst und Alterthum, VI. Bds. 2. Heft. 1828. S. 409.

Die Bemühungen des Herrn Galeriedirektors Müller zu Darmstadt, das Andenken auch dieses bedeutenden Dokumentes altdeutscher Baukunst zu erhalten, finden wir freulich fortgesetzt und freuen uns, das Arbeiten in Zink zu diesem Zwecke in so hohem Grade förderlich zu sehen. Ist die architektonische Ausführung höchst befriedigend, so setzen die gemalten Fenster mit ihren alleräußersten Einzelnheiten in Verwunderung; hält man sie gegen das Licht, so thun sie eine überraschend anziehende Wirkung. Mit zwei Lieferungen soll noch zu Ausgang dieses Jahres das Werk geschlossen sein. Schreitet nun das Boisserée'sche über den Kölner Dom und das Mollerische über den Freiburger seiner Vollendung zu, so werden wir endlich zu dem klarsten Anschauen gelangen, wie in einer düster-unruhigen Zeit die kolossalsten Konzeptionen zu den höchsten Zwecken und dem frömmsten Wirken sich in der Baukunst hervorthaten und in der ungeeignetesten Weltepoche Maß und Harmonie ihr Reich zu befestigen und zu erweitern trachteten.

Verzeichniß der von Speck'schen Gemälde-Sammlung. Herausgegeben vom Besitzer derselben 1827.

Ueber Kunst und Alterthum, VI. Bds. 2. Heft. 1828. S. 410.

Die Sammlung ist sehr ansehnlich und besteht in 188 Gemälden, fast durchgängig Werke berühmter Meister, und einer bedeutenden Anzahl Gipsabgüsse der geschätztesten Denkmale des

*) Eine Inhaltsangabe der beiden ersten Lieferungen findet sich schon in „Ueber Kunst und Alterthum", V. Bds. 2. Heft. 1825. S. 191–192.

Alterthums. Einundzwanzig Abbildungen von Gemälden, theils radirte Blätter, theils Steindrücke, sind allesammt sorgfältig und reinlich behandelt; man erkennt in den meisten den Charakter der Maler wieder, deren Bilder sie in Erinnerung bringen sollen. Am Besten gelungen scheinen 1. das Bildniß einer alten Frau, halbe Figur, nach van der Helst,*) und 2. Brustbild eines Klostergeistlichen, nach Rubens; auch 3. Landschaft nach Ruysdael (Nr. 112 der Sammlung). Dieses sind lithographische Blätter. Als eine reinliche, kräftige, wohlgegründete Arbeit dieses Fachs ist auch das dem Verzeichniß vorgesetzte Bildniß von Greveden, in Paris gezeichnet, anzuführen. Unter den radirten Blättern spricht eine Landschaft nach H. Carracci den Freund der Kunst am Meisten an.

Umrisse nach altitalienischen u. altdeutschen Gemälden,

im Besitze von C. F. Wendelstädt, Inspektor am Städel'schen Kunstinstitut zu Frankfurt a. M.

Ueber Kunst und Alterthum, VI. Bds. 2. Heft. 1828. S. 411.

Funfzehn Blätter nach ebenso vielen Gemälden, welche Herr Wendelstädt besitzt, und von C. Hoff mit vieler Sorgfalt und Ausdruck des Charakters der Maler gezeichnet. Zwar können wir von den Gemälden selbst nicht Rechenschaft geben, aber die vorliegenden radirten Abbildungen lassen von denselben sehr viel Gutes vermuthen. Sie werden zum Theil mit höchst ehrenwerthen Namen bezeichnet, wie Fra Filippo Lippi, Albr. Dürer, Fra Giov. Angelico da Fiesole, Giov. Bellini; selbst Raphael und Tizian sind von der Gesellschaft.

Tausend und Eine Nacht. Deutsch. Breslau. 2. Aufl.

Ueber Kunst u. Alterthum, VI. Bds. 2. Heft. 1828. S. 413 u. 414.

Der Kunstfreund erblickt hier merkwürdige, durch besondere Aufmerksamkeit des Verlegers zugefügte Titelblätter, gezeichnet

*) Bartholomäus van der Helst, Niederländer, lebte von 1613 bis 1670

von Herrn von Schwind in Berlin,*) in Holz geschnitten von dem Engländer Watts.**)

Es möchte schwer sein, die guten Eigenschaften dieser Arbeiten in wenig Worte zu fassen. Sie sind als Vignetten zu betrachten, welche mit einem geschichtlichen Bildchen den Titel zieren, dann aber arabeskenartig an beiden Seiten herauf- und herabgehen, um ihn anmuthig einzufassen.

Wie mannichfaltig-bunt die „Tausend und Eine Nacht" selbst sein mag, so sind auch diese Blätter überraschend abwechselnd, gedrängt ohne Verwirrung, räthselhaft aber klar, barock mit Sinn, phantastisch ohne Karrikatur, wunderlich mit Geschmack, durchaus originell, daß wir weder dem Stoff noch der Behandlung nach etwas Aehnliches kennen.

Heroische Statuen von Tieck.

Ueber Kunst und Alterthum, VI. Bds. 2. Heft. 1828. S. 419.

Für das Gesellschaftszimmer Ihro K. H. der Frau Kronprinzeß von Preußen hat Herr Professor Tieck funfzehn Statuen, etwa halbe Lebensgröße, ausgeführt, welche, gehörig aufgestellt, einer günstigen Wirkung nicht ermangeln werden. Die Gegenstände sind aus der ersten und zweiten Epoche der griechischen Mythologie. Eine Kassandra haben wir hier vor Augen, an der man das Studium der Natur in dem Sinne der Antiken mit Vergnügen gewahr wird. Scheu und Anmuth finden sich in diesem Bilde weislich vereinigt, so daß das Tragische der Situation sich zwar noch immer durchahnen läßt, aber eine eher wohlgefällige als ängstliche Empfindung erregt. Alle zusammen im Kompler mit architektonischer Klugheit aufgestellt können einer schönen und zugleich prächtigen Wirkung nicht verfehlen.

Façaden zu Stadt- und Landhäusern, von C. A. Menzel. 4 Hefte. Berlin 1828.

Ueber Kunst u. Alterthum, VI. Bds. 2. Hft. 1828. S. 418 u. 419.

*) Der später so berühmt gewordene Moritz von Schwind, geb. 1804, der früher in Wien, dann in München lebte.

**) William Watts, Kupferstecher in London, geb. 1753, starb 1851 zu Chiham.

167.*)

Selbst erfinden ist schön; doch glücklich von Andern Gefundnes
Fröhlich erkannt und geschätzt, nennst Du das weniger Dein?

168.

Was den Jüngling ergreift, den Mann hält, Greise noch labet,
Liebenswürdiges Kind, bleibe Dein glückliches Theil!

169.

Alter gesellet sich gern der Jugend, Jugend zum Alter;
Aber am Liebsten bewegt Gleiches dem Gleichen sich zu.

170.

Halte das Bild der Würdigen fest! Wie leuchtende Sterne
Theilte sie aus die Natur durch den unendlichen Raum.

171.*)

Wer ist der glücklichste Mensch? Der fremdes Verdienst zu empfinden
Weiß und an fremdem Genuß sich wie an eignem zu freun.

172.

Vieles giebt uns die Zeit und nimmt's auch; aber der Bessern
Holde Neigung, sie sei ewig Dir froher Besitz!

173.

Was in Frankreich vorbei ist, das frielen Deutsche noch immer;
Denn der stolzeste Mann schmeichelt dem Pöbel und kriecht.

174.

„Pöbel" wagst Du zu sagen! Wo ist der Pöbel? — Ihr machtet,
Ging' es nach Euerm Sinn, gerne die Völker dazu.

---

*167–174) Die sechs ersten Distichen standen zuerst in der Zeitschrift „Chaos" (Erster Jahrgang, Nr. 27, S. 108, 1830) und wurden alsdann zugleich mit den beiden folgenden, theils unter der Ueberschrift „Distichen", theils als „Zu den Xenien gehörig" in die Ausgabe von 1836 aufgenommen; in den Ausgaben seit 1840 sind sie, wenn wir die Fortsetzung der Ausgabe letzter Hand ausnehmen, den „Vier Jahreszeiten" eingereiht.

*171) Goethe benutzte dies Distichon so wie das folgende im August 1805 als Stammbuchsverse. Das erste hatte er in das Album seines Sohnes geschrieben, der ihn auf seiner Reise mit Wolf (vgl. unsre Biographie S. CXXXXVII) begleitete, das zweite vermuthlich in das Stammbuch eines jungen Theologen (Weise). Vgl. M. Bernays, Goethes Briefe an F. A. Wolf, S. 66, Anmerkung. — Nach der Wolfschen Abschrift haben wir auch geglaubt den Wortlaut der beiden Epigramme herstellen zu müssen. (Siehe die Lesarten-revision am Schluß des Bandes.)

Dieſes Werk, in deſſen letztem Hefte auch Entwürfe zu Kirchen enthalten ſind, macht uns mit dem geiſtreichen Zögling einer geiſtreichen Schule bekannt. Es wird Meiſtern und Jüngern willkommen ſein. Bei einer unläugbaren Gründlichkeit gewährt es heitere Blicke auf das, was in Städten und auf dem Lande wünſchenswerth wäre, und wir dürfen es den Bau- und Verzierungskünſtlern zu Beurtheilung und Anwendung gar wohl empfehlen.

Sodann bemerken wir, daß für die innere Ausſtattung ſolcher Häuſer jene durch Herrn Zahn neuerlich wieder lebhaft angeregte Verzierungsweiſe römiſcher Privatgebäude höchſt paſſend würde erfunden werden.

Elfenbeinarbeiten in Berlin.

Ueber Kunſt u. Alterthum, VI. Bds. 2. Heft 1828. S. 423 u. 424.

Ein Künſtler Namens G. Gerber iſt uns durch Arbeiten in Elfenbein auf eine angenehme Weiſe bekannt worden.

Es iſt der Natur gemäß, daß da, wo die Kunſt lebhaft waltet, wo ihre erſten Fundamente tüchtig gelegt ſind, ſie nachher über alle Arten von Stoff ſich verbreitet und, wenn ſie ſich bequem in dem nachgiebigen Thon ausgedrücken erlangt hat, ſodann auch den härteſten Edelſtein nicht ſcheut, um denſelben mit Geſtalt noch ferner zu veredeln.

Die Elfenbeinarbeiten ſind in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts durch Porzellan- und Biscuitfiguren, auch durch andere Stoffe und auf andere Weiſe vertrieben worden, und doch iſt die Maſſe, welche uns die Elephantenzähne darbieten, eine der angenehmſten für den Blick, der leichteſten für die Behandlung.

Wenn wir nun auch keine Götterbilder darin mehr aufzuſtellen haben, ſo möge es uns genug ſein, wenn obgenannter Künſtler uns wieder auf eine gefällige Weiſe daran erinnert; und da der Seelenfreund die Geſtalten verehrter, geliebter Perſonen gern in jedem Material erblickt, ſo hat es uns durchaus wünſchenswerth geſchienen, dasjenige, was wir zunächſt in Erz, in Eiſen, Biscuit und ſonſt erhaben gebildet vor uns ſehen,

durch die kunstreiche Technik des obengenannten Mannes in Elfenbein und, wenn man will, übersetzt vor Augen zu haben.

Physiognomische Skizzen der Gebrüder Henschel.

Ueber Kunst u. Alterthum, VI. Bds. 2. Heft, 1828. S. 424 u. 425.

Aeltere Kupferstiche der Gebrüder Henschel in Berlin (Scenen aus Goethe's Jugendjahren, Iffland's mimische Darstellungen, der Besuch des Königs von Preußen an Stadler's Krankenbette) waren bereits in früheren Heften von „Ueber Kunst und Alterthum" (II. 2. S. 73 f., und IV. 1. S. 51) beurtheilt worden.

Es wäre ungerecht über die Miniaturversuche dieser immerfort betriebsamen Männer zu schweigen; denn sie bringen uns soeben im allerkleinsten Format den allgemein verehrten und geliebten Naturforscher in Gestalt eines Lehrenden,*) und so viele unterrichtete noch immer Lernbegierige nach antiker Weise ganz eigentlich zu seinen Füßen. Wir sind verlangend auf die Folge dieser Abbildungen und wünschen nur, daß sie durchaus mit gleichem Fleiß und Glück mögen durchgeführt werden.

Rauwerk, Bilder zu Faust.

Ueber Kunst u. Alterthum, VI. Bds. 2. Heft. 1828. S. 428 u. 429.

Vor wenigen Seiten waren wir veranlaßt, von drei wackern Künstlern zu reden, welche, von unserm „Faust" aufgeregt, ihr Talent gar verschiedentlich offenbaren wollen. Hier aber nehmen wir Gelegenheit, ihre Namen als Zeugnisse einer ehrenvollen Theilnahme zusammen auszusprechen. Es sind die Herren Cornelius, Retzsch und Delacroix,**) denen ein Vierter, Herr Rauwerk aus Neustrelitz, mit einem zweiten Hefte seiner

*) Alexander von Humboldt, als er (1827—1828) in Berlin seine Vorlesungen über physische Weltbeschreibung hielt. Unter seinen Zuhörern befanden sich die ersten wissenschaftlichen Autoritäten.

**) Der Federzeichnungen von Cornelius, gestochen von Ruscheweyh, gedenkt Goethe rühmend auch in der Schrift „Aus einer Reise am Rhein, Main und Neckar", desgleichen dieser sowol wie der von Retzsch in den „Tag- und Jahresheften" von 16. — Ueber die Arbeiten von Delacroix vgl. Goethe's Werke, XXIX. S. 671 ff.

gleichmäßigen Darstellungen freundlich sich zugesellt. Wir haben schon in dem vorigen Stücke, Seite 155 u. f., seiner in Ehren gedacht und können von dem gegenwärtigen Hefte versichern, daß hier sowol im Kräftigen als im Malerischen, wie auch an deutlicher Ausführung gewonnen worden, auch der Ausdruck lebendiger und geistvoller sei.

So ward uns denn diese Sendung zur Veranlassung, obgemeldete sämmtliche Bemühungen sowie einzelne Arbeiten, als von den Herren Näke*) und Schnorr,**) vor uns aufzulegen und mit einander zu vergleichen, wodurch denn das Verhältniß eines jeden besondern Talentes zu dem Gedicht, sodann aber auch zu seinen Mitkünstlern sich hervorthut. Die daraus sich ergebenden Betrachtungen sind für den Kunstfreund angenehm-bedeutend, und wir möchten in der Folge vielleicht geneigt sein, sie mitzutheilen.

Das Hinscheiden der Maria, von Schorrel.

Ueber Kunst u. Alterthum, VI. Bds. 2. Heft. 1828. S. 430 u. 431.

So wie das Vorbild eines der schätzbarsten Stücke jener nunmehr an Ihro des Königs von Baiern Majestät übergegangenen Boisserée'schen Sammlung zu achten gewesen, so schließt sich auch dieses lithographirte Nachbild an die besten bisher mitgetheilten Blätter ungezweifelt an.***)

Das figurenreiche und besonders mit schön und fleißig behandelten Nebenwerken fast überschwänglich ausgestattete Ganze ist vom lithographischen Zeichner mit Geist und zugleich mit gewissenhafter Pünktlichkeit auf den Stein übergetragen. Die gesättigten dunkeln Partien sind von großer Kraft; zumal läßt der vorn dem Beschauer den Rücken entgegenwendende Mann, der

*) Gustav Heinrich Näke (1786–1835) — Gretchen mit Faust.

**) Ludwig Ferdinand Schnorr von Karolsfeld (1789–1853) — Beschwörungsscene aus Goethe's Faust.

***) Das Bild des Joan Schorel (Schoorl) 1495–1562, der, wie Sulpiz Boisserée ermittelte, ein Freund des bekannten Dichters Johannes Secundus war, befindet sich in der Pinakothek zu München. Der Steindruck, den Boisserée noch höher stellt, als es hier geschieht (Sulpiz Boisserée, II. S. 509), war von dessen Bruder Melchior.

den Kessel mit Weihwasser tragen hilft, nichts zu wünschen übrig, bringt eine gewisse Haltung und Abstufung im Ganzen hervor, die um so mehr gerühmt werden muß, als eines der Hauptverdienste des Schoreel'schen Gemäldes in dem bewundernswürdig hellen und warmen Kolorit besteht, wodurch die ganze Komposition in allen ihren Theilen angenehm verbunden wird — eine Sache, die freilich weder Steindruck noch Kupferstich vollständig anzudeuten vermag.

Ankündigung eines bedeutenden Kupferstichs.

Ueber Kunst u. Alterthum, VI. Bds. 2. Heft. 1828. S. 431 u. 432.

Der ausgezeichnete Kupferstecher Toschi, gegenwärtig Direktor der Kunstakademie zu Parma, hat unternommen, auf einer großen Platte Raphael's berühmte Kreuztragung, il Spasimo di Sicilia genannt, in Kupfer zu stechen. Durch Gefälligkeit der Kunsthandlung Artaria und Fontaine zu Mannheim, in deren Verlag das Blatt erscheinen wird, ist uns ein Abdruck zu Gesichte gekommen, welcher zeigt, wie weit die Arbeit des Kupferstechers bereits gediehen ist, auch was vom Ganzen nach dessen Vollendung in etwa zwei Jahren*) zu hoffen sein möchte.

Die Luft und der landschaftliche Hintergrund sind beinahe fertig; fast vollendet ist sodann die schöne weibliche Figur, die zuvorderst rechts im Bilde kniet, die hinsinkende Madonna stützen hilft und ihr den Schleier vom Gesichte wegbebt; an der Madonna selbst, der Maria Magdalena, dem Johannes, dem kreuztragenden Erlöser und einigen Andern sind die Gewänder theils angelegt, theils weiter und noch weiter gebracht, einige wenige Stellen sogar bis aufs Letzte ausgeführt. Man kann demnach aus diesem Probedruck alle Stufengrade der Arbeit sehen und beurtheilen, mit sicherer Hoffnung, daß das Blatt eines der schätzbarsten sein und sich ehrenvoll den vortrefflichsten Leistungen der neuern Kupferstecherkunst an die Seite stellen werde. Raphael's reiner Stil der Zeichnung ist in den Ge-

*) In Wirklichkeit wurde der Stich erst 1833 vollendet, während Paolo Toschi (1790—1854) die Zeichnung schon 1816 fertig gewesen war.

stalten von Herrn Toschi treulich wiedergegeben, ebenso das geistreich Belebte des Ausdrucks, die herrlichen Gewänder, die schöne Wirkung breiter Massen von Hell und Dunkel, Alles mit Kraft, Zartheit und erforderlicher Abwechslung der Striche behandelt. Wir haben den ältern Kupferstich von dieser Kreuztragung, welchen Cunego,*) vielleicht nicht nach dem Originalgemälde von Raphael in Spanien, sondern, wie zu vermuthen ist, nach einer in Rom vorhandenen alten Kopie verfertigt, mit der von Herrn Toschi begonnenen Arbeit zusammengehalten und zwischen beiden Blättern einen allerdings sehr großen Unterschied zu Gunsten der neuern Arbeit wahrgenommen.

[Rehrlich's Darstellungen aus Faust.]

Wegweiser im Gebiete der Künste und Wissenschaften (Beilage zur Abendzeitung), herausgegeben von C. G. Th. Winkler (Th. Hell), Nr 105, vom 31. Dez. 1831.

Der Maler Gustav Rehrlich in Karlsruhe hatte Goethe sechzehn Darstellungen aus Faust gesendet und erhielt darauf folgende, vom 10. November 1831 datirte und „Im Namen der Weimarischen Kunstfreunde J. W. Goethe" unterschriebene Antwort.

Wir haben auf sechzehn großen Folioblättern einen abermaligen Zyklus vor uns, bedeutender, in dem Goethe'schen Trauerspiele „Faust" allenfalls sinnlich denkbarer Situationen und Ereignisse, auch dürfen wir annehmen, daß der Künstler noch manche Lücken ausfüllen und sein Werk gewissermaßen unabhängig vom Gedichte zu einem Ganzen bilden werde.

Dieses ist um so mehr zu hoffen, als man ihm bezeugen muß, er habe sich in das Gedicht ernstlich versenkt und befinde sich darin wie zu Hause. — Seine Bilder sind reich an Figuren und Nebenwerken, meist gut erfunden und motivirt. Sehr gelungen ist der Ausdruck; man könnte eine Anzahl der Art wohlgerathener, mit Geist und Leben ausgestatteter Köpfe anführen. Die Geberden der Figuren sind der Handlung angemessen und die Glieder von guter Gestalt.

Möge der junge Künstler sich auf das Studium der Proportion noch eifriger legen, damit allen Gliedern ein richtiges Maß zugetheilt und eine Uebereinstimmung derselben unter einander sowie zu dem Charakter der Köpfe durchaus erreicht werde.

*) Domenico Cunego (1727—1794), Kupferstecher in Rom.

Die Anlage der Gewänder ist meistens gut, einige sind als höchst zierlich anzuerkennen.

Auch darf nicht übergangen werden, daß für die Räumlichkeiten genugsam gesorgt, das Lokal schicklich gewählt und das Hausgeräthe jener Zeit angehörig dargestellt sei.

Die saubere Ausführung der sämmtlichen Blätter mit der Feder trägt zu dem angenehmen Eindruck, welchen sie gewähren, das Ihrige bei.

III.

Abhandlungen.

Ueber Majolika-Gefäße.

Extra-Beilage zum III. Quartal der Jenaischen Allg. Lit.-Zeitung, 1804. (IV Seiten.) Mit einer Kupfertafel. Unterzeichnet: W. K. F.

Die Autorschaft dieser Abhandlung wurde zuerst von S. Hirzel für Goethe in Anspruch genommen, und W. von Biedermann's Mittheilungen in Goethe's Briefen an Eichstädt (S. 35, 93–96, 98 f., 241 u. 261 f.) machen diese Annahme im höchsten Maße wahrscheinlich, wenn auch vielleicht an den Anmerkungen Meyer Antheil haben mag. Daß Goethe ein bedeutendes Interesse für Kunstgegenstände dieser Art besaß, beweist seine große eigene Sammlung (J. Schuchardt, Goethe's Kunstsammlungen, II. S. 347–364), über deren Erwerb sich sowohl in den „Tag- und Jahresheften" von 1817 als auch in seinem Briefwechsel mit Zelter (IV. 478) Nachrichten finden.

Seit fast einem halben Jahrhundert ist die Achtung für bemalte altgriechische Gefäße in gebrannter Erde immer höher gestiegen, allgemeiner geworden, und als ob ihnen die vormals bewiesene Geringschätzung nunmehro gutgethan werden sollte, scheinen sie vorzüglich vor jeder anderen Art von Denkmälern alter Kunst die Zuneigung der Liebhaber und Ausleger zu genießen.

Dagegen sind während eben der Zeit minder günstige Gesinnungen für die sogenannte Majolika, für die bemalten Gefäße aus neuerer Zeit, eingetreten, ja wir möchten behaupten, dieselben wären gegenwärtig weniger gesucht und geschätzt, als die Bilder von gutem Geschmack und schöner Erfindung auf manchen derselben verdienen. Wir glauben deswegen nichts Ueberflüssiges zu thun, wenn wir historische Nachrichten von der Entstehung dieser Art Kunstprodukte mittheilen, auch über den eigentlichen Kunstwerth derselben, wie nicht weniger von den

ihnen verwandten Invetriati oder der sogenannten Arte della Robbia*) nöthige Auskunft geben.

Wer die Majolika-Gefäße als Nachahmungen der bemalten antiken Vasen betrachten will, setzt sich der Gefahr einer völlig unrichtigen Ansicht aus. Sie sind, so in der Form als in Geschmack und Darstellungen, von jenen alten Monumenten wesentlich unterschieden; hingegen ist es keinem gegründeten Zweifel unterworfen, daß die Majolika ein eigenthümlicher Zweig der neuern Kunst und eine Folge der glasurten plastischen Arbeiten gewesen, über welche letztere wir uns demnach zuerst erklären müssen.

Lukas della Robbia,[1]) ein verdienter Künstler, der zu Florenz im Anfange des 15ten Jahrhunderts geblühet, hatte durch mehrere treffliche Werke in Marmor und Erz[2]) zur Verherrlichung seiner Vaterstadt redlich mitgewirkt, aber den hohen Ruhm doch nicht erlangt, welchen seine drei großen Kunst- und Zeitgenossen Brunelleschi, Donato und Ghiberti durch früher aufgestellte Produkte ihrer bewundernswerthen Talente erwarben. Daher versuchte er, um sich auf eine andere Weise Beifall und besseren Gewinn zu verschaffen, Bilder aus gebranntem Thon mit farbigen Glasuren zu überziehen. Der Reiz der Neuheit, der Wohlfeilheit, der Farben, des Glanzes, nebst dem Glauben an ewige Dauer solcher Arbeiten, begünstigten dieses Unternehmen beim Publikum dergestalt, daß unser Künstler, um die häufig eingehenden Bestellungen befriedigen zu können, zwei seiner Brüder zu Hilfe nehmen

[1]) Lukas della Robbia wurde um das Jahr 1388 geboren und war, gleich den meisten plastischen Künstlern seiner Zeit, anfänglich ein Goldschmied. Baldinucci will vermuthen, er sei des L. Ghiberti Schüler gewesen, welches aber darum etwas unwahrscheinlich ist, weil die frühesten Werke unseres Künstlers nicht in Erz, sondern in Marmor gearbeitet sind.

[2]) Das weitläuftigste Werk in Marmor, welches L. della Robbia hinterlassen hat, ist die Verzierung einer der großen Orgeln in der Domkirche zu Florenz. Daran sind vornehmlich einige Figuren von Kindern, welche Musik zu machen scheinen, mit ungemeiner Sorgfalt ausgeführt, voll Wahrheit des Ausdrucks und gefälliger Naivetät. Gleich unter diesem Ornament sind die Pforten der Sakristei von unserm Künstler in Bronze gearbeitet und mit zehn Basreliefen geziert, worauf man den Heiland, die Jungfrau Maria, vier Evangelisten und ebenso viele Kirchenväter dargestellt sieht; einer jeden dieser Figuren stehen zwei Engel zur Seite, alle haben ungezwungene Stellungen, geistreiche Köpfe und zierlich gelegte Gewänder, die im Geschmack denen des L. Ghiberti nicht unähnlich sind.

*) Glasuren.

mußte; einer derselben hieß Oktavian, der andere Augustin, und Beide waren geübte Bildhauer, kamen aber doch dem Lukas an eigentlicher Kunst und Einsicht nicht völlig gleich. Ihr Neffe Andreas della Robbia[2]) zeichnete sich durch viele treffliche Arbeiten vor mehrern andern Künstlern dieser Familie, welche insgesammt dergleichen Invetriati verfertigt haben, rühmlich aus. Vom Benedetto Buglioni,[3]) ihrem Seitenverwandten, sind ebenfalls schätzbare Werke ähnlicher Art vorhanden; überdem sollen auch Andreas Sansovino und Franz Rustici Modelle in Erde durch die della Robbia mit Glasur haben überziehen lassen.

Die Kenntnisse, welche Musivarbeiter und Maler bunter Fensterscheiben von den glasfärbenden Stoffen schon lange besessen, leiteten vermuthlich den ältern Lukas della Robbia bei den ersten Versuchen, plastische Werke mit verschiedenen farbigen Glasuren zu überziehen. Zwei große Basreliefe über den Pforten der beiden Sakristeien in der Domkirche zu Florenz[4]) hält man für die frühesten Arbeiten dieser Art, die er öffentlich aufgestellt. Die Figuren derselben sind schön weiß auf blauem Feld, und sie haben also in Betracht der Farbenwirkung Aehnlichkeit mit den bekannten kleinen Basreliefs und Gefäßen, [illegible]edgewood's*) Fabrik liefert, nur sind sie nicht matt, wie [illegible], sondern glänzend; nachher wendete unser

2) Vom Andreas della Robbia rühren die mit farbigen Glasuren überzogenen Medaillons her, die außen an den Logen der Hospitäle degli Innocenti und St. Paolo zu Florenz angebracht sind. Die in St. Paolo stellen Halbfiguren von Heiligen dar, die am Hospital degli Innocenti aber Kinder in Windeln; diese letztern besonders werden sehr geachtet und verdienen es auch in der That: der Geschmack ist zwar weder kühn noch groß, aber rein und gefällig durch die anspruchlose Einfalt.

3) Benedetto Buglioni verfertigte in der Kirche St. Francesco zu Florenz eine Pieta und eine Verkündigung, erhoben gearbeitet und bunt glasirt, wie auch ein paar runde Figuren von eben der Art. In Allem herrscht zwar die löbliche Simplizität, aber auch zugleich noch etwas von der Steifigkeit des ältern Kunstgeschmacks; doch sind die Formen der Glieder nicht mager und ziemlich wohl verstanden, auch fallen die Gewänder gut.

4) Diese beiden Basreliefe des Lukas della Robbia stellen das eine die Auferstehung, das andere die Himmelfahrt Christi dar; Letzteres hat einige Vorzüge vor dem erstern. Die Apostel zu beiden Seiten des Heilandes machen zwei trefflich angeordnete Gruppen aus und haben hübsche Gewänder mit breiten Falten.

*) Josiah Wedgewood (1730—1795), erfand das „Steingut", welches nach seinem Namen benannt wurde

Zweite Abtheilung.

Zahme Xenien.

Widmung.

„Deine Werke zu höchster Belehrung*)
Studir' ich bei Tag und bei Nacht;
Drum hab' ich in tiefster Verehrung
Dir ganz was Absurdes gebracht.“†)

So wie d. Papst auf seinem Thron,**)
So sitzt X.Y) auf seinem Lohn;
Er ist verstummt; hat er mehr zu hoffen?
Die Welt ist weit, den Narren steht sie offen.
Wir sind behaglich, können thätig ruhn;
Macht Euch, Ihr Thoren, Tag für Tag zu thun!)

Autochthonisch, autodidaktisch
Lebst Du so hin, verblendete Seele.
Komm nur heran, versuche Dich! Praktisch
Merkst Du verdrießlich, wie's überall fehle.)

„Ich hielt mich stets von Meistern entfernt,***)
Nachtreten wäre mir Schmach.

*) Einleitende Xenie in den „Nachgel. W.“
**) Vgl. Band II, S. 352, 1. Xenie: „Alles ist Phründe“ u. s. w. — L.
***) In Goethe's „Aphorismen über Kunst“ (in den Sprüchen in Prosa) heißt es ähnlich: „Man sagt wol zum Lobe des Künstlers: er hat Alles aus sich selbst. Wenn ich das nur nicht wieder hören müßte! Genau genommen sind die Produktionen eines solchen Original-Genies meistens Reminiscenzen; wer Erfahrung hat, wird sie einzeln nachweisen können.“ Vgl. auch das Gedicht „Von Originalen“ (II, 250) und Eckermann I, 101 (1te Aufl.), Gespräch vom 15. December 1826, wo Goethe von einem jüngen Maler sagt: „Er hat Talent, allein daß er Alles von sich selbst gelernt hat, deswegen soll man ihn nicht loben, sondern schelten. Ein Talent wird nicht geboren, um sich selbst überlassen zu bleiben, sondern sich zur Kunst und zu guten Meistern zu bekehren, die denn etwas aus ihm machen.“ — L.
†) Zuerst mitgetheilt in der Ausgabe von 1853.

kostspielig oder vielleicht damals die Bereitung derselben noch nicht erfunden gewesen sein. Es sind uns einige Beispiele bekannt, wo die Glasuren vermuthlich nicht den gewünschten Ton hatten und man sich durch Anstreichen mit Oel- oder Wasserfarbe zu helfen gesucht; indessen läßt sich doch unbedingt nicht behaupten, daß diese Anstriche ein anfängliches Auskunftsmittel der Künstler gewesen; allerdings könnten sie auch später und um Beschädigungen zu verbergen, aufgetragen worden sein.

Keiner von den Nachfolgern des alten Lukas della Robbia, welche glasurt-plastische Arbeiten verfertigt haben, wußte, so scheint es, das Modell so zweckmäßig wie er zu behandeln. Bei ihm giebt die Glasur den Formen mehr Rundung und Gefälliges, ohne daß sie den Ausdruck schwächt oder der Bestimmtheit des Umrisses schadet; bei den Andern überfließt hingegen die Glasur, verwischt die zarten Züge und thut dem Geistreichen des Ausdrucks wesentlichen Abbruch. Dieses war ohne Zweifel mit Ursache, warum die Nachfrage nach solchen Werken abgenommen, die Zuneigung für dieselben allmählich erkaltet, ja sogar gegen die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts völlig ausgegangen ist. Dagegen hob und vervielfältigte sich mit zunehmender Erfahrung die Anwendung farbiger Glasuren als Malerei auf ebenen Flächen.

Unter Begünstigung der Herzoge von Urbino blühte zu Castelduranté eine Fabrik von bemalten Prachtgefäßen zu häuslichem Gebrauch, die wegen des guten Geschmacks in den Darstellungen zum Theil sehr schätzbar und unter dem Namen Majolika bekannt sind. Diejenigen, welche dergleichen Gefäße bemalten, machten oft von Zeichnungen und Kupferstichen nach Raphael Gebrauch, woraus die Fabel entstanden, dieser große Künstler habe selbst in seiner Jugend Majolika bemalt. Es dürfte indessen kaum erweislich sein, daß zu Raphael's Jugendzeit in der Gegend von Urbino schon dergleichen Gefäße verfertigt worden. Wir haben sogar auf Majolika nie Darstellungen bemerkt, welche nach Vorbildern von älterm Stil gearbeitet zu sein schienen; hingegen offenbart sich auf manchem Stück der Geschmack des Julius Romanus, der Zuccari, des Genga u. A.*) Aus geschichtlichen Urkunden weiß man auch,

*) Giulio Romano (1492—1546), Zuccari, Franz und Taler, Gebrüder, blühten um 1545, Girolamo Genga (1476—1551).

daß Joh. Baptista Franco,*) ein bekannter Venezianischer Maler, der eine Zeit lang zu Urbino gelebt, viele Zeichnungen zu dem bestimmten Zweck, als Vorbilder für Majolika-Gemälde zu dienen, verfertigt hat. In andern italienischen Städten entstunden ähnliche Anstalten, vornehmlich zu Pesaro und Faenza,*) welche auch noch fortdauerten, da die erwähnte Fabrik zu Castelduranto bereits eingegangen war; wie lange aber dieselben ihre Produkte mit einigem Kunstwerth ausgestattet, ist uns nicht genau bekannt. Wir haben einige, vermuthlich zu Faenza oder zu Pesaro verfertigte Gefäße, die frühestens zu Anfange des siebzehnten Jahrhunderts entstanden sein konnten, weil die darauf angebrachten Malereien Bildern des Hannibal Carracci in der Farnesischen Galerie nachgeahmt sind, und einer unserer Freunde besitzt eine Schale, welche noch jünger sein dürfte, indem das Gemälde derselben im Geschmack des Peter von Cortona**) erfunden ist, sich auch durch gut beobachteten Ton und Haltung vor den andern auszeichnet.

Richten wir endlich unsere Betrachtungen auf den eigentlichen Kunstwerth der Majolika-Gefäße überhaupt, so können dieselben unter den Produkten neuerer Kunst ungefähr auf denjenigen Platz Ansprüche machen, den die antiken Vasen in gebrannter Erde bei den Monumenten des Alterthums einnehmen. Wenn sich aus unbestreitbaren Gründen kennen läßt, daß Raphael oder andere große Meister Majolika-Gefäße bemalt haben, so ist es ebenfalls äußerst wenig wahrscheinlich, daß sich antike Vasen, von der Hand berühmter Künstler bemalt, finden werden. Doch wie es manche dergleichen alte Gefäße giebt, die wohlgezeichnete Figuren enthalten, also giebt es auch Majolika, deren Gemälde von Geschicklichkeit ihrer Urheber zeugen. Bei Alledem darf man aber doch nie vergessen, daß der vornehmste Werth sowol der antiken Vasen als der Majolika keineswegs in der künstlichen Ausführung der Gemälde zu suchen ist, sondern in den schön gedachten Darstellungen auf

a) Eine Abhandlung des Giov. Battista Passeri, worin derselbe die Geschichte der Majolika-Malerei zu Pesaro beschrieben, könnte hierüber vielleicht einiges Licht geben; doch haben wir das Werk, in welchem dieselbe gedruckt sein soll, Raccolta di Opuscoli etc., stampata in Venezia 1758, nicht zur Hand bringen können.

*) Franco, mit dem Beinamen „il Semolei", lebte von 1510 bis 1560.

**) Pietro Berrettini (1596—1669).

manchen derselben; wer darum die einen oder die andern als vorzüglich gute Muster zum Unterricht in der Zeichnung ansehen und empfehlen wollte, würde sehr irren; von guten Originalgemälden und antiken Statuen lassen sich in solchem Fall bessere Dienste erwarten; wen aber diese nicht belehren, verfehlt sicherlich seinen Zweck auch bei Vasenzeichnungen und Majolika-Gemälden. Doch es mißverstehe uns Niemand und wähne etwa, daß, weil die antiken bemalten Vasen neben der Majolika erwähnt worden sind, wir beide in eine Reihe gesetzt und gleich angesehen wissen wollen. Dieses ist keineswegs unsere Meinung; vielmehr schätzen wir die antiken Vasen aus voller Ueberzeugung höher, weil die alte Kunst überhaupt höher und vollkommner war und also ihre Produkte, gegen die neuern gehalten, wenn sonst ein gleiches Verhältniß besteht, allemal Vorzüge haben müssen. Mit jenem Reisenden,*) welcher ein einziges von den Majolika-Gefäßen in der Apotheke zu Urbino einer ganzen Sammlung antiker Vasen vorzieht,[10]) sind wir daher nichts weniger als einverstanden, würden uns auch willig auf Tausch mit ihm einlassen, falls derselbe eine gute Vasensammlung besäße und wir dagegen einige ansehnliche Majolika-Schüsseln und -Teller.

Die Kupfertafel mit Abbildungen von drei Majolika-Gemälden hat keinen andern Zweck, als darstellend zu bethätigen, wie verdienstlich in Geschmack und Gedanken manches derselben sei und wie wahrhaft würdig des Beifalls und der Unterstützung ächter Kunstfreunde ein Unternehmen sein müßte, durch welches, gehörig geprüft und gesichtet, das Beste von Majolika-Gemälden gesammelt, bekannt und gemeinnützig gemacht würde.

Der vorstehenden Abhandlung folgte kurze Zeit nach ihrer Veröffentlichung noch die nachfolgende geschäftliche Mittheilung in Nr. 103 des Intelligenzblatts der Jen. Allg. Lit.-Ztg (unter dem Strich), unterzeichnet: W. K. F.

Den Nachrichten, welche im letzten Programm von Majolika-Gefäßen sind gegeben worden, kann ferner noch beigefügt werden, daß dergleichen Gefäße im 16ten Jahrhundert sehr hoch-

10) Siehe Graf Stolberg's Reise nach Italien, IV. B. S. 333.

*) Man vgl. Goethe's Werke, III. S. 239, Nr. 47.

geschätzt wurden und man ihnen damals ungefähr die Achtung bewiesen, welche heutzutage dem Porzellan eingeräumt zu werden pflegt. Majolika von Castelduranto wurde für die vorzüglichste gehalten, und der Herzog Guidobaldus von Urbino glaubte mit einem doppelten Tafelservice (Credenza) davon dem Kaiser Karl V. ein würdiges Geschenk zu machen. Diese waren nach Zeichnungen des J. B. Franco bemalt; für andere, welche bald nachher gedachter Herzog an den König Philipp II. nach Spanien sendete, hatte Thaddäus Zuchero die Zeichnungen entworfen. Eine Anzahl ähnlicher Gefäße, an denen Form und Malerei vermuthlich ebenfalls von der Angabe des Zuchero ist, werden gegenwärtig noch in der Galerie zu Florenz aufbewahrt und sind durch Erbschaft von den Herzogen zu Urbino an die Großherzoge von Toskana gekommen.

Diejenigen drei Stücke, deren Gemälde die Kupfertafel zu unserm Programm in Umrissen darstellt, rühren allem Anscheine nach ebenfalls aus der erwähnten Fabrik von Castelduranto her. Das erste, mit der Geburt des Adonis, befindet sich in Weimar, die andern beiden gehören zu einer interessanten Sammlung, die noch einige merkwürdige Stücke enthält, in der Kunstkammer zu Gotha und sind mit gnädigster Erlaubniß des kunstliebenden Herrn Herzogs daselbst abgezeichnet worden.

Weiteres über Polygnot's Gemälde in der Lesche zu Delphi.

(Vgl. S. 233—268.)

Ein Theil der Gemälde Polygnot's in der Lesche zu Delphi, von den Gebrüdern Riepenhausen in Göttingen.

Aus der Extra-Beilage zum 1. Quartal der Jenaischen Allgem. Literatur-Zeitung, 1804 (I. S. 788), und zwar aus Abschnitt III derselben, „Beurtheilung der eingesendeten Arbeiten im Einzelnen", unter Nr. 15.

Daß Meyer diese Beurtheilungen ursprünglich verfaßt, Goethe aber Verschiedenes darin geändert und umgeschrieben hat, wurde bereits S. 789 erwähnt. Bei Goethe's lebhaftem Interesse für den Gegenstand ist es wol möglich, wenn auch nicht sicher, daß das über

die Riepenhauſen'ſchen Bilder Gesagte zu dem von Goethe Geänderten und Umgeſchriebenen gehört, und es folgt deshalb dieſer Abſchnitt nachſtehend in wörtlichem Abdruck.

Es war ein glücklicher Gedanke der Künſtler, dieſe ſo lange untergegangenen Gemälde nach des Pauſanias Beſchreibung wiederherzuſtellen, welches in ſehr ſaubern Bleiſtiftumriſſen auf weiß Papier geſchehen. Da wir nachher auf dieſen, für bildende Kunſt und Alterthum ſo wichtigen Gegenſtand nochmals zurückkommen werden, ſo ſtellen wir hier nur wenige Bemerkungen, welche die künſtleriſche Ausführung betreffen, auf.

Nicht immer iſt die Zeichnung der Figuren untadelhaft, aber der Geſchmack, in welchem ſie gehalten ſind, durchaus zu loben, wie auch der gutgerathne Ausdruck mancher Köpfe. In einigen ſchienen uns die Augen zu aufgeriſſen und zu rollend. Auch bemerkt man Profile, an welchen ſich die Stirne von der Naſenlinie zurückzieht, anſtatt vorzutreten. Dem Charakter der Geſtalten überhaupt wäre mehr Verſchiedenheit und kräftigere Andeutung zu wünſchen, daß der Greis mehr als Greis, das Kind kindlicher, Herren und Knechte merklicher unterſchieden dargeſtellt wären. Die Falten ſind meiſt gut geworfen, nur die klein gefalteten Gewänder, wie z. B. an einem der Knechte, welche das Maulthier betrachten, würden wir dem Künſtler abrathen. Freilich iſt es wahr, man findet dergleichen nicht ſelten auf antiken Vaſengemälden. Allein wenn ſchon dieſe als ſehr ſchätzbar anerkannt werden, ſo ſind ſie doch nicht in allen Stücken nachahmungswerth.

Gemälde des Polygnotus
in der Lesche zu Delphi, nach der Beſchreibung des Pauſanias gezeichnet von F. und J. Riepenhauſen. Göttingen.

Erläuterung des Polygnotiſchen Gemäldes
auf der rechten Seite der Lesche zu Delphi, von Fr. und Joh. Riepenhauſen. Göttingen 1805.

Jen. Allg. Lit.-Ztg., 1805. Nr. 144. Den 18. Jun. Unterzeichnet: W. K. F. Goethe begleitete die Ueberſendung dieſer Recenſion (am 1. Juni 1805) an Eichſtädt mit der Bemerkung: „Ein Wort über die Riepenhauſiſchen Arbeiten liegt auch bei. Profeſſor Meyer iſt ſchon an die Kupferplatte gegangen, und das Programm, hoffe ich, ſoll, ohne ſehr weitläufig zu ſein, doch genugſam intereſſant werden.“

W. v. Biedermann betrachtet Goethe's Autorſchaft als zweifellos

und stütze sich hiebei auf diese briefliche Erwähnung der Recension, ferner auf die Verbindung, in welche sie im nächstfolgenden Aufsatz mit Goethe's großer Abhandlung (S. 237 ff.) über die Polygnotischen Gemälde gebracht wird, sowie auf den Charakter des Stils.

Im J. 1803 unternahmen die Herren Gebrüder Riepenhausen zu Göttingen eine Wiederherstellung der Gemälde des Polygnotus in der Lesche zu Delphi nach der Beschreibung des Pausanias und sendeten eine Reihe Zeichnungen, die Eroberung von Troja und die Abreise der Griechen vorstellend, zu der Weimarischen Kunstausstellung. Diese Arbeit erregte zu jener Zeit ein solches Interesse, daß man gedachte Beschreibung des alten Reisenden mit Sorgfalt durchging und besonders die Art und Weise, wie die verschiedenen Gruppen möchten zusammengestanden haben, so gut es sich durch eine typographische Symbolik thun ließ, in einem Programm zum neuen Jahre 1804 in unserer Literatur-Zeitung aufstellte.

Gegenwärtig haben die Herren Riepenhausen jene Umrisse in Kupferstich herausgegeben und zugleich die Zusammenstellung der einzelnen Gruppen auf einer Platte nach ihrer Ueberzeugung vorgelegt. Diese Arbeit verdient allerdings Aufmerksamkeit und Aufmunterung von Seiten aller Kunstfreunde, und wir wünschen derselben eine allgemeinere Verbreitung unter den Liebhabern, theils um ihres eigenen Verdienstes willen, theils weil wir derselben das nächste Programm und Kupfer dieser Zeitung nochmals zu widmen gedenken. Das Hervorrufen alter Geister ist von so großer Bedeutung, daß man der Art und Weise, wie es geschieht, nicht genug Aufmerksamkeit schenken kann, sobald uns die Wiederbelebung des Alten und die Rechtleitung des Neuen am Herzen liegt.

Ueber Polygnot's Gemälde

auf der rechten Seite der Lesche zu Delphi, mit Beziehung auf die von Fr. und Joh. Riepenhausen entworfenen Umrisse und Erläuterung derselben.

Extra-Beilage zum III. Quartal der Jenaischen Allgem. Literatur-Zeitung 1805. (IV Seiten.) Unterzeichnet: Weimar, d. 1. Jul. 1805. W. X. F. Mit einer Abbildungstafel.

Dieser Aufsatz steht in einem so innigen Zusammenhang zu der Abhandlung über Polygnot's Gemälde, daß dessen Abdruck geboten erschien, wenngleich es feststeht, daß nur eine einzige Stelle darin von Goethe herrührt. Letzterer schreibt nämlich am 22. Juli 1805 bei Ueber-

sendung derſelben an Meyer: „Das Programm folgt hierbei zurück; ich finde es ſehr wohl gerathen und habe nur eine einzige Stelle, wie Sie ſehen werden, verſtärkt. Es iſt Zeit, daß man ſich erklärt, wie man über dieſe Narrenspoſſen denkt; denn bei einem Frieden mit ſolchen Leuten kommt doch nichts heraus, ſie greifen nur deſto unverſchämter um ſich.“ Welches die Stelle iſt, die von Goethe herrührt, darüber findet ſich zwar in Goethe's Brief keine weitere Bemerkung, jedoch hat W. Hermann (Goethe's Briefe an F. A. Wolf, S. 61, Note) es faſt außer allen Zweifel geſtellt, daß es nur der Paſſus ſein kann, welcher die ganze Kunſtrichtung der Gebrüder Riepenhauſen bekämpft (S. 871, Z. 2 bis Schluß des Satzes).

Zur Weimariſchen Kunſtausſtellung vom Jahr 1803 wurden von den Gebrüdern Fr. und Joh. Riepenhauſen aus Göttingen eine Folge gezeichneter Umriſſe, Figuren und Gruppen eingeſendet, nach der Beſchreibung des Pauſanias von einem der Gemälde des Polygnotus in der Lesche zu Delphi entworfen. Dieſe Bemühungen der Herren Riepenhauſen wurden ſchon damals vom Publikum günſtig aufgenommen; auch haben wir im Programm zum erſten Band der Jenaiſchen Allgemeinen Literatur-Zeitung 1804 derſelben öffentlich als einer verſtändig ausgedachten Unternehmung Meldung gethan und über den Kunſtwerth der Ausführung die erforderlichen Bemerkungen hinzugefügt. Weil aber die genannten Künſtler bei ihren eingeſendeten Entwürfen keine Zuſammenſtellung des Ganzen verſucht, ſo fanden wir uns veranlaßt, nicht nur unſere Gedanken von den Malereien des Polygnotus in der Lesche zu Delphi überhaupt mitzutheilen, ſondern auch, ſo weit blos typographiſche Mittel zureichen mochten, durch beſondere Tafeln die wahrſcheinliche Anordnung jener Gemälde darzuſtellen. Die Zeichnungen der Herren Riepenhauſen umfaßten indeſſen nicht das Ganze, was Pauſanias von Polygnot's Gemälden in der Lesche zu Delphi berichtet hat; ſie beſchränkten ſich vielmehr blos auf den Inhalt des einen großen Gemäldes an der rechten Seite oder Wand, welches an dem einen Theil die Eroberung von Troja, an dem anderen die Verherrlichung der Helena und die Heimfahrt der Griechen bedeutete.

Unſere Künſtler haben ihre Zeichnungen, ſeitdem wir ſolche geſehen, nochmals revidirt, in Kupfer geſtochen und nunmehr in Dietrich's Verlage zu Göttingen in 14 Blättern Quer-Folio nebſt noch einer neu hinzugekommenen Tafel, welche die Kompoſition des ganzen Werks zeigen ſoll, erſcheinen laſſen, begleitet von einer gedruckten Erläuterung auf 51 Seiten in 4°, denen das Gebäude der Lesche im Auf- und Grundriſſe vorgeſetzt iſt.

Zur Recension dieses Werks aufgefordert (vgl. Seite 863–864), verbinden wir mit derselben gegenwärtig noch die Absicht, unsere in dem oben erwähnten Programm vom J. 1804 bereits dargelegten Gedanken über Polygnot's Geist und Kunst, vornehmlich aber über die Zeit, in welcher er gelebt hat, etwas näher auseinanderzusetzen.

Von dem Künstler, welcher es unternimmt, Polygnot's Bilder nach Beschreibungen bildlich wieder darzustellen, darf man weder das Unmögliche fordern, noch etwas Ueberflüssiges oder Zweckloses verlangen. Unter dem Unmöglichen verstehen wir aber getreue Bilder der ursprünglichen Gestalten, Geberden, Bekleidungen u. s. w., welche einen vollkommen bestimmten Begriff, ja die klare Anschauung der Spezialeigenschaften jener verloren gegangenen Bilder gewähren könnten; dieser ist auch wol nur in dem Falle noch zu hoffen, wenn etwa zufällig alte Kopien derselben aufgefunden würden. Ueberflüssig wäre unter den gegebenen Umständen ein geistloses Nachäffen des älteren, etwas steifen griechischen Kunstgeschmacks; denn wiewol höchst wahrscheinlich Polygnot's Arbeiten von demselben noch nicht völlig befreit gewesen sind, so ist es doch keineswegs diese Alterthümlichkeit, warum Werke des gedachten großen Künstlers, wenn auch jetzt noch dergleichen im Original vorhanden wären, vornehmlich zu schätzen oder nachzuahmen sein dürften, weil unter den uns noch übergebliebenen Resten der griechischen Kunst ohne allen Zweifel sich Vieles von schönerem Geschmack, genauer abgewogenen Formen und also, von dieser Seite betrachtet, auch Mustermäßigeres findet. Allein der ernste, hohe Sinn, mit reiner Naivetät im Bunde, mit bewundernswürdigem Vollgehalt und verständiger Zweckmäßigkeit in der Wahl aller zur beabsichtigten symbolischen Darstellung des Gegenstandes dienlichen Motive, das sind die großen nacheifernswerthen und vermuthlich niemals übertreffenen Verdienste, welche Polygnot's Ruhm durch alle Zeiten getragen haben und noch tragen werden; wir halten sie aber keineswegs für Dinge, die von den damals herrschenden Nüancen im Geschmack der Ausführung abgedangen oder dieselben nothwendig wieder bedingen, sondern für ewige Grundlagen der Kunst überhaupt im höchsten Sinne. Die Herren Riepenhausen haben sich demnach Ansprüche auf Beifall und Dank von den Kunstfreunden erworben, weil sie in ihrem Darstellungsversuch des Gemäldes auf der rechten Seite der Lesche zu Delphi den alten Stregen, etwas steifen Geschmack

als zur Sache nicht wesentlich nothwendig vermieden, hingegen die liebliche Absicht verrathen, Mannichfaltigkeit, Schönes und Gefälliges überall vorwalten zu lassen. Im Falle des Gelingens müßte freilich ein solches Verfahren weder das Kräftige, Große in den Formen benachtheiligen, noch den Ausdruck oder die Bedeutung schwächen; das Mächtige, das Starke würde dem schönen Zarten gegenüber nur noch gewaltiger erscheinen und dieses im Gegensatz mit jenem noch mehr Anmuth erhalten. Hier aber könnte man von dem Künstler, der es übernehmen will, Bilder des Polygnot wieder darzustellen, billig etwas mehr verlangen, als in den Blättern der Herren Riepenhausen geleistet worden. Denn was wir schon ehemals gegen ihre gezeichneten Entwürfe zu erinnern nöthig gefunden, ist größtentheils auch jetzt noch gegen die Kupferstiche geltend zu machen: nämlich die Umrisse der Figuren sind gar oft fehlerhaft, das Verhältniß der Theile ist nicht genau beobachtet, Ausdruck und Charakter sollten wahrhafter, abwechselnder und kräftiger sein; Greise erscheinen weder alt noch abgelebt, Kinder ebensowenig wahrhaft kindlich, die Frau ist nicht gegen die Magd, der Herr nicht vom Diener gehörig unterschieden.

Obgleich denn Gesagten zufolge Darstellungen der Polygnotischen Gemälde in treuer Uebereinstimmung mit den Urbildern durch neu verfertigte Entwürfe nach des Pausanias Beschreibungen unter die unmöglichen Dinge zu rechnen sind, so muß man dennoch wünschen, ja wir empfehlen es allen strebenden, willigen, talentvollen Künstlern angelegentlichst, daß die Sache noch nicht als abgethan durch die Riepenhausischen Entwürfe, deren Verdienst wir übrigens nicht mißkennen, betrachtet, sondern vielmehr als eine sehr reichhaltige, für die Darstellung besonders günstige Aufgabe angesehen werden möge, welche Mehrere mit gutem Erfolg bearbeiten können. Das Werk des Pausanias ist in dieser Hinsicht ein reicher, noch wenig benutzter Schatz, und unter das Köstlichste, was derselbe enthält, gehören ohne Zweifel die Beschreibungen von den Gemälden des Polygnot. Auch das schönste Talent wird schwerlich einen günstigeren Gegenstand wählen können, um seine Kräfte zu prüfen.

Wenn es aber bei einem solchen Unternehmen dem Künstler erlaubt sein muß, der vom Pausanias uns überlieferten Nachrichten sich mit Freiheit zu bedienen, und ohne den altgriechischen Kunstgeschmack nachzuahmen, der wahrscheinlich in Polygnot's Originalgemälden herrschte, so wird ihm hingegen ein

genaueres Forschen nach der wahrscheinlichen Anordnung der einzelnen Figuren und Gruppen zum Ganzen in jenen Gemälden um so mehr nützlich, ja unentbehrlich sein, als eben diese Anordnung in den Geist des Werks wesentlich eingreift, die symbolische Art darzustellen, deren sich Polygnot bedient hat, motivirt und wieder von derselben motivirt wird. Da nun die Riepenhausische Tafel, welche die Anordnung des ganzen Gemäldes auf der rechten Seite der Lesche zeigen soll, unter den von diesen Künstlern dem Publikum übergebenen Entwürfen gerade der unbefriedigendste ist, so haben wir die unserm Ermessen nach nöthigen Abänderungen mit demselben vorgenommen und legen nun in der beigefügten Kupfertafel einen neuen Versuch Kunstfreunden und Alterthumsforschern zur Prüfung dar.

Schon Caylus in seinem Entwurf eben dieses Gemäldes fehlte vornehmlich darin, daß er Polygnot's symbolisch gedachte Figuren in die dramatische Kompositionsform der neueren Malerei zwingen wollte, und gleichen Irrthum haben auch die Herren Riepenhausen jetzt begangen, wiewol sie im Uebrigen den antiken Sinn und Geschmack weit besser ausgedrückt als der Franzose; oder mit anderen Worten, sie haben, nachdem ihnen gelungen, dem Grafen Caylus weit vorzuschreiten, sich doch auf diesem Punkt wieder gegen ihn zurückgewendet. Man vermißt in ihrer Tafel das Hüben und Drüben, Gegensatz und Gleichgewicht, wie auch die durchlaufenden Linien, worauf dem Prinzip von symmetrischer Anordnung zufolge der alte Maler seine Figuren und Gruppen gestellt. Man kann zwar das Werk als ein Doppelgemälde ansehen, es ist vieldeutend, voller Sinn und Gehalt in allen seinen Theilen; nichts desto weniger muß Alles unter sich in Verbindung gebracht sein, Alles muß als ein geordnetes Ganzes ohne Verwirrung erscheinen. Die Figuren der beiden einander entgegengesetzten Hälften dürfen demnach nicht von ungleicher Größe sein, wie solches, wahrscheinlich um den beabsichtigten Unterschied merklicher zu machen, auf der Tafel der Herren Riepenhausen der Fall ist. Sie verfehlten den wahren Sinn endlich auch noch besonders damit, daß die Stadtmauer, welche Eyeus einzuwerfen sucht, als eine wirkliche Trennung der einen Hälfte des Gemäldes von der andern gebraucht wird, wodurch Polygnot's gemalte Dichtung von ihrer hohen symbolischen Würdigkeit einbüßt und einen unangenehmen Zusatz von gemeiner Realität erhält, wie Jeder-

Hab' Alles von mir selbst gelernt." —
Es ist auch darnach!

Besonders, wenn die Liberalen*)
Die Pinsel fassen, kühnlich malen,
Man freut sich am Originalen;
Da zeigt sich uns ein Jeder frei:
Er ist von Kindesbeinen tüchtig,
Besieht sich Erd' und Himmel richtig,
Sein Urtheil ist ihm nur gewichtig,
Die Kunst ist selbst schon Tyrannei.

Niemand wird sich selber kennen,**)
Sich von seinem Selbst-Ich trennen;
Doch probir' er jeden Tag,
Was nach außen endlich, klar,
Was er ist und was er war,
Was er kann und was er mag!†)

Wie sind die Vielen doch beflissen!
Und es verwirrt sie nur der Fleiß.
Sie möchten's gerne anders wissen
Als Einer, der das Rechte weiß.†)

Das Opfer, das die Liebe bringt,***)
Es ist das theuerste von allen;
Doch wer sein Eigenstes bezwingt,
Dem ist das schönste Loos gefallen.

Wer mit dem Leben spielt,†)
Kommt nie zurecht.

*) Diese Strophe findet sich nur in der Ausgabe von 1856 (I, 141) in der Abtheilung „Politika." An welche „liberalen" Maler Goethe indessen hier gedacht hat, wüßten wir nicht anzugeben, wenn sich auch leicht erkennen läßt, daß das gepriesene Lob ironisch ist.

**) Vgl. Band II, Seite 358 (Sprichwörtlich) Nr. 6, 7, 8 und „Sprüche in Prosa" Abth. I, Nr. 2. „Wie kann man sich selbst kennen lernen?" u. s. w. — L.

***) Vgl. Riemer, Briefe von und an Goethe S. 208. — Bei Riemer steht die obige Strophe unmittelbar hinter dem bereits S. 94 mitgetheilten Gedichte „Der Ring", mit dem sie jedoch, wie schon der trennende Strich und die doppelte Unterschrift beweisen, in keinem weiteren Zusammenhange steht.

†) Zuerst gedruckt in A. Wendt's „Musenalmanach für 1801," Leipzig, Voldmann.

†) Zuerst mitgetheilt in der Ausgabe von 1833.

mann gleich fühlen und einsehen muß, der mit den Werken der alten Kunst nicht blos oberflächlich bekannt ist.

Da unsere Tafel keine neue oder veränderte Darstellung der einzelnen Theile beabsichtigt, sondern nur die Berichtigung der Komposition des Ganzen, so konnten wir uns auch der Rivenhausischen Figuren und Gruppen großentheils wieder bedienen, damit den Sachkundigen die Vergleichung beider Tafeln desto bequemer werde; jedoch sind wir ihnen über die vorgenommenen Abänderungen Rechenschaft zu geben schuldig.

Erstlich haben wir alle Figuren von gleicher Größe gehalten und auf parallele Linien gesetzt, haben angenommen, daß die unterste Reihe derselben nicht wie nach einem perspektivischen Plane gleichsam vertieft im Bilde, sondern unmittelbar über einem etwas vorspringenden Gesims oder Endigung einer hohen Lambris gemalt gewesen. Daher wurden die sämmtlichen Figuren zur Linken tiefer gerückt, das Kind, welches erschrocken zum Altar flüchtet, worauf der Harnisch liegt, von der Gruppe der Laodice mehr abgesondert, wie selbst der Text zu verstehen giebt: auch darf es als eins der bedeutendsten Motive im ganzen Stück frei in die Augen fallen, und weil Polygnot die Ursache der Furcht des Kindes von der Gruppe des Neoptolem's, der die Trojaner noch verfolgt, abzuleiten scheint, so wurde es deswegen mit derselben durch die Linie in Verbindung gebracht. Ferner glaubten wir, dem Sinn der Darstellung sowol als der Beschreibung des Pausanias gemäß, den Raum zwischen den Figuren der beiden Atriden und der Wohnung des Antenor's dergestalt vergrößern zu dürfen, daß höher hinauf der Hause erschlagener Trojer Platz gewann, welcher sodann in der symmetrischen Anordnung des Ganzen jener Gruppe gegenübersteht, wo man auf der anderen Seite des Gemäldes die Gezelte abbrechen sieht.

Odysseus wurde herumgewendet, weil sich vom Polygnot nicht erwarten läßt, daß er ihn, den Klügsten und Vorsichtigsten der griechischen Helden, mit dem Unbesonnensten derselben in Verbindung gebracht, wohl aber, etwa in hoher sittlicher Absicht, durch Charakter und Handlung verschieden, Beide neben einander wollte kontrastiren lassen.

Epeus, der die Mauer niederreißt, ist als Symbol höchst bedeutend; deswegen sowol, als weil ihn Pausanias gleich vor dem Polypoites und Akamas nennt, mußte er neben sie und in die unterste Reihe gesetzt werden; denn so entfernt, verkleinert,

zu oberst in das Bild verwiesen und an den unendlichen Stadtmauern sich abmüdend, wie man ihn auf der Riepenhausischen Tafel erblickt, steht er dem Sinn der Sache zuwider, nicht weniger auch dem guten Geschmack.

Die Figuren der Andromache und der Medesikaste wurden zu dem Ende hin weiter aus einander gerückt, auch die zwischen ihnen stehende Polyxena anders gezeichnet, damit die beiden höher auf einer zweiten und dritten Linie befindlichen Gruppen gefangener Trojanerinnen in der Komposition gleichsam eine Base hätten; denn die Solidität, die wir in allen Monumenten des älteren griechischen Stils wahrgenommen haben, scheint es zu erfordern. Von diesen drei Figuren soll die sitzende zur Rechten mit dem Kind die Andromache vorstellen; aber die neben ihr stehende wünschten wir nach Maßgabe des Texts als Medesikaste, und die gebückt auf der Ferse sitzt, als Polyxena angesehen, da die Umrisse der Herren Riepenhausen sie hingegen unrichtig, diese für Medisikaste und jene für die Polyxena geben. Die in der Mitte stehende Figur erscheint dieser Ursache wegen auf unserem Blatt etwas abgeändert.

Nachdem nun die von den Herren Riepenhausen entworfenen Umrisse betrachtet worden und für die Zusammenstellung des Ganzen einige Verbesserungen vorgeschlagen sind, bleibt uns noch übrig, auch der gedruckten Erläuterung zu gedenken, welche die genannten Künstler ihren Tafeln beifügten.

Wir ehren und schätzen das schöne Talent der Verfasser in seinen verschiedenen Aeußerungen nach Würden und hegen überhaupt den besten Willen gegen sie, können uns aber an ihrer ahnungsvollen, gestaltlosen Ansicht der Kunst des Alterthums durchaus weder erfreuen, noch dieselbe für die wahre, nützliche und fördernde halten. Wer mag z. B. wol verstehen, was die unendlich geheimnißvolle Offenbarung des Gemüths sein soll, von welcher S. 19 geredet wird? Ebendaselbst findet sich die erweislich unrichtige Behauptung, Malerei sei ihrer Natur nach symbolischer als die Plastik, und auf der 20. Seite verstricken sie sich in einen noch unverzeihlicheren Irrthum. „Niemals (so heißt es) war der Grieche zu der Erfindung eines solchen Kunstwerks gelangt, in welcher sich der Geist der ganzen Welt mit allem seinem Glanze, allen seinen Verborgenheiten und seiner entzückenden herrlichen Hoheit offenbart; diese lag außerhalb des Umfangs seiner Möglichkeit und war späteren Zeiten vorbehalten, in welchen eine andere, göttli-

chere, geheimnißvollere Religion eine andere, durch sie wiedergeborene Welt mit neuer Vortrefflichkeit überströmen sollte." Wem ist in diesen Phrasen die neukatholische Sentimentalität nicht bemerklich — das klosterbrudrisirende, sternbaldisirende Unwesen, von welchem der bildenden Kunst mehr Gefahr bevorsteht als von allen Wirklichkeit fordernden Kalibanen?

Zum Beschluß erlaube man uns noch einige Betrachtungen, welche dahin abzwecken sollen, in kunstgeschichtlicher Rücksicht die Zeit näher auszumitteln, wann Polygnot eigentlich gelebt und gemalt habe. Es ist keinem gegründeten Zweifel unterworfen, daß unser Künstler ein großer Verbesserer der zu seiner Zeit noch unmündigen und nur erst später zur Vollendung gelangten Malerei war; und so lassen uns auch die Spezialnachrichten der Schriftsteller in Polygnot's Gemälden neben Gedanken von unschätzbarem Gehalt doch noch eine sehr große Einfalt, ja man möchte beinahe sagen Spuren von Rohheit, in der Ausführung erkennen; Plinius aber rechnet ihn unter diejenigen Künstler, welche noch vor der 90. Olympiade berühmt waren. Soll man nun annehmen, wie der Sinn des Texts beim Plinius wirklich zu bedeuten scheint, Polygnot habe ganz kurz vor der erwähnten Zeit geblüht, so entsteht ein nicht wohl zu begreifendes Mißverhältniß des seinen Malereien zugeschriebenen Stils gegen denjenigen, welchen man in den alsdann mit ihnen für gleichzeitig zu achtenden plastischen Monumenten bemerkt; und dieses Mißverhältniß erzeugt wieder eine Störung in dem der Kunstgeschichte zum Grunde liegenden Begriff vom allgemeinen Gange und ruhig stufenweisen Emporsteigen der Kunst im Alterthum. Nicht befriedigend wäre es, wenn man sich darauf berufen wollte, daß der Plastik als älterer Kunst in der damaligen Zeit noch Vorschritte über die Malerei eingeräumt werden müssen, weil dieses Vorausschreiten der Plastik doch nur die mechanischen Mittel und Fertigkeit betreffen konnte, keineswegs aber den Geschmack überhaupt, den Stil der Formen. Der Bildhauer mochte vielleicht seinen Stoff besser handhaben, seinen Willen gewandter ausdrücken, als der Maler mit unvollkommenerer Technik zu thun im Stande war. Aber sie strebten doch Beide nach einem Ziele hin, ihre Geschmacksbildung war dieselbe und die Forderungen, welche von dieser Seite Beide zu erfüllen hatten. Es lohnt also wohl der Mühe, nachzuforschen, ob Polygnot's Werke nicht füglicher in eine etwas frühere

Zeit zu setzen wären, als nach der unbestimmten Angabe des Plinius gewöhnlich zu geschehen pflegt.

Plutarch führt im Leben des Cimon beiläufig an, der Maler Polygnot habe Cimon's Schwester Elpinice geliebet, auch das Bildniß derselben in der Halle zu Athen, welche Poecile hieß, als Laodice angebracht. Nachrichten des Plinius und des Pausanias zufolge war Polygnot's Gemälde in der Poecile zu Athen ungefähr des nämlichen Inhalts wie das auf der rechten Seite der Lesche zu Delphi, mit dessen Erinnerung wir uns auf diesen Blättern beschäftigt haben. Doch davon nichts weiter; denn zu unserm jetzigen Zweck ist es hinlänglich, zu wissen, daß Polygnotus die Elpinice gemalt und geliebt hat, weil Beides zu der Vermuthung berechtigen kann, diese Dame sei damals noch in blühendem Alter, schön und liebenswürdig gewesen, welches hingegen nicht mehr der Fall sein mochte, da sie zum Perikles ging, um für ihren angeklagten Bruder zu bitten, und die demüthigende Antwort erhielt: *Elpinice, Du bist zu alt, als daß Du dergleichen thun solltest!* Cimon wurde hierauf aus Athen verbannt, im ersten Jahr der 80. Olympiade. Er sowol als seine Schwester konnten zu derselben Zeit kaum weniger als 40 Jahre alt sein. Denn Plutarch bemerkt ebenfalls, Miltiades, ihr Vater, habe sie alle Beide *noch sehr jung und unverheirathet nachgelassen*. Miltiades aber ist gestorben *im vierten Jahre der 72. Olympiade*.

Sind nun diese historischen Angaben richtig und die daraus gezogenen Folgerungen wahrscheinlich, so kann Polygnot, wenn er ein hohes Alter erreichte und wir ihm als dem Liebhaber der Elpinice mit ihr und dem Cimon gleiche Jahre geben, wol bis gegen die 90. Olympiade hin gelebt haben; allein aus dem oben Angeführten scheint darum doch nicht minder klar zu erhellen, daß diejenigen Gemälde, die seinen Ruhm als Künstler vornehmlich begründet, noch vor der 80. Olympiade sind verfertigt worden, folglich früher als die großen plastischen Meisterstücke des Phidias und Polyklet's. Durch diese Untersuchung erhielten wir also für die Gemälde des Polygnot ein ungefähr 50 Jahre höheres Alter, als ihnen sonst nach dem Plinius zugeschrieben werden durfte, und alles Mißverhältniß des Stils derselben gegen die Zeit, in welcher sie entstanden sind, löst sich nunmehr harmonisch auf.

Den Schluß der den vorstehenden Aufsatz enthaltenden Extra-Beilage zur Jenaischen Allgem. Literatur-Zeitung bildet ein Nachtrag von F. A. Wolf über das Zeitalter des Polygnot nach den Ergebnissen der philologischen Kritik. Wolf hatte diesen Nachtrag auf Goethe's ausdrücklichen Wunsch verfaßt. Letzterer fand sich jedoch durch denselben nicht befriedigt; denn er schreibt bei dessen Uebersendung an Meyer: „Der Nachtrag von Wolf wird wol noch Platz finden; er fördert uns zwar nicht, denn er zieht den Polygnot wieder zu weit an Phidias heran; indessen sind auch diese Zweifel interessant. Ueberhaupt hatte ich Gelegenheit, hier abermals zu bemerken, daß Diejenigen, die von historischen Data ausgehen, immer mehr zum Zweifeln als zum Entscheiden geneigt sind.“

Wir lassen auch diesen Nachtrag vollständig folgen.

Nachtrag.

Das glücklich bemerkte Alter der Elpinice scheint allerdings ein gutes Datum zur genaueren Bestimmung der Zeit zu geben, wann Polygnotus gearbeitet habe. Die allgemeine Bestimmung beim Plinius macht auch durchaus kein Hinderniß, wie die Vergleichung der ganzen Ausführung bei ihm zeigt. Er will nicht sagen, daß Pol. kurz vor Olymp. 90 geblüht habe, sondern er gebraucht diesen Zeitpunkt als Epoche, um die ältesten kunstmäßigen Maler, zu welchen vorzüglich Pol. nebst dessen Vater und Lehrer Aglaophon gehört, von den folgenden, unter welchen Zeuxis und Parrhasius obenan stehen, abzusondern; es muß vielmehr nach Plinius als sehr wahrscheinlich gelten, daß P. die 90. Olymp. nicht überlebt habe. Aber hiemit ist noch nichts über die Zeit seiner Celebrität bestimmt, welche beträchtlich früher fallen kann, wenn wir, wie auf anderen Gründen wahrscheinlich wird, den Pol. ein Alter von 80 Jahren und drüber erreichen lassen. Somach kann man ohne Widerspruch von irgend einer Seite die Geburt des Pol. in Ol. 68 oder 67 setzen.

Jetzt kömmt Alles darauf an, auszumachen, ob Pol. schon vor Phidias' Hauptarbeiten, deren Zeitpunkte hinlänglich bekannt sind, gemalt habe, und in welche Zeit die Ausmalung der Poecile falle.

Die Ausmalung aber der Poecile fand aller Wahrscheinlichkeit nach in Ol. 82 u. 83, und gleich im Anfange der nächsten Ol. fängt Phidias an, für Perikles zu arbeiten; zuerst die Minerva, die Ol. 85, 2 fertig wird. Ol. 85, 4 folgt dann der Bau der Propyläen, woran 5 Jahre gearbeitet wird. Diese Zeit von Ol. 84—87, zusammen 12—15 Jahre, scheint die höchste Blüthe des Phidias zu sein. — Die Liebschaft des Pol. mit Elpinice, der Schwester und Gemahlin des Cimon, müßte vorzüglich in Ol. 83 fallen, wenn nicht etwa der Maler sie in der Zeit der Ehe selbst liebte. Bereits Ol. 72, 4 hatte Cimon sie zur Frau; wie man hinlängliche Ursachen der Alten beweisen. Ol. 80, 1 lebte Elpin. noch, wie eine andere Erzählung bei Plutarch ergiebt. Nehmen wir nun an, daß sie dem Tode des Cimon (Ol. 82, 4) noch lebte, so würde die 83. Ol. von einer Seite ein günstiger Zeitpunkt jener Liebschaft sein. Gehen wir aber der Elp. in Ol. 72, 4 nur 16 Jahre (und weniger ist kaum möglich), so wäre sie in der 83. Ol. ziemlich weit über das Alter der Liebe hinaus, wie sie denn wirklich in dem Jahre, wo sie beim Perikles für ihren Bruder bat, nach obiger richtigen Bemerkung etliche und 40 Jahre gehabt haben muß. Allein es ist keineswegs gewiß, ob Elp. bis zum Tode des Cimon oder nur bis zu dessen Verbannung in seiner Ehe blieb, und ob nicht vielmehr Cimon sie frühzeitig an den Kallias abtrat. — Bei dieser Ungewißheit und einigen anderen ebenso unbestimmbaren Umständen läßt es sich nicht wohl ausmachen, ob Pol. seine Gemälde in der ersten Jugend oder erst später als Laodice vorgestellt habe. Das Erste ist wegen des Alters

von Pol. kaum wahrscheinlich, und so bleibt übrig, daß er ein Bild von ihr, und er wirklich schon in jüngeren Jahren gemacht, beim Ausmalen der Pinac. blos wiederholt habe, wie öfter römische Statuen selbst nach dem Tode der vorgestellten Personen gearbeitet wurden. Zugleich folgt aus Allem, daß Pol. wirklich einige Jahre vor den Meisterstücken des Phidias gemalt, so wie auch nichts dagegen ist, wenn Jemand den Pol. etliche Jahre älter als den Ph. machen wollte, wodurch schon die Schwierigkeit vermindert werden möchte, die der gelehrte Kunstforscher erregt hat.

Auch in „Ueber Kunst und Alterthum", VI. Bds. 2. Heft. 1832. S. 287–294, findet sich noch ein größerer Aufsatz über die Riepenhausen'schen Arbeiten auf diesem Gebiete, nämlich eine Recension des neuen Werkes „Peintures de Polygnote dans la Lesche de Delphes par Riepenhausen", worin eine Wiederherstellung des Gemäldes der Unterwelt versucht wird, mit dem nach Pausanias Polygnot die linke Seite der Lesche zu Delphi geschmückt hatte. In dem Inhaltsverzeichniß auf dem Umschlage des betreffenden Heftes ist unsern Meyer ausdrücklich als Verfasser dieser Recension genannt.

Künstlerische Behandlung landschaftlicher Gegenstände.

Ueber Kunst und Alterthum. Von Goethe. Aus seinem Nachlaß herausgegeben durch die Weimarischen Kunstfreunde. Drittes Heft des sechsten und letzten Bandes. 1832. S. 433–453. Dieselbst sind dieser vielleicht letzten Arbeit Goethe's folgende einleitende Worte vorausgeschickt:

„Den nachfolgenden Aufsatz über die Kunst in landschaftlichen Darstellungen lassen wir gröhrenbernaßen gleich die erste Stelle in gegenwärtigem Heft einnehmen, weil ihn Goethe noch selbst für denselben entworfen, an der wirklichen Ausarbeitung aber durch den Tod gehindert worden. Ob diese flüchtige Schrift auch lückenhaft, wie solche sich unter dem Nachlaß unserer ersehen dahingeschiedenen Freundes vorfand, so bleibt sie nichts destoweniger eine dem verständigen Kunstliebhaber schätzbare, zu weiterm fruchtbringenden Nachdenken aufregende Arbeit. Allerwärts offenbart sich gründliche Sachkenntniß im Bunde mit einem hellen, eindringenden, das Ganze umfassenden und beherrschenden Geist.

„Der eigentlichen Abhandlung über landschaftliche Darstellungen war ein Blatt beigelegt, welches zwar wahrscheinlich früher geschrieben, doch seinem Inhalt nach sich auf dieselbe zu beziehen scheint und ihr daher schicklich vorangeht. Weil aber bei Fragmentarischem in Goethe's Schrift gewöhnlich Erklärungen nöthig zu haben scheint, so ist überall, was ursprünglich zum Manuscript des Meisters gehört, durch vorgesetzte Häkchen von dem Zusätzen unterschieden."

In Goethe's Nachgelassenen Werken (Bd. IV. 1832. S. 231 f.) hat man diesen Fragmenten zu und zu eine noch abgerundetere Gestalt als in dem ersten Druck zu geben gesucht, und auch später haben in den Ergänzungen (von Meyer) noch einzelne Veränderungen stattgefunden. Wir stellen uns bei unserm Abdruck an die erste Form

in „Kunst und Alterthum“ und haben die dort als Zusätze des Herausgebers bezeichneten Stellen durch kleine Schrift von dem Goetheschen Text unterschieden.

Den größten Fehler unterlassener Mittheilung habe begangen, daß ich geglaubt, es müsse Alles recht folgerecht einem Jeden zukommen, anstatt daß aus dem Folgerechtesten sich Jedermann doch nur zueignet, was ihn annutbet.

Und so mögen Einzelnheiten hier gegeben sein, wie ich sie gegenwärtigen und abwesenden Freunden mitgetheilt oder von ihnen empfangen.

Bildende Kunst.

Toro Farnese-Hieron.

Unsers Wissens giebt es kein antikes Denkmal von einiger Größe und ausgezeichnetem Kunstverdienst, welches einen Hiero darstelle; daher möchte zu vermuthen sein, der Verfasser habe von der wunderschönen Münze des zweiten Hiero, welche auf dem Avers ein herrliches Haupt des Neptunus, auf dem Revers einen geschmackvoll verzierten Dreizack zeigt, zu handeln sich vorgenommen.

Tizian, kennend die Philostrate.

Scheint sich hauptsächlich auf landschaftliche Darstellungen von Tizian und vornehmlich auf die Staffagefiguren zu denselben zu beziehen, von denen sich allenfalls behaupten läßt, sie seien verwandten Gehalts mit jenen Gemälden, welche wir bei Philostratus beschrieben finden; auf die großen historischen Bilder und Bildnisse von Tizian aber wäre solches nicht anwendbar.

Tiepolo's Pest.

Isaak Major. Einen gewissen großen, obgleich nicht geläuterten Sinn.

Knüppelbrücke und schlechten Forsthaushalt.*)

Beides ohne Zweifel veranlaßt durch Kupferstiche der genannten Meister, welche Goethe besaß und hochschätzte.

*) Die obigen Fragmente, welche mit dem Folgenden in keinem Zusammenhang stehen, sind nebst den Meyer'schen Ergänzungen dazu, in den Ausgaben der Goethe'schen Werke nicht mit abgedruckt. Wir theilen sie der Vollständigkeit halber ebenfalls mit.

Der Künstler peinliche Art zu denken.

Woher abzuleiten.

Der ächte Künstler wendet sich aufs Bedeutende, daher die Spuren der älteſten landschaftlichen Darstellungen alle groß, höchſt mannichfaltig und erhaben ſind.

Hintergrund in Mantegna's Triumphzug.

Tizian's Landſchaften.

Das Bedeutende des Gebirgs, der Gebäude beruht auf der Höhe;

Daher das Steile.

Das Anmuthige beruht auf der Ferne;

Daher von oben herab das Weite.

Hiedurch zeichnen ſich aus Alle, die in Tirol, im Salzburgiſchen und ſonſt mögen gearbeitet haben.

Breughel, Jodokus Momper, Roland Savery, Iſaak Major haben Alle dieſen Charakter.

Albrecht Dürer und die übrigen Deutſchen der älteren Zeit haben Alle mehr oder weniger etwas Peinliches, indem ſie gegen die ungeheuern Gegenſtände die Freiheit des Wirkens verlieren oder ſolche behaupten, inſofern ihr Geiſt groß und denſelben gewachſen iſt.

Daher ſie bei allem Anſchauen der Natur, ja Nachahmung derſelben ins Abenteuerliche geben, auch manierirt werden.

Bei Paul Brill mildert ſich dieſes, ob er gleich noch immer hohen Horizont liebt und es im Vordergrund an Gebirgsmaſſen und in dem Uebrigen an Mannichfaltigkeit nie fehlen läßt.

Das beſte der uns bekannt gewordenen Oelgemälde des Paul Brill (er hat auch mehrere große Werke in Fresco ausgeführt) befindet ſich in der Florentiniſchen Galerie und ſtellet eine Jagd von Reſen und wilden Schweinen dar. Den Farbenton in dieſem Bilde möchten wir kühl nennen; er drückt frühe Morgenzeit recht wohl aus und ſtimmt daher vortrefflich zu den ſtaffirenden Figuren. Das Landſchaftliche, die Gegend iſt ſchön gedacht, einfach, großartig und gleichwol gefällig; Licht und Schatten wußte der Künſtler zweckmäßig zu vertheilen und erzielte dadurch eine ruhige, dem Auge angenehme Wirkung; die Behandlung iſt zwar ſleißig, doch weder geleckt noch peinlich; ein ſanfter Luftdunſt ſcheinet durch die Bäume zu ziehen und ſie leicht zu bewegen; das Gegenſtück iſt, wiewol geringer, doch ebenfalls ein Werk von Verdienſten und ſtellet eine wilde Gegend dar, wo ein Waldſtrom zwiſchen Felſen und Geſtein ſich ſchäumend durchdrängt.

Eintretende Niederländer.

Vor Rubens.
Rubens selbst.
Nach Rubens.

Er als Historienmaler suchte nicht sowol das Bedeutende, als daß er es jedem Gegenstand zu vertreiben wußte, daher seine Landschaften einzig sind. Es fehlt auch nicht an steilen Gebirgen und grenzenlosen Gegenden, aber auch dem rubigsten, einfachsten, ländlichen Gegenstand weiß er etwas von seinem Geiste zu ertheilen und das Geringste dadurch wichtig und anmuthig zu machen.

Zum bessern Verständniß des Vorstehenden über Rubens gedenken wir hier einer schätzbaren Landschaft desselben im Palast Pitti zu Florenz. Sie stellt die Heuernte dar, ist hell, meisterhaft behandelt, schön erfunden, gut kolorirt, mit kräftiger, keineswegs mißfälliger Wirkung des Ganzen. Kundige Beschauer nehmen indessen mit Erstaunen in dem Werk eines Künstlers wie Rubens die unrichtige Austheilung des Lichtes wahr; denn auf eine Baumgruppe vorn rechter Hand im Bilde fällt solches rechts ein; alles Uebrige, die staffirenden Figuren nicht ausgenommen, ist von der entgegengesetzten Seite beleuchtet.

Rembrandt's Realism in Absicht auf die Gegenstände.
Licht, Schatten und Haltung sind bei ihm das Ideelle.
Bolognesische Schule.
Die Carracci.
Grimaldi.
Im Claude Lorrain erklärt sich die Natur für ewig.
Die Poussins führen sie ins Ernste, Hohe, sogenannte Heroische.
Anregung der Nachfolger.
Endliches Auslaufen in die Porträt-Landschaften.

Es springt in die Augen, daß Goethe's Aufsatz hier abgebrochen, übrigens auch als bloßer Entwurf nicht in allen Theilen vollendet ist, indem nach dem heroischen Stil, welchen Nikolaus und Kaspar Poussin in die landschaftlichen Darstellungen gebracht, auch des Anmuthigen, Idyllenmäßigen in den Werken des Joh. Both, des Ruysdael, des Dujardin, Potter, Berghem, van der Neer und Anderer Erwähnung hätte geschehen sollen. Wir unternehmen jedoch nicht, darüber etwas hinzuzufügen, weil solches eine besondere umständliche Abhandlung erforderte; und so folge nun ohne weiteres Erörtern Goethe's heiter, freilich auch nicht vollendeter, doch in einigen Theilen schon mehr ausgeführter Aufsatz über denselben Gegenstand. —

Landschaftliche Malerei.

In ihren Anfängen als Nebenwerk des Geschichtlichen.

Sehr einfach, oft sogar blos symbolisch, wie z. B. in manchen Bildern des Giotto, auch wol in denen des Orgagna und andern.

Durchaus einen steilen Charakter, weil ja ohne Höhen und Tiefen keine Ferne interessant dargestellt werden kann.

Das Steile, Schroffe herrscht selbst in Tizian's Werken da, wo er Felsen und Gebirge malt, noch vor; so ebenfalls bei Leonardo da Vinci.

Männlicher Charakter der ersten Zeit.

Die erste Kunst durchaus ahnungsreich, deßhalb die Landschaft ernst und gleichsam drohend.

Forderung des Reichthums.

Daher hohe Standpunkte, weite Aussichten.

Beispiele.

Breughel.

Paul Brill; Dieser schon höchst gebildet, geistreich und mannichfaltig. Man sehe seine Zwölf Monate in sechs Blättern und die vielen andern nach ihm gestochenen Blätter.

Jodokus Momper, Roland Savery.

Einsiedeleien.

Zu den Einsiedlern oder Einsiedeleien sind auch wol Hieronymus Mutian's Heilige, in Wildnissen dargestellt, zu rechnen, welche Corn. Cort in sechs bekannten schönen Blättern in Kupfer stach.

Nach und nach steigende Anmuth.

Die Carracci.

Domenichino.

Albani, Guercino, Grimaldi und, ihnen an poetischem Verdienst im landschaftlichen Fach nicht nachstehend, Peter Franz Mola und J. Bapt. Mola; auch wäre Johann Baptist Viola hier noch zu nennen.

Claude Lorrain.

Ausbreitung über eine heitere Welt. Zartheit. Wirkung der atmosphärischen Erscheinungen aufs Gemüth.

Johann Both.

Hermann Swanevelt.

Poelemburg.

Nikolaus Poussin.

Kaspar Poussin.

Heroische Landschaft.

Wer sich nicht selbst beseelt,
Bleibt immer ein Knecht.

Gut verloren — Etwas verloren!*)
Mußt rasch Dich besinnen
Und neues gewinnen.
Ehre verloren — Viel verloren!
Mußt Ruhm gewinnen,
Da werden die Leute sich anders besinnen.
Muth verloren — Alles verloren!
Da wär' es besser, nicht geboren.[1])

Verfahre ruhig, still,**)
Brauchst Dich nicht anzupassen;
Nur wer was gelten will,
Muß Andre gelten lassen.

Der Würdige, vom Rhein zum Belt
Reist er, die Natur zu ergründen!
Er reise durch die ganze Welt,
Seine Meinung wird er finden.[2])

Denk' an die Menschen nicht,***)
Denk' an die Sachen!
Da kommt ein junger Mensch,
Wird was draus machen;
Das alte Volk, es ist
Ja selbst nur Sache;

---

*) Der Spruch ist Umbildung eines alten Reimes, des Motto's des Lazarus Schwendi:

Gut verloren, nichts verloren,
Muth verloren, halb verloren,
Ehr' verloren, Alles verloren.

Mit Goethe übereinstimmend, sagt Joh. v. Müller 1807 in der Rede auf Friedrich den Großen: „Güterverlust läßt sich ersetzen, über andern Verlust tröstet die Zeit; nur ein Uebel ist unheilbar, wenn der Mensch sich selbst aufgiebt." — S.

**) Vgl. „Katalog der Goethe-Ausstellung in Berlin" S. 19.

***) Vgl. Riemer's Mittheilungen II, 700: „Goethe sagte am 6. Juni 1807: Man muß nicht auf die Sachen böse werden; denn das thut den Sachen ganz und gar nichts, sagt Mark Aurel. Also indigniren die Menschen mich dann und wann wol; aber die Sachen haben mich immer aufgeschlossen."

1) Zuerst mitgetheilt in der Ausgabe von 1836.

2) Zuerst mitgetheilt in der Ausgabe von 1833.

Genau beſehen eine nutzloſe Erde. Abwechſelndes Terrain ohne irgend einen gebauten Boden.

Ernſte, nicht gerade idylliſche, aber einfache Menſchen.

Anſtändige Wohnungen ohne Bequemlichkeit.

Sicherung der Bewohner und Umwohner durch Thürme und Feſtungswerke.

In dieſem Sinn eine fortgeſetzte Schule, vielleicht die einzige, von der man ſagen kann, daß der reine Begriff, die Anſchauungsweiſe der Meiſter ohne merkliche Abnahme überliefert worden.

Felix Meyer von Winterthur iſt zwar keiner der hochberühmten Meiſter; allein wir nehmen Anlaß, deſſelben hier zu gedenken, weil mehrere ſeiner Landſchaften mit wahrhaft Pouſſinesken Geiſt erfunden ſind; doch iſt die Ausführung meiſtens flüchtig, das Kolorit nicht heiter genug. Auch eines wenig bekannten Malers aus derſelben Zeit oder etwas früher liegt uns ob zu gedenken: Werdmüller von Zürich; ſeine höchſt ſeltenen Arbeiten halten in Hinſicht auf Reichthum und Anmuth der Gedanken ungefähr die Mitte zwiſchen denen des P. Fr. Mola, Grimaldi und Cl. Lorrain, und wenn ſie von Seite des Kolorits nicht an die blühende Heiterkeit der Letztern reichen, ſo ſind ſie doch darin dem Mola und Grimaldi wenigſtens gleich zu ſchätzen.

Meiſter, welche in landſchaftlichen Darſtellungen dem Geſchmack der beiden Pouſſins gefolgt ſind.

Glauber.

Franz Milet.

Franz von Neve.

Sebaſtian Bourdon.

Uebergang aus dem Ideellen zum Wirklichen durch Topographien.

Merian's weit umherſchauende Arbeiten.

Beide Arten gehen noch neben einander.

Endlich, beſonders durch Engländer, der Uebergang zu den Veduten.

So wie beim Geſchichtlichen zur Porträtform.

Neuere Engländer, an der großen Liebhaberei zu Claude und Pouſſin noch immer verharrend.

Sich zu den Veduten hinneigend, aber immer noch in der Kompoſition an atmoſphäriſchen Effekten ſich ergetzend und übend.

Die Hackert'ſche klare, ſtrenge Manier ſteht dagegen; ſeine merkwürdigen, meiſterhaften Bleiſtift- und Federzeichnungen

nach der Natur auf weiß Papier, um ihnen mit Sepia Kraft und Haltung zu geben.

Studien der Engländer auf blau und grau Papier mit schwarzer Kreide und wenig Pastellfarbe, etwas nebulistisch, im Ganzen aber gut gedacht und sauber ausgeführt.

Der Verfasser zielet hier auf einige schätzbare Zeichnungen englischer Landschaftmaler, welche er während seines Aufenthaltes in Rom an sich brachte und die noch gegenwärtig unter den von ihm nachgelassenen Kunstschätzen sich befinden.

I.

Als sich die Malerei in Westen, besonders in Italien, von dem östlichen Byzantinischen mumienhaften Herkommen wieder zur Natur wendete, war bei ihren ernsten großen Anfängen die Thätigkeit blos auf menschliche Gestalt gerichtet, unter welcher das Göttliche und Gottähnliche vorgestellt ward. Eine kapellenartige Einfassung ward den Bildern allenfalls zu Theil, und zwar ganz der Sache angemessen, weil sie ja in Kirchen und Kapellen aufgestellt werden sollten.

Wie man aber bei weiterem Fortrücken der Kunst sich in freier Natur umsah, sollte doch immer auch Bedeutendes und Würdiges den Figuren zur Seite stehen, desshalb denn auch hohe Augpunkte gewählt, auf starren Felsen vielfach über einander gethürmte Schlösser, tiefe Thäler, Wälder und Wasserfälle dargestellt wurden. Diese Umgebungen nahmen in der Folge immer mehr überhand, drängten die Figuren ins Engere und Kleinere, bis sie zuletzt in dasjenige, was wir Staffage nennen, zusammenschrumpften. Diese landschaftlichen Tafeln aber sollten, wie vorher die Heiligenbilder, auch durchaus interessant sein, und man überfüllte sie desshalb nicht allein mit dem, was eine Gegend liefern konnte, sondern man wollte zugleich eine ganze Welt bringen, damit der Beschauer etwas zu sehen hätte und der Liebhaber für sein Geld doch auch Werth genug erhielte. Von den höchsten Felsen, worauf man Gemsen umherklettern sah, stürzten Wasserfälle zu Wasserfällen hinab durch Ruinen und Gebüsch. Diese Wasserfälle wurden endlich benutzt zu Hammerwerken und Mühlen; tiefer hinunter bevölkten sie ländliche Ufer, größere Städte, trugen Schiffe von Bedeutung und verloren sich endlich in den Ozean. Daß dazwischen Jäger und Fischer ihr

Handwerk trieben und tausend andere irdische Wesen sich thätig zeigten, läßt sich denken; es fehlte der Luft nicht an Vögeln, Hirsche und Rehe weideten auf den Waldblößen, und man würde nicht enden, dasjenige herzuzählen, was man dort mit einem einzigen Blick zu überschauen hatte. Damit aber zuletzt noch eine Erinnerung an die erste Bestimmung der Tafel übrig bliebe, bemerkte man in einer Ecke irgend einen heiligen Einsiedler. Hieronymus mit dem Löwen, Magdalene mit dem Haargewand fehlten selten.

II.

Tizian, mit großartigem Kunstgeschmack überhaupt, fing, insofern er sich zur Landschaft wandte, schon an mit dem Reichthum svariamer umzugehen; seine Bilder dieser Art haben einen ganz eignen Charakter. Hölzerne, wunderlich über einander gezimmerte Häuser, mittelgebirgige Gegenden, mannichfaltige Hügel, anrollende Seen, niemals ohne bedeutende Figuren, menschliche, thierische. Auch legte er seine schönen Kinder ohne Bedenken ganz nackt unter freien Himmel ins Gras.

III.

Breughel's Bilder zeigen die wunderlichste Mannichfaltigkeit: gleichfalls hohe Horizonte, weit ausgebreitete Gegenden, die Wasser hinab bis zum Meere; aber der Verlauf seiner Gebirge, obgleich rauh genug, ist doch weniger steil, besonders aber durch eine seltnere Vegetation merkwürdig; das Gestein hat überall den Verrang, doch ist die Lage seiner Schlösser, Städte höchst mannichfaltig und charakteristisch; durchaus aber ist der ernste Charakter des sechzehnten Jahrhunderts nicht zu verkennen.

Paul Brill, ein hochbegabtes Naturell. In seinen Werken läßt sich die oben beschriebene Herkunft noch wohl verspüren; aber es ist Alles schon freier, weitherziger und die Charaktere der Landschaft schon getrennt: es ist nicht mehr eine ganze Welt, sondern bedeutende, aber immer noch weitgreifende Einzelnheiten.

Wie trefflich er die Zustände der Lokalitäten, des Bewohnens und Benutzens irdischer Oertlichkeiten gekannt, beurtheilt und gebraucht, davon geben seine „Zwölf Monate" in sechs Blättern das schönste Beispiel. Besonders angenehm ist zu sehen, wie er immer zwei auf zwei zu paaren gewußt und wie

ihm aus dem Verlauf des einen in den andern ein vollständiges Bild darzustellen gelungen sei.

Der Einsiedeleien des Martin de Vos, von Johann und Raphael Sadeler in Kupfer gestochen, ist auch zu gedenken. Hier stehen die Figuren der frommen Männer und Frauen mit wilden Umgebungen im Gleichgewicht; beide sind mit großem Ernst und tüchtiger Kunst vorgetragen.

IV.

Das siebzehnte Jahrhundert befreit sich immer mehr von der zudringlichen ängstigenden Welt; die Figuren der Carracci erfordern weitern Spielraum. Vorzüglich setzt sich eine große, schön bedeutende Welt mit den Figuren ins Gleichgewicht und überwiegt vielleicht durch höchst interessante Gegenden selbst die Gestalten.

Domenichin vertieft sich bei seinem Bolognesischen Aufenthalt in die gebirgigen und einsamen Umgebungen; sein zartes Gefühl, seine meisterhafte Behandlung und das höchst zierliche Menschengeschlecht, das in seinen Räumen wandelt, sind nicht genug zu schätzen.

Von Claude Lorrain, der nun ganz ins Freie, Ferne, Heitere, Ländliche, Feenhaft-Architektonische sich ergeht, ist nur zu sagen, daß er ans Letzte einer freien Kunstäußerung in diesem Fache gelangt. Jedermann kennt seine Werke, jeder Künstler strebt ihm nach, und jeder fühlt mehr oder weniger, daß er ihm den Vorzug lassen muß.

V.

Damals entstand auch die sogenannte heroische Landschaft, in welcher ein Menschengeschlecht zu hausen schien von wenigen Bedürfnissen und von großen Gesinnungen. Abwechselung von Feldern, Felsen und Wäldern, unterbrochenen Hügeln und steilen Bergen; Wohnungen ohne Bequemlichkeit, aber ernst und anständig; Thürme und Befestigungen, ohne eigentlichen Kriegszustand auszudrücken; durchaus aber eine unnütze Welt, keine Spur von Feld- und Gartenbau, hie und da eine Schafheerde, auf die älteste und einfachste Benutzung der Erdoberfläche hindeutend.

Zur Revision des Textes.

Für die Feststellung des Textes kamen nachstehende Ausgaben von Goethe's Werken in Betracht:

5. **Goethe's Werke.** Stuttg. u. Tüb., Cotta. 20 Bde. Oft. 1815—1819. Bd 20.

5 a. Goethe's Werke. Original-Ausgabe. 26 Bde. Oft. 1816—1822. Wien, Kaulfuß und Armbruster. Bd. 20 und 22.

6. **Goethe's Werke.** Vollständige Ausgabe letzter Hand. Oft. 40 Bde. 1827—1831. Stuttg. u. Tüb., Cotta. — Dazu die „Nachgelassenen Werke". 20 Bde. 1832—1842. Zusammen 60 Bde. Bd. 36, 37, 38, 39, 44, 45 und 49.

6 a. Gleichzeitige Ausgabe in Sedez. — 60 Bde.

8. **Goethe's poetische und prosaische Werke in 2** (in Wirklichkeit 3) Bdn. Lexikon-Format. Stuttg. u. Tüb., Cotta. — 1836 und 1847.

9. **Goethe's Sämmtliche Werke in 40 Bänden.** Duodez. Stuttg. u. Tüb., Cotta. 1840. Bd. 27, 29, 30, 31 und 32.

1. Goethe's sämmtliche Werke in 30 Bänden. Groß-Oktav. Stuttgart, Cotta. 1850 f. Bd. 23, 24 und 25.

11 a. Dieselbe Ausgabe (in neuer Revision). 1857 f.

12. Goethe's sämmtliche Werke in 6 Bänden. Lexikon-Oktav. Stuttg., Cotta. 1806. Bd. 2. 4 und 5.

13. Goethe's Werke in 36 Bänden. Duodez. Stuttg., Cotta. 1867. Bd 23, 25, 26, 27, 28 und 31.

14. Dieselbe Ausgabe in Sedez (in neuer Revision). 1868.

15. Goethe's sämmtliche Werke in 40 Bänden. Groß-Sedez. Stuttg., Cotta. 1869. Bd. 34 und 35.

K. Goethe's Werke. Herausgegeben von Heinrich Kurz. 12 Bde. Verlag des Bibliographischen Instituts. 1865 und 1868. Bd. 11 und 12.

Die außerdem zu dem genannten Zwecke benutzten nachstehenden Schriften sind überall mit der bei jeder einzelnen angegebenen Abkürzung bezeichnet:

AZ. **Allgemeine Zeitung** (Augsburger). Tübingen, in der Johann Georg Cottaschen Buchhandlung.

BGZ. **Briefwechsel** zwischen Goethe und Zelter. Herausg. von Dr. F. W. Riemer. Sechs Theile. **Berlin**, 1833–1834. Verlag von Duncker und Humblot.

BN. **Nachträge** zu Goethe's Werken. Gesammelt und herausgegeben von Eduard Boas. Drei Theile. Berlin, 1832. Verlag von Heinrich Schmieder. (Zweiter Abdruck.)

BS. **Curiositäten** der physisch-literarisch-artistisch-historischen Vor- und Mitwelt. Zweiter Band. Weimar, im Verlage des H. S. privileg. Landes-Industrie-Comptoirs. 1812. — Darin ein Sendschreiben an den Hrn. Rath und Director Sickler (III. Stück. S. 195–202).

DAK. **Von deutscher Art und Kunst.** Einige fliegende Blätter. Hamburg 1773. Bey Bode.

DB. **Von deutscher Baukunst.** D. M. Ervini a Steinbach. 1773.

Ddt. Diderot. Essais sur la peinture. A Paris chez. ci. Buisson. L'an quatrième de la république (1794).

H³. (Dritter Himburg'scher Nachdruck.) — J. W. Goethens Schriften. Vierter Band. Berlin 1779. Bei Christian Friedrich Himburg.

JALZ. Jenaische Allgemeine Literatur-Zeitung. So seit 1804; früher, obgleich auch in Jena erscheinend, nur „Allgemeine Literatur-Zeitung" genannt.

JLM. **Journal** des Luxus und der Moden. Herausgegeben von F. J. Bertuch und G. M. Kraus. Bd. 17. 1802. Weimar.

KA. **Ueber Kunst und Alterthum.** Von Goethe. Achtzehn Hefte in 6 Bänden. 1816–1832. Stuttgart, in der Cottaischen Buchhandlung.

LPF. **Physiognomische Fragmente** zur Beförderung der Menschenkenntniß und Menschenliebe, von Johann Caspar Lavater. Erster Versuch. 1775. Leipzig und Winterthur. Bey Weidmann's Erben und Reich, und Heinrich Steiner und Compagnie.

MB. **Morgenblatt** für gebildete Stände (seit 1807).

NVS. Neuer Versuch über die Schauspielkunst. Aus dem Französischen. Mit einem Anhang aus Goethe's Brieftasche. Leipzig, im Schwickert'schen Verlage. 1776.

PP. Propyläen. Eine periodische Schrift herausgegeben von Goethe. 3 Bände in 6 Stücken. Tübingen. 1798–1800. In der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

RDI. Das Römische Denkmal in Igel und seine Bildwerke, mit Rücksicht auf das von H. Zumpft nach dem Originale ausgeführte 19 Zoll hohe Modell beschrieben und durch Zeichnungen erläutert von Carl Osterwald. Mit einem Vorworte von Goethe. Coblenz 1829. In Commission bei Karl Baedeker.

SG. Goethe's Italiänische Reise. Aufsätze und Aussprüche über bildende Kunst. Herausgegeben von Christian Schuchardt. Zweiter Band. Stuttgart. Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. 1863.

TM. Der Teutsche Merkur. Weimar. 1773–1789. (Herausgegeben von Wieland.)

WJB. Jahrbücher der Literatur. Wien. Gedruckt und verlegt bei Carl Gerold. (Jahrgang von 1830.)

WSJ. Winckelmann und sein Jahrhundert. In Briefen und Aufsätzen herausgegeben von Goethe. Tübingen, in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. 1805.

Einleitung in die Propyläen.

Texte. die Ausgaben 6 bis 15, K, PP und SG.

Dritte Zeile

7. 1. bis S. 8 Z. 2 — fehlt in allen Texten mit Ausnahme von PP, ist indessen abgedruckt in KN, Bd. 1. S. 9 bis 15.
9. 13. Absicht; — 13 Ansicht.
10. 23. verharren; — 12 beharren.
11. 25. Allgemeinern, nach PP und 11a bis 15; — 6 bis 11, SG und K allgemeinen.
12. 12. nützt; — 11 bis 14 nutzt.
13. 26. und; — 11 und 15 oder.
14. 29. vorbereitet, nach PP; — 6 bis 15, SG und K verbreitet.
15. 14. einiger; — PP, 11 und 15 einige.
17. 12. interessant; — 12 interessirt.
19. 3. habe; — PP haben.
12. mögen; — PP wollen.
13. genießen wollen, nach PP und 15; — 6 bis 14, SG und K genießen.
23. dies; — PP und 15 diese.
21. 1. unerachtet, nach 6 bis 9, SG und K; — PP ohnerachtet, 11 bis 15 ungeachtet.
5. vor; — PP für.
22. 26. Mögliche, nach PP, 9 bis 15 und SG; — 6 bis 8 und K Möglichste.
23. 17. sich — fehlt in PP.
24. uns, nach 9 bis 15 und SG; — PP und 6 bis 8 nun, K uns nun.
24. 5. lebende; — PP belebende.
6. hätten, nach 6 bis 11, K und SG; — PP und 11a bis 15 fänden.
25. 24. Deutsche und Engländer; — PP Deutschland und England.

Ueber Laokoon.

Texte: die Ausgaben 6 bis 15, K, PP und SG.

31. 2 bis 12. — fehlen in allen Drucken mit Ausnahme von PP.
27. hohen; — PP und K hohe.
32. 27. fordern; — PP und K fodern.
33. 22. Laokoon; — PP Laokoons, ebenso häufig a. and. O.
34. 7. viele, nach PP, 11 bis 15 und SG; — 6 bis 11 und K die.
9. Zum Exempel (Z. E.) nach PP, 6 bis 9, SG und K; — 11 bis 15 Zum Beispiel.
21. göttergesandten; — PP, K und 15 göttergesandte.

35. 4. nachher, nach 6 bis 9, SG und K; — PP und 11 bis 15 hernach.
36. 27. hier, nach PP, 11a bis 15 und K; — in 6 bis 11 und SG fehlt das Wort.
37. 10. gebissen; — 15 getreten.
38. 2. unmächtig, nach 6 bis 9 und SG; — PP, 11 bis 15 und K ohnmächtig.
14. Handlung; — 14 und 15 Haltung.
15. die, nach PP und 15; — in 6 bis 14, SG und K fehlt das Wort.
20. u. 21. ahnungsvoll; — PP bis 9 und K ahndungsvoll.
28. Interesse, nach PP bis 9, SG und K; — 11 bis 15 Interessen.
39. 20. wenn sie nicht verloren gehen, doch, nach 6 bis 8 und K; — PP, 9 bis 15 und SG entweder verloren gehen oder.
40. 30. zuletzt; — PP noch zuletzt.
32. Virgil; — PP und 15 Virgilen.
41. 6. auch; — 12 auf.
13. und — fehlt in PP.
15. Wendungen; — 11 Windungen, was sich zwar empfiehlt, aber keine Autorität für sich hat.
22. Mittel, nach PP und 11a bis 15; — 6 bis 11, SG und K ein Mittel.

Diderot's Versuch über die Malerei.

Texte: die Ausgaben 5 bis 15, Ddt, PP und SG.

47. 12. demselbigen; — 5a demselben.
48. 18. Diderot's; — 5a Diderot's (Druckfehler).
22. Paradoxe; — 11 bis 14 Paradoxen.
24. geltend, nach 6 bis 14 und SG; — PP, 5, 5a und 15 gelten.
51. 7. Augenbrauen, nach 11 bis 14, entsprechend dem auch sonst von Goethe meistens festgehaltenen Gebrauche; — die übrigen Drucke Augenbraunen.
52. 18. Lebenvolle, nach 5 bis 9 und SG; — PP und 15 Lebevolle, 11 bis 14 Lebensvolle.
27. welchen; — PP welchem.
36. wechselsweise; — PP und 5a wechselweise.
53. 1. die, nach 5 bis 9 und SG; — PP und 11 bis 15 der, ebenso a. und C.
8. monströs; — 11 bis 14 monströs.
56. 28. drunter; — 5a darunter.
57. 22. seiner; — 13 seine.
58. 20. darfen; — PP dürfen.
59. 2. ausgedruckt; — PP, 5 und 5a ausgedruckt, ebenso a. und C.
20. fünfundzwanzig nach Ddt, 6 bis 15 und SG; — PP, 5 und 5a zwanzig.
24. Kapritze; — 11 bis 14 Kapritze.
60. 14. verdalten, nach dem Ausdruck in Ddt (quels que soient), nach 6 bis 15 und SG; — PP, 5 und 5a erhalten.
61. 6. trotz, nach 6 bis 15 und SG; — PP und 5 ohngeachtet, 5a ungeachtet.
11. Weiberfiguren; — 13 Weibesfiguren (Druckfehler).
15. der (provinz.), — PP, 5 bis 9 für.
62. 3. herumfrabbelt, nach 11 bis 14 und SG; — PP, 5 bis 9 und 15 herumfrabelt.
12. weis; — PP und 5 weist.

Ich bin nur immer jung,
Daß ich was mache;
Wer jung verbleiben will,
Denk', daß er mache,
Und wenn's nicht * * * sind,
Im andern Fache.

Anstatt daß Ihr bedächtig steht,*)
Versucht's zusammen eine Strecke!
Wißt Ihr auch nicht, wohin es geht,
So kommt Ihr wenigstens vom Flecke.

Jedem redlichen Bemühn**)
Sei Beharrlichkeit verliehn!†)

Jeder Weg zum rechten Zwecke
Ist auch recht in jeder Strecke.††)

Zu verschweigen meinen Gewinn,***)
Muß ich die Menschen vermeiden;
Daß ich wisse, woran ich bin,
Das wollen die Andern nicht leiden.

Und so heb' ich alte Schätze,†)
Wunderlichst †††) in diesem Falle.

---

*) Zuerst gedruckt in „Kunst und Alterthum" VI, 1, 133, 1827. Die Worte stehen unmittelbar hinter einem Aufsatze Goethe's über Le Tasse, drame historique en cinq actes par M. Alexandre Duval und deuten wieder jene Hoffnung auf eine „Weltliteratur" an, die Goethe in späteren Lebensjahren hegte. Der Nachdruck liegt auf dem „zusammen" des zweiten Verses.

**) Tiefer und der folgende Spruch finden sich zuerst in „Kunst und Alterthum", II, 2, S. 6, 1820 als Motto der „Kunstanzeigen"; den zweiten gab Goethe als Gedenkblatt an Fr. Wilh. Hemingbaus, den vielgereisten Chef eines Krefelder Handlungshauses, der ihn am 1. Oktober 1828 bei seiner Rückkehr von der Versammlung der Naturforscher in Berlin besuchte. — Vgl. die Kölnische Zeitung vom Montag den 21. August 1854 Nr. 231 und Eckermann's Gespräche mit Goethe, (3. Ausg.) II, 9.

***) Mitgetheilt im Goethe-Zelter'schen Briefwechsel II, 113 als Beilage eines Briefes vom 22. April 1814.

†) Dieses und das folgende Gedicht stehen zusammen mit der bereits mitgetheilten Strophe „Wanderlegen" (II, 272) auf den Titel-Blättern der ersten Ausgabe des ersten Buchs der Wanderjahre (1821). Goethe selbst hat dadurch, daß er nur den „Wanderlegen" unter die „Vermischten Gedichte" aufnahm, gezeigt, daß diese beiden Strophen dort nicht hingehören.

††) Die Bezeichnung „wanderlich" liebte Goethe in späteren Jahren; wie hier, heißt es auch in seinen Annalen von 1807: „Die Wanderjahre sollten ein wanderlich anziehendes Ganze bilden." — E.

†) Zuerst mitgetheilt in der Ausgabe von 1836.

62. 2. diesen; — 15 dieser.
63. 1. meiner Kreuzstraße, nach 1-3 (mon carrefour), PP, 5 bis 9 und SG; — 11 bis 15 einer.
2. Erfordern, nach 6 bis 15 und SG; — PP, 5 und 5a Befehl.
3. vor; — PP, 5 und 5a für.
64. 4. vervielfältigen; — PP vervielfaltiaen.
5. Zuschrift; — PP, 5 und 5a Beschreiben.
6. u. s. w. Sehr! Gleich viel! Zwei von Euren Kameraden treffen! nach PP, 5 bis 9 und SG; — in den Ausgaben 11 bis 15 ist aus dem Ganzen ein Satz gemacht.
65. 7. den, nach 8 und 11a bis 15; — PP, 5 bis 6a, 9, 11 und SG dem.
8. setzt, nach 5-11 (il faut que vous mettiez), 6, 9, 11 und SG; — PP, 7, 5a und 11a bis 15 wollt.
9. braucht; — 12 braucht.
10. u. s. ausdrückt; — 8 ausdrucht.
11. unzulänglich; — PP, 5 und 5a unzugänglich.
66. 3. Interesse. Zu der Note zu S. 38 Z. 38 der Textrevision.
4. wie — fehlt in 13.
7. der — fehlt in 11 bis 13.
8. sinnig; — PP und 5a sinnlich.
11. klein; — 6a, 9 und 11 kleinlich.
12. vollendete, nach PP, 5 bis 9 und SG; — die Verbesserung vollendende in 11 bis 15 erscheint wenigstens nicht notwendig.
67. 12. vordere als, nach PP, 5 bis 9 und SG; — 11 bis 15 Vorder- als.
16. ungefähr; — P und 5 ohngefähr.
68. 7. lebendige, belebte Nachende, nach 6 bis 15 und SG; — PP, 5 und 5a Lebendige, Belebte, Nachende.
21. verbannt; — einige Exemplare von PP verbrannt.
22. Individuo; — 11 bis 14 Individuum.
69. 18. entstünde; — 5a entstände, ebenso a. und O.
22. schwätzen; — 11 bis 14 schwatzen.
23. bisarren, nach 5a, 8, SG und 15; — PP, 5, 6 bis 7 und 9 bisarren, 11 bis 15 wunderlichen.
70. 15. Rückenhalt, nach PP, 5 bis 9, 15 und SG; — 11 bis 14 Rückhalt.
19. Mißenschaften; — 15 Wissenschaft.
71. 2. auf; — 11 bis 14 auf das.
3. von; — 5a vor.
15. vortrefflichen, nach 11 bis 14 und SG; — PP, 5 bis 9 und 15 fürtrefflichen.
18. stünde; — 5a stände.
72. 17. Kenntnisse; — 5a Kenntniß.
22. gleichsam, nach PP und 15; — in 5 bis 14 und SG fehlt das Wort.
73. 5. u. s. Verirrungen, nach PP und 15; — 5 bis 14 und SG Verwirrungen.
22. das, nach PP, 5 bis 9, SG und 15; — 11 bis 14 was.
75. 8. Dieses; — 15 Dies.
21. einfarbige, nach 11 bis 14; — PP, 5 bis 9, SG und 15 einfärbige.
76. 24. andern; — PP, 5 und 5a andere.
25. Aehnlichem; — PP Aehnlichen.
77. 2. entstanden; — 5a entständen.
3. Farbekünstlers; — 11 bis 15 Farbenkünstlers.
26. Rigaud's; — 11 bis 14 Richauds.
78. 16. werden; — PP wurden

78. 2b verstünde; — 5a verstände.
79. 1. dran; — 5a daran.
80. 11. Luftperspektive; — PP, 5 bis 9 Luftperspektiv.
81. 7. die — fehlt in einigen Exemplaren von 6a.
12. Weiß malen und hell, nach 6 bis 15 und SG; — PP, 5 und 5a Weiß oder hell zu.
20. ahnungsvollen; — PP ahndungsvollen.
25. Spagnoletz; — 11 bis 14 Spagnoletto.
83. 11. Lehre; — 6 bis 8 Lage.
24. Ganze nach PP, 5, 5a und 15; — 6 bis 14 und SG Ganzes.
26. zu — fehlt in 11 bis 15.
84. 13. denen; — 11 bis 13 den.
18. dessen ungeachtet, nach 6 bis 9, 11a bis 13 und SG; — 5a und 11 dem ungeachtet, PP, 5, 14 und 15 demohngeachtet.
85. 7. erbauen; — 5a und 11 bis 14 erheben.
20. nachhängt; — 9 nachhangt.
86. 10. wofür; — 11 bis 14 wovor.
21. ungefähr; — PP, 5 und 15 ohngefähr.
23. wollen — fehlt in 12.
87. 14. ein — fehlt in 6a bis 9.
29. seinem Werke, nach 6 bis 14 und SG; — PP, 5, 5a und 15 seinen Werken.
89. 3b. Emailmaler; — PP, 5 und 5a Emaillemaler.
90. 13. gelechet, nach PP und 15; — in 5 bis 14 und SG fehlt das Wort.
23. materielle Farbenerscheinung, nach PP, 5 bis 9, SG und 15; — 11 bis 14 materiellen Farbenerscheinungen.
91. 12. ungeachtet; — PP und 5 ohnerachtet, 5a unerachtet.
92. 17. ließ; — PP, 5 und 5a ließe.

Ueber Wahrheit und Wahrscheinlichkeit der Kunstwerke.

Texte: die Ausgaben 5 bis 15, K, PP und SG.

97. 12. ungefährer, nach 5a, 6 bis 15 und SG; — PP, 5 und K ohngefährer, ebenso a. und O.
28. Kostüm; — PP, 5 bis 8 Costum.
98. 1 u. 4. ausdrückt; — vgl. die Note zu S. 65, Z. 24 und 25.
99. 4. dessen ungeachtet, nach 6 bis 15 und SG; — PP, 5 und K dem ohngeachtet, 5a dem ungeachtet, ebenso a. und O.
100. 13. scheint nach PP und 5 bis 8; — 9 bis 15, SG und K erscheint.
28 u. 29. ebenso S. 101, Z. 2 vortrefflich, nach 6 bis 14, SG und K; — PP, 5, 5a und 15 fürtrefflich.
29. beweiß, nach 11a bis 15; — 5 bis 11, PP, SG und K beweis ed.
101. 20. zu — fehlt in PP.
28. behaupteten; — 9 bis 11 und SG behaupten.
102. 28. gemalten, nach PP, 9 bis 15, SG und K; — 5 bis 8 abgemalten.

Der Sammler und die Seinigen.

Texte: die Ausgaben 5 bis 15, K, PP und SG.

107. 8 bis 10. die ähnlichen Gesinnungen .... und, — die Worte fehlen in 6a bis 11 und SG.
109. 2. Vortrefflicher; — PP, 5 und 5a Fürtrefflicher.

109. 14. schwächte; — 11 bis 15 schwankte.
Seidem, nach dem vor- und schopenhauerischen Gebrauche; — sämmtliche Drucke beiden.
16. lange, nach 5 bis 15, SG und K; — PP, 5 bis 8 langen.
110. 17. der; — 11 bis 13 er.
20. für — fehlt in 5a.
20. den Naturforschern äußerst, nach PP und K; — 5a dem Naturforscher, 5, 6 bis 15 und SG den Naturforschern.
24. erbud; — 11 bis 14 erbob.
111. 1. eignen; — PP, 5 und 5a eigne.
8. der — fehlt in 14 und 15.
14. Möbels, nach PP, 5 bis 9, SG und K; — 11 bis 15 Möbeln.
19. Porträte, nach 11 bis 15 und K; — PP, 5 bis 9 und SG Portraite.
112. 13. natürliches, nach PP, 5 bis 9, SG und K; — 11 bis 15 ein natürliches.
114. 7. die, nach PP, 5 bis 6 und K; — 8 bis 15 und SG der.
115. 11. ungeachtet; — PP und 5 ohngeachtet.
116. 31. Füßlit; — 11 bis 15 Füßlis.
117. 27. unverträglich; — 5 bis 8 unerträglich.
119. 18. finden; — 11 bis 14 fürchten.
20. Kuhnbingestrichene, nach 6 bis 14, SG und K; — PP, 5, 5a und 15 Kühne, Hingestrichene.
25. war — fehlt in 5 bis 6a.
120. 25. Ahnung; — PP und K Ahndung.
121. 28. Egoism; — 11 bis 14 Egoismus.
122. 1. angenehmen; — PP, 5 und 5a angenehme.
20. ungeachtet; — PP ohngeachtet.
124. 21. meine .... sie, nach dem auch sonst bei Goethe überwiegenden Gebrauche; — die Drucke sämmtlich meinen .... ihn. Vgl. die Note zu S. 53, Z. 1.
126. 15. Reinlichkeit, nach PP und 11a bis 15; — 5 bis 11, SG und K Reinheit.
127. 3. Stizitis; — PP, 5, 5a und 15 Stizitste.
17. ungeachtet; — PP und 5 ohngeachtet.
20. Sie; — 15 sich.
128. 10 u. 11. Anmerkungen; — PP, 5, 6 und 6a Anmerkung.
129. 28. Apoll; — PP und 5 Apollo.
41. zu, nach PP, 5, 6 bis 11, SG und K; — 5a und 11a bis 15 zum.
130. 24 u. 25. Zudörer; — 15 Zeugen.
26. stuppichten; — PP, 5 und 5a stippichten.
27. runslichte, nach PP und 5a; — andere Ausgaben runzlige, runzliche, runslige.
131. 9. krampfartige; — PP und 5 krämpfartige.
133. 20. mein; — 11 und SG meine.
134. 14. wenige; — 13 wenig.
15. Ungefähr; — PP und 5 ohngefähr.
24. Laokoon; — PP und 5 Laokoons.
135. 1. stunde; — 5a stände, ebenso S. 137, Z. 7, S. 140, Z. 26 u. a. und O.
136. 15. seste, nach PP, 5, 6 bis 9 und K; — 5a, 11 bis 15 und SG fest.
137. 20. als, nach PP, 11a bis 15 und K; — in 5 bis 11 und SG setzt das Wort.
138. 2. habe — fehlt in 11 bis 15.
25. Individuus; — 11 bis 14 Individuum, ebenso S. 153, Z. 19.
140. 20 u. 21. ihr .... weiß. — In SG wird vorgeschlagen: Ihnen .... wissen zu lassen, wodurch allerdings der Ausdruck korrekter würde.

141. 6. Das; — 15 Da.
19. ausbildet; — 5 bis 6a ausgebildet.
143. 19. bekannten; — PP, 5 und 5a bekannte.
146. 11. Die Dame; — 11 bis 15, SG und K Dame.
26. ablenkt, nach 11a bis 15 und K; — PP, 5 bis 11 und SG ablehnt. Die zuerst in 11a gemachte Verbesserung scheint unbedingt richtig.
147. 24. weitläufiger, nach 6, 11 bis 14 und dem sonst bei Goethe herrschenden Gebrauche; — PP, 5 bis 6a, 9, SG und K weitläuftiger.
29. angeschlossen, nach 5 bis 14, SG und K; — PP und 15 geschlossen.
149. 4. Publike; — 11 bis 14 Publicum.
20. unmöglich; — PP und 5 ohnmöglich.
24. für; — PP und 5 vor.
150. 13. gutmüthig, nach PP und 15; — 5 bis 14, SG und K großmüthig, was offenbar aus Z. 9 in den Text gekommen ist.
29 u. 30. mitgetheilten; — 5 bis 8 eingetheilten.
151. 16. einige. — In SG wird vorgeschlagen eine, indessen ist die Veränderung wenigstens nicht unbedingt nöthig.
152. 7. vorzuspielen, nach PP, 5 bis 11; — 11a bis 15 vorzuspiegeln. Diese Veränderung erscheint durchaus überflüssig, wenn man berücksichtigt, wie z. B. auch Schiller (Werke, XV. S. 439) die Begriffe „Spiel“ und „spielen“ braucht.
153. 9. Verirrung; — 5 bis 8 Verwirrung.
154. 20. Vorhergehenden; — 5 bis 6a Vorbeigehenden.
156. 24. bezaubernden; — PP, 5 und 5a bezaubernde.
25. ungefähr; — PP ohngefähr.
157. 13. Skizzisi, nach 11 bis 14; — PP, 5 bis 9, SG und K Skizzisie.

Ueber den sogenannten Dilettantismus.

Texte: die Ausgaben 6 bis 15 und SG; (in SG stehen indessen nur die auf die bildenden Künste bezüglichen Partien.)

163. 4. Sämmtliche Drucke haben noch die Jahreszahl 1799 hinzugefügt.
165. 24. Uebertreibung; — 15 Uebereilung.
173. 12. Lieder und, nach 6 bis 9; — 11 bis 15 Lieder- und.
20. eine; — 12 jene.
177. 21. Vorliebnehmen, nach 6 bis 9 und SG; — 11 bis 15 Fürliebnehmen, ebenso S. 179, Z. 24.
179. 11. Materiale; — 15 Materielle.

Winckelmann.

Texte: die Ausgaben 5a bis 15, K und WSJ. — Die Abweichungen unserer Ausgabe von andern in Beziehung auf die in den Text aufgenommenen Stücke sind in der Vorbemerkung S. 185 f. angegeben; das Folgende enthält daher nur die Varianten im Einzelnen.

189. 8. nachstehende Winckelmannische Briefe, nach WSJ, 5a, 6a und K; — 8 bis 15 Winckelmann's Briefe an Berendis.
192. 1. Werk; — WSJ und 5a Band.
193. 8. von dem; — 5a vom.
12 u. 14. Winckelmannischen, nach WSJ, 3a bis 9, K, 14 und 15; — 11 bis 13 Winckelmann'schen, ebenso a. und O.

193. 14. manchmal, nach 6 bis 15 und K; — WSJ und 5a durchaus. Die gewiß beabsichtigte Aenderung setzt eine Umwandlung von Goethe's Urtheil voraus.
194. 16. liebenswerth; — 12 liebenswürdig.
17 u. 28. unsrer Briefsammlung, nach WSJ, 5a bis 9 und K; — 9 bis 15 seiner Briefe an Berendis.
195. 18. eine; — 15 einige.
17 Winckelmannen; — 11 bis 13 Winckelmann.
24. Herzogin Frau Mutter, nach WSJ, 5a bis 8 und K; — 9 bis 15 Herzogin-Mutter.
202. 27. manches; — 5a Manche
203. 24. ab; — 5a bis 8 auf.
205. 3 Heiden; — WSJ Heide.
206. 3. Winckelmannen; — 8 und 11 bis 15 Winckelmann.
207. 15. Heinecken, nach 8 bis 15; — WSJ, 5a bis 6a Heinecke.
208. 19. überbetriebigt; — WSJ überbetriebrigt (Druckfehler).
13. unentgeltlich; — WSJ ohnentgeltlich.
210. 11. das, nach WSJ und 5a bis 9; — 11 bis 15 und K was.
9. Von dem Stile; — 11 bis 13 Ueber den Styl.
28. geahnetes; — WSJ geahndetes, ebenso S. 211, S. 6, und S. 218, S. 25 Ahnungen, resp. Ahndungen.
211. 13. Ζηϑον; — 5a Ζωον.
20. so — fehlt in 5a bis 11 und K.
212. 3. worin, nach WSJ, 5a und 11 bis 15; — 6 bis 9 und K worinnen.
können, nach 8 bis 14 und K; — WSJ und 15 könnten.
215. 3. Kardinals; — WSJ und 5a Cardinal.
6. grenzendes; — WSJ und 5a glänzendes.
217. 5. Katalog; — WSJ und 15 Katalogen.
218. 9. zu, nach WSJ und 5a bis 9; — 11 bis 15 und K zur.
219. 14. Anforderung, nach 5a bis 9; — WSJ Anfoderung; 11 bis 15 und K Anforderungen.
20. daß sie; — 15 da sie.
220. 13. im, nach WSJ, 5a bis 11; — 11a bis 15 und K in.
27. Luther'sche, nach WSJ, 5a bis 9 und K; — 11 bis 15 Lutherische.
222. 24. Winckelmann; — WSJ W'n.
26. bekleidete; — 15 begleitete.
228. 22. selsigte, nach WSJ, 5a bis 9 und K; — 11 bis 15 selsige.

Polygnot's Gemälde.

Texte: die Ausgaben 6 bis 15, BN, JALZ und SG.

237. 1 bis 27 — fehlen in BN.
13. Dem einen, nach 11 bis 15; — 6 bis 9 und SG dem Einen.
26. bedeutenden; — JALZ, und 15 bedeutende.
238. 1 u. 2. Einleitendes über, nach JALZ, 6 bis 9 und SG; — 11 bis 15 Ueber; in BN fehlen beide Worte.
240 und 241. Die Tafeln zur Veranschaulichung der wahrscheinlichen Anordnung der Polygnotischen Gemälde sind in dreifacher Gestalt vorhanden. A. Beide Tafeln typographisch dargestellt 1. im Originaldruck, Extra-Beilage zu dem I. Quartal der Jen. Allg. Lit.-Ztg. 1804, 2. in der Ausg. letzter Hand, Nachgelassene Werke, IV.; B. Die Tafel auf der rechten Seite der Leiche (Erste Tafel, S. 240 f.) dargestellt durch Kupferstich in der Extra-Beilage zu dem III. Quartal der Jen. Allg. Lit.-Ztg. 1805.

Die Vergleichung der Tafeln in den erwähnten Original- und allen späteren Drucken mit Goethe's erläuterndem Texte hat folgendes Resultat ergeben.

Nur im ersten und zweiten Druck der Tafeln (1804 und 1805) entspricht die Vertheilung der Figuren und Gruppen der Gemälde genau den Angaben des erläuternden Textes. Der Kupferstich von 1806 ist zwar unter ausgesprochener Verläugnung des Aspenhausen'schen Entwurfes (vgl. S. 234) gefertigt, befindet sich aber fast ganz in Uebereinstimmung mit der ersten Tafel von 1804. — Alle späteren Drucke ohne Ausnahme ignoriren nämlich bei der Anordnung der die einzelnen Gruppen zusammenfassenden Klammern das Original in auffallender Weise. Diese Klammern müssen, soweit der erste Druck nicht selbst abweicht, in derselben Horizontalen unter den Gruppen liegen. Die Nothwendigkeit der durchlaufenden Linien, worauf dem Prinzip von symmetrischer Anordnung zufolge der alte Maler seine Figuren und Gruppen gestellt," ist in dem Aufsatze, welcher zur Erläuterung des Kupferstichs der ersten Tafel dient (weiter Druck von 1805), besonders betont (vgl. unsern Anhang, S. 868 u. S. 869 Z. 10 ff.). In allen bisherigen Drucken der Tafeln seit der Ausg. letzter Hand geht demnach eine Hauptwirkung der typographischen Darstellung der Gemälde für das Auge verloren. — Abgesehen von dem erwähnten Mangel zeigen die bisherigen Drucke in den Werken für die zweite Tafel keine wesentlichen Abweichungen vom Original; es handelt sich mehr oder weniger um Ungenauigkeiten. Dagegen hat beim Wiederabdruck der ersten Tafel seit den Nachgelassenen Werken (Ausg. f. Hd.) eine ganz willkürliche Verschiebung der Gruppenstellung stattgefunden, in direktem Widerspruch mit dem bezüglichen Text. — Erst die Cotta'schen Ausgaben seit 11a und speciell die von 1869 (15 nach unserer Bezeichnung) haben die groben Fehler dieser Art erkannt und vermieden, obwol eine genaue Wiedergabe des Originaldrucks auch noch bis der letzten vermißt wird. — Zur Illustration jener groben Fehler, welche sich zuerst in der Ausg. f. Hd. finden, mögen zwei drastische Beispiele statt mehrerer dienen. Auf der ersten Tafel wird dargestellt: 1) die Eroberung von Troja, 2) die Verherrlichung der Helena. Beide Darstellungen sind getrennt. Nach der Erläuterung der Gruppe X ad 1) (S. 242 unt. Ausg.) soll das hölzerne Pferd mit dem Haupte (*Pferdekopf* in der Tafel) über die von Eneas niedergeworfenen *Mauern* von Troja hervorragen. Statt dessen ist in der Ausg. letzter Hand u. flahn. der „Pferdekopf" in die „Verherrlichung der Helena" hineingeraten! — Die Gruppe IV ad 2) soll über der Gruppe III ebenbal stehen (vgl. S. 245 f.); statt dessen steht sie über der Gruppe II, also vollständig aus dem Zusammenhange gerückt.

Zu bemerken ist noch, daß bei Schuchardt (SG) den einzelnen Gruppen die entsprechenden Zahlen der Aspenhausen'schen Platten zugefügt sind.

Unter solchen Umständen erschien es allein richtig, auf den ersten Druck von 1804 zurückzugehen, und dieser ist daher auch in unseren Tafeln genau wiedergegeben worden. — Daß die nach Ausweis dieser Text-Revision in den die Tafeln begleitenden Texte erfolgten Berichtigungen der griechischen Namen auch in die Tafeln aufgenommen werden mußten, bedarf wol kaum der Erwähnung.

242. 12. Kassandren; — 11a bis 15 Kassandra.
243. 2. Glaſos, orthographische Korrektur; alle Texte Elassos
11. jenſeit; — 11a bis 15 jenſeits.

244. 22. Eteoneus, orthographische Korrektur; — alle Texte Euoneus.
244. 2. Arion, Korrektur aus Pausanias; — alle Texte Aries.
245. 19. Diomede, desgl.; — alle Texte Diomedes. Man vergl. die Anmerkung im Text zu dieser Stelle.
246. 16. Aithra. — 15 Aithra (Druckfehler).
247. 14. Perisis, nach Pausanias und 11 bis 15; — JALZ, 6 bis 9, BN und SG Pisis.
248 u. 249. Siehe die Auseinandersetzung zu S. 240 u. 241 der Textrevis.
251. 3. Mylata, Korrektur aus Pausanias; — alle Texte Mylatis.
20. kehrt, nach JALZ, BN und 15; — 6 bis 14 und SG zurkehrt.
253. 4. Proitos, nach 11 bis 15; — die übrigen Texte Proetos.
254. 2. Aias; — die Texte theils Ajas, theils Ajax, ebenso a. and. O.
256. 26. älteren; — BN alten.
259. 2. Helenen; — 11a bis 13 Helena.
17. Polypoites; — BN Polypoides.
20. Neoptolem; — 11 bis 13 Neoptolemos.
27. Frauen; — SG Frau.
260. 20. des Sinnbildes, nach 11 bis 14; — JALZ, BN, SG und 15 dem Sinnbilde.
21. Helenens; — 11 bis 13 Helena's.
263. 27. etwan; — BN etwa.
264. 24. dem Edelsten, nach JALZ, BN und 11 bis 13; — 6 bis 9 sowie 14 und 15 einem der edelsten, SG dem edelsten.
265. 21. Kallisto; — BN Kallista.
266. 26. des; — 15 der.
267. 1. absehen; — BN abnehmen.

Philostrat's Gemälde.

Texte: die Ausgaben 6 bis 15, KA und SG.

275. 21. neueren; — KA neuere.
276. 20. Roman; — 11 bis 14 Romano, ebenso S. 280 Z. 35 und S. 281 Z. 11.
277. 23. entstund; — 11 bis 13 entstand.
278. 27. Phaethon, orthographische Korrektur; — sämmtliche Texte Pharton.
279. 8. Rhodogune, nach 8, 11a, 12, 14 und 15; — die übrigen Ausg. Rhodogune, ebenso S. 288, Z. 11.
10 u. 11. Bewerbung zelingen, mißlingen, nach KA, 6 und 6a; — 8, 9 und SG Bewerbung, Gelingen, Mißlingen, 11 bis 15 Bewerbung, deren Gelingen, Mißlingen.
280. 2. Galatee (*Galatea*) — KA Galathe.
281. 5. Weimarische Kunstfreunde, nach 11a bis 15; — KA, 6 bis 9 und SG *W.K.F.*, 11 Weimarischer Kunstfreund.
16. Athlete; — 11 bis 14 Athlet.
27. Tanz, nach KA und 6 bis 9; — 11 bis 15 und Tanz.
34. vom; — 11 bis 15 von.
282. 3. Hannibal Carracci, nach 11 bis 15; — KA, 6 bis 9 und SG Annibal Carrache.
13. kömmt; — 11 bis 15 kommt.
283. 7. Bosporus; — KA, 6 und 6a Bosphorus; ebenso S. 296, Z. 29, und S. 297, Z. 20.
11. Palestrina, nach 11 bis 15; — KA, 6 bis 9 und SG Palästrina.
284. 3. Ganze, nach KA, 6 bis 9 und SG; — 11 bis 15 Ganzes.

284. 11. ungesäumt; — KA ohngesäumt.
12. durchrieselt; — in SG wird dafür ohne ausreichenden Grund überrieselt vorgeschlagen.
13. unterlag; — KA erlag.
285. 8. nachdenklich; — 15 nachdenkend.
10. Menökeus; — KA, 6 und 6a Menoeceus.
11. braunlich; — 11 bis 15 bräunlich.
286. 12. Ahnungsvoll, nach 8, 11 bis 15 und SG; — KA, 6, 6a und 9 Ahndungsvoll.
287. 10. Andern; — KA andere.
11. Troer, nach 11 bis 15; — KA, 6 bis 9 und SG Trojer.
289. 17. obere — wird als überflüssig und verwirrend in SG zu streichen vorgeschlagen.
290. 23. gold, nach 11 bis 15; — KA, 6 bis 9 und SG Gold.
291. 24. drosseln; — 11 erdrosseln.
292. 7. Weihegeschenk, nach KA, 6 bis 9 und SG; — 11 bis 15 Weihgeschenk.
293. 5. viel; — 14 und 15 viele.
294. 24. Prosa, nach 11 bis 15; — KA, 6 bis 9 und SG Prose.
296. 7. überbliebenen, nach KA, 6 bis 9 und SG; — 11 bis 15 übrig gebliebenen.
298. 5. Tiphys (*Τίφυς*), orthographische Korrektur; — sämmtliche Texte außer SG Typhis.
6. Lynceus; — KA und SG Linzeus.
299. 14. Eros; — 11 bis 14 Amor.
300. 20. diesen; — KA diese.
301. 24. der, nach KA und 15; — 6 bis 14 und SG er.
26. überwundenen; — KA überwundenem.
28. Aethiopierin; — 14 und 15 Aethiopierin.
302. 4. unsern; — KA ohnfern.
9. zähneblickend; — KA und 6 bis 8 zähneblöckend.
304. 1. Ellbogen; — 11 bis 14 Ellenbogen.
11. Carracci; — KA, 6 bis 9 und SG Carrache.
21. schwächen; — 11 bis 14 schwagen.
23. Lotos (*λωτός*), wie 15; — KA, 6 bis 9 und SG Lothos, 11 bis 14 Lotus.
305. 21. arohe, nach KA, 6 bis 9 und SG; — 11 bis 15 großen.
307. 4. Olymp 8, nach KA, 6 bis 9 und SG; — 11 bis 15 Olymp.
14. Maia; — 11a bis 15 Maia.
309. 15. dichterischem; — sämmtliche Texte dichterischen.
21. Amphitruo, nach KA, 6, 6a und 11a bis 15; — 8 Amphitrio, 9, 11 und SG Amphitryo.
310. 20. Acheloos, nach KA und 6 bis 8; — 9 bis 15 und SG Achelous, ebenso S. 311, Z. 13 und 27.
311. 23. Dejanira; — 11 Dejaniren.
312. 4. Eucnos (*Εὔηνος*), — KA 6 bis 8 Ephenus, 9 bis 15 und SG Evenus.
14. u. 15 Dejaniren; — 11a bis 15 Dejanira.
313. 16. Antäus; — KA, 6 und 6a Anteus, ebenso S. 314, Z. 2.
314. 21. P. niedergedrückt; — KA niedergedruckt.
315. 23. Delle; — 14 und 15 Quelle.
316. 20. Äthoros, da auch S. 317, Z. 10 und 27 in KA, 6 bis 9 und SG diese Wortform steht; — 11 bis 15 an allen drei Stellen Athoros.
318. 2. Hypodamia's; — KA und 6 bis 8 Hypodamia's.

318. 10. Martyrthum; — 11 bis 15 Märtyrthum.
14. ausgedrückt, nach 11 bis 15; — KA, 6 bis 9 und SG ausgedruckt.
319. 12. den; — KA dem.
13. säugenden (man vgl. für den Gebrauch des Wortes Werke, II. S. 178, 3 4), nach KA, 6 bis 11, SG und 15; — 11a bis 14 saugenden.
2. saugt, nach KA und 6 bis 11; — 11a bis 15 und SG saugt.
320. 7. ferne; — 11 und 13 fern.
13. Dem; — KA und 15 Den.
321. 14. Ulyß; — 11 bis 15 Ulysses.
322. 21. In KA setzen hier noch die Worte: Nun erinnert uns der enge Raum des Heftes an die Pflicht, noch von einigem andern Rechenschaft zu geben.

Antik und Modern.

Texte: die Ausgaben 6 bis 15, KA und SG.

323. 8. beispielweise; — 13 beispielsweise.
12. Schubarth; — KA, 6 und 6a Schubart.
324. 6. deßhalb; — 11a bis 15 deswegen.
9. Geschichtsforscher; — 15 Geschichtsforscher.
325. 9. Leonhard, nach 11a bis 14; — KA, 6 bis 9, 15 und SG Leonard, 11 Leonardo.
326. 21. allgemeinem, nach 8, 11 bis 15 und SG; — KA, 6, 6a und 9 allgemeinen.
327. 21. äußeren; — 11a bis 15 neuen.
328. 3 Tagesanbruch; — 15 Tagsanbruch.
9 u. 8. Zimmermanns-Handwerkzeug; — SG und 15 Zimmermannshandwerkszeug.

Nachträgliches zu Philostrat's Gemälden.

Texte: die Ausgaben 6 bis 15, BGZ, KA und SG.

330. 11. morgendlichen Ruhe; — BGZ Morgenruhe.
331. 4. bezeugt; — BGZ zeigt.
6. dem; — BGZ den.
7 u. 8. der ausgießenden Urne; — BGZ die ausgießende Urne gelehnt.
15. zutrug; — BGZ zutrage.
16 u. 17. Geberde; — 11 bis 15 Geberden.
332. 3. sie; — 12 sich.
333. 4. Hasens; — 13 Hasen.
18. Augenbrauen; — 9 Augenbraunen.
334. 10. Zur Einführung des Folgenden enthält KA (II. Bandes 3. Heft, S. 159) noch nachstehenden Satz, der in den übrigen Drucken fortbleiben mußte: „Unsere Darstellung philostratischer Gemälde, obschon von Kunstfreunden theilnehmend aufgenommen, waren wir fortzusetzen bis jetzt gehindert. Damit jedoch jener Faden nicht abreiße, bringen wir einiges in demselben Sinne zu eben dem Zwecke hiermit an den Tag. Möge es da oder dort in das Leben der Kunst eingreifen!"

335. 11. unserm, nach KA, da Goethe sonst „Kamee" als Maskulinum braucht; — sämmtliche Texte unserer.
28. Frischbelebens; — 15 Frischlebens.
29 u. 30. auch hier, nach KA; — 6 bis 15 und SG hier auch.
336. 7. freundlicht, nach KA; — 6 bis 15 und SG freundlich.
10. Apoll, nach 11 bis 15; — 6 bis 9 und SG Apolls.

Von deutscher Baukunst.

Texte: die Zusätze 6 bis 15 und K, DB, DAK (der Abschnitt „Von deutscher Baukunst", S. 119 bis 136, ist der dritte Aufsatz des Ganzen), H^3, KA und SG.

339. 2. 1772, nach der Ermittelung von Herzel (S. 7) und 14 bis 15; — DB, DAK, H^3, KA, 6 bis 9 und K 1773, 11 bis 13 und SG 1771.
9. thörichter, nach dem sprachlichen Gebrauche und nach 11 bis 13; — die übrigen Texte thörliger.
340. 1. krabbeln, nach KA, 6 bis 13, SG und K; — DB bis H^2 14 u. 15 krabeln.
5. erzeugen, nach KA, 6 bis 9, SG und K; — DB bis H^2 und 11 bis 15 zeugen.
9. Werken; — H^3 Wolken.
13. immer, nach KA, 6 bis 11, SG und K; — DB bis H^3 und 11a bis 15 ewig.
23. worden, nach KA, 6 bis 9 und SG; — DB bis H^3, 11 bis 15 und K ward.
341. 1. Linie, nach 6 bis 11, SG und K; — DB bis KA und 11a bis 15 Linien.
18. jene; — DB bis H^3, 14 und 15 ihre.
21. so, nach DB bis H^3, 11 bis 15 und K; — in KA, 6 bis 9 und SG fehlt das Wort.
23. schönen, nach KA, 6 bis 13 und SG; — DB bis H^3, 14 und 15 schöne.
29. empfindsame; — KA und 6 bis 8 empfindsame
30. heutigen; — KA und 6 bis 8 heutigen.
342. 1. Zirk; — DB bis KA Zorik.
Hütten; — DB Hattern, DAK und H^3 Hüttern.
17. sein, nach KA, 6 bis 11 und SG; — DB bis H^3, 11a bis 15 und K gen.
343. 1. Sand, nach KA, 6 bis 9, SG und K; — DB und 11 bis 15 der Sand.
4. gutes, nach dem in dieser Ausgabe festgehaltenen Gebrauche; — die Texte guten.
8. u. s. ökonomischen, nach 6 bis 15 und SG; — DB bis KA und K ökonomische.
15. bürgerlichen, nach KA und 6 bis 15; — DB bis H^2 und K bürgerliche.
20. Wie oft, nach KA, 6 bis 11, SG und K; — DB bis H^3 und 11a bis 15 Manch wie oft.
24. umfallen; — KA und 6 bis 8 genießen.
34. ermatteten, nach DB, H^3, KA, 6 bis 9, SG, K und 15; — DAK und 11 bis 14 ermattenden.
39. Formen, nach 6 bis 15 und SG; — DB bis KA und K Anpassungen, ebenso 3. und 5.

Wenn sie nicht zum Golde setze,
Sind's doch immerfort Metalle.
Man kann schmelzen, man kann scheiden,
Wird gediegen, läßt sich wägen;
Möge mancher Freund mit Freuden
Sich's nach seinem Bilde prägen!

Wüßte kaum genau zu sagen,
Ob ich es noch selber bin;
Will man mich im Ganzen fragen,
Sag' ich: „Ja, so ist mein Sinn."
Ist ein Sinn, der uns zuweilen
Bald beängstet, bald ergetzt,
Und in so viel tausend Zeilen
Wieder sich ins Gleiche setzt.

Sage mir, mit wem zu sprechen*)
Dir genehm, gemüthlich ist;
Ohne mir den Kopf zu brechen,
Weiß ich deutlich, wie Du bist.[1])

Jeder geht zum Theater hinaus**)
Diesmal war es ein volles Haus;
Er lobt und schilt, wie er's gefühlt,
Er denkt, man habe für ihn gespielt.[1])

Ob ich liebe, ob ich hasse!***)
Nur soll ich nicht schelten.
Wenn ich die Leute gelten lasse,
Läßt man mich gelten.[1])

---

*) Gleichfalls in „Kunst und Alterthum" VI, 1, 168, 1827, im Anschluß an einen kleinen Aufsatz „Bemerkung und Wink." — Der Spruch ist die Paraphrase des französischen: Dis-moi qui tu hantes, et je te dirai qui tu es; in den „Sprüchen in Prosa" (I. Abth.) hat Goethe den Satz weiter entwickelt: „Sage mir, mit wem Du umgehst, so sage ich Dir, wer Du bist; weiß ich, womit Du Dich beschäftigst, so weiß ich, was aus Dir werden kann." — L.

**) Zuerst gedruckt im „Chaos." Erster Jahrgang Nr. 28, S. 111, 1830.

***) Ausführung des Spruches (Band II, S. 338, Nr. 1): „Was soll ich viel lieben" u. s. w. — L.

[1]) Zuerst mitgetheilt in der Ausgabe von 1856.

342. 20. liöpelt', nach 11a bis 15 und K; — die übrigen Texte liöpelt.
344. 1. an; — 6 bis 8 an.
2. u. a. zu n Seiten, nach DB bis H², 11, K, 14 und 15; — KA, 6 bis 9, 11a bis 13 und SG zur Seite.
6. darüber; — DB bis H², 11a, K, 14 und 15 drüber.
18. leuchtet', nach 11a bis 15 und K; — die übrigen Texte leuchtet.
20. finden; — 11a bis 14 erheben.
345. 2. Ganzes, nach S bis 14 und SG; — DB, DAK, 6, 6a, K und 15 Ganze.
10. herrliches, nach KA, 6 bis 11, SG und K; — DB bis H² und 11a bis 15 treffliches.
25. diese, nach DB bis H², 9 bis 15, SG und K; — KA und 6 bis 8 die
346. 28. Gewölben; — 7a bis H² und K Gewölbern.
28. geschminkten; — DB bis H² und K geschminkte.
mit — fehlt in 6 bis 8.
347. 1. eigenen; — DB bis H² und K eigne.
22. leit', nach 11a bis 15 und SG; — DB bis H² leit, ebenso 9 und a. K, 1 leite.

Nach Falconet und über Falconet.

Texte: die Ausgaben 6 bis 15 und K; H², NVS und SG.

348. 1. Dasjenige, was in den übrigen Ausgaben diesem Abschnitte vorangeht, findet sich zum Theil in der Anmerkung zu dieser Stelle, zum Theil seines abweichenden Inhaltes wegen auf S. 621 und 622.
2. schwebende, nach NVS, H² und K; — 6 bis 15 und SG schwebendes.
349. 9. so, nach NVS, H² und K; — in 6 bis 15 und SG fehlt das Wort.
10. leise, nach NVS, H² und K; — 6 bis 15 und SG leisen.
21. große Künstler, nach NVS und H²; — 6 bis 15 und SG großen Meister, K große Meister.
350. 15. Drum, nach NVS, H² und K; — 6 bis 15 und SG Darum.
28. sete, nach NVS, H² und 15; — 6 bis 14, SG und K sei.
351. 3. des unfründlichen Prachts, nach NVS, H², K und 15; — die übr. Texte der umständlichen Pracht.
14. und wird nur . . . versetzt, nach NVS, H² und 15; — die übr. Texte während er nur . . . versetzt wird.
21. seie, nach NVS, H², K und 15; — die übr. Texte sei.
23. ließ', nach 11a bis 15; — die übr. Texte ließ.
26. mit der, nach NVS, H² und 15; — die übr. Texte gegen die.
352. 17. Kostüm, nach 11 bis 15; — NVS, H², 6 bis 8 und K Costume, 9 und SG Costüme.
18. mich, nach NVS und H²; — die übr. Texte euch.
22. Rubensens, nach NVS und H²; — die übr. Texte Rubens.
26. seinem; — NVS seinen.
28. thöricht. S. die Angabe zu S. 339, 3. 9 der Textrevis.
28. wahrhaftes, nach NVS, H² und K; — die übr. Texte wahrhafte.
Nachtgeschirre, nach H², 6 bis 15 und SG; — NVS und K Nachtgeschirren.
353. 3. was, nach NVS und H²; — die übr. Texte etwas.
9. Lichtsart, nach NVS, H² und K; — die übr. Texte Lichtart.

Dritte Wallfahrt nach Erwin's Grabe.

Texte: die Ausgaben 6 bis 15 und K, H^3, NVS und SG.

354. 9. Juli, nach NVS, H^3, 11 bis 15 u. K; — 6 bis 9 u. SG Julius.
11. Ahnung — s. zu S. 343, 3. 38 der Textrevis.
355. 2. kritzelnden; — NVS und H^3 krüt(t)zelnden.
3. Thurn, nach NVS und H^3; — die übrigen Texte Thurm.
24. läppchensweise, nach 15; — 6 bis 14 und SG läppchenweise, NVS, H^3 und K läppgensweise.
30. reichen, nach NVS und H^3; — die übr. Texte erreichen.
31. Anipulen, nach NVS, H^3 und K; — die übr. Texte Anipülen.
356. 7 u. 8. Schreibers, nach NVS und H^3; — die übr. Texte Schreibenden.
10 bis 14. daß . . hervorgetrieben werden, nach NVS und H^3. — Seit 6 hat man diese etwas harte, aber ganz verständliche Periode dahin geändert, daß statt sei „sein müsse" geschrieben und hinter Werk „entstehe" eingeschoben wurde. Ein neuer, aber nicht glücklicher Versuch zur Verbesserung des Textes ist in 15 gemacht, indem man nur die letzte der obengenannten Aenderungen beibehielt, aber zwischen sei und aufschwellenden ein Komma setzte.

Von deutscher Baukunst.

Texte: die Ausgaben 6 bis 15 und K, KA und SG.

357. 28. sag'; — 11 bis 15 sage.
358. 7. Trutz; — 11 bis 15 Trotz.
361. 6. dreizehnten, nach 11 bis 15; — KA, 6 bis 9, SG (allerdings hier und ebenso an der folgenden Stelle unter Angabe des Richtigen) und K zwölften.
362. 1. 1772 nach 11 bis 15; — KA, 6 bis 9, SG und K 1773.
10. erwünschtes; — KA erwünschtestes.
21. In KA folgen alsdann noch die Worte: „Indessen möge ein Abdruck jenes obgenannten früheren Aufsatzes nächstens folgen, um auch den Unterschied zwischen dem ersten Keimen und der letzten Frucht recht anschaulich und eindringlich zu machen."

Goethe's Zusatz zu S. Boisserée's „Herstellung des Strassburger Münsters".

Texte: die Ausgaben 6 bis 15 und K, KA und SG.

363. 3. Ueber dasjenige, was in den übrigen Ausgaben unrichtigerweise zu viel enthalten ist, vgl. die Note zu S. 363 des Textes.
13 u. 14. Mollerischen; — 11 bis 15 und SG Moller'schen.
364. 29. früher, nach KA, 6 bis 9, SG und K; — 11 bis 15 früheren.

Architektur in Sizilien.

Texte: die Ausgaben 6 bis 15, KA und SG.

368. 6. Gautier; — KA Gauthier.

Kirchen, Paläste und Klöster in Italien.

Texte: die Ausgaben 6 bis 15; KA und SG.

372. 4. Einigen; — KA einiger.
12. nuovo, nach 11 bis 15 und SG; — KA und 6 bis 9 novo.
373. 16. Aus meinem Leben. Zweiter Abtheilung Erster Theil, nach KA; — 6 bis 15 Italiänische Reise, erster Theil (natürlich mit verschiedenen Angaben der Seitenzahl), SG Erster Theil. Italiänische Reise.

Anforderung an den modernen Bildhauer.

Texte: die Ausgaben 6 bis 15; KA und SG.

378. 14 u. 15. Carracci — f. zu S. 364, Z. 11 der Textrevis.
379. 4. siebenzehnten, nach 11 bis 15, SG und KA; — die übrigen Texte siebzehnten.
5. Mahomedaner; — KA Mahometaner.
20. Saib; — KA und 6 bis 9 Saibh.
25. Gewerb; — 12 Gewerbe.

Verein der deutschen Bildhauer.

Texte: die Ausgaben 6 bis 15 und SG.

382. 19. Unmacht; — 11 bis 15 Ohnmacht.
383. 7. ephebischen, nach 11 bis 15; — 6 bis 9 und SG Cyhebischen.
12 u. 13. Parthenon's; — 11 bis 15 Parthenon, während S. 382, Z. 34 überall die erste Form steht.
394. 7. wär'; — 11 bis 14 wäre.

Vorschläge, den Künstlern Arbeit zu verschaffen.

Texte: die Ausgaben 6 bis 15 und SG.

395. 29. Zehen; — 11 bis 14 Zehn.
396. 27. Jemanden; — 11 bis 14 jemand.
397. 31. vortrefflich, Vortrefflichen; — 11 bis 14 und SG fürtrefflich, Fürtrefflichen.
398. 10. Guercinische; — 6 und 6a Guercino'sche.

Christus.

Texte: die Ausgaben 6 bis 15 und SG.

393. 24. wünschten; — 11a bis 15 wünschen.
394. 24. wünscht'; — 11a bis 14 wünschte.
395. 28. sollt'; — 11a bis 14 sollte.

Homer's Apotheose.

Texte: die Ausgaben 6 bis 15 und SG.

398. 11. 12. Galestruzzi; — sämmtliche Texte Gallestruzzi.

Der Tänzerin Grab.

Texte: die Ausgaben 6 bis 15, BS und SG.

401. 1. Unserm Texte gehen in BS folgende Worte voran: „Ew. Wohlgeb. beschenken das kunstliebende Publikum abermals mit einer schönen, ja wohl einzigen Gabe, und ich eile, von meiner Seite dieselbe dankbar anzuerkennen. Sie haben, indem Sie diese höchst schätzbaren Monumente mittheilten, Alles gethan, um solche aus anderen alterthümlichen Ueberlieferungen zu erläutern und aufzuklären.
„Erlauben Sie mir dagegen, hier mit Wenigem anzudeuten, wie ich mir, durch Ihre Schrift belehrt, jene Denkmale, die mich so höchlich entzückt, angeeignet betrachtet habe. Verzeihen Sie die Kürze; denn ich bin eben im Begriff, nach Carlsbad abzureisen."
7. als zyklisch, nach BS; — 6 bis 15 und SG cyklisch.
7. begüterten; — BS reichen.
7. u. s. Hochgenuß des Lebens; — BS genußreichsten Leben.
8. kümmerlich — fehlt in BS.
10. Schein; — BS Scheine.
12. die; — BS die Auslegung.
ergiebt . . . beiden; — BS springt mir aus jenen beiden hervor.
14. ist wäre kaum nöthig; — BS Wäre es nöthig.
15. zu; — BS an.
16. reden; — BS sprechen und durch Ihre Kunstbemühungen schon so sehr herausgehoben sind.
Allein; — BS Aber.
19. schönen Gebilde; — BS reizenden Kunstwerke.
402 1. wird schon; — BS sucht schon angeregt.
2. angeregt — fehlt in BS.
4. der; — BS aller.
10. so höchlich ergetzt; — BS höchlich entzückt.
20. in, nach 6 und 9a; — BS, 8 bis 15 und SG im.
20. und — fehlt in BS.
graziös, nach 6 bis 9; — BS, 11 bis 15 und SG graciös.
27. Ausdruck; — BS Eindruck.
403 25. aus; — BS aus der.
26. nackischen; — BS näckischen, ebenso S. 405, Z. 7 näcken.
33. jenen, nach BS; — 6 bis 9 und SG denen, 11 bis 15 den.
36. und man wird; — BS so wird man.
404. 17. den Todten; — BS dem Tode.
19. u. 20. Pergamen, nach 6 und 9a; — die übrigen Text. Pergament.
405. 3. den; — BS welchen.
5. vom; — BS vom.
18. herauslese; — BS herauslase.
20. Alterthum; — BS Alterthume.
24 bis S. 406, Z. 6 Betrachtet man . . . werden können. Die ganze Partie fehlt in BS.
406. 8. Ja — fehlt in BS.
10. „Ja BS als Schluß nach folgende Worte: „Mehr mag ich nur Bedeutung durch Kommen nicht zu sagen. Es sehe übrigens oder falle, so bleibt die Beurtheilbarkeit der Bilder unverrückt, und es ist keine Frage, daß der

Dank für den Finder und Herausgeber sich bei wiederholter Beschauung und Betrachtung immer wieder auffrischen und vermehren muß.

„Empfangen Sie, Wohlgeb. diese Bemerkungen freundlich. Meine Absicht war, mich kurzer zu fassen, aber in einem solchen Falle konnte und gedrungen sein zu wollen, legt in Gefahr, lemurisch zu werden."

Zwei antike weibliche Figuren.

Texte: die Ausgaben 6 bis 15 und SG.

408. 11. Tischer; — 11a bis 14 Tischler.

Roma sotterranea.

Texte: die Ausgaben 6 bis 15 und SG.

410. 4. Picken, nach 6 bis 9; — 11 bis 15 und SG haben, dem Sinne widerstrebend, Piken.

Die Externsteine.

Texte: die Ausgaben 6 bis 15, KA und SG.

411. 17. holderhaben; — 11 bis 14 und KA halberhoben.
18. »setzen«; — sämmtliche Texte setzen.
412. 34. Sonn'; — 11 bis 14 Sonne.
413. 22. Rechten; — 11 Rechte.
414. 5. von; — 11 bis 15 und KA da.
19 u. 20. Agincourt's; — 11 Agincour's
25. werd'; — 11 bis 14 und KA werde.
27. Hyde; — 11 Hyde's.

Das altrömische Denkmal bei Igel.

Texte: die Ausgaben 6 bis 15, RDI und SG.

415. 1. Igel; — RDI, 6 und 6a Igel, ebenso a. und O.
12. irgend — fehlt in 11 bis 15.
416. 14 u. 15. Goethe . . . Abbildung, nach RDI, 6 und 6a; — 8 bis 15 und SG An die Künstler Heser (sic) zumpft und G. Oberwald, Verfertiger der bronzierenen Abbildung.
19. Stellen, nach RDI; — 6 bis 15 und SG gegen den Sinn Stelle.
20. 1792; — RDI, 6 und 6a 1791.
füge; — 15 fügte.
417. 4. Kriegsläufte; — RDI Kriegsläufe.
1792 — fehlt in RDI, 6 und 6a.
28. von trefflicher Kunst noch; — RDI noch von trefflicher Kunst.
418. 28. Dieses, nach RDI; — 6 bis 15 und SG Dieses bronzene. Das letzte Wort ist jedenfalls ein müßiger Zusatz.
419. 2 u. 3. immer vermehrt, nach RDI; — 6 bis 15 und SG sich immer vermehren.
420. 2. dem, nach RDI, 14 und 15; — 6 bis 13 und SG den.
9. Attika; — RDI hier und a. und O. Attike.

420. 12. wichtigste (man ergänze „Geschäft"); — sämmtliche Texte Wichtigste.
421. 22. freie; — sämmtliche Texte frei.
27. Relais; — RDI Relai.
422. 5. dekorirende, nach RDI; — 6 bis 15 und SG decorirenden.
36. In den Ausgaben 11 bis 15 folgt noch: Weimar, den 1. Juni 1829, in RDI außerdem als Schluß des Briefes das bereits im Texte Angegebene.

Denkmale.

Texte: die Ausgaben 6 bis 15, K und SG.

423. 13. Jemandem, wie SG; — 6 bis 9, K und 15 jemanden, 11 bis 14 jemand, ebenso S. 429, Z. 12 u. a. and. O.
20. fünfzehnte; — 6 bis 9, SG und K fünftehnte.

Blücher's Denkmal.

Texte: die Ausgaben 6 bis 15, KA und SG.

425. 22. verdienter; — 11 bis 15 verdienten.
426. 6. landesherrlicher»; — die Texte landesherrlicher.
427. 10. Plinte; — 11 Plinthe, zwar korrekt, aber gegen den herrschenden Gebrauch.
428. 21. Bimsstein; — KA, 6 und 8a Bimstein.
poros; — 11 bis 15 porös.
2. muß; — 11 bis 15 mag.
21. Jetzo; — 11 bis 14 Jetzt.

Rauch's Basrelief.

Texte: die Ausgaben 6 bis 15, KA und SG.

429. 6. in den Fall kamen; — KA im Falle waren.
8. ausſprach. — Auf dieſes Wort folgt in KA noch der Satz: Hier iſt vor allem die Plaſtik gemeint, und wir erfreuen uns nunmehr der vorgemeldeten Abbildungen.
8 u. 3. Denn kaum; — KA Kaum.
14 bis S. 431, Z. 28. Der Text in KA, den wir wegen zu zahlreicher Abweichungen von dem späteren hier wörtlich gehen, lautet:

„Vorgemeldetes Heft läßt uns nun vorerſt erfahren, was in Berlin zu Ehren der Generale Bülow und Scharnhorſt geſchah. Die Geſtalten beider hat der Künſtler zwar in Uniformen und Kleidungen neuſter Zeit, durch geſchmackvolle Behandlung jedoch, und beſonders durch den Faltenwurf der Mäntel, mit einem hautigemäßen Stil zu ſchmücken gewußt. Hierbei wollen wir bemerken, daß in den dieſen Statuen beigefügten Basreliefen im antiken Sinne theils allegoriſche Geſtalten dem neueren Leben angeeignet worden.

„Denn wir haben ſogleich von dem Uebergang in das Reelle, welches einer ausgebildeten Kunſt auch gut anſteht, und von einem großen Basrelief zu reden, welches, am Fußgeſtell der Blücherſchen Statue, die nunmehr in Berlin aufgerichtet ſteht, befindlich, uns durch die beſondere Gunſt des Künſtlers nunmehr in einem wohlgerathenen Abguß vor Augen gebracht iſt. Wir wollen nicht leugnen, daß in einer Darſtellung der Art uns, die wir immer in ſolchem Falle das alterthümliche Koſtum vor uns zu ſehen gewohnt ſind, im Anfange das völlig Mo-

derne gewissermaßen auffallend gewesen; da aber Alles, die Gewänder zumal, mit Geschmack und lobenswürdiger Beobachtung der Flächen behandelt ist, wir überdem auch nunmehr länger als ein Halbjahr daran hin- und hergehen, so sind wir gewissermaßen in die Denkweise des Volks eingetreten, das sich nun ebenfalls eine gute Zeit daran hin- und herbewegt und nicht sowol fragt, was die Figuren bedeuten, sondern was und wer sie seien, sich erfreut, Portraite und National-Physiognomien darauf zu finden, sich die Geschichte vorerzählt oder erzählen läßt und das Symbolische, das dergleichen Kunstwerke immer behalten, doch zuletzt erklärlich und fasslich findet.

„Der Beweis davon ergibt sich uns schon lange, so oft vor den uns gegönnten Abguß ein Gelehrter das erstemal hintritt. Der Anblick erregt Erstaunen und Verwunderung, man glaubt etwas Verworrenes vor sich zu erblicken, Gaffenslust, Neugierde folgt hierauf, man entwickelt sich selbst die Gruppen, aber man verlangt doch gar bald ein ausgesprochenes Wort, um den Sinn vollkommen zu fassen. Nun haben wir uns hiezu eine glückliche Formel gebildet, welche sich in Gegenwart des Kunstwerkes mannigfache Anwendung erleidet, aber so, wie wir sie niederschrieben, nicht mitzutheilen ist.

„Im Ganzen ist's nicht weislich, den Augen ein anmuthigeres Räthsel darzubieten, welches an Ort und Stelle durch die Reihenfolge der Bilder sich befriedigend auflösen muß."

430. 17. Basreliefen; — 11 bis 15 Basreliefs, ebenso S. 431, Z. 29.
22. Blücherschen; — 11 bis 15 Blücher'schen.
431. 8. was; — 11 bis 15 das.
22. die — fehlt in 15.

Granitarbeiten in Berlin.

Texte: die Ausgaben 6 bis 15 und KA.

432. 4. ungefähr; — KA ohngefähr.
21. allem Diesem; — KA allen diesen.

Der Markgrafenstein.

Texte: die Ausgaben 6 bis 15 und KA.

433. 18. Die; — KA Diese.
19. das; — KA dieses.

Plastische Anatomie.

Texte: die Ausgaben 6 bis 15 und SO.

434. 13 bis 15. im dreiundzwanzigsten .... bis vierzig. Die einzelnen Ausgaben variiren natürlich in den Zahlen.
436. 27. Branischen; — 11 bis 15 Bran'schen.
437. 24. Bishop, nach 11 bis 15; — 6 bis 9 und SO Bishop's.
438. 1. wollen; — 11a bis 15 wollten.
2. Burkischen; — 11a bis 15 Burkeschen.
440. 8. vergaldet; — 11 bis 15 vergoldet.

Verzeichniß der geschnittenen Steine etc.

Texte: die Ausgaben 6 bis 15, KA und SG.

441. 3. Unter vorstehendem Titel; — KA Vorstehenden Titel führt.
6. erschienen — fehlt in KA.
9. worden — fehlt in KA.
10. angeordnet; — KA gereiht.
12 bis S. 443, Z. 30. Statt dieser ganzen Partie steht in KA:

„Es sind deren bei vierthalbtausend, und schon ist der Künstler im Falle, sehr viel mehr den Liebhabern mittutheilen. Die königl. älteren Sammlungen werden gleichfalls hinzugefügt, nicht weniger was von Marchand und Pichler herrührt. Die bedeutende Sammlung des Prinzen Heinrich von Preußen, mitgetheilt durch Bildhauer Wichmann, desgleichen was sich im Besitz des Dr. Bartey, Banco-Director Döbler, Geheimerath Koltrausch befindet und befand, und gar manches andere ward angeschlossen, um die Sammlung auf eine ungemeine Weise zu bereichern. Auch verfertigt der Künstler Pasten von allen diesen, nicht weniger Pasten von modellirten Profil-Portraiten, indem solche vorher durch die Maschine ins Kleine gebracht worden. Bei der großen Förderung, welche die Künste aller Art gegenwärtig in Berlin erfahren, und bei dem reichen Zufluß von Kunstwerken steht zu erwarten, daß die Sammlung des Herrn Reinhardt in Kurzem dem Liebhaber den reichsten Schatz zur Auswahl darbieten werde."

443. 17. Technische; — 11a bis 15 Technsche.

Hemsterhuis-Gallitzinische Gemmensammlung.

Texte: die Ausgaben 6 bis 15, KA und SG.

444. 2 bis 4 der II. Abtheilung .... wissen, nach KA; — die übrig. Texte aus der Geschichte meiner Campagne in Frankreich bekannt genug, daß ich.
4. traurigem, nach 11 bis 15; — KA, 6 bis 9 und SG traurigen.
445. 37. Originalen; — 12 Originalien.
446. 10. Friedrich; — KA Christian.
13. auch hierüber; — 11 bis 15 hierüber auch.
24. demselbigen; — KA demselbigen.

Notice sur le Cabinet des Médailles.

Texte: die Ausgaben 6 bis 15, KA und SG.

447. 4 u. 5. Im fünften .... Leben, nach KA; — die einzelnen Ausg. In der Geschichte meiner Campagne in Frankreich (mit verschiedenen Angaben der Seitenzahl:
14. ebenfalls ... Band IV., nach KA; — fehlt in den übr. Texten.
449. 2 u. 3. Brabant's; — 11 bis 15 Brabant.
4. viel — fehlt in 15.
8. von, nach KA, 6 bis 9 und SG; — 11 bis 15 van, ebenso a. and. O.
11. de; — 11 bis 15 van Smeth; — 11 Smeht.
25. ehemaligen; — KA und 6 bis 8 ehemaligem.
29. Jetons, nach 14 und 15; — KA, 6 bis 13 und SG Jettons.

Münzkunde der deutschen Mittelzeit.

Texte: die Ausgaben 6 bis 15, KA und SG.

452. 13. Küchelchen, nach KA und 11 bis 15; — 6 bis 9 und SG (letztere auch Z. 22) Kügelchen.

Ueber die bildende Nachahmung des Schönen.

Texte: K und TM.

456. 20. den; — TM dem.

Myron's Kuh.

Texte: die Ausgaben 6 bis 15 und K, KA und SG.

463. 11. Erzeyung, n. 6 bis 11 u. SG; — KA, 11a bis 15 u. K Erzeyen.
464. 7. Chiron, nach 11 bis 15; — 6 bis 9, SG und K Chirons.
465. 9. einem, nach KA bis 11 und SG; — 11a bis 15 und K von einem.
17. Anthropomorphiśm, nach 13 bis 15, SG und K; — KA und 6 bis 12 Anthromorphiśm.
466. 13. Jnachus'; — 11 Jnachos'.
467. 9 u. 10. säugt, säugenden; — 11 bis 15 saugt, saugenden.

Ueber Christus und die zwölf Apostel.

Texte: die Ausgaben 6 bis 15 und K, TM und SG. In 6 und 6a steht der vollständige Text in den Nachgelassenen Werken (Bd. 4), der erste Theil desselben bis S. 480, Z. 4 auch in der Italienischen Reise; in 8 und K ist überhaupt nur dieser letztere aufgenommen.

477. 5 bis 11. — fehlt in den Abdrücken der Ital. Reise.
15. Schriften; — 6a (Nachgelassene Werke), 9 bis 12 und SG ihren Schriften.
478. 10. fest, nach TM, 6 und 6a (Ital. Reise), 8, K, 14 und 15; — 6 und 6a (Nachgelassene Werke), 9 bis 13 und SG selbst.
28. ausdrucksvollsten; — 6 und 6a (Nachgel. Werke), 9 bis 13 und SG ausdruckvollsten.
479. 6. breit; — die eben genannten Drucke und breit.
29 u. 34. zu sehende; — TM aufsehende.
31. Jemandem — s. zu S. 423, Z. 13 der Textrevision.
480. 23. Langerischen; — 11 bis 13 Langer'schen.
28. größte, nach TM und 15; — die übr. Texte größere.
481. 1 u. 2. ausgedrückt; — TM, 6 bis 9 und SG ausgedruckt.
7. Dürerischen; — 11 bis 13 Dürer'schen.

Julius Cäsar's Triumphzug.

Texte: die Ausgaben 6 bis 15, KA und SG.

483. 4. Francesco; — 11 bis 15 Franz, ebenso S. 504, Z. 28.
10. Bellin; — 11 bis 15 Bellini.
17. Grus; — KA, 6 bis 9 und SG Gruß.

456. 4. ernstem, nach 11 bis 15 und SG; — KA und 6 bis 9 ernsten.
25. vorhergehenden, nach 11 bis 14 und SG; — KA 6 bis 9 und 15 vorhergehende.
457. 7. zehn, nach 11 bis 15; — KA, 6 bis 9 und SG zehen.
20. es — fehlt in SG.
23. grinst; — KA grinzt.
458. 2. in — fehlt in KA.
459. 17. Staat; — 6 und 6a Saat.
24. ziemt; — 15 gesiemt.
25. Niemanden — s. zu S. 423 Z. 13 der Textrev
491. 5. gelten; — 6 bis 8 dienen.
492. 7. Raphaelischen; — 11 bis 14 Raphaelschen.
24. James's, nach KA, 6 bis 12 und SG; — 13 bis 15 James' (wohl allerdings auch richtig sein).
493. 24. Escurials; — 11 bis 14 Escurial, ebenso a. and. O.
494. 11. Johannes'; — 11 bis 15 Johannis.
495. 16. siebenzehn; — 11 bis 15 siebzehn.
498. 24 u. 25. vom; — 11 bis 15 von.
499. 20. sie; — SG ihn, weil die Großmutter mit dem Knaben beschäftigt sei; indessen schließt das doch die Beschäftigung mit der Mutter nicht beständig aus.
500. 21. Abwesenden, nach KA, 6 bis 9, SG sowie 13 bis 15; — 11, 11a und 12 Anwesenden.
501. 4 u. 5. in dem ersten . . . . Stücke, nach KA, 6 bis 9 und SG; — 11 bis 15 in dem ersten Abschnitte.

Abendmahl von Leonhard da Vinci zu Mailand.

Texte: die Ausgaben 6 bis 15 und K, KA und SG.

502. 1. Leonhard; — KA, 6 bis 9, K und SG Leonard, 11 bis 15 Leonardo, ebenso a. and. O.
2, 9 u. 13. Leonhard da Vinci's; — KA, 6 bis 9 und K Leonard da Vinci, 11 bis 15 Leonardo's da Vinci, SG Leonard's da Vinci.
504. 25. Leonharden; — 11 bis 15 Leonarde.
25. Lombardie, nach KA, 6 bis 8; — 9 bis 15, SG und K Lombardei.
29. ist, nach 11a bis 15 und K; — in KA, 6 bis 11 und SG fehlt das Wort.
505. 20. den; — KA denen.
506. 7. der; — 9 bis 15, SG und K deren.
9. Kostüm — s. zu S. 352 Z. 12 der Textrevision.
15. Ungefähr; — KA Ohngefähr.
507. 9. braucht; — KA braucht.
508. 20. Petrus', nach 11 bis 15 und SG; — KA, 6 bis 9 und K Petrus.
509. 3. Jakob; — 11 bis 15 Jacobus.
510. 17. Ziegeln, nach KA, 6 bis 9, SG und 15; — 11 bis 14 und K Ziegel.
511. 2. Tiefem; — KA biesem.
22. den; — KA denen.
30. nur; — 12 nun.
512. 1. Verdrüß; — 11, 11a und 12 Bedürfniß.
20. ward, nach 11a bis 15 und K; — KA, 6 bis 9 und SG war.
21. unverstande; — in SG wird vorgeschlagen, unterstand zu lesen.
513. 29. Herostrat's; — KA Erostrat s, 11 bis 15 Herostratus.
514. 1 u. 2. Siebenzehnhundert und sechzig und neunzig, nach KA, 6 bis 8 und K; — 9 bis 15 und SG Im Jahre 1796.
15. mißbraucht; — 11a bis 15 und K gemißbraucht.

Du Narr, begünst'ge die Phäacken,*)
So bist Du überall zu Hause!)

Was waren das für schöne Zeiten:**)
In Ecclesia mulier taceat!
Jetzt, da eine Jegliche Stimme hat,
Was will Ecclesia bedeuten!)

Was die Weiber lieben und hassen,***)
Das wollen wir ihnen gelten lassen;
Wenn sie aber urtheilen und meinen,
Da will's oft wunderlich erscheinen.)

Und sie in ihrer warmen Sphäre
Fühlt sich behaglich, zierlich, fein;
Da sie nicht ohne den Menschen wäre,
So dünkt sie sich ein Mensch zu sein.)

Todtengräbers Tochter sah ich gehn;†)
Ihre Mutter hatte sich an keiner Leiche versehn.)

Was helfen den Jungfern alle Gaben!
Weder Augen noch Ohren sollten sie haben.)

Sich läßt die junge Frau als Heloise malen.
Will sie mit ihrem Manne prahlen?)

Die schönen Frauen, jung und alt,
Sind nicht gemacht, sich abzuhärmen;
Und sind einmal die edlen Helden kalt,
So kann man sich an Schludern wärmen.)

---

*) Vgl. Band II, S. 382 die 1. Xenie: „Das Schlechte kannst Du immer loben ꝛc." — L.

**) Nach Paulus (1. Timoth. Kap. 2, V. 11 u. 12 und z. a. O.) soll die Frau nicht „lehren," sondern „stille sein." Diese Xenie bezieht sich wie die folgende auf das Ueberhandnehmen der „weiblichen" Literatur. — L.

***) „Weiber scheinen seiner Idee fähig", Bemerkung Goethe's am 20. Mai 1805 nach Riemer's Mittheilungen II, 707.

†) Die Schönheit entwickelt sich nicht nur unerachtet, sondern, gleichsam nach dem Gesetz der Polarität, grade wegen der ungünstigen äußern Verhältnisse. — L.

) Zuerst mitgetheilt in der Ausgabe von 1836.

515. 22. ausdrückte; — KA ausdruckte.
516. 23. Kopiste; — 11 bis 15 und K Copist.
517. 27. von Oggiono; — 11 bis 15 d'Oggiono.
Leonhard da Vinci's — s. zu S. 502 Z. 3, 9 u. 16 der Textrevis.
28. machte; — 11a bis 15 und K möchte.
518. 15 u. 16. zugenannt; — 11a bis 13 genannt.
521. 11 u. 12. sinnlichen und geistigen; — KA sinnliche und geistige.
17. unthulich; — KA unthulig.
522. 8. aufschwellend; — 12 anschwellend.
523. 14. allgemeinem; — KA allgemeinen.
28. heftigsten — fehlt in 6 bis 9 und SG.
524. 21 u. 22. niedergedrückt; — KA und K niedergedruckt.
525. 9. drückt; — KA und K druckt.
17. unterdrückt; — KA und K unterdruckt.
27. Bespinischen; — SG Bespino'schen.
526. 22. behäglicher; — 11 bis 15 behaglicher.
27. Jakob — s. zu S. 509, Z. 3 der Textrevis.
28. Marco; — 11 bis 14 Marcus.
527. 2. Philipp; — 11 bis 14 Philippus.
12. ahnet — s. zu S. 38 Z. 30 der Textrevis.
528. 13. konnte; — 6 bis 8 konnte.
529. 22. leichter machten. — In SG wird vorgeschlagen, zu lesen entweder sich leichter machten oder leichter nahmen.
531. 22. sie; — 15 es.
24. Leonhard da Vinci's — s. zu S. 502 Z. 3, 9 u. 16 der Textrevis.

Ueber den Hochschnitt.

Text: PP.

538. 4. gleissenden; — PP gleissenden.
24. ausgedrückt; — PP ausgedruckt.

Blumenmalerei.

Texte: die Ausgaben 6 bis 15 und K, KA und SG.

544. 22. von; — 11 bis 14 da.
545. 6. denen; — 11 bis 15 den.
25. Van Loo; — KA, 6 und 6a Van Loon.
546. 4. Plumier, nach 11 bis 15; — KA, 6 bis 9, SG und K Plumiers.
547. 28. Fruchthüllen, durch den Zusammenhang geboten; — sämmtliche Texte Fruchthülle.

Glasmalerei.

Texte: die Ausgaben 6 bis 15.

549. 3. partieweis, nach 6 bis 9; — 11 bis 15 partieweise.
14. bestund, nach 6 bis 9; — 11 bis 15 bestand.

Nachricht von altdeutschen, in Leipzig entdeckten Kunstschätzen.

Texte: die Ausgaben 6 bis 15, MB und SG.

551. 1. Hellig, nach MB und 6 bis 9; — 11a bis 15 und SG Hillig.

551. 28. Cranach, nach 11 bis 15; — MB, 6 bis 9 und SG Cranach, ebenso a. und D.
553. 1. Schmidburg, nach 11 bis 15 und SG; — MB und 6 bis 9 Schmidburg's.
11. dem; — 15 dem.

Kugsdorf als Dichter.

Texte: die Ausgaben 6 bis 15 und K, MB und SG.

555. 29. Nachdenken; — MB, 6 und 6a Andenken.
556. 5. Wohnlichkeit; — MB Wöhnlichkeit.
7. abgebrochene; — MB abgerissene.
12. Jahrhunderten, nach 11a bis 15; — MB, 6 bis 11, SG und K Jahren.
557. 29. den; — 6 und 6a dem.
32. zukehrend; — MB kehrend.
558. 19. frommer, nach 11 bis 15 und K; — MB, 6 bis 9 und SG frommen.

Skizzen zu Casti's Fabelgedicht.

Texte: die Ausgaben 6 bis 15, KA und SG.

561. 24. Kasseler; — KA, 6 und 6a Castler.
563. 19. Bäuerinnen; — KA Bauerinnen.
564. 7. Riedinger; — KA Ridinger, 6 und 6a Rüdinger.
19. Benedetto; — 11 bis 15 Benedikt.

Kupferstich nach Tizian.

Texte: die Ausgaben 6 bis 15, KA und SG.

566. 8. begierlich; — 15 begierig.

Charon.

Texte: die Ausgaben 6 bis 15, KA und SG.

569. 28. Farb' in Farb', nach KA, 6 bis 9 und SG; — 11 Farb in Farbe, 11a bis 15 Farbe in Farbe.
570. 16. dem; — 11a und 12 den.
571. 6 geldem; — 15 gelb.
21. erscheint; — 11a bis 14 scheint.
574. 2. Gewölke, nach 6, SG und 15; — 8 bis 14 Gewölbe.
4. den; — 6 bis 8 dem.
575. 9. der größten; — 11 größter.
19. geldlichem; — 15 gelblich.
20. 21. Herr . . . erfaßt; — KA Herr Leybold, der Erfinder, hat in seiner Zeichnung den Gegenstand höchst glücklich gefaßt.
23. leicht und meisterhaft; — KA meisterhaft und leicht.
25. 26. sich . . . genommen; — KA mit dem erhabenen Michel Angelo eine Geistes- und Talentsverwandschaft empfunden und daher in gleichem, doch mehr gereinigtem Sinne das Werk angegriffen und vollbracht.
27. Charon; — KA Charos, ebenso a. und D.

575. 21. folgend; — KA und 15 folgend, im Vorüberschweben.
576. 2. dumpf-gleichgiltig; — 6 bis 9 und SO dumpf, gleichgültig.
6. eilige; — 15 eiligste.
10. jüngern; — KA jungen.
13. allen — fehlt in KA.
20 u. 21. gleichgiltige — fehlt in KA.
29. ahnete; — KA ahndete.
30. dieses; — 11 bis 15 dies.
31. das meiste; — KA ein besonderes.
32. am Besten gefaßt; — KA durchdrungen.
am Vollständigsten; — KA derselben vollständig.
577. 6. aber — fehlt in KA.
7. auch hier — fehlt in KA.
7 u. 8. welcher uns . . . nämlich — fehlt in KA.
11. stattfindet. In KA folgt noch: deßhalb denn vielleicht ein Tadel eintreten möchte.
12. 13. sich der Künstler . . . behauptete; — KA zu Ehren der Künstler folgende Auslegung gab.
15. dürfte; — 15 dürfte.
16. lassen. In KA folgt noch: „und das Geistige, Traumhafte glücklich dadurch dem Auge darstellen. — Mit dem beigelegten lithographirten Umriß hat man alle Ursache zufrieden zu sein. Das Bild wird im Ganzen vollkommen vor die Augen gestellt; die Neigung des Künstlers, im Sinne des Michael Angelo zu verfahren, spricht sich deutlich und glücklich aus. Die Köpfe sind lebhaften, geistreichen Ausdrucks wie im Original; und so gewährt diese vorläufige Mittheilung einstweilige angenehme Unterhaltung.

„Möge Herr Leybold nicht säumen, das meisterhafte Werk in gehörigem Formate seinem ganzen Werth gemäß, ausführlich von ihm selbst mit Licht und Tonplatte lithographirt, uns vor Augen zu bringen. Kaum findet ein Künstler dergleichen Gelegenheit, sich vor Welt und Nachwelt so viel Ehre zu machen."

Collection des Portraits historiques etc.

Texte: die Ausgaben 6 bis 15 und K, KA und SO.

580. 21. ausgedrückt; — KA und K ausgedruckt.
581. 1. ausgedrückten; — KA und K ausgedruckten.
582. 6. kennen; — 11 können.
583. 5. und; —KA, 6 bis 8 und K und.
586. 13. Imécourt, nach 8, 9 und K; — 6 und 6a Imecourt, 11 bis 15 von Imecourt, SO d'Imecourt.
587. 1. Fries; — KA, 6 und 6a Friese.
588. 6. Sedanns; — 14 und 15 Sc.
17. Napoleon; — K Napolcone.
589. 2. wilde, nach 6 bis 11, K und SO; — 11a bis 15 mildre.
590. 20. jetzo; — 11 bis 15 jetzt.
591. 21 u. 22. lichten wie die — fehlt in 11 bis 14.

Dr. Jakob Roux über die Farben.

Texte: die Ausgaben 6 bis 15 und KA.

592. 4. Zahnischen; — 11 bis 15 Zahn'schen.

Galerie zu Shakespeare's dramatischen Werken ꝛc.

Texte: die Ausgaben 6 bis 15 und SG.

593. 11. Hauptstellen, nach 11 bis 15; — 6 bis 9 und SG Hauptstelle.

Tischbein's Zeichnungen.

Texte: die Ausgaben 6 bis 15 und SG.

595. 6. Basreliefe; — 11 bis 15 Basreliefs.
12. trillt; — 11 bis 15 drillt.

Rembrandt der Denker.

Texte: die Ausgaben 6 bis 15 und SG.

597. 18. auf sich gezogen; — 11 sich aufgezogen.
20. Samaritaner; — 11a bis 14 und SG Samariter.
598. 7. trutzig; — 11a bis 14 trotzig.

Vorbilder für Fabrikanten und Handwerker.

Texte: die Ausgaben 6 bis 15 und KA.

601. 17. Tischer; — 11 bis 14 Tischler.
602. 13. mußten, nach KA und 11a bis 15; — 6 bis 9 müßten.
18. Sellier; — 15 Sellier.
22. Geheime; — 11 bis 14 Geheimer.
603. 6 bis 8. — fehlen in sämmtlichen Texten von 6 bis 15.

Zahn's Ornamente.

Texte: die Ausgaben 6 bis 15 und K, WJB und SG.

605. 1 bis 2. Die Ueberschrift in WJB: „Die schönsten Ornamente und merkwürdigsten Gemälde aus Pompeji, Herkulanum und Stabiä, nebst einigen Grundrissen und Ansichten nach den an Ort und Stelle gemachten Originalzeichnungen. Von Wilhelm Zahn, Königl. Preuß. Professor. Berlin, bei Georg Reimer."
25. geworden, nach WJB und K; — 6 bis 15 und SG worden.
606. 9 u. 8. Quadrattäfelchen, nach WJB und K; — 6 bis 15 Quadrattäfelchen.
34. dem Ufer; — WJB den Ufern.
608. 5. Zahnischen; — 11 bis 14 und SG Zahn'schen.
6. landschaftlichen, nach WJB; — die übr. Texte landschaftlicher.
23. Alles; — sämmtliche Texte nichts, was in dem vorliegenden Falle gerade das Gegentheil des verlangten Sinnes giebt.
610. 5. vorzuschen, nach 6 bis 9 und K; — WJB, 11 bis 15 und SG vorsätzlichen.
15. Malereien, nach WJB; — d. übr. Texte Malereien entstanden.
17. erschien; — in SG wird statt dessen stets vorgekommen.
19 u. 20. abenteuerlichem; — WJB abenteuerlichen.
23. Dessenungeachtet, nach 6 und 11 bis 15; — WJB, 8, 9, SG und K Dem ungeachtet.
22 u. 23. Fertigkeit; — 11 bis 15 Kunstfertigkeit.
611. 24. den; — SG dem.
612. 20. Draht; — WJB, 6 bis 11 und SG Draths.
614. 1 u. 2 in Kunst . . Heft I, S. 27, nach WJB, 6, 6a und K; — in 8 bis 15 und SG fehlen diese Worte.

614. 8 sind; — WJB, 6, 6a und K ist.
616. 22 kann; — SG schlägt konnte vor, was indessen nicht nöthig.
23 Farbe immer, nach 11 bis 15; — WJB, 6 bis 9 und K Farbe nimmer, vielleicht ein aus Farben immer entstandener Druckfehler.

Dramatische Form.

Texte: die Ausgaben 6 bis 15 und K, H^1 und NVS.

621. 9 u. 6. Auch geht . . . los, nach NVS und H^1; — 6 bis 15 und K und daß man nunmehr stracks auf den Inhalt losgeht.
17 füllen, nach NVS und H^1; — 6 bis 15 und K fühlen.
17 wir, nach NVS u. H^1; — 6 bis 15 u. K und 6. Vgl. die Note im Text.
622. 9 wird, nach NVS und H^1; — 6 bis 15 und K ist.
11 wunderbar, nach NVS und H^1; — 6 bis 15 und K wunderbares.

Leipziger Theater.

Texte: die Ausgaben 6 bis 15.

624. 1 Brückner; — sämmtliche Texte Brinkner. Man ſ wegen dieser und der zwei folgenden Stellen die betreffenden Noten im Text.
2 Steinbrecher; — sämmtliche Texte Steinberger.
6 Schulze; — sämmtliche Texte Schulz.
19 hinaufkriechend, nach 6 bis 11; — 11a bis 15 heraufkriechend

Weimarischer neudecorirter Theatersaal.

Texte: K und AZ.

626. 16 Cipollin; — K Lippolie.
628. 29 welches; — K welchem.

Eröffnung des Weimarischen Theaters.

Texte: K und AZ.

630. 12 erleuchtet; — K schon erleuchtet.
13 denen; — K welchen.
631. 2 Kram; — AZ Kram.
632. 7 ausdrückte; — AZ und K ausdrucke.
25 führt; — K führt.
633. 1 Reiter; — AZ Reuter.
640. 28 Generalissimus; — AZ Generalissimus, ebenso 2. und 3.
641. 6 gehangen; — AZ und K gefangen.
643. 24 ausstehenden; — AZ und K ausstehende.
644. 27 Dessenungeachtet; — AZ und K Demohngeachtet

Gericht über die erste Aufführung der „Piccolomini".

Texte: K und AZ.

650. 25 von; — K vom.
652. 11 ferne; — K Ferne.
653. 6 jene; — K seine.
656. 28 belohnte und beförderte. — K belohnt und befördert
662. 28 diesen; — K diesem.
664* 25 deuten; — K deutet.
667. 22 andres; — K andern.

Dramatische Preisaufgabe.

Texte: PP.

671. 10. gefordert; — PP gefodert.
672. 16. erfordert; — PP erfodert.

Weimarisches Hoftheater.

Texte: die Ausgaben 6 bis 15 und JLM.

673. 1. Hoftheater; — 6 bis 9 und K Theater.
2. elf; — die Texte eilf.
4. Perioden; — 15 Periode.
674. 1. mit; — 15 mit.
11. diese6; — 12 dieß, 15 dieser.
675. 14. wurden, nach JLM; — in 6 bis 15 fehlt das Wort.
15. forderte; — JLM foderte.
676. 11. der; — 15 den.
678. 17. der .... Stelle; — 15 dan .... Stellen.
21. allgemeinen; — JLM allgemeine.
23. u. 24. hinunterzuziehen; — 11 bis 13 herunterzuziehen.
679. 3. angelegten; — JLM angelegte.
680. 7. Jon; — JLM Jon's.
24. betrifft; — 15 trifft.
681. 3. Serail. Räthsel, so daß beide Worte zu ganz verschiedenen Perioden gehören, nach JLM; — 6 bis 15 Serailräthsel.
28. Tiefem; — JLM diesem.
32. In JLM mit Hinzufügung der Unterschrift: Die Direction.

Regeln für Schauspieler.

Texte: die Ausgaben 6 bis 15 und K.

683. 2. Anzuübende; — 15 Auszuübende.
686. 16. oder; — 15 aber.
690. 3. quietschenden; — 6 bis 9, 12, 14, 15 und K quitschenden.
693. 16. schimmernd, nach Schiller, Bd. V. S. 289, Z. 25; — sämmtliche Ausgaben scheinend.
697. 18. Grace, nach 6 bis 9 und K; — 11 bis 15 Grazie.

Jugend der Schauspieler.

Texte: die Ausgaben 6 bis 15.

699. 2. erscheint; — 11 bis 15 scheint.

Almanach für Theater und Theaterfreunde.

Texte: die Ausgaben 6 bis 15.

700. 6. von Schröder, nach dem Texte des Almanachs; — sämmtliche Ausgaben Schröder.
7. finstern, dekl. — die Ausgaben finstern.
701. 10. Charaktere, dekl. und in Uebereinstimmung mit 11 bis 15; — 6 bis 9 Charakter, ebenso S. 702, Z. 17.

Zu Schiller's und Iffland's Andenken.

Texte: die Ausgaben 6 bis 15 und MB.

703. 5. dauere; — MB daure.
704. 10. hat, nach MB, — sämmtl. Ausgaben hatte.

Deutsches Theater.

Texte: die Ausgaben 6 bis 15 und K.

707. 11. **Menschenwerthe**; — 15 Menschwerthe.
tm; — 6 bis 9 tm.

Proserpina.

Texte: die Ausgaben 6 bis 15 und MB.

708. 2. Nach dieser Zeile haben Sämmtliche Texte noch: Weimar, Mai 1815.
6 u. 7. Journal .... Mode; — 6 bis 15 Modejournal.
9. hinreichende; — 6 bis 14 hinlängliche.
10. denselben; — 6 bis 15 einen gleichen.
709. 2. Pluto's; — MB Plutus.
24. verlassne, nach MB und 15; — 6 bis 14 verlassenen.
27. Gattin; — MB und 6 Göttin.
710. 10. Daulinischen; — 11 bis 14 Poussin'schen.
711. 6. alt, nach MB und 15; — 6 bis 14 und.
27. deßhalb — fehlt in 6 bis 14.
712. 1. Gestaltungen, nach MB und 15; — 6 bis 14 Bewegungen.
4. Niemandem; — die Ausg. niemand oder niemanden.
8 bis 12. Die ungewöhnliche Satzkonstruktion wird vermindert, wenn man an' mit welchem sie 13, 8. bei und (5. 10) welches sie ergänzt.
21. ausgeschmückte, nach MB und 15; — 6 bis 14 geschmückte.
24. auszudrücken; — MB auszudrucken.
713. 3. unbewegte, nach MB und 15; — 8 bis 14 unbewegliche.
24. Allen ein; — MB allein.
714. 25. wenig; — 6 bis 14 wenige.
27 u. 28. Landschaftmaler; — 6 bis 15 Landschaftsmaler.
715. 5. heroischen, leidenschaftlichen, nach MB und 15; — 6 bis 14 heroisch-leidenschaftlichen.
21. gedacht, nach MB und 9 bis 15; — 6 bis 8 erdacht.

Ueber das deutsche Theater.

Texte: die Ausgaben 6 bis 15, K und MB.

716. 16. Gnade, nach MB; — 6 bis 15 Huld.
26. Einbildungskraft; — MB Einbildungkraft.
717. 12. Piccolomini; — MB Piccolominis.
718. 26. denen, nach MB; — 6 bis 15 und K den.
28. Hermanns Schlacht, nach MB; — 6 bis 15 und K die Hermanns-Schlacht.
719. 6. mitwirken, nach MB; — 6 bis 15 und K einwirken.
13. erinnern; — MB sich erinnern.
daß; — MB damit.
22. z. B., nach MB u. 6 bis 9; — 11 bis 15 zum Beispiel, ebenso a. and O.
25. man, nach MB, 6 bis 9, 14, 15 und K; — 11 bis 13 und man.
28. Advokate, nach MB, 6 bis 9 u. 15; — 11 bis 14 u. K Advocat.
720. 18. Vorbereitung; — 6 bis 14 und K der Vorbereitung.
721. 17. manche, nach MB; — 6 bis 15 und K so manche.
19 u. 20. ersten Mal; — MB zum ersten.
722. 4 u. 5. ausdrückt; — MB und K ausdrucket.
18. abgeht, nach MB und 15; — 6 bis 14 und K fehlt.
724. 3. theatralisches, nach MB; — 6 bis 15 und K theatralische.
7. abging; — nach MB und 15; — 6 bis 14 und K fehlte.

724. 11. zugleich, nach MB, 12 bis 15 und K; — 6 bis 9 sogleich.
12. Iphigenia; — MB Iphigenie.
725. 7. worden; — 8 werden.
10. Faud, nach MB und 15; — 6 bis 14 und K Man.
23. Maria, nach MB, 15 und K; — 6 bis 14 Marie, ebenso a. and. O.
727. 3. den; — MB, 6 und 6a dem.
angesehen, nach MB, 15 und K; — 6 bis 14 abgesehen.
13. mitgeschleppt, nach MB und 15; — 6 bis 14 und K mitgeschleppt haben.
29. Götzen, nach MB, 6 bis 8 und K; — 9 bis 15 Götzend.

Shakespeare und kein Ende.

Texte: die Ausgaben 6 bis 15 und K, KA und MB.

729. 6. erstlich, nach MB und 15; — 6 bis 14 und K erstens.
20. innig zu erkennen, nach MB und 15; — 6 bis 14 und K zu durchschauen.
730. 14. klärer, nach MB, 6, 9, K und 15; — 11 bis 14 klarer.
19. zugleich, nach MB und 15; — 6 bis 14 und K sogleich.
733. 3. von, nach MB; — 6 bis 15 und K auf.
8. Dessenungeachtet, nach dem gewöhnlichen Gebrauche Goethe's; — MB und K Deßohngeachtet, 6 bis 15 Deßungeachtet, ebenso a. and. O., z. B. S. 746, 8.
25. einstweilen, nach MB; — 6 bis 15 und K einstweilen.
26. damit etwas, nach MB und 15; — 6 bis 14 und K etwas damit.
736. 20. religiös, nach MB, 15 und K; — 6 bis 14 religiös.
26. vereinigen; — MB reinigen.
29. vortreffliche, nach MB u. 11 bis 15; — 6 bis 9 u. K fürtreffliche.
31. schätzbare, nach MB und 15; — 6 bis 14 und K schätzbarer.
32. vortreffliche, nach 11 bis 15; — MB fürtreffliche, 6 bis 9 fürtrefflicher.
737. 4. Shakespeare; — KA Shakspear, ebenso a. and. O.
738. 7. wol auch, nach KA und 11a bis 15; — 6 bis 11 und K auch wohl.
29. und der, nach KA; — 6 bis 15 und K der.
740. 3. Scene, durch den Sinn geboten; — KA, 6 bis 15 u. K gleichwol Scenen.
König, nach 11 bis 15; — KA, 6 bis 9 und K Königs.

Englisches Schauspiel in Paris.

Texte: die Ausgaben 6 bis 15 und KA.

743. 29. Abmanzen; — KA Abndanzen.

Französisches Schauspiel in Berlin.

Texte: die Ausgaben 6 bis 15 und KA.

744. 1. Königsstadt; — 15 Königstadt.
7. unbestimmter; — 15 unbestimmt.
9. gedrängt; — 11 bis 15 sich gedrängt.
23. sich; — 15 sie.
25. nach; — 11 bis 15 doch.

Französisches Hauptheater.

Texte: die Ausgaben 6 bis 15 und KA.

746. 8. Dessenungeachtet; — KA Demoengeachtet, 11 bis 15 Demungeachtet, 6 bis 9 Dessen ungeachtet.

747. 10. freien; — 15 freien.
11. gegenwärtiges — 15 gegenständiges.
14. Franzose, nach KA, 6 bis 9; — 11 bis 15 Franzose.
17. konnte, nach KA und 6 bis 9; — 11 bis 15 kennte.
749. 2. obgenannten, nach KA und 6 bis 9; — 11 bis 15 obengenannten.
27. 19. Alles, nach 6 bis 9; — 11 bis 15 Alles 19.

Berliner Dramaturgen.

Texte: die Ausgaben 6 bis 15 und KA.

750. 4. und, nach KA, 6 bis 9 und 15; — in 11 bis 14 fehlt das Wort.
751. 35. alte und neue; — KA und 6 bis 12 alt und neue, 14 und 15 alte und neue.
752. 23. den — KA dem (Druckfehler).

Für Freunde der Tonkunst.

Texte: die Ausgaben 6 bis 15, K und KA.

760. 9 u. 10. rein ruhiger, nach KA; — 6 bis 15 und K ruhiger.

Anhang.

Für den nachfolgenden Anhang sind nur die Propyläen, die (Jenaische) Allgemeine Literatur-Zeitung, die (Augsburger) Allgemeine Zeitung und die Zeitschrift „Ueber Kunst und Alterthum" benutzt worden. Eine Anzahl der hier mitgetheilten Lesearten ist ferner bereits in Boas' „Nachträgen zu Goethe" abgedruckt, zwei derselben auch bei Kurz. Demnach sind die Bezeichnungen der Texte PP, JALZ, AZ, KA, BN und K; in den meisten Fällen war indessen keine Vergleichung von Drucken anzustellen. Eine Ausnahme macht nur der letzte Aufsatz, der sich auch in den Ausgaben 6 bis 15 und in SG findet. — Es ist daher natürlich, daß nur wenige Varianten zu verzeichnen sind.

768. 6. dieselbe, nach PP; — BN dieselben.
769. 6. Handen; — BN Händen.
22. jedem, wie BN; — PP jeden.
so — fehlt in BN.
773. 1. Hektor's; — BN Hektor.
775. 18. geleistet; — BN geliefert.
777. 17. Schwierigkeit; — PP und NB Schwierigkeiten, welches wegen des nachfolgenden „ist" unmöglich wird.
23. den; — BN der.
778. 17. oben; — BN eben.
784. 19. wünschten nach JALZ; — BN wünschen.
25. auch, nach JALZ; — BN nur.
786. 9. diesen; — JALZ gegen den Sinn diesem.
787. 21. Geschichtschreiber, nach JALZ; — BN Geschichtschreiber.
22. den, nach JALZ — fehlt in BN.
788. 28. siebenzehnten, nach JALZ; — BN siebzehnten.
789. 24. Betrieb, nach JALZ; — BN Trieb.
791. 2. einem, nach JALZ; — BN einem.
799. 10. die; — JALZ den.
803. 27. Biermann ist (in der Aquarellmaler P. Biermann aus Basel gemeint). — PP und BN Birrmann.
805. 7. Höhe der — fehlt in BN.
12. Molle (Ponte Molle); — JALZ und BN Mole.

805. 10. luftigen; — BN luftigen.
11. Hackertischen; — BN Hackert'schen.
14. Landschaftmalerei; — BN Landschaftsmalerei, ebenso S. 807, Z. 27, und S. 808, Z. 12.
806. 8. insoferne, nach JALZ; — BN insofern.
14. Fiesole; — JALZ Fiesolo.
15. beobachteter; — BN beachteter.
807. 11. Diese Zeile fehlt in BN.
816. 17. fordert; — JALZ fodert, ebenso S. 820, Z. 7 foderte, Z. 24 fodern, S. 827, Z. 24 erfodert.
817. 3. in schwachen Talenten, nach JALZ. — Die dem Französischen nachgebildete Anwendung des Dativs (statt des Akkus.) bei einem v. lassen abhängigen Verbum findet sich auch sonst bei Goethe.
3. Jeder, nach JALZ. — „Heft" als Maskulin, s. z. B. auch S. 839, Z. 9.
822. 3. Reiger statt Reiher — auch sonst bei Goethe, z. B. Bd. 26. S. 159 der 40bänd. Ausg.
825. 1. er; — JALZ er.
5. Arretin; — JALZ Arretin.
829. 27. Kostüm; — JALZ Costüme.
830. 3. Andromache; — JALZ Andromacha.
836. 13. la plus part . . Grèc; — man erwartete la plupart . . Grec.
841. 7. Leonhard; — KA Leonard
850. 25. Retzsch; — KA Retsch.
851. 16. Schoreel; — KA Schoorel, ebenso e. and. O.
853. 3. Romanus — sonst sagt Goethe forcher Romano.
863. 11. zu aufgerissen; — BN aufgerissen.
866. 21. den; — JALZ dem (Druckfehler).
869. 14. einer; — nach dem Geschlecht des Wortes (le lambris), würde man eines erwarten.
870. 28. seinem: — JALZ seinen.
872. 13. mochte; — JALZ möchte, was dem Sinne nach unmöglich ist.
873. 4 bis 7. fehlen in 6 bis 15.
876 u. 877. Der auf diese Seiten befindliche Abschnitt hat in 6 bis 15 und SG die Ueberschrift: Landschaftliche Malerei. Schematisches.
877. 11. Zum . . . gedenken wir, nach KA, 6 bis 8; — 9 bis 15 Wir gedenken.
20 bis 28. Statt dieses längeren Passus, den KA und 6 bis 8 haben, steht in 9 bis 15 und SG: „Nach dem heroischen Stil, welchen Nikolaus und Kaspar Poussin in die landschaftlichen Darstellungen gebracht, wäre auch des Annibal Carracci „Brillenmäßigen in den Werken des Johann Both, des Swanevel, des du Jardin, Potter, Berghem, van der Neer und anderer zu gedenken."
878. 1. Landschaftliche Malerei, nach KA; — in 6 bis 15 und SG nach der Zusatz: Schematisches.
21. Hieronymus, nach 11 bis 15; — KA, 6 bis 9 und SG J.
26. Domenichino, nach 11 bis 15; — KA bis 9 und SG Dominichino.
880. 8. den von ihm nachgelassenen, nach KA, 6 bis 8; — 9 bis 15 und SG seinen.
22. erhielte, nach 11a bis 15; — KA, 6 bis 11 und SG erhielt.
882. 15. Domenichin; — KA, 6 bis 9 und SG Dominichin, 11 bis 15 Domenichino.

Ich ehre mir die Würde der Frauen;*)
Aber damit sie Würde hätten,
Sollten sie sich nicht alleine betten,
Sollten sich an Männerwürde erbauen.[1])

„Wir haben Dir Klatsch auf Geklatsche gemacht,**)
Wie schief!
Und haben Dich schnell in die Patsche gebracht,
Wie tief!
Wir lachen Dich aus;
Nun hilf Dir heraus!
Ade."

Und red' ich dagegen, so wird nur der Klatsch
Verschlimmert,
Mein liebliches Leben im nichtigen Patsch
Verkümmert.
Schon bin ich heraus;
Ich mach' mir nichts draus!
Ade.[1])

Ich habe nie mit Euch gestritten,
Philister-Pfaffen! Neider-Brut!
Unartig seid Ihr wie die Briten;
Doch zahlt Ihr lange nicht so gut.[1])

Der Gottes-Erde lichten Saal
Verdüstern sie zum Jammerthal;
Daran entdecken wir geschwind,
Wie jämmerlich sie selber sind.[1])

Freund, wer ein Lump ist, bleibt ein Lump,***)
Zu Wagen, Pferd' und Fuße;

---

*) Zuerst mitgetheilt in der Ausgabe von 1836.
**) Hinweisung auf den natürlichen Beruf der Frau, auf den Napoleon Frau von Staël verwies. Aehnlich sagt Waiblinger in „Drei Tage in der Unterwelt (Stuttgart 1826)" von Caroline Pichler: „Die Frauenwürde wäre vielleicht noch gerettet worden, wenn sie einen Agathokles geboren, nur keinen geschrieben hätte." Vgl. Paulus, 1. Timoth. 2,15: „Sie wird aber selig werden durch Kindergebären." — L.
***) Vgl. den Goethe-Zelter'schen Briefwechsel II, 343. Die Verse sind Beilage eines Briefes vom 14. April 1816; die erste Strophe ist dort überschrieben „Das Publikum", die zweite „Herr Ego."
****) Diesen Vers schrieb Goethe mit Unrecht zugeschrieben zu werden. Nach Oelzer (National-Literatur II, S. 88, 3. Aufl., 1849) sind diese Reime

Register.

Personen- und Sachregister.

Von Personennamen sind die mythologischen und die nur in den Bücherverzeichnissen S. 836–838 und S. 885 und 886 erwähnten ausgeschlossen; die nur in den Noten vorkommenden sind mit einem n hinter der Seitenzahl bezeichnet. Ein hinter der Seitenzahl stehendes f. bezeichnet zugleich die nächstfolgende, ein ff. die zwei nächstfolgenden Seiten. Daß von Sachlichem nur das Bedeutendste erwähnt werden konnte, wurde durch die Reichhaltigkeit und Verschiedenartigkeit des Inhalts geboten.

Abendmahl. S. Leonardo da Vinci und J. Bassi.
Abguß der Laokoongruppe in Mannheim und in Leipzig. 29.
Abraham a Santa Clara. 640.
Abstimmen, als Gegensatz von „zustimmen". 158. 520. Abstimmung. 719.
Accademia della Crusca. 163.
Adam, den Bildhauern vorgeschlagen. 391 f.
Adam, Pierre. — Bildhauer. 579. 591.
Aeschylus. 786. 789 und 814n. (Zeichnungen von Flaxman.)
Aesop. — Bild bei Philostrat. 332. — Aesopische Fabel. 560.
Ageladas — Bildhauer. 459n.
Agesander — Bildhauer. 29.
Agincourt, Jean Baptiste Louis George Seroux d' —, Kunsthistoriker. 414
Aglaophon — Bildhauer, Vater des Polygnotos. 212. 233. 873.
Ajax, der Lokrer — Bild bei Philostrat. 287.
Albani, Alessandro — Kardinal. 213. 217.
Albani, Francesco — Maler. 878.
Alexander I., Kaiser von Rußland; dessen Porträt. 580 f.
Alexander der Große. 29. 212. 405.
Alkamenes. — Bildhauer. 213.
Allegri, Antonio. S. Correggio.
Almanach für Theater und Theaterfreunde. 709–702.
Altrömisches Denkmal. S. Denkmale.
Ambrosio — Schauspielerin. 731.
Ambrosius, Sankt. S. Augustinus.
Amman, Jost — Maler und Formschneider. 501 f.
Anatomie, von Bedeutung für die bildende Kunst. 7. 60. 61. 543. Plastische A. 434–440.
Anderloni, Pietro — Kupferstecher. 602.
Anderson — Formschneider. 536 f.
Andreani, Andreas — Formschneider und Kupferstecher. 485. 495 ff. 501.
Andreas — Bertel, nach Raphael 479; nach Leonhard da Vinci 503. 525; Zeichnung von A. Dürer 527.

Antrier, die — Bild bei Philostrat. 333.
Ankündigung eines bedeutenden Kupferstichs (von Toschi). 852 f.
Anmuth, — Begriff derselben. 32.
Anstalten, akademische, in Paris. 62. 68.
Anthologie, griechische. 461 n.
Antigone — Bild bei Philostrat. 286.
Antikensaal in Mannheim. 188.
Antik und modern. S. Philostrat's Gemälde.
Antike weibliche Figuren. Zwei a. w. F. 407—409.
Antilochus — Bild bei Philostrat. 284.
Antinous, als Beispiel der Anmuth. 34.
Antipater von Sidon — Dichter. 461 n.
Antiphilus — Maler. 213.
Antonine, die — die römischen Kaiser Titus Antoninus Pius und M. Aurelius Antoninus. 415. 417.
Apelles — Maler. 213.
Apeli — als Mahlerles. 460.
Apollodorus — Maler. 287 n.
Apollodorus — Verfasser des mythologischen Werkes „Βιβλιοθήκη“ 316 n.
Apollonia, die heilige — Zeichnung von A. Dürer. 827.
Apollonius aus Tralles — Bildhauer. 46 n.
Apollonius Rhodius — epischer Dichter. 296 n. 567 n.
Architektur in Elsaß. 305—320.
Aretin, Adam Freiherr v. —. 825.
Argonauten, die Rückkehr der A., Prolog der Argonautenfahrt — Bilder bei Philostrat. 300 f. 296 f.
Ariadne — Bild bei Philostrat. 294. Melodrama. 715.
Aristophanes. 839.
Artaria und Fontaine — Kunsthandlung in Mannheim. 852.
Athene. S. Minerva.
Athenodoros — Bildhauer. 29.
Attitude — Begriff des Wortes bei Diderot. 65.
(Augsburger) Allgemeine Zeitung. S. Zeitschriften.
Augustinus, St., nach Andern St. Ambrosius — Zeichnung von A. Dürer. 820.
Aulus — römischer Gemmenschneider. 448.

Baccio della Porta (Fra Bartolommeo di San Marco). 833. 835.
Bacchanten, Streit der B. und Faunen gegen die Thrakener. 328.
Bacheller, Jean Jaques — Maler. 77 f.
Baden, Torkilus — Philolog und Archäolog. 272.
Baiern. Ludwig I. — König von B. 851.
Balbani — Prälat und Gelehrter in Rom. 214.
Baldinucci, Filippo. 495.
Barantus — Schauspielerin. S. Malkolmi.
Bartholomäus — Apostel. Schändung des Apostels B. — Gemälde von Rubens 818; Stich nach Raphael 479; Kopie nach Leonhard da Vinci 508. 524.
Bartolommeo di San Marco. S. Baccio della Porta.
Bartsch, Adam v. 491; dessen Peintre graveur citirt 495 ff. 500 f. 597.
Basrelief. Rauch's B. zu Blücher's Statue. 430—431.
Bauer, Ferdinand — naturhistorischer Maler. 547.
Baukunst. Verschiedenes über B. 309—323; Von deutscher B. 1772. 339—347; Von deutscher B. 1823. 357—362.
Bayle, Pierre — Gelehrter. 466 n.
Beauharnais, Eugen — Stiefsohn Napoleon's I. 514. 518.

Beck, Henriette — Schauspielerin. 647.
Beck, Johann Christoph — Schauspieler. 632.
Becker, Heinrich (v. Blumenthal) — Schauspieler. 648. 723 n.
Beispiele symbolischer Behandlung. 541–542.
Bella, Stefano della — Kupferstecher. 600.
Bellin (Bellini) — Künstlerfamilie. 483.
Bellini, Giovanni — Maler. 847.
Bellomo, D.'sche Schauspielergesellschaft. 673.
Bellotti, Michelangelo — Maler in Mailand. 512.
Benedikt XIV., Lambertini — Papst. 222.
Berendis, Hieronymus Dietrich — Freund Winckelmann's. 185 f. 193. 195.
Berger, Ferdinand — Kupferstecher. 602.
Berghem, Nikolaus — Maler. 877.
Berlin. — Kunstzustände in B. 781.
Berliner Dramaturgen. 750–754.
Bernagé, Michael. 865.
Berrettini, Pietro (Peter von Cortona) — Maler. 860.
Berry, Karoline Ferdinande Luise — Herzogin v., deren Galerie. 580.
Bertuch, Friedrich Justin — als Herausgeber des „Journals des Luxus und der Moden". 673 n.
Bethmann. S. Unzelmann.
Beuth, Peter Christian Wilhelm. 436. 601.
Bewick, John und Thomas — Formschneider. 536. 539 n.
Bianchi, Andrea, genannt Vespino — Maler. 518 f. 521 f. 524–529.
Bibelstellen. 340 n. 347. 350. 506. 540.
Bibliothek der schönen Wissenschaften. S. Zeitschriften.
Biedermann, Woldemar Freiherr v.; dessen Schrift „Goethe und Leipzig" 624 n. 671 n. 758 n.; „Goethe's Briefe an Eichstädt mit Erläuterungen herausgegeben" 765 und an zahlreichen Stellen des Anhangs z. B. 797 ff. 804 n. 808 n. 818 n. 855 n. 963 n.
Biermann, (Birmann), Peter — Landschaftsmaler. 803.
Bildende Nachahmung. Ueber die d. N. des Schönen von Moritz. 454–456.
Bildhauer. Anforderung an den modernen B. 377–380; Verein der deutschen B. 381–384.
Blondel, François — Architekt und Kunstschriftsteller. 357 f.
Blücher, Ueberschr v. — Fürst von Wahlstadt. 425–431. 850 n. B.'s Denkmal. 425–429. S. auch Basrelief.
Blumenmalerei. 544–548.
Blümner, Heinrich — Gelehrter. 736.
Boas, Eduard — Schriftsteller. XI. 765. 772 n. 774 n.
Bodmer, Johann Jakob. 705 n.
Boerhave, Hermann — Arzt. 447.
Boisserée, Gebrüder. 359 ff. 364. 818 n. 851; Sulpiz B. XII. XV. 359. 373. 375 n. 380 n. 383. 838 n. 851 n.; Melchior B. 851 n.
Bolsena, Messe v. — Gemälde Raphael's. 861.
Borromeo, Friedrich — Kardinal. 511. 518. 520.
Bosio, Antonio. S. Roma sotterranea.
Bossi, Joseph. 502 ff. 541 f.
Bossuet, Jaques Benigne — Kanzelredner. 77 n.
Both, Johann — Landschaftsmaler. 877. 878 n.
Böttiger, Karl August — Archäolog. 220.
Bourdon, Sebastian — Maler. 327; dessen „Flucht nach Aegypten" in vier Bildern. 328 f. 879.
Braun, Friedrich Alexander — Herausgeber der „Neue[illegible]". 429 f.

Braunschweig, Karl Wilhelm Ferdinand — Erbprinz von B. 225. 228; Friederike Luise Wilhelmine — Herzogin von B., geb. Prinzessin von Oranien. 449.
Breitinger, Johann Jakob. 705 n.
Breughel, Johann — Maler. 876. 878. 881.
Brill, Paul — Maler. 856; dessen „Jagd von Affen und wilden Schweinen" 878. 881.
Brockhaus, Friedrich — dessen Konversations-Lexikon. 491 n.
Brockhorst, Johann — Blumenmaler. 345.
Brockmann, Franz Karl — Schauspieler. 709.
Brückner, Johann Gottfried — Schauspieler. 621.
Brunelleschi, Filippo — Goldschmied, Bildhauer und Baumeister. 856.
Brunn, Heinrich. 273.
Brüssel, Barend van B. (eigentlich B. Orley). — Blumenmaler. 345.
Buglioni, Benedetti — Bildhauer und Majolika-Arbeiter. 857.
Buisson, Frederic — Verleger von Diderot's Werken. 45.
Bülow von Tennewitz, Friedrich Wilhelm, Graf — preußischer General. 490.
Bülow, Ludwig Friedrich Viktor Hans, Graf v. — preußischer Minister. 601.
Bünau, Heinrich, Graf v. — 194. 204. 213.
Bünau, Graf v. — Sohn des Vorhergehenden. 195.
Bürger, Gottfried August. 172.
Busch — Bildhauer. 816.
Büsching, Johann Gustav Gottlieb — als Kunstschriftsteller. 302.
Bußler, F. — Herzierungen aus dem Alterthume, bearbeitet und herausgegeben von F. B. 816–818.
Byleveld — Gerichtspräsident im Haag. 449.
Byron of Rochdale, Georg Noel Gordon — Lord. 585 n.
Byzantiner — deren Kunstrichtung. 411. 880.

Caesar, Julius — in „Mantegna's Triumphzug". 482. 486. 488.
Canova, Antonio — Bildhauer. 306.
Cantian, J. G. C. — Architekt. 492.
Caracalla — römischer Kaiser. 272.
Carracci — Malerfamilie und -Schule. 326. 782. 877 f. 882.
Carracci, Agostino. 304 n.
Carracci, Hannibal. 282. 304 n. 378. 847.
Carstens, Asmus Jakob — Maler. 815 f. 829.
Carus, Karl Gustav — Arzt. XII.
Casti, Giambattista. Skizzen zu C.'s Fabelgedicht „Die redenden Thiere". 560–564.
Castiglione, Giovanni Benedetto — Thiermaler und Kupferstecher. 864. 600.
Caylus, Anne Claude Philippe de Tubières, Graf von — Kunstliebhaber und -Schriftsteller. 233. 266. 272. 613. 868.
Cephalus und Prokris, nach Julius Roman. 330.
Chalkographische Gesellschaft zu Dessau. 902–904.
Charakteristiker — eine Gattung bildender Künstler. 106. 145. 153. 157.
Charbin, Jean Baptiste Simeon — Maler. 73. 77. 84.
Charon, neugriechisches Gedicht, bildenden Künstlern als Preisaufgabe vorgelegt. 568–578.
Chateaubriand, François Auguste Vicomte de — 590.
Chénier, Marie Joseph de —. Dichter. 747.
Childerich — König der Franken. 453.
Chlodwig — König der Franken. 453.
Chodowiecki, Daniel Nikolaus — Maler und Kupferstecher. 325.

Christus nebst zwölf alt- und neutestamentlichen Figuren den Bildhauern vorgeschlagen 390—395; Ueber Chr. und die zwölf Apostel nach Raphael, von Karl Anton gestochen 477—481; Darstellung Christi bei Leonhard da Vinci 527 ff.; Christus als zu meidender Gegenstand 540; Christus, Zeichnung von A. Dürer 827; Christi Gefangennehmung von Demselben. 828.
Cicero, Marcus Tullius. 71 u. 439.
Cimon. 233. 872 f.
Cione. S. Orgagna.
Claude Lorrain. S. Lorrain.
Claudius, Matthias — Dichter. 172.
Claudius — römischer Kaiser. 398.
Collection des portraits historiques de M. le Baron Gerard. 579—591.
Colonna — Fürst. 398.
Corneille, Pierre — Dichter. 285 u. 747. 749.
Cornelius, Peter — Maler. 850.
Correggio, Antonio Allegri —. 90.
Cort, Cornelius — Maler. 565. 878.
Cortona, Peter von. S. Berrettini.
Cotta, Johann Friedrich, Freiherr v. — 4 f. 550.
Coudray, Clemens Wenzeslaus — Architekt. 365.
Coycie, Raphael — Maler. 842.
Cramer, Karl Friedrich — Schriftsteller. 45. 56 u. 83 u.
Cranach, Lukas, der ältere und der jüngere. Bilder derselben in Leipzig. 551—554. 819.
Crayer, Caspar de — Maler; dessen Bildniß von A. van Dyck. 842 f.
Cunego, Domenico — Kupferstecher. 853.
Cuper, Gisbert — Kunstgelehrter. 398.
Cuvier, Georg Leopold Christian Friedrich Dagobert, Baron v. —, Naturforscher. 440.
Cyklope und Galatee — Bild bei Philostrat. 302.

Damme, van — Besitzer einer Kunstsammlung. 448.
Danae. 594.
Daniel, der Prophet — den Bildhauern vorgeschlagen. 392.
Dante, Alighieri. 789. 814 u. (Zeichnungen von Flaxman.)
Dathorf, A. W. — Herausgeber von Winckelmannischen Briefen. 194.
David, jüdischer König — den Bildhauern vorgeschlagen. 391 f.
David, Jacques Louis — Maler. 575.
Dekadische Taktuliothek in Rom. 443.
Delacroix, Ferdinand Viktor Eugen — Maler. 850.
Demetrius — Goldner. 213.
Denis, Johann Nepomuk Cosmus (Barde Sined). 172 u.
Denkmale — Das altrömische Denkmal bei Igel unweit Trier 418—422. Denkmale 423—424. Blacher's Denkmal. 428—429. Denkmal für den Grafen Schmettau. 891.
Dessau, — Herzog Franz Leopold Friedrich von Anhalt-D. 187. 225. 228. 355 u.
Devosge, Ludwig und Louise Chanot — Stammvater. 752.
Diana und Aktäon — ihr Bad, symbolischer Behandlung. 341.
Dibdin, T. F. — Besitzer einer Kunstsammlung in London. 446.
Diderot, Denis. 16 u. D.'s Versuch über die Malerei. 45—92.
Dietrich, Christian Wilhelm Ernst — Maler. 207. 853.
Dietrich — Buchhändler in Göttingen. 865.
Dilettantismus. Ueber den D. 150—152.

Diodorus, Siculus — Historiker. 306 n.
Diomede — Sklavin des Achilles in allen Ausgaben mit **Diomedes** verwechselt. 245.
Dionysos, Geburt des — Bild bei Philostrat. 306 f.
Dioskorides — Gemmenschneider. 448.
Dirce mit ihren Stiefsöhnen — (Gruppe des Farnesischen Stiers). 131.
Döbbelin'sche Schauspielergesellschaft. 751 n.
Domenichino (Domenico Zampieri) — Maler. 878. 882.
Donato di Bette Bardi (Donatello). 856.
Dorn, Knabe der den D. aus dem Fuß zieht — antikes Skulpturwerk. 34.
Dramatische Form. 622–623.
Dramaturgische Blätter. S. **Tieck**.
Dresden. Galerie in D. 90 n. 352 n. 808; Dresdener Sammlungen überhaupt 109; Kunstzustände in D. 782.
Dujardin, Karl — Maler. 871 n.
Dünzer, Johann Heinrich Josef. 676 n.
Dürer, Albrecht — Maler. 481. 551 f. 847. 876. **A. D.'s christlich-mythologische Handzeichnungen**. 818–831.
Düsseldorf. Kunstzustände in D. 781.
Dyck, Anton van — Maler. 493. 842 f.

Eberwein, Franz Karl Adalbert — Komponist. 708.
Ecker mann, Johann Peter. 682 n. 764.
Echof, Konrad — Schauspieler. 767.
Edelsheim, Julie — Gräfin von. 845.
Eichstädt, Heinrich Karl Abraham — Philologe. 764; Goethe's Briefe an ihn (f. v. Biedermann) an zahlreichen Stellen des Anhangs erwähnt, z. B. 793 n. 795 n. 797 n. 799 n. 801 n. 804 n. 808 n. 810 n. 811 n. 812 n. 817 n. 818 n. 831 n. 834 n. 835 n.
Einsiedel, Friedrich Hildebrand v. —. 674 n.
Elfenbeinarbeiten in Berlin. 849 f.
Elginische Marmore (Elgin marbles). 382.
Elisabeth — Kaiserin von Rußland; deren Porträt 599 f.
Elisabeth — Königin von England. 493.
Elpinice — Schwester Cimon's. 872 f.
Elsheimer, Adam — Maler. 352 n. 370.
Emden, Arthur Thomas Sieur d' —. 613.
Englisches Schauspiel in Paris. S. **Schauspiel**.
Entdeckungen. S. **Pompeji und Herkulanum**.
Epiktetus — Philosoph. 413.
Erwin von Steinbach — Architekt. 339 f. 342. 344. 346.
Esquilinischer Palast in Rom auf dem gleichnamigen Hügel. 29.
Esterhazy von Galantha, Nikolaus Graf —. 599.
Euadne — Gemälde bei Philostrat. 286 f.
Euphranor — Maler und Bildhauer. 213.
Euripides. — 307 n. 567 n. 676 n. 677 n.
Everdingen, Albert v. — Maler. 561 ff.
Externsteine, die. 411–414.

Fabroni, Angelo. 131.
Façaden zu Stadt- und Landhäusern. 818–849.
Falconet. Nach F. und über F. 349–353. 355 n.
Farnesischer Stier. 40. 796. S. auch **Dirce mit ihren Stiefsöhnen**.
Faunen. Gruppe von F. und Nymphen in Dresden. 34; Streit der Bacchanten und F. gegen die Thyrsener. 378.

Rea, Carlo — Uebersetzer Winckelmann's. 188.
Rebertight, Benozzo — Bischof von Fiesole; dessen Grabmal. 858 n.
Fenelon, François de Salignac de la Motte — Schriftsteller. 77 n.
Festus — römischer Schriftsteller. 403 n.
Ferdinand III. — römisch-deutscher Kaiser. 653.
Fernow, Karl Ludwig — Schriftsteller. 815 f.
Fiesole, Beato Fra Giovanni Angelico da — Dominikanermönch und Maler. 847.
Figuren. Zwei antike weibliche F. 407–408.
Fiorillo, Johann Dominik — Kunstschriftsteller. 489 n. 491 n.
Flachenecker, Wolfgang — Maler und Lithograph. 845.
Flaxman, John — Bildhauer und Maler. 788. 814. 838.
Fleck, Luise, später verehelichte Schreck — Schauspielerin. 709.
Fleck, Johann Friedrich Ferdinand — Schauspieler. 709 n.
Florentinische Schule, ältere. 529.
Franco, Johann Baptista — Maler. 860.
Frankfurter Gelehrte Anzeigen. S. Zeitschriften.
Französisches Haupttheater. 736–749.
Französisches Schauspiel in Berlin. S. Schauspiel.
Franz von Assisi — Heiliger, Stifter des Franziskaner-Ordens. 148.
Fräulein = Fräulein. 467.
Freidhoff, Johann Joseph — Kupferstecher. 535 n. 802 n.
Friedrichs, Karl. 273. 317 n.
Fries, Moritz — Graf. 587.
Fries, Therese — Gräfin, geb. Prinzessin von Hohenlohe. 587.
Füeßli, Heinrich — Maler. 116. 194 n.
Füeßli, Hans Rudolf — Herausgeber eines Künstler-Lexikons. XI. 842.
Füeßli, Kaspar — Maler und Kunstschriftsteller. 194 n.
Füger, Friedrich Heinrich — Direktor der Gemäldegalerie in Wien. 794.

Galerie. S. Dresden.
Galestruzzi, Giovanni Battista — Kupferstecher. 398.
Gallitzin, Dimitri III. — Fürst von. 448.
Gallitzin, Amalie — Fürstin von, geborne Gräfin Schmettau. 444.
Gardel — Tanzmeister. 63.
Garve, Christian. 709.
Gebrüt. S. Dionysius, Hermes, Minerva.
Gegenstände. Zu malende G. 540.
Gemälde, sechs, auf Goldgrund — in Leipzig aufgefunden. 551.
Gemmen, antike: Orpheus, entlockt von den Thieren, die er herangezogen. 282; **Philoktet.** 397; **Homerhaus-Gallitzinische G.-Sammlung.** 444–446; **Nachricht von einer Sammlung meistens antiker geschnittener Steine der obigen.** 797 f.
Genast, Anton — Schauspieler. 648. 670.
Genelli — Architekt. 816.
Genga, Girolamo — Maler, Bildhauer und Architekt. 859.
Genius mit gesenkter Fackel in der Niobidengruppe. 132.
Genovefa. S. Leben und Tod der heiligen G.
Gerard, François — Baron. **Collection des Portraits historiques de M. le Baron Gerard.** 579–581.
Gerber, G. — Künstler in Elfenbein. 842.
Gervinus, Georg Gottfried. 185.
Gesprächs, — Ueber Wahrheit und Wahrscheinlichkeit der Kunstwerke. 5 f.
Gessner, Konrad v. — Polyhistor. 534. 536.
Geßner, Salomon — Dichter. 172. 194 n.

Ghiberti, Lorenzo — Bildgießer und Bildhauer. 544. 856.
Giacomelli, Michelangelo — römischer Prälat. 214.
Giorgi, de — Maler. 513.
Giotto, G. di Bondone — Maler. 878 n.
Glasmalerei. 549.
Glauber, Johannes, genannt Polydor — Maler. 870.
Glaukus, der Meergott — Bild der Ottilie als 297 ff.
Gleißner, F. — Theilhaber eines Kunstverlages. 811.
Globe, Le. — S. Zeitschriften.
Gmelin, Wilhelm Friedrich — Zeichner und Kupferstecher. 807. 810.
Gnajus — Gemmenschneider. 448.
Goeschen, Georg Joachim — Buchhändler. 717 n.
Goethe, Johann Wolfgang v. — Register der erwähnten Dichtungen und Schriften:
Annalen. S. Tag- und Jahreshefte.
Aus einer Reise am Rhein, Main und Neckar. 850 n.
Benvenuto Cellini. XIV. 171 n. 191.
Dichtung und Wahrheit. 29. 188. 623 n.
Egmont. 719 ff.
Einfache Nachahmung der Natur. XI. 546 n.
Einzelne Gedichte: (Lauberlieblings) 334; (Künstler's Morgen- und Abendlied. Kenner und Enthusiast) 339 n. 348 n.; (Guter Rath auf ein Reißbrett. Kenner und Künstler) 348 n.; (An Adele Schopenhauer) 577 n.; (Byron's Don Juan) 585 n.; (Auf Rhein's Tod) 624 n.; (Frauerlage) 625 n.; (Epilog zu Schiller's Glocke) 704 n.; (Zu meinen Handzeichnungen) 711.
Farbenlehre, Zur. Entoptische Farben. 592 n.
Faust. 622.
Götz von Berlichingen. 724—727.
Iphigenie. 724.
Italienische Reise. 309 n. 373 n. 455 n. 530 n. 551 n. 844 n.
Kampagne in Frankreich. 416 ff. 444. 447.
Kunst und Alterthum in den Rhein- und Mainlanden. 765.
Laune des Verliebten, Die. 720 f.
Leiden des jungen Werther 6, Die. 299 n. 747 n.
Macbeth (nach Goethe's Bearbeitung). 675.
Mahomet nach Voltaire. 675.
Mitschuldigen, Die. 724.
Nachspiel zu Iffland's „Hagestolzen". 703.
Palaephron und Neoterpe. 674 n.
Philipp Hackert. XIV. 65 n.
Proserpina. 708. 715.
Stella. 721 f.
Tag- und Jahreshefte. 234. 291 n. 592 n. 624 n. 626 n. 682 n. 772 n. 808 n. 812 n. 818 n. 838 n. 850 n. 855 n.
Tankred. 675.
Torquato Tasso. 724.
Wilhelm Meister. 700 n. 725 n.
Wilhelm Tischbein's Idyllen. XII.
Xenien. 455 n. 763.
Goeze, Johann Melchior — Theolog. 706.
Gonzaga, Ludwig — Herzog von Mantua. 491. 493 f.
Gore. Ludwig G. von Agnagfalva. 666.
Gotha. Ernst II. — Herzog zu Sachsen-Coburg-G. 445. 862.
Gothische Baukunst. 343 f. 817.

Gottsched, Johann Christoph. 489. 562. 623 n. 705 f.
Goudt, Hendrik, Graf von — Kupferstecher. 352 n.
Gozzi, Carlo, Graf — Dichter. 686.
Grab, Der Tänzerin G. 401—406.
Graff, Johann Jakob — Schauspieler. 669.
Grambs, Johann Georg — Besitzer einer Gemäldesammlung. 545.
Granitarbeiten in Berlin. 422.
Greuze, Jean Baptiste — Maler. 88.
Griesbuysen, Frau W. A. A. v. — 449.
Grimaldi, Giovanni Francesco, genannt il Bolognese. 877. 878 n.
Grünler, Franz — Schauspieler. 682.
Guercino da Cento (Barbieri) — Maler. 388. 878.
Guhrauer, G. E. — als Herausgeber des Goethe-Knebel'schen Briefwechsels. 454 n.
Guido Reni — Maler. V.

Hackert, Philipp — Maler. XIV. 65 n. Zwei Landschaften von Ph. H. 804—807. 870.
Hadrian — römischer Kaiser; dessen Bild. 273.
Hagedorn, Ludwig v. — Galeriebesitzer und Kunstschriftsteller. 207.
Haide, Friedrich — Schauspieler. 648. 670.
Haldenwang, Christian — Kupferstecher. 802.
Hamilton, Gavin — Maler. 615.
Hand, Ferdinand Gottlieb — Philologe. 273.
Händel, Georg Friedrich — als Komponist des „Messias". 758.
Handzeichnungen berühmter Meister aus dem k. bayerischen Kunstkabinette. 834—835.
Hartmann, Ferdinand — Maler. 771 n. 772 n. 776.
Hasse, Johann Adolf — Komponist. 625. 759.
Hände und Spenersche Berliner Nachrichten. S. Zeitschriften.
Hauch, Christoph — Maler und Zeichenlehrer. 418.
Hegelias — Bildhauer. 213.
Heidelberger Jahrbücher. S. Zeitschriften.
Heinecken, Karl Heinrich — Kunstschriftsteller. 207.
Heinrich VIII — König von England. 493.
Heinrich — Prinz von Wales. 493.
Heldenbuch — Dialog des älteren Bissenius. 294.
Helena. Verherrlichung der H. — eine Kunstabteilung in den Gemälden Polygnots. 238. 245—247. 259. 260.
Helitz — in Leipzig. 551.
Helmolt — in Gotha — als Uebersetzer eines französischen Lustspiels. 707 n.
Helst, Bartholomäus van der — Maler. 847.
Helvetius, Claude Adrien — Philosoph. 71.
Hemsterhuis, Franz — Sohn des berühmten Philologen, selbst Philosoph und Kunstkenner. 444. 448 f. Hemsterhuisische Sammlung. S. Gemmen.
Hemsterhuis, Friedrich. 448.
Henricus (Hendrikx), Wilhelm — Blumenmaler. 849.
Herschel, Gebrüder — Kupferstecher und Zeichner. Physiognomische Skizzen der Gebr. H. 850.
Hessenburger, Hermann — Blumenmaler. 849.
Herder, Johann Gottfried v. 1000.
Herkulanische und Pompejische Entdeckungen. 216. (Werk von Zahn) 467. — 276. 278 ff. 281. 283. 289 n. 606—615. S. Pompeji.

Drum glaub' an keinen Lumpen je,
An keines Lumpen Buße![1])

Bin ich für 'ne Sache eingenommen,
Die Welt, denk' ich, muß mit mir kommen;
Doch welch ein Gräuel muß mir erscheinen,
Wenn Lumpe sich wollen mit mir vereinen.[1])

Den vereinigten Staaten.*)

Amerika, Du hast es besser
Als unser Kontinent, das alte,
Hast keine verfallne Schlösser
Und keine Basalte.**)
Dich stört nicht im Innern
Zu lebendiger Zeit
Unnützes Erinnern
Und vergeblicher Streit.

Benutz die Gegenwart mit Glück!
Und wenn nun Eure Kinder dichten,
Bewahre sie ein gut Geschick
Vor Ritter-, Räuber- und Gespenstergeschichten!

So ist denn Tieck aus unsrer Mitten***)
In die Schranken vorgeritten.

(nur mit der Variante „Glaub" im Anfang) schon in einem Briefe von Lavater an Sarasin vom Jahre 17[illegible] und dürften von Lavater selbst herrühren oder Citat eines alten Dichters sein. — L.

[1]) Zuerst mitgetheilt in der Ausgabe von 1836.

*) Aus dem Jahre 1827. Zuerst gedruckt in A. Wendt's „Musenalmanach für 1831," S. 42, außerdem im Goethe-Zelter'schen Briefwechsel IV, 341, als Beilage eines am 21. Juni 1827 begonnenen Briefes.

**) In einem Gedichte von de Lapradelle „Les Démolisseurs" werden alte und neue Welt ähnlich gegenübergestellt:

Ceux-ci ne traînent pas de regrets enrammés un bagage incommode,
Jamais sur leur chemin libre de préjugés
Une tombe, un lieux mal ne les a dérangés etc.

Vgl. auch Goethe's Gedicht an den Prinzen Bernhard (Abth. XXIII dies. Bandes). — L.

***) Nach der Ausgabe von 1836 aus dem Jahre 1823. — Diese Zeile bezieht sich auf Pückler's Wanderjahre. Wenn Goethe die Erwartung aussprach, auch ihm werde es nicht an „Ulrich Hutten, an Franz von Sickingen fehlen" (Br. II, S. 386 und 388), so täuschte er sich nicht, da im Jahre 1823 sowol Immermann in dem „Briefe an einen Freund über die falschen Wanderjahre" und in dem „Ein ganz frisch schen Trauerspiel von Pater Brey" ꝛc. für ihn eine Lanze brach, als auch Tieck die Novelle „Ver-

Herkules, von Schlangen umwunden. 38; Bilder bei Philostrat.: H. und Acheloos, H. und Nessos, H. und Antäus, H. und Atlas, H. und Hylas, H. und Abderus, H. und Telephus, H und Thiodamas, H bei Admet. 317—322; H. von der Tugend als Matrone eine Keule empfangend (gemalt von Mulchell). 335; Statue des rasenden H von Canova. 396; H von Juno gejagt. 463; H. reist nach den Hesperiden, Handzeichnung von A. Dürer. 828; H., der den Löwen getödtet, von Demselben. 829.
Herodot. 40 n.
Heroische Statuen. S. Tieck.
Hermes. Geburt des H. — Gemälde bei Philostrat. 307.
Herostratus. 513.
Hesiod. 399 n. 463 n. 814 n.
Hessen, Ludwig Christian — Landgraf von. 417.
Heyne, Christian Gottlob — Philologe. 272 f.
Hiero II — König von Syrakus. 875 n.
Hieronymus, der heilige — Gemälde Correggio's. 90. 148.
Hieronymus Bonaparte — König von Westphalen. 587 n.
Hiller, Johann Adam — Komponist. 758 n.
Himburg, Christian Friedrich — Buchhändler und Nachdrucker. 172 n. 339 n.
Hinscheiden, Das H. der Maria, von Schorel. 851—852.
Hirt, Aloys — Kunsthistoriker und Archäolog. 30. 131 n.
Hirzel, Salomon. 765. 797 n. 812 n. 838 n. 855 n.
Hittorf, Jakob Ignaz — Architekt. 368 f.
Hochschnitt. Ueber den H. 533—539.
Hoff, C. — als Zeichner. 847.
Hoffmann, Joseph — Maler. 776 n. 781. 783.
Hoffmeister, K. — Biograph Schiller's. 161.
Holbein, Hans, der jüngere. 493.
Homer. 74. 213. 404 n. 715 n. Homerische Höllenfahrt. 267; Hymnus auf Dionysos. 378 n; H.'s Apotheose. 398—400; Batrachomyomachie und Hymnus auf Merkur. 399 n.; Kopf des H. in Lavater's „Physiogn. Fragmenten". 474 f.; Zeichnungen von Flaxman zu H. 789. 814 n.
Hoorn — Baron van H. von Vlooswyck. 493. 551.
Horaz. 209. 307 n. 314 n.
Horen. S. Zeitschriften.
Howen, de — niederländischer Generalmajor. 418.
Hugo, Victor — Dichter; dessen „Cromwell". 748 f.
Hultmann — Gouverneur von Brabant. 449.
Humbert — Major. 449.
Humboldt, Alexander v. — 850 n.
Humboldt, Karl Wilhelm v. — XIII. 3. 208 n.
Hummel, Ludwig — Maler. 786.
Hunnius, Friedrich Wilhelm Hermann — Schauspieler. 648. 670
Hyde, Thomas — Gelehrter. 414.
Hyginus, Julius — gelehrter Römer; unter seinem Namen „Fabularum liber". 315 n. 541 n.
Hyllus — Gemmenschneider. 448.
Huysum, Johann von — Blumenmaler. 545 f.

Ideal; wie der Künstler zu ihm gelangt. 82.
Idylle, tragische. — Ausdruck Goethe's zur Deutung des Laokoon. 84.
Iffland, August Wilhelm. 629. 701; Zu Schiller's und J.'s Andenken. 703 f. 707. 715 n. 719.
Ilias, kleine — Epos. 247 n.
Iliupersis — Epos. 247 n.

Imaginanten — eine Gattung bildender Künstler. 151 ff. 157.
Imécourt, Ferdinand — französischer Offizier, dessen Porträt. 538.
Invetriati oder **Arte della Robbia**. 854 ff.
Iphigenie in Aulis — Wandbild, als Beispiel symbolischer Behandl. 541.
Isabey, Jean Baptiste — Maler. 388.

Jacobi, Friedrich Heinrich 818 n.
Jacobs, Friedrich — Philolog. 273. 332 n.
Jacobus der Aeltere — Apostel; Stich nach Raphael 479; nach Leonhard da Vinci. 508. 524 f.
Jacobus der Jüngere — Apostel, nach Leonhard da Vinci. 508. 534 f.
Jagemann, Christian Joseph. 163.
Jagemann, Karoline — Schauspielerin, Tochter des Vorigen. 689.
Jahn, Otto — Archäologe, Kunst- und Literarhistoriker. 235. 242 n. 252 n. 254 n. 273. 471 n. 475 n.
Jahrbücher der Literatur (Wiener). S. Zeitschriften.
Jakob I — König von England. 493.
Jason und Medea — Bild bei Pitloctreas. 299.
Jenaische Allgemeine Literatur-Zeitung. S. Zeitschriften.
Jenisch, Daniel — Geistlicher und Gelehrter. 782.
Jesaias — Prophet, den Bildhauern vorgeschlagen. 392. 394.
Johannes, der Jünger Christi — den Bildhauern vorgeschlagen. 392 f.; nach Raphael 478. 480; nach Leonhard da Vinci 507. 526. 529.
Johannes Sekundus — Dichter. 851 n.
Johannes der Täufer 553 n.
Jonge, J. C. de — niederländischer Reichsarchivar. 447 n.
Jordan, Camille — französischer Gelehrter. 590.
Jordan, Max — Galeriedirektor in Berlin. 550 n.
Journal des Luxus und der Moden. S. Zeitschriften.
Judas, Jünger Christi — nach Leonhard da Vinci 507. 528. 537.
Julia Domna — Gemahlin des römischen Kaisers Septimius Severus. 272.
Julius II. — Papst. 29. 391.
Jupiter. 213. 275. 383. 399.
Justi, Karl. 187. 195 n. 202 n. 214 n. 226 n.

Kaas, Karl Ludwig — Maler. 711.
Kalamis — Bildhauer. 213.
Kallias — Gatte der Elpinice. 873.
Kalon — Bildhauer. 213.
Kana, Hochzeit zu — Gemälde von Paul Veronese. 90.
Kant, Immanuel. 220.
Kapernaum, Hauptmann von — den Bildhauern vorgeschlagen. 393 f.
Karl der Große. 412.
Karl I. — König von England. 491. 493 ff.
Karl X. — König von Frankreich. 580 n.; sein Porträt. 591.
Kassel. — Kunstzustände in K. 781.
Katharina die Heilige, † 307 n. Chr. 146.
Katharina — Tochter Friedrich's I., Königs von Württemberg, Königin von Westfalen; deren Porträt. 587.
Kaufmann, Angelika — Malerin. 414 n. 838 n.
Kestner, Johann Christian — hannöverscher Hofrath. 559 n.
Kestner, A. — des Vorigen Sohn, hannov. Legationsrath. 354 n.
Kielmannsegge — Graf von. 349 n.
Kirchen, Paläste und Klöster in Italien. 371 - 373.
Kircher, Athanasius — Archäolog und Kunstkenner. 788.

Kleinkunstler — eine Gattung bildender Künstler. 106. 155. 157.
Kleist, Heinrich v. — Dichter. 755.
Klenze, Leo v. — Architekt und Maler. 870.
Klopp, Christian Adolf — Archäolog und Philolog. 272.
Klöden, K. F. — Gewerbschul-Direktor. 604.
Klopstock, Friedrich Gottlieb. 172. 354.
Knebel, Karl Ludwig v. — 454 n. 530 n. 582 n. 795 n.
Kobell, Franz — Maler. 710.
Koberstein, August. 530 n.
Koch, Heinrich Gottfried — Schauspieldirektor. 623. 706 n.
Kolbe, Heinrich — Maler. 771 n. 772 n. 776. 781.
Kölner Dom — Akt der Gebrüder Boisserée über denselben. 359 ff. 364.
Kolorit; — Lobe Wirkung des K. 71; der Artikel „Colorit" bei Sulzer 72 ff.; K. Tizian's 73; Rubens K. 84; Individuelles K. 86.
Kolorieren; — Seltenheit guter K. 71. 74.
Konstantin der Große — griechischer Kaiser. 371. 378 n.
Kortemann, der ältere — Schauspieler. 626.
Körner, Christian Gottfried; — dessen Briefwechsel m. Schiller 649 n. 671 n. 717 n.
Kotzebue, August Friedrich Ferdinand v. —; dessen Angriff auf die Propyläen. 5; seine Stücke Octavia, Gayard. 678; Wirrwarr. 678.
Kraus, Georg Melchior — Maler. 673 n.
Kretschmann, Karl Friedrich (Barde Ringulph). 172 n.
Kreuzesform in der Kunst. 402. 412.
Kunst und Alterthum. — Ueber K. und A. S. Zeitschriften.
Kunstausstellung — Weimarische K. von 1801 und Preisaufgaben für 1802. 784—788; Weimarische K. vom Jahre 1802 u. f. w. 786—788; Weimarische K. von 1803 u. f. w. 234. 788—793; Weimarische K. von 1804 u. f. w. 793; Siebente Weimarische Kunstausstellung vom Jahre 1805. 271. 570 n. 578. 705—709.
Kunstblatt, Stuttgarter. S. Zeitschriften.
Künstlerische Behandlung landschaftlicher Gegenstände. 874—884.
Kunstsammler — ursprünglich beabsichtigter Titel für die Kunstnovelle „Der Sammler und die Seinigen". 105.
Kunstschätze, Nachricht von altrussischen, in Leipzig entdeckten K. XIV. 500—504.
Kunstzustände. S. Berlin, Düsseldorf, Kassel, Köln, Leipzig, Niedersachsen, Stuttgart, Wien.
Kupferstiche. — Neu erschienene K. von Gmelin und Leopold. 807—810.
Kurz, Heinrich — als Herausgeber von Goethe's Werken. XI. 563 n.
Kyprien, die — griechisches Epos. 247 n.

Lagrenée, Louis Jean François — Maler. 58.
Lanzer, Johann Peter v. —. 477. 480 f.
Langer, Robert v. — Sohn des Vorhergehenden. 785 n.
Langredo, Don Torivio Suarez de — Dichter. 707 n.
Lambert, Aylmer Burke — als Naturforscher. 547.
Lamprecht — Jugendfreund Winckelmann's. 202 n.
Lannes, Herzog von Montebello — Marschall. 584.
Laokoon, Einige Bemerkungen über die Gruppe L.'s und seiner Söhne (vom Meyer). 30; Ueber L. 31—41; — 131. 134 f. 233. 306 f.
Lavater, Johann Kaspar. 471 n. 472 n. 474 n.
Latour (La Tour), Maurice Quentin de — Maler. 77 f. 709.
Leben des Künstlers A. J. Carstens von C. L. Fernow. 805—810.
Leiden und Tod der heiligen Genoveva, von den Gebrüdern Riepenhausen. 812—814.

Leblanc, Jean Bernard — Akademiker in Paris. 78.
Leen, van — Blumenmaler. 545.
Lehmann, R. C. — in Leipzig. 551.
Leipzig. Kunstzustände in L. 782.
Leipziger Theater. 623–625.
Leisring, August — Schauspieler. 648. 670.
Lenz, Jakob Michael Reinhold — Goethe's Jugendfreund. 356.
Leo X. — Papst. 544.
Le Prince, Jean Baptiste — Maler. 88.
Lessbes — griechischer Epiker. 244 n. 247 n.
Lesnier — Kupferstecher. 692.
Lessing, Gotthold Ephraim. 130. 188. 272. 288 n. 351 n. 403 n. 706; Nathan der Weise. 676. 681. 719; Emilia Galotti. 719. 723. 751; Minna von Barnhelm. 719.
Lesueur, Eustache — Maler. 65 f.
Leybold, Karl Jakob Theodor — Maler. 575 ff. 810.
Liebesgötter, Vorbilder der L. — Bild bei Philostrat. 290 ff.
Lindau, R. G. — Uebersetzer der Philostrate. 273. 285 n.
Lippert, Philipp Daniel — Kunstsammler und -Schriftsteller. 207. 443.
Lips, Johann Heinrich — Maler, Zeichner und Kupferstecher. 816.
Litter-, Maximilian Paul Emil — Lexikograph. 362 n.
Livius, Titus. 465 n.
Longhi, Joseph — Kunstschriftsteller. 597. 609.
Loo, Carle van — Blumenmaler. 545.
Lorrain, Claude (eigentlich Claude Gel-e) — Landschaftsmaler. 907 f. 808. 877 ff. 882.
Lorrain, Louis Joseph le — Maler und Radirer. 233.
Lortzing, Beate — Schauspielerin. 704.
Lovino, Peter — Maler. 518.
Lucianus — griechischer Schriftsteller. 464 n.
Ludwig Philipp — Herzog von Orleans, später König der Franzosen; — dessen Porträt. 563 f.
Luther — Kirchenlieder. 220; Sprachliches. 251 n. 520 n.
Lütke, Peter Ludwig — Maler. 711.
Lysippus — Bildhauer. 213.

Macklot, Karl Friedrich — Buchhändler und Nachdrucker. 172. n.
Madeleine, St — Kirche in Paris. 346.
Madonna mit dem Kinde — nach Baccio della Porta. 933.
Majolika. — Ueber M.-Gefäße. 855–862.
Major, Isaak — Landschaftsmaler. 875 f.
Malerei. — Verschiedenes über M. 469. 622.
Malkolmi — Schauspieler. 670.
Malkolmi, eigentlich Barantius — Stieftochter des Vorigen. 670.
Manes, Stifter der Sekte der Manichäer. 413.
Manieristen — in der bildenden Kunst. 327.
Mannlich, Johann Christian v. — Zeichner, Maler und Kunstschriftsteller. 811 f.
Mantegna, Andreas. — Julius Cäsar's Triumphzug, gemalt von M. 482–501. 835. 876.
Manzi — Herausgeber von Leonhard da Vinci's Traktate. 530.
Maria. Die Verkündigung Mariä und M. betend, Zeichnungen von A. Dürer 828 f., Hinscheiden der M. von Schorcel. 851 f.
Maria Magdalena — den Bildhauern vorgeschlagen. 704.
Marktgrafenstein — Der M. auf dem Raubschützen Berge bei Fürstenwalde 422 f.

Mastalier, Karl — Dichter. 172 n.
Matthäus, der Evangelist — den Bildhauern vorgeschlagen. 393; nach Raphael. 478; nach Leonhard da Vinci. 508. 513. 527.
Matthias — der Jünger Christi und Apostel, nach Raphael. 479; Zeichnung von A. Dürer. 827.
Maturino, B. C. — Maler. 378 n.
May, F. — Schrift über die Philostrate. 273 f.
Mauch, Johann Matthäus — Zeichner und Kupferstecher. 602.
Maximilian, der heilige — Zeichnung von A. Dürer. 827.
Maximilian I. — deutscher Kaiser. 535.
Mazza — Maler. 513 f.
Mazzuoli, S. Parmegiano.
Medein, Christian v. —. 194 n.
Mecklenburg, Friedrich Franz I. — Großherzog von M.-Schwerin. 425 f.
Paul Friedrich — Erbgroßherzog von M.-Strelitz. 425 n.
Karoline Luise — Erbgroßherzogin. S. Sachsen-Weimar.
Karl Ludwig Friedrich — Erbprinz, später Großherzog von M.-Strelitz. 425. 425.
Medaillen. S. Notice sur le cabinet des M. et des Pierres gravées de sa Majesté le Roi des Pays-Bas. 447–451.
Medicis, Peter v. —. 504.
Mediceische Venus. 56.
Melanthius — Maler. 213.
Meles und Kritheis — Bild bei Philostrat. 304 f.
Menage, Gilles — Gelehrter. 466.
Mendelssohn, Moses. 474.
Menas, Anton Raphael — Maler. 210. 217.
Menelaus — Bild bei Philostrat. 285 f.
Mengel, C. A. — Architekt. 849.
Mercier, Louis Sebastian — Schriftsteller. 348 n. 621 n. 707 n.
Merian, Marie Sibylle — Blumenmalerin. 545 f.
Merian, Matthäus, der ältere — Maler. 879.
Merkur, Teutscher. S. Zeitschriften.
Meyer, Felix — Maler und Radirer. 879.
Meyer, Johann Heinrich. XIII f. XVI, 3 f. 10. 16. 30. 105. 186. 234 f. 271. 419. 425 n. 454 n. 831 n. 838 n. 862 n. 865 n. 875 n. 874–880.
Michelangelo. 29. Dessen Statue des Moses. 325 f. 391; Carton der Schlacht bei Anghiari. 505. Federzeichnung nach Figuren seines Jüngsten Gerichts. 835.
Michelis — Kupferstecher. 802 n.
Mignard, Nicolas — Maler und Kupferstecher. 600.
Milet, Jean François — Maler. 879.
Milo von Kroton — Athlet. 40.
Miltiades. 872.
Minerva. 9. 34. — Statue des Phidias (Athene Parthenos) im Tempel der M. zu Athen. 213. 382; M.'s Geburt — Bild bei Philostrat. 305 f.; Minerventempel zu Assisi. 372.
Minyas — griechisches Epos. 250 n.
Mola, Johann Baptist — Maler und Radirer. 878.
Mola, Pietro Francesco — Maler und Kupferstecher. 878 f.
Moliere, Jean Baptist Poquelin, genannt M. 744 f.
Moller, Georg — Architekt und Kunstschriftsteller. 359. 362 ff.
Momper, Jodocus — Maler und Radirer. 876. 878.
Montebello. S. Lannes.
Monti, Cäsar — Kardinal. 519.

Morel, Jan Evert — Blumenmaler. 545.
Morgenblatt. S. Zeitschriften.
Morghen, Raphael — Kupferstecher. 505.
Moritz, Karl Philipp. 454 f.
Mosaike, neu entdeckte. 276; der Alt im Sinken. 293; Abendmahl des L. da Vinci. 502 n.; in Pompeji und Herkulanum. 816 f.
Moschetti, Joseph — Maler. 532.
Moses — den Bildhauern vorgeschlagen. 391; s. auch Michelangelo.
Moses, Henri — Kupferstecher. 492.
Mounsay, Jakob — Arzt; dessen Porträt. 509.
Müller, Franz Hubert — Galeriedirektor in Darmstadt. 816.
Müller, Friedrich — dessen Künstlerlexikon. 491 n. 502 n. 536 n.
Müller, Friedrich (Maler Müller) — Maler und Dichter. 530.
Müller, Friedrich v. — Geheimrath und Kanzler in Weimar. 747 n.
Müller, Heinrich — Lithograph. 828 n. 829.
Müller, Karl Otfried — Archäologe. 235.
Müller — Glasmaler 549.
Münchhausen, Gerlach Adolf, Freiherr von —. 228.
Münster, der Straßburger —. 340—343. 358 f. 361. Herstellung des Str. M. (Aufsatz von S. Boisserée). 363 n. Goethe's Zusatz zu demselben. 363—364.
Münzkunde der deutschen Mittelzeit. 452—453.
Musen, die neun. 34. Darstellung derselben auf einem antiken Basrelief. 400.
Museum, von Neapel. 40 n.
Museum, deutsches. S. Zeitschriften.
Musterbuch der lithographischen Druckerei von A. Senefelder, F. Gleißner u. Comp. 831—834.
Muzian, Hieronymus (Girolamo Muziano) — Maler. 878.
Myron — Bildhauer. 213. Myron's Kuh. 459—467.

Nachahmer, als Gattung bildender Künstler. 106. 126. 150. 157.
Nahl, Johann August — Maler. 771. 781. 783.
Näke, Gustav Heinrich — Maler. 851.
Napoleon I. 25 n.; als General Bonaparte. 514. 746 n. 747 n.; seiner Schwester Elisa Bonaparte und deren Tochter Napoleon Elisa Porträte 388; sein Bruder Jerome N., König von Westphalen 387 n.; seines Bruders Ludwig N., König von Holland, Porträt. 582.
National-Zeitung. S. Zeitschriften.
Naumerk — Bilder zu Faust. 800 f.
Neer, Aart und Eglon Hendrik van der —, Maler. 877 n.
Nehrlich, Gustav — Maler; N.'s Darstellungen aus Faust. 853—854.
Neptun und **Amymone** — Bild der Pfalleria. 242 f.
Nervianus, Vater des jüngeren Philostrat. 272.
Neues Reich. Im N. Reich. — S. Zeitschriften.
Neumann, Amalie — Schauspielerin. 751.
Neurohr, Johann Matthäus — Arzt. 418.
Neve, Franz D. —, Maler. 879.
Nicolai, Christoph Friedrich. 500.
Niederlande —. Wilhelm I. König der N. 446 ff. 449; Wilhelm IV Fürst von Oranien und Nassau. 447; Wilhelm V. desgl. 448.
Niederländische Schule. 72.
Niedersachsen, Kunstzustände daselbst. 781.
Nikomachus — Gemmenschneider. 448.
Niobe mit ihren Kindern. 33. 40. 60. 131 f. 134. 398.
Noah, den Bildhauern vorgeschlagen. 391.

Roehden, Georg Heinrich. 492. 497 f. 531 f.
Rofot, griechisches Epos. 247 n.
Nymphen, Gruppe von Faunen und N. in Dresden. 31.

Observationes on Leonardo da Vinci's celebrated picture of the Last supper. 531–532
Orpheus; — Besuch des O. in der Unterwelt, Bild des Polygnot. 238 [illegible]–255. 259. 262–265. 267.
Orgagna, Bernarbo — Maler. 505 n. 517. 524–527.
Ogulnius, Cnejus und Quintus — römische Aedilen. 465 n.
Oppenheimer Dom, Der — 846.
Oragna, Beiname des Malers Andrea di Cione. 878 n.
Orpheus — Bild bei Philostrat. 332 f.; als Gemme. 282. 334.
Os, Jan van — Blumenmaler. 545.
Oser, Adam Friedrich — Maler. 187 f. 207. 782.
Ostermeyer, — Kupferstecher. 802 n.
Oesterreich, Matthias — Maler. 207.
Osterwald, Georg — Lithograph und Kupferstecher. 370.
Overwalb, Karl — Maler und Zeichner. 415 n.
Ovidius, Publius O. Naso. 307 n. 308 n. 330 n. 540 n. 541 n. 567 n.

Pallagonia, Prinz — in Palermo. 369.
Pallas. S. Minerva.
Palmaroli, Peter — Gemälde-Restaurator. 592.
Pamphilus — Maler. 212.
Parma, Galerie zu. 90 n.
Parmegiano (Parmeggianino), Beiname des Malers Francesco Mazzuoli. 534.
Parrhasius — Maler. 212. 873.
Parthenon in Athen. 382 f.
Pascaut, Ernst. 648 n. 707 n. 723 n.
Passeri, Giovanni Battista — Kunstschriftsteller. 860 n.
Passionei, — Kardinal. 213.
Passow, Franz — Philolog. 273.
Paulus, der Apostel — den Bildhauern vorgeschlagen. 394; nach Raphael. 478.
Pausanias — griechischer Kunstschriftsteller. 233–239. 244 f. 251. 254. 258. 266 f. 500. 574. 863 ff. 867. 869.
Pausias — Maler. 544.
Pentazonium Vimarienſe. 365–367.
Perikles. 326. 873.
Perugino — Beiname des Pietro Vanucci. 825 f.
Perseus und Andromeda — Bild bei Philostrat. 201 f.
Peters, Wenceslaus — Thiermaler. 615.
Petrus. — Martyrium des heiligen P., ein Gemälde Tizian's. 90; P. den Bildhauern vorgeschlagen. 394 f.; nach Raphael. 478. 480; nach Leonhard da Vinci. 507. 525 f.; als in malender Gegenstand. 540.
Pfeffel, Gottlieb Konrad — Dichter. 707 n.
Phantomisten — eine Gattung bildender Künstler. 106. 152. 158.
Phanuel = Pnuel oder Pniel. 540.
Phidias — Bildhauer. 210. 383 f. 459. 466. 872 ff.
Pharsalischer Tempel. 382.
Philippus — Apostel, nach Raphael. 479; nach Leonhard da Vinci. 508. 527.
Philippus Arabs — römischer Kaiser. 272.
Philippus — König von Macedonien. 212.
Philostrat — Bild bei Philostrat. 278. 288.

Philostrate, die — **Philostrat's Gemälde und Antik und Modern.** 269–346. XIV. — **Leben der Philostrate.** 272; — 406. 500. 613 f. 675.
Physiognomische Fragmente. 471–476.
Physiognomische Skizzen. S. Henschel.
Piccolomini. Bericht über die erste Aufführung der P. 649–670. S. auch Schiller.
Pichler — Kupferstecher. 802 n.
Pinakothek, Weimarische P. 839–844.
Piß — Maler. Kupferstich von Leopold nach P. 810.
Plessing, Friedrich Victor Leberecht — Professor in Duisburg. 444 n.
Plinius, Caius P. Secundus. 29. 39 n. 267. 287 n. 310 n. 459 n. 464 n. 613. 871 ff.
Plumier, Karl — Maler und Reisender. 548.
Plutarch, Leben des Cimon. 872.
Poelemburg, Cornelis — Maler. 878 n.
Polidor, Polidoro Caldara, genannt Caravaggio — Maler. 378. 398.
Polydoros — Bildhauer. 29.
Polygnot — **P.'s Gemälde.** 231–268. XIV. Sein Leben. 233. **P.'s Kunst überhaupt** 256–257. **Ein Theil der Gemälde P.'s in der Lesche zu Delphi.** 862. **Gemälde des P. in der Lesche zu Delphi, nach der Beschreibung des Pausanias** 862–863. **Erläuterung des Polygnotischen Gemäldes auf der rechten Seite der Lesche zu Delphi** 863–864. **Ueber P.'s Gemälde auf der rechten Seite der Lesche zu Delphi, mit Beziehung auf die von Fr. u. Joh. Riepenhausen entworfenen Umrisse.** 864–878. **Nachtrag.** 873–874. **Sonstige Erwähnungen P.'s** 271. 276. 610.
Polyklet — Bildhauer. 213. 459. 672 f.
Pompeji; — Herkulanische und Pompejische Entdeckungen. 216. Einzelne Gemälde 276. 408. **Zahn's Ornamente und Gemälde aus Pompeji, Herkulanum und Stabiä.** 605–618.
Poseidonios. 29.
Posselt, Ernst Ludwig — Herausgeber des „Reichsanzeigers". 105.
Potter, Paul — Maler. 561. 563. 569 n. 877 n.
Poussin, Nikolas — Maler. 348. 877 ff.
Poussin, Kaspar — Maler. 877 f.
Praxiteles — Bildhauer. 40 n. 213. 466.
Preen, A. von — Kammerherr in Rostock. 420.
Preisaufgabe. Dramatische P. 671–672; **Nachricht an Künstler und P.** 767–772; **P. fürs Jahr 1800.** 772–773; **Die P. von 1800 betreffend.** 774–778; **Die neue P. auf 1801.** 779–780; **Preisaufgaben für 1802–1805.** S. auch Kunstausstellungen.
Preisertheilung und Recension der Konkurrenzstücke. 772. **Nachricht über die P. 1801.** 793; **Weimarische P. 1802.** 786.
Prêtre — Kupferdrucker. 602.
Preußen, Friedrich II. — König von P. 228. 443.
Friedrich Wilhelm II. — König von P. 448 n.
Elisabeth Ludovike — Kronprinzessin von P. 848.
Procopius — griechischer Geschichtschreiber. 459.
Programme zu den Weimarischen Kunstausstellungen. 191. S. auch Kunstausstellungen.
Programm zur Prüfung der Zöglinge der Gewerbsschule. 604.
Propertius, Sextus Aurelius. 400 n.
Propyläen. S. Zeitschriften.
Proserpina. 708–715.
Protogenes — Maler. 212.
Protokoll, — technischer Ausdruck für mechanisch arrangirte Bilder. 83.

Punktirer — eine Gattung bildender Künstler. 126.
Pygmalion — König von Cypern und Bildhauer. 57. Melodrama von J. J. Rousseau. 715.
Pyne, W. H. 492.

Quandt, Johann Gottlieb v. — 550.
Quenow, Karl Friedrich — Baurath in Trier. 418.
Quinault, Philipp — Komponist. 749.
Quintilianus, Marcus Fabius. 212 f.
Quintilius Varus, dessen Trauerum. 365.
Quintus Smyrnaeus — epischer Dichter. 284 n.

Racine, Jean. 701 n. 747.
Raimondi, Marcantonio — Kupferstecher. 477.
Rameau, Jean Philipp — Komponist. 475 f.
Raphael. 66. 325 f. 336. 351. 540. 811. 839. 847. 859. (Messe von Bolsena) 90; (Triumph der Galatee) 304 n.; (Christus und seine Apostel) 309; (Kopie nach R. in den „Physiognomischen Fragmenten") 472 ff. (Christus und die zwölf Apostel in Kupferstich nach R.) 477—481; (Skizzirte) 574. (Steindruck nach einer Handzeichnung) 833; (Ein Kopf nach R.) 834.
Raphaelit — Mosaikkünstler. 502 n.
Raisumowski, Andreas, Graf v. —; dessen Porträt. 599.
Rauch, Christian — Bildhauer. 411. 430. S. auch Basrelief.
Recamier, Johanna Franziska Julie Adelaide. 599 ff.
Rechtfertigung. 794.
Regenbogen — als Fundament der Farbenharmonie. 82.
Regenbogenschüsselchen — eine Schmünze. 652.
Reich, Philipp Erasmus — Buchhändler. 471 n.
Reineke Fuchs — Dichtungen und Illustrationen. 560. 563.
Reinhard, Karl Friedrich — Graf. 359 n.
Reinhardt, Karl Gottlieb — Modelleur und Hofhaudroteverwalter in Berlin. 441. 443.
Reizmittel in der bildenden Kunst — (die Schlange). 396—397.
Rembrandt — Paul von Rhyn. 348. (Tischlerhaushaltung) 351. (Judas und Compagnie nach R.) 471. R. der Denker. 597—598. — 877.
Reni. S. Guido Reni.
Reybs, Galerie zu Shakespeare's dramatischen Werken von Moritz R. 593; — 850.
Rhodogune — Bild bei Philostrat. 288 ff.
Ribalta, Francesco — Maler. 393 n.
Ribera, Jusepe, genannt Spagnoletto — Maler. 81.
Richelieu, Armand du Plessis — Kardinal, Herzog von R. 705.
Riedesel, Johann Hermann, Freiherr von R. 225.
Riedinger, Johann Elias — Maler und Kupferstecher. 564.
Riemer, Friedrich Wilhelm. 275. 818 n.
Riepenhausen, Franz und Johannes — Maler. 233 f. 237. 266 ff. 613. 812 ff. 817. 862—874.
Rigaud, Hyacinthe — Maler. 77.
Ringer, Tie — antikes Skulpturwerk. 34.
Robb — Blumenmaler. 545.
Robbia, Lukas della — Künstler in Thon, Erz und Marmor. 544. 656—660.
Robbia, Augustin della — Bruder des Lukas. 657.
Robbia, Ottavian della — Bruder des Lukas. 657.
Robbia, Andreas della — Neffe der Vorigen. 544.

Robbia, Giovanni della — Sohn des Andreas. 544.
Robbia, Girolamo della — Sohn des Andreas. 544.
Rochlitz, Friedrich v. — 671 n. **Für Freunde der Tonkunst von F. R.** 758—760.
Rodig — Blumenmaler. 545.
Roehn, Johann Martin v. — Maler. 788.
Roma sotterranea di Antonio Bosio Romano. 409—410.
Roman, Julius (Giulio Romano) 278. 279 ff. 283. 330 f. 335. 859.
Romé de l'Isle, Jean Baptiste Louis — Naturforscher. 440.
Roos, (vermuthlich ist Johann Heinrich [1631—1685] gemeint) — Maler und Radirer. 803.
Rossini, Luigi — Architekt. 844.
Rousseau, Jean Jacques. 57 n. S. auch Pygmalion.
Roux, Jakob — Maler. Dr. J. R. Ueber die Farben in technischem Sinne 592.
Rubens — Peter Paul. 326. 349. 351 f. 403. 847. (Feuerwerk) 877.
Ruesch — Kommandeur eines preußischen Husarenregiments. 195.
Rühl, Julius Eugenius — Architekt. 371. S. Kirchen, Paläste und Klöster in Italien. 371—373.
Runge, Philipp Otto — Maler. Vier große Blätter in Kupfer, Folio. Umrisse nach Herrn Ph. O. R.'s Zeichnungen. 797—799.
Ruscheweyh, Ferdinand — Zeichner und Kupferstecher. 850 n.
Rustici, Giovanni Francesco — Bildhauer. 857.
Rutland, Elisabeth — Herzogin v. 418.
Ruysch, Rachel — Blumenmalerin. 546.
Ruysdael, Jakob — Landschaftsmaler. R. als Dichter. XIV. 555—559. (Wasserfall, Kloster, Kirchhof) 847. 877 n.
Ryland, William Wynne — Zeichner und Kupferstecher. 532.

Sachsen. Friedrich August, König von; dessen Porträt. 582 f.
Sachsen-Weimar. Amalie, Herzogin zu — geb. Prinzeß von Braunschweig. 185 f. (Widmung von „Winckelmann ꝛc.") 189 f. 195. 674 n. 815 n.
Karl August, Großherzog zu S.-W. — 903. (Fünfzigjähriges Regierungs-Jubiläum) 903. (Reise nach Oberitalien) 332. (Erdmalle auf ihn in Mailand gepflanzt) 438 n.
Karoline Luise — Erbgroßherzogin von Mecklenburg-Schwerin, geb. Prinzessin von Weimar. 425 n.
Luise; — Porträt Ihre Königl. Hoheit der Frau Großherzogin von Sachsen-Weimar-Eisenach. 845. 673.
Maria Paulowna — Erbgroßherzogin zu S.-W., geb. Großfürstin von Rußland. 532.
Sadeler, Johann und Raphael, Brüder — Kupferstecher. 782.
Salm-Reifferscheid-Krautheim — Fürst Wilhelm v. und seine Gemahlin Marianne Dorothea, geb. Fürstin Gallitzin. 448.
Sammler. Der S. und die Seinigen. 103—138.
Sanders, Daniel — Lexikograph. 351 n.
Sandrart, Joachim — Maler, Kupferstecher und Kunstschriftsteller. 824.
Sandrart, Johann Jakob v. — Kupferstecher und Maler. 393 n.
Sansovino, Beinamen des Andrea di Tommaso Contucci — Bildhauer. 857.
Sauers, Roland — Maler. 576. 578.
Schadow, Johann Gottfried — Bildhauer. 426. 428 f. 612.
Scharnhorn, Gebhard Daniel v. — 430.
Schall — Schauspieler. 670.
Schauspiel. Englisches S. in Paris. 742—743. Französisches S. in Berlin. 744—745.

Heil ihm! Es gilt nicht Wanderi[illegible]re,
Noch eines Dichters graue Haare,
Noch seine Meister und Gesellen,
Die sich vor Mit- und Nachwelt stellen;
Es gilt, Ihr mögt es leicht erproben,
Die Paare, wie sie sich verloben.

Da loben sie den Faust*)
Und was noch sunsten
In meinen Schriften braust
Zu ihren Gunsten;
Das alte Mick und Mack,**)
Das freut sie sehr;
Es meint das Lumpenpack,
Man wär's nicht mehr!†)

---

lobung" zu seinen Ehren schrieb, und um „gewisse pietistisch-heuchlerische Verunglimpfer lächerlich zu machen," wie die Worte Zulys Boisserée's vom 4. März 1823 lauten (Boisserée II, 352). Teichmann überdachte Goethe diese Novelle, die, wie Goethe's Sohn Boisserée mittheilte, „ihn wie uns Alle mit wahrer Freude erfüllt hat." Goethe rühmte auch darauf in „Kunst und Alterthum" (IV, 3, S. 91 vom Jahre 1824) die dem Obscurantismus feindliche Tendenz der Novelle, sie hierin Rückert's „Oestlichen Rosen" gleichstellend. Aus obiger Xenie möchte jedoch hervorgehen, daß Goethe von der Vertheidigung Tieck's nicht ganz befriedigt gewesen sei; denn allerdings von dem Goethe'schen Roman ist in der Novelle so gut als gar nicht die Rede. Doch sagt Tieck u. A.: „Es kann als ein Frevel gegen diesen großen Mann erscheinen, wenn man es nicht lieber lächerlich finden will, daß man ihm so schulmeisternd mit Glaubensfragen nahe rückt, daß man Immoralität und Mangel an Idee seinen Werken vorwirft, weil er sich nie zu den armen Bedürfnissen dieses Wortführers (Pustkuchen) herabgelassen hat." — L.

*) Diese Xenie, aus der Zeit vor 1816, ist gegen die Schlegel gerichtet, vermuthlich veranlaßt durch Friedrich Schlegel's Vorlesungen 1811. Stägemann schrieb nämlich an Varnhagen am 17. März 1816: „Goethe hat bei Gelegenheit der ihm bekannt gewordenen Befeindungen und Verunglimpfungen der Herren Schlegel und Cons. schen vor einiger Zeit diverse Verse gemacht, wovon ich einige Strophen behalten." Es folgt nun obige Xenie mit geringen Varianten mit dem Hinzufügen (am 20. April), daß Zelter das Ganze habe. (Briefe von Stägemann ꝛc. Aus dem Nachlasse Varnhagen's, 1865, S. 27 und 36.) Man geht gewiß nicht fehl, wenn man auch die derselben Zeit angehörige Parabel „Kritiker" (II, 287) auf Fr. Schlegel und seine Kritik der Goethe'schen Elegien und Epigramme bezieht (Werke X, 171). — L.

**) Ein Solöcismus Goethe's, wie es scheint, den er braucht, um ein „buntes Durcheinander" zu bezeichnen. Vgl. II, 382. So spricht er in einem Briefe an Zelter vom 30. December 1825 von einem Miemac von Unsinn und Poderasten, und in dem Briefe an Knebel vom 7. Novbr. 1816 (II, 207) nennt er die Newtonische Optik ein Miemac von Kraut und Rüben. — Vgl. Sander's Wörterbuch der deutschen Sprache unter „Mick und Mack" und das französische Wort „Micmac."

†) Zuerst mitgetheilt in der Ausgabe von 1836.

Schauspieler. — Regeln für S. 682–698. Jugend der S. 699.
Schiller, Johann Friedrich v. — Zu S.'s und Iffland's Andenken. 703–704; Ein Vorfall Schiller's, und was daraus erfolgte. 716–728; Allgemeines. 131 n. 161. 621 n. 637. 639. 647. 649. 660 ff. 669. 676. 716. 737; (Beurtheilung von Goethe's Egmont) 719–721; (Betheiligung an Gip) 724 f.; (Briefwechsel mit Goethe) 3 ff. 18 n. 29 f. 43 f. 95. 103. 161. 187. 234. 455 n. 503 n. 626 n. 649 n. 671. 681 n. 717. 724. 737; (Braut von Messina) 684 ff.; (Demetrius) 718; (Don Karlos) 717; (Fiesko) 717; (Gedichte) 704 n.; (Kabale und Liebe) 717; (einzelne Gedichte) 121 n. 647. 731 n. 738; (Maria Stuart) 675; (Naive und sentimentalische Dichtung) 732 n.; (Phädra) 701; (die Räuber) 701 f. 717; (Turandot) 694 f. Wallenstein XIII. 717. S. die Aufsätze 626–670. 712. 732. (Gip) (Lager) 627. 630 f. 712. (Piccolomini) 626 ff. 628 f. 649–670. 712. 732. (Sip Tod) 626 f. 629. 649–670. 712. 732.
Schiller, Charlotte v. — 804 n.
Schinkel, Karl Friedrich — Architekt. 602. 711. 818.
Schlageln, gegen etwas — 351.
Schlegel, August Wilhelm v. — 534 n.; (Ion) 676–681; (S.-Tieck'sche Uebersetzung des Shakespeare) 749; (Urtheil über Molière) 744.
Schlegel, Johann Elias — Dichter. 628 („Hermann").
Schlotterbeck, vermuthlich Wilhelm Friedrich, (nicht Christian Jakob) — Maler und Kupferstecher. 802.
Schmehling, Gertrud Elisabeth, spätere Mara — Sängerin. 624 f. 758.
Schmettau, Graf von — preußischer General, in der Schlacht bei Auerstädt gefallen. 801 n.
Schmidt, Kupferstecher. — **Georg Friedrich** S. S. 599–600.
Schmieder, Christian Gottlieb — Buchhändler und Nachbruder in Karlsruhe. 172 n.
Schnorr, Ludwig Ferdinand S. von Karolsfeld — Maler. 851.
Schönheit, Gesetz der geistigen S. — 32. Ableitung des Wortes von Schein 129.
Schopenhauer, Adele. 577 n.
Schopenhauer, Johanna — Mutter der Vorigen 577 n.
Schoppe, Julius — Maler. 433.
Schorcel, Jean — Maler. 851.
Schröder, Friedrich Ludwig — Schauspieler und Theaterdichter. 700. 707. 728. 730 f.
Schröter, Korona — Sängerin. 624 f.
Schubarth, Karl Ernst — ; dessen Schrift „Zur Beurtheilung Goethe's" 223.
Schuchardt, Christian — ; dessen Schrift „Goethe's Kunstsammlungen". 131 n. 392 n. 407 n. 408 n. 416 n. 428 n. 430 n. 464 n. 502 n. 552 n. „Italienische Reise". 402 n. 491 n. 531 n. 553 n. 561 n. „C. Cranach's Leben und Werke" 554 n.
Schulkomödie, namentlich der Jesuitenschulen. 174 n.
Schulze, Karoline — Schauspielerin. 624.
Schütz, Christian Gottfried — Redakteur der Allg. Lit.-Zeitung. 764.
Schwalenburch — Frau v. S. von Bommenede. 449.
Schweine — als Opfer der Demeter 471 n.; Tischbein's Zeichnungen des Ammazzamento der Sch. in Rom. 595–596.
Schwerdgeburth, Karl August — Kupferstecher. 365 ff. 491. 501.
Schwind, Moritz v. — Maler. 848.
Sebbers, Ludwig — Maler. XII.
Sedaine, Michel Jean — Dichter. 707 n.
Seel, Heinrich — Verfasser des Werkes „Mitbrautgeheimnisse". 414.
Seghers, Daniel — Blumenmaler. 546.
Sellier — Kupferstecher. 602.
Semiramis — Königin von Assyrien. 288.

Senefelder, Aloys — Erfinder des Steindrucks. 818 n. 831 f. 835. S. auch Musterbuch.
Severus, Alexander — römischer Kaiser; dessen Septizonium 305.
Severus, Septimius — römischer Kaiser. 272.
Seyler, Abel — Schauspieldirektor. 720 n. Sophie Friederike Henkel, geb. Sparmann, seine Gattin. 723. S.'sche Schauspielergesellschaft 674.
Sforza, Francesco — Herzog von Mailand. 504.
Sforza, Ludovico (il moro) — Herzog von Mailand. 504. 510. 518.
Sforza, Giovanni Galeazzo. 504.
Shakespeare, William — Galerie zu Sh.'s Werken (s. Englisch. Shakespeare und sein Ende 729—741; (mit Goethe verglichen) 343; (Antonius und Kleopatra) 723; (Hamlet) 593. 709. 728. 739. 743; (König Johann) 739; (König Heinrich IV.) 728. 738; (König Lear) 739 f.; (Macbeth) 742; (Maß für Maß) 728; (Koriolan) 732; (Othello) 728; (Romeo und Julia) 739. 741; (Sommernachtstraum) 117. 540 n.
Sicler — Rath und Direktor in Hildburghausen. 401 n.
Siebelis, Karl Gottfried — Herausgeber des Pausanias. 235.
Simon, Apostel — nach Raphael. 479; nach Leonhard da Vinci. 512. 527.
Simonides — Dichter. 233. 244 n.
Simplicius — Philosoph, Kommentator des Aristoteles und des Epiktet. 413.
Sixtus V. — Papst. 305 n.
Skamander — Bild bei Philostrat. 288.
Skizzisten, eine Gattung bildender Künstler. 106. 120 f. 156 ff.
Skopas — Bildhauer. 49 n. 400 n. 464.
Skulptur. — Verschiedenes über S. 325—467.
Smeth, Theodor, Baron de — Präsident der Schöffen der Stadt Amsterdam. 449.
Smeth, Baron de — von Deurne. 449.
Sokrates. 454.
Solon. Ein Ausspruch desselben. 13 n.
Somerville, William — Dichter. 536.
Sonntagsblatt, Weimarer. S. Zeitschriften.
Sophokles. 133. 286 n. 288; (Oedipus und Antigone) 734 f.
Spagnoletto. S. Ribera.
Speck, v. — Verzeichniß der von Speck'schen Gemälde-Sammlung. 846 f.
Spagnolino, Francesco — Maler. 483. 489 n.
Stackelberg, Otto Magnus — Freiherr v. 407.
Städtische Stiftung in Frankfurt a. M. 341.
Stael-Holstein, Anne Germaine de — geb. Necker. 590.
Stahr, Adolf. 425 n.
Starke, Johanna, geb. Gebhardt — Schauspielerin. 624.
Stein, Heinrich Friedrich Carl — Freiherr vom und zum St., preußischer Minister. 209.
Stein, Charlotte Albertine Ernestine — Freifrau v., geb. v. Schardt. 745 n. 818 n.
Steinbrecher, Karoline Elise — Schauspielerin. 624.
Steine. — Verzeichniß der geschnittenen Steine im königlichen Museum der Alterthümer in Berlin. 441—443.
Steiner, Heinrich St. und Compagnie — Buchhandlung in Winterthur. 471 n.
Stich, Anwalt, zeborne Thüring, spätere Crelinger — Schauspielerin. 752.
Stich, Wilhelmine — Schauspielerin. 752.
Stieglitz, Christian Ludwig — Kunstschriftsteller. 550.
Stiels, J. J. — ehemaliger Pfarrer in Maestricht. 449.
Stolberg, Christian — Graf zu. 354 n.
Stolberg, Friedrich Leopold — Graf zu. 354 n. 446. 861 n.

Stosch, Philipp v. — Kunstsammler. 140. 206 f. 141.
Stosch, Philipp Maurel-Stosch. 206 f. 443.
Stoßen (mit etwas) = widersprechen. 751.
Strabo, Geograph. 40 n.
Strange, Sir Robert — Kupferstecher. 852.
Straßburger Münster. S. Münster.
Strixner, Johann Nepomuk — Zeichner und Lithograph 818 n. 819. 824 f.
Strutt, Joseph — Verfasser eines auf Kupferstecher bezüglichen Biographical dictionary. 495.
Swanevelt, Hermann van — Maler und Kupferstecher. 878 n.
Sulzer, Johann Georg — dessen „Allgemeine Theorie der schönen Künste". 72. 80.

Talleyrand, Karl Moritz — Prinz von Benevent; dessen Porträt. 585 f.
Talma, François Joseph — Schauspieler. 746.
Tänzerin. S. Grab.
Tauriskos — Bildhauer. 40 n.
Tausend und Eine Nacht. 847.
Tellier — Schauspielerin. 669.
Tempeltey, J. — Lithograph. 433.
Terentius, Publius T. Afer. „Die Brüder", Drama nach T., „Der Eunuch", „Andria". 674. 679. 681.
Thaddäus — Apostel, nach Raphael. 479; nach Leonhard da Vinci. 508. 513. 527.
Theater. — Verschiedenes über Th. 621—760. Deutsches Th. 705—707. Ueber das deutsche Th. 716—728. Eröffnung des Weimarischen Th's 630—648. Französisches Hauptth. 746—748. Leipziger Th. 623—625. Weimarisches Hofth. 673—681.
Theatersaal, Weimarischer neudekorirter Th. 626—629.
Theon — Maler. 213.
Theseus und die Geretteten — Bild bei Philostrat. 293 f.
Thisbe — als zu malender Gegenstand. 540.
Thomas — Apostel, nach Raphael. 478; nach Leonhard da Vinci. 508. 526.
Thomé — Graf de. 447.
Thouret, Nikolaus Friedrich v. — Architect und Maler. 826.
Tieck, Friedrich — Bildhauer. Hero.sche Statuen von T. 848.
Tieck, Ludwig. 671 n. — L. T.'s Dramaturgische Blätter. 755—757. (Genoveva) 814.
Tiepolo, Johann Baptist — Maler. 875.
Tippo Saib — Sultan von Mysore. 379.
Tischbein, Johann Heinrich Wilhelm — Maler. XII. 414 n. T.'s Zeichnungen des Ammazzamento der Schweine in Rom. 595—596.
Titus — römischer Kaiser. 29.
Tizian, Vecellio. 73. 90. Kupferstich nach T. 565—567; — 847. 875 f. 878 n.
Tocqué, Louis — Maler. 600.
Tonkunst. S. Nochlitz.
Toschi, Paolo — Kupferstecher. 852 f.
Trajansbogen. 378 n.
Trippel — Steinmetzmeister in Berlin. 432.
Triumphzug. S. Mantegna.
Troja. — Eroberung von T. — Hauptabtheilung in den Gemälden Polygnot's. 238. 242 ff. 259, auf einer antiken Vase. 267 f.
Trublet, Nikolas Charles Joseph — Abbé und Literat. 78.

Uebersicht. Flüchtige Ue. über die Kunst in Deutschland. 780—781.
Udine, Johann v. — Maler. 544.

Umrisse nach altitalienischen und altdeutschen Gemälden. 847.
Undinisten, eine Gattung bildender Künstler. 106. 154 f. 157 f.
Unger, Johann Friedrich — Buchhändler und Holzschneider. 383 f. 539.
Unger, W. — Kupferstecher. 810 n.
Unterhaltungen über Gegenstände der bildenden Kunst. 796—799
Neue U. über verschiedene Gegenstände der Kunst. 799—801.
Unzelmann, Friedrike, geb. Hittner, nachmal. Bethmann — Schauspielerin. 675. 700.
Urbino — Herzöge von. 859. 863. **Guidobaldus — Herzog v. U.** 862.
Usteri, L., P. und W. — in der Schweiz. 194 n.

Varro, Marcus Terentius — Gelehrter. 466 n.
Vasari, Giorgio — Maler und Kunstschriftsteller. 491. 497 f. 500. 858 n.
Vasen, antike. 33. 256 f. 267 f.
Venus, die Medizeische — 56; **eine liegende V.** — 145.
Vellejus Paterculus. Eine Stelle aus den „Historiae romanae". 211 f.
Vernet, Claude Joseph — Maler. 73. 84.
Veronese, Paul — Maler. 90.
Verri — Graf. 822.
Verrocchio, Andrea — Bildhauer, Maler, Goldschmied, Musiker. 503.
Verschaffelt, Maximilian — Maler. 844.
Verzierungen aus dem Ritterthum. S. Busler.
Vesalius, Andreas — Anatom. 534.
Vespino. S. Bianchi.
Vestris, Gaetano Apolline Baltbasar — Tänzer. 63.
Viehoff, Heinrich — (Goethe's Leben) 147. 747 n.
Vien, Marie Therese, geb. Reboul — Malerin. 77.
Viganò's, Tänzergruppen von Schadow. 612.
Vinci, Leonhard da — Maler. (Einfluß auf Raphael) 325 f. Abendmahl von L. da V. 502—532; — 840 ff. 878 n. S. auch Boisserée und Goethen.
Vinci, Pierro da — Vater des Vorigen. 503.
Viola, Johann Baptist — Maler. 878.
Virgilius Maro, Publius. — (Laokoon) 40 f. (Virgilische Höllenfahrt) 267. (Spiele) 316 n.
Vitruvius, Marcus Pollio — Architekt. 427 n. 609.
Vogler, Georg Joseph — Komponist. 833.
Vohs, Heinrich — Schauspieler. 631. 668.
Voltaire, Franz Maria Arouet de. — (Mahomet) 746 n. (Tancred) 749.
Volterra, Daniel da — Maler. 414.
Vorbilder für Fabrikanten und Handwerker. 601—603.
Vorbildge, den Künstlern Arbeit zu verschaffen. 385—389.
Vortheile, die ein junger Mann haben könnte, der sich zuerst bei einem Bildhauer in die Lehre gäbe. 543.
Vos, Martin de — Maler. 782.
Vosmaer. 448.
Voß, Johann Heinrich. 351 n. 621 n. 772 n.

Wachsmann, Anton — Kupferstecher. 602.
Wagner, Heinrich Leopold — Goethe's Jugendfreund. 348 n. 621 n. 707 n.
Wagner, Martin — Maler. 749 f. Einiges von dem Lebens- und Kunstgange Herrn M. W's. 793—794. — 810 n.
Wahrheit, Ueber W. und Wahrscheinlichkeit der Kunstwerke. 93—102.
Wallfahrt. Dritte W. nach Erwin's Grabe. 354—356.
Watts, William — Kupferstecher. 868.
Wedgewood, Josiah — Erfinder des Steinguts. 857.

Weidmann's Erben und Reich — Buchhandlung in Leipzig. 471 n.
Weimar. S. Sachsen-Weimar.
Weimarer Sonntagsblatt. S. Zeitschriften.
Weimarisches Hoftheater. S. Theater.
Weimarische Kunstfreunde. (W. K. F.) XIII f. 7. 10. 12. 186. 191. 196. 234. 276. 281. 425. 426. 434. 570. 763 ff. 785—796. 799. 801 n. 804 n. 807 n. 808 n. 810 n. 811 n. 812 n. 815 n. 816 n. 817 n. 818 n. 831 n. 834 n. 836. 838 n. 839. 853 n. 855 n. 861 n. 874 n.
Weimarischer neudecorirter Theatersaal. S. Theatersaal.
Weimarische Pinakothek. S. Pinakothek.
Weimarisches Theater. S. Theater.
Weise, Christian Felix. (Romeo und Julie) 624. (Der Teufel ist los) 706.
Weiser, Friedrich Gottlieb — Archäolog. 235. 273. 305 n. 310 n. 332 n.
Wendelstadt, Karl Friedrich — Maler und Radirer. 847.
Werdmüller, Johann Rudolf — Maler. 879.
Weyrauch — Schauspieler. 647. 679.
Wieland, Christoph Martin. 172.
Wien. Kunstsachen in W. 782.
Wilhelm I. IV. V. S. Niederlande.
Willie, Johann Georg — Kupferstecher. 832.
Wimmel — Steinmetzmeister in Berlin. 432.
Winckelmann, Johann Joachim. 130. **Winckelmann** (Biographie) 183—229; — 275. 441.
Winkler, Karl Gottfried Theodor (Theodor Hell) — Schriftsteller. 893 n.
Winkler'sche Gemäldesammlung in Leipzig. 782.
Wocher, Marquard — Zeichner und Kupferstecher. 803.
Wolf, Friedrich August — Philologe. XIII. (Winckelmann) 186. (Briefwechsel mit Goethe) 965 n. (Nachtrag zu den Aufsätzen über Polygnot) 873—874.
Wolf, Amalie, geb. Malkolmi — Schauspielerin. 704.
Wolff, Pius Alexander — Schauspieler. 692 n.
Woollett, William — Kupferstecher. 832.
Württemberg, Friedrich I., König von. 587 n. S. auch Katharina.
Wyne, Oswald — Blumenmaler. 545.

Jahn, Wilhelm — Architekt. XII. 466 f. 592. J.'s Ornamente und Gemälde. 849. S. Pompeji u. Herkulanische und Pompejische Entdeckungen.
Jauth, Karl Ludwig Wilhelm v. — Architekt. 368 f.
Zeichenbuch für Zöglinge der Kunst von Mannlich. 811.
Zeitschriften.
Abendzeitung (Wegweiser im Gebiete der Kunst und Wissenschaften). 853 n.
(Augsburger) Allgemeine Zeitung. 626 n. 630 n. 649 n. 774 n. 777
Bibliothek der schönen Wissenschaften. 45.
Deutsches Museum. — 454 n.
Frankfurter Gelehrte Anzeigen. 399 n.
Globe, Le —. 749.
Hande und Spenersche Berliner Nachrichten. 750. 753.
Heidelberger Jahrbücher. 580.
Horen. 4.
Jahrbücher der Literatur (Wiener). 605.
(Jenaische) Allgemeine Literatur-Zeitung. XI. XIV. 188. 191. 234. 444. 446. 709 n. 736. 763 ff. 771 n. 774 n. 783 n. 784 n. 786 n. 787 n. 788. 793 n. 794. 797 n. 799 n. 801 n. 804 n. 807 n. 808 n. 810 n. 812 n. 815 n. 816 n. 818 n. 834 n. 838 ff. 855 n. 861 n. 862 n. 863 n. 864. 865. 873

Journal des Luxus und der Moden. 673 n. 677 n. 708. **784 n.**
Kunst und Alterthum, (Ueber K. u. A.) XI. XIV. XVI. 271. 299 n. 357 n. 360 n. 362 n. 363 n. 365 n. 365 n. 377 n. 411 n. 425 n. **439 n.** 430 n. 432 n. 433 n. 434 n. 441 n. 444 n. 447 n. 452 n. 459 n. **463 n.** 466 n. 482 n. 502 n. 531 n. 544 n. 560 n. 565 n. 568 n. 570 n. **579 n.** 592 n. 601 n. 604 n. 614. 732 n. 742 n. 744 n. 746 n. 749 n. 750 n. **751 n.** 763. 765. 766. 838 n. 841. 845 n. 853 n. 874 n. 875 n.
Kunstblatt, Stuttgarter. 570.
Morgenblatt für gebildete Stände. XIV. 500 n. 535 n. **700 n.** 706 n. 716 n. 729 n. 737 n. 817 n.
National-Zeitung. 425 n.
Neues Reich (Im N. R.) 363 n.
Propyläen. Einleitung in die P. 1–26. — XIII § 7. 25. **30. 39.** 105. 122. 125. 131. 161. 191. 523 n. 534 n. 539 n. 621 n. 672. **703.** 764. 765. 771 n. 774 n. 783 n. 784 n. 786 n. 787 n. 788. 793 n. **794 n.** 795 n. 796 n. 797 n. 799 n. 801 n. 804 n. 807 n. 808 n. 810 n. 811 n. 812 n. 815 n. 816 n.
Rheinische Thalia. 717 n.
Sonntagsblatt (Weimarer). 425 n.
Teutscher Merkur. 3. 454 n. 455 n. 477 n.
Zelter, Karl Friedrich. Goethe-Sch'scher Briefwechsel. 5. 272 n. 703 n. **706 n.** 744 n. 751 n. 816 n. 817 n. 819 n. 855 n.
Zeus. S. Jupiter
Zeuxis — Maler. 38 n. 212. 403. 464. 873.
Ziegler, Friedrich Wilhelm — Schauspieler. 700.
Zuccari, Federigo und Taddeo — Maler. 659. **862.**
Zumpfe, Heinrich — Modelleur. 415 f.

...SCHE
...THEK

Goethe's Werke.

Nach den vorzüglichsten Quellen revidirte Ausgabe.

Neunundzwanzigster Theil.

Aufsätze zur Literatur.

Herausgegeben und mit Anmerkungen begleitet
von
W. Frh. v. Biedermann.

Berlin.
Gustav Hempel.

BIBLIOTECA
REGIA
MONACEN

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig

Aufsätze zur Literatur.

„Wie bist Du so ausgeartet?
Sonst warst Du am Abend so herrlich und hehr!"
Wenn man kein Schätzchen erwartet,
Giebt's keine Nacht mehr.[1])

Unbesonnenheit ziert die Jugend,
Sie will eben vorwärts leben;
Der Fehler wird zur Tugend,
Im Alter muß man auf sich Acht geben.[1])

„Meinst Du es redlich mit solchem Schmerz? —
Geh! Heuchlerisch ist Dein Bemühn."
Der Schauspieler gewinnt das Herz,
Aber er giebt nicht seines hin.[1])

Welch ein wunderlich Exempel!*)
Hör' ich, daß man sich moquire,
Wie man mir den hehren Tempel,
Vesta's Tempel, dedicire;
Doch ich übergehe diesen
Vorwurf mit gefaßter Miene;
Denn es muß mich sehr verdrießen,
Daß ich's nur zu wohl verdiene.[1])

„Zu Goethe's Denkmal was zahlst Du jetzt?"**)
Fragt Dieser, Jener und Der.
Hätt' ich mir nicht selbst ein Denkmal gesetzt,
Das Denkmal, wo käm' es denn her?[1])

---

[1]) Zuerst mitgetheilt in der Ausgabe von 1856.

*) Der Schluß dieser Xenie hat wol den Sinn: es könne den Dichter verdrießen, in Wahrheit so exemplarisch gelebt zu haben, daß man jenen Tempel ihm mit Fug und Recht widmen könne. Welche Dedication gemeint sei, ist uns unbekannt; Goedeke (Grundriß Band III, Seite 39) erwähnt Schreiter's „Vesta."

**) Der Vorschlag, Goethe ein Denkmal zu errichten, ging von seiner Vaterstadt aus und wurde zuerst am 28. August 1819 ausgesprochen; auf denselben folgte die Aufforderung zur Betheiligung im Mai 1820. Man beabsichtigte zuerst eine kolossale Büste von Tannecker herstellen zu lassen, der indeß im Sommer dieses Jahres behindert war, nach Weimar zu kommen. Goethe selbst hatte sich für die Sache interessirt. „Ich habe," schreibt er am 20. September 1820 an Staatsrath Schultz „in dieser für mich so bedeutenden Sache jede Bereitwilligkeit einer falschen Scham entfernt, um getrost und froh mit einzuwirken. Mich löst überhaupt jeder Kunstgegenstand ganz unparteiisch; nur Sinn und Absicht schwebt mir vor, mit der Frage, ob jener auch der rechte sei und diese wol erreicht werde." — Daß die Errichtung des

Inhalt.

Die mit einem * bezeichneten Aufsätze fehlen in allen früheren Ausgaben der Werke Goethe's.

Einführung . . . . . S. XV—XXVII.

I. Recensionen in die Frankfurter gelehrten Anzeigen der Jahre 1772 und 1773.

Seite

Allgemeine Theorie der schönen Künste, von J. G. Sulzer 5
Geschichte des Fräuleins von Sternheim. Herausgeg. v. C. M. Wieland 11
Ueber den Werth einiger deutschen Dichter. Ein Briefwechsel (von Mauvillon u. Unzer) 13
Empfindsame Reisen durch Deutschland, von S. (Schummel) 15
Gedanken über eine alte Aufschrift (von Wieland) . . . 18
Die Jägerin, ein Gedicht (von Kretschmann) 19
Briefe über die wichtigsten Wahrheiten der Offenbarung (von Haller) 20
Neue Schauspiele, aufgeführt in den Kaiserlichen Theatern zu Wien 23
Braun's, H., Versuch in prosaischen Fabeln 24
Ueber die Liebe des Vaterlandes, von J. von Sonnenfels 26
Leben und Charakter Herrn Chr. Ad. Klotzens, von K. R. Hausen 28
*Epistel an Herrn Oeser (von Riedel) 30
Lyrische Gedichte von Blum 30
Eden, das ist: Betrachtungen über das Paradies, von Dr. K. F. Bahrdt 32
Lobrede auf den Herrn F. K. Kasimir von Creuz . . . 34
*Moralische Erzählungen und Idyllen von Diderot und S. Geßner 35

Seite

Gedichte von einem polnischen Juden (Behr) 38
Bekehrungsgeschichte des Grafen F. L. Struensee. Von Dr. P. Münter 41
Schreiben über den Homer. Von Seybold 43
Die erleuchteten Zeiten, Zustand der Wissenschaften und Sitten in Deutschland 47
Fragen zur griechischen Literatur 48
Cymbeline, ein Trauerspiel, nach Shakespeare (von Sulzer) 49
*Meine Vorsätze. Folgen meiner Ueberzeugung 50
Zwei schöne neue Märlein (von Zacharia) 53
Der goldene Spiegel (von Wieland) 54
Charakteristik der vornehmsten europäischen Nationen. Aus dem Englischen 58
Aussichten in die Ewigkeit (von Lavater) 60
Musenalmanach. Göttingen 1773 (herausg. von Boie) . 64
Die schönen Künste, von J. G. Sulzer 68
Alexander von Joch über Belohnung und Strafen nach türkischen Gesetzen 73
*Nachrede statt der versprochenen Vorrede (von Goethe) . 76
Lustspiele ohne Heirathen (von Schummel) 79
Beiträge zur deutschen Lektüre für Leser und Leserinnen . 79
Theatralalmanach für das Jahr 1773 (herausg. von Henfeld und Klemm) 81
Johann Jakob Moser's neueste kleine Staatsschriften . . 85
Robert Wood's Versuch über das Originalgenie des Homer 86
Predigten über das Buch Jonas, von J. Kaspar Lavater 89
Die Lieder Sined's des Barden, von M. Denis . . . 92
Herrn Holland's philosophische Anmerkungen über das System der Natur, aus dem Französischen, von Wezel 96
*[Prometheus, Deukalion und seine Recensenten. Von H. L. Wagner] 98

II. Vereinzelte Aufsätze vor der italienischen Reise.

*Zum Shakespearestag 101
*Diesseitige Antwort auf Bürger's Anfrage wegen Uebersetzung des Homer's 105
*Ueber Lavater's Pontius Pilatus 108

III. Recensionen und Aufsätze zur deutschen Literatur nach der italienischen Reise.

A. Gemischt Wissenschaftliches und Geschichtliches. Seite

Vermischte Briefe aus Paris, geschrieben 1802 und 1803, von J. Fr. Reichardt 113
Napoleon Bonaparte und das französische Volk (von J. Fr. Reichardt) 115
*Die Organisation der Rettungs-Anstalten dürftiger Landeskinder (von v. Kretschmann) 116
Bildnisse jetzt lebender Berliner Gelehrten, herausgegeben von S. M. Lowe 117
*La Gloire de Frederic, par Jean de Muller 121
Die heiligen drei Könige. Manuskript, Lateinisch, a. d. XV. Jahrhundert 124
Nachtrag 133
Die heiligen drei Könige noch einmal 135
*Chronik des Otto von Freysingen 135
*Nicolai de Syghen Chronicon Thuringicum 139
Ferienschriften von Karl Zell 141
Geschichtliche Entwicklung der Begriffe von Recht, Staat und Politik, von F. v. Rommer 142
Friedrich von Rommer, Geschichte der Hohenstaufen . . 143
Universalhistorische Uebersicht d. Geschichte d. alten Welt, von Schlosser 144
*Römische Geschichte, von Niebuhr 145
Monatsschrift des vaterländischen Museums in Böhmen . 147
a. Böhmische Poesie 147
b. Amazonen in Böhmen 148
c. Altböhmische Gedichte 149
d. Monatsschrift der Gesellschaft d. vaterländ. Museums in Böhmen 149
Briefe eines Verstorbenen (von Fürst Pückler) 173
Reisen und Untersuchungen in Griechenland, von Bröndsted 178
*Bildnisse ausgezeichneter Griechen und Philhellenen, von Kretzschmer 179
Graf Ed. Raczinsky's malerische Reise im osmanischen Reich. Von v. d. Hagen 180
Biographische Denkmale. Von Varnhagen von Ense . . 181
Biographische Denkmale. Von Demselben. Vierter Theil 183

Seite

Der deutsche Gil Blas 184
*Der deutsche Gil Blas (J. Christoph Sachse), eingeführt von Goethe 190
Nekrolog des deutschen Gil Blas 197
*Junger Feldjäger (J. Chr. Maempel) in französ. u. engl. Diensten 199
Der junge Feldjäger in französ. u. engl. Diensten. Eingeführt durch Goethe 202
Des jungen Feldjägers Kriegskamerad. Eingeführt von Goethe 205
Geistes-Epochen, nach Hermann's neusten Mittheilungen . 207
Epochen geselliger Bildung 209
Heinroth's Anthropologie 211
Windischmann, über etwas, das der Heilkunst Noth thut . 212
Blicke ins Reich der Gnade. Predigten von Dr. Krummacher 213

B. Aesthetik und allgemein Literarisches.

Solger's nachgelassene Schriften und Briefwechsel . . . 217
Fr. H. Jacobi's auserlesener Briefwechsel 219
Justus Möser 221
Ueber epische und dramatische Dichtung 223
Ueber das Lehrgedicht 226
Für junge Dichter 228
Noch ein Wort für junge Dichter 230
Stoff und Gehalt, zur Bearbeitung vorgeschlagen . . . 231
Begebenheiten des schlesischen Ritters Hans v. Schweinichen, von ihm selbst 232
Mémoires historiques de Mr. le Chevalier Fontvielle de Toulouse 233
Ludwig Gall's Auswanderung nach den Vereinigten Staaten 233
Naturphilosophie 235
Verhältniß, Neigung, Liebe, Leidenschaft, Gewohnheit . . 236
Literarischer Sansculottismus 237
*Antwort des Recensenten [von F. Ast's Sophokles-Uebersetzung] 242
*Ueber den Ausdruck „anorgisch" 243
*Die Inschrift von Heilsberg 244
Deutsche Sprache 245
Den Philologen empfohlen 252
Redensarten, welche der Schriftsteller vermeidet ꝛc. . . 253
Nichts anders als 254

Seite
Hör-, Schreib- und Druckfehler 255
Hörfehler 257
Druck- und Schreibfehler aus Unachtsamkeit . 257
Verwandlung französischer Worte im Ohr und Sinn der deutschen Menge 257
Verwandlung eines deutschen Worts durch französ. akadem. Jugend 258
Handbuch der Geschichte der Literatur von Wachler . . 259
Literarisches Konversationsblatt 259
Epochen deutscher Literatur 261
Wirkungen in Deutschland in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts 262
Epoche der forcirten Talente 264
Neueste deutsche Poesie 266
Stellung der Deutschen zum Auslande, besonders zu den Franzosen 268
*Erklärung und Bitte 270
*Wiederholte Entschuldigung und Bitte 270
Bedenklichstes 271

C. Schriften Goethe's.

*Ankündigung von Goethe's Schriften in acht Bänden . . 273
Goethe's Schriften. Erster bis vierter Theil . 275
Propyläen. Eine periodische Schrift, herausg. von Goethe.
* a. Anzeige in der Augsburg. Allg. Zeitung . 360
* b. Anzeigen der Jenaischen Literatur-Zeitung . 276
*Vorwort zu einigen Scenen aus „Mahomet", nach Voltaire, von Goethe 280
*Anzeige der sämmtlichen Werke in zwölf Bänden . . . 282
*Jakob Philipp Hackert 282
*Notiz über die Ausgabe der „Wahlverwandtschaften" . . 289
*Ankündigung eines Werks über die Farben (Beiträge zur Optik) 367
*Anzeige und Uebersicht des Goethischen Werkes zur Farbenlehre 290
*Des Epimenides Erwachen. Ein Festspiel. (Von Goethe.) 304
*Auskunft über Wilhelm Meister's Wanderjahre 310
Geneigte Theilnahme an den Wanderjahren 311
Neue Liedersammlung von Karl Friedrich Zelter . . . 313
Ueber die Entstehung des Festspiels zu Iffland's Andenken 314
*West-östlicher Divan 317

Seite

Ueber die neue Ausgabe der Goethe'schen Werke (in zwanzig Bänden) 320
Entstehung der biographischen Annalen 327
a. Selbstbiographie 327
b. Archiv des Dichters und Schriftstellers . . 328
c. Lebensbekenntnisse im Auszug 330
*Ueber Kunst und Alterthum in den Rhein- und Maingegenden, von Goethe 331
*Ueber die Faustsage 341
*Helena. Zwischenspiel zu Faust 342
*Helena in Edinburgh, Paris und Moskau 344
*Sicherung meines literarischen Nachlasses 344
*Sicherung meines literarischen Nachlasses und Vorbereitung zu einer ächten vollständigen Ausgabe meiner Werke 345
*Paralipomena 347
*Vorwort zu dem Aufsatz [von Eckermann]: „Ueber Goethe's Recensionen für die Frankfurter gelehrten Anzeigen von 1772 und 1773“ 349
*Anzeige von Goethe's sämmtlichen Werken, vollständige Ausgabe letzter Hand 350
* Die erste Lieferung der Taschenausgabe . . . 356
Wiederholte Spiegelungen 356
*Alfred Nicolovius über Goethe 358
Vorschlag zur Güte [„Goethe in den Zeugnissen der Mitlebenden“, herausgegeb. von Varnhagen von Ense] . 359

D. Dichtungen.

Bekenntnisse einer schönen Seele (von Buchholz) . . . 369
Melanie, das Findelkind (von Frau Unger) 369
Wilhelm Dumont, von Clemthetie Holberg (Frau Pauline) 369
Gabriele, von Johanna Schopenhauer 379
Die Verlobung, eine Novelle von Ludwig Tieck 383
Spiegel der großen Welt, von Karoline von Woltmann . 384
Des Knaben Wunderhorn. Herausg. von Achim v. Arnim und Clemens Brentano 384
Individualpoesie 399
Gottlieb Hiller's Gedichte und Selbstbiographie 400
Fürnstein, deutscher Pindardichter 405
*Grübel's Gedichte in Nürnberger Mundart (1798) . . . 410
Grübel's Gedichte in Nürnberger Mundart (1805) . . . 415

Seite
Die Einquartierung der Franzosen (von Gruber) . . . 415
Allemannische Gedichte, von J. P. Hebel 418
J. F. Castelli's Gedichte in niederösterreichischer Mundart 426
Das Nibelungenlied, übersetzt von Karl Simrock . . . 426
Lyrische Gedichte von Johann Heinrich Voß 432
Der Geburtstag, eine Jägeridylle 445
Antwort auf die Antikritik über die Recension des Gedichts „Der Geburtstag“ 446
Athenor, ein Gedicht in sechzehn Gesängen (von v. Klein) 447
Offried und Lisena. Ein romantisches Gedicht von Aug. Hagen 449
Offried und Lisena noch einmal 452
Die Entführung oder der alte Bürgerkapitän. Ein Frankfurter heroisch-bürgerlich Lustspiel 449
Oestliche Rosen von Friedrich Rückert 453
‘Willkommen!’ — Uebersicht [Auf die Heimkehr Karl August's, 1. Sept. 1814] 454
‘Zum nähern Verständniß des Gedichts „Dem Könige die Muse“ (vom Kanzler von Müller, auf Ludwig I von Baiern) 457
Regulus, eine Tragödie, von Collin 459
Ugolino Gherardesca, ein Trauerspiel, herausg. von Pohlendorf 463
Einführung eines Briefs von Lessing über „Ugolino“ von Gerstenberg 466
Johann Friedrich, Kurfürst zu Sachsen, ein Trauerspiel (von Silbert) 466
Der Pfingstmontag. Lustspiel in Straßburger Mundart (von Prof. Arnold) 468
Der Verfasser des „Pfingstmontag“ 481

IV. Recensionen und Aufsätze zur auswärtigen Literatur.

A. Altgriechische Literatur.

Plato als Mitgenosse einer christlichen Offenbarung . . 485
Nachlese zu Aristoteles' Poetik 490
Die tragischen Tetralogien der Griechen. Programm von Ritter Hermann 493

Seite

Ueber die Parodie bei den Alten 496
Phaëthon, Tragödie des Euripides 500
Zu Phaëthon des Euripides 511
Euripides' Phaëthon 514
Die Bacchantinnen des Euripides 516
*Ilias im Auszug 519
*Ilias, in Prosa übersetzt von Jauer 556
*Odyssee, freie Nachbildung von Hedwig Hülle . . . 556
Homer noch einmal 557
Die elegischen Dichter der Hellenen, von Dr. Weber . . 559

B. Neugriechische Literatur.

Volksgesänge abermals empfohlen 561
Neugriechische Volkslieder, herausg. von Kind 563
Leukothea, von Dr. Karl Iken 564
*Eunomia, von Dr. Karl Iken 565
Cours de Littérature grecque moderne, par Jacovaky Rizo-Néroulos 566
Müller's Uebersetzung des Cours de Littérature grecque 571

C. Serbische Volkslieder.

Serbische Lieder 575
Volkslieder der Serben, übersetzt von Fräulein von Jakob 586
Serbische Gedichte 589
Das Neueste serbischer Literatur 592
Nationelle Dichtkunst 594
a. Gerhard's Wila 594
b. Fräulein von Jakob 595
Servian popular poetry, translated by John Bowring . 596

D. Römische, spanische und italienische Literatur.

Von Knebel's Uebersetzung des Lucrez 597
Calderon's Tochter der Luft 603
Spanische Romanzen, übersetzt von Beauregard Pandin . 606
Dante 609
Don Ciccio 612
Klassiker und Romantiker in Italien, sich heftig bekämpfend 616
Indicazione di ciò che nel 1819 si è fatto in Italia intorno alle lettere, alle scienze ed alle arti . . 623

Seite

Vincenzo Monti, sulla Mitologia und Carlo Tedaldi-Fores, Meditazioni poetiche 627
Moderne Guelfen und Ghibellinen 628
Il Conte di Carmagnola. Tragedia di Alessandro Manzoni 629
Nachtrag zu Il Conte di Carmagnola . . . 641
Graf Carmagnola noch einmal 642
Manzoni an Goethe. Ueberſetzung 648
Vorrede zu „Opere poetiche di Alessandro Manzoni"
a. Theilnahme Goethe's an Manzoni . . . 650
b. Inni sacri 650
c. Il conte di Carmagnola 651
d. Adelchi. Tragedia 651
Recenſion einiger italieniſchen Zeitungen
a. Gazzetta Universale, Notizie Universali etc. 658
b. L'Eco, Giornale di Scienze 660
Eine italieniſche und eine franzöſiſche Zeitſchrift 661

E. Franzöſiſche Literatur.

Einzelnheiten über franzöſiſche Literatur 663
Mythologie, Hexerei, Feerei A. d. Franz. des Globe . 668
Bezüge nach außen 672
Ferneres über Weltliteratur 674
Oeuvres dramatiques de Goethe, trad. de l'allemand . 678
Notice sur la Vie et les Ouvrages de Goethe par Stapfer 692
Le Tasse, drame par Duval 693
Faust, traduit par Stapfer 697
Die drei Paria 699
Elisabeth de France, tragédie par Soumet 701
Perkins Warbeck, drame par Fontan 701
Herder: Idées etc., trad. par Quinet 702
La Guzla, poésies Illyriques (von Mérimée) 703
Richelieu, coméd. histor. par Lemercier 705
Die Erbſchaft. Luſtſpiel von Mennechet 707
Die Athenerinnen. Oper v. Jouy (Poeſie) u. Spontini (Muſik) 707
Vorwort zu der Ueberſetzung des Romans: Don Alonſo, von v. Salvandy 714
Einleitung zu der Ueberſetzung der Memoiren Guillemard's 723
Le livre des Cent-et-un 727
Histoire de la Vie etc. de Molière, par Taschereau . . 735
Urtheilsworte franzöſiſcher Kritiker 736

F. Englische Literatur.

Seite

*Ueber Eichenburg's Ueberſetzung der: Vorleſungen über die Malerei von Füeßli 743
The first edition of Hamlet 746
Lorenz Sterne 749
Irrthümer und Wahrheiten, von W. Schütz 750
Manfred, a dram. poem by Lord Byron 754
Byron's Don Juan 756
Cain, a mystery by Lord Byron 758
Lebensverhältniß zu Byron 761
King Coal (von Scafe) 765
Leben Napoleon's, von Walter Scott 768
Whims and Oddities 772
The Foreign Quarterly Review 775
Edinburgh Reviews 776
German Romance (von Carlyle) 778
The life of Friedr. Schiller (von Carlyle) 780
Vorwort z. d. Ueberſetzung von: Carlyle, Leben Schiller's 781
Wallenstein. From the German of Fr. Schiller . . . 794

G. Verſchiedene, beſonders aſiatiſche Literaturen.

*Ankündigungen 797
Frithiof's Saga 798
Dainos oder litthauiſche Volkslieder, herausg. von Rheſa 802
Das älteſte und ſchönſte Lied der Liebe aus dem Morgenlande. Ueberſ. v. Umbreit 805
Tauſend und Ein Tag 806
Nechſchebi's Touti Nameh. Sammlung perſiſcher Märchen 807
Indiſche und chineſiſche Dichtung 809
Chineſiſches 813

V. Ueberſetzungen aus dem Franzöſiſchen.

*Frau von Stael's Verſuch über die Dichtungen 819
Johann von Müller's Vorleſung: Friedrich's Ruhm . . 844

Zur Kritik des Textes 855
Register 859

Ihr könnt mir immer ungescheut*)
Wie Blüchern Denkmal setzen;
Von Franzen hat Er Euch befreit,
Ich von Philister-Netzen.†)

Was ist ein Philister?**)
Ein hohler Darm,
Mit Furcht und Hoffnung ausgefüllt,
Daß Gott erbarm!†)

Der freud'ge Werther, Stella dann***)
In Kriminal-Verhören,
Vom Libanon der heilige Mann
Sind göttlich zu verehren.
So ist von Quedlinburg auch der
Falschmünzer hoch zu preisen:
Gemünder Silber präget er,
Uns Korn und Schrot zu weisen.
Der Weihrauch, der Euch Göttern glüht,
Muß Priestern lieblich duften;
Sie schufen Euch, wie Jeder sieht,
Nach ihrem Bild zu Schuften.†)

Bist undankbar, so hast nicht Recht,
Bist Du dankbar, so geht Dir's schlecht;

Denkmals damals noch unterblieb, lag an äußeren Umständen. Vgl. über Alles dies den „Briefwechsel zwischen Goethe und Staatsrath Schultz" S. 304 u. 305, die Schrift von Fischer: „Goethe's Denkmal, Leipzig, 1821" und Goethe's Annalen vom Jahre 1830, welchen zufolge er sich schließlich die Anlage verbat. Goethe's Antwort in der Xenie erinnert an die schöne Inschrift auf das Grab von Wren, dem Erbauer der Paulskirche in London: Si monumentum quaeris, circumspice. Vgl. auch II, 326 Nr. 4: „Ja, wer Eure Verehrung nicht kennte" u. s. w. — E.

*) Vgl. S. 266 dieses Bandes.

**) Vgl. Goethe-Zelter'schen Briefwechsel VI, 282. Die Worte, Beilage eines Briefes vom 4. September 1831, wiewol früheren Ursprungs, wendet Goethe auf die maßlose Furcht der Berliner vor der Cholera an, von der ihm Zelter berichtet hatte.

***) Ironisches Lob von Nicolai's „Freuden des jungen Werther", der parodistischen Fortsetzung von Stella vom Hofprediger Stranger zu Meiningen „Stella. Sechster Akt, 1776," worin Fernando zu lebenslänglicher Festungshaft verurtheilt wird, des Nachtrags zu Lessing's Nathan: „Der Mönch vom Libanon," 1783 von Demselben, und der falschen Wanderjahre vom „Pfarrer Pustkuchen. — Zu den vier Schlußversen vgl. II, 305 Nr. 3: „Wie Einer ist ꝛc." und die erste Palinodie II, 397. — E.

†) Zuerst mitgetheilt in der Ausgabe von 1830.

Einführung.

Goethe's dichterische Werke sind von so übermächtiger Bedeutung, daß neben ihnen seine übrigen schriftstellerischen Leistungen in Schatten treten. Ganz abgesehen von den wissenschaftlichen Arbeiten, die dem größeren Leserkreis fern liegen, von den Fachmännern aber, als nicht vom Handwerk ausgegangen, unbeachtet bleiben, sind insbesondere auch die Recensionen und sonstigen Aufsätze zur Literatur wenig bekannt. Erfahren doch Diejenigen, welche Goethe's Werke nur in einer „Auswahl" besitzen, gar nichts vom Vorhandensein derartiger Schriften! Aber wenn auch: was — meint man — frommt das Lesen von Recensionen verschollener, mitunter überdies völlig werthloser Bücher?

Nun kann nicht in Abrede gestellt werden, daß manche literarische Urtheile Goethe's ihren Werth verloren haben, weil die Erscheinungen, auf welche sie sich beziehen, vorübergegangen sind; allein in den bei Weitem meisten Fällen ist es nicht das veranlassende Buch, welches den Goethischen Besprechungen Bedeutung verleiht, sondern sie haben diese in sich selbst durch Aufstellung weittragender Gesichtspunkte, von denen aus er urtheilt, durch das Ergehen in Betrachtungen

über die Verhältnisse, unter denen das besprochene Buch entstand, durch das Eröffnen von Aussichten, die er daraus gewinnt, nicht minder durch das Eigenthümliche und Geistreiche der Form, sowie sonst manches Beiwerk.

Freilich gebrach es bisher an einem Mittel, sich über den Standpunkt zu unterrichten, von welchem aus die einzelnen Recensionen und Aufsätze zu betrachten seien. Beim Herauslangen aus dem großen Gemeintopf, in welchen man sie, nur unter Absonderung zweier Gruppen, zusammengeworfen hatte, konnte man Belehrung darüber nicht gewinnen, und Erläuterungen wie zu seinen Dichtungen gab es dazu nicht. Außer dem Aufsatz von Eckermann im 3. Heft des V. Bandes „Ueber Kunst und Alterthum" (S. 161 ff.) sowie der Unterhaltung Abeken's in „Goethe in den Jahren 1771 bis 1775" (Seite 71 ff.) über die Recensionen in den „Frankfurter gelehrten Anzeigen" sind dem Herausgeber nur die Artikel von Marggraff „Goethe als Recensent" im „Morgenblatt" (1844, Nr. 303 bis 312 und 1845, Nr. 4 bis 9) als eingehende Behandlung des Gegenstandes bekannt.

Künstlerisches Schaffen ist in unsern durch tausendjährige Vorschule gebildeten Zeiten von Kritik nicht mehr zu scheiden. So sehen wir auch den jungen Goethe, als er nur seine ersten schulpflichtmäßigen Verse geschrieben, schon um deren ästhetische Rechtfertigung besorgt. In Leipzig noch zweifelhaft, inwieweit er den Tadel, der über seine Vorbilder wie über seine eigenen Erzeugnisse ausgesprochen wurde, für begründet anerkennen sollte, fand er zu Straßburg seinen Meister in Herder, dessen Schärfe ihn aufklärte, dessen Lehren ihm den Maaßstab für sein Urtheil an die Hand gaben. Gelegenheit, seine hierdurch gekräftigten kritischen Neigungen

praktisch zu verwerthen, erhielt er durch seine Theilnahme an den „Frankfurter gelehrten Anzeigen", welches Blatt der Hofrath Deinet in Frankfurt an Stelle der eingegangenen „Frankfurter gelehrten Zeitung" von 1772 an herausgab. Die Seele des Unternehmens war Goethe's Freund Merck in Darmstadt, der dabei die Absicht verfolgte, der geistigen Bewegung, welche damals neugestaltend die Literatur durchwogte, einen Kampfplatz zu schaffen; er suchte daher neben mehreren weniger bedeutenden Kräften auch in Herder einen der Leiter jener Bewegung zu gewinnen, und es lag nahe, daß er sich auch an seinen jungen Freund Goethe wandte, der sich zwar damals noch keinen Namen gemacht hatte, in dem aber Alle, die mit ihm in Berührung kamen, das ganz unvergleichbare Hervorragen höchster geistiger Fähigkeit erkannten. Um solche Männer mußte sich Merck umsomehr bemühen, als die Mehrzahl seiner Mitarbeiter, wenn auch seiner Richtung zugethan, denn doch in ihren Leistungen hinter seinen Forderungen zurückblieb, weshalb er auch in einem Brief vom 18. Januar 1772, mit welchem er den nachmals in Verruf gekommenen Theologen Dr. Bahrdt zur Betheiligung einlud, die bis dahin erschienenen Artikel der Zeitschrift „leicht und husarenmäßig" nannte.

Goethe war auch ganz mit Merck's Bestreben einverstanden und empfahl sein Blatt z. B. an Aktuar Salzmann im Brief vom 3. Februar 1772, indem er jedoch damals noch alle Verbindung mit demselben ablehnte; aber schon in einem Briefe Deinet's an Rath Raspe vom 8. dieses Monats (Weimarisches Jahrbuch, herausgegeben von Hoffmann und Schade, VI. 81) wird er als Recensent im Fach der schönen Wissenschaften bezeichnet. Wie Goethe sich

jedoch nachmals auf einige Zeit in den gelehrten Anzeigen heimisch fühlte, bezeugt seine Erwähnung in den „Tag- und Jahresheften — 1769 bis 1775“, welche lautet: „Die Recensionen in den Frankfurter gelehrten Anzeigen von 1772 und 1773 geben einen vollständigen Begriff von dem damaligen Zustand unserer Gesellschaft und Persönlichkeit. Ein unbedingtes Bestreben, alle Begrenzungen zu durchbrechen, ist bemerkbar.“

Indessen traten bald Mißverhältnisse ein: die literarische Leitung Merck's gerieth mit der finanziellen Deinet's in Zwiespalt; eine Anzahl Aufsätze war gegen den Sinn Merck's und Goethe's, und manche Zügellosigkeiten erregten dem Blatt viele Feinde. So erklärten denn Ende 1772 die beiden Letzteren ihren Rücktritt, und nur mit Mühe erhielt Deinet noch auf einige Zeit ihre Mitwirkung.

Goethe schildert diese im zwölften Buch von „Dichtung und Wahrheit“ so: „Merck, bald ästhetisch, bald literarisch, bald kaufmännisch thätig, hatte den wohldenkenden, unterrichteten, in so vielen Fächern kenntnißreichen Schlosser angeregt, die Frankfurter gelehrten Anzeigen in diesem Jahr herauszugeben. Sie hatten sich Höpfnern und andere Akademiker in Gießen, in Darmstadt einen verdienten Schatmann, den Rektor Wenk, und sonst manchen wackeren Mann zugesellt. Jeder hatte in seinem Fach historische und theoretische Kenntnisse genug, und der Zeitsinn ließ diese Männer nach einem Sinne wirken. Die zwei ersten Jahrgänge dieser Zeitung (denn nachher kam sie in andere Hände) geben ein wunderſames Zeugniß, wie ausgebreitet die Einsicht, wie rein die Uebersicht, wie redlich der Wille der Mitarbeiter gewesen. Das Humane und Weltbürgerliche wird

befördert, wackere und mit Recht berühmte Männer werden gegen Zudringlichkeit aller Art geſchützt, man nimmt ſich ihrer an gegen Feinde, beſonders auch gegen Schüler, die das Ueberlieferte nun zum Schaden ihrer Lehrer mißbrauchen. Am Intereſſanteſten ſind beinah die Recenſionen über andere Zeitſchriften — die Berliner Bibliothek, den Teutſchen Merkur — wo man die Gewandtheit in ſo vielen Fächern, die Einſicht ſowie die Billigkeit mit Recht bewundert. — Was mich betrifft, ſo ſahen ſie wol ein, daß mir nicht mehr als Alles zum eigentlichen Recenſenten fehle. Mein hiſtoriſches Wiſſen hing nicht zuſammen, die Geſchichte der Welt, der Wiſſenſchaften, der Literatur hatte mich nur epochenweis, die Gegenſtände ſelbſt aber nur theil- und maſſenweis angezogen. Die Möglichkeit, mir die Dinge auch außer ihrem Zuſammenhange lebendig zu machen und zu vergegenwärtigen, ſetzte mich in den Fall, in einem Jahrhundert, in einer Abtheilung der Wiſſenſchaft völlig zu Hauſe zu ſein, ohne daß ich weder von dem Vorhergehenden, noch von dem Nachfolgenden irgend unterrichtet geweſen wäre. Ebenſo war ein gewiſſer theoretiſch-praktiſcher Sinn in mir aufgegangen, daß ich von den Dingen mehr, wie ſie ſein ſollten, als wie ſie waren, Rechenſchaft geben konnte, ohne eigentlichen philoſophiſchen Zuſammenhang, aber ſprungweiſe treffend. Hiezu kam eine ſehr leichte Faſſungskraft und ein freundliches Aufnehmen der Meinungen Anderer, wenn ſie nur nicht mit meinen Ueberzeugungen in geradem Widerſpruch ſtanden. — Jener literariſche Verein ward überdies durch eine lebhafte Korreſpondenz und bei der Nähe der Ortſchaften durch öftere perſönliche Unterhandlungen begünſtigt. Wer das Buch zuerſt geleſen hatte, der referirte, manchmal

fand sich ein Korreferent; die Angelegenheit ward besprochen, an verwandte angeknüpft, und hatte sich zuletzt ein gewisses Resultat ergeben, so übernahm Einer die Redaktion. Dadurch sind mehrere Recensionen so tüchtig als lebhaft, so angenehm als befriedigend. Mir fiel sehr oft die Rolle des Protokollführers zu; meine Freunde erlaubten mir auch innerhalb ihrer Arbeiten zu scherzen und sodann bei Gegenständen, denen ich mich gewachsen fühlte, die mir besonders am Herzen lagen, selbstständig aufzutreten. Vergebens würde ich unternehmen, darstellend oder betrachtend den eigentlichen Geist und Sinn jener Tage wieder hervorzurufen, wenn nicht die beiden Jahrgänge gedachter Zeitung mir die entschiedensten Dokumente selbst anböten. Auszüge von Stellen, an denen ich mich wiedererkenne, mögen mit ähnlichen Aufsätzen künftig am schicklichen Orte erscheinen."

Dem Schluß entspricht folgender Bericht der „Tag- und Jahreshefte — 1813": „Zum Behuf meiner eigenen Biographie zog ich aus den Frankfurter gelehrten Zeitungen vom Jahr 1772 und 1773 die Recensionen aus, welche ganz oder zum Theil mir gehörten." Scheint es hiernach, als habe Goethe genau gewußt, welche Recensionen dies gewesen, so erzählt ganz im Gegentheil Eckermann (Gespräche mit Goethe, I. 41 ff.): Goethe habe es lediglich ihm überlassen, aus den Frankfurter gelehrten Anzeigen diejenigen Recensionen auszuziehen, welche er der Art und Denkungsweise nach für von Goethe geschriebene halte. Die Wahrheit wird in der Mitte liegen, so daß zwar Eckermann nicht ohne die durch den Auszug von 1813 gegebene Anleitung vorzugehen hatte, andrerseits aber auch Goethe

damals keine sichere Bürgschaft für die von ihm als sein Eigenthum ausgezeichneten Recensionen hatte.

Erwägt man ferner, daß keine einzige dieser Frankfurter Recensionen durch äußere Thatsachen als Goethische beglaubigt ist, so müssen wir uns gestehen, daß ein sehr gewissenhafter Herausgeber dieselben von den kanonischen Schriften Goethe's ausschließen und in den Apokryphenwinkel verweisen müßte. Ganz besonders hätte dies gleich bei der ersten und dritten — über Sulzer's Theorie der schönen Künste und über den Werth einiger deutschen Dichter — zu geschehen.

Zwar gegenüber der Aeußerung in einem Brief Merck's an Höpfner (Briefe aus dem Freundeskreise von Goethe, Herder, Höpfner und Merck, herausgegeben von Wagner, S. 54): — „bei Gellert's Werth und Sulzer's Theorie gedenken Sie an Ihren Freund M." — konnte man noch wagen, diese Arbeiten Goethen durch die Annahme zu retten, daß jene Aeußerung sich auch noch anders deuten lasse; allein wie schon das nicht ohne Gewaltsamkeit abgehen würde, so nöthigt der oben schon erwähnte Brief Deinet's an Raspe vom 8. Februar 1772, mindestens die Recension Nr. 1 in der Hauptsache unbedingt preiszugeben. Dort führt Deinet die bedeutenderen Mitarbeiter mit Namen auf, während er für das Fach der schönen Wissenschaften einen Freund Merck's, ohne ihn zu nennen, erwähnt. Kann darunter zweifellos nur Goethe verstanden werden, so hatte Deinet doch in der That keinen Grund, ihn ebenfalls namhaft zu machen, weil Goethe damals in der Literatur noch gänzlich unbekannt war. Wenn es nun gleichwol weiterhin heißt: „Das nächste, zwölfte, Stück enthält die Beurtheilung von

Sulzer's Theorie: Sie werden den Maler an den feinen Zügen erkennen, das Stück ist einzig" — so läßt sich dies schlechterdings nur auf Merck deuten.

Ist dieses Stück nichtsdestoweniger in gegenwärtige Ausgabe ebenso wie Nr. 3 aufgenommen worden, so geschah es nicht blos aus Pietät, weil Goethe dieselben als seine Arbeiten anerkannte und für die Aufnahme in die Werke bestimmte, sondern auch weil man allenfalls noch anzunehmen vermag, daß Goethe dabei von der Erlaubniß Gebrauch gemacht habe, seine Scherze den Arbeiten seiner Freunde einzufügen, und solchenfalls wenigstens einzelne Stellen dieser Recensionen von ihm herrühren können. Allein zuzugeben ist, daß Nr. 1 und Nr. 3 mit noch weniger Recht in Goethe's Werken stehen als Nr. 27, wo zwar ebenfalls nachgewiesen ist, daß diese Beurtheilung in der Hauptsache aus anderer Feder geflossen, andrerseits aber auch wenigstens zweifellos feststeht, daß eine fremde Hand darin gearbeitet hat.

Aber auch noch andere einzelne Recensionen sind hinsichtlich der Verfasserschaft Goethe's anzufechten. So ist es namentlich verdächtig, daß Lavater in der zu Nr. 16 erwähnten Briefstelle über den Verfasser der Recension der „Aussichten in die Ewigkeit" sich so ausdrückt: „Er ist nicht Herder, sondern N., der auch Geßner's Idyllen recensirt hat." Warum nicht G.? Und stand Lavater am 4. Mai 1773, an welchem Tag dieser Brief geschrieben ist, mit Goethe schon in irgend welcher Verbindung? Wußte er auch nur etwas von ihm? Man hat bisher an diesem N. keinen Anstoß genommen, weil man gläubig annahm, daß alle in Goethe's Werke aufgenommenen Recensionen

auch wirklich von ihm geschrieben seien. Enthielten wir uns aber in der vorliegenden Ausgabe der Bilderstürmerei und ließen wir einmal das Dogma gelten, daß die Frankfurter Recensionen in einer Gesammtausgabe der Werke Goethe's nicht fehlen dürfen, so konnten auch diejenigen nicht füglich weggelassen werden, welche, an die aufgenommenen anknüpfend, für Goethische Arbeiten angesehen werden. Ausgeschlossen ist dagegen die Besprechung von „Gözens erbauliche Betrachtungen über das Leben Jesu auf Erden", welche ebenfalls, und zwar vom Herausgeber, Goethen zugeschrieben worden ist (Goethe und Leipzig, II. 20 ff.); allein die Vermuthung bestätigt sich nicht, vielmehr nennt sich deren Verfasser einen Lehrer der evangelischen Kirche in einem Brief, der abgedruckt ist in: „Gerichtliche Akten, betreffend eine Recension der Göziischen Betrachtungen über das Leben Jesu auf Erden, in Nr. LVIII der Frankfurter gelehrten Anzeigen von 1772, zur Rechtfertigung des Herrn Pastors, des Recensenten und des Verlegers, Frankfurt a. M. gedruckt auf Kosten des Letztern 1773."

Die amtliche Thätigkeit Goethe's nach seiner Uebersiedlung nach Weimar und die Zerstreuungen seines dortigen Lebens, sowie der Abschluß der ersten Periode desselben durch die italienischen Reisen ließen ihn über zwanzig Jahr lang zu Recensentenarbeiten gar nicht wieder kommen, wenn man nicht etwa die Besprechung von Morizens Schrift „Ueber die bildende Nachahmung des Schönen" im Juliheft des Teutschen Merkur von 1789 ausnimmt.

Der Verkehr mit dem philosophisch thätigen Schiller weckte auch in Goethe lebhaft kritische Neigungen, und der Briefwechsel dieser Beiden ist reich an Urtheilen über lite-

rarische Erscheinungen; an die Oeffentlichkeit trat aber nur der hierher zu rechnende Aufsatz über literarischen Sanscülottismus 1795 (Nr. 81) und die erste Besprechung von Grübel's Gedichten 1798 (Nr. 128. a), während das Urtheil in Bausch und Bogen über das damalige deutsche Schriftleben 1796 in den Xenien zum Ausbruch kam. Als eine Sammelstätte für Kunstkritik gab dann Goethe von 1798 bis 1800 in sechs Halbbänden die „Propyläen" heraus; indessen verfaß sie in der Hauptsache nur Goethe's Freund Meyer mit kritischen Aufsätzen.

Einen äußeren Anlaß zu häufigeren Recensionen gab Goethen die Gründung der Jenaischen Allgemeinen Literaturzeitung, welche mit dem Jahr 1804 zu erscheinen begann. Die früher in Jena herausgegebene Allgemeine Literaturzeitung sollte nach Ablauf desselben Jahres 1803, in welchem die angesehensten Lehrer die dortige Hochschule verlassen hatten, nach Halle verlegt und damit auch die Zierde dieser einflußreichen wissenschaftlichen Anstalt der Universität entzogen werden. Goethe fühlte sich in seiner amtlichen Eigenschaft berufen, diesen letzten Schlag durch Begründung einer neuen Literaturzeitung abzuwenden, und er erreichte dies nicht nur durch Ermittlung eines Herausgebers für dieselbe in der Person des Professors Eichstädt, durch rastlose Bemühungen um Heranziehung bedeutender Mitarbeiter und durch eingehende Beirathigkeit bei Prüfung der eingehenden Recensionen, sondern auch durch Lieferung eigner Arbeiten. Die Vielseitigkeit dieser seiner Einwirkungen bezeugen Goethe's Briefe an Eichstädt (Berlin, Hempel, 1872) in überraschendem Umfang, obschon die Zahl und Bedeutung seiner Recensionen für die Literaturzeitung keine auffallende ist. Eigentlich ist im Jahre 1804 nur die Beurtheilung der

Den rechten Weg wirst nie vermissen,
Handle nur nach Gefühl und Gewissen![1])

Wen die Dankbarkeit genirt,
Der ist übel dran;
Denke, wer Dich erst geführt,
Wer für Dich gethan![1])

„Ein neu Projekt ward vorgebracht;*)
Willst Du Dich nicht damit befassen?“
Habe schon 'mal Bankrott gemacht,
Nun will ich's Andern überlassen.[2])

Wie's aber in der Welt zugeht,**)
Eigentlich Niemand recht versteht,
Und auch bis auf den heut'gen Tag
Niemand gerne verstehen mag.
Gehabe Du Dich mit Verstand,
Wie Dir eben der Tag zur Hand,
Denk' immer: „Ist's gegangen bis jetzt,
So wird es auch wol gehen zuletzt!“[2])

Der Pantheist.

„Was soll mir Euer Hohn
Ueber das All und Eine?
Der Professor ist eine Person,
Gott ist keine.“[2])

Es lehrt ein großer Physikus***)
Mit seinen Schulverwandten:
„Nil luce obscurius!“ —
Ja wohl, für Obscuranten.[2])

*) Diese Strophe befindet sich im ersten Entwurf auf demselben Blatt mit dem Gedicht: „Bildung“ (Seite 217 dieses Bandes). — L.

**) Zuerst in Wendt's Musenalmanach für 1831, S. 66.

***) Bezieht sich auf Newton. Vgl. „Die Finsternis im Lichte.“ Bd. II, S. 342 und den Spruch in Prosa „Ueber Naturwissenschaft“: „Diejenigen, die das einzige grundklare Licht aus farbigen Lichtern zusammensetzen, sind die eigentlichen Obscuranten.“ — L.

[1]) Zuerst mitgetheilt in der Ausgabe von 1836.

[2]) Zuerst mitgetheilt in der Ausgabe von 1833

lyrischen Gedichte von Voß, im Jahre 1805 die der Alemannischen Gedichte von Hebel und im Jahre 1806 die von des Knaben Wunderhorn von hervorragendem Werth. Im letzteren Jahre unterbrach die Schlacht bei Jena Goethe's regere Theilnahme für das Blatt; 1807 findet sich nur eine einzige Recension von ihm, während 1808 und 1809 nur ein paar Kunstkritiken ihm zugeschrieben werden können. Einzelne Aufsätze, die er auch später noch zuweilen ins Intelligenzblatt der Literaturzeitung gab, gehören nicht hierher.

Waren die Recensionen der Frankfurter gelehrten Anzeigen im Grunde nur geistvolle Ergüsse eines Neulings, so zeigt sich in denen der Jenaischen Allgemeinen Literaturzeitung der stoffbeherrschende Meister des Fachs; selbst die späteren erreichen die oben hervorgehobenen nur ausnahmsweise an Bedeutung. Trotz der verhältnißmäßig geringen Zahl von einschlagenden Arbeiten von 1804 bis mit 1806 kann man doch nur diese Jahre als die Recensionsperiode in Goethe's Leben bezeichnen.

Von 1807 an finden sich in dem in diesem Jahr gegründeten Morgenblatt in mehreren Jahrgängen literarische Aufsätze, namentlich Vorausbesprechungen eigner Schriften, aber eigentliche Recensionen nicht.

Erst in hohem Alter, nach zurückgelegtem siebzigsten Jahre wurde Goethe wieder zu einem regelmäßigeren Recensiren geführt.

Nachdem die von Frankreich zurückeroberten Rheinprovinzen 1814 zu Preußen geschlagen worden waren, entstand die Frage, wie die dort vorhandenen Alterthümer und Kunstwerke gesammelt und aufbewahrt werden sollten. Goethe erhielt Anregung, sich darüber auszusprechen, und deshalb bereiste er 1814

und 1815 die Rhein- und Maingegenden; die Reiseerfahrungen legte er in einer heftweise erscheinenden Schrift „Ueber Kunst und Alterthum in den Rhein- und Maingegenden" nieder. Das erste Heft kam 1816 heraus, das zweite 1817, und schon dieses enthielt größtentheils Aufsätze über Kunst, die sich nicht auf jene Landestheile bezogen, sondern ganz allgemeinen Inhalts waren. Dem dritten Heft, 1818, welches den ersten Band abschloß, war daher schon ein Titelblatt beigegeben, welches weiter gefaßt lautete: „Ueber Kunst und Alterthum. Von Goethe. Erster Band."

Brachte nun auch schon dieses dritte Heft literarische Aufsätze, so doch keine Recensionen. Auch weiterhin blieb der Inhalt zum Theil überwiegend immer noch der Kunst gewidmet; doch nahm auch in manchem Heft die Literatur den größern Raum ein. Die Aufsätze sind indeß keineswegs alle von Goethe, wie es nach dem Titel scheinen könnte, sondern die artistischen vielleicht meistens von Meyer und die literarischen wenigstens zum Theil von Anderen. Die drei Hefte des zweiten Bandes erschienen übrigens 1818 und 1820, die des dritten Bandes 1821 und 1822, die des vierten 1823 und 1824, des fünften 1824, 1825 und 1826, endlich die des sechsten 1827, 1828 und 1832 nach seinem Tode.

Recensionen nahmen erst von 1825 ab einen beträchtlicheren Raum ein; außerdem benutzte Goethe diese Hefte, um sich über bedeutendere Erscheinungen im Geistesleben zu ergehen, seine Erfahrungen in kurzen Reflexionen und Maximen oder in Epigrammen (zahmen Xenien) niederzulegen und sich mit dem weiteren Kreise seiner Verehrer zu verständigen, ihre Anfragen zu beantworten u. dergl. Auch

viele lyrische Gedichte Goethe's und Andrer stehen darin. Kurz, es sind Hefte sehr mannich'altigen Inhalts, aber für die Erkenntniß der ästhetischen Zeitbildung von seltenem Werthe.

Die auf bildende Kunst bezüglichen Aufsätze Goethe's in den Heften „Ueber Kunst und Alterthum" sind vom gegenwärtigen Bande der Goethe'schen Werke auszuschließen und nebst der Recension von Rochlitzens „Für Freunde der Tonkunst" der Kunstabtheilung zuzuweisen gewesen. Dagegen waren der naturwissenschaftlichen Abtheilung die zahlreichen Recensionen zuzutheilen, welche sich in den Heften „Zur Naturwissenschaft überhaupt, besonders zur Morphologie", dem von Goethe für seine naturwissenschaftliche Bestrebung gegründeten Organ, finden. Auch hier wurde Zweck und Einrichtung allmählig eine andere, als anfangs beabsichtigt: zunächst hatte Goethe nur vor, darin seine kleineren, theils schon gedruckten, theils noch ungedruckten Schriften jenes Fachs zu vereinigen; doch wurden diese Hefte zuletzt ein auch Anderen offenstehendes Blatt zur Besprechung naturwissenschaftlicher Aufgaben, Schriften und Entdeckungen. Dieselben kamen heraus, sechs an der Zahl, in den Jahren 1817, 1820, 1822, 1823 und 1824.

Im Jahr 1825 richteten Hegel und Varnhagen von Ense an Goethe die Einladung zur Betheiligung an den von ihnen in Berlin herausgegebenen „Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik"; er begrüßte dieselbe als eine schöne Erinnerung an jene folgenreiche Einladung Schiller's zur Mitwirkung an den „Horen"; aber erst 1830 und dann noch 1832 gab er einige gewichtige, namentlich naturwissenschaftliche Recensionen dahin.

Nach seinem Tode erschienen in Goethe's „Nachgelassenen

Werken" noch einige Annonsionen, die wol zum Theil noch für Kunst und Alterthum bestimmt, anderntheils aber wol als bedenklich oder als zu unbedeutend von ihm beiseite gelegt waren. Unter diesen befindet sich auch ein kleiner Aufsatz, der in gegenwärtigem Band keine Aufnahme gefunden hat, weil dem Herausgeber Zweifel an Goethe's Verfasserschaft beigingen. Der Sachverhalt ist folgender.

Nachdem der von Goethe zuerst ausführlich angekündigte und nachmals auch bevorwortete „Junge Feldjäger" (Nr. 64. a und b) sein Glück gemacht hatte und auch die Fortsetzung „Des jungen Feldjägers Kriegskamerad" (Nr. 65) wohl aufgenommen worden war, brachten derselbe Schriftsteller und derselbe Verleger 1827 noch eine zweite Fortsetzung auf den Markt: „Des jungen Feldjägers Landsmann unter ähnlichen Schicksalen. Eingeführt von Goethe." Dieser letzte Zusatz kann sich nun aber blos auf die Einführung der vorhergehenden Bände beziehen, da dieser Landsmann kein Vorwort von Goethe enthält. Wenn nun aber in den „Nachgelassenen Werken" unter der Ueberschrift des gedachten Buchtitels sich (Band V, S. 268 der Taschenausgabe) folgende Zeilen finden:

> „Hierzu ist kein Vorwort beliebt worden, ist aber als das vierte Bändchen zu Vorstehendem anzusehen, und wird in Folgendem davon die Rede sein" —

so ist nicht erklärlich, wie dies Goethe könne geschrieben haben. Wenigstens konnten die hier unter Nr. 64. a und 65 besprochenen Schriften nicht früher als in den „Nachgelassenen Werken" als „Vorstehendes" bezeichnet werden, und ebenso konnte nur an dieser Stelle gesagt werden, daß „in

Folgendem" — nämlich im Vorwort zu Guillemard's Memoiren (Nr. 194) von des jungen Feldjägers Landsmann die Rede sein werde.

Unter solchen Umständen lag die Vermuthung nahe, daß die Herausgeber des Nachlasses diesen Aufsatz eingerückt haben, um nur der auf dem Titel des Buchs beanspruchten Einführung Goethe's eine scheinbare Unterlage zu geben. Es erschien daher angemessen, diesen Aufsatz wegzulassen, zumal er keinerlei Werth birgt.

Außer diesem Aufsatz wird man aus den „Nachgelassenen Werken" den über „Die Hofdame, Lustspiel von F. v. Elsholtz" vermissen; da derselbe indessen lediglich aus Briefen an Kanzler v. Müller zusammengestellt ist, so gehört er nicht in die Ausgabe der Werke Goethe's, sondern in eine Sammlung seiner Briefe.

Die in dem „Verzeichniß einer Goethe-Bibliothek" bei den Jahren 1818 und 1821 aufgeführten Aufsätze „Das deutsche Recht in Bildern" und „Ausführliche Beschreibung dreier pp. Manuskripte" sind der erste von Student Jariot, der zweite vom Bibliotheksschreiber Compter nur nach Goethe's Anleitung zusammengestellt.

Wem es als Willkür erscheinen sollte, wie oben geschehen, ohne Weiteres Stücke aus Goethe's Werken als Zuthaten der Herausgeber auszuscheiden, der nehme nur Kenntniß von dem bei Vorbereitung der Ausgabe letzter Hand eingeschlagenen Verfahren. Was Eckermann von der ausgedehnten Vollmacht, die ihm Goethe hierbei ertheilt, berichtet (Gespräche mit Goethe, I. 41 ff.), erhält Bestätigung durch mehrere briefliche Aeußerungen Goethe's, z. B. gegen Graf Reinhard vom 11. Juni und 9. August 1823, sowie

vom 28. Juni 1824, gegen Boisserée vom 12. Dezember 1823 und 4. April 1824, gegen Schubarth vom 21. März 1826, gegen Zelter vom 14. Dezember 1830.

Diese Vollmacht der Mitherausgeber der gesammelten Werke letzter Hand fällt besonders ins Gewicht bei den Recensionen und sonstigen literarischen Aufsätzen, da dieselben größtentheils erst in den „Nachgelassenen Werken" zum Abdruck kamen. Die neusten Herausgeber durften dieses Verhältniß nicht außer Acht lassen.

Schon an sich liegt es im Wesen von dergleichen Aufsätzen, daß sie in der Regel eine spätere Umarbeitung nicht vertragen. Sie verdanken ihr Entstehen meistens einer Erscheinung, die mit ihrer Zeit so verwachsen war, daß es auch deren Besprechung sein mußte und daß jede Aenderung dieser letzteren deren Fortbestand überhaupt in Frage stellen würde. In der That ist auch an der ersten Fassung der fraglichen Aufsätze wenig geändert. Es sind nur einige wenige Sätze, und zwar gewöhnlich solche, die besonderen Bezug auf die erste Druckstelle hatten, ausgelassen oder der neuen Stelle angepaßt, sprachliche Nachlässigkeiten und Undeutlichkeiten verbessert, veraltete Ausdrücke, namentlich in den Frankfurter Recensionen beseitigt und dergleichen.

Diese Aenderungen haben aber keine solche Bedeutung, um nicht gegenüber dem berechtigten Wunsch, die Aufsätze so, wie sie Goethe schrieb, vor sich zu sehen, der ursprünglichen Lesart wieder weichen zu müssen. Der Zweifel, ob überhaupt Goethe diese Aenderungen selbst vornahm, ja auch nur im Einzelnen guthieß, die Willkür, mit der in der Ausgabe letzter Hand auf der einen Blattseite

veraltete Sprachformen — z. B. „ohngefehr“ — durch neuere ersetzt, auf der nächsten aber belassen worden sind, endlich die Ueberzeugung, daß es nicht Sache eines Herausgebers sein kann, Goethe genießbarer machen zu wollen — Alles das bestimmte bei vorliegender Ausgabe zu Wiederherstellung des Textes der ersten Drucke. Es war hier eben nach ganz anderen Grundsätzen zu verfahren als bei der Herausgabe der Dichtungen oder der wissenschaftlichen Untersuchungen. Etwas Anderes ist es aber mit der Rechtschreibung, soweit sie von der Aussprache unabhängig ist, indem dabei die in gegenwärtiger Ausgabe allgemein beobachtete beizubehalten war.

Die Anmerkungen sollen so viel möglich den Boden beleuchten, auf welchem die einzelnen Aufsätze erwuchsen. War es auch dabei die Absicht, nur die wichtigeren Nachweise aufzunehmen, so hat doch die Beschränkung der Zeit, in welcher die Herausgabe auszuführen war, manches Uebersehen veranlaßt, was der Herausgeber schon jetzt als solches anerkennen muß. Die Nachweise sind übrigens in der Regel lediglich auf Bereitstellung der zur Beurtheilung der einzelnen Stücke dienenden Unterlagen zu beschränken gewesen. Betrachtungen daran zu knüpfen, Wechselbeziehungen nach außen aufzusuchen, steht nicht dem Herausgeber zu, sondern bleibe dem Biographen, dem Literator und wen es sonst angeht, anheimgestellt. Sind aber auch selbst in dem, was man geben wollte, gar manche Lücken sichtbar, so möge die Thatsache zu einem nachsichtigen Urtheil stimmen, daß auch dieser Band der Hempel'schen Goethe-Ausgabe etwas bringt, was bisher noch nicht unternommen worden ist. Ein späterer Herausgeber kann Besseres bringen.

In Bezug auf die Zuverlässigkeit und die wörtliche Wiedergabe des authentischen Goethe-Textes werden sich selbst die strengsten Anforderungen befriedigt finden.

Dresden, im Mai 1873.

Aufsätze zur Literatur.

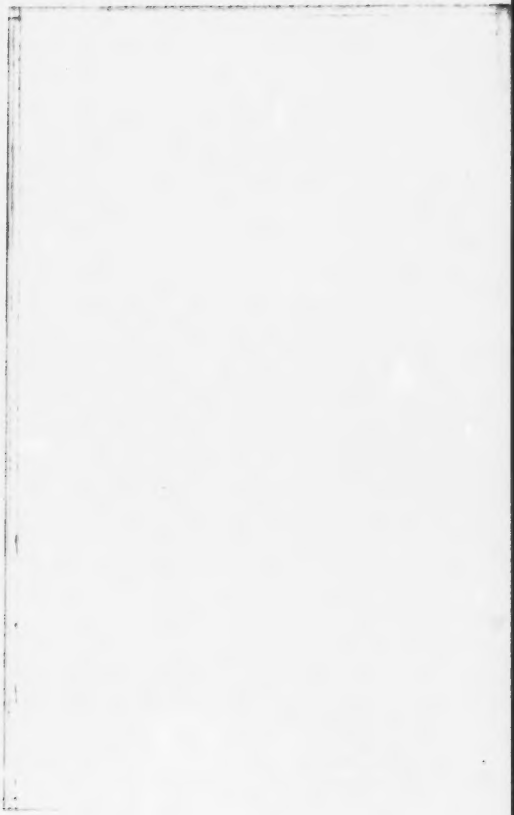

Ich wollte gern sie gelten lassen,*)
Wenn nur auch Andre sie gelten ließen;
Das will aber doch nirgend greifen und fassen,
Warum befaß' ich mich mit Diesen!†)

Ich gönnt' ihnen gerne Lob und Ehre,**)
Können's aber nicht von außen haben;
Sie sehen endlich doch ihre Lehre
In Caffarelli begraben.†)

„Sag' uns doch, warum Deine Galle
Immerfort ins Ferne weist?"
Gefühl habt Ihr Alle,
Aber keinen Geist.†)

„Warum, o Steuermann, Deinen Kiel
Wendest Du gerad nach dem Risse?"
Man begriffe nicht der Thoren Ziel,
Wenn man sich nicht selbst begriffe.†)

Der Philosoph, dem ich umeist vertraue,***)
Lehrt, wo nicht gegen Alle, doch die Meisten,
Daß unbewußt wir stets das Beste leisten:
Das glaubt man gern und lebt nun frisch ins Blaue.

Welch hoher Dank ist Dem zu sagen,†)
Der frisch uns an das Buch gebracht,

*) Zuerst mitgetheilt in der Ausgabe von 1833.

*) Bezieht sich, wie die folgende Xenie, auf die neudeutsche frömmelnde Malerschule zu Rom, die sogen. Nazarener, gegen die auch Goethe's „Kunst und Alterthum" (I, 2 „Neudeutsche religiös-patriotische Kunst" 1-17) polemisirte. — L.

**) Vgl. die vorige Anmerkung. Jene Maler in Rom pflegten ihre Gemälde im Palazzo Caffarelli auf dem Capitol und Monte Cavino, dem Sitze der preußischen Gesandtschaft, aufzustellen, wo sich auch das Archäologische Institut und die Deutsche Evangelische Kapelle befanden. Die ungünstigen Nachrichten über die Gemälde-Ausstellung scheinen Goethe nicht grade von unparteiischer Seite zugekommen zu sein. Vgl. Annalen von 1819, wo Goethe bemerkt, daß weder Graf Kaunitz noch irgend ein Anderer, der sie gesehen hätte, etwas Günstiges von ihr zu melden wüßte, und Fr. Schlegel's Aufsatz: Ueber die Kunstausstellung in Rom 1819 (Werke X, 204). — L.

***) Aus den Inedits des Deutschen Hochstifts zu Frankfurt am Main und bisher ungedruckt. — Abgesehen davon, daß der ganze Bildungsgang Goethe's bei dieser Strophe nur an Spinoza zu denken gestattet, spricht er an einzelnen Stellen, z. B. am Anfange des 17ten Buches von „Dichtung und Wahrheit" ausdrücklich von seinem „Zutrauen auf Spinoza." — L.

†) Vgl. „Katalog der Goethe-Ausstellung in Berlin" S. 16. Aus der Handschrift, welche „Weimar, den 25. Juli 1824" datirt ist, geht nicht hervor,

I.

Recenſionen

in die

Frankfurter gelehrten Anzeigen

der Jahre 1772 und 1773.

1.

Allgemeine Theorie der ſchönen Künſte, in einzelnen, nach alphabetiſcher Ordnung der Kunſtwörter auf einander folgenden Artikeln abgehandelt, von Johann Georg Sulzer. Erſter Theil von A. bis J. Leipzig 1771. Bei Weidmann's Erben und Reich. 4. 568 S.

Wir glauben, es kann ein Werk der allgemeinen Erwartung nicht entſprechen, weil es nach einem den Kräften des Verfaſſers, aber nicht der Natur ſeines Stoffs angemeſſenen Plan bearbeitet iſt worden; es kann bei einzelnen Vollkommenheiten ein magres Ganzes darſtellen, und doch von derjenigen Seite, wohin ihn ſein vorzügliches Talent zog, ein Monument ſeines Urhebers bleiben. Herr S. umfaßte einen Weltkreis von Materie; ſeine Schultern waren zu ſchwach; er ſonderte alſo ab, was ſie nicht tragen konnten, und handelte hierin als ein Mann, der für die Sache der Wahrheit und ſeines eigenen Ruhmes ſorgte. Es enthält dieſes Buch Nachrichten eines Mannes, der in das Land der Kunſt gereiſt iſt; allein er iſt nicht

---

Zu 1. Frankfurter gelehrte Anzeigen, Nr. XII. Den 11. Februar 1772.

Sulzer's Werk ward zwar, wie es in einer damaligen Recenſion heißt, mit Jubel begrüßt und blieb ein Menſchenalter hindurch für die Kritik maßgebend; doch fühlte der junge Goethe ſchon die Unzulänglichkeit deſſelben heraus. Zwar ſetzte es an Stelle der vorherigen haltungsloſen Geſchmackstheorie in der Kunſt feſte Grundſätze; allein durch die Vermiſchung des Begriffs des Schönen mit dem des Sittlichen konnte es den nach wiſſenſchaftlich begründeter Leitung bei ſeinen dichteriſchen Beſtrebungen ſich ſehnenden Jüngling nicht befriedigen, dem das Bewußtſein der Kunſt angeboren war. Im XII. Buch von „Dichtung und Wahrheit“ ſagt Goethe: „Die Sulzer'ſche Theorie war angekündigt, mehr für Liebhaber als für den Künſtler. In dieſem Geſichtskreiſe werden vor Allem ſittliche Wirkungen gefordert, und hier entſteht ſogleich ein Zwieſpalt zwiſchen

in dem Lande geboren und erzogen, hat nie darin gelebt, nie darin gelitten und genossen. Nur Observationen, aber nicht Experimente hat er angestellt. Es ist Polybius der Taktiker, und nicht Thucydides und Xenophon der General; Hume der Stribent, und nicht Burnet der Staatsmann, der schreibt. Wir wollen ihn selbst hören, was er von seinem Plane sagt:

„Ich habe über die schönen Künste als Philosoph und gar nicht als ein sogenannter Kunstliebhaber geschrieben. Diejenigen, die mehr kuriöse als nützliche Anmerkungen über Künstler und Kunstsachen hier suchen, werden sich betrogen finden. Auch war es meine Absicht nicht, die mechanischen Regeln der Kunst zu sammeln und dem Künstler, so zu sagen, bei der Arbeit die Hand zu führen. Zudem bin ich kein Künstler und weiß wenig von den praktischen Geheimnissen der Kunst. Für den Liebhaber, nämlich nicht für den kuriösen Liebhaber oder den Dilettanten, der ein Spiel und einen Zeitvertreib aus den schönen Künsten macht, sondern für den, der den wahren

---

der hervorbringenden und benutzenden Klasse; denn ein gutes Kunstwerk kann und wird zwar moralische Folgen haben, aber moralische Zwecke vom Künstler gefordert, heißt ihm sein Handwerk verderben." — War aber auch Goethe durch die siegende Kraft seiner Begabung mit Sulzer im Fache der Dichtkunst fertig geworden, so sah er ihn doch wieder zu Rathe, als er in Italien, bei den Malern Aufklärung über die Grundsätze der Farbenzusammenstellung suchend, abermals auf den Geschmack verwiesen wurde; Hackert's Verehrung für Sulzer verwies ihn noch besonders auf diesen Schriftsteller, und obwol Goethe auch in dieser Richtung bei ihm das Gesuchte nicht fand, so doch immerhin Anregung durch dessen Gelehrsamkeit. Hierüber sind zu vergleichen: der Abschnitt „Bemerkungen des Verfassers" in der „Geschichte der Farbenlehre"; ferner die Mittheilungen vom 15. Novbr. 1786 und 15. März 1787 in der „Italienischen Reise", sowie endlich die Anmerkungen zum 2. Kapitel von „Diderot's Versuch über die Malerei." Bei Uebersetzung dieser Schrift benutzte Goethe Sulzer's Theorie der „hergebrachten Vorstellungsarten" wegen, wie er unterm 16. Novbr. 1796 an Schiller schrieb. — Im Brief an Zelter vom 29. Aug. 1831 nennt er die Stimmen Sulzer's und Kenricken „gelvenkerdarft".

Ueber Goethe's Recension schrieb Wieland schon am 18. Febr. 1772 an J. G. Jacobi: „Leuchsenring . . . hat mir . . . ein Exemplar . . . geschrieben mit Beilage zweier Stücke der Frankfurter Anzeigen, worin Sulzer's Theorie sehr scharf, nicht etwa blos mit attischem Salze, sondern, beim Anakin! mit Salpeter und spanischem Pfeffer gerieben wird. Ich möchte wol wissen, wer die Recension gemacht hat. Sie ist avec connaissance de cause und ungleich besser als die meinige geschrieben."

Sulzer seinerseits erklärte Goethe trotz aller Liebenswürdigkeit, scharfen Beurtheilungs- und feurigen Einbildungskraft sowie lebhaften Empfindung doch für aller Vernunft bar und namentlich in Geschmacksurtheilen ohne sinnliche Erfahrung, in Briefen an Bodmer vom 15. Novbr. und 24. Decbr. 1774 und in seinem „Tagebuch einer . . . nach den mittäglichen Ländern von Europa . . . gethanen Reise."

Genuß von den Werken des Geschmacks haben soll, habe ich dadurch geboren, daß ich ihm viel Vorurtheile über die Natur und die Anwendung der schönen Künste benehme; daß ich ihm zeige, was für großen Nutzen er aus denselben ziehen könne; daß ich ihm sein Urtheil und seinen Geschmack über das wahrhaftig Schöne und Große schärfe; daß ich ihm eine Hochachtung für gute und einen Ekel für schlechte Werke einflöße; daß ich ihm nicht ganz unsichere Merkmale angebe, an denen er das Gute von dem Schlechten unterscheiden kann."

Dieses war der Plan, den sich Herr S. vorgeschrieben hatte. Allein war es der einzige und beste zur Vervollkommnung der Kunst? Und war dieses Werk überhaupt das überlegte Unternehmen eines Mannes, der mit Scharfsicht des Geistes und Ehrlichkeit des Herzens das unermeßliche Feld übersieht, das er zu bearbeiten unternimmt? Die wesentlichsten Mängel entspringen wol aus der ersten und wahrsten Quelle, weil es unmöglich ist, daß ein einziger Mann alle dazu erforderlichen Kenntnisse in sich vereinige. Wir kennen ein Genie in Deutschland, das den bildenden Geist Plato's mit der tastenden Erfahrungsphilosophie und dem mannichfaltigen Reichthume des Kunstrichterwissens vereinigt, und doch glauben wir, dieser Mann würde die Theorie der Kunst nur in Gesellschaft eines Lessing, Heyne, Ramler, Sulzer angreifen wollen und die Literatur eines Hagedorn, Füeßli und Heinecken zu Rathe ziehen. Nächstdem ist das Auditorium des Verfassers zu klein gewählt. Warum darf der Kunstliebhaber nicht über die Kunst zuhören? Wir, die wir, nach des Verfassers Ausdruck, mit den Künsten Unzucht treiben, hätten immer gewünscht, daß er als Philosoph uns aus allgemeinen Grundsätzen die mannichfaltigen Phänomene erklärt hätte, von denen der Virtuose sagt: Das muß so sein, das läßt, das thut Wirkung. Immer ein Bißchen mehr Dogma und dafür weniger moralische Predigt über unsere Unzucht! Die psychologischen Erklärungen abstrakter Ideen machen beinahe zwei Drittheile des Werks aus; sie sind meist nach dem einmal festgesetzten Plane gut geschrieben und sind Beilagen zu dem Ruhme des Verfassers als eines unserer ersten Landwirthe der Philosophie, der Einöden in urbares Land zu verwandeln weiß. Allein auch in diesen Artikeln wünschten wir nicht bloße Darzählung der Markſteine, sondern

Das oben bezeichnete Genie in Deutschland ist Herder.

Bemerkung der Plätze, wie sie verstellt werden können, auch immer ein Wenig Bakonische Bilderstürmerei, Fingerzeig und Ahndung zu Entdeckungen Columb's. Wir wundern uns, daß der Verfasser dem Faden nicht gefolgt ist, den Lessing und Herder aufgewunden haben, der die Grenzen jeder einzelnen Kunst und ihre Bedürfnisse bestimmt. Nachdem die Herren Theorienschmiede alle Bemerkungen in der Dichtkunst, der Malerei und Skulptur in einem Topf gerüttelt hatten, so wäre es Zeit, daß man sie wieder herausholte und für jede Kunst sortirte, besonders die der Skulptur und Malerei eigne Grundsätze. Allein dazu gehört freilich eine noch zu erfindende Psychologie, zu der alle Jahre vielleicht nur ein Bruchstein Erfahrung hinzukommt. — — Wir vermissen gerade dagegen dasjenige, was in einem nach alphabetischer Ordnung abgetheilten Werke vorzüglich stattfinden kann, d. i. Kritik, Literatur, Charakteristik einzelner Künstler. Der Recensent weiß aus eigener Erfahrung, wie undankbar es ist, in einer nach Epochen abgetheilten Abhandlung über die Kunst das Porträt eines großen Mannes an das andere zu stellen. So richtig jede einzelne Zeichnung sein kann, so ermüdet sie doch den Geist des Lesers; allein wenn er sie unter jeden Buchstaben vertheilt antrifft, so gefällt es. Der Verfasser hat es mit einigen Busten des Alterthums versucht, allein den Muth sinken lassen, da die Galerie der neuern Zeiten zahlreicher wurde. Indessen ist die Mannichfaltigkeit noch nicht Entschuldigung genug für die gänzliche Abwesenheit, und das Genie war zu allen Zeitaltern eine so sparsame Erscheinung, daß die Sammlung und Auswahl der Charaktere gewiß keine Messe geworden sein würde. S. 459 spricht Herr S. selbst für dieses unser pium desiderium. „Es würde angenehm sein und zu näherer Kenntniß des menschlichen Genies ungemein viel beitragen, wenn Kenner aus den berühmtesten Werken der Kunst das besondre Gepräg des Genies der Künstler mit psychologischer Genauigkeit zu bestimmen suchten.“ Man hat es zwar mit einigen Genien der ersten Größe versucht; aber was man in dieser Art hat, ist nur noch als ein schwacher

Bilderstürmerei nennt Baken durch seine Schriften Do dignitate et argumentis scientiarum und Novum organum scientiarum, durch welche er eine vollständige Umgestaltung des Systems der Wissenschaften anstrebte.

Mit dem Faden, den Lessing und Herder aufgewunden haben, zielt Goethe auf des Ersteren „Laokoon“ und des Andern „Kritische Wälder“ anmerkend: „Herrn Kirchen — Gottes Lecken zerstreut.“

Anfang der Naturhistorie des menschlichen Geistes anzusehen. Dazu gehört freilich mehr als Junius de pictura veterum, Gravina, du Bos, Brumoy und alle Kollektaneensammler alter und neuer Zeiten!

In Ansehung des Plans haben wir ferner bemerkt, daß die Theorie für den Liebhaber der Kunst, der noch nicht zum Kenner erwachsen ist, nicht genug zusammengehalten wird, sondern daß dasjenige, was unter einem Artikel hätte stehen und worauf man in den andern nur hätte verweisen dürfen, zu sehr auseinandergerückt ist; und dadurch geht der Augenpunkt verloren. Z. B. Entwurf, Anfang, Ende, Ganz, Anordnung hätte einen Artikel formiren können, sowie Falten und Gewand, Fassung und Begeisterung, Beweis, Beweisarten und Beweisgründe, Einheiten und Drama.

Wir würden undankbar sein, wenn wir nicht bemerken wollten, welche Artikel vorzüglich unsern Beifall gefunden haben. Dahin gehören: Anordnung, Ausdruck, Baukunst, Baumeister, Charakter, Komödie, eigenthümliche Farbe, Entfernung, Farben, Gedicht, Geschmack, Haltung u. a. m. In allen bemerkt man das vorzügliche Talent des Philosophen, die verwickeltsten Ideen der Empfindung auseinander zu setzen und aus den ersten Kräften der menschlichen Seele herzuleiten. Dagegen wird es uns erlaubt sein, auch die Flecken anzuzeigen. Zuweilen scheint der Verfasser sein Auditorium aus den Augen zu lassen und nicht zu bedenken, daß hier muß gelehrt und nicht konversirt sein; zum Beispiel bei dem Artikel Abdruck hätte man für den Gelehrten, der kein Kunstkenner ist, der Pasten gedenken sollen; denn sonst glaubt ein Jeder, man habe nur Abdrücke in Siegellack und Schwefel nöthig, um eine Lippert'sche Fabrik anzulegen. In der Anordnung wird zweimal der pyramidalischen Gruppirung gedacht, allein doch nicht der rechte Fleck so getroffen, daß dieser sonderbare Lehrsatz des Michel Angelo für den Unwissenden anschaulich wird. Der Artikel Allegorie ist lang; allein wir fürchten, daß bei dieser Reise

---

Junius' de pictura veterum erschien zuerst 1637. Gravina della ragion poetica libri due 1708. Du Bos, reflexions critiques sur la poésie et la peinture 1718, und Brumoy traité de la poésie française 1724.

Lippert'sche Fabrik von Abdrücken antiker geschnittner Steine — Pasten — gesammelt in seiner Daktyliothek 1755.

um die Welt die kleine Insel vorbeigeschifft worden, wo die ersten Bestandtheile zu finden waren, nach denen man die Allegorie komischer und ernster Gattung vom Homer bis auf Swift hätte ordnen können. Antike: Hier ist ein Wenig Literatur, aber Alles so untereinander angegeben, wie bei einer Stockhausischen Bibliothek. Die Artikel Horaz, Anakreon, Homer überlassen wir den Kennern, um über ihre Vollständigkeit, Richtigkeit oder Dürftigkeit das Endurtheil auszusprechen. Sehr schiefe Exempel sind uns aufgestoßen, wenn unter andern bei der Erfindung bemerkt wird, daß der Geist im Hamlet zu dem Geist in der Semiramis Gelegenheit gegeben habe.

Durch das Ganze herrscht überhaupt eine beständige Strafpredigt gegen Wieland, Gleim und Jacobi. Hingegen sind fast alle Beispiele des Großen und Erhabenen aus der Nachlese genommen. Nachdem sich die Wasser der epischen Sündfluth in Deutschland verlaufen, so hätte man die Trümmer der Bodmerischen Arche auf dem Gebirge der Andacht weniger Pilgrime überlassen können. Wäre Herr S. selbst ein Dilettant, so würde sein Kunstsystem nicht trübsinniger Eifer, sondern heiterer Glaube sein, der nie schmählt. Ueber die Moralität seiner Schriften ist der Verfasser des Agathon und der Musarion bei allen gesunden Köpfen längst gerechtfertigt, und Kenner des menschlichen Herzens mögen entscheiden, ob eine Leitung und Verfeinerung des Gefühls durch Blumenpfade einer lachenden Landschaft nicht geschwinder zum Ziel führe als die kürzeste mathematische Linie des moralischen Räsonnements.

Unter der Insel, wo die Bestandtheile zum Ordnen der Allegorie zu finden gewesen wären, meint Goethe vielleicht Winckelmanns „Versuch einer Allegorie, besonders für die Kunst" (1766).

Bibliothek der ausländischen Literatur von Stockhausen, 1770 bis 1771.

Daß der Geist im Hamlet zu dem in der Semiramis Gelegenheit gegeben habe, sagt aber Schirach selbst in der der „Semiramis" vorgesetzten „Dedication sur la tragedie ancienne et moderne".

Wieland und Gleim einer, und andererseits Bodmer und Klopstock waren die poetischen Gegensätze der Zeit.

„Bodmers Noachide" — sagt Goethe ähnlich im VII. Buch der Dichtung und Wahrheit — „war ein vollkommener Symbol der um den deutschen Parnaß angeschwollenen Wasserfluth."

2.

Geschichte des Fräuleins von Sternheim. Von einer Freundin derselben aus Originalpapieren und andern zuverlässigen Quellen gezogen. Herausgegeben von C. M. Wieland. Zweiter Theil, bei Weidmann's Erben und Reich. Leipzig 1771. 8. 301 S.

Es haben sich bei der Erscheinung des guten Fräuleins von Sternheim sehr viele ungebetene Beurtheiler eingefunden. Der Mann von der großen Welt, dessen ganze Seele aus Verstand gebaut ist, kann und darf das nicht verzeihen, was er eine Sottise du coeur nennt. Er überließ alle schon lange das gute Kind ihrem Schicksal und gedachte ihrer so wenig als ein Kammerherr seiner Schwester, die einen Prediger geheirathet hat. Der Schönkünstler fand in ihr eine schwache Nachahmung der Clarissa, und der Kritiker schleppte alle die Solocismen und kaute sie zu Haufen, wie das Thier Kalibban bei unserm Freund Shakespeare. Endlich kam auch der fromme Eiferer und fand in dem Geist der Wohlthätigkeit dieses liebenswürdigen Mädchens einen gar zu großen Hang zu guten Werken. Allein alle die Herren irren sich, wenn sie glauben, sie beurtheilen ein Buch — es ist eine Menschenseele; und wir wissen nicht, ob diese vor das Forum der großen Welt, des Aesthetikers, des Zeloten und des Kritikers gehört. Wir

---

Zu 2. Frankf. gel. Anz., Nr. XIII. Den 14. Febr. 1772.

Die Verfasserin, Frau v. La Roche, hat in diesem Roman ihre eignen Lebensgeschichten verarbeitet.

In Lenzens „Pandaemonium Germanicum" wird Wieland wegen dieser seiner Herausgabe sehr mitgenommen. Es wird ihm darin vorgeworfen, daß er sich selbst das der „Fräulein v. Sternheim" gezollte Lob anzeige, und auf seine Entschuldigung, daß er dem Roman seinen Namen habe leihen müssen, weil er sonst keine Gnade vor den Kunstrichtern gefunden haben würde, läßt Lenz den mit auftretenden Goethe — also jedenfalls in dessen Sinne — sagen: „Du warst der Kunstrichter. Du glaubtest, er würde Deiner Dame Schaden thun? Wie! daß Du nicht Deine Leser in den Winkel warfst, demüthig vor ihr hinknietest und gestandst, Du seist ein Pinsler? Das allein hätte Dir Gnade beim Publikum erwerben ..... Sehr Plato's Tugend in menschlicher Gestalt' Sternheim' wenn Du einen Werther hättest, tausend Leben mußten ihm nicht zu kostbar sein!"

Ende 1772 waren Goethe und die La Roche einander schon bekannt; ob bereits im Februar d. J., ist nicht bekannt.

getrauen uns den Schritt zu entschuldigen, durch den sie sich Derby'n in die Arme warf, wann wir den Glauben an die Tugend in dem Gemälde Alexander's betrachten, da er seinem Leibarzt den Giftbecher abnahm. Zu dem Glaubenseifer kommt oft Bekehrungssucht, und mischten wir dazu ein Wenig Liebe zum Ausländischen, zum Außerordentlichen, in der Seele eines guten Kindes von zwanzig Jahren, die sich in einer drückenden Situation befindet, so hätten wir ohngefähr den Schlüssel zu der sogenannten Sottise. Die Scene bei der Toilette zeigt deutlich, daß das Werk keine Komposition für das Publikum ist, und Wieland hat es so sehr gefühlt, daß er es in seinen Anmerkungen der großen Welt vorempfunden hat. Das Ganze ist gewiß ein Selbstgespräch, eine Familienunterredung, ein Aufsatz für den engeren Zirkel der Freundschaft; denn bei Lord Rich müssen die individuellen Züge beweisen, daß dieser Charakter zur Ehre der Menschheit existirt. Das Journal im Bleigebirge ist vor uns die Ergießung des edelsten Herzens in den Tagen des Kummers, und es scheint uns der Augenpunkt zu sein, woraus die Verfasserin ihr ganzes System der Thätigkeit und des Wohlwollens wünscht betrachtet zu sehen. Auch der Muth hat uns gefallen, mit dem sie den Lord Rich einzelne Blicke in ihr Herz thun und ihn das niederschreiben läßt, was ihr innerer Richter bewährt gefunden hat. Es war ihr wahrscheinlich darum zu thun, sich selbst Rechenschaft zu geben, wie sie sich in der Situation ihrer Heldin würde betragen haben, und also betrachtet sie den Plan der Begebenheiten wie ein Gerüste zu ihren Sentiments. Will der Herr Kritiker uns ins Ohr sagen, daß die Fugen des Gerüstes grob in einander gepaßt, Alles nicht gehörig bebauen und verklebt sei, so antworten wir dem Herrn: Es ist ein Gerüste. Denn wäre der Maschinist Derby so fein ausgezeichnet wie Richardson's Lovelace, so wäre das Ganze vielleicht ein Spinnengewebe von Charakter, zu fein, um dem ungeübteren Auge die Hand der Natur darin zu entdecken, und der Schriftsteller wäre Allegorie geworden.

Das allem Forschen, allem Klagen
Ein grandioses Ende macht.

Nicht Augenblicke steh' ich still
Bei so verstockten Sündern,
Und wer nicht mit mir schreiten will,
Soll meinen Schritt nicht hindern![1])

Ja, ich rechne mir's zur Ehre,*)
Wandle fernerhin allein;
Und wenn es ein Irrthum wäre,
Soll es doch nicht Eurer sein![1])

——**)

Für und wider zu dieser Stunde
Quängelt Ihr schon seit vielen Jahren:
Was ich getban, Ihr Lumpenhunde,
Werdet Ihr nimmermehr erfahren.[2])

„So sei doch höflich!" Höflich mit dem Pack?***)
Mit Seide näht man keinen groben Sack.[2])

Wie mancher Mißwillige schnüffelt und wittert†)
Um das von der Muse verliehne Gedicht;

an wen diese Verse gerichtet sind, da jede Ueberschrift fehlt. Wir haben dieselben deshalb aus den „Gedichten an Personen" in diese Abtheilung genommen. — Man könnte unter dem Buche „Werther's Leiden" verstehen und die Verse mit dem Gedichte an Werther (Band I, S. 185) in Zusammenhang bringen. — L.

*) Möchte sich wol auf Goethe's Isolirung von den vulkanisch gesonnenen Geologen beziehn. — L.

**) Hier folgt in den Cotta'schen Ausgaben die gleichfalls vierzeilige Xenie „Nichts wird rechts und links mich kränken," welche jedoch, abgesehen von den Varianten dieses ersten Verses lediglich die Xenie (Band II, S. 390, Nr. 91: „Niemand will der Dichter kränken" wiederholt. — L. Die beiden letzten Verse dieser Xenie stimmen übrigens fast wörtlich mit den Worten Plutarch's im Leben des Numa „εἰ δὲ λέγει τις ἄλλως, πλανᾶται κἀλεγχος" überein (vgl. Riemer's Mittheilungen I, 134).

***) Hat handschriftlich das Datum: 12. Januar 1816, ist also aus derselben Zeit wie die Xenie „Schilt nicht den Schelmen" (S. 273). — L.

†) Beziehung auf die Streitigkeite, welche Lessing in seinen letzten Lebensjahren in Folge der Herausgabe der „Fragmente eines Ungenannten" (vom Professor Reimarus in Hamburg) mit dem Pastor Goze hatte. — Goethe vergleicht damit die Angriffe des Pastors Pustkuchen auf ihn selbst. — L.

[1]) Zuerst mitgetheilt in der Ausgabe von 1833.

[2]) Zuerst mitgetheilt in der Ausgabe von 1836.

3.

Ueber den Werth einiger deutschen Dichter und über andere Gegenstände, den Geschmack und die schöne Literatur betreffend. Ein Briefwechsel. Erstes Stück. Frankfurt und Leipzig 1771. 8. 20 Bogen.

Es ist eine undankbare Arbeit, wenn man Ketzer retten soll, wie es diese Verfasser in Ansehung der allgemeinen Orthodoxie des Geschmacks sind, gegen die sie sich auflehnen. An Gellert, die Tugend und die Religion glauben, ist bei unserm Publiko beinahe Eins. Die sogenannten Freigeister in Sachen des Genies, worunter leider alle unsere jetzt lebenden großen Dichter und Kunstrichter gehören, hegen eben die Grundsätze dieser Briefsteller, nur sind sie so klug, um der lieben Ruhe willen eine esoterische Lehre daraus zu bilden. Es thut uns leid, daß diese Verfasser die Regeln einer Erbauungsschrift verkannt und nicht mehr erlaubte Charlatanerie bei ihren Patienten angewendet haben. Sie wollten den lallenden, schlafenden und blinzenden Theil des Publikums kuriren, und sie fangen dabei an, daß sie ihm seine Puppe nehmen — — Bilderstürmer wollen einen neuen Glauben predigen!

Gellert ist bei ihnen ein **mittelmäßiger Dichter ohne einen Funken von Genie**: das ist zu hart! Gellert ist gewiß kein Dichter auf der Scala, wo Ossian, Klopstock, Shakespeare und Milton stehen, nach dem Maßstab, womit Warton mißt, und wo selbst Pope zu kurz fiele, wenn er den Brief seiner Heloise nicht geschrieben hätte; allein hört er deswegen auf, ein angenehmer Fabulist und Erzähler zu sein, einen wahren Einfluß auf die erste Bildung der Nation zu haben? Und hat er nicht durch vernünftige und oft gute Kirchenlieder Gelegenheit

---

Zu 3. Frankf. gel. Anz., Nr. XV. Den 21. Febr. 1772.

Frankfurt und Leipzig giebt auch Koberstein (Grundriß der Gesch. der deutsch. Nationalliteratur, 4. Aufl. II. Bd. S. 1450) als Verlagsorte an, und dieser scheint das Buch in Händen gehabt zu haben; dagegen ist in Kayser's „Deutscher Bücherkunde“ sowie in einer Recension des Buchs im „Almanach d. deutsch. Musen a. d. J. 1772“ angeführt. Semler bei Meyer.

Die Verfasser dieses Briefwechsels waren Mauvillon und Unzer (nicht der Arzt.)

Warton maß den Dichter im Essay on the genius and writings of Pope, 1772.

gegeben, den Wust der elendesten Gesänge zu verbannen und wenigstens wieder einen Schritt zu einer unentbehrlichen Verbesserung des Kirchenrituals zu thun? Er war nichts mehr als ein Bel Esprit, ein brauchbarer Kopf; allein muß man ihm daraus ein Verbrechen machen und sich wundern, wenn der gemeine Haufen nur Augen und Ohren für dergleichen Art von Schriftstellern hat? Nicht allein bei uns, sondern in allen Ländern wird die Anzahl der denkenden Menschen, der wahren Gläubigen immer eine unsichtbare Kirche bleiben. Der Recensent ist Zeuge, daß der selige Mann von der Dichtkunst, die aus vollem Herzen und wahrer Empfindung strömt, welche die einzige ist, keinen Begriff hatte. Denn in allen Vorlesungen über den Geschmack hat er ihn nie die Namen Klopstock, Kleist, Wieland, Geßner, Gleim, Lessing, Gerstenberg, weder im Guten noch im Bösen nennen hören. Bei der Ehrlichkeit seines Herzens läßt sich nicht anders schließen, als daß sein Verstand sie nie für Dichter erkannt hat. Es war vielleicht auch natürlich, daß er bei der gebrochenen Konstitution seines ganzen Wesens die Stärke des Helden vor Wuth des Rasenden halten mußte, und daß ihm die Klugheit, die Tugend, die nach Wieland die Stelle aller andern zuweilen in dieser Welt vertritt, anrieth, nichts von diesen Männern zu sagen. Wir wünschten, daß die Ausfälle der Verfasser weniger heftig wären; die Redensarten dethronisiren, aus der Schanze verjagen und dergleichen klingen zu feindlich oder zu niedrig. Indessen ist diese Schrift kein Gewäsche, wie man sie unter diesem Titel dem Publiko hat aus den Händen räsonniren wollen. Unter der nachlässigen Weitschweifigkeit dieser Briefe verkennt man nie die denkenden Köpfe, und wir empfehlen die Erinnerung über die Journalisten gleich zu Anfang, die Bemerkung über den Unterschied der Fabel S. 142 und 148, die Rettung Milton's gegen die Ausmessungen des Herrn Professor Kästner

---

Daß Goethe Gellert's Armuth an dichterischer Begabung bereitwillig erkannte, ist nicht zu bezweifeln; aber er drückte sich über denselben stets mit großer Vietät aus; höchstens verstieg er sich zu der Aeußerung einer „Gellert-Gellert-Weißischen Wasserfluth" (an Zelter, 27. März 1830).

Ob Wieland die Worte gebraucht, daß die Klugheit die Tugend (d. i. zuweilen die Stelle aller andern vertritt, muß Herausgeber nicht zu sagen; doch äußert er sich oft in diesem Sinne (z. B. „Agathon" V. Buch, 7. Kap. — IX. Buch, 5. u. 7. Kap. — X. Buch, 4. u. 7. Kap. — XII. Buch, 11. Kap. (Wieland's Werke, I. S. 191 ff.; II. S. 113, 125, 151, 170 ff.; III. S. 88.)

S. 164, über das Lehrgedicht S. 195, und die vortrefflichen Gedanken über Wieland's Verdienst als Lehrdichter in der Musarien S. 196, die Rangordnung Gellert's mit Dusch und Uz S. 200, den Augenpunkt, woraus sie die Gellert'sche Moral betrachten, S. 243 und 250, und den ganzen Schluß unsern Lesern zur Belehrung. Vorsatz zu schaden sieht man aus dem Detail der Kritiken; allein deswegen sind sie nicht unrichtig. Man hat unter den Fabeln freilich nicht die besten gewählt und bei den Erzählungen die schwache Seite Gellert's, das ist die Malerei, untersucht und ihn am Ende gar mit Arioste gemessen. Wir sind aber doch versichert, daß diese Produktion mit allen ihren sauren Theilen ein nützliches Ferment abgiebt, um das erzeugen zu helfen, was wir dann deutschen Geschmack, deutsches Gefühl nennen würden.

4.

Empfindsame Reisen durch Deutschland von S. Zweiter Theil. Bei Zimmermann. Wittenberg und Zerbst. 8. 22 Bogen.

Alas the poor Yorick! Ich besuchte Dein Grab und fand, wie Du auf dem Grabe Deines Freundes Lorenze, eine Distel, die ich noch nicht kannte, und ich gab ihr den Namen: Empfindsame Reisen durch Deutschland. Alles hat er dem guten Yorick geraubt: Speer, Helm und Lanze. Nur schade! inwendig steckt der Herr Präceptor S. zu Magdeburg. Wir hofften noch immer von ihm, er würde den zweiten Ritt nicht wagen; allein eine freundschaftliche Stimme von den Ufern der Elbe, wie er sie nennt, hat ihm gesagt, er soll schwatzen. Wir

---

Zu 4. Frankf. gel. Anz. Nr. XVIII. Den 3. März 1772.

Verfasser der Empfindsamen Reisen ist Schummel: er wagte noch diesen zweiten Ritt nach einen dritten.

Die Ausgaben T und C haben diese Recension verkürzt und versetzt, und zwar: bis „Präceptor S. in Magdeburg“ wie oben; dann von „Yorick empfand“ bis „aus seinem Stücke was vor“; zuletzt von „Wir hofften noch immer“ bis „Handarbeiten mehr thun.“

Yorick, der angenommene Name Sterne's, des ersten Verfassers einer empfindsamen Reise: „A sentimental Journey through France and Italy, 1769.“

sahen es ihm als wahre Freunde nicht, ob wir gleich zu dem Scharfrichtergeschlecht gehören, mit dem er so viel im ersten Kapitel seines Traums zu thun hat. Ihm träumt, er werde aufgehängt neben Pennyleß. Wir als Polizeidiener des Literaturgerichts sprechen anders und lassen den Herrn Präceptor noch eine Weile beim Leben. Aber ins neue Arbeitshaus muß er, wo alle unnütze und schwatzende Schriftsteller morgenländische Radices raspeln, Varianten ausleſen, Urkunden schaben, ironische Noten sortiren, Register zuschneiden und andre dergleichen nützliche Handarbeiten mehr thun.

Es ist Alles unter der Kritik, und wir würden diese Makulaturbogen nur mit zwei Worten angezeigt haben, wenn es nicht Leute gäbe, die in ihrem zarten Gewissen glauben, man müsse ein solches junges Genie nicht ersticken. Um unsern Lesern nur eine Probe zu geben, welche schwere Handtirung wir treiben, dem Publico vorzulesen, so ziehen wir einige Stellen aus. Eine kindliche Nachahmungssucht, die der Herr Präceptor mit seinen Schülern in imitationibus Ciceronianis et Curtianis nicht lächerlicher treiben kann, giebt den Schlüssel zu allen den Pagliasstreichen, womit er seinem Meister Yorick nachhinkt. Yorick empfand, und dieser setzt sich hin zu empfinden; Yorick wird von seiner Laune ergriffen, weinte und lachte in einer Minute, und durch die Magie der Sympathie lachen und weinen wir mit. Hier aber steht Einer und überlegt: Wie lache und weine ich? Was werden die Leute sagen, wenn ich lache und weine? Was werden die Recensenten sagen? Alle seine Geschöpfe sind aus der Luft gegriffen. Er hat nie geliebt und nie gehaßt, der gute Herr Präceptor! Und wenn er uns eins von seinen Wesen soll handeln lassen, so greift er in die Tasche und zaudelt aus seinem Sacke was vor. Ein Pröbchen Yorick'sche Arestreppe! Bei Gellert's Grab findet er in der Dämmerung seine Bäckerin wieder, die ihm ehemals den Dukaten geschenkt hatte. Hier ruft er aus:

„Komm mit!" Und warum komm? De gustibus non est disputandum, könnte ich hier füglich antworten; aber ich will de gustibus disputiren, um mein ganzes Vaterland — wenn es sich von einem jungen Menschen will belehren lassen — zu belehren, welch einen falschen und unrichtigen Gebrauch es von den Wörtern Du, Er, Sie, Ihr, Sie zu machen gewohnt ist. Ueberdaurt zu reden, ist es seltsam und lächerlich, daß man sich durch ein „Sie" von Andern muß multipliciren lassen, so wie man

selbst Andere damit multiplicieren muß: so wie es widersinnig ist, daß ich von Jemanden als von einer ganz fremden Person spreche, den ich vor mir sehe, höre — und fühlen kann, wenn ich will. — — Allein Deutschland weiß das so gut als ich, ohne es ändern zu können — also muß ich davon schweigen. Um wie viel aber würde nicht das Uebel vermindert werden, wenn man den Gebrauch der Wörter dergestalt setzierte."

Er führt endlich die Bäckerin in sein Wirtshaus und legt sich schlafen. Er erwacht sehr früh und hört den Hofhund bellen. „Das war mir unleidlich: bei jedem Hau fürchtete ich, meine Mutter würde aus ihrem Schlaf auffahren. Ich suchte in dem ganzen Zimmer nach einem Stück Brod herum; nichts war zu finden. Aber sollte denn ein Hundemagen nicht Biscuit verdauen können? dachte ich, und damit eilte ich mit einem großen Stück in der Hand nach dem Hofraume. Die Bestie wollte rasend werden, sobald sie mich erblickte. Das ist eine Bestie κατ' ἐξοχήν, sagte ich, und damit ergriff ich in vollem Eifer den Stock und bläuete ihm Stillschweigen ein. Laß es gut sein! redete ich ihn nach einigen Minuten abbittend an; ich will Dir Deine Schläge reichlich vergüten. Die arme Bestie krümmte sich jämmerlich. Ich wünschte, daß ich ihm keinen Schlag gegeben hätte oder daß mir der Hund wenigstens die Schläge zurückgeben könnte. Aber, dachte ich bei mir selbst, vielleicht verstellt sich das listige Thier nur! Nach seiner Länge, Höhe und Dicke zu rechnen, können ihm die paar Püffe, die ich ihm gegeben habe, unmöglich so wehe thun! Noch nie hat mein von der Wahrheit in die Enge getriebenes böses Gewissen eine so feine Ausflucht ersonnen." (Ein schöner Pendant zu Yorick's Scene mit dem Mönch!) „Der Hund fuhr fort zu winseln. Hätte ich gestohlen, und man ertappte mich auf frischer That, so glaube ich immer, es würde mir nicht ängstlicher zu Muthe sein, als mir bei dem Lamente des Hundes war." Endlich wird der Hund mit Eau de Lavande begossen; denn der Herr Präceptor sieht Blut. „Der Hund ließ mit sich machen. Er roch den lieblichen Geruch des Wassers und leckte und wedelte mit dem Schwanze. Nun konnte ich mich nicht

Yorick's Scene mit dem Hunde im Anfang des Sentimental Journey besteht darin, daß Ersterer einen zur sein Kloster bettelnden greisen Franziskaner unter höflichem Hinweis auf den Maßiggang abweist, was ihm nachher wehe thut.

länger erhalten, ihn zu streicheln, ob ich gleich für seinem Bisse noch nicht sicher war. Eine so großmüthige Ueberwindung des erlittenen Unrechts schien mir einer kleinen Gefahr mehr als würdig zu sein. — Die Hundegeschichte hatte in meiner Seele eine kleine Säure zurückgelassen, die mit den Freuden schlechterdings incompatibel war, die ich dem angebrochenen Tage bereits en gros bestimmt hatte. Ich suchte sie loszuwerden, und folglich war ich sie auch schon bald los. Es kam darauf an, daß sich meines Wirths Küchenmagd aus den Federn erhob. Sie that es. Ich überraschte sie in ihrem Negligé und machte dadurch sie und mich so beschämt, daß ich ihr geschwind ein Stück Fleisch für den Hund abforderte ꝛc. ꝛc."

Der Mann hat auch ein Mädchen, die er seine Naive nennt, und er thut wohl daran, wie Jener, der auf sein Schild zum Bären schrieb: Das ist ein Bär. Ein Gemälde von der schönen Naiven! Sie fragt ihn, ob es sein Ernst sei, daß sie ihn zum glücklichsten Sterblichen mache?

„Sie zog mich ans Fenster, nickte mit dem Kopfe, daß ich mich bücken sollte, ergriff mich mit beiden Händen bei dem Kinne, drehte meinen Kopf langsam hin und her; ihre Augen fielen bald in die Fronte, bald in die Flanke der meinigen; diese drehten sich allemal nach der Seite der Attaque."

Von Wendungen eine Probe!

„Jedoch ut oratio mea redeat, unde — — O küssenswerther Cicero! Durch dieses herrliche Kommandowort denke ich von meiner Abschweifung ebenso geschwind nach Hause zu kommen, als eine Kugel in die Köpfe der Feinde durch Tann! Tarp! Feuer!"

Endlich bekommt der Verfasser S. 73 ein ganzes Bataillon Kopfschmerzen, weil er was erfinden soll, und wir und unsere Leser klagen schon lange darüber.

5.

Gedanken über eine alte Aufschrift. Bei Weidmann's Erben und Reich. Leipzig 1772. 8. 62 S.

Sie reden, was sie wollen; mögen sie doch reden! was kümmert's mich? So heißt die Aufschrift. Zwo Arten von Menschen leben nach dieser Maxime, sagt der Verfasser:

die großen und kleinen Sultane und die Cyniker. Jene, weil sie glauben, die andern Menschen wären nur Frösche; diese, entweder weil sie kein Verdienst haben und sich weder über diesen Mangel ärgern, noch ungerecht genug sind, Belohnungen für etwas zu verlangen, das sie nicht haben, oder weil sie sehen, daß sie es doch Niemand recht machen können. Diese, sagt der Verfasser, handeln am Klügsten, und zum Beweis zeigt er in einer philosophischen Laune, an welcher man den Dichter der Musarion und des Agathon nicht verkennen kann, wie wunderlich die Welt Lob und Tadel vertheilt. Endlich schließt er mit der Grundmaxime seiner menschenfreundlichen Moral, daß man die Menschen ertragen soll, ohne sich über sie zu ärgern. Diese wenige Blätter enthalten eine Menge vortrefflicher Anmerkungen. Wir hätten aber gewünscht, daß der Verfasser, dem man so gerne zuhört, uns auch den Wackspuppenzustand vorgestellt hätte, in dem Diejenigen leben, welche nicht Stärke genug haben, der Maxime seiner Inschrift zu folgen. Unter allen Besitzungen auf Erden ist ein eigen Herz die kostbarste, und unter Tausenden haben sie kaum Zween.

6.

Die Jägerin, ein Gedicht. Leipzig 1772. 8.

Der Rhein, ein Eichenwald, Hertha und Gefolge, dazu der Name Wonnebald charakterisiren es zum deutschen Gedicht. Wir erwarteten hier keine markige Natur unsrer Aelterväter; aber auch nicht das geringste Wildschöne, trutz Titel und Vignette nicht einmal Waidmannskraft, das ist zu wenig! Des Dichters Wälder sind licht wie ein Forst unserer Kameralzeiten, und das Abenteuer verpflanzet Ihr so glücklich in ein Besuchzimmer als nach Frankreich. Auch hat der Mann gefühlt, daß seine Akkorde nicht mit Bardengewalt ans Herz

Zu 5. Frankf. gel. Anz. Nr. XXIII. Den 20. März 1772.
Verfasser ist Wieland. Daß derselbe der Maxime der alten Aufschrift gemäß selbst handelte, bestätigt Goethe in der Rede zum Andenken Wieland's.

Zu 6. Frankf. gel. Anz. Nr. XXVI. Den 31. März 1772.
Der Dichter ist Kretschmann. Daß dessen Bardenweisen nur ein äußerliches, seine Dichtung aber sonst ganz modern sei, sprach Goethe schon in den Briefen aus Friederike Oeser v. 13. Febr. und 8. Apr. 1769 aus. Aehnliches unten in d. Recensien des Musenalmanachs für 1773.

reißen. Die spröde Kunigunde, der er lange sein Leidenschäftchen vorgeklimpert, schmilzt endlich und spricht: Ich liebte Dich geheim schon längst! Nothwendig zur Wahrscheinlichkeit der Entwicklung, nur kein Kompliment für die Harfe! Wir bedauern, daß der Dichter, wie noch mehr Deutsche, seinen Beruf verkannt hat. Er ist nicht für Wälder geboren. Und so wenig wir das Verfahren seines Herrn Vaters billigen, der in dem angehängten Traumlied mit leidiger Grabmisanthropie ihm die Harfe zertritt, so sehr wir fühlen, daß sie das nicht verdient, so sehr wünschten wir, er möge sie gegen eine Zither vertauschen, um uns an einem schönen Abend in freundlicher Wateauischer Versammlung von Lieblichkeiten der Natur, von Niedlichkeiten der Empfindung vorzusingen. Er würde unsere Erwartung ausfüllen und wir ihn mit gesellschaftlichem Freudedank belohnen.

7.

Briefe über die wichtigsten Wahrheiten der Offenbarung. Zum Druck befördert durch den Herausgeber der Geschichte Usong's. Im Verlag der neuen Buchhandlung. Bern 1772. 8. 223 S.

Diese Briefe waren anfangs als ein Anhang zum Usong bestimmt. Allein weil dieses ein Buch ist, wo Liebe, Krieg und Geschäfte des gemeinen Lebens vorkommen, so konnten, sagt der Verfasser in der Vorrede, die Angelegenheiten der Ewigkeit nicht damit vermischt werden. Auch verwahrt sich der Herr Präsident dagegen, daß blöde Leser in diesen Briefen eines Vaters an seine Tochter nicht ihn suchen sollten. „Diese beiden Na-

---

Wateau malte mit besonderm Glück seine Gesellschaften, weshalb ihn die französische Akademie zum Peintre des fêtes galantes du Roi ernannte.

Zu 7. Frankf. gel. Anz. Nr. XXVII. Den 3. Apr. 1772.

Der Herausgeber, richtiger Verfasser der Geschichte Usongs war Haller; jene Geschichte ist die eines morgenländischen unbekehrten, aber nichts destoweniger oder vielmehr eben dadurch seine Völker beglückenden Heidenfürsten.

Zeigte Goethe sich hier mit Haller als Theologen unzufrieden, so ließ er dagegen die in seines Vaters Büchersammlung befindlichen Gedichte Haller's oftmals durch, schätzte ihn als Stilistiker und stellte ihn besonders als Naturforscher hoch („Aus meinem Leben" Buch II. VI. VII u. XV.)

Mit dieser Recension ist die in gleichem Geiste geschriebene der „Bekehrungsgeschichte des Grafen Struensee" unten S. 41 zu vergleichen.

men hat man beibehalten," sagt er, „weil sie die unschuldigsten Bande der Liebe bezeichnen, die auf Erden möglich sind. — Allein es wäre eine unverzeihliche Eitelkeit, an mich selber zu denken, wenn ich von Gott spreche." Diese Briefe sind hauptsächlich gegen die stolzen Weisen unsers Jahrhunderts gerichtet, die in Gott nur etwas anders als den Strafrichter des schändlichen Menschengeschlechts sehen; die da glauben, das Geschöpf seiner Hand sei kein Ungeheuer, diese Welt sei in den Augen Gottes noch etwas mehr als das Wartezimmer des künftigen Zustandes, und die sich vielleicht gar vermessen, zu hoffen, er werde nicht in alle Ewigkeit fort strafen. Der Herr Verfasser bestreitet diese nach seiner Meinung der Moralität so nachtheiligen Sätze mit allem Eifer. „Dieser Stolz," sagt er S. 18, „ist der Seele eigen und hat nicht in den groben Elementen seinen Sitz." S. 20. „Bei Gott ist kein Vergessen: das Vergeben ist eben so wenig von Gott zu gedenken. Der Widerwille Gottes wider das begangene Böse behält ewig seine Stärke und ewig seine Folgen." S. 22. „Der Mensch wird mit der Quelle alles Uebels, mit dem Eigenwillen, geboren. Dieser Eigenwille herrscht in einem Kinde unumschränkt, noch ehe als es andere Beispiele gesehen hat; es sträubt sich mit seinen schwachen Gliedern gegen allen Zwang." Auch die besten Menschen sind in dem Herzen Räuber und Mörder. „Denn, S. 24, eine neue Philosophie hat es gerade heraus gesagt: Wenn Wünsche tödten könnten, die Besitzer eines Guts, das mir gefiele, wären in großer Gefahr ihres Lebens gewesen." Oft hat der Herr Präsident mit schmerzhaftem Lächeln gesehen, wie die bewunderten Dichter mit einer niedrigen Eifersucht das Verdienst verkleinern, das dem übrigen gleich hoch zu wachsen drohen möchte, wie sie mit bittrem Grimme Diejenigen verfolgen, die ihnen nicht räuchern. Wir haben es auch gesehen. Allein wir schließen nicht daraus, daß alle Wasser, die getrübt werden können, Rothlachen sind. Noch eine bisher neue Philosophie über die Dinge dieser Welt haben wir aus dieser Schrift gelernt. S. 191 sagt der Verfasser: „Hätte Gott die sündigen Menschen hier und in der Ewigkeit der Herrschaft des Lasters übergeben, ohne Beweise seiner Ungnade gegen die thätige Bosheit zu geben, so wäre er nicht mehr der Richter der Welt gewesen, und seine vernünftige Geschöpfe hätten bei ihrer Tugend keine Belohnung." Also wenn Gott nicht ausdrücklich gesagt und verboten hätte: „Hasse Deinen Bruder nicht!" so würde mein Haß

keine schädlichen Folgen gehabt haben! Die Unmäßigkeit würde meinen Körper nicht zerrüttet und das Laster meine Seelenruhe nicht gestört haben! Auch von der Ewigkeit bekommen wir die sichersten Nachrichten. Der Mensch besteht, wie wir aus dem Katechismo wissen, aus Augenlust, Fleischeslust und hoffärtigem Wesen. Daraus zieht der Verfasser sein System des künftigen Zustandes. „Wollust und Geiz geht nicht mit uns in die Ewigkeit über" S. 192. Warum? „Weil wir keine Glieder mehr zur Wollust haben, und weil dort kein Geld ist. Aber der Stolz geht über." Von allen Wegen der Versehung wird überhaupt durch das ganze Buch immer der wahre und einzige Grund angegeben. S. 200: „Der von Gott (durch einen Mittler) erwählte Weg war den Grundtrieben des menschlichen Herzens am Angemessensten. Warum? Es wird durch Furcht und Hoffnung beherrscht."

Wir übergehen die Ausfälle gegen die Feinde der Offenbarung, die öfters Lustreiche sind, die Räsennements über die Geschichte der Menschheit zu den Zeiten des Erlosers und die vielen auf einen Haufen geworfenen Beweise für das Christenthum, von denen man so wenig, wie von einem Bündel Ruthen fordern darf, daß sie alle gleich stark sein sollen. Auch gegen Ordnung und Komposition darf man nichts sagen, wenn man nicht in die Ketzerliste eingetragen sein will. Allein wir geben allen Fanatikern von beiden entgegengesetzten Parteien zu bedenken, ob es dem höchsten Wesen anständig sei, jede Vorstellungsart von ihm, dem Menschen und dessen Verhältniß zu ihm zur Sache Gottes zu machen und darum mit Verfolgungsgeiste zu behaupten, daß das, was Gott von uns als gut und böse angesehen haben will, auch vor ihm gut und böse sei, oder ob das, was in zwei Farben für unser Auge gebrochen wird, nicht *in einen Lichtstrahl* vor ihm zurückfließen könne. Zürnen und vergeben sind bei einem unveränderlichen Wesen doch wahrlich nichts als Vorstellungsart. Darin kommen wir Alle überein, daß der Mensch das thun solle, was wir Alle gut nennen, seine Seele mag nun eine Aethlache oder ein Spiegel der schönen Natur sein, er mag Kräfte haben, seinen Weg fortzuwandeln, oder sich sein und eine Krücke nöthig haben. Die Krücke und die Kräfte kommen aus *einer* Hand. Darin sind wir einig, und das ist genug!

Sie haben Lessing das Ende verbittert;
Mir sollen sie's nicht!!)

„Wirst nicht bei jedem Wanderschritt*)
Wie sonst wol angezogen."
Ich bringe den Betrug nicht mit;
Drum werd' ich nicht betrogen.!)

Der Dichter freut sich am Talent,**)
An schöner Geistesgabe;
Doch wann's ihm auf die Nägel brennt,
Begehrt er ird'scher Habe.
Mit Recht soll der reale Witz
Urenkeln sich erneuern;
Es ist ein irdischer Besitz,
Muß ich ihn doch versteuern!?)

Der Dichter schaut in Weltgewühle,***)
Sieht jeden Menschen mit sich selbst befangen,
Bald heitern Sinns, bald bänglicher Gefühle.
Doch hat er Zwecke. Daß er die erlange,
Sucht er den eignen Weg zum eignen Ziele.
Was das bedeute, merkt er sich und Allen,
Und was bedeutet, läßt er sich gefallen.

---

*) Diese Strophe steht im Entwurf auf demselben Blatte mit den Strophen zu Bildern „Zwischen Oben, zwischen Unten" (S. 166 dies. Bandes) und „Manches Herrliche der Welt" (S. 167 daselbst). — L.

**) Die Schlußverse beziehn sich auf die erbeliche Erwerbsteuer, die Goethe in Weimar von seinem Schriftsteller-Honorar, das er für die letzten 20er Jahre auf jährlich 10,000 Thaler angegeben haben soll, entrichten mußte. — L.

***) Auf die Rückseite eines Couverts geschrieben. Eine Ottaverime, deren erste Zeile fehlt. Die zweite Zeile schließt mit befange, wie der Reim verlangt, an Stelle des ursprünglichen beschäftigt. Diese Strophe, so wie die beiden folgenden verdanken wir der gütigen Mittheilung des Herrn Senator Culemann in Hannover, welcher uns seine überaus reiche Kunst- und Handschriften-Sammlung mit der größten Liberalität für unsere Ausgabe zur Disposition gestellt hat. Diese drei Strophen erscheinen hier zum ersten Male im Drucke, möglichst treu nach den sehr unleserlich mit Bleistift auf verschiedene Zettel hingeworfenen Schriftzügen des Dichters. — L.

!) Zuerst mitgetheilt in der Ausgabe von 1836.

?) Zuerst mitgetheilt in der Ausgabe von 1835.

8.

Neue Schauspiele, aufgeführt in den Kaiserlich Königlichen Theatern zu Wien. Preßburg. Gr. 8vo. Erster Band. 8. 1 Alph. 2 Bogen.

Diese Sammlung enthält fünf Drame oder Schauspiele oder Lustspiele oder Trauerspiele — — die Verfasser wissen so wenig als wir, was sie daraus machen sollen — — aus der Wiener Manufaktur. In allen hat tragikomische Tugend, Großmuth und Zärtlichkeit so viel zu schwatzen, daß der gesunde Menschenverstand und die Natur nicht zum Wort kommen können. Hier ist der Inhalt der Stücke, denn wir wollen sie nicht umsonst gelesen haben.

Die Kriegsgefangnen: Wenn nicht die Festung grade in dem letzten Auftritt der letzten Handlung glücklich an die Freunde der Kriegsgefangenen übergegangen wäre, so hätte ein entlaufner Feldwebel einen Haufen sehr moralisch sententiöser Leute wider seinen Willen und wider alle Theatergerechtigkeit an den Galgen gebracht.

Gräfin Tarnow: Zwei entsetzlich Verliebte wären nimmermehr ein Paar geworden, wenn nicht durch eine gewisse Excellenz ein Wunder geschehen wäre, dergleichen nur auf der Wiener Nationälschaubühne erbert worden sind. Schade, daß die Excellenz einen Schuß bekommt! Doch nicht Schade, sie wäre sonst am Ende der Welt gewesen, ehe das Wunder zu Stande gekommen wäre, und dann weiß der Himmel, wie die Verliebten geheult haben würden.

Hannchen: Ein Herzog, ein Graf und ein Kammerdiener reißen sich um ein Mädchen. Der Kammerdiener wird vom Herzog erstochen; der Herzog, der dazu schon eine Frau Herzogin hat und des Mädchens Onkel ist, doch ohne es zu wissen,

---

Zu 8. Frankf. gel. Anz. Nr. XXXI. Den 17. Apr. 1772.
Die neuen Schauspiele hatten folgende Verfasser:
Die Kriegsgefangnen: Stephanie der Jüngere;
Gräfin Tarnow: Schreiter, gen. Müller (Geb. Heinr. Friedr.);
Hannchen: v. Retzer;
Der ungegründete Verdacht: Ritter v. Brahm;
Der Tuchmacher von London: J. A. v. Wieland, der das Stück nach Baltaire's Le Fabricant de Londres bearbeitet hatte.

versteht sich wegen des decorum; der Herzog läßt sich unter einem falschen Namen von einem Betrüger mit dem Mädchen trauen, wird aber durch hunderttausend Dinge gehindert, die Decke zu beschreiten; und da also das Mädchen nach deutschen Rechten noch immer eine Jungfer bleibt, so heirathet sie den Grafen. Man schießt, sticht, beult, zankt, fällt in Ohnmacht und auf die Knie, spricht Sentenzen, versöhnt sich, und, wie am Schluß versichert wird, Alle bezeugen ihre Freude, daß der Vorhang zufällt.

Der ungegründete Verdacht: Ein Lord wird durch einen halben Brief ein Narr und durch die andere Hälfte wieder gescheit.

Der Tuchmacher von London: Einen Augenblick später, und Lord Falkland und Wilson lagen in der Themse; dann gute Nacht Fanny, Sondridge, Julie, Heinrich, Betsi, David und den ehrlichen Tuchmachern!

Von dieser Sammlung soll nächstens der zweite Theil nachfolgen: denn seitdem Thalia und Melpomene durch Vermittelung einer französischen Kupplerin mit dem Nonsens Unzucht treiben, hat sich ihr Geschlecht vermehrt wie die Frösche!

9.

Braun's, H., Versuch in prosaischen Fabeln und Erzählungen. München 1772. 8 187 S.

Diesen Fabeln hat der Herr Verfasser für seine Landsleute eine kleine Theorie angehängt, weil, sagt er nicht ohne Selbstgefälligkeit, „vielleicht etliche junge Leute sich hervorthun und ihm Fabeln nachschreiben könnten, sowie gleich etliche Bändchen freundschaftlicher Briefe erschienen wären, seitdem er einen Versuch in freundschaftlichen Briefen geschrieben hätte. Diesen jungen Leuten nun," meint er, „wären die ächten Begriffe von der Fabel sehr nöthig."

Nöthig sind sie freilich, sowol den bösen jungen Leuten,

Goethe nennt in „Dichtung und Wahrheit", Buch XIII, Siegwarts des Jüngern „Desertion aus Kindesliebe" und seine Sympathie als Stücke die dem ehrbaren Bürger- und Familienstande gemäß gewesen seien.

Zu 9. Frankf. gel. Anz. Nr. XXXV. Den 1. Mai 1772.

die Herrn B. Fabeln nachschreiben, als allen andern, die sich ohne Genie in dieses Feld wagen; aber durch Herrn Braun's Theorie werden sie eben nicht sehr erleuchtet werden. Er sagt: „die Fabel wäre eine kurze erdichtete, meistentheils thierische Handlung, worunter ein gewisser Satz aus der Sittenlehre verborgen liege." Unbestimmter kann man wol nicht erklären. Uns dünkt überhaupt, man hat die Theorie von der Fabel noch nicht genug auseinandergesetzt. Wir glauben, daß sie im Anfang nichts war als eine Art von Induktion, welche in den glücklichen Zeiten, da man noch nichts von dem dicto de omni et nullo wußte, die einzige Weisheit war. Wollte man nämlich Andere belehren oder überreden, so zeigte man ihnen den Ausgang verschiedener Unternehmungen in Beispielen. Wahre Beispiele waren nicht lange hinlänglich; man erdichtete also andere, und weil eine Erdichtung, die nicht mehr sagt, als vor Augen steht, immer abgeschmackt ist, so ging man aus der menschlichen Natur hinaus und suchte in der übrigen belebten Schöpfung andere thätige Acteurs. Da kam man auf die Thiere, und so fabulirte man fort, bis die Menschen mehr anfingen zu räsonniren als zu leben. Nun erfande man Axiomen, Grundsätze, Systemen u. dgl. und mochte die Induktion nicht mehr leiden; zugleich entstunde das Unding der honetten Compagnie, zu welcher sich Dichter und Philosophen schlugen. Diese wollten der Fabel, die mit der Induktion gefallen war, wieder aufhelfen. Sie schminkten sie also, puderten sie, behängten sie mit Bändern, und da kam das Mittelding zwischen Fabel und Erzählung heraus, wodurch man nun nicht mehr lehren, sondern amüsiren wollte. Endlich merkte man, wie weit man sich von der ersten Erfindung entfernt hatte. Man wollte zu ihr zurückkehren und schnitt die Auswüchse ab; allein man konnte doch mit der Induktion nicht fortkommen und behalf sich also mit dem bloßen Witz; da wurde Fabel Epigramm.

So würde die Geschichte der Theorie aussehen, die wir von der Fabel schreiben würden. Beispiele von der letzten Gattung

---

Wenn Goethen dünkt, man habe die Theorie der Fabel noch nicht genug auseinandergesetzt, so scheint er auffälligerweise Lessing's Abhandlungen über die Fabel (1759) nicht gekannt zu haben. Die Geschichte der Fabel skizzirt Goethe ähnlich wie Lessing.

Dictum de omni et nullo ist der Grundsatz der Logik, nach welchem das, was der Gattung zukommt oder ihr widerspricht, auch jedem Einzelnen der Gattung zukommt oder widerspricht.

würden wir genug in Herrn Braun's Fabeln antreffen. Wir würden aber schwerlich welche daraus wählen; denn die meisten sind entweder schlecht erfunden oder abgenutzt oder falsch oder alltäglich. Herr B. verspricht noch eine weitläuftigere Theorie von der Fabel. Sollten wir aus diesem Versuch auf ihren Werth schließen, so wollten wir sie verbitten; aber liceat perire poetis! Und warum sollte Herr Braun auch nicht so viel Recht haben, zu dichten und zu theoretisiren als Andere?

10.

Ueber die Liebe des Vaterlandes, von J. von Sonnenfels. Wien 1771. 8. 131 S.

Haben wir ein Vaterland? Die Frage an sich wäre schon ein schlimmes Zeichen, wenn die unzufriedene Uebersichtigkeit der Menschen nicht dafür bekannt wäre, daß sie oft die ganze Welt durchsucht und ausfragt nach Dingen, die ihr vor den Füßen liegen.

Eine akademische Schrift, unter dem Vorsitze J. v. S. in der k. k. Theresianischen adeligen Akademie nebst 75 Lehrsätzen aus der Polizeihandlung und Finanz vertheidigt von vier bis sechs Uhr! Da war ihre Bestimmung vollendet; das hätte auch ihr Lebensziel sein sollen, und sie hätte ruhen mögen bei ihrer großen Familie bis an jüngsten Tag.

Ueber die Liebe des Vaterlandes in Form eines Traktats fürs deutsche Publikum!

Die ewigen mißverstandenen Klagen nachgesungen: „Wir haben kein Vaterland, keinen Patriotismus." Wenn wir einen Platz in der Welt finden, da wir unsern Besitzthümern zu ruhen, ein Feld, uns zu nähren, ein Haus, uns zu decken, haben wir da nicht Vaterland? Und haben das nicht Tausend und Tausende in jedem Staat? und leben sie nicht in dieser Beschränkung glücklich? Wenn nun das vergebene Aufstreben nach einer Empfindung, die wir weder haben können noch mögen, die bei gewissen Völkern nur zu gewissen Zeitpunkten das Resultat vieler glücklich zusammentreffender Umstände war und ist?

Römerpatriotismus! Davor bewahre uns Gott wie

Liceatque perire poetis in Horatius ad Pisones. V. 466.
Zu 10. Frankf. gel. Anz. St. XLI. Den 22. Mai 1772.

vor einer Riesengestalt! wir würden keinen Stuhl finden, darauf zu sitzen; kein Bett, drinnen zu liegen. Nachdem Herr S. in den ersten zwei Hauptstücken allerlei Empfindungen, Eigenliebe, Stolz, Beschränkung, Anhänglichkeit und dergleichen, mit Nationalzügen mancherlei Völkerchen wohl durcheinandergerührt und mit historischen Bonmots und Ehrenmärchen à la Zimmermann und Abbt fein gewürzt, macht er im dritten nach einem Kameralanschlag die Vortheile bekannt zur Einpflanzung der Vaterlandsliebe aus dem Lande, das eine Nation bewohnt:

Was trägt { Jagd, Fischerei, Viehzucht, Feldbau, eben Land, gebirgig Land, unfruchtbares Land } zur Vaterlandsliebe bei?

Da kommen nun die jagenden und streifenden Völkerschaften am Uebelsten zurecht. Und hier müssen wir anmerken, daß Herr S., durch das Wort Vaterland verführt, durchaus zu sehr als glebae adscriptus diskurirt, und wir halten's noch immer mit dem Themistokles: Nicht der Boden, sondern die Verhältnisse eines Volks, deren zwar viele auch aus dem Lande, das sie bewohnen, hervorspringen, bestimmen Nation. So haben die Juden Nation und Patriotismus, mehr als hundert leibeigne Geschlechter.

Im vierten Hauptstück werden dem Gesetzgeber Handgriffe gelehrt. Lykurg, Solon, Numa treten als Collegae Gymnasii auf, die nach der Kapazität ihrer Schüler exercitia diktiren. In den Resultaten des Lebens dieser großen Menschen, die wir noch dazu nur in stumpfen Ueberlieferungen anschauen, überall Principium, politisches Principium, Zweck zu sehen, mit der Klarheit und Bestimmtheit, wie der Handwerksmann Kabinetsgeheimnisse, Staatsverhältnisse, Intriguen bei einem Glase Bier erklärt, in einer Streitschrift zu erklären! — Von Geheimnissen (denn welche große historische Data sind für uns nicht Geheimnisse?), an welche nur der tiefstfühlendste Geist mit Ahnungen zu reichen vermag, in den Tag hinein zu räsonniren! — Es wird alle Tage schlimmer. Ehemals gab man nur Gelehrsamkeit in solchen Schriften preis: an der war doch nichts fürs Menschengeschlecht verloren; jetzt mißhandeln die Herren guten Sinn und Empfindung!

Durchaus werden die Gesetze en gros behandelt, alle Nationen und Zeiten durcheinandergeworfen, unsrer Zeit solche Gesetze gewünscht und gebessrt, die nur einem erst zusammengetretenen Volk gegeben werden konnten. Und man sieht nicht, daß man in die Luft redet und ausgezischt zu werden verdient, wie Einer, der Damen im Reifrocke Eva's Schürzchen vorpanegyrisiren wollte.

Fünftes Hauptstück. Regierungsformen, nach wohl skelettirter tabellarischer Terminologie, was sie zur Verbreitung der Vaterlandsliebe beitragen mögen.

Und nun zuletzt im sechsten Hauptstück geht die Mitbürger so drein, und auch hier Alles ut supra. Familiengefühl, dieses Hauptstamm, auf den Alles ankommt, dessen Boden nur das Vaterland ist; Regierungsart; die Luft, die ihn umzieht, davon alle andern Empfindungen Zweige sind, von dem man ausgehen, dahin man zurückkehren muß, auch, um nur das Gemeinste zu sagen, hier als ein Heckchen zu betrachten, das doch auch mit am Wege steht und im Vorbeigehen einen Blick verdient!

Am Sonderbarsten ist uns vorgekommen, daß Herr S. das Anfassen der Landsleute in der Fremde auf Rechnung der Vaterlandsliebe schreibt, da das doch grad dagegen deponiren könnte. Zuletzt verspricht er leichtgezeichnete Skizzen von Patrioten. Man ehrt in den Skizzen großer Meister den reinen Hauch ihres Geistes, ohne irgend eine Hülle. Leider müssen wir hier auf unser Gewissen betheuern, daß wir, wie in den Gemälden des Verfassers, nichts denn willkürlich hingesudelte Striche haben wahrnehmen können. Porträts! Freilich immer noch so charakteristisch als die zwölf Apostel in Holzschnitt, die man, trotz aller venerablen Verzierung, wenigstens an ihren Schlüsseln, Schwertern, Kreuzen und Sägen unterscheidet.

11.

Leben und Charakter Herrn Christian Adolf Klotzens, entworfen von Karl Renatus Hausen. Halle 1772. 8. 93 S.

Wären die Biographen von jeher so gestimmt gewesen, wir

Zu 11. Frankf. gel. Anz. Nr. XLIII. Den 29. Mai 1772.

Dieser Klotz ist vermuthlich bekannt als Lessing's Gegner, der in den Lessingschen Zeitschriften ebenfalls vielfach geschmäht wird.

würden so viele Beschwerden über zu hochgespanntes Lob nimmer gehört haben. Man kann dem Verfaßer nichts weniger vorwerfen als die Idealisirung seines Helden. Wo Andre den Menschen aus Dichterfittichen emportragen, läßt er ihn gemüthig sinken oder giebt ihm wol gar einen Stoß zu Beschleunigung seines Falls. Armer Mann, in welcher erbärmlichen Gestalt wirst Du vors Publikum hingelegt! mein Mann von Genie, das heißt ohne Fähigkeit, neue große Ideen aus der Tiefe zu heben, eine lebhafte Einbildungskraft, Anderer Erfindungen zu benutzen und zu detailliren, doch ohne Application, ohne anhaltenden Fleiß. Gelehrsamkeit, aber was für? keine ausgebreitete, sondern diffundirte, keine gründliche, sondern velitirende, nicht einmal Belesenheit im wahren Sinn. Und was hat er gethan? Ein paar Autores herausgegeben. Weiter? Unbedeutende Traktätchen geschrieben. Aber sein Hauptwerk? Acta literaria. Sein Hauptwerk! Recensiren, necken, lästern.

Und als Professor keine Intention auf seine Lesestunden, keinen guten Vortrag dazu, und also keinen Beifall. In seinem moralischen Charakter Züge, die sich nur mit der unvergleichlichsten Inkonsequenz entschuldigen lassen. Schändliche Doppelheiten gegen Vertrauende, die flachste Eitelkeit, Neid über Vorzüge Anderer, also Mißtrauen. — Wir mögen nicht weiter ausschreiben; wir haben mehr christliche Liebe dann Herr Hausen und sind Recensenten.

Mußten Sie denn das Wort (gewiß so leicht weggesprochen als irgend eins des seligen Geheimenraths, und wenn's zur Stunde der Empfindung gesagt war, desto schlimmer!) mußten Sie das Wort: Wenn ich todt bin, müssen Sie mein Leben beschreiben — — wie ich bin, in wahrem Bilde — — auch alsdann, wenn wir Feinde werden sollten! für eines Mannes strengstes Ernstwort nehmen? War es nicht vielmehr im genauesten Sinn der Wille eines Menschen, der da spricht: Macht mit der Beerdigung meines Leibes keine Umstände! Was wird man zum Exekutor sagen, der dem Todten auch gar sein Sterbehemde auszieht und seine mißgestalte Nacktheit, an eine Landstraße hingeworfen, den Augen des Publikums prostituirt und Vögeln und Hunden preisgiebt? Freilich ein Leichenbegängniß ohne Umstände.

Wir sagen gern nichts von der Person, die Herr Hausen selbst in diesem Stücke spielt; uns könnte er's übel nehmen, und jeder Leser muß die Bemerkung ohne uns machen.

12.

Epistel an Herrn Oeser. Erfurt 1771. 4. 12 S.

Das Ding mag Oesern wol eine muntere Viertelstunde gemacht haben; als Gesellenscherz hätte es uns auch gefallen. Es ist nicht ganz ohne launischen, obgleich meist erzwungenen Muthwillen. Nun aber gedruckt! Uns verdreußt schon lange, solch einen Mann von Großen und Kleinen nur immer als Künstler und so becomplimentirt zu sehen. Zwar wissen wir, er verzeiht's dem Publikum; denn nie hat er auf den Beifall des gaffenden Haufens Anspruch gemacht, der unfähig ist, anders zu kennen und zu nennen.

13.

Lyrische Gedichte von Blum. Berlin 1772. 8. 102 S.

Wir wissen fast nicht mehr, ob wir wünschen sollten, daß junge Dichter die Alten frühe lesen. Zwar unsere empfindungslose Lebensart erstickt das Genie, wenn die Sänger freier Zeiten es nicht erwärmen und ihm eine wenigstens idealische, freiere Atmosphäre eröfnen; aber eben diese Sänger hauchen auch oft ein so fremdes Gefühl in die Seele, daß der beste Dichter mit dem glücklichsten Genie bald sich blos durch seine Einbildung im Flug erhalten und keine von den glühenden Begeisterungen mehr tönen lassen kann, die doch allein wahre Poesie machen. Warum sind die Gedichte der alten Skalden und Celten und der alten Griechen, selbst der Morgenländer so

---

Zu 12. Frankf. gel. Anz. Nr. XLIV. Den 2. Juni 1772.

Verfasser ist Riedel.

Diese Recension ist nicht in die Werke aufgenommen. Danzer spricht zuerst die Vermuthung aus (Frauenbilder aus Goethe's Jugendzeit. S. 134), daß sie von Goethe verfaßt sei, und der Umstand, daß Dieser in seinen Briefen an Oeser ebenso wie eben ausdrücklich hervorhebt, wie Letzterer nicht blos als Künstler zu schätzen war, imgleichen ferner daß von den Mitarbeitern der Frankf. gel. Anz. kaum Jemand wie Goethe im Stande gewesen wäre, dies auszuführen, dürfte die Vermuthung bestätigen. — Die Epistel erzählt launig, was bei Oeser's Reise durch Erfurt dort Alles aber ihn heimlich worden sei.

Zu 13. Frankf. gel. Anz. Nr. XLVI. Den 9. Jun. 1772.

stark, so feurig, so groß? Die Natur trieb sie zum Singen, wie den Vogel in der Luft. Uns — wir können's uns nicht verbergen — uns treibt ein gemachtes Gefühl, das wir der Bewunderung und dem Wohlgefallen an den Alten zu danken haben, zu der Leyer, und darum sind unsere beste Lieder, einige wenige ausgenommen, nur nachgeahmte Kopien.

Wir sind zu dieser Beobachtung durch die lyrischen Gedichte des Hrn. Blum geleitet worden. Dieser Dichter ist gewiß nicht ohne Genie; aber selten kann er sich länger erhalten, als er seinen Horaz im Gesicht hat. Dieser leuchtet ihm vor, wie die Fackel der Hero: sobald er allein gehen muß, so sinkt er! Der Raum erlaubt uns nicht, Beweise anzuführen; aber wir berufen uns auf jeden Leser, der seinen Horaz kennt, ob nicht fast immer der Dichter kalt und matt wird, wo ihm nicht Horaz und David Gedanken, Empfindungen, Wendungen, Situationen, Jener selbst seine Mythologie leihet, die — wir reden nach unserm Gefühl — selten anders gebraucht wird, als wo die Imagination mit kaltem Herzen dichtet. Das bekannte Horazische Duett: Donec gratus eram, hat Kleist weit besser übersetzt; aber das Klaglied des David und Jonathan haben wir nirgend so schön versificirt gesehen. Wir wünschen dem Verfasser ein unverdorbenes Mädchen, geschäftenlose Tage und reinen Dichtergeist ohne Autorgeist. Der beste Dichter artet aus, wenn er bei seiner Komposition ans Publikum denkt und mehr von der Begierde nach Ruhm, zumal Journalistenruhm, als von seinem Gegenstand erfüllt wird.

Donec gratus eram — Anfang der 9. Ode des III. Buchs, eines Duetts zwischen Horaz und seiner Lydia.

Ans Publikum bei seinem Dichten zu denken, entheilt sich auch Goethe, dem Frau v. Stael beshalb deshalb die succès brillegt (De l'Allemagne, part. 7. chap.).

14.

Eden, das ist: Betrachtungen über das Paradies und die darinnen vorgefallenen Begebenheiten. Nebst Vorrede von Dr. Karl Friedrich Bahrdt, Professor zu Gießen. Frankfurt a. M. bei Franz Varrentrapp. 1772. 8. 161 S.

Es gehört diese Schrift zu den neueren menschenfreundlichen Bemühungen der erleuchteten Reformatoren, die auf einmal die Welt von dem Ueberrest des Sauerteigs säubern und unserm Zeitalter die mathematische Linie zwischen nöthigem und unnöthigem Glauben vorzeichnen wollen. Wenn diese Herren so viele oder so wenige Philosophie haben, sich das Menschenlebren zu erlauben, so sollte ihnen ihr Herz sagen, wie viel unzweideutiger Genius, unzweideutiger Wandel und nicht gemeine Talente zum Beruf des neuen Propheten gehören. Wenn sie Welterfahrung besitzen, so werden sie sich bei einem großen Publikum (und das größte glauben sie doch vor Augen zu haben) ungern erlauben, auch nur Terminologiepagoden umzustoßen und aufzustellen, wenn sie bedenken, welche heilige, ihren Brüdern theure Begriffe unter diesen Bildern umarmt werden. Aber ihr ikonoklastischer Eifer geht weiter. Sie wagen sich an nichts weniger als an vollkommen biblische Begriffe.

Auch dieser Traktat will die ganze Lehre der Schrift von dem Teufel wegräsonniren — ein Verfahren, das mit der allgemeinen Auslegungskunst auch des strengsten Denkers streitet; denn wenn je ein Begriff biblisch war, so ist es dieser. Er hängt so sehr mit der Lehre des Morgenländers von der menschlichen Seele, seiner Idee von Moralität, natürlichem Verderben u. s. w. zusammen, wird durch seine Sittensprüche, Allegorien

---

Zu 14. Frankf. gel. Anz., Nr. XLIX. Den 19. Juni 1772.

Eden ist jedenfalls von Bahrdt selbst verfaßt, obschon er dieses Buch in dem Verzeichniß seiner Schriften nicht mit aufführt; allein sein Vater nennt es in einem Brief an ihn vom 30. Dezbr. 1772 ausdrücklich „Dein Eden" und weist ihn aber diese letztthörige, phantastische und streitsüchtige Arbeit sehr ernst zurecht. (Briefe rc. an rc. Bahrdt. II. Th. S. 283.)

Der Zauber quält sich um Helenens Bild,
Quält Höll' und Himmel leidenschaftlich wild.
Besucht' er mich in heitern Morgenstunden,
Das Liebenswürdigste wär' ihm gefunden.

Nur wenn das Herz erschlossen,*)
Dann ist die Erde schön.
Du standest so verdrossen
Und wußtest nicht zu sehn.

Was Alte lustig sungen,**)
Das zwitschern muntre Zungen;
Was tücht'ge Herren thaten,
Wird Knechten auch gerathen;
Was Einer kühn geleistet,
Gar Mancher sich erdreistet.[1])

„Wol kamst Du durch; so ging es allenfalls."
Mach's Einer nach und breche nicht den Hals![1])

Was Viele singen und sagen,
Das müssen wir eben ertragen!
Ihr Guten — Großer und Kleiner —
Ihr singt Euch müde und matt;
Und singt doch Keiner
Als was er zu sagen hat.[1])

„Wie hast Du's denn so weit gebracht?
Sie sagen, Du habest es gut vollbracht!" —
Mein Kind! Ich hab' es klug gemacht,
Ich habe nie über das Denken gedacht.[1])

Was wir Dichter ins Enge bringen,***)
Wird von ihnen ins Weite geklaubt.
Das Wahre klären sie an den Dingen,
Bis Niemand mehr dran glaubt.[1])

*) Unmittelbar darüber findet sich in der Handschrift mit Tinte: S. Aug. S — u — u. — L.

**) Vgl. die Lesite (S. 282): „Sonst wie die Alten sungen" u. s. w.

***) Diese Lesite findet sich im Entwurfe darin in Zeile 3: „in den Dingen") auf demselben Blatt mit den Strophen: „Anstatt daß Ihr bedächtig lehrt" (Seite 260 dies Bandes) und „Ihren Sechzig hat die Stunde" (Abth. XXIII dies Bandes).

[1]) Zuerst mitgetheilt in der Ausgabe von 1853.

und Dogmata aller Zeiten und Sekten so sehr bestätigt, daß, wenn man auch dem Worte Gottes nicht mehr zugestehen wollte als jedem andern menschlichen Buche, man diese Lehre unmöglich daraus verdrängen kann. So viele Stellen der Apostel und Evangelisten geben davon aus und lehren dahin zurück, daß, wenn es auch nur ein von Christo in seinem Zeitalter vorgefundener Begriff wäre, er doch durch ihn geheiligt und bestätigt worden, und nur allein der Vorsehung ist es vorbehalten, zu bestimmen, wie viel Wahrheit sie uns auch hierin hat entdecken oder verhüllen wollen. Wäre ferner die Lehre von einem Teufel ein nicht in der heiligen Schrift ausdrücklich gelehrter Satz (welches doch nie zu erweisen sein wird), wäre es dem großen Haufen nur Vorstellungsart von einem Principio des Uebels, so wäre es schon als ein glücklich gefundener Markstein nicht zu verrücken, — oder wäre er auch nur ein in die trübe Kanäle der Systeme abgeleiteter Satz, der aber von da in den öffentlichen Unterricht geflossen und Katechismusnahrung geworden, so würde er auch von dieser Seite ehrwürdig genug sein, um in ihm nicht die Ruhe und Seelensicherheit so Vieler zu stören, die leicht zu verwunden, aber schwer zu heilen ist. Hätte der Verfasser sich den Schriften Mosis auch nur als einem der ältesten Monumente des menschlichen Geistes, als Bruchstücken einer ägyptischen Pyramide mit Ehrfurcht zu nähern gewußt, so würde er die Bilder der morgenländischen Dichtkunst nicht in einer homiletischen Sündfluth ersäuft, nicht jedes Glied dieses Torso abgerissen, zerhauen und in ihm Bestandtheile deutscher Universitätsbegriffe des achtzehnten Jahrhunderts aufgedeckt haben. Es ist ekelhaft anzusehn, wenn uns ein solcher Stribent wie dieser unterscheiden will: das hat die ewige Weisheit unter der Geschichte Eden's, unter dem Bild der Schlange gelehrt, und das hat sie nicht gelehrt. Man durchgehe nur den Inhalt der Betrachtungen, der dem Buche vorsteht, und sehe, was er nicht Alles lehren will! Nur Schade, daß er das Stück des Inhalts über jede einzelne Betrachtung vorsetzt und dadurch den Leser noch aufmerksamer auf den Beweis macht! Unsre Leser erlauben uns, nur den Inhalt einiger Paragraphen herzusetzen. „§. 45. Das menschliche Blut wird unter dem Bild einer Schlange vorgestellt; §. 46. Diesem Blut kann eine List beigelegt werden; §. 47. und ebensowol eine Rede; §. 50. Der Fluch der Schlange schickt sich auch ganz wohl auf das menschliche Blut;

§. 51. hieraus erhellet, warum das Blutvergießen zum Mittel der Versöhnung gemacht worden ist. §. 85. Man kann gar wohl sagen: das Opfer des Blutes Christi versöhne uns, indem es unser eigenes Blut des Lebens, d. i. seiner Wirksamkeit, beraubt." Mit dieser Dreistigkeit erklärt er die sonderbarsten Erscheinungen in der Geschichte der Menschheit, worunter gewiß die Opfer gehören und von deren Entstehung der scharfsinnigste Geist nichts zu lallen vermag, wenn er keinen positiven Befehl Gottes annehmen will.

15.

Lobrede auf den Herrn Friedrich Karl Kasimir von Creuz ꝛc.

Frankfurt am Main 1772. gr. 8. 68 S.

Ohne Gefühl, was so ein Mann gewesen, ohne Ahndung, was so ein Mann sein könne, schreibt hier Einer die schlechteste Parentation. Der Gang dieses sonderbaren Genies, das Durcharbeiten durch so viele Hindernisse, die düstere Unzufriedenheit bei allem Gelingen, wird in der Feder unseres Stridenten recht ordnungsgemäßer Cursus humaniorum et bonarum artium, und der sehr eigen charakteristische Kopf wohlgefaltete honette Alltagsmaske. Das ist immer das Schlimmste, was den Menschen wie Creuz widerfahren kann, deren Leben vielfach vergällt wird, weil sie nicht sind wie Andere, daß man, um sie nach dem Tode wenigstens in ehrbare Gesellschaft introduciren zu können, ihre Gestalten verwischt und betheuert: Sie waren wie andere vortreffliche Leute auch!

Zu 15. Frankf. gel. Anz., Nr. L. Den 23. Jun. 1772.

Creuz, war verschiedentlich als Staatsmann, als Dichter und als Philosoph

16.

Moralische Erzählungen und Idyllen von Diderot und S. Geßner. Zürich 1772. 8. 273 S.

Was beiden würdigen Männern Anlaß gegeben, in Gesellschaft aufzutreten, erklärt die zur Pränumeration auf die französische Ausgabe dieses Werks unsern Blättern angehängte Nachricht, so daß wir ohne weitere Vorrede zur Sache schreiten können.

Idyllen von Geßner.

„Die Schönheiten der Natur," sagt der Verfasser in dem angehängten Brief an Füeßli, „und die guten Nachahmungen derselben von jeder Art thaten immer die größte Wirkung auf mich; aber in Absicht auf Kunst war's nur ein dunkles Gefühl, das mit keiner Kenntniß verbunden war und daher entstand, daß ich meine Empfindungen und die Eindrücke, welche die Schönheiten der Natur auf mich gemacht hatten, lieber auf eine andre und solche Art auszudrücken suchte, welche weniger mechanische Uebung, aber die gleichen Talente, ebendas Gefühl für das Schöne, ebendie aufmerksame Beobachtung der Natur fordert."

Geßner war also zum Landschaftmaler geboren; ein pis aller machte ihn zum Landschaftsdichter, und auch nun, da er zu seiner Bestimmung durchgedrungen, da er einen ansehnlichen Rang unter den Künstlern erworben, genießt er in Gesellschaft der Gespielin seiner Jugend, der ländlichen Muse, manchen süßen Augenblick.

Malender Dichter! Dazu charakterisirt sich in angeführter Stelle Geßner selbst, und wer mit Lessingen der ganzen

---

Zu 16. Frankf. gel. Anz., Nr. LXVIII. Den 25. Aug. 1772.

Diese Recension ist in die Werke nicht aufgenommen; doch hat Düntzer (Freundesbilder aus Goethe's Leben, S. 12) darauf hingewiesen, daß Lavater in einem Brief an Zimmermann sagt, der Recensent seiner „Aussichten in die Ewigkeit" sei derselbe, der Geßner's „Idyllen" recensirt habe.

Im VII. Buch von „Dichtung und Wahrheit" äußert sich Goethe über die „Charakterlosigkeit" der Geßner'schen Idyllen „bei großer Anmuth und kindlicher Herzlichkeit."

Lessing zeigt sich der Gattung der malenden Dichtung ungünstig in seinen theoretischen Auseinandersetzungen im „Laokoon."

Gattung ungünstig wäre, würde hier wenig zu loben finden. Doch wir wollen hier nicht unbillig sein. Wir kennen die Empfindungen, die aus der bürgerlichen Gesellschaft in die Einsamkeit führen, aufs Land, wo wir dann nur zum Besuch sind, nur wie bei einer Visite die schöne Seite der Wohnung sehn, und ach! nur sehn — der geringste Antheil, den wir an einer Sache nehmen können.

Und so ist es Geßnern gegangen! Mit dem empfindlichsten Auge für die Schönheiten der Natur, das heißt für Massen, Formen und Farben, hat er reizende Gegenden durchwandelt, in seiner Einbildungskraft zusammengesetzt, verschönert — und so standen paradiesische Landschaften vor seiner Seele. Ohne Figuren ist eine Landschaft todt; er schuf sich also Gestalten aus seiner schmachtenden Empfindung und erhöhten Phantasie, staffirte seine Gemälde damit, und so wurden seine Idyllen. Und in diesem Geiste lese man sie, und man wird über seine Meisterschaft erstaunen. Wer einen Malerblick in die Welt hat, wird mit inniger Freude vor seinen Gegenden verweilen; ein herrliches Ganze steigt vor seinen Augen auf. Und dann das Detail wie bestimmt: Steine, Gräschen! Wir glauben Alles schon einmal gemalt gesehen zu haben, oder wir möchten's malen. Da sagt uns aber ein Feind poetischer Malerei: was ist's? Der Vorhang hebt sich: wir sehen in ein Theater, das für uns von der Seite zu beschauen, ebenso künstlich hintereinander geschoben, so wohl beleuchtet ist; und wenn wir einige Minuten Zeit gehabt haben, Ah! zu sagen, dann treten Jungegesellen und Jungfrauen herein und spielen ihr Spiel.

Wir zweifeln nicht, daß sich darauf antworten ließe: aber die Leute sind nicht zu bekehren! Sie verlangen, daß Alles von der Empfindung ausgehn, Alles in sie zurückkehren soll. Wenn wir als Maler Geßner's Figuren betrachten, so sind es die edelsten, schönsten Formen; ihre Stellung so ausgedacht, so meisterhaft empfunden, ihr Stehen, Sitzen, Liegen nach der Antike gewählt.

Was geht mich das an? sagt der Gegner. Im Gedicht ist mir nicht drum zu thun, wie die Leute aussehn, wie sie Hände und Füße stellen, sondern was sie thun, was sie empfinden. Nach der Antike mögen sie wohl studirt sein, wie Geßner seine Landschaft mehr nach seines Schwebervaters Kupfer-

Geßner & Schweizerdater; Heidegger.

stichsammlung als nach der Natur ausgebildet zu haben scheint.

Ich will — fährt er fort — von dem Schattenwesen Gemerischer Menschen nichts reden; darüber ist lange gesagt, was zu sagen ist. Aber zeigt das nicht den größten Mangel dichterischer Empfindung, daß in keiner einzigen dieser Idyllen die handelnden Personen wahres Interesse an und mit einander haben? Entweder ist es kalter, erzählender Monolog oder, was ebenso schlimm ist, Erzählung und ein Verrunter, der seine paar Pfennige unterinein dialogisirt; und wenn denn einmal Zwei was zusammen empfinden, empfindet's Einer wie der Andre, und da ist's vor wie nach.

Wer wird aber einzelnen Stellen wahres Dichtergefühl absprechen? Niemand. Einzelne Stellen sind vortrefflich, und die kleinen Gedichte machen jedes ein niedliches Ganze. Hingegen die größern, — so trefflich das Detail sein mag, so wenig zu leugnen ist, daß es zu gewissen Zwecken wohl geordnet ist — so mißt Ihr doch überall den Geist, der die Theile so verwebt, daß jeder ein wesentliches Stück vom Ganzen wird. Ebensowenig kann er Scene, Handlung und Empfindung verschmelzen. Gleich in der ersten tritt der Mond auf, und die ganze Idylle ist Sonnenschein. Der Sturm ist unerträglich daher. Voltaire kann zu Lausanne aus seinem Bette dem Sturm des Genfer Sees im Spiegel nicht ruhiger zugesehen haben als die Leute auf dem Felsen, um die das Wetter wüthet, sich vice versa detailliren, was sie Beide sehn. — Das mag sein! In dieser ist der Fehler unvermeidlich; dagegen zu wie viel Schönheiten giebt er Anlaß! Muß man dem Theater nicht auch manche Unwahrscheinlichkeit zu Gute halten? Und dennoch interessirt es, rührt es. Und von der Schweizeridylle habt Ihr kein Wort gesagt! Wie ich anfing, sie zu lesen, rief ich aus: O hätt' er nichts als Schweizeridyllen gemacht! Dieser treuherzige Ton, diese muntre Wendung des Gesprächs, das Nationalinteresse! Das hölzerne Bein ist mir lieber als hundert elfenbeinerne Nymphenfüßchen! Warum muß es sich nur so schäfermäßig enden? Kann eine Handlung durch nichts rund werden als durch eine Hochzeit? Wie lebendig läßt sich an diesem kleinen Stück fühlen, was Geßner uns sein könnte, wenn er nicht durch ein zu abstraktes und edles Gefühl physikalischer und moralischer Schönheit wäre in das Land der Ideen geleitet worden, woher er uns nur halbes Interesse, Traumgenuß herüberzaubert.

(Von Diderot's moralischen Erzählungen nächstens.)

17.

Gedichte von einem polnischen Juden. Mietau und Leipzig 1772. 8. 96 S.

Zuvörderst müssen wir versichern, daß die Aufschrift dieser Bogen einen sehr vortheilhaften Eindruck auf uns gemacht hat. Da tritt, dachten wir, ein feuriger Geist, ein fühlbares Herz, bis zum selbstständigen Alter unter einem fremden, rauhen Himmel aufgewachsen, auf einmal in unsre Welt. Was für Empfindungen werden sich in ihm regen, was für Bemerkungen wird er machen, er, dem Alles neu ist? Auch nur das flache, bürgerliche, gesellige und gesellschaftliche Leben genommen, wie viel Dinge werden ihm auffallen, die durch Gewohnheit auf Euch ihre Wirkung verloren haben? Da, wo Ihr an langer Weile schmachtet, wird er Quellen von Vergnügen entdecken; er wird Euch aus Eurer wohlhergebrachten Gleichgültigkeit reißen, Euch mit Euern eignen Reichthümern bekannt machen, Euch ihren Gebrauch lehren. Dagegen werden ihm hundert Sachen, die Ihr so gut sein laßt, unerträglich sein. Genug, er wird finden, was er nicht sucht, und suchen, was er nicht findet. Denn seine Gefühle, seine Gedanken in freien Liedern der Gesellschaft, Freunden, Mädchen mittheilen, und wenn er nichts Neues sagt, wird Alles eine neue Seite haben. Das hofften wir, und griffen — in Wind.

In denen fast zu langen und zu eitlen Vorberichtsbriefen erscheint er in Selbstgefälligkeit, der seine Gedichte nicht entsprechen.

Es ist recht löblich, ein polnischer Jude sein, der Handelschaft entsagen, sich den Musen weihen, Deutsch lernen, Liederchen ründen; wenn man aber in Allem zusammen nicht mehr leistet als ein christlicher Etudiant en belles lettres auch, so ist es, däucht uns, übel gethan, mit seiner Judenschaft ein Aufsehn zu machen.

Abstrahirt von Allem, producirt sich hier wieder ein hübscher junger Mensch, gepudert und mit glattem Kinn, und

Zu 17. Frankf. gel. Anz., Nr. LXX. Den 1. Septbr. 1772.
Der polnische Jude war Bear.

grünem goldbesetzten Rock (s. S. 11. 12), der die schönen Wissenschaften eine Zeit lang getrieben hat und unterm Treiben fand, wie artig und leicht das sei, Modedocken nachzurillern. Seine Mädchen sind die allgemeinsten Gestalten, wie man sie in der Societät und auf der Promenade kennen lernt, sein Lebenslauf unter ihnen der Gang von Tausenden: er ist an den lieben Geschöpfen so hingestrichen, hat sie einmal amüsirt, einmal ennuyirt, geküßt, wo er ein Mäulchen erwischen konnte. Ueber diese wichtigen Erfahrungen am weiblichen Geschlecht ist er denn zum petit volage geworden, und nun, wenn er mehr Zurückhaltung bei einem Mädchen antrifft, beklagt er sich bitterlich, daß er nur den Handschuh abzerbeißen kosten, sie nicht beim Kopf nehmen und weiblich anschmatzen darf; und das Alles so ohne Gefühl von weiblichem Werth, so ohne zu wissen, was er will.

Laß, o Genius unsers Vaterlands, bald einen Jüngling aufblühen, der voller Jugendkraft und Munterkeit zuerst für seinen Kreis der beste Gesellschafter wäre, das artigste Spiel angäbe, das freudigste Liedchen sänge, im Rundgesange den Chor belebte, dem die beste Tänzerin freudig die Hand reichte, den neuesten, mannichfaltigsten Reihen vorzutanzen, den zu fangen die Schöne, die Witzige, die Munre alle ihre Reize ausstellten; dessen empfindendes Herz sich auch wol fangen ließe, sich aber stolz im Augenblicke wieder losrisse, wenn er aus dem dichtenden Traum erwachend fände, daß seine Göttin nur schon, nur witzig, nur munter sei; dessen Eitelkeit, durch den Gleichmuth einer Zurückhaltenden beleidigt, sich der aufdrängte, sie durch erzwungne und erlogne Seufzer und Thränen und Sympathien, hunderterlei Aufmerksamkeiten des Tags, schmelzende Lieder und Musiken des Nachts endlich auch eroberte und — auch wieder verließ, weil sie nur zurückhaltend war; der uns dann all seine Freuden und Siege und Niederlagen, all seine Thorheiten und Reflexionen mit dem Muth eines unbezwungenen Herzens vorjauchzte, vorspottete! Des Flatterhaften würden wir uns freuen, dem gemeine, einzelne weibliche Vorzüge nicht genugthun.

Aber dann, o Genius, daß offenbar werde, nicht Fläche, Weichheit des Herzens sei an seiner Unbestimmtheit Schuld, laß ihn ein Mädchen finden seiner werth!

Wenn ihn heiligere Gefühle aus dem Geschwirre der Gesellschaft in die Einsamkeit leiten, laß ihn auf seiner Wallfahrt

ein Mädchen entdecken, deren Seele ganz Güte, zugleich mit einer Gestalt ganz Anmuth, sich in stillem Familienkreis häuslicher thätiger Liebe glücklich entfaltet hat; die, Liebling, Freundin, Beistand ihrer Mutter, die zweite Mutter ihres Hauses ist, deren stets liebwirkende Seele jedes Herz unwiderstehlich an sich reißt, in der Dichter und Weise willig in die Schule gingen, mit Entzücken schauten eingeborne Tugend, mitgebornen Wohlstand und Grazie. Ja, wenn sie in Stunden einsamer Ruhe fühlt, daß ihr bei all dem Liebeverbreiten noch etwas fehlt, ein Herz, das, jung und warm wie sie, mit ihr nach fernern, verhüllten Seligkeiten dieser Welt ahndete, in dessen belebender Gesellschaft sie nach all den goldenen Aussichten von ewigem Beisammensein, dauernder Vereinigung, unsterblich webender Liebe fest angeschlossen hinstrebte!

Laß die Beiden sich finden: beim ersten Nahen werden sie dunkel und mächtig ahnden, was Jedes für einen Indegriff von Glückseligkeit in dem Andern ergreift, werden nimmer von einander lassen. Und dann lall' er ahndend und hoffend und genießend, „was doch Keiner mit Worten ausspricht, Keiner mit Thränen, und Keiner mit dem verweilenden vollen Blick und der Seele drin." Wahrheit wird in seinen Liedern sein und lebendige Schönheit, nicht bunte Seifenblasen-Ideale, wie sie in hundert deutschen Gesängen herumwallen.

Doch ob's solche Mädchen giebt? Ob's solche Jünglinge geben kann?

Es ist hier vom polnischen Juden die Rede, den wir fast verloren hätten; auch haben wir nichts von seinen Oden gesagt. Was ist da viel zu sagen! Durchgehends die Göttern und Menschen verhaßte Mittelmäßigkeit. Wir wünschen, daß er uns auf denen Wegen, wo wir unser Ideal suchen, einmal wieder, und geistiger begegnen möge.

Bei dem Mädchen, das Goethe hier schildert, hat ihm schon Klärchens Duft vorgeschwebt.

Klopstock singt „An Gleim":

— — — Wer der Geliebten spricht
Diese Liebe mit Worten aus?
Wer mit Thränen? und wer mit dem verweilenden
Vollen Blick und der Seele drin?

18.

Bekehrungsgeschichte des vormaligen Grafen J. F. Struensee, nebst desselben eigenhändiger Nachricht von der Art, wie er zu Aenderung seiner Gesinnung über die Religion gekommen ist. Von Dr. B. Münter. Kopenhagen 1772. 8. 312 S.

Drei Arten von Menschen werden diese Bekehrungsgeschichte mit Vergnügen lesen: der Neugierige, der nur immer fragt: Was hat Der gesagt, und was sagte Jener? der dumme Bigotte, der zufrieden ist, wenn Einer vor seinem Tode schön gebetet hat; und der ehrliche ebene Mann, der sich freut, wenn sein sterbender Nebenmensch an dem Rand des Grabes Beruhigung und Trost gefunden zu haben glaubt, ohne sich gerade darum zu bekümmern, auf was für einem Wege er dazu gekommen ist, und ob er selbst auf diese Art dazu gekommen wäre. — Der denkende Theolog und der Philosoph werden aber wenig Antheil an diesen Blättern nehmen können. Wir hatten gehofft, in dem unglücklichen Grafen einen Mann zu finden, der nach langen und tiefen Beobachtungen des physischen und moralischen Zustandes des Menschen, nach kühnen und sichern Blicken in die Oekonomie der Schöpfung, mit ausgebreiteter Kenntniß der Welt sich ein zusammenhangendes Religionssystem gebaut hätte, in dem wenigstens einige Festigkeit oder doch nur Glanz zu sehen wäre. Dieses System, dachten wir, wird Herr Dr. Münter mit warmem Gefühl, mit erleuchteter Vernunft bestreiten; er wird mit seinem armen Freund durch die Labyrinthe seiner Untersuchungen wandern, wird seinen wahren Begriffen Allgemeinheit geben, wird, seine Irrthümer zu heilen, seine Augen zu einem großen Blick über das Ganze öffnen, wird ihm die Religion in ihrer Simplicität zeigen, wird wenig von ihm fordern, um viel zu erhalten, und lieber den Funken im Herzen, sollte es auch bis ins Grab nur Funke bleiben, zu nähren und zu bewahren, als die helleste Flamme in der

Zu 18. Frankf. gel. Anz. Nr. LXXII. Den 8. Sept. 1772.
Mit dieser Recension ist noch unten der Zusatz zu der Recension von „Meine Vorlage" zu vergleichen.

Phantasie aufzutreiben suchen. — Wir fanden uns aber betrogen. Struensee war so wenig Philosoph, als es Herr Dr. Münter zu sein scheint; und wahrlich, wäre es Einer oder der Andere um ein Tuentchen mehr gewesen, so würden sie nimmermehr mit einander zurecht gekommen sein. Struensee eröffnet S. 10 seine Begriffe von der Metaphysik des Menschen: er hält ihn für eine Maschine, will ihm aber die Freiheit nicht absprechen, die jedoch durch die Empfindungen bestimmt würde. Die Handlungen seien nur unmoralisch, insofern sie der Gesellschaft schadeten; an sich sei Alles gleichgiltig. — Ein so übelzusammenhängendes Gewebe war leicht zerrissen. Herr Dr. Münter setzte Hypothese gegen Hypothese, und so sehr die seinige mit willkürlichen Begriffen und Kunstwörtern ausgestopft war, die Struensee gewiß nicht oder wenigstens nicht so als wie sein Gegner verstand, so war sie doch leicht wahrscheinlicher zu machen als die Struensee'sche, die in sich nichts taugte. Schon in der dritten Unterredung wünschte der Graf die Unsterblichkeit. Er hatte Jerusalem's Betrachtungen gelesen, und diese verleiteten ihn zu seinem Wunsch, der Herrn Dr. Münter die übrige Bekehrung außerordentlich erleichterte. Nun war nichts übrig, als dem Grafen seine Verbrechen recht empfindlich zu machen und ihn zu zwingen, Trost zu suchen. Das war auch die Operation, die Herr Dr. Münter vornahm, und die die natürliche Wirkung hatte, daß Struensee, der nie Philosoph war, mit beiden Händen zugriff und sich Alles gefallen ließ, was ihn trösten und ihm ein Glück jenseit des Grabes versprechen konnte, da diesseits keins mehr für ihn da war. Man lese diese ganze Schrift und insbesondere die Nachricht des Grafen selbst, so wird man, wenn wir uns nicht sehr betrügen, diesen Gang seiner Seele leicht finden, den Mann, der lange an einer Kette auf einem mühseligen Weg herumgezogen wurde, sich losreißt und unbekümmert, ob er auf Weg oder Wüstenei geräth, so lange herumschlendert, bis er in einen Abgrund sinkt, vor dem er zittert. Im Fallen strengt er seine Phantasie an mit tröstenden Hoffnungen von Ruhe, von Freude, von Glückseligkeit am Boden des Abgrundes, seinen Fall zu erleichtern, oder in jedem Wind den Gang eines Engels zu hören, der ihn aufhalten und zu glücklichern Gefilden tragen werde. Wir wollen dadurch weder des Herrn Dr. Münter's menschenfreundliche Bemühung tadeln, noch des unglücklichen Grafen Bekehrung in Zweifel ziehen. Struensee wußte wol selbst nicht, wo sein

Ein Bischen Ruf, ein Wenig Ehre,*)
Was macht es Euch für Noth und Pein!
Und wenn ich auch nicht Goethe wäre,
So möcht' ich doch nicht .... sein.[1])

Schilt nicht den Schelmen, der eifrig bemüht,**)
Bald so, bald so sich zu wenden!
Wenn er den Teufel am Schwanze zieht,
Ihm bleibt ein Haar in den Händen.
So sehr es auch widert, so sehr es auch stinkt —
Man kann es immer nicht wissen —
Es wird vielleicht, wenn es glückt und gelingt,
Für Moschus gelten müssen.[2])

„Sag', was enthält die Kirchengeschichte?***)
Sie wird mir in Gedanken zu nichte;
Es giebt unendlich Viel zu lesen,
Was ist denn aber das Alles gewesen?"
Zwei Gegner sind es, die sich bozen,
Die Arianer und Orthodoxen.
Durch viele Säkla Dasselbe geschicht,
Es dauert bis an das jüngste Gericht.[2])

Mit Kirchengeschichte, was hab' ich zu schaffen?
Ich sehe weiter nichts als Pfaffen;
Wie's um die Christen steht, die Gemeinen,
Davon will mir gar nichts erscheinen.[2])

*) Parodie der Worte Alexander's des Großen: „Wenn ich nicht Alexander wäre, möchte ich Diogenes sein." Welcher Name sich in der Original-Handschrift findet, ist uns unbekannt. — L.

**) Hat handschriftlich das Datum „Januar 1816." — „Moschus" im orientalischen Sinne als der schönste Geruch. Im „West-Oestlichen Divan," mit dem Goethe damals beschäftigt war, heißt es von der Geliebten: „Herrlich bist Du wie Moschus" ꝛc. Die Verse beziehn sich wol auf Kotzebue. — L.

***) Goethe hatte in seiner spätern Zeit Gelegenheit, die französische Kirchengeschichte genau zu studiren. Buckle in seiner „Geschichte der Civilisation" stimmt wesentlich mit Goethe's Urtheil in den obigen und den nächstfolgenden drei Xenien überein, namentlich in der auch auf die französische Kirchengeschichte bezüglichen Stelle (S. 524 Vol. I der 3. edit.), welche anfängt: „Those readers, who have not studied the history of ecclesiastical legislation." — L.

[1]) Zuerst mitgetheilt in der Ausgabe von 1833.
[2]) Zuerst mitgetheilt in der Ausgabe von 1836.

Glauben lag; wie sollte es Herr Dr. Münter wissen? Und da sich der Proselyte immer im Allgemeinen auf Bücher berief und in den fürchterlichen kurzen Stunden, die ihm noch übrig waren, so ganz roh von Begriffen war, so war auch zu einer wahren Umbildung des Herzens und der Denkungsart, wenigstens in dem Weg, den Menschenaugen sehen können, keine Zeit vorhanden. Ueber den Werth der Bekehrung kann aber Gott allein urtheilen; Gott allein kann wissen, wie groß die Schritte sein müssen, die hier die Seele thun muß, um dort seiner Gemeinschaft und dem Wohnplatz der Vollkommenheit und dem Umgang und der Freundschaft höherer Wesen näher zu kommen.

Das ist unser Urtheil über diese Bogen, die wir demohngeachtet allen Eltern, Lehrern, Predigern und überhaupten Devoten angelegentlichst empfehlen, weil sie aus ihnen die große Wahrheit lernen werden, daß allzu strenge und über die Grenzen gedehnte Religionsmoral den armen Struensee zum Feind der Religion gemacht hat. Tausende sind es aus eben der Ursache heimlich und öffentlich, Tausende, die Christum als ihren Freund geliebt haben würden, wenn man ihn ihnen als einen Freund und nicht als einen mürrischen Tyrannen vorgemalt hätte, der immer bereit ist, mit dem Donner zuzuschlagen, wo nicht höchste Vollkommenheit ist. — Wir müssen es einmal sagen, weil es uns schon lange auf dem Herzen liegt: Voltaire, Hume, Lamettrie, Helvetius, Rousseau und ihre ganze Schule haben der Moralität und der Religion lange nicht so viel geschadet als der strenge, kranke Pascal und seine Schule.

19.

Schreiben über den Homer, an die Freunde der griechischen Literatur. Von Seybold, Professor in Jena. Eisenach 1772. 8. 51 S.

Herbei, meine junge Freunde, herbei! die Ihr Euch längst nach dem Anschauen Homer's gesehnt, Euch ist ein neuer Stern

---

Zu 19. Frankf. gel. Anz., Nr. LXXIII. Den 11. Sept. 1772.
Goethe's fortwährende lebhafte Beschäftigung mit Homer, sein Eindringen in denselben, seine Begeisterung für ihn bezeugen zahllose Stellen in seinen Schriften, Dichtungen und Briefen; meinte er doch in „Nausikaa" die Odyssee

aufgegangen, ein neuer Marſchall, einzuführen zum Throne des Königs, ein neuer Prophet, der ſein Handwerk meiſterlich treibt. Erſt klagen über dieſe letzte Zeiten, über die Wolke der Irrlehrer, die herumtaumeln, das Volk zu verführen, und ſprechen: Siehe, Homer iſt hier! Homer iſt da! — „Ich aber," ruft er, „bring' Euch ins Heiligthum; nicht nur zu ihm, auf ſeinen Schooß ſetz' ich Euch, in ſeine Arme leg' ich Euch! Herbei, Ihr Kindlein!"

Wär's nur eine Büſte des Altvaters, vor die er Euch inzwiſchen ſtellte, Euch deutete auf der hohen Stirne würdige Runzeln, auf den tiefen Blick, auf das Schweben der Honiglippe, daß der heilige Sinn der überirdiſchen Geſtalt über Euch käme, Ihr anbetetet und Wärme und Muth Euch entzündete! welcher iſt unter Euch ſo unglücklich, der neologiſch-kritiſch fragen dürfte: Warum bedeckt er den kahlen Scheitel nicht wohlanſtändig mit einer Perrücke?

Hinaus mit ihm! daß er Profeſſor Seybold's Fingerzeige folge, herumgetrieben werde in Wüſten, wo kein Waſſer iſt.

Alſo den Charakter Homeriſcher Geſänge zu beſtimmen, tritt er auf, anzugeben, was und wie Homer gedichtet hat, den Maaßſtab zu bezeichnen, wornach ſeine Fehler und Schönheiten zu berechnen ſind!

Fürs Erſte denn Homer's Stoff, und wie er weislich den intereſſanteſten für ſeine Nation wählte — den Trojaniſchen Krieg zur Ilias, deſſen Folgen zur Odyſſee.

Der Trojaniſche Krieg! Stoff zur Ilias! Man ſollte denken, er kenne nur das Gedicht aus der Ueberſchrift; aber der Herr Profeſſor haben's geleſen; ſchlimmer! ſtudirt; immer ſchlimmer! Wer intereſſirt ſich einen Augenblick für Troja? Steht nicht durchaus die Stadt nur als Couliſſe da? Iſt zum Anfange die Rede von Eroberung der Stadt oder von was anders? Erfährt man nicht gleich, Troja wird trutz aller Bemühung der Griechen diesmal nicht eingenommen? Senkt ja kaum Einer einmal einen Fuß an die Mauer. Iſt nicht das Hauptintereſſe des Kampfs bei den Schiffen? — Und dann die Han-

dramatiſch concentriren und in der „Achilleis" die Iliade ſortſetzen. In ſein Leben holen aber auch viele Vergänge, welche auf Homer und deſſen Bedeutung hinzielen; ſo Perſius's Erörterungen im „Prefecius", Herder's Darlegung ſeiner Volksmäßigkeit, Wood's Unterſuchungen zum Verſtändniß der Odyſſee und Blade Wolf's Angriffe auf die Einheit des Dichters, die Ueberſetzungen Pope's, Stolberg's und Voſſens. — In gegenwärtiger Abtheilung der Werke Goethe's wird Homer uns wiederholt begegnen.

deinden! Weſſen iſt das Intereſſe: der Griechen oder des Achill's? Wann Homer ſeiner Nation ſchmeicheln wollte, war's der Weg, das Unglück ihres Heers durch den Eigenſinn eines Einzigen beſtimmen zu laſſen? Wo iſt Nationalzweck im ganzen Gedicht? — Der Verdruß und die Befriedigung eines Einzigen; woran die Nation theilnehmen mußte als Nation, iſt hier und da das Detail, nirgends das Ganze.

Nun Stoff der Odyſſee! Rückkehr der Griechen! Der Griechen? oder eines einzigen, einzelnen? und noch dazu des abgelegenſten der Griechen, deſſen Rückkehr oder Nichtrückkehr nicht den mindeſten Einfluß auf die Nation haben konnte. Und auch hier wieder ſucht der Herr Profeſſor das Intereſſe in der gänzlichen Revolution dieſer zwanzig Jahre, in der entfernteſten Nebenidee.

Er kommt auf Homer's Art, den Stoff zu behandeln, und fragt nach Anlaß ſeiner trefflichen Prämiſſen: Wer gab Homern ein, den Trojaniſchen Krieg und die Rückkehr der Griechen beſonders zu behandeln? Warum theilte er die Ilias und Odyſſee? — Und mehr ſolche Warums, die ihm die Ungereimtheit beantworten mag, die ſie ihm eingab. Ferner plappert er dem Horaz nach: „Wer lehrte ihn, die Leier in die Mitte der Begebenheit reißen?“ Das iſt doch nur der Specialfall der Odyſſee, um auch Geſchichte der Einheit näher zu bringen. Daraus hat man eine Regel der Evopoe gemacht. Und wo werden wir in der Ilias in medias res geriſſen? Wol nach dem Herrn Profeſſor, da res der Trojaniſche Krieg iſt. Iſt und bleibt aber der Zorn des Achilles Stoff der Ilias, ſo fängt ſie unſtreitig ab ovo an, ja noch ehe das ovum empfangen war.

Daraus vom Einfluß des Zeitalters auf ſeine Gedichte! Da fängt der Herr Profeſſor wieder von außen an; auch iſt das Bißchen Außenwerk Alles, was er kennt. Von Krieg und Streitbegier, und wie das nicht ſo honnet und ordentlich zuging wie bei uns, dann — einen Federſtrich, mit dem er das Religionsverhältniß umreißt.

Hier endigt ſich der allgemeine Theil ſeiner Abhandlung,

Horaz ſagt in dem Brief an die Piſonen, V. 147 ff., und zwar von der Ilias, nicht von der Odyſſee:

Nec gemino bellum Troianum orditur ab ovo,
Semper ad eventum feſtinat et in medias res,
Non ſecus ac notas, auditorem rapit.

und der Herr Professor spricht: „Aus dieser Beschreibung, die ich, wie man sieht, aus dem Homer selbst zusammengetragen habe" — wol zusammengescharrt, gestoppelt! — „läßt sich der Einfluß, den die Zeit des Trojanischen Kriegs auf die Sittenbeschreibungen und Sprache der Homerischen Gedichte hatte, angeben." Da ist's uns denn auch gegangen wie Leuten, die im Hause eines prahlenden Bettlers inventiren: durchaus die Hoffnung betrogen! Leere Kästen, leere Töpfe und Lumpen!

Sitten! Und da, anstatt Gefühls des höchsten Ideals menschlicher Natur, der höchsten Würde menschlicher Thaten, entschuldigt er den Homer, daß seine Zeit Tapferkeit für die höchste Tugend hielt, daß die Stärke der Leidenschaft den übrigen Stärken gleich war; entschuldigt das in dem unbedeutenden Tone professorlicher Tugendlichkeit, den wir in Deutschland über die Sitten griechischer Dichter schon mehr haben deräsonniren hören. Und wirft über das noch hier und da so fein spottelnde Vorwürfe an unsere Zeiten, daß man deutlich erkennt, er habe weder jene Zeiten, noch unsre, noch irgend welche Zeiten berechnen können.

Beschreibungen. Archäologischer Trödelkram.

Sprache. So wenig, was junge Freunde herbeilocken könnte, als bisher. Allotria, kritische Weitläufigkeiten. Doch dünkt ihn das der Gesichtspunkt zu sein, aus welchem man von den wahren Flecken und wahren Schönheiten Homer's urtheilen soll.

Da es nun aber auf den Nutzen kommt, den wir aus dem Studium des Homer schöpfen können, findet der Herr Professor auf einmal, daß sein Schriftchen schon zu lang sei. Uns wenigstens dünkt, das hätte der Hauptzweck des Herrn Professors sein sollen, und da streicht er dran hin, und aus dem, was er so kurz hinwirft, ließ sich auch ohne Lieblosigkeit schließen — er habe hier gar nichts zu sagen gewußt.

„Ein junges Genie lerne von ihm, Dichter seiner Nation werden, wie Virgil." Wann war Virgil Dichter seiner Nation? den Römern das, was Homer den Griechen war? Dann kennt' er's sein? Wenn sie sonst nichts aus ihm lernen, als was Virgil, was Marivaux aus ihm gelernt haben, mit Hyazinthen, Lotos, Violetten ihre Gedichte auszuputzen, braucht's all den Aufwand nicht. Drum wünschen wir auch zum Besten Homer's und unsrer Literatur Herrn Seybold seinen Schüler und Nachfolger. Besser unwissend als so belehrt.

20.

Die erleuchteten Zeiten oder Betrachtung über den gegenwärtigen Zustand der Wissenschaften und herrschenden Sitten in Deutschland. Züllichau 1772. 8. 12 Bogen.

Eine langweilige Schulschrift. Der vermutlich sehr junge, wenigstens sehr unerfahrne Verfaßer kennt die Welt nur nach den vier Fakultäten und muß wo von einem stolzen Halbgelehrten gehört haben, daß wir in erleuchteten Zeiten leben. Das ärgert ihn nun, und deswegen beweist er, daß die Philosophen nicht erleuchtet sind, weil noch einige die beste Welt vertheidigen; die Aerzte nicht, weil noch so viele Menschen sterben; die Juristen nicht, weil so viele Gesetze ohne Prozesse und so viele Prozesse ohne Gesetze da sind: die Theologen nicht, weil sie so eigensinnig sind, und weil man so oft bei ihren Predigten einschläft; die Humanisten nicht, weil sie das Lateinische und Griechische nicht ernstlich genug treiben, das Hebräische so schwer machen, so viele Verse schreiben und dergleichen. Unsre Sitten taugen auch nichts, weil wir zu sinnlich sind, nicht genug in der Bibel lesen und sonderlich in dem Zeugungsgeschäfte nicht genug über die Geheimnisse, die darin verborgen liegen, meditiren, sondern blos so hinzeugen.

Daß doch solche Leute reformiren wollen! Die Stelle vom Vorbilde des Propagationssystems S. 171 ist blasphemer Unsinn, den wir uns scheuen hierher zu setzen; alles Uebrige ist flaches Gewäsch, ohne einen einigen allgemeinen Blick, ohne Verstand, ohne Kenntniß, ohne Laune.

Erleuchtete Zeiten! das war wol der Mühe werth, zu fragen, ob wir in solchen Zeiten leben; oder wenn man doch fragen wollte, so mit Amtsmiene zu antworten, so zu deklamiren! Hätt' doch der Mensch über den Mann im Mond oder den weißen Bär geschrieben! das war sein Beruf!

Wer sich noch unterfängt, unsre Zeiten für erleuchtet zu halten, der soll zur Strafe diese zwölf Bogen lesen; und wer sie gar deswegen dafür hält, weil er darin lebt, der soll sie auswendig lernen!

Zu 20. Frankf. gel. Anz. Nr. LXXIV. Den 15. Sept. 1772.

21.

Franken zur griechischen Literatur. 1. Abschnitt. Würzburg 1772. 8. 176 S.

Unter diesem mystischen Titel kommt in Würzburg eine Art von periodischer Schrift heraus, deren Plan von dem Verfasser S. 4 dieses Abschnitts erzählt wird. „Er will uns das Genie und den Geist aller griechischen Schriftsteller, Historiker, Dichter und Philosophen kennen lehren; er will nachher einen forschenden Blick in alle Schriften seiner Originale wagen; zuerst sie im Ganzen, hernach in ihren einzelnen Theilen betrachten; die Verbindung des Plans, sowie die Ausführung desselben beurtheilen; auf Schönheiten und Fehler merken; die Farbe des Ausdrucks untersuchen; Scharfsinn, Witz, Enthusiasmus, Moral, Politik, Richtigkeit der Erzählung prüfen und seine Leser in das Zeitalter zurückführen, in welchem unser (d. i. jeder) Autor für seine Welt schrieb."

Uns schwindelt! Der Himmel gebe diesem Mann Methusalem's Alter, Nestor's Beredsamkeit und das Genie aller seiner Autoren zusammen! Was wird er dann nach 960 Jahren für ein Werk liefern! Die vorliegenden Blätter, die einen Auszug aus der Iliade — Homerum in nuce — ohngefähr enthalten, vermuthlich für Die, welche nicht Zeit haben, den Homer zu lesen — diese Blätter, sagen wir, werden ohne Zweifel vorausgeschickt, um das große Werk nach 960 Jahren damit zu emballiren. Wir wüßten nicht, was wir sonst damit zu machen hätten.

O Ihr großen Griechen! und Du, Homer! Homer! — — doch so übersetzt, kommentirt, ertrahirt, enucleirt, so sehr verwundet, gestoßen, zerfleischt, durch Steine, Staub, Pfützen geschleift, getrieben, gerissen —

— οὐδέ τι οἱ χρὼς σήπεται, οὐδὲ μιν εὐλαὶ
Ἔσθουσ'. — —
Ὣς τοι κήδονται μάκαρες θεοὶ
Καὶ νέκυος περ ἐόντος — —

Zu 21. Frankf. gel. Anz. Nr. LXXIV. Den 15. Sept. 1772.
960 Jahr — nämlich Methusalem's Alter.
Die angeführte Stelle steht in der Ilias XXIV. 414 und 422 ff.

(berührt nicht Verwesung sein Fleisch, naht nicht ein Wurm an ihm; denn für ihn sorgen die seligen Götter auch nach dem Tode.)

22.

Cymbeline, ein Trauerspiel, nach einem von Shakespeare erfundenen Stoffe. Danzig 1772. 8.

Der Verfasser, da er sich laut dem Vorbericht nach einer schweren Krankheit aller ermüdenden Arbeiten enthalten mußte, beschäftigte sich mit Shakespeare's Werken. Das, hätten wir ihm nun gleich sagen wollen, war für einen Reconvalescenten keine Lektüre. Wer an dem Leben, das durch Shakespeare's Stücke glüht, theilnehmen will, muß an Leib und Seele gesund sein. Da bedauerten nun der Herr Verfasser aus innigem Gefühl einer kühlen, schwächlichen, kritischen Sittigkeit die vielen incongruités, durch die, (wie der treffliche Johnson ad hoc drama gleichfalls bemerkt hat) many just sentiments und einige Schönheiten zu theuer erkauft werden. Er beschloß also, das Gold von Schlacken zu scheiden (denn das ist ja seit undenklichen Jahren vox populi critici über Shakespeare), wenigstens einen Versuch zu machen, nichts weniger dem ehrsamen Publike vorzulegen, als wie ungefähr Sophokles, wenn er diesen Stoff zu bearbeiten gehabt hätte, die Sachen würde eingerichtet haben. Nun travestirten sie also — nicht tra-

---

Zu 22. Frankf. gel. Anz., LXXIV. Den 15. Sept. 1772.

Der Bearbeiter war Sulzer.

Das zu der dritten vierzig Recensien über Goethe's Verhältniß zu Homer Gesagte gilt auch in Bezug auf Shakespeare. Wieland's Uebersetzung und Herder's Hinweisungen führten Goethe zuerst in den Dichter ein, nach dessen dramatischem Stil er den seinigen bildete, dessen Stücke er forschend betrachtete, auch sie bearbeitete und auf die Bühne brachte, und von dem er sagte (Werke, I. 199):

Heil, Glück der nächsten Nähe!
William, Stern der schönsten Höhe!
Euch verdank' ich, was ich bin.

Der Schluß der Recension ist fast wörtlich im Schlusse der Recension des Briefwechsels „Ueber den Werth einiger deutschen Dichter" im „Almanach der deutschen Musen auf das Jahr 1772" enthalten, wo es heißt: „wir sind überzeugt, daß Jedermann diese kritischen Briefe mit dem größten Unwillen und Verachtung aus der Hand werfen wird."

Johnson's erste Shakespeare-Ausgabe mit Anmerkungen erschien 1765.

vestirten! dann bleibt wenigstens Gestalt des Originals — parodirten — auch nicht! da läßt sich wenigstens aus dem Gegeniaz ahnden — also denn? — welches Wort drückt die Armuth hier gegen Shakespeare's Reichthum aus!

Shakespeare, der den Werth einiger Jahrhunderte in seiner Brust fühlte, dem das Leben ganzer Jahrhunderte durch die Seele wehte! — und hier — Komödianten in Zendel und Glanzleinewand, gesudelte Coulissen; der Schauplaz ein Wald — vorn ein dichtes Gebüsch, wodurch man in eine Grotte geht, im Fond ein großer Stein von Pappe, auf dem die Herren und Damen sizen, liegen, erstochen werden ꝛc.

So würde Sophokles die Sachen behandelt haben! Es ist schon ein ganz ungenialisches Unternehmen, da Shakespeare's Stücke, deren Wesen Leben der Geschichte ist, auf die Einheit der Sophokleischen, die uns nur That vorstellen, reduciren will; nun aber gar so nach der Abhandlung vom Trauerspiel in dem ersten Theil der ältern Leipziger Bibliothek zu modeln! Wir sind gewiß, daß es jeder — auch nur Leser Shakespeare's — mit Verachtung aus der Hand werfen wird.

23.

Meine Vorsätze. Folgen meiner Ueberzeugung. Berlin 1772. 102 S.

Diese Blätter sind, wie wir aus der Vorrede lernen, im buchstäblichen Verstande Folgen eines andern Werkchens, das der Verfasser unter dem Titel Meine Ueberzeugung herausgegeben hat, uns aber noch nicht in die Hände gekommen ist. Ich weiß, sagt der Verfasser, daß ich aus Liebe zu Gott Gutes thun muß. Das soll also die Quelle aller meiner Handlungen, der Ton meines Lebens sein; wenn ich mir dieses Satzes auch

---

Zu 23. Frankf. gel. Anz. Nr. LXXVI. Den 22. Sept. 1772.

Diese Recension hat bisher keine Aufnahme in die Werke gefunden; allein da — wie zuerst Hirzel, gewiß mit Recht, bemerkt hat — die Nachdrücke von Goethe ist, so wird ihm auch die mit derselben eng zusammenhangende Recension selbst angehören. Jedenfalls mußte sie eben des Zusammenhangs wegen hier mit abgedruckt werden.

nicht immer klar bewußt bin, so soll er doch immer tief in meiner Seele liegen. Ich kann aber Gott nicht lieben, wenn ich ihn nicht erkenne. Ich will mich alle täglich üben, ihn zu erkennen und zu lieben. Dieses beste lebhafter zu bewirken, „habe ich gewisse Hindernisse in mir hinwegzuräumen. Man hat mir meinen Schöpfer und höchsten Wohlthäter von meiner Kindheit an vornehmlich als meinen Herren eingeprägt, dem ich die höchste Furcht und den höchsten Gehorsam schuldig sei.“ S. 25. — Das ist gefährlich. „Denn unvermerkt denkt man sich Gott als einen Herren, der allerlei zu seinem Nutzen und zu seiner Ehre befiehlt und über jede Uebertretung seiner Befehle zornig auffährt.“ S. 26. — Nein, sagt der Verfasser, ich will Gott und Christum als Vater lieben, und deswegen will ich seine Gebote thun — freilich, weil ich dadurch glücklich werde: aber ich will blos glücklich werden, weil Gott Wohlgefallen an meinem Glück hat. In Befolgung dieser Pflichten soll meine Hauptsorge meine Seele sein, weil alles Andere vergänglich ist, doch ohne das Uebrige zu vernachlässigen. Die Liebe des Nächsten soll mir heilig sein, ich will sie thätig bezeigen. „Ich will nie Jemand wegen seiner Irrthümer hassen; es wäre Unsinn, wenn ich ihn wegen des Mangels einer göttlichen Wohlthat hassen wollte, die ich habe oder zu haben glaube. Und nie will ich meine Erkenntniß für durch und durch richtig und richtig oder Denjenigen nicht für meinen Mitchristen halten, dessen Irrthum den Glauben an Christum nicht aufhebt.“ S. 64. — Doch auch diese Liebe ist nach den Gegenständen verschieden. Sie muß sich sonderlich äußern gegen Feinde, weil diese ausdrücklich geboten ist, gegen Familie, Obrigkeiten ꝛc. Der Verfasser setzt hier seiner Gattin ein Denkmal, das Beiden Ehre macht. — Endlich muß ich noch die nöthigen Hilfsmittel — Lesen, Meditiren, Gottesdienst, Gnadenmittel — brauchen und dann mich auf den Tod vorbereiten und dergl. So lang' ein Mensch dergleichen Sätze als seine Entschlüsse verträgt, so lang' er auf solche Grundsätze seine Religion und seinen Lebenslauf baut, so haben wir nichts dawider; wir verehren vielmehr den Mann, wir lieben ihn doppelt: er ist ein Streiter, der alltägliche Kämpfe verachtet und nur nach dem höchsten Preis ringen will. Nur wünschten wir nicht, daß man in Kirchen und Schulen so vielen gemeinen und schwachen Seelen lauter ungemeine und starke Tugend predigen möge.

Wir sind übrigens auch mit des Verfassers Vorstellung von

dem Bewegungsgrund der Tugend — aus Liebe zu Gott — nicht völlig einverstanden, und wir denken: wir lieben Gott, weil diese Liebe ein Theil, weil sie die Seele unsres Glücks ist; und nicht: wir suchen unser Glück, weil wir Gott lieben. — Mit Allem dem verdienen diese Bogen gelesen zu werden, und wenn wir uns nicht betrügen, so hat der Verfasser des Tagebuchs, das neulich erschienen ist, auch an ihnen großen Antheil; wir ziehen sie demselben aber in tausend Rücksichten vor.

*. **. Wir haben diese beide Stellen ausgezeichnet: diese, weil sie die Idee enthält, in welcher wir gewisse Herrn bitten müssen, unsre Anzeigen zu betrachten, jene aber, weil sie mit dem Gedanken vollkommen übereinkommt, den wir bei der Recension der Struenseeischen Bekehrungsgeschichte, Nr. 72 dieser Anzeigen, neulich anführten, da wir sagten: Tausende wären Feinde der Religion, die Christum als ihren Freund geliebt haben würden, wenn man ihn ihnen als einen Freund und nicht als einen mürrischen Tyrannen vorgemalt hätte, der immer bereit ist, mit dem Donner zuzuschlagen, wo nicht höchste Vollkommenheit ist. Wir wurden zu dieser Beobachtung hier dadurch veranlaßt, weil Struensee S. 138 der Bekehrungsgeschichte sich selbst darüber beklagt, daß man ihm in seiner Jugend das Haarpudern und Manschettentragen zur Sünde habe machen wollen. So sehr dieser von uns geäußerte Gedanke hier an seinem Platz war, so wahr er ist, so oft er schon gesagt worden, so hat er doch so übel aufgenommen werden wollen, daß dem Vernehmen nach gar dagegen gepredigt und dem Recensenten blos deswegen ich weiß nicht was für schlimme Absichten gegen die Religion sollen schuldgegeben worden sein, die sich der Verfasser dieser Entschlüsse wol auch aufbürden lassen muß! — Wir bitten doch ein- vor allemal unsere Leser, keine Ketzereien in unserem Blatt zu suchen, so werden sie gewiß keine darin finden; denn Freimüthigkeit ist in unsrer Kirche, wo man von keiner Hierarchie und keinem Gewissenszwang weiß, keine Ketzerei,

---

Unter dem Tagebuch, das neulich erschienen ist, dürfte wol das „Geheime Tagebuch von einem Beobachter seiner selbst (1771)" zu verstehen sein; und da dasselbe von Lavater war, so scheint Recensent diesen auch für berechtigt zu „Meinen Übrigen" zu halten.

Ketzerei ist Goethe zeitlebens aus Un- und Mißverstand als Verfahrenheit verschrien worden. Bahrdt sagt im „Kirchen- und Ketzeralmanach aufs Jahr 1781" über sich: „Ist Bahrdt auch unter den Verbeten? Ja freilich. Wer kennt nicht

Ich hätt' auch können Gemeinde sagen,
Ebenso wenig wäre zu ertragen.[1])

Glaubt nicht, daß ich fasl'le, daß ich dichte,
Seht hin und findet mir andre Gestalt!
Es ist die ganze Kirchengeschichte
Mischmasch von Irrthum und von Gewalt.[1])

Ihr Gläubigen, rühmt nur nicht Euren Glauben*)
Als einzigen! Wir glauben auch wie Ihr;
Der Forscher läßt sich keineswegs berauben
Des Erbtheils, aller Welt gegönnt — und mir.[1])

Ein Sadducäer will ich bleiben! —**)
Das könnte mich zur Verzweiflung treiben,
Daß von dem Volk, das hier mich bedrängt,
Auch würde die Ewigkeit eingeengt;
Das wäre doch nur der alte Patsch,
Droben gäb's nur verklärten Klatsch.

„Sei nicht so bettig, sei nicht so dumm!
Da drüben bildet sich Alles um."[1])

Ich habe nichts gegen die Frömmigkeit;
Sie ist zugleich Bequemlichkeit.
Wer ohne Frömmigkeit will leben,
Muß großer Mühe sich ergeben:
Auf seine eigne Hand zu wandern,
Sich selbst genügen und den Andern,
Und freilich auch dabei vertraun,
Gott werde wol auf ihn niederschaun.[1])

Wer Wissenschaft und Kunst besitzt,***)
Hat auch Religion;

[1]) Zuerst mitgetheilt in der Ausgabe von 1836.

*) Vgl. „Katalog der Goethe-Ausstellung in Berlin," S. 19.

**) Man könnte hier an die mannichfachen Bekehrungsversuche denken, die mit Goethe von seinen Freunden und Freundinnen gemacht wurden. Vgl. Riemer's Mittheilungen I, 134 und das Gedicht an Frau v. L. unter den „Invektiven."

***) Vgl. „Katalog der Goethe-Ausstellung" S. 19. — Nach der dort erwähnten Handschrift, in welcher die Zeile (Band II, S. 372, Nr. 41: „Du sagst gar wunderliche Dinge" unmittelbar vorhergeht, ist das Faksimile am

sondern von jeher der Beruf des wahren Christen und des ehrlichen Manns gewesen. Und dann bitten wir noch eins: uns nicht ehe zu beurtheilen, bis man uns versteht.

24.

Zwei schöne neue Märlein: als 1) Von der schönen Melusinen, einer Meerfey. 2) Von einer untreuen Braut, die der Teufel holen sollen. Der lieben Jugend und dem Frauenzimmer zu beliebiger Kurzweil in Reime verfasset. Leipzig in der Jubilatemesse 1772.

Allerdings wäre in den Märlein und Liedern, die unter Handwerkspurschen, Soldaten und Mägden herumgehen, oft eine neue Melodie, oft der wahre Romanzenton zu holen. Dann die Verfasser dieser Lieder und Märlein schrieben doch wenigstens nicht fürs Publikum, und so ist schon zehn gegen eins zu wetten, daß sie weit weniger verunglücken müssen als unsere neueren zierliche Versuche. Meistens ist's ein munterer Geselle, der den andern vorsingt oder den Reihen anführt, und also ist wenigstens die Munterkeit keine Prätension und Affektation.

Der Herr Student, der diese Märlein versificirt hat, versificirt sehr rein, soll aber demohngeachtet keine Märlein mehr versificiren; denn ihm fehlt der Bänkelsängersblick, der in der Welt nichts als Abenteuer, Strafgericht, Liebe, Mord und Todtschlag sieht, just wie Alles in den Quadraten seiner gemalten

---

den „Brief des Pastors *** an den neuen Pastor zu ***", die „Zwo biblischen Fragen an einen Landgeistlichen in Schwaben" und die „Fragmente", in denen er Lavater's Gefühlscheistenthum und Wunderkräfte so meisterhaft vertheidigt hat. Er geht auch in der Theologie, wie die Genies alle, seinen eigenen Weg, ist zu klug, um die Religion der Götze und Seiler zu verfechten, und zu steif, um sich an die Reformatoren anzuschließen. Daher hat er mit Herdern und einigen Andern eine Mittelbahn betreten, hat rechts und links Orthodoxen und Ketzern Ohrfeigen ausgetheilt und im Grunde mit dem lieben Publikum seinen Spaß gehabt."

Zu 24. Frankf. gel. Anz., Nr. LXXVIII. Den 29. September 1772.

Daß diese „Märlein" von Zacharia sind, kann Goethe nicht geahnt haben; sonst würde er sich wol glimpflicher über den Verfasser ausgedrückt haben, dem er erst wenige Jahre vorher, nachdem er in Leipzig seine persönliche Bekanntschaft gemacht, wahre Zärtlichkeit entgegengebracht hatte.

Leinwand steht. Weder naive Freude noch naive Wehklage der Menschen aus Ritter- und Feenzeiten, deren Seele eine Bildertafel ist, die mit ihrem Körper lieben, mit ihren Augen denken und mit ihren Fäusten zuschlagen, bei denen alles Merkwürdige ihres Lebens, wie in Shakespeare's Haupt- und Staatsaktionen, innerhalb vierundzwanzig Stunden unserm Auge verrückt — sondern das Alles könnte mit allen Ehren in Halberstadt gemacht und gedruckt sein.

25.

Der goldene Spiegel oder die Könige von Scheschian. Eine wahre Geschichte. Aus dem Scheschianischen übersetzt. Leipzig, Weidmann's Erben und Reich. 1. 2. 3. 4. Theil 8.

Man kann in dem Pfad, den die Wielandische Muse gewandelt, drei Ruhepunkte geben, wo sie stille gestanden, zurückgesehen und ihre Richtung geändert. Der Grundstoff der ältesten Manier war Platonisches System, in dichterischer Diktion dargestellt, die Charaktere, die sie in Handlung setzte, einzelne Ausflüsse aus der ersten Urquelle des Guten und Schönen, und der Sitz ihres Landes Empyreum. Sie stieg herunter zu den Menschen, vielleicht in dem Alter, wo der Dichter, nachdem er die moralische Welt als ein Paradies im Anschauen durchwandelt hatte, anfing, den Baum des Erkenntnisses selbst zu kosten. Nun wurden die dramatis personae gute ehrliche Menschenkinder, wie sie vor unsern Augen herumgehen, weder ganz gut noch ganz böse; der Umriß der Charaktere ward so schwebend und leicht gehalten, als es die Inkonsequenz der meisten und die Form der Societät, die ihn eindrückt, erfordert. Der Aufwand der Dichtungskraft war groß und der Plan des Gebäudes reich und glänzend. Die Weltkenntniß blieb, der Dichter mag sie nun bald durchs Anschauen und bald durch eigene Ahndung erhalten haben, allzeit bewundernswürdig. Es

In Halberstadt, b. H. von Gleim.

Zu 25. Frankf. gel. Anz. Nr LXXXVI. Den 27. Oktober 1772. Bekanntlich von Wieland.

waren Sitten des achtzehnten Jahrhunderts, nur ins Griechen- oder Feenland versetzt. Dies war das männliche Alter, wohin die Geburt des Agathon und der Musarion fällt. Die Enkratiten haben ihn als einen abgefallenen Engel an, weil er nicht mehr in den Wolken schwebte, sondern herabgekommen war,

Die Schafe des Admet's zu weiden.

Die Weltleute warfen ihm vor, die Wahrheit erliege unter dem Putz, und die elle Moralisten, die nichts als gute und böse Gespenster sehen, verschlossen die Bücher ihren Töchtern. Dies, glauben wir, mag den Dichter bewogen haben, sich näher und deutlicher zu erklären und sein Leben in dem lehrenden Charakter zu beschließen. Zu dieser letzten Klasse rechnen wir den goldenen Spiegel, und aus der weisen Art, womit er die Speise zubereitet und austheilt, scheint er sein Auditorium genau angesehen und kurz gegriffen zu haben. Unsere Leser kennen das Buch, und unsere Anzeige kommt auch zur Bekanntmachung zu spät.

Man erlaube uns also, über die Komposition des Ganzen und das Besondere einiger Theile eine kleine Unterredung. Der Plan ist ohngefähr folgender: Schach Gebal, ein König von Schechian, regierte bald so übel, bald so gut, daß weder die Guten noch die Bösen mit ihm zufrieden waren. Zu gesunder Einschläferung Seiner Majestät wird Jemand im Königreich aufgesucht, ihm die Geschichte des Landes vorzutragen, und dieser findet sich in der Person des Tanischmende. Die Scene ist am Bette des Königs in Beisein der Sultanin Nurmahal, und sobald der Philosoph in eine gewisse Wärme geräth und die edelste und größte Wahrheiten mit Ueberzeugung vorträgt, so schläft der König, wie sich's gebühret, ein. Der Dichter scheint bei dieser Vorkehrung sein Auditorium besser gekannt zu haben als Tanischmende; denn er hat vor seine Leser, damit sie sich

---

Enkratiten, christliche Sektirer, die nicht nur des Genusses von Fleisch und Wein, sondern auch der Ehe sich enthielten.

Im 1. Buch der „Grazien" von Wieland kommt die Stelle vor:

Dem Gott der Dichter kam sogar
Die Grille, die seitdem den Dichtern eigen war,
Als Schafen sich zu verkleiden
Und unerkannt in blonder Herden Schaar
Die Heerden des Admet, der schönste Hirt, zu weiden.

beim Aufwachen wieder finden könnten, keine einzige Wahrheit stehen lassen, die nicht mit Schwabacher Schrift gedruckt wäre. In dem ersten Theil geht die Absicht des Verfassers dahin, den Großen und Reichen einen Weg anzugeben, wie sie für ihre eigene Person glücklich sein könnten, in dem Beispiele eines Völkchens, das er durch Pfammis, einen Philosophen seiner Schöpfung, kultiviren läßt.

In Vergleichung seines Vorbildes des Ah quel Conte! verliert dieses Werk etwas in Ansehung der Schöpfungs- und Einbildungskraft. So karrikaturartig als die Crebillonischen Figuren sein mögen, so sind sie doch rund, es geht doch hier und da ein Arm, ein Fuß heraus. Hier aber ist Alles Inschrift, Satz, Lehre, Moral, mit goldnen Buchstaben an die Wand geschrieben, und die Figuren sind herum gemalt. Wir wollen den Verfasser nicht journalistenmäßig darüber schikaniren. Es scheint nun einmal, er hat in dieser Manier arbeiten wollen, und wenn man für einen reichen Mann bekannt ist, so steht es Einem frei, seinen Aufwand einzurichten, wie man will. Lord Clive spielt ja auch gerne kleines Spiel. Auch das Ideal des Völkchens im ersten Theil steht nur wegen der Moral des Pfammis da, und von einer Verzierung, von Eisen gezeichnet und von Gravelot gestochen, verlangt Niemand die Wahrheit eines Julius oder Lebrun. Der Verfasser lacht mit Recht über die schiefen Ausleger dieses Ideals; wir machen in Ansehung seiner Moralität keine üble Vorbedeutungen. Nur erlaube man uns die einzige Anmerkung, daß man im Gemälde menschlicher Geschichte nie Licht ohne Schatten gedenken kann, daß die Zeit sich ewig in Nacht und Tag eintheilen, die Scene immer Mischung von Tugend und Laster, Glück und Unglück bleiben werde. Man verberge uns also nicht die eine Seite. Die marmornen Nymphen, die Blumen, Vasen, die buntgestickte Leinwand auf den Tischen dieses Völkchens, welchen hohen Grad der Verfeinerung setzen sie nicht voraus! welche Ungleichheit der Stände! welchen Mangel, wo so viel Genuß, welche Armuth, wo so viel Eigenthum ist!

Wir danken dem Verfasser für die Moral des Pfammis, die ganz aus unserm Herzen ist, und für die gute Art, womit er zu Ende des ersten Bandes eine Gattung moralischer

---

Ah quel Conte! — einer der weniger schlüpfrigen Romane des jüngeren Crebillon.

Gitmischer, nämlich die gravitätischen Zwitter von Schwärmerei und Heuchelei hat brandmarken wollen. Da die Societät diesen Heuchlern keine eignen Farben und Kragen gegeben hat, woran man sie von Weitem erkennen konnte, so sind sie doppelt gefährlich.

Der zweite Theil zeigt in dem Exempel Kador's, wie viel Böses unter einem gutherzigen Regenten geschehen könne.

Die Vorrede des dritten Theils kündigt den Verfasser immer noch voll von seinem edlen Enthusiasmus an, der ihn allzeit bezeichnet hat, für Welt und Nachwelt zu arbeiten, das Herz der Könige zu bilden und dadurch das Wohl der Menschengattung auch auf ferne Jahrhunderte zu befördern. Wie verehrungswürdig ist der Mann, der bei seiner so großen Weltkenntniß noch immer so viel an Einfluß glaubt und von seinen Nebenbürgern und dem Lauf der Dinge keine schlimmere Meinung hat!

Den dritten Theil ziehen wir den beiden ersten wegen der meisterhaften Pinselstriche vor, womit er den Despotismus geschildert hat. Selbst der Sokratische Faun in Königsberg kann nicht mit dieser Wahrheit und bittern Wärme gegen die Unterdrückung reden und sie häßlicher darstellen, als sie hier in des Eblis Gestalt erscheint. Sich und sein System scheint der Verfasser unter dem Namen Kador abgebildet zu haben; denn alle schiefe Urtheile, die wir je von Heuchlern aller Stände haben von seinen Grundsätzen fallen hören, sind hier in demjenigen vereinigt, was die Zeitverwandten Kador's von ihm behaupten.

Der Despote Isfandiar geht endlich so weit, daß er alle seine Verwandten ausrotten will. Es gelingt ihm bis auf den letzten Sohn seines Bruders, Tisan, den ihm sein Wessir Dschengis entzieht und dafür seinen eignen Sohn den abgeschickten Mördern preisgiebt. Die Erziehung des jungen Tisan geschieht, wie man muthmaßen kann, auf dem Lande. Er wird ein guter Mensch und lernt gute Menschen kennen, ehe er in das Getümmel der großen Welt tritt. Die Grundsätze dieser Erziehung sind vortrefflich. Nicht so leicht war es, wenn der Dichter einige von den Umständen hätte angeben wollen, die in der Erziehung aller Großen zusammentreffen, die beinahe

Der Sokratische Faun in Königsberg. Hamann, Verfasser der „Sokratischen Denkwürdigkeiten".

unvermeidlich sind, und die am Ende das hervorbringen, was wir das allgemeine Gepräge nennen würden. Vielleicht wäre dies die größte Schutzschrift für sie gegen alle Deklamationen der Dichter und Philosophen gewesen. Tifan wird im vierten Theil Regent von Scheschian, und wir lassen uns nicht in die Grundsätze seiner Regierung ein. Sie sind so allgemein gut und anerkannt, als sie jemals auf dem Papier gestanden haben, und wir freuen uns abermalen, daß ein Mann von Wieland's Talenten und Herablassung sich mit einer neuen Ausgabe hat beschäftigen wollen. Wir würden uns und unsern Lesern ein schlechtes Kompliment machen, wenn wir ihnen sagten, was sie schon lange wissen, daß in der Ausbildung der einzelnen Theile und des lichten und geordneten Kolorits hier nichts zu wünschen übrig bleibt.

26.

Charakteristik der vornehmsten europäischen Nationen. Aus dem Englischen. Leipzig. 8. Erster Theil 16 Bogen. Zweiter Theil 14 Bogen.

Das Werk ist aus dem britischen Museum. Nun für ein Museum war das kein Stück! Ins Hinterstübchen mit! in die Küche! da ist sein Platz; je mehr beräuchert, deste besser! Charakter polirter Nationen! Werft die Münze in den Tiegel, wenn Ihr ihren Gehalt wissen wollt; unter dem Gepräge findet Ihr ihn in Ewigkeit nicht.

Sobald eine Nation polirt ist, sobald hat sie konventionelle Wege, zu denken, zu handeln, zu empfinden; sobald hört sie auf, Charakter zu haben. Die Masse individueller Empfindungen, ihre Gewalt, die Art der Vorstellung, die Wirksamkeit, die sich alle auf diese eignen Empfindungen beziehen, das sind die Züge der Charakteristik lebender Wesen. Und wie viel von alledem ist uns polirten Nationen noch eigen? Die Verhältnisse der Nationen, die mit ihnen aus das Engste verbundenen bürgerlichen Beziehungen, der Druck der Gesetze, der noch grössere Druck gesellschaftlicher Verbindungen und tausend andere Dinge

Zu 26. Frankf. gel. Anz., Nr. LXXXVI. Den 27. Oktober 1772.

lassen den politen Menschen und die polite Nation wie ein eigenes Geschöpf sein, betäuben den Wink der Natur und verwischen jeden Zug, aus dem ein charakteristisches Bild gemacht werden konnte.

Was heißt also nun Charakter einer politen Nation? Was kann's anders heißen als Gemälde von Religion und bürgerlicher Verfassung, in die eine Nation gekleidet worden ist, Draperie, wovon man höchstens sagen kann, wie sie der Nation anstehe. Und hätte uns der Verfasser dieses Werkchens nur so viel gesagt, nur gezeigt, wie die politen Nationen denn unter allen diesen Lasten und Fesseln lebt, ob sie sie geduldig erträgt, wie Jsaschar, oder ob sie dagegen ankämpft, sie bisweilen abwirft, bisweilen ihnen ausweicht oder gar andere Auswege sucht, wo sie noch freiere Schritte thun kann; ob noch hier und da unter der Politur der Naturstoff hervorblickt; ob der Stoff immer so biegsam war, daß er die Politur annehmen konnte; ob die Nation wenigstens eigene, ihrem Stoff gemäße Politur hat oder nicht, und dergleichen. Vielleicht würde ein philosophischer Beobachter noch auf diese Art eine erträgliche Charakteristik zu Stande bringen. Aber der Verfasser reiste gemächlich seine große Tour durch England, Frankreich, Jtalien, Spanien, Deutschland und die Niederlande, blickte in seinen Pufendorf, konversirte mit schönen Herren und Damen und nahm sein Buch und schrieb. Zum Unglück ist in der ganzen Welt nichts schiefer als die schönen Herren und Damen, und so wurden seine Gemälde gerade ebenso schief; den Engländer vertheidigt er immer gegen die Franzosen; den Franzosen setzt er dem Engländer immer entgegen; jener ist nur stark, dieser nur tändelnd, der Jtaliener prächtig und feierlich, der Deutsche sanft und zählt Ahnen. Alles vom Hörensagen, Oberfläche, aus guten Gesellschaften abstrahirt — und das ist ihm Charakteristik! Wie so gar anders würden oft seine Urtheile ausgefallen sein, wenn er sich heruntergelassen hätte, den Mann in seiner Familie, den Bauern auf seinem Hof, die Mutter unter ihren Kindern, den Handwerksmann in seiner Werkstatt, den ehrlichen Bürger bei seiner Kanne Wein und den Gelehrten und Kauf-

Jsaschar, einer der 12 Stämme Jsrael's, ward von den andern wegen seiner Unduldsamkeit von gemeinsamen Unternehmungen und seinem Erwerb durch die den durchziehenden Karawanen geleisteten Knechtsdienste verachtet.

Von Pufendorf ist wol die „Einleitung zur Geschichte der vornehmsten Reiche und Staaten (1682)“ gemeint.

mann in seinem Kränzchen oder seinem Kaffeehaus zu sehen! Aber das fiel ihm nicht einmal ein, daß da Menschen wären; oder wenn's ihm einfiel, wie sollte er die Geduld, die Zeit, die Herablassung haben? Ihm war ganz Europa seines französisches Drama oder, was ziemlich auf eins hinauskommt, Marionettenspiel! Er guckte hinein und wieder heraus, und das war Alles!

27.

Aussichten in die Ewigkeit, in Briefen an Zimmermann; dritter und letzter Band. Zürich 1772. 8. 382 S.

Es war immer so und natürlich, daß der nach Ewigkeit Hungernde und Dürstende solche Speisen sich droben in Phantasie bereitete, die seinem Gaumen hier angenehm waren, sein Magen hier vertragen konnte. Der weiche Orientale bepelzt

---

Zu 27. Frankf. gel. Anz., Nr. LXXXVIII. Den 3. November 1772.

Lavater, der Verfasser der Briefe, schrieb am 4. Mai 1774 an Zimmermann: „Die Recension des 3. Theils der Aussichten in den Frankfurter Anzeigen halte ich für eine der besten, die gemacht sind. Unsichtbar werde ich nur Erinnerungen daraus zu Nutzen machen; aber daß Recensent den Zweck dieser Briefe durchaus und so sehr wie möglich versteht, ist so klar als zweimal zwei vier. Er ist nicht Herder, sondern N. — der auch Geßner's Idyllen recensirt hat. Ich erwarte ihn bald in Zürich. Unbeurtheilt wird seine Bekanntschaft mir unendlich vortheilhaft sein." — Ueber Lavater, sowie dessen Auffassung christlicher Glaubenslehren und über das Verständniß dieser Auffassung in der Goethe's läßt Dieser sich in Buch XIV und XIX von „Dicht. u. Wahrh." eingehender aus; in einigen Briefen an Lavater, namentlich in dem vom 22. Juni 1781 setzt er Diesem selbst den Unterschied auseinander, der zwischen ihnen besteht. Ueber die „Aussichten in die Ewigkeit" insbesondere sagt Goethe im gedachten XIX. Buch: „Seine Aussichten in die Ewigkeit sind eigentlich nur Fortsetzungen des gegenwärtigen Zustands unter leidlicheren Bedingungen, als die sind, welche wir hier zu erdulden haben." Und weiterhin: „Durchdringen ferner von dem großen Werthe der durch Christum wiederhergestellten und einer glücklichen Ewigkeit gewidmeten Menschheit, aber auch zugleich bekannt mit den mannichfaltigen Bedürfnissen des Geistes und Herzens, mit dem grenzenlosen Verlangen nach Wissen, selbst fühlend jene Lust, sich ins Unendliche auszudehnen, wenn und der geöffnete Himmel sogar einiges entlockt, entwarf er seine Aussichten in die Ewigkeit, welche unsers dem größten Theil der Zeitgenossen sehr wunderlich vorkommen machten."

Bonnet gab Anlaß zu Lavater's Werk durch seine Idées sur l'état futur des êtres vivants ou Palingénésie philosophique, deren zweiten Theil 1769 unter dem Titel „Philosophische Untersuchung der Beweise für das Christenthum" übersetzte.

sein Paradies um wohlgeschmückte Tische unter unverwelklichen Bäumen, von denen Früchte des Lebens über die Auserwählten und ihre ewig reine Weiber herabhängen. Der brave Norde überschaut vor Asgard in den Tiefen des Himmels unermeßlichen Kampfplatz, ein erwünschtes Feld seiner unzerstörlichen Stärke, ruht dann, sein Glas Bier mit Heldenappetit auszechend, neben Vater Odin auf der Bank. Und der gelehrte, denkende Theolog und Weltkündiger hofft dort eine Akademie, durch unendliche Experimente, ewiges Forschen sein Wissen zu vermehren, seine Erkenntniß zu erweitern.

Herr Lavater wird uns verzeihen, wenn wir seinen Plan zur Ewigkeit, den er, nach sich berechnet, freilich für allgemein halten muß, nur für einen specialen, und vielleicht den specialsten ansehen können.

In dem ersten Theil S. 23 erklärte er sich schon, wie er sein Gesicht für den denkenden und gelehrten Theil der Menschen, besonders Christen, bestimme. Bisher hat er Wort gehalten und eröffnet nur Aussichten für Denkende und Gelehrte; wenigstens ist mit allzu großer Vorliebe für diese gesorgt; sie stehen überall vornen an, und Newton und Leibniz haben zu ansehnliche Vorzüge vor Bürgern und Bauern, als daß man nicht merken sollte, einer ihrer Familie habe den Hofstaat dieses Himmelreichs zu bestallen gehabt.

Herr Lavater macht kein Geheimniß, daß Bonnet ihm den ersten Anlaß gegeben. Wie deutlich sieht man nicht in dem zwölften Briefe, dem letzten des zweiten Bandes, eine Seele, die von Spekulation über Keim und Organisation ermüdet, sich mit der Hoffnung letzt, die Abgründe des Keims dereinst zu durchschauen, die Geheimnisse der Organisation zu erkennen und vielleicht einmal da als Meister Hand mit anzulegen, wovon ihr jetzt die ersten Erkenntnißlinien nur schwebend vordämmern; eine Seele, die, in dem großen Traum von Weltall, Sonnendonnern und Planetenrollen verloren, sich über das Irdische hinauf entzückt, Erden mit dem Fuß auf die Seiten stößt, tausend Welten mit einem Finger leitet und dann, wieder in den Leib versetzt, für die mikromegischen Gesichte Analogie in unsern Kräften, Beweisstellen in der Bibel auffindet.

Von dem gegenwärtigen Theile, der dreizehn Briefe enthält, müssen wir sagen, daß sie nach unsrer Empfindung sogar hinter den vorigen zurückbleiben. Und wir haben in diesen Briefen

nichts gesucht, als was uns der Verfasser versprach: ausgegossene Abndungen, innige Empfindungen von Freund zu Freund, und Samenblätter von Gedanken; und statt Allem diesem finden wir Räsonnement und Perioden, zwar wohl gedacht und wohl gesprochen, aber was soll uns das!

Schon da wir vor dem ersten Theile den Inhalt der zukünftigen Briefe durchsahen, machte es einen unangenehmen Eindruck auf uns, die Abhandlungen von Erhöhung der Geistes-, sittlichen und politischen Kräfte in Briefe abgetheilt zu sehen. Was heißt das anders, als durch gelehrtes Nachdenken sich eine Fertigkeit erworben zu haben, auf wissenschaftliche Klassifikationen eine Menschenseele zu reduciren. Und da wir nun gar die Briefe selbst durchschauen und finden, was wir vermuthen konnten, aber doch immer weniger, als wir vermutheten. Im dreizehnten Brief, „von Erhöhung der Geisteskräfte", logisch-metaphysische Zergliederung der Geschäftigkeit unsers Geistes, durch Multiplikation jenes Lebens würdig gemacht. Er schließt wie in den vorhergehenden Briefen: „Heben wir hier eins, so heben wir dort tausend," als wenn nicht eben in diesem Mehr oder Weniger das Elend dieser Erde bestünde. Doch das geht durchs ganze Buch durch. Denn auch in diesem Brief tritt Erkenntniß vornen an, die ewige Wißbegierde, das systematisirende Erfahrungsammeln. Hat er nie bedacht, was Christus den großen Hansen ans Herz legt: „Wenn Ihr nicht werdet, wie diese Kindlein," und was Paulus spricht: „das Stückwerk der Weissagungen, des Wissens, der Erkenntniß werde aufhören, und nur die Liebe bleiben." Aber ach! im vierzehnten Brief führt er die Liebe erst auf den Schauplatz: und wie? Ueber unsere sittliche Kräfte nach Anlaß theologischer Moral mit einiger Wärme homiletisirt er, daß Phraie die Empfindung, Ausdruck den Gedanken meist so einwickelt, daß Alles zusammen auf das Herz gar keine Wirkung thut. Nicht besser ist's im fünfzehnten und siebzehnten Briefe. In jenem sind uns die Knechtschaft und Herrschaft anstößig gewesen; biblisch-bildlich mögen sie sein, der Empfindung sind sie nicht, und die Analogie aus diesem Leben nicht gedacht. Haben hier fünfzig Lässige nöthig, durch einen Wirksamen ermuntert zu sein, müssen es hier Menschen

Die etwas entstellten Worte von Christus und Paulus s. Matth., 18. 3 u. 4, und I. Korinth., 13. 8.

Wer jene beiden nicht besitzt,
Der habe Religion![1])

Niemand soll ins Kloster gehn,
Als er sei denn wohl versehn
Mit gehör'gem Sünden-Vorrath;
Damit es ihm so früh als spat
Nicht mög' am Vergnügen fehlen,
Sich mit Reue durchzuquälen.[1])

Laß't Euch nur von Pfaffen sagen,
Was die Kreuzigung eingetragen![*])
Niemand kommt zum höchsten Flor
Von Kranz und Orden,
Wenn Einer nicht zuvor
Derb gedroschen worden.[1])

Den deutschen Mannen gereicht's zum Ruhm,
Daß sie gehaßt das Christenthum,
Bis Herrn Karolus' leid'gem Degen
Die edlen Sachsen unterlegen.
Doch haben sie lange genug gerungen,
Bis endlich die Pfaffen sie bezwungen
Und sie sich unters Joch geduckt;
Doch haben sie immer einmal gemuckt.[**])
Sie lagen nur im halben Schlaf,
Als Luther die Bibel verdeutscht so brav.
Sankt Paulus, wie ein Ritter derb,
Erschien den Rittern minder herb.
Freiheit erwacht in jeder Brust,
Wir protestiren[***]) All' mit Lust.[1])

Anfang unsers ersten Bandes gefertigt. Die Xenie erinnert an Schleiermacher's Wort: „Du hast Religion, wenn Du den Sinn für alles Schöne ausbildest," und an den alten Spruch: „Qui studet, orat." Vgl. auch Goethe's „Sprüche in Prosa (Ueber Kunst Nr. 1): „Die Kunst ruht auf einer Art religiösen Sinn, auf einem tiefen, unerschütterlichen Ernst: deswegen sie sich auch so gern mit der Religion vereinigt." — L.

[1]) Vergl. Mephistopheles' Worte im 2. Theil des „Faust":
Das Schändlichste, das wir erfunden,
Ist ihrer Andacht eben recht. — L.

[*]) Von dieser Opposition nimmt die „Erste Walpurgisnacht" (II, 309) ihren Ausgang. — L.

[**]) Vergl. den Schluß des Gedichts „Den 31. Oktober 1817" (II, 284). — L.

[1]) Zuerst mitgetheilt in der Ausgabe von 1836.

geben, die Mittelpunkt sind und Sonne; aber dort, wo Alles, Hinderniß und Trägheit, wegfallen soll! — Wir wollen uns in kein Widerlegen und Verdrängen unsrer Meinungen einlassen. In dem siebzehnten Brief, von den gesellschaftlichen Freuden des Himmels, ist viel Wärme, auch Güte des Herzens, doch zu wenig, um unsere Seele mit Himmel zu füllen. Dem sechzehnten Brief, von der Sprache des Himmels, wollen wir sein Wohlgedachtes nicht ableugnen; doch quillt auch da nichts aus der Seele, es ist so Alles in die Seele hereingedacht. Der achtzehnte und neunzehnte Brief, von Vergebung der Sünden und den seligen Folgen des Leidens, werden hoffentlich die heilsame Wirkung haben, gewisse Menschen über diese Materie zu beruhigen. Wir sagen gerne von den übrigen nichts; über das Einzelne haben wir nichts zu sagen; wir sind viel zu sehr mit der Vorstellungsart, aus der Herr Lavater schreibt, vertraut, als daß wir ihn von denen Seiten schikaniren sollten, von denen er schon so viel hat leiden müssen. Und aus unserm Gesichtspunkt haben wir gesagt, was wir zu sagen hatten. Der grübelnde Theil der Christen wird ihm immer viel Dank schuldig bleiben. Er zaubert ihnen wenigstens eine herrliche Welt vor die Augen, wo sie sonst nichts als Düsterheit und Verwirrung sahen.

Noch einige Worte von dem zu erwartenden Gedichte. Hätte Lavater für den empfindenden Theil der Menschen zu singen, sich zum Seher berufen gefühlt, er hätte übel gethan, diese Briefe zu schreiben, würde sie auch nicht geschrieben haben. Er hätte empfunden für Alle; die aus seinem Herzen strömende Kraft hätte Alle mit fortgerissen. Allein als Denker Denkenden ein genugthuendes Werk zu liefern, da Ihr ehe hundert Herzen vereinigt als zwei Köpfe, da sollte er wohl Gesichtspunkte variiren, Skrupels aus dem Wege räumen; und dazu bestimmte er die Briefe. Wir wissen nicht, ob er den Zweck durch sie erreicht. Seinem alten Plan bleibt er getreu, seinen Gesinnungen auch, trutz allem Widerspruch. Da dünkt's uns dann, er hätte doch besser gethan, gleich mit der ersten Wärme ans Gedicht zu gehen und zu wagen, was er doch noch wagen muß.

Wir wünschen ihm Glück zu seiner Unternehmung. Und wenn er irgend einen Rath von uns hören mag, so hat er über diese Materien genug, ja schon zu viel gedacht. Nun erhebe sich seine Seele und schaue auf diesen Gedankenvorrath wie auf irdische Güter, fühle tiefer das Geisterall und nur in An-

dern sein Ich. Dazu wünschen wir ihm innige Gemeinschaft mit dem gewürdigten Seher unsrer Zeiten, rings um den die Freude des Himmels war, zu dem Geister durch alle Sinnen und Glieder sprachen, in dessen Busen die Engel wohnen: dessen Herrlichkeit umleucht' ihn, wenn's möglich ist, durchglüh' ihn, daß er einmal Seligkeit fühle und ahnde, was sei das Lallen der Propheten, wenn ἄρρητα ῥήματα den Geist füllen!

28.

Musenalmanach. Göttingen 1773. Bei Dietrich. 12. Ohne das Register, die in Musik gesetzten Lieder und Kupfer, 234 S.

Herr Boie hat uns mit seinem Musenalmanach aufs künftige Jahr ein sehr angenehmes und frühes Geschenk gemacht. Der Sammler hat sich nun einmal durch seine gewissenhafte Wahl das Zutrauen der besten Köpfe Deutschlands erworben, und da ein Mann von wahren Talenten sich nicht fürchten darf, hier in einer Art von allgemeinem Ausruf unter unschicklicher Gesellschaft bekannt zu werden, so wird es Herrn Boie niemals an trefflichen Beiträgen fehlen. Es erscheinen dieses Jahr einige Namen von Dichtern, die nächstens allgemeiner bekannt zu werden verdienen; dahin gehören Herr (Klamer Eberhard Karl) Schmidt zu Halberstadt, dessen Petrarchische Versuche unsere Leser schon kennen, Herr Bürger in Göttingen und Herr Hölty, der unter den neuern Klopstockischen Nachahmern vielleicht am Meisten Sprache und Rhythmus in seiner Gewalt hat.

Das Gedicht auf Selmar's Tod in dieser Sammlung, von Herrn Schmidt, ist ein Meisterstück in Tonfall, Sprache, Harmonie und wahrer Empfindung. Das Minnelied von

---

ἄρρητα ῥήματα; unaussprechliche Worte; 2. Brief an die Korinther, 12. 4.

Zu 28. Frankf. gel. Anz., Nr. XCI. Den 13. Nov. 1772.

Goeten fehlte es bald auch nicht an Beiträgen von Goethe, der schon für den Musenalmanach des nächsten Jahres solche einsandte.

Schmidt's „Phantasien nach Petrarca's Manier" nannten die Leser schon, weil sie 1772 auch besonders gesammelt erschienen waren.

Selmar ist der Feldprediger Hahn.

Herrn Bürger ist besserer Zeiten werth, und wenn er mehr solche glückliche Stunden hat, sich dahin zurückzuzaubern, so sehen wir diese Bemühungen als eine der kräftigsten Fermente an, unsre empfindsame Dichterlinge mit ihren goldpapiernen Amors und Grazien und ihrem Gynium der Wohlthätigkeit und Menschenliebe vergessen zu machen. Nur wünschten wir als Freunde des wahren Gefühls, daß diese Minnesprache nicht für uns werde, was das Bardenwesen war, bloße Dekoration und Mythologie, sondern daß sich der Dichter wieder in jene Zeiten versetze, wo das Auge und nicht die Seele des Liebhabers auf dem Mädchen haftete, und wenn er die Gesänge Kaiser Heinrich's und Markgraf Heinrich's von Meißen nachempfunden hat, so bilde er sich durch die Liebe einer Miranda, einer Julie u. s. w. bei Shakespearen. Das andre Stück, die Minne betitelt, scheint uns schon den Fehler zu haben, neuen Geist mit alter Sprache zu bebrämen. Von Herrn Claudius finden sich wieder einige ganz vortreffliche Stücke. Von Herrn Gottern ist eine Epistel an Madame Henseln eingerückt, die stückweise gut gerathen ist, und die wir in dem drolligen Ton, womit sie anfängt, fortgeführt wünschten, ohne die ernsthaften moralischen Betrachtungen am Ende. Unter dem Zeichen O. und P. liest man dieses Jahr von Neuem sehr schöne Gedichte, die ungemein viel wahres Genie verrathen. Man wähle z. B. S. 47 der schönste Gürtel, und die allerliebste Idylle S. 33. Aus den Neuen Hamburger Zeitungen hat Herr Boie die sogenannten Verse wieder abdrucken lassen, für die wir ihm aufrichtig Dank sagen. Die Winke, die der Dichter hier unserm lieben deutschen

---

Daß Bürger nur in glücklichen Stunden Bedeutendes leistete, wie Goethe hier mittelbar andeutet, spricht er in andrer Weise auch in Nr. 73 der Loeper'schen Ausgabe der „Sprüche in Prosa" (Bd. XIX der Werke) und im Brief an Zelter v. 6. Novbr. 1830 aus.

Von Claudius finden sich folgende Stücke im Musenalmanach: „Die Henne, eine Fabel"; „Recipe"; „Hans und Kuns" und „Ungleichheit".

Unter dem Zeichen O. und P. erschien Götz „C. Chr. Gottl. Boie" (von Weinhold, S. 248). Goethe schrieb am 18. März 1809 an Knebel: Götz habe angeborenes Talent gehabt, das aber durch Zeit und Umstände gehindert, sich nicht entwickeln konnte.

Die aus den Neuen Hamburger Zeitungen wieder abgedruckten Verse sind folgende Epigramme Klopstock's: „Unsere Sprache"; „Darstellung ohne Schönheit"; „Entdeckung und Erfindung"; „Gleichheit und Ungleichheit"; „Die Erinnerung aufeinandermal"; „Aufgeputzter Zweifel"; „Unser Jahrhundert"; „Der seltne Zuhörer"; „Sitte und Seele der Neuern"; „Eingeschränkte Einsicht"; „Die Neidesart" und „Beschreibung und Darstellung."

Vater- und Dichterlande in der wahren Inschriftsprache giebt, sind so wichtig, daß sie als Mottos vor künftige Dunciaden und kritische Wälder gesetzt zu werden verdienten. Von Herrn Wieland hat diese Sammlung ein merkwürdiges Fragment erhalten, Endymion's Traum betitelt, wo der Dichter in der ihm eigenen Laune über alle Systeme lacht, doch aber das seinige oder Aristippische von Neuem als etwas empfiehlt, das nicht ganz und gar Endymion's Traum sei. Wir dächten, weil's einmal so ist, daß die liebe Natur den Stoff selber wirkt und das System nichts als der Schnitt des Stoffs bleibt, so giebt es doch wol keinen Rock, der für alle Taillen gerecht ist, es müßte denn der Rock des Herrn Christi sein, der zu E. hängt, der aber zum Unglück ein Schlafrock ist und also die Taille gewaltig verstellt. Herr Kretschmann erscheint hier in einem ganz unvermutheten Lichte des Patrons: er steht nämlich mit der Geldschachtel unter dem heiligen Eichenstamm und initiirt als ein alter Barde den Ankömmling Telyphard. Er giebt ihm in der vierten Strophe S. 44 förmlich seinen Segen. Wer doch den Mann kennte, der ihn als Rhinguiph eingeweiht hat, damit man's ihm ein klein Wenig von Klopstock's und Gerstenberg's wegen verweisen könnte!

Die Stücke unter O. verrathen einen Mann, der der

Tho Dunciad, Pope's berühmte literarische Satire gegen Dichterlinge und des Verständnisses für Poesie entbehrende Schriftsteller erschien 1728.

Goethe redet auch in der Rede zum Andenken Wieland's dessen Uebereinstimmung mit Aristipp — dem Stifter der Kyrenäischen Philosophenschule — hervor, indem er sagt: „Aber auch unter diesen" — den Philosophen nämlich — „findet er einen Mann, den er als Repräsentanten seiner Gesinnungen anerkennen und darstellen kann, ich meine Aristippen. Hier sind Philosophie und Poesie, Denken und Darstellen kaum, ich weiß nicht ob wünschenswerth verbunden, Verlegenheit durch eine kluge Trennung so heiter und anmuthenswerth verbunden, daß man sich als Mitlebender in einen so schönen Tanz, in so guter Gesellschaft zu finden wünscht." Damit meine Goethe indessen namentlich Wieland's philosophischen Roman: „Aristipp und einige seiner Zeitgenossen", 1800 ff.

Herauszuheben weiß ferner mit E anfangenden Ort zu nennen, in dem ein wissenschaftlicher Rat Christ wirkte, dergleichen waren: Argentenil, Arras, Genf, Köln, Königsmarcel, Moskau, Utrecht, Rom, Santiago de Compostella, Thiers (Auvergne), Tournai an der Saone und Trier. Vielleicht hat Goethe Köln gemeint, und es sein C für K gelesen worden.

Kretschmann hat jedenfalls für selbst als Rhinguif eingeweiht, wie er überhaupt dieses Namens in ironischer Weise sich bedient hat. Denn ganz ähnlich, in dem hier gemeinten Gedichte an Hartmann sich nannte „Rhinguif an Telyndard, den jungen württembergischen Barden". (C. v. Holder (Meinhold u. s. C.)

Ungere Artikeln sind „Bauern bei Pfannenstiel Grabe, eine Elegie in

Sprache als Meister und Schreiber zu gebieten weiß. Die Arbeit des Herrn Unser's in eingelegte Arbeit, mit ihrem chinesischen Schnitzschmack auf Theebretten und Toilettekästchen wohl zu gebrauchen. Dem jungen Herrn Cramer sieht man gleichfalls an, daß er unter der Welle verschwinden möchte, die Klopstock's Glorie saumt. Von Vater Gleim, Michaelis, Gerstenberg, Freih. v. M. sind schöne Stücke da. Die übrigen Herren sammt und sonders figuriren als Figuranten, wie sich's gebührt.

Hinten sind einige Lieder in Musik gesetzt, worunter Klopstock's Wir und Sie, das auch von Neuem hier abgedruckt ist. Die Materie zu den Musiken ist aus dem Raathen genommen; allein sie sind, wir wissen nicht aus welcher Ursache, — da sie Meilen zum Verfasser haben — sehr schlecht gerathen.

Im Ganzen bleiben wir Herrn Boie allzeit ungemein für seine Bemühungen um die deutsche Anthologie verbunden.

---

himmlischem Geschmack" („eine chinesische Manie" in dem besondern Abdruck — Braunschweig, Waisenhausbuchhandlung, ferner „Chloe ein chinesisches Donner").

Von Cramer findet sich in dem Almanach „Herrmann's Wiedererinnerung in Banclule". Er war ein begeisterter Verehrer Klopstock's und schrieb über ihn: „Klopstock, Er und über ihn", sowie „Klopstock, in Fragmenten aus Briefen von Tellow an Elise"; von diesem Buch hielt Goethe wenig, wie aus Wieland's Brief an Merck v. 8. Nov. 1777 (Briefe an und von J. H. Merck ꝛc. Hrsg. v. Wagner, 1835) hervorgeht. — Uebrigens ist auch derselbe Cramer jedenfalls unter dem „Quedlinburger Cramer" in Goethe's Brief an Gichstädt v. 13. Juli 1804 zu verstehen, nicht wie in der Erläuterung dieses vom Herausgeber dieser Briefe angenommen ist) der viel jüngere Joh. Friedr. C. Der ältere Cramer hielt sich damals in Paris auf, von wo aus er Zeitschriften mit Nachrichten versah, worauf jene Briefstelle sich offenbar bezieht.

Von Gleim sind in den Almanach aufgenommen: „Ueber Catull's Sperling und Ramler's Käntz" und „Rhamas", von Michaelis: „An einige Hamburger Schönen", „Ein russisches Kriegslied zur See", „Begenlied für unsre Schönen", „Die Küss.", „Das Opfer", „Auf Gleim's Garten" und „An Homen"; von Gerstenberg: „Alcinder und Chloe, nach dem Catull"; vom Freiherrn v. M.: „Bei einer Trauung", „An eine Freundin" und „An Herrn v. B." — War der letztgenannte Dichter etwa der um diese Zeit als Bühnenschriftsteller besonders thätige Freiherr von Reffelrode?

Merk war als Kritiker berühmt.

29.

Die ſchönen Künſte in ihrem Urſprung, ihrer wahren Natur und beſten Anwendung, betrachtet von J. G. Sulzer. Leipzig 1772. 8. 85 S.

Sehr bequem ins Franzöſiſche zu überſetzen; könnte auch wol aus dem Franzöſiſchen überſetzt ſein. Herr Sulzer, der nach dem Zeugniß eines unſerer berühmten Männer ein ebenſo großer Philoſoph iſt als irgend einer aus dem Alterthume, ſcheint in ſeiner Theorie nach Art der Alten mit einer exoteriſchen Lehre das arme Publikum abzuſpeiſen, und dieſe Bogen ſind wo möglich unbedeutender als alles Andere.

Die ſchönen Künſte, ein Artikel der allgemeinen Theorie, tritt hier beſonders ans Licht, um die Liebhaber und Kenner deſto eher in Stand zu ſetzen, vom Ganzen zu urtheilen. Wir haben beim Leſen des großen Werks bisher ſchon manchen Zweifel gehabt; da wir nun aber gar die Grundſätze, worauf ſie gebaut iſt, den Leim, der die verwerfnen Lexikonsglieder zuſammen beleben ſoll, unterſuchen, ſo finden wir uns in der Meinung nur zu ſehr beſtärkt, hier ſei für Niemanden nichts gethan als für den Schüler, der Elemente ſucht, und für den ganz leichten Dilettante nach der Mode.

Daß eine Theorie der Künſte für Deutſchland noch nicht gar in der Zeit ſein möchte, haben wir ſchon ehmals unſre Gedanken geſagt. Wir beſcheiden uns wohl, daß eine ſolche Meinung die Ausgabe eines ſolchen Buchs nicht hindern kann; nur warnen können und müſſen wir unſre gute junge Freunde vor dergleichen Werken. Wer von den Künſten nicht ſinnliche Erfahrung hat, der laſſe ſie lieber! Warum ſollte er ſich damit beſchäftigen? Weil es ſo Mode iſt? Er bedenke, daß er ſich durch alle Theorie den Weg zum wahren Genuſſe verſperrt; denn ein ſchädlicheres Nichts als ſie iſt nicht erfunden worden.

Die ſchönen Künſte, der Grundartikel Sulzeriſcher Theorie! Da ſind ſie denn, verſteht ſich, wieder alle beiſammen, verwandt oder nicht. Was ſteht im Lexike nicht Alles hintereinander? Was läßt ſich durch ſolche Philoſophie nicht verbinden? Malerei

Zu 29. Frankf. gel. Anz., 3te Cl. Den 18. Dec. 1772.

und Tanzkunst, Beredsamkeit und Baukunst, Dichtkunst und Bildhauerei, alle aus einem Loche durch das magische Licht eines philosophischen Lämpchens auf die weiße Wand gezaubert, tanzen sie im Wunderschein buntfarbig auf und nieder, und die verzückten Zuschauer frohlocken sich fast außer Athem.

Daß Einer, der ziemlich schlecht räsonnirte, sich einfallen ließ, gewisse Beschäftigungen und Freuden der Menschen, die bei ungenialischen, gezwungnen Nachahmern Arbeit und Mühseligkeit wurden, ließen sich unter die Rubrik Künste, schöne Künste klassificiren zum Behuf theoretischer Gaukelei, das ist denn der Bequemlichkeit wegen Leitfaden geblieben zur Philosophie darüber, da sie doch nicht verwandter sind als septem artes liberales der alten Pfaffenschulen.

Wir erstaunen, wie Herr Sulzer, wenn er auch nicht darüber nachgedacht hätte, in der Ausführung die große Unbequemlichkeit nicht fühlen mußte, daß, so lange man in generalioribus sich aufhält, man nichts sagt und höchstens durch Deklamation den Mangel des Stoffes vor Unerfahrnen verbergen kann.

Er will das unbestimmte Principium: Nachahmung der Natur, verdrängen und giebt uns ein gleich unbedeutendes dafür: die Verschönerung der Dinge. Er will nach hergebrachter Weise von Natur auf Kunst berüberschließen: „In der ganzen Schöpfung stimmt Alles darin überein, daß das Aug' und die andern Sinnen von allen Seiten her durch angenehme Eindrücke gerührt werden." Gehört denn, was unangenehme Eindrücke auf uns macht, nicht so gut in den Plan der Natur als ihr Lieblichstes? Sind die wüthenden Stürme, Wasserfluthen, Feuerregen, unterirdische Gluth und Tod in allen Elementen nicht ebenso wahre Zeugen ihres ewigen Lebens als die herrlich aufgehende Sonne über volle Weinberge und duftende Orangenhaine? Was würde Herr Sulzer zu der liebreichen Mutter Natur sagen, wenn sie ihm eine Metropolis, die er mit allen schönen Künsten als Handlangerinnen erbaut und bevölkert hätte, in ihren Bauch hinunterschlänge?

Ebensowenig besteht die Folgerung: „Die Natur wollte durch die von allen Seiten auf uns zuströmenden Annehmlichkeiten unsre Gemüther überhaupt zu der Sanftmuth und Empfindsamkeit bilden." Ueberhaupt thut sie das nie: sie härtet

Die sieben freien Künste des Mittelalters waren: Grammatik, Arithmetik, Geometrie, Musik, Astronomie, Dialektik und Rhetorik.

vielmehr, Gott sei Dank! ihre ächten Kinder gegen die Schmerzen und Uebel ab, die sie ihnen unablässig bereitet, so daß wir Den den glücklichsten Menschen nennen können, der der stärkste wäre, dem Uebel zu entgegnen, es von sich zu weisen und ihm zum Trutz den Gang seines Willens zu geben. Das ist nun einem großen Theil der Menschen zu beschwerlich, ja unmöglich; daher retiriren und retranchiren sich die meisten, sonderlich die Philosophen; deswegen sie denn auch überhaupt so adäquat disputiren.

Wie partikular und eingeschränkt ist Folgendes, und wie viel sollte es beweisen! „Vorzüglich hat diese zärtliche Mutter den vollen Reiz der Annehmlichkeit in die Gegenstände gelegt, die uns zur Glückseligkeit am Nöthigsten sind, besonders die selige Vereinigung, wodurch der Mensch eine Gattin findet." Wir ehren die Schönheit von ganzem Herzen, sind für ihre Attraktion nie unfühlbar gewesen; allein sie hier zum primo mobili zu machen, kann nur Der, der von den geheimnißvollen Kräften nichts ahndet, durch die Jedes zu Seinesgleichen gezogen wird, Alles unter der Sonne sich paart und glücklich ist.

Wäre es nun also auch wahr, daß die Künste zu Verschönerung der Dinge um uns wirken, so ist's doch falsch, daß sie es nach dem Beispiele der Natur thun.

Was wir von Natur sehen, ist Kraft, die Kraft verschlingt; nichts gegenwärtig, Alles vorübergehend; tausend Keime zertreten, jeden Augenblick tausend geboren; groß und bedeutend, mannichfaltig ins Unendliche, schön und häßlich, gut und bös, Alles mit gleichem Rechte neben einander existirend. Und die Kunst ist gerade das Widerspiel: sie entspringt aus den Bemühungen des Individuums, sich gegen die zerstörende Kraft des Ganzen zu erhalten. Schon das Thier durch seine Kunsttriebe scheidet, verwahrt sich; der Mensch, durch alle Zustände, befestigt sich gegen die Natur, ihre tausendfachen Uebel zu vermeiden und nur das Maaß von Gutem zu genießen, bis es ihm endlich gelingt, die Cirkulation aller seiner wahr und gemachten Bedürfnisse in einen Palast einzuschließen, sofern es möglich ist, alle zerstreute Schönheit und Glückseligkeit in seine

---

Primum mobile — die erste der wirkenden Kräfte.

Die obigen Aufrufe über das Sieben der Natur haben viel Aehnlichkeit mit Goethe's 1782 ins „Journal von Tiefurt" aufgenommenem Aufsatz „Die Natur".

gläserne Mauern zu bannen, wo er denn immer weicher und weicher wird, den Freuden des Körpers Freuden der Seele substituirt und seine Kräfte, von seiner Widernatürlichkeit zum Naturgebrauche aufgewannt, in Tugend, Wohlthätigkeit, Empfindsamkeit schwelgen.

Herr Sulzer geht nun seinen Gang, den wir ihm nicht folgen mögen; an einem großen Trupp Schüler kann's um so nicht fehlen; denn er setzt Milch vor und nicht starke Speise, redet viel von dem Wesen der Künste, Zweck, und preist ihre hohe Nutbarkeit als Mittel zu Beförderung der menschlichen Glückseligkeit. Wer den Menschen nur einigermaßen kennt und Künste und Glückseligkeit, wird hier wenig hoffen; es werden ihm die vielen Könige einfallen, die mitten im Glanz ihrer Herrlichkeit der Ennui zu Tode traß. Denn wenn es nur auf Kennerschaft angesehen ist, wenn der Mensch nicht mitwirkend genießt, müssen bald Hunger und Ekel, die zwei feindlichsten Triebe, sich vereinigen, den elenden Pococurante zu quälen.

Hierauf läßt er sich ein auf eine Abbildung der Schicksale schöner Künste und ihres gegenwärtigen Zustandes, die denn mit recht schönen Farben hin imaginirt ist, so gut und nicht besser als die Geschichten der Menschheit, die wir so gewohnt worden sind in unsern Tagen, wo immer das Märchen der vier Weltalter sufficienter ist, und im Ton der zum Roman umpragmatiirten Geschichte.

Nun kommt Herr Sulzer auf unsere Zeiten und schilt, wie es einem Propheten geziemt, wacker auf sein Jahrhundert, leugnet zwar nicht, daß die schönen Künste mehr als zu viel Beförderer und Freunde gefunden haben; weil sie aber zum großen Zweck, zur moralischen Besserung des Volks noch nicht gebraucht worden, haben die Großen nichts gethan. Er träumt mit Andern: eine weise Gesetzgebung würde zugleich Genies beleben und auf den wahren Zweck zu arbeiten anweisen können, und was dergleichen mehr ist.

Zuletzt wirft er die Frage auf, deren Beantwortung den Weg zur wahren Theorie eröffnen soll: „Wie ist es anzufangen, daß der dem Menschen angeborene Hang zur Sinnlichkeit zu

---

Pococurante — Einer, der sich wenig Sorge macht, ein Ohnesorge

Die von Sulzer aufgeworfene Frage ist im Grunde der Gegenstand von Schiller's Abhandlung „Ueber die ästhetische Erziehung des Menschengeschlechts".

Erhöhung seiner Sinnesart angewendet und in besondern Fällen als ein Mittel gebraucht werde, ihn unwiderstehlich zu seiner Pflicht zu reizen?". So bald und mißverstanden und in den Wind, als der Wunsch Ciceros, die Tugend in körperlicher Schönheit seinem Sohne zuzuführen! Herr Sulzer beantwortet auch die Frage nicht, sondern deutet nur, worauf es hier ankomme, und wir machen das Büchlein zu. Ihm mag sein Publikum von Schülern und Kennerchens getreu bleiben! wir wissen, daß alle wahren Künstler und Liebhaber auf unserer Seite sind, die so über den Philosophen lachen werden, wie sie sich bisher über die Gelehrten beschwert haben. Und zu diesen noch ein paar Worte, auf einige Künste eingeschränkt, das auf so viele gelten mag, als kann.

Wenn irgend eine spekulative Bemühung den Künsten nutzen soll, so muß sie den Künstler grade angeben, seinem natürlichen Feuer Luft machen, daß es um sich greife und sich thätig erweise. Denn um den Künstler allein ist es zu thun, daß der seine Seligkeit des Lebens fühlt als in seiner Kunst, daß, in sein Instrument versunken, er mit allen seinen Empfindungen und Kräften da lebt. Am gaffenden Publikum, ob das, wenn's ausgegafft hat, sich Rechenschaft geben kann, warum es gaffte, oder nicht, was liegt an dem?

Wer also schriftlich, mündlich oder im Beispiel, immer Einer besser als der Andere, den sogenannten Liebhaber, das einzige wahre Publikum des Künstlers, immer näher und näher zum Künstlergeist aufheben könnte, daß die Seele mit einfließe ins Instrument, der hätte mehr gethan als alle psychologischen Theoristen. Die Herren sind ja hoch droben im Empyreum transcendenter Tugendschöne, daß sie sich um Kleinigkeiten hienieden nichts kümmern, auf die Alles ankommt. Wer von uns Erdensöhnen hingegen sieht nicht mit Erbarmen, wie viel gute Seelen z. B. in der Musik an ängstlicher mechanischer Ausübung hangen bleiben, drunter erliegen?

Gott erhalte unsre Sinnen und bewahre uns vor der Theorie der Sinnlichkeit, und gebe jedem Anfänger einen rechten Meister! Weil denn die nun nicht überall und immer zu haben sind, und es doch auch geschrieben sein soll, so gebe uns Künstler

---

Empyreum — die feurige Welt, nach der Lehre der Magier die oberste der drei Welten, nach den Kirchenvätern der höchste der sieben Himmel, in welchem der Thron Gottes steht und die Seligen wohnen.

„Ist Konkordat und Kirchenplan*)
Nicht glücklich durchgeführt?“
Ja, fangt einmal mit Rom nur an,
Da seid Ihr angeführt!†)

Ein Lutherischer Geistlicher spricht:**)

Heil'ger, lieber Luther,
Du schabtest die Butter
Deinen Kollegen vom Brod!***)
Das verzeihe Dir Gott![1])

„Meinst Du denn Alles, was Du sagst?“
Meinst Du denn ernstlich, was Du fragst?
Wen kümmert's, was ich meine und sage?
Denn alles Meinen ist nur Frage.[2])

Wartet nur! Alles wird sich schicken,
Was man von mir auch denken mag;
Mein Buch bringt es einmal zu Tag
In neuem Delphini†) mit Lücken.[3])

*) Diese Verse sind als Glosse anzusehen zu den bald nach den Befreiungskriegen zwischen dem päpstlichen Stuhle und den einzelnen deutschen Staaten, namentlich Preußen (Bulle „De salute animarum“ vom 16. Juli 1821), abgeschlossenen Verträgen. Der Kölner Kirchenstreit (1837) und andere bekannte Ereignisse sollten nur zu sehr Goethe's Ansicht bestätigen und die Richtigkeit der Worte des berühmten Kirchenhistorikers Spittler: „In der Lage, in der wir mit dem Papste sind und den jeder waren, hat man sich vor nichts mehr zu hüten als vor einem ordentlichen Vertrage.“ Vergl. auch Planck „Ueber die gegenwärtige Lage ꝛc. der katholischen und protestantischen Partei in Deutschland 1816.“ „Eilers' Wanderung ꝛc.“ II, 216. Varnhagen's „Blätter aus der preußischen Geschichte (III, 48).“ welcher unterm 28. März 1824 auf das Aufsehen machende antipapistische Buch des Weim. Reg.-Rath Müller über Konkordate hinweist, so wie viele Aeußerungen von Bunsen in dessen Leben, herausgegeben von Nippold. — L.

**) Nach der Ausgabe von 1830 schon in den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts verfaßt.

***) Vergl. die Worte in dem gleichzeitigen „Ewigen Juden“ (S. 159):

Reformation hätt' ihren Schwanz
Und nahm den Pfaffen Hut und Haus.

Schon Erasmus sagte: Duo magna esse Lutheri peccata, quod monachorum ventres et coronam Papae attigisset. — L.

†) Wol auf den damals noch secretirten libellus epigrammatum Hilderis auf die Inquisitoren, zu beziehen, welche, wie die für den Dauphin von Frankreich bestimmten castigirten Bücher, nur würden mit Lücken erschienen können. — L.

[1]) Zuerst mitgetheilt in der Ausgabe von 1856.

[2]) Zuerst mitgetheilt in der Ausgabe von 1833.

und Liebhaber ein περὶ ἑαυτοῦ ſeiner Bemühungen, der Schwierigkeiten, die ihn am Meiſten aufgehalten, der Kräfte, mit denen er überwunden, des Zufalls, der ihm geholfen, des Geiſts, der in gewiſſen Augenblicken über ihn gekommen und ihn auf ſein Leben erleuchtet, bis er zuletzt, immer zunehmend, ſich zum mächtigen Beſitz hinaufgeſchwungen und als König und Überwinder die benachbarten Künſte, ja die ganze Natur zum Tribute genöthigt.

So würden wir nach und nach vom Mechaniſchen zum Intellectuellen, vom Farbenreiben und Saitenaufziehen zum wahren Einfluß der Künſte auf Herz und Sinn eine lebendige Theorie verſammeln, würden dem Liebhaber Freude und Muth machen und vielleicht dem Genie etwas nutzen.

30.

Alexander von Joch über Belohnung und Strafen nach türkiſchen Geſetzen. Andere, durchgehends verbeſſerte und mit einem Anhang vermehrte Ausgabe, welche die Widerlegung der wichtigſten Zweifel enthält. Bayreuth und Leipzig. 1772. 8. 306 S.

Man weiß aus der erſten Ausgabe, daß dieſes Buch die Lehre von der moraliſchen Freiheit geradezu widerlegt.

Es waren einmal einige Vögel in einer weitläufigen Voliére. Ein Buchfink ſagte zu ſeinem Nachbar Zeiſig, der von einem Bäumchen zum andern munter herumflatterte: Weißt Du denn, mein Freund, daß wir in einem Käfig ſtecken? — Was Käfig, ſagte der Zeiſig; ſiehe, wie wir herumfliegen! Dort iſt ein Käfig,

---

περὶ ἑαυτοῦ mit Anſpielung auf des Kaiſer Antoninus Bücher τῶν εἰς ἑαυτὸν (an ſich ſelbſt), wie auch im Brief an Frau von Stein v. 14. Sept. 1780.

Zu 30. Frankf. gel. Anz., Nr. CIII. Den 25. Dec. 1772.

Die Fabel von den Vögeln im Käfig iſt ſo reizend erzählt, daß man ſie ebenſo wie verſchiedene aus Romanen und Dramen Goethe's ausgehobene Lieder unter den Gedichten mit abdrucken möchte.

wo der Kanarienvogel sitzt. — Aber ich sage Dir, wir sind auch im Käfig. Siehst Du dort nicht das Gegitter von Draht? — Das ist dort; aber siehe, so weit ich auf allen Seiten sehen kann, steht keins! — Du kannst die Seiten nicht alle übersehen. — Das kannst Du auch nicht! — Aber denke nur, fuhr der Buchfinke fort, bringt uns nicht unser Herr alle Morgen dort in den Trog Wasser, streut er uns nicht hier auf die Ecke Samenkörner? Würde er das thun, wenn er nicht wüßte, daß wir eingeschlossen sind und nicht davonfliegen können? — Aber, sagte immer der Zeisig, ich kann ja freilich davonfliegen! — So stritten sie noch lange, bis endlich der Kanarienvogel aus seiner Ecke rief: Kinder, wenn Ihr streiten müßt, ob Ihr im Käfig seid oder nicht, so ist's so gut, als wäret Ihr nicht darinnen. —

Seitdem uns ein alter Philosoph diese Fabel gelehrt hat, seitdem haben wir allen Streit über Freiheit aufgegeben. Es ist vielleicht auch keine gelehrte Zänkerei weniger gründlich behandelt worden als diese. Meist hat man auf der einen Seite Begriffe nach Willkür geschaffen und meist auf der andern Einwürfe aus schiefen Induktionen gebeilt. Am Ende war Spott hier und Anathema dort der Beschluß des sehr entbehrlichen Dramas.

Herr Alexander von Joch ist nicht weit von der gewöhnlichen Methode abgegangen. Er setzt aus von dem allgemeinen Schicksal, geht alsdann auf den Menschen und seinen Willen über, zeigt, daß sein Verstand nicht frei sei, weil er von den Gegenständen und seinen physischen Gesetzen abhänge, noch weniger aber der Wille, welcher theils durch die Nothwendigkeit, das Angenehme zu wählen, das Unangenehme zu meiden, theils durch den ebenfalls knechtischen Verstand regiert würde.

Umsonst widerstrebt das Gefühl. Wir werden erstaunlich betrogen, wir glauben in dem Augenblick, wir wollten, in welchem wir gezwungen werden; und dann, wer kennt nicht die Gewalt einer Lieblingsidee, einer Idea fixa!

Warum aber diese Idee? Gewiß nicht um der Moral und um der Lehre von Verdienst und Strafe willen. Die Schönheit ist gefällig, ob sie gleich ein Geschenk des Himmels und kein selbst erworbener Werth ist. So auch moralischer Werth. Be-

Wir glauben, wir wollten ꝛc.
„Man glaubt zu schieben, und man wird geschoben."

lohnungen und Strafe aber sind immer unentbehrlich, weil sie eben die Mittel sind, wodurch der Wille gezwungen wird.

Das ist ohngefähr so der Hauptinhalt von dem System des Herrn Alexander von Joch, an welchem uns die oft gute Laune, das Originelle und Offenherzige sehr wohl gefallen hat, ob wir gleich wünschten, daß er seiner Meditation einen andern Vorwurf gewählt hätte.

Wir bemerken überhaupt, daß die Lehre von der Freiheit von sehr vielen Gelehrten, wenigstens Schriftstellern, für weit leichter gehalten wird, als sie ist. Man stellt sich meistens vor, daß ein flüchtiges Räsonnement die Sache ausmachte; aber in der That: wer von ihr gründlich reden wollte, der müßte ganz das innere Wesen und die erste Springfeder aller Thätigkeit erkennen. Wer wagt sich in diese Tiefe, wenn er sie kennt?

Insbesondere aber, dünkt uns, hat man den wahren Punkt des Streites fast immer verfehlt. Es ist gar nicht die Rede von der Frage: ob ein Wesen seinem Wesen gemäß handeln müsse? Wer sollte das leugnen? Doch haben's alle Die, welche die Gleichgiltigkeit der Wahl vertheidigen wollen. — Laßt Die sich dreben, wie sie können! — Die eigentliche Frage sollte, dünkt uns, so vorbereitet und festgesetzt werden:

Ein thätiges Wesen ist alsdann weder frei noch gezwungen, wann alle Handlungen, die es thut, auf seinen eigenen Selbstgenuß hinauslaufen; gezwungen aber ist's, wann sie zum Genuß, den ein anderes Wesen hat, abzwecken. Freiheit ist ein relativer, eigentlich gar ein negativer Begriff, muß es auch sein; denn ohne Bestimmung, folglich ohne Zwang, ist nichts möglich, nichts gedenkbar. Freiheit druckt Abwesenheit von einer gewissen Bestimmung aus. Nun von was für einer? von einer wesentlichen, innern? Unmöglich! Also ist es Thorheit, da das Wort Freiheit zu gebrauchen, wo von solchen Bestimmungen die Rede ist; es heißt da ebensoviel als sein und nicht sein. Soll das Wort Sinn haben, so muß es nur da gebraucht werden, wo die Rede von einem Verhältniß ist, das nicht wesentlich ist, ohne welches das Wesen existiren könnte. — Sieht man die Lehre von der Freiheit in diesem Lichte, so kann man wohl eher etwas Vernünftiges dafür sagen, und ich zweifle, ob Herr von Joch sie alsdann widerlegen würde.

Eben diese Aussicht breitet auch Licht über die daniederschlagende Lehre vom Schicksal. Es ist nicht genug, wie Alexander von Joch sich blos auf die tausend kleine Gelegenheits-

ursachen zu berufen, die eine Veränderung im Weltsystem machen. Alle wirken; ohne alle kann die Veränderung nicht stattfinden; das weiß ich oder glaub' ich vielmehr; aber alle sind wieder unnütz ohne meine Wirkung. Es ist also einmal ein Zirkel, das Fatum anzunehmen, weil die Menschen nicht frei sind, und den Menschen die Freiheit absprechen, weil das Fatum angenommen worden ist. Auf der andern Seite aber ist Jeder durch die ihm wesentliche Bestimmung, nach seinem eigenen Selbstgenuß zu wirken, immer insofern Herr seines Schicksals; wenigstens dient das Schicksal ihm.

Doch die Materie ist unerschöpflich, und der Kanarienvogel in unsrer Fabel sagt Alles, was wir von diesem Buch und der ganzen Streitfrage denken.

31.

Nachrede statt der versprochenen Vorrede.

Die besondre Aufmerksamkeit, mit der ein geehrtes Publikum bisher diese Blätter begünstigt, läßt uns für die Zukunft eine schmeichelhafte Hoffnung fassen, besonders da wir uns mit allen Kräften bemühen werden, sie seiner Gewogenheit immer würdiger zu machen.

Man hat bisher verschiedentlich Unzufriedenheit mit unsern Blättern bezeugt; Autoren sowol als Kritiker, ja sogar das Publikum selbst haben gewünscht, daß Manches anders sein möchte und könnte, dessen wir uns freilich gerne schuldig geben wollen, wenn uns nicht Unvollkommenheit aller menschlichen Dinge genugsam entschuldigt.

Es ist wahr, es konnten einige Autoren sich über uns be-

Zu 31. Frankf. gel. Anz., Nr. CIV. Den 29. Dec. 1772.

Diese Nachrede ging nicht in die Werke über, und es kam erst durch „Goethe und Werther, herausg. v. A. Kestner" (1854), an den Tag, daß sie von Goethe verfaßt war, worauf zuerst Jahn in „Die Grenzboten", 1855. Nr. 5, hinwies. In dem 3ten Brief schreibt nämlich Goethe an Kestner: „Da ist's denn zu Ende, unser kritisches Streiten. In einer Nachrede bab' ich das Publikum und den Verleger mitinvurirt; laßt Euch aber nichts merken! Sie mögen's für Ernst nehmen. – Wollt Ihr auf's nächste halbe Jahr noch versuchen, so sind's zwei gewagte Gulden. Schreibt mir's!"

klagen. Die billigste Kritik ist schon Ungerechtigkeit: Jeder macht's nach Vermögen und Kräften und findet sein Publikum, wie er einen Buchhändler gefunden hat. Wir hoffen, diese Herren werden sich damit trösten und die Unbilligkeit verschmerzen, über die sie sich beschweren. Unsre Mitbrüder an der kritischen Innung hatten außer dem Handwerksneid noch einige andere Ursachen, uns öffentlich anzuschreien und heimlich zu necken. Wir trieben das Handwerk ein Bischen freier als sie und mit mehr Eifer. Die Gleichheit ist in allen Ständen der Grund der Ordnung und des Guten, und der Bäcker verdient Strafe, der Brezeln backt, wenn er nur Brod aufstellen sollte, sie mögen übrigens wohlschmecken, wem sie wollen.

Könnten wir nur auch diesen Trost ganz mit in das neue Jahr nehmen, daß wir dem Publike einigen Dienst erzeigt, wie es unser Wunsch gewesen, wir würden uns wegen des Uebrigen eher zufrieden geben. Allein auch von diesem ist uns mannichfaltiger Tadel und Klage zu Ohren gekommen, am Meisten über den Mangel je nothwendiger Deutlichkeit. Unsre Sprache, wir gestehen's gerne, ist nicht die ausgebildetste, wir haben uns über den Unfleiß, unsre Empfindungen und Gedanken auseinanderzuwickeln, uns noch mancher Nachlässigkeit im Stil schuldig gemacht, und das giebt ein so wälsches Ansehn, daß es uns von Herzen leid ist, vielen Personen Gelegenheit zum Unmuth gegeben zu haben, die bei dreimaliger Durchlesung dennoch nicht klug daraus werden können.

Das größte Uebel aber, das daher entsprungen, sind die Mißverständnisse, denen unsre Gedanken dadurch unterworfen worden. Wir wissen uns rein von allen bösen Absichten; doch hätten wir bedacht, daß über dunkle Stellen einer Schrift Tausende nicht denken mögen noch können, für die also Derjenige Lehrer und Führer ist, der Witz genug hat, dergleichen zu thun, als habe er verstanden, wir würden uns soviel möglich einer andern Schreibart befleißigt haben. Doch was lernt man in der Welt anders als durch Erfahrung!

Ebenso aufmerksam waren wir auf den Vorwurf, der uns wegen Mangel wahrer Gelehrsamkeit gemacht worden. Was wir wahre Gelehrsamkeit nennen, bildeten wir uns niemals ein zu besitzen; aber da ein geehrtes Publikum hierinne sonst sehr

Wegen der Mißverständnisse ist zu vergleichen, was Goethe in dem Zusatz zur Recension von „Meine Vorsätze" aussprach.

genügſam iſt, merken wir nun wol, daß es uns entweder an Geſchicke mangelt, mit Wenigem uns das gehörige Anſehn zu geben, oder daß wir doch von dem, was ſie gründlich nennen, einen nur unvollkommnen Begriff haben.

Allen dieſen Beſchwerden ſoviel möglich abzuhelfen, ſoll unſer eifrigſtes Beſtreben ſein, welches um ſoviel mehr erleichtert werden wird, da mit Ende dieſes Jahres diejenigen Recenſenten, über deren Arbeit die meiſte Klage geweſen, ein Ende ihres kritiſchen Lebens machen wollen. Sie ſagen: ſie ſeien vollkommen befriedigt, haben dieſes Jahr Mancherlei gelernt, und wünſchen, daß ihre Bemühungen auch ihren Leſern nicht ganz ohne Nutzen ſein mögen. Sie haben dabei erfahren, was das ſei, ſich dem Publikum communiciren wollen, mißverſtanden werden, und was dergleichen mehr iſt; indeſſen hoffen ſie doch manchen ſympathiſirenden Leſer gefunden zu haben, deſſen gutem Andenken ſie ſich hiermit empfehlen.

So leid uns nun auch dieſer Abſchied thut, ſo können wir doch dem Publike verſichern, daß es uns weder an guter Intention noch an Mitarbeitern fehlt, ihm unſre Blätter inskünftige immer brauchbarer zu machen.

Denen zu gefallen, die gern gleich wiſſen wollen, was an den höchſten Reichsgerichten anhängig gemacht werden, wird man auf jedem Blatte auf der letzten Seite das Eingegangene ohnverweilt mittheilen. Der Titel und Regiſter der in dieſem Bande angezeigten Schriften wird auch mit Nächſtem folgen.

Der Herausgeber.

Daß in den Recenſenten, welche Ende des Jahres ihrem kritiſchen Leben ein Ende machen wollten, auch Goethe gehörte, läßt ſich ſchon aus der Kaltvere abnehmen; er ſchrieb dies aber auch ausdrücklich an Reichard in dem Brief, der am 16. Decbr. 1772 in Wetzlar eingang. Indeſſen ſchmeichelte ſich der Verleger der Frankf. gel. Anzeigen, Reichard, beſage Briefs an Gädicke v. 1. deſſ. Mon. (Briefe an Gädicke, II. 138) damals noch, daß Goethe nicht zu den Zurücktretenden gehören werde. Er lieferte denn auch bis in den Auguſt nächſten Jahrs Beiträge.

Ein ſympathiſirender Leſer war Boie, der am 26. Januar 1773 — bis zu welchem Tag von Goethe nur die nächſte, ganz kurze Recenſion dieſes Jahres erſchienen war — an Merck ſchrieb: „Die Frankfurter Zeitung war mehr ſo oft mein Tadel: ich fand ſo oft meine dunklen Gedanken darin entwickelt und ſehr oft im Gefühl beſtimmt, das ich hatte und mir nicht erklären konnte. Anfangs dacht ich das angedrohte Abſtehen der Hauptverfaſſer nur für eine Wendung um beſto ſicherer hinter dem Vorhang urtheilen zu können — aber wie fand ich mich bald betrogen! Nie hat man vielleicht einen Hofbaiern Abfall geſehen, als die wenigen Blätter des neuen Jahres machen. Ich werde ſie nicht mehr leſen." (Briefe an J. H. Merck, herausgeg. von Wagner, 1835. S. 45.)

32.

Lustspiele ohne Heirathen, von dem Verfasser der empfindsamen Reisen durch Deutschland. Bei S. G. Zimmermann. Wittenberg und Zerbst 1773. 8.

Der gute Herr Präceptor, dem wir im abgewichenen Jahr eine ganz andere Beschäftigung auftrugen, als empfindsame Reisen zu schreiben, hat wirklich sein Thema geändert. Aber statt Handlanger zu sein, will er doch noch immer mitmeistern. Da steht er nun vor dem Theater und seufzt nach der Ehre, seine Rolle zu spielen; aber zum Unglück fehlt es ihm an Kenntniß, an Geschmack und Anstand. Ohne die Fackel des Homen hat er drei Lustspiele verfertigt. Das erste heißt: Die unschuldige Frau oder viel Lärmen um Nichts. Gutherzige Weiber mögen sich diesen Dialog zum Troste vorlesen lassen. Die Herrn Raufbolde finden in dem Duell in drei Aufzügen, welcher das zweite Lustspiel ohne Heirath ist, alle Regeln der Schlägerei in einem treuen Auszug. Das dritte Theatralstückchen ohne Heirath heißt: Der Würzkrämer und sein Sohn und soll eine Schulkomödie sein. Nun, da heirathet man sich ohne das nicht. Vielleicht hat ein wahres Geschichtchen dem Herrn Verfasser den Stoff zu diesem Auftritt gegeben, der aber so ohne alles Gewürz da angerichtet stehet, daß man schon beim ersten Anblick desselben genug hat.

33.

Beiträge zur deutschen Lektüre für Leser und Leserinnen. Leipzig, bei Büscheln. 8. 298 S.

Nachdem uns die geschäftigen Müßiggänger, die für geschäftige Müßiggänger arbeiten, bald aufs Kanapee, bald auf den Großvaterstuhl, bald in den Abendstunden, bald bei der Mittags-

Zu 32. Frankf. gel. Anz., Nr. V. Den 15. Jan. 1773.
Als Verfasser der Empfindsamen Reisen ist oben Schummel genannt.

Zu 33. Frankf. gel. Anz., Nr. XXIV. Den 16. Febr. 1773.
Die angeführten Arbeiten der Müßiggänger zielen alle auf bestimmte Schriften, wie z. B.: „Das Vergnügen auf dem Kanapee", Leipzig 1771 ff.;

ruhe verfolgt haben, nachdem wir Land- und Stadtbibliotheken, Jahrszeitreiſen, Tagreiſen, Brunnenreiſen genug bekommen haben, ſo war kein Rath mehr übrig, als gegenwärtige Sammlung unter dem allgemeinen Vorwande der Lektüre unterzubringen. Sollten wir eine Stellung vorſchlagen, in welcher man dieſe Beiträge leſen könnte, ſo wäre es ſtehend, und zwar auf einem Beine; denn ſo würde man mit eben der Geſchwindigkeit leſen, mit welcher der Verfaſſer gearbeitet hat. Das Modewort Lektüre heißt ohnedem weiter nichts als ebenſo gedankenlos blättern, wie die Taglöhner der Buchhändler fabriciren. Der größte Theil dieſer Beiträge ſind, wie gewöhnlich, Ueberſetzungen und zwar aus allen Zungen. Vornehmlich hat ſich Prior ſehr oft müſſen mißhandeln laſſen. Den Herrn Verleger und übrige Freunde des Herrn Verfaſſers erſuchen wir, blos die Ueberſetzung der Kirchhofselegie mit denen beiden proſaiſchen Ueberſetzungen, die man ſchon davon hatte, zu vergleichen. Und wozu eine neue proſaiſche, da wir die vortreffliche poetiſche von Gotter haben? Am Chaucer (S. 129) hätte ſich der Verfaſſer auch nicht verſündigen ſollen, da Schiebeler ſchon dies Stück überſetzt hatte. Seine eigenen proſaiſchen Zuſammenſchmierungen haben wir nicht ausleſen können; nur ſo viel erinnern wir uns davon, daß er gelegentlich die vermederte Wochenſchrift von Mylius, den Freigeiſt, erhebt. Die Verſe ſind ungefähr von folgendem Kaliber:

Holde Nacht,
Unbewacht
Laß mich Deinen Vortheil kennen!
Stelle mir
Lebhaft für,
Was die Liebe macht!
Laß mich frei mit Phyllis ſcherzen
Und ſie alsdann feurig herzen,
Eh der Neid erwacht.

„Abendſtunden in lehrreichen und anmuthigen Erzählungen", Breslau 1760 – 1764; „Landbibliothek zu einem angenehmen und lehrreichen Zeitvertreibe", Leipzig 1760—1778; „Die Winterreiſe, Gedicht von Jacobi", 1769; „Die Sommerreiſe von Jacobi", 1770; „die Tagreiſe", Leipzig, Hilſcher 1770. Auch die geſchäftigen Müßiggänger ſind nicht beziehungslos; ſo hieß ein Luſtſpiel von C. Schlegel.

Gray's „Elegy, written in a Country-church-yard," hatte Gotter unter der Ueberſchrift „Der Dorfkirchhof" 1771 überſetzt.

„Der Freigeiſt" erſchien nur 1745.

Sehr fleißig sind Gedichte aus Müller's Versuchen eingerückt, der einmal über das andere ein großer Mann gescholten wird. Endlich macht uns die Vorrede die angenehme Hoffnung zu einem zweiten Theile.

34.

Theatralalmanach für das Jahr 1773, verfaſſet von einigen Liebhabern der deutſchen Schaubühne, zu finden Wien in dem Kaiſerl. Königl. priv. Realzeitungscomptoir. Zweiter Theil. 12. 195 S.

So lang' der Philoſoph kein Lampeduſe findet, wo ihn die unverfälſchte Natur in Schauſpielen und Schauſpielern ergetzt, ſo lang' wird er ſich begnügen, das rohe Poſſenſpiel des täglichen Lebens zu betrachten, und aus dem Theater bleiben. So lange insbeſondere die deutſche Bühne dem Eigenſinne eines tauſendköpfigten und ungebildeten Publikums und dem Muthwillen der Schreiber- und Ueberſetzerzunft ausgeſetzt bleibt, ſo lang' in ganz Deutſchland nur ein tragiſcher Schauſpieler, nur eine tragiſche Schauſpielerin exiſtirt, ſo lange die Gebler, die Stephanie ſchreiben dürfen und gelobt werden — wer wird es dem Philoſophen verdenken, wenn er lieber wie mancher Bramine den ganzen Tag in einer Poſitur unthätig ſäße, als

---

„Verſuch in Gedichten" (1755), vom Bürgermeiſter Müller zu Leipzig.

Zu 34. Frankf. gel. Anz. Nr. XXIX. Den 9. Apr. 1773.

Herausgeber des Almanachs waren Henfeld und Klemm. — Lampeduſe, ein kleines fruchtbares, aber unbewohntes Eiland zwiſchen Malta und Afrika, wurde von Diderot als ein ideales Schauſpielerland in dem Geſpräche Dorval et moi, welches Le fils naturel angehängt iſt, erwähnt. Wieland, der auch ſonſt darauf als einen glückſeligen Aufenthalt anſpielt, verlegte dahin den Schauplatz eines Gedichts: ‚Clelia und Sinibald, oder die Bevölkerung von Lampeduſe" (1783). Was Goethe insbeſondere veranlaßt haben mochte, hier auf Lampeduſe zu verweiſen, wird am Schluſſe bemerkt werden.

Der eine tragiſche Schauſpieler Deutſchlands: Echof; die eine tragiſche Schauſpielerin: die Henſel, nachmalige Sepler.

Bühnenſtücke des Freiherrn v. Gebler nennt Goethe im XXIII. Buch von ‚Dichtung und Wahrheit" unter denjenigen, welche wie die von Stephanie den Begriff der mittlern und untern Stände zu gemüthlicher Anſchauung gebracht und das große Publikum entzückt hätten.

sich in den Schauplatz erdübe! Aber um der Philosophen allein Bühnen zu unterhalten, die nur Stücke von Shakespeare, Ugolinos und Hermannsschlachten und von Schauspielern aufgeführt wissen wollen, wie sie sich die griechischen und britischen denken, möchte vor dem Jahr 2440 unthunlich sein. Also laßt uns zufrieden sein, daß wir noch ein Theater haben, daß wir wenigstens nicht rückwärts gehen, wenn wir — wie in allen menschlichen Künsten — nur unmerklich vorwärts gegangen sind! Laßt uns jede, auch die unerheblichste Nachricht vom Zustande der deutschen Bühne — über den sogar ein Universalalmanach zu wünschen wäre — aus Patriotismus nicht verachten! Laßt uns zufrieden sein, daß an einem Orte, wo vor Kurzem noch Barbarei herrschte, itzt jährlich zwei Theaterkalender erscheinen können. Den einen, welcher den Titel „genauer Nachrichten" führt, haben wir dieses Jahr schon angezeigt. Der Verfasser derselben, Herr Müller, der sich auch die Ehre des ersten Gedankens anmaßt, hat Vieles vor den Almanachverfassern voraus. Beide sind für Auswärtige gute historische Quellen, wenn sie schon zu einer eigentlichen Geschichte nicht hinreichen. Sie geben uns blos summarische Anzeigen (die seichten Räsonnements im Theateralmanach sollten ganz wegbleiben!), und man darf daher keine pragmatische Entwickelung der Ursachen, keine philosophische Charakterisirung suchen, sondern sich begnügen, die Sachen in einer gewissen Ordnung übersehen zu können. — Der diesmalige erste Artikel im Almanach ist aus dem guten Gedanken entstanden, die zerstreuten Bemerkungen über die dramatische Kunst zu sammeln. Wenn die Sammlung eine Quintessenz aus der Menge dramatischer Blätter wäre, die seit vier Jahren in Deutschland herumfliegen, oder aus Büchern gezogen wäre, wo man dergleichen Bemerkungen nicht suchte, so wäre sie löblich; aber aus einem so bekannten Bucke wie Sulzer's Theorie fast fünf Bogen abdrucken lassen, das heißt den Käufer ums Geld bringen, zumal da keine Artikel im Sulzer mehr benutzt werden können als die dramatischen. — Der Artikel über die italienischen Schauspiele hat uns am Besten gefallen. Die vortrefflichen Tonkünstler werden mit Recht bedauert, die solche

„Ugolino" — von Gerstenberg; „Die Hermannsschlacht" — von Klopstock.

Einen Universalalmanach über den Zustand der deutschen Bühne gab von 1775 an Reichard in Gotha unter dem Titel „Theaterkalender" heraus.

Den Reim-Kollegen.

Möchte gern lustig zu Euch treten;
Ihr macht mir's sauer und wißt nicht wie.
Giebt's denn einen modernen Poeten
Ohne Heautontimorumenie? *) [1])

Wer hätte auf deutsche Blätter Acht,**)
Morgens, Mittag, Abend und Mitternacht,
Der wär' um alle seine Zeit gebracht,
Hätte weder Stunde, noch Tag, noch Nacht,
Und wär' ums ganze Jahr gebracht;
Das hätt' ich ihm gar sehr verdacht.

Was reimt der Junge, der Franzos,***)
Uns alte Herren zu belehren!
Die Zeit ist wie der Teufel los,
Die weiß allein uns zu bekehren. [1])

Seid Ihr verrückt? Was fällt Euch ein,
Den alten Faustus zu verneinen!
Der Teufelskerl muß eine Welt sein,
Dergleichen Widerwärt'ges†) zu vereinen. [1])

*) „Selbstquälerei," nach der Komödie des Menander *'O ἑαυτὸν τιμωρούμενος*, der sich an sich selbst Rächende. Gegen die durch Shelley und Byron inaugurirte Poesie des sogenannten Weltschmerzes gerichtet, wie früher das Gedicht „Reichenschaft" (I, 88) gegen mattherziges „Aechzen und Krächzen." — L.

**) Zuerst gedruckt im Wendt'schen Musenalmanach für 1831, S. 254. — Auch sonst (Sprüche in Prosa, I. Abth. „Für das größte Unheil unserer Zeit" rc.) polemisirt Goethe gegen das Ueberhandnehmen der belletristischen Journale, die sich nach allen Tageszeiten nannten und somit den ganzen Tag für sich in Anspruch zu nehmen schienen. Siehe Hauff (Werke. Bd. IX. unit. Ausg. S. 65): „Man hat jetzt Morgen-, Mittag-, Abend- und Mitternachtsblätter." Darunter sind zu verstehen: 1. das Cotta'sche Morgenblatt vom Jahre 1807 bis 1866; 2. das Hannöver'sche Mittagblatt von Schlz, 1826 und 1827; 3. die Dresdener Abendzeitung von Th. Hell und Fr. Kind, von 1805 bis 1828; 4. das Müllner'sche Mitternachtsblatt, 1826 bis 1829, später unter dem Titel Mitternachtszeitung. Hiernach ist die Entstehungszeit der Ironie frühestens das Jahr 1826. — L.

***) Impromptu vom 11. Juli 1824, als man Goethe veranlassen wollte, die „Roses du vieillards" von Casimir Delavigne (geb. 1791), über den er später ziemlich genug urtheilte, zu lesen. — Vgl. Riemer's Mittheilungen II, 637.

†) Unter dem „Widerwärtigen" sind wol der zum Theil barbarische Stoff, die Teufeleien, die Hexenscene, die Walpurgisnächte u. dgl. zu verstehen. Doch ist diese Auslegung zweifelhaft. — L.

[1]) Zuerst mitgetheilt in der Ausgabe von 1853.

ungas canoras bearbeiten müssen. „Es sind niederländer Spitzen auf Sackleinwand genäht; man besetze sie noch so häufig damit, der Boden bleibt immer Sackleinwand." — Leider erhalten wir diesmal nur einen einsigen Plan von einem Royerrischen Ballette. — Mit Freuden lesen wir, daß die französischen Schauspieler endlich ganz fortgeschickt werden:

— — Du lächelst,
Muse, der gaukelnden Aterschwester,
Die in den goldnen Sälen Lutetiens
Ihr Liedchen klimpert.

Aber immer ist noch nur dreimal deutsches Schauspiel und dreimal Opera buffa. — Wenn die Verfasser nicht gewohnt wären, den Mund meist ein Wenig voll zu nehmen, so würden wir es glauben, daß der Tod der Demoiselle Delphin für das Ballet ein unersetzlicher Verlust sei. Sie soll das bewundernswürdigste Subject geweien sein, das je in Europa für das Große und Ernsthafte erschienen. — Das Verzeichniß der deutschen Theatraldichter, das ist aller Derer, die sich mit dreister Faust ans Drama wagen, ist dermalen sehr verbessert. Wir begreifen aber nicht, wie man Herrn Romanus vergessen können, der doch im vorjährigen Kalender stand. Derschau hat ja auch einen „Dreß und Pylades" geschrieben. Hudemann ist, dem Himmel sei Dank! längst todt. Herrn Pfeufer's fruchtbare Feder hat uns weit mehr gegeben als „Karl und Eleonore"; z. B. „Bendelino". Scheibe ist auch der Uebersetzer von den Lustspielen der Biebl. Sturzens Amt konnten die Verfasser aus den politischen Zeitungen wissen. Die einheimischen Theatraldichter haben diesmal einen besondern Abschnitt bekommen. Das Verzeichniß der aufgeführten Stücke belehrt uns: daß man immer noch wenig Trauerspiele, besonders wenn sie in Versen geschrieben sind, hingegen allen Wust von Dramen gern sehe, so schlecht sie auch zusammengeleimt sein mögen; daß man einerlei Stück zu Wien öfters als an andern Orten wiederholen könne; daß man sehr auf die Menge der Personen

Das Ballet von Royerre war „Iphigenia in Tauris".
Romanus lest in der Literatur hauptsächlich durch Lessing's Besprechung seiner Bearbeitung der „Brüder" des Terenz fort, deren auch Goethe im Brief an Schiller v. 30. Dec. 1795 gedenkt.
Derschau's „Dreß und Pylades" erschien 1747.

(S. 147) sehe, wenn es auch achtzehn Kinder sein sollten; daß man sogar anfange, sich an Shakespeare zu versündigen. Die erbärmlichen eingestreuten Urtheile rathen wir Jedem zu überschlagen. Ueber Stücke wie „Emilia Galotti" wissen die Herrn nichts auszurufen, als: „Wen hat es nicht entzückt!" Gebler's Lob rauscht uns auf allen Seiten so sehr in die Ohren, so daß die Verfasser selbst zu den posaunenden Theatralkrempetern gehören, deren sie S. 179 spotten. Die Männerchen unter Herrn Schrach's Fahne scheinen den Verfassern gar große Riesen. In Weißens „Haushälterin" soll zu viel Locales sein. Sie können nicht begreifen, wie man „Romeo und Julie" so sehr habe bewundern können, da sie doch bekennen, daß ihnen eine Julie gefehlt habe; ja, man hat es sogar mit einem fünften Acte von Wiener Fabrik und mit fröhlichem Ausgange gespielt! Von Zeit zu Zeit geschehen versteckte Ausfälle auf den Herrn von Sonnenfels. Wer da endlich noch nicht wüßte, daß die Herrn Heufeld und Klemm, wovon sich Ersterer in Kupfer stechen lassen, dieses par nobile, die Hauptverfasser wären, so dürfte er nur den allerliebsten Ausdruck S. 162 bemerken: die Geschichte der Fräulein von Sternheim sei genothzüchtiget werden. Das Register der Schauspieler erinnerte uns von Neuem an die Ungerechtigkeiten, die Madame Hensel zu Wien erfahren müssen, und die mit Recht geflohen hat

das undankbare Land,
Wo Kaltsinn und Kabale wohnen.

Die Männerchen unter Schrach's Fahne sind wol die Mitarbeiter an seinem „Magazin teutscher Kritik".

Daß auch Goethe Weiße's „Romeo und Julia" bewunderte, namentlich wenn die Schulze die Julia spielte, erzählt er auch in dem Aufsatz „Leipziger Theater 1768".

Par nobile fratrum nach Horaz (II. Sat., III. 243).

Gerter's „Epistel an Madame Hensel" schließt:

Auf! flieh ein undankbares Land,
Wo Kaltsinn und Kabale wohnen,
Entflieh an Teutschlands Damen's Hand
Nach freundlichern, heitlichern Zonen!
Flieh mit ihm hin ins Himmelreich
Von jeder Weisheit, jeder Muse,
Flieh mit ihm hin nach Lampedusa!
Den nächsten Lenz besuch' ich Euch.

Auch „Lampedusa" hat Goethen den Anfang dieser Recension eingegeben.

35.

Johann Jakob Moser's, Königlich Dänischen Etatsraths, neueste kleine Staatsschriften. Bei Metzler. Frankfurt und Leipzig 1772. 8. 20 Bogen.

Unsere Leser werden diese vortreffliche Sammlung einiger kleinen Abhandlungen aus dem deutschen Staatsrechte schon aus der ersten Auflage kennen, die im Jahre 1768 erschien und die hier völlig unverändert geblieben ist. Wir wollen sie nur daran erinnern, daß die Ausführung des päpstlichen Entscheidungsrechts in zwiespaltigen Wahlen geistlicher Reichsfürsten, welche gegen Herrn Pestel's bekannte Schrift gerichtet ist und gleich bei ihrer ersten Erscheinung begierig aufgesucht wurde, und dann der unmaßgebliche Vorschlag wegen Verfertigung einer Reichsfusalmatrikul, der wegen der mühsamen Ausarbeitung dem berühmten Verfasser so viel Ehre gemacht hat, darinnen enthalten seien. Die übrigen Abhandlungen betreffen bekanntlich das Recht, die Besteurungsart zu bestimmen und abzuändern, eine Nachricht vom geistlichen Gut im Württembergischen und die Verbindlichkeit landesherrlicher den Landständen ertheilten Resolutionen. Da das Buch schon bei seiner ersten Ausgabe in mehrern Journalen, z. B. in der Allgemeinen deutschen Bibliothek, im Anhang zu den zwölf ersten Bänden, S. 797 u. f., längst angezeigt und gerühmt worden ist, so würde es ein schlechtes Kompliment für unsere Leser sein, wenn wir ihnen den Werth desselben erst noch anpreisen wollten, und wir würden auch nicht einmal so viel davon gesagt haben, wenn nicht der Herr Auszugsmacher in dem 17. Stück der Gelehrten Zeitung von Frankfurt an der Oder es als eine neue Schrift angesehen und sich die Mühe genommen hätte, dem Publikum den Inhalt eines Buchs weitläuftig vorzuzählen, welches das Publikum schon vor fünf Jahren besser als jener unwissende Recensent gekannt und genutzt hat. Bei dem gräulichen Zustande unserer lieben Zeitungskritik hat noch das Abenteuer

Zu 35. Frankf. gel. Anz., Nr. XXX. Den 13. Apr. 1772.

Die Reichsfusalmatrikul ist ein Verzeichniß der zur Reichsstandschaft Berechtigten.

gefehlt, daß Leute ohne alle literarische Kenntnisse sich zu Kunstrichtern aufwerfen; und — Dank sei es der Hausen'schen Zeitungsfabrik! — das hätten wir doch nun erlebt.

36.

Robert Wood's Versuch über das Originalgenie des Homer. Aus dem Englischen. Frankfurt am Main. In der Andreä'schen Buchhandlung. 8. 314 S.

Außer der britischen besitzt keine der jetzigen europäischen Nationen den Enthusiasmus für die Ueberbleibsel des Alterthums, der weder Kosten noch Mühe scheut, um sie wo möglich in ihrem völligen Glanze wiederherzustellen. Wenn neulich der französische Kaufmann Guys die alten und neuern Griechen verglich, so war dies nur eine spielende Unterhaltung gegen das Verdienst, das sich Wood um den Homer erworben hat. In das Genie dieses Dichtervatriarchen einzudringen, können uns weder Aristoteles noch Bossu Dienste leisten. Vergeblich

---

Zu 36. Frankf. gel. Anz., Nr. XXXIII. Den 29. Apr. 1773.

Welchen Eindruck Wood's Essay on the Original genius and writings of Homer auf Goethe gemacht, geht aus seiner Aeußerung im XII. Buch von „Dichtung und Wahrheit" hervor, wo er sagt: „Was mehrere Reisende zu Aufklärung der heiligen Schriften gethan, leisteten andere für den Homer. Durch Guys ward man eingeleitet, Wood gab der Sache den Schwung. Eine Göttinger Recension des anfangs sehr seltenen Originals machte uns mit der Absicht bekannt und belehrte uns, wie weit sie ausgeführt worden. Wir sahen nun nicht mehr in jenen Gedichten ein angestammtes und aufgenöthigtes Heldenwesen, sondern die abgewiegelte Mahrheit einer uralten Gegenwart und suchten uns dieselbe möglichst herauszuschen. Zwar wollte uns zu gleicher Zeit nicht völlig in den Sinn, wenn behauptet wurde, daß, um die Homerischen Naturen recht zu verstehen, man sich mit den wilden Völkern und ihren Sitten bekannt machen müsse, wie sie uns die Reisebeschreiber der neuen Welten schildern; denn es ließ sich doch nicht leugnen, daß sowol Europäer als Asiaten in den Homerischen Gedichten schon auf einem hohen Grade der Cultur dargestellt worden, vielleicht auf einem höhern, als die Zeiten des Trojanischen Kriegs machten genossen haben. Aber jene Maxime war doch mit dem herrschenden Naturbekenntniß übereinstimmend, und insofern mochten wir sie gelten lassen."

Guys' Werk war 1772 übersetzt erschienen unter dem Titel: „Literarische Reise nach Griechenland, oder Briefe über die alten und neuern Griechen, nebst einer Vergleichung ihrer Sitten".

Von Bossu gehört hierher: Traité sur le poeme epique; von Blair: Critical Dissertation on the poem of Ossian (1763).

würde man daher hier den Regelkram suchen, den Blair zur Erläuterung des Ossian und eine Dame zur Apologie des Shakespeare angewendet haben. Wenn man das Originelle des Homer bewundern will, so muß man sich lebhaft überzeugen, wie er sich und der Mutter Natur Alles zu danken gehabt habe. Ohne die genaueste Kenntniß aber der Zeiten und des Orts, wo er gesungen, wird dies nie möglich sein. Die Zeiten muß man, da uns außerdem keine Denkmale davon übrig geblieben, aus ihm selbst und den Ort durch Reisen kennen lernen. Beides hat die große Schaar seiner Ausleger bisher ganz vernachlässigt. Wood studirte seinen Homer mit philosophischen Augen und stellte hierauf mehr dann eine Reise in die Gegenden an, die durch die Ilias und Odyssee berühmt geworden und deren physikalische Lage im Ganzen unverändert geblieben ist. Er war Einer von der Reisegesellschaft, die sich aus den Ruinen von Balbek und Palmyra ein unvergängliches Denkmal errichtet hat. Er weihte dem Studium des Homer den größten Theil seines Lebens, das leider schon geendigt ist. Was wir hier davon lesen, sind nur Bruchstücke eines allgemeinen Kommentars, den er über den Vater der Dichter schreiben wollte und der einzig in seiner Art geworden wäre. Der Mangel einer wohlüberdachten Ordnung, viele Lücken und die öftern Fingerzeige auf ein künftiges ausgearbeiteteres Werk geben der Abhandlung das Ansehen des Unvollendeten. Indessen sind es die schätzbarsten Fragmente, die uns den Verlust des Hauptwerks bedauern machen, wenn nicht der Erbe des Verfassers, Herr Bryant, es unter seiner Verlassenschaft geendigt gefunden hat. Mit den scharfsichtigsten Blicken dringt er durch die Nebel eines so fernen Abstandes bis zur eigentlichen Kultur des Homerischen Zeitalters hindurch und lehrt es uns aus dem philosophischen Standpunkte der Geschichte der Menschheit betrachten. Man sehe zur Probe die Betrachtungen über die damalige Schifffahrt und über die Bildung der griechischen Sprache nach! Die Unwissenheit in diesen Dingen hat unzählige elende Beurtheilungen erzeugt, die leider noch vor Kurzem in gewissen zu Wien herausgekommenen Anmerkungen über die Ilias wiederholt worden sind. Wood's Lokaleinsichten haben ihn zum Beispiel in den Stand gesetzt, über die Homerischen Maschinen ein neues Licht zu verbreiten, die Fehler der Pope'schen Karte auseinanderzusetzen,

Pope übersetzte den Homer und fügte seiner Uebersetzung eine Karte bei.

die berühmte Streitfrage über die Entfernung der Insel Pharus vom Lande zu entscheiden u. s. w. — Auch Virgil's Genie wird bei mehreren Gelegenheiten fürtrefflich detaillirt. Selbst in so kühnen Muthmaßungen, in die sich der geschäftige Geist des Verfassers verliert, als die über Homer's Vaterland, über die Chronologie der Homerischen Epoche und dergleichen sind, muß man in ihm den Denker bewundern, wenn man ihm auch nicht ganz beipflichten kann. Aus dem Buche herausgerissen, muß es eine stolze Behauptung scheinen, wenn er sagt, daß selbst die Alten ihren Homer nicht so lokal und temporell studirt haben, als es sich gehört. Liest man aber das ganze Buch selbst, so wird man einräumen, daß die kritischen Betrachtungen, die uns von den Alten über den Homer übrig geblieben sind, wirklich tief unter den Aussichten stehen, die uns Wood eröffnet. Zur Ehre des Alterthums wollen wir indessen muthmaßen, daß ihre besten Untersuchungen über den Homer ein Raub der Zeit geworden sind.

Wood ließ seine Schrift 1769 nur als Manuskript für Freunde drucken. Als ein Geschenk kam sie nach Göttingen, wo sie Herr Heyne ausführlich beurtheilte, dessen Recension hier der Vorrede des Uebersetzers eingeschaltet worden ist. Das Heynische Lob und die Seltenheit des Werks reizte manche Übersetzungsbegierige Hand, darnach zu trachten; aber alle Versuche waren vergebens. Herr Michaelis, der Besitzer jenes einzigen Exemplars in Deutschland, suchte in allen seinen Schriften die Verleger zu locken, um es dem Meistbietenden zu verhandeln. Wie der gegenwärtige Uebersetzer es habhaft geworden sei, hat er nicht für gut befunden, zu entdecken. — Druck und Papier machen der Andreä'schen Buchhandlung Ehre.

Pharus erwähnt Homer in der Odyssee (IV. 354 ff.), wo er sie eine Tagefahrt von Aegyptus entfernt angiebt; im Laufe der Jahre kam sie dem Festlande näher, und später wurde sie sogar durch einen Damm damit verbunden.

37.

Predigten über das Buch Jonas von Johann Kaspar Lavater, gehalten in der Kirche am Waisenhause. Winterthur 1773. Die erste Hälfte. gr. 8. 254 S.

Jedes große Genie hat seinen eignen Gang, seinen eignen Ausdruck, seinen eignen Ton, sein eignes System und sogar sein eignes Kostüm. Wenn das nicht wahr wäre, so müßten wir unsern Lavater für die allerseltsamste Erscheinung von der Welt halten. Wir müßten bei Betrachtungen einer Lavaterischen Schrift mit der andern den seltsamsten Kontrast, und selbst in einer und derselben Schrift die wunderbarste Vermischung von Stärke und Schwäche des Geistes, von Schwung und Tiefe der Gedanken, von reiner Philosophie und trüber Schwärmerei, von Edeln und Lächerlichen zu erblicken glauben. Allein der Recensent hat diesen Mann seit einiger Zeit genauer studirt und würde sich nun der Sünde fürchten, dieses Urtheil über ihn zu fällen. Jener Kontrast ist blos scheinbar — so wie überhaupt der Begriff von dem, was man Kontrast nennt, eigentlich nur relativ ist. Denn eigentlich nennen wir Alles so, was dem gemeinen Haufen der Menschen auf und neben einander gestellt lächerlich und abgeschmackt vorkommt.

Zu 37. Frankf. gel. Anz., Nr. XXXVII. Den 7. Mai 1773.

Goethe sagt in den „Annalen" von 1815: er habe auch den Frankfurter gelehrten Anzeigen diejenigen Recensionen zuzuschreiben, welche zum ganz oder zum Theil gehörten. Die obige ist eine der letzteren; denn sie ist ursprünglich von Merck verfaßt. Dieser schreibt darüber Wintherthur an 13. April 1773: „Ich besinne mich und mache ein Päckel Lavater's Predigten über Jonas; sobald als möglich!" Und am 8. des folg. Monats: „Daß ein Bischen Kapuzt beim Jonas mit untergelaufen, gesteht ja mir Ihrem Verweisen und Ihrer Einbildung. Sie sollen Ohrige bleiben, mein Theurer; aber ich bin in Frankfurt, wo die Häute gegerbt werden. — — Den Fehler im Jonas hatte ich schon gesehen und bin bis über die Ohren roth geworden. Schon hat Lavater das Blatt; desto mehr Kränck möcht' erhalten an Bahrdt, II. 137, 161 f. — Der „Fehler" bezieht sich jedenfalls auf die Auslassung des Wortes „Christ" hinter „Reichsangelegenheiten", was auch in der Ausgabe letzter Hand und in der vierzighändigen Ausgabe von 1840 ꝛc. ausgefallen ist, obwol der Druckfehler schon in Nr. XXXIX der Frankf. gel. Anz. berichtigt wurde. Von Goethe rühren jedenfalls der Eingang und einige darauf bezügliche Stellen her. — In den „Leiden des jungen Werther", und zwar in dem Stück vom 1. Juli findet sich zu der Stelle: „ich habe noch nie gehört, daß man gegen die böse Kunst von Predigtstühle geeifert habe," unterm Text die Anmerkung: „Wir haben nun von Lavater eine treffliche Predigt darüber unter denen über das Buch Jonas."

Ist aber jedes große Genie zugleich Original, hat es seiner Natur nach seinen eignen Gang, sein eignes Kostüm, wie wir oben sagten, so ist das in Beziehung auf ihn nicht mehr Kontrast, und der Zuschauer muß seine Weise mit Ehrerbietigkeit betrachten, ohne sich unterfangen zu wollen, jeden Schritt desselben nach dem gemeinen Maaßstabe zu beurtheilen. Er muß, was ihm ungewöhnlich ist, mit abgewandten Blicken vorbeilassen, oder, wenn er so demüthig sein kann, anstaunen — und so wenig er begreifen kann, wie der Mann darauf kam, dennoch damit sich beruhigen, daß er zu sich selbst sage: So denkt, so spricht nur — ein Lavater! Und also nun kein Wort weiter von dem, was ein anderer Recensent vielleicht würde gerügt haben.

Herr Lavater hat diese Predigten seinem durch mancherlei Demüthigungen bewährten lieben Freund und Bruder Hasenkamp, Rektor am Gymnasium zu Duisburg, zugeeignet und uns von ungefähr einen Fingerzeig auf die Ungründlichkeit mancher Urtheile von seiner Denkart gegeben, den wir nicht unbemerkt lassen können: „Menschlichkeit auszubreiten, lieber Freund, Menschlichkeit, diese erste und letzte Menschentugend, ist einer meiner Hauptzwecke bei diesen Predigten. Dies, lieber Bruder, sei Dir ein Wink! Herzlich gern möchte ich mich noch länger über wichtige Reichsangelegenheiten Christi mit Dir unterhalten (so denkt, so spricht nur — ein Lavater! also nur geduldig darüber hin, lieber Leser!); aber ich kann es nicht. Ich sage also nur noch: Sei weise, sei ein Mann! — — widersetze Dich ferner, lieber Bruder, mit Weisheit, Sanftmuth und leuchtender Stärke des Geistes und Herzens den beiden großen Feinden der Wahrheit und Tugend — ich meine das emporbrausende christusleere Christenthum auf der einen, und die vernunftlose Schwärmerei auf der andern Seite." Sprich, lieber Leser, ob unser Lavater nicht fürtreflich denkt! Aber, sprich, ob es nicht höchst wünschenswürdig wäre, daß man beide diese Feinde besser kennen lernte, als sie die Meisten kennen? Denn wie Viele wissen die große Frage richtig zu beantworten: Was heißt christusleeres Christenthum? was vernunftlose Schwärmerei? welches sind ihre Grenzlinien, welche die Malzeichen des Thiers? Möchte sie doch einst ein Lavater beantworten!

Die erste der Predigten handelt von der Allgemeinheit der göttlichen Fürsehung. Bern erzählt Herr Lavater schön und ungekünstelt den sonderbaren Ruf des Jonas aus

der Geschichte des Textes; wobei wir uns doch gewundert haben, wie Herr Lavater sagen konnte: „Das ist schwer zu begreifen — daß er auf dem tollen Einfall gerieth, vor dem Angesichte des Herrn zu fliehen und seiner allgegenwärtigen Hand gleichsam zu entlaufen," da doch die Anmerkung so alt als richtig ist, welche die besten Ausleger zu Ablehnung dieses Vorwurfs gemacht haben, daß ein allgemeines Nationalvorurtheil bei den Juden war, als ob (פְּנֵי יְיָ) das Angesicht Gottes nur über die Juden leuchte; das heißt, daß Gott nur unter seinem Volke seine Spezialprovidenz durch unmittelbare Offenbarungen und andere besondere Wirkungen äußere, ja, daß er sich um die Heiden gar nicht bekümmere und sie seiner Vorsorge würdige. Ohnfehlbar hatte auch Jonas den Gedanken, wenn er nur Gott (wie man sagt) aus dem Gesichte, das heißt aus Palästina wäre, so würde er von so unangenehmen Aufträgen nichts weiter zu befürchten haben. — Und läßt nicht selbst der ehrliche Charakter des Jonas, den Herr Lavater in der Folge rühmt, jeden nachdenkenden Leser vermuthen, daß eine solche durch ein allgemeines Vorurtheil gestimmte Schwachheit bei dieser Flucht zum Grunde müsse gelegen haben? S. 22 ist der Gedanke: „Mir scheint unter allen (heiligen Verfassern) keiner so ganz ausdrücklich, so ganz durchaus und mit dem größten Fleiße dies (nämlich die allwaltende Fürsehung Gottes glaubwürdig und so viel wie möglich handgreiflich zu machen) immer vor dem Auge gehabt zu haben, — wie der Verfasser dieses Buchs," ohnfehlbar etwas übertrieben. Wir dürfen Herrn Lavater nur an das Buch Hiob erinnern, um seine Beistimmung zu erhalten. Im Buch Hiob ist ohnfehlbar der Satz: „Gottes Fürsehung ist unergründlich — aber doch immer durch den Ausgang groß und bewundernswürdig," die offenbare Hauptabsicht des Verfassers gewesen, so wie ich glaube, daß im Buche Jonas der Zweck war, obgedachtes jüdisches Vorurtheil zu widerlegen und zu zeigen, daß sich Gottes Fürsehung auch auf die Heiden erstrecke. Der Gedanke: Die Stimme der Fürsehung ist die Stimme Gottes, den Herr Lavater S. 64 u. f. ausführt, ist seit jeher auch der Lieblingsgedanke des Recensenten gewesen, und er hat sich immer wohl dabei befunden. Kurz, wir haben alle Predigten dieses ersten Bandes mit Vergnügen und mit warmer Hochachtung für den Verfasser gelesen und empfehlen sie unsern Lesern aus Ueberzeugung. — Noch sind die Rubriken von den übrigen anzuzeigen. Zweite Predigt: Das

Fehlerhafte in dem Betragen Jonas'. Dritte: Das Gute in dem Betragen Jonas'. Vierte: Die Schiffgefährten Jonas'. Fünfte: Jonas in und außer dem Walfische. Sechste: Unwandelbarkeit der göttlichen Güte. Siebente: Vorbereitungspredigt auf den Communionstag vor dem Bettag.

38.

Die Lieder Sined's des Barden, mit Vorbericht und Anmerkungen von M. Denis, aus der Gesellschaft Jesu. Bei Trattnern. Wien 1773. 8. 290 S. ohne Vorbericht.

Seitdem schon Manches gründlich gegen unsre Bardenpoesie erinnert worden, haben es sich die kleinen Kunstrichterchen in Deutschland zur Regel gemacht, über alle Barden nach ihrem Belieben zu schmähen, und der wahre Kenner des Guten wagt es kaum, auch seine Gedanken zu sagen, und tritt dann wieder ab. Wir sind wider die Bardenpoesie nicht eingenommen. Rechtschaffenheit und Patriotismus wird in diesem oder dem Tone der Gleimischen Kriegslieder am Besten verbreitet, und der Dichter selbst sezt sich lieber in die Zeiten der Unschuld in den Sitten und der starken Heldengesinnung zurück, als daß er unsre tändelnde Zeiten besänge. Wo sind denn die schöne Thaten, die ein deutscher Ossian in unsern Zeiten besingen könnte, nachdem wir unsern Nachbarn, den Franzosen, unser ganzes Herz eingeräumt haben? Einem Patrioten singt kein Dichter in diesem Tone fremd, und antike griechische Schilderungen, mit deutschen Sitten verbrämt, sind doch ja wol eben der Fehler oder wol ein größerer, als Bardenpoesie in unserm Zeitalter. Wenn Tugend und Rechtschaffenheit statt der Kabale und der Laster unsers Jahrhunderts, statt der Bosheit der Priester und unsers Volkes wieder einmal die Oberhand gewinnen, dann erst kann der Barde seine Saiten umspannen und

Ein Jeder denkt in seinem Dunst,
Andrer Verdienst sei wenig klein.
Bewahre Jeder die Vergunst,
Auf seine Weise toll zu sein![1])

Nach Lord Byron.

Nein, für den Poeten ist's zuviel,
Dieses entsetzliche Strafgericht!
Verdammt ist mein Trauerspiel,
Und die alte Tante nicht.[1])

Geburt und Tod betrachtet' ich
Und wollte das Leben vergessen;
Ich armer Teufel konnte mich
Mit einem König messen.[2])

„Der alte reiche Fürst*)
Blieb doch vom Zeitgeist weit,
Sehr weit!"
Wer sich aufs Geld versteht,
Versteht sich auf die Zeit,
Sehr auf die Zeit![2])

„Geld und Gewalt, Gewalt und Geld,**)
Daran kann man sich freuen;
Gerecht- und Ungerechtigkeit,
Das sind nur Lumpereien."[2])

Ist der Vater auf Geld erpicht***)
Und nutzt sogar die Lampendochtputzen,
Kriegen sie den Sohn in die Klyppen;†)
Juden und H . . . ., die werden's fressen.[1])

[1]) Zuerst mitgetheilt in der Ausgabe von 1833.
[2]) Zuerst mitgetheilt in der Ausgabe von 1836.
*) Darunter möchte der überaus reiche Kurfürst Wilhelm I. von Hessen gemeint sein, der nach seiner Wiedereinsetzung 1814 Alles in Staat und Heer auf den Fuß von 1805 zurückzubringen suchte. — L.
**) Vergl. den Spruch Bd. II. S. 36, Nr. 1, wo erlittne Gewalt und erlittnes Unrecht gegenübergestellt sind. — L.
***) In den „Nachgel. W." 1835 mit der Ueberschrift „Geiz."
†) Klupyen im Sinne von klauen, eigentlich Zangen. Klupfen oder Klippen waren stählerne Zwingen, welche die Stelle der Stockadern ver-

seinen Zeiten gemäß singen. Indeß bringt jeder Barde sein Opfer zur Verbesserung unsrer Sitten, und dies hat auch hier Denis gethan.

Von dem Vorberichte über die alte vaterländische Dichtkunst können wir nur Weniges sagen. Wir haben eben leider nichts Eigenes mehr aus jenen Zeiten, und wenn auch in Bibliothekken hie und da noch etwas wäre, so ist weder Lohn noch Ermunterung genug, daß man sich Mühe gäbe, diese Gesänge aufzusuchen; und es werden ja die Minnegesänge nicht einmal gelesen. Bei dieser Gelegenheit ersuchen wir Klopstock, uns mehr Nachricht von dem Barden zu geben, den er gefunden zu haben hofft. Welch ein angenehmes Geschenk für die wenigen Liebhaber der alten Poesie!

Nun kommen wir auf die Gedichte selber: 1) An Ossian's Geist. Ein Stück, Ossian's vollkommen würdig. Es enthält den Hauptinhalt der Ossianischen Gedichte und zuletzt eine Klage über den verderbten Geschmack unserer Zeit, in einem sanften klagenden Tone gesagt:

Seit diesem Gesichte bewohn' ich
Die Verwelt und lerne die Weisen
Der Barden und rette der Töne
Zurück in mein Alter, soviel ich vermag.

Zwar haben mich Viele verlassen,
Die vormal mir horchten! Sie klagen:
Die Steige, die Sined jetzt wandelt,
Ermüden; wer wollte sie wandeln mit ihm!

Doch Seelen, dem Liede geschaffen,
Empfindende Seelen, wie Deine,
Mein Lehrer! und sind sie schon wenig,
Die schließen bei meinen Gesängen sich auf.

2) Lehren der Vola. 3) Hagbard und Signa. 4) Odin's Helafahrt. 5) Asbiörns Pruda's Sterbelied. 6) Hakon's Leichen-

Den Barden, den Klopstock gefunden, weiß Düntzer (Aus Goethe's Freundeskreise, S. 9) in Cardmon nach, dessen Klopstock in seinem Aufsatz „Vom Silbenmaße" gedenkt.

Lehren der Vola ist Voluspa der Edda. — Hagbard und Signa nach Saxo Grammaticus, VII. Buch. — Odin's Helafahrt nach Vegtamskvidha in Bartholin's Antiquitates Danicae, III. Buch, 2. Kap. — Asbiörns

gesang. 7) Regner und Krake. 8) Egill's Lösegesang. Sind Uebersetzungen alter Barden, deren Werth man ohne Schmeichelei hochschätzen wird, wenn man bedenkt, wie viel Mühe die Uebersetzung eines solchen Stücks aus dem barbarischen Latein den guten Sined gekostet hat. Möchte er bald mehr solche Uebersetzungen mittheilen!

9) Auf die Genesung Theresiens. War, so viel der Recensent sich erinnert, schon vorher bekannt. Der Vers fließt in diesem Stück so sanft, so voll Wohllaut, daß man zärtlich gerührt werden muß, und besonders sind dem Herrn Denis die Reimen sehr gut gerathen, die sonst eben den besondern Beifall unsrer Barden nicht haben. 10) Bardenfeier am Tage Theresiens, ist bekannt genug. 11) Auf Joseph's Krönung. Ein vortreffliches Lied in einem harmonierichen lyrischen Schwung. 12) Vier Gedichte auf die Reisen Joseph's, wovon die drei erstre schon lange bewundert worden sind und die letzte gewiß allgemeinen Beifall erhalten wird. Aber in diesem ist nicht Joseph der Held, sondern Joseph der Vater, der Steurer des Mangels besungen:

Sein Herz,
Vaterempfindungen voll,
Flügelt sich, Elbe! zu Dir vom thürmenden Wien,
Flügelt sich, Moldau, zu Dir.
Harre nach Boten nicht,
Dis Dir Dein Herrscher schickt!
Joseph ist Herrscher! kein Bot', er selber, er kömmt!

16) Die Säule des Pflügers. Auch schon lange bekannt. 17) An den Oberdruiden an der Ruhr. 18) An einen Bardenfreund. 19) Auf das Haupt der Starken bei den Markmännern. 20) An den Obersten der Barden Teut's (Klopstock). 21) An den Bardenführer der Brennenbeere (Gleim). 22) An

Uraba's Sterbelied ebenda 1. Buch, 10 Kap. — Hakon's Todtengesang nach Eyvind's Skaldaraual, erhalten in Snorro's Heimskringla Saga. — Regner und Krake nach Suydamus' Anmerkungen zu Saxo Grammaticus, IX. B. — Egill's Lösegesang. Uebersetzung von Mallet Lausne.

Der Oberdruide an der Ruhr ist von Klopstock, Bothe zu Rosemund, der Bardenfreund: Herdert von Kreel; das Haupt der Starken bei den Markmännern: Herbert von Lauben.

Die Säule des Pflügers bezieht sich auf das Denkmal, welches 1770 zur Erinnerung an einen Pflügerweg des Kaisers Joseph II. errichtet wurde.

Friedrich's Barden (Ramler). 23) An den Oberbarden der Pleiße (Weiße). 24) An den beredtesten der Donaubarden (Wurz). 25) Rhinaulph's Lied an Sined. 26) Sined's Gesicht. Beide schon aus den Almanachen bekannt. 27) An einen Jüngling. Wie Vieles müßten wir sagen, wenn wir von jedem besonders reden wollten! Die meisten sind ganz vortrefflich; dagegen stehen wir aber auch hie und da auf matte Stellen, die wir hinweg wünschten. Bei einem Barden, der sonst so erhaben singt, wird man unter der Lesung schwacher Stellen etwas unwillig, da überdies diese Flecken sich so leicht abwischen ließen. Doch ist das Gute auch desto vollkommner, und dieser kleine Tadel soll keinen Leser abschrecken, diese dennoch vortreffliche Stücke zu lesen.

28) Vaterlandslieder. 1. Die Vorzüge seines Vaterlandes. 2. Freude über den Ruhm der vaterländischen Weisen. 3. Wider die Nachahmung der alten Griechen und Romer in deutschen Gesängen. 4. Freude über den Frieden und Ruhe seines Vaterlandes. 29) Morgenlied. 30) Abendlied. 31) Gruß des Frühlings. 32) Das Donnerwetter. 33) Klagen. 1. Auf Gellert's Tod. 2. Ueber den Geschmack Einiger seines Volkes. 3. Ueber die Erziehungsart vieler deutschen Kinder. 4. Ueber den Tod des Untervorstehers am Theresianum, Hohenwart. 5. Ueber die Arme seines Volks. 6. Ueber den Tod eines geliebten Vogels. Diese Elegie darf weder mit Catull's noch Ramler's Känie verglichen werden. Sie enthält viel Artiges; aber den Recensenten däucht auch Manches sehr gezwungen darin. Desto stärker und eindringender aber sind die vorhergehende Klagen geschrieben, von welchen nur die über Gellert's Tod uns bekannt war. O Deutschland, höre doch einmal Deine fromme Barden und folge ihnen! Sie singen jetzt noch immer Mitleid — aber sie können auch fluchen über die Sitten ihres Volks. 34) Urlaub von der sichtbaren Welt. In allen diesen Gedichten atmet menschliches Gefühl, Patriotismus, Haß des Lasters und der Weichlichkeit, und Lieb' der Heldeneinfalt. Oft spricht der Barde kühn, oft eindringend, oft sanft und zärtlich — oft thränend.

Er hat seinen Gedichten Anmerkungen beigefügt, vielleicht um den bellenden Hunden aus dem Wege zu treten, welche über Klopstock's Oden und die Dunkelheit darin so ein lautes Geheule angefangen. Schirach und Konsorten werden freilich auch jetzt noch nicht zufrieden sein, wenngleich der Barde zu ihrer Schwachheit sich oft genug herabgelassen hat.

Wir können Herrn Denis versichern, daß wir seine Lieder mit vielem Vergnügen gelesen haben. Nun wird nächstens Herr Mastalier auch eine Sammlung seiner Gedichte veranstalten, welcher wir mit Freuden entgegensehen. Endlich gewinnt doch vielleicht die gute Sache des Geschmacks durch die Bemühungen so vieler wackern Männer die Oberhand

39.

Herrn Holland's philosophische Anmerkungen über das System der Natur, aus dem Französischen, von **Wetzel.** Bern im Verlag der neuen Buchhandlung. 8. Erster Theil 358 S. Zweiter Theil 334 S. 1773.

Gegen einen leicht gerüsteten Franzosen tritt hier ein schwer bewaffneter Deutscher, gegen einen Parteigänger ein regulirter Krieger auf. Indessen sind weder Waffen noch Kunst sein eigen, und das war hierzu auch nicht nöthig. Mit einer guten Belesenheit in Sulzer's, Kant's, Mendelssohn's, Garve's Schriften konnte er schon den französischen Weltweisen überflügeln. Herr Holland hat nur das Verdienst eines guten philosophischen Sammlers, und wir glauben auch, daß er selbst seine Quelle würde

Zu 39. Frankf. gel. Anz., Nr. LXVI. Den 17. Aug. 1773.

Statt aller Erläuterung über des Baron Holbach 1770 erschienenes Système de la nature stehe hier, was Goethe im XI. Buch von „Dichtung und Wahrheit" über den Eindruck mittheilt, den das Buch bei seinem Erscheinen auf ihn und seine Straßburger Freunde gemacht. Er erzählt: „Aus philosophische Weise ersuchten und gefährdet zu werden, hatten wir keinen Trieb noch Hang; über religiöse Gegenstände glaubten wir uns selbst aufgeklärt zu haben, und so war der heftige Ernst französischer Philosophen mit dem Pfaffthum uns ziemlich gleichgültig. Verbotene, zum Feuer verdammte Bücher, welche damals großen Lärm machten, übten keine Wirkung auf uns. Ich gedenke nicht aber des Système de la nature, das wir aus Neugier in die Hand nahmen. Wir begriffen nicht, wie ein solches Buch gefährlich sein könnte. Es kam uns so grau, so cimmerisch, so todtendhaft vor, daß wir Mühe hatten seine Gegenwart auszuhalten, daß wir davor wie vor einem Gespenste schauderten. Der Verfasser glaubt sein Buch ganz eigentlich zu empfehlen, wenn er in der Vorrede versichert, daß er als ein abgeleiteter Greis, sterben in die Grube steigend, der Mit- und Nachwelt die Wahrheit verkünden wolle. — Wir lachten über das; denn wir glaubten bemerkt zu haben, daß von alten Leuten eigentlich an der Welt nichts geschätzt werde, was liebenswürdig und gut an ihr ist. „Alte Kirchen haben

dankbar angezeigt haben, wenn er nicht französisch und für Franzosen geschrieben und alle die Citationen geändert hätte. Nur haben wir uns bei seiner ausgebreiteten Lektüre darüber gewundert, daß er nicht zu wissen scheint, was Voltaire gegen das Système de la nature geschrieben und was unser Herz gegen dasselbe und gegen Beaurre's Widerlegung erinnert hat.

---

dunkle Gläser! — Die Farben und Bären schmecken, muß man Kinder und Sperlinge fragen!" Uns waren unsere Luft- und Lebewelt, und so schien uns jenes Buch, als die letzte Quintessenz der Gottesleere, unsinnig, ja abscheulich. Alles sollte notwendig sein und dabei wieder kein Gott. Konnte es denn aber nicht auch notwendig einen Gott geben? fragten wir. Dabei gestanden wir freilich, daß wir uns den Notwendigkeiten der Tage und Nächte, der Jahreszeiten, klimatischen Einflüsse, der physischen und animalischen Zustände nicht wohl entziehen konnten; doch fühlten wir etwas in uns, das als vollkommene Willkür erschien, und dieses etwas, das sich mit dieser Willkür und Gleichgewicht zu setzen suchte. — Die Hoffnung, immer vervollkommnet zu werden, uns von den äußeren Dingen, ja von uns selbst immer unabhängiger zu machen, konnten wir nicht aufgeben. Das Wort Freiheit klingt so schön, daß man es nicht entbehren konnte, und wenn es einen Irrthum bezeichnete. — Keiner von uns hatte das Buch hinausgelesen; denn wir fanden uns in der Erwartung getäuscht, in der wir es aufgeschlagen hatten. System der Natur ward angekündigt, und wir hofften alle wirklich etwas von der Natur, unserer Göttin, zu erfahren. Physik und Chymie, Himmels- und Erdbeschreibung, Naturgeschichte und Anatomie und so manches Andere hatte nun seit Jahren und bis auf den letzten Tag uns immer auf die geschmückte große Welt hingewiesen, und wir hätten gern von Sonnen und Sternen, von Planeten und Monden, von Bergen, Thälern, Flüssen und Meeren und von Allem, was darin lebt und webt, das Nähere sowie das Allgemeinere erfahren. Das mußte wol Manches verkommen müssen, was dem gemeinen Menschen als scheußlich, der Geistlichkeit als gefährlich, dem Staat als unthunlich erscheinen mochte, daran hatten wir keinen Zweifel, und wir hofften, dieses Buch sollte nicht unwürdig die Feuerprobe bestanden haben. Allein wie hohl und leer ward uns in dieser trüben, nebelfeuchten Haldnacht zu Mute, in welcher die Erde mit allen ihren Gebilden, der Himmel mit allen seinen Gestirnen verschwand. Eine Materie sollte sein, von Ewigkeit her bewegt, und sollte nun mit dieser Bewegung rechts und links und nach allen Seiten eine Existenz die unendlichen Phänomene des Daseins hervorbringen. Dies Alles wären wir sogar zufrieden gewesen, wenn der Verfasser wirklich aus seiner bewegten Materie die Welt vor unsern Augen aufgebaut hätte. Aber er mochte von der Natur so wenig wissen als wir; denn indem er einige allgemeine Begriffe hinzuzählt, verläßt er sie sogleich, um dasjenige, was höher als die Natur oder als höhere Natur in der Natur erscheint, zur materiellen, schweren, zwar bewegten, aber doch richtungs- und gestaltlosen Natur zu verwandeln, und glaubt dadurch recht viel gewonnen zu haben. — Wenn uns jedoch dieses Buch einigen Schaden gebracht hat, so war es der, daß wir alle Philosophie, besonders aber der Metaphysik recht herzlich gram wurden und blieben, dagegen aber aufs lebendige Wissen, Erfahren, Thun und Dichten uns nur desto leidenschaftlicher hinwarfen."

Voltaire's Widerlegung führt den Titel: „Dieu, réponse au système de la nature. 1770"; diese Arbeit bildet einen Artikel seines „Dictionnaire philosophique".

Herr Wetzel hat — wenn nun einmal die französische Schrift ins Deutsche übersetzt werden sollte — das Verdienst eines sorgfältigen Uebersetzers, wobei man gern einige Fehler gegen die deutsche Grammatik übersieht. Er that wohl, daß er das Systeme zugleich mit übersetzte; denn so kann man zugleich beide Parteien hören. Aber bei seinen Invektiven gegen die Franzosen hätte er sich Herrn Holland's Billigkeit zum Muster vorstellen sollen. Man muß Niemanden, der zu irren scheint, Gefühl für Tugend und Rechtschaffenheit absprechen und Eigensinn und Tücke aufbürden, so lange man nicht weiß, ob der Gegner mit Vorsatz Irrthümer lehre.

40.

Nicht ich, sondern Heinrich Leopold Wagner hat den Prometheus gemacht und drucken lassen ohne mein Zuthun, ohne mein Wissen. Mir war's wie meinen Freunden und dem Publiko ein Räthsel, wer meine Manier, in der ich manchmal Scherz zu treiben pflege, so nachahmen und von gewissen Anekdoten unterrichtet sein konnte, ehe sich mir der Verfasser vor wenig Tagen entdeckte. Ich glaube diese Erklärung Denen schuldig zu sein, die mich lieben und mir aufs Wort trauen. Uebrigens war mir's ganz recht, bei dieser Gelegenheit verschiedene Personen aus ihrem Betragen gegen mich in der Stille näher kennen zu lernen.

Frankfurt, am 9. April 1775. G.

Zu 40. Frankf. gel. Anz., Nr. XXXII. Den 24. April 1775.

Sirens genommen, so darf obige Erklärung nicht in diesen Abschnitt; sie hat sich aber anderswo nach wenigen unterbringen. — Sie wurde vor dem Abdruck seine Freunde verschickt, wie z. B. mit Briefen v. 15. April an Merck, v. 1. August an v. Knebel. — Die Veranlassung war das Aufleben, welches die Sportschrift „Prometheus, Deukalion und seine Recensenten" hervorgerufen hatte, und der Verdacht, daß Goethe selbst der Verfasser dieses Angriffs auf die ihm nicht wohlwollenden Beurtheiler des „Satz von Verführungen", der „Leiden des jungen Werther's" 2c. sei. Goethe berichtet des Nähern darüber im XV. Buch von „Dichtung und Wahrheit." Vergl. auch: „Studien zu Goethe's Werken" von Düntzer, S. 196—199, und zur Ergänzung: „Lenz und seine Schriften" von Tomaschek, S. 190 ff.)

II.

Vereinzelte Aufsätze

vor der italienischen Reise.

41.

Zum Shakespearetag.

Mir kommt vor, das sei die edelste von unsern Empfindungen: die Hoffnung, auch dann zu bleiben, wenn das Schicksal uns zur allgemeinen Nonexistenz zurückgeführt zu haben scheint. Dieses Leben, meine Herren, ist für unsre Seele viel zu kurz; Zeuge, daß jeder Mensch, der geringste wie der höchste, der unfähigste wie der würdigste, eher Alles müd wird, als zu leben,

---

Zu 41. Diese Rede wurde zuerst von Jahn im Aprilheft der „Allgemeinen Monatsschrift für Wissenschaft und Literatur ꝛc. Braunschweig 1854“ veröffentlicht, und zwar nach einer von Helene Jacobi herrührenden Abschrift. Jahn nahm, gestützt auf Goethe's Erzählung im XI. Buch von „Dichtung und Wahrheit“ von den im Straßburger Freundeskreise üblichen Unterhaltungen, an, daß dort der Vortrag stattgefunden habe. Allein Letzteres setzt offenbar eine mit Shakespeare weniger vertraute Zuhörerschaft voraus, als die Straßburger Freunde waren; der vor denselben damals von Lenz gehaltene Vortrag, der unter der Ueberschrift „Anmerkungen übers Theater“ später gedruckt wurde, läßt die geringe Reife derselben unbedingt erkennen. In der Sache haben beide Vorträge übrigens viel Aehnlichkeit. Einen sicheren Anhalt für die Zeitbestimmung obiger Rede Goethe's dürfte aber folgende Stelle aus dessen Brief an Herder geben, welcher in der Sammlung „Aus Herder's Nachlaß. Herausgegeben von H. Düntzer und F. G. von Herder. I. Band“ als Ende August oder Anfang September 1771 bezeichnet ist: „Meine Schwester macht mich noch einmal ansetzen. Ich soll Sie grüßen und Sie auf den 14. October invitiren, da Shakespeare's Namenstag mit großem Pomp hier gefeiert werden wird. Wenigstens seien Sie im Geiste gegenwärtig sein und, wenn es möglich ist, Ihre Abhandlung auf den Tag einfenden, damit sie einen Theil unserer Liturgie ausmache.“ Und im nachfolgenden Brief: „Schicken Sie nur Ihre [Abhandlung] auf den 14. October. Die erste Geschäftigkeit nach dem Will of all Wills soll auch Ihnen gerunken werden. Ich habe schon dem Wärwichsbiren ein ächtes Publikum zusammengepredigt“ ꝛc. — Herder's Abhandlung „Shakespeare“ erschien gedruckt in „Von Deutscher Art und Kunst. Einige fliegende Blätter. 1773.“ — Den Heiligennamen Wilhelm trägt in der Regel der 28. Mai, indessen haben auch einige Kalender, wie z. B. der mit dem Taschenbuch „Iris“ von 1803 an ausgegebene, diesen Namen am 14. October. Auf welches Anziehen hin, weiß ich nicht.

und daß keiner sein Ziel erreicht, wornach er so sehnlich ausging; denn wenn es einem auf seinem Gange auch noch so lange glückt, fällt er doch endlich und oft im Angesicht des gehofften Zweckes in eine Grube, die ihm Gott weiß wer gegraben hat, und wird für nichts gerechnet. Für nichts gerechnet Ich! der ich mir Alles bin, da ich Alles nur durch mich kenne! So ruft Jeder, der sich fühlt, und macht große Schritte durch dieses Leben, eine Bereitung für den unendlichen Weg drüben. Freilich Jeder nach seinem Maaße! Macht der Eine mit dem stärksten Wandertrab sich auf, so hat der Andre Siebenmeilenstiefeln an, überschreitet ihn, und zwei Schritte des Letzten bezeichnen die Tagereise des Ersten. Dem sei, wie ihm wolle: dieser emsige Wanderer bleibt unser Freund und unser Geselle, wenn wir die gigantischen Schritte Jenes anstaunen und ehren, seinen Fußtapfen folgen, seine Schritte mit den unsrigen abmessen.

Auf die Reise, meine Herren! Die Betrachtung so eines einzigen Tapfs macht unsre Seele feuriger und größer als das Angaffen eines tausendfüßigen königlichen Einzugs. Wir ehren heute das Andenken des größten Wanderers und thun uns dadurch selbst eine Ehre an. Von Verdiensten, die wir zu schätzen wissen, haben wir den Keim in uns.

Erwarten Sie nicht, daß ich viel und ordentlich schreibe! Ruhe der Seele ist kein Festtagskleid, und nach zur Zeit habe ich wenig über Shakespeare gedacht; — geahnet, empfunden, wenn's hoch kam, ist das Höchste, wohin ich es habe bringen können. Die erste Seite, die ich in ihm las, machte mich auf Zeitlebens ihm eigen, und wie ich mit dem ersten Stücke fertig war, stand ich wie ein Blindgeborner, dem eine Wunderhand das Gesicht in einem Augenblicke schenkt. Ich erkannte, ich fühlte auf's Lebhafteste meine Existenz um eine Unendlichkeit erweitert; Alles war mir neu, unbekannt, und das ungewohnte Licht machte mir Augenschmerzen. Nach und nach lernte ich sehen und, Dank sei meinem erkenntlichen Genius! ich fühle noch immer lebhaft, was ich gewonnen habe. Ich zweifelte keinen Augenblick, dem regelmäßigen Theater zu entsagen. Es schien mir die Einheit des Orts so lerlermäßig ängstlich, die Einheiten der Handlung und der Zeit lästige Fesseln unsrer Einbildungskraft; ich sprang in die freie Luft und fühlte erst, daß ich Hände und Füße hatte. Und jetzo, da ich sehe, wie viel Unrecht mir die Herrn der Regel in ihrem Loch angethan haben, wie viel freie Seelen noch drinnen sich krümmen, so wäre mir mein Herz geborsten,

„Mephisto scheint ganz nah zu sein!“
Es däucht mich fast, er spricht mit ein.
In manchen wunderlichen Stunden
Hat er sich selbst das Maul verbunden;
Doch blickt er über die Binde her,
Als wenn er ein doppelter Teufel wär'.[1])

Wenn auch der Held sich selbst genug ist,*)
Verbunden geht es doch geschwinder,
Und wenn der Ueberwundne klug ist,
Gesellt er sich zum Ueberwinder.[2])

Die reitenden Helden vom festen Land**)
Haben jetzt gar viel zu bedeuten;
Doch stünd' es ganz in meiner Hand,
Ein Meerpferd möcht' ich reiten.[3])

Hatte sonst Einer ein Unglück getragen,***)
So durft' er es wol dem Andern klagen;
Mußte sich Einer im Felde quälen,
Hatt' er im Alter was zu erzählen.

---

traten; der Klüffler verfertigte sie. Der Ausdruck ist noch heute in Württemberg und Baiern (München) für Nadeln, besonders Busennadeln, üblich. Vgl. Rückert's Gedicht: „Nadel und Klufe“ in Cotta's Damen-Taschenbuch auf das Jahr 1822 (S. 140). — L.

*) Die von hier an bis zum Schlusse abgedruckten Xenien glossiren mit wenigen Ausnahmen die politischen Ereignisse der Jahre 1813 bis 1815 und deren nächste Folgen, während sich auch unter den übrigen Xenien dieses, so wie in denen des zweiten Bandes, unter den „Venetianischen Epigrammen,“ den „Weissagungen des Bakis“ und in der Abtheilung „Epigrammatisch“ rein politische Gedichte in großer Anzahl verstreut finden. Auch das in dieser Ausgabe unter den „Vermischten Gedichten“ (S. 64) zuerst bekannt gemachte Gedicht „Waffen gegen Eifersucht“ gehört in diese Kategorie.

Die obige Xenie „Wenn auch der Held sich selbst genug ist“, illustrirt die Verbindung Blücher's und Wellington's im Jahre 1815 und das kluge Benehmen Frankreichs 1814 und 1815, besonders auf dem Wiener Kongresse, den Alliirten gegenüber. — L.

**) Der Sinn ist wol: „So große Thaten auch auf dem Kontinente geschehen sind, England (oder Amerika?) zieht mich mehr an.“ Die Monarchen und Feldherrn, darunter der Herzog von Weimar, besuchten nach dem Kriege England. Es scheint, daß Goethe sich seinem Fürsten gern angeschlossen hätte. Die Verse geben die alte Maxime wieder: Colui qui è in mare, è in terra. — L.

***) Durch die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht hervorgerufen. Vergl. auch Band II, S. 290, Nr. 6. — L.

[1]) Zuerst mitgetheilt in der Ausgabe von 1833.

[2]) Zuerst mitgetheilt in der Ausgabe von 1836.

wenn ich ihnen nicht Fehde ansündigt hätte und nicht täglich suchte ihre Thürme zusammenzuschlagen.

Das griechische Theater, das die Franzosen zum Muster nahmen, war nach innerer und äußerer Beschaffenheit so, daß eher ein Marauts dem Alcibiades nachahmen konnte, als es Corneillen dem Sophokles zu folgen möglich wäre. Erst Intermezzo des Gottesdiensts, dann feierlich politisch, zeigte das Trauerspiel einzelne große Handlungen der Väter dem Volk mit der reinen Einfalt der Vollkommenheit, erregte ganze, große Empfindungen in den Seelen; denn es war selbst ganz und groß. Und in was für Seelen! Griechischen! Ich kann mich nicht erklären, was das heißt; aber ich fühle es und berufe mich der Kürze halber auf Homer und Sophokles und Theokrit; die haben's mich fühlen gelehrt.

Nun sag' ich geschwind hintendrein: Französchen, was willst Du mit der griechischen Rüstung? Sie ist Dir zu groß und zu schwer.

Drum sind auch alle französischen Trauerspiele Parodien von sich selbst. Wie das so regelmäßig zugeht, und daß sie einander ähnlich sind wie Schube und auch langweilig mitunter, besonders in genere im vierten Akt, das wissen die Herrn leider aus der Erfahrung, und ich sage nichts davon.

Wer eigentlich zuerst darauf gekommen ist, die Haupt- und Staatsaktionen aufs Theater zu bringen, weiß ich nicht; es giebt Gelegenheit für den Liebhaber zu einer kritischen Abhandlung. Ob Shakespearen die Ehre der Erfindung gehört, zweifle ich; genug, er brachte diese Art auf den Grad, der noch immer der höchste geschienen hat, da so wenig Augen hinaufreichen und also schwer zu hoffen ist, Einer könne ihn übersehen oder gar übersteigen. Shakespeare, mein Freund! wenn Du noch unter uns wärest, ich könnte nirgends leben als mit Dir. Wie gern wollt' ich die Nebenrolle eines Pylades spielen, wenn Du Orest wärest! Lieber als die geehrwürdigte Person eines Oberpriesters im Tempel zu Delphos.

Ich will abbrechen, meine Herren, und morgen weiter schreiben; denn ich bin in einem Ton, der Ihnen vielleicht nicht so erbaulich ist, als er mir von Herzen geht.

Shakespeare's Theater ist ein schöner Raritätenkasten, in dem die Geschichte der Welt vor unsern Augen an dem unsichtbaren Faden der Zeit vorbeiwallt. Seine Plane sind, nach dem gemeinen Stil zu reden, keine Plane; aber seine Stücke

dreben sich alle um den geheimen Punkt (den noch kein Philosoph gesehen und bestimmt hat), in dem das Eigentümliche unseres Ichs, die prätendirte Freiheit unsres Wollens mit dem nothwendigen Gang des Ganzen zusammenstoßt. Unser verdorbener Geschmack aber umnebelt dergestalt unsre Augen, daß wir fast eine neue Schöpfung nöthig haben, uns aus dieser Finsterniß zu entwickeln.

Alle Franzosen und angesteckte Deutsche, sogar Wieland, haben sich bei dieser Gelegenheit, wie bei mehreren, wenig Ehre gemacht. Voltaire, der von jeher Professüen machte, alle Majestät zu lästern, hat sich auch hier als ein ächter Thersit bewiesen. Wäre ich Ulysses, er sollte seinen Rücken unter meinem Scepter verzerren! Die meisten von diesen Herrn stoßen auch besonders an seinen Charakteren an. Und ich rufe: Natur, Natur! nichts so Natur als Shakespeare's Menschen!

Da hab' ich sie Alle überm Hals. Laßt mir Luft, daß ich reden kann! Er wetteiferte mit dem Prometheus, bildete ihm Zug vor Zug seine Menschen nach, nur in kolossalischer Größe — darin liegt es, daß wir unsre Brüder verkennen — und dann belebte er sie mit dem Hauch seines Geistes, er redet aus allen, und man erkennt ihre Verwandtschaft.

Und was will sich unser Jahrhundert unterstehen, von Natur zu urtheilen? Wo sollen wir sie her kennen, die wir von Jugend auf Alles geschnürt und geziert an uns fühlen und an Andern sehen? Ich schäme mich oft vor Shakespeare; denn es kommt manchmal vor, daß ich beim ersten Blick denke: das hätt' ich anders gemacht; hintendrein erkenn' ich, daß ich ein armer Sünder bin, daß aus Shakespeare die Natur weissagt und daß meine Menschen Seifenblasen sind, von Romanengrillen aufgetrieben.

Und nun zum Schluß, ob ich gleich noch nicht angefangen habe. Das, was edle Philosophen von der Welt gesagt haben, gilt auch von Shakespeare: das, was wir bös nennen, ist nur die andre Seite vom Guten, die so nothwendig zu seiner Existenz und in das Ganze gehört, als zona torrida brennen und Lappland einfrieren muß, daß es einen gemäßigten Himmelsstrich gebe. Er führt uns durch die ganze Welt; aber wir verzärtelte unerfahrene Menschen schreien bei jeder fremden Heuschrecke, die uns begegnet: Herr, er will uns fressen!

Auf, meine Herrn! Trompeten Sie mir alle edlen Seelen aus dem Elysium des sogenannten guten Geschmacks, wo sie

schlaftrunken in langweiliger Dämmerung halb sind, halb nicht sind, Leidenschaften im Herzen und kein Mark in den Knochen haben, und weil sie nicht müde genug zu ruhen und doch zu faul sind, um thätig zu sein, ihr Schattenleben zwischen Myrten und Lorbeergebüschen verschlendern und vergähnen.

42.

Diesseitige Antwort auf Bürger's Anfrage wegen Uebersetzung des Homer's.

Bürger's Anfrage ans Publikum wegen seiner Uebersetzung des Homer's konnte nicht ohne Antwort bleiben; freilich muß es theilweise seine Gesinnung zu erkennen geben; hier also die unsrige.

Zu 42. Abgedruckt in „Der Teutsche Merkur. Februar 1776."
Zu Beurtheilung obiger Antwort ist die Kenntniß der Anfrage Bürger's so nöthig, daß sie hier nach ihrem ganzen Wortlaute stehen mag; sie ist in „Deutsches Museum. Erstes Stück. Januar 1776" vor der 5. Rhapsodie der Iliade in Jamben „verdeutscht von G. A. Bürger" abgedruckt.

„Prolog ans Deutsche Publikum. — Vor fünf Jahren ließ Jemand meine Gedanken von der Beschaffenheit einer Homerischen Uebersetzung nebst einigen Probefragmenten drucken, und ich dachte Wunder, mein liebes Publikum, was Du dazu sagen würdest! Du hast aber wenig oder nichts gesagt, warum jedoch weiß die Unvollkommenheit jener in meinen ersten Jugendjahren verfertigten Proben Schuld gewesen sein mag. Seitdem sind — bild' ich mir ein — die Schwingen mir besser gewachsen; drum bring' ich Dir nochmals ein Probestück, um zu vernehmen, ob Du nun oder nimmer einmal dazu sagen wirst? Stammwiederholter Anstellung jenes ganz umgearbeiteten Versuchs hab' ich mit Fleiß eine andere und zwar nicht die interessanteste, sondern eine Rhapsodie gewählt, welche so sehr als irgend einer der Vorwurf langweiliger Schlachtenbeschreibungen gemacht werden kann. Wie scheinen diese die Lesenden zu ermüden. — — Nicht schlechter als dies Probestück bin ich im Stande, den ganzen Homer, wenigstens die Iliade zu verdeutschen. Daher soll dies eine Frage sein, ob Du einen solchen Homer verlangest? — — Unmöglich möchte es sein, den Homer ohne Zusatz und Abgang poetisch zu verdeutschen. Bleich, hager und bald schwindsüchtig grobelt man sich dabei, und wenn die Schwungkraft während dem entsetzlich ist, so muß man sich oft gewaltsam wieder aufraffen. Daß der ganze Nordbau dröhnt. Wer's nicht glauben will, versuch' es nur mit jenen Versen, findet er's dennoch anders, so ist er entweder ein Halbgott oder ein . . . . . — — Daher darfst Du mir's nicht verargen, mein Publikum, wenn ich nicht anders, als vollkommen von Deiner Begierde und Erkenntlichkeit versichert, für Dich zu arbeiten Lust habe. Ich müßte mein Leben hassen, wenn ich für Deinen Kaltsinn oder gar Undank Kraft und Saft meiner Jugend aufopfern wollte. — — Die bloße Ehre nach dem Namen, bei Kennern der Mann zu heißen, der im Stande war, den Homer zu verdeutschen,

Daß Bürger Dichter ist, sind wir Alle überzeugt; daß er den Homer ganz fühlen kann und innig lieben muß als Einer, der selbst die größten epischen Anlagen hat, konnte man auch schon vermuthen; daß Homer's Welt wieder ganz in ihm auflebt, alles Vorgebildete lebendig, alles Lebende strebend wird, sieht man mit einem Blick auf die Uebersetzung, mit zehn Versen in dem Original verglichen. Drum wünschen wir, daß er möge in guten Humor gesetzt werden, fortzufahren, daß er — nicht Belohnung seiner Arbeit, denn die belohnt sich selbst, sondern — thätige Aufmunterung, Erfreuung und Auffrischung seines bürgerlichen Zustands vom Publiko erhalten möge. Denn es wird sich so leicht nicht wieder finden, daß ein Dichter von dem Gefühl so viel Liebe zu eines Andern Werk fassen mag, und der glückliche Uebersetzer so viele Thät- und Stätigkeit habe, um der standhafte Uebersetzer zu werden.

Er fahre fort mit Lieb und Freude der Jugend, pflege Rath über sein Werk mit Denen, die er liebt, denen er traut; lasse sich durch keine Kleinelei hindern und, wie sie sagen, zurechtweisen; strebe nach der goldnen, einfachen, lebendigen Bestimmtheit des Originals — kurz, thue das Seinige!

Aus unserer Gegend haben wir ihm hinwieder folgenden Antrag zu thun: Endesunterzeichnete verbinden sich, ihm die

---

kann mich nicht spornen, das mühselige Werk zu vollenden. Schon diese Probe muß dir's klärlich sein, mit jenen Namen zu- oder abzusprechen; denn der Starke, dessen Faust ein Quintett zertrümmert hat, heißt der Starke und heißt es um nichts mehr, wenn er sein Stück auch noch vierundzwanzigmal wiederholt hätte. — — Nun weiß ich zwar wohl, mein liebes Publikum, daß Du viel zu klug und arm bist, mich für meinen Homer wie der Beste Preßen für den seinigen zu bezahlen, und daß sollte mir mein Geschäft leichter und angenehmer sein, wenn ich mir den freien und gefesselten Schwung des Besten erlauben dürfte. Aber um so weniger wehre mir an, für zwei Gulden Buchhändlerlohn Deinen Augen, Ohren, Empfindungen, Gedanken, kurz gemeinschaftlichen Thorheiten zur Mutterung zu stehen. — — Ich erwarte demnach aus dem Munde Deiner Edlen und Besten Antwort auf meine Frage. Werden diese meine fernere Bemühung verbitten oder gar schweigen, die Thorheiten aber kreischen, ohne daß die Edlen, die Ilysse, ihre güldnen Scepter auf die Köpfe der Schreier herabschwingen, so bin ich keineswegs der Mann, der angebeten sich zudrängen wird. Dann mags ein Anderer oder nie Einer besser machen. Mir gleichviel! Ueber meine bereits fertige Arbeit aber spreche ich den Schwur des Gandarus aus:

Es schlage mir mein Feind das Haupt herab,
Die meine Hand dies nichtige Gewerk
Nicht dann zerreißt und lichterloh verbrennt!

„Keine Ziererei! Ja doch, der nichts leichter als dies Wort halten kann und wird."

Bürger kam nicht dazu, öffentlich anzuzeigen, daß er die Ilias zu vollenden entschlossen sei, indessen wurden ihm später demungeachtet

ausgeworfene Summe so bald zu übersenden, als er [illegible] liche Versicherung des übrigen Deutschlands in Stand gesetzt worden ist, öffentlich anzeigen zu lassen, er sei entschlossen, fortzufahren und verspreche, indeß die Ilias zu vollenden. Sie geben diese Summe als einen freiwilligen freundlichen Beitrag, ohne dafür ein Exemplar zu verlangen, und begnügen sich, wenn die Uebersetzung auch im Ganzen ihrer Hoffnung entspricht, zu etwas Ungemeinem mit Anlaß gegeben zu haben.

Ihre Durchlauchten	der Herzog von Weimar	20	Louisd'or.
	die Herzogin-Mutter	10	„
	die regierende Herzogin	10	„
	der Prinz Constantin	10	„
Se. Excellenz der Herr Geheime Rath und Obermarschall von Wigleben		2	„
„ „	der Herr Geheime Rath Graf von Puttkus	1	„
„ „	der Herr Geheime Rath und Kammerpräsident von Kalb	1	„
Herr Graf Marschall		1	„
Herr Baron von Hohenthal		2	„
Herr Kammerherr von Kalb		1	„
Herr Kammerherr von Seckendorff		1	„
Herr Hof- und Regierungsrath von Einsiedel		1	„
Herr Hauptmann von Knebel		2	„
Herr Geheimer Sekretär Bertuch		1	„
Wieland		1	„
Goethe		1	„

Weimar, den 29. Februar 1776

G.

---

die einmal gesammelten und in Goethe's Hände gelegten 65 Louisd'or zugestellt, wie Goethe in Briefen an den Großherzog vom 23. Decbr. 1823*) und an den Herausgeber von Bürger's Schriften, v. Reinhard, vom 2. Jan. 1824 des Nähern anführt. — Sonst gedenkt Goethe dieses Vorganges auch im Brief an Staatsrath Schulz vom 16. Mai 1829.

*) So steht das Datum im „Briefwechsel des Großherzogs Karl August mit Goethe", dagegen der 21. Decbr. in „Goethe, in amtlichen Verhältnissen ꝛc. dargestellt von Vogel", S. 222.

43.

Ueber Lavater's Pontius Pilatus.

Alle Kräfte, Fähigkeiten, Empfindung, Abstraktion, alle Wissenschaft, Scharfsinn, alles Anschauen, alles tiefe Gefühl der Menschheit und ihrer Verhältnisse — und mehr Vorzüge, die Lavater in einem so hohen Grad besitzt, läßt er zurück, wirft er weg, um dem Unerreichbaren athemlos nachzusetzen. Ich möchte ihn einem Manne vergleichen, der Güter, Geld, Besitzthümer, Weib, Kinder, Freunde — Alles nicht achtete und vernachlässigte, um einen unwiderstehlichen Trieb nach mechanischen Künsten zu befriedigen und eine Maschine zum Fliegen zu erfinden. Ich weiß, daß dieser Trieb bei ihm unwiderstehlich ist, daß dieses Verhältniß in jeder Faser seines Herzens schlägt, daß sein ganzes Wesen wie ein trockener Schwamm nach jenem Erhabensten dürstig ist, daß der geringste Tropfen der Annäherung jener Seligkeit ihm mehrere Freude und Wollust gewährt, eine Wollust, die er zu entbehren kaum erträgt, als der Genuß alles übrigen, den Menschen von Gott so reichlich gegönnten Guten. Ich weiß das Alles, ich kenne ihn, und das Bild seines Daseins, das Bild seines Wesens und seiner Vortrefflichkeit weicht nicht von mir.

Zu 43. Zuerst gedruckt in „Beiträge zur nähern Kenntniß und wahren Darstellung J. K. Lavater's ꝛc. Von H. Hesse", S. 138 ff.

„Pontius Pilatus oder die Bibel im Kleinen und der Mensch im Großen" erschien von 1782 bis 1785 in 4 Bänden, ein Werk voll Lavatorischwärmerei und so ganz aus Lavater's Individualität hervorgegangen und von ihr erfüllt, daß er selbst sagte: „Wer dies Buch passet, muß mich hassen; wer dies Buch liebet, muß mich lieben". Es ist hier der Ort, die bezüglichen Aeußerungen Goethe's über Pontius Pilatus zusammenzustellen; es sind unter Weglassung der bekannteren in Briefen an Lavater vom 14. Novbr. 1781 und an Frau v. Stein vom 6. April 1782 früh und vom 10. desselben Monats folgende an Frau v. Stein vom 6. April 1782 Abends: „Noch ein Wort vom Pilatus. Wenn Unsereiner seine Eigenheiten und Albernheiten einem Helden anflickt und nennt ihn Werther, Clavigo, Tasso, wie Du willst, sieht es aber am Ende für nichts, als was es ist, so geht's hin, und das Publikum nimmt insofern Antheil daran, als die Civilien des Verfassers reich oder arm, merkwürdig oder sonst ist, und das Märchen bleibt auf sich beruhen. Nun findet Hans Kasper diese Methode des Dramatisirens wie sie's nennen) allerliebst und sieht seinen Christus auch so einen Kittel schimmen und taufft aller Menschen Geburt

und Grab, A und O und Hof und Stelzfuß drauf zu wird's abgeschmackt, dumm mich, und unerträglich. Ueberhaupt bin ich überzeugt, daß er es viel zu ernsthaft meint, um jemals ein gutes Buch in der Art zu schreiben. In allen solchen Konversationen muß der Verfasser witzig, noch er will, aber nirgends raisonnirend sein, er muß in taufend verschiednen Gestalten immerfort geradezu anstreifen und wachen Leben, wo es braucht hat. — — Pack ist ein Bösewicht haben er nicht für ein, ein besserer Christ als Klopstock zu sein, und doch klopfstockelt er allen Augenblick. Die leidigen Extramentionen, Trimetri, Jambenklänge gar nicht mitgerechnet! Vielleicht bin ich ungerecht; wir wollen warten bis das Ganze kommt und Andre hören. — — Leben ein großer Mensch ein dunkel Ed hat, dann ist's recht dunkel! Ihm hat die Gottheit Ehrfurcht zu sein Glück verrückt, daß er einen nicht kolossalen kann. Mich verdrießt's nicht, wenn ich's Tausenden so gönnen. Aber auch wie manch wohl wünsch — — Er kommt mir vor wie ein Dichter. Der wir wenigstens erklärte, die Erde sei seine elliptische Kugel, vielmehr an beiden Polen eingedrückt, und widerspräche mich, daß es die wunderlichsten, ausführlichsten, richtigsten Begriffe von Attraktion und Schwung habe; was würden wir nun sagen, wenn solch ein Mann endigte: Schlußlich muß ich noch der Hauptsache erwähnen, nämlich daß diese Welt, deren Gestalt wir uns Genauche dargethan, auf dem Rücken einer Schildkröte ruht, sonst sie in Abgrund versinken würde. — — Verzeih mir das Gleichnis! In meinen Augen kommt sich der Charakter der höchste Menschenverstand und der gröbste Aberglauben durch das feinste und unauflöslichste Band zusammen. — — Verzeih meine Anspielungen! So oft er seine Lieblinge auf unser Reich erneuert, so oft müssen wir uns wenigstens protestando verwahren." — — An Lavater schreibt Goethe am 29. Juli 1782: „Da ich zwar kein Widerchrist, kein Antichrist, aber doch ein decidirter Nichtchrist bin, so haben mir Dein Pilatus u. s. w. widrige Eindrücke gemacht, weil Du Dich gar zu ungebührig gegen den alten Gott und seine Kinder stellst. Deinen Pilatus hätte ich sogar zu karakterisiren angefangen, ich hatte Dich aber zu lieb, um mich länger als eine Stunde damit amüsiren zu können. Traun lob mich Deine Menschenstimme hören, da es gern der andern nicht geht." — — Vielleicht hatte Lavater Aufklärung über den Vorwurf, daß er sich in ungebührlich gegen Gott stelle, verlangt, als ihm Goethe unterm 9. August 1782 schreibt: „Wenn ich vor Dir stünde, so würden wir in einer Viertelstunde einander verständlich sein. Wir berühren uns Beide so nah, als Menschen können; dann kehren wir uns seitwärts und sehen entgegengesetzte Oerter. Du so fixirst Dir rets als ich. Wir stammen einem, ohne an einander zu denken, an die äußersten Grenzen unsers Daseins. Ich bin still und verschwiege, wahl mit Gott und die Natur offenbaren; ich kehre mich um und sehe Dich auf einmal das Zeitige aeußerlich lehrend. Der Raum zwischen uns ist in dem Augenblicke wirklich; ich verliere den Karakter, in dessen Nähe ich wol auch von dem Zusammenhange seiner Empfindungen und Ideen hinreißen werden, den ich erkenne und liebe; ich sehe nur die scharfen Linien, die sein Raumende weit schneiden, und es macht mir auf den Moment eine widerliche Empfindung. Es ist sehr menschlich, wenn auch nur menschlich dunkel. — — Du heißt das Evangelium, wie es steht, für die göttlichste Wahrheit — mich würde eine verständliche Stimme vom Himmel nicht überzeugen, daß das Wasser Wein ist und das Feuer leicht, daß ein Weib ohne Mann gebiert und daß ein Todter auferstehe; vielmehr halte ich Alles dieses für Lästerungen gegen den großen Gott und seine Offenbarung in der Natur. — — Du findest nichts schöner als das Evangelium — ich finde tausende unbeschriebene Blätter alter und neuer von Gott begeisterter Menschen ebenso schön und der Menschheit nützlich und würdig und so weiter! — — Nimm nun, lieber Bruder, daß es mir in meinem Gewissen so heilig Ernst ist,

wie Dir in Deinem, daß ich, wenn ich öffentlich zu reden hätte, für die nach meiner Ueberzeugung von Gott eingesetzte Aristokratie mit ebendem Eifer sprechen und schreiben würde, wie Du für das Einreich Christi schreibst, müßte ich nicht alsdann das Gegentheil von Dielem behaupten, was Dein Pilatus enthält, was Dein Buch und als unwidersprechlich aufforderndst uns Gesicht sagst? — — Ausschließliche Intoleranz! Vergieb mir diese harten Worte! Wenn es nicht uns neu verwirrte, so möcht' ich sagen: sie ist nicht in Dir, sie ist in Deinem Buche. — — Lavater, der unter die Menschen tritt, der sich den Schriftstellern nähert, ist das toleranteste, schonendste Wesen; Lavater als Lehrer einer ausschließenden Religion ihr mit Leib und Seele ergeben — nenn es, wie Du willst — Du gestehst es ja selber! — — Es ist hier nicht die Rede vom Ausschließen, als wenn das Andere nicht eben nichts wäre; es ist die Rede vom Hinausschließen, hinaus, wo die Hündlein sind, die von des Herren Tische mit Brosamen genährt werden, für die abgefallene Blätter des Lebensbaums, getrübtere Wellen der ewigen Ströme Heilung und Labial sind. — — Verzeih mir! Ich sage dieses ohne Bitterkeit. — Und so ausschließlich ist Dein Pilatus von Anfang bis zu Ende; es war Deine Absicht, ihn dazu zu nehmen. Wie viel Aufforderungen stehen uns darinne! Wer kann? Wer darf u. i. m. Worauf mir im Leben ein gelassenes und auch wol ein unwilliges Ich! entfahren ist. — — Glaub mir: ich habe über Dein Buch Dir viel und vertraulich und gut sprechen wollen, habe Manches darüber geschrieben und Dir nichts schicken können; denn wie will ein Mensch den andern begreifen! — — Laß mich also hiedurch die Härte des Wortes Intolerans erklärend gemildert haben. Es ist unmöglich, in Meinungen so verschieden zu sein, ohne sich zu stoßen. Ja, ich gestehe Dir: wäre ich Lehrer meiner Religion, vielleicht hätest Du eher Ursach, mich der Toleranz mangelnd zu schelten, als ich jetzo Dich! — — Hauche mich mit deinen Worten an und entferne den fremden Geist. Der fremde weht von allen Enden der Welt her und der Geist der Liebe und Freundschaft nur von einer." — — — Lavater hatte vermuthlich zu lesen gewünscht, was Goethe über den P. Pilatus geschrieben, und Dieser sendete wol obigen Aufsatz mit Brief vom 23. Aug. 1782, in dem er sagt: „Wenn Dir recht ist, was ich Dir hier sende, so sage' ich fort; ich muß meinen Ton halten; unsre beiden zu vermischen, geht nicht; aber so nach einander mag's seine Wirkung thun." — — — Ueber die spätern Bände urtheilte Goethe milder, so gegen Frau v. Stein am 9. Juli 1784: „Im 3. Theile des Pontius Pilatus stehen ganz treffliche Sachen. Es ist weit weniger Kapuzinade als im ersten; man sieht, wie Lavater die Menschheit nach und nach immer offenbarer ruft. Daß er von den ältesten Märchen mit Anbetung spricht, daß er sich mit veralteten barbarischen Terminologien herumschlägt und sie in und mit dem Menschenverstande verkaufen will, gehört so nothwendig zu seinem ersten als zu des Buches Thesen. Es wird Euch gewiß vergnügen und unterhalten, es durchzugehn." — — — P. Pilatus erhielten Goethen so sehr als Kennerschen Lavater's, daß er am 12. Juli 1786 — als er innerlich schon mit demselben gebrochen hatte — an Frau v. Stein über den in Weimar Erwarteten schrieb: „Was hab' ich mit dem Verfasser des Pontius Pilatus zu thun! seiner vertigen Qualitäten unbeschadet."

III.

Recensionen und Aufsätze

zur deutschen Literatur

nach der italienischen Reise.

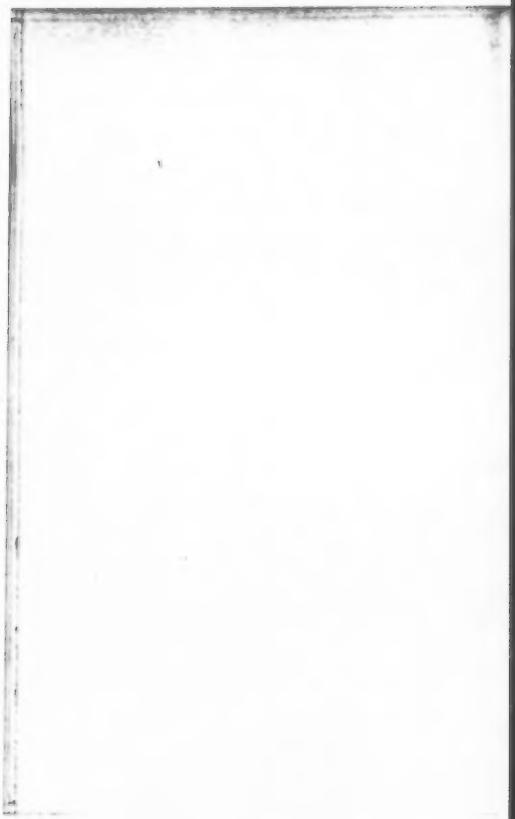

Jetzt sind sie allgemein, die Klagen,
Der Einzelne darf sich nicht beklagen;
Im Felde darf nun Niemand fehlen.
Wer soll denn hören, wenn sie erzählen?[1])

Die Franzosen verstehn uns nicht;
Drum sagt man ihnen Deutsch ins Gesicht,*)
Was ihnen wär' verdrießlich gewesen,
Wenn sie es hätten Französisch gelesen.[2])

Gott Dank, daß uns so wohl geschah!**)
Der Tyrann sitzt auf Helena!
Doch ließ sich nur der Eine bannen;
Wir haben jetzo hundert Tyrannen,
Die schmieden, uns gar unbequem,
Ein neues Kontinental-System.
Deutschland soll rein sich isoliren,
Einen Pest-Kordon um die Grenze führen,
Daß nicht einschleiche fort und fort
Kopf, Körper und Schwanz vom fremden Wort.
Wir sollen auf unsern Lorbeern ruhn,
Nichts weiter denken, als was wir thun.[1])

Ein ewiges Kochen statt fröhlichem Schmaus!
Was soll denn das Zählen, das Wägen, das Grollen?
Bei Allem dem kommt nichts heraus,
Als daß wir keine Hexameter machen sollen,
Und sollen uns patriotisch fügen,
An Knittelversen uns begnügen.[2])

Verflucht sei, wer nach falschem Rath***)
Mit überfrechem Muth
Das, was der Korse-Franke that,
Nun als ein Deutscher thut!

[1]) Zuerst mitgetheilt in der Ausgabe von 1833.
[2]) Zuerst mitgetheilt in der Ausgabe von 1856.
*) Knebel drückte gegen Goethe seine Freude aus: „daß man doch selbst in Paris die Teutschen Verse habe drucken müssen." (Briefe II, 182). — L.
**) In den „Nachgel. W." 1833 mit der Ueberschrift „Die Sprachreiniger." — Gegen den zeitmäßigen und übertriebenen Sprach-Purismus Jahn's und Anderer gerichtet. Vergl. in Abth. XXIII. das Gedicht an Gräfin Julie vom 27. Januar 1814: „Die deutsche Sprache wird nun rein ꝛc." — L.
***) In den „Nachgel. W." 1833 mit der Ueberschrift „Epimenides' Erwachen, letzte Strophe". Wol, wie auch die folgende Xenie, während des Wiener Kongresses im Winter 1814 auf 1815 verfaßt, selbstverständlich nicht als ein Theil des genannten Festspiels, sondern als nachträgliche Glosse, mit

A.

Gemischt Wissenschaftliches und Geschichtliches.

44.

Vertraute Briefe aus Paris, geschrieben in den Jahren 1802 und 1803 von Johann Friedrich Reichardt. Hamburg bei Hoffmann, 1804. I. Th. 482 S. II. Th. 422 S. 8. (Gedruckt Braunschweig bei Fr. Vieweg.)

In einer Zeit, wo das Sehnen und Streben aller nur einigermaßen mobilen Personen nach Paris gerichtet ist, müssen Diejenigen, welche einen solchen Weg zu machen verhindert sind, jedem Reisenden Dank wissen, der seine Ansichten von jener merkwürdigen Stadt Andern mittheilen mag und kann, besonders wenn er vieles Gutgesehene lebhaft darzustellen fähig ist — ein Lob, das man dem Verfasser gedachter Briefe nicht versagen wird.

Man begleitet ihn gern auf der schnellen Reise zur Hauptstadt, wo denn, wie er selbst bemerkt, Brod und Gaukler, nach dem alten Spruche, der Inbegriff aller Wünsche sind. Gleicher-

---

Zu 44. Jen. Allg. Lit.-Zeit., Nr. 18. Den 21. Jän. 1804.

Diese Recension ist die erste, die Goethe in die neue Jenaische Allgemeine Literaturzeitung gab. Am 7. Jan. 1804 schrieb Goethe an seinen Herausgeber Eichstädt: „Von Reichardt's Briefen aus Paris sende nächstens eine kurze Recension." Dann am 11. dess. Mon.: „Auch liegt meine Recension von Reichardt's Briefen*) bei, wobei ich auch die Druckfehlin benenne und den Druckern zu Leibe gehe. Wir werden uns um die deutsche Literatur ein großes Verdienst erwerben, wenn wir gegen dieses unerträgliche Unwesen zu Felde ziehen." Endlich am folgenden Tag: „Ew. Wohlgeboren belieben nach einem beigehefteten Zettelchen eine Stelle meiner Recension zu verändern." Das Zettelchen lautet: „so wird z. B. das Wort sein so oft wiederholt, daß es seine Bedeutung zuletzt selbst aufgiebt." — Joh. v. Müller erkannte als den Verfasser dieser Recension zugleich den „großen Schriftsteller", wie er bei Anzeige der zweiten Auflage in Nr. 298 der Jen. Allg. Lit.-Zeit. von 1805 sagte.

*) In „Goethe's Briefen an Eichstädt", S. 27, steht viel irrig „Reisen."

weise findet man Frühstück und Mittagessen, Oper, Schauspiel und Ballet als Hauptinhalt beider Theile.

Gegen Musik und Oper verhält sich der Reisende als denkender Künstler, gegen das Theater überhaupt als einsichtsvoller Kenner und übrigens gegen Künste und Wissenschaften als theilnehmender Liebhaber.

Seine Kenntniß vieler Verhältnisse in frühern Epochen giebt ihm zu bedeutenden Vergleichungen Anlaß, und da er Gelegenheit findet, von der Präsentation beim ersten Konsul an die Zustände des höheren, mittleren und niederen Lebens zu beobachten, da er seine Bemerkungen mit Kühnheit auszusprechen wagt, so haben seine Mittheilungen meistens einen hohen Grad von Interesse. Viele Gestalten und Charaktere namhafter Personen sind gut gezeichnet, und wenn der Verfasser auch hie und da die Lineamente mildert, so bleiben die Figuren immer noch kenntlich genug. Besonders wird er sich bei Frauenzimmern durch genaue und geschmackvolle Beschreibung des mannichfaltigsten Putzes empfehlen.

Die rasch hinfließende Schreibart entspringt aus einer unmittelbaren, mit einer gewissen Leidenschaft angeschauten Gegenwart; sie würde noch mehr Vergnügen gewähren, wenn man nicht öfters durch Nachlässigkeiten gestört würde. So wird zum Beispiel das Wort sein so oft wiederholt, daß es seine Bedeutung am Ende selbst aufzehrt. Das Wort letzt ließe sich gleichfalls öfter entbehren oder durch neulich, lentens, letzthin ersetzen und variiren. Solche kleine Flecken auszutilgen, sollte jeder Schriftsteller einen kritischen Freund an der Seite haben, besonders wenn das Manuskript nicht lange ruhen kann.

Doch wie kann man Schriftstellern und ihren Freunden solche Bemühungen zumuthen, so lange unsere Offizinen sich eines unverantwortlich vernachlässigten Drucks nicht schämen? In diesen zwei Bändchen sind 130 Druckfehler und sogenannte Verbesserungen angezeigt, wobei man höflich bittet, solche vor dem Lesen des Buchs abzuändern. Welch eine Zumuthung! Es wäre zu wünschen, daß künftig die Verfasser ihre Verbesserungen von den Druckfehlern abtrennten, damit man deutlich sähe, was dem Korrektor zu Schulden kommt, und sodann möchte vielleicht doch einiges Ehrgefühl geweckt werden, wenn Recensenten, wie wir gethan, die Offizin bemerkten und die Anzahl der eingestandenen Druckfehler angeben wollten. Wf.

45.

Napoleon Bonoparte und das französische Volk unter seinem Konsulate. Germanien 1804. 447 S. gr. 8.

Diese Schrift wird viele Leser finden, die sie auch verdient. Zwar kann man nicht sagen, daß der Verfasser sich auf einen höheren Standpunkt erhebe und als völlig unparteiischer Geschichtschreiber verfahre; er gehört vielmehr zu den Mitlebenden, Mitleidenden, Murrenden und nimmt manches Aergerniß an dem außerordentlichen Manne, der durch seine Unternehmungen, seine Thaten, sein Glück die Welt in Erstaunen und Verwirrung setzt.

Wohlbekannt ist der Verfasser mit dem Verlauf der Revolution und hat auch die neuten Zustände mit Augen gesehen. Er ist von manchen Privatverhältnissen gut unterrichtet, ob sich schon hie und da eine Sage mit einschleichen mochte, dergleichen in einer großen Masse von theilnehmenden, erzählenden, wiedererzählenden, leidenschaftlich bewegten Menschen nothwendig entstehen müssen.

Die Schrift ist ohne Abtheilungen in einem fortgehenden Stil, nicht ohne Methode geschrieben. Es findet sich keine Inhaltsanzeige, die wir durch einen kurzen Auszug der vorzüglichsten Materien einigermaßen ersetzen wollen, um den Leser mit dem Buche im Allgemeinen bekannt zu machen.

Des Helden Jugend und erste Schritte, bis S. 12. Thaten, Konsulat, b. S. 29. Redner und Schriftsteller wirken gegen ihn, b. S. 42. Krieg, Schlacht von Marengo, seine Wiederkehr, b. S. 54. Redner und Schriftsteller gegen und für die Alleinherrschaft, b. S. 63. Erste Bewegung der Emigrirten, b. S. 68. Nothdürftige Popularität, b. S. 69. Mordanschläge. Der Konsul zieht sich mehr zurück. Friede, b. S. 97. Einleitung der katholischen Religion, b. S. 109. Schulen, b. S. 116. Gesetzbuch, b. S. 118. Veränderung im Tribunat, b. S. 124.

Zu 45. Jen. Allg. Lit.-Zeit., Nr. 74. Den 24. März 1804.
Am 7. März sandte Goethe an Eichstädt diese „kurze Recension einer neuen Schrift, über welche mit leichten Federzügen hinzuschreiten für das Beste hielt." Verfasser der Schrift ist ebenfalls Reichardt.

Italienische Verhältnisse, b. S. 128. Oeffentliche und Privatverhältnisse bis zur Konstitution der italienischen Republik, b. S. 142. Oeffentliche Blätter, b. S. 148. Lebenslängliches Konsulat. Neues Senatskonsult deshalb, b. S. 169. Verweisungen, b. S. 178. Opponirende Schriftsteller. Redner. Camille Jordan, b. S. 189. Hofumgebung, b. S. 207. Talleyrand, b. S. 216. Caprara, b. S. 229. Militär, b. S. 252. Familienglieder. Begünstigte, b. S. 263. Verhältniß zu England, b. S. 278. Englischer Gesandter, b. S. 300. Wissenschaftliche Institute, b. S. 320. Aeltere und neuere Schilderungen der Nation, b. S. 339. Benehmen gegen die Schweiz, b. S. 350. Krieg mit England. Besetzung von Hannover, b. S. 369. Charakter der Nation. Gegenwärtige Lebensweise, b. S. 405. Künste. Theater. Lotterie. Pachtungen. Reichthümer der Privatpersonen. Lieferanten. Industrie, b. S. 435. Speziale Tribunale, b. S. 442. Schluß und versprochene Fortsetzung, b. S. 447.

Der Verfasser verspricht Unparteilichkeit. Läßt sich auch diese schöne Pflicht unter den gegebenen Umständen wol schwerlich leisten, so wird er schon Dank verdienen, wenn er den Begebenheiten aufmerksam folgt und seine Ueberzeugung aufrichtig ausspricht.

— e —

46.

Die Organisation der Koburg-Saalfeldischen Lande. Erster Band. Leipzig bei Fleischer dem Jüngern. 1803. 140 S. 8. (16 Gr.)

Die allgemeine Einleitung sowie das derselben beigefügte Aktenstück beziehen sich vorzüglich auf die Hindernisse, welche

---

Zu 46. Jen. Allg. Lit. Zeit., Nr. 119. Den 18. Mai 1804.

Diese von der Aufnahme in die Werke ausgeschlossene Recension ermittelte Hirzel als eine Goethische dadurch, daß sie in dem bei der Jen. Allg. Lit. Zeit. gehaltenen Leipziger Messkatalog als Goethen zuzuschreiben angemerkt war. Einige Bestätigung kann in den Worten des am 27. Nov. 1803 von Goethe an Voß-

bei der neuen Organisation der Fürstlich Koburg-Saalfeldischen Lande vorgekommen, und erregen insofern nur ein beschränktes Interesse, ein weit allgemeineres hingegen die Inhaltsanzeige dessen, was die folgenden Bände enthalten sollen. Denn was man jetzt in Lehrbüchern der Staatsverwaltung als Anleitung und Vorschrift zu künftigem Handeln vernehmen findet, das soll als wirklich systematisch ausgeführt nach einzelnen Abtheilungen und Rubriken vollständig dargestellt werden — eine Zusage, die nicht allein den Geschäftsmann und Gelehrten, sondern auch jeden Weltbeobachter zur Aufmerksamkeit reizen muß, und bis zu deren Erfüllung wir uns eine umständlichere Beurtheilung dessen, was dieser einsichtsvolle Staatsmann geleistet hat, mit Vergnügen vorbehalten.

47.

Bildnisse jetzt lebender Berliner Gelehrten, mit ihren Selbstbiographien, herausgegeben von S. M. Lowe. Berlin bei Quien. 1806. 49 S. gr. 8. (16 Gr.)

Die Anforderung an lebende Gelehrte, kurze Selbstbiographien zu schreiben, in der Absicht, das Publikum sogleich damit zu beschenken, in ein sehr glücklicher Gedanke. Wir nehmen das Wort Gelehrte hier im weitesten Sinne und verstehen alle Diejenigen darunter, die sich dem Wissen, der Wissenschaft und den Künsten widmen; denn der eigentlich welthätige Mann,

---

stadt gerichteten Briefes gefunden werden: „Den ersten Band der Koburg-Saalfeldischen Organisation sende an Herrn Geheimen Rath Voigt, welcher denselben zu sehen verlangt." — Verfasser des Buchs war der Minister von Kretschmann. In dem Verzeichniß der Schriften Goethe's in der Jen. Allg. Literatur-Ztg., welches „Goethe's Briefen an Eichstädt" beigegeben ist, fehlt S. 368 diese Recension; es wäre dabei auf II. S. 328 der genannten Zeitung von 1804, sowie auf S. 16 und 232 der Briefe zu verweisen gewesen.)

Zu 47. Jen. Allg. Lit.-Zeit., Nr. 48. Den 26. Febr. 1806.
Am 19. Febr. 1806 Goethe an Eichstädt: „Der Aufsatz über Müller's Biographie folgt hierbei." — In den „Tag- und Jahresheften — 1806" erwähnt Goethe: „Auch die Geschichte der neuern deutschen Literatur gewann gar manches Licht durch Johannes Müller in seiner Selbstbiographie, die wir mit einer Recension begrüßten" ꝛc.

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
GOETHE,J.W.
3-598-50924-3
FN. 16576/63

darf von seinem Thun und Lassen weniger selbst Rechenschaft geben. Wir wünschen daher dem Unternehmen des Herrn Lowe den besten Fortgang, um so mehr, als das erste Versuchstück schon alles Dankes werth ist.

Johannes Müller spricht hier von sich selbst und führt uns auf eine zutrauliche Weise durch sein Leben. Was der Geschichtschreiber an Anderen gethan, warum sollte er es nicht an sich selbst thun? Und wir finden ihn, so wie vormals in Anderen, also auch hier in sich selbst wieder.

Wenn es also schon genug wäre, gesagt zu haben: das ist von ihm, so wollen wir nur um der Uebrigen willen, die gerade nicht Historiker sind und ihm doch hoffentlich auf diesem guten Pfade folgen und Herrn Lowe's Vorsatz begünstigen werden, einige Bemerkungen aufzeichnen, damit so bald und so leicht als möglich das Beste geschehe.

Es giebt zweierlei Arten, die Geschichte zu schreiben: eine für die Wissenden, die andere für die Nichtwissenden. Bei der ersten setzt man voraus, daß dem Leser das Einzelne bis zum Ueberdruß bekannt sei. Man denkt nur darauf, ihn auf eine geistreiche Weise, durch Zusammenstellungen und Andeutungen an das zu erinnern, was er weiß, und ihm für das zerstreut Bekannte eine große Einheit der Ansicht zu überliefern oder einzuprägen. Die andere Art ist die, wo wir selbst bei der Absicht, eine große Einheit darzustellen, auch das Einzelne unnachläßlich zu überliefern verpflichtet sind.

Sollten zu unserer Zeit Männer, die über vierzig oder funfzig Jahre im Leben stehen und wirken, ihre Biographie schreiben, so würden wir ihnen rathen, die letzte Art ins Auge zu fassen. Denn außerdem, daß man sich gerade um das Nächstvorhergehende am Wenigsten bekümmert, so ist unsere Zeit so reich an Thaten, so entschieden an besonderem Streben, daß die Jugend und das mittlere Alter, für die man denn doch eigentlich schreibt, kaum einen Begriff hat von dem, was vor dreißig oder vierzig Jahren eigentlich da gewesen ist. Alles, was sich also in eines Menschen Leben dorther schreibt oder dorthin bezieht, muß aufs Neue gegeben werden.

Wir leugnen gar nicht, daß wir in diesem Sinne selbst unseres trefflichen Müller's Biographie gewissermaßen tadelhaft finden, und bekennen es um so freier und so lieber, als es noch Zeit ist und wir ihn ersuchen können, dasjenige, was er hier theils in einer Skizze, theils in gehaltvollen Resultaten in

wenigen Bogen aufgestellt hat, künftig mehr ausgeführt in einem tüchtigen Alphabete, wo nicht für uns, doch für die Nachkommen niederzulegen.

Wie liebenswürdig hat er sich schon des großen Vortheils eines Selbstbiographen bedient, daß er gute, wackere, jedoch für die Welt im großen unbedeutende Menschen, als Eltern, Lehrer, Verwandte, Gespielen, namentlich vorführte und sie als ein vorzüglicher Mensch ins Gefolge seines bedeutenden Daseins mit aufnahm! Wie herrlich treten ferner schon gekannte außerordentliche Naturen abermals in besonderem Bezug auf ihn sich bezeichnend hervor! Wie gern findet man hier Johann Peter Millern, Schlözern, Schlieffen, den Kurfürsten von Mainz wieder! Wie stellt sich das ganze Bild, das man von solchen Männern gefaßt hat, bei den einzelnen Zügen lebhaft vor die Erinnerung!

Gefiele es unserem Schriftsteller, seine Lebensgeschichte ausführlicher zu schreiben, wie oft würden wir noch diesen doppelten Fall eintreten sehen! wobei es höchst angenehm sein müßte, um ihn, als um einen Mittelpunkt, so manche Menschen versammelt zu erblicken, die wir sonst selbst als Mittelpunkte zu betrachten gewohnt sind.

Gegenwärtig hat er sich nach unserer Ueberzeugung viel zu übelirt dargestellt. Wir finden die Wirkung großer Weltbegebenheiten auf ein so empfängliches Gemüth nicht genugsam ausgedrückt. Paoli's und der Korsen ist gar nicht gedacht, des amerikanischen Kriegs nur, insofern ihm dadurch ein Freund geraubt wird, und der Genfer Begebenheiten nur, indem sie als Zündkraut einer ungeheueren Explosion erscheinen. Und gerade jenes Herankommen von Ereignissen, welche Aufmerksamkeit mußte es einer solchen Natur und in jenem Alter nach und nach erregen, und was mußte sich an diesem Aeußeren aus seinem Inneren entwickeln!

Von der anderen Seite erscheint er nicht genug als ein außerordentlicher, auf das Publikum, auf die Welt wirkender Mensch, wie er sich doch, ohne die Bescheidenheit zu verletzen, darstellen konnte und sollte.

Bescheidenheit gehört eigentlich nur für persönliche Gegenwart. In guter Gesellschaft ist es billig, daß Niemand vorlaut werde, ist es nothwendig, daß der Gemeinste mit dem Vortrefflichsten in einen gewissen Zustand der Gleichheit gerathe. In alle freien schriftlichen Darstellungen gehört Wahrheit, entweder

in Bezug auf den Gegenstand oder in Bezug auf das Gefühl des Darstellenden, und, so Gott will, auf Beides. Wer einen Schriftsteller, der sich und die Sache fühlt, nicht lesen mag, der darf überhaupt das Beste ungelesen lassen.

Da nun also unser Biograph die große Wirkung, die er jener Zeit auf das Publikum geleistet, nicht gehörig darstellt, so erscheint auch seine erste mißlungene Anstellung in Berlin, seine kärgliche in Kassel, das Zaudern der Berner Besten nicht im vollkommenen Lichte, und die für sein Leben so wichtige Berufung nach Mainz, späterhin nach Wien, zuletzt nach Berlin waren, wir müßten uns sehr irren, durch seine großen anerkannten Vorzüge in der Wirklichkeit weit motivirter, als sie es in der Schrift sind.

Wem es sonderbar scheinen möchte, daß wir auf diese Weise den Meister meistern, der bedenke, daß wir nur hierdurch die Schwierigkeit einer Selbstbiographie fühlbarer zu machen gedenken. Wir wünschen nichts mehr, als daß Herrn Löwe's Unternehmen begünstigt werde, ja daß sich ähnliche Unternehmungen über das ganze industriöse Deutschland verbreiten mögen, um einigermaßen im Einzelnen zu erhalten, was im Ganzen verloren geht. Aber wir ersuchen sämmtliche Theilnehmer, eine doppelte Pflicht stets vor Augen zu haben: nicht zu verschweigen, was von außen, es sei nun als Person oder Begebenheit, auf sie gewirkt, aber auch nicht in Schatten zu stellen, was sie selbst geleistet, von ihren Arbeiten, von deren Gelingen und Einfluß mit Behaglichkeit zu sprechen, die dadurch gewonnenen schönsten Stunden ihres Lebens zu bezeichnen und ihre Leser gleichfalls in eine fröhliche Stimmung zu versetzen. Es ist ja nur von Gelehrten und Künstlern die Rede, von Menschen, deren ganzes Leben und Treiben sich in einem harmlosen Kreise herumdreht, deren Kriege, Siege, Niederlagen und Traktaten, obgleich unblutig, doch immer interessant bleiben, wenn nur für das Behagen des einzelnen Mannes und für die Freude oder für den Nutzen der Welt irgend zuletzt Einiges hervorgeht.

Bald hätten wir jedoch über der so bedeutenden Schrift das ihr vorgesetzte Bildniß vergessen. Es ist in punktirter Manier sehr zart gearbeitet und ähnlich, sonst aber im kleinlichen Geschmack ordinärer Miniatur-Porträte und daher ziemlich weit entfernt von dem ächten, tüchtigen, Charakter-darstellenden Wesen und Stil der Kunst.

Noch sei uns der Wunsch erlaubt, daß der Künstler, zumal

da das Format des Werks, ein groß Oktav, es ihm zuläßt, künftig die darzustellenden Bildnisse nach einem beträchtlich größeren Maaßstabe zeichne und steche. Mag von den Frack- und Gilets immerhin etwas verloren gehen, wenn nur dafür die Gesichter gewinnen, deutlicher und besser erscheinen. Auch würden wir es für kein Unglück ansehen, wenn etwa noch die kleinen unter dem Bildniß angebrachten Figürchen — hier die drei Eidgenossen — deshalb wegbleiben müßten.

48.

La Gloire de Frédéric. Discours prononcé à la Séance publique de l'Académie des Sciences à l'occasion de l'anniversaire de Frédéric II. le 29. Janvier 1807 par Jean de Muller, historiographe. Berlin, Sander. 1807. 16 S. 8.

Fragte sich ein gebildeter Redner deutscher Nation: wie würdest Du Dich benehmen, wenn Du am 29. Januar 1807 in der Akademie der Wissenschaften zu Berlin von dem Ruhme Friedrich's zu sprechen hättest? gewiß, er würde unmittelbar empfinden, daß die ganze Kraft seines Geistes, die Zartheit seines Gemüths, der Umfang seines Talents und die Tiefe seiner Kenntnisse ihm in einem solchen Falle nöthig sein würden.

Zu 48. Jen. Allg. Lit.-Zeit., Nr. 51. Den 28. Febr. 1807.

Auch diese Recension wurde nicht in die Werke aufgenommen, aber gleichfalls von Hirzel für Goethe's Arbeit, insbesondere noch durch die darin vorkommenden übersetzten Stellen erkannt, welche mit Goethe's erst im März 1807 gedruckter Uebersetzung der Rede Müller's übereinstimmen. Hirzel's Entdeckung findet sich bestätigt durch Goethe's Brief an Eichstädt vom 21. Febr. 1807, welcher beginnt: „Ew. Wohlgeboren haben so lange nichts von mir vernommen, daß ich mich über mein Stillschweigen thätiger entschuldigen möchte, als es gegenwärtig durch die wenigen Worte über unsres Müller's Rede geschieht." Am 28. desselben Monats bemerkt Goethe dann noch: „Daß wir unserm Freund Müller etwas Erfreuliches erzeigen, hat er wohl um uns verdient." — Wenn Müller in einem Brief an Eichstädt vom 17. März äußert: „Diesmal hat der role Goethe durch einen Beweis seiner Freundschaft die Rolle des stärkenden Engels erfüllt" — so mag dies ebenfalls auf die Recension als auf die Uebersetzung der Rede sich beziehn.

Er fühle spät, er fühle früh,
Es sei ein dauernd Recht;
Ihm geb' es trotz Gewalt und Müh,
Ihm und den Seinen, schlecht![1])

Was haben wir nicht für Kränze gewunden!
Die Fürsten, sie sind nicht gekommen;
Die glücklichen Tage, die himmlischen Stunden,
Wir haben [illegible]raus sie genommen.
So geht es wahrscheinlich mit meinem Bemühn,
Den lyrischen Siebensachen;
Epimenides, denk' ich, wird in Berlin
Zu spät, zu früh*) erwachen.
Ich war von reinem Gefühl durchdrungen;
Bald schein' ich ein schmeichelnder Lober:
Ich habe der Deutschen Juni gesungen,
Das hält nicht bis in Oktober.[2])

An die T.. und D..

Verfluchtes Volk! Kaum bist Du frei,**)
So brichst Du Dich in Dir selbst entzwei.

Bezug auf manche Beschlüsse des Kongresses, hauptsächlich wol wegen der Theilung Sachsens. In demselben Sinne schrieb der Herzog Karl August in einem Briefe (Wien, den 22. Oktober 1814) an Frau von Heygendorf: „Unweisheit und Egoismus deserten die hiesigen Berathschlagungen, und der gute Wille, der so viele Menschen beseelte, ist schändlich in die Schanze geschlagen worden. Man hat Viel von Napoleon gelernt, unter Anderm auch die Verschlossenheit. Diese trat bei ihm vor seinem Falle ein; vielleicht ist diese Erscheinung das Zeichen des Uebelbefindens mancher Großen. Da alle Briefe eröffnet werden, so kann man sich nicht ordentlich herauslassen." (Nach dem Originalbriefe.) Auch Gervinus spricht von dem „Napoleonischen Charakter" des Wiener Kongresses. — L.

*) Vgl. die vorangehende Strophe. — „Zu spät", weil die Stimmung, welche das Festspiel athmet, vorüber ist; „zu früh", weil die Zustände wieder so sind, daß Epimenides besser fortführe, zu schlafen. Bekanntlich fand die für den Sommer 1814 bestimmte Aufführung des „Epimenides" zu Berlin erst am 30. März 1815 statt. — Der Juni ist nicht etwa der 18. Juni 1815, also die Schlacht von Belle Alliance, sondern der Juni 1814, in welchem Goethe den „Epimenides" in Berka schrieb, und der dem ersten Pariser Frieden (30. Mai) folgte; der Oktober bezeichnet den Anfang des Wiener Kongresses. Die ersten Verse spielen an auf die anfänglich vergeblich vorbereiteten Anstalten zum Empfange des Herzogs, der erst am 1. September 1814, nach dem Frieden, in Weimar eintraf. — L.

**) Auf den Streit, ob Deutsch oder Teutsch (wie u. A. Arndt wollte) richtiger, spielt auch der Schluß des Diwan-Gedichtes an, aus dem December 1814: „Wie wenn das auf Namen ruhte", mit den Versen:

Tiefs der Landsmann wünsche und liebet,
Mag er Deutsch, mag Teutsch sich schreiben. — L.

[1]) Zuerst mitgetheilt in der Ausgabe von 1853.
[2]) Zuerst mitgetheilt in der Ausgabe von 1836.

Ließe er sich dann von der Vorstellung des zu Leistenden hinreißen, würde er aufgeregt, sich zu prüfen, einen Versuch zu machen, zu erfinden, anzuordnen, so könnte ihn diese Beschäftigung wol einige Zeit fesseln; aber gar bald würde er, wie aus einem schweren Traum erwachend, mit Zufriedenheit, daß ein solches Geschäft ihm nicht obliege, gewahr werden.

Theilen wir diese Empfindung mit ihm, so finden wir uns desto angenehmer überrascht, wenn wir finden, daß einer von den Unsern diese Aufgabe so glücklich gelöst hat. Die kurze Rede, womit Johann von Müller jenen Tag feierte, verdient in der Ursprache und in Uebersetzungen von Ausländern und Deutschen gelesen zu werden. Er hat in einer bedenklichen Lage trefflich gesprochen, so daß sein Wort dem Beglückten Ehrfurcht und Schonung, dem Bedrängten Trost und Hoffnung einflößen muß.

Nicht allein was gesagt ist, sondern auch wie es gesagt ist, verdient ungetheilten Beifall, und indem wir daher unseren Lesern jene Bogen selbst empfehlen, so ziehen wir, um doch etwas zu liefern, einige Stellen aus, die hier nicht blos als einzelne tröstliche Worte abgesondert stehen, sondern auch zugleich den Gang der Ideen und die Ordnung des Vortrags einigermaßen bezeichnen sollen. „Mitten im Wechsel, in der Erschütterung, dem Einsturz verlangen preußische Männer, die sich der alten Zeiten erinnern, verlangen ausgezeichnete Fremde an diesem Tage zu erfahren, was wir jetzt von Friedrich zu sagen haben, ob die Empfindung seines glorreichen Andenkens nicht durch die neueren Begebenheiten gelitten habe. — — Wenn mit jedem Jahre einer neuen Prüfung unterwerfen, der Glanz eines Verdienstes durch keinen äußeren Wechsel, nicht durch den Ablauf der Jahrhunderte gemindert wird, ... dann ist die Weihe vollbracht; ein solcher Mann gehört wie die unsterblichen Götter nicht einem gewissen Lande, einem gewissen Volke — diese können veränderliche Schicksale haben — der ganzen Menschheit gehört er an, die so edler Vorbilder bedarf, um ihre Würde aufrecht zu erhalten. — Ohne Zweifel waltet ein zarter und unschätzbarer Bezug zwischen einem jeden Lande und den berühmten Männern, die aus seinem Schooße hervorgingen. — An jedem Volke, das großer Epochen und außerordentlicher Männer gewürdigt wurde, freut man sich, in der Gesichtsbildung, in dem Ausdruck des Charakters, in den Sitten überbliebene Spuren jener Einwirkungen zu erkennen. — Solche unzerstörliche, höchst achtungs-

werthe Erinnerungen an die Tugenden der Altväter sind es, um derentwillen wir die Fehler der Nachkommlinge verzeihen. — Also, Preußen! unter allen Abwechselungen des Glücks und der Zeiten, so lange nur irgend fromm die Erinnerung an dem Geist und an den Tugenden des großen Königes weilt, so lange nur eine Spur von dem Eindrucke seines Lebens in Euren Seelen bleibt, dürft Ihr nicht verzweifeln. Mit Theilnahme wird jeder Held Friedrich's Volk betrachten. — Das Erste, was Friedrich mit einem heißen Willen ergriff, wovon er nie abließ, war die Ueberzeugung, er müsse, weil er König sei, der erste unter den Königen sein durch die Art, seine Pflichten zu erfüllen. — Eine Krone, ein halbes Jahrhundert unumschränkter Herrschaft geben, wer wird es leugnen, sehr große Vortüge; aber der Sinn, sich zur ersten Stelle zu erheben, steht für Jeden in seiner Laufbahn. Die moralische Größe entscheidet; die Mittel, die Gelegenheiten vertheilt das Glück. — Das Geheimniß, sich immer seiner selbst würdig zu erhalten, immer vorbereitet zu sein, lag in der Art, wie er seine Zeit anwendete. — Die Ordnung, die er beobachtete, war bewunderungswürdig: jeder Gegenstand hatte seine Zeit, seinen Platz, Alles hatte sein Maaß; nichts war unregelmäßig, nichts übertrieben. — Indem er alle Seiten eines Gegenstandes und ihre Bezüge zu kennen suchte, brachte er ebensoviel Ruhe in die Ueberlegung als Schnelligkeit und Nachdruck in die Ausführung. — Er hörte nicht auf, sich an der Geschichte zu bilden, die dem lebendigen Geist für Staatsverwaltung und Kriegskunst den Sinn aufschließt. — Eroberungen können verloren gehen, Triumphe kann man streitig machen .... aber der Ruhm und der Vortheil des Beispiels bleibt unzerstörlich, unverlierbar; der eine seinem Urheber eigenthümlich, der andere zugesichert Denen, die ihm nachahmen. Das Verdienst beruht in den Entschließungen, die uns angehören, in dem Muth der Unternehmung, in der Bebarrlichkeit der Ausführung. — Die verschiedenen Nationen und die verschiedenen Klimaten müssen allmählig hervorbringen, was jede ihrer Natur nach Vollkommenstes haben können. — Niemals darf ein Mensch, niemals ein Volk wähnen, das Ende sei gekommen. Der Zweck bei der Feier großer Männer ist: sich vertraut zu machen mit großen Gedanken, zu verbannen, was zerknirscht, was den Aufschwung lähmt. Güterverlust läßt sich ersetzen, über andere tröstet die Zeit; nur ein Uebel ist unheilbar: wenn der Mensch sich selbst aufgiebt."

49. a.

Die heiligen drei Könige. Manuskript, Lateinisch, aus dem fünfzehnten Jahrhundert.

Die Zueignung ist an einen Bischof und sein Kapitel, wahrscheinlich von Köln, gerichtet. Darauf wird zur Einleitung gesagt:

Die heiligen Leichname der drei Könige seien zwar nach ihrem Tode in den Occident gebracht worden, allein von ihrem Leben und Wandel im Orient sei noch Manches dort bekannt geblieben, das nicht zu uns gekommen. Was nun durch Schauen, Hören und Ueberliefern sich daselbst erhalten, werde auch in verschiedenen Büchern aufbewahrt. Dies Alles nun sei

---

Zu 49 (a, b und c).

a. Ueber Kunst und Alterthum, II. Bandes 2. Heft, 1820, S. 156 ff. — b. Ebend., Umschlag, sowie Ueber Kunst und Alterthum, III. Bds. 1. Heft 1821, S. 69 ff., als Nr. 8 einer Reihe von „Nachträgen zu den vorigen Heften und sonstigen Einzelheiten". — c. Ueber Kunst und Alterthum, III. Bds. 3. Heft, 1822, S. 137 ff.

Die Veranlassung und Geschichte dieser drei Aufsätze ersehen wir genau aus Goethe's Briefwechsel mit Boisserée. Am 22. Oct. 1819 (nicht 1818, wie in „Sulpiz Boisserée", II. Bd. S. 254, durch einen Druckfehler steht) berichtet Goethe, daß er durch Zufall in Besitz einer lateinischen Handschrift, die Legende von den heil. drei Königen enthaltend, gelangt sei. — Am 22. Nov. antwortet Boisserée mit Nachrichten über die Legende und deren Verfasser. — Am 13. Dec. dankt Goethe dafür unter Uebersendung des Auctionskatalogs mit dem Aufsatz u. Da Boisserée's Mittheilungen über den Verfasser zu spät gekommen, hatte sie Goethe für den Freund auf einem besondern Blättchen, für seinen Leserkreis aber auf dem Umschlag desselben Hefts „Ueber Kunst und Alterthum" abdrucken lassen und sandte Ersterem diesen Druck mit Brief vom 16. Dec. 1819, worauf sich auch am 14. Jan. 1820 darüber aus. — Boisserée gab am 1. und ausführlicher am 13. Jan. Nachricht von einer in der Heidelberger Bibliothek aufgefundenen Handschrift einer deutschen Uebersetzung des Goethischen Manuskripts und am 24. Febr. sowie 29. März von der Kölsche Schwab'schen, jene Handschrift herauszugeben. — Ebenfalls am 29. März kündigt Goethe die gewünschte Zusendung seines lateinischen Manuskripts zum Zweck der Vergleichung mit der deutschen Handschrift an und schickt es am 6. Apr. an Boisserée. — Am 11. Sept. erbittet er Letzteren um nähere Nachrichten über den Verfasser der Legende oder um einen Aufsatz Schwab's darüber, um denselben in „Kunst und Alterthum" aufzunehmen. — Am 23. Dec. theilt der inzwischen in Paris gewesene Boisserée mit, daß er auf dortiger Bibliothek eine Handschrift mit einer abgekürzten deutschen Uebersetzung der Legende (plattdeutsch aus dem Anfang des 15. Jahrhunderts) gefunden. — Am Mai 1821 schickt Boisserée Schwab's Buch noch in der Handschrift an Goethe, wie aus des Ersteren Brief vom 28. desj. Monats zu entnehmen ist. — Goethe läßt es am 7. Juni

zur Ehre Gottes und der heiligen Jungfrau in gegenwärtiger Schrift verfaßt und vereiniget worden.

Die Geschichte beginnt mit dem Auszug der Kinder Israel aus Aegypten. Ihre Siege und Eroberungen setzen die Welt in Erstaunen und machen selbst die Indier aufmerksam; diese stellen auf dem höchsten Berge Baus Wachen auf, die, wenn irgend ein feindseliger Einbruch geschähe, bei Tage durch Rauch, bei Nacht durch Flamme ein von allen kleinern Bergen zu wiederholendes Zeichen geben sollten.

Bald darauf aber kommt die Nachricht, Balaam, keineswegs ein Zauberer, sondern ein Naturprophet wie Hiob, habe geweissagt: Es wird ein Stern aufgehen aus Jakob und ein Scepter aus Israel aufkommen! Ein Held solle geboren werden, die ganze Welt zu überwinden und zu beherrschen. Hierüber freute sich Jung und Alt, da sie seit langer Zeit keinen auslangenden Fürsten gehabt. Nun wird die Ankunft auf dem Berge Baus astronomisch und bedeutend; tüchtige Männer werden besoldet,

---

zurückgeben, äußert sich hierüber sehr befriedigt darüber, giebt die Absicht zu erkennen, dasselbe in den Heften „Ueber Kunst und Alterthum" anzuzeigen, spricht den Wunsch aus, noch eine Lebensgeschichte des Verfassers der Legende Johannes von Hildesheim, beizufügen, und bittet schließlich, in das Buch das Gedicht „Pilgernde Könige" (Werke, II. 239) aufzunehmen. — Wünsche, deren Erfüllung Boisserée im Namen Schwab's unterm 30. Juni zusagt. — Am 8. August meldet Boisserée Schwab's weitere Forschungen über Johannes von Hildesheim an. — Am 17. dess. Monats ersucht Goethe um Zusendung der Aushängebogen des Schwabischen Buchs, um über die Legende „ammuthig belehrend zu sein", und am 6. Oct. kündigt Boisserée die bevorstehende Zusendung des ganzen Buchs an. Letzteres führt den Titel: „Die Legende von den heiligen drei Königen von Johann von Hildesheim. Aus einer von Goethe mitgetheilten lateinischen Handschrift und einer deutschen der Heidelberger Bibliothek bearbeitet und mit zwölf Romanzen begleitet von Gustav Schwab. Stuttgart und Tübingen, in der Cotta'schen Buchhandlung 1822". Auf dem zweiten Blatte steht — der Natur des Gedichts nach ganz abgesondert — jene Goethische Strophe: „Wenn was irgend ist geschehen ꝛc." mit dem Datum des 1. Juni 1821. — Am 19. Nov. drückt Goethe wiederholt seinen Beifall über das Buch aus und ergeht sich abermals über die Legende. Schwab's Freude hierüber zeigt Boisserée unterm 5. Jan. 1822 an. — Am 15. dess. Monats übermittelt Goethe die Blätter des 3. Hefts des III. Bds. „Ueber Kunst und Alterthum" mit dem Aufsatz „Die heiligen drei Könige noch einmal" und läßt endlich am 14. April durch Boisserée Schwaben nachdrücklich empfehlen, die Reisen des Montevilla zu studiren und deren Uebereinstimmung mit der Legende nachzuweisen. — Zu bemerken ist noch, daß der Aufsatz im 1. Heft III. Bandes „Ueber Kunst und Alterthum" sich von dem Druck auf dem Umschlag des 2. Hefts II. Bands lediglich durch Hinzufügung der Einleitung und des Schlußsatzes unterscheidet. Der „Nachtrag" fehlt in T und C, desgleichen der erste Satz von „Die heiligen drei Könige noch einmal". — In den „Tag- und Jahresheften" gedenkt Goethe seiner Bemühungen um die Legende erst 1821 gelegentlich des Buches von Schwab.

die den Himmel Tag und Nacht beobachten und, wie sie einen seltsamen Stern ersehen, solches durch verabredete Zeichen verkündigen sollten; wozu sie denn freilich die beste Gelegenheit hatten, indem bei der östlichen Lage, der großen Höhe des Bergs und der reinen Atmosphäre gar mancher Stern zu erblicken war, der westlicher, an tiefer gelegenen Orten unsichtbar bleiben mußte. Eine so ernstlich gegründete Anstalt hat sich bis in spätere Zeiten erhalten, und die Edlen vom Berge Vaus waren zu Zeiten der Kreuzzüge wohl angesehen und aufgenommen. Hier zeigt sich nun der Ursprung unserer schriftlichen Ueberlieferung.

Als im Jahre 1200 die herrliche Stadt Acco zum Höchsten blühte, Fürsten, Freiherrn und Edelleute, Ordensgeistliche jeder Art, Handelsleute und Neugierige aller Nationen zusammenflossen, drang ihr Ruf und Ruhm nach Indien. Ein Edler vom Geschlechte Vaus reist nach Acco und bringt die kostbarsten Schätze mit, unter andern eine goldne, mit Steinen besetzte Krone, worauf oben das Zeichen des Kreuzes mit chaldäischen Buchstaben und ein Stern zu sehen, in Gestalt und Gleichniß, wie er den drei Königen erschien. Dieses Diadem soll dem König Melchior von Nubien gehört haben und hatte wunderthätige Kraft: es heilte die Fallsucht und erfrischte hinfällige Geister. Nachher kam sie in die Hände der Tempelherren, die reichlichen Vortheil davon zu ziehen wußten, und ging zu großer Trauer der dortigen Umgegend bei Aufhebung des Ordens verloren.

Aber dieser Prinz vom Berge Vaus brachte auch Bücher aus Indien, hebräisch und chaldäisch geschrieben, von Leben und Thaten und sonstigen Bezügen der heiligen drei Könige herbei. Diese Bücher wurden zu Acco ins Gallische übersetzt und sind bei Fürsten und Herren und sonstigen Orten aufbewahrt worden. Hieraus nun und andern Schriften ist gegenwärtiges Büchlein zusammengetragen.

Nun fängt die Erzählung wieder von Balaam's Weissagung an und führt den Stern und die Hoffnung auf denselben durch Patriarchen und Propheten, inzwischen freilich die Astronomen des Berges Vaus ihre Beobachtung mit großer Geduld Jahrhunderte lang fortsetzen.

Endlich erbarmt sich Gott der sündigen Welt. Die Fülle der Zeit erscheint, ein Gebot des römischen Kaisers geht aus; Joseph und Maria kommen in Bethlehem an; eine zur Stallung

benutzte Höhle nimmt sie kümmerlich auf, zum Anmuthigsten beschrieben; Christus wird geboren und den Hirten verkündigt. Auch der verheißene Stern ist aufgegangen und über dem Berge Baus unbeweglich stehen geblieben, wetteifernd bei Tage mit der Sonne, ja sie überleuchtend mit wunderbarem beweglichen, bald da- bald dorthin schießenden Strahlen und von andern seltsamen Erscheinungen begleitet.

Alle Völker werden aufgeregt, vorzüglich drei weise Könige. Zuerst Melchior, König der ersten Indien, das heißt Nubien u. s. w., wie seine Reiche beschrieben werden; Balthasar, König der zweiten Indien, von Godolien und Saba, und wie seine Reiche sämmtlich aufgezählt sind; Kaspar, König der dritten Indien, Herr von Tarius und der großen Insel Egrisculla, wo gegenwärtig der heilige Thomas begraben liegt. Diese machen sich auf mit großem Gefolg und Heereskraft, ohne von einander zu wissen; die Menschen erschrecken über solchen Durchzug; denn der Stern leuchtet ihnen auf sonderbaren Wegen; Berg und Thal, Sumpf und Wüste gleichen sich vor ihnen aus; ohne Speis' und Trank kommen sie und die Ihrigen in dreizehn Tagen nach Judäa. Melchior und Balthasar und auch endlich Kaspar gelangen, Jeder von seiner Seite, an den Kalvarienberg; ein starker Nebel fällt ein, der Stern verschwindet, und sie sind in großer Verlegenheit. Endlich klärt sich der Himmel auf; sie finden, erkennen und begrüßen sich mit großem Entzücken, erzählen einander ihre Geschichten und Begebenheiten, und obgleich verschiedene Sprachen redend, verstehen sie sich vollkommen, ein künftiges Pfingstfest vorbedeutend. So nahe bei Jerusalem halten sie für räthlich, beim König Herodes einzusprechen; dieser wird durch die Schriftgelehrten unterrichtet, das Kind müsse in Bethlehem geboren sein. Der Stern erscheint wieder, viel stärker leuchtend und funkelnd; die begegnenden Hirten ertheilen nähere Nachricht vom Kinde und dessen Aufenthalte. Bedeutung und Wichtigkeit dieses Zusammentreffens wird hervorgehoben; denn durch die Hirten sind die ersten Gläubigen aus dem jüdischen Volke bedeutet, durch die Könige die Erstlinge der Heiden, die sich künftig zu Christo wenden sollen. Die Aermsten aus der Nähe, die Reichsten aus der Ferne treffen hier zusammen, und diese werden erst durch jene von dem wahren Heilswege unterrichtet. Die Könige kleiden sich aufs Prächtigste; der Stern geht voran und leitet sie durch ganz Bethlehem, eine lange bazarähnliche Straße hin,

bleibt endlich über der Herberge und einer Höhle stehen, wie im bergigen Bethlehem mehrere zur Stallung benutzt werden. Der Glanz des Sterns vermehrt sich, durchdringt mit herrlicher Phosphorescenz alles Dunkle; die Höhle gleicht einem glühenden Ofen.

Anmuthige Beschreibung des Kindes, der Mutter und ihrer Umgebung. Die Könige, verehrend, anbetend, überreichen ihre Geschenke: Melchior Gold, Balthasar Weihrauch, Kaspar Myrrhen, geringe Gaben, wie sie ihnen beim Absteigen sogleich in die Hand fielen; denn auf Kameelen und Dromedaren führen sie grenzenlose Schätze mit sich. Nichts Geringeres als den ganzen Schatz Alexander's, den der Beherrscher des Morgenlandes gehäuft, inbegriffen alle Schätze, welche die Königin von Saba im Tempel Salomonis niedergelegt und der Weltüberwinder von dort weggeraubt. Unter allen diesen Kostbarkeiten findet sich doch das Kostbarste, ein Apfel von gediegenem Gold. Auch ihn hatte der Monarch besessen und gern in der Hand getragen, als ein Zeichen seiner Alleinherrschaft; diesen vorzüglich reicht Melchior dem Kinde als ein würdiges Spielzeug; es aber bläst ihn an, und er zerstiebt in die Luft.

Die Audienz ist geendigt, und die frommen, bisher strenge Fasten ausübenden Könige speisen und schlafen zum ersten Mal. Sie werden im Traum von der Rückreise zu Herodes abgemahnt; sie ziehen auf einem andern Weg in ihre Lande. Auf der Herreise hatten sie nur dreizehn Tage zugebracht, vom Christtage bis Epiphanias; auf der Rückreise brauchten sie zwei Jahre, damit aller Welt das große Wunder bekannt würde. Sie gelangen zum Berge Vaus, bauen auf demselben dem Christkind eine Kapelle, bestimmen dabei ihre Gräber und vertheilen sich nach den drei Reichen.

Indessen gleich nach dem Abzug dieser edlen Gäste begiebt sich die heilige Familie in eine andere Höhle. Joseph wird im Traum ermahnt, nach Aegypten zu fliehen. Hier kommen die in diesem Fall freilich sehr beschwerlichen indischen Schätze wieder zur Sprache, werden aber durch eine kluge Wendung des Erzählers so ins Enge gezogen, daß sie in dem Futtersack des Pflegevaters gar wohl Platz finden, welcher Sack und Bündel bei malerischer Vorstellung der hohen Flüchtigen niemals vergessen wird. Der Aufenthalt in Aegypten giebt Gelegenheit zu anmuthigen Geschichten vorgekommener Wunder, nicht weniger

zu weitläufiger Nachricht über den wahren Balsam und sonstige Naturdinge.

Die Entflohenen kehren zurück. Christi Erdenwandel wird nur im Vorübergehen berührt, umständlicher jedoch erzählt, wie er den heiligen Thomas nach Indien sendet. Dieser gehorcht dem hohen Beruf, gelangt bis zum äußersten Osten, predigt das Evangelium, zerstört den Götzendienst; die heiligen drei Könige, nunmehr uralt, hören von ihm, besuchen ihn; mit großem Ergetzen empfängt er sie, erzählt Christi Leben, Leiden und Verherrlichung. Durch die heilige Taufe führt er die Erstlinge der Heiden ganz eigentlich der Kirche zu. Er wandert mit ihnen zum Berge Vaus, an welchem der eine herrliche Stadt, Sculla, gebaut wird. St. Thomas übernimmt die Würde des Patriarchen, weiht seine drei Könige zu Erzbischofen. Weil sie aber im hohen Alter keine Nachkommenschaft zu erwarten haben, wird ein Presbyter, Namens Johann, für die Zukunft gewählt mit dem Beding, daß alle seine Nachfolger den gleichen Namen führen sollen. (Diese haben, wie beiläufig erzählt wird, noch im Jahre 1389 Gesandte nach Rom geschickt.) Die Könige sterben, erst Melchior, dann Balthasar, dann Kaspar, und werden mit den höchsten Zeremonien begraben.

Aber im Verlauf der Zeit verunreinigt sich die christliche Lehre: Ketzereien mischen sich ein, das Heidenthum stellt sich her, die ehrwürdigsten Lokalitäten werden vernachlässigt, besudelt und mit Götzendienst befleckt. Unter diesem Druck seufzt der Orient, bis endlich Helena, Konstantin's Mutter, den heilig-klassischen Boden bewallfahrtet, jede einzelne Stelle in Betracht zieht, alle säubert, mit Kirchen- und Klostergebäuden in Besitz nimmt, die kostbarsten Reliquien unversehrt antrifft, die Stationspunkte künftiger Wallfahrer bezeichnet und sich um die wanderlustige Christenheit das größte Verdienst erwirbt.

Nun gedenkt sie auch der heiligen drei Leichname, bringt sie vom Berge Vaus nach Konstantinopel; später werden sie nach Mailand versetzt und endlich im Jahre 1164 nach Köln. Nun verbreitet sich ihre Verehrung über den ganzen Westen, aber auch der Orient läßt an Würdigung und Anbetung nicht nach; denn selbst die ketzerischen Christen müssen Werth und Heiligkeit derselben anerkennen. Hier folgt nun umständliche Nachricht von vierlerlei Ketzern in den ehemaligen Reichen der drei Könige, als Nubianer, Soldaner, Nestorianer, Lateiner, Inder, Armenier, Griechen, Syrer, Georgianer, Jakobiten,

Kophten, Maroniten, Mandopolen, Arianer. Bei dieser Gelegenheit werden auch einige Nachrichten historischen und geographischen Inhalts gegeben.

Sodann folgt kurze Anweisung, wie und wann das Andenken der Heiligen zu verehren. Köln wird glücklich gepriesen, solche Reste zu besitzen, und zum Schluß die Gestalt der Erstlinge des Glaubens aus den Heiden, in welcher sie auf Erden wandelten, zu völliger Vergegenwärtigung umständlich beschrieben.

Vorgedachtes Manuskript ist auf 84 Blättern in klein Quart verfaßt, welches Format aus zusammengebrochenem klein Folio entsteht. Leinenpapier, quergestreift, eine Traube zum Zeichen. Auf jeder Seite ist die Form des Quadrats, wodurch der Text zusammengehalten wird, sehr fein liniirt; auch sind Linien für einen nicht ausgeführten Titel gezogen; die Schrift durchaus gleich und sorgfältig, mit vielen, immer wiederkehrenden Abkürzungen, ohne alle Interpunktion. Die Kapitel fangen mit einem großen rothen Buchstaben an; innerhalb des Textes sind manche größere Buchstaben zu einiger Unterscheidung von oben herunter roth durchstrichen. Hieraus folgt, daß das Manuskript im Ganzen wohl zu lesen sei; übrigens gut erhalten, auch in späterer Zeit mit schwärzerer Tinte hie und da korrigirt, unleserliche Randschrift beigefügt.

Innere Kennzeichen weisen uns in das funfzehnte Jahrhundert. Die Art, wie von der Aufhebung der Tempelherren und anderen historischen Verfallenheiten gesprochen wird, die ausdrückliche Jahrzahl 1380, in welchem Jahr Priester Johannes Gesandte nach Rom soll geschickt haben, möchten, wenn Gegenwärtiges auch eine spätere Kopie sein sollte, dahin deuten, daß das Original zu Anfang des funfzehnten Jahrhunderts gefertigt sei.

Der Bischof, an den es gerichtet ist, heißt Florenz von Vulkannen, Bischof der Münsterkirche. Ob dies nun den Dom von Köln bedeute, und ob dieser zu jenen Zeiten, wie zu Straßburg und andern Orten, der Münster genannt worden, wird sich erweisen; daß es in Köln und für Köln geschrieben sei, ergiebt sich aus dem Inhalte und aus dem Schlußrufe: „O glückliches Köln!“

Vulkannen ist nach Berlerre's Ansicht eine Verstümmlung von Beverlinthoven, dem Namen des von 1304 bis 1379 in Münster regierenden Bischofs, der sich den Vornamen Florentius führte. (Vgl. S. 133.)

Die Art, zu erzählen, wo Geschichte, Ueberlieferung, Mögliches, Unwahrscheinliches, Fabelhaftes mit Natürlichem, Wahrscheinlichen, Wirklichen bis zur letzten und individuellsten Schilderung zusammengeschmolzen wird, erinnert an Johannes von Montevilla, und obgleich der Verfasser nicht ausdrücklich erwähnt, daß er im gelobten Lande gewesen, so scheinen doch seine genauen Schilderungen dahin zu deuten; er müßte sich denn bei zurückkehrenden Wallfahrern umständlichst erkundigt haben. Seine Legenden und Ableitungen alten Herkommens treffen weder mit Montevilla noch mit den Actis Sanctorum zusammen; Alles ist neu und frisch und läuft, wie der Auszug beweist, geschwätzig hintereinander weg, wobei sich aber folgende Betrachtung aufdringt.

Wenn irgend eine uralte Mythe und ein aus derselben unmittelbar entwickeltes ächtes Gedicht der Einbildungskraft genugsamen Spielraum läßt, sich das Unwahrscheinliche, Unmögliche selbst auszubilden, so ist der Hörer zufrieden, und der Rhapsode darf kühnlich verschreiten; bei einer prosaischen Behandlung jedoch, wo man unternimmt, gegebene lakonische Ueberlieferungen ausführlich auszuspinnen, findet sich der Erzähler von Zeit zu Zeit in Verlegenheit, weil in der bis ins Einzelne durchgeführten Fabel manche Widersprüche hie und da hervortreten und selbst den gläubigsten Hörer schütteln und irre machen. Will man jedoch auch diese Weise gelten lassen, so kann man sich an ihr wie an einem andern Märchen ergetzen.

Uebrigens zeigt uns vorliegendes Werk gleich so manchem andern, wie sehr von Palästina aus die Einbildungskraft gegen Indien gerichtet war, wie sie in jenen fernen Landen als in einem Irrgarten herumtaumelte und, um halbgekannte Personen, Länder und Städte zu bezeichnen, neue wunderliche Namen erfand oder die ächten seltsam verunstaltete.

In diesem Sinne vermuthet ein geistreicher Freund, der Berg Baus solle der Berg Kaus heißen und dadurch der indische Kaukasus gemeint sein. Das Himalyagebirge war durch Tradition wol schon bekannt genug. Unter der Insel Egrysculla müßte, da der heilige Thomas darauf begraben sein soll, die indische Halbinsel verstanden werden. Die Stadt

Die an Fabelhaftem reiche Reisebeschreibung von Montevilla, auch Mandeville, richtiger Maundrille, 1366 wahrscheinlich ursprünglich französisch geschrieben, wurde schon im 15. Jahrhundert und dann öfters in verschiedenen Sprachen gedruckt.

War nicht der Noth, des Glücks genug?
Deutsch oder Teutsch, Du wirst nicht klug.[1])

Sagst Du „Gott", so sprichst Du vom Ganzen,
Sagst Du „Welt", so sprichst Du von Schranzen.
Hofschranzen sind noch immer die besten;
Volksschranzen fürchte,*) die allerletzten![1])

Nalan empfahl sich Alexandern,**)
Um jenen Rogus zu besteigen;
Der König fragte, so die Andern
Des Heeres auch: Was willst Du zeigen?
„Nichts zeigen will ich, aber zeigen,
Daß vor dem Könige, dem Heere,
Vor blinkend blitzendem Gewehre,
Dem Weisen sich's geziemt zu schweigen."[2])

Was die Großen Gutes thaten,
Sah ich oft in meinem Leben;
Was uns nun die Völker geben,
Deren auserwählte Weisen
Nun zusammen sich berathen,
Mögen unsre Enkel preisen,
Die's erleben![1])

Sonst, wie die Alten sungen,
So zwitscherten die Jungen;
Jetzt, wie die Jungen singen,
Soll's bei den Alten klingen.
Bei solchem Lied und Reigen
Das Beste — ruhn und schweigen.[1])

*) Schon Aristoteles hielt die Demagogen und die höfischen Servilen für Kinder eines Vaters. „In unsern Tagen ist Volksschmeichelei ungefähr ebenso gesprächig wie die Fuchsschmeichelei." (Troxler, 1807, in einer Rede als Basel-Landrath.) Vergl. die Zitschen 76 und 77 (Bd II, 172) und die Xenie Nr. 173. S. Bei vielen Banken, auch Gneist, Berliner Jahrbücher, 1848. S. 4. — E.

**) Vergl. Nr. 11, S. 9 „Die Lehrer". — E.

[1]) Fehlt mit Absicht in der Ausgabe von 1803.

[2]) Fehlt mit Absicht in der Ausgabe von 1806.

Sculla, am Fuße des Berges Vaus, wäre sodann die zweite Hälfte des ganzen Landesnamens; ob hier irgend nachzukommen, wird die Folge zeigen. Nähere Gegenden jedoch sind ganz richtig genannt und wenigstens ähnlich angedeutet.

Vom großen Khan, vom Einbruch der Tartaren (homines rudes et viles) im Jahre 1268, wodurch die ketzerischen Nestorianer gedemüthigt und aufgerieben werden, ist ausführlich gesprochen. Jene östlichen Völker haben sich auch einen Schmied zum Führer gewählt, wie die ältern Perser. Etwas von der Geschichte der Kaliphen und wie die Nestorianer endlich den Priester Johann gegen die Tartarn anrufen, so wie manches Andere schwebt zwischen Geschichte und Fabel.

Von natürlichen Dingen finden wir den Balsam, und um zu bevorworten, daß die Hirten noch im Dezember mit ihren Heerden sich auf dem Felde befinden, wird vom Unterschied der Berg- und Thalweiden gehandelt, ferner der Schafe Nabaoth mit Fettschwänzen gedacht, wodurch arabische Schafe wol gemeint sein mögen.

Unter die fabelhaftesten Wesen aber gehört ein dürrer Baum im Tempel der Tartaren. Er steht hinter Mauern und Befestigungen von Riegeln und Schlössern wohl verwahrt, auch mit Heereskraft bewacht; denn welchem Fürsten es gelingt, sein Schild an diesen Baum zu hängen, der wird Herr des ganzen Ostens, wie es dem großen Khan, der deshalb unwiderstehlich ist, gelungen sein soll. Nicht unwerth möchte es daher der Bemühung solcher Männer sein, die in der Uebereinstimmung mehrerer Traditionen den Zusammenhang der Völker und Zeiten aufsuchen und gegeneinander stellen, wenn sie sich mit diesem Büchlein näher befassen wollten. Gleichfalls wäre es vielleicht belohnend, wenn man das, was hier von Ketzern umständlich erzählt ist, mit der anerkannten Kirchengeschichte zusammenhalten wollte.

Ins Deutsche übersetzt, schlosse sich das Büchlein unmittelbar an die Volksbücher; denn es ist für die Menge erfunden und geschrieben, die sich, ohne den kritischen Zahn zu wetzen, an Allem erfreut, was der Einbildungskraft anmuthig geboten wird. Und so sind die Einzelnheiten, über die wir flüchtigen Fußes hingingen, durchaus allerliebst und mit heiterem Pinsel ausgemalt.

Nicht unbemerkt darf bleiben, daß manche Stellen sich auf Gemälde wie auf Dokumente beziehen. So sei zum Beispiel der Stern nicht ein allseitig funkelnder wie die gewöhnlichen gewesen, sondern habe einzelne da- und dorthin deutende Strahlen

geworfen, wie ihn die Maler vorzustellen pflegen. Bestätigt sich unsere Meinung, daß dieses Werk in der ersten Hälfte des funfzehnten Jahrhunderts geschrieben sei, so fällt es in die Zeiten des Tombildes, und es fragt sich, ob nicht noch andere Zeugnisse vorhanden sind, daß man damals durch wörtliche und bildliche Darstellung die Verehrung der heiligen Reliquien wieder zu beleben gesucht habe.

Bei Allem diesen jedoch entsteht die Vorfrage, ob dieses Werk schon bekannt, ob ein Manuskript desselben sich irgendwo vorfinde, ob es genutzt oder gar gedruckt sei.

49. b.

Nachtrag.

Was wir auf dem Umschlage des vorigen Stückes wegen des Manuskripts der drei Könige gemeldet, wiederholen wir mit einigem Zusatz. Johannes, ein Karmelit, gebürtig von Köln, gelehrt, deshalb Gregor XI. empfohlen, durch dessen Gunst Bischof von Hildesheim, des Namens der Zweite. Kriegerische Nachbarn zu bekämpfen unlustig, erbat er sich ruhigern Sitz, erhielt das Bisthum Augsburg, sodann Worms, entsagte diesem zuletzt und starb 1373 zu Koblenz. Verfasser mehrerer Schriften, auch der Historia trium regum, die er an Florenz von Wevelkoven, einen Landsmann, der von 1364 bis 1379 auf dem bischöflichen Stuhl zu Münster saß, widmend richtete. Er schrieb das Büchlein 1370. Es ward 1477 zu Mainz gedruckt.

Indessen hat sich auch eine alte deutsche Uebersetzung gefunden, welche nun mit dem lateinischen Texte kollationirt zu einer treuen, dem Zeitgeschmack gemäßen Redaktion Gelegenheit geben und eine ergetzliche Auferbauung durch wohlgesinnte Märchen befördern wird.

49. c.

Die heiligen drei Könige noch einmal.

In des zweiten Bandes zweitem Stück von „Kunst und Alterthum" erwähnten wir eines lateinischen Manuskripts, welches

Das Tombild von Wilhelm von Köln, die heiligen drei Könige darstellend, hatte Goethe im 1. Heft „Ueber Kunst und Alterthum in den Rhein- und Maingegenden", 1816, S. 163 ff. beschrieben.

die Legende der heiligen drei Könige sehr ausführlich darstellt. Da uns nun diese frommen Erstgebornen aus den Heiden neuerlich durch die trefflichen Arbeiten der ältern niederländischen Schule immer lieber und werther geworden, so hegten wir den Wunsch, Näheres von dem Büchlein und dem Verfasser zu erfahren und vielleicht eine Uebersetzung desselben in einem jener Zeit gemäßen Stil bearbeitet zu sehen. Wie denn nun immer Eins aufs Andere führt, so that sich unter den Heidelberger Manuskripten eine Uebersetzung hervor, welche Herr Schwab neben dem Original benutzend uns gegenwärtig ein angenehmes Geschenk darreicht, und zwar ist er bei seiner Arbeit folgendermaßen zu Werke gegangen.

Um uns gleich zu Anfang mit dem fablenden Autor auszuföhnen, hat er die Legende der drei Könige in zwölf Romanzen, einer Dichtart, deren Ton ihm so wohl gelingt, poetisch ausgeführt und sie als einleitenden Auszug seiner Uebersetzung vorausgeschickt, ganz im Sinne des Büchleins, das er behandeln wollte, welches darauf ganz schicklich folgt, in einem Tone, dem Alterthum und dem Gegenstande gar wohl angemessen. Es ist der Stil, obgleich einige Jahrhunderte rückwärts gebildet, doch ohne Zwang und Unnatur; das Vorgetragene liest sich gut und leicht, und das Büchlein ist sowol dem Inhalt als der Behandlung nach allgemein zu empfehlen.

Wenn nun freilich der Verlauf der Dinge umständlich-prosaisch und zugleich unwahrscheinlich-märchenhaft durchgeführt ist, wie es Legendenschreibern, exklusiven Dichtern und andern Spätlingen eigen sein mag, so kommt doch gar Manches vor, was an bekannte Geschichte sich anschließt, nicht weniger Vieles auf östliche Länder und Reiche bezüglich. Vom Klima wird gehandelt, von Landesart, Menschen, Thieren und Gewächsen; wir stoßen auf manche Wunderlichkeiten, solchen ähnlich, die man uns früher schon vorgefabelt; wir finden einen angenehmen Beitrag zu dem, was man in jener Zeit gewußt und gewähnt, erfahren und geträumt, und so erinnert das Büchlein hie und da an Herodot, durchaus aber an Mandeville; wir gewahren denselben Trieb eines Reisenden, der von dem Punkte der Welt aus, wo er hingelangt, weiter vorwärts und seitwärts zu schauen emsig sich gedrungen fühlt.

Sodann aber ist die Rechenschaft, welche unser Verfasser von den heiligen Orten giebt, der Art, daß er entweder selbst muß dort gewesen sein oder die sehr zahlreichen Pilger fleißig

ausgefertigt haben. Dieses Alles zu sondern, die Kongruenz mit schon bekanntem Irrthum, mit anerkannter Wahrheit zu zeigen, würde eine leichte Arbeit sein für Männer, die in diesem Fach zu Hause sind, und gewiß nicht fruchtlos für Welt- und Zeitkenntniß.

Als Autor dieses Büchleins entdeckte sich bei näherer Untersuchung Johannes von Hildesheim, Professor zu Avignon und Paris, nachher 1358 Prior in Hessen-Kassel, ein geübter Schriftsteller in Prosa und Versen, ausgezeichneter Volksredner, Vermittler zwischen Königen und Fürsten. Im Jahr 1366 reiste er nach Rom; als er von dorther zurückkam, wurde er Prior in seinem Stammkloster zu Marienau, vermittelte dann einen Frieden zwischen dem Bischof von Hildesheim und den Herzogen von Braunschweig und starb 1375 in genanntem Kloster, wo er neben dem Stifter, einem Grafen von Gleichen, begraben liegt, wie seine in Sebastian Münster's Saxonia mitgetheilte Grabschrift beurkundet.

Höchst merkwürdig ist jedoch, daß er gerade im Jahre 1366, wo Mandeville von seinen Reisen zurückkommend in Rom einkehrte, sich auch daselbst befand, wodurch die Uebereinstimmung mit jenem bedeutenden Reisenden nur desto erklärlicher wird.

50.

Chronik des Otto von Freysingen. Acht Bücher.

Ein früherer Besitzer nennt sich auf der ersten Seite Wendelinus Sprengerus; später kam es an den Jenaischen Professor Johann Andreas Bose, welcher 1674 starb und dessen Bibliothek, so auch dies Manuskript, zur akademischen Bibliothek angekauft wurde. Kurze Nachricht davon giebt Meusel, Bibliotheca historica, pag. 76, und empfiehlt es zu einer neuen Ausgabe wegen abweichender Lesearten. Das Format ist groß

Zu 50. Archiv der Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde ꝛc. Herausgegeben von J. L. Büchler und K. G. Lüngе. II. Bd. 1820. S. 301 bis 305.

In den „Tage- und Jahresheften — 1820" erzählt Goethe: „Zu meinem Geburtstagsfeste hatte voriges Jahr die angesehene Gesellschaft der deutschen Alterthümer in Frankfurt am Main die Aufmerksamkeit, mich unter die Ehren-

Quart, eher klein Folio zu nennen. Die Größe der Blätter ist: hoch 9⅛ Zoll rheinisch, breit 6⅞ Zoll rheinisch. Die Zahl 120. Die Materie gutes Pergament, dessen Stärke dem Format wohl angemessen. Der Band von dem letzten Besitzer, also ohngefähr in der Mitte des 17ten Jahrhunderts besorgt; grüne Pappe, schweinsledernen Rücken und Ecken. Seit der Zeit nicht gebraucht, deshalb ganz rein. Früher war das Manuskript ungebunden, wenigstens lange Zeit, daher beschädigt auf mancherlei Weise; die erste Seite, auf der es mag gelegen haben, durch Hin- und Herschieben beschmutzt und abgerieben, indessen daß ein angebundenes Manuskript, oben liegend, der Feuchtigkeit ausgesetzt gewesen. Die Ecken, von denen sie eindrang, sind stark gebräunt und gerunzelt, und selbst die mehr geschonte Mitte des Blattes wellenförmig, vielleicht nur wenige Stellen unleserlich. Von der Mitte des Bandes an vorwärts ist das Hauptmanuskript besser erhalten. Die Schrift geht über die ganze Seite quer durch, ist nicht in Kolumnen geschrieben. Der weiß gelassene Rand ist oben fast Null, nach innen einen schmalen Finger breit, nach außen zwei schmale Finger, unten drei breit. Die Nadelstiche, wonach die Linien gezogen sind, durchaus sichtbar. Die Linien kaum zu bemerken, nur gezogen, um die Schrift zu regeln, nicht als Einfassung. Die Initialbuchstaben sind einfach roth (kein Blau im ganzen Bande), im Anfange innerhalb des Schriftraumes begriffen, zwei Zeilen überragend; nachher heraus auf den Rand gerückt sich verlängernd und ausweitend. Der Text vorne herein von wohlgebildeter Schrift, der Quadratschrift sich nähernd; die Verlängerung einiger Buchstaben nach oben und unten sehr mäßig, über dem i kein Punkt. Unter dem Doppelstrich am Ende zwei Strichelchen, um es vom u zu unterscheiden. Hierüber jedoch sowie über die Hand im Allgemeinen zu sprechen,

mitglieder aufnahmen. Indem ich nun ihre Forderungen näher betrachtete, und welche Theilnahme sie allenfalls auch von mir wünschen könnte, so ging mir der Gedanke bei, es möchte wol auch ein Sonderheil sein, in spätern Jahren bei näherer Ausbildung in ein neues Fach gerufen zu werden. Ich saß auf der Jenaischen Bibliothek ein geschätztes Manuskript von der Chronik des Trit von Trefftingen, auch einige andere, welche nach dem Wunsch jener Gesellschaft sollten beschrieben werden." Am 14. Juni 1820 schrieb Goethe an den beständigen Sekretär der Gesellschaft, Legationsrath Büchler: „Wenn ich zunächst aufwarten gedenke, ist eine umständlichere Nachricht von dem Manuskripte der Chronik Trits von Trefftingen ꝛc." — Goethe entwarf alsdann auch ein Schema, nach welchem diese Handschrift mit dem ersten Straßburger Abdruck verglichen werden sollte; doch wurde diese Arbeit nicht zu Ende geführt.

findet Schwierigkeit, indem die Hände durch den ganzen Kodex sich verändern oder abwechseln. Compter hat davon dreißig gezählt und ebensoviel Zeichen eingelegt. Von den ersten Seiten liegen Facsimiles bei. (Beilage Nr. 1.) Uebrigens bleiben sich die Hauptzüge treu, die Schrift wird nirgends nachlässig, doch bald größer, bald kleiner, mit schwärzerer oder blässerer Tinte geschrieben. Manchmal scheint es, als wenn sich die Schreibenden in Bogen oder Lagen getheilt hätten, dann aber wechselt die Hand auf einem Blatt, ja in einer Periode. Man möchte sich das Original und die bezeichnete Kopie in einer Klosterbibliothek liegend denken, wo ein jeder Mönch, wie es Zeit gehabt oder von sonstigen Pflichten entbunden worden, weiter geschrieben. Gleiche Verschiedenheit gilt von den Abbreviaturen: sie sind häufig, und doch läßt sich stellenweis das Manuskript noch recht gut lesen, wo nur einzelne Silben, theils Partikeln, theils dem Worte angehängt, verkürzt stehen. Sie sind nicht alle genau bestimmt; denn es läßt sich zum Beispiel bemerken, daß das ꝯ zwar gewöhnlich n bedeutet, aber auch öfters nur anzeigt, daß hier einige Buchstaben fehlen. Zur näheren Ansicht liegen einige Proben aus den vorderen Blättern und dem Anfang der Dedication an den Kaiser Friedrich bei. (Beilage Nr. 2.) Die Interpunktion ist so gut wie Null; es kommen nur Punkte vor und ohne eigentliche entschiedene grammatische Bedeutung. Ebenso ist es auch mit den größeren Buchstaben im Texte, die mit einem schwachen rothen Strichelchen und nicht einmal durchaus hervorgehoben werden. Manche Randschrift und Bezeichnung findet sich. Ob Zahl und Inhalt der Kapitel sowie die zu gleichem Zwecke beigeschriebenen Marginalien, beide von rother Farbe, mit dem Ursprunge gleichzeitig seien, wage ich nicht zu entscheiden. Unter dem Texte stehen seiten Noten mit kleinerer, doch nicht viel neuerer Hand, so auch an der Seite unleserlich und neuer. Eine bedeutende Stelle zu notiren, bediente man sich früher und später eines gewissen Zeichens (des monogrammatischen), wovon die ältesten roth und sorgfältig, die neueren schwarz und flüchtig gezogen sind. Zu glauben,

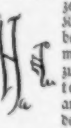

Die oben erwähnten Beilagen sind weggelassen, da sie zum Verständniß d. s Goethischen Aufsatzes nicht nothwendig sind.

daß der Kodex nicht in einer allzu langen Reihe von Jahren, vielmehr innerhalb eines Mannesalters geschrieben sei, dazu könnten uns die Bilder veranlassen, welche sämmtlich von einer Hand scheinen. Von ihrem Kunstverdienst darf man wol Folgendes behaupten. Obgleich die Perspektive und die daraus entspringenden Verhältnisse und Proportionen völlig vernachlässigt sind, so wird man dagegen bemerken, daß der Künstler nicht ohne Kenntniß des menschlichen Körpers gewesen; ferner daß er mit einer sichern und saubern Hand seinen Figuren und ihren Handlungen genugsame Bedeutung und Bewegung zu geben gewußt; ein gewisser naiver Ausdruck gelingt ihm vollkommen, wie beikommende Durchzeichnung (Beilage Nr. 3a.) der Geburt Christi eine Probe giebt. Für das höhere Alter dieser Darstellung streitet auch der Umstand, daß Maria liegend als Wöchnerin vorgestellt ist. Diese Vorstellung wurde späterhin als respektswidrig angesehen, da sogar in solchem menschlichen Falle der göttlichen Natur der Maria nicht Abbruch geschehen sollte. Im Anfang des Werkes findet man drei vollgezeichnete Blätter vom Paradiese an bis zu Sardanapal. Späterhin füllen die Bilder nur das Ende und den Anfang zwischen zwei Büchern. Die Jahrzahl ist nicht angegeben. Wo sonstige Manuskripte vorhanden sind, werden Kenner dieses Fachs ausmitteln. Von Druckausgaben besitzen wir die Straßburger, deren Privilegium 1517 von Maximilian unterzeichnet ist, wobei wir nur bemerken, daß die Dedikation an Kaiser Friedrich und das Danksagungsschreiben an den Kanzler gleich im Anfange unsers Kodex steht, da sie in der Straßburger Ausgabe hinten angefügt sind. Angebunden ist ein anderes Werk, jedoch mit dem Hauptwerk durch eine Note verbunden. (Beilage Nr. 3b.) Vorgeheftet mag auch ein fremdartiges Werk gewesen sein; denn auf der ersten, sehr abgescheuerten Seite steht der Index einer Schrift, die von Metzgern muß gehandelt haben, wie denn auf dem Rücken dieser Seite unmittelbar die Zueignung an den Kaiser anfängt.

s. v. e. m.

Jena, den 1. Juli 1820. J. W. Goethe.

51.

Nicolai de Syghen Chronicon Thuringiense.

Nähere Nachricht vom Verfasser: s. Nachträge. Besitzer: das großherzogl. Weimar'sche Archiv. Bekannt und ediert: s. Nachträge. Format: Quart. Größe: 8 rheinische Zoll hoch, 6 rheinische Zoll 2 Linien breit. Blätterzahl: 271. Materie: Papier. Wasserzeichen kann für eine Krone gelten. Band neu, Pergament wohl erhalten. Erhaltung: vollkommen. Defekte: als solche können die weißen Blätter und Seiten nicht gelten, die hie und da sich finden und deren einige ausgeschnitten, die andern aber in der Reihe foliirt sind. Auf solche leere Blätter, 73 und 74, ist von späterer Hand die Geschichte des Grafen Gleichen in lateinischer Sprache eingeschrieben mit zwei lateinischen Noten von noch späteren Händen. Durchgeschrieben ist es. Rand: innerer 7 Linien, äußerer 1 Zoll, oberer 1½ Zoll, unterer 2 Zoll. Linien: höchst zart vertikal zu beiden Seiten den Rand bezeichnend, horizontal nur zwei auf einer pagina, um die Schrift im Allgemeinen zu regeln. Nadelstiche: zu sehen, aber ganz leise. Einfassung: keine. Buchstaben: Initiale ausgezeichnet wie die sämmtlichen Namen, doch mit einer gewissen fließenden Leichtigkeit. Schrift: sehr klein und unleserlich, obgleich vom Anfang bis zu Ende sehr egal, in sich als Quadrat zusammengefaßt, aber doch mit Spießen ins Kurrent übergehend. Hand: durchgehends auf eine bewundernswürdige Weise gleich; der Tintenwechsel kaum zu bemerken. Abbreviaturen: wenig, mitunter eigene. Interpunktion: fast keinen Punkt, nur häufige Kolons. Randschrift: vielfach; ältere, neuere, mit roth- und schwarzer Tinte geschrieben. Auch protestantische darunter im Gegensatze katholischer Ueberzeugungen: „Fabulae monachales! Nugae!" Inhalt: nicht abgetheilt, aber durch Zirkel werden bedeutendere Epochen und überall die Namen entschieden ausgezeichnet; dagegen weder Buch noch

---

Zu 51. Archiv der Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde ꝛc., herausgegeben von G. H. Pertz. V. Band 5. u. 6. Heft. 1925. S. 554 bis 557.

Kapitel, noch irgend sonst eine Unterabtheilung. Bezeichnung merkwürdiger Stellen auf mancherlei Weise. Bilder fehlen ganz. Jahrzahl: die Chronik fängt an 480, endigt 1494, welches man als Datum des Abschlusses um desto sicherer erkennen kann, weil von fremder Hand 1521 Weniges nachgebracht ist. Musikalische Noten: keine. Sonstige Manuskripte: in Erfurt befindet sich eins; es wird gestritten, welches von beiden Original oder Kopie sei. Mehrere Werke in einem Bande: dieses macht den Band allein für sich.

Erster Nachtrag.

Aus Zedler's Lexikon.

Sigben (Nicolaus von) war ein Mönch im 15. Jahrhundert, welcher um das Jahr 1490 in dem Benediktinerkloster auf dem Petersberge zu Erfurt lebte. Seine Schriften, welche er verfertigte, sind folgende:

1. Das Chronicon Petrense, wie es insgemein genennt wird, welches einen starken Folianten ausmacht, auch von demjenigen, was sich in Erfurt zugetragen, Nachricht ertheilet und in vorgedachtem Benediktinerkloster im Manuscripto noch aufbehalten wird. Es ist ebendasjenige, dessen sich der Herr Regierungsrath Johann Moritz von Gudén in Erfurt bei Verfertigung seiner Erfurtischen Historien bedienet.

2. Wird ihm auch die Kontinuation des Chronicon Schaffnaburgensis zugeschrieben, wie solches nurerwähnter Herr Regierungsrath von Gudén in einem Programma, welches er als Rector Magnificus bei dem Tode des Prälaten Adami im Jahr 1681 anschlagen lassen, zu erweisen gesuchet.

Falkenstein's Thüringische Chronik, I. Theil, p. 11 und 31 (woraus Obiges wörtlich ausgezogen ist). *)

*) Man vergleiche damit Fabricii Bibliotheca med. et infimae latinitatis, Tom. VI, cur. Christ. Schoettgenii, p. 605 seq.

Zweiter Nachtrag.

Da aber in der Vorrede zu Gudenus, Historia Erfurdensis, eine just hierher bezügliche Stelle folgendermaßen lautet: „Secutus ego potissimum duo: Petrense alterum circa annum Christ. MCCCXC a Nicolao de Sighen, istius Cenobii Monacho, prudenter conscriptum, id quod Reverendissimi Ab-

batis Adami Gratia obtinuit" — so erhellt noch nicht, daß der Erfurter Kodex in Folio gewesen, wie denn auch schon früher behauptet worden, der Weimarische sei das Original, der Erfurter die Kopie.

Jena, den 4. November 1820.

52.

Ferienschriften von Karl Zell.

Der Verfasser will, wie er im Vorworte sagt, seine Aufsätze gern Idyllien, in antikem Sinne des Worts, genannt haben. „Hier wie dort," sagt er, „können uns kleine Bilder gegeben werden, welche durch Neuheit des Gegenstandes sowie durch die Art der Darstellung den Mangel an Ausdehnung und Größe mehr oder minder ersetzen." Diese Ansicht hat er für uns völlig gerechtfertigt; wir haben seine Mittheilungen vergnüglich an uns vorübergehen lassen und können bezeugen, daß er uns an das Bekannte erinnert, manches im Gedächtniß Ausgelöschte wieder erneuert, Manches neu dargebracht und, ohne daß uns seine Belesenheit lästig gewesen wäre, uns in den hinzugefügten Noten manchen angenehmen Blick ins Alterthum thun lassen.

Die sämmtlichen Aufsätze, von dem ersten, die Wirthshäuser der Alten behandelnd, an bis zum letzten, der uns auf das Sittliche in der griechischen Volksreligion merken läßt, benutzten wir zu Vorlesungen in Gesellschaft gebildeter Freunde, welche sich unterhalten, zu historischen, antiquarischen, ästhetischen und artistischen Gesprächen aufgeregt sein wollen, und sie kamen uns mehrfältig zu Statten. Wir rühmen, daß der Verfasser die behandelten Gegenstände sich dergestalt anzueignen gewußt

---

Gleich nach dem 4. November kehrte Goethe nach Weimar zurück, nachdem er über fünf Monate in Jena zugebracht hatte. Am 9. dieses Monats war er schon in Weimar. Vulpius lieferte übrigens unterm 17. ebendas. Monats von Weimar aus einen weiteren Zusatz zu obigen, worin er auch mit anführt, daß der eigentliche Name des Chronikenschreibers Nikolaus Hortenbach gewesen sein solle.

Zu 52. Ueber Kunst und Alterth., V. Bds. 3. Hft. 1826. S. 197 ff.
Die Ferienschriften erschienen von 1826 bis 1833 in 3 Bänden zu Berlin.

„Warum denn aber bei unſern Sitzen*)
Biſt Du ſo ſelten gegenwärtig?“
Mag nicht für langer Weile ſchwitzen,
Der Mehrheit**) bin ich immer gewärtig.!)

Was doch die größte Geſellſchaft heut?
„Es iſt die Mittelmäßigkeit.“!)

Bei einer großen Waſſersnoth***)
Rief man zu Hilfe das Feuer;
Da ward ſogleich der Himmel roth,
Und nirgend war es geheuer.
Durch Wälder und Felder kamen gerannt
Die Blitze zu flammenden Rotten,
Die ganze Erde, ſie war verbrannt,
Noch eh die Fiſche geſotten.!)

Und als die Fiſche geſotten waren,
Bereitet' man große Feſte;
Ein Jeder brachte ſein Schüſſelein mit,
Groß war die Zahl der Gäſte;

*) Nämlich bei den Sitzungen des Weimariſchen Landtags. Trotz der Ausfälle auf die ihm perſönlich unbequemen konſtitutionellen Formen rühmte Goethe dieſelben (Noten zum Divan) und das Verfahren des Großherzogs, der mit ihrer Einführung allen deutſchen Fürſten voranging. Vergl. z. B. die Erklärung des Maskenzugs zum 18. December 1818: „Die preiſen die Gegend glücklich, wo der Fürſt ſich mit den Seinigen verbündet, damit das anerkannte Geſetz auch ſogleich zur entſchiedenen Ausführung gelange, und Recht gegen Recht ſich nicht blos durch Hinderungen darthue.“ und Tell's Worte in dieſem Maskenzuge. Auch in einem Briefe an Gerning aus jener Zeit (December 1816) bezeichnete Goethe Weimar als einen „Mittelpunkt von Recht und Gerechtigkeit für Deutſchland“, und rühmte darin die „vaterländiſch-liberalen“ Geſinnungen ſeines Fürſten. (Das Original des Briefes befindet ſich im Beſitze des D. Hochſtifts.) — L.

**) Vergl. Sprüche in Proſa (Zur Naturwiſſenſchaft, Abth. 4): „Nichts iſt widerwärtiger als die Majorität“ ꝛc. — L.

***) Zuerſt in den „Nachgel. W.“ 1833, ebenſo die fünf folgenden Gedichte; obwol nur von dem dritten bekannt iſt, daß es dem Jahre 1815 angehört, ſo dürften ſie doch, nach dem Inhalte zu ſchließen, ſämmtlich der Zeit der Befreiungskriege angehören; auch das auf Napoleon bezügliche braucht nicht erſt nach deſſen Tode gedichtet zu ſein. —

Die erſte Strophe dürfte ſich auf die ruſſiſche Hilfe beziehen, die zweite auf den Wiener Kongreß und die dritte auf die Napoleon abgeleugnete Kriegsluſt und das Anerbieten der Maſſen, deren Schlußverſe endlich auf die Napoleoniſchen Grundſätze des Wiener Kongreſſes (ſ. oben S. 290 die Note zu „Verfluchte ſei, wer nach falſchem Rath.“) Vergl. damit auch Goethe's Aeußerungen zu Luden (Bd. I, S. CLXVII unſr. Biogr.) — L.

!) Zuerſt mitgetheilt in der Ausgabe von 1833.

und sie so heiter vorzutragen versteht, daß man sich dabei befindet, als hätte man das schon selbst gedacht. Als man nun daher beim lauten Vortrag weder an sich noch Andern irgend ein Hinderniß der Aufnahme zu bemerken hatte, so ward die Unterhaltung dergestalt angenehm, daß man bei kurzer Dauer der Aufsätze nach jedesmaligem Aufhören eine gewisse Lücke empfand, im Vorlesen weiter fortschritt und zuletzt den Wunsch entschieden aussprach, der Verfasser möge es nicht an Fortsetzung einer so angenehmen Sammlung fehlen lassen.

53.

Geschichtliche Entwicklung der Begriffe von Recht, Staat und Politik, von Friedrich von Raumer.

Auch hier beginnen wir abermals von den Griechen und dürfen nicht leugnen, daß gleich ihren Siegen und Künsten auch ihre Verfassungen uns höchlich interessiren, und daß wir nicht aufhören können, den ewigen Wechsel, dem dieselben unterworfen gewesen, mit dem innigsten Antheil zu betrachten und zu studiren; wir würden ja sonst die Absicht und Bestrebungen ihrer Schriftsteller keineswegs einsehen, noch weniger uns aneignen können.

Indem nun genanntes Werk von derher die Hauptbegriffe bis auf den heutigen Tag entwickelt, so führt es uns durch eine Reihe von Zuständen, Gesinnungen und Meinungen durch, deren Konflikt vielleicht noch nie so lebhaft gewesen als in unsern Tagen. Dankbar erkennen wir deshalb die Förderniß, die uns hieraus zugegangen.

Zu 53. Ueber Kunst und Alterthum, V Bds. 3. Hft. 1826. S. 189 ff.

Vorstehende Besprechung wird nach der der „Ferienschriften von Zell" mit den Worten eingeleitet: „Hieran schloß sich bedeutend folgendes Werk an: „Geschichtliche ꝛc." Raumer's Werk erschien Leipzig, 1826.

55.

Universalhistorische Uebersicht der Geschichte der alten Welt und ihrer Kultur, von Schlosser. Erster Band. Frankfurt a. M., 1826.

Wie obengedachte beiden Werke, den gegenwärtigen Zustand jener Gegenden ausdrückend, die Einbildungskraft nach dem Alterthum hinlenken, so giebt uns dieses den entschiedenen Anlaß, uns die frühsten Zustände der Welt vor die Erinnerung zu rufen. Es fordert uns auf, in das Allgemeinste, Vergangenste, Nichtheranzubringende der Urgeschichte unser Schauen hinzuwenden und von da an die Völkerschaften nach und nach zu unserm Blick heranquellen zu lassen.

Höchst erfreulich ist es Demjenigen, der sein ganzes Leben solchen Betrachtungen gewidmet hat, das Grenzenlose für den Geist begrenzt und die höchst bedeutende Summe, insofern das Einzelne nur einigermaßen sicher ist, klar und vernünftig gezogen zu sehen.

Hab' ich nun auch das Ganze mit Dank aufgenommen und anerkannt, so war mir doch der vierte Abschnitt, „die Zeiten der griechischen Herrschaft im südöstlichen Europa" darstellend, meinen liebsten Studien besonders angemessen. So belehrend als genußreich erschien es mir, das vielfach Gewußte und Gedachte ins Enge gebracht und um einen Mittelpunkt vereinigt zu sehen. Der Verfasser gehört zu Denjenigen, die aus dem Dunkeln ins Helle streben, ein Geschlecht, zu dem wir uns auch bekennen. Bleibt es doch unsere Pflicht, selbst die Idee, insofern es möglich ist, zu verwirklichen; warum sollten wir das erlangte Wirkliche einer auflösenden, vernichtenden Einbildungskraft dahingeben?

Da nun zu gleicher Zeit meines Freundes und vierzigjährigen Mitarbeiters Heinrich Meyer's Tabelle, dessen Kunst-

---

Zu 55. Ueber Kunst u. Alterth., V. Bds. 3. Hft. 1826. S. 140 ff.
Obengedachte beide Werke sind die weiter unten einzurückenden „Kazinsky's malerische Reise" und „Reisen ꝛc. von Brondsted."

geschichte abschließend, in ihrer ganzen intentionirten Länge auf Leinwand gezogen vor mir hängt, so wird mir in dem griechischen Bezirk abermals Alles faßlicher, indem ich hier die politische Geschichte, wie die Geschichte der Bildhauerkunst, der Plastik, Malerei und Literatur sonchronistisch überschaue und mit einem Blick das Mannichfaltigste wieder erfassen kann, was dort und im Verlauf der Zeiten nur einmal in einander greifend und wirkend lebendig gewesen. Wie erquickend und tröstlich ist es, in beiden genannten Werken die Resultate nicht nur gezogen, sondern auch das Einzelne im Besondern ausgesprochen zu finden, was ich mir selbst, obgleich nur im Allgemeinen und Unzulänglichen, eine lange Reihe von Jahren her auszubilden getrachtet hatte!

56.

Römische Geschichte von Niebuhr. Erster Theil. Zweite Ausgabe.

Es möchte anmaßend scheinen, wenn ich auszusprechen wage, daß ich dieses wichtige Werk in wenigen Tagen, Abenden und Nächten von Anfang bis zu Ende durchlas und daraus abermals den größten Vortheil zog; doch wird sich diese meine Behauptung erklären lassen und einiges Zutrauen verdienen,

---

Zu 56. Lebensnachrichten über Berthold Georg Niebuhr. III. Band. 1839. S. 563 ff. Bisher nicht in den Werken.

Unter diesen Aufsatz schrieb Goethe am 4. April 1827 für Niebuhr: „Vorstehendes liegt schon seit dem 3. Februar unter manchen andern stockenden Blättern. Es war kein Gervach davon zu machen; denn es saut von dem Buche, das mich zu dieser Aeußerung veranlaßte, eigentlich gar nichts, sondern es drückt nur den damaligen Zustand des Gemüthes leidenschaftlich aus. Doch entschließ' ich mich gegenwärtig, da ich dem verehrten Verfasser jenes Werkes von meiner Seite eine kleine Zusendung veranstalte, davon eine Abschrift vertraulich mitzutheilen; denn es kann ihm doch von Bedeutung sein, zu sehen, wie seine eigensten Bemühungen ins Allgemeine wirken und, indem sie unterrichten, auch zugleich als die herrlichste Wirkung den Glauben an Wahrheit und Einfalt beleben und ermuthigen." — Ueber denselben Werkes zweiten Theil ergeht sich Goethe gegen Zelter am 17. Januar 1831, und zwar so ausführlich, daß hier auf diesen Brief lediglich verwiesen werden kann.

wenn ich zugleich versichere, daß ich schon der ersten Ausgabe die größte Aufmerksamkeit gewidmet und sowol dem Inhalt als dem Sinne nach an diesem Werke mich zu erbauen getrachtet hatte.

Wenn man Zeuge ist, wie in einem so hellen Jahrhunderte doch in manchen Fächern die Kritik ermangelt, so erfreut man sich an einem Musterbilde, das uns vor das Auge gestellt zu begreifen giebt, was Kritik denn eigentlich sei.

Und wenn der Redner dreimal betheuern muß, daß Anfang, Mittel und Ende seiner Kunst durchaus Verstellung sei, so werden wir an diesem Werke gewahr, daß die Wahrheitsliebe lebendig und wirksam den Verfasser durch dieses Labyrinth begleitet habe. Er setzt seine frühern Behauptungen eigentlich nicht fort, sondern er verfährt nur auf dieselbe Weise, wie gegen alte Schriftsteller so auch gegen sich selbst, und gewinnt der Wahrheit einen doppelten Triumph. Denn dies Herrliche hat sie, wo sie auch erscheine, daß sie uns Blick und Brust öffnet und uns ermuthigt, auch in dem Felde, wo wir zu wirken haben, auf gleiche Weise umherzuschauen und zu erneutem Glauben frischen Athem zu schöpfen.

Daß mir nach einem eiligen Lesen Manches im Einzelnen nachzuholen bleibe, sei dann aufrichtig gestanden; aber ich sehe voraus, daß der hohe Sinn des Ganzen sich mir immer kräftiger entwickeln wird.

Indessen ist mir zu eigner froher Aufmunterung schon genug geworden, und ich vermag aufs Neue mich eines jeden redlichen Strebens aufrichtig zu erfreuen und mich gegentheils über die in den Wissenschaften obwaltenden Irrungen und Irrthümer, besonders über tendenziöse Fortführung des Falschen sowie des durch schleichende Paralogismen entstellten Wahrhaften zwar nicht eigentlich zu ärgern, aber doch mit einem gewissen Unwillen gegen jeden Obskurantismus zu verfahren, der leider nach Beschaffenheit der Individuen seine Maske wechselt und durch Schleier mancherlei Art selbst gesunden Blicken den reinen Tag und die Fruchtbarkeit des Wahren zu verkümmern beschäftigt ist.

57.

Monatsschrift des vaterländischen Museums in Böhmen.

a. Böhmische Poesie.

Da wir hoffen, daß wahre Freunde der allgemeineren Literatur oben belobte Recensien der serbischen Gedichte nachsehen und sich daraus mit uns überzeugen werden, wie die Produktionen anderer slawischen Sprachen unserer Aufmerksamkeit gleichfalls höchst würdig sind, so dürfen wir die ernste Gesellschaft des vaterländischen Museums in Böhmen hiedurch wol dringend ersuchen, in der durch ihre Sorgfalt herauskommenden Monatsschrift, wovon zwei Hefte vor uns liegen, die Mittheilung böhmischer Gedichte, und zwar der uralten sowol als ihrer Nachbildungen, nicht weniger was in den neusten Formen von Inländern gedichtet worden, freundlichst fortzusetzen. Es wird dies das sicherste Mittel sein, sich mit dem größern deutschen Publikum zu verbinden, indem, was das Uebrige betrifft, man zunächst für das Vaterland zu arbeiten bemüht ist.

Die Entdeckung der Königingräzer Handschrift, die uns ganz unschätzbare Reste der ältesten Zeit bekannt machte,

---

Zu 57. Die obengenannte Monatsschrift gab Goethe Anlaß zu mehreren Aufsätzen, die hier unter einer Nummer zusammengestellt sind. Schon am 11. März 1827 schrieb er darüber an Zelter: „In Prag kommt eine Zeitschrift heraus, die mich mit Vergnügen in jene Zustände, die mich sonst so nah berührten, hineinblicken läßt. Es ist ein so männlich reiner Sinn in diesen Dingen, ein stilles Fortschreiten Schritt vor Schritt, daß wenn sie das Glück haben, noch zehn bis zwanzig Jahre auf dieselbe Weise fortfahren zu können, so erstaunen sie zu philosophisch-literarischer Freiheit ohne Revolution und bewirken die Reformation im Stillen. Inzwischen verliert Niemand dabei; denn ich kenne die hochkultivirten Männer, die dieses bedächtig zu leiten wissen."

Zu 57. a. Ueb. Kunst u. Alterth., VI. Bds. 1. Hft. 1827. (S. 197 ff.) Dem Aufsatz folgt hier das Gedicht „Wie David königlich ꝛc." (Werke, III. 55 ff.)

Statt des irrthümlichen „Königingräzer" hat schon die Klassikerausgabe von 1840 das richtige „Königinhofer". Daß diese Handschrift kein ursprünglich tschechisches Erzeugniß ist, hat endlich selbst die tschechische Wissenschaft anerkannt.

Am 10. April 1827 schrieb Goethe an Gerhard: „Versäumen Sie nicht, auf der Messe nach der Monatsschrift zu fragen, welche die Gesellschaft des vaterländischen Museums in Prag herausgiebt. Zwei Hefte liegen vor

giebt Hoffnung, daß dergleichen sich mehr auffinden werden, um deren Mittheilung wir um so dringender bitten, als sich in dem Volksgesang von solchen vorchristlichen und erstchristlichen Aeußerungen einer halb rohen und doch schon den zartesten Gefühlen offenen Nation nichts erhalten haben möchte. Indessen danken wir für die Bruchstücke aus dem epischen Gedichte Wlasta von Karl Egon Ebert, nicht weniger für Horimir und dessen Roß Schimek von Professor Anton Müller.

Einigen der in deutscher Uebersetzung schon so wohllingenden Sonette von Kollar wünschten wir auch wol einmal das böhmische Original zur Seite beigefügt zu sehen. Dies würde jenen Wunsch, die slawische Sprachkunde auch in die deutsche Literatur hereinzuführen, befördern und erfüllen helfen.

b. Amazonen in Böhmen.

Die über kriegerische Frauen in Böhmen mir öfters zugegangenen allgemeinen fabelhaften Nachrichten umständlicher zu erforschen und den Gedichts- und Geschichtsfreunden näher zu bringen, habe ich mir Folgendes vorgegenwärtigt: Libussa mit ihren zwei Schwestern, sie, die jüngste als Königin, die andern beiden als bedeutend im Staate, scheinen den Grund

---

mir. Ein Gedicht „Horimir und sein Roß Zamik" wird Sie in Verwunderung setzen; es ist eine höchst merkwürdige parallele Legende zu Faust's Kraftcavalier und seinem Schatz. Zugleich empfehle die Königsgrätzer Handschrift, herausgegeben von Wenzel Hanka, Prag 1819, gedruckt bei Haase, in Kommission bei Kraus. — Wenn Sie meine Aeußerungen in „Kunst und Alterthum" gelesen haben, sagen Sie mir mit Ihre Gedanken; ich wünsche Niemand lieber als Ihnen meine Neigung für und meine Verhältnisse in Böhmen zu vermachen. Haben Sie hierzu Lust und Absicht, so erfolgt mir Freuden das Weitere. Ich deutete mich auf die dort angedeutete Recension des Herrn Grimm ꝛc." — Goldschmidt sagt in einem Brief vom 27. Juli 1827: „Die königinhofer Handschrift wird in Frankfurt altböhmisch und deutsch mit einer Vorrede des alten Goethe gedruckt werden." (Briefwechsel zwischen Goethe und Kaspar Graf von Sternberg. Herausgegeben von Brentano, 1860, S. 44 ff.)

Die Uebersetzung der Sonette von Kollar ist von Wenig.

Zu 57a. Goethe's nachgelassene Werke, VI. Band. 1833. Taschenausg. S. 343. Obiger Aufsatz, den Goethe wol auch für „Kunst u. Alterthum" bestimmt gehabt, aber dann liegen gelassen hatte, schließt sich an den vorigen an, indem das epische Gedicht „Wlasta" jene Frauenkriege zum Gegenstande hatte. Wlasta war die Führerin der Amazonen.

zu einem Weiberregiment gelegt zu haben, indem sie sich des günstigen Vorurtheils für die geistigen Vorzüge ihres Geschlechts bedienten und durch Klugheit die Männer zu beschwichtigen wußten.

Dieses Uebergewicht war zu groß, so daß jedere, derbere Männer zuletzt ungeduldig die Kleinigkeit sich zu verheirathen nöthigten, wodurch aber jene Gynäkokratie keineswegs aufgehoben ward, sondern sich vielmehr, zur Oppression genöthigt, befestigte.

Hier mögen nun die von Frauen besetzten festen Plätze den Nachbarn sehr unbequem gewesen sein und es langte Krieg und Streit gewaltet haben, bis endlich die Mannskraft sich wieder in ihre Rechte eingesetzt.

Freilich gründen sich diese Gedanken nur auf eine Ehronikenlegende, und wir wollen ihnen nicht mehr Werth geben, als insofern Alles, was sich auf Sagen gründet, doch immer einige Achtung verdient.

c. Altböhmische Gedichte.

Wir haben davon schon Einiges zur Sprache gebracht, dessen aber nächstens deshalb Weiteres vermelden zu können, da uns die Monatsschrift der Gesellschaft des vaterländischen Museums neben so vielen andern Belehrungen auch hierüber nähere Kenntniß verleiht und zusagt.

d. Monatsschrift der Gesellschaft des vaterländischen Museums in Böhmen.

Erster Jahrgang. Prag im Verlag des Böhmischen Museums, 1827. Zwölf Stücke. 8.

Diese Zeitschrift hat einen großen Vorzug vor manchen andern, daß sie von einer wohlgeordneten Gesellschaft ausgeht,

---

Zu 57. c. Ueber Kunst u. Alterth. VI. Bds. 2. Hft. 1828. S. 355.

Im Brief an Graf Sternberg vom 27. Novbr. 1827 bemerkt Goethe: „Soeben nimmt der Druck des neuen Heftes von „Kunst und Alterthum" seinen Anfang, wo ich abermals gar Manches als Surrogat freundschaftlicher mündlicher Unterhaltung anzusehen bitte. Der böhmischen patriotischen Monatsschrift wird daselbst nach Würden zu gedenken sein." Etwas Weiteres als obiger Aufsatz befindet sich jedoch in dem betreffenden Hefte nicht.

Zu 57 d. Jahrbücher für wissenschaftl. Kritik. Herausgeg. v. d. Societät f. wissenschaftliche Kritik in Berlin. 1830. I. Bd. Nr. 56 bis 60. S. 457 bis 480.

Ueber die Entstehung obigen Aufsatzes schreibt Goethe an Graf Sternberg

welche wieder auf einer nationalen Anstalt beruht. Deswegen giebt sie auch in dem ganzen vorliegenden Jahrgang nichts Fremdes; Alles, was sie mittheilt, ist einheimisch und zu einheimischen Zwecken. Dadurch gewinnen wir den wichtigen Vortheil, in ein höchst bedeutendes Land und dessen Zustände als in ein mannichfaltiges Eine unzerstreut hineinzusehen.

Ehe man jedoch näher herantritt, thut man wohl, die Lage,

---

am 2. März 1828: „In Hoffnung, daß meine Sendung .... geneigt aufgenommen sei, äußert Gegenwärtiges nur eine bescheidene Bitte, um die zwei letzten Monate nämlich der vorjährigen Zeitschrift. Ich habe mich diese Tage her mit den zehn ersten Stücken beschäftigt, ihren Inhalt methodisch geordnet und den Werth des Ganzen dadurch an den Tag zu stellen gesucht. Nun wünscht' ich den vollen Gehalt des Jahrganges, und wol findet sich gerade etwas Günstiges zu Bereicherung meines Cabres." Sodann am 22. desselben Monats: „... den besten Dank für die neuliche Sendung der vier Zeitschriftshefte, um deren successive Fortsetzung ich angelegentlich bitte." Aehnlich am 10. Juni 1828: „Die Stücke März, April, Mai der würdigen Zeitschrift sollen mir sehr willkommen sein. Nächstens hoffe Zeugniß meiner Studien der vorhergehenden Hefte zu geben." Ferner am 29. Juni 1828*): „Die Monatsschrift des vaterländischen Museums von Prag las ich immer mit wahrhaftem Antheil; hiervon zeugt ein Aktenstücken, welches ich am Schluß des ersten Jahres zusammendiktirt hatte. Es enthält Auszüge aus den zwölf Heften zum Zweck einer Recension in den Berliner Jahrbüchern. Ich beging hierbei meinen alten Fehler: ich holte zu weit aus; meine darstellenden Auszüge sind zwar vollständig, aber nicht gedrängt genug, und so kam ich im ersten Betreiben nicht zu Ende. Sodann gleich hin- und hergerissen von tausend Obliegenheiten, konnte ich nicht, wie ich gewünscht hätte, seit langer Zeit wieder heranreichen, und ich muß jenes Fascikel wirklich beilegen, um meinen ins Stecken gerathenen guten Willen zu bethätigen." Weiter, nachdem Goethe mit Brief vom 6. Juli 1829 das Aktenheft abgesandt, am 8. ebendieses Monats: „Die Zweifel, die mich abhielten, von meinen Arbeiten bezüglich auf die Monatsschrift des Museums zu sprechen, entwandeln sich nun, da das Aktenstücken abgegangen ist, in Besorgniß und Sorge. Hiervon wünscht' ich mich durch nachstehenden Vorschlag zu befreien. Würde nicht ein wackrer Mitarbeiter jener Zeitschrift, dem der ganze bisherige Inhalt derselben gegenwärtig und lebendig wäre, die Bemühung übernehmen und sich zu einer Art von Redaction und Ausfertigung derselben entschließen? Es würde ihm nicht schwer werden, kapitelweise da, wo ich zu weitläufig geworden, wieder zu kürzen, wo ich nur andeutete, soviel als nöthig auszuführen. Wenn er nun endlich mit leichter Behandlung den Inhalt der Zeitschrift bis auf die letzten Stücke mittheilend beliebte, so hätten wir auf einmal das Mannichfaltigste zusammen. Erhielt' ich sodann das Resultat, freilich möglichst kurz und abgeschlossen, so würde ich

---

*) Brarranek hat diesen Brief in dem „Briefwechsel zwischen Goethe und Kaspar Graf von Sternberg nicht mit abgedruckt, er ist aber im „Literarischen Zodiacus", 1835, II. Bd. S. 268 ff., veröffentlicht, woraus auch der folgende Auszug entnommen ist, da Brarranek den Brief vom 8. Juli 1829 S. 276 ff. nur nach dem Entwurf giebt.

die natürliche Waare des Königreichs Böhmen sich zu vergegenwärtigen. Es ist ein Land, dessen beinahe viereckte Raum-

---

es gern noch einmal durchsehen*) und nach Berlin senden, wo ein freundlicher Empfang zu erwarten stände. Der Zweck wäre erfüllt und ich von einer großen Gewissenslast befreit; denn ich leugne nicht, daß mir vieles schon sehr weit gebrachte Vornehmen recht unbequem vor Augen lag." Graf Sternberg schickt endlich am 4. Febr. 1830 eine vom Professor Müller gefertigte Uebersicht der in der Monatschrift erschienenen Aufsätze und darauf Goethe die Arbeit am 13. desf. Monats an Varnhagen v. Ense mit folgendem Begleitschreiben: „Vorliegende Sendung besteht aus einem Fascikel A, das Concept der Aufsätze in ziemlicher Ordnung, wie solches im Jahre 1828 zu Stande gebracht, von vornherein ziemlich ausgearbeitet und kassirend. Nach Fol. 14 fängt es an, schematisch zu werden. Ausgeführt ist noch ein Aufsatz über den botanischen Garten zu Prag und über die merkwürdige Brücke bei Kuchelbad; die Arbeit steckt aber alsdann unter guten Wünschen und Vorsätzen. Sodann besteht das Heft B in einigen Bogen reiner Abschrift, enthält einen Nachtrag, wie ich solchen sodann als Böhmen erhalte, wodurch sich das Ganze einigermaßen abrundet und für Denjenigen, der sich mit kritischen Uebersichten beschäftigt, nicht ohne Werth sein möchte. . . . . Zu vollständiger Uebersicht bette ein paar Briefe bei, die ich im Juni und Juli nach Prag schrieb und mit den übrigen wieder zurückerhielt.**) Auch diese bewiesen, daß ich mein altes Metier redlich fortführe: Mögliche Vermittelung zur unmöglichen Uebereinstimmung der Erdenbewohner." — Ebenfalls am 13. Febr. 1830 geht noch ein Brief an Varnhagen v. Ense ab, worin Goethe sagt: „Ew. Hochwohlgeboren habe nach langem Zögern schuldig zu vermelden, daß mit dem Postwagen endlich das angekündigte Manuskript abgegangen ist. Ob Sie noch die Redaktion gefällig übernehmen mögen, ob Sie es für Ihre Anstalt nöthig und nützlich halten, muß Denselben völlig anheimgeben. — Unsere werthen böhmischen Freunde haben in dem übrigen Deutschland so wenig Theilnahme gefunden, daß sie mit dem Jahre 1829 die Monatsschrift abbrechen und unter dem Titel Jahrbücher des böhmischen Museums künftighin nur vierteljährig hervortreten wollen. Sie behaupten, die Buchführer Deutschlands hätten sich gleichsam verschworen aus mehr oder weniger gegründetem Haß gegen die österreichische Censur Alles, was aus den österreichischen Staaten an sie geschickt wird, ohne Unterschied a priori als Kröte zu behandeln. Was kann man dazu sagen, als daß zu aller Mittheilung eine Reciprocität gefordert wird?" Zuletzt am 25. April 1830 schreibt Goethe ebendemselben: „Ew. Hochwohlgeboren empfangen den lebhaftesten Dank für die glückliche Art und Weise, wie Sie den stockenden Kahn vom Stapel laufen lassen; es bedurfte einer so frei einsichtigen Resolution, um diese Anfänge dem Untergange zu entziehen. Jene redlichen Bestrebungen unserer böhmischen Freunde werden auf solche Weise zu einiger Evidenz gebracht, und es wird doch wol als ein löbliches Unternehmen betrachtet werden, Deutsche mit Deutschen näher bekannt zu machen, da wir denn nicht unterlassen können, fremde Nationen anzusprechen und von ihnen angesprochen zu werden. Wollten Sie mir das Aktenfascikelchen zurückschicken, so verwahre ich es unter meinen grenzenlosen Papiervorräthen mit einer sich selten realisirenden Hoffnung, davon gelegentlich weiteren Gebrauch zu machen.

---

*) „Durchsehen" hat der von Bratranek abgedruckte Briefentwurf jedenfalls richtig, während im Briefabdruck des „Zodiakus" „durchsuchen" steht.

**) Die beiden Briefe sind die vom 29. Juni und vom 8. Juli 1829, wovon oben Auszüge gegeben sind.

Ein Jeder drängte sich herbei,
Hier gab es keine Faule;
Die Gröbsten aber schlugen sich durch
Und fraßen's den Andern vom Maule.[1])

2. März 1815.

Die Engel stritten für uns Gerechte,
Zogen den Kürzern in jedem Gefechte;
Da stürzte denn Alles drüber und drunter,
Dem Teufel gehörte der ganze Plunder.
Nun ging es an ein Beten und Flehen!
Gott ward bewegt, herein zu sehen.
Spricht Logos, dem die Sache klar
Von Ewigkeit her gewesen war:
Sie sollten sich keineswegs genieren,
Sich auch einmal als Teufel geriren,
Auf jede Weise den Sieg erringen
Und hierauf das Tedeum singen.
Das ließen sie sich nicht zweimal sagen;
Und siehe, die Teufel waren geschlagen.
Natürlich fand man hinterdrein,
Es sei recht hübsch, ein Teufel zu sein.[1])

Am jüngsten Tag vor Gottes Thron*)
Stand endlich Held Napoleon.
Der Teufel hielt ein großes Register
Gegen denselben und seine Geschwister,
War ein wundersam verruchtes Wesen;
Satan fing an es abzulesen.

Gott Vater oder Gott der Sohn,
Einer von Beiden sprach vom Thron,
Wenn nicht etwa gar der heil'ge Geist
Das Wort genommen allermeist:

„Wiederhol's nicht vor göttlichen Ohren!
Du sprichst wie die deutschen Professoren.

[1]) Zuerst mitgetheilt in der Ausgabe von 1853.
*) Vergl. die Schrift „Geheime Papiere des Teufels. Napoleon in der andern Welt." Stuttgart 1828, 2 Bde. — L.

lichkeit, rings von Gebirgen eingeschlossen, nirgends hin verzweigt ist; eine große, mannichfaltige Flußregion, fast durchaus von eignen Quellen bewässert, ein Kontinent mitten im Kontinente, wenig unter tausend Quadratmeilen enthaltend.

Und nun gewahren wir in dessen Mitte eine uralte, große, auffallend-sonderbar gelegene Hauptstadt, die nach dem gefährlichsten Glückswechsel mehrerer Jahrhunderte noch immer besteht, theilweise zerstört, theilweise wiederhergestellt, bevölkert, entvölkert immer im Leben wieder aufblüht und sich in der neueren Zeit durch Vorstädte nach außen fröhlich ins Freie verbreitet.

Um nun aber in möglichster Kürze darzustellen, welchen Aufschluß uns über ein so wichtiges Innere die verbundene Gesellschaft durch ihre Mittheilungen zu geben geneigt ist, so ordnen wir die verschiedenen Theile unter gewisse Rubriken und wenden uns zuvörderst zu denjenigen, auf welche wir die Statistiker aufmerksam zu machen Ursache finden.

Bevölkerung Böhmens. Der Flächeninhalt dieses Königreichs beträgt 956 Quadratmeilen, Prag ausgenommen; die gesammte Bevölkerung aber, Christen, Juden, Ausländer und Prag mit eingeschlossen, wird zu 3,732,061 Seelen angegeben.

Aus Vergleichung mit früherer Zeit ergiebt sich, daß die Volkszahl seit 34 Jahren fast um den vierten Theil gestiegen ist; der Flächeninhalt kommt mit der Zahl der Bewohner in ein Verhältniß von 3909 Individuen, Prag's Einwohner dazu gerechnet.

Hierauf wird der Flächeninhalt der einzelnen Kreise, die Zahl ihrer Einwohner, sowol die stärkste als geringste, vor Augen gestellt, die Zahl der einzelnen Wohngebäude mit den Einwohnern in Parallel gebracht, ferner die Ursachen einer auffallenden jährlichen Vermehrung vorgetragen.

Die Klassen der Einwohner werden ausgemittelt, das Verhältniß des männlichen zu dem weiblichen Geschlecht, ingleichen der Verheiratheten zu den Ledigen, welches sich denn auch in den einzelnen Kreisen abändert und zu gar angenehmen geographischen und topographischen Betrachtungen Veranlassung giebt. Nun kommt die Fruchtbarkeit der Ehen zur Sprache, das Geschlecht der Gebornen und die Durchschnittszahl der unehelich gezeugten Kinder darf nicht ausbleiben. Auch ist bei den Sterbefällen jede Frage beantwortet: die Langelebenden

sind bemerkt, die gewaltsamen Todesarten angezeigt und sogar nach Kreisen speziell angezeichnet.

Wir schließen mit den eigenen Worten des würdigen Herrn Verfassers Dr. Stelzig, Physikus der Altstadt Prag, und treten seinem geäußerten Wunsche vollkommen bei: „Wer sollte wohl beim Schlusse dieser Abhandlung nicht eine Fortsetzung wünschen, die uns zugleich auch über den metallischen, physischen und pathologischen Zustand der Bewohner der einzelnen Kreise Böhmens genaue Aufklärung geben möchte! Nur bei Erfüllung dieses Wunsches dürfte dann diese Zusammenstellung mehr an Interesse gewinnen und als Materiale zu einer medizinischen Topographie Böhmens dienen können. Mögen daher unsere besonders auf dem Lande wohnenden Statistiker, Geographen und Physiker uns bald mit derlei Beiträgen erfreuen und diese gegenwärtige vaterländische Zeitschrift damit bereichern!"

Bevölkerung der Hauptstadt. Sogleich hat der Verfasser von seiner Seite damit begonnen, Notizen über die Bevölkerung Prag's zu geben, welche das von dieser bedeutenden Hauptstadt zu erfahrende Wünschenswerthe nach den oben angeführten Rubriken gleichfalls darlegen.

Vaccination. Es bedarf keiner weitumsichtigen und durchdringenden Seelenkenntniß, um zu wissen, daß wenn man dem hilfsbedürftigen Menschen irgend eine neue Arznei oder sonstiges Heilmittel anbietet, solche sogleich als unwerth und in allen Fällen erprobt angesprochen werden; daß aber sodann, wenn sich einige Ausnahmen hervorthun, Unglaube und Widerspruchsgeist alsobald Platz gewinnen und das, was bisher als zuverlässig und unzweifelhaft angesehen wurde, als ungewiß und bedenklich vorgestellt wird. So ging es früher mit Einimpfung der natürlichen Blattern; jetzt sehen wir die Vaccination mit gleichem Schicksale bedroht. Und höchst verdienstlich ist die Bemühung des Arztes zu nennen, welcher die Sicherheit von folgerechten Beobachtungen gegen einzelne, nicht genugsam geprüfte Beispiele zu befestigen trachtet.

Böhmische Bäder. Am Allgemeinsten und Unmittelbarsten bleibt Böhmen dem Auslande durch seine Heilquellen verwandt. Viele Tausend Ausländer besuchen jene von der Natur so hochbegünstigten Quellen und finden überall unterrichtende Schriften, in welchen man sich über die Gegend, die Natur und Eigenschaft der Wasser und ihre Kräfte belehren kann. Es ist daher dem Zwecke dieser Zeitschrift vollkommen gemäß, auch dasjenige,

was sich daselbst Neues ereignet, kürzlich anzuzeigen, wie es hier von Franzensbad, Marienbad und über die Temperatur dieser Quellen geschieht.

Wie wir denn überhaupt wünschen, daß diese Schrift in den Leihbibliotheken aller Badeorte möge zu finden sein, um den Fremden, der sich eine Zeit lang in Böhmen aufhält und mitunter langweilt, über das hohe Interesse aufzuklären, welches der Geschichts- sowie der Naturfreund in diesem Königreiche erfassen kann.

Die Geschichte des großen Zwischenreichs in den Jahren 1439 bis 1453 läßt uns in die Verwirrungen eines Wahlreichs hineinsehen, wo man dem Würdigsten des Inlandes die Krone nicht gönnt oder auch wol zwischen Würdigen und Mächtigen ins Schwanken geräth und deswegen sich nach auswärtigen Gewaltbabern umsieht.

Hier werden nun von dem Herausgeber der Zeitschrift, Herrn Franz Palacky, dessen forschender Fleiß und scharfer Blick das größte Lob verdienen, die Verhandlungen über die neue Königswahl im Jahre 1440, sodann aber ein kritischer Nachtrag und Angabe der hiesigen gleichzeitigen Quellen vorgelegt, die ungedruckten werden nach der Zeitfolge angeführt, auch die früheren und deren Werth und Zuverlässigkeit beleuchtet.

Gesandtschaft nach Frankreich im Jahre 1464. Georg von Podiebrad ward endlich zum König gewählt; seine Stellung zum Lande, zu den Nachbarstaaten, zu der Kirche war höchst schwierig, und als ein großdenkender, überschauender Mann hegt er den Gedanken, der späteren vorzüglichen Regenten gleichfalls beiging: man müsse einen Fürstenbund schließen, um einem Jeden das Seinige und einen friedlichen Zustand Allen zu erringen.

In Verabredung mit den Königen von Polen und Ungarn erging nun eine Gesandtschaft an Ludwig XI. von Frankreich, wie denn nichts natürlicher war, als daß unser mittleres Europa, wenn es von Osten her zu sehr bedrängt wurde, um Hilfe nach dem westlichen hinblickte.

Das Reisediarium, aus dem Böhmischen übersetzt, im natürlichsten Stile von einem Gesandtschaftsgenossen verfaßt, ist eins von den unschätzbaren Monumenten, das uns in eine wüste Zeit hineinblicken läßt, von der wir glücklicherweise keiner Begriff mehr haben.

Die strenge Sühne. Zu Anfang des funfzehnten Jahrhunderts ergiebt sich ein Ereigniß, das uns gleichfalls den Geist jener Zeit aufs Unmittelbarste vergegenwärtigt. Eine gewaltsame, unversöhnliche Blutrache verwirrt schon mehrere Jahre hindurch die Verhältnisse großer und vielgegliederter Familien. Ein grenzenloses Unheil wird zuletzt durch Schiedsrichter geendigt, wobei denn höchst merkwürdig erscheint, daß die vielen Punkte, welche als Bedingungen aufgesetzt werden, sich durchaus auf Geld und Schritte zurückführen lassen; Geld zur Versöhnung der lebenden Beschädigten, zu Seelenmessen für das Heil der Abgeschiedenen; sodann aber Schritte zu Prozessionen und Wallfahrten. Auch dieses ist ein höchst zu empfehlender Aufsatz.

Belagerung von Prag im Jahre 1648. Unter den historischen Aufsätzen zeichnet sich dieser vorzüglich aus. Der dreißigjährige Krieg geht zu Ende; schon sind die Gesandten in Westfalen versammelt, um den gewünschten Frieden endlich zu Stande zu bringen. Grade in diesem hoffnungsvollen Momente wird die kleine Seite der Stadt Prag von den Schweden überrumpelt und besetzt. Wie die Einwohner der übrigen Stadttheile des rechten Ufers der Moldau sich dagegen zur Wehre setzen, die Brücke vertheidigen und von dem weiten Umfang der Mauern den Feind abwehren, und was die Stadt und Bürgerschaft indessen leidet, ist eine furchtbare Geschichte.

Die Studenten und Professoren der Karolinischen Universität thun sich aufs Kräftigste hervor, tüchtige Hauptleute beleben das Militär, und so wird nach und nach die ganze Bevölkerung mit in den Kampf gezogen. Die Frauen besorgen Verwundete, und die Juden, unfähig Waffen zu tragen, erzeigen sich musterhaft beim Leiden. Was aber die Bangigkeit dieser Beschreibung vermehrt, ist das Unbehilfliche beider Parteien, das sowol im Angriff als in der Vertheidigung und nur allzu augenfällig wird. Da jedoch unser Menschengefühl sich auf der Seite der Belagerten halten muß, so bewundert man ihren unbezwungenen Muth und ihre schlaflose Thätigkeit, unterdessen die Feinde, mit Macht und Ernst gleich anfangs die Stadt zu erstürmen unterlassend, sich rottenweise im Lande umhertreiben, brandschatzen, sengen und verderben.

Bei so großen, lange dauernden, höchst unerträglichen Leiden war daher nichts natürlicher, als daß ein Theil der Belagerten sich davon durch irgend einen anständigen Vertrag zu entledigen trachtete. Die deshalb aufgesetzte Kapitulation giebt

zu der Betrachtung Anlaß, wie der Mensch seinen herkömmlichen Zustand ebenso wenig mit Willen als das Leben verläßt, vielmehr in dem Augenblick, wo er Alles zu verlieren bedroht ist, doch Alles bis auf das Geringste zu erhalten trachtet. Hier nun wird man sich kaum des Lächelns erwehren, wenn man sieht, wie diese unglücklichen Einwohner, welche ihre bürgerliche und religiöse Freiheit, Besitz und Leben augenblicks zu verlieren in Gefahr sind, doch noch alle Habe beisammen zu erhalten und ihrer Persönlichkeit die größte Willkür zu sichern gedenken.

Auch ist sie nie den Belagerern mitgetheilt worden, vielmehr scheint der kaiserliche General Don Innocenzio Conti, der treffliche Mann, welcher mit so viel Muth als Klugheit bisher das militärische Regiment geführt, auch hier abgerathen und verzögert zu haben, wohl wissend, daß wer, in den äußersten Fall gesetzt, zur Nachgiebigkeit bereit erscheint, auch schon verloren ist.

Glücklicherweise macht noch zuletzt der in Westfalen geschlossene Frieden dem Unheil ein Ende. Die höchst beschädigte Stadt erfreut sich ihres Charakters; der Kaiser, dankbar für die großen Aufopferungen, für allgemeine Lieb' und Treue, begünstigt Alle und vergißt es ganz, daß Verschiedenheit der Meinungen und der Gottesverehrung die Gemüther in dem Augenblicke trennte, wo sie vereint für politisches Dasein und Selbsterhaltung kämpften.

Uebergang zum Folgenden. Nachdem wir bei Krieg und Verderben unsre Darstellung verweilen lassen, ist es wol Zeit, daß wir wieder zurückschreiten und in Betrachtung ziehen, was für friedliche Absichten bei den wissenschaftlichen Anstalten der frühsten Zeit in Böhmen obgewaltet, und wenn unsere Leser an dem tapfern Betragen der Karolinischen Universitätsverwandten Theil genommen, so werden sie nun auch gern erfahren, wie es eigentlich mit dieser Anstalt beschaffen gewesen, worüber wir uns etwas weitläufiger zu sein erlauben, indem ähnliche Zustände, Gegensätze und Konflikte bis auf den heutigen Tag gewaltsam zu bemerken sind.

Universitäten zu Prag. Kaiser Karl IV. kam als ein Prinz aus dem Hause Luxemburg nach Frankreich und erhielt daselbst die ersten Eindrücke, die man Erziehung heißt; ein verzüglicher, zum Herrschen geborener Mann, bemerkte er gar bald die beiden Hauptzweige des Regierungswesens. Widerspenstige Vasallen müssen auf eine und die andere Weise zur

Dienstlichkeit gebracht und der Einfluß der Geistlichkeit vermindert werden; das Erste gelang ihm durch die goldene Bulle später; das Andere zu bewirken, machte er bei Zeiten einen großen Versuch; es war: wissenschaftliche Thätigkeit, welche den Geistlichen bisher allein zustand, zu verbreiten und allgemeiner zu machen.

Nach dem Muster der Sorbonne ward eine Prager Universität eingerichtet. Männer vom größten Rufe wurden herbeigezogen, sie brachten einen Schweif von Schülern mit sich; damals hing man noch am Munde des Lehrers, ja an seinem Dasein. Die Karolinische Universität, gestiftet 1348, wird nunmehr der wissenschaftliche Mittelpunkt von Deutschland, wie nachher, als Karln die Kaiserkrone übertragen war, auch sich Alles dort als einem politischen Mittelpunkt versammelte.

Eine größere Frequenz hat man vielleicht auf keiner Universität gesehen; die Absicht war löblich, der Zweck eines großen Zusammenstrebens erreicht; aber auch die Reibungen verschreitender Geister bereiteten fremden Lehren einen empfänglichen Boden.

England hatte schon früher sittlich-religiöse Männer gesandt, erst Bonifacius, welches der Apostel von Deutschland werden sollte, indem er sich auf das Strengste an den römischen Kultus hielt. Nun aber kam Wiclef herüber, gerade im Gegensinn; ein einziger Punkt seiner vielen abweichenden Lehren, daß ein Jeder sich, wo es ihm beliebe, könne hinbegraben lassen, zerstörte die bisherige Einrichtung des kirchlichen Gottesdienstes. Die neuen Lehren reizten den Untersuchungsgeist mächtig auf. Durch Johann Huß nahm die Bewegung einen inländischen Charakter und nationalen Schwung. Indessen war für das Schicksal der Universität viel entscheidender der Konflikt wegen des akademischen Regiments zwischen den fremden und einheimischen Professoren. Da König Wenzel IV. durch seine Entscheidung den Böhmen das Uebergewicht gab und die bisherigen ungemeinen Vorrechte den Ausländern entzog, so erfolgte im Jahre 1409 die große Auswanderung der letztern. Nun traten die Meinungsverschiedenheiten in offenen Streit hervor, und es entspann sich daraus großes langwieriges Unheil für Stadt und Land, deren vielfache Zerrüttung wir nicht wiederholt schildern wollen.

Die römisch-katholische Lehre hatte sich im harten Kampfe mit den ergrimmtesten Widersachern doch stets wieder erhoben

und großentheils im Königreiche hergestellt. Zu ihrer Befestigung, da die Karolinische Universität hiezu kein Werkzeug sein konnte, wurde von Kaiser Ferdinand I. endlich eine neue Akademie gegründet und den Vätern der Gesellschaft Jesu im Kollegium zu St. Klemens übergeben.

Die Karolinische Universität bestand aus vier Fakultäten und übte die Rechte derselbigen aus; der Ferdinandeischen waren aber nur Theologie und Philosophie zugetheilt. Hieraus ergab sich schon ein Mißverhältniß zwischen beiden, welches dadurch noch stärker wurde, daß auch ein Gegensatz in den Religionsmeinungen noch fortdauerte, indem die Karolina früher der utraquistischen und darauf der protestantischen Lehre zugethan, die Ferdinandea hingegen von Anfang rein katholisch war. Unter solchen Umständen konnten beide nicht neben einander bestehen, ihre Wirksamkeiten mußten feindlich zusammentreffen; eine Vereinigung war nicht zu erzwingen; durch den Majestätsbrief Kaiser Rudolf's II. vom Jahre 1609 wurde die Trennung beider noch entschiedener ausgesprochen.

Nach dem völligen Uebergewicht aber, welches durch den entscheidenden Sieg auf dem Weißen Berge Kaiser Ferdinand II. über seine Gegner gewonnen, ward nunmehr die Vereinigung zum Nachtheil der unterlegenen Partei ernstlicher betrieben. Die Karolinische Universität wurde der Ferdinandeischen Akademie inkorporirt, und die letztere ließ jener nur ein untergeordnetes Fortbestehen.

Allein widersprechende Verhältnisse lassen sich so leicht nicht versöhnen, und dem bedrängten Theile mangelte noch nicht alle Hilfe; sie kam von daher am Wirksamsten, woher sie am Wenigsten zu hoffen schien. Der Erzbischof von Prag, als in früherer Zeit von Rom aus bestätigter Kanzler der Karolina, fand sich in seinen Rechten verletzt; ein Vergleich kam nicht zu Stande, weil man sich noch schwerer über den Besitz als über die Rechte vertragen konnte, und von beiden Seiten wurde der Streit lebhaft fortgeführt.

Endlich kam von Rom aus die Entscheidung: die Väter der Sozietät Jesu seien ohne Autorität des päpstlichen Stuhles keineswegs befugt gewesen, den Besitz der Karolinischen Universität aus einer weltlichen Hand anzunehmen, und derselbe deshalb wieder zurückzustellen.

Der Erzbischof von Prag — Graf Harrach.

Die Karolina erhielt demnach alle ihr gehörigen Privilegien, Regalien, Kleinodien, Urbarien, Güter u. s. f. wieder zurück, wobei sich die Väter der Sozietät höchst nachgiebig und demüthig benahmen.

Nunmehr war die eigne Verwaltung dieser Güter wieder in Händen der Karolina und deren Selbstständigkeit dadurch bedeutend hervorgehoben; allein bald thaten sich zwischen dem Prager Erzbischof, der Jesuitensozietät und der Karolina neue Mißhelligkeiten hervor. Sie zu beseitigen, ward ein Vergleich versucht und nahe zu Stande gebracht; aber der dreißigjährige Krieg wüthete dazwischen, und Alles gerieth nun in langwieriges Stocken und trostlose Verwirrung.

Bei der strengen Belagerung von Prag durch die Schweden und Protestanten thaten sich sämmtliche Akademiker, besonders aber die von der Karolina, patriotisch hervor. Kaiser Ferdinand III. begnadigte sie deshalb, gab ihr neue Vorzüge, und die gewünschte Vereinigung schien dadurch nur noch mehr entfernt.

Dennoch bewirkte das nun mit ganzer Macht lastende Uebergewicht der römisch-katholischen Kirche bald einen möglichen Abschluß. Es wurde anbefohlen, daß gleichförmig von allen Professoren an beiden Universitäten, sowie von allen nun zu promovirenden Doktoren der Lehrsatz von der unbefleckten Empfängniß der Jungfrau anerkannt werden sollte. Die äußere Lage war von der Art, daß Jedermann sich zu fügen alle Ursache hatte. Die geistige Absonderung war hiemit für immer gebrochen und die Karolina in solchem Betreff mit der Ferdinandea auf gleichen Boden gestellt.

Wegen der übrigen Anordnungen erwartete der Kaiser eine Antwort von Rom, die aber im bestimmten Termine ausblieb, weil man dorten das Alte weder aufheben, noch das Neue verhindern wollte, deshalb man auch diesseits im Jahre 1654 nun zum Unionsgeschäfte schritt. Die vereinigte Universität erhielt den Namen der Karl-Ferdinandeischen. Man bestimmte Rechte und Befugniß des Kanzlers, des Rektors, des Senats, wobei man die Gerechtsame beider Körperschaften doch möglichst berücksichtigte, und setzte zuletzt als Haupt der ganzen Anstalt einen Superintendenten, der die Funktion eines modernen Kurators im weitesten Sinne auszuüben das Recht hatte.

Also bis dahin, wo diese widersprechenden Elemente zu jener Zeit vereinigt wurden, führt uns ein vorliegender, von Herrn Professor Schnabel mit Gründlichkeit verfaßter Aufsatz,

dem wir in unserm Auszug genau folgen wollten, weil das Aehnliche, ja das Gleiche in unsern Tagen vorgeht; deßhalb wir Allen und Jeden, welche berufen sind, sich mit akademischen und sonstigen Angelegenheiten zu beschäftigen, dieses Kapitel als von großer Wichtigkeit empfehlen möchten. Man wird hier wie überall finden, daß die Wissenschaften ihren nothwendigen, stillen oder lebhaften Fortgang nehmen, indeß es Denjenigen, die sich standgemäß damit beschäftigen, eigentlich um Besitz und Herrschaft vorzüglich zu thun ist.

Nekrologen. Der Lebensgang ausgezeichneter Zeitgenossen, ihre Herkunft, Schicksale und Verhältnisse bleiben uns oft selbst bei persönlicher Bekanntschaft verschlossen oder dunkel, weil die Mittheilung, um so mehr sie reizen könnte, sich um so weniger fordern oder anbieten läßt. Erst nach dem Ableben bedeutender Personen pflegen wir die zusammenhängendere Gestalt und die Merkwürdigkeiten ihrer Umstände zu erfahren, die uns zu Aufschlüssen über ihre Eigenschaften und Wirkungen dienen. Deßhalb können wir die Unverdrossenheit zu solchen raschen Mittheilungen nur dankend ermuntern; sie geben das dem Augenblick Wichtige, während das weithinaus Bedeutende seine Darstellung vielleicht erst in später Zukunft erwarten muß.

Die Nekrologen eines bestimmten Landes werden bei aller Mannichfaltigkeit der Anlagen und Schicksale doch bald Vergleichungen darbieten, aus denen sich ein gewisses Gemeinsame im Charakter erkennen läßt. Schon bei den hier vorliegenden Aufsätzen dürfte sich das Interesse dieser Betrachtung ergeben.

Die von Herrn Professor Millauer gelieferten Notizen über siebzehn verstorbene Mitglieder der Prager theologischen Fakultät greifen zwar in der Zeit etwas zurück, gehören aber doch sämmtlich dem achtzehnten Jahrhundert an. Der gleiche Stand erweist sich in ihnen mächtig, und neben dem, daß man nicht vergessen kann, katholische Professoren vor Augen zu haben, wird man wol auch erinnert, daß man sie nothwendig als Böhmen anzusehen habe.

Der Lebensabriß des Grafen Thun, Fürstbischofs von Passau, des Grafen Clam Martinitz, des Generals Freiherr von Koller, die angezeigten Lebensbeschreibungen der Generale Graf Kinsky, Graf Kolowrat und Graf Hieronymus Colloredo, ferner die kürzern Anzeigen über die Gelehrten Johann Mačeк und Joseph Dlabač, so wie den in Peru durch Zufall umgekommenen Naturforscher Hänke gewähren

einen reichen Ueberblick mannichfacher Verhältnisse, die dem einen oder dem andern Leser oft von besonderem Interesse sein müssen, für jeden aber auch ein allgemeines haben können.

Historische Nachlese. Vom Abbé Josef Dobrowsky, dem Altmeister kritischer Geschichtsforschung in Böhmen, finden wir mehrere kleine Aufsätze und Anmerkungen, in denen man alsbald den Hauch überlegener Kenntnisse spürt. Dieser seltne Mann, welcher frühe schon dem allgemeinen Studium slawischer Sprachen und Geschichten mit genialem Bücherfleiß und Herodotischen Reisen nachgegangen war, führte jeden Ertrag immer wieder mit Vorliebe auf die Volks- und Landeskunde von Böhmen zurück und vereinigte so mit dem größten Ruhm in der Wissenschaft den seltnern eines popularen Namens.

Wo er eingreift, da ist gleich der Meister sichtbar, der seinen Gegenstand überall erfaßt hat und dem sich die Bruchstücke schnell zum Ganzen reihen. Indem er aus den großen Arbeiten unsres Pertz alsogleich für die böhmische Geschichte seinen Gewinn zieht, vermehrt er rückwirkend den der übrigen. Seine Bemerkungen über das alte mährische Reich suchen in diese dunkle Verwickelung der bewegtesten, zusammenfließenden, sich wieder theilenden Völkerwogen das Licht der Kritik einzuführen. Empfehlenswerth sind gleicherweise die Enträthselung einer bisher unverständlichen Stelle in der Chronik des Kosmas, die Bemerkungen über die Verwandtschaft slawischer und nordischer Mythologie und die Nachricht von Legung des Grundsteins der Neustadt Prag.

Wir erwähnen noch des mit Dobrowsky's Erläuterungen versehenen Artikels von Herrn Professor Ens über das frühere Verhältniß des Fürstenthums Troppau zu Böhmen, ferner des Aufsatzes von Herrn von Schwabenau über Konrad II., Fürsten von Znaim, sodann von Herrn Kropf die Erörterung der alten Burg Eblumez, später Geiersberg genannt.

Die von Herrn Professor Millauer mitgetheilte Originalmatrikel der juridisch-kanonischen Fakultät der Prager Karolina, so wie die Anzeige des Programms des Herrn Rektor Held, — worin derselbe die Vermuthung begründet, nicht Johann Huß, sondern eine aus Paris eingetroffene Gesandtschaft habe durch ihren Rath entscheidend bei König Wenzel IV. auf Ertheilung des Dekrets gewirkt, auf welches der große Abzug erfolgte, — schließen sich den übrigen Nachrichten von diesen gewichtigen Universitätssachen belehrend an.

Wir wissen Alles, mach' es kurz!
Am jüngsten Tag ist's nur ein ....*)
Getraust Du Dich ihn anzugreifen,
So magst Du ihn nach der Hölle schleifen!"†)

Wolltet Ihr in Leipzig's Gauen
Denkmal in die Wolken richten,
Wandert, Männer all' und Frauen,
Frommen Umgang zu verrichten!

Jeder werfe dann die Narrheit,
Die ihn selbst und Andre quälet,
Zu des runden Hautens Starrheit!
Nicht ist unser Zweck verfehlet.

Ziehen Junker auch und Fräulein
Zu der Wallfahrt stillem Frieden,
Wie erhabne Riesensäulen**)
Wachsen unsre Pyramiden.†)

Die Deutschen sind recht gute Leut',***)
Sind sie einzeln, sie bringen's weit.
Nun sind ihnen auch die größten Thaten
Zum ersten Mal im Ganzen gerathen.
Ein Jeder spreche Amen darein,
Daß es nicht möge das letzte Mal sein!†)

---

*) Vergl., was Staupitz zu Luther sagte: „Soll Dir Christus helfen, so mußt Du ein Register haben, worin die rechtschaffenen Sünden stehen, und mußt ihm nicht ..... aus jedem Bombart (stropitus ventris) eine Sünde machen." (Gustav Freytag, Bilder I, 151.) — L.

**) Schon vom Jahre 1814 an beschäftigte die Deutschen die Idee, der Befreiung ein Denkmal zu errichten. Siereckig schlug in einem Flugblatt (1814) den Bau eines Doms auf dem Leipziger Schlachtfelde vor, Runge trat dieser Idee bei, und Schinkel entwarf einen solchen Bau. Arndt sah dagegen ein einfaches Kreuz auf einem Erdhügel, ein Andrer einen hohen Thurm mit Zinnen vor. Der erste Vorschlag war jedoch auf Errichtung einer Riesensäule gerichtet, und an diesen Plan knüpft Goethe an, um nach der äußern auch die innere Befreiung aufs Tapet zu bringen. Siehe „Rhein. Merkur" vom 20. Oktober 1814, No. 137: „Ein Wort über die Riesensäule ꝛc." und vom 26. Januar 1815, No. 184 „Siegesmal." Vergl. auch den kleinen Artikel des Unterzeichneten in den „Blättern für literarische Unterhaltung", 1863, S. 850. — L.

***) Vergl. S. 54: „Zusammenhaltet Euern Werth,
„Und Euch ist Niemand feind." — L.

†) Zuerst mitgetheilt in der Ausgabe von 1853.

Rückblick auf die Bewohner. Herr Gubernialrath Neumann liefert über die Produktion und Konsumtion, über die ökonomische und technische Thätigkeit Böhmens einen umständlichen Bericht, der die eigenbedingte Lage des Landes, seine Bedürfnisse wie seinen Ueberfluß und die Fortschritte des Wohlstandes und der Bildung seiner Bewohner klar vor Augen stellt und mit dem erfreuenden Anblick einer gedeihlichen Gegenwart die nicht weniger zuverlässige Aussicht einer glücklichen Zukunft begründet. Ein solcher Aufsatz erlaubt aber kaum einen Auszug; wir müssen auf ihn selbst verweisen, um darin die Resultate des vereinten Bemühens einer väterlich fürsorgenden Regierung, tüchtig ausführender Beamten und patriotischer Mithilfe theilnehmend anzuschauen.

Auch für die Entwicklung Böhmens sind Gesellschaften und Anstalten höchst wirksam geworden, in welchen der Gemeingeist der Privaten mit dem Schutz und Beitritt der Behörden zu Kraft und Ansehen sich verbunden. Die böhmische Gesellschaft der Wissenschaften, die patriotisch-ökonomische Gesellschaft, die Gesellschaft des vaterländischen Museums, das polytechnische Institut, Aktiengesellschaften und andre Vereine zu gemeinnützigen Zwecken zeigen sich nach den verschiedensten Richtungen thätig; für Eisenbahnen, Kettenbrücken wird gesorgt, Wollmärkte werden angeordnet, die vormalige und jetzige Forstkultur verglichen. Die meisten der Aufsätze, welche von diesen Gegenständen einzeln handeln, sind sachgemäß belehrend. Wir werden einige hierher bezügliche noch unter eignen Rubriken besonders hervorheben.

Böhmisches Museum. Wie in andern Theilen des österreichischen Kaiserstaates war auch in Böhmen bei eifriggesinnten Männern schon im Jahre 1818 lebhaft der Wunsch zur Gründung einer vaterländischen Anstalt erwacht, welche alle Interessen der besondern Nationalität im ganzen Umfange des Worts in sich begriffe: Alterthümer, Geschichtsbeiträge, Urkunden und andre Denkzeichen sollten hier gesammelt, die Sprache, die Sitten und Eigenheiten des Volks erforscht und festgehalten, die Naturgebilde des Landes zusammengestellt und jedes Gebiet in Wissenschaft, Kunst, Gewerbfleiß und Verkehr, vor Allem aber der vaterländische Sinn selbst genährt und erhöht werden.

Der Aufruf des Oberstburggrafen hatte bald die edelsten und tüchtigsten Theilnehmer aus allen Ständen vereint, reiche Hilfsmittel wurden zusammengebracht, und die Gesellschaft be-

gann sich zu gestalten. Doch ein so weitgreifendes Unternehmen bedurfte reifer Ueberlegung und mannichfacher Anhaltspunkte, um gleich von Anfang in zweckmäßiger Einrichtung seine Wirksamkeit ohne Schwanken und Hemmung ausüben zu können. Die Organisation kam nicht ohne Schwierigkeit zu Stande; endlich aber konnten die fertigen Statuten zur kaiserlichen Genehmigung vorgelegt werden, die denn auch im Jahre 1822 sehr gnädig ertheilt und der Gesellschaft die ihrem Wirken vorgeschriebene Bahn eröffnete.

Seitdem stieg die Gesellschaft mit jedem Jahre an Zahl und Bedeutung ihrer Mitglieder, und ihr in dieser Monatsschrift dargelegter Stand vom Jahre 1827 zeigt eine lange Reihe ehrenwerther Personen, die an ihr Theil haben, von allen Stufen und aus allen Klassen, auch die Frauen nicht ausgeschlossen. Als Präsidenten sehen wir den hochverdienten Grafen Kaspar Sternberg, dessen verehrter Name schon mehrfach den Wissenschaften ruhmvoll angehört, und dessen Thätigkeit hier leitend und vortragend das Ganze ausgezeichnet fordern hilft. Sodann folgt ein Verwaltungsausschuß von acht Mitgliedern, hierauf die Abtheilung der wirkenden Mitglieder, der Ehrenmitglieder und einer besondern Klasse beitretender Mitglieder, welche meistens zugleich als sammelnd bezeichnet sind.

Die Sammlungen des Museums sind an Alterthümern, Urkunden, Handschriften, Büchern, Münzen, Naturgegenständen und Kunstsachen schon sehr ansehnlich und mehren sich täglich, sowol durch Schenkungen als durch andre Aneignung.

Zeitschriften. Neben der böhmischen Sprache besteht die deutsche jetzt als eine wirklich einheimische in Böhmen und hat im wissenschaftlichen und gebildeten Lebenskreise entschiedenes Uebergewicht. Die meisten Bücher und Zeitschriften erscheinen in ihr. Allein die böhmische Sprache besteht auch ihrerseits in voller Kraft, und Bücher, Zeitschriften und Flugblätter für das Volk werden häufig in ihr gedruckt. Beide Sprachen vereinigend und vermittelnd, indem sie keine derselben verabsäumt, wirkt die Gesellschaft des vaterländischen Museums besonders auch durch ihre beiden Zeitschriften ein, von denen wir die deutsche hier ausführlich in Betracht haben, die böhmische aber, welche der Lage der Sachen gemäß in minder zahlreichen Heften erscheint, nach dem davon mitgetheilten Inhaltsbericht als höchst bedeutend und schätzbar ansprechen müssen.

Die Erhaltung und Belebung einer Literatur, deren Sprache

sich in engeren Grenzen abschließt, geraume Zeit fast nur dem unteren Volk überlassen war und mit einer theilweise eingebürgerten, über große Länder weitbin verbreiteten Staats- und Bildungssprache zu wetteifern hat, ist ein gewiß preiswürdiges Bemühen, das ebenso viel Selbstverleugnung als Kraft und Geschick fordert. Der Reichthum an Mittheilungen aus der ältern böhmischen Literatur, die ja auch eines klassischen Zeitalters sich rühmen kann, muß freilich stets die Grundlage solcher Bemühungen sein. Denkmäler der alten Sprache in Prosa und in Versen, Geschichtserzählungen, Sammlungen von Sprichwörtern, Briefe, Reisebücher, Heldenlieder und Volksgesänge werden mit sorgfältigem Fleiße zum Druck befördert. Indeß schließen sich an diesen Kern schon genug neuere Arbeiten an, Gedichte mannichfacher Art, historische, kritische und sogar philosophische Aufsätze. Palacký, der die Herausgabe auch dieser Zeitschrift besorgt, Dobrowský, Hanka, Čelakowský, Kollar, Sedlaček, Swoboda und Andere bilden eine tüchtige Reihe neuböhmischer Schriftsteller, auf deren Schultern die Fortbildung der nationalen Literatur und Sprache schon hinreichend emporgetragen scheint, um gegen die Fluthen der Zeit einstweilen gesichert zu sein.

Nicht ohne Verwunderung findet man unter den ins Böhmische versuchten Uebersetzungen nebst einem Aufsatze von Franklin und einigen Elegien von Tibull auch Pindar's erste Olympische Siegeshymne aufgezählt, und daß letztere als dem Versmaaße der Urschrift genau entsprechend angegeben ist, darf von dem Reichthum und der Biegsamkeit der böhmischen Sprache, so wie von dem Talente des Uebersetzers Macháček eine nicht geringe Vorstellung erwecken.

Botanischer Garten. Schon der Name eines so vorzüglichen Botanikers, wie Herr Professor Mikan, der Brasilien und so manche berühmte Anstalt gesehen, so wie die Besorgung durch einen erprobten Gärtner, wie Herr Hoborsky ist, berechtigen zu den besten Erwartungen; auch finden diese sich nicht getäuscht. Die Verzeichnisse enthalten die Namen der besten Pflanzen, welche gegenwärtig die Gewächshäuser Deutschlands zieren; betrachtet man sie genauer — es werden auch zugleich Pflanzen vom gräflich Salmischen Garten gegeben —, so findet sich, daß die dortigen Gärten den vorzüglichern anderer Orte gleich sind.

Die zahlreichen Erika, Diosma, Phylica, Passerina deuten auf wohlbesetzte Kalthäuser, die Helikteres, Curcuma

auf Warmhäuser. Doch bemerkt man der letztern Art in den Prager Listen in Verhältniß nur wenig und gar keine der neuern Modepflanzen, welche England sendet. Einige seltene brasilische erinnern dagegen an Wien oder sind wol unmittelbar vom Direktor mitgebracht worden.

Am Entschiedensten verräth sich aber der Einfluß, welchen die Nachbarschaft der Hochgebirge auf den dortigen Pflanzenvorrath ausgeübt hat. Mit dem Monat Mai füllt sich das Verzeichniß mit den schönsten Alpenpflanzen, die man in den meisten übrigen Gärten Deutschlands vergeblich sucht. Sie erinnern aber auch eine ganz eigene Kultur, wie sie z. B. Graf Sternberg mit besonderer Vorliebe studirt und zur Nachahmung bekannt gemacht hat.

Schließlich gedenken wir auch des bedeutenden Werkes, dessen Anzeige wir hier begegnen und worin Graf Sternberg die Flora der Vorwelt zum ersten Mal in ihrem bis jetzt bekannten Umfang geognostisch-botanisch darstellt. Das Ganze ist deutsch zu Regensburg erschienen und in vier Heften nunmehr abgeschlossen; eine französische Uebersetzung hat ebendaselbst Graf Bray herausgegeben. Den Entwicklungsgang des gelehrten Verfassers dürfen wir an diesem Orte nicht ausführlich besprechen; nur so viel sei zu sagen erlaubt, daß höhere Ansicht und gründliche Forschung, so wie ruhig besonnene und ansprechende Klarheit seinen wissenschaftlichen Vortrag stets auszeichnen.

Nahrungs- und Brennstoffe. Reich an Getreide und großen Waldungen, könnte Böhmen gegen die furchtbaren Nothstände, Mangel an Nahrungsmitteln und Brennstoff, vor vielen andern Ländern weit gesichert scheinen. Die Erfahrung mahnt jedoch, Vervielfältigung und Ersatz der beiderlei Nothwendigkeiten niemals zu verabsäumen und bei den mit der Bevölkerung immerfort gesteigerten Bedürfnissen der Gegenwart auch die Ansprüche einer entlegeneren Zukunft dem Auge nahe zu rücken.

In einem schätzbaren Aufsatz über das Vaterland der Erdäpfel und ihre Verbreitung in Europa erörtert Graf Sternberg lichtvoll zuvörderst die allgemeine historische Frage und giebt

Ueber die Kultur der Alpenpflanzen, von Graf Sternberg, in den „Denkschriften der k. bayer. botanischen Gesellschaft in Regensburg", I. Bd. 1815, S. 175 ff.

Versuch einer geognostisch-botanischen Flora der Vorwelt. Leipzig und Prag, 1820.

darauf einige merkwürdige Nachrichten über den Anbau der Erdäpfel in Böhmen, welchen er erst um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts als einigermaßen sich verbreitend ansetzt, und zwar hauptsächlich als durch König Friedrich II. von Preußen verursacht, indem theils dessen nachdrückliche Empfehlung des Erdäpfelbaus in Schlesien von da herüberwirkte, theils dessen siebenjähriger Krieg die Aushilfe wohlfeiler und ergiebiger Nahrungsmittel suchen lehrte; wenigstens heißen im Böhmischen die Erdäpfel noch immer Bramborý, der Angabe nach aus Brandenburger verstümmelt, welcher Name damals noch den preußischen bei dem Volke überwog. Doch erst in späterer Noth wurde der Bau der Erdäpfel in Böhmen allgemein und ist es seitdem in angemessenem Verhältniß geblieben, neben den Cerealien immer höchst wichtig und bei deren Mangel unschätzbar.

Auf gleiche Weise betrachtet der verehrte Verfasser in einem zweiten Aufsatz die Steinkohlen. Der Ueberfluß an Brennholz, welchen die böhmischen Waldungen liefern, soll die Benutzung eines wohlfeilen und brauchbaren Ersatzmittels nicht ausschließen, und der Bau der Steinkohlen, worin Böhmen sogar mit England soll wetteifern können, wird eifrig anempfohlen.

Kaiser-Franzens-Brücke. Wir wenden uns von diesen Naturerzeugnissen nunmehr zu einem Werke der Technik, bei welchem nationale Tüchtigkeit mehrfach in Betracht kommt. Die Monatsschrift liefert uns eine ausführliche Beschreibung mit lithographirten Rissen der bei Karlsbad über die Tepl im Jahre 1826 neuerbauten steinernen Brücke, und mit wahrem Vergnügen empfangen und geben wir von einem Werk nähere Kenntniß, auf welches uns vom dortigen Kurorte zurückgekehrte Freunde sowol wegen seiner kühnen Anlage als sorgfältigen Ausführung schon vielfach aufmerksam gemacht hatten.

An der Stelle dieser merkwürdigen Brücke befand sich vormals schon eine steinerne mit drei Bogen, jeder zu 30 Fuß Weite, welche auf zwei Pfeilern im Flusse ruhten. Vor diesen Pfeilern hatten sich bei der außerordentlichen Ueberschwemmung in der Nacht zwischen dem 9. und 10. September 1841 sechs

---

Graf Sternberg's Aufsatz: „Ueber das Vaterland der Erdäpfel und ihre Verbreitung in Europa" steht im Februarheft der Monatsschrift von 1827, „Ueber die Benutzung der Steinkohle, besonders in Böhmen" im Julihefte desselben Jahrgangs.

oberhalb durch die Fluthen mit fortgerissene hölzerne Brücken und sieben dergleichen Stege aufgethürmt und somit Stauung des Wassers, Unterwühlen der Pfeiler und Widerlagen und endlich den Einsturz der Brückenbogen veranlaßt. Um nun für die Folge dergleichen ungewöhnlichen Wassermassen freien Durchfluß zu verschaffen und einem ähnlichen Unfall möglichst vorzubeugen, nahm man für den neuen Brückenbau nur einen Bogen an, der jedoch sehr flach gehalten werden mußte, wenn die Fahrt über die Brücke nicht allzu steil und unbequem werden sollte. Die Ausführung wurde auf dreierlei Weise, in Holz, Eisen und Stein, projektirt; Seine Majestät der Kaiser entschieden jedoch für letzteres Material und gerubten zu dem Bau 20,000 Gulden Konventionsmünze anzuweisen, welcher hierauf unter der Oberleitung des durch mehrere hydrotechnische Werke, unter andern den Bau der neuen Kettenbrücke bei Saaz über die Eger rühmlichst bekannten k. k. Straßenbaudirektors Strobach, durch den umsichtigen Straßenbaukommissär Aloys Mayer im Herbste 1825 begonnen und mit solchem Eifer betrieben wurde, daß schon im November 1826 die neue Brücke zum Gebrauch geöffnet werden konnte.

Der Bau hatte bei Einheimischen und Fremden allgemeines Interesse erregt, welches sich nach Wegnahme des Lehrgerüstes durch den kühn gesprengten flachen Bogen, dessen Haltbarkeit jedoch der Baumeister wohl berechnet und durch tüchtige Widerlagen gesichert hatte, zu Staunen und Bewunderung steigerte. Dieser Segmentbogen von 60 Grad hat nämlich 96 Fuß Weite bei 13 Fuß Höhe über den bis zum höchsten Wasserstand aufgeführten Widerlagen, und finden wir, nach Wiebeking's vergleichender Tabelle der ausgeführten steinernen Brücken (Thl. III. S. 484, dessen Wasserbaukunst) in Deutschland nur eine einzige mit nahekommendem Verhältniß, nämlich die Fleischerbrücke zu Nürnberg, deren Bogen 95 Fuß Weite und 14 Fuß Höhe hat. Der Baumeister dieser im Jahre 1597 mit rothen Sandsteinen aufgeführten merkwürdigen Brücke war Karl von Nürnberg, und hat dieselbe, obgleich damals der Tagelohn eines Zimmermanns oder Steinbauers nur 15 Kreuzer betrug, dennoch 82,172 Gulden gekostet. Auf der Straße von Montauban nach Nizza befindet sich jedoch eine noch flacher gewölbte steinerne Brücke mit einem Bogen von 96 Fuß 11 Zoll Weite zu 11 Fuß Bogenhöhe, und ist dies bei steinernen Brücken mit einem Bogen, so viel uns bekannt, das niedrigste bis jetzt in

Anwendung gekommene Bogenverhältniß. In England, Frankreich und Italien sind zwar verschiedene Brücken mit einem Bogen zu 140 bis 150 Fuß Weite in neueren Zeiten aufgeführt worden, allein mit nicht unter $^1/_5$ dieser Weite zur Bogenhöhe, indessen diese Höhe an der neuen Karlsbader Brücke noch nicht $^1/_7$ der Bogenweite beträgt.

Eine solche flache Spannung würde sich der Hydrotekt bei diesem, nach unserer Erinnerung durch außerordentliche Ueberschwemmungen schon mehr höchst gefährlich gewordenen Flusse wahrscheinlich nicht erlaubt haben, wenn ihm nicht das vortrefflichste Material so wie alle sonstigen technischen Mittel zur vollkommensten Ausführung zu Gebot gestanden hätten. Das ganze Werk wurde nämlich mit Granitblöcken aus den fünf Stunden entfernten Karlsbader und Gut-Eicher Gründen aufgeführt und dabei eine seltene mechanische Fertigkeit und viele Gewandtheit entwickelt. Besonders sinnreich und zweckmäßig finden wir die auf einer der Beschreibung beigefügten Platte dargestellte Vorrichtung zur Beischaffung und Aufstellung der im Durchschnitt 29 bis 35 Zentner schweren, $3^1/_4$ bis $4^3/_4$ Fuß starken Wölbsteine.

Der Techniker wird daher die nähere Beschreibung dieses Baues so wie die angestellten Beobachtungen während des Setzens der ungeheuern freigetragenen Last des flachen Gewölbes in der Zeitschrift selbst mit besonderem Interesse lesen und den k. k. Straßenbaubeamten zu dem Gelingen dieses in solcher Vollkommenheit seltenen Werkes, das übrigens auch durch ein gefälliges und einfaches Aeußere anspricht, Glück wünschen.

Schon gereichte die Anlage und Ausführung der Chaussee, auf welcher man von Teplitz her mit großer Bequemlichkeit und Sicherheit den hohen Berg nach Karlsbad herabkommt, der k. k. Baudirektion zur größten Ehre; durch die am Ende dieser Kunststraße neu hergestellte Granitbrücke ist das gemeinnützige Werk gänzlich vollendet, und letztere, mit der Benennung Kaiser-Franzens-Brücke, steht als ein würdiges Monument des erlauchten Begründers dieser großartigen Anlage. Möge solche vor der Allgewalt außerordentlicher Naturereignisse immerdar bewahrt bleiben!

Kunstakademie. Die bildenden Künste haben in Prag, wo es weder an großen Mustern fehlt, noch die Anlässe eines umfangreichen und bewegten, Geschmack und Mittel vereinigenden Lebens zur Beschäftigung des Künstlers je mangeln, schon immer

einen günstigen Stand und, wo nicht glänzende, doch gute Unterstützung gehabt. Die Zeiten des Zurücktretens und der Vernachlässigung, welche aller Orten zu überstehen waren, haben auch hier den bessern eines neuen Aufschwungs und Gedeihens Raum gegeben.

Eine Akademie wirkt darauf hin, den mannichfachen Antheil für Kunst und Künstler zusammenzufassen, zu ordnen, zu erhöhen. Sie veranstaltet Kunstausstellungen, zu welchen die Lieferungen einheimischer Künstler, wenn man alle Verhältnisse erwägt, immer beträchtlich zu nennen sind. Von solcher Kunstausstellung giebt die Zeitschrift guten Bericht, den wir mit Vergnügen gelesen haben; da jedoch, um sicher weiter zu gehen, hier vor Allem eignes Anschauen der Kunstwerke selbst erfordert würde, so können wir uns diesmal über den Gegenstand nicht ausbreiten, sondern begnügen uns, ihn der Aufmerksamkeit zu empfehlen.

Welche reiche Gemäldesammlungen aber in Prag und sonst in Böhmen befindlich, läßt sich schon aus dem einen Verzeichniß abnehmen, das uns Herr Galerie-Inspektor Burde blos von solchen Oelgemälden des Lukas Kranach angiebt, die bisher in dem Hellerschen Verzeichniß der Werke dieses Meisters nicht aufgeführt [illegible].

Konservatorium der Tonkunst. Die Anlagen zur Musik sind in Böhmen bekanntlich äußerst verbreitet; diese Gabe wächst gleichsam freiwillig aus dem Volk hervor, und Genuß und Uebung derselben führen schon vom Kindesalter her den entschieden Fähigen einer weitern Entwicklung entgegen, zu welcher es beinahe auf keinem Dorfe weder an Unterricht noch an Vorbildern gänzlich gebricht.

Doch hat man bei diesem den Böhmen seit Menschengedenken inwohnenden Schatze von Anlagen bald wahrnehmen müssen, wie sehr ein blos natürliches Gedeihen gegen die Forderungen einer wissenschaftlichen, zur größten Mannichfaltigkeit und Umfassung gesteigerten Kunst noch zurückbleibt, und daß auch das glücklichste Talent des Einwirkens einer gründlichen Schule nicht entrathen kann.

Hievon überzeugt, hatten im Jahre 1810 eine Anzahl Gönner und Freunde der Tonkunst in Prag zur Beförderung derselben mit kaiserlicher Genehmhaltung einen Verein gestiftet, welcher seine ansehnlichen Mittel alsbald zur Gründung eines Konservatoriums verwandte, worin für eine bedeutende Zahl

von Schülern ein umfassender Unterricht eröffnet wurde. Der wohlüberdachte Studienplan dieser liberalen Anstalt erstreckt sich auf sechs Jahre, und der Zweck geht zunächst auf Bildung tüchtiger Orchestermitglieder und brauchbarer Sänger und Sängerinnen für die Bühne. Der Erfolg hat sich bis jetzt besonders in ersterer Hinsicht so wie in Ausbildung vorzüglicher Lehrer bewährt. Die von dem Konservatorium veranstalteten Prüfungen, Akademien und selbst dramatischen Vorstellungen lassen auch im Publikum einen frischen Antheil sich stets erneuen.

Ein im Jahre 1826 unter dem Schutzansehen des Erzbischofs von Prag gestifteter Verein für Kirchenmusik wirkt in andrer Art und Richtung, indem er die großen ernsten Meisterwerke, deren Aufführung vermehrte Hülfsmittel erfordert, mit angemessener Sorgfalt zur Erscheinung bringt.

Hier ist denn auch das Requiem von Tomaschek, welches als eine neueste Schöpfung des gefeierten Komponisten in einem vorliegenden Hefte ausführlich besprochen wird, nicht mit Stillschweigen zu übergehen, so wie zugleich der für Beethoven veranstalteten kirchlichen Todtenfeier ehrend Erwähnung zu thun.

Poesie. Böhmen hegt in seinem Innern, wie auch die vorliegenden Hefte bezeugen, eine reiche dichterische Flora, welche sogar gemäß den eigenthümlich zwiefachen Geschichtselementen ihres Bodens in doppeltem Dasein, in einem böhmischen und einem deutschen, hervortritt. Von dem Zusammenleben zweier Sprach- und Dichtungssphären giebt uns Böhmen jetzt ein merkwürdiges Bild, worin bei größter Trennung, wie schon der Gegensatz von Deutschem und Slawischem ausdrückt, doch zugleich die stärkste Verbindung erscheint. Denn wenn die böhmischen Dichter, selbst indem sie alten Mustern folgen, nicht umhin können, durch Sinnesart, Ausdrucksweise und Gedichtformen doch auch in heutiger Bildung Deutsche zu sein, so sind hinwieder die deutschen Dichter in Böhmen durch entschiedene Neigung und stetes Zurückgehen zum Altnationalen ihrerseits recht eigentlich böhmisch.

Unter den letztern ist als hervorragendes Beispiel besonders Karl Egon Ebert zu nennen, ein schönes Talent, welches hauptsächlich böhmische Stoffe gewählt und sie in mehrfachen Formen, auch sogar in einem großen Epos mit Feuer und Leichtigkeit behandelt hat. Auch Anton Müller zeigt eine schöne Gabe, solche Stoffe lyrisch zu bearbeiten, und schon bei

früherer Gelegenheit ist seiner Romanzen von Horimir und dessen Roß Schimel mit Anerkennung gedacht worden. Von andrer Seite haben wir aus deutscher Uebersetzung neuere böhmische Sonette von Kollar kennen gelernt, und da auch deutsche Gedichte von Ebert und Müller über nationale Gegenstände durch Swoboda und Hanka ins Böhmische übertragen worden, so kann der Austausch und die Wechselseitigkeit nun nicht weiter gehen.

Aus Allem diesen aber dürfte das Ergebniß folgen, daß in Gemäßheit des schen festgestellten Verhältnisses beiderlei Dichtungsweise, der böhmische wie der deutsche, ihren wahren Grund und Boden dennoch stets in dem Altböhmischen zu suchen haben, wo Leben, Sprache und Poesie der Nation noch die eigenste und selbstständigste Gestalt tragen. Böhmen ist reich an Denkmalen dieser Blüthenzeit. Die kostbaren Ueberbleibsel seiner alten Literatur, nie ganz vergessen, sind in unsern Tagen unverhofft durch die reichsten Entdeckungen vermehrt worden. Durch eine bedeutungsvolle Schickung fand grade in dieser Zeit, wo die Liebe zum vaterländischen Alterthum überall neu erwacht ist, Herr Bibliothekar Hanka die Königinhofer Handschrift, eine Sammlung böhmischer Heldenlieder, die uns auch bereits in deutscher Uebersetzung durch zwei Auflagen bekannt geworden. Die Sammlungen slawischer und böhmischer Volkslieder von Čelakowský und andere dahin gehörige Mittheilungen schlossen sich an, und seitdem bereichert sich diese Literatur von Tag zu Tag. Noch manchen größern Fund dieser Art zu machen, fehlt es nicht an Hoffnung und Aussicht, besonders jetzt, da eine allgemeine Aufregung für diese Gegenstände durch das böhmische Museum so kräftig unterhalten wird.

So häuft sich denn ein Schatz an, den immerhin, wie wir auch an unsern deutschen Schätzen solcher Art Aehnliches sehen, nur ein kleiner Kreis genauer kennen und genießen mag, dessen Wirkung aber darum nicht weniger allgemein ist.

Den naturkräftigen und phantasiereichen Charakter des altböhmischen Lebens aus diesen Quellen, zu denen wir auch Chroniken rechnen müssen, klar und stark hervorströmen zu lassen und in ihrer auffrischenden Behandlung die Derbheit der antiken Motive möglichst beizubehalten, wollen wir den neueren böhmischen Dichtern, wenn sie dergleichen Stoffe wählen, bestens empfohlen haben, welches nicht ausschließt, auch einen heutigen, allgemein ansprechenden Gehalt damit zu verknüpfen.

Konſtitutionell ſind wir Alle auf Erden,*)
Niemand ſoll beſteuert werden,
Als wer repräſentirt iſt.
Da dem alſo iſt,
Frag' ich und werde kühner:
Wer repräſentirt denn die Diener?†)

Wie Alles war in der Welt entzweit,
Fand Jeder in Mauern gute Zeit;
Der Ritter duckte ſich hinein,
Bauer in Noth fand's auch gar fein.
Wo kam die ſchönſte Bildung her,
Und wenn ſie nicht vom Bürger wär'?
Wenn aber ſich Ritter und Bauern verbinden,**)
Da werden ſie freilich die Bürger ſchinden.†)

Laſſ't Euch mit dem Volk nur ein,***)
Populariſchen! Entſchied' es,
Wellington und Ariſtides
Werden bald bei Seite ſein.†)

Ich bin ſo ſehr geplagt
Und weiß nicht, was ſie wollen,
Daß man die Menge fragt,
Was Einer hätte thun ſollen.†)

Mir iſt das Volk zur Laſt,
Meint es doch Dies und Das,
Weil es die Fürſten haßt,
Denkt es, es wäre was.†)

†) Zuerſt mitgetheilt in der Ausgabe von 1833.

*) Goethes beſchränktem Sinne iſt durch allmählige Erweiterung des Stimmrechts (England) und durch Einführung des allgemeinen Stimmrechts (im Norddeutſchen Bunde) in neuerer Zeit begegnet worden. Auch Mill (On Liberty c. 8) ficht im Klaſſen-Intereſſe einen Hauptmangel des Repräſentativ-Syſtems. — E.

**) Goethe ſcheint hiernach aus dem Ueberzgewichte der Stimmen der ländlichen Bevölkerung über die der Städte ein Zurückgehen unſrer weſentlich ſtädtiſchen Kultur gefürchtet zu haben. — E.

***) Erinnerung an Ariſtides' Verbannung, da es den Athenern unerträglich war, ihn „den Gerechten" nennen zu hören. Auch der Adzett der Engländer, Wellington, wurde in den zwanziger Jahren ſo unpopulär, daß ihm die Fenſter eingeworfen wurden. Vgl. Bd. II, S. 383, Nr. 4 die Lenie

Theater. Hier ist in Kürze anzumerken, daß die von den böhmischen Landständen gestiftete und gut unterstützte Prager Bühne seit einer langen Reihe von Jahren den besgebildeten und in bewährter Ueberlieferung fortarbeitenden deutschen Bühnen beizuzählen ist. Vorzüglichste Talente, welche sich in Deutschland zum ersten Ruhm erhoben, sind von dieser Bühne ausgegangen oder haben geraume Zeit ihr angehört. Von ihren neueren Erscheinungen wird verständiger Bericht ertheilt, worin unverkennbar das Streben ist, das Vorübereilende des Tages im Zusammenhang aufzufassen und mit minder flüchtiger Beziehung zu verknüpfen.

Noch besonders zu erwähnen ist bei dieser Gelegenheit, daß von der Prager Bühne herab neben dem deutschen Schauspiel auch zu Zeiten ein böhmisches den seiner Volkssprache anhänglichen und ihrer auch in den höhern Ständen noch kundigen Eingeborenen mächtig ergetzt und so dem nationalen Leben auch dieser eindringliche Reiz nicht mangelt.

Debatten. Auch diese Rubrik finden wir in dem Schlußverzeichniß und verbergen unsere Zufriedenheit darüber nicht, daß nur wenige Seiten diesem traurigen Geschäft gewidmet sind. Wir wollen zwar die wackere Redaktion von solchen Kontroversen nicht ganz abmahnen, aber sie doch ersuchen, sich nur höchst selten dazu aufregen zu lassen. Ueber wen beschweren sie sich? Ueber Durchreisende. Und wer hat sich über die nicht zu beklagen? Ueber mißwollende Stadt- und Landsgenossen. Dieses Geschlecht stirbt nicht aus. Also nur im äußersten und zwar im seltenen Falle der eigentlichen Verleumdung würden wir dergleichen Rügungen räthlich finden und da auch lieber den eigentlichen Richter anrufen als das Publikum, bei welchem Gleichgültigkeit und vorgefaßte Meinung gewöhnlich obwalten und regieren.

Schluß. Unsre Anzeige der gehaltvollen Zeitschrift endet mit dem Bedauern, so manches Schätzenswerthe des vorliegenden ersten Jahrgangs gar nicht oder kaum berührt zu haben, noch selbst von den folgenden Jahrgängen irgend sprechen zu können. Allein die Unmöglichkeit, eine übergroße Versammlung von gleichberechtigten Einzelnen in gegebenen Raum aufzunehmen, nöthigt zu repräsentativen Maßregeln, und wir müssen uns genügen lassen, die Menge und Mannichfaltigkeit des Vorhandenen in vorzüglichen oder uns besonders ansprechenden Beispielen einigermaßen vorgestellt zu haben.

Indem wir daher von den beiden Jahrgängen 1828 und 1829 nur anerkennen wollen, daß ihr Reichthum an werthvollen Mittheilungen jeder Art nur stets wachsend erscheint, wie sie denn auch die letzten Arbeiten des zu Anfang 1829 im sechsundsiebenzigsten Lebensjahre leider dahingeschiedenen Dobrowsky enthalten, wünschen wir unsern Lesern Antrieb und Neigung, die Quellen so vielfach belehrender Kunde nun selbst aufzugeben und dadurch jede Fortsetzung von unserer Seite entbehrlich zu machen. J. W. v. Goethe.

58.

Briefe eines Verstorbenen. Ein fragmentarisches Tagebuch aus England, Wales, Irland und Frankreich, geschrieben in den Jahren 1828 und 1829. Zwei Theile. München, F. G. Franckh. 1830.

Ein für Deutschlands Literatur bedeutendes Werk. Hier wird uns ein vorzüglicher Mann bekannt, in seinen besten Jahren, etwa ein Vierziger, in einem höhern Stande geboren, wo man sich nicht erst abzumüden braucht, um auf ein gewisses Niveau zu gelangen, wo man früh Gelegenheit findet, der Schmied seines eigenen Glücks zu sein, und, wenn das Werk mißlingt, wir es uns selbst anzurechnen haben.

Die Briefe sind in den Jahren 1828 und 1829 auf einer Reise geschrieben, welche mehr zur Zerstreuung, in Absicht, von Mißmuth wegen eines verfehlten Unternehmens sich zu erholen, als zu irgend einem andern Zweck angetreten worden. Gerichtet

---

Zu 58. Jahrbücher f. wissensch. Kritik, Jahrg. 1830. II. Bd. Nr. 59. Sp. 468 bis 472. — Dieser Recension geht eine längere derselben Werks von Varnhagen v. Ense voraus; eine Anmerkung zu der „zweiten Anzeige" besagt, daß diese erst eingegangen sei, als die vorhergehende sich schon im Druck befunden habe.

Verfasser jener Briefe war der Fürst Pückler.

Am 14. Sept. 1830 schrieb Goethe an die Gräfin Karoline v. Egloffstein: „Ihre Kaiserl. Hoheit hatte ich vor höchst Ihro Abreise nach Dornburg ein Bändchen angestellt. Briefe eines Verstorbenen. Schwerlich ist dieses in dem Augenblicke für Ihro Hoheit interessant, da man mit den Lebendigen so viel zu thun hat. Türkt' ich deuten, Sich für dessen Rückgabe zu verwenden? Ich werde deshalb gemahnt, und es fiele in ruhigeren Augenblicken wieder zu Diensten."

sind sie an eine zärtlich geliebte, genau und fest verbundene Freundin, die man in Kurzem wiederzusehen hofft.

Der Schreibende erscheint als geprüfter Weltmann von Geist und lebhafter Auffassung, als der durch ein bewegtes sociales Leben, auf Reisen und in höhern Verhältnissen Gebildete, daneben auch als durchgearbeiteter freisinniger Deutscher, umsichtig in Literatur und Kunst.

Als guter Geselle tritt er auf auch in der nicht besten Gesellschaft und weiß sich immer anständig zu halten; er bleibt sowol bei den banalen Wildheiten der Rennjagd als den herkömmlichen Ausschweifungen der Gelage sein selbst mächtig und ist ungeachtet unbequemer Rheumatismen und Migränen rüstig bei der Hand. Besonders aber fehlt er sich selbst nie, wenn er sich vornimmt, Ausflüge da- oder dorthin, hin und her, kreuz und quer durchzusetzen. Alle Witterungen sind ihm gleich; die schlechtesten Wege, die unbequemsten Mittel des Transports, Verfehlung des Wegs, Sturz und Beschädigung, und was man sonst zufällig Widerwärtiges nur denken mag, rühren ihn keineswegs.

Beschreibungen von Gegenden machen den Hauptinhalt der Briefe; aber diese gelingen ihm auch auf eine bewundernswürdige Weise. England, Wales, besonders Irland, und dann wieder die Nordküste von England sind meisterhaft geschildert. Man kann sich's nicht anders möglich denken, als er habe die Gegenstände unmittelbar vor Augen, sie mit der Feder aufgefaßt; denn wie er auch jeden Abend sorgfältig sein briefliches Tagebuch geführt haben mag, so bleibt eine so klare, ausführliche Darstellung immer noch eine seltne Erscheinung.

Mit heiterer Neigung trägt er das Monotonste in der größten individuellen Mannichfaltigkeit vor. Nur durch seine Darstellungsgabe werden uns die zahllosen verfallenen Abteien und Schlösser Irlands, diese nackten Felsen und kaum durchgänglichen Moore bemerkenswerth und erträglich. Armuth und Leichtsinn, Wohlhabenheit und Absurdität würde uns ohne ihn überall abstoßen. Diese Beschränktheit der stumpfen Jagdgenossen, diese Trinkstuben, die sich immer wiederholen, werden uns in ununterbrochener Folge doch erduldsam, weil er die Zustände erträgt. Man mag sich von ihm, wie von einem lieben Reisegefährten, nicht trennen ebenda, wo die Umstände die allerungünstigsten sind; denn sich und uns weiß er unversehens aufzuheitern. Vor ihrem Untergang bricht die Sonne nochmals durch getheiltes Gewölk und erschafft auf einmal durch Licht

und Schatten, Farb' und Gegenfarbe eine bisher ungeahnte Welt vor den erstaunten Augen. Wie denn seine Reflexionen über künstlerisch zusammengefaßtes Landschaftsbild und eine successive, gleichsam kursive Reisemalerei als höchst trefflich zu achten sind.

Haben wir nun ihn mit Geduld durch solche langwierige Bilderschaften begleitet, so führt er uns wieder in bedeutende Gesellschaft. Er besucht den famosen O'Connell in seiner entfernten, kaum zugänglichen Wohnung und vollendet das Bild, das wir uns nach den bisherigen Schilderungen von diesem wundersamen Manne im Geiste entwerfen konnten. Dann wohnt er populären Zusammenkünften bei, hört den Genannten sprechen; sodann jenen merkwürdigen Thiel und andere wunderlich auftretende Personen. Auch dergleichen Gattungen schlägt er nicht aus, wo sich ein- oder der andere der gefeierten Tageshelden zu eigenen Gunsten und Ungunsten mehr oder weniger auszeichnet. An der großen irländischen Hauptangelegenheit nimmt er menschlich billigen Antheil, begreift aber die Zustände in aller ihrer Verwicklung zu gut, als daß er sich zu heitern Erwartungen sollte hinreißen lassen.

Wenn nun aber auch der menschlichen Gesellschaft mancher Raum in diesen Briefen gegönnt ist, so nimmt doch bei Weitem die Beschreibung von Gegenden den größten Theil derselben ein und drängt sich immer wieder vor. Eigentlich sind es aber keine Beschreibungen, sondern Durchflüge, die man mit ihm auf zerbrechlichen Vögelchen, oft auch zu Fuße machen muß und sich daran nur desto mehr ergetzt, als man weder durchnäßt noch ermüdet, weder ab- noch umgeworfen den Vorfällen ganz ruhig zusehen kann.

Warum man aber gern in seiner Nähe bleibt, sind die durchgängig sittlichen Manifestationen seiner Natur; er wird uns durch seinen reinen Sinn bei einem natürlichen Handeln höchst interessant. Es wirkt so angenehm erheiternd, ein wohlgesinntes, in seiner Art frommes Weltkind zu sehen, welches den Widerstreit im Menschen von Wollen und Vollbringen auf das Anmuthigste darstellt. Die besten Versätze werden im Lauf des Tages umgangen, vielleicht das Gegentheil gethan. Dies inkommodirt sein Innres dergestalt, daß zuletzt ein tiefgefühlter, wenn auch parador ausgedrückter Besserungssinn unter der Form einer Ehrensache hervortritt.

Er sagt: „Wenn ich bei irgend einem Anlaß mein Ehrenwort einem Andern gebe und es nicht halte, so muß ich mich mit

ihm schlagen; wie wär' es denn, wenn ich mir selbst das Ehrenwort gäbe, Dieses und Jenes, was mich oft reut, zu unterlassen? Da käm' ich denn doch gegen mich selbst in eine bedenkliche Stellung."

Wäre denn wol Kant's kategorischer Imperativ in empirischer Form gleichnißweise artiger auszudrücken?

Religionsbegriffe oder -Gefühle sind, wie man hieraus sieht, ihm nicht zur Hand. Er bescheidet sich, daß dem Menschen über gewisse Dinge keine deutliche Auskunft gegeben sei.

Der äußere Kultus, den man, das Innere zu beschwichtigen, anordnet, ist ihm deutlich. Die römische Kirche wie die anglikanische läßt er bestehen; aber unverwunden spricht er aus, was er von ihnen hält. Dagegen bekennt er sich zu dem, was man sonst natürliche Religion nannte, was aber in der neuern Zeit schon wieder sich zu einer andern Ansicht gewendet hat. Der Frömmelei ist er besonders aufsässig, und einige, wie es jedoch fast scheinen will, von fremder Hand eingeschaltete Aufsätze drücken sich sehr stark hierüber aus.

Ritterlich, wie oben gegen sich selbst, benimmt er sich durchaus, und die Art, wie er sich überall ankündigt, jederzeit auftritt, bringt ihm großen Vortheil. Man denkt sich seine Person ansehnlich und angenehm; er stellt sich Hohen und Geringeren gleich, Allen willkommen. Daß er die Aufmerksamkeit von Frauen und Mädchen besonders erregt, ist wol naturgemäß; er zieht an und wird angezogen, weiß aber als welterfahrener Mann die kleinen Herzensangelegenheiten mild und schicklich zu endigen. Freilich hat er Alles an eine innig geliebte, ihm durch Neigung angetraute Freundin zu berichten, wo er sich denn wol mancher dämpfenden Ausdrücke bedienen mag. Nicht weniger versteht er, hie und da verfängliche Geschichten mit Anmuth und Bescheidenheit, wie es die beste Gesellschaft erträgt, schicklich einzuflechten.

Die Reise ist in den letzten Jahren unternommen und durchgeführt, bringt also das Neuste aus genannten Ländern, wie ein geistreicher, um- und einsichtiger Mann die Zustände gesehen, uns vor Augen. Nach unserer Meinung gereicht es diesem Werke zu großem Vortheil, daß die zwei letzten Bände vor den zwei ersten erscheinen, wodurch der ganze Vortrag eine epische Wendung nimmt; denn zu Jedem, was vergeht, muß man sich das Vorhergehende denken, welches durch die große Konsequenz des Schreibenden, durch sein sicheres Verhältniß

zu der geliebten Freundin erleichtert wird. Mit einem klaren Geiste wird man leicht bekannt, und mit dem Weltmanne findet Ihr's gleich bequem, weil er durchaus offen erscheint, ohne eben gerade aufrichtig zu sein.

Nach und nach hilft uns der werthe Mann selbst aus dem Traume. Man sieht, es ist ein schönes, höchst fähiges Individuum, mit großen äußern Vortheilen und zu genügendem Glück geboren, dem aber bei lebhaftem Unternehmungsgeiste nicht Beharrlichkeit und Ausdauer gegeben ist, daher ihm denn Manches mißlungen sein mag. Ebendeswegen leidet ihn auch diese wunderlam genialisch-zwecklose, für den Leser zweckerreichende Reise gar zu gut. Denn da wir nicht unterlassen können, englischen und irländischen Angelegenheiten unsere Aufmerksamkeit zuzuwenden, so muß es uns freuen, einen so begabten Landsmann gleichsam als forschenden Abgesandten dorthin geschickt zu haben.

Dies sei genug, obschon noch viel zu sagen wäre, ein so lesenswerthes und gewiß allgemein gelesenes Buch vielleicht schneller in Umlauf zu bringen, welches auch als Muster eines prosaischen Vortrags angerühmt werden kann, besonders in beschreibenden Darstellungen, wohin man immer hingewiesen wird.

Schließlich aber, weil man doch mit einem solchen Individuum immer näher bekannt zu werden wünscht, fügen wir eine Stelle hinzu, die uns seine Persönlichkeit etwas näher bringt:

„Einige Zeit später brachte mir Kapitän S. die letzte Zeitung, worin bereits mein Besuch in der beschriebenen Versammlung und die von mir dort gesagten Worte nebst den übrigen Reden mit aller der in England üblichen Charlatanerie drei oder vier Seiten füllten. Um Dir eine échantillon von diesem Genre zu geben und zugleich mit meiner eignen Beredsamkeit gegen Dich ein Wenig zu prunken, übersetze ich den Anfang des mich betreffenden Artikels, wo ich ins ebendem Ton angepriesen wurde, wie ein Wurmdoktor seinen Pillen oder ein Roßkamm seinen Pferden nie besessene Eigenschaften andichtet. Höre!

„Sobald man die Ankunft des .... erfahren hatte, begab sich der Präsident mit einer Deputation auf dessen Zimmer, um ihn einzuladen, unser Fest mit seiner Gegenwart zu beehren.

„Bald darauf trat er in den Saal. Sein Ansehen ist befehlend und graziös (commanding and graceful). Er trug

einen Schnurrbart, und obgleich von sehr blasser Farbe, ist doch sein Gesicht außerordentlich gefällig und ausdrucksvoll (exceedingly pleasing and expressif). Er nahm seinen Platz am obern Ende der Tafel, und sich gegen die Gesellschaft verneigend, sprach er deutlich und mit allem gehörigen Pathos (with proper emphasis), aber etwas fremdem Accent, folgende Worte u. s. w."

Ebendeshalb werden denn auch die zwei ersten, noch versprochenen Theile sehnlich erwartet werden, besonders von Lesern, welche eben jene Kenntniß der Persönlichkeiten, Namen, Verhältnisse, Zustände für nothwendiges Komplement auch der schon an sich anonym höchst interessanten Ueberlieferungen hoffen und begehren. Für uns aber würde es dem Werthe des Buchs nichts benehmen, sollte sich's auch am Ende finden, daß einige Fiktion mit untergelaufen sei.

Goethe.

59.

Reisen und Untersuchungen in Griechenland, von Brönd-sted. Erstes Buch. Paris 1820.

Eine höchst willkommene Monographie der Insel Zea, sonst Keos. Dieses Eiland, bei aller seiner Kleinheit von den frühesten Zeiten her merkwürdig wegen dem Bezug seiner Lage zu Euböa, dem Athenischen Gebiet und den übrigen Cykladen, wird von einem vielseitig gebildeten Reisenden besucht, untersucht und uns auf alle Weise näher gebracht. Eigenthümliche Naturerzeugnisse, Wein, Honig, Oel in reicher Menge gebaut, ringsum ein nicht allzu hohes, nach allen Seiten dem Meere zufallendes, durch hundert Schluchten getrenntes, auf seiner Höhe noch bewohnbares Gebirg.

Alterthum und Gesichtswechsel, neuere Zustände und Sitten werden uns vorgeführt. Wir finden das angesiedelte, freilich seit jenem Frühling der Zeiten sehr zusammengeschmolzene Völkchen noch immer unter dem heitersten Himmel, langlebig bis zum Ueberdruß, nahrhaft, thätig, obgleich in sehr

---

Zu [illegible] Kunst- Alterth. V Bds. 1 Hft. 1826. S. 17–8

glücklicher Abgeschiedenheit wie von jeher Seeräubern ausgesetzt, genöthigt, mit ihnen Verträge zu schließen, behutsam und billig ihrer Zudringlichkeit zu entgehen.

Der Reisende bethätigt vollkommen seinen Beruf durch methodische Untersuchung, Aufgrabung bedeutender Alterthümer an Bau- und Bildwerken so wie an Inschriften. Merkwürdig ist der ungeheure Löwe auf der Höhe des Berges, an Ort und Stelle aus einem Sandsteinfelsen herausgehauen, von gutem Styl, freilich durch die lang erduldete Witterung verkümmert. Möge uns bald durch die angesagte Fortsetzung Gelegenheit werden, aufs Neue zu solchen Betrachtungen zurückzukehren!

60.

Bildnisse ausgezeichneter Griechen und Philhellenen, von Kratzeisen. Erstes Heft. München 1828.

Die billigste Forderung eines auf die Tagsereignisse aufmerksamen Publikums ist wol die, seine Zeitgenossen, die sich bedeutende Namen erwarben, in wohlgetroffenen Bildnissen vor sich zu erblicken. Und in diesem Sinne werden die hier eingeleiteten Hefte gewiß willkommen sein. In Steindrücken guter Art, wie man von München her gewohnt ist, giebt sie uns ein Mann, der an Ort und Stelle die in unsren Tagen oft und vielfach genannten Männer begrüßen und zeichnen konnte. Ihre Bildnisse, welche wohlgetroffen scheinen, weil sie uns individuelle und zu einem gewissen Charakter zusammenstimmende Züge darstellen, fangen schon mit dem zweiten Hefte an sich zu paaren, um wahrscheinlich in der Folge in Massen aufzutreten. Wilde Bergbelden mit turbanähnlichem Hauptschmuck, Waffen im Gürtel und sonst verbrämt genug: Kolokotroni und Nikitas. Ernste, einfach gekleidete, zutrauen erweckende Schiffer mit

---

Zu 60. Ueb. Kunst u. Alterth., VI. Bds. 2. Hft. 1828. S. 411 ff.
Dieser Aufsatz ist in die Werke bisher nicht aufgenommen, und obwol auch im Inhaltsverzeichniß des vorgedachten Heftes Goethe nicht ausdrücklich als dessen Verfasser genannt ist, so befindet er sich doch unter jenen, deren erster den Vermerk enthält: „der Herausgeber meint dies zu Ende." Es dürfte nicht zu bezweifeln sein, daß dieser Aufsatz zu den von Goethe verfaßten gehört.

Dioskurenmützen: Tombaſt und Konduriotis. Hilfsritter in weſtlichen Uniformen: Gordon und Haſting, hübſche, gebildete Leute. Sämmtliche Porträte kommen der Einbildungskraft phyſiognomiſch zu Hilfe, und wenn alle die achtzehn zuſammen ſind, werden uns die personae dramatis gar entſcheidend vor Augen ſtehen. Auch der Schauplatz wird uns klärer, da ſonſt keine Einbildungskraft die verwickelten Lokalitäten ſich erſchaffen könnte. Diesmal ſehen wir die nur durch Hunger bezwingliche Burg Palamides über Napoli di Romania und das Hafenfort Bourdzi vor der eben genannten Stadt, die wir neugierig ſind, auch im Bilde kennen zu lernen.

61.

Graf Eduard Raczinsky's maleriſche Reiſe in einigen Provinzen des osmaniſchen Reichs. Aus dem Polniſchen durch von der Hagen. Breslau 1824.

Ein unterrichteter umſichtiger Weltmann reiſt zu Lande von Warſchau bis Odeſſa, von da zu Waſſer bis Konſtantinopel; ferner an die aſiatiſche Küſte, beſucht Lesbos, ja die Gefilde von Troja. Ein kunſtfertiger Zeichner begleitet ihn, und nun werden uns die mannichfaltigſten Gegenſtände in vollendeten Kupferſtichen überliefert.

Sehr intereſſant war uns zum Beiſpiel die Darſtellung der allgemein-polizeilichen Vorkehrungen, ſowie der frommwohlthätigen Privatanſtalten, um eine grenzenloſe Bevölkerung in und um Konſtantinopel mit friſchem Trinkwaſſer unausgeſetzt zu verſehen. Von ungeheuren, Waſſer zurückſtauenden Steindämmen und ableitenden Aquäducten bis zum einfachſten Schöpfrad ſind uns die Mittelglieder größerer und kleinerer Röhrbrunnen in Flecken, Dörfern und Einſamkeiten vor Augen gebracht.

Der Text begleitet heiter und kenntnißreich die bildlichen Darſtellungen, welche dadurch erſt ihren vollen Werth erhalten. Keinem wohlhabenden Bücherfreund ſollte dies Werk in ſeiner Sammlung fehlen.

Zu 61. Ueb. Kunſt u. Alterth., V. Bds. 3. Hft. 1826. S. 177 ff.

62. a.

Biographische Denkmale. Von Varnhagen von Ense.

Mit vielem Vergnügen hab' ich diese glückliche Arbeit durchgelesen; sie erinnert an Plutarch's Zusammenstellung ähnelnder Lebensweisen; jedoch beziehen sich die drei hier aufgeführten Personen näher zu einander. Die Grafen Bückeburg und Schulenburg wie der Baron von Reubel sind eigentlich höchst mannichfaltige Variationen desselben Themas. Zwischen dem funfzehnten und sechzehnten Jahrhundert wären sie als Condottieri, als kühne Miethelden aufgetreten; zwischen dem siebzehnten und achtzehnten wird ihr Betragen milder, sittlicher, und selbst der Eigennutz nimmt einen edleren Charakter an.

Graf Schulenburg, ein tapferer, strebender Mann, bleibt durchaus ein vornehmer Söldner, kämpft bald hie, bald da, bis er Gelegenheit findet, der Republik Venedig große Dienste zu leisten, die sie denn auch durch Vertrauen so wie durch Ehrendenkmale und ein reichliches Auskommen bis in das höchste Alter zu lohnen weiß.

Graf Bückeburg, geborner Souverän, in einem kleinen Bezirk unbedingt regierend, setzt sich durch Höhe des Sinnes und der Thatkraft den Allergrößten gleich, wirkt für eine ferne Macht, und uneigennützig-großartig zieht er sich ins eigene Enge zurück mit wunderbaren, ja seltsamen Bestrebungen, selbstständig und unabhängig zu sein und zu bleiben.

Theodor, so viel Held als nöthig, um für einen vollkommenen Diplomaten zu gelten, dient Andern, aber ganz um sein selbst willen; ihn beherrscht die unüberwindliche Begier, sich eine Krone zu erwerben und zu erhalten. Durch kein Mißgeschick läßt er sich von immer neuen gewagten Versuchen ab-

---

Zu 62 a. Ueb. Kunst u. Alterth., V. Bds. 1. Hft. 1824. S. 149 bis 154. Das besprochene Werk ist der 1. Band, der 1824 erschien, und dem bis 1830 noch vier folgten. Goethe dankt dem Verfasser durch ein Geschenk, indem er ihm am 3. April 1825 schreibt: „Auch erhalten Sie eine Rolle mit dem Standbilde des Grafen Schulenburg, zu Korfu errichtet. Nehmen Sie jenes früher citirte Journalblatt gelegt auf und bewahren es mir zum Andenken. Dem Historiker ist es gewiß interessant, daß er durch zwei Generationen vermittelt über ein Jahrhundert persönlich zurückgreift; die Statue ist 1718 gesetzt, und mein Vater brachte das Blatt etwa zwanzig Jahre später mit zurück."

„Sage mir, was das für Pracht ist?*)
Aeußre Größe, leerer Schein!"
O, zum Henker! Wo die Macht ist,
Ist doch auch das Recht, zu sein.[1])

Die gute Sache kommt mir vor**)
Als wie Saturn, der Sünder:
Kaum sind sie an das Licht gebracht,
So frißt er seine Kinder.[1])

Daß Du die gute Sache liebst,
Das ist nicht zu vermeiden;
Doch von der schlimmsten ist sie nicht
Bis jetzt zu unterscheiden.[1])

Ich kann mich nicht bereden lassen,***)
Macht mir den Teufel nur nicht klein!
Ein Kerl, den alle Menschen hassen,
Der muß was sein![1])

„Anbete Du das Feuer" ꝛc. und Bd. II, S. 359 in der Note die zweite spanische Xenie. Auch Aristophanes (Ritter 1137) erklärte die Demagogen für Opferthiere, die vom Volke erst gemästet und dann geschlachtet werden. — L.

*) Das Gedicht trägt in der Ausgabe von 1836 das Datum „Den 7. April 1816," an welchem Tage (Sonntag Palmarum) die Huldigung der Beamten und Stände zu Weimar Statt fand. Vgl. Brief an Zelter Nr. 242; „Vergangenen Sonntag hatten wir die große Feierlichkeit der Huldigung" (II, 344) und Brief an Voigt vom 8. April 1816 (S. 351.) — L.

**) Die „gute Sache" war Parteiwort der Zeit (vgl. Steffens' Schrift: „Die gute Sache. Eine Aufforderung" ꝛc. Leipzig, März 1813), und da Goethe mit Steffens von früher her bekannt war, so möchte unter dem „Du" der folgenden Strophe eben Steffens gemeint sein. Vgl. auch zur ersten Strophe Bergniaud's Wort: „Die Revolution frißt gleich Saturn ihre eignen Kinder" und Bd. II, S. 268 „Kronos als Kunstrichter." — L.

***) Veranlassung zu diesem Verse gab am 5. Januar 1814 ein Gedicht über Luden's patriotische und Napoleon heftig angreifende Zeitschrift „Nemesis." (Vgl. Unsre Biographie S. CLXVI.) Goethe schrieb bei dieser Gelegenheit die obigen Zeilen auf die innere Seite eines Briefcouverts. Vgl. Riemer, Briefe an und von Goethe S. 350 und die Aeußerungen des Ministers Voigt über Napoleon zu Anfang des Jahres 1814 (Jahn, Goethe's Briefe an Voigt, S. 107. Vgl. auch die Xenie (Bd. II, 337, Nr. 3): „Nein, das wird mich nicht kränken ꝛc."

[1]) Zuerst mitgetheilt in der Ausgabe von 1833.

ſchrecken, behauptet die ihm eingebornen königlichen Formen bis ins tiefſte Elend, und auch da fehlt es ihm nicht an Huldigung.

Im Uebrigen darf man von dem Ganzen ſagen: die Weltüberſicht iſt rein und ſicher, der Vortrag ernſt und einfach. Andere mögen Anderes daran rühmen.

Mich aber berührte das Werk ganz eigenthümlich, da jene drei Helden gleichzeitig mit meinem Vater, einer bis an meinen Lebenseintritt heran, zwei in meine Tage hinein verharrten und wirkten.

Schulenburg ſtarb 1748, Theodor 1756, Bückeburg 1777. Ich las alſo hier ausführlich, was mir von den Tagen der Kindheit her bis ins Jünglingsalter heran als Weltmärchen im Allgemeinen vorgeklungen.

Der Tod Schulenburg's ereignete ſich ohngefähr gleichzeitig mit meines Vaters Aufenthalt in Venedig, wo dem Andenken des Helden eine noch ganz friſche Verehrung gewidmet war.

Unter den Kupfern, welche der aufmerkſame Reiſende zurückbrachte, befanden ſich zwei große Blätter, eins von Bitteri mit Fertigkeit des Grabſtichels nach Franz Rusca gearbeitet, einem Bildnißmaler, der den großen Beifall ſeiner Tage durch edle, freie, kühne Darſtellung fürſtlicher Heldenmänner zu gewinnen verſtand, das andere, jenes in Korfu ihm errichtete ſtatuariſche Denkmal vorſtellend, bei welchen Blättern uns viel von den heldenmäßigen Bemühungen des außerordentlichen Mannes erzählt ward, der auch hier als ein Wohlgebildeter, frei Gewachſener, kühn Beweglicher ſich ſehen ließ.

Graf Bückeburg aber griff ſpäter in meinen Lebensgang ein; er ward mir durch Zeitgenoſſen in aller ſeiner Würde und Wunderlichkeit bekannt. Wie ſollte aber ein ſo wundervoller Mann bei ſeinem Leben nicht wunderlich erſcheinen!

Theodor's Tod fiel mit dem Erdbeben von Liſſabon, das mir ſo viel zu denken und der Welt zu reden gab, nah zuſammen; auch er mußte im Tagsgeſpräch eher ſeltſam als bedeutend erſcheinen, und Niemand ahnete, daß funfzig Jahre nach ſeinem Tode die Wirkungen, zu denen er den erſten Anſtoß gegeben hatte, über die ganze Welt ſich aufrollen würden. Denn Pascal Paoli nahm ſein Geſchäft auf, die unbändigen Korſikaner von der Einwirkung Genua's zu befreien, da denn bald darauf die Luſt, ſich ſelbſt zu regieren, auf die nordamerikaniſchen Kolonien überging, und als es dort ſo wohl gelang, nachher

bald zurückkehrte und noch bis auf den heutigen Tag einen offenbaren und geheimen Kampf zu bestehen nicht ermüdete.

Dank sei daher im Allgemeinen dem Verfasser, daß er uns eine unmittelbar an die Gegenwart grenzende Epoche so klar und ausführlich vor die Seele geführt, und von meiner Seite besonders, daß er meine frühsten Jugenderinnerungen wieder aufgefrischt. Denn das ist, bei manchem Entbehren, der große Vortheil des hohen Alters, sich ein ganzes Jahrhundert vorführen zu können und es beinahe als persönlich gegenwärtig anzuschauen.

62. b.

Biographische Denkmale. Von K. A. Varnhagen von Ense. Vierter Theil. Berlin, Reimer, 1826.

Paul Flemming, Friedrich von Canitz und Johann von Besser erscheinen mir zu diesen Betrachtungen höchst willkommen. Die Werke genannter Dichter standen in Franzband ehrenvoll, mit goldverzierten Rücken, in meines Vaters Bücherſammlung. Ich lernte darin lesen mehr, als daß ich sie las; ihr Ansehen und der allgemeine Ruhm prägte mir Ehrfurcht ein; das Charakteristische freilich ihrer Verdienste, wie sie mir nun der trefflich schildernde, geordnet und geistreich vortragende Biograph in Werth und Würde, Kraft, Anmuth und Sonderbarkeit wohlschaulich darstellt, blieb mir, ich gestehe es gern, mein Leben lang verborgen; doch erinnere ich mich, daß sie sämmtlich mit andern ihrer Zeitgenossen, da ich eine Weile auf ihrem Wege fort zu dichten begann, mir als Knaben und Jüngling wie ein Alp beschwerlich auflagen. Diese Wirkung begreife ich erst jetzt, da sie beim Lesen obengenannten Bandes, als das wiederaufsteigende Gespenst einer uralten Zeit, auf dieselbe Weise lasteten.

Niemand wird jene Biographien ungelesen lassen, und meine Freunde bitte ich, dabei sich auch mich in jenen Tagen zu

---

Zu 62. b. Ueb. Kunst u. Alterth., VI. Bds. 1. Hft. 1827. S. 194 ff. Der Aufsatz hat daselbst die Ueberschrift „Varnhagen von Ense's Biographien", welche in den „Nachgelassenen Werken" noch den Zusatz „deutscher Dichter" erhalten hat.

Die gemeinten Betrachtungen sind diejenigen, mit welchen der Aufsatz „Le Tasse etc. par A. Duval" (unten Abschn. IV. E.) schließt.

vergegenwärtigen, wo ich mich weder mit solcherlei Lieb- und Hofschaften, noch mit derlei gestaltlosem und doch blumenreichem Inhalt, mit dem halbgewandten und meist gehaltleeren Ausdruck, mit der unerquicklichen Dogmatik des protestantischen Kirchenliedes in seinem Sinne befreunden konnte, wenn dasjenige, was sich in mir zu entwickeln strebte, nicht unterdrückt und mißgeleitet werden sollte.

Und mißgeleitet wurde es doch meistens. Sind ja meine ersten ins Publikum gebrachten Produktionen im eigentlichsten Sinne gewaltsame Ausbrüche eines gemüthlichen Talents, das aber sich weder zu rathen noch zu helfen weiß.

Und hiemit sei denn auch dem werthen Verfasser dieser Biographien von meiner Seite Dank gesagt. Seit geraumen Jahren wirkt er auf die freundlichste Weise mit mir in gleichem Sinne und befördert mein Bestreben durch ein behagendes Entgegenkommen. Ich zähle ihn zu Denjenigen, die zunächst unsere Nation literarisch in sich selbst zu einigen, das Talent und den Willen haben. Möge er mit seinen biographischen Darstellungen immer weiter in das achtzehnte Jahrhundert herangehen und durch Darstellung der Individualitäten und des Zeitgeistes, mit dem sie in Wechselwirkung gestanden, Klarheit des ganzen Zustandes befördern. Klarheit nöthigt zur Einsicht, Einsicht erschafft Duldung, Duldung ist die einzige Vermittlerin eines in allen Kräften und Anlagen thätigen Friedens.

---

63. a.

Der deutsche Gil Blas.

Man hat uns eine Handschrift vorgelegt, welche das Jahr- und Tagebuch eines von Kindheit an hin- und wiedergetriebenen Mannes enthält; wollte man ihr jenen Titel vorsetzen, so wäre vor allen Dingen zu erklären, daß der französische Gil Blas ein Kunstwerk, der deutsche dagegen ein Naturwerk sei, und daß sie also in diesem Sinne durch eine ungeheuere Kluft getrennt erscheinen. Allein sie lassen dem Inhalt nach

---

Zu 63. a. Nach Kunst u. Alterth., III. Bds. 1. H. 1821. S. 90 bis 104 — als Nr. 12 und dem Inhalt nach 13 einer Reihe von Aufsätzen unter der Ueberschrift „Nachträge zu den vorigen Heften und sonstige Einzelnheiten."

gar wohl eine Vergleichung zu; denn auch bei dem deutschen ist der Charakter gut von Haus aus, läßlich, wie es einem Untergeordneten geziemt, der sich von Kindheit auf zu fügen hatte. Wer die Menschen braucht, nimmt's nicht genauer, als sie es selbst haben wollen, und so ist denn unser Held latitudinarisch gesinnt bis zur Intrigue, bis zum Kuppeln; weil er aber durchaus seine rechtlich-bürgerlichen Anlagen nicht verleugnen kann, so verdirbt er jederzeit seinen Zustand, wenn er streng sittlich und pflichtgemäß handeln will. Weil nun dieses Alles den Umständen zufolge ganz natürlich zugeht und nicht etwa eine kunstreiche Ironie uns zum Besten hat, so besticht uns der gute, ruhige Vortrag von immer menschlich bedeutenden, wenn auch nicht wichtigen Ereignissen. Jedoch ist auch das wachsende Leben des Mannes in äußern Beziehungen merkwürdig, indem der Umgetriebene, sich selbst Umtreibende von mancherlei neueren Weltereignissen Zeuge wird.

Daß der Verfasser seine Arbeit gedruckt wünscht, ist natürlich, da er seiner Bemühung einigen Werth beizulegen berechtigt ist und ihm wie jedem Autor ein billiges Honorar wohl zu Statten käme. Bei der Herausgabe dürfte man jedoch an keine Redaktion denken; denn ein eigentliches Kunst- und Geschmackswerk ließe sich nicht daraus bilden, und eben die Breite der Tage und der Jahre mit mannichfaltigster Abwechslung immer wiederkehrender Zustände bezeichnet gerade diese Lebensweise, und da man in den Zeitungen so viel Tägliches liest, so wird man nicht verschmähen, einen armen Teufel auch einmal auf seinen Wegen zu geleiten.

Nur wenige Stellen, wo die Wahrhaftigkeit über die Grenze der Ehrbarkeit hinübertritt, wären zu tilgen; alsdann könnte es gedruckt werden, wie es liegt; denn im Grunde ist es wirklich gut geschrieben. Aehnliche Bücher finden sich auf Bibliotheken und Lesegesellschaften sehr durchlesen und vergriffen, und auch dieses würde sich den Bücherverleihern wohl rentiren; man dürfte es die Bibel der Bedienten und Handwerksburschе nennen, und es ist in den untern Ständen wol Niemand, der seine Schicksale nicht hie und da abgespiegelt fände. Der Mittelstand wird angenehm-belehrende häusliche Bürgerlichkeiten gewahr werden; besonders nimmt sich die Wohlthätigkeit der Frauen gegen solche privilegirte junge Landstreicher gar löblich aus und charakterisirt sich verschieden in den verschiedenen Landen. In Niederdeutschland und Holland kommt den vagirenden Gesellen die Erinne-

rung an Gatten und Söhne auf und über dem Meere gar sehr zu Statten, und wenn wir ähnliches Wohlmeinen weiter nach Oberdeutschland gefunden, so bringt uns zuletzt eine Französin zum Lächeln. Unser Abenteurer kehrt als Bedienter eines Emigrirten aus der unglücklichen Champagne zurück; die verarmten Herren entlassen ihre Leute, und diese, um nicht zu verhungern, müssen sich aufs Plündern legen. Der Unfrige wird von einem französischen Landmann, aus dessen Hof er eben eine Henne wegträgt, festgehalten und mit großem Geschrei ins Haus geschleppt. Die Frau sieht der Sache gelassen zu und spricht: „Laß ihn doch! Es ist ein armer deutscher Bedienter, der auch einmal von einer französischen Henne kosten wollte."

Selbst die obern Stände werden nicht ohne Erbauung das Büchlein durchlesen, besonders wenn es ihnen auffällt, wie es wol aussehen möchte, wenn ihre Bedienten auch dergleichen Bekenntnisse schrieben. Und so gestehen wir denn ebenfalls, daß wir beim Lesen dieses ziemlich starken Bandes zu frommen Betrachtungen angeregt worden; denn man glaubt doch zuletzt eine moralische Weltordnung zu erblicken, welche Mittel und Wege kennt, einen im Grunde guten, fähigen, rührigen, ja unruhigen Menschen auf diesen Erdenräumen zu beschäftigen, zu prüfen, zu ernähren, zu erhalten, ihn zuletzt durch Ausbildung zu beschwichtigen und mit einer geringen Ruhestelle für seine Leiden zu entschädigen.

Indem wir Vorstehendes niederschreiben, werden wir zu allgemeinen frommen Betrachtungen aufgefordert, welche hier, obgleich nicht ganz am Ort, ein Räumchen finden mögen; sie wenden sich gegen das, was man so gern als Fügung einer höhern Intelligenz bei sich gelten läßt.

Nicht Jedermann reist mit Extrapost, von guten Empfehlungen und giltigen Wechseln begleitet, durch die Welt; gar Mancher muß auf seinen eigenen Füßen fortschlendern und sich selbst zu empfehlen suchen, welches am Besten geschehen kann, wenn er sich brauchbar oder angenehm zu zeigen weiß. Hier bedient sich nun die Vorsehung öfters gleichgültiger Personen, die sich in einem behaglichen Zustande befinden, als Werkzeuge, welche unbewußt höherem Zwecke zu Dienste stehen.

Das alte wundersame Beispiel ist mir immer im Leben gegenwärtig gewesen, wie ein guter, ehrlicher Landmann und Hausvater seinen Schnittern das ersehnte Mus zur Erquickung

bringen will, von dem Engel aber beim Schopfe ergriffen, den Propheten in der Löwengrube speisen muß. Bei einem langen Leben konnte man ähnliche Erfahrungen gar öfters machen.

Eigentlichen Bettlern, gebrechlichen, alten Leuten habe ich niemals gern gegeben; sie schienen mir einen Zustand befest, sich darein geschickt zu haben, und mir däuchte Anmaßung, die grenzenlose Noth mildern und mäßigen zu wollen. Einem Thätigen, im Augenblick Bedürftigen dagegen fortzuhelfen, habe ich es nie an Beistener mangeln lassen. Besonders waren mir die Handwerksburschen empfehlen, mit denen ich früher als Fußreisender oft in Verbindung gewandert und in späterer Zeit immer demjenigen am Liebsten gab, welcher am Besten gekleidet war.

Sehen wir in ältere Zeiten zurück, so lehnten fromme Pilger eine gute Bewirthung, einen kleinen Zehrpfennig niemals ab; ferner berechtigte das sechzehnte Jahrhundert zu einem etwas kräftigern Heischen auf ihren stromartigen Wanderungen die wilden Studirenden, weswegen es denn auch unter einem ritterlichen Ausdruck geübt wurde. Die Handwerker bemächtigten sich desselben, und es war keine Schande, daß ein Durchwandernder sich von Haus zu Haus ein Weniges erbat. Im Verlauf der Zeit bemerkte ich, besonders auch auf Reisen, vorüberziehende Handwerker nicht grüßend wie sonst, noch weniger eine milde Gabe heischend. Sollten diese oft bedürftigen Menschen sich gleich der übrigen Welt selbstständig zu machen gewußt haben? oder verscheuchte sie die Polizei?

Auf seltsam Lebensgange könnte von anerkannter Führung und Fügung manches Beispiel erzählen, wenn man der abergläubischen Wendung, die dergleichen Geschichten immer nehmen, auch nachsehen und verzeihen wollte.

In der Gegend von Teplitz ging ich eines Tags bei unfreundlichem Wetter durchs Feld. Der Himmel, stürmend, bedrohte mit Regen, und doch trieb mich etwas den freistehenden Schloßberg hinan. Strichregen gingen an mir vorüber und über mich weg, und es war ein verdrießlicher Zustand, als ich mich oben zwischen altem grauen Gemäuer sah, das ohne Licht,

---

Die Stelle „Sehen wir in ältere Zeiten" ꝛc. bis „die wilden" war beim Druck ausgefallen und wurde im 2. Heft (1821), S. 187, nachgebracht mit den einleitenden Worten: „Die zwischen Seite 96 und 97 des vorigen Heftes bemerkliche Lücke könnte allenfalls folgendermaßen ausgefüllt werden."

Der ritterliche Ausdruck für das „Heischen" war „Fechten".

Schatten und Farbe widerwärtig neben und über einander ſtand und lag.

Als ich mir nun ſelbſt ein Räthſel ſchien, bot ſich die willkommenſte Auflöſung dar. Ich trat in eins der Gewölbe, um mich vor dem Regen zu ſchützen, und erblickte darin mit Verwunderung den ſchönſten Knaben von der Welt, der in Begleitung eines alten Mannes hier [illegible]challs Schutz geſucht. Reinlich gekleidet, eher ärmlichen Bürgern als wohlhabenden Bauern ähnlich, ſtanden ſie auf und erwiderten meinen Gruß. Sie beſtätigten meine Vermuthung: es waren Bürger eines kleinen Ortes, nothdürftig, wenn auch nicht kümmerlich lebend; ſie hofften durch einen Beſuch bei entfernten Verwandten ihren Zuſtand zu verbeſſern, und ſo zogen ſie durchs Land. Bei Erblickung des Schloßberges hatte der Knabe bei friſchem und lebendigem Höheſinn den Vater bewogen, dieſen Gipfel von jenſeits zu erſteigen, indeß ich von der andern Seite herankam. In dieſer Mauerhöhle das ſchöne Wunderkind zu ſehen, machte mich lächeln; ich dankte dem Genius, der mich bei dem Schopf herangezogen hatte, und gab nach freulichen Glückwünſchen dem Knaben als Reiſezehrung Alles, was ich bei mir fand, und habe mich des unſchuldigen Abenteuers immer gern erinnert.

Ahnet man nun, daß ſolche Zufälligkeiten durch einen unerforſchlichen Willen gelenkt werden, und man gefällt ſich in dieſer Betrachtung, ſo hüte man ſich ja, dergleichen Scenen ſelbſt herbeiführen zu wollen.

Es war mir, indem ich einſt abreiſte, etwas Angenehmes begegnet; als ich nun im offnen Wagen ſaß, legte ich das vorhandene Geld der Länge nach in meine offene Hand, von hinten nach vorne, vom kleinſten bis zum größten; da hatte ich nun ſchnell einen Glückstopf zubereitet und mir vorgenommen, bei jedem begegnenden Handwerksburſchen halten zu laſſen und ſo meine Gaben der Reihe nach zu ſpenden, und freute mich ſchon des Zufälligen, das diesmal ſollte einigermaßen geleitet werden. Aber die Anmaßung, mich ſelbſt zum Werkzeug der Vorſehung zu berufen und mit einem ſo wichtigen Auftrag Scherz zu treiben, ward zu meinem Bewundern und Anerkennen beſtraft: auf einem dreiſtündigen, von Fuhrwerk und Fußgängern belebten Wege zeigte ſich weder unter den Begegnenden noch unter den Erreichten irgend eine Figur, der ich nur etwas hätte anbieten können, ſo daß ich die ganze kleine Summe beſchämt wieder ein-

stecken und dem höheren Wollenden zu eigener Disposition das Kunftige überlassen mußte.

Wie aber sogar durch Mißwollen der Dürftige gefördert werden kann, davon habe ich auch zu erzählen.

Mein Fuhrwerk erreichte einmal einen rüstigen Knaben von ehr bis zwölf Jahren, dem ich als einem Handwerksburschen sogleich eine Gabe zudachte. Der Kutscher überhörte mein Rufen, der Knabe blieb hinter uns. Nach zweistündiger Fahrt, auf der Höhe vor der Stadt, hatte ich befohlen, stillzuhalten. Dies geschah im Augenblick, als Knaben, an der Straße spielend, kämisch laut anriefen und schrien, es sitze Jemand hinten auf. Mit mir zugleich sprang ein Knabe auf den Boden, böchst verschüchtert, weil er befürchten mußte, man habe um seinetwillen stillgehalten und eine übele Behandlung stehe ihm bevor. Es war aber derselbige Bäckerknabe, der sich klüglich, einen beschädigten Fuß zu schonen, hinten aufgesetzt hatte und sich ohne das Anhalten des Wagens, ohne das neidische Geschrei der Knaben ganz sachte heruntergelassen und weggeschlichen hätte; nun aber konnte er sich der eingeholten, ihm bestimmten Gabe doppelt erfreuen.

Da sich dergleichen Geschichten zu Dutzenden erzählen ließen, so muß man durchaus bemerken, daß praktisch genommen sich Glaube und Aberglaube nicht unterscheiden lasse, und daß man vernünftigerweise wohl thue, sich in diesen bedenklichen Regionen nicht zu lange aufzuhalten, sondern dergleichen Vorfallenheiten als symbolische Andeutungen, sittliches Gleichniß und Erweckung des guten Sinnes zu benutzen; denn es möchte doch immer gleich schädlich sein, sich von dem Unerforschlichen ganz abzusondern oder mit demselben eine allzu enge Verbindung sich anzumaßen.

Zum Schluß enthalte ich mich jedoch nicht einer Vergleichung protestantischer und katholischer Bettler und Bittenden. Der erste wünscht ganz rubig: Gott möge Euch für Eure Gabe belohnen! ohne daß er es unternimmt, hierbei mitzuwirken, und so seid Ihr für immer geschieden; der andere sagt: er werde für Euch beten, Gott und seine Heiligen bittend bestürmen, bis sie Euch mit den besten leiblichen und geistigen Gütern überschütten. Es hat, wenn man zart gestimmt ist, wirklich etwas Rührendes, zu sehen, wie Derjenige, der bei einem unmittelbaren Verhältniß zu dem höchsten Wesen durchs Gebet für sich selbst keinen leidlichen Zustand erflehen kann, demohngeachtet

aber glaubt, der Patron eines Andern sein zu können, indem er betend, von vielen Klienten begleitet, vor Gott erscheint.

Solche sittliche Züge der Religionen, welche auf den tiefen Grund eines frommen Menschenbedürfnisses hinweisen, sind immer höchst erfreulich, indem Aussichten aller Art sich öfters daher zu entwickeln pflegen.

In der Zwischenzeit gelesene Bücher lassen mich noch Folgendes hinzufügen: Johann Kaspar Steube, Schuhmachermeister in Gotha, seine unruhigen Irrfahrten erzählend, so wie Plutarch, ein weiser, gelehrter Mann von Chäronea, die größten Helden vorführend; Beide wissen sich, Jener in eigenen, Dieser in Weltverhältnissen, nicht zu helfen, wenn sie nicht ein über Alle waltendes höchstes, unerforschliches Wesen annehmen.

Soeben ruft uns ein verklärter Freund in gleichem Sinne zu: „Giebt es einen Zufall in Kleinigkeiten, so kann die Welt nicht mehr gut sein noch bestehen. Fließen Kleinigkeiten aus ewigen Gesetzen, wie ein Säculum aus unendlichen Tagen von selbst bestehet, so ist es eigentlich die Vorsehung in den kleinsten Theilen, die das Ganze gut macht." Hamann.

63. b.

Der deutsche Gil Blas, eingeführt von Goethe. Oder Leben, Wanderungen und Schicksale Johann Christoph Sachse's, eines Thüringers. Von ihm selbst verfaßt. Stuttgart und Tübingen in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. 1822.

Vorwort.

Indem wir eine schon früher angekündigte Handschrift, welche das Jahr- und Tagebuch eines von Kindheit an hin- und wiedergetriebenen Mannes enthält, unter dem Titel „Der deutsche Gil Blas" nunmehr gedruckt einführen, so müssen wir, um nicht übermäßige Hoffnungen zu erregen, diesen Schritt zugleich bevorworten und vor allen Dingen erklären, daß der

---

Zu 63. b. Das Vorwort nimmt S. III bis XIV im ersten Bande ein. Obschon dieses Vorwort an mehreren Stellen ganz mit der Anzeige in den Heften „Kunst und Alterthum" zusammenfällt, so weicht es doch auch vielfach so wesentlich ab, daß beide Stücke nebeneinander abgedruckt werden mußten. In die Werke ist es bisher nicht aufgenommen.

französische Gil Blas ein Kunstwerk, der deutsche dagegen ein Naturwerk sei, und daß sie also in diesem Sinne durch eine ungeheure Kluft getrennt erscheinen.

Allein sie lassen dem Inhalt nach gar wohl eine Vergleichung zu; denn auch bei dem Deutschen ist der Charakter gut von Haus aus, sittlich, wie es einem Untergeordneten geziemt, der sich von Kindheit auf zu fügen hatte. Wer die Menschen braucht, von ihnen abhängt, nimmt's nicht genauer, als sie es selbst haben wollen, und so ist denn unser Held latitudinarisch gesinnt bis zur Intrigue, bis zum Kurpeln. Weil er aber durchaus seine rechtlich-bürgerlichen Anlagen nicht verleugnen kann, so verdirbt er sich jederzeit seinen Zustand, wenn er strengsittlich und pflichtgemäß handeln will. Weil nun dieses Alles den Umständen zu Folge ganz natürlich macht, und nicht etwa eine kunstreiche Ironie uns zum Besten hat, so besticht der gute rubige Vortrag von immer menschlich-bedeutenden, wenn auch nicht wichtigen Ereignissen. Jedoch ist auch das wachsende Leben des Mannes in äußern Beziehungen merkwürdig, indem der Umgetriebene, sich selbst Umtreibende, von mancherlei neueren Weltereignissen Zeuge wird.

Aehnliche Bücher finden sich in Bibliotheken und Lesegesellschaften sehr vergriffen, und auch dieses würde sich den Bücherverleihern wohl rentiren; man dürfte es die Bibel der Bedienten und Handwerksbursche nennen; denn es ist in den untern Ständen wol Niemand, der seine Schicksale nicht hie und da abgeriegelt fände. Auch der Mittelstand wird angenehm belehrende, häusliche Bürgerlichkeiten gewahr werden; besonders nimmt sich die Wohlthätigkeit der Frauen gegen solche privilegirte junge Landstreicher gar löblich aus und charakterisirt sich verschieden in den verschiedenen Landen. In Niederdeutschland und Holland kommt dem vagirenden Gesellen die Erinnerung an Gatten und Söhne auf und über dem Meere gar sehr zu Statten, und wenn wir ähnliches Wohlmeinen weiter nach Oberdeutschland gefunden, so bringt uns zuletzt eine Französin zum Lächeln. Unser Abenteurer kehrt als Bedienter eines Emigrirten aus der unglücklichen Champagne zurück, die verarmten Herren entlassen ihre Leute, und diese, um nicht zu verhungern, müssen sich aufs Plündern legen. Der unsrige wird von einem französischen Landmann, aus dessen Hof er eben eine Henne wegträgt, festgehalten und mit großem Geschrei ins Haus geschleppt. Die Frau sieht der Sache gerubig zu und spricht:

Warum denn wie mit einem Besen*)
Wird so ein König hinausgekehrt?"
Wären's Könige gewesen,
Sie stünden Alle noch unversehrt.[1])

Ich wollt' Euch große Namen sagen,
Die sollten sich gar sehr beklagen,
Wenn ich sänge, wie ich's meine;
Und doch mein' ich's nicht alleine:
Gar Manche sind im Stillen beflissen,
Bedenken Seele, Gott und Welt,
Und sind zufrieden, rein zu wissen,
Was Andern mißfällt.[2])

Grabschrift,
gesetzt von A. v. J.**)

Verstanden hat er Vieles recht;
Doch sollt' er anders wollen.
Warum blieb er ein Fürstenknecht?
Hätt' unser Knecht sein sollen.[1])

*) Bezieht sich klar auf die Napoleoniden Jérome, Murat, Joseph, Eugen. — L.

**) Die Ausfüllung dieser Initialen will uns nicht gelingen. Wir können nur auf den Badenschen liberalen Adam von Itzstein rathen, welcher Name aber in mancher Hinsicht wieder nicht zuzutreffen scheint; denn daß Goethe von Itzstein, dessen größere Bekanntheit überhaupt in eine spätere Zeit fällt, Notiz genommen, ist nicht wahrscheinlich. Andre adlige Namen auf J, deren Zahl nicht sehr groß ist, passen noch weniger; an Amalie von Imhof z. B. ist gar nicht zu denken. Nun steht aber gedruckt v., nicht von. Goethe schrieb die Buchstaben U und V mit lateinischen Lettern, deren er sich in den letzten 25 Jahren seines Lebens zu den Gedichten mit Vorliebe bediente, meist ganz gleich, daher und und von in der Abbreviatur unterschiedslos mit v. z. B. Husen v. Hutten (in der Handschrift der Marienbader Elegie, I, 148). Sollte in der Ueberschrift obiger Xenie, die wir im Manuskript leider nicht gesehen haben, nun nicht geschrieben stehn: von A. v. J., und das nicht einen adligen, sondern zwei bürgerliche Namen bedeuten, womit dann auch das „unser" der letzten Zeile gut stimmen würde? Namen, wie Arndt und Jahn, die Goethe als Repräsentanten der ihn anfeindenden und von ihm nicht gebilligten Deutschthümelei ansehn konnte, würden sich dann von selbst darbieten. — L.

[1]) Zuerst mitgetheilt in der Ausgabe von 1833.

[2]) Mitgetheilt in der Ausgabe von 1856; fehlt in allen übrigen Ausgaben.

„Laß ihn doch! Es ist ein armer deutscher Bedienter, der auch einmal von einer französischen Henne kosten wollte."

Selbst die obern Stände werden nicht ohne Erbauung das Büchlein durchlesen, besonders wenn es ihnen auffällt, wie es wol aussehen möchte, wenn ihre Bedienten auch dergleichen Bekenntnisse schrieben. Und so gestehen wir denn ebenfalls, daß wir bei Lesung dieses ziemlich starken Bandes zu frommen Betrachtungen angeregt worden; denn man glaubt doch zuletzt eine moralische Weltordnung zu erblicken, welche Mittel und Wege kennt, einen im Grunde guten, fähigen, rührigen, ja unruhigen Menschen auf diesen Erdenräumen zu beschäftigen, zu prüfen, zu ernähren, zu erhalten, ihn zuletzt durch Ausbildung zu beschwichtigen und mit einer geringen Ruhestelle zu entschädigen.

In diesem Sinne kann man solche Bücher wahrhaft erbaulich nennen, wie es der Roman, moralische Erzählung, Novelle und dergleichen nicht sein sollen; denn von ihnen als sittlichen Kunsterscheinungen verlangt man mit Recht eine innere Konsequenz, die, wir mögen durch noch so viel Labyrinthe durchgeführt werden, doch wieder hervortreten und das Ganze in sich selbst abschließen soll.

Das Leben des Menschen aber, treulich aufgezeichnet, stellt sich nie als ein Ganzes dar; den herrlichsten Anfängen folgen kühne Fortschritte, dann mischt sich der Unfall drein, der Mensch erholt sich, er beginnt, vielleicht auf einer höheren Stufe, sein altes Spiel, das ihm gemäß war; dann verschwindet er entweder frühzeitig oder schwindet nach und nach, ohne daß auf jeden geknüpften Knoten eine Auflösung erfolgte.

Wie man nun aber von keinem Roman, groß oder klein, sagen soll, hier sei viel Lärmen um nichts, — denn dies könnte man auch von der Ilias behaupten, — noch weniger verdient ein Menschenleben verächtlich behandelt zu werden, weil es offenbar im Leben aufs Leben und nicht auf ein Resultat desselben ankommt und wir den Geringsten mit Achtung anzusehen haben, wenn wir in seiner einfachen Geschichte bemerken, daß eine höhere Hand sich vorbehalten hat, unsichtbar einzugreifen und dem Verdüsterten, Trübseligen, im Augenblick Hilflosen über einige Schritte hinweg auf eine glatte Bahn zu helfen.

Wie denn auch Johann Kaspar Steube, Schuhmachermeister in Gotha, seine unruhigen Irrfahrten erzählend, so wie Plutarch, ein weiser, gelehrter Mann von Chäronea, die größten Helden vorführend, Beide sich nicht anders zu helfen

wissen, Jener in eigenen, Dieser in weltgeschichtlichen Begebenheiten, als daß sie ein über Alle waltendes höchstes unerforschliches Wesen annehmen.

Indem wir nun wünschen, daß unsere Leser von dem Büchlein, das wir ihnen anbieten, nicht ganz unbefriedigt scheiden mögen, so empfehlen wir ihnen ein anderes, wo der Held auf einem beweglichern Elemente sich bedeutender hin- und hertreibt: Joachim Nettelbed's Leben, von ihm selbst aufgezeichnet. Zu Kolberg, an der See zur See geboren, wirft er sich als Knabe schon der Ente gleich auf das gefährliche Element und giebt uns Anlaß, jene oben schon berührten Betrachtungen abermals zu wiederholen und auf mancherlei Weise hin und her zu wenden, deshalb wir auch weder durch Erzählung noch Urtheil dem Leser vorgreifen, sondern nur so viel sagen, daß es keinem Bewohner des festen Landes unbekannt bleiben dürfe, damit er bei so vielfachen Unfällen, die auch ihm begegnen, des grenzenlosen Jammers gedenke, dem der Seemann täglich entgegensieht.

Wenn uns nun auch dieses Büchlein in kurz vergangene und doch schon beinahe verschwundene Zustände versetzt, so ist ein anderes, das uns einige Jahrhunderte rückwärts ruft, gleichfalls hoch zu schätzen; wir wenigstens bekennen gern, daß uns nie so deutlich geworden, wie es in Deutschland in der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts ausgesehen, als durch die Begebenheiten eines schlesischen Ritters Hans v. Schweinichen, von ihm selbst aufgesetzt. (Herausgegeben von Büsching. I. Band. Breslau 1820.)

Dem für das deutsche Alterthum so löblich bemühten Herausgeber sind wir schon so manche Mittheilung von alten Geräthschaften, Waffen, Geschirren, Siegeln und Bildwerken schuldig, deren Anblick uns immer ein Mitgefühl giebt, wie es zu der Zeit ausgesehen haben mag, da sie gefertigt und gebraucht wurden. Nun aber verbindet er sein Publikum doppelt und dreifach, indem er die wunderlichsten Menschen, wie sie vor mehr als zweihundert Jahren in Deutschland gehaust, unmittelbar zur handgreiflichsten Nähe bringt. Wie wundersam hatten sich die Zeiten seit Götz von Berlichingen und Schertlin von Burtenbach geändert, in welcher andern, aber widerwärtigern Verwirrung finden wir das liebe Deutschland in der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts! Genanntes Buch, dessen Fortsetzung wir wünschen, wird gewiß jeden Deutschen höchlich

interessiren, aber ihm auch gar manches Kopfschütteln ablocken; wie denn auch die unwandelbare thätige Treue eines wackern Edelmanns gegen den wunderlichsten aller fürstlichen Gebieter gewiß eine beifällige Theilnahme bewirken wird.

In Gefolg Alles dieses enthalt' ich mich nicht einer allgemeinen Betrachtung. Die Geschichte denkt uns vor, der Roman fühlt uns vor, und so genießen wir an beiden völlig zubereitete Speisen. Die Schrift aber, die uns nur Stoff überliefert, fordert von uns, ihn zu verarbeiten, eigene Thätigkeit, zu der wir nicht immer aufgelegt sind, eigene freie Uebersicht und Fertigkeiten, das Gewonnene zurecht zu stellen, die nicht einem Jeden gegeben sind; deswegen auch ein französisches Buch, Voyage de Montaigne par Querlon 1772, in Frankreich ungeachtet des berühmten und gefeierten Namens bei seinem Erscheinen Mißfallen erregt hat, und zwar ganz natürlich, weil Stoff und Gehalt tagtäglich neben einander stehen, auf einander folgen und erst einen Geist erwarten, der seinen Vortheil daraus zu ziehen weiß.

Ein Franzose selbst findet unbillig, daß dieses Buch keine gute Aufnahme gefunden, und drückt sich darüber folgendermaßen aus: „da man aber köstliche Stellen darin findet, die sich auf Sitten, Künste und Politik beziehen, auch solche, woran man den Geist und den Charakter des Verfassers deutlich erkennen mag, so hat man wohl gethan, diese Reise abdrucken zu lassen. Man trifft darin gar manche Dinge, die man gern beschrieben sieht durch einen Gleichzeitigen, durch einen Augenzeugen, und zwar einen solchen wie Montaigne. Die einzelnen Posten der Geldausgaben unterwegs können das Verhältniß des Geldeswerths in unsern Tagen zu beurtheilen dienlich werden."

Ein solcher Mann ist fast merkwürdiger in seinem täglichen Handeln, als wenn er schreibt; der lebendige Mensch erklärt auf alle Fälle den Schriftsteller. Montaigne unternimmt 1580 eine Reise zu Pferde; mit einem anständigen Gefolge zieht er aus, und wenn ihm schon Unglaube, ja Haß gegen die Aerzte und Medizin eingefleischt ist, so glaubt er doch an die Wirksamkeit der Gesundbrunnen, besucht und kostet sie; auch läßt er uns, da seine Steinschmerzen dadurch und durch Bewegung gelindert werden, jederzeit wissen, wie er von Sand und Gries und sonstigen Uebeln befreit worden. Aus Frankreich durch Lothringen und Elsaß zieht er bis Baden in der Schweiz, von

da auf deutscher Seite bis Augsburg und München, durch Tirol und Italien, und sieht sich endlich in Rom.

Wie unter solchen Umständen ein straker, feiner, zartgesinnter, sich selbst betrachtender, neugieriger, mit einer gewissen anmuthigen Eitelkeit behafteter französischer Edelmann in fremden Ländern hervortritt, ist wol auf keine andere Weise zu schauen und zu erfahren.

Wenn ein deutscher gewandter, unterrichteter Schriftsteller dieses Werk sich zu eigen machte, das Bedeutende hervorhübe, das Allgewöhnliche, sich Wiederholende beseitigte, dagegen aber die Besonderheiten der damaligen Zeitgeschichte klüglich einzuschalten und mit diesen Tagebüchern zu verbinden wüßte, so würde gewiß ein erheiterndes und nützliches Lesebüchlein daraus entstehen.

Zwei Betrachtungen zum Schluß werden das empfohlene Buch dem Kenner noch wichtiger erscheinen lassen.

Montaigne, ein der römischen Kirche wie dem Königthum treulich und eifrig zugethaner Ritter, unternimmt die Reise acht Jahre nach der Pariser Bluthochzeit und sucht in Deutschland eifrige freie Unterhaltung mit katholischen sowol als protestantischen Geistlichen und Schullehrern über abweichende Glaubensbekenntnisse und Meinungen, wozu er sich der ihm geläufigen lateinischen Sprache zu bedienen weiß.

Sodann, obgleich fest an gewissen Vorurtheilen und Gewohnheiten hangend, betrachtet er ganz frei gesinnt, mit der heitersten Gerechtigkeit und Billigkeit weltfremde Zustände und weiß sie dergestalt zu schätzen, daß er die deutschen Einrichtungen, es sei nun an Baulichkeiten, Hausrath, Bedienung und Tafel, so wie polizeiliche Ordnung und Reinlichkeit, durchaus der französischen Lebensweise vorzieht. Mehr dürften wir zur Empfehlung eines solchen Werkes wol nicht hinzufügen.

Kehren wir jedoch zu unsern Zeitgenossen zurück und bemerken, daß an unsere Naturprosaisten sich auch Naturpoeten unmittelbar anschließen, welche zusammen wol eine besondere Rubrik in der deutschen Literatur verdienten, weil die sich vermehrende Erscheinung aller Aufmerksamkeit und Ermunterung werth ist.

Unsere Naturpoeten sind gewöhnlich mehr mit rhythmischen als dichterischen Fähigkeiten geboren; man gesteht ihnen zu, daß sie die nächste Umgebung treulich auffassen, landesübliche Charaktere, Gewohnheiten und Sitten mit großer Heiterkeit genau

zu schildern verstehen; wobei sich denn ihre Produktion, wie alle poetische Anfänge, gegen das Didaktische, Belehrende, Sitten Verbessernde gar treulich hinneigt. Wir machen vorläufig aufmerksam auf einen schon vorübergegangenen Mann dieser Art: **Dietrich Georg Babst**, geboren in Schwerin 1741. Er ließ in seiner Jugend Anlagen zur Poesie hervorschimmern, indem er bei dargebotner Gelegenheit kleine Verse in hochdeutscher Sprache dichtete und sich hiedurch sowie durch seine musikalischen Talente beliebt zu machen, Gönner und Freunde zu erwerben wußte. Früh verwaist, sah er sich genöthigt, selbst während der akademischen Studien mittelst seiner musikalischen Talente sich Unterhalt zu verschaffen, und genoß durchaus wegen geprüfter Rechtschaffenheit die Achtung und Liebe seiner nunmehrigen Rostocker Mitbürger. Da aber ein sehr geringer Dienst ihn und die Seinigen nicht ernährte, begann er wieder durch poetische Versuche und den damit verknüpften Gewinn seine bürgerliche Existenz mehr zu sichern; feierliche oder merkwürdige Vorfälle besang er theils in hochdeutscher, theils in plattdeutscher Sprache. Im Jahre 1789 gab er eine Sammlung **lustiger aber wahrer Schwänke** plattdeutsch in 3 Theilen heraus, verfaßte nachher noch manches kleine Gelegenheitsgedicht in beiden Mundarten, worin er merkwürdige, für Rostock's Bewohner interessante Begebenheiten besang. Eine besser nährende Stelle, die ihm gegönnt ward, bekleidete er nicht lange und starb den 21. April 1800, betrauert und beweint von Allen, die ihn kannten und liebten.

Wir besitzen durch Freundes Gunst einen, nach seinem Ableben edirten Oktavband: **Utterlesene plaadtütsche Gedichte**, Rostock 1812, der mehrere höchst anmuthige größere und kleinere Dichtungen enthält, welche sämmtlich die guten Eigenschaften besitzen, die wir oben von dem ganzen Geschlechte gerühmt. Erfreulich ist es zu sehen, wie ein Mann, in dem bürgerlichen Wesen selbst befangen, sich durch geniale Betrachtungen darüber erhebt und dasjenige, was wir sonst als Philisterei, Beckbeutel, Schlendrian und alterne Stockung zu verachten pflegen, in seiner natürlichen anmuthigen Nothwendigkeit sehen läßt und uns solche beschränkte Zustände dulden, schätzen und lieben lehrt.

Und so sei denn zum Schlusse gesagt, daß wir eine ähnliche Gabe, jedoch höherer Art, zu erwarten haben. **August Hagen von Königsberg**, Verfasser von Ottfried und Tilena, hat,

wie wir hören, mehrere kleine Gedichte eigenthümlichen Zuständen seiner vaterländischen Gegend gewidmet; wir wünschen solche bald gedruckt zu sehen. Uns wenigstens ist es höchst erfreulich, wenn ein wahres dichterisches Talent sich dem Besondern widmet und das, was dem Menschen als gemein und alltäglich vorkommt, in aller Eigenthümlichkeit glänzend hervorzuheben weiß, wovon in dem genannten Heldengedichte schon die schönsten Beispiele vorhanden sind; wie wir denn überhaupt von der Düsee der kräftigen Sulkus für die reale Dicht- und Darstellungsweise nächstens zu hoffen haben.

Weimar, am 8. April 1822. Goethe.

63. c.

Nekrolog des deutschen Gil Blas.

Man findet wol von Zeit zu Zeit, wenn man die Schicksale der Menschen beachtet, daß Mancher seinen Lebensgang gerade so endet, wie er ihn geführt; dergleichen sind eigentlich Solche, in welchen ein entschiedener Naturcharakter durch Erziehung und Umstände vollkommen entwickelt und befestigt worden.

Diese Betrachtung drängt sich wieder auf bei dem Tode des vor Kurzem abgeschiedenen Johann Christoph Sachse, dessen Leben in einem zwar niedern, aber weit ausgedehnten Kreise ablief, wie aus dem heitern, wohlgeschriebenen Bekenntniß desselben uns Allen bekannt geworden. Er ward von einem unruhigen, projektreichen, unbesonnen unternehmenden Vater von Kindheit an zum Vagabunden gebildet und konnte, ob er gleich schon zwanzig Jahre sich eines ruhigen kleinen Staatsdienstes erfreute, in so langer Zeit jene früh gewohnte Richtung nicht verleugnen, noch weniger ablegen, so daß sie ihm zuletzt noch verderblich ward.

Durch die Vortheile, die er bei der Herausgabe seiner Lebensbeschreibung gewann, sah er sich gewissermaßen in einen Naturzustand versetzt; denn es hing von ihm ab, die erlöste, nicht geringe Summe nach seiner Willkür zu verwenden. Er entschloß sich also, seinen mit mancherlei Uebeln geplagten Körper durch eine Badekur von lange getragenen Gebrechen zu befreien;

Zu 63. c. Ueb. Kunst u. Alterth., IV. Bdd. 3. Heft. 1824. S. 86 bis 90.

allein er machte zugleich den Plan, seinen noch kränklern Sohn dieser Wohlthat ebenfalls theilhaft zu machen, und damit ja eine solche Wanderung noch abenteuerlicher werden könne, beschloß er, seine Tochter mitzunehmen, um bei den Kranken eine Wärterin an der Hand zu haben. Dies mochte nun wol auf gewöhnlichem bürgerlichen Wege nicht für unverständig zu achten sein; allein er wählte, durch eine Reihe von Trugschlüssen verführt, von allen Arten des Fortkommens die wunderlichste, kaufte einen holsteiner Wagen und ein Pferd, packte Sohn und Tochter darauf und begab sich den 6. Juni 1822 als zweiundsechzigjähriger Fuhrmann auf die Reise, zog, das Lied anstimmend: „Wer nur den lieben Gott läßt walten", über Jena und Bürgel nach Köstritz, den Sohn auf Strohbündeln in den größten Schmerzen, indeß der Vater sich im Sand abarbeitete.

Sie fahren irre und kampiren unter freiem Himmel, da kein altenburgischer Bauer die einmal verriegelte Thüre wieder öffnen will. Ein Gendarme, der ihnen scheint helfen zu wollen, kommt nicht wieder. Die Karawane gelangt nun über Penig nach Chemnitz, findet Jahrmarkt, schlechtes Unterkommen, mancherlei Unbilden und überall theure Zeche.

Von Freiberg sodann anstatt über Dresden, läßt er sich über Frauenstein zu geben durch ökonomische Vorspiegelung bereden, erreicht bei großer Hitze die Grenze Böhmens, wird nach leidlicher Mauthvisitation eingelassen und muß nun den schlimmen Weg des Nickelsberges hinunter haudern. Kein Labsal ist unterwegs zu finden, und so kommt der alte Fuhrmann, von Sonnenhitze ganz entstellt, fast geblendet, die Glieder gelähmt, in Teplitz an, ermannt sich aber schnell und sieht sich nach seiner Weise überall um und schreibt sogleich ein Tagebuch.

Am 10. Juni war er in Teplitz angelangt; dort findet er einen Wohlmeinenden, der ihm eine Stelle für seinen Sohn ins öffentliche Hospital verschafft.

Nun aber immer und immerfort den rüstigen Kutscher spielend, beschädigt er sich, indem er den Wagen, der im Hofthore steckt, mit unzulänglichen Kräften heben und rücken will. Darauf sogleich verfällt er in ein entzündliches Fieber und stirbt ungeachtet ärztlicher Hilfe und guter Wartung seines neuen wirthlichen Freundes am 20. Juni gegen Mittag.

Nun ruhen seine Gebeine zu Füßen des berühmten Wanderers Seume, nicht ohne Andeutung auf jene Gedanken, mit denen wir begonnen: er findet seinen Tod nach der Weise, wie

er gelebt hat, und sein Grab in der Nähe eines andern, freilich mehr bedeutenden, aber mit ihm eigens verwandten Pilgermannes.

---

64. a.

Junger Feldjäger, in französischen und englischen Diensten, während des spanisch-portugiesischen Kriegs von 1806 bis 1816.

J. C. M., Sohn eines würdigen Pfarrers im Weimarischen, ein gutmüthiger, aber unruhiger, ja wilder Knabe von lebhaften Geistesfähigkeiten, wird von seiner Mutter (den Vater hat er in früher Jugend verloren) für die väterliche Laufbahn bestimmt. Der Tod derselben setzt seinen wissenschaftlichen Vorbereitungen auf dem Gymnasium zu Weimar ein Ziel. Er erlernt die Barbierkunst, eine gerichtliche Sektion verleidet ihm alle Chirurgie. Er entweicht aus dem Hause seines Lehrherrn und läßt sich im Jahre 1806 in Erfurt unter das französische Militär aufnehmen. Marschirt durch die Niederlande nach Boulogne, zurück nach Mecheln. Aufenthalt in Frankreich. Angenehmer Aufenthalt bei einer Edeldame zu St. Mar. Fahnenweihe in Villefranche. Gascogne. Bayonne.

Einmarsch in Spanien (1808). Kann wegen Kraftlosigkeit der Armee nicht folgen, bleibt zurück; verirrt sich und hat deshalb in Gesellschaft zweier Kameraden lebensgefährliche Abenteuer zu bestehen. Städchen der Alkalden und ihre Wunderkraft. Ankunft in Madrid. Treffen bei Moya. Gefecht vor Valencia. Rückzug über Madrid bis Miranda. Ankunft der großen Armee. Geht mit derselben vorwärts. Treffen bei Burgos. Valladolid. Musterung. Treffen bei Benavente. Verfolgung der Feinde bis Corunna 1809. Die Spanier überfallen das Hospital. Grausamkeit derselben.

Leon. Rückmarsch bis Medina del Rio seco. Valderos. Streifzüge gegen die Guerillas. Abenteuer. Marsch nach Sahagun. Schlacht bei Alba de Tormes. Zerstörung des In-

---

Zu 64. a. Ueb. Kunst u. Alterthum, V. Bds. 1. Hft. 1824. S. 161 bis 172. J. C. M. bedeutet: Johann Christian Maempel.

quisitionsgebäudes zu Valladolid. Vorfälle während der Belagerung von Rodrigo. Aufenthalt im Hospital zu Salamanca. Grausamkeit der Krankenwärter.

Eroberung von Almeida 1810. Treffen bei Bussaco. Langes Verweilen am Tajo unfern Lissabon. Rückzug nach Spanien (1811). Almeida von den Engländern belagert. Heimlicher Abzug der darin liegenden französischen Besatzung und Sprengen der Wälle. Er wird gefangen genommen. Behandlung und Abenteuer während seiner Gefangenschaft. Er nimmt englische Kriegsdienste.

Einschiffung und Fahrt nach England, Aufenthalt daselbst. Abfahrt. Sturm. Gibraltar. Malta. Aufenthalt daselbst. Versetzung nach Sizilien 1812. Messina. Charakterzüge von Sizilianern. Palermo. Abfahrt nach Spanien.

Alicante. Französischer Ueberfall. Tibi. Die Calabresen. Zurückgeschlagener Ueberfall der Franzosen. Verrücken nach Valencia. Ueberfall von Tarragona. Rückzug. Einschiffung auf einem Kavallerie-Schiff. Einschiffung der Pferde. Gefahr auf dem Meere. Port Mahon. Sizilien. Englische Kriegszucht. Lebensgefahr beim Baden.

Matrosenstrafen. Palermo. Einbruch in das Geldmagazin. Das Campo santo. Diebstähle. Brand einer Fregatte. Rachsucht der Sizilianer. Man spielt Liebhabercomödien. Geisterbeschwörung. Weiberverkauf. Fest der heiligen Rosalie. Fahrt nach Milazzo. Stromboli. Landung in Neapel.

Einzug des Königs in Neapel (1815). Besuv und andere Sehenswürdigkeiten bei Neapel. Fahrt nach Genua. Gaeta. Galeerensklaven. Unglück eines englischen Kochs. Hochzeit. Der Pfaff auf dem Fasse. Einschiffung (1816) und Sturm. Gibraltar. Portsmouth. Quarantaine. Matrosenstreit. Abfahrt nach Deutschland. Landung in Emden. Reise nach der Heimat. Ankunft in Weimar.

Leichtsinnig war diese kriegerische Laufbahn angetreten, leichtmüthig durchgeführt, und so findet man auch den Verlauf derselben leicht und frisch niedergeschrieben. Glück und Unglück, Hohes und Niederes, Tod und Leben fließen gleichmäßig aus laufender Feder; das Büchlein macht daher einen sehr angenehmen Eindruck.

Unser Feldjäger ist eine von Haus aus gute Natur; mit Allem, was kommt, findet er sich ab, ist gehorsam, brav, aus-

dauernd, gutmüthig und rechtlich, ein Bißchen Plündern ausgenommen, welches er denn doch immer durch dringende Nothwendigkeit zu bevorworten weiß. Genug, wäre man auf gleichen Berufswegen, man würde sich einen solchen Kameraden wünschen.

Nun aber sagen wir, ohne Furcht, mißverstanden zu werden: das Verdienst eines geregelten Reisenden und seiner Mittheilungen wissen wir nach dem ganzen Werthe zu schätzen; aber ein solcher Gang, der nicht vom Wanderer abhängt, wo weder Zweck noch Willkür stattfindet, wo nur ein höherer Befehl oder die äußerste Nothwendigkeit gebietet, dieser hat etwas ganz eigen Reizendes. Hier gilt's nicht etwa, nach einem wohldurchdachten Plan Belehrung, Unterhaltung, Freude zu erwarten; kein bedeutender Gewinn fürs Leben ist zu hoffen; denn Alles, was im nothgedrungenen Augenblick erhascht wird, pflegt der Augenblick wieder zu verzehren, und im Hintergrunde zeigen sich gegen geringen Vortheil Mühsale, Wunden, Krankheiten, Kerker und Tod.

Dadurch hat aber eben das Ganze in jedem seiner Theile ein frisches unbedingtes Leben, welches den Unbewußten einnimmt und den Bewußten zufrieden stellt.

Die Nachbildung eines solchen unberechenbar wechselnden Zustandes gewinnt auch noch dadurch ein großes Interesse, daß der geringste Soldat, weite Landstriche als Fremdeter kreuz und quer heimsuchend, durch sein Quartierbillet wie an der Hand des hinkenden Teufels in das Innerste der Wohnungen, in die tiefsten Verhältnisse verschlossener Häuslichkeit eingeführt wird, wie denn an Gegensätzen solcher Scenen auch in diesem Detail kein Mangel ist.

Das Vergangene wie das Entfernte mag ich mir nicht lieber heraufrufen, als durch genaue Betrachtung einzelner Wirklichkeiten. Das Augenblickliche, was wir von öffentlichen Dingen doch nur im Allgemeinen und oft aufs Unsicherste durch die Zeitungen vernehmen, wird nun erst wahrhaft historisch und anschaulich zugleich, wenn der einzelne, unbefangene, unbedeutende Mensch von wichtigen Vorfällen Zeugniß giebt, denen er nicht etwa aus Neugier oder Absicht, sondern gedrungen durch unwiderstehliche Nothwendigkeit beiwohnte.

Auch unsern Gesellen ergreift Napoleon, als er die Truppen vor Valladolid mustert, beim Knopf und fragt ihn aus; auch dieser Landsmann zog in Madrid ein, angeführt von Prinz Murat; auch er tödtete und wüthete den 2. Mai 1808 in der

Dritte Abtheilung.

Invektiven.

Der neue Alcinous.[1])

Erſter Theil.

Laſſ't mir den Phäaker ſchlafen,
Jenen alten, jenen fernen!
Freunde, kommt in meinen Garten,
Den gefühlten, den modernen!

Freilich nicht vom beſten Boden;
Doch in allerſchönſter Richtung,[2])

[1]) Goethe's ſatiriſche Gedichte, früher vorzugsweiſe gegen Nicolai gerichtet, haben ſpäter vor Andern Kotzebue zum Gegenſtand, und dieſe Polemik reicht vom Anfange dieſes Jahrhunderts bis zu Kotzebue's gewaltſamen Tode im Jahre 1819, worauf vorübergehend Puſtuchen an ſeine Stelle trat.

Kotzebue war im Winter 1801 auf 1802 aus Rußland nach ſeiner Vaterſtadt Weimar zurückgekehrt, um hier und in Jena ſeine ruſſiſche Penſion und den Ertrag ſeiner Theaterſtücke ſowie andrer Schriften zu verzehren. Indem ihn Goethe nach Alcinous, dem Könige der ſeligen und viel ſchmauſenden Phäaken, benennt, ſoll Kotzebue's Herrſchaft über das große, nur veranſtaltungs- und unterhaltungsluſtige deutſche Theater-Publikum angedeutet werden. Goethe parodirt in dieſem Gedichte einige Stellen des ſiebenten und achten Buchs der Odyſſee, mehr in leichter Andeutung als in genauer Durchführung. Das Gedicht gehört den Jahren 1803 oder 1804 an (vgl. Riemer's Mittheilungen II, 527, und die gelungene Deutung bei Viehoff III, 1).

Dem Erſten Theil liegt die Schilderung von Alcinous' Garten (Odyss. VII, 112 seqq. *Ἐκτοσθεν δ' αὐλῆς μεγας ὄρχατος ἄγχι θυράων, Τετράγυος*) und die Ausſtattung der Wohnung deſſelben durch die Geſchenke der Götter (v. 132: *Τοῖ ἄρ' ἐν Ἀλκινόοιο θεῶν ἔσαν ἄγλαα δῶρα*) zu Grunde. — L.

[2]) Kotzebue's Garten, ſpäter im Beſitze Bran's, des Herausgebers der „Minerva," lag bei Jena an der nach Weimar führenden Straße, vor dem Thore rechter Hand, alſo gewiſſermaßen in der Mitte von „Weimar-Jena, der großen Stadt" (vergl. Ged. II, 378, Nr. 3 und Aus. und Goethe's Briefe an Voigt, S. 245); am Ende des Gartens befindet ſich noch jetzt der Kirchhof, auf welchen die dritte und vierte Strophe hinweiſen. „Gefühlt, andern" vgl. das Gedicht „Hauspatt" (I, 203) und die zweite Epiſtel (II, 139 V. 11 f. u.) — L.

empörten Hauptstadt, nahm in Aranjuez in dem zerstörten Palast des Friedensfürsten Quartier, litt von bebenden Guerillas, schmachtete unter eigennützigen Krankenwärtern und verlam beinahe im grausamen unverdienten Gefängniß. Dafür wird ihm aber auch erwünschte Genugthuung: ihm ist vergönnt, die Eingeweide des Inquisitions-Gebäudes zu Valladolid zerstören zu helfen und den Mordpalast brennen zu sehen, nicht ohne Verdacht, mit seinen Gesellen die Fackel hineingeworfen zu haben.

Indem ich nun unter diesem Lesen und Betrachten die spanisch-portugiesische Landkarte, mehr als je geschehen, studirte und mir von dem verwickelten, zerschnittenen Kriegsschauplatz einen deutlichen Begriff zu machen suchte, so ahnete ich nicht, daß dieses Bemühen eine Verarbeit sein sollte, wodurch ich mir höheren Genuß und weiteren Ueberblick bereitete. Diese sind mir nun ganz unerwartet zugetheilt worden durch ein Werk, von welchem ich wenigstens allgemeine Anzeige zu thun getrieben bin.

64. b.

Der junge Feldjäger in französischen und englischen Diensten während des spanisch-portugiesischen Kriegs von 1806 bis 1816. Eingeführt durch J. W. von Goethe. Leipzig 1826, bei Friedrich Fleischer.

Wie sehr wir uns auch von vergangenen Dingen zu unterrichten bestrebt sind und uns mit Geschichte von Jugend auf

---

Zu 64. a. Schlußsatz. Hieran schließt sich dann in dem Heft „Ueber Kunst und Alterthum" die in den IV. Abschnitt eingereihte Besprechung von Don Alonso ou l'Espagne.

Zu 64. b. Im obengenannten Buche, I. Bchn. S. V bis X, als Vorwort. Der Verfasser, Maemmel, schickt am 9. Juni 1825 an F. Reichter das Manuskript von Goethe's Vorrede und Titel „so wie es Herr von Goethe wünscht", und fährt fort: „Er hat nur noch hinzugethan, was er in „Kunst und Alterthum" gesagt hat, beigefügt, weil er wirklich nicht mehr darüber sagen könne, als er gesagt habe." — Ferner schreibt er am 13. desf. Monats: „Herr von Goethe hat die Vorrede nochmals revidirt und noch manche Korrekturen darinnen gemacht, so wie Sie aus seiner eigenen Handschrift bemerken können." Am 17. Juli 1825: „Goethe hat es viel Spaß gemacht; ich habe ihm dasselbe heute überreicht. ... Ich war ängstlich, weil Sie seinen Namen ganz hatten ausdrucken lassen, welches bei ihm selten der Fall ist; er hat sich aber nicht im Geringsten darüber geäussert, sondern war sehr gnädig und wohlwollend." Obwol der Inhalt des Vorworts größtentheils schon in der unter 64. a abgedruckten Anzeige enthalten ist, so machten doch der veränderte Eingang und Schluß den vollständigen Abdruck desselben wünschenswerth.

im Allgemeinſten und Allgemeinen beſchäftigen, ſo finden wir doch zuletzt, daß das Einzelne, Beſondere, Individuelle uns über Menſchen und Begebenheiten den beſten Aufſchluß giebt, weshalb wir denn nach Memoiren, Selbſtbiographien, Originalbriefen, und was für ähnliche Dokumente der Art auch übrig geblieben, aufs Angelegentlichſte begehren.

Wie verſchiedenen Werthes aber dergleichen Nachläſſe ſein mögen in Rückſicht der Perſonen, der Zeit, der Ereigniſſe, ſo dürfte doch keine dergleichen Schrift völlig mißzuachten ſein.

Alle Menſchen, die neben einander leben, erfahren ähnliche Schickſale, und was dem Einzelnen begegnet, kann als Symbol für Tauſende gelten. In dieſem Sinne nun kommt mir das gegenwärtige Büchlein leſens- und bemerkenswerth vor.

Unſer Feldjäger iſt eine von Haus aus gute Natur; mit Allem, was kommt, findet er ſich ab, iſt geborſam, brav, ausdauernd, gutmüthig und rechtlich, ein Bißchen Plündern ausgenommen, welches er denn doch immer durch dringende Nothwendigkeit zu bevorworten weiß. Genug, wäre man auf gleichen Berufswegen, man würde ſich einen ſolchen Kameraden wünſchen.

Leichtſinnig war dieſe kriegeriſche Laufbahn angetreten, leichtmüthig durchgeführt, und ſo findet man auch den Verlauf derſelben leicht und froh niedergeſchrieben. Mangel und Fülle, Glück und Unglück, Hohes und Niederes, Tod und Leben fließen gleichmäßig aus laufender Feder; das Büchlein macht daher einen ſehr angenehmen Eindruck.

Nun aber ſagen wir ohne Furcht, mißverſtanden zu werden: das Verdienſt eines geregelten Reiſenden und ſeiner Mittheilungen wiſſen wir nach dem ganzen Werthe zu ſchätzen; aber ein anderer Gang, der nicht vom Wanderer abhängt, wo weder Zweck noch Willkür ſtattfindet, wo nur ein höherer Befehl oder die äußerſte Nothwendigkeit gebietet, dieſer hat etwas ganz eigen Reizendes. Hier gilt's nicht etwa, nach einem wohldurchdachten Plan Belehrung, Unterhaltung, Genuß zu erwarten; kein bedeutender Gewinn fürs Leben iſt zu beſſen; denn Alles, was im nothgedrungenen Augenblick erhaſcht wird, pflegt der Augenblick wieder zu verzehren, und im Hintergrunde zeigen ſich gegen geringen Vortheil Mühſale, Wunden, Krankheiten, Kerker und Tod. Dadurch hat aber eben das Ganze in jedem ſeiner Theile ein friſches, unbedingtes Leben, welches den Unbewußten einnimmt und den Bewußten zufrieden ſtellt.

Die Nachbildung eines solchen unberechenbar wechselnden Zustandes gewinnt auch noch dadurch ein großes Interesse, daß der geringste Soldat, weite Landstriche als Fremdester kreuz und quer heimsuchend, durch sein Quartierbillet wie an der Hand des hinkenden Teufels in das Innerste der Wohnungen, in die tiefsten Verhältnisse verschlossener Häuslichkeit eingeführt wird; und an Gegensätzen solcher Scenen ist auch in gegenwärtigem Dekurs kein Mangel.

Daher mag ich mir denn am Liebsten das Entfernte durch genaue Betrachtung einzelner Wirklichkeit hervorrufen. Das Augenblickliche, was wir von öffentlichen Dingen doch nur im Allgemeinen und oft aufs Unsicherste durch die Zeitungen vernehmen, wird nun erst wahrhaft historisch und anschaulich zugleich, wenn der einzelne, unbefangene, unbedeutende Mensch von wichtigen Vorfällen Zeugniß giebt, denen er nicht etwa aus Neugierde oder Absicht, sondern gedrungen durch die unwiderstehliche Nothwendigkeit beigewohnt.

Auch unsern Gesellen ergreift Napoleon, als er die Truppen vor Valladolid mustert, beim Knopf und fragt ihn aus; auch dieser Landsmann zog in Madrid ein, angeführt von Prinz Murat; auch er tödtete und wüstete den 2. Mai 1808 in der empörten Hauptstadt, nahm in Aranjuez in dem zerstörten Palast des Friedensfürsten Quartier, litt von bebenden Guerillas, schmachtete unter eigennützigen Krankenwärtern und verkam beinahe im grausamen unverdienten Gefängniß. Dafür wird ihm aber auch erwünschte Genugthuung: ihm ist vergönnt, die Eingeweide des Inquisitionsgebäudes zu Valladolid zerstören zu helfen und den Mordpalast brennen zu sehen, nicht ohne Verdacht, mit seinen Gesellen die Fackel hineingeworfen zu haben.

Und so möge denn dies Büchlein neben so manchen seinesgleichen sich in die Welt verbreiten, zu vergnüglicher Unterhaltung und vielleicht auch hier und da zu nützlicher Umsicht Gelegenheit geben.

Goethe.

65.

Des jungen Feldjägers Kriegskamerad, gefangen und strandend, immer getrost und thätig. Eingeführt von Goethe. Leipzig 1826, bei Friedrich Fleischer.

Vorwort.

Man pflegt das Glück wegen seiner großen Beweglichkeit kugelrund zu nennen, und zwar doppelt mit Recht; denn es gilt diese Vergleichung auch in einem andern Sinne. Ruhig vor Augen stehend, zeigt die Kugel sich dem Betrachtenden als ein befriedigtes, vollkommenes, in sich abgeschlossenes Wesen; daher kann sie aber auch so wie der Glückliche unsere Aufmerksamkeit nicht lange fesseln. Alles Wohlbehagen, alle Zufriedenheit ist einfach, sie mögen woher es auch sei entspringen. Die Glücklichen überlassen wir sich selbst, und wenn am Ende des Schauspiels die Liebenden in Wonne vereinigt gesehen werden, gleich fällt der Vorhang, und der Zuschauer, der sich stundenlang durch so manche Verworrenheit, Verdrießlichkeit und Verlegenheit festhalten ließ, eilt ungesäumt nach Hause.

In diesem Bezug vergleichen wir das Unglück mit einem Tausendeck, das den überall anstoßenden Blick verwirrt, wobei der zartere Sinn nirgends Beruhigung findet. Denn wie auf der Kugel das Licht sanft zu verweilen angelockt wird, das Rund sich in milden Schatten und Widerscheinen uns offenbart, so sendet das Vieleck von jeder Seite andern Glanz, andere Verrückterung, andere Farbe, andern Schatten und Widerschein; das Auge, beunruhigt, verweilt darauf, begierig, dasjenige in Eins zu fassen, was sich selbst zerstreut, und es wird von einer Theilnahme

---

Zu 65. Im obengenannten Buch, S. III bis VIII.

Am 13. Dezbr. 1825 schreibt Maempel an Buchhändler Fleischer: „Sollten Sie geneigt sein, ein soeben beendigtes Manuskript, welches die Fata meines in dem „Feldjäger" kurz berührten Freundes enthält und welches in derselben populären Art geschrieben ist, zu verlegen und es als drittes Bändchen des „Feldjägers" drucken zu lassen, so steht Ihnen dasselbe in Zeit von acht bis vierzehn Tagen zur Einsicht zu Diensten. — Mein Schutzpatron, Herr von Goethe, meinte, daß sich das Dingelchen, wie er sich ausdrückte, recht gut zu dem vorhergehenden passen würde."

beschäftigt, welche, wie durch ein unauflösbares Räthsel schwebend erhalten, schwankt.

Zu solchen Betrachtungen giebt gegenwärtiges Bändchen einen frischen Anlaß; es stellt mit wenigen Pausen nur Unheil und Unglück, Schmerz und Verzweiflung dar.

Was aber durchaus in einem höhern Sinne beschwichtigend, tröstend, beruhigend wirkt, ist, daß die Personen, die so viel erduldet, den Untergang mehr wie einmal vor Augen gesehen, doch am Ende noch selbst erzählen, was überstanden, und wie sie aus dem unerträglichsten Elend zuletzt gerettet worden.

Aber nicht sowol gerettet worden, sondern sich selbst gerettet. Ein höherer Einfluß begünstigt die Standhaften, die Thätigen, die Verständigen, die Geregelten und Regelnden, die Menschlichen, die Frommen. Und hier erscheint die moralische Weltordnung in ihrer schönsten Offenbarung, da wo sie dem guten, dem wackern Leidenden mittelbar zu Hilfe kommt.

Die bürgerliche Verfassung auf dem wüsten Strande von Cabrera, der kümmerlichsten aller Balearischen Inseln, verdient als Muster einer vernünftigen ersten naturrechtlichen Staatsverfassung die Achtung aller Denkenden. Die Taktik und Strategie der unseligen Schiffer einer auf unfruchtbaren, wellenbedrohten Dünen mitten im Ozean angesiedelten Mannschaft zeigt uns im Ganzen und Einzelnen Muster von natürlicher und sittlicher Fassung, von angeborner und durchgeübter Standhaftigkeit, von wohlbedachter, zweckmäßig gerichteter Kühnheit, und durchaus wieder, nach dem unabwendbaren Untergang so Vieler, die Rettung Einzelner, die sich mitten in der schrecklichsten Lage mannhaft-menschlich benehmen und denn doch zu ihrem Heil auch endlich Ihresgleichen finden.

Was kann nun dem einzelnen, in der Welt unbedeutenden Menschen herrlicher und wünschenswerther erscheinen, als wenn auch Einzelne wie er, Unbedeutende wie er, dadurch zur höchsten musterhaften Erscheinung gelangen, daß sie Tugenden ausüben, die er vielleicht selbst, in große Gefahren und Schicksale verwickelt, ehe er sich's versieht, wol nöthig haben möchte.

Daß wir ein Buch, welches bei uns diese Gedanken hervorgebracht, auch Andern empfehlen möchten, achten wir als wohlmeinendes Gefühl, ja, wir trauen einem jeden sinnigen Leser zu, daß ihm gleichfalls in seiner Art bei Beherzigung so ungemeiner, wenn auch im Weltlauf nicht seltener Schicksale die

wichtigſten Aufſchlüſſe aus ſeinem Innern ſich entwickeln werden.

Weimar, den 14. Januar 1826. Goethe.

66.

Geiſtes-Epochen

nach Hermann's neuſten Mittheilungen.

Die Urzeit der Welt, der Nationen, der einzelnen Menſchen iſt ſich gleich. Wüſte Leerheit umfängt erſt Alles, der Geiſt jedoch brütet ſchon über Beweglichem und Gebildetem. Indeß die Autochthonen-Menge ſtaunend ängſtlich umherblickt, kümmerlich das unentbehrlichſte Bedürfniß zu befriedigen, ſchaut ein begünſtigter Geiſt in die großen Welterſcheinungen hinein, bemerkt, was ſich ereignet, und ſpricht das Vorhandene ahndungsvoll aus, als wenn es entſtünde. So haben wir in der älteſten Zeit Betrachtung, Philoſophie, Benamſung und Poeſie der Natur, Alles in Einem.

Die Welt wird heiterer; jene düſtere Elemente klären ſich auf, entwirren ſich, der Menſch greift nach ihnen, ſie auf andere Weiſe zu gewältigen. Eine friſche geſunde Sinnlichkeit blickt umher, freundlich ſieht ſie im Vergangenen und Gegenwärtigen nur ihresgleichen. Dem alten Namen verleiht ſie neue Geſtalt, anthropomorphoſirt, perſonifizirt das Lebloſe wie das Abgeſtorbene und vertheilt ihren eigenen Charakter über alle Geſchöpfe. So lebt und webt der Volksglaube, der ſich von allem Abſtrufen, was aus jener Urepoche übrig geblieben ſein mag, oft leichtſinnig befreit. Das Reich der Poeſie blüht auf, und nur Der iſt Poet, der den Volksglauben beſitzt oder ſich ihn anzueignen weiß. Der Charakter dieſer Epoche iſt freie, tüchtige, ernſte, edle Sinnlichkeit, durch Einbildungskraft erhöht.

Zu 66. Ueb. Kunſt u. Alterth., I. Bds. 3. Hft. 1817. S. 107 bis 112. Hermann's neuſte Mittheilungen: das Programm „De mythologia Graecorum antiquissima", 1817. Goethe ſpricht ſich in andrer Hinſicht wiederholt über dieſe Diſſertation aus, ſo beſonders in Briefen an Creuzer vom 1. Oktbr. 1817, an Knebel vom 9. deſſ. Mon., an Meyer vom 28. ebendieſ. Mon. und an Boiſſerée vom 16. Jan. 1818, ingleichen in den „Tag- und Jahresheften — 1817."

Da jedoch der Mensch in Absicht der Veredlung sein selbst keine Grenzen kennt, auch die klare Region des Daseins ihm nicht in allen Umständen zusagt, so strebt er ins Geheimniß zurück, sucht höhere Ableitung dessen, was ihm erscheint. Und wie die Poesie Dryaden und Hamadryaden schafft, über denen höhere Götter ihr Wesen treiben, so erzeugt die Theologie Dämonen, die sie so lange einander unterordnet, bis sie zuletzt sämmtlich von einem Gotte abhängig gedacht werden. Diese Epoche dürfen wir die heilige nennen; sie gehört im höchsten Sinne der Vernunft an, kann sich aber nicht lange rein erhalten und muß, weil sie denn doch zu ihrem Behuf den Volksglauben ausstutzt, ohne Poesie zu sein, weil sie das Wunderbarste ausspricht und ihm objektive Giltigkeit zuschreibt, endlich dem Verstand verdächtig werden. Dieser in seiner größten Energie und Reinheit verehrt die Uranfänge, erfreut sich am poetischen Volksglauben und schätzt das edle Menschenbedürfniß, ein Oberstes anzuerkennen. Allein der Verständige strebt, alles Denkbare seiner Klarheit anzueignen und selbst die geheimnißvollsten Erscheinungen faßlich aufzulösen. Volks- und Priesterglaube wird daher keineswegs verworfen, aber hinter demselben ein Begreifliches, Löbliches, Nützliches angenommen, die Bedeutung gesucht, das Besondere ins Allgemeine verwandelt und aus allem Nationalen, Provinzialen, ja Individuellen etwas der Menschheit überhaupt Zuständiges herausgeleitet. Dieser Epoche kann man ein edles, reines, kluges Bestreben nicht absprechen; sie genügt aber mehr dem einzelnen, wohlbegabten Menschen, als ganzen Völkern.

Denn wie sich diese Sinnesart verbreitet, folgt sogleich die letzte Epoche, welche wir die prosaische nennen dürfen, da sie nicht etwa den Gehalt der frühern humanisiren, dem reinen Menschenverstand und Hausgebrauch aneignen möchte, sondern das Aelteste in die Gestalt des gemeinen Tags zieht und auf diese Weise Urgefühle, Volks- und Priesterglauben, ja den Glauben des Verstandes, der hinter dem Seltsamen noch einen löblichen Zusammenhang vermutet, völlig zerstört.

Diese Epoche kann nicht lange dauern. Das Menschenbedürfniß, durch Weltschicksale aufgeregt, überspringt rückwärts die verständige Leitung, vermischt Priester-, Volks- und Urglauben, klammert sich bald da, bald dort an Ueberlieferungen, versenkt sich in Geheimnisse, setzt Märchen an die Stelle der Poesie und erhebt sie zu Glaubensartikeln. Anstatt verständig

zu belehren und ruhig einzuwirken, streut man willkürlich Samen und Unkraut zugleich nach allen Seiten; kein Mittelpunkt, auf den hingeschaut werde, ist mehr gegeben; jeder Einzelne tritt als Lehrer und Führer hervor und giebt seine vollkommene Thorheit für ein vollendetes Ganze.

Und so wird denn auch der Werth eines jeden Geheimnisses zerstört, der Volksglaube selbst entweiht; Eigenschaften, die sich vorher naturgemäß aus einander entwickelten, arbeiten wie streitende Elemente gegen einander, und so ist das Tohu wa Bohu wieder da, aber nicht das erste, befruchtete, gebärende, sondern ein absterbendes, in Verwesung übergehendes, aus dem der Geist Gottes kaum selbst eine ihm würdige Welt abermals erschaffen könnte.

Uranfänge
tiefsinnig beschaut, schicklich benannt.

Poesie	Volksglaube	Tüchtig	Einbildungskraft
Theologie	Zweelle Erhebung	Heilig	Vernunft
Philosophie	Aufklärendes Herabziehen	Klug	Verstand
Prosa	Auflösung ins Alltägliche	Gemein	Sinnlichkeit

Vermischung, Widerstreben, Auflösung.

67.

Epochen geselliger Bildung.

Bei Gelegenheit der Eröffnung des Weimarischen Lesemuseums durch höchste Begünstigung, am 25. April 1831.

I.

In einer mehr oder weniger rohen Masse entstehen enge Kreise gebildeter Menschen; die Verhältnisse sind die intimsten,

---

Tohu wa Bohu ist hebräisch das „wüste und leer" im Anfange der Bibel.

Zu 67. Goethe's Nachgelassene Werke, IX. Bd. 1839. T.-A. S. 129 ff.

Die höchste Begünstigung war erfolgt durch die Großherzogin Maria Pawlowna (Ein fürstlich Leben rc. von Pröhle, S. 129).

man vertraut nur dem Freunde, man singt nur der Geliebten; Alles hat ein häusliches Familienansehen. Die Zirkel schließen sich ab nach außen und müssen es thun, weil sie in dem rohen Elemente ihre Existenz zu sichern haben. Sie halten daher auch mit Vorliebe auf die Muttersprache; man nennte mit Recht diese Epoche

die idyllische.

II.

Die engen Kreise vermehren sich und dehnen sich zugleich weiter aus; die innere Zirkulation wird lebhafter; den fremden Sprachen verweigert man die Einwirkung nicht; die Kreise bleiben abgesondert, aber nähern sich und lassen einander gewähren. Ich würde diese Epoche nennen

die sociale oder civische.

III.

Endlich vermehren sich die Kreise und dehnen sich von innen immer weiter aus, dergestalt daß sie sich berühren und ein Verschmelzen vorbereiten. Sie begreifen, daß ihre Wünsche, ihre Absichten dieselben sind; aber sie können die Scheidegrenzen nicht auflösen. Sie mag einstweilen heißen

die allgemeinere.

IV.

Daß sie aber universell werde, dazu gehört Glück und Gunst, deren wir uns gegenwärtig rühmen können. Denn da wir jene Epochen seit vielen Jahren treulich durchgefördert, so gehört ein höherer Einfluß dazu, das zu bewirken, was wir heute erleben: die Vereinigung aller gebildeten Kreise, die sich sonst nur berührten, die Anerkennung eines Zwecks, die Ueberzeugung, wie nothwendig es sei, sich von den Zuständen des augenblicklichen Weltlaufs im realen und idealen Sinne zu unterrichten. Alle fremden Literaturen setzen sich mit der einheimischen ins Gleiche,

und wir bleiben im Weltumlaufe nicht zurück. Diese Darstellung möchte wol den herzlichsten Dank und die redlichste Panegyrik den hohen Begünstigenden aussprechen.

68.

Heinroth's Anthropologie.

Die vielen Vorzüge, die man diesem Werk auch zugesteht, zerstört der Verfasser selbst, indem er über die Grenzen hinausgeht, die ihm von Gott und der Natur vorgeschrieben sind. Auch wir sind allerdings überzeugt, daß der Anthropolog sein Menschenkind bis in die Vorhöfe der Religion führen könne, dürfe, müsse, aber nicht weiter als bis dahin, wo ihm der Dichter begegnet und sich andächtig vernehmen läßt:

In unsers Busens Reine wohnt ein Streben,
Sich einem Höhern, Reinern, Unbekannten
Aus Dankbarkeit freiwillig hinzugeben,
Enträthselnd sich den ewig Unbenannten;
Wir heißen's Frommsein.

Zu 68. Berl. Kunst u. Alterth., V. Bd. 2. Hft. 1825. S. 175 ff., einer der mehreren Aufsätze unter der Ueberschrift „Einzelnes".

Heinroth's „Lehrbuch der Anthropologie" erschien 1822.

Die obigen Verse aus Goethe's „Elegie" (Werke, I. 189) weisen eine Abweichung von dem Abdruck in der „Elegie" selbst insofern auf, als hier in der ersten Zeile „wogt" mit wohnt vertauscht ist. Auch steht in der „Elegie" anstatt Frommsein „fromm sein".

An jenes Werk knüpfte Goethe auch den Aufsatz „Bedeutende Förderniß durch ein einziges gefaßtes Wort" (über Morphologie, II. Bd. 1824. S. 46 ff. — Nachgel. Werke, T. A. X. 93 ff.). Auch in den „Tag- und Jahresheften — 1822" gedenkt Goethe desselben.

Nächst an Jena, gegen Weimar,
Recht im Mittelpunkt der Dichtung.

Will dort unter Freundes-Zweigen
Und geschenkten Bäumen leben;
Doch zu ganz gewisser Rührung
Steht der Kirchhof gleich daneben.

Doch weil hinten mancher Todter
An der dumpfen Mauer ranzet,[2])
Hat daher der gute Loder[3])
Lebensbäume hingepflanzet.

Der nicht gerne Geld vergeudet,
Der Direktor Graf von Soden,[4])
Schickt für jedes Stück mir vierzehn
Stämmchen aus dem besten Boden.

Ob sie alle, wie in Franken
Und bei Sickler,[5]) frisch bekleiben,[6])
Wird sich finden; wenn sie dorren,
Werd' ich neue Stücke schreiben.

Hier an diesem Wege stehen
Die Verleger mit einander;
Diese Mispeln pflanzte Kummer,
Diesen Korkbaum schickte Sander.[8])

---

[2]) „ranzen", in der Bedeutung von verwesen, verderben, von Goethe in dem Sinne des Adjektivs „ranzig" gebraucht.

[3]) Justus Chr. Loder, Professor in Jena, seit 1803 in Halle, berühmter Anatom, mit Goethe und Schiller, aber auch mit Kotzebue befreundet.

[4]) Graf Soden, Direktor des Würzburger, später des Bamberger Theaters, Verfasser des Schauspiels „Menschenhaß und Reue. Zweiter Theil, 1801," wegen übergroßer Sparsamkeit bekannt, weshalb ihn Goethe das Honorar für Kotzebue's Theaterstücke, statt in Gelde, in Bäumen entrichten läßt. Derselbe ist identisch mit dem „jetzigen Kreisgesandten von Soden in Nürnberg," von dem Goethe spricht (Grundriß II. 797). — L.

[5]) Pfarrer zu Niemtzsch in Thüringen, bekannt als Pomologe (Der teutsche Obstgärtner. 22 Bände, Weimar 1794—1804, und Pomologisches Handbuch, 1803).

[6]) „Bekleiben" bedeutet „Wurzel schlagen" (s. Grimm's Wörterbuch). Rückert (Lieder und Sprüche, 1867, S. 173) sagt:

„Unmöglich kannst Du hier bekleiben;
Ich pflanze Dich daneben in das Beet." — L.

[8]) Kummer, Buchhändler zu Leipzig, Sander zu Berlin — Beide die hauptsächlichsten Verleger der Schriften Kotzebue's und ihm eng befreundet.

69.

Windischmann, über etwas, das der Heilkunst Noth thut.

Der Verfasser hat seinen Lesern die Ein- und Uebersicht dieses Werkes nicht leicht gemacht: der Vortrag läuft von Anfang bis zu Ende mit wenigen Pausen fort, weder Bücher noch Kapitel, noch Marginalien weisen uns zurechte; hat man sich denn aber zuletzt durch- und herausgefunden, so erstaunt man, zu bemerken, daß es ganz in ägyptischem Sinne geschrieben sei, daß man nämlich ein Priester sein müsse, um sich als vollkommen tüchtiger Arzt zu bewähren.

Die Geschichte freilich belehrt uns eines Andern; denn so sagt Wachler im ersten Theile, Seite 132:

„Die Medizin, lange ausschließliches Eigenthum der Priester, namentlich der Asklepiaden in Thessalien, fing allmählig an, ihre enge Verbindung mit dem religiosen Ueberglauben aufzugeben, als sie zum Theil von jonischen Philosophen in den Kreis ihrer Untersuchungen über die Natur der Dinge aufgenommen wurde. Pythagoras zog sie in das Gebiet der Staatskunst und Gesetzgebung und berücksichtigte besonders die Diätetik. Unter seinen Schülern übten mehrere als Periodeuten die Heilkunde aus; der Kretoniate Alkmaion und Empedokles stellten Forschungen über Zeugungstheorie und einzelne Theile der Physiologie an, und das geschah auch von einigen Philosophen der neueren Eleatischen Schule und von Anaxagoras. So näherte sich die Alleinzüchtigkeit der medizinischen Tempelweisheit ihrem Ende. Die Asklepiaden fingen an, ihre Erfahrungen auf Grundsätze zurückzuführen, und es entstanden die empirische Schule in Knidos und die philosophische in Kos.

Zu 69. Ueb. Kunst u. Alterth., V. Bds. 2. Hft. 1825. S. 173 ff., unter „Einzelnes" wie der vorige Aufsatz.

Windischmann's Schrift, die 1824 in Leipzig erschien, hatte den Zweck, die Wanderkuren des Fürsten Hohenlohe naturphilosophisch zu begründen.

Wachler's angeführtes Werk ist das „Handbuch der Geschichte der Literatur", 1. Theil, 2. Aufl. Frankfurt, 1822.

„Aus dieser Schule in Kos ging der Schöpfer der wissenschaftlichen Medizin hervor, Hippokrates von der Insel Kos, ein Asklepiade, der berühmteste unter sieben gleichnamigen Männern dieses Geschlechts. Er bildete sich auf weiten Reisen und durch Studium der Philosophie u. s. w.“ Auch die folgende Stelle wird Liebhabern der Weisheit nachdrücklich empfohlen.

Den einzelnen Verkehrtheiten des Tags sollte man immer nur große weltgeschichtliche Massen entgegensetzen.

70.

Blicke ins Reich der Gnade. Sammlung evangelischer Predigten, von Dr. Krummacher, Pfarrer zu Gemarke. Elberfeld, 1828. 16 Gr.

Gemarke ist ein ansehnlicher Marktflecken von 380 Häusern, mit Stadtfreiheiten, im Wuppertale und Amte Barmen des Herzogthums Berg, wenig über Elberfeld gelegen. Die Ein-

---

Der Schluß von Nr. 69 „Den einzelnen ꝛc.“ steht zwar schon unter den „Sprüchen in Prosa“ (Werke, XIX. Nr. 352), mußte aber hier des Zusammenhangs wegen wiederholt werden.

Zu 70. Kritische Prediger-Bibliothek, herausg. v. J. C. Rohr. XI. Bd. 1. Hft. 1830. S. 21 ff.

Der Weimarer Oberhofprediger Rohr leitet die Recension mit einem Vorwort ein, worin er sagt, er habe das Buch eigentlich gar nicht anzeigen wollen, da der Verfasser seine homiletischen Unarten freimüthig anerkenne und sich darin gefalle. Dann fährt er fort: „Zu gleicher Zeit glaubte aber der Herausgeber auch den hochverehrten Nestor unserer deutschen Literatur, welcher die verschiedenartigsten Erscheinungen derselben noch stets mit jugendlichem Interesse verfolgt und würdigt, auf diese Predigten aufmerksam machen und um sein Urtheil über dieselben ersuchen zu müssen. Dieser las sich tief hinein und gab sie begleitet von einem Aufsatze zurück, durch welchen er sich „einigermaßen Rechenschaft geben wollte, wie in unserer Zeit ein Mann, den man doch für vernünftig halten sollte, auf solche Verirrungen gerathen könne.“ Diesen Aufsatz hat der Herausgeber Erlaubniß, auch seinen Lesern vorzulegen, und er thut dieß um so freudiger, je überraschter sich dieselben eben an dieser Stelle von dem Treffenden und Geistvollen seines Inhalts fühlen werden.“

wohner haben ansehnliche Leinen-, Band-, Bettdrillich- und Zwirnmanufakturen und treiben mit diesen Waaren sowie mit gebleichtem Garne einen ausgebreiteten Handel. Der Ort hat eine reformirte und eine kleine katholische Kirche.

In diesem Orte steht Herr Krummacher als Prediger. Sein Publikum besteht aus Fabrikanten, Verlegern und Arbeitern, denen Weberei die Hauptsache ist. Sie sind in ihrem engen Bezirke als sittliche Menschen anzusehen, denen Alles daran gelegen sein muß, daß nichts Excentrisches vorkomme, deshalb denn auch von auffallenden Verbrechen unter ihnen kaum die Rede sein wird. Sie leben in mehr oder weniger beschränkten häuslichen Zuständen, Allem ausgesetzt, was der Mensch als Mensch im Sittlichen, im Leidenschaftlichen und im Körperlichen zu erdulden hat. Daher im Durchschnitte viele kranke und gedrückte Gemüther unter denselben zu finden sind. Im Allgemeinen aber sind sie unbekannt mit Allem, was die Einbildungskraft und das Gefühl erregt, und obgleich auf den Hausverstand zurückgeführt, doch für Geist und Herz einiger aufregender Nahrung bedürftig.

Die Weber sind von jeher als ein abstrus religiöses Volk bekannt, wodurch sie sich im Stillen wol unter einander genugthun mögen. Der Prediger scheint das Seelenbedürfniß seiner Gemeinde dadurch befriedigen zu wollen, daß er ihren Zustand behaglich, ihre Mängel erträglich darstellt, auch die Hoffnung auf ein gegenwärtiges und künftiges Gute zu beleben gedenkt. Dies scheint der Zweck dieser Predigten zu sein, bei denen er folgendes Verfahren beliebt.

Er nimmt die deutsche Uebersetzung der Bibel, wie sie daliegt, ohne weitere Kritik, buchstäblich geltend, als kanonisch an und deutet sie wie ein ungelehrter Kirchenvater nach seinem schon fertigen Systeme willkürlich aus. Sogar die Ueberschriften der Kapitel dienen ihm zum Texte und die herkömmlichen Parallelstellen als Beweise; ja, er zieht dasselbe Wort, wo es auch und in welchem Sinne es vorkommt, zu seinem Gebrauche heran und findet dadurch für seine Meinungen eine Quelle von überfließenden Gründen, die er besonders zu Beruhigung und Trost anwendet.

Er setzt voraus, der Mensch tauge von Haus aus nichts, droht auch wol einmal mit Teufeln und ewiger Hölle; doch hat er stets das Mittel der Erlösung und Rechtfertigung bei der Hand. Daß Jemand dadurch rein und besser werde, verlangt

er nicht, zufrieden, daß es auch nicht schade, weil, das Vorbergesagte zugegeben, auf oder ab die Heilung immer bereit ist und schon das Vertrauen zum Arzte als Arzenei betrachtet werden kann.

Auf diese Weise wird sein Vortrag trocken und bilderreich, die Einbildungskraft nach allen Seiten hingewiesen und zerstreut, das Gefühl aber konzentrirt und beschwichtigt. Und so kann sich ein Jeder dünken, er gehe gebessert nach Hause, wenn auch mehr sein Ohr als sein Herz in Anspruch genommen wurde.

Wie sich nun diese Behandlungsart des Religiösen zu den schon bekannten ähnlichen aller separatistischen Gemeinden, Herrnhuter, Pietisten ꝛc. verhalte, ist offenbar, und man sieht wol ein, wie ein Geistlicher solcher Art willkommen sein mag, da die Bewohner jener Gegenden, wie anfangs bemerkt, sämmtlich operose, in Handarbeit versunkene, materialem Gewinne hingegebene Menschen sind, die man eigentlich über ihre körperlichen und geistigen Unbilden nur in Schlaf zu lullen braucht. Man könnte deshalb diese Vorträge narkotische Predigten nennen, welche sich denn freilich am klaren Tage, dessen sich das mittlere Deutschland erfreut, höchst wunderlich ausnehmen.

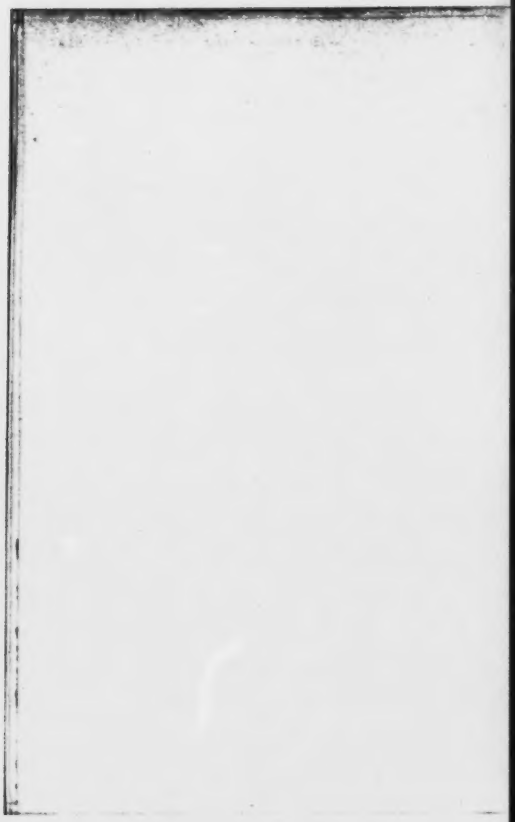

B.

Aesthetik und allgemein Literarisches.

71.

Solger's nachgelassene Schriften und Briefwechsel. Zwei Bände. 1826.

Alle Memoiren einigermaßen bedeutender Menschen liest man mit großem Antheil, und das mit Recht: wir werden unmittelbar in die fernsten Gegenden und Lebenszustände versetzt, und doch müssen wir immer den Charakter, das Herkommen und die Denkweise des Verfassers abziehen, wenn wir uns daraus wahrhaft unterrichten wollen.

Briefe eines einflußreichen Mannes an einen oder mehrere Freunde in einer Reihe von Jahren geschrieben, geben uns schon einen reineren Begriff von den obwaltenden Zuständen und Gesinnungen; aber ganz unschätzbar sind Briefwechsel zweier oder mehrerer durch Thätigkeit in einem gemeinsamen Kreis sich fortbildender Personen.

Dieses gilt von dem in dem ersten Theil obgenannten Werkes uns in die Hände gegebenen Briefwechsel. Die drei wichtigen Männer Solger, Tieck und Raumer unterhalten sich über ihr fortschreitendes Dichten und Trachten, Wollen und Thun, und so kommt ganz ohne Vorsatz ein vollständiges Bild eines edlen lebendigen Kreises zu Stande, einer Schraube ohne Ende, die in das Nächste eingreift und so das Fernste in Bewegung setzt. Der Kreis ist nicht abgeschlossen, ein und der

Zu 71. Neb. Kunst u. Alterth., VI. Bds. 1. Hft. 1827. S. 137. Herausgeber des Nachlasses waren Tieck und Raumer.

andere Freund wird beiläufig mit aufgenommen; das Wirken der Weltgeschichte, das Gegenwirken der Individuen wird klar, man begreift seinen eignen Bezug und lernt einsehen, wie man selbst in die Ferne gewirkt, was Zeitgenossen von unsern Thätigkeiten aufgenommen, was sie abgelehnt, was Folge gehabt, was erfolglos geblieben.

Bei Herausgabe der Jugendereignisse meines Lebens konnte ich schon bemerken, daß ich manchen seit Jahren Mitberanlebenden Freude gemacht, indem ich ihnen längst vergangene Zeiten und Ereignisse, woran auch sie Theil genommen, durch das Vehikel meiner Zustände wieder vergegenwärtigt. Und so haben wir allerdings den Herausgebern, die auch als Mitarbeiter anzusehen sind, auf das Schönste zu danken, daß sie kein Bedenken trugen, uns dasjenige bald zu überliefern, was uns als Miterlebtes freundlichst ansprechen muß.

Darf ich doch auch in diesem Sinne Beifall erwarten für das zu Anfang des gegenwärtigen Heftes mitgetheilte Rathschlagen zwischen mir und Schiller über einen wichtigen ästhetischen Gegenstand. Denn scheint es auch, als wenn epische und dramatische Dichtung genugsam außer uns, vor uns stünden, daß man über deren Beurtheilung sich vereinigen könnte, so zeigt sich doch auch hier die Gewalt des Subjekts: ein jeder dieser Freunde, indem er mit dem andern übereinstimmt, von ihm abweicht oder entgegenspricht, mit dem andern eins oder uneins ist, schildert sich am Ende doch nur selbst.

Wie zart und schön Solger, mit dem ich nie in ein näheres Verhältniß getreten, meine Arbeiten aufgenommen und sich daran erbaut, verdient wol zunächst eine dankbare Erwähnung, obgleich sein liebenswürdiger Charakter sich besonders in diesen Briefen auf eine Weise hervorthut, die keines Kommentars bedarf; ich hoffe daher, durch Empfehlung dieser beiden Bände, welche von keinem Gebildeten, an neuerer Literatur Theilnehmenden ungelesen bleiben können, schon einen Theil meiner Schuld abgetragen zu haben.

Das zu Anfang jenes Hefts „Lit. Kunst u. Alterth." Mitgetheilte von Schiller und Goethe ist der hier unter Nr. 74 abgedruckte Aufsatz Goethe's „Ueber epische und dramatische Dichtung" sammt den darauf bezüglichen Briefen beider Dichter vom 23., 26., 27. und 29. Decbr. 1797. — Der ganze Absatz von „Darf" bis „selbst" fehlte bisher in den Werken.

72.

Fr. H. Jacobi's auserlesener Briefwechsel. Zu zwei Bänden. (Erster Band, Leipzig, G. Fleischer, 1825. Zweiter Band 1827.)

Eine höchst interessante Lektüre fürs Publikum, dem es um Einzelnheiten der Personen und Schicksale zu thun ist; für mich eine höchst traurige Unterhaltung. Ich retapitulire, was ich schon weiß, und sehe nur deutlicher, warum ich mit so viel guten und vorzüglichen Menschen niemals eigentlich übereinstimmen konnte. Jetzt, da ich sie in ein paar Bänden zusammengedrängt in der Hand habe, kommen sie mir vor wie Menschen, die sämmtlich eine Sprache sprechen, aber in den verschiedensten Dialekten, und Jeder glaubt, auf seine Weise drücke man sich am Besten aus: der Schweizer schüttelt den Kopf über den Niedersachsen, der Wiener über den Berliner; von dem, worauf es eigentlich ankäme, weiß aber Einer so wenig zu sagen als der Andere: sie tanzen mit wenigen Ausnahmen Alle am Hochzeitfeste, und Niemand hat die Braut gesehen. Besieht man es genau, so gründet sich doch zuletzt nur ein Jeder auf ein gewisses inneres Behagen an seinem Dasein. Der Glaube, die Zuversicht auf das Bischen, was man ist oder sein möchte, beseelt einen Jeden, und so möcht' er sich auch dem Andern machen, eigentlich den Andern sich gleich machen, und dann, denken sie, wäre es gethan. Erst bekomplimentiren sie sich von der Seite, wo sie sich gerade nicht abstoßen; zuletzt aber, wenn Jeder ehrlich wird und seine Individualität herauskehrt, fahren und

---

Zu 72. Goethe's Nachgel. Werke. V. Bd. 1833. 2. A. S. 292 ff. — Die Umbildung einer Stelle aus Dante's „Hölle" steht ohne Beziehung im 1. Heft des VI. Bds. von „Ueb. Kunst u. Alterth." 1827. S. 122 (vergl. Werke, III. 387). Ueber den Mangel an Uebereinstimmung mit Jacobi sprache Goethe sich öfters aus, so namentlich in „Dichtung und Wahrheit", XIV. Buch gegen Ende, in der „Italienischen Reise" unterm 5. und 8. Oktbr. 1787, in dem zuerst 1837 in der Quartausgabe der Werke (II. 651) veröffentlichten Aufsatz „Jacobi" mit Bezug auf dessen Besuch 1805, in dem Brief an Knebel vom 25. März 1812, sowie vielfach in den Briefen an Jacobi selbst. Auch das Gedicht „Groß ist die Diana der Epheser" (Werke, II. 195 f.) ist gegen Jacobi gerichtet. Goethe's Tagebuch enthält am 9. April 1827 die Bemerkung: „Etwas über Jacobi's Briefwechsel concipirt."

bleiben sie aus einander. Ueber die Persönlichkeiten selbst lassen sich merkwürdige Betrachtungen anstellen. Da ich die meisten Individuen genau gekannt, mit und an einigen derselben mehr gelitten als genossen habe, so zeichnen sie sich in diesen Briefen mir recht deutlich auf. Ich will sehen, daß ich mir den Antheil und Humor erhalte, diese Züge festzuhalten; sollt' ich es auch nur spät zu Tage geben, so wird es immer ein Vermächtniß bleiben.

Jacobi wußte und wollte gar nichts von der Natur; ja, er sprach deutlich aus, sie verberge ihm seinen Gott. Nun glaubt er mir triumphirend bewiesen zu haben, daß es keine Naturphilosophie gebe, als wenn die Außenwelt Dem, der Augen hat, nicht überall die geheimsten Gesetze täglich und nächtlich offenbarte! In dieser Konsequenz des unendlich Mannichfaltigen sehe ich Gottes Handschrift am Allerdeutlichsten. Da lobe ich mir unsern Dante, der uns doch erlaubt, um Gottes Enkelin zu werben.

Von Gott dem Vater stammt Natur,
Das allerliebste Frauenbild;
Des Menschen Geist, ihr auf der Spur,
Ein treuer Werber, fand sie mild.
Sie liebten sich nicht unfruchtbar:
Ein Kind entsprang von hohem Sinn.
So ist uns Allen offenbar:
„Naturphilosophie sei Gottes Enkelin."

S. Dante, l'Inferno, canto XI. 97 sqq.

73.

Justus Möser.

Gern erwähn' ich dieses trefflichen Mannes, der, ob ich ihn gleich niemals persönlich gekannt, durch seine Schriften und durch die Korrespondenz, die ich mit seiner Tochter geführt, worin ich die Gesinnungen des Vaters über meine Art und Wesen mit Einsicht und Klugheit aussprechen fand, sehr großen Einfluß auf meine Bildung gehabt hat. Er war der tüchtige Menschenverstand selbst, werth, ein Zeitgenosse von Lessing zu sein, dem Repräsentanten des kritischen Geistes; daß ich ihn aber nenne, bin ich veranlaßt durch die Nachricht, im nächsten Jahre werde ein ziemlicher Band Fortsetzung der Osnabrückischen Geschichte, aus Möser's hinterlassenen Papieren entnommen, uns geschenkt werden. Und wären es nur Fragmente, so verdienen sie aufbewahrt zu werden, indem die Aeußerungen eines solchen Geistes und Charakters gleich Goldkörnern und Goldstaub denselben Werth haben wie reine Goldbarren, und noch einen höheren als das Ausgemünzte selbst.

Hier nur einen Hauch dieses himmlischen Geistes, der uns anregt, ähnliche Gedanken und Ueberzeugungen beizufügen.

„Ueber den Aberglauben unserer Vorfahren. Es wird so viel von dem Aberglauben unserer Vorfahren erzählt und so mancher Schluß zum Nachtheil ihrer Geisteskräfte daraus gezogen, daß ich nicht umhin kann, etwas, wo nicht zu ihrer Rechtfertigung, doch wenigstens zu ihrer Entschuldigung zu sagen. Meiner Meinung nach hatten dieselben bei allen ihren sogenannten abergläubischen Ideen keine andere Absicht, als gewissen Wahrheiten ein Zeichen (was noch jetzt seinen eigenen Namen in der Volkssprache hat: Wahrzeichen) aufzudrücken, wobei man sich ihrer erinnern sollte, so wie sie dem Schlüssel ein Stück Holz anknüpften, um ihn nicht zu verlieren oder ihn um so geschwinder wiederzufinden. So sagten sie

---

Zu 73. Neb. Kunst u. Alterthum, IV. Bdg. 2. Hft. 1823. S. 129 bis 134.

Möser's Tochter war verheirathet an v. Voigts; Goethe's Korrespondenz mit ihr veröffentlichte Arnim 1837 in „Aktenstücken von Justus Möser und in Bezug auf ihn."

Der 3. Band von Möser's „Osnabrückischer Geschichte" wurde von Herbert v. Bar 1824 (Berlin) herausgegeben.

Sollte dieser Kork nun freilich
Wie der Geber sich verdicken,
Mögen Enkel und Urenkel
Mit dem Weg zur Seite rücken.

Pflaumen hat er mir versprochen,
Der scharmante kleine Merkel,[9])
Und nun sind es Schleben worden,
Meine Kinder, sind sie Ferkel?

Hahnebutten wählte B. . . . . .[10])
Aus Pomonens bunten Kindern;
Leidlich schmecken sie durchtrostet,
Doch sie kratzen mich im H. . . . . .[11])

Kammerkätzchen, Kammermäuschen
Stifteten die schönsten Nelken;
Wieland gab ein Lorbeerreischen,
Doch es will bei mir verwelken.

Haselstauden will die Gräfin[12])
Mir ein ganzes Wäldchen schenken,
Und so oft ich Nüsse knacke,
Will ich an die Freundin denken.

Auch aus Tiefurt's Zauberhainen[13])
Seh' ich manches Reis mit Freuden;
Doch um einen Lilienstengel
Will man mich besonders neiden.

Und so pflanzten sie mit Eifer,
Rab' und Ferne, gute Seelen,
Und der Magistrat zu Naumburg[14])
Ließ es nicht an Kirschen fehlen.

---

[9]) Der Liefländer Garlieb Merkel (1776—1850) war von 1803—1806 Mit-Redakteur der von Kotzebue zu Berlin herausgegebenen Zeitschrift „Der Freimüthige," in der Goethe, namentlich sein Drama „Die natürliche Tochter", mehrfach angegriffen wurde.

[10]) C. A. Böttiger, der bekannte Archäologe, ein andrer Freund Kotzebue's, auf den mehrere der folgenden Invektiven zielen.

[11]) S. die volksthümlichen Benennungen der Hahnebutten in Grimm's Wörterbuch unter den Compositis von „Kitzel" (V. 874.) — L.

[12]) Wahrscheinlich Gräfin Egloffstein, Goethe's Freundin und Mitglied seiner Mittwochskränzchen, welche jedoch für Kotzebue in seinem Konflikte mit dem Goethe-Schiller'schen Kreise Partei nahm. — L.

[13]) In Tiefurt residirte die verwittwete Herzogin Amalia.

[14]) Als Geschenk für Kotzebue's Schauspiel „Die Hussiten vor Naumburg im Jahre 1432" (1803).

z. E. zu einem Kinde, das sein Messer auf den Rücken oder so legte, daß sich leicht Jemand damit verletzen konnte: die heiligen Engel würden sich, wenn sie auf dem Tische herumspazierten, die Füße daran verwunden; nicht weil sie dieses so glaubten, sondern um dem Kinde eine Gedächtnißhülfe zu geben. Sie lehrten, daß Jemand so manche Stunde vor der Himmelsthüre warten müsse, als er Salzkörner in seinem Leben unnützerweise verstreuet hätte, um ihren Kindern oder ihrem Gesinde einen Denkzettel zu geben und sie vor einer gewöhnlichen Nachlässigkeit in Kleinigkeiten, die zusammengenommen beträchtlich werden können, zu warnen. Sie sagten zu einem eitlen Mädchen, welches sogar noch des Abends dem Spiegel nicht vorübergehen konnte, ohne einen verstohlnen Blick hineinzuthun: der Teufel gucke Derjenigen über die Schulter, welche sich des Abends im Spiegel besehe, und was dergleichen Anhängsel mehr sind, wodurch sie eine gute Lehre zu bezeichnen und einzuprägen sich bemüheten. Mit einem Worte, sie holten aus der Geisterwelt, wie wir aus der Thierwelt, belehrende Fabeln, die dem Kinde eine Wahrheit recht tief eindrücken sollten."

*

Gar löblich stellt Möser die fromme und die politische Fabel gegen einander; die letztere will zur Klugheit bilden, sie deutet auf Nutzen und Schaden; die erstere bezweckt sittliche Bildung und ruft religiöse Vorstellungen zur Hülfe. In der politischen spielt Reinele Fuchs die große Rolle, indem er entschieden seinen Vortheil versteht und ohne weitere Rücksichten auf seine Zwecke losgeht; in der frommen Fabel sind dagegen Engel und Teufel fast allein die Wirkenden.

*

Origenes sagt, seine Zeitgenossen hielten die warmen Quellen für heiße Thränen verstoßener Engel.

*

Der Aberglaube ist die Poesie des Lebens; beide erfinden eingebildete Wesen, und zwischen dem Wirklichen, Handgreiflichen ahnen sie die seltsamsten Beziehungen; Sympathie und Antipathie walten hin und her.

Die Poesie befreit sich immer gar bald von solchen Fesseln, die sie sich immer willkürlich anlegt; der Aberglaube dagegen läßt sich Zauberstricken vergleichen, die sich immer stärker zusammenziehn, je mehr man sich gegen sie sträubt. Die heilste Zeit ist nicht vor ihm sicher; trifft er aber gar in ein dunkles Jahr-

hundert, so strebt des armen Menschen umwölkter Sinn alsbald nach dem Unmöglichen, nach Einwirkung ins Geisterreich, in die Ferne, in die Zukunft; es bildet sich eine wunderſame reiche Welt, von einem trüben Dunſtkreiſe umgeben. Auf ganzen Jahrhunderten laſten ſolche Nebel und werden immer dichter und dichter; die Einbildungskraft brütet über einer wüſten Simplicität; die Vernunft ſcheint zu ihrem göttlichen Urſprung gleich Aſträen zurückgekehrt zu ſein; der Verſtand verzweifelt, da ihm nicht gelingt, ſeine Rechte durchzuſetzen.

•

Dem Poeten ſchadet der Aberglaube nicht, weil er ſeinen Halbwahn, dem er nur eine mentale Gültigkeit verleiht, mehrſeitig zu Gute machen kann.

•

Und ſo ſtehe denn hier ein Gedicht als wahres Muſter, wo die tiefſten ſittlichen Gefühle unter pindiſcher Form ſich in Aberglauben verwandeln, durch deſſen Darſtellung der Dichter ſich ſelbſt ſo vorſätzlich als ungläubig Schauder zu erregen trachtet.

Bannfluch.

[Aus Byron's Manfred; ſ. Werke, II. 465.]

74.

Ueber epiſche und dramatiſche Dichtung.

Der Epiker und Dramatiker ſind Beide den allgemeinen poetiſchen Geſetzen unterworfen, beſonders dem Geſetze der Einheit und dem Geſetze der Entfaltung; ferner behandeln ſie Beide

---

Der letzte Absatz von Nr. 73 von „Und ſo ſtehe" an ging in die bisherigen Ausgaben der Werke nicht über.

Zu 74. Neb. Kunſt u. Alterth., VI. Bds. 1. Hft. 1827. S. 1 bis 7. Der Abdruck erſcheint als eine Vorgabe des „Briefwechſels zwiſchen Schiller und Goethe", in deſſen III. Theil (1829) dieſer Aufſatz S. 374 bis 380 ſteht, wo er nur darin von jenem erſten Druck abweicht, daß im erſten Satz das Wort „poetiſchen" fehlt.

Die Frage über den Unterſchied zwiſchen der epiſchen und dramatiſchen Dichtung tauchte im „Briefwechſel zwiſchen Goethe und Schiller" im Briefe des Erſtern vom 19. April 1797 auf, wurde dann in den Briefen Beider vom 21., 24., 25., 26. und 28. deſſelben Monats ſowie vom 5. Mai weiter erörtert; ſie ruhte dann, bis Goethe ſie laut Brief vom 20. Decbr. 1797 wieder aufgriff und mit Zuſchrift vom 23. d. M. den obigen Aufſatz überſandte, worauf dann noch Schiller's Briefe vom 26. (über dies Datum vergl. „Schiller's Kalender", S. 55) und 29., ſowie der Goethe's vom 27. Decbr. davon handeln.

ähnliche Gegenstände und können Beide alle Arten von Motiven brauchen; ihr großer wesentlicher Unterschied beruht aber darin, daß der Epiker die Begebenheit als vollkommen vergangen vorträgt und der Dramatiker sie als vollkommen gegenwärtig darstellt. Wollte man das Detail der Gesetze, wonach Beide zu handeln haben, aus der Natur des Menschen herleiten, so müßte man sich einen Rhapsoden und einen Mimen, Beide als Dichter, jenen mit seinem ruhig horchenden, diesen mit seinem ungeduldig schauenden und hörenden Kreise umgeben, immer vergegenwärtigen, und es würde nicht schwer fallen, zu entwickeln, was einer jeden von diesen beiden Dichtarten am Meisten frommt, welche Gegenstände jede vorzüglich wählen, welcher Motive sie sich vorzüglich bedienen wird; ich sage vorzüglich; denn wie ich schon zu Anfang bemerkte, ganz ausschließlich kann sich keine etwas anmaßen.

Die Gegenstände des Epos und der Tragödie sollten rein menschlich, bedeutend und pathetisch sein; die Personen stehen am Besten auf einem gewissen Grade der Kultur, wo die Selbstthätigkeit noch auf sich allein angewiesen ist, wo man nicht moralisch, politisch, mechanisch, sondern persönlich wirkt. Die Sagen aus der heroischen Zeit der Griechen waren in diesem Sinne den Dichtern besonders günstig.

Das epische Gedicht stellt vorzüglich persönlich beschränkte Thätigkeit, die Tragödie persönlich beschränktes Leiden vor; das epische Gedicht den außer sich wirkenden Menschen: Schlachten, Reisen, jede Art von Unternehmung, die eine gewisse sinnliche Breite fordert; die Tragödie den nach innen geführten Menschen, und die Handlungen der ächten Tragödie bedürfen daher nur weniges Raums.

Der Motive kenne ich fünferlei Arten:

1) Vorwärtsschreitende, welche die Handlung fördern; deren bedient sich vorzüglich das Drama.

2) Rückwärtsschreitende, welche die Handlung von ihrem Ziele entfernen; deren bedient sich das epische Gedicht fast ausschließlich.

3) Retardirende, welche den Gang aufhalten oder den Weg verlängern; dieser bedienen sich beide Dichtarten mit dem größten Vortheile.

4) Zurückgreifende, durch die dasjenige, was vor der Epoche des Gedichts geschehen ist, hereingehoben wird.

5) Vorgreifende, die das nächste, was nach der Epoche des Gedichts geschehen wird, anticipiren; beide Arten braucht der epische sowie der dramatische Dichter, um sein Gedicht vollständig zu machen.

Die Welten, welche zum Anschauen gebracht werden sollen, sind Beiden gemein:

1) Die physische, und zwar erstlich die nächste, wozu die dargestellten Personen gehören und die sie umgiebt. In dieser steht der Dramatiker meist auf einem Punkte fest; der Epiker bewegt sich freier in einem größern Lokal. Zweitens die entferntere Welt, wozu ich die ganze Natur rechne. Diese bringt der epische Dichter, der sich überhaupt an die Imagination wendet, durch Gleichnisse näher, deren sich der Dramatiker sparsamer bedient.

2) Die sittliche ist Beiden ganz gemein und wird am Glücklichsten in ihrer physiologischen und pathologischen Einheit dargestellt.

3) Die Welt der Phantasien, Ahnungen, Erscheinungen, Zufälle und Schicksale. Diese steht Beiden offen, nur versteht sich, daß sie an die sinnliche herangebracht werde, wobei denn für die Modernen eine besondere Schwierigkeit entsteht, weil wir für die Wundergeschöpfe, Götter, Wahrsager und Orakel der Alten, so sehr es zu wünschen wäre, nicht leicht Ersatz finden.

Die Behandlung im Ganzen betreffend, wird der Rhapsode, der das vollkommen Vergangene vorträgt, als ein weiser Mann erscheinen, der in ruhiger Besonnenheit das Geschehene übersieht; sein Vortrag wird dahin zweckend, die Zuhörer zu beruhigen, damit sie ihm gern und lange zuhören; er wird das Interesse egal vertheilen, weil er nicht im Stande ist, einen allzu lebhaften Eindruck geschwind zu balanciren; er wird nach Belieben rückwärts und vorwärts greifen und wandeln; man wird ihm überall folgen; denn er hat es nur mit der Einbildungskraft zu thun, die sich ihre Bilder selbst hervorbringt und der es auf einen gewissen Grad gleichgiltig ist, was für welche sie aufruft. Der Rhapsode sollte als ein höheres Wesen in seinem Gedicht nicht selbst erscheinen: er läse hinter einem Vorhange am Allerbesten, so daß man von aller Persönlichkeit abstrahirte und nur die Stimme der Musen im Allgemeinen zu hören glaubte.

Der Mime dagegen ist gerade in dem entgegengesetzten

Fall: er stellt sich als ein bestimmtes Individuum dar; er will, daß man an ihm und seiner nächsten Umgebung ausschließlich Theil nehme, daß man die Leiden seiner Seele und seines Körpers mitfühle, seine Verlegenheiten theile und sich selbst über ihn vergesse. Zwar wird auch er stufenweise zu Werke gehen; aber er kann viel lebhaftere Wirkungen wagen, weil bei sinnlicher Gegenwart auch sogar der stärkere Eindruck durch einen schwächern vertilgt werden kann. Der zuschauende Hörer muß von Rechts wegen in einer stäten sinnlichen Anstrengung bleiben; er darf sich nicht zum Nachdenken erheben, er muß leidenschaftlich folgen; seine Phantasie ist ganz zum Schweigen gebracht; man darf keine Ansprüche an sie machen, und selbst was erzählt wird, muß gleichsam darstellend vor die Augen gebracht werden.

75.

Ueber das Lehrgedicht.

Es ist nicht zulässig, daß man zu den drei Dichtarten, der lyrischen, epischen und dramatischen, noch die didaktische hinzufüge. Dieses begreift Jedermann, welcher bemerkt, daß jene drei ersten der Form nach unterschieden sind und also die letztere, die von dem Inhalt ihren Namen hat, nicht in derselben Reihe stehen kann.

Alle Poesie soll belehrend sein, aber unmerklich; sie soll den Menschen aufmerksam machen, wovon sich zu belehren werth wäre; er muß die Lehre selbst daraus ziehen wie aus dem Leben.

Zu 75. Ueb. Kunst u. Alterth., VI. Bds. 1. Hft. 1827. S. 47 bis 50.

Goethe schreib am 28. Novbr. 1825 an Zelter: „Dein Griechen — mag ein guter Kerl sein, aber ich werd nicht mit ihm übereinkommen; er hat sich von den Dingen unterrichtet, die er beschreibt; aber theils denk ich sie anders, theils in einem andern Zusammenhang. Ich schlag das Buch auf und fand S. 170, f. die gewöhnliche Eintheilung in lyrische, didaktische, dramatische und epische Poesie" u. s. w. Da schlug ich das Buch zu und dachte, was die Beilage anbetrifft, was Du denn für Dich behalten wirst. Und auf diese Weise würde es mir mit dem ganzen Bande gehen; da muß ich es eben lassen." Die Beilage ist nun eben obiger Aufsatz bis zu den Worten „um das Gedicht vorbereiten zu können". Die Abweichungen sind unerheblich. Die Erklärung der didaktischen Poesie lautet dort: „d. h. eines rhetorischen, mit Kunst von der Einbildungskraft entlehnt, lieblich oder eindringlich vorgetragenen Inhaltes". Außerdem ist nur anstatt „Denkvermögen" gesetzt „Denkvermögen". — Das gemeine Buch ist das „Lehrbuch der Aesthetik" von Dr. J. H. Griepenkerl zc. Braunschweig, Verlag von C. Vieweg, 1826.

Die didaktische oder schulmeisterliche Poesie ist und bleibt ein Mittelgeschöpf zwischen Poesie und Rhetorik, deshalb sie sich denn bald der einen, bald der andern nähert, auch mehr oder weniger dichterischen Werth haben kann; aber sie ist so wie die beschreibende, die schildernde Poesie immer eine Ab- und Nebenart, die in einer wahren Aesthetik zwischen Dicht- und Redekunst vorgetragen werden sollte. Der eigne Werth der didaktischen Poesie, d. h. eines lehrreichen, mit rhythmischem Wohllaut und Schmuck der Einbildungskraft verzierten, lieblich oder energisch vorgetragenen Kunstwerkes wird deshalb keineswegs verkümmert. Von gereimten Chronicken an, von den Denkversen der ältern Pädagogen bis zu dem Besten, was man dahin zählen mag, möge Alles gelten, nur in seiner Stellung und gebührenden Würde.

Dem näher und billig Betrachtenden daher fällt sogleich auf, daß die didaktische Poesie um ihrer Popularität willen schätzbar sei; selbst der begabteste Dichter sollte es sich zur Ehre rechnen, auch irgend ein Kapitel des Wissenswerthen also behandelt zu haben. Die Engländer haben sehr preiswürdige Arbeiten dieser Art; sie schmeicheln sich in Scherz und Ernst erst ein bei der Menge und bringen sodann in aufklärenden Noten dasjenige zur Sprache, was man wissen muß, um das Gedicht verstehen zu können. Und nun hätte der ästhetisch-sittlich-historisch unterrichtende Lehrer ein gar schönes Feld, in diesem Kapitel Ordnung zu machen, indem er seinen Schülern das Verdienst der vorzüglichsten Gedichte dieser Art nicht nach dem Nutzen ihres Inhalts, sondern nach dem höhern oder geringern Grade ihres poetischen Werthes zu ordnen und klar zu machen suchte.

Eigentlich sollte man sie aus dem ästhetischen Vortrage ganz herauslassen, aber Denen zu Liebe, die Poetik und Rhetorik gehört hätten, als ein besonderes Kollegium, vielleicht publice vortragen. Auch hier würde das wahre Verständniß, wie überall, der Ausübung zu großem Vortheil gereichen; denn gar Mancher würde begreifen, wie schwer es sei, ein Werk aus Wissen und Einbildungskraft zusammenzuweben, zwei einander entgegengesetzte Elemente in einem lebendigen Nerver zu verbinden.

Wodurch aber die Vermittelung geschehen könne, wäre seine Pflicht, den Zuhörern zu offenbaren, die dadurch vor Mißgriffen gesichert, jeder in seiner Art ein Gleiches zu bewerkstelligen suchen konnten.

Unter den vielfachen Weisen und Arten, eine solche Vermittelung zu bewirken, ist der gute Humor die sicherste und würde, wenn der reine Humor nicht so selten wäre, auch für die bequemste gehalten werden können.

Kein seltsameres Unternehmen läßt sich wol denken, als die Geognosie zu einem didaktischen Gedicht, und zwar einem ganz imaginativen, auszubilden, und doch ist es von einem Mitgliede der geologischen Gesellschaft zu London geschehen, welche auf diese Weise ein für jeden Reisenden unerläßliches Studium zu fördern und unter die Menge zu bringen trachtet.

76.

Für junge Dichter.

Nur allzu oft werden mir von jungen Männern deutsche Gedichte zugesendet mit dem Wunsch, ich möge sie nicht allein beurtheilen, sondern auch über den eigentlichen dichterischen Beruf des Verfassers meine Gedanken eröffnen. Wie sehr ich aber dieses Zutrauen anzuerkennen habe, so bleibt es doch im einzelnen Falle unmöglich, das Gehörige schriftlich zu erwidern, welches mündlich auszusprechen schon schwierig genug sein würde. Im Allgemeinen jedoch kommen diese Sendungen bis auf einen gewissen Grad überein, so daß ich mich entschließen mag, für die Zukunft Einiges hier anzudeuten.

Die deutsche Sprache ist auf einen so hohen Grad der Ausbildung gelangt, daß einem Jeden gegeben ist, sowol in Prosa als in Rhythmen und Reimen sich dem Gegenstande wie der Empfindung gemäß nach seinem Vermögen glücklich auszudrücken. Hieraus erfolgt nun, daß ein Jeder, welcher durch Hören und Lesen sich auf einen solchen Grad gebildet hat, daß er sich selbst einigermaßen deutlich wird, sich alsobald gedrängt fühlt, seine Gedanken und Urtheile, sein Erkennen und Fühlen mit einer gewissen Leichtigkeit mitzutheilen.

Schwer, vielleicht unmöglich wird es aber dem Jüngeren,

Das didaktische Gedicht über die Geognosie ist King Oual's Loves von Scafe (1815).

Zu 76. Ueb. Kunst u. Alterth., VI. Bds. 3. Hft. 1832. S. 516 bis 520.

einzusehen, daß hiedurch im hohern Sinne noch wenig gethan ist. Betrachtet man solche Erzeugnisse genau, so wird Alles, was im Innern vorgeht, Alles, was sich auf die Person selbst bezieht, mehr oder weniger gelungen sein, und Manches auf einen so hohen Grad, daß es so tief als klar, so sicher als anmuthig ausgesprochen erscheint. Alles Allgemeine, das höchste Wesen wie das Vaterland, die grenzenlose Natur sowie ihre einzelnen unschätzbaren Erscheinungen überraschen uns in einzelnen Gedichten junger Männer, woran wir den sittlichen Werth nicht verkennen dürfen und die Ausführung lobenswürdig finden müssen.

Hierin liegt aber gerade das Bedenkliche; denn Viele, die auf demselben Wege gehn, werden sich zusammengesellen und eine freudige Wanderung zusammen antreten, ohne sich zu prüfen, ob nicht ihr Ziel allzu fern im Blauen liege.

Denn leider hat ein wohlwollender Beobachter gar bald zu bemerken, daß ein inneres jugendliches Behagen auf einmal abnimmt, daß Trauer über verschwundene Freuden, Schmachten nach dem Verlornen, Sehnsucht nach dem Ungekannten, Unerreichbaren, Mißmuth, Invektiven gegen Hindernisse jeder Art, Kampf gegen Mißgunst, Neid und Verfolgung die klare Quelle trübt: und so sehen wir die heitere Gesellschaft sich vereinzeln und sich zerstreuen in misanthropische Eremiten. Wie schwer ist es daher, dem Talente jeder Art und jedes Grades begreiflich zu machen, daß die Muse das Leben zwar gern begleitet, aber es keineswegs zu leiten versteht.

Wenn wir beim Eintritt in das thätige und kräftige, mitunter unerfreuliche Leben, wo wir uns Alle, wie wir sind, als abhängig von einem großen Ganzen empfinden müssen, alle früheren Träume, Wünsche, Hoffnungen und die Behaglichkeiten früherer Märchen zurückfordern, da entfernt sich die Muse und sucht die Gesellschaft des heiter Entsagenden, sich leicht Wiederherstellenden auf, der jeder Jahreszeit etwas abzugewinnen weiß, der Eisbahn wie dem Rosengarten die gehörige Zeit gönnt, seine eignen Leiden beschwichtigt und um sich her recht emsig forscht, wo er irgend ein fremdes Leiden zu lindern, Freude zu fördern Gelegenheit finde.

Keine Jahre trennen ihn sodann von den holden Göttinnen, die, wenn sie sich der befangenen Unschuld erfreuen, auch der umsichtigen Klugheit gerne zur Seite stehen, dort das hoffnungsvolle Werden im Keime begünstigen, hier eines Vollendeten in

seiner ganzen Entwickelung sich freuen. Und so sei mir erlaubt, diese Herzensergießung mit einem Reimwort zu schließen.

Jüngling, merke Dir in Zeiten,
Wo sich Geist und Sinn erhöht,
Daß die Muse zu begleiten,
Doch zu leiten nicht versteht!

77.

Noch ein Wort für junge Dichter.

Unser Meister ist Derjenige, unter dessen Anleitung wir uns in einer Kunst fortwährend üben und welcher uns, wie wir nach und nach zur Fertigkeit gelangen, stufenweise die Grundsätze mittheilt, nach welchen handelnd wir das ersehnte Ziel am Sicherſten erreichen.

In solchem Sinne war ich Meister von Niemand. Wenn ich aber aussprechen soll, was ich den Deutschen überhaupt, besonders den jungen Dichtern, geworden bin, so darf ich mich wol ihren Befreier nennen; denn sie sind an mir gewahr worden, daß, wie der Mensch von innen heraus leben, der Künstler von innen heraus wirken müsse, indem er, geberde er sich, wie er will, immer nur sein Individuum zu Tage fördern wird.

Geht er dabei frisch und froh zu Werke, so manifestirt er gewiß den Werth seines Lebens, die Hoheit oder Anmuth, vielleicht auch die anmuthige Hoheit, die ihm von der Natur verliehen war. Ich kann übrigens recht gut bemerken, auf wen ich in dieser Art gewirkt; es entspringt daraus gewissermaßen eine Naturdichtung, und nur auf diese Art ist es möglich, Original zu sein.

Glücklicherweise steht unsere Poesie im Technischen so hoch, daß Verdienst eines würdigen Gehalts liegt so klar am Tage, daß wir wundersam erfreuliche Erscheinungen auftreten sehen. Dieses kann immer noch besser werden, und Niemand weiß, wohin es führen mag; nur freilich muß Jeder sich selbst kennen

Zu 77. Goethe's Nachgelassene Werke, V. Bd. 1833. Tl. II. S. 429 f.

lernen, sich selbst zu beurtheilen wissen, weil hier kein fremder, äußerer Maaßstab zu Hilfe zu nehmen ist.

Hierauf aber Alles ankommt, sei in Kurzem gesagt. Der junge Dichter spreche nur aus, was lebt und fortwirkt, unter welcherlei Gestalt es auch sein möge; er beseitige streng allen Widergeist, alles Mißwollen, Mißreden, und was nur verneinen kann; denn dabei kommt nichts heraus.

Ich kann es meinen jungen Freunden nicht ernst genug empfehlen, daß sie sich selbst beobachten müssen, auf daß bei einer gewissen Facilität des rhythmischen Ausdrucks sie doch auch immer an Gehalt mehr und mehr gewinnen.

Poetischer Gehalt aber ist Gehalt des eigenen Lebens; den kann uns Niemand geben, vielleicht verdüstern, aber nicht vertümmern. Alles, was Eitelkeit, d. h. Selbstgefälligkeit ohne Fundament ist, wird schlimmer als jemals behandelt werden.

Sich frei zu erklären, ist eine große Anmaßung; denn man erklärt zugleich, daß man sich selbst beherrschen wolle; und wer vermag das? Zu meinen Freunden, den jungen Dichtern, sprech' ich hierüber folgendermaßen: Ihr habt jetzt eigentlich keine Norm, und die müßt Ihr Euch selbst geben; fragt Euch nur bei jedem Gedicht, ob es ein Erlebtes enthalte, und ob dies Erlebte Euch gefördert habe! Ihr seid nicht gefördert, wenn Ihr eine Geliebte, die Ihr durch Entfernung, Untreue, Tod verloren habt, immerfort betrauert. Das ist gar nichts werth, und wenn Ihr noch so viel Geschick und Talent dabei aufwendet.

Man halte sich ans fortschreitende Leben und prüfe sich bei Gelegenheiten; denn da beweist sich's im Augenblick, ob wir lebendig sind, und bei späterer Betrachtung, ob wir lebendig waren.

78.

Stoff und Gehalt, zur Bearbeitung vorgeschlagen.

Es giebt Bücher, die sehr lesenswürdig, aber nicht lesbar sind; umgekehrt mag der Fall auch sein; aber von jenen gedenke ich jetzt drei vorzuführen und hierauf Wunsch und Vorschlag zu gründen.

Zu 78. Ueb. Kunst u. Alterth., VI. Bd. 1. Hft. 1827. S. 204 bis 210.

Zweiter Theil.[1])

Wenn ich nun im holden Haine
Unter meinen Freunden wandle,
Mögen's meine Feinde haben,
Die als Kegel ich behandle.

Kommt nur her, geliebte Freunde!
Laß't uns schieben, laß't uns schieben!
Seht nur, es ist jedem Kegel
Auch sein Name angeschrieben.

Da den Procerem der Mitte
Taust' ich mir zu Vater Kanten,[2])
Hüben Fichte, drüben Schelling,
Als die nächsten Geistsverwandten.

Brown[3]) steht hinten in dem Grunde,
Röschlaub[4]) aber trutzt mir vorne,
Und besonders diesen Letzten
Hab' ich immer auf dem Korne.

Dann die Schlegels[5]) und die Tiecke
Sollen durch einander stürzen
Und durch ihre Purzelbäume
Mir die lange Zeit verkürzen.

---

[1]) Das Kegelspiel des Zweiten Theils möchte als Parodie der von Homer geschilderten Kampfspiele der Phäaken aufzufassen sein. In einem Briefe an Goethe vom 15. Juli 1798 erwähnt Schiller, daß Kotzebue in Jena als einziges gesellschaftliches Vergnügen das Kegeln genossen habe. Auch in den wenige Jahre früher gedichteten „Weissagungen des Bakis“ (II, 160, Nr. 24) benutzt Goethe das Kegelspiel, aber als Bild der Thaten eines Helden. — L.

[2]) Kotzebue hatte die damaligen Philosophen in dem Lustspiele „Der Besuch oder die Sucht zu glänzen“ (1801) verspottet. Procer, der Vornehme, ist Kant als Kegelkönig.

[3]) John Brown, berühmter englischer Arzt und Erfinder der sogenannten Erweckungsmethode, die jedoch Gerühe nicht gut bekommen war (Annalen vom Jahre 1801). Sein „System der Heilkunde“ erschien 1804.

[4]) Andreas Röschlaub, Professor der Medizin an der Universität Landshut, verbreitete Brown's Lehre in Deutschland, indem er zugleich Kotzebue's Freunde Buteland und Lodey bekehrte. — L.

[5]) Kotzebue hatte die Romantiker durch sein Stück „Der hyperboreische Esel, oder die Sage Bildung. Ein tragisches Drama, 1799“ verletzt, welches A. W. Schlegel durch die Satire „Ehrenpforte und Triumphbogen“ (1800) erwiderte. Gegen Merkel, wie Böttiger gleichfalls ein Gegner der romantischen Schule, schrieb Schlegel Testimonia Auctorum de Merkelio (Köln, 1806). Auch Kotzebue's „Erzetorationen“ (1803), gegen Goethe und die Schlegel gerichtet, gehören hierher. — L.

Bei dem Vielschreiben, welches in Deutschland sich immer vermehren wird, ist offenbar, daß es oft an würdigem Stoffe fehlt, welcher dem Autor Gelegenheit gäbe, sein Talent vortheilhaft zu zeigen. Thut sich irgendwo zu Hause und in der Fremde ein anziehender Gegenstand hervor, gleich sind mehrere Hände bereit, ihn zu ergreifen und zu reproduciren, es sei durch Nachahmen, Umarbeiten, Uebersetzen, und wie es sich nur einigermaßen schicken will. Deshalb ist es beinahe lustig zu sehen, wie immer eine Feder der andern vorzueilen sucht, wodurch denn der Fall entsteht, daß Aehnliches oder völlig Gleiches vielfach ins Publikum gebracht wird. Was die scheinbaren Talente dabei gewinnen und verlieren, kann bei uns nicht in Betracht kommen; aber es ist keine Frage, daß entschieden gute Köpfe dadurch verführt und zu undankbaren Arbeiten hingezogen werden. Diesen bringe ich die gleich zu erwähnenden Bücher in Vorschlag und empfehle sie ihrer Aufmerksamkeit. Sie sind alle drei von gehaltreichem Stoff, ganz ohne Form und bieten sich der geschicktesten Behandlung dar. Freilich ist hier die Rede nicht, daß etwas gemacht werde, sondern daß es gut werde; denn zu allen dreien, wenn man sie gelten machen will, gehören vorzügliche Talente.

Begebenheiten des schlesischen Ritters Hans von Schweinichen, von ihm selbst aufgesetzt. Breslau 1820.

Die Bearbeitung dieses zuerst genannten Werkes würde wol am Sichersten glücken; es ist vaterländischen Ursprungs, und wir Deutsche sind geneigt, uns in frühere Zeiten und Sitten, so abstehend und wunderlich sie auch sein mögen, mit einem heitern Partietismus zu versenken. Auch ist eine solche Behandlung schon angedeutet. Der Referent im Literarischen Konversationsblatt 1824, Nr. 133 und 134 hat den Sinn völlig gefaßt und den Ton getroffen, wie das Ganze zu nehmen wäre.

Im literarischen Konversationsblatt unter der Titel des Buchs von Schweinichen: „Leben und Abenteuer des schlesischen Ritters Hans von Schweinichen. Von ihm selbst aufgesetzt und herausgegeben vom Professor Büsching. Drei Bände. Neue Ausgabe. Leipzig, Brockhaus. 1829". Die Breslauer Ausgabe von 1820 führte den Titel: „Leben, Lust und Leben der Deutschen des sechzehnten Jahrhunderts in den Begebenheiten des schlesischen Ritters Hans von Schweinichen". (Vgl. oben S. 191.)

Mémoires historiques de Mr. le Chevalier Fontvielle de Toulouse. Paris 1824.

Dieses zweite liegt weiter von uns ab. Es ist eine Art von modern französischem Cellini, ein thätiger Mensch, der es auf eine Weise treibt, daß er sich immer selbst rathen und helfen muß, wenn er durchkommen will. In Toulouse im Jahre 1760 geboren, überliefert er ein heiter wahres Bild jener südfränkischen Lebensweise vor der Revolution bis zu dem Beginn und dem Verlauf derselben. Wir werden von der ersten Erschütterung bis zum entschiedenen Vernichten des mäßig behaglichen bürgerlichen Zustandes geführt, und da erscheint uns der Hergang fast gräulicher als das sensentrirte Unheil der Pariser Gleichheit. Denn diese macht einen großen, welthistorisch-tragischen Eindruck, dessen Erhabenheit das besondere Elend vor unserm Blick verschlingt. Dort aber ist es die einzelne Beunruhigung, sodann Sorge, Kummer und Jammer, nach und nach sich steigernd. Wir sehen das furchtbare Herankommen einer unaufhaltsam ansteckenden Krankheit, ein leises Aufregen des untersten wüsten Pöbels, das allmählige Verbreiten mörderischer, mordbrennerischer Sitten, wodurch ein idyllischer Zustand, insofern er im achtzehnten Jahrhundert möglich war, von Grund aus zerstört wird.

Um ein allgemein lesbares Buch aus diesem Stoffe zu bilden, müßte man von den ersten Theilen das Meiste, von den letzten das Wenigste nehmen, dort ein ausführliches Detail benutzen, hier die Resultate summarisch-symbolisch auffassen.

Ludwig Gall's Auswanderung nach den Vereinigten Staaten. Trier 1822.

Um dieses dritte Werk gehörig zu benutzen, würde das vorzüglichste Talent verlangt, das zu vielen Verarbeiten sich entschließe, sodann aber eine freie Umsicht zu erwerben fähig und glücklich genug wäre. Der Bearbeitende müßte den Stolz haben, mit Cooper zu wetteifern, und deshalb die klarste Einsicht in jene überseeischen Gegenstände zu gewinnen suchen.

Cooper schilderte in seinen Romanen vorzüglich nordamerikanische Zustände.

Von der frühsten Kolonisation an, von der Zeit des Kampfes an, den die Europäer erst mit den Urbewohnern, dann unter sich selbst führten, von dem Vollbesitz an des großen Reiches, das die Engländer sich gewonnen, bis zum Abfall der nachher vereinigten Staaten, bis zu dem Freiheitskriege, dessen Resultat und Folgen — diese Zustände sämmtlich müßten ihm überhaupt gegenwärtig und im Besonderen klar sein. In welche Epoche jedoch er seine Handlung setzen wolle, wäre mancher Ueberlegung werth.

Die Hauptfigur, der protestantische Geistliche, der, selbst auswanderungslustig, die Auswandernden ans Meer und dann hinüberführt und oft an Moses in den Wüsten erinnern würde, müßte eine Art von Dr. Primrose sein, der mit so viel Verstand als gutem Willen, mit so viel Bildung als Thätigkeit bei Allem, was er unternimmt und fördert, doch immer nicht weiß, was er thut, von seiner ruling passion fortgetrieben, dasjenige, was er sich versetzte, durchzuführen genöthigt wird und erst am Ende zu Athem kommt, wenn aus grenzenlosem Unverstand und unübersehbarem Unheil sich zuletzt noch ein ganz leidliches Dasein hervorthut.

Was den Personenbestand betrifft, so hat weder ein epischer noch dramatischer Dichter je zur Auswahl einen solchen Reichthum vor sich gesehen. Die Unzufriedenen beider Welttheile stehen ihm zu Gebot; er kann sie zum Theil nach und nach zu Grunde gehen, endlich aber, wenn er seine Favoriten günstig untergebracht hat, die übrigen stufenweise mit sehr mäßigen Zuständen sich begnügen lassen.

Ich behalte mir vor, die Lösung dieser Aufgaben, insofern ich sie erleben sollte, so gründlich, als es mir nur möglich, zu beurtheilen, weil hier eine Gelegenheit wäre, von dem Werthe des Stoffs, dem Verdienste des Gehalts, der Genialität der Behandlung, der Gediegenheit der Form hinlängliche Rechenschaft zu geben.

Primrose ist die Hauptperson in Goldsmith's Vicar of Wakefield.

79.

Naturphiloſophie.

Eine Stelle in d'Alembert's Einleitung in das große franzöſiſche encyclopädiſche Werk, deren Ueberſetzung hier einzurücken der Platz verbietet, war uns von großer Wichtigkeit; ſie beginnt Seite X der Quartausgabe mit den Worten: A l'égard des sciences mathématiques, und endigt Seite XI: étendu son domaine. Ihr Ende, ſich an den Anfang anſchließend, umfaßt die große Wahrheit, daß auf Inhalt, Gehalt und Tüchtigkeit eines zuerſt aufgeſtellten Grundſatzes und auf der Reinheit des Verfahrens Alles in den Wiſſenſchaften beruhe. Auch wir ſind überzeugt, daß dieſes große Erforderniß nicht blos in mathematiſchen Fällen, ſondern überall in Wiſſenſchaften, Künſten wie im Leben ſtattfinden müſſe.

Man kann nicht genug wiederholen, der Dichter ſowie der bildende Künſtler ſolle zuerſt aufmerken, ob der Gegenſtand, den er zu behandeln unternimmt, von der Art ſei, daß ſich ein mannichfaltiges, vollſtändiges, hinreichendes Werk daraus entwickeln könne. Wird dieſes verſäumt, ſo iſt alles übrige Beſtreben völlig vergebens: Silbenfuß und Reimwort, Pinſelſtrich und Meißelhieb ſind umſonſt verſchwendet; und wenn ſogar eine meiſterhafte Ausführung den geiſtreichen Beſchauer auch einige Augenblicke beſtechen könnte, ſo wird er doch das Geiſtloſe, woran alles Falſche krankt, gar bald empfinden.

Alſo kommt wie bei der künſtleriſchen, ſo bei der naturwiſſenſchaftlichen, auch bei der mathematiſchen Behandlung Alles an auf das Grundwahre, deſſen Entwickelung ſich nicht ſo leicht in der Spekulation als in der Praxis zeigt; denn dieſe iſt der Prüfſtein des vom Geiſt Empfangenen, des von dem innern Sinn für wahr Gehaltenen. Wenn der Mann, überzeugt von dem Gehalt ſeiner Vorſätze, ſich nach außen wendet und von der Welt verlangt nicht etwa nur, daß ſie

---

Zu 79. Ueb Kunſt u. Alterth, VI. Bdd. 1. Hft. 1827. S. 213 ff.
Die oben angedeutete Stelle aus d'Alembert's Einleitung in die Encyclopädie hat Goethe ſelbſt vollſtändig überſetzt in dem Aufſatz „Ueber Mathematik und deren Mißbrauch" (Nachgelaſſene Werke, X. T. S. 169 ff.).

mit seinen Vorstellungen übereinkommen solle, sondern daß sie sich nach ihm bequemen, ihnen gehorchen, sie realisiren müsse, dann ergiebt sich erst für ihn die wichtige Erfahrung, ob er sich in seinem Unternehmen geirrt oder ob seine Zeit das Wahre nicht erkennen mag.

Durchaus aber bleibt ein Hauptkennzeichen, woran das Wahre vom Blendwerk am Sichersten zu unterscheiden ist: jenes wirkt immer fruchtbar und begünstigt Den, der es besitzt und hegt, da hingegen das Falsche an und für sich todt und fruchtlos daliegt, ja sogar wie eine Nekrose anzusehen ist, wo der absterbende Theil den lebendigen hindert, die Heilung zu vollbringen.

80.

Verhältniß, Neigung, Liebe, Leidenschaft, Gewohnheit.

Die Liebe, deren Gewalt die Jugend empfindet, ziemt nicht dem Alten, sowie Alles, was Produktivität voraussetzt. Daß diese sich mit den Jahren erhält, ist ein seltner Fall.

Alle Ganz- und Halbpoeten machen uns mit der Liebe dergestalt bekannt, daß sie müßte trivial geworden sein, wenn sie sich nicht naturgemäß in voller Kraft und Glanz immer wieder erneute.

Der Mensch — abgesehen von der Herrschaft, in welcher die Passion ihn fesselt — ist noch von manchen nothwendigen Verhältnissen gebunden. Wer diese nicht kennt oder in Liebe umwandeln will, der muß unglücklich werden.

Alle Liebe bezieht sich auf Gegenwart; was mir in der Gegenwart angenehm ist, sich abweisend mir immer darstellt, den Wunsch des erneuerten Gegenwärtigseins immerfort erregt, bei Erfüllung dieses Wunsches von einem lebhaften Entzücken, bei Fortsetzung dieses Glücks von einer immer gleichen Anmuth begleitet wird, das eigentlich lieben wir, und hieraus folgt, daß wir Alles lieben können, was zu unserer Gegenwart gelangen kann; ja, um das Letzte auszusprechen: die Liebe des Göttlichen strebt immer darnach, sich das Höchste zu vergegenwärtigen.

Ja — Lieb. Kunst u. Alterth., VI. Bd. 1. Hft. 1827. S. 56 ff.

Ganz nahe daran steht die Neigung, aus der nicht selten Liebe sich entwickelt. Sie bezieht sich auf ein reines Verhältniß, das in Allem der Liebe gleicht, nur nicht in der nothwendigen Forderung einer fortgesetzten Gegenwart.

Diese Neigung kann nach vielen Seiten gerichtet sein, sich auf manche Personen und Gegenstände beziehen, und sie ist es eigentlich, die den Menschen, wenn er sie sich zu erhalten weiß, in einer schönen Folge glücklich macht. Es ist einer eignen Betrachtung werth, daß die Gewohnheit sich vollkommen an die Stelle der Liebesleidenschaft setzen kann; sie fordert nicht soviel eine anmuthige als bequeme Gegenwart; alsdann aber ist sie unüberwindlich. Es gehört viel dazu, ein gewohntes Verhältniß aufzuheben; es besteht gegen alles Widerwärtige; Mißvergnügen, Unwillen, Zorn vermögen nichts gegen dasselbe; ja, sie überdauert die Verachtung, den Haß. Ich weiß nicht, ob es einem Romanschreiber geglückt ist, dergleichen vollkommen darzustellen, auch müßte er es nur beiläufig, episodisch unternehmen; denn er würde immer bei einer genauen Entwickelung mit manchen Unwahrscheinlichkeiten zu kämpfen haben.

81.

Literarischer Sansculottismus.

In dem Berlinischen Archiv der Zeit und ihres Geschmacks, und zwar im Märzstücke dieses Jahres, findet sich ein Aufsatz über Prosa und Beredsamkeit der Deutschen, den die Herausgeber, wie sie selbst bekennen, nicht ohne Bedenken einrückten. Wir unsererseits tadeln sie nicht, daß sie dieses unreife Produkt aufnahmen; denn wenn ein Archiv Zeugnisse von der Art eines Zeitalters aufbehalten soll, so ist es zugleich seine Pflicht, auch dessen Unarten zu verewigen. Zwar ist der entscheidende Ton und die Manier, womit man

Zu 81. Die Horen. Jahrg. 1795. V. Stück. S. 50 bis 56.

Der angegriffene Aufsatz „Ueber Prosa und Beredsamkeit der Deutschen" war „Fr. v. R—n" unterzeichnet. Sollte Friedrich von Rebmann der Verfasser gewesen sein? — Nach Schiller's Brief an Goethe vom 25. Dezember 1795 bezeichnete die allgemeine Stimme Schiller als Verfasser des obigen Aufsatzes.

sich das Ansehn eines umfassenden Geistes zu geben denkt, in dem Kreise unserer Kritik nichts weniger als neu; aber auch die Rückfälle einzelner Menschen in ein roheres Zeitalter sind zu bemerken, da man sie nicht hindern kann; und so mögen denn die Horen dagegen in demjenigen, was wir zu sagen haben, ob es gleich auch schon oft und vielleicht besser gesagt ist, ein Zeugniß aufbewahren, daß neben jenen unbilligen und übertriebenen Forderungen an unsre Schriftsteller auch noch billige und dankbare Gesinnungen gegen diese verhältnißmäßig zu ihren Bemühungen wenig belohnte Männer im Stillen walten.

Der Verfasser bedauert die Armseligkeit der Deutschen an vortrefflich klassisch-prosaischen Werken und hebt alsdann seinen Fuß doch auf, um mit einem Riesenschritte über beinahe ein Dutzend unserer besten Autoren hinwegzuschreiten, die er nicht nennt und mit mäßigem Lob und mit strengem Tadel so charakterisiret, daß man sie wol schwerlich aus seinen Karrikaturen herausfinden möchte.

Wir sind überzeugt, daß kein deutscher Autor sich selbst für klassisch hält und daß die Forderungen eines jeden an sich selbst strenger sind als die verworrnen Prätensionen eines Thoren, der gegen eine ehrwürdige Gesellschaft aufsteht, die keineswegs verlangt, daß man ihre Bemühungen unbedingt bewundere, die aber erwarten kann, daß man sie zu schätzen wisse.

Ferne sei es von uns, den übelgedachten und übelgeschriebenen Text, den wir vor uns haben, zu kommentiren. Nicht ohne Unwillen werden unsre Leser jene Blätter am angesetzten Orte durchlaufen und die ungebildete Anmaßung, womit man sich in einen Kreis von Bessern zu drängen, ja Bessere zu verdrängen und sich an ihre Stelle zu setzen denkt, diesen eigentlichen Sanculottismus zu beurtheilen und zu bestrafen wissen. Nur Weniges werde dieser rohen Zudringlichkeit entgegengestellt.

Wer mit den Worten, deren er sich im Sprechen oder Schreiben bedient, bestimmte Begriffe zu verbinden für eine unerläßliche Pflicht hält, wird die Ausdrücke klassischer Autor, klassisches Werk höchst selten gebrauchen. Wann und wo existirt ein klassischer Nationalautor? Wenn er in der Geschichte seiner Nation große Begebenheiten und ihre Folgen in einer glücklichen und bedeutenden Einheit vorfindet; wenn er in den Gesinnungen seiner Landsleute Größe, in ihren Empfindungen Tiefe und in ihren Handlungen Stärke und Konsequenz nicht vermißt; wenn er selbst, vom Nationalgeiste durchdrungen, durch ein ein-

wohnendes Genie sich fähig fühlt, mit dem Vergangnen wie mit dem Gegenwärtigen zu sympathisiren; wenn er seine Nation auf einem hohen Grade der Kultur findet, so daß ihm seine eigene Bildung leicht wird; wenn er viele Materialien gesammelt, vollkommene oder unvollkommene Versuche seiner Vorgänger vor sich sieht und so viel äußere und innere Umstände zusammentreffen, daß er kein schweres Lehrgeld zu zahlen braucht, daß er in den besten Jahren seines Lebens ein großes Werk zu übersehen, zu ordnen und in einem Sinne auszuführen fähig ist.

Man halte diese Bedingungen, unter denen allein ein klassischer Schriftsteller, besonders ein prosaischer möglich wird, gegen die Umstände, unter denen die besten Deutschen dieses Jahrhunderts gearbeitet haben, so wird, wer klar sieht und billig denkt, dasjenige, was ihnen gelungen ist, mit Ehrfurcht bewundern und das, was ihnen mißlang, anständig bedauern.

Eine bedeutende Schrift ist wie eine bedeutende Rede nur Folge des Lebens; der Schriftsteller so wenig als der handelnde Mensch bildet die Umstände, unter denen er geboren wird und unter denen er wirkt. Jeder, auch das größte Genie, leidet von seinem Jahrhundert in einigen Stücken, wie er von andern Vortheil zieht, und einen vortrefflichen Nationalschriftsteller kann man nur von der Nation fordern.

Aber auch der deutschen Nation darf es nicht zum Vorwurfe gereichen, daß ihre geographische Lage sie eng zusammenhält, indem ihre politische sie zerstückelt. Wir wollen die Umwälzungen nicht wünschen, die in Deutschland klassische Werke vorbereiten könnten.

Und so ist der ungerechteste Tadel derjenige, der den Gesichtspunkt verrückt. Man sehe unsere Lage, wie sie war und ist, man betrachte die individuellen Verhältnisse, in denen sich deutsche Schriftsteller bildeten, so wird man auch den Standpunkt, aus dem sie zu beurtheilen sind, leicht finden. Nirgends in Deutschland ist ein Mittelpunkt gesellschaftlicher Lebensbildung, wo sich Schriftsteller zusammenfänden und nach einer Art, in einem Sinne, jeder in seinem Fache sich ausbilden könnten. Zerstreut geboren, höchst verschieden erzogen, meist nur sich selbst und den Eindrücken ganz verschiedener Verhältnisse überlassen; von der Vorliebe für dieses oder jenes Beispiel einheimischer oder fremder Literatur hingerissen; zu allerlei Versuchen, ja Pfuschereien genöthigt, um ohne Anleitung seine eigene Kräfte zu prüfen; erst nach und nach durch Nachdenken

von dem überzeugt, was man machen soll, durch Praktik unterrichtet, was man machen kann; immer wieder irre gemacht durch ein großes Publikum ohne Geschmack, das das Schlechte nach dem Guten mit ebendemselben Vergnügen verschlingt; dann wieder ermuntert durch Bekanntschaft mit der gebildeten, aber durch alle Theile des großen Reichs zerstreuten Menge, gestärkt durch mitarbeitende, mitstrebende Zeitgenossen — so findet sich der deutsche Schriftsteller endlich in dem männlichen Alter, wo ihn Sorge für seinen Unterhalt, Sorge für eine Familie sich nach außen umzusehen zwingt, und wo er oft mit dem traurigsten Gefühl durch Arbeiten, die er selbst nicht achtet, sich die Mittel verschaffen muß, dasjenige hervorbringen zu dürfen, womit sein ausgebildeter Geist sich allein zu beschäftigen strebt. Welcher deutsche geschätzte Schriftsteller wird sich nicht in diesem Bilde erkennen, und welcher wird nicht mit bescheidener Trauer gestehen, daß er oft genug nach Gelegenheit geseufzt habe, früher die Eigenheiten seines originellen Genius einer allgemeinen Nationalkultur, die er leider nicht vorfand, zu unterwerfen! Denn die Bildung der höheren Klassen durch fremde Sitten und ausländische Literatur, so viel Vortheil sie uns auch gebracht hat, hinderte doch den Deutschen, als Deutschen sich früher zu entwickeln.

Und nun betrachte man die Arbeiten deutscher Poeten und Prosaisten von entschiednem Namen! Mit welcher Sorgfalt, mit welcher Religion folgten sie auf ihrer Bahn einer aufgeklärten Ueberzeugung! So ist es zum Beispiel nicht zu viel gesagt, wenn wir behaupten, daß ein verständiger, fleißiger Literator durch Vergleichung der sämmtlichen Ausgaben unsres Wieland's, eines Mannes, dessen wir uns trotz dem Knurren aller Smelfungen mit steter Freude rühmen dürfen, allein aus den stufenweisen Korrekturen dieses unermüdet zum Bessern arbeitenden Schriftstellers die ganze Lehre des Geschmacks würde entwickeln können. Jeder aufmerksame Bibliothekar sorge, daß eine solche Sammlung aufgestellt werde, die jetzt noch möglich ist, und das folgende Jahrhundert wird einen dankbaren Gebrauch davon zu machen wissen.

Vielleicht wagen wir in der Folge, die Geschichte der Aus-

Smelfungus, worauf Hr. Professor Tanzer gefällig aufmerksam macht, tritt in einem der „In the Str-et-Calais" überschriebenen Abschnitte des „Sentimental Journey" als ein Alles tadelnder Reisender auf.

bildung unſrer vorzüglichſten Schriftſteller, wie ſie ſich in ihren Werken zeigt, dem Publikum vorzulegen. Wollten ſie ſelbſt, ſo wenig wir an konfeſſionen Anſprüche machen, uns nach ihrem Gefallen nur diejenigen Momente mittheilen, die zu ihrer Bildung am Meiſten beigetragen haben, und dasjenige, was ihr am Stärkſten entgegengeſtanden, bekannt machen, ſo würde der Nutzen, den ſie geſtiftet, noch ausgebreiteter werden.

Denn worauf ungeſchickte Tadler am Wenigſten merken, das Glück, das junge Männer von Talent jetzt genießen, indem ſie ſich früher ausbilden, aber zu einem reinen, dem Gegenſtande angemeſſenen Stil gelangen können, wem ſind ſie es ſchuldig als ihren Vorgängern, die in der letzten Hälfte dieſes Jahrhunderts mit einem unabläſſigen Beſtreben, unter mancherlei Hinderniſſen ſich jeder auf ſeine eigene Weiſe ausgebildet haben? Dadurch iſt eine Art von unſchätzbarer Schule entſtanden, und der junge Mann, der jetzt hineintritt, kommt in einen viel größeren und lichteren Kreis als der frühere Schriftſteller, der ihn erſt ſelbſt beim Dämmerſchein durchirren mußte, um ihn nach und nach, gleichſam nur zufällig, erweitern zu helfen. Viel zu ſpät kommt der Halbkritiker, der uns mit ſeinem Lämpchen vorleuchten will; der Tag iſt angebrochen, und wir werden die Läden nicht wieder zumachen.

Ueble Laune läßt man in guter Geſellſchaft nicht aus, und Der muß ſehr üble Laune haben, der in dem Augenblicke Deutſchland vortreffliche Schriftſteller abſpricht, da faſt Jedermann gut ſchreibt. Man braucht nicht weit zu ſuchen, um einen artigen Roman, eine glückliche Erzählung, einen reinen Aufſatz über dieſen oder jenen Gegenſtand zu finden. Unſre kritiſchen Blätter, Journale und Kompendien, welchen Beweis geben ſie nicht oft eines übereinſtimmenden guten Stils! Die Sachkenntniß erweitert ſich beim Deutſchen mehr und mehr, und die Ueberſicht wird klärer. Eine würdige Philoſophie macht ihn trotz allem Widerſtand ſchwankender Meinungen mit ſeinen Geiſteskräften immer bekannter und erleichtert ihm die Anwendung derſelben. Die vielen Beiſpiele des Stils, die Vorarbeiten und Bemühungen ſo mancher Männer ſetzen den Jüngling früher in Stand, das, was er von außen aufgenommen und in ſich ausgebildet hat, dem Gegenſtande gemäß mit Klarheit und Anmuth darzuſtellen. So ſieht ein heiterer, billiger Deutſcher die Schriftſteller ſeiner Nation auf einer ſchönen Stufe und iſt überzeugt, daß ſich auch das Publikum nicht durch einen mißſ-

Schieb' ich Holz, da wird gejubelt:
Dreie! Fünfe! Sechse! Neune!
Immer stürz' ich meine Feinde
Ueber ihre steifen Beine.

Aber weil durch ihren Frevel
Sie verdienen ew'ge Hölle,
Setzt sie der behende Junge
Immer wieder auf die Stelle.

Und so stürzen meine Feinde
Durch des Arms Geschick und Stärke;
Darum nannt' ich auch die Kugeln
Nach den Namen meiner Werke.

Eine heißt die Sucht zu glänzen,[2])
Und dann steigt es immer höher;
Das Jahrhundert[6]) nannt' ich eine,
Eine den Hyperboreer.[3])

Wie Alcinous behaglich
Könnt' ich mich auf Rosen betten;
Doch das Weimar'sche Theater
Schickt mir mit dem Westwind Ketten.

Und das Unkraut wächst behende,
Und aus jedem Distelkopfe
Seh' ich eine Maske blicken,[7])
Gräßlich mit behaartem Schopfe.

Merkel schickt mir einen Boten;[8])
Doch ich schweige, laß' ihn warten;
Weiter geh' ich, und er folgt mir
Gar bescheiden durch den Garten.

Und wie jener Röm'sche König[9])
Sich den höchsten Mohn erlesen,

---

[2]) „Das neue Jahrhundert." Posse von Kotzebue, erschien 1801. Die beiden andern Stücke sind in den Noten 3 und 5 schon genannt. — E.

[7]) Hindeutung auf die Maskenspiele, d. h. auf das Spielen in Masken, welches Goethe 1800 mit „Paläophron und Neoterpe" begann und später fortsetzte, besonders mit Terenz' „Brüdern" (Annalen von 1800 und 1801 und „Was wir bringen", 19. Auftr.).

[8]) Merkel hielt sich, auf Böttiger's Einladung, in Weimar auf.

[9]) Tarquinius Superbus.

launiſchen Krittler werde irre machen laſſen. Man entferne ihn aus der Geſellſchaft, aus der man Jeden ausſchließen ſollte, deſſen vernichtende Bemühungen nur die Handelnden mißmuthig, die Theilnehmenden läſſig und die Zuſchauer mißtrauiſch und gleichgiltig machen könnten.

82.

Antwort des Recenſenten

[von: Sophokles' Trauerſpiele, überſetzt von F. Aſt.]

Die leidenſchaftlichen Ausdrücke vorſtehender Erklärung ſind der gekränkten Empfindlichkeit eines Autors zu verzeihen. Uebrigens iſt zu wünſchen, daß Herr Aſt dasjenige, was er verſpricht und droht, bald leiſten möge, da es denn an Gelegenheit nicht fehlen wird, das Weitere umſtändlich auszuführen.

Auf den Aufſatz Nr. 81 erſchien im „Archiv der Zeit und ihres Geſchmacks" eine Erwiderung, worüber Schiller's Brief an Goethe vom 13. Septbr. 1795 ſowie Goethe's Brief an Schiller vom 14. und 16. deſſelben Monats handeln.

Zu 82. Intelligenzbl. d. Jenaiſchen Allg. Literat.-Zeitung, 1804. Nr. 141. Sp. 1192. Bisher nicht in den Werken.

Heinrich Voß (der Sohn) hatte in Nr. 256 und 257 der Jenaiſchen Allgemeinen Literatur-Zeitung vom Jahre 1804 Aſt's Ueberſetzung der Trauerſpiele des Sophokles beurtheilt, dabei im Ganzen ſich ſehr anerkennend über den Genannten als Philologen, als Ueberſetzer und als Verſtändiger im Allgemeinen ausgeſprochen, jedoch im Einzelnen mobilegründeten Tadel vorgebracht, namentlich über die Abartigkeit ſeiner Verſe. Darauf erließ Aſt eine in Nr. 141 des Intelligenzblatts jener Zeitung abgedruckte „Erklärung und Anzeige", worin er in ungerechtfertigt ſchroffer Weiſe den Recenſenten angreift, die Berechtigung der Metrik des ältern Voß, deren Grundſätze er in der Recenſion erkannt hat, abweiſt und endlich erklärt, daß er in demnächſt erſcheinenden „Geſprächen über Gegenſtände der Philoſophie und Kunſt" ſeine Gedanken über den Geiſt, in dem man die Alten überſetzen und verſtehen müßte, darlegen werde.

Daß die unmittelbar unter Aſt's Erklärung abgedruckte „Antwort des Recenſenten" von Goethe verfaßt iſt, dürfte unwiderleglich aus deſſen Brief an Cotta vom 14. Febr. 1805 hervorgehen, worin er ſchreibt: „Mit meinem lieben Profeſſor Voß bin ich einig geworden, Beiliegendes als eine Antwort auf die

83.

Ueber den Ausdruck „anorgiſch".

Schon lange ſagt man Organiſch, Organism, Organiſation, Organismus ganz richtig; nur für die Negation dieſer Begriffe hat ſich ein unrichtig gebildetes, ganz etwas Anders ausſagendes Wort eingeſchlichen. Von organiſch kann der Gegenſatz nur unorganiſch heißen oder, wenn die Verneinung ebenfalls griechiſch ſein ſoll, anorganiſch (ἀνοργανικός). Anorgiſch würde als Nachbildung von ἄοργος zornlos bedeuten. Die Silbe an, obgleich nicht Stammſilbe, begründet im Deutſchen wie im Griechiſchen den Unterſchied zwiſchen Worten mit derſelben Hauptſilbe org und darf darum nicht unterdrückt werden. Die Kürze des Worts iſt keine Empfehlung deſſelben, wenn ſie Zweideutigkeit veranlaßt. Wir haben überdies noch Orgien und orgiſch (orgiſche Feier) aus dem Griechiſchen herübergenommen; anorgiſch oder unorgiſch würde demnach auch nicht für die Negation dieſes Begriffs genommen werden können.

äſthiſche Erklärung vorzuſchlagen. Finden Euer Wohlgeboren etwas dabei zu erinnern, ſo wünſchen wir es zu vernehmen. Laſſen Sie uns ja womöglich verhindern, daß der Riß zwiſchen zwei verdienten jungen Leuten, die in einem Felde ſich bemühen, nicht unheilbar werde." — Vergleicht man übrigens die knappe Faſſung obiger Antwort mit der redſeligen Schreibweiſe des jüngern Voß, ſo muß jeder Zweifel über den Verfaſſer derſelben ſchwinden.

Zu 83. Intelligenzbl. d. Jen. Allg. Lit.-Zeit., 1805, Nr. 51 unterm Strich. Bisher nicht in den Werken.

Goethe ſchrieb am 30. März 1805 an Eichſtädt über den nachher in Nr. 103 und 137 der Jen. Allg. Lit.-Zeitung von 1805 abgedruckten Aufſatz von Steffens über Schelling's naturphiloſophiſche Werke: „Wenn Sie nun hierüber nach Einſicht entſcheiden, ſo wünſchte ich auf alle Fälle, daß Sie von dem Verfaſſer die Erlaubniß erhielten, das unglückliche anorgiſch in anorganiſch zu verwandeln; es war ein Mißgriff Schelling's, und warum ſoll der Mißgriff eines vorzüglichen Mannes verewigt werden? Zu Beſchleunigung der Sache lege ich ein kleines Blatt bei, das ich Herrn Steffens mit vielen Empfehlungen zu überſenden bitte . . . . . Vielleicht gäbe die Bemerkung wegen anorgiſch einen Artikel unter den Strich, weshalb eine Abſchrift zurückzuhalten bitte." — Der Raum am Ende des Intelligenzblattes unter dem die Anzeigen abſchließenden Strich wurde von Goethe, Voß u. A. zu kürzeren Bemerkungen, Epigrammen u. dergl. benutzt.

84.

Die Inschrift von Heilsberg.

Zu den geheiligten Plätzen, wo St. Bonifacius selbst oder seine Gehilfen zuerst das Evangelium den Thüringern angekündigt, rechnen wir billig einen wohlgelegenen Hügel zwischen Rudolstadt und Remda, woselbst nicht fern von einer Heilquelle ein Gotteshäuslein entstand, woran sich nach und nach das Dorf ansiedelte, Heilsberg benannt, anzudeuten, wie mancher auf dieser Höhe sein Heil gesucht und gefunden.

Die erste Kapelle ward nach und nach zur größeren Kirche; denn selbst die uralte Tafel, von der wir sprechen, zeugt von früherem Wohlstand und späterer Abänderung des Gebäudes. In einem Pfeiler der äußeren Mauer fand sich ein großer Sandstein eingefügt, bezeichnet mit wunderſamen Quadratbuchſtaben.

Mehrere Jahrhunderte mochte man die Inschrift staunend betrachten, bis Schilter dieselbe durch einen Kupferstich in dem

---

Zu 84. Die Inschrift von Heilsberg. Weimar 1819. Bisher nicht in den Werken.

Dieser Aufsatz, der vielleicht richtiger zwischen Nr. 49 und 50 des vorigen Unterabschnitts Platz gefunden hätte, steht am Schlusse des Heftes, welches einen Brief v. Hammer's an den Fürsten Metternich über die vom Großherzog Karl August gewünschte Auslegung der Inschrift enthält. Goethe dankt dem Fürsten Metternich im Brief vom 30. Juli 1817 für die Vermittelung; er sagt darin, die Gabe habe ihm „den Wink gegeben, daß nur da befriedigende Auflösung eines uralten Verträtsels zu hoffen sei, wo diplomatische und literarische Talente sich vereinigen." Metternich nennt er Hammer's Arbeit eine „durchaus überzeugende Enthüllung." — Andre waren jedoch andrer Ansicht, und so sagt Goethe in den „Tag- und Jahresheften — 1816": „Die berühmte Heilsberger Inschrift lasse ich mit einer v. Hammer'schen Erklärung abdrucken, die jedoch kein Glück machte" — Hammer nahm wie Schilter an, daß der innere Theil der Inschrift aus der Zeit Ludwig's des Frommen sei, wenn er auch nicht den Theilungsvertrag betreffe, wogegen er die Umschrift für drei Jahrhunderte später entstanden ansprach. Grotefend erzählt (Allg. Encyclopädie der Wissenschaften u. Künste, herausg. v. Ersch u. Gruber, II. Sect. 4. Th. S. 171), daß er, die Unzuverlässigkeit der gegebenen Abbildung der Inschrift erkennend, Goethe um eine genaue Abzeichnung ersucht und diese auch erhalten habe. Diese Abzeichnung ist der Encyclopädie in Kupfer beigefügt. Des deshalbigen Briefwechsels gedenkt Goethe im Brief an Büchler vom 5. Oktbr. 1819, wobei er meint, die an Grotefend ertheilte Auskunft sei „wol nöthig, um über dieses rathselhafte Document endlich ins Klare zu kommen." — Grotefend verlegt die ganze Inschrift ins vierzehnte Jahrhundert und läßt sie von einer Klosterschenkung handeln

Thesaurus antiquitatum. T. II.. zuerſt bekannt machte, ohne jedoch eine Deutung zu wagen. Nur die Worte Lodovic und Doring glaubte er zu ſehen und vermuthete, es ſei der Theilungsvertrag, welchen König Ludwig der Erſte im Jahr 817 unter ſeinen Söhnen geſtiftet. Dabei blieb es; andere Gelehrte gedachten der Inſchrift, ohne dieſelbe zu entziffern. Indeſſen drohte die Zeit eine gänzliche Vernichtung des Denkmals.

Dieſes ward aber durch Vorſorge Ihro Königlichen Hoheit des Großherzogs von Weimar mit ſo manchen anderen Alterthümern gerettet und im Frühjahr 1816 nach der Stadt geſchafft, in dem Vorhauſe der Bibliothek aufgeſtellt und ſogleich in der Zeitſchrift Curioſitäten im 5ten Bande Seite 507 aufs Neue bekannt gemacht, auch die Inſchrift auf einer Kupfertafel mitgetheilt, daneben die Forſcher des deutſchen Sprachgebietes aufgerufen, Meinung und Gutachten über dieſe räthſelhafte Schrift zu eröffnen. Niemand aber fand ſich, der eine Erklärung derſelben gewagt hätte.

Endlich gelangte durch höchſte Vermittelung die Abbildung des Denkmals an Herrn von Hammer, welcher den durchdringenden Blick zu Erforſchung älterer und neuerer Schrift- und Sprachgeheimniſſe auch hier bethätigte und eine Auflöſung bewirkte, die wir den Freunden geſchichtlichen Alterthums in Hoffnung dankbarer Anerkennung hierdurch überliefern.

85.

Deutſche Sprache.

Einige jüngere Kunſtgenoſſen, welche den erſten Aufſatz des zweiten Heftes [von Kunſt und Alterthum: „Neudeutſche religiös patriotiſche Kunſt“] geleſen und daſelbſt die alterthümlende, chriſtelnde Kunſt nicht zum Beſten behandelt fanden, erwehrten ſich

---

Die „Curioſitäten der phyſiſch-literariſch-artiſtiſch-hiſtoriſchen Vor- und Mitwelt“ gab Bulpius von 1811 bis 1826 heraus.

Zu 85. Ueb. Kunſt u. Alterth. I. Bds. 3. Hft. 1818. S. 39 bis 51.

nicht der Frage, ob denn die Weimarischen Kunstfreunde im Jahre 1797, als der Klosterbruder herausgegeben ward, schon derselben Meinung gewesen, ob sie schon damals die neue Richtung der deutschen Kunst mißbilligt, worauf denn nothwendig eine bejahende Antwort erfolgen mußte.

Redliche junge Gemüther nahmen dieses Bekenntniß keineswegs gleichgiltig auf, sondern wollten es für eine Gewissenssache halten, ja tadelhaft finden, daß man nicht gleich die strebenden Künstler, besonders die, mit welchen man enger verbunden, gewarnt, um so schädlich einschleichendem Uebel vorzubeugen. Hierauf nun konnte man Verschiedenes erwidern. Es sei nämlich in allen solchen Fällen ein ebenso gefährlich als unnützes Unternehmen, verneinend, abrathend, widerstrebend zu Werke zu gehen; denn wenn junge gemüthvolle Talente einer allgemeinen Zeitrichtung folgen und auf diesem Wege ihrer Natur gemäß nicht ohne Glück zu wirken angefangen, so sei es schwer, ja fast unmöglich, sie zu überzeugen, daß hieraus für sie und Andere in Zukunft Gefahr und Schaden entstehen werden. Man habe daher dieser Epoche stillschweigend zugesehen, wie sich denn auch der Gang derselben nur nach und nach entwickelt. Unthätig sei man aber nicht geblieben, sondern habe praktisch seine Gesinnung anzudeuten gesucht. Hievon bleibe ein unverwerfliches Zeugniß die siebenjährige Folge Weimarischer Kunstausstellungen, bei welchen man durchaus nur solche Gegenstände als Aufgabe gewählt, wie sie uns die griechische Dichtkunst überliefert oder worauf sie hindeutet, wodurch denn vielleicht auf einige Jahre der neue kränkelnde Kunsttrieb verspätet worden, ob man gleich zuletzt befürchten müssen, von dem Strome selbst hinabgezogen zu werden.

Da man nun sich von diesen Umständen unterhielt, kam die neuste Zeit zur Sprache; man fragte, ob nicht gleichfalls in derselben Einiges mißfällig sein könnte, ohne daß man sich deshalb öffentlich zu erklären Lust und Befugniß habe. Eine hierüber fortgesetzte Unterhaltung bewirkte eine Gewissensaufregung, und damit man nicht etwa in zwanzig Jahren uns noch über den Leibe hinüber Vorwürfe nachschicke, so entschlossen wir uns, über deutsche Sprache und über den Fug und Unfug,

---

„Herzensergießungen eines kunstliebenden Klosterbruders. Berlin 1797." Von Wackenroder, herausgegeben von Tieck.

Die Weimarischen Kunstausstellungen begannen 1799 und schlossen 1805.

welchen sie sich jetzt muß gefallen lassen, ein Wort mitzusprechen. Glücklicherweise fiel uns ein Aufsatz in die Hände, den wir unsern sämmtlichen Lesern bekannt wünschen, damit durch fremden Mund ausgesprochen werde, wie wir ungefähr selbst denken.

Von der Ausbildung der deutschen Sprache, in Beziehung auf neue, dafür angestellte Bemühungen wird im 3ten Stück des 5ten Bandes der Nemesis gefunden. Wir sind dem Verfasser vielen Dank schuldig, daß er uns der Pflicht entledigt, über diese Angelegenheit unsere Gedanken zu eröffnen. Er warnt, wie wir auch würden gethan haben, vor dem unersetzlichen Schaden, der einer Nation zugefügt werden kann, wenn man ihr selbst mit redlicher Ueberzeugung und aus bester Absicht eine falsche Richtung giebt, wie es jetzt bei uns mit der Sprache geschehen will. Da wir nun Alles, was und wie er es gesagt, unterschreiben, so enthalten wir uns alles Weiteren und sagen nur so viel von ihm selbst, daß er nicht etwa ein Undeutscher, ein Entfremdeter sei, sondern ächt und brav, wie man einen jungen Mann wünschen kann. Dies mag eine kurze Nachricht von ihm darthun und beweisen.

Karl Ruckstuhl, im 22ten Luzern von angesehenen Eltern geboren, erhielt den ersten Unterricht in seinem Vater-

---

Ruckstuhl's obgedachter Aufsatz in der Nemesis erregte Goethe's Aufmerksamkeit in hohem Grade. H. Meyer schreibt darüber am 9. Juni 1816 an Ruckstuhl: „Goethe war zu eben der Zeit, als ich mit Luden verhandelte,*) in Jena und hat Ihre Schrift mit vielem Vergnügen und Lobeserhebungen gelesen; kämen Sie ja wieder in unsere Gegend, so ist Ihnen gute Aufnahme von ihm sicher zu verheißen. Er sagte: der Beifall, den er Ihrer Schrift gebe, sei freilich ein Wenig parteiisch, indem er über deutsche Sprachverbesserung gerade so denke wie Sie." Und am 18. Mai 1817: „Ehe noch Luden Ihren Aufsatz zum Einrücken in die Nemesis von mir erhielt, habe ich solchen Goethe mitgetheilt, der solchen mit vielem Vergnügen durchgelesen und seit derselben Zeit sich öfter nach Ihnen erkundiget, mit einem Worte, von Ihren Einsichten die beste Meinung hegt und ganz mit Ihnen einverstanden ist. Er hat mir auch von den Exemplaren, welche die Redaktion der Nemesis an mich gelangen ließe, etwa ein Dutzend abgefordert, um solche an Bekannte zu senden, und ich habe damit in Ihrem Sinne wohl zu handeln geglaubt; denn da die Nemesis, wie ich höre, gar eine geringe Zahl Leser noch hat, so war zu fürchten, Ihr Aufsatz möchte gar nicht zur Kunde des Publikums gelangen. — Im dritten Rhein- und Mainhefte wird Goethe, glaube ich ganz gewiß, Ihres mehr erwähnten Aufsatzes in der Nemesis in großen Ehren gedenken; es würde in dem eben erschienenen zweiten Hefte schon geschehen sein, wenn der Raum solches gestattet hätte. Das Werk ist Ihnen ohne Zweifel bekannt, und im Fall Sie es nicht kennen sollten, so läßt Ihnen Goethe ein Exemplar des zweiten Heftes beilegen." — Die zurückbehaltenen besonderen Abdrücke des Ruckstuhl'schen Aufsatzes versandte nun Goethe an Freunde;

*) Ueber Aufnahme des Aufsatzes in die Nemesis, die Luden herausgab.

lande. Zum Jünglinge herangewachsen, bezog er die Universität Heidelberg und widmete sich daselbst — überzeugt, daß die Quelle wahrer Bildung nur allein bei den Alten zu suchen sei, — vornehmlich philologischen Studien. Da er seinem Vaterlande im Erziehungsfache nützlich zu werden wünschte, vertrat er, um sich praktisch vorzubereiten, auf einige Zeit die Stelle eines Lehrers der alten Sprachen an der Kantonschule zu Aarau.

Als aber im Frühjahr 1815 die Ruhe unseres Welttheils wieder gefährdet schien, folgte derselbe dem edlen Triebe, persönlich am Kampf für die gute Sache Theil zu nehmen, und begab sich als Freiwilliger unter das preußische Heer, mit dem er auch siegreich zu Paris einzog. Unter den Waffen hat er jedoch der Wissenschaft nicht vergessen, sondern sowol zu Paris als auf der Wiederkehr nach Deutschland überall mit Gelehrten Umgang gepflegen. Gegenwärtig lebt er in Berlin, bemüht, seine wissenschaftliche Ausbildung noch höher zu steigern; daselbst hat er denn auch den von uns empfohlenen Aufsatz geschrieben.

---

so schrieb er am 24. Decbr. 1816 an Boisserée: „Beiliegende Bogen sind vielleicht schon mit der Remesis zu Ihnen gekommen. Die Erscheinung ist mir aber gar zu lieb und werth, als daß ich sie nicht mittheilen sollte. Sie verdient wiederholt gelesen und beherzigt zu werden. Das ist auch einmal wieder ein junger Mann, der Einen über die alten Narren, Pedanten und Schelmen tröstet." Ferner am 17. März 1817 an Knebel: „Den Aufsatz von Ruckstuhl hast Du wol schon in der Nemesis gesehen. Ich schicke Dir aber einen besondern Abdruck zu Erb- und Eigenthum; man kann sich nicht genug daran erfreuen, noch ihn genugsam, besonders jungen Leuten empfehlen."

Gegen übertriebene Sprachreinigung sprach Goethe sich auch sonst und namentlich stark gegen Riemer aus, dem er am 30. Juni 1813 gelegentlich der Herausgabe von „Dichtung und Wahrheit" schrieb: „Bei meiner letzten Sendung, werther Freund, habe ich Ihnen abermals völlige Macht und Gewalt gegeben, die fremden Worte aus der Handschrift zu tilgen, insofern es möglich und räthlich sei, wie wir auch schon früher gethan haben. Ich bin, wie Sie wissen, in diesem Punkte weder eigensinnig noch allzu leicht gesinnt; allein das muß ich Ihnen gegenwärtig vertrauen, daß ich im Leben und Umgang, seit ich von Ihnen entfernt bin, mehr als einmal die Erfahrung gemacht habe, daß es eigentlich geistlose Menschen sind, welche auf Sprachreinigung mit zu großem Eifer dringen; denn da sie den Werth eines Ausdrucks nicht zu schätzen wissen, so finden sie gar leicht ein Surrogat, welches ihnen ebenso bedeutend scheint, und in Absicht auf Verdeutschen haben sie doch etwas zu erwidmen und an den verunglückten Sacrificien etwas auszusetzen, wie es Halbkennern vor gebildeten Kunstwerken zu thun pflegen, irgend eine Verneinung, einen Fehler der Perspective mit Recht oder mit Unrecht rügen, ob sie gleich von Verdiensten des Werkes nicht das Geringste anzugeben wissen. — Ueberhaupt ist hier der Fall, der öfters vorkommt, daß man über das Gute, was man durch Verneinung und Abwendung hervorzubringen suche, dasjenige vergißt, was man bejahend fördern könnte und sollte."

Wir wünschen, daß er fortfahren möge, seine Ueberzeugungen dem Publikum mitzutheilen. Er wird viel Gutes stiften, besonders da er nicht eigentlich als Gegner der vorzüglichen Männer auftritt, die in diesem Fache wirken, sondern, wie er es selbst ausspricht, neben ihnen hergeht und über ihr Thun und Lassen sich freie Bemerkungen erlaubt. Da diese Schrift von vielen Deutschen gelesen und beherzigt werden sollte, so wünschen wir bald einen einzelnen Abdruck derselben, von dem wir uns die beste Wirkung versprechen.

*

Einer freieren Weltansicht, die der Deutsche sich zu verkümmern auf dem Weg ist, würde ferner sehr zu Statten kommen, wenn ein junger geistreicher Gelehrter das wahrhaft poetische Verdienst zu würdigen unternähme, welches deutsche Dichter in der lateinischen Sprache seit drei Jahrhunderten an den Tag gegeben. Es würde daraus hervorgehen, daß der Deutsche sich treu bleibt, und wenn er auch mit fremden Zungen spricht. Wir dürfen nur des Johannes Secundus und Balde's gedenken. Vielleicht übernähme der Uebersetzer des Ersten, Herr Passow, diese verdienstliche Arbeit. Zugleich würde er beachten, wie auch andere gebildete Nationen zu der Zeit, als Lateinisch die Weltsprache war, in ihr gedichtet und sich auf eine Weise unter einander verständigt, die uns jetzo verloren geht.

*

Leider bedenkt man nicht, daß man in seiner Muttersprache oft ebenso dichtet, als wenn es eine fremde wäre. Dieses ist aber also zu verstehen: Wenn eine gewisse Epoche hindurch in einer Sprache viel geschrieben und in derselben von vorzüglichen Talenten der lebendig vorhandene Kreis menschlicher Gefühle und Schicksale durchgearbeitet worden, so ist der Zeitgehalt erschöpft und die Sprache zugleich, so daß nun jedes mäßige Talent sich der vorliegenden Ausdrücke als gegebener Phrasen mit Bequemlichkeit bedienen kann.

*

Durch die Literargeschichte, sowie durch die Welthistorie, schleichen oftmals kleine, gering scheinende Bemühungen hindurch, die aber durch Anhaltsamkeit und beharrliches Fortarbeiten bedeutende Wirkung hervorbringen. So würde jetzt ein

---

Passow's Uebersetzung der „Küsse" von Johannes Secundus erschien 1807; von Balde hatte Herder 1796 eine Uebersetzung gegeben.

kurzgefaßter Aufsatz willkommen sein, der uns vor Augen stellte, wie seit vierzig Jahren geist- und klangreiche Menschen sowol französischen als italienischen Opern deutsche Texte untergelegt und sich dadurch um Sprache und Musik großes, unbeachtetes Verdienst erworben. Unser lyrisches Theater hat sich dadurch nach und nach zu einer ungemeinen Höhe geschwungen; wir haben die vorzüglichsten Produktionen des französischen lyrischen Dramas auf unsern Bühnen gesehen, die italienischen Opern sind uns nicht fremd geblieben, deutsche Singstücke, von deutschen Meistern komponirt, vergnügen den Geist, erheben das Gemüth seit vielen Jahren. Geschmack und Einsicht verbreiteten sich dadurch über die ganze Masse des Publikums, und für die lyrische Poesie überhaupt wuchs von Jahr zu Jahr der unschätzbare Vortheil, daß sie immer singbarer wurde, ohne an Gehalt abzunehmen. Religiöse, patriotische, gesellige, leidenschaftliche Lieder tönten von allen Seiten, und unsere ernste, charakteristische Musik fand Gelegenheit zu tausendfältiger Anwendung ihrer unerschöpflichen Mittel. Und doch, wer mag es aussprechen, daß zu Allem diesem der gänzlich verschollene Schauspieldirektor Marchand den ersten Anlaß gab, indem er das nedische Milchmädchen mit den täppischen Jägern, ferner die Schöne mit dem gutmüthigen Ungeheuer aus Frankreich herüberbrachte, durch ansprechende Musik eines Gretry das Theater belebte und uns folgereiche Wohlthaten spendete? denn von jener Zeit an läßt sich die Geschichte der deutschen Oper in ununterbrochener Reihe durchführen. Vielleicht giebt ein Mitarbeiter der Musikalischen Zeitung, der sich dieser Epochen als Theilnehmer erinnert, uns hievon eine gedrängte Uebersicht; woraus denn abermals erhellen würde, daß der Deutsche nichts Wunderlicheres thun könnte, als sich in seinen mittelländischen Kreis zu beschränken, eingebildet, daß er von eignem Vermögen zehre, uneingedenk Alles dessen, was er seit einem halben Jahrhundert fremden Völkern schuldig geworden und ihnen noch täglich verdankt.

Doch hiervon ist gegenwärtig zu schweigen besser; die Zeit wird kommen, wo der Deutsche wieder fragt, auf welchen Wegen es seinen Vorfahren wol gelungen, die Sprache auf den

Das Milchmädchen und die beiden Jäger von Ballgand, komponirt von Dunt 1763, übersetzt von Schwan 1771.

Gretry's Oper las Goethe von Marchand 1771 in Frankfurt, nach Dichtung und Wahrheit, XVII. Buch.

hohen Grad von Selbstständigkeit zu bringen, dessen sie sich jetzt erfreut.

•

Wir geben gerne zu, daß jeder Deutsche seine vollkommene Ausbildung innerhalb unserer Sprache ohne irgend eine fremde Beihilfe hinreichend gewinnen könne. Dies verdanken wir einzelnen vielseitigen Bemühungen des vergangenen Jahrhunderts, welche nunmehr der ganzen Nation, besonders aber einem gewissen Mittelstand zu Gute gehn, wie ich ihn im besten Sinne des Worts nennen möchte. Hiezu gehören die Bewohner kleiner Städte, deren Deutschland so viele wohlgelegene, wohlbestellte zählt, alle Beamte und Unterbeamte daselbst, Handelsleute, Fabrikanten, vorzüglich Frauen und Töchter solcher Familien, auch Landgeistliche, insofern sie Gelehrte sind. Diese Personen sämmtlich, die sich zwar in beschränkten, aber doch wohlhäbigen, auch ein sittliches Behagen fordernden Verhältnissen befinden, alle können ihr Lebens- und Lehrbedürfniß innerhalb der Muttersprache befriedigen.

Die Forderung dagegen, die in weiteren und höhern Regionen an uns auch in Absicht einer ausgebreiteten Sprachfertigkeit gemacht wird, kann Niemand verborgen bleiben, der sich nur einigermaßen in der Welt bewegt.

•

Die Muttersprache zugleich reinigen und bereichern, ist das Geschäft der besten Köpfe. Reinigung ohne Bereicherung erweist sich öfters geistlos; denn es ist nichts bequemer, als von dem Inhalt abzusehen und auf den Ausdruck passen. Der geistreiche Mensch knetet seinen Wortteig, ohne sich zu bekümmern, aus was für Elementen er bestehe; der geistlose hat gut rein sprechen, da er nichts zu sagen hat. Wie sollte er fühlen, welches kümmerliche Surrogat er an der Stelle eines bedeutenden Wortes gelten läßt, da ihm jenes Wort nie lebendig war, weil er nichts dabei dachte? Es giebt gar viele Arten von Reinigung und Bereicherung, die eigentlich alle zusammengreifen müssen, wenn die Sprache lebendig wachsen soll. Poesie und leidenschaftliche Rede sind die einzigen Quellen, aus denen dieses Leben hervordringt, und sollten sie in ihrer Heftigkeit auch etwas Bergschutt mitführen, er setzt sich zu Boden, und die reine Welle fließt darüber her.

Also fahr' ich mit der Gerte
In das schnöde Distelwesen.

Alle die verdammten Köpfe,
Die so frech herübergucken,
Sollen gleich vor meinen Hieben
Fallen oder niederducken.

Und der Bote merkt verwundert
Mein geheimnißvolles Wandeln,
Geht und meldet's meinem Freunde;
Dieser fängt nun an zu handeln.[*])

Und so glänzen wir mit Ehren
Unter allen krit'schen Mächten,
Die Verständ'gen, die Bescheidnen
Und besonders die Gerechten.

Teutscher Merkur.*)

Neuntes Stück. 1802.

Ins Teufels Namen,
Was sind denn Eure Namen?
Im Teutschen Merkur
Ist keine Spur
Von Vater Wieland,
Der steht auf dem blauen Einband;
Und hinter dem verfluchtesten Reim
Der Name Gleim.

Journal der Moden.**)

1802.

Der Redakteur spricht:

Wir sollten denn doch auch einmal
Was Konsequentes sprechen

*) In Journal Artikeln.

*) Vgl. im Goethe-Schiller'schen Briefwechsel IV, 263 den Brief vom 1. September 1797. — Wieland's verdrießliche Thätigkeit für den „Merkur" hatte in dieser Zeit schon sehr merklich nachgelassen; seine letzte größere Arbeit für denselben waren die „Briefe unter vier Augen, 1795." Die Hauptarbeit am „Merkur" fiel Böttiger zu; daher haben wir diese bisher den „zahmen Xenien" (Abth. IV) eingereihte Strophe mit den gegen ihn gerichteten Invektiven zusammengestellt. Ueber Gleim's Reime s. oben S. 202.

**) Siehe die Ausgabe von 1806, von der auch die Jahreszahl entlehnt ist. Das Journal wurde von F. J. Bertuch und G. M. Kraus von 1786—1804,

86.

Den Philologen empfohlen.

Es ist eine wunderliche, seit Jahren aufgekommene Forderung der Griechisch-Gelehrten, deutscher besonders, daß sie den griechischen Text in der Ursprache citiren und voraussetzen, daß Jeder, der ihre deutsche oder lateinische Abhandlung liest, auch das Griechische mit gleicher Leichtigkeit und Bequemlichkeit sich zu eigen machen werde.

Gehen wir zu den bedeutenden Ausgaben alter lateinischer Schriftsteller, die bis in das vorige Jahrhundert mit Noten verschiedener Gelehrten herausgekommen sind, so finden wir jederzeit einer griechisch angeführten Stelle die lateinische Uebersetzung nachfolgen, indem man wol die Kenntniß der allgemeinen Sprache der Gelehrten von allen Denen, die an dergleichen Werken Theil nahmen, voraussetzen und fordern konnte, nicht aber die Kenntniß des Griechischen. Und so wird es immerfort bleiben, besonders in unserer bewegten und voreilenden Zeit.

Bedenke man doch, daß man von einem Studirenden, der sein Summus Aristoteles, Plato et Euripides im Liede feiert, nicht erwarten darf, daß er den Sinn, den jene großen Alten in ihre Sprache gelegt, sogleich entziffern werde, und hätte er auch mit Nutzen seine Schulstudien vollendet. Noch weniger kann man dies von einem Andern erwarten, dessen Thun und Treiben aufs Praktische gerichtet sein muß.

Möge doch auf diese Bemerkung die gute alte Sitte wieder hervortreten und uns die Griechenkenner zu jenen mehr oder minder verschleierten Geheimnissen durch hinzugefügte deutsche Uebersetzung künftig den Zugang erleichtern, zum Vortheil des Lesers wie zu ihrem eignen; denn Derjenige, welcher, um seine Meinung zu bestärken, einen alten, in einem weniger bekannten

---

Zu 86. Goethe's Nachgelassene Werke, IX. Band. 1833. S. 174 ff. als Nr. 1 des Sammelabschnitts „Verschiedenes, bezüglich auf Litteratur und Kunst.“

Ein altes Studentenlied begann:

Ceciderunt in profundum
Summus Aristoteles,
Plato et Euripides.

Jedem schreibenden Gewährsmann anführt, gewinnt unsäglich, wenn er eine Stelle nach seinem eignen Sinne übersetzt, anstatt daß er uns im entgegengesetzten Falle mit dem alten Schriftsteller gleichsam allein läßt, da es denn von uns abhängt, jene Worte nach unserer Weise beliebig zu verstehen und auszulegen.

---

87. a.

Redensarten,

welche der Schriftsteller vermeidet, sie jedoch dem Leser beliebig einzuschalten überläßt.

Aber.
Gewissermaßen.
Einigermaßen.
Beinahe.
Ungefähr.
Kaum.
Fast.
Unmaßgeblich.
Wenigstens.
Ich glaube.
Mich däucht.
Ich leugne nicht.
Wahrscheinlich.
Vielleicht.
Nach meiner Einsicht.
Wenn man will.
So viel mir bewußt.
Wie ich mich erinnere.
Wenn man mich recht berichtet.
Mit Einschränkung gesprochen.
Ich werde nicht irren.
Es schwebt mir so vor.
Eine Art von.
Mit Ausnahme.
Ohne Zweifel.
Ich möchte sagen.
Man könnte sagen.
Wie man zu sagen pflegt.
Warum soll ich nicht gestehen?
Wie ich es nennen will.
Nach jetziger Weise zu reden.
Wenn ich die Zeiten nicht verwechsle.
Irgend.
Irgendwo.
Damals.
Sonst.
Ich sage nicht zu viel.
Wie man mir gesagt.
Man denke nicht.
Wie natürlich ist.
Wie man sich leicht vorstellen kann.
Man gebe mir zu.

Zu 87. a. Ueb. Kunst u. Alterth., 1. Bds. 3. Hft. 1818. S. 52 bis 55.

Zugegeben.	Geradezu.
Mit Erlaubniß zu ſagen.	Das Kind bei ſeinem Namen genannt.
Erlauben Sie.	Verzeihung dem derben Ausdruck.
Man verzeihe mir.	
Aufrichtig geſprochen.	
Ohne Umſchweife geſagt.	

*

Vorſtehende Sammlung, die ſowol zu ſcherzhaften als ernſten Betrachtungen Anlaß geben kann, entſtand zur glücklichen Zeit, da der treffliche Fichte noch perſönlich unter uns lebte und wirkte. Dieſer kräftige, entſchiedene Mann konnte gar ſehr in Eifer gerathen, wenn man dergleichen bedingende Phraſen in den mündlichen oder wol gar ſchriftlichen Vortrag einſchob. So war es eine Zeit, wo er dem Worte gewiſſermaßen einen beſtigen Krieg machte. Dies gab Gelegenheit, näher zu bedenken, woher dieſe höflichen, verbittenden, allen Widerſpruch des Hörers und Leſers ſogleich beſeitigenden Schmeichelworte ihre Herkunft zählen. Möge dieſe Art Euphemismus für die Zukunft aufbewahrt ſein, weil in der gegenwärtigen Zeit jeder Schriftſteller zu ſehr von ſeiner Meinung überzeugt iſt, als daß er von ſolchen demüthigen Phraſen Gebrauch machen ſollte.

87. b.

Nichts anders als.

Je mehr von Jugend auf das Gefühl bei mir wuchs, daß man ſchweigen ſolle, wenn man nichts zu ſagen hat, und dagegen das Wohlgedachte auch gut und ohne Stottern hervorzugeben ſei, deſto mehr bemerkte ich, daß man aus natürlicher Fahrläſſigkeit immer noch gewiſſe Flick- und Schalwörter behaglich einſchiebt, um eine ſonſt tüchtige und wirkſame Rede, man weiß nicht warum, zu erlängen.

Indeſſen mag es wol aus der mündlichen Rede herge-

Fichte lebte in Jena vom Mai 1794 bis Juli 1799.

Zu 87. b. Goethe's Nachgelaſſene Werke. IX. Bd. 1833. S. 156, als Nr. 2 einiger Aufſätze unter der Ueberſchrift „Verſchiedenes, beinahe auf Literatur und Kunſt“

kommen ſein, welche, um ſich zu faſſen und Zeit zu nehmen, allenfalls eine ſolche Interjektion gebraucht. Finden wir ja doch oft Perſonen, die ſich die allerſeltſamſten Töne, Ausathmungen und dahale Reden angewöhnen, um damit ihren Vortrag zu ſpicken, zu flicken und zu zerſtücken. Auf dem Theater hat man davon ſehr glücklichen Gebrauch gemacht, und von ſolchem unſeligen Behelf hab' ich in Kunſt und Alterthum eine Anzahl Beiſpiele gegeben, welche wol noch mannichfaltig zu vermehren ſein möchten.

Eine Redensart aber, die ſich durch die würdigſten Vorgänger in Anſehen ſetzt, den gemeinen Menſchenſinn einſchläfert, damit er das Abſurdeſte ertragen möge, iſt die, wovon dieſer Aufſatz den Titel führt.

88.

Hör-, Schreib- und Druckfehler.

Den Sprachgelehrten iſt es längſt bekannt, daß bei Verbeſſerung alter Manuſkripte manchmal bemerkt wird, daß ſolche diktirt worden, und daß man daher auf Hörfehler, woraus die Schreibfehler entſtanden, aufmerkſam zu ſein Urſache habe.

Hiervon kann ich aus eigener Erfahrung die wunderbarſten Beiſpiele anführen; denn da ich, von jeher an das Diktiren gewöhnt, oft auch ungebildeten oder wenigſtens zu einem gewiſſen Fache nicht gerade gebildeten Perſonen diktirt, ſo iſt mir daraus ein beſonderes Uebel zugewachſen. Vorzüglich geſchah es, wenn ich über wiſſenſchaftliche Gegenſtände, denen ich nur Zwiſchenſtunden widmen konnte, Blätter, ja Hefte diktirte, ſolche aber nicht ſogleich durchſehen konnte. Wenn ich ſie nun aber nach Jahren wieder vor die Hand nehme, ſo muß ich die wunderlichſten und unverſtändlichſten Stellen darin entdecken. Um den Sinn eines ſolchen Abrakadabra zu entziffern, leſe ich mir die

Zu 88. Ueb. Kunſt und Alterth., II. Bds. 2. Hft. 1820. S. 177 bis 185. Abrakadabra gebraucht Goethe auch in der ältern Einleitung zur Farbenlehre in der Bedeutung von Wortunſinn. Bekanntlich gilt dieſer Ausdruck eigentlich als Zauberformel und lautet urſprünglich Abrakax oder Abraxas, über welches Wortes Urſprung verſchiedene Muthmaßungen aufgeſtellt worden ſind.

Abhandlung laut vor, durchdringe mich von ihrem Sinn und spreche das unverständliche Wort so lange aus, bis im Fluß der Rede das rechte sich ergiebt.

An den Hörfehlern aber ist der Diktirende gar oft selbst Schuld. Man horche nur, wenn in Gesellschaften vorgelesen wird, ob wol Alles zur Klarheit kommt. Man merke den Schauspielern auf! Diese, selbst bessere nicht ausgenommen, haben den wunderlichen Tik, die Eigennamen der Personen, Länder und Städte undeutlich auszusprechen. Mir schien es bei langjähriger Erfahrung daher zu rühren, weil ein solches Wort ihre Empfindung nicht anspricht und sie es daher als gleichgiltig obenhin behandeln. Eine andere Art der Undeutlichkeit entspringt auch, wenn der Vortragende mitten im Sprechen seine Stellung verändert, sich umwendet, oder mit dem Kopfe hin- und wiederfährt.

Die Hefte der Studirenden mögen daher meist so richtig sein, weil der Diktirende seinen Platz nicht verändert und es ihm angelegen ist, so vielen aufmerksamen, lehrbegierigen jungen Leuten genugzutun. Hört man dagegen die Zuhörer über Unverständlichkeit ihrer Lehrer klagen, so kommt es daher, weil diese zwar die Wissenschaft in sich tragen, sie aber nicht außer sich zu setzen wissen, wozu ein eignes Studium gehört und nicht einem Jeden diese Gabe von Natur verliehen ist.

Der Hörer aber und sein Ohr tragen gleichfalls zu gedachtem Fehler bei. Niemand hört, als was er weiß; Niemand vernimmt, als was er empfinden, imaginiren und denken kann. Wer keine Schulstudien hat, kommt in den Fall, alle lateinische und griechische Ausdrücke in bekannte deutsche umzusetzen; dieses geschieht ebenmäßig mit Worten aus fremden Sprachen, deren Aussprache dem Schreibenden unbekannt ist.

Höchst merkwürdig bleibt in einem verwandten Falle die Art, wie eine ungebildete Menge fremde, seltsam klingende Worte in bekannte, sinngebende Ausdrücke verwandelt, wovon ein kleines Wörterbüchlein wol zu wünschen wäre. Ferner kommt auch wol beim Diktiren der Fall vor, daß der Hörer seine inwohnende Neigung, Leidenschaft und Bedürfniß an die Stelle des gehörten Wortes setzt, den Namen einer geliebten Person oder eines gewünschten guten Essens einfügt.

Hörfehler.

Anstatt	lies
Beritten	Poriten.
Schon Hundert .	John Hunter.
Daß sie die älteste .	das Feeste.
und Damen . . .	und Ammen.
anädigst	unächt.
Lehmgrube . . .	Löwengrube (Daniel's).
die sie schätzt . .	die Sujets.
Küchenseite . . .	Kirchenseite.
Kuchenfreund . .	Jugendfreund.
Residenz	Evidenz.
sehr dumm . . .	Irrthum.

Druck- und Schreibfehler aus Unachtsamkeit.

geschlungenen . .	geschwungenen.
Unbildung . . .	Umbildung.
einseitigen Lesern .	einsichtigen Lesern.
Mädchen	Märchen.
leidig	leiblich.
Unferm	Uniferm.
Leb	Leib.
Zeuge	Zunge.
gefürstete	gefürchtete.
Ermüdung . . .	Ermuthung.
Furchtbarkeit . .	Fruchtbarkeit.
Verwehrung . . .	Vermehrung.
Vermehrung . . .	Vermählung.
wohlthätig . . .	wohlthätig.
Trojanische Säule .	Trajanische Säule.

Verwandlung französischer Worte im Ohr und Sinn der deutschen Menge.

Imbuhß (Einbuße) .	Impost.
Rücktruben . . .	Retruten.
reine führen . . .	renoviren.
Inspektrum . . .	Inspekter.

Verwandlung eines deutschen Worts durch französische akademische Jugend.

Verjus (unreifer Traubensaft) . . . Ver—ruf.

Ueber diese Mängel hat Niemand mehr Ursache nachzudenken als der Deutsche, da in wichtigen Werken, aus denen wir uns belehren sollen, gar oft stumpfe, nachlässige Korrektoren, besonders bei Entfernung des Verfassers vom Druckort, unzählige Fehler stehen lassen, die oft erst am Ende eines zweiten und dritten Bandes angezeigt werden.

Ist man nun beim Lesen wissenschaftlicher Bücher nicht schon mit der Sache bekannt, so wird man von Zeit zu Zeit anstoßen und sich kaum zu helfen wissen, wenn man nicht eine divinatorische Gegenwart des Geistes lebendig erhält, sich den Verfasser als einen verständigen Mann gegenüber denkt, der nichts Ungereimtes sagen will noch darf. Aber ist man denn einer solchen Anstrengung fähig? und wer ist es immer?

Da nun die werthe deutsche Nation, die sich mancher Vorzüge zu rühmen hat, in diesem Punkte leider allen übrigen nachsteht, die sowol in schönem, prächtigen Druck als, was noch mehr werth ist, in einem fehlerfreien Ehre und Freude setzen, so wäre doch wol der Mühe werth, daran zu denken, wie man einem solchen Uebel durch gemeinsame Bemühung der Schreib- und Drucklustigen entgegenarbeitete. Ein bedeutender Schritt wäre schon gethan, wenn Personen, die ohnehin aus Pflicht oder Neigung von dem Ganzen der laufenden Literatur oder ihren Theilen ununterbrochene Kenntniß behalten, sich die Mühe nehmen wollten, bei jedem Werke nach den Druckfehlern zu sehen und zu bezeichnen, aus welchen Offizinen die meisten inkorrekten Bücher hervorgegangen. Eine solche Rüge würde gewiß das Ehrgefühl der Druckherrn beleben; diese würden gegen ihre Korrektoren strenger sein; die Korrektoren hielten sich wieder an die Verfasser wegen undeutlicher Manuskripte, und so käme eine Verantwortlichkeit nach der andern zur Sprache. Wollten die neuerlich in Deutschland angestellten Genieren, denen, als literarisch gebildeten Männern, ein solches Unwesen nothwendig auffallen muß, wenn sie, wie das Gesetz erlaubt,

Im nächsten Heft „Lieb. Kunst u. Alterth." (S. 131 ff.) wird in einem „D. H." unterzeichneten Aufsatz dargethan, daß wol umgekehrt „Verfluch" von „Verjus" abstammt.

Ausklängebogen censiren, die Druckherrn auch von ihrer Seite unablässig erinnern, so würde gewiß das Gute desto schneller gefördert werden.

Denn wirft man die Frage auf, warum in Zeitungen und andern Tagesblättern, die doch eilig, ja oft übereilt gedruckt werden, weniger Druckfehler vorkommen als in Werken, zu denen man sich Zeit nehmen kann, so darf man wol darauf erwidern: Eben deshalb, weil zu tagtäglichen Arbeiten vigilante Männer angestellt werden, dagegen man bei langwierigen Arbeiten glaubt, der Unaufmerksame habe immer noch Aufmerksamkeit genug. Wie dem auch sei, wenn das Uebel nur recht lebhaft zur Sprache kommt, so ist dessen Hebung vorbereitet. Mögen einsichtige Druckherrn über diese sie so nah angehende Angelegenheit in unseren vielgelesenen Zeitblättern sich selbst aussprechen und über das, was zur Förderung der guten Sache wünschenswerth sei, ihrer näheren Einsicht gemäß die wirksamsten Aufschlüsse geben.

89.

Handbuch der Geschichte der Literatur von Wachler. 4 Bde. Frankfurt 1822—1824.

Wachler's Handbuch der Geschichte der Literatur, neuste Ausgabe, giebt mir die angenehmste Unterhaltung. Da man sich denn doch in einem langen Leben mit allseitiger Literatur beschäftigte, so scheint es beim Lesen dieses Werks, man lebe zum zweiten Male, freilich um Vieles bequemer.

90.

Literarisches Konversationsblatt.

In der zweihundertundvierzigsten Nummer des diesjährigen Konversationsblattes erschien mir besonders willkommen

Zu 89. Ueb. Kunst u. Alterth., V. Bds. 2. Hft. 1825. S. 166 unter einer Reihe von Aufsätzen, „Einzelnes" überschrieben.

Zu 90. Ueb. Kunst u. Alterth., V. Bds. 2. Hft. 1825. S. 177 ff. unter der Sammelüberschrift „Einzelnes".

In den Worten steht hinter „Konversationsblattes" gedankenlosermeise eingeschaltet: „(1825)". Auch Zelter ließ sich besagte Briefe an Goethe, Nr. 475

der dort eingelegte Brief; er war mir so rührend als aufmunternd. Gleichgestimmt mit dem Verfasser, sprech' ich dankbar dagegen aus:

Das Vorzüglichste, was wir durch Mittheilung älterer Briefe gewinnen, ist, uns in einen früheren, vorübergegangenen, nicht wiederkehrenden Zustand unmittelbar versetzt zu sehen. Hier ist nicht Relation noch Erzählung, nicht schon durchgedachter und durchgemeinter Vortrag; wir gewinnen eine klare Anschauung jener Gegenwart, wir lassen auf uns einwirken wie von Personen zu Personen.

Wenn nun dieses aber für alle Zukunft gilt, so bedeuten solche Dokumente doch am Meisten ein- für allemal Demjenigen, der solche Zeit mit verlebte; älter oder jünger, er wird in jenen Zustand zurückgesetzt, wohin Gefühl, Einbildungskraft, Erinnerungsgabe ihn kaum so lebhaft wieder hinstellen könnte.

Man lese gedachten Brief und sehe, wie ein damals Jüngerer, nun in Jahren gleichfalls Herangekommener jene gleichzeitigen älteren Männer am Besten versteht und sich selbst überzeugt, wie er nach und nach in eine hohe Kultur hineingewachsen sei.

Dieser unbekannte Freund erhöht meinen Muth bei dem schwierigen Geschäft einer Redaktion meines Briefwechsels mit Schiller. Ich werde sie auch um seinetwillen beeilen, und ihm zu Liebe laß' ich meine Briefe von 1802 in diesem Hefte abdrucken. Er wird sie nun mit den Schillerischen von diesem Jahre verschränken und sich in Gefühlen, Beobachtungen und Betrachtungen gar gestärkt finden.

Zugleich ersuch' ich ihn, das Vorspiel **Was wir bringen** unmittelbar darauf zu lesen, und jene Zeit wird vor ihm lebendig aufgehen, besonders wenn er, was wol möglich wäre, jener Vorstellung persönlich beigewohnt hätte.

---

des Briefwechsels, durch die Jahreszahl des Hefts „Ueb. Kunst u. Alterth." verleiten, zu glauben, das Jahrgang 1825 des „Kunstanschauungsblattes" gemeint sei, kam aber bald dahinter, daß der fragliche **Brief** im Jahrgang 1824 stehe. Derselbe ist überschrieben „Ueber das neueste Heft von Goethe's Kunst und Alterthum. — Schreiben an einen Freund", und athmet die pietätreichste Verehrung für Goethe. Weiter auch die im 1. Heft des V. Bandes „Ueb. Kunst und Alterth." abgedruckten Briefe Schiller's an Goethe besprochen werden.

91.

Epochen deutſcher Literatur.

Von 1750 bis 1770.

Nubig. Emſig. Geiſt- und herzreich. Würdig. Beſchränkt. Fixirt. Pedantiſch. Reſpektvoll. Antik-gallikaniſche Kultur. Formſuchend.

Von 1770 bis 1790.

Unruhig. Frech. Ausgebreitet. Leichtfertig redlich. Achtung verſchmähend und verlangend. Engliſche Kultur. Form willkürlich zerſtörend und dieſelbe herſtellend.

Von 1790 bis 1810.

Beſchwichtigt. Zart. Sich beſchränkend. Ernſt religiös. Patriotiſch thätig. Intrigant. Spaniſche Kultur. Von Form ſich entfernend.

Von 1810 bis 1820.

Malcontent. Determinirt. Tüchtig. Herrſchſüchtig. Zuſchreitend. Reſpektlos. Altdeutſch. Ins Formloſe ſtrebend.

Neueſte Epoche.

So mannichfaltig auch das Beſtreben aller und jeder Künſte in Deutſchland ſein mag, in dem Grade, daß man darüber etwas Näheres und Beſtimmteres auszuſprechen ſich kaum getraute, ſo geht doch im Ganzen eine gewiſſe Richtung durch, welche uns veranlaßt, die Epoche unſerer gegenwärtigen Dicht- und Bildkunſt jener zweiten der perſiſchen Poeſie zu vergleichen, in welcher ſich Enweri beſonders hervorthat und die wir die enkomiaſtiſche nennen dürfen.

Sowol unmittelbar gegenwärtige Verdienſte als kürzlich geſchiedene und längſt dahingegangene werden gefeiert. Geburtstage laſſen die Freunde nie unbegrüßt vorbei; ſilberne und

---

Zu 91. Goethe's Nachgelaſſene Werke, IX. Bd. 1833. 2. A. S. 163 ff.

Da Goethe mit den Dienſtbildern, beſonders ſich der Staat ſelbſt als Theilnehmer erklärt, auf ſein eigenes zu deuten ſcheint, ſo wird obiger Aufſatz nicht früher als Ende 1825 geſchrieben ſein.

Und nicht, wie immer, Haub' und Schawl
Und Hut vom Zaune brechen,

Erwähnen, was des Menschen Geist
So aus sich selbst entwickelt,
Und nicht, wie Fall und Zufall weist,
Konfus zusammenstückelt,

Ein Wissen, das ins Ganze strebt,
Und Kunst auf Fundamenten,
Nicht, wie man Tag' um Tage lebt
Von fremden Elementen.

Allein, wie richten wir es ein?
Wir sinnen uns zu Tode.

Mitarbeiter spricht:

Beim Zeus, was kann bequemer sein?
So macht es doch nur Mode!

A. W. und F.*)

Ihr möchtet gern den brüderlichen Schlegeln
Mit Beil und Axt den Reisekahn zerstücken;
Allein sie lassen Euch schon weit im Rücken
Und ziehen fort mit Rudern und mit Segeln.

---

später von L. Bertuch bis 1822 und zuletzt bis 1826 von St. Schütze herausgegeben. — Der specielle Anlaß zu diesem Gedicht ist nicht bekannt. Offenbar verspottet Goethe die Tendenz des Blattes, über das Gebiet, welches der Titel ihm anwies, mit unzulänglichen Kräften hinauszugehn. Diese Unzulänglichkeit der Kräfte, die Unfähigkeit, die wahre Kunst und Wissenschaft „Mode zu machen," d. h. in die Mode zu bringen, deutet der Mitarbeiter, unter welchem wiederum Böttiger gemeint ist, am Schlusse an. Die so angedeutete Tendenz führte dazu, daß das Journal sich vom Jahre 1814 an „Journal für Literatur, Kunst, Luxus und Mode" nannte. — L.

*) Dies Sonnett, zuerst in der Ausgabe von 1856, ist gleichfalls zur Vertheidigung der Romantiker gegen Böttiger und Kotzebue gerichtet. Als Entstehungszeit könnte man das Jahr 1805 annehmen, in welchem die Gebrüder Schlegel die Zeitschrift „Europa" begannen. In derselben erschien das damals in Paris lebenden Fr. Schlegel „Reise nach Frankreich," worauf der „Reisekahn" zu beziehen wäre. Das „bekannte Sonnett" (in Schiller's Briefe an Goethe vom 7. December 1799) und die „famosen Sonnette" (in Goethe's Briefe an A. W. Schlegel vom 3. April 1800) müssen andre Dichtungen gewesen sein als dies und das folgende Sonnett oder sind höchstens deren erste Entwürfe. Der „dramatisch vor Apollo tanzende Esel" weist auf Kotzebue und dessen „Hyperboreischen Esel" (1799) und die griechische Mythe hin, wonach im Lande der Hyperboreer Apollo beim Opferschmause dem Spiele der Esel zuschaute. Der „Hüftschwerer besserer Naturen" (Riemer, Mittth. I, 131) kann nur Böttiger sein,

goldene Hochzeiten geben Anlaß zu Festen; bei Dienstjubiläen erklärt sich der Staat selbst als Theilnehmer; bei funfzigjährigem Wiedereintritt einer akademischen Würde sind Universitäten und Fakultäten in Bewegung, und weil nun die lebhaftesten Segnungen auf Gesundheit, auf dauernden Ruhm und verlängertes Leben nicht ausbleiben dürfen, so fügt sich so schönen Prämissen als nothwendige Konklusion ein löbliches „Ergo bibamus“ hinzu.

92.

Wirkungen in Deutschland
in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts.

Poesie: Frische Lust am unbedeutenden Dasein und Ausdruck derselben.

Lust an etwas Höherem drückt sich durch Behandlung ausländischer Gegenstände aus.

Einwirkung dieser Dichtungsart, dem Mittelstand gemäß, auf den sie auch eigentlich wirkt.

Die Großen und Vornehmen haben nur Begriff von französischer Dichtung, die Gemeinen keine Ahnung, daß es etwas der Art gebe. Ihre ganze Poesie beschränkt sich auf die alten Kirchenlieder, deren Wortliches ihnen heilig ist.

Breite der Mittelklasse.

Kultur der Mittelklasse.

Die sämmtliche Geistlichkeit, alle Sachwalter und Beamten, die eigentlichen thätigen Räthe der Kollegien, die Aerzte, Pro-

---

Ergo bibamus — nach Basedow's Bemerkung ein in allen Vorderfätzen passender Schlußsatz, wie Goethe in §. 191 des polemischen Theils „Zur Farbenlehre“ erzählt.

Zu 92. Goethe's Nachgelassene Werke, IX. Band. 1833. D. A. S. 165 ff.

Dieser Aufsatz ist ersichtlich der Entwurf eines Abschnittes von „Dichtung und Wahrheit“, in dessen VII. Buch er ausgeführt sich findet. Insofern gehört derselbe eigentlich nicht in die chronologische Abtheilung der Werke; jedoch schien weil das Autobiographische hierin ganz zurücktritt, weshalb weil sich der Aufsatz gut an den vorigen anschließt, ist er in diese Abtheilung genommen worden. Da Goethe den I. Band von „Dichtung und Wahrheit“ 1811, den II. aber, in dem sich das VII. Buch befindet, 1812 beendigte, so wird in diese Jahre auch obiger Aufsatz zu setzen sein.

Die eigentlichen thätigen Räthe der höheren Landes-Kollegien waren die auf der sogenannten Bänkerbank sitzenden, welche allein zu referiren pflegten, während die auf der Rednerbank sitzenden (thätigen) Räthe nur mit votirten.

jesforen und Schullehrer, alle sind aus dieser Klasse; dies gibt ihr ein ungeheures Uebergewicht.

Doch weil jeder Einzelne nur ein mittelmäßiges Leben führt, so mag er auch nur gern mittlere Gefühle angeregt, mittlere Zustände dargestellt wissen.

Rabener erhebt sich mit einer gewissen Klarheit über diese Zustände und stellt sie mit heiterer Ironie dar; daher die große Wirkung, die er zu seiner Zeit hervorbrachte, weil Jeder, der ihn las, sich klüger dünkte als sonst, und weil die besten Menschen selbst ein Bischen Mitreden und Herunterseyen ihrer Brüder immer gern leiden mögen.

Rabener selbst war über diese seine Wirkung nicht dunkel; denn er wußte wohl, daß Jedermann gern die sogenannten Narren lächerlich gemacht sieht, ohne daran zu denken, daß eben eine solche Menschenader auch durch ihn durchgeht. Daher jener Spaß gewiß jeden Leser traf, als Rabener, nachdem er manchen Narren geschildert und recensirt, eine leere Seite läßt und den Leser ersucht, mit irgend einem Narren, den er vielleicht übergangen habe, den Platz auszufüllen, auf der Rückseite aber hinzufügt: er wolle wetten, daß nicht leicht Jemanden eingefallen sei, sich selbst hineinzusetzen.

Wenn man in diesem Sinne Rabener's Satire liest, so wird man ihn bewundern, wie er ohne ideelle Erhebung über das gemeine Leben der Klasse, wozu er gehörte, erhoben gewesen; ja man wird ihn noch mehr schätzen lernen, wenn man sieht, daß er diese neckende Heiterkeit, diese gutmüthige Verhöhnung der irdischen Dinge auch bis in die größten Unfälle auf eine ganz gleiche Weise durchführen können. Hiervon zeugen seine Briefe, die er nach dem Bombardement von Dresden schrieb, in welchem er sein Haus mit beinah Allem, was drin enthalten war, seine Manuskripte und manches sonst Liebe und Angenehme verlor. Immer traktirt er dies auch als etwas Gemeines und erfreut sich wie in den glücklichsten Tagen an Albernheiten, Beschränktheiten, Widersprüchen und Ungereimtheiten, die bei solchen Fällen niemals fehlen können.

Er ist nie aus dem Kreise, zu dem er selbst gehörte, gegangen; er hat immer nur die Eigenheiten und Thorheiten Seinesgleichen dargestellt und die höhern Stände ganz unberührt gelassen.

93.

Epoche der forcirten Talente.

Entsprang aus der philosophischen. Höhere theoretische Ansichten wurden klar und allgemeiner. Die Nothwendigkeit eines entschiedenen Gehaltes, man nenne ihn Idee oder Begriff, ward allgemein anerkannt; daher konnte der Verstand sich in die Erfindung mischen und, wenn er den Gegenstand klug entwickelte, sich dünken, er dichte wirklich.

Hiezu gaben den ersten theoretischen Anstoß Schiller's ästhetische Briefe in den Horen, seine Abhandlung über naive und sentimentale Dichtkunst, kritisch und folglich praktisch seine Recensien über Bürger in der Allgemeinen Literaturzeitung.

Die Gebrüder Schlegel theoretisirten und kritisirten im ähnlichen Sinne; denn auch ihre Lehre, so wie ihr Streben, trat aus der kantischen Philosophie hervor.

Dies wäre die Ableitung dieser Epoche, was den Gehalt betrifft.

Die äußere und letzte Form der Ausführung ward durch eine verbesserte Rhythmik sehr erleichtert. Voß, obgleich seine Bemühungen mit Undank belohnt wurden, zerstörte lieber den Effekt, den seine Arbeiten durch eine natürliche Behaglichkeit gemacht hatten, als daß er seinen Ueberzeugungen entsagt hätte. Demungeachtet aber war Jedermann aufmerksam auf seine Lehren und sein Beispiel; und so fand diese neue Epoche einen großen Vortheil vor sich an einer verbesserten Rhythmik.

Außer diesem ahmte man italienische und spanische Silbenmaaße mit größerer Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit nach, indem man die Oktaven-, Terzinen- und Sonettform auch im Deutschen ausbildete. Die beiden Enden der Dichtkunst waren also gegeben: entschiedener Gehalt dem Verstande, Technik dem Geschmack; und nun erschien das sonderbare Phänomen, daß

Zu 92. Goethe's Poetische und prosaische Werke in zwei Bänden. Th. II. Bd. 2. Abth. 1—7. S. 364.

Jedermann glaubte, diesen Zwischenraum ausfüllen und also Poet sein zu können.

Die Philosophen begünstigten diesen Irrthum; denn nachdem sie der Kunst einen so hohen Rang angewiesen, daß sie sogar die Philosophie unter die Kunst gesetzet, so wollten sie wenigstens persönlich jenes Vorrangs nicht entbehren und behaupteten, Jedermann, wenigstens der Philosoph, müsse ein Poet sein können, wenn er nur wolle.

Durch diese Maximen wurde die Menge aufgefordert, und die Masse der Dichtenden nahm überhand.

Selbst Schiller, der ein wahrhaft poetisches Naturell hatte, dessen Geist sich aber zur Reflexion stark hinneigte und Manches, was beim Dichter unbewußt und freiwillig entspringen soll, durch die Gewalt des Nachdenkens zwang, zog viele junge Leute auf seinem Weg mit fort, die aber eigentlich nur seine Sprache ihm nachlernen konnten.

Jene große Kunst aber zwischen dem gewählten Gegenstande und der letzten technischen Ausführung suchte man auf mancherlei Weise auszufüllen.

1) Durch religiose Gesinnungen:
   a) Christliche,
      pietistische und katholische.
   b) Heidnische,
      der Schicksalsbegriff.
   c) Romantische

schließen sich an a an.

2) Durch Kunstgegenstände und Gesinnungen:
   a) Heidnische,
   b) Christliche.

Die letztern nehmen überhand; Poesie und bildende Kunst verderben einander wechselsweise.

94.

Neueste deutsche Poesie.

Theils unmittelbar von Verfassern und Verlegern, theils durch die Aufmerksamkeit freundlicher Literatoren gelangt gar manche neue Schrift zu mir, die mich zum Nachdenken auftregt, mich auch wol im Allgemeinen irgend einen Begriff von ihr fassen läßt; aber die Anzahl ist zu groß, als daß es mir möglich wäre, ins Einzelne zu gehen. Man sieht manch schönes Naturell, das sich von herkömmlichen Regeln befreit hat, sich nach eigner Art und Weise zu beschäftigen und auszudrücken bemüht ist, dagegen aber auch noch nicht dahin gelangte, sich selbst Gesetze vorzuschreiben und in den von der Natur gezogenen Kreis zu beschränken. Auch hält es schwer, in jugendlichen Tagen über Stoff und Gehalt, Behandlung und Form deutlich zu werden. Wie oft ich nun auch irgend ein Heft oder Bändchen durchdenke, so bin ich doch nicht im Stande, mich hierüber ausführlich mitzutheilen. Möge nachstehende Tabelle verdeutlichen, wie ich mir den Werth von dergleichen Produktionen anschaulich zu machen suche.

Forderte man nun, es sollte nebenstehende lakonisch und extemporirt aufgezeichnete Tabelle im Einzelnen gewissenhaft durchgedacht, das Ausgesprochene näher bestimmt, zur Ueberzeugung des Dichters und zur Einleitung des Publikums ausgeführt werden, verlangte man die Literatur des Tags und der Stunde aus diesem Gesichtspunkt behandelt zu sehen, so läßt sich begreifen, daß die ganze Zeit eines unterrichteten, denkenden, liebevoll theilnehmenden Mannes dazu nöthig wäre, der am Ende unter Tausenden doch nur für eine einzige Stimme gelten würde; und was könnte sie für Wirkung hervorbringen? Würde der junge Dichter freundlich dreinsehen, wenn man ihm Beschränkungen zumuthete? Würde das Publikum zufrieden sein, wenn man sein augenblickliches Entzücken und Verwerfen zur Mäßigung herausriefe? Besser ist es, die Zeit gewähren zu lassen; die allgemeine Weltkultur steht so hoch, daß eine Sonderung des Aechten und Falschen gar wohl von ihr zu erwarten bleibt.

Zu 94. Sich Kunst u. Alterth., VI. Bds. 1. Hft. 1827. S. 185 ff. und S. 211. Auf letzterer Seite finden sich „Nachtrag zur Tabelle S. 186" die Einträge unter 14. sowie der Nachtrag.

Würdigungstabelle poetischer Produktionen der letzten Zeit.

Naturell.	Stoff.	Gehalt.	Behandlung.	Form.	Effekt.
1) Leicht.	Alltäglich.	Gewöhnlich.	Bequem.	Im Einzelnen gut.	Ephemer.
2) Ernst u. elegisch.	Lokal u. Sitten fremd.	Durch die Zeit gegeben.	Mit Leichtigkeit.	Der Absicht gemäß.	Vorübergehend.
3) Begabt.	Vergangene Zeit und Sitten.	Menschlich begründet.	Geübte Hand.	Schließt sich nicht zusammen.	Unbefriedigt.
4) Wohlbegabt.	Verneinend.	Schwer zu entdecken.	Ueberfrei.	Kaum zu entziffern.	Abstehend.
5) Besonnen.	Neuere Sitten.	Phantastisches Leben im Widerstreit mit dem Stoff.	Mit Bedacht und Sorgfalt.	Abgeschlossen.	Zweifelhaft wegen jenes Widerstreits.
6) Rein.	Natürlich.	Gemüthlich.	Zart.	Geistreich.	Anmuthig.
7) Kräftig.	Rationell.	Tüchtig.	Männlich.	Rhetorisch-poetisch.	Ermuthigend.
8) Nicht ausgezeichnet.	Tagtäglich.	Verständig.	Gewandt.	Nicht abgeschlossen.	Immer beim Alten.
9) Klar und empfänglich.	Studirt.	Historisch.	Verständig.	Ueberdacht.	Unwirksam.
10) Peinlich.	Halbwahr.	Erzwungen.	Empirisch.	Unrein.	Verunruhigend.
11) Bedeutend.	Vielseitig.	Tiefgefaßt.	Frei und frank.	Mannichfaltig.	Aufforderud.
12) Weiblich.	Träumerisch.	Verworren.	Weich.	Verführerend.	Täuschend.
13) Facil.	Volksartig.	Nach Belund.	Frisch.	Geschickt.	Gefallend.
14) — —	Bedeutend, aber bedenklich.	Dichterisch, glücklich gefeigert.	Bequem, vielleicht nicht tief genug greifend.	Untadelhaft.	Abzuwarten.

Da kein Zeitblatt ohne Räthsel und Charaden bestehen kann, so gönne man mir solche Logogryphen, hinter denen sich wenigstens einiger Logos versteckt hält.

95.

Stellung der Deutschen zum Auslande, besonders zu den Franzosen.

Schematisch.

Deutsche literarische Verdienste.
Fremden Nationen immer mehr bekannt.
Von ihnen anerkannt.
Der Deutsche empfindet hierüber ein gewisses Behagen.
Aber wir müssen so geschwind als möglich uns klar machen, inwiefern es uns Ehre bringt.
Sodann aber, inwiefern sich daraus ein Vortheil ziehen läßt.
Und da wäre denn genau zu unterscheiden:
Wie und was sie von uns gelten lassen;
Oder wie sie nur es ungefähr aufnehmen und in ihren Nutzen verwenden.
Hier entstehen folgende Fragen:
a) ob sie die Ideen gelten lassen, an denen wir festhalten, und die uns in Sitte und Kunst zu Statten kommen;
b) inwiefern sie die Früchte unsrer Gelehrsamkeit genießbar finden und die Resultate derselben sich aneignen;
c) inwiefern sie sich unserer ästhetischen Formen bedienen;
d) inwiefern sie das, was wir schon gestaltet haben, wieder als Stoff behandeln.
Hierbei finden sich folgende Betrachtungen:

1.

Die Franzosen bekennen sich zu einer höhern Philosophie, die das, was dem Innern angehört, gelten läßt und solches von dem, was wir von außen empfangen, zu unterscheiden weiß, auch über die Vermählung beider Elemente verständig nachdenkt.

Zu 95. Goethe's Nachgelassene Werke, IX. Bd. 1833. T.-A. S. 171 ff.

Da aber die Buchstaben a, b, c und d den folgenden Zahlen 1, 2, 3 und 4 entsprechen, wäre es richtiger, in beiden Fällen gleiche Reihenfolgebezeichnung zu gebrauchen.

Ferner bemerkt man hie und da, wo nicht immer völlig übereinstimmende, doch höherisch aufgenommene Grundsätze und Ausprüche der Unsrigen.

2.

Wenn sie uns von jeher den Fleiß nicht streitig machten, aber ihn doch als operos, mühsam und lästig ansahen, so schätzen sie ihn mit besonderm Nachdruck diejenigen Werke, die wir gleichfalls hochachten.

Ich gedenke vor allen der Verdienste Savigny's und Niebuhr's.

3.

Unsern ästhetischen Formen suchen sie sich offenbar gleich zu stellen; denn die dramatisirten Geschichten der neuern Schule, wie der Barrikaden und was daraus folgt, sind Vorspiele, vielmehr Vorarbeiten zu wahrhaft theatralischen Stücken dieser Art. Auch getrauten wir uns, das Theater der Klara Gazul unsrer Literatur anzueignen, es sei nun, daß diese mittelbar oder unmittelbar Veranlassung gegeben hätte.

4.

Dieser Fall kommt öfters vor; aber der Franzose muß immer ändern und wieder ändern; denn er hat einen gar eigenen Stand gegen sein Publikum, dem er es doch immer nach einem gewissen alten herkömmlichen Sinn zuschneiden muß.

Was ihn aber hauptsächlich hindert, zu einem gewissen ernsten Werke zu gelangen, ist, daß er mit einem ungeduldigen Publikum zu thun hat, das jeden Augenblick angereizt und erschüttert sein will. Daher ist sehr selten, daß etwas von unsern Arbeiten in einer Gestalt hinüberkommt.

Merkwürdiger Fall der Umbildung des Marino Faliero von Lord Byron.

Die Scènes historiques, darunter Les Barricades von Vitet, erschienen 1826.

Le Théâtre de Clara Gazul, unter welchem angenommenen Namen Mérimée schrieb, erschien 1825; die Stücke dieser Sammlung sollten vorgeblich Uebersetzungen aus dem Spanischen sein.

Marino Faliero von Delavigne erschien 1829.

96. a.

Erklärung und Bitte.

Seit mehreren Jahren bin ich so glücklich, des schönen Vertrauens meiner lieben Landsleute zu genießen; ich erhalte daher öftere Sendungen und Anfragen von wohldenkenden, talentreichen, strebenden jüngeren und älteren Personen. Sowie es nur möglich war, habe ich darauf erwidert; nun aber vermehrt sich dieses Wohlwollen, indeß die Kräfte sich vermindern und Einzelnen zu antworten ganz unmöglich wird. Weil aber diese Sendungen und Fragen meistens von schöner Bedeutung sind, so erregen sie Gedanken und Empfindungen, die ich wol mitzutheilen wünschte. Ich werde daher in meinen Heften dergleichen niederlegen und ersuche meine unbefriedigten werthen Korrespondenten, sich darin umzusehn.

96. b.

Wiederholte Entschuldigung und Bitte

wegen unbeantworteter Briefe und mannichfaltiger Anträge auf Literatur bezüglich muß ich hier nothwendig anbringen.

Gerade zu vorstehenden Einzelnheiten bin ich durch gefällige Mittheilungen veranlaßt worden und kann nach meiner früheren Aeußerung gar wohl auf ebendieſe Weise fortfahren, zum Vergnügen und Nutzen meiner Gönner und Freunde mit Heiterkeit beizutragen, wie es der Geist und die Gelegenheit giebt.

Was Theilnahme an literarischen Unternehmungen betrifft, bitte ich zu bedenken, wie unmöglich es mir sei, darauf einzugehen. Meine höchste Pflicht ist nun, meine Thätigkeit immer mehr ins Innere zu ziehen, mich mit gerüsteten, vieljährigen, gleichgesinnten Freunden immer enger zu verbinden, mit ihnen Gegenwärtiges zu arbeiten, das Vergangene nachzuholen, das Künftige vorzubereiten. Hierzu ermahnt ein nach dem andern herantretendes Jahr immer strenger und strenger. Möge das, was noch zu leisten ist, überall mit Wohlwollen empfangen werden.

Zu 96. a. Ueb. Kunst u. Alterth., III. Bds. 2. Hft. 1821. S. 186.

Zu 96. b. Ueb. Kunst u. Alterth., IV. Bds. 1. Hft. 1823. S. 171 ff.

Vorstehende Einzelnheiten betreffen Nameau's Neffe von Diderot, Tonnameh, Volksgesänge und Boisser-e's Domwerk.

97.

Bedenklichstes.

Gar oft im Laufe des Lebens, mitten in der größten Sicherheit des Wandels bemerken wir auf einmal, daß wir in einem Irrthum befangen sind, daß wir uns für Personen, für Gegenstände einnehmen ließen, ein Verhältniß zu ihnen erträumten, das dem erwachten Auge sogleich verschwindet, und doch können wir uns nicht losreißen; eine Macht hält uns fest, die uns unbegreiflich scheint. Manchmal jedoch kommen wir zum völligen Bewußtsein und begreifen, daß ein Irrthum so gut als ein Wahres zur Thätigkeit bewegen und antreiben kann. Weil nun die That überall entscheidend ist, so kann aus einem thätigen Irrthum etwas Treffliches entstehen, weil die Wirkung jedes Gethanen ins Unendliche reicht. So ist das Hervorbringen freilich immer das Beste; aber auch das Zerstören ist nicht ohne glückliche Folge.

Der wunderbarste Irrthum aber ist derjenige, der sich auf uns selbst und unsere Kräfte bezieht, daß wir uns einem würdigen Geschäft, einem ehrsamen Unternehmen widmen, dem wir nicht gewachsen sind, daß wir nach einem Ziel streben, das wir nie erreichen können. Die daraus entspringende Tantalisch-Sisyphische Qual empfindet Jeder nur um desto bitterer, je redlicher er es meinte. Und doch sehr oft, wenn wir uns von dem Beabsichtigten für ewig getrennt sehen, haben wir schon auf unserm Wege irgend ein anderes Wünschenswerthe gefunden, etwas uns Gemäßes, mit dem uns zu begnügen wir eigentlich geboren sind.

Zu 97. Ueb. Kunst u. Alterth., II Bdd. 3. Hft. 1820. S. 79 ff.

Diese Reflexion gehört eigentlich nicht hierher, war aber anderswo noch weniger unterzubringen.

Ueber den Irrthum sind verschiedene Betrachtungen unter „Goethe's Sprüchen in Prosa", herausgegeben von G. v. Loeper (Werke, XIX), zu vergleichen.

Zwar wär' es billig, diesen frechen Vögeln
Auch tüchtig was am bunten Zeug zu flicken;
Doch Euch, Ihr Musenlosen, wird's nicht glücken;
Drum, Flegel, bleibt zu Haus mit Euern Flegeln!

Dramatisch tanzt ein Gfel vor Apollen
Und reichet traulich seinem Freund die Pratschen,
Dem Hässlichzerrer besserer Naturen.

Der liefert Hexen, Jener liefert .....,
Und Beide hören sich aus einer vollen
Partern'tloak bejubeln und bellatschen.

Schämt Euch, Ihr Bessern, auch mit einzupatschen!
Die Müh, uns zu vernichten, ist verloren:
Wir kommen neugebärend, neugeboren.

Triumvirat.*)

Den Gott der Pfuscherein zu begrüßen,
Kam Leichtfuß, Genius der Zeit, gegangen:
Lass' uns, mein Theurer, an einander hangen
Wie Kleit' und Kleid! Pedanten mag's verdrießen.

mit Bezug auf mehrere seiner archäologischen Schriften, z. B. „Ueber die Furien," und namentlich auf „Alithdia oder die Hexe, ein archäologisches Fragment, nach Lessing, 1799." in welcher Schrift (S. 39) außer der Diana auch die Parzen als Hexen auf Bildwerken nachgewiesen werden. Kotzebue „lieferte" dagegen die Furie's und ähnliche Charaktere. Auch Herder (Böttiger's „Kitter. Zustände" I, 21) meinte, man sei bei Kotzebue immer in einem feinen Bordelle. Die Form ist, wie in dem folgenden Gedichte, die der sonetti colla coda. — L.

*) Zuerst in der Ausgabe von 1856. — Auch dies Sonnett bezieht sich auf die im „Neuen Alcinous" bezeichneten drei Verhündeten: Kotzebue (als „Gott der Pfuscherein"), Merkel („Leichtfuß") und Böttiger („Herr Ueberall"), Ungern, wie er in den Jahren 1798 und 1799 im Goethe-Schiller'schen Briefwechsel (Nr. 440, 578 und 580) genannt wird. Als Beispiel gegenseitiger Anpreisung kann das Lob dienen, das Merkel's „Neue Literaturbriefe" in dem seit 1800 von Böttiger redigirten „N. deutschen Merkur" erhielten (Ueberstein, Grundriß, 2492). Man vergleiche zu den beiden letzten Titeln den Spott auf Böttiger im Schlegel'schen Athenäum 1799 I, 121: „Ein Gelehrter, den unsre Nation als den vielseitigsten Charakter verehrt, der bereits zwei Modejournale herausgiebt und als Amanuensis eines berühmten Schriftstellers (Wieland) einem dritten ... das Leben ... fristet, der außerdem seine vielhändige Wirksamkeit über ein halb Dutzend Zeitungen und Zeitschriften verbreitet." Das Sonnett wird im Jahre 1803 entstanden sein, als die drei Genannten sich zugleich am „Freimüthigen" betheiligten. Man vgl. Falk's Büchlein, 1806 (wegen Böttiger S. 103 und wegen Merkel S. 35), wo Letzterer folgendermaßen charakterisirt wird:

Hab' ich die Wissenschaft und Kunst nur flüchtig berühret —
Thut nichts, bin doch gewandt, Vieles zu sprechen davon. — L.

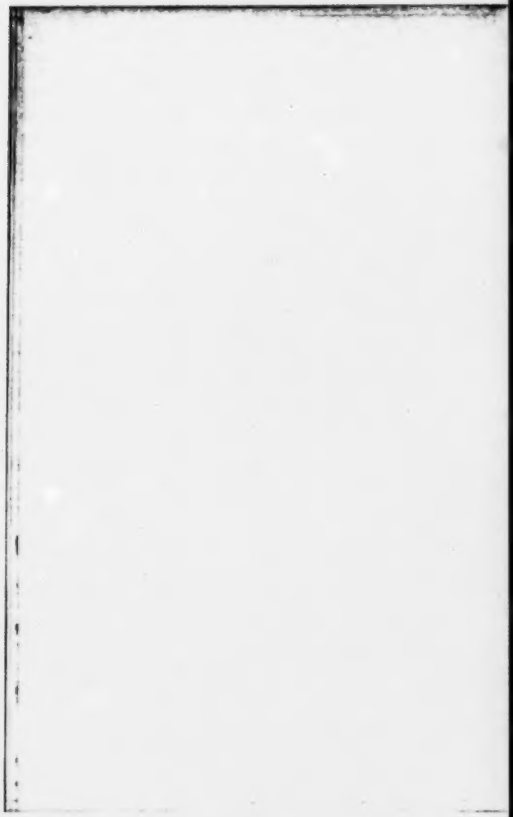

C.

Schriften Goethe's.*)

98. a.

Ankündigung von Goethe's Schriften in acht Bänden.

Ihnen sind die Ursachen bekannt, welche mich endlich nöthigen, eine Sammlung meiner sämmtlichen Schriften, sowol der schon gedruckten als auch der noch ungedruckten, herauszugeben.

Von der einen Seite droht wieder eine neue Auflage, welche wie die vorigen ohne mein Wissen und Willen veranstaltet zu werden scheint und jenen wol an Druckfehlern und

*) Von den Aufsätzen dieses Abschnitts sind nur die unter Nr. 106. b, 107, 117 und 119 bisher in den Werken zu finden, sowie Nr. 110 in der Ausgabe von 1816 ff.

Zu 98. a. Journal von und für Deutschland. Herausgegeben von Siegmund Freiherrn von Bibra. 1786. VI. Stück. S. 575. — Anzeiger des Teutschen Merkur, August 1786. S. CXVI ff. — Deutsches Museum, October 1786.

Diese Mittheilung Goethe's über seine Absicht wegen Herausgabe seiner gesammelten Schriften bildet einen Theil der aus dem Monat Juli 1786 datirten Bekanntmachung Göschen's über die bei ihm erscheinende Ausgabe der Werke Goethe's. Es heißt darin, Goethe erkläre sich selbst über die Veranlassung zu seinem Entschluß, dem Publikum die erste ächte und vollständige Ausgabe seiner sämmtlichen Werke, von eigner Hand, zu schenken, in einem Briefe an einen Freund, woraus es erlaubt sei, folgende Stelle öffentlich zu benutzen. Die Briefform ist offenbar nur äußerlich für Goethe's Auslassungen gewählt, und nur weil wir es hier nicht mit einem eigentlichen Brief zu thun haben, gehört diese Mittheilung hierher.

Die vorigen Ausgaben der Schriften Goethe's waren die drei von Himburg in Berlin veranstalteten Nachdrucke, die 1775 und 1776 und ebenso 1777 jedesmal in 3 Bänden und zum dritten Mal 1779 in 4 Bänden erschienen. Die Druckfehler dieser Ausgaben kannte Goethe selbst nicht genug, und so gingen namentlich die in den „Leiden des jungen Werther's" in alle spätern rechtmäßigen Ausgaben über, wie dies Bernays gründlich nachgewiesen hat.

andern Mängeln und Unschicklichkeiten ähnlich werden möchte; von der andern Seite fängt man an, meine ungedruckten Schriften, wovon ich Freunden manchmal eine Kopie mittheilte, stückweise ins Publikum zu bringen.

Da ich nicht viel geben kann, habe ich immer gewünscht, das Wenige gut zu geben, meine schon bekannten Werke des Beifalls, den sie erhalten, würdiger zu machen, an diejenigen, welche geendigt im Manuskripte daliegen, bei mehrerer Freiheit und Muße den letzten Fleiß zu wenden und in glücklicher Stimmung die unvollendeten zu vollenden. Allein dies scheinen in meiner Lage fromme Wünsche zu bleiben; ein Jahr nach dem andern ist hingegangen, und selbst jetzt hat mich nur eine unangenehme Nothwendigkeit zu dem Entschluß bestimmen können, den ich dem Publiko bekannt gemacht wünschte.

Sie erhalten in dieser Absicht eine Vertheilung meiner sämmtlichen Arbeiten in acht Bänden.

Erster Band. Zueignung an das deutsche Publikum. Die Leiden des jungen Werther's.

Zweiter Band. Götz von Berlichingen. Die Mitschuldigen.

Dritter Band. Iphigenie. Clavigo. Die Geschwister.

Die Rüge der stückweisen Veröffentlichung an Freunde mitgetheilter ungedruckter Schriften ist ein Stich auf Jacobi, welcher in seinem Buch „Ueber die Lehre des Spinoza" 1785 zu Goethe's großem Verdruß die Dichtung „Prometheus" und das kleinere Gedicht „Ebel sei der Mensch ꝛc." drucken ließ. Indessen schrieb Goethe an Jacobi am 12. Juli 1786 nichts weiter als: „Jetzt plagt mich's ein Wenig, daß ich meine Schriften herausgeben muß. Es ist mir von jeher eine unangenehme Empfindung gewesen, wenn Dinge, die ein einzelnes Gemüth unter besondern Umständen beschäftigen, dem Publiko hingegeben werden sollen. Es sei denn! da ich's nicht ändern kann. Die herumfliegenden Nachrichten werden Dir das Weitere sagen." Auch im Brief an Frau v. Stein vom 16. Juni des Jahres betont Goethe die unangenehme Nothwendigkeit der Herausgabe, indem er nach Erwähnung der Vorbereitung des „Triumphs der Empfindsamkeit" und der „Stella" sprechen: „Diese Dinge durchzugehen und wieder in mir zu erneuen, macht mich halb krankisch, halb traurig. Wenn ich nicht müßte, ich thät' es nicht." — In den „Annalen — [1794] bis 1796" sagt Goethe nur allgemein: „Zu Ende dieser Epoche trifft der Entschluß, meine sämmtlichen Arbeiten bei Göschen herauszugeben. Die Redaktion der vier ersten Bände war Michael 1786 vollendet." Ferner ebenda unter „1787 bis 1790": „Die vier letzten Bände sollten sodann nur mehrend angelegte und unvollendete Arbeiten enthalten; auf Herder's Anregung jedoch wird deren fernere Bearbeitung unternommen." Es dürfte an dieser Stelle kein Nachweis über das Verhältniß der in die gesammelten Werke aufgenommenen Dichtungen zu ihrer ersten Gestalt erwartet werden; vielmehr sind darüber die Vorbemerkungen zu jeder derselben in der vorliegenden Ausgabe der Werke nachzulesen.

Vierter Band. Stella. Der Triumph der Empfindſamkeit. Die Vögel.

Fünfter Band. Klaudine. Erwin und Elmire. Lila. Jery und Bätely. Die Fiſcherin.

Sechster Band. Egmont, unvollendet. Elpenor, zwei Akte.

Siebenter Band. Taſſo, zwei Akte. Fauſt, ein Fragment. Moraliſch-politiſches Puppenſpiel.

Achter Band. Vermiſchte Schriften und Gedichte.

Von den vier erſten Bänden kann ich mit Gewißheit ſagen, daß ſie die angezeigten Stücke enthalten werden; wie ſehr wünſche ich mir aber noch ſo viel Raum und Ruhe, um die angekündigten Arbeiten, die dem ſechsten und ſiebenten Bande angetheilt ſind, wo nicht ſämmtlich, doch zum Theil vollendet zu liefern, in welchem Falle die vier letzten Bände eine andere Geſtalt gewinnen würden. Das Uebrige werden Sie nach Ihrer gefälligen Zuſage gütigſt beſorgen.

98. b.

Goethe's Schriften. Erſter bis vierter Theil.

Schon zu der Zeit, da ich den Entſchluß faßte, meine ſämmtlichen Schriften dem Publiko vorzulegen, wünſchte ich den vier letzten Bänden eine andere als die angezeigte Geſtalt geben zu können.

Die Möglichkeit, dieſen Wunſch auszuführen, hat ſich über mein Erwarten gezeigt, und ich darf jetzt hoffen, daß ich wenigſtens keine ungeendigten Stücke, keine Fragmente dem Publiko werde mittheilen dürfen.

Ich werde die Muße, die mir gegönnt iſt, zum Dienſte Derer anwenden, die an meinen Arbeiten einiges Gefallen haben

---

Die vier letzten Bände gewannen folgende andere Geſtalt:

V. Band: Egmont (vollſtändig). Klaudine. Erwin und Elmire. VI. Band: Taſſo (vollſtändig). Lila. VII. Band: Fauſt. Jery und Bätely. Scherz, Liſt und Rache. VIII. Band: Puppenſpiel. Prolog zu Bahrdt's Offenbarungen. Vermiſchte Gedichte. Künſtlers Erdenwallen. Künſtlers Apotheoſe. Die Geheimniſſe.

Obiger Brief kann ſpätſtens erſt nach dem 4. Juli 1786 aufgeſetzt ſein, an welchem Tage Goethe an Frau v. Stein ſchrieb: „Mit Göſchen bin ich wegen meiner Schriften einig.“

Zu 98. b. Goethe's Schriften. I. Band. 1787. — Verblatt. Am Kopfe des Blattes ſteht: „Dieſes Blatt wird beim Binden weggeſchnitten.“ Da dies meiſtentheils auch geſchehen iſt, haben nur wenige Exemplare dieſe Bekanntmachung Goethe's behalten.

Elpenor und Fauſt erſchienen dennoch damals als Fragmente.

können, und bitte nur dagegen um eine verlängerte Frist, deren Dauer ich war nicht bestimmen, wohl aber versichern kann, daß ich jeden freien Augenblick nutzen werde, um den fünften und sechsten Band aufs Baldigste in die Hände des Publikums zu liefern.

von Goethe.

99.

Verschiedene Anzeigen der „Propyläen".

I. Anzeige in der Allgemeinen Zeitung

siehe S. 360–366.

II. Anzeigen der Jenaischen Literatur-Zeitung:

Propyläen. Eine periodische Schrift, herausgegeben von Goethe. Tübingen, in d. Cotta'schen Buchhdlg. 1798.

a. Ersten Bandes erstes Stück.

Einleitung. Die Absicht dieser Schrift, welche Bemerkungen und Betrachtungen harmonisch verbundner Freunde über Natur und Kunst enthalten soll, wird umständlich dargelegt. I. Ueber Laokoon. Der in diesem Kunstwerk dargestellte Moment wird anders, als bisher geschehen, bezeichnet. II. Ueber die Gegenstände der bildenden Kunst. Bei dem großen Einfluß des Gegenstandes auf das Kunstwerk hat

---

Es kamen in die Hände des Publikums: Band 5 — 1798; Band 9 — 1799; Band 6 und 7 — 1799.

Zu 99. a. Intelligenzbl. d. Allg. Literat.-Zeit., Nr. 153. Den 15. Dez. 1798, Sp. 1513 ff.

Ueber die Entstehung der Propyläen sind die „Tag- und Jahreshefte — 1797" zu vergleichen.

Goethe schrieb an Justizrath Hufeland, den Mitherausgeber der Literatur-Zeitung, am 6. Dez. 1798: „Euer Wohlgeboren haben die Gefälligkeit, beiliegende in den Allgemeinen Anzeiger zu befördern und mir, was ich deshalb schuldig werde, gefälligst anzuzeigen."

Die Verfasser der Aufsätze im ersten Stück sind: von der Einleitung sowie von I und III Goethe, von den übrigen H. Meyer.

der Künstler Äußerst vorsichtig zu wählen. Der Grundsatz wird aufgestellt: ein Werk der bildenden Kunst stelle sich selbst ganz aussprechen. Die Gegenstände werden in vortheilhafte, gleichgültige und widerstrebende eingetheilt. III. Ueber Wahrheit und Wahrscheinlichkeit der Kunstwerke. Ein Gespräch bei Gelegenheit einer Theaterdekoration. IV. Ueber etrurische Monumente. Erster Brief: Reste plastischer Kunst zu Florenz; geschichtliche und allgemeine Betrachtungen. Zweiter Brief: Architektonische Reste zu Fiesole. Beschreibung der Gegend. V. Raphael's Werke, besonders im Vatikan. In diesem Aufsatz hat man die Absicht, den Charakter des Meisters aus seinen Werken zu entwickeln, sein angebornes Talent zu schildern und die Stufen seiner Bildung zu verfolgen. Man gelangt hier von seinen Lehrjahren bis zu der Schule von Athen. — Auf der einen beigefügten Kupfertafel steht ein Umriß der Gruppe Laokoon's, auf der andern finden sich drei landschaftliche Ansichten, deren im zweiten Briefe über etrurische Kunstwerke gedacht ist.

Ersten Bandes zweites Stück. [1799.]

I. Diderot's Versuch über die Malerei, übersetzt und mit Anmerkungen begleitet. Erster Brief: über die Zeichnung. Man hofft, dieses interessante Werk eines trefflichen Kopfes in sein wahres Licht zu stellen. Er liegt beständig mit den Manierisien seiner Zeit im Streite und bringt deshalb auf eine nicht immer zulässige Weise die Natur mit der Kunst in Gegensatz. II. Von den Gegenständen der bildenden Kunst. Noch Einiges von den günstigen; dann wird von den gleichgültigen und widerstrebenden gehandelt. III. Raphael's Werke, besonders im Vatikan. Holieder, Messe von Bolsena, Attila, Petri Gefängniß, Landung der Sarazenen, Brand im Borgo, Krönung Karl's des Großen, Schwur des Papstes Leo III., allegorische Figuren, Schlacht des Konstantin's, Schenkung. Von der Erfindung in Raphael's Werken. Von der Anordnung. Raphael's Ausdruck. Raphael's Zeichnung (Form). Von dem Pinsel in Raphael's Werken. Vom

---

Im zweiten Stück hat Goethe I und IV, Meyer II und III verfaßt. Es kam übrigens noch hinzu: V. Einige Bemerkungen über die Gruppe Laokoon's und seiner Söhne, von Meyer.

Das Manuskript des zweiten Stücks war vor dem 8. Dec. 1798 fertig; an diesem Tage meldete Goethe an Schiller den erfolgten Abgang desselben.

Kolorit. Von der Wirkung durch Maſſen und Beleuchtung. Von Gewändern. Von beſonders ſchönen einzelnen Theilen, an denen der junge Künſtler zu ſtudiren hätte. Von Kupferſtichen nach Raphael's Werken. IV. Ueber Holzſchnitte. Bei Gelegenheit der neuen engliſchen Arbeiten von Bewick und Anderſon.

Das erſte Stück iſt in allen Buchhandlungen zu haben; das zweite wird gegen Weihnachten fertig ſein.

b. Zweiten Bandes erſtes Stück. 1799.

Inhalt: I. Phöbos und Hermes. II. Diderot's Verſuch über die Malerei. III. Niobe mit ihren Kindern. IV. Ueber die Reſtauration von Kunſtwerken. V. Deſſauer Chalkographiſche Geſellſchaft. VI. Nachricht an Künſtler und Preisaufgabe. Den letzten Aufſatz empfiehlt man beſonders Malern und Bildhauern. Er beſtimmt den Gegenſtand näher, welchen man von geſchickten Künſtlern bearbeitet wünſcht. Auf die beſte Zeichnung iſt ein Preis von zwanzig Dukaten, auf die nächſte von zehn Dukaten geſetzt. Die Zeichnungen werden vor dem 25. Auguſt an den Herausgeber nach Weimar geſendet; im September werden ſie alle zurückgeſchickt, auch diejenigen, welche den Preis erhalten haben. Bedingungen und Erforderniſſe zeigt gedachter Aufſatz näher an.

c. Zweiten Bandes zweites Stück. 1799.

Inhalt: I. Spiegel der Muſe. II. Lehranſtalten zu Gunſten der bildenden Künſte. III. Der Sammler und die Seinigen, ein Halbroman. IV. Niobe. Nachtrag. 1. Ergänzungen. 2. Antike Kopien. 3. Fabroni's Nummern. 4. Halberhobne Arbeiten. 5. Epoche der Auffindung. V. Lehranſtalten. Fortſetzung.

Zu 99. b. Intelligenzblatt der Allg. Literat.-Zeitung, Nr. 59. Den 8. Mai 1799. Sp. 467.

Goethe ſandte den Aufſatz zur Einrückung in genanntes Blatt an den Mitherausgeber Juſtizrath Hufeland mit Brief vom 26. April 1799.

Nummer I und II, auch wol VI ſind von Goethe, die übrigen von Meyer.

Zu 99. c. Intelligenzbl. d. Allg. Lit.-Zeit., Nr. 82. Den 3. Juli 1799. Sp. 649 ff.

Von Goethe: Nr. I und III, ſonſt von Meyer.

d. Dritten Bandes erstes Stück. 1800.

I. Masaccio. Dieser Aufsatz zerfällt in drei Theile: 1. Ueberblick der in Italien wiederauflebenden Kunst bis zu Masaccio. 2. Seine Gemälde, vornehmlich in der Kapelle Brancacci zu Florenz. 3. Wirkung dieses Meisters auf die Kunst. Fortschritte derselben bis auf Correggio. II. Ueber Lehranstalten zu Gunsten der bildenden Künste. Zeichenschulen. III. Ueber die gegenwärtige französische tragische Bühne, aus Briefen. Sowol in Bezug auf die Kunst als auf den Charakter der Nation. IV. Neueste Lehrart der Malerei. Ein denkender Künstler lehrt zu Paris ohne Anschauung der Natur die Malerei a priori. V. Versöhnung der Römer und Sabiner. Neuestes Gemälde von David. VI. Der bildlose Blinde, Gemälde von Gérard. VII. Oefer. VIII. Preisvertheilung und Recension der Konkurrenzstücke, welche durch die Aufgabe im dritten Stück der Propyläen veranlaßt worden. IX. Zwei italienische Landschaften von Gmelin, im Verlage von Frauenholz zu Nürnberg, werden allen Liebhabern der Kunst als treffliche Werke empfohlen. X. Etwas über Staffage landschaftlicher Darstellungen. XI. Die Kapitolinische Venus. Bei Gelegenheit der Nachricht, daß sie von Rom nicht abgeführt worden. XII. Preisaufgabe für das Jahr 1800. XIII. Einige Scenen aus Mahomet nach Voltaire, von dem Herausgeber. Abgedruckt, um die Theaterdirektionen mit dieser Bearbeitung des gedachten Stückes bekannt zu machen.

e. Dritten Bandes zweites Stück. 1800.

Inhalt: I. Mantua im Jahr 1795. II. Ueber Lehranstalten zu Gunsten der bildenden Künste. Privatunterricht.

Zu 99. d. Intelligenzbl. der Allg. Literat.-Zeitung, Nr. 163. Den 21. Dekr. 1799. Sp. 1323 ff.

Goethe übersandte die Ankündigung für die Zeitung mit Brief vom 2. Dekr. 1799 an Hufeland, sowie einige besondere Abdrücke mit Brief vom 30. dess. Mon.

Nur VIII, XII und XIII werden aus Goethe's Hand hervorgegangen sein, obwol er bei VII mitgewirkt haben mag; III ist von W. v. Humboldt; das Uebrige wahrscheinlich Alles von Meyer.

Zu 99. e. Intelligenzbl. d. Allg. Lit.-Zeit., Nr. 205. Den 6. Dek. 1800. Sp. 1705 ff.

Die Aufsätze unter IV 3 und V sind von Schiller, die unter I, II und III

III. Raphael's Werke im Vatikan. Zweite Fortsetzung. IV. Die Preisaufgabe für bildende Kunst betreffend. I. Preisertheilung 1800. 2. Recension der eingegangenen Stücke. Tod des Rhesus. Abschied des Hektor's. 3. Sendschreiben an den Herausgeber. 4. Neue Aufgabe auf 1801. 5. Flüchtige Uebersicht über bildende Kunst in Deutschland. V. Dramatische Preisaufgabe. VI. Kurzgefaßte Miscellen.

100.

Vorwort zu einigen Scenen aus „Mahomet, nach Voltaire, von Goethe".

Kein Freund des deutschen Theaters wird den Aufsatz über die gegenwärtige französische tragische Bühne (oben S. 66) mit Aufmerksamkeit lesen, ohne zu wünschen, daß unbeschadet des Originalgangs, den wir eingeschlagen haben, die Vorzüge des französischen Theaters auch auf das unsrige herübergeleitet werden möchten.

Er wird sich überhaupt an Iffland's obligates Spiel und

---

von Meyer, und die unter IV 1, 2, 4 und 5 wol von Diesem und Goethe gemeinschaftlich. Die letzte Miscelle ist die Anzeige von „Ballettpreis und Recensenten", welche von der in den Werken (XI. 1. Abtheilung, S. 22) abgedruckten darin abweicht, daß zunächst nach dem ersten Absatz noch folgender eingeschoben ist: „In dem ersten Stücke des vierteljährigen Taschenbuchs, welches Herr von Sekendorf zu Weimar herausgiebt, wird der Text abgedruckt werden." Darnach beginnt dann der zweite Absatz: „Hierdurch läßt sich aber nur ein Theil des Ganzen dem Publikum vorlegen, indem es" u. s. w. Endlich lautet der dritte Absatz: „Um jedoch die Einbildungskraft des Lesers einigermaßen zu bestimmen, wird eine bedeutende Situation, worin beide Hauptfiguren nebst denen sie begleitenden vier Masken zusammen erscheinen, nächstens in Kupfer gestochen und illuminirt wahrscheinlich durch den Weg der „Zeitung für die elegante Welt", welche bei Voß und Comp. in Leipzig angekündigt ist, verbreitet werden."

Aus der Trockenheit obiger Anzeige ist die erlöschene Antheilnahme Goethe's an den mit diesem 6. Stück wegen Mangels an Vernünftigung durch einen großen Leserkreis eingehenden „Provisoiren" deutlich ersichtlich.

Zu 100. Propyläen. III. Bd. 1. Stück. 1800. S. 1[illegible] ff.

besonders an die Darstellung des Pygmalion und des Oberpriesters der Sonne sogleich erinnern und sich freuen, daß wir dasjenige, was wir im Ganzen wünschen, im Einzelnen schon besitzen.

Ein jeder deutscher Schauspieler, der sich nach dieser Seite hinneigt und in sich Naturell und Talent fühlt, seine Kunst zu erheben, wird die Winke, die er in gedachtem Aufsatze findet, gewiß benutzen.

Die Nothwendigkeit, unser tragisches Theater durch Verschiedenheit von dem Lustspiel und Drama zu entfernen, wird immer mehr gefühlt werden.

Die Aufführung der Wallensteinischen Zelten, der Merope und Zaire nach Gotter und Eschenburg, ja des Hamlet's nach der Wilhelm Schlegelischen Uebersetzung, wodurch die Berliner Direktion ein nachahmungswürdiges Beispiel gegeben hat, läßt uns hoffen, daß diese Bemühung, diese Neigung allgemeiner werden und die Scheue, welche so Manchen, der sich einen dramatischen Künstler nannte, bisher ergriff, wenn ihm etwas Rhythmisches angeboten wurde, endlich radikal kurirt werden könne.

Um eine solche Epoche beschleunigen zu helfen, den Schauspieler zu einem wörtlichen Memoriren, zu einem gemessnen Vortrag, zu einer gehaltnen Aktion zu veranlassen, ist diese Bearbeitung des Voltairischen Mahomet's unternommen worden. Die Allgemeinheit seines Interesse, die Klarheit der Behandlung, die Entschiedenheit der Charaktere, das Pathetische der Situationen begünstigt von innen, sowie die Beschränktheit des Personals von außen einen Versuch dieser Art auf jedem Theater, um so mehr als die Aufführung zu keinen Kosten nothigt

---

„Pygmalion" nach Rousseau, und der Oberpriester in Kotzebue's „Sonnenjungfrau".

In Berlin wurden „Die Piccolomini" am 18. Februar und „Wallenstein's Tod" am 17. Mai 1799, „Merope" nach Voltaire von Gotter am 18. Januar 1783, „Zaire" nach Voltaire von Eschenburg am 3. August 1799, sowie „Hamlet" in Schlegel's Uebersetzung am 15. October 1799 zuerst aufgeführt.

Wie sehr Goethen daran lag, die durch Uebersetzung des „Mahomet" erstrebte Epoche des Theaters beschleunigen zu helfen, kann man u. A. auch aus der Aeußerung im Brief an Huteland vom 30. Dec. 1799 entnehmen: „Wenn Sie in dem weiten Kreise Ihres Einflusses etwas dazu beitragen mögen, daß Mahomet auf das Theater kommt und daß mehrere Künstler um den abermals ausgesetzten Preis konkurriren, so werden Sie in beiden Fällen etwas thun, das für die Künste nicht ohne Wirkung bleibt."

Wir ruhen bald von unſrer einz'gen, ſüßen,
Planloſen Arbeit mit genährten Wangen;
Wenn Dilettantenſkizzen einzig prangen,
Sei ernſte Kunſt ins Fabelreich gewieſen.

An Schmierern fehlt's nicht, nicht am Lob der Schmierer;
Der rühmt ſich ſelbſt, Den preiſet ein Verleger,
Der Gleiche Den, der Pöbel einen Dritten;

Doch fehlt im Ganzen noch ein Rädelsführer,
Ein unermüdlich unverſchämter Präger
Pavierner Münze. Da trat in die Mitten

Herr Ueberall, in Tag- und Monatstempeln
Den Lumpenbrei der Pfuſcher und der Schmierer
Mit B...r zum Meiſterwerk zu ſtempeln.

.*... und *... *)

Die gründlichſten Schuften, die Gott erſchuf,
Und zwar zu eigenſtem Beruf,
Auf Deutſchlands angebauten Gauen
Die Menge zu kören und zu trauen,
Indem ſie ſagen Tag für Tag,
Was Jeder gerne hören mag:
Der Nachbar ſei brav in vielen Stücken,
Doch könne man ihm auch am Zeuge flicken.
Vor ihnen Beiden, wie vor Gott,
Sei alle Menſchentugend Spott,
Ja, wenn man's recht nimmt, gar ein Laſter.
Das machte die Herren nicht verhaßter;
Denn Hinz und Kunz, an ihren Stellen,
Glaubten doch auch was vorzuſtellen.

Gottheiten zwei, ich weiß nicht, wie ſie heißen —**)
Denn ich bin nicht des Heidenthums befliſſen —

*) Zuerſt 1836. — Wol wieder auf Böttiger und Kotzebue und deren journaliſtiſche Thätigkeit gemünzt. — L.

**) Zuerſt 1836. — Bei dem Mangel der Zeitangabe iſt es ſchwer, die am Schluſſe fehlenden Namen zu errathen. Bezieht man den 4. Vers auf die Religion, ſo liegt es nahe, an Convertiten, und da der 13. Vers Trochäen verlangt, etwa an Schlegel (Fr.) und Werner zu denken. — Die Wiederholung des Adjektivs im drittletzten Verſe ſoll, wie im Italieniſchen, zur Verſtärkung dienen; ſ. das doppelte „klein" Bd. 1, S. 200 — Der Schluß hat große Aehnlichkeit mit der Invective „Goethe und Pustkuchen" (S. 307), indem in obigem Gedichte die Gegner ſelbſt, in letzterm die Schriften des Gegners für infernaliſche Schöpfungen erklärt werden. — L.

und ein orientalisches Kostüm in den Garderoben vorausgesetzt wird.

Man hat zwei Scenen abgedruckt, damit die Schauspieler, in deren Fach die Hauptrollen gehören, aus diesen Musterstücken das Ganze beurtheilen und, da ihnen das Verdienst des Originals gewiß nicht unbekannt ist, unserer Bearbeitung vielleicht einige Neigung schenken möchten.

101.

Anzeige der sämmtlichen Werke in zwölf Bänden.

Der Herr Geheimerath von Goethe hat die Absicht, seine sämmtlichen Werke in zwölf Bänden, welche in drei Lieferungen erscheinen sollen, herauszugeben. Die erste erfolgt wahrscheinlich Ostern 1806.

102.

Jakob Philipp Hackert.

Dieser treffliche Künstler, der ein zum großen Theile sehr glückliches, durchaus aber rastloses Leben geführt und im April des laufenden Jahres zu Florenz verschieden ist, hat eine Lebensbeschreibung, meist von seiner eigenen Hand, hinterlassen, welche sich bereits in den Händen eines deutschen Kunstfreundes befindet.

Die abgedruckten zwei Scenen sind die erste und fünfte des zweiten Aufzugs.

Zu 101. Intelligenzbl. d. Jen. Allg. Lit.-Zeit., Nr. 95. Den 28. August 1805. Sp. 765. Ohne Ueberschrift.

Es kann nur dieser Aufsatz gewesen sein, den Goethe am 12. Aug. 1805 an Eichstädt mit den Worten schickte: „Euer Wohlgeboren ersuche, Nachstehendes in das Intelligenzblatt Ihrer Literaturzeitung einrücken zu lassen."

Die gedachte Ausgabe von Goethe's Werken erschien 1806 bis 1808 in 12 Bänden, denen sich 1810 „Die Wahlverwandtschaften" als 13. Band anschlossen.

Zu 102. Morgenblatt, Nr. 154 und 155. 29. und 30. Juni 1807.

Wir geben von derselben um so mehr einen kurzen Auszug, als das Andenken dieses würdigen Mannes bei seinen Landsleuten auf alle Weise zu erneuern und zu erhalten ist, indem die Tugenden, welche man den Deutschen überhaupt zugesteht, ihm, dem Einzelnen, besonders eigen waren.

Ein angebornes entschiedenes Talent, durch anhaltenden Fleiß ausgebildet und gesteigert, ein reines ruhiges Gemüth, eine klare Denkweise, eine bei vieler Weltkenntniß und Gewandtheit unbefleckt erhaltene Redlichkeit bezeichneten seine Natur. Sein rastloses Wirken, seine Ausdauer war musterhaft, seine Heiterkeit, sein Gleichmuth beneidenswerth. Er zeigte durchaus die bereitwilligste Anhänglichkeit an seinen Herrn, den König, eine mehr als väterliche Sorgfalt für seine Brüder und eine unverrückte treue Neigung gegen Die, welche ihm seine Freundschaft abzugewinnen wußten. Von seiner Denk- und Handelsweise giebt auch seine hinterlassene Lebensbeschreibung, die wir dem deutschen Publikum bald mitzutheilen wünschen, das schönste Zeugniß.

* * *

Jakob Philipp Hackert, zu Prenzlau in der Uckermark geboren am 15. September 1737.

Soll sich dem geistlichen Stande widmen, zeigt aber früh viel Anlage zur Malerei.

Erste Epoche.

1753 wird er nach Berlin zu einem Oheim geschickt, der ein Tapetenmaler war. Hier sieht er sich in Rücksicht auf Kunst und Geschmack nicht gefördert, doch kommt er in Uebung.

Bildhauer Blume zieht ihn von diesem Handwerksmäßigen hinweg; er wohnt für sich, kopirt und malt Porträte.

Er wird mit dem Direktor der Akademie, Le Sueur, bekannt und findet Verdienst; kopirt endlich zwei kleine Querfurte; die Kopien gelingen, und er bestimmt sich für die Landschaftmalerei. Er findet Gelegenheit, nach den besten ältern Meistern zu arbeiten, und studirt nach der Natur.

Nach der Schlacht bei Roßbach kommen viele französische Kriegsgefangene nach Berlin. Sie lernen durch Le Sueur Hackert's Arbeiten kennen, kaufen ihm Alles, was er bisher gemacht, im Ganzen ab, und theilen sich darein. Dadurch wird

Hackert in den Stand [illegible]ext, die Hilfs-Studien regelmäßig zu betreiben. Er studirt Geometrie, Architektur, Perspektive.

Wird mit Gleim, Ramler und besonders Sulzer bekannt, welcher Letztere großen Einfluß auf seine Bildung hat, auch späterhin durch sein Wörterbuch auf den schon gebildeten Künstler lebhaft wirkt. Hackert wird in die höhere Gesellschaft eingeführt.

Er stellt auf Anrathen des Direktors ein paar Bilder öffentlich aus und verkauft sie für damalige Zeiten vortheilhaft.

Zweite Epoche.

Er wünscht zu reisen. Sulzer empfiehlt ihn an den Baron Oltdoff zu Stralsund. Hackert geht 1762 dahin, richtet die Zimmer seines eben bauenden Gönners ein und dekorirt selbst einen großen Saal mit Leimfarben auf Leinwand.

Auf der Insel Rügen studirt er nach der Natur und radirt sechs kleine Landschaften.

Bei Oltdoff lernt er die größere Welt kennen und findet Anleitung zu einem gehörigen Betragen in guter Gesellschaft.

Baron Oltdoff nimmt ihn 1764 nach Stockholm. Er sammelt in Schweden eine Menge Studien, malt eine Aussicht vom Paulsberg für den König, verfertigt verschiedene Zeichnungen für die Königin und geht mit Baron Oltdoff im September wieder nach Deutschland zurück.

Hackert, der seine Zeit gewissenhaft nutzte und zugleich gern der Gesellschaft gefällig war, zeichnete Abends viele Porträte in schwarzer und weißer Kreide. Im Hause des Baron Oltdoff malte er einen großen Saal und ein Kabinet in Leimfarbe.

Ein Neffe des Barons, Namens Dunker, wendet sich zur Kunst; Hackert unterrichtet ihn, und Beide entschließen sich zu einer Reise nach Paris.

Im Mai 1765 gehen sie nach Hamburg ab; von da wollen sie zu Wasser nach Frankreich. Nach sechswöchentlicher widriger Seefahrt landen sie in England, gehen nach Dover, um mit dem Packetboot nach Calais überzusetzen.

Hier faßt er Neigung zu den Seestücken, die er später mit so großem Beifall verfertigte.

Dritte Epoche.

Im August 1765 kommt er mit dem jungen Dunker in Paris an. Ihm behagt die damalige landschaftliche Manier der Franzosen nicht; er arbeitet auf seinem Wege fort, macht eine Fußreise in die Normandie und läßt seinen Bruder, Johann Gottlieb, gleichfalls Landschaftmaler, von Berlin zu sich kommen.

Baron Olthoff leidet großen Verlust an seinem Vermögen, weil man ihm die Erstattung der von ihm im siebenjährigen Kriege für die schwedische Armee gemachten Geldvorschüsse versagt. Hackert muß für den jungen Dunker sorgen.

Er arbeitet für den Bischof von Man zu Yori; sein Bruder ist für diesen reichen Liebhaber gleichfalls fleißig, und beide Brüder sichern sich eine beaueme Existenz.

Indessen kommen kleine landschaftliche Gouache-Gemälde, in Dresden von Wagner gemalt, nach Paris und werden Mode.

Die beiden Hackert legen sich auf diese Art zu malen, vermehren ihren Ruf und verschaffen sich eine gute Einnahme.

Sie kopiren ein paar Bilder nach Vernet und setzen sich auch dadurch immer mehr in Gunst.

Baron Olthoff kommt nach Paris, gleichfalls alte Kriegsrückstände zu negoziiren, aber auch hier vergebens. Hackert unterstützt ihn und giebt ihm aus seinen Ersparnissen Geld, sich loszumachen und zurückzureisen.

Vierte Epoche.

Beide Brüder sind nun reif zu einer Reise nach Italien, welche sie zu Ende Augusts 1768 antraten. In dieser Zeit stirbt ihr Vater, und die Sorge für ihre jüngeren Geschwister fällt auf sie.

Sie treffen 1768 im Dezember nach einer wohlgenutzten Reise durch Frankreich über Genua, Livorno, Pisa und Florenz in Rom ein, machen sich mit den Gegenständen der Kunst bekannt und unternehmen eine Wanderung in die gebirgigen Umgebungen mit Reiffenstein, der sich überhaupt freundschaftlich an sie anschließt, wodurch eine Verbindung entsteht, welche beiden Theilen in der Folge die größten Vortheile brachte und nur durch Reiffenstein's Tod aufgelöst werden konnte.

Gouache-Gemälde, die sie nach ihrer Rückkunft verfertigen, gefallen dem Lord Exeter so sehr, daß er Bestellungen für beinahe ein ganzes Jahr bei ihnen macht.

Sie setzen die Zeit ihres Aufenthalts auf 3 Jahre, studiren und arbeiten zum Verdienst.

Sie sind die Ersten, welche genaue Zeichnungen nach der Natur machen.

Im Frühlinge 1770 kommen sie nach Neapel; werden vom Ritter Hamilton wohl empfangen. Ph. Hackert wird krank; doch geben Studien und Arbeiten unaufhaltsam fort.

Sie kehren nach Rom zurück. Ph. Hackert erhält den Auftrag, für den Petersburger Hof Seeschlachten und andre auf den Krieg mit den Türken sich beziehende Gemälde zu verfertigen, deren Anzahl auf zwölfe steigt, welche dem Künstler Ruhm und gute Einnahme bringen. Fürst Orloff läßt bei dieser Gelegenheit auf der Rhede von Livorno eine alte Fregatte in die Luft sprengen, um dem Künstler den Effekt eines solchen Vorfalls zu zeigen.

Fünfte Epoche.

Johann Hackert geht 1772 nach London und stirbt. Sehr empfindlicher Verlust für den Bruder. Philipp geht nach Neapel, verfertigt im Jänner 1774 verschiedene Zeichnungen und Studien nach einer Eruption des Vesuv.

Zwei jüngere Brüder kommen nach Italien, Wilhelm und Karl; später auch der jüngste, Georg.

Rath Reifenstein's Freundschaft für Hackert bleibt immer wirksam. Beide reisen 1774 in der Gegend von Rom umher.

Hackert setzt seine Reisen 1775 in der guten Jahrszeit fort und zeichnet überall.

Er macht Bekanntschaft mit Hrn. Charles Gore, welcher besonders Schiff- und Fahrzeuge vortrefflich zeichnete. Dieser und ein andrer Engländer, Knight, vereinigen sich mit Hackert zu einer gemeinschaftlichen Reise nach Sizilien, die sie im Frühjahre 1777 antreten.

Im J. 1778 reist Hackert mit der Familie Gore nach Oberitalien und in die Schweiz, eilt aber nach Rom zurück.

Er benutzt seine Studien nach der Natur auf mancherlei Weise, malt in der Villa Pinciana eine ganze Galerie, zugleich

viele Staffeleigemälde, erhöht den Preis seiner Bilder um ein Drittel, und die Bestellungen häufen sich.

Sechste Epoche.

Der Großfürst und die Großfürstin von Rußland kommen nach Rom. Hackerten wird viel Gnade erzeigt, ja man verlangt ihn nach Petersburg; doch die Unterhandlungen zerschlagen sich.

1782 geht Hackert nach Neapel und nimmt sein Quartier zu Caserta, um die Studien zu einem großen Gemälde für die Großfürstin zu machen.

Der russische Minister besucht ihn täglich. Der König von Neapel erfährt es, läßt sich Hackert vorstellen und findet großen Gefallen an seiner Arbeit.

Der König beschäftigt ihn auf mancherlei Weise und gewinnt nach und nach immer mehr Neigung zu der Kunst und zu dem Künstler.

Doch findet Hackert dabei nicht seine Rechnung, indem seine Arbeiten nur nach dem gewöhnlichen Preise bezahlt werden, ohne daß er wegen der vielen Versäumniß einige Vergütung erhält.

1785 kehren Georg und Philipp Hackert im Januar nach Rom zurück und treffen im Oktober wieder in Caserta ein, worauf sie 1786 unter vortheilhaften Bedingungen angestellt werden.

Als 1787 das erste Kriegsschiff von vierundsiebzig Kanonen, die Parthenope, zu Castell' a Mare in Gegenwart des Hofes und einer großen Menge Volks vom Stapel ablief, malte Hackert diese Feierlichkeit, wozu sich noch fünf andere große Bilder gesellten, Alles Vorstellungen von Seehäfen.

Sodann geht Ph. Hackert mit dem Cavaliere Venuti nach Rom, um die Antiken der Farnesischen Erbschaft abzuholen. Ein großes Gebäude für die Kunstwerke und Studien soll in Neapel erbaut werden. Hackert wird anfänglich zu Rathe gezogen, scheidet aber endlich aus der Sache.

1788 geht er nach Apulien, um alle Seehäfen zu zeichnen. Bei seiner Rückkunft findet er den König, der zu S. Leucio eine Kur braucht, und leistet ihm Gesellschaft. Der Gedanke des Königs, diesen seinen Lieblingsaufenthalt auszubauen und zu

verschönern, wird ausgeführt. Ein Gleiches geschieht mit dem Palast von Cardisello und der Kirche.

Siebente Epoche.

Die Unruhen in Frankreich fangen an. Der König fährt immer fort, sich an den Künsten zu ergetzen, und schickt Ph. Hackert nach Sizilien, um wie vormals Gegenden aufzunehmen; allein die Umstände werden dringender. Der König macht eine Reise nach Wien; endlich verbreitet sich der Krieg über Italien, die Tanten des Königs von Frankreich verlassen Rom, Ph. Hackert muß sein Quartier im alten Palaste in Caserta räumen, der für sie eingerichtet wird. Alles, was sich auf Kunst bezieht, geräth in Stocken.

Hackert kommt in unangenehme Lage zwischen den beiden Parteien, der des Hofes und der Republikanischen. Die Brüder sehnen sich weg, können aber und trauen nicht, ihr Vermögen abzuführen.

Als in Neapel Jedermann sein Silber hergeben muß, liefert Hackert für 2400 Scudi Silber, ohne Löffel, Messer und Gabeln, die man behalten konnte.

Der Hof flüchtet nach Palermo; die fürchterlichste Anarchie tritt ein. Der königliche Palast wird geplündert. Die Menge dringt auf den Francavillischen Palast los, worin die beiden Brüder ihre Wohnung hatten; doch geht der Sturm vorüber, und die Franzosen rücken ein.

Die Generale Championnet und Rey nehmen die Gebrüder in Schutz; doch müssen sie ihre Wohnung verlassen und durch manche Gemälde, auch durch einige Exemplare ihres ganzen Kunstverlages, sich Gunst erwerben. Die französischen Generale bringen in die beiden Brüder, Neapel zu verlassen. Sie packen ein, gehen mit einem dänischen Schiff ab und kommen nach einer beschwerlichen Reise von dreizehn Tagen in Livorno an.

Eigentlich sind sie auf Paris instradirt, wissen es aber einzurichten, daß sie sich in Pisa aufhalten dürfen.

Achte Epoche.

Sie gehen nach Florenz, 1800, und richten sich daselbst ein. 1803 kauft Ph. Hackert eine Villa zu San Pietro di Caregjio, nahe bei der ehemaligen Villa des Lorenz von Medicis.

Er verbessert das Gütchen, das in Kurzem sehr einträglich wird. Georg Hackert stirbt im November 1805, noch nicht 50 Jahre alt. Philipp setzt sein thätiges Leben fort, bis er gegen Ende des Jahres 1806, vom Schlagflusse befallen, noch einige Zeit mit Besinnung und Hoffnung lebt, endlich aber im April 1807 Florenz und die Welt verläßt.

Die Lebensbeschreibung, woraus wir den gegenwärtigen Auszug liefern, ist in einem sehr einfachen, treuherzigen Stil verfaßt, besonders der größere Theil von Hackert's Hand, so daß sie Jeden gar bald an Cellini'sche und Winckelmann'sche Naivetät erinnert. In den einzelnen eingestreuten Anekdoten und Erzählungen erscheinen der Papst, der König und die Königin von Neapel, mehrere Fürsten und Herrn, Minister, Weltleute und Geistliche, dazwischen auch manche Reisende, in ihrem individuellen Wesen, und zwar nicht etwa mit bösem Willen geschildert, der das Besondere tückisch anhäkelt und gern die Eigenheiten, welche die Natur des Einzelnen bezeichnen, zum Fehler oder gar zum Verbrechen herunterzerren möchte; sondern auch hier sieht man die Hand des rein darstellenden Künstlers, der die Gegenwart mit Neigung auffaßt, das Natürliche natürlich zu nehmen und das Bedeutende an sich schon zu schätzen weiß, ohne es mit allgemeinen willkürlichen Maaßstäben messen zu wollen. Die Figuren treten oft in ihrem Charakter auf und nöthigen uns ein wohlwollendes Lächeln ab. Nirgends jedoch findet sich Karrikatur, welche bei Unverständigen Haß und Verachtung, Verdruß und Widerwillen aber bei Verständigen zu erregen pflegt. Wir wünschen, daß jede Bedenklichkeit, welche allenfalls der Herausgabe dieser schätzbaren Hefte sich entgegenstellen könnte, bald möge gehoben sein.

103.

Notiz.

Wir geben hiermit vorläufige Nachricht von einem Werke, das zur Michaelismesse im Cotta'schen Verlage herauskommen wird:

Die Wahlverwandtschaften, ein Roman von Goethe.
In zwei Theilen.

Es scheint, daß den Verfasser seine fortgesetzten physikalischen Arbeiten zu diesem seltsamen Titel veranlaßten. Er mochte be-

Zu 103. Morgenblatt, Nr. 211. 4. Sept. 1809. S. 844.

merkt haben, daß man in der Naturlehre sich sehr oft ethischer Gleichnisse bedient, um etwas von dem Kreise menschlichen Wissens weit Entferntes näher heranzubringen, und so hat er auch wol in einem sittlichen Falle eine chemische Gleichnißrede zu ihrem geistigen Ursprunge zurückführen mögen, um so mehr, als doch überall nur eine Natur ist und auch durch das Reich der heitern Vernunftfreiheit die Spuren trüber, leidenschaftlicher Nothwendigkeit sich unaufhaltsam hindurchziehen, die nur durch eine höhere Hand und vielleicht auch nicht in diesem Leben völlig auszulöschen sind.

104.

Anzeigen der Schriften über Optik.

a.

Anzeige der „Beiträge zur Optik"

s. S. 367, 368.

b.

Anzeige und Uebersicht des Goethischen Werkes zur Farbenlehre. Tübingen bei Cotta, 1810, in 8. I. Band, S. XLVIII, 654. II. Band, S. XXVIII, 757. Ein Heft mit XVI illuminirten Kupfertafeln und deren Erklärung.

Einem jeden Autor ist vergönnt, entweder in einer Vorrede oder in einer Rekapitulation von seiner Arbeit, besonders wenn sie einigermaßen weitläuftig ist, Rechenschaft zu geben. Auch hat man es in der neuern Zeit nicht ungemäß gefunden, wenn der Verleger dasjenige, was der Aufnahme einer Schrift günstig sein könnte, gegen das Publikum in Gestalt einer Ankündigung äußerte. Nachstehendes dürfte wol in diesem doppelten Sinne gelten.

Dieses, Ihro Durchlaucht der regierenden Herzogin von Weimar gewidmete Werk beginnt mit einer Einleitung, in der

Zu 104. b. Extrabeilage zum Morgenblatt, 1810, Nr. 9, ausgegeben mit Nr. 135 des Morgenbl. vom 6. Juni 1810.

zuvörderst die Absicht im Allgemeinen dargelegt wird. Sie geht kürzlich dahin, die chromatischen Erscheinungen in Verbindung mit allen übrigen physischen Phänomenen zu betrachten, sie besonders mit dem, was uns der Magnet, der Turmalin gelehrt, was Elektrizität, Galvanismus, chemischer Prozeß uns offenbart, in eine Reihe zu stellen, und so durch Terminologie und Methode eine vollkommnere Einheit des physischen Wissens vorzubereiten. Es soll gezeigt werden, daß bei den Farben wie bei den übrigen genannten Naturerscheinungen ein Heben und Trüben, eine Vertheilung, eine Vereinigung, ein Gegensatz, eine Indifferenz, kurz eine Polarität stattfinde, und zwar in einem hohen, mannichfaltigen, entschiedenen, belehrenden und fördernden Sinne. Um unmittelbar zur Sache zu gehen, so werden Licht und Auge als bekannt und anerkannt angenommen.

Das Werk theilt sich in drei Theile, den didaktischen, polemischen und historischen, deren Veranlassung und Zusammenhang mit Wenigem angezeigt wird.

Didaktischer Theil.

Seit Wiederherstellung der Wissenschaften ergeht an einzelne Forscher und ganze Sozietäten immer die Forderung: man solle sich treu an die Phänomene halten und eine Sammlung derselben naturgemäß aufstellen. Die theoretische und praktische Ungeduld des Menschen aber hindert gar oft die Erreichung eines so löblichen Zwecks. Andere Fächer der Naturwissenschaft sind glücklicher gewesen als die Farbenlehre. Der einigemal wiederholte Versuch, die Phänomene zusammenzustellen, hat aus mehreren Ursachen nicht recht glücken wollen. Was wir in unserm Entwurf zu leisten gesucht, ist Folgendes:

Daß die Farben auf mancherlei Art und unter ganz verschiedenen Bedingungen erscheinen, ist Jedermann auffallend und bekannt. Wir haben die Erfahrungsfälle zu sichten uns bemüht, sie, insofern es möglich war, zu Versuchen erhoben und unter drei Hauptrubriken geordnet. Wir betrachten demnach die Farben unter mehreren Abtheilungen von der physiologischen, physischen und chemischen Seite.

Die erste Abtheilung umfaßt die physiologischen, welche dem Organ des Auges vorzüglich angehören und durch dessen Wirkung und Gegenwirkung hervorgebracht werden. Man kann sie daher auch die subjektiven nennen. Sie sind unauf-

Von böser Art Gottheiten, wie wir wissen,
Die gern, was Gott und Mensch verband, zerreißen;

Die Beiden also sagten: Laß' versuchen,
Wie wir dem deutschen Volk ein Unheil bringen;
Sie mögen reden, schwätzen, tanzen, singen,
Sie müssen sich und all ihr Thun verfluchen.

Sie lachten gräßlich, fingen an zu formen,
Schlecht schlechten Teig, und kneteten beflissen:
Figuren waren's, aber wie .....
Das sind nun ...., ..., die Enormen!

Welch ein verehrendes Gedränge*)
Schließt den verfluchten ... ein?
Natürlich! Jeder aus der Menge
Wünscht sehnlich, so ein Mann zu sein.

Er sah fürwahr die Welt genau,
Doch schaut' er sie aus seinen Augen;
Deswegen konnte Mann und Frau
Auch nicht das Allermindste taugen.

Daß er aus Bosheit schaden mag,
Das ist ihm wol erlaubt;
Doch flucht' ich, daß er Tag für Tag
Auch noch zu nützen glaubt.

Kotzebue.**)

Februar 1816.

Natur gab Dir so schöne Gaben,
Als tausend andre Menschen nicht haben;

*) Zuerst 1836. — Bezieht sich unzweifelhaft wieder auf Kotzebue. — L.

**) Zuerst 1836. — In der eben angegebenen Zeit befand sich Kotzebue nicht in Weimar oder in Jena, sondern als russischer Consul in Königsberg. Es fehlte daher an einem persönlichen Anlaß in dem Gedichte. Auch in seinen damaligen Schriften ist kein specieller Anlaß für dasselbe zu finden. Goethe suchte vielmehr in den Versen, wie in dem noch bei Lebzeiten Kotzebue's verfaßten Aufsatze über denselben in den „Biographischen Einzelnheiten," sein Verhältniß zu ihm überhaupt zu präcisiren. In einem spätern Zusatze zu jenem Artikel leitet er aus einer gewissen Analität Kotzebue's den hier in den beiden ersten Strophen gerügten Fehler her, „das Treffliche herunterzuziehen." Wo Kotzebue seiner Gegner gedenkt, erwähnt er seinerseits nie, Goethe und dessen „Anbeter," außerdem die Romantiker, die Mystiker, die Frommen und die „Nibelungianer" zu nennen. — L.

haltsam flüchtig, schnell verschwindend. Unsere Vorfahren schrieben sie dem Zufall, der Phantasie, ja einer Krankheit des Auges zu und benannten sie darnach. Hier kommt zuerst das Verhältniß des großen Gegensatzes von Licht und Finsterniß zum Auge in Betrachtung, sodann die Wirkung heller und dunkler Bilder aufs Au[illegible] Dabei zeigt sich denn das erste, den Alten schon bekannte Grundgesetz, durch das Finstere werde das Auge gesammelt, zusammengezogen, durch das Helle hingegen entbunden, ausgedehnt. Das farbige Abklingen blendender farbloser Bilder wird sodann mit seinem Gegensatze vorgetragen, hierauf die Wirkung farbiger Bilder, welche gleichfalls ihren Gegensatz hervorrufen, gezeigt und dabei die Harmonie und Totalität der Farbenerscheinung, als der Angel, auf dem die ganze Lehre sich bewegt, ein- für allemal ausgesprochen. Die farbigen Schatten, als merkwürdige Fälle einer solchen wechselseitigen Forderung, schließen sich an, und durch schwachwirkende gemäßigte Lichter wird der Uebergang zu den subjektiven Höfen gefunden. Ein Anhang sondert die nah verwandten pathologischen Farben von den physiologischen, wobei der merkwürdige Fall besonders zur Sprache kommt, daß einige Menschen gewisse Farben von einander nicht unterscheiden können.

Die zweite Abtheilung macht uns nunmehr mit den physischen Farben bekannt. Wir nannten diejenigen so, zu deren Hervorbringung gewisse materielle, aber farblose Mittel nöthig sind, die sowol durchsichtig und durchscheinend als undurchsichtig sein können. Diese Farben zeigen sich nun schon objektiv wie subjektiv, indem wir sie sowol außer uns hervorbringen und für Gegenstände ansprechen, als auch dem Auge zugehörig und in demselben hervorgebracht annehmen. Sie müssen als vorübergehend, nicht festzuhaltend angesehen werden und heißen deswegen apparente, flüchtige, falsche, wechselnde Farben. Sie schließen sich unmittelbar an die physiologischen an und scheinen nur um einen geringen Grad mehr Realität zu haben.

Hier werden nun die dioptrischen Farben in zwei Klassen getheilt aufgeführt. Die erste enthält jene höchst wichtigen Phänomene, wenn das Licht durch trübe Mittel fällt, oder wenn das Auge durch solche hindurchsieht. Diese weisen uns auf eine der großen Naturmaximen hin, auf ein Urphänomen, woraus eine Menge von Farbenerscheinungen, besonders die atmosphärischen abzuleiten sind. In der zweiten Klasse werden die Re-

fraktionsfälle erst subjektiv, dann objektiv durchgeführt und dabei unwidersprechlich gesetzt, daß kein farbloses Licht, von welcher Art es auch sei, durch Refraktion eine Farbenerscheinung hervorbringe, wenn dasselbe nicht begrenzt, nicht in ein Bild verwandelt werden. So bringt die Sonne das prismatische Farbenbild nur insofern hervor, als sie selbst ein begrenztes leuchtendes und wirksames Bild ist. Jede weiße Scheibe auf schwarzem Grund leistet subjektiv dieselbe Wirkung.

Hierauf wendet man sich zu den paroptischen Farben. So heißen diejenigen, welche entstehen, wenn das Licht an einem undurchsichtigen farblosen Körper vorbestrahlt: sie wurden bisher einer Beugung desselben zugeschrieben. Auch in diesem Falle finden wir, wie bei den vorhergehenden, eine Randerscheinung und sind nicht abgeneigt, hier gleichfalls farbige Schatten und Doppelbilder zu erblicken. Doch bleibt dieses Kapitel weiterer Untersuchung ausgesetzt.

Die epoptischen Farben dagegen sind ausführlicher und befriedigender behandelt. Es sind solche, die, auf der Oberfläche eines farblosen Körpers durch verschiedenen Anlaß erregt, ohne Mittheilung von außen für sich selbst entspringen. Sie werden von ihrer leisesten Erscheinung bis zu ihrer hartnäckigsten Dauer verfolgt, und so gelangen wir zu

der dritten Abtheilung, welche die chemischen Farben enthält. Der chemische Gegensatz wird unter der ältern Formel von Acidum und Alkali ausgesprochen und der dadurch entspringende chromatische Gegensatz an Körpern eingeleitet. Auf die Entstehung des Weißen und Schwarzen wird hingedeutet; dann von Erregung der Farbe, Steigerung und Kulmination derselben, dann von ihrem Hin- und Wiederschwanken, nicht weniger von dem Durchwandern des ganzen Farbenkreises gesprochen; ihre Umkehrung und endliche Fixation, ihre Mischung und Mittheilung, sowol die wirkliche als scheinbare, betrachtet und mit ihrer Entziehung geschlossen. Nach einem kurzen Bedenken über Farben-Nomenklatur wird angedeutet, wie aus diesen gegebenen Ansichten sowol unorganische als organische Naturkörper zu betrachten und nach ihren Farbeäußerungen zu beurtheilen sein möchten. Physische und chemische Wirkung farbiger Beleuchtung, ingleichen die chemische Wirkung bei der dioptrischen Achromasie, zwei höchst wichtige Kapitel, machen den Beschluß. Die chemischen Farben kennen wir uns nun objektiv als den Gegenständen angehörig denken. Sie hießen sonst colores proprii, materiales,

veri, permanentes, und verdienen wol diesen Namen; denn sie sind bis zur spätesten Dauer festzuhalten.

Nachdem wir dergestalt zum Behuf unsers didaktischen Vortrages die Erscheinungen möglichst aus einander gehalten, gelang es uns doch durch eine solche naturgemäße Ordnung, sie zugleich in einer stätigen Reihe darzustellen, die flüchtigen mit den verweilenden und diese wieder mit den dauernden zu verknüpfen, und so die erst sorgfältig gezogenen Abtheilungen für ein höheres Anschaun wieder aufzuheben.

In einer vierten Abtheilung haben wir, was bis dahin von den Farben unter mannichfaltigen besondern Bedingungen bemerkt worden, im Allgemeinen ausgesprochen und dadurch eigentlich den Abriß einer künftigen Farbenlehre entworfen.

In der fünften Abtheilung werden die nachbarlichen Verhältnisse dargestellt, in welchen unsere Farbenlehre mit dem übrigen Wissen, Thun und Treiben zu stehen wünschte. Den Philosophen, den Arzt, den Physiker, den Chemiker, den Mathematiker, den Techniker laden wir ein, an unserer Arbeit Theil zu nehmen und unser Bemühen, die Farbenlehre dem Kreis der übrigen Naturerscheinungen einzuverleiben, von ihrer Seite zu begünstigen.

Die sechste Abtheilung ist der sinnlich-sittlichen Wirkung der Farbe gewidmet, woraus zuletzt die ästhetische hervorgeht. Hier treffen wir auf den Maler, dem zu Liebe eigentlich wir uns in dieses Feld gewagt, und so schließt sich das Farbenreich in sich selbst ab, indem wir wieder auf die physiologischen Farben und auf die naturgemäße Harmonie der sich einander fordernden, der sich gegenseitig entsprechenden Farben gewiesen werden.

Polemischer Theil.

Die Naturforscher der ältern und mittlern Zeit hatten ungeachtet ihrer beschränkten Erfahrung doch einen freien Blick über die mannichfaltigen Farbenphänomene und waren auf dem Wege, eine vollständige und zutägliche Sammlung derselben aufzustellen. Die seit einem Jahrhundert herrschende Newtonische Theorie hingegen gründete sich auf einen beschränkten Fall und bevortheilte alle die übrigen Erscheinungen um ihre Rechte, in welche wir sie durch unsern Entwurf wieder einzusetzen getrachtet. Dieses war nöthig, wenn wir die hypothetische Verzerrung so

vieler herrlichen und erfreulichen Naturphänomene wieder ins Gleiche bringen wollten. Wir konnten nunmehr mit deste größerer Sicherheit an die Kontrovers gehn, welche wir, ob sie gleich auf verschiedene Weise hätte eingeleitet werden können, nach Maßgabe der Newtonischen Optik führen, indem wir diese Schritt vor Schritt polemisch verfolgen und das Irrthumsgespinnst, das sie enthält, zu entwirren und aufzulösen suchen.

Wir halten es räthlich, mit Wenigem anzugeben, wie sich unsere Ansicht, besonders des beschränkten Refraktionsfalles, von derjenigen unterscheide, welche Newton gefaßt und die sich durch ihn über die gelehrte und ungelehrte Welt verbreitet hat.

Newton behauptet, in dem weißen farblosen Lichte überall, besonders aber in dem Sonnenlicht, seien mehrere verschiedenfarbige Lichter wirklich enthalten, deren Zusammensetzung das weiße Licht hervorbringe. Damit nun diese bunten Lichter zum Vorschein kommen sollen, setzt er dem weißen Licht gar mancherlei Bedingungen entgegen, vorzüglich brechende Mittel, welche das Licht von seiner Bahn ablenken, aber diese nicht in einfacher Vorrichtung. Er giebt den brechenden Mitteln allerlei Formen; den Raum, in dem er operirt, richtet er auf mannichfaltige Weise ein; er beschränkt das Licht durch kleine Oeffnungen, durch winzige Spalten, und nachdem er es auf hunderterlei Art in die Enge gebracht, behauptet er: alle diese Bedingungen hätten keinen andern Einfluß, als die Eigenschaften, die Fertigkeiten des Lichts rege zu machen, so daß sein Inneres aufgeschlossen und sein Inhalt offenbart werde.

Die Lehre dagegen, die wir mit Ueberzeugung aufstellen, beginnt zwar auch mit dem farblosen Lichte, sie bedient sich auch äußerer Bedingungen, um farbige Erscheinungen hervorzubringen; sie gesteht aber diesen Bedingungen Werth und Würde zu. Sie maßt sich nicht an, Farben aus dem Lichte zu entwickeln; sie sucht vielmehr durch unzählige Fälle darzuthun, daß die Farbe zugleich von dem Lichte und von dem, was sich ihm entgegenstellt, hervorgebracht werde.

Also, um bei dem Refraktionsfalle zu verweilen, auf welchen sich die Newtonische Theorie doch eigentlich gründet, so ist es keineswegs die Brechung allein, welche die Farbenerscheinung verursacht; vielmehr bleibt eine zweite Bedingung unerläßlich, daß nämlich die Brechung auf ein Bild wirke und ein solches von der Stelle wegrücke. Ein Bild entsteht nur durch Grenzen, und diese Grenzen übersieht Newton ganz; ja, er

leugnet ihren Einfluß. Wir aber schreiben dem Bilde sowol als seiner Umgebung, der Fläche sowol als der Grenze, der Thätigkeit sowol als der Schranke vollkommen gleichen Einfluß zu. Es ist nichts anders als eine Randerscheinung, und keines Bildes Mitte wird farbig, als insofern die farbigen Ränder sich berühren oder übergreifen. Alle Versuche stimmen uns bei. Je mehr wir sie vermannichfaltigen, desto mehr wird ausgesprochen, was wir behaupten, desto planer und klarer wird die Sache, desto leichter wird es uns, mit diesem Faden an der Hand auch durch die polemischen Labyrinthe mit Heiterkeit und Bequemlichkeit hindurchzukommen. Ja, wir wünschen nichts mehr, als daß der Menschenverstand, von den wahren Naturverhältnissen, auf die wir dringend immer zurückkehren, geschwind überzeugt, unsern polemischen Theil, an welchem freilich noch Manches nachzuholen und schärfer zu bestimmen wäre, bald für überflüssig erklären möge.

Historischer Theil.

War es uns in dem didaktischen Entwurfe schwer geworden, die Farbenlehre oder Chromatik, in der es übrigens wenig oder nichts zu messen giebt, von der Lehre des natürlichen und künstlichen Sehens, der eigentlichen Optik, worin die Meßkunst großen Beistand leistet, möglichst zu trennen und sie für sich zu betrachten, so begegneten wir dieser Schwierigkeit abermals in dem dritten, historischen Theile, da Alles, was uns aus älterer und neuerer Zeit über die Farben berichtet worden, sich durch die ganze Naturlehre und besonders durch die Optik gleichsam nur gelegentlich durchschmiegt und für sich beinahe niemals Masse bildet. Was wir daher auch sammelten und zusammenstellten, blieb allzu sehr Bruchwerk, als daß es leicht hätte zu einer Geschichte verarbeitet werden können, wozu uns überhaupt in der letzten Zeit die Ruhe nicht gegönnt war. Wir entschlossen uns daher, das Gesammelte als Materialien hinzulegen, und sie nur durch Stellung und durch Zwischenbetrachtungen einigermaßen zu verknüpfen.

In diesem dritten Theile also macht uns nach einem kurzen Ueberblick der Urzeit die erste Abtheilung mit dem bekannt, was die Griechen von Pythagoras an bis Aristoteles über Farben geäußert, welches auszugsweise übersetzt gegeben wird; sodann aber Theophrast's Büchlein von den Farben in vollständiger Uebersetzung. Dieser ist eine kurze

Abhandlung über die Variabilität der griechischen und lateinischen Farbenbenennungen beigefügt.

Die zweite Abtheilung läßt uns Einiges von den Römern erfahren. Die Hauptquelle des Lucretius ist nach Herrn von Knebel's Ueberlieferung mitgetheilt, und anstatt uns bei dem Texte des Plinius aufzuhalten, liefern wir eine Geschichte des Kolorits der alten Maler, verfaßt von Herrn Hofrath Meyer. Sie wird hypothetisch genannt, weil sie nicht sowol auf Denkmäler als auf die Natur des Menschen und den Kunstgang, den derselbe bei freier Entwickelung nehmen muß, gegründet ist. Betrachtungen über Farbenlehre und Farbenbehandlung der Alten folgen hierauf, welche zeigen, daß diese mit dem Fundament und den bedeutendsten Erscheinungen der Farbenlehre bekannt und auf einem Wege gewesen, welcher, von den Nachfolgern betreten, früher zum Ziele geführt hätte. Ein kurzer Nachtrag enthält Einiges über Seneca. An dieser Stelle ist es nun Pflicht des Verfassers, dankbar zu bekennen, wie sehr ihm bei Bearbeitung dieser Epochen sowol als überhaupt des ganzen Werkes die einsichtige Theilnahme eines mehrjährigen Hausfreundes und Studiengenossen, Herrn Dr. Riemer's, förderlich und behülflich gewesen.

In der dritten Abtheilung wird von jener traurigen Zwischenzeit gesprochen, in welcher die Welt der Barbarei unterlegen. Hier tritt vorzüglich die Betrachtung ein, daß nach Zerstörung einer großen Verwelt die Trümmer, welche sich in die neue Zeit herüberretten, nicht als ein Lebendiges, Eignes, sondern als ein Fremdes, Todtes wirken, und daß Buchstabe und Wort mehr als Sinn und Geist beachtet werden. Die drei großen Hauptmassen der Ueberlieferung, die Werke des Aristoteles, des Plato und die Bibel treten heraus. Wie die Autorität sich festsetzt, wird dargethan. Doch wie das Genie immer wieder geboren wird, wieder hervordringt und bei einigermaßen günstigen Umständen lebendig wirkt, so erscheint auch sogleich am Rande einer solchen dunklen Zeit Roger Bacon, eine der reinsten, liebenswürdigsten Gestalten, von denen uns in der Geschichte der Wissenschaften Kunde geworden. Nur Weniges indessen, was sich auf Farbe bezieht, finden wir bei ihm sowie bei einigen Kirchenvätern, und die Naturwissenschaft wird wie manches Andere durch die Lust am Geheimniß obskurirt.

Dagegen gewährt uns die vierte Abtheilung einen

heitern Blick in das sechzehnte Jahrhundert. Durch alte Literatur und Sprachkunde sehen wir auch die Farbenlehre gefördert. Das Büchlein des Thylesius von den Farben findet man in der Ursprache abgedruckt. Portius erscheint als Herausgeber und Uebersetzer des Theophrastischen Aufsatzes; Scaliger bemüht sich auf eben diesem Wege um die Farbenbenennungen. Paracelsus tritt ein und giebt den ersten Wink zur Einsicht in die chemischen Farben. Durch Alchymisten wird nichts gefördert. Nun bietet sich die Betrachtung dar, daß, je mehr die Menschen selbstthätig werden und neue Naturverhältnisse entdecken, das Ueberlieferte an seiner Giltigkeit verliere und seine Autorität nach und nach unscheinbar werde. Die theoretischen und praktischen Bemühungen des Telesius, Cardanus, Porta für die Naturlehre werden gerühmt. Der menschliche Geist wird immer freier, unduldsamer, selbst gegen nothwendiges und nützliches Lernen, und ein solches Bestreben geht so weit, daß Baco von Verulam sich erkühnt, über Alles, was bisher auf der Tafel des Wissens verzeichnet gestanden, mit dem Schwamme hinzufahren.

In der fünften Abtheilung zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts trösten uns jedoch über ein solches Schrift-stürmendes Beginnen Galilei und Keppler, zwei wahrhaft auferbauende Männer. Von dieser Zeit an wird auch unser Feld mehr angebaut. Snellius entdeckt die Gesetze der Brechung, und Antonius de Dominis thut einen großen Schritt zur Erklärung des Regenbogens. Aguilonius ist der Erste, der das Kapitel von den Farben ausführlich behandelt, da sie Carteſius neben den übrigen Naturerscheinungen aus Materialitäten und Rotationen entstehen läßt. Kircher liefert ein Werk, die große Kunst des Lichtes und Schattens, und deutet schon durch diesen ausgesprochenen Gegensatz auf die rechte Weise, die Farben abzuleiten. Marcus Marci dagegen behandelt diese Materie abstrus und ohne Vortheil für die Wissenschaft. Eine neue, schon früher vorbereitete Epoche tritt nunmehr ein. Die Vorstellungsart von der Materialität des Lichtes nimmt überhand. De la Chambre und Voſſius haben schon dunkle Lichter in dem hellen. Grimaldi zerrt, quetscht, zerreißt, zerblittert das Licht, um ihm Farben abzugewinnen. Boyle läßt es von den verschiedenen Facetten und Raubigkeiten der Oberfläche widerstrahlen und auf diesem Wege die Farben erscheinen. Hook ist geist-

reich, aber paradox. Bei Malebranche werden die Farben dem Schall verglichen, wie immer auf dem Wege der Schwingungslehre. Sturm kompilirt und elektrisirt, aber Funccius, durch Betrachtung der atmosphärischen Erscheinungen an der Natur festgehalten, kommt dem Rechten ganz nahe, ohne doch durchzudringen. Nuguet ist der Erste, der die prismatischen Erscheinungen richtig ableitet. Sein System wird mitgetheilt und seine wahren Einsichten von den falschen und unzulänglichen gesondert. Zum Schluß dieser Abtheilung wird die Geschichte des Kolorits seit Wiederherstellung der Kunst bis auf unsere Zeit gleichfalls von Herrn Hofrath Meyer vorgetragen.

Die sechste Abtheilung ist dem achtzehnten Jahrhundert gewidmet, und wir treten sogleich in die merkwürdige Epoche von Newton bis auf Dollond. Die Londner Sozietät, als eine bedeutende Versammlung von Naturfreunden des Augenblicks, zieht alle unsere Aufmerksamkeit an sich. Mit ihrer Geschichte machen uns bekannt Sprat, Birch und die Transaktionen. Diesen Hilfsmitteln zufolge wird von den ungewissen Anfängen der Sozietät, von den frühern und spätern Zuständen der Naturwissenschaft in England, von den äußern Vortheilen der Gesellschaft, von den Mängeln, die in ihr selbst, in der Umgebung und in der Zeit liegen, gehandelt. Hook erscheint als geistreicher, unterrichteter, geschäftiger, aber zugleich eigenwilliger, unduldsamer, unordentlicher Sekretär und Experimentator. Newton tritt auf. Dokumente seiner Theorie der Farben sind die lectiones opticae, ein Brief an Oldenburg, den Sekretär der Londoner Sozietät, ferner die Optik. Newton's Verhältniß zur Sozietät wird gezeigt. Eigentlich meldet er sich zuerst durch sein katoptrisches Teleskop an. Von der Theorie ist nur beiläufig die Rede, um die Unmöglichkeit der Verbesserung dioptrischer Fernröhre zu zeigen und seiner Vorrichtung einen größern Werth beizulegen. Obgedachter Brief erregt die ersten Gegner Newton's, denen er selbst antwortet. Dieser Brief sowol als die ersten Kontroversen sind in ihren Hauptpunkten ausgezogen und der Grundfehler Newton's aufgedeckt, daß er die äußern Bedingungen, welche nicht aus dem Licht, sondern an dem Licht die Farben hervorbringen, übereilt beseitigt und dadurch sowol sich als Andere in einen beinah unauflöslichen Irrthum verwickelt. Mariotte faßt ein ganz richtiges Aperçü gegen Newton, worauf wenig

geachtet wird. Desaguliers, Experimentator von Metier, experimentirt und argumentirt gegen den schon Verstorbenen. Sogleich tritt Rizzetti mit mehrerm Aufwand gegen Newton hervor; aber auch ihn treibt Desaguliers aus den Schranken, welchem Gauger als Schildknappe beiläuft. Newton's Persönlichkeit wird geschildert und eine ethische Auflösung des Problems versucht: wie ein so außerordentlicher Mann sich in einem solchen Grade irren, seinen Irrthum bis an sein Ende mit Neigung, Fleiß, Hartnäckigkeit, trotz aller äußern und innern Warnungen bearbeiten und befestigen und so viel vorzügliche Menschen mit sich fortreißen können. Die ersten Schüler und Bekenner Newton's werden genannt. Unter den Ausländern sind s'Gravesand und Muschenbroek bedeutend.

Nun wendet man den Blick zur französischen Akademie der Wissenschaften. In ihren Verhandlungen wird Mariette's mit Ehren gedacht. De la Hire erkennt die Entstehung des Blauen vollkommen, des Gelben und Rothen weniger. Conradi, ein Deutscher, erkennt den Ursprung des Blauen ebenfalls. Die Schwingungen des Malebranche fördern die Farbenlehre nicht, so wenig als die fleißigen Arbeiten Mairan's, der auf Newton's Wege das prismatische Bild mit den Tonintervallen parallelisiren will. Polignac, Gönner und Liebhaber, beschäftigt sich mit der Sache und tritt der Newtonischen Lehre bei. Literatoren, Lobredner, Schöngeister, Auszügler und Gemeinmacher, Fontenelle, Voltaire, Algarotti und Andere geben vor der Menge den Ausschlag für die Newtonische Lehre, wozu die Anglomanie der Franzosen und übrigen Völker nicht wenig beiträgt.

Indessen gehn die Chemiker und Farbekünstler immer ihren Weg. Sie verwerfen jene größere Anzahl von Grundfarben und wollen von dem Unterschiede der Grund- und Hauptfarben nichts wissen. Dufay und Castel beharren auf der einfachern Ansicht; Letzterer widersetzt sich mit Gewalt der Newtonischen Lehre, wird aber überschrieen und verschrieen. Der farbige Abdruck von Kupferplatten wird geübt. Le Blon und Gautier machen sich hierdurch bekannt. Letzterer, ein heftiger Gegner Newton's, trifft den rechten Punkt der Kontrovers und führt sie gründlich durch. Gewisse Mängel seines Vortrags, die Ungunst der Akademie und die öffentliche Meinung widersetzen sich ihm, und seine Bemühungen bleiben

fruchtlos. Nach einem Blicke auf die deutsche große und thätige Welt wird dasjenige, was in der deutschen gelehrten Welt vorgegangen, aus den physikalischen Kompendien kürzlich angemerkt, und die Newtonische Theorie erscheint zuletzt als allgemeine Konfession. Von Zeit zu Zeit regt sich wieder der Menschenverstand. Tobias Mayer erklärt sich für die drei Grund- und Hauptfarben, nimmt gewisse Pigmente als ihre Repräsentanten an und berechnet ihre möglichen unterscheidbaren Mischungen. Lambert geht auf demselben Wege weiter. Außer Diesen begegnet uns noch eine freundliche Erscheinung: Scherffer beobachtet die sogenannten Scheinfarben, sammelt und recensirt die Bemühungen seiner Vorgänger. Franklin wird gleichfalls aufmerksam auf diese Farben, die wir unter die physiologischen zählen.

Die zweite Epoche des achtzehnten Jahrhunderts von Dollond bis auf unsere Zeit hat einen eigenen Charakter. Sie trennt sich in zwei Hauptmassen. Die erste ist um die Entdeckung der Achromasie theils theoretisch, theils praktisch beschäftigt, jene Erfahrung nämlich, daß man die prismatische Farbenerscheinung aufheben und die Brechung beibehalten, die Brechung aufheben und die Farbenerscheinung behalten könne. Die dioptrischen Fernröhre werden gegen das bisherige Vorurtheil verbessert, und die Newtonische Lehre periclitirt in ihrem Innersten. Erst leugnet man die Möglichkeit der Entdeckung, weil sie der herzebrachten Theorie unmittelbar widerspreche; dann schließt man sie durch das Wort Zerstreuung an die bisherige Lehre, die auch nur aus Worten bestand. Priestley's Geschichte der Optik, durch Wiederholung des Alten, durch Akkommodation des Neuen, trägt sehr viel zur Aufrechthaltung der Lehre bei. Frisi, ein geschickter Lobredner, spricht von der Newtonischen Lehre, als wenn sie nicht erschüttert worden wäre. Klügel, der Uebersetzer Priestley's, durch mancherlei Warnung und Hindeutung aufs Rechte, macht sich bei den Nachkommen Ehre; allein weil er die Sache lässlich nimmt und seiner Natur, auch wol den Umständen nach nicht derb auftreten will, so bleiben seine Ueberzeugungen für die Gegenwart verloren.

Wenden wir uns zur andern Masse. Die Newtonische Lehre, wie früher die Dialektik, hatte die Geister unterdrückt. Zu einer Zeit, da man alle frühere Autorität weggeworfen, hatte sich diese neue Autorität abermals der Schulen bemächtigt.

Sie versagte Dir aber den schönsten Gewinnst,
Zu schätzen mit Freude fremdes Verdienst.

Könntest Du Dich Deiner Nachbarn freuen,
Du stelltest Dich ehrenvoll mit in den Reihen;
Nun aber hat Dich das Rechte verdrossen,
Und hast Dich selber ausgeschlossen.

Und wenn nach hundert Jahren ein Meiner
Deiner Werke gedenkt und Deiner,
So darf er es nicht anders sagen;
Du kannst ihn beim jüngsten Gericht verklagen.

Derselbe.*)

Eisenach, den 18. Oktober 1817.

Du hast es lange genug getrieben,
Niederträchtig vom Hohen geschrieben,
Hättest gern die tiefste Niederacht
Dem Allerhöchsten gleich gebracht.
Das hat denn Deine Zeitgenossen,
Die Tüchtigen mein' ich, daß verdrossen;
Hast immer doch Ehr' und Glück genossen.

Sankt Peter hat es Dir aber gedacht,
Daß Du ihn hättest gern klein gemacht,
Hat Dir einen bösen Geist geschickt,
Der Dir den heim'schen Sinn verrückt,
Daß Du Dein eignes Volk gescholten.

*) Zuerst 1836. — Das Gedicht trägt das Datum des bekannten Wartburgfestes, und es ist interessant, Goethe hier ganz auf der Seite der teutschen Studenten zu erblicken, ohne daß diese es damals ahnten. Die erste Strophe bezieht sich auf die in der Anmerkung zu dem vorigen Gedicht hervorgehobene Tendenz Kotzebue's, welche in antinationalem Sinne in seiner „Geschichte des deutschen Reiches," (1814 und 1815) — obwol Kotzebue bis dahin in Wort und Schrift Napoleon und die Franzosen unermüdlich bekämpft hatte — und in antichristlichem Sinne schon früher in den „Erinnerungen von einer Reise von Livland nach Rom und Neapel" (1805) besonders hervorgetreten war. In letzterm Buche spricht K. beispielsweise von einer „Madonna à l'Estasia," und an einer Stelle, wo von dem Erlöser die Rede ist, wirft er ein: „Welcher? Christus oder Wischnu?" Da K. darin vorzugsweise den Katholicismus und dessen Einrichtungen angegriffen hatte, so erklärt sich die wiederholte Bezugnahme auf St. Peter in der zweiten Strophe. Bekannt ist, daß besonders Kotzebue'sche Schriften, darunter die angeführte deutsche Geschichte, „als der Nationalehre zuwider" auf dem Wartburgfeste verbrannt wurden, und daß die Erregung gegen den Verfasser als russischen Agenten einen besonders hohen Grad erreichte, als einige seiner Berichte an die russische Regierung in den Weimarischen Oppositionsblättern im Jahre 1817 abgedruckt wurden. — L.

Jetzt aber ward sie durch Entdeckung der Achromasie erschüttert. Einzelne Menschen fingen an, den Naturweg einzuschlagen, und es bereitete sich, da Jeder aus einseitigem Standpunkte das Ganze überseben, sich von Newton losmachen oder wenigstens mit ihm einen Vergleich eingeben wollte, eine Art von Anarchie, in welcher sich Jeder selbst konstituirte und so eng oder so weit, als es geben mochte, mit seinen Bemühungen zu wirken trachtete. Westfeld hoffte, die Farben durch eine gradative Wärmewirkung auf die Netzhaut zu erklären. Gupot sprach bei Gelegenheit eines physikalischen Spielwerks die Unhaltbarkeit der Newtonischen Theorie aus. Mauclerc kam auf die Betrachtung, inwiefern Pigmente einander an Ergiebigkeit balanciren. Marat, der gewahr wurde, daß die prismatische Erscheinung nur eine Randerscheinung sei, verband die paroptischen Fälle mit dem Refraktionsfalle. Weil er aber bei dem Newtonischen Resultat blieb und zugab, daß die Farben aus dem Licht hervorgelockt würden, so hatten seine Bemühungen keine Wirkung. Ein französischer Ungenannter beschäftigte sich emsig und treulich mit den farbigen Schatten, gelangte aber nicht zum Wort des Räthsels. Carvalho, ein Malteserritter, wird gleichfalls zufällig farbige Schatten gewahr und baut auf wenige Erfahrungen eine wunderliche Theorie auf. Darwin beobachtet die Scheinfarben mit Aufmerksamkeit und Treue; da er aber Alles durch mehr und mindern Reiz abthun und die Phänomene zuletzt, wie Scherffer, auf die Newtonische Theorie reduziren will, so kann er nicht zum Ziel gelangen. Mengs spricht mit zartem Künstlersinn von den harmonischen Farben, welches eben die nach unserer Lehre physiologisch geforderten sind. Gülich, ein Färbekünstler, sieht ein, was in seiner Technik durch den chemischen Gegensatz von Acidum und Alkali zu leisten ist; allein bei dem Mangel an gelehrter und philosophischer Kultur kann er weder den Widerspruch, in dem er sich mit der Newtonischen Lehre befindet, lösen, noch mit seinen eigenen theoretischen Ansichten ins Reine kommen. Delaval macht auf die dunkle schattenhafte Natur der Farbe aufmerksam, vermag aber — weder durch Versuche noch Methode, noch Vortrag, an denen freilich Manches auszusetzen ist, — keine Wirkung hervorzubringen. Hoffmann möchte die malerische Harmonie durch die musikalische deutlich machen und einer durch die andere aufhelfen. Natürlich gelingt es ihm nicht, und bei manchen schönen Verdiensten ist er wie sein Buch verschollen.

Blair erneuert die Zweifel gegen Achromasie, welche wenigstens nicht durch Verbindung zweier Mittel soll hervorgebracht werden können; er verlangt mehrere dazu. Seine Versuche an verschiedenen, die Farbe sehr erhöhenden Flüssigkeiten sind aller Aufmerksamkeit werth; da er aber zu Erläuterung derselben die detestable Newtonische Theorie kümmerlich modifizirt anwendet, so wird seine Darstellung bösse verworren, und seine Bemühungen scheinen keine praktischen Folgen gehabt zu haben.

Zuletzt nun glaubte der Verfasser des Werks, nachdem er so viel über Andere gesprochen, auch eine Confession über sich selbst schuldig zu sein, und er gesteht, auf welchem Wege er in dieses Feld gekommen, wie er erst zu einzelnen Wahrnehmungen und nach und nach zu einem vollständigern Wissen gelangt, wie er sich das Anschauen der Versuche selbst zu Wege gebracht und gewisse theoretische Ueberzeugungen darauf gegründet; wie diese Beschäftigung sich zu seinem übrigen Lebensgange, besonders aber zu seinem Antheil an bildender Kunst verhalte, wird dadurch begreiflich. Eine Erklärung über das in den letzten Jahrzehnden für die Farbenlehre Geschehene lehnt er ab, liefert aber zum Ersatz eine Abhandlung über den von Herschein wieder angeregten Punkt, die Wirkung farbiger Beleuchtung betreffend, in welcher Herr Doktor Seebeck zu Jena aus seinem unschätzbaren Vorrath chromatischer Erfahrungen das Zuverlässigste und Bewährteste zusammengestellt hat. Sie mag zugleich als ein Beispiel dienen, wie durch Verbindung von Uebereindenkenden, in gleichem Sinne Fortarbeitenden das hie und da Skizzen- und Lückenhafte unseres Entwurfs ausgeführt und ergänzt werden könne, um die Farbenlehre einer gewünschten Vollständigkeit und endlichem Abschluß immer näher zu bringen.

Anstatt des letzten supplementaren Theils folgt vorjetzt eine Entschuldigung sowie eine Zusage, denselben baldmöglichst nachzuliefern, wie denn vorläufig das darin zu Erwartende angedeutet wird.

Uebrigens findet man bei jedem Theile ein Inhaltsverzeichniß und am Ende des zweiten, zu bequemerem Gebrauch eines so komplizirten Ganzen, Namen- und Sach-Register. Gegenwärtige Anzeige kann als Rekapitulation des gan-

zen Werkes sowol Freunden als Widersachern zum Leitfaden dienen.

Ein Heft mit sechzehn Kupfertafeln und deren Erklärung ist dem Ganzen beigegeben.

105.

Des Epimenides Erwachen. Ein Festspiel. Aufzuführen, Berlin, den 30. Mai 1815. (Von Goethe.)

Dieses Stück ward auf Anregung des verewigten Iffland schon im Mai 1814 geschrieben; die erste Absicht ging nur auf einen Prolog; eine größere Ausdehnung jedoch war Ursache, daß es nicht zu den Feierlichkeiten im Juli dienen konnte. Herr Kapellmeister Weber benutzte die ihm gegebne Frist und suchte den musikalischen Theil auf das Fleißigste zu vollenden, und so war der Aufschub dem Stück günstig, von welchem wir dem Publikum nähere Kenntniß zu geben gedenken.

Die antike Fabel, welche demselben zu Grunde liegt, ist folgende:

Epimenides, einer Nymphe Sohn, auf der Insel Kreta geboren, hütete die väterlichen Heerden. Einst verirrte er sich bei Aufsuchung eines verlornen Schafs und kam in eine Höhle, wo er vom Schlaf überfallen wurde, der vierzig Jahre dauerte. Als er wieder aufwachte, fand er Alles verändert;

Zu 105. Morgenbl., Nr. 75 u. 76 vom 29. u. 30. März 1815. S. 297 ff. u. 301 ff.

Der 30. Mai in der Ueberschrift ist Druckfehler für „30. März".

Die in dem Aufsatz mitgetheilten Stellen aus Epimenides führen wir hier nur mit deren Anfangs- und Schlußworten an, indem wir dabei die bezügliche Seite unserer Ausgabe des Epimenides angeben, welche übrigens in folgenden wenigen Stellen vom Text des Morgenblatts abweicht: S. 168. Z. 8. wie (Mrgbl. nicht); S. 173. Z. 15. Stand (Mrgbl. Raub); S. 179. Z. 11. weise (Mrgbl. tiefe); S. 179. Z. 20. Andre alles (Mrgbl. Alles Andre); S. 183. Z. 8. schönes (Mrgbl. tönes); S. 194. Z. 23. und (Mrgbl. nur); S. 194. Z. 6. das große. das Werk (Mrgbl. das große Werk); S. 201. Z. 22. fremde (Mrgbl. ferne); S. 201. Z. 23. Priester (Mrgbl. Zu Drei); S. 203. Z. 1. Nun töne laut (Mrgbl. Und tönet bald).

doch ward er wieder von den Seinigen anerkannt. Die Nachricht dieſes Wunderſchlafs verbreitete ſich über ganz Griechenland; man hielt ihn für einen Liebling der Götter und verlangte von ihm Rath und Hilfe. Bei einer wütenden Peſt flehten ihn die Athenienſer an, daß er ihre Stadt reinigen und ausſöhnen ſollte. Die Kretenſer ſollen ihm auch als einen Gott geopfert haben. Einige zählen ihn ſtatt des Periander's unter die ſieben Weiſen.

In der neuen Dichtung nimmt man an, daß die Götter den weiſen und hilfreichen Mann zum zweiten Mal einſchlafen laſſen, damit er eine große Unglücksperiode nicht mit erlebe, zugleich aber auch die Gabe der Weisſagung, die ihm bisher noch verſagt geweſen, erlangen möge.

Der Schauplatz iſt ein prächtiger Säulenhof; im Grunde ein tempelähnliches Wohngebäude; Hallen an der Seite. Die Mitteltür des Gebäudes iſt durch einen Vorhang geſchloſſen.

Die Muſe tritt auf und prologirt, begleitet von zwei Genien als Knaben, welche trophäenartig die Attribute ſämmtlicher Muſen tragen.

Die Muſe. In tiefe Sklaverei ... des Alten.

(Epim., S. 157.)

Sie führt die Darſtellung eines glücklichen Zuſtandes durch und ſchließt:

So ging es mir! ... innern Frieden!

(Epim., S. 158.)

Epimenides, von der Muſe vor ihrem Abgang angekündigt, tritt aus dem Gebäude die Treppen herunter, und exponirt in einem Monolog ſeine Schickſale und ſeinen Zuſtand.

Zwei Genien in Jünglingsgeſtalt nehmen ihn ſingend in die Mitte.

Genien. Wandelt der Mond ... wol auch.

(Epim., S. 160.)

Sie laden ihn zum zweiten Schlaf; er mißtraut ihnen, vermuthet, daß ihm ſein Tod angekündigt werde, doch ergiebt er ſich drein; ſie begleiten ihn zur Thür des tempelartigen Gebäudes, wo man eine beleuchtete Lagerſtelle erblickt. Man ſieht ihn ſich niederlegen und einſchlafen. Die Genien verſchließen die Thür.

Unter Donner und roher kriegerischer Musik zieht ein Heereszug heran, ein wildes Lied singend, im Kostüm der sämmtlichen Völker, welche von den Römern zuerst bezwungen und dann als Bundesgenossen gegen die übrige Welt gebraucht werden.

Der Dämon des Kriegs tritt auf, entfaltet seine Denkweise, ertheilt seine Befehle; Jene ziehen ab. Im demselben Augenblicke tritt der Dämon der List mit seinem Gefolge herein. Sie sind kostümirt wie die Hof- und Staatsmänner des sechzehnten Jahrhunderts. Der Kriegsdämon wird einen Augenblick aufgehalten; doch ungeduldig läßt er sich vernehmen:

Dämon des Kriegs. Verweile Du ... meine Schrift. (Rasch ab.)
(Egm., S. 167.)

Der Dämon der List, mit den Seinigen allein, unterhält sich mit ihnen selbstgefällig über ihre heimliche Macht.

Dämon der List. Der Kriegesgott, ... Wiederhaun!
(Egm., S. 167, 168.)

Sodann giebt er dem Gefolge den Auftrag, das herrliche, vor Aller Augen stehende Gebäude zu untergraben und zu zerstören. Sie verbreiten sich einzeln über die ganze Bühne und verschwinden auf einmal. Der Dämon, allein bleibend, lauscht und fürchtet beinahe selbst die Wirkung seiner Gebote. Er weicht von einer Seite, deren Einsturz ihm zu drohen scheint, zur andern; zuletzt, nachdem er, in der Mitte stehend, die Worte gesprochen:

Ein Wink, ein Hauch den Bau zu Grunde stößt,
Wo sich von selbst das Feste löst —

stürzt das Ganze zusammen und zeigt eine majestätische Ruine.

Der Dämon der Unterdrückung tritt auf ohne Gefolge, im Kostüm eines orientalischen Despoten; der Listige beträgt sich ehrerbietig, ja unterthänig, der Sklavenfürst übermüthig. Er freut sich an den Ruinen und verliert sich betrachtend zwischen denselben.

Der Listige, allein geblieben, verbirgt seinen Dünkel nicht länger, erklärt sich als Herrn jener Beiden.

Ihr brüstet Euch. ... will ich wecken!
(Egm., S. 172, 173.)

in den Ruinen umher. Er erkennt noch eine halb erhabene Arbeit, das häusliche Glück vorstellend. An der andern Seite zeigt sich ihm eine Tafel mit unleserlicher Inschrift; er kann sie noch auswendig. Er fühlt sich in der höchsten Noth.

Epimenides. Nein, knie nicht! ... länger leben.

Genien. Komm, wir wollen ... zermalmen kann.

Epimenides. O sprecht! ... Spott erlauben?

Genien. Komm mit! ... nicht glauben.

(Epim., S. 191.)

Es wird plötzlich Tag. Die Hoffnung, den Jugendfürsten an der Seite, führt über die Ruinen ein Heer herein, welches, soweit die ästhetische Symbolik es erlauben darf, die verschiednen neuern, in dem letzten Kriege verbündeten Völker bezeichnet.

Chor. Brüder, auf! ... das große Werk wird gethan.
Denn so Einer ... das Werk ist gethan.

(Epim., S. 192, 194.)

Glaube und Liebe mit den Frauen und Landbewohnern an der andern Seite.

Chor. Und wir kommen ... Höhrem Leben.

(Epim., S. 194.)

Hierauf unter einem allgemeinen Chor steigt durch scheinbar physische Anstrengung, sowie durch geistige Mitwirkung der Palast wieder verherrlicht in die Höhe; ein Theil der Vegetation bleibt und ziert.

Epimenides (nach oben). Wie selig ... als ich bin.

Priester. Table nicht ... die Folgezeit.

(Epim., S. 196.)

Glaube, Liebe und Hoffnung, ihren gegenwärtigen Zustand erhebend, wenden sich einzeln an die verbündeten Monarchen.

Epimenides. Die Tugenden, ... muß ich entschleiern.

(Epim., S. 199.)

(Er führt eine bisher verborgen gebliebene Verschleierte hervor und schlägt ihr den Schleier zurück.)

Die Einigkeit. Der Geist, ... seh' ich erfüllen.

(Epim., S. 199, 200.)

sie hebt den Speer gegen ihn auf und steht in drohender Geberde.

Der Dämon glaubt sich von Nebel und Wolken umhüllt, die auf ihm lasten; eine ungeheure Vision bedroht ihn; nur als die Hoffnung ihre ruhige Stellung wieder einnimmt, ermannt er sich.

Dämon der Unterdrückung.
Du biegst das Knie, ... in Fesseln schlagen.
(Epim., S. 180.)

Liebe und Glaube, gefesselt, verzweifeln; Hoffnung tritt heran und spricht ihnen zu; die Genien eilen herbei und nehmen ihnen die Ketten ab, zugleich mit dem gefährlichen Schmuck.

Genien. Immer sind wir ... das eigne Heil.
(Epim., S. 183.)

Die Hoffnung wendet sich zum Glauben und richtet ihn auf; die Liebe springt von selbst vom Boden, die Schwestern umarmen sich.

Hoffnung. Denn wie ich bin, ... meinen Namen stammlen.
(Epim., S. 183.)

Dann entwickelt sie den gegenwärtigen Zustand der Dinge, schildert die geheimen Verbindungen, den untergrabenen Boden, die Einigkeit der Gesinnungen, und schließt:

Von Osten rollt ... glücklicher Verkettung.
(Epim., S. 184.)

Die Himmelsschwestern eilen zu ihren Geschäften.

Hoffnung. Nun begegn' ich ... zu schlafen.

Liebe. Kommt, zu sehn, ... wilden Zeiten.

Glaube. Denn der Liebe ... sie empfinden.
(Epim., S. 186.)

Sie entfernen sich mit den Genien; ein unsichtbares Chor deutet auf das Erwachen des Epimenides; die Genien eröffnen die Pforten, Epimenides erwacht. Es ist finster; er tritt herunter, ungewiß, wo er sich befinde. Es erscheint ein Komet. Epimenides ahnet Unheil, indem er sich in der Wüste findet. Die Genien treten auf mit Fackeln und führen ihn schweigend

Epimenides. Und wir sind Alle ... nun erfüllt.
(Epim., S. 200.)

Allgemeines Ebor. Durch Vereinigung der Krieger und Einheimischen geschieht der Uebergang zum Ballet, welches die Freude des Wiedersehens, Erkennens, Findens in den mannichfaltigsten Familienscenen anmuthig ausdrückt. Große Gruppe.

Epimenides. Zwei Priester.

Epimenides. Ich sehe nun ... Zeiten auszuschaun.
Zu Drei. Und nun soll Geist ... Zukunft schaun.
(Epim., S. 201.)

Des **Schluß-Chors** letzte Strophen:

Gedenkt unendlicher Gefahr ... flamm' hinan!
(Epim., S. 202, 203.)

106.a.

Auskunft über Wilhelm Meister's Wanderjahre.

Auf die Anfrage eines gegen mich wohlgesinnten Landsmannes, Nro. 32 des Deutschen Beobachters, halte ich für Pflicht, Folgendes dankbar zu erwidern.

Als ich die Wanderjahre Wilhelm Meister's ankündigte, stand die Arbeit gerade auf dem Punkte, wo, um sie zu beendigen, nur ein Entschluß nöthig ist. Diesen hatte ich mit gutem Muth gefaßt; aber bald darauf, durch innere und äußere Umstände gestört, konnte er bisher nicht wieder zu völliger Kraft gelangen. Gegenwärtig, um theils die Lust zur Arbeit bei mir selbst wieder anzuregen, theils bei dem Publikum das Werkchen in Erinnerung zu bringen, habe ich abermals einen Abschnitt dem nächsten Damenkalender anvertraut. Ich wünsche, daß diejenigen Leser, welche ein günstiges Vor-

---

Zu 106.a. Morgenblatt, Nr. 130. 1. Juni 1815. S. 520.

Der Deutsche Beobachter erschien, damals erst gegründet, in Hamburg. Das Ankündigen der Wanderjahre war erfolgt durch den Abdruck des ersten Buchs derselben im „Taschenbuch für Damen auf das Jahr 1810".

Der dem nächsten Damenkalender, d. h. dem „Taschenbuch für

urtheil für dieſes Unternehmen gefaßt, darin mögen beſtärkt und mir dadurch der Muth erhöht werden, das Ganze nochmals vorzunehmen und abzuſchließen.

Weimar, den 12. Mai 1815. Goethe.

106. b.

Geneigte Theilnahme an den Wanderjahren.

Da nun einmal für mich die Zeit freier Geſtändniſſe herangekommen, ſo ſei auch Folgendes gegenwärtig ausgeſprochen.

In ſpäteren Jahren übergab ich lieber etwas dem Druck als in den mittleren; denn in dieſen war die Nation irre gemacht durch Menſchen, mit denen ich nicht rechten will. Sie ſtellten ſich der Maſſe gleich, um ſie zu beherrſchen; ſie begünſtigten das Gemeine, als ihnen ſelbſt gemäß, und alles Höhere ward als anmaßend verrufen. Man warnte vor tyranniſchem Beginnen Anderer im Literarkreiſe, indeſſen man ſelbſt eine ausſchließende Tyrannei unter dem Scheine von Liberalität auszuüben ſuchte. Es bedarf keiner langen Zeit mehr, ſo wird dieſe Epoche von edlen Kennern frei geſchildert werden.

Nun darf ich mich aber zuletzt gar mannichfach beſonders auch des Wohlwollens gegen die Wanderjahre dankbarlichſt erfreuen, welches mir bis jetzt dreifältig zu Geſicht gekommen. Ein tief ſinnender und fühlender Mann, Varnhagen von Enſe, der, meinen Lebensgang ſchon längſt aufmerkſam beobachtend, mich über mich ſelbſt ſeit Jahren belehrte, hat im Geſellſchafter die Form gewählt, mehrere Meinungen im

---

Dennen auf das Jahr 1816" anvertraute Abſchnitt war „Das nußbraune Mädchen".

Der erſte Band von „Wilhelm Meiſter's Wanderjahren" erſchien 1821.

Zu 106. b. Ueb. Kunſt u. Alterth., III. Bds. 3. Hft. 1822. S. 166 bis 170. Vor Ausgabe dieſes Heftes ſchon im Morgenblatt, Nr. 69. 21. März 1822, abgedruckt.

Die die Nation irre machenden Menſchen waren Kotzebue und Merkel. Varnhagen v. Enſe's Briefe über die Wanderjahre ſind 1821 im „Geſellſchafter" Nr. 94 und 131 bis 138 abgedruckt. Auch die ausführlichere Beſprechung des Romans im Literariſchen Konverſationsblatt in Nr. 222, 225, 226, 232, 238 und 242 (26. Septbr. bis 19. Oktbr. 1821) iſt in Briefform abgefaßt; daneben finden ſich noch zwei kürzere in Nr. 192 (20. Aug. 1821), ſowie in Nr. 250 und 251 (29. Oktbr. und 1. Novbr. 1821).

Briefwechsel gegen einander arbeiten zu lassen, in solchem Falle sehr glücklich, weil man den Bezug eines Werks zu verschiedenen Menschen und Sinnesweisen hiedurch am Besten zur Sprache bringen und sein eignes Empfinden mannichfach und anmuthig an den Tag geben kann.

So hat denn auch im Literarischen Konversationsblatte sich ein Ungenannter gar freundlich erwiesen, bei dessen Vortrag und Urtheil die Bemerkung wol stattfinden mag, daß guter Wille klar und scharf sieht, indem er das, was geleistet worden, willig anerkennt und es nicht allein für das, was es gelten kann, gelten läßt, sondern ihm noch aus eigener holder Fruchtbarkeit höhere Bedeutung und kräftigere Wirkung verleiht.

Professor Kayßler zu Breslau stellt in einer Einladungsschrift Plato's und Goethe's Pädagogik gegen einander, ernst und gründlich, wie es dem Erzieher wohl geziemt. Er ist nicht ganz mit meinen Anstalten zufrieden, welches ich ihm so wenig verdenke, daß ich vielmehr auf sein bedächtiges Heft sogleich das Motto geschrieben:

Il y a une fibre adorative dans le coeur humain.

Durch welches Bekenntniß ich denn eine völlige Uebereinstimmung mit einem so würdigen Manne auszusprechen gedachte.

Diesen werthen Freunden kann ich für den Augenblick nur so viel erwidern, daß es mich tieführend ergreifen muß, das Problem meines Lebens, an dem ich selbst wol noch irre werden könnte, vor der Nation so klar und rein aufgelöst zu sehen, wobei ich mich denn auch über manches Zweifelhafte belehrt, über manches Beunruhigende beschwichtigt fühle. Ein solcher Fall möchte sich in irgend einer Literatur wol selten zugetragen haben, und es wird sich gar wohl ziemen, auf diese Betrachtungen gelegentlich zurückkehrend, meine Bewunderung auszudrücken über den durchdringenden Blick ernster Männer und Freunde, die ihre Aufmerksamkeit einem Einzelnen in dem Grade geschenkt, daß sie seine Eigenheiten besser kennen als er selbst und, indem sie einem Individuum alles Liebe und Gute erweisen, es doch in seiner Beschränktheit stehen lassen, das Unvereinbare von ihm nicht fordernd.

*

Kayßler's „Fragmente aus Platon's und Goethe's Pädagogik" im Programm des Friedrichs-Gymnasiums zu Breslau 1821.

Die Jugend hat es Dir vergolten:
Aller End' her kamen sie zusammen,
Dich haufenweise zu verdammen;
Sankt Peter*) freut sich Deiner Flammen.

Bist Du Gemündisches Silber, so fürchte den schwarzen Probirstein!**)
Kotzebue, sage, warum hast Du nach Rom Dich verfügt?

„Warum bekämpft Du nicht den Kotzebue,***)
Der scharfe Pfeile, Dir zu schaden, richtet?"
Ich sehe schadenfroh im Stillen zu,
Wie dieser Feind sich selbst vernichtet.

Ultimatum.†)

Wollt', ich lebte noch hundert Jahr',
Gesund und froh, wie ich meistens war;

*) Später fehlte es nicht an Solchen, die auch Kotzebue's Ermordung den Katholiken Schuld gaben; vgl. die Schrift: „Betrachtungen über die römisch-katholische Kirche mit ihren Jesuiten, in besonderer Beziehung auf Kotzebues Ermordung durch Sand" (1819). — L.

**) Zuerst 1836. — Da Kotzebue im Jahre 1804 nach Rom reiste, so möchte das Distichon auch jener Zeit angehören. Daß hier von Goethe gebrauchte Bild vom Probirstein findet sich bei ihm sehr oft. Schon in dem Briefe an Frau von Stein vom 9. December 1777 (I, 136) heißt es: „Die Menschen streichen sich recht auf mir auf wie auf einem Probirstein", dann in dem „Sammler und die Seinigen" (Propyläen II, 1799): „Die schlechteste Scheidemünze, ja das Gemünder Silber selbst mag passiren. Dem der innern Werths anzustellen," und oben [illegible]67 in der gegen Puschkin (1823) gerichteten Lenie: „Gemünder Silber [illegible] er" ꝛc. — L.

***) Zuerst 1836, in der sechsten Abth. der Zahmen Lenien. — Wahrscheinlich aus den Jahren 1817 oder 1818, in welchen Kotzebue, mit seiner russischen Agentur und der Herausgabe des „literarischen Wochenblatts" beschäftigt, sich in Weimar aufhielt, und dabei wol die letzte der Goethe'schen Invektiven gegen Kotzebue. Da diese erst nach Beider Tode bekannt geworden sind, so konnte Goethe allerdings sagen, daß er Kotzebue's Angriffe nie erwidert und nicht zu erwidern nöthig geachtet habe. In den gleichzeitigen Briefen Stägemann's an Varnhagen (Z. 87) erwähnt Ersterer daher mit Recht Goethe's „so ernstes Stillschweigen gegen Kotzebue." — L.

†) Zuerst 1836. — L. Spazier, Begründer der „Zeitung für die elegante Welt" (1801, Nord bereits 1805, so daß das Gericht früher, wahrscheinlich 1802, entstanden sein wird. Er war übrigens kein Gegner Goethe's, wenigstens nicht, seit er die obengenannte Zeitschrift herausgab. — Die im Gerichte vorausgesetzte Kollegialität der Drei bestand durchaus nicht in der Wirklichkeit, vielmehr befehdete Kotzebue's „Freimüthiger" nicht nur Spazier und dessen Zeitung, sondern auch Kotzebue und Merkel geriethen bald in den heftigsten Federkrieg; s. Kotzebue's Burleske „Herr Gottlieb Merkel" (1809). — L.

Hier nun fühl' ich unwiderſtehlichen Trieb, ein Lebenslied einzuhalten, das mir ſeit ſeiner mitternächtigen, unvorgeſehenen Entſtehung immer werth geweſen, komponirt aber von meinem treuen Wirkens- und Strebensgefährten **Zelter**, zu einer meiner liebſten Produktionen geworden.

Um Mitternacht ging ich, nicht eben gerne,
Klein, kleiner Knabe, jenen Kirchhof hin
Zu Vaters Haus, des Pfarrers; Stern am Sterne,
Sie leuchteten doch alle gar zu ſchön;
Um Mitternacht.

Wenn ich dann ferner in des Lebens Weite
Zur Liebſten mußte, mußte, weil ſie zog,
Geſtirn und Nordſchein über mir im Streite,
Ich gehend, kommend, Seligleuten ſog;
Um Mitternacht.

Bis dann zuletzt des vollen Mondes Helle
So klar und deutlich mir ins Finſtre drang,
Auch der Gedanke willig, ſinnig, ſchnelle
Sich ums Vergangne wie ums Künft'ge ſchlang;
Um Mitternacht.

107.

Neue Liederſammlung von Karl Friedrich Zelter.

In derſelben iſt auch vorſtehendes Lied enthalten; ich lade meine in Deutſchland ausgeſäeten Freunde und Freundinnen hiedurch ſchönſtens ein, ſich es recht innigſt anzueignen und zu meinem Andenken von Zeit zu Zeit bei nächtlicher Weile liebevoll zu wiederholen. Man laſſe mich bekennen, daß ich, mit dem Schlag Mitternacht im hellſten Vollmond aus guter, mäßig-aufgeregter, geiſtreich-anmuthiger Geſellſchaft zurückkehrend, das Gedicht aus dem Stegreife niederſchrieb, ohne auch nur früher eine Ahnung davon gehabt zu haben.

Zu 107. Ueb Kunſt u. Alterth, III. Bds. 3. Hft. 1822. S. 171 f. Vorſtehendes Lied — „Um Mitternacht" (Werke, I. S. 200).

Außerdem sind in genannte Sammlung nahezu ein Dutzend meiner mehr oder weniger bekannten Lieder aufgenommen, deren musikalische Ausbildung ich durchaus empfehlen darf. Sie zeigen von der Wechselwirkung zweier Freunde, die seit mehreren Jahren einander kein Räthsel sind, daher es denn dem Komponisten natürlich ward, sich mit dem Dichter zu identifiziren, so daß dieser sein Inneres aufgefrischt und belebt, seine Intentionen ganz aufs Neue wieder hervorgebracht fühlen mag und dabei erwarten darf, daß diese Anklänge in Ohr und Gemüth so manches Wohlwollenden noch lange widerzutönen geeignet sind.

108.

Ueber die Entstehung des Festspiels zu Iffland's Andenken.

Das festliche Nachspiel zu den „Hagestolzen" Iffland's haben unsre Leser*) selbst beurtheilt; über dessen Entstehung fügen wir auch einige Betrachtungen hinzu, welche vielleicht nicht ohne Frucht bleiben werden.

Es gehört nämlich dieses Stück nicht einem Verfasser an, es ist vielmehr eine gesellige Arbeit, wie solche schon seit geraumer Zeit bei uns herkömmlich sind. Denn so ist z. B. die Fortsetzung des Vorspiels Was wir bringen, zum Andenken Reil's in Halle aufgeführt, gleicherweise entstanden, nicht weniger jene Sammlung kleiner Gedichte im August 1814, unserm gnädigsten, aus dem Felde zurückkehrenden Herrn als Willkommen dargebracht.

Solche gesellige Arbeiten sind der Stufe, worauf die Kultur unseres Vaterlandes steht, vollkommen angemessen, indem eine Fülle von Empfindungen, Begriffen und Ueber-

*) Morgenblatt, Nr. 151 und 152, 1815.

Zu 108. Morgenbl., Nr. 67, 18. März 1816.

Das Nähere sowol über das Nachspiel zu den Hagestolzen wie über Was wir bringen s. Werke, XI. 1. S. 366 ff.

Willkommen war der Titel obgedachter Gedichtsammlung.

zeugungen allgemein übereinstimmend verbreitet ist, sowie die Gabe, sich rhythmisch angenehm und schicklich auszudrücken.

Vorzüglich aber findet bei Gelegenheitsgedichten ein gemeinsames Arbeiten sehr günstig statt; denn indem der Gegenstand entschieden gegeben ist und also über dasjenige, was man zu sagen hat, kein Zweifel bleiben kann, so wird man sich über die Art und Weise, wie es zu sagen sei, gewiß leichter vereinigen, als wenn die Wahl des Stoffes willkürlich wäre, wobei sich das Interesse der Mitarbeitenden leichter entzweien könnte.

Schließt sich nun, wie es hier geschehen, die neue Arbeit an eine ältere, schon vorhandene unmittelbar an, so wird man sich noch leichter über den Plan vereinigen, ja sich in Szenen theilen, je nachdem sie dem Einen oder dem Andern zusagen. Hieraus entstehen unzuberechnende Vortheile.

Jeder Künstler bildet sich in sein Kunstwerk hinein, und so muß auf die Länge — und wer wird sich nicht gern aufs Längste seines Talentes erfreuen wollen — es muß zuletzt eine gewisse Eintönigkeit entstehen, weshalb denn der Zuschauer und Zuhörer, wenn er sich immer in allzu bekannter Gesellschaft findet, endlich ohne Theilnahme bleibt und wol gar gegen das schönste Talent ungerecht wird. Verbinden sich aber Mehrere, in demselben Sinn und Geist zu arbeiten, so entsteht unmittelbar eine größere Mannichfaltigkeit; denn die innigsten Freunde sind oft der Richtung und Liebhaberei nach ganz verschieden; sie leben in entgegengesetzten Wirkungs- und Lustkreisen, auf welche sich Begriffe, Gefühle, Anspielungen und Gleichnisse beziehen, woraus denn eine Fülle entspringen kann, die auf anderem Wege nicht zu hoffen wäre.

Freilich, aus eben schon angeführten Gründen schickt sich zu Gelegenheitsgedichten diese Art zu arbeiten am Allerbesten, vorzüglich auch weil hier keine selbstständigen, dauerhaften Meisterwerke gefordert werden, sondern solche, die nur im Vorübergehen einen Augenblick reizen und gefallen sollen. Aber auch dieses ist nicht so unbedeutend, wie es scheinen möchte, da auf dem deutschen Theater solche Gelegenheiten oft genug vorkommen und aufgeweckte Geister, die sich einmal verbunden hätten, dergleichen Anlässe lebhaft ergreifen, ja wol gar selbst erschaffen würden.

Nach unserer Ueberzeugung giebt es kein größeres und wirksameres Mittel zu wechselseitiger Bildung als das Zusam-

menarbeiten überhaupt, besonders aber zu theatralischen Zwecken, wo, nachdem sich Freunde beredet, gestritten, vereinigt, bezweifelt, überlegt und abgeschlossen, zuletzt bei öffentlicher Darstellung die Aufnahme, welche das Publikum gewährt, den Ausschlag entscheidet und die Belehrung vollendet.

Gewiß würde dieses besonders in größern Städten, wo dergleichen Versuche öfters zu wiederholen wären, auch auf die selbstständigsten Stücke den günstigsten Einfluß haben. Iffland hätte uns bis an sein Ende gewiß erfreuliche Werke geliefert, wenn er sich bei Zeiten zu frischen, jungen Männern gesellt und sich aus seiner immer mehr sich verdüsternden Lebensansicht in Gesellschaft glücklicher Jugend gerettet hätte.

Müßte ich nicht wegen des Vorgesagten schon Zweifel und Tadel befürchten, so könnte ich bekannte Schauspieldichter nennen (Niemand erräth sie, und sie wunderten sich selbst, ihren Namen hier zu finden), welche, wenn sie mit reagirenden Freunden in Gesellschaft treten wollten, sich um die deutsche Bühne sehr verdient machen würden. Ich brauche mit Bedacht den chemischen Ausdruck, welcher nicht allein ein Gegen-, sondern ein Mit- und Einwirken bezeichnet; denn aus Freundeskreisen, wo nur ein Sinn und ein Ton herrscht, möchte für diese Zwecke wenig zu hoffen bleiben.

Sollten diese meine Worte einige Wirkung hervorbringen, so würde ich sehr gern meine eigenen Erfahrungen mittheilen, um die Bedingungen deutlich zu machen, unter welchen ein solcher poetischer Gemeingeist möglich und denkbar sei.

In Deutschland wird auf alle Fälle der Vorschlag weniger Ausübung finden, weil der Deutsche isolirt lebt und eine Ehre darin sucht, seine Individualität originell auszubilden. Ein merkwürdiges Beispiel, wie einzeln der Deutsche in ästhetischen Arbeiten dasteht, zeigt sich daran, daß bei der größten, ja ungeheuersten Gelegenheit, wo die ganze Nation mit einem Sinn und Muth wirkte und mit verschlungenem Bestreben ohne irgend eine Rücksicht das höchste Ziel erreichte, daß in diesem Augenblick die Mehrzahl der deutschen Dichtenden nur immer einzeln, mit persönlichem Bezug, ja egoistisch auftrat. Es kann sich unter der Masse jener Gedichte uns unbewußt Einiges befinden, wie wir es wünschen; uns aber ist nichts zu Gesicht gekommen, wo sich Paare wie Orest und Pylades, Theseus und Pirithous, Kastor und Pollux verbunden hätten, um Ernst und Heiterkeit, Verwegenheit und Klugsinn, Leben und Tod in dem

Strudel des Kriegsspiels poetisch oben zu halten. Am Wünschenswerthesten wäre es gewesen, wenn Chöre von Freunden, welche gewiß bei manchen Heeresabtheilungen zusammen fechten, sich bereitet hätten, der Nachwelt ein wunderſames Denkmal ihrer rühmlichen Thätigkeit zu hinterlaſſen. Wäre in Deutschland ein wahrhaftes freies Zuſammenarbeiten von verſchiedenen Talenten im Gange geweſen, ſo hätte es auch hier ſich gewiß und auf das Glänzendſte gezeigt.

Wie ſollte aber ſogleich nach Jahren des Drucks, wo man ſich in weiteren und engeren Kreiſen auf jede Art zu verwahren ſuchte und in Verbindung mit Andern wichtigere Zwecke vor Augen hatte, ein ſolches frohes und freies poetiſches Zuſammenleben ſtattfinden? Vielleicht giebt das erneuerte, mit aufgeregtem Sinn begonnene große Betreiben nach unſern friedlichen Wünſchen auch ſolchem dichteriſchen Beginnen eine glückliche Wendung.

Weimar, im Mai 1815.

109.

Weſt-öſtlicher Divan oder Verſammlung deutſcher Gedichte in ſtetem Bezug auf den Orient.

Das erſte Gedicht, Hegire überſchrieben, giebt uns von Sinn und Abſicht des Ganzen ſogleich genugſame Kenntniß. Es beginnt:

Nord und Weſt und Süd zerſplittern,
Throne berſten, Reiche zittern;
Flüchte Du, im reinen Oſten
Patriarchenluft zu koſten!
Unter Lieben, Trinken, Singen
Soll Dich Chiſer's Quell verjüngen.

Der Dichter betrachtet ſich als einen Reiſenden. Schon iſt er im Orient angelangt. Er freut ſich an Sitten, Gebräuchen, an Gegenſtänden, religiöſen Geſinnungen und Meinungen;

Zu 109. Morgenblatt, Nr. 46. 24. Febr. 1816. S. 189 f.

ja, er lebnt den Verdacht nicht ab, daß er ſelbſt ein Muſelmann ſei. In ſolchen allgemeinen Verhältniſſen iſt ſein eignes Poetiſches verwebt, und Gedichte dieſer Art bilden das erſte Buch unter der Rubrik Moganni Nameh, Buch des Dichters. Hierauf folgt Hafis Nameh, das Buch Hafis, der Charakteriſirung, Schätzung, Verehrung dieſes außerordentlichen Mannes gewidmet. Auch wird das Verhältniß ausgeſprochen, in welchem ſich der Deutſche zu dem Perſer fühlt, zu welchem er ſich leidenſchaftlich hingezogen äußert und ihn der Nacheiferung unerreichbar darſtellt.

Das Buch der Liebe, heiße Leidenſchaft zu einem verborgenen, unbekannten Gegenſtand ausdrückend. Manche dieſer Gedichte verleugnen die Sinnlichkeit nicht; manche aber können nach orientaliſcher Weiſe auch geiſtig gedeutet werden. Das Buch der Freunde enthält heitere Werte der Liebe und Neigung, welche bei verſchiedenen Gelegenheiten geliebten und verehrten Perſonen, meiſt nach perſiſcher Art mit goldbeblümten Rändern überreicht werden, worauf die Gedichte ſelbſt anſpielen. Das Buch der Betrachtung iſt praktiſcher Moral und Lebensklugheit gewidmet, orientaliſcher Sitte und Wendung gemäß. Das Buch des Unmuths enthält Gedichte, deren Art und Ton dem Oſten nicht fremd iſt; denn gerade ihre Dichter, welche Gönnern und Beſchützern die herrlichſten Lobpreiſungen ertheilen, verlieren alles Maaß, wenn ſie ſich zurückgeſetzt ſehen oder nicht hinreichend belohnt glauben. Ferner liegen ſie immer mit Mönchen, Heuchlern und dergleichen im Streit; auch mit der Welt, wie ſie den verworrenen Gang der Dinge, der beinahe von Gott unabhängig erſcheint, nennen, ſind ſie immerfort im Kampfe begriffen. Auf gleiche Weiſe verfährt der deutſche Dichter, indem er das, was ihn widerwärtig berührt, heftig und gewaltſam abweiſt. Mehrere dieſer Gedichte werden ſich erſt in ſpäten Zeiten für den Druck eignen. Timur Nameh, Buch des Timur, faßt ungeheure Weltbegebenheiten wie in einem Spiegel auf, worin wir zu Troſt und Untroſt den Widerſchein eigner Schickſale er-

Das Buch der Freunde fehlt in dem 1819 erſchienenen „Diwan". Wenn beſonders die Gedichte „An Geheimrath von Willemer", „Myrte und Lorbeer", „An Kirms und von Schardt" ſowie „Liebe" als für das ausgefallene Buch beſtimmt bezeichnet werden, ſo kann Jeder den Grund hierfür ſelbſt finden, der die Anmerkungen dazu in den Werken, II. S. 422 u. 446, III. 334 ſowie V. 261 mit obigen Zeilen vergleicht.

blicken. Erfreulicher ist das Buch der Sprüche. Es besteht aus kleinen Gedichten, zu welchen orientalische Sinnreden meist den Anlaß gegeben. Das Buch der Parabeln enthält bildliche Darstellungen mit Anwendung auf menschliche Zustände. Das Buch Suleika, leidenschaftliche Gedichte enthaltend, unterscheidet sich vom Buch der Liebe dadurch, daß die Geliebte genannt ist, daß sie mit einem entschiedenen Charakter erscheint, ja persönlich als Dichterin auftritt und in froher Jugend mit dem Dichter, der sein Alter nicht verleugnet, an glühender Leidenschaft zu wetteifern scheint. Die Gegend, worin dieses Duodrama spielt, ist ganz persisch. Auch hier dringt sich manchmal eine geistige Bedeutung auf, und der Schleier irdischer Liebe scheint höhere Verhältnisse zu verhüllen. Saki Nameh, Buch des Schenken. Der Dichter überwirft sich mit dem gemeinen Kellner und wählt einen anmuthigen Knaben, der ihm den Genuß des Weins durch gefällige Bedienung versüße. Das Kind wird sein Lehrling, sein Vertrauter, dem er höhere Ansichten mittheilt. Eine wechselseitige edle Neigung belebt das ganze Buch. Buch des Parsen. Hier wird die Religion der Feueranbeter möglichst zur Darstellung gebracht, welches um so nöthiger ist, als ohne einen klaren Begriff von diesem frühesten Zustande die Umwandlungen des Orients immer dunkel bleiben. Das Buch des Paradieses enthält sowol die Sonderbarkeiten des Mahometanischen Paradieses als auch die höheren Züge gläubigen Frommsinns, welche sich auf diese zugesagte künftige heitere Glückseligkeit beziehen. Man findet hier die Legende von den sieben Schläfern nach orientalischen Ueberlieferungen und andere, die im gleichen Sinn den fröhlichen Umtausch irdischer Glückseligkeit mit der himmlischen darstellen. Es schließt sich mit dem Abschiede des Dichters an sein Volk, und der Divan selbst ist geschlossen.

Wir haben für nöthig erachtet, diese Anzeige vorauszuschicken, indem der Damenkalender für 1817 mehrere Glieder dieser Versammlung dem deutschen Publikum empfehlen wird.

v. Goethe.

110.

Ueber die neue Ausgabe der Goethe'schen Werke (in zwanzig Bänden).

Schon lange Jahre genießt der Verfasser das Glück, daß die Nation an seinen Arbeiten nicht nur freundlich Theil nimmt, sondern daß auch mancher Leser, den Schriftsteller in den Schriften aufsuchend, die stufenweise Entwicklung seiner geistigen Bildung zu entdecken bemüht ist. Wie sehr er dieses zu schätzen weiß, ist mehrern verehrten Personen bekannt, die mit ihm in nähern Verhältnissen stehen; aber auch Entfernte können daraus abnehmen, daß ihm ihre Theilnahme lieb und werth ist, da er für sie die Darstellung seines Lebens unternommen hat, deren Hauptzweck es ist, die Entwicklung schriftstellerischer und künstlerischer Fähigkeiten aus natürlichen und menschlichen Anlagen faßlich zu machen.

Wenn er nun aber vernimmt, daß man in gleicher Ansicht den Wunsch hegt, die neue Ausgabe seiner Schriften möchte chronologisch geordnet werden, so hält er es für Schuldigkeit, umständlich anzuzeigen, warum dieses nicht geschehen könne.

Wir haben zwar an der Ausgabe Schiller'scher Werke ein Beispiel solcher Anordnung; allein der Herausgeber derselben war in einem ganz andern Falle, als der ist, in welchem wir uns gegenwärtig befinden. Bei einem sehr weiten Gesichtskreise hatte Schiller seinen Arbeitskreis nicht übermäßig ausgedehnt. Die Epochen seiner Bildung sind entschieden und deutlich; die Werke, die er zu Stande gebracht, wurden in einem kurzen Zeitraume vollendet. Sein Leben war leider nur zu kurz, und der Herausgeber übersah die vollbrachte Bahn seines Autors. Die Goethe'schen Arbeiten hingegen sind Erzeugnisse eines Talents, das sich nicht stufenweis entwickelt und auch nicht umherschwärmt, sondern gleichzeitig aus einem gewissen Mittelpunkte sich nach allen Seiten hin versucht und

Zu 110. Morgenblatt, Nr. 101, 26. Apr. 1816, S. 402 ff. bis zu „Weimar, den 31. März 1816." Wiederabgedruckt mit geringen Aenderungen (1. Text Rev.) nur in „Goethe's Werke, XX. Band. 1819", S. 391 bis 395; der Theil nach jenem Datum steht nur an letzterm Orte S. 395 bis 396. Der dritte Theil, die Chronologie enthaltend, ist verändert und erweitert den spätern Ausgaben wieder beigefügt worden.

in der Nähe ſowol als in der Ferne zu wirken ſtrebt, manchen eingeſchlagnen Weg für immer verläßt, auf andern lange beharrt. Wer ſieht nicht, daß hier das wunderlichſte Gemiſch entſpringen würde, wenn man das, was den Verfaſſer gleichzeitig beſchäftigte, in einen Band zuſammenbringen wollte, wenn es auch möglich wäre, die verſchiedenſten Produktionen dergeſtalt zu ſondern, daß ſie ſich alsdann wieder der Zeit ihres Urſprungs nach neben einander ſtellen ließen?

Dieſes iſt aber deshalb nicht thulich, weil zwiſchen Entwurf, Beginnen und Vollendung größerer, ja ſelbſt kleiner Arbeiten oft viele Zeit hinging, ſogar bei der Herausgabe die Produktionen theilweiſe umgearbeitet, Lücken derſelben ausgefüllt, durch Redaktion und Reviſion erſt eine Geſtalt entſchieden wurde, wie ſie der Augenblick gewährte, in welchem ſie den Weg einer öffentlichen Erſcheinung betraten. Dieſe Verfahrungsart, die theils aus einem unruhigen Naturell, theils aus einem ſehr bewegten Leben hervorging, kann auf keinem andern als dem angefangenen Wege deutlich gemacht werden, wenn dem Verfaſſer nämlich gewährt iſt, ſeine Bekenntniſſe fortzuſetzen. Alsdann wird der vierte Band, welcher bis zu Ende von 1775 reicht, die bedeutendſten Anfänge vorlegen; durch die Reiſe nach Italien wird ſodann die erſte Ausgabe bei Göſchen, und was bis dahin vollbracht worden, ins Klare geſetzt, woraus denn hervorgehen dürfte, daß eine Zuſammenſtellung nach Jahren und Epochen keineswegs zu leiſten ſei.

Noch andre Betrachtungen treten ein, welche nicht abzuweiſen ſind. Die Mehrzahl der Leſer verlangt die Schrift und nicht den Schriftſteller; ihr iſt darum zu thun, daß ſie die Arbeiten nach ihrer verſchiednen Art und Natur in Gruppen und Maſſen beiſammen finde, auch in dieſem Sinne einen und den andern Band zu irgend einem Gebrauch ſich wähle. Der Komponiſt, Sänger, Deklamator will die Lieder, die kürzern Gedichte beiſammen, um ſich deren auf Reiſen, in Geſellſchaften bedienen zu können. Dieſe ſämmtlichen Freunde würden unzufrieden ſein, wenn ſie ſolche Produktionen, die ſie vorzüglich intereſſiren, in viele Bände zerſtreut ſähen. Ja, es dürften nicht einmal mehrere ſpätere Lieder, die ſchon komponirt und gedruckt ſind, in dieſe Ausgabe aufgenommen werden, weil ſie einer Epoche angehören, deren völliger Abſchluß den Nachkommen überlaſſen bleibt.

Und ſo wird man dem nach dem Verleger Gerechtigkeit

widerfahren lassen, wenn er die Einrichtung traf, daß die erste Ausgabe vollkommen brauchbar bleiben und mit wenigem Aufwande der zweiten völlig gleich ergänzt werden konnte.

Damit man aber des Verfassers Bereitwilligkeit jede, allen billigen Wünschen entgegenzukommen, so wird er dieser neuen Ausgabe einen Aufsatz hinzufügen, der dasjenige, was in den Bekenntnissen schon gesagt worden, im Kurzen wiederholen und das, was noch zu sagen übrig bleibt, gleichfalls kurz, jedoch wesentlich darlegen wird.

Sind die versprochenen zwanzig Bände durch die Gunst des Publikums beendigt und herausgegeben, alsdann wird eher die Frage zu beantworten sein, inwiefern eine Fortsetzung, ja vielleicht auch eine Ausgabe der wissenschaftlichen Arbeiten zu wünschen sei.

Und so glaubt man durch aufrichtige Darlegung der Umstände dem theilnehmenden wohlwollenden Leser so viel als möglich genug gethan zu haben.

Weimar, den 31. März 1816.

So lauteten Erklärung und Vorsatz, wie das Morgenblatt solche vor drei Jahren mittheilte, als man eine chronologisch-folgerechte Ausgabe meiner Druckschriften abzulehnen für nothig fand. Die Unmöglichkeit eines solchen Unternehmens spricht sich im Vorstehenden genug aus.

Jetzt aber, da man beabsichtigte, von jenen schriftstellerischen Arbeiten eine chronologische, auch nur flüchtig verknüpfte Darstellung zu geben, tritt ebenderselbe Fall ein. Dasjenige, was von meinen Bemühungen im Drucke erschienen, sind nur Einzelnheiten, die auf einem Lebensboden wurzelten und wuchsen, wo Thun und Lernen, Reden und Schreiben unablässig wirkend einen schwer zu entwirrenden Knaul bildeten.

Man begegnete daher vielfachen Schwierigkeiten, als man jener Zusage nur einigermaßen nachleben wollte. Man hatte versucht, die Anlässe, die Anregungen zu bezeichnen, das Offenbare mit dem Verborgenen, das Mitgetheilte mit dem Zurückgebliebenen durch ästhetische und sittliche Bekenntnisse zusammenzuknüpfen; man hatte getrachtet, Lücken auszufüllen, Gelungenes und Mißlungenes, nicht weniger Vorarbeiten bekannt zu machen, dabei anzudeuten, wie manches zu einem Zweck Gesammelte zu andern verwendet, ja wol auch verschwendet worden. Kaum aber war man mit solchen Bemühungen, den

Merkel, Spazier und Kotzebue
Hätten auch so lange keine Ruh,
Müßten's kollegialisch treiben,
Täglich ein Pasquill auf mich schreiben.
Das würde nun fürs nächste Leben
Sechsunddreißigtausend fünfhundert geben,
Und bei der schönen runden Zahl
Rechn' ich die Schalktäg' nicht einmal.
Gern würd' ich dieses holde Wesen
Zu Abend auf dem ..... lesen,
Grobe Worte, gelind Papier
Nach Würdigkeit bedienen hier;
Dann legt' ich ruhig, nach wie vor,
In Gottes Namen mich aufs Ohr.

Es hatte ein junger Mann*)
Pfeile geschnitzet,
Dann, wie er konnte und kann,
Flügel gelütet;
Doch im Dädalischen Flug
Kam er zu Sinnen;
Er hatte Zeit genug,
Land zu gewinnen.
Da sieht er, gelassen und nah,
Verworrene Thaten
Und kann dem lieben Papa
Vernünftiges rathen.

---

*) Gleichfalls zuerst 1826. — Anwendung der Sage von Dädalus und Ikarus. Da Goethe es liebte, bei Angriff oder Tadel mit dem Namen des Betreffenden zu spielen (s. Seite 307 das Gedicht auf Pustkuchen und II, 297, Nr. 2 die Anspielung auf Haug), so möchte man hier unter dem „jungen Mann" den Dr. **Pfeilschifter** verstehn, welcher als Mit-Redakteur des Weimarischen Oppositions-Blatts im Jahre 1817 und später als Herausgeber der gleichfalls oppositionellen „Zeitschwingen" — auf welche das „Flügel lüften" sich zu beziehen scheint — eine öffentliche Rolle in Weimar gespielt hatte, diese dann aufgab und in das konservative Lager überging, auch von dem Herzog von Kothen nobilitirt wurde. Dieser Gesinnungswechsel scheint das Gedicht veranlaßt zu haben. Statt „im Dädalischen Flug" möchte man lesen „im Ikarischen Flug," da dem Sohne die Rolle des Ikarus zugetheilt ist. Von Pfeilschifter's „Papa" ist uns nichts bekannt und ebenso wenig von persönlichen Beziehungen Goethe's zu einem der Beiden. — E.

Lebensgang folgerecht darzustellen, einige Lustra vorgeschritten, als nur allzu deutlich ward, hier dürfe keine kuriosische Behandlung stattfinden, sie müsse vielmehr derjenigen gleichen, wie sie schon in den fünf biographischen Bänden mehr oder weniger durchgesetzt worden.

Daher mußte man sich gegenwärtig zu einem summarisch-chronologischen Verzeichniß entschließen, wie es hier zunächst mit dem Wunsche erfolgt, es möge einstweilen zum Faden allgemeiner Betrachtung dienen, an welchem auch künftig der freundliche Leser einer ausgeführteren Darstellung folgen mochte.

Weimar. März 1819.

1769.

Die Laune des Verliebten; die Mitschuldigen.

Von 1769 bis 1775.

Werther; Götz von Berlichingen; Clavigo; Stella; Erwin und Elmire; Claudine von Villa bella; Faust; die Puppenspiele; Prolog zu Bahrdt; Fragmente des ewigen Juden; Antheil an den Frankfurter gelehrten Anzeigen und Recensionen dahin.

Von 1775 bis 1780.

Lila; die Geschwister; Iphigenia; Proserpina; Triumph der Empfindsamkeit; Hans Sachs; Anfänge des Wilhelm Meister; Wanderung von Genf auf den Gotthard; Jery und Bätely.

Von 1780 bis 1786.

Elpenor; die Vögel; Scherz, List und Rache; Wilhelm Meister fortgesetzt.

1787 und 1788.

Ausgabe meiner Schriften bei Göschen in 8 Bänden; Iphigenia; Egmont; Tasso umgearbeitet und abgeschlossen; Claudine von Villa bella; Erwin und Elmire in reinere Opernform gebracht.

1789.

Der Groß-Kophta; die ungleichen Hausgenossen, unvollendet; das Römische Karneval; Stammbaum Cagliostro's.

1790.

Metamorphose der Pflanzen; Römische Elegien; Venetia-

niſche Epigramme; vergleichende Anatomie; Abhandlung über den Zwiſchenknochen.

1791.

Optiſcher Beiträge erſtes Stück; Bearbeitung italieniſcher und franzöſiſcher Opern.

1792.

Optiſcher Beiträge zweites Stück.

1793.

Reineke Fuchs; der Bürgergeneral; die Aufgeregten; die Unterhaltung der Ausgewanderten mit dem angefügten Märchen.

1794.

Vorbereitung zu den Horen.

1795.

Abdruck derſelben und Theilnahme daran; Grundſchema einer vergleichenden Knochenlehre; Wilhelm Meiſter vollſtändig.

1796.

Alexis und Dora; der neue Pauſias; Braut von Korinth, Gott und Bajadere, die Xenien — ſämmtlich für den Schillerſchen Muſenalmanach; Herrmann und Dorothea begonnen.

1797.

Daſſelbe vollendet und herausgegeben; Euphroſyne, Trauergedicht.

1798.

Weisſagungen des Bakis; Achilleis; Cellini's Leben für die Horen; Diderot von den Farben und der Sammler — für die Propyläen.

1799.

Mahomet überſetzt; Plan zur natürlichen Tochter.

Opern mit urſprünglich italieniſchem oder franzöſiſchem Buch wurden 1791 in Weimar aufgeführt: „Die eingebildeten Philoſophen", „Die Eiferſucht auf der Probe", „Die theatraliſchen Abenteuer" und „Das Fiſchermädchen", dann noch im Anfang 1792 „Don Juan" und „Der Doktor und der Apotheker". Das „Fiſchermädchen" war aber von Einſiedel, „Die theatraliſchen Abenteuer" von Bulpius bearbeitet, und Goethe legte nur in letztere die Lieder „Die Sprode" und „Die Bekehrte" (Werke, I. 18 ff.) ein. Die Opern „Die heimliche Heirath" und „Circe", die Riemer („Mittheilungen über Goethe", II. 317) als 1791 von Goethe bearbeitet nennt, wurden weder in dieſem Jahr noch in den nächſtfolgenden in Weimar gegeben.

1800.

Paläophron und Neoterpe; neuere kleinere Gedichte, bei Unger herausgegeben; die guten Frauen für den Damen-Kalender; Tankred überſetzt.

1801.

Theophraſt von den Farben; Geſchichte der Farbenlehre.

1802.

Was wir bringen, Vorſpiel.

1803.

Der natürlichen Tochter erſter Theil abgeſchloſſen, Entwurf der beiden andern; Cellini vollſtändig mit kunſtgeſchichtlichen Bemerkungen.

1804.

Antheil an der Jenaiſchen allgemeinen Literatur-Zeitung und Recenſionen dahin; Götz von Berlichingen fürs Theater; Winckelmann's Briefe herausgegeben.

1805.

Ueberſetzung von Rameau's Neffen; Ausgabe meiner Werke in 12 Bänden bei Cotta; zugleich Druck der Farbenlehre begonnen.

1806.

Vorſtehendes fortgeſetzt.

1807.

St. Joſeph der Zweite; die neue Meluſine; die gefährliche Wette; der Mann von funfzig Jahren; die pilgernde Thörin; methodiſcher Katalog der Karlsbader Mineralienſammlung.

1808.

Pandora, erſter Theil; das nußbraune Mädchen; Beſchreibung des Kammerbergs bei Eger.

1809.

Die Wahlverwandtſchaften.

1810.

Die romantiſche Poeſie, Maskenzug, ausgeſetzt in Stanzen; ruſſiſcher Völkerzug, begleitet von Liedern; J. M. der Kaiſerin

von Oestreich gewidmete Gedichte in Karlsbad; Ausgabe der Farbenlehre in zwei Bänden, nebst einem Heft dazu gehöriger Tafeln und deren Auslegung.

1811.

Erster Band der Biographie; Romeo und Julie fürs deutsche Theater; Rinaldo, Kantate.

1812.

Zweiter Band der Biographie: drei Gedichte an die Majestäten im Namen der Karlsbader Bürger.

1813.

Ueber Ruysdael's Landschaften; Beschreibung der Berghöhen als landschaftliches Bild; Romanzen: der Todtentanz, der getreue Eckhard, die wandelnde Glocke; Epilog zum Esser; zu Wieland's Todtenfeier.

1814.

Dritter Band der Biographie; Vorspiel für Halle; Todtenopfer für Reil; Epimenides' Erwachen; Gastmahl der Weisen; Gedichte dem Großherzog zum Willkommen.

1815.

Neue Ausgabe meiner Werke in der Cotta'schen Buchhandlung beginnt.

1816.

Kunst und Alterthum, 1stes Heft; Rochusfest geschrieben; Italienische Reise, 1ster Band.

1817.

Kunst und Alterthum, 2tes Heft; Italienische Reise, 2ter Band; Morphologie, 1stes Heft.

1818.

Kunst und Alterthum, 3tes Heft; der Abdruck des Divans mit einem Nachtrag zu besserem Verständniß, des vierten Hefts von Kunst und Alterthum, der Festgedichte bei Anwesenheit Ihro der Kaiserin Mutter Majestät in Weimar und die Ablieferung der beiden letzten Bände der neuen Ausgabe meiner Werke verzieht sich bis ins Jahr 1819.

111.

Entſtehung der biographiſchen Annalen.

a. Selbſtbiographie.

Cellini ſagt: Wenn ein Mann, der glaubt, etwas geleiſtet und ein bedeutendes Leben geführt zu haben, im vierzigſten Jahre ſteht, ſo ſoll er ſeine Lebensbeſchreibung beginnen, die ereignißvolle Zeit ſeiner Jugend treulich aufzeichnen und in der Folge weiter fortfahren.

Cellini hat ganz Recht; denn es iſt keine Frage, daß uns die Fülle der Erinnerung, womit wir jene erſten Zeiten zu betrachten haben, nach und nach erliſcht, daß die anmuthige Sinnlichkeit verſchwindet und ein gebildeter Verſtand durch ſeine Deutlichkeit jene Anmuth nicht erſetzen kann.

Hiebei iſt aber noch ein bedeutender Umſtand wohl zu beachten: wir müſſen eigentlich noch nah genug an unſern Irrthümern und Fehlern ſtehn, um ſie liebenswürdig und in dem Grade reizend zu finden, daß wir uns lebhaft damit abgeben, jene Zuſtände wieder in uns hervorrufen, unſere Mängel mit Nachſicht betrachten und mancher Fehler uns nicht ſchämen mögen. Rücken wir weiter ins Leben hinein, ſo gewinnt das Alles ein anderes Anſehn, und man kommt zuletzt beinahe in den Fall, wie jener Geometer nach Endigung eines Theaterſtücks auszurufen: Was ſoll denn das aber beweiſen?

Wie man ſich denn aber aus jeder gegründeten oder grundloſen hypochondriſchen Anſicht nur durch Thätigkeit retten kann, ſo muß man den Antheil an der Vergangenheit wieder in ſich heraufrufen und ſich wieder dahin ſtellen, wo man noch hofft, ein Mangel laſſe ſich ausfüllen, Fehler vermeiden, Uebereilung ſei zu bändigen und Verſäumtes nachzuholen.

Was wir zu dieſem Zwecke verſucht und vorgearbeitet, um ihn ſicherer zu erreichen, was hiebei ein junger Zögling geleiſtet, davon gebe Nachſtehendes nähere Kenntniß.

Zu 111. Ueb. Kunſt u. Alterth., IV. Bds. 1. Hft. 1823. S. 172 ff.

Obige allgemeine Ueberſchrift iſt den „Werken", die beſondere dieſes Aufſatzes wie der zwei folgenden dagegen dem Inhaltsverzeichniß des Hefts entnommen; im Text ſtehn dieſe Aufſätze ohne alle Ueberſchrift. —

Nachſtehendes iſt der auch hier unmittelbar folgende Aufſatz.

b. Archiv des Dichters und Schriftstellers.

Mehr als einmal während meiner Lebenszeit stellte ich mir die dreißig niedlichen Bände der Lessing'schen Werke vor Augen, bedauerte den Trefflichen, daß er nur die Ausgabe des ersten erlebt, und freute mich des treuergebenen Bruders, der seine Anhänglichkeit an den Abgeschiedenen nicht deutlicher aussprechen konnte, als daß er, selbstthätiger Literator, die hinterlassenen Werke, Schriften, auch die kleineren Erzeugnisse, und was sonst das Andenken des einzigen Mannes vollständig zu erhalten geschickt war, unermüdet sammelte und unausgesetzt zum Druck beförderte.

In solchem Falle ist dem Menschen wol erlaubt, der einer ähnlichen Lage sich bewußt ist, auf sich selbst zurückzukehren und eine Vergleichung anzustellen, was ihm gelungen oder mißlungen sei, was von ihm und für ihn geschehen und was ihm allenfalls zu thun noch obliege.

Und so bab' ich mich denn einer besondern Gunst des leitenden Geistes zu erfreuen: ich sehe zwanzig Bände ästhetischer Arbeiten in geregelter Folge vor mir stehen, so manchen anderen, der sich unmittelbar anschließt, mehrere sodann gewissermaßen in Widerspruch mit dem poetischen Wirken, so daß ich den Vorwurf zerstreuter und zerstückelter Thätigkeit befürchten müßte, wenn Derjenige getadelt werden könnte, der, dem eigenen Triebe seines Geistes folgend, zugleich aber auch durch die Forderung der Welt angeregt sich bald hie, bald da versuchte und die Zeit, die man einem Jeden auszuruhen vergönnt, mit vermannichfaltigtem Bestreben auszufüllen wußte.

Das Uebel freilich, das daher entstand, war, daß bedeutende Vorsätze nicht einmal angetreten, manch liebliches Unternehmen im Stocken gelassen wurde. Ich enthielt mich, Manches auszu-

---

Zu III. b. Ueb. Kunst und Alterth., IV. Bds. 1. Hft. 1823. S. 174 bis 178. — Bezüglich der Ueberschrift s. die Note zum vorhergehenden Aufsatz.

Die dreißigbändige Ausgabe von Lessing's Werken erschien von 177- bis 1795.

Während Goethe Lessing's treuergebenen Bruder lobte, ließ ihn Schiller in den „Xenien" durch Lessing's Schatten schelten: „Daß er mein redend Gebein lässet in Frieden nicht ruhn". Bei der nächsten Ausgabe von Lessing's Werken (von Schink, 32 Bände, 1825—28) wurde Mehreres ausgeschieden, was Lessing's Bruder aufgenommen gehabt hatte.

führen, weil ich bei gesteigerter Bildung das Bessere zu leisten hoffte; benutzte manches Gesammelte nicht, weil ich es vollständiger wünschte; zog keine Resultate aus dem Vorliegenden, weil ich übereilten Ausspruch fürchtete.

Ueberfah ich nun öfters die große Masse, die vor mir lag, gewahrte ich das Gedruckte theils geordnet, theils ungeordnet, theils zerschlossen, theils Abschluß erwartend, betrachtete ich, wie es unmöglich sei, in späteren Jahren alle die Fäden wieder aufzunehmen, die man in früherer Zeit hatte fallen lassen, oder wol gar selbe wieder anzuknüpfen, von denen das Ende verschwunden war, so fühlte ich mich in wehmüthige Verworrenheit versetzt, aus der ich mich, einzelne Versuche nicht abschwörend, auf eine durchgreifende Weise zu retten unternahm. Die Hauptsache war eine Sonderung aller der bei mir ziemlich ordentlich gehaltenen Fächer, die mich mehr oder weniger, früher oder später beschäftigten; eine reinliche, ordnungsgemäße Zusammenstellung aller Papiere, besonders solcher, die sich auf mein schriftstellerisches Leben beziehen, wobei nichts vernachlässigt, noch unwürdig geachtet werden sollte.

Dieses Geschäft ist nun vollbracht: ein junger, frischer, in Bibliotheks- und Archivsgeschäften wohlbewanderter Mann hat es diesen Sommer über dergestalt geleistet, daß nicht allein Gedrucktes und Ungedrucktes, Gesammeltes und Zerstreutes vollkommen geordnet beisammensteht, sondern auch die Tagebücher, eingegangene und abgesendete Briefe in einem Archiv beschlossen sind, worüber nicht weniger ein Verzeichniß nach allgemeinen und besondern Rubriken, Buchstaben und Nummern aller Art gefertigt vor mir liegt, so daß mir sowol jede vorzunehmende Arbeit höchst erleichtert, als auch denen Freunden, die sich meines Nachlasses annehmen möchten, zum Besten in die Hände gearbeitet ist.

Den näheren ausführlichern Inhalt jenes bibliothekarisch-archivarischen Verzeichnisses lege ich nach und nach in diesen Heften vor, wobei ich manche an mich gelangte besondere Anfrage zu erwidern gedenke; was ich aber Größeres sogleich nach jener Leistung zu unternehmen gedrungen war, sagt nachstehender Aufsatz umständlicher.

Nach den Worten ein..... in Bibliotheks- und Archivsgeschäften wohlbewanderter Mann ist in den Heften, in die der Aufsatz seit 1837 Eingang gefunden hat, eingeschaltet: „Bibliothekssekretär Krämer".

Nachstehender Aufsatz — hier unter c derselben Nummer.

c. Lebensbekenntnisse im Auszug.

So oft ich mich entschloß, den Wünschen naher und ferner Freunde gemäß über einige meiner Gedichte irgend einen Aufschluß, von Lebensereignissen auslangende Rechenschaft zu geben, sah ich mich immer genöthigt, in Zeiten zurückzugehen, die mir selbst nicht mehr klar vor der Seele standen, und mich deshalb manchen Vorarbeiten zu unterziehen, von denen kaum ein erwünschtes Resultat zu hoffen war. Ich habe es demohngeachtet einigemal gewagt, und man ist nicht ganz unzufrieden mit dem Versuch gewesen.

Dieses freundliche Ansinnen dauert nun immer fort, indessen andere liebe Theilnehmende versichern, daß sie mehr würden befriedigt sein, wenn ich in einer Folge sowol Arbeiten als Lebensereignisse, wie früher geschehen, darbringen wollte und künftig nicht, wie ich bisher manchmal gethan, treue Bekenntnisse sprungweis mittheilte. Auch hierüber scheint mir gerade bei dieser Gelegenheit eine nähere Erklärung nöthig.

Schon im Jahr 1819, als ich die Inhaltsfolge meiner sämmtlichen Schriften summarisch vorlegen wollte, sah ich mich zu tiefer eingreifender Betrachtung gedrungen, und ich bearbeitete einen zwar lakonischen, doch immer hinreichenden Entwurf meiner Lebensereignisse und der daraus hervorgegangenen schriftstellerischen Arbeiten bis auf gedachtes Jahr, sonderte sodann, was sich auf Autorschaft bezieht, und so entstand das nackte chronologische Verzeichniß am Ende des zwanzigsten Bandes.

Seit gedachtem Jahre habe ich von Zeit zu Zeit in ruhigen Stunden fortgefahren, sinnige Blicke ins vergangene Leben zu werfen und die nächste Zeit auf gleiche Weise zu schematisiren, wozu mir denn ausführlichere Tagebücher erwünscht und hilfreich erschienen; nun liegen nicht allein diese, sondern so viel andere Dokumente nach vollbrachter archivarischer Ordnung aufs

---

Zu III. c. Ueb. Kunst u. Alterth., IV. Bd. 1. Hft. 1823. S. 178 bis 191. Wegen der Ueberschrift s. Anmerkung zu III. a.

Aufschlüsse über Gedichte gab Goethe öffentlich – abgesehen von den Anmerkungen zu einigen Gedichten an Personen, zu „Wilhelm Teichbein's Idyllen" und „Zu meinen Handzeichnungen" – besonders zu: „Die Geheimnisse", „Kurzerle im Winter", „Ballade vom vertriebenen und zurückkehrenden Grafen" und „Urworte Orphika", welche Aufsätze insgesammt bereits mit den betreffenden Gedichten abgedruckt sind (Werke, I. 134 ff., 147 ff. und 285 ff. sowie II. 241 ff.).

Klärſte vor Augen, und ich finde mich gereizt, jenen Auszug aus meiner ganzen Lebensgeſchichte dergeſtalt auszuarbeiten, daß er das Verlangen meiner Freunde vorläufig befriedige und den Wunſch nach fernerer Ausführung wenigſtens gewiſſer Theile lebhaft erregе, woraus denn der Vortheil entſpringt, daß ich die gerade jedesmal mir zuſagende Epoche vollſtändig bearbeiten kann und der Leſer doch einen Faden hat, woran er ſich durch die Lücken folgerecht durchhelfen möge.

Denn mich wegen einer theilweiſen Behandlung zu rechtfertigen, darf ich mich nur auf einen Jeden ſelbſt berufen, und er wird mir geſtehen, daß, wenn er ſein eigenes Leben überdenkt, ihm gewiſſe Ereigniſſe lebhaft entgegentreten, andere hingegen vor- und nachzeitige in den Schatten zurückweichen; daß, wenn jene ſich leuchtend aufdrängen, dieſe ſelbſt mit Bemühung kaum aus den Fluthen der Lethe wieder hervorzuheben ſind.

Es ſoll alſo vorerſt meine anhaltende Arbeit ſein, eine ſolche Bemühung, inſofern ſie begonnen iſt, fortzuſetzen; inſofern ich ſie ſkelettartig finde, mit Fleiſch und Gewand zu bekleiden und ſo weit zu führen, daß man ſie nicht blos ſich zu unterrichten, ſondern auch ſich zu vergnügen leſen möge.

112.

Ueber Kunſt und Alterthum in den Rhein- und Maingegenden, von Goethe.

Um dieſes erſte Heft*) zu beurtheilen, iſt es nothwendig, Veranlaſſung und Urſprung deſſelben zu kennen.

Bei einem zweimaligen Aufenthalte am Main und Rhein in beiden vergangenen Sommern war's dem Verfaſſer angelegen, nachdem er ſeine vaterländiſche Gegend lange nicht geſehn, zu erfahren, was nach ſo vielem Mißgeſchick ſich daſelbſt bezüglich auf Kunſt und Alterthum und die ſich anſchließende Wiſſenſchaft befinde, wie man es zu erhalten, zu ordnen, zu vermehren, zu beleben und zu benutzen gedenke. Er beſah die Gegenſtände,

*) Das ſoeben im Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung erſchien.

Zu 112. Morgenblatt, Nr. 60, 61 und 62, vom 9., 11. und 12. März 1816.

vernahm die Wünsche, die Hoffnungen, die Vorsätze der Einzelnen, sowie ganzer Gesellschaften, und da er seine Gedanken dagegen eröffnete, forderte man ihn auf, das Besprochene niederzuschreiben, um vielleicht öffentlich eine Uebersicht des Ganzen zu geben und zu Privat-Unterhandlungen einen Text zu liefern.

Die Rhein- und Maingegenden, im breitesten Sinne genommen, zeigen so wie das übrige Deutschland ausgesäte größere und kleinere Lichtpunkte, und hier entsteht der doppelte Wunsch, daß sie sich sämmtlich unter einander in Bezug setzen, jeder Ort das Vorhandene allgemeiner bekannt mache, damit man schneller beurtheile, wie es erhalten, belebt, von Einheimischen, Nachbarn und Fremden benutzt werden könne.

In diesem Sinne besuchte der Reisende größere und kleinere Städte, von denen kürzer oder umständlicher allgemeine Rechenschaft gegeben wird, je nachdem man daselbst längern Aufenthalt gefunden oder wol gar wiederholt verweilen dürfen.

Bei der Ankunft in Köln begegnete dem Reisenden die frohe Nachricht, daß jenes große Bild von Rubens, als der Erstling der Wiedererstattung geraubter Schätze, auf dem Wege zurück nach seiner Heimath sei. Die ältere Malerkunst, Kirchen, Klöstern und öffentlichen Gebäuden gewidmet, betrachtete man daher mit neubelebter Theilnahme, so wie auch die neuere Kunst, welche mit natürlichen, häuslichen, ländlichen Bildern die Wohnung des Liebhabers aufheitert. Des Kunsthandels wird erwähnt, als der Neigung zu Hilfe kommend, sodann aber jener bedeutenden Richtung gedacht, welche die Kunstliebe in unsern Tagen genommen. Eine gegen das Ende des vergangenen Jahrhunderts vorbereitete, in dem gegenwärtigen aber sich mehr entwickelnde Leidenschaft zu den Resten der alten Kunst, wie sie sich nach und nach aus dem trüberen Mittelalter hervorthat, erhielt reichliche Nahrung, als Kirchen und Klöster aufgehoben, heilige Gemälde und Geräthschaften verkauft wurden. Mehrere Liebhaber werden genannt, die dergleichen zu retten und zu sammeln bedacht waren: die Herrn Gebrüder Boisserée und Bertram, die Herrn Walraf, Lieversberg und Focham. Solche Gemälde behutsam zu reinigen und sorgfältig auszubessern, bildeten sich Restauratoren, einem jeden Ort unentbehrlich, wo sich ein lebhafter Kunstverkehr entwickelt.

Als ein herrliches Dokument solcher Bemühungen wird das

Das große Bild von Rubens: der gekreuzigte Petrus.

Und warum geht es nicht
In solchen Sachen?
Es meinet Jedermann,
Er könn' es machen;
Und wenn er's machen soll,
Kann er's nicht machen.

. 9. . . . . r.*)

Den 4. April 1818.

Junge . . . ., alte Nonnen
Hatten sonst schon viel gewonnen,
Wenn, von Pfaffen wohlberaten,
Sie im Kloster Wunder taten.
Jetzt geht's über Land und Leute
Durch Europens edle Weite!
Hofgemäße Löwen schranzen,
Affen, Hund' und Bären tanzen —
Neue leid'ge Zauberflöten —
. . . . . pack, zuletzt Propheten!

Voß contra Stolberg.**)

1820.

Voß contra Stolberg! Ein Prozeß
Von ganz besonderm Wesen,
Ganz eigner Art; mir ist indeß,
Das hätt' ich schon gelesen.

---

*) Zuerst 1836. — Bezieht sich auf die bekannte Frau von Krüdener, früher der Galanterie, dann der Frömmigkeit ergeben. Durch ihr Verhältniß zu Kaiser Alexander I. von Rußland gewann sie 1814 und 1815 eine politische Bedeutung. Im December 1817 hielt sie sich in Leipzig auf (im Hôtel de Saxe) und veranstaltete vor öffentliche Berstunden für die vornehme Welt. Damals erschien des Professors Krug: „Gespräch unter vier Augen mit Frau von Krüdener gehalten und als Neujahrsgeschenk für gläubige und ungläubige Seelen mitgetheilt" (Leipzig 1818), und das Weimarische politische Blatt „Die Zeitschwingen" brachte (1818) das Porträt der Krüdener als Nonne. Der bevorstehende Aachener Kongreß erhöhte ihre Bedeutung in den Augen des Publikums. So ist Goethe's Gedicht erklärlich. Auch bei Riemer (Nekrologen S. 455) spricht Goethe „von dem Unfug der Religion, der zuweilen werden, damit die von . . . . zu Nonnen Gewordenen ihren Menuett noch anständig tanzen konnten." Aehnlich läßt Immermann (in seinem „Pater Brey," 1823, S. 6) Goethe sagen:

Philine dort nicht gut zu hudeln.
Ihr's kein Galan mehr, ist es Gott. — L.

**) Zuerst 1836. — Welche Stellung Goethe zu dem zwischen Fr. L. Grafen zu Stolberg und J. H. Voß ausgebrochenen Streite einnahm, zeigt er ausführlich in

große, aus der Rathskapelle in den Dom versetzte Altarbild angeführt; sodann wird mit Vergnügen erwähnt, wie geistreiche Besitzer und Künstler, um den ehemaligen Kirchenbildern eine schickliche Umgebung zu schaffen, scheinbare Hauskapellen ersannen, um dort fromme Gemälde und Geräthschaften in altem Zusammenhang und Würde zu bewahren. Hierauf wird beachtet, wie leicht ein Gouvernement hier einwirken kann, indem es den frohen Willen der Liebhaber begünstigt, und sobald derselbe sich aus irgend einer Ursache seines Gesammelten entäußern mag, solche einer anzulegenden öffentlichen Kunstsammlung aneignet.

Als Fundament eines solchen öffentlichen Schatzes wird die Sammlung des Herrn Walraf gepriesen; hinreichendes Lokal wird gewünscht, eine geistreich geschmackvolle Aufstellung vorgeschlagen und eine Einrichtung angedeutet, einer Gegend angemessen, wo das Wissen und Besitzen nur insofern geschätzt werden kann, als es unmittelbar ins Leben tritt. Daß sich an einen solchen öffentlichen allgemeinen Vereinigungspunkt gar bald manches Einzelne anschließen werde, zeigt sich schon gegenwärtig an den bedeutenden Antiquitäten, welche bei Erweiterung der Festungswerke ausgegraben, von Herrn General von Rauch zu Gunsten eines künftigen Museums aufbewahrt und zusammengehalten werden.

Nun tritt der Beobachter mit einer vielleicht parador scheinenden Meinung hervor: er will in jenen Gegenden keine Kunst-Akademie nach der neuern Form eingerichtet wissen; jeder tüchtige Künstler soll durch Geist, Talente, Charakter junge Künstler an sich ziehen und heranbilden, nach Art früherer Zeiten, wo aus solchen häuslichen Schulen die größten und mannichfaltigsten Kunstwerke hervorgegangen.

Von da begeben sich die Reisenden nach dem Dom, dessen Unvollendung bedauert, das Unternehmen der Gebrüder Boisserée, denselben wenigstens in Bildern darzustellen, gerühmt wird, sowie die Theilnahme trefflicher Zeichner, Moller, Fuchs, Guaglio, sorgfältiger Kupferstecher, wie Duttenhofer und Darnstedt. Von Unterhaltung, wo nicht gar vom Fortbau des begonnenen Werks wird gehandelt, dabei aber mit Bedauern entdeckt, daß dieses unschätzbare Gebäude seit zwanzig Jahren aller Hilfsmittel beraubt sei, um auch nur in baulichem Stande erhalten zu werden, deshalb vor allen Dingen eine neue Stiftung gewünscht wird. Sodann erscheint der Dom als fester Mittelpunkt, um welchen die vielen andern Gebäude

der Stadt und des Landes im engen Kreise eine ganze Kunstgeschichte bilden. Was auch hiezu literarisch und artistisch vorbereitet ist, wird angedeutet.

Sodann wird Herr Dom-Vicarius Hardy besucht, ein merkwürdiger achtzigjähriger munterer Greis, der bei angebornem entschiedenen Talente und Kunsttrieb von Jugend auf in Gesellschaft eines Bruders sich selbst bildete, physikalische Instrumente künstlich ausarbeitete, sich mit Glasschleifen beschäftigte, Emaille zu malen glücklich unternahm, sich jedoch vorzüglich dem Wachsbossiren ergab. Halbe Figuren in dieser Materie, beinahe rund, wozu er nachdenkenerregende, charakteristisch gefällige Gegenstände erwählte, gelangen ihm vorzüglich. Mit buntem Wachs sind sie harmonisch dem Charakter gemäß kolorirt und erinnern uns unmittelbar, daß wir uns in der Geburtsstadt des Rubens befinden, am Niederrhein, wo die Farbe von jeher die Kunstwerke beherrscht und verherrlicht hat.

Die ehemalige Universität von Köln kömmt zur Sprache, sowie die Wünsche der Einwohner, die neue niederrheinische abermals in ihren Mauern zu besitzen.

In Bonn schenke man vorzügliche Aufmerksamkeit der Sammlung des Herrn Kanonikus Pick, welcher heitere und geistreiche Mann Alles und Jedes, was ihm als alterthümlich in die Hände kam, gewissenhaft gesammelt, wobei er sich das große Verdienst erworben, daß er mit Ernst und Scherz gefühlvoll und geistreich, witzig und schalkhaft das Chaos von Trümmern geordnet, belebt, nützlich und genießbar gemacht hat. Der Treppenraum, die Vorsäle, die Zimmer, Garten und Gartenterrasse enthalten in mancherlei Abtheilungen zusammengehörige Gegenstände, deren Besuch jederzeit lehrreich ist. Die erzählende Darstellung solcher verschiedenen Gruppen erregt in Jedermann den Wunsch, sie vor Augen zu haben.

Von der ehemaligen Universität in Bonn, dem Wunsche der Einwohner, die neuzurichtende in ihrer Mitte zu besitzen, von der liberalen Denkungsart katholischer Theologen wird gesprochen.

Die Alterthümer um Neuwied, das Museum derselben in genanntem wohlgelegenen Orte erregen Betrachtungen und Wünsche. In Koblenz trifft man gleichfalls einen Mittelpunkt zu Aufbewahrung der Alterthümer und Beförderung der Kunst.

Mainz wird als Kriegsposten von alten Zeiten her betrachtet; die Bemühungen des Herrn Professor Lehne werden

gerühmt, und die baldige Herausgabe seines Werks, den Plan des alten Castrums und der umherliegenden kleinen Castelle bezeichnend, nicht weniger die Abbildung vorgefundener Denkmale enthaltend, wird sehnlich erwartet. Die Ordnung der im Bibliotheksgebäude aufgestellten antiquarischen, wissenschaftlichen und natürlichen Gegenstände wird löblich und nachahmungswerth gefunden.

Das Erfreuliche und Lehrreiche von Biberich und Wiesbaden wird dankbar anerkannt.

In Frankfurt findet sich neue Regsamkeit zu mancherlei Anstalten. Ein Bibliotheksgebäude wird vor allen Dingen beabsichtigt, da die ansehnliche Büchersammlung der neu zu erbauenden Barfüßer-Kirche hat weichen müssen und bis jetzt in verschiedenen ungünstigen Lokalitäten aufbewahrt steht.

Unter dem Namen Museum findet man eine bedeutende Anstalt in dem schönsten Flor. Eine Gesellschaft hatte eine ausreichende Kasse gestiftet, schöne, weitläufige Räume gemiethet, um sich von Zeit zu Zeit zu versammeln. Eine Gemäldereihe füllte sehr bald den großen Saal, eine reiche Kupferstichsammlung ward von Herrn Brönner nebst einer ansehnlichen Summe vermacht, ja sogar von dem Fürsten Primas alle den aufgehobenen Klöstern entnommenen Gemälde dieser Anstalt zugeeignet. Wird man hinlängliche Räume bereiten, um diese Bilder gehörig aufstellen zu können, so wird die Einsicht in die Verdienste der oberdeutschen-oberrheinischen Schule, mit welcher Frankfurt näher im Verkehr gestanden als mit der niederrheinischen-brabantischen, sehr gefordert werden.

Der Sammlung des Dekans aller in Frankfurt lebenden ächten Kunstfreunde, des Herrn Städel, wird in Ehren gedacht; Gemälde, Handzeichnungen, Kupferstiche aller Schulen finden sich in dessen Besitz. Man will wissen, daß dieser treffliche Mann seine Kunstschätze sämmtlich nebst geräumigen Lokal und ansehnlichen Kapitalien dem gemeinsamen Nutzen gewidmet habe. An den Sammlungen der Herrn Dr. Grambs, Brentano, von Gerning, Becker u. A. erfreut sich der Reisende, sowie auch des im hohen Alter fleißig fortarbeitenden Herrn Morgenstern's, welcher für den geschicktesten Wiederherstellen gelten darf. Auch die unter Herrn Dr. Grambs' Aufsicht stehende Zeichenschule wird besucht. Ist aber von der Zukunft die Rede, so wird eine förmliche Kunst-Akademie widerrathen, die Begünstigung vorzüglicher Künstler aber gewünscht; jeder

Meister versammelte dann Schüler häuslich um sich her und bildete sie praktisch. Man erinnert an solche Familien-Schulen der Feverabend, Merian, Rose, Schütz. Lebende Künstler werden genannt und gerühmt. Eine Gesellschaft von Kupferstichbesitzern versammelt sich regelmäßig, um sich reihum belehrend zu unterhalten.

Kunsthandel wird empfohlen; die Bemühungen der Brönnerischen, Willmannischen und Wennerischen Handlungen, Kunstliebe zu verbreiten, werden als höchst schätzbar dargestellt. Der Reisende wünscht ein Verzeichniß aller Kunstschätze von Frankfurt und ähnlicher Merkwürdigkeiten, wenn auch nur erst summarisch, sowol zu Leitung in der Gegenwart als zur Erinnerung in der Abwesenheit. Die Singschule des Herrn Düring verschafft einen fröhlichen Sonntagsmorgen.

Zu wichtigen Betrachtungen und bedeutender Unterhaltung giebt das Senckenbergische Stift nunmehr Anlaß. Der Zustand, in welchem die wissenschaftliche Abtheilung sich durch die besen Jahre hingehalten, wird im Einzelnen beachtet, die Thätigkeit und Willfährigkeit der dabei angestellten Männer mit Freuden anerkannt und die Hoffnung einer schon eintretenden Ordnung, Erneuerung, Erweiterung aller Theile ganz naheliegend, sodann auch wahrscheinlich gefunden, daß eine Vereinigung aller Frankfurter Kenner und Liebhaber wissenschaftlicher Gegenstände bald stattfinden werde. Hierauf werden die Vortheile gezeigt, welche durch Begünstigung der Wissenschaft große Städte sich aneignen können.

In Offenbach wird die Sammlung ausgestopfter Vögel des Herrn Hofrath Meyer mit großer Aufmerksamkeit beschaut.

In Hanau werden vorerst die daselbst bisher wirkenden Naturforscher genannt, sodann erzählt, wie sie die Wetterauische Gesellschaft gegründet und ein Museum angelegt. Des leider zu früh verschiedenen vortrefflichen Leisler's und seiner hinterlassenen Sammlungen wird gedacht, des Herrn Dr. Gärtner Bemühungen um Pflanzenkunde, dessen Sammlungen von Säugethieren, Vögeln und Kenchylien als Belege seiner Verdienste um vaterländische Zoologie betrachtet.

Das Mineralien-Kabinet des Herrn Geheimeraths Leonhard, über 7000 Exemplare stark, sondert sich in eine oryktognostische und eine geognostische Hälfte; das Ganze bezieht sich auf die systematisch-tabellarische Uebersicht, die wir kennen. Alle Exemplare sind charakteristisch und frisch; der gleichmäßige For-

mar hat viel Gefälliges. Vollständig bis auf die neusten Zeiten ist die Sammlung. Der geognostische Theil macht das Studium des Vorkommens der Fossilien wichtig und belehrend, eine bisher viel zu sehr vernachlässigte und nun wieder hervorgesuchte Rücksicht. Auch hat sich derselbe durch Stiftung eines mineralogisch-merkantilischen Instituts Ansprüche auf den Dank der Naturfreunde erworben.

Die Zeichenschule, welcher Herr Westermeyer vorsteht, ist wohl gegründet und trägt schöne Früchte. Die Namen der sich in Hanau aufhaltenden Maler werden genannt und der wichtigen Arbeiten in Gold, Emaille und Juwelen sowie anderer Fabrikationen zum Schlusse gedacht.

Daß der Reisende Aschaffenburg nur aus Erzählungen kennt und also nur oberflächlich von dortigen Gegenständen spricht, wird ihm verziehen sein wegen der guten Wünsche, die er für diesen schönen und wohlgelegenen Ort zu thun sich die Freiheit nimmt.

Darmstadt ist von ihm wohlgekannt, geschätzt und verehrt. Das Großherzogliche Museum wird auch künftig unter den Anstalten dieser Gegenden immer zu den vorzüglichsten gezählt werden, und dessen musterhafte Einrichtung dient gewiß ähnlichen Unternehmungen zur Richtschnur. In dem geräumigsten Lokal sind die mannichfaltigsten Gegenstände ohne Prunk, aber mit Ordnung, Würde und Reinlichkeit aufgestellt. Herrliche Statuen in vortrefflichen Gipsabgüssen; zahlreiche Büsten, Körpertheile, Basreliefs, Alles in den anständigsten Räumen, nachgebildet in Kork; römische, italienische, deutsche Monumente; zahlreiche, schätzbare Gemäldesammlungen und Musterstücke der Kunst; Merkwürdigkeiten aller Jahrhunderte und Gegenden. Ein Katalog würde Erstaunen erregen.

In dieser reichen Sammlung erfreut zugleich die Lebendigkeit, nirgends eine Stockung bemerkbar, alle Fächer sind in Bewegung, überall schließt sich etwas Neues an, überall fügt sich's klar und besser.

Eine naturhistorische Sammlung, reich und vollständig, steht dieser Kunstsammlung zur Seite. In hellen Galerien aufgeordnet, finden sich die drei Reiche der Natur, an welchen immer durch thätige Männer Reinlichkeit erhalten, das Erfreuliche für den Beschauer vermehrt und Ordnung für den Wissenden und Wißbegierigen klärer eingerichtet wird.

Eine höchst ansehnliche, so würdig als reinlich aufgestellte

Bibliothek setzt den Reisenden in Verwunderung, so daß er, wenn er völlig fremd und mit den Verhältnissen ganz unbekannt wäre, nothwendig auf den Geist, der einem solchen Körper Leben giebt und erhält, aufmerksam werden müßte. Ihre Königliche Hoheit der Großherzog haben lange Jahre unter den ungünstigsten Umständen solche schöne Neigung ununterbrochen gehegt, und Herr Geheime Kabinetsrath Schleiermacher unter höchstem Vertrauen Alles das, was wir bewundern, anordnen und erhalten konnen.

Thätige Künstler werden gerühmt: Herr Oberbaurath Moller, Architekt sowol als Beförderer der neusten Bemühungen, das Andenken alter Denkmäler zu erhalten; Herr Primavesi; dessen Absicht, die Abeingegenden von den Quellen herab nach Natur zu zeichnen und herauszugeben, wird angedeutet, sowie von dessen Verdiensten noch Manches insbesondere nachzumelden wäre.

In Heidelberg verspart der Reisende, von der Lage der Stadt, dem wichtigen Einfluß der Akademie und des anmuthigen Umganas zu sprechen. Er wendet sich zuerst zur Boisserée'schen Sammlung und erzählt die Geschichte ihres Entstehens. Darauf holt er etwas weit aus. Die Erniedrigung der Welt unter spätern Römern, das Versinken der Kunst muß er zuerst bereden. Die Vortheile der christlichen Religion als Kunstbaterin spricht er umständlich aus, wie er denn auch ferner ableitet, wie in Byzanz alle Kunst mumienhaft geworden. Die Vortheile aber, welche die byzantinische Gilde noch immerfort als Ueberlieferung bewahrt, werden anerkannt und eine über die ganze gebildete Welt verbreitete Einwirkung dargestellt. Nun gelangen wir an den Niederrhein, wo ebenfalls byzantinische Schulen stattgefunden. Hier wird nun der Vortheil bemerklich gemacht, daß günstige Gegenstände dort obwalteten. Eine junge Prinzeß mit ihren Frauen, ein junger Held mit seinen Rittern haben dort gelebt und gelitten. Vor allen aber wird das Glück der niederländischen Künstler gepriesen, daß ein so günstiger Gegenstand als der dreier, ein Kind auf der Mutter Schoos in niedriger Hütte anbetenden Könige ihnen als National-Gegenstand aufgenöthigt wurde.

Mit Sorgfalt wird hier nun bemerklich gemacht, wie sich die düstere byzantinische Trockenheit im dreizehnten Jahrhundert in ein frohes Naturgefühl auflöset, und zwar nicht etwa als Nachahmung des einzelnen Wirklichen, sondern als behagliche

Augenlust, die sich im Allgemeinen über die sinnliche Welt aufthut.

Die materiellen und technischen Kennzeichen dieser Gemälde sind Goldgrund, eingedruckte Heiligenscheine ums Haupt, die glänzende Metallfläche oft mit wunderlichen Blumen tapetenartig gestenwelt oder durch braune Umrisse und Schattirungen zu vergoldetem Schnitzwerk scheinbar umgewandelt. Gründe, warum man diese Bilder dem dreizehnten Jahrhundert zuschreiben darf.

Ein Bild der heiligen Veronika, wahrscheinlich byzantinische Komposition, mit niederländischem weichem heitern Pinsel gemalt, wird gerühmt, und weil denn doch jede Beschreibung eines ungesehenen Bildes unzulänglich ist, ein Umriß desselben gegeben. Das Verdienst größerer Tafeln in gleichem oder ähnlichem Sinne wird gewürdigt.

Das Dombild zu Köln tritt nun ein, byzantinische Komposition beibehaltend, aber sich schon ganz für das Porträt erklärend. Hier fassen die Künstler schon wieder vollkommnen Fuß in der Natur. Dieses Bild verdient große Aufmerksamkeit; nur wünscht man, daß es nicht übertrieben erhöht, durch Hymnen versüßlicht und durch enthusiastische Mystik verständigen Kennern widrig gemacht werde. Es ist 1410 gemalt und stellt sich also in die Epoche, wo Johann von Eyck schon als entschiedener Künstler blühte. Und so dient es, das Unbegreifliche der Eyck'schen Vortrefflichkeit einigermaßen zu erklären, indem es bezeugt, was für Zeitgenossen dieser vorzügliche Mann gehabt. Das Dombild war die Achse genannt worden, worum sich die ältere niederländische Kunst in die neue dreht; nun betrachtet man die Eyck'schen Werke als zur Epoche der völligen Umwälzung jener Kunst gehörig. Schon in den ältern byzantinisch-niederrheinischen Bildern finden wir die eingedruckten Teppiche manchmal perspektivisch, obgleich ungeschickt behandelt; im Dombild erscheint keine Perspektive, weil der reine Goldgrund Alles abschließt. Nun wirft Johann von Eyck alles Gestempelte sowie den Goldgrund völlig weg, ein freies Lokal thut sich auf, worin nicht allein die Hauptpersonen, sondern auch alle Nebenfiguren vollkommen Porträt sind, von Angesicht, Statur und Kleidung, so auch völlig Porträt jede Nebensache. In Evidenz wird nun der ungeheure Vortheil gesetzt, daß er das Oelmalen wo nicht erfunden, doch wenigstens zuerst als Mann von Geist und Talent in auffallende Uebung gebracht. Und so wird denn auch, gedrängt von ihm und seinen Verdiensten,

das Mögliche ausgesprochen, so daß es hier nicht weiter ins Engere zu bringen ist.

Zuletzt aber wiederholt sich's immer, daß von solchen Werken wenigstens Umrisse dem Publikum vorgelegt werden müßten, wie in diesem Heft von dem Bild der Veronika geschehen, weil sonst Alles auf Rederei und Vereitelei hinausgeht, wozu weder Natur noch Kunstgegenstand erfordert wird.

Hier macht der Herausgeber nun eine Pause und verspricht, in dem nächsten Stück die übrigen Juwelen der Boisserée'schen Sammlung gleicherweis zu behandeln, den werthen Künstlern Hemmling, Israel von Mecheln, Lukas von Leyden, Quintin Messis und manchen Ungenannten ächt deutsche Originalität zu behaupten, hingegen bei Schoreel, Hemskerk, Schwarz u. A. italienischen Einfluß nicht zu verleugnen, welchem jedoch die Niederländer in späterer Zeit sich wieder entziehen und eine fromme Nachbildung der Natur mit ebenso viel Religion behandeln, als ihre Vorgänger heilige Ueberlieferungen.

Er bereit hierauf sich an den Oberrhein begeben zu können, sich von den Vorzügen und Eigenthümlichkeiten oberdeutscher Künstler zu durchdringen, wünscht, daß es ihm gelinge, den Unterschied, ja den Gegensatz beider Schulen herauszuheben, welche zusammen erst den Begriff von einem vollständigen Deutschthum zu erweden im Stande sind. Hiedurch denkt er von seiner Seite jedem National- und Säkularzwiespalt zu begegnen und solchen, insofern er sich gezeigt haben sollte, glücklich zu beseitigen.

Ferner wünscht der Herausgeber auch die seit- und aufwärts liegenden Schätze mit Ruhe betrachten zu können. Er verbietet sich, jene würdige Männer vereilig zu benamsen, welche daselbst wirken; nur enthält er sich nicht, dem Oberrhein zu Herrn Hebel Glück zu wünschen, einem Provinzial-Dichter, der, von dem eigentlichen Sinne seiner Landesart durchdrungen, von der höchsten Stufe der Kultur herab seine Umgebungen überschauend, das Gewebe seiner Talente gleichsam wie ein Netz auswirft, um die Eigenheiten seiner Lands- und Zeitgenossen aufzufischen und der Menge ihr Selbst zu Belustigung und Belehrung vorzuweisen.

Der nach Heidelberg zurückgelangten Manuskripte wird mit Bezug auf frühere Dichtkunst dankbar gedacht, ein neuaufgefundener Original-Domriß umständlich beschrieben, auch von der

älteren Steinmetzen-Brüderſchaft vorläufige Nachricht gegeben, ſo wie denn der Schluß erfreulicher und beſtnungsvoller Ereigniſſe kurze Meldung thut.

Ein Umſchlag, auf den Inhalt bezüglich, ſchmückt das Ganze. Der Verfaſſer wünſcht, daß eine freundliche Aufnahme des Gegebenen, welches eigentlich nur als ein fortwährender Dank des Reiſenden für ſo vieles empfangene Gute anzuſehen ſei, die Fortſetzung befördern möge. Mitte März wird gedachtes Heft ausgegeben.

---

113. a.

Ueber die Fauſtſage.

Die römiſche Kirche behandelte von jeher Ketzer und Teufelsbanner als gleichlautend und belegte ſie beiderſeits mit dem ſtrengſten Bann, ſowie Alles, was Wahrſagerei und Zeichendeutung heißen konnte. Mit dem Wachsthum der Kenntniſſe, der nähern Einſicht in die Wirkung der Natur ſcheint aber auch das Beſtreben nach wunderbaren geheimnißvollen Kräften zugenommen zu haben. Der Proteſtantismus befreite die Menſchen von aller Furcht vor kirchlichen Strafen; das Studentenweſen wurde freier, gab Gelegenheit zu frechen und liederlichen Streichen, und ſo ſcheint ſich in der Hälfte des ſechzehnten Jahrhunderts dieſes Teufels- und Zauberweſen methodiſcher hervorgethan zu haben, da es bisher nur unter dem verworrenen Pobel gehauſet hatte. Die Geſchichte von Fauſt wurde nach Wittenberg verlegt, alſo in das Herz des Proteſtantismus und gewiß von Proteſtanten ſelbſt; denn es iſt in allen den dahin gehörigen Schriften keine pfäffiſche Bigotterie zu ſpüren, die ſich nie verleugnen läßt.

Um die hohe Würde des Mephiſtopheles anſchaulich zu machen, liegt ein Auszug abſchriftlich bei, einer Stelle von

---

Zu 113. a. Briefwechſel zwiſchen Goethe u. Zelter, V. Theil, 1834, S. 331 bis 337, als Beilagen zu Goethe's Brief vom 20. Nov. 1829 und für Zelter's Freund Friedländer beſtimmt, der ſich nach dem Urſprung des Namens „Mephiſtopheles" erkundigt hatte.

Die Beilage enthält einen Auszug aus der Schrift „Praxis Cabalae nigrae Doctoris Johannis Faustii, Magi celeberrimi. Pasaun MDCXII", oder mit dem

Faust's Höllenzwang. Dieses höchst merkwürdige Werk des räsonnirtesten Unsinns soll, nachdem es lange in Abschriften umhergelaufen, zu Passau 1612 gedruckt worden sein. Weder ich noch meine Freunde haben ein solches Original gesehen; aber wir*) besitzen eine höchst reinliche vollständige Abschrift, der Hand und übrigen Umstände nach etwa aus der letzten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts.

*) Großherzogliche Bibliothek zu Weimar.

113. b.

Helena. Zwischenspiel zu Faust.

Faust's Charakter, auf der Höhe, wohin die neue Ausbildung aus dem alten rohen Volksmärchen denselben hervorgehoben hat, stellt einen Mann dar, welcher, in den allgemeinen Erdeschranken sich ungeduldig und unbehaglich fühlend, den Besitz des höchsten Wissens, den Genuß der schönsten Güter für unzulänglich achtet, seine Sehnsucht auch nur im Mindesten zu befriedigen; einen Geist, welcher, deshalb nach allen Seiten hin sich wendend, immer unglücklicher zurückkehrt.

Diese Gesinnung ist dem modernen Wesen so analog, daß mehrere gute Köpfe die Lösung einer solchen Aufgabe zu unternehmen sich gedrungen fühlten. Die Art, wie ich mich dabei benommen, hat sich Beifall erworben; vorzügliche Männer haben darüber gedacht und meinen Text kommentirt, welches ich dankbar anerkannte. Darüber aber mußte ich mich wundern, daß Diejenigen, welche eine Fortsetzung und Ergänzung meines Fragments unternahmen, nicht auf den so nahe liegenden Gedanken

zweiten Titel: „D. Johannis Faustii Magia naturalis et innaturalis oder unerforschlicher Höllenzwang, d. i. Miracul-Kunst und Wunderbuch, wodurch ich die höllische Geister habe bezwungen, daß sie in allen meinen Willen verbringen haben müssen. Gedruckt Passau Ao. 1612." Der erste Theil dieses Buchs handelt von der „Nigra mantia oder Cabula nigra wie auch von Magia naturali et innaturali". Das erste Kapitel zählt die Namen der Höllengeister auf, von denen 7 Kurfürsten (darunter 4 Großfürsten), 7 Pfalzgrafen, 7 kleine Grafen, 7 Barone, 7 adelige Geister, 7 bürgerliche Geister, 7 Bauergeister, 7 kluge Geister, 7 dumme Geister und 4 freie Geister. Das zweite Kapitel legt dann die Unterordnung der Geister unter einander dar. — Meyrinkopheles ist einer der Kurfürsten.

Zu 113. b. Ueber Kunst u. Alterth., VI. Bds. 1. Hft. 1827. S. 200 bis 203.

Mir wird unfrei, mir wird unfroh,*)
Wie zwischen Glut und Welle,
Als läs' ich ein Capitolo
In Dante's grauser Hölle.

*

Gleichnisse dürft Ihr mir nicht verwehren;
Ich wüßte mich sonst nicht zu erklären.

Ist erst eine dunkle Kammer gemacht**)
Und finstrer als eine ägyptische Nacht,
Durch ein gar winzig Löchlein bringe
Den feinsten Sonnenstrahl herein,
Daß er dann durch das Prisma dringe,
Alsbald wird er gebrochen sein.
Aufgedröselt,***) bei meiner Ehr',
Siehst ihn, als ob's ein Strichlein wär',
Siebenfarbig statt weiß, oval statt rund;
Glaube hiebei des Lehrers Mund:
Was sich hier aus einander reckt,
Das hat Alles im Einen gesteckt;
Und Dir wie Manchem seit hundert Jahr
Wächst darüber kein graues Haar.

---

der [illegible] und Jahresheften von 1890. — Die berüchtigte Broschüre von Boß „[illegible] Fritz Stolberg, ein Unfreier!" auf die Goethe in der fünften Zeile anspielt, erschien 1819, in demselben Jahre, in dem Stolberg am 6. December starb. — Wenig passend erscheint in Beziehung auf das vorliegende Gericht die Bemerkung Riemer's, (vgl. Mittheilungen II, 667), daß Goethe, der dem „alten heidnischen Zoll" einen Platz auf dem Blocksberg zugedacht, sich damit begnügt habe, ihn in Dante's Hölle zu translocieren.

*) Das Wort „unfroh" braucht schon Luther. — L.

**) Das Gedicht, zuerst in der Ausgabe von 1836 gedruckt (in der Ab. d. „Gott, Gemüth und Welt") und, wie daselbst angegeben wird, dem Jahre 1806 angehörig, ist gegen Newton's bekannte Theorie gerichtet, nach der die Farben im Lichte enthalten sind. Specieller betrifft der Angriff den physikalischen Versuch Newton's, daß man durch eine kleine Oeffnung des Fensterladens das Sonnenbild in eine dunkle Kammer fallen läßt, solches durch ein horizontal gestelltes Prisma, dessen brechender Winkel nach unten gerichtet ist, auffängt, wo dann das Bild, an die entgegengesetzte Wand in die Höhe gebrochen, nicht mehr farblos und rund, sondern länglich und farbig erscheint. In welcher Weise freilich farbig, darüber gehen Newton's und Goethe's Beobachtungen sehr auseinander. (Vgl. Goethe's Farbenlehre. Polemischer Theil § 86, und ein ähnliches Gedicht II, 208 unsr. Ausg.)

***) Wegen „aufdröseln" (auftrösseln, aufdrieseln) im Sinne von auflösen anderwanderfasern, s. Grimm's Wörterb. Band I. — L.

gekommen sind, es müsse die Bearbeitung eines zweiten Theils sich nothwendig aus der bisherigen kümmerlichen Sphäre ganz erheben und einen solchen Mann in höheren Regionen durch würdigere Verhältnisse durchführen.

Wie ich nun von meiner Seite dieses angegriffen, lag im Stillen vor mir, von Zeit zu Zeit mich zu einiger Fortarbeit anregend, wobei ich mein Geheimniß vor Allen und Jeden sorgfältig verwahrte, immer in Hoffnung, das Werk einem gewünschten Abschluß entgegenzuführen. Jetzo aber darf ich nicht zurückhalten und bei Herausgabe meiner sämmtlichen Bestrebungen kein Geheimniß mehr vor dem Publikum verbergen; vielmehr fühle ich mich verpflichtet, alles mein Bemühen, wenn auch fragmentarisch, nach und nach vorzulegen.

Deshalb entschließ' ich mich zuvörderst, oben benanntes, in den zweiten Theil des Faust's einzupassendes, in sich abgeschlossenes kleineres Drama sogleich bei der ersten Sendung mitzutheilen.

Noch ist die große Kluft zwischen dem bekannten jammervollen Abschluß des ersten Theils und dem Eintritt einer griechischen Heldenfrau nicht überbrückt; man genehmige jedoch vorläufig Nachstehendes mit Freundlichkeit.

Die alte Legende sagt nämlich, und das Puppenspiel verfehlt nicht, die Szene vorzuführen, daß Faust in seinem herrischen Uebermuth durch Mephistopheles den Besitz der schönen Helena von Griechenland verlangt und Dieser ihm nach einigem Widerstreben willfahrt habe. Ein solches bedeutendes Motiv in unserer Ausführung nicht zu versäumen, war uns Pflicht, und wie wir uns derselben zu entledigen gesucht, wird aus dem Zwischenspiel hervorgehen. Was aber zu einer solchen Behandlung die nähere Veranlassung gegeben, und wie nach mannichfaltigen Hindernissen den bekannten magischen Gesellen geglückt, die eigentliche Helena persönlich aus dem Orkus ins Leben heraufzuführen, bleibe vor der Hand noch unausgesprochen. Gegenwärtig ist genug, wenn man zugiebt, daß die wahre Helena auf antik-tragischem Kothurn vor ihrer Urwohnung zu Sparta auftreten könne. Sodann aber bittet man, die Art und Weise zu beobachten, wie Faust es unternehmen dürfe, sich um die Gunst der weltberühmten königlichen Schönheit zu bewerben.

113. c.

Helena in Edinburgh, Paris und Moskau.

(The Foreign Review, No. II, 1828, p. 430. Le Globe, Tom. VI, No. 34. p. 209. Der Moskowiſche Bote, Nr. 21, 1827, S. 79.)

Hier ſtrebt nun der Schotte, das Werk zu durchdringen, der Franzoſe, es zu verſtehen, der Ruſſe, es ſich anzueignen. Und ſo hätten die Herren Carlyle, Amdère und Schewireff ganz ohne Verabredung die ſämmtlichen Kategorien der möglichen Theilnahme an einem Kunſt- oder Naturprodukt vollſtändig durchgeführt. Das Weitere hierüber zu verhandeln, ſei unſern wohlwollenden Freunden überlaſſen. Sie werden, das Ineinandergreifen jenes dreifachen, nie ſcharf zu trennenden Strebens bemerkend und bezeichnend, uns über die mannichfaltigſten äſthetiſchen Einwirkungen aufzuklären, erwünſchte Gelegenheit davon bernehmen.

---

114. a.

Sicherung meines literariſchen Nachlaſſes.

Obgleich der Winter und beſonders ein ſtrenger wie der vergangene ſolchen Arbeiten, wo man Papiere und Dokumente an vielen Orten zuſammenſuchen ſoll, keineswegs förderlich ſein kann, ſo iſt doch ſelbſt in dieſer Jahreszeit jenes Geſchäft nicht unterbrochen, ſondern ſo weit vorwärts geführt worden, daß den Sommer über ein bedeutender Vorſchritt möglich iſt.

Das Hauptſächlichſte vorerſt aber wird ſein, die bereits ſchematiſch von der Zeit an, wo die ausführlichern Bekenntniſſe aufhören, bis auf den heutigen Tag niedergeſchriebene Chronik im Ganzen näher zu bearbeiten und im Einzelnen epochenweiſe dergeſtalt auszuführen, daß mir ſelbſt, wenn mir die Arbeit fortzuſetzen vergönnt iſt, oder auch einem Dritten, der ſie nach mir unternähme, in die Hände gearbeitet ſei; wie ich denn jetzo die Jahre 1807, 1808 und 1809 in dieſer Art verſuchsweiſe

---

Zu 113. c. Ueb. Kunſt u. Alterth., VI. Bds. 2. Hft. 1828. S. 429 f.

Zu 114. a. Ueb. Kunſt u. Alterth., IV. Bds. 2. Hft. 1823. S. 184 ff.

vorgenommen. Dieses Geschäft wird nunmehr, da wir an die Kostbarkeit der Zeit und an die Möglichkeit so mancher Zufälligkeiten ernstlich erinnert sind, lebhafter betrieben werden.

Ferner wird diesen Sommer eine große Masse, sowol von abgesendeten als eingegangenen Briefen durchgesehen und, wie sie den Jahren nach schon verwahrt sind, geheftet, insofern dies noch nicht geschehen ist. In Bezug auf die Chronik erhalten sie doppelten Werth und sichern Einfluß, so daß besonders von 1797 an sich kaum eine Lücke finden wird. Wir hoffen, im nächsten Stücke von Kunst und Alterthum unseren Freunden hievon schon nähere Rechenschaft geben zu können.

114. b.

Sicherung meines literarischen Nachlasses und Vorbereitung zu einer ächten vollständigen Ausgabe meiner Werke.

(S. IV. 1. 172. IV. 2. 184.)

Es ist aus jenem Archiv meiner theils schon vor vielen Jahren gedruckten, theils noch ungedruckten Papiere in diesem letzten halben Jahr so viel im Einzelnen durchgesehen, berichtigt, vollendet und im Ganzen geordnet, auch durchaus zum Druck vorbereitet und abgeschlossen, daß sich davon drei gute Bände werden füllen lassen.

Ueber den näheren Inhalt dieser möge nun den Freunden einige vorläufige Nachricht nicht unwillkommen sein.

Recensionen für die Frankfurter gelehrten Anzeigen und die Jenaer Literatur-Zeitung werden einen dieser Bände ausmachen. Erstere wurden geschrieben vor meinem Götz von Berlichingen im Jahre 1772 und 73, letztere in den Jahren 1804, 5 und 6. Es liegt also zwischen beiden ein Zeitraum von einigen dreißig Jahren, die blos den Studien und eigenen Produktionen gewidmet worden.

Die Recensionen für die Frankfurter gelehrten Anzeigen haben einen eigenen Charakter. Wild, aufgeregt und flüchtig hingeworfen, wie sie sind, möchte ich sie lieber Ergießungen

---

Zu 114. b. Ueb. Kunst u. Alterth., IV. Bds. 3. Hft. 1824. S. 151 bis 156.

Die oben bezogenen Stellen in Kunst u. A. (IV. 1. 172 u. IV. 2. 184) sind die Aufsätze 111. a. u. 114. a.

meines jugendlichen Gemüths nennen als eigentliche Recensionen. Es ist auch in ihnen so wenig ein Eingehen in die Gegenstände als ein gegebener, in der Literatur begründeter Standpunkt, von wo aus diese wären zu betrachten gewesen, sondern Alles beruhet durchaus auf persönlichen Ansichten und Gefühlen. Die dem Urtheile sich anbietenden Gegenstände sind mannichfaltiger Art und geben, obgleich nur flüchtig berührt, ein treues Bild vom Charakter der damaligen Literatur. Und da nun ferner meine ganze jugendliche Gesinnungs- und Denkungsweise sich überall ohne Rückhalt leidenschaftlich ausläßt, so liegen die anfänglichen Richtungen meiner Natur in diesen Recensionen offen vor Augen, und demnach möchten sie auch für alle Diejenigen, die mir und meinen Leistungen einen näheren Antheil schenken, nicht ohne einiges Interesse sein.

Die hier sich anschließenden Recensionen für die Jenaer Literatur-Zeitung sind von den eben erwähnten in mancher Hinsicht sehr verschieden. Die Gegenstände sind bedeutender, das Urtheil ist befestigt, die Art und Weise der Ansicht und Behandlung — Alles ist anders, wie denn eine Reihe von dreißig Jahren Vieles verändert und erweitert hatte. Es findet sich unter diesen Recensionen die Beurtheilung der Gedichte von Voß, Hebel, Grübel und des Knaben Wunderhorn, wie auch einiger Leistungen im dramatischen Fach und im Fach der Romane, und sonach wird der Leser mehr oder weniger Bekanntem hier abermals begegnen.

Mittheilungen ins Morgenblatt ferner werden einen zweiten Band füllen. Es sind dieses Aufsätze über Gemälde von Ruysdael, über altdeutsche Gemälde, über Shakespeare, das deutsche Theater, und was Schiller und Iffland in dieser Hinsicht gewollt und geleistet, und was sich sonst noch Aehnliches und Verwandtes hinanschließen möchte.

Ein dritter Band endlich wird meine im Jahre 1797 gemachte Reise nach Frankfurt, Stuttgart und der Schweiz enthalten und demnach einen schönen Punkt aus meinem Leben umfassen.

Alles, was sich nun auf dieser Reise sowol unterwegs in freier Natur als auch in den Städten, wo ich länger verweilte, mir Bemerkenswürdiges darzubieten, und welche Ideen und Ansichten durch alle die mannichfaltigen Gegenstände der Natur und der menschlichen Beschäftigungen, Einrichtungen und vielfachen Künste in mir rege geworden, davon geben Tagebücher,

Briefe und einzelne Abhandlungen kürzere oder ausführlichere Nachricht, je nachdem Zeit und Umstände mir günstig oder hinderlich waren und die Fülle der Gegenstände eine weitere Ausführung gestattete oder nicht. Entschieden auf die Gegenwart gerichtet, faßte ich Alles augenblicklich auf und reihete das Geschriebene Tag für Tag an einander; und so wird es nun auch wol bleiben und zur Herausgabe kommen müssen, ohne an eine künstlerische Ordnung weiter zu denken, die auch in diesem Fall nicht einmal rätblich und thulich wäre. Tägliche Bemerkungen, Briefe, Aufsätze — Alles wechselt mit einander ab und bildet so ein buntes, wunderliches, sehr verschiedenartiges Ganze. Auch kleine Gedichte stehen am gehörigen Ort und scheinen hier erst ihre volle Bedeutung zu gewinnen.

Unter den manchen Briefen, die ich aus den Städten, wo ich auf einige Zeit bleibenden Fuß faßte, an meine Weimarischen Freunde zurückschrieb, werden besonders die Briefe an Schiller nicht unwillkommen sein. Die Poesie hatte uns für Nähe und Ferne mit einander verbunden, und so blieben wir im fortwährenden Austausch unserer neusten Leistungen, Vorsätze und Ideen.

Möge allen diesen guten Dingen demnächst eine freundliche Aufnahme zu Theil werden.

114. c.

Paralipomena.

Unter denen zurückgebliebenen oder vielmehr zurückgehaltenen Gedichten ist eine bedeutende Anzahl, welche vielleicht niemals öffentlich erscheinen zu lassen rätblich ist; sie sind meinem Sohne als Geheimniß in die Hände gegeben, um solche künftighin mit Beirath der verbündeten Freunde entweder zu zerstören oder sonst darüber zu verfügen. Es verhält sich aber damit folgendermaßen. Da ich weder meine frühsten Arbeiten noch meine späteren jemals herausgegeben, als bis ich mich über

Zu 114. c. Diktat Goethe's (ohne Ueberschrift) aus Kanzler v. Müller's Nachlaß. Ungedruckt. Anstatt „um solche" steht im Original der Hörfehler „und solche".

In den „Tag- und Jahresheften — 1816" sagt Goethe: „Die Paralipomena werden neuerdings beachtet"; ferner ebenda „1821": „Ich setze hierauf die Paralipomena wieder an. Unter dieser Rubrik verwahre ich mir verschiedene Fragmente, was noch von meinen Gedichten ungedruckt oder ungesammelt vor-

das Urtheil der Welt darüber völlig gleich fühlte, da ich jede Kontrovers im Aesthetischen, Sittlichen, ja Wissenschaftlichen zu vermeiden mich bestimmt hatte und nur im letzteren Fach ganz neuerlich eine Ausnahme zu machen für gut fand, so wollte ich doch als Mensch dem menschlichen Gefühl nicht widerstreben, welches uns bei unfreundlicher und unartiger Erwiderung einer wohlgemeinten Gabe natürlich zu überfallen pflegt. Ich habe daher seit den „Freuden des jungen Werther's" bis auf den heutigen Tag bei allen Versuchen, meine Wirkung zu stören, zu schmälern, zu vernichten, die sich von Zeit zu Zeit bei der großen Masse mißwollender Menschen wiederholen mußte, mit dem besten Humor ein Schnippchen in der Tasche geschlagen und ganz im Stillen meinen Gegnern etwas angehängt und damit geistreiche, wohlwollende Freunde oft unterhalten, ohne dadurch dem Oeffentlichen beschwerlich zu sein oder zu irgendeiner Erschütterung Anlaß zu geben.

Dasselbige gilt von solchen Gedichten politischen Inhalts, wo es ebenso gefährlich, für diese oder jene Seite auch nur scheinbar dichterisch sich zu erklären oder sich zu unvermeidlicher Quetschung zwischen beide zu stellen. Mögen meine Freunde künftighin darüber entscheiden, wie ihnen denn auch das Endurtheil über jugendliche Versuche, die theils zu schwach, theils zu frech möchten gefunden werden, anheimgegeben bleibt.

---

handen sein mag. Sie zu ordnen und, da viel Gelegenheitsgedichte darunter sind, sie zu kommentiren, pflegte ich von Zeit zu Zeit, indem eine solche Arbeit in die Länge nicht anziehen darf. — Zu zahme Xenien drackt' ich zusammen; denn ob man gleich seine Diatriben überhaupt nicht durch Verdruß und Widerwärtiges entstellen soll, so wird man sich doch im Einzelnen manchmal Luft machen. Von kleinen aus viele Bezie entstehenden Produktionen sonderte ich die lußlichsten und stellte sie in Pappen zusammen."

Auch in der oben unter Nr. 10⁰ abgedruckten Ankündigung des Divan (Buch des Unmuths) sowie in Briefen an v. Holtmann vom 8. Febr 1816 und an Zelter vom 21. Juni 1827 (Correspon.) gedenkt Goethe der zurückgelegten Gedichte; in einem Gespräch mit Falk versuchte er von dem „Balourdsack", in dem er sie verwahre. („Goethe, aus näherem persönlichen Umgange dargestellt", S. 92 ff.) — Ohne Niederschrift dürfte frühestens ins Jahr 1825 zu setzen sein, an dessen 21. März Goethe dem Kanzler v. Müller den Wunsch zu erkennen gab, Diesen und den Professor Riemer zu Vollstreckern seines literarischen Nachlasses zu ernennen.

115.

Vorwort zu dem Aufsatz „Ueber Goethe's Recensionen für die Frankfurter gelehrten Anzeigen von 1772 und 1773."

In spätern Jahren betrachten wir unsre frühern Arbeiten niemals mit reiner Billigkeit; wir schämen uns der Symptome mancher Entwickelungskrankheit, die uns doch ins Leben weiter förderte, deren Kenntniß für Andere noch gar wol belehrend sein dürfte. Und ich habe daher bei Auswahl dessen, was ich von manchem Vorräthigen in die angezeigte Ausgabe aufzunehmen hätte, in Betracht der psychologischen Absichten gar mancher Leser gesorgt, daß nichts Brauchbares beseitigt und verheimlicht werde.

Was aber der lebendigen Gegenwart interessant sein könnte, darüber hat eine gebildete Jugend am Ersten zu entscheiden. Solchen jungen Freunden pflege ich zu übergeben, was mir zweifelhaft ist, mit dem Ersuchen, ihre Ansichten mitzutheilen. Und so entstand auch nachfolgender Aufsatz. Wenn er mir aber entschieden zu Gunsten lautet, so verzeihe man eine unbewundene Mittheilung. In einem langen Leben setzen sich Lob und Tadel, gute Aufnahme und schlechtes Behandeln dergestalt ins Gleichgewicht, daß es einer bestätigten sittlichen Kraft bedarf, um gegen beide nicht vollkommen gleichgiltig zu werden.

Zu 115. Ueb. Kunst u. Alterth., V. Bd. 3. Hft. 1826. S. 160 f.

Den Aufsatz, welchem obiges Vorwort beigegeben ist, hat Eckermann geschrieben. Vergl. „Gespräche mit Goethe ꝛc., von Eckermann", 2. Ausg. I. Theil. S. 41 bis 44, 47 ff. Derselbe erzählt, daß ihm Goethe am 11. Juni 1823 die Recensionen zur Durchsicht und Redaktion übergeben habe; im Brief vom 14. Aug. 1823 redte ihn Goethe von Marienbad aus nochmals dazu an. Im Boisserée schrieb Goethe am 3. Juli 1830: „Daher denk' ich bei Allem, was ich thue, treibe und dichte, wie das wieder einmal eben zu jenen Freunden gelangen möge. Sagen Sie mir nun, daß dies gelungen sei, so ist es ein freudiges Ereigniß, ein geistiges Händereichen über eine ungeheure Kluft. Ich empfehle Ihnen auch in diesem Sinne das 23. Bändchen der Recensionen. Ich komme mir selbst darin oft wunderbar vor; denn ich erinnere mich ja nicht mehr, daß ich diesem oder jenem Werke, dieser oder jener Person zu seiner Zeit eine solche Aufmerksamkeit geschenkt; ich erfahre es nunmehr als eine entschiedene Neugkeit und freue mich nur über die honette treue Weise, womit ich früher oder später dergleichen Dinge genommen."

116. a.

Anzeige von Goethe's sämmtlichen Werken,

vollständige Ausgabe letzter Hand.

Unter des Durchlauchtigsten Deutschen Bundes schützenden Privilegien.

I. Band. Gedichte, erste Sammlung: Zueignung; Lieder; Gesellige Lieder; Balladen; Elegien; Epigramme; Weissagungen des Bakis; Vier Jahreszeiten.

II. Gedichte, zweite Sammlung: Sonette; Kantaten; Vermischte Gedichte; Aus Wilhelm Meister; Antiker Form sich nähernd; An Personen; Kunst; Parabolisch; Gott, Gemüth und Welt; Sprichwörtlich; Epigrammatisch. (Beide Bände, außer wenigen Einschaltungen, Abdruck der vorigen Ausgabe.)

III. Gedichte, dritte Sammlung: Lyrisches; Loge; Gott und Welt; Kunst; Epigrammatisch; Parabolisch; Aus fremden Sprachen; Zahme Xenien, erste Hälfte. (Dieser Band enthält Neues, Bekanntes gesammelt, geordnet und in die gehörigen Verhältnisse gestellt.)

IV. Gedichte, vierte Sammlung: Festgedichte; Inschriften, Denk- und Sendeblätter; Dramatisches; Zahme Xenien, zweite Hälfte. (Hievon gilt das Obige gleichfalls: die Denkblätter sind aus unzähligen ausgesondert, an einzelne Personen gerichtet, charakteristisch und mannichfaltig. Da man den hohen Werth der Gelegenheitsgedichte nach und nach einsehen lernt, und jeder Talentreiche sich's zur Freude macht, geliebten und geehrten Personen zur festlichen Stunde irgend etwas Freundlichpoetisches zu erweisen, so kann es diesen kleinen Einzelheiten auch nicht an Interesse fehlen. Damit jedoch das Einzelne, bedeutend Bezeichnende durchaus verstanden werde, so hat man Bemerkungen und Aufklärungen hinzugefügt. Der zahmen Xenien sind manche neue.)

V. Westöstlicher Divan, in zwölf Büchern: Buch des Sängers, des Hafis, der Liebe, der Betrachtungen, des Unmuths, der Sprüche, des Timur, Suleika's, des Schenken, des

---

Zu 116. a. Besonders Heft im Format der Taschenausgabe. Die Anzeige nimmt 3½ Seiten ein, worauf 2 Seiten nähere Anzeige der Cottaischen Buchhandlung folgen. Daran schließt sich als Probe 1 Blatt „Signet und Angekündigtes“ und 1 Blatt mit dem Gedicht „Einlaß“ aus dem Divan.

Parsen, der Parabeln, des Paradieses. (Stark vermehrt, wo nicht an Zahl, doch an Bedeutung.) Anmerkungen zu besserem Verständniß sind unverändert geblieben.

VI. Aeltere Theaterstücke: Die Laune des Verliebten, die Mitschuldigen, die Geschwister. Uebersetzte: Mahomet, Tankred. Vorspiele u. dergleichen: Paläophron und Neoterpe; Vorspiel 1807; Was wir bringen, Lauchstädt; Was wir bringen, Halle; Theaterreden.

VII. Größere neuere Stücke: Götz von Berlichingen; Egmont; Stella; Clavigo.

VIII. Größere ernste Stücke: Iphigenia in Tauris; Torquato Tasso; Die natürliche Tochter; Elpenor.

IX. Opern und Gelegenheitsgedichte: Klaudine von Villa bella; Erwin und Elmire; Jery und Bätely; Lila; Die Fischerin; Scherz, List und Rache; Der Zauberflöte zweiter Theil; Maskenzüge; Karlsbader Gedichte; Des Epimenides Erwachen.

X. Symbolisch-humoristische Darstellungen: Faust; Puppenspiel; Fastnachtsspiel; Bahrdt; Parabeln; Legende; Hans Sachs; Mieding; Künstlers Erdewallen; Künstlers Apotheose; Epilog zu Schiller's Glocke; Die Geheimnisse.

XI. Symbolisch-satirische Theaterstücke: Triumph der Empfindsamkeit; Die Vögel; Der Großkophta; Der Bürgergeneral; Die Aufgeregten; Unterhaltung der Ausgewanderten. (Letzteres, obgleich nicht eigentlich dramatisch, hat man hier angefügt, weil es im Sinne der drei vorhergehenden geschrieben ist und das große Unheil unwürdiger Staatsumwälzung in lebhaftem Dialog vor die Seele bringt.)

XII. Epische Gedichte und Verwandtes: Reineke Fuchs; Herrmann und Dorothea; Achilleis; Pandora.

XIII. Romane und Analoges: Leiden des jungen Werther; Schweizerbriefe; Schweizerreise.

XIV. Die Wahlverwandtschaften.

XV. Wilhelm Meister's Lehrjahre. Erster Band.

XVI. Wilhelm Meister's Lehrjahre. Zweiter Band.

XVII. Desselben Wanderjahre. Erster Band.

Der Inhalt ist vom V. Bande an vielfach anders angeordnet; von den angekündigten Arbeiten fehlt in der erschienenen Ausgabe und überhaupt bis jetzt die Campagne in Schlesien. Ueber Cotta's Aeußerung zu Abänderung der angekündigten Ordnung beschwert sich Goethe im Brief an Boisserée vom 21. Sept. 1827.

XVIII. Desselben Wanderjahre. Zweiter Band. (Die wunderlichen Schicksale, welche dies Büchlein bei seinem ersten Auftreten erfahren mußte, gaben dem Verfasser guten Humor und Lust genug, dieser Produktion neue, doppelte Aufmerksamkeit zu schenken. Es unterhielt ihn, das Werklein von Grund aus aufzulösen und wieder neu aufzubauen, so daß nun in einem ganz Anderen Dasselbe wieder erscheinen wird.)

XIX. Aus meinem Leben. Erster Theil.

XX. Desgleichen. Zweiter Theil.

XXI. Desgleichen. Dritter Theil.

XXII. Desgleichen, fragmentisch bis in den November 1775.

XXIII. Desgleichen bis in den September 1786.

XXIV. Italienische Reise. Erster Band. Bis Rom.

XXV. Italienische Reise. Zweiter Band. Bis Sizilien.

XXVI. Italienische Reise. Dritter Band. Zweiter Aufenthalt in Rom; Römisches Karneval; Cagliostro; Rückreise; Wirkung und Folge dieser Fahrt. Zweite Reise nach Venedig; Campagne in Schlesien von 1791. (Bekanntes und Neues schlingt sich hier in einander.)

XXVII. Campagne von 1792 und Belagerung von Mainz.

XXVIII. Annalen meines Lebens. Erster Band.

XXIX. Fortsetzung derselben. Zweiter Band. (Von dem Vielen, was hier zu sagen wäre, vorerst nur Folgendes: Bis 1792 ist die Darstellung flüchtig behandelt, alsdann aber abwechselnd ausführlicher; auch gewinnt sie einen ganz verschiedenen Charakter, bald als Tagebuch, bald als Chronik. Sie nimmt alsdann die Gestalt von Memoiren und durch wiederholtes Eingreifen in das Oeffentliche die Bedeutung der Annalen an; sie wird geschichtlich, sogar weltgeschichtlich, da der Verfasser wohl sagen darf, daß, wie er draußen die Universalhistorie aufgesucht, sie ihn dagegen wieder in Haus und Garten heimgesucht habe.)

XXX bis XXXIII. (In diesen Bänden wechselt eine große Mannichfaltigkeit des Inhalts und der Form. Es sind biographisch-literarische Mittheilungen, als Supplemente zu dem, was sich auf den Verfasser, seine Bestrebungen und Schick-

Die wunderlichen Schicksale der Wanderjahre traten ein durch die von Pustkuchen herausgegebene angebliche Fortsetzung des Romans.

Antikritik.*)

Armer Tobis, tappst am Stabe
Siebenfarb'ger Dröselgien,
Kannst Dich jener Himmelsgabe
Reinen Lichtes nicht erfreuen,
Nicht erlust'gen Dich im Schatten,
Wo mit urgebotner Liebe
Licht und Finsterniß sich gatten,
Zu verherrlichen die Trübe.
Werd' ihm doch die kräft'ge Salbe,
Diesem Armen, bald gesendet,
Dem die theoret'sche Schwalbe
Augenkraft und -Lust geblendet!

Dem Weißmacher.**)

Newtonisch Weiß den Kindern vorzuzeigen,
Die pädagog'schem Ernst sogleich sich neigen,
Trat einst ein Lehrer auf mit Schwungrads Possen;
Auf selbem war ein Farbenkreis geschlossen.
Das dorlte***) nun. „Betracht' es mir genau!
Was siehst Du, Knabe?" Nun, was seh' ich? Grau!
„Du siehst nicht recht! Glaubst Du, daß ich das leide?
Weiß, dummer Junge, Weiß! So sagt's Mollweide."

---

*) Zuerst 1806. — Ludolph Hermann Tobiesen wird als Anhänger Newton's in Goethe's Farbenlehre mit folgenden Worten erwähnt: „L. W. von Hauch. Anfangsgründe der Experimentalphysik, aus dem Dänischen von Tobiesen. Schleswig 1795: Das hergebrachte Lied wird abgeorgelt." — Der Scherz beruht auf dem Wortspiel mit Tobiesen und dem Tobias der Bibel, der das Augenlicht durch eine Schwalbe einbüßte (Tobias Kap. 2, V. 11; und wieder sehend ward, als sein Sohn ihn mit Fischgalle salbte (das. Kap. 11, V. 13 bis 15). — Das Wort Tobiesei (s. vorige Note) erklärt Grimm Wörterb. II mit Bezug auf vorliegendes Gedicht als „ausgezogne Faden, bildlich für theoretisch aufgestellte Ansicht." — L.

**) Zuerst 1806. — Bgl. v. Biedermann, II, 211 und Bichoff, III, 82. — In der zuerst genannten Schrift wird der Vorfall erwähnt, der zu den obigen Gedichte Veranlassung gab: „Im Pädagogium zu Halle wurde, als Goethe gerade den Unterricht beiwohnte, im Sommer oder Herbst 1805, ein Knabe ausgescholten, der auf der mit den sieben Regenbogenfarben bemalten Scheibe des Schwungrades nur das gewöhnliche schmutzige Grau sah, während er nach Newton's Theorie Weiß sehen sollte. Der Lehrer war Brandan Mollweide, der Goethe's Farbenlehre später vielfach angegriffen hat, seit 1811 Professor der Mathematik zu Leipzig. — Goethe selbst erzählt den Vorfall in einem Briefe an Graf Reinhard vom 7. Oktober 1810 (Briefw. S. 94), weshalb man mit Bielschowsky das Gedicht diesem Jahre zuweisen möchte. — L.

***) „Dorlen" ist Thüringisch für schnell drehen, s. Grimm's Wörterb. unter „dorlen." — L.

ſale bezieht. Die Recenſionen in den Frankfurter Anzeigen vom Jahre 1772 geben Anlaß, die frühen ernſteren und muthwilligen Produktionen einzuleiten; literariſch-kritiſche Mittheilungen aus verſchiedenen Tagesblättern und Heften füllen den Raum bis zu den Jenaiſchen Recenſionen von 1804 ziemlich aus. Hier werden manche analoge Einzelheiten hiſtoriſcher, biographiſcher, redneriſcher Art einſchreiten und von ſonſtigem Verwandten und dahin Einſchlagenden die mannichfaltigſten Verſuche mitgetheilt werden. Vielleicht fände man Raum, frühere Studien, z. B. zu Götz von Berlichingen, Iphigenia und ſonſt, zu belehrender Unterhaltung vorzulegen.)

XXXIV. Benvenuto Cellini. Erſter Theil.

XXXV. Benvenuto Cellini. Zweiter Theil.

XXXVI. Philipp Hackert.

XXXVII. Winckelmann und ſein Jahrhundert.

XXXVIII. Rameau's Neffe von Diderot, und ſonſtige franzöſiſche, engliſche, italieniſche Literatur in Bezug auf des Verfaſſers Verhältniſſe zu Dichtern und Literatoren jener Länder.

XXXIX und XL. Dieſe zwei letzten Bände werden theils durch erwünſchte Spaltung einiger vorhergehender, theils durch Bearbeitung gehaltreicher Vorräthe hinlänglich zu füllen ſein.

Was für Naturwiſſenſchaft geleiſtet worden, ſoll in einigen Supplementbänden nachgebracht und beſonders darauf geſehen werden, daß einmal der Sinn, mit welchem der Autor die Natur im Allgemeinen erfaßt, deutlich hervortrete und ſodann auch, was aus und mit demſelben im Beſondern gewirkt worden, ſich nach ſeinem Werth und Einfluß darlege.

Ziehe ich nun aber in Betrachtung, welchermaßen ich in den Stand geſetzt worden, das ſoeben geſchloſſene Verzeichniß den Freunden deutſcher Zunge vorzulegen, ſo wird es zur Schuldigkeit, vor allen Dingen den gefühlteſten Dank für die hohe Vergünſtigung auszuſprechen, derentwegen ich ſämmtlichen erhabenen deutſchen Bundesſtaaten verpflichtet bin.

Eine der hohen Bundesverſammlung zu Frankfurt am

Die Supplementbände (XLI—LX, auch unter d. Titel: Nachgelaſſene Werke, I.—XX. Bd, davon 1—15 1832—33, 16—20 1842) brachten außer den Schriften Zur Naturwiſſenſchaft, der Schweizerreiſe, den Reiſen am Rhein und Main 1814 und 1815, dem vierten Teil von Dichtung und Wahrheit, noch den Faust, zweiter Teil, die älteren Bearbeitungen von Götz von Berlichingen, desgleichen von Iphigenie, Claudine, Erwin und Elmire, ferner Schriften über Kunſt, Literatur, Theater und endlich verſchiedene kleine Gedichte.

Main übergebene bescheidene Bittschrift um Sicherung der neuen vollständigen Ausgabe meiner sämmtlichen Werke gegen den Nachdruck und dessen Verkauf ward sogleich durch die verehrlichen Gesandtschaften einstimmig geneigtest aufgenommen mit der Erklärung, deshalb günstig an die respektiven Herren Kommittenten berichten zu wollen.

Bald erfuhr ich die erwünschteste Wirkung, indem von den sämmtlichen allerhöchsten, hochsten und hohen Gliedern des deutschen Bundes eigens verfaßte Privilegien eingingen, wodurch mir das unantastbare Eigenthum meiner literarischen Arbeiten sowol gegen den Nachdruck als gegen jeden Verkauf desselben gesichert wird.

Sind nun diese mir verliehenen, mit landesherrlicher Unterschrift eingehändigten Dokumente höchlichst zu schätzen wegen des Zeitlichen, das mir dadurch und den Meinigen gegründet wird, so sind solche zugleich mit dankbarer Verehrung anzuerkennen wegen der gnädigst und hochgeneigtest ausgesprochenen Rücksichten auf die vieljährig ununterbrochene Bemühung, ein von der Natur mir anvertrautes Talent zeitgemäß zu steigern und dadurch besonders in literarischem und artistischem Sinne meinem Vaterlande nützlich zu sein.

Und so kann mir nur der Wunsch noch übrig bleiben, die etwa vergönnten Lebenstage treulich anzuwenden, daß alles Mitzutheilende den höheren Zwecken der Zeit und ihrer Folge durchaus geeignet erscheinen möge.

Nun möchte von so Manchem, was hier noch zu sagen wäre, nur zu berühren sein, wie man der gegenwärtig angekündigten Ausgabe die Prädikate von sämmtlich, vollständig und letzter Hand zu geben sich veranlaßt gefunden.

Inwiefern hier die sämmtlichen Werke verstanden werden, ergiebt sogleich die Ansicht des Verzeichnisses. Man findet das bisher einzeln Abgedruckte, auch schon früher zu Bändereihen Vereinigte abermals beisammen. Hiernächst ist manches bisher zerstreut und außer Zusammenhang Gedruckte und deshalb minder Beachtete hinzugefügt, sodann Alles, was vorerst werth schien, aus den Papieren des Verfassers mitgetheilt zu werden.

Vollständig nennen wir sie in dem Sinne, daß wir dabei den Wünschen der neuesten Zeit entgegenzukommen getrachtet haben. Die deutsche Kultur steht bereits auf einem sehr hohen Punkte, wo man fast mehr als auf den Genuß

eines Werkes auf die Art, wie es entstanden, begierig scheint und daher die eigentlichen Anlässe, woraus sich jenes entwickelt, zu erfahren wünscht; so ward dieser Zweck besonders ins Auge gefaßt, und die Bezeichnung vollständig will sagen, daß theils in der Auswahl der noch unbekannten Arbeiten, theils in Stellung und Anordnung überhaupt vorzüglich darauf gesehen werden, des Verfassers Naturell, Bildung, Fortschreiten und vielfaches Versuchen nach allen Seiten hin klar vors Auge zu bringen, weil außerdem der Betrachter nur in unbequeme Verwirrung gerathen würde.

Der Ausdruck letzter Hand jedoch ist vorzüglich vor Mißverständniß zu bewahren. Wo er auch je gebraucht worden, deutet er doch nur darauf hin, daß der Verfasser sein Letztes und Bestes gethan, ohne deshalb seine Arbeit als vollendet ansehen zu dürfen. Da ich nun aber, wie aus Vergleichung aller bisherigen Ausgaben zu ersehen wäre, an meinen Produktionen von jeher wenig zu ändern geneigt gewesen, weil mir das, was zuerst nicht gelang, in der Folge zu bessern niemals gelingen wollen, so wird man auch in dieser wenig verändert finden.

An die bisher nicht gekannten oder minder geachteten Aufsätze ist hingegen genugsamer Fleiß gewendet worden, so daß sie theilweise von einer späteren Bildung gar wol Zeugniß geben können.

Freunde, die mir in der Folge sie zu nennen erlauben werden, haben mir treulich beigestanden, eine kritische Auswahl zu treffen und verschiedene Arbeiten in verschiedenen Rücksichten, im ästhetischen, rhetorischen, grammatischen Sinne annehmlicher zu machen; wie denn auch zuletzt für übereinstimmende Rechtschreibung, Interpunktion, und was sonst zu augenblicklicher Verdeutlichung nöthig wäre, möglichst gesorgt worden ist.

Solche Männer sind es, welchen vollkommene Uebersicht und Kenntniß von meinen Papieren und von dem zu gegenwärtiger Ausgabe bestimmten Vorrath gegeben wird, damit auf keinen Fall in dem einmal begonnenen Geschäft eine Stockung eintreten könne.

Wie nun hiernach die Verlagshandlung an ihrem Theile geneigt sei, auch in diesem Sinne sorgfältig zu verfahren und

Die Freunde, die beigestanden, eine Auswahl der Arbeiten zu treffen und sie zu redigiren, waren vorzüglich Riemer und Eckermann.

zwar einen nicht prächtigen, aber anständigen doppelten Abdruck um einen annehmlichen Preis zu liefern, möge sie nunmehr selbst aussprechen.

Mir aber sei zum Schluß erlaubt, Gönnern und Freunden, Lernenden und Lesern bemerklich zu machen, daß jede theilnehmende Unterzeichnung auch mir und den Meinigen unmittelbar zu Gute kommen würde, für welches neue Wohlwollen ich wie für das bisherige verbindlichst dankend mich unterzeichne.

Weimar, d. 1. März 1826. Goethe.

116. b.

Die erste Lieferung der Taschenausgabe von Goethe's Werken,

bestehend in fünf Bänden kleinerer Gedichte, erscheint zu Ostern versprochenermaßen. Format, Druck und Papier kommen mit der ersten Anzeige völlig überein, und die Theilnehmer werden hoffentlich erkennen, daß hier ein lebender Autor selbst mit Beihilfe vorzüglicher Männer und einer aufmerksamen thätigen Verlagshandlung möglichste Sorge getragen. Nun verliert sich wol auch die unfreundlichst immer wiederholte Hindeutung auf die letzte Ausgabe der Schillerischen Werke, die der würdige Verfasser leider nicht selbst besorgen konnte. Uebrigens soll Lieferung nach Lieferung in den angekündigten Terminen erfolgen, wobei man sich vorbehält, Manches, von dem bis jetzt keine Kenntniß gegeben worden, nach und nach eingeschaltet mitzutheilen. Die Ausgabe in Oktav wird möglichst gefördert werden.

117.

Wiederholte Spiegelungen.

Um über die Nachrichten von Sesenheim meine Gedanken kürzlich auszusprechen, muß ich mich eines allgemein-pdpstischen,

Zu 116. b. Berlinische Nachrichten von Staats- und gelehrten Sachen, Nr. 81. D. 3. April 1826. Mit der Unterschrift „Weimar, 29. März 1826." — Lied. Kunst u. Alterth., VI. Bds. 1. Hft. 1827. Umschlag. Ohne Unterschrift.

Zu 117. Goethe's Nachgelassene Werke, IX. Bd. 1833. T.-A. S. 194.

im Beſondern aber aus der Enteptik hergenommenen Symbols bedienen; es wird hier von wiederholten Spiegelungen die Rede ſein.

1. Ein jugendlich ſeliges Wahnleben ſpiegelt ſich unbewußt eindrücklich in dem Jüngling ab.

2. Das lange Zeit fortgedauerte, auch wol erneuerte Bild wogt immer lieblich und freundlich hin und her, viele Jahre im Innern.

3. Das liebevoll früh gewonnene, lang' erhaltene wird endlich in lebhafter Erinnerung nach außen ausgeſprochen und abermals abgeſpiegelt.

4. Dieſes Nachbild ſtrahlt nach allen Seiten in die Welt aus, und ein ſchönes, edles Gemüth mag an dieſer Erſcheinung, als wäre ſie Wirklichkeit, ſich entzünden und empfängt davon einen tiefen Eindruck.

5. Hieraus entfaltet ſich ein Trieb, Alles, was von Vergangenheit noch herauszuzaubern wäre, zu verwirklichen.

6. Die Sehnſucht wächſt, und um ſie zu befriedigen, wird es unumgänglich nöthig, an Ort und Stelle zu gelangen, um ſich die Oertlichkeit wenigſtens anzueignen.

7. Hier trifft ſich der glückliche Fall, daß an der gefeierten Stelle ein theilnehmender unterrichteter Mann gefunden wird, in welchem das Bild ſich gleichfalls eingedrückt hat.

8. Hier entſteht nun in der gewiſſermaßen verödeten Lokalität die Möglichkeit, ein Wahrhaftes wiederherzuſtellen, aus Trümmern von Daſein und Ueberlieferung ſich eine zweite Gegenwart zu verſchaffen und Friederiken von ehemals in ihrer ganzen Liebenswürdigkeit zu lieben.

9. So kann ſie nun ungeachtet alles irdiſchen Dazwiſchentretens ſich auch wieder in der Seele des alten Liebhabers nochmals abſpiegeln und demſelben ein holde, werthe, belebende Gegenwart lieblich erneuen.

Bedenkt man nun, daß wiederholte ſittliche Spiegelungen

Profeſſor Käſt hatte, durch Goethe's Schilderungen in „Dichtung und Wahrheit" angeregt, im Herbſt 1822 einen Ausflug nach Sefenheim unternommen, um ſowol die Oertlichkeit der Friederikenidylle zu beſichtigen, als auch nach den Perſonen derſelben ſich zu erkundigen. Er legte die Reiſeergebniſſe in einem Aufſatz „Waldfahrt nach Sefenheim", nieder, der durch einen Freund Goethen mitgetheilt wurde. Inſolgedeſſen ſandte Letzterer ein Blatt mit obigem Aufſatz, jedoch ohne Ueberſchrift — die erſt bei der Aufnahme in die Werke dazu kam — an Käſt. (Frauenbilder aus Goethe's Jugendzeit, von Düntzer, S. 109 ff.)

das Vergangene nicht allein lebendig erhalten, ſondern ſogar zu einem höheren Leben emporſteigern, ſo wird man der entoptiſchen Erſcheinungen gedenken, welche gleichfalls von Spiegel zu Spiegel nicht etwa verbleichen, ſondern ſich erſt recht entzünden, und man wird ein Symbol gewinnen deſſen, was in der Geſchichte der Künſte und Wiſſenſchaften, der Kirche, auch wol der politiſchen Welt ſich mehrmals wiederholt hat und noch täglich wiederholt.

31. Januar 1823.

118.

Alfred Nicolovius über Goethe.

Erſter Theil. Leipzig 1828.

Wenn es gleich wunderlich ſcheinen möchte, daß ich ein mich ſo nahe angehendes Werk in dieſem Verfolg berühre, ſo ergiebt ſich's doch im Lebensgange ganz natürlich, da ich daſſelbe von vorgelobtem Künſtler höchſt ſchön gebunden vor mir ſehe.

Iſt es mehr oder weniger bedenklich, an dasjenige, was

Zu 119. Ueb. Kunſt u. Alterth., VI. Bds. 2. Hft. 1828. S. 427 f.

Vorgelobter Künſtler iſt der Buchbinder Lehmann. Da der ihn betreffende Aufſatz von Goethe ſich bei der gewählten Anordnung ſchwer in den Werken anderwärts unterbringen laſſen möchte, ſo mag er hier Platz finden.

„Karl Lehmann's Buchbinderarbeiten.

„Wenn typographiſch allermeiſt die Bücher ſich ſteigern, darf wol auch der Buchbinder ehrenvoll als Künſtler hervortreten. Und wie auf der Kupferplatte ſich der Drucker nennt, wenn er aus der Maſſe der Handwerker ſich auszuzeichnen den Muth hat, ſo finden wir neuerlich den Buchbinder ſich entweder beſcheiden inwendig auf kleiner Etikette oder zuverſichtlicher außen am untern Rande des Rückens mit goldenen Buchſtaben anmeldend. Daher zeigt ſich denn an dem Saum des Prachtbandes unſers Fauſt der Name Simier, reliéur du Roi, in Goldſchrift gar zierlich aufgedruckt.

„Von obgenanntem, ſorgfältig und geſchmackvoll arbeitenden Landsmanne haben wir Mehreres zur Hand, auch mit engliſchen und franzöſiſchen Einbänden gar wohl wetteifern könnte, und wir finden den inwendig bei gefügten Namen um ſo ſchicklicher, als der Arbeiter dadurch ſich ſelbſt das Zeugniß giebt, er habe nicht allein ſchon längſt Gutes geleiſtet, ſondern auch künftig dürfe man ſeiner Firma das beſte Zutrauen gönnen."

man gethan und geleiſtet, in ſpäteren Jahren erinnert zu werden, ſo iſt es wol noch anzurathen, wie man auf Andere gewirkt und wie man von ihnen durch Rückwirkung gefördert, geleitet und gehindert worden, gewiſſermaßen protokollirt zu ſehen. Ein mir ſehr werther, von der Natur wohl begabter, nah verwandter junger Mann hat das Intereſſe gehabt, obgenanntes Buch zu ſammeln, um dadurch in Liebhmeinung mit Herrn Varnhagen von Enſe zu wetteifern. Ich geſtehe aufrichtig, daß ich nur flüchtig hineinblicken durfte; denn wer möchte gern Rechnungen früherer Jahre und die einzelnen Poſten des Credit und Debet wieder durchſehen, wenn man das Summa ſummarum längſt angezogen, den Verluſt verſchmerzt und den Gewinn verzehrt hat. Möge es dem Herausgeber und allen wohlwollenden Leſern glücklich und nach Wunſch gelingen, aus dieſem Konflikt von Meinungen, dieſem Widerſtreit von Lob und Tadel zu eignem Nutzen und Frommen ſich irgend ein heilſames Reſultat endlich zu gewinnen.

119.

Vorſchlag zur Güte.

Man hat einen Oktavband herausgegeben: „Goethe in den wohlwollenden Zeugniſſen der Mitlebenden". Nun würde ich rathen, ein Gegenſtück zu beſorgen: „Goethe in den mißwollenden Zeugniſſen der Mitlebenden".

Die dabei zu übernehmende Arbeit würde den Gegnern leicht werden und zur Unterhaltung dienen; auch würde ſie einem Verleger, dem Gewinn von allen Seiten her guten Geruch bringt, ſichern Vortheil gewähren.

Zu dieſem Vorſchlag bewegt mich die Betrachtung, daß, da man mich aus der allgemeinen Literatur und der beſondern

Zu 119. Goethe's poetiſche und proſaiſche Werke, II. Bnd. 2. Abth. 1837. S. 657.

„Goethe in den Zeugniſſen der Mitlebenden." Herausgegeben von Varnhagen von Enſe. Erſte Sammlung. 1823.

Goethe legt den Verlegern die Geſinnung des römiſchen Kaiſers Vespaſianus bei, welcher mit Bezug auf die von ihm eingeführte Klosakſteuer äußerte: „E re qualibet lucri bonus odor."

deutschen jetzt und künftig, wie es scheint, nicht loswerden wird, es jedem Geschichtsfreunde gewiß nicht unangenehm sein muß, auf eine bequeme Weise zu erfahren, wie es in unsern Tagen ausgesehen und welche Geister darinnen gewaltet.

Mir selbst würde ein solches Unternommene bei dem Rückblick auf mein eigenes Leben höchst interessant sein; denn wie sollt' ich mir leugnen, daß ich vielen Menschen widerwärtig und verhaßt geworden und daß diese mich auf ihre Weise dem Publikum vorzubilden gesucht.

Ich dagegen bin mir nur bewußt, daß ich niemals unmittelbar gegen Mißwollende gewirkt, sondern daß ich mich in ununterbrochener Thätigkeit erhalten und sie, wiewol angefochten, bis ans Ende durchgeführt habe.

Nachtrag zu Nr. 99.

(S. Seite 276.)

Propyläen. Eine periodische Schrift, herausgegeben von Goethe.

Ersten Bandes erstes und zweites Stück. Zweiten Bandes erstes Stück.

Tübingen 1799, in der Cotta'schen Buchhandlung.

Den Wunsch des Verlegers, in einem Blatte der Allgemeinen Zeitung eine Anzeige der Propyläen zu sehen, nimmt der Herausgeber keinen Anstand, selbst zu erfüllen. Wenn der Dichter wohl thut, sein Werk ohne Vorrede aufzustellen und ruhig abzuwarten, wie man es genießen oder verschmähen, loben oder tadeln werde, so kann den Verfassern einer Schrift, die nicht sogleich ein Ganzes ausmacht, die außer manchen Darstellungen auch Maximen, Meinungen und Urtheile enthalten soll, nicht gleichgiltig sein, was ihr für eine Aufnahme widerfährt, besonders wenn man seine Arbeiten stückweise und periodisch zu liefern gedenkt und erst nach einer gewissen Zeit der Zweck sowie die Legitimation der Mitarbeiter klar vor den Augen des Publikums liegen kann.

Zu 99. Nachtrag. Allgemeine Zeitung, Nro. 119. Montag, 29. April 1799. S. 512 bis 514.

Man würde sich nur traurigen und vergeblichen Betrachtungen überlassen, wenn man hier anzeigen wollte, wie diese Arbeiten, welche theilweis und successiv dem Publiko vorgelegt werden können, in einer andern Gestalt und zu einem erfreulichern Ganzen hätten verarbeitet werden sollen, wenn nicht am Ende des Jahrhunderts der Alles bewegende Genius seine zerstörende Lust besonders auch an Kunst und Kunstverhältnissen ausgeübt hätte. Wir wünschen, daß die Theile, die wir gerettet haben, da wir das Ganze aufgeben mußten, in diesen Zeiten der allgemeinen Auflösung wieder bindend für Künstler und Kunstfreunde werden mögen.

Da gegenwärtige Anzeige besonders an Diejenigen gerichtet ist, welche sich für die Sache interessiren und die Einleitung, welche dem ersten Stück vorgesetzt ist, wohl lesen und beherzigen möchten, so gedenkt man sich hier im Allgemeinen nur auf dieselbe zu beziehen und anzudeuten: daß das Werk überhaupt Beobachtungen und Betrachtungen über Natur und Kunst enthalten soll, welche von einer Gesellschaft harmonisch gebildeter Freunde angestellt worden. Wir geben von gewissen Standpunkten aus, unsre Ansichten sind vorzüglich von gewissen Seiten her genommen, und doch können wir hoffen, nicht einseitig zu werden.

Wenn nun in der angeführten Einleitung umständlicher ausgeführt ist, von welcher Art dasjenige sei, was man vorzulegen gedenkt, so hat gegenwärtige Anzeige die Absicht, deutlicher zu machen, inwiefern der Inhalt der drei ersten Stücke in einem gewissen Zusammenhang betrachtet werden könne.

Die Verfasser der Propyläen wünschen besonders auf würdige Kunstwerke aufmerksam zu machen und die reine Ansicht derselben immer mehr befördern zu helfen; diese ist jetzt möglicher als sonst, wird aber noch immer auf mancherlei Weise gehindert.

So stand der reinen Ansicht griechischer Kunstwerke lange Zeit eine gewisse Vorliebe für römische Antiquitäten sowie eine unmittelbare Vergleichung mit Dichterwerken entgegen. Winckelmann und Lessing, zwei den Deutschen nie genug verehrte Männer, haben ein Großes geleistet, indem sie jene beiden Uebel verminderten, der Eine, indem er die griechischen Kunstwerke auf mythologischen Grund und Boden zurückführte, der Andere, indem er das Verfahren des Poeten von dem Verfahren des bildenden Künstlers scharf zu sondern begann.

Auch in der neuern Zeit steht noch Manches jener reinen Ansicht entgegen. Man stellt gar oft ein Bild, das unsere

Empfindung, unsere Phantasie bei Gelegenheit eines Kunstwerks erschuf, an den Platz des Werkes selbst und spricht, indem man sich darüber äußert, gar manches Gute, nur nicht den Kunstbestand des Werks aus. Dieser Verwechslung ist die Jugend, das Frauenzimmer, ein großer Theil der nordischen Kunstliebhaber ausgesetzt, die wir nur nach und nach anlocken und von den Vortheilen einer ruhigen und heitern Ansicht der Natur und Kunst überzeugen möchten.

Ferner findet sich unter Gelehrten die entschiedene Neigung, bei Kunstwerken zu mythisiren, zu allegorisiren und sie durch allerlei Art von fremden Deutungen zu überkleiden. Jeder muß sein Handwerk machen, und es ist dieser schätzbaren Klasse nicht zu verargen, wenn sie das Kunstwerk, das der Kunstliebhaber so gern ganz isolirt betrachtet, dagegen in allerlei fremde Beziehungen stellen mag. Ja, der Antiquar hat um so weniger Ursache, seiner Methode zu entsagen, als er auf seinem Wege so viel Nützliches und Schätzbares fördert und, indem er das Kunstwerk vielleicht verdunkelt, Literatur und Geschichte von so vielen Seiten aufklärt und erleuchtet.

Laokoon, ein kleiner Aufsatz, Stück 1, ist in der Absicht geschrieben, um auf die Intention der Künstler, die dieses Werk verfertigten, genauer, als es bisher geschehen, aufmerksam zu machen.

Wenn der bildende Künstler in einem isolirten Werke nur einen einzigen Moment darstellen kann, wenn er denselben so prägnant als möglich zu nehmen hat, wenn er in den Theilen seines Ganzen, welche alle neben einander stehen, sich nicht wiederholen darf, wenn er gegen einander stellen, verbinden, kontrastiren, harmoniren, abstufen und ins Gleiche bringen muß, so ist es wol der Mühe werth, Künstlern, die sich hierin vortrefflich bewiesen, nachzuspüren. Ja, und man kann wol sagen, daß keine beobachtende Nachwelt jemals aus dem Kunstwerke herausforschen kann, was der Künstler hineingelegt hat.

Was die Stellung des Laokoon's betrifft, so ist sie schon gleich bei der Entdeckung dieser Gruppe ganz richtig beurtheilt worden, wie man sich aus den Versen Sadolet's überzeugen kann:

Connexum refugit corpus, torquentia sese
Membra, latusque retro sinuatum a vulnere cernas.

De Laocoontis statua Jacobi Sadoleti carmen.

Dem Buchſtabenſparer.*)

1812.

So ſoll die orthographiſche Nacht
Doch endlich auch ihren Tag erfahren;
Der Freund, der ſo viel Worte macht,
Er will es an den Buchſtaben ſparen.

Herr Schöne.**)

1823.

Dem Dummen wird die Ilias zur Fibel;
Wie uns vor ſolchem Leſer grauſt!
Er lieſt ſo ohngefähr die Bibel,
Als wie Herr Schöne meinen Fauſt.

Der Du ſo nach Erfindung bangſt,
Du ſollteſt Dich ſo ſehr nicht plagen;
Wenn Du eine weiſe Antwort verlangſt,
Mußt Du vernünftig fragen.

Auf Müllner.***)

1818.

Ein ſtrenger Mann, von Stirne kraus,
Herr Doktor Müllner heißt er,

*) Zuerſt 1836. — Die Verſe ſind gerichtet gegen Chr. H. Wolke's 1812 erſchienenes Werk „Anleitung zur deutſchen Geſammtſprache, zur baldigen Erkennung und Verbeſſerung mehrerer, zu wenigſt 50,000 ſchlerhaft gebildeten deutſchen Wörter, auch zur Anwendung eines großen Zeit- und Geldverluſtes.“ (S. auch Jean Pauls Briefe über das Zuſammenfügen der deutſchen Doppelwörter, zuerſt im Morgenblatt v. J. 1818, Nr. 214 bis 220, und Bode, Tenierkampf I, S. 156.) — Der dritte Vers dürfte eigens beſſer auf Jean Paul paſſen. — K.

**) Zuerſt 1836. — Karl Chr. Ludw. Schöne, Arzt in Stralſund, hatte einen zweiten Theil des Fauſt geſchrieben und das Manuſkript zur Einſicht an Goethe geſchickt. Dieſer ſchreibt über daſſelbe noch vor ſeinem Erſcheinen (1823) an Zelter am 14. Dezember 1822: „Es iſt wunderlich, daß ein tüchtiger Menſch das für Fortſetzung halten kann, was nur Wiederholung iſt. Das Hauptunglück aber iſt, daß ſie haben in Proſa und Verſen ſchreiben lernen, und damit, meinen ſie, wäre es gethan.“ S. Gödeke, Grundriß III, 154 u. 150.

***) Zuerſt 1836. — Müllner war 1818 bereits durch ſeinen „29. Februar.“ „Die Schuld“ und „König Yngurd“ bekannt geworden. — Die hier mitgetheilten Verſe ſind dem Goethe-Zelter'ſchen Briefwechſel (II, 466) entnommen, woſelbſt ſie die Beilage eines Briefes Goethe's aus Jena vom 28. Juni 1818 bilden und die Ueberſchrift „Morgenblatt 1818, Nr. 269,“ haben. —

Ueber den jüngern Sohn hingegen fiel man gleich anfangs, wahrſcheinlich durch Virgil's Beſchreibung verführt, in den Irrthum, daß auch er gebiſſen ſei. Denn Sadolet ſagt:

Iamque alterius depasta cruentum
Pectus, suprema genitorem voce cientis.

Hievon ſieht man nichts in der Gruppe, und doch iſt es in Zeichnungen und Kupferſtiche und andere Nachahmungen übergegangen.

Man hat nicht gedacht, daß ein Künſtler ſeinen Vortheil wenig verſtehen würde, wenn er zwei Figuren von dreien ſeiner Gruppe auf gleiche Weiſe verwunden ließe. Nur ein Künſtler ganz ohne Gefühl und Nachdenken würde die eine Figur ſo darſtellen, daß der verwundete Theil flieht und die übrigen Glieder ſich gegen ihn zuſammenziehen; die andere Figur aber ſo, daß ſich der Körper von der Wunde her ausdehnt. Der leichtſinnigſte Manieriſt würde, um Kontraſt zu machen, nicht einerlei ſpezielle Urſache zu ganz verſchiednen Effekten gebraucht haben.

Dieſes iſt nach unſerer Ueberzeugung die Hauptanſicht: der Vater wird im Augenblicke verwundet, der jüngſte Sohn iſt aufs Aeußerſte verſtrickt und geängſtigt, der älteſte könnte ſich vielleicht noch retten. Das Erſte erſchreckt uns, das Zweite quält uns mit Furcht und das Dritte tröſtet uns durch Hoffnung.

Wenn ſich nun gedachter Aufſatz nur im Allgemeinen hält, ſo iſt ein andrer über Niobe und ihre Kinder, Stück 3, mit der größten Sorgfalt für das Beſondere geſchrieben. Die Augenblicke, in welchen ſowol die Mutter als die verſchiednen Glieder der übrigen Familie genommen ſind, werden beſtimmt, Stellung und Kompoſition angezeigt, das Kunſtverdienſtliche daran gewürdert, Original von Kopie geſchieden, zufällig hinzugefügte Statüen von der Familie getrennt, über Originalität und muthmaßliches Alterthum gehandelt, Verletzungen und Reſtaurationen genau angegeben, ſo wie Alles an Ort und Stelle ſelbſt aufgezeichnet worden. Genug, man hat die ganze Darſtellung der Wichtigkeit des Gegenſtandes gemäß mit der größten Gewiſſenhaftigkeit behandelt. Eins der folgenden Stücke wird einen Nachtrag hierzu enthalten.

Eine reine heitere Anſicht neuerer Kunſtwerke ſucht der Aufſatz über Raphael zu befördern. Stück 1 und 2. Daß man zuerſt nach den Alten dieſen Künſtler unter den Neuern gewählt

hat, wird wol Niemand befremden. Sein glückliches Naturell, die Größe ſeines Talents, die Anmuth und Lieblichkeit deſſelben, ſowie die ſichtbare Stufenfolge ſeiner Entwicklung in den Werken, die wir von ihm beſitzen, Alles gab zu mannichfaltigen Betrachtungen Anlaß, welche meiſtens an Ort und Stelle niedergeſchrieben und nur ſpäter in Verbindungen gebracht worden ſind. Außer einigen einzelnen Werken ſeiner frühern Zeit ſind beſonders die im Vatikan zurückgelaſſenen durchgeführt. Die übrigen ſpäteren Werke werden folgen.

Im Gegenſatz dieſer höchſten Kunſtwerke werden Etruriſche Reſte, zu Florenz befindlich, geſchildert, Stück 1, und alſo die beſchränkteſten Kunſtanfänge zum Gegenſtande der Betrachtung aufgeſtellt.

Man wird nach und nach der ältern Zeiten anderer Kunſtſchulen und Kunſtepochen gedenken, jedoch ſich nicht länger dabei aufhalten, als es die dorther entſtandenen Werke verdienen, die meiſtentheils wenig erfreulich ſind. Unſerer Meinung nach halten ſich Liebhaber gewöhnlich viel zu lange bei der ägyptiſchen, altgriechiſchen, altitalieniſchen, beſonders aber der altdeutſchen Kunſt auf, deren Verdienſte meiſt nur ein hiſtoriſches, ſelten ein höheres Kunſtintereſſe haben und die ſich gegen die freie Größe vollendeter Werke wie das Buchſtabiren zum Leſen, wie Stottern zum Rezitiren und Deklamiren verhalten.

Indeſſen wird man, was zur Geſchichte der Kunſt gehört, nicht verſäumen. Man verkennt die Schwierigkeit nicht, das Alter der Kunſtwerke zu beſtimmen; doch muß jeder Liebhaber, Jeglicher, der zum Kenner aufſtrebt, annehmen, daß dieſe Beſtimmung möglich ſei, weil durch das Beſtreben dazu der Kunſtſinn aufs Höchſte geſchärft werden kann. Man wird ſich nicht ſcheuen, ſeine Meinung hierüber auszuſprechen, indem man ſie motivirt und mit Gründen unterſtützt; ebenſo wird man aufmerkſam die Meinungen und Gründe Anderer prüfen.

Es giebt im Publiko manche Freunde, welche ſich an Beſchreibung einer intereſſanten Gegend ergetzen; auch Dieſen wird man von Zeit zu Zeit etwas darbieten, wie es in dem kurzen Aufſatze über die Gegend bei Fieſole, Stück 1, geſchehen iſt.

Wenn wir nun auch von der Darſtellung zur Theorie übergehen, ſo müſſen wir vorerſt erklären, daß wir Theorie nicht in dem Sinne nehmen, wie ſie der Philoſoph auf ſtrenge Weiſe aufzuſtellen verlangt. Jeder, der über das Geſchäfte, das er treibt, zu denken fähig iſt, ſetzt bei ſich nach und nach etwas

Allgemeines hat, wodurch er ſich gefördert oder gehindert gefunden hat: ſo entſtehen Grundſätze, die gewiſſermaßen Konfeſſionen des Künſtlers genannt werden können, wornach er ſich richtet und wornach er wünſcht, daß Andere ſich richten mögen.

Eins der größten Hinderniſſe, welches ſelbſt vortrefflichen Künſtlern entgegenwächſt, entſteht daher, wenn ſie ſich in dem Gegenſtande verlieren. Die Erfahrung ſetzt uns traurige Beiſpiele, und die größten Meiſter konnten, von Umſtänden genöthigt, ſolche Fälle nicht immer vermeiden. Wir haben daher in einem Aufſatz über die Gegenſtände der bildenden Kunſt, Stück 1 und 2, unſere Gedanken hierüber angedeutet und wegen der Dichtigkeit dieſes Punktes unſern Aufſatz nicht zurückhalten wollen, ob wir gleichwol fühlen, daß künftig noch Manches nachzuholen ſein wird.

Wir bemerken nur vorläufig, daß eine Abhandlung über die Gegenſtände der griechiſchen Kunſt, von denen uns Anſchauung oder Nachricht übriggeblieben, ſobald es die Umſtände erlauben, nachgetragen werden ſoll.

Da Künſtler und Liebhaber, oder vielmehr Künſtler und das große Publikum, ſehr oft über Wahrheit und Wahrſcheinlichkeit im Widerſpruche ſtehen, indem die Werke nach gewiſſen Vorſtellungsarten das Kunſtwerk ſo wahr als möglich halten, der Künſtler aber auf ſeinem Zwecke oft nicht einmal immer zur Wahrſcheinlichkeit bringen, ſondern verlangen darf, daß man ſich in ſeine Welt verſetze, ſo iſt dieſe Frage in einem dritten Geſpräche ausgeführt Stück 1.

Eben dieſe Materie wird in den Anmerkungen zu Diderot's Verſuchen über die Malerei, Stück 2, ausführlicher behandelt. Dieſe kleine geiſtreiche Schrift gabs Gelegenheit, über Manches zu ſprechen und zu ſtreiten, und man hofft, durch dieſe Art des Vortrags verſchiedene wichtige Standpunkte manchem Leſer näher zu bringen. Hier kommt in dem erſten Kapitel die Gelegenheit, da vom Zeichnen geſprochen wird, vorzüglich jene Frage vor: inwiefern der Künſtler ſich der Natur zu nähern oder ſich von ihr zu entfernen, was er von ihr zu nehmen und was er ihr zu geben habe. Die unter Liebhabern und Künſtlern hierüber obwaltenden Mißverſtändniſſe hindern jene an der Ausübung, dieſe am Genuß. Vielleicht laſſen ſich nach und nach dieſe Hinderniſſe beſeitigen.

So iſt die Farbenlehre ein wichtiger Theil der bildenden Kunſt, in welchem man immerfort nur empiriſch herumtaſtet und worüber man weder bei den Theoretikern, noch bei den Künſtlern, ja kaum in den Schulen eine hinreichende ſichere Belehrung findet.

In den Anmerkungen zu Diderot's zweitem Kapitel, Stück 3, wird, ſoviel es die Form zuläßt, im Allgemeinen über das Bedürfniß und über die obwaltenden Verhältniſſe geſprochen; was hingegen den Grund der Sache ſelbſt betrifft, ſo kann man darüber nur einige Winke geben, und erſt die Zeit muß entſcheiden, ob man über dieſe, in ihren Elementen ſo einfache, in ihren Erſcheinungen ſo mannichfaltige und in Anwendung auf Kunſt ſo verwickelte und zarte Materie etwas Befriedigendes und Brauchbares werde liefern können.

Unter die Hinderniſſe und Störungen des Kunſtgenuſſes müſſen auch vorzüglich die Beſchädigungen gerechnet werden, durch welche Zeit und Unfälle die dauerhafteſten Werke entſtellen. Wie wenige der alten Kunſtwerke ſind ganz vollkommen zu uns gelangt und wie Vieles der mittlern Zeit hat auch ſchon von ſeinem Werthe und Glanze verloren! Leider wird dadurch der Genuß weder natürlich noch ſittlich, ſondern er wird trübſelig, oder er muß wenigſtens durch dieſe Prüfung durchgehen. Iſt man nun oft bei Betrachtung ſolcher Werke genöthigt, etwas hinzuzudenken, um möglichſt durch die Einbildungskraft ſie in ihrer Vollkommenheit wiederherzuſtellen, ſo wird man durch falſche und unglückliche Reſtaurationen, die durch ihre Gegenwart dem Auge imponiren, nur zu oft an dieſer Operation gehindert. So wie man den Verfaſſer jenes Aufſatzes über Niobe ganz genau die Beſchädigungen und Reſtaurationen dieſer koſtbaren Denkmale bemerkt hat, ſo hielt man es der Sache gemäß, einen eigenen Aufſatz

Über Restaurationen, sowol der plastischen als der malerischen Kunst den Freunden vorzulegen, Stück 3. Man sucht dadurch die verschiedenen Arten der Beschädigungen deutlich zu machen und zu zeigen, wie durch Restauration sie leider nicht wiederhergestellt, sondern aufs Höchste nur verborgen werden.

Da wir auf unserm Wege leider Manches werden zu tadeln haben, was in der jetzigen Zeit von Vielen geschätzt wird, so muß es uns um desto angenehmer sein, daß wir gleich anfangs von mehreren vaterländischen Künstlern, die in ein würdiges Institut vereinigt sind, mit völliger Ueberzeugung das Beste sagen können. Wir meinen die **Chalkographische Gesellschaft zu Dessau**, die unter dem Schutze eines um vaterländische Kunst auf manche Weise verdienten Fürsten, unter Aufsicht einsichtsvoller Männer zum Vortheile der Kunst und der Künstler und zur Freude der Liebhaber ja recht lange bestehen und immer mehr gedeihen möge! Eine detaillirte Recension der vorzüglichsten von derselben bisher gelieferten Blätter wird Stück 3 vorgelegt.

Durch Arbeit einer subalternen, obgleich nicht gering zu schätzenden Kunstart haben die Engländer sein einiger Zeit die Aufmerksamkeit der Liebhaber auf sich gezogen. Sie haben nämlich in ihren Holzschnitten einen Effekt zu erreichen gewußt, den man sonst nur bei Kupferstichen und schwarzer Kunst hervorzubringen im Stande war. Ein kleiner Aufsatz über den **Hochschnitt**, Stück 3, zeigt den Unterschied dieser neuen Holzschnitte von den bisher so genannten, und man wird künftig auch über das Mechanische dieser Arten vielleicht etwas beitragen. Auch solche Kunstwerke, welche zwar nicht an das höchste Interesse Anspruch machen, doch aber zu Verbreitung des Gefälligen und Nützlichen geeignet sind, verdienen von Zeit zu Zeit unsre Aufmerksamkeit. Und es ist der Wunsch der Verfasser sowol als des Herausgebers, künftig in den Aufsätzen eine solche Proportion zu halten, daß der wichtigsten Kunststämme vorzüglich gedacht, doch aber den äußersten Zweigen nicht alle Aufmerksamkeit entzogen werde.

Uebrigens werden wir bei so ernsten und nicht immer allgemein interessirenden Gegenständen die billige Forderung des Lesers, gelegenheitlich auch auf eine bequeme Weise unterhalten zu werden, soviel an uns liegt, zu befriedigen suchen, indem wir in der Form unsers Vortrags abwechseln. Daher wird man in dem vierten Stück wahrscheinlich einen kleinen Kunstroman in Briefen vorlegen, der einen Sammler mit seiner Familie darstellt; wobei denn die verschiedensten Liebhabereien und Neigungen zur Sprache kommen und von den verschiedensten Seiten dargestellt erscheinen.

Zuletzt wünschen wir auf eine **Nachricht**, welche sich am Schlusse des dritten Stücks befindet, sowol Maler als Bildhauer aufmerksam zu machen, indem wir sie einladen, um den dort aufgestellten Preis gefällig zu konkurriren.

Venus, die dem Paris die Helena wieder zuführt, nach der Homerischen Dichtung, am Ende des dritten Gesanges der Ilias, ist der aufgegebene Gegenstand.

Die Zeichnungen werden vor dem 25. Aug. dieses Jahrs an den Herausgeber nach Colmar gesendet.

Diejenige, welche für die beste erkannt wird, erhält einen Preis von 20, die nächste einen Preis von 10 Dukaten.

Alle Zeichnungen, auch die, welche den Preis erhalten, werden den Künstlern zurückgesendet.

Die näheren Erfordernisse und Bedingungen sind am angeführten Orte umständlicher auseinandergesetzt.

Womit wir uns den Künstlern und Kunstfreunden, die es sind oder werden können, in dieser, für Kunstübung überhaupt durch den Untergang Italiens und durch die Zerstreuung jener einzigen Kunstmasse so traurigen Zeiten bestens empfehlen wollen.

Nachtrag zu Nr. 104. (S. S. 290.)

Ankündigung eines Werks über die Farben, vom Hrn. G. R. v. Goethe.

Es iſt meinen Freunden und einem Theil des Publici nicht unbekannt, daß ich ſeit mehrern Jahren verſchiedene Theile der Naturwiſſenſchaft mit anhaltender Liebhaberei tractire, und ich habe deswegen manchen freundlichen Vorwurf erdulden müſſen, daß ich aus dem Felde der Dichtkunſt, wohin uns ſo gern Jedermann folgt, in ein anderes hinübergehe, in das uns nur Wenige begleiten mögen.

Durch den kleinen Verſuch, die Metamorphoſe der Pflanzen zu erklären, haben ich dieſe Beſchwerden eher vermehrt als vermindert; denn indem ich mit demſelben Kennern der Botanik von meinen Bemühungen Rechenſchaft geben wollte, ſo mußte dieſe Schrift bloßen Liebhabern beinahe unleſsbar werden.

Ich wage es gegenwärtig, das Publikum auf eine andre Arbeit aufmerkſam zu machen, davon ich ihm einen Theil in Kurzem vorzulegen gedenke. Sie beſchäftigt ſich mit den Farben, beſonders denjenigen, welche man reine, urſprüngliche Farben nennen darf, die wir an völlig ungefärbten Körpern oder durch das Mittel ungefärbter Körper gewahr werden, wie die Farben ſind, welche uns das Prisma, die Linſe, die Waſſertropfen und Tünite zeigen.

Ich werde zuerſt das Prisma vornehmen und die Eigenſchaften dieſes intereſſanten Inſtruments näher unterſuchen. Es iſt bekannt, daß auf der Wirkung deſſelben die angenommene Farbentheorie beruht, und es verdient in mehrern Rückſichten allgemeiner bekannt zu ſein, als es iſt.

In der Jugend reizen uns wenigſtens einige Zeit die Erſcheinungen des Prisma; wir bewundern die Farben, die dadurch an allen Gegenſtänden ſichtbar werden, und wir mögen bei reifern Jahren dieſes Inſtrument, ſo oft wir wollen, vor die Augen nehmen, ſo entzückt uns der Glanz der Phänomene, die wir dadurch gewahr werden. Allein dieſes Vergnügen dauert nicht lange; das Schauſpiel iſt prächtig, aber regellos, und wir

Zu 104, Nachtrag. Intelligenzbl. d. Journals des Luxus u. der Moden, Nr. 9. September 1791. S. CI ff.

Das angekündigte Werk waren die „Beiträge zur Optik", deren 1. Stück zur Michaelismeſſe 1791, das 2. 1792 erſchien. Goethe's „Verſuch die Metamorphoſe der Pflanzen zu erklären" war 1790 erſchienen.

legen bald, ohne darüber viel gedacht zu haben, mit geblendeten Augen das Glas aus den Händen.

Ein anderer Theil von Erfahrungen, die damit gemacht werden können, erfordert einen größern Apparat, welchen anzuschaffen und zu benutzen nur Wenige Beruf und Gelegenheit haben.

Ich konnte mir in diesen Rücksichten den Wunsch nicht versagen, eine Anzahl Erfahrungen, an denen ich großes Vergnügen fand, und die mir und Andern merkwürdig genug schienen, bekannt zu machen. Ich denke sie in einer gewissen Ordnung vorzutragen, so daß eine durch die andere gewissermaßen erklärt werde.

Wäre es meine Absicht, nur für Kenner zu schreiben, so würde es hinreichend sein, die Versuche in einer Reihe aufzustellen und die theoretische Ausführung und Anwendung einem Jeden zu überlassen; da ich aber allgemeiner zu interessiren wünsche und man nicht leicht eine Folge von Versuchen vortragen kann, ohne daß der Verstand und die Einbildungskraft des Zuschauers und Zuhörers auch ihren Theil an der Unterhaltung verlangen, so werde ich der Nothwendigkeit nicht ausweichen können, durch Theorie und Hypothese die vorzutragenden Erfahrungen einigermaßen zu verbinden; ja, man würde mir verzeihen, wenn ich mich genöthigt sehen sollte, von jenem System einigermaßen abzuweichen, das ungeachtet aller Widersprüche, die es erdulden mußte, sich noch immer im ausschließlichen Ansehen erhalten hat.

Ich werde suchen, mich der möglichsten Deutlichkeit zu befleißigen; ebenso wird gesorgt werden, daß Jedermann die vorgetragenen Versuche leicht und bequem anstellen könne. Zu der kleinen Schrift, welche Michael erscheint, werden die Tafeln nicht gebettet, sondern einzeln in einem Packet in der Form von Spielkarten ausgegeben werden. Ein Prisma von hellem Glase wird hinreichend sein, die angezeigten Erfahrungen außerhalb der dunkeln Kammer ohne weitern Apparat zu wiederholen.

Ich hoffe, das schöne Geschlecht, dessen Auge jedes Verhältniß der Farben so fein beurtheilt, Künstler, welche den größten Theil ihres Lebens auf Betrachtung und Nachahmung der reizenden Harmonie wenden, welche über die ganze sichtbare Natur ausgebreitet ist, werden Antheil an meinen Bemühungen nehmen. Ich glaube, Lehrern der Jugend ein Mittel zu angenehmer Unterhaltung ihrer Zöglinge in die Hände zu geben, und wünsche, Liebhabern und Kennern der Naturlehre einigermaßen neu zu sein.

Weimar, den 28. August 1791. Goethe.

D.

Dichtungen.

120.

1. **Bekenntniſſe einer ſchönen Seele,** von ihr ſelbſt geſchrieben. Berlin, bei Unger, 1806. 384 S. gr. 8.
2. **Melanie, das Findelkind.** Berlin, bei Unger, 1804. 252 S. kl. 8.
3. **Wilhelm Dumont,** ein einfacher Roman von Eleutherie Holberg. Lübeck, bei Bohn, 1805. 340 S. kl. 8. (1 Rthlr. 12 Gr.)

Nicht um dieſe drei Schriften, deren jede wol eine eigene Betrachtung verdient, nur kurz bei Seite zu bringen, nehmen wir ſie hier zuſammen, ſondern weil ſie manches Lobenswürdige gemein haben, und weil ſich auch an ihnen Einiges gemeinſam zu tadeln finden wird. Sie ſind ſämmtlich mehr verſtändig als paſſionirt geſchrieben; keine heftigen Leidenſchaften werden dargeſtellt; die Verfaſſer wollen weder Furcht noch Hoffnung, weder

---

Zu 120. Jen. Allg. Lit.-Zeit., Nr. 167. Den 16. Juli 1806. Sp. 105 bis 112 (genau eine Nummer füllend).

Am 19. Apr. 1806 ſchrieb Goethe an Eichſtädt: „Wenn ich einigermaßen glücklich bin, ſo erhalten Sie bald die Recenſion über Hölty, eine über die Bekenntniſſe einer ſchönen Seele (bei Unger 1806) und eine über Wilhelm Dumont. Gedacht ſind ſie und ſtudirt; zur Ausführung gehn der Himmel Gedeihen." Ferner am 18. Juni 1806: „Da ich bei meinem hieſigen einige freie Stunden anzuwenden gedenke, die verſprochenen Recenſionen aufzuarbeiten, ſo frage ich an, ob ein Roman, Melanie das Findelkind, Berlin 1804 bei Unger, ſchon recenſirt ſei. Ich finde dieſe Schrift gerade auf meinem Wege."

Die Bekenntniſſe ſind von Buchholz, Melanie von Frau Unger, und Dumont von Frau Paulus.

Mitleiden noch Schrecken erregen, sondern uns Personen und Begebenheiten vorstellen, welche uns interessiren und auf eine angenehme Weise unterhalten. Die beiden ersten Werke haben viel Aehnlichkeit in der Fabel; alle sind gut geschrieben, und es herrscht in allen, obgleich mehr oder weniger, eine freie Ansicht des Lebens.

1. Der Heldin dieses Romans gebührt insofern der Name einer schönen Seele, als ihre Tugenden aus ihrer Natur entspringen und ihre Bildung aus ihrem Charakter hervorgeht. Wir hätten aber doch dieses Werk lieber Bekenntnisse einer Amazone überschrieben, theils um nicht an eine frühere Schrift zu erinnern, theils weil diese Benennung charakteristischer wäre; denn es zeigt sich uns hier wirklich eine Männin, ein Mädchen, wie es ein Mann gedacht hat. Und wie jene aus dem Haupte des Zeus entsprungene Athene eine strenge Erzjungfrau war und blieb, so zeigt sich auch in dieser Hirngeburt eines verständigen Mannes ein strenges, obgleich nicht ungefälliges Wesen, eine Jungfrau, eine Virago im besten Sinne, die wir schätzen und ehren, ohne eben von ihr angezogen zu werden.

Hat man das einmal zugegeben, so kann man von dem Buche nicht Gutes genug sagen. Das Ganze ist durchaus tüchtig, vernünftig und verständig zusammenhangend; das Romaneske darin besteht in einer wenig erhöhten, geläuterten Wirklichkeit; die Schilderungen zeigen viel Einsicht in die Welt und ihr Wesen; die Reflexionen sind meistens tief, geistreich, überraschend.

Hatte der Verfasser sich den Charakter, den er schildern wollte, fest vorgezeichnet, so hat er die Umgebungen und Begebenheiten gehörig erfunden und klug gestellt, daß theils durch Uebereinstimmung, theils durch Konflikt eine solche Natur sich nach und nach entwickeln und bilden konnte.

Die Heldin ist unbekannten Ursprungs, wird einem Geistlichen in der französischen Schweiz zur Pflege übergeben, der unverheirathet ist und mit seiner Schwester lebt. Diese halb fremden und halb nahen Verhältnisse, diese Neigung ohne Innigkeit, womit die drei Personen zusammenleben, ist so glücklich gedacht als ausgeführt. Die Erziehung fängt von Reinlichkeit

---

Die frühere Schrift, an welche der Titel des ersten Romans erinnert, ist „Bekenntnisse einer schönen Seele" in dem 1795 erschienenen 3. Bande von „Wilhelm Meister's Lehrjahren."

und Ordnung an, woraus Schamhaftigkeit und Gesetztheit entspringen. Das Kleeblatt wird in eine deutsche große Residenz versetzt, und der Zögling wächst zum Frauenzimmer heran. Von der Musik wird sie abgeschreckt, weil der Meister einen kriechenden, schmeichlerischen Charakter hat, vom Tanz, weil die Art, wie der Meister ihren Körper technisch behandelt, ihre Schamhaftigkeit verletzt. Die französische Sprache tritt ein; Lafontaine, Corneille und Racine bemächtigen sich ihrer; von Shakespeare will sie nichts wissen. Eine stille Müßthätigkeit sieht man gern in der Nachbarschaft des Religionsunterrichts. Sie wird konfirmirt und tritt in die Welt ein.

Ihre Verhältnisse zu Alten und Jungen sind sehr gut geschildert. Sie wird ihre eigenen Vorzüge gewahr, die man einer höheren Abkunft zuschreibt. Sie wird neugierig, zu erfahren, woher sie entsprungen. Die Entdeckung gelingt ihr nicht; ja, die Möglichkeit einer solchen wird ihr abgeschnitten, und es gehört mit zu dem Charakter dieser Geschichte, daß ein so romanhaftes Motiv nicht weiter gebraucht wird und weder die Heldin noch der Leser über diesen Punkt aufgeklärt werden.

Was unsere Neigung gegen die Heldin, ohne daß wir es merken, erregt, ist, daß sie ungeachtet ihrer Selbstständigkeit sich immer an Freundinnen anschließt und sich ihnen gleichsam subordinirt. Sie findet sich mit Adelaiden zusammen, einem von den Mädchen der neueren deutschen Zeit, die an Talente und an ein Romantisches im Leben Ansprüche machen. Ein sehnlich erwarteter, hochgelobter Bruder dieser Freundin kommt an, die ganze kleine Frauensozietät bewirbt sich um ihn; ihm ist keine Neigung einzuflößen, sein Eigenthümliches bleibt verschlossen; doch erweckt er in beiden Freundinnen die Lust an italienischer Poesie. Sie werden hingerissen, und mit viel Glück ist die Liebe durch das Element einer so lieberollen Dichtkunst eingeleitet. Doch können die Frauen aus dem verschlossenen Jüngling nicht klug werden, bis sich endlich zeigt, daß ihm Friedrich II. als Idol vorschwebt, und daß er keinen Wunsch hat, als unter einer so großen Natur mit thätig zu sein.

Der siebenjährige Krieg und wie der große König in jener Epoche die Welt zu Neigung und Abneigung aufregt, steht als ernstes Bild innerhalb des weiblichen Kreises. Der junge Held und die Amazone nähern sich auf eine würdige Art, erklären sich wechselseitig, machen ein Bündniß auf die Zukunft und scheiden.

Nach kurzen Aeußerungen aus der Ferne, nach gedrängter Darstellung der Kriegsbegebenheiten wird die Schlacht bei Zorndorf geliefert, und der Geliebte fällt. Die Gefühle der Amazone, die Entwickelung ihrer Aeußerungen, die Folgen des Verlustes sind bedeutend und befriedigend vorgetragen.

Zu Anfang des zweiten Buchs kehrt unsere Heldin zur Gesellschaft zurück. Sie findet sich da in einigem Mißverhältniß, weil sie etwas Besseres besessen. Adelaide, reich durch den Tod ihres Bruders, ist vielen Bewerbungen ausgesetzt; ihre Gesinnungen bestimmen ihr Schicksal. Wie sie irrt, fehlgreift und endet, ist flüchtig, aber sicher gezeichnet.

Nun wird unsere Freundin an einen kleinen deutschen Hof zu einer jungen Prinzessin berufen. Hier wird schon merklicher, wie sie ihre Individualität durch alle Ausbildung hindurch zu erhalten sucht. Sie entfernt sich von Tanz und Spiel, qualifizirt sich zur Unterhaltung und wirkt auf die Prinzessin durch Gesinnungen und Kenntnisse.

Das Hofwesen ist überhaupt sehr lässlich behandelt und die Oberhofmeisterin mit wenigen Zügen lebhaft dargestellt.

Der Pflegevater stirbt, und die Prinzeß wird verheirathet. Die Freundin folgt ihr an den neuen Hof. Hier sieht es schon nicht so heiter aus als an dem ersten. Vater und Mutter sind Beide bigott und abergläubisch, doch mit umgekehrten Tendenzen. Der Erbprinz hat eine frühere Verbindung mit einem liebenswürdigen Frauenzimmer, die er nicht aufgiebt. Die Charaktere und die Stellungen derselben gegen einander zeigen von vieler Welt- und Menschenkenntniß des Verfassers. Der Ursprung des Mißklangs, der zwischen dem Erbprinzen und seiner Gemahlin entsteht, ist wohl entwickelt. Ebenso glücklich ist das Motiv, daß die vertrauten Freundinnen in einer Art von stiller Uebereinkunft leben, über gewisse Dinge nicht zu sprechen, wodurch sie aber bei fortschreitenden Verhältnissen Beide eingeklemmt werden.

Wir sehen hier einen kleinen deutschen Hof gerade nicht frappant, doch von einer unterrichtenden Seite geschildert. Der Hofmarschall und der Kammerherr des Erbprinzen, Intrigue und Intriguanten, das Verhältniß der jungen Eheleute, Alles gut entwickelt und bedeutend aufgestellt.

Die Freundinnen erklären sich, gewinnen Ruhe bei einem einsamen Sommeraufenthalt auf dem Lande. Sie führen eine Art Idyllenleben. Die spanische Pflanze gedeiht sich zur italienischen. Sie werden zur Betrachtung des Kunstschönen hingezogen.

Wirft Alles gleich zum Fenster hinaus,
Sogar den Wilhelm Meister;
Er ganz allein versteht es recht,
Daran ist gar kein Zweifel;
Denn geht es seinen Helden schlecht,
Erzieht er sie dem Teufel.

Auf Denselben.*)

Wir litten schon durch Kotzebue
Gemeines Räsonniren;
Nun kommt Herr Müllner auch dazu,
Das Oberwort zu führen.
Im Dichten rasch, im Lobe faul,
Ist er mit nichts zufrieden;
Der Edle mault nur, um das Maul
Den Andern zu verbieten.

Daselbst findet sich eine Kritik Müllner's über den Schauspieler Wolff (Goethe's Schüler) in der Rolle des Hamlet bei der Darstellung dieses Stücks auf dem Leipziger Stadttheater. Müllner wendet sich hiebei gegen Goethe's Auffassung des Hamlet-Charakters im Wilhelm Meister, nach der Hamlet der ihm auferlegten That nicht gewachsen sein soll, und sagt mit Beziehung hierauf: „Was über diese Rolle geschrieben worden ist, macht eine kleine Bibliothek aus. Hätte ich diese Bibliothek am Abend nach Herrn Wolff's Darstellung in meinem Zimmer gehabt, ich wäre in Versuchung gerathen, sie Stück für Stück zum Fenster hinauszuwerfen, selbst Wilhelm Meister nicht ausgenommen." An diese Worte knüpft Goethe an, um der heldenmüthigen Müllner'schen Auffassung des Hamlet gegenüber an das wenig heldenmüthige Ende seines Erbfeindes Herst im „29. Februar," welcher seinen Sohn erdrückt und sich dann von Henker überantworten, und an das des Grafen Terrador in der „Schuld" zu erinnern, welcher sich selbst und seine Gemahlin am Schlusse erdolcht. Goethe hatte die „Schuld" 1815 in Weimar aufführen lassen. — L.

*) Zuerst 1836. — Wahrscheinlich auch im Jahre 1818 entstanden; denn das „litten" schließt nicht aus, daß Kotzebue, im Jahre 1818 Redakteur des „literarischen Wochenblatts" und Gegenstand allgemeiner literarischer Besprechung, noch am Leben war. Müllner führte damals gleich Kotzebue das große Wort in Journalen. So heißt es in einer Korrespondenz aus Leipzig im Morgenbl. v. J. 1818, Nr. 60: „Das Morgenblatt findet jetzt bei jeder Sendung neugierige Leser, da man nach der Aeußerung des Weissenfelser Korrespondenten stets lüstern ist," und Gubitz erzählt (Vossische Zeitg. v. 26. Juni 1841): „Von Weissenfels schrieb Müllner im Jahre 1818 in der „Zeitung für die elegante Welt" mit seinen sogenannten Vierundzwanzigründern gegen das Berliner Theater." Insbesondere richtete Müllner seine Angriffe gegen Goethe (z. B. seinen Tivan) und dessen Anhänger, die „Goethischen", wie er sie nannte. — L.

Sie suchen es sich anzueignen. Es entsteht in der Seele der Erbprinzessin ein idealer Zustand, der sich nicht mehr als billig gegen das Phantastische hinneigt. Der Winter ruft sie zur Stadt zurück.

Wohlmeinend, aber mit gewaltsamer und rascher Hand entfernt der fürstliche Vater die erste Geliebte des Erbprinzen und verlangt nun die Annäherung der Prinzessin. Die Amazone und der Kammerherr sollen dies bewirken. Da aber jene eine höhere, dieser eine niedere Ansicht hat, so verstehen sie sich einander nicht. Der Plan mißlingt, die Schuld fällt auf die Amazone zurück. Alles Gemeine und Niederträchtige setzt sich in Bewegung, und sie entfernt sich. Die Darstellung dieser ganzen letzten Epoche ist besonders gut gelungen.

Unsere Heldin bleibt auch in der Ferne mit ihrer Freundin in Verbindung. Sie nimmt sich in ihrer Einsamkeit eines Kindes an und deutet im Vorbeigehen auf einiges Erziehungstalent. Die Erbprinzessin nähert sich ihrem Gemahl. Die Geburt eines jungen Prinzen erfreut den Hof. Der Herzog stirbt, die Amazone kehrt zur jungen Herzogin zurück, schlägt eine Stelle als Oberhofmeisterin aus und entfernt sich wieder. Das Mißverhältniß zwischen dem jungen Herzog und seiner Gemahlin wächst, und diese weiß einen Reiseplan durchzusetzen.

Zu Anfang des dritten Buchs reisen die Freundinnen nach der Schweiz. Wir erwarten eine Fortsetzung des behaglichen Idyllenlebens und werden durch eine parodere Invektive gegen die Schweizer überrascht. Nun geht es nach Italien, und hier hat der Verfasser den glücklichen Gedanken, bedeutende wirkliche Menschen in Verhältniß zu seinen erdichteten Personen zu bringen, welches um so eher geschehen konnte, als er sich schon früher dieses Mittels bedient hatte und überhaupt nicht so weit aus der Wirklichkeit hinausgeschritten war, daß er sich nicht mit wirklichen Personen, die etwas Romantisches in ihrem Charakter und Lebensweise hatten, recht gut begegnen konnte.

Alfieri tritt in seinem bekannten Charakter bedeutend herein, und man mag ihn recht gerne auch in dieser Gesellschaft noch einmal leben und wirken sehen. Genuß und Betrachtung wechseln ab. Nation, Kunst und besonders Raphael kommen an die Reihe. Die Herzogin kränkelt und stirbt.

Unsere einsame Freundin macht in Pisa eine neue weibliche Bekanntschaft. Man reist nach Wien, kommt in ein gefährliches Verhältniß zu Emigrirten, zieht sich glücklich aus der

Schlinge, begiebt sich auf einen Landsitz und beschließt seine Bildung durch deutsche Literatur.

Einem Roman, der eigentlich romantisch geschrieben und auf Ueberraschung berechnet wäre, würde man einen schlechten Dienst erzeigen, wenn man seine Fabel auszöge, wie wir es bei diesem gethan. Wenn wir aber versichern können, daß dieser zwar einfache, doch kunstreiche Canevas mit verständigen, glücklichen, oft ungemeinen Details von dem Verfasser belebt worden, so werden wir das Verlangen Derer, die dieses Buch noch nicht kennen, gewiß aufregen und der Beistimmung Solcher, die es gelesen, nicht ganz ermangeln.

Da die Wirkung des Buches gar nicht pathologisch, vielleicht auch nicht ganz ästhetisch sein kann, so ist um desto mehr ein Wort über die verständige und sittliche Wirkung dieser Arbeit am Platze.

Wenn man die Erfahrungen seines eigenen Lebens durchgeht, so erinnert man sich wol solcher Frauenzimmer, deren Bild man jener Amazone unterlegen konnte, aber nur weniger. Die Hauptfrage, die das Buch behandelt, ist: Wie kann ein Frauenzimmer seinen Charakter, seine Individualität gegen die Umstände, gegen die Umgebung retten? Hier beantwortet ein Mann die Frage durch eine Männin. Ganz anders würde eine geist- und gefühlvolle Frau sie durch ein Weib beantworten lassen.

Aber das gegenwärtige Buch ist nun einmal da. Die Mädchen, die Frauen werden es lesen. Was werden sie daraus nehmen? — Gar Manches werden sie daraus nehmen. — Wozu sie es aber nach des Recensenten Rath nutzen könnten und vielleicht sollten, wäre, sich zu überzeugen, daß das Problem auf diese Weise nicht zu lösen ist. Der Verfasser, um seine Amazone selbstständig zu erhalten, muß sie ohne Vater und Mutter entspringen lassen. Er kann sie zu Allem dem, wozu das Weib von Jugend auf bestimmt ist, nur annähernd, nicht aber darin zum Genuß, nicht zur Thätigkeit, zum Erlangen, zum Leisten hintringen. Sie ist weder Tochter noch Schwester, noch Geliebte, noch Gattin, noch Mutter, und so kann man in ihr weder die Hausfrau, noch die Schwiegermutter, noch die Großmutter voraussehen. Da sie denn aber doch zuletzt nicht allein sein kann, sich irgendwo anschließen und ihrer Natur nach zugleich dienen und herrschen muß, so läuft ihre ganze Existenz auf eine Gesellschafterame und Hofmeisterin hinaus, auf ein

Dasein, das sich ein Frauenzimmer nicht leicht wünschenswerth vorstellen möchte.

Scheinen wir durch diese Betrachtung ein Buch, das wir bisher gepriesen, gleichsam zu vernichten, so glauben wir durch folgende Erklärung die Sache wieder ins Gleiche zu bringen. Jeder Mensch, das Weib so gut als der Mann, will seine Individualität behaupten und behauptet sie auch zuletzt, nur Jedes auf seine Weise. Wie die Frauen ihre Individualität behaupten können, wissen sie selbst am Besten, und wir brauchen sie es nicht zu lehren. Es ist aber immer angenehm und nützlich und giebt zu den interessantesten Vergleichungen Anlaß, wenn uns einmal im Bilde gezeigt wird, wie eine Frau jenen Zweck zu erreichen suchen würde, wenn sie männlich gesinnt wäre. Wir empfehlen also dieses Buch den Frauen, nur um der Idee willen, um des Ziels willen, welches zu erlangen jeder angelegen ist, aber keineswegs, daß sie daraus die Mittel lernen sollen, um dazu zu gelangen. Vielmehr mag sich jede nach diesem Bilde selbst prüfen und examiniren; sie mag mit sich über die Mittel rathschlagen, deren sie sich in ähnlichen Fällen bedienen würde, und sie wird sich meist mit der Amazone im Widerspruch finden, die eigentlich nicht als ein Muster, sondern als ein Zielbild am Ende einer Laufbahn steht, die wir Alle zu durchlaufen haben.

2. Melanie hat in der Fabel Aehnlichkeit mit dem Vorhergehenden. Hier ist ein Findelkind. Das Geheimniß seiner Geburt wird aber zur Verwickelung gebraucht, und die Entdeckung entwirrt den Knoten. Wir dürfen daher die Fabel nicht erzählen, weil auf Unbekanntschaft des Lesers mit derselben vorzüglich gerechnet ist.

Charaktere und Begebenheiten sind im guten Sinne romanhaft. Jene sind immer in dem Zustande, in welchem sich die wirklichen Menschen selten befinden; diese sind aus der Wirklichkeit ausgewählt und zusammengedrängt.

Das Dargestellte ist sich nicht durchaus gleich. Die Charaktere der oberen Stände sind wie aus der Ferne mit einer Art von Respekt, doch ohne eigentlichen guten Willen, weich und nebulistisch gezeichnet, dagegen die der mittleren und unteren Stände scharf und ohne Neigung umrissen sind, oft überladen, ins Häßlichste und Gemeinste übergehend. Aus dieser Behandlung entsteht ein Zwiespalt in der Seele des empfindenden und theilnehmenden Lesers.

Doch zeigt die Verfasserin im Ganzen genugsame Weltkenntniß, und man kann nicht leugnen, daß ihr die irdischen Dinge mitunter hinlänglich gegenwärtig sind. Manche Figuren und ihr Betragen kann man als wohlgerathen ansprechen, wie die alte Gräfin und ihr Benehmen gegen Melanie ein Beispiel giebt. Unter den mehr poetischen Figuren findet sich auch eine zweite Philine, die man nicht ungern sieht; nur fehlt es ihr an dem Ingrediens von Geist, durch den sich die erste eigentlich bei uns einschmeichelt.

Das Ganze ist im Romanensinne geschickt genug aufgebaut und gefügt, die Exposition prägnant und vielversprechend, der Einschritt gefällig; das Interesse nimmt zu, die Erwartung wird gespannt, und die Auflösung überrascht. Als Buch ist es nicht ausgedehnt; man kann es auf einmal auslesen, und es wird Jeden, der diese Art von Schriften liebt, unterhalten und vergnügen.

J. Dumont verdient den Namen eines Romans, doch in einem anderen Sinne als das vorhergehende Werk; auch nennt ihn die Verfasserin auf dem Titel einen einfachen Roman. Die Figuren sind mehr ideell als phantastisch, die Charaktere glücklich gezeichnet, mannichfaltig und einander gut entgegengesetzt. Egoismus in einer nicht unangenehmen Hülle: Liebe, Ergebung, Aufopferung in anmuthigen Gestalten. Der Hauptfiguren sind drei. Die Umgebung ist nicht überhäuft und gut in Abstufungen vertheilt. Von der Fabel läßt sich so viel sagen:

Ein Hof- und Weltmann, schon in gewissen Jahren, fühlt Neigung zu einem wohlerzogenen einfachen Mädchen. Sie nimmt seine Hand an, ohne recht zu wissen, was sie thut. Ihr Hauptbewegungsgrund ist, eines Bruders Glück zu befördern, für Den allein sie bisher gelebt. Unglücklicherweise macht in eben dem Augenblick ein junger liebenswürdiger, aufopferungsfähiger Mann ihre Bekanntschaft. Das gute Herz des neuen Weibchens findet nichts Arges darin, sich diesem Umgang hinzugeben. Sie treiben es aber doch in aller Unschuld so weit, daß der alte Herr verdrießlich wird, die Liebenden trennt und bis an seinen Tod durch allerlei Künste auseinanderhält. Bruder und Liebhaber verlieren sich indessen in der weiten Welt, und die Schöne macht sich auf, sie zu suchen.

Schade, daß dieses glückliche Motiv nicht hinlänglich genutzt worden! Adelaide reist zu rubig, sie zieht fast nur Erkundigungen ein und läßt sich die gehofften Freunde mehr vom Schicksal und

Zufall entgegenbringen, als daß sie solche durch Bemühung und Thätigkeit erreichte und erränge.

Darzustellen wäre gewesen ein leidenschaftliches Bemühen, ein Hin- und Wiederteilen, ein Verfehlen und Vergreifen, ein unbewußtes Nahen, ein willkürliches Entfernen, und was sonst noch Alles aus der Situation herfließt. Das ist aber leider nicht geschehen. Demungeachtet begleitet man Apollonien und ihre Reisegesellschaft sowie ihre neueren Bekanntschaften recht gern und läßt sich die Zeit nicht lang werden, bis der Bruder endlich mit dem Geliebten erscheint.

Dieser Roman hat manchen Vorzug. Die Begebenheiten besonders in der ersten Hälfte entwickeln sich aus den Charakteren; durchaus herrscht ein liebenswürdiger Sinn, der nur nicht genug mit sich selbst einig ist und also auch den Leser mitunter in Verwirrung setzt.

Nachdem wir also manches Gute, das an diesen Werken theils gemeinsam, theils im Besondern zu rühmen ist, angezeigt haben, so müssen wir zum Schluß eines Mißgriffs erwähnen, dessen sich alle drei Verfasser schuldig machen, und der also wol mehr auf Rechnung der Zeit geschrieben werden muß, als daß man ihn den Individuen zur Last legte. Und gewiß werden sie künftig, wenn sie nur einmal erinnert sind, diese Abwege gern vermeiden.

Seitdem wir in Deutschland Kunstromane schreiben, das heißt solche, in welchen die Kunst theils nach ihren tieferen Maximen, theils nach ihrer Einwirkung aufs Leben symbolisch dargestellt wird, so haben die Romanschreiber anzufangen, Betrachtungen über Literatur und mitunter wol auch Kritiken durch ihre Personen aussprechen zu lassen; und sie haben nicht wohl daran gethan. Denn ob wir gleich gern gestehen, daß die Literatur sich in das Leben eines Deutschen mehr verwebt als in das Leben anderer Nationen, so sollte doch der Romanschreiber immer bedenken, daß er als eine Art von Poeten keine Meinungen zu überliefern, ja, wenn er seinen Vortheil recht kennt, nicht einmal darzustellen hat.

Wir tadeln daher unsere Amazone gar sehr, daß sie auf ihrer Reise nach der Schweiz den Arm gerüstet aufhebt und gewaltig ausholt, um einem wackern Eidgenossen im Vorbeigehen Eins zu versetzen.

Wenn sie sodann am Ende die höchste Stufe ihrer Bildung dadurch erreicht, daß sie sich von ihrer vaterländischen Kultur

durchdrungen fühlt, sie zu schätzen und zu genießen lernt, so ist dieses eine sehr glückliche Wendung und nach der Anlage des Ganzen ein würdiger Schluß. Daß aber der Verfasser Goethens Natürliche Tochter gleichsam an die Stelle der ganzen Literatur setzt, können wir nicht billigen. Denn ob wir gleich eingestehen müssen, daß gewisse Werke mehr als andere den Punkt andeuten, wohin eine Literatur gelangt ist, und wenigstens eine Epoche derselben symbolisch vorstellen, so hätte doch der Verfasser zu seinem eigenen Vortheile sicherer gehandelt, wenn er den geistigen Sinn der Werke seiner Zeit dargestellt und, wie die besseren selbst thun, auf einen unendlichen Fortschritt hingedeutet hätte, als daß er sich an ein besonderes Gedicht hält und dadurch den Widerspruch aufreizt, da er am Schlusse seines Werks Jedermann befriedigen und, wo es nöthig wäre, mit sich versöhnen sollte.

So haben wir denn auch nicht ohne Kopfschütteln bemerken können, daß die anmuthigen und liebevollen Naturen, die in dem Roman unserer Freundin Eleutherie ihr Spiel treiben, sich als Anti-Naturphilosophen ankündigen und bei dieser Gelegenheit immer außerordentlich verdrießlich werden. „Sollte man sich mit so einem Geschöpfchen von Politik unterhalten?“ sagte der Herzog Regent zu einer seiner Geliebten, indem er sie vor den Spiegel führte; und so möchte man auch zu Adelaiden dieses Romanes sagen: „Sollte man mit so viel Liebenswürdigkeit, Gefühl und Lebensart an Philosophie überhaupt, geschweige an Naturphilosophie, denken?“ Das Beste bleibt dabei, daß sie selbst fühlt, wie wenig dergleichen Aeußerungen einer weiblichen Feder geziemen.

Eine Arianna, welche sie gegen Wilhelm Meister gefaßt, wollen wir derselben weniger verargen; doch wünschten wir, die Verfasserin hätte, anstatt des Buches zu erwähnen, gedachten Romanheldin selbst, etwa mit seinem größer gewordenen Felix auftreten lassen, da sich denn wol Gelegenheit gefunden hätte, ihm etwas Liebes, Gutes oder Artiges zu erzeigen.

Mit der Verfasserin der Melanie haben wir wegen ähnlicher Punkte gleichfalls zu rechten. Sie ist überhaupt ein Wenig ärgerlicher Natur und stört ihren wohlwollenden Leser ohne Noth, wenn sie unversehens irgend ein Gänschen von Leserin anredet, sich einen abgeschmackten Einwurf machen läßt und ihn auf eine nicht freundliche Weise beantwortet.

Aber das Schlimmste kommt zum Schlimmen, wenn zuletzt

bei Hofe über deutsche Literatur heftige Debatten entstehen. Fürstin Anna ist von der alten Schule. Ut. Hagedorn, Klein, Marmontel und Holty werden ausschließend mit Enthusiasmus genannt, weil gar gesungen, wobei denn freilich scheint, daß die gute Fürstin in einer gewissen Epoche aufgehört hat, ihre Handbibliothek zu komplettiren und ihre Musikalien anzuschaffen. Zunächst nehmen östliche Damen unsern Wieland in Schutz, leiten Testimonia für ihn ab, und es wird einer übrigens ganz hübschen jungen Prinzessin, weil sie ihn nicht fleißig studirt, sehr übel mitgespielt. Die Lorenese hingegen, seine Gemahlin, wird unmittelbar darauf zur Obristmeisterin erklärt. — Den Dekan des deutschen Parnasses könnte es denn doch wol freuen, wenn er seinen großen Einfluß auf Besetzung der ersten Hofstellen vernähme.

Sollten denn aber geistreiche und talentvolle Frauen nicht auch geist- und talentvolle Freunde erwerben können, denen sie ihre Manuskripte vorlegten, damit alle Unwesentlichkeiten ausgelöscht würden und nichts in einem solchen Werke zurückbliebe, was dem natürlichen Gefühl, dem liebevollen Wesen, den romantischen, herzerhebenden Ansichten, der anmuthvollen Darstellung und allem dem Guten, was weibliche Schriften so reichlich besitzen, sich als ein lästiges Gegengewicht anhängen dürfte!

121.

Gabriele, von Johanna Schopenhauer. Leipzig, Brockhaus, 1820.

Ich las die drei Bände dieses mir längst vortheilhaft genannten Romans mit der größten Gemüthsruhe zwischen den hohen Fichtenwäldern von Marienbad, unter dem blauen Himmel, in reinster, leichtester Luft, daher auch mit aller Empfänglichkeit, die man zum Genuß eines jeden dichterischen

Zu 121. Ueb Kunst u. Alterth., IV. Bds. 1. Hft. 1823. S. 65 bis 72.

In Goethe's Briefen, herausgegeben von Düring (1857), steht dieser Aufsatz als Brief vom 24. Juni 1822, jedoch ohne Nennung des Adressaten. Dort schließt an den ersten, mit „mitbringen sollte" endenden Satz sich gleich der dritte an: „Gabriele setzt ꝛc."; die in „Kunst und Alterthum" durch Striche getrennten letzten kurzen Sätze sind dort zusammenhängend und ohne Unterscheidungszeichen; der Schlußsatz „Und so sei ꝛc." fehlt dort ganz.

Erzeugnisses mitbringen sollte. Was ich darüber auf einsamen Spaziergängen in meine Schreibtafel bemerkte, lasse ich hier ohne künstliche Ordnung, gemüthlich wohlmeinend nach einander folgen: denn weder auf Anzeige und Anpreisung, noch auf Urtheil und Entwickelung kann es hier angesehen sein; der allgemeine Beifall hat uns hierin schon vorgegriffen.

*

Gabriele setzt ein reiches Leben voraus und zeigt große Reife einer daher gewonnenen Bildung. Alles ist nach dem Wirklichen gezeichnet, doch kein Zug dem Ganzen fremd; die gewöhnlichen Lebensverkommnisse sehr anmuthig verarbeitet. Und so ist es eben recht: der Roman soll eigentlich das wahre Leben sein, nur folgerecht, was dem Leben abgeht.

Epische, halbepische Dichtung verlangt eine Hauptfigur, die bei verwaltender Thätigkeit durch den Mann, bei überwiegendem Leiden durch die Frau vorgestellt wird. Diesmal ist einem anziehenden weiblichen Wesen die schwerste Rolle zugetheilt, die sie mit höchster Zartheit und Anmuth durch unerträgliche Leiden durchführt. Die Mithandelnden alle sind Opfer von klemmenden Widersprüchen, die sich aus nothwendigen und zufälligen Weltverhältnissen hervorthun: aus dem Konflikt des Wollens, der Pflicht, der Leidenschaft, des Gesetzes, des Begehrens und der Sitte.

Jenes Ethisch-Allgemeine verkörpert sich nun im Kontrast der Charaktere, im Widerstreit der physischen und moralischen Kräfte, in Gebundenheit der Angewöhnungen, der häuslichen Zustände.

Hier bedarf es nun keines großen Personals; aber vollständig und in sich selbst vermannichfaltigt soll es sein. Im Verlauf mehrerer Jahre treten die Personen auf und ab, entfernen sich, erscheinen wieder, haben gewonnen, verloren, sich verändert, ohne Widerspruch mit sich selbst.

Gabriele webet und weset in der vornehmeren ausgebildeten Welt; die handelnden Personen sind sämmtlich begütert und dadurch in den Naturzustand des freisten Handelns und Wirkens versetzt. Schlösser und Landhäuser veranlassen manche anmuthige, bedeutende, nothwendige Ortsveränderung; Reisen ins Bad, in die Ferne beleben die Tagesordnung.

Aehnlich wie oben über das Folgerechte im Leben schreibt Goethe am 3. Febr. 1823 an Guthenapfel: „Eigentlich ist es doch nur das Folgerechte, was das menschliche Leben zum Leben macht."

Als ich in diesem Sinne vor einer gebildeten Gesellschaft redete, fragte eine sorgsame Mutter, ob sie dieses Buch mit ihren Töchtern lesen könne. Dabei kam Folgendes zur Sprache:

Erziehung heißt, die Jugend an die Bedingungen gewöhnen, zu den Bedingungen bilden, unter denen man in der Welt überhaupt, sodann aber in besonderen Kreisen existiren kann. Der Roman hingegen stellt das Unbedingte als das Interessanteste vor, gerade das grenzenlose Streben, was uns aus der menschlichen Gesellschaft, was uns aus der Welt treibt; unbedingte Leidenschaft, für die dann bei unübersteiglichen Hindernissen nur Vertiedigung im Verzweifeln bleibt, Ruhe nur im Tod.

Dieser eigenthümliche Charakter des tragischen Romans ist der Verfasserin auf schlichtem Wege sehr wohl gelungen; sie hat mit einfachen Mitteln große Rührung hervorzubringen gewußt; wie sie denn auch im Gang der Ereignisse das Natürlich-Rührende aufzufassen weiß, das uns nicht schmerzlich und jammervoll, sondern durch überraschende Wahrheit der Zustände höchst anmuthig ergreift.

Durchaus wohlthätig ist die Freiheit des Gemüthes, kraft welcher allein die wahre Rührung möglich wird. Daher denn auch die Facilität der allgemeinen Anordnung, des innern Ausdrucks, des äußern Stils. Ein heiteres Behagen theilt sich dem Leser mit.

Einsichtige Anthropologie, sittlich-physiologe Ansichten, sogar durch Familien und Generationen durchgeführt. Abstufung der Verhältnisse und Ableitung. Verwandtschaft, Gewohnheit, Neigung, Dankbarkeit, Freundschaft bis zur leidenschaftlichsten Anhänglichkeit.

Keine Spur von Parteisinn, bösem Willen, Neckerei, vielmehr anmuthiges Gefühl eines allgemeinen Wohlwollens; kein böses Prinzip, kein verhaßter Charakter; das Lobens- und Tadelnswerthe mehr in seiner Erscheinung, in seinen Folgen, als durch Billigung oder Mißbilligung dargestellt.

Vom alten schroffen, durch Eigensinn und Wahn zuletzt der Verrücktheit nahen Vater bis zur jüngsten, in die Welt tretenden, heitern Schönheit (wir meinen Ida), die zuletzt als frische Versucherin auftritt, ohne Wiederholung das Aehnliche.

Jener würdige Halbtelle, im Unnatürlichen ganz wahr gehalten, wird gefordert, um die tragische Katastrophe hervorzubringen. Dem wunderlichen Vetter verzeiht man Alles, seiner

eigenthümlichen Seltsamkeit und Beschränktheit wegen; er spielt den Grazioso in dieser Tragödie und steht den thätigsten des Calderon nicht nach.

Eine gewisse Kränklichkeit giebt man der Hauptfigur, als ihrer Individualität angehörig, gerne zu, ja, man fordert sie. Die schwereren Krankheitsparoxysmen betrachtet man wie eine Art längeren, tieferen Schlafes, ohne den eine solche Organisation nicht bestehen könnte.

Die übrigen Personen sind körperlich gesund, allenfalls verwundet; sie leiden nur an der Seele; nirgends wird man Schwächlichkeit gewahr.

*

Hier verläßt mich nun die Erinnerung meines einsamen Betrachtens. Nachstehendes Aphoristische wird der wohlwollende Leser selbst einschalten.

*

Mitten im Elemente der Konvenienzen erscheint ein durchaus Natürliches der Bezüge, Mannichfaltigkeit des Herkommens der Personen und besonders fruchtbare Folgen früherer Verhältnisse.

*

Sitten und Arten der neusten Welt sind das durchwaltende Kostüm; sogar wird die neueste, zarteste, wirksamste Giftart eingeführt.

*

Fortschritt edler Gesinnung und Handelns, wodurch der Uebergang ins wahrhaft Große leicht, ja nothwendig wird.

*

Nichts Phantastisches; sogar das Imaginative schließt sich rationell ans Wirkliche.

*

Das Problematische, ans Unwahrscheinliche grenzend, bevorwortet sich selbst und ist mit großer Klugheit behandelt.

*

Und so sei eine reine freundliche Theilnahme treulich und dankbar ausgesprochen!

Marienbad, Ende Juni 1822.

„Goethe und Pustkuchen.*)

(Haude und Spener, Berlin. Nachrichten Nr. 149, 1828.)

Pusten, grobes deutsches Wort!
Niemand, wohlerzogen,
Wird am rein anständ'gen Ort
Solchem Wort gewogen.

Pusterich, ein Götzenbild,
Gräßlich anzuschauen,
Pustet über flar Gefild
Wust, Gestank und Grauen.

Will der Pusterich nun gar
Pfaffenkuchen pusten,
Teufelsjungen-Küchenschaar
Wird den Teig bepusten.

„Was will von Quedlinburg heraus**)
Ein zweiter Wandrer traben!"
Hat doch der Wallfisch seine Laus,
Muß ich auch meine haben!

Fauntleroy und Konsorten.***)

December 1824.

Will in Albion's Beirken
Man den Schriftverfälscher hängen,
Herrschers Gnade zu erwirken,
Sieht man Tausende sich drängen.

*) Zuerst 1826. — Gegen den Verfasser von „Wilhelm Meister's Wanderjahren", Dr. Friedrich Wilhelm Pustkuchen, Pfarrer zu Lieme bei Lemgo, welche in demselben Jahre, wie die Goethe's (1821), zu Quedlinburg erschienen. (Vgl. Lenz I in Bd. II, 369 „Die Pustkuchs-Geister" und Bd. III, S. 267.) Ein Pusterich, z. B. der bei Sondershausen unter den Trümmern der Rothenburg gefundene, stellt einen dickleibigen, pausbäckigen Knaben mit dünnen Händen und Füßen dar. — Der bezügliche Artikel in der Spener'schen Zeitung vom 12. December 1828 ist überschrieben: „Goethe und Pustkuchen oder über die beiden Wanderjahre Wilhelm Meister's und ihre Verfasser, vom Professor Schütz in Halle", und dies ist der Titel eines Buchs, welches damals (Halle 1823) eben erschienen war und auf 460 Seiten den Streit über die Wanderjahre und Goethe's Dichterwerth überhaupt erörterte. Unter den „Küchenjungen" am Schlusse (Teufels-Küchenjungenschaar?) sind der Anzeiger des Schütz'schen Buches in der Spener'schen Zeitung und Schütz selbst zu verstehn. — L.

**) Zuerst 1836 (A. Fen. V). Carlyle citirt diese gleichfalls auf Pustkuchen bezügliche Strophe schon im Jahre 1828 (Foreign Review, Artikel „Goethe"). — L.

***) Zuerst 1836. — Gleichfalls gegen Pustkuchen als Verfasser und den Buchhändler Basse zu Quedlinburg als Verleger der s. g. „falschen Wander-

122.

Die Verlobung, eine Novelle von Ludwig Tieck.

Ein geprüfter, anerkannter Dichter der beſten Art fühlt ſich humoriſtiſch geneigt, zum Zeitvertreib gelegentlich jene luftigen Nebel zu zerſtreuen, welche die junge geiſtlose Regierung Deutſchlands zu obſkuriren bei dem niedrigſten Barometerſtand ſich anmaßen. Gelingt es auch wol nicht ganz, den Horizont zu reinigen, ſo hat er doch wenigſtens das dürftige Gewölk an die Berge geworfen, wo es denn abregnen, erblinken oder ſich ſelbſt verzehren mag; uns aber hat er wieder einen klaren blauen Himmel des Menſchenverſtandes und reiner Sitte zu eröffnen gewußt. Danken wir ihm dafür aufs Herzlichſte, bemerken aber zugleich, daß er, uns dieſe Wohlthat erzeigend, auch gegen ſich ſelbſt eine ſchöne Pflicht erfüllt; denn er konnte ſich wol ſagen:

Tunc tua res agitur, paries dum proximus ardet.

Zu 122. Ueb. Kunſt u. Alterth., IV. Bds. 2. Hft. 1824. S. 91 f.

Die Verlobung erſchien im „Berliner Taſchenkalender für Damen a. d. J. 1825“ und war von Goethe ſchon vor Ausdruck ſeiner ſchweren Krankheit Mitte Februar 1823 geleſen worden. Am 21. Jan. 1824 ſchrieb er an Tieck: „In dem nächſten Hefte von Kunſt und Alterthum finden Sie ein wohlgemeintes, obgleich flüchtiges Wort über Ihre Verlobten. Verkürzung iſt es immer, daß von den zerſtückelten Gliedern unſers anarchiſchen Literatur- und Kunſtweſens gar manche ſich zu der frömmelnden Johne ſammeln, welche freilich die Schwachen am Geiſte und an Talenten leſenswerth zu ſchätzen nimmt. Leide iſt es dabei doch immer, daß ſo manche löbliche Fähigkeit und Fertigkeit auf dieſem falſchen Wege wol erſt gewiſſe Vortheile, ſpäter aber großen Nachtheil empfindet, wie ich aufs Deutlichſte in vielfachen Einzelnheiten, die zu mir gelangt, unſern gewahr werde. Wenn denn aber, wie man ſich nicht verbergen darf, ernſtes Wirken ſo leicht und immer leichter ſich verbreitende Gewißheit nicht zu wirken iſt, ſo halt' ich's doch für gut, ja für nöthig, von Zeit zu Zeit ein öffentliches Zeugniß zu geben, daß man anders denkt, wie es denn auch in Ihrer Novelle ganz am rechten Fleck geſchehen.“ — Obwol man letzterer recht eigentlich gegen Goethe's pietiſtiſch-heuchleriſche Widerſacher geſchrieben war und Goethe dies Vorſtehendem zufolge auch anerkannte, ſo geigte er ſich doch wieder eintgermaßen empfindlich, daß Tieck nicht kräftiger aufgetreten, worüber das Gedicht „So iſt denn Tieck ꝛc.“ nebſt Anmerkung in den Werken (III. 264 f.) zu vergleichen iſt.

Tunc tua res etc. von Horaz — I. Epist., XVIII. 84.

123.

Spiegel der großen Welt von Karoline von Woltmann. Prag 1814.

Dieses Heft oder, wenn man will, gefällig geheftete Büchelchen lag auf dem Tische eines Gesellschaftszimmers; ein Freund nahm es auf, und nachdem er kaum einige Seiten konnte gelesen haben, rief er aus: „Was doch die Frauen schreiben lernen!“ Ein Anderer nahm es auf und, wie der Erste nach kurzer Frist, sagte ganz ruhig: „Was doch die Frauen aufpassen!“ Beides zusammengenommen möchte wol zu Würdigung dieses Werkleins den besten Anlaß geben.

124.

Des Knaben Wunderhorn. Alte deutsche Lieder. Herausgegeben von Achim von Arnim und Clemens Brentano. Heidelberg, bei Mohr und Zimmer, 1806. 470 S. gr. 8. (2 Rthlr. 12 Gr.)

Die Kritik dürfte sich vorerst nach unserem Dafürhalten mit dieser Sammlung nicht befassen. Die Herausgeber haben

Zu 123. Goethe's Nachgel. Werke, IX. Bd. 1833. T. X. S. 159.

Zu 124. Jen. Allg. Lit.-Zeit., Nr. 18 u. 19. Den 21. u. 22. Jan. 1806. Sp. 137 bis 148.

An Eichstädt schrieb Goethe schon am 16. Nov. 1805: „Von dem „Wunderhorn des Knaben“ sende ich vielleicht bald eine Anzeige“, und am letzten Tag dieses Jahres: „Schade wie möglich sende ein paar Worte über das Wunderhorn.“ Endlich am 12. Jan. 1806: „Unser Stadtschreiber schreibt die verlangte Recension bald zu erhalten; ich finde sie ziemlich gut gleich im ersten Moment; doch reife sie, wird sich Ernst und Heiterkeit wol herausarbeiten lassen. Eure Hochgeboren Meinung und Ansichten empfehle ich diese Blätter bestens.“ Die eigentliche Charakteristik mißlang ihm so, wie sie gelingen will, nur selten. Später schreibt, wie bei Jul. 2 zum Anderen Mal gesagt ist. Es sind nicht viele Bücher, welche über die Aufmerksamkeit weg sind, und die unbedeutende Gegenstand des Knaben wird ein paar hundert Seiten

solche mit so viel Neigung, Fleiß, Geschmack, Sauberkeit zusammengebracht und bekannt ist, daß ihre Kantscenie dieser Uebervollen Mühe man viel eher mit ganzem Willen, Theilnahme und Aufenthalt zu danken hätten. Von Rechts wegen sollte dieses Büchlein in jedem Hause, wo frische Menschen wohnen, am Fenster, unterm Spiegel, oder wo sonst Gesang- und Musikbücher zu liegen pflegen, zu finden sein, um aufgeschlagen zu werden in jedem Augenblick der Stimmung oder Unstimmung, wo man denn immer etwas Gleichmäßiges oder Anregendes fände, wenn man auch allenfalls das Blatt ein paarmal umschlagen müßte.

Am Besten aber läge doch dieser Band auf dem Klavier des Liebhabers oder Meisters der Tonkunst, um den darin enthaltenen Liedern entweder mit bekannten, hergebrachten Melodien ganz ihr Recht widerfahren zu lassen oder unsen schicklichere Weisen anzuschmiegen oder, wenn Gott wollte, neue bedeutende Melodien durch sie hervorzulocken.

---

macht viel einige Sensation. — Wollen Euer Wohlgeboren doch Ganse überschlagen lassen und mir anzeigen, ob es hinreichend Manuskript für zwei Nummern Ihrer Hefte sei. Wäre es nicht genug, so bitte mir nur zu schreiben, wie viel. Sie noch etwa brauchen, und mir das letzte Blatt zurücksenden, daß ich weder zuwenig noch zuviel sende. Ich wünschte Ihnen unendlich viel gute Recensionen, damit Sie nicht genöthigt wären, die Blätter selbst zu schreiben. Zur letzten Recension möchte ich die Blätter wohl auch gern haben; sie sollen nicht aufgezehrt werden." — Die Recension nimmt noch nicht anderthalb Nummern der Literatur-Zeitung ein, und Goethe unterließ die Ausfüllung jedenfalls deshalb, weil der übrigbleibende Platz größer war, als er nach seiner Absicht sein sollte. Schließlich erhielt Zelters Vorschlag doch die Oberhand, daß immer auf der linken Spalte jedes Blattes die Ueberschrift und auf der rechten die Charakteristik stehen solle, wodurch allerdings viel Raum verloren ging. Goethe konnte jede Ausfüllung verdrießen in haben; denn er ließ das Weitere darüber durch Riemer verhandeln. Dieser schrieb am 14. Jan. 1806 an Zelter: „Euer Wohlgeboren habe die Ehre durch Zudringen zu melden, daß Seine Excellenz die vom Zöllner vorschlagene Einrichtung des Textes der beiliegenden Recension vollkommen genehmigen, nur wünschen Sie, daß statt der umrichtigen Nummer des Liedes lieber die Seitenzahl, welche im Manuskript nachgesetzt ist, vorgesetzt und statt jener bemerkt werde; doch müsse nicht immer S. wiederholt, sondern vorauf eine für allemal bemerkt werden, daß es die Seitenzahl sei. — Ferner wünschen Sie bald benachrichtigt zu sein, wie viel das Manuskript ausmacht und Euer Wohlgeboren noch nöthig haben; Seine Excellenz wünschen noch Einiges hinzuzusetzen, um dem Ganzen einen Schluß zu geben." Sodann am 19. desselben Monats: „Euer Wohlgeboren hierbeiliegend den Schluß der Recension des „Wunderhorns" mit Empfehlung des Herrn Geheimen Raths und Bitte, den übrigen Raum des Blattes mit einer beliebigen Recension einstweilen auszufüllen." — In den „Tag- und Jahresheften — 1806" bemerkt Goethe: „Das Wunderhorn, allerliebst und phantastisch, ward seinem Verdienste gemäß gepriesen und eine Recension desselben mit freundlicher Behaglichkeit ausgearbeitet." Ebenda — „1809" äußert er, daß durch „des Knaben Wunderhorn" ein grammatischer Ernst lieblich aufgeweckt worden sei. Den trefflichen Wolf machte Goethe am 3. Jan. 1806 auf die Sammlung aufmerksam.

Würden dann diese Lieder nach und nach in ihrem eigenen Ton- und Klang-Elemente von Ohr zu Ohr, von Mund zu Mund getragen, kehrten sie allmälig belebt und verherrlicht zum Volke zurück, von dem sie zum Theil gewissermaßen ausgegangen, so konnte man sagen, das Büchlein habe seine Bestimmung erfüllt und könne nun wieder als geschrieben und gedruckt verloren gehen, weil es in Leben und Bildung der Nation übergegangen.

Weil nun aber in der neueren Zeit, besonders in Deutschland, nichts zu existiren und zu wirken scheint, wenn nicht darüber geschrieben und wieder geschrieben und gestritten wird, so mag denn auch über diese Sammlung hier einige Betrachtung stehen, die, wenn sie den Genuß auch nicht erhebt und verbreitet, doch wenigstens ihm nicht entgegenwirken soll.

Was man entschieden zu Lob und Ehren dieser Sammlung sagen kann, ist, daß die Theile derselben durchaus mannichfaltig charakteristisch sind. Sie enthält über zweihundert Gedichte aus den drei letzten Jahrhunderten, sämmtlich dem Sinne, der Erfindung, dem Ton, der Art und Weise nach dergestalt von einander unterschieden, daß man keins dem andern vollkommen gleichstellen kann. Wir übernehmen das unterhaltende Geschäft, sie alle der Reihe nach, so wie es uns der Augenblick eingiebt, zu charakterisiren.

Das Wunderhorn. (Seite 13.) Feenhaft, kindlich, gefällig.

Des Sultans Töchterlein. (15.) Christlich zart, anmuthig.

Zell und sein Kind. (17.) Rechtlich und tüchtig.

Großmutter Schlangenköchin. (19.) Tief, räthselhaft, dramatisch vortrefflich behandelt.

Jesaias' Gesicht. (20.) Barbarisch arg.

Das Feuerbesprechen. (21.) Räuberisch ganz gehörig und recht.

Der arme Schwartenbals. (22.) Vagabundisch, launig, lustig.

Der Tod und das Mädchen. (24.) In Todesstarre-Art, beklemmungsvoll, lebenswürdig.

Nachtmusikanten. (29.) Närrisch, ausgelassen, köstlich.

Widerspenstige Braut. (30.) Hundisch, etwas fratzenhaft.

Kloſterfrau. (32.) Launenhaft verworren, und doch zum Zweck.

Der verlaute Ritter. (32.) Im real-romantiſchen Sinn gar zu gut.

Die ſchwarzbraune Hexe. (34.) Durch Ueberlieferung etwas kenſus, der Grund aber unſchätzbar.

Der Dollinger. (36.) Ritterbalt tudria.

Liebe ohne Stand. (37.) Dunkel romantiſch.

Gaulichkeit des Winters. (39.) Sehr gaulich.

Die hohe Magd. (40.) Chriſtlich pedantiſch, nicht ganz unpoetiſch.

Liebe ſpinnt keine Seide. (42.) Lieblich kenſus und deswegen Phantaſie erregend.

Huſarenglaube. (43.) Schnelligkeit, Leichtigkeit muſterhaft ausgedrückt.

Rattenfänger von Hameln. (44.) Zuckt aufs Bänkelſängeriſche, aber nicht unfein.

Schürz Dich, Gretlein. (46.) Im Vagabunden-Sinn; unerwartet epigrammatiſch.

Lied vom Ringe. (48.) Romantiſch zart.

Der Ritter und die Magd. (50.) Dunkel romantiſch, gewaltſam.

Der Schreiber im Korb. (53.) Den Schlag wiederholendes, zweckmäßiges Spottgedicht.

Erntelied. (55.) Katholiſches Kirchen-Todeslied; verdiente proteſtantiſch zu ſein.

Ueberdruß der Gelahrtheit. (57.) Sehr wacker; aber der Pedant kann die Gelahrtheit nicht los werden.

Schlacht bei Murten. (58.) Realiſtiſch, wahrſcheinlich modernirt.

Liebesprobe. (61.) Im beſten Handwerksburſchenſinne und auch trefflich gemacht.

Der Falke. (63.) Groß und gut.

Die Eile der Zeit in Gott. (64.) Chriſtlich, etwas zu hiſtoriſch, aber dem Gegenſtande gemäß und recht gut.

Das Rautenſträuchelein. (69.) Eine Art Trümmer, ſehr lieblich.

Die Nonne. (70.) Romantiſch, empfindungsvoll und ſchön.

Rewelge. (72.) Unſchätzbar für Den, deſſen Phantaſie folgen kann.

Faſtnacht. (74.) Liebehaft, leiſe.

Diebsstellung. (75.) Holzschnittartig, sehr gut.

Wassersnoth. (77.) Anschauung, Gefühl, Darstellung, überall das Rechte.

Tamboursgesell. (78.) Heitere Vergegenwärtigung eines ängstlichen Zustandes; ein Gedicht, dem der Einsiedende schwerlich ein gleiches an die Seite setzen könnte.

David. (79.) Katholisch hergebracht, aber noch ganz gut und zweckmäßig.

Sollen und Müssen. (80.) Vortrefflich in der Anlage, obgleich hier in einem zerstückten und wunderlich restaurirten Zustande.

Liebesdienst. (83.) Deutsch romantisch, frommsinnig und gefällig.

Gebt Dir's wohl, so denk an mich. (84.) Anmuthiger, singbarer Klang.

Der Tannhäuser. (86.) Großes christlich-katholisches Motiv.

Mißheirath. (90.) Treffliche, räthselhafte Fabel; ließe sich vielleicht mit Wenigem anschaulicher und für den Theilnehmer befriedigender behandeln.

Wiegenlied. (92.) Reimhafter Unsinn, zum Einschläfern völlig zweckmäßig.

Frau Nachtigall. (93.) Eine kunstlose Behandlung zugegeben, dem Sinne nach höchst anmuthig.

Die Juden in Passau. (93.) Bänkelsängerisch, aber lobenswerth.

Kriegslied gegen Karl V. (97.) Protestantisch, höchst tüchtig.

Der Bettelvogt. (100.) Im Vagabundensinne gründlich und unschätzbar.

Von den klugen Jungfrauen. (101.) Recht großmüthig, herzerhebend, wenn man in den Sinn eindringt.

Müllers Abschied. (102.) Für Den, der die Lage fassen kann, unschätzbar, nur daß die erste Strophe einer Emendation bedarf.

Abt Reithard und seine Mönche. (103.) Ein Tillstreich von der besten Sorte und trefflich dargestellt.

Von zwölf Knaben. (109.) Leichtfertig, ganz köstlich.

Kurze Weile. (110.) Deutsch romantisch, sehr lieblich.

Kriegslied des Glaubens (112.) Protestantisch derb, treffend und durchschlagend.

Tabakslied. (114.) Trümmerhaft, aber Bergbau und Tabak gut bezeichnend.

Das fahrende Fräulein. (114.) Tief und schön.

Bettelei der Vögel. (115.) Gar liebenswürdig.

Die Gruselhochzeit. (117.) Ungeheurer Fall, bänkelsängerisch, aber lebenswürdig behandelt.

Der vortreffliche Stallbruder. (120.) Unsinn, aber wohl Dem, der ihn behaglich singen könnte.

Unerhörte Liebe. (121.) Schön, sich aber doch einer gewissen philisterhaften Prose nähernd.

Das Bäumlein. (124.) Sehnsuchtsvoll, spielend und doch herzinniglich.

Lindenschmidt. (125.) Von dem Reiterhaften, Holzschnittartigen die allerbeste Sorte.

Lied vom alten Hildebrand. (128.) Auch sehr gut, doch früher und in der breiteren Manier gedichtet.

Friedenslied. (134.) Andächtig, bekannte Melodie, ans Herz redend.

Friedenslied. (137.) Gut, aber zu modern und reflektirt.

Drei Schwestern. (139.) Sehr wacker in der derben Art.

Der englische Gruß. (140.) Die anmuthige, blos katholische Art, christliche Mysterien ans menschliche, besonders deutsche Gefühl herüberzuführen.

Vertraue. (141.) Seltsam, tragisch; zum Grund ein vortreffliches Motiv.

Das Leiden des Herrn. (142.) Die große Situation ins Gemeine gezogen; in diesem Sinne nicht tadelhaft.

Der Schweizer. (145.) Recht gut; sentimentaler, aber lange nicht so gut als der Tambourgesell (78).

Bura. (146.) Schöne Fabel, nicht schlecht, aber auch nicht vorzüglich behandelt.

Die kluge Schäferin. (149.) Gar heiter, frei- und frohmüthig.

Ritter St. Georg. (151.) Ritterlich, christlich; nicht ungeschickt dargestellt, aber nicht erfreulich.

Die Pantoffeln. (156.) Schöne Anlage; hier fragmentarisch, ungenießbar.

Xaver. (157.) Sehr wacker dem Charakter nach, doch zu wort- und phrasenhaft.

Wachtelwacht. (159.) Als Ton nachahmend, Zustand darstellend, bestimmtes Gefühl aufrufend, unschätzbar.

Das Tod-Austreiben. (161.) Gar lustig, weh lacsüblt und zweckmäßig.

Gegen das Quartanfieber. (161.) Unsinnige Formel, wie billig.

Zum Festmachen. (162.) Glücklicher Einfall.

Aufgegebene Jagd. (162.) Fordert den Ton des Waldhorns.

Wer's Lieben erdacht. (163.) Gar knabenhaft von Grund aus.

Des Herrn Weingarten. (165.) Liebliche Versinnlichung christlicher Mysterien.

Cedron's Klage. (166.) Nicht ebenso glücklich; man sieht dieser Klage zu sehr den Gradus ad Parnassum an.

Frühlingsbeklemmung. (172.) Besser als das vorige; doch hört man immer noch das Wort- und Bildgeklapper.

Lobgesang auf Maria. (174.) Auch diesem läßt sich vielleicht ein Geschmack abgewinnen.

Abschied von Maria. (178.) Interessante Fabel und anmuthige Behandlung.

Ehestand der Freude. (181.) Derb lustig; muß gesungen werden wie irgend eins.

Amor. (182.) Niedlich und wunderlich genug.

Vom großen Bergbau der Welt. (183.) Tief und ahndungsvoll, dem Gegenstande gemäß; ein Schatz für Bergleute.

Husarenbraut. (188.) Nicht eben schlimm.

Das Straßburger Mädchen. (189.) Liegt ein lieblich Begebniß zum Grund, zart und phantastisch behandelt.

Zwei Röselein. (190.) Ein Ereignen zwischen Liebesleuten von der zartesten Art, dargestellt, wie es besser nicht möglich ist.

Das Mädchen und die Hasel. (192.) Gar natürlich gute und frische Sittenlehre.

Königstochter aus Engelland. (193.) Nicht zu schelten; doch irrt man zu sehr das Pfaffenhafte.

Schall der Nacht. (198.) Wird gesungen herzerfreulich sein.

Große Wäsche. (201.) Feenhaft und besonders.

Der Palmbaum. (202.) So recht von Grund aus herzlich.

Der Fuhrmann. (203.) Gehört zu den guten Vagabunden-, Handwerks- und Gewerbsliedern.

Frauenart. (204.) Gute Neigung, bescheiden ausgedrückt.

Der Schildwache Nachtlied. (205.) Ans Quodlibet streifend, dem rohen und dunkeln Sinne der Anedruck gemäß.

Der traurige Garten. (206.) Süße Neigung.

Hut Du Dich. (207.) Im Sinn und Klang des Vaudeville sehr gut.

Die mystische Wurzel. (208.) Geistreich, wobei man sich doch des Lachens über ein falsches Gleichniß nicht enthalten kann.

Rathsel. (209.) Nicht ganz glücklich.

Wie kommt's, daß Du so traurig bist. (210.) Streift ans Quodlibet, wahrscheinlich Trümmern.

Unkraut. (211.) Quodlibet von der besten Art.

Der Wirthin Töchterlein. (212.) Höchst lieblich, aber nicht so recht ganz.

Wer hat dies Liedlein erdacht? (213.) Eine Art übermüthiger Fratze, zur rechten Zeit und Stunde wol lustig genug.

Doktor Faust. (214.) Tiefe und gründliche Motive, konnten vielleicht besser dargestellt sein.

Müllertücke. (218.) Bedeutende Mordgeschichte, gut dargestellt.

Der unschuldig Hingerichtete. (220.) Ernste Fabel, lakonisch trefflich vorgetragen.

Ringlein und Fähnlein. (223.) Sehr gefällig romantisch; das Reimgeklingel thut der Darstellung Schaden, bis man sich allenfalls daran gewöhnen mag.

Die Hand. (226.) Bedeutendes Motiv, kurz abgefertigt.

Martinsgans. (226.) Bauerburschenhaft, lustig losgebunden.

Die Mutter muß gar fein allein. (227.) Nicht recht von Grund und Brust aus, sondern nach einer schon vorhandenen Melodie gesungen.

Der stolze Schäfersmann. (229.) Tiefe schöne Fabel, durch den Widerklang des Vaudeville ein sonderbarer, aber für den Gesang bedeutender Vortrag.

Wenn ich ein Vöglein wär'. (231.) Einzig schön und wahr.

An einen Boten. (232.) Einzig lustig und gutlaunig.

Weine nur nicht. (232.) Leidlicher Humor, aber doch ein Bischen plump

Käuzlein. (233.) Wunderlich, von tiefem, ernstem, köstlichem Sinn.

Weinschröterlied. (234.) Unsinn der Beschwörungsformeln.

Maikäferlied. (235.) Desgleichen.

Marienwürmchen. (235.) Desgleichen, mehr ins Zarte geleitet.

Der verlorne Schwimmer. (236.) Anmuthig und voll Gefühl.

Die Prager Schlacht. (237.) Rasch und knapp, eben als wenn es drei Husaren gemacht hätten.

Frühlingsblumen. (239.) Wenn man die Blumen nicht so entsetzlich fast hätte, so möchte dieser Kranz wol artig sein.

Kuckuk. (241.) Neckisch bis zum Fratzenhaften, doch gefällig.

Die Frau von Weißenburg. (242.) Eine gewaltige Fabel, nicht ungemäß vorgetragen.

Soldatentod. (245.) Möchte vielleicht im Frieden und beim Ausmarsch erbaulich zu singen sein; im Krieg und in der ernsten Nähe des Unheils wird so etwas gräulich, wie das neuerlich belobte Lied: Der Krieg ist gut.

Die Rose. (251.) Liebliche Liebesergebenheit.

Die Judentochter. (252.) Passender, seltsamer Vortrag zu konfusem und zerrüttetem Gemüthswesen.

Drei Reiter. (253.) Ewiges und unzerstörliches Lied des Scheidens und Meidens.

Schlachtlied. (254.) In künftigen Zeiten zu singen.

Herr von Falkenstein. (255.) Von der guten, zarten, innigen Romanzenart.

Das römische Glas. (257.) Desgleichen; etwas räthselhafter.

Rosmarin. (258.) Ruhiger Blick ins Reich der Trennung.

Der Pfalzgraf am Rhein. (270.) Barbarische Fabel und gemäßer Vortrag.

Vogel Phönix. (261.) Nicht mißlungene christliche Allegorie.

Der unterirdische Pilger. (262.) Müßte in Schächten, Stollen und auf Strecken gesungen und empfunden werden; über der Erde wird's Einem zu dunkel dabei.

Herr Olof. (261b.) Unschätzbare Ballade.

Hängt man Diesen, denken Viele,
Sollten wir im Sichern wandeln,
Die im Ernst so wie im Spiele
Immerfort betrieglich handeln?

Einerlei ist's ganz und gar,
Ob man raube, fälsche, stehle;
Und dem schändlichsten Falstar
Zuckt in ..... die Kehle.

An Frau K. in C.*)

Erwiderung.

Wenn schönes Mädchen sorgen will
Für meine Seligkeit,
So ist ihr zartes Herzchen still
Der Liebe schon geweiht.
Doch Pfarrers Mittib mahnt mich an
Aus ihrem Ofenwinkel;
Fürwahr, ich sehe nichts daran
Als Eitelkeit und Dünkel.
Beim Heiland möcht' ich Euch nicht gern
Für die Empfehlung danken;
Gesunde kennen unsern Herrn
Weit besser als Ihr Kranken.

---

jahre" gerichtet, weshalb im Schlußverse der Name dieser Stadt zu ergänzen ist. In den auf Pünktchen zielenden Zeilen II, 387 und 388 spricht Goethe wiederholt von dem begangenen Faktum, wie eben S. 267 von dem Falschmünzer. Hier stellt er den genannten Buchhändler eben als Falstar mit dem Londoner Banquier Fauntleroy, welcher wegen Wechselfälschungen und anderer Betrügereien zum Tode verurtheilt und gehängt wurde, also materiellen Diebstahl mit attistem auf eine Linie. Wegen Fauntleroy s. Macaulay, Essays, III, 37, über Lord Baken. E.

*) Zuerst 1836. — Eine Pastorswittwe hatte an Goethe die Predigten ihres verstorbenen Mannes gesandt und dann, wol etwas zudringlich, Sorge um sein „ewiges Heil" ausgedrückt; s. Hengstenberg's „Evangel. Kirchenzeitung," December 1829, Nr. 100 (Bd. 23, Heft 6), S. 801. Der Referent „C. K. B." meint, er kenne nicht den Brief der Frau K. an Goethe, wol aber sie selbst, und er glaube nicht, daß Goethe's „Vorwürfe" durch den Brief provocirt seien; aus Goethe's Erwiderung, d. h. dem vorstehenden Gedichte, gehe vielmehr hervor, „daß die Wahrheit hier seinem Herzen nahe getreten sei, und er sich ihrer Brandschmerzen mit diesem sardonischen Lächeln erwehren wolle." — Kahn's Poetike, Hannover, datirt von 1821; Knorr's Predigten in Detfeld scheinen einer spätern Zeit anzugehören. — E.

Ewigkeit. (263 b.) Katholischer Kirchengesang; wenn man die Menschen konfus machen will, so ist dies ganz der rechte Weg.

Der Graf und die Königstochter (265 b.) Eine Art von Pyramus und Thisbe; die Behandlung solcher Fabeln gelang unsern Vorfahren nicht.

Moriz von Sachsen. (270.) Ein abrundungsvoller Zustand und großes trauriges Ereigniß, mit Phantasie dargestellt.

Ulrich und Aennchen. (274.) Die Fabel vom Blaubart in mehr nordlicher Form, gemäß dargestellt.

Vom vornehmen Räuber. (276.) Sehr tüchtig, dem Lindenschmidt zu vergleichen.

Der geistliche Kämpfer. (277.) „Christ Gottes Sohn allhie" hätte durch sein Leiden wol einen besseren Poeten verdient.

Dusle und Babely. (281.) Köstlicher Abdruck des schweizer-bäurischen Zustands und des höchsten Ereignisses dort zwischen zwei Liebenden.

Der eifersüchtige Knabe. (282.) Das Weben und Weben der räthselhaft mordgeschichtlichen Romanzen ist hier höchst lebhaft zu fühlen.

Der Herr am Oelberg. (283.) Diesem Gedicht geschieht Unrecht, daß es hier steht; in dieser meist natürlichen Gesellschaft wird Einem die Allegorie der Anlage sowie das poetisch Blumenhafte der Ausführung unbillig zuwider.

Abschied von Bremen. (289.) Handwerksburschenhaft genug, doch zu prosaisch.

Aurora. (291.) Gut gedacht, aber doch nur gedacht.

Werd ein Kind. (291.) Ein schönes Motiv, pfaffenhaft verschoben.

Der ernsthafte Jäger. (292.) Ein Bißchen barsch, aber gut.

Der Mordknecht. (294.) Bedeutend, seltsam und tüchtig.

Der Prinzenraub. (296.) Nicht gerade zu schelten, aber nicht befriedigend.

Nächten und Heute. (298.) Ein artig Lied des Inhalts, der so oft vorkommt: Così fan tutte und tutti.

Der Spaziergang. (299.) Mehr Reflexion als Gesang.

Das Weltende. (300.) Deutet aufs Quodlibet; läßt was zu wünschen übrig.

Bayrisches Alpenlied. (301.) Allerliebst, nur wird

man vornherein irre, wenn man nicht weiß, daß unter dem Palmbaum die Stechpalme gemeint ist; mit einem Dutzend solcher Noten wäre manchem Liede zu mehrerer Klarheit zu helfen gewesen.

Jäger Wohlgemuth. (303.) Gut, aber nicht vorzüglich.

Der Himmel hängt voll Geigen. (304.) Eine christliche Cocagne, nicht ohne Geist.

Die fromme Magd. (306.) Gar hübsch und sittig.

Jagdglück. (306.) Zum Gesang erfreulich, im Sinne nicht besonders; überhaupt wiederholen die Jägerlieder, vom Tone des Waldhorns gewiegt, ihre Motive zu oft ohne Abwechseln.

Kartenspiel. (308.) Artiger Einfall und guter Humor.

Für funfzehn Pfennige. (309.) Von der allerbesten Art, einen humoristischen Refrain zu nutzen.

Der angeschossene Kuckuk. (311.) Nur Schall, ohne irgend eine Art von Inhalt.

Warnung. (313.) Ein Kuckuk von einer viel besseren Sorte.

Das große Kind. (314.) Höchst süße; wäre wol werth, daß man ihm das Ungeschickte einiger Reime und Wendungen benähme.

Das heiße Afrika. (315.) Spukt doch eigentlich nur der Halberstädter Grenadier.

Das Wiedersehn am Brunnen. (317.) Voll Anmuth und Gefühl.

Das Haßlocher Thal. (319.) Seltsame Mordgeschichte, gehörig vorgetragen.

Abendlied. (321.) Sehr lobenswürdig, von der recht guten lyrisch-erisch-dramatischen Art.

Der Scheintod. (322.) Sehr schöne, weblausgestattete Fabel, gut vorgetragen.

Die drei Schneider. (325.) Wenn doch einmal eine Gilde verirt werden soll, so geschieht's hier lustig genug.

Nächtliche Jagd. (327.) Die Intention ist gut, der Ton nicht zu schelten; aber der Vortrag ist nicht hinreichend.

Spielmanns Grab. (328.) Ausgelassenheit, unschätzbarer sinnlicher Bauernhumor.

Knabe und Veilchen. (329.) Zart und zierlich.

Der Graf im Pflug. (330.) Gute Ballade, doch zu lang.

Drei Winterroſen. (339.) Zu ſehr objectiv. Jedes von dem Wintergarten, der ſie im Bojaire verkommt.

Der behandige Fritze. (341.) Ecke, verdächtiger Tedeumtanz, wirklich ſehr zu loben.

Von Heiteuten. (343.) Wäre noch erfreulicher, wenn nicht eine, wie es uns ſcheint, falſche Ueberſichtigkeit auf eine Allegorie deutete, die man im Lied weder finden kann noch mag.

Lied beim Heuen. (345.) Köſtliches Wanderlied, das unter mehreren Recenſionen bekannt iſt.

Fiſchpredigt. (347.) Unvergleichlich, dem Sinne und der Behandlung nach.

Die Schlacht bei Sempach. (349.) Wacker und derb, doch nahezu chronikenhaft proſaiſch.

Algerius. (353.) Fromm, zart und voll Glaubenskraft.

Doppelte Liebe. (354.) Artig, könnte aber der Situation nach artiger ſein.

Manſchettenblume. (356.) Wunderlich, romantiſch, gehaltvoll.

Der Fähndrich. (358.) Mit Eigenheit; doch hätte die Gewalt, welche der Fähndrich dem Mädchen angethan, müſſen ausgedrückt werden; ſonſt hat es keinen Sinn, daß er hängen ſoll.

Gegen die ſchweizer Bauern. (360.) Tüchtige und doch poetiſche Gegenwart; der Zug, daß ein Bauer das Glas in den Rhein wirft, weil er in deſſen Farbenſpiel den Pfauenſchwanz zu ſehen glaubt, iſt höchſt revolutionär und treffend.

Kinder ſtill zu machen. (362.) Recht artig und kindlich.

Geſellſchaftslied. (363.) Zu Tillenart kapital.

Das Gnadenbild. (366.) Iſt hübſch, wenn man ſich den Zuſtand um einen ſolchen Wallfahrtsort vergegenwärtigen mag.

Geh Du nur hin. (371.) Frank und frech.

Verlorene Müh. (372.) Treffliche Darſtellung weiblicher Bethulichkeit und täppiſchen Männerweſens.

Starke Einbildungskraft. (373.) Zarter Hauch, kaum feſtzuhalten.

Die ſchlechte Liebſte. (374.) Innig gefühlt und recht gedacht.

Maria auf der Reiſe. (375.) Hübſch und zart, wie die Katholiken mit ihren mythologiſchen Figuren das gläubige Publikum gar zweckmäßig zu beſchäftigen und zu belehren wiſſen.

Der geadelte Bauer. (376.) Recht gut gesehen und mit Verdruß launisch dargestellt.

Abschiedszeichen. (378.) Recht lieblich.

Die Ausgleichung. (379.) Die bekannte Fabel vom Becher und Mantel, kurz und bedeutend genug dargestellt.

Petrus. (382.) Scheint uns gezwungen freigeistisch.

Gott grüß' Euch, Alter. (384.) Modern und sentimental, aber nicht zu schelten.

Schwere Wacht. (386.) Zieht schon in das umständliche, klang- und sangreiche Minnesängerwesen herüber.

1) Jungfrau und Wächter. Gar liebreich, doch auch zu umständlich.

2) Der lustige Geselle. Ist uns lieber als die vorhergehenden.

3) Variation. Macht hier zu großen Kontrast; denn es gehört zu der tiefen, wunderlichen deutschen Balladenart.

4) Beschluß. Paßt nicht in diese Reihe.

Der Pilger und die fromme Dame. (396.) Ein guter, wohl dargestellter Schwank.

Kaiserliches Hochzeitlied. (397.) Barbarisch-pedantisch, und doch nicht ohne poetisches Verdienst.

Antwort Mariä auf den Gruß der Engel. (406.) Das liebenswürdigste von allen christkatholischen Gedichten in diesem Bande.

Stauffenberg und die Meerfeie. (407.) Recht lobenswerthe Fabel, gedrängt genug vorgetragen, klug vertheilt; würde zu kurz scheinen, wenn man nicht an lauter kürzere Gedichte gewöhnt wäre.

Des Schneiders Feierabend. (418.) In der Holzschnittsart, so gut, als man es nur wünschen kann.

Mit dieser Charakterisirung aus dem Stegreife — denn wie konnte man sie anders unternehmen? — gedenken wir Niemand vorzugreifen, Denen am Wenigsten, die durch wahrhaft lyrischen Genuß und ächte Theilnahme einer sich ausdehnenden Brust viel mehr von diesen Gedichten fassen werden, als in irgend einer lakonischen Bestimmung des mehr oder minderen Bedeutens zeichnet werden kann. Indessen sei uns über den Werth des Ganzen noch Folgendes zu sagen vergönnt.

Diese Art Gedichte, die wir seit Jahren Volkslieder zu nennen erlernt, ob sie gleich eigentlich weder vom Volk noch fürs Volk gedichtet sind, sondern weil sie so etwas Stämmiges,

Tüchtiges in ſich haben und begreifen, daß der kern- und ſtammhafte Theil der Nationen dergleichen Dinge faſt, behält, ſich zueignet und mitunter fortpflanzt — dergleichen Gedichte ſind ſo wahre Poeſie, als ſie irgend nur ſein kann; ſie haben einen unglaublichen Reiz, ſelbſt für uns, die wir auf einer höheren Stufe der Bildung ſtehen, wie der Anblick und die Erinnerung der Jugend fürs Alter hat. Hier iſt die Kunſt mit der Natur im Konflikt, und eben dieſes Werden, dieſes wechſelſeitige Wirken, dieſes Streben ſcheint ein Ziel zu ſuchen, und es hat ſein Ziel ſchon erreicht. Das wahre dichteriſche Genie, wo es auftritt, iſt in ſich vollendet; mag ihm Unvollkommenheit der Sprache, der äußeren Technik, oder was ſonſt will, entgegenſtehen, es beſitzt die höhere innere Form, der doch am Ende Alles zu Gebote ſteht, und wirkt ſelbſt im dunklen und trüben Elemente oft herrlicher, als es ſpäter im klaren vermag. Das lebhafte poetiſche Anſchauen eines beſchränkten Zuſtandes erhebt ein Einzelnes zum zwar begrenzten, doch unumſchränkten All, ſo daß wir im kleinen Raume die ganze Welt zu ſehen glauben. Der Drang einer tiefen Anſchauung fordert Lakonismus. Was der Proſe ein unverzeihliches Hinderniß würde wäre, iſt dem wahren poetiſchen Sinne Nothwendigkeit, Tugend, und ſelbſt das Ungehörige, wenn es an unſere ganze Kraft mit Ernſt anſpricht, regt ſie zu einer unglaublich genußreichen Thätigkeit auf.

Durch die obige einzelne Charakteriſtik, ſind wir einer Klaſſifikation ausgewichen, die vielleicht künftig noch eher geleiſtet werden kann, wenn mehrere dergleichen ächte, bedeutende Grundgeſänge zuſammengeſtellt ſind. Wir können jedoch unſere Vorliebe für diejenigen nicht bergen, wo lyriſche, dramatiſche und epiſche Behandlung dergeſtalt in einander geflochten iſt, daß ſich erſt ein Räthſel aufbaut und ſodann mehr oder weniger und, wenn man will, epigrammatiſch auflöſt. Das bekannte: **Dein Schwert, wie iſt's vom Blut ſo roth, Edward, Edward!** iſt beſonders im Original das Höchſte, was wir in dieſer Art kennen.

Möchten die Herausgeber aufgemuntert werden, aus dem reichen Vorrath ihrer Sammlungen, ſo wie aus allen vorliegenden, ſchon gedruckten, bald noch einen Band folgen zu laſſen; wobei wir denn freilich wünſchen, daß ſie ſich vor dem Sing-

„Dein Schwert ꝛc.“ iſt ein bekanntes, von Herder in den „Volksliedern“, II. Theil (Werke, V. S. 159) überſetztes ſchottiſches Lied.

sang der Minnesinger, vor der bänkelsängerischen Gemeinheit und vor der Plattheit der Meistersänger, sowie vor allem Pfäffischen und Pedantischen höchlich hüten mögen.

Brächten sie uns noch einen zweiten Theil dieser Art deutscher Lieder zusammen, so wären sie wol aufzurufen, auch was fremde Nationen, Engländer am Meisten, Franzosen weniger, Spanier in einem anderen Sinne, Italiener fast gar nicht, dieser Liederweise besitzen, auszusuchen und sie im Original und nach vorhandenen oder von ihnen selbst zu leistenden Uebersetzungen darzulegen.

Haben wir gleich zu Anfang die Kompetenz der Kritik, selbst im höheren Sinn, auf diese Arbeit gewissermaßen bezweifelt, so finden wir noch mehr Ursache, eine sondernde Untersuchung, inwiefern das Alles, was uns hier gebracht ist, völlig ächt oder mehr und weniger restaurirt sei, von diesen Blättern abzulehnen.

Die Herausgeber sind im Sinne des Erfordernisses so sehr, als man es in späterer Zeit sein kann, und das hie und da seltsam Restaurirte, aus fremdartigen Theilen Verbundene, ja das Untergeschobene ist mit Dank anzunehmen. Wer weiß nicht, was ein Lied auszuüben hat, wenn es durch den Mund des Volkes, und nicht etwa nur des ungebildeten, eine Weile durch geht! Warum soll Der, der es in letzter Instanz aufzeichnet, mit anderen zusammenstellt, nicht auch ein gewisses Recht daran haben? Besitzen wir doch aus früherer Zeit kein poetisches und kein heiliges Buch, als insofern es dem Auf- und Abschreiber solches zu überliefern gelang oder beliebte.

Wenn wir in diesem Sinne die vor uns liegende gedruckte Sammlung dankbar und läßlich behandeln, so legen wir den Herausgebern desto ernstlicher ans Herz, ihr poetisches Archiv rein, streng und ordentlich zu halten. Es ist nicht nöthig, daß Alles gedruckt werde; aber sie werden sich ein Verdienst um die Nation erwerben, wenn sie mitwirken, daß wir eine Geschichte unserer Poesie und poetischen Kultur, worauf es denn doch nunmehr nach und nach hinausgeben muß, gründlich, aufrichtig und geistreich erhalten.

125.

Individualpoesie.

Ganz nahe an das, was wir Volkspoesie nennen, schließt sich die Individualpoesie unmittelbar an. Wenn die einzelnen werthen Personen, denen eine solche Gabe verliehen ist, sich selbst und ihre Stellung recht kennen lernen, so werden sie sich ihres Platzes im Reiche der Dichtkunst erfreuen; anstatt daß sie jetzt meist nicht wissen, woran sie sind, indem sie sich in der Masse der vielen Dichter verlieren und, indem sie Anspruch machen, Poeten zu sein, niemals zu einer allgemeinen Anerkennung gelangen können, wie sie solche wünschen. Um mich hierüber deutlich zu machen, will ich mich an Beispiele halten.

Ein Geistlicher auf einer nördlichen Landzunge der Insel Usedom, auf einer Düne geboren, diese Düne mit ihrem geringen vegetabilischen Behagen und sonstigen Zuständen liebend, sein geistliches Amt auch mit Wohlwollen verübend, hat eine gar liebenswürdige Art, seine Zustände poetisch darzustellen.

Voß hat in seiner Luise diesen häuslichen Ton angegeben; in Hermann und Dorothea habe ich ihn aufgenommen, und er hat sich in Deutschland weit verbreitet. Und es ist wol keine Frage, daß diese dem Sinne des Volks sich nähernde Dichtart den individuellen Zuständen am Besten zusagt.

Ein solcher Mann muß sich ansehen wie ein Musikfreund, der bei angeborenen Talenten und Neigungen den Beruf gerade nicht findet, Kapellmeister zu werden, aber für sich und seine Hauskapelle genugsames Geschick hat, um eine solche wünschenswerthe Kultur in seinem Kreise zu verbreiten.

Da man nicht aufhören kann, Chrestomathien drucken zu lassen und das Bekannte wieder bekannt zu machen, wogegen doch auch nichts zu sagen ist, weil man das Bekannte weiter bekannt macht oder in der Erinnerung der Menschen auffrischt, so wäre es, aber freilich für einen Mann von höherem Sinn und Geschmack, eine schöne Aufgabe, wenn er gerade von solchen individuellen Gedichten, welche gar nicht in den Kreis des größern Publikums gelangen oder vom Tage verschlungen werden, eine Sammlung veranstaltete und so das Beste, was aus

Zu 125. Goethe's Nachgel. Werke, VI. Bd. 1833. T. II. S. 376 ff.

dem individuellen Zuſtande, aus einem eigens beſtimmten und geſtimmten Geiſte hervorgegangen, billigerweiſe aufbewahrte; wobei denn zum Beiſpiel eben dieſer Geiſtliche ſowie mancher Andere zu verdienten Ehren gelangen und mit dem Alles verzehrenden Weltlauf einen mäßigen Kampf beginnen könnte.

Die Bemerkung muß ich hinzufügen, daß ſelbſt Individualitäten, denen man ein dichteriſches Talent nicht abſprechen kann, ſich gewöhnlich ins Weitläuftige verlieren. Das wird aber einem jeden Talent begegnen, das ſich nicht durch entwickelten Geſchmack, entweder durch ſich ſelbſt oder durch Anleitung nach und nach zu der Höhe erhebt, um zu dem äſthetiſchen Lakonismus zu gelangen, wo nur das Nothwendigſte, aber auch das Unerläßliche gehörig faßlich dargebracht wird. Ein Jeder kann aus ſeiner Jugend dergleichen Beiſpiele verführen, wo er nicht fertig werden konnte, und die deutſche Nation hat ſchöne Talente aufzuweiſen, welche, ſelbſt ausgebildet, dieſen Vorwurf nicht ablehnen können.

126.

Gottlieb Hiller's Gedichte und Selbſtbiographie. Erſter Theil. Köthen, Aue. 1805.

Indem wir uns an den Gedichten des Wunderhorns eines entſchiedenen, mannichfaltigen Charakters ohne ausgebil-

Zu 126. Goethe's Nachgel. Werke, IX. Bd. 1833. T. A. S. 178 bis 186.

Am 24. Jan. 1806 ſchrieb Goethe an Eichſtädt: „Die Recenſion von Hiller's Gedichten ſoll ſich auch, deſſe ich, bald auf den Weg machen.“ Am 10. Febr.: „Der Aufſatz über Hiller's Biographie ſoll werden, hoffentlich auch bald jener über Hiller, der ſchon die zwei die Hälfte geſchrieben iſt.“ Am 19. April: „Wenn ich einigermaßen glücklich bin, ſo erhalten Sie bald die Recenſion über Hiller.“ Der Bericht verſprach dies, zuvor Goethe im Laufe des Jahres 1806 mehrere Recenſionen in die Jen. Allg. Lit.-Zeitung lieferte; die von Hiller's Gedichten gehört zu denen, von welchen es am 21. Febr. 1807 ſchrieb: „Ein paar Recenſionen ſind mir ins Stecken gerathen, weil ich die Sache zu ernſthaft nahm; und freilich, wo ſoll jetzt der leichte gute Humor herkommen, mit dem man manche Dinge behandeln müßte!“ In den „Tag- und Jahresheften“ 1806 äußert Goethe nach der in der Anmerkung zur vorigen Nummer angeführten Bemerkung über das „Wunderhorn“: „Hiller's Naturbetrachtungen gerade im Gegenſatz jener ſo entwickelte und der Einfachheit anhaltend, werden nach ihrer Art mit billigem Antheil empfangen.“

detes Talent erfreuten, so finden wir hier in umgekehrtem Sinne ein Talent auf einer hohen Stufe der Ausbildung, aber leider ohne Charakter. Jede frische Quelle, die aus dem Gebirg hervorsprudelt, jeder unterirdische Wasserfall, der ärmere wie der reichere, hat seinen besondern Charakter; so auch jene Lieder, die uns mit einer unendlichen Mannichfaltigkeit ergötzen. Aber hier sieht man nur den Theil eines breiten Wassers, das ins Meer geht, einen schmalen Arm halb versandet, wie seine Gesellen, die irgend ein berühmtes Delta bilden.

Warum sollte man aber gegenwärtiges Büchlein geradezu von der schwächsten Seite, von der poetischen her, betrachten? Beseitigen wir doch den Dichtertitel, wenn er auch schon in Hiller's Passe steht, und halten uns an die Personen. Denn wie man sich sonst gegen den Menschen dankbar erzeigt, daß er uns treffliche Poesien liefert, so muß man es hier der Poesie recht lebhaft verdanken, daß sie uns mit einem wackern Menschen bekannt macht.

Geboren in einem engen, ja einem niedern Kreise, zeichnet er sich aus durch technische Fähigkeit, ruhiges, redliches Anschauen der Gegenwart, durch manches Talent, das sich auf Wort und Rede bezieht, durch praktischen Sinn, ein tiefes sittliches Gefühl, durch ein à plomb auf sich selbst, einen edlen Stolz, eine Leichtigkeit im Leben, genug, von mehr als einer Seite als eine musterhafte Natur. Die Anmuth, womit er seine Persönlichkeit, sein Talent, seine Fortschritte gewahr wird, ist durchaus liebenswürdig und kindlich, und wir fordern das Gewissen aller Gebildeten auf, ob sie sich wol in gleichem oder ähnlichem Falle so viel Mäßigkeit des Selbstgefühls und Betragens zutrauen dürften.

Die Skizze seiner Geschichtbildung, die dem Bändchen vorgeheftet ist, auch von einem Dilettanten und Naturkinde radirt, kann als höchst interessant betrachtet werden. Sie erinnert uns an die silenenhaften, Götterbilder enthaltenden Futterale, mit denen Sokrates verglichen wird; und wir leugnen nicht, daß wir in dem ganzen Menschen, wie ihn seine Lebensbeschreibung, seine Gedichte darstellen, etwas Sokratisches zu finden glauben. Der Gerad- und Rechtsinn, das derbe, tüchtige Halten auf einer verständigen Gegenwart, die Unbestechlichkeit gegen jede Art von Umgebung, etwas Lehrhaftiges, ohne schulmeisterlich zu sein, und was sich Jeder selbst aus dem Büchelchen entwickeln mag, dem diese Aeußerung nicht ganz paradox vorkommt, entschuldigen wenigstens diese Ansicht.

Kommt Hülern aber dies Alles als Menschen zu Statten, so verliert er dagegen gerade hierdurch nur desto mehr als Dichter. Wenn er vor einem großen Könige sich auch ein kleiner König dünkt, wenn er der liebenswürdigen Königin Viertelstunden lang getreft in die schönen Augen sieht, so soll er deshalb nicht gescholten, sondern glücklich gepriesen werden. Aber ein wahrer Dichter hätte sich ganz anders in der Nähe der Majestät gefühlt; er hätte den unvergleichbaren Werth, die unerreichbare Würde, die ungeheure Kraft geahnet, die mit der ruhigen Persönlichkeit eines Monarchen sich einem Privatmann gegenüberstellt. Ein einziger Blick aus solchen Augen hätte ihm genügt; in ihm wäre so viel aufgeregt worden, daß sein ganzes Leben sich in eine würdige Hymne verloren hätte.

Betrachten wir die gute Aufnahme, die er überall fand, in den untern Ständen, die sich durch ihn gehoben fühlten, in den mittlern, die ihn ehrten, in den obern, die ihn zu sich heraufzogen, so bewundert man, so erfreut man sich an der Humanität im besten Sinne des Wortes, die sich durchaus im nördlichen Deutschland verbreitet hat. Eine gewisse Kultur, die vom Herzen ausgeht, ist daselbst einheimisch wie vielleicht nirgends; er selbst ist ein Kind, eine Auszeburt dieser Kultur, und es zeugt für die gute Natur jener Gegenden, daß man ihn, unbewußt, was man eigentlich sagen wollte, einen Naturdichter nannte. Wir glauben wenigstens hier einen Beweis zu finden, daß eine Bildung, die über das Ganze geht, auch dem Einzelnen zu Gute kommt, ohne daß man begreift, wie sie ihn berühren kann. Ein Barometer deutet im verschlossensten Zimmer genau den Zustand der äußern Luft an.

Wie dieser auf alle Fälle bedeutende Mensch in stetem wuchs und ward, und was er in einer Art von Poesie geleistet, wird ein jeder Deutscher aus der Selbstbiographie und aus den hinterlassenen Gedichten erfahren. Es ist eins der Phänomene, von denen man nicht nur reden hören, sondern die man selbst kennen sollte.

Erlaube nun aber unser Poet eine verdiente und wünschenswerthe Aufnahme in der Hauptstadt und in manchen andern Orten, wenn man ihm allerdings Glück zu wünschen Ursache hat, so muß man doch bedauern, daß ihm manche seiner Gönner dadurch den größten Schaden angefügt, daß sie, indem seine Produktionen freilich unzulänglich befunden wurden, ihn gleichsam der kunstigen Zeit widmeten, hoffen und versichern, daß

Müde bin ich des Widerſprechens,*)
Des ew'gen Lanzenbrechens,
Muß doch das Feld am Ende räumen.
Nur beſänft'ge Deinen Zorn! —
Laſſ' mich den Traum des Lebens träumen,
Nur nicht mit Creuzer und Schorn!

An ...**)

Erwiderungen.

Wie mir Dein Buch gefällt?
Will Dich nicht kränken;
Um Alles in der Welt
Möchte nicht ſo denken.

Wie mir Dein Buch gefällt?
Ich laſſe mir's ſchenken;
Hie und da in der Welt
Mag man wol ſo denken.

Es iſt nicht zu ſchelten,
Man laſſ' es gelten;
Ich aber bin kein Haar
Weiter, als ich war.

---

*) Vorſtehende Strophe wird hier zum erſten Mal nach dem uns von Herrn Senator Entemann zu Hannover gütigſt überlaſſenen Originale veröffentlicht. Das Gedicht dürfte in den Anfang der Zwanziger Jahre fallen, indem im Jahre 1822 der vierte Band von Creuzer's „Symbolik und Mythologie der alten Völker" erſchien, und der Maler Schorn, ein Schüler Wach's, im Jahre 1820 das zum Cotta'ſchen Morgenblatt gehörige „Kunſtblatt" herausgab. Schorn, bis dahin in München, wurde nach Goethe's Tode Director des Kunſt-Inſtituts zu Weimar, woſelbſt er 1843 verſtarb. Auch hier vertheidigt Goethe die Kunſtrichtung der W. K. F.'s (Weimariſchen Kunſt-Freunde — vgl. II, 302, Nr. 5) gegen die neu-deutſche Malerſchule und kämpft zugleich auf dem ihm ſo vertrauten mythologiſchem Gebiete gegen die romantiſirende Zeitrichtung, wennſchon überzeugt von der Vergeblichkeit ſeines Widerſtandes. — L.

**) Die beiden erſten Strophen zuerſt in Wendt's „Muſenalmanach für das Jahr 1831," S. 273, die letzte in der Ausgabe von 1836.

es nun jetzt erst recht angehen sollte, und daß ihr einmal gewonnener und sogar obrigkeitlich anerkannter Naturdichter sich nun auch auch als ein verträglicher und über allen Zweifel erhobener Dichter durchaus zeigen werde.

Meinesweges im Geiste des Widerspruchs, sondern aus wahrem Antheil an diesem bedeutenden Menschen erklären wir uns hier nur das Gegentheil und sprechen ganz unbewunden aus, daß er nie etwas Besseres machen werde, als er schon geliefert hat. Wir sagen dieses mit Wohlwollen gegen ihn voraus. Denn wenn er zwei oder drei Jahre hindurch nur immer das, was seinem Talent gemäß ist, hervorbringt und wieder hervorbringt und die falschen Hoffnungen seiner Freunde nicht realisirt, so beschämt er sie und wird verlassen, ja verrichtet, ohne um ein Haar schlimmer zu sein als jetzt. Dann, ehe man sich's versieht, ist er ohne seine Schuld verschollen und hat nicht einmal sich zu einer bürgerlichen Existenz herangebracht, innerhalb welcher er sich über einen verlornen Ruhm trösten könnte.

Wir sind in Deutschland sehr verständig und haben guten Willen, Beides für den Hausgebrauch; wenn aber einmal etwas Besonderes zum Vorschein kommt, so wissen wir gar nicht, was wir damit anfangen sollen, und der Verstand wird albern und der gute Wille schädlich. Es ließen sich höchst traurige, ja tragische Beispiele anführen, wie vorzügliche Menschen, aus einem niedern Zustande durch verwandernde, behutsame und wohlwollende Gönner hervorgezogen, in das größte Unglück gerathen sind, blos darum, weil man nur halb that, was zu thun war. Wäre es doch besser, die Schiffbrüchigen versinken zu lassen, als sie ans Ufer schleppen, um sie dort der Kälte, dem Hunger und allen tödtlichen Unbilden preiszugeben.

Leider sehen wir uns in der eigentlichen deutschen wirklichen Welt vergebens nach einem Plätzchen um, wo wir diesen besondern Mann unterbringen könnten; aber unsre Einbildungskraft spiegelt uns in der Höhe und Ferne zwei Zustände vor, in welchen unser Günstling ein gemäßes, seinem Wesen behagliches Leben führen würde, wenn sie für ihn erreichbar wären.

Haben wir aber vielleicht einigen unserer Leser dadurch Unmuth erregt, daß wir den Mann beinahe zu hoch schätzten, daß wir ihn dem Sokrates verglichen, so können wir unser Wort deswegen nicht ganz zurücknehmen; aber wir wollen es mildern, indem wir sagen, daß eine solche Erscheinung der

Rechtlichkeit, Sittlichkeit, der Unbestechlichkeit, wenn sie aus dem gemeinen Volke hervortritt, am Liebsten mit etwas Lächerlichem und Fratzenhaftem begleitet aufgenommen wird.

Führte also der gute Genius unsern jungen Mann so, daß er eine Art von Till werden konnte, so wäre er geborgen. Sokrates-Till läßt sich vielleicht recht gut verdeutscht für Sokrates-Mänemenos setzen. Ist auch unser Kandidat für diesen Posten vielleicht ein Wenig zu zahm, so finden sich die erforderlichen Qualitäten nach und nach, wenn nur die Anlage gründlich ist. Und wie er sich bisher gezeigt, fehlt ihm keins der Erfordernisse zu einem ernst-lustigen Rath.

Seine Geburt, sein Herankommen, sein Stand, seine Beschäftigung, sein Wesen, seine Neigungen stehen ihm durchaus entgegen, daß er irgend in ein Staatsgefüge eingreifen oder sich zu einer Stelle im Adreßkalender qualificiren sollte. Ihn dem Ackerbau widmen, der Scholle zueignen, wäre unerlaubt, selbst wenn er aus Irrthum zu einem solchen festen und sicher scheinenden Besitz einige Neigung fühlte. Er ist eine Art von Hurone, der eben deswegen und nur insofern gefällt. Dabei hat er richtigen Sinn, Klarheit, Klugheit und nicht mehr Duldung, als gerade nöthig ist. Er sieht die Verhältnisse recht gut, und wenn er auf seinen Reisen als ein Meteor glücklich in alle Kreise eindringt, so muß er freilich für gute Bewirthung und reichliche Pränumeration dankbar sein. Doch wenn seine Wirthe und Wirthinnen es ihm nicht ganz nach dem Sinne machen, so schenkt er ihnen nichts und hat gewisse platte Behandlungen ohne Bosheit in seiner Biographie recht lebhaft dargestellt.

Man denke sich ihn als einen armen, beifalls- und hilfsbedürftigen Teufel, der als Pilgrim dem Halberstädter Parnasse entgegentritt, um daselbst in einer Dichterzunft aufgenommen zu werden; man denke sich ihn, wie er von dem Dechanten und Patriarchen der deutschen Reimkunst mit einem Lobgedicht empfangen wird, das Lobgedicht anhört und sogleich von frischem Herzen aus dem Stegreife Vater Gleimen ins Gesicht sagt, was Deutschland schon seit dreißig Jahren weiß, was aber so viel gefällige Verehrer und so viel fuß- und bauchfällige Clienten des einflußreichen Mannes einander nur niemals ins

Sokrates-Mänemenos – verrückt gewordener Sokrates, gebildet nach Ἡρακλῆς μαινόμενος, der Tragödie des Euripides.
Hurone – in Voltaire's L'Ingenu.

Ohr saßen, daß Vater Gleim sehr schlechte Verse mache: so muß man denn doch bekennen, hier sei Gottes Finger, und der erwählte Prophet, der dieses öffentliche Geheimniß dem alten verstockten Sünder ans Herz legen und dem ganzen Volke buchstäblich verkünden sollte, sei kein gemeines Werkzeug.

Wenn nun ein solcher auf sich gestellter, rücksichtsloser Mensch, indem er aus dem Staube hervortritt, von einer glänzenden und mannichfaltigen Welt sich nicht geblendet noch verwirrt fühlt, vielmehr immerfort Alles nur nach seiner eigenen Norm empfindet und aufnimmt, der sollte doch wol geeignet sein, eine Stelle zu bekleiden, die sonst an Höfen nicht leicht ausgeben konnte und die in unsrer Nachbarschaft, selbst ihrer äußern Form nach, bis auf die letzten Zeiten nicht ganz unbesetzt blieb.

Wer erinnert sich nicht eines Gundling, Taubmann, Morgenstern, Pollnitz, d'Argens, Zeilius und mancher Andern, welche, mit mehr oder weniger äußerer Würde, in guten Stunden dem Herrscher und dem Hofe zum Plastron dienten und sich dagegen auch als wackere Klopffechter etwas herausnehmen durften.

127.

Fürnstein, deutscher Naturdichter.

Anton Fürnstein ist gegenwärtig neununddreißig Jahr alt und schon seit seinem achten, an Armen und Beinen zu-

Zu 127. Ueb Kunst und Alterth., IV. Bds. 2. Hft. 1823. S. 79 bis 84. Der Aufsatz führt im Texte nur die Ueberschrift „Deutscher Naturdichter", im Inhaltsverzeichniß aber die obige.

Goethe erhielt die erste Kenntniß von Fürnstein am 3. Aug. 1822 beim Besuch des Bergmeisters Lößl in Falkenau, welcher Gedichte jenes Mannes vorlegte, deren einige Goethe sich in Abschrift erbat. Am folgenden Tag wurde Goethen Gelegenheit gegeben, Fürnstein von Person kennen zu lernen, und die ganz verkrüppelte Gestalt desselben machte einen niederschlagenden Eindruck auf ihn; doch äußerte er gegen Pollenrath Grüner: „Haben Sie seinen Kopf betrachtet? Nicht wahr, die Natur hat ersetzt, was ihm am übrigen Körper abgeht!" Durch Lößl ließ er Fürnstein rathen, die ihn umgebenden Gegenstände für seine Dichtungen zu wählen. — Goethe's Tagebuch enthält unterm 19. Aug. 1822 die Stelle: „Rath Grüner. Gestriges durchgesprochen, auch wie es mit dem Drucke von Fürnstein's Gedichten allenfalls zu halten." Grüner ergänzt,

sammengezogen, in dem krüppelhaftesten Zustand. Seine Geistesbildung hat er dem früheren Umgang mit Studirenden und dem Lesen guter Bücher zu verdanken. Anfangs und lange genügten ihm Romane, welche sodann durch gute deutsche Dichter verdrängt wurden; erst später las er Geschichte, Geographie und solche wissenschaftliche Werke, zu deren Verständniß er mit seinen erworbenen Vorbegriffen auslangte. Da ihm das Vermögen mangelte, die zu einem regelmäßig-geistigen Fortschreiten nöthigen Bücher anzuschaffen, konnte ihm deren Auswahl nicht zu Gebote stehen; immer entschied nur Gelegenheit und Zufall seine Lektüre.

Vor ungefähr vier Jahren bildete sich in Falkenau ein kleiner Verein, welchem auch Fürnstein beitrat. Jedes Mitglied verpflichtete sich, in der vierzehntägigen Versammlung ein Gedicht oder eine Erzählung vorzulesen, welches denn auch traulich und regelmäßig geschah. Hier empfand Fürnstein den ersten Anreiz, sich in solchen Ausarbeitungen zu versuchen, und man mußte ihm zugestehen, daß er in diesen Bemühungen nicht zurückblieb.

Er lebt übrigens von seinem geringen Vermögen, von der

Goethe habe gesagt: „Diesem Manne muß man trachten, auf die Beine zu helfen.“ Dem Bergmeister Lößl schrieb Goethe am 26. desl. Monats: „Die Gedichte des guten Fürnstein, den ich schönstens zu grüßen bitte, gewinnen beim zweiten und mehrmaligen Lesen; von den beigefügten biographischen Nachrichten mache gelegentlich Gebrauch. Mit Herrn Polizeirath Grüner habe gesprochen, inwiefern man späterhin eine Auswahl seiner Gedichte könnte drucken lassen, um die Aufmerksamkeit wohlwollender Menschen und auch einiges Honorar ihm zuzuwenden, worüber denn noch weiter wird zu verhandeln sein.“ In dem an obenbesagtem Tage an Graf Sternberg gerichteten Brief sagt Goethe: „Man machte mich mit den Poesien eines einheimischen Naturdichters, Namens Fürnstein bekannt, welche sehenswürdig sind. Auf seinem, seit dem siebenten Jahre durch Gicht verkrümmten Körper hat sich ein guter Kopf ausgebildet, ein Totalsystem, das wohlgestalteten Gliedern Ehre machen würde. So wunderbar stehen vorzügliche Menschen in allen Winkeln der Erde. Niederdrückt vom entsetzlichen Elend, behauptet der Menschengeist doch wieder einmal seine Rechte.“ Auch gegen Knebeln gedenkt Goethe Fürnstein's am 24. August. Diesen Aufsatz sandte Goethe am 13. Mai 1823 an Grüner mit folgenden Worten: „Lassen Sie sich übrigens beikommende Blätter willkommen sein und senden solche nach Falkenau mit meinen besten Empfehlungen. Das ganze Heft, wenn es beisammen ist, erhalten Sie zu gleich freundlicher Aufnahme. Möchte dem Schreiber dasselbst Fürnstein diese vorläufige Anerkennung einiges Vergnügen machen und seine Gönner zur Herausgabe auserlesener Gedichte veranlassen! Bild er noch einen auf meinen Rath unternehmen, so würde mir ein Uebersetzer wünschen, in welchem der Takt und Rhythmus ihm wol nicht fehlen können.“ Ueber seine Ansicht bei Empfehlung eines Uebersetzers ließ Goethe sich bei Rahmer gegen Schreiber am 18. Sept. 1823 aus (Gespräche mit Goethe, I. 514). Im Briefe an Grüner vom 30. Oct. 1824 erkundigt sich Goethe noch freundlich nach Fürnstein.

Unterstützung seiner Geschwister, die ihn liebevoll behandeln. Auf einem Stuhlwagen durch Wohlwollende fortgeschoben, bewegt er sich im Freien mit einem Buche in der Hand, oft nachsinnend, wo denn auch meistens seine Gedichte entstehen; denn zu Hause ist er durch das Getöse der vielen Kinder und das polternde Webergewerbe seiner Geschwister, mit denen er gemeinschaftlich wohnen muß, durchaus gestört.

Uebrigens wird die gewöhnliche gute Laune Fürnstein's selten getrübt; er ist gern in Gesellschaft gebildeter Menschen und verdient in Rücksicht seiner Moralität das beste Zeugniß.

Als ich aus Falkenau zu Fuß mit Freunden herausging, fand ich ihn auf meinen Pfaden in seinem Seidewägelchen zusammengekrümmt, ein herzergreifender Anblick; denn gekauzt, wie er war, hätte man ihn mit einem mäßigen Kubus bedecken können. Er begrüßte mich freundlich, deutete auf sein Elend und bezeugte guten Muth, indessen ich ihn kaum anzusehen wagte. Bei flüchtigem Blick jedoch mußt' ich gar bald erkennen, wie auf diesem entstellten Körper sich ein Cerebralsystem ausgebildet hatte, womit eine regelmäßige Gestalt gar wohl hätte zufrieden sein können.

*

Ueber solche Talente sagten wir schon an einem anderen Orte Folgendes: „Unsere Naturpoeten sind gewöhnlich mehr mit rhythmischen als dichterischen Fähigkeiten geboren; man gesteht ihnen zu, daß sie die nächste Umgebung treulich auffassen, landesübliche Charaktere, Gewohnheiten und Sitten mit großer Heiterkeit genau zu schildern verstehen, wobei sich denn ihre Produktion, wie alle poetischen Anfänge, gegen das Didaktische, Belehrende, Sittenverbessernde gar löblich hinneigt."

Von unserem Fürnstein kann man noch hinzufügen: Alle seine Produktionen schmückt eine gewisse Anmuth, die das unternommene Ganze zu beleben weiß; da ist Gegenwart der offenen Natur, Behagen sich beschränkender Geselligkeit, Genuß und Hoffnung, und bei Allem ein menschlicher edler Ernst, dem eine reine Gottesverehrung gar wohl ansteht.

Es war die Rede von irgend einer Aufgabe, die ich ihm zurücklassen sollte. Nun war ich längst überzeugt, daß man gerade solche Talente, die sich aus dem Gemeinen hervorgehoben,

---

Der andere Ort, wo Goethe über die Naturpoeten sich verbreitete, ist das Vorwort zum „Teutschen Gil Blas", oben S. 195 ff.

wieder ins Gewöhnliche zurückweisen solle, und dazu erschien mir nichts Wünschenswertheres, dem Individuum Zusagendes, den Charakter der Nation Ehrendes, als Gewerbs- und Handwerkslieder.

Die Engländer haben noch ein Weber...d aus den Zeiten Heinrich's VIII. und seiner großen Nachfolgerin, von dem sie mit Liebe sprechen, und ich dachte erst, dem guten Manne ein gleiches aufzugeben; weil ich ihn aber nicht an das Klappern und Rasseln der Webestühle, die ihn so oft in das Freie hinaustreiben, sogleich erinnern wollte, so wählte ich einen Gegenstand, der jenes freundliche Thal eigentlich belebt und unschätzbar macht. Es ist der Hopfenbau, der die gestreckten Hügel hinter der Stadt in stundenlangen Reihen ziert, ein unübersehbarer Garten in der Nähe, ein weitverbreitetes Buschwerk in der Ferne. Wie er diese Aufgabe gelöst, wie er thätig beginnt und Alles, was zu thun ist, Eins nach dem Andern einschärft, dabei ein sittliches Wort mit einschlingt und immer so fortfährt und diese Reben den Weinreben anzunähern versteht, bedarf keiner Auslegung; das Ganze liegt hellheiter und unter sonnigem, günstigen Himmel und wird von einem Jeden an Ort und Stelle, besonders zu recht thätiger Arbeitszeit, gewiß mit dem größten Interesse empfunden werden. Ich möchte diese Gedichte die aufsteigenden nennen; sie schweben noch am Boden, verlassen ihn nicht, gleiten aber sanft darüber hin.

Der Hopfenbau.

Nehmt die Hacke flink zur Hand,
Eilet in die Felder!
Seht, schon grünt das Wiesenland,
Und das Haar der Wälder;
Weste weben sanft und lau:
Auf, beginnt den Hopfenbau! —

Macht den Stock von Erde frei
Nach bekannter Weise,

Diesen Aufsatz setzte in „Kunst u. Alterth." ein ansehnlicher über Naturdichter, von Riemer, den Dieser auch in Goethe's Werken hat mit abdrucken lassen, ihn hier wieder aufzunehmen, lag kein Grund vor. Von den ferner folgenden drei Gedichten findet nur „Der Hopfenbau" hier Platz, worauf Goethe oben hinweist.

Und die Reime pflückt dabei,
Euch zur Leckerspeise!
Schneidet, was veraltet ist,
Daß er frisch und kräftig sprießt!

Gebt dann Fichtenstangen hin,
Daß die schlanken Reben
Rankend um dieselben zieh'n
Und empor sich heben!
So zum Stärkern wird gesellt,
Was nicht eigne Kraft erhält.

Sorget, wenn sich Unkraut mehrt,
Daß man es vernichte,
Weil es das Gedeihen stört
Aller edlen Früchte;
Wie die Tugend nicht gedeiht,
Wo das Laster Samen streut.

Wenn die Reben unser Thal
Ueppig dann umkränzen,
Dran im Abendsonnenstrahl
Goldne Früchte glänzen,
Wandeln durch das dunkle Grün
Wir mit freud'ger Hoffnung hin.

Doch nicht lang' wird dies Gewand
Unsre Fluren schmücken,
Weil wir mit geschäft'ger Hand
Bald die Früchte pflücken;
Dann getrocknet geben sie
Reichen Lohn für unsre Müh!

Wo die heißre Sonnengluth
Nicht die Flur durchdringet
Und das edle Traubenblut
Nicht zur Reife bringet,
Dort der menschliche Verstand
Andern Labetrank erfand.

Wer des Trankes froh genießt,
Preise unsre Reben,
Die alljährlich, wie Ihr wißt,
Uns den Hopfen geben,

Weil nur dessen würz'ge Kraft
Geist und Dauer ihm verschafft.

Drum, Bewohner Falkenau's,
Brave Flurgenossen,
Pfleget Eures Hopfenbaus
Ferner unverdrossen!
Laßt uns Müh und Fleiß nicht scheun!
Wohlstand bringt uns sein Gedeihn.

---

128. a.

Grübel's Gedichte in Nürnberger Mundart. 1798.

Zu einer Zeit, da so mancher gebildete Mann für das deutsche Volk schreibt und dichtet, um es nach und nach einer höhern Kultur theilhaftig zu machen, muß ein Poet aus dieser Klasse selbst, dem man Genie und Talent nicht absprechen kann, allerdings Aufmerksamkeit erregen. Denn so wie es der Sache ganz gemäß zu sein scheint, daß man in gewissen Ver-

---

Zu 128. a. Allg. Zeitung, d. 23. Dez. 1798. Noch nicht in den Werken.

Am 26. Febr. 1798 schrieb Goethe an Knebel: „Ich subscribire für zwei Exemplare des Werkes von Grübel mit dem Porträt. Es ist eine merkwürdige Erscheinung, aber freilich aus einer alten Welt. Wenn seine Sachen einmal heraus sind, so wird man sehr leicht Auszüge daraus ins gewöhnliche Deutsch übersetzen und sie dadurch weiter bekannt machen können; das wird aber dem armen Teufel nur Einnahme wenig helfen." — An Schiller am 12. Dez. 1798: „Ich schicke hier Grübel's Gedichte, von denen ich schon einmal erzählte; sie werden Ihnen Spaß machen. Ich habe eine Recension davon an Cotta zur neuen Zeitung geschickt, davon ich Ihnen eine Abschrift senden will. Ich habe die Gelegenheit ergriffen, über diese heiteren Darstellungen, die nicht gerade immer den feinsten Schwanz moralischer Anwendung hinter sich schleppen, etwas zu sagen." — Dann am 15. des. Monats: „Hier schicke ich, was ich bei Gelegenheit Grübel's ausgeben lassen. Es ist darauf angesehen, daß es eine gewisse Partei ärgern soll. Die Materie muß in den Propyläen wiedergebracht und unter allen Formen erneuert werden, wozu mir schon ein paar ganz närrische einzufallen sind." — Als hierauf Schiller es als eine „Unschicklichkeit" bezeichnet hatte, auf einer so öffentlichen Stelle, wie die Allgemeine Zeitung, die Augen auf Grübel zu ziehen, erwiderte Goethe am 19. Dez.: „Es mag mir einmal eine Idee Meinung vorgeschwebt haben, indem ich, ehe ich den kleinen Aufsatz abschickte, bei mir zu Rathe ging, ob ich ihn nicht mutatis mutandis für Literatur-Zeitung geben oder die Materie für die Propyläen aufheben sollte. Indessen mag er zu jenem Zweck hingehen, das doch nicht auf eine Kanonade der Schriften berechnet ist."

fassungen die Bürger durch Ihresgleichen richten läßt, so möchte der Zweck, ein Volk aufzuklären, wol am Besten durch Seinesgleichen erreicht werden. Wer von oben herunterkommt, verlangt meistens gleich zu viel, und statt Denjenigen, den er zu sich heraufheben will, sachte durch die mittlern Stufen zu führen, ie zerrt und reckt er ihn oft nur, ohne ihn deswegen vom Platz zu bringen.

Johann Konrad Grübel, Stadtflaschner und Volksdichter zu Nürnberg, hat eine Auswahl seiner Gedichte, welche theils im Manuskript, theils einzeln gedruckt in einem engern Kreise schon lange bekannt waren, auf seine Kosten herausgegeben. Sie betragen einen schwachen Band in Oktav, den er für zwölf Batzen anbietet, und wozu wir ihm viele Käufer wünschen.

In Oberdeutschland, wo man mit dieser oder ähnlicher Mundart bekannt ist, wird man ihn mit Vergnügen lesen; aber auch in Sachsen und Niederdeutschland wird er jedem Freunde deutscher Art und Kunst willkommen sein, um so mehr als sich die Gedichte sämmtlich mit geringer Mühe in ein verständliches Deutsch übertragen lassen und Jeder, der sich übt, sie auf eine solche Weise vorzulesen, mit den meisten derselben jede geistreiche und heiter gestimmte Gesellschaft angenehm unterhalten wird.

In allen Gedichten zeigt sich ein Mann von fröhlichem Gemüth und heiterer Laune, der die Welt mit einem glücklichen, gesunden Auge sieht und sich an einer einfachen naiven Darstellung des Angeschauten freut. Durchaus herrscht ein richtiger Menschenverstand, und eine schöne sittliche Natur liegt wie ein Kapital zu Grunde, von dem die Interessen nur sparsam und gleichsam nur als Würze in den Gedichten ausgespendet sind. Nirgends findet sich eine direkte, lästige, moralische Schulmeisterlichkeit; er stellt die Fehler und Unarten nicht anders dar, als wenn sie ebenso zum gemeinen Leben gehörten; ja, in einigen Fällen bei Liedern, die Tabak, Bier, Kaffee, Wein und Branntewein zum Gegenstand haben, beschreibt er sich selbst als Liebhaber in solcher Behaglichkeit, daß sie zu diesen Genüssen noch gleichsam einzuladen scheinen.

Wahrscheinlich trifft ihn daher der Tadel jener Personen, welche den Werth und die Wirkung solcher Darstellungen verkennen, und es ist vielleicht hier der Ort, etwas Weniges darüber zu sagen.

Es ist möglich, daß man durch Tadel und Schelten, durch Moralisiren und Predigen, durch Warnung vor üblen Folgen,

durch Drohung von Strafen manchen Menschen vom Bösen abhält, ja auf einen guten Weg bringt; aber eine weit höhere Kultur wird bei Kindern und Erwachsenen eingeleitet, wenn man nur bewirken kann, daß sie über sich selbst reflektiren. Und wodurch kann dieses eher geschehen als durch eine heitere Darstellung des Fehlers, die ihn nicht schilt, aber ihm auch nicht schmeichelt, die weder übertreibt noch verringert, sondern das Natürliche, Leidenschaftliche, Tadelnswerthe irgend eines Hanges klar aufstellt, so daß Derjenige, der sich getroffen fühlt, lächeln muß und in diesem Lächeln schon gebessert ist, wie Einer, der vor einen hellen Spiegel tritt, etwas Unschickliches an seiner Kleidung alsbald zurechtrückt? Freilich ist nur auf schöne Seelen — und deren giebt es in allen Ständen — auf diese Weise zu wirken, und man verkümmere dem Dichter, dem Künstler überhaupt diese ehrenvolle Bestimmung nicht; will er doch dadurch den moralischen und Polizei-Ruthen nicht ins Amt greifen. Denn es werden immer noch genug Menschen trotz aller vereinten Bemühungen mit Medeen ausrufen: „Gutes kenn' ich und schätz' es; allein ich folge dem Schlimmen."

Wären die Arbeiten unsers Dichters in reinem Deutsch geschrieben, so brauchte es weiter keiner anzeigenden Empfehlung; da man aber das Gute derselben aus der Schale der wunderlichen Mundart herauslauben muß, so wird es wohlgethan sein, den Leser auf Einiges aufmerksam zu machen.

In den zwei Schwadronen **Steckenpferde** zeigt sich sehr viel Kenntniß menschlicher Neigungen und Liebhabereien, und zwar sind sie nicht etwa nur im Allgemeinen geschildert, sondern man überzeugt sich an individuellen Zügen, daß der Dichter sie an einzelnen Personen gekannt hat; übrigens thut die Wendung, daß Alles wie in einer Art von Reiterei eingekleidet ist, nicht immer glücklichen Effekt. Die zwei Erzählungen, **Der Bauer und der Doktor**, **Der Geisbock und die Todtenbeine**, sind ihm besonders wohl gerathen. **Die Erbschaft** stellt die geschäftigen Erbschleicher dar, die sich in ihren Hoffnungen zuletzt betrogen finden, wobei der Dichter sich selbst um Vieles giebt, als wäre er mit unter der Gesellschaft gewesen — eine Wendung, die er öfters anbringt, die sehr richtig gefühlt ist und die wir jedem Volksdichter empfehlen können. Er überhebt sich nicht über Die, welche er schildert, und erlangt Gehör, indem er sich selbst schuldig bekennt. **Das Kränzlein**, eine sehr lebhafte und glückliche Darstellung einer Gesellschaft Nürn-

berger Handwerksleute, die ein viereckhtäjiges Kränzchen auf dem Lande celebriren; die Szene fängt nach Tische an und endigt vor dem Stadthore. Hier in die Beschränktheit, Plattheit, Unart, Ungezogenheit mit dem Pinsel eines Thade gezeichnet und ausgeführt — ein Gemälde, wovor wir jedoch die sittigen Leser, die gern Aergerniß nehmen, warnen müssen. Der Mann und Die Frau, zwei Lieder als Gegenbilder. Jede von beiden Personen ist schon zum dritten Male verheirathet; das Verhältniß der zwei Geschlechter zum Ehestand, insofern er vortheilhaft oder nachtheilig werden kann, ist tief gefühlt und besser ausgesprochen, die verstorbenen Gatten sehr artig geschildert, und die Behandlung überhaupt im Tone der französischen Vaudevilles, den wir Teutsche in unsern Liedersammlungen so sehr vermissen. Alte Liebe rostet nicht: eine Nachbarin, auf die der Dichter selbst ehemals ein Auge gehabt, heirathet nun einen Andern. Die Schönheit des Schlusses muß gefühlt werden. Der Dichter redet mit dem Frauenzimmer durchs ganze Gedicht in einer Art von vertraulichem Komplimententon und nennt sie Jungfer Baas und Sie; in den letzten zwei Zeilen scheint er sich zu vergessen, nennt sie bei ihrem Vornamen und heißt sie Du. Den dritten Vers würden wir ausstreichen, nicht weil er unartig, sondern weil er nicht am Platze ist. Allgemeine Stadtbegebenheiten sind sehr natürlich geschildert im Steg und im Gedicht, das die Durchreise des Kaisers beschreibt, sowie in den Alten Späßen. Von den Gedichten, welche die verschiedenen Genüsse, als Kaffee, Branntewein und dergleichen anpreisen, ist oben schon gesprochen. Schnupf- und Rauchtabak sind besonders mit großer Liebe behandelt. Die Basengespräche sowie das Gespräch der Geschwornenweiber sind von großer Wahrheit. Der Streit zwischen Sommer und Winter sieht aus, als wenn er für zwei Personen, die bei einer Fastnachtslustbarkeit solche Masken vorgestellt, geschrieben wäre, und ist sehr geistreich behandelt. Man sieht das ganze Leben eines Nürnberger gemeinen Bürgers während der zwei Jahreszeiten, und der Sommer mag sich stellen, wie er will, so behält der Winter die Oberhand, wodurch der Zweck, eine Winterlustbarkeit herauszuheben, sehr schicklich erreicht wird. Das Gedicht auf den Mai, ein heiteres Gegenbild des vorigen. Die Neufranken, ein Gespräch. Die Anschauungs- und Darstellungskraft des Verfassers zeigt sich wol nirgends so vortheilhaft als in diesem Gespräche, das nach

dem kurzen Aufenthalt der Franzosen in Nürnberg zwischen einem ehemaligen Franzosenfreunde und einem andern leidenschaftslosen Bürger geführt wird. Das Durchziehen und nachherige Durchlieben der fremden Gäste, die sonderbaren Verhältnisse, die dabei in einer alten, ins Herkömmliche und Gewohnte gleichsam versunkenen Stadt entstehn, sind außerordentlich gut gefühlt. Die dumpfe Verwunderung des Einen, daß die neuen Gäste gerade das Gegentheil von dem, was sie hoffen ließen, geleistet, ist sehr geschickt dargestellt und die feinsten Züge glücklich ergriffen. Die Heiterkeit des dichterischen Charakters zeichnet sich hier besonders aus, da sie bei dieser Materie, die sonst immer wilde Leidenschaften erregt, auch die Probe besteht. Der Zug, daß die Weiber im größten Jammer lachen, weil ihre streng gebietenden Eheherren nun auch einmal ihren Meister an der militärischen Polizei finden und Abends um neun Uhr aus der Schenke nach Hause müssen, ist so gut gesehen als artig vorgetragen.

Daß ein Mann wie dieser auch sehr gute Einsichten in den Zustand des gemeinen Wesens haben müsse, welches er so lange beobachten konnte, läßt sich denken; daß er manches Gedicht auch über das politische Verhältniß seiner Vaterstadt gemacht haben mag, läßt sich vermuthen; doch hat er auch in denen, die wir als Manuskript von ihm kennen, sowie in den Aeußerungen, die in gegenwärtigen Gedichten hie und da durchblicken, die Grenzen niemals überschritten, die einem wohldenkenden und ruhigen deutschen Bürger ziemen.

Soviel von dieser bedeutenden Erscheinung, die vielleicht nicht Allen gleich behagen wird, die aber keinem Beobachter deutscher Bildungsstufen unbekannt bleiben darf.

128. b.

Grübel's Gedichte in Nürnberger Mundart. Nürnberg, Selbstverlag. Erster Band, 1798, 222 S. Zweiter Band, 1800, 222 S. 8.

Die Einquartierung der Franzosen. Der sechzehnwöchige Aufenthalt der Franzosen in Nürnberg. 1801. 46 S. 8.

Die Grübel'schen Gedichte verdienen wol neben den Hebel'schen gegenwärtig genannt zu werden; denn obgleich schon länger gedruckt, scheinen sie doch den Liebhabern nicht, wie sie verdienen, bekannt zu sein. Um sie völlig zu genießen, muß man Nürnberg selbst kennen, seine alten, großen städtischen Anstalten, Kirchen, Raths- und andere Gemeinhäuser, seine Straßen, Plätze, und was sonst Oeffentliches in die Augen fällt; ferner sollte man eine klare Ansicht der Kunstbemühungen und des technischen Treibens gegenwärtig haben, wodurch diese Stadt von Alters her so berühmt ist, und wovon sich auch noch jetzt ehrwürdige Reste zeigen. Denn fast nur innerhalb dieser Mauern bewegt sich der Dichter; selten ist es eine ländliche Szene, die ihn interessirt; und so zeigt er sich in seinem Wesen und Gesinnung als das, was er wirklich ist, als rechtlichen Bürger und Klempnermeister, der sich freut, mit dem alten Meister Hans so nahe verwandt zu sein.

Wenn der Dichter überhaupt vor vielen Andern darin einen Vorzug hat, daß er mit Bewußtsein ein Mensch ist, so kann man von Grübeln sagen, er habe einen außererdentlichen Vorsprung vor Andern seinesgleichen, daß er mit Bewußtsein ein Nürnberger Philister ist. Er steht wirklich in allen seinen Darstellungen und Aeußerungen als ein unerreichbares Beispiel von Geradsinn, Menschenverstand, Scharfblick, Durchblick in seinem Kreise da, daß er Demjenigen, der diese Eigenschaften zu

---

Zu 128. b. Jen. Allg. Lit.-Ztg., Nr. 37. Den 13. Febr. 1805. Sp. 294 ff.

Am 16. Jan. 1805 eröffnet Goethe Eichstädten seine Absicht, Hebel's allemannische Gedichte zu recensiren, und fährt dann fort: „Vielleicht nehme ich dann auch die Grübel'schen Gedichte vor, welche, wenn ich nicht irre, Falk viel höher schätzt, die ich aber caeteris paribus den allemannischen wol an die Seite setzen möchte." (So!) Obige Recension ließ Goethe in der Literatur-Zeitung unmittelbar nach der der Hebel'schen Gedichte abdrucken. Er schickte sie am 26. Januar ab.

schätzen weiß, Bewunderung ablockt. Keine Spur von Schiefheit, falscher Anforderung, dunkler Selbstgenügsamkeit, sondern Alles klar, heiter und rein wie ein Glas Wasser.

Die Stoffe, die er bearbeitet, sind meist bürgerlich oder bäuerisch, theils die reinen Zustände als Zustände, da er denn durch Darstellung das Gedicht an die Stelle des Wirklichen zu setzen und uns ohne Reflexion die Sache selbst zu geben weiß, wovon das Kränzchen ein unschätzbares Beispiel geben kann. Auf diese Weise versteht er, die Verhältnisse der Männer und Frauen, Eltern und Kinder, Meister, Gesellen und Lehrbursche, Nachbarn, Nachbarinnen, Vettern und Gevattern, sowie der Dienstmägde, der Dirnen in Gesprächen oder Erzählungen auf das Lebhafteste und Anmuthigste vor Augen zu stellen.

Manchmal ergeht er sich an mehr oder minder bekannten Vademecumsgeschichten, bei welchen aber durchgängig die Ausführung des Details im Hinschreiten zu der letzten Pointe als das Vorzügliche und Eigenthümliche anzusehen ist.

Andere Gedichte, wo er sein persönliches Behagen bei diesem und jenem Genuß ausdrückt, sind höchst angenehm, und sehr gefällig ist es, daß der Dichter mit dem besten Humor sowol in eigener als dritter Person sich öfters zum Besten giebt.

Daß ein so geradsehender, wohldenkender Mann auch in das, was die nächsten Stände über ihm vornehmen, einen richtigen Blick haben und manchmal geneigt sein möchte, diese und jene Verirrungen zu tadeln, läßt sich erwarten; allein sowol hier als überhaupt, wo sich seine Arbeiten demjenigen nähern, was man Satire nennen könnte, ist er nicht glücklich. Die beschränkten Handelsweisen, die der kurzsinnige Mensch bewußtlos mit Selbstgefälligkeit ausübt, darzustellen, ist sein großes Talent.

Hat man nun so einen wackeren Bürger mit leidlicher Bequemlichkeit bald in, bald vor seinem Hause, auf Märkten, auf Plätzen, auf dem Rathhause immer heiter und spaßhaft gesehen, so ist es merkwürdig, wie er in schlimmen Tagen sich in gleichem Humor erhält und über die außerordentlichen Uebel sowie über die gemeineren sich erhaben fühlt.

Ohne daß sein Stil einen höheren Schwung nähme, stellt er den bürgerlichen Zustand während der Theuerung, anhaltenden Frostes, Ueberschwemmung, ja während eines Krieges vor; selbst die Spaltung der Meinungen, dieser fürchterliche innere Krieg, giebt ihm Gelegenheit zu heiteren, treffenden Schilderungen.

Sein Dialekt hat zwar etwas Unangenehmes, Breites, ist

aber doch seiner Dichtart sehr günstig. Seine Silbenmaaße sind ziemlich variirt, und wenn er dem einmal angegebenen auch durch ein ganzes Gedicht nicht völlig treu bleibt, so macht es doch bei dem Ton der ganzen Dichtart keinen Mißklang.

Als Beispiel setzen wir eins der kürzern hieher:

Der Rauchtabak.

Su bald ih fröih vom Schlauf derwach,
Souch ih mei Pfeifla sche;
Und Dabends, wenn ih schlausen geih,
So hob ih's Pfeifla noh.
Denn wos ih denk' und treib'n will,
Und Alles, wos ih thou,
Dös geiht mer Alles nicht su gout,
Mei Pfeifla mouß derzou.

Ih brauch' ka rara Pfeiff'n ih,
Su eit'l bin ih nicht.
A Pfeiff'n, dös su theuer is,
Wos thät ih denn nau mit?
Dau möißt' ih je, su lang ih rauch',
Ner immer puz'n droh;
Und zehamal in aner Stund
Nau widder schaua oh.

Doch mouß mei Pfeifla reindlih sei
Und innawendi puzt;
A schöina Pfeiff'n und verstopft,
Döi sieg ih nicht, wos nuzt.
Verlöihern kehn ih kana nicht,
Dös keh ich gar nicht sei;
Denn kam is leer und kolt a Weng,
So füll' ih's widder ei.

Wenn ih a Beier trink'n sollt'
Und rauchet nicht derzou,
Ih könnt' ka Mauß nicht trink'n ih,
Su langa eß nicht zwou.
Und wenn ih treib mein Kaffee trink'
Und zünd' mei Pfeifla oh,
Dau glab ih, daß ka Mensch nicht leicht
Wos Bessers beb'n keh.

Und wenn ih aff der Gaff'n geih
Zu fröih und Oabendszeit,
Rauch' ih mei Pfeifla a derzou
Und scher mih nix um d' Leut'.
Denn kurz, wenn ih nibt rauch'n theu,
So werd's mer angst a bang.
Drum werd's mer ab, verzeih mer's Gott!
Offt in der Körring z' lang.

129.

Allemannische Gedichte. Für Freunde ländlicher Natur und Sitten, von J. P. **Hebel**, Professor zu Karlsruhe. Zweite Auflage. Karlsruhe, bei Macklot, 1804. VIII und 232 S. 8.

Der Verfasser dieser Gedichte, die in einem oberdeutschen Dialekt geschrieben sind, ist im Begriff, sich einen eigenen Platz auf dem deutschen Parnaß zu erwerben. Sein Talent neigt sich gegen zwei entgegengesetzte Seiten. An der einen beobachtet er mit frischem, frohem Blick die Gegenstände der Natur, die in einem festen Dasein, Wachsthum und Bewegung ihr Leben aussprechen und die wir gewöhnlich leblos zu nennen pflegen, und nähert sich der beschreibenden Poesie; doch weiß er durch glückliche Personifikationen seine Darstellungen auf eine höhere Stufe der Kunst heraufzuheben. An der andern Seite neigt er sich zum Sittlich-Didaktischen und zum Allegorischen; aber auch hier

---

Zu 129. Jen. Allg. Lit.-Zeit., Nr. 37. Den 17. Febr. 1805. Sp. 289 bis 294.

Von den Allemannischen Gedichten hatte Falk für die Literatur-Zeitung eine Recension bearbeitet, über welche Goethe am 16. Jan. 1805 an Eichstädt schrieb: „Um die Falkische Recension zu beurtheilen, müßte ich erst die Allemannischen Gedichte lesen. Dieses ist nun geschehen, und ich finde leider, daß von ihr gar nichts zu brauchen ist. Der ganze Mann ist mir sich selbst und seinen Grundsätzen nicht einig, und nun kommen seine Grundsätze auf wunderliche Weise den Allemannischen Gedichten in die Haare. Das wird nun herum, so daß man gar nicht weiß, wo man denken soll. Indessen, da mich die Gedichte interessiren, will ich sehen, ob ich Zeiten in diesen Tagen eine kurze Recension darüber aufsetzen kann." Schon am 26. d. M. konnte er diese Recension nebst einer andern dem Herausgeber zu, den er ersuchte, die Blätter

kommt ihm jene Personifikation zu Hilfe, und wie er dort für seine Körper einen Geist fand, so findet er hier für seine Geister einen Körper. Dies gelingt ihm nicht durchaus; aber wo es ihm gelingt, sind seine Arbeiten vortrefflich, und nach unserer Ueberzeugung verdient der größte Theil dieses Lob.

Wenn antike oder andere durch plastischen Kunstgeschmack gebildete Dichter das sogenannte Leblose durch idealische Figuren beleben und höhere, göttergleiche Naturen, als Nymphen, Dryaden und Hamadryaden an die Stelle der Felsen, Quellen, Bäume setzen, so verwandelt der Verfasser diese Naturgegenstände zu Landleuten und verbannt auf die naivste, anmuthigste Weise durchaus das Universum, so daß die Landschaft, in der man denn doch den Landmann immer erblickt, mit ihm in unserer erhöhten und erheiterten Phantasie nur Eins auszumachen scheint.

Das Lokal ist dem Dichter äußerst günstig. Er hält sich besonders in dem Landwinkel auf, den der bei Basel gegen Norden sich wendende Rhein macht. Heiterkeit des Himmels, Fruchtbarkeit der Erde, Mannichfaltigkeit der Gegend, Lebendigkeit des Wassers, Behaglichkeit der Menschen, Geschäftigkeit und Darstellungsgabe, zutrauliche Gespräche, nedische Sprachweise — so viel steht ihm zu Gebot, um das, was ihm sein Talent eingiebt, auszuführen.

Gleich das erste Gedicht enthält einen sehr artigen Anthropomorphism. Ein kleiner Fluß, die Wiese genannt, auf dem Feldberg im Oesterreichischen entspringend, ist als ein immer fortschreitendes und wachsendes Bauermädchen vorgestellt, das, nachdem es eine sehr bedeutende Bergegend durchlaufen hat, endlich in die Ebene kommt und sich zuletzt mit dem Rhein vermählt. Das Detail dieser Wanderung ist außerordentlich artig, geistreich und mannichfaltig und mit vollkommener, sich selbst immer erhöhender Thätigkeit ausgeführt.

---

war dem Abdruck Proben mitzutheilen. In den „Tag- und Jahresheften – 1811" berichtet Goethe: „Hebel's abermalige Allemannische Gedichte gaben mir den angenehmen Eindruck, den wir der Annäherung von Stammverwandten immer empfinden." Und in „Kunst und Alterthum am Rhein und Main", I. Heft (1816), S. 185 f., heißt es: „Künschen wir sodann dem Oberrhein Glück, daß er des seltenen Vorzugs genießt, in Herrn Hebel einen Provinzialdichter zu besitzen, der, von dem eigentlichen Sinne seiner Landsart durchdrungen, von der höchsten Stufe der Kultur seine Umgebungen überschauend, das Gewebe seiner Talente gleichsam wie ein Netz auswirft, um die Eigenheiten seiner Landes- und Zeitgenossen aufzufischen und die Menge ihr selbst zur Belustigung und Belehrung vorzuweisen."

Wenden wir von der Erde unser Auge an den Himmel, so finden wir die großen leuchtenden Körper auch als gute, wohlmeinende, ehrliche Landleute. Die Sonne ruht hinter ihren Fensterläden; der Mond, ihr Mann, kommt forschend herauf, ob sie wol schon zur Ruhe sei, daß er noch Eins trinken könne; ihr Sohn, der Morgenstern, steht früher auf als die Mutter, um sein Liebchen aufzusuchen.

Hat unser Dichter auf Erden seine Liebesleute vorzustellen, so weiß er etwas Abenteuerliches dreinzumischen, wie im Hexlein, etwas Romantisches, wie im Bettler. Dann sind sie auch wol einmal recht freudig zusammen, wie in Hans und Verene.

Sehr gern verweilt er bei Gewerb und häuslicher Beschäftigung. Der zufriedene Landmann, Der Schmelzofen, Der Schreinergesell stellen mehr oder weniger eine derbe Wirklichkeit mit heiterer Laune dar. Die Marktweiber in der Stadt sind am Wenigsten geglückt, da sie beim Ausgebot ihrer ländlichen Waare den Städtern gar zu ernstlich den Text lesen. Wir ersuchen den Verfasser, diesen Gegenstand nochmals vorzunehmen und einer wahrhaft naiven Poesie zu vindiziren.

Jahres- und Tageszeiten gelingen dem Verfasser besonders. Hier kommt ihm zu Gute, daß er ein vorzügliches Talent hat, die Eigenthümlichkeiten der Zustände zu fassen und zu schildern. Nicht allein das Sichtbare daran, sondern das Hörbare, Riechbare, Greifbare und die aus allen sinnlichen Eindrücken zusammen entspringende Empfindung weiß er sich zuzueignen und wiederzugeben. Dergleichen sind Der Winter, Der Jenner, Der Sommerabend, vorzüglich aber Sonntagsfrühe, ein Gedicht, das zu den besten gehört, die jemals in dieser Art gemacht worden.

Eine gleiche Nähe fühlt der Verfasser zu Pflanzen, zu Thieren. Der Wachsthum des Hafers, bei Gelegenheit eines Habermußes von einer Mutter ihren Kindern erzählt, ist vortrefflich idyllisch ausgeführt. Den Storch wünschten wir vom Verfasser nochmals behandelt und dies die friedlichen Motive in das Gedicht aufgenommen. Die Spinne und Der Käfer

Das Gedicht „Sonntagsfrühe" gedenkt Goethe auch in der Erzählung von sich in Sesenheim, indem er sagt: „Ich genoß der Seele des lieben Mädchens der herrlichen Sonntagsfrühe auf dem Lande, wie sie uns der unschätzbare Hebel vergegenwärtigt hat." (Dicht. u. Wahrh., XI. Buch, 1814.)

dagegen sind Stücke, deren schöne Anlage und Ausführung man bewundern muß.

Deutet nun der Verfasser in allen genannten Gedichten immer auf Sittlichkeit hin, ist Fleiß, Thätigkeit, Ordnung, Mäßigkeit, Zufriedenheit überall das Wünschenswerthe, was die ganze Natur ausspricht, so giebt es noch andere Gedichte, die zwar direkter, aber doch mit großer Anmuth der Erfindung und Ausführung auf eine heitere Weise vom Unsittlichen ab- und zum Sittlichen hinleiten sollen. Dahin rechnen wir den Wegweiser, den Mann im Mond, Die Irrlichter, Das Gespenst an der Landerer Straße, von welchem letzten man besonders auch sagen kann, daß in seiner Art nichts Besseres gedacht noch gemacht worden ist.

Das Verhältniß von Eltern zu Kindern wird auch von dem Dichter öfters benutzt, um zum Guten und Rechten zärtlicher und dringender hinzuleiten. Hieher gehören Die Mutter am Christabend, Eine Frage, Noch eine Frage.

Hat uns nun dergestalt der Dichter mit Heiterkeit durch das Leben geführt, so spricht er nun auch durch die Organe der Bauern und Nachtwächter die höheren Gefühle von Tod, Vergänglichkeit des Irdischen, Dauer des Himmlischen, vom Leben jenseits mit Ernst, ja melancholisch aus. Auf einem Grabe, Wächterruf, Der Wächter in der Mitternacht, Die Vergänglichkeit sind Gedichte, in denen der dämmernde, dunkle Zustand glücklich dargestellt wird. Hier scheint die Würde des Gegenstandes den Dichter manchmal aus dem Kreise der Volkspoesie in eine andere Region zu verleiten. Doch sind die Gegenstände, die realen Umgebungen durchaus so schön benutzt, daß man sich immer wieder in den einmal beschriebenen Kreis zurückgezogen fühlt.

Ueberhaupt hat der Verfasser den Charakter der Volkspoesie darin sehr gut getroffen, daß er durchaus, zarter oder derber, die Nutzanwendung ausspricht. Wenn der hoher Gebildete von dem ganzen Kunstwerke die Einwirkung auf sein inneres Ganze erfahren und so in einem höheren Sinne erbaut sein will, so verlangen Menschen auf einer niederen Stufe der Kultur die Nutzanwendung von jedem Einzelnen, um es auch sogleich zum Hausgebrauch benutzen zu können. Der Verfasser hat nach unserem Gefühl das Fabula docet meist sehr glücklich und mit viel Geschmack angebracht, so daß, indem der Charakter einer

XXIII.

An Personen, zu festlichen Gelegenheiten, Inschriften, Denk- und Sendeblätter.

Volkspoesie ausgesprochen wird, der ästhetisch Genießende sich nicht verletzt fühlt.

Die höhere Gottheit bleibt bei ihm im Hintergrund der Sterne, und was positive Religion betrifft, so müssen wir gestehen, daß es uns sehr behaglich war, durch ein erzkatholisches Land zu wandern, ohne der Jungfrau Maria und den blutenden Wunden des Heilands auf jedem Schritte zu begegnen. Von Engeln macht der Dichter einen allerliebsten Gebrauch, indem er sie an Menschengeschick und Naturerscheinungen anschließt.

Hat nun der Dichter in den bisher erwähnten Stücken durchaus einen glücklichen Blick ins Wirkliche bewährt, so hat er, wie man bald bemerkt, die Hauptmotive der Volksgesinnung und Volkssagen sehr wohl aufzufassen verstanden. Diese schätzenswerthe Eigenschaft zeigt sich vorzüglich in zwei Volksmärchen, die er idyllenartig behandelt.

Die erste, Der Karfunkel, eine gespensterhafte Sage, stellt einen liederlichen, besonders dem Kartenspiel ergebenen Bauernsohn dar, der unaufhaltsam dem Bösen ins Garn läuft, erst die Seinigen, dann sich zu Grunde richtet. Die Fabel mit der ganzen Folge der aus ihr entspringenden Motive ist vortrefflich und ebenso die Behandlung.

Ein Gleiches kann man von der zweiten, Der Statthalter von Schopfheim, sagen. Sie beginnt ernst und ahndungsvoll, fast ließe sich ein tragisches Ende vermuthen; allein sie zieht sich sehr geschickt einem glücklichen Ausgang zu. Eigentlich ist es die Geschichte von David und Abigail, in moderne Bauerntracht nicht parodirt, sondern verkörpert.

Beide Gedichte, idyllenartig behandelt, bringen ihre Geschichte als von Bauern erzählt dem Hörer entgegen und gewinnen dadurch sehr viel, indem die wackern naiven Erzähler, durch lebhafte Prosopopöien und unmittelbaren Antheil als an etwas Gegenwärtigem, die Lebendigkeit des Vergetragenen zu erhöhen, an der Art haben.

Allen diesen innern guten Eigenschaften kommt die behagliche, naive Sprache sehr zu Statten. Man findet mehrere sinnlich bedeutende und wohlklingende Worte, theils jenen Gegenden selbst angehörig, theils aus dem Französischen und Italienischen herübergenommen, Worte von einem, von zwei Buchstaben, Abbreviationen, Kontraktionen, viele kurze leichte Silben, neue Reime, welches mehr als man glaubt ein Vor-

theil für den Dichter ist. Diese Elemente werden durch glückliche Konstruktionen und lebhafte Formen zu einem Stil zusammengedrängt, der zu diesem Zwecke vor unserer Bücherſprache große Vorzüge hat.

Möge es doch dem Verfasser gefallen, auf diesem Wege fortzufahren, dabei unsere Erinnerungen über das innere Wesen der Dichtung vielleicht zu beherzigen und auch dem äußeren technischen Theil, besonders seinen reimreichen Versen noch einige Aufmerksamkeit zu schenken, damit sie immer vollkommener und der Nation angenehmer werden mögen! Denn so sehr zu wünschen ist, daß uns der ganze deutsche Sprachschatz durch ein allgemeines Wörterbuch möge vorgelegt werden, so ist doch die praktische Mittheilung durch Gedichte und Schrift sehr viel schneller und lebendig eingreifender.

Vielleicht könnte man sogar dem Verfasser zu bedenken geben, daß wie es für eine Nation ein Hauptschritt zur Kultur ist, wenn sie fremde Werke in ihre Sprache übersetzt, es ebenso ein Schritt zur Kultur der einzelnen Provinz sein muß, wenn man ihr Werke derselben Nation in ihrem eigenen Dialekt zu lesen giebt. Versuche doch der Verfasser, aus dem sogenannten Hochdeutschen schickliche Gedichte in seinen oberrheinischen Dialekt zu übersetzen! Haben doch die Italiener ihren Tasso in mehrere Dialekte übersetzt.

Nachdem wir nun die Zufriedenheit, die uns diese kleine Sammlung gewährt, nicht verbergen können, so wünschen wir nur auch, daß jenes Hinderniß einer für das mittlere und niedere Deutschland seltsamen Sprech- und Schreibart einigermaßen gehoben werden möge, um der ganzen Nation diesen erfreulichen Genuß zu verschaffen. Dazu giebt es verschiedene Mittel: theils durch Vorlesen, theils durch Annäherung an die gewohnte Schreib- und Sprechweise, wenn Jemand von Geschmack das, was ihm aus der Sammlung am Besten gefällt, für seinen Kreis umzuschreiben unternimmt — eine kleine Mühe, die in jeder Societät großen Gewinn bringen wird. Wir fügen ein Musterstück unserer Anzeige bei und empfehlen nochmals angelegentlich dieses Bändchen allen Freunden des Guten und Schönen.

Sonntagsfrühe.

Der Samstig bet zum Sunntig gseit:
„Jez bani alli schlofe gleit;
sie sin vom Schaffe her und hi
gar sölli müed und schlörrig gsi,
und 's goht mer schier gar selber so,
i cha fast uf ke Bei me steh."

So seit er, und wo's Zwölfi schlacht,
se sinkt er aben in d' Mitternacht.
Der Sunntig seit: „Jez isch's an mir!"
Gar still und heimli büchließt er d' Thür.
Er düselet hinter de Sterne no,
und cha schier gar nit obsi cho.

Doch endli ribt er d' Augen us,
er chunnt der Sunn an Thür und Hus;
sie schloft im stille Chämmerli;
er vöpperlet am Lädemli;
er rüeft der Sunne: „D' Zit isch do!"
Sie seit: „I chumm enanderno!" —

Und lisli uf de Zeche goht
und heiter uf de Berge stoht
der Sunntig, und 's schloft Alles no;
es sieht und hört en niemes goh;
er chunnt ins Dorf mit stillem Tritt
und winkt im Guhl: „Verroth mi nit!"

Und wemmen endli au verwacht
und gschlofe het die ganzi Nacht,
se stoht er do im Sunne-Schi'
und luegt eim zu de Fenstern i
mit sinen Auge mild und gut
und mittem Meyen uffem Hut.

Drum meint er's treu, und was i sag,
es freut en, wemme schlofe mag
und meint, es sig no dunkel Nacht,
wenn d' Sunn am heitere Himmel lacht.
Drum isch er au so lisli cho,
drum stoht er au so stebli do.

Wie glitteret uf Gras und Laub
vom Morgethau der Silberstaub!
Wie weibt e frische Aprelluft,
voll Chriesi-Bluest und Schlehe-Duft!
Und d'Immli sammle flink und frisch:
sie wüsse nit, aß 's Sunntig isch.

Wie pranget nit im Garte-Land
der Chriesi-Baum im Maye-Gwand,
Gel-Veieli und Tulipa,
und Sterneblume nebe dra
und gfüllti Zinkli blau und wiß,
me meint, me lueg ins Paradies!

Und 's isch so still und heimli do,
men isch so rüehig und so freh;
me hört im Dorf bi Hüsi und Hett:
e Gute Tag! und Dank Der Gott!
und 's git gottlob e schöne Tag!
isch Alles, was me höre mag.

Und 's Vogeli seit: „Frili io!
Bin tausig, io, dr isch er scho:
er bringt io in si'm Himmels-Glast
dur Bluest und Laub in Hurit und Rast!"
Und 's Distelwyli vorne dra
bet 's Sunntig-Rödli au scho a.

Sie lütte wegen 's Zeiche scho,
der Pfarer, schint's, well zitli cho.
Ganz, brech mer eis Aurikli ab,
verwüschet mer der Staub nit drab,
und Chüngeli, leg di weibli a,
de mueich derno ne Meje ha!

130.

J. F. Castelli's Gedichte in niederösterreichischer Mundart.

Diese Sammlung, uns erst angekündigt, ist nach und neben dem Vorstehenden willkommen. Es sind grammatische Andeutungen und ein Idiotikon zugleich versprochen, wodurch sie sich beste schneller den verwandten und geschätzten anschließen werden.

131.

Das Nibelungenlied, übersetzt von Karl Simrock. 2 Theile. Berlin, 1827.

Kurze Literargeschichte.

Zu 130. Ueber Kunst u. Alterth., VI. Bandes 2. Heft. 1828. S. 355. Nicht in den Werken; Goethe ist aber im Inhaltsverzeichniß des Hefts als Verfasser genannt.

Das Vorstehende ist eine Anzeige der „Gedichte in schlesischer Mundart von K. v. Holtei"; nicht von Goethe.

Zu 131. Goethe's Nachgel. Werke, V. Bd. 1833. T. A. S. 207 bis 211.

Am 18. Aug. 1827 findet sich in Goethe's Tagebuch die Bemerkung: „Simrock's Nibelungenlied bedacht"; am 20. dess. Mon. heißt es: „Nibelungenlied." Am 4. Nov. 1827 schreibt Goethe an Boisserée, nachdem er von antiken Bildwerken gesprochen: „Von da ward ich wieder in den äußersten Norden verschlagen; denn dort muß man wol die Urlabet des Nibelungenlieds aufsuchen. Ein neuer Versuch, uns nah genug an dieses Gedicht, wie es in altdeutscher Form vor uns liegt, heranzuführen, von einem Sonner, Simrock, versuchte mich, darauf einzugehen. Hier wird uns nun zu Muthe, wie immer, wenn wir aufs Neue vor ein schon bekanntes colossales Bild hintreten: es wird immer aufs Neue überschwänglich und ungeheuer, und wir fühlen uns gewissermaßen unbehaglich, indem wir uns mit unsern individuellen Kräften weder dasselbe völlig aneignen, noch uns denselben völlig gleichstellen können. — Das ist dagegen das Eigene der griechischen Dichtkunst, daß sie sich einer löblichen menschlichen Fassungskraft hingiebt und gleichstellt; das Erhabene verkörpert sich im Schönen." Aehnlich am 9. Nov. 1814 an Riebel: „Ich habe an der Homerischen wie an der Nibelungischen Tafel geschmaust, nur aber für meine Person nichts gemäßer gefunden als die breite und tiefe immer lebendige Natur, die Werke der griechischen Dichter und Bildner." Auch im Divan (Noten und Abhandlungen zum besseren Verständniß", Abschnitt „Nachlese") sagt Goethe: „Haben wir Deutsche nicht unsern herrlichen Nibelungen durch solche Verjüngung [wie Homer] den größten Schaden getan? So höchst erheulich sie sind, wenn man sich in ihren Kreis recht einbürgert und Alles vertraulich und dankbar aufnimmt, so wunderlich erscheinen sie, wenn man sie nach einem Maßstabe mißt, den man niemals bei ihnen anlegen sollte."

Zuerst durch Bodmer bekannt, späterhin durch Müller.
Neuaufgeregtes Interesse.
Mehrfaches Umschreiben und Behandeln.

Bodmer gab Bruchstücke des Nibelungenliedes in „Proömien in der erzählenden Dichtart ꝛc. Zürich, 1734"; Müller: „Der Nibelungen Liet ꝛc. Zum erstenmale aus der Handschrift ganz abgedruckt, Berlin 1782."

Das neuaufgeregte Interesse hatte zunächst seinen Grund in von der Hagen's Uebersetzung des Nibelungenliedes, von der 1806 eine Probe in der Zeitschrift Eunomia und 1807 das Ganze besonders erschien. Daraus begreift sich auch das mehrfache Umschreiben und Behandeln. Ein biographisches Schema fand die Nibelungen 1806 genannt, und ebenda in den Tag- und Jahresblättern nach Einführung verschiedener Literaturerscheinungen mit folgenden Worten: „Aber einen eigentlichen Nationalantheil hatten doch die Nibelungen gewonnen; sie sich anzueignen, sich ihnen hinzugeben, war die Lust mehrerer verdienter Männer, die mit uns gleiche Vorliebe theilten." Ausführlicher lautet es 1807: „Ein anderes Interesse that sich im letzten Viertel des Jahres hervor: ich wendete mich an die Nibelungen, wovon wol Manches zu sagen wäre. — Ich kannte längst das Talent dieses Gedichts aus Bodmer's Bemühungen. Christoph Heinrich Müller sendete mir seine Ausgabe leider unbelehret, das köstliche Werk blieb roh bei mir liegen, und ich, in anderem Geschäft, Neigung und Sorge befangen, blieb so stumpf dagegen wie das übrige deutsche Volk; nur las ich zufällig eine Seite, die noch offen gekehrt war, und fand die Stelle, wo die Meerfrauen dem kühnen Helden weissagen. Dies traf mich, ohne daß ich wäre gerufen worden, ins Ganze tiefer einzugehen; ich phantasirte mir vielmehr eine für sich bestehende Ballade des Inhalts, die mich in der Einbildungskraft oft beschäftigte, obschon ich es nicht dazu brachte, sie abzuschließen und zu vollenden. — Nun aber ward, wie Alles seine Reife haben will, durch patriotische Thätigkeit die Theilnahme an diesem würdigen Alterthum allgemeiner und der Zugang bequemer. Die Damen, denen ich das Glück hatte, noch immer am Mittwoche Vorträge zu thun, erkundigten sich darnach, und ich säumte nicht, ihnen davon gewünschte Kenntniß zu geben. Unmittelbar ergriff ich das Original und arbeitete mich bald heraus hinein, daß ich, den Text vor mir habend, Zeile für Zeile eine verständliche Uebersetzung vorlesen konnte. Es blieb der Ton, der Gang, und vom Inhalt ging auch nichts verloren. Am Besten glückt ein solcher Vortrag ganz aus dem Stegreife, weil der Sinn sich bestimmenhalten und der Geist lebendig kräftig wirken muß, indem es eine Art von Improvisiren ist. Doch indem ich in das Ganze des poetischen Werks auf diese Weise eindringen durfte, so versäumte ich nicht, mich auch dergestalt vorzubereiten, daß ich auf Befragen über das Einzelne einigermaßen Rechenschaft zu geben im Stande wäre. Ich verfertigte mir ein Verzeichniß der Personen und Charaktere, flüchtige Aufsätze über Lokalität und Geschichtliches, Sitten und Leidenschaften, Harmonie und Inkongruitäten, und entwarf zuletzt zum ersten Theil eine hypothetische Karte. Hieburch gewann ich viel für den Augenblick, mehr für die Folge, indem ich nachher die ernsten, anhaltenden Bemühungen deutscher Sprach- und Alterthumsfreunde besser zu beurtheilen, zu genießen und zu benutzen wußte." Daran schließt sich noch die Bemerkung in den „Tag- und Jahresheften – 1809". „In geselliger Unterhaltung wandte sich das Interesse fast ausschließlich gegen nordische und überhaupt romantische Vorzeit. Die nach dem Original aus dem Stegreif vorgetragene und immer besser gelingende Uebersetzung der Nibelungen theilt durchaus die Aufmerksamkeit einer edeln Gesellschaft fest, die sich fortwährend Mittwochs in meiner Wohnung versammelte."

Historische Bemühungen deshalb.
Untersuchungen, wer der Autor.
Welche Zeit.
Verschiedene Exemplare des Originals.
Schätzung, Ueberschätzung.
Entschuldigung letzterer, Nothwendigkeit sogar, um irgend eine Angelegenheit zu fördern.
Unterliegt immerfort neuen Ansichten und Beurtheilungen.
Individuelle Betrachtungen bei Gelegenheit gedachter neuen Behandlung.
Uralter Stoff liegt zum Grunde.

Ueber die historischen Bemühungen deshalb enthält der Brief an Knebel vom 25. Nov. 1805 noch Einiges: „Die Mittwochen sind wieder in Gang. Ich lese die Nibelungen vor; allein dabei geht es mir auch wie einem jungen Professor oder wie einem Koch, der sein Leben zubringt, um einige Stunden etwas Genießbares aufzutischen. Indessen ist es mir selbst von großem Werth und Nutzen; denn ich hätte das Gedicht für mich vielleicht niemals durchgelesen und noch viel weniger so viel darüber nachgedacht, als ich gegenwärtig thun muß, um durch Reflexionen und Parallelen die Sache anschaulicher und erfreulicher zu machen. Der Werth des Gedichts erhöht sich, je länger man es betrachtet, und es ist wol der Mühe werth, daß man sich bemühe, sein Verdienst aufs Trockne zu bringen und ins Klare zu setzen; denn wahrlich, die modernen Liebhaber desselben, die Herren Görres und Konsorten, ziehen noch dichtere Nebel über die Nibelungen, und wie man von Andern sagt, daß sie das Wasser trüben, um Fische zu fangen, so trüben diese Land und Berg, um alle gute kritische Jagd zu verhindern. Für sind dabei recht artige Aperçus vorgekommen, und wenn man ihnen hier und da leugnen möchte, daß sie ganz genau zum Gegenstand passen, so sind sie doch schon lustig für sich selbst; z. B.: so hab' ich im Sinne der Besitzen Karten zu Homer, Hesiodus und Aeschylus eine Karte zu den Nibelungen gezeichnet, die auf sehr hübsche Reflexionen führt. Auch habe ich nächst genauer Betrachtung der Sujets, der Motive, der Ausführung, auch aufs Costüm und andere Nebenvorkommenheiten, als äußere Kennzeichen, wohl aufgepaßt, wodurch man dem Alter und dem Ursprung des Gedichts näher beikommen kann. Das Alles, wenn ich es ihnen im Reinen habe, theile ich Dir an einem hübschen traulichen Winterabende dereinst mit."

Ueber die Zeit des Ursprungs der Dichtung kam Goethe früher als andre Forscher auf die rechte Spur; denn er schrieb am 31. Oct. 1807 an Eichstädt: „Ersuchen Sie doch Herrn von Müller mir nur mit ein paar Worten anzuzeigen, in welche Zeit er die Nibelungen setzt, wie wir sie jetzt haben. So viel ich ohne sonderliches Studium dieses merkwürdigen Gedichts einsehen glaube, ist, daß die Fabel in ihrem großen Hauptmotiven ganz nordisch und völlig heidnisch, die Behandlung aber deutsch sei, wie denn auch das Costüm schon christlich ist. Herrn von Hagen's Arbeiten, welche unser Müller benützt, werden uns assistiren darüber aufklären; doch wünschte ich zum Voraus von dem Meister einige Bemerkungen, daß das Gedicht aus dem dänischen Norden stamme und die Motive grundheidnisch seien."

Riesenmäßig.
Aus dem höchsten Norden.
Behandlung, wie sie zu uns gekommen.
Verhältnißmäßig sehr neu.
Daher die Disparaten, die erschienen, wovon wir uns Rechenschaft zu geben haben.
Die Motive durchaus sind grundheidnisch.
Keine Spur von einer waltenden Gottheit.
Alles dem Menschen und gewissen imaginativen Mitbewohnern der Erde angehörig und überlassen.
Der christliche Kultus ohne den mindesten Einfluß.
Helden und Heldinnen gehn eigentlich nur in die Kirche, um Händel anzufangen.
Alles ist derb und tüchtig von Hause aus.
Dabei von der größten Rohheit und Härte.
Die anmuthigste Menschlichkeit wahrscheinlich dem deutschen Dichter angehörig.
In Absicht auf Lokalität große Düsternheit.
Und es läßt sich kaum die Zeit denken, wo man die fabelhaften Begebenheiten des ersten Theiles innerhalb der Grenzen von Worms, Xanten und Ostfriesland setzen dürfte.
Die beiden Theile unterscheiden sich von einander.
Der erste hat mehr Prunk.
Der zweite mehr Kraft.

Das Riesenmäßige hebt Goethe auch in dem Maskenzug der romantischen Poesie von 1810 hervor, worin Personen der Nibelungen mit auftreten und Brunhild ein „Riesenkind" genannt ist.

Auch daß der christliche Kultus ohne Einfluß auf die Personen der Dichtung gewesen sei, rügte Goethe schon 1806 auf, wie Henriette v. Knebel in einem Brief vom 19. Nov. d. J. an ihren Bruder erzählt: „Am Mittwoch hat uns Goethe seine Reflexionen über das alte Gedicht, was er uns vorliest, recht schön mitgetheilt. Seine Gedanken scheinen mir so frisch und richtig. So glaubt er auch, daß in den damaligen Zeiten eigentlich das wahre Heidenthum gewesen wäre, ob sie gleich kirchliche Gebräuche hatten; denn Homer hätte mit den Göttern in Verbindung gestanden; aber in diesen Leuten findet sich keine Spur von irgend einem himmlischen Reflex."

Ueber die Rohheit und Härte, welche sich namentlich in der Katastrophe der Nibelungen kundgiebt, äußerte Goethe am 24. Dec. 1824: „Eigentlich ist das, was nicht gefällt, das Rechte; die neuere Kunst verdirbt, weil sie gefallen will." (Briefe von und an Goethe. Dritgl. Apherismen ꝛc. herausg. von Riemer. S. 319.)

Doch sind sie beide in Gehalt und Form einander völlig werth.

Die Kenntniß dieses Gedichts gehört zu einer Bildungsstufe der Nation.

Und zwar deswegen, weil es die Einbildungskraft erhöht, das Gefühl anregt, die Neugierde erweckt und, um sie zu befriedigen, uns zu einem Urtheil auffordert.

Jedermann sollte es lesen, damit er nach dem Maaß seines Vermögens die Wirkung davon empfange.

Damit nun dem Deutschen ein solcher Vortheil werde, ist die vorliegende Behandlung höchst willkommen.

Das Unbehülfliche und Unzugängliche der alten Sprache verliert seine Unbequemlichkeit, ohne daß der Charakter des Ganzen leidet.

Der neue Bearbeiter ist so nah als möglich Zeile vor Zeile beim Original geblieben.

Es sind die alten Bilder, aber nur erhellt.

Eben als wenn man einen verdunkelnden Firniß von einem Gemälde genommen hätte und die Farben in ihrer Frische uns wieder ansprächen.

Wir wünschen diesem Werke viele Leser; der Bearbeiter, indem er einer zweiten Auflage entgegensieht, wird wohl thun, noch manche Stellen zu überarbeiten, daß sie, ohne dem Ganzen zu schaden, noch etwas mehr ins klare kommen.

Wir enthalten uns alles Weiteren, indem wir uns auf das oben Gesagte beziehen. Dies Werk ist nicht da, ein für allemal beurtheilt zu werden, sondern an das Urtheil eines

---

Wie wertvoll ihm Gehalt und Form der Dichtung erschienen, sprach Goethe am 18. Okt. 1807 brieflich gegen Hagen aus: „Das Lied der Nibelungen kann sich nach meiner Einsicht dem Stoff und Gehalte nach neben Alles hinstellen, was wir poetisch Vorzügliches besitzen; wohin ich es der Form und dem Gehalt nach einrangiren soll, darin ich bis jetzt mit mir selbst noch nicht einig. Man hatte bisher so sehr mit den allerunsäglichen Schwierigkeiten zu kämpfen, welche das Gedicht für einen Jeden umwälzen, der es nicht ganz eigen studirt und sich dazu aller Hülfsmittel bemächtigt." — Am 2. April 1808 sagte Goethe zu Schermann: „Das Klassische nenne ich das Gesunde, und das Romantische das Kranke. Und da sind die Nibelungen klassisch wie Homer; denn beide sind gesund und tüchtig." (Biedermann, II. 92.)

Daß die Kenntniß dieses Gedichts als Bildungsstufe der Nation besonders wichtig sei, sagt auch in der Aeußerung gegen Schermann am 31. Jan. 1827: man dürfe die Nibelungen nicht für etwas Musterhaftes ansehen; das sei nur bei den Griechen zu finden, alles übrige müsse man nur historisch betrachten. (Biedermann, I. 325.)

Jeden Anspruch zu machen und deshalb an Einbildungskraft, die der Reproduktion fähig ist, ans Gefühl fürs Erhabene, Uebergroße, so wie für das Zarte, Feine, für ein weitumfassendes Ganze und für ein ausgeführtes Einzelne. Aus welchen Forderungen man wol sieht, daß sich noch Jahrhunderte damit zu beschäftigen haben.

Jeder rhythmische Vortrag wirkt zuerst aufs Gefühl, sodann auf die Einbildungskraft, zuletzt auf den Verstand und auf ein sittlich-vernünftiges Behagen. Der Rhythmus ist bestechend.

Wir haben ganz nulle Gedichte wegen lobenswürdiger Rhythmik preisen hören.

Nach unserer oft geäußerten Meinung deshalb behaupten wir, daß jedes bedeutende Dichtwerk, besonders auch das epische, auch einmal in Prosa übersetzt werden müsse.

Auch den Nibelungen wird ein solcher Versuch höchst heilsam sein, wenn die vielen Flick- und Füllverse, die jetzt wie ein Glockengeläute ganz wohlthätig sind, wegfielen und man unmittelbar kräftig zu dem wachenden Zuhörer und dessen Einbildungskraft spräche, so daß der Gehalt in ganzer Kraft und Macht vor die Seele träte und dem Geiste von einer neuen Seite zur Erscheinung käme.

Es müßte, nach unserer Meinung, gerade nicht das Ganze sein; wir würden das achtundzwanzigste Abenteuer und die nächstfolgenden vorschlagen.

Hier hätten talentvolle Mitarbeiter an unsern vielen Tagesblättern einen heitern und nützlichen Versuch zu wagen und könnten auch hierin, wie in vielen andern Dingen geschieht, ihren Eifer um die Wette beweisen.

Die Prosa-Uebersetzung der Nibelungen empfiehlt Goethe auch im Diwan (Noten ꝛc." Abschnitt „Uebersetzungen": „Hätte man die Nibelungen gleich in tüchtige Prosa gesetzt und sie zu einem Volksbuche gestempelt, so wäre viel gewonnen worden, und der seltsame, ernste, düstere, grauerische Ritterstun hätte uns mit seiner vollkommenen Kraft angesprochen. Ob dieses jetzt noch räthlich und thunlich sei, werden Diejenigen am Besten beurtheilen, die sich diesen altertümlichen Geschäften entschiedener gewidmet haben."

Das achtundzwanzigste Abenteuer nach Simrock's Ausgabe ist: „Wie Kriemhild Hagen empfing."

132.

Lyrische Gedichte von Johann Heinrich Voß. Königsberg, bei Nicolovius, 1802. Erster Band, Oden und Elegien. 1—3. Buch. 340 S. — Zweiter Band, Oden und Lieder. 1—3. Buch. 326 S. — Dritter Band, Oden und Lieder. 4—6. Buch. 346 S. — Vierter Band, Oden und Lieder. 7. Buch. Vermischte Gedichte, Fabeln und Epigramme. 399 S. 8.

Indem wir die Verzeichnisse sämmtlicher Gedichte, wie solche den Bänden regelmäßig vorgedruckt sind, am Eingange betrachten, so finden wir die Oden und Elegien des ersten Bandes, imgleichen die Oden und Lieder der drei folgenden, nicht weniger die übrigen kleineren Gedichte unter sich durchaus nach der Jahrzahl geordnet.

Eine Zusammenstellung der Art, die schon mehreren Dichtern gefiel, deutet besonders bei dem unsrigen auf ruhige, gleichförmige, stufenweis erfolgte Bildung und giebt uns ein

---

Zu 132. Jen. Allg. Lit.-Zeit., Nr. 91 u. 92. Den 16. u. 17. Apr. 1804. Sp. 97 bis 103, 105 bis 108.

Schon in der Beilage zu einem der zum Zwecke der Vorbereitung für die Jenaische Literatur-Zeitung gewechselten Briefe an Eichstädt, vom 11 Okt. 1803, bemerkte Goethe in ein Verzeichniß unächt zu besprechender Schriften zu Voßens Gedichten: „Wollen wir in Weimar gern übernehmen." Den Brief vom 11. Jan. 1804 schließt er mit den Worten: „Vielleicht verschaffe ich Ihnen eine Recension von Voßens Gedichten zum Februar." Am 21. desf. Mon. meldet Goethe „Unter uns darf ich wol sagen, daß der Entwurf einer Recension der vier Voßischen Bände beinahe fertig ist. Den muß ich denn freilich einige Zeit liegen lassen, bis er mir wieder fremd wird, doch ist die Hauptsache gethan, und wenn ich nicht sehr gestört werde, können Sie für die Hälfte Februars damit rechnen. Die Hallische will ich nicht eher lesen, als bis ich mit meinem Entwurf fertig bin. Ich bin doch wenigstens zu sehen, was sie mir weggenommen haben." Die Nachschrift zum Brief vom 29. Febr. 1804 lautet: „Die Recension der Voßischen Gedichte hoffe nun bald zu liefern." Aber erst am 11. April: „Die Recension der Voßischen Gedichte sende ich endlich, damit sie fertig sei, nicht weil ich sie für fertig halte; ich hatte gern noch länger daran ausgesetzt. Möge sie als ein gerundet Zeichen meiner Liebe gegen Ihr Institut und gegen unsern vortrefflichen Freund erscheinen." Nachdem sie ihm gedruckt zurückgekommen, erwidert Goethe am 21. April: „Für die baldige Sendung der Recension habe ich vielen Dank. Ich wünsche nur, daß die Reliquien, Mühe und Zeit, die ich an

Vorgefühl, daß wir in dieser Sammlung mehr vielleicht als in irgend einer anderen das Leben, das Wesen, den Gang des Dichters abgebildet empfangen werden.

Jeder Schriftsteller schildert sich einigermaßen in seinen Werken auch wider Willen selbst; der gegenwärtige bringt uns versäglich Inneres und Aeußeres, Denkweise, Gemüthsbewegungen mit freundlichem Wohlwollen dar und verschmäht nicht, uns durch beigefügte Noten über Zustände, Gesinnungen, Absichten und Ausdrücke vertraulich aufzuklären.

Und nun, auf eine so freundliche Weise eingeladen, treten wir ihm näher, suchen ihn bei sich selbst auf, schließen uns an ihn und versprechen uns im Voraus reichen Genuß und mannichfaltige Belehrung und Bildung.

In ebener, nördlicher Landschaft finden wir ihn sich seines Daseins freuend, unter einem Himmelsstrich, wo die Alten kaum noch Lebendes vermutheten.

Und freilich übt denn auch daselbst der Winter seine ganze Herrschaft aus. Vom Pole her stürmend, bedeckt er die Wälder mit Reif, die Flüsse mit Eis; ein siedernder Wirbel treibt um den hohen Giebel, indeß sich der Dichter wohlverwahrt häuslicher Wohnlichkeit freut und wohlgemuth solchen Gewalten Trotz bietet. Bepelzte, bereifte Freunde kommen an, die, herzlich empfangen unter sicherem Obdach, in liebevollem, vertraulichgesprächigem Kreise das häusliche Mahl durch den Klang der Gläser, durch Gesang beleben und sich einen geistigen Sommer zu verschaffen wissen.

Dann finden wir ihn auch persönlich den Unbilden des Winterhimmels trotzend. Wenn die Achse mit Brennholz befrachtet knarrt, wenn selbst die Fußtritte des Wanderers tönen, sehen wir ihn bald rasch durch den Schnee nach fernen Freundeswohnungen hintraben, bald, zu großem Schlittenzuge geeilt,

---

diese Arbeit verwendet, gute Wirkungen hervorbringen möge." — In den „Tag- und Jahresheften — 1804" gedenkt Goethe dieser Recension bei Mittheilung seines Wirkens zu Gunsten der neuen Jenaischen Literatur-Zeitung.

Voßens Sohn erzählt, daß er die Stelle über die höheren Stände, sowie den letzten, Sprache, Rhythmus und Mythologie behandelnden Theil der Recension bearbeitet habe (Mittheilungen über Goethe und Schiller in Briefen von H. Voß, S. 11).

Goethe las Voßen die Recension selbst mit gehobenem Tone vor und steigerte sich bis zu der Stelle „ihren Urahn, den leibhaftigen Teufel", wo er abbrach, den Hörer groß ansah und ihn frug, ob er zufrieden sei.

durch die weiten Ebenen hinklingeln, da denn zuletzt eine traute liche Herberge die Halberstarrten aufnimmt, eine lebhafte Flamme des Kamins die eindringenden Gäste begrüßt, Tanz, Chorgesang und mancher erwärmende Genuß der Jugend sowol als dem Alter genugthut.

Schmilzt aber von einer zurückkehrenden Sonne der Schnee, befreit sich ein erwärmter Boden nur einigermaßen von dieser lästigen Decke, so eilt mit den Seinen der Dichter alsbald ins Freie, sich an dem ersten Lebenshauche des Jahres zu erquicken und die zuerst erscheinenden Blumen aufzusuchen. Vielfarbiger Güldenlee wird gepflückt, zu Sträußern gebunden und im Triumph nach Hause gebracht, wo diese Vorboten künftigen Genusses ein hoffnungsvolles Familienfest zu krönen gewidmet sind.

Tritt sodann der Frühling selbst herein, so ist von Dach und Fach gar die Rede nicht mehr; immer findet man den Dichter draußen, auf sanften Pfaden, um seinen See herstreichen. Jeder Busch entwickelt sich im Einzelnen, jede Blüthenart bricht einzeln in seiner Gegenwart hervor. Wie auf einem ausführlichen Gemälde erblickt man im Sonnenschein um ihn her Gras und Kraut so gut als Eichen und Buchen, und an dem Ufer des stillen Wassers fehlt weder das Rohr noch irgend eine schwellende Pflanze.

Hier begleitet ihn nicht jene verwandelnde Phantasie, durch deren ungeduldiges Bilden sich der Fels zu göttlichen Mädchen ausgestaltet, der Baum seine Aeste zurückzieht und mit jugendlichen weichen Armen den Jäger zu locken scheint. Einsam vielmehr geht der gemüthvolle Dichter als ein Priester der Natur umher, berührt jede Pflanze, jede Staude mit leiser Hand und weiht sie zu Gliedern einer liebevoll übereinstimmenden Familie.

Um ihn, als einen Paradiesbewohner, spielen harmlose Geschöpfe, das Lamm auf der Wiese, das Reh im Walde. Zugleich versammelt sich das ganze Chor von Vögeln und übertönt das Leben des Tags mit vielfachen Accenten.

Dann am Abend, gegen die Nacht hin, wenn der Mond in ruhiger Pracht am Himmel heraufsteigt und sein bewegliches Bild auf der leise wogenden Wasserfläche einem Jeden schlängelnd entgegenschickt; wenn der Kahn sanft dahinwallt, das Ruder im Takte rauscht und jede Bewegung den Funken eines Widerscheins hervorruft, von dem Ufer die Nachtigall ihre himmlischen Töne verbreitet und jedes Herz zum Gefühle auf-

ruft: dann zeigt sich Neigung und Leidenschaft in glücklicher Zartheit, von den ersten Anklängen einer vom höchsten Wesen selbst vorgeordneten Sympathie bis zu jener stillen, anmuthigen, schüchternen Lüsternheit, wie sie aus den engern Umgebungen des bürgerlichen Lebens hervorsprießt. Ein wallender Busen, ein feuriger Blick, ein Händedruck, ein geraubter Kuß beleben das Lied. Doch ist es immer der Bräutigam, der sich erkühnt, immer die Braut, welche nachgiebt, und so beugt selbst alles Gewaagte sich unter ein geistliches Maaß; dagegen erlaubt er sich Manches innerhalb dieser Grenze. Frauen und Mädchen wetteifern keck und ohne Scheu über ihre nun einmal anerkannten Zustände, und eine beängstete Braut wird unter lebhaften Zudringlichkeiten muthwilliger Gäste zu Bette gebracht.

Sogleich aber führt er uns wieder unter freien Himmel ins Grüne, zur Laube, zum Gebüsch, und da ist er auf die heiterste, herzlichste und zarteste Weise zu Hause.

Der Sommer hat sich wieder eingefunden, eine heilsame Schwüle weht durch das Lied; Donner rollen, Wolken träufeln, Regenbogen erscheinen, Blitze leuchten abwärts, und ein kühler Segen wallt über die Flur. Alles reift; keine der verschiedenen Ernten versäumt der Dichter, alle feiert er durch seine Gegenwart.

Und hier ist wol der Ort, zu bemerken, welchen Einfluß auf Bildung der untern deutschen Volksklasse unser Dichter haben könnte, vielleicht in einigen Gegenden schon hat.

Seine Gedichte bei Gelegenheit ländlicher Vorfälle stellen zwar mehr die Reflexion eines Dritten als das Gefühl der Gemeine selbst dar; aber wenn wir uns denken mögen, daß ein Harfner sich bei der Heu-, Korn- und Kartoffelernte finden wollte; wenn wir uns vorstellen, daß er die Menschen, die sich um ihn versammeln, aufmerksam auf dasjenige macht, was ihnen als etwas Alltägliches widerfährt; wenn er das Gemeine, indem er es betrachtet, dichterisch ausspricht, erhebt, jeden Genuß der Gaben Gottes und der Natur mit würdiger Darstellung schärft: so darf man sagen, daß er seiner Nation eine große Wohlthat erzeige. Denn der erste Grad einer wahren Aufklärung ist, wenn der Mensch über seinen Zustand nachzudenken und ihn dabei wünschenswerth zu finden gewöhnt wird. Man singe das Kartoffellied wirklich auf dem Acker, wo die völlig wundergleiche, den Naturforscher selbst zu hohen Betrachtungen leitende Vermehrung nach langem, stillem Weben und Wirken vegetabilischer Kräfte zum Vorschein kommt und ein ganz un-

begreiflicher Segen aus der Erde quillt, so wird man erst das Verdienst dieser und anderer ähnlichen Gedichte fühlen, worin der Dichter den rohen, leichtsinnigen, zerstreuten, Alles für bekannt annehmenden Menschen auf die ihn alltäglich umgebenden, Alles ernährenden hohen Wunder aufmerksam zu machen unternimmt.

Kaum aber ist alles dieses Gute in des Menschen Gewahrsam gebracht, so schleicht auch der Herbst schon wieder heran, und unser Dichter nimmt rührenden Abschied von einer wenigstens in der äußeren Erscheinung hinfälligen Natur. Doch seine geliebte Vegetation überläßt er nicht ganz dem unfreundlichen Winter. Der zierliche Topf nimmt manchen Strauch, manche Zwiebel auf, um in winterhafter Häuslichkeit den Sommer zu heucheln und auch in dieser Jahreszeit kein Fest ohne Blumen und Kränze zu lassen. Selbst ist gesorgt, daß es dem zur Familie gehörenden Vogel nicht an grünem, frischem Dache seiner Käfichtlaube fehle.

Nun ist es die schönste Zeit für kurze Spaziergänge, für trauliches Gespräch an schaurigen Abenden. Jede häusliche Empfindung wird rege, freundschaftliche Sehnsucht vermehrt sich, das Bedürfniß der Musik läßt sich lebhafter fühlen, und nun mag sich der Kranke selbst gern an den traulichen Zirkel anschmiegen, und ein verschwebender Freund kleidet sich in die Farbe der scheidenden Jahreszeit.

Denn so gewiß nach überstandenem Winter ein Frühling zurückkehrt, so gewiß werden sich Freunde, Gatten, Verwandte in allen Graden wiedersehen; sie werden sich in der Gegenwart eines alliebenden Vaters wiederfinden und alsdann erst unter sich und mit allem Guten ein Ganzes bilden, wornach sie in dem Stückwerk der Welt nur vergebens hinstrebten. Ebenso ruht auch schon hier des Dichters Glückseligkeit auf der Ueberzeugung, daß Alles der Vorsorge eines weisen Gottes sich zu erfreuen habe, der mit seiner Kraft Jeden erreicht und sein Licht über Alle leuchten läßt. So bewirkt auch die Anbetung dieses Wesens im Dichter die höchste Klarheit und Vernünftigkeit und zugleich eine Versicherung, daß feste Gedanken, jene Worte, mit denen er unendliche Eigenschaften faßt und bezeichnet, nicht leere Träume noch Klänge sind, und daraus entspringt ein Wonnegefühl eigener und allgemeiner Seligkeit, in welcher alles Widerstrebende, Besondere, Abweichende aufgelöst und verschlungen wird.

Wir haben bisher die sanfte, ruhige, gefaßte Natur unseres Dichters mit sich selbst, mit Gott, mit der Welt in Frieden gesehen; sollte denn aber nicht eben jene Selbständigkeit, aus der sich ein so heiteres Leben nach den inneren Kreisen verbreitet, öfter von außen bestürmt, verletzt und zu leidenschaftlicher Bewegung aufgeregt werden? Auch die Frage läßt sich vollständig aus den vorliegenden Gedichten beantworten.

Die Ueberzeugung, durch eigenthümliche Kraft, durch festen Willen aus beengenden Umständen sich hervorgehoben, sich aus sich selbst ausgebildet zu haben, sein Verdienst sich selbst schuldig zu sein, solche Vortheile nur durch ein ungefesseltes Emporstreben des Geistes erhalten und vermehren zu können, erhöht das natürliche Unabhängigkeitsgefühl, das durch Absonderung von der Welt immer mehr gesteigert, in den unausweichlichen Lebensverhältnissen manchen Druck, manche Unbequemlichkeit erfahren muß.

Wenn daher der Dichter zu bemerken hat, daß so manche Glieder der höheren Stände ihre angeborenen großen Vorrechte und unschätzbaren Bequemlichkeiten vernachlässigen und hingegen Ungeschick, Rohheit, Mangel an Bildung bei ihnen obwaltet, so kann er einen solchen Leichtsinn nicht verzeihen. Und wenn sie noch überdies mit anmaßendem Dünkel dem Verdienst begegnen, entfernt er sich mit Unwillen, verbannt sich launigt von heiteren Gastmählern und Trinkzirkeln, wo offene Menschlichkeit vom Herzen ins Herz strömen und gesellige Freude das liebenswürdigste Band knüpfen soll.

Mit heiligem, feierlichem Ernst zeigt er das wahre Verdienst dem falschen gegenüber, straft ausschließenden Dünkel bald mit Spott, bald sucht er den Irrungen mit Liebe entgegenzuwirken.

Wo aber angeborene Vortheile durch eigenes Verdienst erhöht werden, da tritt er mit aufrichtiger Achtung hinzu und erwirbt sich die schätzenswerthesten Freunde.

Ferner nimmt er einigen vorübergehenden Antheil an jenem dichterischen Freiheitssinn, der in Deutschland im Genuß zehnjährigen Friedens durch poetische Darstellungen geweckt und unterhalten wurde. Mancher wohlgesinnte Jüngling, der das Gefühl akademischer Unabhängigkeit ins Leben und in die Kunst

Der erste Einschub des jüngeren Voß hebt unstreitig an mit „Wir haben bisher die sanfte“ und geht fort bis „Denkweise auch hier unterlegen darf“ (S. 438). Man kann diesen Einschub wohl herausnehmen, und der Ausdruck der Recension bewahrt gleichmäßig den durch jenes unterbrochenen Schwung ohne Störung des Zusammenhangs.

hinübertrug, mußte in der Verknüpfung bürgerlicher Administration so manches Drückende und Unregelmäßige finden, daß er, wo nicht im Besonderen, doch im Allgemeinen auf Herstellung von Recht und Freiheit zu sinnen für Pflicht hielt. Kein Feind drohte dem Vaterlande von außen; aber man glaubte sie zu Hause, auf dieser und jener Gerichtsstelle, auf Ritterſitzen, in Kabinetten, an Höfen zu finden; und da nun gar Klopstock durch Einführung des Bardenchors in den heiligen Eichenhain der deutschen Phantasie zu einer Art von Boden verhalf, da er die Römer wiederholt mit Hilfe des Gesanges geschlagen hatte, so war es natürlich, daß unter der Jugend sich berufene und unberufene Barden fanden, die ihr Wesen und Unwesen eine Zeit lang vor sich hin trieben, und man wird unserem Dichter, dessen reines Vaterlandsgefühl sich später auf so manche edle Weise wirksam zeigte, nicht verargen, wenn er auch an seinem Theil, um die Sklavenfessel der Wirklichkeit zu zersprengen, den Rhein gelegentlich mit Tyrannenblut färbt.

Auch ist in der Folge die Annäherung zum französischen Freiheitskreise nicht heftig, noch von langer Dauer; bald wird unser Dichter durch die Resultate des unglücklichen Versuchs abgestoßen und kehrt ohne Harm in den Schooß sittlicher und bürgerlicher Freiheit zurück.

Innerhalb des Kunstkreises läßt er denn auch manchmal seinen Unmuth sehen; besonders äußert er sich kräftig, ja, man kann sagen hart gegen jene vielfachen unsicheren Versuche, durch die das deutsche Dichterwesen eine Zeit lang in Verwirrung gerieth. Hier scheint er nicht genugsam zu sondern, Alles mit gleicher Verdammniß zu strafen, da doch selbst aus diesem chaotischen Treiben manches Schätzenswerthe hervorging. Doch sind Gedichte und Stellen dieser Art wenige, gleichnißweise gefaßt und ohne Schlüssel kaum verständlich; deswegen man des Dichters sonstige billige Denkweise auch hier unterlegen darf.

Daß überhaupt eine so zarte, in sich gekehrte, von der Welt weggewandte Natur auf ihrem Lebenswege nicht durchaus gefördert, erleichtert und in heiterer Thätigkeit gekräftigt worden, läßt sich wol vermuthen. Doch wer kann sagen, daß ihm ein solches Loos gefallen sei! Und so finden wir schon in manchen früheren Gedichten ein gewisses zartes Unbehagen, das durch den Jubel des Rundgesanges wie durch die heitere Feier der Freundschaft und Liebe unvermuthet hindurchblickt und manches herrliche Gedicht stellenweis einer allgemeineren Theil-

nahme entzieht. Nicht weniger bemerken wir spätere Gesänge, in denen gehindertes Streben, verkümmerter Wachsthum, gestörtes Erscheinen nach außen, Kränkungen mancher Art mit leisen Lauten bedauert und verlorene Lebensepochen beklagt werden. Dann aber tritt er mit Macht und Gewalt auf, kämpft hartnäckig, wie um sein eigenes Dasein, dann läßt er es an Heftigkeit der Worte, am Gewicht der Invektiven nicht fehlen, wenn die erworbene heitere Geistesfreiheit, dieser aus dem Frieden mit sich selbst hervorleuchtende ruhige Blick über das Weltall, über die sittliche Ordnung desselben, wenn die kindliche Neigung gegen Den, der Alles leitet und regiert, einigermaßen getrübt, gehindert, gestört werden könnte. Will man dem Dichter dieses Gefühl allgemeinen heiligen Behagens rauben, will man irgend eine besondere Lehre, eine ausschließende Meinung, einen beengenden Grundsatz aufstellen, dann bewegt sich sein Geist in Leidenschaft, dann steht der friedliche Mann auf, greift zum Gewehr und schreitet gewaltig gegen die ihn so fürchterlich bedrohenden Irrsale, gegen Schnellglauben und Aberglauben, gegen alle den Tiefen der Natur und des menschlichen Geistes entsteigenden Wahnbilder, gegen Vernunft verfinsternde, den Verstand beschränkende Satzungen, Macht- und Bannsprüche, gegen Verketzerer, Baalspriester, Hierarchen, Pfaffengezücht und gegen ihren Urahn, den leibhaftigen Teufel.

Sollte man denn aber solche Empfindungen einem Manne verargen, der ganz von der freudigen Ueberzeugung durchdrungen ist, daß er jenem heitern Lichte, das sich seit einigen Jahrhunderten nicht ohne die größten Aufopferungen der Beförderer und Bekenner im Norden verbreitete, mit vielen Anderen das eigentliche Glück seines Daseins schuldig sei? Sollte man zu jener scheinbar gerechten, aber parteisüchtig grundfalschen Maxime stimmen, welche dreist genug fordert, wahre Toleranz müsse auch gegen Intoleranz tolerant sein? Keineswegs! Intoleranz ist immer handelnd und wirkend; ihr kann auch nur durch intolerantes Handeln und Wirken gesteuert werden.

Ja, wir begreifen um so mehr die leidenschaftlichen Besorgnisse des Dichters, da ihm noch von einer andern Seite jene düsteren Uebermächte drohen; sie drohen, ihm einen Freund

---

Der von düsteren Uebermächten geraubte Freund war Graf Friedrich Stolberg. Die Fehde, die Voß wegen dessen Uebertritt zur katholischen Kirche anspann, war Goethen sehr unbehaglich, wie dies unter Anderm das Epigramm „Voß contra Stolberg" (Werke, III. 302) bekundet.

zu rauben, einen Freund in dem wichtigsten Sinne des Wortes. Wenn unser Dichter, wie wir gesehen, so liebevoll an Allem hangen kann, was nicht einmal seine Neigung zu erwidern vermag, wie muß er sich erst ans Theilnehmende, an Menschen, an Seinesgleichen, an vorzügliche Naturen anschließen und sie zu seinen kostbarsten Gütern zählen!

Gebildete, nach Bildung strebende Männer sucht frühe sein Geist, sein Gefühl auf. Schon schweben Hagedorn und Kleist, die erst verschiedenen, gleichsam selig gesprochenen deutschen Dichtergestalten, in die ätherischen Wohnungen voraus; auf sie ist der Blick jüngerer Nachkömmlinge gerichtet, ihre Namen werden in frommen Hymnen gefeiert. Nicht weniger sieht man die lebendig vorstehenden, vorantretenden gebildeten Meister und Kenner Klopstock, Lessing, Gleim, Gerstenberg, Bodmer, Ramler, von den neu aufsprießenden, im Hochgefühl eigenen Vermögens, mit kraftvoller Selbstschätzung und würdiger Demuth verehrt. Schon erscheinen die Namen Stolberg, Bürger, Boie, Miller, Hölty in freundschaftlicher Anerkennung des Ruhmes werth, den ihnen das Vaterland bald bestätigen sollte.

In diesem Chor von Freunden, von Verehrten setzt der Dichter ohne bedeutenden Verlust lange sein Leben fort; ja, es gelingt ihm, die Fäden akademischer Frühzeit durch Freundschaft, Liebe, Verwandtschaft, eheliche Verbindung, durch fortgesetzte Theilnahme, durch Reisen, Besuch und Briefwechsel in seinen übrigen Lebensgang zu verweben.

Wie muß es daher den liebenswürdig Verwöhnten schmerzen, wenn nicht der Tod, sondern abweichende Meinung, Rückschritt in jenes alte, von unseren Vätern mit Kraft bekämpfte, seelenbedrückende Wesen ihm einen der geliebtesten Freunde auf ewig zu entreißen droht! Hier kennt er kein Maaß des Unmuths; der Schmerz ist grenzenlos, den er bei so trauriger Zerstückelung seiner schönen Umgebungen empfindet. Ja, und er würde sich aus Kummer und Gram nicht zu retten wissen, verlieh' ihm die Muse nicht auch zu diesem Falle die unschätzbare Gabe, jenes bedrängende Gefühl am Busen eines theilnehmenden Freundes harmonisch gewaltig auszustürmen.

Wenden wir uns nun von dem, was unser Dichter als allgemeines und besonderes Gefühl ausspricht, wieder zurück zu seinem darstellenden Talent, so drängen sich uns mancherlei Betrachtungen auf.

Eine vorzüglich der Natur und, man kann sagen, der Wirklichkeit gewidmete Dichtungsweise nimmt schon da ihren Anfang, wo der übrigens unpoetische Mensch dem, was er besitzt, dem, was ihn unmittelbar umgiebt, einen besonderen Werth aufzuprägen geneigt ist. Diese liebenswürdige Aeußerung der Selbstheit, wenn uns die Erzeugnisse des eigenen Grundes und Bodens am Besten schmecken, wenn wir glauben, durch Früchte, die in unserem Garten reiften, auch Freunden das schmackhafteste Mahl zu bereiten, diese Ueberzeugung ist schon eine Art von Poesie, welche der künstlerische Genius in sich nur weiter ausbildet und seinem Besitz nicht nur durch Vorliebe einen besondern, vielmehr durch sein Talent einen allgemeinen Werth, eine unverkennbare Würde verleiht und sein Eigenthum dergestalt den Zeitgenossen, der Welt und Nachwelt zu überliefern und anzueignen versteht.

Diese gleichsam zauberische Wirkung bringt eine tiefsühlende, energische Natur durch treues Anschauen, liebevolles Beharren, durch Absonderung der Zustände, durch Behandlung eines jeden Zustandes in sich als eines Ganzen schaffend hervor und befriedigt dadurch die unerläßlichen Grundforderungen an inneren Gehalt; aber damit ist noch nicht Alles geschehen; auch äußerer Mittel bedarf es, um aus jenem Stoff einen würdigen Körper zu bilden. Diese sind Sprache und Rhythmus! Und auch hier ist es, wo unser Dichter seine Meisterschaft aufs Höchste bewährt.

Zu einem liebevollen Studium der Sprache scheint der Niederdeutsche den eigentlichsten Anlaß zu finden. Von Allem, was undeutsch ist, abgesondert, hört er nur um sich her ein sanftes, behagliches Urdeutsch, und seine Nachbarn reden ähnliche Sprachen. Ja, wenn er ans Meer tritt, wenn Schiffer des Auslandes ankommen, tönen ihm die Grundsilben seiner Mundart entgegen, und so empfängt er manches Eigene, das er selbst schon aufgegeben, von fremden Lippen zurück und gewöhnt sich deshalb mehr als der Oberdeutsche, der an Völkerstämme ganz verschiedenen Ursprungs angrenzt, im Leben selbst auf die Abstammung der Worte zu merken.

Diesen ersten Theil der Sprachkunde läßt sich unser Dichter gewissenhaft angelegen sein. Die Ableitung führt ihn auf das Bedeutende des Wortes, und so stellt er manches gehaltvolle wieder her, setzt ein mißbrauchtes in den vorigen Stand, und wenn er dabei mit stiller Vorsicht und Genauigkeit verfährt, so fehlt es ihm nicht an Kühnheit, sich eines harten, sonst vermie-

In das Stammbuch von Friedr. Max Moor.*)

Frankfurt den 28. August 1765.

Dieses ist das Bild der Welt,
Die man für die beste hält!
Fast wie eine Mördergrube,
Fast wie eines Burschen Stube,
Fast so wie ein Opernhaus,
Fast wie ein Magisterschmaus,
Fast wie Köpfe von Poeten,
Fast wie schöne Raritäten,
Fast wie abgehaztes Geld
Sieht sie aus, die beste Welt.

Es hat der Autor, wenn er schreibt,
So etwas Gewisses, was ihn treibt.
Der Trieb zog auch den Alexander
Und alle die Helden mit einander.
Drum schreib' ich auch allhier mich ein;
Ich möcht' nicht gern vergessen sein.

In ein Exemplar des „Deserted village" by Dr. Goldsmith.**)

Den 10. September 1773.

Wenn einst nach überstandnen Lebensmüh und -Schmerzen
Das Glück Dir Ruh und Wonnetage giebt,
Vergiß' nicht Den, der — ach, von ganzem Herzen
Dich und mit Dir geliebt!

---

*) Aus der „Berliner Montagszeitung" vom 9. Oktober 1865, Nr. 41. — Das Gedicht wurde im Jahre 1865 im Verein für Geschichte und Alterthumskunde zu Frankfurt a. M. von dem Vorsitzenden Dr. Euler mitgetheilt. Die Verse können hier nur unvollständig gegeben werden. Die vorstehenden Alben die Anfangs- und die Schlußstrophe. Darunter steht als Motto das Horazische „Aliquam tenenatis amici" (vgl. S. 150 dieses Bandes!); der damals grade 16jährige Goethe unterzeichnet „Der schönen Wissenschaften Liebhaber." — L.

**) Vgl. A. Kestner „Goethe und Werther" S. 285 und den „Katalog der Goethe-Ausstellung" S. 15. — Das englische Gedicht, welches Goethe mit obiger Widmung an Kestner sandte, hatte er selbst mit Gotter gemeinschaftlich übersetzt. Vgl. G. H. Lewes' „Goethe's Leben und Schriften," 2. Aufl. I, 219.

denen Ausdrucks an rechter Stelle zu bedienen. Durch eine so genaue Schätzung der Worte, durch den bestimmten Gebrauch derselben entsteht eine gefaßte Sprache, die sich, von der Prosa weg, unmerklich in die höheren Regionen erhebt und daselbst poetisch für sich zu schalten vermögend ist. Hier erscheinen die dem Deutschen sich darbietenden Wortfügungen, Zusammensetzungen und Stellungen zu ihrem größten Vortheil, und man kann wol sagen, daß sich darunter unschätzbare Beispiele finden.

Und nicht blos diesen ans Licht geförderten Reichthum einer im tiefsten Grunde edlen Sprache bewundern wir, sondern auch, was der Dichter bei seiner hohen Forderung an die Rhythmik durch Befolgung der strengsten Regeln geleistet hat. Ihn befriedigte nicht allein jene Gediegenheit des Ausdrucks, wo jedes Wort richtig gewählt ist, keines einen Nebenbegriff zuläßt, sondern bestimmt und einzig seinen Gegenstand bezeichnet; er verlangt zur Vollendung Wohllaut der Töne, Wohlbewegung des Periodenbaues, wie sie der gebildete Geist aus seinem Innern entwickelt, um einen Gegenstand, ein Empfundenes völlig entsprechend und zugleich bezaubernd anmuthig auszudrücken. Und hier erkennen wir sein unsterbliches Verdienst um die deutsche Rhythmik, die er aus so manchen schwankenden Versuchen einer für den Künstler so erwünschten Gewißheit und Festigkeit entgegenhebt. Aufmerksam horchte derselbe den Klängen des griechischen Alterthums, und ihnen fügte sich die deutsche Sprache zu gleichem Wohllaute. So enthüllte sich ihm das Geheimniß der Silbenmaaße, so fand er die innigste Vereinigung zwischen Poesie und Musik und ward unter dem Einflusse eines freundschaftlichen Zusammenlebens mit Schulze in den Stand gesetzt, solche Früchte einer gemeinsamen Anstrengung seinem Vaterlande auf praktischem und theoretischem Wege mitzutheilen.

Besonders angenehm ist das Studium jener Gedichte, die sich der Form nach als eine Nachbildung der aus dem Alterthum geretteten ankündigen. Belehrend ist es, zu beobachten, wie der Dichter verfährt. Hier zeigt sich nicht etwa nur ein ähnlicher Körper, nothdürftig wiederhergestellt; derselbe Geist vielmehr scheint ebendieselbe Gestalt abermals hervorzubringen.

Wie nun der Dichter den Werth einer bestimmten und vollendeten Form lebhaft anerkennt, die er bei seinen letzten

Von den Worten an „Und nicht blos diesen ꝛc" bezieht sodenfalls bei übrigen Voß weiter Antrag.

Arbeiten völlig in der Gewalt hat, so wendet er eben diese Forderung auch gegen seine früheren Gedichte und bearbeitet sie mutterwitz nach den Gesetzen einer in ihm später gereiften Vollkommenheit.

Haben daher Grammatiker und Techniker jene Leistungen besonders zu würdigen, so liegt uns ob, daß wir das übernommene Geschäft, den Dichter aus dem Gedicht, das Gedicht aus dem Dichter zu entwickeln, mit wenigen Zügen vollenden.

Auch innerhalb des geschlossenen Kreises der diesmal anzuzeigenden vier Bände finden wir ihn, wie er sich zum vorzüglichen Uebersetzer jener Werke des Alterthums nach und nach ausbildet.

Durch den entschiedenen, oben gepriesenen Sieg der Form über den Stoff, durch manches von äußerer Veranlassung völlig unabhängige Gedicht zeigt uns der Dichter, daß es ihm frei stehe, das Wirkliche zu verlassen und ins Mögliche zu gehen, das Nahe wegzuweisen und das Ferne zu ergreifen, das Eigene aufzugeben und das Fremde in sich aufzunehmen. Und wie man zu sagen pflegte, daß neben dem römischen Volke noch ein Volk von Statuen die Stadt verherrliche, so läßt sich von unserem Dichter gleichfalls aussprechen, daß in ihm zu einer ächt deutschen wirklichen Umgebung eine ächt antike geistige Welt sich geselle.

Ihm war das glückliche Loos beschieden, daß er den alten Sprachen und Literaturen seine Jugend widmete, sie zum Geschäft seines Lebens erkor. Nicht zerstückeltes buchstäbliches Wissen war sein Ziel, sondern er drang bis zum Anschauen, bis zum unmittelbaren Ergreifen der Vergangenheit in ihren wahresten Verhältnissen; er vergegenwärtigte sich das Entfernte und faßte glücklich den kindlichen Sinn, mit welchem die ersten gebildeten Völker sich ihren großen Wohnplatz, die Erde, den übergewölbten Himmel, den verborgenen Tartarus mit beschränkter Phantasie vorgestellt; er ward gewahr, wie sie diese Räume mit Göttern, Halbgöttern und Wundergestalten bevölkerten, wie sie Jedem einen Platz zur Wohnung, zur Wanderung den Pfad bezeichneten. Sodann, aufmerksam auf die Fortschritte des menschlichen Geistes, der nicht aufhörte, zu beobachten, zu schließen, zu dichten, ließ der Forscher die vollkommene Vorstellung, die wir Neuern von dem Erd- und Weltgebäude, sowie von seinen Bewohnern besitzen, aus ihren ersten Keimen sich nach und nach entwickeln und auferbauen. Wie sehr da-

durch Fabel und Geschichte gefördert worden, ist Niemand mehr verborgen, und sein Verdienst wird sich immer glänzender zeigen, je mehr dieser Methode gemäß nach allen Seiten hin gewirkt und das Gesammelte geordnet und aufgestellt werden kann.

Auf die Weise ward sein großes Recht begründet, sich vorzüglich an den Urbarden anzuschließen, von ihm die Dichterweihe zu empfangen, ihn auf seinen Wanderungen zu begleiten, um gestärkt und gekräftigt unter seine Landsleute zurückzukehren. So, mit festhaltender Eigenthümlichkeit, wußte er das Eigenthümliche jedes Jahrhunderts, jedes Volkes, jedes Dichters zu schätzen und reichte die älteren Schriften uns mit geübter Meisterhand dergestalt herüber, daß fremde Nationen künftig die deutsche Sprache als Vermittlerin zwischen der alten und neuen Zeit höchlich zu schätzen verbunden sind.

Und so werde zum Schluß das Hochgefühl gelungener unsäglicher Arbeit und die Einladung zum Genusse des Bereiteten mit des Dichters eigenen Worten ausgesprochen:

Mir trug Lyäos, mit der begeisternden
Weinrebe Sprößling, als, dem Verstürmten gleich
Auf öbem Eiland, ich mit Sehnsucht
Wandte den Blick zur Hellenenheimath.

Schamhaft erglühend nahm ich den heiligen
Rebichoß und hegt' ihn, nahe dem Nordgestirn,
Abwehrend Luft und Ungeschlachtheit
Unter dem Glas in erkarzter Sonne.

Vom Trieb der Gottheit, siehe, beschleuniget,
Stieg Rankenwaldung, übergewölbt, mich bald
Mit Blüthe, bald mit grünem Herling,
Bald mit geröthetet Traub' umschwebend.

Im süßen Anbauch träumt' ich, der Zeit entflohn,
Wettkampf mit alterthümlichem Hochgesang.
Wer lauter ist, der leise freundlich,
Ob die Ambrosiafrucht gereift sei!

Das volle Lob, das Goethe in dieser Recension spendete, erschien Manchen so wenig gerechtfertigt, daß sie verbreiteten, es sei ironisch gemeint.

133. a.

Der Geburtstag, eine Jägeridylle in vier Gesängen. Hadamar, in der Neuen Gelehrten-Buchhandlung. 1803. 107 S. 8.

Dieses kleine Gedicht kann man als ein gedrucktes Konzept ansehen, und in diesem Sinne erregt es Interesse. Der Verfasser hat einen idyllischen Blick in die Welt; inwiefern er original sei, läßt sich schwer entscheiden; denn vorzüglich die zwei ersten Gesänge erinnern im Ganzen wie im Einzelnen durchaus an Vossens Luise.

Die Welt seiner Jäger und Förster kennt der Verfasser recht gut; doch hat er manche Eigenthümlichkeiten derselben nicht genug herausgehoben und sich dafür mit den kleinen Lebensdetails, welche diese Klasse mit allen anderen gemein hat, Kaffeetrinken, Tabakrauchen u. s. w., wie auch mit allgemeinen Familienempfindungen, die allenfalls im Vorbeigehen berührt werden können, zu sehr aufgehalten. Ueberhaupt möchte man sagen, er sei nur mit den Augen und nicht mit dem Herzen ein Jäger.

Das Hauptmotiv, daß am Geburtstage eines Försters der Geliebte seiner Tochter einen Wolf schießt und dadurch zur Verlobung gelangt, ist artig und durch Retardationen interessant gemacht; doch bleibt immer die Charakteristik der Behandlung zu schwach. Der Verfasser hätte durchaus bedenken sollen, daß es in der Familie des Försters Waldheim lebhafter und rascher zugehen müsse als bei dem Pfarrer von Grünau. Lobenswürdig ist übrigens die Darstellung und Benutzung des seltsamen Lokals mit den Niederungen am Fuße und der bergigen Umgebung. In den zwei letzten Gesängen, wo das Gedicht handelnder wird, ist ein gewisser epischer Sinn und Schritt, eine glückliche

Zu 133. a. Jen. Allg. Lit.-Zeit., Nr. 38. Den 14. Febr. 1805. Sp. 303 f.

Am 23. Jan. 1805 benachrichtigt Goethe Eichstädt: „Ich habe in diesen Tagen folgende Recensionen bearbeitet. . . . . Der Geburtstag, eine Jägeridylle . . . Ich hoffe sie nächsten Sonnabend überschicken zu können." Am 26. desselben Monats: „Euer Wohlgeboren erhalten die versprochenen Recensionen, die ich, wie sie liegen und stehen sind, hinter einander abgedruckt wünschte." Darnach geht obiger Recension die des Trauerspiels „Johann Friedrich, Kurfürst zu Sachsen", voran und folgt die von „Athenor".

Darstellung dessen, was geschieht, nicht zu verkennen. Auch ist über das Ganze eine gewisse gemüthliche Anmuth verbreitet.

Aber — und leider ein großes Aber — die Verse sind ganz abscheulich. Der Verfasser, indem er seine Vorgänger in diesem Fache las, hat sich von der inneren Form eines solchen Kunstwerks wol Manches zugeeignet, über die letzte äußere Form aber und deren Vollendung weder gedacht, noch mit irgend einem Wissenden sich besprochen. Was ihm von den Versen im Ohr geblieben, hat er nachgeahmt, ohne sich eines Gesetzes, einer Regel bewußt zu sein.

Sollen wir also die in der Vorerinnerung gethane Frage, ob seine Muse Freunden der Dichtkunst wol ein ästhetisches Vergnügen gewähren könne, aufrichtig und freundlich beantworten, so sagen wir: er lerne zuerst Hexameter machen, welches sich dann wol jetzt nach und nach wird lernen lassen; wie viel Zeit es ihm auch kosten sollte, so ist es reiner Gewinn; er arbeite alsdann das Gedicht nochmals um, vermindere den beschreibenden Theil, erhöhe den handelnden, ersetze das gleichgültige Allgemeine durch bedeutendes Besondere, so wird sich alsdann deutlicher zeigen, ob er in diesem Fache etwas leisten kann; denn jetzt muß man den besten Willen haben und eine Art von Sonntagskind sein, um eine übrigens ganz wohlgebildete Menschengestalt durch eine von Warzen, Flecken, Borsten und Unrath entstellte Oberhaut durchzusehen.

133. b.

Antwort auf die Antikritik über die Recension des Gedichts „Der Geburtstag".

Ohne sich auf die Aeußerungen des verdrießlichen Verfassers weiter einzulassen, will Recensent einen Vorschlag zur Güte thun. Unser Dichter, dem wir ein gewisses Talent keineswegs ableugnen, arbeite sein kleines Werk — woran, wie er

---

Zu 133. b. Intelligenzbl. d. Jen. Allg. Lit.-Zeit., Nr. 13. Den 3. Febr 1806. Sp. 112.

Goethe schreibt am 1. Febr. 1806 an Eichstädt: „Euer Wohlgeboren erhalten hierbei Mancherlei zurück. 1) Die lustige Antikritik. Man könnte den Verfasser sehr um Besten haben. Am Liebsten wäre mir's, wenn man gar nichts hinzufügte; doch da Sie es wünschen, so habe ich in der Beilage den glimpflichsten

ja selbst gesteht, noch Manches zu bessern ist — abermals durch, und wir versprechen, wenn es uns wieder zu Gesicht kommt, die erste und zweite Ausgabe aufmerksam zu vergleichen und unsere Gedanken redlich darüber zu eröffnen. Das Werkchen aber, wie es liegt, nochmals im Detail durchzuprüfen, und zwar blos um die schlimme Seite desselben herauszukehren, kann wol Niemanden zugemuthet werden, der bei seinen Arbeiten sich selbst und Andere zu fördern wünscht.

134.

Athenor, ein Gedicht in sechzehn Gesängen. Neue verbesserte Ausgabe. Mannheim, in Kommission bei Schwan und Götz. 1804. VIII, übrigens mit den Anmerkungen 286 S. 8. (2 Rthlr. 12 Gr.)

Als wir dieses Gedicht mit Sorgfalt zu lesen anfingen, uns durch den jedem Gesang vorgesetzten Inhalt mit dem Ganzen und seinen Theilen bekannt zu machen und in der Ausführung selbst vorwärts zu dringen suchten, haben wir eine ganz eigene Erfahrung gemacht. Wir empfanden nämlich eine Art von Schwindel, wie sie Den zu überfallen pflegt, dem etwas ganz Intengruentes und also seiner Natur nach Unmögliches doch wirklich vor Augen steht. Nach einigem Besinnen erinnerten wir uns schon einer ähnlichen Empfindung: es war die, wie wir

Weg eingeschlagen" — In der im Intelligenzblatt unmittelbar vor der „Antwort" abgedruckten „Antikritik" beschwert sich der Dichter nicht nur über den nach seiner Meinung ungegründeten Vorwurf, daß er absichtliche Verse gemacht haben solle, sondern fällt auch gegen den Recensenten höchst beleidigend aus.

Zu 134. Jen. Allg. Lit.-Zeit., Nr. 39. Den 14. Febr. 1805. Sp. 304.

Dichter des Athenor war der vormalige Jesuit v. Klein.

Beim Erscheinen der ersten Auflage schrieb Goethe an Schiller am 9. Mai 1802: „Ich wünsche, daß dakommender Band Sie nicht schon von einer andern Seite her beimgesucht habe, damit Sie diese gereimte Tollhausproduction zuerst als ein Curiosissimum durch meine Hand erhalten. So einen auf der äußern Form des Nachstvergangenen sich herumdrehenden Wahnsinn habe ich doch noch nicht gesehen. Doch wer will ein Wort für so eine Erscheinung finden!"

Am 23. Jan. 1805 nannte Goethe Eichstädten auch die Recension des Athenor mit denjenigen, welche er nächsten Sonnabend, d. 26. Jan., überschicken zu können hoffte und auch schickte. Die Bestimmung der Artikelfolge am 2. Febr. endet: „und Athenor schließe — ultimum scabies!"

den Garten und Palast des Prinzen Pallagonia besuchten, der nicht allein, wie bekannt, durchaus mit Ungeheuern ausstaffirt ist, sondern wo auch, was weniger bekannt, an der Architektur sorgfältig alle horizontalen und vertikalen Linien vermieden sind, so daß Alles im Sieben zugleich einzustürzen scheint. Gestärkt durch diese Reflexion, wagten wir dem Helden Athenor nochmals ins Gesicht zu sehen, fanden uns aber um nichts gebessert; was wir jedoch zuletzt über ihn bei uns zusammenbringen konnten, aber freilich für kein Urtheil ausgeben, wäre ungefähr Folgendes.

Wenn man Wieland's poetische Schriften stückweise in eine Hexenpfanne neben einander setzte und sodann über einem gelinden Feuer so lange schmorte, bis Naturell, Geist, Anmuth, Heiterkeit mit allen übrigen lebendigen Eigenschaften völlig abgeraucht wären, und man alsdann die überbliebene zähe Masse mit einem Löffelstiel einigermaßen durcheinanderzöge und einen solchen Brei, der fast für ein Caput mortuum gelten kann, völlig erstarren und erkalten ließe, so würde ungefähr ein Athenor entstehen. Da jedoch der Fall von der Art ist, daß wir nicht wissen können, ob unsere Empfindung bei diesem Werk nicht vielleicht idiosyncratisch sei, so wünschten wir, daß einer unserer kritischen Kollegen durch umständlichere Untersuchung unsere Meinung zu bestärken oder zu widerlegen geneigt wäre.

Am Kürzesten und Gerathensten halten wir jedoch, daß Jeder, der eine kleine Bibliothek deutscher Art und Kunst sich angeschafft hat, auch diesem Athenor einen Platz gönne; denn es ist doch auch kein geringer Genuß, wenn man sich nach Belieben beim Aufschlagen eines Buchs einen solchen ästhetischen Tragelaphen vergegenwärtigen kann. Zu diesem Behuf aber müßte der Verleger den Preis, der durch die artig punktirten Kupfer unverhältnißmäßig erhöht sein mag, ein- für allemal herabsetzen.

Garten und Palast des Prinzen Pallagonia schildert Goethe in der Italienischen Reise unterm 9. April 1787.

Tragelaph, Bockirsch, ein aus sich widersprechenden Bestandtheilen Zusammengesetztes. Goethe gebraucht denselben Ausdruck von Jean Paul Richter's „Hesperus" im Brief an Schiller vom 10. Juni 1795.

Ueber eine an die Redaktion der Literatur-Zeitung eingesandte und von Hofe Gorthen mitgetheilte „Erklärung", worin dieser unglücklichen Recension gegenüber einige belobende angeführt sind, schreibt Goethe am 11. Mai 1803: Die komische Anrede des „Athenor" kann recht gut, wie sie steht, ohne daß man etwas hinzufügt, gedruckt werden; nur ließe man die paar lateinischen Worte oben weg, die ich durchgestrichen habe".

135. a.

Olfried und Liſena. Ein romantiſches Gedicht in zehn Geſängen, von Auguſt Hagen. Königsberg, in der Univerſitätsbuchhandlung. 1820.

Die Entführung oder der alte Bürgerkapitän. Ein Frankfurter heroiſch-borjertlich Luſtſpiel. Frankfurt a. M., bei Johann Friedrich Wenner. 1821.

Jedes in ſeiner Art höchlich zu empfehlen. Das Nähere im folgenden Stück.

135. b.

Olfried und Liſena. Ein romantiſches Gedicht in zehn Geſängen, von Auguſt Hagen. Königsberg, 1820.

Als mir dies Büchlein in die Hände kam, ſchlug ich es nach alter löblicher oder unlöblicher Gewohnheit auf, gerade in der Mitte, und las die ſechs Stanzen der beiden Seiten; dieſe zogen mich an und nöthigten mich, vor- und rückwärts zu gehen, wodurch ich denn gar bald bewegt ward, vom Anfang anzufangen. Und ſo habe ich es denn auch in ruhigen, guten Stunden fort- und durchgeleſen, welches etwas heißen will; denn, in zehn Geſänge getheilt, enthält es über ſechzehnhundert Stanzen.

Zu 135. a. Ueb. Kunſt u. Alterth., II. Bds. 3. Hft. 1820. Umſchlag.

Olfried und Liſena empfahl Goethe nicht nur öffentlich in dieſer Anzeige und in den beiden folgenden, ſowie wenigſtens durch Erwähnung im Vorwort zum „Deutſchen Gil Blas", ſondern auch wiederholt einzelnen Freunden; ſo brieflich am 12. Septbr. 1820 an Boiſſerée, am 13. an v. Brambard, am 20. an Zelter, am 12. Juli 1821 an Frau v. Willemer, am 7. Septbr. d. J. an Zauper; mündlich am 24. Aug. 1820 an Frau v. Heyd, am 18. Septbr. 1827 an Eckermann. — In den „Zu- und Jahreshften — 1820" ſagt Goethe: „Von deutſchen Produktionen war mir „Olfried und Liſena" eine höchſt willkommene Erſcheinung, worüber ich mich auch mit Antheil ausſprach. Das einzige Bedenken, was ſich auch in der Folge einigermaßen rechtfertigte, war: der junge Mann möchte ſich in ſolchem Umfang zu früh ausgegeben haben."

Zu 135. b. Ueb. Kunſt u. Alterth., III. Bds. 1. Hft. 1821. S. 92 bis 95.

Ich aber, gerade in diesem Augenblicke weder zu irgend einer auslangenden Darstellung, viel weniger zu einer Beurtheilung aufgelegt, ersuche die genannten und ungenannten trefflichen Freunde, die uns in kritischen Zeitschriften über ästhetischen Gewinn und Verlust gar löblich aufklären, diesem Werk ihre Aufmerksamkeit zu schenken und mir den Traum zu deuten, warum es mir so wohl gefällt.

Anerkennen werden wir es als ein erfreuliches Zeichen der Zeit; denn es beweist eine hohe sittlich-ästhetische Kultur, wenn in jungen Jahren ein entschiedenes Talent auch sogleich aufgeklärt, frei, heiter und den Gegenständen völlig gewachsen erscheint, die es behandelt. Von großer Bedeutung halten wir, wenn ein junger Mann — denn als einen solchen giebt und offenbart er sich, — eine Fabel wie diese konzipirend, sie in sich auszubilden und bei der fleißigsten Behandlung des Einzelnen sich immer so ausführlich und gleich zu bleiben vermag. Bei dieser Ausführung aber weiß ich nicht, was ich mehr bewundern soll, den klar-tiefen Eindruck in die menschlichen Gefühle, Gesinnungen, Zustände und Verhältnisse, oder die Heiterkeit, sich in der Natur, ihren Lokalitäten und Einzelnheiten überall zu ergehen.

Glück wünschen wir ihm aber vorzüglich, daß er von Jugend auf ein Seeanwohner gewesen; dadurch gewinnt er eine Arena, einen Kampf- und Spielraum, auf dem wir seine Helden und Leute bald froh und bald bedrängt sehen, er gewinnt die mannichfaltigsten Luft-, Wasser- und Erdericheinungen, und dann hängt es von ihm ab, uns natürlich-seenhaft bald auf dürren Sandwüsten ausruhen zu lassen, bald in Fischerhütten, deren Gewerb mit Garten- und Obstbau verbunden ist, erquickend einzuführen; es hängt von ihm ab, palastreiche Städte am Ufer zu erbauen, Gärten und Parks ohne Gleichen zu labyrinthisiren.

Doch geben wir zu weit und dürften auf diesem Wege die Absicht, uns nicht einzulassen, ehe wir's uns versehen, überschreiten.

Betrachten wir genau, so ist es vielleicht die jugendliche Anschauung des Meeres, die dem Engländer, dem Spanier so große Vorzüge über den mittelländischen Dichter giebt. Kenner, welchen unsere neuere deutsche Literatur gegenwärtiger ist als mir, werden bemerken, wer von dieser Seite mit unserm Dichter wetteifert.

Ein junger Freund, den ich oft über mich und Andere reden höre, ertheilt mir auf Ersuchen folgenden Bescheid.

„Olfried und Lisena von August Hagen habe ich gleich zu lesen angefangen und den ersten Gesang vollendet. Hiernach zu urteilen, scheint der junge Dichter sehr glücklich die Aufgabe gelöst zu haben, wie das Märchenhafte, Abenteuerliche, Seltsame auf eine erfreuliche Weise mit bekannter, gewohnter menschlicher Sinnesart in Verbindung zu setzen sei. Alles deutet auf ein heiteres, reines und sehr sanftes Naturell mit gelindem Schwunge, einer der Fülle und Stärke gar nicht entbehrenden Einbildungskraft hin. Die griechischen Ueberschriften wollen wol sagen, daß der Dichter seinen Sinn am Homer glücklich bewahrt und genährt. Mit Interesse werde ich das Ganze vollenden, mich davon zu durchdringen suchen, um Ihrer Anfrage möglichst genugzutun.

„Olfried und Lisena habe vollendet. Was ich nach ziemlich unterbrochenem Lesen von diesem Produkt jetzt ungefähr sagen könnte, wäre dieses. Es ist kein Homerisches Epos, wiewol die äußere Form, Erzählung und die Einführung auf den Schauplatz durch den Dichter stattfindet. Hier ist vielmehr ein geistiger, sittlicher Anakreon, dem Homer's Fülle und Breite einmal zugesagt hat, in aller Vollständigkeit und Ausführlichkeit geneigt, von sich zu geben, was im kleinen, harmlosen Gedicht und Lied unschuldig-anmuthig gerührt und gefallen hätte. Die moderne Denkweise, die mehr auf die Gesinnung als auf kräftigen sichtbaren Ausdruck nach Art der Alten Alles bezieht, verleugnet sich nirgends. Daher denn die innerste Anlage des Gedichts mehr von Höhe und Tiefe als Breite zeigt. Ja, diese letztere ist ganz auf die Nebenpartien und Außerwesentlichkeiten vertheilt. Doch indem ich auf jene längern Episoden und Einflechtungen von Griechisch Mythischem ziele, bin ich weit entfernt, hiermit einen Fehler auszusprechen; vielmehr finde ich es höchst liebenswürdig und anmuthig, daß der Dichter, was dem Norden abgeht, so wahr und unumwunden eingesteht und gern mit des Südens Vortheilen die Leere und Einöde erfüllen und erheitern mag, die doch nun einmal besteht. Dürfen wir uns deshalb wundern, daß uns überhaupt nur ein Märchen geboten wird, und daß der Sänger Wahrheit und Dichtung sich einander entgegenzusetzen sich gezwungen sieht? Auch hier also fehlt jener antike Vortheil, von einem Gegebenen, wirklich Vorhandenen auszugehen, und die Erfindung eines nicht Vorhandenen, Daseienden, das an die Stelle des unzulänglich Wirklichen tritt, äußert sich ganz nach neuerer Dichtweise.

Reim auf Basedow.*)

Montag, den 13. Juli 1774.

Wir werden nun recht gut geführt,
Weil Basedow das Ruder führt.

In das Kalenderlein der Frau Hofräthin Kämpf.**)

Den 13. Juli 1774.

Sarah lacht' unserm Herregott,
Elisabeth Götzen in der Noth,
Nahmen sich ihres Hauses an,
Waren Gott lieb, waren lieb dem Mann.
Du sorgest für die Freunde hier;
Drum, liebes Weibchen, dank' ich Dir.

Dem Passavant- und Schäblerischen Brautpaare die Geschwister des Bräutigams.***)

Zum 25. Juli 1774.

Er fliegt hinweg, Dich zu umfangen,
Und unsre Seele jauchzt ihm laut;
Mit innig heißerem Verlangen
Flog nie der Bräutigam zur Braut.

*) Vgl. „Allgemeine (Kieler) Monatsschrift für Wissenschaft und Literatur" 1854, Aprilheft S. 254, so wie „Zur Feier des 21. Mai 1867", Anhang S. 26. — Das Schiff hatte auf Goethe's bekannter Lahnfahrt (vgl. II, 236 und das 14te Buch von „Dichtung und Wahrheit") einige Schleusen zu passiren. Während der langsamen Durchfahrt unterhielt man sich mit scherzhaften Reimen. Basedow schrieb: „Nun bald, nun baldest oder nie — Stift' ich ein' neu' Akademie." Ein Herr Fischer aus der Gesellschaft setzte darunter: „Da wollt' ich gern ein Schüler werden, Wär' ich nicht schon so lang' auf Erden." Variante: „Hätt' ich nicht schon so alt' Geberden." Goethe endlich schrieb den obigen Vers, der zweideutigerweise sowol auf Basedow's bereinstige Leitung der Akademie als auf die einstweilige des Schiffes anspielt.

**) Vgl. die in der vorigen Anmerkung citirte zweite Schrift, Anhang S. 27. — Die Verse, „auf dem Rhein am Mast geschrieben, im Angesicht von Coblenz", sind ein Resultat derselben Lahn- und Rheinfahrt, auf welcher Frau Kämpf für die Küche sorgte. Es war der Abend desselben Tages, auf dessen Mittag sich das Gedicht „Dinè zu Coblenz" (II, 253) bezieht, dessen Datum also um einen Tag zurückzustellen wäre. — L.

***) Siehe „Goethe's Goldener Jubeltag," 1826, S. 22 und die Ausgabe von 1846. Ein Bruder des Bräutigams, der spätere Pfarrer und Consistorialrath Passavant in Frankfurt a. M., war Goethe's Gefährte auf seiner ersten Reise in die Schweiz im Juni und Juli 1775 (vgl. unsre Biographie S. LXXXVII). Unter dem Originale, welches Goethe zu seinem Jubiläum am 7. November 1825 wieder zugesandt wurde, stehen noch die folgenden Worte: „Spät, doch nicht zu spät, hoff' ich. Grüßen Sie Passavant! Und meinem Vater doch auch einige Exemplare dieses Larmens." — Das Gedicht scheint aber wegen der Verspätung damals nicht mehr gedruckt worden zu sein. — L.

„Daß jedoch der Dichter jenes Erfundene so unmittelbar in Verbindung mit seinem Oertlichen, Klimatischen, ja, mit seiner persönlichen, individuellen Gesinnung bringt, muß ihm als eine höchst glückliche Auskunft ausgelegt werden, jenem bezeichneten antiken Vortheil sich zu nähern. Und vielleicht ist hier der Punkt, wo die ganze Produktion mir am Heitersten, Reinsten und Lobenswürdigsten erscheint. Denn geben wir jene frauenhafte Gesinnung einmal zu, so muß uns die Fülle, der Reichthum von Gleichnissen und Schilderungen, die alle dem Landstrich, der Meeresküste, der Vegetation entnommen sind, höchst überraschend sein, indem wir diese wirklichen Elemente zu einem neuen Ganzen abermals verbunden sehen, das eigentlich jenseits und über dem Wirklichen steht. Ueberhaupt dürfte man fragen, ob das Gedicht im Sinne unserer neuern Romantiker romantisch zu nennen sei. Es ist zwar im reinsten und zartesten Sinne von Sehnsucht, welche die höchsten, sogar überirdischen Regionen berührt, gedichtet; indessen werden wir doch auf einen Himmel, ein Ewiges, Dauerndes geführt, das nicht zu Ungunst, sondern zum Vortheil des viel schwächern Erdenwesens sich wirksam erweist. Und so ist eigentlich jene Kluft gefüllt, die unsere gemeinen Romantiker zwischen Erd' und Himmel nur immer größer zu machen sich bestreben. C. Sch."

135. c.

Olfried und Lisena noch einmal.

Da wir bei abermaliger Betrachtung genannten Gedichtes die Neigung gegen dasselbe und gegen den Autor zu verändern keinen Anlaß gefunden, vielmehr die früher gehegte gute Gesinnung sich unangefochten erhalten hat, so möchten wir dem Dichter gerne etwas zu Liebe thun, etwas aussprechen, das ihn für alle Zukunft fördern könnte.

Denn was an ihm allenfalls auszusetzen sei, darüber werden ihn unsere landsmännischen Kritiker gar umständlich belehren; wir aber wollen ihn mit einem kurzen Worte berathen, welches zu befolgen er gewiß heilsam finden wird. Wir wünschen nämlich, daß er sich's für die nächste Zeit, vielleicht für alle Zeiten, zum Gesetz mache, nur kurze, einfache Erzählungen zu unter-

C. Sch. am Schluß des Aufsatzes 135. b. ist C. C. Schubarth

Zu 135. c. Zeit. Kunst u. Alterth., III. Bds. 1. Hft. 1822. S. 135 ff.

nehmen; er wähle sich aus der Geschichte, aus Ueberlieferungen, aus Erfahrung irgend ein prägnantes Motiv, welches entwickt ästhetisch-moralische Zufriedenheit erwecken könne. Er behandle solches ausführlich und umständlich; die Eigenthümlichkeit desselben werde aus sich selbst geschmückt und erwachse zu fröhlichen Theilen; je kürzer er sich fasst, desto willkommener wird er sein und gewiß am Besten gedeihen. Denn ergreift er den rechten Gegenstand, so ist bei einer anmuthigen Behandlung, wie sie dem schönen Talent zu Gebote steht, seine Arbeit unverwüstlich; vergreift er sich auch einmal, so ist für seine fruchtbare Dichtader nicht viel verloren.

Gern erinnern wir uns hiebei Wieland's kleiner Erzählungen, von welchen gar manche als wohlgeschliffene Edelsteine in der Krone deutscher Literatur noch lange Zeit glänzen werden, wenn viel mehr Aufmerksamkeit und Forschung verlangt wird, um die Verdienste des allerliebsten Oberon anzuerkennen.

136.

Oestliche Rosen von **Friedrich Rückert.** Drei Lefen. Leipzig, Brockhaus. 1822.

Es läßt sich bemerken, daß von Zeit zu Zeit in der deutschen Nation sich gewisse dichterische Epochen hervorthun, die, in sittlichem und ästhetischem Boden ruhend, durch irgend einen Anlaß hervorgerufen, eine Zeit lang dauern, denselben Stoff wiederholen und vervielfältigen. Man tadelt öfters einen solchen Verlauf; ich finde ihn aber nothwendig und wünschenswerth. Wir hören, weil hier besonders von Liedern die Rede sein soll, einen sanft melancholischen Anklang, der sich von Hölty bis zu Ernst Schulze durchzieht; der hochgesinnte deutsche Hermannsgeist, von Klopstock ausgehend, hat uns wenige, aber herrliche Melodien geliefert; in wie viel hundert Klängen erscholl zur Kriegs- und Siegeszeit das Gefühl älterer und jüngerer Deutschen, wie eifrig begleiteten sie nicht mit Gesängen und Liedern ihre Thaten und Gesinnungen! Da man aber denn doch im Frieden auch einmal, und wär' es nur auf kurze

Zu 136. Neb. Kunst u. Alterth., III. Bds. 3. Heft. 1822. S. 173 ff.

Stunden, in heiterer Gesellschaft sich als Ohneſorge fühlen will, so war ein fremder Hauch nicht unwillkommen, der, dem Ostwind vergleichbar, abkühlend erfrischte und zugleich uns der herrlichen Sonne, des reinen blauen Aethers genießen ließe. Von den Kompositionen meines Divans hab' ich schon manche Freude gewonnen. Die Zelterischen und Eberweinischen gut vorgetragen zu hören, wie es von der so talent- als sangreichen Gattin des letztern geschieht, wird gewiß jeden Genußfähigen in die beste Stimmung versetzen.

Und so kann ich denn Rückert's oben bezeichnete Lieder allen Musikern empfehlen; aus diesem Büchlein, zu rechter Stunde aufgeschlagen, wird ihnen gewiß manche Rose, Narzisse und was sonst sich hinzugesellt, entgegenduften; von blendenden Augen, fesselnden Locken, gefährlichen Grübchen findet sich manches Wünschenswerthe; an solchen Gefahren mag sich Jung und Alt gerne üben und erquicken.

Obgleich die Ghaſelen des Grafen Platen nicht für den Gesang bestimmt sind, so erwähnen wir doch derselben gern als wohlgefühlter, geistreicher, dem Orient vollkommen gemäßer, sinniger Gedichte.

137.

Willkommen! — Ueberſicht.

Der Vorgesang erinnert an die frommen Wünsche, welche Rath und Bürgerschaft an der Ehrenpforte ihrem geliebtesten Landesherrn entgegenriefen.

Nr. 1. Sonett leitet das Ganze ein, besonders aber die nächstfolgenden Gedichte, wozu

Nr. 2. Der Uebergang ist.

Graf Platen's „Ghaſelen" erschienen Erlangen 1821. Eckermann berichtet, Goethe habe ihm am 21. Nov. 1823 gesagt: „Ich hatte mir vorgenommen, in „Kunst und Alterthum" etwas darüber zu sagen; denn die Gedichte verdienten es. Mein Zustand läßt mich aber zu nichts kommen. Sehen Sie doch zu, ob es Ihnen gelingen will, einzudringen und den Gedichten etwas abzugewinnen." Hierauf folgt noch ein Urtheil über die Ghaſelenform. Nach einer Aeußerung vom 29. Dezbr. 1825 vermißte Goethe darin die Liebe. (Gespräche, I. 85, 284.) — Eckermann besprach denn auch Platen's „Neue Ghaſelen" in Kunst u. Alterth., IV. Bds. 3. Hft. 1824.

Zu 137. „Willkommen! Weimar, 1814" war der Titel des Heftes, welches die dem Herzog Karl August bei seiner Heimkehr nach dem französischen Kriege

Nr. 3. Die Sterne beziehen sich auf die Himmelszeichen und Sternbilder, womit das Observatorium und ein benachbartes Gebäude geschmückt waren.

Nr. 4. Blumen und Pflanzen. Dieses Gedicht verleiht jenen Gewächsen eine Stimme, welche an einigen Wohnungen, sodann aber auch am römischen Hause sich auszeichneten.

Nr. 5. Der Kranz ward vor dem Schauspielhause von einigen Jungfrauen, als Darstellerinnen der genannten Blumen, überreicht.

Nr. 6. Sollte die Ueberschrift einer Ode führen, sowol wegen alterthümlicher Form als wegen des ihr eigenen Gedankenschwunges.

Nr. 7. Eine gleiche Bezeichnung ist auch diesem Gedichte nicht zu versagen.

Nr. 8. Worte der Zeit klingen kräftig an ein früheres Kraftlied eines aus unserer Mitte bald Geschiedenen.

Nr. 9. Sollte Wieland's Pforte überschrieben sein, weil von da her diese Töne sich vernehmen lassen.

Nr. 10. Könnte man mit Recht gesellige Nachbarschaft überschreiben, da das Gedicht sich auf eine Wohnung bezieht, welche, ein geselliges Dasein begünstigend, noch in gegenwärtigem Falle sich einer glanzreichen Nachbarschaft erfreut.

Nr. 11. Die Unsichtbaren haben auch etwas Sichtbares nach außen gewendet und sich dadurch würdig zu erkennen gegeben.

---

am 1. Septbr. 1814 überreichten Gedichte enthielt. Die Uebersicht befindet sich am Schlusse. — Bisher nicht in den Werken. — Vergl. III. Theil, S. 321 u. 409.

In den „Tag- und Jahresheften — 1814" deutet Goethe an: „Die Feierlichkeiten zur Ankunft des Herzogs aus dem glücklichen Feldzug erregten Vorbereitungen zu architektonischer Zierde der Straßen. Redaktion einer Gedichtsammlung, nachher unter dem Titel Willkommen herausgegeben." Von Peucer („Weimarische Blätter, S. 597) wird noch ausdrücklich bestätigt, daß die Uebersicht von Goethe sei, ebenso von dem wohl unterrichteten Recensenten in der Jenaischen Literatur-Zeitung von 1815, Nr. 36 u. 37. Dort sind auch die meisten Verfasser genannt, und darnach ist es von Nr. 1 Riemer — Nr. 2 v. Einsiedel — Nr. 3 und 4 Riemer — Nr. 6 v. Voigt — Nr. 7 Pistorius — Nr. 8 und 9 Peucer (Nr. 9 ohne Ueberschrift — erste Zeile und vierte Strophe von Goethe) — Nr. 10 Regierungsrath Müller (auch nicht überschrieben) — Nr. 11 Bertuch (die Freimaurer gemeint) — Nr. 12 v. Müller (die Sphinx) und Hibel — Nr. 13 v. Müller — Nr. 15 v. Voigt — Nr. 16 Hand — Nr. 17 Göttling (beide letztere lateinisch) — Nr. 19 Schnauß — Nr. 21 Peucer (nach einer Angabe in „Weimarische Blätter", S. 602) — Nr. 22 und 23 Derselbe — Nr. 26 Riemer — Nr. 28 Weichardt — Nr. 29 Danz — Nr. 31 v. Knebel (von Goethe am 9. Juli 1814 zu einem Beitrag aufgefordert) und — Nr. 32 Goethe.

Mit dem früheren Kraftlied unter Nr. 8 ist Schiller's Gedicht „Die Worte des Glaubens" gemeint.

Nr. 12. Ebendieselben sieht man hier ihre Symbole in bedeutungsvollen Gnomen auslegen.

Nr. 13. Schiller's Halle zeigt sich mit bedeutenden Weihgeschenken geschmückt.

Nr. 14. Dem wiederkehrenden Landesvater ein patriotischer Jüngling.

Nr. 15. Das römische As gelangt zum Wort, um anzudeuten, wie Altes und Neues sich einander die Hand reichen.

Nr. 16 und 17. Das Alterthum redet hier in seiner eignen Sprache unsre Empfindungen.

Nr. 18. Volksfest, dem Vater des Volks gefeiert.

Nr. 19. Waffenglanz, der erneueten Wappen ächte Auslegung.

Nr. 20. Gruß zur Heimkehr, allstimmiger Tagesruf.

Nr. 21. Der Liebfrauenthurm, ein Denkmal des Mittelalters, belebt sich, um in die frommen Gesinnungen der Gegenwart auf seine Weise einzustimmen.

Nr. 22. Patriotisches Stillleben zeigt die heitere Beharrlichkeit, die sich einem Ort, einem Fürstenhause, einem Volk und Geschäft getreulich widmet.

Nr. 23. Handelsmann aus Brüssel. Denn auch von außen und aus der weiten Welt wird der Werth und die Würde eines Gesammtlebens und -Wirkens anerkannt.

Nr. 24. Knabengruß läßt hier vernehmen, wie auch in Kindes- und Säuglingsmunde Ihm Lob und Freude bereitet sei.

Nr. 25. Der Landmann spricht sich heiter, theilnehmend und wohlgefällig aus.

Nr. 26. Kunstschule erklärt die an ihrer Pforte aufgestellten Sinnbilder.

Nr. 27. Silbenräthsel fordert zu stillem Nachdenken eines Erfreulichen auf.

Nr. 28. Sehnsucht in liebevoller Ferne.

Nr. 29. Die Saale zur Ilm in löblichem Wetteifer.

Nr. 30. Dem Frieden Lobgesang.

Nr. 31. Den Einziehenden patriotischer Zuruf.

Nr. 32. Familiengemälde. Es ist gegründete Hoffnung, daß die bildende Kunst sich mit der dichtenden zur Vollendung dieses Entwurfs vereinigen werde.

138.

Zum nähern Verständniß des Gedichts „Dem Könige die Muse", gewidmet dem 28. August 1827.

Vorgemeldetes, durch bildende Kunst zeitgemäß errichtetes Denkmal veranlaßt uns, jenes poetisch gewagten Gedächtnißbildes zu gedenken, womit wir den Anfang unseres Heftes schmücken durften, wie es Ihro Königlichen Majestät in Bayern festlichem Aufenthalt in Weimar bescheidentlich gewidmet worden. Wenn die Muse sich in ihren Darstellungen lakonisch auszudrücken hatte, so ist es gewiß nicht unangenehm, ja, es wird gefordert, das dort Angedeutete mit einiger Ausführlichkeit nunmehr erläutert zu finden. Denn jenes Gedicht, das durchaus sich auf Zustände, Umstände und Gelegenheiten bezieht, verlangt nothwendig Bemerkungen, damit es auch jedem Lesenden ebenso deutlich sei als denen Personen, für die es gedichtet und niedergeschrieben worden.

Brückenau.

Ihro Königliche Hoheit der Großherzog von Weimar, vieljähriger vertrauter Freund Ihro Majestät Maximilian's König von Bayern, hatten nach Höchstdessen Hintritte nichts Angelegeneres, als mit dem erhabenen Königlichen Sohn und Nachfolger

---

Zu 138. Ueb. Kunst u. Alterth., VI. Bds. 2. Heft. 1828. S. 362 bis 368. Noch nicht in den Werken.

Im Inhaltsverzeichniß des Hefts ist Goethe als Verfasser bezeichnet.

König Ludwig I. von Bayern hatte Goethen zu seinem Geburtstag 1827 persönlich das Großkreuz des Verdienstordens des h. Michael überbracht, und Goethe veranlaßte den Kanzler von Müller ein den König ehrendes Gedicht für „Kunst und Alterthum" zu liefern. Dieses, überschrieben „Dem Könige die Muse", steht an der Spitze des angeführten Hefts, S. 217 bis 232.

Goethe schrieb am 2. März 1828 an Boisserée: „Indessen steht das Gedicht an den König im neuesten Stück voran; einige Noten zu nothwendigster Aufklärung desselben werden gegen das Ende eingeschaltet, da es denn wol Gelegenheit giebt, etwas Bescheiden-sinniges über das einzige Ereigniß auszusprechen."

Vorgemeldetes ist Goethe's Aufsatz „Pentalonium Vimariense", den Entwurf zu einem architektonischen Denkmal Karl August's (von Coudray) betreffend

so schöne Verhältnisse fortzusetzen und zu erneuern. Als nun König Ludwig in dem so lieblichen und durch kronprinzliche Vorsorge ausgestatteten Brückenau sich im Sommer 1826 befand, eilte der Großherzog dahin, um in den anmuthigen Gegenden, welche jenes Gedicht schildert, und an die so manche Erinnerung froher Vorzeit sich knüpfte, einer freiern und gemüthlichen Zusammenkunft zu genießen.

Wilhelmsthal.

Da nun dieser Besuch von Wilhelmsthal aus, einem nahe bei Eisenach gelegenen großherzoglichen Lustort, nachbarlich unternommen ward, so durfte man der Hoffnung leben, daß in diesen romantischen Berggründen, deren Schilderung der Dichter gleichfalls wagt, und wo auch die Frau Großherzogin ihren Sommeraufenthalt zu nehmen pflegt, ein nachbarlicher Besuch von Ihro Majestät dem Könige würde veranlaßt und erleichtert werden.

Durch verschiedene Umstände gehindert, unterblieb jedoch der gewöhnliche Sommeraufenthalt der Weimarischen Herrschaften im Jahr 1827, worauf denn der König deshalb einen weitern Weg zu unternehmen sich nicht abhalten ließ und, Wilhelmsthal vorbeigehend,

Wartburg

besuchte, sich dort unerkannt dem Zudringen bedeutender alterthümlichen Betrachtungen hingab, sodann aber dem eigentlichen Ziel ungesäumt entgegeneilte, seine erlauchten Wirthe in

Weimar

zu begrüßen. Hier traf der erhabene, überall theilnehmende Fürst gerade zu einem Fest ein, welches die dortigen Bewohner einem altbewährten Mitbürger freundlich veranstaltet hatten. Er verherrlichte dasselbe durch seine aufmerkende Gegenwart und krönte die schönen Gaben, welche dem Gefeierten an diesem Tage beschert wurden, auf das Herrlichste. Nach allen Seiten umsichtig, am Vergangenen wie am Gegenwärtigen theilnehmend, unterhielt Er sich vielfach über Weimar's jüngste Vorzeit, und so konnte es nicht fehlen, daß auch der

Tiefurtischen

Räume und der hohen Fürstin gedacht wurde, die da in der Mitte freundlichster Naturumgebung zugleich geist- und kunstreiche Unterhaltungen um sich her anzuregen und zu beleben gewußt hatte.

Ein innigſtes Anliegen aber war es Ihm,

Schiller's Wohnung

zu betreten. Hier, von der bürgerlich umfangenden Enge gerührt, hörte man Ihn betheuern: es ſei zweifach bewundernswerth, wie Schiller in ſo eingeſchloſſenen Räumen ſo großartig freie Schöpfungen habe hervorrufen können; Er würde dieſen trefflichen Mann, hätt' Er ihn noch am Leben gefunden, ſogleich nach Rom in die Villa di Malta verſetzt und ihm zur Pflicht gemacht haben, das ſo herrlich angefangene Drama „Die Malteſer" in den claſſiſchen Räumen auszuführen und Rom's Geſchichte unter Rom's Ruinen zu ſchreiben.

Sodann in

Belvedere,

theilnehmend an der glücklichen, großen Vorbildern nachlebenden Häuslichkeit der erbgroßherzoglichen Familie, widmete der König auch dem anſpruchloſen Stillleben einer ſeltenen und mannichfaltigen Pflanzenwelt Neigung und Aufmerkſamkeit. Auf der Rückkehr umſchwebten ihn tauſendfältige Erinnerungen in dem

Park

bei Weimar, und es ſchien keine Anmaßung, wenn die dort einheimiſche Muſe vor Ihn zu treten und die bedeutenden Augenblicke dieſer ſeltenſten aller Erſcheinungen feſtzuhalten und Ihm ehrerbietigſt zu widmen trachtete. War ſie doch ſelbſt in jedem Bewußtſein würdigen Beſitzens der Vergangenheit und Gegenwart durch ſo erhabene Theilnahme erfriſcht und beſtätigt, ja zu begeiſtertem Blicke in die Zukunft aufgeregt worden.

139.

Regulus, eine Tragödie in fünf Aufzügen, von Collin. Berlin, bei Unger. 1802. 184 S. mit den Anmerkungen. 8.

Die lebhafte Senſation, welche dieſes Stück bei ſeiner Erſcheinung erregte, iſt zwar nach und nach verklungen; doch möchte

Zu 139. Jen. Allg. Lit.-Zeit., Nr. 38. Den 14. Febr. 1806. Sp. 297 bis 300.

Dieſe Recenſion befindet ſich unter denen, die Goethe Eichſtädten mit Brief vom 23. Jan. 1805 ankündigte und mit Brief vom 26. überſandte. Vergl. Nr. 127, 128, 132a und 133.

es nicht zu spät sein, noch ein ruhiges kritisches Wort darüber auszusprechen.

Der Verfasser hat bei der Wahl dieses Gegenstandes sich sehr vergriffen. Es ist darin Stoff allenfalls zu einem Akt, aber keineswegs zu fünfen, und dieser eine Akt ist es, der dem Stücke Gunst erweckt.

In dem ersten ist Attilia, die Gattin des Regulus, vorzüglich beschäftigt, die Lage der Sache und sich selbst zu erveniren; jedoch weiß sie sich unsere Gunst nicht zu verschaffen.

Wer den Entschluß des Regulus als groß und heldenmüthig anerkennen soll, muß den hohen Begriff von Rom mit zum Stücke bringen; die Anschauung dieser ungeheuren spezifischen Einheit einer Stadt, welche Feinde, Freunde, ja ihre Bürger selbst für nichts achtet, um der Mittelpunkt der Welt zu werden. Und solche Gesinnungen sind es, die den einzelnen edlen Römer charakterisiren; so auch die Römerinnen. Wir sind die Lucretien und Clelien, Porcien und Arrien und ihre Tugenden schon so gewohnt, daß uns eine Attilia kein Interesse abgewinnen kann, die als eine ganz gemeine Frau ihren Mann für sich und ihre Kinder aus der Gefangenschaft zurückwünscht. Indessen möchte das dem ersten Akt hingehen, da von dem Kollisionfall, der nun sogleich eintritt, noch nicht die Rede ist.

Der zweite Akt enthält nun den interessanten Punkt, wo Regulus mit dem Karthagischen Gesandten vor dem Senat erscheint, die Auswechselung der Gefangenen widerräth, sich den Todesgöttern widmet und mit seinem ältesten Sohne Publius, der für die Befreiung des Vaters arbeiten wollte, sich auf ächt römische Weise unzufrieden bezeigt.

Mit dem dritten Akt fängt das Stück sogleich an zu sinken. Der punische Gesandte erscheint wirklich komisch, indem er den Regulus durch kosmopolitische Argumente von seinem spezifischen Patriotismus zu heilen sucht. Hierauf muß der wackere Held durch Frau und Kinder gar jämmerlich gemalt werden, indessen der Zuschauer gewiß überzeugt ist, daß er nicht nachgeben werde. Wie viel schöner ist die Lage Cortelan's, der seinem Vaterlande wiedererbeten wird, nachgeben kann, nachgeben muß und darüber zu Grunde geht!

Der vierte Akt ist ganz müssig. Der Konsul Metellus bringt erst einen Senator heimlich bei Seite, der sich des Regulus annehmen will; ferner beseitigt er einen stockpatriotisch gesinnten Senator, der zu heftig gegen Regulus wird, und läßt zuletzt

den Publius, man darf wol sagen, abfahren, als Dieser ungestüm die Befreiung seines Vaters verlangt und, da Ueberredung nicht hilft, auf eine wirklich lächerliche Weise den Dolch auf den Konsul zückt, welcher, wie man denken kann, unerschüttert stehen bleibt und den thörichten jungen Menschen gelassen festschickt.

Der fünfte Akt in die zweite Hälfte vom zweiten. Was dort vor dem Senat vorgegangen, wird hier vor dem Volke wiederholt, welches den Regulus nicht fortlassen will, der, damit es ja an modern dringenden, dramatischen Mitteln nicht fehle, auch einen von den durchs Stück wandelnden Dolchen zückt und sich zu durchbohren droht.

Wollte man dieses Sujet in einem Akt behandeln, indem man auf geschickte Weise den zweiten und fünften zusammenschmölze, so würde es ein Gewinn für die Bühne sein; denn es ist immer herzerhebend, einen Mann zu sehen, der sich aus Ueberzeugung für ein Ganzes aufopfert, da im gemeinen Lauf der Welt sich Niemand leicht ein Bedenken macht, um seines besondern Vortheils willen das schönste Ganze, wo nicht zu zerstören, doch zu beschädigen.

Hätte dieser Gegenstand unvermeidlich bearbeitet werden müssen, so hätte die große Spaltung der Plebejer und Patrizier zu Einleitungs- und Ausfüllungsmotiven den Stoff geben können. Wenn Attilia, eine recht eingeflochtene Plebejerin, nicht allein Gatten und Vater für sich und ihre Kinder, sondern auch für ihre Nächsten, für Vettern und Gevattern einen Patron zu befreien und aufzustellen im Sinne hätte, so würde sie ganz anders als in ihrer jetzigen Privatgestalt auftreten. Wenn man alsdann dem Regulus, der nur die eine große, untheilbare Idee von dem einzigen Rom vor Augen hat, dieses Rom als ein gespaltenes, als ein den Patriziern hingegebenes, als ein theilweise unterdrücktes, seine Hilfe forderndes Rom in steigenden Situationen dargebracht hätte, so wär' doch wol ein augenblicklich wankender Entschluß ohne Nachtheil des Helden zu bewirken gewesen. Anstatt dessen bringt der Verfasser diesen wechselseitigen Haß der beiden Parteien als völlig unfruchtbar und keineswegs in die Handlung eingreifend, weil er ihm nicht entgehen konnte, durch das ganze Stück gelegentlich mit vor.

Wir können daher den Verfasser weder wegen der Wahl des Gegenstandes noch wegen der bei Bearbeitung desselben geäußerten Erfindungsgabe rühmen, ob wir gleich übrigens gern gestehen, daß das Stück nebst den Anmerkungen ein un-

O Schwester, willst Du länger weilen?
Auf, bring' uns doppelt ihn zurück!
Wir wollen Alles mit Dir theilen
Und unser Herz und unser Glück.

Die besten Eltern zu verlassen,
Die Freunde, denen Du verschwind'st,
Ist traurig; doch, um Dich zu fassen,
Bedenke, was Du wiederfind'st!
Dein Glück, o Freundin, wird nicht minder,
Und unsers wird durch Dich vermehrt;
Sieh, Dich erwarten muntre Kinder,
Die werthen Eltern Gott beschert.

Komm zu dem täglich neuen Feste,
Wo warme Liebe sich ergießt,
Ringsum die brüderlichen Gäste,
Da Eins des Andern Glück genießt!
Im langgehofften Sommerregen
Reicht Gott dem früchtevollen Land
Erquickung, tausendfält'gen Segen! —
Reich' Du dem Bruder Deine Hand!

Und mit der Hand ein künftig Glücke
Für ihn und Dich und uns zugleich;
Dann werden jede Augenblicke
An neuen Lebensfreuden reich.
Ja, es sind wonnevolle Schmerzen,
Was aus der Eltern Auge weint;
Sie seben Dich mit warmem Herzen
Mit Deiner Schwester neu vereint.

Wie Freud' und Tanz ihn Dir ergeben,
Und Jugendwonne Euch verknüpft:
So seht einst Euer ganzes Leben
Am schönen Abend hingeschlüpft!
Und war das Band, das Euch verbunden,
Gefühlvoll, warm und heilig rein,
So lass't die letzte Eurer Stunden
Wie Eure erste heiter sein!

verwerfliches Zeugniß ablege, daß er die römische Geschichte wohl studirt habe.

Unglücklicherweise aber sind eben diese historischen Stoffe mit der Wahrheit ihrer Details dem dramatischen Dichter das größte Hinderniß. Das einzelne Schöne, historisch Wahre macht einen Theil eines ungeheueren Ganzen, zu dem es völlig proportionirt ist; das historisch Wahre in einem beschränkten Gedicht läßt sich nur durch große Kraft des Genies und Talents dergestalt beherrschen und bearbeiten, daß es nicht dem engeren Ganzen, das in seiner Sphäre eine ganz andere Art von Anähnlichung verlangt, als störend erscheine.

So sieht man aus den Anmerkungen, daß der Verfasser zu dem unverzeihlichen Mißgriff des Publius, der den Dolch gegen den Konsul zuckt, durch ein geschichtliches Faktum verleitet worden, indem ein junger Römer schon einmal einen Tribunen, der einen Vater zur Klage gezogen, durch Drohung genöthigt, seine Klage zurückzunehmen. Wenn nun ein Hauptargument dieser Klage war, daß der Vater den Sohn übel behandle, so sieht diese Anekdote gar wohl in einer römischen Geschichte; aber hier im Drama der junge Mensch, der gegen den Konsul Lucius Cäcilius Metellus den Dolch zieht, begeht doch wol den albernsten aller Streiche!

Wie die Einsicht des Verfassers in die römische Geschichte, so sind auch seine geäußerten theils römischen, theils allgemein menschlichen Gesinnungen lobenswerth. Sie haben durchaus etwas Rechtliches, meist etwas Richtiges; allein aus allen diesen einzelnen Theilen ist kein Ganzes entstanden.

So ist uns auch noch nicht bei dieser Beurtheilung die Betrachtung der Charaktere dringend geworden; denn man kann wol sagen, daß keine Charaktere in dem Stück sind. Die Leute ueben wol durch Zustände und Verhältniße von einander ab und meinen auch Einer anders als der Andere; aber es ist nirgends ein Zug, der ein Individuum, ja auch nur im rechten Sinn eine Gattung darstelle. Da dieses Stück übrigens Figuren hat, die den Schauspielern zusagen, so wird es wol auf vielen deutschen Theatern gegeben werden; aber es wird sich auf keinem halten, weil es im Ganzen dem Publikum nicht zusagt, das die schwachen und leeren Stellen gar zu bald gewahr wird.

Wir wunschen daher, wenn das Stück noch eine Weile in dieser Form gegangen ist, daß der Theil, der dramatisch dar-

stellbar und wirksam ist, für das deutsche Theater, das ohnehin auf sein Repertorium nicht rechnen kann, gerettet werde, und zwar so, daß der Verfasser oder sonst ein guter Kopf aus dem zweiten und fünften Akte ein Stück in einem Akte komponirte, das man mit Ueberzeugung und Glück auf den deutschen Theatern geben und wieder geben könnte.

---

140. a.

Ugolino Gherardesca, ein Trauerspiel, herausgegeben von Böhlendorf. Dresden, bei Gerlach. 1801. 188 S. gr. 8.

Wenn das außerordentliche Genie etwas hervorbringt, das Mit- und Nachwelt in Erstaunen setzt, so verehren die Menschen eine solche Erscheinung durch Anschauen, Genuß und Betrachtung, Jeder nach seiner Fähigkeit; allein da sie nicht ganz unthätig bleiben können, so nehmen sie öfters das Gebildete wieder als Stoff an und fördern, welches nicht zu leugnen ist, manchmal dadurch die Kunst.

Die wenigen Terzinen, in welche Dante den Hungertod Ugolino's und seiner Kinder einschließt, gehören mit zu dem

---

Zu 140. a. Jen. Allg. Lit.-Zeit., Nr. 38. Den 14. Febr. 1805. Sp. 309 ff.

Dante läßt den Ugolino seine Geschichte im Anfange des 33. Gesanges der „Hölle" (V. 4 bis 75) erzählen.

Gothaer erfuhr Goethe am 18. März 1804 um eine Besprechung des Trauerspiels, worauf Goethe bemerkte: „War schon im Manuskript bei mir, und konnte ich ihm nichts abgewinnen, wie jetzt im Druck. Ich müßte mich sehr irren, oder es ist eine von den Produktionen, wie sie jetzt möglich werden: null, ohne schlecht zu sein. Null, weil sie keinen Gehalt hat; nicht schlecht, weil eine allgemeine Form guter Muster dem Verfasser vorschwebt; dabei nicht unangenehm, weil eine leibliche Natur hervorblickt, nichts Unvernünftiges, Krankhaftes erscheint; obendrein wie Meyer's „Tobias" . . . . Den „Ugolino" lasse ich noch kurze Zeit bei mir liegen." Am 31. Jan. 1805 schreibt Goethe an Eichstädt: „Können Euer Wohlgeboren mir mit dem morgenden Heim Gerstenberg's „Ugolino" senden, ... so können die zwei Recensionen — die von Böhlendorf's „Ugolino" und von „Johann Friedrich, Kurfürst zu Sachsen", zu Erfüllung des zweiten Blattes bald aufwarten." – Es galt nämlich, den Recensenten der Gedichte von Hebel und Gräbel, des „Regulus" und der Gedichte „Der Geburtstag" und „Arbenor" noch so viel hinzuzufügen, um zwei Nummern zu füllen. Am 2. Febr. ließ er sie abgehn.

Höchsten, was die Dichtkunst hervorgebracht hat; denn eben diese Enge, dieser Lakonismus, dieses Verstummen bringt uns den Thurm, den Hunger und die starre Verzweiflung vor die Seele. Hiermit war Alles gethan und hätte dabei wol bewenden können.

Gerstenberg kam auf den Gedanken, aus diesem Keim eine Tragödie zu bilden, und obgleich das Große der Dante'schen Darstellung durch jede Art von Amplifikation verlieren mußte, so faßte doch Gerstenberg den rechten Sinn, daß seine Handlung innerhalb des Thurms verweilt, daß er durch Motive von Streben, Hoffnung, Aussicht den Beschauer hinhält und innerhalb dieser stockenden Masse einige Veränderung des Zustandes bis zur letzten Hülflosigkeit hervorzubringen weiß. Wir haben ihm also zu danken, daß er etwas gleichsam Unmögliches unternommen und es doch mit Sinn und Geschick gewissermaßen ausgeführt.

Herr Veblenderf war dagegen bei Konzeption seines Trauerspiels ganz auf dem falschen Wege, wenn er sich einbildete, daß man ein politisch-historisches Stück erst ziemlich kalt anlegen, fortführen und es zuletzt mit dem Ungeheuren enden könne.

Das Schlimmste bei der Sache ist, daß gegenwärtiger Ugolino auch wieder zu den Stücken gehört, welche ohne Wallenstein's Dasein nicht geschrieben wären. In dem ersten Akte sehen wir statt des zweideutigen Piccolomini einen sehr unzweideutigen Schelmen von Ghibellinischem Erzbischof, der zwar nicht ohne Ursache, doch aber auf tückische und verruchte Weise den Guelfen Ugolino haßt; ihm ist ein schwacher Legat des Papstes zugesellt, und der ganze erste Akt wird darauf verwendet, die Gewässer mehr oder weniger vom Ugolino abwendig zu machen.

Zu Anfang des zweiten Akts erscheint Ugolino auf dem Lande, von seiner Familie umgeben, ungefähr wie ein stiller Hausvater, dessen Geburtstag man mit Versen und Kränzen feiert. Sein ältester Sohn kommt siegreich zurück, um die Familienscene recht glücklich zu erheben. Man spürt zwar sogleich einen Zwiespalt zwischen Vater und Sohn, indem der Vater nach der Herrschaft strebt, der Sohn aber die sogenannte Freiheit, die Autonomie der Bürger zu lieben scheint, wodurch man wieder an Piccolomini und Max erinnert wird. Nun kommen die Bürgermeister von Pisa, um den auf dem Lande umherirrenden, verbrechenvertilgenden Helden nach der Stadt zu berufen, indem

ein großer Tumult entstanden, wobei das Volk Ugolino's Palast verbrannt und geschleift. Sie bieten ihm und den Seinigen das Stadthaus zur Wohnung an.

Im dritten Akte erscheint nun ein Nachbild vom Seni, Marco Lombardo, der die ganze Unglücksgeschichte vorausnimmt. Ugolino hat von dem Senatspalast Besitz genommen und sucht einen Ritter Nino, einen wackern Mann, auch Guelfen, doch in Meinungen einigermaßen verschieden, aus der Stadt zu entfernen, und beraubt sich, indem er einen Halbfreund von sich stößt, des besten Schutzes gegen seinen heimlichen Erzfeind, den Ghibellinen Ruggieri. Eine Scene zwischen Vater und Sohn erinnert wieder an die Piccolomini, und damit wir ja nicht aus diesem Kreise kommen, endigt der dritte Akt mit einer geschmückten Tafel, wobei die Handlung um nichts vorwärts kommt, als daß Ugolino seine Gesundheit als Pisa's Fürst zu trinken erlaubt. Der freiheitathmende Francesco tritt dagegen auf, wodurch ein widersprechend Verhältniß zwischen Vater und Sohn sich lebhaft ausdrückt und wir uns zu der Mühe verdammt finden, disjecti membra poetae abermals zusammenzulesen.

Im vierten Akt erzählt Ugolino dem Wahrsager einen Traum, wird aber durch den Seher um nichts klüger. Frau und Kinder kommen; die Geburtstagsscene wird etwas trauriger wiederholt; endlich findet sich Ugolino im Dom ein, um die Herrschaft zu übernehmen, wo er gefangen genommen und von dem schwankenden Volke verlassen wird.

Zu Anfang des fünften Akts treten auf einmal in diese prosaische Welt drei Schicksalsschwestern und parodiren die Hexen des Macbeth. Dann werden wir in den Hungerthurm geführt, wo der Verfasser der Leitung Gerstenberg's mehr oder weniger folgt, die Wirkung aber völlig zerstört, indem er die Hungerscene zerstückt und den Leser wechselsweise in den Thurm und auf die Straße führt. Zuletzt wird der Bischof, wunderlich genug, Mitternachts in den Dom gelockt und ermordet, nachdem vorher Ugolino's Geist hinten über das Theater gegangen.

Man darf kühnlich behaupten, daß man im ganzen Stück auf keine poetische Idee treffe. Die historisch-politisch-psychologischen Reflexionen zeigen übrigens von einem mäßigen, geraden Sinn. Die Einleitung des tristen Ugolinischen Charakters durch Erzählung seiner unglücklichen Jugend ist gut. Jene oben er-

Disjecti membra poetae – Horat. I. Lib. Satyr., IV 62.

wähnte Situation, da sich ein vorzüglicher Mann dadurch ins Unglück stürzt, daß er Versöhnung heuchelnden Feinden zu Liebe einen wenig dissentirenden Freund verstößt und sich des einzigen Schutzes beraubt, wäre dramatisch interessant genug; nur müßte die Behandlung viel tiefer gegriffen werden.

An Aufführung dieses Stücks ist gar nicht zu denken, um so weniger, als es nicht durch theatralische Vorstellung, sondern durch Lektüre Wallenstein's eigentlich entstanden sein mag.

140. b.

Einführung eines Briefs von Lessing über „Ugolino" von Gerstenberg.

Die neuliche Erwähnung des Gerstenbergischen Ugolino in unsern Blättern (Nr. 38) erinnerte einige ältere Literaturfreunde an einen Brief Lessing's und sein Urtheil über das Stück oder, um eigentlicher zu reden, an seine Empfindungen bei demselben. Der in den nächsten Stücken folgende Brief Lessing's an Gerstenberg wurde vorgesucht und uns auf eine Weise mitgetheilt, die uns vor allem Vorwurf der Indiskretion zu schützen das Ansehen hat.

141.

Johann Friedrich, Kurfürst zu Sachsen, ein Trauerspiel. Leipzig, bei Sommer. 1804. 8.

Es ist ein großer Unterschied, ob der Verfasser eines dramatischen Stückes vom Theater herunter oder auf das Theater

---

Zu 140. b. Intelligenzbl. d. Jen. Allg. Lit.-Zeit., Nr. 56. Den 25. Mai 1805. Sp. 487 u. 488.

Friedrich Jacobi schickte am 11. Apr. 1805 infolge der Recension des „Ugolino Gherardesca" von Böhlendorf an Goethe den Brief, welchen Lessing am 25. Febr. 1768 an Gerstenberg über dessen „Ugolino" geschrieben hatte, um denselben unterm Strich des Intelligenzblattes der Literatur-Zeitung abdrucken zu lassen, wobei er ausdrücklich zu erwähnen, daß der Adressat die Veröffentlichung gestattet habe. Goethe dankte am 19. April. Lessing's Brief steht in Nr. 57 und 58 gedachten Blattes.

Zu 141. Jen. Allg. Lit.-Zeit., Nr. 38. Den 14. Febr. 1805. Sp. 302 f. Das Stück ist von Stiber, der unter dem Namen C. Sebald schrieb.

hinauf schreibe. Im ersten Falle steht er hinter den Kulissen, ist selbst nicht gerührt noch gerührt, kennt aber die Mittel, Rührung und Täuschung hervorzubringen, und wird nach dem Maaß seines Talentes, wo nicht etwas Vortreffliches, doch etwas Brauchbares leisten. Im andern Falle hat er als Zuschauer gewisse Wirkungen erfahren; er fühlt sich davon durchdrungen und bewegt, möchte gern seine passive Rolle mit einer aktiven vertauschen, und indem er die schon vorhandenen Massen und Gesinnungen bei sich zu beleben und in veränderten Reihen wieder aufzuführen sucht, bringt er nur etwas Sekundäres, nur den Schein eines Theaterstücks hervor.

Ein solches Werk, wie das gegenwärtige, konnte man daher wol fulgur e pelvi nennen, indem die Wallensteinische Sonne hier aus einem nicht eben ganz reinen Gefäß zurückleuchtet und kaum eine augenblickliche Blendung bewirkt. Hier ist auch ein unschlüssiger Held, der sich aber doch, gestärkt durch seinen Beichtvater, mehr auf den protestantischen Gott, als Jener auf die Planeten verläßt. Hier ist auch ein Verräther, der mit mehreren Regimentern zum Feind übergeht, eine Art von Max, eine Sorte von Thekla, die uns aber doch, anfangs durch Bauernkleidung, dann durch Heldenrüstung, an eine geringere Abkunft, an den Stamm der Bayardischen Miranden, der Johannen von Montfaucon erinnert. Nicht weniger treten Bürger und Soldaten auf, die ganz unmittelbar aus Wallenstein's Lager kommen. Ferner giebt es einige tückische Spanier, wie man sie schon mehr auf dem deutschen Theater zu sehen gewohnt ist, und Karl V. zeigt sich als ein ganz leidlicher Kartenkönig. Die Zweideutigkeit des nachherigen Kurfürsten Moritz kann gar kein Interesse erregen.

Ungeachtet aller dieser fremden Elemente liest man das Stück mit einigem Gefallen, das wol daher kommen mag, daß wirkliche Charaktere und Thatsachen, auf die der Verfasser in der Vorrede so großen Werth legt, etwas Unverwüstliches und

Am 1. August 1804 schreibt Goethe an Eichstädt: „Es ist ein Stück herumgekommen, Kurfürst Johann Friedrich, das ich als Theaterreuscher lesen mußte. Theilen Sie es Niemand zu; ich will sehen, ob ich über dieses mittelmäßige Werk etwas Lustiges sagen und den Eingang machen kann, Ihnen künftig über den neuen Theaterwust hinaushelfen." Erst am 31. Jan. 1805 kündigt Goethe die Uebersendung der Recensionen als bevorstehend an, die dann am 2. Febr. erfolgte.

Fulgur e pelvi (Blitz aus dem Nachttopf) — wol nach Erasmus.
Ritter Bayard und Johanna von Montfaucon — von Kotzebue.

Unverpfuschbares haben. Nicht weniger bringt die Phantasie aus der bekannten Geschichte eine Menge Bilder und Verhältnisse hinzu, welche das Stück, wie es dasteht, nicht erregen noch hervorbringen würde.

Noch einen Vortheil hat das Stück: daß es kurz ist. Die Charaktere, wenngleich nicht recht gezeichnet, werden uns nicht lästig, weil sie uns nicht lange aufhalten; die Situationen, wenngleich nicht kunstmäßig angelegt, gehen doch geschwind vorüber, und wenn sie an Nachahmung erinnern, so sind sie auch schon vorbei, indem sie ein Lächeln erregen.

Wie wohl übrigens das ganze Stück sei, würde sich bei der ersten Vorstellung deutlich zeigen. Wir zweifeln aber, daß irgend ein Theater diesen Versuch zu machen geneigt sein möchte.

---

142. a.

Der Pfingstmontag. Lustspiel in Straßburger Mundart, fünf Aufzügen und Versen. Straßburg 1816.

Das große Verdienst dieses Kunstwerks um die deutsche Sprache, jenen bedeutenden Straßburger Dialekt und nebenher die verwandten oberdeutschen lebhaft und ausführlich dargestellt zu haben, ist wol eben Ursache, daß es nicht nach seinem eigentlichen Werthe allgemein beachtet werden kann; denn indem es jenen Kreis vollkommen ausfüllt, verschließt es sich vor dem übrigen Vaterlande. Wir wollen daher versuchen, dessen Vorzüge unsern sämmtlichen lieben Landsleuten eingänglicher und anschaulicher zu machen.

„In jeder Volksmundart," sagt der Verfasser, „spricht sich ein eigenes inneres Leben aus, welches in seinen Abstufungen eine besondere Nationalcharakteristik darbietet." Dabei drängte

---

Zu 142. a. Ueb. Kunst u. Alterth., II. Bds. 2. Hft. 1820. S. 122 bis 155.

In den „Tag- und Jahresheften — 1817" merkt Goethe an: „— Dagegen war der Pfingstmontag von Professor Arnold in Straßburg eine höchst liebenswürdige Erscheinung. Es ist ein entschieden anmuthiges Gefühl, von dem man wohl thut, sich nicht klares Bewußtsein zu setzen, wenn sich eine Nation in den Eigenthümlichkeiten ihrer Glieder bespiegelt; denn ja nur im Besondern erkennt man, daß man Verwandte hat; im Allgemeinen bildet man immer nur die Sippschaft von Adam her. Ich beschäftigte mich viel mit gedachtem Stück und sprach mein Behagen daran aufrichtig und umständlich aus." —

sich uns folgende Betrachtung auf. Wenn man auch keineswegs den Nutzen ableugnen darf, der uns durch so manche Idiotiken geworden ist, so kann man doch nicht ableugnen, daß jene soeben berührten, in einer lebendigen, lebhaft gebrauchten Sprache unendlich mannichfaltigen Artikulationen unter der Form eines alphabetischen Lexikons nicht bezeichnet werden können, weil wir nicht erfahren, wer sich dieses oder jenes Ausdrucks bedient, und bei welcher Gelegenheit. Deswegen wir auch in solchen Wörterbüchern hie und da die nützliche Bemerkung finden, daß z. B. ein oder das andere Wort von gemeinem und gemeinstem Volke, wol auch nur von Kindern und Ammen gebraucht werde.

Die Unzulänglichkeit einer solchen Behandlung hat ein mit dem Straßburger Volkskreise von Jugend auf innigst bekanntes Talent wohl und tief gefühlt und uns ein Werk geliefert, das an Klarheit und Vollständigkeit des Anschauens und an geistreicher Darstellung unendlicher Einzelnheiten wenig seinesgleichen finden dürfte. Der Dichter führt uns zwölf Personen aus Straßburg und drei aus der Umgegend vor. Stand, Alter, Charakter, Gesinnung, Denk- und Sprechweise kontrastiren durchaus, indem sie sich wieder stufenartig an einander fügen. Alle handeln und reden vor uns meist dramatisch lebhaft; weil sie aber ihre Zustände ausführlich entwickeln sollen, so neigt sich die Behandlung ins Epische, und damit uns ja die sämmtlichen Formen vorgeführt werden, weiß der Verfasser den anmuthigsten lyrischen Abschluß herbeizuleiten. Die Handlung ist in das Jahr 1789 gesetzt, wo das althergebrachte Straßburger Bürgerwesen sich gegen neuernden Einfluß noch einigermaßen derb und zäh bewahren konnte; und so wird uns das Werk doppelt wichtig, weil es das Andenken eines Zustandes erhält, welcher später wo nicht zerrüttet, doch gewaltsam durch einander gerüttelt worden. Die auftretenden Charaktere schildern wir kürzlich der Reihe nach.

Starkhans, Schiffsbauer und großer Rathsherr; tüchtiger Bürger, folgerechter Hausvater, aufs Zärtlichste gegen seine einzige Tochter gesinnt. Ein jüngerer Sohn, **Danielchen**, kommt nicht zum Vorschein und spielt schon durch sein Außenbleiben eine Rolle. **Dorthe**, seine Gattin; wackere Hausfrau, strenge Wirthschafterin; gar Vielem, was sie mißbilligt, mit Heftigkeit begegnend und widerstrebend. **Lissel**, ihre Tochter; reines bürgerliches Naturkind, gehorsam, theilnehmend, wohlthätig,

unschuldig liebend, sich an ihrer Liebe mit Verwunderung erfreuend. Mehlbrüh, Feuerspritzenmacher und kleiner Rathsherr; in Sprichwörtern redend und als Mechanikus sich höher versteigend, an Sympathie glaubend, nicht weniger an Physiognomik und dergleichen. Rosine, dessen Gattin; verständige, gemächliche Frau, ihrem Sohn eine vortheilhafte, wo möglich reiche Heirath wünschend. Er ist Wolfgang genannt, Magister und Abendprediger; im Besitz hochdeutscher Sprache und Bildung; einfachen, vernünftigen, verständigen Sinnes, fließender, löblicher Unterhaltung. Christinel; Mädchen von zwanzig Jahren, und doch leider schon die älteste ihrer Gespielinnen; guter Art, aber eifrig und listig, gewandt, nach Heirath strebend. Licentiat Mehlbrüh; Hagestolz, Karrikatur eines alten, halbfranzösirten, mittelbürgerlichen Straßburgers. Reinhold, Mediziner, Doktorand, von Bremen gebürtig; vollendete deutsche Kultur und Sprache, einigermaßen enthusiastisch, halbpoetischen Ausdrucks. Frau Brechtere; mäßige Frau, um ihrer Tochter willen lebend. Klärl; gleich als unglückliche Liebhaberin auftretend, dem jungen geistlichen Wolfgang mit Herz und Seel' ergeben. Rein und schön wie Lisel, an auffallend-würdiger Gestalt ihr vorzuziehen; auf einer höhern Stufe der Empfindung, des Gedankens und Ausdrucks. Gläßler, von Kaisersberg; Kaufmann, in Kolmar wohnhaft, Meisterstück eines wackern, in einer Stadt zweiter Ordnung ausgebildeten Charakters. Bärbel, Nachbarin; robste, heftigste, mit Schimpf- und Drohworten freigebigste Person. Brod, Magd bei Starkhans; neunzehnjährig; reine derbe Mägdenatur, heiter und artig; mit der Frau im Widerstreit, Herrn und Tochter aufrichtig ergeben. Christlieb, Pfarrer aus dem Ortenauischen, Klaus aus dem Kochersberg, kommen erst gegen das Ende, um mit Gläßler Dialekt und Charakter der Umgegend darzustellen.

Nunmehr zeichnen wir vor allen Dingen den Gang des Stücks, um alsdann weitere Betrachtungen folgen zu lassen. Hiebei ist unsere Hauptabsicht, Denen, die es lesen, durch einen allgemeinen Begriff des Inhalts jeder Scene über die einzelnen Sprachschwierigkeiten hinauszuhelfen.

Erster Aufzug.

(Pfingstsonntag Nachmittag. Starkhans' Wohnung.) Frau Dorthe schilt ihre Tochter Lisel sehr heftig, daß sie einen

Spaziergang mit den Eltern ausschlägt, worauf sie sich doch vor Kurzem so sehr gefreut habe. Der Vater nimmt sich des Mädchens an, der die Thränen in die Augen kamen. Die Mutter läßt sich begütigen und geht mit dem Vater allein spazieren. Kaum ist Lisel von ihnen befreit, so erklärt sich, daß sie einen Liebhaber in allen Ehren erwarte, von dessen bolder, tüchtiger Persönlichkeit sie ganz und gar durchdrungen ist. Nur bedauert sie, daß er das wunderliche Hochdeutsch rede, worin sie sich nicht schicken könne. Sie wünscht in Deutschland erzogen zu sein, und nicht in einer unglücklichen Pensien an der Leibringer Grenze, wo sie weder Deutsch noch Französisch gelernt. Christinel kommt und will den zaudernden Liebhaber verdächtig machen. Lisel vernimmt's nicht, und da Reinbold hereintritt, ist sie voll stiller Freude. Seine gesuchte, schwülstige Rede bleibt den guten Mädchen unverständlich; sie legen sich's gar wunderlich aus. Ebenso versteht er sie nicht, als sie verlangen, daß er sie auf dem Spaziergang begleiten soll. Endlich werden sie einig; Lisel will nur noch den jüngeren verzogenen Bruder, Danielele, abwarten, um ihn, wie sie den Eltern versprochen, mitzunehmen. Reinbold sendet indessen seinen Freund Wolfgang herbeiholen. Der deutsch-französische Licentiat tritt auf; er merkt den Mädchen sogleich ab, daß sie einen Spaziergang vorhaben, und droht, sie überallhin zu verfolgen. Durch ein Märchen von einer Offiziersleiche werden sie ihn los. Christinel entfernt sich für einen Augenblick. Herr Mehlbrüh und Frau Rosine treten auf; sie quälen Lisel mit einer nahen Heirath, ohne den Bräutigam zu nennen, und da sie mit ihnen zu spazieren gleichfalls ablehnt, geben sie weiter. Christinel tritt zu Lisel, die mit großen Freuden für bekannt annimmt, daß sie mit Reinbold werde verheirathet werden. Die Freundin aber behauptet, es sei der Wolfgang gemeint. Christinel bleibt allein, und es ergiebt sich, daß sie auf Reinbolden selbst Absicht habe. Dieser und Wolfgang treten auf; die Jünglinge bequemen sich zur schlichten Prose, damit das Mädchen sie verstehe. Sie gebraucht nun die List, erst von Wolfgang ein Bekenntniß herauszulocken, daß er liebe. Der Freund, dem er nichts davon vertraut, verwundert sich befremdet, und sie sagt ihnen keck und kühn ins Gesicht, der Gegenstand sei Lisel. Reinbold, über den Verrath seines Freundes aufgebracht, entfernt sich, Wolfgang ihm nach; Christinel überlegt, was weiter zu thun. Nachdem auch sie den Platz verlassen, treten beide Freunde wieder auf,

An Hier. Peter Schlosser.*)

1774.

Du, dem die Musen von den Altenstöcken
Die Rosenhände willig strecken,
Der zweener Herren Diener ist,
Die ärger Feinde sind als Mammonas und Christ,
Den Weg zum Richter selbst mit Blumen Dir bestreust,
Dem Winter Lieblichkeit und Dichterfreude leihst:
Kein Wunder, daß auch Deine Gunst
Zu meinem Vortheil diesmal schwärmet,
Das flache Denkmal unsrer Kunst
Mit freundlicher Empfindung wärmet.
Laß' es an Deiner Seite stehn!
Schenk' ihm, auch unverdient, die Ehre!
Und möchtest Du an dem Versuche sehn,
Was ich gern Dir und gern den Musen wäre.

Aus einem Briefe an den Herzog Karl August**)

vom 24. December 1775.

Holde Lili, warst so lang'
All meine Lust und all mein Sang,
Bist, ach, nun all mein Schmerz, und doch
All mein Sang bist Du noch.

Gehab' Dich wohl bei den hundert Lichtern,
Die Dich umglänzen,
Und all den Gesichtern,

*) Zuerst gedruckt in H. P. Schlosser's Poematia, p. 86, dann im Wegand'schen Musenalmanach 1776, S. 178, in allen Ausgaben mit der unrichtigen Jahreszahl 1776. — Goethe hatte dem Bruder seines Schwagers, der Advokat in Frankfurt am Main war, einen von ihm selbst gemalten Ofenschirm, mit dem Reyse Virgil's und mannichfachen Emblemen verziert, geschenkt. Schlosser dankte mit einem lateinischen Gedichte, das er selbst mit nachstehenden Worten einleitet: „Goetzo quum mihi umbellam sive tabulam pictam abigendi nimii caloris causa ad fornacem ponendam Virgilii capite et emblematis, fistula, ense, sole, lauro, floribus, sertis, coronis adornandam affabre ipse delineaviset." Goethe antwortete mit dem obigen Gedichte.

**) Vgl. „Morgenblatt für gebildete Stände" vom 23. Mai 1846, „Archiv für neuere Literatur" II, 285 und III, 257, sowie Biehoff, III, 444. — Die richtige Bestimmung des Datums ist von Düntzer, die Verse selbst sind ein Theil eines Briefes, den Goethe von Waldeck in der Nähe von Jena, wo er mit Kalb, Einsiedel und Bertuch die Weihnachtsfeiertage zubrachte, an den Herzog nach Gotha richtete. — Ueber Lili, deren Züge und Wesen er der Johanna seines angefangenen Dramas „Der Ritter" lieh, vgl. außer den Gedichten in Bd. I unsre Biographie S. LXXXXVII und Seite 101 dieses Bandes. — L.

und es erklärt sich, daß Wolfgang in Klärchen verliebt sei, jetzt nur gegen sie zurückhaltend, weil er die Einwilligung seiner Eltern, die ihn freilich an das reichere Lissel zu verheirathen wünschten, erst durch Vorsprache bedeutender Gönner müsse zu erlangen bemüht sein.

Zweiter Aufzug.

(Starkhans' Wohnung bleibt.) Brod legt Frau Dorthen die Marktrechnung ab; die strenge, haushälterische Knauserei zeigt sich an Dieser, an Jener eine hübsche, reine Mägdehaftigkeit. Brod bleibt allein und spricht mit wenigen Worten das Lob des Hausherrn und der Jungfer. Der Licentiat tritt zu ihr und beginnt gleich etwas amtsmäßig zu charmiren; das Mädchen, neckisch gewandt, weicht aus; er verliert das Gleichgewicht, fällt zu Boden und verrückt Anzug und Kopfputz. Brod schickt sich an, ihn wiederherzustellen, und im Gespräch wird verplaudert, daß Lissel den Reinhold heirathen werde. Er selbst scheint Absicht auf das Mädchen zu haben, und als Frau Dorthe hereintritt, bringt er seine Werbung an, fährt aber ab.

(Andere bürgerliche Wohnung.) Frau Brechtere und Klärl. Letztere kündigt sich an als liebend und leidend. Nie ist eine volle, herzliche, auf das Verdienst des Geliebten gegründete Leidenschaft schöner ausgedrückt worden, die Sorge, ihn zu verlieren, nie rührender. Die Mutter tröstet sie im Allgemeinen und räth ihr, die Liebe Gläßler's aus Kolmar nicht ganz abzuweisen. Der Licentiat kommt herein, und da man des Mädchens Zustand durch ein Kopfweh entschuldigt, ist er mit Recepten freigebig, noch freigebiger mit Katzengeschichten, als die Mutter, um seine Fragen abzulehnen, verzieht, es sei der Tochter eine geliebte Katze gestorben. Für Ungeduld läuft das Mädchen fort. Lissel's Heirath kommt zur Sprache. Gläßler und Christinel treten auf; Jener ist herzlich und heftig verliebt in Klärl und erbeut ihr Verdienst fast ausschließlich. Der Licentiat behauptet, in Straßburg gäb' es deraleichen viel; das komme von der guten Kinderzucht, die er umständlich ausführt und deshalb von Gläßlern für einen Familienvater gehalten werden muß. Nun aber wird er lächerlich, indem er sich als Hagestolzen bekennt, doppelt aber, als Klärl und Christinel eintreten und er umständlich erzählt, wie ihn die Mädchen mystifizirt. Gläßler's treu-bürgerliche Liebe bricht wieder lakonisch

anschaulich hervor. Der Licentiat tadelt ihn deshalb nicht, weil in Kolmar solche Mädchen wegen Mangel an Gelegenheit zu ihrer Ausbildung nicht gefunden würden, auch überhaupt es dort nicht sonderlich bestellt ist. Gläßler's kolmarischer Patriotismus äußert sich ebenso derb und tüchtig wie seine Liebe; er fragt, ob sie in Straßburg einen Pfeffel hätten, und wird im Hin- und Widerreden heftig, grob und drohend. Frau Prechtere verbittet sich solchen Lärm in ihrem Hause. Licentiat entfernt sich. Christinel, nach ihrer anschmiegenden Weise, erkundigt sich bei Gläßlern nach Kolmar und der Umgegend; er beschreibt das Oberelsaß kolorirt, dessen Berge, Schlösser, Hügel, Thäler und Flächen; es erscheint vor unserer Einbildungskraft weit und breit und genußvoll. Aber er hat auch selbst Pferde, um seine Freunde und seine Gäste, die er hiermit einlärt, überall herumzukutschiren. Christinel bittet ihn schmeichlerisch nach, Klärl nur kolonisch und begiebt sich, ein Uebelsein vorwendend, mit der Freundin weg. Frau Prechtere gesteht Gläßlern, daß ihre Tochter sich um Wolfgang grämt. Gläßler antwortet, es sei ihm ganz recht; denn wenn Jener sie verlasse, könne sie ihn ja haben. Gläßler, allein, drückt seine Liebesqual gar wunderlich aus. Reinhold tritt hinzu, und da er hört, Klärl sei krank, fragt er leidenschaftlich, warum man Wolfgang nicht hole. Dabei ergiebt sich, daß Dieser nicht untreu sei, und daß Gläßler wol auf Klärl Versicht thun müsse. Der Gute von Kolmar, in Verzweiflung, geht ab. Reinhold, allein bleibend, macht verständige zarte Betrachtungen über den gegenwärtigen Zustand der sämmtlichen Liebenden, wodurch das Künftige glücklich vorbereitet wird.

Dritter Aufzug.

(Mehlkrüh's Wohnung.) Man hat Gäste zum Abendessen geladen. Frau Dorthe findet sich ein, entschuldigt bei Frau Rosinen, daß sie das liebe Danielele, welches noch immer nicht zu sehen ist, nicht mitbringen können. Auf Kinderspiele, denen das liebe Söhnlein unmäßig ergeben, wendet sich nun das Gespräch. Sie sehen hierauf durchs Fenster Base Bärbel herankommen und reden gleich Uebels genug von ihr. Sie tritt auf, zeigt sich als leidenschaftlich gemein, schüttet ihren Haß gegen Reinhold aus, schildert ihn als Trunkenbold und von den schlechtesten Sitten. Endlich entdeckt sich's, woher ihre Wuth sich schreibe. Er hat nämlich einmal, sie nicht kennend,

gefragt, oder soll gefragt haben: Wer ist denn Die dort, die rothen Puder braucht? d. h. die rothe Haare hat. Dieses gehe nun an allen Brunnen und auf allen Märkten umher, da sie doch gar wohl noch zu den Blonden gehöre. Ihre Raserei hat keine Grenzen; sie droht, ihm aufpassen, ihn ausprügeln zu lassen. Nun bleiben die beiden Frauen allein. Bärbel's Herkunft, Schicksal und unglückliche Erziehung wird meisterhaft geschildert und abgeleitet. Sodann äußert Frau Rosine den Argwohn, daß Lisel ihren Sohn Wolfgang eigentlich nicht liebe, sondern Reinholden. Vergebens will Frau Dorthe es ihr ausreden, die Differenz läßt sich nicht heben; einig aber als Hausfrauen, eilen sie zu sehen, ob der Abendtisch gut gedeckt und bestellt sei. Mehlbrüh und Reinhold kommen als Gäste. Beim Erwähnen eines kranken Kindes in der Familie gerathen sie auf die Medizin. Mehlbrüh bekennt seinen Glauben an Sympathie und an einen Mischmasch wahrer und erträumter Wunderkräfte der Natur. Ingleichen hält er viel auf Physiognomik. Er geht ins Tafelzimmer. Reinhold, zurückbleibend, hält eine Lobrede auf Straßburg und dessen Bewohner, schätzt sein Glück, hier zu heirathen, sich anzusiedeln. Wolfgang kommt. Reinhold berichtet, wie er die entschiedene Leidenschaft Klärchens zu seinem Freund entdeckt. Die beiden Liebhaber schildern und loben ihre Mädchen wechselseitig und begeben sich zum Abendessen. Bärbel und Christinel treten auf und mustern die geladenen, eingetroffenen und ausgebliebenen Gäste, denen sie auf das Schlimmste mitspielen. Bärbel bleibt allein und entdeckt ihren Vorsatz, Reinholden, wenn er vom Essen weggehen werde, überfallen zu lassen. In diesem Sinne entfernt sie sich. Der Licentiat tritt auf, und da er seine Absichten auf Lisel immer noch durchsetzen gedenkt, ist ihm eine Nachricht ganz willkommen: Reinhold habe falsche Wechsel geschmiedet und werde deshalb mit Steckbriefen verfolgt.

Vierter Aufzug.

(Mehlbrüh's Haus bleibt.) Frau Dorthe und Mehlbrüh treten auf; sie glauben dem Gerücht, daß Reinhold ein Schelm sei, und beschließen, daß beide Familien sich vor ihm in Acht nehmen sollen, bis der Handel aufgeklärt ist.

(Starkhans' Behausung.) Er und Lisel kommen. Der Vater giebt ihr scherzhaft zu rathen auf, was er ihr für ein

Geschenk bestimme. Nachdem er sie lange hingehalten, löst er endlich das Räthsel und sagt, es sei ein Mann! Lisset, nur an Reinhold denkend, läßt es ohne Weiters gelten. Für sich allein drückt sie ihr Entzücken gar anmuthig aus. Die Mutter kommt; auch diese spricht von einem Manne; es erklärt sich aber bald, daß Wolfgang gemeint sei. Von Diesem will Lisset ein- für allemal nichts wissen. Mutter und Tochter verzürnen sich. Starkhans tritt in den Lärm herein, und da er etwas zu tief ins Glas geraucht, wird die Sache nicht besser. Das Mädchen geht weinend zu Bette; Vater und Mutter machen sich wegen der Kinderzucht Vorwürfe und entfernen sich. Der Licentiat kommt in schmutzigen und elenden Umständen, geführt von Gläßler, Christinel und Brod. Er ist denen von Bärbeln angestellten Aufpassern in die Hände gerathen, doch, da sie ihn bald als den Unrechten erkannten, nur oberflächlich übel zugerichtet worden. Man hilft ihm wieder zurechte und bringt ihn weg. Mehlbrüh, ob es gleich schon Nacht ist, kommt zu Starkhans, offen zu erklären, daß Wolfgang in eine Heirath mit Lisset nicht einstimme, und da im Verlauf des Gespräches das Vermögen beider Familien in die Rede kommt, entzweien sich die Väter aufs Heftigste; sodann machen es die beiden Mütter nicht besser, und Frau Reline zeigt sich zuletzt entschieden, ihren Sohn zu keiner Heirath zwingen zu wollen.

Fünfter Aufzug.

(Pfingstmontag Morgen. Oeffentlicher Platz.) Die beiden Freunde treten auf, und in welcher Lage die Liebesangelegenheiten sich befinden, wird klar.

(Mehlbrüh's Wohnung.) Wolfgang's Eltern, hört man, sind durch Herrn Stettmeister bewogen worden, in die Verbindung mit Klärchen zu willigen; sie fühlen sich über die Ehre, die eine hohe Magistratsperson ihrem Wolfgang sowol als seiner Geliebten durch Lob und Theilnahme bewiesen, höchst entzückt, und der Vater findet des Sohnes eintretende Braut, die er zum ersten Mal sieht, selbst bedeutend schön. Eine kurze, aber höchst liebliche Scene.

(Starkhans' Garten.) Licentiat erklärt monologirend, daß er die Heirath Gläßler's und Christinel's durch eine Ausstattung begünstigen werde, da ihr Vormund erst in einem Jahr, wenn sie majorenn geworden, seine Zustimmung geben

wolle. Gläßler und dessen Geliebte haben sich um ihn bei dem Unfall von gestern Abend sehr verdient gemacht; er will sie glücklich wissen, da er selbst vom Heirathen abgeschreckt ist. Starkhans und Frau Dortde treten höchst vergnügt auf. Reinhold ist aller Schuld entbunden; der Steckbrief galt einem Landläufer, und ein Brief von Reinhold's Vater an Starkhans ist angekommen. Dieser, Senator von Bremen und Doktor Juris, hält den Rathsherrn von Straßburg auch für einen entschiedenen Juristen und Graduirten, titulirt ihn Hochwohlgeboren, wodurch der Schiffsbauer sehr geschmeichelt ist und dem Ansuchen Reinhold's um Lissel nicht mehr widerstehen kann. Die Gesellschaft versammelt sich; manche angenehme, aufklärende Familienunterhaltung wird gepflogen.

In dieser frohen Stunde erinnern sich endlich die beiden Väter, daß sie noch zu den letzten alten Meistersängern gehören, die auf der Herrenstube bis 1781 gesungen haben. Pfarrer Christlieb aus Ortenau tritt auf, da sie sich schon feierlich niedergelassen. Ein liebenswürdiger junger Mann, der den Tod einer angebeteten Braut nicht verwindet. Aufgefordert, singt er ein sehnsüchtiges Lied in hochdeutscher Sprache. Wolfgang preist gleichermaßen eine glückliche Liebe, Reinhold die gegenwärtige festliche Geselligkeit. Starkhans feiert im elsaßer Dialekt das Lob der Stadt Straßburg, und damit es an Lächerlichem nicht fehle, trägt der Licentiat ein Gedicht vor mit falsch accentuirten Endreimen, wie es wol halbgebildeten Menschen begegnet, die, in ungeschicktem Buchstabiren sich verwirrend, Quantität und Betonung falsch nehmen. Bäuerisch gemein, aber wacker, besingt Klaus das Lob seiner Annamey. Heiter aufgeregt durch so viel Anmuthiges, giebt Mehlbrüh endlich seine Einwilligung in die Heirath Gläßler's und Christinel's; zum Schluß aber, um das Fest vollkommen zu krönen, fahren Herr Stettmeister und Herr Ammeister als Brautführer an den Garten an. Die Gesellschaft zieht ihnen mit Blumensträußen entgegen, und so ist Pfingstmontag, der Starkhansischen Eheleute silberne Hochzeit und so manche neue Verbindung auf alle Weise gefeiert.

•

Nach vorgetragenem Plan und dessen Ausführung von Scene zu Scene kann wol verlangt werden, daß wir noch Einiges über Technik und Behandlung der verzüglichsten Motive sprechen, und da dürfen wir unterrichteten Lesern nicht erst be-

merklich machen, daß dem Verfaßer eine löbliche Kunstfertigkeit zu Diensten stehe. Er überschreibt sein Stück: Der Pfingstmontag und beschränkt daher, wie billig, die Zeit seiner Handlung auf vierundzwanzig Stunden. Sie beginnt Pfingstsonntag nach Tische; die vier ersten Akte dauern bis tief in die Nacht. Erst als Entwickelung und Schluß tritt mit dem Morgen Pfingstmontag hervor. Der Schauplatz ist abwechselnd im Hause einer der drei Familien, auch wol mitunter an einem unbestimmt gelassenen Orte, und vom fünften Auftritt des letzten Aufzugs an in Starkhans' Garten nahe vor dem Thore. Der Verfaßer hat die Veränderung des Orts nicht über den Scenen angezeigt, wahrscheinlich um den Freunden der drei Einheiten nicht geradehin die Beweglichkeit seiner Lokalitäten zu bekennen. Allein die Klarheit des Stücks wird hierdurch äußerst getrübt, und wir haben nur mit vieler Mühe den Zweck erreicht, in unserer Darstellung der Einbildungskraft vorzuarbeiten.

Glücklich und lobenswürdig dagegen ist der Verfaßer in Betracht des Silbenmaaßes. Er hat den Alexandriner mit strenger Cäsur gewählt, um den Leser, besonders den auswärtigen, wegen Quantität und Betonung ohne Zweifel zu lassen, welches auch für den aufmerksamen Liebhaber vollkommen erreicht wird.

Wenden wir uns nun abermals zu dem innern Gehalte des Stücks, so sieht man aus unserm Vortrag, wie einfach und wirklich dramatisch die Anlage des Ganzen sei. Wenige Hinderungen und Mißverständnisse schürzen die unschuldigen Knoten, die sich denn auch ganz bürgerlich und natürlich zuletzt wieder auflösen. Die Manifestation der auftretenden Charaktere, die Ankündigung der Figuren, die man erwartet, die Bezeichnung der Persönlichkeiten abwesender und gegenwärtiger Individuen ist musterhaft. Das füglich gebrauchte Mittel, durch liebreiche Scheltworte, die in jenem Dialektkreise nicht selten sind, mit scheinbarer Ungunst etwas günstig zu bezeichnen, ist erfreulich wirksam, sowie direktes, redliches Lob, direkte, gehässige Mißreden uns mit allen Figuren nach und nach hinlänglich bekannt machen.

Auf gleiche Weise, jedoch mit epischer Ausführlichkeit, werden wir mit allen häuslichen, geselligen, örtlichen Zuständen bekannt. Die Stadt von einem Ende zum andern, Straßen und Gäßchen, Plätze und Winkel, Wirths- und Lusthäuser, innen und außen, Zeitvertreib und Spiel der Alten wie der

Jungen, Vorurtheil, Aberglaube, Gespenster und was nicht sonst! Alles kommt ausführlich an die Reihe, so daß keine dunkle Stelle im ganzen Bilde bleibt. Das grenzenlose Spazierengehen, das Durcheinanderrennen der Familienglieder aus einem Hause ins andere und die dadurch bewirkte augenblickliche Theilnahme in Freud und Leid hat der Verfasser verständig benutzt, um seine sonst vereinzelt und zerstückelt erscheinenden Scenen vor unserm Gefühl zu motiviren.

Die hochdeutsche Bücherſprache der beiden Liebhaber läßt schon darin einen zarten Unterschied bemerken, daß Wolfgangen eine ruhige Prose, wie sie dem protestantischen Geistlichen ziemt, zugetheilt ist, Reinhold aber einige Floskeln und Phrasen anzubringen pflegt, wodurch er den liebenden, liebenswürdigen Mädchen unverständlich wird. Lisel ist das reine Straßburger Bürgerkind, in einer dumpfen Erziehungsanstalt zu St. Didier weder verdorben noch gefördert. Klärle, auf dem rechten Rheinufer gebildet, durch Liebesschmerz erhöht und beim Ausdruck der edelsten Gefühle den elsaſſer Dialekt nicht verleugnend, begünstigt einigermaßen den Uebergang zu der reineren Sprache der Liebhaber. Ebenso zeichnen sich der große und kleine Rathsherr, Schiffsbauer und Spritzenmacher, von einander aus; jener, tüchtig und das Nächste suchend, spricht ohne Umschweif; dieser, in wunderlichen Liebhabereien befangen, muß auch mit seiner Sprache überall herumtasten, sich in Sprichwörtern vorzüglich gefallen. Nun aber führen uns die Mütter in den innern Haushalt, die Magd auf den Markt, die heftige Nachbarin in die gemeinsten Umgebungen und Verhältnisse. Der Licentiat Mehlthau, beschränkt und affektirt, giebt die Einmischung gallisch-deutsch ausgesprochener Worte und alle Unarten jener Zwitterschaft aufs Deutlichste zu erkennen.

Wir maßen uns nicht an, die durchgängigen Feinheiten alle zu unterscheiden, zu beurtheilen, aber glauben behaupten zu dürfen, daß unter die genannten Personen alle Abstufungen der Sprache vertheilt sind, an welchen man Stand, Beschäftigung und Sitten auf das Entschiedenste gesondert erkennen kann; deswegen wir denn diesem Werke den Ehrennamen eines lebendigen Idiotikons wiederholt zu gewinnen wünschen.

Und so enthalten wir uns auch nicht, nochmals die Menschenkenntniß des Verfassers zu rühmen, der nicht etwa nur die Einzelnheiten in das Gemein-Tägliche darthut; er weiß vielmehr auch das Edle und Erhabene in diesen reinen Natur-

menschen zu finden und nachzubilden. Fürtrefflich gezeichnet sind Lisel's Aeußerungen einer sittlich-sinnlichen Liebe, Klärl's Trauer über befürchteten Verlust eines einzig geschätzten Mannes. Die Einführung Klärl's in die Familie des Bräutigams, die Todesgedanken des Vaters mitten im Glück, Alles ist so tief und rein, als es nur irgendwo aufzuweisen wäre. Ja, die Worte Lisel's, S. 132: Diß macht merr nix; do geb i mit! stehen als erhabener Lakonismus dem oft gerühmten Qu'il mourût! des Corneille völlig zur Seite. Man verzeihe uns Vorliebe und Vorurtheil und unsere, vielleicht durch Erinnerung bestochene Freude an diesem Kunstwerk.

Traten wir sodann auf die gewaltsamen Schimpf- und Schmähreden, auf gehässige Darstellung so mancher Persönlichkeit, so fanden wir uns zu der Betrachtung genöthigt, daß Gesinnung und Redeweise sich in Straßburg dreihundert Jahre lang, um nicht länger zu sagen, unverändert erhalten habe, indem sich eine freie, freche, unbändige Originalität in die untersten Stände geflüchtet. Sebastian Brand und Geiler von Kaisersberg sind ihren Ruhm und Ruf doch auch nur einer heftigen, Alles mißbilligenden, beschränkten Denkart und einer schonungslosen Darstellungsweise schuldig; und wenn Bärbel und Christinel sprechen, so vernimmt man ganz genau die Nachkommenschaft jener würdigen Männer. Auch diese ungebildeten Mädchen, wie jene hochgelahrten Doktoren lästern die mitlebende Welt. Einem jeden armen Menschen wird seine Individualität, aus der er nicht heraus kann, sein beschränkter Zustand aufgenusst, seine Liebhaberei, die ihn einzig glücklich macht, verleidet und verkümmert. Und so wär' es denn nach wie vor das alte Narrenschiff, die Narren-Diligence, die ewig hin und wieder fährt.

Warum in gebildeten Ständen dergleichen nicht leicht vorkommt, beruht nur darin, daß die höher Gestellten, ohne besser oder anders zu sein, sich nur mehr zusammennehmen, nicht grenzenlos ihre Eigenheiten ausschließen, sondern, indem sie sich äußerlich nach allgemeinen Formen betragen, in ihr Inneres zurücktreten und von da aus den einen Vortheil so gut als möglich besorgen; wodurch ein allgemeines Gebrechen, der sogenannte Egoismus, über die Welt sich verbreitet, den ein Jeder von seiner Seite glaubt bekämpfen zu müssen, ohne zu ahnden, daß er das Pfeifchen selbst in den Rockfalten trage. Und sodann haben wir, um übertriebene Eigenheiten zu be-

zeichnen, das höflichere Wörtchen **Steckenpferd**, bei dessen Gebrauch wir einander mehr schmeicheln als verletzen.

In gar manchem Sinne daher ist dieses Stück zu empfehlen, man betrachte nun, was es bringt oder was es aufregt. Deswegen verdient es wol, daß wir uns noch weiter damit beschäftigen, um zu seiner künftigen Verbreitung das Unsrige beizutragen. Schon aus dem, was wir gesagt, wird der nachdenkende Kenner gar leicht ermessen, daß dieses Stück für die Arbeit eines ganzen Lebens angesehen werden müsse. Die kindlichsten Eindrücke, Jugendfreuden und -Leiden, abgedrungenes Nachdenken und endlich reifes, heiteres Ueberschauen eines Zustandes, den wir lieben, indem und weil er uns beengt — dies Alles war nöthig, um eine solche Arbeit hervorzubringen. Wie überlegt, treu und gewissenhaft die Ausführung und Vollendung sei, davon kann Der wol das beste Zeugniß geben, der gleicher Art und Kunst sich befliſſen; und so sagen wir beherzt, daß im ganzen Stück kein leeres, zufälliges oder nothdürftig eingeschaltetes Flickwort zu finden sei.

Das Stück spielt 1789, und wahrscheinlicherweise war es zu jener Zeit seinen Haupttheilen nach schon fertig, worüber uns der Verfasser, wenn es ihm beliebt, sich zu nennen, am Besten belehren kann. Es ward 1816 zum Besten der Armen der in den Kriegsvorfällen des vorhergegangenen Jahres bei Straßburg abgebrannten Dörfer sowie der Straßburger Armenarbeitsschule gedruckt. Wahrscheinlich erfüllte damals die Auflage den frommen Zweck und gelangte nicht in den weitern Kreis der deutschen Lesewelt, da es ohnehin als ein versiegeltes Buch anzusehen war und noch ist.

Sollte man jedoch, wie wir wünschen, zu einer zweiten Ausgabe schreiten, so würde dabei Folgendes zu beobachten räthlich sein. Ein Schema des ganzen Stücks nach unserer Anleitung sollte vorausgehen, die Ortsveränderungen der Scenen gleichfalls angezeigt werden, und ob wir schon sonst die Noten unter dem Text nicht lieben, so würden wir doch in diesem Falle das kleine angehängte Wörterbuch unter jede Seite vertheilen, und zwar, ohne den Text durch Zeichen zu entstellen, die Worte hinter einander weg, wie sie von oben bis herunter vorkommen; der Leser fände sich gleich und leicht. Wollte man sie zum Schluſſe alphabetisch wiederbringen, so würden die paar Blätter auch wohl angewendet sein.

Durch Alles das, was wir vorgetragen, glauben wir zuerst

diesem Werke den ehrenvollen Platz eines lebendigen Idiotikons in den Bibliotheken der deutschen Sprachkenner gesichert zu haben. Ferner werden gebildete und sich bildende Personen im langen, weiten, herrlichen Rheinthal von Basel bis Mainz dieses Büchlein als bekannt wieder hervorsuchen, und das sämmtliche obere Deutschland, die Schweiz mit eingerechnet, wird aus diesem verwandten Kunstwerk Freude und Nutzen ziehen, und vielleicht ermuthigt sich ein ähnliches Talent zu gleicher Darstellung verwandter Zustände. Inwiefern es übrigens auch in die Hände der in Mittel- und Niederdeutschland hausenden Literaturfreunde gelangen werde, steht zu erwarten; wenigstens haben ihm Hebel's allgemein erfreuliche Gedichte schon glücklich den Weg gebahnt.

142. b.

Der Verfasser des „Pfingstmontag".

Der Verfasser des Pfingstmontags ist Herr Arnold, Professor der Rechte an der Straßburger Akademie, ein geistreicher, unterrichteter, seine Thätigkeit nach vielen Seiten ausbreitender junger Mann. Unsere Vermuthung, das Werk enthalte das Andenken eines älteren Zustandes, der später wo nicht zerrüttet, doch gewaltsam durch einander gerüttelt worden, will sich nicht bestätigen; ihr widerspricht das Alter des Verfassers, der nur Zustände, wie sie seit der Revolution noch bestehen, beobachten konnte. Hierdurch aber kann man sich eben versichert halten, daß jene Sitten großentheils noch jetzt lebendig sind.

Ebenmäßig hat, obgleich die Municipalverfassung aufgehoben worden, das alte Bürgerwesen, wenigstens in der Administration des Stadteigenthums, insofern es gerettet worden, sich noch erhalten.

Ueberhaupt bewahrt sich in Straßburg und im ganzen Elsaß ein eigenthümlicher Geist; die Vortheile der Nationaleinheit, in die man gehört, werden anerkannt, und Niemand gelüstet nach der germanischen Zerstückung. Aber wenn man im politischen Sinn sich gern als Franzose betrachtet, so sind doch in jeder anderen Richtung deutsche Kultur und deutsche Sitten überwiegend, und keine der französischen Superstitionen

Zu 142 b. Ueb. Kunst u. Alterth., III. Bds. 1. Hft. 1821. S. 70 bis 74 als Nr. 9 der „Nachträge zu den vorigen Heften und sonstige Einzelnheiten".

Die Dich umschwänzen
Und umkredenzen!
Find'st doch nur wahre Freud' und Ruh
Bei Seelen, grad und treu wie Du.

An den Herzog Karl August.*)

(Aus einem Maskenzuge.)

Zwar bin ich nicht seit gestern
Im Zauberhandwerk eingeweiht,**)
Doch haben meine Schwestern
Dir schon das Beste prophezeiht.

Drum lass' mich bittend rathen:
Wend' uns ein gnädig Auge zu,
Lass' uns in Deinen Staaten
Genießen die gewünschte Ruh!

Doch stört den schönen Frieden
Des Krieges wilder, rascher Tritt,***)
Nimm uns, die Nimmermüden,
Als Marketenderinnen mit!

An Denselben.†)

Etwa 1778.

Durchlauchtigster!
Es nahet sich
Ein Bäuerlein demüthiglich,
Da Ihr mit Euerm Roß und Heer
Zum Schlosse thut stolziren sehr.
Gebt auch mir einen gnädigen Blick!
Das ist schon Unterthanen Glück;
Denn Haus und Hof und Freud' und Leid
Hab' ich schon seit geraumer Zeit.
Haben Euch sofern auch lieb und gern,
Wie man eben lieb hat seinen Herrn,

*) Vgl. A. Schöll, Briefe und Aufsätze von Goethe, S. 235.
**) Offenbar ist eine Zigeunerin als redend zu denken. — L.
***) Wegen der Anspielung auf den Krieg möchten die Verse in die Zeit vor dem Beginne des bairischen Erbfolgekrieges (Winter 1778) fallen. — L.
†) Zuerst gedruckt 1856. Goethe überreichte dies Gedicht in der Verkleidung eines Landmanns dem Herzoge bei dessen Besuch auf Kochberg, dem außerhalb des Weimarischen Ländchens, „im fremden Land", belegenen Gute der Steinschen Familie

wird jemals dort tiefe Wurzeln ſchlagen. Dazu kommt ein gewiſſer militäriſcher Geiſt, der beſonders in Straßburg ſich leicht mit den Truppen, und mit dem ſich die Truppen leicht befreunden. Zugleich iſt eine gewiſſe Beſonnenheit dort zu Hauſe, die ſchnell den Standpunkt erkennt und feſthält, der gegen Liſt und Gewalt ſich am Beſten vertheidigen läßt. Unſere Entwickelung des Pfingſtmontags iſt in Straßburg abgedruckt und alſo ſchon der erſten Ausgabe als Vorwort angeeignet worden.

Auch in Schwaben fand unſer überrheiniſches Luſt- und Sittenſpiel eine freundlichſte Aufnahme; man verſtand es leicht und vergnügte ſich an Sprach- und Stammverwandtſchaft; denn hier glaubte man das lebendigſte Zeugniß zu ſehen, wie die Anwohner der beiden Rheinufer wol einen gleichen Urſprung anerkennen dürften.

Im Mitteldeutſchland machen ſich Geſellſchaften gebildeter Perſonen, obgleich mit einiger Mühe, das Geſchäft, dieſem Werke ſein Verdienſt abzugewinnen, gefördert durch Hebel's Gedichte, welche man längſt gern und ſchon mit Leichtigkeit aufnimmt. Und hiermit würde denn der Weg zu einer wahrhaften, einzig möglichen, geiſtigen Sprachverbindung der Deutſchen gebahnt.

Hörten wir doch dagegen vor einigen Jahren, wo man zu ſo viel Wunderlichem ſchweigen mußte, gar unbedachte Reden; es hieß, die Deutſchen ſollten ihre verſchiedenen Zungen durch einander miſchen, um zu einer wahren Volkseinheit zu gelangen. Wahrlich die ſeltſamſte Sprachmengerei! zu Verderbniß des guten ſondernden Geſchmackes nicht allein, ſondern auch zum innerſichſten Zerſtören des eigentlichen Charakters der Nation; denn was ſoll aus ihr werden, wenn man das Bedeutende der einzelnen Stämme ausgleichen und neutraliſiren will?

Alle Sprachverſchiedenheit ruht auf der Mannichfaltigkeit der Organe, und dieſe hängen wieder von mannichfaltiger Totalität menſchlicher Organiſation ab, die ſich weder im Einzelnen noch im Ganzen verleugnen kann; ſodann entſcheiden Jugendeindrücke, Zuſammenbildung der Gehör-, Sprach- und Denkwerkzeuge. Laſſen wir alſo geſondert, was die Natur geſondert hat, verknüpfen aber dasjenige, was in großen Fernen auf dem Erdboden auseinanderſteht, ohne den Charakter des Einzelnen zu ſchwächen, in Geiſt und Liebe!

IV.

Recenſionen und Aufſätze

zur

auswärtigen Literatur.

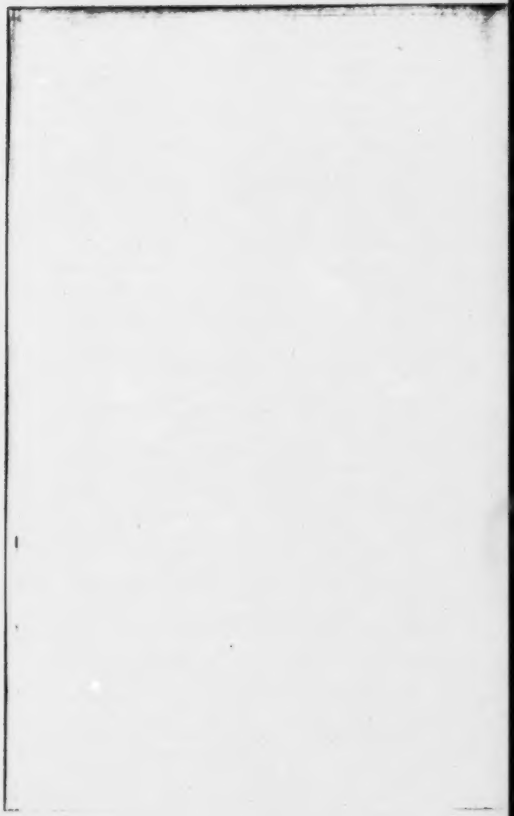

A.

Allgriechische Literatur.

143.

Plato als Mitgenosse einer christlichen Offenbarung.

(Im Jahre 1796 durch eine Uebersetzung veranlaßt.)

Niemand glaubt genug von dem ewigen Urheber erhalten zu haben, wenn er gestehen müßte, daß für alle seine Brüder ebenso wie für ihn gesorgt wäre; ein besonderes Buch, ein

---

Zu 143. Ueb. Kunst u. Alterth., V. Bd. 2. Hft. 1826. S. 79 bis 90. Im Inhaltsverzeichniß des Hefts ist der Aufsatz angeführt: „Plato's Ion, geschrieben im Jahr 1796".

Als „Auserlesene Gespräche des Platon, übersetzt von Leopold Graf zu Stolberg" herausgekommen waren, frug Goethe am 21. Nov. 1795 bei Schiller an: „Haben Sie schon die abscheuliche Vorrede Stolberg's zu seinen Platonischen Gesprächen gelesen? Die Lücken, die er darin giebt, sind so angeschmaucht und unleidlich, daß ich große Lust habe, darein zu fahren und ihn zu züchtigen. Es ist sehr leicht, die unsinnige Unbildlichkeit dieses barbarischen Volks anschaulich zu machen; man hat dabei das vernünftige Publikum auf seiner Seite, und es giebt eine Art Kriegserklärung gegen die Halbheit, die wir nun in allen Fächern benutzen müssen. Durch die geheime Fehde des Verschwiegenen Verruchten und Verdruckten, die sie gegen uns führt, hat sie lange verdient, daß ihrer nun auch in Ehren und zwar in der Konfirmation gedacht werde." Nachdem Schiller seine Unbekanntschaft erklärt, schreibt Goethe wieder am 25. desß. Monats: „Hier schicke ich Ihnen sogleich die neueste Sudelei des gräflichen Saalbaders. Die angestrichene Stelle der Vorrede ist's eigentlich, worauf man einmal, wenn man nichts Besseres zu thun hat, losschlagen muß. Wie unwissend überhaupt diese Menschen sind, ist unglaublich; denn wem ist unbekannt, daß die Christen Alles, was von je her vernünftig und gut war, sich dadurch zueigneten, daß sie es dem λόγος zuschrieben!" Darauf Schiller am 29. desßel. Monats: „Die Stolbergische Vorrede ist wieder etwas Horribles.

besonderer Prophet hat ihm vorzüglich den Lebensweg vorgezeichnet, und auf diesem allein sollen Alle zum Heil gelangen.

Wie sehr verwundert waren daher zu jeden Zeiten alle Die, welche sich einer ausschließenden Lehre ergeben hatten, wenn sie auch außer ihrem Kreise vernünftige und gute Menschen fanden, denen es angelegen war, ihre moralische Natur auf das Vollkommenste auszubilden! Was blieb ihnen daher übrig, als auch diesen eine Offenbarung und gewissermaßen eine spezielle Offenbarung zuzugestehen?

Doch es sei! Diese Meinung wird immer bei Denen bestehen, die sich gern Vorrechte wünschen und zuschreiben, denen der Blick über Gottes große Welt, die Erkenntniß seiner allgemeinen ununterbrochenen und nicht zu unterbrechenden Wirkungen nicht behagt, die vielmehr um ihres lieben Ichs, ihrer Kirche und Schule willen Privilegien, Ausnahmen und Wunder für ganz natürlich halten.

So ist denn auch Plato früher schon zu der Ehre eines Mitgenossen einer christlichen Offenbarung gelangt, und so wird er uns auch hier wieder dargestellt.

Wie nöthig bei einem solchen Schriftsteller, der bei seinen großen Verdiensten den Vorwurf sophistischer und theurgischer Kunstgriffe wol schwerlich von sich ablehnen könnte, eine kritische, deutliche Darstellung der Umstände, unter welchen er geschrieben, der Motive, aus welchen er geschrieben, sein möchte, das Bedürfniß fühlt ein Jeder, der ihn liest, nicht um sich dunkel aus ihm zu erbauen — das leisten viel geringere Schriftsteller, — sondern um einen vortrefflichen Mann in seiner Individualität kennen zu lernen; denn nicht der Schein des-

---

So eine vornehme Secte hat, eine anmaßungsvolle Impotenz; und die gesuchte, offenbar nur gesuchte Frömmelei, auch in einer Vorrede zum Plato Jesum Christum zu loben?" — Hielt nun auch Goethe den damals geschriebenen obigen Aufsatz zurück, und unterdrückte er sogar bei Herausgabe seines Briefwechsels mit Schiller die Stelle seines Briefs vom 21. November, so bedachte er doch Stolberg wegen der hier fraglichen Schrift im Schiller'schen Musenalmanach für 1797 mit dem Xenion:

„Dialogen aus dem Griechischen.
Zur Erbauung andächtiger Seelen hat F. L. St.,
Graf und Herr und Christ, diese Gespräche verdeutscht."

Ursprünglich hatte Goethe dieses Distichon überschrieben: „Plato's Gespräche von Stolberg", auch war „Friedrich Stolberg" ausgeschrieben. Ueber Zelter's auf die Vorrede desselben Buchs bezügliches Xenion ist zu vergleichen: „Schiller und Goethe ꝛc. von Düntzer", S. 56.

jenigen, was Andere sein konnten, sondern die Erkenntniß dessen, was sie waren und sind, bildet uns.

Welchen Dank würde der Uebersetzer bei uns verdient haben, wenn er zu seinen unterrichtenden Noten uns auch noch, wie Wieland zum Horaz, die wahrscheinliche Lage des alten Schriftstellers, den Inhalt und den Zweck jedes einzelnen Werkes selbst kürzlich vorgelegt hätte! Denn wie kommt z. B. Jon dazu, als ein kanonisches Buch mit aufgeführt zu werden, da dieser kleine Dialog nichts als eine Persiflage ist? Wahrscheinlich, weil am Ende von göttlicher Eingebung die Rede ist! Leider spricht aber Sokrates hier, wie an mehreren Orten, nur ironisch.

Durch jede philosophische Schrift geht, und wenn es auch noch so wenig sichtbar würde, ein gewisser polemischer Faden; wer philosophirt, ist mit den Vorstellungsarten seiner Vor- und Mitwelt uneins, und so sind die Gespräche des Plato oft nicht allein auf etwas, sondern auch gegen etwas gerichtet. Und eben dieses doppelte Etwas mehr, als vielleicht bisher geschehen, zu entwickeln und dem deutschen Leser bequem vorzulegen, würde ein unschätzbares Verdienst des Uebersetzers sein.

Man erlaube uns noch einige Worte über Jon in diesem Sinne hinzuzufügen.

Die Maske des Platonischen Sokrates — denn so darf man jene phantastische Figur wol nennen, welche Sokrates so wenig als die Aristophanische für sein Ebenbild erkannte — begegnet einem Rhapsoden, einem Vorleser, einem Deklamator, der berühmt war wegen seines Vortrags der Homerischen Gedichte und der soeben den Preis davongetragen hat und bald einen andern davonzutragen gedenkt. Diesen Jon giebt uns Plato als einen äußerst beschränkten Menschen, als Einen, der zwar die Homerischen Gedichte mit Emphase vorzutragen und seine Zuhörer zu rühren versteht, der es auch wagt, über den Homer zu reden, aber wahrscheinlich mehr, um die darin vorkommenden Stellen zu erläutern, als zu erklären, mehr bei dieser Gelegenheit etwas zu sagen, als durch seine Auslegung die Zuhörer dem Geist des Dichters näher zu bringen. Denn was müßte das für ein Mensch sein, der aufrichtig gesteht, daß er einschlafe, wenn die Gedichte anderer Poeten vorgelesen oder erklärt würden? Man sieht, ein solcher Mensch kann nur durch Tradition oder durch Uebung zu seinem Talente gekommen sein. Wahrscheinlich begünstigte ihn eine gute Ge-

stalt, ein glückliches Organ, ein Herz, fähig, gerührt zu werden; aber bei Alledem blieb er ein Naturalist, ein bloßer Empiriker, der weder über seine Kunst noch über die Kunstwerke gedacht hatte, sondern sich in einem engen Kreise mechanisch herumdrehte und sich dennoch für einen Künstler hielt und wahrscheinlich von ganz Griechenland für einen großen Künstler gehalten wurde. Einen solchen Trepf nimmt der Platonische Sokrates vor, um ihn zu Schanden zu machen. Erst giebt er ihm seine Beschränktheit zu fühlen, dann läßt er ihn merken, daß er von dem Homerischen Detail wenig verstehe, und nöthigt ihn, da der arme Teufel sich nicht mehr zu helfen weiß, sich für einen Mann zu erkennen, der durch unmittelbare göttliche Eingebung begeistert wird.

Wenn das heiliger Boden ist, so möchte die Aristophanische Bühne auch ein geweihter Platz sein. So wenig der Maske des Sokrates Ernst ist, den Jon zu belehren, so wenig ist es des Verfassers Absicht, den Leser zu belehren. Der berühmte, bewunderte, gekrönte, bezahlte Jon sollte in seiner ganzen Blöße dargestellt werden, und der Titel müßte heißen: Jon, oder der beschämte Rhapsode; denn mit der Poesie hat das ganze Gespräch nichts zu thun.

Ueberhaupt fällt in diesem Gespräch, wie in andern Platonischen, die unglaubliche Dummheit einiger Personen auf, damit nur Sokrates von seiner Seite recht weise sein könne. Hätte Jon nur einen Schimmer Kenntniß der Poesie gehabt, so würde er auf die alberne Frage des Sokrates: wer den Homer, wenn er von Wagenlenken spricht, besser verstehe, der Wagenführer oder der Rhapsode? keck geantwortet haben: Gewiß der Rhapsode; denn der Wagenlenker weiß nur, ob Homer richtig spricht, der einsichtsvolle Rhapsode weiß, ob er gehörig spricht, ob er als Dichter, nicht als Beschreiber eines Wettlaufs, seine Pflicht erfüllt. Zur Beurtheilung des epischen Dichters gehört nur Anschauen und Gefühl und nicht eigentlich Kenntniß, obgleich auch ein freier Blick über die Welt und Alles, was sie betrifft. Was braucht man, wenn man Einen nicht motiviren will, hier zu einer göttlichen Eingebung seine Zuflucht zu nehmen? Wir haben in Künsten mehr Fälle, wo nicht einmal der Schuster von der Sohle urtheilen darf; denn der Künstler findet für nöthig, subordinirte Theile höhern Zwecken völlig aufzuopfern. So habe ich selbst in meinem Leben mehr als einen Wagenlenker alte Gemmen tadeln hören, worauf die Pferde

ohne Geschirr dennoch den Wagen ziehen sollten. Freilich hatte der Wagenlenker Recht, weil er das ganz unnatürlich fand; aber der Künstler hatte auch Recht, die schöne Form seines Pferdekörpers nicht durch einen unglücklichen Faden zu unterbrechen. Diese Fiktionen, diese Hieroglyphen, deren jede Kunst bedarf, werden so übel von allen Denen verstanden, welche alles Wahre natürlich haben wollen und dadurch die Kunst aus ihrer Sphäre reißen. Dergleichen hypothetische Aeußerungen alter und berühmter Schriftsteller, die am Platz, wo sie stehen, zweckmäßig sein mögen, ohne Bemerkung, wie relativ falsch sie werden können, sollte man nicht wieder ohne Zurechtweisung abdrucken lassen, so wenig als die falsche Lehre von Inspirationen.

Daß einem Menschen, der eben kein dichterisches Genie hat, einmal ein artiges, lobenswerthes Gedicht gelingt, diese Erfahrung wiederholt sich oft, und es zeigt sich darin nur, was lebhafter Antheil, gute Laune und Leidenschaft hervorbringen kann. Man gesteht dem Haß zu, daß er das Genie supplire, und man kann es von allen Leidenschaften sagen, die uns zur Thätigkeit auffordern. Selbst der anerkannte Dichter ist nur in Momenten fähig, sein Talent im höchsten Grade zu zeigen, und es läßt sich dieser Wirkung des menschlichen Geistes psychologisch nachkommen, ohne daß man nöthig hätte, zu Wundern und seltsamen Wirkungen seine Zuflucht zu nehmen, wenn man Geduld genug besäße, den natürlichen Phänomenen zu folgen, deren Kenntniß uns die Wissenschaft anbietet, über die es freilich bequemer ist vornehm hinwegzusehen, als das, was sie leistet, mit Einsicht und Billigkeit zu schätzen.

Sonderbar ist es in dem Platonischen Gespräch, daß Jon, nachdem er seine Unwissenheit in mehreren Künsten, im Wahrsagen, Wagenfahren, in der Arzneikunde und Fischerei, bekannt hat, zuletzt doch behauptet, daß er sich zum Feldherrn besonders qualifizirt fühle. Wahrscheinlich war dies ein individuelles Steckenpferd dieses talentreichen, aber albernen Individui, eine Grille, die ihn bei seinem innigen Umgang mit Homerischen Helden angewandelt sein mochte und die seinen Zuhörern nicht unbekannt war. Und haben wir diese und ähnliche Grillen nicht an Männern bemerkt, welche sonst verständiger sind, als Jon sich hier zeigt? Ja, wer verbirgt wol zu unsern Zeiten die gute Meinung, die er von sich hegt, daß er zum Regimente nicht der Unfähigste sei?

Mit wahrer Ariſtophaniſcher Bosheit verſpart Plato dieſen letzten Schlag für ſeinen armen Sünder, der nun freilich ſehr betäubt daſteht und zuletzt, da ihm Sokrates die Wahl zwiſchen dem Prädikate eines Schurken oder göttlichen Mannes läßt, natürlicherweiſe nach dem letzten greift und ſich auf eine ſehr verblüffte Art höflich bedankt, daß man ihn zum Beſten haben wollen. Wahrhaftig, wenn das heiliges Land iſt, möchte das Ariſtophaniſche Theater auch für einen geweihten Boden gelten!

Gewiß, wer uns auseinanderſetzte, was Männer wie Plato im Ernſt, Scherz und Halbſcherz, was ſie aus Ueberzeugung oder nur diskurſive geſagt haben, würde uns einen außerordentlichen Dienſt erzeigen und zu unſerer Bildung unendlich viel beitragen; denn die Zeit iſt vorbei, da die Sibyllen unter der Erde weisſagten; wir fordern Kritik und wollen urtheilen, ehe wir etwas annehmen und auf uns anwenden.

144.

Nachleſe zu Ariſtoteles' Poetik.

Ein Jeder, der ſich einigermaßen um die Theorie der Dichtkunſt überhaupt, beſonders aber der Tragödie bekümmert hat, wird ſich einer Stelle des Ariſtoteles erinnern, welche den Auslegern viel Noth machte, ohne daß ſie ſich über ihre Bedeutung völlig hätten verſtändigen können. In der nähern Bezeichnung der Tragödie nämlich ſcheint der große Mann von ihr zu verlangen, daß ſie durch Darſtellung Mitleid und Furcht erregender Handlungen und Ereigniſſe von den genannten Leidenſchaften das Gemüth des Zuſchauers reinigen ſolle.

Meine Gedanken und Ueberzeugung von gedachter Stelle

Zu 144. Ueb. Kunſt u. Alterth., VI. Bds. 1. Hft. 1827. S. 84 bis 91.

An Zelter ſchreibt Goethe am 19. März 1827 deutlich obigen Aufſatz: „Das entdeckte Verſtändniß der Ariſtoteliſchen Stelle war mir ein großer Gewinn, ſowol um ihrer ſelbſt und des äſthetiſchen Zuſammenhanges willen, als weil eine Wahrheit nicht um ſich her nach allen Seiten verbreitet." Dann am 29. deſſ. Monats: „Die Vollendung des Kunſtwerks in ſich ſelbſt iſt die ewige unerläßliche Forderung. Ariſtoteles, der das Vollkommenſte vor ſich hatte, ſoll an den Effekt gedacht haben! Welch ein Jammer!"

glaube ich aber am Besten durch eine Uebersetzung derselben mittheilen zu können.

„Die Tragödie ist die Nachahmung einer bedeutenden und abgeschlossenen Handlung, die eine gewisse Ausdehnung hat und in anmuthiger Sprache vorgetragen wird, und zwar von abgesonderten Gestalten, deren jede ihre eigne Rolle spielt und nicht erzählungsweise von einem Einzelnen, nach einem Verlauf aber von Mitleid und Furcht mit Ausgleichung solcher Leidenschaften ihr Geschäft abschließt."

Durch vorstehende Uebersetzung glaube ich nun die bisher dunkel geachtete Stelle ins Klare gesetzt zu sehen und füge nur Folgendes hinzu. Wie konnte Aristoteles in seiner jederzeit auf den Gegenstand hinweisenden Art, indem er ganz eigentlich von der Konstruktion des Trauerspiels redet, an die Wirkung und, was mehr ist, an die entfernte Wirkung denken, welche eine Tragödie auf den Zuschauer vielleicht machen würde? Keineswegs! Er spricht ganz klar und richtig aus: wenn sie durch einen Verlauf von Mitleid und Furcht erregenden Mitteln durchgegangen, so müsse sie mit Ausgleichung, mit Versöhnung solcher Leidenschaften zuletzt auf dem Theater ihre Arbeit abschließen.

Er versteht unter **Katharsis** diese aussöhnende Abrundung, welche eigentlich von allem Drama, ja sogar von allen poetischen Werken gefordert wird. In der Tragödie geschieht sie durch eine Art Menschenopfer, es mag nun wirklich vollbracht oder unter Einwirkung einer günstigen Gottheit durch ein Surrogat gelöst werden, wie im Falle Abraham's und Agamemnon's; genug, eine Söhnung, eine Lösung ist zum Abschluß unerläßlich, wenn die Tragödie ein vollkommenes Dichtwerk sein soll. Diese Lösung aber, durch einen günstigen, gewünschten Ausgang bewirkt, nähert sich schon der Mittelgattung, wie die Rückkehr der Alceste; dagegen im Lustspiel gewöhnlich zu Entwirrung aller Verlegenheiten, welche ganz eigentlich das Geringere von Furcht und Hoffnung sind, die Heirath eintritt, die, wenn sie auch das Leben nicht abschließt, doch darin einen bedeutenden und bedenklichen Abschnitt macht. Niemand will sterben, Jedermann heirathen, und darin liegt der bald scherz-, bald ernsthafte Unterschied zwischen Trauer- und Lustspiel israelitischer Aesthetik.

Ferner bemerken wir, daß die Griechen ihre Trilogie zu solchem Zwecke benutzt; denn es giebt wol keine höhere Ka-

Den man wie unsern Herrgott nennt
Und ihn auch meistens nicht besser kennt.
Geb' Euch Gott allen guten Segen,
Nur laß't Euch sein uns angelegen!
Denn wir bäurisch treues Blut
Sind doch immer Euer bestes Gut,
Und könnt Euch mehr an uns erfreun
Als an Pferden und Stuterein.
Dies reich' ich Euch im fremden Land,
Bliebe Euch übrigens gern unbekannt.
Zieht ein und nehmet Speis' und Kraft
Im Zauberschloß in der Nachbarschaft,
Wo eine gute Fee regiert,*)
Die einen goldnen Scepter führt
Und um sich eine kleine Welt
Mit holdem Blick beisammenhält.

Seb. Simpel.

An Denselben.**)

Den 18. Februar 1781.

So groß als die Begierde war,
Die altgeliebten Bilder zu erlangen,
Mit gleicher Lust geb' ich sie Dir
Und scheine sie dadurch erst zu empfangen.

An Denselben.***)

Abschied der Engelhäuser Bäuerinnen.

Karlsbad, 1786.

Ist es denn wahr, was man gesagt? —
Dem lieben Himmel sei's geklagt! —
Verläßest Du die Königsstadt,
Die Dir so viel zu danken hat?

*) Frau von Stein.

**) Aus dem „Briefwechsel des Großherzogs Karl August mit Goethe" I, 17. — Die Verse, in ihrem Tone lebhaft an die erste Unterredung zwischen Alphons und Tasso in Goethe's „Tasso", I. Akt, 3. Scene, erinnernd, beziehen sich auf eine Sammlung von Zeichnungen, die Merck im Auftrage des Herzogs für Goethe besorgt hatte, und die Dieser dem Herzog zur Ansicht schickte. — Vgl. „Briefe an und von Merck" II, 182, „Briefe an Frau von Stein" II, 26, Anmerkung 2.

***) Vgl. Ausgabe von 1836, den „Katalog der Goethe-Ausstellung" S. 16, Riemer's Mittheilungen II, 552 und in Goethe's italienischer Reise den Bericht

tharsis als der Oedipus von Kolonus, wo ein halbschuldiger Verbrecher, ein Mann, der durch dämonische Konstitution, durch eine düstere Heftigkeit seines Daseins, gerade bei der Großheit seines Charakters durch immerfort übereilte Thatausübung den ewig unerforschlichen, unbegreiflich-folgerechten Gewalten in die Hände rennt, sich selbst und die Seinigen in das tiefste, unterstellbarste Elend stürzt und doch zuletzt noch ausjohnend ausgesöhnt und zum Verwandten der Götter, als segnender Schutzgeist eines Landes eines eignen Opferdienstes werth, erhoben wird.

Hieraus gründet sich nun auch die Maxime des großen Meisters, daß man den Helden der Tragödie weder ganz schuldig, noch ganz schuldfrei darstellen müsse. Im ersten Falle wäre die Katharsis blos stoffartig, und der ermordete Böswicht zum Beispiel schiene nur der ganz gemeinen Justiz entgangen; im zweiten Falle ist sie nicht möglich; denn dem Schicksal oder dem menschlich Einwirkenden fiele die Schuld einer allzu schweren Ungerechtigkeit zur Last.

Uebrigens mag ich bei diesem Anlaß, wie bei jedem andern, mich nicht gern polemisch benehmen; anzuführen habe ich jedoch, wie man sich mit Auslegung dieser Stelle bisher beholfen. Aristoteles nämlich hatte in der Politik ausgesprochen, daß die Musik zu sittlichen Zwecken bei der Erziehung benutzt werden könnte, indem ja durch heilige Melodien die in den Orgien erst aufgeregten Gemüther wieder besänftigt würden und also auch wol andere Leidenschaften dadurch könnten ins Gleichgewicht gebracht werden. Daß hier von einem analogen Fall die Rede sei, leugnen wir nicht; allein er ist nicht identisch. Die Wirkungen der Musik sind stoffartiger, wie solches Händel in seinem Alexandersfest durchgeführt hat, und wie wir auf jedem Ball sehen können, wo ein nach sittig-galanter Polonaise aufgespielter Walzer die sämmtliche Jugend zu bacchischem Wahnsinn hinreißt.

Die Musik aber so wenig als irgend eine Kunst vermag auf Moralität zu wirken, und immer ist es falsch, wenn man solche Leistungen von ihnen verlangt. Philosophie und Religion vermögen dies allein; Pietät und Pflicht müssen aufgeregt werden, und solche Erweckungen werden die Künste nur zufällig veranlassen. Was sie aber vermögen und wirken, das ist eine Milderung roher Sitten, welche aber gar bald in Weichlichkeit ausartet.

Wer nun auf dem Wege einer wahrhaft sittlichen inneren Ausbildung fortschreitet, wird empfinden und gestehen, daß Tragödien und tragische Romane den Geist keineswegs beschwichtigen, sondern das Gemüth und das, was wir das Herz nennen, in Unruhe versetzen und einem vagen, unbestimmten Zustande entgegenführen; diesen liebt die Jugend und ist daher für solche Produktionen leidenschaftlich eingenommen.

Wir kehren zu unserm Anfang zurück und wiederholen: Aristoteles spricht von der Konstruktion der Tragödie, insofern der Dichter, sie als Objekt aufstellend, etwas würdig Anziehendes, Schau- und Hörbares abgeschlossen hervorzubringen denkt.

Hat nun der Dichter an seiner Stelle seine Pflicht erfüllt, einen Knoten bedeutend geknüpft und würdig gelöst, so wird dann dasselbe in dem Geiste des Zuschauers vorgehen: die Verwicklung wird ihn verwirren, die Auflösung aufklären, er aber um nichts gebessert nach Hause gehen; er würde vielmehr, wenn er ästhetisch aufmerksam genug wäre, sich über sich selbst verwundern, daß er ebenso leichtsinnig als hartnäckig, ebenso heftig als schwach, ebenso liebevoll als lieblos sich wieder in seiner Wohnung findet, wie er hinausgegangen. Und so glauben wir Alles, was diesen Punkt betrifft, gesagt zu haben, wenn sich schon dieses Thema durch weitere Ausführung noch mehr ins Klare setzen ließe.

145.

Die tragischen Tetralogien der Griechen.

Programm von Ritter Hermann 1819.

Auch dieser Aufsatz deutet seiner Ansicht und Behandlung nach auf einen meisterhaften Kenner, der das Alte zu erneuen, das Abgestorbene zu beleben versteht.

Zu 145. Ueb. Kunst u. Alterth., IV. Bds. 2. Hft. 1823. S. 158 bis 165.

Hermann's Programm: De compositione tetralogiarum tragicarum. Diesem Aufsatz vorangegangen war der an denselben meisterhaften Kenner des Alterthums anknüpfende zweite über „Phoenissen" von Euripides, der hier unter Nr. 147. b. folgt.

Am 6. Apr. 1823 schrieb Goethe an Hermann: „Auch muß ich verweilen, daß vor Kurzem mir das höchst schätzbare Programm über die Tetralogien der

Es kann nicht geleugnet werden, daß man sich die Tetralogien der Alten sonst nur gedacht als eine dreifache Steigerung desselben Gegenstandes, wo im ersten Stück die Exposition, die Anlage, der Hauptmoment des Ganzen vollkommen geleistet wäre, im zweiten darauf sich schreckliche Folgen ins Ungeheure steigerten, im dritten aber bei nochmaliger Steigerung dennoch auf eine gewisse Weise irgend eine Versöhnung herangeführt würde, wodurch denn allenfalls ein viertes munteres Stück, um den Zuschauer, den häuslicher Ruhe und Behaglichkeit bedürftigen Bürger wohlgemuth zu entlassen, nicht ungeschickt angefügt werden konnte.

Wenn also z. B. im ersten Stück Agamemnon, im zweiten Klytämnestra und Aegisth umkämen, im dritten jedoch der von den Furien verfolgte Muttermörder durch das Athenische Oberberufungsgericht losgesprochen und deshalb eine große städtische ewige Feier angeordnet würde, da kann uns dünken, daß dem Genie hier irgend einen Scherz anzuknüpfen wol mochte gelungen sein.

Ist nun zwar, wie wir eingestehen, die griechische Mythologie sehr folgereich und langmüthig, wie sich denn der umsichtige Dichter gar bald überzeugen wird, daß aus jedem Zweig jenes grenzenlosen Stammbaums ein paar Trilogien herauszuentwickeln wären, so kann man doch begreifen, daß bei unerläßlichen Forderungen nach immer sich überbietenden Neuigkeiten nicht immerfort eine gleich reine Folge zu finden gewesen.

Sollte sodann der Dichter nicht bald gewahr werden, daß dem Volk an der Folge gar nichts gelegen ist? Sollte er nicht klug zu seinem Vortheil brauchen, daß er es mit einer leichtsinnigen Gesellschaft zu thun hat? Er giebt lieber sein Innerstes auf, als es sich ganz allein und umsonst sauer werden zu lassen.

Höchst natürlich und wahrscheinlich nennen auch wir daher die Behauptung gegenwärtigen Programms: eine Trio, oder gar Tetralogie habe keineswegs einen zusammenhängenden In-

---

Alten in die Hände gelangt, wodurch ich veranlaßt worden, einige neuere Beispiele solcher unzusammenhängend gesteigerter theatralischer Darstellungen ins Gedächtniß zurückzuführen und an dasjenige, was Euer Hochwohlgeboren bezeugen, unmittelbar anzuknüpfen." — Gegen Ende äußerte er am 23. Febr. 1811 mit Bezug auf den Entwurf der „Iphigenie in Tauris": „Eine epische Behandlung hat viel Vortheile, nur daß wir Neuern uns nicht recht darein zu finden wissen."

halt gefordert, also nicht eine Steigerung des Stoffs, wie oben angenommen, sondern eine Steigerung der äußeren Formen, gegründet auf einen vielfältigen und zu dem bezweckten Eindruck hinreichenden Gehalt.

In diesem Sinne mußte nun das erste Stück groß und für den ganzen Menschen staunenswürdig sein, das zweite durch Chor und Gesang Sinne, Gefühl und Geist erheben und ergetzen, das dritte darauf durch Aeußerlichkeiten, Pracht und Drang aufreizen und entzücken, da denn das letzte zu freundlicher Entlassung so heiter, munter und verwegen sein durfte, als es nur wollte.

Suchen wir nun ein Bild und Gleichniß zu unseren Zeiten. Die deutsche Bühne besitzt ein Beispiel jener ersten Art an Schiller's Wallenstein, und zwar ohne daß der Dichter hier eine Nachahmung der Alten beabsichtigt hätte; der Stoff war nicht zu übersehen und zerfiel dem wirkenden und schaffenden Geiste nach und nach, selbst gegen seinen Willen, in mehrere Theile. Der Empfindungsweise neuerer Tage gemäß bringt er das lustige, heitere Satyrstück, das Lager, voraus. In den Piccolomini ehren wir die fortschreitende Handlung; sie ist noch durch Pedanterie, Irrthum, wüste Leidenschaft niedergehalten, indeß zarte himmlische Liebe das Rohe zu mildern, das Wilde zu besänftigen, das Strenge zu lösen trachtet. Im dritten Stücke mißlingen alle Versuche der Vermittelung; man muß es im tiefsten Sinne hochtragisch nennen und zugeben, daß für Sinn und Gefühl hierauf nichts weiter folgen könne.

Nun müssen wir aber, um an die von dem Programm eingeleitete Weise, völlig Unzusammenhängendes auf einander glücklich und schicklich folgen zu lassen, durch ein Beispiel irgend eine Annäherung zu gewinnen, uns über die Alpen begeben und uns die italienische, eine dem Augenblick ganz gewidmete Nation als Zuschauermasse denken.

So sahen wir eine vollkommen ernste Oper in drei Akten, welche, in sich zusammenhängend, ihren Gang ruhig verfolgte. In den Zwischenräumen der drei Abtheilungen erschienen zwei Ballette, so verschieden im Charakter unter einander als mit der Oper selbst: das erste heroisch, das zweite ins Komische ablaufend, damit die Springer Gewandtheit und Kräfte zeigen konnten. War dieses vorüber, so begann der dritte Akt der Oper, so anständig einherschreitend, als wenn keine Posse vorhergegangen wäre. Ernst, feierlich, prächtig schloß sich das

Ganze. Wir hatten also hier eine Pentalogie, nach ihrer Weise der Menge vollkommen genugthuend.

Noch ein Beispiel fügen wir hinzu; denn wir sahen in etwas mäßigern Verhältnissen Goldoni'sche dreiaktige Stücke vorstellen, wo zwischen den Abtheilungen vollkommene zweiaktige komische Opern auf das Glänzendste vorgetragen wurden. Beide Darstellungen hatten weder dem Inhalt noch der Form nach irgend etwas mit einander gemein, und doch freute man sich höchlich, nach dem ersten Akt der Komödie die bekannt-beliebte Ouvertüre der Oper unmittelbar zu vernehmen. Ebenso ließ man sich nach dem glänzenden Finale dieses Singaktes den zweiten Akt des prosaischen Stücks gar wohl gefallen. Hätte nun abermals eine musikalische Abtheilung das Entzücken gesteigert, so war man doch noch auf den dritten Akt des Schauspiels höchst begierig, welcher denn auch jederzeit vollkommen befriedigend gegeben ward. Denn der Schauspieler, kompromittirt durch seine sangreichen Vorgänger, nahm nun Alles, was er von Talent hatte, zusammen und leistete, durch die Ueberzeugung, seinen Zuschauer im besten Humor zu finden, selbst in guten Humor versetzt, das Erfreulichste, und der allgemeine Beifall erscholl beim Abschluß auch dieser Pentalogie, deren letzte Abtheilung gerade die Wirkung that wie der vierte Abschnitt der Tetralogien: uns befriedigt, erheitert und doch auch gemäßigt nach Hause zu schicken.

146.

Ueber die Parodie bei den Alten.

Wie schwer es ist, sich aus den Vorstellungsarten seiner Zeit herauszuarbeiten, besonders wenn die Aufgabe so gestellt

Zu 146. Goethe's Nachgel. Werke, VI. Bd. 1833. T. A. S. 5 bis 10.

Nach der Chronologie der Entstehung Goethischer Schriften aus dem Jahr 1824; dies bezieht sich jedoch nur auf den ersten, den „Aeltern" betreffenden Theil.

Am 26. Juni 1824 schreibt Goethe Zelter, der von seinem Bekanntwerden mit Shakespeare's „Troilus und Kressida" Mittheilung gemacht hatte: „Ich freue mich sehr, daß es Dir mit Troilus und Kressida gelungen ist, oder vielmehr dem Stück mit Dir. Wie ich ein Todfeind sei von allen Parodieen und Travestiren, hab' ich nie verhehlt; aber nur deswegen thu ich's, weil dieses garstige

ist, daß man sich in höhere, uns unerreichbare Zustände versetzen müsse, begreift man nicht eher als nach vielen, theils vergeblichen, theils auch wohlgelungenen Versuchen.

Von meinen Jünglingszeiten an trachtete ich, mich mit griechischer Art und Sinne möglichst zu befreunden, und mir sagen zuverlässige Männer, daß es auch wohlgelungen sei. Ich will hier nur an den Euripidischen Herkules erinnern, den ich einem modernen und zwar keineswegs verwerflichen Zustande entgegengesetzt hatte.

Zu jenem Bestreben — es sind nunmehr gerade funfzig Jahre — bin ich immer fortgeschritten, und auf diesem Wege habe ich jenen Leitfaden nie aus der Hand gelassen. Inzwischen fand ich noch manche Hindernisse und konnte meine nordische Natur nur nach und nach beschwichtigen, meine deutsche Gemüthsart, die aus der Hand des Poeten Alles für baar Geld nahm, was doch eigentlich nur als Einlösungs- und Antizipationsschein sollte angesehen werden.

Höchst verdrießlich war ich daher, zu lesen und zu hören, daß über den herrlich überschwänglich ergreifenden Stücken der Alten noch zum Schluß der Vorstellung eine Narrenspoße sei gegeben worden. Wie mir aber gelang, mit einem solchen Verfahren mich auszusöhnen und mir ein Unbegreifliches zurechtzulegen, sei hier gesagt, ob es vielleicht auch Andern fromme.

Die Griechen, die als geselliges Volk gerne sprachen,

Gefühl des Schöne, Edle, Große herunterwürdigt, um es zu vernichten; so selbst den Scherz sey' ich nicht gern dadurch verjagt. — Die Alten und Shakespeare setzen an die Stelle dessen, was sie uns zu rauben scheinen, wieder etwas höchst Schätzenswerthes, Würdiges und Erfreuliches. Auf diese Weise hat Dich denn das tragische Stück eingenommen, ergetzt und befriedigt und zwar in ganz richtigem Sinne. — Ueber den Kyklops des Euripides liegt ein kleiner Aufsatz unter meinen Papieren, der freilich Erweiterung und nähere Bestimmung forderte, vielleicht werde ich hiezu durch Deine Anregung aufgemuntert." Sodann am 25. August des Jahres: „Ein mächtiger Adler aus Pindar's oder Eschylus' Zeiten läßt sich sehen, zwei Schlangen in den Klauen haltend, auf einen Felsen nieder; seine Fittige sind noch in Thätigkeit, sein Geist unruhig; denn jene beweglich widerstrebende Beute droht ihm Gefahr." Das Folgende ist ganz gleichlautend mit obigem Aufsatz bis „bedeutende Aufgabe", worauf er fortfährt: „Hieher gehört nun, was über den Kyklops des Euripides zu sagen wäre. Ebenso merkwürdig ist die Vergleichung der Ilias mit Troilus und Kressida. Auch hier ist weder Parodie noch Travestie, sondern wie oben zwei Naturgegenstände einander gegenübergesetzt waren, so hier ein poetischer Gegenstand." So geht es weiter wörtlich wie im Aufsatz, nur daß das letzte Wort einmal hier „werden" dort „wurden" lautet.

Goethe nahm den Euripidischen Herkules einem modernen entgegengesetzt in „Götter, Helden und Wieland" 1774.

als Republikaner gern ſprechen hörten, waren ſo an den öffentlichen Vortrag gewöhnt, daß ſie unbewußt die Redekunſt ſich eigen gemacht hatten und demgemäß dieſelbe ihnen eine Art Bedürfniß geworden war. Dieſes Element war dem dramatiſchen Dichter höchſt willkommen, der auf einer fingirten Bühne die höchſten menſchlichen Intereſſen vorzuführen und das Für und Wider verſchiedener Parteien durch Hin- und Wiederreden kräftig auszuſprechen hatte. Bediente er ſich nun dieſes Mittels zum höchſten Vortheil ſeiner Tragödie und wetteiferte mit dem Redner im völligen, obgleich imaginären Ernſte, ſo war es ihm für das Luſtſpiel beinahe noch willkommener; denn indem er die niedrigſten Gegenſtände und Handlungen durch hohes Kunſtvermögen ebenfalls im großen Stil zu behandeln wußte, ſo brachte er etwas Unbegreifliches und höchſt Ueberraſchendes vor.

Von dem Niedrigen, Sittenloſen wendet ſich der Gebildete mit Abſcheu weg; aber er wird in Erſtaunen geſetzt, wenn es ihm dergeſtalt gebracht wird, daß er es nicht abweiſen kann, vielmehr ſolches mit Behagen aufzunehmen genöthigt iſt. Ariſtophanes giebt uns hievon die unverwerflichſten Zeugniſſe, und man kann das Geſagte aus dem Kyklops des Euripides vollkommen darthun, wenn man nur auf die künſtliche Rede des gebildeten Ulyſſes hinweiſt, der doch den Fehler begeht, nicht zu denken, daß er mit dem rohſten aller Weſen ſpreche; der Kyklope dagegen argumentirt mit voller Wahrheit aus ſeinem Zuſtande heraus, und indem er Jenen ganz entſchieden widerlegt, bleibt er unwiderleglich. Man wird durch die große Kunſt in Erſtaunen geſetzt, und das Unanſtändige hört auf, es zu ſein, weil es uns auf das Gründlichſte von der Würde des kunſtreichen Dichters überzeugt.

Wir haben uns alſo bei jenen als Nachſpiel gegebenen heiteren Stücken der Alten keineswegs ein Poſſen- und Fratzenſtück nach unſerer Art, am Wenigſten aber eine Parodie und Traveſtie zu denken, wozu uns vielleicht Horazens Verſe verleiten konnten.

Nein, bei den Griechen iſt Alles aus einem Stücke, und Alles im großen Stil. Derſelbe Marmor, daſſelbe Erz iſt es, das einen Zeus wie einen Faun möglich macht, und immer der gleiche Geiſt, der Allem die gebührende Würde verleiht.

Hier findet ſich keineswegs der parodiſtiſche Sinn, welcher das Hohe, Große, Edle, Gute, Zarte herunterzieht und uns

Gemeine verschleppt, woran wir immer ein Symptom sehen, daß die Nation, die daran Freude hat, auf dem Wege ist, sich zu verschlechtern; vielmehr wird hier das Rohe, Brutale, Niedrige, das an und für sich selbst den Gegensatz des Göttlichen macht, durch die Gewalt der Kunst dergestalt emporgehoben, daß wir dasselbe gleichfalls als an dem Erhabenen theilnehmend empfinden und betrachten müssen.

Die komischen Masken der Alten, wie sie uns übrig geblieben, stehen dem Kunstwerth nach in gleicher Linie mit den tragischen. Ich besitze selbst eine kleine komische Maske von Erz, die mir um keine Goldstange feil wäre, indem sie mir täglich das Anschauen von der hohen Sinnesweise giebt, die durch Alles, was von den Griechen ausgegangen, hervorleuchtet.

*

Beispiele ähnlicher Art, wie bei den dramatischen Dichtern, finden sich auch in der bildenden Kunst.

Ein mächtiger Adler, aus Myron's oder Lysippus' Zeiten, hat sich soeben, zwei Schlangen in den Klauen haltend, auf einen Felsen niedergelassen; seine Fittige sind noch in Thätigkeit, sein Geist unruhig; denn jene beweglich widerstrebende Beute bringt ihm Gefahr. Sie umringeln seine Füße, ihre züngelnden Zungen deuten auf tödtliche Zähne.

Dagegen hat sich auf Mauergestein ein Kauz niedergesetzt, die Flügel angeschlossen, die Füße und Klauen stämmig; er hat einige Mäuse gefaßt, die ohnmächtig ihre Schwänzlein um seine Füße schlingen, indem sie kaum noch Zeichen eines viepsend abscheidenden Lebens bemerken lassen.

Man denke sich beide Kunstwerke neben einander! Hier ist weder Parodie noch Travestie, sondern ein von Natur Hohes und von Natur Niederes, Beides von gleichem Meister im gleich erhabenen Stil gearbeitet; es ist ein Parallelismus im Gegensatz, der einzeln erfreuen und zusammengestellt in Erstaunen setzen müßte. Der junge Bildhauer fände hier eine bedeutende Aufgabe.

*

Zu ähnlichen Resultaten führt die Vergleichung der Ilias mit Troilus und Kressida; auch hier ist weder Parodie noch Travestie, sondern wie oben im Adler und Kauz zwei Naturgegenstände einander gegenübergesetzt waren, so hier ein zwiefacher Zeitsinn. Das griechische Gedicht im hohen Stil, sich selbst darstellend, nur das Nothdürftige bringend und

sogar in Beschreibungen und Gleichnissen allen Schmuck ablehnend, auf hohe mythische Urüberlieferungen sich gründend; das englische Meisterwerk dagegen darf man betrachten als eine glückliche Umformung, Umsetzung jenes großen Werkes ins Romantisch-dramatische.

Hiebei dürfen wir aber nicht vergessen, daß dieses Stück mit manchem andern seine Herkunft aus abgeleiteten, schon zur Prosa herabgezogenen, nur halb dichterischen Erzählungen nicht verleugnen kann.

Doch auch so ist es wieder ganz Original, als wenn das Antike gar nicht gewesen wäre, und es bedurfte wieder einen ebenso gründlichen Ernst, ein ebenso entschiedenes Talent als des großen Alten, um uns ähnliche Persönlichkeiten und Charaktere mit leichter Bedeutenheit vorzuspiegeln, indem einer spätern Menschheit neuere Menschlichkeiten durchschaubar vorgetragen werden.

---

147. a.

Phaëthon, Tragödie des Euripides.

Versuch einer Wiederherstellung aus Bruchstücken.

Ehrfurchtsvoll an solche köstliche Reliquien herantretend, müssen wir vorerst Alles aus der Einbildungskraft auslöschen,

---

Zu 147. a. Ueb. Kunst u. Alterth., IV. Bd. 2. Hft. 1823. S. 5 bis 34.

In den „Tag- und Jahresheften — 1821" berichtet Goethe: „Die Fragmente Phaëthon's, von Rüter Hermann mitgetheilt, erregten meine Produktivität. Ich studirte eifig manches Stück des Euripides, um mir den Sinn dieses außerordentlichen Mannes wieder zu vergegenwärtigen. Professor Göttling übersetzte die Fragmente, und ich beschäftigte mich lange mit einer möglichen Ergänzung." — Sein Programm „Euripidis fragmenta duo Phaëthontis e codice Claromontano" gab Hermann 1821 aus. Nachstehende Stellen aus Briefen Goethe's gedenken desselben Gegenstandes. Vom 7. Oct. 1821 an Riemer: „Ein Hermannisches Programm, Fragmente eines Euripidischen Phaëthon's enthaltend, hat mir auch große Freude gemacht; es ist der Anfang und das Ende, und man muß gestehen, daß sich die Mitte errathen läßt. Im Ganzen hat es mich an Hippolyt erinnert." — Vom 28. Nov. desf. J. an Schultz: „Eine angenehme Zwischenbeschäftigung hatte ich diesen Sommer. Professor Hermann in Leipzig gab Fragmente eines Euripidischen Trauerspiels heraus, eines Phaëthon's, Anfang und Ende, die Mitte fehlt. Nun sind von einem so benannten Stücke schon kleinere Stücke bekannt, und ich ward zu einem Versuch getrieben, das Stück gewissermaßen wiederherzustellen. Es ist unglaublich groß gedacht und nöthigt uns

was in späterer Zeit dieser einfach großen Fabel angeheftet worden, durchaus vergessen, wie Ovid und Nonnus sich verirrten, den Schauplatz derselben ins Universum erweiternd. Wir beschränken uns in einer engen, zusammengezogenen Lokalität, wie sie der griechischen Bühne wohl geziemen mochte; dahin ladet uns der

Prolog.

Des Okean's, der Thetis Tochter, Klymenen
Umarmt als Gatte Merops, dieses Landes Herr.
Das von dem vierbespannten Wagen allererst
Mit leisen Strahlen Phöbus morgendlich begrüßt;
Die Gluth des Königs aber, wie sie sich erhebt,
Verbrennt das Ferne, Nahes aber mäßigt sie.
Dies Land benennt ein nachbar-schwarzgefärbtes Volk
Eos, die glänzende, des Helios' Rossestand.
Und zwar mit Recht; denn rosenfingernd spielt zuerst
An leichten Wölkchen Eos bunten Wechselscherz.
Hier bricht sodann des Gottes ganze Kraft hervor,
Der, Tag und Stunden regelnd, alles Volk beherrscht,
Von dieser Felsenküsten steilem Anbeginn
Das Jahr bestimmt der breiten, ausgedehnten Welt.
So sei ihm denn, dem Hausgott unsrer Königsburg,
Verehrung, Preis und jedes Morgens frisch Gemüth!

zum Denken. Das Unternommene muß noch reifer werden; was auch daraus entstehe, wird es Ihnen gewiß Freude machen." Vom 7. Mai 1823 ebenfalls an Schulz: „Die Brosamen von dem reichen Tisch der Alten sind es doch eigentlich, wovon ich lebe, wie Sie aus dem erhaltenen Phaethon nächstens ersehen werden." — Vom 6. Apr. 1823 an Hermann: „Euer Hochwohlgeboren verzeihen gewiß beim Anblick des Vorliegenden mein langes Schweigen und scheinbaren Undank. Sie sehen, wie mich Ihre wichtige Gabe sogleich beschäftigt, wozu Sie mich aufgefordert, und ermessen hiernächst, wie ich von einer so schweren Aufgabe nach verjogenem Angriff mich doch wieder zurückziehen mußte. Auf einem geschriebenen Blatte lege indessen vor Augen, was ich in dem gegenwärtigen Hefte, wovon dies die ersten Aushängebogen sind, noch weiter nachzubringen gedenke, in Erwartung, ob ein glücklicher Augenblick jenes Unternehmen wol fördern möchte. Doch aber auch auf diesem Wege von mir gefördert worden, es möchte doch die Freunde der altertümlichen Dichtkunst einigermaßen auf dies herrliche Werk aufmerksam zu machen geeignet sein." — Endlich vom 20. Mai 1826 an Zelter: „Du gedenkst meines Phaethon's, dessen ich mich immer freue, obgleich betrübe, daß ich nicht die zwei Hauptscenen damals niederschrieb. Wäre es auch nicht zulänglich gewesen, so war es doch immer etwas, wovon sich jetzt Niemand einen Begriff machen kann."

Ovid erzählt die Fabel von Phaëthon in den Metamorphosen, I. Buch, Vers 7 bis Ende und im Anfang des II. Buchs; Nonnus in den Dionysiaka, XXXVIII. Buch.

Denn bis zu uns nach Engelhaus
Erschallet lang' Dein Ruhm heraus,
Daß Deine Freundlichkeit und Gnad'
Allen dreifach gesegnet das Bad;
Denn nicht der Pole freut sich Dein,
Es freut sich nicht der Jud' allein,
Es freut sich Dein auch jeder Christ,
Daß Du so mild gewesen bist.
Und wer das nicht erkennen wollt',
Für einen Heiden gelten sollt'.
Doch die nach Dir am Meisten schaun,
Sind gewiß alle schöne Fraun,
Die Du, o edler Brunnengast,
Löblich und fein gewartet hast;
Die heißen Alle mit Verdruß
Aufs Muß als eine harte Nuß.
Es scheinet ihnen Alles alt,
Das Thal zu weit, der Sprudel kalt;
Ein Strom aus ihren Augen quillt,
Der ärger als die Tepel schwillt;
Und stoß' der Strom den Berg hinauf,
Er bielte Dich im Reisen auf.
In deren Namen stehen wir,
Von Engelhaus die Nymphen, hier
Und wünschen Dir zur frühen Zeit
Von allen Heil'gen das Geleit.
So viel Kanonenschüsse geschwind
Vorm Elephanten gefallen sind,
So manchen Fall Gurofsky*) erzählt
Und keuscher Frauen Ohren quält,
So manche Kollatschen man früh und spat
Bei dem Kurfürsten gebacken hat:

---

aus Neapel vom 27. Mai 1787. — In Neapel hatte Goethe eine Dame angetroffen, mit der er im Sommer 1786 in Karlsbad zusammen gewesen war. „Das Gedicht", heißt es weiter, „womit ihn bei seinem Wegritt die Mädchen von Engelhaus überraschten, (welches sie noch besaß,) rief die lustigen Scenen alle zurück, die witzigen Neckereien und Mystifikationen, die geistreichen Einfälle, das Vergeltungsrecht an einander auszuüben. Alle die Lieben und Werthen kamen wieder an die Reihe, vor Allem der heitre Humor unsers theuren Fürsten."

*) Unter „Gurofski," (so in der Handschrift) ist vermuthlich der von Friedrich Wilhelm II. in den Grafenstand erhobene Kastellan Rafael von Gurowski zu Kalisch zu verstehen. — L.

Auch ich, der Wächter, ihn zu grüßen hier bereit,
Nach dieſen Sommernächten, wo's nicht nachten will,
Erfreue mich des Tages vor dem Tagesblick
Und harre gern, doch ungeduldig, ſeiner Gluth,
Die Alles wieder bildet, was die Nacht entſtellt.
So ſei denn aber heute mehr als je begrüßt
Des Tages Anglanz! Feiert prächtig heute ja
Merops, der Herrſcher, ſeinem kräftig einz'gen Sohn
Verbindungsfeſt mit gottgezeugter Nymphenzier;
Deshalb ſich Alles regt und rührt im Hauſe ſchon.
Doch ſagen Andre — Mißgunſt waltet ſtets im Volk —,
Daß ſeiner Freuden innigſte Zufriedenheit,
Der Sohn, den er vermählet heute, Phaëthon,
Nicht ſeiner Lenden ſei. Woher denn aber wol?
Doch ſchweige Jeder! Solche zarte Dinge ſind
Nicht glücklich anzurühren, die ein Gott verbirgt.

V. 5. 6. Hier ſcheint der Dichter durch einen Widerſpruch den Widerſpruch der Erſcheinung auflöſen zu wollen; er ſpricht die Erfahrung aus, daß die Sonne das öſtliche Land nicht verſengt, da ſie doch ſo nah und unmittelbar an ihm hervortritt, dagegen aber die ſüdliche Erde, von der ſie ſich entfernt, ſo glühend heiß beſcheint.

V. 7. 8. Nicht über dem Ozean, ſondern diesſeits am Rande der Erde ſuchen wir den Ruheplatz der himmliſchen Roſſe; wir finden keine Burg, wie ſie Ovid prächtig auferbaut; Alles iſt einfach und geht natürlich zu. Im letzten Oſten alſo, an der Welt Grenze, wo der Ozean ans feſte Land umkreiſend ſich anſchließt, wird ihm von Thetis eine herrliche Tochter geboren, Klymene. Helios, als nächſter Nachbar zu betrachten, entbrennt für ſie in Liebe; ſie giebt nach, doch unter der Bedingung, daß er einem aus ihnen entſproſſenen Sohn eine einzige Bitte nicht verſagen wolle. Indeſſen wird ſie an Merops, den Herrſcher jener äußerſten Erde, getraut, und der ältliche Mann empfängt mit Freuden den im Stillen ihm zugebrachten Sohn.

Nachdem nun Phaëthon herangewachſen, gedenkt ihn der Vater ſtandesgemäß irgend einer Nymphe oder Halbgöttin zu

Von Vers 28 ſteht in „Kunſt und Alterthum“ nur die erſte Hälfte; Goethe brachte die Ergänzung auf dem Umſchlag mit den Worten:

„Seute 7 wäre die Lücke der letzten Zeile auszufüllen wie folgt:

Feiert prächtig heute ja“

verheirathen; der Jüngling aber, muthig, ruhm- und herrschsüchtig, erfährt zur bedeutenden Zeit, daß Helios sein Vater sei, verlangt Bestätigung von der Mutter und will sich sogleich selbst überzeugen.

Klymene. Phaëthon.

Klymene. So bist Du denn dem Ehebett ganz abgeneigt?
Phaëthon. Das bin ich nicht; doch einer Göttin soll ich nahn
Als Gatte, dies beklemmet mir das Herz allein.
Der Freie macht zum Knechte sich des Weibs,
Verkaufend seinen Leib um Morgengift.
Klymene. O Sohn, soll ich es sagen? Dieses fürchte nicht!
Phaëthon. Was mich beglückt, zu sagen, warum zauderst Du?
Klymene. So wisse denn, auch Du bist eines Gottes Sohn.
Phaëthon. Und wessen?
Klymene. Bist ein Sohn des Nachbargottes Helios,
Der Morgens früh die Pferde hergestellt erregt,
Geweckt von Eos, hochbestimmten Weg ergreift,
Auch mich ergriff. Du aber bist die liebe Frucht.
Phaëthon. Wie? Mutter, darf ich willig glauben, was erschreckt?
Ich bin erschrocken vor so hohen Stammes Werth,
Wenn dies mir gleich den ewig innern Flammenruf
Des Herzens deutet, der zum Allerhöchsten treibt.
Klymene. Befrag ihn selber! Denn es hat der Sohn das Recht,
Den Vater dringend anzugehn im Lebensdrang.
Erinner' ihn, daß umarmend er mir zugesagt,
Dir einen Wunsch zu gewähren, aber keinen mehr.
Gewährt er ihn, dann glaube fest, daß Helios
Gezeugt Dich hat; wo nicht, so leg die Mutter Dir.
Phaëthon. Wie find' ich mich zur heißen Wohnung Helios'?
Klymene. Er selbst wird Deinen Leib bewahren, der ihm lieb.
Phaëthon. Wenn er mein Vater wäre, Du mir Wahrheit sprächst!
Klymene. O glaub es fest! Du überzeugst Dich selbst dereinst.
Phaëthon. Genug! Ich traue Deines Worts Wahrhaftigkeit.
Doch eile jetzt von hinnen! Denn aus dem Palast

Nahn schon die Dienerinnen, die des schlummernden
Erzeugers Zimmer säubern, der Gemächer Prunk
Tagtäglich ordnen und mit vaterländischen
Gerüchen des Palasts Eingang zu füllen gehn.
Wenn dann der greise Vater von dem Schlummer sich
Erhoben und der Hochzeit frohes Fest mit mir
Im Freien hier beredet, eil' ich flugs hinweg,
Zu prüfen, ob Dein Mund, o Mutter, Wahres sprach.

(Beide ab.)

Hier ist zu bemerken, daß das Stück sehr früh angeht; man muß es vor Sonnenaufgang denken und dem Dichter zugeben, daß er in einen kurzen Zeitraum sehr viel zusammenpreßt. Es ließen sich hievon ältere und neuere Beispiele wol anführen, wo das Dargestellte in einer gewissen Zeit unmöglich geschehen kann und doch geschieht. Auf dieser Fiktion des Dichters und der Zustimmung des Hörers und Schauers ruht die oft angefochtene und immer wiederkehrende dramatische Zeit- und Ortseinheit der Alten und Neuern.

Das nun folgende Chor spricht von der Gegend, und was darin vorgeht, ganz morgenblich. Man hört noch die Nachtigall singen, wobei es höchst wichtig ist, daß ein Hochzeitgesang mit der Klage einer Mutter um ihren Sohn beginnt.

Chor der Dienerinnen.

Leise, leise! Weckt mir den König nicht!
Morgenschlaf gönn' ich Jedem,
Greisem Haupt zu allererst.
Kaum noch tagt es;
Aber bereitet, vollendet das Werk!
Noch weint im Hain Philomele
Ihr sanft harmonisches Lied;
In frühem Jammer ertönt
„Itys, o Itys!" ihr Rufen.
Sprinz' Ton hallt im Gebirg,
Felsanklimmender Hirten Musik;
Es eilt schon fern auf die Trift
Brauner Füllen muthige Schaar;
Zum wilddaufjagenden Waidwerk
Zieht schon der Jäger hinaus;
Am Uferrande des Meers
Tönt des melodischen Schwans Lied.

Und es treibt in die Wogen
Den Nachen hinaus
Windwehen und rauschender Ruderschlag.
Aufziehn sie die Segel,
Aufbläht sich bis zum mittlen Tau das Segel.
So rüstet sich Jeder zum andern Geschäft;
Doch mich treibt Lieb' und Verehrung heraus,
Des Gebieters fröhliches Hochzeitfest
Mit Gesang zu begehn; denn den Dienern
Schwillt freudig der Muth bei der Herrschaft
Sich fügenden Festen —
Doch brütet das Schicksal Unglück aus,
Gleich trifft's auch schwer die treuen Hausgenossen.
Zum frohen Hochzeitfest ist dieser Tag bestimmt,
Den betend ich sonst ersehnt,
Daß mir am festlichen Morgen der Herrschaft das Brautlied
Zu singen einst sei vergönnt.
Götter gewährten, Zeiten brachten
Meinem Herrn den schönen Tag.
Drum tön, o Weiblied, zum frohen Brautfest!
Doch seht, aus der Pforte der König tritt
Mit dem heiligen Herold und Phaëthon;
Her schreiten die Dreie verbunden! O schweig
Mein Mund in Ruh!
Denn Großes bewegt ihm die Seel' anjetzt:
Hin giebt er den Sohn in der Ehe Gesetz,
In die süßen bräutlichen Bande.

Der Herold.

Ihr, des Okeanos Strand Anwohnende,
Schweigt und Höret!
Tretet hinweg vom Bereich des Palastes!
Stehe von fern, Volk!
Ehrfurcht hegt vor dem nahenden Könige! —
Heil entsprieße,
Frucht und Segen dem heitern Vereine,
Welchem ihre Nähe gilt,
Des Vaters und des Sohns, die am Morgen heut
Dies Fest zu weihen beginnen. Drum schweige jeder Mund!

Leider ist die nächste Scene so gut wie ganz verloren; allein man sieht aus der Lage selbst, daß sie von herrlichem Inhalt

sein könnte. Ein Vater, der seinem Sohne ein feierlich Hochzeitfest bereitet, dagegen ein Sohn, der seiner Mutter erklärt hat, daß er unter diesen Anstalten sich wegschleichen und ein gefährliches Abenteuer unternehmen wolle, machen den wirksamsten Gegensatz, und wir müßten uns sehr irren, wenn ihn Euripides nicht auch dialektisch zur Sprache geführt hätte.

Und da wäre denn zu vermuthen, daß, wenn der Vater zu Gunsten des Ehestandes gesprochen, der Sohn dagegen auch allenfalls argumentirt habe; die wenigen Worte, die bald auf den angeführten Chor folgen:

Merops. — — — — — denn wenn ich Gutes sprach —

geben unserer Vermuthung einiges Gewicht; aber nun verläßt uns Licht und Leuchte. Setzen wir voraus, daß der Vater den Vortheil, das Leben am Geburtsorte fortzusetzen, herausgehoben, so paßt die ablehnende Antwort des Sohns ganz gut:

Phaëthon. Auf Erden grünet überall ein Vaterland.

Gewiß wird dagegen der wohlthätige Greis den Besitz, an dem er so reich ist, hervorheben und wünschen, daß der Sohn in seine Fußtapfen trete; da könnten wir denn diesem das Fragment in den Mund legen:

Phaëthon. Es sei gesagt! den Reichen ist es eingezeugt,
Feige zu sein; was aber ist die Ursach' deß?
Vielleicht daß Reichthum, weil er selber blind,
Der Reichen Sinn verblendet wie des Glücks.

Wie es denn aber auch damit beschaffen mag gewesen sein, auf diese Scene folgte nothwendig ein abermaliger Eintritt des Chors. Wir vermuthen, daß die Menge sich hier zum Festzuge angestellt und geordnet, woraus schönere Motive hervorgehen als aus dem Zuge selbst. Wahrscheinlich hat hier der Dichter nach seiner Art das Bekannte, Verwandte, Herkömmliche in das Kostüm seiner Fabel eingeflochten.

Indeß nun Aug' und Ohr des Zuschauers freudig und feierlich beschäftigt sind, schleicht Phaëthon weg, seinen göttlichen, eigentlichen Vater aufzusuchen. Der Weg ist nicht weit — er darf nur die steilen Felsen hinabsteigen —, an welchem die Sonnenpferde täglich heraufstürmen; ganz nah da unten ist ihre Ruhestätte; wir finden kein Hinderniß, uns unmittelbar vor den Marstall des Phöbus zu versetzen.

Die nunmehr folgende, leider in dem Zusammenhang verlorne Scene war an sich vom größten Interesse und machte mit der vorhergehenden einen Kontrast, welcher schöner nicht gedacht werden kann. Der irdische Vater will den Sohn begründen wie sich selbst, der himmlische muß ihn abhalten, sich ihm gleichzustellen.

Sodann bemerken wir noch Folgendes. Wir nehmen an, daß Phaëthon hinabgehend mit sich nicht einig gewesen, welches Zeichen seiner Abkunft er sich vom Vater erbitten solle; nur als er die angespannten Pferde hervorschnauben sieht, da regt sich sein kühner, des Vaters werther, göttlicher Muth und verlangt das Uebermäßige, seine Kräfte weit Uebersteigende.

Aus Fragmenten läßt sich vielleicht Folgendes schließen: Die Anerkennung ist geschehen; der Sohn hat den Wagen verlangt, der Vater abgeschlagen.

Phöbus. Den Thoren zugesell' ich jenen Sterblichen,
Den Vater, der den Söhnen, ungebildeten,
Den Bürgern auch des Reiches Zügel überläßt.

Hieraus läßt sich muthmaßen, daß Euripides nach seiner Weise das Gespräch ins Politische spielt, da Ovid nur menschliche, väterliche, wahrhaft rührende Argumente vorbringt.

Phaëthon. Ein Anker rettet nicht das Schiff im Sturm,
Drei aber wohl. Ein einz'ger Verstand ist der Stadt
Zu schwach, ein zweiter auch ist Noth gemeinem Heil.

Wir vermuthen, daß der Widerstreit zwischen Ein- und Mehrherrschaft umständlich sei verhandelt worden. Der Sohn, ungeduldig zuletzt, mag thätlich zu Werke gehn und dem Gespann sich nahen.

Phöbus. Berühre nicht die Zügel,
Du Unerfahrner, o mein Sohn! Den Wagen nicht
Besteige, Lenkens unbelehrt!

Es scheint, Helios habe ihn auf rühmliche Thaten, auf kriegerische Heldenübungen hingewiesen, wo so viel zu thun ist; ablehnend versetzt der Sohn:

Phaëthon. Den schlanken Bogen haß' ich, Spieß und
Uebungsplatz.

Der Vater mag ihn sodann im Gegensatz auf ein idyllisches Leben hinweisen.

Phöbus. Die kühlenden,
Baumschattenden Gezweige, sie umarmen ihn.

Endlich hat Helios nachgegeben. Alles Vorhergehende geschieht vor Sonnenaufgang, wie denn auch Ovid gar schön durch das Vorrücken der Aurora den Entschluß des Gottes beschleunigen läßt; der höchst besorgte Vater unterrichtet hastig den auf dem Wagen stehenden Sohn.

Phöbus. So siehst Du obenum den Aether grenzenlos,
Die Erde hier im feuchten Arm des Ozean's.

Ferner:

So fahre hin! Den Dunstkreis Libyens meide doch!
Nicht Feuchte hat er, sengt die Räder Dir herab.

Die Abfahrt geschieht, und wir werden glücklicherweise durch ein Bruchstück benachrichtigt, wie es dabei zugegangen; doch ist zu bemerken, daß die folgende Stelle Erzählung sei und also einem Boten angehöre.

Angelos. Nun fort! Zu den Plejaden richte Deinen Lauf! —
Dergleichen hörend, rührte die Zügel Phaëthon
Und stachelte die Seiten der Geflügelten.
So ging's; sie flogen zu des Aethers Höh.
Der Vater aber, schreitend nah dem Seitenroß,
Verfolgte warnend: Dahin also halte Dich!
So hin! Den Wagen wende dieserwärts!

Wer nun der Bote gewesen, läßt sich so leicht nicht bestimmen; dem Lokal nach könnten gar wohl die früh schon ausziehenden Hirten der Verhandlung zwischen Vater und Sohn von ihren Felsen zugesehen, ja sodann, als die Erscheinung an ihnen vorbeistürmt, zugehört haben. Wenn aber und wo erzählt wird, ergiebt sich vielleicht am Ende.

Der Chor tritt abermals ein, und zwar in der Ordnung, wie die heilige Ehstandsfeier nun vor sich gehen soll. Erschreckt wird aber die Menge durch einen Donnerschlag aus klarem Himmel, worauf jedoch nichts weiter zu erfolgen scheint. Sie erholen sich, obgleich von Ahnungen betroffen, welche zu köstlichen lyrischen Stellen Gelegenheit geben mußten.

Die Katastrophe, daß Phaëthon, von dem Blitze Zeus' getroffen, nah vor seiner Mutter Hause niederstürzt, ohne daß die Hochzeitfeier dadurch sonderlich gestört werde, deutet abermals auf einen eingehaltenen lakonischen Hergang und läßt keine Spur merken von jenem Wirrwarr, womit Ovid und Nonnus das Universum zerrütten. Wir denken uns das Phänomen, als wenn mit Donnergepolter ein Meteorstein herabstürzte, in die Erde schlüge und sodann Alles gleich wieder vorbei wäre. Nun aber eilen wir zum Schluß, der uns glücklicherweise meistens erhalten ist.

Klymene. (Dienerinnen tragen den todten Phaëthon.)
Erinnys ist's, die flammend hier um Leichen webt,
Die Götterzorn traf; sichtbar steigt der Dampf empor!
Ich bin vernichtet! — Tragt hinein den todten Sohn! —
O rasch! Ihr hört ja, wie, der Hochzeit Feierjang
Anstimmend, mein Gemahl sich mit den Jungfraun naht.
Fort, fort! Und schnell gereinigt, wo des Blutes Spur
Vom Leichnam sich vielleicht hinab zum Boden stahl!
O eilet, eilet, Dienerinnen! Im Gemach
Will ich ihn bergen, wo des Gatten Gold sich häuft,
Das zu verschließen mir allein angehört.
O Helios, glanzleuchtender! Wie hast Du mich
Und Diesen hier vernichtet! Ja, Apollon nennt
Mit Recht Dich, wer der Götter dunkle Namen weiß.

Chor. Hymen, Hymen!
Himmlische Tochter des Zeus, Dich singen wir,
Aphrodite! Du, der Liebe Königin,
Bringst süßen Verein den Jungfrauen.
Herrliche Kypris! Allein Dir, holde Göttin,
Dank' ich die heutige Feier.
Dank auch bring' ich dem Knaben,
Den Du hüllst in ätherischen Schleier,
Daß er leise vereint.
Ihr Beide führt
Unserer Stadt großmächtigen König,
Ihr den Herrscher in dem goldglanzstrahlenden
Palast zu der Liebe Freuden.
Seliger Du, o gesegneter noch als Könige,

Apollon bedeutet: der Vernichter.

Der die Göttin heimführt
Und auf unendlicher Erde
Allein als der Ewigen Schwäher
Hoch sich preisen hört!
Merops. Du geh voran uns! Führe diese Mädchenschaar
Ins Haus und heiß' mein Weib den Hochzeitreihen jetzt
Mit Festgesang zu aller Götter Preis begehn.
Zieht, Hymnen singend, um das Haus und Hestia's
Altäre, welcher jedes frommen Werks Beginn
Gewidmet sein muß — — — — — — —
— — — — — — — aus meinem Haus
Mag dann der Festchor zu der Göttin Tempel ziehn.
Diener. O König! Eilend wandt' ich aus dem Haus hinweg
Den schnellen Fuß; denn wo des Goldes Schätze Du,
Die herrlichen, bewahrest, dort — ein Feuerqualm
Schwarz aus der Thüre Fugen mir entgegendringt.
Anleg' ich rasch das Auge; doch nicht Flammen sieht's,
Nur innen ganz geschwärzt vom Dampfe das Gemach.
O eile selbst hinein, daß nicht Hephästos' Zorn
Dir in das Haus bricht und in Flammen der Palast
Auflebt am frohen Hochzeittage Phaëthon's!
Merops. Was sagst Du? Sieh denn zu, ob nicht vom flammenden
Weihrauch des Altars Dampf in die Gemächer drang!
Diener. Rein ist der ganze Weg von dort und ohne Rauch.
Merops. Weiß meine Gattin, oder weiß sie nichts davon?
Diener. Ganz hingegeben ist sie nur dem Opfer jetzt.
Merops. So geh' ich; denn es schafft aus unbedeutendem
Ursprunge das Geschick ein Ungewitter gern.
Doch Du, des Feuers Herrin, o Persephone,
Und Du, Hephästes, schützt mein Haus mir gnadenreich!
Chor. O wehe, weh mir Armen! Wohin eilt
Mein beflügelter Fuß? Wohin?
Zum Aether auf? Soll ich in dunkelem Schacht
Der Erde mich bergen?
O weh mir! Entdeckt wird die Königin,
Die verlorene! Trinnen liegt der Sohn,
Ein Leichnam, geheim.
Nicht mehr verborgen bleibt Zeus' Wetterstra[illegible],
Nicht die Gluth mehr, mit Apollen die Verbindung nicht.
O Gottgebeugte! Welch ein Jammer stürzt auf Dich?

Tochter Okan's,
Eile zum Vater hin!
Fasse sein Knie
Und wende den Todesstreich von Deinem Nacken!
Merops. O Wehe! — Weh!
Chor. O hört Ihr ihn, des greisen Vaters Trauerton?
Merops. O weh! — Mein Kind!
Chor. Dem Sohne ruft er, der sein Seufzen nicht vernimmt,
Der seiner Augen Thränen nicht mehr schauen kann.

Nach diesen Wehklagen erholt man sich, bringt den Leichnam aus dem Palast und begräbt ihn. Vielleicht daß der Bote dabei auftritt und nacherzählt, was noch zu wissen nöthig; wie denn vermuthlich die von Vers 143—149 eingeschaltete Stelle hierher gehört.

Klymene. — — — — — — — — Doch der Liebste mir
Vermodert ungesalbt im Erdengrab.

147. b.

Zu Phaëthon des Euripides.

Die vom Herrn Professor und Ritter Hermann im Jahre 1821 freundlichst mitgetheilten Fragmente wirkten, wie Alles, was von diesem edlen Geist- und Zeitverwandten jemals zu mir gelangt, auf mein Innerstes kräftig und entschieden; ich glaubte hier eine der herrlichsten Produktionen des großen Tragikers vor mir zu sehen; ohne mein Wissen und Wollen schien das Zerstückte sich im innern Sinn zu restauriren, und als ich mich wirklich an die Arbeit zu wenden gedachte, waren die Herren Professoren Göttling und Riemer in Jena und Weimar behülflich durch Uebersetzen und Aufsuchen der noch sonst muthmaßlichen Fragmente dieses unschätzbaren Werks. Die Vorarbeiten, an die ich mich sogleich begab, liegen nunmehr vor Augen; leider ward ich von diesem Unternehmen wie so vielen andern abgezogen, und ich entschließe mich daher, zu geben, was einmal zu Papier gebracht war.

Die gewagte Restauration besteht also aus einer Göttlingischen Uebersetzung der von Ritter Hermann mitgetheilten Frag-

So vielen Segen nimm mit fort
Von dem heilsamen, schönen Ort!
Und wie vom heißen Sprudel-Trieb
Dir niemals was im Leibe blieb,
So laß' in Deines Herzens Schrein
Die Freunde desto fester sein!

An Denselben.*)

Rom den 28. August 1787.

Du sorgest freundlich, mir den Pfad
Mit Lieblingsblumen zu bestreun.
Stillthätig danke Dir mein Leben
Für alles Gute, was Du mir erzeigst!
Fügst Du dazu die Sorge für Dich selbst,
So geh' ich ohne Wünsche fröhlich hin;
Denn nur gemeinsam Wohl beglückt Verbundene.

An Denselben.**)

Den 24. März 1791.

Zu dem erbaulichen Entschluß,
Bei diesem Wetter hier zu bleiben,
Send' ich des Wissens Ueberfluß,
Die Zeit Dir edel zu vertreiben.
Gewiß, Du wirst zufrieden sein,
Wenn Du wirst die Verwandtschaft sehen,
Worinnen Geist und Fleisch und Stein
Und Erz und Oel und Wasser stehen.

Indeß macht draußen vor dem Thor,
Wo allerliebste Kätzchen blühen,
Durch alle zwölf Kategorieen
Mir Amor seine Späße vor.

*) Vgl. „Briefe, Literatur und Theater. Mittheilungen von Dorow." Leipzig, 1845. S. 261. — Das Gedicht ist in dem Briefwechsel zwischen Karl August und Goethe nicht wieder abgedruckt, was Zweifel an der Aechtheit desselben erwecken könnte. — L.

**) Aus dem „Briefwechsel zwischen dem Großherzog und Goethe" I, 168. In Duncker's Schrift „Karl August und Goethe in den Jahren 1780—1880", S. 35 wird die Vermuthung aufgestellt, daß der Letztere dem Herzoge eine die verschiedenen Naturreiche aus denselben Urstoffe herleitende Schrift übersandt habe.

mente, aus den sonstigen Bruchstücken, die der Musgrave'schen Ausgabe, Leipzig 1779, und zwar deren zweitem Theil S. 415 hinzugefügt sind und aus eigenen eingeschalteten und verbindenden Zeilen. Diese drei verschiedenen Elemente ließ ich ohne weitere Andeutung, wie solches wol durch Zeichen hätte geschehen können, gesammt abdrucken; der einsichtige Gelehrte unterscheidet sie selbst, die Freunde der Dichtung hingegen würden nur gestört; und da die Aufgabe war, etwas Zerstücktes wenigstens einigermaßen als ein Ganzes erscheinen zu lassen, so fand ich keinen Beruf, mir meine Arbeit selbst zu zerstücken.

Anfang und Ende sind glücklicherweise erhalten, und noch gebe ich nicht auf, die Mitte, von der wir kaum Winke haben, nach meiner Weise herzustellen. Indessen wiederhole ich die in der Arbeit selbst schon angedeuteten Situationen zu nochmaliger Belebung der Einbildungskraft und des Gefühls.

Der Prolog macht uns bekannt mit Stadt und Land, mit der topographischen Lage derselben im Osten. Wir hören von einer dem Königshause sich nahenden Hochzeitfeier, und zwar des einzigen Sohnes, auf dessen Herkunft jedoch einiger Verdacht geworfen wird.

Klymene, Phaëthon. Dem Jünglinge widerstrebt's, eine Göttin, wie sie ihm beschieden ist, zu beirathen, weil er nicht untergeordnet sein will; die Mutter entdeckt ihm, daß auch er der Sohn eines Gottes, des Sonnengottes, sei; der kühne Jüngling will es sogleich erproben.

Chor der Dienerinnen. Frischeste Morgenfrühe eines heitern Sommertags; Gewerbsbewegung über Land und Meer; leise Ahnung irgend eines Unheils; Hausgeschäftigkeit.

Herold. Der die Menge bei Seite weist.

Merops, Phaëthon. Zarteste Situation, deren Ausführung sich kaum denken läßt. Der bejahrte Vater kann dem Sohne alles irdische Glück an diesem Tage überliefern, der Sohn hat noch anderes im Sinne; das Interesse ist verschieden, ohne sich gerade zu widersprechen; der Sohn muß Vorsicht brauchen, daß die Absicht, während der Feierlichkeiten noch einen abenteuerlichen Versuch zu machen, nicht verrathen werde.

Chor der Festleute sammelt und ordnet sich, wie der Zug vorschreiten soll; dies gab die schönste Gelegenheit zu theatralischer und charakteristischer Bewegung.

Von hier aus blicken wir uns gern zu dem Rahmen des Helios.

Helios, Eos. Die unruhige, schlaflose Gattin treibt den Helios, aufzufahren; er versagt sich nicht, ihr die mergendlichen Abenteuer mit schönen Hirten und Jägerknaben verzuwerfen; wir werden erinnert an den ersten Gesang des Ebers.

Helios, Phaëthon. Heftig schnelle Verhandlung zwischen Vater und Sohn; letzterer bemeistert sich des Wagens und fährt hin.

*

Wir wenden uns wieder vor den Palast des Merops.

Chor der Festleute, mitten in dem Vorschreiten der Festlichkeit; Donnerschlag aus heiterm Himmel; Bangigkeit.

Klymene, nächste Dienerinnen. Phaëthon's Leichnam wird gefunden und versteckt.

Chor der Vorigen. Hat sich vom Schreck erholt und verfolgt die Feierlichkeit.

Merops. Eben diese Funktionen fördernd.

Diener. Brandgualm im Hause verkündend.

Nächste Dienerinnen. Jammer des Mitwissens.

Klymene, Leichnam. Es geschieht die Bestattung.

Ein Bote. Der Frühhirten einer, Zeuge des Vorgangs, berichtet, was zu wissen nöthig.

*

Möge die Folgezeit noch Einiges von dem höchst Wünschenswerthen entdecken und die Lücken authentisch ausfüllen! Ich wünsche Glück Denen, die es erleben und ihre Augen, auch hiedurch angeregt, nach dem Alterthum wenden, wo ganz allein für die höhere Menschheit und Menschlichkeit reine Bildung zu hoffen und zu erwarten ist.

Wie viel ließe sich nicht über die Einfalt und Großheit auch dieses Stückes rühmen und sagen, da es ohne labyrinthische Exposition uns gleich zum Höchsten und Würdigsten führt und mit bedeutenden Gegensätzen auf die naturgemäßeste Weise ergetzt und belehrt!

147. c.

Euripides' Phaëthon.

(Zu Kunst und Alterthum, IV. 2. S. 28.)

Wo einmal ein Lebenspunkt aufgegangen ist, fügt sich manches Lebendige daran. Dies bemerken wir bei jener versuchten Restauration des Euripidischen Phaëthon, worüber wir uns auf Anregung eines kenntnißreichen Mannes folgendermaßen vernehmen lassen, indem wir die Freunde bitten, die fragliche Stelle gefällig vorher nachzusehen.

Als am Ende des vorletzten Akts, um nach unserer Theatersprache zu reden, Phaëthon von seinem göttlichen Vater die Führung des Sonnenwagens erbeten und erlangt, folgt ihm unsere Einbildungskraft auf seiner gefährlichen Bahn, und zwar, wenn wir das Unternehmen recht ins Auge fassen, mit Furcht und Entsetzen. In des irdischen Vaters Hause jedoch geben die Hochzeitsanstalten immer fort; schon hören wir in der Nähe feierliche Hymnen erschallen, wir erwarten das Auftreten des Chors. Nun erfolgt ein Donnerschlag; der Sturz des Unglückseligen aus der Höhe geschieht außerhalb des Theaters, und in Gefolg oben angeführter Restauration wagte man schon folgende Vermuthung: „Wir denken uns das Phänomen, als wenn mit Donnergeprassel ein Meteorstein bei heiterm Himmel herabstürzte, in die Erde schlüge und sodann Alles wieder vorbei wäre; denn sobald Klymene den todten Sohn versteckt hat, ja sogar inzwischen, fährt der Chor in seinem Festgesange fort."

Nun finden wir bei Diogenes Laërtius in dem Leben des Anaxagoras einige hierher gehörige Stellen. Von diesem Philosophen wird gemeldet, er habe behauptet, die Sonne sei eine durchglühte Metallmasse, μύδρος διάπυρος, wahrscheinlich, wie der aufmerkende und folgernde Philosoph sie aus der Esse halbgeschmolzen unter den schweren Hämmern gesehen. Bald darauf heißt es, daß er auch den Fall des Steins bei Aigos

---

Zu 147. c. Ueb. Kunst u. Alterth., VI. Bds. 1. Hft. 1827. S. 79 bis 84.

Die in der Ueberschrift angeführte S. 28 enthält das Bruchstück Vers 145 bis 149, woran sich dann die ausführenden Sätze schließen.

Am 12. Aug. 1826 meldet Goethe an Zelter: „Zu den Fragmenten des Phaëthon hat sich wieder eine gar dahin erläuternde und einzuleitende Stelle gefunden. Wer kann wissen, was sich Alles an einen Lebenspunkt anschließt!"

Petamei vorausgesagt, und zwar werde derselbe aus der Sonne herunterfallen. Daher habe auch Euripides, der sein Schüler gewesen, die Sonne in der Tragödie Phaëthon einen Goldklumpen genannt, χρυσέον βῶλον.

Ob uns nun schon die Stelle des Tragikers nicht vollständig übrig geblieben, so können wir doch, indem dieser Ausdruck sogleich auf die Erwähnung des gefallenen Steins folgt, schließen und behaupten, daß nicht sowol von der Sonne, sondern von dem aus ihr herabstürzenden brennenden Jüngling die Rede sei.

Man überzeuge sich, daß Phaëthon, den Sonnenwagen lenkend, für kurze Zeit als ein anderer Helios, identisch mit der Sonne, gedacht werden müsse; daß ferner Zeus in der Tragödie, die unselige Abirrung unmittelbar merkend, großes Unheil, wie es Ovid und Nonnus ausgemalt, zu verhüten, zugleich aber einen angehaltenen lakonischen Hergang der Tragödie zu begünstigen, mit dem Blitz alsobald dreingeschlagen. In der Verflechtung eines solchen Augenblicks ist es gleichlautend, ob die Sonne selbst oder, sich absondernd von ihr, ein feuriger Metallklumpen oder der wagehalsige Führer als entzündetes Meteor herunterstürze. Höchst willkommen muß dem hochgebildeten Dichter dieses Zweideutige gewesen sein, um seine Naturweisheit hier eingreifen zu lassen. Dieses Ereigniß war von großem theatralischen Effekt und doch nicht abweichend von dem, wie es in der Welt herzugehen pflegt; denn wir würden uns noch heutiges Tags von einem einzelnen Donnerschlag nicht irre machen lassen, wenn er sich bei irgend einer Feier vernehmen ließe.

Daher können wir die Art nicht billigen, wie das Fragment von Markland (Beck's Ausgabe des Euripides, Th. II. S. 462) erklärt wird, indem er es für eine Variante von χρυσέαις βάλλει φλογί hielt und darüber von Personen zu Eurip. Orest 971 belehrt wurde. Dies kann durchaus der Fall nicht sein, weil sich Diogenes ausdrücklich auf den gleichen Ausdruck des Anaxagoras beruft. Vergleichen wir nun dazu Plin. Histor. Nat. II. 58: Celebrant Graeci Anaxagoram — praedixisse, quibus diebus saxum casurum esset de sole. — Quod si quis praedictum credat, simul fateatur necesse est, majoris miraculi divinitatem Anaxagorae fuisse, solvique rerum naturae intellectum et confundi omnia, si aut ipse sol lapis

esse aut unquam lapidem in eo fuisse credatur: decidere tamen crebro non erit dubium.

Aristoteles in dem ersten Buche über Meteorisches, und zwar dessen achten Kapitel, spricht bei Gelegenheit der Milchstraße und deren Ursprung und Verhältniß Folgendes aus: es hätten einige der Pythagoreer sie den Weg genannt, die Bahn solcher Gestirne, dergleichen bei dem Untergang Phaëthon's niedergefallen sei.

Hieraus ergiebt sich denn, daß die Alten das Niedergeben der Meteorsteine durchaus mit dem Sturze Phaëthon's in Verknüpfung gedacht haben.

148.

Die Bacchantinnen des Euripides.

Semele, Tochter des Thebaischen Herrschers Kadmus, in Hoffnung, dem Vielvater Zeus einen Sohn zu bringen, ward verderbt und aufgezehrt durch himmlisches Feuer, der Knabe gerettet, im Verborgenen aufgepflegt und erzogen, auch des Olymp's und eines göttlichen Daseins gewürdigt. Auf seinen Erdewanderungen und Zügen in die Geheimnisse des Rhea-Dienstes bald eingeweiht, ergiebt er sich ihnen und fördert sie aller Orten, ingeheim einschmeichelnde Mysterien, öffentlich einen grellen Dienst unter den Volkerschaften ausbreitend.

Und so ist er im Beginn der Tragödie, von lydischen enthusiastischen Weibern begleitet, in Theben angelangt, seiner Vaterstadt, will daselbst als Gott anerkannt sein und Gottliches erregen. Sein Großvater Kadmus lebt noch, uralt; er und der Urgreis Tiresias sind der heiligen Weihe günstig und schließen sich an. Pentheus aber, auch ein Enkel des Kadmus,

---

Zu 148. Neb Kunst u. Alterth., VI. Bds. 1. oft. 1827. S. 71 bis 78.

Die Uebersetzung des 5. Stücks aus den „Bacchantinnen" ist von Goethe selbst. Am 28. Mai 1806 findet sich in Goethe's Tagebuch die Bemerkung: „Vorlesung des Uebersetzung aus den Bacchantinnen des Euripides." Der ebenannte, der dies gleichfalls bemerkt, bemerkt dabei auch die Uebersetzung als eine Goethische (s. Schütz Briefwechsel, I. 177).

Veranlassung zu dieser Arbeit gab Hermann's Programm „Euripidis Bacchae" von 1823.

von Agave, jetzt Oberhaupt von Theben, widersetzt sich den Religionsneuerungen und will sammt den Thebanern und Thebanerinnen einen göttlichen Ursprung des Bacchus nicht anerkennen. Zwar giebt man zu, er sei ein Sohn der Semele, Diese aber eben deswegen, weil sie sich fälschlich als Geliebte Jupiter's angegeben, vom Blitz und Feuerstrahl getroffen worden.

Pentheus behandelt nun daher die vom Bacchus als Chor eingeführten lydischen Frauen auf das Schmählichste; Dieser aber weiß sich und die Seinigen zu retten und zu rächen und dagegen Agaven mit ihren Schwestern und die andern ungläubigen Thebanerinnen zu verwirren, zu verblenden und, von begeisterter Wuth angefacht, nach dem eminenten Gebirg Kithäron, woselbst der verwandte Athäen umgekommen, hinauszutreiben. Dort halten sie sich für Jägerinnen, die nicht allein dem friedlichen Hochwild, sondern auch Löwen und Panthern nachzujagen berufen sind; Pentheus aber, auf eine abenteuerliche Weise gleichfalls verwirrt, von gleichem Wahnsinn getrieben, folgt ihrer Spur und wird, sie belauschend, von seiner Mutter und ihren Gefährten entdeckt, aufgejagt als Löwe, erschlagen und zerrissen.

Das Haupt, vom Körper getrennt, wird nun als würdige Beute auf einen Thyrsus gesteckt, den Agave ergreift und damit nach Theben triumphirend hereinzieht. Ihrem Vater Kadmus, der eben des Sohnes Glieder, kümmerlich aus den Gebirgsschluchten gesammelt, hereinbringt, begegnet sie, rühmt sich ihrer Thaten, zeigt auf das Löwenhaupt, das sie zu tragen wähnt, und verlangt in ihrem Uebermuth ein großes Gastmahl angestellt; der Vater aber jammervoll beginnt:

Kadmus. O Schmerzen, grenzenlose, nicht dem Blick zu schaun!
Todtschlag grübt, ein jammervolles Händewerk.
Mag dies den Göttern hochwillkommnes Opfer sein;
Zum Gastmahl aber rufst Du Theben, rufest mich.
O weh des Unheils, Dir zuerst und mir sodann!
So hat der Gott uns, zwar gerecht, doch ohne Maaß,
Obschon Verwandte, zugeführt dem Untergang.

Agave. So düster, lustlos wird das Alter Jeglichem
Getrübten Auges. Aber möge doch mein Sohn
Jagdglücklich sein, nach mütterlichem Vorgeschick,
Wenn er, Thebaisch-jungem Volke zugesellt,
Auf Thiere strebt. Mit Göttern aber liebt er sich

Allein zu messen. Vater, warnen wir ihn doch!
Mit grübelhaftem Uebel nie befaſſ' er sich.
Wo ist er denn? Wer bringt ihn vor mein Auge her?
O ruft ihn, daß er schaue mich Glückselige!

Kadmus. Weh! Weh! Erfahrt Ihr jemals, was Ihr da gethan,
Schmerz wird Euch schmerzen, grimmig! Bleibt Ihr aber so
Hinfort in diesem Zustand, welcher Euch ergriff,
Wenn auch nicht glücklich, glaubt Ihr Euch nicht unbeglückt.

Agave. Was aber ist Unrechtes hier und Kränkendes?

Kadmus. So wende mir zuerst Dein Auge âtherwärts!

Agave. Wohl denn! Warum befiehlst Du mir, hinaufzuschaun?

Kadmus. Ist er, wie immer, oder siehst Du Aenderung?

Agave. Viel glänzender denn sonst, und doppelt leuchtet er.

Kadmus. So ist ein Aufgeregtes in der Seele Dir.

Agave. Ich weiß nicht, was Du sagen willst; doch wird es mir
Als ein Besinnen, anders aber, als es war.

Kadmus. Vernimmst mich also deutlich und erwiderst klug?

Agave. Vergessen hab' ich, Vater, was zuvor ich sprach.

Kadmus. In welches Haus denn kamst Du, bräutlich eingeführt?

Agave. Dem Sohn des Drachenzahns ward ich, dem Echion.

Kadmus. Und welchen Knaben gabst dem Gatten Du daheim?

Agave. Pentheus entsprang aus unser Beiden Einigkeit.

Kadmus. Und wessen Antlitz führst Du auf der Schulter hier?

Agave. Des Löwen, wie die Jägerinnen mir gereicht.

Kadmus. So blicke grad' auf! Wenig Mühe kostet es.

Agave. Ach, was erblick' ich? trage was hier in der Hand?

Kadmus. Betracht es nur und lerne deutlich, was es ist!

Agave. Das größte Leiden seh' ich Unglückselige.

Kadmus. Dem Löwen doch vergleichbar nicht erscheint Dir dies?

Agave. Nein, nicht! Von Pentheus trag' ich jammervoll das Haupt.

Kadmus. Bejammert lange, früher als Du's anerkannt.

Agave. Wer tödtet' ihn? Wie kam er doch in meine Faust?

Kadmus. Unsel'ge Wahrheit, wie erscheinst Du nicht zur Zeit!

Agave. Sprich nur, das Herz hat dafür auch noch einen Puls.

Kadmus. Du, Du erschlugst ihn, Deine Schwestern würgten mit.

Agave. Wo aber kam er um? Zu Hause? Draußen? Wo?

Kadmus. Von seinen Hunden wo Aktäon ward zerfleischt.

Agave. Wie zum Kithäron aber kam der Unglücksmann?
Kadmus. Dem Gott zum Trotze, Deiner auch, der Schwärmenden.
Agave. Wir aber dort gelangten an ihn welcher Art?
Kadmus. Ihr rastet; rastе bacchisch doch die ganze Stadt.
Agave. Dennoch, er verdarb uns; dies begreif' ich nun.
Kadmus. Den Ihr verachtet, nicht als Gott ihn anerkannt.
Agave. Allein der theure Leib des Sohnes, Vater, wo?

149.

Ilias im Auszug.

Erster Gesang.

Anrufung der Muse, Eingang und Thema. Apoll zürnt, weil man seinen Priester Chryses beleidigt. Dieser, gewillt seine

---

Zu 149. Lieb. Kunst und Alterth., III Bd. 2. Hft. 1821. S. 1 bis 42; 3. Hft. 1822. S. 1 bis 51. — Die Ueberschrift über dem Aufsatz selbst lautet nur „Ilias", im Inhaltsverzeichniß wie oben. — Fehlt bisher in den Werken.

Die in Gemeinschaft mit Schiller angestellten Untersuchungen über das Wesen der epischen und der dramatischen Poesie, sowie daran anschließend die Vorarbeiten für die Aufsätze veranlaßten Goethe, die Ilias genau durchzunehmen, und dabei fertigte er den Auszug, und zwar infolge einer Nachricht im „Briefwechsel zwischen Goethe und Knebel", herausgegeben von Guhrauer (II. 275) vom 29. März bis 21. Mai 1795. Am 12. Mai schreibt er darüber an Schiller: „Ihr Brief hat mich, wie Sie wünschen, bei der Ilias angetroffen, wohin ich immer lieber zurückkehre; denn man wird doch immer gleichwie in einer Montgolfiere über alles Irrische herausgehoben und befindet sich wahrhaft in dem Zwischenraum, in welchem die Götter hin und her schweben. Ich fahre im Schematisiren und Untersuchen fort und glaube mich wieder einiger Hauptpässe zu meinem künftigen Unternehmen bemächtigt zu haben. Die Ausführung wäre ganz unmöglich, wenn sie sich nicht von selbst machte; so wie man keinen Acker Bohnen pflanzen könnte, da man ihn doch nicht säen kann. Ich rede mich jetzt nach dem besten Samen um, und an Vereinung des Erbreichs soll es auch nicht fehlen; das Uebrige mag denn auf das Glück der Düngung ankommen." Als dieser Aufzug zum Druck vorbereitet wurde, äußerte Goethe im Brief vom 17. Dezember 1820 gegen Knebel: „Ein vor zwanzig Jahren gefertigtes Schema, wo alle Motive der Ilias Schritt vor Schritt ausgezogen sind, und von dem ich Dir wol einmal gesagt habe, ich nun sorgfältig revidirt und der Lakonismus desselben durch Ausführlichkeit der Gleichnisse belebt werden. . . . Junge Freunde ersuchen mich dringend, mein Schema drucken zu lassen, und ich thue es vielleicht in einem meiner Hefte. Dem bildenden Künstler wird es vom größten Vortheil sein, der nunmehr die nackte That ohne poetische Pracht vor Augen sieht und sie nach seiner Weise nun wieder geistreich verkörpern und ausstatten kann." Sodann im Brief vom 18. Febr. 1821: „Den Auszug aus der Ilias darf ich wol empfehlen; ich habe mir ihn zu eignem

Tochter loszukaufen, bittet deshalb die Atriden; das Heer giebt Beifall; Agamemnon, Besitzer der Chryseis, versagt sie und droht dem Vater, der sich entfernt und zum Apoll betet, welcher vom Olymp herabsteigt, Vieh und Menschen zu tödten.

Am zehnten Tage beruft Achill die Versammlung und fordert, daß man einen Seher befrage, warum Apoll zürne. Kalchas erhebt sich und verlangt Schutz, um aufrichtig reden zu können; Achill verspricht ihn. Kalchas nennt den Agamemnon als die Ursache des Unheils; Dieser zürnt, ist jedoch bereit, die Chryseis zurückzugeben, verlangt aber augenblicklich ein ander Ehrengeschenk. Achill tadelt und vertröstet ihn auf die nächste Beute. Jener befiehlt zwar, die Chryseis dem Vater wiederzubringen, besteht aber auf seinem Sinne eines unmittelbaren Ersatzes und droht, den Andern ihre schon empfangenen Beutetheile wegzunehmen. Achill zürnt und droht, nach Hause zu gehen; Agamemnon hält seinen Beistand für entbehrlich und droht, nun ihm die Briseis wegzunehmen. Achill ergrimmt, zuckt das Schwert. Athene, von Here gesandt, tritt hinter ihn; Achill wird sie gewahr. Sie redet ihm zu; er gehorcht und stößt das Schwert in die Scheide, beschilt den Agamemnon, schwört bei seinem Szepter, daß man ihn vermissen werde. Agamemnon wüthet dagegen; Nestor legt sich drein, erzählt, wie vormals die Helden seinen Rath befolgt, und ermahnt Beide zur Versöhnung. Agamemnon antwortet und lenkt ein, Achill droht: wird wegen Briseis nicht gestritten, seinen übrigen Beutebesitz aber fest behaupten. Die Versammlung löst sich auf. Agamemnon sendet durch Odysseus die Chryseis fort. Das Heer opfert. Agamemnon ruft die Herolde; schickt sie, die Briseis zu holen. Beide

---

Gebrauch vor sieben Jahren gefertigt. Sie stritten, ob die Ilias als ästhetisch Ganzes betrachtet werden könne, und wie Viele dieß behaupteten, daß sie Jliade im Ganzen und Einzelnen gegenwärtig haben? Darin diese sämtlichen Grundsätze unsichtbarer Zustand, bedeckt durch die hervorstehenden und lebendigsten Gleichnisse, und es über Alles. Ich las es manchmal wieder; wieder lehrte mich Schiller dürfen künftig diese Einleitung entbehren, die in dieser Art und Vollständigkeit noch nicht da ist. Mich reut's oft auf, diesen oder jenen Gesang wieder zu lesen; man setzt ihn allemal aber an seiner Stelle, ohne daß uns das Rückwärts und Vorwärts verdrießlich würde." An Schütz schrieb Goethe am 29. Nov. 1801, nachdem er Schütz's Buch über Homer gelesen: „Was ich mir beim Anhören als der Alias bereits wird sich in Kurzem aufklären, wenn ich die Notwendigkeit öfters hören wird, daß Alles neue bedeutend zu übersehen und es als ein Ganzes, wie es auch zu uns gekommen, dankbar anzuerkennen." — Welchen Werth Goethe auf diese Arbeit legte, ersieht sich auch aus seiner Erwähnung im „Tabulae graeciae Schema" 1798 mit „Ilias. Schema".

lemmen und wagen nicht, dem Achill die Botschaft zu verkündigen. Achill redet sie an, bemerkt, die Briseis zu holen; Patroklus bringt und übergiebt sie den Herolden.

Achilles weint am Meere, ruft zu seiner Mutter; sie steigt, * einem Nebel gleich, herauf und fragt; Achill erzählt und bittet, daß Zeus die Troer begünstige, so lange er die Waffen nicht ergreift. Thetis bejammert seine kurze Lebenszeit, verspricht, den Jupiter zu bitten, der sich jetzt bei den Aethiopen befinde.

Ulysses gelangt nach Chrysa, übergiebt dem Vater die Tochter und opfert. Chryses betet zu Apoll. Das Opfer und Opfermahl wird näher beschrieben. Die Abgesandten schlafen und kehren sodann zurück. Achilles enthält sich des Raths und der Schlacht. Jupiter kommt aus Aethiopien; Thetis steigt auf den Olymp, bittet den Jupiter; Dieser schweigt, sie fährt fort zu bitten. Jupiter verspricht, doch ungern, nickend mit dem Haupte. Sie geht ins Meer, er in seinen Palast. Juno hat ihn beobachtet; sie fragt, er weicht aus, sie dringt näher, er droht. Hephästos spricht zum Guten, schenkt ein und erinnert die Mutter, was er um ihretwillen schon gelitten habe. Er bedeutet den übrigen Göttern, sie gehen zur Ruhe.

Zweiter Gesang.

Zeus ruht nicht, sendet einen Traum zu Agamemnon; dieser erscheint in Gestalt des Nestor, verspricht ihm Siegesglück. Agamemnon erwacht und zieht sich an. Es wird Tag, die Achaier kommen zur Versammlung, die Aeltesten beim Schiffe des Nestor. Er erzählt seinen Traum, Nestor schenkt ihm Glauben. Das Volk stürzt herbei; * Gleichniß von schwärmenden Bienen. Ossa erregt die Griechen, sie setzen sich. Genealogie des Szepters. Agamemnon's versuchende Rede und verstellte Ermahnung zur Heimkehr. Das Volk wird bewegt; * Gleichniß vom Sturm auf Meer und Land, dort die Wellen, hier die Saaten bewegend. Sie stürzen nach den Schiffen, die Abfahrt zu beschleunigen. Juno sendet die Pallas; Diese findet den Ulysses, der sein Schiff nicht berührt, redet ihn an; er erkennt sie und gehorcht, nimmt dem Agamemnon den Szepter ab, beredet die Häupter, schilt die Geringern, treibt sie zur Versammlung zurück; Alles ist ruhig. Beschreibung des Thersites, dessen Schmähreden; Ulysses schilt und schlägt ihn. Die Griechen lachen und loben den Ulysses; Pallas, in Gestalt eines Herolds, ge-

An Denſelben.*)

Willkommen.

Zum 1. September 1814.

1.

Dieſe Stimmen, ſie erſchallen
Aus der Menge laut vor Allen,
Dir zu Ehren, zu Gefallen;
Hör' auch ſie mit Hulden an!
Was die Lieder widerhallen,
Haſt Du, Herr, in That gethan.

2.

Der Du frühe ſchon das Große wollteſt,
Wie ich Dich ſo jung und kühn geſehn,
Haſt es nun gethan, ſo wie Du ſollteſt,
Und für uns, für Alle war's geſchehn.
Gebe das Geſchick
Erſt- und letztes Glück:
Dich Dir ſelbſt des Friedens zu ergehn!

Dem Großherzog Karl Auguſt.**)

Zum Neuen Jahr 1828.

Fehlt der Gabe gleich das Neue,
Sei das Alte nicht veraltet,
Wie Verehrung, Lieb' und Treue
Immer friſch im Buſen waltet.

*) Bei ſeiner Heimkehr aus England wurde Karl Auguſt in der feſtlich geſchmückten Stadt mit dem „Willkommen" empfangen. Es waren dies 32 Gedichte von Weimaranern und Jenenſern, die Goethe vereinigt und redigirt hatte. Zu den Verfaſſern gehörten außer Goethe ſelbſt namentlich Riemer, Bertuch, Einſiedel, von Müller, Göttling, Danz, Bulpius, Knebel, Peucer, Voigt. Wie weit Goethe's perſönlicher Antheil dabei gegangen iſt, ſteht nicht ganz feſt. Sicher iſt ſeine Autorſchaft bei vorſtehenden beiden Strophen, von welchen die erſte die Widmung des Ganzen, die zweite die Schlußſtrophe eines Peucer'ſchen Gedichtes iſt, „Wieland's Pforte"; des verewigten Dichters Geiſt ruft dem Herzoge, ſeinem ehemaligen Zöglinge, die Worte der zweiten Strophe zu. Vgl. Fr. Peucer, Weimariſche Blätter, Leipzig 1834, S. 589, und Jahn, Goethe's Briefe an Voigt, 1868, S. 108. Da Goethe's Autorſchaft hinſichtlich eines ferneren Gedichts des „Willkommen", betitelt „Das Familiengemälde", unſicher iſt, ſo iſt daſſelbe in den Anhang verwieſen. — L.

**) Gedruckt 1836. Es war der letzte Neujahrs-Gruß, da der Großherzog im Sommer deſſelben Jahres ſtarb.

bietet Stillschweigen. Rede des Ulysses. Erinnerung an die Abfahrt von Aulis: Wunderzeichen damals beim Opfer, ausgelegt durch Kalchas als göttliche Zusage, daß Troja erobert werden solle. Aufforderung zu bleiben. Die Griechen stimmen ein, Nestor tritt bei und verlangt eine Eintheilung des Heers. Agamemnon lobt ihn, heißt die Griechen zum Mahle gehen und sich dann zur Schlacht zu bereiten. * Gleichniß von der Meereswoge, die einen über den Strand hinausragenden Felsen jederzeit umbrüllt, der Sturm mag sausen, woher er wolle. Die einzelnen Griechen opfern, besonders die Fürsten. Agamemnon betet um die Besiegung des Hektor; sie opfern einen Stier und speisen. Nestor heißt die Herolde aussenden; es geschieht. Pallas eilt mit der Aegis durchs Heer. * Gleichniß des Waldbrandes, von gebirgigen Felshöhen unterleuchtend. Das sämmtliche Heer der Griechen stürzt von den Schiffen auf die Skamandrische Flur. Gleichnisse häufen sich, dies verwirrte Getümmel darzustellen. * Erstens von Zugvögeln, die unzählbar daherfliegen und sich auf Wiesen ums Wasser flatternd niedersenken; * ferner von Stengeln, Blättern und Blumen, wie sie im Frühling der Erde entsprießen; * sodann von Fliegen, welche zahllos die Milchbutten umschwärmen. Das Heer wird gesondert und in Ordnung gestellt. * Gleichniß von ausgesonderten Ziegenheerden, die, verschiedenen Besitzern angehörig, auf den Gebirgsrücken sich gemischt. Agamemnon tritt auf. * Gleichniß vom Stier, der auf der Weide vor allen Rindern hervorragt. Anruf an die Musen, dem Dichter bei Aufzählung des griechischen Heers beizustehen, welches umständlich geschieht. Das Heer bricht auf. * Gleichniß vom Donner, der in die feuerschleudernden Gebirge Typhoeus' hineinschlägt. Iris in Gestalt des Polites giebt den Troern Nachricht, sie redet den Priamus und Hektor an; Alles eilt zur Schlacht. Sie stellen sich beim Hügel Batieia in Schlachtordnung. Aufzählung der Troer und Bundesgenossen.

Dritter Gesang.

Die Heere begegnen sich; die Troer schreien. * Gleichniß von den Kranichen, die nach vorübergegangener Winterzeit mit Geschrei fortziehen, das Pygmäengeschlecht zu bekriegen. Die Achaier wandeln still. * Gleichniß von Nebel, der dem Hirten unerwünscht die Felskuppen des Gebirgs plötzlich umzieht. Schneller Heranzug. Alexandros tritt vor, Menelaos sieht ihn.

* Gleichniß vom Löwen, dem die ansehnlichste Beute, Hirsch oder Gemsbock, vor die Klauen kommt, wovon er sich auch durch Jäger und Hunde nicht verscheuchen läßt. Alexandros entweicht. * Gleichniß von der Natter, welche den Wanderer unversehens erschreckt. Hektor schilt ihn, Alexandros verantwortet sich, indem er den unerschrockenen Mut Hektor's der Axt * vergleicht, womit der Zimmermann unaufhaltsam wirkt. Vorschlag zum Zweikampf. Hektor hemmt die Völker, Agamemnon auch; Hektor schlägt den Zweikampf vor. Alles schweigt. Menelaos nimmt ihn auf und verlangt Opferschwüre; beide Heere lagern sich gegeneinander. Man sendet nach Priamos und den Opferlämmern. Iris schickt Helena auf die Mauer; sie kommt ans Skäische Thor und findet die Versammlung der Alten, Cicaden * vergleichbar; diese bewundern ihre Schönheit. Priamos verlangt von ihr die Bezeichnung der Heerführer. Helena klagt. Nun werden bezeichnet und beschrieben: Agamemnon, Odysseus, dessen Schilderung Antenor in treffenden * Gleichnissen ausführt, Ajas, Idomeneus. Sie vermißt ihre Brüder. Die Opfer werden getragen, Priamos beruft, er fährt aus mit Antenor. Der Bund wird symbolisch geschlossen: Agamemnon schwört den Bund und opfert. Alle stimmen ein. Priamos kehrt zurück. Hektor und Odysseus messen den Kampfraum und loosen. Die Völker beten, das Zeichen des Paris springt aus dem Helm. Er waffnet sich, desgleichen Menelaos. Sie treten in den Kampfraum. Paris wirft zuerst, die Spitze biegt sich am Schilde des Menelaos; Dieser betet und stößt die Lanze durch den Schild des Paris, aber am Helme des Gegners zerspringt sein Schwert. Menelaos faßt den Alexandros am Helme, der ihm in der Hand bleibt, weil Aphrodite den Riemen sprengt. Menelaos stürzt aufs Neue zu. Aphrodite entrückt den Liebling, beruft die Helena. Helena schilt die Göttin, Venus zürnt; Helena giebt nach und irrt zum Paris; sie schilt ihn und widersteht ihm nicht. Menelaos sucht den Alexandros; Agamemnon nimmt an, daß die Helena zurückgegeben werden müsse.

Vierter Gesang.

Die Götter rathschlagen; Zeus versucht die Here, tadelt sie und Pallas, thut den Vorschlag, dem Menelaos die Helena zurückzugeben. Juno antwortet voll Verdruß. Jupiter zieht

die Zerstörung Troja's zu, droht aber, ihr auch eine Stadt zu zerstören; Juno geht es ein, besteht aber auf dem Untergang Troja's; Athene wird weggesandt, damit die Troer den Eidschwur brechen; sie eilt hinab. Ihre Niederfahrt wird einem Feuermeteor * verglichen. Die Heere legen das Zeichen aus. Sie sucht den Pandaros auf, in Gestalt des Laodokos, reizt ihn, nach Menelaos zu schießen. Beschreibung des Bogens, des Pfeils. Gelübde zum Apoll. Schuß. Minerva wehrt den Pfeil ab. * Gleichniß von der Mutter, die dem Säugling die Fliegen abwehrt. Menelaos wird wenig verwundet. * Gleichniß vom Elfenbein mit Purpur gefärbt. Agamemnon bedauert den Menelaos, Menelaos tröstet ihn. Talthybios ruft dem Machaon; Dieser zieht das Geschoß aus dem Leibgurte und verbindet. Die Troer stürmen an, die Griechen rüsten sich; Agamemnon umgeht die Schaaren, ermuntert und schilt; kommt zu Idomeneus, redet ihn an; Dieser antwortet muthig; Jener kommt zu den Ajas. * Gleichniß vom Geisbirten, welcher die über das Meer herziehende finstere Sturmwolke erblickt und sich mit der Heerde in die Felsklust rettet. Agamemnon belebt sie, dann eilt er zum Nestor; Dieser ermahnt die Seinen, vereint zu streiten; Agamemnon redet ihn an, Nestor antwortet. Agamemnon geht zu Menesthens, zu Odysseus und schilt sie. Odysseus verantwortet sich zürnend. Agamemnon lenkt ein, findet den Diomed und schilt ihn; Diomed schweigt, Sthenelos antwortet; Diomed verweist's ihm. * Gleichniß von der gewaltigen Woge, die sich gegen das Ufer heranbäumt und endlich am Strande zerschellt. So ziehen die Griechen schweigend. * Gleichniß von Mutterschafen, die, indem sie gemelkt werden, die Stimme der Lämmer hören und ein stetes Geblök erheben. So die Troer und Bundesgenossen schreiend. Athene und Ares und einige allegorische Gestalten erregen den Streit. Waffengetös, Beklagen und Siegesgeschrei. * Gleichniß der zwei Ströme, die im Herbst angeschwollen von zwei Bergen ins gemeinsame Thal zusammenstürzen. Antilochos erschlägt den Echepolos, Agenor den Elephenor. Gleichniß von Wölfen, die sich einander erwürgen. Ajas erschlägt Simoeisios. * Gleichniß von einer zur Wagnerarbeit niedergefällten Pappel. Antiphos verfehlt den Ajas und tödtet den Leukos. Ulysses trifft den Demokoon. Die Danaer siegen; Apoll ruft von Pergamos und ermuntert die Troer, Athene die Griechen. Peiroos tödtet den Diores, den Peiroos Thoas. Allgemeine Uebersicht der Schlacht.

Fünfter Gesang.

Athene erregt den Diomedes, läßt ihn flammend und fürchterlich erscheinen. * Gleichniß vom Glanzgestirn des Sirius, welches klar und funkelnd aus dem Ozean steigt. Er tödtet den Phegeus, Sohn des Dares, welchem Hephästos, als seinem Priester, den andern Sohn rettet. Athene führt den Ares aus der Schlacht. Agamemnon tödtet den Hebrios, Idomeneus den Phästos, Menelaos den Skamandrios, Meriones den Phereklos, den Schiffszimmermann des Paris, Meges den Pedäos, Eurypylos den Hypsenor. Diomedes kämpft in der Mitte des Getümmels. * Gleichniß vom geschwollenen Herbststrom, der sich übers Feld ergießt und die Dämme durchbricht. Pandaros schießt auf ihn, Sthenelos zieht den Pfeil aus der Wunde. Diomed betet zu Athene; Diese tritt zu ihm, stärkt ihn, öffnet ihm die Augen, die Götter von den Menschen zu unterscheiden. Diomed stürzt in die Troer. * Gleichniß vom verwundeten Löwen, der ins Gehege springend getroffen, aber nicht getödtet ward, und vor dem nun der Hirt entfliehet. Er tödtet mehrere Troer. * Gleichniß vom Löwen, der ein Rind abwürgt. Aeneas ruft den Pandaros auf; sie besprechen sich über den Kämpfenden, ob er ein Gott oder Diomed sei. Pandaros klagt, daß er keinen Wagen habe; Aeneas nimmt ihn auf den seinen und lenkt. Sie stürmen auf Diomed; Sthenelos warnt ihn, Diomed schlägt's aus, bohrt die Rosse des Aeneas zu erbeuten. Pandaros wirft seinen Kurzspieß Diomeden durch das Schild und frohlockt. Diomed antwortet, droht und tödtet den Pandaros. Den Gefallnen schützt Aeneas, ihn umkreisend * wie ein Löwe; von Diomed aber mit einem Felsstein getroffen, stürzt er nieder. Aphrodite trägt ihn weg. Sthenelos entführt die Pferde des Aeneas. Diomed verfolgt Aphroditen, trifft ihr die Hand; sie läßt den Sohn fallen, Apoll nimmt ihn auf. Diomed verhöhnt sie, Iris schafft sie fort; sie findet den Ares noch am Skamander und bittet um sein Geschirr, Iris lenkt. Dione fragt ihre Tochter wegen der Mißhandlung; Diese klagt den Diomed an, Dione tröstet sie durch Beispiele, wie Viel schon die Götter von den Menschen gelitten. Drohung gegen solche Menschen und besonders den Diomed. Dione heilet die Tochter, Juno verspottet, Zeus tadelt sie. Diomed stürmt auf Aeneas ein. Das vierte Mal droht ihm Apoll; Dieser trägt den Aeneas auf Pergamos. Leto und Artemis heilen ihn; Apoll schafft ein Bild

des Aeneas, das in der Schlacht wandelt, reizt den Ares. Ares, in Gestalt des Akamas, ruft die Troer auf. Sarpedon schilt den Hektor. * Gleichniß von der Spreu, die, beim Wurfeln vom Winde weggetrieben, in einiger Entfernung auf dem Boden sich wieder sammelt. Es entsteht ein gewaltiger Staub, Aeneas kommt wieder. Die beiden Ajas, Odysseus, Diomedes treiben die Griechen an. * Gleichniß von geballten, über dem Gebirg fest ruhenden Wolken. Agamemnon ermahnt das Heer, trifft den Deikoon. Aeneas tödtet die Söhne des Dioles. * Gleichniß von zwei Löwen und zwei Tannen. Menelaos und Antilochos stellen sich gegen Aeneas; Dieser weicht bei Seite. Sie tödten den Pylämenes und Mydon; Hektor stürmt auf sie, Ares und Enyo begleiten ihn, Diomed weicht vor ihm. * Gleichniß vom eilenden Wanderer, der, unvermuthet vom reißenden Strom aufgehalten, stutzt. Diomed weicht. Hektor tödtet Anchialos und Menesthes, Ajax tödtet Amphios; Tlepolemos reizt den Sarpedon, Sarpedon antwortet. Sie werfen Beide die Lanzen, Jener kommt um. Sarpedon wird in den Schenkel verwundet und aus dem Kampfe getragen. Odysseus erschlägt mehrere Lykier. Hektor kommt dem Sarpedon zu Hilfe; dieser wird unter die Buche gelegt. Die Griechen weichen langsam, Hektor tödtet mehrere.

Here ruft die Athene auf; der Wagen wird zusammengefügt und so, im Entstehen nach seinen Theilen beschrieben, angeschirrt; Athene waffnet sich; Beschreibung der Waffen. Die Horen eröffnen die Thore des Olympos. Die Göttinnen finden Zeus auf dem Gipfel; fragen, ob sie sich dem Ares entgegensetzen dürfen. Zeus ist es zufrieden, sie fahren fort. * Der Weitblick eines Spähers auf der Warte wird als Maaß ihrer eiligen Bewegung angenommen. Die Göttinnen kommen vor Troja, lassen die Pferde am Simois, finden die stärksten Griechen um Diomed versammelt. * Gleichniß von versammelten Löwen und Ebern. Here ruft als Stenter, schilt die Griechen. Athene findet Diomed, der noch an der Wunde leidet, und reizt ihn. Er erinnert sie, daß sie ihm geboten, den Göttern aus dem Wege zu gehen. Sie reizt ihn auf Ares, reißt den Sthenelos vom Wagen und setzt sich zu Diomed. Sie fahren gegen Ares; Athene lenkt die Lanze des Ares ab. Diomed verwundet den Ares; Ares brüllt und fährt zum Olymp. * Gleichniß vom schwarzen Wettergewölk. Ares klagt dem Jupiter, besonders über Athenen; Zeus schilt ihn und gebietet dem Päon, ihn zu heilen. * Gleichniß der gerinnenden Milch bei Stocken des Bluts

und Verbarschen der Wunde. Hebe badet ihn. Here und Athene kehren gleichfalls zum Olymp zurück.

Sechster Gesang.

Die Troer und Danaer schlagen sich einzeln. Ajas tödtet den Akamas, Diomedes den Arylos, Eurypalos den Dolopion und Dresos, Polypötes den Astyalos, Odysseus den Pidytes, Teukros den Aretaon, Antilochos den Ableros, Agamemnon den Elatos, Leitos den Phylakos, Melanthios den Eurypylos. Des Adrastos Pferde gehen durch und zerbrechen die Deichsel. Menelaos ereilt ihn; Adrastos bittet um Pardon, Menelaos ist geneigt, ihn zu geben, Agamemnon tadelt den Schonenden; Menelaos stößt den Flehenden weg, Agamemnon bringt ihn um. Nestor ermahnt die Achaier, Helenos den Aeneas und Hektor und räth dem Letzteren, in die Stadt zu gehen, damit Hekuba der Minerva opfere. Hektor ermahnt die Trojaner und geht nach Troja. Glaukos und Diomedes begegnen einander; Dieser redet Jenen an, Glaukos antwortet und erzählt sein Geschlecht. Diomedes steckt seine Lanze in die Erde und erkennt ihn als Gastfreund; sie wechseln die Rüstungen. Hektor kommt ans Skäische Thor; die Weiber umringen ihn, er gelangt zum Palaste des Priamus. Beschreibung des Palastes. Er begegnet der Mutter; sie fragt ihn, warum er komme, ob er dem Zeus sprengen und Wein trinken wolle. Er lehnt's ab und heißt der Athene ein Gelübde thun, damit Diomed von der Stadt abgewendet werde. Er will zum Paris, Hekuba beruft die Frauen; sie holt einen Sidonischen Schleier, geht zum Tempel; Theano empfängt sie, betet zur Athene. Hektor geht zu Alexandros' Palast, findet ihn beschäftigt, seine Waffen zu schmücken; schilt ihn. Alexandros vertheidigt sich und verspricht, mitzugehen; Hektor schweigt. Helena beklagt sich gleichfalls über den Paris, sie lädt Hektorn zum Sitzen ein; Dieser lehnt's ab, geht in sein Haus, findet die Andromache nicht, fragt die Mägde, wo sie sei; die Schaffnerin meldet ihm, sie sei auf dem Thurm. Er geht zurück; Andromache begegnet ihm am Skäischen Thor mit dem Kinde. Anrede der Andromache, Hektor's Antwort; traurige Aussicht auf die Zukunft. Er streckt die Arme nach dem Kind, das sich vor dem Helm entsetzt; er thut ihn ab und nimmt das Kind auf die Arme. Bitte zum Jupiter wegen des Knaben. Giebt das Kind der Gattin zurück, spricht ihr Trost zu. Sie

gehn aus einander; Paris kommt gewaffnet. * Gleichniß vom wohlgefütterten Stallrosse, das, die Halfter zerreißend, ins Freie nach dem Strombade rennt, mit erhabenem Haupt, fliegender Mähne, von schlanken Füßen leicht dahingetragen. Erreicht den Bruder, der ihm wieder freundlich begegnet.

Siebenter Gesang.

Hektor und Paris gehn in den Kampf. * Gleichniß vom Zahrwind, der ermüdeten Ruderern willkommen erscheint. Verschiedene Griechen werden getödtet. Apoll und Athene begegnen sich an der Buche; sie kommen überein, den Kampf zu stillen, und beschließen, daß Hektor einen Griechen zum Zweikampf fordern solle. Helenos der Seher vernimmt im Innern den Entschluß der Götter und bestimmt Hektorn hiernach. Dieser hemmt die Troer, Agamemnon die Achaier. Die Götter setzen sich als Adler auf die Buche; die Völker lagern sich. * Gleichniß vom gekräuselten Meer bei herannahendem Sturm. Hektor tritt auf und bietet unter Bedingungen den Zweikampf an; die Achaier schweigen. Menelaos zürnt und will selbst fechten; Agamemnon hält ihn und redet ihm zu; Nestor ist bekümmert, bedauert seine entflohene Jugend. Neune stehen auf: Agamemnon, Diomed, die Ajas, Idomeneus, Meriones, Eurypylos, Thoas, Odysseus; Nestor räth zum Loose; das Volk betet und fleht um Ajas oder Agamemnon. Das Loos trifft Ajas; er freut sich, fordert sie zum Mitgebet auf. Ajas tritt vor. Wird dem Ares * verglichen, wenn er in die Schlacht schreitet. Hektor entsetzt sich, Ajas droht dem Hektor; Dieser antwortet und wirft die Lanze durch sechs Schichten des Schildes; Ajas wirft durch Hektor's Schild durch und verwundet ihn. Sie rennen mit den Speeren auf einander. * Gleichniß von anrennenden Löwen und Ebern. Hektor's Spitze biegt sich um. Ajas durchsticht Hektor's Schild und verwundet ihn am Halse. Hektor faßt einen Stein und wirft ihn auf Ajax' Schild. Ajax dagegen zerschmettert den Schild des Hektor's mit einem Steinwurf; Dieser sinkt. Apoll richtet ihn auf; sie greifen zu den Schwertern. Werden durch die Herolde getrennt, weil es Nacht wird. Ajax verlangt, Hektor soll den Stillstand fordern; Hektor thut's. Sie beschenken sich und scheiden aus einander. Die Griechen opfern und schmausen. Nestor räth zum Stillstand, die Todten zu begraben, ein Ehrenmal aufzurichten und die Mauer daranzuschließen. Die Troer

kommen verwirrt zusammen. Antenor räth, die Helena zurückzugeben, Paris widersetzt sich; die Schätze jedoch will er ausliefern. Priamus will, man soll diesen Vorschlag morgen den Griechen vermelden und zugleich auf Begrabung der Todten antragen. Idäus geht hinab, richtet den Auftrag aus; die Griechen schweigen. Diomed verwirft des Paris Vorschlag; die Achaier stimmen ihm bei. Die Bestattung der Todten wird vergönnt und geschieht von beiden Seiten. Die Griechen erheben den Hügel und erbauen die Mauer; selbst die Götter erstaunen darüber; Poseidon zürnt, Jupiter verweist es ihm und erlaubt ihm, nach der Rückkehr der Griechen die Mauer umzuwerfen. Wein aus Lemnos und andere Waaren kommen zu den Griechen. Schmaus auf beiden Seiten. Jupiter donnert.

Achter Gesang.

Zeus beruft die Götter zusammen, verbietet, keiner Partei zu helfen, droht und deutet auf seine Macht. Alle schweigen; Minerva antwortet, sie wolle nur mit Rath den Danaern beistehen. Zeus fährt nach dem Ida. Die Achaier waffnen sich, die Troer begegnen ihnen, die Schlacht im Allgemeinen beginnt. Bis zu Mittag mit gleichem Glücke, dann wägt Jupiter; die Schale der Griechen sinkt, Zeus wirft Blitze auf das Heer der Danaer. Die Helden weichen, Nestor wird durch ein verwundetes Pferd zurückgehalten; Hektor stürmt auf ihn ein, Diomed ruft den Odysseus an, Odysseus flieht; Diomed nimmt den Nestor auf seinen Wagen, sie fahren auf Hektor los. Diomed tödtet den Wagenlenker, Hektor findet einen andern. Diomed ist im Begriff, die Trojaner in die Flucht zu schlagen, ein Blitzstrahl fällt vor seinem Wagen nieder; Nestor räth zur Flucht, Diomed ist ungewiß; Nestor spricht ihm zu und lenkt um. Hektor und die Troer stürmen nach. Hektor verspottet ihn; Diomed, dreimal im Begriff umzuwenden, wird durch den Donner erschreckt. Hektor ruft die Trojaner auf, droht der Mauer und den Schiffen. Hektor redet seine Pferde an, will Nestor und Diomed erreichen. Here zürnt, ihre Bewegung erschüttert den Olymp; sie regt den Poseidon an; Dieser verzagt, gegen Zeus zu kämpfen. Die Troer umgeben den Wall; Agamemnon ermuntert die Danaer. Er geht durch die Reihen der Schiffe. Seine Rede. Er ruft den Zeus an; Zeus giebt ein günstiges Zeichen, der Muth kehrt den Griechen zurück. Diomed stürzt

zuerst aus der Verschanzung, die Uebrigen nach ihm. Teukros, von Ajas geschützt, erlegt viele Troer mit dem Bogen; Agamemnon muntert ihn auf; Teukros antwortet und schießt nach Hektor, trifft den Gorgythion. Teukros schießt zum zweiten Male; da Apoll den Pfeil vom Helden ablenkt, wird der Wagenlenker getroffen. Hektor mit einem Steine stürmt auf Teukros, trifft ihn ans Schlüsselbein und streckt ihn nieder. Er wird weggebracht; die Troer gewinnen abermals das Uebergewicht. * Gleichniß vom Jagdhunde, der von flüchtigen Löwen und Ebern nicht abläßt. Die Griechen in die Verschanzung gejagt, in größter Noth. Hektor tummelt seine Pferde davor; Here erbarmt sich der Griechen, ruft Athenen auf. Athene beschwert sich über Jupiter, gedenkt, wie hilfreich sie dem Herkules gewesen, und klagt über Undank. Sie droht dem Hektor. Here schirrt die Rosse. Pallas legt das Gewand weg, an welchem sie wirkt, waffnet sich, Juno lenkt die Pferde. Sie fahren herab; Jupiter sieht's, schickt die Iris, die sie noch auf dem Olympos erreicht und anhält. Here giebt das Unternehmen auf, die Rosse werden abgespannt. Zeus vom Ida fährt auf den Olymp. Poseidon schirrt aus und besorgt den Wagen; Jupiter setzt sich, verspottet Here und Athene; Diese schweigt, Jene antwortet. Zeus verkündet entschieden die Niederlage der Griechen bis zum Tode des Patrokles und begegnet ihr heftig. Here antwortet nichts; es wird Nacht. Hektor führt die Troer in die Ebene des Skamandros, heißt sie des Mahles genießen und die Nacht im Freien zu bleiben. Die zurückgebliebenen Troer sollen indessen die Stadt bewachen. Sie lagern sich; man bringt Speise; man opfert; die Götter verschmähen's. So bleiben sie die Nacht, häufige Wachfeuer über die Ebene gesäet. * Gleichniß von klarer Nacht, der Mond von Sternen umgeben am reichgeschmückten Himmel; Felsgipfel der Berge, auch Thäler sind erleuchtet.

Neunter Gesang.

Die Troer wachen vor Ilios; die Achaier sind voll Schmerz und Furcht. * Gleichniß von zwei Winden, Nord und West aus Thrazien, das Gewässer hoch erhebend und das Meergras ans Land schüttend. Agamemnon läßt den Rath berufen, er weint. * Gleichniß von der Quelle. Seine Rede, sein Rath zurückzugehen. Alle verstummen. Diomed schilt ihn, heißt ihn allein zurückkehren und erhält Beifall. Nestor steht auf, lobt den

Diomed, will Wachen vor den Graben gestellt haben, dann soll Agamemnon ein Mahl zubereiten. Die Wachen werden ausgestellt. Die Fürsten versammeln sich zur Mahlzeit. Nestor, nach einiger Vorrede, verlangt, daß man den Achill zurückrufe. Agamemnon bereut seine Heftigkeit, bietet große Geschenke zur Sühnung, verspricht nach der Eroberung Troja's schöne Trojanerinnen, eine seiner Töchter, sieben Städte. Nestor wählt Phönix, Ajax und Odysseus, Achill zu bereden; sie sprengen dem Zeus und gehen. Sie finden Achill, auf der Leyer spielend; er und Patroklos stehen auf. Er heißt sie willkommen, befiehlt dem Patroklos, ein Mahl zu bereiten; es geschieht. Odysseus fängt an zu reden, beschreibt das Unheil, ruft ihn zu Hilfe, erinnert ihn an eine Ermahnung des Peleus, wiederholt das Versprechen Agamemnon's und schließt. Achill verneint sogleich, versichert, daß er nie beredet werden solle. Erzählt, was er gethan, vergleicht den Raub der Briseis mit dem Raub der Helena und weist sie auf sich selbst zurück. Er droht, wegzuschiffen, schilt auf Agamemnon, verschmäht seine Geschenke und seine Tochter. Er heißt, zu Hause zu beirathen und, indem er den Krieg vor Troja verläßt, lange zu leben. Er räth den übrigen Griechen, das Gleiche zu thun, und lädt den Phönix ein, bei ihm zu bleiben und mit ihm zu gehen. Phönix dagegen giebt zu bedenken, wie er, als Jüngling, wegen des schrecklich-sonderbarsten Familienabenteuers landflüchtig zu Peleus nach Phthia gekommen, den Achill erzogen und endlich denselben zum Heere begleitet; er führt das Beispiel an, daß auch Götter sich versöhnen lassen. * Mythe von der Schuld und den Bitten. Die Abgesandten soll man ehren. Erzählt die Geschichte vom Meleager. Achill antwortet und beharrt. Winkt dem Patroklos, für Phönix ein Bett zu bereiten. Ajas will gehen und redet kurz; Achill scheint einigermaßen bewegt; doch bleibt er dabei, den Hektor bei seinen Schiffen zu erwarten. Ajax und Odysseus gehen, Phönix bleibt und schläft, sowie Achill und Patroklos. Jene kommen zur Versammlung, Agamemnon fragt. Odysseus referirt kurz, Diomed spricht und räth, schlafen zu gehen. Sie gehen aus einander.

Zehnter Gesang.

Agamemnon wacht, höchst beunruhigt. * Gleichniß vom Donner, Regen, Schnee, Kriegsunheil — so stürmt's in seiner

Sei auch noch so viel bezeichnet,
Was man fürchtet, was begehrt,
Nur weil es dem Dank sich eignet,
Ist das Leben schätzenswerth.

An Herzogin Luise von Weimar.*)

Zum 30. Januar 1777.

Was wir vermögen,
Bringen wir
An dem geliebten Tage Dir
Entgegen.
Du fühlst, daß bei dem Unvermögen
Und unter der Zaubermummerei
Doch guter Wille und Wahrheit sei.

Widmung.**)

1777.

Tief aus dem Herzen hingesungen
Nehmt diese Lieder herzenein,
So ist mir jeder Wunsch gelungen,
So sind auch Eure Freuden mein.

Feier der Geburtsstunde des Erbprinzen Karl Friedrich von Sachsen-Weimar.***)

Den 15. Februar 1783, gegen Morgen.

Vor vierzehn Tagen harrten wir
In dieser nächt'gen Stunde,
Noch zweifelhaft auf unser Glück,
Mit zugeschlossnem Munde.

---

*) Aus der „Olla Potrida", 1778. Zweiter Vierteljahrsgang, S. 205. — An dem Geburtstage der Herzogin wurde das Singspiel „Lila" (vgl. S. 55) aufgeführt.

**) Vgl. „Gesänge mit Begleitung des Klaviers", Leipzig und Winterthur 1777, so wie C. Jahn „Goethe's Briefe an Leipziger Freunde", S. 278. — Vier Arien aus „Erwin und Elmire", unter ihnen „Das Veilchen" (I, 229), ferner das Gedicht „An Belinden" (I, 46) sind in diesen Gesängen von Goethe, die Kompositionen sämmtlich von seinem Freunde P. Ch. Kayser. Auch wir möchten ebenso wenig wie der Herausgeber der eben citirten Briefe einen Zweifel hegen, daß Goethe der Verfasser des obigen Motto's ist, um so weniger, da er sich für die Herausgabe der „Gesänge" persönlich interessirte (vgl. Goethe's Briefe an Reich, Nr. XIX); interessen läßt sich nicht verhehlen, daß kein positiver Beweis für die Sache vorhanden ist.

***) Zuerst gedruckt in der „Sammlung von Reden und Glückwünschungs-Gedichten auf die durch Gottes Gnade am 2. Februar 1783 geschehene Höchst-

Brust. Er sieht die häufigen Wachfeuer der Troer, hört ihre Kriegsmusik und Freudengeschrei; dann blickt er zu den Schiffen zurück und ist der Verzweiflung nahe. Er zieht sich an, so auch Menelaos von seiner Seite, der gleichfalls nicht schlafen kann. Sie begegnen einander. Menelaos fragt, was zu thun sei. Agamemnon will den Nestor aufregen, Menelaos soll den Ajax und Idomeneus aufrufen. Sie scheiden. Agamemnon kommt zum Nestor, der gleichfalls wach ist. Agamemnon klagt und räth, die ausgestellten Wachen zu besuchen; Nestor tröstet und will auch die übrigen Helden aufgerufen sehen, tadelt den Menelaos, daß er nicht den Bruder begleitet, giebt sich aber zufrieden, als er hört, derselbe sei auch an seinem Theile thätig. Nestor weckt Ulissen, Beide Diomeden, den sie mit den Seinigen gerüstet im Schlafe finden. Er tadelt den Nestor, daß er, als ein alter Mann, nicht Jüngere umherschicke. Dieser bezieht sich auf seine Theilnahme an dem allgemeinen Unglück und ruft ihn auf, die Ajas zu wecken. Diomed gehorcht, sie finden die Wachen munter. * Gleichniß von Hunden, welche das Schafgehege bewachen und, das Gebeul des Unthiers hörend, welches aus dem Walde von Jägern und Hunden getrieben wird, dadurch selbst erregt werden. Nestor lobt sie und führt die Fürsten außerhalb des Grabens und schlägt vor, Jemand zum Ausspähen gegen die Troer zu schicken. Verspricht große Gaben. Diomed erhebt sich, wünscht noch einen Gesellen. Agamemnon heißt ihn frei wählen; er wählt den Ulyß. Dieser ist bereit; sie rüsten sich mit fremden schrecklichen Waffen. Ein Reiher tönt durch die finstere Nacht herüber. Ulysses nimmt's auf als günstiges Zeichen und betet zu Athene, desgleichen Diomed; die Göttin hört. Eilig schreiten sie fort, * gleich zwei Löwen. Hektor beruft die edelsten Troer; auch er will einen Späher gegen die Schiffe senden. Dolon erbietet sich. Hektor schwört ihm Belohnung; er rüstet sich und geht. Ulysses bemerkt ihn, sie lassen ihn vorbei und verfolgen ihn alsdann. * Gleichniß von zwei Hunden, die gemeinsam, wohlgeübt, den Hasen oder das Rehkalb verfolgen. Diomed droht dem Fliehenden und wirft ihm die Lanze nach. Dolon sieht, sie fangen ihn, er verspricht großes Lösegeld. Odysseus beruhigt ihn und fragt. Jener gesteht, Odysseus schenkt und fragt weiter. Dolon berichtet, daß die Troer um die Feuer wach sind. Odysseus forscht weiter. Dolon beschreibt die Stellung des Heeres und der Bundesgenossen, macht aber besonders auf die neuangekom-

menen Thraker aufmerksam, welche, am Ende der Linie gelagert, ermüdet um Rheios schlafen. Nachdem er sie treulich bekannt, bittet er um sein Leben. Diomed schlägt ihm das Haupt ab; sie nehmen dessen Rüstung und verbergen sie. Sie kommen zu den Thrakern. Diomed tödtet zwölfe. * Gleichniß vom Löwen, der sich auf ungehütetes Rindvieh stürzt. Ulysses zieht die Todten bei Seite und führt die herrlichen Pferde fort. Diomed legt auch an den kostbaren Wagen die Hände, Pallas aber heißt eilen; sie besteigen die Pferde und eilen nach dem Lager zurück. Apoll weckt den Hippokoon, Rheios' Verwandten. Die Troer entdecken die That und entsetzen sich; die beiden Helden aber nehmen auf dem Rückweg die Waffen Dolon's auf. Reiter hört Rosse, die Helden kommen an; Reiter kennt die Rosse nicht; Odysseus belehrt ihn; sie bringen die Beute zu den Schiffen, baden und salben sich.

Elfter Gesang.

Es wird Tag. Zeus schickt die Eris. Sie tritt auf Odysseus' Schiff und ruft nach beiden Flügeln. Die Griechen fühlen Muth. Agamemnon legt seine Rüstung an, die indem beschrieben wird. Athene und Here donnern. Der Angriff geschieht. Hektor regen. Hektor muntert die Seinigen auf, erscheint, * wie aus Wolken ein hellblinkender Stern schadenbringend hervorblickt. Die Heere wüthen gegeneinander. * Gleichniß von Schnittern, die, mit einander wetteifernd, auf wohlbestelltem Acker Weizen oder Gerste hinmähen. Die Kämpfenden toben * wie die Wölfe. Eris allein ist in dem Getümmel, die übrigen Götter verdrießlich auf dem Olymp; Zeus abgesondert. Agamemnon tödtet Mehrere, * dem Löwen vergleichbar. Agamemnon schreitet weiter vor. * Gleichniß vom Sturmbrande im nie gebauenen uralten Gebirgswald. Zeus entfernt Hektorn, die Troer fliehen bis ans Skäische Thor. * Gleichniß vom Löwen, der in die Rinderheerde des Nachts einstürzend sie zerstreut, doch ein Stück erpackt und aufzehrt. Zeus begiebt sich auf Ida, läßt dem Hektor melden, er solle dem Agamemnon weichen. Iris richtet's aus; Hektor gehorcht, durchwandelt aber die Geschwader, um die Seinigen anzuregen. Anruf des Dichters an die Musen. Agamemnon tödtet den Iphidamas; Koon, dessen Bruder, verwundet Agamemnon, wird getödtet. Agamemnon streitet fort, aber zuletzt, vom Schmerz überwältigt, muß er sich entfernen. Er mun-

tert noch die Griechen auf. Hektor siebt's und ruft den Troern zu, * wie Jäger auf einen Eber oder Löwen die Hunde anhetzen. Er tödtet viele Feinde und stürmt in der Schlacht * wie ein Orkan, der Meereswogen aufwühlt. Odysseus ruft den Diomed heran. Sie tödten Verschiedene und kämpfen weiter * wie zwei Eber gegen Jagdhunde. Das Glück der Schlacht ist gleich, Hektor geht auf Diomed und Odysseus los. Diomed trifft den Hektor am Helme und betäubt ihn. Hektor erholt sich, Diomed zürnt, beraubt den Agastrophos. Paris verwundet den Diomed am Fuße und spottet seiner. Diomed verachtet ihn, Odysseus beschirmt Diomeden; Dieser zieht den Pfeil aus der Wunde und läßt sich nach den Schiffen bringen. Die Achaier weichen, Odysseus bleibt allein, die Troer umschließen ihn. * Gleichniß vom wüthenden Eber, umkreist von Jägerjünglingen und Hunden. Odysseus wehrt sich gewaltig. Solos, den Bruder zu rächen, verwundet den Odysseus, flieht und wird getödtet. Odysseus verspottet ihn, weicht aber und schreit um Hilfe. Menelaos und Ajas eilen herbei. * Gleichniß vom angeschossenen Hirsch, welchen Schakals anfallen und niederreißen, den aber ein herbeieilender Löwe, jene vertreibend, aufzehrt. * Gleichniß vom schwellenden Bergstrom, der, viel Gehölz mitreißend, herab sich ins Meer stürzt. Hektor kämpft am Skamander auf dem linken Flügel gegen Nestor und Idomeneus, Paris verwundet den Machaon, Nestor führt ihn fort. Kebriones, Wagengenosse Hektor's, ermuntert Diesen, das dichteste Schlachtgewühl zu suchen. Sie fahren drauf los; Zeus erschüttert den Muth des Ajas, der weichend kämpft, * gleich dem Löwen, der vom Rindergehege durch Hunde und Hirten vertrieben wird. Noch ein * Gleichniß vom hartnäckigen, gefühllosen Esel, welchen aus dem Fruchtfelde zu verscheuchen einer Knabenmenge kaum gelingt. Ajas weicht kämpfend. Eurypylos tritt zu ihm und tödtet den Apisaon, wird von Paris verwundet, ruft die Griechen auf, dem Ajas beizustehen. Achill, vom Schnabel seines Schiffes, sieht den Nestor heranfahren und ruft dem Patroklos, er solle sich erkundigen, wen Nestor zu den Schiffen bringe. Patroklos, folgsam, thut den ersten Schritt zu seinem tödtlichen Geschick. Nestor erreicht sein Zelt mit Machaon; sie werden von der schöngelockten Hekamede wohl empfangen, erquicken sich an kalter Schale. Patroklos kommt, will nicht sitzen und geht, als er den verwundeten Machaon erkennt, gleich zurück. Nestor hält ihn an, klagt über Achill, erwähnt der vornehmsten Verwundeten und ruhmt

ſeine alten Thaten weitläufig. Ferner, um des Patrokles Gewiſſen zu ſchärfen, erinnert er, wie beide Väter in Phthia, Peleus ihn und den Achill verabſchiedet, auch Menoetios ſeinem Sohne Patrokles aufgetragen, dem Freunde mit Rath beizuſtehen; Patrokles, gerührt, eilt fort, trifft unterwegs den verwundeten Eurypylos, verbindet ihn und hört den traurigen Zuſtand des griechiſchen Heers.

Zwölfter Geſang.

Beide Heere kämpfen kräftig. Der Dichter weisſagt, daß Graben und Mauer nicht mehr ſchützen ſollen, weil ſie übereilt, ohne Anrufen der Götter, erbaut worden; Poſeidon wird ſie künftig ſogar zerſtören, wie es voraus beſchrieben wird. Hektor dringt heran; * Gleichniß vom Löwen oder Waldſchwein, im Kreiſe der Jäger eingeſchloſſen. Polydamas räth, zu Fuße zu ſtreiten; Hektor nimmt's an und die Uebrigen alle. Sie geben unter fünf Anführern auf die Mauer los. Aſios bleibt auf dem Wagen. Er wendet ſich nach dem linken Flügel der Griechen, wo man das Thor noch offen hält. Dort findet er die zwei Lapithen, * vergleichbar zwei hochwipfligen Bergeichen, welche feſtgewurzelt Sturm und Regenſchauer beſtändig aushalten. Jene kämpfen vor dem Thore. * Gleichniß von zwei Ebern. Steine werden von der Mauer geworfen. Aſios ruft zu Zeus; wird nicht gehört. Die Lapithen vertheidigen * wie Hornißen ihr Felſennest am Wege, darin die Brut. Der Dichter, ermüdet, entſchuldigt ſich. Die Lapithen tödten viele Trojaner. Ein Adler, in den Klauen eine Schlange, ſchwebt einher; wird von ihr verwundet und ſchleudert ſie zerkralit von ſich. Dies erſchreckt die Troer. Polydamas räth dem Hektor, zurückzugehen; Dieſer ſchilt ihn und ſchreitet vorwärts. Sie beſtürmen die Verſchanzung, ſuchen den Wall zu durchbrechen, die Eckpfeiler der Thürme zu unterwühlen, ſie mit Hebeln zu erſchüttern. Die beiden Ajas ermuntern die Griechen. Den bewegteſten Moment des Kampfes * verſinnlicht das Bild eines dichtfallenden Schnees, der Gebirge, Land und Ufer bedeckt; ſo fliegen hier Steine hinüber und herüber. Zeus ſendet den Sarpedon. * Gleichniß vom hungrigen Löwen, der auch in wohlbehütete Gehege einbricht. Er ruft den Glaukos an; die Vornehmſten ſollen auch die Tapferſten ſein. Beide dringen mit den Lykiern voran. Meneſtheus, vom Thurme, ſieht ſie kommen, ruft die Ajas, die vor

dem Lärm nicht hören. Er sendet den Herold an sie; dieser richtet's aus. Die beiden Ajas kommen. Das Gefecht beginnt. Ajas tödtet den Epikles. Teukros verwundet den Glaukos, Dieser entweicht. Sarpedon tödtet den Alkmäon und reißt die Brustwehr nieder; die Ajas widersetzen sich. Sarpedon ruft die Lykier auf. Beide Parteien stehen sich gegenüber. * Gleichniß zweier Landmänner, Grenznachbarn, die über die Scheidelinie ihrer Felder mit Maaßstäben in Händen, einander nahestehend, zanken. So bleibt es eine Zeit lang. * Gleichniß von der Wage der Wollspinnerin. Hektor dringt zuerst in die Mauer, ergreift einen Feldstein. * Gleichniß vom Schäfer, der ein Widderfell leicht hinträgt. Trifft das Thor in der Mitte und spaltet's. Hektor springt hinein. Die Troer stürzen durch die Pforte und über die Mauer. Die Achaier fliehen.

Dreizehnter Gesang.

Zeus, der die Troer bis an die Schiffe geführt, läßt sie dort streiten und wendet seine Blicke vom Kampfplatz weg. Poseidon bemerkt es, schreitet von Samos bis Aegä, fährt von da bis Tenedos, geht zu dem Heer der Achaier. Die Troer streiten muthig, * vergleichbar dem Orkan oder Feuer. Poseidon in Gestalt des Kalchas erregt die Griechen, zuerst die Ajas, schwingt sich dann hinweg; sie bemerken, daß es ein Gott war, geben auf die Troer los. Poseidon schreitet durch die hintern Schiffreihen, ruft die Jünglinge auf; starke Anrede. Die Jünglinge versammeln sich in dichten Schaaren um die Ajas. Hektor dringt vor, * wie eine Felsmasse, vom Gebirg abgelöst, die Waldungen zerschmetternd niedertaumelt, um in der Ebene liegen zu bleiben. Hektor, zurückgedrängt, ruft die Troer auf. Deiphobos dringt vor; des Meriones vergeblicher Wurf. Teukros erlegt den Imbrios. * Gleichniß, wie die auf Gebirgsboden umgehauene Esche ihr zartes Gezweig niedersenkt. Hektor erlegt den Amphimachos; Ajas trifft Hektor's Schild, Dieser weicht zurück, die Griechen entreißen die zwei Todten. * Gleichniß von zwei Löwen, die zusammen eine geraubte Geis fortttragen. Der zweite Ajas haut dem Imbrios das Haupt ab und wirft es Hektorn entgegen. Poseidon, erzürnt über den Tod des Amphimachos, ruft in Gestalt des Thoas den Idomeneus auf und eilt in die Schlacht. Idomeneus rüstet sich in blitzende Waffen; Meriones kommt und sucht nach Wurfspießen; Gespräch deshalb,

sie eilen fort. * Gleichniß vom Ares und dem Schrecken, die zum Kriege schreiten; sie eilen nach dem linken Flügel, die Feinde fallen sie an. * Gleichniß von Sturm- und Staubwolke. Schilderung des Tumults. Wird des Zeus und Poseidon's erwähnt, als Stifter dieses Unheils. Idomeneus erlegt den Othryoneus, der Kassandra Bräutigam; der Sieger verhöhnt ihn, Ajax will ihn rächen, Diesen erlegt Idomeneus. * Gleichniß von umgehauenen Bäumen. Antilochos tödtet den Wagenführer und lenkt die Pferde weg. Deiphobos wirft nach Idomeneus, verfehlt ihn, trifft aber den Hyperenor und triumphirt. Antilochos rettet den Leichnam. Idomeneus erlegt den Alkathoos, verhöhnt den Deiphobos; Dieser weicht und sucht Aeneas, welcher, unmuthig gegen Priamus, von dem er nicht genugsam geehrt wird, sich im Hintergefecht aufhält. Deiphobos ruft ihn hervor, geht auf den Idomeneus los. * Gleichniß vom Eber, welcher muthig gegen die Jäger steht. Idomeneus ruft seine Genossen, Aeneas desgleichen; sie folgen ihm * wie Schafe dem Widder von der Weide zur Tränke. Der Angriff geschieht. Aeneas verfehlt Idomeneus, Dieser tödtet den Oenomaos und weicht; Deiphobos verfehlt ihn, trifft den Askalaphos und raubt ihm den Helm, den er jedoch, von Meriones verwundet, fallen läßt. Polites führt seinen Bruder aus der Schlacht; Aeneas tödtet den Aphareus. Antilochos, der Thoon getödtet, hält sich, von Poseidon geschützt, sehr tapfer; Adamas verfehlt ihn. Meriones tödtet den Adamas. * Gleichniß vom gebundenen Stier, der sich sträubt gegen die Hirten, die ihn fortziehen. Helenos tödtet den Deipyros; Menelaos will ihn rächen, dessen Panzer mit dem Pfeile Helenos trifft. * Gleichniß von geworfenen Bohnen, die von der Schaufel herabfallen; so prallt der Pfeil ab. Menelaos durchbohrt des Helenos Hand; Peisandros greift den Menelaos an; Dieser verfehlt den Gegner, Peisandros trifft Jenem das Schild, Menelaos dringt mit dem Schwert auf Peisandros; Dieser ergreift die Streitaxt, haut dem Gegner den Kegel des Helmbusches weg, wird getödtet. Menelaos verwünscht die Trojaner, beraubt den Peisandros. Phlämenes dringt nun auf Menelaos, trifft dessen Schild und flieht. Meriones trifft ihn mit dem Pfeile. Paris, erzürnt, seinen Gastfreund fallen zu sehen, schießt gleichfalls einen Pfeil ab und trifft den Euchenor. Hektor weiß nicht, daß der rechte Flügel in Gefahr ist und fährt fort zu streiten. Die widerstehenden Griechen werden genannt, besonders die beiden Ajas. * Gleichniß der zusammengejochten

Stiere vor dem Pflug, welche die Furche durchschneiden; die Lokrer thun mit Beilen den Trojanern Abbruch. Polydamas räth dem Hektor, die Troer mehr zusammenzuhalten; sie werden eins, Polydamas versammelt die vornehmsten. Hektor geht nach seinem rechten Flügel, findet den Paris und schilt ihn. Paris verantwortet sich; vereinigt gehen sie ins Getümmel. * Gleichniß vom Gewitter, das über das Land her ins Meer braust und die Wogen aufregt. Hektor dringt vor; Ajas begegnet ihm und schilt ihn. Hektor antwortet, die Schlacht erneuert sich mit Geschrei.

Vierzehnter Gesang.

Nestor hört das Geschrei, spricht mit Machaon, dem Verwundeten, tritt auf eine Höhe, sieht die Niederlage und die andringende Gefahr. Sein Busen wird bewegt in Ungewißheit da- und dorthin, * gleich dem Meere bei Annäherung eines unentschiedenen Sturmes. Er nimmt sich vor, zu Agamemnon zu gehen; ihm begegnen aber schon die aus ihren fernen Zelten sich herannahenden Verwundeten Diomed, Odysseus und Agamemnon. Man erfährt die kreis- und amphitheaterartige Stellung der Schiffe von der großen Bucht herauf. Agamemnon spricht voller Sorgen. Nestor räth ihnen ab, als verwundet sich in den Streit zu mischen. Agamemnon schlägt vor, mit den Schiffen, die zunächst am Strande liegen, in See zu gehen, Nachts aber die andern nachzuholen. Odysseus widersetzt sich heftig. Agamemnon giebt nach, verlangt aber bessern Rath. Diomed rühmt seine Ahnen und räth, in die Schlacht zu eilen, um wenigstens durch ihre Gegenwart die Andern zu ermuntern. Sie schreiten vor. Poseidon, in Gestalt eines alten Kriegers, tritt zu Agamemnon, macht ihm Hoffnung und schilt auf den Achill; gebt mit Feldgeschrei, wie wenn Zehntausend schrieen, durchs Heer und ermuntert die Griechen. Juno sieht ihn wandeln, beschließt, den Zeus zu berücken; geht ins Gemach und schmückt sich, beruft Aphroditen, spiegelt ihr eine falsche Reise vor, wo sie höchst reizend zu erscheinen wünsche. Aphrodite giebt den Alles bezaubernden Gürtel, Here legt ihn an und steigt herunter. Auf Lemnos besucht sie den Schlaf und bittet, den Zeus einzuschläfern. Er will nicht gehorchen, sie verspricht ihm aber Pasithea zur Gattin, die jüngste der Grazien. Er verlangt einen Schwur; sie schwört bei den Titanen. Sie gehen auf Ida.

Zeus erblickt sie schöner als je und begehrt ihrer; fragt, wo sie herkomme. Das Märchen ihrer Wallfahrt wiederholt sie. Nun erbeut er ihre Reize auf Unkosten aller seiner Geliebten; sie widerstrebt, er antwortet; ein Lager sprosst empor, der Schlaf erfüllt sein Verbrechen und meldet's Poseidon. Dieser führt die Griechen an. Die stärksten Helden nehmen die mächtigsten Schilde und die gewaltigsten Waffen. Poseidon geht voran, das Meer wogt auf. * Gleichniß von brausender Welle, prasselnder Flamme, sausendem Sturmwind. Hektor begegnet Ajas und sinkt, durch Diesen mit einem Steine getroffen, taumelnd zur Erde. * Gleichniß vom Kreisel * und einschlagendem Blitzstrahl. Die Troer beschauen Hektorn, schaffen ihn fort und laben ihn am Xanthos; der zweite Ajas tödtet den Satnios, Polydamas dagegen den Periheon; Dieser frohlockt, Ajas wirft nach ihm, trifft aber den Archilochos. Akamas tödtet den Promachos und frohlockt; Peneleos stürzt auf ihn, tödtet den Ilioneus und frohlockt. Anruf an die Musen. Kurze Fortsetzung der Schlacht.

Funfzehnter Gesang.

Die Troer werden wieder aus den Verschanzungen gejagt; Zeus erwacht und sieht die Niederlage, zürnt der Here, erinnert sie an die Strafe, die sie erduldet, da sie seinen Sohn Herkules verfolgt. Here schwört, daß sie den Poseidon nicht angereizt. Er befiehlt, Iris und Apoll zu ihm zu schicken, und bestimmt Alles, was geschehen müsse, ehe Troja eingenommen werden könne. Here steigt auf in die Götterversammlung. Alle begrüßen sie. Themis redet sie an und bemerkt, daß sie betroffen sei. Sie zürnt laut auf Jupiter und giebt dem Ares Nachricht vom Tod seines Sohnes, des Askalaphos. Ares will hinab, Athene bindert und schilt ihn. Here sendet Iris und Apoll zu Zeus. Sie finden ihn auf Gargaros. Er sendet die Iris zu Poseidon. * Gleichniß vom leicht fallenden Schnee. Sie richtet die Botschaft aus, Poseidon antwortet widerwillig. Sie giebt ihm Bedenkzeit; er findet sich, fordert aber die Vertilgung Troja's. Zeus sendet den Phöbos mit der Aegis, die Griechen zu schrecken und für Hektor zu sorgen. * Gleichniß vom Habicht, auf Tauben stürmend. Er findet den Hektor erfrischt, befragt ihn; Dieser erzählt; Apoll stellt ihn völlig her. * Gleichniß vom herrlichen Rosse, das sich von der Krippe losreißt und das Weite sucht. Hektor eilt wieder in den Streit. * Gleichniß vom Löwen, der den

Hunden, die einen Hirsch verfolgen, in die Quere kommt und sie verscheucht. Thoas erblickt ihn, staunt und giebt den Rath, daß die Tapfersten sich ihm entgegenstellen sollen, indessen sich das Volk nach den Schiffen zurückzieht. Es geschieht. Hektor dringt vor. Apoll schüttelt die Aegis gegen die Griechen. * Gleichniß von Heerden ohne Hirten, angefallen durch Raubthiere. Die Trojaner tödten viele Rambaste; die Griechen sind wieder innerhalb der Mauern. Hektor verbietet jede Säumniß; sie fahren zu, Apoll macht ein Stück des Grabens eben, gleicht die Mauer aus, * wie ein Knabe, der sein von Sand aufgeführtes Spielwerk wieder zerstört und aus einander tritt. Die Griechen beten zu Zeus, besonders Nestor. Zeus donnert. * Gleichniß von der Welle, die den Bord des Schiffes überstürzt. Die Troer lenken ihre Wagen gegen die Schiffe, die Griechen vertheidigen sich von den Schiffen herab. Patroklos verläßt ungern den Eurypilos, den er indessen gewartet hatte, und eilt zum Achill. Troer und Griechen halten einander das Gleichgewicht. * Gleichniß von des Schiffszimmermanns Schnur, die den Balken bezeichnet. Ajax hält sich, Teukros an seiner Seite erschießt viele Trojaner. Die Sehne springt ihm; er geht, sich zu bewaffnen; Hektor ermuntert hierüber die Trojaner, Ajas die Griechen. Beide tödten Mehrere. Menelaus erlegt den Doleps. Das Gewühl wird noch wilder. Beide Heerführer ermuntern die Übrigen; Antilochos springt vor und tödtet den Menelippos. * Gleich dem Hunde, der schnell auf das verwundete Rehkalb stürzt, wirft sich Antilochos auf den Getödteten, die Waffen zu entreißen. Er muß vor Hektor weichen. * Gleichniß vom Raubthier, das, wenn es gemerket hat, entflieht, Jäger und Hunde befürchtend. Die Troer stürzen zwischen die Schiffe. * Gleichniß vom Waldfeuer. Die Griechen stehen geschlossen. * Gleichnisse von Felsen, Sturm, Löwen und unerfahrenen Hirten. Hektor tödtet Periphetes; die Griechen versammeln sich hinter den Schiffen beim Lager. Nestor ruft sie auf, Minerva öffnet ihnen die Augen; Ajax springt von einem Schiff aufs andere. * Gleichniß vom Kampfreiter. Hektor dringt vor. * Gleichniß vom Adler. Heftiger Kampf, besonders um das Schiff des Protesilaos. Hektor faßt es am Steuerende und ruft nach Feuer. Ajax wehrt noch den Trojanern, besonders denen, die Feuer bringen.

Sechzehnter Gesang.

Patroklos tritt weinend zu Achilles, * vergleichbar der finstern Quelle, die aus Felsenspalten im düstern Raume in dunkles Wasser fällt. Achill verweist es ihm und * vergleicht ihn einem die wegeilende Mutter zurückhaltenden Töchterchen; fragt, was er für Botschaft bringe. Patroklos erzählt die Verwundung der Helden, bittet um Vergünstigung, mit den Myrmidonen den Griechen hülfreich zu werden. Der Dichter enthält sich nicht, zu verkündigen, daß der Jüngling umkommen solle. Achill gedenkt an Agamemnon's beleidigenden Raub, gestattet aber dem Freunde die eigene Rüstung und seine Krieger, weil die Troer so stark eindringen; doch soll er sie nur von den Schiffen treiben, nicht zu weit, nicht vor Troja gehen. Verwünschung der Troer und Danaer. Ajax ist im Gedränge. Anruf an die Musen, zu verkünden, wie zuerst Feuer an den Schiffen entzündet ward. Hektor haut dem Ajax die Spitze des Speers ab; Ajax weicht; das Schiff wird angezündet. Nun treibt Achill den Patroklos; Dieser legt die Waffen des Freundes an, nur den Speer nimmt er nicht, den außer Achill Niemand schwingen kann. Automedon schirrt die Rosse; Genealogie derselben. * Gleichniß von Wölfen, die einen Hirsch erlegt, verzehrt und sich die Bäuche gefüllt, nun an der Quelle leckend stehen und Wasser schlürfen. Fünf Anführer der funfzig myrmidonischen Schiffe. Genealogie derselben; Aufmunterung des Achill's; sie schließen die Reihen. * Gleichniß von der Wand, aus gedrängten Steinen auferbaut. Patroklos und Automedon führen sie an; Achilles geht ins Zelt, holt aus der Kiste, die ihm Thetis auf die Fahrt mitgegeben, einen köstlichen Becher, sprengt dem Kronion mit Bitte, daß Patroklos die Trojaner verdrängen und zu den Schiffen wiederkehren möge. Eins bewilligt Zeus, das Andere versagt er. Die Myrmidonen ziehen fort. * Gleichniß von Wespen, am Wege nistend, die von muthwilligen Knaben erst gereizt, sodann sorglose Wanderer auf zufällige Berührung heftig anfallen. Patroklos muntert sie noch auf; die Troer halten ihn für den Achill und suchen zu entfliehen. Beim Schiffe des Protesilaos tödtet er den Pyrächmes, vertreibt die Troer und löscht den Brand. Die Achajer verfolgen das Troervolk und machen sich Raum, * wie wenn Zeus vom hohen Gebirgsrücken schwere Gewitterwolken auf einmal wegdrängt, Gipfel und Höhen wieder hell erscheinen und der Aether sich plötzlich,

Nach vierzehn Tagen kommen wir,
Die Stimme zu erheben,
Zu rufen: Endlich ist Er da!
Er lebt, und Er wird leben!

Nach vierzehn Jahren wollen wir
Dies Ständchen wieder bringen,
Zu Seiner ersten Jünglingszeit
Ein Segenslied zu singen.

Nach vierzehn hundert Jahren wird
Zwar Mancher von uns fehlen;
Doch soll man dann Karl Friedrich's Glück
Und Güte noch erzählen.

Bänkelsängerlied,*)
zum 26. Juli 1785, dem Geburtstage des Grafen Moritz Brühl.

Karlsbad.

Ein munter Lied! Dort kommt ein Chor
Von Freunden her, sich zu ergetzen;
Was sang' ich ihnen Bessres vor
Als von dem Mann, den Alle schätzen?
Von seinem Leben ward uns heut
Der erste frohe Tag gegeben,
Und, die Ihr seine Freunde seid,
Heut sing er an, für Euch zu leben.

---

erfreuliche Geburth des Durchlauchtigsten Fürsten und Herrn, Herrn Karl Friedrich ꝛc.", S. 39; 1836 in die Ausgaben aufgenommen. — Das Ereigniß rief an 20 Gedichte in Weimarischen Landen hervor, und Goethe's Muse scheint deshalb ein gewisses tardium exaritis zu haben. — L.

*) Zuerst gedruckt im „Deutschen Musenalmanach für das Jahr 1851", herausgegeben von O. F. Gruppe. — Das Gedicht diente zur Erklärung einer Reihe von Bildern. Hans Moritz Brühl war der vierte Sohn des sächsischen Ministers, des Schöpfer des seiner Zeit berühmten Seyfersdorfer Thals bei Radeberg, unfern Dresden, worauf sich die sechste und siebente Strophe beziehen; als Offizier bei dem französischen Regiment Royal Allemand heirathete er im Jahre 1771 die erst fünfzehnjährige schöne Tochter des Feldwebels in demselben Regimente, Schleierweber, Marie Christine (Tina), für deren Stammbuch zwei Tage vorher Goethe das Gedicht S. 122 und, wie aus der vorletzten Strophe hervorgeht, Brühl selbst ein Gedicht verfaßt hatte. Brühl starb im Jahre 1811 als preußischer General-Intendant der Chaussen; der bekannte Berliner Theater-Intendant Moritz Brühl, gleichfalls mit Goethe befreundet, war sein Sohn. Die Mutter, Tina, war eine bestgebildete, kluge Frau, befreundet mit Herder, Stolberg, Wieland und der herzoglichen Familie von Weimar. — L.

endlos, klar auftut. Die Schiffe sind gerettet, der Kampf dauert fort, die Troer widersetzen sich. Die Danaerfürsten erlegen jeder einen Trojaner. * Gleichniß von Wölfen, die sich in ungehütete Heerden stürzen. Ajax strebt auf Hektor, der noch verweilt. * Gleichniß von Gewitterwolken, die sich vom Olymp her über den Himmel verbreiten. Mit Hektorn gehen die Pferde durch; die Troer werden gegen den Graben gejagt und fliehen nach der Stadt. Patroklos setzt mit dem Wagen über den Graben dem Hektor nach. * Gleichniß von einer Wasserfluth des Spätherbstes, welche gewaltsam allgemein die Werke der Menschen zerstört. Patroklos schneidet die Troer ab und tödtet viele; dem Thestor durchstößt er die Wange und reißt ihn mit der Lanze vom Wagen herunter. * Gleichniß vom Fischer, der einen gewaltigen Meerfisch angelnd ans Gestade zieht. Sarpedon schilt die Lykier, er und Patroklos springen gegenseitig vom Wagen. * Gleichniß der streitenden Habichte, die sich hoch auf luftigen Felsen bekämpfen. Zeus, der Sarpedon's trauriges Geschick voraussieht, denkt ihn zu retten; Here widersetzt sich. Blutiger Regen zu Sarpedon's Ehre. Patroklos tödtet Thrasymelos, Sarpedon's Wagengenossen. Sarpedon verfehlt den Patroklos, trifft aber das dritte, sterbliche Pferd Pedasos, welches zusammenstürzt und Verwirrung erregt. Automedon haut den Strang des getödteten entzwei, die beiden andern unsterblichen stellen sich wieder in Ordnung. Sarpedon fällt. * Gleichniß von gefällten Bäumen, * vom Löwen, der den mächtigen Stier bezwingt. Sarpedon ruft den Glaukos an, der verwundete Glaukos den Apollo; Dieser stärkt ihn. Glaukos ermuntert die Lykier und Troer, tritt zum Hektor und ruft ihn auf. Patroklos ruft die Ajas; Streit um die Leiche Sarpedon's. Epeigeus wird von Hektor getödtet; Patroklos dringt vor * gleich dem Habicht; die Troer weichen und setzen sich wieder. Wortwechsel zwischen Meriones und Aeneas. Der Streit belebt sich aufs Neue. Das Getön der auf einander Losschlagenden wird * dem Klange der Holzhauenden im Walde verglichen. Sarpedon liegt unkenntlich im Gewühl. * Gleichniß von Fliegen, die Milch umsummend. Kronion sieht in das Schlachtgetümmel und entscheidet, daß die Troer fliehen sollen. Er befiehlt dem Apoll, den Körper zu reinigen und bestatten zu lassen. Apoll, nachdem er den Leichnam im Flusse gewaschen, übergiebt ihn den Zwillingen Schlaf und Tod, die ihn ins Lykierland tragen. Patroklos, gegen Achill's Befehl, jagt den Troern hinterdrein. Anrede an die

Musen. Verkündigung, daß Patroklos umkommen werde. Nun erlegt er noch viele bedeutende Trojaner und greift Troja selbst an. Apollo setzt sich ihm entgegen. Patroklos zieht sich zurück; Phöbos reat den Hektor auf in Gestalt eines Oheims und macht Raum in der Schlacht. Hektor lenkt auf Patroklos; Dieser springt vom Wagen, tödtet mit einem Steinwurf den Kebriones, welcher kopfüber vom Wagen stürzt, * einem Taucher vergleichbar. * Gleichniß vom verwundeten Löwen. Hektor springt auf den Boden. Streit um Kebriones. * Gleichniß zweier Löwen, die um eine getödtete Hindin kämpfen. Hektor faßt den Leichnam am Haupte, Patroklos am Fuße. * Gleichniß vom Sturm im Walde, der die Aeste dichtbelaubter Bäume zusammenschlägt und zerschmettert. Verwirrtes Kriegsgetümmel bis zu Mittage. Kebriones wird weggeschleppt, Patroklos stürzt in die Troer. Phöbos begegnet ihm, entkräftet und entwaffnet ihn durch einen Schlag. Der entblößte Patroklos wird erst von Euphorbos verwundet, dann von Hektor getödtet. * Gleichniß des Ebers, vom Löwen an dem wasserdürftigen Born besiegt, wovon sie beide trinken wollten. Hektor spottet sein; Patroklos antwortet, verkündigt Hektor den Tod, die Seele entflieht. Hektor nimmt sich der Weissagung nicht an, zieht den Speer aus der Wunde, geht auf Automedon los, den die schnellen Pferde retten.

Siebzehnter Gesang.

Menelaos umgeht schützend die Leiche Patroklos'; der Sohn des Panthoos bedroht ihn. Menelaos antwortet unwillig und schilt ihn, daß er drohend schnaube, ärger * als wilde Thiere beim Angriff, und rühmt sich, daß er schon einen Sohn des Panthoos umgebracht habe. Der gegenwärtige droht, seines Bruders Tod zu rächen, und wirft einen Speer nach Menelaos. Dieser erlegt ihn. * Gleichniß vom stattlichen, grünenden, blühenden Oelbaum am gewässerten Ort, den ein Sturm ausreißt und niederstreckt. Menelaos entreißt ihm die Waffen. * Gleichniß vom Löwen, der, eine Kuh niederreißend, von Jägern und Hunden nicht abgehalten wird, sie zu zerfleischen. Phöbos bewegt den Hektor, der, um die Pferde des Achilles zu gewinnen, dem Wagen nachgesetzt hatte, zurückzukehren gegen Menelaos. Dieser getraut sich nicht, ihm allein entgegenzustehen. * Gleichniß vom geschreckten Löwen, der unwillig unverrichteten Fangs davongeht. Menelaos ruft den Ajax herbei. Hektor hat dem

Patroklos die Rüstung genommen und will den Leichnam fortschleppen. Ajax naht. Hektor steigt auf den Wagen, die Seinigen schaffen die Rüstung weg. Ajax schützt den Patroklos. * Gleichniß vom Löwen, der seine Jungen gegen die Jäger deckt. Menelaos ihm zur Seite. Glaukos schilt den Hektor, droht, mit seinen Lykiern zurückzugeben, weil Hektor nicht des Patroklos Körper zu gewinnen sucht, um die Leiche Sarpedon's auszulösen. Hektor ruft die Volker auf, geht abseits und legt die Waffen des Achilles an, die sich dicht an seinen Körper schmiegen und ihm frischen Muth zum Kampfe verleihen. Jupiter sieht's und bedauert ihn. Hektor kehrt in die Schlacht, ermuntert die Bundsgenossen durch Erinnerung an das, was er für sie thut, und durch Versprechungen. Alle dringen auf den Leichnam ein. Ajax ist besorgt. Menelaos ruft die Fürsten; sie nahen sich. Die Troer dringen an. * Gleichniß eines ins Meer stürzenden Stroms, dem die Wogen entgegenbrausen. Zeus hüllt die Streitenden in Finsterniß, nimmt Theil an Patroklos. Die Troer haben den Leichnam gefaßt. Ajax dringt vor. * Gleichniß vom Eber, der Jäger und Hunde durchbricht. Hippothoos hat einen Riemen um den Fuß der Leiche geschlungen; Ajas tödtet ihn. Hektor wirft nach Ajas, trifft den Schedius. Ajas tödtet den Phorkys, der so wie Hippothoos der Waffen beraubt wird. Die Troer wanken. Apoll treibt den Aeneas an; Dieser erkennt den Gott und ermuntert Hektor. Aeneas dringt vor, tödtet Einige. Ajas hält die Griechen um den Leichnam geschlossen; Finsterniß umgiebt sie noch immer. Das übrige Heer streitet in der Tagesbelle. Antilochos und Thrasymedes wissen Patroklos' Tod nicht. Der Streit um den Leichnam geht immer fort. * Gleichniß von Bereitung einer Stiershaut, die von Arbeitern hin- und hergezogen wird. Achill weiß auch noch nichts vom Tode des Patroklos. Griechen und Troer, jeder Theil ermuntert sich unter einander. Die Rosse weinen und wollen nicht von der Stelle. * Gleichniß von der Säule auf dem Grabhügel. Zeus bedauert sie; doch bestimmt er, sie sollen zu den Schiffen wieder zurückkehren. Sie ermannen sich und rennen mit Automedon in die Schlacht. * Gleichniß vom Geier, der in eine Gänseschaar einstürzt. Dieser giebt dem Automedon die Zügel und springt aus dem Wagen. Hektor und Aeneas mit Andern dringen auf sie ein. Automedon läßt die Rosse nah hinter sich halten, benutzt die Ajas und Menelaos, trifft mit dem Wurfspieß den Aretos. * Gleichniß vom geschlachteten Stier.

Hektor wirft auf Automedon; der Speer fährt in die Erde. Die Rosse kommen an, die Troer weichen. Automedon nimmt die Waffen des Aretos, legt sie in den Wagen und tritt selbst hinein. * Gleichniß vom blutdürstigen Löwen. Athene ermuntert die Griechen. Sie wirkt * wie ein erfreuender Regenbogen. In Gestalt des Phönix spricht sie Menelaos an. Dieser wünscht Hülfe von Athenen. Sie stärkt ihn, daß er, * gleich der unverschämten Fliege, immer verscheucht, immer wiederkehrt. Er tödtet den Podes. Phöbos ruft den Hektor auf. Zeus donnert auf Ida und schreckt die Achaier. Einige kommen um. Idomeneus und Hektor treffen zusammen. Meriones wird getödtet. Merionen heißt den Idomeneus die Schlacht verlassen. Aias betrachtet den bösen Stand der Griechen, wünscht Jemand nach den Schiffen zu senden, ruft zu Zeus. Dieser zerstreut die Nacht. Menelaos geht den Antilochos zu suchen. * Gleichniß vom zurückgeschlagenen Löwen. Den Leichnam empfiehlt er den Andern und sieht sich um. * Gleichniß vom weit- und scharfsichtigen Adler. Verkündet dem Antilochos den Tod des Patrokles. Antilochos eilt zu Fuße nach den Schiffen. Menelaos setzt den Thrasymedes an dessen Stelle, kehrt zum Leichnam zurück, beredet sich mit Aias. Meriones und Menelaos heben den Leichnam auf, die Troer stürmen an. * Gleichniß vom fliehenden Waldschwein, das verwundet sich wieder gegen die Jäger kehrt. Sie tragen den Leichnam fort; die Troer toben nach. * Gleichniß vom Stadtbrande, * vom Falken, der aus dem Walde geschleppt wird. Aias wehrt die Nachdringenden ab. * Gleichniß vom Hügel, der, bis ans Meerufer gestreckt, zugleich die Fluthen abwehrt und den Lauf der Ströme bestimmt. Hektor und Aeneas verfolgen. * Gleichniß vom langen Zuge der Staaren oder Dohlen, die den Habicht erblicken und aufschreien.

Achtzehnter Gesang.

Antilochos eilt zu Achill. Findet Diesen, der die Griechen flüchtig sah, schon in Sorgen. Nun vernimmt er den Tod des Patroklos, und außer sich wütbet er gegen sich selbst, wehklagt und jammert. Die Mägde und Antilochos sind um ihn beschäftigt. Thetis, die Mutter, hört ihn im Grunde des Meers, weint und schluchzt. Die Nereiden versammeln sich um sie. Viele Namen derselben. Sie beschließt, zum Sohne zu gehen; Alle folgen. Sie kommt und fragt ihn. Er erzählt den Trauer-

fall und droht Hektorn. Sie bemerkt ihm, daß er bald nach Hektorn sterben muße. Achill's Gegenrede: er möge nicht leben, weil er Patroklos nicht retten können. Er verwünscht den Zorn, muß sein Schicksal erwarten, welchem Herkules selbst nicht entgehen konnte; sich aber will er ein= für allemal nicht wehren lassen. Thetis bemerkt: Hektor habe die Waffen; verspricht neue von Hephästos, eilt zum Olymp. Die Griechen fliehen vor Hektor; er faßt den Fuß des Leichnams. Die Ajas vertreiben ihn. * Gleichniß vom nicht zu vertreibenden Löwen. Iris, von Here gesandt, erregt den Achill; Dieser antwortet, daß ihm die Rüstung fehle. Iris heißt ihn, sich unbewaffnet am Graben zu zeigen. Pallas hängt ihm die Aegis um und umgiebt ihn mit Schrecken. * Gleichniß von Kriegs=, Wach= und Belagerungsfeuern. Er tritt durch die Mauer zum Graben und schreit dreimal; sein Haupt umleuchtet ein Feuermeteor. Die Troer fahren zusammen. * Gleichniß von der Trennete. Die Troer zerstieben, die Achaier tragen den Patroklos zu den Schiffen, Achilles folgt. Die Sonne geht unter, der Kampf hört auf. Die Troer ratschlagen. Polydamas räth, sich in die Stadt zurückzuziehen. Hektor widerspricht, die Troer stimmen ihm bei. Die Achaier und Achill jammern um Patroklos. * Gleichniß vom Löwen, dem seine Jungen geraubt werden. Achill's Klage über Patroklos' Geschick und sein eignes. Trohung den Feinden. Man wäscht und salbt den Leichnam. Zeus und Here sprechen zusammen; Diese bekennt, daß sie den Achill erregt. Thetis kommt in den Palast des Hephästos. Er arbeitet an zwanzig Dreifüßen, die sich selbst in dem Saal der Götter bewegen und so wieder an ihre Plätze zurückkehren. Charis führt die Thetis herein, ruft den Hephästos. Er gedenkt seiner Rettung durch Thetis. Verläßt die Arbeit, wäscht und schmückt sich, kommt von goldenen, aber sinnbegabten Jungfrauen geleitet, redet Thetis an. Sie eröffnet ihr Anliegen, er verspricht die Waffen. Nun geht er zur Arbeit, bereitet die Metalle, verfertigt das Schild und ziert es aus. In der Mitte bildet er die Erde, das Meer, den Himmel und seine Gestirne, im Kreise darum her zwei Städte: eine mit Hochzeitfest und Gerichtsplatz, sodann eine belagerte, von Weibern und Kindern bewahrt; die Männer ziehen aus zum Hinterhalt, um Heerden zu rauben; die Belagerer wollen es gewahr, eine Schlacht entwickelt sich. Ferner werden gebildet Aecker und Ackersleute, Saat und Schnitter, ein Königsgut, Weinlese, Rinder

am Flusse, Hirten und Hunde. Löwen stürzen auf einen Stier, werden von Hunden und Hirten verfolgt. Dädalischer Tanz reihen, der sich an die festliche Hochzeit anschließt. Das Ganze rundum ist vom Strom des Ozeans umschlossen. Sodann verfertigt Vulkan die übrigen Waffen, und Thetis bringt sie hinunter.

Neunzehnter Gesang.

Thetis findet Achill bei der Leiche des Patroklos, legt ihm die Waffen hin; die Myrmidonen erschrecken davor. Er umfaßt leidenschaftlich das göttliche Geschenk, bittet sodann, daß Thetis den Leichnam frisch erhalten möge. Sie verspricht's. Achill ruft die Griechen zusammen. Alle kommen, auch das letzte Schiffsvolk. Ajax, Ulyß, Agamemnon erscheinen verwundet. Achill spricht, verwünscht die Briseis, entsagt seinem Zorn, ruft die Griechen auf. Agamemnon redet, schiebt seinen Fehler auf göttlichen und dämonischen Einfluß. * Mythe von der Schuld, die, eine Tochter des Zeus, mit leichten Füßen auf den Häuptern der Männer herwandelt und doch manchen bethört und verstrickt, ja den Zeus selbst berückte, der sie erzürnt aus dem Himmel schleuderte. Zur Sühne bietet er aufs Neue die durch die Gesandten versprochenen Geschenke. Achill will vorerst von nichts wissen, sondern fordert vor allen Dingen eine Schlacht. Ulyß verlangt, das Heer solle vorerst zur Stärkung Trank und Speise zu sich nehmen. Agamemnon ist von gleicher Gesinnung. Achill besteht auf persönlichem Fasten, bis Patroklos gerächt sei. Ulyß von seiner Seite setzt das Mittagsmahl des Heeres durch. Man bringt die Geschenke herbei und schlachtet einen Eber als Zeichen der Versöhnung. Agamemnon schwört, daß er die Briseis nicht berührt habe. Achill, indem er sich begütigt, wirft auch von seiner Seite die Ursache des Streites auf Zeus. Man trennt sich. Briseis bedauert den Patroklos. Achill beharrt auf dem Fasten. Einige Heerführer bleiben bei ihm. Er gedenkt des Frühmahls, das ihm sonst Patroklos bereitete. Traurige Betrachtungen über sich selbst, über Patroklos, den alten Peleus und Neoptolemos. Zeus sendet Athene, den Achill zu laben. * Gleichniß vom Adler. Sie kömmt und stärkt ihn durch Nektar und Ambrosia. Die Griechen dringen von den Schiffen vor * gleich Schneegestöber, vom Nordwind herangetrieben. Achill rüstet sich; * der Schild wird dem Vollmond verglichen, * sein Leuchten dem flam-

menden Hirtenfeuer auf dem Berg am Ufer, dessen Abglanz bange Schiffer auf stürmischen Wellen gewahr werden. Die übrige Rüstung schmiegt sich leicht an seinen Körper und hebt ihn, anstatt ihn zu beschweren; er nimmt den Speer des Vaters. Automedon und Alkimos schirren den Wagen; Jener steigt ein mit Achill, welcher die Pferde anredet. Xanthos antwortet und weissagt ihm den Tod. Achill erwidert unmuthig.

Zwanzigster Gesang.

Die Heere sind von beiden Seiten gerüstet. Jupiter beruft sämmtliche Götter, und zwar auch die geringsten. Poseidon fragt; Zeus antwortet und erlaubt den Göttern, beiden Parteien zu helfen. Sie vertheilen sich auf die zwei Seiten. Durch die Gegenwart Achill's war das Treffen völlig ungleich, durch Einwirkung der Götter schwankt es wieder. Ungeheures Getümmel. Donnerwetter und Erdbeben. Pluto entsetzt sich unten. Die Götter reiben sich und bekämpfen einander. Achill sucht Hektor auf. Apoll erregt gegen ihn den Aeneas. Dieser weigert sich, eingedenk eines frühern, mißlungenen Kampfes auf dem Ida. Apoll heißt ihn die Götter anrufen. Aeneas dringt vor. Juno ermuntert Poseidon und Athene, dem Achill beizustehen. Poseidon will gegen Götter nicht kämpfen und setzt sich mit seiner Partei auf den Wall des Herkules, die Gegenpartei auf Kallikolone. Aeneas und Achill begegnen einander. * Gleichniß vom Löwen, der auf eine andringende Masse von Männern erst stolz und verachtend eintritt, durch Wunde jedoch gereizt, grimmig wüthet. Achill droht dem Aeneas und verspottet ihn wegen der Flucht nach Lyrnessos. Aeneas antwortet gelassen, rühmt sich seines Geschlechts und tadelt erbitternde Worte. Aeneas wirft den Spieß, der das aufgegebene Schild nicht durchdringt; Achill wirft den seinigen durch das Schild des Gegners am Rande und fährt mit dem Schwert auf ihn ein. Aeneas ergreift einen Feldstein; Poseidon bedauert sein nahes Verderben, spricht von desselben Frommigkeit zu den Göttern, sowie von jener Weissagung, daß Aeneas' Geschlecht die Troer beherrschen werde, weswegen er jetzt zu retten sei, damit er nicht gegen den Willen des Geschicks umkomme. Here will es geschehen lassen. Poseidon umnebelt die Augen des Achilles, legt ihm den eignen abgebrochnen Speer vor die Füße, versetzt Aeneas in eine andere

Gegend der Feldschlacht und ermahnt ihn, so lange Achill lebe, auf seiner Hut zu sein. Achill, nun wieder frei und klar umherschend, erblickt den Aeneas nicht mehr, ruft die Griechen auf, Hektor die Trojaner. Apoll räth dem Hektor, nicht mit Achill zu kämpfen. Achill tödtet den Ipbition, Demoleon und Hippodamas. * Gleichniß vom stöbnenden Stier, dem Poseidon geopfert. Achill tödtet den Polydoros, Priamos' Sohn; Hektor, den Bruder zu rächen, eilt herbei. Achill freut sich, droht; Hektor antwortet, sendet die Lanze; Athene haucht sie weg. Achill stürzt auf ihn ein, ihn hüllt Phöbos in Nebel. Verdruß des Achilles. Er tödtet Mehrere. * Gleichniß vom entsetzlichen Waldbrande, wo der Sturm im dürren Gebirg durch die gewundenen Thäler die Flammenwirbel herumtreibt; so mit der Lanze wütbet Achill. Blut umströmt das Erdreich. Seine Rosse zerstampfen Schild und Leichname. * Gleichniß von Rindern, welche die Gerste stampfend ausdreschen. Die Achse, die Ränder des Sitzes triefen von Blut.

Einundzwanzigster Gesang.

Achill verfolgt die Trojaner; ein Theil flieht nach der Stadt, ein Theil stürzt sich in den Xanthos. * Gleichniß von einem Schwarm Heuschrecken, der aus entflammtem Gefilde gegen den Strom fliehend ins Wasser stürzt. Achill ungesäumt springt nach und würgt im Flusse. * Gleichniß vom Delphin, welcher eine große Fischmenge, sie zu verschlingen drohend, vor sich her in die Buchten treibt. Achill sondert zwölf lebende Jünglinge, zieht sie heraus und bindet sie, stürzt wieder hinein, findet den Lykaon, den er schon einmal gefangen und verkauft hatte. Achill glaubt einen Todten zu sehen; Jener flieht, Achill wirft den Spieß nach ihm, verfehlt; Jener umfaßt seine Knie, erzählt und bittet. Achill antwortet und tödtet ihn, spottet seiner und trotzt dem Strom, der sich ereifert. Achill begegnet dem Enkel des Flusses Axios, Asteropäos; Dieser stellt sich, Achill droht; Jener antwortet und wirft zwei Lanzen, verwundet den Achill am Arm. Dieser wirft seine Lanze und fehlt. Asteropäos will sie aus dem Boden reißen, Achill tödtet, verhöhnt ihn und hält sich höher als irgend einen Sohn der Ströme. Aale und Fische umschlängeln sogleich und benagen den Leichnam. Achill geht auf die Päonen los und erschlägt ihrer viele. Skamander entsteigt den Wellen und redet ihm

ernstlich zu, Achill soll auf dem Felde kämpfen! Er gehorcht einen Augenblick. Jener redet den Apoll an; Achill springt wieder in den Fluß, welcher grimmig schwillt. Achill reißt eine Ulme aus und entkommt auf die Ebene; der Fluß stürzt ihm nach, Achill entspringt, * dem Adler, dem geschwindesten und mächtigsten Vogel, vergleichbar. Der Strom rauscht nach. * Gleichniß vom wässernden Mann, der schaufelnd aus der Rinne Schutt wegräumt, dem Wasser Luft zu machen, das nun vom abschüssigen Hange herunterbraust und dem Leitenden selbst zuvoreilt. Achill ist bedrängt und wehklagt zu Zeus. * Gleichniß vom jungen, zufällig beim Durchwaten eines Winterstroms ruhmlos ertrunkenen Hirten. Poseidon und Athene treten zu ihm in Menschengestalt, sprechen ihm Muth zu als Götter. Achill ist gestärkt. Xanthos ruft dem Simois, dringt abermals auf Achill. Juno ist beängstet, redet Hephästos an; Dieser entzündet das Gefilde. * Gleichniß vom Nordwind, der einen im Herbst gewässerten Garten schnell zur Freude des Besitzers austrocknet. Hephästos zündet das Ufergehölz an, der Strom siedet. Xanthos flieht. * Gleichniß vom Kessel, in welchem das Fett des wohlgenährten Mastschweins brodelnd auskocht. Xanthos fleht zur Here; Diese gebietet dem Hephästos, innezuhalten. Die übrigen Götter, leidenschaftlich erregt, fangen wieder unter einander an zu streiten; ihr Stürmen erregt Krachen des Erdkreises und in der Luft Getöse und Klang wie von Drommeten. Zeus erfreut sich dessen. Ares dringt auf Athene, schilt sie, trifft mit dem Speer die Aegis; Pallas ergreift einen alten Grenzstein, trifft den Ares an den Hals, streckt ihn nieder, spottet seiner. Aphrodite hebt ihn auf und geleitet ihn. Here reizt Athene; Diese schlägt Aphroditen, welche, mit Ares niederfallend, von Athenen verhöhnt wird. Here freut sich. Poseidon fordert den Apoll heraus; sie erinnern sich der Dienstzeit bei Laomedon, früherem Herrscher von Troja, wo Poseidon die Stadt erbaute, Phöbos die Heerden weidete, zuletzt aber der König sie um den bedungenen Lohn täuscht und sie bedroht. Betrachtung: warum sollten sie nun dieser Stadt, um welcher willen sie so viel gelitten, beistehen? Apollo antwortet dem Poseidon, weicht ihm aus, deshalb ihn Artemis schilt; Juno zürnend antwortet ihr und schlägt sie, Artemis flieht. * Gleichniß von der schüchternen Taube, welche, vom Habicht verfolgt, Felsritzen sucht. Hermes weicht der Leto mit klugbescheidener Entschuldigung aus; sie sammelt die Pfeile der Artemis;

Diese kommt zu Zeus und klagt ihm die Mißhandlung. Apollo geht nach Troja, die Stadt zu bewahren; die Götter sitzen bei Jupiter. Achilles merket, * vergleichbar einem, vom Stadtbrande aufsteigenden Glutrauch, der auf so vielfaches Unheil hindeutet. Priamos sieht ihn vom Thurm, steigt herunter und gebietet die Thore zu öffnen, um die Fliehenden einzulassen. Es geschieht. Apoll eilt hinaus, erregt den Agenor, stellt sich an die Buche; Jener überlegt, ob er gegen die Stadt, zum Ida oder ins Feld fliehen soll, ermannt sich aber und erwartet den Achill. * Gleichniß vom Pardel, der unerschrocken aus dem Dickicht einen jagenden Mann anrennt und, ob ihn gleich die Hunde umbellen, nicht zagt, ja verwundet sogar, von der Lanze durchbohrt, nicht rastet. Er fordert den Achill auf, trifft ihn mit der Lanze ans Schienbein, verwundet ihn aber nicht; Apoll entrückt den Agenor und lockt in dessen Gestalt Achillen gegen den Skamander. Die Troer fliehen in die Stadt und sind gerettet.

Zweiundzwanzigster Gesang.

Die Trojaner hinter der Mauer; die Griechen dicht davor. Hektor bleibt außen, Apoll entdeckt sich dem Achill; Dieser beklagt sich über das trügerische Verfahren und wendet sich eilig gegen die Stadt, * gleich den sieggewohnten Rossen, welche den Streitwagen in gestrecktem Laufe durchs Gefilde tragen. Priamos sieht ihn, wie er, * vergleichbar dem Sirius, glänzend, aber schadenbringend erscheint. Der Greis wehklagt, ruft den Hektor an, daß er hereinkomme; Dieser aber verharrt außen. Auch die Mutter redet ihm zu; der Held erwartet den Achill. * Gleichniß vom Drachen in der Felskluft des Gebirgs, der, von giftigen Kräutern gesättigt, sich ringlend den Angreifenden erpaßt. Selbstgespräch Hektor's und Zweifel. Achill kommt näher; seine Rüstung leuchtet * wie Feuersbrunst oder aufgehende Sonne. Hektor flieht. Achill verfolgt, * wie der behende Gebirgsfalke einer Taube nachstürmt und, ob sie gleich seitwärts lenkt, ihr in jeder Richtung nachschießt. Hektor's Flucht an der Mauer her, die Warte vorbei und den Feigenbügel, über den Fahrweg hinweg, an den Quellen des Skamandros hin. Beschreibung derselben. * Gleichniß vom Wettrennen, rasch ums Ziel, den hohen Preis im Auge. Sie laufen dreimal vor Ilium herum; Zeus bejammert den Hektor, Athene

Hier seht Ihr seiner Tage Lauf,
Und was man sieht, ist leicht zu hören.
Hier geht der Sonnenstrahl ihm auf:
Wer darf des Kindes Ruhe stören?
Es ruht und wächst der theure Sohn,
Seht nur die rothen, vollen Backen;
Doch glaubet mir, er hatte schon
Den Schelmen faustendick im Nacken.

Hier galoppirt er früh und spat,
Hier sieht er weiblich auf dem Kopfe,
Und hier als männlicher Soldat
Mit Degen, Hut und langem Zopfe.
Ihr seht, der Feinde Macht ist groß,
Sie drohn mit Schwertern und Kanonen:
Er kommandirt und will drauf los,
Er siegt und weiß nun zu verschonen.

Hier ruht er von Strapazen aus
Und denkt einmal in Ruh zu leben;
Allein Herr Amor lacht ihn aus
Und will ihm was zu machen geben.
Er zeiget ihm das schönste Bild,
Das einem Zaubrer er gestohlen;
Es eilt der Held, entzündet, wild,
Und will sich seine Schöne holen.

Wie bald sie einig worden sind,
Das kann ich nicht gewiß erzählen;
Genug, es herrscht das schöne Kind
Und läßt es nicht an Küssen fehlen.
O große Lust! Doch übergroß
Läßt Du das Glück, die Lust empfinden,
Einmal auf der Geliebten Schooß
Ein arm Murmelchen zu finden.

Nun sieht er einen neuen Stand
Und fühlt sich in dem Vater-Orden,
Er grabt und hacket frisch das Land,
Wie's Adam einst befohlen worden.
Und so versorgt er erst das Haus,
Dann bricht er allerschönste Rosen,
Er schmückt dem Weibchen Lauben aus
Und setzt sich drein, sie liebzukosen.

widerspricht, Zeus läßt sie gewähren, sendet sie; Hektor wird noch immer verfolgt. * Gleichniß vom Hirschkalb, das, um Thal und Gebüsche sich windend oder sich hie und da niederzuthun versuchend, immer vom spürenden Hund aufgefunden wird. * Gleichniß vom Traum, wo der Fliehende nicht entfliehen, der Verfolger nicht einholen kann. Apoll stärkt den Hektor; Achill verbietet den Seinen, dem Hektor zu schaden. Zeus wägt die Schicksale, Athene spricht mit Achill. Achill ruht. In Deiphobos Gestalt tritt sie zum Hektor; Anrede, Hektor's Freude, Athene's Antwort und Vorschritt. Hektor spricht zu Achill: der Ueberwinder solle mit des Gegners Leichnam schonend verfahren. Achill antwortet unversöhnlich, wirft die Lanze und fehlt. Athene giebt sie zurück. Hektor droht, wirft die Lanze; sie prallt auf dem Schild ab. Hektor vermißt den Deiphobos und merkt den Betrug. Traurige, doch muthvolle Rede; er dringt mit gezücktem Schwert auf Achill, * gleich dem Adler, der aus düstern Wolken auf die Ebene herabstürzt, den Hasen oder das Lamm aus dem Busch, wo es sich hingeduckt, zu faßen. Achill stürmt entgegen, das Eisen des Speers blinkt * wie der Abendstern. Hektor wird am Halse getroffen, fällt; Achill frohlockt; Hektor bittet, seinen Leichnam zurückzugeben; Achill schlägt es ab. Hektor weissagt ihm den Tod und stirbt; Achill erwidert, beraubt ihn der Waffen. Die Griechen staunen den Leichnam an und verwunden ihn. Achill räth, Troja zu bestürmen; doch will er erst den Patroklos bestatten; schleppt den Hektor nach den Schiffen. Die Trojaner jammern, Priamos in Verzweiflung will hinaus; Rede des Priamos, Rede der Hekabe. Andromache im Palast, ein Gewand für Hektor bereitend und ihm ein Bad bestellend, weiß noch nichts; nun vernimmt sie das Wehklagen, eilt auf den Thurm, * einer Mänade gleich, erblickt den geschleiften Hektor, fällt in Ohnmacht, kommt wieder zu sich; schöne Rede derselben.

Dreiundzwanzigster Gesang.

Die Griechen zerstreuen sich zu ihren Schiffen, die Myrmidonen bleiben beisammen, Achill redet sie an; sie umfahren Patroklos' Leichnam, bejammern ihn, Achill vor Allen; Hektor wird in der Nähe auf die Erde geworfen, sie schirren die Rosse ab. Achill giebt den Todtenschmaus; er wird zum Agamemnon gerufen, der ihm ein Bad bereiten will. Achill verweigert, vor

Patroklos' Bestattung zu haben, verlangt, daß genugsames Holz herbeigeschafft und das Nöthige vorbereitet werde. Sie schmausen und gehen zu ihren Zelten. Achill schläft am Gestade, Patroklos erscheint ihm. Rede des Patroklos, Bitte um Bestattung und Aufnahme Beider in eine Urne; Achill verspricht's ihm, der Schatten verschwindet. Achill erwachend spricht über den Traum und die nach dem Tode übrig bleibenden Schattengebilde. Agamemnon besorgt Holz vom Ida durch Merienes, man schafft es an den Strand; die Myrmidonen bringen den Leichnam, bedeckt mit ihm geweihten Locken, und schichten den Holzstoß. Achill schneidet sein Haupthaar ab. Agamemnon auf Achill's Anrede läßt die Griechen auseinandergehen; die Myrmidonen bleiben und fahren am Todtengerüste fort. Sie legen den Leichnam darauf; Thiere werden geschlachtet, zugleich die zwölf Troer. Der Scheiterhaufen wird angezündet; Rede des Achilles an Patroklos. Hektor's Leichnam wird durch die Götter erhalten. Achill ruft die Winde an; Iris holt sie aus Zephyr's Wohnung, wo sie schmausen; sie kommen, und das Gerüste verbrennt. Achill schläft gegen Morgen; dessen Verordnung wegen der Gebeine des Patroklos. Sie werden aufgesucht und der Todtenhügel aufgeworfen. Achill stellt Preise zum Kampf auf. Erst zum Wagenrennen. Er lobt seine Pferde und bedauert den Verlust ihres Lenkers. Eumelos steht auf, dann Diomed, Menelaos, Antilochos. Nestor giebt seinem Sohne guten Rath, beschreibt ihm das Ziel und heißt ihn ganz nahe daranweg fahren. Merienes schirrt auch an; sie loosen. Phönix wird ans Ziel gestellt; sie fahren ab, sie kommen gegen das Ziel; Eumelos jagt vor, Diomed ihm nach; Dieser verliert die Geißel, Pallas giebt sie ihm zurück und zerbricht dem Eumelos den Wagen. Diomed fährt vorbei, ihm folgt Menelaos; Antilochos, der Letzte, ruft seine Pferde an; er fährt in einen Hohlweg, in welchen Menelaos einlenkte, macht Diesen einen Augenblick irre und kommt zuvor; Menelaos zürnt. Idomeneus sieht zuerst die rückkehrenden Neffe, vermißt den Eumelos und will den Diomed kommen sehen. Ajax schilt ihn, daß er unrecht sehe. Idomeneus verantwortet sich und will wetten; Achill beruhigt sie. Diomed kommt an, nimmt den ersten Kampfpreis, dann Antilochos, nahe hinter ihm Menelaos, dann Merienes, eines Speerwurfs weit, Eumelos zuletzt mit dem zerbrochenen Wagen. Achill will ihm den zweiten Preis geben, Antilochos widersetzt sich; Achill ist geneigt, dem

Eumelos ein besonder Geschenk zu geben. Menelaos steht auf und hadert mit dem Antilochos, der sich entschuldigt und die Stute abtritt; Menelaos ist besänftigt und giebt sie zurück, nimmt den dritten Preis, den vierten Merienes; den fünften giebt Achill dem Nestor, weil er vor Alter sich nicht mit versuchen können. Nestor dankt und erinnert sich voriger Zeiten. Achill setzt die Preise des Faustkampfs. Panopeus erhebt sich und trotzt; Eurvalos steht dagegen auf und wird besiegt. Achill setzt die Preise des Ringens. Ajax und Ulyß treten auf und fassen sich an. * Gleichniß vom wohlgefügten Zimmergesparre. Sie können Beide einander nichts anhaben. Ajax hebt den Gegner in die Höhe, dieser aber wirft ihn um und fällt auf ihn. Sie umschlingen sich noch einmal; Ajax wird kaum gehoben, und sie fallen zusammen. Achilles trennt sie, setzt die Preise des Wettlaufs. Der zweite Ajax, Odysseus, Antilochos stehen auf. Ajas hat den Vorsprung, er strauchelt aber am Ende der Bahn und fällt, sich im Kothe besudelnd. Die Griechen lachen. Odysseus nimmt den ersten, Antilochos den dritten Preis. Dieser rühmt den Ajax und Achill, deswegen Dieser die Gabe vermehrt. Achill setzt Preise für den bewaffneten Zweikampf. Ajax und Diomed treten auf, setzen sich heftig zu und werden auseinander geschieden. Achill bringt Eetion's Kugel, so schwer von Eisen, daß sie ein begüterter Landmann nur in fünf Jahren zu seinem Geschäft verschmieden konnte. Polypötes gewinnt den Preis. Achill setzt Preise des Bogenschießens. Teukros trifft den Faden, Merienes die wegfliegende Taube. Preise des Wurfspeers. Agamemnon erhält den ersten ohne Versuch, Merienes den zweiten.

Vierundzwanzigster Gesang.

Die Uebrigen gehen nach den Schiffen zurück; Achill kann nicht schlafen, er schleppt den Leichnam um Patrokles' Grab; die Götter sind in Mitleiden und Haß getheilt. Apollo spricht für den Leichnam, Here dagegen; Jupiter läßt die Thetis rufen; Iris taucht in die Tiefe, * gleich der bleibeschwerten Angel des Fischers. Thetis kommt mit Iris, Jupiter will, sie soll den Sohn bereden. Sie geht hinab, beredet den Achill; Dieser giebt nach. Zeus schickt die Iris zum Priamos; sie kommt und findet die Trauernden, richtet ihre Botschaft an Priamos heimlich aus; Dieser gebietet, den Wagen zu rüsten, vertraut's der

Hekabe, die sich widersetzt. Priamos besteht darauf und wählt die Geschenke; die Troer wollen ihn abhalten, Priamos beschilt sie. Desgleichen beschilt er die Söhne; diese bereiten den Wagen, spannen die Mäuler vor. Hekabe bringt den Becher, heißt den Gemahl opfern; Priamos sprengt und betet, bittet um ein Zeichen. Der schwarzgefiederte Adler, die Schwingen * gleich einer Flügelthüre ausbreitend, stürmt rechts her über die Stadt heran. Der Greis fährt ab, den vierrädrigen Wagen mit Geschenken vor sich, von einem älteren Diener geleitet. Die begleitenden Söhne gehen nach der Stadt zurück. Jupiter schickt den Hermes. Priamos kommt an den Skamander; sie bemerken den Hermes; der Alte fürchtet sich, Hermes redet ihn an, Priamos antwortet, Hermes erwidert; Priamos fragt, wer er sei. Hermes giebt sich für einen Myrmidonen aus. Priamos fragt nach Hektor, Hermes giebt ihm Nachricht; Priamos freut sich, daß der Leichnam unversehrt sei. Bietet Geschenke und bittet um Geleit; Hermes schlägt das Geschenk aus und besteigt mit ihm den Wagen, bringt ihn ins Lager und zur Wohnung Achill's, giebt sich zu erkennen und entfernt sich. Priamos eilt in Achill's Wohnung, findet ihn bedient von Automedon und Alkimos, wirft sich nieder und umfaßt Achill's Knie; er und die Beiden erstaunen, * wie man sich vor einem Manne entsetzt, der, von seinem Volke vertrieben, im fremden Lande zu einem Begüterten sich flüchtet. Priamos ergreift das Wort, erinnert Achillen an Vater Peleus, der noch die Hoffnung nähren könne, seinen einzigen Sohn wiederzusehen; schildert dagegen seinen eigenen Zustand, sonst so kinderbegabt, jetzt verwaist. Er fleht um Mitleid; Alle sind gerührt. Achill sehnt sich nach dem Vater, fühlt sich milder und lehnt den Bittenden sanft ab. Priamos weint und jammert. Achill wehklagt um den Vater und Patroklos, bebt den Greis auf, bewundert dessen Muth, sich ihm zu nahen, tröstet ihn mit Betrachtung der leidigen menschlichen Schicksale und bringt beide Väter als Beispiel. Heißt den Alten sitzen; dieser weigert sich und dringt auf Herausgabe der Leiche. Achill zürnt, da er sie ohnehin auszuliefern geneigt ist. Sodann nimmt er mit Hilfe der Seinigen die Geschenke, die Mägde waschen den Leichnam; man legt ihn auf den Wagen. Achill's Anrede an Patroklos, Anrede an Priamos; Beispiel von der Niobe, welche bei größtem Leid Nahrung nicht verschmäht. Essen wird vorgesetzt. Die Beiden, sich nun erst ruhig anschauend, erstaunen

wechselseitig über Kraft und Würde. Priamos will schlafen, ein köstliches Lager wird bereitet; Achill räth ihm, abseits in der Halle zu schlafen, damit er nicht etwa entdeckt werde. Gewährt elf Tage Waffenstillstand zu Bestattung Hektor's. Beide schlafen. Hermes weckt den Priamos, befördert seine Abfahrt, daß er nicht Agamemnon in die Hände falle; sie kehren gegen Troja zurück. Kassandra erblickt sie vom Schlosse; Alles geht entgegen und jammert; sie bringen den Leichnam in die Wohnung. Klage der Andromache, der Hekabe, der Helena. Priamos befiehlt, das Holz zu holen. Es geschieht. Sie schleppen neun Tage, verbrennen den Leichnam und feiern das Beerdigungsmahl.

150.

Ilias, in Prosa übersetzt von Zauper,

Odyssee, freie Nachbildung in zehnzeiligen Reimstrophen von **Hedwig Hülle**,

als entgegengesetzteste Behandlungsweisen einer altkanonischen Ueberlieferung, verdienten in einem folgenden Hefte ausführlicher besprochen zu werden.

Zu 150. Lit. Kunst u. Alterth., V. Bds. 3. Hft. 1926. Umschlag. Bisher nicht in den Werken.

Goethe lernte den Homer zuerst in einer prosaischen Bearbeitung – Homer's Beschreibung der Eroberung des Trojanischen Reichs, von P. Loen – kennen, wie er gegen Ende des I. Buchs von „Dichtung und Wahrheit" erzählt; im XI. Buch (III. Theil, 1814) sprach er aus: „Ich ehre den Rhythmus wie den Reim, wodurch Poesie erst zur Poesie wird; aber das eigentlich tief und grundlich Wirksame, das wahrhaft Ausbildende und Fortdauernde ist dasjenige, was vom Dichter übrig bleibt, wenn er in Prose übersetzt wird. Dann tritt der reine, vollkommene Gehalt, den uns ein tiefdenkender Neukreer oft, wenn er fehlt, vorzuspiegeln weiß und, wenn er gegenwärtig ist, verdeckt. Ich halte daher zum Anfang jugendlicher Bildung prosaische Uebersetzungen für vortheilhafter als die poetischen; denn es läßt sich bemerken, daß Knaben, denen ja doch Alles zum Scherze dienen muß, sich am Schall der Worte, am Fall der Zeilen ergetzen und durch eine Art von parodistischem Mutwillen den tiefen Gehalt des ehrlichen Alten verlieren. Deshalb gebe ich zu bedenken, ob nicht zunächst eine prosaische Uebersetzung des Homer zu unternehmen wäre; aber freilich müßte sie der Stufe würdig sein, auf der sich die deutsche Literatur gegenwärtig befinden. Ich über-

151.

Homer noch einmal.

Es giebt unter den Menschen gar vielerlei Widerstreit, welcher aus den verschiedenen, einander entgegengesetzten, nicht auszugleichenden Denk- und Sinnesweisen sich immer aufs Neue entwickelt. Wenn eine Seite nun besonders hervortritt, sich der Menge bemächtigt und in dem Grade triumphirt, daß die entgegengesetzte sich in die Enge zurückziehen und für den

---

lasse dies und das Vorgelagte unsern würdigen Pädagogen zur Betrachtung, denen aus zweitreitete Erfahrung hierüber am Besten zu Gebote steht. Nur will ich noch zu Gunsten meines Vorschlags an Luther's Bibelübersetzung erinnern" ꝛc. — An Zauper schreibt Goethe am 6 Aug. 1827: „Die rhythmische Uebersetzung der Ilias rubren zu lassen, thaten Sie wohl ..... Die prosaische Uebersetzung betrachte nicht weniger als ein sehr fruchtbares Unternehmen. Es ist mir dabei eine Einsicht gekommen, über die ich erstaunen mußte. Bei dieser Behandlung wird der außerordentliche Lakonismus des Gedichtes auffallend, eine Kurzheit, Sparsamkeit, beinahe Kargheit in der Darstellung, bereichert durch Beiwort und Gleichniß, belebt und aufgeschwollen durch den Rhythmus. — Ich ließ vom zweiten Gesange eine Abschrift nehmen, um ihn neben mich hinzulegen und von Zeit zu Zeit nach eigenem Gefühl und Sinn Einiges umzuändern; daraus entwickelt sich am Leichtesten, was man meint, da es als Maxime oder Lehrbegriff sich noch wohl hinterlegen läßt, weil das Urbild organisch verschlungen und lebendig ist, die Nachbildung aber auch so werden soll."

Ueber Prosaübertragung von Dichtwerken siehe auch Nr. 131 gegen Ende und die letzte Anmerkung dort.

Betreffs der Uebersetzung der Hülle schreibt Goethe am 24. Jan. 1826 an Knebel: „Was sagst Du zu der wunderlichen Uebersetzung der Odyssee? Kann man sie auch nicht billigen, so darf man sie doch auch nicht scheiten." Es mag hier auch Platz finden, was Goethe über ein ähnliches Unternehmen, den Homer in eine neuere Versart zu übertragen, im Brief an Knebel vom 10. März 1813 aussprach: „Ein sehr merkwürdiges Werk ist mir zugekommen: die Uebersetzung der Ilias von Abbate Monti, und zwar die sorgfältig revidirte zweite Auflage. Die Uebersetzung ist in Hendekasyllaben, reimlos; und wenn man sie laut liest, so nöthigt sie Einen zu dem Ton und Taktfall der italienischen Rezitative dergestalt, daß wenn ein gewandter Komponist, z. B. Abt Vogler, und ein wohlbegründeter germaner Sänger sich zusammenthäten, so könnten sie mit weniger Vorbereitung aus dem Stegreife die Rhapsoden und Sänger des Alterthums vollkommen nachahmen und den Zuhörern einen vollkommenen Genuß gewähren, besonders denen, deren Ohr an den Canto fermo und das damit verwandte Rezitativ gewöhnt ist. Diese Lektüre hat mich aufs Neue überzeugt, daß Alles, was wirken soll, sich an ein Vorhandenes anschließen, sich auf irgend etwas Gewohntes gründen müsse."

Zu 151. Ueb. Kunst u. Alterth., VI. Bd. 1. Hft. 1827. S. 69 ff.

Goethe ergriff Wolf's Nachweis der Mehrheit der Dichter der Ilias und Odyssee mit all dem Eifer, den die geschärfte Behandlung verdiente, und sprach

Augenblick im Stillen verbergen muß, so nennt man jenes Uebergewicht den Zeitgeist, der denn auch eine Zeit lang sein Wesen treibt.

In den früheren Jahrhunderten läßt sich bemerken, daß eine solche besondere Weltansicht und ihre praktischen Folgen sich sehr lange erhalten, auch ganze Völker und vieljährige Sitten zu bestimmen und zu bestätigen wußte; neuerlich aber ergiebt sich eine größere Verstätilität dieser Erscheinung, und es wird nach und nach möglich, daß zwei Gegensätze zu gleicher Zeit hervortreten und sich einander das Gleichgewicht halten können, und wir achten dies für die wünschenswertheste Erscheinung.

So haben wir zum Beispiel in Beurtheilung alter Schriftsteller uns im Sondern und Trennen kaum auf den höchsten Grad der Meisterschaft erhoben, als unmittelbar eine neue Generation auftritt, welche, sich das Vereinen, das Vermitteln zu einer theuren Pflicht machend, uns, nachdem wir den Homer einige Zeit, und zwar nicht ganz mit Willen, als ein Zusam-

---

dies nicht nur in den „Tag- und Jahresheften — 1797", sondern auch sonst verschiedentlich, namentlich in Briefen an Wolf vom 26. Dez. 1796, an Schiller vom 19. und 28. Nov. 1797, sowie an Knebel vom 17. Dez. 1820 aus; so, er feierte Wolf wegen seiner wissenschaftlichen That im Vorgehang zu „Hermann und Dorothea". Doch geriet er bald ins Schwanken und äußert darüber in den „Tag- und Jahresheften — 1826", „Wolf's Prolegomena nahm ich abermals vor. Die Arbeiten dieses Mannes, mit dem ich in näheren persönlichen Verhältnissen stand, hatten mir auch schon längst auf meinem Wege vorgeleuchtet. Beim Studiren des gedachten Werkes merkt' ich mir selbst und meinen innern Geistesoperationen auf; da gewahrt' ich denn, daß eine Systole und Diastole immerwährend in mir vorging. Ich war gewohnt, die beiden Homerischen Gedichte als Ganzheiten anzusehen, und hier wurden sie mir jedes mit großer Kenntniß, Schärfsinn und Geschicklichkeit getrennt und auseinandergezogen, und indem sich mein Verstand dieser Vorstellung willig hingab, so faßte gleich darauf ein verkommliches Gefühl Alles wieder auf einen Punkt zusammen, und eine gewisse Fähigkeit, die uns bei allen wahren poetischen Produktionen ergreift, sich mit der bekannt gewordenen Lücken, Differenzen und Mängel wohlwollend auszugleichen." Der Widerspruch gegen Wolf's Aufstellung regte sich schon früh bei Goethe; er findet sich schon sehr entschieden in Briefen an Schiller vom 2. Nov. und 30. Mai 1795; besonders lebhaft aber wurde er, als zufällig nach seiner wiederholten Lektüre der Prolegomena i. J. 1820 Schubarth mit seinen „Ideen über Homer und sein Zeitalter (1820)" auftrat und die Einheit Homer's verfocht. Die Freude darüber spricht er besonders aus am 12. Jan. sowie 7. und 19. Nov. 1821 gegen Schubarth selbst, am 14. und 19. Okt. d. J. Jahrs gegen Zelter, am 28. ebendies Monats gegen Riemer und am 28. des folgenden ersten Jahrs. Auch das Gedicht „Homer wider Homer" (Werke, 41. 251), das jedenfalls in die Jahre 1821 als 1826 fällt, gehört hierher und ist mit Geschicklichkeit mit seinem Aufsatz entstanden.

menschliches, aus mehreren Elementen Angereihtes vorgestellt haben, abermals freundlich neigt, ihn als eine herrliche Einheit, und die unter seinem Namen überlieferten Gedichte als einem einzigen höheren Dichtersinne entquellene Gottesgeschöpfe vorzuführen. Und dies geschieht denn auch im Zeitgeiste, nicht verabredet noch überliefert, sondern proprio motu, der sich mehrfältig unter verschiedenen Himmelsstrichen bewerthet.

152.

Die elegischen Dichter der Hellenen, von Dr. Weber. Frankfurt a. M., 1826.

Eine holde, geistreiche Gabe Demjenigen, der, ohne der griechischen Sprache mächtig zu sein, immeriert mit jenem einzigen Volke und in dessen früheren und späteren Umgebungen leben möchte. Von den vielen Gedanken, die bei dem wiederholten Lesen dieses anziehenden Werks bei mir sich entwickelten, sei ein Weniges mitgetheilt.

Wir sind gewohnt, die Aeußerungen eines Dichters, von welcher Art sie auch sein mögen, ins Allgemeine zu deuten und sie unsern Umständen, wie es sich schicken will, anzupassen. Dadurch erhalten freilich viele Stellen einen ganz andern Sinn als in dem Zusammenhang, woraus wir sie gerissen; ein Sprüchlein des Terenz nimmt sich im Munde des Alten oder des Knechtes ganz anders aus als auf dem Blatt eines Stammbuches.

Und so erinnere ich mich ganz wohl, daß wir uns in jüngerer Zeit mit dem Theognis zu wiederholten Malen abgequält und ihm als einem pädagogisch-rigorosen Moralisten einigen Vortheil abzugewinnen gesucht, jedoch immer vergebens, deshalb wir ihn denn aber- und abermals bei Seite legten. Erschien er uns doch als ein trauriger ungriechischer Hypochondrist. Denn wie konnte wol eine Stadt, ein Staat so verderbt sein, daß es dem Guten durchaus schlecht, dem Schlechten ge-

---

Zu 152. Ueb. Kunst u. Alterthum, V. Bd. 2. Hft. 1826. S. 182 bis 187.

wiß gut ginge in dem Grade, daß ein rechtlicher, wohldenkender Mann den Göttern alle Rückſichten auf redliches und tüchtiges Wollen und Handeln abzuſprechen verharrte? Wir ſchrieben dieſe widerwärtigen Anſichten der Welt einer eigenſinnigen Individualität zu und wendeten unwillig unſere Bemühungen an die heitern und frohſinnigen Glieder ſeiner Landesgenoſſen.

Nun aber, durch treffliche Alterthumskenner und durch die neuſte Weltgeſchichte belehrt, begreifen wir ſeinen Zuſtand und wiſſen den verzüglichen Mann näher zu kennen und zu beurtheilen.

Megara, ſeine Vaterſtadt, durch Altreiche, Herkömmlich-Adelige regiert, wird im Laufe der Zeit durch Einherrſchaft gedemüthigt, dann durch Volksübergewicht zerrüttet. Die Begüterten, Geſitteten, häuslich und reinlich Gewöhnten werden auf das Schmählichſte öffentlich bedrängt und bis in ihr innerſtes Familienbehagen verfolgt, geſtört, verwirrt, erniedrigt, beraubt, vernichtet oder vertrieben; und mit dieſer Klaſſe, zu der er ſich zählt, leidet Theognis alle mögliche Unbilden. Nun gelangen deſſen räthſelhafteſte Worte zum klarſten Verſtändniß, da uns bekannt wird, daß ein Emigrirter dieſe Elegien gedichtet und geſchrieben. Bekennen wir nur im ähnlichen Falle, daß wir ein Gedicht wie Dante's Hölle weder denken noch begreifen können, wenn wir nicht ſtets im Auge behalten, daß ein großer Geiſt, ein entſchiedenes Talent, ein würdiger Bürger aus einer der bedeutendſten Städte jener Zeit zuſammt mit ſeinen Gleichgeſinnten von der Gegenpartei in den verworrenſten Tagen aller Vorzüge und Rechte beraubt, ins Elend getrieben worden.

Und wenn wir nun im Ganzen für die klare, anmuthige Ueberſetzung beſtens zu danken haben, ſo geſtehen wir gern, wie ſehr uns das Gehörige der Noten zum Vortheil gediehen. Hier findet ſich abgemeſſen, was zu Aufklärung des Textes erfordert wird. Alles Andere, was auch dem Verfaſſer wol zu Gebote geſtanden hätte, wird beſcheidentlich abgelehnt, deshalb ſich denn daraus Alles, was man in einem ſolchen Werke ſucht, Anſchauung, Effekt, Begriff, nach eines jeden Leſers Fähigkeit und Bedürfniß vollkommen ausbilden und beleben kann.

B.

Neugriechische Literatur.

153.

Volksgesänge abermals empfohlen.

Meine frühere Vorliebe für eigenthümliche Volksgesänge hat späterhin nicht abgenommen, vielmehr ist sie durch reiche Mittheilungen von vielen Seiten her nur gesteigert worden.

Besonders erhielt ich von Osten theils einzeln, theils in Massen dergleichen Lieder verschiedener Völkerschaften; die Ge-

---

Zu 153. Aus Kunst und Alterth., IV. Bds. 1. Hft. 1823. S. 166 ff.

Goethe's Vorliebe für Volksgesänge ward durch Herder erweckt, wie Goethe im X. Buch von „Dichtung und Wahrheit" erzählt: „Ich ward mit der Poesie von einer ganz andern Seite, in einem andern Sinne bekannt als bisher, und zwar in einem solchen, der mir sehr zusagte. Die hebräische Dichtkunst, welche er nach seinen Vorgängern Lowth gründlich behandelte, die Volkspoesie, deren Ueberlieferungen im Elsaß aufzusuchen er uns antrieb, die ältesten Urkunden als Poesie, gaben das Zeugniß, daß die Dichtkunst überhaupt eine Welt- und Völkergabe sei, nicht ein Privatantheil einiger seltener, gebildeter Männer." In Folge von Herder's Anregung sammelte er im Elsaß Volkslieder und schickte sie Jenem zu, der sie größtentheils in seiner Sammlung zum Abdruck brachte. Auch in Italien achtete Goethe auf den Volksgesang und rieth Wielanden für den „Teutschen Merkur" einen Aufsatz darüber aufzunehmen. In „Die Fischerin" nahm er außer dem einer dänischen Volkssage nachgebildeten „Erlkönig" dänische, englische, lithauische und wendische Volkslieder auf; er dichtete deutsche Volkslieder um oder lehnte sich doch mit seinen Liedern an solche an, wie in „Sah ein Knab ein Röslein stehn", „Ich wollt', ich wär' ein Fischlein", „Es ist ein Schnee gefallen", „Da droben auf jenem Berge", „Es kommt 's, daß Du so traurig bist", „Du verbirgst vor Lieb', „Die heiligen drei König mit ihrem Stern", „Als ich Herzli bin i gesässe", „Im Rebelthierlesi, im tiefen Schnee", „Mein Haus hat kein' Thür". Er übersetzte ferner brasilianische, serbische, altböhmische, irische, altschottische, englische, finnische und neugriechische Volkslieder. Seine andauernde Theilnahme endlich an der serbischen Volksdichtung bekundet der nächste Abschnitt. Uebrigens mag noch auf die Sprüche in Prosa Nr. 674 und 675 (Werke, XIX.) verwiesen werden.

Bald kommt die Wißbegier ihn an;
Hier seht Ihr ihn botanisch jagen,
Hier, wie Enceladus*) gethan,
Ein ächtes Kabinetsstück tragen.
Doch nichts geht über seine Lust,
Wenn er der Freunde Feste feiert,
Mit freier Seele, treuer Brust
Der edlen Seelen Band erneuert.

Hier hätt' ich fast den Schluß gemacht,
Ich habe schon zu lang' gesungen —
Was seh' ich? Hier ist Mitternacht,
Er sitzt, vom Dichtergeist durchdrungen,
Erzählt und weint und singt und flicht —
Für wen es sei, muß ich erfahren —
Es ist ein zärtliches Gedicht
Für seine Frau nach **vierzehn** Jahren!

Drum singen wir den braven Mann,
Den braven Vater, braven Gatten
Und braven Freund, wer singen kann,
Den Felsen, Wäldern, Fluß und Matten!
Und wer nicht singen kann, der schreit,
Und wer nicht tanzen kann, muß springen.
Hoch lebe Moritz! Lebe Weib! —
Nun gebet mir den Lohn fürs Singen!

An Schiller.

Mit einer kleinen mineralogischen Sammlung.**)

Jena, den 13. Juni 1797.

Dem Herren in der Wüste bracht'***)
Der Satan einen Stein
Und sagte: Herr, durch Deine Macht
Laß' es ein Brödchen sein!

*) Enceladus, einer der hundertarmigen Giganten, welche Fels auf Fels thürmten, um den Himmel zu stürmen.

**) Zuerst gedruckt im Goethe-Schiller'schen Briefwechsel, III, Nr. 317, 1829 — dann 1833 in den Nachgel. W.

***) Vgl. Ev. Matthäi 4, Vers 3.

sänge reichen vom Olympus bis ans Baltische Meer und von dieser Linie immer landeinwärts gegen Nordosten.

Die Unentschlossenheit aber zu irgend einer Herausgabe derselben mag theils daher abzuleiten sein, daß mich gar mannichfaltiges Interesse hin und wieder zog; aber eigentlich ist folgendem Umstand die Schuld beizumessen.

Alle wahre Nationalgedichte durchlaufen einen kleinen Kreis, in welchem sie immer abgeschlossen wiederkehren; deshalb werden sie in Massen monoton, indem sie immer nur einen und denselben beschränkten Zustand ausdrücken.

Man sehe die sechs oben mitgetheilten neugriechischen; man wird die kräftigen Kontraste zwischen tüchtigem Freisinn in der Wildniß und einer zwar geordneten, aber doch immer unzulänglichen barbarischen Uebergewalt bewundern. Allein vielleicht würde man mit einem Dutzend oder anderthalben den widerspenstigen Charakter schon ganz dargestellt haben und auf Wiederholungen treffen, wie uns denn selbst begegnet, daß wir, wie in unsern Volksliedern auch vorkommt, auf mehr oder weniger glückliche Variationen desselben Thema's, auf zusammengeschmolzene fremdartige Fragmente und dergleichen schon öfters stoßen mußten.

Merkwürdig bleibt es jedoch, wie sehr die einzelnen oben angedeuteten Völkerschaften sich wirklich unter einander in ihren Liedern entschieden auszeichnen; welchen Charakter wir nicht im Allgemeinen aussprechen, sondern lieber nach und nach in den folgenden Heften durch Beispiele vorführen wollen.

Indem uns nun zu diesem Zweck von allen Seiten Beiträge höchst willkommen sein werden, so ersuchen wir schließlich den Freund, der uns im Sommer 1815 zu Wiesbaden neu-

---

Die sechs oben mitgetheilten neugriechischen Nationalgedichte sind die in den Werken, II. 472 ff., abgedruckten.

Die folgenden Hefte brachten nur noch neugriechische (IV. 2), serbische (IV. 3, V. 1 u. 2 und VI. 1), brasilianische (V. 3) und altdeutsche (VI. 2) Volkslieder; in IV. 1 hatten vor obigem Aufsatz Goethe's Uebersetzungen eines altchinesischen und eines irischen Liedes gestanden.

Aus Wiesbaden schrieb Goethe am 5. Juli 1815 an Meyer: „Lassen Sie Sich von August etwas über den Band neugriechischer Balladen (so mögen sie genannt werden) sagen; das ist das Beste, was mir in dieser Woche vorgekommen. Sie sollen dem vergangenen Jahrhundert angehören, dem Besten gleichend, was wir in dieser Art haben." In den „Tag- und Jahresheften — 1815" sagt Goethe: „Wenig Fremdes berührte mich; doch nahm ich großen Antheil an griechischen Liedern neuerer Zeit, die in Original und Uebersetzung mitgetheilt wurden und die ich bald gedruckt zu sehen wünschte. Die

griechiſche Lieder im Original und glücklich überſetzt vorlegte, einen baldigen Abdruck, der uns aber nicht vorgekommen, zuſagend, ſich mit uns hierüber zu verſtändigen und zu der ausgeſprochenen löblichen Abſicht mitzuwirken.

154.

Neugriechiſche Volkslieder, herausgegeben von Kind. Grimma, 1827.

Ein Vorwort behandelt Eigenheiten und Proſodie des Neugriechiſchen. Hierauf werden vierundzwanzig, mehr oder weniger moderne Lieder mitgetheilt, denen ſodann Anmerkungen und Worterklärungen in alphabetiſcher Ordnung folgen.

Ein ſehr willkommenes, brauchbares Büchlein, wodurch wir abermals einen Vorſchritt in den Kenntniſſen der Verdienſte neugriechiſcher Nationalpoeſie thun; denn freilich werden wir nach und nach immer mehr zu ſichten haben, was denn eigentlich an dieſen Gedichten das Schätzenswerthe ſei. Keine Nation

---

Herren von Raymer und Hartthauſen hatten dieſe ſchöne Arbeit unternommen." Letzterer dürfte gemeint ſein, wenn oben von nur einem Freund die Rede iſt, der die neugriechiſchen Lieder vorlege. („Goethe's Unterhaltungen mit d. Kanzler v. Müller, herausgegeben von Burkhardt", S. 52.) Vollſtere berichtet vom 22. September 1815 („Zuſätze Boiſſerée", I. 283): „Goethe erzählte von den neugriechiſchen Dichtungen von etwa 30 Jahren her. Die Helden ſeien meiſt unabhängige Beherrſcher und in den Gebirgen Landräuber, oder Bauern auf kleinen Inſeln; es ſeien meiſt dramatiſche Romanzen. Alle Elemente, lyriſche, dramatiſch-epiſche ſeien in einer Form. Der Geiſt derſelben ſei der nordiſche, ſchottiſche, mit dem ſüdlichen und altmythologiſchen verbunden; das Geſpräch eines Adlers mit dem abgeſchlagenen Haupt eines Räuberanführers, welches er auf die Felsſpitze getragen; Charon, ein Reiter, welcher die Seelen der Geſtorbenen hinten an den Schweif ſeines Roſſes bindet, die der Kinder an den Sattel hängt; ein Pferd, welches ſeinen erſchlagenen Herrn beklagt und mit dem Huf ſcharrt; ein Bräutigam, der auf der Ueberfahrt zur Braut in einem ſiegreichen Gefecht mit den Türken bleibt und wünſcht, es ſolle der Braut verſchwiegen werden."

Zu 154. Beſ. Kunſt und Alterth., VI. Bnd. 2. Hft. 1828. S. 343 ff.

Den erſten Schritt in der Kenntniß neugriechiſcher Volkspoeſie that Goethe durch die Bekanntſchaft mit Fauriel's Chants populaires de la Grèce, die er, wie Couſin erzählt (Fragments et Souvenirs par V. Cousin, 3e édit., p. 161), in einem an ſeine Schwiegertochter nach Ems geſchriebenen Brief preis.

hat noch zu keiner Zeit das Vorrecht erhalten, nur gute und grundwürdige Poesien hervorzubringen. Und so möchte denn auch mancher dieser Gesänge einen patriotisch-historischen Werth haben, ohne wegen des poetischen hervorgezogen zu werden.

Ich versuche nun, ob mir gelingen möchte, zu den in gegenwärtiger Zeitschrift (IV, 1. 54) übersetzten zwölf Liedern noch mehrere von gleichem Werth hinzuzuthun; das aber darf ich jetzt schon aussprechen, daß mir neuerlich keins vor die Seele getreten, das sich an dichterischem Werth dem Charon vergleichen könnte.

Schließlich nur noch Eines zu erwähnen: die Einleitungsformel durch verkündende oder theilnehmende Vögel wiederholt sich bis zur Monotonie und zuletzt ohne Wirkung; denn ganz anders ist es mit jenem Falle beschaffen, wo der Aar das Haupt eines Erlegten davongetragen hat und mit demselben, eh er es aufreißt, eine Unterhaltung beginnt. Auch haben die einzelnen Gefechte viel zu wenig Unterscheidendes in den Vorfällen, um der Einbildungskraft wirkliche Gestalten und Thaten vorführen zu können.

155.

Leukothea, von Dr. Karl Iken. Leipzig, 1827. 2 Bände.

Dieses Werk wird einem Jeden, der sich mit den hellenischen Angelegenheiten näher beschäftigt, willkommen und brauchbar sein. Aus dem Neugriechischen übersetzte Briefe über die Zeitereignisse bilden einen gehaltreichen Text, der durch Beilagen, begleitet mit Anmerkungen, unmänglich ausgelegt wird. Man kann daher dieses Werk als Kompendium, Kommentar und Sammlung von Kollektaneen betrachten, woran man sich vielseitig unterrichten wird.

Der meiste Stoff ist aus französischen und englischen Werken zusammengetragen, ein Verzeichniß neugriechischer Schriftsteller

---

Nicht zwölf Lieder waren es, die Goethe im IV. Band von „Kleb. Kunst u. Alterth." veröffentlichte, sondern nur sechs.

der letzten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts hinzugefügt und das Ganze durch den Versuch eines Personen-, Sachen- und Wörterverzeichnisses zugänglicher gemacht.

Aus dem Gesagten erhellt nun schon, daß man diese sämmtlichen Materialien mit Vorsicht und Kritik zu brauchen habe, indem sie uns von den Händen eines erklärten Philhellenen dargeboten sind, dem man nicht zumuthen kann, seinen Lieblingen irgend wehe zu thun.

156.

Eunomia, von Dr. Karl Iken. 3 Bände. Grimma, 1827.

Genanntes Buch schlagen wir gegenwärtig lieber auf als zur Epoche, da es uns zuerst dargeboten war. Wer mochte wol in den Tagen der grimmigsten Anarchie an verdiente Personen denken, die der Nation von jeher Ehre machten, da man gerade diese unterdrückt, verfolgt und von aller Einwirkung ausgeschlossen wußte?

Jetzt, da ein edler, von den allerhöchsten Mächten begünstigter Gouverneur den Seeraub nach außen, den wucherlichen Raub nach innen zu vertilgen bemüht ist, fängt man an, nach jenen Persönlichkeiten und Verhältnissen sich wieder zuversichtlich umzuschauen, Uebergewicht und Einwirkung der Bessern unsern Wünschen und Hoffnungen gemäß endlich erwartend.

Zu 156. Ueb. Kunst u. Alterth., VI. Bd. 2. Hft., 1828. S. 413. Nicht in den Werken, aber zu den Aufsätzen jenes Hefts gehörig, welche als meist vom Herausgeber verfaßt bezeichnet sind und unzweifelhaft zu diesen zählend.

Der vollständige Titel der Schrift lautet: „Eunomia, Darstellungen und Fragmente neugriechischer Poesie und Prosa. In Originalen und Uebersetzungen. Aus englischen und französischen Werken und aus dem Munde geborener Griechen entlehnt. Mit Beiträgen von verschiedenen Verfassern. Für Gelehrte und Nichtgelehrte gesammelt von Karl Iken. Drei Bände. Grimma, Gebhen-Beyer. 1827."

Der von den allerhöchsten Mächten begünstigte Gouverneur war der am 11. April 1827 zu dieser Sendung berufene Graf Kapodistrias.

157. a.

Cours de Littérature grecque moderne par Jacovaky Rizo-Néroulos. Genève 1827.

Wer diese wichtige Schrift in die Hand nimmt und sich daraus gründlich und schnell zu belehren wünscht, der fange sogleich unten auf S. 67 zu lesen an und fahre fort bis zum Abschnitt auf der 87sten. Hat er vernommen und beherzigt, was der Verfasser auf diesen wenigen Blättern vortrug, hat er geahnet und durch eignen Geist vervollständigt, was nicht gesagt, aber deutlich genug angedeutet ist, so wird er den Schlüssel zu dem übrigen Werke und zu Allem, was sonst über neugriechische Literatur zu sagen ist, sich angeeignet haben. Möge der Vortrag, den wir nach unsrer Weise davon versuchen, mit Ernst und Bedacht aufgenommen werden.

Gehen wir in die ältern Zeiten des byzantinischen Kaiserthums zurück, so erstaunen wir über die hohe Würde, über den mächtigen Einfluß des Patriarchen von Konstantinopel auch auf weltliche Dinge. Thron sehen wir neben Thron, Krone gegen Krone, Hirtenstab über dem Szepter; wir sehen Glauben und Lehre, Meinung und Rede überall über Alles herrschen. Denn nicht allein die Geistlichkeit, sondern die ganze christliche Welt hatte von den letzten heidnischen Sophisten Lust und Leidenschaft überkommen, mit Worten statt Handlungen zu gebahren und umgekehrt das Wort in That zu verwandeln, Wort und Redensweise zu Schutz und Schirm als Vertheidigungs- und Angriffswaffe zu benutzen. Welche Verwirrung des östlichen Reiches daher entsprungen, welche Verwickelung und Verwirrung dadurch vermehrt worden, ist den Geschichtskundigen nur allzu deutlich; wir aber sprechen

---

Zu 157. a. Ueb. Kunst u. Alterth., VI. Bd. 2. Hft. 1828. S. 329 bis 341.

Als Zelter seinen Beifall über den obigen Aufsatz ausgesprochen, antwortete ihm Goethe am 9. Aug. 1828: „Höchlich erfreute mich Dein Antheil an meiner Aneignung der neugriechischen Bildung. Ich habe das Wenige mit Ernst und Sorgfalt zu Steuer der Wahrheit niedergeschrieben für gescheidte Leute, die sich ans Haltbare halten wollen. Die Philhellenen des Tags werden solche Mäuler darüber ziehen, deßhalb steht es da. Ueber die Angelegenheit, wenn man sie weiter führen wollte, ist noch gar viel zu sagen; auch steht das Nächste schon auf dem Papier. Alles auszusprechen, ist noch nicht Zeit."

dieſes nur mit wenigen Worten aus, um ſchnell zum Anſchauen zu bringen, wie die prieſterliche Gewalt ſich durchaus den Majeſtätsrechten gleich zu ſtellen gewußt. Als nun in ſpäterer Zeit die Türken nach und nach das ganze Reich und zuletzt die Hauptſtadt überwältigten, fand der neue Herrſcher ein großes Volk vor ſich, das er weder vernichten konnte noch wollte, das ſich auch nicht ſogleich bekehren ließ. Unterthan ſollten ſie bleiben, Knechte ſollten ſie werden; aber durch welche Macht waren ſie zuſammenzuhalten und als Einheit zu feſſeln?

Da fand man denn gerathen, die alte geiſtliche Majeſtät in ihren Formen beſtehen zu laſſen, um, indem man auch ſie unterjochte, der Menge deſto gewiſſer zu ſein. Ließ man aber dem geiſtlichen Oberhaupt auch nur einen Theil ſeiner ehemaligen Vorzüge, ſo waren es noch immer überſchwängliche Vortheile, grenzenloſe Privilegien, die ihm übrig blieben. Durch eine beſtehende Synode wurden Patriarchen und Erzbiſchöfe gewählt, die letzteren auf Lebenszeit. Kein Gouverneur und Paſcha durfte ſich in geiſtliche Händel miſchen, noch ſie vor ſeine Gerichtsſtelle rufen; Patriarch und Synode bildeten eine Art Jury, und was ſonſt noch zu erwähnen wäre; wovon wir nur bemerken, daß die Güter der unbeerbt ſterbenden Geiſtlichen nicht vom Staate eingezogen wurden, wie das Vermögen der übrigen kinderlos Abſcheidenden.

Zwar verfuhren die Ueberwinder folgerecht genug, um allmählig auch die Geiſter wehrlos zu machen. Die einzeln ſtehenden Kirchen wurden in Moſcheen verwandelt, alle Schulen geſchloſſen, jeder öffentliche Unterricht verboten; allein die Klöſter hatte man beſtehen laſſen, da denn die Mönche nach ächt orientaler Weiſe ſich ihrer Kirchen und Kapellen bedienten, um Kinder zu verſammeln, ſie bei gottesdienſtlichen Zeremonien mit aſſiſtiren zu laſſen, ihnen bei dieſer Gelegenheit durch Katechiſation das Nöthige beizubringen und dadurch Religion und Kultus im Stillen aufrecht zu erhalten.

Hier aber tritt nun eine Hauptbetrachtung hervor, daß ſchon in der alten Byzantiniſchen Verfaſſung der Patriarch nicht allein von religioſen Männern, von Prieſtern und Mönchen umgeben geweſen, ſondern daß er auch einen Kreis, einen Hofſtaat von Weltgeiſtlichen um ſich verſammelt geſehen, welche mit ihren Familien — denn verheirathet war ja der Prieſter, um ſo mehr der ihm verwandte Laie — von undenklichen

Zeiten her einen wahren Adel bildeten und in strenger Hofordnung eine Stufenreihe von Amts- und Würdestellen einnahmen, deren griechischerweise zusammengesetzte, vielsilbige Titel unsern Ohren gar wunderlich klingen müssen.

Dieser Kaste, wie man sie wol nennen darf, lagen die wichtigsten Geschäfte und also der größte Einfluß in Händen. Die Besitzthümer aller Klöster, die Aufsicht darüber sowie über deren Haushalt war ihnen übergeben; ferner bildeten sie um den Patriarchen in allen bürgerlichen und weltlichen Dingen ein Gericht, wo Beschlüsse gefaßt und von wo sie ausgeführt wurden. Dagegen fehlte es ihnen auch nicht an Pfründen und Einkünften, die ihnen auf Klöster und sonstige geistliche Besitzungen, sogar auf Inseln des Archipels angewiesen waren.

Dieses große und bedeutende Geschlecht mochte nun viel von seinem Rang und eigenem Besitz bei dem Untergange des griechischen Reiches verloren haben; aber was von Personen und Kräften übrig blieb, versammelte sich augenblicklich um den Patriarchen, als um seinen angeborenen Mittelpunkt. Und da man diesen gar bald ans Ende der Stadt in eine geringe, unansehnliche Kirche verwies, wo er sich aber doch gleich eine Wohnung anbaute, versammelten sie sich um ihn und nahmen das Quartier ein, welches vom nahegelegenen Thore den Zunamen vom Fanal erhielt, wo sie sich anfangs gegen ihre frühern Zustände gedrückt und kümmerlich genug mögen beholfen haben.

Aber unthätig nicht. Denn die wichtigen Privilegien, welche dem Patriarchen vergönnt waren, schlossen ja auch sie mit ein und forderten, wenn auch in großer Beschränkung, noch ernstlicher als vormals ihre Thätigkeit, welche, durch länger als zwei Jahrhunderte fortgesetzt, ihnen endlich einen höchst bedeutenden Einfluß verschaffte, den Einfluß, den der Geistreiche, Denkende, Unterrichtete, Umsichtige, Rührige über Denjenigen erlangen muß, der von allen diesen Eigenschaften keine besitzt und von dergleichen Wirksamkeiten keine sich zu eigen gemacht hat. Ihnen mußte seit dem ersten Augenblicke des großen Unglücks und dem ersten Gnadenblick einer dem tyrannischen Ueberwinder abgenöthigten Gunst Alles dringend obliegen, was zur Erhaltung der ganzen nationellen Korporation nur irgend beitragen konnte. Sie, als die Finanzmänner des hohen Patriarchenstuhles, lassen sich abgesondert von ihm nicht denken, und sie, die in der Ganzheit eines großen Wohlbehagens

zu einander gehörten, werden sich gewiß in dem Moment der Zerstückelung beide einiger aufgesucht und zu ergänzen getrachtet haben.

Wenn nun die hohe Geistlichkeit, als Abkommlinge der letzten Literatoren und Sophisten des Heidenthums, alle Ursache und Gelegenheit hatten, die alte Sprache und einiges Wissenschaftliche bei sich zu erhalten und auszubilden, so werden diese Laien gewiß nicht zurückgeblieben sein, auch neben weltlichem Treiben und Sorgen auf das, was von Unterricht nur irgend noch möglich war, mitzuwirken gesucht und sich selbst, um einer solchen Oberaufsicht werth zu sein, in solchen Kenntnissen ausgebildet haben, welche sie von Andern zu fordern hatten, wobei ihnen ihre Verknüpfung mit dem Leben noch von einer andern Seite zu Statten kam.

Die hohe Geistlichkeit hielt fest an der Würde der altgriechischen, durch Schrift überlieferten Sprache, und um so fester, als sie ihre Würde gegen die betriebsame Menge verwahren mußte, die seit geraumer Zeit, besonders aber seit dem abendländischen Einfluß unter den Kreuzfahrern, Venezianern und Genuesen sich den stammelnden Kinderdialekt der abendländischen Sprachen und statt herrlicher geistreicher Formung und Beugung nur Partikeln und Auxiliarien gleichsam stotternd hatte gefallen lassen. Sehen wir doch den Purismus, der eine durch Mengsal entstellte Sprache wiederherzustellen bemüht ist, so streng und zudringlich verfahren; wie sollten Diejenigen, welche ein reines Altherkommliches zu bewachen haben, nicht auch das Gleiche zu üben berechtigt sein?

Die mit äußerlichen Dingen, mit Benutzung von Gütern beschäftigten Weltgeistlichen waren dagegen genöthigt, sich mit dem Volke abzugeben; sie mußten seine Sprache sprechen, wenn sie bessern Unterricht verbreiten wollten, das Organ keineswegs verschmähen, wodurch ein solcher Zweck zuletzt allein zu erreichen war. Denke man ferner die Ausdehnung eines nach und nach sich verbreitenden Schulunterrichts, den sie von dem Hauptsitze aus zu beleben hatten, eine Wirksamkeit, die über den Archipel, bis zum Berg Athos, nach Larissa und Thessalien hinreichte, so wird man folgern, daß sie, überall mit allen Nationen zusammentreffend, in fremden Sprachen sich zu üben, an fremden Eigenheiten, Politik und Interesse Theil zu nehmen hatten.

Der Geschichtskundige wird diesem stillen, gewissermaßen

Nachtrag nur, Seite 6, steht im Irrthum — jedenfalls irrig — und.

geheimen Gang durch zwei Jahrhunderte zu folgen wissen, um nicht für ein Wunder zu halten, daß dieses niedergebeugte Geschlecht, diese von einem abgelegenen Quartier benamseten Fanarioten, zu Anfange des achtzehnten Jahrhunderts auf einmal vom Hofe höchlich begünstigt, an den ersten Stellen des Reichs, als Dolmetscher der Pforte, ja als Fürsten der Moldau und Walachei hervortreten.

Hier nun glauben wir unserer Einleitung nach oben ausgesprochener Absicht genuggethan zu haben und dürfen wol dem Leser auf Seite 25 deuten, wo er die drei Epochen der neugriechischen Literatur angezeigt und sodann ausgeführt zu finden hat. Die erste, von 1700 bis 1750, bezeichnet sogleich entschiedenere Schritte zu einer freieren Bildung. Der Einfluß jener bedeutenden Männer verbesserte das Geschick der Nation in hohem Grad. Unter solchem Schutz und Leitung fing ein frisches Licht sich an zu verbreiten, und man suchte besonders das Altgriechische gründlich und reiner zu studiren.

Die zweite Periode, von 1750—1800, zeichnet sich besonders aus durch Einführung europäischer wissenschaftlicher Kenntnisse. Man übersetzte eine Menge fremder Werke, der Wissenschaft, der Geschichte, der Philosophie angehörig; die Schulen vervielfältigten sich, mehrere derselben verwandelten sich in Lyceen und Universitäten. Eine große Anzahl Griechen hatten in Europa studirt, kamen in ihr Vaterland zurück und übernahmen willig das ehrenvolle Geschäft öffentlichen Unterrichts; daher denn dieser Zeitraum als den Wissenschaften gewidmet erscheint.

Die dritte Epoche, datirt vom Anfang des Jahrhunderts, ist ganz modern; der öffentliche Unterricht gewann eine philosophische Richtung, besonders aber studirte man die Sprache, die überlieferte sowol als die lebendige, methodischer und gründlicher. Vorzügliche Männer, ihr Vaterland wieder aufzurichten gesinnt, brachten freiere Begriffe in die Unterweisung, und das Lesen der alten Schriftsteller gab Gelegenheit, große und erhabene Gedanken in der Jugend zu erregen; auf die Sprachbildung wirkte der Einfluß Korai's vorzüglich, und Alles war bemüht, die Nation eines Platzes unter den zivilisirten Europa's würdig zu machen.

Gar mannichfaltige Betrachtungen werden sich dem Lesenden dabei aufdrängen, und wir behalten uns vor, auch die unsrigen mitzutheilen, wenn wir erleben, daß die Besten der Griechen sich nun um ihre neue Leuchte, um den edlen Gou-

verneur versammeln, daß die Unterrichteten, Weisen und Klugen mit Rath, die Tapfern mit That, besonders aber die Geistlichen mit rein-menschlich-apostolischem Einfluß in seine Plane, in seine Ueberzeugungen eingreifen und als Fanarioten im höheren Sinne, nach dem Wunsche der ganzen Christenheit, sich erweisen und betragen mögen.

157. b.

Müller's Ueberſetzung des Cours de Littérature grecque moderne von Rizo-Néroulos.

Eben als wir in Begriff ſind, Vorſtehendes dem Druck zu übergeben, erhalten wir durch die Freundlichkeit des Herrn Dr. Chriſtian Müller zu Genf die Ueberſetzung vorgemeldeter Schrift, wohlgerathen, wie ſich's von einem ſo vorzüglichen Literator denken läßt.

Da ich ſo viel Antheil an dem Original genommen, ſo war nichts natürlicher, als daß ich mich ſogleich der Stelle zuwendete, die mich zu vorſtehendem Aufſatz veranlaßt hatte. Da mußte ich denn merkwürdig finden, daß der dem Verfaſſer ſonſt günſtig geſinnte Ueberſetzer S. 72 und 77 in beigefügten Noten auf einmal als deſſen Gegner auftritt, indem er die Fanarioten, deren Herkommen und Wirkung wir hiſtoriſch zu entwickeln getrachtet, feindſelig behandelt.

Widerſpruch gegen meine Ueberzeugung iſt mir in einem hohen Alter immer willkommen, indem ich ja dadurch ohne beſondere Bemühung erfahre, wie Andere denken, ohne daß ich von meiner Denkweiſe im Mindeſten abzuweichen genöthigt werde.

Und ſo geſtehe ich denn aufrichtig, daß ich einen Mann wie Jacovaky Rizo-Neroulos, der ſich noch jetzt ehemaligen Premier-Miniſter der griechiſchen Hoſpodare in der Moldau und Walachei nennt und unterſchreibt, höchlich bedauerte und beklagte, wenn ich ihn in dem erbärmlichen Zuſtande ſah, wie er als Vortragender, Vorleſender, Belehrender genöthigt iſt,

---

Zu 157. b. Goethe's Nachgelaſſ. Werke, VI. Bd. 1833. T.-A. S. 353 bis 359. Dieſe Fortſetzung des vorhergehenden Aufſatzes kam in „Kunſt u. Alterthum" nicht mit zum Abdruck, worüber die S. 566 angeführte Briefſtelle Aufſchluß giebt.

Von vielen Steinen sendet Dir
Der Freund ein Musterstück;
Ideen giebst Du bald dafür
Ihm tausendfach zurück.

Am 5. Oktober 1806.*)

Zu unsres Lebens oft getrübten Tagen
Gab uns ein Gott Ersatz für alle Plagen,
Daß unser Blick sich himmelwärts gewöhne —
Den Sonnenschein, die Tugend und das Schöne.

An die Malerin Karoline Bardua.**)

Weimar den 12. Mai 1807.

Wie wir Dich in unsrer Mitte
Ueben Dein Talent gesehn,
Mögest Du mit gleichem Schritte
Immer, immer vorwärts gehn!

Zueignung an Prinzessin Karoline von Weimar.***)

Oktober 1807.

Dieses Stammbuch, wie man's auch nimmt,
War eigentlich für 'nen Studenten bestimmt,
Der es auf akadem'schen Pfaden
Sich wählen sollt' aus Hertel's Laden;
Wie ich's denn auch — nicht guter Dinq' —
Aus der hübschen Frau Hertel Hand empfing.

*) Vgl. Katalog der Goethe-Ausstellung S. 17, Archiv für neuere Literatur XXVI, S. 30 und Hitzel's N. Verz. S. 128. Die obigen Worte wurden zu Jena in der gedrückten Stimmung vor der bereits drohenden Schlacht zu einer Zeichnung in ein Stammbuch geschrieben. Vgl. das zweitfolgende Gedicht.

**) Gedruckt im „Morgenblatt" 1862, Nr. 28. Die Angeredete, aus Ballenstedt, hielt sich im Interesse ihrer Kunst von 1805 bis 1810 in Weimar auf und war Goethe von Herz, F. A. Wolf's Schwiegersohn, empfohlen. Er nahm sich ihrer freundlich an und empfahl sie an Kügelgen in Dresden zur ferneren Ausbildung. Als sie Goethe um Einzeichnung in ihr Stammbuch bat, bittet er, daß sie ihm dies so spät bringe, da „man sich mit dem, was man da so eilig hineinschreibe, doch vor aller Welt zu zeigen habe." — L.

***) Gedruckt 1853 in den „Nachgel. W." — Die Prinzessin ist die am 18. Juli 1786 geborene Tochter Karl August's. Sie war eine große Verehrerin Goethe's (siehe ihren Briefwechsel mit Frau von Schiller). An Friedrich Ludwig, Erbgroßherzog von Mecklenburg-Schwerin, vermählt, starb sie bereits am 20. Januar 1816. Das Gedicht „Trauerlose" (II, 426) beklagt ihr frühes Hinscheiden. — Auch dürften sich die Sonnette „Wachsthum" und „Reifezeit" (I, 212) auf sie beziehen. — L.

seine Darstellung unmethodisch zu beginnen und den Hauptpunkt, worauf alles Verständniß beruht, als Parenthese zu geben; wie er sich in dem unglücklichen Fall befindet, vor Zuhörern, die sich Freunde nennen, seinem Adel zu entsagen, seine fürstlichen Vorfahren zu verleugnen, die langjährigen edeln, stillen und öffentlichen Einwirkungen seines Geschlechts nur im Vorübergehen zu berühren, ihres Märtyrerthums als eines gleichgiltigen Geschicks zu gedenken und die stillen Thränen, die er ihrem Grabe zollt, vor seinen Zuhörern beschämt zu verbergen. Diese jammervollen Zustände, die wir aus dem Original schon herausahneten, werden durch die Noten des werthen Uebersetzers ganz offenbar. Denn der wackere Neroulos mußte angesichts der Versammlung empfinden und wissen, daß die Gesinnungen, die sich hier gedruckt aussprechen, in seinen Zuhörern durchaus obwalteten, daß man an ihm den Geruch einer abgeschiedenen Fürstlichkeit kaum erträglich fand, ja daß er fürchten mußte, er werde, da man an seine freiwillige Erniedrigung nicht einmal recht glaubte, von der Menge sogar als Heuchler verachtet werden. Wie unter solchen Umständen dem edlen Mann nur ein Wort durch den „Zaun der Zähne" durchbrechen konnte, bleibt ein Räthsel, das wir nur durch ein inniges Bedauern beseitigen können.

Man verzeihe diese gewissermaßen abgenöthigte Aeußerung einem gemäßigten Philhellenen; ihm hat sich durch eine Reihe vieler Jahre ein historisches Menschengefühl entwickelt, d. h. ein dergestalt gebildetes, daß es bei Schätzung gleichzeitiger Verdienste und Verdienstlichkeiten auch die Vergangenheit mit in Anschlag bringt. Und so ist denn auch Vorstehendes nicht der Gegenwart, sondern der Zukunft, nicht dem Tagesblatt, sondern der Geschichte gewidmet.

*

Wenn wir die Vorwürfe, die man den Fanarioten zu machen pflegt, mit Klarheit und Billigkeit beurtheilen wollen, so dürfen wir uns nur an die Zustände unserer beiden Domkapitel erinnern, deren altherkömmliche Glieder sämmtlich fürstenmäßig geboren wurden. Sie waren im eigentlichsten Sinne die Barmekiden, die Fanarioten von Deutschland. Um den geistlichen Mittelpunkt versammelt, nahmen sie die Bestimmung ihrer höchsten Würde aus den Händen des Patriarchen der römischen Christenheit. Die Oberrichterstelle des ganzen Reiches war der ersten Würde anhängig, und so, unter wenig ab-

weichenden Umſtänden, geſtaltete ſich ein Analogen jener Verhältniſſe, wie ſolches in einem jeden großen Reiche ſich nothwendig bilden muß.

Erinnert man ſich der bei vorfallenden Wahlen eintretenden mannichfaltigen Verhältniſſe, an die Intriguen, die Beſtechungen, das hin- und Wiedermarkten, Gewinnen und Abſpannen der Stimmen und Zuſagen, ſo wird man Denen, die in einem abgelegenen Quartier von Byzanz Recht und Einfluß ihrer Kaſte unter einem despotiſchen Oberhaupte zu ſichern alle Urſache hatten, gar wohl verzeihen, ſich derjenigen Künſte bedient zu haben, welche durchaus der klugen und ſelbſtſüchtigen Menſchheit, ohne tadelnswerth zu ſein, jederzeit angehörten.

*

Indeſſen wir nun das Weitere aufzuklären der Zeit überlaſſen, kommen uns die Aeußerungen eines reiſenden Engländers zu Statten, welcher kurz vor der gewaltigen, im Stillen vorbereiteten Exploſion jene um den Patriarchen von Konſtantinopel noch immer verſammelte hohe Ariſtokratie auf der Inſel Theraxia, ihrem Sommeraufenthalt, beſuchte, wo auch unſer Reiſe noch, den Beginn der großen Epoche erwartend und vorausſehend, ſcheinbar mit Alterthümern ſich abgebend, gegenwärtig war und mit klarem, ſcharfem Blick jene Zuſtände durchſchaute. Wir ſetzen die hierher ſich beziehende Stelle, deren Lakonismus kaum zu verſtehen, unmöglich aber zu überſetzen wäre, im Original hier bei und laſſen eine Paraphraſe derſelben als Entwickelung des Textes darauf erfolgen.

Les Fanariotes ont été longtemps signalés comme héritiers des vices de leurs ancêtres Byzantins: cette accusation a été répétée avec affectation, et souvent exagérée. Il est vrai que le temps et l'esclavage ont terni chez eux ce que leurs aïeux libres avaient pu leur transmettre de nobles facultés: la corruption de cour, les intrigues théologiques [illegible] législation capricieuse de l'empire déchu d'Orient, se retr[illegible]nt encore chez les esclaves des Turcs. Il y a une fer[illegible]e de subterfuges qui tient de l'instinct dans le caractère grec, une sorte de travers dans la vue morale, que l'esclavage n'était pas propre à corriger et qui est devenue une duplicité habituelle et compliquée dont l'étranger est frappé au premier abord. Les vices ne peuvent disparaitre en un jour et il a fallu la cause la plus noble et les con-

vulsions les plus violentes, pour relever, malgré tant d'obstacles, le caractère avili de la nation.

„Die Fanarioten hat man ſchon längſt als Erben aller Laſter ihrer Byzantiniſchen Vorfahren angeklagt, auch dieſe Beſchuldigung zuverſichtlich und oft übertrieben wiederholt. Wie ſollten aber auch die Griechen überhaupt jene ſchönen, edlen Eigenſchaften, weshalb ihre freien Urväter ſo hoch geſchätzt ſind, durch eine Reihe höchſt bedrängender Jahre rein und lebendig bewahrt haben? Wie konnte die Nation, die Hohen wie die Geringen, beim Verfall des morgenländiſchen Kaiſerthums den Einflüſſen eines verdorbenen Hofes, theologiſch-verworrener Parteiungen, einer eigenſinnig willkürlichen Geſetzgebung widerſtehen? Mußten ſie nicht, in dieſe Verworrenheiten verſchlungen, alle Freiheit des Geiſtes, alles Rechtliche des Handelns aufgeben? Unter einem ſolchen, durch türkiſche Despotie täglich vermehrten Druck aber bildete ſich in dem griechiſchen Charakter eine Fruchtbarkeit von Ausflüchten, eine Art von Schiefblick in ſittlichen Dingen, woraus ſich denn bei fortdauernder Sklaverei eine gewohnt-hinterliſtige Zweideutigkeit entwickelte, welche dem Fremden beim erſten Antritt auffällt. Dieſe Laſter und Mängel können nicht augenblicklich verſchwinden, und nur das edelſte Beginnen, die gewaltſamſten Zuckungen konnten ſo altherkömmliche Verwöhnungen beſiegen und dem erniedrigten Charakter der Nation einen neuen Aufſchwung nach dem Beſſern hin verleihen."

C.

Serbische Volkslieder.

158.

Serbische Lieder.

Schon seit geraumer Zeit gesteht man den verschiedenen eigenthümlichen Volksdichtungen einen besondern Werth zu, es sei nun, daß dadurch die Nationen im Ganzen ihre Angelegenheiten auf große Staats- und Familienverhältnisse, auf Einigkeit und Streit, auf Bündnisse und Krieg bezüglich überliefern, oder daß die Einzelnen ihr stilles häusliches und herzliches Interesse vertraulich geltend machen. Bereits ein halbes Jahrhundert hindurch beschäftigt man sich in Deutschland ernstlich und gemüthlich damit, und ich leugne nicht, daß ich unter Diejenigen gehöre, die ein auf diese Vorliebe gegründetes Studium unablässig selbst fortsetzten, auf alle Weise zu verbreiten und zu fördern suchten, wie ich denn auch gar manche Gedichte, dieser Sinnes- und Gesangesart verwandt, von Zeit zu Zeit dem reinfühlenden Komponisten entgegenzubringen nicht unterließ.

Zu 158. Ueb. Kunst u. Alterth., V. Bd. 2. Hft. 1825. S. 35 bis 60.

Am 18. Jan. 1825 las Goethe Eckermann die Anfangsbogen, welche obigen Aufsatz enthielten, lesen. Am 11. Apr. d. J. schrieb er Zelter: „Den Aufsatz über die serbische Poesie sowie die Gedichte selbst empfehl' ich Dir besonders; sollte das Wesen Dich nicht gleich anmuthen, so suche hineinzudringen. Ich habe mit Sorgfalt die Sache behandelt; was ich über die Volkslieder überhaupt sage, ist kurz, aber wohlbedächtig. Wenn ich nach und nach die Lieder anderer Nationen spezifisch ebenso vorführe, wird man hoffentlich zur Einsicht derjenigen kommen, um welches man bisher nur mit düsterm Vorurtheil herumschwärmte."

Ein halbes Jahrhundert früher — 1778 — erschien der erste Theil von Herder's „Volksliedern."

Hiebei gestehen wir denn gerne, daß jene sogenannten Volkslieder vorzüglich Eingang gewinnen durch schmeichelnde Melodien, die in einfachen, einer geregelten Musik nicht anzupassenden Tönen einherfließen, sich meist in weicher Tonart ergeben und so das Gemüth in eine Lage des Mitgefühls versetzen, in der wir, einem gewissen allgemeinen, unbestimmten Wohlbehagen, wie den Klängen einer Aeolsharfe hingegeben, mit weichlichem Genusse gern verweilen und uns in der Folge immer wieder sehnsüchtig darnach zurückbestreben.

Sehen wir aber endlich solche Gedichte geschrieben oder wol gar gedruckt vor uns, so werden wir ihnen nur alsdann entschiedenen Werth beilegen, wenn sie auch Geist und Verstand, Einbildung und Erinnerungskraft aufregend beschäftigen und uns eines ursprünglichen Volksstammes Eigenthümlichkeiten in unmittelbar gehaltvoller Ueberlieferung darbringen, wenn sie uns die Lokalitäten, woran der Zustand gebunden ist, und die daraus hergeleiteten Verhältnisse klar und auf das Bestimmteste vor die Anschauung führen.

Indem nun aber solche Gesänge sich meist aus einer späteren Zeit herschreiben, die sich auf eine frühere bezieht, so verlangen wir von ihnen einen angeerbten, wenn auch nach und nach modifizirten Charakter, zugleich mit einem einfachen, den ältesten Zeiten gemäßen Vortrag; und in solchen Rücksichten werden wir uns an einer natürlichen, kunstlosen Poesie nur einfache, vielleicht eintönige Rhythmen gefallen lassen.

Von gar Mannichfaltigem, was in dieser Art neuerlich mitgetheilt worden, nennen wir nur die neugriechischen, die bis in die letzten Zeiten heraufreichen, an welche die serbischen, obgleich alterthümlicher, gar wohl sich anschließen oder vielmehr nachbarlich ein- und übergreifen.

Nun bedenke man aber einen Hauptpunkt, den wir hervorzuheben nicht verfehlen: solche Nationalgedichte sind einzeln, außer Zusammenhang nicht füglich anzusehen, noch weniger zu beurtheilen, am Wenigsten dem rechten Sinne nach zu genießen. Das allgemein Menschliche wiederholt sich in allen Völkern, giebt aber unter fremder Tracht, unter fernem Himmel kein eigentliches Interesse; das Besondere aber eines jeden Volks befremdet nur, es erscheint seltsam, oft widerwärtig, wie alles Eigenthümliche, das wir noch nicht in einen Begriff auffassen, uns noch nicht anzueignen gelernt haben; in Masse muß man deshalb dergleichen Gedichte vor sich sehen, da alsdann Reich-

thum und Armuth, Beschränktheit oder Weitsinn, tiefes Herkommen oder Tagesflachheit sich eher gewahren und beurtheilen läßt.

Verweilen wir aber nicht zu lange im allgemeinen Vorworte und treten unser Geschäft ungesäumt an. Wir gedenken von serbischen Liedern zunächst zu sprechen.

Man erinnere sich jener Zeiten, wo unzählbare Völkerschaften sich von Osten her bewegen, wandernd, stockend, drängend, gedrängt, verwüstend, anbauend, abermals im Besitz gestört und ein altes Nomadenleben wieder von vorn beginnend. Serben und Verwandte, von Norden nach Osten wandernd, verweilen in Mazedonien und kehren bald nach der Mitte zurück, nach dem eigentlichen sogenannten Serbien.

Das ältere serbische Lokale wäre nun vor allen Dingen zu betrachten; allein es ist schwer, sich davon in der Kürze einen Begriff zu machen. Es blieb sich wenige Zeiten gleich; wir finden es bald ausgedehnt, bald zusammengedrängt, zerrüttert oder gesammelt, wie innere Spaltung oder äußerer Druck die Nation bedingte.

Auf alle Fälle denke man sich die Landschaft weiter und breiter als in unsern Zeiten, und will man sich einigermaßen an Ort und Stelle versetzen, so halte man vorerst an dem Zusammenfluß der Save mit der Donau, wo wir gegenwärtig Belgrad gelegen finden. Bewegt sich die Einbildungskraft an dem rechten Ufer des ersteren Flusses hinauf, des andern hinunter, hat sie diese nördliche Grenze gewonnen, so erlaube sie sich dann, südwärts ins Gebirg und darüber weg, bis zum Adriatischen Meer, ostwärts bis gegen Montenegro hin zu schweifen.

Schaut man sich sodann nach näheren und fernen Nachbarn um, so findet man Verhältnisse zu den Venezianern, zu den Ungarn und sonstigen wechselnden Völkern, vorzüglich aber in früherer Zeit zum griechischen Kaiserthum, bald Tribut gebend, bald empfangend, bald als Feind, bald als Hilfsvolk; späterhin bleibt mehr oder weniger dasselbe Verhältniß zum türkischen Reich.

Wenn nun auch die zuletzt Eingewanderten eine Liebe zu Grund und Boden in der Flußregion der Donau gewannen und, um ihren Besitz zu sichern, auf den nächsten und ferneren Höhen so Schlösser als befestigte Städte erbauten, so bleibt das Volk immer in kriegerischer Spannung; ihre Verfassung ist eine Art von Fürstenverein unter dem losen Band eines Ober-

herrn, dem Einige auf Befehl, Andere auf höfliches Ersuchen wol Folge leisten.

Bei der Erbfolge jedoch größerer und kleinerer Despoten hält man viel, ja ausschließlich auf uralte Bücher, die entweder in der Hand der Geistlichkeit verwahrt liegen oder in den Schatzkammern der einzelnen Theilnehmer.

Ueberzeugen wir uns nun, daß vorliegenden Gedichten, so sehr sie auch der Einbildungskraft gehören, doch ein historischer Grund, ein wahrhafter Inhalt eigen sei, so entsteht die Frage, inwiefern die Chronologie derselben auszumitteln möglich, d. h. hier: in welche Zeit das Faktum gesetzt, nicht aus welcher Zeit das Gedicht sei — eine Frage, die ohnehin bei mündlich überlieferten Gesängen sehr schwer zu beantworten sein möchte. Ein altes Faktum ist da, wird erzählt, wird gesungen, wieder gesungen; wann zum ersten oder zum letzten Mal, bleibt unerörtert.

Und so wird sich denn auch jene Zeitrechnung serbischer Gedichte erst nach und nach ergeben. Wenige scheinen vor Ankunft der Türken in Europa, vor 1353, sich auszusprechen, sodann aber bezeugen mehrere deutlich den Hauptsitz des türkischen Kaisers in Adrianopel; spätere fallen in die Zeit, wo nach Eroberung von Byanz die türkische Macht den Nachbarn immer fühlbarer wurde; zuletzt sieht man, in den neusten Tagen, Türken und Christen friedlich durch einander leben, durch Handel und Liebesabenteuer wechselseitig einwirkend.

Die ältesten zeichnen sich bei schon bedeutender Kultur durch abergläubisch barbarische Gesinnungen aus; es finden sich Menschenopfer, und zwar von der widerwärtigsten Art: eine junge Frau wird eingemauert, damit die Feste Skutari erbaut werden könne, welches um so roher erscheint, als wir im Orient nur geweihte Bilder gleich Talismanen an geheimgehaltenen Orten in den Grund der Burgen eingelegt finden, um die Unüberwindlichkeit solcher Schutz- und Trutzgebäude zu sichern.

Von kriegerischen Abenteuern sei nun billig vorerst die Rede. Ihr größter Held Marko, der mit dem Kaiser zu Adrianopel in leidlichem Verhältniß steht, kann als ein rohes Gegenbild zu dem griechischen Herkules, dem verfeinerten Rustan auftreten, aber freilich in serbisch hohl barbarischer Weise. Er ist der oberste und unbezwinglichste aller serbischen Helden, von grenzenloser Stärke, von unbedingtem Wollen und Vollbringen. Er reitet ein Pferd hundertundfunfzig Jahre und wird selbst

Aufsatz: Orient und Occident.

dreihundert Jahr alt; er stirbt zuletzt bei vollkommenen Kräften und weiß selbst nicht, wie er dazu kommt.

Die frühste dieser Epochen sieht also ganz heidnisch aus. Die mittleren Gedichte haben einen christlichen Anstrich; er ist aber eigentlich nur kirchlich. Gute Werke sind der einzige Trost Dessen, der sich große Unthaten nicht verüben kann. Die ganze Nation ist eines poetischen Aberglaubens, gar manches Ereignis wird von Engeln durchflochten, dagegen keine Spur eines Satans; rückkehrende Todte spielen große Rollen; auch durch wunderliche Ahnungen, Weissagungen, Vogelbotschaften werden die wackersten Menschen verschüchtert.

Ueber Alle jedoch und überall herrscht eine Art von unvernünftiger Gottheit. Durchaus waltet ein unwiderstehlich Schicksalswesen, in der Einöde hausend, Berg und Wälder bewohnend, durch Ton und Stimme Weissagung und Befehl ertheilend, Wila genannt, der Eule vergleichbar, aber auch manchmal in Frauengestalt erscheinend, als Zigerin höchst schön gepriesen, endlich sogar als Wolkensammlerin geltend, im Allgemeinen aber von den ältesten Zeiten her, wie überhaupt alles sogenannte Schicksal, das man nicht zur Rede stellen darf, mehr schadend als wohlthätig.

In der mittlern Zeit haben wir den Kampf mit den überhand nehmenden Türken zu beachten bis zur Schlacht vom Amselfelde, 1389, welche durch Verrath verloren wird, worauf die gänzliche Unterjochung des Volkes nicht ausbleibt. Von den Kämpfen des Czerny Georg sind wol auch noch dichterische Denkmale übrig geblieben; in der allerneusten Zeit schließen sich die Seufzer der Sulioten unmittelbar an, zwar in griechischer Sprache, aber im allgemeinen Sinn unglücklicher Mittelnationen, die sich nicht in sich selbst zu gründen und gegen benachbarte Macht nicht ins Gleichgewicht zu setzen geeignet sind.

Die Liebeslieder, die man aber auch nicht einzeln, sondern in ganzer Masse an sich herannehmen, genießen und schätzen kann, sind von der größten Schönheit; sie verkünden vor allen Dingen ein ohne allen Rückhalt vollkommenes Genügen der Liebenden an einander; zugleich werden sie geistreich, scherzhaft anmuthig; gewandte Erklärung von einer oder von beiden Seiten überrascht und ergetzt; man ist klug und kühn, Hindernisse zu besiegen, um zum ersehnten Besitz zu gelangen; dagegen wird eine schmerzlich empfundene unheilbare Trennung auch wol durch Aussichten über das Grab hinüber beschwichtigt.

Alles, was es auch sei, ist kurz, aber zur Genüge dargestellt, meistens eingeleitet durch eine Naturschilderung, durch irgend ein landschaftliches Gefühl oder Ahnung eines Elemente. Immer bleiben die Empfindungen die wahrhaftesten. Ausschließliche Zärtlichkeit ist der Jugend gewidmet, das Alter verschmäht und hintangesetzt; allzu willige Mädchen werden abgelehnt und verlassen; dagegen erweist sich auch wol der Jüngling flüchtig ohne Vorwand, mehr seinem Pferd als seiner Schönen zugethan. Hält man aber ernstlich und treulich zusammen, so wird gewiß die unwillkommene Herrschaft eines Bruders oder sonstiger Verwandten, wenn sie Wahl und Neigung stört, mit viel Entschlossenheit vernichtet.

Solche Vorzüge werden jedoch nur an und durch sich selbst erkannt, und es ist schon gewagt, die Mannichfaltigkeit der Motive und Wendungen, welche wir an den serbischen Liebesliedern bewundern, mit wenig Worten zu schildern, wie wir gleichwol in Folgendem zu Anregung der Aufmerksamkeit zu thun uns nicht versagen.

1) Sittsamkeit eines serbischen Mädchens, welches die schönen Augenwimpern niemals aufschlägt; von unendlicher Schönheit. 2) Scherzhaft leidenschaftliche Verwünschung eines Geliebten. 3) Morgengefühl einer aufwachenden Liebenden. Der Geliebte schläft so süß; sie scheut sich, ihn zu wecken. 4) Scheiden zum Tode; wunderbar: Rose, Becher und Schneeball. 5) Sarajewo durch die Pest verwüstet. 6) Verwünschung einer Ungetreuen. 7) Liebesabenteuer: seltsamlich: Mädchen im Garten. 8) Freundesbetrübniß, der Verlobten gebracht durch zwei Nachtigallen, welche ihren dritten Gesellen, den Bräutigam, vermissen. 9) Lebensüberdruß über ein erzürntes Liebchen; drei

---

Die folgenden serbischen Liebeslieder finden sich fast sämmtlich in „Volkslieder der Serben. Metrisch übersetzt und historisch eingeleitet von Talvj" (1825 und 1826), meistens im I. Band, und zwar Nr. 1 S. 3; Nr. 2 S. 32; Nr. 3 S. 37 (?); Nr. 4 S. 38; Nr. 5 S. 52; Nr. 6 S. 57; Nr. 7 S. 14 (?); Nr. 8 S. 6; Nr. 9 S. 61; Nr. 10 S. 46; Nr. 11 S. 41; Nr. 12 S. 8; Nr. 13 S. 45; Nr. 14 S. 7; Nr. 15 S. 42; Nr. 16 S. 54; Nr. 17 S. 15; Nr. 18 S. 31; Nr. 20 S. 9; Nr. 21 S. 10; Nr. 22 S. 12; Nr. 24 S. 18; Nr. 25 S. 16; Nr. 26 S. 59; Nr. 27 S. 34; Nr. 28 S. 52; Nr. 30 S. 47; Nr. 32 S. 33 (?); Nr. 33 S. 68; Nr. 34 S. 20; Nr. 36 S. 60; Nr. 37 S. 22; Nr. 39 S. 50; Nr. 40 S. 25; Nr. 41 S. 21; Nr. 43 S. 14; Nr. 44 S. 49; Nr. 46 S. 31; Nr. 47 S. 26; Nr. 48 S. 55; Nr. 50 S. 19; Nr. 51 S. 28; Nr. 53 S. 5; Nr. 54 S. 35 und Nr. 55 S. 29. Ferner im II. Band: Nr 19 S. 40 (?); Nr. 23 S. 94; Nr. 35 S. 63; Nr. 38 S. 21 und Nr. 49 S. 24 (?).

Wehe sind ausgerufen. 10) Innerer Streit des Liebenden, der als Brautführer seine Geliebte einem Dritten zuführen soll. 11) Liebeswunsch; ein Mädchen wünscht, ihrem Geliebten als quellender Bach durch den Hof zu fließen. 12) Jagdabenteuer; gar wunderlich. 13) Besorgt um den Geliebten, will das Mädchen nicht singen, um nicht froh zu scheinen. 14) Klage über Umkehrung der Sitten, daß der Jüngling die Witwe freie, der Alte die Jungfrau. 15) Klage eines Jünglings, daß die Mutter der Tochter zu viel Freiheit gebe. 16) Das Mädchen schilt den Wankelmuth der Männer. 17) Vertraulich-freches Gespräch des Mädchens mit dem Pferde, das ihr seines Herrn Neigung und Absichten verräth. 18) Fluch dem Ungetreuen. 19) Wohlwollen und Sorge. 20) Die Jugend dem Alter vorgezogen, auf gar liebliche Weise. 21) Unterschied von Geschenk und Ring. 22) Hirich und Wila; die Waldgöttin tröstet den liebekranken Hirich. 23) Mädchen vergiftet ihren Bruder, um den Liebsten zu erlangen. 24) Mädchen will den Ungeliebten nicht. 25) Die schöne Kellnerin; ihr Geliebter ist nicht mit unter den Gästen. 26) Liebevolle Rast nach Arbeit; sehr schön! es hält Vergleichung aus mit dem Hohenliede. 27) Gebundenes Mädchen, Kapitulation um Erlösung. 28) Zwiefache Verwünschung, ihrer eigenen Augen und des ungetreuen Liebhabers. 29) Verzug des kleinen Mädchens und sonstiger Kleinheiten. 30) Finden und zartes Aufwecken der Geliebten. 31) Welches Gewerbes wird der Gatte sein? 32) Liebesfreuden verschwapt. 33) Treu im Tode; vom Grabe aufblühende Pflanzen. 34) Abhaltung; die Fremde fesselt den Bruder, der die Schwester zu besuchen zögert. 35) Der Liebende kommt aus der Fremde, beobachtet sie am Tage, überrascht sie zu Nacht. 36) Im Schnee geht das verlassene Mädchen, fühlt aber nur das erkältete Herz. 37) Drei Mädchen wünschen: Ring, Gürtel, den Jüngling; die letzte hat das beste Theil erwählt. 38) Schwur, zu entbehren; Reue deshalb. 39) Stille Neigung; höchst schön. 40) Die Vermählte, trüber den Wiederkehrenden liebend. 41) Hochzeitanstalten; Ueberraschung der Braut. 42) Eilig, neckisch. 43) Gehinderte Liebe; verwelkte Herzen. 44) Herzog Stephan's Braut hintangesetzt. 45) Welches Denkmal dauert am Längsten? 46) Klein und gelehrt. 47) Gatte über Alles, über Vater, Mutter und Bruder; an den gerüsteten Gemahl. 48) Tödtliche Liebeskrankheit. 49) Rab und versagt. 50) Wen nahm sich das Mädchen zum Vorbild? 51) Mädchen als Fahnenträger. 52) Die ge-

Denn guter Dinge konnt' ich nicht sein.
Wir waren schon in den Oktober hinein,
Und preußische Schaaren*) allzumal
Zertrappelten uns Berg und Thal,
Und damals war noch nichts verloren.

Ich traute mir aber hinter den Ohren
Und setzte mich, wie vor alter Zeit,
Wieder an des Thales Wirklichkeit
Und wollte kühnlich mich erdreisten,
An der Saale das auch zu leisten,
Was an der Tevel ich trieb im Spiel;
Das war nun freilich gar nicht viel.

Kaum hatt' ich aber ein paar Pappeln zeichnet
Und ein paar Berge mir angeeignet,
Da brach die Sündfluth auf einmal herein:**)
Es hätte nicht können schlimmer sein.

Wie aber nach dem jüngsten Gericht,
Was vorgeschah, auch wiedergeschicht,
Und über Wolken und unter Flammen
Freunde und Feinde kommen zusammen,
Und überall im höchsten Chor
Jeder Heilige, nach wie vor,
Hebt und trägt sein Marterinstrument,
Woran man ihn allein erkennt:
So werd' ich auch wol in Abraham's Schooß
Bleistift und Pinsel nicht werden los.
Bei vieler Lust und wenig Gaben
Werd' ich doch nur gekritzelt haben.

Doch sei dem Allen, wie es sei,
Kein Blatt im Buch ist überlei,
Auf beiden Seiten manche beschrieben,
Und so nichts weiter übrig blieben,
Als daß Du glaubst, das viele Papier,
Was auch drauf stehe, gehöre Dir.

---

*) Am 16. September 1806 trafen preußische Husaren in Jena ein, am 1. Oktober Jäger, andre Truppen folgten. — L.

**) Schon am 6. Oktober sah sich Goethe genöthigt, von Jena nach Weimar zurückzukehren. — L.

fangene, bald befreite Nachtigall. 53) Serbische Schönheit. 54) Locken wirkt am Sichersten. 55) Belgrad in Flammen.

Von der Sprache nunmehr mit Wenigem das Nöthige zu melden, hat seine besondere Schwierigkeit.

Die slavische theilt sich in zwei Hauptdialekte, den nördlichen und südlichen; dem ersten gehört das Russische, Polnische, Böhmische, dem letzten fallen Slovenen, Bulgaren und Serben zu.

Die serbische Mundart ist also eine Unterabtheilung des südslavischen Dialekts; sie lebt noch in dem Munde von fünf Millionen Menschen und darf unter allen südslavischen für die kräftigste geachtet werden.

Ueber ihre Vorzüge jedoch waltet in der Nation selbst ein Widerstreit; zwei Parteien stehen gegen einander, und zwar folgendermaßen.

Die Serben besitzen eine alte Bibelübersetzung aus dem neunten Jahrhundert, geschrieben in einem verwandten Dialekt, dem Altrannonischen. Dieser wird nun von der Geistlichkeit und Allen, die sich den Wissenschaften widmen, als Sprachgrund und Muster angesehen; sie bedienen sich desselben im Reden, Schreiben und Verhandeln, fördern und begünstigen ihn; dagegen halten sie sich entfernt von der Sprache des Volks, schelten diese als abgeleitet von jenem und als Verderb des ächten, rechtmäßigen Idioms.

Betrachtet man aber diese Sprache des Volkes genauer, so erscheint sie in ursprünglicher Eigenthümlichkeit, von jener im Grunde verschieden und in sich selbst lebendig, allem Ausdruck des thätigsten Wirkens und ebenso poetischer Darstellung genügend. Die in derselben verfaßten Gedichte sind es, von denen wir sprechen, die wir loben, die aber von jenem vornehmern Theil der Nation geringgeschätzt werden, deswegen sie auch niemals aufgeschrieben, noch weniger abgedruckt worden. Daher rührte denn auch die Schwierigkeit, sie zu erlangen, welche viele Jahre unüberwindlich schien, deren Ursache uns aber jetzt erst, da sie gehoben ist, offenbar wird.

Um nun von meinem Verhältniß zu dieser Literatur zu reden, so muß ich vorerst gestehen, daß ich keinen der slavischen Dialekte, ohnerachtet mehrerer Gelegenheiten, mir jemals eigen

Anstatt das Slavische als in zwei Hauptdialekte sich theilend zu nennen, ist in „Kunst und Alterthum“ das Serbische genannt — offenbar aus Versehen.

gemacht noch sondirt und alle vor aller Originalliteratur dieser rohen Völkerschaften völlig abgeschlossen blieb, ohne jedoch den Werth ihrer Dichtungen, insofern solche zu mir gelangten, jemals zu verkennen.

Nun sind es funfzig Jahre, daß ich den Klaggesang der edlen Frauen Asan Aga übersetzte, der sich in des Abbate Fortis Reisen, auch von da in den Morlachischen Reisen der Gräfin Rosenberg finden ließ. Ich übertrug ihn nach dem beigefügten Französischen, mit Abmung des Anonymus und Beachtung der Wortstellung des Originals. Gar manche Sendung erhielt ich auf lebhaftes Anfragen sodann von Gedichten sämmtlicher slavischen Sprachen; jedoch nur einzeln sah ich sie vor mir; weder einen Hauptbegriff konnt' ich fassen, noch die Abtheilungen charakteristisch sondern.

Was nun aber die serbischen Gedichte betraf, so blieb ihre Mittheilung aus obengemeldeter Ursache schwer zu erlangen. Nicht geschrieben, sondern durch mündlichen Vortrag, den ein sehr einfaches Saiteninstrument, Gusle genannt, begleitet, waren sie in dem niedern Kreise der Nation erhalten worden; ja, es ereignete sich der Fall, als man in Wien von einigen Serben verlangte, dergleichen Lieder zu diktiren, daß dieses Gesuch abgeschlagen wurde, weil die guten, einfachen Menschen sich keinen Begriff machen konnten, wie man ihre kunstlosen, im eigenen Vaterlande von gebildeten Männern verachteten Gesänge einigermaßen hochschätzen könne. Sie fürchteten vielmehr, daß man diese Naturlieder mit einer ausgebildeten deutschen Dichtkunst ungünstig zu vergleichen und dadurch den roheren Zustand ihrer Nation spöttisch kundzugeben gedenke. Von dem Gegentheil und einer ernstlichen Absicht überzeugte man sie durch die Aufmerksamkeit der Deutschen auf jenen Klaggesang und mochte denn wol auch durch gutes Betragen die längst ersehnte Mittheilung, obgleich nur einzeln, hin und wieder erlangen.

Alles dieses war jedoch von keiner Folge, wenn nicht ein tüch-

---

Daß Goethe den „Klaggesang der edlen Frauen Asan Aga" nach dem Französischen übersetzte, mag wol auf Irrthum beruhen; allein wenn Düntzer („Goethe's lyrische Gedichte, erläutert", I. 314) die Uebersetzung nicht früher als 1776 erfolgt sein lassen will, weil erst in diesem Jahre in Bern „Die Sitten der Morlacken, aus dem Italienischen übersetzt" erschienen sei, so irrt er sehr; denn Herder giebt ganz richtig 1775 als Jahr der Erscheinens dieser Uebersetzung an (vergl. Werke, V. 54).

Das „zu" vor „vergleichen" fehlt in „Kunst und Alterthum", zweifellos in Folge eines Schreib- oder Druckfehlers.

tiger Mann, Namens Wut Stephanowitsch Karadschitsch, geboren 1787 und erzogen an der Scheide von Serbien und Bosnien, mit seiner Muttersprache, die auf dem Lande weit reiner als in den Städten geredet wird, frühzeitig vertraut geworden wäre und ihre Volkspoesie lieb gewonnen hätte. Er benahm sich mit dem größten Ernst in dieser Sache und gab im Jahre 1814 in Wien eine serbische Grammatik an den Tag und zugleich serbische Volkslieder, hundert an der Zahl. Gleich damals erhielt ich sie mit einer deutschen Uebersetzung; auch jener Trauergesang fand sich nunmehr im Original; allein wie sehr ich auch die Gabe werth hielt, wie sehr sie mich erfreute, so konnt' ich doch zu jener Zeit noch zu keinem Ueberblick gelangen. In Westen hatten sich die Angelegenheiten verwirrt, und die Entwicklung schien auf neue Verwirrung zu deuten; ich hatte mich nach Osten geflüchtet und wohnte in glücklicher Abgeschiedenheit eine Zeit lang entfernt von Westen und Norden.

Nun aber entwickelt sich diese langsam reifende Angelegenheit immer mehr und mehr. Herr Wut begab sich nach Leipzig, wo er in der Breitkopf-Härtel'schen Offizin drei Bände Lieder herausgab, von deren Gehalt oben gesprochen wurde, sodann Grammatik und Wörterbuch hinzufügte, wodurch denn dieses Feld dem Kenner und Liebhaber um Vieles zugänglicher geworden.

Auch brachte des werthen Mannes Aufenthalt in Deutschland denselben in Berührung mit verwandten Männern. Bibliothekar Grimm in Kassel ergriff mit der Gewandtheit eines Sprachgewaltigen auch das Serbische; er übersetzte die Wuk'sche Grammatik und begabte sie mit einer Vorrede, die unsern obigen Mittheilungen zum Grunde liegt. Wir verdanken ihm bedeutende Uebersetzungen, die in Sinn und Silbenmaß jenes Nationelle wiedergeben.

Auch Professor Vater, der gründliche und zuverlässige Forscher, nahm ernstlichen Theil, und so rückt uns dieses bisher fremd gebliebene und gewissermaßen zurückstreckende Studium immer näher.

Auf diesem Punkt nun, wie die Sachen gekommen sind, konnte nichts erfreulicher sein, als daß ein Frauenzimmer von

Grimm's Uebersetzung der „Auswanderung Simarl's" geht in „Kunst und Alterthum" dem obigen Aufsatz unmittelbar voraus.

besondern Eigenschaften und Talenten, mit den slavischen Sprachen durch einen frühern Aufenthalt in Rußland nicht unbekannt, ihre Neigung für die serbische entschied, sich mit aufmerksamster Thätigkeit diesem Liederschatz widmete und jener langwierigen Säumniß durch eine reiche Leistung ein Ende machte. Sie übersetzte ohne äußeren Antrieb, aus innerer Neigung und Gutachten, eine große Masse der vorliegenden Gedichte und wird in einem Oktavband so viel derselben zusammenfassen, als man braucht, um sich mit dieser ausgezeichneten Dichtart hinreichend bekannt zu machen. An einer Einleitung wird's nicht fehlen, die das, was wir vorläufig hier eingeführt, genauer und umständlicher darlege, um einen wahren Antheil dieser verdienstvollen neuen Erscheinung allgemein zu fordern.

Die deutsche Sprache ist hiezu besonders geeignet; sie schließt sich an die Idieme sämmtlich mit Leichtigkeit an; sie entsagt allem Eigensinn und fürchtet nicht, daß man ihr Ungewöhnliches, Unzulässiges vorwerfe; sie weiß sich in Worte, Wortbildungen, Wortfügungen, Redewendungen, und was Alles zur Grammatik und Rhetorik gehören mag, so wohl zu finden, daß, wenn man auch ihren Autoren bei selbsteignen Produktionen irgend eine seltsamliche Kühnheit verwerfen möchte, man ihr doch vergeben wird, sie dürfe sich bei Uebersetzung dem Original in jedem Sinne nahe halten.

Und es ist keine Kleinigkeit, wenn eine Sprache dies von sich rühmen darf; denn müssen wir es zwar höchst dankenswerth achten, wenn fremde Völkerschaften dasjenige nach ihrer Art sich aneignen, was wir selbst innerhalb unseres Kreises Originelles hervorgebracht, so ist es doch nicht von geringerer Bedeutung, wenn Fremde auch das Ausheimische bei uns zu suchen haben. Wenn uns eine solche Annäherung ohne Affektation wie bisher nach mehrern Seiten hin gelingt, so wird der Ausheimische in kurzer Zeit bei uns zu Markte gehen müssen und die Waaren, die er aus der ersten Hand zu nehmen beschwerlich fände, durch unsere Vermittelung empfangen.

Um also nun vom Allgemeinsten ins Besonderste zurück-

Das Frauenzimmer, welches eine große Masse der von Karadschitsch gesammelten serbischen Volkslieder übersetzte, war Fräulein von Jakob, welche aus den Anfangsbuchstaben ihres Namens den Pseudonym Talvj bildete. Schon am 30. Juli 1824 schrieb Goethe an Knebel: „Hab' so eben von einer sehr glücklichen Uebersetzung der serbischen Lieder gelesen, die ein deutsches, noch nicht genanntes Frauenzimmer zu Stande bringt."

zutehren, dürfen wir ohne Widerrede behaupten, daß die serbischen Lieder sich in deutscher Sprache besonders glücklich ausnehmen. Wir haben mehrere Beispiele vor uns: Vuk Stephanowitsch übersetzte uns zu Liebe mehrere derselben wörtlich; Grimm auf seinem Wege war geneigt, sie im Silbenmaaße darzustellen; auch Vatern sind wir Dank schuldig, daß er uns das wichtigste Gedicht: Die Hochzeit des Maxim Zernojewitsch im Auszuge prosaisch näher brachte, und so verdanken wir denn auch der raschen, unmittelbar einwirkenden Theilnahme unserer Freundin schnell eine weitere Umsicht, die, wie wir hoffen, das Publikum bald mit uns theilen wird.

159.

Volkslieder der Serben, übersetzt von Fräulein von Jakob.

Göttingische gelehrte Anzeigen, Stück 192.
Grimm's Recensionen.
Auszug daraus.
Die Lieder nahezu unübersetzlich.
Glückwunsch zu dieser Uebersetzung.
Aufmunterung, ja Aufforderung an alle Gebildeten, sie zu lesen.

Eins der von Vuk Stephanowitsch für Goethe wörtlich übersetzten Lieder, und zwar jedenfalls nach Goethe's Niederschrift, ist das im 1. Heft des V. Bandes von „Kunst und Alterthum", S. 84 bis 92, vor Ausgabe dieses Heftes aber schon in Nr. 169 des Morgenblattes von 1824 abgedruckte: „Der Tod des Fralewitsch Marko"; an letzterer Stelle ist ausdrücklich Goethe als Bearbeiter genannt.

Von der Freundin v. Jakob soll 1 dem Aufsatz unmittelbar das aus dem Serbischen übersetzte Gedicht „Des Prinzen Marko Krankheit".

Zu 159. Goethe's Nachgelassene Werke, VI. Bd. 1833. D. A. S. 324 bis 329. Entwurf schließen und durch den folgenden Aufsatz ersetzt.

Am 6. Juni 1825 schrieb Goethe an Zelter: „Auch die Volkslieder der Serben sind soeben in einem hübschen Quartband in Halle herausgekommen. Die Einleitung, ein kurzer Abriß der Geschichte des untergegangenen serbischen Reichs, ist eine höchst brav und kenntnißreich gearbeitete, erquickende, aber unendlich mühsame Schilderung. Daß man, wie ich vermeinte, die Nationallieder gleich in Masse vor sich hat, ist doch erquicklich und unterrichtend; man weiß sogleich, was es ist und was es heißen soll." Auch in dem am 11. März 1827 geschriebenen, aber erst am 17. October abgesandten Briefe an Zelter äußerte er sich über diese serbische Liedersammlung:

Betrachtung des Uebersetzens.
Lage der ersten Uebersetzer.
Liebe zum Original.
Wunsch, es seiner Nation bekannt und angenehm zu machen.
Furcht vor den Eigenthümlichkeiten seiner Nation.
Annäherung bis zur Untreue, so daß das Original nicht mehr kenntlich ist.
Vergleichung älterer und neuerer deutscher Uebersetzungen.
Die Sprache gewinnt immer mehr Biegsamkeit, sich andern Ausdrucksweisen zu fügen; die Nation gewöhnt sich immer mehr, Fremdartiges aufzunehmen, sowol in Wort als Bildung und Wendung.

Die Uebersetzerin hat das Glück, in eine solche Zeit zu kommen; sie hat nicht nöthig, sich vom Original weit zu entfernen; sie hält am Silbenmaaß und genaueren Vertrag.

Erwünscht, daß die Uebersetzung in frauenzimmerliche Hände gefallen; denn genau besehen, stehen die serbischen Zustände, Sitten, Religion, Denk- und Handelsweise so weit von uns ab, daß es doch einer Art von Einschmeicheln bei uns bedurfte, um sie durchaus gangbar zu machen.

Es ist nicht wie mit dem nordwestlichen Ossianischen Volksgebilde, das als gestaltlos, epidemisch und kontagios in ein schwaches Jahrhundert sich hereinsenkte und sich mehr als billigen Antheil erwarb; dieses Südöstlich-Nationelle ist hart, raub, widerborstig; selbst die besten Familienverhältnisse lesen sich gar bald in Haß und Parteiung auf.

Das Verhältniß gegen die Europa antastenden Türken ist zweideutig, wie aller schwächern Völker gegen das mächtige. Schon fügt sich ein Theil dem Sieger und Ueberwinder; daher werden die kräftiger Widerstehenden verrathen, und die Nation, für die sie Partei genommen, geht unter vor unsern Augen.

Diese unerfreulichen Ereignisse werden noch mehr verdüstert durch eine blos formelle Religion, durch eine Buch- und Pergament-Autorität, wodurch allein barbarischer Gewaltthätigkeit Einhalt gethan wird, durch einen seltsamen, ahnungsvollen Aberglauben, der die Vögel als Boten gelten läßt, durch Menschenopfer Städte zu festigen denkt, dem eine Schicksalsgöttin erst als ferne Laut- und Bergstimme bis zur sichtbaren schönen Jägerin, bis zum verwundbaren Wesen in den wichtigsten Angelegenheiten gehorchen muß.

Noch nicht genug: Todte stehen auf und besuchen auferstehende Todte; von Engeln läßt sich hie und da was blicken, aber untrüglich, und nirgendshin ist ein freier und ideeller Blick zu thun.

Dagegen finden wir einen absoluten monstroſen Helden, kurz gebunden wie irgend einer, der uns, so sehr wir ihn auch anstaunen, keineswegs anmuthen mag. Eine unglückliche Mohrenprinzeß, welche ihn im Gefängniß ungeschieden durch freundliche Worte tröstet, ihn befreit und schatzbeladen zu Nachtzeit mit ihm entweicht, die er in der Finsterniß liebevoll umfängt; als er aber Morgens das schwarze Gesicht und die blanken Zähne gewahr wird, zieht er ohne Weiteres den Säbel und haut ihr den Kopf ab, der ihm sodann noch Vorwürfe nachruft. Schwerlich wird er durch die Kirchen und Kloster, die er hierauf reuig stiftet, die Gottheit und unsere Gemüther versöhnen. Nun freilich imponirt er uns, wenn er den Blick des unüberwindlich bösen Bogdan durch seinen Heldenblick zurückdrängt, so daß Jener nichts weiter mit ihm zu thun haben will, wenn er die Wila selbst beschädigt und sie Beschluß und That zurücknehmen zwingt. Wir können uns die Art von Verehrung, die das Unbedingte in der Erscheinung immer abzwingt, nicht versagen; aber wohlthuend ist er uns so wenig als seine Genossen.

Alles dieses ist zwar als charakteristisch, aber nicht zu Unannsten von uns aufgestellt; ich will nur dadurch noch einleuchtender machen, wie es uns zum größten Vortheil gereiche, daß diese barbarischen Gedichte durch den Sinn und die Feder eines deutschen talentvollen Frauenzimmers durchgegangen. Was sie aufnehmen konnte, wird uns nicht widerwärtig sein; was sie mittheilen wollte, werden wir dankbar anerkennen.

Jene strenge Darstellung soll eigentlich nur den deutschen Leser auf einen ernsten Inhalt des Buches vorbereiten; denn selbst die zarten Liebesgedichte von der größten Schönheit haben etwas Fremdes, und die Heldengedichte, wenn sie gleich von den heftigsten menschlichen Empfindungen durchflochten sind, halten sich von uns immer in einer gewissen Entfernung.

Hier ist also der Fall, wo wir dem deutschen, wie auch dem auswärtigen gebildeten Publikum zumuthen konnten, nicht etwa auf eine sentimentale Weise jene der kultivirten Welt als excentrisch erscheinenden Zustände sich aneignen zu wollen, sich einen Genuß nach besonderer Art vorzubilden; denn, wir ver-

langen, daß wir es wagen, jene Serben auf ihrem rauhen Grund und Boden, und zwar als geschähe es vor einigen Hundert Jahren, als wäre es persönlich, zu besuchen, unsere Einbildungskraft mit diesen Zuständen zu bereichern und uns zu einem freiern Urtheil immer mehr zu befähigen.

Strengere Forderungen an die Uebersetzung.

Mögen nach Jahren erfüllt werden.

Das Annähernde, Gelenke, Geläufige ist das Wünschenswerthe des Augenblicks.

Steigerung der Uebersetzungsforderungen.

Von der laxesten Art bis zur strikten Observanz.

Mangel beider.

Die letzte treibt uns unbedingt zum Original.

*

Anlockung für Fremde, Deutsch zu lernen; nicht allein der Verdienste unsrer eignen Literatur wegen, sondern weil die deutsche Sprache immer mehr Vermittlerin werden wird, indem alle Literaturen sich in ihr vereinigen.

Und so können wir sie ohne Dünkel empfehlen.

Wer seit einem halben Jahrhundert die schiefen Urtheile der übrigen europäischen Nationen über unsre Literatur beobachtet hat und sie nach und nach durch theilnehmende, umsichtige Ausländer berichtigt sieht, der darf mit einiger nationellen Selbstgenügsamkeit aussprechen, daß jene Nationen in gewissen Fächern ihre Vormittheit abgelegt und zu einer freieren Umsicht gelangt sind, als sie mit uns und unsern treuen Bemühungen mehr und mehr bekannt worden.

Man mißgönnet der französischen Sprache nicht ihre Konversations- und diplomatische Allgemeinheit; in dem oben angedeuteten Sinne muß die deutsche sich nach und nach zur Weltsprache erheben.

160.

Serbische Gedichte.

Der zweite Theil der Uebersetzung serbischer Gedichte, den wir dem anhaltenden gründlichen Fleiß unsrer jungen Freundin

---

Zu 160. Ueb. Kunst u. Alterth., VI. Bds. 1. Hft. 1827. S. 198 bis 192.

verdanken, sollte mir Anlaß geben, über diese auch mir sehr schätzenswerthe Nationalpoesie meine Gedanken zu eröffnen. Auch hatte ich schon Manches deshalb zurechtgestellt, als ich in den Göttingischen Anzeigen, Nr. 192. Jahr 1826, eine Recension fand, welche mich aller weitern Aeußerungen überhebt. Sie ist von dem gründlichsten Sprachkenner verfaßt, der ebenso gut das allgemeine Organ, wodurch wir uns mittheilen, als das dadurch Mitgetheilte zu schätzen weiß. Wir würden besonders den Eingang hiebei abdrucken lassen, wenn wir nicht in unsrer gewohnten Bogenzahl zu weit fortgerückt wären. Nachträglich aber darf ich Folgendes bemerken.

Die serbischen Lieder, freilich nach vieljährigen Andeutungen und Verarbeiten im Stillen, werden uns auf einmal durch verschiedenartige Uebersetzungen bekannt, welche sich sonst in einer Nation nur nach und nach zu entwickeln pflegen. Ueber die sonst gewöhnliche Akkommodation, wie sie vor funfzig Jahren noch nöthig war, wo man seinem Volke alles Mitzutheilende so nach Geschmack und Gaumen zurichten und anrichten mußte, um einigermaßen dem Fremden Eingang zu verschaffen, hat uns eine höhere Kultur hinausgehoben, und wir sehen nun neben der ernst und streng an das Original sich haltenden Uebersetzung des Herrn Grimm einen bei aller Hochachtung für das Original mit freier Heiterkeit überliefernden Vortrag der Fräulein von Jakob, durch welche wir schon in Masse die tüchtigsten Heldengesänge und die zartesten Liebeslieder als unser deutsches Eigenthum ansehen können. Nun tritt Herr Gerhard hinzu mit großer Gewandtheit der Rhythmik und des Reimes und bringt uns leichtfertige eigentliche Lieder für den Kreis des Gesanges.

Wenn die beiden ersten Dichtarten den Vortrag eines einzelnen Rhapsoden oder den eines gefühlvollen Alleinsingers

---

Gerhard's leichtfertige Lieder stehen in demselben Heft S. 141 bis 146, es sind: „Die pfiffige Sommerin", „Was sein soll, schickt sich wohl" und „Die lustigen Weiber". An Gerhard schreibt Goethe am 9. Januar 1827: „Nun die kleinen Lieder hin verpflichtet und gedenke uns Deiner Erstlinge die vier, vom Ihnen in sangbare Reime gebracht, in Kunst und Alterthum, VI. 1, woran Sammlung jederzeit wird, einzuführen." Das vierte Lied war „Die Verlegenheit". (Gespräche mit Goethe, von Eckermann I, 3, 166). Letztern schreibt Goethe am 29. März 1827: „Nun aber nur wenige Worte zu den Anstrengungen, die ich Dir nur im Allgemeinen empfehlen will . . . Die serbischen, lustig leichtfertigen Weiber . . . wirst Du nach Gebühr behandeln."

Die Recension in den Göttingischen Anzeigen ist von J. Grimm.

voraussetzen, so gelangen wir hier zum lustigen Gesammtsang und treffen das Bandvolk, das nicht allein durch einen sinnigwiederkehrenden Refrain Einbildungskraft und Gefühl zusammenhält, sondern auch in sinnlosen, ja unsinnigen Klängen die Sinnlichkeit, und was ihr angehört, anregt und sie zu einem gemeinsamen Taumel auffordert.

Dieses ist das Erbtheil der geselligen Franzosen, worin sie sich von jeher überschwänglich ergingen, und worin neuerer Zeit **Beranger** sich meisterhaft erweist; wir würden sagen **musterhaft**, wenn er nicht gerade, um so ein trefflicher Poet zu sein, alle Rücksichten, die man einer gebildeten Welt schuldig ist, durchaus ablehnen müßte.

Auffallend mußte dabei sein, daß ein halbrohes Volk mit dem durchgeübtesten gerade auf der Stufe der leichtfertigsten Lyrik zusammentrifft, wodurch wir uns abermals überzeugen, daß es eine allgemeine Weltpoesie gebe und sich nach Umständen bewerthue; weder Gehalt noch Form braucht überliefert zu werden; überall, wo die Sonne hinscheint, ist ihre Entwicklung gewiß.

Diese Andeutungen fortzusetzen, enthalten wir uns gegenwärtig; die Schätze der serbischen Literatur werden schnell genug deutsches Gemeingut werden, und wir behalten uns vor, sobald noch Mehreres zur Kenntniß gekommen, unsere Gedanken weiter mitzutheilen; nur erwähnen wir, daß in den früheren Heften Musterstücke von der ernsten, strengen, rein charakteristischen sowol, als von der heitern, entgegenkommenden Art gegeben sind. Wie wir denn auch diesmal von den lustigen einige ans Unsittliche streifende einzuschalten nicht unterließen.

*

So weit waren wir gelangt, als uns die angenehme Nachricht zukam, daß Herr Gerhard unter dem Titel **Wila** eine neue Sammlung serbischer Volkslieder zunächst herausgeben werde. Da nun hier der sprach- und sinngewandte Mann diese Angelegenheit zu fördern sich abermals geneigt erweist, so zweifeln wir nicht, er werde die Aufforderung, die wir zunächst an ihn erlassen, freundlichst aufnehmen und sein Talent in dieser Angelegenheit fernerhin bethätigen.

Der Schluß des vorletzten Absatzes von „nur erwähnen" an fehlt bisher in den Werken.

„**Wila. Serbische Volkslieder** und Heldenmärchen von W. Gerhard" erschien 1828 in zwei Abtheilungen.

Und dazu hast Du Fug und Recht,
Immer war Dein dabei gedacht.
So steht Dein Bild auch klar und glatt
In unserm Herzen auf jedem Blatt.
Und Liebe bleibt zu unserm Gewinn
Ein bessrer Zeichner, als ich bin.

An Silvie von Ziegesar.*)

Karlsbad, zum 21. Juni 1808.

Nicht am Susquehanna, der durch Wüsten fließt,
Wo zum ird'schen Manna geist'ges man genießt;
Nicht vom Gnadenthale, nicht nach Herrenhut,
Wo beim Liebesmahle Thee man trinkt für Blut:

) Gedruckt in den „Nachgel. W." 1833. — Das Gedicht ist Nachbildung der gereimten Epistel eines nach Bethlehem in Nordamerika ausgewanderten Herrnhuters, Gregor mit Namen, die derselbe an seine in Herrnhut zurückgebliebene Tochter Christiane zu ihrem 11ten Geburtstage gerichtet hatte. Goethe bekam diese Epistel in Karlsbad zufällig in seine Hände, und der naive Ton derselben, so wie die eigenthümliche metrische Form (man beachte den durchgehenden Reim in der Mitte des Verses) reizten ihn zur Nachahmung. — Diejenige, der er dieselbe widmete, Silvie von Ziegesar, geb. den 21. Juni 1775, gehörte zu seinen Lieblingen, und der Climax im letzten Verse des Gedichtes war vielleicht nur zu wahr oder doch in den Jahren kurz vor Goethe's Verheirathung wahr gewesen. An sie sind auch die bereits (II, 400) mitgetheilten beiden Strophen und einige der im Taschenbuche von 1804 erschienenen Gedichte, namentlich das „Bergschloß" (I, 69), gerichtet. Goethe's zahlreiche Briefe an Silvie, 1814 verehlichte Pastor Goethe, sind noch vorhanden. Ueber den Vater Silviens giebt Jahn in der Einleitung zu Goethe's Briefen an Voigt, 1803, S. 8 und 83 Auskunft; den Ziegesar'schen Familienkreis, den auch das Gedicht II, 443 (aus dem Jahre 1820) feiert, schildert Goethe in den Tag- und Jahresheften von 1808. — Der Anfang der dem obigen Gedichte zu Grunde liegenden Epistel, die in den „Nachgel. W." vollständig abgedruckt ist, lautet:

Meine liebe Christel, heuer kriegst Du zwar
Keine Festepistel, wie die letzte war,
Die ich Dir vorm Jahre aus der See gesandt,
Denn dermalen sehe ich auf trockem Land;
Aber dessentwegen sollst Du, wenn ich kann,
Doch zum Jahresfegen einen Brief empfahn;
Und den sollst Du kriegen durch dies schöne Blatt,
Das Dir zum Vergnügen bunte Ränder hat.

Goethe knüpft sein Gedicht an eine spätere Stelle an:

Eins (ein Land) ist unter andern, wo's Gebirge raucht,
Und man durchwandern starke Füße braucht,
An der Susquehanne, einem großen Fluß,
Wo man indisch Manne stampft und essen muß. — L.

161.

Das Neueste serbischer Literatur.

Simeon Milutinowitsch, ein für die Poesie seiner Nation wie für die dichterischen Erzeugnisse der unsrigen gleich empfänglicher Mann, gegenwärtig fünfundvierzig Jahr alt, war früher als Schreiber bei dem Senate in Belgrad angestellt, vertauschte aber, als Czerny Georg seine Brüder zu den Waffen rief, die Feder mit der Flinte und dem Handschar. Er focht in beiden Befreiungskriegen unter Georg und Milosch für die Freiheit seines Vaterlandes, wanderte, als dieses dem türkischen Joche sich wieder schmiegen mußte, nach Bessarabien, fing dort an, die Heldenthaten der vorzüglichsten Bejaren dichterisch zu beschreiben, und kam über Rußland und Polen nach Leipzig, um daselbst, unterstützt vom Fürsten Milosch, in der Breitkopf- und Härtel'schen Offizin, wo er wußte, daß sein Freund Wuk Stephanowitsch die serbischen Volkslieder drucken ließ, ein von ihm begonnenes Gedicht gleichfalls der Presse zu übergeben. Er hat es nun vollendet, und es liegt ein Exemplar in vier kleinen Duodezbänden vor mir.

Die herzliche Einfalt und Biederkeit, die seiner Nation eigen, bezeichnet ihn wie sein Gedicht. Er hat es Serbianka genannt, und es enthält in aneinandergereihten Taborien oder Heldenliedern eine epische Schilderung der Aufstandskriege Serbiens, deren wichtigste Momente er als Augenzeuge am Besten darzustellen vermochte.

Zu 161. Ueb. Kunst und Alterth., VI. Bds. 1. Hft. 1827. S. 193 bis 196.

In dem bei Nr. 160 gedachten Brief an Gerhard führt Goethe fort: „Auch würde das serbische Gastes und seiner Serbianka gern erwähnen. Die in Euer Wohledlen Schreiben enthaltene Skize seines Lebens möchte für diesen Zweck hinreichend sein, wenn Sie solche nicht noch einigermaßen auszuführen gedenken. Sodann wäre ein kurzer Bericht der „Serbianka" wünschenswerth, besonders auch in dem Sinne, daß man den Gebrauch erkennte, den der Dichter von der griechischen Mythologie gemacht. Hierbei kommt Alles auf die Art an, wie er verfahren; denn er hatte das Recht und das Glück, daß diese hohen alterthümlichen Gestalten ihm als nachbarlich verwandt an der Seite stehen und daher, als Nationalgottheiten anunterbrochen wirksam, gar leicht herbeizurufen sind. — Grüßen Sie den wackern Mann vom Helikon und lassen mich bald das Kathsel hören, damit ich meinen Aufsatz über serbische Poesie abschließen und dem Druck überliefern kann."

Das Gedicht „Serbianka Symeonom Milutinowitjem Sarajlom sočinjena" erschien 1826.

Der wackere Verfasser hat auf [illegible] uns den vollständigen Inhalt seines Gedichts ausführlich mitgetheilt; wir fanden das Ganze bei genauerer Uebersicht höchst merkwürdig, und es ist vielleicht das erste Mal, daß eine alte Volksliteratur sich durch so lange Zeit in Sinn und Ton durchaus gleich bleibt. Wir wünschen, daß dieses Gedicht übersetzt, und zwar von Herrn Gerhard übersetzt werden möge, der sich die Denk- und Lebensweise, woran diese Nation gewöhnt ist, genugsam bekannt gemacht hat.

Es erscheint als etwas ganz Eigenes, daß wir den Czerny Georg und seine Gehilfen in ebendem Konflikt mit den Türken sehen, in welchen wir nun die Griechen verwickelt finden. Höchst interessant war uns, die Aehnlichkeit und den Unterschied beiderlei Aufstands gegen verjährte Usurpation zu erkennen. Und so bleibt uns dieses Gedicht, inwieweit wir uns damit befreunden konnten, höchst merkwürdig als Wiederholung oft versuchten Beispieles, interessant durch die schönen Charaktere der Hauptunternehmer. Traurig aber ist auch hier der Anblick unzulänglicher Mittel, durch Vertrauen auf größere Nachbarstaaten für Augenblicke zu übernatürlicher Kraft erhöht und am Ende dennoch zwecklos verwendet.

Wir freuen uns im voraus auf die Abstammung des schwarzen Georg von dem unüberwundenen Marke, wie sie sich in diesen Gedichten nahezu mit historischer Zuverlässigkeit wird darstellen lassen.

Schließlich wenden wir uns noch mit dem freundlichsten Gesuch an die drei von uns gerühmten Theilnehmer an diesem schönen Geschäft und sprechen den Wunsch aus, Herr Grimm, Fräulein von Jakob und Herr Gerhard möchten, Jedes in seiner Art, nicht nachlassen, diese so wichtige als angenehme Sache unablässig zu fördern.

Das Nachlassen in der Theilnahme für die serbische Volksdichtung trat bei Goethe selbst bald ein. Schon am 3. Okt. sagte er zu Eckermann („Gespräche mit Goethe", II. 14 f.): „Es ist in der altserbischen düsteren Zeit ebenso wenig für uns zu holen, als wir aus den serbischen Liedern und ähnlichen barbarischen Volkspoesien gewonnen haben. Man lieft es und interessirt sich wol eine Zeit lang dafür, aber bloß um es abzuthun und sodann hinter sich liegen zu lassen. Der Mensch wird überhaupt genug durch seine Leidenschaften und Schicksale verdüstert, als daß er nöthig hätte, dieses noch durch die Dunkelheiten einer barbarischen Vorzeit zu thun. Er bedarf der Klarheit und der Aufheiterung, und es thut ihm noth, daß er sich zu solchen Kunst- und Literatur-

162.

Nationelle Dichtkunst.

a. Gerhard's Wila.

Die serbische Poesie hat sich nach einem funfzigjährigen Jaudern, manchen eingeleiteten, aber stockenden Versuchen endlich in den Literaturen des Westens dergestalt ausgebreitet, daß sie weiter keiner Empfehlung bedarf und sogar eine Anzeige des Neusten fast überflüssig scheint.

Herrn Gerhard's Wila, als der dritte und vierte Theil der Gedichte dieses leicht auffassenden und glücklich wiedergebenden Talents, ist in jedem Sinne höchst merkwürdig. Schon dehnt sich die beschränkte Mythologie dieser Halbbarbaren mannichfaltiger aus: erst hatten wir eine vielfach erscheinende Wila, nun zeigen sich deren zwei; schon findet man das geheimnißvoll Fördernde und Hindernde, das Nützende und Schadende in einem geistigen Wesen zu denken, nicht mehr verträglich, sondern es treten schon untergeordnete, begleitende Wilen hervor, und so wird nach und nach die Fabelwelt dieser Nation ziemlich geisterhaft bevölkert.

Zu dem Begriff eines höchsten göttlichen Wesens aber scheint sie sich nur kärglich erheben zu können, und die Rolle des Satans mögen ihre unbezwinglichen Helden, ein Bogdan, ein Marko, gelegentlich wol gern selbst übernehmen. Indessen wird auch ihr Heldenkreis vor unserer Einbildungskraft immer weiter und weiter, indem er sich nach den Vorfahren zu eröffnet, indem uns die Väter, die Oheime, die Ahnen der uns bisher schon bekannten, halsstarrig-unüberwindlichen Helden merkwürdig hervortreten.

Doch dürfen wir uns in das Verdienstliche der Sache

---

epochen wende, in denen vorzügliche Menschen zu vollendeter Bildung gelangten, sodaß es ihnen selber wohl war und sie die Seligkeit ihrer Kultur wieder auf Andere auszugießen im Stande sind." Zu o. Müller äußerte er dann am 28. März 1830 („Goethe's Unterhaltungen mit dem Kanzler v. Müller, herausgegeben von Burkhardt", S. 137): „Es war doch eine schöne Zeit, als die Uebersetzung der serbischen Gedichte zuerst hervortrat und wir so frisch und [illegible] in jene eigenthümlichen Zustände hinein versetzt wurden. Jetzt liegt mir das ferne; ich mag nichts mehr davon wissen."

Zu 162 a. Allg. Kunst u. Literat., VI. Bd. 2. Hft. 1828. S. 321 ff. Die hier unter a und b gegebenen Ueberschriften finden sich nur im Inhaltsverzeichniß.

tiefer einzugehen nicht verleiten lassen; nur bemerken wir, daß eine eigene wunderliche Dichtart sich hier vernehmen läßt. Es sind sehr artige nonsensikalische Lieder herumziehender heischender Mädchen und Knaben, an welche der Deutsche in der neuern Zeit durch des Knaben Wunderhorn schon erinnert worden. Wir aber wurden persönlich in eine vorvolnische Epoche versetzt, wo wir als Kinder den vermummten drei Königen, sodann den Fastnachtssängern, endlich auch den im Frühling Schwalben Verkündenden mit wohlwollender Behaglichkeit Pfennige, Butterstemmeln und gemalte Eier zu reichen das Vergnügen hatten. Von Allem diesem scheint nur noch der Erntekranz übrig zu sein, der aber eine kirchliche Form angenommen hat.

Die frei nachgebildeten Lieder halten wie die früheren Wort und Versprechen; sie sind zu uns herübergeführt, und wir werden derselben gar manche in froher Gesellschaft, bei traulichen, wol auch bei Festmahlen, ertönen zu lassen nicht versäumen; hier ist eine grenzenlose Anregung an unsere zahlreichen Komponisten.

b. Fräulein von Jakob.

Auch Fräulein von Jakob fährt fort, sich um die serbische Dichtkunst verdient zu machen; sind doch die Deutschen längst gewohnt, mehr als einen Uebersetzer älterer und neuerer Werke auftreten zu sehen.

Genannte Freundin hat uns obnlängst abermals einige ihrer Uebersetzungen mitgetheilt, die wir, wenn uns der Platz nicht gebräche, gar gern hier aufführen möchten; sie hält sich fest an der Stelle, die sie früher schon behauptet, und kennt genau die Vorzüge, welche aus der unmittelbar darstellenden Art entspringen, die uns gerad' in die Gegenwart des Erzählten versetzt.

Es ist dieses ein Unmerkliches, welches wohlempfunden sein will und durch das Ganze durchgehn muß, aber höchst wichtig, weil der poetische Vortrag sich dadurch ganz eigentlich und einzig von dem geschichtlichen unterscheidet.

Zu 162. b. Ueb. Kunst u. Alterth., VI. Bd. 2. Hft. 1829. S. 324.

Eine abermalige Sammlung ihrer Uebersetzungen gab Fräulein von Jakob nicht heraus.

163.

Servian popular poetry, translated by John Bowring. London, 1827.

Wie es uns mit ſchönen geliebten Perſonen ergeht, die uns immer mit neuem Reiz überraſchen, ſo oft wir ſie in einem andern Kleid unvermuthet wieder erblicken, ſo war es auch mir zu Muthe, als ich die bekannten und anerkannten ſerbiſchen Gedichte in engliſcher Sprache wieder las. Sie ſchienen ein neues Verdienſt erworben zu haben; es waren dieſelbigen Geſtalten, aber wie in einem andern Gewande.

Herr Bowring hat uns ſchon im Jahr 1821 ebenfalls mit einer ruſſiſchen Anthologie beſchenkt, wodurch wir mit jenen entfernten öſtlichen Talenten, von denen uns eine weniger verbreitete Sprache ſcheidet, näher bekannt worden. Nicht allein erhielten dadurch berühmte Namen eine lebendigere Bedeutung, ſondern wir lernten auch daraus einen Mann, der uns ſchon längſt durch Lieb' und Freundſchaft verwandt war, Herrn Schukowsky, näher kennen und ihn, der uns bisher in zarten Gedichten freundlich und ehrend verpflichtet hatte, auch in der weiteren Ausdehnung ſeines poetiſchen Erzeugens lieben und bewundern.

Allen Denen, welche nun auch oſtwärts ihre Blicke wenden und den Eigenthümlichkeiten der ſlaviſchen Dichtkunſt ihre Aufmerkſamkeit ſchenken, dürfen wir dieſe beiden Sammlungen gar wohl angelegentlich empfehlen.

Zu 163. Heb. Kunſt u. Alterth. VI. Bds. 2. Hft. 1828. S. 325 f.

Die ruſſiſche Anthologie unter dem Titel: Specimens of the Russian poets, ein 2. Band derſelben erſchien 1821. Bowring lieferte nach Sammlungen böhmiſcher, polniſcher, illyriſcher, magyariſcher und ſpaniſcher Gedichte

D.

Römiſche, ſpaniſche und italieniſche Literatur.

164.

Von Knebel's Ueberſetzung des Lucrez.

Endlich tritt die vieljährige Arbeit eines geprüften Freundes an den Tag, der ich um ſo mehr einen guten Empfang wünſche, als ich ſeit geraumer Zeit dieſer unverdroſſenen Bemühung gar manche Hilfe und Förderniß zu danken habe. Die Schwierigkeiten, welche ein Jeder bei dem Studium des Lucrez empfindet, waren auch mir hinderlich, und ſo gereichten die Studien eines Freundes, ſich mit einem ſo wichtigen Reſt des Alterthums zu verſtändigen, eigenem Verſtändniß zu gro-

---

Zu 164. Nach. Kunſt u. Alterth., III. Bds. 3. Hft. 1822. S. 156 bis 162.

„T. Lucretius Carus, Von der Natur der Dinge", überſetzt von v. Knebel. Erſt an den Tag 1821 in Leipzig bei Göſchen.

Schon im Briefe an Knebel vom 29. Juni 1798 findet ſich Zeugniß der Theilnahme Goethe's für die beginnende Ueberſetzung des Lucrez. Hilfe und Förderniß dankte er dieſer Arbeit inſofern, als er damals nicht nur in dem Gedichte „Die Metamorphoſe der Pflanze" auf einem ähnlichen Geiſte ſich bewegte, ſondern ſich ſogar mit einem großen Naturgedicht trug, wie er dies in Briefen an Knebel vom 22. Januar 1799 ausſpricht, auch Böttiger im Brief an Joh. v. Müller vom 22. Febr. deſſ. J. (Werke an Joh. v. Müller 2c., I. 307) berichtet; ſpäter erkannte Goethe auch Stellen des Lucreziſchen Gedichts für wichtig in Betreff ſeiner Farbenlehre, wie die Briefe Knebel's an Goethe vom 2. und vom 6. Dezember 1805, ſowie von Goethe an Knebel vom 7. deſſ. Mon. ingleichen vom 7. Oktober 1807 meiſt den beiden Stellen beſtätigen, die aus jenem Gedicht in das Werk „Zur Farbenlehre" übergingen und zwar in der Geſchichte der Farbenlehre bei den Römern aus dem II. Buch, Vers 730 bis 741 bisher nicht in die Werke aufgenommen, und im Abſchnitt „Intentionelle Farben", IV. 73 bis 84. (Der Wortlaut weicht hier etwas von dem in Knebel's Lucrez ab; es iſt dies wahrſcheinlich eine frühere Geſtalt der Ueberſetzung.)

Die zum Verſtändniß des Lucrez gereichenden Studien legte Knebel insbeſondere auch in der Ueberſicht nieder, welche zu veranlaſſen Goethe

sem Vortheil. Denn es wird hiebei nichts weniger verlangt, als daß man sich siebzig bis achtzig Jahre vor unserer Aera in den Mittelpunkt der Welt, das heißt nach Rom versetze, sich vergegenwärtige, wie es daselbst in bürgerlichen, kriegrischen, religiosen und sittlichen Zuständen ausgesehen. Den ächten Dichter wird Niemand kennen, als wer dessen Zeit kennt.

Man darf wol sagen, daß Lucrez in die Epoche kam und die selbst mit bildete, wo die römische Dichtkunst den hohen Stil erreicht hatte. Die alte, tüchtige, derbe Rohheit war gemildert, weitere Weltansicht, praktisch tieferer Blick in bedeutende Charaktere, die man um und neben sich handeln sah, hatten die römische Bildung auf den bewundernswürdigen

---

am 14. Febr. 1821 schrieb: „Kun bleibt mir nichts zu wünschen übrig, als dieses wohlbedachte und durchgearbeitete Unternehmen auch von unserm Publikum freundlich aufgenommen zu sehen. — Du hast, mein werthester Freund, wie ich von früher Zeit her weiß, die Absicht, diese Ausgabe mit einem Vorwort zu begleiten, und ich fühle gar wohl, daß Du über die Art und Weise, wie dieses geschehen könne, einigermaßen in Zweifel schweben müssest. Wie ich jedoch darüber denke, will ohne Weiteres in einem bestimmten vollendeten Gleichnisse ausdrücken. — Wenn wir irgend einen bedeutenden Reisenden auswärtigen Gönnern und Freunden zu empfehlen gedenken, so drückt man zuerst die Eigenschaften aus, die ihn günstig einführen und anderen Personen würdig darstellen können, überläßt aber alsdann ohne umständliche Schilderung ihnen selbst, inwiefern sie sich näher anschließen und sich mit seinen Eigenheiten nach und nach befreunden wollen. — Sollte dieser Vorschlag auf den gegenwärtigen Fall anzuwenden sein, so wünsche von Dir, der Du diesen Freund innig kennst, das Nähere zu erfahren. — ... Blos ich jedoch, wenn ich einen weitbestehen Gang einer solchen Unterhaltung denke, am Ersten beachtet wünschte, ist Folgendes: Was unsern Lucrez als Dichter so hoch stellt und seinen Namen auf ewige Zeiten sichert, ist ein hohes, tüchtig-Geistiges Anschauungsvermögen, welches ihn in kräftiger Darstellung befähigt; ferners steht ihm eine lebendige Einbildungskraft zu Gebot, um das Angeschaute bis in die unscheinbaren Tiefen der Natur auch über die Sinne hinaus in alle erdenklichen Schauwinkel zu verfolgen. Dieses Beides wäre vor allen Dingen durch Andeutungen auf die wichtigsten Stellen zu belegen."

Von der Ausführung der Uebersetzung handeln dann noch die Briefe Goethe's vom 7., 18. und 28. März, sowie vom 7. April 1821. — Seine Freude über das endliche Erscheinen des Werkes gab Goethe Knebeln am 28. Nov. und 17. Dez. 1820, sowie am 14. und 21. Febr., ingleichen am 13. Juni 1821 zu All erkennen, auch in den „Tag- und Jahresheften — 1821" äußerte er: „Von Knebel's Uebersetzung des Lucrez, welcher nach vielfältigen Studien und Bearbeitungen endlich beendigt, arbeitete in weiteren Zwischenräumen und Stunden in demselben Zeitraum man ward in dem hohen Sinne der römischen Größe ein halbes Jahrhundert vor Christi Geburt und in das Verhältniß der Tod- und Redekunst zum Kriegs- und Staatswesen versetzt. Niemals von Kalkmauern konnte mehr verkannt werden, und so rollend war der Gegenstand, daß mehrere Freunde sich mit und an demselben unterhielten."

Punkt gebracht, wo Kraft und Ernst sich mit Anmuth, wo starke, gewaltige Aeußerungen sich mit Gefälligkeit vermählen konnten. Daraus entwickelte sich im Fortgang das Zeitalter August's, wo die feinere Sitte den großen Abstand zwischen Herrscher und Beherrschten auszugleichen suchte und das für den Römer erreichbare Gute und Schöne in Vollendung darstellte. In der Folgezeit war an eine Vermittelung nicht mehr zu denken: Tyrannei trieb den Redner von dem Markt in die Schule, den Poeten in sich selbst zurück, daher ich denn gar gern, diesem Verlauf in Gedanken folgend, wenn ich mit Lucrez angefangen, mit Persius endige, der, in sibyllinische Sprüche den bittersten Unmuth verhüllend, seine Verzweiflung in düstern Hexametern ausspricht.

Wie viel freier bewegt sich noch Lucrez! Zwar auch er ist bedrängt von den Stürmen der Zeit, die ihm eine behagliche Ruhe verkümmern; er entfernt sich vom Weltschauplatz, beklagt des werthesten Freundes Abwesenheit und tröstet sich durch Mittheilung des höchsten Bestrebens. Wieder aber kommt eigentlich für ihn das Bedrängende? Seit Erbauung Rom's zog der Staatsmann, der Kriegsheld vom Aberglauben nach Bedürfniß die größten Vortheile; aber wenn man von günstigen Göttern durch Vögelflug und Eingeweidegestalt treuen Rath und Warnung zu erhalten glaubte, wenn der Himmel an dem Gläubigen Theil zu nehmen schien, so waren diese dagegen doch nicht vor den Schrecken der Hölle gesichert; und weil das Fürchterliche immer mehr auftregt, als das Milde zu beschwichtigen vermag, so verdüsterte der Flammenqualm des Orkus den olympischen Aether, und die Stygische Gorgone löschte die sämmtlichen reinen, ruhigen Götterbilder aus, die man ihren schönen Wohnsitzen entrissen und in römische Knechtschaft geschleppt hatte.

Nun waren schwache Gemüther mehr und mehr bemüht, drohende Wahrzeichen abzulenken und von Furcht sich demüthig zu retten. Angst und Bangigkeit steigerte sich jedoch, als ein Leben nach dem Tode bei einem unseligen Leben auf Erden immer wünschenswerther erschien. Wer aber gab jedann Bürgschaft, daß es nicht ebenso schlimm, vielleicht gar schlimmer als am Tage des Tags unten aussehen werde? So zwischen Furcht und Hoffnung schwebte die Menge, der bald hernach das Christenthum höchst willkommen und das tausendjährige Reich als der wünschenswertheste Zustand ersehnt werden sollte.

Starke Geister hingegen wie Lucrez, die wol zu verzichten, aber sich nicht zu ergeben genaturt waren, suchten, indem sie die Hoffnung ablehnten, auch die Furcht loszuwerden; doch dabei war, wenn man auch mit sich selbst übereinzukommen gewußt, doch von außen große Anfechtung zu erleiden.

Einer, der immer wieder hören muß, was er längst beseitigt hat, fühlt ein Mißbehagen, das sich von Ungeduld zur Wuth steigern kann; daher die Heftigkeit, mit welcher Lucrez auf Diejenigen eifernd losfährt, die im Tode nicht vergehen wollen. Dieses gewaltige Schelten hab' ich jedoch immer beinahe komisch empfunden und mich dabei an jenen Feldherrn erinnert, der im prägnantesten Augenblick der Schlacht, da seine Truppen dem unvermeidlichen Tod entgegenzugehen steckten, verdrießlich ausrief: „Ihr Hunde, wollt Ihr denn ewig leben!" So nah grenzt das Ungeheure ans Lächerliche.

So viel sei diesmal über ein Werk gesagt, das, allgemeine Aufmerksamkeit verdienend, den Antheil der jetzigen Zeit besonders erregen muß.

Man soll in vielen Stücken nicht denken wie Lucrez; ja, man kann es nicht einmal, und wenn man wollte; aber man sollte erfahren, wie man sechs bis acht Dezennien vor unserer Aera gedacht hat; als Prologus der christlichen Kirchengeschichte ist dieses Dokument höchst merkwürdig.

Auf einen so wichtigen Gegenstand nun sei mir erlaubt wieder zurückzukommen, indem ich Lucrez in mehrfacher Eigen-

---

Ueber das Komische der Heftigkeit Lucrezens gegen Die, welche im Tode nicht vergehen wollen, schreibt Goethe am 14. Febr. 1821 an Knebel: „Durch die Wendung, den angefochtenen Theil seines Werks, das leidenschaftliche Leugnen der Unsterblichkeit, ins Komische zu spielen, gewinnen wir unendlich, sowie sich recht gut wird setzen lassen, daß Alles, was uns zum Vorwurf gereichen könnte, eigentlich seinem Jahrhundert als Schuld anzurechnen ist." Aehnliches sprach Goethe gegen Kanzler v. Müller am 29. Febr. 1821 aus (Unterhaltungen ꝛc. von Burckhardt", S. 39).

Ueber die größere Arbeit, in welcher Goethe auf den Gegenstand zurückkommen wollte, schreibt er vor der eben angeführten Stelle am 14. Febr. 1821 an Knebel: „Mich freut es sehr und munternt mich auf, daß meine Vorarbeit zum Lucrez Deinen Beifall hat; denn wer kann sie besser empfinden als Du, der Du das trefflichste Werk so ganz kennst. Anregung aber bedarf es freilich zu der Ausführung des Angefangenen, und ich fürchte mich gewissermaßen selbst davor, meine Absicht ist, sie diesen Sommer in fremden Landen vorzunehmen, wo der Geist freier wirkt. Vorderesen aber will ich mich, und dann wieder doch das Nöthige [illegible] und einen förmlichen Text zusammen konstituiren und die Sache von Grund aus durcharbeiten. Meiner Ansicht bin ich

schaft darzustellen wünschte: als Menschen und Römer, als Naturphilosophen und Dichter. Diesen alten Versuch auszu-

gewiß, weiß auch, was und wohin ich will; aber man muß sich erst eines großen Details versichern, wenn man ein solches Wesen durch die vier Kategorien von Mensch und Dichter, Römer und Naturphilosoph durchführen will. Doch müssen wir es uns nicht schwer machen und lieber eine Skizze geben, als zurücktreten." — Sodann am 21. Februar: „Um einen Schritt nach unserm löblichen Vorsatz weiter zu thun, erkläre mich über eine Stelle meines vorigen Briefes etwas umständlicher und sage: die Anschauung könne eine physiologische und pathologische sein. Erstere macht den Naturforscher, letztere den Arzt; daß Lucrez in beiden bedeutend gewesen, ist wohl kein Zweifel, schön wäre es daher, wenn man Stellen andeutete, wo derselbe die Natur in ihrer ganzen Fülle und Gesundheit, sodann aber, wo er sie als krank und mangelhaft gleichfalls erkennt und ausspricht. — Zur Anschauung gesellt sich die Einbildungskraft; diese in zuerst nachbildend, die Gegenstände nur wiederholend. Sodann ist sie produktiv, indem sie das Angefaßte belebt, entwickelt, erweitert, verwandelt. — Ferner können wir noch eine umsichtige Einbildungskraft annehmen, die sich beim Vortrag umherschaut, Gleiches und Aehnliches ergänzt, und das Aussehprochene zu bewähren. — Hier zeigt sich nun das Wünschenswerthe der Analogie, die den Geist auf viele bezügliche Punkte versetzt, damit seine Thätigkeit alles das Zusammengehörige, das Zusammenstimmende wieder vereinige. — Unmittelbar daraus erzeugen sich die Gleichnisse, welche desto mehr Werth haben, je mehr sie sich dem Gegenstande nähern, zu dessen Erleuchtung sie herbeigerufen werden. Die vortrefflichsten aber sind, welche den Gegenstand völlig decken und identisch mit ihm zu werden scheinen. — Von allen diesen Geistesoperationen finden sich herrliche Beispiele im Lucrez, und ich wünschte unter jeder Rubrik die vorzüglichsten aufgeführt zu sehen, welches Dir, da Du ihn ganz inne hast, nicht schwer fallen dürfte. Ich werde indeß, da ich mich mit Original und Uebersetzung beschäftige, nicht verfehlen, was für diese und die folgenden Punkte mir wichtig scheint, verzeichnis anzumerken. — Betrachtungswerth findet sich gerade hiezu im VI. Buch die wichtige Stelle von Vers 95 bis 599. Sie ist sehr ausgearbeitet, und würde davon Manches zu brauchen sein; er selbst hat sie für so wichtig gehalten, daß er ihr einen Anruf an die Muse vorausschickt. — Laß Dich nicht verdrießen, den Dichter auf solche Weise gleichsam zu zerstücken; ich kenne nur diesen Weg, um aus der allgemeinen in die besondere Bewunderung zu gelangen. Haben wir dies vorausgeschickt, so können wir andere Verdienste dieses außerordentlichen Mannes gleichfalls hervorheben." — Zog hier noch die Absicht vor, Knebel zu einer Arbeit über Lucrez in den angegebenen Richtungen zu veranlassen, so nahm Goethe sie bald selbst in die Hand, wie schon die eben angezogenen späteren Briefe an Knebel über dessen Uebersicht erkennen lassen; am 2. März 1822 schrieb er dann an Zeller: „Melden Sie dem Herrn Major von Knebel..., daß Professor Riemer mir sehr erfreuliche Kollektaneen zur Geschichte des Lucretzischen Freundes Memmius zusammengestellt, wodurch das schönste Licht über gedachte Freunde und die damalige Zeit verbreitet wird. Es läßt sich immer mehr eine freudige Ausführung hoffen." Und am Nachtrag mit Bezug auf dessen „Umrisse eines Gemäldes von Rom in den Jahren 60 bis 44 v. Chr." am 22. Apr. 1822: „So haben Sie mich durch Ihre römische Geschichtsepoche ganz eigentlich gefördert, indem ich bei Veranlassung der von Knebel'schen Uebersetzung des Lucrez mich in der Zeit aufhalte, die der, welche Sie betrachten, unmittelbar vorhergeht; suche ich mich also in Ihrem Sinn recht

Nein, am Tepelstrande von der großen Brück,*)
Wo die Mohrenhände**) schaut Sankt Nepomuck,
Zu dem weißen Hirschen,***) der beständig rennt,
Ohne daß ein Pürschen seine Straße hemmt,
Eile dieses Blättchen munter und geschwind,
Wo im kurzen Bettchen ruht das längste Kind.

Nennet mir bei Zeiten gleich den schönsten Tag,
So daß Niemand streiten, Niemand zweifeln mag.
„Meinst Du den, wo's Krippchen frömmlich bunt geschmückt,
„Den, wo sich am Pürpchen Pürpchen hoch entzückt?
„Den vielleicht vor Fasten, wo's am Tollsten geht,
„Wo man ohne Rasten sich mit Liebchen dreht?
„Ist es Ostern? Pfingsten? Corpus Domini?†)
„Freundchen, Du besingst'en; frisch zur Melodie!"

Keiner ist der meine, der sich rücken läßt;
Einer ist's, der eine, dieser steht so fest.
Läßt er nah††) sich blicken, winkt man ihn heran;
Hat man ihn im Rücken, gleich fängt's Trauern an.
Bruder nicht noch Schwester hat er für und für,
Und man glaubt, Solvester steh' schon vor der Thür.
Drum mit Wohlbedachte grüßt ihn ehrenvoll,
Weil er, was er brachte, wel uns lassen soll.
Wird er gleich entweichen, wie nun Tage sind,
Läßt er seines Gleichen uns, das längste Kind.

Froh am schönen Feste soll's in Karlsbad sein!
Ein paar hundert Gäste stellten schon sich ein.
Gleich soll Jeder haben, was ihm konvenirt;
Früh mit Wassergaben Jeder wird traktirt.
Freuet sich nicht minder als beim größten Schmaus;
Denn er geht gesünder, als er kam, nach Haus.
Liebliches Gedudel tönte gestern Nacht;
Lust'ger ist der Sprudel heut schon aufgemacht.
Frischlich angefeuchtet steht der Fels umlaubt;
Kreuzes Panner leuchtet um das kahle Haupt.†††)

*) Lokalitäten in Karlsbad, die Johannisbrücke mit der Statue des heiligen Nepomuck.
**) Gasthof zu den drei Mohren, wo Goethe wohnte.
***) Gasthof, in dem Silvie logierte.
†) Corpus Domini ist das Fronleichnamsfest.
††) Die Handschrift des Gedichtes, der wir folgen, hat nah, der erste Druck nach. — L.
†††) Der Hirschensprung, oberhalb des Neu- und Mühlbrunnens mit einem Kreuze auf der Spitze.

führen, erleichtert mir zu rechter Zeit die wohlgelungene Uebersetzung; sie macht es allein möglich. Denn wir sehen sie durchaus würdig mit edler Freiheit vorschreiten, sich selbst klar unser Verständniß aufschließen, auch wenn von den abstrusesten Problemen gehandelt wird. Graziös und anmuthig lockt sie uns in die tiefsten Geheimnisse hinein, kommentirt ohne Umschreibung und belebt ein uraltes bedeutliches Original, wie dies Alles in der Folge umständlich nachzuweisen sein wird.

---

eigentlich zu finden und übertrage Ihre Ansichten nur einige Schritte rückwärts, so bringt es mir gar viel Vortheil." — Ueber das Aufgeben seines alten Vorsatzes äußert sich Goethe auf Anlaß eines ihm von Knebel eingeschickten früheren Aufsatzes über Epikur am 27. Feb. 1800 gegen den Freund: „Ich hatte einmal früher unternommen, Lucresen als Römer in seinen Zeiten, sechzig Jahre vor Christo, in Betracht zu ziehen, ihn gegen die wilde Zeit und seinen unruhigen Freund Memmius hinzustellen und möglichst anschaulich zu machen, wie er sich dem Geist und den Umständen nach in die Epikurische Philosophie so entschieden flüchten müßte. Mit aller Bemühung aber hätte man doch nur wenige Data zusammengebracht; das Meiste hätte man dazu pragmatisiren oder, wenn Du willst, dichten müssen; und so ließ ich die Vorarbeit liegen und überzeuge mich am desto mehr, daß der Weg, den Du eingeschlagen hast, der rechte sei." Als Knebel die zweite Ausgabe seiner Uebersetzung gesandt hatte, sein Goethe am 15. Dez. 1820 nochmals mit den Worten darauf zurück: „Leider daß ich die guten Intentionen, deren ich einmal in „Kunst und Alterthum" bei Gelegenheit Deines Lucrez gedachte, nicht durchführen können. Vielleicht wären sie gerade gegenwärtig am Platz gewesen, wo aber nicht Raum noch Muth zu solchen Betrachtungen blieb."

Dafür, daß eine wohlgelungene Uebersetzung zu Stande komme, war Goethe bei Zeiten bemüht gewesen. An A. W. Schlegel schreibt er am 28. Dez. 1795: „Ein Mann wie Knebel verdient eine zarte Behandlung, da er von Natur zum Ändern und Ausbessern so sehr geneigt ist. — Was ich für ihn wünschte, wäre, daß er sich mit Ihnen in Korrespon setzte, um Ihres Rathes bei der Uebersetzung des Lucrez, auf die er eine unglaubliche Arbeit verwendet, zu genießen. Er liest, wie Sie aus seiner Vorrede [zur Uebersetzung des Properz] bemerkt haben, noch an einer kleinen grammatisch-kritischen Exposition krank. Es würde ihm bei seiner Arbeit zum größten Vortheil gereichen, wenn wir ihn davon heilen könnten, so daß er die unternommene Fortschritte, die man in den letzten Jahren gemacht hat, anerkennte, gewisse Grundsätze zu befolgen sich entschließe und dadurch seinem Werk gewiß manchen Vortheil verschaffte. Ich machte ihn darauf in einem Briefe aufmerksam, sowie ich mich darüber bald mit Ihnen zu unterhalten hoffe." Letzteres geschah am letzten Tag 1794, und über dieselbe Angelegenheit schrieb Goethe noch an Schlegel am 11. Okt. 1795, sowie an Knebel am 14. Jan., 15. März und 7. Nov. 1796.

165.

Calderon's Tochter der Luft.

De magis hominum sensu veritas
Una volvitur astere.

Und gewiß, wenn irgend ein Verlauf menſchlicher Thorheiten hohen Stils über Theaterbretter hervorgeführt werden ſollte, ſo möchte genanntes Drama wol den Preis davontragen.

Zu 165. Ueb Kunſt u. Alterth, III. Bds. 3. Hft. 1822. S. 128 bis 134.

Als Gries ſeine Ueberſetzung von Calderon's Tochter der Luft an Goethe geſandt hatte, ſchrieb Dieſer am 13. Juni 1821 an Knebel: „... verſäume nicht, wenn Du D. Gries begegnek, für „Die Tochter der Luft" ihm doppelt und dreifach zu danken. Wir ich es das herrliche von Calderon's Stücken, und ich halte es für eines ſeiner ſpätern. Ich bin dem Ueberſetzer ſehr verpflichtet, der Alles ſo treu und rein wiedergegeben; ich werde nicht ermangeln, es bei Calderon zu rühmen, wenn ich ihm drüben begegne." Sodann an Gries ſelbſt: „Euer Wohlgeboren werde abermals großen Dank ſchuldig für den Genuß, den Sie mir durch das unſchätzbare Stück Calderon's gewährt. Zwar pflegt uns vom Guten das Letzte, was uns gebracht wird, immer als das Beſte zu erſcheinen; doch dem ſei, wie ihm wolle, ſo gehört dieſes Stück zu einer der vorzüglichſten Produktionen dieſes einzigen Mannes. Alle ſeine Verdienſte, die geiſtreichſte Conception eines bedeutenden Gegenſtandes, die Verwandlungen des Geſchichtlichen in ein Fabelhaftes, die gewandteſte Benutzung aller dramatiſchen und theatraliſchen Vortheile, poetiſche Gleichnißfülle, rhetoriſche Dialektik, das Alles in genauſten hohen Partien zuſammen treffend, wahrhaft rührend, obgleich im Ganzen nicht aufs Gemüth angelegt." In den „Tag- und Jahresheften — 1821", ſagt Goethe: „Zwei Stücke von Calderon machten mich ſehr ſtutzig: der abſtrakte Gegenſtand in Aurora von Copacapana, der vernunft- und naturgemäßeſte, die Tochter der Luft; beide mit gleichem Geiſt und überſchwänglichem Talent behandelt, daß die Macht des Genies in Beherrſchung alles Widerſprechenden daraus aufs Kräftigſte hervorleuchtet und den hohen Werth ſolcher Produktionen doppelt und dreifach beurkundet." — Spätere Aeußerungen über die Tochter der Luft finden ſich, als ſie im Berlin und in Weimar auf die Bühne kam; ſo im Brief vom 6. Febr. 1827 an Zelter: „Die Tochter der Luft iſt ein grandioſes Werk. Wie halten ſie's denn in Berlin? Treu im Original iſt die Abſicht, daß Semiramis und Ninus von einer Schauſpielerin geſpielt werden. Hat man das verändert, ſo iſt der blaue Duft von der Pflaume abgewiſcht." Im Tagebuch unterm 25. Nov. 1827: „Mittags die Herren von Froriep, Helbig, Coudray und Meyer. Abends Hofrath Vogel. Mit denſelben mannichfaltige phyſiologiſche und pathologiſche Geſpräche. Hierzu Dr. Eckermann. Werde die Aufnahme der Tochter der Luft nach Calderon beurtilirt ſowie bei der Mittagsgeſellſchaft: das Publikum hatte nicht gewußt, was es damit machen ſollte." Ferner ebendo unterm 6. Dez. 1827: „Abends Coudray. Gingen wir die Umriſſe von München und andre Umriſſe von Antiquitäten durch. Später Eckermann. Ward die Tochter der Luft und andre theatraliſche Ereigniſſe beſprochen."

Zwar lassen wir uns oft von den Vorzügen eines Kunstwerks dergestalt hinreißen, daß wir das letzte Vortreffliche, was uns entgegentritt, für das Allerbeste halten und erklären; doch kann dies niemals zum Schaden gereichen; denn wir betrachten ein solches Erzeugniß liebevoll um desto näher und suchen seine Verdienste zu entwickeln, damit unser Urtheil gerechtfertigt werde. Deshalb nehme ich auch keinen Anstand, zu bekennen, daß ich in der Tochter der Luft mehr als jemals Calderon's großes Talent bewundert, seinen hohen Geist und klaren Verstand verehrt habe. Hiebei darf man denn nicht verkennen, daß der Gegenstand vorzüglicher ist als ein anderer seiner Stücke, indem die Fabel sich ganz rein menschlich erweist und ihr nicht mehr Dämonisches zugetheilt ist, als nöthig war, damit das Außerordentliche, Ueberschwängliche des Menschlichen sich desto leichter entfalte und bewege. Anfang und Ende nur und wunderbar, alles Uebrige läuft seinen natürlichen Weg fort.

Was nun von diesem Stücke zu sagen wäre, gilt von allen unseres Dichters. Eigentliche Naturanschauung verleiht er keineswegs; er ist vielmehr durchaus theatralisch, ja bretterhaft; was wir Illusion heißen, besonders eine solche, die Rührung erregt, davon treffen wir keine Spur: der Plan liegt klar vor dem Verstand; die Scenen folgen notwendig, mit einer Art von Balletschritt, welche kunstgemäß wohlthut und auf die Technik unserer neuesten komischen Oper hindeutet. Die innern Hauptmotive sind immer dieselben: Widerstreit der Pflichten, Leidenschaften, Bedinganisse, aus dem Gegensatz der Charaktere, aus den jedesmaligen Verhältnissen abgeleitet.

Die Haupthandlung geht ihren großen poetischen Gang; die Zwischenscenen, welche menuetartig in zierlichen Figuren sich bewegen, sind rhetorisch, dialektisch, sophistisch. Alle Elemente der Menschheit werden erschöpft, und so fehlt auch zuletzt der Narr nicht, dessen hausbackener Verstand, wenn irgend eine Täuschung auf Antheil und Neigung Anspruch machen sollte, sie alsobald, wo nicht gar schon im Voraus zu zerstören droht.

Nun belebt man bei einigem Nachdenken, daß menschliche Zustände, Gefühle, Ereignisse in ursprünglicher Natürlichkeit sich nicht in dieser Art aufs Theater bringen lassen, sie müssen schon verarbeitet, zubereitet, sublimirt sein; und so finden wir sie auch hier: der Dichter steht an der Schwelle der Ueberkultur, er zieht eine Quintessenz der Menschheit.

Shakespeare reicht uns im Gegentheil die volle, reife

Traube vom Stock; wir mögen sie nun beliebig Beere für Beere genießen, sie auspressen, keltern, als Most, als gegohrnen Wein kosten oder schlürfen, auf jede Weise sind wir erquickt. Bei Calderon dagegen ist dem Zuschauer, dessen Wahl und Willen nichts überlassen; wir empfangen abgezogenen, hochrektifizirten Weingeist, mit manchen Spezereien gehörirt, mit Süßigkeiten gemildert; wir müssen den Trank einnehmen, wie er ist, als schmackhaftes, köstliches Reizmittel, oder ihn abweisen.

Warum wir aber die Tochter der Luft so gar hoch stellen dürfen, ist schon angedeutet: sie wird begünstigt durch den vorzüglichen Gegenstand. Denn leider sieht man in mehreren Stücken Calderon's den hoch- und freisinnigen Mann genöthigt, düsterem Wahn zu frohnen und dem Unverstand eine Kunstvernunft zu verleihen, weshalb wir denn mit dem Dichter selbst in widerwärtigen Zwiespalt gerathen, da der Stoff beleidigt, indeß die Behandlung entzückt; wie dies der Fall mit der Andacht zum Kreuze, der Aurora von Copacavana gar wohl sein möchte.

Bei dieser Gelegenheit bekennen wir öffentlich, was wir schon oft im Stillen ausgesprochen: es sei für den größten Lebensvortheil, welchen Shakespeare genoß, zu achten, daß er als Protestant geboren und erzogen werden. Ueberall erscheint er als Mensch, mit Menschlichem vollkommen vertraut; Wahn und Aberglauben sieht er unter sich und spielt nur damit; außerirdische Wesen nöthigt er, seinem Unternehmen zu dienen; tragische Gespenster, possenhafte Kobolde beruft er zu seinem Zwecke, in welchem sich zuletzt Alles reinigt, ohne daß der Dichter jemals die Verlegenheit fühlte, das Absurde vergöttern zu müssen, der allertraurigste Fall, in welchen der seiner Vernunft sich bewußte Mensch gerathen kann.

Wir kehren zur Tochter der Luft zurück und fügen noch hinzu: Wenn wir uns nun in einen so abgelegenen Zustand, ohne das Lokale zu kennen, ohne die Sprache zu verstehen, unmittelbar versetzen, in eine fremde Literatur ohne

---

Die Andacht zum Kreuz hatte Goethe 1803 in Schlegel's Uebersetzung, und in der v. d. Malsburg's 1821 die Morgenröthe von Copacavana kennen gelernt. Ueber erstere sagter in den Anmerkungen zu Rameau's Neffen sub voce „Geschmack": „Wäre nicht durch die romantische Wendung vorgebildeter Jahrhunderte das Ungeheure mit dem Abgeschmackten in Berührung gekommen, woher hätten wir einen Hamlet, einen Lear, eine Anbetung des Kreuzes, einen standhaften Prinzen e

vorläufige historische Untersuchungen bequem hineinblicken, uns den Geschmack einer gewissen Zeit, Sinn und Geist eines Volks an einem Beispiel vergegenwärtigen können, wem sind wir dafür Dank schuldig? Doch wol dem Uebersetzer, der lebenslänglich sein Talent fleißig bemüht, für uns verwendet hat. Diesen herzlichen Dank wollen wir Herrn Dr. Gries diesmal schuldig darbringen: er verleiht uns eine Gabe, deren Werth überschwänglich ist, eine Gabe, bei der man sich aller Vergleichung gern enthält, weil sie uns durch Klarheit alsobald anzieht, durch Anmuth gewinnt und durch vollkommene Uebereinstimmung aller Theile uns überzeugt, daß es nicht anders hätte sein können noch sollen.

Dergleichen Vorzüge mögen erst vom Alter vollkommen geschätzt werden, wo man mit Bequemlichkeit ein treffliches Dargebotene genießen will, dahingegen die Jugend mitstrebend, mit- und fortarbeitend, nicht immer ein Verdienst anerkennt, was sie selbst zu erreichen hofft.

Heil also dem Uebersetzer, der seine Kräfte auf einen Punkt concentrirte, in einer einzigen Richtung sich bewegte, damit wir tausendfältig genießen können!

166.

Spanische Romanzen, übersetzt von Beauregard Pandin.

Sie wurden mir zuerst durch des Gesellschafters Novemberheft 1822 bekannt. Die dort aufgeführten sind sämmtlich humoristischen Inhalts, deren wohlgelungene Uebertragung mich um so mehr ergetzte, als ich unter dem etwas fremdklingenden Namen einen Nachbarsmann voriger Zeiten zu entdecken glaubte. Sogleich wurden, da ich mich mit ähnlichen Gegenständen beschäftigte, folgende Gedanken aufgeregt und niedergeschrieben.

•

Zu 166. Ueb. Kunst u. Alterth. IV Bnd. 2. Hft. 1823. S. 171 bis 176.

Der Uebersetzer, v. Jariges, hatte sich den fremdklingenden Namen Beauregard Pandin nach dem Stammsitze seines Geschlechts beigelegt; Goethe's Nachbarsmann war er gewesen, als er 1804 mit seinem Freunde Stroehm Zöglinge nach Weimar gekommen war.

Man spricht so oft den Namen Volkslieder aus und weiß nicht immer ganz deutlich, was man sich dabei denken soll. Gewöhnlich stellt man sich vor, es sei ein Gedicht, aus einer, wo nicht rohen, doch ungebildeten Masse hervorgetreten; denn da das poetische Talent durch die ganze menschliche Natur durchgeht, so kann es sich überall manifestiren, und also auch auf der untersten Stufe der Bildung. Hievon ist so öfters gehandelt worden, daß davon weiter zu reden unnöthig sein dürfte.

Nun möchte ich aber durch eine geringe Veränderung des Ausdrucks einen bedeutenden Unterschied bezeichnen, indem ich sage: Lieder des Volks, d. h. Lieder, die ein jedes Volk, es sei dieses oder jenes, eigenthümlich bezeichnen und, wo nicht den ganzen Charakter, doch gewisse Haupt- und Grundzüge desselben glücklich darstellen.

Verzeihen sei es mir, daß ich nach deutscher und nordischer Weise etwas ausbole und mich folgendermaßen erkläre.

Die Idee, wenn sie in die Erscheinung tritt, es sei, auf welche Art es auch wolle, erregt immer Apprehension, eine Art Scheu, Verlegenheit, Widerwillen, wogegen der Mensch sich auf irgend eine Weise in Positur setzt. Nun ist aber keine Nation vorzuführen, welche die Idee unmittelbar im allgemeinen und gemeinsten Leben zu verkörpern geneigt wäre als die spanische, die uns über das Gesagte die schönsten Aufschlüsse liefert.

Die Idee, wie sie unmittelbar in die Erscheinung, ins Leben, in die Wirklichkeit eintritt, muß, insofern sie nicht tragisch und ernst wirkt, nothwendig für Phantasterei gehalten werden, und dazu, dahin verirrt, verliert sie sich auch, wie sie ihre hohe Reinheit nicht zu erhalten weiß; selbst das Gefäß, in welchem sie sich manifestirt, geht, eben wenn es diese hohe Reinheit behaupten will, darüber zu Grunde. Hier weisen wir hundert Mittelgedanken ab und wenden uns wieder zu unserer Rubrik.

Indem die Idee als phantastisch erscheint, hat sie keinen Werth mehr; daher denn auch das Phantastische, das an der Wirklichkeit zu Grunde geht, kein Mitleiden erregt, sondern lächerlich wird, weil es komische Verhältnisse veranlaßt, die dem heitern Böswilligen gar glücklich zusagen. Ich müßte mich besinnen, um irgend etwas zu finden, das uns Deutschen in dieser Art gelungen wäre; das Mißlungene wird sich jeder

Einsichtige selbst vorzählen; das Höchstgelungene dieser Art ist Don Quijote von Cervantes. Das, was im höhern Sinne daran zu mißbilligen sein möchte, verantworte der Spanier selbst.

Aber eben die uns vorgelegten Romanzen des spanischen Volkes, die freilich schon ein hohes Dichtertalent voraussetzen, leben und schweben durchaus zwischen zwei Elementen, die sich zu vereinigen trachten und sich ewig abstoßen, das Erhabene und das Gemeine, so daß Derjenige, der auch darin weht und wirkt, sich immer genaueticht findet; die Quetschung aber ist hier nie tragisch, nie tödtlich, sondern man muß am Ende lächeln, und man wünschte sich nur einen solchen Humor, um dergleichen zu singen oder singen zu hören.

*

Kurz nachdem dieses niedergeschrieben, erhielt ich nun das Heft selbst, in welchem noch mehr dergleichen, wie ich sie nennen will, eigentlich humoristische Balladen sich finden, so daß ihrer zusammen etwa neun, von welchen das Obgesagte gelten könnte, sämmtlich als unschätzbar in ihrer Art anzusprechen sind.

Allein die Sammlung beschränkt sich nicht hierauf; beliebter Kürze willen möchten wir sagen: sie umfaßt tragische, komische und mittlere; alle zusammen zeugen von Großheit, von tiefem Ernst und einer hohen Ansicht des Lebens. Die tragischen grenzen durchaus ans Grausenhafte, sie rühren ohne Sentimentalität, und die komischen machen sich Spaß ohne Frechheit und führen das Lächerliche bis ins Absurde, ohne deshalb den erhabenen Ursprung zu verleugnen. Hier erscheint die hohe Lebensansicht als Ironie; sie hat zugleich etwas Schelmisches neben dem Großen, und das Gemeinste wird nicht trivial. Die mittleren sind ernst und bewegen sich in leidenschaftlichen, gefährlichen Regionen; aber entweder durch irgend eine Vermittelung und, wo das nicht gelingt, durch Resignation, Kloster und Grab werden sie abgeschlossen. Alle zeugen von einer Nation, die eine reiche Wirklichkeit und darin ein geistreiches Leben besaß und besitzt.

Das Heft mit Zarnes' Sammlung erschien 1823 bei Duncker und Humblot in Berlin unter dem Titel Der Romancero.

167.

Dante.

Bei Anerkennung der großen Geistes- und Gemüthseigenschaften Dante's werden wir in Würdigung seiner Werke sehr gefördert, wenn wir im Auge behalten, daß gerade zu seiner Zeit, wo auch Giotto lebte, die bildende Kunst in ihrer natürlichen Kraft wieder hervortrat. Dieser sinnlich-bildlich bedeutend wirkende Genius beherrschte auch ihn. Er faßte die Gegenstände so deutlich ins Auge seiner Einbildungskraft, daß er sie scharf umrissen wiedergeben konnte, deshalb wir denn das Abstruseste und Seltsamste gleichsam nach der Natur gezeichnet vor uns sehen. Wie ihn denn auch der dritte Reim niemals genirt, sondern auf eine oder andere Weise seinen Zweck ausführen und seine Gestalten umgrenzen hilft. Der Uebersetzer nun ist ihm hierin meist gefolgt, hat sich das Vorgebildete vergegenwärtigt und was zu dessen Darstellung erforderlich war, in seiner Sprache und seinen Reimen zu leisten gesucht. Bleibt mir dabei etwas zu wünschen übrig, so ist es in diesem Betracht.

*

Die ganze Anlage des Dante'schen Höllenlokals hat etwas Mitromegisches und deshalb Sinneverwirrendes. Von oben herein bis in den tiefsten Abgrund soll man sich Kreis in Kreisen imaginiren; dieses giebt aber gleich den Begriff eines Amphitheaters, das, ungeheuer, wie es sein möchte, uns immer als etwas künstlerisch Beschränktes vor die Einbildungskraft sich hinstellt, indem man ja von oben herein Alles bis in die Arena und

---

Zu 167. Goethe's Nachgelassene Werke, VI. Bd 1833. T.-A. S. 279 bis 283.

Auf Anlaß von „Die göttliche Komödie des Dante Alighieri, übersetzt und erläutert von K. Streckfuß. I. Theil: Die Hölle. Halle 1824. — II. Theil: Das Fegefeuer. 1825. — III. Theil: Das Paradies. 1826." schickte Goethe obigen Aufsatz mit Brief vom 6./9. September an Zelter zur Mittheilung an den Uebersetzer. Jener bestand dort aus zwei getrennten Stücken: das erste, mit „Betracht" schließend, ist unterzeichnet „September 1826", das zweite, bis Ende gehend, „Weimar, den 9. September 1826". In dieser ersten Fassung haben folgende Stellen Abweichungen vom ersten Druck: „der dritte Reim selten oder niemals genirt" — „daß Keiner zu sehen glauben; die Erfindung ist" — „das Ganze nicht rühmen wollen" — „nähern sich nun mehr dem Blutgraben" — „Grab bekannt und vertraut".

diese selbst überblickt. Man beschaue das Gemälde des Orgagna, und man wird eine umgekehrte Tafel des Kebes zu sehen glauben, statt eines Kegels einen Trichter. Die Erfindung ist mehr rhetorisch als poetisch; die Einbildungskraft ist aufgeregt, aber nicht befriedigt.

Indem wir aber das Ganze nicht eben rühmen wollen, so werden wir durch den seltsamen Reichthum der einzelnen Lokalitäten überrascht, in Staunen gesetzt, verwirrt und zur Verehrung genöthigt. Hier, bei der strengsten und deutlichsten Ausführung der Scenerei, die uns Schritt für Schritt die Aussicht benimmt, gilt das, was ebenmäßig von allen sinnlichen Bedingungen und Beziehungen, wie auch von den Personen selbst, deren Strafen und Martern zu rühmen ist. Wir wählen ein Beispiel, und zwar den zwölften Gesang:

Raubfelsig war's da, wo wir niederklommen,
Das Steingebäuf' den Augen übergroß;
So wie Ihr dieser Tage wahrgenommen
Am Bergsturz diesseits Trento, der den Schooß
Der Etsch verengte, — Niemand konnte wissen,
Durch Unterwühlung oder Erdenstoß? —
Von Felsenmassen, dem Gebirg entrissen,
Unübersehbar lag der Hang bedeckt,
Fels über Felsen zackig hingeschmissen;
Bei jedem Schritte zaudert' ich erschreckt.

So gingen wir, von Trümmern rings umfaßt,
Auf Trümmern sorglich; schwankend aber wanken
Sie unter meinem Fuß, der neuen Last.
Er sprach darauf: „In düstersten Gedanken
Beschauest Du den Felsenschutt, bewacht
Von toller Wuth; sie trieb ich in die Schranken.

Orgagna ist der verstümmelte Beiname „l'Arcagnuolo" des Künstlers Andrea di Siene, der in der Kirche Santa Maria Novella zu Florenz Dante's Hölle malte.

Kebes, ein Schüler des Sokrates, beschrieb in einer Erzählung, ὁ πίναξ, ein Bild, welches das menschliche Leben allegorisch darstellte und zwar als Aufsteigen auf einen kegelförmigen Berg, der in rings um ihn herumgehenden Umwallungen die Laster und Tugenden einschloß.

Die Verse aus dem zwölften Gesang der Hölle sind die 1 bis 10 und 25 bis 45, im Wesentlichen nach Streckfußens Uebersetzung. Die Spuren des darin geschilderten Bergsturzes sind noch heute in der Chiusa di Verona unverwischt.

Allein vernimm! Als in der Hölle Nacht
Zum ersten Mal ich tief ich abgedrungen,
War dieser Fels noch nicht herabgekracht;
Doch kurz vorher, eh Der herabgeschwungen
Vom höchsten Himmel herkam, der dem Dis
Des ersten Kreises große Beut' entrungen,
Erbebte so die graue Finsterniß,
Daß ich die Meinung faßte, Liebe zücke
Durchs Weltenall und stürz' in mächt'gem Riß
Ins alte Chaos neu die Welt zurücke.
Der Fels, der seit dem Anfang fest geruht,
Ging damals hier und anderwärts in Stücke.

Zuvörderst nun muß ich Folgendes erklären: Obgleich in meiner Originalausgabe des Dante (Venedig 1739) die Stelle e quel dis schivo auch auf den Minotaur gedeutet wird, so bleibt sie mir doch blos auf das Lokal bezüglich. Der Ort war gebirgig, raubfelsig (alpestro); aber das ist dem Dichter nicht genug gesagt; das Besondere daran (per quel ch' iv' er' anco) war so schrecklich, daß es Augen und Sinn verwirrte. Daher, um sich und Andern nur einigermaßen genugzuthun, erwähnt er, nicht sowol gleichnißweise als zu einem sinnlichen Beispiel, eines Bergsturzes, der wahrscheinlich zu seiner Zeit den Weg von Trento nach Verona versperrt hatte. Dort mochten große Felsenplatten und Trümmerteile des Urgebirgs noch scharf und frisch über einander liegen, nicht etwa verwittert, durch Vegetation verbunden und ausgeglichen, sondern so, daß die einzelnen großen Stücke, behelartig aufruhend, durch irgend einen Fußtritt leicht ins Schwanken zu bringen gewesen. Dieses geschieht denn auch hier, als Dante herabsteigt.

Nun aber will der Dichter jenes Naturphänomen unendlich überbieten; er braucht Christi Höllenfahrt, um nicht allein diesen Sturz, sondern auch noch manchem Andern umher in dem Höllenreiche eine hinreichende Ursache zu finden.

Die Wanderer nähern sich nunmehr dem Blutgraben, der bogenartig von einem gleichrunden ebenen Strande umfangen ist, wo Tausende von Centauren umhersprengen und ihr wildes Wächterwesen treiben. Virgil ist auf der Fläche schon nah genug dem Chiron getreten; aber Dante schwankt noch mit unsicherem

Die Rede des Centaur steht in den Versen 90 ff.

Herzlich grüßt der Biedre dieses Tages Stern,
Hoch wird alles Niedre, Hohes neigt sich gern.
Der verschlossne Stolze grüßet heiter, mild;
Thäl'ger wird Graf Bolze, Herr vom goldnen Schild.*)

Doch Sie kommt geschritten! Schaut nur, wie Sie steigt,
Wo sich auf Graniten manche Blume zeigt.
In den bunten Höhen eil' Ihr nachzugehn,
Wo die Orchideen und Dianthen stehn,
Und Ornithogalen, weiß und schlank wie Sie.
Ihr zu Liebe strahlen Lenz und Sommer hie.
Doch die Wetterkenner, zweifelnd stehn sie dort,
Wohlbedächt'ge Männer! Und Du schreitest fort,
Pflückest junge Rosen, lächelst leichtem Stich;
Wie im Lande Gosen sonnt es rings um Dich.
Reich an Sträuß' und Kränzen, trotz dem Wolkengraus,
Bringst Du die Excellenzen ungenetzt nach Haus.
Folge so Dir immer, wie sich's wölken mag,
Heitrer Sonnenschimmer, Dir zum eignen Tag!
Trotz dem Wetterbübchen geh's Dir jungem Blut,
Tochter, Freundin, Liebchen, wie Du's werth bist, gut!

An Frau H. D. v. Berg, geb. v. Sivers**)

aus Livland.

Karlsbad, 1808.

Wie es dampft und braust und sprühet
Aus der unbekannten Gruft!
Von geheimem Feuer glühet
Heilsam Wasser, Erde, Luft.

Hilfbedürft'ge Schaar vermehrt sich
Täglich an dem Wunderort,
Und im Stillen hilft und nährt sich
Unser Herz an Freundes Wort.

*) Ein noch existirender Gasthof.
**) Abdruck in O. F. Gruppe's „Deutschem Musenalmanach für das Jahr 1833", S. 3.

Schritt zwischen den Felsen. Wir müssen noch einmal dahin sehen; denn der Centaur spricht zu seinen Gesellen:

„Bemerkt! Der hinten kommt, bewegt,
Was er berührt, wie ich es wohl gewahrte,
Und wie's kein Todtenfuß zu machen pflegt."

Man frage nun seine Einbildungskraft, ob dieser ungeheure Berg- und Felsensturz im Geiste nicht vollkommen gegenwärtig geworden sei!

In den übrigen Gesängen lassen sich, bei veränderter Scene, eben ein solches Festhalten und Ausmalen durch Wiederkehr derselben Bedingungen finden und verweisen. Solche Parallelstellen machen uns mit dem eigentlichsten Dichtergeist Dante's auf den höchsten Grad vertraut.

Der Unterschied des lebendigen Dante und der abgeschiedenen Todten wird auch anderwärts auffallend, wie z. B. die geistigen Bewohner des Reinigungsortes (Purgatorio) vor Dante erschrecken, weil er Schatten wirft, woran sie seine Körperlichkeit erkennen.

168.

Don Ciccio.

Nachdem das Morgenblatt diesen, in der geheimen italienischen Literatur sehr berüchtigten Namen einmal ausgesprochen,*)

*) Nr. 59.

Zu 168. Morgenblatt, Nr. 121. Den 22. Mai 1815.

Im Morgenblatt, Nr. 59 von 1815, wird folgende Anekdote erzählt: „Don Ciccio, ein Neapolitaner oder Sicilianer, ward von einem sehr geistreichen Herrn ein coglione gescholten. Er belangte hierauf den Beleidiger vor Gericht, stellte actionem aestimatoriam an und erhielt nach dem Gesetze 100 Scudi. Der großmüthige Beleidiger soll ihm aber 300 Scudi haben auszahlen lassen. Darüber hatte der arme und dürftige Don Ciccio eine solche Freude, daß er in Gegenwart der Frauen, die ihm das Geld auszahlten, sagte: nun möge ihn der Beleidiger des ganze Jahr einen cogliono schelten; er thäte auf alle weitere Klagen Verzicht. Dieser nahm ihn bei dem Worte und schickte ihm mit jedem Morgen ein Sonett in das Haus, worin er ihn mit unerschöpflichem Witze immer auf eine andre Weise einen cogliono schalt, und dieses durch 365 Tage. So viel von der Literargeschichte dieser gedruckten Sammlung, die unter die seltnen gehört."

so wird es nicht unwillkommen sein, das Nähere von ihm und seinem Gegner zu hören.

Der wahre Name des zu seiner Schmach vielbesungnen Mannes war Buonaventura Arrighini, gebürtig von Lucca; sein Widersacher aber hieß Giovanni Francesco Lazzarelli, Edelmann von Gubbio, durch Schriften in Prosa und Versen berühmt, Mitglied der vornehmsten Gesellschaften in Italien, besonders der Arkadier.

Lazzarelli, geboren im Jahre 1621, eilte glücklich auf der Bahn der Studien fort und ergab sich der Rechtsgelahrtheit, welche er in der römischen Kurie als Auditor des Kardinals Cardegna praktisch ausübte. Allein seine Familie zu erhalten, kehrte er ins Vaterland zurück, bekleidete manche öffentlichen Aemter und zuletzt das wichtige eines Gonfaloniere; doch begab er sich aufs Neue in ausländische Dienste und trieb die Geschäfte eines Rechtsfreundes zu Ferrara, Perugia, Macerata und Bologna; sogar Genua und Lucca wollten sich so vorzüglicher Talente bedienen. Zuletzt erhob ihn der Herzog von Mirandola zu seinem Rath und Sekretär und endlich zum Präfekten der Residenz, wo er, stets in gutem Verhältniß zu seinem Fürsten und den berühmtesten Literatoren, 1693 starb.

Er war, sagen Gleichzeitige, eines ernsten und schönen Anblicks, von hoher Statur und reichlicher Körpergestalt. Kastanienbraune Haare, schwarze Augen und eine weite Stirn zeichneten ihn aus. Er hatte anmuthige und gefällige Manieren, eine wundersam kluge, gelehrte und erheiternde Unterhaltung; seine Lebensart, seine Religion, Nächstenliebe und Pflichtbefolgung wurden ohne Ausnahme gerühmt.

Als er im Gericht zu Macerata saß, war Arrighini sein vertrauter Kollege; worüber sie sich aber bis auf den Grad des seltsamsten Hasses entzweit, ist nicht bekannt geworden; genug, in dem Werke:

La Cicceide

Legittima di Giov. Francesco Lazzarelli.

Edizione accresciuta.

Amsterdam MDCCLXXX.

finden sich 330 Sonette, welche alle damit schließen, daß Don Ciccio ein N. N. sei. Hierauf folgen 80 Gedichte, zum Theil

gleichfalls Sonette, sämmtlich zu demselben löblichen Zweck bestimmt; das vorletzte ist nach dem Tode des Ciccio und das letzte von dem Verfasser aus dem Fegfeuer datirt. Auch diese Zugabe ist von gleichem unverwüstlichen Humor und poetischem Werth.

Nun glauben wir aber unsern Lesern eine Entwicklung schuldig zu sein, wie es möglich gewesen, eine solche Masse von Schmähgedichten, wohlgezählt 410, auf einen einzigen Mann auszuschütten, der kein verdienstloser, schlechter Mensch, aber wol eine ungeschickte, zudringliche, anmaßliche Person gewesen sein mag. Hätte nun der Dichter seinen Haß blos verneinend ausgesprochen, seinen Gegner nur gescholten, ihm durch Verkleinerungen allen Werth und Würde zu rauben gesucht, so wär' es ihm schwerlich geglückt, den Leser anzuziehen und festzuhalten. Da er aber glücklicherweise versteht, seinen Schalkheiten positiven Gehalt zu geben, so bringt er uns jedesmal Gewinn, besticht und nöthigt uns, auf Unkosten seines Gegners zu lachen. Auf welchem Wege jedoch ihm dieses gelingt, wird nunmehr umständlicher auseinanderzusetzen sein.

Lazzarelli hatte das Glück, in die Epoche einer sehr hohen, aber auch zugleich freien und losen Kultur zu fallen, wo es erlaubt ist, die würdigsten Gegenstände der nächstvergangnen Zeiten parodistisch zu benutzen. Die Sonette fallen in die Jahre 1683, 84, unter die Regierung Innocenz' XI., die keineswegs bigott war. Ihn sieht man ausgerüstet mit Allem, was Alterthum und Geschichte darbietet, was ein kirchliches und politisches Leben mittheilt, was Künste spielend überliefern, und wovon die Wissenschaft entweder schon vollständige Kenntniß giebt oder doch die ersten Blicke gewährt. Gelehrsamkeit und Weltklugheit, Gründlichkeit und gefällige Aeußerungen, Alles findet sich beisammen, und man würde nicht endigen, wenn man alle die Elemente hererzählen wollte, aus welchen der Verfasser seinen Muthwillen auferbaut; genug, nicht allein italienische Kenner und Naturforscher, sondern auch französische behaupten, daß Lucrez nicht würdiger von der Natur gesprochen, Homer sie nicht schöner beschrieben habe.

Ohne in ein solches unbedingtes, vielleicht Manchem übertrieben scheinendes Lob gerade einzustimmen, will ich versuchen, ferner abzuleiten, wie unserm Autor dasselbe zu Theil werden konnte.

Außer jenen schon zugestandenen großen Vorzügen eines

glücklichen Naturells und einer ausreichenden theoretischen und praktischen Bildung genoß der Verfasser des noch größern Nationalvorzugs einer lebendigen Weltanschauung. Der Italiener, von Kindheit an öffentlich lebend, bemerkt erst spielend, dann heiter, dann ernst alle die unendlichen Abstufungen, in welchen die bürgerliche Gesellschaft sich um ihn her bewegt. Alles, was dem Menschen die Natur, was ihm Zustand und Ausbildung giebt, regt sich vor einem klaren Auge ganz offenbar. Bedenke man nun, daß die beiden höchsten Zweige der Verfassung, alle Funktionen des Religionskultus und der Gerichtspflege, sich am hellen Tage in der freien Luft vor allen Augen das ganze Jahr über entfalten, so begreift man, was da zu sehen, zu bemerken und zu lernen ist. Der Bettler wie der Marchese, der Mönch wie der Kardinal, der Vetturin wie der Krämer, der Handwerker wie der Künstler, Alle treiben ihr Wesen vor den aufmerkenden Augen einer immerfort urtheilenden Menge. Keine Nation hat vielleicht einen so scharfen Blick, zu bemerken, wenn Einer etwas Ungeschicktes zu seinem Schaden oder etwas Kluges zu seinem Nutzen unternimmt, wovon der sicherste Beweis ist, daß der größte Theil ihrer Sprichwörter aus solchen strengen und unbarmherzigen Bemerkungen entstanden.

Jenes öffentliche Leben der Italiener, welches von allen Reisenden gekannt, von allen Reisebeschreibern bemerkt ist, bringt ein heiteres und glänzendes Wesen in ihre Literatur; ja, die italienischen Schriftsteller sind schwerer zu beurtheilen als die andrer Nationen. Ihre Prosaisten werden Poeten, eh man sich's versieht, weil sie dasjenige, was mit dem Dichter geboren wird, in ihren Kinderjahren gleich aus der zweiten Hand empfangen und mit einem bequemen Reichthum nach ihren Fähigkeiten gar leicht gebahren können.

Hieraus läßt sich einsehen, warum es bei dem Deutschen gerade das Umgekehrte ist, und warum wahrhaft poetische Naturen unsrer Nation zuletzt gewöhnlich ein trauriges prosaisches Ende nehmen.

Jenes Aufpassen der Italiener auf ein geschicktes oder ungeschicktes Betragen giebt gerade unserm Lazzarelli sehr viel Waffen gegen seinen Gegner. Dieser mag von der Mutter Natur an Gestalt nicht begünstigt, in seinem Betragen nicht angenehm gebildet, in seinen Unternehmungen schwankend und unsicher, im Handeln übereilt, mitunter durch Heftigkeit wider-

wärtig und mehr verworren als klar gewesen sein; dieses Alles weiß nun sein Gegner in einzelnen Fällen hervorzuheben, so genau und bestimmt zu zeichnen, daß man einen zwar nicht verdienstlosen, aber doch dämischen Menschen vor sich zu sehen glaubt, ja den Griffel anfassen möchte, um die Karrikatur auf der Tafel zu entwerfen.

Wie Manches bliebe noch übrig, theils über die vorliegenden Gedichte zu sprechen, theils bei dieser Gelegenheit vergleichungsweise zu berühren; doch verparen wir dies auf andre Zeit und bemerken nur noch Folgendes:

In der ersten Lust, als der Verfasser ein ganzes Jahr mit täglichen Invektiven auf seinen Widersacher ausfüllte, mag er mit Abschriften nicht karg gewesen sein, wie denn mehrere Sonette an benannte Personen als Zeugen der Absurdität des Don Ciccio gerichtet sind; hieraus mögen Sammlungen entstanden sein, bis zuletzt eine rohe Ausgabe hinter dem Rücken des Autors veranstaltet worden. Hierüber beklagt er sich, besonders über fremden Einschub, wahrscheinlich um sich gegen die verfänglichsten Stellen zu verwahren; späterhin giebt er die Gedichte selbst heraus, jedoch mit falschem Verlegernamen und Druckort: Paris, bei Claudius Rind. Beide Ausgaben sind uns nicht zu Augen gekommen; die dritte obgemeldete hingegen scheint sorgfältig, jedoch nicht ohne Druckfehler, nach der zweiten abgedruckt, wahrscheinlich auch in Italien. Diese ist noch im Buchhandel zu finden, und keinem geistreichen Freund italienischer Literatur wird es gereuen, sie in seiner Handbibliothek aufgenommen zu haben.

169.

Klassiker und Romantiker in Italien,

sich heftig bekämpfend.

Romantico! den Italienern ein seltsames Wort, in Neapel und dem glücklichen Kampanien noch unbekannt, in Rom unter deutschen Künstlern allenfalls üblich, macht in der Lombardie,

Zu 169. Kunst u. Alterth., II. Bds. 2. Hft. 1820. S. 101 bis 117.

Zusätze der Chronologie Goethischer Schriften: Dieser Aufsatz aus dem Jahr 1818.

besonders in Mailand seit einiger Zeit großes Aufsehen. Das Publikum theilt sich in zwei Parteien; sie stehen schlagfertig gegen einander, und wenn wir Deutschen uns ganz genau des Ausdruckes romantisch bei Gelegenheit bedienen, so werden dort durch die Ausdrücke Romanticismus und Criticismus zwei unversöhnliche Sekten bezeichnet. Da bei uns der Streit, wenn es irgend einer ist, mehr praktisch als theoretisch geführt wird, da unsere romantischen Dichter und Schriftsteller die Mitwelt für sich haben und es ihnen weder an Verlegern noch Lesern fehlt, da wir über die ersten Schwankungen des Gegensatzes längst hinaus sind und beide Theile sich schon zu verständigen anfangen, so können wir mit Beruhigung zusehen, wenn das Feuer, das wir entzündet, nun über den Alpen zu lodern anfängt.

Mailand ist aber vorzüglich geeignet, ein Schauplatz dieses Kampfes zu werden, weil daselbst mehr Literatoren und Künstler als irgendwo in Italien sich beisammen finden, die bei ermangelnden politischen Händeln nunmehr literarischen Streitigkeiten ein Interesse abgewinnen. Vorzüglich aber mußte in dieser wichtigen Stadt zuerst eine solche Bewegung entstehen, da man sich daselbst von deutscher Sprache und Bildung bei so naher Nachbarschaft und mannichfaltigen Handelsverhältnissen einen Begriff zu machen Gelegenheit findet.

Daß in Italien jene Kultur, die sich von den alten Sprachen und den darin verfaßten unnachahmlichen Werken herschreibt, in großer Verehrung stehe, läßt sich gar wohl denken; ja, daß man auf diesem Grunde, worauf man sich erbaut, nun auch allein und ausschließlich zu ruhen wünscht, ist der Sache ganz gemäß; daß diese Anhänglichkeit zuletzt in eine Art Starrsinn und Pedanterie auslaufe, möchte man als natürliche Folge gar wohl entschuldigen. Haben doch die Italiener in ihrer eignen Sprache einen solchen Widerstreit, wo eine Partei an Dante und den früheren, von der Crusca citirten Florentinern festhält, neuere Worte und Wendungen aber, wie sie Leben und Weltbewegung jüngern Geistern aufdringt, keineswegs gelten läßt.

Nun mag einer solchen Gesinnung und Ueberzeugung ihr Grund und Werth nicht abgesprochen werden; allein wer blos mit dem Vergangenen sich beschäftigt, kommt zuletzt in Gefahr, das Entschlafene, für uns Mumienhafte vertrocknet an sein Herz zu schließen. Eben dieses Festhalten aber am Abgeschiedenen

bringt jederzeit einen revolutionären Uebergang hervor, wo das vorstrebende Neue nicht länger zurückzudrängen, nicht zu bändigen ist, so daß es sich vom Alten losreißt, dessen Vorzüge nicht anerkennen, dessen Vorteile nicht mehr benutzen will. Freilich, wenn das Genie, der gute Kopf sich bestrebt, das Alterthum wieder zu beleben, seine Zeitgenossen in abgelegene Regionen zurückzuführen, ihnen das Entfernte durch gefällige Abspiegelung näher zu rücken, da finden sich große Schwierigkeiten; demjenigen Künstler dagegen wird es leicht, der sich umthut, was die Zeitgenossen ohnehin lieben, wornach sie streben, welche Wahrheit ihnen behagt, welcher Irrthum ihnen am Herzen liegt. Und dann ist er ja selbst ein Moderner, in diese Zustände von Jugend auf eingeweiht und darin befangen; seine Ueberzeugung schließt sich an die Ueberzeugung des Jahrhunderts. Nun lasse er seinem Talente freien Lauf, und es ist kein Zweifel, daß er den größten Theil des Publikums mit sich hinreißen werde.

Bei uns Deutschen war die Wendung ins Romantische aus einer erst den Alten, dann den Franzosen abgewonnenen Bildung durch christlich-religiöse Gesinnungen eingeleitet, durch trübe nordische Heldensagen begünstigt und bestärkt, worauf sich denn diese Denkweise festsetzen und verbreiten konnte, so daß jetzt kaum ein Dichter, Maler, Bildhauer übrig geblieben, der sich nicht religiösen Gefühlen hingäbe und analogen Gegenständen widmete.

Einen solchen Verlauf nimmt die Dicht- und Kunstgeschichte nun auch in Italien. Als praktische Romantiker werden gerühmt Johann Torti und dessen poetische Darstellung der Leidensgeschichte Christi, ferner seine Terzinen über die Poesie. Alexander Manzoni sodann, Verfasser eines noch ungedruckten Trauerspiels, der Carmagnol, hat sich durch heilige Hymnen guten Ruf erworben. Von wem man sich aber theoretisch viel verspricht, ist Hermes Visconti, welcher einen Dialog über die drei dramatischen Einheiten, einen Aufsatz über die Bedeutung des Wortes poetisch und Ideen über den Stil geschrieben hat, die noch nicht im Publikum verbreitet sind. Man rühmt an diesem jungen Manne einen höchst geistreichen Scharfsinn, vollkommene Klarheit des Gedankens, tiefes Studium der Alten sowie der Neuern. Er hat verschiedene Jahre der kantischen Philosophie gewidmet, Deutsch deshalb gelernt und sich den Vortrag des Königsberger

Weisen zu eigen gemacht. Nicht weniger hat er andere deutsche Poeticorden studirt, so wie unsere vorzüglichsten Dichter. Von Diesem hofft man, daß er jenen Streit beilegen und die Mißverständnisse auflösen werde, die sich täglich mehr verwirren.

Eine gar eigene Betrachtung hierüber veranlaßt ein merkwürdiger Fall. Monti, Verfasser von Aristodem und Cajus Gracchus, Uebersetzer der Ilias, kämpft eifrig und kräftig auf der klassischen Seite. Seine Freunde und Verehrer stehen dagegen für die romantische Partei und versichern, seine eignen besten Werke seien romantisch, und bezeichnen solche namentlich, worüber der lösbare Mann höchst verdrießlich und aufgebracht, das ihm zugedachte falsche Lob gar nicht anerkennen will.

Und doch ließe sich dieser Widerstreit sehr leicht heben, wenn man bedenken wollte, daß Jeder, der von Jugend an seine Bildung den Griechen und Römern verdankt, nie ein gewisses antikes Herkommen verleugnen, vielmehr jederzeit dankbar anerkennen wird, was er abgeschiedenen Lehrern schuldig ist, wenn er auch sein ausgebildetes Talent der lebendigen Gegenwart unaufhaltsam widmet und, ohne es zu wissen, modern endigt, wenn er antik angefangen hat.

Ebenso wenig können wir die Bildung verleugnen, die wir von der Bibel bekommen haben, einer Sammlung bedeutender Dokumente, welche bis auf die letzten Tage einen lebendigen Einfluß hat, ob sie uns gleich so fern liegt und so fremd ist als irgend ein anderes Alterthum. Daß wir sie näher fühlen, kommt daher, weil sie auf Glauben und höchste Sittlichkeit wirkt, da andere Literaturen nur auf Geschmack und mittlere Menschlichkeit hinleiten.

Inwieiern nun die italienischen Theoretiker sich in Güte vereinigen können, wird die Zeit lehren. Gegenwärtig ist noch keine Aussicht dazu; denn weil, wie nicht zu leugnen ist, in dem romantischen Wesen manches Abstruse vorkommt, was nicht gleich einem Jeden klar wird, vielleicht auch mancher Mißgriff obwaltet, den man eben nicht vertheidigen kann, so ist die Menge gleich fertig, wenn sie Alles, was dunkel, albern, verworren, unverständlich ist, romantisch nennt; hat man ja auch in Deutschland den edelsten Titel eines Naturphilosophen frecherweise zum Spitz- und Schimpfnamen entwürdigt!

Wir thun deshalb sehr wohl, wenn wir auf diese Ereignisse

Aristodemo von Monti 1788, Cajo Gracco 1800, die Ilias 1803.

in Italien Acht haben, weil wir wie in einem Spiegel unser vergangenes und gegenwärtiges Treiben leichter erkennen, als wenn wir uns nach wie vor innerhalb unseres eigenen Zirkels beurtheilen. Beobachten wollen wir daher, was in Mailand einige gebildete, liebenswürdige Geister noch unternehmen, die mit gesitteten und schicklichen Manieren die verschiedenen Parteien einander anzunähern und auf den wahren Standpunkt zu leiten gedenken. Sie kündigten ein Journal an, das der Vermittler heißen sollte, dessen Programm aber schon mit widerwärtiger Beleidigung empfangen wurde, indessen das Publikum nach seiner löblichen Art über beide Meinungen spottet und dadurch jeden wahren Antheil vernichtet.

Auf alle Fälle jedoch müssen die Romantiker auch dort in kurzem die meisten Stimmen vor sich haben, da sie ins Leben eingreifen, einen Jeden zum Zeitgenossen seiner selbst machen und ihn also in ein behagliches Element versetzen. Wobei ihnen denn ein Mißverständniß zu Gute kommt, daß man nämlich Alles, was vaterländisch und einheimisch ist, auch zum Romantischen rechnet, und zwar deshalb, weil das Romantische an Leben, Sitten und Religion herantritt, wo denn Muttersprache, Landesgesinnung als höchst lebendig und religiös erscheinen muß. Wenn man z. B. anfängt, Inschriften, statt wie bisher in lateinischer Sprache, nunmehr in italienischer zu verfassen, allgemeiner Verständlichkeit willen, so glaubt man dieses auch dem Romantischen zu verdanken, woraus deutlich erhellt, daß unter diesem Namen Alles begriffen sei, was in der Gegenwart lebt und lebendig auf den Augenblick wirkt. Zugleich ist uns ein Beispiel gegeben, daß ein Wort durch Gebrauchsfolge einen ganz entgegengesetzten Sinn annehmen kann, da das eigentlich Romantische unseren Sitten nicht näher liegt als Griechisches und Römisches.

Der soeben mitgetheilte Aufsatz war schon vor mehreren Monaten aus Privatnachrichten entwickelt und hätte dem vorigen Hefte als Neuheit hinzugefügt werden sollen. Nun sind aber zeither außer dem angeführten Conciliatore auch die übrigen bezeichneten Schriften uns zur Hand gekommen, die wir, in Hoffnung, unsern Lesern Nähliches und Erfreuliches vorlegen zu können, treulich und fleißig betrachtet haben. Ob in der Zwischenzeit von Andern etwas hierüber ins Publikum gebracht worden, ist

uns unbekannt geblieben; wir jedoch glauben unsere Pflicht deshalb mit wenigen allgemeinen Betrachtungen zu erfüllen.

Eine jede Theorie, sie sei, von welcher Art sie wolle, setzt eine Unterlage voraus, irgend etwas in der Erfahrung Gegebenes, welches man sich so gut als möglich zurecht legen möchte. Von Aristoteles bis auf Kant muß man erst wissen, was diesen außerordentlichen Menschen zu schaffen machte, ehe man nur einigermaßen begreift, warum sie sich so viel Mühe gegeben.

Jene neueren Mailändischen Schriften also mögen wir mit dem besten Willen, mit redlichster Sorgfalt lesen, so können wir doch nicht klar einsehen, warum und wozu sie geschrieben sind, was diesen Streit aufregt, was ihm Interesse giebt und ihn lebendig erhält. Wenigstens müßten wir darüber nicht mehr zu sagen, als was im Vorstehenden schon geäußert worden, und man müßte eine geraume Zeit an Ort und Stelle zubringen, um davon ausreichende Nachricht zu geben.

Eine große, herrliche Stadt, die sich vor Kurzem noch als das Haupt Italiens ansehen durfte, die der großen Zeit noch mit einigem Gefallen gedenken muß, birgt in ihrem Busen, der köstlichen Bild- und Bauwerke nicht zu gedenken, so mannichfaltig lebendige Kunsterzeugnisse, von denen wir guten Deutschen uns keinen Begriff machen. Um ihr Urtheil darüber zu begründen, sondern sie, den Franzosen ähnlich, doch liberaler, ihre Darstellungen in verschiedene Rubriken. Trauerspiel, Lustspiel, Oper, Ballet, ja Dekoration und Garderobe sind abgesonderte, obgleich ineinandergreifende Kunstfächer, deren jedem das Publikum und, insofern er zum Worte kommt, der Theorist innerhalb gewisser Begrenzungen eigene, besondere Rechte und Befugnisse zugesteht. Hier sehen wir verboten, was dort erlaubt, hier bedingt, was dort freigegeben ist. Aber alle diese Meinungen und Urtheile sind auf unmittelbare Anschauung gegründet, durch einzelne Fälle veranlaßt, und so sprechen Aeltere und Jüngere, mehr oder weniger Unterrichtete, frei oder befangen, leidenschaftlich hin und wieder über allgemein bekannte Mannichfaltigkeiten des Tages. Hieraus sieht man denn, daß nur der Gegenwärtige, Mitgenießende allenfalls mitzuurtheilen hätte, und vielleicht nicht einmal der gegenwärtige Fremde, der in die Fülle eines ihm unerklärlichen Zustandes hineinspringt und seine Ansichten dem Augenblick, der auf dem Vergangenen ruht, wol schwerlich gerecht und billig fügen könnte.

An den Fürſten Karl von Ligne.*)

Teplitz, August 1810.

In früher Zeit, noch froh und frei,
Spielt' ich und ſang zu meinen Spielen;
Dann fing's im Herzen an zu wühlen.
Ich fragte nicht, ob ich ein Dichter ſei;
Doch daß ich liebte, konnt' ich fühlen.

So bleibt es noch. Ich weiß nicht viel
Von eignen dichteriſchen Thaten.
Man ſagt, mir ſei als Ernſt und Spiel
Nicht übel Dies und Jen's gerathen.
Gern hör' ich Gutes von der Kunſt,
Der ich mein Leben treu geblieben;
Doch mich in meinen Freunden lieben,
Dies, edler Mann, dies iſt die ſchönſte Gunſt.

An Chriſtine von Ligne.**)

Teplitz, den 2. September 1810.

Ein klein Papier haſt Du mir abgewonnen,
Ich war auf größeres gefaßt;
Denn Viel gewinnſt Du wol, worauf Du nicht geſonnen,
Worum Du nicht gewettet haſt.

An die Schauſpielerin Amalie Wolff, geb. Malkolmi.***)

Zum 10. Dezember 1812.

Erlaubt ſei Dir, in mancherlei Geſtalten
Das junge Volk und die ehrwürd'gen Alten

*) Gedruckt in den „Nachgel. W." 1833. Vgl. Riemer, Briefe von und an Goethe. S. 189. Das Gedicht iſt eine Antwort auf ein franzöſiſches Gedicht des Fürſten von Ligne, den Goethe 1807 kennen gelernt hatte. Jenes iſt „Teplitz, im Auguſt 1810" datirt und wurde von einer gemeinſchaftlichen Freundin des Fürſten und Goethe's, der Baronin von Eybenberg, Riemer mitgetheilt, um Goethe zu einer Erwiderung zu veranlaſſen.

**) Von Freih. von Biedermann in „Goethe an Chriſtine von Ligne. Zur kleinen Erbauung der ſtillen Gemeinde am 22. März 1860 vertheilt. Leipzig. Hirſchfeld" in Druck gegeben. Goethe hatte eine Wette verloren und zahlte den Verluſt mit einem Guldenſchein, auf welchen er obige Verſe geſchrieben hatte. Die Angeredete war die am 4. Januar 1788 geborne Tochter des Fürſten Karl von Ligne (ſiehe das vorige Gedicht), ſeit 6. November 1811 vermählte Gräfin O'Donnell von Tyrconnell; ihr Vorname wurde gewöhnlich in „Titinne" verwandelt. — L.

***) 1813 als Einzeldruck in zwei von einander abweichenden Blättern, 1833 in den „Nachgel. W." — Goethe verfaßte das Gedicht zum Geburtstage von Frau Wolff (ſie war am 10. oder 11. Dezember 1783 geboren) im

Mit den heiligen Hymnen des Alexander Manzoni ist es schon ein etwas anderer Fall. Wenn sich über mannichfaltige Vorkommenheiten der Zeit die Menschen entzweien, so vereinigt Religion und Poesie auf ihrem ernsten, tiefern Grunde die sämmtliche Welt. Vorbenannte Gedichte waren uns überraschend, obgleich nicht fremdartig.

Wir gestehen Herrn Manzoni wahres poetisches Talent mit Vergnügen zu; Stoff und Beläge sind uns bekannt, aber wie er sie wieder aufnimmt und behandelt, erscheint uns neu und individuell.

Es sind überhaupt nur vier Hymnen, welche nicht mehr als dreiunddreißig Seiten einnehmen, und folgendermaßen geordnet: Die Auferstehung, das Grundergebniß der christlichen Religion, das eigentlichste Evangelium. Der Name Maria, durch welchen die ältere Kirche jede Ueberlieferung und Lehre höchst anmuthig zu machen weiß. Die Geburt, als die Morgenröthe aller Hoffnungen des Menschengeschlechts. Die Passion, als Nacht und Finsterniß aller Erdenleiden, in welche die wohlthätige Gottheit sich einen Augenblick zu unserm Heil versenken mochte.

Diese vier Hymnen sind verschiedenen Ausdrucks und Tons, in verschiedenen Silbenmaaßen abgefaßt, poetisch erfreulich und vergnüglich. Der naive Sinn beherrscht sie alle; aber eine gewisse Kühnheit des Geistes, der Gleichnisse, der Uebergänge zeichnen sie vor andern aus und locken uns, immer näher mit ihnen bekannt zu werden. Der Verfasser erscheint als Christ ohne Schwärmerei, als römisch-katholisch ohne Bigotterie, als Eiferer ohne Härte. Doch ganz ohne Bekehrungstrieb darf der Dichter sich nicht zeigen; dieser wendet ihn aber auf eine anmuthige Weise gegen die Kinder Israel, denen er freundlich vorwirft, Maria sei doch aus ihrem Stamme geboren, und sie wollten allein einer solchen Königin die Huldigung versagen, die eine ganze Welt ihr zu Füßen legt.

Diese Gedichte geben das Zeugniß, daß ein Gegenstand, so oft er auch behandelt, eine Sprache, wenn sie auch Jahrhunderte lang durchgearbeitet worden, immer wieder frisch und neu erscheinen, sobald ein frischer, jugendlicher Geist sie ergreifen, sich ihrer bedienen mag.

Manzoni's Inni sacri 1810

170.

Indicazione di ciò che nel 1819 si è fatto in Italia intorno alle lettere, alle scienze ed alle arti.

Diese Jahresanzeige kommt uns eben, als wir Vorstehendes zum Drucke bestimmen, vor Augen, und ob wir gleich das literarische Verdienst des trefflichen Verfassers schon längst zu schätzen gewußt, so finden wir uns doch diesmal mit ihm in einigem Widerspruch und entschließen uns daher zu nachstehender Uebersetzung und Gegenrede.

„Im vorigen Jahrhunderte stärkte sich das italienische Theater auf einen hohen Grad an den Werken Goldoni's und Alfieri's. Durch sie ward es der Erniedrigung, worin es lag, entzogen; ein neues Leben erschien auf demselben. Unglücklicherweise fand der zweite dieser Autoren mehr Nachfolger als der erste, und wirklich steigen auf unserer Halbinsel hie und da kühne, glühende Geister auf, welche seine Spur betreten. Kein Jahr vergeht, daß man nicht aus den Pressen zwanzig oder dreißig Tragödien ans Tageslicht hervorgeben sähe, alle ohngefähr von gleichem Werthe.

„Auch in diesem Jahr behandelte Graf Gambare Andrea Poncarale di Brescia, Mangili Leonida, Marchise Mileto, zwei Autoren Cuaquarelli und Gasparinetti, Jeder einzeln, Bibli, der Herzog von Ventignano Ippolito und Ifigenia in Aulide, Rufia Teramene, Agave und die Beliden, Manzoni den Carmagnola.

„(Note. Der Graf Carmagnola, Trauerspiel von A. Manzoni. Dieses Trauerspiel, welchem große Fehler nicht abgehn, hat auch viele Schönheiten und verdient, daß wir davon besonders handeln. Hier aber wollen wir auf keine Art unseren Meinungen vorgreifen.)

„Wenige Städte giebt's, welche nicht einen oder mehrere Verfasser zählten von Tragödien, die völlig unter jenem Schutz und Schirm kompilirt worden. Aber sinnige Personen, eifersüchtig auf unsern Ruhm, finden wol, daß sie sich nicht auf

---

Zu 170. Heb. Kunst u. Alterth., III. Bds. 1. Heft. 1821. S. 59 bis 69.

Dieser Aufsatz bildet Nr. 6 und 7 der „Nachträge zu den vorigen Heften und sonstige Einzelnheiten."

Vorstehendes zum Drucke Bestimmtes ist der Aufsatz Nr. 171. b.

die Verücherungen der Autoren selbst verlassen können, sondern überzeugen sich, daß, wo die ganze Seele Alfieri's nicht zu finden ist, seine Formen sich gar schlecht zu einem Empfinden schicken wollen, das nicht das eigene seinige sei, dergestalt daß es mehr verdrießlich als zu verwundern ist, in solchen Werken weder gute Auswahl des Gegenstandes noch Regelmäßigkeit des Ganges, keine Wahrheit des Kostüms, aber wohl die Sittensprüche, die Wendungen und oft die eigensten Verse Alfieri's zu finden.

„(Note. Manzoni verdient den Tadel einer knechtischen Nachahmung keineswegs; er hat sich davon völlig losgelöst.)"

*

Insofern es möglich ist, den ganz eigenen, schwer zu bezeichnenden Stil der italienischen Poesia im Deutschen wiederzugeben, trugen wir den Landsleuten vor, was ein sehr tüchtiger, von uns höchlich anerkannter Mann über unsern Freund Manzoni gesprochen. Nach Allem, was wir im vorigen Hefte über das Stück geäußert, dürfen wir hiezu nicht schweigen, und wenn ihr es auch drüben über den Alpen nicht vernehmen sollten. So viel ist gewiß, wir urtheilende deutsche Literatoren würden so nicht zu Werke gehen. Denn erst heißt es, Alfieri habe leider mehr Nachfolger als Goldoni; dann werden ein halb Dutzend Autoren als solche unerfreuliche Nachtreter mit ihren Werken genannt, zuletzt Manzoni und sein Graf Carmagnola. Gleich aber in der Note werden diesem Stücke neben großen Fehlern viele Schönheiten zugestanden, allein für den Augenblick jedem Urtheil ausgewichen. Hierauf enthält der Text durchgängige Mißbilligung solcher Arbeiten; nur in einer Note wird Manzoni abermals ausgenommen.

Diese Art kritischer Behandlung sei uns Deutschen fremd! Wenn über den Alpen der vortreffliche Literator am Ende einer Reihe von Autoren, die er nicht billigt, einen werthen Manzoni nachbringt, um ihn etwas besser zu behandeln, so würden wir die zuerst genannten Dichter einzeln summarisch charakterisirt, Diesen aber, als den vorzüglichsten, dem es am Besten gelungen, ausgezeichnet und nicht dem Text widersprechende Noten nachgedacht haben. Nun sind wir äußerst neugierig, was denn dieser ehrenwerthe Kritiker Herrn Manzoni als Fehler anrechnen will, da er ihm als Tugend anerkannt, daß er sich von dem alten Wesen, welchem leider Alfieri zu seinem eigenen großen Schaden zugethan blieb, völlig losgemacht.

*

Wir dürfen auch über Alfieri reden; denn wir haben uns genugsam an ihm herumgequält; unsere Freunde haben ihn treu übersetzt, wir thaten das Möglichste, ihn auf unser Theater zu bringen; aber der Widerwuchs eines großen Charakters bei mächtigem Streben, eine gewisse Trockenheit der Einbildungskraft bei tiefem, leidenschaftlichen Sinn, der Lakonismus in Anlage sowol als Ausführung, das Alles läßt den Zuschauer nicht froh werden.

Keineswegs denken wir hierdurch seine unsterblichen Verdienste zu schmälern; aber verwandelt er nicht z. B. mehrere seiner Stücke dadurch in vollkommene Wüsteneien, daß er sie auf so wenig Personen zurückführt? Die Alten hatten den Chor zur Seite, da sie öffentlich lebten; die Neuern ließen sich im Innern Vertraute gefallen; und wer lebt denn so allein, daß ein geistreicher Dichter aus nothwendiger und wahrscheinlicher Umgebung nicht einen Mitredenden hervorbilden sollte, um die Helden sowol als die Zuhörer von den schrecklichen Monologen zu entbinden?

Hierin ist Manzoni gewiß musterhaft, wie Jeder gleich einsehn wird, der unserer Entwickelung gefolgt ist; wie viel Theaterscenen haben wir denn, die sich der ersten des zweiten Aktes, im Zelte Malatesti's, vergleichen könnten?

Wär' es noch gegenwärtig mein Geschäft, der Ausbildung eines Theaters vorzustehen, so sollte Graf Carmagnola bei uns wohl aufgenommen sein und, wenn auch nicht als Liebling der Menge oft wiederholt, doch immer auf dem Repertorium als ein würdiges Männerstück in Ehren bleiben. Ja, ich getraute mir zwei bis drei deutsche neuere Theaterstücke, welche sich jetzt nur einen mäßigen Besuch erbitten müssen, ungesäumt anzudeuten, welchen die Autoren durch eine Behandlung nach Manzoni's Vorgang einen sichern und dauernden Beifall erwerben könnten.

*

Unser italienischer Kritiker, indem er von Stücken spricht, die der Spur Alfieri's nachfolgen, sagt zwar, sie seien ohngefähr von gleichem Werthe; wir müßten aber seine große Ein-

---

Von Alfieri brachte Goethe aufs Theater wol nur „Saul", übersetzt von seinem Freunde Knebel, 1809 und 1811.

Mit dem Absatz „Unser italienischer Kritiker ꝛc." beginnt Nr. 7. Dieser Theil des Aufsatzes ist, wie es ganz zweckmäßig in den Werken schon ge-

sicht und Konsequenz nicht kennen, wenn wir nicht vermuthen sollten, daß er sie nach einer gewissen Rangordnung gestellt, die geringern voran, die bessern hintennach genannt habe.

Hieru bewegt uns das Vorurtheil für unsern Liebling Herrn Manzoni, welcher zuletzt genannt wird, deshalb wir denn seinen Vorgänger Herrn Ruffa auch für bedeutend halten, so daß wir, wenn seine Stücke uns zu Gesichte kommen, nach unserer deutschen Weise mit Billigkeit darüber sprechen werden. Denn wir müßten sehr irren, wenn nicht Manches darin zu finden sein möchte, was man bei Alfieri vergebens sucht und was uns Deutschen gar wohl zusagen dürfte.

Was dieser Dichter von sich selbst bekennt, wird uns folgendermaßen mitgetheilt.

„Diese Tragödien zu schreiben, trieb mich eine unwiderstehliche Gewalt. Unter Kalabresen bin ich geboren, einem Volke, zum Theil noch halb Waldmenschen, muthvoll bis zur Wildheit, in Verfätzen hartnäckig, in Leidenschaften unbegrenzt. Und so sah ich von Kindheit auf nur Beispiele von heroischen Handlungen und außerordentlichen Verbrechen, gegenseitiges Anprallen heftigen Wollens, Blut, Mord, glühenden Haß, schreckliche Rache, Brudermord, Vater- und Selbstmord, Mißthaten aller Art; und im Gegentheil Beispiele festen und kühnen, beim Anblick des bittersten Todes sich erhöhenden Muthes, Treue ohne Gleichen, edlen Uneigennutz und unglaubliche Beständigkeit, redliche Freundschaft, großmüthige Züge von Feind zu Feind. Dergleichen Alles traf meine jugendliche Phantasie. Unsere Ausgewanderten waren das allgemeine Gespräch, und wir hatten in unserer Kleinheit nach Gleichniß griechischer heroischer Zeiten unsere Siniffe, Scironen und Prokrusten, wie im Gegensatz auch unsere Alciden und Theseen. Der Volksglaube an Zauberschwestern und magisches Bethun, an Geister der Ermordeten, die man sogar mit einem besondern Namen Spirli bezeichnete — das Alles umhüllte mit einem so wundersamen und poetischen Duft jede Erzählung und Ueberlieferung, daß selbst die Ungläubigsten daran sich erfreuten. Ich aber als Knabe eraente mich besonders, auf dergleichen Dinge zu merken, sie mir anzueignen und sie wiederzuerzählen, und Kinder meines Alters hörten mir gern zu. Freilich war

---

stehen, unter derselben Ueberschrift mit Nr. 6 der „Nachträge zu den vorigen Heften ꝛc.", als Anhang daher gehörig, aufgenommen.

meine melancholische Anlage hiebei immer mitwirkend; denn mir erschien und erscheint kein Gegenstand, so heiter er auch sei, ohne sich mit dem Düstern zu überziehen, das in meinem Innern herrschend ist."

Welchen Blick läßt uns ein solcher Dichter in jenes von uns himmelweit entfernte Volk thun, wo gerade jetzt alle diese fürchterlichen Elemente am Bewegtesten durch einander gehn! Wer zuerst Gelegenheit hat, Ruffa's Werke näher kennen zu lernen, der gebe unsern lieben Landsleuten davon ausführende Kenntniß!

---

171. a.

Vincenzo Monti, sulla Mitologia und Carlo Tedaldi-Fores, Meditazioni poetiche.

Zu einer Zeit, wo die Eilboten aller Art aus allen Weltgegenden her immerfort sich kreuzen, ist einem jeden Strebsamen höchst nöthig, seine Stellung gegen die eigne Nation und gegen die übrigen kennen zu lernen. Deshalb findet ein denkender Literator alle Ursache, jede Kleinkrämerei aufzugeben und sich in der großen Welt des Handelns umzusehen. Der deutsche Schriftsteller darf es mit Behagen; denn der allgemeine literarische Konflikt, der jetzt im Denken und Dichten alle Nationen hinreißt, war doch zuerst von uns angeregt, angefacht, durchgekämpft, bis er sich ringsumher über die Grenzen verbreitete.

Fänd' ich Raum zu einer Fortsetzung, so würd' ich dessen erwähnen, was die Herren Stapfer, Fauriel, Guizot mir und meinen Werken zu Liebe gethan; auch würde ich Gelegenheit

---

Zu 171. a. Ueb. Kunst und Alterth, V. Bds. 3. Hft. 1829. S. 174 ff.

Dieser Aufsatz folgt im Text des gedachten Heftes auf den über „Notices sur la vie et les ouvrages de Goethe par A. Stapfer", und davon nur durch einen Strich getrennt, weßhalb er unüberlegterweise in den Werken dem letztern Aufsatz ohne Weiteres angefügt worden ist. Offenbar beruht aber die unmittelbare Aufeinanderfolge in „Kunst und Alterthum" auf einem Druckversehen, dessen Berichtigung das Inhaltsverzeichniß des Hefts giebt; es gehört nämlich obiger Aufsatz zu einer Reihe von „Kurzen Anzeigen", deren Ueberschrift aber irrthümlich erst hinter diesem Aufsatz gedruckt worden ist.

nehmen, den Blick nach Italien zu leiten und bemerkbar zu machen, wie der nun schon dreißig Jahre dauernde Konflikt zwischen Klassikern und Romantikern sich immer in neuen Kämpfen wieder hervortut. Der Ritter Vincenzo Monti gab ein kurzgefaßtes Gedicht heraus: Sulla Mitologia, Sermone. Milano 1825. Er führt uns zu den heiteren Gruppen der Götter und Halbgötter, wie sie den klaren Aether, den glanzreichen Boden Griechenlands und Italiens bevölkerten, und weist sodann auf unser am Hochgericht um des Rades Spindel bei Mondenlicht tanzendes lustiges Gesindel hin, wobei er sich freilich sehr im Vortheil fühlt.

Dagegen regte sich Carlo Tedaldi-Fores. Er schrieb Meditazioni poetiche, Cremona 1825, ein Gedicht von größerem Umfang, dessen Inhalt jedoch nicht leicht ins Enge zu bringen ist. Der Verfasser behandelt nicht unglücklich die moderne Ansicht von Umfassung eines weiteren Kreises menschlicher Denk- und Dichtart; auch er will den innern Sinn mehr als den äußern befriedigt wissen und vermag die Argumente der Partei, zu der er sich bekennt, obwol etwas düster, doch treu und kraftvoll vorzutragen.

171. b.

Moderne Guelfen und Ghibellinen.

Vincenzo Monti. sulla Mitologia. Sermone. Milano 1825.

Carlo Tedaldi-Fores, Meditazione poetiche. Difesa. Cremona 1825.

Diese beiden Gedichte haben wir schon in dem vorigen Stücke erwähnt; wir gedenken darüber hier abermals etwas umständlicher, weil sie Gelegenheit geben, über den Kampf der Gesinnungen, der in unsern Zeiten waltet, nachzudenken, auch wol Einiges zu besprechen. Dieser manifestirt sich durch Alles durch, wenngleich hier nur die Dichtung zur Sprache kommt.

Monti steht auf der Seite der griechischen Mythologie und also jener Dichtkunst, welche dahin strebt, daß der Einbildungs-

---

Zu 171. b. Neb. Kunst u. Alterth., VI. Bds. 1. Hft. 1827. S. 164 ff.

In den Worten setzt zweier Aufsatz unter Beilassung des ersten Absatzes dem vorigen ohne alle Unterbrechung.

kraft Gehalt, Gestalt und Form dargebracht werde, so daß sie sich daran, als an einem Wirklichen, beschäftigen und erbauen könne. Alles beruht hier auf allgemeiner gesunder Menschheit, welche sich in verschiedenen abgesonderten Charakteren neben einander als die Totalität einer Welt darstellen soll.

Tedaldi-Fores dagegen kämpft für ein freies Walten der Einbildungskraft, welche mit bestimmten und unbestimmten Gestalten aller Art nach freiem Willen gebaren, sowol ein gebildetes als ein ungebildetes Geschlecht befriedigen, besonders aber dem, was der Deutsche Gemüth nennt, dem innern Gefühl, worin alle gutartige Menschen übereinkommen, d. h. also der Humanität ganz eigentlich zusagen solle.

Genau betrachtet, dürfte hier kein Streit sein; denn die Alten haben ja auch unter bestimmten Formen das eigentlich Menschliche dargebracht, welches immer zuletzt, wenn auch im höchsten Sinne, das Gemüthliche bleibt. Nur kommt es darauf an, daß man das Gestalten der dichterischen Figuren vermannichfaltige und sich also dadurch der gerühmten Vortheile bediene, welche ein durch ein paar Tausend Jahre erweiterter Gesichtskreis darbieten mag.

*

Hier wäre nun Raum zu wünschen für eine umständlichere Ausführung, um beiden Parteien ihre Vortheile nachzuweisen, endlich aber zu zeigen, wie eine gleich der andern Gefahr läuft, und zwar die Klassiker, daß die Götter zur Phrase werden, die Romantiker, daß ihre Produktionen zuletzt charakterlos erscheinen, wodurch sie sich denn beide im Richtigen begegnen.

---

172. a.

Il Conte di Carmagnola, Tragedia di Alessandro Manzoni. Milano 1820.

Dieses Trauerspiel, welches wir schon früher angekündigt, verdient auf jede Weise nunmehr eine nähere Betrachtung und

---

Zu 172. a. Ueber Kunst u. Alterth., II. Bds. 3. Hft. 1820. S. 35 bis 65.

In den „Tag- und Jahresheften — 1820" berichtet Goethe: „Von fremder Literatur beschäftigte mich Graf Carmagnola. Der wahrhaft liebenswürdige

Beherzigung. Gleich zu Anfang seiner Vorrede wünscht der Verfaßer jeden fremden Maaßstab beseitigt, worin wir mit ihm vollkommen übereinstimmen, indem ein ächtes Kunstwerk sowie ein gesundes Naturprodukt aus sich selbst beurtheilt werden soll. Ferner giebt er an, wie man bei einer solchen Schätzung verfahren müsse. Zuerst solle man untersuchen und einsehen, was denn eigentlich der Dichter sich vorgesetzt; sodann scharf beurtheilen, ob dieses Vernehmen auch vernünftig und zu billigen sei, um endlich zu entscheiden, ob er diesem Vorsatze denn auch wirklich nachgekommen. Solchen Forderungen gemäß haben wir uns den deutlichsten Begriff von Herrn Manzoni's Absichten zu verschaffen gesucht; wir haben dieselben löblich, natur- und kunstgemäß gefunden und uns zuletzt nach genauester Prüfung überzeugt, daß er sein Vorhaben meisterhaft ausgeführt. Nach dieser Erklärung könnten wir nun eigentlich abtreten mit dem Wunsche, daß alle Freunde der italienischen Literatur ein solches Werk mit Sorgfalt lesen und dasselbe, wie wir gethan, frei und freundlich beurtheilen möchten.

Allein diese Dichtart findet Gegner in Italien und möchte auch nicht allen Deutschen zusagen, weshalb es denn Pflicht sein will, unser unbedingtes Lob zu motiviren und zu zeigen, wie wir es nach des Verfassers Wunsch und Willen aus dem Werke selbst hervorgehoben.

In gedachter Vorrede erklärt er ferner ohne Hehl, daß er sich von den strengen Bedingungen der Zeit und des Ortes lossage, führt August Wilhelm Schlegel's Aeußerungen hierüber als entscheidend an und zeigt die Nachtheile der bisherigen, ängstlich-beschränkten Behandlung. Hier findet freilich der Deutsche nur das Bekannte, ihm begegnet nichts, dem er widersprechen möchte; allein die Bemerkungen des Herrn Manzoni sind dennoch aller Aufmerksamkeit auch bei uns werth. Denn obgleich diese

Verfaßer, Alexander Manzoni, ein hoherer Dichter, ward gegen theatralischer Orthodoxie von seinen Landsleuten des Romantic[illegible]mus angeklagt, von dessen Anarchie doch nicht die geringste an ihm haftete. Er hielt sich an einem historischen Gange, seine Dichtung hatte den Charakter einer vollkommenen Humanität, und ob er gleich wenig sich in Tropen ergoß, so waren doch seine lyrischen Aeußerungen höchst rühmenswerth, wie selbst mißwollende Kritiker anerkennen mußten. Wenige unsrer deutschen Zeitgenossen könnten an ihm ein Beispiel nehmen, wie man in einfacher Größe natürlich wirkt; vielleicht dürfte sie das von dem durchaus fließenden Dramatischen zurückhalten." Und dann noch ebenda 1821: „Desto willkommener blieb mir Graf Carmagnola, Trauerspiel von Manzoni, einem wahrhaften, klar-auffassenden, innig-durchdringenden, menschlich-fühlenden, gemüthlichen Dichter."

Angelegenheit in Deutschland lange genug durchgesprochen und durchgefochten worden, so findet doch ein geistreicher Mann, der eine gute Sache aufs Neue unter andern Umständen zu vertheidigen angeregt wird, immer wieder eine frische Seite, von der sie zu betrachten und zu billigen ist, und sucht die Argumente der Gegner mit neuen Gründen zu entkräften und zu widerlegen; wie denn der Verfasser Einiges anbringt, welches den gemeinen Menschenverstand anlächelt und selbst dem schon Ueberzeugten wohlgefällt.

Sodann in einem besondern Aufsatz giebt er historische Notizen, insofern sie nöthig sind, um jene Zeitläufte und die in denselben zeitgemäß handelnden Personen näher kennen zu lernen.

Graf Carmagnola, ohngefähr 1390 geboren, vom Hirtenleben zum abenteuerlichsten Soldatenstand aufgerufen, schwingt sich nach und nach durch alle Grade, so daß er zuletzt als oberster Heerführer, die Besitzungen des Herzogs von Mailand, Johann Maria Visconti, durch glückliche Feldzüge ausbreitend und sichernd, zu hohen Ehren gelangt und ihm sogar eine Verwandte des Fürsten angetraut wird. Aber eben der kriegerische Charakter des Mannes, diese heftige, unwiderstehliche Thätigkeit, dies ungeduldige Vordringen entzweit ihn mit seinem Herrn und Gönner; der Bruch wird unheilbar, und er widmet sich 1425 Venezianischen Diensten.

In jener wildkriegerischen Zeit, wo Jeder, der sich stark an Körper und Seele fühlte, zur Gewaltthätigkeit hinstrebend, bald für sich mit Wenigen, bald im Dienste eines Andern unter dem Schein irgend einer gerechten Forderung seine Kriegslust befriedigte, war der Soldatenstand eine eigne Art von Handwerk. Diese Leute vermietheten sich hin und wieder nach Willkür und Vortheil, schlossen Akkorde wie andere Handwerker, untergaben sich in verschiedenen Banden und Abstufungen durch Uebereinkunft Demjenigen, der sich durch Tapferkeit, Klugheit, Erfahrung und Vorurtheil großes Zutrauen zu verschaffen gewußt. Dieser mit seinen Söldnern vermiethete sich wieder an Fürsten, Städte, und wer seiner bedurfte.

Alles beruhte nun auf Persönlichkeit, und zwar auf jener kräftigen, gewaltsamen, weder Bedingung noch Hinderniß anerkennenden Persönlichkeit; wer solche besaß, wollte denn freilich im Geschäfte, für fremde Rechnung unternommen, seines eignen Vortheils nicht vergessen. Das Wunderlichste, obgleich ganz

Zum Besten, wie es Dir beliebt, zu halten!
Und Phädra, wüthend, leidenschaftlich groß,
Elisabeth, so lieb- als schonungslos,
Messina's Fürstin, fest, wenn das Geschick bricht,
Jungfrau, gestählt, nur gegen Liebesblick nicht,
Klärchen zuletzt, die Jeden so verführt,
Daß er den Kopf, wie Belgiens Held, verliert:
Der Wechsel bilde Dein beglücktes Reich,*)
Bleibst Du nur und, den Freunden, immer gleich!

An Obristlieutenant von Bock.**)

Den 22. Oktober 1813.

Von allen Dingen, die geschehn,
Wenn ich es redlich sagen sollte,
So war's, Kosaken hier zu sehn,
Nicht eben, was ich wünschen wollte.

Doch als die heilig große Fluth
Den Damm zerriß, der uns verengte,
Und Well' auf Welle mich bedrängte,
War Dein Kosak mir lieb und gut.

An Regierungsrath Peucer.***)

Dresden, den 15. August 1813.

Nein, frechere Wette verliert man nicht,
Als an der Elbe ich dasmalen.

Namen seines Sohnes und seiner Hausgenossin Caroline Ulrich. (Vgl. S. 94). Daher finden sich in den Einzelabdrücken des Gedichts unter denselben die Initialen C. U. und A. G. oder auch nur U. und G. (Vgl. Katalog der Goethe-Ausstellung in Berlin, 1861, S. 17.) Bekanntlich war Frau Wolff, welche Ottern 1816 zur Berliner Bühne überging, eine der vorzüglichsten Schülerinnen Goethe's. (Vgl. S. 163.) — L.

*) In den Jahren 1802—1805 heirathete sie drei Männer, Miller, Neumann (früheren Gatten von Christiane Neumann (vgl. II, 48) und Pius Alexander Wolff; daher dürfte der „Wechsel" des vorletzten Verses einen scherzhaften Nebensinn haben. — L.

**) Gedruckt in den Nachg. W. 1833. — Am 21. Oktober wurde eine Kolonne Franzosen durch Preußen, Oestreicher und Kosaken aus Weimar verdrängt; dem Chef des Detachements sandte Goethe am folgenden Tage dies Gedicht. (Vgl. Bielfeld III, 541.)

***) Gedruckt in den Nachg. W. 1833. Vgl. Peucer, Weimarische Blätter, S. 005. — Als Goethe während des Waffenstillstandes im August 1813 auf Aufforderung des Herzogs von Weimar nach Dresden gegangen war, wettete er mit Peucer (später Konsistorial-Präsident in Weimar) um einen Dukaten, daß es Frieden und keinen Krieg geben werde. Am 16. Februar übersandte er den Betrag der Wette mit den obigen Versen, das Ganze in rothem, zierlichen Kordonbande. Im Original befand sich zwischen beiden Versspitzen ein blanker Goldsukaten mit der Aufschrift „Sic fulgent litora Rheni."

Natürliche in diesem Verhältniß war der Umstand, daß solche Krieger, vom obersten bis zum untersten, in zwei Heeren gegen einander stehend, eigentlich keine feindseligen Gesinnungen übten; sie hatten schon oft mit und gegen einander gedient und hofften künftig denselben Schauplatz noch mehrmals zu betreten; deswegen kam es nicht gleich zum Todtschlagen; es fragte sich, wer den Andern zum Weichen brächte, in die Flucht jagte oder gefangen nähme. Hierdurch wurden gar manche Scheingefechte veranlaßt, deren unglücklichen Einfluß auf wichtige, anfänglich mit gutem Glück geführte Züge uns die Geschichte mehrmals ausdrücklich überliefert. Bei einer solchen läßlichen Behandlung eines bedeutenden Geschäfts erwuchsen große Mißbräuche, welche der Hauptabsicht widerstrebten. Man erwies den Gefangenen große Milde; jeder Hauptmann nahm sich das Recht, die, welche sich ihm ergaben, zu entlassen. Wahrscheinlich begünstigte man anfangs nur alte Kriegskameraden, die sich zufällig auf die Seite des Feindes gestellt hatten; dies aber ward nach und nach ein unerläßlicher Gebrauch; und wie die Untergeordneten, ohne den Obergeneral zu fragen, ihre Gefangenen entließen, so entließ er seine Gefangenen ohne des Fürsten Wissen und Willen, wodurch denn, wie durch manche andere Insubordinationsfälle, das Hauptgeschäft allzu sehr gefährdet wurde.

Nun hatte überdies noch ein jeder Condottier neben den Zwecken seines Herrn auch die seinigen vor Augen, um sich nach und nach so viel Güter und Gewalt, so viel Ansehn und Zutrauen zu erwerben, damit er sich vielleicht von einem wandelbaren Kriegsfürsten zu einem bestätigten Friedens- und Landesfürsten erheben möchte, wie so Vielen vor und neben ihm gelungen; woraus denn Mißtrauen, Spaltung, Feindschaft und Groll zwischen Diener und Herrn nothwendig erfolgen mußte.

Denke man sich nun den Graf Carmagnola als einen solchen Miethelden, der seine hochfliegenden Plane wol haben mochte, dem aber die in solchen Fällen höchst nöthige Verstellungskunst, scheinbares Nachgeben, zur rechten Zeit einnehmendes Betragen, und was sonst noch erfordert wird, völlig abging, der vielmehr keinen Augenblick seinen heftigen, störrischen, eigenwilligen Charakter verleugnete, so wird man gar bald den Widerstreit vorahnen, der zwischen einer solchen Willkür und der höchsten Zweckmäßigkeit des Venezianischen Senats entstehen müßte. Und hier wird nun der Einsichtige den vollkommen

prägnanten, tragischen, unausgleichbaren Stoff anerkennen, dessen Entwicklung und Ausbildung sich in gegenwärtigem Stücke entfaltet. Zwei unvereinbare, einander widersprechende Massen glauben sich vereinigen, einem Zwecke widmen zu können. Zwei entgegengesetzte Denkweisen, wie sie Harnisch und Toga gesehen, sehen wir in vielen Individuen musterhaft-mannichfaltig gegenübergestellt, und zwar so, wie sie allein in der angenommenen Form darzustellen gewesen, wodurch diese völlig legitimirt und vor jedem Widerspruch völlig gesichert wird. Damit wir aber den weitern Verlauf ordnungsgemäß einleiten, so folge hier der Gang der Tragödie, Scene für Scene.

Erster Akt.

Der Doge trägt dem Senate die Angelegenheit vor; sie ist folgende. Die Florentiner haben die Republik um Allianz gegen den Herzog von Mailand angerufen, dessen Gesandten noch in Venedig verweilen, um ein gutes Verhältniß zu unterhandeln. Carmagnola lebt als Privatmann daselbst, doch schon mit einiger Aussicht, Heerführer zu werden. Meuchelmörderisch wird er angefallen, und wie es sich ausweist, auf Anstiften der Mailänder, und so kann man beide Theile gewiß von nun an auf ewig getrennt halten.

Der vor den Senat geforderte Graf entwickelt seinen Charakter und seine Gesinnung.

Nachdem er abgetreten, legt der Doge die Frage vor, ob man ihn zum Feldherrn der Republik aufnehmen solle. Senator Marino votirt gegen den Grafen mit großer Einsicht und Klugheit. Senator Marco für ihn mit Zutrauen und Neigung. Wie man sich zum Stimmen anschickt, schließt die Scene.

In seinem Hause finden wir den Grafen allein. Marco tritt hinzu, verkündigt ihm die Kriegserklärung und seine Erwählung zum Feldherrn, ersucht ihn aber freundschaftlich aufs Dringendste, den heftigen, stolzen, störrischen Charakter zu bezähmen, der sein gefährlichster Feind sei, da er ihm so viel bedeutende Menschen zu Feinden mache.

Nunmehr liegen also sämmtliche Verhältnisse klar vor den Augen der Zuschauer; die Exposition ist vollkommen abgethan, und wir dürfen sie wol musterhaft nennen.

Zweiter Akt.

Wir versetzen uns in das herzoglich Mailändische Lager. Mehrere Condottiere, unter Anführung eines Malatesti, sehen wir versammelt. Hinter Sümpfen und Buschwäldern ist ihre Stellung höchst vortheilhaft; nur auf einem Damm könnte man zu ihnen gelangen. Carmagnola, der sie nicht angreifen kann, sucht sie durch kleine Beschädigungen und große Insulte aus der Fassung zu bringen; auch stimmen die jüngeren, unbedachteren für den Angriff. Nur Pergola, ein alter Kriegsmann, widersetzt sich; einige zweifeln; der Heerführer ist seiner Stelle nicht gewachsen. Ein aufgeregter Zwist unterrichtet uns von der Lage der Dinge; wir lernen die Menschen kennen und sehen zuletzt den weisesten Rath durch leidenschaftliche Unbesonnenheit überstimmt. Eine treffliche und auf dem Theater gewiß höchst wirksame Scene.

Aus diesem tumultuarischen Vielgespräch begeben wir uns in das Zelt des einsamen Grafen. Kaum haben wir seinen Zustand in einem kurzen Monolog erfahren, so wird gemeldet, daß die Feinde, ihn anzugreifen, jene vortheilhafte Stellung verlassen. An die schnell gesammelten Untergeordneten vertheilt er mit geflügelten Worten seine Befehle; Alles horcht und gehorcht ohne Zaudern, freudig und feurig.

Diese kurze, thatenschwangere Scene macht einen trefflichen Kontrast mit der vorhergehenden langen, vielspältigen, und hier hat sich der Verfasser vorzüglich als geistreichen Dichter bewiesen.

Ein Chor tritt ein, welcher in sechzehn Stanzen eine herrliche Beschreibung des Gefechtes verträgt, sich aber auch zuletzt in Klagen und traurige Betrachtungen über das Kriegsunheil, besonders im Innern der Nation, ergießt.

Dritter Akt.

Im Zelte des Grafen treffen wir ihn mit einem Kommissär der Republik; dieser, dem Sieger Glück wünschend, verlangt nun, so große Vortheile auch verfehlt, genaue zu sehen, wozu der Graf keine Lust bezeigt; durch die Pedantikalität des Kommissärs verstärkt sich nur der eigensinnige Widerstand.

Schon werden Beide leidenschaftlicher, als nun gar ein zweiter Mitgeordneter eintritt und sich deutlich vernehmen läßt, daß jeder

einzelne Condottier seine Gefangenen loslasse, welches der Graf als Herkommen und Kriegsgebrauch nicht tadeln will, vielmehr, indem zur Sprache kommt, daß seine Gefangenen noch nicht entlassen seien, sie vorfordert und sie, den Kommissarien ins Gesicht trotzend, entläßt. Noch nicht genug: den Sohn des alten Kriegshelden Pergola erkennt er unter dem scheidenden Haufen, begegnet ihm aufs Freundlichste und läßt es an gleichen Aufträgen an den Vater nicht fehlen. Sollte das nicht Unwillen, Verdacht erregen?

Die Kommissarien, zurückbleibend, überdenken und beschließen; ihr Spiel ist, sich zu verstellen, Alles, was der Graf thut, zu billigen, ehrfurchtsvoll zu loben, indessen im Stillen zu beobachten und heimlich zu berichten.

Vierter Akt.

Im Saal der Zehnherrn zu Venedig finden wir Marco, den Freund des Grafen, vor Marino, dem Feinde desselben, als vor heimlichem Gericht; Jenem wird die Freundschaft zu Carmagnola als Verbrechen angerechnet, das Benehmen des Feldherrn, politisch-kalt, als verbrecherisch dargestellt, wogegen des Freundes sittlich-edle Vertheidigung nicht hinreicht. Marco erhält als gnädige Halbstrafe den Auftrag, sogleich nach Thessalonich gegen die Türken abzugehen; er vernimmt, des Grafen Untergang sei beschlossen, ohne daß menschliche Gewalt noch List ihn retten könne. Wollte Marco, heißt es, nur einen Hauch, nur einen Wink versuchen, um den Grafen zu warnen, so wären Beide augenblicks unwiederbringlich verloren.

Ein Monolog des Marco in dieser Verlegenheit ist von der reinsten, gefühlvoll und glücklich abgesponnenen Selbstqual.

Der Graf im Zelte. Wechselreden zwischen ihm und Gonzaga schildern seine Lage. Voll Vertrauen auf sich und seine Unentbehrlichkeit, ahndet er nichts von dem Mordanschlag, lehnt des Freundes Bedenklichkeiten ab und folgt einer schriftlichen Einladung nach Venedig.

Fünfter Akt.

Der Graf vor dem Doge und den Zehnen. Man befragt ihn zum Schein über die Friedensbedingungen, die der Herzog vorschlägt; bald aber zeigt sich die Unzufriedenheit, der Verdacht

des Senats. Die Maske fällt, und der Graf wird gefangen genommen.

Haus des Grafen. Gemahlin und Tochter ihn erwartend. Gonzaga bringt ihnen die Trauernachricht.

Im Gefängniß finden wir den Grafen; zu ihm Gemahlin und Tochter und Gonzaga. Nach kurzem Abſchied wird er zum Tod geführt.

*

Ueber eine Verfahrungsart, die Scenen auf dieſe Weiſe an einander zu reihen, können die Stimmen getheilt ſein; uns gefällt ſie als eine eigene Weiſe gar wohl. Der Dichter kann hier in bündiger Kürze fortſchreiten, Mann folgt auf Mann, Bild auf Bild, Ereigniß auf Ereigniß, ohne Vorbereitung und Verſchränkung. Der Einzelne wie die Maſſe exponirt ſich beim Auftreten gleich auf der Stelle, handelt und wirkt ſo fort, bis der Faden abgelaufen iſt.

Unſer Dichter hat auf dieſem Weg, ohne weder in Behandlung noch Ausführung lakoniſch zu ſein, ſich ſehr kurz gefaßt. Seinem ſchönen Talent iſt eine natürlich-freie, bequeme Anſicht der ſittlichen Welt gegeben, die ſich dem Leſer und Zuſchauer ſogleich mittheilt. So iſt auch ſeine Sprache frei, edel, voll und reich, nicht ſentenziös, aber durch große, edle, aus dem Zuſtand berfließende Gedanken erhebend und erfreuend; das Ganze hinterläßt einen wahrhaft weltgeſchichtlichen Eindruck.

Sind wir nun aber in wohlmeinender Entfaltung des Stücks ſo weit gegangen, wird man wol die Entwicklung der Charaktere gleichfalls erwarten. Da ſieht man denn gleich bei der ſummariſchen Aufzählung der Perſonen, daß der Verfaſſer mit einem kritiſirenden Publikum zu thun hat, über das er ſich nach und nach ganz erheben muß; denn gewiß nicht aus eignem Gefühl und Ueberzeugung hat er ſeine Perſonen in bürgerliche und ideelle getheilt. Da wir unſere unbedingte Zufriedenheit mit ſeiner Arbeit ausgeſprochen, ſo erlaube er uns hier, ihn zu bitten, daß er jenen Unterſchied niemals wieder gelten laſſe. Für den Dichter iſt keine Perſon bürgerlich; es beliebt ihm, ſeine ſittliche Welt darzuſtellen, und er erweiſt zu dieſem Zweck gewiſſen Perſonen aus der Geſchichte die Ehre, ihren Namen ſeinen Geſchöpfen zu leihen. Herrn Manzoni dürfen wir zum Ruhm nachſagen, daß ſeine Figuren alle aus einem Guß ſind, eine ſo ideell wie die andere. Sie gehören alle zu einem gewiſſen politiſch-ſittlichen Kreiſe; ſie haben zwar keine individuellen

Züge; aber, was wir bewundern müssen, ein Jeder, ob er gleich einen bestimmten Begriff ausdrückt, hat doch so ein gründliches, eigenes, von allen übrigen verschiedenes Leben, daß, wenn auf dem Theater die Schauspieler an Gestalt, Geist und Stimme zu diesen dichterischen Gebilden passend gefunden werden, man sie durchaus für Individuen halten wird und muß.

Und nun zu dem Einzelnen! Vom Grafen selbst, den man schon genug kennt, bleibt wenig zu sagen. Die alte Forderung des Theoristen, daß ein tragischer Held nicht vollkommen, nicht fehlerfrei sein müsse, findet sich auch hier befriedigt. Vom rohen, kräftigen Natur- und Hirtenstande gewaltsam kämpfend heraufgewachsen, gebercht Carmagnola seinem ungebändigten, unbedingten Willen; keine Spur von sittlicher Bildung ist zu bemerken, auch die nicht einmal, deren der Mensch zu eignem Vortheil bedarf. An Kriegslisten mag's ihm nicht fehlen; wenn er aber auch politische Zwecke hat, die man nicht gerade deutlich sieht, so weiß er nicht dieselben durch scheinbare Nachgiebigkeit zu erreichen und zu sichern, und wir müssen auch hier den Dichter höchlich loben, der den als Feldherrn unvergleichlichen Mann in politischen Bezügen untergehen läßt, sowie der kühnste Schiffer, der, Kompaß und Sonde verachtend, sogar im Sturm die Segel nicht einziehen wollte, nothwendig scheitern müßte.

Wie nun ein solcher Mann sich in Rüstung und Gewand knapp erweist, so hat ihm der Dichter auch eine nahe, sich fest anschließende Umgebung verliehen.

Gonzaga, ruhig, rein, unmittelbar an der Seite des Helden zu kämpfen gewohnt, geradsinnig, des Freundes Heil bedenkend, herandrohende Gefahren bemerkend. Vortrefflich ist es, wenn in der dritten Scene des vierten Aktes Carmagnola, der sich als Heldenmann rüstig fühlt, sich auch klüger dünkt als der verständige Freund. Und so begleitet ihn Gonzaga auf dem erst gefährlichen, dann tödtlichen Schritt und übernimmt zuletzt die Sorge für Gemahlin und Tochter. Zwei dem Grafen untergebene Condottiers, Orsini und Tolentino, erklären lakonisch ihre Thatkraft; mit wenigen Worten ist Alles abgethan.

Wenn wir uns nun zum feindlichen Heere wenden, so

In „Kunst und Alterthum" steht: „daß man, wenn auf dem Theater" ꝛc. also man zweimal.

Der erste Theorist, welcher forderte, daß ein tragischer Held nicht vollkommen sei, war Aristoteles.

finden wir gerade das Gegentheil. Malatesti, ein unzulänglicher Obergeneral, erst zweifelhaft, zuletzt von der heftigen Partei, von Sforza und Fortebraccio, hingerissen, welche die Ungeduld der Soldaten als Argument zum Kampfe lebhaft vorbringen. Pergola, ein alter erfahrner Kriegsmann, und Torello, von mittlerem Alter, aber einsichtig, werden überstimmt. Der Zwist belebt sich bis zu Beleidigungen; eine beldenmüthige Versöhnung geht vor dem Kampfe voraus. Nachher unter den Gefangenen finden wir keinen Anführer; nur der in der Menge entdeckte Sohn des Pergola giebt dem Grafen Gelegenheit, im edelsten Sinne seine Hochachtung für einen alten Kriegsbelden auszusprechen.

Nun werden wir in den Venezianischen Senat eingeführt. Der Doge präsidirt. Er stellt das oberste, reine, unzertheilte Staatsprinzip vor, das Zünglein in der Wage, das sich selbst und die Schalen bedachtet; ein Halbgott, bedächtig ohne Sorgen, vorsichtig ohne Mißtrauen; wenn gehandelt werden soll, geneigt zu wohlwollendem Entschluß. Marino, das der Welt unentbehrliche, scharfe, selbstische Prinzip, welches hier untadelig erscheint, da es nicht zu persönlichem Interesse, sondern zu einem großen, unüberseblichen Ganzen wirkt; wachsam, auf Gewalt eifersüchtig, den bestehenden Zustand als das Höchste und Beste betrachtend. Carmagnola ist ihm ganz und gar nichts als ein Werkzeug zu Zwecken der Republik, welches, unnütz und gefährlich erscheinend, sogleich zu verwerfen ist.

Marco, das löbliche menschliche Prinzip, ein Sittlich-Gutes ahndend, fühlend, anerkennend, das Tüchtige, Große, Mächtige verehrend, die solchen Eigenschaften zugesellten Fehler bedauernd, Besserung hoffend und glaubend, einem einzelnen wichtigen Manne zugethan und deshalb, ohne es zu ahnden, im Widerstreit mit seinen Pflichten.

Die zwei Kommissarien, vorzügliche Männer, ganz ihrer Sendung werth. Sie treten auf, ihrer Stelle, ihres Amts, ihrer Pflicht sich bewußt; sie wissen, von wem sie gesendet sind. Bald aber belehrt sie Carmagnola's Betragen über ihre augenblickliche Ohnmacht. Die Charaktere beider Abgeordneten sind vortrefflich abgestuft. Der Erste ist heftiger, zum Widerstand geneigter, überrascht von der Verwegenheit des Grafen; erzürnt, weiß er sich kaum zu fassen. Im Augenblick, daß Beide allein sind, zeigt sich, daß der Zweite das Unheil vorausgesehen. Dieser nun weiß seine Meinung gelten zu machen, daß, da sie die

Gewalt nicht haben, den Grafen abzufassen oder gefangen zu nehmen, sie sich verstellen und Zeit gewinnen müssen, worin Beide zuletzt übereinstimmen, obgleich mit Widerwillen des Ersten.

Hiermit wären denn die Hauptpersonen genugsam in Bezug auf jene Scenenfolge geschildert. Nun haben wir noch von dem eingeführten Eber zu reden.

Es ist keineswegs theilnehmend an der Handlung, sondern eine aparte Gesellschaft für sich, eine Art von laut werdendem Publikum. Bei der Aufführung müßte man ihm einen besondern Platz anweisen, wodurch es sich ankündigte, wie unser Orchester, welches einstimmt in das, was auf der Bühne geschieht, ja in der Oper, im Ballet einen integrirenden Theil macht, aber doch nicht zu jenen gehört, welche persönlich erscheinen, sprechen, singen und handeln.

*

So viel wir nun aber auch über dieses lobenswürdige Trauerspiel beifällig gesprochen, so bliebe doch noch Manches zu sagen und zu entwickeln übrig. Wenn wir jedoch bedenken, daß ein ächtes Kunstwerk sich selbst schon ankündigen, auslegen und vermitteln soll, welches keine verständige Prosa nachzutun vermag, so wünschen wir nur noch dem Verfasser Glück, daß er, von alten Regeln sich losfagend, auf der neuen Bahn so ernst und ruhig vorgeschritten, dermaßen, daß man nach seinem Werke gar wohl wieder neue Regeln bilden kann. Wir geben ihm auch das Zeugniß, daß er im Einzelnen mit Geist, Wahl und Genauigkeit verfahren, indem wir bei strenger Aufmerksamkeit, insofern dies einem Ausländer zu sagen erlaubt ist, weder ein Wort zu viel gefunden, noch irgend eins vermißt haben. Männlicher Ernst und Klarheit walten stets zusammen, und wir mögen daher seine Arbeit gerne klassisch nennen. Er verdiene sich fortan das Glück, in einer so ausgebildeten, wohllingenden Sprache vor einem geistreichen Volke zu sprechen und sprechen zu lassen; er verschmähe fernerhin die gemeine Rührung und arbeite nur auf diejenige hin, die uns beim Anschauen des Erhabenen überrascht.

Das Versmaaß ist der elfsilbige Jambus, welcher durch abwechselnde Cäsuren dem freien Rezitativ ganz ähnlich wird, so daß eine gefühlvolle, geistreiche Deklamation alsobald mit Musik zu begleiten wäre.

Diese Behandlung des bekannten, der modernen Tragödie, besonders auch der deutschen, höchst angemessenen Versmaaßes

wird noch durch ein eigenes Uebergreifen des Sinnes (enjambement) vieldedeutend; die Zeile schließt mit Nebenworten, der Gedanke greift über, das Hauptwort steht zu Anfang der folgenden Zeile, das regierende Wort wird vom regierten angekündigt, das Subjekt vom Prädikat; ein großer, mächtiger Gang des Vortrags wird eingeleitet und jede epigrammatische Schärfe der Endfälle vermieden.

Eine gewissenhaft versuchte Uebersetzung mehrerer Stellen ist uns nicht in dem Grade gelungen, daß man die Verdienste des Originals daran erkennen würde, deshalb wir den Dichter in seinem eigenen Idiom sprechen lassen.

Atto primo. Scena seconda.

Il Conte.

Serenissimo Doge, Senatori;
Io sono al punto in cui non posso a voi
Esser grato e fedel, s'io non divengo
Nemico all'uom che mio Signor fa un tempo,
S'io credessi che ad esso il più sottile
Vincolo di dover mi leghi ancora,
L'ombra onorata delle vostre insegne
Fuggir vorrei, viver nell' ozio oscuro
Vorrei, prima che romperlo e me stesso
Far vile agli occhi miei. Dubbio veruno
Sul partito che scelsi in cor non sento,
Perch' egli è giusto ed onorato: il solo
Timor mi pesa del giudizio altrui.
Oh! beato colui, cui la fortuna
Così distinte in suo cammin presenta
Le vie del biasmo e dell' onor, ch'ei puote
Correr certo del plauso, e non dar mai
Passo ove trovi a malignar l'intento
Sguardo del suo nemico. Un altro campo
Correr degg'io, dove in periglio sono
Di riportar — forza è pur dirlo — il brutto
Nome d'ingrato, l'insoffribil nome
Di traditor. So che dei Grandi è l'uso
Valersi d'opra ch'essi stiman rea.

Hiermit nicht gelungener Uebersetzungsversuch ist, so weit leserlich, abgedruckt Werke, III, 388.

E profondere a quei che l'ha compita
Premj e disprezzo, il so: ma io non sono
Nato a questo; e il maggior premio ch'io brami,
Il solo, egli è la vostra stima, e quella
D'ogni cortese: e — arditamente il dico —
Sento di meritarla. Attesto il vostro
Sapiente giudicio, o Senatori,
Che d'ogni obbligo sciolto inverso il Duca
Mi tengo, e il sono. Se volesse alcuno
Dei beneficj che fra noi son corsi
Pareggiar le ragioni, è noto al mondo
Qual rimarrebbe il debitor dei due. —
Ma di ciò nulla: io fui fedele al Duca
Fin ch'io fui seco, e nol lasciai che quando
Ei mi v'astrinse. Ei mi cacciò del grado
Col mio sangue acquistato: invan tentai
Al mio Signor lagnarmi. I miei nemici
Fatto avean siepe intorno al trono: allora
M'accorsi alfin che la mia vita anch'essa
Stava in periglio: — a ciò non gli diei tempo.
Chè la mia vita io voglio dar, ma in campo,
Per nobil causa, e con onor, non preso
Nella rete dei vili. Io lo lasciai,
E a voi chiesi un asilo; e in questo ancora
Ei mi tese un agguato. Ora a costui
Più nulla io deggio; di nemico aperto
Nemico aperto io sono. All'util vostro
Io servirò, ma franco e in mio proposto
Deliberato, come quei ch'è certo
Che giusta cosa imprende.

172. b.

Nachtrag zu Il Conte di Carmagnola.

Herr Manzoni gab durch einen guten Gedanken in seiner Vorrede zum Grafen Carmagnola zu folgenden Betrachtungen

Zu 172. b. Heb. Kunst u. Alterth., III. Bds. 1. Hft. 1821. S. 57 f. — In den Werken ist dieser kurze Aufsatz, der in „Kunst und Alterthum" unter „Nachträge zu den vorigen Heften und sonstige Einzelnheiten" als Nr. 5 steht, — dem vorigen ohne weitere Unterscheidung als die eines Strichs angehängt.

Weimar, den 16. Februar 1814.

Jetzt, da man überm Rheine ficht,
Will ich mit Rheingold sie bezahlen.

An Gräfin Konstanze von Fritsch.*)

Weimar, den 27. Februar 1814.

Bei Uebersendung eines Pensée-Bouquets.

Die deutsche Sprache wird nun rein,
Pensee darf künftig nicht mehr gelten;
Doch wenn man sagt „Gedenke mein",
So hoff' ich, soll uns Niemand schelten.

Derselben.**)

Den 6. December 1816.

Dein Ostgeschenk weiß ich zu schätzen,
Von Westen sei Dir dies gebracht!
An Dank hab' ich schon viel gedacht;
Doch will sich's nicht ins Gleiche setzen.

An ***.†)

Steine sind zwar kalt und schwer;
Doch das Herz ist frei und leicht.
Kommt ein Stein von Osten her,
Doppelt ist der Wunsch erreicht;
Denn es ist ganz Einerlei,
Wo und wie das Herz empfindet,
Das empfänglich, heiter, frei,
Sich auch wol am Stein entzündet.

*) Gedruckt 1833 in den Nachgel. W. — Die Beziehungen Goethe's zur Familie v. Fritsch hat W. Frhr. v. Biedermann 1868 in einer besondern kleinen Schrift behandelt. An die Gräfin Konstanze ist, außer dem Gedichte (I, 417), auch die Strophe (II, 419) „Blumenteiche, Blumenglocken", unter dem 13. November 1815, im Autograph mit der Ueberschrift „Valet", gerichtet. — L.

**) Gedruckt in den Nachgel. W. 1833.

†) Gedruckt in den Nachgel. W. 1833. — Die Strophe bezieht sich wol ebenso wie das „Ostgeschenk" der vorangehenden auf einen aus Petersburg von einer Freundin mitgebrachten seltenen Stein. — L.

Anlaß. Der Hauptirrthum, woraus die eingebildete Nothwendigkeit der beiden, nunmehr beseitigten Theatereinheiten entsprang, entwickelte sich aus dem übrigens löblichen, lebhaften Antheil, den der Zuschauer an der Bühne nimmt; nur versieht er es darin, daß er, der unten ganz still sitzt, sich einbildet, er habe auch eben zu schaffen; daher sich denn Die da droben ebenso wenig vom Flecke rühren und zu ihrem Thun und Handeln nicht mehr Zeit brauchen sollen als er zum Schauen und Horchen. Diesen Irrthum muß man ihm benehmen, wenn das Theater erfreulich und der peniblen Forderungen jener Einheiten entbunden werden soll.

Bedenke doch der gute Zuschauer, daß die Leutchen da droben mitunter Prügel austheilen, von denen er nichts fühlt, daß, wenn sie sich jetzt gestechen haben, er ganz gelassen zu Hause sein Abendbrod verzehrt, und daß er ihnen also ebenso gut zugestehen könnte, sich von Ort zu Ort zu bewegen, nicht weniger auch die Zeit mit Siebenmeilenstiefeln zu überschreiten. Wenn er sich, indem der Vorhang zum ersten Mal aufgeht, ganz leicht und willig nach Rom versetzt, warum sollte er nicht Gefälligkeit genug haben, interessante Personen zunächst nach Karthago zu begleiten?

172. c.

Graf Carmagnola noch einmal.

Wir kommen gern zu unserm Freund zurück und hoffen mit Begünstigung unserer Leser; denn man kann bei einem Gedicht ebenso viel sagen als bei zehnen, und noch dazu in besserer Folge. Wie gut und heilsam unsere erste Recension auf den Autor gewirkt, hat er uns selbst eröffnet, und es gereicht zu großer Freude, mit einem so liebwerthen Manne in nähere Verbindung getreten zu sein; an seinen Aeußerungen erkennen wir deutlich, daß er im Fortschreiten ist. Mögen so treue Bemühungen von seiner Nation und andern freundlich anerkannt werden!

Im vorhergehenden Hefte haben wir ihn schon gegen seinen Landsmann vertheidigt; nun sehen wir uns in dem Falle, ihn auch gegen einen Ausländer in Schutz zu nehmen.

Zu 172. c. Zeitschrift f. Kunst u. Alterth., III. Bds. 2. Hft. 1821. S. 60 bis 73.

Die englischen Kritiker, wie wir sie aus ihren vielfachen Zeitschriften kennen, und aller Achtung werth; höchst erfreulich ist ihre Kenntniß auch fremder Literaturen; Ernst und Ausführlichkeit, womit sie zu Werke gehen, erregen unsere Bewunderung, und wir gestehen gern, daß viel von ihnen zu lernen sei. Sodann macht es einen guten Eindruck, daß sie sich selbst und ihr Publikum respektiren, welches freilich, auf Wort und Schrift höchst aufmerksam, schwer zu befriedigen, zu Widerspruch und Gegensatz immer aufgelegt sein mag.

Nun kann aber der Vortrag eines Sachwalters vor den Richtern, eines Redners vor landständischer Versammlung noch so gründlich und ausgedehnt sein, es thut sich doch ein Widersacher mit gewichtigen Gründen gar bald hervor; die aufmerkenden, erwägenden Zuhörer sind selbst getheilt, und irgend eine bedeutende Sache wird oft mit der mindesten Majorität entschieden.

In solchem, obgleich stillem Widerstreite befinden wir uns gelegentlich gegen ausländische und inländische Kritiker, denen wir Sachkenntniß keineswegs absprechen, oft ihre Prämissen zugestehen und dennoch andere Folgerungen daraus ziehen.

Den Engländer aber besonders entschuldigen wir, wenn er sich hart und ungerecht gegen das Ausland erweist; denn wer Shakespeare unter seinen Vorfahren sieht, darf sich wol vom Ahnenstolze hinreißen lassen.

Vor allen Dingen sei aber nun die Originalstelle hier eingeschaltet, damit Jedermann beurtheilen könne, gegen was wir uns auflehnen.

Quarterly Review. Nr. XLVII. Dec. 1820. p. 86.

The author of the Conte di Carmagnola, Alessandro Manzoni, in his preface, boldly declares war against the Unities. To ourselves, „chartered libertines", as we consider ourselves on the authority of Shakspeare's example and Jonsohn's argument, little confirmation will be gained from this proselyte to our tramontane notions of dramatic liberty: we fear, however, that the Italians will require a more splendid violation of their old established laws, before they are led to abandon them. Carmagnola wants poetry; the parting scene between the unhappy Count and his family is indeed affecting, but with this praise and that of occasional

simple and manly eloquence the drama itself might be dismissed. We cannot, however, refrain from making known to our readers the most noble piece of Italian lyric poetry which the present day has produced, and which occurs as a chorus at the end of the second act of his drama; and we confess our hopes that the author will prefer, in future, gratifying us with splendid odes, rather than offending us by feeble tragedy.

Was uns besonders bewog, das Original hier einzurücken, war, daß wir vorerst die Gedankenfolge jenes kritischen Vortrags ungestört dem Leser zur Beurtheilung vorlegen wollten, indem wir zu Gunsten unserer Polemik die Uebersetzung zu zerstücken und umzuwenden räthlich finden.

„Der Verfasser des Grafen Carmagnola erklärt in seiner Vorrede den angenommenen Theatereinheiten kühn den Krieg; wir aber, privilegirte Freidenker, wofür wir uns, und zwar auf Shakespeare's Beispiel und Johnson's Gründe gestützt, selbst erklären, wir werden durch diesen Neuberufenen für unsere nordischen Begriffe von dramatischer Freiheit wenig Bestätigung gewinnen."

Hierauf erwidern wir: Ein Engländer, der über zweihundert Jahre auf seiner Bühne die grenzenlosesten Freiheiten gewohnt ist, was erwartet er für Bestätigung von einem auswärtigen Dichter, der in ganz andern Regionen, in ganz anderm Sinne seinen Weg geht?

„Jedoch fürchten wir, daß die Italiener, ehe sie auf ihre alten herkömmlichen Gesetze Verzicht thun, eine bedeutendere Uebertretung derselben verlangen werden."

Keineswegs! Wir loben dagegen den Autor, der vor einem strengen und, wie man im heftigen Widertritte sieht, theilweise unbiegsamen Publikum handelt, wenn er als guter Kopf, Talent, Genie durch kluges Ausweichen versucht, eine leidliche Freiheit zu erlangen. Hiebei kann der Autor seine eigene Ratio nicht einmal zu Rathe ziehen, geschweige eine fremde; ebenso wenig darf er fragen, was Entfernte, Andersgebildete für Vortheil aus seiner Arbeit gewinnen mögen.

Nun aber wird sich ausweisen, indem wir jenen kritischen Vortrag fernerhin verlegen und umstellen, daß der nicht sonderlich gewogne Kritiker zu Ehren unseres Dichters dennoch günstige Zeugnisse abzulegen genöthigt ist.

„Der Dichter verdient das Lob einer der Gelegenheit angemessenen Beredsamkeit."

Kann man vom Dramatiker mehr fordern und ihm mehr zugeben? Was konnte denn Beredsamkeit sein, wenn sie nicht gelegentlich wäre? Das englische Rednertalent wird deshalb von der Welt bewundert, weil so viel erfahrne, unterrichtete Männer bei jeder eintretenden Gelegenheit gerade das Rechte, Gehörige, Schickliche, im Parteisinn Wirksame auszusprechen verstehen. Dieses Bekenntniß also des Kritikers, nur in Eile hingeworfen, nehmen wir dienlich auf und geben ihm die eigentliche Bedeutung.

„Die Scheidescene des unglücklichen Grafen und seiner Familie ist wahrhaft herzzerreißend."

Also wahrhaft männliche Redekunst und herzzerreißende, gefühlvolle Behandlung, beides zu rechter Zeit, am passenden Ort, wird zugestanden. Wir verlangen nicht mehr, und der Autor wird es dankbar anerkennen. Wie muß uns nun aber Folgendes erfreuen:

„Unterlassen können wir nicht, unsere Leser mit dem edelsten lyrischen Stücke, welches die neuere italienische Dichtkunst hervorgebracht, bekannt zu machen; es folgt als Ehor dem zweiten Akte des Dramas. Eine Uebersetzung ist beigefügt."

Also auch das höchste lyrische Verdienst, zu dem rhetorischen und elegischen gesellt, wird dem Dichter zugestanden! Und doch hatte der Kritiker beliebt, seinen Vortrag mit den harten Worten anzufangen:

„Carmagnola fehlt es an Poesie."

Diese so dürftig ausgesprochene Ungerechtigkeit wird durch jene Nachsätze keineswegs bewährt und begründet; sie sagen vielmehr gerade das Gegentheil. Wie es uns denn auch scheint, daß sich der Kritiker zuletzt keineswegs gut aus der Sache ziehe, wenn er sagt:

„Und wir bekennen unsere Hoffnung, daß der Autor uns künftig durch glänzende Oden lieber befriedigen, als durch schwache Tragödien verletzen werde."

•

Ehe wir weiter gehen, erlauben wir uns folgende Betrachtung. Es giebt eine zerstörende Kritik und eine produktive. Jene ist sehr leicht; denn man darf sich nur irgend einen Maaßstab, irgend ein Musterbild, so bornirt sie auch seien, in Gedanken aufstellen, sodann aber kühnlich versichern, vorliegendes

Kunstwerk passe nicht dazu, tauge deswegen nichts, die Sache sei abgethan, und man dürfe ohne Weiteres seine Forderung als unbefriedigt erklären, und so befreit man sich von aller Dankbarkeit gegen den Künstler.

Die produktive Kritik ist um ein gutes Theil schwerer; sie fragt: Was hat sich der Autor vorgesetzt? Ist dieser Vorsatz vernünftig und verständig? und inwiefern ist es gelungen, ihn auszuführen? Werden diese Fragen einsichtig und liebevoll beantwortet, so helfen wir dem Verfasser nach, welcher bei seinen ersten Arbeiten gewiß schon Vorschritte gethan und sich unserer Kritik entgegengehoben hat.

Machen wir aufmerksam auf noch einen Punkt, den man nicht genug beobachtet: daß man mehr um des Autors als des Publikums willen urtheilen müsse. Tagtäglich sehen wir, daß ein Theaterstück, ein Roman ohne die mindeste Rücksicht auf Recensionen von Lesern und Leserinnen nach individuell eigenster Weise aufgenommen, gelobt, gescholten, ans Herz geschlossen oder vom Herzen ausgeschlossen werde, je nachdem das Kunstwerk mit irgend einer Persönlichkeit zufällig zusammentreffen mag.

Kehren wir jedoch zu unserer Tragödie zurück, und zwar zu der Schlußscene, zum Scheiden des Grafen von seiner Familie. Wir thun dies um so lieber, als wir bei unserm bisherigen Vortrag davon geschwiegen. Der englische Kunstrichter nennt sie wahrhaft herzzerreißend; uns gilt sie auch dafür, und ihr Gelingen ist um desto verdienstlicher, als durch das ganze Stück keine zarte, thränenhafte Rührung vorbereitet ist. Nach des Herrn Manzoni ruhig fortschreitender, ohne Verkränkung gerade vor sich hinwandelnder Weise vernimmt man im Laufe des Stücks zwar, daß Graf Carmagnola Gemahlin und Tochter habe; sie erscheinen aber nicht selbst, als ganz zuletzt, wo sie das den Grafen befallene Unglück urplötzlich vernehmen. Der Dichter hat sich hier, wie in dem unmittelbar darauf folgenden Monolog des Grafen, nicht weniger in der Scheidescene selbst musterhaft bewiesen, und wir triumphiren, daß er dem Engländer ein indeed affecting abgewonnen hat.

Zwar wissen wir aus eigener Erfahrung, daß man nach aufgeregtem Verharu mit wenigen gesprochenen Zeilen ein großes Publikum plötzlich aus dem Siegreife rühren könne; näher betrachtet jedoch sieht man, daß immer etwas vorausgegangen sein müsse; irgend ein vorbereitender Antheil muß schon in der

Menge walten, und wenn man dieſen auffaſſen, den Augenblick zu nutzen weiß, ſo darf man ſeiner Wirkung gewiß ſein.

Ebenſo, wenn Herrn Manzoni gelückt iſt, durch einen Chor den Geiſt lyriſch zu erheben und anzufeuern, ſo vermochte er das nur in Gefolg der zwei erſten Akte; gleichermaßen entſpringt aus den drei letzten Akten die Führung der Endſcene. Wie nun der Dichter ſeine Redekunſt nicht hätte entwickeln können, ohne die ſchöne Gelegenheit, Doge, Senatoren, Generale, Kommiſſarien und Soldaten ſprechen zu laſſen, ebenſo wenig hätte er uns lyriſch begeiſtert oder elegiſch gerührt ohne die edlen Prämiſſen, auf die er vertrauen konnte.

Eine Ode beſteht nicht an und für ſich; ſie muß aus einem ſchon bewegten Elemente hervorſteigen. Wodurch wirken die Pindariſchen ſo mächtig, als daß ihnen die Herrlichkeiten großer Städte, ganzer Länder und Geſchlechtsfolgen als Baſis dienen, worauf denn die eminente Perſönlichkeit eines Einzelnen emporgehoben wird.

Man gedenke der unwiderſtehlichen Gewalt tragiſcher Chöre der Griechen! Wodurch ſteigern ſie ſich aber, als auf dem dazwiſchen, von einem Akt zum andern ſich ſteigernden dramatiſchen Intereſſe?

Herr Manzoni hat ſich als lyriſchen Dichter in ſeinen heiligen Hymnen zu unſerer Freude früher bewieſen. Wo konnten aber dieſe wachſen und gedeihen als auf dem fruchtbaren Boden der chriſtlich-römiſch-katholiſchen Religion? Und doch läßt er aus dieſem breiten Felde nur fünf Hymnen aufſteigen. Dann finden wir den myſteries frommen Gehalt durchaus einfach behandelt; kein Wort, keine Wendung, die nicht jedem Italiener von Jugend auf bekannt wären; und doch ſind die Geſänge originell, ſind neu und überraſchend. Von dem zarten Anklang des Namens Maria bis zum ernſten Verſuch einer Judenbekehrung Alles lieblich, kräftig und zierlich.

Nach dieſen Betrachtungen dürften wir wol unſern Dichter erſuchen, das Theater und ſeine eigens gewählte Weiſe nicht zu verlaſſen, aber darauf zu ſehen, daß der zu wählende Stoff an und für ſich rührend ſei; denn genau betrachtet, liegt das Rührende mehr im Stoff als in der Behandlung.

Nicht als Vorſchlag ſondern nur eines ſchnellern Verſtändniſſes wegen nennen wir die Räumung von Parga. Zwar möchte dieſes Sujet gegenwärtig zu behandeln einigermaßen gefährlich ſein; unſere Nachkommen werden ſich's nicht entgehen

lassen. Wenn es aber Herr Manzoni ergreifen dürfte und es nur in seiner ruhigen, klaren Art durchführte, sein überzeugendes Rednertalent, seine Gabe, elegisch zu rühren und lyrisch aufzuregen, in Thätigkeit setzen wollte, so würden von der ersten bis zur letzten Scene Thränen genug fließen, so daß der Engländer selbst, wenn er auch durch die bedenkliche Rolle, die seine Landsleute dabei spielen, sich einigermaßen versetzt (offended) fühlte, er das Stück doch gewiß keine schwache Tragödie nennen würde.

173.

Alexander Manzoni an Goethe.

[Uebersetzung.]

So sehr das literarische Verbeugen und Danksagen außer Kredit gekommen, so hoff' ich doch, Sie werden diesen aufrichtigen Ausdruck eines dankbaren Gemüthes nicht verschmähen; denn wenn während der Arbeit an der Tragödie des Grafen Carmagnola mir Jemand vorausgesagt hätte, daß Goethe sie lesen würde, so wäre es mir die größte Aufmunterung gewesen, hätte mir die Hoffnung eines unerwarteten Preises dargeboten. Sie können Sich daher denken, was ich fühlen mußte, zu sehen, daß Sie meine Arbeit einer liebevollen Betrachtung würdigten, um derselben vor dem Publikum ein so wohlwollendes Zeugniß geben zu können.

Aber außer dem Werth, welchen eine solche Beistimmung für einen Jeden hätte, machten einige besondere Umstände sie für mich unschätzbar. Und so sei mir vergönnt, diese vorzutragen, um zu zeigen, wie meine Dankbarkeit doppelt sein müsse.

Ohne von Denjenigen zu sprechen, welche meine Arbeit öffentlich mit Spott behandelten, so haben doch auch solche Kritiker, welche günstiger davon urtheilten, beinahe Alles und Jedes von einer andern Seite an, als ich es gedacht hatte; sie lobten Dinge, auf die ich weniger Werth legte, und tadelten mich, als hätt' ich die bekanntesten Bedingungen einer dramatischen Dichtung übersehen oder vergessen, da ich doch eben in diesem Punkte

Zu 173. Alex. Manzoni u. Allerth., IV. Bds. 1. Hft. 1873. S. 98 bis 101.

die Frucht meines reinsten und beharrlichsten Nachdenkens zu erblicken glaubte. So war denn auch die etwanige Gunst des Publikums nur dem Chor und dem fünften Akt zugeteilt, und es wollte scheinen, als wenn Niemand in dieser Tragödie dasjenige finden könne, was ich hineinzulegen beabsichtigte, so daß ich zuletzt zweifeln mußte, ob mein Versuch selbst nicht ein Wahn gewesen, oder mindestens, ob ich ihn habe zur Wirkung führen können. Selbst gelang es einigen Freunden nicht, mich zu beruhigen, ob ich schon deren Urteil höchlich zu schätzen habe; denn die tägliche Mitteilung, die Uebereinstimmung vieler Ideen nahmen ihren Worten jene Art von Autorität, welche ein auswärtiges, neues, weder hervorgerufenes noch durchgesprochenes Gutachten haben muß.

In dieser peinlichen und lähmenden Ungewißheit, was konnte mich mehr überraschen und aufmuntern, als die Stimme des Meisters zu hören, zu vernehmen, daß er meine Absicht nicht unwürdig, von ihm durchschaut zu werden, geglaubt, und in seinen reinen und leuchtenden Worten den ursprünglichen Sinn meiner Vorsätze zu finden! Diese Stimme belebt mich, in solchen Bemühungen freudig fortzufahren und mich in der Ueberzeugung zu befestigen, daß, ein Geisteswerk am Sichersten durchzuführen, das beste Mittel sei, festzuhalten an der lebhaften und ruhigen Betrachtung des Gegenstandes, den man behandelt, ohne sich um die konventionellen Regeln zu bekümmern und um die meist augenblicklichen Anforderungen des größten Theils der Leser.

Sodann muß ich aber bekennen, daß die Abtheilung der Personen in geschichtliche und ideelle ganz mein Fehler sei, verursacht durch eine allzu große Anhänglichkeit an das genau Geschichtliche, welche mich bewegte, die realen Personen von denjenigen zu trennen, die ich erfann, um eine Klasse, eine Meinung, ein Interesse vorzustellen. In einer neuern Arbeit hatte ich schon diesen Unterschied aufgegeben, und es freut mich, dadurch Ihrer Anmahnung zuvorgekommen zu sein.

Vorstehender Brief, d. d. Mailand, den 24. Januar 1821, bezieht sich auf „Kunst und Alterthum", zweiten Bandes drittes Heft, Seite 35.

Kunst u. Alterthum, II. 3. Seite 35, s. oben Nr. 172a.

174.

Vorrede zu „Opere poetiche di Alessandro Manzoni".

a.

Theilnahme Goethe's an Manzoni.

Mit dieser Ueberschrift läßt sich am Besten die Gesinnung ausdrücken, welche mir ein dauerndes Verhältniß zu Manzoni und die Freudigkeit gegeben, nachstehende Aufsätze zu verfassen, auch sie nunmehr bei eintretender Gelegenheit nochmals abgedruckt zu wünschen.

Vor sieben Jahren ward mir dieses edlen Dichters vortreffliches Talent zuerst bekannt, und zwar, als bei Gelegenheit der Reise meines gnädigsten Herrn, des Großherzogs von Weimar, nach Mailand ein näheres Verhältniß zu den dortigen Schriftstellern und bildenden Künstlern eröffnet wurde. Ueber dasjenige, was damals zu meiner Kenntniß kam, drückte ich mich folgendermaßen aus:

[Nun folgt die Stelle aus dem zweiten Theil des Aufsatzes Nr. 169 von „Eine große, herrliche Stadt" an bis „billig fügen könnte."]

b.

Inni sacri.

[Dieser Aufsatz ist in der Hauptsache aus Nr. 169, die Stelle von „Mit den heiligen Hymnen" bis „ihrer bedienen mag." Darauf folgt noch der Schlußsatz:]

Zu 174, a. Opere poetiche di A. Manzoni con prefazione di Goethe. Jena per F. Frommann. 1827. P. V sq. — Bisher nicht in den Werken.

Am Zelter schreibt Goethe am 29. März 1827: „In meiner Vorrede zu Manzoni's Oden bei Frommann findest Du nur eigentlich das Bekannte aus „Kunst und Alterthum", das ich bei Gelegenheit des Trauerfalles Knebel und der darin verflochtenen Oden einigen Bemerkungen gelegt, das Du Dir gewiß mit Freuden zueignest." Aehnlich an Zelter, April 8. An Boisserée.

Zu 174, b. Opere poetiche di A. Manzoni con pref. di Goethe. 1827. P. VII sq. — Bisher nicht in den Werken.

Hiebei sei es uns erlaubt, zu bemerken, daß ein katholisch geborner und erzogener Dichter ganz andern Gebrauch von den Ueberzeugungen seiner Kirche zu machen versteht als Poeten anderer Konfessionen, die eigentlich nur durch die Einbildungskraft sich in eine Sphäre hinüberversetzen bemüht sind, in der sie niemals einheimisch werden können.

c.

Il conte di Carmagnola etc.

[Dieser dritte Abschnitt der Vorrede ist der Aufsatz Nr. 172. a. bis zu den Worten „Schärfe der Endfälle vermieden" und schließt dann:]

Ein deutscher Uebersetzer wird jedoch wohl thun, auf bedeutende Stellen diese Behandlungsart einzuschränken und sie alsdann nur anzuwenden, wo er entschiedenen Effekt hervorzubringen denkt. Durchaus beibehalten, möchte für uns etwas Gekünsteltes, Gezwungenes entstehen.

d.

Adelchi, Tragedia. Milano 1822.

Diese Tragodie, welche wir nun auch im Original dem deutschen Publikum vorlegen, wird sonach von den Freunden

Zu 174. c. Opere poetiche di A. Manzoni con pref. di Goethe. 1827. P. IX–XXVI. — Bibber matt in den Werken.

Hieran schließt sich bis Zeile XXXV der Aufsatz 172. c. und dann bis Zeile XXXIX Manzoni's Brief wie Nr. 170, jedoch mit vorausgehendem italienischen Original.

Zu 174. d. Opere poetiche di A. Manzoni c. pref. di Goethe. 1827. P. XL–L.

Am 9. Dez. 1822 schrieb Goethe an Schultz: „Manzoni, dessen Ode auf Napoleon's Tod Sie freuen wird, hat eine neue Tragödie Adelchi aus der longobardischen Geschichte geliefert, und gerade des Zeitpunktes, wo Karl der Große bei dem Papste Hadrian gebraucht wird, nach Italien zu dringen. Das Stück ist ganz im Sinne und Geist des Grafen Carmagnola, nur noch reicher an Charakteren und Motiven. Es wird mir ein angenehmes Geschäft sein, auch diese Arbeit zu entwickeln. Ach, warum kann man denn nicht einem deutschen Zeitgenossen den gleichen Liebesdienst erweisen!" — Gleichlautend schrieb Goethe am 14. desl. Mon. an Knebel.

An Kirms und von Schardt.*)

Zum 30. Mai 1815, als Schluß eines übersandten Liedes.

So Ihr Beiden, heut gefeiert,
Vor viel Tausenden erlesen,
Fühlet jene Pflicht erneuert,
Die Euch heilig stets gewesen!

Sei dem fröhlichen Vereine
Dieses späte Lied entschuldigt,
Das vom alten deutschen Rheine
Eurem schönen Tage huldigt.

An Obrist v. Geismar.**)

Weimar, am 21. Oktober, Nachmittags 3 Uhr, 1815.

Dem wir unsre Rettung danken
Aus den Händen wilder Franken,
Nimm zur Jahresfeier-Stunde
Heißen Wunsch vom treusten Munde!

An ein Weihnachts-Kind.***)

(Frau von Stein).

Den 25. December 1815.

Daß Du zugleich mit dem heil'gen Christ
An diesem Tage geboren bist,

*) Vgl. „Berliner Nationalzeitung" vom 26. März 1856, No. 147. — Am 30. Mai 1815 feierten der Legationsrath Karl Kirms, (geboren am 25. Oktober 1740) und der Geheimerath und Präsident des Landschafts-Kollegiums, Ernst Karl Konstantin von Schardt, ihr Amtsjubiläum. Beide waren am 30. Mai 1765 zugleich in den Staatsdienst getreten. Prinzen und Goethe's Sohn, damals Kammer-Assessor, hatten im Stadthause zu Weimar ein Festmahl für die Jubelgreise veranstaltet, und Goethe, der gerade in Wiesbaden verweilte, beauftragte seinen Sohn mit der Ueberreichung der vorstehenden Verse. Zu denselben gehören fünf verzeichnende Strophen, von welchen unsere Goethe die vier ersten „Verse nicht, durch welche Platzen in den „Westöstlichen Diwan" (Buch der Betrachtungen) eingelegt hat. Daher können dieselben mit der gleichfalls in den Diwan gehörigen 5. Strophe in unserer Ausgabe erst dort ihren Platz finden.

**) Gedruckt in den Nachgel. W., 1833. — Das Gedicht verdankt seine Entstehung demselben Anlasse, wie das an den Obristlieut. von Voß (S. 333). Am Jahrestage des Kampfes bei Weimar überreichten junge Damen der Stadt dem russischen Obrist, späteren General-Lieutenant von Geismar (Friedrich Oskar Reichsfreiherr v. G., geboren am 12. Mai 1780) Dankgedichte, zu denen auch das obige gehörte (vgl. Biographie des Generals Geismar. Münster, 1860). — L.

***) Gedruckt in den Nachg. W. 1835, außerdem mitgetheilt in den Briefen an Frau von Stein (III, 449).

der italienischen Literatur näher gekannt und beurtheilt werden; wir unterlassen deshalb die Entwicklung des Plans, welche wir vor Jahren bei Einführung des Grafen Carmagnola für nöthig erachtet, und beziehen uns auf die Analyse dieses Stücks, welche Herr Fauriel seiner französischen Uebersetzung beigefügt hat. Sie wird allen Freunden einer sinnigen, entwickelnden, fördernden Kritik auf jede Weise willkommen sein. Wir ergreifen jedoch die Gelegenheit, auszusprechen, wie uns eben diese Tragödie die früher von Herrn Manzoni gefaßte gute Meinung noch mehr zu begründen und seine Verdienste in weiterem Umfang zu übersehen den Anlaß gegeben hat.

Alexander Manzoni hat sich einen ehrenvollen Platz unter den Dichtern neuerer Zeit erworben; sein schönes, wahrhaft poetisches Talent beruht auf reinem, humanem Sinn und Gefühl. Und wie er nun, was das Innere seiner dargestellten Personen betrifft, vollkommen wahr und mit sich selbst in Uebereinstimmung bleibt, so findet er auch unerläßlich, daß das historische Element, in welchem er dichterisch wirkt und handelt, gleichfalls untadelhaft Wahres, durch Dokumente Bestätigtes, Unwidersprechliches enthalte. Seine Bemühung muß also dahin gehen, das sittlich-ästhetisch Geforderte mit dem wirklich-unausweichlich Gegebenen völlig in Einklang zu bringen.

Nach unserer Ansicht hat er dies nun vollkommen geleistet, indem wir ihm zugeben, was man andernwärts wol zu tadlen gefunden hat, daß er nämlich Personen aus einer halbbarbarischen Zeit mit solchen zarten Gesinnungen und Gefühlen ausgestattet habe, welche nur die höhere religiöse und sittliche Bildung unserer Zeit hervorzubringen fähig ist.

Wir sprechen zu seiner Rechtfertigung das vielleicht parador scheinende Wort aus, daß alle Poesie eigentlich in Anachronismen verkehre; alle Vergangenheit, die wir heraufrufen, um sie

Die Entwicklung des Plans von Adelchi scheint Goethe doch ausgeführt zu haben; wenigstens läßt Cousin, der Goethe am 28. April 1825 besuchte, Denselben im Gespräch äußern: „Oui, j'ai reçu Adelchi. J'en ai même fait un extrait que je publierai peut-être, si j'en ai l'occasion. Je l'ai bien étudié. Il y a de très-belles choses. Je n'aime pas à m'arrêter aux particularités, c'est toujours l'ensemble qu'il faut voir; mais, tenez, vous rappelez-vous ce soldat lombard chez qui se réunissent les conjurés et qui ne songe qu'à sa propre élévation? Comme il arrange tout pour lui! — Comme il fait servir les desseins de tout le monde à son but! Et ensuite, à la cour de Charlemagne, comme il a l'air de protéger ceux qu'il a trahis!" (Fragments et souvenirs par V. Cousin. 3ème edit. P. 158.)

nach unsrer Weise den Mitlebenden vorzutragen, muß eine höhere Bildung, als es hatte, dem Alterthümlichen zugestehen; der Poet mag hierüber mit seinem Gewissen übereinkommen; der Leser aber muß gefällig durch die Finger blicken. Die Ilias wie die Odyssee, die sämmtlichen Tragiker, und was uns von wahrer Poesie übrig geblieben ist, lebt und athmet nur in Anachronismen. Allen Zuständen borgt man das Aeußere, um sie anschaulich, ja nur erträglich zu machen, so wie wir ja auch in der letzten Zeit mit dem Mittelalter verfuhren, dessen Maske wir viel zu sehr bis in Kunst und Leben herein als wirklich gelten ließen.

Hätte sich Manzoni früher von diesem unveräußerlichen Recht des Dichters, die Mythologie nach Belieben umzubilden, die Geschichte in Mythologie zu verwandeln, überzeugt gehabt, so hätte er sich die große Mühe nicht gegeben, wodurch er seiner Dichtung unwidersprechliche historische Denkmale bis ins Einzelne unterzulegen getrachtet hat.

Da er aber dieses zu thun durch seinen eignen Geist und sein bestimmtes Naturell geführt und genöthigt worden, so entspringt daraus eine Dichtart, in der er wol einzig genannt werden kann; es entstehen Werke, die ihm Niemand nachmachen wird.

Denn durch die entschiedenen Studien, die er jener Zeit widmete, durch die Bemühungen, womit er die Zustände des Papstes und seiner Lateiner, der Longobarden und ihrer Könige, Karl's des Großen und seiner Franken, sodann das Gegeneinanderwirken dieser ganz verschiedenen, ursprünglich einander widersprechenden, durch weltgeschichtliche Ereignisse zusammen- und zwischeneinandergewürfelten Elemente sich zu verdeutlichen, vor seinem Urtheil zu vergewissern trachtete, gewann seine Einbildungskraft einen überreichen Stoff und durchaus ein so festes Anhalten, daß man wol sagen darf, keine Zeile sei leer, kein Zug unbestimmt, kein Schritt zufällig oder durch irgend eine sekundäre Nothwendigkeit bestimmt. Genug, er hat in dieser Art etwas Willkommenes und Seltenes geleistet; man muß ihm danken für Alles, was er gebracht hat, auch wie er's gebracht hat, weil man dergleichen Gehalt und Form wol niemals hätte fordern können.

Wir könnten in der Entwickelung des Vorgesagten noch auf mannichfaltige Weise fortfahren; aber es sei genug, den denkenden Leser hierauf aufmerksam gemacht zu haben. Nur Eins

bemerken wir: daß diese genaue historische Vergegenwärtigung ihm besonders in den lyrischen Stellen, seinem eigentlichen Erbtheil, vorzüglich zu Statten kommt.

Die höchste Lyrik ist entschieden historisch; man versuche die mythologisch-geschichtlichen Elemente von Pindar's Oden abzusondern, und man wird finden, daß man ihnen durchaus das innere Leben abschneidet.

Die modernere Lyrik neigt sich immer zum Elegischen hin; sie beklagt sich über Mangel, damit man den Mangel nicht spüre. Warum verzweifelt Horaz, den Pindar nachzuahmen? Nachzuahmen ist er freilich nicht; aber ein wahrhafter Dichter, der so viel zu rühmen und zu loben fände wie er, der sich mit froher Gesinnung bei Stammbäumen aufhalten und den Glanz so vieler wetteifernden Städte rühmen könnte, würde ganz ohne Frage ebenso gute Gedichte hervorzubringen vermögen.

Wie im Grafen Carmagnola der Chor, indem er die vorgehende Schlacht schildert, in grenzenloses Detail verliert, sich doch nicht verwirrt, mitten in einer unaussprechlichen Unordnung doch noch Worte und Ausdrücke findet, um Klarheit über das Getümmel zu verbreiten und das Wildeinherstürmende faßlich zu machen, so sind die beiden Chöre, die das Trauerspiel Adelchi beleben, gleichfalls wirksam, um das Unübersehbare vergangener und augenblicklicher Zustände dem Blick des Geistes vorzuführen. Der Beginn des ersten aber ist so eigen lyrisch, daß er anfangs fast abstrus erscheint. Wir müssen uns das longobardische Heer geschlagen und zerstreut denken; eine Bewegung, ein Rumor verbreitet sich in die einsamsten Gebirgsgegenden, wo die vormals überwundenen Lateiner Sklaven gleich das Feld bauen und sonst mühseliges Gewerb treiben. Sie sehen ihre stolzen Herren, die Glieder aller bisher Gewalt habenden Familien flüchtig, zweifeln aber, ob sie sich deshalb freuen sollen; auch spricht ihnen der Dichter jede Hoffnung ab: unter den neuen Herren werden sie sich keines bessern Zustandes zu erfreuen haben.

Jetzt aber, ehe wir uns zu dem zweiten Chore wenden, erinnern wir an eine Betrachtung, die in den Noten und Ab-

Die Sätze von „Der Beginn des ersten" bis „zu erfreuen haben" bildeten eine für Streckfuß bestimmte Beilage von Goethe's Brief an Zelter vom 8. bis 9. September 1829, hier jetzt aber noch folgende, in obigem Aufsatz allerdings auch zu vermissende Stelle voraus: „Was die Chöre von Adelchi betrifft, so giebt sich der zweite, ganz gemüthliche, von selbst; der Beginn ꝛc."

handlungen zu besserm Verständniß des westöstlichen Divans, Seite 259 der ersten Ausgabe, mit Wenigem angedeutet worden, daß nämlich das Geschäft der lyrischen Poesie von dem der epischen und dramatischen völlig verschieden sei. Denn diese machen sich zur Pflicht, entweder erzählend oder darstellend den Verlauf einer gewissen bedeutenden Handlung dem Hörer und Schauer vorzuführen, so daß er wenig oder gar nicht dabei mitzuwirken, sondern sich nur lebhaft aufnehmend zu verhalten habe; der lyrische Dichter dagegen soll irgend einen Gegenstand, einen Zustand oder auch einen Hergang irgend eines bedeutenden Ereignisses dergestalt vortragen, daß der Hörer vollkommen Antheil daran nehme und, vertritt durch einen solchen Vortrag, sich wie in einem Reize befangen unmittelbar theilnehmend fühle. Und in diesem Sinne dürfen wir wol die Lyrik die höchste Rhetorik nennen, die aber wegen der in einem Dichter kaum sich zusammenfindenden Eigenschaften höchst selten in dem Gebiete der Aesthetik hervortritt. Es schwebt uns kein Moderner vor, der diese Eigenschaften in so hohem Grade besessen als Manzoni. Diese Behandlungsweise ist seinem Naturell gemäß, ebenso wie er sich zugleich als Dramatiker und Historiker ausgebildet hat. Diese auch hier nur vorübergehend ausgesprochenen Gedanken würden freilich erst im Gefolg des zusammenhängenden Vortrags einer wahren Haupt- und Grundschule der Aesthetik in ihrem völligen Werth erscheinen, welchem zu genügen uns vielleicht so wenig als Andern vergönnt sein wird.

Nachdem uns das Schlußchor des dritten Aktes mit Gewalt in den Untergang des longobardischen Reichs verwickelt hat, sehen wir zu Anfang des vierten ein trauriges weibliches Opfer jener politischen Schreckniße, das Abscheiden Ermengarda's, welche, Tochter, Schwester, Gattin von Königen, die Mutter eines Königs nicht werden sollte; sie scheidet, umgeben von Klosterfrauen, auf das Schmerzlichste von einem hoffnungsleeren Leben. Der Chor tritt ein, und wir behalten, zu besserem Verständniß ernster Leser, die Zahl der Strophen bei:

1) Anmuthige Schilderung einer frommen Scheidenden. 2) Die Klage verklingt; unter Gebet werden die matten Augen liebevoll geschloßen. 3) Letzter Aufruf, die Erde zu vergeßen

---

Obige Betrachtung in den Noten zum Divan steht in gegenwärtiger Ausgabe der Werke in Bd. IV. S. 237 f.

und sich in das Ende zu ergeben. 4) Der traurige Zustand wird geschildert, wo die Unglückliche zu vergessen wünschte, das ihr nicht gestattet war. 5) In schlaflosen Finsternissen und klösterlicher Umgebung kehren ihre Gedanken zu glücklichen Tagen zurück, 6) als sie noch liebwerth, unvorsehend in Frankreich eintrat 7) und von lustigem Hügel ihren herrlichen Gemahl, auf weiter Fläche sprengend, der Jagdlust sich erfreuen sah, 8) mit Gefolg und Getümmel dem wilden Eber begegnend, 9) der, vom königlichen Pfeil getroffen, blutend stürzte, sie angenehm erschreckte. 10) Die Maas wird angesprochen, die warmen Bäder von Aachen, wo der mächtige Krieger entwaffnet von edlen Thaten sich erquickte. 11) 12) 13) geben ein schön verschlungenes Gleichniß: wie vom erwünschten Thau der versengte Rasen, durch Freundeswort eine leidenschaftlich gequälte Seele erquickt wird, die zarten Stängel aber bald wieder von heißer Sonne verdorren, 14) so ward in ihre Seele, nach kurzem Vergessen, der alte Schmerz wieder vorgerufen. 15) Wiederholte Ermahnung, sich von der Erde abzulösen. 16) Erwähnung anderer Unglücklichen, die hingeschieden. 17) Leiser Vorwurf, daß sie aus einem gewaltthätigen Geschlecht herstamme 18) und nun unterdrückt mit Unterdrückten untergehe. Friede wird ihrer Asche zugesagt. 19) Beruhigung ihrer Gesichtszüge zu unbefangenem jungfräulichen Ausdruck, 20) wie die untergehende Sonne, durch zerrissene Wolken den Berg purpurnd, einen heitern Morgen weissagt.

Endlich wird auch die Wirkung des Chors dadurch erhöht, daß er, ob sie gleich geschieden, noch als an eine Lebende, Herrschende, Theilnehmende sich richtet.

Nach dieser Entwicklung fügen wir noch die günstigen Worte hinzu, womit Herr Fauriel seine Analyse unsres Trauerspiels abschließt und, obgeachtet er den Chören nicht gleichen Werth zuschreibt, doch über dieselben sich folgendermaßen ausspricht: „Sie zusammen betrachtet, sind alle drei unter den Meisterstücken der neuen lyrischen Poesie höchst bedeutende, selbst einzige Produktionen zu nennen. Man weiß nicht, was man mehr daran bewundern soll: die Wahrheit, die Wärme der Empfindungen, die Erhebung und Kraft der Ideen, oder einen so belebten als freimüthigen Ausdruck, der zugleich eine Eingebung der Natur scheint, und doch so gefällig, so harmonisch, daß die Kunst nichts hinzufügen konnte."

Wir wünschen sinnigen Lesern Glück zu dem Genuß dieser

Ehöre wie der übrigen Dichtung; denn hier tritt der seltene Fall ein, wo sittliche und ästhetische Bildung vereint in gleichem Grade gefördert wird. Daß dieses schneller, mit größrer Leichtigkeit geschehe, dazu wird die Uebersetzung des Herrn Streckfuß vorzüglich beitragen. Seine früheren Bemühungen dieser Art sowie die Musterstücke der gegenwärtigen Arbeit sind uns dafür die sichersten Bürgen.

Die zum Andenken Napoleon's gedichtete Ode Manzoni's, welche zu übersetzen wir früher nach unserer Art versucht, möge er auch nicht außer Acht lassen und nach seiner Weise im Deutschen vortragen, als einen Beleg dessen, was wir oben von den Erfordernissen der lyrischen Dichtkunst auszusprechen wagten.

Und so stehe denn auch hier zum Schluß eine Stelle, die wir aus guter Neigung und uns selbst zu belehren, gleich beim ersten Lesen des Adelchi zu übersetzen uns vornahmen. Schon früher bei näherer Betrachtung des rhythmischen Vortrags, wie er im Grafen Carmagnola herrscht, war deutlich zu fühlen, daß er ganz wie ein Rezitativ klinge; besonders fand sich, daß die Hauptworte immer zu Anfang der Zeile stehen, wodurch ein unaufhaltsames Uebergreifen bewirkt wird, jener Deklamationsart günstig und einen energischen Vortrag durchaus belebend. Wollte nun damals nicht gelingen, uns in eine solche Art zu fügen, da ein deutsches Ohr und Wesen jeder Anspannung widersagt, so konnte ich doch nicht unterlassen, bei dem Studium des Trauerspiels Adelchi einen solchen Versuch zu wagen; hier möge denn das ganze Unternehmen sowie das bisher zur Einleitung Gesagte wohlwollenden Lesern bestens empfohlen sein.

Vorgängiges.

Desiderius und Adelchi, Vater und Sohn, zwei in Gemeinschaft regierende Könige der Longobarden, bedrängen den Papst. Auf dessen flehentliches Anrufen richtet Karl der Große seinen Heereszug nach Italien, wird aber in dem Engpasse der Etsch durch Mauern und Thürme unerwartet zurückgehalten.

Longobardische Fürsten, unterdeß heimlich ihren Königen

Die zum Andenken Napoleon's gedichtete Ode Manzoni's, „Il cinque Maggio", von Goethe übersetzt und zuerst gedruckt in „Kunst und Alterthum", IV. 1. (1823.) S. 182 bis 188 (s. Werke, II. 467 f.). — Nach einer Bemerkung im Tagebuch vom 8. August 1822 sah Goethe sie an diesem Tage Grüneren vor, der auch davon erzählt. (Briefwechsel und mündlicher Verkehr zwischen Goethe und dem Rath Grüner, S. 105 ff.)

ungeneigt, sinnen auf Abfall und auf Mittel, dem heranbrohenden Karl ihre Absichten zu entdecken, sich ihm heimlich zu ergeben, um dadurch Verzeihung und Gnade sich im Voraus zu versichern. Geheime Beredung deshalb veranstalten sie in dem Hause eines unscheinbaren Kriegers, den sie durch reiche Spende gewonnen zu haben glauben. Dieser, in Erwartung ihrer, tritt auf und entdeckt seine Gesinnungen in einem Monolog.

[Hier folgt Swarto's Monolog: „Von Franken ꝛc.", Werke, III. 387 ff.]

175.

Recension einiger italienischen Zeitungen.

a.

Gazzetta Universale, Nr. 59, 60, 61. Florenz 25. 29. Juli, 1. August 1797. — Enthalten nichts besonders Charakteristisches, außer daß diese Zeitung durchaus Begebenheiten mit Pünktlichkeit und Klarheit ohne die mindeste parteiische Absicht erzählt.

Notizie Universali, Nr. 61, 1. August; Nr. 62. 63. Roveredo. — Erzählen absichtlich, doch mit Verstand und Mäßigung, die Besitznehmung von Dalmatien, machen auf den Werth dieser Acquisition, sowie abermals auf die große bewaffnete Macht des Kaisers aufmerksam; die übrigen Angelegenheiten anderer Reiche erzählen sie mit Gelassenheit.

Il Corriere Milanese, Nr. 59, 60, 61, 62. Ende Juli,

Um Goethe's Theilnahme an Manzoni abzuschließen, sei noch der warmen Anerkennung gedacht, welche er dem Roman „I promessi sposi" widmete, wie die Briefe an Knebel vom 18. und 20. Juli, sowie an Boisserée vom 4. November 1827, ingleichen seine Aeußerungen in Gesprächen mit Eckermann (I. 374 bis 381) darthun.

Der Anfang von Swarto's Monolog lautet in unserer Ausgabe abweichend „Von Franken" statt „Vom Franken"; jede von beiden Formen nähert sich in anderer Weise dem Original: „Un messagier dei Franchi."

Zu 175. a. Goethe's Briefe an Ch. G. v. Voigt, herausg. v. O. Jahn, S. 566 f. — Die Ueberschrift lautet dort: „Fortsetzung der Recension ꝛc. ꝛc."; doch fehlt ein Anfang.

Am 8. Aug. 1797 schrieb Goethe aus Frankfurt a. M. an den Geheimen Rath Voigt: „Politische Nachrichten wird Herr Riese geschwinder und geschäftiger als ich überschreiben; ich lege aber doch eine Recension einiger italienischen Zeitungsblätter bei, die mich interessirt haben, und sie einen Blick in jene Zustände thun lassen."

Anfang August. — Fangen jederzeit mit dem Artikel **England** an, worauf denn **Frankreich** und nach Beschaffenheit die übrigen Reiche und zuletzt **Italien** folgt. Die französischen Angelegenheiten betreffend, sind Auszüge aus bedeutenden Schriften oder Reden abgedruckt, so auch Italien betreffend. Alles Uebrige ist zwar die und da zu Gunsten der republikanischen Denkart, aber ohne merkliche Leidenschaft gestellt.

Giornale degli Uomini liberi. Nr. 7, 8, 9. **Bergamo.** Ende Juli, Anfang August. — Fährt fort mit Darstellungen des jetzigen Zustandes seiner Stadt und der Gegend in allerlei Formen; er wird mitunter sehr speziell, auch persönlich. Der Zustand und das Betragen der alten Familien, die öffentliche Erziehung, die verschiedenen Denkarten über die gegenwärtigen Umstände, Administrations-, Prozeß-, Gerichts-, Kriminal- und Polizeifälle bringt es mit mehr oder weniger Lebhaftigkeit vor, greift Geistliche wegen ihrer Predigten an und scheint sich mit ziemlicher Keckheit, doch nicht ohne eine gewisse italienische Urbanität als Stadt- und Volksblatt zu behaupten. Der Redacteur unterschreibt sich **Muletti.**

Il Patriota Bergamasco, Nr. 19, 20, 21. Ende Juli, Anfang August. — Fängt mit den vaterländischen Sachen und Aufsätzen, die an die Patrioten gerichtet sind, an, spricht von der Verbesserung der Erziehung, besonders der Landschulen; vertheidigt durch Auszüge die Toleranz der cisalpinischen Republik gegen den Vorwurf der Irreligiosität.

Gazzetta di Lugano, Nr. 31. Ende Juli. — Hat nichts Auszezeichnetes.

Giornale de' Patrioti d'Italia, Mailand, Nr. 86. 3. August. — Hat Rubriken nicht allein der Länder, sondern auch der Materien, deren Uebersicht zu Anfang beisammen steht; ist absichtlich und lebhaft geschrieben. Ein Stück eines historischen Versuchs über die Revolution von Italien, eine Darstellung des schwachen Anfangs der Marine der cisalpinischen Republik, eine mißbilligende und mit Repressalien drohende Erzählung der Art, wie man die Versuche des Volks, sich frei zu machen, in Piemont niedergedrückt und bestraft hat; ebenso über die Ueberrumpelung von Asti; über einen Abbate Bocchetti, der wegen aristokratischen Gesinnungen deportirt worden; ein Dialog zwischen einem Patrioten und einem Moderirten, wobei, wie natürlich, der Moderirte lächerlich und verdächtig gemacht wird, — durchaus mit lebhafter Absicht auf Wirkung geschrieben.

b.

L'Eco, Giornale di Scienze, Lettere, Arti, Commercio e Teatri. Milano.

Eine Zeitschrift, mit diesem Jahre begonnen, empfiehlt sich sogleich durch ihr Aeußeres, welches einen Beweis giebt, wie hoch man jenseits der Alpen das Publikum zu ehren wisse.

Wir haben die ersten 47 Blätter vor uns und können den Mitarbeitern sowol wie den Redaktoren das beste Zeugniß geben. Sie offenbaren durchaus einen reinen, geistvoll heiteren Freisinn, hinlängliche Uebersicht fremder Literatur neusten Datums, überhaupt Umsicht von hohem Standpunkte, nirgends Zwang noch Zurückhaltung im Einzelnen, aber bei ernstem Wollen Mäßigung im Ganzen.

Sie sind auf dem Alterthum und auf ihrer ältesten Literatur gegründet; sodann aber vernimmt man, was die Italiener neuerlich unter sich verhehlen, was sie dem Ausländer mittheilen möchten, was sie von uns, mit besonderer Gunst angesehnen Deutschen, und wie sie es brauchen können, wie sie sich gegen die Franzosen, die Engländer, die Spanier verhalten. Sie zeigen Klugheit genug, dafür zu sorgen, was das Publikum Tag für Tag wissen möchte, zugleich aber auch Aufmerksamkeit für das höhere Wissenswerthe. Dieses Blatt, auf solche Weise fortgesetzt, wird auch dazu dienen, jene Nation in Begriffen und Sprache weiter zu fördern und ihren ästhetischen Gesichtskreis zu erweitern.

Wer das Schwierige und Unerfreuliche der ältern italienischen Prosa kennt, wird übrigens hier durch die leichte Heiterkeit des Vortrags sich überrascht finden und sich dabei erinnern, daß Mailand schon seit geraumer Zeit mit Florenz in

Zu 175. b. Ueb. Kunst u. Alterth., VI. Bds. 2. Heft. 1828. S. 398 ff.

Am 21. Mai 1825 schrieb Goethe an Zelter: „In Mailand geben sie ein höchst bedeutendes Tageblatt heraus, „L'Eco" betitelt; es ist in jedem Sinne vortrefflich, in der bekannten Art unsern Morgenblätter aber geistreich weitumfassend. Mache die Berliner aufmerksam darauf! Sie können ihre täglichen Zeitschriften gar loblich damit würzen." Ferner am 10. Juni an Grafen Sternberg: „Ich bin verehrten Freunde zu Händen gekommen „L'Eco, Giornale di Scienze, Lettere, Arti, Commercio e Teatri." Dieses Zeitblatt hat viele Vorzüge; die 47 Nummern, die man mir gesendet hat, geben schon das beste Zeugniß. Da es in den kaiserl. königl. Landen hervortritt, so dürfte es wol Gönnen auch nicht fremd sein."

Herausgeber der Zeitschrift war Lampato.

sprachthümlichem Konflikt liege. Dabei ist uns der Gedanke gekommen, diese Blätter den Lehrern der italienischen Sprache im Auslande zur Benutzung beim Unterricht zu empfehlen. Manches andere Gute, was sich bei diesem Unternehmen ahnen und hoffen läßt, möge sich in der Folge bewähren!

176.

Eine italienische und eine französische Zeitschrift.

Das Mailändische Tagsblatt L'Eco

hat seinen eigenen männlichen Charakter; einige Mitarbeiter sind wahrscheinlich schon über die Sechzig; denn es sind Anekdoten, Anspielungen, Andeutungen zeitig aus dem vorigen Jahrhunderte her; sie suchen zugleich gefällig und unterrichtend zu sein; aber es ist keine Spur, daß etwas den Frauen zu Liebe geschrieben sei, und daß sie weibliche Leser verlangen und hoffen.

Man ist beim Lesen durchaus in einem männlichen Kreise, wo Frauen wol sein könnten, aber nicht sind, und dies giebt dem Ganzen eine eigene Haltung.

Die Pariser Zeitschrift Le Globe

hat durchaus einen jugendlichen Charakter; der älteste ihrer Theilnehmer möchte kaum in den Vierzigen sein. Auch hier ist keine Spur, Frauen als Frauen zu Leserinnen werben zu wollen, der Geist jener Mitarbeiter ist auf die Zukunft gerichtet, und das möchte nicht anlockend für das schöne Geschlecht sein.

*

Beide Zeitblätter zeichnen sich dadurch von den deutschen aus, welche zum großen Theil von Frauen und fast durchaus zu Frauen geschrieben sind.

Zu 176. Goethe's Nachgelassene Werke, IX. Bd. 1833. T.-A. S. 157 f. Obiges steht dort als 4. und 5. Aufsatz unter der Ueberschrift „Verschiedenes, bezüglich auf Literatur und Kunst".

Und August*) auch, der werthe Schlanke,
Dafür ich Gott im Herzen danke,
Dies giebt in tiefer Winterszeit
Erwünschteste Gelegenheit,
Mit ein'gem Zucker Dich zu grüßen,
Abwesenheit mir zu verüßen,
Der ich, wie sonst, in Sennenferne,**)
Im Stillen liebe, leide, lerne.

Mystische Erwiderung***)

Aus düstern Klosterhallen schallen
Verhallne Seufzer und verhallen
An unsres Herzens Bebewand;
Dann soll auch unter Purpurthronen,
Saffan-Gehängen prächtig wohnen,
Dem Du ein Auge zugewandt.

Alldort empfangen uns begeistet
Geschmacksgerüche; wer erdreistet
Des Doppelpaares hohen Preis?
Doch Kutt' und Purpur sind ergetzlich,
Gerüche, Schmäcke überschätzlich
Dem, der sich Deine Gnade weiß.

An Sulpiz Boisserée.†)

Epiphanias 1816.

Hast den Anker fest im Rheine††) liegend
Für das wohl beladne Schiff,
Bleibe doch in Neckarbuchten†††) schmiegend,
Hier ist kein Korallenriff!

*) Auch Goethe's Sohn August war am 25. Dec. geboren. — L.
**) In den kürzesten Tagen, welche auf Goethe's Natur einen trübe stimmenden Einfluß ausübten. — L.
***) Gedruckt in den Nachgel. W., 1833. — Beziehungen und Zeit der Abfassung sind unbekannt. — L.
†) Gedruckt in den Nachgel. W. 1833. — Vgl. auch Sulpiz Boisserée, II, 89. Es handelte sich damals für die Gebrüder Boisserée um eine Uebersiedelung mit ihrer reichen Gemäldesammlung nach Berlin. Ein Brief vom 21. December 1815 erwähnt einen Besuch des preußischen Staatsraths (späteren Ministers) Eichhorn so wie des Cultusministers Altenstein im Boisserée'schen Hause zu Heidelberg.
††) D. h. in Köln.
†††) In Heidelberg.

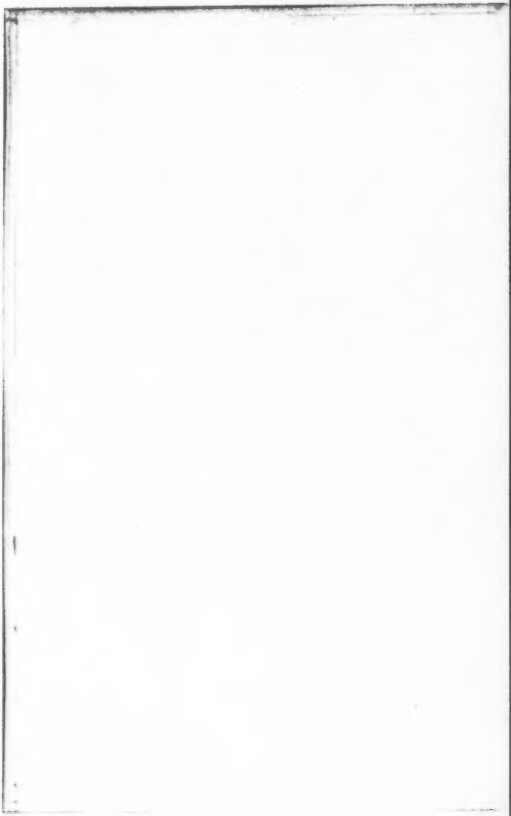

E.

Französische Literatur.

177.

Einzelnheiten über französische Literatur.

Wenn ich über die neueste französische Literatur meine Gedanken sammle, so werde ich immer auf Bernardin de St. Pierre zurückgeführt, welcher im Jahr 1789 Paul und Virginie herausgab. Dieser idyllische Roman that große Wirkung, und man wird ihn immer gern lesen, ob man gleich nach so langer und durchaus veränderter Zeit sich kaum Rechenschaft geben kann, was er eigentlich bringt und was ihm fehlt.

Kurz vor der Revolution geschrieben, ruht das Interesse seiner Verwickelung auf den schmerzlichen Mißverhältnissen, die in den neuesten Staaten zwischen Natur und Gesetz, Gefühl und Herkommen, Bestreben und Vorurtheilen so bang und so beängstigend sind und es mehr noch waren.

Zwei bedrängte Mütter retten sich mit Sohn und Tochter ins ferne Land und führen dort ein idyllisches, anmuthiges Leben; dies wird gestört, zuletzt vernichtet. Inzwischen, unter manchem Wechsel von Furcht und Hoffnung, Rettung und Untergang, weiß der Verfasser didaktisch und, wenn man will, leidlich genug Alles dasjenige zur Sprache zu bringen, was die Menschen damals in Frankreich bedrängen mochte; es ist dasselbe, was die Notablen zusammenberief, die Generalstaaten nöthig machte und zuletzt die völlige Umwälzung des Reichs bewirkte. Das Werk ist im besten, wohlwollenden Sinne geschrieben, und

Zu 177. Goethe's Nachgelassene Werke, VI. Bd. 1833. L.-A. S. 178 bis 184.

dieser Sinn hat noch lange während der Revolution in Frankreich durch gedauert.

Bernardin de St. Pierre war den Brüdern des ersten Konsuls lieb und werth, ja von ihm selbst wohl behandelt. Das Verhältniß zu diesen merkwürdigen Menschen, wie er es selbst darstellt, giebt uns ein überraschendes Bild, wie in jener Familie eine gewisse sittlich-ästhetische Tendenz verwaltete und ungeachtet des gleichsam übermenschlichen politischen Treibens sich doch immerfort erhielt. Das große epische Gedicht des grandiosen Lucian's und Alles, was die Feder des grundedlen Louis mitgetheilt hat, giebt uns davon auffallende Zeugnisse.

*

Nächst Bernardin de St. Pierre tritt uns Chateaubriand entgegen.

Ein rhetorisch-poetisches Talent, mit Leidenschaft Stoff in der äußern Welt suchend, sich zu religiösen Gefühlen steigernd, eine durchaus große physisch-moralische Kraft und auch so in der politischen Welt erscheinend.

*

Werther's Leiden wurden sehr bald ins Französische übersetzt; der Effekt war groß wie überall; denn das allgemein Menschliche drang durch. Alle meine übrigen Produktionen dagegen standen sehr weit von der französischen Art und Weise ab, und ich war mir dessen wohl bewußt. Eine Uebersetzung von Herrmann und Dorothea durch Bitaubé that nur im Stillen ihre Wirkung.

Schwierigkeit in Frankreich überhaupt, für den Tag aufzutauchen.

Das große epische Gedicht Lucian's kann entweder Charlemagne ou l'Eglise delivrée (1814) oder aber La Cyrneide ou la Corse sauvée (1819) sein.

Louis Bonaparte schrieb einen Roman, sowie geschichtliche und staatswissenschaftliche Werke.

Chateaubriand's religiöse Gefühle haben sich namentlich kund in seinem „Genie du Christianisme" (1802), dessen Goethe im Brief an Knebel vom 25. März 1812 gedenkt.

Die ersten französischen Uebersetzungen von Werther's Leiden waren außer der des Caren von Seckendorff die von Deverdun (Werther, Maestricht 1776) und die von Aubry (Les passions du jeune Werther, Mannheim et Paris 1777).

Herrman et Dorothée, traduit en prose par Bitaubé, Paris et Strasbourg 1800.

Ueber die Wirkung für den Tag, wie sie in Frankreich maßgebend ist, läßt sich Goethe in seinem Tagebuch unterm 16. Febr. 1830 so aus: „Im Globe

Im Stillen finden sich jedoch hartnäckige Anhänger ans Deutsche.

Uebersetzung meines Theaters.

Fernere Wirkungen meiner Arbeiten in Frankreich.

Veranlassung dazu.

Siehe Le Globe, Tom. III. No. 55. 1826.

Offenbar sind es die Antiklassiker, denen meine ästhetischen Maximen und die danach gearbeiteten Werke als Beispiel sehr gelegen kommen. Sie geben daher sehr verständig zu Werke und behandeln glimpflich, was ihnen nicht munden will.

*

Wenn wir im Deutschen Gelegenheitsgedicht sagen, so pflegen sich die Franzosen mit Poésies de circonstance auszudrücken. Dies veranlaßt uns wirklich, einen Unterschied zwischen beiden anzuerkennen. Das Erste wäre, wenn der Dichter eine vorübergehende Gelegenheit ergreift und sie glücklich behandelt; das Zweite, wenn er einen Umstand glücklich zu benutzen weiß.

Dem Anschein nach sollte man das Erste vorziehen, weil etwas Flüchtiges, Lebendiges der Dichtung höchst willkommen sein muß. Da sich aber die Poesie nichts vorschreiben läßt, so hängt es nur von ihr ab, auch etwas Beständiges zu Ehren zu bringen. Vielleicht ist Niemanden dieses besser gelungen als Herrn Béranger.

*

Die Herren Globisten schreiben keine Zeile, die nicht politisch

---

eine Anzeige von deutscher Literatur gab zu eigenen Betrachtungen Anlaß. Hier ist nämlich nur vom augenblicklich Wirkenden die Rede, vom fortdauernd Wirksamen nicht. Demungeachtet steht die deutsche Literatur viel mächtiger da, als sie ist, und auf diesem Wege erfahren die fremden Nationen nur das Geringste von uns. Die Franzosen geben uns viel deutlichern Begriff vom Nachwirkenden, Erlöschenden, Wiederaufflammenden, Andringenden, Angeeigneten, Eindringenden, als hier geschieht, wo überhaupt nur von der Tageswelle die Rede ist."

Le Globe, Tome III. No. 55. 1826, enthält eine Besprechung der französischen Uebersetzung von Goethe's dramatischen Werken; vergl. Nr. 181.

Den Wert der Werke Goethe's für die Anti-Klassiker deutet Goethe auch gegen Zelter an, dem er am 5. Aug. 1826 schreibt: „Der Ueberbringer meiner dramatischen Werke, Albert Stapfer, sendet mir den vierten und letzten Theil zu Kommentirung des Ganzen und veranlaßt mich zu gar manchen Betrachtungen. Die neuerstehenden Franzosen können uns gar gut brauchen, wenn sie ihre bisherige Literatur als beschränkt, einseitig und sonderbar vorstellen wollen. Sie setzen mit aller Gewalt eine allgemeinere Kenntniß der sämmtlichen Literaturen durch."

Ueber das Politische und Gefährliche der Globisten spricht Goethe

wäre, d. h. die nicht auf den heutigen Tag einzuwirken trachtete. Sie sind eine gute, aber gefährliche Gesellschaft; man verhandelt gern mit ihnen; aber man fühlt, daß man auf seiner Hut sein muß. Sie können und wollen ihre Absicht nicht verleugnen, den absoluten Liberalismus allgemein zu verbreiten. Deshalb verwerfen sie alles Gesetzliche, Folgerechte als stationär und schlendrianisch; doch müssen sie Beides gelegentlich in subsidium wieder herbeiholen. Das giebt ein Beben im Innern, ein Schwanken im Aeußern, das sehr unbehaglich empfunden wird, indem man sich zuletzt vor lauter Freiheit erst recht befangen fühlt.

Vollkommene Redner sind es, und wenn man sie als solche

---

auch in einigen Briefstellen. So am 19. Sept. 1826 an Graf Sternberg: „Sollte das französische Journal „Le Globe" bis zu Ihnen gelangt sein oder dort Eingang finden können, so darf nicht erst bitten, solches zu beachten. Personen höheren Standes und Einsicht dürfen es nicht ungelesen lassen. Die erste Nummer des 4. Bds. ist den 13. August ausgegeben worden. Diese Blätter geben uns zweimal die Woche viel zu denken. Ich lobe recht gut, daß ihre Zwecke weiter liegen, als wir zu meinen Alter und nach meinen Gesinnungen und Lebzeiten erlaubt ist; aber ihre Betrachtungen rücksichts und vorwärts sind höchst belehrend. Die Verfasser zeigen sich so rein und klug, gründlich und minutier Analysanmerisch; sie sprechen absichtlich, deshalb man sich ihnen nicht hingeben darf, mit großem Verstand und Umsicht, die man bewundert, wenn auch nicht bestimmt. Der Zeitgeist läßt sich hier klar, mächtig und furchtbar erblicken. — Soeben vernehme, daß die drei ersten Theile des „Globe" wieder abgedruckt werden sollen und Subscription darauf angenommen wird. Sollte dies Blatt schon bekannt sein, so möge das Gegenwärtige als Zeugnis meines Antheils gelten. Jeder Staats- und Weltmann sollte sich wöchentlich solche Betrachtungen verschaffen, wenn er sie auch vor der Menge seltener, die ohnehin nur zufällig gebraucht oder mißbraucht, was ihr derart geboten wird." Natürlich, zum Theil gleichlautend am folgenden Tag an Graf Reinhard. Dann wieder am 27. Nov. 1827 an Graf Sternberg: „Indessen machen die Herren vom „Globe" meinen friedlichen und naturalischen Gesinnungen ein böses Spiel. Ich hoffte, sie sollten sich der nach Auflösung der Deputirtenkammer wieder eintretenden Freiheiten mit Mäßigung bedienen und wie vorher mit geistiger, geschmackvoller Ansicht die Angelegenheiten behandeln, wie solches auch ihrer Stellung gar wohl geziemt hätte; aber man sieht aus dem Hergange, daß hier an keine Mäßigung, noch viel weniger an Compromisse zu denken sei; denn sie betrauen sich seit dem 8. November außer allem Maaße in einer Art, die auch ihr bester Freund nicht billigen kann." Endlich am 18. Juni 1829 an Graf Reinhard: „Es ist wirklich wunderlich, wie sich der Franzose geschwungen hat, seitdem er aufhörte, beschränkt und ausschließend zu sein. Wie gut kennt er seine Deutschen, seine Engländer, besser als die Nationen sich selbst; wie bestimmt schildert er in diesen die eisenmäßigen Bielmen'schen, in jenen die autmüthigen Privatleute. Auch der „Globe", wunschen seine special-politische Tendenz auch eine etwas unbefangenere Ansicht gibt, bleibt mir gleichfalls lieb und werth. Man braucht ja mit verrückten Menschen nicht tour-à-tour einig zu sein, um Neigung und Bewunderung für sie zu empfinden." Auch in Goethe's Gesprächen mit Eckermann wird der „Globe" öfter berührt.

gelten läßt, ohne sich von ihnen rühren zu lassen, so gewähren sie viel Vergnügen und wichtige Belehrung.

*

Im Globe vom Jahr 1825, Seite 525, findet sich eine höchst merkwürdige Darstellung der geistigen Kultur der Normandie, so wie ein Blick über das Ganze der Akademien und literarischen und wissenschaftlichen Sozietäten, wie folgt:

„Indem wir so von alten akademischen Korporationen sprechen, wollen wir nicht sagen, daß der gegenwärtige Zustand der wissenschaftlichen Welt durchaus alle Versammlung dieser Art ablehnt; wir glauben dagegen, daß sie immer noch große Dienste leisten können, sobald sie nämlich dem Geiste unsers Jahrhunderts gemäßer organisirt sind, einen positiven und besondern Zweck bekennen und, was ihre Wahl und ihre Arbeiten betrifft, vollkommen unabhängig von den Regierungen dastehen, hauptsächlich aber, daß sie eine große Thätigkeit beweisen; denn da, wie überall, bewirken Thätigkeit und Bewegung das Leben. Auch wollen wir sie gern als Bienenstöcke gelten lassen, nur nicht als anmaßliche Tribunale. Ja, wir kennen sogar kein mächtigeres Mittel, den Untersuchungen eine glückliche Richtung zu geben, es sei nun auf einen Theil der menschlichen Kenntnisse oder auf eine tiefgreifende Untersuchung irgend einer Gegend. Auch kennen wir keine Anstalt, welche dem forschenden und mittheilenden Geiste der Zeit gemäßer wäre.

„Korporationen hingegen, welche sich blos mit Literatur beschäftigen, lassen uns bedenken, daß, wenn es jemals eine Epoche gab, wo sie große Dienste thaten, diese Epoche ganz gewiß vorbei sei. Man möchte freilich wol behaupten können, daß zu einer Zeit, wo die Nation zu weit von unsern großen Dichtern stand oder diese vielleicht durch ihre Schuld von der Nation sich gesondert fanden, es vielleicht möglich gewesen sein möchte, Männer von gebildetem Geist zu vereinigen und ihre Versammlungen mit großer Solennität zu umgeben und das Verdienst der beurtheilten Werke durch das Ansehen des Gerichtshofes zu erhöhen. Aber wir bemerken leider, was die französische Akademie gegen den Cid gethan hat, und wir sehen nicht, daß sie etwas zu Gunsten der Athalie gewirkt hätte. Gesetzt man denn auch, daß die sämmtlichen Filiale, die untergeordneten Sozietäten einigen Dienst dieser Art geleistet, so kann man dagegen den bedauerlichen und leider nicht zu leugnenden Einfluß

anführen, den sie auf unsere Literatur geübt haben, indem sie mit aller Macht den prosaischen Sinn über den poetischen gelten machten, und zwar ganz natürlich von Neun bis Zehn gegen Einen, ein Verhältniß, worin sich damals die Poeten zu den Prosaisten und Reimern befanden.

„Aber ohne diese wichtigen Fragen gegenwärtig zur Sprache zu bringen, lasse man uns bemerken, daß, wenn diese Gerichtshöfe der Literatur jemals zu etwas genützt haben, dies gegenwärtig nicht mehr der Fall sei. Die Reform, die seit dreißig Jahren in unsere Kriminaljustiz eingetreten ist, dringt nun endlich auch in unsere literarische Gesetzgebung. Griesgrämliche Richter mit vertrocknetem Herzen und mit durch Gewöhnung an fremde Typen gefälschtem Geiste sind nicht mehr an der Zeit, sondern es werden Geschworene sein aus allen gebildeten Klassen der Sozietät, die über Leben und Tod der Dichter zu urtheilen haben."

178.

Mythologie, Hexerei, Feerei.

Aus dem Französischen des Globe.

„Mythologie, Hexerei, Feerei, was ist denn für ein Unterschied zwischen diesen drei Worten? Stellen sie nicht dieselbe Sache nur unter verschiedenen Gestalten vor? Und warum sollte man die eine verwerfen, wenn man die andere gelten läßt? In ihrer Kindheit haben alle Völker das Wunderbare geliebt, und in reiferen Jahren bedienten sie sich noch immer gern dieses Mittels, zu rühren und zu gefallen, ob sie gleich lange nicht mehr daran glaubten. So haben die Griechen ihre Helle gedacht, ihren Olymp, ihre Eumeniden und die Verwandlungen ihrer Götter; die Orientalen hatten ihre Genien und Talismane, die Deutschen ihre Bezauberungen und Hexenmeister. Hat nun Frankreich, weniger als die andern Völker mit originalen Volksüberlieferungen versehen, durch zahlreiches Borgen und An-

Zu 178. Ueb. Kunst u. Alterth., VI. Bds. 1. Hft. 1827. S. 59 bis 60. Die Ueberschrift lautet im Inhaltsverzeichniß des Hefts wie oben, im Text nur: „Aus dem Französischen des Globe".

vollkommen denkt wie sie. Am Freitage sich mit Fastenspeisen begnügen, scheint ihnen widerwärtiger Aberglaube, am Sonntage zu tanzen, ein abscheulich Skandal. Sie stolziren über ihre Verkünste und entrüsten sich, von Stiergefechten zu hören. Ohne Gabeln englischer Fagen schmeckt kein Gericht ihrer Zunge, ihrem Gaumen kein Trank aus andern Karavinen, als sie in London gewohnt sind. — Ist das nicht, meine Freunde, völlig die Geschichte der Klassiker?

„Diese Betrachtungen möchten vielleicht zu ernsthaft scheinen für den Gegenstand, worauf sie sich beziehen, und gewiß, wenn nur von Opern wie der Freischütz die Rede wäre, so hätten wir dergleichen lange Entwickelungen nicht unternommen; aber das Vorurtheil, das wir bestreiten, umfaßt viel bedeutendere Werke, und ein Erzeugniß des menschlichen Geistes, wie Goethe's Faust, kann ihm nicht entgehen. Giebt es nicht viele Menschen, welche bei dem Gedanken eines Bündnisses mit dem Teufel gefühllos werden für die Schönheiten dieser erhabenen Produktion? Sie begreifen nicht, wie man über eine solche Unwahrscheinlichkeit hinauskommen könne. Und doch sind es Dieselbigen, welche seit ihrer Jugend den Agamemnon seine Tochter opfern gesehen, um Fahrwind zu erlangen; auch Medeen, wie sie auf geflügeltem Wagen nach den allerschrecklichsten Beschwörungen davonfliegt. Glauben sie denn mehr an das Eine als an das Andere? oder könnte die Gewöhnung, diese zweite Natur der Gemeinheit, völlig über ihre Vernunft siegen? Und so würde denn das Mädchen von Orleans, begeistert, wirklich oder im Wahn, von jener Seite ein verächtliches Lächeln hervorrufen, und indessen sie Kassandra's ahnungsvollen Prophezeiungen aufmerksam zuhörten, würde die Jungfrau, die Retterin von Frankreich, sie empören, wenn man sie mit den Farben darstellte, womit die gleichzeitige Geschichte sie geschmückt hat.

„Glücklicherweise jedoch werden diese Gesinnungen nicht durchgehen, und wie bequem es auch sein mag, dem betretenen Pfade zu folgen, ohne rechts und links zu sehen, so finden wir uns doch in einem Jahrhundert, wo der Blick umsichtig und klar genug werden muß, um über die Grenze zu dringen, welche von der Gewöhnung gezogen worden. Ja, dann werden wir das Guten uns bemächtigen, wo wir es finden und unter welcher Gestalt es sich darstellt."

Bemerkung des Ueberſetzers.

Wenn uns Deutſche in jedem Fall intereſſiren muß, zu ſehen, wie ein geiſtreicher Franzos gelegentlich in unſere Literatur hineinblickt, ſo dürfen wir doch nicht allzu ſtolz werden über das Lob, was man uns derber von Zeit zu Zeit ertheilen mag. Die Freiheit, ja Unbändigkeit unſerer Literatur iſt jenen lebhaft thätigen Männern eben willkommen, welche gegen den Klaſſizismus noch im Streit liegen, da wir uns ſchon ſo ziemlich in dem Stande der Ausgleichung befinden und meiſtens wiſſen, was wir von allen Dichtarten aller Zeiten und Völker zu halten haben. Bewahren wir die längſt errungenen Vortheile weislich im Auge, ſo dürfen wir uns an der Leidenſchaftlichkeit unſerer Nachbarn, welche mehr fordern und zugeſtehen als wir ſelbſt, gar wohl ergetzen, erbauen und unſrer unbeſtrittenen Vorzüge genießen. Laſſen wir uns ferner von den Einzelnheiten in oben genannter Zeitſchrift nicht hinreißen, ſo iſt es höchſt intereſſant, eine Geſellſchaft gebildeter, erfahrner, kluger, geſchmackreicher Männer zu bemerken, denen man nicht in allen Kapiteln beizuſtimmen braucht, um von ihren Einſichten Vortheil zu ziehen; wie ſich denn gegen die mitgetheilte Stelle immer noch anführen ließe, daß die griechiſche Mythologie als höchſt geſtaltet, als Verkörperung der tüchtigſten, reinſten Menſchheit, mehr empfohlen zu werden verdiene als das häßliche Teufels- und Hexenweſen, das nur in düſtern, ängſtlichen Zeitläuften aus verwitterter Einbildungskraft ſich entwickeln und in der Hefe menſchlicher Natur ſeine Nahrung finden konnte.

Freilich muß es dem Dichter erlaubt ſein, auch aus einem ſolchen Element Stoff zu ſeinen Schöpfungen zu nehmen, welches Recht er ſich auf keine Weiſe wird verkümmern laſſen. Und ſo haben denn auch jene freiſinnigen Männer uns zu Vortheil und Vergnügen ſolchen Talenten die Bahn eröffnet, welche man ſonſt völlig zurückgedrängt, vielleicht vernichtet hätte. Daher fügt ſich denn, daß die Starkeriſche Ueberſetzung meines Fauſt neu abgedruckt und von lithographirten Blättern begleitet nächſtens erſcheinen wird. Mit dieſer Arbeit iſt Herr Delacroix beſchäftigt, ein Künſtler, dem man ein entſchiedenes Talent nicht ableugnet, deſſen wilde Art jedoch, womit er davon Gebrauch macht, das Ungeſtüm ſeiner Konzeptionen, das Getümmel ſeiner Kompoſitionen, die Gewaltſamkeit der Stellungen und die Rohheit des Kolorits keineswegs billigen will. Deshalb aber iſt er

Aber da, wo jeder Tag erzeuget
Hinderniß auf Hinderniße thürmend auf,
Oder schlimmer noch sie wiegend beuget,
Richtetest Du wol dahin den Lauf?

An Alexander von Humboldt.*)

Weimar den 13. Juni 1816.

An Trauertagen
Gelangte zu mir Dein herrlich Heft!
Es schien zu sagen:
Ermanne Dich zu fröhlichem Geschäft!
Die Welt in allen Zonen grünt und blüht
Nach ewigen, beweglichen Gesetzen;
Das wußtest Du ja sonst zu schätzen,
Erheitre so durch mich Dein schwer bedrängt Gemüth!

Ein rascher Sinn, der keinen Zweifel hegt,**)
Stets denkt und thut, und niemals überlegt,
Ein treues Herz, das, wie empfängt, so giebt,
Genießt und mittheilt, lebt, indem es liebt,
Froh glänzend Auge, Wange frisch und roth,
Nie schön gepriesen, hübsch bis in den Tod.

Da blickt' ich ihn noch manchmal freundlich an
Und habe leidend Viel für ihn gethan.
Indeß mein armes Herz im Stillen brach,
Da sagt' ich mir: Bald folgst Du ihnen nach!
Ich trug des Hauses nur zu schwere Last,
Um seinetwillen nur ein Erdengast.

*) Gedruckt in den Nachg. W. 1833. — Das Gedicht bezieht sich auf die Einsendung von Humboldt's Werk „Ueber Vertheilung der Pflanzengestalten auf dem Erdboden", welches wenige Tage nach dem am 6. Juni 1816 erfolgten Tode von Goethe's Gattin (s. II, 429) eingetroffen sein muß.

**) Zuerst gedruckt in der Ausgabe von 1836. — Es ist um so wahrscheinlicher, daß Goethe hier das Andenken seiner verstorbenen Gattin feiert (vgl. die ver. Note), wie auch Biedermann (III, 551) glaubt annehmen zu müssen, als die Ueberschrift „Die Wittwe dem Sohne" erst 1840 hinzugesetzt ist, also wahrscheinlich gar nicht von Goethe herstammt. — Bezieht sich das Gedicht auf Goethe's Gattin, so würden die ihr in den Mund gelegten Worte: „Bald folgst Du ihnen nach", auf ihre vor ihr verstorbene Schwester und Tante zu deuten sein. (S. ihre Briefe an N. Meyer, z. B. S. 96: „Und dann kommt noch dazu, daß die Gruethuse sehr abgeht und dem Grade sehr nah ist und die Tante auch sehr schwach — es ist also die ganze große Last der großen Haushaltung auf mich gewälzt, und ich muß fast unterliegen.") — L.

eben der Mann, sich in den Faust zu versenken und wahrscheinlich Bilder hervorzubringen, an die Niemand hätte denken können. Zwei Probedrücke liegen vor uns, die auf das Weitere begierig machen. Der eine davon stellt die auf Zauberpferden in der Nacht am Hochgericht vorbeistürmenden Gesellen dar, wo, bei aller der entsetzlichen Eile, Faust's ungeistüme neugierige Frage und eine ruhig abweisende Antwort des Bösen gar wohl ausgedrückt sind; der andere, wo der in Auerbach's Keller auf den Boden strömende Höllenwein flammend aufschlägt und eine sehr charakteristisch bewegte Gesellschaft von unten mit ängstlichen Lichtern und Widerscheinen sichtbar macht.

Beide Blätter sind zwar blos flüchtige Skizzen, etwas roh behandelt, aber voll Geist, Ausdruck und auf gewaltigen Effekt angelegt. Wahrscheinlich gelingen dem Künstler die übrigen wilden, ahnungsvollen und seltsamen Situationen gleichfalls, und wenn er sich dem Zärtern auf irgend eine Weise zu fügen versteht, so haben wir ein wunderliches, in jenes paradoxe Gedicht harmonisch eingreifendes Kunstwerk nächstens zu erwarten.

179.

Bezüge nach außen.

Mein hoffnungsreiches Wort, daß bei der gegenwärtigen höchst bewegten Epoche und durchaus erleichterter Kommunikation eine Weltliteratur baldigst zu hoffen sei, haben unsre westlichen Nachbarn, welche allerdings hiezu Großes wirken dürften, beifällig aufgenommen und sich folgendermaßen darüber geäußert.

Le Globe, Tom. V. No. 91.

„Fürwahr, eine jede Nation, wenn die Reihe an sie kommt, fühlt jenes Anziehen, welches, wie die Anziehungskraft der physischen Körper, eine gegen die andere hinreißt und in der Folge alle die Geschlechter, aus welchen die Menschheit besteht, in einer allgemeinen Harmonie vereinigen wird. Freilich ist das Bestreben der Gelehrten, sich einander zu verstehen und ihre Arbeiten an einander zu reihen, keineswegs neu, und die lateinische Sprache diente vormals auf eine bewundernswürdige

Zu 178. Zeitschrift für Kunst u. Alterthum. VI. Bds. 2. Heft. 1828. S. 267 bis 271.

Weiſe zu dieſem Zwecke. Aber wie ſie ſich auch bemühten, ſo bewirkten die Schranken, wodurch die Völker getrennt wurden, auch eine Trennung unter ihnen und ſchadeten ihrem geiſtigen Verkehr. Selbſt das Werkzeug, deſſen ſie ſich bedienten, konnte nur einer gewiſſen Ideenfolge genügen, ſo daß ſie ſich gleichſam nur durch die Intelligenz berührten, anſtatt gegenwärtig durch das Herz und die Poeſie. Die Reiſen, das Studium der Sprachen, die periodiſche Literatur haben die Stelle jener allgemeinen Sprache eingenommen und beſtätigen übereinſtimmend viel innigere Verhältniſſe, als jene niemals bereiten konnte. Sogar die Nationen, die ſich vorzüglich mit Gewerb und Handel abgeben, beſchäftigen ſich am Meiſten mit dieſem Ideenwechſel. England, deſſen innere Bewegung ſo groß, deſſen Leben ſo thätig iſt, daß es ſcheint, es könne nichts Anders ſtudiren als ſich ſelbſt, zeigt in dieſem Augenblick ein Symptom dieſes Bedürfniſſes, ſich nach außen zu verbreiten und ſeinen Horizont zu erweitern; ſeine Um- und Ueberſichten (Reviews), an die man bisher gewohnt war, ſind ihnen nicht genug; zwei neue Zeitſchriften, beſonders fremden Literaturen gewidmet, ſollen zuſammenwirkend regelmäßig ausgegeben werden."

Von der erſten, The Foreign Quarterly Review, ſind zwei Bände in unſern Händen; den dritten erwarten wir zunächſt und werden im Laufe dieſer Blätter öfters auf die Anſichten der bedeutenden Männer zurückkehren, die ihre Theilnahme an fremden Literaturen ſo einſichtig als thätig beweiſen.

Zuvörderſt aber müſſen wir geſtehen, daß es uns ein heiteres Lächeln abgewann, als wir gerade am Ende des alten Jahres ſchon die mehr als dreißig deutſchen Taſchenbücher in einem engliſchen Journal angezeigt fanden, zwar nicht recenſirt, aber doch mit einigen eigenthümlichen Bemerkungen.

Es iſt erfreulich, daß unſere Exhibitionen der Art auch drüben Beifall und Abſatz finden, indem wir ſchon genöthigt ſind, auch die dortigen gleichmäßigen Produktionen für gutes Geld anzuſchaffen; es wird ſich nach und nach bemerken laſſen, ob die Bilanz dieſes Verkehrs für uns günſtig ausſchlage.

*

Die ernſthafteſte Betrachtung mußte doch an jene erſten augenfällig heiteren ſich ungeſäumt anſchließen. Eine jede Literatur ennuyirt ſich zuletzt in ſich ſelbſt, wenn ſie nicht durch fremde Theilnahme wieder aufgefriſcht wird. Welcher

Naturforscher erfreut sich nicht der Wunderdinge, die er durch Spiegelung hervorgebracht sieht? Und was eine Spiegelung im Sittlichen heißen wolle, hat ein Jeder schon, wenn auch unbewußt, an sich selbst erfahren und wird, sobald er erst aufmerkt, fassen und begreifen, wie viel er ihr im Leben zu seiner Bildung schuldig geworden.

180.

Ferneres über Weltliteratur.

Einwendung.

Wenn nun aber eine solche Weltliteratur, wie bei der sich immer vermehrenden Schnelligkeit des Verkehrs unausbleiblich ist, sich nächstens bildet, so dürfen wir nur nicht mehr uns nichts Andres von ihr erwarten, als was sie leisten kann und leistet.

Die weite Welt, so ausgedehnt sie auch sei, ist immer nur ein erweitertes Vaterland und wird, genau besehen, uns nicht mehr geben, als was der einheimische Boden auch verlieh. Was der Menge zusagt, wird sich grenzenlos ausbreiten und, wie wir jetzt schon sehen, sich in allen Zonen und Gegenden empfehlen; dies wird aber dem Ernsten und eigentlich Tüchtigen weniger gelingen; Diejenigen aber, die sich dem Höheren und dem höher Fruchtbaren gewidmet haben, werden sich geschwinder und näher kennen lernen. Durchaus giebt es überall in der Welt solche Männer, denen es um das Gegründete und von da aus um den wahren Fortschritt der Menschheit zu thun ist. Aber der Weg, den sie einschlagen, der Schritt, den sie halten, ist nicht eines Jeden Sache; die eigentlichen Lebensmenschen wollen geschwinder gefördert sein, und deshalb kennen

Ueber die Zeitgenossen in obiger Beziehung ist der Aufsatz 117 zu vergleichen. Auf diesen Aufsatz folgt das Gedicht „Im Gleichmaß“ (Werke, III, 216). Zu 180. Goethes Nachgel. Werke, IX. Bd. 1848. 2. A. S. 134 bis 141.

In den Nachgelassenen Werken geht obigem 2. Aufs. Nr. 93 voraus und ist zweifellos mit diesem in Verbindung zu denken. Damit beginnt sich auch gewissermaßen [illegible]

ſie ab und verhindern die Förderniß deſſen, was ſie ſelbſt fördern könnte. Die Ernſten müſſen deshalb eine ſtille, faſt gedrückte Miene bilden, da es vergebens wäre, der bunten Tagesfluth ſich entgegenzuſtellen; ſtandhaft aber muß man ſeine Stellung zu bewahren ſuchen, bis die Strömung vorübergegangen iſt. Die Haupttröſtung, ja die vorzüglichſte Ermunterung ſolcher Männer müſſen ſie darin finden, daß das Wahre auch zugleich nützlich iſt. Wenn ſie dieſe Verbindung nun ſelbſt entdecken und den Einfluß lebendig verzeigen und ausweiſen können, ſo wird es ihnen nicht fehlen, kräftig einzuwirken, und zwar auf eine Reihe von Jahren.

Ermunterung.

Wenn es ſchon in manchen Fällen wohlgethan ſein mag, dem Leſer nicht grad das Gedachte zu überliefern, vielmehr ſein eigenes Denken aufzuwecken und anzuregen, ſo möcht' es doch wohlgethan ſein, die eben ausgeſprochene, vor geraumer Zeit niedergeſchriebene Bemerkung nochmals aufzunehmen.

Die Frage, ob dieſe oder jene Beſchäftigung, welcher ſich der Menſch widmet, auch nützlich ſei, wiederholt ſich oft genug im Laufe der Zeit und muß jetzt beſonders wieder hervortreten, wo es Niemanden mehr erlaubt iſt, nach Belieben ruhig, zufrieden, mäßig und ohne Anforderung zu leben. Die Außenwelt bewegt ſich ſo heftig, daß ein jeder Einzelne bedroht iſt, in den Strudel mit fortgeriſſen zu werden; hier ſieht er ſich genöthigt, um ſeine eigenen Bedürfniſſe zu befriedigen, unmittelbar und augenblicklich für die Bedürfniſſe Anderer zu ſorgen; und da fragt ſich denn freilich, ob er irgend eine Fertigkeit habe, dieſen aufdringlichen Pflichten genugzuthun? Da bleibt nun nichts übrig, als ſich ſelbſt zu ſagen, nur der reinſte und ſtrengſte Egoismus könne uns retten; dieſer aber muß ein ſelbſtbewußter, wohlgefühlter und ruhig ausgeſprochner Entſchluß ſein.

Der Menſch frage ſich ſelbſt, wozu er am Beſten tauge, um dieſes in ſich und an ſich eifrigſt auszubilden. Er betrachte ſich als Lehrling, als Geſelle, als Altgeſelle, am Späteſten und höchſt vorſichtig als Meiſter.

Weiß er mit einſichtiger Beſcheidenheit die Forderungen an die Außenwelt nur mit dem Wachsthum ſeiner Fähigkeiten zu ſteigern, um ſich bei ihr, dadurch nutzend, einzuſchmeicheln,

ſo wird er ſtufenweiſe ſeinen Zweck erreichen und, wenn ihm das Höchſte gelingt, behaglich wirken können.

Ueber Förderniſſe und Hinderniſſe, wie ſie die empiriſche Welt darreicht oder zwiſchenſchiebt, mag ihn das Leben, wenn er genau aufmerkt, belehren; ſo viel aber mag der wirklich Tüchtige immer vor Augen haben: ſich um der Gunſt des Tags willen abzuhetzen, bringt keinen Vortheil für morgen und übermorgen.

Zu bedenken.

Jede Nation hat Eigenthümlichkeiten, wodurch ſie von den andern unterſchieden wird, und dieſe ſind es auch, wodurch die Nationen ſich unter einander getrennt, ſich angezogen oder abgeſtoßen fühlen. Die Aeußerlichkeiten dieſer innern Eigenthümlichkeit kommen der andern meiſt auffallend widerwärtig und im leidlichſten Sinne lächerlich vor. Dieſe ſind es auch, warum wir eine Nation immer weniger achten, als ſie es verdient. Die Innerlichkeiten hingegen werden nicht gekannt, noch erkannt; nicht von Fremden, ſogar nicht von der Nation ſelbſt, ſondern es wirkt die innere Natur einer ganzen Nation, wie die des einzelnen Menſchen unbewußt; man verwundert ſich zuletzt, man erſtaunt über das, was zum Vorſchein kommt.

Ohne mir anzumaßen, dieſe Geheimniſſe zu kennen, hätte ich auch nicht einmal die Kühnheit, ſie auszuſprechen. Nur ſo viel will ich ſagen, daß nach meiner Einſicht das eigentlich innere Wirkſame bei den Franzoſen jetzt am Thätigſten iſt, und daß ſie deshalb zunächſt wieder einen großen Einfluß auf die ſittliche Welt haben werden. Gern ſagt' ich mehr; aber es führt zu weit, und man müßte ſehr ausführlich ſein, um ſich verſtändlich, und um das, was man zu ſagen hat, annehmlich zu machen.

*

Wenn eine Geſellſchaft deutſcher Männer ſich zuſammenbegab, um beſonders von deutſcher Poeſie Kenntniß zu nehmen, ſo war dies auf alle Weiſe zuläſſig und höchſt wünſchenswerth, indem dieſe Perſonen ſämmtlich, als gebildete Männer von dem übrigen deutſchen Literatur- und Staatsweſen im Allgemeinen und Beſondern unterrichtet, ſich gar wohl die ſchöne Literatur zur geiſtreich-vergnügtlichen Unterhaltung auswählen und beſtimmen durften.

Sage man ſich daher, daß die ſchöne Literatur einer Nation nicht erkannt noch empfunden werden kann, ohne daß man den Kompler ihres ganzen Zuſtandes ſich zugleich vergegenwärtigt. Dies geſchieht nun zum Theil, indem wir Zeitungen leſen, die uns ausführlich genug von öffentlichen Dingen unterrichten. Es iſt aber dieſes nicht genug, ſondern man hat noch hinzuzufügen, was die Ausländer in kritiſchen und referirenden Journalen von ſich ſelbſt und von den übrigen Nationen, beſonders auch von der deutſchen, für Geſinnungen und Meinungen, für Antheil und Aufnahme zu äußern veranlaßt ſind. Wollte man zum Beiſpiel ſich mit der franzöſiſchen neuſten Literatur bekannt machen, ſo müßte man die ſeit zwei Jahren gehaltenen und im Druck erſchienenen Vorleſungen, als Guizot, Cours d'histoire moderne, Villemain, Cours de littérature française, und Cousin, Cours de l'histoire de la philosophie kennen lernen. Das Verhältniß, das ſie unter ſich und zu uns haben, geht hieraus am Deutlichſten hervor. Noch lebhafter vielleicht wirken die ſchneller erſcheinenden Blätter und Hefte: Le Globe, La Revue Française und das zuletzt erſcheinende Tagsblatt Le Temps. Keins von allen dieſen iſt zu entbehren, wenn wir das Hin und Wieder jener in Frankreich ſich balancirenden großen Bewegungen und alle daraus entſpringenden Wogungen vor unſerm Geiſte lebendig erhalten wollen.

*

Die franzöſiſche Poeſie, ſowie die franzöſiſche Literatur trennt ſich nicht einen Augenblick von Leben und Leidenſchaft der ganzen Nationalität; in der neuſten Zeit erſcheint ſie natürlich immer als Oppoſition und bietet alles Talent auf, um ſich geltend zu machen, um den Gegentheil niederzudrücken, welcher denn freilich, da ihm die Gewalt verliehen iſt, nicht nöthig hat, geiſtreich zu ſein.

Folgen wir aber dieſen lebhaften Bekenntniſſen, ſo ſehen wir tief in ihre Zuſtände hinein, und aus der Art, wie ſie von uns denken, mehr oder weniger günſtig, lernen wir uns zugleich beurtheilen; und es kann gar nicht ſchaden, wenn man uns einmal über uns ſelbſt denken macht.

Befolgt man den oben vorgeſchlagenen Gang, ſo wird

Obige Schriften von Guizot, Villemain und Cousin erſchienen ſämmtlich, beziehentlich in ihren erſten Banden, 1828.

man ſehr ſchnell von Allem, was öffentlich wird und der Oeffentlichkeit ſich nähert, vollkommen unterrichtet. Bei dem jetzigen ſchnell wirkenden Buchhandel beſitzt man ein jedes Werk ſehr eilig, anſtatt daß der Autor, wie ich oft erfahre, eine ſolche Gabe erſt durch Gelegenheit ſchickt und ich das Buch lange ſchon geleſen habe, wenn ich es erhalte.

Aus Allem dem iſt erſichtlich, daß es keine geringe Aufgabe iſt, eine ſolche Literatur der neuſten Zeit zu durchdringen. Ueber die engliſche wie über die italieniſche müßte man wieder beſonders reden; denn das ſind wieder ganz andere Verhältniſſe.

Deutſche Philoſophie.

Warum Ausländer, Briten, Amerikaner, Franzoſen und Italiener, unſerer neuen Philoſophie nichts abgewinnen können, ſchreibt ſich wol daher, daß ſie nicht unmittelbar ins Leben eingreift. Praktiſche Vortheile von ihr können ſie nicht ableſen; deshalb wenden ſie ſich mehr oder weniger nach der ſchottiſchen Lehre, wie ſie von Reid und Stewart vorgetragen wird. Dieſe nähert ſich dem Menſchenverſtande, und dadurch gewinnt ſie Gunſt. Sie ſucht den Senſualism und Spiritualism zu verſöhnen, die Uebereinſtimmung des Reellen mit dem Ideellen zu vermitteln und dadurch einen vollkommenern Zuſtand des menſchlichen Denkens und Handelns hervorzubringen; und ſchon daß ſie dies unternimmt und zu leiſten verſpricht, erwirbt ihr Schüler und Verehrer.

181.

Oeuvres dramatiques de Goethe, traduites de l'allemand; précédées d'une notice biographique et litéraire. 4 Volumes in 8.

In dem Augenblick, da der deutſchen Nation die Frage vorgelegt wird, inwiefern ſie eine Sammlung von Goethe's

Zu 181. Heb. Kunſt und Alterth., V. Bd. 3. Hft. 1826. S. 131 bis 145; VI. Bds. 1. Hft. 1827. S. 94 bis 111.

Am 12. Mai 1826 ſchrieb Goethe dem Grafen Reinhard: „Daß die Herren vom Globe mir wohlwollen, iſt ganz billig; denn ich bin wirklich für ſie einge-

vieljährigen literarischen Arbeiten günstig aufnehmen wolle, mußte es angenehm sein, zu erfahren, wie sich seine Bemühungen einer Nachtarnation darstellen, welche von je her nur im Allgemeinen an deutschem Bestreben Theil genommen, Weniges davon gekannt, das Wenigste gebilligt hat.

Nun dürfen wir nicht leugnen, daß wir Deutsche gerade wegen dieses eigensinnigen Ablehnens auch gegen sie eine entschiedene Abneigung empfunden, daß wir uns um ihr Urtheil wenig bekümmert und sie gegenseitig nicht zum Günstigsten beurtheilt haben. Merkwürdig jedoch mußte es uns in der neusten Zeit werden, wenn dasjenige, was wir an uns selbst schätzen, auch von ihnen anfing geschätzt zu werden, und zwar nicht, wie bisher, von einzelnen besonders gewogenen Personen, sondern in einem sich immer weiter ausbreitenden Kreise.

Woher diese Wirkung sich schreibe, verdient gelegentlich eine besondere nähere Untersuchung und Betrachtung. Hier werde nur der bedeutende Umstand hervorgehoben, daß Franzosen sich entschieden überzeugten, bei dem Deutschen walte ein redlicher Ernst ob, er gebe bei seinen Produktionen mit dem besten Willen zu Werke; eine tüchtige und zugleich ausdauernde Energie könne man ihm nicht ableugnen; und nun mußte freilich aus einer solchen Uebersicht unmittelbar der reine richtige Begriff entspringen, daß man eine jede Nation, sodann aber auch die bedeutenden Arbeiten eines jeden Individuums derselben aus und an ihnen selbst zu erkennen, auch, was noch mehr ist, nach ihnen selbst zu beurtheilen habe. Und so darf

nommen. Man wird eine Gesellschaft junger, energischer Männer in einer bedeutenden Stellung gewahr; ihre Hauptzwecke glaube ich zu begreifen, ihr Benehmen ist klug und kühn. Freilich macht in Frankreich die nächste Vergangenheit aufmerken und erregt Gedanken, zu denen man sonst nirgends gelangen würde. Doch hat mich gefreut, einige meiner geheimen und geheim gehaltenen Ueberzeugungen ausgesprochen und genugsam kommentirt zu sehen. Ich werde nicht aufhören, Gutes von diesen Blättern zu sagen; sie sind das Liebste, was mir jetzt zu Händen kommt, werden gehetzt, rück- und vorwärts gelesen. Auch haben sie mir in den letzten Stücken zur Einleitung in die interessanten Feste des Herrn Cousin gedient, indem sie mir deutlich machen, zu welcher Zeit, auf was Art und Weise und zu welchen Zwecken jene Vorlesungen gehalten wurden. — Eine Recension der Uebersetzung meiner dramatischen Arbeiten hat mir auch viel Vergnügen gemacht. Verhalt' ich mich doch selbst gegen meine Produktionen ganz anders als zur Zeit, da ich sie konzipirte. Nun bleibt es höchst merkwürdig, wie sie sich zu einer fremden Nation verhalten, und zwar so spät, bei ganz veränderten Ansichten der Zeit."

uns denn in weltbürgerlichem Sinne wol freuen, daß ein durch ſo viel Prüfungs- und Läuterungs-Epochen durchgegangenes Volk ſich nach friſchen Quellen umſieht, um ſich zu erquicken, zu ſtärken, herzuſtellen und ſich deshalb mehr als jemals nach außen, zwar nicht zu einem vollendeten, anerkannten, ſondern zu einem lebendigen, ſelbſt noch im Streben und Streiten begriffenen Nachbarvolke hinwendet.

Aber nicht allein auf den Deutſchen richten ſie ihre Aufmerkſamkeit, ſondern auch auf den Engländer, den Italiener; und wenn ſie Schiller's Kabale und Liebe in drei Nach- und Umbildungen gleichzeitig auf drei Theatern günſtig aufnehmen, wenn ſie Muſäus' Märchen überſetzen, ſo ſind Lord Byron, Walter Scott und Cooper bei ihnen gleichfalls einheimiſch, und ſie wiſſen die Verdienſte Manzoni's nach Gebühr zu würdigen.

Ja, wenn man genau auf den Gang, den ſie nehmen, Acht giebt, ſo möchte die Zeit herannahen, wo ſie uns Deutſche an gründlich freiſinniger Kritik zu übertreffen auf den Weg gelangen. Möge ſich dies ein Jeder, den es angeht, geſagt ſein laſſen! Wir wenigſtens beobachten genau, was ſie auf ihrem hohen, nicht längſt erreichten Standpunkte Günſtiges oder Ungünſtiges über uns und andere Nachbarnationen ausſprechen. Dies ſei hinreichend, um eine Recenſion der obengenannten Ueberſetzung anzukündigen, die wir in abkürzendem Auszug hiermit einführen wollen. Zu leſen iſt ſie Globe 1826. No. 55—64.

Der Referent fängt damit an, daß er die frühern und ſpätern Wirkungen Werther's in Frankreich charakteriſtiſch bezeichnet, ſodann aber die Urſachen bemerkt und ausſpricht, warum ſeit ſo vielen Jahren von meinen übrigen Arbeiten nur wenige Kenntniß dorthin gekommen.

„An der Langſamkeit, mit welcher Goethe's Ruf ſich bei uns verbreitete, iſt größtentheils die vorzüglichſte Eigenſchaft ſeines Geiſtes ſchuld, die Originalität. Alles, was höchſt original iſt, d. h. ſtark geſtempelt von dem Charakter eines

Die drei gleichzeitigen Nach- und Umbildungen von Schiller's Kabale und Liebe auf drei Theatern von Paris waren: La fille du musicien, drame imité de Schiller par Cheimer et de Forges, aufgeführt am 10. Dec. 1825 auf dem Théâtre de la Porte-Saint-Martin; Amour et Intrigue, drame etc. imité par G. de Wailly, aufgeführt am 21. Feb. 1826 auf dem kgl. Odeontheater, und l'Intrigue et l'Amour, drame etc. par Delaville de Mirmont, aufgeführt am 1. April 1826 auf dem Théâtre français.

besondern Mannes oder einer Nation, daran wird man schwerlich sogleich Geschmack finden, und die Originalität ist das verspringende Verdienst dieses Dichters; ja, man kann sagen, daß in seiner Unabhängigkeit er diese Eigenschaft, ohne die es kein Genie giebt, bis zum Uebermaaß treibe. Sodann bedarf es immer einer gewissen Anstrengung, um uns aus unsern Gewohnheiten herauszufinden und das Schöne zu genießen, wenn es unter neuer Gestalt vor uns tritt. Aber bei Goethe ist es nicht mit einem Anlauf gethan, man muß es für ein jedes seiner Werke erneuern; denn alle sind in einem verschiedenen Geist verfaßt. Wenn man von einem zum andern geht, so tritt man jedesmal in eine neue Welt ein. Solch eine fruchtbare Mannichfaltigkeit kann freilich faule Imaginationen erschrecken, ausschließenden Lehrweisen ein Aergerniß geben; aber diese Mannichfaltigkeit des Talents ist ein Zauber für Geister, die sich genug erhoben, um es zu begreifen, kräftig genug sind, ihm zu folgen.

„Es giebt Menschen, deren stark ausgesprochener Charakter uns anfangs in Erstaunen setzt, ja abstößt; hat man sich aber ihrer Art und Weise befreundet, so schließt man ihnen sich an, gerade um der Eigenschaften willen, die uns erst entfernten. So sind die Werke unseres Dichters: sie gewinnen, wenn man sie kennt, und um sie zu kennen, muß man sich die Mühe geben, sie zu studiren; denn oft verbirgt die Seltsamkeit der Form den tiefen Sinn der Idee. Genug, alle andern Dichter haben einen einförmigen Gang, leicht zu erkennen und zu befolgen; aber er ist immer so unterschieden von den andern und von sich selbst; man erräth oft so wenig, wo er hinaus will; er verrückt dergestalt den gewöhnlichen Gang der Kritik, ja sogar der Bewunderung, daß man, um ihn ganz zu genießen, ebenso wenig literarische Vorurtheile haben muß als er selbst; und vielleicht fände man ebenso schwer einen Leser, der davon völlig frei wäre, als einen Poeten, der, wie er, sie alle unter die Füße getreten hätte.

„Man darf sich also nicht verwundern, daß er noch nicht popular in Frankreich ist, wo man die Mühe fürchtet und das Studium, wo Jeder sich beeilt, über das zu spotten, was er nicht begreift, aus Furcht, ein Anderer möge vor ihm darüber spotten, in einem Publikum, wo man nur bewundert, wenn man nicht mehr ausweichen kann. Aber endlich fällt es uns doch einmal gelegentlich ein, daß es leichter ist, ein Werk zu

An Döbereiner.*)

Im Namen der Kinder.

1816 oder 1817.

Wenn wir Dich, o Vater, sehen
In der Werkstatt der Natur,
Stoffe sammeln, lösen, binden,
Als seist Du der Schöpfer nur,

Denken wir: Der solche Sachen
Hat so weislich ausgedacht,
Sollte der nicht Mittel finden
Und die Kunst, die fröhlich macht?

Und dann schauend auf nach oben,
Wünschen, bester Vater, wir,
Was die Menschen alle loben,
Glück und Lebensfreuden Dir.

In das Stammbuch von Bernhard von Knebel.**)

Jena, den 29. März 1817.

Als kleinen Knaben hab' ich Dich gesehn
Mit höchstem Selbstvertraun der Welt entgegengehn;
Und wie sie Dir im Künftigen begegnet,
So sei getrost, von Freundes Blick gesegnet!

Madame Catalani.***)

Karlsbad, zum goldenen Brunnen, am 14. August 1818.

Im Zimmer wie im hohen Saal
Hört Keiner je sich satt;
Denn man erfährt zum ersten Mal,
Warum man Ohren hat.

*) Vgl. „Briefe des Großherzogs Karl August und Goethe's an Döbereiner", herausgegeben von O. Schade, Weimar, 1856, S. 29, daraus abgedruckt im „Archiv für neuere Literatur", XX, 419. — D. war Geh. Hofrath und Professor der Chemie in Jena. — L.

**) Zuerst gedruckt in der Ausgabe von 1836. Vgl. auch II, 443 anf. Ausg.

***) Gedruckt in den Nachgel. W. 1833, außerdem mitgetheilt im „Goethe-Knebel'schen Briefwechsel." II, 250 und im „Goethe-Zelter'schen." III, 208. — Am 6. August 1818 hatte Goethe, als eine deutsche Dame durch ihr n Gesang über die Catalani triumphirte, geäußert: „Wir sind diesen Tönen näher verwandt; es ist das deutsche Herz, das uns entgegenklingt." (Vgl. „Genz' Nachlaß" I, 51 u. 52, Wien 1867.) — L.

verbannen, weil es nicht für uns gemacht war, als einzusehen, warum es Andere schön finden. Man begreift, daß vielleicht mehr Geist nöthig ist, um den Werth einer fremden Literatur zu schätzen, als zu bemerken, daß sie fremd ist, und das für Fehler zu halten, was sie von der unsrigen unterscheidet. Man sieht ein, daß man sich selbst verkürzt, wenn man neue Genüsse der Einbildungskraft verschmäht, um des traurigen Vergnügens der Mittelmäßigkeit willen, der Unfähigkeit, zu genießen, der Eitelkeit, nicht zu verstehen, des Stolzes, nicht genießen zu wollen.

„Als Goethe seine Laufbahn antrat, war die Literatur in Deutschland in einem Zustande, wie ohngefähr jetzt in Frankreich. Man war müde dessen, was man hatte, und wußte nicht, was an dessen Stelle zu setzen wäre: man ahmte wechselsweise die Franzosen, die Engländer, die Alten nach; man machte Theorien auf Theorien, in Erwartung von Meisterstücken. Die Verfasser dieser Lehrgebäude rühmten die künftigen Resultate ihrer Sätze und bestritten die Hoffnungen entgegenstehender Doktrinen mit einer Lebhaftigkeit, welche an den Zorn der beiden Brüder in Tausend und Einer Nacht erinnert, die sich eines Tags im Gespräch über ihre Kinder verfeindeten, die noch geboren werden sollten.

„Goethe, welchen dieser Streit der Meinungen einen Augenblick von der Poesie abgewendet hatte, ward bald durch einen herrischen Beruf wieder zurückgeführt; und sogleich beschloß er, den Stoff seiner Produktionen in sich selbst zu suchen, in dem, was ihm Gefühl oder Nachdenken darreichte; er wollte nichts malen, als was er gesehen oder gefühlt hatte, und so fing für ihn die Gewohnung an, woran er sein ganzes Leben hielt: als Bild oder Drama dasjenige zu realisiren, was ihn erfreut, gekränkt, beschäftigt hatte. Und so gedachte er seiner Art, die äußern Gegenstände zu betrachten, eine Bestimmtheit zu geben und seine innerlichen Bewegungen zu beschwichtigen. Dieses besagt er uns selbst, und sein ganzes literarisches Leben ist in jenen merkwürdigen Zeilen zusammengefaßt. Liest man ihn, so muß man von dem Gedanken ausgehen, daß ein jedes seiner Werke auf einen gewissen Zustand seiner Seele oder seines Geistes Bezug habe; man muß darin die Geschichte der Gefühle suchen wie der Ereignisse, die sein Dasein ausfüllten. Also betrachtet, geben sie ein doppeltes Interesse, und dasjenige, was man für den Dichter empfindet, ist nicht das geringste. Und wirklich, was sollte man interessanter finden,

als einen Menſchen zu ſehen, begabt mit reiner Empfindungsfähigkeit, einer mächtigen Einbildungskraft, einem ziehen Nachdenken, der ſich mit voller Freiheit dieſer hohen Eigenſchaften bedient, unabhängig von allen Formen, durch das Uebergewicht ſeines Geiſtes die eine nach der andern brauchend, um ihnen den Stempel ſeiner Seele aufzutragen? Welch ein Schauſpiel, einen kühnen Geiſt zu ſehen, nur auf ſich ſelbſt geſtützt, nur ſeinen eigenen Eingebungen gehorchend! Giebt es wol etwas Belehrenderes als ſein Beſtreben, ſeine Irrthümer, ſeine Verirrungen? Aus dieſem Geſichtspunkt verdient unſer Dichter betrachtet zu werden, und ſo werden wir ihn in dieſen Blättern beſchauen, bedauernd, daß ihr Zweck unſre Studien über ihn nur auf ſeine Theaterſtücke beſchränkt hat, und daß die Grenzen eines Journals uns nöthigen, ſein Leben nur oberflächlich zu ſkizziren."

Hier betrachtet nun der wohlwollende Recenſent das körperliche und ſittliche Mißgeſchick und die daraus entſtandene Hypochondrie eines jungen Mannes, die ſich hart und niedria in den Mitſchuldigen, edler und freier im Werther, tiefer aber, bedeutender und weitausgreifender im Fauſt manifeſtirt:

„Die Unbilden, welche der erſten Liebe des Dichters folgten, hatten ihn in düſtere Niedergeſchlagenheit geworfen, welche noch durch eine epidemiſche Melancholie vermehrt ward, damals unter der deutſchen Jugend durch Verbreitung Shakeſpeare's veranlaßt. Eine ſchwere Krankheit trat noch zu dieſer verdrießlichen Sinnesart hinzu, woraus ſie vielleicht entſtanden war. Der Jüngling verbrachte mehrere Jahre in ſolchen Leiden, wie die erſten Fehlrechnungen des Lebens, die Schwankungen einer Seele, die ſich ſelbſt ſucht, gar oft einer glühenden Einbildungskraft zu fühlen geben, ehe ſie für ihre Thätigkeit den Zweck gefunden hat, der ihr gemäß iſt. Bald aufgeregt, bald entmuthigt, vom Myſticismus ſich zum Zweifel wendend, wandelbar in ſeinen Studien, ſeine Neigungen ſelbſt zerſtörend, gereizt durch die Geſellſchaft, erdrückt durch die Einſamkeit, weder Energie fühlend zu leben, noch zu ſterben: ſo war er in eine ſchwarze Traurigkeit gefallen, einen ſchmerzlichen Zuſtand, aus dem er ſich erſt durch die Darſtellung des Werther befreite, und der ihm den erſten Gedanken an Fauſt eingab.

„Aber indeſſen das wirkliche Leben, wie es die gegenwärtige Sozietät beſtimmt und geordnet hat, ihn durch ſein ganzes Gewicht erdrückte, freute ſich ſeine Einbildungskraft, in

jene Zeiten freier Thätigkeit zu flüchten, wo der Zweck des Daſeins klar vorlag, das Leben ſtark und einfach. Es ſchien dem melancholiſchen, entmuthigten Jüngling, daß er bequemer unter dem Harniſch des Kriegsmannes gelebt hätte, beſſer in der feſten Burg des Ritters; er träumte ſich das alte Deutſchland mit ſeinen eiſernen Männern und rohen, freiſinnigen, abenteuerlichen Sitten. Der Anblick gothiſcher Gebäude, beſonders des Doms zu Straßburg, belebte nun völlig für ihn jenes Zeitalter, das er vermißte. Die Geſchichte, welche der Herr von Berlichingen mit eigner Hand ſchrieb, bot ihm das Muſter, das er ſuchte, und gewährte ihm den Grund ſeiner Dichtung. Und ſo entſtand in ſeinem Kopfe das Werk, das Deutſchland mit Entzücken aufnahm und für ein Familienbild erkannte.

„Götz von Berlichingen iſt ein Gemälde oder vielmehr eine weitgreifende Skizze des ſechzehnten Jahrhunderts; denn der Dichter, welcher erſt die Abſicht hatte, es auszubilden und in Verſe zu bringen, entſchied ſich, ſolches in dem Zuſtand, wie wir es beſitzen, herauszugeben. Aber jeder Zug iſt ſo richtig und feſt, Alles iſt mit ſo großer Sicherheit und Kühnheit angedeutet, daß man glaubt, einen der Entwürfe des Michel Angelo zu ſehen, wo einige Meißelhiebe dem Künſtler zureichten um ſeinen ganzen Gedanken auszudrücken. Denn wer genau hinſehen will, findet, daß im Götz kein Wort ſei, das nicht treffe; Alles geht auf die Hauptwirkung los, Alles trägt dazu bei, die große Geſtalt des hinterbenden Mittelalters zu zeigen. Denn man kann ſagen, das Mittelalter ſei eigentlich der Held dieſes wunderlichen Dramas; man ſieht es leben und handeln, und dafür intereſſirt man ſich. Das Mittelalter athmet ganz; und gar in dieſem Götz mit der eiſernen Hand; hier iſt die Kraft, die Rechtlichkeit, die Unabhängigkeit dieſer Epoche; ſie ſpricht durch den Mund dieſes Individuums, vertheidigt ſich durch ſeinen Arm, unterliegt und ſtirbt mit ihm.“

Nachdem der Recenſent den Clavigo beſeitigt und mit möglichſter Artigkeit das Schlimmſte von Stella geſagt hat, gelangt er zu der Epoche, wo der Dichter, in die Welt, ins Geſchäft eintretend, eine Zeit lang von aller Production abgehalten, in einem gewiſſen mittlern Uebergangszuſtand verweilt, im geſelligen Umgang die düſtere Rauheit ſeiner Jugend verliert und ſich unbewußt zu einer zweyten Darſtellungsweiſe vor-

bereitet, welche der wohlwollende Referent mit eben ſo viel Ausführlichkeit als Geneigtheit in der Folge behandelt.

„Eine Reiſe nach Italien konnte kein gleichgiltiges Ereigniß in dem Leben des Dichters bleiben. Aus einer Atmoſphäre, die ſchwer und trüb gewiſſermaßen auf ihm laſtete, wie ſie einen kleinen deutſchen Zirkel umwölken mag, unter den glücklichen Himmel von Rom, Neapel, Palermo verſetzt, empfand er die ganze poetiſche Energie ſeiner erſten Jahre. Den Stürmen entronnen, die ſeine Seele verwirrten, entwichen dem Kreis, der ſie zu verengen ſtrebte, fühlte er ſich zum erſten Mal im Beſitz aller ſeiner Kräfte und hatte ſeitdem an Ausdehnung und Heiterkeit nichts mehr zu gewinnen. Von dem Augenblicke an iſt er nicht blos entwerfend, und wollte man auch ſeine Konzeptionen nicht alle in gleichem Grade glücklich nennen, ſo wird doch die Ausführung, wonach man vielleicht in der Poeſie wie in der Malerei den Künſtler am Sicherſten mißt, ſtets für vollkommen zu halten ſein.

„Nach dem Bekenntniß aller Deutſchen findet ſich dieſes Verdienſt im höchſten Grade in zwei Stücken, welche ſich unmittelbar auf dieſe Epoche ſeiner Laufbahn beziehen, in Taſſo nämlich und Iphigenien. Dieſe beiden Stücke ſind das Reſultat einer Vereinigung des Gefühls der äußern Schönheit, wie man ſie in der mittägigen Natur und den Denkmalen des Alterthums findet, von einer Seite, und von der andern des Zarteſten und Allerfeinſten, was in dem Geiſte des deutſchen Dichters ſich entwickeln mochte. So wird im Taſſo ein geiſtreicher Dialog angewendet, in Schattirungen, wie Plato und Euripides pflegen, eine Reihe von Ideen und Gefühlen auszudrücken, die vielleicht unſerm Dichter allein angehören. Die Charaktere der Perſonen, ihre ideelle Beziehung, der Typus, den eine jede darſtellt — man fühlt, daß er dies nicht allein in der Geſchichte von Ferrara gefunden hat; man erkennt die Erinnerungen, die er von Hauſe mitbrachte, um ſie in den poetiſchen Zeiten des Mittelalters und unter dem ſanften Himmel von Italien zu verſchönern. Mir ſcheint die Rolle des Taſſo gänzlich beſtimmt zu einer bewundernswürdigen Nachbildung der Verwirrungen einer Einbildungskraft, die, ſich ſelbſt zum Raube gegeben, an einem Worte ſich entflammt, entmuthigt, verzweifelt, an einer Erinnerung feſthält, ſich für

Mit „Eine Reiſe nach Italien“ beginnt die Fortſetzung im VI. Band.

einen Traum entzückt, eine Begebenheit aus jeder Aufregung macht, eine Marter aus jeder Unruhe; genug, welche leidet, genießt, lebt in einer fremden, unwirklichen Welt, die aber auch ihre Stürme hat, ihre Freuden und Traurigkeiten. Ebenso zeigt sich Jean Jacques in seinen Reverien, und so hatte der Dichter sich lange gefunden; und mir scheint, er selbst spricht aus dem Munde des Tasso, und durch diese harmonische Poesie hört man den Werther durch.

„Iphigenie ist die Schwester des Tasso; diese Beiden haben eine Familienähnlichkeit, die sich leicht erklärt, wenn man weiß, daß sie Beide zu gleicher Zeit geschrieben sind, und zwar unter dem Einfluß des italienischen Himmels. Da er aber in Iphigenien, statt der Stürme eines kleinen Hofes, die majestätischen Erinnerungen der Familie des Tantalus zu schildern hatte und, anstatt der Qualen des Wahnsinns der Einbildungskraft, das Schicksal und die Furien, hat er sich zu einer größern poetischen Höhe erhoben. In diesem Werk, welches die Deutschen und der Autor selbst für das vollendetste seiner dramatischen Kompositionen halten, verhüllen sich eine Widerrede die Gefühle einer völlig christlichen Zartheit und einer ganz modernen Fortbildung unter Formen, dem Alterthum entnommen; aber es wäre unmöglich, diese verschiedenen Elemente harmonischer zu verbinden. Es sind nicht nur die äußern Formen der griechischen Tragödie mit Kunst nachgeahmt; der Geist der antiken Bildkunst, in durchaus gleichem Leben, beseelt und begleitet mit ruhiger Schönheit die Vorstellungen des Dichters. Diese Konzeptionen geboren ihm und nicht dem Sophokles, das bekenne ich; aber ich könnte ihn nicht ernsthaft darüber tadeln, daß er sich treu geblieben. Und was haben denn Fenelon und Racine gethan? Wohl ist der Charakter des Alterthums in ihren Werken genugsam eingedruckt; aber hat auch der Eine dort die Eifersucht der Phädra gefunden, der Andere die evangelische Moral, welche durch den ganzen Telemach durchgeht? Unser Dichter nun hat wie sie gehandelt; es war keineswegs in seiner Art, sich völlig in der Nachahmung eines Modells zu vergessen; er hat von der antiken Muse sich eindringliche Accente zugeeignet; aber um den Grundton seiner Gesänge ihm einzuflößen, waren zwei lebendige Musen unentbehrlich: seine Seele und seine Zeit.

„Egmont scheint mir der Gipfel der theatralischen Laufbahn unsers Dichters; es ist nicht mehr das historische Drama

wie Goethe, es ist nicht mehr die antike Tragödie wie Aeschylus, es ist die wahrhaft moderne Tragödie, ein Gemälde der Verhältnisse, das mit der Wahrheit des ersteren das Einfach-grandiose der zweiten verbindet. In diesem Werke, geschrieben in der Kraft der Jahre und der Fülle des Talents, hat er vielleicht mehr als irgendwo das Ideal des menschlichen Lebens dargestellt, wie ihm solches aufzufassen gefallen hat. Egmont, glücklich, heiter, verliebt ohne entschiedene Leidenschaft, der Sinnlichkeit des Daseins edel genießend, mit Lebenslust dem Tode entgegenlachend — dies ist Egmont, der Held des Dichters.

„Nun giebt es aber ein Werk unseres Dichters, nicht nur keinem sonst vorhandenen vergleichbar, sondern auch abgesondert von seinen eigenen zu betrachten. Es ist der Faust, die seltsame, tiefe Schöpfung, das wunderliche Drama, in welchem die Wesen jedes Ranges vertreten: vom Gott des Himmels bis zu den Geistern der Finsterniß, von dem Menschen bis zum Thiere und tiefer bis zu jenen ungestalteten Geschöpfen, welche, wie Shakespeare's Kalikan, nur der Einbildungskraft des Dichters ihr scheußliches Dasein verdanken konnten. Ueber dieses sonderbare Werk wäre gar sehr viel zu sagen; man findet der Reihe nach Musterstücke jeder Schreibart: von dem derbsten Possenspiel bis zur erhabensten lyrischen Dichtung; man findet die Schilderungen aller menschlichen Gefühle, von den widerwärtigsten bis zu den zärtlichsten, von den düstersten bis zu den allerjubelsten. Indem ich mich aber von dem historischen Standpunkt, auf welchen ich mich beschränke, nicht entfernen darf und nur die Person des Dichters in seinen Werken suchen mag, so begnüge ich mich, den Faust als den vollkommensten Ausdruck anzusehen, welchen der Dichter von sich selbst gegeben hat. Ja, dieser Faust, den er in seiner Jugend erfaßte, im reifen Alter vollbrachte, dessen Vorstellung er mit sich durch alle die Aufregungen seines Lebens trug, wie Camoëns sein Gedicht durch die Wogen mit sich führte, dieser Faust enthält ihn ganz. Die Leidenschaft des Wissens und die Marter des Zweifels, hatten sie nicht seine jungen Jahre geängstigt? Woher kam ihm der Gedanke, sich in ein übernatürliches Reich zu flüchten, an unsichtbare Mächte sich zu berufen, die ihn eine Zeit lang in die Träume der Illuminaten stürzten und die ihn sogar eine Religion erfinden machten? Diese Ironie des Mephistopheles, der mit der Schwäche und den Begierden des Menschen ein so freyles Spiel treibt, ist dies nicht die verachtende, spottende

Seite des Dichtergeistes, ein Hang zum Verdrießlichsein, der sich bis in die frühesten Jahre seines Lebens aufspüren läßt, ein derber Sauerteig, für immer in eine starke Seele durch frühzeitigen Ueberdruß geworfen? Die Person des Faust besonders, des Mannes, dessen brennendes, unermüdetes Herz weder des Glücks ermangeln noch solches genießen kann, der sich unbedingt hingiebt und sich mit Mißtrauen beobachtet, der Enthusiasmus der Leidenschaft und die Muthlosigkeit der Verzweiflung verbindet, ist dies nicht eine beredte Offenbarung des geheimsten und erregtesten Theiles der Seele des Dichters? Und nun, das Bild seines innern Lebens zu vollenden, hat er die allerliebste Figur Margarethens hinzugestellt, ein erhöhtes Andenken eines jungen Mädchens, von der er mit vierzehn Jahren geliebt zu sein glaubte, deren Bild ihn immer umschwebte und jeder seiner Heldinnen einige Züge mitgetheilt hat. Dies himmlische Hingeben eines naiven, frommen und zärtlichen Herzens kontrastirt bewundernswürdig mit der sinnlichen und düstern Aufspannung des Liebhabers, den in der Mitte seiner Liebesträume die Phantome seiner Einbildungskraft und der Ueberdruß seiner Gedanken verfolgen, mit diesen Leiden einer Seele, die zerknirscht, aber nicht ausgelöscht wird, die gepeinigt ist von dem unbezwinglichen Bedürfniß des Glücks und dem bittern Gefühl, wie schwer es sei, zu empfangen und zu verleihen.

„Da der Dichter niemals etwas schrieb, ohne daß man gewissermaßen den Anlaß dazu in irgend einem Kapitel seines Lebens finden könnte, so treffen wir überall auf Spuren der Einwirkung gleichzeitiger Begebenheiten oder auch Erinnerungen derselben. Zu Palermo ergreift ihn das geheimnißvolle Schicksal des Cagliostro, und seine Einbildungskraft, von lebhafter Neugierde getrieben, kann diesen wunderbaren Mann nicht loslassen, bis er ihn dramatisch gestaltet, um sich selbst gleichsam ein Schauspiel zu geben. So entstand der Groß-Kophta, welchem das berüchtigte Abenteuer des Halsbandes zu Grunde liegt. Beim Lesen dieser übrigens sehr unterhaltenden Komödie erinnert man sich, daß der Dichter einige Zeit zu ähnlichem Wahn hinneigte, wie der ist, den er entwickelt; wir sehen einen enttäuschten Abenteurer, der die gläubige Exaltation der Schüler sowie die geschickte Marktschreierei des Meisters darstellt, und zwar wie ein Mann, der die eine getheilt und die andere nahe gesehen hat. Man muß geglaubt haben, um so treffend über das zu spotten, woran man nicht mehr glaubt.

„In den kleinen Komödien bei Gelegenheit der französischen Revolution wird man keine übersichtliche Würdigung dieses großen Ereignisses erwarten, vielmehr nur einen Beleg, wie sich die augenblicklichen Einflüsse desselben in des Dichters Gesichtskreis hineinzog und widerwärtig darstellten. Diesen Eindruck hat er auf eine sehr heitere Weise im Bürgergeneral festgehalten.

„Jery und Bätely, anmuthige Skizze einer Alpenlandschaft, ist als eine Erinnerung einer Schweizerwanderung anzusehen. Nun aber betrachten wir den Triumph der Empfindsamkeit, ein Possenspiel in Aristophanischer Manier, als einen Ausfall des Dichters gegen eine Dichtart, die er selbst in Gang gebracht hatte. Dieses Stück ist eins von denen, welche zu der, nach meiner Denkweise wenigstens, sehr übertriebenen Meinung der Frau von Stael Anlaß gegeben, dieser trefflichen Frau, welche sonst über unsern Dichter einige bewundernswürdig geistreiche Seiten geschrieben hat, und die ihn zuerst in Frankreich durch einige freie Uebersetzungen voll Leben und Bewegung bekannt machte. Frau von Stael sieht in ihm einen Zauberer, dem es Vergnügen macht, seine eigenen Gaukeleien zu zerstören, genug, einen mystificirenden Dichter, der irgend einmal ein System festsetzt und, nachdem er es gelten gemacht, auf einmal aufzieht, um die Bewunderung des Publikums irre zu machen und die Gefälligkeit desselben auf die Probe zu stellen. Ich aber glaube nicht, daß mit einem so leichtsinnig hinterhaltigen Gedanken solche Werke wären hervorzubringen gewesen. Dergleichen Grillen können höchstens Geistesspiele und Skizzen des Talents veranlassen, mehr oder weniger auffallend; aber ich würde sehr verwundert sein, wenn aus einer solchen Quelle etwas stark Erfaßtes oder tief Gefühltes hervorginge. Solche Eulenspiegeleien geziemen dem Genie nicht. Im Gegentheil glaube ich gezeigt zu haben, daß der Dichter in Allem, was er hervorbrachte, seiner innern Regung gefolgt sei, wie in Allem, was er malte, er das nachbildete, was er gesehen oder empfunden hatte. Mit sehr verschiedenen Fähigkeiten begabt, mußte er in einem langen Leben durch die entgegengesetztesten Zustände hindurchgehen und sie natürlich in sehr von einander unterschiedenen Werken ausdrücken.

„Auch will ich, wenn man es verlangt, wol zugeben, daß, indem er den Triumph der Empfindsamkeit nach dem Werther, die Iphigenie nach dem Götz schrieb, er wol lächeln konnte,

wenn er an diese Verletzung ausschließlicher Theorien dachte, an die Bestürzung, in welche er jene Menschen werfen würde, die in Deutschland gewöhnlicher sind als anderwärts und immer eine Theorie fertig haben, um sie an ein Meisterwerk anzubeten. Aber ich wiederhole: ein solches Vergnügen kann wol seine Werke begleitet, aber nicht veranlaßt haben; die Quelle war in ihm, die Verschiedenheit gehörte den Umständen und der Zeit.

„Um nun die dramatische Laufbahn unsers Dichters zu beschließen, haben wir von Eugenien, der natürlichen Tochter, zu reden, wovon die erste Abtheilung allein erschienen ist. Hier gehören die Personen keinem Land an, keiner Zeit; sie heißen König, Herzog, Tochter, Hofmeistern. Die Sprache übertrifft Alles, was der Dichter Vollkommnes in dieser Art geleistet hat. Aber es scheint, wenn man die natürliche Tochter liest, daß der Dichter kein Bedürfniß mehr empfinde, sich mitzutheilen, und im Gefühl, daß er Alles gesagt habe, nunmehr aufsiehe, seine Gefühle zu malen, um sich in Gedachtem zu ergehen. Man möchte sagen, daß er, müde, das menschliche Leben ferner zu betrachten, nun in einer imaginären Welt leben möchte, wo keine Wirklichkeit ihn beschränke und die er nach Belieben zurechte rücken könnte.

„Also zurückschauend finden wir, daß der Dichter seine dramatische Laufbahn mit Nachahmung des Wirklichen im Götz von Berlichingen anfängt, durch eine falsche Dichtart, ohne sich viel aufzuhalten, durchgeht — wir meinen das bürgerliche Drama, wo das Herkömmliche ohne Hochsinn dargestellt wird; nun erhebt er sich in Iphigenien und Egmont zu einer Tragödie, welche, ideeller als seine ersten Versuche, noch auf der Erde fußt, die er endlich aus den Augen verliert und sich in das Reich der Phantasien begiebt. Es ist wunderbar, dieser Einbildungskraft zuzusehen, die sich erst so lebhaft mit dem Schauspiel der Welt abgiebt, sodann sich nach und nach davon entfernt. Es scheint, daß die Freude an der Kunst mit der Zeit selbst über das Gefühl dichterischer Nachahmung gestegt habe, daß der Dichter zuletzt sich mehr in der Vollkommenheit der Form gefiel, als in dem Reichthum einer lebendigen Darstellung. Und genau besehen, ist die Form im Götz noch nicht entwickelt, sie herrscht schon in Iphigenien, und in der natürlichen Tochter ist sie Alles.

„Dies ist die Geschichte des Theaters unsers Dichters, und

studirte man seinen Geist in andern Dichtarten, die er versucht hat, würde man leicht auf den verschiedenen Linien die Punkte finden, welche denen, die wir auf der unsern angedeutet haben, entsprechen; man würde Werther Göz gegenüber, Hermann und Dorothea zur Seite von Jphigenien finden, und die Wahlverwandtschaften würden sehr gut als Gegenstück zur natürlichen Tochter gelten.

„Stimmt man uns bei, betrachtet man Goethe's literarischen Lebensgang als Reflex seines innern sittlichen Lebens, so wird man einsehen, daß zu dessen Verständniß nicht eine Uebersetzung einzelner Stücke erforderlich gewesen, sondern das Ganze seiner theatralischen Arbeiten; man wird fühlen, welches Licht dadurch über diesen Theil seiner Bemühungen und seiner übrigen Werke fallen müsse. Dies ist der Zweck, den Herr Stapfer auf eine merkwürdige Weise erreicht: er hat in einer geistreichen und ausführlichen Notiz mit Fülle und Wahl die vorzüglichsten Ereignisse des Lebens unseres Dichters gesammelt und zusammengereiht, in Fragmenten aus seinen Memoiren und in einer Anzahl Uebersetzungen seiner kleinen Gedichte; diese Mittel erhellen und vervollständigen sich wechselsweise. Ihm ist man in dieser Sammlung die Uebersetzung des Göz, Egmont und Faust schuldig, drei Stücke des Dichters, welche am Schwersten in unsere Sprache zu übertragen sind; Herr Stapfer hat sich jedoch talentvoll in diesem Falle bewiesen; denn indem er zwischen die Nothwendigkeit, etwas fremd zu scheinen, und die Gefahr, ineralt zu sein, sich gestellt fand, so hat er muthig das Erste vorgezogen; aber dieser Fehler, wenn es einer ist, sichert uns die Genauigkeit, welche alle Die beruhigen muß, die vor allen Dingen vom Uebersetzer fordern, die Physiognomie und Charakter des Autors überliefert zu sehen. Die übrigen Theile der Uebersetzung sind nach denselben Prinzipien durchgeführt, und der Platz in unsern Bibliotheken ist diesem Werke angewiesen zwischen dem Shakespeare des Herrn Guizot und dem Schiller des Herrn Barante."

Obige Beurtheilung Goethe's als Dramatiker ist von Amperé.

An Graf Loeben.*)

Karlsbad, den 18. August 1818.

Da Du gewiß, wie Du mir zugesagt,
Nach meinem Scheiden feiern willst mein Leben,
So lass' mich Dir, da es noch Beiden tagt,
Ein freundlich Wort zu Deinem Tage geben!

An Denselben,

nach dessen am 4. April 1825 erfolgten Tode.

Nun ist's geschehn! Dir hat ein herber Streich
Das schöne Lebensglück entrissen;
Drum ist es besser, auf der Stelle gleich
Die Freunde preisen, die Geliebte küssen.

An den Frauen-Verein.**)

1818.

Mariens Huld und Anmuth wollt' ich schauen
Und zarter Sorgfalt glückliches Gedeihn;
Da sah ich Euer Wirken, edle Frauen,
Der Fürstentugend lichten Widerschein;
Und mich ergriff's, mit fröhlichem Vertrauen
Dem guten Zweck ein kleines Lied zu weihn.
Es sei ein Talisman in Euren Händen,
Der Herzen aufschließt, reichlicher zu spenden!

Das Kleinod, das Vergißmeinnicht,***)
Als gegenwärt'ges, künft'ges Glück,
Sie kehren gern zu Dir zurück.

*) Gedruckt in den Nachgel. W. 1851, ebenso das folgende Gedicht. — Graf Loeben, geb. den 18. August 1786, dichtete unter dem Namen Isidorus Orientalis. — L.

**) Bisher unbedruckt. Nach einer Abschrift aus Knebel's Nachlaß, welcher das Gedicht mit der Unterschrift „G." unter den Goethe'schen Handschriften aufbewahrt wurde. Wäre es von einem anderen Dichter, etwa von Engel, verfaßt, so würde es mit dessen vollständigem Namen bezeichnet sein. Des Frauen-Vereins gedenkt Goethe auch in der Note zu dem Gedichte an Riemer, II, 445 unsrer Ausg. — L.

***) Die Strophe, 1816 zuerst gedruckt, scheint sich auf die im December 1818 bei Anwesenheit der Kaiserin Maria Feodorowna von Rußland als Festspiel aufgeführte Charade, „Benennung eines Kleinodes" zu beziehen. — L.

182.

Notice sur la Vie et les Ouvrages de Goethe

par Albert Stapfer.

Die dem ersten Theile jener Uebersetzung meiner dramatischen Werke vorgesetzte Notiz, meine Lebensereignisse und schriftstellerische Laufbahn betreffend, durfte ich bei dieser Gelegenheit auch nicht außer Acht lassen. Hier gab es Mancherlei zu denken und zu bedenken, und zwar im Allgemeinsten, über Menschenwesen und Geschick. Das Gewebe unseres Lebens und Wirkens bildet sich aus gar verschiedenen Fäden, indem sich Nothwendiges und Zufälliges, Willkürliches und rein Gewolltes, jedes von der verschiedensten Art und oft nicht zu unterscheiden, durch einander schränkt.

Die eigenthümliche Weise, wie der Einzelne sein vergangenes Leben betrachtet, kann daher Niemand mit ihm theilen; wie uns der Augenblick sonst nicht genügte, so genügen uns nun die Jahre nicht, und da der Abschluß am Ende mit unsern Wünschen meistens nicht übereinstimmt, so scheint uns der ganze Inhalt der Rechnung von keinem sonderlichen Werth; wie denn gerade dadurch die weisesten Menschen verleitet wurden, auszurufen, daß Alles eitel sei.

Der Biograph an seiner Stelle ist als Dritter gegen den Mann, dem er seine Aufmerksamkeit widmete, entschieden im Vortheil: er hält sich an das Resultat, wie es im Ganzen erscheint, geht von da zurück auf das folgerechte und folgelose Handeln, forscht nach den angewandten Mitteln, dem benutzten Vermögen, den verborgenen Kräften, und wenn ihm auch manches Besondere unentdeckt bleibt, so leitet ihn doch ein reiner Blick auf das Allgemeine.

Für Alles, was sittlich genannt wird, giebt es ebenso sichere Tendenzen als für das, was wir durch sinnliche Gegenwart erkennen; in beiden Fällen aber ungetrübt zu schauen, richtig zu exercisen, klar zu sondern und gerecht zu beurtheilen, dazu gehört angeborner Takt und unausgesetzte, leidenschaftlich durchgeführte Uebung.

Ich wünsche, daß meine Freunde obgedachte Notiz lesen

Zu 182. Ueb. Kunst u. Alterth., V. Bds. 3. Hft. 1826. S. 171 bis 174.

mögen. Hie und da wissen sie es anders, hie und da denken sie anders; aber sie werden mit mir dankbar bewundern, wie der Biograph mit Weltweisheit das Öffentbare sich anzueignen und das Verborgene zu enthüllen gewußt hat. Jener ist merkwürdig, wie er auf diesem Wege zu gewissen Ansichten über seinen Gegenstand gelangte, die Demjenigen in Verwunderung setzen, der sie vor allen Acten hatte gewinnen sollen, ob dem sie doch entgangen sind, eben weil sie zu nahe lagen.

Jene Recensionen, deren Ansetzung wir oben mitzutheilen angekündigt, sind wir, wie es sich ergiebt, diesen Bemühungen schuldig. Recension und Kritik sind übereinstimmend, nicht gleichlautend, und für mich gerade in dem Augenblicke besonders bedeutend, da es mir zur Pflicht geworden, mich mit mir selbst, meinem Geleisteten und Vollbrachten, wie dem Verfehlten und dem Versäumten zu beschäftigen.

183.

Le Tasse, drame historique en cinq actes, par M. Alexandre Duval.

Ein auf dem Théâtre Français, der ersten und eine entschiedene Oberherrschaft behauptenden Bühne, vorgestelltes, mit Beifall erwidertes neues Stück erregt die Aufmerksamkeit der ganzen Nation, und die sämmtlichen Journalisten versetzen nicht, jeder in seiner Art, davon Rechenschaft zu geben. Man gesteht, daß diese Produktion eine Nachbildung des Goethischen Tasso sei; nur über den Werth und das Verhältniß dieser beiden Bearbeitungen ist man nicht ganz einig. Das Journal du Commerce drückt sich darüber folgendermaßen aus:

„Das deutsche Stück ist kalt und ohne Interesse; es enthält eine Folge geistreicher Gespräche, in welchen die romanhaftesten Gesinnungen entwickelt und mit Kunst entfaltet sind, deren Eintönigkeit uns aber ganz unerträglich scheint. Es ist eine sittlich weinerliche Salbaderei (du marivaudage en larmes); doch bemerkt man sehr gut gezeichnete Charaktere, wenn man den des Tasso ausnimmt, den der Verfasser als eine Art Besessenen

Zu 183. Ueb. Kunst u. Alterth., VI. Bd. 1. Hft. 1827. S. 123 bis 130.

(maniaque) vorgestellt hat. Die Scene, in welcher Tasso einen mißgünstigen Hofmann herausfordert, ist sehr schön, obgleich ein Wenig zu lang. Die Liebeserklärung ist gleichfalls merkwürdig durch die Wärme der Empfindungen und den poetischen Ausdruck. Aber wir wiederholen: Tasso, als Held dieses Dramas, ist völlig entstellt; wir sehen nicht mehr den begeisterten Dichter, dessen Einbildungskraft die heroischen Gestalten Tankred's und Rinald's erschuf, ihn, der durch seinen Muth und die Schönheit seines Genies gleich bekannt war. Hier ist es ein verdrießlicher, kranker Geist, der überall nur Feinde sieht, unfähig, sich zu betragen, das Spielwerk eines Hofmanns, der ihn zugleich um die Gunst des Fürsten und die Theilnahme Eleonorens zu bringen weiß, und den er doch zuletzt um Schutz und Freundschaft anruft. Freilich erniedrigt sich Tasso auf diese Weise nur in augenblicklichem Wahnsinn; aber mit diesem Zug endigt der Deutsche sein Schauspiel. Kurz, es ist uns, wir bekennen, unmöglich gewesen, seinen Gedanken zu begreifen, noch weniger hier eine Entwickelung zu finden.

„Herr Duval ist viel besser begeistert und besonders viel kühner. Tasso wird von Eleonoren geliebt; er hat zwei Rivale, einen Herzog von Mantua, der nicht erscheint, welchem aber die Prinzessin verlobt ist, und einen Prinzen Belmonte, doppelt eifersüchtig als Liebhaber und Hofmann; er überrascht den Tasso im Augenblick, als Dieser, nach einer der belebtesten Scenen, die Hand der Prinzessin küßt. Sogleich ist der Herzog von der Verwegenheit des Dichters unterrichtet; dieser glaubt sich verloren, aber Eleonore wendet das Ungewitter ab. Die beiden Rivale begegnen sich bald. Tasso, von Belmonte beleidigt, zieht den Degen, um sich zu rächen, als der Gouverneur des Palastes eintritt und ihn entwaffnen will. Tasso verweigert's, bekennt seinen Fehler, in dem Schloßbezirk den Degen gezogen zu haben, aber nur Eleonoren will er ihn einhändigen.

„Man führt ihn ins Gefängniß; der Fehler, den er beging, ist nicht schwer; aber eine Unklugheit wird zunächst größere Schuld auf ihn häufen. Eleonore dringt ins Gefängniß, und da, von ihrer Leidenschaft mißgeleitet, verspricht sie ihrem Geliebten, mit ihm zu fliehen; sie empfängt seinen Ring als Zeichen der Treue. Belmonte überrascht sie noch einmal; der Herzog selbst kommt dazu, und wüthend, wie man es denken kann, schwört er, den Dichter für die übrige Lebenszeit einzukerkern, wenn Eleonore nicht verspricht, ihn zu vergessen und den Herzog

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
GOETHE,J.W.

3-598-50924-3
FN. 16578/465

von Mantua zu heirathen. Unter diesem letzten Unglück unterliegt Tasso's Vernunft; von gewaltsamem Wahnsinn ergriffen, irrt er im Palast umher, indeß man Alles zur Verlobung der Prinzessin vorbereitet. Bald bricht seine Verzweiflung aus, bald wähnt er, diese Anstalten gelten seiner eignen Verheirathung, und er überläßt sich einer grenzenlosen Freude. In diesem Augenblick meldet man, daß der Papst ihm die Ehre des Triumphs der Dichterkrönung auf dem Kapitol zugetheilt habe. So viel verschiedenen Aufregungen jedoch kann der Unglückliche nicht widerstehen; er verscheidet, den Namen Eleonore auf den Lippen.

„Dieses Drama, in welchem einige glückliche Nachahmungen des deutschen Stückes bemerklich sind, hat sich eines glänzenden Beifalls erfreut" u. s. w.

*

Im Globe behandelt der Referent dieses Stück sehr ausführlich, und indem er die in dem Gegenstand liegenden Motive umständlich vorführt, behauptet er, der Autor hätte, da er doch einmal sein Stück ein historisches nenne, den vierten Akt nach Salerno, den fünften nach Rom versetzen sollen. Nachdem er sich auf diese Weise als Gegner zwei unnützer Einheiten bekannt, fährt er folgendermaßen fort:

„Aber zugegeben, daß unser Parterre die Theaterverwandlungen ungern vermehrt sehen würde, zugegeben, daß es die Geschichte eines ganzen Lebens nicht verfolgen mag, daß es, wie Buonaparte sagt, nur eine Krise haben will, gut! so versteht denn auch eine solche Krise zu wählen, zu entwickeln, zu malen, wie sie vergangen, versteht besonders, Euch in ihrer Grenze zu halten, und so werdet Ihr in den Motiven, die sie Euch anbietet, genugsame Mittel finden, ohne Fabeln dreinzumischen; und wenn Ihr zum Beispiel Tasso's Liebe zu Eleonoren und seinen Aufenthalt in Ferrara schildern wolltet, so beschränkt Euch in diesen Rahmen! Die Aufgabe ist noch weit genug, noch reich genug an Situationen und Peripetien. Das Scheiden und die Abreise nach Rom sind eine schon hinlängliche dramatische Katastrophe.

„Dies hat der deutsche Dichter empfunden, und ob er sich gleich nicht aller Vortheile bedient hat, von denen wir einen Begriff zu geben versuchten, ob er sich gleichsam willkürlich alle Schilderung äußerer Sitten untersagt hat, alle beiläufige Scenen, so hat ihm doch die Entwickelung des schwermüthigen Mis-

traunis, der einzige Kontrast der dichterischen Einbildungskraft und des Hofgeistes, zu fünf Akten hingereicht, fünf Akte freilich, welche nur für den Philosophen oder einen ausgesuchten Hörsaal genugsame Fülle haben. Hier finden wir ein genaues und tiefes Studium, das vielleicht der Menge nicht bemerklich wäre, das aber unser französische Dichter gar leicht mit glänzenden und volksmäßigen Stickereien hätte ausschmücken können, ohne der Geschichte die mindeste Gewalt anzuthun.

„Vielleicht hat man nicht genug zu schätzen gewußt, was an Poesie und Wahrheit in Goethe's Drama sich findet; durch das Ganze athmet Tasso's Geist, und von Zeit zu Zeit entwickeln sich Wohlgerüche Italiens, welche entzücken. Die erste Scene, wo die Prinzessin und ihre Freundin sich in den Gärten von Belriguardo unterhalten, ist von einer Melancholie durchgossen wie vom Balsamhauch der Blumen bei der ersten Frühlingssonne. Diese Haine, diese Kränze, für Virgil und Ariost geflochten, die Vertraulichkeit zweier jungen Frauen über Studien, Geschmack und Neigungen, die poetische Erhebung beim Anblick der Natur, Tasso's Name und Anderen, die sich überall einmischen, die neugierigen aber zarten Forschungen, die eine jede in dem Herzen ihrer Freundin versucht: ist dies nicht eine Scene aus der Natur, und wie schön bereitet sie, was folgt, wie führt sie uns zugleich in die Ideenwelt, in welcher der wunderbare Mann lebt, welcher die Hauptperson des Dramas werden soll!"

*

Die Mittheilungen, die ich aus französischen Zeitblättern habe, haben nicht etwa allein zur Absicht, an mich und meine Arbeiten zu erinnern; ich beweise ein Höheres, worauf ich vorläufig hindeuten will. Ueberall hört und liest man von dem Fortschreiten des Menschengeschlechts, von den weiteren Aussichten der Welt- und Menschenverhältnisse. Wie es auch im Ganzen hiemit beschaffen sein mag, welches zu untersuchen und näher zu bestimmen nicht meines Amts ist, will ich doch von meiner Seite meine Freunde aufmerksam machen, daß ich überzeugt sei, es bilde sich eine allgemeine Weltliteratur, worin uns Deutschen eine ehrenvolle Rolle vorbehalten ist. Alle Nationen schauen sich nach uns um; sie loben, sie tadeln, nehmen auf und verwerfen, ahmen nach und entstellen, verstehen oder mißverstehen uns, eröffnen oder verschließen ihre Herzen:

dies Alles müssen wir gleichmüthig aufnehmen, indem uns der Genuß von diesem Werth ist.

Erfahren wir ja das Gleiche von unsern eignen Landsleuten; und warum sollten die Nationen unter sich einig sein, wenn die Mitbürger nicht mit einander übereinzukommen verstehen? Wir haben im literarischen Sinne sehr viel von andern Nationen voraus; sie werden uns immer mehr schätzen lernen, und wäre es auch nur, daß sie von uns borgten ohne Dank und uns benutzten ohne Anerkennung.

Wie aber die militärisch-physische Kraft einer Nation aus ihrer innern Einheit sich entwickelt, so muß auch die sittlich-ästhetische aus einer ähnlichen Uebereinstimmung nach und nach hervorgehen. Dieses kann aber nur durch die Zeit bewirkt werden. Ich sehe so viel Jahre als ein Mitarbeitender zurück und beobachte, wie sich, wo nicht aus widerstrebenden, doch heterogenen Elementen eine deutsche Literatur zusammenstellt, die eigentlich nur dadurch eins wird, daß sie in einer Sprache verfaßt ist, welche aus ganz verschiedenen Anlagen und Talenten, Sinnen und Thun, Urtheilen und Beginnen nach und nach das Innere des Volks zu Tage fördert.

184.

Faust, Tragédie de Mr. de **Goethe**, traduite en Français par Mr. **Stapfer**, ornée de XVII dessins par Mr. **Delacroix**.

Wenn ich die französische Uebersetzung meines Faust in einer Prachtausgabe vor mir liegen sehe, so werd' ich erinnert an jene Zeit, wo dieses Werk ersonnen, verfaßt und mit ganz eignen Gefühlen niedergeschrieben worden. Den Beifall, den es nah und fern gefunden, und der sich nunmehr auch in typographischer Vollendung ausweist, mag es wol der seltenen

Zu 184. Ueb. Kunst u. Alterth., VI. Bds. 2. Hft. 1828. S. 287 ff.

Im gedachten Heft folgen auf diesen Aufsatz: „Aeußerungen eines Kunstfreundes" über die Zeichnungen.

Am 2. März 1827 schreibt Goethe an Graf Reinhard: „Nun erwarten wir auch die neue Ausgabe des Faust mit Lithographien von Delacroix, davon

Eigenschaft schuldig sein, daß es für immer die Entwickelungsperiode eines Menschengeistes festhält, der von Allem, was die Menschheit peinigt, auch gequält, von Allem, was sie beunruhigt, auch ergriffen, in dem, was sie verabscheut, gleichfalls befangen und durch das, was sie wünscht, auch beseligt worden. Sehr entfernt sind solche Zustände gegenwärtig von dem Dichter; auch die Welt hat gewissermaßen ganz andere Kämpfe zu bestehen; indessen bleibt doch meistens der Menschenzustand in Freud und Leid sich gleich, und der Letztgeborne wird immer noch Ursache finden, sich nach demjenigen umzusehen, was vor ihm genossen und gelitten worden, um sich einigermaßen in das zu schicken, was auch ihm bereitet wird.

Ist nun jenes Gedicht seiner Natur nach in einem düstern Element empfangen, spielt es auf einem zwar mannichfaltigen, jedoch bänglichen Schauplatz, so nimmt es sich in der französischen, Alles erheiternden, der Betrachtung, dem Verstande entgegenkommenden Sprache schon um Vieles klarer und absichtlicher aus. Seh' ich nun gar ein Folioformat, Papier, Lettern, Druck, Einband, Alles ohne Ausnahme bis zum Vollkommnen gesteigert, so verschwindet mir beinahe der Eindruck, den das Werk sonst auch alsdann noch auf mich ausübte, wenn ich es nach geraumer Zeit wieder einmal vor mich nahm, um mich von dessen Dasein und Eigenschaften zu vergewissern.

Dabei ist aber Eins besonders merkwürdig: daß ein bildender Künstler sich mit dieser Produktion in ihrem ersten Sinne dergestalt befreundet, daß er alles ursprünglich Düstere in ihr ebenso aufgefaßt und einen unruhig strebenden Helden mit gleicher Unruhe des Griffels begleitet hat.

Herr Delacroix, ein Maler von unleugbarem Talent, der jedoch, wie es uns Aelteren von Jüngeren öfters zu geschehen pflegt, den Pariser Kunstfreunden und Kennern viel zu schaffen macht, weil sie weder seine Verdienste kennen, noch einer gewissen wilden Behandlungsart mit Beifall begegnen können, Herr Delacroix scheint hier in einem wunderlichen Erzeugniß zwischen Himmel und Erde, Möglichem und Unmöglichem,

einige wundersame Probestücke zu uns gekommen sind; und so wurde unser alter Sauerteig immer auf neues Backwerk, das wir uns denn wol mögen gefallen lassen. Und da einmal das Einnehmen der deutschen Literatur, das somit so hoch verpönt war, in Frankreich kein Hinderniß findet, so mögen sie denn auch die guten und schlimmen Wirkungen unserer Produktionen, die wir selbst durchgenossen und durchgelitten haben, hinterdrein nachgenießen und erdulden."

Robstem und Zartstem, und zwischen welchen Gegensätzen noch weiter Phantasie ihr verwegnes Spiel treiben mag, sich heimathlich gefühlt und wie in dem Seinigen erzogen zu haben. Dadurch wird denn jener Prachtglanz wieder gedämpft, der Geist vom klaren Buchstaben in eine düstere Welt geführt und die uralte Empfindung einer märchenhaften Erzählung wieder aufgeregt. Ein Weiteres getrauen wir uns nicht zu sagen, einem jeden Beschauer dieses bedeutenden Werks mehr oder weniger den unsrigen analoge Empfindungen zutrauend und gleiche Befriedigung wünschend.

185.

Die drei Paria.

Bemerkenswerth ist es, daß in neuerer Zeit der Paria-Kaste Zustand die Aufmerksamkeit unserer Dichter auf sich gezogen. Früher schon war lyrisch dargestellt, wie eine Bajadere, als Glied dieses verworfenen Geschlechts, durch leidenschaftliche Liebe, durch Anhänglichkeit an ein göttliches Wesen bis in den Flammentod sich selbst zur Göttin erheben.

Von dem deutschen Paria in einem Akte und seinen Verdiensten haben wir soeben Rechenschaft erstattet; er schildert den gedrücktesten aller Zustände bis zum tragischen Untergang.

Die französische Tragödie Paria in fünf Akten hat dies mehr als tragisch-grausame Motiv von der energischen Seite genommen. Ein Pariavater, in die Wüste zurückgezogen, ruht mit ganzer Seele auf einem trefflichen Sohn; dieser, zu Jüng-

Zu 185. Ueb. Kunst u. Alterth., V. Bds. 1. Hft. 1824. S. 108 bis 111.

Diesem Aufsatz und mit ihm durch obige Ueberschrift vereinigt, von ihm nur durch einen Strich getrennt, geht eine Besprechung des M. Beer'schen Trauerspiels Der Paria von Eckermann voraus. Dieser erzählt unterm 24. Febr. 1824 (Gespräche mit Goethe, I. 111): „Heute um 1 Uhr zu Goethe. Er legte mir Manuscripte vor, die er für das erste Heft des fünften Bandes von „Kunst und Alterthum" diktirt hatte. Zu meiner Beurtheilung des Deutschen Paria fand ich von ihm einen Anhang gemacht, sowol in Bezug auf das französische Trauerspiel als seine eigene lyrische Trilogie, wodurch denn dieser Gegenstand gewissermaßen in sich geschlossen war."

Goethe's „Der Gott und die Bajadere" s. Werke, I. 272 ff.

Le Paria, Trauerspiel von Delavigne, 1821.

lingsjahren herangereift, thatenlustig, verläßt den Alten heimlich und beraubt ihn also des schönsten Surrogates aller versagten irdischen Glückseligkeit. Er mischt sich unter das heimische Kriegsheer und kämpft mit demselben gegen das Eindringen einer Macht, die der Braminen Herrschaft zu zerstören droht, thut sich hervor, siegt, und der Oberbramin wird ihm großen Dank schuldig, unwissend wem. Dieses geistliche Oberhaupt nun besitzt eine sehr liebenswürdige Tochter, die, wie billig, dem Tüchtigen gewogen ist, der auch ihren Reizen nicht widersteht. Der Alte selbst, der es vortheilhaft findet, bei sinkendem Ansehn mit dem Tüchtigen in Verwandtschaft zu stehen, begünstigt die Neigung, und ein Ehebund wird beschlossen. Hier tritt nun in dem Gewissen des wackern Helden das traurige Bewußtsein gewaltsam hervor, und indem er sich und seine Wünsche bekämpft, erscheint unseligerweise der Vater und verdirbt — wie in der Jungfrau von Orleans der Alte — das ganze Verhältniß unwiederbringlich. Mehr sagen wir nicht, weil ein Jeder, der Literatur zu schätzen weiß, dies sehr schön gedachte, wohl durchgeführte Stück selbst gelesen hat oder es zu lesen begierig sein wird.

Nach dieser doppelten, ins Tragische gesteigerten Ansicht des traurigsten Zustands wird man zu Erholung und Erhebung gern das Gedicht betrachten, welches, nach einer indischen Legende gebildet, zu Anfang des vorigen Heftes abgedruckt ist. Hier finden wir einen Paria, der seine Lage nicht für rettungslos hält; er wendet sich zum Gott der Götter und verlangt eine Vermittelung, die denn freilich auf eine seltsame Weise herbeigeführt wird.

Nun aber besitzt die bisher von allem Heiligen, von jedem Tempelbezirk abgeschlossene Kaste eine selbsteigene Gottheit, in welcher das Höchste dem Niedrigsten einkämpft, ein furchtbares Drittes darstellt, das jedoch zu Vermittelung und Ausgleichung belebend einwirkt.

Wundern darf es uns nicht, daß in unsern, so manchem Widerstreit hingegebenen Tagen auch milde Stimmen sich hie und da hervorthun, welche, genau betrachtet, auf ein Höheres hinweisen, von wo ganz allein befriedigende Versöhnung zu hoffen ist.

Das Gedicht im vorigen Heft sind die zu den Werken unter der Ueberschrift „Paria" zusammengefaßten drei Gedichte (Werke, I. 275 ff.).

Im letzten Absatz ist das Wort da im ersten Druck — offenbar aus Versehen — ausgefallen.

Zwei Schätze sind's von großem Werth,
Die alt- und junger Sinn begehrt:
Wenn Kleinod unsern Blick bestrickt,
Zum Herzen reicht Vergißmeinnicht!

An Fräulein von Schiller.*)

Den 10. August 1819.

Weil so viel zu sagen war,
Wußt' ich nichts zu sagen,
Ob die Blätter gleich ein Jahr
Mir vorm Auge lagen.

Jetzo, da Du sie entführt,
Mag die Feder walten;
Denn es bleibt, wie sich's gebührt,
Immerfort beim Alten.

Milde zum Verständlichen
Wird die Mutter mahnen,
Deutend zum Unendlichen
Auf des Vaters Bahnen.

An Gräfin Karoline von Egloffstein.**)

Einsiedelei Jena, den 10. Juli 1820.

Der Heiden-Kaiser Valerian
Hat es mir niemals angethan;
In seinen sehr konfusen Zeiten
Möcht' ich ihn keineswegs begleiten;

*) Vgl. „Chaos", Erster Jahrgang, Nr. 38, S. 152, 1856, das „Weimarer Sonntagsblatt" vom 3. Februar 1856 und Hitzel's „Neues Verzeichniß ꝛc." S. 86. Das Gedicht ist an Schiller's jüngste Tochter Emilie, geboren am 25. Juli 1804, später vermählte Frau von Gleichen-Rußwurm, gerichtet.

**) Zuerst gedruckt in der Ausgabe von 1856. — Die Angeredete, Schwester der von Goethe mehrfach (s. Bd. II, S. 432) erwähnten, noch lebenden Julie von Egloffstein, verstarb, über 80 Jahre alt, am 15. Juli 1868. Ihr sind die vier nachfolgenden Gedichte und das „Aug' um Aug" überschriebene (I, 203) gewidmet. Ihre am Schlusse vorstehenden Gedichts erwähnte Mutter, eine von Goethe's ältesten und treuesten Weimarer Freundinnen, verstarb im 93. Jahre am 15. Okt. 1864. Auf die Münzen aus der Zeit Valerian's nimmt Goethe in den Noten zum Divan (unter: Geschichte der ältern Perser) mit den Worten Bezug: „Und sollte der Siegelschneider des überwindenden Sassaniden geschickter gewesen sein als der Stempelschneider des überwundenen Valerian? Wie es aber mit den Münzen damaliger Zeit aussahe, ist uns leider nur zu wohl bekannt." — L.

186.

Elisabeth de France, Tragédie par Alexandre Soumet. 1828.

(Globe, Tome VI. No. 55.)

Bei Gelegenheit dieses dem Schillerischen Don Karlos nachgebildeten Stückes sprechen sich die Verfasser des Globe folgendermaßen zu Gunsten der Werke unsres verewigten Freundes unbewunden aus

„Dieser große Dichter idealisirt mehr als ein anderer seinen Gegenstand. Ganz reflektirendes Genie, lyrischem Träumen hingegeben, erfaßt er irgend eine Idee liebevoll; lange betet er sie an in der Abstraktion und bildet sie langsam nach und nach als symbolische Person aus; dann auf einmal mit entflammter Einbildungskraft bemächtigt er sich der Geschichte und wirft den Typus hinein, den er ersonnen hat. Eine Epoche, ein Ereigniß, ein Mensch wird wie durch Zauberei der Ausdruck seines geliebten Gedankens; wirkliche geschichtsgemäße Thaten, Charaktere, Gefühle, Leidenschaften und Vorurtheile jener Zeiten, Alles modelt sich nach dem Bilde, das er im Grund seines Herzens trägt. Alles bildet sich um, indem es von da zurückstrahlt."

Der Raum unsrer Blätter mahnt uns, abzubrechen. Jede Zeitschrift, die hier fortfährt, das schöne Zeugniß, das ein Ausländer dem würdigen Freunde giebt, durch Uebersetzung unsrer Nation mitzutheilen, verdient sich gewiß den reinsten Dank.

187.

Perkins Warbeck, Drame historique par M. Fontan.

(Globe, Tome VI. No. 57.)

Auch hier wird unseres Schiller's, seines projektirten Warbeck, seines begonnenen Demetrius in allen Ehren gedacht und bei Vergleichung ihm durchaus der Vorrang gegeben. Die

Zu 186. Neb. Kunst u. Alterth., VI. Bds. 2. Hft. 1829. S. 301 f.
Zu 187. Neb. Kunst u. Alterth., VI. Bds. 2. Hft. 1829. S. 302.

Deutschen, welche sich so lange beklagten, man nehme keine Notiz von ihnen, werden sich auch allmählig bequemen, den Westländern geneigter zu sein.

Dieselbige Zeitschrift (Tome VI. No. 58), nach Erwähnung einiger Uebersetzungen und Nachahmungen von unserem Wilhelm Tell, schließt mit folgenden Worten: Viennent maintenant les autres imitateurs: il y a encore, dans la pièce de Schiller, matière à plusieurs succès.

188.

Idées sur la philosophie de l'histoire de l'humanité par Herder, traduites par Quinet. Paris, 1828.

Die Einleitung, welche der Uebersetzer seiner Arbeit vorausgehen läßt, empfehlen wir gleichfalls Denjenigen, die Tag für Tag das Publikum mit Fremdem und Einheimischem bekannt zu machen verpflichtet sind; uns hat sie sowol als die Uebersetzung selbst zu schönen Betrachtungen Anlaß gegeben. Wir sagen nur so viel: Ein vor funfzig Jahren in Deutschland entsprungenes Werk, welches unglaublich auf die Bildung der Nation eingewirkt hat und nun, da es seine Schuldigkeit gethan, so gut wie vergessen ist, wird jetzo würdig geachtet, auch auf eine in gewissem Sinn schon so hochgebildete Nation gleichfalls zu wirken und in ihrer nach höherer Kenntniß strebenden Masse den menschlichsten Einfluß auszuüben.

Zu 188. Heb. Kunst u. Alterth., VI. Bd. 2. Hft. 1828. S. 302f.

189.

La Guzla, poésies Illyriques, recueillies dans la Dalmatie, la Bosnie, la Croatie et l'Herzegowine. Paris, Levrault, 1827.

Eine beim ersten Anblick auffallende, bei näherer Betrachtung problematische Erscheinung.

Es ist noch nicht lange her, daß die Franzosen mit Lebhaftigkeit und Neigung die Dichtarten der Ausländer ergriffen und ihnen gewisse Rechte innerhalb des ästhetischen Kreises zugestanden haben. Es ist gleichfalls erst kurze Zeit, daß sie sich in ihren Produktionen auch ausländischer Formen zu bedienen geneigt werden. Aber das Allerneuste und Wundersamste möchte denn doch sein, daß sie sogar unter der Maske fremder Nationen auftreten und uns in geistreichem Scherz durch untergeschobene Werke auf die angenehmste Weise zum Besten haben, indem wir ein problematisches Werk erst als ein fremdes Original ergetzlich und bewundernswürdig finden, sodann aber nach der Entdeckung uns abermals und aufs Neue an dem gewandten Talent erfreuen, das zu solchen ernsten Scherzen sich geneigt erwies.

Denn gewiß, man kann seinen Antheil an einer ausländischen Dicht- und Sinnesart nicht besser ausdrücken, als wenn man sich derselben durch Uebersetzen und Nachbilden anzunähern sucht.

Wir wurden aufmerksam, daß in dem Worte Guzla der Name Gazul verborgen liegt, und jene verkappte spanische schauspielerische Zigeunerin kam uns in die Gedanken, die uns vor einiger Zeit so liebenswürdig zum Besten hatte. Auch blieben deßhalb angestellte Nachforschungen nicht unbelohnt. Diese Gedichte sollten dalmatischen Volkerschaften abgelauscht, besonders aber einem dortigen Hyacinthe Maglanowitsch angehörig sein.

Zu 189. Ueb. Kunst u. Alterth., VI. Bds. 2. Hft. 1828. S. 326 bis 329; von „Auch er gehört" an erst in d. Nachgel. Werken, VI. Bd. 1833. T. A. S. 137 ff.

Am 10. Okt. 1827 steht in Goethe's Tagebuch: „Abends Guzla gelesen und betrachtet."

Théâtre de Clara Gazul, 1825, angeblich aus dem Spanischen übersetzte Bühnenstücke.

Es hat von je her in der Kunst dieser fromme Betrug gegolten, daß, wenn irgend etwas großen Beifall erhielt, man durch Fortsetzungen, zweite Theile oder sonstig Angeschlossnes Aufsehn erregen, Zustimmung gewinnen wollte und dadurch ein erst getäuschtes Publikum zu einem höhern Grad von Kennerschaft erhob.

Welcher Freund alter Münzkunde macht sich nicht die Freude, die Cavineischen Arbeiten zu sammeln, um an der täuschenden Nachbildung sein Gefühl für die Originale immer mehr zu schärfen?

Herr Mérimée wird es uns also nicht verargen, wenn wir ihn als den Verfasser des Theaters der Clara Gazul und der Guzla hiemit erklären und sogar ersuchen, uns mit dergleichen eingeschwärzten Kindern, wenn es ihm irgend beliebt, aufs Neue zu ergetzen.

Auch er gehört zu den jungen französischen Independenten, welche sich eigne Pfade suchen, wovon die seinen wol mit zu den anmuthigsten zu zählen sind, weil er nichts festsetzen, sondern ein schönes, heiteres Talent an Gegenständen und Tonweisen mancher Art üben und ausbilden will.

Bei dieser Guzla jedoch dürfen wir eine Bemerkung nicht zurückhalten. Der Dichter vermeidet, im heitern und Helden-Stil mit seinen Vorgängern zu wetteifern; statt jene derbe, mitunter grausame, ja grausenhafte Thätigkeit gewaltig darzustellen, ruft er als ein wahrer Romantiker das Gespensterhafteste hervor; schon seine Lokalitäten wirken zum Schauern: nächtliche Kirchen, Kirchhöfe, Kreuzwege, Einsiedlerhütten, Felsen und Felsklüfte umfangen den Hörer ahnungsvoll, und nun erscheinen häufig kurzverstorbene drohend und erschreckend, Vorgesichte beängstigend, als Gestalten, als Flämmchen anziehend und winkend; der gräßliche Vampyrismus mit allem seinem Gefolge, die schädlichen Einwirkungen eines bösartigen Auges, wovon die gräulichsten, mit doppeltem Augenstern, höchlich gefürchtet werden; genug, die allerwidermärtigsten Gegenstände. Doch müssen wir bei Allem dem unserm Verfasser Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß er keine Mühe gespart, in diesem Kreise einheimisch zu

Von Mérimée ist in Eckermann's Gesprächen mit Goethe oft die Rede; s. II. 126, 195, 272 und 310, sowie III. 102 ff., 186, 307 ff.; über dessen poetisches Talent ist auch die Stelle Goethe's in Kraner's Mittheilungen über Goethe, II. 430, zu vergleichen.

werden, daß er bei seiner Arbeit sich gehörig und umsichtig benahm und die obwaltenden Motive zu ergreifen trachtete.

190.

Richelieu, ou la journée des dupes, comédie historique par Lemercier. 1828.

Genanntes Stück war schon 1804 bei dem ersten französischen Theater angenommen, seine Erscheinung aber bis gegenwärtig verhindert, da es denn im Druck hervortritt und gar wohl verdient, daß wir uns mit ihm beschäftigen.

Es ist wol keine Frage, daß uns bei demselben der Tartuffe einfallen müsse, der sich aber zu Richelieu verhält wie die Wurzel zum Kubus. Letzterer ist ein potenzirter Tartuffe; blos in diesem Sinne darf man eine Vergleichung wagen, und wir unternehmen es, wär' es auch nur, einiges Nützliche beiläufig zu sagen.

Der Tartuffe des Molière erregt Haß; es ist ein verbrecherischer Mensch, der Frömmigkeit und Sitte heuchelt, um eine bürgerliche Familie in jedem Sinn zu Grunde zu richten; deshalb uns denn auch der polizeiliche Ausgang willkommen erscheint. Bemerke man, wie und warum in den neuesten Zeiten eben dieses Stück hervorgerufen und hervorgehoben ward. Es geschah, weil man es zum Nachtheil einer Klasse Menschen deuten konnte, die, im Stillen wirksam, dem Staatshaushalt schädlich zu werden drohte. Sehe man genau hin, so wird man finden, daß keineswegs das genial-ästhetische Verdienst aufgefaßt und beifällig aufgenommen wurde; es war eine gehässige Gegenwirkung, Parteien regten sich gegen einander, die eine wollte schaden, die andere sich decken; es war der immer lebendige Stoff, der, durch künstlerisch kluge Behandlung wirksam, ganz eigentlich verwaltete.

Ganz anders mit Richelieu. Dieser hat keine bösen Absichten, die seine ist vielmehr höchst löblich; er regiert, er will am Regiment bleiben, weil er einsieht, daß unter allen Mitlebenden Niemand es zu führen im Stande sei. Durch ihn

Zu 190. Neb. Kunst u. Alterth., VI. Bds. 2. Hft. 1828. S. 380 ff.

wird Niemand beschädigt, der König findet sich gesichert gegen äußere und innere Feinde; freilich ist Beides nicht immer mit gelinden, allgefälligen Mitteln zu bewirken. Die auswärtigen Bezüge werden lakonisch, doch hinreichend angedeutet; die innern Familienverhältnisse sind es, die auf einer so hohen Region mit Heiterkeit behandelt, uns in einem fortwährenden gemäßigten Lächeln erhalten, welches vielleicht nie in ein Lachen, wohl aber oft in einen entschiedenen Beifall ausbricht. Der König bedarf eines solchen Rathgebers, er fühlt es, er folgt ihm, nur daß er, durch die fortstürmenden schwankenden Wogen der Leidenschaften, Velleitäten und Intriguen seiner Umgebungen augenblicklich irre gemacht, unsicher und verlegen wird.

Die wider den Kardinal Verschwornen sind durchaus von der Art, daß der Leser kein Zutrauen zu ihnen faßt; er würde auf keine Weise ihre Partei ergreifen, wie er doch sonst wol in Schauspielen dieser Art auf der Seite der Unzufriedenen zu sein beliebt; vielmehr pflichtet er immer dem Kardinal bei, an dem er sich nicht geirrt hat; denn das Stück endigt völlig befriedigend: die Zügel des Regiments bleiben in den Händen, die sie bisher glücklich geführt; der König ist seiner hohen Würde sicher, und selbst die Uebrigen, die man hier als lächerlich hintergangene Apriltenarren (Dupes) bezeichnet, könnten sehr zufrieden sein, wenn sie einzusehen verstünden, daß, wär' ihr Plan gelungen, sie sich in dem Augenblick unter einander entzweit und durch unbezwingliche Leidenschaft, Unzulänglichkeit, Selbstsucht und Leichtsinn sich und zugleich das Königthum zu Grunde gerichtet hätten.

Und so steht zu erwarten, jeder Gebildete, den die Literatur überhaupt und besonders die französische interessirt, werde sich an den Charakteren und dem Wechselwirken derselben, an dem musterhaften Gange des Stücks, an dem durchwaltenden Interesse, selbst in den Auftritten, die zur Einleitung dienen, und endlich an den aus dem Ganzen sich hervorhebenden Hauptscenen wahrhaft ergetzen. Zu bedauren möchte nur sein, daß dieses Stück nicht leicht auf das Theater gelangen kann. An Orten, wo man es versteht, wird es verdächtig erscheinen, und wo man es nicht versteht, wird das eigentliche, wahre, gründliche Interesse ermangeln.

191.

Die Erbschaft. Ein Lustspiel von Mennechet.

Der Hauptzweck des Verfassers scheint gewesen zu sein, unter dem Deckmantel eines unterhaltenden gute Lehren zu verbreiten; man stellt uns das Unglück des Reichthums, die Verderbtheit des Luxus vor und sucht dadurch die Anmuth einer mehr als alle Schätze kostbaren Mittelmäßigkeit anzupreisen. Das goldene Schneiderwerk verstehen, Staatskleider zu Ehren bringen, das war von jeher die Passion der Hofpoeten, und sehnsüchtige Seufzer nach Einsamkeit dienten den großen Herren zur Erholung.

Auch finden wir Antitheses des Gymnasiums. Ein tugendhafter Freund des Landlebens und ein gar bösartiger Städtebewohner figuriren löblich gegen einander.

192.

Die Athenerinnen. Große Oper. Poesie von Joun. Musik von Spontini.

Der Gegenstand ist aus der hereischen Griechenzeit sehr glücklich gewählt; denn die Vortheile solcher Sujets sind sehr

---

Zu 191. Goethe's Nachgelassene Werke, IX. Bd. 1833. T.-A. S. 159.

L'Héritage, comédie en cinq actes et en vers. Paris. 1825. (Gütige Mittheilung des Professor K. Bernays.)

Zu 192. Goethe's Nachgel. Werke, VI. Bd. 1833. T.-A. S. 197 bis 207.

Als Spontini im Juni 1830 von Berlin nach Paris ging und im März des folgenden Jahrs zurückkehrte, sprach er bedeutend in Weimar mit Goethe über Joun's Dichtung und seine vorhabende Composition derselben, wobei ihm Goethe versprach, das Stück zu lesen und seine Meinung darüber zu eröffnen. Nachdem Spontini es ihm mit Brief vom 5. Jun 1832 übersandt, schrieb Goethe zunächst am 14. desß. Mon. an Zelter: „Der Text von Joun zur Spontini'schen Oper ist wirklich bewundernswürdig. Ich hab' ihn einmal durchgelesen. Große Einsicht in das theatralisch Wirksame, glückliche, erneute Benutzung solcher Situationen, denen man niemals ausweicht, mitten im Strome einer theils feierlichen, theils leidenschaftlichen Bewegung recht hübsche Ruhepunkte, wo sich gemüthlicher Gesang ergehen kann, brausende, gut gruppirte und bewegte

groß, indem sie bedeutende Zustände darbieten, edle, große Bildung, noch nah an der Natur, sowie eine grenzenlose Mythologie zu dichterischer Ausbildung.

Die Fabel ist uns bekannt, jedoch hier in etwas verändert, mit allem Schmuck der neuern Zeitgesinnungen und theatralischen Erfordernissen begleitet und ausgeführt, und doch immer auf einem hohen poetischen Standpunkte gehalten.

Die Ueberlieferung ist trefflich genutzt und ihr durch Mannichfaltigkeit menschlicher Leidenschaften, sowie durch herrliche Lokalitäten, pompahafte Umzüge, bewegte Vorkommenheiten alle theatralische Herrlichkeit auf das Einsichtigste verliehen.

Erster Akt.

Vor der Stadt Athen; zugleich über den Mauern anstoßende Tempel und Prachtgebäude, im ferneren Hintergrunde Andeutungen einer großen Stadt.

Kampfspiele in Gegenwart des Königs, zu welcher Würde wir schon Theseus erhoben finden.

Der Kämpfer successives Gewinnen; Belohnungen durch die Hand einer schönen Bürgerin.

In diese friedlichen Verhandlungen stürmt Rivalität zweier Jünglinge herein; die Hauptschöne Aramis wird von Alpheus

finales. ... Uebrigens wüßte ich keine Stelle abzurathen und zu verändern; ich werde mir loben können und aus dem rechten Standpunkte meine gute Meinung gründlich motiviren." Dann am 19. ebendies. Mon. an Szontai: „... verfehle ich nicht, für die gefällige Uebersendung der unternommenen Oper Die Athenerinnen dessens zu danken. — Gleich bei dem ersten Lesen überlud ich wol, wie ein glücklich ausgewähltes Sujet auf das Vollkommenste ausgeführt und bis in die kleinsten Theile doch einsichtig durchgearbeitet worden. — Statt aller Kritik wird nun der Beifall, den ich hier im Allgemeinen ausspreche, im Einzelnen zu motiviren sein, welches jedoch keine zeitraubende Arbeit ist, weder ich mir also einige Zeit erbitte, um mich sowol dem Dichter als dem Komponisten durch ein reinliches Schreiben als den deutlichsten Zuschauer durchaus zu erweisen." Endlich am 20. Febr. gleichfalls an Szontai: „Das mir gemeinschaftlich angevertraute Manuskript dankbar zurücksendend, kann ich nichts weiter hinzufügen, als daß ich den beiden trefflichen Männern, dem Dichter sowol als dem Komponisten Glück wünsche zu einer so günstigen Unterlage, welche poetisch und theatralisch vortheilhaft behandelt, die beste Gelegenheit bietet, ein Ganzes durch Musik zu verherrlichen. — Mögen die in beiliegenden Blättern verfaßten Bemerkungen vermuthen einen Beweis geben, daß ich in die Oekonomie des Stücks einzudringen versucht habe, wenigstens es den beiden vortrefflichen Männern durchaus überlassen bleibt, darauf mehr oder weniger zu reflektiren. [illegible] werden ihr Publikum am besten kennen, was es erwartet und fordert, dann aber auch, was man ihm zumuthen kann." — [Die beiliegenden Blätter enthalten obigen Aufsatz.]

und Polydor verlangt und gesendet. Dies giebt Anlaß zu lebhaften Remonstrationen. Endlich, nachdem der Jungfrau die Wahl überlassen worden, reicht sie ihre Hand dem Athenienser Alpheus; dagegen tritt Polydor, ein Kretenser, leidenschaftlich drohend zurück.

Hier bemerken wir, daß nicht die Athener allein, sondern sämmtliche Griechen und Griechengenossen an diesem Festkampf theilnehmen; deswegen wünscht' ich, daß Theseus selbst den Ueberwundenen Muth einspräche und auf Gelegenheit zu großen Thaten hindeutete. Dies würde nun, da Theseus erklärt, er sei im Begriff, eine geheime Expedition vorzunehmen, wieder aufgefaßt und in Bewegung gebracht.

Alles entfernt sich, und in Erwartung der Vermählungsfeier bleiben die Jungfrauen allein zurück. Hier eröffnet sich ein höchst liebenswürdiges Freundschaftsverhältniß zwischen Ayamis und Theano, einer durch das Gelübde ihrer sterbenden Mutter Gott geweihten Jungfrau.

Diese Stelle besonders verspricht höchst erfreulich zu sein, indem aus dem bisherigen Tumulte eine sanfte Situation sich loslöst und uns in einen idyllischen Zustand versetzt, welchen der Dichter so glücklich behandelt hat, daß sogar eine Romanze, die in einer neuen Oper nicht fehlen darf, als Duett und Chor hier auf das Anmuthigste vorgetragen wird. Alsdann gesellt sich Alpheus hinzu, und das Glück der Liebe wird in einem vom Chor begleiteten Terzett gepriesen, worauf die Frauen sich entfernen.

Nun stürzt Polydor auf den zurückgebliebenen Alpheus wüthend heran, und die beiden Rivale entfernen sich fechtend.

Ein kretensisches Schiff, durch fernen Gesang schon früher angekündigt, rückt näher und landet; Alcesias, eine Art Oberpriester und Gesandter des Minos, tritt mit seinem geistlichen Gefolge auf, und indem er den Menschentribut der Athener zu fordern kommt, findet er seinen Sohn Polydor verwundet, an Kräften abnehmend, und muß ihn zuletzt sterben sehen. Alcesias, als Vater schmerzlich verletzt und ergrimmt, als Pfaffe mißwollend und tückisch, schwört, den Tod seines Sohnes zu rächen. Hier tritt also ein sehr leidenschaftliches Finale für die erste Abtheilung des ersten Akts glücklich ein; dann aus einem nah gelegenen Tempel hört man feierlich Hymenäen erschallen; die Kretenser, schmerzhaft theilnehmend, belegen das Theater, und Alcesias kann sich ganz seiner theatralischen Wuth überlassen.

Veränderung der Scene.

Das Innere eines großen Tempels, festlich geschmückt. Die Vermählungsfeierlichkeiten haben indessen ihren Gang genommen; mannichfaltige herrliche Aufzüge, Theseus zu Wagen an ihrer Spitze, werden eine glänzende Erscheinung sein. Die symbolischen Feierlichkeiten werden mit Prunk durchgeführt, als gerade beim Abschluß unter Donner und Blitz das innere Heiligthum sich auftut und Alcestis als Pontifex Maximus, beinah als Oberherr der sämmtlichen griechischen Geistlichkeit anzusehen, hervortritt, den dräuenden Altar verflucht, die alte Strafe, d. h. nach dem Verlauf von sieben Jahren wieder den Tribut von sieben Knaben und sieben Mädchen fordert.

Man kann denken, daß in diesem Konflikt alle Leidenschaften sich regen und, von einem fortdauernden Gewitter begleitet, sich kräftig erweisen werden.

Um nun, was ich bei dem ersten Akte wünschen möchte, deutlich zu machen, ist es nötig, die ältere überlieferte Fabel mit der neuen, wie sie die Oper uns bringt, zusammenzuhalten.

Aeltere Fabel.

Unter der Regierung des Königs Aegeus zu Athen wird ein Sohn des Minos, Königs von Kreta, in Athen als Gast erschlagen. Der Vater, dem es nicht gelingt, Rache zu nehmen, wendet sich an die Götter; eine Pest verheert Athen, und um diese los zu werden, muß man sich die Bedingung gefallen lassen: alle sieben Jahre sieben Knaben und sieben Mädchen als Sühnopfer nach Kreta zu schicken, dem Ungeheuer Minotaurus zu gräßlichem Futter.

Aegeus, um dem Tadel seines Volks zu entgehen, sendet mit den übrigen Opfern seinen Sohn Theseus fort, welchem Ariadne, von Liebe entzündet, einen Faden verehrt, an dem er sich aus dem Labyrinth, dem Aufenthalte jenes Unthiers, wenn er solches erlegt, wieder herausfinden soll.

Dies geschieht, Minotaurus wird erschlagen, Ariadne entführt. Leider kommt, durch einen Irrthum im Gefolg des Vorhergehenden, Aegeus der König ums Leben.

Denn ob ihn schon durch göttlich Walten —
Die Münze sagt's — Apoll erhalten,
So sehen wir doch allzu klar,
Wie jammervoll sein Phoebus war.

Da er nun aber zu meinem Frommen
Soll von so lieben Händen kommen,
So mach' ich ihm ein freundlich Gesicht;
Gute Christen, die thäten's nicht.
Mutter und Tochter mögen's entschuld'gen,
Beiden werd' ich für ewig huld'gen.

An Dieselbe bei ihrer Abreise nach Petersburg.*)

mit Fouqué's „Zauberring."

1821.

Ein Zauber wol ziehet nach Norden,
Doch halten die Ringe wir fest;
Heil Dir, die im eisigen Norden
Nicht Wärme der Heimath verläßt.

In das Album Derselben.**)

Am 1. Januar 1828.

1. Widmung.

Lina, Dir zum neuen Jahr
Bring' ich schnell den Kommentar
Deiner schön geschmückten Decke.
Früheres bewährt sich treu,
Neuen Tagen sei es neu,
Und so weiter eine Strecke!

2. Vorderseite,

mit dem „Römischen Hause" im Park bei Weimar.***)

Römisch mag man's immer nennen;
Doch wir den Bewohner kennen,
Dem der ächte deutsche Sinn,
Ja der Weltsinn ist Gewinn.

*) Zuerst gedruckt im „Katal. der Berl. Goethe-Ausstellung," S. 20. Fouqué's Ritterroman „Der Zauberring" war 1813 erschienen. — L.

**) In den Nachgel. W. 1833. Vgl. „Katalog der Goethe-Ausstellung," S. 20. Im ersten Entwurf stand statt der Zeile „Neuen Tagen sei es neu" „Die Empfindung schafft es neu". — L.

***) Sommer-Wohnung des Großherzogs. — L.

Neuere Fabel,
wie man sich solche aus dem Gedichte zu entwickeln hat.

Wir finden Theseus schon als König, aber, genau besehen, in einer bedenklichen Lage; denn jenes politische, geistliche Uebergewicht zu Gunsten Kreta's besteht noch; sieben Jahre sind abgelaufen, und man zaudert, die schuldigen Opfer abzuliefern; im Gegentheil hat Theseus Kampfspiele angestellt, wir vermuthen, um die Tapferen der Nation kennen zu lernen; denn alle Griechen und Griechengenossen sind eingeladen. Er hat im Sinn, aufs Neue Kreta zu bekriegen, um entweder die Absendung der Opfer verweigern zu können oder die Absendenden in Freiheit zu setzen. Diese Intention, die sich nur errathen läßt, wünscht' ich deutlicher ausgesprochen, damit man sich beruhige, wenn in so bedenklicher Zeit Festspiele angestellt und Vermählungszeremonien umständlich durchgeführt werden. Die schönste Gelegenheit bietet sich Seite 10, wo Theseus, der hier nur als Liebhaber erscheint, auch als Held und König auftreten möge.

Da ferner jener Tribut in Gefolg einer Strafe von den Göttern erfolgte, so ist die Fiktion, daß ein Oberpriester von Kreta kommt, um die verzögerten Schlachtopfer abzuholen, sehr zulässig, ja glücklich. Nur wünscht' ich, daß dieses Verhältniß etwas klärer angedeutet wäre.

Alcesias, aus dem Schiffe steigend, würde sich nicht etwa nur pantomimisch, sondern ausdrücklich erklären und den Grund seiner Autorität, deren er sich in der Folge bedient, kräftig aussprechen. Das Chor der kretensischen Schiffe dürfte freilich nicht so freundlich behandelt werden; denn sie wissen doch wol, zu welch einer feindseligen Absendung sie den Auftrag haben. Die Scene, wo sie zum ersten Male aus der Ferne vernommen werden, würde alsdann auch einen andern Eindruck machen.

Wie ich denn sogar vorschlagen möchte, daß das kretensische Schiff mit schwarzen Segeln, allenfalls durch feuerrothe Flammen noch furchtbarer, herankäme. Dies würde zu der leidenschaftlichen Scene, wo Alcesias seinen Sohn sterbend findet, einen mächtigen Hintergrund geben.

Was den Schluß der achten Scene betrifft, so würde ich, wenn der Hohepriester aus dem Heiligthume tritt, ihn gleichfalls mit einem gewaltsamen Chor begleiten, aber den Donner nicht

zugleich eingreifen lassen. Der Zuschauer stutzt, denselbigen Mann, den er als einen höchst leidenschaftlich-feindseligen kennen lernte und kunftighin als einen listigen Pfaffen gewahr werden muß, von den Göttern gleichsam eingeführt und seine Handlungen sanktionirt zu sehen. Später möchten Wolken, Donner und Blitz sich einfinden, wo man sie auch wol als Naturzufälligkeiten betrachten kann.

Durch diese Vorschläge wird an der ganzen Sache nichts verrückt und nur ein und der andere bedeutende Moment herausgehoben.

Uebrigens betheure ich noch hiebei, daß ich es keineswegs unangenehm empfinden werde, wenn man von meinen Vorschlägen keinen Gebrauch macht. Ich weiß recht gut, daß man in Theaterstücken, besonders in Opern, nicht Alles zu motiviren braucht, ja, daß man, um des Kontrastes willen, Manches unversehens einführen darf; mir aber verzeihe man die Eigenheit, daß ich den Zuschauer immer gerne verständigt wünsche, auch da, wo man seiner Einbildungskraft und seinen Gefühlen manches Wunderbare zumuthet.

Zweiter Akt.

An diesem wäre sodann nichts weiter zu erinnern. Theseus ist abgefahren, hat uns aber die Aussicht auf einen gewissen Sieg hinterlassen, so daß wir ganz geruhig, obgleich gerührt, zusehen, wenn der kretensische Pfaffe nunmehr gewissermaßen die Obergewalt in Athen ausübt, die er, verbunden mit List und Tücke, gar wohl zu benutzen weiß.

Die Scene des Loosens wird von großer Wirkung sein; die Befreiung des Alpheus und dessen gelingende Abfahrt bestärkt unsre Hoffnung, er werde, mit Theseus verbunden, den Minotaurus erlegen und die bedrohten Opfer befreien, so daß der zweite Akt an sich nicht das Mindeste zu wünschen übrig läßt.

Dritter Akt.

Er ist gleichfalls untadelig, die erste Hälfte sehr glücklich erfunden. Ariadne, die königliche Tochter, hat bei früheren, wenn auch nicht ganz entscheidenden Expeditionen der Athener die Vorzüge des Theseus kennen gelernt. Sie ist ihm, wenn

auch nicht auf die regelmäßigste Weise, angebracht; sie hofft auf eine mit dem verabredete Weise und gewinnt indessen den magischen Faden, der ihn durchs Labyrinth geleiten soll.

Der Priester Akestas ist indessen mit den bekannten Opfern angelangt, hat Kenntniß von der Ankunft des Thesens und bereitet sich einer bösen List, indem er Ariadnen zu vertreiben sucht, Theseus komme, um unter den zu opfernden Mädchen eine Geliebte, Aramis, zu befreien. Hieraus entspringt ein eifersüchtiges Mißverständniß, welches dem Dichter wie dem Komponisten Gelegenheit zu den schönsten Exhibitionen giebt.

Durch die Ankunft des Akestas sprach, wodurch sich augenblicklich offenbart, daß er und nicht Thesens Liebhaber der Aramis und Bräutigam sei, löst sich der Knoten schnell und glücklich. Man dürfte wol sagen, daß dieser Anfang des dritten Akts ebensowol für ein eigenes gutes Stück gelten könnte, als er hier einen höchst erwünschten Theil eines großen Ganzen ausmacht.

Eine zweite Dekoration und Funktion, die man technisch nennen könnte, weil sie die Einrichtung des Theaters für das Folgende möglich macht, geben hier ein interessantes einleitendes Zwischenspiel.

Die Schlußdekoration, das Innere eines architektonischen Labyrinths vorstellend, wird den Meistern theatralischer Architektur die beste Gelegenheit geben, ihr hohes Talent zu erproben und zu entwickeln.

Bei diesem düstern, ja finstern Lokal ist es ein sehr glücklicher und unschätzbarer Gedanke, den Ariadneischen Faden mit magisch phosphoreszirenden Kräften zu begaben, und zwar dergestalt, daß er nicht nur den Weg der Helden leuchtend bezeichne, sondern auch seine Spur an Pfeilern, Wänden und Säulen, wo sie vorübergegangen, zurücklasse. Dieser Gedanke, mit Genie und Geschmack durchgeführt, muß die grausigen Hallen mit der anmuthigsten Illuminaten verzieren.

Alles Uebrige: durch die Gewölbe schleichende Nebel, verschiedenfarbig glühende Dünste, Gebrüll, Flammen und Getöse, was beim Lesen die Einbildungskraft verwirrt und über alle Möglichkeit der Ausführung hinauszugehen scheint, nicht weniger zuletzt das Zusammenstürzen des wundersamsten Aufgebäudes zeigen den hohen Grad, auf welchen die Maschinisten, verbunden

mit den mannichfaltigsten Kunst- und Handwerksgenossen, sich erheben konnten.

Endlich, nachdem wir genugsam mit unterirdischen, bunten, wandelnden Flammensäulen, ja durch vulkanische gräuliche Explosionen geängstigt worden, sind wir auf einmal in die Starheit des Olymps versetzt, auf welchem sich selige Ironien entwickeln und die glücklich Geretteten einbetragen. Selbst die über das ganze Stück waltenden Götter, Pallas und Neptun, erscheinen persönlich, so daß endlich der Olymp nicht verschmähen darf, sich zu exponiren und durch seine Gegenwart den Beifall zu sanctioniren, den wir der Vorstellung eines so reichlich ausgestatteten Theaterstücks enthusiastisch zu spenden alle Ursache haben werden.

193.

Don Alonso oder Spanien. Eine Geschichte aus der gegenwärtigen Zeit von N. A. von Salvandy. Aus dem Französischen. Nebst der Vorrede des Verfassers und einem einleitenden Vorwort von J. W. von Goethe. Breslau, im Verlage von J. Max und Comp. 1825—26. 5 Bände.

Vorwort.

Don Alonso, ein merkwürdig historischer Roman! —

Diese Art Schriften standen sonst nicht im besten Ruf, weil sie gewöhnlich die Geschichte in Fabel verwandelten und unsere historische, mühsam erworbene reine Anschauung durch eine irregeleitete Einbildungskraft zu verwirren pflegten. Neuerer

---

Zu 193. In dem in der Ueberschrift genannten Buch, S. 1 bis XII. Mit Auslassung der Uebersetzung der darin mitgetheilten drei Briefen aus dem Original nach dieser Ausgabe schon in „Ueber Kunst u. Alterth.", V. Bds. 1. Heft 1826, S. 160 bis 165. Dieser erste Druck ist es wie Briefe übergangen, in denen daher bisher die gehässigen drei Briefen sich noch nicht überlegt haben. Jener erste Druck hat die Ueberschrift: Don Alonso ou l'Espagne. Histoire contemporaine par N. A. de Salvandy. IV Tomes. Paris, 1824.

Ihn aber hat man ihnen eine andere Wendung gegeben: man sucht der Geschichte nicht sowol durch Fictionen als durch die Kraft dichterischen Bildens und Darstellens zu Hülfe zu kommen und sie dadurch erst recht ins Leben einzuführen. Dieses ist nun mehr oder weniger zu erreichen, wenn man wirkliche Hauptpersonen auftreten, sie, durchaus rein historisch vertäuert, ihrem Charakter gemäß handeln läßt, die Gestalten der Umgebung sodann nicht sowol erfindet als zeitgemäß zu bilden versteht, so daß die sittlichen Eigenschaften und Eigenheiten der gewählten Epochen durch Individuen symbolisirt, diese aber durch allen Verkehr und Wechsel so durchgehalten werden, daß eine große lebendige Masse von Wirklichkeiten sich zu einem glaubwürdigen, überredenden Ganzen vereinigt und abrundet.

Walter Scott gilt als Meister in diesem Fache; er benutzte den Vortheil, bedeutende, aber wenig bekannte Gegenden, halbverschollene Begebenheiten, Sonderbarkeiten in Sitten, Gebräuchen und Gewohnheiten kunstreich aufzustellen und so seinen kleinen halbwahren Welten Interesse und Beifall zu verschaffen.

Der nun auftretende Gallier ist schon kühner: er webt und wirkt in den neuesten Zeiten. Wenn er alle nambafte Personen porträtirt, so kann ihm die Tagsgeschichte gleich nachkommen, und was die erfundenen betrifft, so lassen sich diese auch an der Gegenwart prüfen; denn wie unsere Zeitgenossen überall denken und handeln, davon haben wir Empfindung und auch wol Begriff.

Ein so großes Werk wie Alonso seinem Gange nach zu

Dem Großherzog schreibt Goethe am 19. Jan. 1824*): „Das mitgetheilte Werk Alonzo ist sehr von Bedeutung. Der Verfasser erklärt in der Vorrede, daß er einen historischen Roman nach Art den Walter Scott zu liefern gedenke, und so ist es auch. Den das verworrene spanische Wesen interessiren kann, findet eine wundersame Anschauung im größten Detail seit dem Tode Karl's III. bis auf unsere Zeiten. Alles Unheil so vieler Jahre ist auf eine Anzahl von Köpfen gehäuft, die den Roman spielen oder von der Geschichte gespielt werden. Der Verfasser, er sei wer er wolle, kennt Alles, was zu diesem Umfange gehört, entweder durch sich selbst oder durch Andre, aber ganz genau und unmittelbar. Die Hauptfiguren sind rechtlich, sittlich und wohlwollend, wenn auch in Irrthum und Verschuldet, nationel-charakteristische Wesen, oft lächerlich und liebenswürdig zugleich. Der Verfasser hat in diesen Geschichten selbst gelitten, sonst könnte er nicht so leidenschaftlich die Zustände durchdringen. Ich habe erst den 2. Theil durchgelesen, gestehe aber, daß es ein achtungswerthes Werk ist; es bringt uns jene vorübergegangenen Zeiten sehr vollständig zur unmittelbaren Anschauung."

*) Ueber dieses Datum zu vergleichen Diezel's „Ungedruckte Briefe Goethe's" mit Nr. 502 des „Briefwechsels des Großherzogs Carl August mit Goethe".

entwickeln, wäre eine sehr schwierige Arbeit, die unseres Amtes nicht ist; früher oder später, im Original oder Uebersetzung, wird das Werk allgemein gelesen werden. Wie reich sein Inhalt sein müsse, ergiebt sich aus folgendem Verzeichniß der von vorn herein handelnden Personen, das um so nöthiger ist, als im gedrängten Gange des Werks diese Gestalten öfters wiederkommen und sich dermaßen durchkreuzen, daß nur ein aufmerksames wiederholtes Lesen uns eine deutliche Vorstellung von den wechselseitigen Einwirkungen verschaffen kann. Daher wird jeder Leser gern, wie der Zuschauer eines personenreichen Schauspiels, diesen Anmeldezettel öfters zu Rathe ziehen.

Alonso.

Historischer Roman.

Personen der einleitenden Erzählung.

Der Autor, Franzose, tritt 1820 an der Westseite über die spanische Grenze.

Don Geronimo, Alcalde von Urdar, zugleich Wirth einer geringen Herberge.

Donna Urraca, dessen Gattin.

Don Juan de Dios, älterer Sohn, Studirender.

Francisco de Paula, jüngerer Sohn, zum geistlichen Stande bestimmt; einstweilen Hauslecht.

Paquita, auch Francisca, nettes Mädchen, Nichte.

Pater Prokurator, ein Dominikaner.

Antonio, Vetturin, Liebhaber der Paquita.

Unbekannter, geheimnißvoll.

Intendant eingezogener Güter.

Konstitutioneller General, Bruder von Donna Urraca, Vater von Paquita.

Madame Hiriart, Wirthin zu Aubea.

Personen des Manuskripts von Alonso, welches mit dem Tode Karl's III. beginnt (1788).

Don Louis B., entlassner Offizier.

Donna Leonor, dessen Gemahlin.

Alonso.

Maria de las Angustias, nachher vermählte } Kinder.

Martin von C.

Frau Pablo.

Doktor Don Mathias, später Kapellan der Markisin Maria von C.
Don Isidro, Inquisitor von Mexiko, nachher Erzbischof.

*

Karl IV., König von Spanien.
Maria Luise, Königin von Spanien.
Prinz von Asturien, Sohn und Thronfolger.
Don Manuel de Godoy, Herzog von Alcudia, Friedensfürst, Günstling, Beherrscher des Reichs.

*

Enrique, sonst berühmt im Stiergefechte, jetzt Invalid.
Antonio, Perturin, Graziosa. Siehe oben in der Einleitung.
Frau Aparicio, junger Pfaffe, dessen Bruder.
Fortunato, Baccalaureus zu Salamanca, hierauf abwechselnd Räuber, Bandit, Gerichtsdiener, königlicher Kammerdiener von Einfluß.
Elvire, früher Schauspielerin, jetzt in ihrem Alter Besitzerin einer Garküchenbude zu Madrid, Mutter Fortunato's.
Kriegskommissarius zu Salamanca, Hauswirth des studirenden Alonso.
Margaritta, Dienstmagd.
Gitana oder Zigeunerin, geheimnißvoll.
Bartolomeo de Darroca, Schafhirt aus Arragonien, später Anführer einer bewaffneten Bande, Gatte der Gitana.

*

Sir Georges Wellesley, Engländer von Einfluß.

*

Don Juan, Herzog von L., vormals als Baron von R., Gouverneur von Havanna.
Don Carlos, sein ältester Sohn, Gardeoffizier, Amter der Puerta del Sol.

In „Kunst und Alterthum" ist Der Autor als Franzose, Reisender, Frau Pablo nur als „Pablo" und Don Isidro nur als „Juan Isidro, Inquisitor von Mexiko", Don Manuel de Godoy als „Godoy" aufgeführt. Ferner folgen dort auf Frau Aparicio statt Fortunato die Bartolomeo folgende Personen:

Kommissarius zu Salamanca, Hauswirth des studirenden Alonzo.
Donna Engrazia, Hauswirthin.
Don Mariano, ihr Enkel, Baccalaureus.
Mariana, Dienstmagd.

Don Jaime, Komthur, vornehmer Wüstling, Bruder des Don Carlos.
Der Graf von D.
Donna Matea, seine Gemahlin.
Alvenza, ihre Tochter.
Domingo, ihr Vater, reicher Kaufmann von Kadix.
Ines, ihre Kammerfrau.
Ramon, Page der Maria de las Angustias und Geliebter der Ines.
Don Osorio, Markis von C., Schwager des Herzogs von L., Gemahl der Maria de las Angustias.
Sor Maria de los Dolores, Aebtissin, Wittwe des Bruders vom Markis von C.
Fray Cayetano, Vater Provinzial des Dominikaner ordens.

*

Conducteur eines Fuhrwerks.
Hidalgo von Fativa, Advokat, aus Valencia gebürtig. In Erinnerung alter Zeiten für Oesterreich gegen die Bourbons gesinnt.
Don Estevan, überspannter junger Student, sein Sohn.

*

Hiermit wären wir noch nicht einmal bis zu Ende des ersten Theils gelangt; indessen sind die Hauptpersonen doch schon eingeleitet. Wir verlassen unsern Helden in dem Augenblicke, da er nach Amerika in eine ehrenvolle Verbannung gesendet wird. Auf diesem Schauplatz der neuen Welt treten neue Personen auf, mit denen sich der Theilnehmer schon leichter bekannt

In „Kunst und Alterthum" ist dem Don Jaime noch ein T. beigefügt, doch fehlt die Bezeichnung als Komthur (anstatt des Ramon steht dort: „Margarita, ihr Kammermädchen"). Ferner ist Don Osorio nicht als Gemahl der Maria bezeichnet, auf ihn folgt sodann „Der Graf von X., Günstling des Günstlings" [Hoder]. Weiter schließt sich an Sor Maria de los Dolores gleich der Conducteur an; der Hidalgo von Fativa ist dort als „Hidalgo de Xativa, von Valencia gebürtig" aufgeführt, der Character „Advokat" weggelassen und nach ihm kommt statt Don Estevan

Don Lope, schwindsüchtiger Dichter, der Person von Atwelen Jugendgenosse, eingegangt mit ihm, nun durch eine traurige Stelle in Amerika bekannt.

Der Grafen Isidora. Siehe oben [Juan Isidoro].

Damit endet dort das Personenverzeichniß.

machen wird. Kehrt er nach Europa zurück, so findet er sich in bekannter Umgebung.

Zu eigener Aushilfe übernahmen wir die Bemühung, vorstehendes Verzeichniß auszuarbeiten, um die Schwierigkeiten, auf die man beim Lesen des Werks geräth, überwindlicher zu machen. Sie bestehen aber darin, daß vier Personen, was ihnen begegnet ist, erzählen: der Reisende, der Verfasser des Manuskripts von Ainboa, ein Einsiedler und ein ritterlicher Soldat. Alle sprechen in der ersten Person, wodurch denn der Verfasser freilich den großen Vortheil hat, sie als gegenwärtig bei allen Ereignissen auftreten zu lassen; wie wir denn von dem Tode Karl's III. (1788) an bis auf den nächstheutigen Tag durch Anzeigen von den merkwürdigen Fortschritten der großen Verwirrung eines Reichs belehrt werden.

Diese Erzählungen werden uns aber nicht etwa hinter einander, sondern über einander geschoben vorgelegt, worein wir uns denn zu finden und uns desto aufmerksamer beim Lesen zu benehmen haben.

Hat man sich nun in das Geschichtliche gefunden, so muß man den Vortrag des Verfassers bewundern und zugleich seine freie Uebersicht der laufenden Welthändel mit Beifall begrüßen. Wir sehen, wie er als Dichter und Redner einen Jeden für seine Partei und wider die Gegner ausführlich, klar und kräftig reden läßt und mitbin die Darstellung der wild widersprechenden Geister, woraus denn die vielleicht nicht zu schlichtende Verwirrung entspringt, zuletzt redlich vollendet. So wird zum Beispiel anfangs von Jedermann auf Napoleon gescholten und das Allerschlimmste über ihn ausgesprochen; wie er aber persönlich auftritt, ein Gefecht einleitet und durchführt, erscheint er als Fürst und Heerführer zum Günstigsten.

Daß bei dem Hervortreten eines solchen Werkes die französischen Journale nicht schweigen konnten, läßt sich denken. Der „Constitutionnel" rühmt es unbedingt, das „Journal des Débats" ergreift eine der mißwollenden Kritik nicht fremde Manier, den Autor herabzuwürdigen; denn es fordert von Dem, der eine solche Arbeit unternehmen wollte, unverträgliche, unmögliche Eigenschaften, versichert, das Werk sei schlecht, weil es diese Bedingungen nicht erfülle; im Einzelnen sei es lobenswürdig, das Ganze aber müsse kassirt und umgeschrieben werden.

Nachdem aber nun der Recensent eine ganze Strecke vorwärts geschritten, so wird er zuletzt wie Bileam seinen Fluch

mit Segnungen abzuschließen vom guten Geiste genöthigt. Wir theilen die merkwürdige Stelle mit: *)

„Dies Buch regt sehr zum Nachdenken an. Ich kenne keines, das ein treffenderes Gemälde spanischer Sitten lieferte und das eine vollständigere Ansicht von dem Zustand dieses Landes und von den Ursachen gäbe, die es — vielleicht für immer — von dem Fortschritt der Civilisation Europens fern gehalten haben. Herr von Salvandy verdankt seinen eigenen Beobachtungen sehr viel; doch erkennt man leicht, daß er auch schätzbare Mittheilungen über manche Partien des großen Kampfs, der in der spanischen Halbinsel stattgefunden, erhalten hat und daß er mit Umsicht Gebrauch davon gemacht. Wenn er in der kunstreichen Verwickelung seines Gegenstandes und in dem Prunk seiner Schreibart jene überschwängliche Kraft der Jugend offenbart, so läßt er anderseits einen Verstand durchblicken, der durch die großen Streitfragen, welche den Zustand der bürgerlichen Gesellschaft erschüttern, frühzeitige Reife erhalten und folglich sehr geeignet ist, dieselben zu entwickeln und zu beurtheilen."

*

Ein solches Zeugniß, das der Parteischriftsteller Einem von der Gegenseite zu ertheilen genöthigt ist, finden wir freilich aller Ehren werth und acceptiren es aufs Höflichste; doch sagen wir zugleich: so schön und bedeutend auch die zugestandenen Eigenschaften sind, so hat der Mann doch das Beste vergessen, denjenigen Vorzug, worauf die übrigen alle beruhen. Er übersieht nämlich

*) Ce livre porte beaucoup à réfléchir. Je n'en connais pas qui offre une peinture plus vraie des moeurs de l'Espagne, qui donne une idée plus complete de l'état de ce pays et des causes qui l'ont tenu, peut-être sans espoir de retour, loin du mouvement de la civilisation de l'Europe. M. de Salvandy doit beaucoup à ses propres observations: il est facile aussi de voir qu'il a obtenu des renseignements précieux sur quelques parties des grands débats qui ont eu lieu dans la Péninsule; il en a fait usage avec discernement. S'il montre l'excès des forces de la jeunesse dans la complication de son sujet, dans la pompe de son style, il laisse percer un esprit mûri de bonne heure par les grandes questions qui agitent l'ordre social, et propre par conséquent à les developper et à les juger.

Die dem Citat vorausgehende Stelle lautet in „Kunst und Alterthum": „Wir theilen die merkwürdige Stelle, und zwar im Grundtexte, mit, da, wie uns ein Versuch belehrt hat, die sorgfältigste Uebersetzung sich nicht der Klarheit und Entschiedenheit des Originals bemächtigen könnte."

3. Rückseite,
mit der Einsiedelei im Park, genannt „das Kloster".

Der's gebaut vor funfzig Jahren,*)
Steht es noch am Wege stehn,
Liebespaar vorübergehn,
Wie wir Andern damals waren,
Als die Büsche lieblich kühlten,
Lichter in dem Schatten spielten,
Wo sich Liebende verstanden,
Immer suchten, oft sich fanden,
Zu geselligfrischem Leben,
Wie wir's Euch nun übergeben.

An den Bücherverleiher Cuno in Karlsbad.**)

Heuer, da der Mai beflügelt
Nacht bei Tagen sich, den milden,
Seh' ich, was die Deutschen bilden,
Hier in Böhmen nachgespiegelt.
Was Du bringst in Heft und Bande,
In Formate groß und klein,
Sei es Heil dem guten Lande,
Mögen's reine Bilder sein!

An Friedrich Förster.***)

Jena, 27. Sept. 1820.

Als an der Elb' ich die Waffen ihm segnete,
Dem Bekreuzten am Neckar begegnete,
Da fehlte ihm noch das Dritte,
Der Gegensatz der siebenten Bitte.

*) Bezieht sich gleichfalls auf den Großherzog. — L.

**) Vgl. „Fragmente aus einer Goethe-Bibliothek von S. H"(irzel), 1849, Nr. 8. Cuno war Besitzer einer Leihbibliothek in Karlsbad, welche meist Nachdrucke und schmutzige Romane enthielt. — Die Zeit der Abfassung des Gedichts ist zweifelhaft. Wir möchten den Mai 1820 annehmen, während es Hirzel dem Jahre 1807 zuweist. Ein gleichzeitiger Abdruck in einem böhmischen Blatte, der uns jedoch nicht vorliegt, würde darüber Aufklärung geben. — L.

***) Zuerst gedruckt in der Ausgabe von 1836. — Wegen der specielleren Beziehungen der beiden ersten Verse des hier nach der Handschrift abgedruckten Gedichtes vgl. unsre Biographie Goethe's S. CLXVIII; das Weitere beziehe sich auf des Angeredeten kurz vorher geschlossene Ehe. F. Förster starb am 8. November 1868.

die Pietät,

die man freilich nicht in den Handlungen der aufgeführten Personen, vielmehr in dem Sinne des Ganzen, in dem Gemüth und Geiste des Verfassers zu suchen hat.

Pietät, ein im Deutschen bis jetzt jungfräulich keusches Wort, da es unsere Reimer abgelehnt und als ein fremdes glücklicherweise bei Seite gebracht haben. Pietas gravissimum et sanctissimum nomen, sagt ein edler Vorfahr und gesteht ihr zu, sie sei Fundamentum omnium virtutum. Hierüber uns diesmal herauszulassen, verbeut uns Tag und Platz; deshalb sagen wir nur kürzlich so viel:

Wenn gewisse Erscheinungen an der menschlichen Natur, betrachtet von Seiten der Sittlichkeit, uns nöthigen, ihr eine Art von radikalem Bösen, eine Erbsünde zuzuschreiben, so fordern andere Manifestationen derselben, ihr gleichfalls eine Erbtugend, eine angeborene Güte, Rechtlichkeit und besonders eine Neigung zur Ehrfurcht zuzugestehen. Diesen Quellpunkt, wenn er, im Menschen kultivirt, zur Thätigkeit, ins Leben, zur Oeffentlichkeit gelangt, nennen wir Pietät, wie die Alten.

Mächtig zeigt sie sich von Eltern zu Kindern, schwächer von Kindern zu Eltern; sie verbreitet ihre segensvolle Einwirkung von Geschwistern über Bluts-, Stammes- und Landesverwandte, erweist sich wirksam gegen Fürsten, Wohlthäter, Lehrer, Gönner, Freunde, Schützlinge, Diener, Knechte, Thiere, und somit gegen Grund und Boden, Land und Stadt; sie umfaßt Alles, und indem ihr die Welt gehört, wendet sie ihr Letztes, Bestes dem Himmel zu; sie allein hält der Egoisterei das Gegengewicht; sie würde, wenn sie durch ein Wunder augenblicklich in allen Menschen hervorträte, die Erde von allen den Uebeln heilen, an denen sie gegenwärtig und vielleicht unheilbar krank liegt. Schon sagten wir zu viel und würden bei der größten Ausführlichkeit immer nur zu wenig sagen; deswegen zeuge der Verfasser mit kurzen Worten für sich selbst:

„Die Jugend muß durchaus etwas haben, wofür sie begeistert ist. Dies Gefühl ist die Triebfeder aller edlen Handlungen; es ist der Sitz einer heiligen Nacheiferung, die das Dasein erweitert und erhöht. Wer in das Leben eintritt, ohne diesen schuldigen Zoll begeisterter Verehrung zu entrichten, der

Der edle Vorfahr, der über Pietät spricht, ist Cicero (pro Plancio).

wird durchs ganze Leben hingehen, ohne daß ihm seinerseits je etwas der Art zu Theil werden wird." *)

Und wäre nicht diese heilige Gnade Gottes und der Natur in unserem Freunde durchdringend lebendig, wie sollte er als Jüngling zu dem höchsten Resultat der Lebensweisheit gelangt sein, das wir mit Bewunderung im Laufe des Werks gewahr wurden und mit Erstaunen an einer einzelnen Stelle klar ausgesprochen fanden? Möge sie Vielen deutlich werden und manches beunruhigte Gemüth mit seinem Zustande versöhnen!

„Ich glaube, daß es wirklich die erste Pflicht auf dieser Erde ist, die Laufbahn zu ermessen, die der Zufall uns angewiesen hat, unsere Wünsche auf dieselbe zu beschränken und den höchsten und süßesten Genuß in dem Gefühl zu suchen, das aus überwundenen Schwierigkeiten und bezwungenem Seelenschmerz entspringt. Vielleicht wird sogar die Würde, das Gelingen, das innigste Glück des Lebens nur um diesen Preis errungen. Aber um zu dieser edeln Entsagung zu gelangen, ist Kraft, eine unermeßliche Kraft erforderlich." **)

v. Goethe.

*) La jeunesse a besoin de respecter quelque chose. Ce sentiment est le principe de toutes les actions vertueuses; il est le foyer d'une emulation sainte qui agrandit l'existence et qui l'élève. Quiconque entre dans la vie sans payer un tribut de vénération, la traversera toute entière sans en avoir reçu.

**) Je crois qu'en effet le premier devoir de ce monde est de mesurer la carrière que le hasard nous a fixée, d'y borner nos voeux, de chercher la plus grande, la plus sûre des jouissances dans le charme des difficultés vaincues et des chagrins domptés: peut-être la dignité, le succès, le bonheur intime lui-même ne sont-ils qu'à ce prix. Mais pour arriver à cette resignation vertueuse, il faut de la force, une force immense.

194.

Memoiren Robert Guillemard's, verabschiedeten Sergenten. Aus dem Französischen. Eingeführt und eingeleitet von Goethe. Leipzig, Wengand'sche Buchhandlung. 1827. Zwei Theile.

Einleitung.

Indem wir ein aus dem Französischen übersetztes Werk dem Publikum vorlegen, dürfen wir wol erinnern, daß drei deutsche Originalversuche dieser Art schon glücklich gelungen sind; man wagte nämlich, das mannichfaltige Kriegsgeschick, wie es Personen des untersten Grades begegnen kann, so natürlich als ausführlich beschrieben, der Leiewelt darzubieten.

Der junge Feldjäger ward in Deutschland als unterhaltendes Büchlein günstig aufgenommen und in einer Beurtheilung der Jena'schen Allgemeinen Literaturzeitung, 1825, Nr. 212, freundlich gewürdigt; sodann erschien er ganz unvermuthet ins Englische übersetzt, da er sich denn in dem vornehm typographischen Kostüm ganz anständig ausnimmt. Der Kriegskamerad blieb nicht hinter seinem Vorgänger zurück; ja, ein wohldenkender Kenner (Jena'sche Allgemeine Literaturzeitung, 1827, Nr. 35) giebt ihm, unserer eigenen Ueberzeugung gemäß, noch den Vorzug.

Des jungen Feldjägers Landsmann, welcher erst vor Kurzem die Presse verlassen, soll, wenn wir nicht irren, sich noch mehr Zustimmung verdienen, weil sein Charakter entschiedener ist und seine Ereignisse für bedeutender gelten können. Hier träfe denn der seltene Fall ein, daß Fortsetzungen, die gewöhnlich zu lahmen pflegen, mit einem rascheren Schritte vorwärts gingen.

Diese drei genannten jungen Leute, zwei Thüringer und ein Elsasser, in der mittlern und niedern Klasse geboren, vom Jahre 1806 an in französischen Kriegsdiensten, werden in den spanischen Feldzug und weiter in die unselige Weltgeschichte verflochten. Mit Vorbedacht wiederholen wir die Anzeige dieser

Zu 194. Im I. Theil des in der Ueberschrift angeführten Buchs, S. V bis XVI.
Uebersetzer war Maempel, Verfasser des „Jungen Feldjägers".

individuellen Bekenntnisse; sie schreiten parallel und fast synchronistisch neben einander fort und lassen uns auf die klarste Weise in das Verderben hineinsehen, welches zu jener Zeit die Welt ergriffen hatte.

Nun tritt gleichfalls hier ein subalterner Franzose auf, ein Sergent, der, ungeachtet er den ganzen Debut französischer Glücks- und Unglückswagnisse redlich durchgearbeitet, doch am Ende nur als Sergent in seine leider sehr veränderte und entstellte Heimat mißmuthig zurückkehrt und wie so mancher Andere zuletzt zu Feder und Papiere seine Zuflucht nimmt. Der französische Herausgeber drückt sich klar und einsichtig hierüber folgendermaßen aus:

Vorrede des französischen Herausgebers.

„Die Memoiren des Sergent Guillemard scheinen uns aller Beachtung werth zu sein. Man ist freilich, wie er selbst sagt, zu sehr daran gewöhnt, nur Schriften zu lesen, deren Verfasser zu den höhern Klassen der Gesellschaft gehören. Bis jetzt haben Personen, die unter der großen Menge geblieben waren, durch die Erzählung dessen, was sie gesehen hatten, selten Theilnahme zu finden geglaubt. Bei dem, was Frankreich erlebt hat, giebt es indessen noch eine Menge obskurer Menschen, welche als Augenzeugen oder Theilnehmer wichtiger Ereignisse im Stande waren, die Dinge in der Nähe zu sehen und ohne Leidenschaft über Personen zu urtheilen, welche einen historischen Namen erlangten, so daß es vielleicht an der Zeit sein möchte, auch ihre Rückerinnerungen zu benutzen.

„Aus der Lektüre dieser Memoiren wird man ermessen, welche große Lücke in der Kenntniß der Thatsachen durch das Schweigen eines Unteroffiziers würde unausgefüllt geblieben sein. Man erhält von ihm ausführliche Auskunft über Ereignisse, welche bis jetzt ganz unbekannt waren, und seine Nachrichten haben das doppelte Verdienst, den historischen Zweifeln ein Ende zu machen und das Interesse des Lesers lebhaft in Anspruch zu nehmen. Oft erzählt Guillemard Dinge, welche in mehreren andern Schriften ganz anders berichtet sind. Der Leser wird leicht entscheiden, auf welche Seite sein Zutrauen sich neigen müsse. Ohne eben allen Meinungen des Sergenten beizutreten, haben wir doch Grund, zu glauben, daß er nichts

versichert, wovon er nicht selbst Zeuge gewesen ist, und daß selbst die Verschiedenheiten seiner Erzählung von andern sich durch den ganz andern Standpunkt jener Berichtenden erklärt. Es muß uns ohne Zweifel angenehm sein, nachdem wir über gewisse Vorfälle die Meinung von Staatsmännern und Politikern vernommen haben, auch die Meinung der Soldaten und des Volkes zu erfahren, und man wird es dem Sergenten einigermaßen Dank wissen, daß er seine Muße einer Arbeit gewidmet hat, die sich sonst für seinen Grad und seine Stellung wenig zu eignen scheint.

„Guillemard stammte aus einer wohlhabenden und achtbaren Familie und hätte deshalb erwarten können, nicht auf der Stufe des Sergenten stehen zu bleiben; aber einestheils wollte es ihm in seiner Laufbahn nicht glücken, und anderntheils hatte seine Erziehung, die in den Feldlagern sich vollendete, nicht die Politur erhalten, welche der Umgang mit Gebildeten zu verleihen pflegt. Man wird in seinem Werke eine Freimüthigkeit des Ausdrucks und einen Reichthum von Wahrheit finden, die dem Leser bei der unendlichen Mannichfaltigkeit der Töne, mit welchen er jeden besondern Thatumstand auszumalen versteht, diese Memoiren zur angenehmen Lektüre machen. Ein Gelehrter würde das Ungleichartige durch einen eleganten Vortrag mit einander zu verschmelzen gewußt haben; der Sergent hat aber, von den Ereignissen entgegengesetzter Natur verschiedenartig ergriffen, für jeden Umstand besondere Ausdrücke und Farben gefunden. Und wenn er auch oft aus dem erhabenen Stil fast ohne allen Uebergang in den Ton einer vielleicht trivialen Familiarität herabsinkt, so erhält dadurch unsers Bedünkens seine Schilderung nur mehr Leben und Originalität, und Alles läßt glauben, daß das Publikum ein gleiches Urtheil fällen werde."

•

Da wir durch Vorstehendes genugsam von Art und Weise, Sinn und Zweck des gegenwärtigen Büchleins unterrichtet sind, so könnten wir es wol dabei bewenden lassen, umsomehr als das, was wir zu sagen haben, einigermaßen bedenklich ist. Der Leser, wenn er irgend etwas Geschichtliches zur Hand nimmt, will es gern, für einige Zeit wenigstens, mit Wahrheit und Wirklichkeit vollkommen übereinstimmend ansehen. Gilt dies sogar von Roman und Gedicht, warum sollte es nicht von einer Lebensbeschreibung gelten? Auch mögen wir nicht gern

unsern Sergenten, dem wir eine besondere Vorliebe gewidmet haben, verdächtig machen; weil aber doch dasjenige, was wir hierbei meinen oder glauben, früher oder später zur Sprache kommen muß, so halten wir es für geratben, davon einige Erwähnung zu thun.

Wir zweifeln nicht an der Persönlichkeit des Sergenten; sie geht so treulich als freundlich, einfach und wahrhaft durch das Ganze durch, die individuellen Züge erscheinen überall wieder. Ein kühner, thätiger und doch immer subaltern-genügsamer Sinn zeigt sich überall, und besonders vom Anfange herein folgen wir der Erzählung mit getrostem sichern Schritte; nur wenn er in der Folge bei höchst bedeutenden Weltereignissen mitwirkend oder zuschauend wiederholt auftritt, verwundern wir uns zuerst, schütteln dann den Kopf und glauben endlich, einen höhern Sinn, einen weitern Verstand, einen freier umschauenden Blick hinter der Maske zu entdecken.

Dem sei nun, wie ihm wolle: das Werk gebt an einem einfachen, natürlichen Faden hin, und was daran geknüpft ist, können wir mit Dank empfangen. Merkwürdig schien uns, daß keine Absicht, auf den Tag, auf den Augenblick, auf gegenwärtiges Interesse zu wirken, nur im Mindesten bemerklich sei; es gilt blos, die Vergangenheit in der Vergangenheit gegen sich selbst und gegen das Vergessen, gegen das völlige Auslöschen zu retten, wodurch besonders in neuester Zeit ein Tag den andern übertüncht und das Unnützeste über das Treflichste, als müßte es so sein, sorglos hinwirft.

Wir erkennen also mit Zufriedenheit und Beifall, daß sich an den heitern und harmlosen Lebensfaden eines untergeordneten Menschen die wichtigsten, bald bekannten und unbekannten Ereignisse und Persönlichkeiten nach und nach aufreiben und über die Abgründe des Vergangenen gar mannichfaltige Betrachtungen veranlassen. Ins Einzelne dürfen wir nicht gehen; Ueberraschung und Antheil sei dem Leser unverkürzt bewahrt; aber Eines gedenken wir, an dieses Werk an die obgemeldeten nochmals anzuknüpfen, daß auch dieser Kriegsmann auf der Insel Cabrera erscheint und uns Nachricht giebt von einem auf französische Weise sich konstituirenden Urstaat, dessen gesetzliche Bestimmungen, gegen diejenigen gehalten, welche uns von den deutschen Verbannten bekannt geworden, höchst merkwürdige Vergleichungen über den Charakter beider Nationen veranlassen.

Uebrigens wird man uns keinen Vorwurf machen, als wenn wir den Verdacht einer Halbwahrheit unbillig auf dieses Werk zu bringen gesucht, indem die angehängten Dokumente auf die Einwirkung eines höheren Kreises und auf entschiedene Zwecke bedeutender Personen unverhohlen hindeuten.

So viel zur Empfehlung eines Werkes, das auf jede Weise schändbar ist und einem Schriftsteller, der in dieser Art des Halbromans sich hätte hervorthun wollen, allerdings Ehre machen würde. Was denn endlich an dieser problematischen Produktion sich weiterhin aufklären möchte, muß die Zeit lehren.

Weimar, den 9. März 1827. Goethe.

195.

Le Livre des Cent-et-un. Tome I. Paris, Ladvocat. 1831.

Die Veranlassung dieses Werkes ist wie sein Gehalt jeder Aufmerksamkeit werth. Der ebengenannte wohldenkende Buchhändler, durchaus ein rechtlicher Mann, fördert seit geraumer Zeit manches aufstrebende Talent, deren einige nunmehr zu Ruf und Ruhm gelangt sind. Durch Unglücksfälle wird er in den Zustand versetzt, wo er augenblicklich unterzugehen befürchten muß, und nun vereinigen sich, dankbar für sich, für Andere, für das Ganze, eine bedeutende Anzahl vorzüglicher Schriftsteller, durch ein folgereiches Werk ihn aufrecht zu erhalten.

Diesem Werke gedachte man zuerst einen andern Titel zu geben; es ward angekündigt als Le Diable boiteux à Paris und sollte, wie es jetzt durchgeführt wird, eine Sittenschilderung der Pariser Zustände, Eigenheiten, Verborgenheiten und Oeffentlichkeiten enthalten. Bei näherem Ueberschauen und Würdern des sich anhäufenden Gehaltes fand man jedoch, daß man sich Unrecht thue, an ein früheres Werk zu erinnern, welches zu einer Zeit, die der gegenwärtigen an Interesse nicht gleich komme, erschienen sei, so viel Verdienstliches auch solches enthalten möge. Hiervon giebt uns der Verleger in der Vorrede

Zu 195. Lieb. Kunst u. Alterth. VI. Bdd. 3. Hft. 1832. S. 499 bis 515
Le Diable boiteux (der Dachdecker) von Lesage erschien 1707.

auf eine höchst einfache Weise, ein Mitarbeiter in dem ersten Aufsatze höchst geistreiche Kenntniß.

I. Asmodée

macht anschaulich den Unterschied von jenem Dachabdecker und von gegenwärtiger Behandlung eines höchst reichhaltigen Stoffes. Asmodée ist hier der durch alle Jahrhunderte sich durchziehende Geist scharfer Beobachtung, liebloß oder theilnehmend, vom Aristophanes herein durch alle Zeiten seine Maske nach den Forderungen der jedesmaligen Völker und Individualitäten, die sich allein verhüllen, abändernd und einrichtend.

In dem jetzigen Paris wäre wenig geleistet, wenn man nur die Dächer abheben und in die obern Schlafkammern hineinblicken wollte. Unsern Mitarbeitern sind die Festsäle der Großen zugänglich wie die Jammergewölbe der Gefängnisse. Der zurückgezogenste Miethmann ist ihnen so werth als der begünstigte Dichter, der in einem erleuchteten Saal vor einer glänzenden Gesellschaft selbst in seinem höchsten Glanze zu erscheinen gedenkt. Sie führen uns an Orte, die wir kennen, über deren ausführlichere Kenntniß wir uns nun erfreuen. Sie lassen uns gealterte Personen sehen, die wir vor so viel Jahren in glänzender wirksamer Jugend gekannt. Die mannichfaltigsten Denkweisen und Gefühlarten mittheilend, gewinnen sie uns für Interessen, welche nicht die unsrigen sind.

Hieraus geht hervor, daß, je genauer man mit den französischen und besonders mit den Pariser Angelegenheiten bekannt ist, man desto größeren Antheil an diesem Werke nehmen wird. Deutsche Leser werden Manches zurückweisen, obenhin behandeln und sich für die bedeutenden, allgemein wichtigen, in die höchsten Bewegungen des Tages eingreifenden Aufsätze erklären und dadurch für manches Andere, welches ihnen nur Langeweile gemacht, sich entschädigt halten.

Ganz weislich sind die verschiedensten Beiträge, wie man Karten mischt, durcheinander geschoben; in jedem Sinne geziemt es uns aber, die Verschiedenheiten zu sondern, jedes Einzelne zu schätzen und bei dem ersten Theil eine Uebersicht über die neun folgenden vorzubereiten. Nur Weniges daher aus den 18 Artikeln, aus denen der erste Band zusammengestellt ist.

Asmodée von Janin.

II. Une Maison du Marais.

Das kümmerlichste Dasein meist älterer, anständiger, zurückgezogener Personen, ganz nah am Jammer und doch eine Art von Welt, eine gewisse geregelte Genügsamkeit bei ärmlichem Wesen der Einzelnen; ein Beharren am Alten, häuslich Herkömmlichen; bei dringenden Vorfällen Nachgiebigkeit oder Ausweichen. Z. B. die Hauswirthin überwirft sich mit der Milchlieferantin; das Mißverhältniß ist nicht herzustellen, sie darf nicht mehr herein. Ein alter pensionirter Kanzleiverwandter, der von der alten Milchfrau nicht lassen will, geht alle Morgen, für sich und seine betagte Stocknachbarin die Milch zum Kaffee die Straße entlang in ziemlicher Entfernung bei der herkömmlichen Milchfrau persönlich zu holen.

III. Le Bourgeois de Paris.

Hier schöpft man schon freieren Athem. Ein rechtlicher, tüchtiger Mann füllt ein behagliches, benettes Dasein vollkommen aus, indem er sich in täglicher gewohnter Beschränkung froh findet, ja sogar unter fordernden Umständen sich nicht unschicklich erhebt und benimmt.

IV. Une Fête aux environs de Paris.

Auch ein Pariser Bürger, weniger solid als der Vorige, nöthigt Frau, Freunde und Familie in ein fremdes, ländliches Element. Aus völliger Unkenntniß auswärtiger Zustände kommt er in mancherlei Verlegenheiten; nichts aber macht ihn irre; planlos, übereilt, eigensinnig, wird Alles mißlich und ungenießbar vor ihm her; aber es kümmert ihn nicht, wenn gehoffte Freuden verfehlt werden. Von drohenden Gefahren hat er keinen Begriff; daher geht er kühn drauf los, kompromittirt seine Gesellschaft aufs Schlimmste; aber sogar zuletzt tüchtig durchgeprügelt, bleibt er immer der behagliche Bürger.

Une Maison du Marais von Monnier.
Le Bourgeois de Paris von Bazin.
Une Fête aux environs de Paris von de Kock.

V. La Conciergerie.

Wir kehren in die engſte Stadt zurück. Ein Jüngling von ſechzehn Jahren wird zufällig in einem Hauſe ergriffen, wo die Polizei eine Verſchwörung ahnet. Höchſt merkwürdig iſt es, wie auf dem Eingeführten ſogleich die eigenthümlichen Charaktere der obern, mittlern und untern Angeſtellten gewaltſam laſten. Gräulich iſt der Zuſtand; deſto erwünſchter ein Funke Menſchlichkeit, der wie ein Stern dieſe düſtern Gewölbe, wenn auch nur ſchwach und ſchwankend erleuchtet.

VI. La Morgue.

So werden die Gewölbe genannt, wo unter einem uralten Gebäude die unerkannten, im Waſſer oder ſonſt gefundenen Todten zur Schau niedergelegt werden. Wie oft hat uns die Beſchreibung und Erzählung von dieſer traurigen Stätte getrübt und geängſtigt; hier aber werden wir auf das Anmuthigſte wieder ins Leben geführt. Zwei zu dieſer Anſtalt verpflichtete Männer leben unter demſelben Dache über dieſen ſich täglich erneuernden Gräuelſcenen; wir werden in ihre Familien eingeführt und finden recht hübſche, wohleingerichtete, anſtändige Leute, beſcheidene, aber wohlgearbeitete Mobilien, Ordnung und Zucht, ein Piano und bei dem einen Bewohner vier hübſche, wohlerzogene, heitere Töchter. Haben die mit Tagesfarben gemalten Zimmer uns erheitert, ſo begegnen wir unten gleich wieder dem größten Jammer. Eine Amme, auf der Poſt fahrend, ſchläft ein und läßt das ihr anvertraute Kind, das ſie aufs Land bringen will, von ihrem Schooße unter die Füße der Mitreiſenden ſchlüpfen und zieht es todt hervor. Das Betragen, ſowie die Worte dieſer Frau ſind trefflich mitgetheilt; ihre Verzweiflung ſcheint ſich zu mildern, indem ſie ſich entfernt; allein ſie wird Abends todt neben das Kind gelegt.

La Conciergerie von Chaillet.
La Morgue von Gaſtan.

Sie heißt: Von allem Bösen
Mögest, Herr, uns gnädig erlösen!
Hier heißt es: Gieb das Beste
Und mach' das Leben zum Feste!
Da er nun auch Das erfahren,
Möge Gott ihn lange bewahren!

An Felix Mendelsohn-Bartholdy.*)

Im November 1831.

Wenn über die ernste Partitur
Quer Steckenpferdlein reiten,
Nur zu! Auf weiter Töne-Flur
Wirst manche Lust bereiten,
Wie Du's gethan mit Lieb' und Glück;
Wir wünschen Dich allesammt zurück.

An die Schauspielerin Frau Genaſt,**)

zum Geburtstage.

Weimar, den 31. Januar 1822.

Treu wünsch' ich Dir zu Deinem Fest
Das Beste, was sich wünschen läßt;
Doch wünscht' ich mir zum Lebens-Kranze,
Dich anzuschaun in Deinem Glanze,
Dich selbst in Handeln, Worten, Blicken,
Mir und den Freunden zum Entzücken.

An Bergrath Lenz,***)

am Tage der Jubelfeier seiner funfzigjährigen Dienstzeit,

den 25. Oktober 1822.

Erlauchter Gegner aller Vulkanität!
Entsetze Dich nicht, wenn dieser Solennität

*) Gedruckt in den Nachgel. W. 1833. — Zelter reiste am 17. Oktober mit seiner Tochter und seinem damals 12jährigen obengenannten Schüler nach Wittenberg und von dort in den ersten Tagen des November nach Weimar. Unter den „Steckenpferdlein" sind die denselben ähnelnden Notengruppen gemeint.

**) Gedruckt in den Nachgel. W. 1833. — Das Gericht ist an Karoline Christine Bohler, die Gattin des von Goethe hochgeschätzten Schauspielers Franz Eduard Genaſt, gerichtet, die 1800 geboren war, sich 1820 mit letzterem vermählte und 1860 gestorben ist. Vgl. II, 428, unt. Ausg. Frau Genaſt debütirte erst am 22. April 1-29 im „Tasso" als Leonore. (Vgl. Pasque II, 293.)

***) Das Gedicht begleitete einen Tafelaufsatz in Form einer Basaltinsel mit einem Vulkan, dessen Krater mit hundert Dukaten in Gold und

VII. Le Jardin des Plantes.

Gedicht von zwei verbündeten Poeten, einen freundlichen Besuch an diesem dem Leben und der Wissenschaft gewidmeten Orte gar wohl aussprechend.

VIII. Le Palais-Royal

mag als Gegensatz gegen jenen Naturfrieden hier seine Wirkung thun; zu Tausenden und Abertausenden ist dieses einzige Gebäude durchwandert, besprochen und beschrieben worden, und immer bleibt doch diese gegenwärtige Darstellung für den Kenner früherer Zustände höchst interessant. Er findet sich befriedigt, zu erfahren, wie es in diesen Ausdehnungen gegenwärtig aussieht, in dem Augenblicke, als der Besitzer diese königlichen Räume verläßt, um in königlicheren seine Residenz aufzuschlagen.

IX. Une Maison de la Rue de l'Ecole de Médecine.

Aus jenem Getümmel werden wir in eine unbedeutende Wohnung, worauf die größten Erinnerungen haften, geführt. Wenn auch nicht oft, so geschieht es doch zuweilen, daß junge, edle, lebhafte Männer, die, wenn man so sagen darf, für eine glühende Neigung im Augenblick keinen Gegenstand finden, sich zurück auf die Weltgeschichte, auf Biographien, Romane werfen und sich dort, ihre Leidenschaft nährend, dergestalt verweilen, daß, da die Entschwundene nicht mehr zu ergreifen ist, sie sich aufs Emsigste nach der Lokalität, wo sie gelebt, gewirkt, gehandelt, umthun, nach einer so heilig gehaltenen Stelle wallfahrten und, wenn sie es vermöchten, gern über das enge Gemäuer einen Tempel der Verehrung aufrichteten.

Hier sehen wir einen trefflichen jungen Mann, der sich der Erinnerung an Charlotte Corday hingiebt, Marat's Wohnung aufsucht, sie zuletzt auswittert, die düstere Treppe hinauf den Schritten der Heroine folgt, dann das enge Vorzimmer, wo sie

---

Le Jardin des Plantes von Barthelemy und Mery.
Le Palais-Royal von Koch.
Une Maison de la Rue de l'Ecole de Médecine von Trouinenu.

gewartet hat, betritt und nicht ruht, bis ihm das Kabinet eröffnet wird, wo die Badewanne gestanden und wo der Todesstreich gelingt. Wenigen, versichert man ihm, sei seit jener Zeit verändert; wo denn auf- und absteigende Geister jener verbündeten Tyrannen ihn umdrängen und ihm beim Scheiden die ohnehin schmale Treppe verengen.

Durch diese Lokalität, sowie durch manche andere triviale Umstände, wird jene That wirklich großer und gräßlicher in unserer Einbildungskraft unserem Gefühl wieder hervorgerufen.

X. Le Bibliomane.

Wir gelangen in einen etwas mehr heiteren, aber doch am Ende bänglichen Zustand. Das Seltene und oft Einzige alter Ausgaben steigert sich dergestalt in einem Liebhaber solcher Kuriositäten, daß es zuletzt in Wahnsinn übergeht und er über eine versäumte Auktion in völlige Verirrung verfällt, von welcher ihn nur der Tod befreit. Es ist nicht zu leugnen, daß dergleichen Liebhabereien, wenn sie nicht die Organe eines höhern Interesses sind, immer in eine Art von Verrücktheit ausarten. Einem unserer ehrwürdigen alten Bekannten machte man die Bemerkung, daß er ein Buch, das er in einer versteigernden Auktion im Katalog angestrichen, schon dreimal besitze. „Ein gutes Buch kann man nicht zu oft haben!" versetzte er, und es ward zum vierten Mal angeschafft.

Bei Kupferstichen, besonders eigenhändigen Radirungen der Meister, kommt genau besehen etwas Aehnliches vor. Doch liegt die Entschuldigung hier näher, weil zwischen Exemplaren meist ein großer Unterschied stattfindet.

XI. Les Bibliothèques publiques.

Es ist höchst wichtig, in solche Zustände hineinzusehen. Die Bücher werden massenweise verbrannt, die Nachgabe nicht betrieben. Möge doch jeder Bibliothekar seine Hand ans Herz legen und sich freuen, wenn es in seinen Schatzkammern anders aussieht.

Le Bibliomane von Radier.

Der ehrwürdige alte Bekannte war Hofrath Büttner (Tag- und Jahresheste — Index).

Les Bibliothèques publiques von Laverny.

XII. Une première représentation.

Das Herannahen des unseligen Geschickes eines Stücks, welches zuletzt ausgepfiffen wird, ist recht heiter und ausführlich vorgetragen.

Man kann diesen und andere Aufsätze, deren Gegenstand uns schon früher bekannt war, doch immer als Musterbilder ansehen, die solche Gegenstände in ihrer allgemeinen Charakteristik darstellen. Höchst interessant aber ist

XIII. Les Soirées d'Artistes.

Man sieht in ein geselllig bewegtes Kunstleben hinein, wo sich talentvolle junge Männer auf geistreiche Weise gemeinsam unterhalten. Auch hier läßt sich das anarchische Prinzip einigermaßen bemerken: Jeder scheint als Künstler nach seiner eignen Weise zu verfahren; eine heitere Geselligkeit verbindet sie; von keinem Meister ist die Rede, von dem man etwas zu lernen dächte, auf dessen Urtheil sich irgend ein Unternehmen bezöge. David ist längst abwesend und todt, und das Talent des Baron Gérard scheint außer diesem Kreise zu liegen. So angenehm aber es auch sein muß, viele Namen vorzüglich anerkannter Talente, begleitet von einiger Charakteristik, kennen zu lernen, so hat doch

XIV. L'Abbaye-aux-Bois

ein allgemeineres Interesse. Wer erwartete in diesen ehmals verfumpften und düsteren Klosterräumen, welche zwar immer vorzügliche Menschen beherbergten, gegenwärtig mehr als einen literarischen Salon eröffnet zu sehen? Mehr oder weniger bejahrte Frauen, durch den Wechsel der Zustände ihrer früheren glänzenden Wirksamkeit beraubt, wohnen dort zur Miethe in anständigen Zimmern. Madame Récamier versammelt noch immer achtenswerthe, sie hochachtende Personen.

Nun aber aus diesem von allem Geräusch entfernten stillen Bleiben werden wir zu

---

Une première représentation von Merville.

Les Soirées d'Artistes von Jal.

L'Abbaye-aux-Bois von der Herzogin von Abrantès.

XV. einem Feste im Palais-Royal

aufgerufen. Hier wird Karl X. zum letzten Mal von seinen Verwandten gefeiert, vom Volke mit einem Lebehoch begrüßt. Der König von Neapel bewundert selbst das Fest, womit man seine Gegenwart honorirt; aber eine Ahnung schwebt durch die erleuchteten Prachtgemächer, und man erlaubt sich zu gestehen, daß man auf einem Vulkan jubele.

Dieser, wir dürfen es wol gestehen, welthistorische Aufsatz überleuchtet die übrigen; das von ihm ausgehende mächtige Licht verblendet die Leser dergestalt, daß sie den übrigen vorgemeldeten Aufsätzen nicht Gerechtigkeit, kaum eine billige Aufmerksamkeit schenken mögen. Dies ist aber nicht unser Fall, wie man bisher gesehen hat, und wir gedenken daher noch mit Freundlichkeit

XVI. eines Liedes von Béranger an Chateaubriand,

XVII. einer Antwort dieses Letztern und

XVIII. L'ingratitude politique.

Diese drei letzten Beiträge haben einigermaßen das Gepräge einer individuellen Politik; wie es denn auch in der Folge nicht anders sein kann, daß zwischen den Hundert und Einem sich differente Gesinnungen hervorthun. Genug, daß, indem sie gegen einander über stehen, sie sich nicht aus dieser Gesellschaft vertreiben und ausschließen.

Wenn uns nun der erste Theil schon zu so manchen Betrachtungen Gelegenheit gegeben, was werden uns nicht die nächst zu erwartenden neun übrigen Bände zu schaffen machen?

Une Fête au Palais-Royal von v. Salvandy.
L'ingratitude politique von Jouy.

196.

Histoire de la Vie et des Ouvrages de Molière, par J. Taschereau. Paris 1828.

Genanntes Werk verdient von allen wahren Literaturfreunden aufmerksam gelesen zu werden, indem es uns näher an die Eigenschaften und Eigenheiten eines vortrefflichen Mannes heranführt. Seinen entschiedenen Freunden wird es auch willkommen sein, ob sie gleich desselben, um ihn hervorzuziehen, kaum bedürften, da er sich dem aufmerksamen Beobachter in seinen Werken genugsam offenbart.

Ernstlich beschaue man den Misanthrop und frage sich, ob jemals ein Dichter sein Inneres vollkommener und liebenswürdiger dargestellt habe. Wir möchten gern Inhalt und Behandlung dieses Stücks tragisch nennen; einen solchen Eintrag hat es wenigstens jederzeit bei uns zurückgelassen, weil dasjenige vor Blick und Geist gebracht wird, was uns oft selbst zur Verzweiflung bringt und wie ihn aus der Welt jagen möchte.

Hier stellt sich der reine Mensch dar, welcher bei gewonnener großer Bildung doch natürlich geblieben ist und wie mit sich, so auch mit Andern nur gar zu gern wahr und gründlich sein möchte; wir sehen ihn aber im Konflikt mit der sozialen Welt, in der man ohne Verstellung und Flachheit nicht umhergehen kann.

Zu 196. Ueb. Kunst u. Alterth., VI. Bds. 2. Heft. 1828. S. 378 f.

Molière gehörte auch zu Goethe's literarischen Lieblingen, den er schon als Knabe in Frankfurt mit Aufmerksamkeit durchging, nach dessen Muster er selbst Lustspiele schrieb, von dem er jährlich einige Stücke las, den er sonst noch als Maasstab vor Augen behielt. (Vergl. Tag- und Jahreshefte — 1764 bis 1769 und 1805; Dichtung und Wahrheit, III. Buch; Riemer's Mittheilungen über Goethe, II. 660; Eckermann's Gespräche mit Goethe, I. 218 ff., 241, 251, III. 132 ff., 144.)

Als Zelter auf Anlaß obigen Aufsatzes den Misanthrop gelesen und sich darüber sehr befriedigt ausgesprochen hatte, antwortete Goethe am 27. Juli 1828: „... und freue mich, daß Du meiner Anmahnung ein Ohr geliehen und Dich zu Molièren gewendet hast. Die lieben Deutschen glauben nur Geist zu haben, wenn sie paradox, d. h. ungerecht sind. Was Schlegel in seinen Vorlesungen über Molière sagte, hat mich tief gekränkt; ich schwieg viele Jahre, will aber doch zum Eins und das Andere nachdringen, um zum Trost mancher vor- und rückwärts denkenden Menschen jetziger und künftiger Zeit dergleichen Irrsale aufzudecken."

Gegen einen Solchen ist Timon ein blos komisches Sujet, und ich wünschte wol, daß ein geistreicher Dichter einen solchen Phantasten darstellte, der sich immerfort an der Welt betrügt und es ihr höchlich übel nimmt, als ob sie ihn betrogen hätte.

197. a.

Urtheilsworte französischer Kritiker.

Reichliche des Tadels.

A.
abandonné.
absurde.
arrogance.
astuce.

B.
bafoué.
bête.
bêtise.
bouffissure.
bouquin.
bourgeois.
boursouflure.
boutade.
brisé.
brutalité.

C.
cabale.
cagot.
canaille.
carcan.
clique.
contraire.
créature.

D.
déclamatoire.
décrié.
dégoût.
dénigrement.
dépourvu.
dépravé.
désobligeant.
détestable.
diabolique.
dure.

Zu 197. a. Ueb. Kunst u. Alterth., I. Bds. 3. Heft. 1817. S. 56 bis 65.

Am 17. Oct. 1812 schrieb Goethe an Knebel: „Hier interessirt uns hauptsächlich die handschriftlich bekannte Correspondenz des Herrn Baron von Grimm. Es bleibt immer ein höchst bedeutendes Werk, ein reiches Document einer einzigen Zeit. Jedermann kann sich daraus etwas Anderes nehmen; und doch ist es nicht unrecht, zu sagen: man erfährt viel daraus, aber man lernt nichts daraus. – Ich habe mir den Spaß gemacht, alle Worte auszuziehen, wodurch Menschen sowol als literarische und soziale Gegenstände verkleinert, geschelten oder gar vernichtet werden, und ich denke daraus ein Dictionnaire de termes à bûder, welches dem Dictionnaire des négations des Herrn Lemaire zum Supplement dienen mag. Geisterbedendes findet sich wenig. Voltaire ist im Verschwinden, Rousseau im Verborgnen, Buffon macht kein eigentliches Aufsehen, d'Alembert, Helvetius und Andere erscheinen auch nur von ihrer kleinen Seite; die alten Literatoren sterben achtzigjährig, und von den neuen soll nichts gelten. Die moralischen Heroen Katharina, Friedrich, Gustav, der Erbprinz von Braunschweig und Andere erscheinen als erbarmliche Textuaires des französischen Sprach- und Schwätzerunwesens. Zwei einzige Naturen halten sich aufrecht in dem sozialen, politischen, religiösen Konflikt, wo immer Einer den Andern zu vernichten sucht, und die Beiden sind Diderot und Galliani." Robert Benz zu obigem Aufsatz hat die Bemerkung in den „Tag- und Jahresheften – 1817": „Ich beschäftige mich, die Urtheilsworte französischer Kritiker aus der von Grimmischen Correspondenz auszuziehen."

E.

échoppe.
enflure.
engouement.
ennui.
ennuyeux.
énorme.
entortillé.
éphémères.
éplaché.
espèce.
étourneau.

F.

factices.
fadaise.
faible.
fainéans.
fard.
fastidieux.
fatigant.
fatuité.
faux.
forcé.
fou.
fourré.
friperie.
frivole.
furieux.

G.

gâté.
gauchement.
gauchers.
grimace.
grossier.
grossièrement.

H.

haillons.
honnêtement.
honte.
horreur.

I.

imbécile.
impertinence.
impertinent.
impuissant.
incorrection.
indécis.
indéterminé.
indifference.
indignités.
inégalité.
inguérissable.
insipide.
insipidité.
insoutenable.
intolérant.
jouets.
irréfléchi.

L.

laquais.
léger.
lésine.
louche.
lourd.

M.

maladresse.
manque.
maraud.
mauvais.
médiocre.
mépris.
méprise.
mignardise.
mordant.

N.

négligé.
négligence.
noirceur.
nain-nain.

O.

odieux.

P.

passable.
pauvreté.
pénible.
petites-maisons.
peu-propre.
pie-grièche.
pitoyable.
plat.
platitude.
pompeux.
précieux.
puérilités.

R.

rapsodie.
ratatiné.
rebattu.
rechauffé.
rédondance.
rétréci.
révoltant.
ridicule.
roquet.

S.

sans succès.
sifflets.
singerie.
somnifère.
soporifique.
sottise.
subalterne.

T.

terrassé.
tombée.
traînée.
travers.
triste.

V.	vide.	vieillerie.
vague.	vexé.	volumineux.

Karge Zeugnisse des Lobs.

A.	G.	N.
animé.	goût.	nombreux.
applaudi.	grâce.	P.
B.	gracieux.	piquant.
brillant.	grave.	prodigieux.
C.	I.	pur.
charmant.	invention.	R.
correct.	justesse.	raisonnable.
E.	L.	S.
esprit.	léger.	spirituel.
F.	légèreté.	V.
facile.	libre.	verve.
finesse.		

•

Worte sind der Seele Bild —
Nicht ein Bild! Sie sind ein Schatten!
Sagen herbe, deuten mild,
Was wir haben, was wir hatten. —
Was wir hatten, wo ist's hin?
Und was ist denn, was wir haben? —
Nun, wir sprechen! Rasch im Fliehn
Haschen wir des Lebens Gaben.

•

Einsicht und Charakter des Menschen offenbart sich am Deutlichsten im Urtheil; indem er ablehnt, indem er aufnimmt, bekennt er, was ihm fremd blieb, wessen er bedarf, und so bezeichnet unbewußt jedes Alter auf jeder Stufe den gegenwärtigen Zustand, den Kreis eines durchlaufenen Lebens.

Auch so ist es mit Nationen: ihr Lob und Tadel muß durchaus ihren Zuständen gemäß bleiben. Griechische und römische Terminologie dieses Faches benutzen wir; neuere Kritik zu beurtheilen, gebe Vorliegendes einigen Anlaß. Wie der einzelne Mensch so auch die Nation ruht auf dem Altvorhandenen, Ausländischen oft mehr als auf dem Eigenen, Ererbten und Selbstgeleisteten; aber nur insofern ein Volk eigene Literatur

hat, kann es urtheilen und versteht die vergangene wie die gleichzeitige Welt. Der Engländer hängt mit Ernst und Vorurtheil am Alterthum, und man muß ihm mit Parallelstellen aus Herz beweisen, daß der Orient Poeten erzeugte. Welche Vortheile hingegen Shakespeare's freier Geist der Nation gewährt, ist nicht auszusprechen. Die Franzosen haben durch Einführung mißverstandener alter Lehren und durch nette Konvenienz ihre Poesie dergestalt beschränkt, daß sie zuletzt ganz verschwinden muß, da sie sich nicht einmal mehr in Prosa auflösen kann. Der Deutsche war auf gutem Weg und wird ihn gleich wiederfinden, sobald er das schädliche Bestreben aufgiebt, die Nibelungen der Ilias gleichzustellen.

*

Die günstige Meinung, die ein trefflicher Fremder uns Deutschen genommen, darf hier, als an der rechten Stelle, wol Platz finden. Der wirkliche russisch-kaiserliche Staatsrath Uwaroff gedenkt in seinem schätzbaren Werke: **Nonnos von Panopolis, der Dichter**, St. Petersburg 1817, und zwar in dem an einen alten Freund und Theilnehmer gerichteten Vorwort, unserer in Ehren also: „Die Wiedergeburt der Alterthumswissenschaft gehört den Deutschen an. Es mögen andere Völker wichtige Vorarbeiten dazu geliefert haben; sollte aber die höhere Philologie sich einst zu einem vollendeten Ganzen ausbilden, so könnte eine solche Palingenesie wol nur in Deutschland stattfinden. Aus diesem Grunde lassen sich auch gewisse neue Ansichten kaum in einer andern neuern Sprache ausdrücken, und deswegen habe ich Deutsch geschrieben. Man ist hoffentlich nunmehr von der verkehrten Idee des politischen Vorranges dieser oder jener Sprache in der Wissenschaft zurückgekommen. Es ist Zeit, daß ein Jeder, unbekümmert um das Werkzeug, immer die Sprache wähle, die am Nächsten dem Ideenkreise liegt, den er zu betreten im Begriff ist."

Hier hört man nun doch einmal einen fähigen, talentvollen, geistreich gewandten Mann, der, über die kümmerliche Beschränkung eines erkältenden Sprachpatriotismus weit erhoben, gleich einem Meister der Tonkunst, jedesmal die Register seiner wohlausgestatteten Orgel zieht, welche Sinn und Gefühl des Augenblicks ausdrücken. Mochten doch alle gebildete Deutsche diese zugleich ehrenvolle und belebende Worte sich dankbar einprägen und geistreiche Jünglinge dadurch angefeuert werden, sich mehrerer Sprachen als beliebiger Lebenswerkzeuge zu bemächtigen,

197. b.

Urtheilsworte französischer Kritiker noch einmal.

Unter dieser Rubrik hatte ich im dritten Hefte von gegenwärtiger Zeitschrift ein Verzeichniß eingerückt, wo freilich sehr viele Worte des Tadels gegen kärgliche Worte des Lobes erscheinen. Hierüber hat der Vrai Libéral unterm 4. Februar 1819 sich beschwert und mich einer Ungerechtigkeit gegen die französische Nation beschuldigt. Er thut dies jedoch mit so vieler Anmuth und Artigkeit, die mich beschämen würde, wenn nicht hinter meiner Mittheilung jener Worte ein Geheimniß verborgen läge, dessen Entdeckung ich ihm und meinen Lesern hiermit vorzubringen nicht ermangle.

Ich bekenne daher ganz ohne Anstand, daß der Korrespondent des wahren Freisinnigen zu Brüssel ganz mit Grund bemerkt, wie unter den von mir angegebenen Tadelsworten sich manche wunderliche befinden, die man eben nicht erwartet hätte; ferner daß an den Worten des Lobes mehrere fehlen, die einem Jeden sogleich einfallen sollten. Wie dieses zu erklären, mag die Geschichte deutlich machen, wenn ich erzähle, wie ich zu jenem Verzeichniß eigentlich veranlaßt wurde.

Als vor vierzig Jahren Herr von Grimm sich in der damals ausgezeichneten geist- und talentvollen Pariser Gesellschaft einen ehrenvollen Zutritt gewonnen und für ein Mitglied eines so außerordentlichen Vereins wirklich anerkannt wurde, beschloß er, ein Tagesblatt, ein Bulletin literarischen und weltgefälligen Inhaltes, schriftlich zu versenden an fürstliche und reiche Personen in Deutschland, um sie gegen bedeutende Vergeltung von dem eigensten Leben der Pariser Zirkel zu unterhalten, nach deren Zuständen man äußerst neugierig war, weil man Paris als den Mittelpunkt der gebildeten Welt wirklich ansehen konnte. Diese Tagesblätter sollten nicht nur Nachrichten enthalten, sondern es wurden die herrlichsten Arbeiten Diderot's: die Klosterfrau, Jakob der Fatalist u. s. w. nach und nach in so kleinen Portionen zugetheilt, daß Neugierde, Aufmerksamkeit und

Zu 197. b. Kunst u. Alterth., II. Bds. 2. Heft. 1820. S. 117 bis 121, wo jedoch die Ueberschrift nur lautet: „Urtheilsworte französischer Kritiker."

Die Romane Diderot's: La Religieuse und Jacques le fataliste et son maître, erschienen erst nach seinem Tode in Druck.

Sich wilde Feuerberg' und Laven
Gewaltsam eingedrungen haben!

Ein Fürst, der, immer von gutem Muth,
Auch Andern gern anmuthig thut,
Bestellt' es, Dich von falschen Lehren,
Wofern es möglich, zu bekehren.
Neptunus aber bleibt beiseit;
Ergeb' er sich im Meere weit!
Dort mag er unumschränkt gebieten!
Du laß' nur glühen, sprühen, wüthen;
Es deutet auf gelinde Lehren,
Zum Plutus und Pluto Dich zu bekehren;
Und überdies den schönsten Sold:
Gold — aber diesmal mehr als Gold.

Marienbad.*)

1829.

Die Gegenwart weiß nichts von sich,
Der Abschied fühlt sich mit Entsetzen,
Entfernen zieht Dich hinter Dich,
Abwesenheit allein versteht zu schätzen.

An Fräulein Kasimira Wolowska.**)

Marienbad, 1823.

Daß man in Güter dieser Erde
Zu theilen sich bescheiden werde,

der goldenen Verdienst-Medaille gefüllt war. — Bergrath Lenz, Professor in Jena, Stifter der mineralogischen Gesellschaft daselbst und verdienter Schriftsteller in seinem Fache, wird von Goethe sowol in den Tag- und Jahresheften als auch in den naturwissenschaftlichen Schriften öfters erwähnt. — Das obige Gedicht erschien zuerst 1822 als Einzeldruck in Weimar, dann 1833 in den Nachgel. W.

*) Gedruckt in den Nachgel. W. 1833 und im Goethe-Zelter'schen Briefwechsel (III, 282), in dem letzteren als Beilage des Goethe'schen Briefes vom 14. December 1829 und in unmittelbarem Anschluß an das Gedicht „Arolsharfen" (I, 191). — L.

**) Gedruckt in den Nachgel. W. 1833, 1836 unter die Marienbader Gedichte (vgl. II, 459 unsr. Ausg.) gesetzt, 1840 indessen wieder von ihnen getrennt. — An die Angeredete, Kasimira Wolowska (nicht Wolowska), ist auch das seinem Inhalte nach mit dem obigen sehr übereinstimmende Gedicht II, 454 unsr. Ausg. gerichtet. — L.

jedes gierige Bestreben von Sendung zu Sendung lebendig bleiben mußte.

Auch mir war durch die Gunst hoher Gönner eine regelmäßige Mittheilung dieser Blätter beschieden, die ich mit großem Beifall eifrig zu studiren nicht unterließ. Nun darf ich mir wol nachrühmen, daß ich von jeher die Vorzüge der Menschen und ihrer Produktionen willig anerkannt, gepflegt und bewundert, auch mich daran dankbar erbaut habe. Deshalb mußte mir in der Grimmschen Korrespondenz gar bald auffallen, daß in Erzählung, Anekdote, Charakterschilderung, Darstellung, Urtheil durchaus mehr Tadel als Lob zu bemerken sei, mehr scheltende als ehrende Terminologie vorzukommen pflege. Wohlgelaunt begann ich eines Tages zum Vortheil meiner Betrachtung und eigenen Unterrichte jene sämmtlichen Ausdrücke auszuziehen, auch in späterer Zeit zu sondern und alphabetisch zu ordnen, bald im Scherz, bald im Ernst; und so blieben sie viele Jahre bei mir liegen.

Da nun endlich die Grimmsche Korrespondenz in öffentlichem Druck erschien, las ich solche als ein Dokument vergangener Zeit mit Sorgfalt abermals durch und stieß gar bald auf manchen früher von mir bemerkten Ausdruck, wobei ich mich denn aufs Neue überzeugen konnte, daß der Tadel bei Weitem das Lob überwog. Da suchte ich nun die ältere Arbeit vor und ließ sie geistiger Anregung willen, die mir denn auch nicht mißlang, gelegentlich abdrucken. Bemerken muß ich jedoch, daß ich der Sache eine neue Aufmerksamkeit zu schenken im Augenblick nicht mehr vermochte, deshalb denn manches Wort des Lobes und Tadels, welches mir entgangen, in diesem voluminösen Werk zu finden sein möchte.

Damit nun aber nicht der Vorwurf, welcher eine ganze Nation zu treffen schien, auf einem einzigen Schriftsteller haften bleibe, so behalten wir uns vor, nächstens im Allgemeinen über diesen höchst wichtigen literarischen Gegenstand zu sprechen.

F.

Engliſche Literatur.

198.

Vorleſungen über die Malerei von Heinrich Füeßli, Profeſſor an der königlich großbritanniſchen Kunſtakademie in London. Aus dem Engliſchen von Johann Joachim Eſchenburg. Braunſchw. b. Vieweg. 1803.

Wenn ein Mann wie Eſchenburg eine ſolche Arbeit leiſtet, ſo möchte man ſie immer ohne weitere Nachforſchung für gut

---

Zu 198. Jen. Allg. Lit.-Zeit., Nr. 34. Den 9. Febr. 1804. Sp. 267 ff. — Bilder nicht in den Werken.

Obige Beurtheilung der Ueberſetzung Eſchenburg's bildet den Schluß einer Kritik der Lectures on Painting by Henry Fuesseli ſelbſt, welche von H. Meyer verfaßt iſt und mit Nr. 32 der Jen. Lit. Z. beginnt. Goethe ſchreibt am 7. Jan. 1804 an Eichſtädt: „Die Länge der Meyerſchen beikommenden Recenſion wird wol durch die Weitläuftigkeit des Werks und die Kompetenz des Recenſenten entſchuldigt werden. Vielleicht bringen Sie ſolche erſt gegen Ende des Januars, da man ohnedin im Programm ſchon ſo viel von Kunſt gehört hat. — Die Vergleichung des Originals mit der Ueberſetzung bringe ich noch; es kommen recht bedeutende Dinge dabei zur Sprache." Dann am 18.: „Anbei den verſprochenen kleinen Nachtrag zu Füeßli." Endlich am 19. ebend. Monats: „Die beiden Recenſionen von Füeßli belieben Sie nur nach Gefallen zu vereinigen. Dabei aber haben Sie die Güte, Sie in Ihren Regiſtern auseinanderzuhalten: die erſte iſt von Meyer, die zweite von mir." — Mit Bezug auf dieſe Recenſion Goethe's ließ Eſchenburg ins Intelligenzblatt der Literatur-Zeitung eine „Selbſtkritik" einrücken, worin er anerkannte, daß ſeine Ueberſetzung noch zu glimpflich behandelt ſei, indem er ihre Mangelhaftigkeit zugeſtehe. Goethe äußerte darüber gegen Eichſtädt: „Ihr eine artige Erſcheinung. Freilich ſind wir ſehr glimpflich verfahren; denn, unter uns geſagt, iſt der Sache blos durch eine ganz neue Ueberſetzung zu helfen."

annehmen; allein er hatte hier mit Schwierigkeiten zu kämpfen, die ihn genugsam entschuldigen, wenn er sie nicht völlig überwinden konnte.

Der Verfasser bedient sich durchaus eines metapherischen Stils, der ihm zwar sehr gut läßt, indem durch eine gewissermaßen poetische Diktion der Gegenstand genau umfaßt wird; hingegen befindet sich der Uebersetzer dabei in einer desto unbequemeren Lage.

Worte haben öfters in der einen Sprache ganz andere Bezüge zu den Gegenständen und unter sich selbst als in der anderen, welches vorzüglich von ihren verschiedenen Ableitungen herkommt und sich am Auffallendsten zeigt, wenn sie metaphorisch gebraucht werden.

Das metapherische Wort hat, gegen die einfache Darstellung oder gegen den Begriff gehalten, immer etwas Trübes; metapherische Redensarten und Perioden laufen noch größere Gefahr, den Gegenstand zu entstellen, und wenn bei Gleichnißreden vielleicht Subjekt, Prädikat, Zeitwort, Partikel in einer Sprache geschickt zusammentreffen, so wird man es doch in vielen Fällen für unmöglich erklären, eine solche Stelle in fremde Sprachen genau zu übersetzen.

Denn indem sich der Uebersetzer bemüht, seine Metapher der Originalmetapher anzunähern, welche doch auch nur eine Annäherung zum Gegenstande oder Gedanken war, so entsteht aus dieser doppelten Annäherung gewöhnlich eine Entfernung, die nur dann vermieden werden kann, wenn der Uebersetzer ebenso gut Herr der Materie ist als der Verfasser.

Hier einige Beispiele solcher nicht ganz passend übertragenen Metaphern mit Vorschlagen zur Veränderung, um der Kürze willen, begleitet. Man findet die Stellen Seite 56 und 57 des Originals, sowie Seite 88 und 89 der Uebersetzung.

Mantegna led by the contemplation of the antique, fragments of which he ambitiously scattered over his works.

Mantegna hielt sich an das Studium der Antike, von welcher er seinen Werken überall Spuren einzuverleiben sich eifrig bestrebte.

Mantegna, geleitet durch die Betrachtung der Antike, deren Bruchstücke er mit Anmaßung über seine Werke zerstreute.

Hence in his figures of dignity or beauty we see not only the meagre forms of common models, but even their defects tacked to ideal Torsos.

Daher sehen wir in seinen Figuren von Würde und Schönheit nicht nur die magern Formen gemeiner Urbilder, sondern selbst ihre Fehler an idealischen Torsos angeflickt.

Daher sehen wir an seinen Figuren, welche Schönheit oder Würde darstellen sollen, nicht allein die magern Formen gemeiner Urbilder, sondern selbst ihre Fehler an idealische Torsos angeflickt.

His triumphs are a copious inventory of classic lumber, swept together with more industry than taste, but full of valuable materials.

Seine Triumphe enthalten einen reichen Vorrath klassischen Nebrichts, mit mehr Fleiß als Geschmack zusammengetragen, aber reich an schätzbaren Materialien.

Seine Triumphe sind ein gehäuftes Inventarium klassischen Trödelkrams, mit mehr Fleiß als Geschmack zusammengeschoben, aber vollschätzbarer Materialien.

Man sieht aus diesen Stellen, daß der Verfasser den Mantegna als einen zusammenstoppelnden Künstler bezeichnen will; (ob mit Recht, kommt hier nicht zur Frage;) der Uebersetzer hingegen behandelt diesen Künstler erst zu gut, dann zu schlimm, und das blos durch ein Zu- und Abrücken der Metapbern.

Wir enthalten uns, mehrere Stellen anzuführen, wo man auf eine sehr interessante Weise bald mit dem Verfasser, bald mit dem Uebersetzer zu rechten hätte. Nur Eines bemerken wir, worauf wir oben schon hindeuteten. Seite 86 der Uebersetzung in der Note steht: „Das Gemälde ist auf Holz"; dagegen sollte es heißen: „Das Kruzifix [des Brunelleschi] ist von Holz" — wie auch das Original dieses alte Schnitzwerk bezeichnet.

Möchte es dem Uebersetzer gefallen, vielleicht mit Beirath des Verfassers zu einer zweiten Auflage die Arbeit nochmals durchzugehen, damit unsere deutschen Künstler und Kunstfreunde durch nichts abgehalten würden, ein so schätzbares Werk zu genießen und zu nutzen. W. K. F.

W. K. F. — das Zeichen der Weimarischen Kunstfreunde, d. h. wol nur Goethe's und Meyer's.

199.

The first edition of the Tragedy of Hamlet, by William Shakespeare. London 1603. Wiederabgedruckt bei Fleischer. Leipzig, 1825.

Shakespeare's leidenschaftliche Freunde erhalten hiermit ein großes Geschenk. Das erste, unbefangene Lesen gab mir einen wunderſamen Eindruck. Es war das alte, ehrwürdige Bekannte wieder, an Gang und Schritt nichts verändert, die kräftigſten, wirkſamſten Hauptſtellen der erſten genialen Hand unberührt. Das Stück war höchſt behaglich und ohne Anſtoß zu leſen, man glaubte in einer völlig bekannten Welt zu ſein; demohngeachtet aber empfand ſich dabei etwas Eigenes, das ſich nicht ausſprechen ließ und zu einer nähern Betrachtung, ja einer genauern Vergleichung Anlaß gab. Hievon flüchtig nur ein Weniges.

Da wäre denn vorerſt bemerklich, daß keine Lokalität ausgeſprochen, von Theaterdekoration nicht die Rede ſei, ebenſo wenig von Akt- und Scenen-Theilung; Alles iſt mit Enter und Exit abgethan. Die Einbildungskraft hat freies Spiel, und man ließe ſich allenfalls die alte naive engliſche Bühne gefallen; Alles geht hinter einander unaufhaltſam ſeinen ſittlich-leidenſchaftlichen Gang, und man nimmt ſich die Zeit nicht, um an Oertlichkeiten zu denken.

In der neuern, uns längſt bekannten Bearbeitung aber findet ſich die Abtheilung in Akte und Scenen; auch ſind Lokalitäten und Dekoration ausgeſprochen; ob dies von ihm oder nachfolgenden Regiſſeurs geſchehen, laſſen wir dahingeſtellt ſein.

Polonius der zweiten Bearbeitung heißt Corambis in der erſten, und die Rolle ſcheint durch dieſe Kleinigkeit einen andern Charakter anzunehmen.

Die unbedeutenden, beinahe Statiſten-Rollen waren erſt durch Zahlen bezeichnet; hier finden wir ſie durch Namen zu

---

Zu 199. Ueb. Kunſt u. Alterth., VI. Bds. 1. Hft. 1827. S. 114 bis 121. „Unter Hamlet im Schlafrock iſt Dir gewiß willkommen" — ſchreibt Goethe mit Bezug auf obigen Aufſatz am 29. März 1827 an Zelter. An Goethe's Hamlet-Studien in Wilhelm Meiſter's Lehrjahren braucht nicht erinnert zu werden.

Ehren und Bedeutung gebracht, wo wir an Schiller erinnert wurden, der im Tell die Bäuerinnen benannte und ihnen einige Worte zu sprechen gab, damit es annehmbare Rollen würden. So verfährt hier der Dichter mit Wachen und Hofleuten.

Finden wir in der ersten Ausgabe ein lose niedergeschriebenes Silbenmaaß, so ist dasselbe in der neuern mehrfach, doch ohne Pedanterie regulirt, rhythmische Stellen zu fünffüßigen Jamben abgetheilt, doch halbe und Viertelverse nicht vermieden.

So viel von den offenbarsten Aeußerlichkeiten; eine Vergleichung der innern Verhältnisse wird einem jeden Liebhaber bei eigenem Betrachten zu Gute kommen. Hier nur einige Andeutungen.

Von des außerordentlichen Mannes geistiger Hand zuerst nur leicht umrissene Stellen finden wir bedächtiger ausgeführt, und zwar auf eine Weise, die wir als nothwendig billigen und bewundern müssen. Ferner treffen wir auf erfreuliche Amplifikationen, die nicht gerade gefordert werden, aber höchst willkommen sind. Hie und da gewahren wir kaum merkbare, aber höchst belebende Aspersionen, leicht verbindende Zwischenzüge, ja sogar bedeutende Transpositionen zu höchst wirksamem Vortrag. Alles meisterhaft, geistreich und empfunden, Alles zu Erwärmung des Gefühls, zu Aufklärung des Anschauens.

Durchaus bewundern wir die Sicherheit der ersten Arbeit, die ohne langes Bedenken, einer lebendig leuchtenden Erfindung gemäß, wie aus dem Stegreif hingegossen erscheint. Und welche Vorzüge der Dichter auch seinem Werke späterhin ertheilt und was für Abweichungen er beliebt hat, so finden wir doch nirgends ein eigentliches Pentiment, keine bedeutende Auslassung noch Abänderung; nur sind hie und da einige allzu derbe Naivetäten ausgelöscht.

Zum Schlusse aber gedenken wir eines merkwürdigen Unterschiedes in dem Kostüm des Geistes. Dieser tritt zuerst auf, wie wir ihn kennen, vom Kopf bis zur Zehe gewaffnet, mit offenem Visir, von ernstem, bänglichen Gesicht, blaß und scharfen Blicks. So erscheint er auf der Terrasse, wo die Schloßwache auf- und abgeht, und wo er seine Krieger oft mag gemustert haben.

Nun aber ins innerste Gemach (Closet) der Königin versetzt, finden wir Mutter und Sohn in dem bekannten Gespräch und endlich die alten Worte:

Königin. Hamlet, Du brichst mein Herz!

Hamlet. O wirf den schlechten Theil hinweg und behalte den bessern!

Dann aber folgt: (Enter the ghost in his nightgowne. Tritt ein der Geist in seinem Schlafrock.)

Wem ist, der das vernimmt, nicht einen Augenblick weh? Wem scheint es nicht widerlich? Und doch, wenn wir es fassen, wenn wir nachdenken, so finden wir es als das Rechte. Er mochte, er mußte zuerst im Harnisch erscheinen, wenn er an der Wache vorüberschreiten, wenn er an dem Ort auftreten wollte, wo er Kriegsmänner gemustert, wo er sie zu hohen Thaten aufgefordert hatte. Nun aber fangen wir an, uns zu schämen, daß wir so lange für schicklich gefunden, ihn auch im innersten Gemach der Königin geharnischt auftreten zu sehen. Wie viel heimlicher, häuslicher, furchtbarer tritt er jetzt nun auch hier auf, in derselben Gestalt, wie er sonst hier zu verweilen pflegte, im Hausekleide, im Nachtrock, harmlos, ohne Wehr, den an ihm ergangenen Verrath auf das Erbärmlichste anklagend. Male sich dies der einsichtige Leser nach Vermögen aus! Dies wage eine vom Effekt überzeugte Direktion darzustellen, wenn ja Shakespeare in seiner Integrität vorgeführt werden solle!

Zu bemerken ist, daß bei dieser Scene der Kommentator Steevens schon bedenklich wird. Wenn Hamlet sagt:

My father, in his habit as he liv'd!
Mein Vater in der Kleidung, wie er lebte!

fügt der einsichtige Mann in der Note hinzu: „Meint der Dichter durch diesen Ausdruck, daß der Vater in seiner eigenen Hauskleidung erschienen sei, so hat er entweder vergessen, daß er ihn anfangs gewaffnet einführte, oder es mußte seine Absicht sein, bei dieser letzten Erscheinung den Anzug zu verändern. Hamlet's Vater, so ein kriegerischer Fürst es sein mochte, blieb doch keineswegs immer geharnischt oder schlief, wie man von Hago, Nenia von Nerwegen, erzählt, mit seiner Streitart in der Hand."

Auch hatte, wenn wir scharfsichtig genug wären, der erste Ausruf Hamlet's, als er in dieser Scene den Geist erblickt:

What would your gracious figure?

schon belehren können; denn es giebt nicht Worte genug, auszudrücken, was Angenehmes, Anmuthiges Alles die Engländer sich unter gracious denken: gnädig und günstig, freundlich und gütig, Alles, was mild und wohlthätig auf uns wirkt, wird in

jenem Worte zusammengefaßt: fürwahr, keine Anrede an einen gebarnischten Helden!

Ueber diese Zweifel sind wir nun glücklich durch den Wiederabdruck der ersten Ausgabe hinausgehoben und überzeugen uns abermals, daß Shakespeare, wie das Universum, das er darstellt, immer neue Seiten biete und am Ende doch unerforschlich bleibe; denn wir sämmtlich, wie wir auch sind, können weder seinem Buchstaben noch seinem Geiste genügen.

---

200. a.

Lorenz Sterne.

Es begegnet uns gewöhnlich bei raschem Vorschreiten der literarischen sowol als humanen Bildung, daß wir vergessen, wem wir die ersten Anregungen, die anfänglichen Einwirkungen schuldig geworden. Was da ist und vorgeht, glauben wir, müsse so sein und geschehen; aber gerade deshalb gerathen wir auf Irrwege, weil wir Diejenigen aus dem Auge verlieren, die uns auf den rechten Weg geleitet haben. In diesem Sinne mach' ich aufmerksam auf einen Mann, der die große Epoche reinerer Menschenkenntniß, edler Duldung, zarter Liebe in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts zuerst angeregt und verbreitet hat.

An diesen Mann, dem ich so viel verdanke, werd' ich oft erinnert; auch fällt er mir ein, wenn von Irrthümern und Wahrheiten die Rede ist, die unter den Menschen hin und wieder schwanken. Ein drittes Wort kann man im zarteren Sinne hinzufügen, nämlich Eigenheiten. Denn es giebt gewisse Phänomene der Menschheit, die man mit dieser Benennung am Besten ausdrückt; sie sind irrthümlich nach außen, wahrhaft nach innen und, recht betrachtet, psychologisch höchst wichtig. Sie sind das, was das Individuum konstituirt; das Allgemeine wird dadurch spezifizirt, und in dem Allerwunder-

---

Zu 200. a. Ueb. Kunst u. Alterth., VI. Bds. 1. Hft. 1827. S. 91 ff.

Ueber Irrthümer und Wahrheiten und ihr gegenseitiges Verhältniß hat Goethe sich wiederholt geäußert, worüber namentlich die im Register zum XIX. Band der Werke unter diesen Worten angeführten Stellen zu vergleichen sind.

lichsten blickt immer noch etwas Verstand, Vernunft und Wohlwollen hindurch, das uns anzieht und fesselt.

Gar anmuthig hat in diesem Sinne Yorick-Sterne, das Menschliche im Menschen auf das Zarteste entdeckend, diese Eigenheiten, insofern sie sich thätig äußern, ruling passion genannt. Denn fürwahr, sie sind es, die den Menschen nach einer gewissen Seite hintreiben, in einem folgerechten Gleise weiterschieben und, ohne daß es Nachdenken, Ueberzeugung, Vorsatz oder Willenskraft bedürfte, immerfort in Leben und Bewegung erhalten. Wie nahe die Gewohnheit hiemit verschwistert sei, fällt sogleich in die Augen; denn sie begünstigt ja die Bequemlichkeit, in welcher unsere Eigenheiten ungestört hinzuschlendern belieben.

200. b.

Irrthümer und Wahrheiten von Wilhelm Schütz.

Nächst den Eigenheiten müßte man die Influenzen bedenken; jene kann man sich vorstellen als Formen des lebendigen Daseins und Handelns einzelner, abgeschlossener, beschränkter Wesen, und in diesem Sinne giebt es Eigenheiten der Individuen sowie der Nationen. Und diese sind es denn, welche, indem sie sich von dem Individuum über das Volk, von einer Nation über die Welt verbreiten, als Influenz erscheinen.

Hieraus läßt sich nun schon erkennen, daß eine Eigenheit an sich, wo nicht lebenswerth, doch wenigstens duldbar sein

---

Gelegentlich Yorick's sei zu Nr. 4 nachträglich erwähnt, daß das „Alas poor Yorick", womit jener Aufsatz beginnt, des empfindsamen Reisenden Abschied ist, die im XII. Kapitel von The Life and Opinions of Tristram Shandy von Sterne berichtet ist.

Zu 200. b. Goethe's Nachgelassene Werke, V. Bd. 1833. Tasch-Ausg. S. 302 bis 306.

Dieser Aufsatz schließt so eng an den vorigen an, daß er in den Abkömmlingen der englischen Literatur, wohin jener gehörte, drüben genommen werden müßte, obwol er, für sich betrachtet, der deutschen Literatur näher steht; diese Aufsätze deshalb beide unter die deutsche Literatur aufzunehmen, wie ist das Nächste letzter Hand geschehen, schien weniger räthlich, da sie vom Sterne abhängig.

Was über Eigenheiten findet sich Einiges unter Goethe's Schriften in Prosa (Werke, XIX. Theil).

Singt manches alt' und neue Lied.
Und wären's zarte „Liebes-Gaben —
Mit wem wir sie zu theilen haben,
Das macht den großen Unterschied.

An Madame Szymanowska.*)

1829.

Dem Dichter widm' ich mich, der sich erprobt
Und unsre Freundin heiter-gründlich lobt.

An Graf Kaspar Sternberg.**)

Weimar, den 11. Juni 1834.

Frühlingsblüthen sind vergangen,
Nun dem Sommer Früchte sprießen;
Ros' und Lilie soll erlangen,
Den erhabnen Freund zu grüßen.

An Denselben.***)

Wenn mit jugendlichen Schaaren
Wir beblümte Wege gehn,
Ist die Welt doch gar zu schön.
Aber wenn bei hohen Jahren
Sich ein Edler uns gesellt,
O, wie herrlich ist die Welt!

*) Die beiden Zeilen, zuerst 1833 in den Nachgel. W. gedruckt, stehen in sämmtlichen Ausgaben unter der Ueberschrift „Mit einer angeschriebenen Feder," ohne daß ausgesprochen ist, an wen sie gerichtet sind. Es ist die Obengenannte, auf welche auch das Gedicht „Aussöhnung" II, 433 sich bezieht, die Schwester der Fräulein Wolowska. — L.

**) Gedruckt in der Ausgabe von 1856 und im „Briefwechsel zwischen Goethe und Sternberg," Wien, 1866, S. 131. — L. — Den Grafen Kaspar Sternberg hatte Goethe nach längerem Briefwechsel über botanische Gegenstände 1822 in Böhmen kennen gelernt. Ausführlicheres über sein Leben und seine Thätigkeit theilt Goethe bei Eckermann I, 244 mit.

***) Sternberg war im Juni 1827 in Weimar. — Die obige Strophe schrieb Goethe auf ein Heft von „Kunst und Alterthum," das er ihm zuschickte. — L. — Gedruckt ist dieselbe zuerst 1856.

könne, indem sie eine Art zu sein ausdrückt, welche man als Bezeichnung irgend eines Theils des Mannichfaltigen gar wohl müßte gelten lassen. Die Influenz dagegen ist immer gefährlich, ja, sie wird meist schädlich; denn indem sie fremde Eigenheiten über eine Masse heranführt, so fragt sich ja, wie diese ankommenden Eigenheiten sich mit den einheimischen vertragen, und ob sie nicht eben durch Vermischung einen krankhaften Zustand hervorbringen.

Man will bemerkt haben, daß zwei verschiedene Menschenmassen, in einem engen Raum, z. B. eines Schiffs, vereinigt, wenn schon beide gesund, doch einen gefährlichen, krankhaften Zustand erzeugen. Die medizinische Polizei hat beobachtet, daß Heerden ungarischer Ochsen, nach Schlesien geführt, eine Krankheit mitbringen, die, wenn man solche Gäste in Wäldern oder auf Weideplätzen isolirt, sich sehr bald verliere, wogegen dasselbe Uebel, wenn es die einheimischen Thiere ergreift, die schrecklichsten Niederlagen anrichtet.

Erfahren hat man sodann, daß alle Kontagien in den ersten Momenten der Mittheilung viel heftiger und schädlicher wirken als in der Folge, eben vielleicht weil sie in der ergriffenen Masse nicht eine homogene, sondern eine widerwärtige, nicht eine vorbereitete, nachgiebige, sondern eine fremde, widerspenstige Eigenheit antreffen.

Alles das hier Gesagte läßt sich Wort für Wort im Geistigen antreffen. Und wie sollte es nicht, da wir ja keine geistige Wirkung ohne körperliche Unterlage gewahr werden?

*

Wie wir zu diesen Betrachtungen gegenwärtig gelangten, wird Demjenigen einleuchten, welcher obgemeldetes Heft mit Aufmerksamkeit gelesen. Ja, der Verfasser selbst wird billigen, wenn wir auf seinem Wege weiter fortschreiten, oder vielmehr ihn darauf fortzuschreiten bitten.

Wir kehren dahin zurück, wo wir sagten, daß eine Eigenheit wenigstens an sich als unschuldig und unschädlich betrachtet werden könne; denn wenn sie selbst dem damit behafteten Individuum schädlich wäre, so würde das als ein geringes Uebel anzusehen sein, was ein Jeder selbst zu tragen hätte.

Betrachten wir in diesem Sinne, was man Nationalvorurtheil zu nennen beliebt, oder auch dasjenige, was von sittlichen und religiösen Folgen eine Nation ganz anders als die

andere ergreift, so werden wir gar manches aus dem Vorgesagten entspringende Räthsel zu lösen vermögend sein.

*

Dem operosen, unablässig im irdischen Thun und Treiben beschäftigten Engländer muß der streng beobachtete Sonntag höchst willkommen bleiben; der weniger, besonders in südlichen Ländern, beschäftigte Katholik wird außer diesem Ruhetag noch Feiertage, um sein Leben interessanter zu machen, bedürfen. Der deutsche Protestant, immer mit Nachsinnen beschäftigt und außer seinen obliegenden nothwendigen Pflichten, außer seinem herkömmlichen Beruf noch immer zu geistigem Denken und Thun aufgeregt, wird eines solchen oft wiederkehrenden Ruhetags weniger bedürfen, da er der Natur seines Glaubensbekenntnisses nach einen Theil eines jeden Tags zu feierlicher Betrachtung aufgerufen wird; weshalb denn, besonders nach Verschiedenheit des Geschäfts, in ganz verschiedenem Sinne der gesetzliche Festtag gefeiert wird.

*

Nun möchte es scheinen, als wenn wir uns von dem erst eingeschlagenen Wege ganz entfernt hätten; allein wenn einmal davon die Rede ist, allgemeine Betrachtungen anzustellen, so thut man wohl, ins Allgemeinste zu gehen, weil sich alsdann Alles und Jedes gradweise am Sichersten unterordnet. Denn ob wir gleich mit dem hochgelobten Verfasser vollkommen einig sind und an seinem Vortrag nichts zu ändern wüßten, so bemerken wir doch, daß er selbst vermeidet, noch eine gewisse nah anstoßende Höhe zu erklimmen, sich zu einer noch erweiterten Uebersicht zu bekennen. Zwar spricht er schon vieles Höchstbedeutende aus, und in der Uebersicht eines gewissen Kreises vermissen wir nichts; vielleicht ist es auch noch nicht Zeit, sich weiter völlig auszusprechen, da die eigentliche entschiedene Richtung unserer Tage noch in unaufhaltbarem Gange ist. Uebrigens leidet es keine Frage, daß, je mehr Personen sich über den wahren Zustand, sich über das Wünschenswerthe im Unvermeidlichen zu verständigen wissen, desto besser wird es zu achten sein, desto größern Vortheils werden die Zeitgenossen, werden die Nachfahren sich zu erfreuen haben.

*

Zuletzt wird auch von solcher Höhe ein jedes einflußreiche Bestreben, Schritten und Gelangen der sämmtlichen Künste vom Anfang des neunzehnten Jahrhunderts an dem Beschauer

deutlich werden, und es wird für den hochvernünftigen Denker, der sich von Jahrzehnden und Zwanzigen nicht irre machen läßt, immer höchst merkwürdig bleiben, wie jede Kunst und die zu ihrem Erscheinen nothwendige Technik sich gebildet, bedingt, bestimmt, vor- und zurückgegangen und dadurch doch am Ende nur den Tag gewonnen; denn das Jahr und das Lustrum geht seinen Gang, und von allem Beitreben, Unternehmen, Wagen, von allem Fördern und Verspäten bleibt denn doch dasjenige nur übrig, was in seiner Grunderscheinung ein wahrhaft lebendiges Dasein begte und es mittheilte. Die einzige wahre Influenz ist die der Zeugung, der Geburt, des Wachsens und Gedeihens. Dieses aber läßt sich nur beurtheilen, wenn die Pflanze den ganzen Weg ihres geregelten organischen Lebens durchlaufen hat, welches denn also unsern Nachkommen, lieber aber unsern Vorgreifenden anheimgestellt sei, unter welche letzteren wir Herrn **Wilhelm Schütz, Verfasser von Irrthümer und Wahrheiten**, mit Vergnügen und, wie es uns scheint, mit Recht zählen dürfen.

201.

Manfred, a dramatic Poem by Lord Byron. London 1817.

Eine wunderbare, mich nah berührende Erscheinung war mir das Trauerspiel Manfred von Byron. Dieser seltsame, geistreiche Dichter hat meinen Faust in sich aufgenommen und

---

Zu 201. Ueb. Kunst u. Alterth., II. Bds. 2. Hft. 1820. S. 186 bis 192.

Am 13. Oct. 1817 schreibt Goethe an Knebel: „Die wunderbarste Erscheinung war mir diese Tage das Trauerspiel Manfred von Byron, das mir ein junger Amerikaner zum Geschenk brachte. Dieser seltsame Dichter hat meinen Faust in sich aufgenommen und für seine Hypochondrie die seltsamste Nahrung daraus gesogen. Er hat alle Motive auf seine Weise benutzt, so daß keins mehr dasselbige ist, und gerade deshalb kann ich seinen Geist nicht genug bewundern. Diese Umbildung ist so aus dem Ganzen, daß man darüber und über die Aehnlichkeit und Unähnlichkeit mit dem Original höchst interessante Vorlesungen halten könnte, wobei ich freilich nicht leugne, daß Einem die düstre Gluth einer grenzenlosen reichen Verzweiflung denn doch am Ende lästig wird. Doch ist der Verdruß, den man empfindet, immer mit Bewunderung und Hochachtung verknüpft." Und am 1. Mai 1818 an Boisserée: „Bei Gelegenheit von Faust fällt mir ein, zu

hypochondrisch die seltsamste Nahrung daraus gesogen. Er hat die seinen Zwecken zusagenden Motive auf eigne Weise benutzt, so daß keins mehr dasselbige ist, und gerade deshalb kann ich seinen Geist nicht genugsam bewundern. Diese Umbildung ist so aus dem Ganzen, daß man darüber und über die Aehnlichkeit und Unähnlichkeit mit dem Vorbild höchst interessante Vorlesungen halten könnte, wobei ich freilich nicht leugne, daß uns die düstere Gluth einer grenzenlosen, reichen Verzweiflung am Ende lästig wird. Doch ist der Verdruß, den man empfindet, immer mit Bewunderung und Hochachtung verknüpft.

Wir finden also in dieser Tragödie ganz eigentlich die Quintessenz der Gesinnungen und Leidenschaften des wunderbarsten, zu eigner Qual gebornen Talents. Die Lebens- und Dichtungsweise des Lords Byron erlaubt kaum gerechte und billige Beurtheilung. Er hat oft genug bekannt, was ihn quält, er hat es wiederholt dargestellt, und kaum hat irgend Jemand Mitleid mit seinem unerträglichen Schmerz, mit dem er sich wiederkäuend immer herumarbeitet.

Eigentlich sind es zwei Frauen, deren Gespenster ihn unablässig verfolgen, welche auch in genanntem Stück große Rollen spielen, die eine unter dem Namen Astarte, die andere, ohne Gestalt und Gegenwart, blos eine Stimme.

Von dem gräßlichen Abenteuer, das er mit der ersten erlebt, erzählt man Folgendes: Als ein junger, kühner, höchst anziehender Mann gewinnt er die Neigung einer Florentinischen Dame; der Gemahl entdeckt es und ermordet seine Frau. Aber auch der Mörder wird in derselben Nacht auf der Straße todt gefunden, ohne daß jedoch der Verdacht auf irgend Jemand könnte geworfen werden. Lord Byron entfernt sich von Florenz und schleppt solche Gespenster sein ganzes Leben hinter sich drein.

---

fragen: Ist Ihnen denn wol das Trauerspiel Manfred von Lord Byron in die Hände gerathen? Für mich war es höchst merkwürdig, zu sehen, wie er meinen Faust kennt und noch seiner eignen Weise hypochondrisch mißverstanden umgearbeitet. Wenn ich zugleich versichere, daß ein außerordentlicher Geist, großes Talent, Durchdringen der Welt und Selbstbewußtsein darin waltet, so wird man, wollte man mir geradezu auch nicht glauben, doch auf dieses Produkt aufmerksam werden."

In den „Tag- und Jahresheften — 1821" heißt es: „Lord Byron's Marino Faliero wie sein Manfred in Torring's Uebersetzung hielten uns jenen werthen, außerordentlichen Mann immer vor Augen."

Goethe's Meinung der Absonderlichkeit des Manfred vom Faust wollte Byron nicht gelten lassen, wie Medwin erzählt. (Gespräche mit Lord Byron ꝛc. von Medwin. Aus dem Englischen. S. 194 ff.)

Dieſes märchenhafte Ereigniß wird durch unzählige Anſpielungen in ſeinen Gedichten vollkommen wahrſcheinlich, wie er denn z. B., höchſt grauſam in ſeinen eignen Eingeweiden wüthend, die unſelige Geſchichte jenes Königs von Sparta auf ſich anwendet. Sie iſt folgende: Pauſanias, lacedämoniſcher Feldherr, durch den wichtigen Sieg bei Platäa ruhmgekrönt, nachher aber wegen Uebermuth, Starrſinn, rauhes, hartes Betragen die Liebe der Griechen, wegen heimlichen Verſtändniſſes mit dem Feinde das Vertrauen ſeiner Landsleute verlierend — dieſer lädt eine ſchwere Blutſchuld auf ſich, die ihn bis an ſein ſchmähliches Ende verfolgt. Denn als er im Schwarzen Meere die Flotte der verbündeten Griechen befehligt, entbrennt er in raſender Leidenſchaft gegen eine ſchöne Byzantiniſche Jungfrau. Nach langem Widerſtreben gewinnt ſie der Machthaber endlich den Eltern ab; ſie ſoll Nachts zu ihm geführt werden. Schamhaft bittet ſie die Diener, die Lampen zu löſchen; es geſchieht, und ſie, im Zimmer umhertaſtend, ſtößt die Lampenſäule um. Aus dem Schlafe erwacht Pauſanias; argwöhniſch vermuthet er Mörder, ergreift das Schwert und haut die Geliebte nieder. Der gräßliche Anblick dieſer Scene verläßt ihn niemals, der Schatten verfolgt ihn unabläſſig, ſo daß er Gottheiten und geiſterbannende Prieſter vergebens anruft.

Welch ein verwundetes Herz muß der Dichter haben, der ſich eine ſolche Begebenheit aus der Vorwelt herausſucht, ſie ſich aneignet und ſein tragiſches Ebenbild damit belaſtet! Nachſtehender, von Unmuth und Lebensverdruß überladene Monolog wird nun durch dieſe Anmerkungen verſtändlich; wir empfehlen ihn allen Freunden der Deklamation zur bedeutenden Uebung. Hamlet's Monolog erſcheint hier geſteigert. Kunſt gehört dazu, beſonders das Eingeſchaltete herauszuheben und den Zuſammenhang des Ganzen rein und fließend zu erhalten. Uebrigens wird man leicht gewahr werden, daß ein gewiſſer heftiger, ja exzentriſcher Ausdruck nöthig iſt, um die Intention des Dichters darzuſtellen.

Manfred allein.

[Siehe Werke, II. 463 ff.]

202.

Byron's Don Juan.

[Nach der Ueberschrift folgt zunächst die in den Werken, II. 462 f., abgedruckte Uebersetzung.]

Wenn wir früherhin eine Stelle aus dem vielleicht übersehbaren Graf Carmagnola einzurücken Bedenken trugen und gegenwärtig mit kühnem Versuch den unübersetzlichen Don Juan ergreifen und behandeln, so möchte dies wol als Widerspruch angesehen werden, deshalb wir denn auf den Unterschied hinzudeuten nicht ermangeln. Herr Manzoni ist bei uns noch wenig bekannt; daher soll man seine Vorzüge erst in ihrer ganzen Fülle, wie nur das Original sie darbietet, kennen lernen, alsdann wird eine Uebersetzung von einem unserer jüngern Freunde gar wohl am Platze sein; in Lord Byron's Talent sind wir aber genugsam eingeweiht und können ihm durch Uebersetzung weder nutzen noch schaden; die Originale sind in den Händen aller Gebildeten.

Uns aber wird ein solcher Versuch, wäre auch das Unmögliche unternommen, immer einigen Nutzen bringen; denn wenn uns eine falsche Spiegelung auch das Originalbild nicht richtig wiedergiebt, so macht sie uns doch aufmerksam auf die Spiegelfläche selbst und auf deren mehr oder weniger bemerkliche mangelhafte Beschaffenheit.

Don Juan ist ein grenzenlos-geniales Werk, menschenfeindlich bis zur herbsten Grausamkeit, menschenfreundlich in die Tiefen süßester Neigung sich versenkend; und da wir den Verfasser nun einmal kennen und schauen, ihn auch nicht anderweitig, als er ist, so genießen wir dankbar, was er uns mit

---

Zu 202. Ueb. Kunst u. Alterth., III. Bds. 1. Hft. 1821. S. 75 bis 92.

Am 29. März 1829 schreibt Goethe an Boisserée: „Ist Ihnen Don Juan von Byron schon bekannt? Dieses Gedicht ist verrückter und grundloser als seine übrigen, immer dieselben Gegenstände, aber mit höchstem Talent und Kenntnerschaft behandelt. Wäre er ein Maler, so würde man seine Bilder mit Geld aufwiegen. Jetzt geboten seine Bande Jedermann, und da kommt nun alles deutlich zum Vorscheine, was Sie so treffend aussprechen. Und wie er durch ewige Wiederholung unsern Antheil ermüdet, so ermüdet er zuletzt auch die Bewunderung." Nichtsdestoweniger schreibt Goethe am 16. August 1829 wieder in sein Tagebuch ein: „Ich las den XIII. und XIV. Gesang des Don Juan von Byron nicht ohne erneute Bewunderung des unübertrefflichen Talentes."

übermäßiger Freiheit, ja mit Frechheit verzuführen wagt. Dem wunderlichen, wilden, schonungslosen Inhalt ist auch die technische Behandlung der Verse ganz gemäß; der Dichter schont die Sprache so wenig als die Menschen, und wie wir näher hinzutreten, so sehen wir freilich, daß die englische Poesie schon eine gebildete komische Sprache hat, welcher wir Deutschen ganz ermangeln.

Das Deutschkomische liegt vorzüglich im Sinn, weniger in der Behandlung. Lichtenberg's Witzthum wird bewundert; ihm stand eine ganze Welt von Wissen und Verhältnissen zu Gebote, um sie wie Karten zu mischen und nach Belieben schalkhaft auszuspielen. Selbst bei Blumauer, dessen Vers- und Reimbildung den komischen Inhalt leicht davonträgt, ist es eigentlich der schroffe Gegensatz vom Alten und Neuen, Edlen und Gemeinen, Erhabenen und Niederträchtigen, was uns belustigt. Sehen wir weiter umher, so finden wir, daß der Deutsche, um drollig zu sein, einige Jahrhunderte zurückschreitet und nur in Knittelreimen eigentlich naiv und anmuthig zu werden das Glück hat.

Beim Uebersetzen des Don Juan ließen sich dem Engländer manche Vortheile ablernen; nur einen Spaß können wir ihm nicht nachmachen, welcher öfters durch seltsame und zweifelhafte Aussprache mancher auf dem Papier ganz verschieden gestalteter Worte bewirkt wird. Der englische Sprachkenner mag beurtheilen, inwiefern der Dichter auch da muthwillig über die Schnur gehauen.

Nur zufällig konnte die Uebersetzung der hier mitgetheilten Strophen entstehen, und wir lassen sie abdrucken, nicht als Muster, sondern zur Anregung. Unsere sämmtlichen talentvollen Uebersetzer sollten sich theilweise daran versuchen; man müßte sich Assonanzen, unreine Reime, und wer weiß was Alles erlauben; dabei würde eine gewisse kakonische Behandlung nöthig sein, um Gehalt und Gewicht dieses frechen Muthwillens auszudrücken. Erst wenn etwas geleistet ist, wird man sich weiter darüber besprechen können.

Sollte man uns vorwerfen, daß wir, durch Uebersetzung eine solche Schrift in Deutschland ausbreitend, unverantwortlich handeln, indem wir eine treue, ruhige, wohlhäbige Nation mit dem Unsittlichsten, was jemals die Dichtkunst vorgebracht, bekannt zu machen trachten, so antworten wir, daß nach unserm Sinne diese Uebersetzungsversuche nicht gerade zum Druck bestimmt sein müßten, sondern als Uebung guter, talentvoller

Körpe gar wohl gelten dürften. Sie mögen alsdann, was sie hiebei gewonnen, zu Lust und Freude ihrer Sprachgenossen bescheidentlich anwenden und ausbilden. Genau betrachtet, wäre jedoch von einem Abdruck solcher Gedichte kein sonderlicher Schade für die Moralität mehr zu befürchten, indem Dichter und Schriftsteller sich wunderlich geberden müßten, um sittenverderberischer zu sein als die Zeitungen des Tags.

203.

Cain, a Mystery by Lord Byron.

Nachdem ich über genanntes Werk fast ein Jahr lang das Wunderbarste mir hatte vorsagen lassen, nahm ich es endlich selbst zur Hand, da es mich denn zum Erstaunen und Bewundern aufregte — eine Wirkung, die alles Gute, Schöne und Große auf den rein empfänglichen Geist ausüben wird. Gern sprach ich darüber unter Freunden, und zugleich nahm ich mir vor, etwas öffentlich davon zu sagen; allein je tiefer man in das Werk eines solchen Geistes hineindringt, desto mehr empfindet man, wie schwer es sei, es in sich selbst, geschweige für Andere zu reproduziren, und vielleicht hätte ich, wie über so viel anderes Treffliche, geschwiegen, hätte mich nicht eine Anregung von außen abermals herangeführt.

Ein Franzose, Fabre d'Olivet, übersetzt gedachtes Stück in reimfreie Verse und glaubt es in einer Folge von philosophisch-kritischen Bemerkungen widerlegt zu haben. Nun ist mir zwar diese seine Arbeit nicht zu Gesicht gekommen; allein der Moniteur vom 23 Oktober 1823 nimmt sich des Dichters an, und indem er über einzelne Theile und Stellen völlig in unserem Sinne sich ausdrückt, so weckt er unsere eigene Betrachtung wieder lebhaft auf, wie es zu geschehen pflegt, wenn wir unter vielen gleichgültigen und verwerfenen Stimmen endlich eine ansprechende vernehmen, da wir uns denn gern zu beifälliger Erwiderung finden lassen. Wir hören den Sachwalter selbst, indem er sich folgendermaßen ausspricht.

„Jene Scene, welche sich bis zu Kain's Verfluchung durch Eva hinaufsteigert, zeugt unseres Bedünkens von der ener-

Zu 203. Heft. Kunst u. Alterth., V. Bds. 1. Hft. 1824. S. 93 bis 101.

gischen Tiefe der Byron'schen Ideen; sie läßt uns in Kain den würdigen Sohn einer solchen Mutter erkennen.

„Der Uebersetzer fragt hier, woher wol der Dichter sein Urbild genommen. Lord Byron könnte ihm antworten: aus der Natur und ihrer Betrachtung, wie Corneille seine Kleopatra, wie die Alten ihre Medea darin fanden, wie uns die Geschichte so viele Charaktere, beherrscht von grenzenlosen Leidenschaften, aufstellt.

„Wer irgend das menschliche Herz scharf beobachtet und erkannt hat, bis zu welchem Grade seine mannichfachen Neigungen sich verirren können, besonders bei den Frauen, die im Guten wie im Bösen gleich schrankenlos erscheinen, der wird gewiß dem Lord Byron nicht verwerfen, sich, wenn es gleich eine erst entstandene Welt und die allererste Familie galt, an der Wahrheit versündigt oder sie nach Belieben überboten zu haben. Er schildert uns eine verdorbene Natur, wie Milton dagegen sie in ihrer Schönheit und ursprünglichen Reinheit mit hinreißender Farbenfrische zu malen wußte.

„Im Augenblick jener fürchterlichen Verwünschung, die man dem Dichter verwirft, war Eva nicht mehr das Meisterstück der Vollkommenheit und Unschuld; schon hatte sie vom Versucher jene vergifteten Gährungsstoffe empfangen, durch welche die herrlichen Anlagen und Gefühle, die der Urheber des Lebens zu so viel besserem Zwecke bestimmt hatte, für immer entadelt wurden; schon war jene reine, süße Selbstzufriedenheit in Eitelkeit übergegangen, und eine vom Feinde des Menschengeschlechts aufgeregte Neugierde, zu unseligem Ungehorsam hintreibend, betrog die Absichten des Schöpfers und entstellte das Meisterstück seiner Schöpfung.

„Eva in ihrer Verliebe für Abel, in ihren wüthenden Verwünschungen gegen seinen Mörder Kain, erscheint höchst konsequent mit sich selbst, so wie sie nun einmal geworden. Der schwache, aber schuldlose Abel, in welchem sich nur ein gefallener Adam darstellt, muß seiner Mutter um so lieber werden, als er ihr minder schmerzlich das demüthigende Bild ihres Fehltritts zurückruft. Kain dagegen, der weit mehr von ihrem eigenen Stolze geerbt und jene Stärke, die Adam verloren, bewahrt hat, reizt alle Erinnerungen, alle Eindrücke der Eigenliebe auf einmal in ihr auf; tödtlich verwundet in dem Gegenstand ihrer mütterlichen Vorliebe, kennt ihr Schmerz keine Grenzen mehr, obgleich der Mörder ihr eigner Sohn ist. Einem so

kräftigen Genie, wie Lord Byron, kam es zu, dies Bild in fürchterlicher Wahrheit auszumalen; so mußte er es behandeln, oder gar nicht."

Und so können wir denn ganz ohne Bedenken dieses Wort wieder aufnehmen und, was vom Besondern gesagt ist, vom Allgemeinen aussprechen: Wollte Lord Byron einen Kain schreiben, so mußte er ihn so behandeln, sonst lieber gar nicht.

Das Werk selbst ist nunmehr als Original und Uebersetzung in vielen Händen; es bedarf also von unserer Seite keines Ankündigens noch Anpreisens; Einiges jedoch glauben wir bemerken zu müssen.

Der über alle Begriffe das Vergangene sowol als das Gegenwärtige und, in Gefolg dessen, auch das Zukünftige mit glühendem Geistesblick durchdringende Dichter hat seinem unbegrenzten Talent neue Regionen erobert; was er aber in denselben wirken werde, ist von keinem menschlichen Wesen vorauszusehen. Sein Verfahren jedoch können wir schon einigermaßen näher bezeichnen.

Er hält sich an den Buchstaben der biblischen Ueberlieferung; indem er nun das erste Menschenpaar seine ursprüngliche Reinheit und Schuldlosigkeit gegen eine geheimnißvoll veranlaßte Schuld vertauschen und die dadurch verwirkte Strafe auf alle Nachkommen forterben läßt, so legt er die ungeheure Last eines solchen Ereignisses auf die Schultern Kain's, als des Repräsentanten einer ohne eigenes Vergehen in tiefes Elend gestürzten, mißmuthigen Menschheit. Diesem gebeugten, schwer belasteten Urfohne macht nun besonders der Tod, von dem er noch gar keine Anschauung hat, viel zu schaffen, und wenn er das Ende gegenwärtigen Mühsals wünschen mag, so scheint es ihm noch widerwärtiger, solches mit einem ganz unbekannten Zustande zu vertauschen. Schon hieraus sieht man, daß das volle Gewicht einer erklärenden, vermittlenden und immer mit sich selbst streitenden Dogmatik, wie sie uns noch immer beschäftigt, dem ersten unbehaglichen Menschensohne aufgebürdet werden.

Diese der menschlichen Natur nicht fremden Widerwärtigkeiten wegen irrt in seiner Seele auf und ab und können durch die vätterlichere Sanftmuth des Vaters und Bruders, durch liebevoll erleichterndes Mitwirken der Schwester-Gattin nicht beschwichtigt werden. Um sie aber bis ins Unerträgliche zu schärfen, tritt Satan heran, ein kräftig verführender Geist, der ihn erst sittlich beunruhigt, sodann aber wundersam durch alle Welten führt, ihm

An Denselben, bei seiner Abreise aus Weimar.*)

Mit der Taschen-Ausgabe von Goethe's Werken.

Juni 1827.

Oedem Wege, langen Stunden
Unterhaltung sei gefunden
Durch des Freundes Lieb' und Pflicht:
Kleine Bändchen, kurz Gedicht.

In das Album Desselben.**)

Wer das seltne Glück erfahren,
Jugendkraft bei reifen Jahren, —
Schöner stets wird ihm die Welt;
Schätze der Natur ergründen,
Geist mit Element verbünden,
Ist's, was ewig jung erhält.

An Rath Schellhorn.***)

Zum 3. December 1824.

Daß im großen Jubeljahre†)
Wir Dein Jubiläum schmücken,
Das erlebe, das gewahre,
Treuer Diener, mit Entzücken!
Dir gelang's in stiller Sphäre,
Deinen Fürsten zu begleiten;
Werde theilhaft seiner Ehre
Bis in allerspätste Zeiten!

An ...††)

Den 6. November 1825.

Ist uns Jugendmuth entrissen,
Mag zum Troste dann Erfahrung

*) Gedruckt in den Nachgel. W. 1833.
**) Gedruckt im „Chaos" II, Nr. 15, S. 60, 1831.
***) Gedruckt in den Nachgel. W. 1833. — Vgl. außerdem den „Katalog der Goethe-Ausstellung in Berlin" S. 19. Schellhorn war Geh. Rath und Kammer-Archivar zu Weimar.
†) Beziehung auf das am 3. Sept. 1825 folgende Regierungs-Jubiläum des Großherzogs und auf die am 3. Oktober desselben Jahres folgende fünfzigjährige Feier von dessen Vermählung.
††) Vgl. „Berühmte Schriftsteller der Deutschen." Berlin 1854. Bd. I, S. 60. — Ein Jugendfreund Goethe's, welcher zur Feier von dessen 50jäh-

das Vergangene übermäßig groß, das Gegenwärtige klein und nichtig, das Künftige abmungerell und untröstlich schauen läßt.

So kehrt er zu den Seinigen zurück, aufgeregter, obgleich nicht schlimmer, als er war; und da er im Familienwesen Alles findet, wie er's verlassen hatte, so wird ihm die Zudringlichkeit Abel's, der ihn zum Opfer nötigen will, ganz unerträglich. Mehr sagen wir nicht, als daß die Scene, in welcher Abel umkommt, auf das köstlichste motivirt ist; und so ist auch das Folgende gleich groß und unsichtbar. Da liegt nun Abel! Das ist nun der Tod, von dem so viel die Rede war, und das Menschengeschlecht weiß ebenso wenig davon als vorher!

Vergessen aber dürfen wir nicht, daß durchs ganze Stück eine Art von Ahnung auf einen Erlöser durchgeht, daß der Dichter alle sich auch in diesem Punkte, wie in allen übrigen, unsern Auslegebegriffen und Lehrweisen anzunähern gewußt hat.

Von der Scene mit den Eltern, worin Eva zuletzt dem verstummten Kain flucht, die unser weltlicher Nachbar so trefflich günstig herausgehoben, bleibt uns nichts zu sagen übrig; wir haben uns nur mit Bewunderung und Ehrfurcht dem Schlusse zu nähern.

Hier äußerte nun eine geistreiche, in Hochschätzung Byron's mit uns verwandte Freundin: Alles, was religiös und sittlich in der Welt gesagt werden könne, sei in den drei letzten Worten des Stücks enthalten.

204.

Lebensverhältniß zu Byron.

Weimar, den 16. Juli 1824.

Man hat gewünscht, einige Nachrichten von dem Verhältniß zu erlangen, welches zwischen dem leider zu früh abgeschiedenen

Die drei letzten Worte des Stücks spricht — nachdem Abel gesagt: „Peace be with him!" — Kain: „But with me."

Zu 204. Journal of the conversations of Lord Byron noted during a residence with the Lordship at Pisa in the years 1821 and 1822. By Thomas Medwin. London 1824 (in Quart. — Eine zweite Auflage erschien noch in demselben Jahre in Octav). Pag. 291—295. — Gespräche mit Lord Byron ꝛc. ꝛc. von Medwin. Aus dem Englischen. Stuttgart 1824. S. 338—339. — Morgenblatt, Nr. 259, 5. Oct. 1824, S. 956. Diese drei Drucke erschienen ziemlich gleichzeitig; außerdem erschien 1825 auch noch eine französische Uebersetzung dieser Gespräche unter dem Titel: Conversations de Lord Byron, trad. de l'Anglais sur les notes de l'Auteur, in welcher ebenfalls (Vol. II. Pag. 201—9) der Aufsatz, und zwar in deutscher Sprache, wortlich mit dem englischen Text

Lord Noel Byron und Herrn von Goethe bestanden. Hiervon wäre kürzlich so viel zu sagen.

Der deutsche Dichter, bis ins hohe Alter bemüht, die Verdienste früherer und mitlebender Männer sorgfältig und rein anzuerkennen, indem er dies als das sicherste Mittel eigener Bildung von jeher betrachtete, mußte wol auch auf das große Talent des Lords bald nach dessen ersten Erscheinen aufmerksam

übereinstimmend abgedruckt ist. Der Londoner Druck hat die Ueberschrift: „Goethe's Beitrag zum Andenken Lord Byron's".

Die deutschen Drucke des Aufsatzes in der Uebersetzung des Redtwitzschen Werks und im Morgenblatt haben verschiedene Abweichungen von dem Text des englischen, die zum Theil (namentlich aber im Morgenblatt) unverkennbare Druckfehler sind (worüber Näheres in der Textrevision). Aus diesem Grunde, und weil die deutsche Ausgabe des Redtwitzschen Buches sich als „Uebersetzung" bezeichnet, auch das Morgenblatt die Mittheilung des Aufsatzes mit den Worten: „Folgendes ist uns aus London über das Verhältniß des Lord N. Byron's und Hrn. von Goethe's als aus den besten Quellen einkommen zu gekommen" einführt, haben wir den Text der englischen Ausgaben, der in beiden Drucken derselben vollständig übereinstimmend, zu Grunde gelegt. Die in Absatz 3 nothwendige Druckfehler-Berichtigung (dort heißt nämlich: „... Dichter eine leidenschaftliche Lebensweise durch inneres Mißbehagen und ein so ...") erschien uns durch die Einfügung der Worte „durch" und „und" vollständig erreicht; dagegen haben wir nach dem Vorgange der zwei deutschen Drucke in Abs. 10 „rein" in „kein" geändert.

Am 4. Mai 1816 fragt Goethe bei Eichstädt an: „Ich habe Kenntniß genommen von dem englischen Dichter Lord Byron, der uns zu interessiren verdient. Sein seltsames Wesen leuchtet aus seinen Gedichten hervor, die gerade wegen seines wilden und doch correcten Talents große Gunst haben. Könnten Sie mir nachweisen, wo ich von der eigentlichen, dem Charakter u. s. w. dieses wunderlichen Mannes nähere Nachricht finden könnte, so gefällige mir ein besonderer Gefalle." Dem entspricht in dem „Tag- und Jahresheften — 1816" das Aufführen: „Mein Antheil an fremden Werken bezog sich lebhaft auf Byron's Gedichte, der immer wachsender hervortrat und mich nach und nach mehr anzog, da er mich selber durch hochsteigende Lebhaftigkeit und heftiges Selbstbehagen abstieß und, wenn ich mich seiner großen Vorzüglichkeit nicht zu nähern wußte, den ferner Rücke mich völlig zu entfernen drohte. Ich sah in „Manfred" und „Cain" mehr große Dimensionen und Kindheit." Im nächsten Jahre empfehlen diese Gedichte und Literatur und [illegible] andern dieses Jahre besonders in den Blick rund, Lord Byron's [illegible] [illegible] man sich mit den [illegible] eines außerordentlichen Geistes [illegible] [illegible] [illegible]

werden, wie er denn auch die Fortschritte jener bedeutenden Leistungen und eines ununterbrochenen Wirkens unablässig begleitete.

Hierbei war denn leicht zu bemerken, daß die allgemeine Anerkennung des dichterischen Verdienstes mit Vermehrung und Steigerung rasch auf einander folgender Produktionen in gleichem Maaße fortwuchs. Auch wäre die vielseitige freie Theilnahme hieran höchst vollkommen gewesen, hätte nicht der geniale Dichter durch eine leidenschaftliche Lebensweise und inneres Mißbehagen ein so geistreiches als grenzenloses Hervorbringen sich selbst, und seinen Freunden den reinen Genuß an seinem hohen Dasein einigermaßen verkümmert.

Der deutsche Bewunderer jedoch, hiedurch nicht geirrt, folgte mit Aufmerksamkeit einem so seltenen Leben und Dichten in aller seiner Exzentrizität, die freilich um deste auffallender sein mußte, als ihresgleichen in vergangenen Jahrhunderten nicht wol zu entdecken gewesen und uns die Elemente zu Berechnung einer solchen Bahn völlig abgingen.

Indessen waren die Bemühungen des Deutschen dem Engländer nicht unbekannt geblieben, der davon in seinen Gedichten unzweideutige Beweise darlegte, nicht weniger sich durch Reisende mit manchem freundlichen Gruß vernehmen ließ.

Sodann aber folgte, überraschend, gleichfalls durch Vermittelung, das Originalblatt einer Dedikation des Trauerspiels Sardanapalus in den ehrenreichsten Ausdrücken und mit der freundlichen Anfrage, ob solche gedachtem Stück vorgedruckt werden könnte.

Der deutsche, mit sich selbst und seinen Leistungen im hohen Alter wohlbekannte Dichter durfte den Inhalt jener Widmung nur als Aeußerung eines trefflichen hochfühlenden, sich selbst seine Gegenstände schaffenden unerschöpflichen Geistes mit Dank und Bescheidenheit betrachten; auch fühlte er sich nicht unzufrieden, als bei mancherlei Verspätung Sardanapal ohne ein solches Vorwort gedruckt wurde, und fand sich schon glücklich im Besitz eines lithographirten Facsimile zu höchst werthem Andenken.

Die Dedikation des Trauerspiels Sardanapal lautet: To the illustrious Goethe. A strange presumes to offer the homage of a literary vassal to his liege-lord, the first of existing writers, who has created the literature of his own country and illustrated that of Europe. The unworthy production, which the author ventured to inscribe to him, is intitled Sardanapalus.

Doch gab der edle Lord seinen Vorsatz nicht auf, dem deutschen Zeit- und Geistgenossen eine bedeutende Freundlichkeit zu erweisen; wie denn das Trauerspiel Werner ein höchst schätzbares Denkmal an der Stirne führt.

Hiernach wird man denn wol dem deutschen Dichtergreise zutrauen, daß er, einen so gründlich guten Willen, welcher uns auf dieser Erde selten begegnet, von einem so hochgefeierten Manne ganz unverhofft erfahrend, sich gleichfalls bereitete, mit Klarheit und Kraft auszusprechen, von welcher Hochachtung er für seinen unübertroffenen Zeitgenossen durchdrungen, von welchem theilnehmenden Gefühl für ihn er belebt sei. Aber die Aufgabe fand sich so groß und erschien immer größer, je mehr man ihr näher trat; denn was soll man von einem Erdgebornen sagen, dessen Verdienste durch Betrachtung und Wort nicht zu erschöpfen sind?

Als daher ein junger Mann, Herr Sterling, angenehm von Person und fein von Sitten, im Frühjahr 1823 seinen Weg von Genua gerade nach Weimar nahm und auf einem kleinen Blatte wenig eigenhändige Worte des verehrten Mannes als Empfehlung überbrachte, als nun bald darauf das Gerücht verlautete, der Lord werde seinen großen Sinn, seine mannichfaltigen Kräfte an erhaben-gefährliche Thaten über Meer verwenden, da war nicht länger zu zaudern und eilig nachstehendes Gedicht geschrieben:

Ein freundlich Wort kommt eines nach dem andern,

[u. s. w. wie Werke, II. 451, mit der Unterschrift: Weimar, den 22. Juni 1823.]

Es gelangte nach Genua, fand ihn aber nicht mehr daselbst; schon war der treffliche Freund abgesegelt und schien einem Jeden schon weit entfernt; durch Stürme jedoch zurückgehalten, landete er in Livorno, wo ihn das herrlich Gesendete gerade noch traf, um es im Augenblicke seiner Abfahrt, den 24. Juli 1823, mit einem reinen, schon gefühlten Blatt erwidern zu können, als werthestes Zeugniß eines würdigen Verhältnisses, unter den kostbarsten Dokumenten vom Besitzer aufzubewahren.

So sehr uns nun ein solches Blatt erfreuen und rühren

Das Denkmal, welches das Trauerspiel Werner an der Stirne führt, ist eine Stimme: To the illustrious Goethe by one of his humblest admirers [as a tragedy is dedicated].

und zu der schönsten Lebenshoffnung aufregen mußte, so erhält es gegenwärtig durch das unerwartete Ableben des hohen Schreibenden den größten, schmerzlichsten Werth, indem es die allgemeine Trauer der Sitten- und Dichterwelt über seinen Verlust für uns leider ganz insbesondere schärft, die wir nach vollbrachtem großem Bemühen hoffen durften, den vorzüglichsten Geist, den glücklich erworbenen Freund und zugleich den menschlichsten Sieger persönlich zu begrüßen.

Nun aber erhebt uns die Ueberzeugung, daß seine Nation aus dem theilweise gegen ihn aufbrausenden, tadelnden, scheltenden Taumel endlich zur Nüchternheit erwachen und allgemein begreifen werde, daß alle Schalen und Schlacken der Zeit und des Individuums, durch welche sich auch der Beste hindurch und heraus zu arbeiten hat, nur augenblicklich, vergänglich und hinfällig gewesen, wogegen der staunungswürdige Ruhm, zu dem er sein Vaterland für jetzt und künftig erhebt, in seiner Herrlichkeit grenzenlos und in seinen Folgen unberechenbar bleibt. Gewiß, diese Nation, die sich so vieler großer Namen rühmen darf, wird ihn verklärt zu Denjenigen stellen, durch die sie sich immerfort selbst zu ehren hat.

205.

King Coal.

Die englische Nation hat darin einen großen Vorzug vor andern, daß ihre wissenschaftlichen Männer das ins Ganze Versammelte sowie das einzeln Gefundene baldmöglichst in Thätigkeit zu bringen suchen; am Sichersten kann dies geschehen durch allgemeine Verbreitung des Gewußten. Hiezu verschmähen sie kein Mittel, und es möchte vielleicht wunderlich scheinen, daß sie, indem andere Völkerschaften sich mit Streit und Zwist, was als Hypothese oder als Methode gelten soll, leidenschaftlich umhertreiben, sie durch Gedichte ernster und scherzhafter Art das, was Jedermann wissen sollte, unter die Menge bringen.

Didaktische Gedichte sind in England wohl aufgenommen; ein neueres, durchaus munteres und glücklich humoristisches

---

Zu 205. Goethe's Nachgel. Werke, XI. Bd. 1833. T. II. S. 192 bis 198.

verdient näher gekannt zu sein. Es soll die geognostischen Kenntnisse nicht etwa popular machen, sondern vielmehr geistreiche Menschen zur Annäherung berufen. Uebrigens nehmen sie den Gebirgsbau im Sinne der Werner'schen Schule, und mehr braucht auch ein frei umblickender Reisender nicht, um sich an vielen vorüberfliegenden Gegenständen zu interessiren. Das Gedicht ist in drei Theilen geschrieben; der erste: King Coal's Levee, or geological etiquette (By John Scafe).

König Coal, der Beherrscher, um seiner Gemahlin Pyrites zu gefallen, fordert die sämmtlichen Gebirgsarten von England und Wallis durch ein gebieterisches Erdbeben zusammen. Er auf seinem schwarzen Throne sitzend, ernst und stattlich, sie munter und glänzend, präsidiren in dem Audienzsaal, der von glimmergeschmückten Wänden ein blendendes Gaslicht zurückwirft.

Die Gebirgsarten kommen; ihre Rangordnung ist festgesetzt. Herzog Granit kommt zuerst, angekündigt durch Gneis; Jener mit Würde eintretend, wird vom König Coal begrüßt; Gneis aber erscheint im verwitterten Zustande und prägt keinen Respekt ein. Hierauf tritt Marquis Schiefer heran; er ist aber auch nicht in den besten Gesundheitsumständen. Hierauf kommt die Gräfin Porphyry als Wittwe, sie hat ihre Prachtgarderobe in Aegypten gelassen; die Königin spottet über ihre schlechte Tracht, der König erklärt sie für eine gelehrte Dame, die um ihren Anzug nicht genug besorgt sei.

Ein schöner Mann, grün gekleidet, vornehm, aber von geringen Besitzungen, Graf Serpentin, erscheint. Dann tritt Viscount Syenit hervor, jenem obengenannten Herzog Granit sehr ähnlich; er schien sich selbst zu gefallen, denn er besaß große Herrschaften; er war mit einem gewissen Hornblende verwandt, einem trockenen Manne; sie waren aber Beide so intime Freunde, daß, wer den Einen sah, den Andern zu sehen glaubte.

Graf Grauwacke tritt kühnlich auf, tüchtigen Ansehens, mit sommerlichtem Gesichte. Der Zauberer Werner in Sachsen hatte ihn auferzogen, und nun mit großem Selbstvertrauen machte er Ansprüche auf die Besitzungen des Thon-

Scafe's Gedicht erschien in London 1819; obiger Aufsatz ist nach der Chronologie Goethe'scher Schriften von 1828.

schiefere; der König meint jedoch, der Streit könne noch lange währen.

Nachbar Wasserblei, ein weitläufiger Verwandter des Königs, der über sein trauriges Schicksal, immer eingesperrt zu werden, melancholisch geworden, zieht sich nur wenig im Vorübergehen. Nun tritt ein bedeutender Mann, Sandstein der Aeltere, nachdem er lange vergebens auf seinen Vetter, Sandstein den Jüngern, gewartet, allein in die Audienz. Ihm folgt sogleich Sir Lorenz Urkalk, ein reichbegüterter Herr, unverheirathet, aber Freund von Miß Gypsum, die er ihres Reichthums wegen wol geheirathet hätte, doch ihre süße Nichte Selenit macht gleichfalls Ansprüche an ihn; doch hat sie keine Reichthümer zu erben, und dies macht die Wahl zweifelhaft.

Die beiden Sandsteine machen auch Ansprüche an Miß Gypsum; der jüngere führt Salz in allen seinen Reden, wenn auch kein attisches; auch hat das Geschlecht Sandstein viele Seitenverwandte, wovon die meisten nicht präsentabel sind, aber alle stolz, weil sie sich von dem großen Pair Lord Quarz herschreiben.

Aber Sir Lorenz Urkalk ist bei Hofe wohlgesehen und von ausgebreiteten Besitzungen; seine vier Söhne werden gleichfalls aufgeführt und dabei Vetter Mergel nicht vergessen.

Nun aber entschuldigt Sir Lorenz seine Mutter, Lady Marmor, wegen ihrer entfernten Wohnung, worauf König Coal seine Gemahlin belobt, was das für eine schöne Dame gewesen, ja wol noch sei, zwar in England nicht einheimisch, doch in allen großen Häusern wohl aufgenommen. Er rühmt ihre hohe Politur und versichert, an welchen Hof sie käme, würde sie sich wohl zu Hause fühlen; ja, es sei jetzt eine Intrigue im Werk, sie so hoch als möglich zu erheben; denn man höre wiederholt, Canova bezeige ihre große Aufmerksamkeit.

Der jüngere Sandstein mit Miß Gypsum am Arme treten vor, Jedes von seiner Seite gar freundlich mit den Herren und Damen vom Hofe liebäugelnd.

Nun erscheint Tufstein, wunderlich bewaffnet; er war nicht er selbst, ja er schien betrunken. Mit seltsamem Prunk hatte er mit Eidechsen und Fischen sein Haupt geziert. Sein Schild war eine calcinirte Schildkrötenschale; ein Ammonshorn brannte in der Mitte als Nabel. Er ritt auf einem Krokodil und zeigte sich als Herr sämmtlicher Fossilien.

Nun kommt Flötzkalk und mit ihm der muntere, bart-

herzige Bube Flint. Flötkalk, im südlichen England wohnend, konnte niemals ohne diesen Kobold sein.

Hans Mergel und Jakob Thon kommen von Scheppis-Eiland und waren bei Hof wohl empfangen; die Königin war eine Freundin von Muscheln und hatte dem Jakob Thon aufgetragen, ihr eine Sammlung zu veranstalten. Auch die Botanik ward nicht hintangesetzt und die Pflanzen der Vorwelt sorgfältig gesammelt. Deshalb erhält denn Jakob Thon eine gute Aufnahme, schmeichelt den Majestäten und sucht sich auch hier festzusetzen.

Nun kommt, zwar etwas spät, Baron Basalt mit kühnem Auftreten, von Lady Grünstein und Page Zeolith begleitet. Der Baron sieht sich verächtlich um, und da er keine Säulen sieht, findet er den Saal unwürdig; Staffa und Fingalshöhlen seien ganz was Anderes, meint er. Er verbarg seine Verachtung nicht, und man muß ihm das nicht übel nehmen, da er als vollkommener Architekt berühmt war.

206.

Leben Napoleon's. Von Walter Scott.

Der reichste, gewandteste, berühmteste Erzähler seines Jahrhunderts unternimmt, die Geschichte seiner Zeit zu schreiben.

Zu 206. Goethe's Nachgel. Werke, VI. Bd. 1833. Kl. A. S. 235 bis 236.

Goethe schrieb ebenfalls am 21. Nov. 1827 an Zelter und gleichlautend in dem am 27. dss. Mon. an Graf Sternberg abgefertigten Brief: „Welch eine große Gabe Napoleon's Leben von Walter Scott für mich sein würde, habe ich seit der ersten Ankündigung gefühlt und deßhalb die Menschen, wie sie auch sind, erst ausreden und ausklatschen lassen; doch enthalte ich mich nunmehr nicht länger und nehme das Buch getrost vor. Er ist 1771, gerade beim Ausbruch der amerikanischen Revolution geboren; ihm ist, wie mir das Ereignen von Indien, so der Theilnehmer bei Festen ein Jugendeindruck geworden, und wie viel Wunderliches hat er als Engländer bei sich müssen vorübergehen lassen! Meine Betrachtungen darüber theile ich gelegentlich mit. — Auch schon vorläufig fand ich das Publikum sich betragend wie immer. Die Kunden erlauben wohl dem Schneider, hier oder dort ein gewisses Tuch auszunehmen, den Rock aber wollen sie auf den Leib gepaßt haben und sie beschweren sich höchlich, wenn er ihnen zu eng oder zu weit ist, am Besten befinden sie sich in den polnischen Schlafröcken des Tags und der Stunden, worin sie ihrer vollkommenen Bequemlichkeit pflegen können, da sie, wie wohl erinnerlich, sich gegen meine „Wahl-

Dabei entwickelt er nothwendig alle die Tugenden, die er bereits in seinen frühern Werken zu bethätigen mußte.

verwandschaften" wie gegen das Kleid des Nessus geberdet haben." Dann in dem unterm 4. Dec. dess. Jahrs abgelassenen Brief an Zelter: „Wegen Walter Scott's Napoleon habe ich so viel zu sagen: Wenn Du Zeit und Lust hast, den bedeutenden Gang der Weltgeschichte, in dem wir seit funfzig Jahren mit fortgerissen werden, bei Dir im Stillen zu wiederholen und darüber noch einmal nachzudenken, so kann ich Dir nichts Besseres rathen, als gedachtes Werk von Anfang bis zu Ende ruhig durchzulesen. Ein verständiger, wackerer, bürgerlicher Mann, dessen Jünglingszeit in die französische Revolution fiel, der als Engländer in seinen besten Jahren diese wichtige Angelegenheit behandelte, betrachtete und sie gewiß vielfach durchsprach, dieser ist noch immer der beste Erzähler seiner Zeit und ardt sich die Mühe, uns die ganze Reihe des Verlaufs nach seiner Weise klar und deutlich vorzutragen. — Wie er auf seinem politisch-nationalen Standpunkt sich gegen das Alles verhält, wie er, überm Kanal herüberschauend, Dieses und Jenes anders auffaßt als wir auf unserm beschränkten Platz im Kontinent, das ist mir eine neue Erfahrung, eine neue Welten- und Ansicht. — Durchaus bemerklich ist aber, daß er als ein rechtlicher, bürgerlicher Mann spricht, der sich bemüht, in frommem, gewissenhaften Sinne die Thaten zu beurtheilen und sich streng vor aller Machtvollkommen Ansicht hütet, ohne die man sich kaum mit der Weltgeschichte abgeben möchte. — In diesen Bezügen bin ich, bis jetzt sehr mit ihm zufrieden, bis zum 4. Bande gelangt und werde so ruhig fortlesen und ihn als Referenten betrachten, der das Recht hat, seinen Aktenauszug, seine Darstellung und sein Votum vorzulegen, um sodann die Abstimmung der versammelten Richter zu erwarten. — Erst also wenn ich mit dem Werke durch bin, — welches freilich mit seinen 9 Theilen gerade zur rechten Zeit kommt, um die traurigen langen Abende zu erhellen und zu verkürzen, — werde ich mit gleichem Antheil beachten, was man gegen ihn vorbringt. Dies kann nicht anders als interessant sein. Man wird sehen, ob er Fakta anzuführen versäumt, ob er sie entstellt, ob er sie parteiisch auffaßt, einseitig beurtheilt, oder ob man ihm Recht lassen muß. Voraus aber sage ich mir: Man wird dadurch die Menschen näher kennen lernen als den Gegenstand, und im Ganzen wird man es doch endlich bewenden lassen; denn wenn man sich bei einer Geschichte nicht beruhigt wie bei einer Legende, so löst sich zuletzt Alles in Zweifel auf." Ferner am 28. Jan. 1828 an Graf Reinhard: „... mein letztes sorgfältiges Lesen des Walter Scott'schen Napoleon's. Alle 9 Theile habe ich in den letzten Wochen des Decembers mit aufmerksamen Wohlwollen durchgelesen, und zwar in englischer Sprache, welches nothwendig ist, weil es doch eigentlich immer ein Engländer ist, der spricht, auf dessen einseitigen Vortrag man gefaßt sein muß. Denn daß er die große Sympathie des wundersamsten aller Heldenleben durchaus mit Sordinen abspielt, thut nicht wohl, wenn man nicht belehrt sein will, wie diese großen Angelegenheiten über den Kanal herüber angeschaut worden, oder wie man dort will, daß sie angeschaut werden sollen. Ich habe das Werk als ein wohlgestricktes Netz betrachtet, womit ich die Schattenfische meiner eigenen Lebenstage aus den anspielenden Wellen des Leibnitzischen See's wieder herauszufischen in den Stand gesetzt ward und wirklich dadurch mehr Interesse an denen sich anschließenden und entwickelten Weltbegebenheiten gewann." Endlich am 20. Feb. 1828 wieder an Zelter: „Das Werk fand ich sehr bequem als Textbuch zu gebrauchen, indem ich Kapitel nach Kapitel beachtete, was ich allenfalls Neues empfing, was mir in die Erinnerung hervorgerufen ward, sodann aber ein vergessenes Selbsterlebtes hineinlegte an Ort und Stelle, sodaß ich jetzo schon nicht mehr weiß, was ich im Buche fand und was ich hineingetragen habe. Genug,

Er weiß den mannichfaltigen historischen Stoff deutlichst aufzufassen.

Er bringt in die Bedeutung des Gehalts ein.

Durch vieljährige literarische Uebung gewinnt er sich die höchstmögliche Fazilität der Behandlung und des Vortrags.

Die Eigenschaft des Romans und die Form desselben begünstigt ihn, indem er durch fingirte Motive das historisch Wahre näher aneinanderrückt und zu einem Faßlichen vereinigt, während es sonst in der Geschichte weit auseinanderstehet und sich kaum dem Geist, am Wenigsten aber dem Gemüth ergreiflich darstellt.

Er giebt sich auf, die Geschichte seiner Zeit dergestalt vorzutragen, daß er sich die Eindrücke, welche ihm die jedesmaligen Ereignisse gemacht, wieder aufs Genaufte vergegenwärtigt; wobei er denn freilich nicht vermeiden kann, die Betrachtungen, zu welchen ihm die Folge Gelegenheit gegeben, als Regulativ und Bindemittel anzuwenden.

Walter Scott ist 1771 geboren; also fällt seine Kindheit gerade in den lebhaftern Ausbruch des nordamerikanischen Kriegs.

Er war 17 bis 18 Jahr alt bei dem Ausbruche der französischen Revolution.

Was mußte er nicht in solcher Weise in solcher Zeit erleben?

Jetzo, da er stark in den Funfzigern steht und durchaus nah genug von der Weltgeschichte berührt worden, tritt er mit obgemeldeten Eigenschaften auf, um öffentlich über das vergangene Wichtige sich mit uns zu unterhalten.

Welche Erwartung dies in mir erregen mußte, wird Derjenige leicht abnehmen, der sich vergegenwärtigt, daß ich, zwanzig Jahr älter als er, gerade im zwanzigsten Jahre persönlich vor Paoli stand und im sechzigsten vor Napoleon.

Diese langen Jahre durch versäumte ich nicht, ferner und näher mit den Weltereignissen in Berührung kommend, darüber zu denken und nach einer individuellen Weise die Gegenstände mir zu ordnen und einen Zusammenhang auszubilden.

---

mir ist der lange, immer bedeutende und nunmehr beschwerliche Zeitraum von 1789 an, wo nach meiner Ansicht auf Italien der revolutionäre Alp mich zu drücken anfing, bis jetzt, ganz klar, deutlich und zusammenhängend geworden. ich mag auch die Einzelnheiten dieser Epoche jetzt wieder leben, weil ich sie in einer gewissen Folge sehe."

Sicher leiten zur Bewahrung
Aller, die wir treu uns wissen.
So in jetz'gen Tagen träumen
Wir zurück wol sonstig Walten
Steter Frühlingswelt uns Alten,
Um in ewig lichten Räumen
Ew'ge Jugend festzuhalten.

Gedenkblatt.*)

Den 7. November 1825.

Meinen feierlich Bewegten
Mache Dank und Freude kund:
Das Gefühl, das sie erregten,
Schließt dem Dichter selbst den Mund.

Dem theuern Lebensgenossen v. Knebel.**)

Zum 30. November 1825.

Dir ins Leben, mir zum Ort
Leuchtete dasselbe Zeichen;
Und so ging, so geh' es fort
Unsrer Freundschaft sonder Gleichen!

Mit der Jubiläums-Medaille.***)

Weimar, 1826.

Ehre, die uns hoch erhebt,
Führt vielleicht aus Maß und Schranken;
Liebe, die im Innern lebt,
Sammelt schwärmende Gedanken.

---

rigem Dienstjubiläum von Frankfurt nach Weimar gekommen war, besuchte ihn am Abend vor demselben. Schließlich bat er ihn um eine Zeile zum Andenken dieses Wiedersehens, und Goethe schrieb die obigen Worte auf.

*) Goethe hatte nach seinem Jubiläum am 7. November 1825 den obigen Vers facsimilirt unter sein Porträt setzen lassen und versandte verschiedene Exemplare desselben an Freunde zum Dank für ihre Glückwünsche, z. B. an den Rath Gruner zu Eger, an Nikolaus Meyer in Minden

**) Gedruckt in den „Jahresblüthen von und für Knebel." Weimar 1825. Das Gedicht, zu Knebel's achtzigstem Geburtstage, begleitete Goethe's Bild. Die beiden ersten Verse wollen sagen, daß derselbe Monat, dasselbe Sternzeichen des Schützen (vgl. Novemberlied I, 37) Knebel „ins Leben", Goethe nach Weimar „zum Ort", dem Schauplatz ihrer Freundschaft, geführt habe. — L.

***) Gedruckt in den Nachgel. W. 1833. Die zu Goethe's Dienstjubiläum am 7. November 1825 geschlagene Medaille beschrieben in dem „Katalog der Goethe-Ausstellung" S. 7) wurde gleichfalls mehreren Freunden zugesendet, z. B. dem oben erwähnten Nikolaus Meyer und dem Buchhändler A. Weigel in Leipzig.

Was konnte mir daher erwünschter sein, als mich in ruhigen Stunden nach Bequemlichkeit und Belieben mit einem solchen Manne zu unterhalten, der auf seine klare, treue und kunstfertige Weise mir dasjenige vorzuführen versprach, worüber ich zeitlebens zu denken hatte und durch die tagtäglichen Folgen jener großen Jahresreihe immer fortzudenken genöthigt bin.

Dieses schreibe vorläufig nieder, eben als ich das Lesen dieses Werkes beginne, und gedenke, was mir wichtig scheint, in der Folge gleichfalls nach und nach niederzulegen.

Alsdann möchte sich zeigen, was mir neu war, theils weil ich es nicht erfuhr noch bemerkte, noch dasselbe in seiner eigentlichen Bedeutung anerkannte; ferner welche Kombinationen, Ein- und Uebersichten mir besonders wichtig geworden.

Hiebei wird an der Betrachtung das Meiste zu gewinnen sein, daß, wie jedes Individuum die Weltgeschichte nur auf seine Weise vernimmt, die Zeitungen im eigenen Sinne liest, so auch keine Partei, keine Nation hierin ganz rein zu verfahren fähig ist, sondern vielmehr immer erwartet und aufsucht, was ihren Begriffen zusagt und ihren Leidenschaften schmeichelt.

Haben wir den Franzosen, die so mannichfaltig auch von verschiedenen Seiten über die Revolution gesprochen, willig zugehört, haben wir uns von Deutschen vielfach davon unterhalten und belehren lassen, so muß es höchst interessant sein, einen Engländer, und zwar einen höchst namhaften zu vernehmen.

Wobei denn vorauszusehen ist, daß er es den andern Völkerschaften sowie manchem Individuum nicht zu Danke machen wird.

Hierüber würde ich, wenn mir eine Fortsetzung gelingen sollte, zu allererst meine Betrachtungen äußern und ins Klare zu bringen suchen, wer denn eigentlich spricht und zu wem.

Weimar, den 21. November 1827.

207.

Whims and Oddities. 1827.

Dies Werk, dessen Titel vielleicht mit Grillen und Nullitäten zu übersetzen wäre, läßt sich schwer beurtheilen. Zuvörderst wird der Leser dadurch äußerst irre, daß die eingeschalteten barocken Figuren nur zum Theil auf die Gedichte und prosaischen Aufsätze, denen sie beigegeben sind, wirklichen Bezug haben; man sucht im Texte Uebereinstimmung mit den Bildern und findet keine; ein ander Mal gehören sie wieder ganz eigentlich zusammen, und es brauchte Zeit, bis man hierüber ganz im Reinen wäre. Denn wer will mit einem Humoristen rechten oder mit ihm völlig übereinkommen!

Der Autor gefällt sich, nach allen Seiten hinzudeuten, sich in Anspielungen zu ergehen, welche der kontinentale Leser wol schwerlich alle sich zurecht legen könnte. Mannichfaltige Stellen so verstorbener als lebender Poeten und Schriftsteller aller Art, besonders auch volksmäßige Sprüchlein und Redensarten verflicht er in seinen Vortrag, welche nicht auf uns wirken; da wir denn, wie immer in solchen Fällen, nur das Allgemeinere, weniger Bedeutende uns aneignen können.

Wie man aber nach und nach vorgemeldete Schwierigkeiten überwindet, so gesteht man dem Autor wie dem Skizzisten Geist und Talent sehr gerne zu. Die prosaischen Aufsätze sind lebhaft humoristisch, aber mäßig, nicht frazenhaft; der Klopffechter bleibt bei der Klinge. Die Gedichte zeugen zwar von keinem tiefen poetischen Sinn; aber man freut sich an einem klaren, freien Blick auf die vorliegende Welt.

Vorzüglich brav ist er zur See. Ebb' und Fluth, Wogen und Sturm, Schaum und Gischt weiß er recht gut zu malen und an Ort und Stelle gehörig zu brauchen; nur zieht er zuletzt Alles, selbst was sich zum Erhabenen hinneigt, ins Absurd-Possenhafte, welches denn beim ersten Aufschlagen sogleich einem jeden Leser zum Voraus angekündigt ist.

Zu S. 771. Kindel Werke, VI. Bd. 1833. Th. II. S. 175.
Der Autor war Hood.

208.

The Foreign Quarterly Review.

Nr. I. Juli 1827.

Vor allen Dingen berührt uns, wie in dieser Zeitschrift die sittlich-ästhetischen Bemühungen der Deutschen aufgenommen und angesehen sind. Der Referent dieses Faches ist ein merkwürdiger Mann, dem wir noch gar manche Aufklärung über uns selbst und Andere verdanken werden.

In dem ersten Aufsatz, überschrieben: On the Supernatural in fictitious Compositions, welches wir übersetzen möchten: das Uebernatürliche in fabelhaften Erzählungen, hat er von den Werken unseres Hoffmann's den Anlaß genommen, seine Gedanken auszusprechen.

Statt aller Definition und Erklärung trägt er eine kurze Geschichte vor, wodurch das natürlich Wahre des Ahnungsvollen und Schauderhaften vor den Geist gebracht wird; sodann zeigt er, wie von hier an die Einbildungskraft immer vorschreite, bis sie endlich, wenn sie keine höhere bändigende Kunst anerkennt, sich ganz und gar ins Falsche verliert, das Gräßliche, Schreckliche ins Unnatürliche und Unmögliche steigert und zuletzt ganz und gar Unerträgliches hervorbringt.

Der Verfasser dieses Aufsatzes hat eine eigene Art von Kritik; es ist dieselbe, welche das Tageslicht ausübt, indem es die Gegenstände aller Art mit einer heitern Gleichgültigkeit beleuchtet und sie eben dadurch jedem Urtheil offenbar vorlegt. Hoffmann's talentreiches Naturell weiß er anzuerkennen; er begleitet ihn durch alle krankhaften Verirrungen mit freundlichem Bedauern bis zu den krampfhaften Aeußerungen eines vorzüglichen, auf den Tod gefolterten Wesens, wo er zuletzt auszurufen gedrungen ist: „Wir müssen uns von diesen Raserein lossagen, wenn wir nicht selbst toll werden wollen."

Hören wir ihn ferner: „Es ist unmöglich, Märchen dieser Art irgend einer Kritik zu unterwerfen; es sind nicht die Gesichte eines poetischen Geistes, sie haben kaum so viel scheinbaren Gehalt, als den Verrücktheiten eines Mondsüchtigen allenfalls

---

Zu 208. Goethe's Nachgel. Werke, VI. Bd. 1833. T. A. S. 270 bis 274.

Der Aufsatz On the Supernatural in fictitious Compositions ist von W. Scott.

zugestanden würde; es sind fieberhafte Träume eines leichtbeweglichen, kranken Gehirns, denen wir, wenn sie uns gleich durch ihr Wunderliches manchmal aufregen oder durch ihr Seltsames überraschen, niemals mehr als eine augenblickliche Aufmerksamkeit widmen können. Fürwahr, die Begeisterungen Hoffmann's gleichen oft den Einbildungen, die ein unmäßiger Gebrauch des Opiums hervorbringt, und welche mehr den Beistand des Arztes als des Kritikers fordern möchten. Und wenn wir auch anerkennen, daß der Autor, wenn er seiner Einbildungskraft ernster gebeten hätte, ein Schriftsteller der ersten Bedeutung geworden wäre, so dürfte er doch, indem er dem kranken Zustand seines zerrütteten Wesens nachhängt, jener grenzenlosen Lebhaftigkeit der Gedanken und Auffassungen als anheimgegeben erscheinen, welche der berühmte Nicolai, nachdem er viel davon gelitten, doch endlich zu besiegen das Glück hatte. Blutentleerungen und sonstige Reinigungen, verbunden mit gesunder Philosophie und überlegter Beobachtung, würden unsern Hoffmann, wie jenen bedeutenden Schriftsteller, zu einem gesunden Geisteszustand wieder zurückgebracht haben, und seine Einbildungskraft, in einem gleichen und stätigen Flug sich bewegend, hätte vielleicht das höchste Ziel poetischer Kunst erreicht. Seine Werke jedoch, wie sie gegenwärtig liegen, dürften nicht als Muster der Nachahmung aufzustellen sein, vielmehr als Warnungstafeln, die uns anschaulich machen, wie die fruchtbarste Einbildungskraft erschöpft werden kann durch einen leichtsinnigen Verschwendungstrieb des Besitzers."

Wir können den reichen Inhalt dieses Artikels unsern Lesern nicht genugsam empfehlen; denn welcher treue, für Nationalbildung besorgte Theilnehmer hat nicht mit Trauer gesehen, daß die krankhaften Werke jenes leidenden Mannes lange Jahre in Deutschland wirksam gewesen und solche Verirrungen als bedeutend fördernde Mängkeiten gesunden Gemüthern eingeimpft worden!

Wir wollen noch einige gelegentliche Betrachtungen hinzufügen.

*

Wenn man auch keine Art der Produktion aus dem Reiche der Literatur ausschließen kann und soll, so beliebt denn doch

Ueber Nicolai's Ernüchterung durch Blutentleerung scherzt Goethe in der „Walpurgisnacht" (Werke, XII [1914]).

das immerfort sich wiederholende Unheil darin, daß, wenn irgend eine Art von wunderlicher Komposition sich hervortut, der Verfasser von dem einmal betretenen Pfade nicht weichen kann und mag; wobei das Schlimmste ist, daß er gar viele mit mehr oder weniger Talent begabte Zeitgenossen nach sich reißt.

Würden vorzügliche Geister sich auf mehr als eine Weise versuchen, so würden sie sich und Andere überzeugen können, daß durch mannichfaltige Uebung der Geist ebenso vielseitig wirksam werden kann, als er durch vielfache Studien an Klarheit und Umsicht gewinnt.

*

Daß eine gewisse humoristische Anmuth aus der Verbindung des Unmöglichen mit dem Gemeinen, des Unerhörten mit dem Gewöhnlichen entspringen könne, davon hat der Verfasser der neuen Melusina ein Zeugniß zu geben getrachtet. Er hütete sich aber, den Versuch zu wiederholen, weil das Unternehmen schwieriger ist, als man denkt.

*

In diesem Bezug, obgleich etwas ferner liegend, finden wir eins der Grimmischen Kindermärchen zu empfehlen, wo der naturfeste Bauerjunge, der immer von Schaudern (Grieseln) hört und, höchst neugierig, was denn das eigentlich für eine Empfindung sei, die gespensterhaftesten Abenteuer mit realistischer Gemüthsruhe besteht und durch eine Reihe der fürchterlichsten Zustände hindurch, bei welchem dem Leser wirklich schaudert, seinen reinen Prosaismus bewährt, einen Tod- und Teufelsspuk als ganz etwas Gemeines behandelt und im höchsten Glück sich nicht beruhigen kann, daß ihm eine solche Erfahrung nicht hat werden wollen, bis er endlich durch einen absurden Weiberspaß belehrt wird, was denn eigentlich Schaudern sei.

Der Gegensatz von Aeußerem und Innerem, von Einbildungskraft und Derbheit, von unverwüstlichem, gesundem Sinn und gespenstischem Trug kann nicht besser dargestellt werden. Ja, daß er zuletzt nur auf eine ganz reale Weise zu beruhigen ist, finden wir meisterhaft erfunden, und so platt die Auflösung scheinen mag, getrauen wir uns doch, sie als höchst geistreich anzurühmen.

Die neue Melusina s. Werke, XVIII. S. 339 bis 343.

209.

Edinburgh Reviews.

Des Edinburgh Review, sodann der dortigen Foreign- und Foreign Quarterly Reviews, dürfen wir diesmal nur flüchtig erwähnen.

Diese Zeitschriften, wie sie sich nach und nach ein größeres Publikum gewinnen, werden zu einer gedeihlichen allgemeinen Weltliteratur auf das Wirksamste beitragen; nur wiederholen wir, daß nicht die Rede sein könne, die Nationen sollen übereinander denken, sondern sie sollen nur einander gewahr werden, sich begreifen und, wenn sie sich wechselseitig nicht lieben mögen, sich einander wenigstens dulden lernen. Wenn nun diesmal mehrere Gesellschaften, welche die britischen Inseln mit dem Ausland bekannt zu machen die Absicht haben, in sich selbst wirklich übereinstimmend erfunden werden, so erfahren wir Ausländer dadurch, wie man dort gesinnt ist, wie man denkt und urtheilt. Im Ganzen gestehen wir gern, daß sie höchst ernst, aufmerksam, mit Fleiß, umsichtig und allgemein wohlwollend zu Werke gehen, und für uns wird das Resultat sein, daß wir über unsre eigne kaum vergangene Literatur, die wir gewissermaßen schon beseitigt haben, wiederum zu denken und neue Betrachtungen anzustellen genöthigt werden. Bemerkenswerth ist besonders die bedeutende Art, irgend einen namhaften Autor zum Grunde zu legen und das ganze Revier, worin derselbige wirkt, bei dieser Gelegenheit zu überschauen.

Von Wilhelm Hoffmann's Werken ausgehend, sprechen sie von der Zulässigkeit des Uebernatürlichen in erfundenen Dichtungen (on the Supernatural in fictitious Compositions). Bei den poetischen Leistungen von Ernst Schulze kommt die Einwirkung Wieland's durch Beispiel, die Theilnahme Bouterweks durch freundschaftlich belehrenden Umgang zur Sprache. Ahasverus von Klingemann giebt Gelegenheit, das neuere deutsche Trauerspiel, sein Bestreben und Unternehmen darzustellen.

Zu 209. Ueb. Kunst u. Alterth., VI. Bd. 1. Hft. 1828. S. 206 ff.

Im Text hat der Aufsatz gar keine Ueberschrift, im Inhaltsverzeichniß des Hefts die obige.

Viktor Cousin's philosophische Fragmente geben Anlaß, ungünstig von der deutschen Philosophie überhaupt zu sprechen und sich zuletzt für Jacobi's Gefühlslehre zu erklären. Briefe eines deutschen Reisenden veranlassen den Referenten, auf die Seite Derjenigen zu treten, welche Deutschland gern als eine große Einheit sehen möchten und als Mittelpunkt derselben uns eine große Hauptstadt wünschen. Bei den Assassinen des Herrn von Hammer, denen man alle Gerechtigkeit widerfahren läßt, wird bemerkt, daß er denn doch zu sehr als Parteischriftsteller auftrete und den Widerwillen gegen die neusten geheimen Gesellschaften in jene Zeiten hinübertrage.

Ein Aufsatz, der von einigen Schriften, welche Franz Horn angezeigt, ausgeht, beschäftigt sich, diese im Rücken lassend, gleichfalls auf eine höchst merkwürdige Weise, die Labyrinthe deutscher Denkart und Kunst zu durchwandern und darzustellen. Werner's Leben und Schriften scheinen sie mit dem billigsten Ernst behandelt zu haben; aber wir gestehen gern, daß uns der Muth fehlte, jenen Komplex von Vorzügen, Verirrungen, Thorheiten, Talenten, Mißgriffen und Extravaganzen, Frömmlichkeiten und Verwegenheiten, an denen wir mehrere Jahre bei redlich menschlicher Theilnahme bitterlich gelitten, nochmals historisch-kritisch gelassenen Schrittes zu verfolgen.

Aber die Handelsweise jener Kunstrichter fordert in vielfachem Sinne unsere Aufmerksamkeit. Bei mannichfaltigem Abweichen deuten doch die in den Hauptpunkten übereinstimmenden Urtheile auf eine, wo nicht geschlossene Gesellschaft, doch auf eine Anzahl in gleichem Sinn und auf gleiche Weise herangewachsener Zeitgenossen. Bewundernswürdig ist der redliche Fleiß, sind die sorgfältigen Bemühungen, die sie anwenden, sich in unsern verwickelten ästhetisch-literarischen Zuständen umzuschauen, sie von einem höhern Standpunkte mit Gerechtigkeit und Billigkeit zu überblicken, daher wir denn noch öfters darauf zurückzukehren hoffen dürfen.

Cousin's Fragments philosophiques — 1826. — Hammer's Geschichte der Assassinen — 1818.

210.

German Romance. Volumes IV. Edinburgh 1827.

Um den Sinn dieses Titels im Deutschen wiederzugeben, müßten wir allenfalls sagen: Musterstücke romantischer, auch märchenhafter Art, ausgewählt aus den Werken deutscher Autoren, welche sich in diesem Fache hervorgethan haben; sie enthalten kleinere und größere Erzählungen von Musäus, Tieck, Hoffmann, Jean Paul Richter und Goethe in freier, anmuthiger Sprache. Merkwürdig sind die einem jeden Autor vorgesetzten Notizen, die man, sowie die Schillerische Biographie, gar wohl rühmen, auch unsern Tagesblättern und Heften zu Uebersetzung und Mittheilung, wenn es nicht etwa schon uns unbewußt geschehen ist, empfehlen darf. Die Lebenszustände und Ereignisse sind mit Sorgfalt dargestellt und geben von dem individuellen Charakter eines Jeden, von der Einwirkung desselben auf seine Schriften genugsame Vorkenntniß. Hier sowol wie in der Schillerischen Biographie beweist Herr Carlyle eine ruhige, klare, innige Theilnahme an dem deutschen poetisch-literarischen Beginnen; er giebt sich hin an das eigenthümliche Bestreben der Nation; er läßt den Einzelnen gelten, Jeden an seiner Stelle, und schlichtet hiedurch gewissermaßen den Konflikt, der innerhalb der Literatur irgend eines Volkes unvermeidlich ist; denn leben und wirken heißt ebenso viel, als Partei machen und ergreifen. Niemand ist zu verdenken, wenn er um Platz und Rang kämpft, der ihm seine Existenz sichert und einen Einfluß verschafft, der auf eine glückliche weitere Folge hindeutet.

Trübt sich nun hiedurch der Horizont einer innern Literatur oft viele Jahre lang, der Fremde läßt Staub, Dunst und Nebel sich setzen, zerstreuen und verschwinden und sieht jene fernen Regionen vor sich aufgeklärt mit ihren lichten und beschatteten Stellen mit einer Gemüthsruhe, wie wir in klarer Nacht den Mond zu betrachten gewohnt sind.

Hier nun mögen einige Betrachtungen, vor längerer Zeit niedergeschrieben, eingeschaltet stehen, sollte man auch finden,

---

Zu 210. Ueb. Kunst u. Alterth., VI. Bds. 2. Heft. 1827. S. 279 bis 284. Goethe gedenkt dieses Werkes im Brief an Boisserée vom 25. Juni 1827.

daß ich mich wiederhole, wenn man nur zugleich gesteht, daß Wiederholung irgend zum Nutzen gereichen könne.

Offenbar ist das Bestreben der besten Dichter und ästhetischen Schriftsteller aller Nationen schon seit geraumer Zeit auf das allgemein Menschliche gerichtet. In jedem Besondern, es sei nun historisch, mythologisch, fabelhaft, mehr oder weniger willkürlich ersonnen, wird man durch Nationalität und Persönlichkeit hin jenes Allgemeine immer mehr durchleuchten und durchscheinen sehen.

Da nun auch im praktischen Lebensgange ein Gleiches obwaltet und durch alles irdisch Rohe, Wilde, Grausame, Falsche, Eigennützige, Lügenhafte sich durchschlingt und überall einige Milde zu verbreiten trachtet, so ist zwar nicht zu hoffen, daß ein allgemeiner Friede dadurch sich einleite, aber doch, daß der unvermeidliche Streit nach und nach läßlicher werde, der Krieg weniger grausam, der Sieg weniger übermüthig.

Was nun in den Dichtungen aller Nationen hierauf hindeutet und hinwirkt, dies ist es, was die Uebrigen sich anzueignen haben. Die Besonderheiten einer jeden muß man kennen lernen, um sie ihr zu lassen, um gerade dadurch mit ihr zu verkehren; denn die Eigenheiten einer Nation sind wie ihre Sprache und ihre Münzsorten: sie erleichtern den Verkehr, ja sie machen ihn erst vollkommen möglich.

Eine wahrhaft allgemeine Duldung wird am Sichersten erreicht, wenn man das Besondere der einzelnen Menschen und Völkerschaften auf sich beruhen läßt, bei der Ueberzeugung jedoch festhält, daß das wahrhaft Verdienstliche sich dadurch auszeichnet, daß es der ganzen Menschheit angehört. Zu einer solchen Vermittelung und wechselseitigen Anerkennung tragen die Deutschen seit langer Zeit schon bei. Wer die deutsche Sprache versteht und studirt, befindet sich auf dem Markte, wo alle Nationen ihre Waaren anbieten; er spielt den Dolmetscher, indem er sich selbst bereichert.

Und so ist jeder Uebersetzer anzusehen, daß er sich als Vermittler dieses allgemein geistigen Handels bemüht und den Wechseltausch zu befördern sich zum Geschäft macht; denn was man auch von der Unzulänglichkeit des Uebersetzens sagen mag, so ist und bleibt es doch eines der wichtigsten und würdigsten Geschäfte in dem allgemeinen Weltverkehr.

Der Koran sagt: „Gott hat jedem Volke einen Propheten gegeben in seiner eigenen Sprache.“ So ist jeder Uebersetzer

ein Prophet in seinem Volke. Luther's Bibelübersetzung hat die größten Wirkungen hervorgebracht, wenn schon die Kritik daran bis auf den heutigen Tag immerfort bedingt und mäkelt. Und was ist denn das ganze ungeheure Geschäft der Bibelgesellschaft anders, als das Evangelium einem jeden Volke, in seine Sprache und Art gebracht, zu überliefern?

211.

The Life of Friedrich Schiller. Comprehending an examination of his works. London 1825.

Von dieser Biographie Schiller's wäre nur das Beste zu sagen; sie ist merkwürdig, indem sie ein genaues Studium der Lebensvorfälle unseres Dichters beweist, sowie denn auch das Studium der Dichtungen unseres Freundes und eine innige Theilnahme an denselben aus diesem Werke hervorgeht. Bewundernswürdig ist es, wie sich der Verfasser eine genügende Einsicht in den Charakter und das hohe Verdienst dieses Mannes verschafft, so klar und so gehörig, als es kaum aus der Ferne zu erwarten gewesen.

Hier bewahrheitet sich jedoch ein altes Wort: Der gute Wille hilft zu vollkommener Kenntniß. Denn gerade, daß der Schottländer den deutschen Mann mit Wohlwollen anerkennt, ihn verehrt und liebt, dadurch wird er dessen treffliche Eigenschaften am Sichersten gewahr und vermag sich zu einer Klarheit über seinen Gegenstand zu erheben, zu der sogar Landsleute des Trefflichen in früheren Tagen nicht gelangen konnten. Denn die Mitlebenden werden an vorzüglichen Menschen gar leicht irre; das Besondere der Person stört sie, das laufende bewegliche Leben verrückt ihre Standpunkte, hindert das Kennen und Anerkennen eines solchen Mannes. Dieser aber war von so außerordentlicher Art, daß der Biograph die Idee eines vorzüglichen Mannes vor Augen halten und sie durch individ-

---

Zu 211. Neb. Kunst und Alterth., VI. Bds. 2. Hft. 1828. S. 227 f. Der Verfasser ist Carlyle.

Stammbuchs-Weihe.*)

Meinem lieben Wölfchen.

Den 29. März 1826.

Eile, Freunden Dies zu reichen,
Bitte sie um eilig Zeichen,
Eilig Zeichen, daß sie lieben!
Lieben, das ist schnell geschrieben;
Feder aber darf nicht weilen,
Liebe will vorübereilen.

An die Sängerin Henriette Sontag.**)

Juli 1826.

Ging zum Pindus, Dich zu schildern;
Doch geschah's zu meiner Qual:
Unter neun Geschwister-Bildern
Wogte zweifelnd Wahl um Wahl.
Phöbus mahnt mich ab vom Streben:
Sie gehört zu unserm Reich;
Mag sie sich hieher begeben,
Findet wol sich der Vergleich.

An Frau Milder***)

mit einem Exemplar der Iphigenie.

Juli 1826.

Dies unschuldvolle fromme Spiel,
Das edlen Beifall sich errungen,
Erreichte doch ein höhres Ziel:
Von Gluck betont, von Dir gesungen.

---

*) Gedruckt in den Nachgel. W. 1833. Von Goethe seinem Enkel Wolfgang Max, geboren am 18. September 1820, gewidmet.

**) Gedruckt in den Nachgel. W. 1833. — Die gefeierte Sängerin, über die Goethe besonders in einem Briefe an Zelter vom 6. September 1826 urtheilt, war im Laufe des Sommers zweimal in Weimar, in Goethe's Hause zuletzt am 5. September.

***) Gedruckt in den Nachgel. W. 1833. — Frau Anna Milder-Hauptmann war seit 1808 als Opernsängerin in Wien und Berlin thätig. — Goethe hörte sie im Sommer 1823 in Marienbad und versprach Zelter, ihr durch ihn „das erste Blättchen, das ihrer nicht ganz unwerth sei," zu senden, da sie etwas von seiner Hand verlangt habe. Vgl. Briefwechsel III, 229.

duelle Schicksale und Leistungen durchführen konnte und sein Tagewerk dergestalt vollbracht sah.

212.

Vorwort zu:

Thomas Carlyle, Leben Schiller's, aus dem Englischen; eingeleitet durch Goethe. Frankfurt a. M. 1830.

Der hochansehnlichen Gesellschaft für ausländische schöne Literatur zu Berlin.

Als gegen Ende des vergangenen Jahres ich die angenehme Nachricht erhielt, daß eine mir freundlich bekannte Gesellschaft, welche bisher ihre Aufmerksamkeit inländischer Literatur gewidmet hatte, nunmehr dieselbe auf die ausländische zu wenden gedenke, konnte ich in meiner damaligen Lage nicht ausführlich und gründlich genug darlegen, wie sehr ich ein Unternehmen, bei welchem man auch meiner auf das Geneigteste gedacht hatte, zu schätzen wisse.

Selbst mit gegenwärtigem öffentlichen Ausdruck meines dankbaren Antheils geschieht nur fragmentarisch, was ich im bessern Zusammenhang zu überliefern gewünscht hätte. Ich will aber auch das, wie es mir vorliegt, nicht zurückweisen, indem ich meinen Hauptzweck dadurch zu erreichen hoffe, daß ich nämlich meine Freunde mit einem Manne in Berührung bringe, welchen ich unter Diejenigen zähle, die in spätern Jahren sich an mich thätig angeschlossen, mich durch eine mitschreitende Theilnahme zum Handeln und Wirken aufgemuntert und durch ein edles, reines, wohlgerichtetes Bestreben wieder selbst verjüngt, mich, der ich sie heranzog, mit sich fortgezogen haben. Es ist der Verfasser des hier übersetzten Werkes, Herr Thomas Carlyle, ein Schotte, von dessen Thätigkeit und Verzügen, sowie von dessen näheren Zuständen nachstehende Blätter ein Mehreres eröffnen werden.

Zu 212. Th. Carlyle, Leben Schiller's, aus dem Englischen; eingel. durch Goethe. 1830. S. III bis XXIV. Die Widmung „Der hochansehnlichen ꝛc." steht auf besondrem Blatt.

Wie ich denselben und meine Berliner Freunde zu kennen glaube, so wird zwischen ihnen und ihm eine frohe wirksame Verbindung sich einleiten, und beide Theile werden, wie ich hoffen darf, in einer Reihe von Jahren sich dieses Vermächtnisses und seines fruchtbaren Erfolges zusammen erfreuen, so daß ich ein fortdauerndes Andenken, um welches ich hier schließlich bitten möchte, schon als dauernd gegönnt mit anmuthigen Empfindungen vorausgenießen kann.

In treuer Anhänglichkeit und Theilnahme

Weimar, April 1830.

J. W. v. Goethe.

*

Es ist schon einige Zeit von einer allgemeinen Weltliteratur die Rede, und zwar nicht mit Unrecht; denn die sämmtlichen Nationen, in den fürchterlichsten Kriegen durcheinandergeschüttelt, sodann wieder auf sich selbst einzeln zurückgeführt, hatten zu bemerken, daß sie manches Fremde gewahr worden, in sich aufgenommen, bisher unbekannte geistige Bedürfnisse hie und da empfunden. Daraus entstand das Gefühl nachbarlicher Verhältnisse, und anstatt daß man sich bisher zugeschlossen hatte, kam der Geist nach und nach zu dem Verlangen, auch in den mehr oder weniger freien geistigen Handelsverkehr mit aufgenommen zu werden.

Diese Bewegung währt zwar erst eine kurze Weile, aber doch immer lang genug, um schon einige Betrachtungen darüber anzustellen und aus ihr baldmöglichst, wie man es im Waarenhandel ja auch thun muß, Vortheil und Genuß zu gewinnen.

*

Gegenwärtiges zum Andenken Schiller's geschriebene Werk kann überseht für uns kaum etwas Neues bringen; der Verfasser nahm seine Kenntnisse aus Schriften, die uns längst bekannt sind, sowie denn auch überhaupt die hier verhandelten Angelegenheiten bei uns öfters durchgesprochen und durchgefochten worden.

Was aber den Verehrern Schiller's, und also einem jeden Deutschen, wie man kühnlich sagen darf, höchst erfreulich sein muß, ist: unmittelbar zu erfahren, wie ein zartfühlender, strebsamer, einsichtiger Mann über dem Meere in seinen besten

Jahren, durch Schiller's Produktionen berührt, bewegt, erregt und nun zum weitern Studium der deutschen Literatur angetrieben werden.

Mir wenigstens war es rührend, zu sehen, wie dieser rein und ruhig denkende Fremde selbst in jenen ersten, oft harten, fast rohen Produktionen unseres verewigten Freundes immer den edlen, wohldenkenden, wohlwollenden Mann gewahr ward und sich ein Ideal des vortrefflichsten Sterblichen an ihm auferbauen konnte.

Ich halte deshalb dafür, daß dieses Werk, als von einem Jüngling geschrieben, der deutschen Jugend zu empfehlen sein möchte; denn wenn ein munteres Lebensalter einen Wunsch haben darf und soll, so ist es der, in allem Geleisteten das Löbliche, Gute, Bildsame, Hochstrebende, genug das Ideelle, und selbst in dem nicht Musterhaften das allgemeine Musterbild der Menschheit zu erblicken.

*

Ferner kann uns dieses Werk von Bedeutung sein, wenn wir ernstlich betrachten, wie ein fremder Mann die Schillerischen Werke, denen wir so mannichfaltige Kultur verdanken, auch als Quelle der Seinigen schätzt, verehrt und dies ohne irgend eine Absicht rein und ruhig zu erkennen giebt.

Eine Bemerkung möchte sodann hier wol am Platze sein, daß sogar dasjenige, was unter uns beinahe ausgewirkt hat, nun gerade in dem Augenblicke, welcher auswärts der deutschen Literatur günstig ist, abermals seine kräftige Wirkung beginne und dadurch zeige, wie es auf einer gewissen Stufe der Literatur immer nützlich und wirksam sein werde.

So sind z. B. Herder's Ideen bei uns dergestalt in die Kenntnisse der ganzen Masse übergegangen, daß nur Wenige, die sie lesen, dadurch erst belehrt werden, weil sie durch hundertfache Ableitungen von demjenigen, was damals von großer Bedeutung war, in anderem Zusammenhange schon völlig unterrichtet worden. Dieses Werk ist vor Kurzem ins Französische übersetzt, wol in keiner andern Ueberzeugung, als daß tausend gebildete Menschen in Frankreich sich immer noch an diesen Ideen zu erbauen haben.

*

Die Uebersetzung von Herder's Ideen ins Französische | Nr. 188.

In Bezug auf das dem gegenwärtigen Bande vorgesetzte Bild sei Folgendes gemeldet. Unser Freund, als wir mit ihm in Verhältniß traten, war damals in Edinburgh wohnhaft, wo er, in der Stille lebend, sich im besten Sinne auszubilden suchte und, wir dürfen es ohne Ruhmredigkeit sagen, in der deutschen Literatur hiezu die meiste Förderniß fand.

Später, um sich selbst und seinen redlichen literarischen Studien unabhängig zu leben, begab er sich etwa zehen deutsche Meilen südlicher, ein eignes Besitzthum zu bewohnen und zu benutzen, in die Grafschaft Dumfries. Hier, in einer gebirgigen Gegend, in welcher der Fluß Nithe dem nahen Meere zuströmt, ohnfern der Stadt Dumfries, an einer Stelle, welche Craigenputtoch genannt wird, schlug er mit einer schönen und höchst gebildeten Lebensgefährtin seine ländlich einfache Wohnung auf, wovon treue Nachbildungen eigentlich die Veranlassung zu gegenwärtigem Vorworte gegeben haben.

*

Gebildete Geister, zartfühlende Gemüther, welche nach fernem Guten sich bestreben, in die Ferne Gutes zu wirken geneigt sind, erwehren sich kaum des Wunsches, von geehrten, geliebten, weitabgesonderten Personen das Porträt, sodann die Abbildung ihrer Wohnung, sowie der nächsten Zustände sich vor Augen gebracht zu sehen.

Wie oft wiederholt man noch heutiges Tags die Abbildung von Petrarch's Aufenthalt in Vaucluse, Tasso's Wohnung in Sorent! Und ist nicht immer die Bieler Insel, der Schutzort Rousseau's, ein seinen Verehrern nie genugsam dargestelltes Lokal?

In eben diesem Sinne hab' ich mir die Umgebungen meiner entfernten Freunde im Bilde zu verschaffen gesucht, und ich war um so mehr auf die Wohnung Hrn. Thomas Carlyle begierig, als er seinen Aufenthalt in einer fast rauhen Gebirgsgegend unter dem 55. Grade gewählt hatte.

Ich glaube durch solch eine treue Nachbildung der neulich eingesendeten Originalzeichnungen gegenwärtiges Buch zu zieren und dem jetzigen gefühlvollen Leser, vielleicht noch mehr dem künftigen einen freundlichen Gefallen zu erweisen und dadurch, sowie durch eingeschaltete Auszüge aus den Briefen des werthen Mannes das Interesse an einer edlen allgemeinen Länder- und Weltannäherung zu vermehren.

*

Thomas Carlyle an Goethe.

Craigenputtock, den 25. September 1828.

„Sie forschen mit so warmer Neigung nach unserem gegenwärtigen Aufenthalt und Beschäftigung, daß ich einige Worte hierüber sagen muß, da noch Raum dazu übrig bleibt. Dumfries ist eine artige Stadt mit etwa 15000 Einwohnern, und als Mittelpunkt des Handels und der Gerichtsbarkeit anzusehen eines bedeutenden Distrikts in dem schottischen Geschäftskreis. Unser Wohnort ist nicht darin, sondern 15 Meilen — zwei Stunden zu reiten — nordwestlich davon entfernt, zwischen den Granitgebirgen und dem schwarzen Meergestade, welche sich westwärts durch Galloway meist bis an die irische See ziehen. In dieser Wüste von Heide und Felsen stellt unser Besitzthum eine grüne Oase vor, einen Raum von geackertem, theilweise umzäunten und geschmückten Boden, wo Korn reift und Bäume Schatten gewähren, obgleich ringsumher von Seemöven und hartwolligen Schafen umgeben. Hier, mit nicht geringer Anstrengung, haben wir für uns eine reine, dauerhafte Wohnung erbaut und eingerichtet; hier wohnen wir, in Ermangelung einer Lehr- oder andern öffentlichen Stelle, um uns der Literatur zu befleißigen, nach eigenen Kräften uns damit zu beschäftigen. Wir wünschen, daß unsere Rosen- und Gartenbüsche fröhlich heranwachsen, dessen Gesundheit und eine friedliche Gemüthsstimmung um uns zu fördern. Die Rosen sind freilich zum Theil noch zu pflanzen; aber sie blühen doch schon in Hoffnung.

„Zwei leichte Pferde, die uns überall hintragen, und die Bergluft sind die besten Aerzte für zarte Nerven. Diese tägliche Bewegung, der ich sehr ergeben bin, ist meine einzige Zerstreuung; denn dieser Winkel ist der einsamste in Britannien, sechs Meilen von einer jeden Person entfernt, die mich allenfalls besuchen möchte. Hier würde sich Rousseau ebenso gut gefallen haben als auf seiner Insel St. Pierre.

„Fürwahr, meine südlichen Freunde schreiben mein Hierbergehen einer ähnlichen Gesinnung zu und weissagen mir nichts Gutes; aber ich zog hierher allein zu dem Zweck, meine Lebensweise zu vereinfachen und eine Unabhängigkeit zu erwerben, damit ich mir selbst treu bleiben könne. Dieser Erdraum ist unser; hier können wir leben, schreiben und denken, wie es uns

am Beſten däucht, und wenn Zoilus ſelbſt König der Literatur werden ſollte.

„Auch iſt die Einſamkeit nicht ſo bedeutend; eine Lohnkutſche bringt uns leicht nach Edinburgh, das wir als unſer britiſch Weimar anſehen. Habe ich denn nicht auch gegenwärtig eine ganze Ladung von franzöſiſchen, deutſchen, amerikaniſchen, engliſchen Journalen und Zeitſchriften, von welchem Werth ſie auch ſein mögen, auf den Tiſchen meiner kleinen Bibliothek aufgehäuft!

„Auch an altertümlichen Studien fehlt es nicht. Von einigen unſrer Höhen entdeck' ich, ohngefähr eine Tagereiſe weſtwärts, den Hügel, wo Agricola und ſeine Römer ein Lager zurückließen; am Fuße deſſelben war ich geboren, wo Vater und Mutter noch leben, um mich zu lieben. Und ſo muß man die Zeit wirken laſſen. Doch wo geräth' ich hin! Laſſen Sie mich noch geſtehen: ich bin ungewiß über meine künftige literariſche Thätigkeit, worüber ich gern Ihr Urtheil vernehmen möchte; gewiß ſchreiben Sie mir wieder und bald, damit ich mich immer mit Ihnen vereint fühlen möge."

•

Wir nach allen Seiten hin wohlgeſinnten, nach allgemeinſter Bildung ſtrebenden Deutſchen, wir wiſſen ſchon ſeit vielen Jahren die Verdienſte würdiger ſchottiſcher Männer zu ſchätzen. Uns blieb nicht unbekannt, was ſie früher in den Naturwiſſenſchaften geleiſtet, woraus denn nachher die Franzoſen ein ſo großes Uebergewicht erlangten.

In der neuern Zeit verfehlten wir nicht, den löblichen Einfluß anzuerkennen, den ihre Philoſophie auf die Sinnesänderung der Franzoſen ausübte, um ſie von dem ſtarren Senſualism zu einer geſchmeidigern Denkart auf dem Wege des gemeinen Menſchenverſtandes hinzuleiten. Wir verdankten ihnen gar manche gründliche Einſicht in die wichtigſten Fächer britiſcher Zuſtände und Bemühungen.

Dagegen mußten wir vor nicht gar langer Zeit unſre ethiſch-äſthetiſchen Beſtrebungen in ihren Zeitſchriften auf eine Weiſe behandelt ſehen, wo es zweifelhaft blieb, ob Mangel an Einſicht oder böſer Wille dabei obwaltete, ob eine oberflächliche, nicht genug durchdringende Anſicht oder ein widerwilliges Vorurtheil im Spiele ſei. Dieſes Ereigniß haben wir jedoch geduldig abgewartet, da uns ja dergleichen im eignen Vaterlande zu ertragen genugſam von je her auferlegt werden.

In den letzten Jahren jedoch erfreuen uns aus jenen Gegenden die liebevollsten Blicke, welche zu erwidern wir uns verpflichtet fühlen, und worauf wir in gegenwärtigen Blättern unsre wohldenkenden Landsleute, insofern es nöthig sein sollte, aufmerksam zu machen gedenken.

*

Herr Thomas Carlyle hatte schon den Wilhelm Meister übersetzt und gab sodann vorliegendes Leben Schiller's im Jahre 1825 heraus.

Im Jahre 1827 erschien German Romance in vier Bänden, wo er aus den Erzählungen und Märchen deutscher Schriftsteller, als Musäus, La Motte Fouqué, Tieck, Hoffmann, Jean Paul und Goethe, herausgab, was er seiner Nation am Gemäßesten zu sein glaubte.

Die einer jeden Abtheilung vorausgeschickten Nachrichten von dem Leben, den Schriften, der Richtung des genannten Dichters und Schriftstellers geben ein Zeugniß von der einfach wohlwollenden Weise, wie der Freund sich möglichst von der Persönlichkeit und den Zuständen eines Jeden zu unterrichten gesucht, und wie er dadurch auf den rechten Weg gelangt, seine Kenntnisse immer mehr zu vervollständigen.

In den Edinburgher Zeitschriften, vorzüglich in denen, welche eigentlich fremder Literatur gewidmet sind, finden sich nun, außer den schon genannten deutschen Autoren, auch Ernst Schulze, Klingemann, Franz Horn, Zacharias Werner, Graf Platen und manche Andere von verschiedenen Referenten, am Meisten aber von unserm Freunde beurtheilt und eingeführt.

Höchst wichtig ist bei dieser Gelegenheit zu bemerken, daß sie eigentlich ein jedes Werk nur zum Text und Gelegenheit nehmen, um über das eigentliche Feld und Fach, sowie alsdann über das besondere Individuelle ihre Gedanken zu eröffnen und ihr Gutachten meisterhaft abzuschließen.

Diese Edinburgh Reviews, sie seien dem Innern und Allgemeinen oder den auswärtigen Literaturen besonders gewidmet, haben Freunde der Wissenschaften aufmerksam zu beachten; denn es ist höchst merkwürdig, wie der gründlichste Ernst mit der freisten Uebersicht, ein strenger Patriotismus mit einem einfachen, reinen Freisinn in diesen Vorträgen sich gepaart findet.

*

William Meister's Apprenticeship erschien in Carlyle's Uebersetzung 1824 zu Edinburgh.

Genießen wir nun von dort in demjenigen, was uns hier so nah angeht, eine reine, einfache Theilnahme an unsern ethisch-ästhetischen Bestrebungen, welche für einen besondern Charakterzug der Deutschen gelten können, so haben wir uns gleichfalls nach dem umzusehen, was ihnen dort von dieser Art eigentlich am Herzen liegt. Wir nennen hier gleich den Namen Burns, von welchem ein Schreiben des Herrn Carlyle's folgende Stelle enthält:

„Das einzige einigermaßen Bedeutende, was ich seit meinem Hiersein schrieb, ist ein Versuch über Burns. Vielleicht habt Ihr niemals von diesem Mann gehört, und doch war er einer der entschiedensten Genies, aber in der tiefsten Klasse der Landleute geboren und durch die Verwicklungen sonderbarer Lagen zuletzt jammervoll zu Grunde gerichtet, so daß, was er wirkte, verhältnißmäßig geringfügig ist; er starb in der Mitte der Mannsjahre (1796).

„Wir Engländer, besonders wir Schottländer, lieben Burns mehr als irgend einen Dichter seit Jahrhunderten. Oft war ich von der Bemerkung betroffen, er sei wenig Monate vor Schiller, in dem Jahr 1759, geboren, und Keiner dieser Beiden habe jemals des Andern Namen vernommen. Sie glänzten als Sterne in entgegengesetzten Hemisphären, oder, wenn man will, eine trübe Erdatmosphäre fing ihr gegenseitiges Licht auf."

Mehr jedoch als unser Freund vermuthen mochte, war uns Robert Burns bekannt. Das allerliebste Gedicht John Barley-Corn war anonym zu uns gekommen, und verdienterweise geschätzt, veranlaßte solches manche Versuche, unserer Sprache es anzueignen. Hans Gerstenkorn, ein wackerer Mann, hat viele Feinde, die ihn unablässig verfolgen und beschädigen, ja zuletzt gar zu vernichten drohen. Aus allen diesen Unbilden geht er aber doch am Ende triumphirend hervor, besonders zu Heil und Fröhlichkeit der leidenschaftlichen Biertrinker. Gerade in diesem heitern genialischen Anthropomorphismus zeigt sich Burns als wahrhaften Dichter.

Auf weitere Nachforschung fanden wir dieses Gedicht in der Ausgabe seiner poetischen Werke von 1822, welcher eine Skizze seines Lebens voranging, die uns wenigstens von den Aeußerlichkeiten seiner Zustände bis auf einen gewissen Grad belehrte. Was wir von seinen Gedichten uns aneignen konnten, überzeugte uns von seinem außerordentlichen Talent, und wir bedauerten, daß uns die schottische Sprache gerade da hinderlich

war, wo er des reinsten, natürlichsten Ausdrucks sich gewiß bemächtigt hatte. Im Ganzen jedoch haben wir unsre Studien so weit geführt, daß wir die nachstehende rühmliche Darstellung auch als unsrer Ueberzeugung gemäß unterschreiben können.

Inwiefern übrigens unser Burns auch in Deutschland bekannt sei, mehr als das Notwendigste darüber von ihm überliefert, wüßte ich, als der neuern literarischen Bewegungen in Deutschland unkundig, nicht zu sagen; auf alle Fälle jedoch gedenke ich die Freunde auswärtiger Literatur auf die kürzesten Wege zu weisen: The Life of Robert Burns. By J. G. Lockhart. Edinburgh 1828, recensirt von unserm Freunde im Edinburgh Review, December 1828.

Nachfolgende Stellen, daraus übersetzt, werden den Wunsch, das Ganze und den genannten Mann auf jede Weise zu kennen, hoffentlich lebhaft erregen.

*

„Burns war in einem höchst prosaischen Zeitalter, dergleichen Britannien nur je erlebt hatte, geboren, in den allerungünstigsten Verhältnissen, wo sein Geist, nach hoher Bildung strebend, ihr unter dem Druck täglich harter körperlicher Arbeit nachzuringen hatte, ja unter Mangel und trostlosesten Aussichten auf die Zukunft, ohne Förderniß als die Begriffe, wie sie in eines armen Mannes Hütte wohnen, und allenfalls die Reime von Ferguſſon und Ramſay, als das Panier der Schönheit aufgesteckt. Aber unter diesen Lasten versinkt er nicht; durch Nebel und Finsterniß einer so düstern Region entdeckt sein Adlerauge die richtigen Verhältnisse der Welt und des Menschenlebens; er wächst an geistiger Kraft und drängt sich mit Gewalt zu verständiger Erfahrung. Angetrieben durch die unwiderstehliche Regsamkeit seines inneren Geistes, strauchelt er vorwärts und zu allgemeinen Ansichten, und mit stolzer Bescheidenheit reicht er uns die Frucht seiner Bemühungen, eine Gabe dar, welche nunmehr durch die Zeit als unvergänglich anerkannt worden.

„Ein wahrer Dichter, ein Mann, in dessen Herzen die Anlage eines reinen Wissens keimt, die Töne himmlischer Melodien vorklingen, ist die köstlichste Gabe, die einem Zeitalter mag verliehen werden. Wir sehen in ihm eine freiere, reinere Entwicklung Alles dessen, was in uns das Edelste zu nennen ist; sein

Die Beschäftigung mit dem Leben von R. Burns sowie mit schottischen Balladen findet sich in Goethe's Tagebuch am 9. Okt. 1828 angemerkt.

Leben ist uns ein reicher Unterricht, und wir betrauern seinen Tod als eines Wohlthäters, der uns liebte sowie belehrte.

„Solch eine Gabe hat die Natur in ihrer Güte uns an Robert Burns gegönnt; aber mit allzu vornehmer Gleichgiltigkeit warf sie ihn aus der Hand als ein Wesen ohne Bedeutung. Es war entstellt und zerstört, ehe wir es anerkannten; ein ungünstiger Stern hatte dem Jüngling die Gewalt gegeben, das menschliche Dasein ehrwürdiger zu machen; aber ihm war eine weibliche Führung seines eigenen nicht geworden. Das Geschick — denn so müssen wir in unserer Beschränktheit reden —, seine Fehler, die Fehler der Andern lasteten zu schwer auf ihm, und dieser Geist, der sich erheben hätte, wäre es ihm nur zu wandern geglückt, sank in den Staub, seine herrlichen Fähigkeiten wurden in der Blüthe mit Füßen getreten. Er starb, wir dürfen wol sagen, ohne jemals gelebt zu haben. Und so eine freundlich warme Seele, so voll von eingebornen Reichthümern, solcher Liebe zu allen lebendigen und leblosen Dingen! Das späte Tausendschönchen fällt nicht unbemerkt unter seine Pflugschar, so wenig als das wohlversorgte Nest der furchtsamen Feldmaus, das er hervorwühlt. Der wilde Anblick des Winters ergetzt ihn; mit einer trüben, oft wiederkehrenden Zärtlichkeit verweilt er in diesen ernsten Scenen der Verwüstung; aber die Stimme des Windes wird ein Psalm in seinem Ohr. Wie gern mag er in den sausenden Wäldern dahinwandern! denn er fühlt seine Gedanken erheben zu Dem, der auf den Schwingen des Windes einherschreitet. Eine wahre Poetenseele! sie darf nur berührt werden, und ihr Klang ist Musik.

„Welch ein warmes, allumfassendes Gleichheitsgefühl! Welche vertrauensvolle, grenzenlose Liebe! Welch edelmüthiges Ueberschätzen des geliebten Gegenstandes! Der Bauer, sein Freund, sein nußbraunes Mädchen sind nicht länger gering und dörflich, Held vielmehr und Königin; er rühmt sie als gleich würdig des Höchsten auf der Erde. Die rauhen Scenen schottischen Lebens sieht er nicht im arkadischen Lichte; aber in dem Rauche, in dem unebenen Tennenboden einer solchen rohen Wirthlichkeit findet er noch immer Liebenswürdiges genug. Armuth fürwahr ist sein Gefährte, aber auch Liebe und Muth zugleich; die einfachen Gefühle, der Werth, der Edelsinn, welche unter dem Strohdach wohnen, sind lieb und ehrwürdig seinem Herzen. Und so über die niedrigsten Regionen des menschlichen Daseins ergießt er die Glorie seines eigenen Gemüths, und sie

Goethe's Feder an .....*)

Juli 1806.

Was ich mich auch sonst erkühnt,
Jeder würde froh mich lieben,
Hätt' ich treu und frei geschrieben
All das Lob, das Du verdient.

Den Freunden

am 28. August 1826.**)

Des Menschen Tage sind verflochten,
Die schönsten Güter angefochten,
Es trübt sich auch der freiste Blick;
Du wandelst einsam und verdrossen,
Der Tag verschwindet ungenossen
In abgesondertem Geschick.

Wenn Freundes Antlitz Dir begegnet,
So bist Du gleich befreit, gesegnet,
Gemeinsam freust Du Dich der That.
Ein Zweiter kommt sich anzuschließen,
Mitwirken will er, mitgenießen,
Verdreifacht so sich Kraft und Rath.

Von äußerm Drang unangefochten
Bleibt, Freunde, so in Eins verflochten,
Dem Tage gönnet heitern Blick!
Das Beste schaffet unverdrossen;
Wohlwollen unirer Zeitgenossen,
Das bleibt zuletzt erprobtes Glück.

*) Gedruckt in den Nachgel. W. 1833. Die Zeitbestimmung nach der Ausgabe von 1856.

**) 1826 als Einzeldruck und in den Nachgel. W. 1833. An dem genannten Tage wurde Goethe's Geburtstag von der Berliner Mittwochs-Gesellschaft festlich begangen. Manche Mittheilungen darüber enthält der „Goethe-Zelter'sche Briefwechsel," einen ausführlichen Bericht die Hande- und Spener'sche Zeitung vom 30. August des obengenannten Jahres. Auch ist dies Gedicht vermuthlich Goethe's letzte Zusendung an Frau von Stein, welche am 6. Januar 1827 starb, wenn dasselbe, wie es wahrscheinlich ist, seinen Brief vom 29. August 1826 begleitete. Vgl. „Briefe an Frau von Stein" III, 269.

steigen, durch Schatten und Sonnenschein gelänftigt und verherrlicht, zu einer Schönheit, welche sonst die Menschen kaum in dem Höchsten erblicken.

„Hat er auch ein Selbstbewußtsein, welches oft in Stolz ausartet, so ist es ein edler Stolz, um abzuwehren, nicht um anzugreifen; kein kaltes, mißlaunisches Gefühl, ein freies und geselliges. Dieser poetische Landmann beträgt sich, möchten wir sagen, wie ein König in der Verbannung: er ist unter die Niedrigsten gedrängt und fühlt sich gleich den Höchsten; er verlangt keinen Rang, damit man ihm keinen streitig mache. Den Zudringlichen kann er abstoßen, den Stolzen demüthigen; Vorurtheil auf Reichthum oder Altgeschlecht haben bei ihm keinen Werth. In diesem dunklen Auge ist ein Feuer, woran sich eine abwürdigende Herablassung nicht wagen darf; in seiner Erniedrigung, in der äußersten Noth vergißt er nicht für einen Augenblick die Majestät der Poesie und Mannheit. Und doch, so hoch er sich über gewöhnlichen Menschen fühlt, sondert er sich nicht von ihnen ab; mit Wärme nimmt er an ihrem Interesse Theil, ja, er wirft sich in ihre Arme, und wie sie auch seien, bittet er um ihre Liebe. Es ist rührend zu sehen, wie in den düstersten Zuständen dieses stolze Wesen in der Freundschaft Hilfe sucht und oft seinen Busen dem Unwürdigen aufschließt, oft unter Thränen an sein glühendes Herz ein Herz andrückt, das Freundschaft nur als Namen kennt. Doch war er scharf- und schnellsichtig, ein Mann vom durchdringendsten Blick, vor welchem gemeine Verstellung sich nicht bergen konnte. Sein Verstand sah durch die Tiefen des vollkommensten Betrügers, und zugleich war eine großmüthige Leichtgläubigkeit in seinem Herzen. So zeigte sich dieser Landmann unter uns: eine Seele wie Aeolsharfe, deren Saiten, vom gemeinsten Winde berührt, ihn zu gesetzlicher Melodie verwandelten. Und ein solcher Mann war es, für den die Welt kein schicklicher Geschäft zu finden wußte, als sich mit Schmugglern und Schenken herumzuzanken, Accise auf den Talg zu berechnen und Biersäßer zu visiren. In solchem Abmühen ward dieser mächtige Geist kummervoll vergeudet, und hundert Jahre mögen vorübergehen, eh uns ein gleicher gegeben wird, um vielleicht ihn abermals zu vergeuden."

*

Und wie wir den Deutschen zu ihrem Schiller Glück wünschen, so wollen wir in eben diesem Sinne auch die Schottländer

segnen. Haben diese jedoch unserm Freunde so viel Aufmerksamkeit und Theilnahme erwiesen, so wär' es billig, daß wir auf gleiche Weise ihren Burns bei uns einführten. Ein junges Mitglied der hochachtbaren Gesellschaft, der wir Gegenwärtiges im Ganzen empfohlen haben, wird Zeit und Mühe höchlich belohnt sehen, wenn er diesen freundlichen Gegendienst einer so verehrungswürdigen Nation zu leisten den Entschluß fassen und das Geschäft treulich durchführen will. Auch wir rechnen den belobten Robert Burns zu den ersten Dichtergeistern, welche das vergangene Jahrhundert hervorgebracht hat.

*

Im Jahr 1829 kam uns ein sehr sauber und augenfällig gedrucktes Quartbändchen zur Hand: Catalogue of German Publications, selected and systematically arranged for W. H. Koller and Jul. Cahlmann. London.

Dieses Büchlein, mit besonderer Kenntniß der deutschen Literatur in einer die Uebersicht erleichternden Methode verfaßt, macht Demjenigen, der es ausgearbeitet, und den Buchhändlern Ehre, welche ernstlich das bedeutende Geschäft übernehmen, eine fremde Literatur in ihr Vaterland einzuführen, und zwar so, daß man in allen Fächern überseben könne, was dort geleistet worden, um sowol den Gelehrten, den denkenden Leser als auch den fühlenden und Unterhaltung suchenden anzulocken und zu befriedigen. Neugierig wird jeder deutsche Schriftsteller und Literator, der sich in irgend einem Fache hervorgethan, diesen

In dem Brief an Koller und Cahlmann vom 28. Dez. 1828 äußert Goethe über den ihm zugesandten Catalogue of German Publications: „Die deutsche Nation muß es ihren Bürgern nennt finden, daß vielfältige Bemühung, sich in einem höhern Sinne auszubilden, auch andern Völkerschaften zu Gute komme, deren Betreiben, gleichmäßig in humaner Kultur fortzuschreiten, sie jederzeit anerkannt und benutzt hat. — Auch ich, seit so vielen Jahren ein wirkender Zeuge, bin Ihnen für die gute Meinung, die Sie für mich auszudrücken, höchlich dankbar und bemerke vorläufig nur so viel, daß es für Ihr Publikum nicht ohne Nutzen sein dürfte, wenn Sie in Gefolg meiner literarischen Arbeiten auch die Zeitschrift aufführten, welche unter dem Titel: „Kunst und Alterthum" seit 1816 in Cottaischem Verlag von mir herausgegeben wird. — In diesen Heften befindet sich gar Manches, was über deutsche Literatur zu äußern von mir und meinen Freunden nützlich erachtet worden, und kann sich auch jeder aufmerksame Forscher, der an dem Gang unsers Geistes und der Ereignisse desselben Antheil nimmt, hier im Einzelnen vielleicht besser unterrichten, als es durch Behandlung des Ganzen geschehe, wodurch das Besondere gar oft verdunkelt, ja verstimmen wird. — Sollte mir jedoch inzwischen auch irgend eine Uebersicht entgehen, welche den Ausländern ein Schlüssel in unsere innern Verhältnisse zu finden in Stand setze, so würden Sie die Ersten sein, die ich damit bekannt machte."

Katalog aufschlagen, um zu forschen, ob denn auch seiner darin gedacht, seine Werke mit andern verwandten freundlich aufgenommen werden. Allen deutschen Buchhändlern wird es angelegen sein, zu erfahren, wie man ihren Verlag über dem Kanal betrachte, welchen Preis man auf das Einzelne setze, und sie werden nichts versäumen, um mit jenen die Angelegenheit so ernsthaft angreifenden Männern in Verhältniß zu kommen und dasselbe immeriert lebendig erhalten.

*

Wenn ich nun aber das von unserm schottischen Freunde vor so viel Jahren verfaßte Leben Schiller's, auf das er mit einer ihm so wohl anstehenden Bescheidenheit zurückkehrt, hiedurch einleite und gegenwärtig an den Tag fördere, so erlaube er mir, einige seiner neusten Aeußerungen hinzuzufügen, welche die bisherigen gemeinsamen Fortschritte am Besten deutlich machen möchten.

Thomas Carlyle an Goethe.

Den 22. Dezember 1829.

„Ich habe zu nicht geringer Befriedigung zum zweiten Male den Briefwechsel gelesen und sende heute einen darauf gegründeten Aufsatz über Schiller ab für das Foreign Review. Es wird Ihnen angenehm sein, zu hören, daß die Kenntniß und Schätzung der auswärtigen, besonders der deutschen Literatur sich mit wachsender Schnelle verbreitet, so weit die englische Zunge herrscht, so daß bei den Antipoden, selbst in Neuholland, die Weisen Ihres Landes ihre Weisheit predigen. Ich habe kürzlich gehört, daß sogar in Oxford und Cambridge, unsern beiden englischen Universitäten, die bis jetzt als die Haltpunkte der insularischen eigenthümlichen Beharrlichkeit sind betrachtet worden, es sich in solchen Dingen zu regen anfängt. Ihr Niebuhr hat in Cambridge einen geschickten Uebersetzer gefunden, und in Oxford haben zwei bis drei Deutsche schon hinlängliche Beschäftigung als Lehrer ihrer Sprache. Das neue Licht mag für gewisse Augen zu stark sein; jedoch kann Niemand an den guten Folgen zweifeln, die am Ende daraus hervorgehen werden. Laßt Nationen wie Individuen sich nur ein-

Aeußerungen Goethe's über Carlyle können noch nachgelesen werden in Eckermann's „Gesprächen mit Goethe", I. 371–374; II. 31 ff.; III. 179.

ander kennen, und der gegenseitige Haß wird sich in gegenseitige Hilfleistung verwandeln, und anstatt natürlicher Feinde, wie benachbarte Länder zuweilen genannt sind, werden wir Alle natürliche Freunde sein."

*

Wenn uns nach allem Diesem nun die Hoffnung schmeichelt, eine Uebereinstimmung der Nationen, ein allgemeineres Wohlwollen werde sich durch nähere Kenntniß der verschiedenen Sprachen und Denkweisen nach und nach erzeugen, so wage ich von einem bedeutenden Einfluß der deutschen Literatur zu sprechen, welcher sich in einem besondern Falle höchst wirksam erweisen müßte.

Es ist nämlich bekannt genug, daß die Bewohner der drei britischen Königreiche nicht gerade in dem besten Einverständnisse leben, sondern daß vielmehr ein Nachbar an dem andern genugsam zu tadeln findet, um eine heimliche Abneigung bei sich zu rechtfertigen. Nun aber bin ich überzeugt, daß, wie die deutsche ethisch-ästhetische Literatur durch das dreifache Britannien sich verbreitet, zugleich auch eine stille Gemeinschaft von Philogermanen sich bilden werde, welche in der Neigung zu einer vierten, so nahverwandten Völkerschaft auch unter einander als vereinigt und verschmolzen sich empfinden werden.

213.

Wallenstein. From the German of Frederick Schiller. Edinburgh 1827.

Wenn ich oben (S. 271) auf das Gefühl hindeutete, welches Uebersetzungen unsrer dichterischen Arbeiten jederzeit erregen müssen, so wird man mir gern zugestehen, daß ich bei einer Uebersetzung Wallenstein's eine beinahe noch lebhaftere Empfindung in mir hervorgebracht fühle.

Zu 213. Red. Kunst u. Alterth., VI. Bds. 2. Hft. 1828. S. 104.

Seite 271 des vorgedachten Hefts steht das Gedicht Ein Gleichniß (Werke, III. S. 206), welches auf den Aufsatz Nr 179 folgt.

Ohne Uebersetzung Wallenstein's ist in Wurzbach v. Tannenberg's „Schillerbuch" nicht angeführt.

Während der Arbeit an dieser höchst bedeutenden Trilogie kam ich dem Verfasser nicht von der Seite. Er hatte die Gabe, über das, was er vorhatte, ja soeben arbeitete, sich mit Freunden besprechen zu können. Ein wunderbares Nachgeben und Verharren lag in der Natur seines ewig reflektirenden Geistes, störte seine Produktion keineswegs, sondern regelte sie und gab ihr Gestalt, wie aus unsrer durch zehn Jahre geübten Korrespondenz nächstens zu ersehen sein wird.

Bracht' ich nun nach seiner Vollendung dieses dreifache Werk gemeinschaftlich mit meinem Freunde auf das Theater, erduldete ich die Unbilden aller Proben, die Mühseligkeiten der ganzen Technik, den Verdruß, daß denn doch zuletzt nicht Alles gehörig zur Erscheinung gelangte; wohnte ich so mancher Vorstellung in kritisch dirigirendem Sinne bei; klangen zuletzt die herrlichen Worte in des Schauspielers individuellem, nicht immer rein korrespondirenden Sprachton mir vor die Ohren; wußt' ich das Gedicht auswendig — so wird man mir verzeihen, wenn ich sage, daß es mir zuletzt ganz trivial und bedeutungslos ward, so daß ich es in vielen Jahren weder wiedersehen noch lesen mochte.

Nun aber trat es mir auf einmal in der Sprache Shakespeare's entgegen; die große Analogie zweier vorzüglicher Dichterseelen ging mir lebhaft auf; es war das erste frische wieder, dasselbe in einem andern und so neu, daß es mich wieder mit seiner völligen Kraft ergriff und die innerlichste Rührung hervorbrachte. Die Vorrede ist höchst bedeutend, indem ein tiefes Studium der Schiller'schen Werke daraus hervorgeht. Von dem Lager, das er nicht zu übersetzen wagt, giebt er historische Kenntniß; den Schlußgesang aber übersetzt er, und wir vernehmen ihn aufs Neue in fremder Sprache ebenso aufregend, wie er vor Jahren auf uns wirkte.

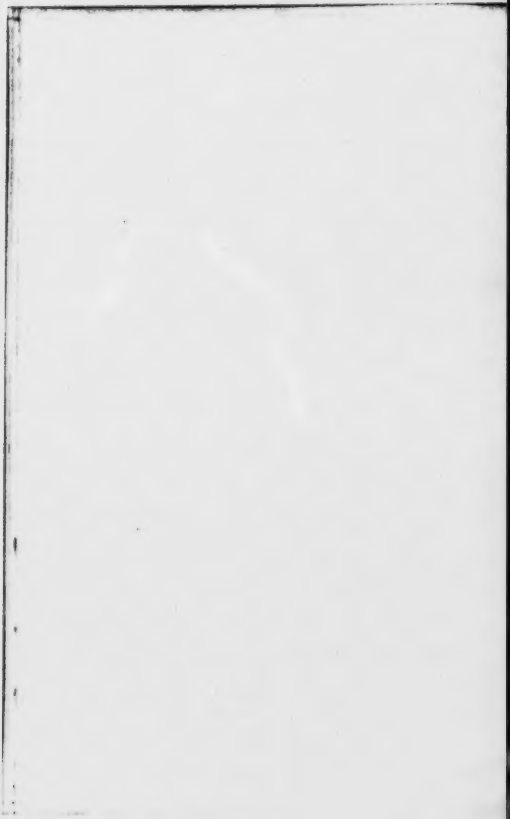

G.

Verschiedene, besonders asiatische Literaturen.

214.

Ankündigungen.

Durch die Verspätung des gegenwärtigen Heftes bin ich ein gar mannichfacher Schuldner für angenehme Mittheilungen geworden. Zum Schluß als vorläufige Anzeige Folgendes.

Die deutsche poetische Literatur hat drei schöne Geschenke erhalten, die ich der Reihe nach als groß, lieblich und würdig bezeichnen möchte: Serbische Lieder, übersetzt von Talvj, zweiter Theil; Lettische Lieder, von Rhesa; Frithiof, durch Amalie von Helvig, aus dem Schwedischen.

Immer mehr werden wir in den Stand gesetzt, einzusehen, was Volks- und Nationalpoesie heißen könne; denn eigentlich giebt es nur eine Dichtung, die ächte; sie gehört weder dem Volke noch dem Adel, weder dem König noch dem Bauer. Wer sich als wahrer Mensch fühlt, wird sie ausüben; sie tritt unter einem einfachen, ja rohen Volke unwiderleblich hervor, ist aber auch gebildeten, ja hochgebildeten Nationen nicht versagt. Unsere wichtigste Bemühung bleibt es daher, zur allgemeinsten Uebersicht zu gelangen, um das poetische Talent in allen Aeußerungen anzuerkennen und es als integranten Theil durch die Geschichte der Menschheit sich durchschlingend zu bemerken.

Zu 214. Ueb. Kunst u. Alterth., V. Bd. 3. Hft. 1828. S. 190]
Die Ueberschrift steht nur im Inhaltsverzeichniß. — Bisher nicht in den Werken.

215.

Frithiof's Saga.

Angekündigt war im Morgenblatt Nr. 165, 1822, eine neue Behandlung jener kühnen, frischen nordischen Ueberlieferung, welche der geniale Tegnér unternommen. Die dort aufgeführten, von Frau von Helvig mit Glück übersetzten kleinen Gedichte dienen als Einleitung und Fortschritt des Ganzen; sie sind Jedermann zugänglich, und wir geben daher nur kürzlich ihren Inhalt.

I.

Frithiof und Biörn, zwei kühne Seebelden, werden tief im Winter durchs Eis ans Land getrieben; dort herrscht weit und breit ein bejahrter König, Namens Ring, der Frithiof's Braut Ingeborg sich früher angemaßt hatte. Der Seebeld, von unbezwinglichem Verlangen getrieben, die Geliebte noch einmal zu sehen, geht leidenschaftlich, aber in friedfertigen Gesinnungen nach Hofe, zum hochgefeierten Weihnachtsfeste;

II.

und zwar als Greis, in Bärenfelle gekleidet, ein Hilfsbedürftiger. Das Hofgesinde neckt und beleidigt ihn; aufgeregt, beweist er seine Kraft, und aus der rohen thierischen Maske tritt ein Heldenjüngling hervor. Der alte behagliche Fürst nimmt's gut auf und bietet ihm die Gastfreundschaft für den Winter an. König und Königin haben ihn erkannt, thun aber nicht dergleichen.

III.

Der König mit seiner Gemahlin wagt sich im Schlitten aufs Eis, bricht ein und wird vom Fremdling errettet, der bis zum Frühling am Hofe verweilt. Die Neigung zu Ingeborg tritt mit aller Kraft hervor.

Zu 215. Ueb. Kunst u. Alterth. V. Bds. 1. Hft. 1824. S. 139 bis 149.

IV.

Nun ruft die Jagd ins Freie; man verfolgt das Wild mit Eifer. Der König, ermüdet, legt sich schlafen in den Schooß des Fremden. Ein schwarzer Vogel singt in den Birkenzweigen und treibt ihn, den König zu ermorden; ein weißer Vogel räth ab. Frithiof wirft sein Schwert weg, der König erwacht und fragt nach dem Schwerte. Er hat nicht geschlafen und macht Frithiof Vorwürfe, daß er nicht mit Heereskraft, sondern hinterlistig zu ihm gekommen sei; sodann zeigt er sich mäßig und wohlwollend und vermacht, in Erwartung eines baldigen Endes, ihm Reich und Gemahlin.

Frithiof schlägt's aus, bekennt, daß ihn die Götter hassen und verfolgen, daß auch sie nur ihm Ingeborg geraubt und einem Andern übergeben, weil er, ein roher Krieger, ihre Tempel geplündert und verbrannt. Darüber kann er sich nicht beruhigen und beharrt bei dem Vorsatze, wieder aufs Meer in das alte wilde, wüste Leben zurückzukehren. So weit das Morgenblatt.

V.

Eine neu mitgetheilte Romanze giebt uns Nachricht von König Ring's natürlichem Ableben, der, als reich und friedlich gesinnt, die Seinen viele Jahre zu beglücken und zu beschützen wußte. In solchem Sinne wird er denn von den Asen im Walhallasaal freundlichst aufgenommen.

Diese fünf Absätze machen schon ein Ganzes und können wol ohne Einschiebung anderer Motive als Folge gelten. Das sechste Lied geben wir ganz, weil es, die Entwicklung scheinbar heranführend, die Verwicklung nur noch größer macht.

Wie vorzüglich diese Gedichte seien, dürfen wir unsern mit dem Norden befreundeten Lesern nicht erst umständlich vorrechnen. Möge der Verfasser aufs Eiligste das ganze Werk vollenden und die werthe Uebersetzerin auch in ihrer Arbeit sich gefallen, damit wir dieses See-Epos in gleichem Sinne und Ton vollständig erhalten. Nur das Wenige fügen wir hinzu, daß die alte, kräftige, gigantisch-barbarische Dichtart, ohne daß wir recht wissen, wie es zugeht, uns auf eine neue, sinnig-zarte Weise, und doch unentstellt, höchst angenehm entgegenkommt.

VI.

Die Königswahl.

Zu Ting, zu Ting! — Eilbotschaft geht
Von Berg zu Thal;
Fürst Ring ist todt; bevor nun steht
Die Königswahl.

Da langt der Mann das Schwert hervor
Aus Friedens Hut,
Prüft's mit dem Finger auch zuvor;
Es schneidet gut.

Die Knaben schaun mit Freuden drein
Auf Stahles Licht,
Und heben wol das Schwert zu Zwein,
Eins kennt' es nicht.

Den Helm dort fegt das Mägdlein schlank
Mit ems'gem Sinn
Und schaut erröthend, da er blank,
Ihr Bild darin.

Zuletzt holt er den Schild herbei,
Ein Mond in Blut! —
Heil Dir, Du ehrner Wehrmann frei,
Du Bauer gut! —

Stets Deiner freien Brust entstieg
Der Ehre Saat;
Des Landes Wall bist Du im Krieg,
Deß Stimm' im Rath.

So sammelt sich bei Schildgetön
Die Schaar im Feld
Zum offnen Ting; der Himmel schön
Ist ihr Gezelt.

Hoch saß dort Fritbiof auf dem Stein;
Zur Seit' ihm war
Der Königssohn, ein Knabe klein,
Mit goldnem Haar.

An Herzog Bernhard von Weimar.*)

Am 15. September 1836.

Das Segel steigt! Das Segel schwillt!
Der Jüngling hat's geträumt;
Nun ist des Mannes Wunsch erfüllt,
Noch ist ihm nichts versäumt.
So geht es in die Weite fort
Durch Wellenschaum und Strauß;
Kaum sieht er sich am fremden Ort,
Und gleich ist er zu Haus.

Da summt es wie ein Bienenschwarm,
Man baut, man trägt herein;
Des Morgens war es leer und arm,
Um Abends reich zu sein.
Geregelt wird der Flüsse Lauf
Durch kaum bewohntes Land;
Der Felsen steigt zur Wohnung auf,
Als Garten blüht's im Sand.

Der Reisefürst begrüßt sodann,
Entschlossen und gelind,
Als Bruder jeden Ehrenmann,
Als Vater jedes Kind,
Empfindet, wie so schön es sei
Im frischen Gottesreich;
Er fühlt sich mit dem Wackern frei
Und sich dem Besten gleich.**)

*) Herzog Karl Bernhard, geb. 30. Mai 1792, † 31. Juli 1862, zweiter Sohn Karl August's, war im April 1825 von Gent nach Nord-Amerika gereist und im Juli 1826 zurückgekehrt. Goethe hatte dessen Tagebücher (gedruckt 1828) gelesen und sie sehr günstig beurtheilt. (Vgl. „Briefwechsel des Großherzogs Karl August mit Goethe" II, 284 und den „Goethe-Zelter'schen Briefwechsel" IV, 208.) — Das vorliegende Gedicht wurde an dem obengenannten Tage nur sprachweise vorgetragen, aber sofort an Zelter zur Komposition geschickt. Die erste Bekanntmachung erfolgte durch einen Weimarer Einzeldruck mit der Widmung „Dem aus Amerika glücklich-bereichert Wiederkehrenden, ihrem Durchlauchtigsten Bruder Herren Karl Bernhard, Herzog von Sachsen-Weimar-Eisenach Hoheit, die verbundenen Brüder der Loge Amalia zu Weimar." Aus dem Einzeldruck ging das Gedicht 1835 in die Nachgel. W. über.

**) „Frei und gleich" ist Anspielung auf die Devise: „Liberté et Egalité"; ähnlich am Schlusse. — L.

Da haucht ein Murmeln durch den Kreis;
„Ein Kind ist's dort,
Das Männer nicht zu führen weiß
Mit Fürstenwort!"

Doch Frithiof auf das Schilderund schwang
Das Kind sogleich:
„Schaut! — von der Eiche, die da sank,
Grünt hier ein Zweig!

„Erkennt im holden Kindesbild
Den Stamm so hehr!
Er fühlt so leicht sich auf dem Schild,
Wie Fisch im Meer.

„Ihm schützen will ich vor Gefahr
Sein Reich und Land
Und setz' ihm einst Ring's Kron' aufs Haar
Mit eigner Hand.

„Forsete, Baldur's hoher Sohn!
Ich rufe Dich
Zum Zeugen: weich' ich je davon,
Zerschmettre mich!"

Der Knab' indeß auf blankem Stahl
Saß stolz vertraut,
Dem jungen Aar gleich, der zum Strahl
Der Sonne schaut.

Doch ward zuletzt dem jungen Blut
Das Warten lang,
Daß er mit Eins' im raschen Muth
Zur Erde sprang.

Da laut rief's aus der Schaar vom Ting,
All' gleich gesinnt:
„Dich küren wir! Werd einst wie Ring,
Du Schildeskind!

„Und bis Du groß, soll Dieser Dir
Zur Seite stehn.
Jarl Frithiof, Dir vermählen wir
Die Mutter schön."

Doch Der schaut finster drein und spricht:
„'s ist Königswahl,
Nicht Hochzeit heut — die feir' ich nicht
Nach fremder Wahl.

„Zum Zwiesprach muß ich jetzo gehn
In Baldur's Hain
Mit meinen Nornen; denn sie stehn
Und warten mein.

„Ein Wort mit jenen Schildjungfraun
Hab' ich im Sinn,
Die unterm Baum der Zeiten baun
Und drüber hin.

„Noch zürnt der Gott mit lichtem Haupt
Und klarem Blick —
Nur Er, der mir die Braut geraubt,
Giebt sie zurück."

Küßt drauf die Stirn dem Königssohn,
Und stumm entlang
Der Heide fern entschwand er schon
Mit stillem Gang.

216.

Dainos oder Litthauische Volkslieder, herausgegeben von L. J. Rhesa. Königsberg, 1825.

Durch diese Sammlung ist abermals einer meiner Wünsche erfüllt. Schon Herder liebte die lettischen Volkslieder gar sehr; in mein kleines Drama Die Fischerin sind einige von seinen Uebersetzungen geflossen. Außerdem liegt bereits seit mehreren

---

Zu 216. Goethe's Nachgel. Werke, VI. Bd. 1833. L.-A. S. 364 bis 367. Der dritte und vierte Absatz („Die Uebersetzung ... zu Pferde steigen") standen schon in Kunst und Alterthum. VI. Bds. 2. Hft. Index. S. 345 f. Dort gehe ihnen aber noch der Satz voraus: „Auch diese Sammlung darf einer Bibliothek, die sich mit der Nationalpoesie beschäftigt, nicht fehlen."

Herder das lettische Volkslieder in seiner Sammlung (1779, 79). I. 31—37, 111—117, 213 f., sowie II. 104 f., 111 f.

Jahren eine starke Sammlung solcher wohlverdeutschter Gedichte bei mir, die ich, wie so manches Andere, in Hoffnung dessen, was gegenwärtig geschieht, im Stillen ruhen ließ.

In dem gegenwärtigen Band erhalten wir eine Sammlung von littauischen Liedern, begleitet von wenigen Anmerkungen, um Eigenthümlichkeiten, bezeichnende Ausdrücke zu verdeutlichen. In einer angefügten Betrachtung giebt der Sammler wünschenswerthe Aufschlüsse über Inhalt und Rhythmus; auch theilt er Notizen über jene Literatur mit und drückt sich im Allgemeinen über diese Dichtart folgendermaßen aus: „Die littauischen Volkslieder, Dainos, sind größtentheils erotischer Gattung; sie besingen die Empfindungen der Liebe und der Freude, schildern das Glück des häuslichen Lebens und stellen die zarten Verhältnisse zwischen Familiengliedern und Verwandten auf eine höchst einfache Weise vor Augen. In dieser Hinsicht bildet die ganze Sammlung gleichsam einen Cyklus der Liebe von ihrer ersten Veranlassung durch die verschiedensten Abstufungen bis zu ihrer Vollendung im ehelichen Leben. Eine ernste Wehmuth, eine sanfte Melancholie verbreitet über diese Lieder einen sehr wohlthätigen Trauerflor. Die Liebe ist hier nicht eine ausschweifende Leidenschaft, sondern jene ernste, heilige Empfindung der Natur, die den unverdorbenen Menschen ahnen läßt, daß etwas Höheres und Göttliches in dieser wundervollen Seelenneigung liegt."

Die Uebersetzung sowie die beigefügten Anmerkungen und Betrachtungen sind schätzbar; nur wäre dem Ganzen ein weit größerer Werth verliehen, wenn die Lieder nach ihrer innern Verwandtschaft wären aufgestellt worden: vom Spinnermädchen und Webermädchen durch Natürliches und Phantastisches bis zu Krieg und Kriegsgeschrei. Wie sie jetzt unter einander stehen, zerstreuen sie Gefühl und Einbildungskraft und zerstören zuletzt beide, weil Sensationen aller Art sich doch am Ende nach einer gewissen Einheit zurücksehnen.

Als merkwürdig würde man sodann gefunden haben, daß der eigentliche Lebensbeginn, das Verhältniß der Eltern zu den Kindern, hier ganz und gar fehle und kaum eine Spur zu entdecken sei, daß man jemals darauf sittlich und dichterisch

In den „Tag- und Jahresheften — 1820" bemerkt Goethe gelegentlich der Besprechung des Texts Nanieh (unten Nr. 219): „Als völligen Gegensatz erwähne ich hier einer schriftlichen Sammlung lettischer Lieder, die ebenso begrenzt wie jene grenzenlos sich in dem natürlichsten, einfachsten Kreise bewegten."

aufgemerkt. Die Mädchen, sogleich wie sie erscheinen, wollen heirathen, die Knaben zu Pferde steigen.

Da es so viele Rubriken giebt, unter welche man die Gedichte vertheilt, so möcht' ich diese mit dem Namen Zustandsgedichte bezeichnen; denn sie drücken die Gefühle in einem gewissen entschiedenen Zustande aus; weder unabhängige Empfindungen noch eine freie Einbildungskraft waltet in denselben; das Gemüth schwebt elegisch über dem beschränktesten Raum.

Und so sind denn diese Lieder anzusehen als unmittelbar vom Volke ausgegangen, welches der Natur und also der Poesie viel näher ist als die gebildete Welt.

Die Dichtergabe ist viel häufiger, als man glaubt; ob aber Einer wirklich ein Dichter sei, sieht man am Sichersten bei Gelegenheits- und solchen Zustandsgedichten: das erste faßt einen vorübergehenden Zeitmoment glücklich auf, das andere beschränkt sich mit zarter Neigung in einen engen Raum und spielt mit den Bedingungen, innerhalb deren man sich unauflöslich beschränkt sieht. Beide nehmen ihren Werth von dem prägnanten Stoff, den sie ergreifen, dem sie sich widmen, und verlangen von ihren Fähigkeiten nicht mehr, als sie leisten können.

Daß der Herausgeber sich mit einsichtiger Wahl auf die Hälfte der in seinem Besitz befindlichen Lieder beschränkt hat, ist sehr zu loben. Sollen die Volkslieder einen integrirenden Theil der ächten Literatur machen, so müssen sie mit Maaß und Ziel vorgelegt werden. Ist die Gelegenheit, ist der Zustand erschöpft, so begnüge man sich in diesem Kreise, wie der Sammler hier sehr löblich gethan hat.

*

Es kommt mir bei stiller Betrachtung sehr oft wunderlich vor, daß man die Volkslieder so sehr anstaunt und sie so hoch erhebt. Es giebt nur eine Poesie, die ächte, wahre; alles Andere ist nur Annäherung und Schein. Das poetische Talent ist dem Bauer so gut gegeben als dem Ritter; es kommt nur darauf an, ob Jeder seinen Zustand ergreift und ihn nach Würden behandelt, und da haben denn die einfachsten Verhältnisse die größten Vortheile; daher denn auch die höhern, gebildeten Stände meistens wieder, insofern sie sich zur Dichtung wenden, die Natur in ihrer Einfalt aufsuchen.

217.

Lied der Liebe, das älteste und schönste aus dem Morgenlande. Neu übersetzt und ästhetisch erklärt durch Dr. Friedrich Wilhelm Karl Umbreit. Göttingen bei Vandenhoeck und Ruprecht. 1820.

Im Divan wird der Versuch, in diese Fragmente Zusammenhang zu bringen, zwar wohlgemeint, aber unausführbar genannt. Mich dünkt aber, der Versuch ist diesmal glücklich gelungen, und zwar weil er auf die im Divan angegebene Zerstückelung gegründet ist. Nämlich als Gegenstand des Ganzen nimmt der Verfasser an: Nur Wärme und Entzücken im vollen Genusse der sinnlichen Gegenwart (S. 33).

Der besondere Inhalt ist: Ein junges, schönes Hirtenmädchen, während es von seinen Brüdern zur Hüterin eines Weinbergs gestellt war, wird in Salomon's Frauengemach entführt. Der König liebt die schöne Schäferin unaussprechlich und bestimmt sie zu seiner ersten Gemahlin. Aber das Mädchen hat ihre Liebe schon einem jungen Hirten auf den Fluren der Heimath gewidmet. Bei ihm ist sie im Wachen und Träumen, und der Geliebte sehnt sich nach ihr. Nichts hilft es, daß Salomo sie zur ersten Königin einweiht, sie mit aller Pracht und höchsten Liebkosungen umgiebt. Sie bleibt kalt, und der König muß sie in ihre Thäler wieder ziehen lassen. Die sich wiederfindenden Liebenden besiegeln den Bund ewiger Treue ihrer Herzen unter dem Apfelbaum ihrer ersten süßen Zusammenkunft.

Die Anlage und Ausführung ist dramatisch; alle Betheiligten äußern sich unmittelbar, Jedes auf seinem Ort, seiner Lage, seinen Neigungen und Wünschen gemäß. Und so löst sich der epische Unzusammenhang doch in einem Zusammenhange auf.

Zu 217. Goethe's Nachgel. Werke, VI. Bd. 1833. T.-L. S. 293 f.

Die Stelle im Divan s. Werke, IV. 231. Es ist vom sogenannten „Hohenlied Salomonis" die Rede.

218.

Tauſend und Ein Tag. Morgenländiſche Erzählungen, nach von der Hagen's Ueberſetzung. Sieben Bände. Prenzlau, 1828.

Die Einbildungskraft in ihrer ausgedehnten Beweglichkeit ſcheint zwar kein Geſetz zu haben, vielmehr wie ein wacher Traum hin- und herzuſchwanken; aber, genau beſehen, wird ſie auf mannichfaltige Weiſe geregelt: durch Gefühl, durch ſittliche Forderungen, durch Bedürfniß des Hörers, am Glücklichſten aber durch den Geſchmack, wobei die Vernunft ihre edlen Gerechtſame leitend ausübt.

Schon an den funfzehn Bänden der Tauſend und Eine Nacht findet ſich eine große Abſtufung des Inhalts, der Bewegung, des Vortrags und eben jener geheimen Bedingungen, denen die Einbildungskraft im Stillen huldigt. Nun veranlaßt uns der Tauſend und Ein Tag, jene Betrachtungen durch andere Zeiten und Völkerſchaften fortzuſetzen. Der Stoff ſcheint unerſchöpflich, die Behandlung willkürlich. Indeſſen iſt doch ein gewiſſer Kreis geſchloſſen, deſſen Räume und Kennzeichen näher zu beleuchten, den forſchenden Geiſt unterhält, während der müßige Hörer als Zeitvertreib das Ueberlieferte mehr oder weniger theilnehmend an ſich vorübergehen läßt.

Wir wünſchen auch dieſer Sammlung eine zweite Auflage und dürfen ſie hoffen, da ſie den ausländiſchen Gehalt in gar gutem deutſchen Stil vorträgt, und da würde es ganz beſonders angenehm ſein, wenn der Prenzlauer Verleger, dem Breslauer nacheifernd, mit Holzſchnitten obgemeldter Art das Werk zu ſchmücken die Aufmerkſamkeit haben möchte.

Zu 218. Heb. Kunſt u. Alterth., VI. Bds. 2. Hft. 1828. S. 414 f. – Der letzte Abſatz fehlt bisher in den Werken.

Der belobte **Breslauer Verleger** iſt der von „Tauſend und Eine Nacht", deren Holzſchnitte in dem unmittelbar vorangehenden Aufſatz des Hefts gerühmt worden.

219.

Nechschebi's Tuti Nameh, eine Sammlung persischer Märchen, übersetzt von Professor Iken, mit Anmerkungen und Zugaben von Professor Kosegarten. Stuttgart, 1822.

Es wird mit Recht das Papageienbuch genannt; denn der Papagei spielt die Hauptperson, und zwar folgendermaßen. Eine schöne junge Frau, in Abwesenheit ihres Gemahls, verliebt sich in einen von ungefähr erblickten Fremden. Durch eine Zwischenperson wird ausgemacht, es sei weniger gefährlich, ihn zu suchen, als ihn zu sich einzuladen. Nun rüstet sie sich auf das Schönste, will aber doch den Schritt nicht ganz auf ihre Gefahr thun und fragt bei einbrechender Nacht den dämonisch-weisen Hauspapageien um Rath, welcher die List erdenkt, durch interessante, aber weitläufig ausgesponnene Erzählungen die Liebeskranke bis zum Morgen hinzuhalten. Dies wiederholt sich alle Nacht, und man erkennt hieran die Favoritform der Orientalen, wodurch sie ihre grenzenlosen Märchen in eine Art von Zusammenhang zu bringen suchten.

Wir unterscheiden nunmehr gleich ein älteres Touti Nameh, von einem Dichter Sijal eddin Nechschebi, im Jahr Christi 1329 vollendet, der darin ältere Erzählungen indischen Ursprungs bearbeitet hatte. Hievon giebt uns Professor Kosegarten im Anhange genugsame Kenntniß.

Die neuere Behandlung durch Muhamed Kaderi, das von Herrn Iken übersetzte Werk, fällt wahrscheinlich in den Anfang des siebzehnten Jahrhunderts.

Höchst interessant ist es daher, dasjenige, was uns aus dem alten mitgetheilt wird, mit dem neuen zu vergleichen; jenes

---

Zu 219. Ueb. Kunst u. Alterth., IV. Bds. 1. Hft. 1823. S. 161 bis 166.

In den „Tag- und Jahresheften — 1820" erwähnt Goethe: „Touti Nameh von Iken zog mich unerwartet wieder nach dem Orient. Meine Bewunderung jener Märchen, besonders nach der älteren Redaktion, wovon Kosegarten in dem Anhange uns Beispiele gab, erhöhte sich, oder vielmehr sie frischte sich an; lebendige Gegenwart des Unerforschlichen und Unglaublichen ist es, was uns hier so gewaltsam erfreulich anzieht. Wie leicht wären solche unschätzbare, naive Dinge durch mystische Symbolik für Gefühl und Einbildungskraft zu zerstören!"

hat große Fülle, ächt orientalisch-poetische Vorstellungsarten, die Erzählung ist ausführlich bis zur Weitläufigkeit, die unerläßliche Wiederholung durchgängig abwechselnd und vermannichfaltigt; wir finden die ächten Eigenschaften einer wohldurchdachten, originellen Behandlung.

Die neuere zeigt dagegen, daß die östlichen Völker in zweihundert Jahren viel prosaischer geworden und sich schon mit einem bloßen Auszug, mit dem nackten Stoff, dem märchenhaften, von allem Schmuck entblößten Gerippe begnügen mochten. Indessen ist es wol denkbar, daß diese Behandlungsweise dem Westländer fürs Erste mehr zusage als die ältere mit allen großen Vorzügen.

Daher wissen wir Herrn Iken vielen Dank, daß er dieses Werk vorläufig in die deutsche Literatur eingeführt, Interesse dafür erregt und unsern jüngern talentvollen Schriftstellern Gelegenheit gegeben, sich an manchen bisher unbekannten Geschichten nach eigener Weise hervorzuthun und einiges ganz Vortreffliche auf deutschen Grund und Boden zu verpflanzen, welches denn zunächst den Almanachen und Taschenbüchern frischen Succurs zuführen könnte.

Nun aber enthalten wir uns zum Schluß kaum einer motivirtern Belobung des ältern Touti Nameh und bemerken, daß eben die Fülle, Weitläufigkeit, Umständlichkeit zu der Anlage des Ganzen höchst nothwendig sei; denn wer eine leidenschaftlich Entzündete bei Einbruch der Nacht von dem Weg zu ihrem Liebhaber abhalten will, der muß nicht allein wohl ersonnene, bedeutende, gehaltreiche Märchen bereit halten, sondern er muß auch in der Ausführung so reich, eruberant, reizend und anregend sein, daß die Einbildungskraft, vor solcher Kraft staunend, nicht wüßte, wohin sie sich wenden, wie sie Alles fassen solle. Wie uns ja eine schöne Person, herrlich geschmückt, noch schöner vorkommt und wir, zwischen Gestalt und Hülle schwankend, hin und her gezogen werden.

Und so giebt das alte Werk, obgleich nur in Prosa geschrieben, vielleicht mehr als ein anderes den vollen Begriff des orientalischen Reichthums. Mit jeder Zeile wird man über die ganze Welt geführt, durch Gleichnisse und Tropen, durch An- und Ueberhäufung verwandter Gegenstände. Das Meer, das, zum Geburtstag eines Königssohns geladen, mit allen seinen Schätzen und Herrlichkeiten anlangt, überfüllt die beweglichste Einbildungskraft.

Wie sterblich vermannichfaltigt der Autor jedesmal den Anfang einer Erzählung, wo er, um zu sagen, daß es Nacht geworden sei, die lieblichsten Gleichnisse vortragen weiß; wir durchlaufen immer von Neuem den ganzen Himmelsbogen, um hier die untergehende Sonne, dort den aufsteigenden Mond in frischer Gestalt zu begrüßen. Möge dieses Buch als genußreiche Vorbereitung bald in Jedermanns Händen sein und Herr Professor Reisgarten uns baldmöglichst die gedachte ältere Bearbeitung ganz übersetzt geben, wornach uns die drei mitgetheilten Märchen und Erzählungen große Begierde eingeflößt haben.

220.

Indische und chinesische Dichtung.

Wir würden höchst undankbar sein, wenn wir nicht indischer Dichtungen gedenken wollten, und zwar solcher, die deshalb bewundernswürdig sind, weil sie sich aus dem Konflikt mit der abstrusesten Vielgötterei auf einer und mit der monstrosesten Religion auf der andern Seite im glücklichsten Naturell durchheben und von beiden nicht mehr annehmen, als ihnen zur innern Tiefe und äußern Würde frommen mag.

Vor allen wird Sakontala von uns genannt, in deren Bewunderung wir uns Jahre lang versenkten. Weibliche Rein-

---

Zu 220. Goethe's Nachgel. Werke, IX. Bd. 1832. Cotta'sche Ausg. S. 142 bis 145. — Nach der vierzigbändigen Ausgabe der Werke von 1869 aus dem Jahre 1821.

Den Konflikt der indischen Dichtung mit der monstrosesten Religion spricht Goethe in den Zahmen Xenien in „Kunst und Alterthum", III. 2. 1821. S. 52, aus. (Werke, II. 352 K.)

Die Sakontala des Kalidasa wurde zuerst 1787 in Kalkutta durch Jones in einer europäischen Sprache, der englischen, und 1791 von Forster in deutscher Uebersetzung veröffentlicht; von letzterer belegte 1803 Herder die zweite Ausgabe. (Zur Erwähnung der Sakontala als einer älteren Erinnerung in der Italienischen Reise unterm 1. März 1787 ist daher späterer Einschiebsel.) Die Bewunderung für dieses Schauspiel legte Goethe zuerst in dem Epigramm aus dem Jahre 1791 nieder. (Werke, III. 124) nieder. Eine kürzere Betrachtung über das Stück s. auch Werke, XIX. 129. Am 9. Oktober 1830 schrieb Goethe an Cl.-zy über dessen ihm zugesandte französische Uebersetzung der Sakontala: „Das erste Mal, als ich dieses unergründliche Werk gesehen wurde, erregte es in mir einen solchen Enthusiasmus, daß mich dergestalt an, daß ich es zu studiren nicht unterließ, ja sogar zu dem unmöglichen Unternehmen mich getrieben fühlte, es, wenn auch nur einigermaßen, der deutschen Bühne anzueignen. Durch diese

heit, schuldlose Nachgiebigkeit, Vergeßlichkeit des Mannes, mütterliche Abgesondertheit, Vater und Mutter durch den Sohn vereint, die allernatürlichsten Zustände, hier aber in die Regionen der Wunder, die zwischen Himmel und Erde wie fruchtbare Wolken schweben, poetisch erhöht, und ein ganz gewöhnliches Naturschauspiel, durch Götter und Götterkinder aufgeführt.

Mit Gita-Govinda ist es derselbige Fall; auch hier kann das Aeußerste nur dargestellt werden, wenn Götter und Halbgötter die Handlung bilden. Uns Westländern konnte der würdige Uebersetzer nur die erste Hülfte zutheilen, welche die

---

vermaßlich fruchtlosen Bemühungen hin, ich mit dem höchst schätzbaren Werke so genau bekannt geworden, es hat eine solche Epoche in meinem Lebensgange bestimmt, es ist mir so eigen geworden, daß ich seit dreißig Jahren weder das englische noch das deutsche je wieder angesehen habe. — Nun aber begrüßt Ihre unmittelbare, durchstudirte Uebersetzung mich in hohen Jahren, wo der Stoff eines Kunstwerks, welcher sonst den Antheil eines Kunstwerkes meistens bestimmt, für die Betrachtung fast null wird und man der Behandlung allein, aber in desto höherem Grade Ehre zu geben sich befähigt fühlt. — Soll ich meine Betrachtungen hier im Kurzen zusammenfassen: Ich begreife erst jetzt den überschwänglichen Eindruck, den das Werk früher auf mich gemacht. Hier erscheint uns der Dichter in seiner höchsten Function als Repräsentant des natürlichen Zustands, der feinsten Lebensweise, des reinsten sittlichen Betriebens, der würdigsten Majestät und der erndtesten Gottesbetrachtung; möglich aber bleibt er dergestalt Herr und Meister seiner Schöpfung, daß er gemeine und lächerliche Gegensätze wagen darf, welche doch als nothwendige Verbindungsglieder der ganzen Organisation betrachtet werden müssen. . . . Ich will . . . nur nochmals versichern, daß Ihre Sakontala unter die schönsten Sterne zu rechnen ist, die meine Nächte vorzüglicher machen als meinen Tag."

Als „Gita-Govinda oder die Gesänge Jajadeva's eines altindischen Dichters. Aus dem Sanskrit ins Englische, aus diesem ins Deutsche übersetzt mit Erläuterungen von F. H. von Dalberg. Erfurt bei Beyer und Maring. 1802" erschienen war, schrieb Goethe am 22. Jan. 1802 an Schiller: „. . . indem ich die beiliegende Schrift, die Ihnen gewiß Freude machen wird, wenn Sie das Gedicht nicht schon kennen. Nur Schade, daß Sohn Jones und nun auch Dalberg (siehe p. XV) die sogenannten anstößigen Stellen unterdrückt haben; dadurch erhält das Stück einen lüsternen Charakter da es im Original gewiß einen genußreichen Ausdruck. — Mir waren verschiedne die äußerst mannichfaltigen Motive, durch die ein äußerst einfacher Gegenstand sich zu einem unendlichen erweitert." Dann am 19. Februar: „Das Englische der Gita-Govinda habe ich nun auch gelesen und mich den guten Dalberg lieber einer pfuscherhaften Sudelei anklagen. Jones sagt in seiner Vorrede, er habe dieses Gedicht erst wörtlich übersetzt und dann nachgelassen, was ihm für seine Nation zu lüstern und zu laxiv erschienen habe; nun läßt der deutsche Uebersetzer nicht allein nochmals aus, was ihm von dieser Seite bedenklich erscheint, sondern er versetzt auch sehr schöne unschuldige Stellen gar nicht und übersetzt sie falsch. Vielleicht überseh' ich das Ende, das hauptsächlich durch diesen deutschen Meßthau verkümmert worden ist, damit der alte Dichter wenigstens in der Ferne vor Ihnen erscheinen möge wie ihn der englische Uebersetzer lassen durfte."

Scharfsichtig Land und Städte so
Weiß er sich zu beschaun;
Gesellig auch, im Tanze froh,
Willkommen schönen Fraun;
Den Kriegern ist er zugewöhnt,
Mit Schlacht und Sieg vertraut,*)
Und ernst und ehrenvoll ertönt
Kanonendonner laut.

Er fühlt des edlen Landes Glück,
Ihm eignet er sich an,
Und hat bis heute manchen Blick
Hinübenwärts gethan.**)
Dem aber sei nun, wie's auch sei,
Er wohnt in unserm Schooß!***) —
Die Erde wird durch Liebe frei,
Durch Thaten wird sie groß.

Mit einem Blatt Bryophyllum calycinum.†)

September 1826.

Was erst still gekeimt in Sachsen,
Soll am Maine freudig wachsen;
Flach auf guten Grund gelegt,
Merke, wie es Wurzel schlägt!
Dann der Pflänzlein frische Menge
Steigt in lustigem Gedränge.
Mäßig warm und mäßig feucht,
Ist, was ihnen heilsam däucht;
Wenn Du's gut mit ihnen meinst,
Blühen sie Dir wol dereinst.

---

*) Der Herzog nahm schon an der Schlacht bei Jena, später an der Schlacht bei Wagram u. a. Theil. — L.

**) Derselbe nährte lange die Idee, ganz nach Nord-Amerika auszuwandern. (Vgl. Stichling: „Herzog Bernhard v. S. 18.3," S. 27.) — L.

***) Er schrieb an die Prinzessin Luise Amalia: „Ich wünsche recht sehr, wieder einmal mit Ihnen arbeiten zu können; es ist doch ein äußerst angenehmes Gefühl, bei den Seinigen sein zu können" (ib. S. 26). — L.

†) In den Ausg. seit 1836. Vgl. S. Boisserée II, 4.8, 439 und „Goethe's Briefwechsel mit Sternberg," S. 191 und 247. — Das Gedicht befindet sich handschriftlich auf demselben Blatte mit der zahmen Xenie „Liegt Dir Gestern ꝛc." (II, 377). — L.

grenzenloseste Eifersucht einer Halbgöttin darstellt, die von ihrem Liebhaber verlassen ist oder sich verlassen glaubt. Die Ausführlichkeit dieser Malerei bis ins Allerkleinste spricht uns durchgängig an; wie müßte uns aber bei der zweiten Hälfte zu Muthe werden, welche den rückkehrenden Gott, die unmäßige Freude der Geliebten, den grenzenlosen Genuß der Liebenden darzustellen bestimmt ist und es wol auf eine solche Weise thun mag, die jene erste überschwängliche Entbehrung aufzuwiegen geeignet sei!

Der unvergleichliche Jones kannte seine weitlichen Insulaner gut genug, um sich auch in diesem Falle wie immer in den Grenzen europäischer Schicklichkeit zu halten; und doch hat er solche Andeutungen gewagt, daß einer seiner deutschen Uebersetzer sie zu beseitigen und zu tilgen für nothig erachtet.

Enthalten können wir uns ferner nicht, des neueren bekannt gewordenen Gedichtes Megha-Duta zu gedenken. Auch dieses enthält, wie die vorigen, rein menschliche Verhältnisse. Ein aus dem nördlichen Indien in das südliche verbannter Höfling giebt zur Zeit, da der ungeheure Zug gebäuter und sich ewig verwandelnder Wolken von der Südspitze der Halbinsel nach den nördlichen Gebirgen unaufhaltsam hinzieht und die Regenzeit vorbereitet, einer dieser riesenhaften Lufterscheinungen den Auftrag, seine zurückgebliebene Gattin zu begrüßen, sie wegen der noch kurzen Zeit seines Exils zu trösten, unterwegs aber Städte und Länder, wo seine Freunde befindlich, zu beachten und sie zu segnen, wodurch man einen Begriff des Raumes erhält, der

---

Megha-Duta, der Wolkenbote, von Kalidasa, erschien von Wilson ins Englische übersetzt Kalkutta 1813. In den „Tag- und Jahrheften — 1817" führt Goethe nach Erwähnung von Howard's Essay on the modifications of clouds fort: „Hier schließt sich nun, indem ich von Büchern zu reden gedenke, ganz natürlich die Uebersetzung des indischen Megha-Duta freundlichst an; man hatte sich mit Wolken und Wolkenformen so lange getragen und konnte nun erst diesem Wolkenboten in seinen tausendfältig veränderten Gestalten mit desto sicherer Anschauung im Geiste folgen." Ferner 1821: „Unter Vermittlung des Englischen nach Anleitung des werthen Professor Kosegarten wandte ich mich wieder eine Zeit lang nach Indien. Durch seine genaue Uebersetzung des Anfangs von Megha-Duta kam dieses unschätzbare Gedicht mir wieder lebendig vor die Seele und gewann ungemein durch eine so treue Annäherung. Auch Nala studirte ich mit Bewunderung und bedauerte nur, daß bei uns Empfindung, Sitten und Denkweise so verschieden von jener östlichen Nation sich ausgebildet haben, daß ein so bedeutendes Werk unser und nur wenige, vielleicht nur Leser vom Fache sich gewinnen möchte." In den „Noten und Abhandlungen zu besserem Verständniß des west-östlichen Divans", Abschnitt „Uebersetzungen" (Werke, IV. 361), findet sich ein Urtheil über Wilson's Bearbeitung.

ihn von der Geliebten trennt, und zugleich ein Bild, wie reichlich diese Landschaft im Einzelnen ausgestattet sein müsse.

Alle diese Gedichte sind uns durch Uebersetzungen mitgetheilt, die sich mehr oder weniger vom Original entfernen, so daß wir nur ein allgemeines Bild ohne die begrenzte Eigenthümlichkeit des Originals gewahr werden. Der Unterschied ist freilich sehr groß, wie aus einer Uebersetzung mehrerer Verse unmittelbar aus dem Sanskrit, die ich Herrn Professor Kosegarten schuldig geworden, aufs Klarste in die Augen leuchtet.

Aus diesem fernen Osten können wir nicht zurückkehren, ohne des neuerlich mitgetheilten chinesischen Dramas zu gedenken. Hier ist das wahre Gefühl eines alternden Mannes, der ohne männliche Erben abscheiden soll, auf das Rührendste dargestellt, und zwar gerade dadurch, daß hervortritt, wie er der schönsten Zeremonien, die zur Ehre des Abgeschiedenen landesüblich verordnet sind, wo nicht gar entbehren, doch wenigstens sie unwilligen und nachlässigen Verwandten überlassen soll.

Es ist ein ganz eigentliches, nicht im Besondern, sondern ins Allgemeine gedichtetes Familiengemälde. Es erinnert sehr an Iffland's **Hagestolzen**, nur daß bei dem Deutschen Alles aus dem Gemüth oder aus den Unbilden häuslicher und bürgerlicher Umgebung ausgeben konnte, bei dem Chinesen aber außer ebendenselben Motiven noch alle religiösen und polizeilichen Zeremonien mitwirken, die einem glücklichen Stammvater zu Gute kommen, unsern wackern Greis aber unendlich peinigen und einer grenzenlosen Verzweiflung überliefern, bis denn zuletzt durch eine leise vorbereitete, aber doch überraschende Wendung das Ganze noch einen fröhlichen Abschluß gewinnt.

Das neuerlich mitgetheilte chinesische Drama ist: Lan-seng-yuh or An Heir in his old Age. A Chinese Drama. London, J. Murray, 1817. Das Morgenblatt brachte 1817 in Nr. 86 bis 96 eine Verdeutschung. Der Titel des Stücks heißt wörtlich „Das Greises spätes Kind"; es ist von Li-Hoan-Schin. Am Rande schrieb Goethe am 9. Okt. 1817: „Dies das chinesische Drama, das anfangs nicht munden will, das aber, wenn man es mit Ruhe durchliest und durchdenkt, als ein recht merkwürdiges und verdienstvolles Werk muß angesprochen werden."

221.

Chinesisches.

Nachstehende, aus einem chronologisch-biographischen Werke, das den Titel führt: Gedichte hundert schöner Frauen, ausgesogene Notizen und Gedichten geben uns die Ueberzeugung, daß es sich trotz aller Beschränkungen in diesem sonderbar-merkwürdigen Reiche noch immer leben, lieben und dichten lasse.

Fräulein Der-Yaou-Hing.

Sie war schön, besaß poetisches Talent, man bewunderte sie als die leichteste Tänzerin. Ein Verehrer drückte sich hierüber poetisch folgendermaßen aus:

Du tanzest leicht bei Pfirsichflor
Am lust'gen Frühlingsort;

Zu 221. Kob. Kunst u. Alterth., VI. Bds. 1. Hft. 1827. S. 159 bis 163.

Die — nach gefälliger Mittheilung des Professors Dr. Schott — im Jahre 1804 herausgegebene oder vielleicht nur neu aufgelegte Sammlung Pě mei jin (wörtlich: Hundert Schöner Gedichte) dürfte in keine europäische Sprache übersetzt sein; ebenfalls findet sie sich namentlich in der Bibliothek des asiatischen Departements zu St. Petersburg. Wahrscheinlich hatte Goethe von daher durch Klaproth Kenntniß von diesem Werke. Den Aufenthalt und der Thätigkeit dieses Sinologen in Weimar während der Jahre 1802 bis 1805 gedenkt Goethe in den „Tag- und Jahresheften — 1802", sowie in den Briefen an Eichstädt vom 27. Nov. 1803, an Knebel vom 27. Febr. 1811 und an 9. Voigt vom 17. Febr. 1815; ingleichen seines Besuchs bei der Rückkehr aus Petersburg und der damaligen chinesischen Studien mit ihm im Brief an Knebel vom 10. Nov. 1813 und in den „Tag- und Jahresheften — 1813". Im Jahre 1827 beschäftigte sich Goethe wieder mehrfach mit dem Chinesischen. Am 2. und 3. Febr. d. J. th in Goethe's Tagebuch angemerkt das „Studium des chinesischen Gedichts Chinese Courtship in verse etc. by Peter Perring Thoms. Macao, 1824"; am 9. Mai: „Der chinesische Roman übersetzt von Remusat", womit wol Ju-kiao-li zu lesen deux cousines gemeint ist, und am 22. August die „Contes chinois" (übersetzt von Remusat, 1827). Auch Eckermann gedenkt dieser Beschäftigung (Gespräche mit Goethe, I. 322 bis 325). Wenn aber im Tagebuch am 5. Febr. 1827 steht „Chinesische Dichterinnen", so kann sich das wol nur auf die in obigem Aufsatz besprochenen beziehen. Im Zeller schreibt Goethe am 29. März d. J. bei Uebersendung der Ausdängebogen von „Kunst und Alterthum": „Die zarten zärtlichen chinesischen Fräulein wird Du nach Gebühr begrüßen." Zuhelfe der Chronologie Goethischer Schriften sind auch aus 1827 die im Berliner Musenalmanach für 1830 erschienenen „Chinesisch-Deutsche Jahres- und Tageszeiten" (Werke, III. 156 bis 160). — Ueber eine frühere Periode des Studiums chinesischer Literatur von Seiten Goethe's und der Ableitung des „Divan" darauf ist zu vergleichen „Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung", 1860, Nr. 68—70.

Der Wind, stellt man den Schirm nicht vor,
Bläst Euch zusammen fort.

Auf Wasserlilien hüpftest Du
Wol hin den bunten Teich;
Dein winz'ger Fuß, Dein zarter Schuh
Sind selbst der Lilie gleich.

Die Andern binden Fuß für Fuß,
Und wenn sie ruhig stehn,
Gelingt wol noch ein holder Gruß,
Doch können sie nicht gehn.

Von ihren kleinen goldbeschuhten Füßchen schreibt sich's her, daß niedliche Füße von den Dichtern durchaus goldne Lilien genannt werden; auch soll dieser ihr Vorzug die übrigen Frauen des Harems veranlaßt haben, ihre Füße in enge Bande einzuschließen, um ihr ähnlich, wo nicht gleich zu werden. Dieser Gebrauch, sagen sie, sei nachher auf die ganze Nation übergegangen.

Fräulein Mei-Fe.

Geliebte des Kaisers Min, reich an Schönheit und geistigen Verdiensten und deshalb von Jugend auf merkwürdig. Nachdem eine neue Favoritin sie verdrängt hatte, war ihr ein besonderes Quartier des Harems eingeräumt. Als tributäre Fürsten dem Kaiser große Geschenke brachten, gedachte er an Mei-Fe und schickte ihr Alles zu. Sie sendete dem Kaiser die Gaben zurück mit folgendem Gedicht:

Du sendest Schätze, mich zu schmücken!
Den Spiegel hab' ich längst nicht angeblickt;
Seit ich entfernt von Deinen Blicken,
Weiß ich nicht mehr, was ziert und schmückt!

Fräulein Lung-Yan-Ling.

Den Kaiser auf einen Kriegszug begleitend, ward sie nach dessen Niederlage gefangen und zu den Frauen des neuen

Das Einschließen der Füße in enge Bande, welches bei den vornehmen Chinesinnen noch jetzt gebräuchlich, wird verschiedenen Veranlassungen zugeschrieben; jedenfalls kam es erst unter den Thang (617 bis 907) auf.

Unter dem Kaiser Min ist jedenfalls Min-ti aus der Tsin-Dynastie zu verstehen; bei den Hou-thang (923–936) gab es indessen auch einen Min-ti.

Herrscher's gefeilt. Man verwahrt ihr Andenken in folgendem Gedicht:

Bei gesell'gem Abendroth,
Das uns Lied und Freude bot,
Wie betrübte mich Seline!
Als sie, sich begleitend, sang
Und ihr eine Saite sprang,
Fuhr sie fort mit edler Miene:
„Haltet mich nicht scheu und scheu!
Ob mein Herz gesprungen sei —
Schaut nur auf die Mandoline!"

Kao-Yoen.

Eine Dienerin im Palaste. Als die kaiserlichen Truppen im strengen Winter an der Grenze standen, um die Rebellen zu bekriegen, sandte der Kaiser einen großen Transport warmer Monturen dem Heere zu, davon ein großer Theil in dem Harem selbst gemacht war. Ein Soldat fand in seiner Rocktasche folgendes Gedicht:

Aufruhr an der Grenze zu bestrafen,
Fechtest wacker; aber Nachts zu schlafen,
Hindert Dich die strenge Kälte heißig.
Dieses Kriegerkleid, ich näht' es fleißig,
Wenn ich schon nicht weiß, wer's tragen sollte;
Doppelt hab' ich es wattirt, und sorglich wollte
Meine Nadel auch die Stiche mehren
Zur Erhaltung eines Manns der Ehren.
Werden hier uns nicht zusammenfinden,
Mög' ein Zustand droben uns verbinden!

Der Soldat hielt für Schuldigkeit, das Blatt seinem Offizier vorzuzeigen; es machte großes Aufsehen und gelangte vor den Kaiser. Dieser verfügte sogleich eine strenge Untersuchung in dem Harem: wer es auch geschrieben habe, solle es nicht verleugnen. Da trat denn Eine hervor und sagte: „Ich bin's und habe zehntausend Tode verdient." Der Kaiser Yuen-tsung

Wer unter dem Kaiser Yuen-tsung zu verstehen, ist nicht klar; wahrscheinlich Hiuon-tsung oder aber Hian-tsung aus der Tyen-Dynastie, vielleicht auch Hian-tsung aus der Ming-Dynastie.

erbarmte ſich ihrer und verheirathete ſie mit dem Soldaten, der das Gedicht gefunden hatte, wobei Seine Majeſtät humoriſtiſch bemerkte: „Haben uns denn doch hier zuſammengefunden!“ Worauf ſie verſetzte:

Der Kaiſer ſchafft, bei ihm iſt Alles fertig,
Zum Wohl der Seinen Künſt'ges gegenwärtig.

Hiedurch nun iſt der Name Kae-Yven unter den chineſiſchen Dichterinnen aufbewahrt worden.

V.

Ueberſetzungen aus dem Franzöſiſchen.

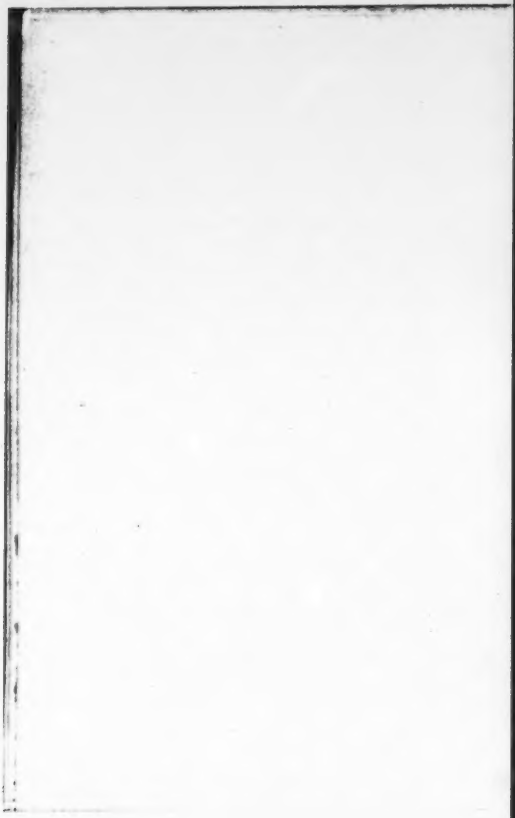

222.

Verſuch über die Dichtungen.

Keine ſeiner Fähigkeiten iſt dem Menſchen werther als die Einbildungskraft. Das menſchliche Leben ſcheint ſo wenig auf Glück berechnet, daß man nur mit Hilfe einiger Schöpfungen und gewiſſer Bilder, nur durch glückliche Wahl unſerer Erinnerungen die vertheilten Freuden der Erde ſammeln und nicht durch die Kraft der Philoſophie, ſondern durch die weit mächtigere Wirkung der Zerſtreuungen gegen die Leiden zu kämpfen vermag, die uns das Schickſal auflegt.

Man hat viel von den Gefahren der Einbildungskraft geſprochen, und es wäre unnütz, aufzuſuchen, was eine unfähige Mittelmäßigkeit oder eine ſtrenge Vernunft hierüber wiederholt haben. Die Menſchen werden nicht aufgeben, ſich intereſſiren zu

---

Zu 222. Die Horen. Jahrg. 1796. Zweites Stück. S. 20 bis 55. — Nicht in die Werke aufgenommen, vielleicht wegen ſchlechter Flüchtigkeit der Ueberſetzung.

Das Original: Essai sur les Fictions par Mme. la Baronne de Staël, 1795.

Am 5 Okt. 1795 ſchreibt Schiller an W. v. Humboldt aus Jena: „Heute reitt Goethe zu mir herüber und iſt ſoeben wieder abgereiſt. Nächſten Donnerstag geht er mit einem Auftrag des Herzogs nach Frankfurt, wo er einige Wochen zu bleiben gedenkt. . . . Er will mir vor oder auf der Reiſe eine kleine Schrift der Madame Staël „Von der Erfindung“ (nur etliche Bogen ſtark) überſetzen, welche wir dann mit einigen Anmerkungen in die Horen ſetzen wollen.“ — Am folgenden Tag*) ſchreibt Goethe an Schiller: „Ich habe mich ſogleich mit der Frau von Staël beſchäftigt und finde mehr Arbeit dabei, als ich dachte. Indeſſen will ich ſie durchſetzen, denn es iſt nicht viel: das Ganze giebt höchſtens fünfundfunfzig Blätter meines Manuſkripts. Die erſte Abtheilung von einundzwanzig Blättern ſollen Sie bald haben. Ich werde mich in einer kleinen Vorrede an den Herausgeber**) über die Art erklären, wie ich bei der Ueberſetzung verfahren bin. Um

*) Brief 110 der 3. Ausg. des Briefwechſels zwiſch. Schiller u. Goethe. (Vergl. Wiſſenſchaftl. Beilage d. Leipz. Zeitung, 1871, Nr. 32. S. 183.)

**) Die Vorrede unterblieb.

laſſen, und Diejenigen, die das Talent beſitzen, uns zu rühren, werden noch weniger Verzicht thun, es mit Glück auszuüben.

Die kleine Anzahl nothwendiger und gewiſſer Wahrheiten wird niemals Geiſt und Herz völlig befriedigen; wer ſie entdeckt, hat ohne Zweifel den höchſten Ruhm; aber auch nützlich für das menſchliche Geſchlecht haben die Verfaſſer ſolcher Werke gearbeitet, die uns rühren oder angenehm betrügen. Will man die Leidenſchaften des Menſchen mit metaphyſiſcher Genauigkeit behandeln, ſo thut man ſeiner Natur Gewalt. Auf dieſer Erde giebt es nur Anfänge; keine Grenze iſt bezeichnet, die Tugend ſteht feſt, aber das Glück ſchwebt im Weiten, und wenn es eine Unterſuchung nicht aushält, wird es durch ſie vernichtet, wie glänzende Nebelbilder, aus leichten Dünſten emporſteigend, für Den verſchwinden, der durch ſie hindurchgeht.

Demohngeachtet aber iſt das Vergnügen, das die Dichtungen hervorbringen, nicht ihr einziger Vortheil; ſie unterhalten, wenn ſie zu den Augen ſprechen, aber ſie haben einen großen Ein-

---

Ihnen kleine Zurechtweiſungen zu erſparen, daß ich ihre Worte unſerm Sinne genähert und zugleich die franzöſiſche Unbeſtimmtheit nach unſerer deutſchen Art etwas genauer zu deuten geſucht. Im Einzelnen werden Sie ſehr viel Gutes finden; da ſie aber einfach und doch wieder geſchraubt und ehrlich iſt, ſo kann ſie nur ſich ſelbſt auf keine Weiſe einig werden; alſo Text aber können Sie es gewiß fürtrefflich brauchen. Ich wünſchte, daß Sie ſich die Mühe gäben, in Ihrer Arbeit ſo klar und galant als möglich zu ſein, damit man es ihr in der Folge zuſchicken und dadurch einen Anfang machen könnte, den Tanz der Horen auch in das umgeſchaffene Frankreich hinüberzuleiten." — Am 10. deſſ. Mon. fügte Goethe hinzu: „So weit hatte ich vor einigen Tagen beſtirt; nun ſage ich Ihnen nochmals Adieu; ich gehe erſt morgen früh weg. Das Staël'ſche Werk erhalten Sie bald, bald oder ganz." — Ferner ſchreibt er am 14. Oct. von Eiſenach: „Die Frau v. Staël wird wol noch vor mir ankommen; die Abſchrift iſt bald fertig." — Am ſelben Tag antwortet Schiller „Den Staël'ſchen Bogen leſ' ich mit dieſer Erwartung entgegen. Wenn es irgend der Raum erlaubt, ſo thu ich auch dafür, ſogleich das Ganze in ein Stück zu ſetzen. Meine Bemerkungen nehme ich alsdann in dem nächſten Stücke nach. Der Leſer hat unterdeſſen die ſämtlichen darüber angeſtellt und hört mit mehr Intereſſe zu. Auch möchte ich ſchwerlich in der kurzen Friſt, die zu dem elften Stücke noch nöthig iſt, damit fertig werden können, wenn ich auch die Ueberſetzung auf den nächſten Montag erhalte." — Am 17. Oct. ließ ſich Goethe wieder von Eiſenach vernehmen: „Ob ich gleich ſchon Mittwoch wieder hoffe in Weimar zu ſein, ſo ſchicke Ihnen doch die Abhandlung voraus; ich habe ſie nicht einmal in der Abſicht durchleſen können. Hie und da läßt ſich noch Einiges nachtragen." — Endlich äußert Schiller am 24. Oct. gegen Goethe „Ich habe Ihnen vorgeſtern von der Madame Staël zu ſchreiben vergeſſen. Das Produkt iſt mit vielem Geiſte geſchrieben, und da es darin mehr weiterſchickt, als ordentlicher Text iſt, ſo qualifizirt es ſich gar nicht übel zum Kommentiren. Eine ordentliche Harmonie hineinzubringen, möchte ſchwer ſein und auch die Mühe nicht gelohnt werden. Im Einzelnen aber läßt es ſich verſuchen; auch habe ich mir ſchon einige Materien

Mit einem Blatt derſelbigen Pflanze.*)

Etwa Juli 1830.

Wie aus einem Blatt unzählig
Friſche Lebensſpeize ſprießen,
Mögſt in einer Liebe ſelig
Tauſendfaches Glück genießen.

An Frau Oberkammerherrin von Egloffſtein.**)

Muſterſtuhl für Schmerz und Sorgen
Willſt mir, theure Freundin, borgen?
Nimm ihn wieder! Troſt und Segen
Soll er Dir zu Häupten legen!

Mit einem buntgeſtickten Kiſſen.***)

Weimar, den 19. Oktober 1826.

Nicht ſoll's von Ihrer Seite kommen,
Sobald es einmal Platz genommen; —
Mich denkend, ſieh es freundlich an,
Mich liebend, lehne Dich daran!

An Gräfin Rapp, geb. von Rothberg.†)

Am 7. Juli 1827.

Zu dem Guten, zu dem Schönen
Werden wir uns gern gewöhnen;
An dem Schönen und dem Guten
Werden wir uns friſch ermuthen;
So bedarf es Deinen Wegen
Weiter keinen Reiſeſegen.

---

*) Zuerſt gedruckt im „Chaos" I, Nr. 38, S. 152, 1858; in den Werken ſeit 1836. Vgl. Beiſſerée II, 533 und das Divans-Gedicht: „Ginko biloba" (Buch Suleika).

**) Gedruckt in den Nachgel. W. 1853. Ebenderſelben iſt das Gedicht II, 431 gewidmet.

***) Zuerſt gedruckt im „Chaos" Nr. 4, S. 16, 1829, dann in den Nachgel. W. 1835.

†) Gedruckt in den Nachgel. W. 1832. — Die Angeredete, Wittwe des franzöſiſchen Generals Rapp, eines Elſaſſers, († 1821), aus deſſen zweiter Ehe, geborne Albertine von Rothberg, wohnte mit einer Tochter und einem Sohne Max (f. das folgende Gedicht) behufs deren Erziehung in Weimar. Später vermählte ſie ſich mit dem ſchottiſchen Peer Herzog von Melfort. — L.

fluß auf das Moralische, wenn sie das Herz bewegen, und dies Talent ist vielleicht das mächtigste, um aufzuklären oder Richtungen zu geben.

In dem Menschen giebt es nur zwei deutlich zu unterscheidende Kräfte: die Vernunft und die Einbildungskraft; alle die andern, selbst die Empfindung, sind nur abhängig oder zusammengesetzt. Das Reich der Dichtungen ist deswegen wie das Reich der Einbildungskraft sehr ausgearbeitet; auch die Leidenschaften, anstatt ihr im Wege zu stehen, sind ihr willkommen. Die Philosophie muß die unsichtbare Gewalt sein, die ihren Wirkungen die Richtung giebt; aber wenn sie sich zu bald zeigte, würde sie den Zauber zerstören.

Ich werde deswegen, indem ich von Dichtungen spreche, sowol ihren Gegenstand als ihren Reiz betrachten; denn in dieser Art Werken kann die Anmuth ohne Nutzen bestehn, niemals aber der Nutzen ohne Anmuth. Die Dichtungen sind berufen, uns zu verführen, und je fester man sich dabei einen moralischen oder philosophischen Zweck vorsetzte, desto mehr müßte man sie mit gefälligem Reiz ausstatten, um seinen Zweck zu erreichen, ehe ihn Jemand gewahr werden könnte. In den mythologischen Dichtungen werde ich nur auf das Talent des Dichters sehen, da ihr religiöses Verhältniß nicht zu meiner Betrachtung gehört; ich werde von den Werken der Alten nach dem Eindrucke reden, den sie zu unsern Tagen machen, und ich werde nur von ihrem Talent, nicht von ihren Lehrsätzen mich unterhalten.

Die Dichtungen können in drei Klassen getheilt werden: 1. die wunderbaren und allegorischen Dichtungen; 2. die historischen; 3. die Dichtungen, wo Alles zugleich erfunden und nachgeahmt ist, in denen nichts wahr, aber Alles wahrscheinlich ist.

---

daraus gewählt, die auch sonst nicht außer der Zeit sein werden. — Sie haben einigemal den Ausdruck „verführen" von der Poesie gebraucht; ich wünschte zu wissen, wie dies im Original heißt: ob es blos täuschen überhaupt bedeutet, weil verführen auch in ästhetischer Bedeutung einen Nebenbegriff hat." — Auf den Druck der Uebersetzung beziehn sich dann noch die Stellen in Schiller's Brief vom 8. Dez. 1795: „Den Staël'schen Aufsatz muß ich der Varietät wegen zum ersten Stück liegen lassen, da Alles von Dichtern und Dichtungstheorien handelt"; sowie in Goethe's Brief vom 15. jenes Monats: „Länger als Februar ruht' ich den Staël'schen Aufsatz nicht zurückzuschieben, weil Ostern derselbe nebst den Erzählungen wahrscheinlich übersetzt erscheinen wird. Die französischen Exemplare fangen an, sich in Deutschland auszubreiten."

Wollte man hierüber ausführlich ſchreiben, ſo würde man ein weitläufiges Werk hervorbringen, das die meiſten dichteriſchen Arbeiten begriffe; faſt Alles würde darin zur Sprache kommen; denn ein Gedanke kann nur vollkommen durch die Verbindung aller übrigen entwickelt werden. Aber meine Abſicht iſt, nur zu Gunſten der Romane zu ſchreiben, und ich werde zu zeigen ſuchen, daß ein Roman, der mit Feinheit, Beredſamkeit, Tiefe und Moralität das Leben darſtellt, wie es iſt, die nützlichſte von allen Dichtungen ſei, und ich habe aus dieſem Verſuch Alles, was dahin nicht zielen möchte, entfernt.

I.

Die wunderbare Dichtung verurſacht ein Vergnügen, das ſich ſehr bald erſchöpft. Die Menſchen müſſen erſt Kinder werden, um dieſe unnatürlichen Schilderungen zu lieben, um ſich durch unwahre Darſtellungen zu ſchrecken und Neugierde reizen zu laſſen.

Die Philoſophen müſſen erſt wieder Volk werden, um nützliche Gedanken unter dem Schleier der Allegorie zu lieben. Die Mythologie der Alten enthält manchmal nur einfache Fabeln, wie ſie die Leichtgläubigkeit, die Zeit und die Prieſter in allen abgöttiſchen Religionen fortgepflanzt haben; aber man kann ſie auch öfter als eine Folge von Allegorien betrachten; man ſieht perſonifizirte Leidenſchaften, Talente oder Tugenden.

Ohne Zweifel gehört zu der Wahl dieſer Dichtungen ein gewiſſes Glück, eine Gewalt der Einbildungskraft, die den Erfindern einen wahren Ruhm verſichert. Sie haben eine Sprache geſchaffen, dem Stile eine Geſtalt gegeben und, um die poetiſchen Ideen in ihrer Würde zu erhalten, ſie von der gemeinen Sprache geſondert. Werke, die zu dieſen einmal angenommenen Fiktionen noch andere hinzuthun wollten, würden gar keinen weitern Nutzen haben.

Wunderbare Dichtungen erkälten immer die Empfindungen, denen man ſie beigeſellt. Wenn man nur Bilder verlangt, die gefallen ſollen, ſo iſt es erlaubt, auf tauſend Arten zu blenden. Man hat geſagt, die Augen ſeien immer Kinder, und es gilt noch vielmehr von der Einbildungskraft; ſie verlangt nur, unterhalten zu ſein, ihr Zweck iſt in ihrem Mittel, ſie dient, das Leben zu betrügen, die Zeit zu rauben, ſie kann dem Tag die

Träume der Nacht geben; ihre leichte Thätigkeit iſt ſtatt der Ruhe, indem ſie zugleich Alles, was rührt, und Alles, was beſchäftigt, entfernt. Aber wenn man ſich des Vergnügens dieſer Einbildungskraft zu einem moraliſchen Zwecke mit Conſequenz bedienen will, ſo muß man ſowol mehr Folge als mehr Einheit in den Plan legen. Jene Verbindung der Helden und der Götter, der Leidenſchaften und der Geſetze des Schickſals ſchaden ſelbſt den Gedichten Homer's und Virgil's; kaum verzeiht man dem Erfinder eine Gattung, deren Erfindung ihm ſo viel Ehre macht. Wenn Dido den Aeneas liebt, weil ſie unter den Zügen des Askanius den Amor an ihren Buſen gedrückt hat, ſo bedauert man das Talent, das die Geburt dieſer Leidenſchaft durch das Gemälde der Bewegungen des Herzens viel beſſer gezeigt hätte. Wenn die Götter den Zorn, den Schmerz und den Sieg Achill's beſeelen, ſo kann man weder Jupitern noch den Helden bewundern; der Eine iſt ein abſtractes Weſen, der Andere ein Menſch, durch das Schickſal unterjocht; die Allmacht des Charakters wird durch das Wunderbare verdeckt, das ihn umgiebt. Auch kommt bei dieſer Art des Wunderbaren bald etwas Gewiſſes, bald etwas Unerwartetes vor; wir können deshalb nicht nach unſern eigenen Empfindungen fürchten oder hoffen und ſehn uns auf dieſe Weiſe des ſchönſten Vergnügens beraubet. Wenn Priam den Leichnam Hektor's von Achill zurückzuverlangen geht, ſo ſollten mich die Gefahren, in die ſeine väterliche Liebe ihn ſtürzte, in Furcht ſetzen; ich ſollte zittern, wenn ich ihn in das Zelt des ſchrecklichen Achill's eintreten ſehe, und ſollte, in Ungewißheit bei allen Worten dieſes unglücklichen Vaters, durch ſeine Beredſamkeit ſowol den Eindruck der Gefühle, die ſie darlegt, als die Ahnung der Begebenheiten, die ſie entſcheiden wird, empfinden. Aber ich weiß ſchon, daß Merkur den Priam durch das Lager der Griechen führt, daß Thetis auf Befehl des Jupiter's ihrem Sohn die Rückgabe des Leichnams befohlen hat; ich bin über Priam's Unternehmen nicht mehr zweifelhaft, mein Geiſt iſt nicht mehr aufmerkſam, und ohne den Namen des göttlichen Homer's würde ich eine Rede nicht leſen, die erſt auf die Situation folgt, anſtatt ſie herbeizuführen.

Wenn ich ſagte, daß auch etwas Unerwartetes im Wunderbaren ſei, das die ganz entgegengeſetzte Wirkung der erſt getadelten Gewißheit hervorbringt und uns das Vergnügen raubt, was wir hoffen und wünſchen, vorauszuſehen, meinte ich die

Fälle, wenn die Götter die beſtverknüpften Maßregeln reißen, ihren Günſtlingen einen unwiderſtehlichen Schutz gegen die größten Mächte verleihen und alles Verhältniß der Begebenheiten, wie ſie dem Menſchen angemeſſen ſind, aufheben.

Ich geſtehe wol, die Götter nehmen hier nur den Platz des Schickſals ein, ſie ſind der perſonifizirte Zufall; aber bei Dichtungen iſt es beſſer, ſeinen Einfluß zu entfernen. Alles, was erfunden iſt, ſoll wahrſcheinlich ſein, Alles, was uns in Erſtaunen ſetzt, muß durch Verkettung moraliſcher Urſachen erklärt werden können; in ſolchen Werken entdeckt man alsdann ein philoſophiſches Reſultat, und das Talent, das ſie hervorbringt, übernimmt eine größere Arbeit; denn eingebildete oder wirkliche Situationen, aus denen man ſich durch einen Machtſtreich des Schickſals zieht, können keine Bewunderung erregen.

Ich wünſchte, daß, indem man zum Menſchen ſpricht, man auch die großen Wirkungen durch den Charakter des Menſchen hervorbrächte. Hier iſt die unerſchöpfliche Quelle, aus der das Talent tiefe und ſchreckliche Schilderungen ſchöpfen kann; ja, ſelbſt Dante hat ſeine hölliſchen Bilder nicht ſo weit getrieben, als die blutigen Verbrechen unſerer Tage ſich einander übertroffen haben.

Sind nicht in den epiſchen Gedichten, die wir wegen des Wunderbaren ihrer Fiktionen ſchätzen, eben die Stellen die erhabenſten, derer Schönheiten ganz unabhängig vom Wunderbaren ſind? Was man in Milton's Satan bewundert, iſt der Menſch; was von Achill übrig bleibt, iſt ſein Charakter; was man bei der Leidenſchaft Reinald's zu Armiden vergeſſen möchte, iſt die Zauberei, die ſich zu den Reizen geſellt, die ihn entzündet haben; was in der Aeneis wirkt, ſind die Empfindungen, die zu aller Zeit allen Herzen angehören, und unſere tragiſchen Dichter, die aus alten Schriftſtellern Gegenſtände wählten, haben ſie faſt ganz von den wunderbaren Maſchinen abgeſondert, die man meiſt an der Seite der großen Schönheiten, wodurch die Werke des Alterthums ſich auszeichnen, wirkſam findet.

Die Ritterromane laſſen noch mehr die Unbequemlichkeit des Wunderbaren fühlen; bei ihnen ſchadet es nicht allein dem Intereſſe der Begebenheiten, ſondern es miſcht ſich auch in die Entwickelung der Charaktere und Empfindungen. Die Helden

---

Die beſtverknüpften Maßregeln reißen — im Original: dejouent les mesures les mieux combinées.

ſind rieſenmäßig, die Leidenſchaften überſchreiten die Wahrheit, und eine eingebildete moraliſche Natur hat noch weit mehr Unbequemlichkeiten als die Wunder der Mythologie und der Feerei. Das Falſche iſt inniger mit dem Wahren verbunden, und die Einbildungskraft ſelbſt wirkt weniger; denn es iſt hier die Rede nicht zu erfinden, ſondern zu übertreiben, was da iſt, und eben, was in der Wirklichkeit ſehr ſchön iſt, in einer Art von Karikatur darzuſtellen, wodurch ſowol Talentlosigkeit als Tugend lächerlich werden könnten, wenn Geſchichtſchreiber und Moraliſten die Wahrheit nicht wiederherſtellten.

Doch muß man die menſchlichen Dinge nicht nach ausſchließlichen Grundſätzen richten; ich weiß daher das ſchöpferiſche Genie zu ehren, das jene poetiſchen Dichtungen hervorgebracht hat, auf denen der Geiſt ſo lange ruht und die zu ſo viel glücklichen und glänzenden Vergleichungen gedient haben; aber man kann wünſchen, daß künftige Talente einen andern Weg einſchlagen, und ich möchte jene lebhaften Seelen, denen Geſpenſter ſo oft als wahre Bilder erſcheinen können, auf die einzige Nachahmung des Wahren einſchränken oder vielmehr zu ihr erheben.

Bei den Werken, wo die Heiterkeit herrſcht, könnte man ungern die lieblichen Dichtungen vermiſſen, von denen Arioſt einen ſo ſchönen Gebrauch gemacht hat, und wirklich iſt auch in dem glücklichen Zufall, der die Anmuth des Herzens hervorbringt, keine Regel und kein Gegenſtand. Der Eindruck kann nicht analyſirt werden, das Nachdenken kann ſich nichts davon zueignen. In dem Wahren findet man ſo wenig Urſache zur Fröhlichkeit, daß gewiß in den Werken, die ihr gewidmet ſind, das Wunderbare manchmal nöthig iſt. Empfindung und Nachdenken erſchöpfen ſich nie; aber der Scherz iſt ein Glück des Ausdrucks oder des Gewahrwerdens, deſſen Rückkehr man nicht berechnen kann. Jede Idee, die Lachen erregt, könnte die letzte ſein, die man jemals entdeckte; es iſt kein Weg, der zu dieſer Gattung führte; es giebt keine Quelle, aus der man mit Gewißheit ſchöpfen könnte. Man weiß, ſie exiſtirt, weil ſie ſich immer erneuert; aber man kennt weder die Urſache noch die Mittel. Der Ton des Scherzes bedarf mehr Begeiſterung als der erhöhte Enthuſiasmus ſelbſt. Dieſe Heiterkeit in dichteriſchen Werken, die nicht aus einem Gefühl von Glück entſteht, dieſe Heiterkeit, von der der Leſer weit mehr Genuß als der Schriftſteller hat, iſt ein Talent, zu dem man auf einmal gelangt, das

ſich ohne Abſtufung verliert, dem man wol eine Richtung geben, an deſſen Stelle man aber keine Fähigkeit des größten Geiſtes ſetzen kann. Wenn alſo das Wunderbare oft zu den Werken, die immer heiter ſind, paßt, ſo mag wol die Urſache ſein, weil ſie niemals die Natur vollkommen malen; niemals kann eine Leidenſchaft, ein Schickſal, eine Wahrheit munter ſein; nur aus einigen flüchtigen Schattirungen ſolcher ernſthafter Ideen können lächerliche Kontraſte hervorſpringen.

Es giebt eine Gattung, weit über diejenige erhaben, von der ich eben ſprach, die zwar auch ſcherzhafte Situationen hervorbringt, ich meine die Werke des komiſchen Talents; aber eben der Vorzug, daß ſeine ganze Stärke auf natürlichen Charakteren und Leidenſchaften beruht, würde ganz verändert und geſchwächt werden, wenn man dabei das Wunderbare brauchen wollte. Möchte ſich in den Charakter des Gil Blas, des Tartuffe, des Menſchenfeindes irgend etwas Wunderbares, ſo würde unſer Geiſt durch dieſe Werke weniger getroffen, weniger verführt werden.

Die Nachahmung des Wahren bringt immer größere Wirkungen hervor als übernatürliche Mittel. Ohne Zweifel erlaubt uns die hohe Metaphyſik anzunehmen, daß es über unſere Faſſungskraft Gedanken, Gegenſtände, Wahrheiten und Weſen giebt, die über alle unſere Begriffe reichen; aber da wir von dieſen abſtrakten Regionen nicht den mindeſten Begriff haben, ſo können wir ſelbſt mit unſerm Wunderbaren ihnen nicht näher kommen; das Wunderbare bleibt vielmehr unter der Wirklichkeit, die wir kennen; übrigens begreifen wir nichts, als was mit der Natur des Menſchen und der Dinge übereinſtimmt. Alles alſo, was wir unſere Schöpfungen nennen, iſt nichts als eine unzuſammenhängende Verſammlung von Ideen, die wir aus eben der Natur ziehen, von der wir uns zu entfernen ſuchen. In dem Wahren iſt der göttliche Stempel. Man giebt zu, das Genie erfinde; und doch nur indem es entdeckt, vereinigt darſtellt das, was iſt, verdient es den Ehrennamen eines Schöpfers.

Es giebt noch eine andere Art von Dichtungen, deren Wirkung mir noch geringer ſcheint als die des Wunderbaren; es ſind die Allegorien. Mir ſcheint, daß ſie den Gedanken

---

Gil Blas de Santillane, komiſcher Roman von Lesage, 1715; Tartuffe und Le Misanthrope von Molière, 1667 und 1666.

ſchwächen, wie das Wunderbare das Gemälde der Leidenſchaften entſtellt. Unter der Form der Fabel haben die Allegorien manchmal dienen können, nützliche Wahrheiten allgemein zu machen; aber ſelbſt dieſer Urſprung iſt ein Beweis, daß wenn man dem Gedanken dieſe Form giebt, man ihn herabzuſenken glaubt, um ihn den Menſchen überhaupt begreiflich zu machen. Wer Bilder braucht, um ſich einen Begriff zu verſchaffen, zeigt eine Schwäche des Geiſtes an; denn ſelbſt einem Gedanken, den man auf dieſe Weiſe klar machen könnte, würde es doch bis auf einen gewiſſen Grad an Abſtraktion und Feinheit mangeln. Die Abſtraktion iſt weit über alle Bilder; ſie hat eine geometriſche Genauigkeit, und man kann ſie nicht anders als mit ihren beſtimmten Zeichen ausdrücken. Die vollkommene Feinheit des Geiſtes kann durch keine Allegorie feſtgehalten werden; die Schattirungen der Darſtellungen ſind niemals ſo zart als metaphyſiſche Ideen, und was man körperlich darſtellen kann, wird niemals das Geiſtreich-Feinſte des Gedankens ſein. Aber außerdem, daß die Allegorie dem Gedanken, welchen ſie ausdrücken will, ſchadet, ſind die Werke dieſer Gattung faſt ohne irgend eine Art von Anmuth. Der Zweck iſt doppelt: man will eine moraliſche Wahrheit anſchaulich machen und durch ihr Bild, durch die Fabel, einnehmen; immer mißglückt Eins durch das Bedürfniß, das Andere zu erreichen. Der abſtrakte Begriff iſt unbeſtimmt dargeſtellt, und das Gemälde hat keine dramatiſche Wirkung; es iſt eine Fiktion in der Fiktion, an deren Begebenheiten wir keinen Antheil nehmen können, weil ſie nur da ſind, um philoſophiſche Reſultate vorzuſtellen, die man weit mühſamer begreift, als wenn ſie rein metaphyſiſch ausgedrückt wären; man muß in Allegorien das Abſtrakte von dem, was dem Bilde zugehört, ſondern, die Begriffe unter dem Namen der Perſonen, die ſie vorſtellen, entdecken und das Räthſel zu errathen ſuchen, ehe man den Gedanken begreift. Wenn man erklären will, was dem ſonſt ſo angenehmen Gedichte Telemach Einförmigkeit giebt, ſo wird man finden, daß es die Figur des Mentor's iſt, die, zugleich wunderbar und allegoriſch, auf doppelte Weiſe beſchwerlich iſt. Als wunderbar benimmt ſie uns alle Unruhe über Telemach's Schickſal; denn man iſt gewiß, daß die Götter ihn aus allen Gefahren ſiegreich herausführen werden; als allegoriſch zerſtört ſie die ganze Wirkung der Leidenſchaften,

Les avantures de Telemaque par Fénélon, 1717.

die aus dem innern Streite derselben entspringt. Die zwei Gewalten, welche die Moralisten in dem Herzen des Menschen unterscheiden, sind in Fenelon's Gedicht als zwei Personen aufgestellt: Mentor's Charakter ist ohne Leidenschaft und Telemach ohne Herrschaft über sich selbst; der Mensch steht zwischen Beiden, und nun weiß man nicht, an welchem Gegenstand man Theil nehmen soll.

Jene auffallenden Allegorien, wo, wie in Theleme und Macare der Wille reist, um das Glück zu finden, diese verlängerten Allegorien, in denen, wie in Spenser's Fairy Queen, jeder Gesang eine Tugend als Ritter im Streite gegen ein Laster vorstellt, können uns eigentlich nicht anziehen, von welcher Art auch das Talent sei, das sie verziert. Ermüdet von dem romanhaften Theil der Allegorie, gelangt man zum Ende, und man hat nicht mehr Kraft, den philosophischen Sinn zu fassen.

Die Fabeln, in denen man die Thiere reden läßt, dienten im Anfang zu einer Art Gleichniß, in welcher das Volk leichter den Sinn begriff; nachher hat man daraus eine eigene Gattung der Dichtkunst gemacht, in welcher viele Schriftsteller sich geübt haben. Es gab einen Mann, der sich einzig in dieser Laufbahn zeigte, dessen Naturell so vollkommen war, daß es weder zweimal entstehn, noch einmal nachgeahmt werden konnte; ein Mann, der die Thiere reden läßt, als wenn sie eine Art von denkenden Wesen wären in einer Welt, in der weder Vorurtheile noch Anmaßungen herrschen. Eben Lafontainens Talent entfernt von seinen Schriften die Idee der Allegorie, indem er den Charakter der Thierarten personifizirt und ihn nach seinen eigenen Verhältnissen ausmalt; das Komische seiner Fabeln kommt nicht aus Anspielungen, sondern es entspringt aus dem wahrhaften Bilde der Sitten der Thiere, die er auf den Schauplatz bringt. Nothwendig war dieser Erfolg begrenzt, und alle andern Fabeln, die man in verschiedenen Sprachen versucht hat, theilen, indem sie zur Allegorie zurückkehren, auch ihre Unbequemlichkeit.

Die Werke voll Anspielungen sind auch eine Art Dichtung, deren Verdienst nur die Zeitgenossen recht lebhaft empfinden; die Nachwelt beurtheilt diese Schriften, ohne auf das Verdienst der Wirkung zu sehen, die sie zur ihrer Zeit haben

Theleme et Macare, conte par Voltaire.
The Fairy Queen erschien 1590 und 1596.
Fables de Lafontaine 1668, 1678 u. 1694.

kannten, und ohne die Schwierigkeiten in Anſchlag zu bringen, die ihre Verfaſſer zu überwinden hatten. Sobald das Talent in einem gewiſſen Bezuge arbeitet, verliert es ſeinen Glanz mit den Umſtänden, die es in Bewegung ſetzten. Hudibras zum Beiſpiel iſt vielleicht eins von denen, worin man am Meiſten Witz findet; aber weil man immer in dem, was der Verfaſſer geſagt hat, aufſuchen muß, was er ſagen wollte, weil Noten ohne Zahl nöthig ſind, um ſeine Scherze zu verſtehen, und weil man, ehe man lachen oder Theil nehmen kann, ſich vorläufig unterrichten muß, ſo kann der Werth dieſes Gedichts nicht mehr allgemein empfunden werden. Ein philoſophiſches Werk kann fodern, daß man nachforſche, um es zu verſtehen; aber eine Dichtung, von welcher Art ſie ſei, bringt keine entſchiedene Wirkung hervor, als wenn ſie in ſich ſelbſt Alles enthält, wodurch ſie allen Leſern in allen Momenten einen vollkommenen Eindruck geben kann. Je mehr eine Handlung zu den gegenwärtigen Umſtänden paßt, deſto nützlicher iſt ſie; deswegen iſt ihr Ruhm unſterblich; die Werke des Schriftſtellers aber gewinnen nur, inſofern ſie ſich von den gegenwärtigen Begebenheiten losmachen, um ſich zur unveränderlichen Natur der Dinge zu erheben, und Alles, was die Schriftſteller für den Augenblick thun, iſt, wie Maſſillon ſich ausdrückt, verlorne Zeit für die Ewigkeit.

Einzelne Gleichniſſe, die auch gewiſſermaßen Allegorien ſind, zerſtreuen die Aufmerkſamkeit weniger, und der Gedanke, der vor ihnen meiſt vorausgeht, wird nur durch ſie aufs Neue entwickelt; aber ſelten iſt ein Gefühl oder ein Gedanke in ſeiner ganzen Stärke, wenn man ſie durch ein Bild ausdrücken kann; das: ſterben ſollt' er! des alten Horaz hätte kein Bild vertragen. Wenn man das Kapitel des Montesquieu lieſet, wo er, um den Deſpotismus zu ſchildern, ihn mit den Wilden der Louiſiane vergleicht, ſo wünſchte man an der Stelle dieſes Bildes einen Gedanken des Tacitus oder des Verfaſſers ſelbſt zu leſen. Freilich würde es zu ſtreng ſein, allen dieſen Putz zu verbannen, deſſen der menſchliche Geiſt ſo nothwendig hat, um

---

Hudibras, written in the time of the late wars by S. Butler, erſchien in 3 Theilen 1663, 1664 und 1678 und iſt ein gegen die Republikaner, die Gegner der Stuarts, gerichtetes epiſches Gedicht voll witziger Laune.

Der alte Horaz in Corneille's Horace (III. Akt, 6. Scene) erwidert auf die Frage: Que voulez-vous qu'il fût contre trois? mit dem berühmten „Qu'il mourût."

De l'esprit des lois par Montesquieu, liv. V. chap. 13.

von neuen Begriffen auszuruhen oder den bekannten Mannichfaltigkeit zu geben. Die Bilder, die Schilderungen bringen den Zauber der Poeſie hervor und beleben Alles, was ihr ähnlich iſt; aber was aus dem Nachdenken entſpringt, erlangt eine größere Gewalt, eine weit mehr konzentrirte Kraft, wenn der Ausdruck des Gedankens ſeine Stärke nur aus ihm ſelbſt nimmt.

Auch unter den Allegorien wie unter den wunderbaren Dichtungen finden wir Werke, die philoſophiſche Ideen ſcherzhaft vortragen wollen; ſo iſt das Märchen von der Tonne, Gulliver, Mikromegas, u. ſ. w. Ich könnte von dieſer Gattung wiederholen, was ich von der andern geſagt habe: wenn man Lachen erregt, ſo iſt der Zweck erfüllt; aber doch giebt es einen höhern Zweck in dieſer Art von Schriften: man will einen philoſophiſchen Gegenſtand anſchaulich machen, und es geſchieht nur unvollkommen. Wenn die Allegorie an ſich ſelbſt unterhaltend iſt, ſo merken die Menſchen mehr auf die Fabel als auf das Reſultat, und Gulliver hat mehr als Märchen gereizt, als ſeine Reſultate unterrichtet und moraliſch gebeſſert haben. Die Allegorie wandelt immer zwiſchen zwei Klippen: iſt ihr Zweck zu deutlich ausgeſprochen, ſo wird er läſtig; iſt er verborgen, ſo vergißt man ihn; verſucht man die Aufmerkſamkeit zu theilen, ſo kommt man in Gefahr, gar keine zu erregen.

II.

In dem zweiten Theil verſprach ich von hiſtoriſchen Dichtungen zu reden, von Erfindungen nämlich, die auf wahre Begebenheiten gegründet ſind.

Die Gegenſtände der Tragödien ſind meiſt aus der Geſchichte genommen; doch wenn man ſo viele Empfindungen in einen Raum von vierundzwanzig Stunden und fünf Akten einſchließen ſoll, oder wenn man ſeinen Helden in der Höhe der ernſten Poeſie erhalten will, ſo ſcheint uns kein Menſch, keine Geſchichte ein vollkommenes Muſter. Hier iſt Dichtung nöthig; aber ſie nähert ſich nicht dem Wunderbaren. Es iſt keine andere Natur; hier iſt eine Wahl aus der, die vor uns liegt.

A Tale of a tub (1704), eine kirchliche, und Gulliver's Travels (1726), eine politiſche Satire von Swift; Micromegas von Voltaire war eine Nachahmung der letztern.

In den Worten ſteht (1. oben, letzte Zeile) ſtatuo „hier iſt keine Wahl"; im Original: c'est un choix dans celle etc.

An Dieselbe.*)

Im Mai 1828.

Nach dem Tode ihres einzigen Sohnes.

Weimar, das von vielen Freuden
Wie ein Frühlingsbäumchen grünt,
Warum gabst Du ihr die Leiden,
Ihr, die reinstes Glück verdient?

An Frau Hofräthin Riemer.**)

Den 20. März 1827.

Wenn sie gleich Dein Fest versäumt,
Liebes haben sie geträumt;
Heute, zwischen Schnee und Eis,
Wecken sie den heitern Fleiß.

An Johann Daniel Wagner.***)

Den 7. September 1827.

Span'sches hast Du mir gesandt,
Deutsches folgt daneben;
Beides ist gar wohl bekannt,
Soll auch Beides leben!

Ziehn wir nun die achtzig Jahr'
Durch des Lebens Mühen,
Müssen auch im Silberhaar
Unsre Pflüge ziehen.

Führt doch durch des Lebens Thor,
Traun, so manche Gleise;
Ziehn wir einst im Engelchor,
Geht's nach einer Weise.

---

*) Zuerst gedruckt 1856, außerdem noch mitgetheilt im „Weimarischen Jahrbuch" V, 198, 1856. Ueber die Textesabweichungen siehe am Schluß.

**) Gedruckt in den Nachgel. W. 18, 3, die Zeitbestimmung nach der Ausgabe von 1836. Vgl. auch S. 34 dieses Bandes. Die vollständige Ueberschrift lautet: „An Frau Hofräthin Riemer, mit Stickmustern zu ihrem Geburtstag verspätet."

***) Vgl. „Originalien", redigirt und verlegt von Georg Lotz Nr. 13, 1832, außerdem W. Freih. v. Biedermann II, 60. — Wagner hatte Goethe die 1827 erschienene dritte Ausgabe seiner „Spanischen Sprachlehre" gesandt und erhielt als Gegengeschenk die Jubelausgabe der „Iphigenie" vom Jahre 1825 mit dem obenstehenden Gedichte.

Wir dürfen alsdann der poetischen Sprache nur das, was ihr eigen ist, nachgeben, so ist unser Herz der beste Richter der schönsten Situationen und der epischen oder dramatischen Charaktere; sie sind von der Geschichte entlehnt, nicht aber entstellt; sie sind von dem, was sie Sterbliches hatten, abgesondert und so gewissermaßen vergöttert; nichts ist außer der Natur in dieser Dichtungsart: natürliche Verhältnisse, natürlicher Gang; und wenn ein Mensch, der zum Ruhme geboren ist, ein Meisterstück wie die Henriade, den Gengiskan, Mithridat oder Tankred anhört, wird er bewundern, ohne zu staunen, er wird genießen, ohne an den Verfasser zu denken, und ohne hier die Schöpfung eines talentreichen Künstlers zu vermuthen.

Aber es giebt eine andere Art von historischen Dichtungen, die ich völlig verbannt wünschte: es sind Romane auf die Geschichte gepfropft, wie die Anekdoten des Hofs Philipp August's und andere. Man konnte diese Romane artig finden, wenn man die bekannten Namen veränderte; aber jetzt stellen sich diese Erzählungen zwischen uns und die Geschichte, um uns Details zu zeigen, deren Empfindung, indem sie den gewöhnlichen Lauf des Lebens nachahmt, sich dergestalt mit dem Wahren verwirrt, daß man sie davon nicht wieder abscheiden kann.

Diese Gattung zerstört die Moralität der Geschichte, indem sie die Handlungen mit einer Menge Beweggründe, die niemals existirt haben, überladen muß, und reicht nicht an den Werth des Romans, weil sie, genöthigt, sich an ein wahres Gewebe zu halten, den Plan nicht mit Freiheit und mit der Folge ausbilden kann, wie es bei einem Werk von reiner Empfindung nöthig ist. Das Interesse, das ein schon berühmter Name für den Roman erregen soll, gehört zu den Vortheilen der Anspielungen, und ich habe schon zu zeigen versucht, daß eine Dichtung, die Erinnerungen statt Entwickelungen zu Hilfe nimmt, niemals in sich selbst vollkommen sei. Auch ist es übrigens gefährlich, die Wahrheit so zu entstellen; man malt in solchen Romanen nur die Verwickelungen der Liebe. Die übrigen Begebenheiten der Epoche, die man wählt, sind alle

Unter Gengiskan ist jedenfalls Voltaire's L'Orphelin de la Chine (1755) gemeint; jener Khan ist eine Hauptperson des Trauerspiels, und Voltaire betont, daß er dasselbe aus den Urzeiten, in denen das chinesische Original des Ki Kun Jiang spielt, in das 13. Jahrhundert verlegt und die Sitten der Tartaren geschildert habe.

Mithridate von Racine ist aus dem Jahr 1673.

Tancrède von Voltaire — 1760.

ſchon durch den Geſchichtſchreiber dargeſtellt; nun will man ſie durch den Einfluß der Liebe erklären, um den Gegenſtand ſeines Romans zu vergrößern, und ſo ſtellt man ein ganz falſches Bild des menſchlichen Lebens auf. Man ſchwächt durch dieſe Dichtung die Wirkungen, welche die Geſchichte hervorbringen ſollte, von der man den erſten Gedanken geborgt hat, wie ein übles Gemälde dem Eindruck des Originals ſchaden kann, woran es durch einige Züge unvollkommen erinnert.

III.

Die dritte und letzte Abtheilung dieſes Verſuchs ſoll von dem Vorzuge ſolcher Dichtungen handeln, in denen Alles zugleich erfunden und nachgeahmt iſt. Die Trauerſpiele, deren Inhalt ganz erfunden iſt, werden aber nicht in dieſer Abtheilung begriffen ſein; ſie malen eine erhöhtere Natur, einen hohen Stand und eine beſondere Lage. Die Wahrſcheinlichkeit dieſer Stücke hängt von ſehr ſeltenen Begebenheiten ab, aus denen nur wenig Menſchen ſich etwas zueignen können. Zwar nehmen die Dramen, die Komödien auf dem Theater denſelben Rang ein, den die Romane unter den andern Dichtungsarten haben; auch hier erſcheint das Privatleben und natürliche Umſtände; aber die theatraliſchen Bedürfniſſe hindern ſolche Entwickelungen, durch welche man das Beiſpiel zunächſt auf ſich beziehen kann. Man hat zwar dem Drama erlaubt, ſeine Perſonen anderswoher als aus der Klaſſe der Könige und Helden zu wählen; aber man kann nur ſtarke Verhältniſſe malen, weil man nicht die Zeit hat, die Schattirungen abzuſtufen. Das Leben iſt nicht ſo eingeſchränkt, nicht in Kontraſten, nicht theatraliſch, wie ein Stück erfunden ſein muß. Die dramatiſche Kunſt hat andere Wirkungen, andere Mittel, andere Vortheile, von denen man beſonders reden müßte; aber nur der neue Roman iſt im Stande, auf unſere Bildung durch das Gemälde unſerer gewohnten Empfindungen nützlich zu wirken.

Man hat eine beſondere Klaſſe für die philoſophiſchen Romane errichten wollen, und hat nicht bedacht, daß alle philoſophiſch ſein ſollen. Alle ſollen, aus der innern Natur des Menſchen geſchöpft, wieder zu ſeinem Innern ſprechen, und hierzu gelangt man weniger, wenn man alle Theile der Erzählung auf einen Hauptbegriff richtet; denn man kann alsdann

weder wahr noch wahrſcheinlich in der Verbindung der Begebenheiten ſein. Jedes Kapitel iſt eine Art von Allegorie, deren Begebenheiten nichts als das Bild des Grundſatzes darſtellen, der nun folgen ſoll. Die Romane Candide, Zadig und Memnon, die übrigens ſo allerliebſt ſind, würden viel tiefer auf uns wirken, wenn ſie ernſthaft nicht wunderbar wären, wenn ſie ein Beiſpiel und kein Gleichniß darſtellten, und dann wenn die Geſchichte nicht gewaltſam auf einen Zweck hindeutete. Dieſen Romanen geht es wie den Lehrmeiſtern, denen die Kinder nicht glauben, weil Alles, was begegnet, in der Lektion paſſen ſoll, die ſie ihnen einſchärfen wollen, da doch die Kinder ſchon ohngefähr merken, daß in dem wahren Gang der Begebenheiten weniger Regelmäßigkeit iſt.

Aber in den Romanen Richardſon's und Fielding's, die ſich an der Seite des Lebens halten, um die Abſtufungen, die Entwickelungen, die Inkonſequenzen der Geſchichte des menſchlichen Herzens darzuſtellen und doch dabei die beſtändige Rückkehr der Reſultate aller Erfahrung zur Moralität der Handlungen und zum Vortheil der Tugend zu zeigen, ſind die Begebenheiten erfunden, aber die Empfindungen dergeſtalt aus der Natur, daß der Leſer oft glaubt, man rede mit ihm und habe nur die kleine Rückſicht genommen, den Namen der Perſon zu verändern.

Die Kunſt, Romane zu ſchreiben, ſteht nicht in dem Rufe, den ſie verdient; denn eine Menge ungeſchickter Verfaſſer haben mit ihren elenden Arbeiten eine Gattung erdrückt, in der die Vollkommenheit das größte Talent erfodert, und in welchem Jedermann mittelmäßig ſein kann. Dieſe unzählbare Menge geſchmackloſer Romane hat faſt die Leidenſchaft ſelbſt, welche ſie ſchildern, abgenutzt, und man fürchtet ſich, in ſeiner eigenen Geſchichte das mindeſte Verhältniß zu Situationen zu finden, welche ſie beſchreiben. Nur die Autorität großer Mei-

---

Candide ou l'Optimisme — Zadig ou la Destinée — Memnon ou la Sagesse humaine — drei Romane von Voltaire. — Im Candide kommt auch der Venezianiſche Adlige Pococurante vor, auf den Goethe im 29ſten Aufſatz anſpielt.

Richardſon's moraliſche Herzensromane waren Pamela (1740), Clarissa Harlowe (1749) und Charles Grandison (1753); Fielding's bedeutendſte Romane: History and Adventures of John Andrews (1750) und History of a Foundling, or Tom Jones (1750).

ſter konnte dieſe Gattung wieder emporheben, obgeachtet ſo viele Schriftſteller ſie heruntergebracht hatten. Wie ſehr zu bedauern iſt es, daß man ſolche Werke erniedrigt, indem man die häßlichen Gemälde des Laſters hineinmiſchte, und anſtatt ſich des Vortheils der Dichtung zu bedienen, um Alles, was in der Natur belehren und als Muſter dienen könnte, um den Menſchen zu ſammeln, geglaubt hat, daß man die gehäſſigen Gemälde der verderbenen Sitten nicht ohne gute Wirkung darſtellen könne, eben als wenn ein Herz, das ſie abſtößt, ſo rein bliebe als das Herz, das ſie niemals kannte.

Dagegen iſt ein Roman, wie man ſich davon einen Begriff machen kann, wie wir auch einige Muſter haben, eine der ſchönſten Produktionen des moraliſchen Geiſtes. Sie wirkt mit ſtiller Gewalt auf die Geſinnungen der Privatperſonen, aus denen nach und nach die öffentlichen Sitten ſich bilden. Demohngeachtet iſt aus gewiſſen Urſachen die Achtung für das Talent, das nöthig iſt, um ſolche Werke hervorzubringen, nicht allgemein genug, da ſie ſich gewöhnlich der Liebe widmen, der gewaltſamſten, allgemeinſten und wahrſten aller Leidenſchaften, dieſe aber ihren Einfluß nur über die Jugend ausübt und in den übrigen Epochen des Lebens nicht mehr zur Theilnahme aufruft.

Aber ſind nicht alle tiefe und zärtliche Empfindungen von der Natur der Liebe? Wer iſt zum Enthuſiasmus der Freundſchaft fähig, wer zur Ergebung im Unglück, wer zur Verehrung ſeiner Eltern, wer zur Leidenſchaft für ſeine Kinder, als ein Herz, das die Liebe gekannt oder verſchieden hat? Man kann Ehrfurcht für ſeine Pflichten haben, aber niemals ſie mit frohem Hingeben erfüllen, wenn man nicht mit allen Kräften der Seele geliebt hat, wenn man nicht einmal aufgehört hat zu ſein, um ganz in einem Andern zu leben. Das Schickſal der Weiber, das Glück der Männer, die nicht berufen ſind, Reiche zu regieren, hängt oft für das übrige Leben von dem Einfluß ab, den ſie in der Jugend der Liebe auf ihre Herzen erlaubt haben; aber in einem gewiſſen Alter vergeſſen ſie jene Eindrücke ganz und gar, ſie nehmen einen andern Charakter an, beſchäftigen ſich mit andern Gegenſtänden und überlaſſen ſich andern Leidenſchaften.

Dieſe neuen Bedürfniſſe müßte man auch zum Inhalt der Romane wählen; dann, ſcheint mir, würde ſich eine neue Laufbahn Denjenigen eröffnen, die das Talent beſitzen, zu ſchildern

und durch die innerste Kenntniß aller Bewegungen des menschlichen Herzens uns anlocken. Der Ehrgeiz, der Stolz, die Habsucht, die Eitelkeit konnten Gegenstände zu Romanen werden, deren Verfälle neuer und deren Begebenheiten ebenso mannichfaltig sein würden als diejenigen, die aus der Liebe entspringen. Wollte man sagen, daß die Schilderung jener Leidenschaften schon in der Geschichte aufgestellt wird, und daß man sie eigentlich da aufsuchen müsse, so läßt sich antworten, daß die Geschichte niemals zu dem Privatleben der Menschen reicht, nicht bis zu den Empfindungen und Charakteren, woraus keine öffentlichen Begebenheiten entspringen sind.

Auch wirkt die Geschichte nicht auf uns durch ein moralisches und unterhaltenes Interesse; das Wahre ist öfters unvollständig in seinen Wirkungen. Uebrigens würde man durch Entwickelungen, die allein tiefe Eindrücke hinterlassen, den schnellen und nothwendigen Gang der Erzählung aufhalten und einem historischen Werk eine Art von dramatischer Form geben, da es doch ein ganz anderes Verdienst haben soll. Endlich ist die Moral der Geschichte niemals vollkommen ausgesprochen, entweder weil man nicht beständig und mit Gewißheit die innern Empfindungen darstellen kann, wodurch die Bösen in der Mitte ihres Glücks gestraft werden und tugendhafte Seelen sich bei allem Unglück belohnt fühlen, oder weil das Schicksal des Menschen überhaupt in diesem Leben nicht zu seinem Ende gelangt.

Die praktische Moral, die auf die Vortheile der Tugend gegründet ist, wird durch das Lesen der Geschichte nicht immer gestärkt. Zwar versuchen die großen Geschichtschreiber und besonders Tacitus die Moralität aller Begebenheiten, die sie erzählen, zu zeigen; man beneidet den sterbenden Germanicus und verabscheut Tiberen auf seiner Höhe; aber doch können Geschichtschreiber nur diejenigen Empfindungen malen, von welchen die Handlungen zeugen, und das, was sich bei der Geschichte am Lebhaftesten eindrückt, ist mehr das Uebergewicht des Talents, der Glanz des Ruhms und der Vortheil der Macht als eine stille Sittenlehre, die zart und sanft das Glück der einzelnen Menschen in ihren nächsten Verhältnissen hervorbringt.

Ich will dadurch keineswegs der Geschichte zu nahe treten und hier die Erfindungen ausschließlich verziehen; denn diese müssen ja selbst aus der Erfahrung geschöpft werden. Die

feinen Schattirungen, die uns der Roman vorlegt, fließen aus philosophischen Resultaten der, aus jenen Grundideen, die uns das große Bild der öffentlichen Begebenheiten gleichfalls darstellt. Aber die Moralität der Geschichte kann nur in ihrer großen Masse beruhen; nur durch die Rückkehr einer gewissen Anzahl von Veränderungen lehrt uns die Geschichte wichtige Resultate, die jedoch nicht einzelne Menschen, wohl aber ganze Nationen sich zueignen können.

Ein Volk kann von den Regeln, welche die Geschichte aufstellt, Gebrauch machen, weil sie unveränderlich sind und man sie auf allgemeine und große Verhältnisse immer anwenden kann; aber man sieht in der Geschichte nicht die Ursachen der vielfachen Ausnahmen, und eben diese Ausnahmen können jeden einzelnen Menschen verführen; denn wenn die Geschichte uns bedeutende Umstände bewahrt, so bleiben doch dazwischen ungeheure Lücken, in welchen vieles Unglück, viele Fehler Raum haben, woraus doch die meisten Schicksale der Privatpersonen bestehen. Dagegen können die Romane mit so viel Gewalt und so ausführlich Charakter und Empfindungen malen, daß keine Lektüre einen so tiefen Haß gegen das Laster und eine so reine Liebe für die Tugend hervorbringen könnte. Die Moralität der Romane hängt mehr von der Entwickelung innerer Bewegungen der Seele als von den Begebenheiten ab, die man erzählt; nicht aus dem willkürlichen Umstand, den der Verfasser erfindet, um das Laster zu strafen, zieht man die nützliche Lehre; aber die Wahrheit der Gemälde, die Steigerung oder Verkettung der Fehler, der Enthusiasmus bei Aufopferungen, die Theilnahme am Elend läßt unauslöschliche Züge zurück. Alles ist in solchen Romanen so wahrscheinlich, daß man sich leicht überredet, Alles könne so begegnen; es ist nicht die Geschichte des Vergangenen; aber man könnte oft sagen, es sei die Geschichte der Zukunft. Man hat behauptet, daß Romane eine falsche Idee vom Menschen geben; das ist von schlechten Romanen wahr, wie von Gemälden, welche die Natur übel nachahmen; aber nichts giebt eine so tiefe Kenntniß des menschlichen Herzens als diese Gemälde aller Umstände des gemeinen Lebens und der Eindrücke, die sie hervorbringen; nichts übt so sehr das Nachdenken, das in dem Einzelnen sehr viel mehr zu entdecken findet als in allgemeinen Ideen.

Die Schriften, welche uns die Denkwürdigkeiten einzelner Menschen überliefern und die wir unter dem allgemeinen Namen

der Memoiren begreifen, würden auch diesen Endzweck erreichen, wenn sie nicht auch, wie die Geschichte, nur berühmte Männer und öffentliche Angelegenheiten allein beträfen. Und wären auch die meisten Menschen geistreich und aufrichtig genug, um eine getreue und charakteristische Rechenschaft von dem zu geben, was sie im Lauf ihres Lebens erfahren haben, so konnten doch diese aufrichtigen Erzählungen nicht alle Vortheile des Romans in sich vereinigen; denn man würde in ihnen eine Art dramatischen Effekts vermissen, der die Wahrheit nicht entstellen darf, aber der sie, indem er sie zusammendrängt, auffallender macht, so wie die Kunst des Malers die Gegenstände nicht verändert, sondern sie nur fühlbarer darstellt. Die Natur läßt uns oft die Gegenstände ohne Abstufung sehen; sie zeigt Kontraste nicht auffallend, und indem man sie knechtisch nachahmte, würde man sie niemals darstellen; die genaueste Erzählung enthält zwar eine gewisse Wahrheit der Nachahmung; vom Bilde verlangt man aber eine Harmonie, die ihm eigen sei, und eine wahre Geschichte, merkwürdig durch ihre Schattirungen, durch Empfindungen und Charaktere bedarf dennoch zu ihrer Darstellung eines Talents, das auch fähig wäre, eine Dichtung hervorzubringen.

Wenn uns nur nicht auch das Genie, das wir bewundern müssen, weil es uns in die Tiefen des menschlichen Herzens blicken läßt, manchmal durch so viele Details beschwerlich fiele, mit welchen die berühmtesten Romane gleichsam erdrückt sind. Der Autor glaubt, daß ein Gemälde dadurch an Wahrscheinlichkeit gewinne, und sieht nicht, daß Alles, was das Interesse schwächt, die einzige Wahrheit der Fiktion zerstört, den Eindruck nämlich, den sie hervorbringt. Wenn man auf dem Theater Alles, was in dem Zimmer vorgeht, vorstellen wollte, so würde man die theatralische Illusion völlig zerstören. So haben die Romane auch ihre dramatischen Bedingungen, und es giebt in der Erfindung nichts Nothwendiges, als was die Wirkung des Erfundenen vergrößern kann. Wenn ein Blick, eine Bewegung, ein unbemerkter Umstand dienen kann, einen Charakter zu malen, eine Empfindung zu entwickeln, so hat man, je einfacher das Mittel ist, desto mehr Verdienst, es ergriffen zu haben; aber die genaue einzelne Darstellung einer gewöhnlichen Begebenheit vermindert die Wahrscheinlichkeit, anstatt sie zu vermehren. Wenn man zur positiven Idee des Wahren durch Details, die nur ihm gehören, zurückgeführt wird, so tritt man aus der Illusion her-

aus, und man ist bald ermüdet, weder den Unterricht der Geschichte noch das Interesse des Romans zu finden.

In der Gabe zu bewegen liegt die große Gewalt der Dichtungen; man kann fast alle moralische Wahrheiten fühlbar machen, wenn man sie in Handlung setzt. Die Tugend hat einen solchen Einfluß auf das Glück oder Unglück des Menschen, daß man die meisten Lagen des Lebens von ihr abhängig machen kann. Es giebt strenge Philosophen, die alle Rührung verdammen, die verlangen, daß die Sittenlehre ihre Gewalt allein durch den Ausspruch ihrer Pflichten ausübe; aber nichts paßt weniger zu der Natur des Menschen überhaupt als eine solche Meinung; man muß die Tugend beleben, wenn sie mit Vortheil gegen die Leidenschaften streiten soll; nur ein erhöhtes Gefühl findet Freude bei der Aufopferung. Man muß das Unglück ausspüren, wenn es allen Gaukeleien verderblicher Verführungen vorzuziehen werden soll. Ja, die rührenden Dichtungen sind es, welche die Seele in großmüthigen Leidenschaften üben und ihr darin eine Gewohnheit geben. Ohne es zu wissen, geht sie ein Bündniß mit sich selbst ein, und sie würde sich schämen, zurückzutreten, wenn ihr eine solche Lage persönlich werden könnte.

Aber je mehr die Gabe zu rühren eine wirkliche Gewalt hat, desto nöthiger ist es, ihren Einfluß auf Leidenschaften eines jeden Alters, auf Pflichten einer jeden Lage auszudehnen; die Liebe ist meist der Gegenstand der Romane, und Charaktere, auf die sie nicht wirkt, sind nur wie Bewerke angebracht. Wenn man einem andern Plan folgte, würde man eine Menge neuer Gegenstände entdecken. Tom Jones hat von allen Werken dieser Art die allgemeinste Moral; die Liebe erscheint darin nur als ein Mittel, damit das philosophische Resultat desto lebhafter hervortrete. Zu zeigen, wie ungewiß das Urtheil sich auf den äußern Schein gründe, zu zeigen, welches Uebergewicht die natürlichen Eigenschaften über jene Reputationen haben, denen nur die Rücksicht anderer Verhältnisse zu Gute kommt, dieses hatte der Verfasser des Tom Jones vor Augen, und es ist einer der nützlichsten und mit Recht berühmtesten Romane. Neuerlich ist einer erschienen, dem man zwar die und da Längen und Nachlässigkeiten verwerfen kann, aber der genau die Idee der unerschöpflichen Gattung giebt, von der ich gesprochen habe: es ist Caleb

Things as they are, or the Adventures of Caleb Williams, ein politischer Roman, erschien 1794.

Williams von Godwin. Die Liebe hat wenig Einfluß in diese Dichtung; nur eine grenzenlose Leidenschaft für äußeres Ansehn in dem Helden des Romans und in Calch eine verzehrende Neugierde, ob auch Falkland die Achtung verliere, die er erworben hat, bringt das Interesse der Erzählung herver, und indem man von dieser romanhaften Darstellung hingerissen wird, wird man dabei zum tiefsten Nachdenken aufgefodert.

Einige unter Marmontel's moralischen Erzählungen, einige Kapitel der empfindsamen Reisen, einige abgesonderte Anekdoten aus dem Zuschauer und andern moralischen Schriften, einige Stücke aus der deutschen Literatur, welche sich täglich mehr erhebt, zeigen uns eine kleine Anzahl gründlicher Dichtungen, die uns die Verhältnisse anderer Leidenschaften als der Liebe darstellen. Aber ein neuer Richardson hat sich noch nicht gewidmet, die übrigen Leidenschaften der Menschen in einem Roman zu schildern, ihren Fortschritt, ihre Folgen ganz zu entwickeln; das Glück eines solchen Werks könnte nur aus der Wahrheit der Charaktere, aus der Stärke der Kontraste, der Energie der Situationen entstehen und nicht aus jener Empfindung, die so leicht zu malen ist, die uns sobald einnimmt, die den Weibern gefiele durch das, woran sie erinnert, wenn sie auch nicht durch Größe oder Neuheit der Bilder anzöge. Was für Schönheiten ließen sich nicht in einem ehrgeizigen Lovelace entdecken? Auf welche Entwickelungen würde man gerathen, wenn man alle Leidenschaften zu ergründen und bis in ihre einzelnen Wirkungen zu kennen bemüht wäre, wie bisher die Liebe in den Romanen behandelt worden ist!

Man sage nicht, daß moralische Schriften zur Kenntniß unserer Pflichten vollkommen hinreichen; sie können nicht die Schattirungen einer zarten Seele verfolgen, sie können nicht zeigen, was Alles in einer Leidenschaft liegt. Man kann aus guten Romanen eine reinere höhere Moral herausziehen als aus einem didaktischen Werk über Tugend; eine solche Schrift, indem sie trockner ist, muß zugleich nachsichtiger sein, und die Grundsätze, welche man im Allgemeinen muß anwenden können, werden niemals den Heroismus der Zartheit erreichen, von dem

---

Contes moraux par Marmontel erschienen 1761. — The Spectator, eine allgemein belehrende Zeitschrift aus den Jahren 1712 und 1713.

Lovelace, der Verführer der Clarissa in Richardson's nach letzterer genanntem Roman.

man wol ein Beispiel aufstellen, daraus aber mit Vernunft und Billigkeit niemals eine Pflicht machen kann.

Welcher Moralist hätte sagen dürfen: wenn Deine Familie Dich zwingen will, einen abscheulichen Menschen zu heirathen, und Du Dich durch diese Verfolgung verleiten lässest, einem Mann, der Dir gefällt, nur einige Zeichen der reinsten Neigung zu geben, so wirst Du Dir Schande und Tod zuziehen! Und doch ist das der Plan von Klarissen, das ist's, was man mit Bewunderung liest, ohne sich gegen den Verfasser aufzulehnen, der uns rührt und gewinnt.

Welcher Moralist hätte zu behaupten gewagt, daß es besser sei, sich der tiefsten Verzweiflung zu überlassen, der Verzweiflung, die den Verstand angreift und das Leben beraubt, als den tugendhaftesten Mann zu heirathen, dessen Religion von der Eurigen verschieden ist! Und doch rührt uns Klementinens Liebe, indem sie gegen Gewissensskrupel kämpft, wenn wir auch ihre abergläubischen Meinungen nicht billigen. Der Gedanke der Pflicht, die über Leidenschaft siegt, ist ein Anblick, der auch selbst Diejenigen erweicht und rührt, deren Grundsätze nicht im Mindesten streng sind, und die mit Verachtung ein solches Resultat verworfen hätten, wenn es sich vor der Schilderung als Grundsatz hätte aufdringen wollen, da es als Folge und Wirkung ganz natürlich aus ihr berfließt. So finden sich in Romanen einer weniger erhabenen Art die zartesten Grundsätze über das Betragen der Frauen, in den Meisterstücken, die unter dem Namen der Prinzessin von Kleve, des Grafen Comminge, Ceciliens bekannt sind, in den Romanen der Madam Riccoboni, in Karolinen, deren Reiz so allgemein empfunden wird, in der rührenden Epistel von Kallisten, in Kamillens Briefen, worin die Fehler einer Frau und das Unglück, das sie nach sich ziehen, ein sittlicheres, ein strengeres Bild sind als selbst der Anblick der Tugend; und wie viel französische, englische und deutsche Werke könnte ich anführen, um diese Meinung zu bestätigen! Ich wiederhole: die Romane haben das Recht, die strengste Tu-

La Princesse de Clèves ou les amours du duc de Nemours avec cette princesse, von der Gräfin von La Fayette, 1678; Mémoires du comte de Comminges, von Arnalden von Tencin. Cécile et Calliste ou lettres de Lausanne. — Romane der Madame Riccoboni sind sämmtlich Lettres de Milady Catesby et de Fanny Butler, le Marquis de Cressy, Histoire de deux jeunes amies, La vertu persécutée ou lettres du Colonel Talbert, Histoire d'Ernestine et de Miss Jenny, Caroline et Julie (um 1780), Camille ou Lettres de deux filles, 1763, u. a.

In das Stammbuch meinem lieben Enkel Walter von Goethe.*)

Ihrer sechzig hat die Stunde,
Ueber tausend hat der Tag;
Söhnchen, werde Dir die Kunde,
Was man Alles leisten mag!

Mit meinen Werken.**)

Find in dieser Büchlein Reihe
Manches Alte, manches Neue,
Sie, — zu ihnen wiederkehrend, —
Stets erfreuend, oft belehrend!

Viel gute Lehren stehn in diesem Buche;
Summir' ich sie, so heißt's doch nur zuletzt:
Wohlwollend sieh umher und freundlich suche,
So findest Du, was Geist und Herz ergetzt.

Zu ein Stammbuch.***)

Dies Album lag so manches Jahr in Banden,
Nun richtet sich's zu frischer Wandrung auf;
Von früher Welt sind Freunde noch vorhanden,
Erneue sich ein heitrer Tageslauf!

An ***†)

Du, schweige künftig nicht so lange,
Tritt freundlich oft zu mir herein
Und laß' bei jedem frommen Sange
Dir Glänzendes zur Seite sein!

*) Gedruckt 1836. — Die Strophe war unter die nachstehenden Worte Jean Paul's gesetzt: „Der Mensch hat drittehalb Minuten: eine zu lächeln, eine zu seufzen und eine halbe zu lieben; dann mitten in dieser Minute stirbt er." — Der Entwurf der Strophe befindet sich auf demselben Blatte mit den Zahmen Xenien „Was wir Dichter ins Enge bringen ꝛc." (S. 272) und „Anhalt daß Ihr bedächtig steht ꝛc." (S. 290). — L.

**) Gedruckt in den Nachgel. W. 1833. Die Ueberschrift, die höchstens für diese, nicht für die nachfolgende Strophe passen könnte, ist in der Ausgabe von 1836 auf beide ausgedehnt.

***) Gedruckt in den Nachgel. W. 1833.

†) In den Werken seit 1836. Was unter dem „Glänzenden" zu verstehn, ist nicht aufgeklärt; vielleicht eine Harfe oder Guitarre? — L.

gend darzustellen, ohne daß wir uns dagegen auflehnen. Sie haben unser Gefühl gewonnen, und das allein spricht für die Nachsicht, und indessen moralische Schriften und ihre strengen Grundsätze durch das Mitleid gegen das Unglück oder durch den Antheil an der Leidenschaft bestritten werden, besitzen die Romane die Kunst, selbst diese Regungen auf ihre Seite zu ziehen und sie zu ihrem Endzweck zu gebrauchen.

Was man gegen die Romane, in welchen die Liebe behandelt wird, immer mit vielem Rechte sagen kann, ist, daß diese Leidenschaft darin so gemalt ist, daß sie dadurch erzeugt werden kann, und daß es Augenblicke des Lebens giebt, in welchen diese Gefahr größer ist als alle Vortheile, die man davon erwarten konnte; aber diese Gefahr würde niemals entstehn, wenn man andere Leidenschaften der Menschen zum Gegenstand wählte. Indem man die ersten flüchtigsten Symptome einer gefährlichen Leidenschaft charakteristisch zeichnete, könnte man sich und Andere davor zu bewahren suchen; der Ehrgeiz, der Stolz, die Habsucht erzeugen sich oft ohne Wissen Derer, die sich ihnen nach und nach ergeben; nur die Liebe wächst durch die Darstellung ihrer eignen Gefühle; aber das beste Mittel, die übrigen Leidenschaften zu bestreiten, ist, sie zu entdecken und aufzustellen. Wenn ihre Züge, ihre Triebfedern, ihre Mittel und ihre Wirkungen so an den Tag gebracht, so durch die Romane popularisirt würden, wie es mit der Geschichte der Liebe gegangen ist, so würde man in der Gesellschaft über alle Verhandlungen des Lebens die Regeln weit sicherer und die Grundsätze zarter finden.

Aber wenn auch blos philosophische Schriften, wie es Romane thun, alle möglichen Schattirungen unserer Handlungen voraussehen und aufstellen könnten, so würde die dramatische Moral doch noch immer den großen Vortheil haben, daß sie uns zur Indignation bewegen, unsere Seele erheben und eine sanfte Melancholie über sie ausbreiten und durch diese verschiedenen Wirkungen romanhafter Situationen die Erfahrung gleichsam suppliren kann. Dieser Eindruck ist demjenigen ähnlich, den wir erhalten hätten, wenn wir Zeugen bei den Fällen selbst gewesen wären; aber indem er immer auf *einen* Zweck gerichtet ist, wird der Gedanke nicht zerstreuet, wie es durch die unzusammenhängenden Gegenstände, die uns umgeben, geschieht. Und laßt uns noch Eins bedenken: es giebt Menschen, über welche die Pflicht keine Gewalt hat und die man vielleicht noch vom Laster abhalten könnte, wenn man ihnen zeigte, es sei

möglich, ſie zu rühren. Zwar würden Charaktere, die nur durch Beihilfe der Rührung menſchlich ſein könnten, die, wenn ich mich ſo ausdrücken darf, des phyſiſchen Vergnügens der Seele bedürfen, um gut und edel zu ſein, unſere Achtung wenig verdienen; aber wenn die Wirkung rührender Fictionen allgemein und popular würde, dürfte man vielleicht beſſen, in einer Nation ſolche Weſen nicht mehr zu finden, deren Charakter eine unbegreifliche moraliſche Aufgabe bleibt. Der Stufengang vom Bekannten zum Unbekannten iſt lange unterbrochen, ehe man begreifen kann, was vor Empfindungen die Henker Frankreichs geleitet haben. Keine Beweglichkeit des Geiſtes, keine Erinnerung eines einzigen mitleidigen Eindrucks muß ſich in ihre Seele bei keiner Gelegenheit, durch keine Schrift entwickelt haben, daß es ihnen möglich ward, ſo anhaltend, ſo unnatürlich grauſam zu ſein und dem menſchlichen Geſchlecht zum erſten Mal eine vollkommene grenzenloſe Idee des Verbrechens zu geben.

Es giebt Werke, wie der Brief Abelard's von Popen, Werther, die Portugieſiſchen Briefe; es giebt ein Werk in der Welt, die neue Heloiſe, deren größtes Verdienſt in der Beredſamkeit der Leidenſchaften beſteht, und obgleich der Gegenſtand oft moraliſch iſt, ſo gewinnen wir doch eigentlich nur dadurch den Begriff von der Allmacht des Herzens. Man kann dieſe Art Romane in keine Klaſſe ſtellen. Es giebt in einem Jahrhundert eine Seele, ein Genie, das dahin zu reichen vermag; es kann keine Gattung werden, man kann dabei keinen Endzweck ſehen. Aber wollte man wol dieſe Wunder der Sprache verbieten, dieſe tiefgeholten mächtigen Ausdrücke, die allen Bewegungen paſſionirter Charaktere genugthun? Leſer, die ein ſolches Talent mit Enthuſiasmus aufnehmen, ſind nur in einer kleinen Anzahl, und ſolche Werke thun ihren Bewunderern immer wohl. Laßt brennenden und gefühlvollen Seelen dieſen Genuß! Sie können ihre Sprache nicht verſtändlich machen; die Gefühle, von denen ſie bewegt werden, begreift man kaum, und man verdammt ſie immer. Sie würden ſich auf der Welt ganz allein glauben, ſie würden bald ihre Natur, die ſie von allen Menſchen trennt, verwünſchen, wenn leidenſchaftliche und melancholiſche

Einen Brief Abelard's von Pope giebt es nicht, vielmehr iſt deſſen Epiſtle from Eloiſa to Abelard 1719 gemeint.

Lettres Portugaises, traduites en français. Paris, Cl. Barbin, 1669. Die Verfaſſerin des portugieſiſchen Originals iſt Mariorenza.

Rouſſeau's Nouvelle Heloise — 1760.

Werke ihnen nicht eine Stimme in der Wüste des Lebens hören ließen und in ihre Einsamkeit einige Strahlen des Glücks brächten, das ihnen in der Mitte der Welt entflieht. In diesen Freuden der Abgeschiedenheit finden sie Erholung von den verdrießlichen Anstrengungen betrogener Hoffnung, und wenn die Welt sich fern von dem unglücklichen Wesen bewegt, so bleibt eine beredte und zärtliche Schrift bei ihm wie ein treuer Freund, der es genau kennt. Ja, das Buch verdient unsern Dank, das nur einen einzigen Tag den Schmerz zerstreut: es dient gewöhnlich den besten Menschen; denn zwar giebt es Schmerzen, die nicht aus einer Superiorität des Geistes oder aus einer Zühlbarkeit des Herzens, und man würde das Leben viel besser ertragen, wenn man einige Eigenschaften weniger hätte. Eh ich es noch kenne, hab' ich Achtung für das Herz, das leidet, und gebe solchen Dichtungen Beifall, wenn sie auch nur Linderung seiner Schmerzen zum Zweck hätten. In diesem Leben, wodurch man besser hindurchgeht, je weniger man es fühlt, sollte man nur den Menschen von sich und Andern abzuziehen suchen, die Wirkung der Leidenschaften aufhalten und an ihre Stelle einen unabhängigen Genuß setzen. Wer es vermöchte, könnte für den größten Wohlthäter des menschlichen Geschlechts gehalten werden, wenn der Einfluß seines Talents nicht auch verschwände.*)

*) Einige Bemerkungen über diesen Aufsatz der Madame Stael werden in dem nächsten Stücke folgen.

Der in der Schlußanmerkung kundgegebene Vorsatz Schiller's blieb unausgeführt.

223.

Friedrich's Ruhm.

Vorleſung am 29. Januar 1807 durch Johann von Müller.

Intaminatis fulget honoribus.

(Aus dem Franzöſiſchen.)

Jener große König, Friedrich der Zweite, Ueberwinder, Geſetzgeber, der ſeinem Jahrhundert, ſeinem Volk zum Ruhm gedieh, wandelt längſt nicht mehr unter den Sterblichen. Heute verſammelt ſich die Akademie, um ſeiner zu gedenken. Preußiſche Männer, die ſich der Zeiten erinnern, wo die Wetter des Krieges, die Geſetze des Friedens, die erleuchtenden Strahlen des Genius wechſelsweiſe von Sansſouci her ſich verbreiteten, den Feinden Schrecken, Europen Achtung, bedeutenden Menſchen Bewunderung einprägten, ſie ſind heute gekommen, unſre Worte über Friedrich zu vernehmen. Mitten im Wechſel, in der Erſchütterung, im Einſturz verlangen ausgezeichnete Fremde an dieſem Tage zu erfahren, was wir gegenwärtig von Friedrich zu ſagen haben, und ob die Empfindung ſeines glorreichen Andenkens nicht durch neuere Begebenheiten gelitten habe.

Zu 223. Morgenblatt, 1807, Nr. 53 u. 54, 3. u. 4. März. S. 209 bis 215.

Folgendes ſind die Stellen, in denen ſich Goethe über dieſe Ueberſetzung äußert: Tag- und Jahreshefte — 1807: „Obgleich mich ich auch nach einer ebenhin aus freundſchaftlichem Sinne unternommenen Arbeit, Johannis v. Müller hatte mit Anfang des Jahres zum Andenken König Friedrichs des Zweiten eine akademiſche Rede geſchrieben und wurde deshalb befragt. Nun hatte er ſich den erſten Jahren unſerer Bekanntſchaft mir viele liebe und treue erwieſen und mich mancher Dienſte geleiſtet, ich dachte daher ihm wieder einmal Gefälligkeit zu erzeigen und glaubte, es würde mir nicht ſchwer ſein, wenn er von irgend einer Seite her ſein Unternehmen gefällig ſähe. Ein freundlicher Widerhall durch eine harmloſe Ueberſetzung ſchien mir das Geſchmeidigſte, ſie trat im Morgenblatt hervor, und er wußte mir's Dank, ob an der Sache gleich nicht gebeſſert wurde." — Brief an Knebel vom 5. Apr. 1807: „Die Müller'ſche Rede überſetzte ich, weil mir die alte ſehr wohl gefiel, wie er unter den gegebenen Umſtänden ſeinen Gegenſtand gefaßt hat. Ich ließ die Ueberſetzung drucken, weil ich hörte, daß der Verfaſſer deshalb mancherlei Unannehmlichkeiten gehabt hatte, und ich

Der gegenwärtig Redende hat es immer als eine weise Anordnung betrachtet, jährlich das Andenken erlauchter Männer zu erneuern, welche, den unsterblichen Ruhm eifrig und mühsam verfolgend, von einer wollüstigen Ruhe sich vorsätzlich entfernten. Wenn, mit jedem Jahre neuer Prüfung unterworfen, der Glanz ihres Verdienstes durch keinen äußern Wechsel, nicht durch den Ablauf mehrerer Jahrhunderte gemindert wird; wenn ihr Name hinreicht, ihrem Volk einen Rang unter Nationen zu behaupten, die in verschiedenen Perioden jede ihre Zeit gehabt haben; wenn immer neu, niemals zum Ueberdruß, eine solche Lobrede keiner Künste bedarf, um die Theilnahme großer Seelen zu wecken und die Schwachen tröstend abzuhalten, die im Begriff sind, sich selbst aufzugeben: dann ist die Weihe vollbracht; ein solcher Mann gehört, wie die unsterblichen Götter, nicht einem gewissen Land, einem gewissen Volk — diese können veränderliche Schicksale haben, — der ganzen Menschheit gehört er an, die so edler Vorbilder bedarf, um ihre Würde aufrecht zu erhalten.

Diese Betrachtungen gründen sich auf die Erfahrung. Mit Ausnahme weniger beschränkten Köpfe, einiger Freunde seltsamen Widerspruchs, wer hat jemals das göttliche Genie, die großmüthige Seele dem ersten der Cäsaren streitig gemacht? wer den ungeheuern Umfassungsgeist, die Kühnheit der Entwürfe dem großen Alexander, oder die vollendete Vortrefflichkeit des Charakters dem Trajan? Konstantin und Justinian haben mehr Lobredner und eifrigere gefunden. Als man aber in der Folge bemerkte, daß der Erste nicht Stärke des Geistes genug

überzeugt war, es werde zu seinem Vortheil gereichen, wenn Mehrere das, was er gethan hatte, in deutscher Sprache vernähmen." — Endlich Brief an v. Müller selbst vom 17. Apr. 1807: „Wenn Ihnen, verehrter Freund, die Uebersetzung Ihrer trefflichen Arbeit einiges Vergnügen machte: wenn sie Ihnen sogar gewisser Umstände wegen erwünscht ans Licht trat, so ist mein Zweck vollkommen erreicht. Ich übernahm die Arbeit, weil sie mir Vergnügen machte; ich ließ sie schnell abdrucken, um einem Vorurtheil entgegenzuarbeiten, das sich zu verbreiten schien und schon München ergriff, wo das Werk nicht mit Augen gesehen hatte. Schon sehe ich in meinem Kreise die besten Wirkungen, und schon mehrere Personen haben mir versichert, daß es ihnen unbegreiflich sei, daß man in solchen Aeußerungen etwas Tadelnswerthes habe finden können. Sie können denken, wie sehr mich dieses freut, da Sie meiner unwandelbaren Freundschaft versichert sind. Lassen Sie ja nicht ab, nach Ihrer Ueberzeugung zu handeln und zu schreiben; besonders legen Sie von Zeit zu Zeit, wie bisher in unserer Literatur-Zeitung, Ihre Gesinnung aufrichtig nieder! Man wirft und ringt im Sturme muthig fort; es kommt eine Zeit, wo der Parteigeist die Welt auf eine andere Weise spaltet und uns in Ruhe läßt." — Vergl. auch Nr. 48 dieses Theils.

beſeſſen hatte, um die Parteien zu beherrſchen, und daß er, ſtatt ſich der Hierarchie zu bedienen, ſich von ihr unterjochen ließ; als man endlich einſah, daß an dem Größten und Schönſten, was zu Juſtinian's Zeit geſchehen war, dieſer Kaiſer faſt ganz und gar keinen perſönlichen Antheil gehabt hatte: da verloren dieſe Fürſten den ausgezeichneten Platz, den ihnen Schmeichelei und Ränkeſpiel in den Jahrbüchern der Welt anzuweiſen gedachte. Der Eine war Herr des ganzen römiſchen Reichs, der Andre Herr der ſchönſten ſeiner Provinzen. Konſtantin erwarb Kriegs-Lorbeern, Juſtinian war von glücklichen Feldherrn und weiſen Rechtsgelehrten umgeben; doch ſind Herrſchaft und Glück nicht zuverläſſige Pfänder eines unſterblichen Ruhmes. Wie vieler Königreiche und Länder bedürfte es, um ſich dem armen und einfachen Bürger von Theben gleich zu ſtellen, dem Erfinder der ſchrägen Schlachtordnung, dem Beſieger bei Leuktra, bei Mantinea, dem Beſieger ſeiner ſelbſt! Und wer zieht nicht den Namen Mithridat dem Namen Pompejus vor?

Außer Verhältniß zu den Mitteln ſeines Staates iſt der Ruhm des großen Mannes, deſſen Andenken uns heute verſammelt, wie der Ruhm Alexander's zu dem armen und beſchränkten Nachlaß Philipp's; und ſo bleibt dieſer Ruhm ein geheiligtes Erbgut nicht allein für die Preußen, ſondern auch für die Welt. Ohne Zweifel waltet ein zarter und unſichtbarer Bezug zwiſchen einem jeden Lande und den berühmten Männern, die aus ſeinem Schooße hervorgingen; und wie bedeutend muß ein ſolches Verhältniß werden, wenn ſolche Männer den Bau ihres Jahrhunderts gründeten, wenn ſie als Hausväter für ihn Sorge trugen, ihn als Helden vertheidigten oder auf das Edelſte vergrößerten; wenn ſie uns als unvergleichliche Dämonen erſcheinen, die ähnlich den höchſten Gebirgszinken noch Lichtglanz behalten, indeß hundert und hundert Menſchengeſchlechter augenblicklichen Ruhs nach und nach hinſchwinden, von der Nacht der Jahrhunderte verſchlungen. Von jenen Höhen bleibt ein Eindruck, der Menſchencharakter eignet ſich ihn zu, durchdringt ſich davon und ſtählt ſich unwandelbar. Vor Philipp gab es unter den Macedoniern nichts Ausgezeichnetes; ſie kriegten mit den Illyriern, wie die alten Bewohner unſrer Marken mit den Wenden, wacker, ohne Glanz. Der Geiſt Philipp's trat hervor und das Genie Alexander's. In der zweiten Geſchlechtsreihe nach ihnen ſehen ſich die Macedonier überwunden und in Gefahr der Auflöſung ihres Reichs durch die hereindringenden

Gallier. Und so, als sie nach so vielen und so unglücklichen Jahrhunderten Alles verloren hatten, behaupteten sie bis auf unsre Zeit den Ruf, die besten Soldaten des Reiches zu sein, dem sie angehören.

An jedem Volke, das eines neuen Zeitraums und außerordentlicher Männer gezeugt wurde, trennt man sich, in der Gesichtsbildung, in dem Ausdruck des Charakters, in den Sitten überbliebene Spuren jener Einwirkungen zu erkennen. Wer sucht nicht Römer in Rom? ja, unter Lumpengewand Romanos rerum dominos! An allen Italienern studirt man die Züge dieses wunderbaren Volks, das zweimal die Welt überwand und länger als ein anderes beherrschte. Erfreuen wir uns nicht, wenn die Fruchtbarkeit glücklicher Ideen, die Reife wohlgefaßter Grundsätze, jene unerschütterliche Folge von Entwürfen, diese Kunst, die Gewalt, sie auszuführen, uns im Leben begegnet? Und so fordern wir von allen Franzosen die Tüchtigkeit, das Selbstgefühl, den Muth ihrer germanischen Väter; jene Vorzüge veredelt durch die Anmuth Franz des Ersten, die edle Freimüthigkeit des großen Heinrich's und das Zeitalter Ludwig's des Vierzehnten. Ja, was werden künftige Geschlechter nicht noch hinzufügen? Vergebens würde man die Denkmale helvetischer Tapferkeit zerstören; immer noch würde die Welt mit Liebe sich unter den Schweizern ein Bild Tellischer Einfalt, Winkelriedischer Aufopferung hervorzusuchen trachten, eine Spur des Ehrgefühls jenes Heeres, das, anstatt sich gefangen zu geben, lieber gesammt umkam.

Dergleichen unzerstörliche, höchst achtungswerthe Erinnerungen an die Vorältern sind es, um derentwillen wir die Fehler der Nachkommlinge verzeihen. Als Athen einst keine Schiffe mehr im Piräus, keine Schätze mehr in der Cecropischen Burg besaß, Perikles nicht mehr von der Bühne donnerte, Alcibiades nicht glorreich mehr die See beherrschend zurückkehrte und Athen doch unklug leider mit der ewigen Roma, der Weltherrscherin, zu kämpfen sich vermaß — was that der Sieger, was that Cornelius Sylla? Er gedachte des alten Ruhms, und Athen erfreute sich seiner Güte. Große Männer — und an Sylla fand man Züge, die den großen Mann bezeichnen — sie haben nicht, wie andere Menschen, in Leidenschaften und Verhältnissen etwas Besonderes, Einzelnes, Eigenes. Söhne des Genius, im Besitz angeerbten erhabenen Sinnes, brennend von dem göttlichen Feuer, das reinigt, das

hervorbringt, anstatt zu zerstören, bilden sie Alle zusammen einen Geschlechtskreis, in dem man sich wechselseitig anerkennt; ja, sie achten gegenseitig das Andenken ihres Ruhms. Himbria's rohe Natur konnte Ilium zerstören, Alexander opferte daselbst. Jedes Volk, das einem Heroen angehörte, hat auf das Herz eines andern Heroen vollkommene Rechte. Das Wirken der Menge beschränkt sich im Kreise des Augenblicks; der Thatenkreis eines großen Mannes erweitert sich im Gefühl seiner Verwandtschaft mit den Besten. Und daran erkennt man die Vorzüglichsten. Alexander rettete Pindar's Haus; Pius der Fünfte zerstreute Tacitus' Asche. Also, Preußen, unter allen Abwechselungen des Glücks und der Zeiten, so lange nur irgend fromm die Erinnerung an dem Geiste, den Tugenden des großen Königs weilt, so lange nur eine Spur von dem Eindruck seines Lebens in Euren Seelen sich findet, dürft Ihr nie verzweifeln. Mit Theilnahme wird jeder Held Friedrich's Volk betrachten.

Zaghafte Geister, schwache Seelen fragen vielleicht: was haben wir denn gemein mit einem König, einem Krieger, einem unumschränkten Fürsten? und nachzuahmen einem solchen, wär' es nicht Thorheit? Diese fragen wir dagegen: war er denn Friedrich durch Erbschaft? war er Friedrich durch Glück, das so oft in Schlachten entschied? war er's durch Gewalt, die so oft zu Irrthümern und Mißbräuchen verleitet? Nein, er ward so groß durch das, was in ihm lag, das auch in uns liegt; möchten wir es fühlen!

Das Erste, was er mit einem heißen Willen ergriff, wovon er niemals abließ, war die Ueberzeugung, er müsse, weil er König sei, der Erste unter den Königen sein durch die Art, seine Pflichten zu erfüllen. Er hatte die Künste des Friedens lieben mögen, und führte doch zwei Jahre lang schreckliche Kriege. Gern hätte er seine Zeit vertheilt unter Studien, Musik und Freunde; und doch war in der Staatsverwaltung nichts Einzelnes, womit er sich nicht während seiner sechsundvierzigjährigen Regierung beschäftigt hätte. Er war von Natur nicht der Herzhafteste; und doch, wer hat sich in Schlachten mehr ausgesetzt? wer umgab sich weniger mit beseligenden Aussichten? wer war fester entschlossen, eher zu sterben als zu weichen? Er besaß über sich selbst die ungeheure Gewalt, die auch dem Glück gebietet. Diese Göttin wurde ihm untreu, er fühlte es wohl; doch ließ er sich's nicht merken und überwand sie wieder. Er überzeugte

ſich, das Haupt einer Monarchie müſſe der erſte Mann ſeines Landes ſein nicht blos durch den Umfang und die Allgemeinheit der Kenntniſſe und durch die Größe des Auffaſſens, ſondern er müſſe zugleich frei ſein von Parteigeiſt, von entnervenden Leidenſchaften, von unterjochenden Meinungen, von Vorurtheilen des großen Haufens. Er wollte geliebt ſein, und fürchten ſollte man ihn doch auch und ſich dabei mit Zutrauen auf ſeine Gerechtigkeit, auf ſeine Großmuth verlaſſen. Auf rufe ich Alle, die ihm nahe waren, zu Zeugen, ob er nicht zugleich unwiderſtehlich zu feſſeln und die Seelen mit dem Eindruck einer Majeſtät zu erfüllen wußte, die rein perſönlich war.

Eine Krone, ein halbes Jahrhundert unumſchränkter Herrſchaft geben — wer wird es leugnen? — ſehr große Vorzüge. Aber der Sinn, ſich zur erſten Stelle zu erheben, kann Jeden in ſeiner Laufbahn begleiten. In einer ſolchen Denkweiſe liegt die Möglichkeit, allgemein und fortſchreitend vollkommener zu werden, ſie wie die Quelle der Entwürdigung des Menſchen und des größten Unheils in der ſogenannten weiſen Mittelmäßigkeit zu finden iſt. Der Menſch, überhaupt weit entfernt, Alles zu thun, was er vermag, wenn er ſeinem Streben zu nahe Grenzen ſetzt, was wird er je ſein? Johann Chryſoſtomus, in ſeiner ſchönen und treffenden Schreibart, pflegt alle Fehler und Mängel unter dem Namen der Trägheit (ραθυμια) zu begreifen; denn nur die Anſtrengung des Willens bleibt das, wovon die Auszeichnung eines Jeden in ſeiner Lage abhängt.

Die ſittliche Großheit entſcheidet; die Mittel, die Gelegenheiten vertheilt das Glück. Tauſendmal verglich man Friedrich mit Cäſarn, und noch hatte er nur einen Theil Schleſiens erobert. Die Stunde großer Umwälzungen hatte zu ſeiner Zeit noch nicht geſchlagen; aber wenn Europa ſich gegen ihn ſieben Jahre verſchwor, hundert Millionen gegen fünf, das war mit dem Bürgerkrieg des Pompejus vergleichlich, und Hohenfriedberg däuchte nicht geringer als Pharſalus, und Torgau ſchien nicht weniger als Munda. Und ſo in Allem. Jegliches wußte der große König zu ſchätzen. Er gab Leibnizen einen Platz neben ſich, und indeſſen er über den größten Theil der Herrſcher ſich ſcherzhaft äußerte, deren Untergang zuſammt dem Sturz ihrer Thronen er vorausſah, bemühte er ſich um die Freundſchaft Voltairens und war gewiß, mit ihm in der Nachwelt zu leben.

Das Geheimniß, sich immer seiner selbst würdig zu erhalten, immer vorbereitet zu sein, lag in der Art, wie er seine Zeit anwendete. Er hatte sich abgesondert von dem langweiligen Gepränge, unter welchem das Leben verloren geht; und so gewann er Zeit für alle Gedanken, für bedeutende Unterhaltung, für jede täglich erneuerte Anregung seines Geistes. Die sehr bescheidene Wohnung von Sanssouci hat einen besondern Vorzug vor den prächtigen Residenzschlössern aller Jahrhunderte in Europa und Asien: der Besitzer fühlte daselbst nie Langeweile. Hier kann man sich noch jetzt sein ganzes Leben ausführlich denken. Hier, an einem und demselben Tage, erschien zu verschiedenen Stunden in demselben Manne der Vater des Volks, der Vertheidiger und Beschützer des Reichs, der Staatsmann, der Künstler, der Dichter, der Gelehrte, der Mensch, immer der große Friedrich, ohne daß eine dieser Eigenschaften der andern geschadet hätte. Frage man, ob er sein Leben besser angewendet oder glücklicher genossen habe. Denn wir leben nur, insofern wir uns unser bewußt sind. Man kannte das Leben anderer Könige, ihrer Staatsräthe und Kanzelleiverwandten; da war es leicht, den Vorzug Desjenigen zu begreifen, der zwölf Stunden des Tags geistig arbeitete. Freilich nur Augenblicke bedarf der fruchtbare Geist, um das größte Thunliche zu fassen; aber die Zeit hat auch ihre Rechte. Arbeit und Einsamkeit rufen die glücklichen Augenblicke hervor; der Funke springt, zündet; ein Gedanke tritt hervor, der den Staat rettet, der ein Gesetz wird, welches Jahrhunderte zu bezaubern vermag. Da waltete der Einsame von Sanssouci, umgeben von seinen Klassikern, in diesem geweihten Rundgebäu, dem Allerheiligsten von Friedrich's Genius; da wachte er, da rief er solchen Augenblick hervor, unverhergesehen, unwiderruflich. Sie kommen nicht, wenn man Langeweile hat, oder wenn der Strudel der Welt uns betäubt. Sieht man in den Gewölben der Staatsurkunden seine Arbeiten, vergegenwärtigt man sich seine unendlichen Geistesschöpfungen, so sieht man, er hat keinen Tag verloren als den, wo er starb.

Die Ordnung, die er beobachtete, war bewunderungswürdig. Jeder Gegenstand hatte seine Zeit, seinen Platz: Alles war abgemessen, nichts unregelmäßig, nichts übertrieben. Diese Gewohnheiten waren der Klarheit und Genauigkeit seiner Ideen förderlich und hinderten dagegen seine lebhafte Einbildungskraft und seine feurige Seele, sich hintreiben zu lassen, sich zu über-

An Frau Carlyle nach Edinburg.*)

Auf eine zierliche Bistenkarte.

Augenblicklich aufzuwarten,
Schicken Freunde solche Karten;
Diesmal aber heißt's nicht gern:
Euer Freund ist weit und fern.

Derselben.

Mit einer Drahtkette.

Wirft Du in den Spiegel blicken
Und vor Deinen heitern Blicken
Dich die ernste Zierde schmücken,
Denke, daß nichts besser schmückt,
Als wenn man den Freund beglückt!

Derselben.

Mit einer weiblichen Arbeit.

Edle deutsche Häuslichkeit
Uebers Meer gesendet,
Wo sich still in Thätigkeit
Häuslich Glück vollendet.

Derselben.

Weimar, den 27. Dezember 1827.

Zur Brustnadel.

Wenn der Freund auf blankem Grunde
Heute Dich als Mohr begrüßt,
Neid' ich ihm die sel'ge Stunde,
Wo er Deinen Blick genießt.

*) Von dem vorstehenden und den vier nachfolgenden Gedichten, sämmtlich in den Nachgel. W. 1833 gedruckt, sind die beiden letzten erst in der Ausgabe von 1836 als an Frau Carlyle gerichtet, bezeichnet. Es ist die Gattin des bekannten englischen Historikers, der vorzugsweise Schiller in England populär gemacht hat, aber auch Goethe zu seinen „Heroen" rechnet. (Vgl. unsere Biographie S. CLXXIV.). — Das der vierten Strophe zugefügte Datum möchte zweifelhaft erscheinen: denn die persönlichen Beziehungen zwischen Goethe und Carlyle hatten wenigstens im August 1827 noch nicht begonnen. (Vgl. Goethe-Zelter'scher Briefwechsel IV, 337, 346.)

stürzen. Indem er alle Seiten eines Gegenstandes und ihre Beziehungen zu kennen suchte, so brachte er ebenso viel Ruhe in die Ueberlegung als Schnelligkeit und Nachdruck in die Ausführung.

Er hörte nicht auf, sich an der Geschichte zu bilden. Höchlich wußte er diese gesammelten Erfahrungen zu schätzen, die dem lebendigen Geist für Staatsverwaltung und Kriegskunst den Sinn aufschließen. Er zog die Geschichtschreiber des Alterthums vor; denn die mittäglichen Völker sind reicher an Ideen, ausgesprochener und glühender in der Art, zu empfinden. Diese Menschen waren einer frischen und kräftigen Natur viel näher. Ihre Werke sollten zum Handeln führen, nicht etwa nur eitle Neugierde befriedigen. Friedrich liebte auch einige methodische Werke. Er wollte sich in der Gewohnheit erhalten, seine Gedanken in Ordnung zu stellen. Die rhetorischen Vorschriften des Cicero, die Lehrart von Port-Royal, von Rollin gefielen ihm lange Zeit. In den letzten Tagen, als er bemerkte, daß der Geist sich verwirre, trübe, schwach werde, nahm er die Anleitungen Quintilian's wieder vor, die voll Verstand und Ordnung sind, und las dazu leichte Schriften von Voltaire, in welchen Lebhaftigkeit herrschend ist. Auf alle Art und Weise wollte er sich aufgeweckt erhalten; und so kämpfte er gegen das letzte Hinschlummern.

Eroberungen können verloren geben, Triumphe kann man streitig machen. Jene des großen Pompejus wurden durch ein unedles Ende verfinstert, und auch der große Ludwig sah den Glanz der seinigen verdunkelt. Aber der Ruhm und der Vortheil, den das Beispiel gewährt, sind unzerstörlich, unveräußerlich. Der eine bleibt seinem Urheber eigenthümlich, der andere zugesichert allen Denen, die ihm nachahmen. Das Verdienst beruht in den Entschließungen, die uns angeboren, in dem Muth der Unternehmung, der Beharrlichkeit der Ausführung.

Man redet hier nicht von den einzelnen Zügen, durch die ein übler Wille Friedrich's Ruhm zu verdunklen glaubte. Der Geschichtschreiber Dio, indem er von den Vorwürfen reden soll, die man dem Trajan gemacht hat, bemerkt, daß der beste der Kaiser keine Rechenschaft schuldig sei über das, was auf sein öffentliches Leben keinen Einfluß hatte. Wenn Friedrich das Wesen der Religion mißverstand und den Sinn ihrer Quellen, so wußte er doch die Vorsteher aller Gottesverehrungen

in Grenzen zu halten, indem er sie beschützte und ihr Eigenthum schonte. Spräche man vielleicht von der Verletzung einiger Grundsätze des Völkerrechts: hier zeigt er sich für uns nur in dem Falle, daß er dem Drange der Nothwendigkeit nachgab und die einzige Gelegenheit, seine Macht zu gründen, benutzte. Machte er aufmerksam, wie wenig Sicherheit ein Pergament verleihe, so lehrte er uns zugleich desto besser kennen, was einem Staate wahrhaft Gewähr leiste. Das Mißverhältniß seines Heeres zu den Hilfsquellen seines Landes erscheint nicht so stark, wenn man bedenkt, daß der größte Theil beinahe auf Weise der Nationalgarden nur zum durchaus nothwendigen Dienst berufen wurde. In einem Lande, wo Hervorbringen, Erwerb und Betrieb durch die Natur des Bodens eingeschränkt wird, ist es keine Unbequemlichkeit, kein Nachtheil, daß der Militärgeist herrschend werde. In einer Lage, deren Sicherheit für ganz Europa bedeutend ist, zeigt sich dadurch ein gemeinsamer wünschenswerther Vortheil. Da wo mittelmäßige und künstliche Reichthümer von tausend Zufällen abhängig sind, welcher Zustand des Lebens könnte besser sein als der, in dem wir uns gewöhnen, Alles missen zu können? Wenn Friedrich zu seiner Zeit die untern Stände von den obern Stufen der Kriegsbedienungen ausschloß, so geschah es vielleicht, weil er damals noch genug zu thun hatte, um dem Gewerbe bei sich aufzuhelfen, weil es zuträglich schien, den Mittelstand nicht von den eben erst aufkeimenden Künsten des bürgerlichen Lebens abzuziehen. Wollte man ihm sein unumschränktes Herrschen zum Vorwurf machen? Der höhere Mensch übt diese Gewalt aus durch das Uebergewicht seiner Natur, und die freien Ansichten eines großen Mannes machen sie wohlthätig: und so bildet sich nach und nach die Meinung, die sich endlich als Gesetz aufstellt. Die unvermeidliche Ungleichheit unter den Menschen macht den größeren Theil glücklich in der Unterwerfung. Das herrschende Genie, das sich Friedrich oder Richelieu nennt, nimmt seinen Platz ein, und die Talente für Krieg und Staatsverwaltung nehmen ihren Rang neben ihm ein, um es zu unterstützen.

Anstatt auf die Beschuldigungen des Neides zu antworten, begab sich der größte der Scipionen auf das Kapitol, um den Tag von Zama zu feiern. Sollen wir für Friedrich antworten, wie er, ungeachtet seiner Kriege und seine Eroberungen nicht mitgerechnet, die Bevölkerung seines Landes verdoppelte und, was ihm mehr Ehre macht, das Glück seines

Volk vergrößerte, ein vollkommen ausgerüstetes Heer hinterließ, alle Vorrathskammern, alle Zeughäuser und den Schatz gefüllt, wie er mit scheidendem Lichtblick seines Ruhms den deutschen Bund erleuchtete? Oder sollen wir uns seine Heldenthaten zurückrufen, die ersten Kriege, die seine Lehrjahre waren, wo er große Fehler beging, ohne sich jemals besiegen zu lassen? Erinnern wir uns bei Czaslau des Ruhms seiner werdenden Reiterei, bei Striegau der schrägen Schlachtordnung, bei Soor, wie er sich dort aus der Sache zog? Sollen wir ihn malen in dem einzigen Krieg? Fast immer ohne Land, sein Heer oftmals zerstört und unvollkommen wiederhergestellt, die Wunderthaten des Heldensinnes und der Kunst umsonst verschwendet, im Kampf mit einer vernichtenden Mehrzahl, mit lastenden Unglücksfällen, ihn allein aufrecht gegen Europa und die lebendige Kraft seiner Seele gegen die Macht des Schicksals! Doch es sei genug! — ich halte mich zurück —, ungern — o Erinnerungen! — Es ist genug. Wir hatten Friedrich, er war unser!

Verschiedene Völker, verschiedene Landstriche müssen allmählich hervorbringen, was jedes seiner Natur nach Vollkommenstes haben kann. Jedem Staate eigneten die alten Perser seinen Schutzgeist zu, der ihn vor dem Thron des Ewigen vertrate; ebenso muß in der Weltgeschichte jedes Volk seinen Anwalt haben, der das, was in ihm Vortreffliches lag, darstellte. Einige Völker haben dergleichen gehabt, andern werden sie entspringen; selten erzeugen sie sich in einer Folge. Allein damit die Herabwürdigung nimmer zu entschuldigen sei, giebt es auch davon Beispiele. In dem fürchterlichen Jammer des dreißigjährigen Krieges bewunderten unsere Väter in dem Wiederhersteller eines fast vernichteten Staats, in dem großen Kurfürsten Friedrich Wilhelm, einen Mann, der allein zum Ruhme seines Landes hinreichte; und doch kam Friedrich nach ihm.

Niemals darf ein Mensch, niemals ein Volk wähnen, das Ende sei gekommen. Wenn wir das Andenken großer Männer feiern, so geschieht es, um uns mit großen Gedanken vertraut zu machen, zu verbannen, was zerknirscht, was den Aufflug lähmen kann. Güterverlust läßt sich ersetzen, über andern Verlust tröstet die Zeit; nur ein Uebel ist unheilbar: wenn der Mensch sich selbst aufgiebt.

Und Du, unsterblicher Friedrich! wenn von dem ewigen Aufenthalt, wo Du unter den Scipionen, den Trajanen, den Gustaven wandelst, Dein Geist, nunmehr von vorübergehenden

Verhältnissen befreit, sich einen Augenblick herablassen mag auf das, was wir auf der Erde große Angelegenheiten zu nennen pflegen, so wirst Du sehen, daß der Sieg, die Größe, die Macht immer Dem folgt, der Dir am Aehnlichsten ist. Du wirst sehen, daß die unveränderliche Verehrung Deines Namens jene Franzosen, die Du immer sehr liebtest, mit den Preußen, deren Ruhm Du bist, in der Feier so ausgezeichneter Tugenden, wie sie Dein Andenken zurückruft, vereinigen mußte.

Zur Reviſion des Textes.

Nachdem bereits in der Einführung Seite XXX f. die Wiederherſtellung des erſten Textes als in der Regel befolgter Grundſatz bei Redaktion des gegenwärtigen Bandes kundgegeben iſt und nachdem Abweichungen verſchiedener, vor Aufnahme der Aufſätze in die geſammelten Werke auftretender Texte in den Anmerkungen unterm Text dieſes Bandes bereits angeführt worden ſind, erübrigt für die Textreviſion nur noch die Angabe der Abweichungen erſter Drucke (I), ſoweit letztre als offenbare Druck- oder Schreibfehler abzulehnen waren, ſowie ferner der Abweichungen der Taſchenausgabe letzter Hand (T) und der Claſſikerausgabe von 1840 (C), welche beide unter Leitung Goethe's, beziehentlich ſeiner Nachlaßvollſtrecker zum Druck vorbereitet worden ſind. Frühere Ausgaben der Werke waren nicht zu berückſichtigen, weil darin nur ein einziger der Aufſätze dieſes 29. Bandes vorkommt (Nr 110), während die Oktavausgabe letzter Hand mit T gleichlautend iſt.

Bei dieſer Textreviſion werden aber alle unwichtigen Abweichungen von T und C unerwähnt bleiben, alſo namentlich die ſpätere Erſetzung einer veralteten Wortform durch eine neuere (z. B. *ahnen* für *ahnden*, *für* ſtatt *vor*), die Vertauſchung der zuſammengezogenen Form eines Worts mit der gedehnten oder umgekehrt (wie *eigner* und *eigener*), die grammatikaliſche Richtigſtellung, inſbeſondere der Adjektivflexion, wobei Goethe gegen die heutige Sprachlehre die ſtarke oder ſchwache Deklination gebrauchte, endlich zweifelloſe Druckfehler u. dgl.

Seite	Zeile	
5.	19.	T und C iſt bearbeitet worden.
8.	20.	T und C ſein mag, ſo
	28.	C keine Maſſe geworden
39.	25.	T und C in einer Selbſtgefälligkeit
42.	4.	T und C Bemühungen
44.	21. 22.	T und C Bemühungen
45.	19.	I ſolche waren, die
54.	18.	T und C Ruhepunkte angeben, wo
55.	16.	T und C kurz begriffen zu
59.	22.	T und C würden ſeine Urtheile
61.	18.	T und C ſeine Kenntniß zu
62.	11.	T und C erworben haben, auf
	13. 14.	T und C durchſchauen, finden wir, was wir

Seite	Zeile	
62.	24.	T und C Christus dem großen Haufen
	30.	T und C Empfindung zusagend sind
	30.	T und C muß es hier
70.	34. 35.	T und C wahren und gemachten
71.	24.	I unpragmatisirten
72.	13.	T und C als es kann
82.	1.	T und C um der Philosophen willen allein
87.	21.	T und C Mangel an einer
88.	20.	I ausführlich beurtheilen, dessen [offenbar Druckfehler]
92.	18. 20.	T und C Zeiten der Sittenunschuld und
	20.	I der Lastern
94.	16.	T und C und das letzte („die letzte" bezieht sich auf die „Vierte Reise" — wie das Gedicht überschrieben ist.)
95.	9.	T und C unter dem Lesen schwacher
	10. 11.	T und C abwischen lassen. Doch
120.	8.	T und C Berner Obern nicht
134.	2.	T und C Da uns diese
153.	30.	I gleichfalls darlegt
155.	31.	T und C Vertheidigung erscheint, und
173.	24.	I Muthmaß, sich von verfehlten Unternehmen zu erholen
187.	28.	T und C Fügung ich manches
188.	30.	I treiben, war zu
198.	29.	T und C schnell, sieht sich
199.	4.	Von dem Vorwort zum „Jungen Feldjäger" (Seite 199—204) giebt es außer in den Werken drei verschiedene Drucke. Eine Ausgabe des Buchs enthält nämlich die Vorrede sowol im I. wie im II. Bande, jedesmal etwas anders; die Abweichungen derselben stehen hier unter A und B.
202.	22.	T, C und A Es sey
203.	6.	T, C und A geblieben, so festig begehren
	21.	A leichtsinnig durchgeführt
	31.	A die äußere Nothwendigkeit
204.	7. 9.	A wird; wie denn an Gegensätzen solcher Scenen auch in diesem Decurs, T und C [ebenso, nur statt „in diesem"] im gegenwärtigen
	9. 10.	T und C Uns so mag ich mir denn das Entfernte nicht lieber herannahen, als durch genaue Betrachtung einzelner Wirklichkeit. A [ebenso, nur statt „herannahen"] heraufrufen
	13.	A nun wahrhaft
	16. 17.	T, C und A durch unwiderrufliche Nothwendigkeit
	31. 32.	T, C und B neben so vielen andern sich
	32.	B in der Zeit
238.	4. 5.	T und C denn diese Zeilen in dem, was
260.	24. 25.	T und C Hefte (Kunst und Alterthum 5ten Bandes 2tes Heft) abdrucken
266.	31.	T und C ihm Beschränkung zumuthete
320.	5.	Werke, XX. Bd 1819 (W): Nation nicht nur freundlich an seinen Arbeiten Theil
321.	3. 4.	W G mich erscheinen müßte, wenn
	10. 11.	W selbst kommerer Arbeiten
418.	22.	T und C seine Darstellung auf
445.	30.	T und C ernster Schritt
461.	22.	T und C doch ein
469.	10 11.	T und C Wort vom gemeinen und gemeinsten Volke
499.	21.	T tödtliche Zeichen

Seite	Zeile	
702.	16.	T und C die Rolle hergestellt
703.	2.	I Helden ablehnt, wird
704.	5. 6.	T und C zu den vom mir überlegten
706.	24.	T und C und statt umgelebet
709.	4–6.	T und C weiß. Nachträglich
712.	23.	T und C verkörpern genauer wäre
716.	9	T und C noch erhalten wir
	25. 26.	T und C Freund der italienischen Literatur
	26. 27.	T und C in seine Handbibliothek
720.	33. 34.	T und C entwickelt. Nun
724.	45. 46.	T und C wir bereits über
742.	34.	T und C vorhergehenden Aufsatz da.
746.	37.	T und C mit wenig gesprochenen
749.	39.	T und C mich bewog, die
755.	37.	T und C uns der Schlußton
756.	2. 3.	T und C wünschte, was ihr
761.	1.	T und C liege. Daher ist
771.	31.	T und C haben auch
	40.	T und C Kotzebue's Erinnerungs
848.	31.	T und C Albertinus ihren Werken genugsam eingedrückt, aber
698.	7. 8.	T und C der den Enthusiasmus
	11.	T und C Margarethens hinzugefügt, ein
693.	8. 10.	T und C eben mitgetheilt, sind
695.	30.	T und C sie vorgegangen, versteht [Original: comme elle est passée]
714.	32.	T [nach der französischen Ueberschrift sofort:] Ein merkwürdig historischer Roman! C Ein merkwürdiger historischer
716.	7.	T und C dermaßen kreuzen, daß
733.	29.	I ein gefestigtes lebhaftes Kunstleben
	31. 32.	I Werke gefällig unterhalten
740.	3. 4.	T und C ich vorstehender Verzeichniß im 3. Hefte von Kunst und Alterthum mitgetheilt, zu
735.	7.	T und C eifert durch Uebermuth
761	25–28.	[Die Ueberschrift zu dem Aufsatz 204 (Seite 761 bis 765) findet sich erst in den Werken, in denen dagegen das Datum und der erste Absatz fehlen. Das Morgenblatt (M) und die Stuttgarter Ausgabe der „Gespräche“ (S) haben in ersterem „Nachricht“.]
762	1. 2.	
	3. 4.	M Verdienste früher und
	5.	T und C Mittel zu eigener
763.	3.	M wäre dann leicht
	4.	M und S Anerkennung der dichterischen Verdienste mit
	6.	T und C durch leidenschaftliche
	9. 9.	T und C Rückbiegen sich selbst ein so geistreiches als drängendes Fortwirken und
	10. 11.	M an ein dunkel Dasein
	14.	M und S um so auffallender
	15.	M und nur die
		M, S, T und C Elemente zur Berechnung
	20.	M Entweder darlegt, nicht
	21.	M und S manchem traulichen Ort
	25.	M der freundlichsten Balkone
	28.	M und S im Besitze des lithographirten
764.	5.	M und S man mal
	6. 7.	M so gründlichen guten Willen, welches nur auf

Seite Zeile
784. 11. M und S Gefühl er für ihn
17. T und C und rein von
18. 19. M und S einem Blatte
19. T und C Blatte wenige eigenhändige
20. M und S und eilig nachstehendes
20. 21. M und S herzlich Gesandte noch
21. M einem rein-schen
23. M und ein
785. 1. M und S zu den schönsten Lebenshoffnungen aufregen
5. M und S leider insbesondere
8. M und S erhebt sich die
13. M daß alles Schaale, alle Schlacken
15. T und C der staunenswürdige Ruhm
16. 17. M seiner Feierlichkeit gränzenlos
18. M und S so viel, grosser
782. 9-11. T fehlt C Laun.

Weimar, April 1830.

Vorwort.

794. 1. T und C dem Bande
794. 1. 2. I in gegenwärtige Hülfleistung
23. T und C oben durch ein poetisches Gleichniß auf
795. 3. 4. T und C Geistes; es führte
803. 29. T und C Menschen anläßt, daß
843. 8. I der thu genau [offenbar falsch]
845. 21. I Seele den ersten [ungenau; im Original: du premier des Césars]
848. 4. T und C Justinian's Zeiten geschehen
5. I schönsten jener Provinzen [ungenau; Original: de ses plus belles provinces]
23. T und C Von jenem Hohen
847. 1. T und C und unglücklichen
849. 11. T und C zu füllen wußte
850. 27. T und C Tags arbeitete [Original: travaillait son esprit]
851. 14. T und C frischen, kräftigen
23. 24. T und C Schriften Voltaire's, in
852. 2. T und C sich uns
22. 23. T und C damals genug
26. T und C machen sich wohlthätig
853. 23. 24. T und C dem Anfang lähmen [Original: essor].

Nachträgliche Anmerkung zu Seite 82:

Das Jahr 2440 — Anspielung auf die 1770 erschienene Schrift: „L'an deux-mille-quatre-cent-quarante. Rêve s'il en fût jamais" von Ludwig Sebastian Mercier (1740–1814), Professor der Geschichte in Paris.

Regiſter.

(Ein hinter der Seitenzahl ſtehendes f. weiſt auf die nächſtfolgende Seite, ein ff. auf die zwei nächſtfolgenden Seiten hin.)

I. Perſonenregiſter.

Mit Ausſchluß der in Dichtungen vorkommenden Perſonen.

Abbt, Thomas — (1738—1766) zuletzt ſchaumb.-lippiſcher Hof-, Regierungs- und Konſiſtorialrath. 27.

Abeken, Bernhard Rudolf — (1780—1866) Gymnaſialdirektor in Osnabrück. XVI. 221.

Abrantès, Laura Junot Herzogin v. — geb. Permon. (1784—1838) 782.

Adami, . . . († 1661) Abt zu Erfurt. 140 f.

Aguilon, Franz v. — (1567—1617) Jeſuit in Brüſſel. 299.

Aiſchylos, (525—456 v. Chr.) Tragiker in Athen. 429.

Alcaforado, Mariana — (17. Jahrh.) Nonne in Beleu. 842.

Alcubia, Manuel de Godoy Herzog v. — Fürſt des Friedens (1767—1851). 202. 204.

Alembert, Jean le Rond d' — (1717—1783) Sekretär der Akademie zu Paris. 225. 736.

Alexandros, (356—323 v. Chr.) ſeit 336 v. Chr. König von Macedonien. 12. 128. 845 f. 848.

Alighieri, Durante — (1265—1321) 219 f. 403 f. 609—612. 617.

Alkibiades, (451—404 v. Chr.) Staatsmann und Feldherr in Athen. 103. 867.

Alkmaion, Sohn des Peritheos in Kroton (etwa 5. Jahrh. v. Chr.) 212.

Ampère, Johann Jakob Anton — (1800—1864) Prof. der neuern Litterat. in Paris. 314. 678—691.

Anakreon aus Teos, (559—474 v. Chr.) 10. 451.

Anaxagoras († 428 v. Chr.) ionischer Philosoph. 212. 514 f.

Andreä'ſche Buchhandlung in Frankfurt a. M. 86. 88.

Antoninus, Marcus Aelius Aurelius Verus — (ſeit 161) römiſcher Kaiſer (121—180). 73.

Anville, gen. Gravelot, Hubert Franz Bourguignon d' — (1699—1773) Zeichner und Kupferſtecher in Paris. 36.

Arc, Johanna d' — du Lys (1412—1431). 670.

Argens, Jordans Baptiſt de Boyer Marquis d' — (1704—1771) Direktor der Kunſtabtheilung am k. Mus. zu Berlin, Kammerherr. 403.

Arioſto, Ludwig — (1474—1533) 15. 825.

Aristippos aus Kyrene, (4. Jahrh. v. Chr.) 66.
Aristophanes, (etwa 443—347 v. Chr.) Komödiendichter in Athen. 490. 729.
Aristoteles aus Stagira, (384—322 v. Chr.) Philosoph. 86. 232. 296 f. 490—493. 518. 621. 632.
Arnim, Ludwig Achim v. — (1781—1831.) XV. 346. 384—398. 400. 593.
Arnold, Georg Daniel — (1780—1829) Prof. d. Geschichte, nachmals der Rechte in Straßburg 468—482.
Arrighini, Buonaventura — aus Lucca (17. Jahrh.) 612—616.
Ast, Georg Anton Friedrich — (1778—1841) zuletzt Prof. d. klass. Literat. in München. 242 f.
Aubry, ... — 664.
Auf, ... — Buchhändler in Köthen. 400.
Augustus, Caius Julius Cäsar Octavianus — (63 v. Chr. — 14 n. Chr.) römischer Kaiser. 309.

Babst, Dietrich Georg — in Rostock (1741—1800) 196.
Bacon, Franz — Baron von Verulam, Vicegraf von St. Albans (1561—1626), Großkanzler von England. 8. 288.
Bacon, Roger — (1214—1292) Franziskaner in Oxford. 297.
Bahrdt, Johann Friedrich — (1713—1775) Prof. d. Theologie u. Superintendent in Leipzig. 32.
Bahrdt, Karl Friedrich — (1741—1792) Dr. theol., zuletzt amtlos. XVII. 22 ff. 31 f. 89—92.
Balde, Jakob — (1603—1668) Jesuit aus d. Elsaß. 249.
Baligand, ... — französischer Dramatiker. 250.
Balsamo, Joseph — (1743—1795) Abenteurer aus Palermo. 323. 342. 688.
Bar, Herbert v. — 221.
Barante, Amable Guillaume Prosper Brugière Baron de — (1782—1866) Pair von Frankreich. 691.
Barbin, Cl. — Buchhändler in Paris. 842.
Barthelemy, August Marseille — (1796—1867) Schriftsteller in Paris. 731.
Bartholin, Thomas — (1659—1690) Archäolog in Kopenhagen. 93.
Basedow, Johann Bernhard — (eigentlich Berend Bassedau, 1723—1790) Pädagog. 262.
Bayern, Ludwig I. Karl August (1825—1848) König v. — (1786—1868) 457 ff.
Bayern, Maximilian Joseph (seit 1799 Kurfürst, seit 1806) König v. — (1756—1825) 457.
Bazin, Anton — († 1863) Orientalist in Paris. 729.
Beaurepaire-Pandin s. Pandin.
Beck, Christian Daniel — (1775—1832) Prof. d. Geschichte, nachmals der griech. u. röm. Literat. in Leipzig. 513.
Becker, ... — Medailleur in Frankfurt a. M. 305.
Beer, Michael — (1800—1833) Schriftsteller in Berlin. 699.
Beethoven, Ludwig van — (1770—1827) 170.
Behr, Heinrich Ludwig — († 1746) Arzt in Hasenpoth in Kurland. 35 ff.
Bernard, Peter Joseph — (1750—1827) Liederdichter in Paris. 501. 744.
Berlichingen, Gottfried v. — (1480—1562) 193.
Bernays, Michael — Prof. d. Literat. in München. 273. 707.
Bertram, Johann Baptist — (1776—1841) Kunstsammler. 332.
Bertuch, Friedrich Justin — (1747—1822) Geh. Kabinetssekretär, zuletzt Legationsrath, Besitzer d. Landesindustriecomptoirs in Weimar. 107. 455.
Besser, Johann v. — (1654—1729) Theaterintendant in Berlin. 143.
Bibra, Sigmund Adolf v. — (1750—1805) Freiherr, Geh. Rath in Fulda. 273.
Biehl, Charlotte Dorothea — (1731—1788) Schriftstellerin in Kopenhagen. 83.

Zum Armband.

Dies fehle Deine rechte Hand,
Die Du dem Freund vertrauet;
Auch denke, daß er fern im Land
Nach Euch mit Liebe schauet!

An Ferdinand Hiller.*)

Weimar, den 10. Februar 1827.

Ein Talent, das Jedem frommt,
Hast Du in Besitz genommen;
Wer mit holden Tönen kommt,
Ueberall ist Der willkommen.

Welch ein glänzendes Geleite!
Ziehest an des Meisters Seite;
Du erfreust Dich seiner Ehre,
Er erfreut sich seiner Lehre.

An den Schauspieler Krüger.**)

Weimar, den 31. März 1827.

Was der Dichter diesem Bande
Glaubend, hoffend anvertraut,
Werd' im Kreise deutscher Lande
Durch des Künstlers Wirken laut!
So im Handeln, so im Sprechen
Liebevoll verkünd es weit:
Alle menschliche Gebrechen
Sühnet reine Menschlichkeit.

---

*) Gedruckt in den Nachgel. W. 1833. — Vgl. auch Dr. K. W. Müller „Goethe's letzte literarische Thätigkeit," S. 10. — Der Komponist Hiller, aus Frankfurt am Main gebürtig, stand im Begriff, mit seinem Lehrer Hummel von Weimar nach Wien zu gehen.

**) Zuerst gedruckt 1838 ohne Ueberschrift und Angabe des Namens, 1840 mit dem Zusatze „nach der trefflichen Darstellung des Orest in ein Prachtexemplar meiner Iphigenie"; in dem gesendeten Prachtexemplar selbst steht indessen nur „Herrn Krüger, dem bewundernswürdigen Orest." Vgl. Katalog der Goethe-Ausstellung S. 90. Krüger war im März und April 1827 in Weimar. Goethe wohnte jedoch der Vorstellung der Iphigenie, Mittwoch den 21. März, nicht bei. „Was soll mir," schreibt er an Zelter, „die Erinnerung der Tage, wo ich das Alles fühlte, dachte und schrieb?"

Birch, Thomas — (1705—1766) engl. Geistlicher, Sekretär d. königl. Societät in London. 299.
Birnbaum, Chr. Jeremias — (1752—1805) Mitgl. d. Akad. d. Wissenschaften i. Berlin. 464.
Blair, Hugo — (1718—1800) Prof. d. Beredsamkeit u. d. schönen Wissenschaften in Edinburgh. 864.
Blair, Robert — (Ende des 18. Jahrh.) Dichter, Mitglied der kgl. Societät i. Edinburgh. 303.
Blum, Joachim Christian — (1720—1790) zu Kutzenau. 304.
Bocchini, . . . Abbate. 449.
Bodmer, Johann Jakob — (1698—1783) Prof. d. helvet. Geschichte in Zürich. 6. 10. 422. 440.
Bodenteufel, Kaspar Ulrich — († 1825) Hausleherer in Markgrafen. 465—468.
Böhmen, Ferdinand I. König v. — (seit 1556) römischer Kaiser. (1503—1564). 158.
Böhmen, Ferdinand III. König v. — (seit 1637) römischer Kaiser. (1608—1657). 159.
Böhmen, Karl IV. König v. — (seit 1346) römischer Kaiser. (1316—1378). 1364.
Böhmen, Libussa Königin v. — († um 738) 148 f.
Böhmen, Rudolf II. König v. — (seit 1576) römischer Kaiser. (1552—1612). 158.
Böhmen, Wenzel IV. König v. — (seit 1378) deutscher König. (1361—1418). 157. 161.
Böhmen, Georg König v. — s. Podiebrad.
Böttiger, Karl Augusts — (1760—1835) Hofrath, Oberinspektor der Antiken in Dresden. 597.
Bogdan — (auch Wratko, Timitsch u. Simeon; 14. Jahrh.) Befehlshaber v. Akarnanien und Macedonien. 504.
Bohn, . . . Buchhändler in Lübeck. 379.
Bote, Heinrich Christian — (1744—1809) Staatssekretär in Hannover, zuletzt dänischer Etatsrath in Rekrost. 64—67. 75. 440.
Botticelli, Reichter — (1798—1851) Kunstsammler. 332 f. 338 ff.
Boisserée, Sulpiz — (1783—1854) Kunstsammler. XXX. 124 f. 130. 207. 248. 270. 332 f. 338 ff. 349. 351. 426. 449. 452. 518. 562. 630. 638. 753 f. 756. 778.
Bondone, Ambrogiotto — (1270—1336). 609.
Bonifacius, Der heilige — genannt Winfrid (etwa 680—755). 157. 244.
Bonnet, Karl — (1720—1793) Naturforscher in Genf. 60 f.
Boé, Johann Baptist du — (1670—1742) Abbé, Sekretär d. Akad. zu Paris. 9.
Boé, Johann Andreä — (1626—1674) Prof. d. Geschichte in Jena. 135.
Bolle, Jean le — (1631—1680) Canonicus in Paris. 86.
Both, . . . v. — Direktor in Mecklenburg. 196 (Zeile 27 der „Freund“).
Both, . . . — Gattin des Vorigen. 449.
Bouterwe[illegible]rich — (1765—1828) Hofrath, Prof. d. Philos. in Göttingen.
Bowring, Johann — Ritter. (1792—1872) Gouverneur von Hongkong. 598.
Boyle, Robert — (1627—1691) englischer Naturforscher. 298.
Brahm, Moritz Ritter v. — österreichischer Beamter. 23 f.
Brancacci, Florentinisches Geschlecht. 279.
Brandenburg, Friedrich Wilhelm (seit 1640) Kurfürst v. — (1620—1688). 853.
Brant, *) Sebastian — (1458—1521) kais. Pfalzgraf zu Straßburg. 479.

*) Nicht Brand; Dichter des „Narrenschiffs“.

Bratranek, F. Th. — Prof. in Krakau. 148. 150 f.
Braun, Heinrich — (1732—1792) Dr. theol., Kurbayer geistlicher Rath in München. 24 ff.
Braunschweig, Karl Wilhelm Ferdinand (seit 1780) Herzog v. — (1735—1806). 736.
Bray, Franz Gabriel Graf de — (1765—1832) bayer. Reichsrath, Gesandter. 165.
Breitkopf und Härtel, seit 1795 Buchhandlung in Leipzig. 584. 592.
Brentano, Clemens — (1778—1842) Schriftsteller. XXV. 346. 384—389. 490. 595.
Brentano, Franz — Kaufmann, Schöff zu Frankfurt a. M. 335.
Brion, Friederike Elisabeth — (1752—1813) Pfarrerstochter zu Sessenheim. 357. 420.
Brockhaus, Friedrich Arnold — (1772—1823) Buchhändler in Leipzig. 222. 378. 453.
Brøndsted, Peter Oluf — (1780—1842) Director d. Antikenkabinets u. Prof. d. klass. Philologie u. Archäologie in Kopenhagen. 178 f.
Brüner, Johann Karl — (1798—1812) Kaufmann, Senator zu Frankfurt a. M. 178 f.
Brumoy, Peter — (1688—1741) Jesuit in Paris. 9.
Brunelleschi, Philipp — (1377—1444) Baumeister in Florenz. 743.
Bryant, Jakob — (1715—1804) Alterthumsforscher in Cippenham. 67.
Buchholz, Paul Ferdinand Friedrich — (1768—1843) Schriftst. in Berlin. 369—375.
Büchler, J. Lambert — (wol um 1822 gestorben) badischer Legationsrath beim Bundestag, beständiger Secretär d. Gesellsch. für ältere deutsche Geschichtskunde in Frankfurt a. M. 135 f. 244.
Bückeburg s. Lippe-Bückeburg-Schaumburg.
Bürger, Gottfried August — (1747—1794) Schriftst., zuletzt in Göttingen. 44. 64 f. 105 ff. 264. 440.
Büsching, Johann Gustav Gottlieb — (1783—1829) Prof. der Alterthumswissensch. in Breslau. 193. 282.
Büttner, Christian Wilhelm — (1716—1801) Hofrath, Privatgelehrter in Jena. 732.
Buff, Charlotte — s. Kestner.
Buffon, Georg Ludwig Leclerc Graf v. — (1707—1788) Naturforscher in Paris. 736.
Buonaparte, Lucian — Fürst v. Canino (1775—1840). 664.
Buonaparte, Ludwig — (v. 1806—1810) König von Holland, nachmals Graf v. St. Leu (1778—1846). 664.
Buonaparte, Napoleon I. — (seit 1804) Kaiser der Franzosen (1769—1821) 114 ff. 201. 204. 651. 657. 664. 695. 768—771.
Buonarotti, Michel Angelo — (1474—1564) Maler u. Bildhauer in Rom. 9.
Burde, Joseph — Galeriekustos in Prag. 169.
Burkhardt, C. A. H. — Archivrath in Weimar. 503. 594. 600.
Burnet, Gilbert — (1643—1715) Bischof v. Salisbury. 6.
Burns, Robert — (1759—1796) schottischer Volksdichter. 788—792.
Butler, Samuel — (1612—1680) englischer Dichter. 629.
Byron of Rochdale, George Noel Gordon Baron — (1788—1824) 223. 249. 680. 753—765.

Caedmon*) († 680) Mönch zu Whitby. 93.
Cäsar, Caius Julius — (103—44 v. Chr.) 845. 849.

*) Caedmon ist Druckfehler.

Cagliostro, Graf Alexander — s. Balsamo.
Cahlmann, Julius — deutscher Buchhändler in London. 792.
Calderon de la Barca, Peter — (1600—1681). 603—606.
Camus, see Merville s. Merville.
Canino, Fürst v. — s. Bonaparte, Lucian —
Canitz, Friedrich Rud. Ludwig Frh. v. — (1654—1699) wirkl. Geh. Rath in Berlin. 187.
Caprara, Johann Baptist — (1733—1810) Erzbischof v. Mailand u. Kardinal. 418.
Cardanus, Hieronymus — (1501—1576) italien. Arzt, Naturforscher u. Philosoph. 208.
Carl, Peter — Ende des 16. Jahrh.) Baumeister in Nürnberg. 167.
Carlyle, Thomas — (* 1795) englischer Schriftsteller. 344. 776. 780—789. 796 f.
Carmagnola, Franz Bussone Graf v. — († 1452) venetian. Oberbefehlshaber. 631 f.
Carrefour s. Debarle.
Carvalho e Sampayo, Diego — (Ende des 18. Jahrh.) Malteserritter. 302.
Cassel, Ludwig Bertrand — (1688—1757) Jesuit in Paris. 200.
Castelli, Ignaz Friedrich — (1781—1862) Hoftheaterdichter in Wien. 426.
Catullus, Cajus Valerius — (86—47 v. Chr.) röm. Dichter. 95.
Cavino, Johann — (1499—1570) Stempelschneider in Padua. 704.
Čelakowsky, Franz Ladislaus — (1799—1852) Prof. d. slaw. Sprache u. Literat. in Prag. 148. 164. 171.
Cellini, Benvenuto — (1500—1571) bildender Künstler in Florenz. 233. 289. 827.
Cervantes Saavedra, Michael de — (1547—1616). 608.
Chambre, Marie Cuvenu de la — (1594—1669) kgl. Leibarzt u. Mitgl. d. Akad. in Paris. 208.
Championnet, Johann Stephan — (1762—1799) franz. General. 288.
Chasles, Philarètes — (1799—1873) Prof. d. fremden Literaturen in Paris. 730.
Chateaubriand, Franz August Vicomte de — (1769—1848) Pair v. Frankreich, Staatsminister. 664. 734.
Chaucer, Gottfried — (1328—1400) englischer Dichter. 80.
Chezy, Anton Leonhard v. — (1773—1832) Prof. des Sanskrit in Paris. Senf.
Chlumczanský, Ritter v. Přeštalowé und Chlumcan, Wenzel Leopold — (von 1814—1830) Fürst-Erzbischof v. Prag (1749—1830). 170.
Chrysostomos, Johannes — (347—407) Erzbisch. von Konstantinopel. 849.
Cicero s. Terentius.
Cicero, Marcus Tullius — (106—43 v. Chr.). 16. 18. 72. 721. 851.
Cione, Andrea di — gen. Orcagnuolo († 1375 oder 1389, alt 60 Jahr) Florentinischer Künstler. 610.
Clam-Martinitz, Karl Joseph Nepomuk Gabriel Graf v. u. zu — (1792—1840) k. k. Feldmarschallieutenant. 160.
Claudius, Matthias — (1740—1815) Schriftsteller in Wandsbeck. 65.
Clive v. Plassey, Robert Baron — (1725—1774) Gouverneur v. englischen Besitzungen in Ostindien. 56.
Collin, Heinrich Joseph v. — (1772—1811) k. k. Hofrath in Wien. 459—463.
Colloredo-Mannsfeld, Hieronymus Graf v. — (1777—1822) k. k. Feldzeugmeister. 160.
Colombo, Christoph — († 1566). 8.
Compter, Johann David Gottlob — Bibliothekschreiber in Jena. XXIX. 137.
Conradi, Johann Michael — (17. u. 18. Jahrh.) 300.

Constantinus, Cajus Flavius Valerius Aurelius Claudius — (seit 306) römischer Kaiser (274—337). 129. 843 f.
Conti, Innocenz de' — († 1661) kaiserlicher, nachm. päpstlicher General. 150.
Cooper, Jakob Fenimore — (1789—1851) nordamerik. Romanschriftst. 233. 680.
Corbay d'Armans, Marie Charlotte — (1769—1796). 731 f.
Corneille, Peter — (1606—1684) Mitglied d. Akad. zu Paris. 103. 371. 479. 667. 750. 828.
Cosmas — (1045—1125) Geschichtschreiber in Prag. 161.
Cotta, Johann Friedrich Frh. v. — (1764—1832) Buchhändler in Stuttgart. 290. 325 f. 331. 450 f. 560. 610. 792.
Coudray, Clemens Wenceslaus — Oberbaudirektor in Weimar. 483. 603.
Cousin, Viktor — (1792—1867) Staatsrath, Oberaufseher des Schulwesens in Frankreich. 563. 652. 677. 722.
Cramer, Friedrich Matthias Gottfried — *) (1779—1836) Schriftst. in Halberstadt. 67.
Cramer, Johann Friedrich s. Vorstehenden.
Cramer, Karl Friedrich — (1752—1807) Prof. d. griech. u. oriental. Sprachen in Kiel, zuletzt Buchhändler in Paris. 67.
Cranach, Lukas — (1472—1553) kurfürstl. Hofmaler in Weimar. 169.
Crebillon, Claudius Prosper Poliot de — (1707—1777) Schriftst. in Paris. 56.
Creus, Friedrich Karl Kasimir Frh. v. — (1724—1770) hessen-homb. Geh. Rath u. kais. Reichshofrath. 31.
Creuzer, Georg Friedrich — (1777—1858) Geh. Rath, Prof. d. Philol. u. alten Geschichte in Heidelberg. 297.
Crosnier, ... Schriftst. in Paris. 689
Curtius, Rufus, Quintus — (1. Jahrh.) röm. Geschichtschreiber. 16.
Czerny Georg s. Petrowitsch.

Dalberg, Johann Friedrich Hugo Frh. v. — (1760—1803) Domherr, kurtrier'scher Hofrath. 819.
Dalberg, Karl Theodor Anton Maria Frh. v. — (1744—1817) kurmainz. Statthalter in Erfurt, dann Kurfürst v. Mainz, nachher Fürst-Primas v. Deutschland u. Großherzog v. Frankfurt, zuletzt Erzbisch. v. Regensburg. 335.
Dameth (od. Tommey), Lukas — (1494—1533) Maler in Leyden. 340.
Daniel, Der Prophet —. 257.
Dante s. Alighieri.
Danz, Johann Traugott Leberecht — (1769—1831) Prof. d. Theol. in Jena. 455.
Darmstadt, Johann Adolf — Prof. d. Kupferstecherkunst in Dresden. 703.
Darwin, Robert Waring — (18. u. 19. Jahrh.) Dr. med. (Sohn d. Erasmus D. und Vater v. Karl Robert D.). 502.
David, König der Juden — († 1015 v. Chr.). 31. 422.
David, Johann Ludwig — (1748—1826) kais. franz. Hofmaler. 370. 733.
Davis, Johann John — Ritter, englischer Gouverneur v. Jamaika. **) 812.
Deinet, Johann Konrad — Theolog, württembergischer Hofrath, Buchhändlereibesitzer in Frankfurt a. M. XVII f. 78. 85.
Delacroix, Ferdinand Viktor Eugen — (1798—1863) Mitglied d. Akad. z. Paris. 671 f. 697 ff.
Delaval, Edward Hussey — (1730—1814) Schriftst. in London. 702.

*) Nicht Johann Friedrich C., wie er nach dem „Conversationslexikon der neuesten Zeit" (1842) Band 2. 67 wie auch in Goethes Briefen an Eichstädt" genannt ist.

**) Richtiger wohl „James Craig Davis".

Delavigne, Johann Franz Kasimir — (1793—1843) Schriftst. in Paris. 209. 699 f.
Delaville de Mirmont . . . . . Schriftst. in Paris. 680.
Delbdin. . . . . † 1772) franz. Balletttänzerin in Wien. 83.
Denis, Johann Michael Cosmus — (1729—1800) k. k. Hofrath in Wien. 66. 92—96.
Derschau, Christoph Friedrich v. — (1714—1799) zuletzt Regierungspräsident in Kurich. 58.
Desaguliers, Johann Theophil — (* 1683) Experimentalphysiker in Oxford. 300.
Descartes, Ren- — (1596—1650) franz. Philosoph. 298.
Deyverdun, Georg — (1735—1789) Schriftst. in Lausanne. 664.
Diderot, Denys — (1713—1784) Schriftst. in Paris. 6. 35. 37. 81. 270. 277. 365. 736. 740.
Dieterich, Johann Christian — Buchhändler in Göttingen. 64.
Diezel, Karl — (* 1807) Buchhändler in Eisenberg. 715.
Dio Cassius, (geb. um 115. geb. nach 189) Geschichtschreiber, Staatsmann, Consul in Rom. 851
Diogenes, (erste Hälfte des 3. Jahrh.) Schriftst. aus Laerte in Cilicien. 514 f.
Dionysios (vor u. nach Chr. Geb.) aus Halikarnaß, griech. Geschichtschreiber in Rom. 598.
Dlabač, Joseph — Gymnasialprof. in Pisek. 160.
Dobrowský, Joseph — (1753—1829) Jesuit, Schriftsteller in Prag. 161. 164 173.
Döring, Heinrich — (* 1799) Privatgelehrter in Jena. 378.
Dollond, Johann — (1706—1761) Optiker. 299. 301.
Dominis, Marcus Antonius de — († 1624) Primas von Dalmatien u. Kroatien, nachm. anglikanischer Geistlicher. 298.
Dorer-Egloff, Eduard — († 1868) Privatgelehrter in Baden b. Zürich. 98.
Drouineau, Gustav — (1800—1835) Schriftst. in Paris. 731.
Dümge, Karl Georg — († 1845, 73 Jahr alt) bad. Generallandesarchivrath. 135.
Düntzer, Johann Heinrich Joseph — († 1813) Prof, Bibliothekar in Köln. 30. 35. 93. 98. 101. 240. 357. 486. 583.
Dufay de Cisternay, Karl Franz — (1698—1739). 300.
Duncker und Humblot, Buchhändler in Berlin. 608.
Duni, Egidius Romuald — (1709—1775) italien. Komponist. 250.
Dunier, Anton Balthasar — (1746—1807) Maler u. Kupferstecher. 284 f.
Dusch, Johann Jakob — (1725—1787) Gymnasiallehrer u. dän. Justizrath in Altona. 15.
Duttenhofer, Christian Friedrich — (1778—1846) Kupferstecher in Stuttgart. 333.
Duval, Alexander — (1767—1842) Bühnendichter in Paris. 693—697.

Ebert, Karl Egon — (* 1801) fürstenberg. Güteradministrator in Prag. 148. 170 f.
Eberwein, Franz Karl Adalbert — (1786—1868) Musikdirektor in Weimar. 454.
Eckermann, Johann Peter — (1792—1854) Hofrath, Bibliothekar zu Weimar. XVI. XX. XXIX f. 349. 355. 406. 430. 454. 575. 590. 593. 603. 658. 666. 699. 704. 735. 762. 793.
Eckhof, Konrad — (1720—1778) Schauspieler, zuletzt Mitdirektor der Hofbühne in Gotha. 81.
Egloffstein, Karoline Gräfin v. — (1789—1868). 178.
Eichstädt, Heinrich Karl Abraham — (1772—1848) Geh. Hofrath, Prof. d.

Beredsamkeit u. Dichtkunst in Jena. XXIV. 67. 113. 116 f. 121. 243 f. 282. 369. 384 f. 400. 415. 418. 424. 432. 445 ff. 459. 463. 743. 762. 813. (Vergl. oben Anm. zu „Cramer, F. M. G.“).
Einsiedel, Friedrich Hildebrand v. — (1750—1828) **Oberappellationsgerichtspräsident in Jena, wirkl. Geh. Rath.** 107. 455.
Eisen, Franz (od. Karl?) — (18. Jahrh.) Maler in Paris. 56.
Elsholz, Franz v. — (1791—1872) **Geschäftsträger d. herzogl. sächs. Höfe in München.** XXIX.
Empedokles (4. Jahrh. v. Chr.) aus Agrigent, Philosoph. 212.
England, Elisabeth (seit 1558) Königin v. — (1533—1603). 408.
England, Heinrich VIII. (seit 1509) König v. — (1491—1547). 408.
Ens, Joachim — (1782—1855) Prof. in Troppau. 161.
Enweri s. Ewhadeddin Enweri.
Epameinondas, (418—362 v. Chr.) Thebanischer Feldherr. 846.
Epimenides, (7. u. 6. Jahrh. v. Chr.) griech. Weiser. 304 f.
Erasmus, Desiderius — (1467—1536) holländ. Gelehrter. 467.
Erich, Johann Samuel — (1766—1828) **Prof. d. Geographie und Statistik, auch Oberbibliothekar in Halle.** 244.
Erthal, Friedrich Karl Joseph, Frhr. v. u. zu — (seit 1774) **Kurfürst von Mainz** (1719—1802). 119.
Eschenburg, Johann Joachim — (1743—1820) **Geh. Justizrath, Prof. d. Literat. in Braunschweig.** 291. 743 f.
Euripides, (485—407 v. Chr.) Tragiker in Athen. 252. 404. 492. 496 ff. 500—519.
Everard, Johann Nikolai — gen. Johannes Secundus (1511—1536) bischöflicher Sekretär in Utrecht. 249.
Ewhadeddin Enweri, († 1152), persischer Dichter. 261.
Exeter, Brownlow Graf v. — († 1793). 286.
Eyck, Johann van — († 1441) Maler in Brügge. 339 f.

Fabre d'Olivet, ... (1769—1825) **französ. philos. Schriftsteller.** 758 ff.
Fabricius, Johann Albert — (1668—1736) **Gymnasialprof. in Hamburg.** 140.
Falk, Johannes Daniel — (1768—1826) **Legationsrath, Direktor einer Erziehungsanstalt in Weimar.** 348. 418.
Falkenstein, Johann Heinrich v. — (1682—1760) Hofrath in Schwabach. 140.
Fauriel, Claudius Karl — (1772—1844) **Prof. an d. Sorbonne in Paris.** 503. 622. 656.
Fenelon, François de Salignac de Lamothe — (1651—1715) Erzbisch. v. Cambrai. 686. 827 f.
Ferdinand I. II. und III., Kaiser, — I. Böhmen u. Oesterreich.
Ferguson, Robert — (1751—1774) schottischer Dialektdichter. 709.
Ferrière, ... de — Schriftst. in Paris. 680.
Fertiad de Falbaire, ... — franz. Bühnendichter. 236.
Feuerabend, (16. Jahrh.) Literatenfamilie in Frankfurt a. M. 836.
Fichte, Johann Gottlieb — (1762—1814) Professor, zuletzt in Berlin. 254.
Fielding, Henrich — (1707—1754) Politikerdichter, Schauspiel- u. Romandichter in London. 853.
Fimbria, Caius Flavius — († 84 v. Chr.) röm. Feldherr. 848.
Fleischer, Friedrich — (1792—1869) Buchhändler in Leipzig. 202. 205.
Fleischer, Gerhard — (1768—1844) Buchhändler in Leipzig. 116. 219.
Flemming, Paul — (1609—1640) Arzt in Sachsen. 183.
Fochem, *) . . . . — Rektor in Köln. 392.
Fontan, Ludwig Maria — (1801—1879). 701.

*) Richt. Fochem.

Fontenelle, Bernhard le Bovier de — (1657—1757) Sekretär d. Akad. in Paris 300.
Fontvielle, Bernhard Franz Anna Ritter v. — (1759—1837). 233.
Forster, Johann Georg — (1754—1794) kurfürstl. Bibliothekar in Mainz. 809.
Fortis, Johann Baptist, gen. Abbate — (1741—1803) Abbate. 553.
Fouqué, F. v. — s. La Motte Fouqué.
Franken, Ludwig I. König der — (seit 814) römischer Kaiser. 244 f.
Franklin, Benjamin — (1706—1790). 301.
Frankreich, Franz I. (seit 1515) König v. — (1494—1547). 847.
Frankreich, Heinrich IV. (seit 1589) König v. — (1553—1610). 847.
Frankreich, Karl X. (seit 1824—1830) König v. — (1757—1836). 734.
Frankreich, Ludwig XI. (seit 1461) König v. — (1423—1483). 154.
Frankreich, Ludwig XIV. (seit 1643) König v. — (1638—1715). 847. 851.
Frankreich, Ludwig XVI. (seit 1774) König v. — (1754—1793). 288.
Frankreich, Maria Adelheid Prinzeß v. — († 1732). 288.
Frankreich, Victoria Louise Maria Theresia Prinzeß v. — († 1733). 288.
Frankreich, vergl. Buonaparte.
Frauenholz, ... — Kunstverleger in Nürnberg. 279.
Freyhingen, Otto v. — s. Oesterreich.
Friedensfürst s. Alcubia.
Friedländer, David — (1750—1834) jüdischer Schriftsteller, Stadtrath in Berlin. 341.
Frisi, Paul — (1728—1784) Barnabit in Mailand. 301.
Frommann, Karl Friedrich Ernst — (1765—1837) Buchhändler in Jena. 650.
Froriep, Friedrich Ludwig v. — (1779—1847) Obermedizinalrath in Weimar. 605.
Fuchs, P. H. — Maler in Köln. 333.
Füeßli, Johann Heinrich — (1742—1825), Direktor d. kgl. Malerakademie in London. 743 ff.
Füeßli, Johann Kaspar — (1706—1782), Maler in Zürich. 7. 35.
Fürnstein, Anton — (1783—1841) Naturdichter in Falkenau. 405—410.
Funccius s. Funck.
Funck, Johann Kaspar — (17. u. 18. Jahrh.) Prediger u. Prof. d. Mathematik in Ulm. 299.

Gärtner, Philipp Gottfried — (1754—1825) Dr. med., Direktor d. wetterauischen naturforsch. Gesellsch. 336.
Galiani, Ferdinand — (1728—1787) neapolitan. Staatsmann u. Volkswirth. 736.
Galilei, Galileo — (1564—1642). 298.
Gall, Ludwig — († 1791) Landwirth aus Trier. 233 f.
Gambara, Johann Franz Graf — (1771—1841) italien. Dramatiker. 623.
Garve, Christian — (1742—1798) philos. Schriftst. in Breslau. 96.
Gasparinetti, ... — italien. Dramatiker. 623.
Ganger, Nikolaus — (1680—1730) Physiker in Paris. 300.
Gautier d'Agoty, Jakob — († 1785) Maler in Paris. 300.
Gazul, Clara — s. Mérimée.
Gebler, Tobias Philipp Frhr. v. — (1726—1786) k. k. Geh. Rath u. Vicekanzler d. böhm.-österr. Hofkanzlei. 81. 84.
Geiler, Johann — (1445—1510), erzogen in Keisersberg, zuletzt Domprediger in Straßburg. 479.
Gellert, Christian Fürchtegott — (1715—1769) Prof. d. Philos. in Leipzig. XXI. 13 f. 16. 95.
Gérard, Franz Pascal Baron — (1770—1837) kgl. Hofmaler in Paris. 733.
Gerhard, Wilhelm Christoph Leonhard — (1780—1858) Legationsrath in Leipzig. 147 f. 500—505.

Gerlach, Johann Heinrich Samuel — (1772—1869) Buchhändler in Dresden. 463.
Germanicus, Cäsar — (15 v. Chr. — 19 n. Chr.) röm. Feldherr. 835.
Gerning, Johann Jakob Fch. v. — (1769—1837) f. fürstlich. Geh. Legationsrath, hess.-homb. Geh. Rath u. Bundestagsgesandter in Frankfurt a. M. 335.
Gertenberg, Heinrich Wilhelm v. — (1737—1823) Mitdirektor d. k. dän. Lotterie in Altona. 14. 66 f. 92. 440. 463—466.
Geßner, Salomo — (1730—1787) Rathsmitglied in Zürich. XXII. 14. 35 ff. (Gil Blas s. Lesage.)
Giotto s. Bondone.
Gleichen, Sigmund Graf v. — († 1494). 139.
Gleim, Johann Wilhelm Ludwig — (1719—1803) Canonicus in Halberstadt. 10. 14. 53. 67. 92. 94. 284. 404 f. 440.
Glume, Johann Georg — Buchhdr. in Berlin. 283.
Guelin, Wilhelm Friedrich — (1745—1821) Kupferstecher in Rom. 279.
Godwin, William — (1756—1836) Schriftst. in London. 838 f.
Görres, Jakob Joseph v. — (1776—1848) Prof. d. Geschichte u. Literat. in München. 428.
Göschen, Georg Joachim — (1752—1828) Buchhändler in Leipzig. 273. 275. 321. 323. 567.
Goethe, Johann Kaspar — (1710—1782) kais. Rath in Frankfurt a. M. 191 ff.
Goethe, Julius August Walther v. — (1789—1830) Geh. Kammerrath in Weimar. 347. 562.
Goethe, Ottilie v. — geb. Freiin v. Pogwisch (1796—1872). 563.
Göttling, Karl Wilhelm — († 1793) Geh. Hofrath, Prof. d. klass. Literatur in Jena. 455. 500. 511.
Göze, Johann Nikolaus — (1721—1791) Superintendent in Winterburg. 65
Göz, ... — Buchhändler in Mannheim. 447.
Göze, Johann Melchior — (1717—1786) Hauptpastor in Hamburg. XXIII. 53.
Goldoni, Karl — (1707—1793) Advokat in Venedig, zuletzt italien. Sprachlehrer in Paris. 496. 624.
Goldsmith, Oliver — (1728—1774) Schriftst. in London. 224.
Gordon, Thomas — († 1788) engl. Offizier. 180.
Gore, Karl — (1726—1807) engl. Reisender, zuletzt in Weimar. 286.
Gotter, Friedrich Wilhelm — (1746—1797) Geh. Sekretär in Gotha. 65. 90. 84. 281.
Gottsched, Johann Christoph — (1700—1766) Prof. d. Logik und Metaphysik in Leipzig. 14.
Goujan, Leon — (1806—1866) Schriftst. in Paris. 720.
Grambs, Johann Georg — Advokat u. Gemäldesammler in Frankfurt a. M. 335.
Gravelot s. d'Anville.
Grave sande, Wilhelm Jakob van 't — (1688—1742) Prof. der Mathemat., Astron. u. Philos. in Leyden. 300.
Gravina, Johann Vincenz — (1664—1718) Rechtsgel. u. Dichter in Rom. 9.
Gray, Thomas — (1716—1771) Prof. d. neuern Sprachen u. d. Geschichte in Cambridge. 80.
Gretry, Andreas Ernst Modest — (1741—1813) Opernkomponist, Mitgl. d. Akad. d. Künste in Paris. 270.
Griepenkerl, Friedrich Konrad — (1782—1849) Prof. in Braunschweig. 526.
Gries, Johann Diederich — (1775—1842) Schriftst. in Jena. 605—606.
Grimaldi, Franz Maria — (1613—1663) Jesuit u. Prof. d. Mathematik in Bologna. 298.

Grimaldi, Monaco, Maranis v. Cagnes, Ludwig Andreas Graf v. – (* 1736, Bischof v. Le Mans*), nachmals bis 1790 Bischof v. Noyon. 285.
Grimm, Jakob Ludwig – (1785–1863) Mitgl. d. Akad. d. Wissensch. zu Berlin. 148. 383. 386. 390. 393. 775.
Grimm, Wilhelm Karl – (1786–1859) Privatgelehrter in Berlin. 775.
Grimm v. Grimmenhoff, Friedrich Melchior Baron – (1723–1807) zuletzt russ. Staatsrath und Geschäftsträger in Hamburg. 730–741.
Grotefend, Georg Friedrich – (1775–1853) Konrektor in Frankfurt a. M., zuletzt Lyceumsdirector in Hannover. 244.
Gruber, Johann Gottfried – (1774–1851) Prof. d. Philos. in Halle. 244.
Grubel, Johann Konrad – (1736–1809) Staatsmaler in Nürnberg. XXIV. 346. 410–418. 463.
Gruner, Joseph Sebastian – († 1864) Bürgermeister in Eger. 405 f. 657 (Supplg. z. Supplm.)
Guden, Johann Moritz v. – (1630–1688) Regierungsrath in Erfurt. 1064.
Guldenapfel, Georg Gottlieb – (1776–1826) Prof. d. Philos. u. Bibliothekar in Jena. 380.
Gulich, Jeremias Friedrich – († 1834) Fabrikbeamter in Pforzheim. 302.
Gubrauer, Gotthelf Eduard – (1809–1854) Prof. der Literaturgesch. in Breslau. 819.
Guidi, Thomas – (1402–1443) Maler in Florenz. 278.
Guillemard, Robert – franz. Sergeant. XXIX. 725–727.
Guischard, Karl Gottlieb – (Quintus Icilius; 1724–1775) Oberster in Berlin. 405.
Guizot, Franz Peter Wilhelm – (* 1787) franz. Staatsminister, Mitgl. der franz. Akademie. 627. 677. 691.
Gundling, Jakob Paul Frhr. v. – (1673–1731) Hofwirdenträger in Berlin. 405.
Gunot, Wilhelm Germain – (1724–1800) Geistlicher in Orleans. 302.
Guys, Peter Augustin – (1720–1799) Kaufmann in Marseille. 86.

Haase, Gottlieb – (1765–1824) Buchdrucker in Prag. 148.
Hackert, Georg Abraham – (1755–1805) Kupferstecher u. Kunsthändler in Florenz. 286–289.
Hackert, Jakob Philipp – († 1768) Porträtmaler in Preußen. 285.
Hackert, Jakob Philipp – (1737–1807) k. sicilian. Hofmaler. 282–289.
Hackert, Johann Gottlieb – (1744–1773) Landschaftsmaler. 285 f.
Hackert, Karl Ludwig – (1740–1800) Landschaftsmaler. 286.
Hackert, Wilhelm – (1746–1780) Historien- u. Porträtmaler in Petersburg. 286.
Hackert, ... – Dekorationsmaler in Berlin. 283.
Handel, Georg Friedrich – (1685–1759) Kapellmeister in London. 492.
Haenke, Thaddäus – (1761–1817) k. span. physikalisch-botanischer Kommissar in Südamerika. 160 f.
Hafis, Schemseddin Mohammed – († um 1390) persischer Dichter. 318.
Hagedorn, Christian Ludwig v. – (1713–1780) Generaldirektor der Kunstakademien in Dresden u. Leipzig. 7.
Hagedorn, Friedrich v. – (1708–1754) Sekretär des English Court in Hamburg. 379. 440.
Hagen, Ernst August – (* 1797) Dichter u. Schriftst. in Königsberg. 196 f. 449–453.

*) Man ist Druckfehler.

Hagen, Friedrich Heinrich v. der — (1780—1856) Prof. d. deutschen Sprache u. Literat. u. Mitgl. d. Akad. d. Wissensch. z. Berlin. 180. 427. 430. 606.
Haken, Johann Christian Ludwig — (1767—1835) Superintend. (Treptow.*) 193.
Haller, Albert v. — (1708—1777) Ammann zu Bern. 20 ff.
Hamann, Johann Georg — (1730—1788) Packhofverwalter in Königsberg. 57. 190.
Hamilton, William Baronet — (1730—1803) engl. Gesandter in Neapel. 286.
Hammer-Purgstall, Joseph Frh. v. — (1774—1856) k. k. Geh. Rath in Wien. 244 f. 277.
Hand, Ferdinand Gotthelf — (1786—1851) Prof. d. Philol., Geh. Hofrath in Jena. 455.
Hanka, Wenzel — (1791—1861) Prof. d. slawischen Sprachen in Prag. 148. 164. 171.
Hardy, Bernhard Anton — (1738—1819) Domherr in Köln. 334.
Harrach, Ernst Albrecht Graf v. — (1598—1667) Erzbischof von Prag und Kardinal. 158.
Hartmann, Gottlieb David — (1752—1774) Prof. in Mitau. 66.
Hasencamp, Johann Gerhard — († 1777) Rektor des Gymnas. z. Duisburg. 90.
Hasting, ... — 180.
Hausen, Karl Renatus — (1740—1805) Prof. d. Gesch. in Frankfurt a. O. 296. 86.
Hartshausen, Franz Ludwig Maria August Frh. v. — (1792—1867) Reisender u. Schriftst. 562 f.
Hebel, Johann Peter — (1760—1826) Prälat in Karlsruhe. XXV. 340. 346. 415. 418—423. 463. 481 f.
Heemskerk,**) Martin van — (1498—1574) Maler in Harlem. 340.
Hegel, Georg Wilhelm Friedrich — (1770—1831) Prof. d. Philos. in Berlin. XXVII.
Hegner, Ulrich — (1759—1840) Schrift. in Winterthur. 108.
Heidegger, Hans Konrad — (1710—1778) Bürgermeister von Zürich. 36.
Heinecken, Karl Heinrich v. — (1706—1791) k. poln. u. kurfürstl. Geh. Rath. 7.
Heinichen s. Heinecken.
Heinroth, Johann Christian August — (1773—1843) Prof. der physischen Heilkunde in Leipzig. 211.
Helbig, Karl Emil — Geh. Referendar in Weimar. 663.
Held, Johann Theobald — (1773—1851) Dr. med., k. k. Rath, Rektor d. Universität Prag. 161.
Helena, (3. u. 4. Jahrh.) Mutter des Kaisers Constantinus. 129.
Heller, Joseph — (1789—1849) Privatgelehrter in Bamberg, Verfasser von „Lukas Kranach's Leben und Werken, Bamberg 1821". 169.
Helvetius, Claudius Hadrian — (1713—1771) philos. Schriftst. 43. 736.
Helvig, Amalie v. — geb. v. Imhof. 798—802.
Hemling (eigentlich Memling), Hans — (15. u. wol noch Anf. d. 16. Jahrh.) flandrischer Maler. 340.
Hempel, Gustav — († 1819) Buchhändler in Berlin. XXXI.
Hensel, Friederike Sophie — geb. Sparmann, nachm. verehel. Zenker s. Zenker
Herder, Ferdinand Gottfried v. — 101.
Herder, Johann Gottfried v. — (1744—1803) Generalsuperintendent u. Präsident des Oberkonsistoriums in Weimar. XVII. XXIV. 7 f. 44. 49. 53. 60 f. 101. 249. 274. 397. 561. 575. 702. 783. 802. 809.
Hermann, Johann Gottfried Jakob — (1772—1848) Prof. d. Beredsamkeit u. Dichtkunst in Leipzig. 297 f. 403 f. 500 f. 511. 516.
Herodes, König der Juden (62 v. Chr.). — 2 n. Chr.). 128.

*) Herausgeber von: „Joach. Nettelbeck, Bürger von Kolberg, Lebensbeschreibung, von ihm selbst aufgezeichnet ꝛc. Leipzig. 1821—1823".
**) Richtiger als Hemskerk.

Die erſten Erzeugniſſe der Stotternheimer Saline.*)

Zum 30. Januar 1826.

Gnome.

In brauner Kapp' und Kutte tret' ich an,
Wo Prunk im Licht erhellt den weiten Plan.
Unwillig, doch genöthigt, bin ich hier;
Denn Das, was triumphirt, gehörte mir;
Ich barg es tief in ſchwerer Nächte Schooß,
Nun liegt es klar am hellen Tage bloß,
Und da es mir zu hindern nicht gelingt,
So bin ich Einer, der es feſtlich bringt.

Den Menſchen will ich wohl; allein betrübt,
Daß ſie mißbrauchen, was man Gutes giebt,
Verſteck' ich Gold an ſchmaler Klüfte Wand,
Als Staub zerſtreu' ich's breit in Fluß und Sand;
Und wenn ſie's dann mit Müh und Fleiß erhaſcht,
Wird es ſogleich vergeudet und vernaſcht,
Mit vollen Händen wird es ausgeſtreut,
Und Niemand häuft den Schatz für künft'ge Zeit.

Doch heute bringt ein kühn gewandter Mann,
Der gegen mich ſo manche Liſt erſann,
Als Gabe dar, was ſelbſt an dieſem Tag,
Schneeweiß gekörnt, dem Fürſten gnügen mag.
So thut ſie denn dem Bürger auch genug,
Dem Reiſenden, dem Landmann hinterm Pflug;
Und wenn ſie Euch das Schönſte hoffen läßt,
So feiert froh das allgemeine Feſt!

Geognoſie.

Haſt Du auch edle Schätze tief verſteckt,
Dem Menſchengeiſt ſind ſie bereits entdeckt.
Iſt doch Natur in ihrem weiten Reich
Sich ſtets gemäß und folgerecht und gleich;

*) Vgl. „Leipziger Muſenalmanach für 1826" von A. Wendt und Nachgel. W. 1825. — Die vollſtändige Ueberſchrift des Dialogs lautet: „Die erſten Erzeugniſſe der Stotternheimer Saline, begleitet von dichteriſchem Dialog zwiſchen dem Gnomen, der Geognoſie und der Technik, überreicht zum 30. Januar 1826 mit getreuem Glückauf C. Glenck, Salinendirektor, unterthänigſt." Der Verdienſte und der Thätigkeit Glenck's gedenkt Goethe ſowol in ſeinem Briefwechſel mit Zelter (V, 314) als auch in einem beſonderen geologiſchen Aufſatze „Berichtende Bekenntniſſe." Die Ueberreichung der „Erzeugniſſe der Saline" erfolgte zur Feier des Geburtstages der Großherzogin Luiſe; es war der letzte, den ſie als Gemahlin des Großherzogs feierte.

Herodotos, (484—406) Geschichtschreiber aus Halikarnaß. 161.
Herrle, Wilhelm de — (2. Hälfte d. 14. Jahrh.) Maler in Köln.*) 133. 339.
Herschel, Friedrich Wilhelm — (1738—1822) Astronom in England. 393.
Hers, Marcus — (1747—1803) Dr. med., waldeck. Rath in Berlin. 97.
Hesiodos (8. Jahrh. v. Chr.) griech. epischer Dichter. 428.
Hessen-Darmstadt, Ludwig I. Großherzog v. — (1753—1830). 338.
Heufeld, Franz v — (1731—1795) Theaterdirector, k. k. Rath in Wien 81. 84.
Heyne, Christian Gottlob — (1729—1812) Prof. d. Beredsamkeit in Göttingen. 7. 88.
Hian tsung, — (806—821) Kaiser v. China a. d. Dynastie Thang. 815 f.
Hian tsung, — (1465—1487) Kaiser v. China a. d. Dynastie Ming. 815 f.
Hiller, Gottlieb — (1776—1829). 369. 400—405.
Hilscher, Buchhändler in Leipzig. 80.
Himburg, Christian Friedrich — Buchhändler in Berlin. 273.
Hippokrates, (etwa 460—377 v. Chr.) Arzt aus Kos. 213.
Hire, Philipp de la — (1640—1719) Prof. d. Mathem. u. Mitgl. d. Akad. zu Paris. 390.
Hirzel, Salomo — (* 1804) Dr. phil., Buchhändler in Leipzig. 50. 116. 121.
Hiuan tsung, (713—756) Kaiser v. China a. d. Dynastie Thang. 815 f.**)
Hoboken, ... —. 164.
Hölty, Ludwig Heinrich Christoph — (1748—1776) Dichter in Göttingen. 64. 379. 440. 455.
Höpfner, Ludwig Julius Hermann — (1743—1797) zuletzt Geh. Tribunalrath in Darmstadt. XVIII. XXI.
Hoffmann, August Heinrich — (* 1798) Schriftst. aus Fallersleben. XVII.
Hoffmann, Ernst Theodor Wilhelm (gen. Amadeus) — (1776—1822) Kammergerichtsrath in Berlin. 773—776. 778. 787.
Hoffmann, Johann Leonhard — (Ende d. 18. Jahrh.) Privatgelehrter in Leipzig. 302.
Hohenheim, Philipp Aureolus Paracelsus Theophrastus Bombastus v. — (1493—1541) Arzt u. Chemiker. 296.
Hohenlohe-Waldenburg-Schillingsfürst, Leopold Alexander Fürst v. — (1794 bis 1844) Bischof v. Sardika. 212.
Hohenthal, ... Frhr. v. — 107.
Hohenwart, Johann Nepomuk — Unteraufseher am Theresianum zu Wien. 95.
Holbach, Paul Heinrich Dietrich Frhr. v. — (um 1723—1789) Schriftsteller in Paris. 98 ff.
Holberg, Eleutherie — s. Paulus, E. — geb. Paulus.
Holland, Georg Jonathan Frhr. v. — (1742—1784) Theolog, dann russischer Offizier. 96 ff.
Holland, Ludwig König v. — s. Buonaparte, Ludwig.
Holtei, Karl v. — (* 1797) Schauspieler u. Schriftst. in Breslau. 426.
Homeros. 10. 43—46. 48 f. 86. 103—107. 238. 306. 426. 428. 430. 451. 483 ff. 499 f. 519—560. 614. 619. 653. 799. 823 f.
Hood, Thomas — (1798—1845) Schriftst. in London. 772.
Hooke***), Robert — (1635—1703) Sekretär d. k. Societät in London. 298 f.
Horatius Flaccus, Quintus — (65—8 v. Chr.) 10. 26. 31. 45. 84. 353. 465. 487. 654. 739. 844.†)
Horn, Franz Christoph — (1781—1837) Schriftst. in Berlin. 777. 787.

*) Der Maler des 1410 gemalten Dombildes war nicht Herrle, sondern Stephan.
**) Er wurde durch eine 755 ausgebrochene Empörung zur Flucht genöthigt.
***) Nicht Hook.
†) Die Stelle „Intaminatis" etc. s. Hor. Od., III. 2. 18.

Hertenbach, Nikolaus — s. Sydow.
Hubermann, Ludwig Friedrich — (1703—1770) Dr. jur., zuletzt in Henfede. 83.
Hülle, Helwig — geb. Hoffmeier († 1794) Schriftstellerin in Bremen. 556 f.
Hufeland, Gottlieb — (1760—1817) Prof. d. Rechte in Jena, zuletzt in Halle. 276. 278 f. 281.
Humboldt, Karl Wilhelm v. — (1767—1835) preuß. Staatsminister. 379. 819.
Hume, David — (1711—1776) Unterstaatssekretär in Edinburgh. 6. 43.
Hunter, John — (1728—1793) gerühmt. Generalchirurg d. Armee u. Generalinspektor d. Militärhospitäler. 257.
Huß, Johann — (1373—1415). 157. 161.

Icilius, Lucinius — s. Guichard.
Iffland, August Wilhelm — (1759—1814) Schauspieler u. Bühnendichter, zuletzt Generaldirektor d. k. Schauspiele zu Berlin. 304. 314—317. 346. 812.
Iken, Karl Jakob Ludwig — (1789— um 1840). 270. 561 f. 807 ff.
Innocentius XI. (1611—1689) seit 1676 Papst, vorher Benedikt Odescalchi. 614.

Jacob, P. L. — s. Lacroix.
Jacobi, Friedrich Heinrich — (1743—1819) Geh. Rath, Präsident d. Akad. d. Wissensch. in München. 210 f. 274. 466. 777.
Jacobi, Helene Sinlamie — Halbschwester des Vorigen wie des Folgenden. 101.
Jacobi, Johann Georg — (1740—1814) Prof. d. schönen Wissensch. in Freiburg i. B. u. 10. 80.
Jähns, ... († 1772) Feldprediger in Halberstadt. 64.
Jahn, Otto — (1813—1869) Prof. d. klass. Philol. u. Archäol. sowie Direktor d. Kunstmuseums in Bonn. 76. 101. 658.
Jajadewa. (12. Jahrh.) indischer Dichter. 810 f.
Jakob, Therese Auguste Luise v. — († 1797) nachm. verehel. Robinson. 560. 584—591. 593. 595.
Jal, A. — († um 1791) Schriftst. in Paris. 732.
Janin, Julius Gabriel — († 1874) Schriftst. in Paris. 728.
Jarick, Friedrich — (1818 Student in Breslau). XXIX.
Jariges, Friedrich Karl v. — (1773—1828) Schriftst. in Berlin. 606 ff.
Jesi, Alexander v. —. 73—76.
Johannes, Der Priester — 1294. 132.
Johannes, († 1375?) Bischof v. Hildesheim. 125. 133 f.
Johnson, Samuel — (1709—1784) Schriftst. in London. 49.
Jonas, Der Prophet —. 89—92.
Jonathan, Sohn Tarich's. 31.
Jones, William — Autor (1746—1794), Oberstrichtsrichter in Calcutta. 809 ff. 838.
Jordan, Camille de — (1769—1821) franz. Publicist. 116.
Joukowsky, P. A. — s. Schukowsky.
Jouy, Victor Joseph Etienne — (1764—1846) Schriftst. in Paris. 707 — 711. 731.
Julius Romanus s. Pierr.
Junius, Franz — (1589—1677) Theolog aus Heidelberg, Philolog u. Archäolog in Windsor. 9.
Justinianus I., (um 527) Kaiser d. byzantin. Reichs (483—565). 845 f.

Kabert, Mohammed — (zweite Hälfte d. 16. Jahrh.) persischer Schriftst. 270. 807 ff.

*) Nicht 1373.

Kästner, Abraham Gottlob — (1719—1800) Hofrath, Prof. d. Naturlehre u. Mathem. in Göttingen. 14.
Kao Ywen, muthmaßlich 6. Jahrh. n. chinesische Dichterin. 815f.
Karl, Johann August v. — Kammerherr, nachmaliger Kammerpräsident in Weimar. 107.
Karl, Karl Alexander v. — Geh. Rath u. Kammerpräsident in Weimar. 107.
Karlsefne, 11. Jahrh. n. Chr. isländischer Dichter. 809—812.
Kant, Immanuel — (1724—1804) Prof. d. Logik u. Metaphysik in Königsberg. 99. 618 f. 621.
Kapodistrias, Johann Anton Graf — (1776—1831) Präsident von Griechenland. 565. 570f.
Karadschitsch, Vuk (Wolfgang) Stephanowitsch — (1787—1864) serbischer Schriftst., zuletzt in Wien. 584f. 586. 592.
Karl v. Nürnberg s. Carl, P. —
Karl IV., Kaiser — s. Böhmen.
Kawah, Schmied, Anführer der gegen Zohak aufgestandenen Perser. 132.
Kayser, Christian Gottlob — Bibliograph. 13.
Kayßler, Adalbert Wenzeslomänk — (1769—1821) Prof. in Breslau. 312.
Kebes, 6. Jahrh. v. Chr.) Philosoph aus Theben. 609f.
Kepler,*) Johann — (1571—1630) Astronom. 208.
Kerens, Heinrich Johann v. — (1725—1792) Bischof v. Auremund, nachmals v. St. Pölten, k. k. Geh. Rath. 91.
Kessler, ... v. — Hofsekretär in Wien. 231.
Kestner, August — († 1853) hannöver. Legationsrath. 76.
Kestner, Charlotte Sophie Henriette — (1753—1828) geb. Buff, Gattin des Folgenden. 40.
Kestner, Johann Christian — (1741—1800) Hofrath in Hannover. 76. 78.
Ki Kiun Ziang, (um 1300) chines. Dramatiker. 831.
Kind, Johann Friedrich — (1768—1843) Schriftst. in Dresden. 670.
Kind, Theodor — (1799—1868) Justizrath in Leipzig. 563f.
Kinsky, Franz Graf v. — k. k. Feldzeugmeister. 160.
Kircher, Athanasius — (1601—1680) deutscher gelehrter Jesuit. 298.
Kirms, Franz — (1750—1826) Geh. Hofrath, Hoftheaterdirektor in Weimar. 318.
Klopstock, Heinrich Julius — (1783—1835) Prof. d. asiat. Sprachen in Paris. 813.
Klein, Anton v. — (1748—1810) Prof. d. Dichtkunst in Mannheim. 445. 447f. 463.
Kleist, Christian Ewald v. — (1715—1759) preuß. Major. 14. 31. 379. 440.
Klemm, Christian Gottlob — (1736— etwa 1810) Bibliothekar des Fürsten Rheinhäuser Werth. 81. 84.
Klingemann, Ernst August Friedrich — (1777—1831) Generaldirektor des Hoftheaters in Braunschweig. 776. 787.
Klopstock, Friedrich Gottlieb — (1724—1803) dän. Legationsrath in Hamburg. 13f. 40. 64—67. 92. 94f. 98. 428. 440. 453.
Klotz, Christian Adolf — (1738—1771) Geh. Rath, Prof. d. Beredsamkeit in Halle. 28f.
Klügel, Georg Simon — (1739—1812) Prof. d. Mathem. in Helmstädt. 301.
Knebel, Karl Ludwig v. — (1744—1834) Major in Jena. 98. 107. 207. 219. 249. 297. 406. 426. 428. 455. 519f. 557f. 585. 597—603. 625. 651. 658. 664. 736. 753. 812f. 844f.
Knebel, Magdalene Henriette v. — (1755—1813) Hofdame in Weimar, zuletzt in Schwerin. 429.
Knight, Richard Payne — († 1850). 286.
Koberstein, Karl August — (1797—1870) Prof. in Schulpforta. 13.

*) Nicht Keppler.

Kock, M. Karl Paul de — (1794—1871) Romanschreiber in Paris. 729.
Kollár, Johann — (1793—1852) Prof. in Wien. 148. 164. 171.
Koller, Franz Frh. v. — (1787—1826) k. k. Feldmarschalllieutenant. 160.
Koller, W. H. — deutscher Buchhändler in London. 792.
Kolokotronis, Theodor — (1770—1843) General u. Staatsrath in Athen. 178.
Kolowrat, Johann Graf v. — k. k. Feldmarschalllieutenant. 160.
Kolowrat-Liebsteinsky, Franz Anton Graf v. — (1778—1861) Oberstburggraf v. Böhmen, nachm. Staats- u. Konferenzminister in Wien. 162.
Konduriotis, Flottenbefehlshaber beim Aufstande der Griechen gegen die Türkei. 179f.
Konstantin s. **Constantinus.**
Kosegarten, Johann Gottfried Ludwig — (1792—1860) Prof. d. oriental. Sprachen in Greifswald. 270. 807ff. 811f.
Kosmas s. **Cosmas.**
Kotzebue, August v. — (1761—1819) russ. Staatsrath, zuletzt in Mannheim. 467.
Kräutter, Friedrich Theodor — Rath, Bibliothekar in Weimar. 329.
Kranach s. **Cranach.**
Kratzeisen, ... — Lithograph in München. 179f.
Kraus, ... — Buchhändler in Prag. 148.
Kreßel, ... Frh. v. — Gubernialrath in Prag, nachm. österr.-böhm. Hofkanzler in Wien. 94.
Kretschmann, Karl Friedrich — (1738—1820) Aktuar in Zittau. 19f. 66. 95.
Kretschmann, Theodor Konrad v. — (1762—1809) Leibarzt Joachim Murat's. 116f.
Kropf, Wolfgang — Wirthschaftsrath in Teschen. 161.
Krummacher, Friedrich Wilhelm — (* 1796) zuletzt Hofprediger in Potsdam. 213ff.
Kublai, Khan der Mongolen v. 1259—1294. 132.

Lacroix, Paul — (* 1806) Conservator d. Bibliothek d. Arsenals in Paris. 732.
Ladvocat, ... — Buchhändler in Paris. 727f.
Lafayette, Marie Magdalene Gräfin de — (1634—1693) geb. Pioche de Lavergne, Schriftstellerin in Paris. 840.
Lafontaine, Johann de — (1621—1695) Mitgl. d. Akad. d. Paris. 371. 826.
Lambert, Johann Heinrich — (1728—1777) Oberbaurath u. Mitgl. d. Akad. d. Künste zu Berlin. 301.
Lamettrie, J. C. de — s. **Mettrie.**
La Motte Fouqué, Friedrich Baron de — (1777—1843) Schriftst. in Berlin. 787.
Lampato, ... — Publicist in Mailand. 660.
La Roche, Sophie Frau v. — (1731—1807) geb. v. Guttermann, Schriftstellerin. 114. 84.
Laudon, Gideon Ernst Frhr. v. — (1716—1790) k. k. Generalissimus. 94.
Lavater, Johann Kaspar — (1741—1801) Pfarrer in Zürich. XXII. 35. 52f. 60—63. 89—92. 108ff.
Lazzarelli, Johann Franz — (1621—1693) Präfect v. Mirandola. 613—616.
Le Blond,*) Jakob Christoph — (1670—1741) Maler u. Kupferstecher aus Frankfurt a. M. 300.
Lebrun, Karl de — (1618—1690) Präsid. d. k. Maler- u. Bildhauerakad. zu Paris. 56.

*) Nicht Le Blon.

Lehmann, Karl — Buchbindermeister in Berlin. 358.
Lehne, Friedrich — (1771—1836) Prof. u. Bibliothekar in Mainz. 334f.
Leibniz, Gottfried Wilhelm Frh. v. — (1646—1716). 67. 849.
Leißler, Johann Ludwig — Obermedizinalrath in Hanau. 336.
Lemercier, Ludwig Johann Neponuk — (1771—1840) Dichter in Paris. 205f.
Lenz, Johann Michael Reinhold — (1750—1792) Dichter aus Livland. 11. 98. 101.
Leonhard, Karl Cäsar Ritter v. — (1779—1862) Geh. Rath, Prof. d. Mineralogie in Heidelberg. 336f. 449.
Lesage, Alain René — (1668—1747) Schriftst. in Paris. 184f. 190f. 201. 204. 227f. 828.
Lessing, Gotthold Ephraim — (1729—1781). 7f. 14. 25. 28. 35f. 41. 83f. 221. 328. 393. 440. 466.
Lessing, Karl Gottlieb — (1740—1812) Münzdirektor in Breslau. 328.
Leuchsenring, Franz Michael — (1746—1827) hess.-darmst. Rath. 6.
Libussa s. Böhmen.
Lichtenberg, Georg Christoph — (1744—1799) Hofrath, Prof. d. Mathem. u. Experimentalphysik in Göttingen. 252.
Liegnitz, Heinrich XI. Herzog v. — (1509—1588). 194.
Liebersberg, ... — Kaufmann und Kunstkammler in Köln. 332.
Lippe-Bückeburg-Schaumburg, Friedrich Wilhelm Ernst Graf v. — (1724—1777). 161f.
Lippert, Philipp Daniel — (1702—1785) Aufseher d. Antikenkabinets in Dresden. 9.
Lockhart, Johann Gipson — (1792—1854) Advokat u. Schriftst. in Edinburgh. 789 ff.
Loen, Johann Michael v. — (1694—1776) Regierungspräsid. in Lingen. 556.
Loeper, Gustav v. — (* 1822) Geh. Ober-Regierungsrath in Berlin. 271. 610.
Löhl, Jonas — (1782—1849) Bergmeister u. Inhaber in Falkenau. 695f.
Lowe, S. W. —. 117—121.
Lowth, Robert — (1710—1787) Bischof von London. 561.
Lucretius Carus, Titus — (99—55 v. Chr.) 207. 807—602. 614.
Luden, Heinrich — (1780—1847) Prof. d. Geschichte in Jena. 247.
Ludwig I., Kaiser — s. Franken.
Lukas v. Leyden s. Damen.
Luther, Martin — (1483—1546). 357. 700.
Lykurgos, (9. Jahrh. v. Chr.). 27.
Lysippos, (4. Jahrh. v. Chr.). 497. 499.

Mach, Johann — (1770—1826) Prof. d. Logik u. Metaphysik in Wien. 160.
Machacek, Simon Karl — (1799—1846) Schriftst. in Prag, nachm. Gymnasialprofessor in Gitschin. 164.
Macklot, Karl Friedrich — Buchhändler in Karlsruhe. 418.
Maempel, Johann Christian —. XXVIIIf. 199—207. 723—727.
Mainz, Kurfürst v. — s. Erthal und Dalberg.
Mairon, Johann Jakob d'Ortous de — (1678—1771) Sekretär d. Akad. zu Paris. 300.
Malebranche, Nikolaus — (1638—1715) Mitgl. d. Akad. z. Paris. 299f.
Malsburg, Ernst Friedrich Georg Otto Frhr. v. der — (1798—1824) hessischer Geschäftsträger in Dresden. 605.
Mangili, Joseph —. 623.
Mantegna, Andreas — (1431—1506) Maler u. Kupferstecher in Mantua. 741f.
Manzoni, Alexander Graf — (1784—1873) ital. Dichter. 618. 622—626. 629 bis 632. 685. 756.

Marat, Johann Paul — (1744—1793) Arzt, Konventsmitglied in Paris. 302. 791 f.
Marchand, Theobald — (* etwa 1750—1802) 1777 Direktor des Nationaltheaters in Mannheim, 1778 Hoftheaterdirektor in München. 230.
Marchisio, Stanislaus —. 623.
Marci, Marius — (1595—1667) Prof. in Prag. 298.
Marggraff, Hermann — (1809—1864) Schriftst., zuletzt in Leipzig. XVI.
Mariotte, Edmund — († 1684) Pfarrer zu St. Martin sous Beaune, Mitglied d. franz. Akad. 290 f.
Markland, Jeremias — (1693—1776) Senior d. Kollegiums St. Petri zu Cambridge. 515.
Marko Kralewitsch, († 1392) serbischer Prinz. 578. 593 f.
Marmontel, Johann Franz — (1723—1799) Sekretär d. franz. Akad. 839.
Marschall, August Dietrich Graf v. — (1750—1824) Erbmarschall von Thüringen. 107.
Masaccio s. Guidi.
Masalier, Karl — (1731—1795) Jesuit, Prof. d. Literat. in Wien. 96.
Matthisson, Friedrich v. — (1761—1831) württemb. Geh. Legationsrath. 329.
Maundeville, Johann de — (um 1300—1372). 125. 131. 135.
Mauvillon, Jakob — (1756—1794) zuletzt Oberstlieutenant u. Lehrer am Carolinum in Braunschweig. 138.
Mayer, Alois — k. k. Straßenbaukommissär. 167.
Mayer, Johann Tobias — (1723—1762) Prof. d. Mathem. in Göttingen. 301.
May, J. — u. Comp., Buchhändler in Breslau. 714.
Meckeln (od. Meckenem) Israel v. — (zweite Hälfte d. 15. Jahrh.) niederdeutscher Maler. 340.
Medici, Lorenz dei — (1448—1492). 288.
Medwin, Thomas — engl. Schriftst. 754. 761 f.
Mei Je, chines. Dichterin. 814.
Meil, Johann Wilhelm — (1733—1805) Vicedirektor d. Akad. d. Künste zu Berlin. 67.
Meißen, Heinrich Markgraf v. — (1218—1288). 65.
Memling, Hans — s. Hemling.
Memmius, Lucius — röm. Volkstribun, Prätor von Bithynien. 601.
Mendelssohn, Moses — (1729—1786) Privatgelehrter in Berlin. 98.
Mengs, Anton Raphael — (1728—1779) Direkt. d. Malerakad. in Rom. 302.
Mennechet, Eduard — (1792—1845) Schriftst. in Paris. 707.
Merck, Johann Heinrich — (1741—1791) Kriegsrath in Darmstadt. XVII f. XXII. 677. 78.
Merian, Künstlerfamilie in Frankfurt a. M. 336.
Merimée, Prosper — (* 1803) Senator v. Frankreich. 269. 765 ff.
Merville, Peter Franz Camus, gen. — Schriftst. in Paris. 731.
Mery, Joseph — (1798—1866) Schriftst. in Paris. 741.
Metsys (od. Metsys), Quentin — (etwa 1466—1530) Maler in Antwerpen. 340.
Metzdafalem 48.
Metternich-Winneburg, Samuel Reyomal Lothar Fürst v. — (1773—1859) k. k. Hof-, Haus- u. Staatskanzler. 744.
Metzger, Julian Ulrich de la — (1707—1751) Arzt in Paris, zuletzt Mitgl. d. Akad. d. Wissensch. in Berlin. 43.
Meyer, ... — Buchhändler in Frankfurt a. M. 85.
Meusel, Johann Georg — (1743—1820) Prof. d. Geschichte, zuletzt in Erlangen. 135.
Meyer, Bernhard — (1767—1850) hess. homb. Leibarzt in Offenbach. 336.
Meyer, Friedrich Ludwig Wilhelm — (1779—1849) Schriftst. in Berlin, Herausgeber d. „Berlinischen Archivs der Zeit u. ihres Geschmacks". 237.

Meyer, Johann Friedrich v. — (1772—1849) Präsid. d. Appellationsgerichts u. Bürgermeister in Frankfurt a. M. 463.
Meyer, Johann Heinrich — (1759—1832) Hofrath, Director d. Zeichenschule in Weimar. XXIV. XXVI. 144§. 207. 245ff.*) 276—280. 297. 299. 562. 603. 743. 745.
Meyer, ... — Buchhändler in Lemgo. 13.
Michaelis, Johann David — (1717—1791) Prof. d. Philos. in Göttingen. 67. 88.
Mikan, Johann Christian — (1769—1844) Prof. d. Botanik in Prag. 164.
Millauer, Maximilian — (1784—1840) Cistercienser, k. k. Rath, Prof. der Theol. in Prag. 160§.
Miller, Johann Martin — (1750—1814) zuletzt Decan in Ulm. 440.
Milosch s. Obrenowitsch.
Milton, Johann — (1608—1674). 131. 824.
Milutinowitsch, Simeon — (1791—1847) Secretär im Unterrichtsministerium zu Belgrad. 592§.
Minti, (v. 313—319) Kaiser von China a. d. Dynastie Tsin. 814.
Minti, 934 (nur wenige Tage) Kaiser von China. 814.
Mithridates VI., (seit 124 v. Chr.) König von Pontus (156—63 v. Chr.). 846.
Möser, Justus — (1720—1794) Geh. Justizrath in Osnabrück. 221ff.
Mohammed, Der Prophet — (571—632). 319. 779.
Mohr, J. C. B. — Buchhändler in Heidelberg. 384.
Molière, J. B. — s. Poquelin.
Moller, Georg — (1784—1852) Hofbaumeister in Darmstadt. 333. 338.
Mongolen, Kublai, Khan der — s. Kublai.
Monnier, Heinrich — (* 1799) Zeichner, Schriftst. u. Schauspieler in Paris. 729.
Montaigne, Michel Eyquem de — (1533—1592) franz. Philosoph. 194§.
Montesquieu, Charles de Secondat, Baron de la Brède et de — (1689—1755) Mitgl. d. franz. Akad. 629.
Montevilla, J. v. — s. Mandeville.
Monti, Vincenz — (1754—1827) Dichter in Mailand. 557. 619. 627ff.
Morgenstern, Johann Ludwig Ernst — (1738—1819) Maler in Frankfurt a. M. 335.
Morgenstern, Salomo Jakob — (1706—1785) Hofrath in Potsdam. 405.
Moritz, Karl Philipp — (1757—1793) Prof. d. Alterthumsk. u. d. Theorie d. schön. Künste in Berlin. XXIII.
Moser, Johann Jakob — (1701—1785) Verf. vieler staatsrechtl. Schriften, zuletzt Landschaftssyndicus in Stuttgart. 85§.
Moses. 33.
Müller, Anton — (1792—1843) Prof. d. Aesthetik in Prag. 148. 151. 170§.
Müller, Christian — (* 1790) Dr. jur. 571§.
Müller, Christoph Heinrich — Gymnasialprof. in Berlin. 427.
Müller, Georg Friedrich — Regierungsrath in Weimar. 455.
Müller, Johann Heinrich Friedrich — (1738—1815) Director des deutschen Singspiels in Wien. 28. 82.
Müller, Karl Wilhelm — (1729—1801) Geh. Kriegsrath, Bürgermeister in Leipzig. 81.
Müller, Theodor Adam Heinrich v. — (1779—1849) Kanzler und wirkl. Geh. Rath in Weimar. XXIX. 347§. 457ff. 563. 594. 600.
Müller Edler v. Sylvelden, Johannes — (1752—1809) Mitgl. d. preuß. Akad. d. Wissenschaften, zuletzt k. westfäl. Staatsrath u. Generaldirector des öffentl. Unterrichts. 113. 117—133. 438. 597. 844—854.

*) Meyer war Verfasser des Aufsatzes „Neudeutsche religios-patriotische Kunst“.

Münster, Sebastian*) — (1489—1552) Theolog in Basel. 133.
Münter, Balthasar — (1735—1793) Hauptprediger der deutschen Petrigemeinde in Kopenhagen. 41 ff.
Muletti, ... —. 659.
Murat, Joachim — (seit 1808) König beider Sicilien (1767—1815). 201. 204.
Murray, John — (1778—1843) Buchhändler in London. 812.
Musäus, Johann Karl August — (1735—1787) Gymnasialprof. in Weimar. 680. 778. 787.
Musculus, Christian Theodor — (1799—1844) Custos in Weimar. 762.
Musgrave, Samuel — (1711—1782) Arzt u. Archäolog in London. 512.
Muschenbroek, Peter van — (1692—1761) Prof. d. Physik u. Mathem. in Duisburg, dann in Utrecht, zuletzt in Leyden. 300.
Myllius, Christlob — (1722—1754) Schriftst. in Berlin. 90.
Myron, (5. Jahrh. v. Chr.) Bildhauer in Athen. 497. 499.

Näke, August Ferdinand — (1788—1818) Prof. d. alten Literat. in Bonn. 357.
Napoleon s. **Buonaparte.**
Naymer, ... v. — 562 f.
Nedschebi s. **Sijar. ebdn.**
Nesselrode, K. O. Frhr. v. — (schriftstellerte zwischen 1772 u. 1780) kurpfälz. Kammerherr in Lugenbourg.
Nettelbeck,") **Joachim** — (1738—1824) Bürger in Kolberg. 193.
Neuhof, Theodor Frhr. v. — (1686—1756) König v. Corsica. 181 f.
Neumann, Karl August — (1771—1806) Gubernialrath in Prag. 102.
Newton, Isaak — (1642—1727) Münzmeister in London, Präsid. d. kgl. Societät. 61. 204 f. 299—303.
Nicolai, Christoph Friedrich — (1733—1800) Buchhändler und Schriftst. in Berlin. 774.
Nicolovius, Alfred —. 358 f.
Nicolovius, ... — Buchhändler in Königsberg. 422.
Niebuhr, Barthold Georg — (1776—1831) Staatsmann u. Geschichtsforscher, zuletzt in Bonn. 145 f. 289. 793.
Nikitos, (Turkophagos) in den zwanziger Jahren dies. Jahrh. Anführer der gegen d. Türkei aufgestandenen Griechen. 179.
Nodier, Karl Emanuel de — (1780—1844) Oberbibliothekar u. Mitgl. d. Akad. zu Paris. 732.
Nonnos, (5. Jahrh.) griech. Dichter in Alexandrien. 501. 509. 515. 739.
Noverre, Johann Georg — (1727—1810) Ballettmeister in Paris. 82.
Nugent, Thomas — (17. u. 18. Jahrh.) franz. Geistlicher. 299.
Numa Pompilius, angeblich von 715—672 v. Chr. röm. König. 27.

Obrenowitsch, Milosch — (1784—1860) Fürst von Serbien. 592.
O'Connel, Daniel — (1775—1847) Advokat in Dublin. 175.
Oeser, Adam Friedrich — (1717—1799) Direktor d. Kunstakad. in Leipzig. 90 279.
Oeser, Friederike Elisabeth — (1748—1829) Tochter des Vorigen. 14.
Oesterreich, Ferdinand Erzherzog v. — (seit 1550) als Ferd. I. röm. Kaiser (1503—1564). 158.
Oesterreich, Ferdinand Erzherzog v. — (seit 1619) als Ferd. II. röm. Kaiser (1578—1637). 158.

*) Schmid nennt den Verfasser der Saxonia „Gaspar Münster", nach gütiger Auskunft des Ober-Bibliothekars zu Leipzig, Herrn Geheimen Hofrath Gersdorf, in Goethe's Berichtigung begründet. Saxonia ist ein Auszug von Sebastian M.'s Cosmographia (1544).

**) Vergl. Haken, J. Ch. L. —

Oeſterreich, Ferdinand Erzherzog v. — (ſeit 1637) als Ferd. III. röm. Kaiſer (1608—1657). 156. 159.
Oeſterreich, Franz I. Joſeph Karl Kaiſer v. — (1768—1835). 163. 166 ff.
Oeſterreich, Joſeph Erzherzog v. — (ſeit 1765) als Joſ. II. röm. Kaiſer (1741—1790). 94.
Oeſterreich, Marie Ludovike Beatrix Antonie Joſephine (ſeit 1805) Kaiſerin v. — (1787—1816) geb. Erzherzogin v. Oeſterreich-Eſte. 325 f.
Oeſterreich, Maria Thereſia Erzherzogin v. — Königin von Ungarn und Böhmen (1717—1780). 94.
Oeſterreich, Maximilian Erzherzog v. — (ſeit 1493 als Maxim. I. röm. Kaiſer (1459—1519). 138.
Oeſterreich, Otto Markgraf v. — (1108—1158) Biſchof von Freyſingen. 135—138.
Oeſterreich, Rudolf Erzherzog v. — (ſeit 1576) als Rudolf II. röm. Kaiſer (1552—1612). 158.
Oiſian, (3. Jahrh.) gäliſcher Sänger. 13. 87. 92 f. 587.
Oldenburg, Heinrich — (1626—1678) Sekretär d. kgl. Societät in London. 298.
Oldoff, ... Bar. v. — in Stralſund, nachm. in Polwitz auf Rügen. 284 f.
Origenes, (185—254) Presbyter v. Paläſtina. 222.
Oraqana ſ. Cione.
Orloff, Alexis Graf*), Tſchesmenskij — (1737—1808) ruſſ. Generaladmiral. 286.
Oſſian ſ. Oiſian.
Ovidius Naſo, Publius — (43 v. Chr. — 17 n. Chr.) 501. 509. 515.

Palacky, Franz — (* 1798) Hiſtoriograph von Böhmen, Mitgl. d. öſterr. Herrenhauſes. 154. 165.
Pallagonia, ... Prinz — in Palermo. 448.
Paoli, Paſquale — (1726—1807) Präſident u. Generaliſſimus von Corſica. 119. 182. 770.
Paracelſus ſ. Hohenheim.
Paſcal, Blaiſe — (1623—1662) Mathematiker in Paris. 43.
Paſſow, Franz Ludwig Karl Friedrich — (1780—1833) Prof. d. alten Literat. in Breslau. 249.
Paulus, Apoſtel — († um 63). 624.
Paulus, Karoline — (1767—1844) geb. Paulus, ſeit 1789 Gattin d. Theologen P. 369. 376—379.
Pauſanias, (5. Jahrh. v. Chr.) ſpartan. Feldherr. 755.
Periander, (655—584 v. Chr.) Herrſcher von Korinth. 305.
Perikles, († 429 v. Chr.) Staatsmann und Feldherr von Athen. 848.
Perſius Flaccus, Aulus — (34—62) Dichter in Rom. 509.
Pertz, Georg Heinrich — (* 1795) Oberbibliothekar, Geh. Regierungsrath in Berlin. 161.
Peſtel, Friedrich Wilhelm v. — (1734—1805) Prof. d. Naturr. u. d. deutſch. Staatsrechts in Leyden. 85.
Petrarca, Franz — (1304—1374). 64. 67. 784.
Petrowitſch, Georg — (1766—1817) Oberfeldherr v. Serbien. 579. 592 f.
Peucer, Heinrich Karl Friedrich — (1779—1840) Konſiſtorialpräſident in Weimar. 455.
Pfeufer, Benignus — († 1797) Hofrath, Geh. Archivar in Bamberg. 83.
Philippos II., (382—336 v. Chr.) König v. Macedonien. 846.
Pick, F. — Canonicus in Bonn. 334.
Pindaros, (etwa 518—433 v. Chr.). 164. 647. 654. 848.

*) Nicht Fürſt.

Pippi, Julius — gen. Romano (1492—1546) Maler in Mantua. 58.
Pistorius, ... — Rath in Weimar. 455.
Pitteri, Johann Marcus — (1703—1786) Kupferstecher in Venedig. 182.
Pius V, Michael Ghisberti, (seit 1566) Papst (1504—1572). 848.
Pius VI, Johann Angelo Graf Braschi, (seit 1775) Papst (1717—1799). 289.
Platen-Hallermünde, August Graf v. — (1796—1835). 454. 787.
Platon, (429—348 v. Chr.) Philosoph in Athen. 7. 11. 34. 252. 297. 312. 485—490.
Plinius Secundus, Cajus — (23—79) röm. Flottenbefehlshaber. 297. 515.
Plutarchos, (etwa 50—130) Archon u. Priester des Apollo. 190. 1924.
Pocquelin, gen. de Molière, Johann Baptist — (1622—1673). 705. 735f. 826.
Podiebrad und Kunstat, Georg Borzko v. — (seit 1458) König v. Böhmen (1420—1471). 134.
Pöllnitz, Karl Ludwig Frhr. v. — (1692—1775) Königl. Theaterdirektor in Berlin. 405.
Polen, Casimir IV. (seit 1446) König v. — (1427—1492). 154.
Polignac, Melchior de — (1661—1741) Kardinal, Erzbischof von Auch. 300.
Polybios, (etwa 204—122 v. Chr.) griech. Geschichtsschreiber. 6.
Pompejus, Cnejus — (106—48 v. Chr.) röm. Feldherr. 846. 849. 851.
Pope, Alexander — (1688—1744) engl. Dichter. 13. 87. 892.
Porson, Richard — (1759—1808) Oberbibliothekar in London. 515.
Porta, Johann Baptist — (1545—1615) Arzt u. Philosoph in Neapel. 298.
Portius, Simon — (erste Hälfte d. 16. Jahrh.) Gelehrter in Florenz. 248.
Pougens, Maria Karl Joseph de — (* 1755) Buchhändler u. Schriftst. in Paris. 736.
Preller, Ludwig — (1809—1861) Hofrath, Oberbibliothekar in Weimar. 209.
Preußen, Friedrich II. König v. — (1712—1786). 121 ff. 166. 371. 402. 736. 844—854.
Priestley, Joseph — (1733—1804) engl. Geistlicher. 301.
Primas v. Deutschland, Fürst- — s. Dalberg.
Primavesi, Georg — Maler u. Kupferstecher in Darmstadt. 338.
Prior, Matthias — (1664—1721) engl. Staatsmann u. Dichter. 80.
Properzius, Sextus Aurelius — (48—22 v. Chr.) röm. Dichter. 602.
Pückler-Muskau, Hermann Heinrich Ludwig Fürst v. — (1785—1871). 173 — 178.
Pückler-Muskau, Marie Anna Wilhelmine Fürstin v. — geb. Gräfin Pappenheim, geb. Gräfin Hardenberg (1778—1854) von 1817—1826 Gattin des Vorigen. 174. 1764.
Pufendorf, Samuel Frhr. v. — (1632—1694) Geh. Rath, Historiograph in Berlin. 50.
Pukkuchen-Glanzow, Friedrich Wilhelm — (1793—1834) Pfarrer zu Lieme, zuletzt in Birbelskirchen. 352.
Putbus, Malte Friedrich Graf v. — (1725—1787) Geh. Rath. 107.
Pythagoras, (6. Jahrh. v. Chr.) griech. Philosoph. 242. 296. 516.

Quaglio*), Angelo — (1778—1815) Zeichner in Köln. 333.
Quattrarelli, Cajetan — 623.
Querfurth, August — (1697—1761) Maler in Wien. 283.
Querlon, Anna Gabriel Meusnier de — (1702—1780). 194.
Quien, Ch. — Buchhändler in Berlin. 117.
Quinet, Edgar — (* 1803) Schriftst. in Paris. 702. 783.

*) Nicht Guaglio.

Und wer des Knäuels zartes Ende hält,
Der schlingt sich wol durchs Labyrinth der Welt.
So schreit' ich fort durch Feld und Bergeshöhn,
Ich zaudre nicht — auf einmal bleib' ich stehn;
Tief unten fühl' ich das ersehnte Gute,
Erfahrung bleibt die beste Wünschelrute.
Bedeckt der Kalkstein hier die Region,
So ahn' ich unten Thon und Gips und Thon,
Sodann auch Sandstein; fass't ihn mächtig ruhn!
Wir geben durch; wir wissen, was wir thun.
Nur immer tiefer! Unten strömt es hell,
Als unser Schönheits-, unser Jugend-Quell;
Es strömt Gewürz, das lieblicher erquickt,
Als was uns Banda's Inselgruppe*) schickt.
Schmackhaft durchdringt es unser täglich Brod,
Es thut dem Menschen, thut dem Thiere Noth.
Gesundes Volk erkranket im Entbehren;
Welch ein Verdienst, es reichlich zu gewähren!

Bezeichnet nun den weitgevierten Schacht
Und wagt Euch kühn zum Abgrund tiefster Nacht!
Vertraut mir, daß ich Schatz zu Schätzen häufe.
Nun frisch ans Werk und muthig in die Teufe!

Technik.

Nur nicht so rasch und unbedacht gethan! —
Mit Hack' und Spaten kommt Ihr kühnlich an;
Wie könnt Ihr Euch so wunderlich behaben,
Als wolltet Ihr des Nachbarn Weinberg**) graben?
Doch wenn Dein Blick in solche Tiefen drang,
So nutze schnell, was unsrer Kunst gelang!

Nicht meinem Witz ward solche Gunst beschert;
Zwei Götterschwestern haben mich belehrt:
Physik voran, die jedes Element
Verbinden lehrt, wie sie es erst getrennt;
Das Unwägbare hat für sie Gewicht,
Und aus dem Wasser lockt sie Flammenlicht,
Läßt Unbegreifliches dann sichtbar sein
Durch Zauberei im Sondern, im Verein.

*) Die im Südosten von Asien belegenen Inselgruppen, theils Sunda-Inseln, theils nach der Banda-See auch Banda-Inseln genannt. Goethe stellt hier, wie in dem Prologe zum 6. August 1813, das Salz höher als alle Gewürze des Orients. — L.

**) Vgl. Buch der Könige I, Kap. 21.

Quintilianus, Marcus Fabius — (geb. zwischen 35 u. 42, gest. nach 118) Consul, Lehrer der Beredsamkeit in Rom. 851.

Rabener, Gottlieb Wilhelm — (1714—1771) Justizrath in Dresden. 265.
Racine, Johann Baptist — (1639—1699) 37. 38. 680. 831.
Racknitz, Eduard Graf — (1786—1845) Schriftsteller. 186.
Ramler, Karl Wilhelm — (1725—1798) Mitdirektor d. Nationaltheaters in Berlin. 7. 95. 284. 440.
Ramsay, Allen — (1686—1758) Buchhändler, Dichter u. Literator in Edinburgh. 769.
Raspe, Rudolf Erich — (1737—1794) Kanz. Aufseher d. Münz- u. Antiquitätenkabinets in Kassel. XVII.
Rasumowsky, Andreas Graf (bis 1815 Fürst) — (1752—1836) russ. Gesandter in Neapel, zuletzt in Wien. 282.
Rauch, Gustav v. — (1774—1849) preuß. General u. Kriegsminister. 333.
Raumer, Friedrich Ludwig Georg v. — (1781—1873) Prof. d. Geschichte. 1424. 2174.
Redmann, Andreas Georg Friedrich v. — (1768—1824) Appellationsgerichtspräsident in Zweibrücken. 237 *).
Recamier, Johanna Franziska Julie Adelaide — geb. Bernard (1777—1849). 739.
Reichard, Heinrich August Ottokar — (1751—1828) Sch. Kriegsrath, Hoftheaterdirektor u. Bibliothekar in Gotha. 82.
Reichardt, Johann Friedrich — (1752—1814) Komponist. 113—116.
Reid, Thomas — (1710—1796) Prof. d. Philos. in Glasgow. 678.
Reiffenstein, Johann Friedrich — (1719—1793) kais. Rath, Kunstfreund in Rom. 285 f.
Reil, Johann Christian — (1758—1813) Prof. d. Therapie in Halle, zuletzt in Berlin. 314.
Reinhard, Karl v. — (1760—1840) sächs.-gesch. Hofrath, Schriftsteller in Berlin. 107.
Reinhard, Karl Friedrich Graf v. — (1761—1837) franz. Gesandter und Pair. XXX. 666. 678 f. 697 f. 709.
Remusat, Johann Peter Abel — (1788—1832) Prof. d. chines. u. d. Mandschusprache in Paris. 813.
Rey, Anton Gabriel Penanec Baron — (* 1768) franz. General. 283.
Rhesa, Ludwig Johannes — († 1840) Konsistorialrath und Prof. der Theologie in Königsberg. 802 ff.
Riccoboni, Maria Johanna — (1714—1792), geb. Laboras de Mezières, Gattin des Schauspielers Antoni Franz R. 840.
Richardson, Samuel — (1689—1761) Romanschriftst. und Buchdrucker. 115. 833. 839 f.
Richelieu, Armand Johann du Plessis, Herzog v. — (1585—1642) Kardinal, Generalissimus, Premier des Königs von Frankreich. 882.
Richter, Jean Paul Friedrich — (1763—1825) sächs.-hildburgh. Legationsrath, Schriftst. 448. 726. 787.
Riedel, Karnelius Johann Rudolf — (1759—1821) zuletzt Kammerdirektor in Weimar. 455.
Riedel, Friedrich Just — (1742—1785) Prof. in Erfurt, zuletzt k. k. Rath in Wien. 30.
Riemer, Friedrich Wilhelm — (1774—1845) Oberbibliothekar in Weimar. 248. 297. 348. 355. 385. 408. 429. 455. 500. 511. 558. 601. 704. 733. 762.

*) Die in der Anmerkung S. 237 ausgesprochene Vermuthung ist jedoch unhaltbar, da Redmann 1796 noch nicht gestorben war.

Riese, Johann Jakob — (1746—1827) Kassenschreiber in Frankfurt a. M. 655.
Rigetti, Johann — (17. u. 18. Jahrh.) Venetianer. 360.
Rigo-Neroulos, Jakowakis — (1778—1830) Dichter, zuletzt griech. Gesandter in Konstantinopel. 566—574.
R...n, J. B. v. —. 237.
Robinson s. Jakob, T. S. J. v. —.
Roch, C. — Schrift in Paris. 731.
Rochlitz, Johann Friedrich — (1769—1842) Hofrath, Schriftst. in Leipzig. 601f.
Röhr, Johann Friedrich — (1777—1848) Vicepräsd. d. Oberkonsist., Oberhofprediger u. Generalsuperintendent in Weimar. 213.
Rollin, Karl — (1661—1741) Rektor der Universität zu Paris. 851.
Romano, Giulio — s. Pippi.
Romanus, Karl Franz — (1731—1787) Geh. Kriegsrath in Dresden. 63.
Roos, *) (18. Jahrh.) Malerfamilie in Frankfurt a. M. 336.
Rousseau, Johann Jakob — (1712—1778) philos. Schriftst. aus Genf. 43. 291. 686. 796. 784f. 842.
Rubens, Peter Paul — (1577—1640). 332.
Ruckhubl, Karl — (1788—1831) Oberförster in Koblenz. 247 ff.
Rudolf II., Kaiser — s. Oesterreich.
Rückert, Friedrich — (1788—1866). 453f.
Ruffa de Tropea, Franz — 622. 626f.
Rusca, Karl Franz — († 1769, 68 Jahr alt) aus Lindau, in Berlin lebend, geb. in Mailand. 182.
Rußland, Katharina II. (seit 1762) Kaiserin v. — (1729—1796). 736.
Rußland, Maria Feodorowna Kaiserin v. — vorher Sophie Dorothee Auguste Prinzeß v. Würtemberg (1759—1828).
Rußland, Paul I. (seit 1796) Kaiser v. — (1754—1801). 287.
Ruysdael, Jakob van — († 1681) Landschaftsmaler in Harlem. 326. 346.

Sachse, Johann Christoph — (1740—1822). 194 — 199.
Sachsen-Weimar ꝛc., Amalia Herzogin zu — geb. Prinzeß von Braunschweig (1739—1807). 107. 458.
Sachsen-Weimar ꝛc., Friedrich Ferdinand Konstantin Prinz v. —. 107.
Sachsen-Weimar ꝛc., Karl August (seit 1758) Herzog, nachmals (seit 1815) Großherzog v. — (1757—1828). 107. 244 f. 314. 454 ff. 557 f. 650. 715. 819.
Sachsen-Weimar ꝛc., Louise Herzogin, nachm. Großherzogin v. — geb. Prinzeß von Hessen-Darmstadt (1757—1830). 107. 290. 456.
Sachsen-Weimar ꝛc., Maria Paulowna Erbprinzeß, nachm. Großherzogin v. — geb. Großfürstin von Rußland (1786—1859). 173. 209. 459.
Salm-Reifferscheidt-Hainspach, Franz Xaver Graf v. — († 1819). 184.
Salomon König der Juden. 405.
Salvandy, Narcis Achil (seit 1845) Graf v. — (1796—1856) franz. Staatsmann. 202. 714—722. 734.
Salzmann, Johann Daniel — (1722—1812) Aktuar beim Vogteigericht zu Straßburg. XVII.
Sanjuan, Friedrich Karl v. — (1779—1861) preuß. Justizminister. 289.
Sapo mit den Beinamen Grammaticus, († um 1204) Propst v. Roeskilde. 934.
Scala, John — Kohlenverkäufer in Limerick. 228. 765—768.
Scaliger a Burden, Julius Cäsar — eigentlich della Scala (1484—1558) Philolog und Naturforscher. 298.
Schardt, Ernst Karl Konstantin v. — (1744—1833) Mitgl. Geh. Rath in Weimar. 318.

*) Nicht Roos.

Scheibe, Johann Adolf — (1708–1776) Kapellmstr. in Kopenhagen. 82.
Schelling, Friedrich Wilhelm Joseph v. — (1775–1854) Wirkl. Geh. Rath, Präsd. d. Akad. d. Wissensch. in München, zuletzt in Berlin. 243.
Scherffer, Karl — (1716–1783) Jesuit, Prof. d. Mathem. in Wien. 301 f.
Schertlin Ritter v. Burtenbach, Sebastian — (1496–1577) Feldhauptmann v. Augsburg. 193.
Schewirew, Stephan Petrowitsch — (1806–1864) Prof. in Moskau. 314.
Schiebeler, Daniel — (1741–1771) Canonicus in Hamburg. 80.
Schiller, Johann Friedrich — (1759–1805) XXIII. XXVII. 83. 218. 223. 237. 242. 260. 264 f. 277. 279. 281. 326. 328. 346 f. 356. 410. 433. 447 f. 453 f. 459. 464–467. 485 f. 495. 519. 558. 680. 701 f. 747. 778. 780–785. 787 f. 791. 793 ff. 810. 819 ff.
Schiller, Johann — (1632–1705) Rathsherr in Straßburg. 244.
Schirach, Gottlieb Benedict v. — (1743–1804) zuletzt dän. Legationsrath in Altona. 84. 95.
Schlegel, August Wilhelm v. — (1767–1845) Prof. in Bonn. 264. 281. 602. 605. 630. 735.
Schlegel, Johann Elias — (1718–1749) Prof. em. d. Ritterakad. z. Soröe. 80.
Schlegel, Karl Wilhelm Friedrich v. — (1772–1829) Legationsrath in Wien. 264.
Schleiermacher, Ernst Christian Friedrich Adam — (1735–1814) Geh. Kabinetsrath in Darmstadt, zuletzt wirkl. Geh. Rath. 398.
Schlieffen, Martin Ernst Freyr. v. — (1732–1825) hess.-kass. Minister u. General. 119.
Schlözer, August Ludwig v. — (1735–1809) Geh. Hofrath, Prof. d. Politik in Göttingen. 119.
Schlosser, Friedrich Christoph — (1778–1861) Geh. Hofrath, Prof. d. Geschichte in Heidelberg. 144 f.
Schmidt, Kasmer Eberhard Karl — (1746–1824) Domkommissar in Hulberstadt. 64.
Schnabel, Georg Norbert — (1791–1857) Prof. in Prag. 159 f.
Schnauß, Karl Ludwig Konstantin — (1784–1832) Rath, Hofadvokat und Kammerkonsulent in Weimar. 455.
Schörgen, Christian — (1746–1851) Rektor d. Kreuzschule in Dresden. 140
Schopenhauer, Johanna — geb. Trosina (1770–1838) zuletzt in Jena 379–382.
Schorel, Jan van — (1495–1560) Maler in Amsterdam. 340.
Schott, Wilhelm — († 1867) Universitätsprof. u. Mitgl. d. Akademie z. Berlin. 813.
Schröter, gen. Müller s. Müller, J. H. F. —.
Schubarth, Karl Ernst — (1796–1861) Lehrer in Hirschberg. XXX. 450 ff. 520. 558.
Schütz, (18. u. 19. Jahrh.) Malerfamilie in Frankfurt a. M. 336.
Schütz, Wilhelm v. — (1776–1847) Landrath u. Direktor der ritterschaftl. Ritterschaft. 750–753. (f)
Schütze, Johann Stephan — (1771–1839) Hofrath, Schriftst. i. Weimar. 406.
Schukowskij, Basilius Andrejewitsch — (1782–1852) russ. Geh. Rath. 398.
Schulenburg, Matthias Johann Graf v. der — (1661–1747) venetian. Feldmarschall. 181 f.
Schulz, Christian Ludwig Friedrich — (1781–1834) preuß. Staatsrath, zuletzt in Breslau. 107. 500 f. 520. 558. 651.
Schulze, Ernst Konrad Friedrich — (1789–1817) Docent in Göttingen. 453. 776. 787.
Schulze, Johann Abraham Peter — (1747–1800) dän. Kapellmeister. 442.

Schummel, Johann Gottlieb — (1749—1813) Prof. in Berlin. 15—18. 79.
Schwab, Gustav — (1792—1850) Oberstudien- u. Konsistorialrath in Stuttgart. 124 f. 134.
Schwaben, Friedrich Herzog v. — (seit 1152) als F. I. röm. Kaiser (1121—1190). 137 f.
Schwaben, Heinrich Herzog v. — (seit 1190) als H. VI. röm. Kaiser (1165—1197). 65.
Schwabenau, Julius Wilhelm v. —. 161.
Schwan, Christian Friedrich — (1733—1815) kurpfälz. Hofkammerrath, Buchhändler in Mannheim, zuletzt Schriftst. in Stuttgart. 250. 447.
Schwarz, Christoph — (1545—1597) Maler in München. 340.
Schweden, Adolf Friedrich Herzog v. Holstein-Eutin (seit 1751) König v. — (1710—1771). 284.
Schweden, Gustav III. (seit 1771) König v. — (1746—1792). 736.
Schweinichen, Hans v. — (1552—1616) herzogl. liegn. Marschall. 193 ff. 232.
Scipio, Publius Cornelius — (235—194 v. Chr.) röm. Staatsmann u. Feldherr. 852.
Scott, Baronet Walter — (1771—1832) Schriftst. in Abbotsford. 680. 715. 768—773. 773 f.
Sebald, Axel — s. Silber, B. —.
Seckendorf, Karl Sigismund Frhr. v. — (1744—1785) Kammerherr in Weimar, zuletzt preuß. Gesandter beim fränk. Kreis. 107. 664.
Seckendorf, Leo Frhr. v. — (1773—1809) zuletzt österr. Hauptmann. 260.
Secundus, Johannes — s. Everard.
Sedlacek, Adalbert — Prof. d. Philos. in Pilsen. 164.
See Jan Ding, (?, 8. od. 9. Jahrh.) chines. Dichterin. 813 f.
Seebeck, Thomas Johann — (1770—1831) Dr. med., Mitgl. d. Akad. z. Berlin. 303.
Seiler, Friederike Sophie — s. Seyler.
Seiler, Georg Friedrich — (1733—1807) Geh. Kirchenrath in Erlangen. 53.
Senckenberg, Johann Christian — (1707—1772) Arzt in Frankfurt a. M. 336.
Seneca, Lucius Annäus — (2—63) röm. Philosoph. 297.
Serbien s. Petrowitsch u. Obrenowitsch.
Seume, Johann Gottfried — (1763—1810) Privatgelehrter in Leipzig. 1981.
Seybold, Jakob Christoph — (1747—1804) Prof. d. Beredsamkeit in Jena, zuletzt Prof. d. altern Literat. in Tübingen. 43—46.
Seyler, Friederike Sophie — geb. Spurmann, verehel. gewesene Hensel, (1738—1789) Schauspielerin. 63. 81. 84.
Shakespeare, Wilhelm — (1564—1616). 104. 13. 496. 54. 82. 84. 87. 101—105. 281. 346. 371. 496 f. 499 f. 604 f. 643. 687. 691. 736. 746 bis 749. 795.
Sheil, *) Richard Lalor — (1794—1851) zuletzt großbrit. Gesandter in Florenz. 175.
Sija: ebdin Nachschedi, erste Hälfte des 14. Jahrh.) pers. Dichter. 270. 805 f.
Silber, Benjamin — (1772—1821) Sächs. Artillerie-Offizier, zuletzt preuß. Major, angestellt am Soldatenknabeninstitut in Annaburg. 445. 463. 466 ff.
Simier, . . . — Hofbuchhändler in Paris. 338.
Simrock, Karl — (* 1802) Prof. d. altdeutsch. Literatur in Bonn. 429—431.
Sizilien, Ferdinand IV., Anton Paschalis Johann Nepomuk Joseph Seraphicus Januar Benedict de Bourbon (seit 1759) König beider — (1751—1825). 206. 283. 287 f.

*) Nicht Shiel oder Schiel auszusprechen.

Sicilien, Franz I., Januarius Joseph (seit 1825) König beider — (1777 — 1830). 714.
Sicilien, Joachim König v. — s. Murat.
Snellius, Schebrore — (1591—1626) Prof. d. Mathemat. in Leyden. 248.
Snorri Sturluson, (1178—1241) Jarl in Reikholt. 94.
Sokrates, (circa 470—400 v. Chr.) Philosoph in Athen. 57. 401. 403ff. 487—490.
Solger, Karl Wilhelm Ferdinand — (1780—1819) Prof. in Berlin. 217f.
Solon, (etwa 639—559 v. Chr.) Archon v. Athen. 27.
Sommer, Johann Christian — Magister, Buchhändler in Leipzig. 466.
Sonnenfels, Joseph Frhr v. — (1733—1817) Hofrath v. v. böhm. u. österr. Hofkanzler in Wien. 26ff. 84.
Sophokles, (492—406) dramat. Dichter u. Feldherr in Athen. 404. 103. 242. 491f.
Soumet, Alexander — (1788—1845) Bibliothekar in Compiegne. 701.
Spanien, Karl III. (seit 1759) König v. — (1716—1788). 715. 719.
Spenser, Edmund — (1553—1599) Herr zu Kilcolman. 525.
Spinoza, Baruch (od. Benedict) — (1632—1677) jüd. Philosoph im Haag. 274.
Spontini, Ludwig Kaspar Pacifico — Graf v. Sant-Andrea (1774—1851) Generalmusikdirektor u. Hofkapellmeister in Berlin. 707f.
Sprat, Thomas — (1634—1713) engl. Bischof. 299.
Sprengel, Wendelin —. 135.
Städel, Johann Friedrich — (1728—1816) Banquier, Kunstsammler in Frankfurt a. M. 335.
Stael-Holstein, Anna Louise Germaine Baronin v. — (1766—1817) Schriftstellerin. 31. 689. 819—843.
Stapfer, Philipp Albert — (1766—1840) schweizer. Gesandter in Paris. 693. 697 ff.
Steevens, Georg — (1736—1800) Privatgelehrter in Hampstead. 748.
Steffens, Henrik — (1773—1845) Prof. d. Physik u. philos. Naturlehre in Breslau, zuletzt in Berlin. 243.
Stein, Charlotte Albertine Ernestine Frfr. v. — geb. v. Schardt (1742 — 1826). 73. 108 ff. 274f.
Stelzig, Franz Aloys — Physikus in Prag. 153.
Stephanie, gen. d. Jüngere, Gottlieb — (eigentlich Stephan; 1741—1800) Schauspieler u. dramat. Schriftst. in Wien. 23f. 81.
Sterling, Karl —. 764.
Sternberg, Kaspar Maria Graf v. — (1761—1838) k. k. Geh. Rath; Naturforscher. 148—151. 163. 165f. 466. 660. 666. 768f.
Sterne, Lorenz — (1713—1768) anglikan. Geistlicher. 15—18. 240. 749f.
Steube, Johann Kaspar — (1747—1795) italien. Sprachlehrer in Städtchen.*) 190. 192f.
Stewart, Dugald — (1753—1828) Prof. d. Moralphilos. in Edinburgh. 678.
Stockhausen, Johann Christoph — (1725—1784) Konsistorialrath, Superintendent in Hanau. 10.
Stolberg, Christian Graf zu — (1748—1821) Herr auf Windebye. 440.
Stolberg, Friedrich Leopold Graf zu — (1750—1819) Herr auf Sondermühlen. 44. 439ff. 483—490.
Strecker, Adolf Friedrich Karl — (1779—1844) Geh. Oberregierungsrath in Berlin. 609—612. 654. 657.
Strobach, Paul — k. k. Straßenbaudirektor in Prag. 167.

*) Steube's angeführte Schrift war: „Wanderschaften u. Schicksale von J. K. St. Gotha 1791".

Struensee, Johann Friedrich Graf v. — (1737—1772) dän. Geh. Kabinetsminister. 30. 41 ff. 52.
Sturm, Johann Christoph — (1635—1703) Prof. in Straßburg. 299.
Sturz, Helfrich Peter — (1736—1779) Etatsrath in Oldenburg. 83.
Sulla, Lucius Cornelius — (138—78 v. Chr.) röm. Staatsmann und Feldherr. 847.
Sulzer, Johann Georg — (1720—1779) Prof. an d. Ritterakad., Mitgl. d. Akad. d. Wissensch. z. Berlin. XXI. f. 5—10. 49 f. 68—73. 82. 96. 284.
Swift, Jonathan — (1676—1745) Theolog, Publicist in London. 10. 830.
Swoboda, Wenzel Aloys — Prof. zu Neutaus. 164. 171.
Sybben, Nikolaus v. — († 1495) Benedictiner in Erfurt. 139 ff.
Sylla s. Sulla.

Tacitus, Cornelius — (etwa 54—117) röm. Staatsmann u. Geschichtsschreiber. 829. 835. 848.
Talleyrand-Perigord, Fürst v. Benevent, Herzog v. Dino, Karl Moriz Herzog v. — (1754—1838) franz. Staatsmann. 116.
Taschereau, Julius Anton — († 1801) Schriftst. in Paris. 735 f.
Taffo, Torquato — (1544—1579) 423. 784. 824.
Taubmann, Friedrich — (1565—1613) Prof. d. Dichtk. in Wittenberg. 405.
Tebaldi-Fores, Karl — ital. Dichter. 827 ff.
Tegner, Esaias — (1782—1846) Bischof v. Wexiö. 798—802.
Telesius, Bernhard — (eigentlich Telesio; 1509—1588) italien. Philosoph u. Physiker. 298.
Tencin, Claudine Alexandrine Guerin Marquise v. — (1681—1749) Schriftstellerin in Paris. 840.
Terentius Afer, Publius — (194—155 v. Chr.). 559.
Themistokles, (514—461 v. Chr.) Staatsmann u. Feldherr v. Athen. 27.
Theognis, (zweite Hälfte des 6. Jahrh. v. Chr.) Dichter aus Megara. 559 f.
Theokritos, († um 300 v. Chr.) griech. Idyllendichter. 103.
Theophrastos, (4. Jahrh. v. Chr.) Philosoph in Athen. 296 ff.
Thomas, Apostel —. 127. 139.
Thoms, Peter Perring — Buchdrucker d. ostind. Gesellsch. in Macao. 813.
Thukydides, (471—400 v. Chr.) Feldherr in Athen. 6.
Thun und Hohenstein, Leopold Leonhard Graf v. — Fürstbischof v. Passau. 160.
Thyleſius s. Telesius.
Tiberius, Claudius Nero — (seit 14 n. Chr.) röm. Kaiser (42 v. Chr. — 37 n. Chr.). 835.
Tibullus, Aulus Albius — († um 18 v. Chr.) röm. Ritter. 104.
Tieck, Ludwig — (1773—1853) Geh. Rath in Berlin. 217 f. 246. 383. 778. 787.
Tomaschek, Wenzel Johann — (1774—1850) Kapellmeister in Prag. 170.
Tombasi, (1786—1829) griech. Klephtenkommandant. 179 f.
Tortt, Johann — ital. Dichter. 818.
Trajanus, Marcus Ulpius — (53—117) seit 98 röm. Kaiser. 845. 851.
Trattner, Johann Thomas Edler v. — (1717—1798) Buchdrucker u. Buchhändler in Wien. 92.

Tſchelakowsky, F. L. — s. Čelakovský.

Umbreit, Friedrich Wilhelm Karl — (1795—1860) Prof. d. Theol. in Heidelberg. 505.
Ungarn, Matthias I. Corvinus (seit 1458) König v. — 154.
Unger, Friederike Helene — geb. v. Rothenburg (1751—1813), Gattin des Folgenden. 309. 453 f.
Unger, Johann Friedrich — (1750—1804) Buchdrucker u. Buchhändler in Berlin. 309.

Unzer, Ludwig August — (1748—1775) Kantik. d. Theol. in Wernigerode. 136. 67.
Uwarow, Sergius Semenowitsch Graf — (1785—1855) Minister d. Volksaufklärung u. Präsid. d. Akad. d. Wissensch. zu Petersburg. 739.
Ut, Johann Peter — (1720—1796) burggräfl. Drucker z. Ansbach. 15. 379.

Vandenhoeck u. Ruprecht — Buchhändler in Göttingen. 805.
Varnhagen v. Ense, Karl August — (1785—1858) Geh. Legationsrath in Berlin. XXVII. 151. 181—184. 311 f. 358.
Varrentrapp, Franz — Buchhändler in Frankfurt a. M. 32.
Vater, Johann Severin — (1771—1826) Linguist, Prof. d. Theol. in Halle. 384. 586.
Venticinque, Cesar della Valle Herzog v. — ital. Dramatiker. 623.
Vergilius Maro, Publius — (70—19 v. Chr.) 40. 88. 303. 523.
Vernet, Claudius Joseph — (1714—1789) Landschafts- u. Seemaler, Mitgl. d. Akad. zu Paris. 285.
Vespasianus, Titus Flavius — (seit 69) röm. Kaiser (9—79). 359.
Vieweg, Hans Friedrich — (1761—1835) Buchhändler in Braunschweig, nachm in Berlin. 113 f. 226. 743.
Villemain, Abel Franz — (* 1790) franz. Minister d. öffentl. Unterrichts. 677.
Visconti, Hermes — italien. Philosoph. 618.
Visconti, Johann Maria — (seit 1402) Herzog v. Mailand (1389—1412). 631.
Vitet, Louis — (* 1802) Mitgl. d. Akad. z. Paris. 269.
Vogel, Karl — Geh. Hofrath, Leibarzt zu Weimar. 107. 603.
Vogler, Georg Joseph — (1749—1814) päpstl. Protonotar u. Kämmerer, Geh. geistl. Rath, hess.-darmst. Hofkapellmstr. 557.
Voigt, Christian Gottlob v. — (1743—1819) Staatsminister in Weimar. 455. 658.
Voigts, Jenny W. J. v. — geb. Pfeffer. 221.
Voltaire, Franz Maria Arouet de — (1694—1778). 10. 37. 43. 71. 97. 104 229—252. 300. 404. 736. 823. 830 f. 833. 849. 851.
Voß, Georg — (1765—1842) Buchhändler in Leipzig. 250.
Voß, Isaak — (1618—1689) Canonicus zu Windsor. 288.
Voß, Heinrich — (1779—1822) Prof. d. Philol. in Heidelberg. 242 f. 433. 437 f. 442 ff.
Voß, Johann Heinrich — (1751—1826) Hofrath, Prof. in Heidelberg. XXV. 44. 242 f. 264. 346. 399. 419. 428. 432—445.
Voßius s. Voß, Isaak —.
Vultannen, Florenz v. — s. Wevelinkhoven
Vulpius, Christian August — (1762—1827) Rath, Bibliothekar in Weimar. 141. 245.

Wachler, Johann Friedrich Ludwig — (1767—1838) Konsistorialrath, Prof. d. Geschichte in Breslau. 212 f. 259.
Wackenroder, Wilhelm Heinrich — (1773—1798) Kammergerichtsreferendar in Berlin. 246.
Wagner, Heinrich Leopold — (1747—1779) Advokat in Frankfurt a. M. 98.
Wagner, Johann Georg — (1744—1766) Landschaftsmaler in Dresden. 235.
Wagner, Dr. Karl — in Darmstadt 67. 78.
Wailly, Gabriel Gustav de — (* 1804) Schriftst. in Paris. 680.
Waltraf,*) Ferdinand Franz — (1748—1824) Prof. d. Naturgesch. u. Aesthetik, Kunstsammler in Köln. 332 f.

*) Nicht Waltraf.

Barton, Thomas — (1729—1790) Prof. d. Geschichte in Oxford. 13.
Watteau, Johann Anton — (1684—1724) Hofmaler in Paris. 20.
Weber, Bernhard Anselm — (1766—1821) Kapellmstr. in Berlin. 304.
Weber, Karl Maria Friedrich Ernst Frhr. v. — (1786—1826) Hofkapellmeister in Dresden. 670.
Weber, Wilhelm Ernst — (1790—1850) Vorstand d. Gelehrtenschule in Bremen. 558 f.
Weichardt, Karl Christian Wilhelm Adolf — (1780—1829) Prof. d. Mathem. in Weimar 455.
Weidmann'S Erben u. Reich — Buchhandlung in Leipzig. 5. 11. 18. 54.
Weinhold, Karl — (* 1823) Prof. d. deutsch. Sprache, Literat. u. Alterthümer in Kiel, Mitgl. d. preuß. Herrenhauses. 654.
Weiße, Christian Felix — (1726—1804) Kreissteuereinnehmer in Leipzig. 13. 84. 95.
Weller, Ernst — Legationsrath, Bibliothekbeamter in Jena. 601.
Wenk, Heinrich Bernhard — (1739—1803) zuletzt Oberschul- u. Geh. Konsistorialrath in Darmstadt. XVIII.
Wenner, Johann Friedrich — Buchhändler in Frankfurt a. M. 336. 449.
Werner, Friedrich Ludwig Zacharias — (1768—1823) zuletzt katholischer Geistlicher in Wien. 777. 787.
Westermayr,*) Konrad — (1765—1834) Hofrath, Prof. an d. Zeichenakad. in Hanau. 337.
Westfeld, Christian Friedrich Gotthard — (18. Jahrh.) Oberammann in Meynde. 302.
Wetzel, Johann Ludwig —. 96 ff.
Wevelinkhoven, Florenz v. — (von 1364—1379) Bischof v. Münster. 124. 130.
Weygand'sche Buchhandlung in Leipzig. 723.
Wiclef s. **Wycliffe.**
Wiebeking, Karl Friedrich v. — (1762—1842) Generaldirektor d. Wasser-, Brücken- u. Straßenbauwesens in München. 167.
Wieland, Christoph Martin — (1733—1813) 6. 10 ff. 14 f. 18 f. 49. 54—58. 66. 81. 104. 197. 240. 378. 449. 453. 455. 487. 561. 778.
Wieland, Johann Andreas v. — 1779 brandenb.-ansbach Regierungsrath u. Resident in Wien. 236.
Wilhelm v. Köln s. **Herrle.**
Willemer, Johann Jakob v. — (1760—1838) preuß. Geh. Rath, Senator in Frankfurt a. M. 318.
Willemer, Maria Anna Katharina Theresia v. — geb. Jung (1784—1860). 449.
Wilmans, Gebrüder — Buch- und Kunsthändler in Frankfurt a. M. 336.
Wilson, Horaz Hayman — (1768—1860) Bibliothekar d. ostind. Kompagnie in London. 811.
Winckelmann, Johann Joachim — (1717—1768). 259. 361.
Windischmann, Karl Joseph Hieronymus — (1775—1839) Prof. d. kathol. Philos. in Bonn. 212 f.
Winfrid s. **Bonifacius.**
Winkelried, Arnold Struth v. — († 1386). 847.
Wipleben, Friedrich Eberhard v. — Obermarschall in [illegible] 107.
Wolf, Friedrich August — (1759—1824) Geh. Rath, [illegible] d. wissenschaftl. Deput. im Minist. d. Innern z. Berlin. 44. 285.
Woltmann, Karoline v. — geb. Stosch (1782—1847) [illegible] des Folgenden. 384.

*) Nicht Westermeyer.

Moltmann, Karl Ludwig v. — (1770–1817) Geſchäftsträger mehrerer kleinen Staaten in Berlin. 348.
Mood, Robert — (1717–1775) Archäolog in London. 44. 86 ff.
Mu Han Schin, (um 1400) chineſ. dramat. Schriftſt.*) 812
Muk, Ignaz — (1731–1784) Jeſuit, Prof. in Wien, zuletzt Pfarrer in Pierwarn. 65.
Murzbach Edler v. Tannenberg, Konſtant — (*1818) k. k. Bibliothekar in Wien. 794
Wycliffe, John — (1324–1387) Pfarrer z. Lutterworth, engl. Reformator. 157.

Xenophon, (etwa 445–354 v. Chr.) griech. Feldherr. 6.

Yuen tſung, Kaiſer v. China. 815 f.

Zacharia, Juſtus Friedrich Wilhelm — (1726–1777) Prof. d. ſchön. Wiſſenſchaften in Braunſchweig. 58 f.
Zauper, Joſeph Stanislaus — (1784–1850) zuletzt Gymnaſialdirektor in Pilſen. 449. 556 f.
Zedler, Johann Heinrich — (1706— um 1760) Kommerzienrath, Buchhändler in Leipzig. 140 f.
Zell, Karl — (1793–1873) Geh. Hofrath, Prof. d. Philol. in Heidelberg. 141 f.
Zelter, Karl Friedrich — (1758–1832) Prof., Muſiker in Berlin. XXX. 6. 145. 147. 226. 259. 313 f. 341. 348. 449. 454. 490. 495 ff. 501. 514. 556. 566. 575. 586. 590. 603. 609. 650. 654. 660. 665. 707. 735. 746. 768 ff. 813.
Zimmer, J. G. — Buchhändler in Heidelberg, dann reform. Prediger in Frankfurt a. M. 384.
Zimmermann, Johann Georg, nachm. Ritter v. — (1728–1795) Hofrath, kgl. Leibarzt in Hannover. 27. 35. 60.
Zmaim, Konrad II. Fürſt v. — 161.

II. Regiſter Goethe'ſcher Dichtungen und Schriften.

Achilleïs. 49 f. 324. 351.
Alexis und Dora. 324.
Annalen ſ. Tag- und Jahreshefte.
Aufgeregten, Die —. 324. 351.

Ballade vom vertriebenen und zurückgekehrten Grafen. 330.
Bedeutende Förderniß durch ein einziges geiſtreiches Wort. 211.
Belehrte, Die —. 324.
Benvenuto Cellini. 324 f. 353.
Bergſchloß, Das —. 561.
Bildende Nachahmung des Schönen von K. Ph. Moritz, Ueber die —. XXIII.
Braſilianiſch. 561 ff.
Braut v. Korinth, Die —. 324.
Brief des Paſtors zu * an d. neuen Paſtor zu *****. 53.

*) Vergl. **Davis**.

Briefe aus d. Schweiz. 323. 351.
Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe. XXIII. f. 218. 223. 260. 496.
Bürgergeneral, Der —. 324. 351. 689.

Campagne in Frankreich. 352.
Campagne in Schlesien. 352.
Charos. 561—564.
Chinesisch-deutsche Tag- und Jahreszeiten. 813.
Claudine von Villa bella. 275. 329.*) 351. 353.
Clavigo. 274. 323. 351. 684.

Dichtung u. Wahrheit s. Meinem Leben, Aus —.
Diderot's Versuch üb. die Malerei. 6. 277 f. 324. 365.

Egmont. 275. 323. 351. 686 f. 690 f.
Einleitung in d. Propyläen. 276. 361.
Elegie. Marienbad 1823. 211.
Elpenor. 275 f. 323. 351. 813.
Epilog zum Trauerspiel Essex. 326.
Epilog zu Schiller's Glocke. 351.
Epimenides' Erwachen, Des —. 304 bis 310. 326. 351.
Epiphanias. 561.
Ergo bibamus. 262.
Erklärung e. alten Holzschnitts, Hans Sachsens poetische Sendung vorstellend. 323. 351.
Erlkönig. 561.
Erwin und Elmire. 275. 323. 351. 353.
Euphrosyne. 324.
Ewige Jude, Der —. 323.

Farbenlehre, Zur —. 6. 255. 262. 290—304. 325 f. 592.
Fastnachtsspiel 2c. vom Pater Brey 2c. 275. 323. 351.
Faust (einschließlich Helena). 275 f. 323. 341—344. 351. 353. 670 ff. 683. 687 f. 691. 697 ff. 753 f. 774.
Finnisches Lied. 561.
Fischerin, Die —. 275. 351. 561. 602.
Freidenker. 561.
Frühlingsorakel. 561.

Geheimnisse, Die —. 275. 330. 351.
Geschwister, Die —. 274. 323. 351.
Getreue Eckart, Der —. 326.
Gleichniß, Ein —. 791.
Götter, Helden und Wieland. 497.
Göttliche, Das —. 274.
Götz v. Berlichingen. 98. 274. 323. 325. 351. 353. 683 f. 686 f. 689 ff.
Gott u. die Bajadere, Der —. 324. 699.
Gott und Welt. 350.
Grab in die Diana der Epheser. 219.
Großkophta, Der —. 329. 351. 688.
Guten Frauen, Die —. 325.
Gutmann und Gutweib. 561.

*) Hinter bella, S. 329. Z. 31, muß ein Komma stehn

Doch erst zur That erregt den tiefsten Sinn
Geometrie, die Allbeherrscherin:
Sie schaut das All durch ein Gesetz belebt,
Sie mißt den Raum und was im Raume schwebt;
Sie regelt streng die Kreise der Natur
Hiernach die Pulse Deiner Taschenuhr
Sie öffnet geistig grenzenlosen Kreis
Der Menschenhände kümmerlichstem Fleiß.

Uns gab sie erst den Hebel in die Hand,
Dann ward es Rad und Schraube dem Verstand;
Ein leiser Hauch genügt der steten Regung,
Aus Füll' und Leere bildet sie Bewegung,
Bis mannichfaltigst endlich unbezirkt
Nun Kraft zu Kräften überschwänglich wirkt.

Von Höh und Breite sprach ich schon zu viel;
Einfachstes Werkzeug gnüge Dir zum Ziel!
Den Eisenstab ergreife, der gekrönt
Mit Fall nach Fall den harten Stein verhöhnt,
Und so mit Fleiß, Genauigkeit und Glück
Erbohre Dir ein reichliches Geschick! —

Geleistet ist's! Du bringst im dritten Jahr
Dem Herrn des Lands willkomme Gabe dar.

Gnome.

Auch ich entsage nun dem alten Trutz;
Was ich verheimlicht, sei dem Volk zu Nutz!

Geognosie.

Und wenn ich einsam im Gebirg verweilt,
Hat doch mein Geist den tiefsten Wunsch ereilt.

Technik.

Bethätigt weiter glückliche Bereitung
An dieses Tages günst'ger Vorbedeutung!

17. Mai 1828.*)

Blumen sah ich, Edelsteine,
Ihr beim Lebewohl zu Handen;
Segnet sie, die Gute, Reine,
Hier am Orte, wo wir standen!

*) Zuerst 1830 gedruckt. Der von uns verglichene erste Entwurf ist ohne Ueberschrift. — L.

Harzreiſe im Winter. 330.
Heidenröslein. 561.
Helena ſ. Fauſt.
Herrmann und Dorothea. 324. 351. 399. 558. 664. 691.
Hochländiſch. 561 f.
Hochſchnitt, Ueber den — (Holzſchnitt). 277 f. 306.
Homer wider Homer. 558.

Iphigenie. 274. 323. 351. 353. 685 ff. 699 ff.
Italieniſche Reiſe. 6. 219. 320. 326. 352. 809.

Jacobi 219.
Jahrmarktsfeſt zu Plundersweilern. 275. 323. 351.
Jery u. Bätely. 275. 323. 351. 689.
Joſeph Müller'ſche Sammlung zur Kenntniß d. Gebirges in u. um Karlsbad 325.
Junge Dichter, Für —. 230.

Kammerbühl bei Eger, Der —. 325.
Klaggeſang der edlen Frauen des Aſan Aga. 561. 583.
Klaggeſ. v. irrſch. 561 f.
Künſtlers Erdenwallen und Apotheoſe. 275. 323. 351.
Kunſt und Alterthum, Ueber —. XXV. ff. 124 f. 133. 142 ff. 147 ff. 178—181. 183 f. 190. 197. 199. 202. 207. 211 f. 217 ff. 223. 226. 228. 231. 235 f. 245. 253. 255. 256 ff. 266. 270 f. 311. 313. 326 ff. 330—342. 344 f. 349. 356. 358. 379. 383. 408. 419. 428. 449. 452 ff. 457. 468. 481. 485. 490. 493. 500. 502. 511. 514. 516. 519. 556 f. 559. 561. 563—566. 571. 575. 582 ff. 586. 589 f. 592. 594—597. 602 f. 606. 616. 623. 627 ff. 637. 641 f. 648 f. 657. 660. 668. 672. 678. 692 f. 697. 699—703. 705. 714. 717 f. 736 f. 740. 746. 749. 753. 756. 758. 776. 778. 780. 792. 794. 797 f. 802. 806 f. 809. 813.

Laokoon, Ueber —. 276. 369 f.
Laune des Verliebten, Die —. 323. 351.
Legende. 351.
Leiden d. jungen Werther's, Die —. 76. 89. 90. 274. 323. 349. 351. 664. 680. 683. 689. 691. 842.
Liebeslied e. amerik. Wilden. 561.
Liebhaber in allen Geſtalten. 561.
Lila. 275. 323. 351.
Loge. 350.
Lord Byron, An —. 764.

März. 561.
Mahomet, nach Voltaire. 279—282. 324. 351.
Maskenzug ꝛc. den 18. Dezember 1818. 326.
Maskenzug ruſſiſcher Nationen. 325.
Maximen und Reflexionen XXVI. 143.
Meinem Leben, Aus —. 5. 24. 35. 60. 81. 86. 90 ff. 101. 218. f. 349. 362. 320 f. 326. 352 f. 357. 556. 561. 735.
Meinen Handzeichnungen, Zu —. 330.
Menſchen wie den Thieren iſt e. Zwiſchenknochen in d. obern Kinnlade zuzuſchreiben, Dem —. 324.
Metamorphoſe der Pflanzen, Die —. 323. 507.
Meyding's Tod, Auf —. 351.
Mitſchuldigen, Die —. 274. 323. 351. 683.

Mittternacht, Um —. 313.
Morphologie, Zur —. XXVII. 326.

Nachricht an Künſtler und Preisausſchreiben. 278.
Nachſpiel zu d. „Hageſtolzen" v. Iffland. 314. 317.
Namen der Bürgerſchaft v. Karlsbad, Im —. 335 f. 351.
Naturwiſſenſchaft überhaupt, Zur —. XXVII.
Natürliche Tochter, Die —. 324 f. 370. 690.
Nauſikaa. 43 f.
Neue Meluſine, Die —. 325. 775.
Neue Pauſias u. ſein Blumenmädchen, Der —. 324.
Neueröffnetes moraliſch-politiſches Puppenſpiel f. Künſtlers Erdenwallen; Das Jahrmarktfeſt zu Plundersweilern; Ein Faſtnachtsſpiel vom Pater Brey.
Neugriechiſche Liebeslolien. 561 f.
Neugriechiſch-epirotiſche Heldenlieder. 561 f. 564.

Opernbearbeitungen. 324.
Optiſche Beiträge. 324. 367 f.

Paläophron u. Neoterpe. 280. 325. 351.
Pandora. 325. 351.
Paria. 700.
Philipp Hackert. 282—299. 353.
Phöbos und Hermes. 278.
Phyſiognomiſche Fragmente (Goethe's Beiträge zu Lavater's Werk). 53.
Pilgernde Könige. 125.
Preisaufgabe für 1800. 279.
Preisvertheilung u. Recenſion der Concurrenzſtücke, welche durch d. Aufgabe im dritten Stücke der Propyläen veranlaßt worden. 279. 367 f.
Prolog zu Dr. Bahrdt's neuſten Offenbarungen Gottes. 275. 323.
Prometheus. 274.
Propyläen. 278—280. 360—368. 410.
Proſerpina. 323.

Rameau's Neffe von Diderot. 325. 353. 405.
Recenſionen in d. Frankfurter gelehrten Anzeigen. XVII — XXIII. 5—98. 323. 343 f. 349. 353.
Recenſionen in der Jenaiſchen Allgemeinen Literaturzeitung (u. ſonſtiger Antheil Goethe's an dieſer Zeitſchrift). XXIV f. 113—123. 345 f. 353. 369—379. 394—399. 415—425. 432—449. 459—468. 743 ff.
Rede zu Wieland's Andenken. 326.
Reinecke Fuchs. 324. 351.
Reiſe am Rhein, Main u. Neckar, Aus einer —. 331—341. 346. 353.
Reiſe in d. Schweiz ꝛc. 1797, Aus einer —. 346. 351. 353.
Rinaldo. 326.
Römiſche Elegien. 323. 350.
Römiſches Karneval. 323. 352.
Romantiſche Poeſie, Die —. 325.
Romeo und Julie v. Shakeſpeare, bearbeitet. 326.
Ruwdaei als Dichter. 326.

Sakontala. 309.
Sammler u. die Seinigen, Der —. 279. 324. 367.
Schäfers Klagelied. 561.
Scherz, Liſt u. Rache. 275. 323. 351.

Schweizerlied. 561.
Spruch der Muse. 278.
Sprache, Die —. 324.
Stammbaum Cagliostro's. 323. 352.
Stark von Faust, gewandt im Rath. 762.
Stella. 274. 323. 351. 453.
Sträußchen, allegorisch, Das —. 561 f.

Tagebuch, ungedruckte Stellen aus Goethe's —. 219. 426. 516. 603 (2). 664 f. 703. 756. 813 (4).
Tag- u. Jahreshefte. 117. 125. 135 f. 207. 211. 244. 274. 327—331. 347 f. 352. 385. 400. 419. 427. 433. 455. 500. 556. 562 f. 598. 603. 629 f. 732. 735 f. 754. 762. 802. 807. 811. 813. 844.
Tankred, nach Voltaire. 325. 351.
Tasso. 275. 323. 693 f. 693—697.
Tod des Kralewitsch Marko. 566.
Todtentanz, Der —. 326.
Triumph der Empfindsamkeit, Der —. 274 f. 323. 351. 869.
Trost in Thränen. 561.

Ungleichen Hausgenossen, Die —. 323.
Unterhaltungen d. Ausgewanderten. 324. 351.
Urworte, orphisch. 330.

Venetianische Epigramme. 323 f. 350.
Vergleichenden Knochenlehre, Zur — 324.
Versuch, d. die Metamorphose der Pflanzen zu erklären. 367.
Vier Jahreszeiten. 350.
Vögel, Die —. 275. 323. 351.

Wahlverwandtschaften, Die —. 282. 289 f. 325. 351. 769 f.
Wahrheit u. Wahrscheinlichkeit in d. Kunstwerken, Ueber —. 277. 365.
Wandelnde Glocke, Die —. 326.
Was wir bringen. Vorspiel, 1902. 260. 325. 351.
Was wir bringen. Vorspiel, 1914. 314. 326.*) 351.
Weisen u. die Leute, Die — (Gastmahl der Weisen). 326.
Weissagungen des Bakis. 324. 351.
Werth des Worts, Der —. 738.
West-östlicher Diwan. 317 ff. 326. 349. 350 f. 426. 431. 454. 654 f. 895.
Wilhelm Meister's Lehrjahre. 323 f. 350 f. 370. 378. 446. 787.
Wilhelm Meister's Wanderjahre. 310—313. 325. 351 f.
Wilhelm Tischbein's Idyllen. 330.
Willkommen! 314. 326. 454 ff.
Winckelmann u. sein Jahrhundert. 325. 353.

Xenien. XXIV. 324. 486.

Zahme Xenien. 348. 350. 809.
Zauberflöte zweiter Theil, Der —. 351.
Zigeunerlied. 561.
Zueignung (der Gedichte). 274. 350.
Zwo wichtige biblische Fragen ꝛc. Von e. Landgeistlichen in Schwaben. 32.

*) S. 326. Z. 16 muß nach Vorspiel für Halle ein Komma stehn.

III. Sachregister.

Aberglaube. 222 f.
Allgemein Menschliches. 779.
Almosen. 187.
Alterthumskunde. 86 ff. 331–341. 361–365.
Alter und Jugend. 327.
Asiatische Dichtung. 30 f. 33. 66 f. 261. 317 ff. 453 f. 805–816.

Baukunst. 166 ff. 333 f. 340 f.
Bescheidenheit. 119 f.
Bibel. 557. 582. 619. 780.
Bildwerke. 337. 362–365.
Böhmen. 147–173.
Briefwechsel. 217–220. 260.
Buchbinderei. 359.
Buchdruck. 113 f. 258 f.

Chinesisch s. Asiatische Dichtung.
Christliches und Religion überhaupt. 20 ff. 32 ff. 41 ff. 50–53. 60–64. 89–92. 104 ff. 124–135. 157 f. 176. 198–199. 208. 211. 213 ff. 220. 317 ff. 341. 428 f. 439 f. 485–490. 599 f. 605. 647. 651. 700. 752. 760 f.
Classicität. 298 f.
Cultur. 47. 209 f.

Deutsch rc. 15. 170. 184. 229 f. 232. 237–242. 261–269. 316 f. 354 f. 396. 398. 402 f. 441. 444. 450. 468 f. 479–482. 585. 589. 595. 607. 615. 624. 664 f. 671. 676. 678 ff. 729. 757. 773–780. 786 ff. 792 ff.
Dichtkunst, einschließlich Beredtsamkeit, Dichter. 13 ff. 30 f. 33 f. 51 f. 183 f. 207 f. 224–231. 264 f. 290. 296 f. 431. 446. 488 f. 490–493. 501. 602. 630 f. 652 f. 747. 797. 804. 813–843.
Dichtungen:
Allegorische 836–850.
Barbenmäßige 18 f. 65 f. 92–96. 438.
Didaktische 226 ff. 765–768.
Dramatische s. Schauspiele.
Epische 19 f. 35 ff. 53 f. 170 f. 426–431. 445–453. 488. 592 f. 609–612. 655. 657. 736 ff. 798–802. 824.
Fabeln 14 f. 26 ff. 718. 722.
Gelegenheitliche 315. 350. 463. 904.
Gemeinschaftliche 314–317.
Historische 462. 636 f. 652 ff. 714–722. 830 ff.
Komische 757. 772. 826.
Lyrische 30 f. 38 ff. 171. 313. 432–444. 647. 954 f. 760 f. 805.

Märchenhafte 53 f. 773 ff. 806–809.
Parodistische 496–500.
Reisewerke 15 f. 63. 262. 632.
Romane u. dergl. 12 f. 290. 369–384. 663 f. 714–722. 727–734. 824 f. 832–845.
Satirische 263. 612–616. 756 ff.
Volksmäßige sowie Naturdichter 53. 195 f. 384–426. 561–564. 575–596. 607 f. 788. 797. 802 ff.

Egoismus. 479 f. 675 f.
Eigenheiten. 749 f.
Einflüsse. 750 f. 793.
Englische Literatur. 49 f. 80. 227 f. 344. 397 f. 450. 643 ff. 673. 743–795.
Erziehung. 312. 381. 411 f.

Fortschritt. 674 ff.
Französische Literatur. 96 ff. 103. 269 f. 280 ff. 344. 393. 661–741. 819–843.
Frauen. 374 f. 661.

Gebirgskunde. 165 f.
Gemälde. 133. 277. 333. 335 f. 364 ff.
Gesang. 314. 385 f. 454. 492. 576. 590 f.
Geschichte. 118 f. 141–149. 154–161. 207 ff. 568–574. 577 ff. 593. 599. 768–771.
Glück und Unglück. 206 f. 237.
Griechen. 141 f. 144 f. 207 ff. 497 f.
Griechische Literatur. 43–46. 43 f. 86 ff. 105 ff. 246. 485–560.

Handschriften. 136 f.
Hebräisch s. Asiatische Dichtung.
Heilkunde. 212 f.

Ideenverkörperung. 607.
Italienische Literatur. 82 f. 398. 561. 609–661.

Klarheit. 184.
Kritik und Recensionswesen. 76 ff. 345 ff. 384 ff. 624. 645 f. 680. 736–741. 773–777.
Kunstblätter. 120 f. 671 f. 697 ff.
Kunstlehre und Geschichte. 5–10. 68–73. 144 f. 169 ff. 246. 315 ff. 361–368. 488 f. 631. 639. 744 f. 752 f.

Leben. 514.
Lebensbeschreibungen. 28 f. 117–121. 160 f. 181–207. 282–289. 327–331. 400–405. 692 f. 723–727. 736 f. 768–771. 780 f. 784 ff. 805–816.
Legende. 134–135.
Liebe. 39 f. 236 f.
Literarisches Conversationsblatt. 143. 232. 259 ff. 311 f.
Literatur überhaupt. 259. 266 ff. 270. 311. 378. 616 ff. 667 ff. 671 f. 676 f. 774 f. 778 ff.

Manuscriptenkunde. 124–141. 285.
Mathematik. 235.
Menschliches s. Allgemein Menschliches.
Mythologie 579. 587 f. 592. 594. 627 ff. 668–672.

Naturwissenschaft überhaupt. 291. 336 f.
Neugriechische Literatur. 561—574.
Nibelungen. 426—431. 739.

Optik. 290—304. 365—368.

Persisch s. Asiatische Dichtung.
Pflanzenkunde. 164 ff.
Philosophie. 96 ff. 211. 220. 265. 619. 678. 702.
Pietät. 721.

Recensionswesen s. Kritik u.
Reiseberschreibungen. 15—18. 113 f. 154. 178—179. 331—341.
Religion s. Christliches.
Römer 145 f.
Römische Literatur. 597—602.

Schauspiele und Bühne. 23 f. 79. 81—84. 102 f. 172. 223—226. 256. 280 ff. 304—310. 314—317. 459—462. 490—519. 603—608. 621. 623—627. 629—658. 693—702. 705—714. 735 f. 746—749. 753 ff. 758—761. 794 f. 830 f.
Singspiel und Oper. 250. 495 f. 707—714.
Sittenlehre vgl. Christliches. 56 f. 73—76.
Skandinavische Literatur. 30 f. 93 f. 797—802.
Slavische Literaturen. 147 ff. 163 f. 170 ff. 344. 575—596. 797.
Spanische Literatur. 398. 450. 603—608.
Sprachliches. 243—258. 423. 441 f. 468 f. 478—482. 582. 738 f.
Staatsleben. 26 ff. 54—58. 85 f. 115 ff. 142 f. 154. 182 f. 233. 251. 665 f.

Uebersetzungen von Goethe und Aeußerungen über Uebersetzungen. 105 ff. 164. 249. 423. 431. 491. 516—519. 556 ff. 571—574. 584—590. 602. 606. 609 ff. 623 f. 626 f. 640. 644 f. 649 f. 658. 667—670. 672 f. 680—691. 693—699. 743 f. 757—760. 779 f. 785 f. 788—791. 793 f. 813—816. 820—854.
Urtheil. 738 f.

Vaterlandsliebe. 26 ff.
Völkerkunde. 58 ff. 615 f. 676.
Volkseigenthümlichkeiten. 676. 751 f.

Wahrheit und Irrthum. 146. 235 f. 271.
Weltliteratur. 147. 589. 627. 672—678. 697 f. 776 f. 792. 794.

Zeitgeist. 557 f. 752.
Zeitschriften. 64—67. 76 ff. 81—84. 149—173. 658—661. 677. 773—777. 788.

Goethe's Werke.

Nach den vorzüglichsten Quellen revidirte Ausgabe.

Dreissigster Theil.

Benvenuto Cellini.

Herausgegeben und mit Anmerkungen begleitet von
Fr. Strehlke.

Berlin.
Gustav Hempel.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Benvenuto Cellini.

Inschrift zu einer Lyra, aus Immergrün geflochten.*)

Ende August 1828.

Mögt zur Gruft ihn senken, —
Doch nicht starb,
Wer solch Angedenken
Sich erwarb!

Tischlied**)

zu Zelter's siebzigstem Geburtstage,

den 11. Dezember 1828.

Lasset heut am edlen Ort
Ernst und Lust sich mischen,
Geist an Herzen, Ton am Wort
Feierlichst erfrischen!
Froh genießet Eurer Lage!
Denn man setzt nicht alle Tage
Sich zu solchen Tischen.

Ein bedeutend ernst Geschick
Waltet übers Leben;
Denn es nimmt der Augenblick,
Was die Jahre geben.
Ist so manches Gut zerronnen,
Hat uns mehr und mehr gewonnen
Männlich kühn Bestreben.

Doch an Lethe's Labetrank
Darf es heut nicht fehlen!
Treu Gefühl und frommer Dank
Walte durch die Seelen!

*) Vgl. Berlinische (Vossische) Zeitung, Donnerstag, den 27. Juni 1861, Nr. 147, Beil. 1. — Der betreffende Aufsatz von Gubitz besteht in Beiträgen zur Lebensgeschichte des Schauspielers Pius Alexander Wolff und seiner Gattin Amalie. Bei Gelegenheit des Berichtes über das Begräbniß des am 28. August 1828 zu Weimar auf der Durchreise verstorbenen Künstler's heißt es: „Der Altmeister Goethe hatte von Dornburg her eine Lyra aus Immergrün mit der oben mitgetheilten Inschrift dem vollendeten Jünger geweiht." — Vgl. auch S. 168 u. 331 dieses Bandes.

**) 1833 in den Nachgel. W. Vgl. auch die Kantate S. 225 dieses Bandes.

Vorbemerkung des Herausgebers.

Daß die Autobiographie Benvenuto Cellini's eine Bedeutung hat, die weit über Italien hinausgeht, iſt ſeit langer Zeit anerkannt; außerdem beſtätigt es ſich immer wieder aufs Neue durch die fortgeſetzten Beſchäftigungen, die man im Laufe dieſes Jahrhunderts, namentlich in Deutſchland, Frankreich und Holland, dem Autor ſowie ſeinen künſtleriſchen und literariſchen Leiſtungen gewidmet hat. Einen Ueberblick über den Gang dieſer Studien zu geben, iſt nothwendig, wenn auch nur, um die Stellung zu bezeichnen, die Goethe's Arbeiten unter ihnen einnehmen.

Cellini, geboren am 3. November 1500, geſtorben am 13. Februar 1571, begann ſeine Lebensbeſchreibung etwa im 59. Jahre und ſetzte dieſelbe urſprünglich mindeſtens bis zum Jahre 1565 fort. Die letzten Abſchnitte derſelben vernichtete er indeß, weil er fürchtete, der Großherzog Coſimo, zu dem ſich ſeine Beziehungen in den letzten Jahren getrübt hatten, könnte durch ſeine Mittheilungen verletzt werden. „Ich beſchrieb auch," ſagt er im vierzehnten Traktate (Abhandlungen über die Goldſchmiedekunſt und die Skulptur, von Benvenuto Cellini. Ueberſetzt von Juſtus Brinckmann. Leipzig. Verlag von E. A. Seemann. 1867),

„die langen Jahre, die ich dem Herzog Cosmus, meinem ruhmreichen Herren, gedient hatte. Indem ich aber überlegte, wie oft die großen Fürsten es übel vermerken, wenn einer ihrer Untergebenen klagend die Wahrheit sagt, zerriß ich, nicht ohne Erregung und viele Thränen, die Beschreibung meines Lebens in des Herzogs Diensten und warf sie ins Feuer, mit dem festen Entschluß, sie nie wieder niederzuschreiben." Auf diese Weise schließt die Biographie mit dem Jahre 1562; die letzte in ihr erwähnte Begebenheit ist der Tod des siebzehnjährigen Kardinals Johann Medicis, der am 21. November in Rosignano erfolgte.

Die Urschrift, von der bald mehrere Abschriften gemacht sein müssen, ist zum Theil von Benvenuto's eigener Hand, zum größten Theil von einem Knaben geschrieben, dem auch im Texte erwähnten Sohn des Michele di Goro Bestri; außerdem enthält dieselbe einige Verbesserungen von der Hand des gelehrten Benedetto Varchi (vgl. A. v. Reumont, Beiträge zur italienischen Geschichte. Dritter Band. S. 313 ff.), dem Cellini seine Arbeit zur Durchsicht geschickt hatte.

Noch später als diese Biographie verfaßte Cellini seine Abhandlungen über die Goldschmiedekunst und die Skulptur (Trattati dell'Oreficeria e della Scultura), die bereits 1568, also noch zu Lebzeiten des Verfassers erschienen; jene dagegen blieb auffälligerweise lange ungedruckt. Der Grund von Letzterem liegt augenscheinlich darin, daß ihr Inhalt für viele noch lebende Personen und später für deren Nachkommen kompromittirend war, so daß Cellini während seines Lebens, und nach seinem Tode die Besitzer der Handschriften von der Herausgabe Verfolgungen befürchteten; wenigstens hegte man noch nach fast anderthalb

Jahrhunderten ähnliche Besorgnisse. Die älteste Ausgabe der „Vita“ vom Jahre 1728, mit Vorrede des Florentiner Arztes Antonio Cocchi in Neapel, hat einen fingirten Druckort und Verleger (In Colonia Per Pietro Martello). Diese nach einer mangelhaften Abschrift hergestellte und öfters wiederholte Ausgabe ist es, welche Goethe bei seiner Uebersetzung benutzte. Außerdem hatte er, als schon ein Theil derselben gedruckt war, die älteste englische Uebersetzung von Th. Nugent (1771) durch Vermittelung Eichenburg's von Boie erhalten (Brief an Schiller vom 15. November 1796), endlich die zweite Ausgabe der „Trattati“, welche 1731 bei Tartini und Franchi in Florenz mit einem Vorworte von Rosso Martini erschienen war. Diese letztere wurde sowol von der Academia della Crusca als auch von Goethe benutzt. (Man vgl. den Anhang, S. 456.)

Daß Goethe übrigens schon in Italien auf Cellini aufmerksam geworden ist, wird zwar unsers Wissens nirgends erwähnt, läßt sich aber mit Sicherheit annehmen; dagegen ist seine eigne Mittheilung in den „Tag- und Jahresheften“ von 1796 nicht ganz genau. „Freund Meyer,“ heißt es daselbst, „schrieb fleißig aus Italien gewichtige Blätter. Meine Vorbereitung, ihm zu folgen, nöthigte mich zu mannichfaltigen Studien, deren Aktenstücke mir noch gegenwärtig vielen Nutzen bringen. Als ich mich in die Kunstgeschichte von Florenz einarbeitete, ward mir Cellini wichtig, und ich faßte, um mich dort recht einzubürgern, gern den Entschluß, seine Selbstbiographie zu übersetzen, besonders weil sie Schillern zu den Horen brauchbar schien.“ Nun ist aber schon in einem Briefe an Schiller vom 17. August 1795 die Ankündigung Cellini's für die Horen eine beschlossene Sache, und dieser

wiederum mußte eine mündliche Besprechung vorangegangen sein, die spätestens im Juni jenes Jahres stattgefunden haben kann, ehe Goethe nach Karlsbad ging. Meyer ferner ging erst Ende September nach Rom, und Goethe erhielt den ersten Brief von ihm anfangs Dezember.

Bei Alledem scheint die wirkliche Ausführung der Arbeit erst in den ersten Monaten des folgenden Jahres begonnen zu sein; von da an indessen wurde sie schnell fortgesetzt, so daß Schiller das letzte für die Horen bestimmte Stück schon am 13. Juni 1797 zugesendet erhielt.

Goethe's Thätigkeit für das Werk war jedoch hiermit noch nicht abgeschlossen. Der Beifall, den seine Arbeit fand, hatte alsbald einen Nachdruck*) derselben zur Folge, in dem die einzelnen Abschnitte der Horen zu einem Ganzen vereinigt wurden. Er selbst aber sah ein, daß die Auslassungen in den Horen, welche, zwar an Umfang nicht bedeutend, sich auf fünf längere Abschnitte beschränkten, doch nachgerade ergänzt werden müßten, und ebenso fühlte er, daß zu einem eingehenden Verständniß des Ganzen Erläuterungen, namentlich historischer Art, nothwendig wären. Zu diesem Zwecke veranstaltete er eine Einzelausgabe,**) in welcher die ausgelassenen Partien neu eingefügt wurden und, in einem Anhange, eine Reihe kleiner Aufsätze jenem zweiten

*) Benvenuto Cellini. Eine Geschichte des XVI. Jahrhunderts. Drei Theile. Braunschweig bei J. Bauer MDCCXCVIII (eigentlich in Wien).

**) Leben des Benvenuto Cellini, Florentinischen Goldschmieds und Bildhauers, von ihm selbst geschrieben. Uebersetzt und mit einem Anhang herausgegeben von Goethe. I. und II. Theil. Tübingen, im Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. 1803.

Zwecke gewidmet war. Außerdem aber wurde der gesammte Text der Horen, der allerdings außerordentlich inkorrekt gedruckt war, besonders in stilistischer Hinsicht umgearbeitet. Dieser Neudruck geschah indeß wiederum nicht mit der nöthigen Sorgfalt; manche Fehler aus den Horen wurden übernommen, manche neue kamen hinzu, und namentlich wurde der Text durch eine nicht unbedeutende Anzahl unmotivirter Auslassungen entstellt. Als später das Ganze in die Gesammtausgaben der Werke Goethe's überging, wurde die Sache noch schlimmer, so daß eigentlich bis 1850 mit jedem Abdruck neue Fehler hinzukamen und nur gelegentlich einige ältere verbessert wurden. Erst in der zweiten dreißigbändigen Ausgabe (11a nach unserer Bezeichnung) wurde ein ernstlicher Versuch gemacht, einen korrekteren Text herzustellen, und derselbe in der 1868 erschienenen Ausgabe in 36 Bänden fortgesetzt. Die letztere leistete schon bedeutend mehr als die frühere, und es sind in der That daselbst eine nicht unbedeutende Anzahl von Korrekturen gemacht (man vgl. W. Vollmer in der „Außerordentlichen Beilage zur Allgemeinen Zeitung" vom 22. Nov. 1868). Diese Korrekturen verlieren indessen zum Theil dadurch ihren Werth, daß sie nirgends zusammengestellt und motivirt sind; aber auch abgesehen hievon, ist noch unendlich viel zu bessern übrig geblieben, wie sich dies aus unserer Textrevision am Schlusse des Bandes leicht erkennen läßt und überdies vom Herausgeber in einer besonderen kleinen Schrift (Zur Textkritik von Goethe's Werken. Berlin. 1873.) nachgewiesen ist.

In der Benutzung aber des neu Gefundenen war derselbe an bestimmte Grenzen gebunden; es konnte ihm nicht einfallen, Verbesserungen in die Uebersetzung Goethe's

aufzunehmen, deren Nothwendigkeit man erſt in den neueren Ausgaben des italieniſchen Textes, namentlich durch die Vergleichung der Originalhandſchrift erkannt hat.

Es muß dahingeſtellt bleiben, ob man auch in Italien erſt durch Goethe wieder auf Cellini's Schriften beſonders aufmerkſam geworden iſt; in der That aber beginnt wirklich eine ernſtere Beſchäftigung mit ihnen erſt einige Jahre nach dem Erſcheinen von Goethe's Arbeit. Zwar hatte die Autobiographie die Ehre gehabt, daß die oben erwähnte Originalhandſchrift für den vierten Abdruck des Vocabolario della Crusca von 1729 benutzt war (A. v. Reumont, III. 314), obgleich ihr Verfaſſer nach ſeinem bekannten Ausſpruch in einem Briefe an Benedetto Varchi, daß er ein ſchlechter Diktirer und noch ſchlechterer Schreiber ſei, ſchwerlich erwarten konnte, dereinſt unter die Klaſſiker ſeiner Nation gezählt zu werden. Aber das war auch Alles geweſen; die Reihe neuer Ausgaben der „Vita“ beginnt erſt 1806. In dieſem Jahre erſchien eine ſolche von Giovanni Palamede Carpani, der 1821 eine zweite folgte, bei welcher er eine beſſere Laurenzianiſche Handſchrift benutzt hatte. Die Benutzung der Originalhandſchrift geſchah indeſſen erſt in den Ausgaben von Taſſi (1830) und Molini (1830 und 1832), auf die dann der nochmals genau revidirte und mit Noten verſehene Text von Bianchi*) folgte, der auch dem Herausgeber vielen Nutzen gewährt hat. Der Taſſi'ſche Text wurde noch 1832 von L. Choulant in Leipzig neu abgedruckt. Auf dieſe Ausgaben folgten dann von Ueberſetzungen eine zweite

*) La vita di Benvenuto Cellini, scritta da lui medesimo. — Per cura di B. Bianchi. Firenze. Felice le Monnier. 1852.

engliſche von Thomas Roscoe, eine franzöſiſche von J. de St. Marcel, die indeß noch den Text von Carpani zu Grunde legen, ſpäter noch zwei franzöſiſche und endlich eine holländiſche von P. van Limburg Brouwer nach neueren Texten, von denen die letztere beſonders gelobt wird.

Neben dieſen Beſchäftigungen mit der „Vita“ wurden aber auch die „Trattati“ nicht vergeſſen. Vor der ſchon erwähnten zweiten (Florentiner) Ausgabe erſchien 1795 in Turin ein Nachdruck mit dem Druckort Florenz (ſ. Brinckmann, S. 39); zwei ſpätere Ausgaben, 1811 und 1843 von der Società dei Classici und der Società editrice fiorentina veranſtaltet, legen auch noch die von 1731 zu Grunde. Dagegen benutzte Milaneſi in ſeiner Ausgabe von 1857 eine Handſchrift der Markus-Bibliothek zu Venedig, die in der Faſſung weſentlich verſchieden und auch viel reichhaltiger war. Aus ihr hatte z. B. ſchon 1828 Bartholomeo Gamba die „Racconti piacevoli“ entnommen, die in der Ausgabe von Taſſi u. A. wieder abgedruckt ſind. Die Ausgabe von Milaneſi legte auch Brinckmann ſeiner bereits oben erwähnten deutſchen Ueberſetzung der „Trattati“ zu Grunde.

Indem nun manche dieſer Herausgeber ſich ſowol mit der „Vita“ als den „Trattati“ beſchäftigten, lag es nahe, auch alles Uebrige zu ſammeln, was ſich entweder noch als von Cellini ſelbſt verfaßt oder auf ihn bezüglich vorfand. Quellen waren reichlich vorhanden, namentlich in Florentiniſchen Archiven und Bibliotheken, manches auch noch jetzt im Privatbeſitz Befindliche, namentlich Urkunden, Gedichte, Briefe. Alles dies wurde in größerer oder geringerer Vollſtändigkeit, mit mehr oder minder Kritik in den Geſammtausgaben von Cellini's Werken, zum Theil auch ſchon in denen der „Vita“ zuſammen-

geſtellt. Zu den erſten gehören die von Carpani, in 3 Bdn. in Mailand erſchienen (1806—1811), und die einbändige von Molini (Florenz 1843), zu den letzteren ſämmtliche ſchon früher genannte Ausgaben von der Carpani's an.

Dieſe bibliographiſchen Aufzählungen, für die dem Herausgeber vorzugsweiſe Bianchi, Reumont und Brinckmann als Quelle gedient haben und in denen noch überdies alles Unweſentliche unberückſichtigt geblieben iſt, waren aus zwei Gründen nothwendig: einmal um zu beweiſen, mit welchem Eifer die Forſchungen über Cellini auch noch nach Goethe betrieben worden ſind, zweitens aber, weil auch der Herausgeber nicht ſelten genöthigt iſt, ſich auf dieſe oder jene Autorität zu berufen; denn auch er kann die Bemerkung Reumont's nur unterſchreiben, „es ſei zu bedauern, daß Goethe's Uebertragung nicht nach einem richtigeren Texte gearbeitet ſei und daß in ihr Noten fehlen, ohne welche unendlich Vieles ſo ungenießbar wie unverſtändlich bleibe.“

Wenn demnach in dieſer Ausgabe der Verſuch gemacht wird, den eben bezeichneten Uebelſtänden abzuhelfen, ſo bedarf doch noch eine Frage vorher der Erledigung, diejenige nämlich, worin denn eigentlich der Werth und die Bedeutung der Biographie beſteht. Dafür aber, ſcheint es, dürften ſich leicht die geeigneten Geſichtspunkte finden laſſen.

Erſtens ſchildert Cellini in lebendiger und anſchaulicher Weiſe Italiens Kunſtzuſtände und Künſtlerleben im ſechzehnten Jahrhundert, einer Zeit alſo, die der höchſten Blüthepeiode noch ſehr nahe ſtand; und auch der Umſtand iſt dabei nicht ohne Intereſſe, daß wir manchen Einblick in die politiſchen und ſozialen Verhältniſſe, in die moraliſche und religiöſe Verſunkenheit der damaligen Zeit gewinnen

können. Dazu kommt noch, daß uns allmählig eine große Anzahl, sei es geschichtlich, sei es auf dem Gebiete der Kunst berühmter Persönlichkeiten vorgeführt wird. Von den ersten seien hier nur Franz I. und Kaiser Karl V., die Päpste Klemens VII. und Paul III., die Herzoge Ercole II. von Este und Cosimo de Medici erwähnt; unter den letzteren sind die bedeutendsten Michelangelo, Tizian, Giulio Romano, Primaticcio, Bandinelli, Ammanato, denen sich noch von Gelehrten Benedetto Varchi und Vasari anreihen. Und alle diese Männer lernen wir, worauf schon Antonio Cocchi in seiner früher erwähnten Vorrede hindeutet, nicht bei feierlichen Gelegenheiten, sondern in ihrem Privatleben und natürlichen Verhalten kennen. Allerdings gewinnt man gleichwol nicht immer ein reines und ungetrübtes Bild der betreffenden Personen; denn das Urtheil Cellini's wurde durch seine Leidenschaftlichkeit und seinen Egoismus häufig genug getrübt, und er scheut sich nicht, allen ihm unbequemen Handlungen Anderer die niedrigsten Motive unterzulegen; aber die Eindrücke, die er gewonnen hat und wiedergiebt, sind wenigstens nicht absichtlich gefälscht; er stellt Menschen und Dinge so dar, wie sie ihm erschienen sind.

Schon dieser Punkt führt auf das zweite Interesse, welches die Biographie erweckt und das im eigentlichen Sinne psychologischer Natur ist. Mit seltener Naivetät giebt Cellini in seiner „Vita“ nicht allein Kunsturtheile über seine verschiedenen Arbeiten, von deren Vorzügen gegenüber allem bisher Dagewesenen er meistens vollständig überzeugt ist, sondern er spricht auch ebenso von seinen zahllosen sittligen Verirrungen, die wenigstens nach unsrer Auffassung zum Theil Verbrechen sind. In seltenen Fällen kommt ihm der

Gedanke, daß er nicht ganz recht gehandelt habe. Unter die Kategorie der Verbrechen gehören mehre Mordthaten und Todtschläge, sowie verschiedentliche Versuche dieser Art, die nur zu gefährlichen Verwundungen seiner Gegner führten, und ein offenbar gegen den Papst Klemens VII. verübter Betrug. Zu den sittlichen Verirrungen würden nach der Auffassung seiner Zeit kaum seine zahlreichen meistens rein sinnlichen Liebesverhältnisse und seine überall hervortretende Geldgier gehören; aber es bleibt außerdem noch vieles Andre übrig. — seine Heftigkeit, die bei der geringsten Gelegenheit zu wahren Wuthausbrüchen führt, sein nur aus äußeren Rücksichten im spätesten Lebensalter erfolgtes plötzliches Eintreten in den geistlichen Stand, den er nach wenigen Jahren wieder verläßt, sein Mangel an Anerkennung für Mitstrebende und Zeitgenossen. Michelangelo ist fast der Einzige, für den er stets die unbedingteste Bewunderung und Anerkennung ausspricht, wenn er auch außer ihm noch einige ältere Meister lobt, wie Donatello und Leonardo da Vinci; aber wie übel kommen Primaticcio, Bandinelli, Ammanato bei ihm weg! — Dem gegenüber haben wir wieder auf der andern Seite die Pietät gegen seine eigene Familie, namentlich gegen seinen Vater, sein rastloses Streben, sich in den verschiedenen Kunstzweigen zu vervollkommnen, während seine Art der Religiosität, wie sie an verschiedenen Stellen hervortritt, keine besondere Anerkennung verdient, nicht etwa weil die Geistlichen längst aufgehört haben, ihm Ehrfurcht einzuflößen, sondern weil seine religiöse Empfindung meistens in der Form des krassesten Aberglaubens erscheint.

Mehr als Alles dies kommt aber die Bedeutung in Betracht, die Cellini als Künstler hat. Mit derselben Leiden-

Lasset ew'ge Harmonieen
Bald sich suchen, bald sich fliehen
Und zuletzt vermählen.

Unser Mann, er that so so;
Leb er drum! Er lebe!
Werde seiner Säle froh,*)
Daß er nehm' und gebe,
Wie bisher im Allerbesten
Sich zu Tag- und Jahres-Festen,
Uns zu Lieb' er strebe!

An Zelter.**)

Zum 11. Dezember 1831.

Ein Füllhorn von Blüthen,
Ein zweites mit Früchten,
Wie möcht' ich gemüthlich
Zum Feste sie richten!
Doch sauft ein Gestöber
In Lüften so wild;
Wo Alles erstarret,
Genieße das Bild!
Begrüße die Bilder!
Sie gingen voran,
Und andere folgen —
So fort und fortan!

An Frau Klementine von Mandelsloh,***)

geb. von Milkau.

Weimar, am kürzesten Tage 1827.

Wenn Phöbus' Rosse sich zu schnell
In Dunst und Nebel stürzen,
Geselligkeit wird blendend hell
Die längste Nacht verkürzen.

*) 1827 war die Singakademie in Berlin neu gebaut. — L.

**) Vgl. Katalog der Goethe-Ausstellung S. 91. (Nicht in den Werken.) — Der oben angegebene Tag war Zelters 73 Geburtstag. Die Unterschrift lautet: „Zeltern Goethe zum 11. Dez. 1831."

***) Gedruckt im „Chaos," Nr. 1, S. 3. 1829, in Chamisso's „Musenalmanach für das Jahr 1833" und in den Nachgel. W. 1834. — Die in den Ausgaben gegebene Zeitbestimmung 1830 ist unrichtig und dafür 1827 zu setzen.

schaftlichkeit, die sein menschliches Wesen kennzeichnet, ist er auch in den Künsten thätig, in denen er seine Lebensaufgabe findet, nicht allein alle Zweige von Goldschmiedearbeiten behandelnd, sondern auch in der Skulptur, der er sich in späteren Jahren mit Vorliebe widmete. Das Urtheil über den Werth seiner Leistungen ist indessen für den Kunstforscher sehr erschwert. Einmal ist nämlich Cellini selbst in zu hohem Maaße der Herold seiner eigenen Thaten, nicht allein in seiner Lebensbeschreibung, die ja erst 160 Jahre nach seinem Tode veröffentlicht wurde und im Manuskript nur Wenigen bekannt sein konnte, sondern auch in den schon 1568 gedruckten „Trattati". Da ist keine seiner Arbeiten, die ihm nicht nach seiner Ansicht vorzüglich gelungen wäre, von der kleinsten Goldschmiedearbeit und dem Münzstempel an bis zur Statue; jeder, auch der geringste Tadel hat seinen Grund nur in Neid und Mißgunst. Dazu kommt aber noch ein andrer Umstand. Da in der That nach dem Urtheil aller Sachverständigen Cellini's Goldarbeiten zu dem Vollkommensten gehören, was auf diesem Gebiete geleistet worden ist, so haben von je her alle Sammlungen und Kunstkabinette danach gestrebt, Werke seiner Hand zu besitzen und vorkommenden Falls auch auf zweifelhafte Autorität hin, dasjenige, was sie gewinnen konnten oder bereits besaßen, als Cellini's Arbeit bezeichnet. So ist es denn gekommen, daß Vieles unter seinem Namen geführt wird, was ihm höchst wahrscheinlich nicht angehört. Diese beiden Umstände haben ohne Zweifel mit dazu beigetragen, das Urtheil über Cellini zu trüben, und man kann es eigentlich nicht zugeben, wenn A. v. Reumont behauptet, daß sich die Ansicht über Cellini im Grunde seit dem sechzehnten

Jahrhundert wenig geändert habe. Wenigſtens führt Brinckmann (in ſeiner Ueberſetzung der „Trattati“, Leipzig 1867) eine Reihe der widerſprechendſten Urtheile gerade aus der neueſten Zeit an, die von Duſſieux, Texier, Delaborde auf der einen Seite, nach welchen Cellini faſt jedes ſchöpferiſche Verdienſt abgeſprochen wird und man ihn höchſtens als Künſtler zweiten Ranges gelten läßt, während Labarte und Milaneſi in ihm den wahren Reſtaurator der Goldſchmiedekunſt ſehen. Es kann nicht die Aufgabe des Herausgebers der Lebensbeſchreibung ſein, dieſen Urtheilen gegenüber ſelbſt einen beſtimmten Standpunkt einzunehmen, um ſo weniger als Goethe ſelbſt den ſeinigen, der auch nach dem Urtheile bedeutender neuerer Kunſtkenner der Wahrheit ſehr nahe kommt, in ſeinem „Anhange“ zur „Vita“ klar und deutlich bezeichnet hat.

Benvenuto Cellini.

Vorrede

des italieniſchen Herausgebers.

Wenn umſtändliche Nachrichten von dem Leben geſchickter Künſtler ſich einer guten Aufnahme bei ſolchen Perſonen ſchmeicheln dürfen, welche die Künſte lieben und treiben, dergleichen es in unſern gebildeten Zeiten viele giebt, ſo darf ich erwarten, daß man ein zweihundert Jahre verſäumtes Unternehmen lobenswürdig finden werde; ich meine die Herausgabe der Lebensbeſchreibung des trefflichen Benvenuto Cellini, eines der beſten Zöglinge der Florentiniſchen Schule. Eine ſolche Hoffnung belebt mich um ſo mehr, als man wenig von ihm in den bisherigen Kunſtgeſchichten erzählt findet, welche doch ſonſt mit großem Fleiße geſchrieben und geſammelt ſind.

Zu dieſem Werthe der Neuheit geſellt ſich noch das höhere Verdienſt einer beſondern Urkundlichkeit; denn er ſchrieb dieſe Nachrichten ſelbſt, in reifem Alter, mit beſonderer Rückſicht auf Belehrung und Nutzen Derjenigen, welche ſich nach ihm den Künſten, die er auf einen ſo hohen Grad beſaß, ergeben würden.

Dabei finden ſich noch ſehr viele Umſtände, die auf wichtige Epochen der damaligen Zeitgeſchichte Bezug haben, indem dieſer Mann theils durch Ausübung ſeiner Kunſt,

theils durch fortdauernde Regsamkeit Gelegenheit fand, mit den berühmtesten Personen seines Jahrhunderts zu sprechen oder sonst in Verhältnisse zu kommen, wodurch dieses Werk um so viel bedeutender wird. Denn man hat schon oft bemerkt, daß sich der Menschen Art und wahrer Charakter aus geringen Handlungen und häuslichen Gesprächen besser fassen läßt als aus ihrem künstlichen Betragen bei feierlichen Auftritten oder aus der idealen Schilderung, welche die prächtigen Geschichtsbücher von ihnen darstellen.

Dessen ungeachtet ist nicht zu leugnen, daß unter diesen Erzählungen sich Manches findet, das zum Nachtheil Anderer gereicht und keinen völligen Glauben verdienen dürfte, — nicht als wenn der Autor seine brennende Wahrheitsliebe hie und da verleugne, sondern weil er sich zu Zeiten entweder von dem unbestimmten und oft betriegerischen Rufe oder von übereilten Vermuthungen hinreißen läßt, wodurch er sich denn ohne seine Schuld betrogen haben mag.

Aber diese bösen Nachreden nicht allein könnten das Werk bei Manchem verdächtig machen, sondern auch die unglaublichen Dinge, die er erzählt, möchten viel hiezu beitragen, wenn man nicht bedächte, daß er doch Alles aus Ueberzeugung gesagt haben könne, indem er Träume oder leere Bilder einer kranken Einbildungskraft als wahre und wirkliche Gegenstände gesehen zu haben glaubte. Daher lassen sich die Geistererscheinungen wol erklären, wenn er erzählt, daß bei den Beschwörungen betäubendes Räucherwerk gebraucht worden, ingleichen die Visionen, wo durch Krankheit, Unglück, lebhafte, schmerzliche Gedanken, am Meisten aber durch Einsamkeit und eine unveränderte elende Lage des Körpers der Unterschied zwischen Wachen und Träumen völlig verschwinden konnte. Und möchte man nicht annehmen, daß ein Gleiches andern weisen und geehrten Menschen begegnet sei, auf deren Erzählung und Versicherung

uns die Geschichtsbücher so manche berühmte Begebenheiten, welche den ewigen, unveränderlichen Gesetzen der Natur widersprechen, ernsthaft überliefert haben?

Sodann ersuche ich meine Leser, daß sie mich nicht verdammen, weil ich eine Schrift herausgebe, worin einige Handlungen theils des Verfassers, theils seiner Zeitgenossen erzählt sind, woran man ein böses Beispiel nehmen könnte. Vielmehr glaube ich, daß es nützlich sei, wenn Jeder sobald als möglich sowol mit den menschlichen Lastern als mit der menschlichen Tugend bekannt wird. Ein großer Theil der Klugheit besteht darin, wenn wir den Schaden vermeiden, der uns daher entspringt, wenn wir an die natürliche Güte des menschlichen Herzens glauben, die von Einigen mit Unrecht angenommen wird. Besser ist es nach meiner Meinung, dieses gefährliche Zutrauen durch Betrachtung des Schadens, welchen Andere erlitten haben, bald möglichst los zu werden, als abzuwarten, daß eine lange Erfahrung uns davon befreie.

Dieses leisten vorzüglich die wahren Geschichten, aus denen man lernt, daß die Menschen bösartig sind, wenn sie nicht irgend ein Vortheil anders zu handeln bewegt. Ist nun diese Geschichte eine solche Meinung zu bestärken geschickt, so fürchte ich nicht, daß man mich, der ich sie bekannt mache, tadeln werde. Denn indem man so deutlich sieht, in welche Gefahr und Verdruß allzu offnes Reden, rauhe gewaltsame Manieren und ein unversöhnlicher Haß, welche sämmtlich unserm Verfasser nur allzu eigen waren, den Menschen hinführen können, so zweifle ich nicht, daß das Lesen dieses Buchs einer gelehrigen Jugend zur sittlichen Besserung dienen und ihr eine sanfte, gefällige Handelsweise, wodurch wir uns die Gunst der Menschen erwerben, empfehlen werde.

Ich habe genau, außer in einigen Perioden zu Anfang,

die sich nicht wohl verstehen ließen, den Bau der Schreibart beibehalten, den ich im Manuskripte fand, ob er gleich an einigen Orten vom gewöhnlichen Gebrauche abweicht. Der Autor gesteht, daß ihm die Kenntniß der lateinischen Sprache mangle, durch welche man sich einen festen und sichern Stil zu eigen macht. Dessen ungeachtet aber, wenn man einige geringe Nachlässigkeiten verzeiht, wird man ihm das Lob nicht versagen, daß er sich mit vieler Leichtigkeit und Lebhaftigkeit ausdrückt, und obgleich sein Stil sich keineswegs erhebt noch anstrengt, so scheint er sich doch von der gewöhnlichen Wohlredenheit der besten italienischen Schriftsteller nicht zu entfernen — ein eigener und natürlicher Vorzug der gemeinen Florentinischen Redart, in welcher es unmöglich ist, roh und ungeschickt zu schreiben, da sie schon einige Jahrhunderte her durch Uebereinstimmung aller übrigen Völker Italiens als eine ausgebildete und gefällige Sprache vor andern hervorgezogen und durch den Gebrauch in öffentlichen Schriften geadelt worden ist.

So viel glaubte ich nöthig anzuzeigen, um mir leichter Euren Beifall zu erwerben. Leb't und lebt glücklich!

Erstes Buch.

Und wenn ſich wieder auf zum Licht
Die Horen eilig drängen,
So wird ein liebend Frohgeſicht
Den längſten Tag verlängen.

An die Damen Duval zu Cartigny im Kanton Genf.*)

Den 3. Dezember 1825.

Glücklich Land, allwo Cedraten
Zur Vollkommenheit gerathen!
Und zu reizendem Genießen
Kluge Frauen ſie durchſüßen!
Solches löbliche Befleißen
Muß der Dichter höchlich preiſen,
Wenn er koſtet die Vollendung
Solcher höchſt willkommnen Sendung.

Dem würdigen Bruderfeſte.**)

Johanni 1830.

Funfzig Jahre ſind vorüber,
Wie gemiſchte Tage flohn;
Funfzig Jahre ſind hinüber
In das ernſt Vergangne ſchon.

Doch lebendig ſtets aufs Neue
Thut ſich edles Wirken kund,
Freundesliebe, Männertreue
Und ein ewig ſichrer Bund.

Ausgeſä't in weiter Ferne,
Nah, getrennt, ein ernſtes Reich,
Schimmern ſie beſcheidner Sterne
Leis wohlthät'gem Lichte gleich.

*) Gedruckt 1833 in den Nachgel. W. — Frau Bonne Duval, ſehr geſchickt in Zubereitung von Konfitüren, hatte an Soret, den Erzieher des Erbprinzen, einige der in Frankreich und in der Schweiz ſo beliebten Cedraten für die Großfürſtin und für Goethe geſendet. Da die älteſte Tochter der Frau Duval, Marie, ſchon längſt eine Handſchrift Goethe's gewünſcht hatte, ſo benutzte Soret die Gelegenheit, um ein Originalgedicht ſeiner Hand zur Bedingung für die offerirten Cedraten zu machen. Goethe ging auf den Scherz ein und ſandte nach wenigen Stunden obige Strophe. Vgl. Eckermann III, 274.

**) Zuerſt in dem Cotta'ſchen „Taſchenbuch für Damen a. d. J. 1831.“ dann 1833 in den Nachgel. W. — Der Anfang des Gedichts bezieht ſich auf Goethe's eigenen Eintritt in die Loge. Er ſchreibt in dem Briefe an Lavater vom 3. Juli 1780 (Briefe G. 89): „Ich bin Freimaurer geworden! Was ſagt Ihr dazu?“

Erstes Kapitel.

Was den Autor bewogen, die Geschichte seines Lebens zu schreiben. — Ursprung der Stadt Florenz. — Nachricht von des Autors Familie und Verwandtschaft. — Ursache, warum er Benvenuto genannt worden. — Er zeigt einen frühen Geschmack für Nachbilden und Zeichnen, aber sein Vater unterrichtet ihn in der Musik. Aus Gefälligkeit, obgleich mit Widerstreben, lernt der Knabe die Flöte. — Sein Vater von Leo X. begünstigt. — Benvenuto kommt zu einem Juwelier und Goldschmied in die Lehre.

Alle Menschen, von welchem Stande sie auch seien, die etwas Tugendsames oder Tugendähnliches vollbracht haben, sollten, wenn sie sich wahrhaft guter Absichten bewußt sind, eigenhändig ihr Leben aufsetzen, jedoch nicht eher zu einer so schönen Unternehmung schreiten, als bis sie das Alter von vierzig Jahren erreicht haben.

Dieser Gedanke beschäftigt mich gegenwärtig, da ich im achtundfunfzigsten stehe und mich hier in Florenz mancher vergangenen Widerwärtigkeiten wol erinnern mag, da mich nicht wie sonst böse Schicksale verfolgen und ich zugleich eine bessere Gesundheit und größere Heiterkeit des Geistes als in meinem ganzen übrigen Leben genieße.

Sehr lebhaft ist die Erinnerung manches Angenehmen und Guten, aber auch manches unschätzbaren Uebels, das mich erschreckt, wenn ich zurücksehe, und mich zugleich mit Verwunderung erfüllt, wie ich zu einem solchen Alter habe gelangen können, in welchem ich so bequem durch die Gnade Gottes vorwärts gehe. Unter solchen Betrachtungen beschließe ich, mein Leben zu beschreiben.

Zu den Anmerkungen.

Diejenigen Anmerkungen, zu welchen die in der Vorbemerkung bereits erwähnten Ausgaben der Vita von Bianchi und die Uebersetzung der Traktate von Brinckmann benutzt sind, haben der Kürze wegen die Bezeichnungen (B.) und (Br.) erhalten.

Nun sollten zwar Diejenigen, die bemüht waren, einiges Gute zu leisten und sich in der Welt zu zeigen, nur ihrer eigenen Tugenden erwähnen; denn deshalb werden sie als vorzügliche Menschen von Andern anerkannt; weil man sich aber doch auch nach den Gesinnungen Mehrerer zu richten hat, so kommt zum Anfange meiner Erzählung manches Eigene dieses Weltwesens vor, und zwar mag man gern vor allen Dingen Jeden überzeugen, daß man von trefflichen Personen abstamme.

Ich heiße Benvenuto Cellini. Meinen Vater nannte man Meister Johann, meinen Großvater Andreas, meinen Urgroßvater Christoph Cellini. Meine Mutter war Maria Elisabetha, Stephan Granacci's Tochter. Ich stamme also väterlicher- und mütterlicherseits von Florentinischen Bürgern ab.

Man findet in den Chroniken unserer alten glaubwürdigen Florentiner, daß Florenz nach dem Muster der schönen Stadt Rom gebaut gewesen. Davon zeugen die Ueberbleibsel eines Koliseum und öffentlicher Bäder, welche letzte sich zunächst beim heiligen Kreuz befinden. Der alte Markt war ehemals das Kapitol; die Rotonde steht noch ganz; sie ward als Tempel des Mars erbaut und ist jetzt unserm heiligen Johannes gewidmet. Man schenkt also gern jener Meinung Glauben, obgleich diese Gebäude viel kleiner als die römischen sind.

Julius Cäsar und einige römische Edelleute sollen nach Eroberung von Fiesole eine Stadt in der Nähe des Arno gebaut und Jeder über sich genommen haben, eines der ansehnlichen Gebäude zu errichten.

Unter den ersten und tapfersten Hauptleuten befand sich Florin von Cellino, der seinen Namen von einem Kastell herschrieb, das zwei Miglien von Monte Fiascone entfernt ist. Dieser hatte sein Lager unter Fiesole geschlagen an dem Orte, wo gegenwärtig Florenz liegt; denn der Platz nahe an dem Flusse war dem Heere sehr bequem. Nun sagten Soldaten und Andere, die mit dem Hauptmann zu thun hatten: „Lasset uns nach Florenz gehen!" theils weil er den Namen Florino führte, theils weil der Ort seines Lagers von Natur die größte Menge von Blumen hervorbrachte.

Daher gefiel auch dieser schöne Name Julius Cäsarn, als er die Stadt gründete. Eine Benennung von Blumen abzuleiten, schien eine gute Vorbedeutung, und auf diese Weise wurde sie Florenz genannt, wobei der Feldherr zugleich seinen tapfern Hauptmann begünstigte, dem er um so mehr geneigt war, als er

ihm von geringem Stande heraufgehoben und selbst einen so trefflichen Mann aus ihm gebildet hatte.

Wenn aber die gelehrten Untersucher und Entdecker solcher Namensverwandtschaften behaupten wollen, die Stadt habe zuerst Fluenz geheißen, weil sie am Flusse Arno liege, so kann man einer solchen Meinung nicht beitreten; denn bei Rom fließt die Tiber, bei Ferrara der Po, bei Lyon die Rhone, bei Paris die Seine vorbei, und alle diese Städte sind aus verschiedenen Ursachen verschieden benannt. Daher finden wir eine größere Wahrscheinlichkeit, daß unsere Stadt ihren Namen von jenem tugendsamen Manne herschreibe.

Weiter finden wir unsere Cellinis auch in Ravenna, einer Stadt, die viel älter als Florenz ist, und zwar sind es dort vornehme Edelleute. Gleichfalls giebt es ihrer in Pisa, und ich habe denselben Namen in vielen Städten der Christenheit gefunden; auch in unserm Land sind noch einige Häuser übrig geblieben.

Meistens waren diese Männer den Waffen ergeben, und noch ist es nicht lange, daß ein unbärtiger Jüngling, Namens Lukas Cellini, einen geübten und tapfern Soldaten bekämpfte, der schon mehrmals in den Schranken gefochten hatte und Franziskus von Vicorati hieß. Diesen überwand Lukas durch eigene Tapferkeit und brachte ihn um. Sein Muth setzte die ganze Welt in Erstaunen, da man gerade das Gegentheil erwartete. Und so darf ich mich wol rühmen, daß ich von braven Männern abstamme.

Auf welche Weise nun auch ich meinem Hause durch meine Kunst einige Ehre verschafft habe, das freilich nach unserer heutigen Denkart und aus mancherlei Ursachen nicht gar zu viel bedeuten will, werde ich an seinem Ort erzählen. Ja, ich glaube, daß es rühmlicher ist, in geringem Zustande geboren zu sein und eine Familie ehrenvoll zu gründen, als einem hohen Stamm durch schlechte Aufführung Schande zu machen. Zuerst also will ich erzählen, wie es Gott gefallen, mich auf die Welt kommen zu lassen.

Meine Vorfahren wohnten in Val d'Ambra und lebten daselbst bei vielen Besitzungen wie kleine Herren. Sie waren alle den Waffen ergeben und die tapfersten Leute.

Es geschah aber, daß einer ihrer Söhne, Namens Christoph, einen großen Streit mit einigen Nachbarn und Freunden anfing, so daß von einer sowol als der andern Seite die Häupter der Familien sich der Sache annehmen mußten; denn sie sahen wol, das Feuer sei von solcher Gewalt, daß beide Häuser dadurch

hätten können völlig aufgezehrt werden. Dieſes betrachteten die Aelteſten und wurden einig, ſowol gedachten Chriſtoph als den andern Urheber des Streites wegzuſchaffen. Jene ſchickten den ihrigen nach Siena, die unſrigen verſetzten Chriſtoph nach Florenz und kauften ihm ein kleines Haus in der Straße Chiara des Kloſters Sankt Urſula und verſchiedene gute Beſitzungen an der Brücke Riſredi. Er heirathete in Florenz und hatte Söhne und Töchter; dieſe ſtattete er aus, jene theilten ſich in das Uebrige.

Nach dem Tode des Vaters fiel die Wohnung in der Straße Chiara mit einigen andern wenigen Dingen an einen der Söhne, der Andreas hieß; auch dieſer verheirathete ſich und zeugte vier Söhne. Den erſten nannte man Hieronymus, den zweiten Bartholomäus, den dritten Johannes, der mein Vater ward, und den vierten Franziskus.

Andreas Cellini, mein Großvater, verſtand ſich genugſam auf die Weiſe der Baukunſt, die in jenen Zeiten üblich war, und lebte von dieſer Beſchäftigung. Johannes, mein Vater, legte ſich beſonders darauf, und weil Vitruv unter Anderm behauptet, daß man, um dieſe Kunſt recht auszuüben, nicht allein gut zeichnen, ſondern auch etwas Muſik verſtehen müſſe, ſo fing Johannes, nachdem er ſich zum guten Zeichner gebildet hatte, auch die Muſik zu ſtudiren an und lernte nächſt den Grundſätzen ſehr gut Viole und Flöte ſpielen. Dabei ging er, weil er ſehr fleißig war, wenig aus dem Hauſe.

Sein Wandnachbar, Stephan Granacci, hatte mehrere Töchter, alle von großer Schönheit, worunter nach Gottes Willen Johannes eine beſonders bemerkte, die Eliſabeth hieß und ihm ſo wohl gefiel, daß er ſie zur Frau verlangte.

Dieſe Verbindung war leicht zu ſchließen; denn beide Väter kannten ſich wegen der nahen Nachbarſchaft ſehr gut, und beiden ſchien die Sache vortheilhaft. Zuerſt alſo beſchloſſen die guten Alten die Heirath; dann fingen ſie an, vom Heirathsgute zu ſprechen, wobei zwiſchen ihnen einiger Streit entſtand. Endlich ſagte Andreas zu Stephan: „Johann, mein Sohn, iſt der trefflichſte Jüngling von Florenz und Italien, und wenn ich ihn hätte längſt verheirathen wollen, ſo könnte ich wol eine größere Mitgift erlangt haben, als Unſeresgleichen in Florenz finden mögen."

Vitruv — De architectura, I. 1. 8: „Musicam sciat (architectus) oportet, uti canonicam rationem et mathematicam notam habeat", und im Folgenden wird dann außerdem weiter ausgeführt, wie der Architekt auch bei Säulen, beim Theaterbau, bei hydraulischen Maschinen den Ton zu beachten habe, den die betreffenden Gegenstände beim Anschlagen hören laſſen.

Stephan verſetzte: „Auf Deine tauſend Gründe antworte ich nur, daß ich an fünf Töchter und faſt ebenſoviel Söhne zu denken habe. Meine Rechnung iſt gemacht, und mehr kann ich nicht geben."

Johann hatte indeß eine Zeit lang heimlich zugehört; er trat unvermutet hervor und ſagte: „Ich verlange, ich liebe das Mädchen, und nicht ihr Geld. Wehe dem Manne, der ſich an der Mitgift ſeiner Frau erholen will! Habt Ihr nicht gerühmt, daß ich ſo geſchickt ſei? Sollte ich nun dieſe Frau nicht erhalten und ihr verſchaffen können, was ſie bedarf, wodurch zugleich Euer Wunſch befriedigt würde? Aber wißt nur, das Mädchen ſoll mein ſein, und die Ausſteuer mag Euer bleiben!"

Darüber ward Andreas Cellini, ein etwas wunderlicher Mann, einigermaßen böſe; doch in wenigen Tagen führte Johann ſeine Geliebte nach Hauſe und verlangte keine weitere Mitgift.

So erfreuten ſie ſich ihrer heiligen Liebe achtzehn Jahre, mit dem größten Verlangen, Kinder zu beſitzen. Nach Verlauf dieſer Zeit gebar ſie zwei todte Knaben, woran die Ungeſchicklichkeit der Aerzte Schuld war. Als ſie zunächſt wieder guter Hoffnung ward, brachte ſie eine Tochter zur Welt, welche man Roſa nannte nach der Mutter meines Vaters.

Zwei Jahre darauf befand ſie ſich wieder in geſegneten Umſtänden, und als die Gelüſte, denen ſie wie andere Frauen in ſolchen Fällen ausgeſetzt war, völlig mit jenen übereinſtimmten, die ſie in der vorigen Schwangerſchaft empfunden, ſo glaubten Alle, es würde wieder ein Mädchen werden, und waren ſchon übereingekommen, ſie Reparata zu nennen, um das Andenken ihrer Großmutter zu erneuern.

Nun begab ſich's, daß ſie in der Nacht nach Allerheiligen niederkam um vier und ein halb Uhr, im Jahr fünfzehnhundert. Die Hebamme, welcher bekannt war, daß man im Hauſe ein Mädchen erwartete, reinigte die Kreatur und widelte ſie in das ſchönſte weiße Zeug; dann ging ſie ſtille, ſtille zu Johann, meinem Vater, und ſagte: „Ich bringe Euch ein ſchönes Geſchenk, das Ihr nicht erwartet."

Mein Vater, der ein Philoſoph war, ging auf und nieder und ſagte: „Was mir Gott giebt, iſt mir lieb," und als er die Tücher auseinanderlegte, ſah er den unerwarteten Sohn. Er ſchlug die alten Hände zuſammen, hub ſie und die Augen gen Himmel und ſagte: „Herr, ich danke Dir von ganzem Herzen! Dieſer iſt mir ſehr lieb, er ſei willkommen!" Alle gegenwärtigen Perſonen fragten ihn freudig, wie ich heißen ſolle. Johannes

aber antwortete ihnen nur: „Er sei willkommen!“ (benvenuto). Daher entschlossen sie sich, mir diesen Namen in der heiligen Taufe zu geben, und ich lebte mit Gottes Gnade weiter fort.

Noch war Andreas Cellini, mein Großvater, am Leben, als ich etwa drei Jahr alt sein mochte; er aber stand im hundertsten. Man hatte eines Tages die Röhre einer Wasserleitung verändert, und es war ein großer Skorpion, ohne daß ihn Jemand bemerkte, heraus und unter ein Brett gekrochen. Als ich ihn erblickte, lief ich drauf los und haschte ihn. Der Skorpion war so groß, daß, wie ich ihn in meiner kleinen Hand hielt, auf der einen Seite der Schwanz, auf der andern die beiden Zangen zu sehen waren. Sie sagen, ich sei eilig zu dem Alten gelaufen und habe gerufen: „Seht, lieber Großvater, mein schönes Krebschen!“ Der gute Alte, der sogleich das Thier für einen Skorpion erkannte, wäre fast vor Schrecken und Besorgniß des Todes gewesen; er verlangte das Thier mit den äußersten Liebkosungen. Aber ich drückte es nur desto fester, weinte und wollte es nicht hergeben. Mein Vater lief auf das Geschrei herzu und wußte sich vor Angst nicht zu helfen; denn er fürchtete, das giftige Thier werde mich tödten. Indessen erblickte er eine Schere, begütigte mich und schnitt dem Thiere den Schwanz und die Zangen ab, und nach überstandener Gefahr hielt er diese Begebenheit für ein gutes Zeichen.

Ungefähr in meinem fünften Jahr befand sich mein Vater in einem kleinen Gewölbe unseres Hauses, wo man gewaschen hatte und wo ein gutes Feuer von eichenen Kohlen übrig geblieben war; er hatte eine Geige in der Hand, sang und spielte um das Feuer, denn es war sehr kalt. Zufälligerweise erblickte er mitten in der stärksten Gluth ein Thierchen wie eine Eidechse, das sich in diesen lebhaften Flammen ergetzte. Er merkte gleich, was es war, ließ mich und meine Schwester rufen, zeigte uns Kindern das Thier und gab mir eine tüchtige Ohrfeige. Als ich darüber heftig zu weinen anfing, suchte er mich aufs Freundlichste zu besänftigen und sagte: „Lieber Sohn, ich schlage Dich nicht, weil Du etwas Uebles begangen hast, vielmehr daß Du Dich dieser Eidechse erinnerst, die Du im Feuer siehst. Das ist ein Salamander, wie man, so viel ich weiß, noch keinen gesehen hat.“ Er küßte mich darauf und gab mir einige Pfennige.

Mein Vater fing an, mich die Flöte zu lehren, und unterwies mich im Singen; aber ungeachtet meines zarten Alters, in welchem die kleinen Kinder sich an einem Pfeifchen und anderm solchem Spielzeuge ergetzen, mißfiel mir's unsäglich, und ich sang

und blies nur aus Gehorsam. Mein Vater machte zu selbiger Zeit wunderſame Orgeln mit hölzernen Pfeifen, Klaviere, ſo ſchön und gut, als man ſie damals nur ſehen konnte, Violen, Lauten und Harfen auf das Beſte.

Er war auch in der Kriegsbaukunſt erfahren und verfertigte mancherlei Werkzeuge, als Modelle zu Brücken, Mühlen und andere Maſchinen; er arbeitete wunderſam in Elfenbein und war der Erſte, der in dieſer Kunſt etwas leiſtete. Aber da er ſich in meine nachherige Mutter verliebt hatte, mochte er ſich mehr als billig mit der Flöte beſchäftigen und ward von den Rathspfeifern erſucht, mit ihnen zu blaſen. So trieb er es eine Weile zu ſeinem Vergnügen, bis ſie ihn endlich feſtbieten, anſtellten und unter ihre Geſellſchaft aufnahmen.

Lorenz Medicis und Peter, ſein Sohn, die ihm ſehr günſtig waren, ſahen nicht gern, daß er, indem er ſich ganz der Muſik ergab, ſeine übrigen Fähigkeiten und ſeine Kunſt vernachläſſigte, und entfernten ihn von gedachter Stelle. Mein Vater nahm es ſehr übel; er glaubte, man thue ihm das größte Unrecht.

Nun begab er ſich wieder zur Kunſt und machte einen Spiegel ungefähr eine Elle im Durchmeſſer von Knochen und Elfenbein; Figuren und Laubwerk waren ſehr zierlich und wohlgezeichnet. Das Ganze hatte er wie ein Rad gebildet; in der Mitte befand ſich der Spiegel, ringsherum waren ſieben Rundungen angebracht, und in ſolchen die ſieben Tugenden, aus Elfenbein und ſchwarzen Knochen geſchnitten. Sowol der Spiegel als die Tugenden hingen im Gleichgewicht, ſo daß, wenn man das Rad drehte, ſich die Figuren bewegten; denn ſie hatten ein Gegengewicht, das ſie grad hielte, und da mein Vater einige Kenntniß der lateiniſchen Sprache beſaß, ſetzte er einen Vers umher, welcher ſagte, daß bei allen Umwälzungen des Glücksrads die Tugend immer aufrecht bleibe:

Rota sum; semper, quoquo me verto, stat virtus.

Nachher ward ihm bald ſein Platz unter den Rathspfeifern wiedergegeben. Damals, vor der Zeit meiner Geburt, wurden zu dieſen Leuten lauter geehrte Handwerker genommen; einige davon arbeiteten Wolle und Seide im Großen; daher verſchmähte mein Vater auch nicht, ſich zu ihnen zu geſellen, und der größte Wunſch, den er in der Welt für mich hegte, war, daß ich ein großer Muſikus werden möchte. Dagegen war mir's äußerſt un-

---

Lorenz Medicis — Ueber die Genealogie des Hauſes Medicis ſ. die von uns noch erweiterte Tabelle im Anhang.

angenehm, wenn er mir davon erzählte und mir versicherte, wenn ich nur wollte, könnte ich der erste Mensch in der Welt werden.

Wie gesagt, war mein Vater ein treuer und verbundener Diener des Hauses Medicis, und da Peter vertrieben wurde (1494), vertraute er meinem Vater viele Dinge von großer Bedeutung. Als nun darauf Peter Soderino Gonfaloniere ward (1498) und mein Vater unter den Rathspfeifern sein Amt fortthat, erfuhr diese Magistratsperson, wie geschickt der Mann überhaupt sei, und bediente sich seiner zum Kriegsbaumeister in bedeutenden Fällen. Um diese Zeit ließ mein Vater mich schon vor dem Rathe mit den andern Musikern den Diskant blasen, und da ich noch so jung und zart war, trug mich ein Rathsdiener auf dem Arme. Soderino fand Vergnügen, sich mit mir abzugeben und mich schwätzen zu lassen; er gab mir Zuckerwerk und sagte zu meinem Vater: „Meister Johann, lehre ihn neben der Musik auch die beiden andern schönen Künste!“ Mein Vater antwortete: „Er soll keine andere Kunst treiben, als blasen und komponiren, und auf diesem Wege, wenn ihm Gott das Leben läßt, hoffe ich ihn zum ersten Mann in der Welt zu machen.“ Darauf sagte einer von den alten Herren: „Thue nur ja, was der Gonfaloniere sagt! Denn warum sollte er nichts anders als ein guter Musikus werden?“

So ging eine Zeit vorbei, bis die Medicis zurückkamen (1512). Der Kardinal, der nachher Papst Leo wurde, begegnete meinem Vater sehr freundlich. Aus dem Wappen am Mediceischen Palast hatte man die Kugeln genommen, sobald die Familie vertrieben war, und das Wappen der Gemeine, ein rothes Kreuz, dagegen in das Feld malen lassen. Als die Medicis zurückkehrten, ward das Kreuz wieder ausgekratzt, die rothen Kugeln kamen wieder hinein, und das goldne Feld ward vortrefflich ausstaffirt.

Wenige Tage nachher starb Papst Julius II. (1513), der Kardinal Medicis ging nach Rom und ward gegen alles Vermuthen zum Papst erwählt. Er ließ meinen Vater zu sich rufen, und wohl hätte dieser gethan, wenn er mitgegangen wäre; denn er verlor seine Stelle im Palast, sobald Jakob Salviati Gonfaloniere geworden war.

Nun bestimmte ich mich, ein Goldschmied zu werden, und lernte zum Theil diese Kunst, zum Theil mußte ich viel gegen

---

Gonfaloniere — Bürgermeister, die meistens jährlich ernannt wurden.
Wenige Tage nachher — am 11. Februar.
Zum Papst erwählt — als Leo X. (1513—1521), damals 37 Jahr alt.

meinen Willen blaſen. Ich bat meinen Vater, er möchte mich nur gewiſſe Stunden des Tages zeichnen laſſen; die übrige Zeit wollte ich Muſik machen, wenn er es befähle. Darauf ſagte er zu mir: „So haſt Du denn kein Vergnügen am Blaſen?“ Ich ſagte: „Nein!“ Denn dieſe Kunſt ſchien mir zu niedrig gegen jene, die ich im Sinn hatte.

Mein guter Vater gerieth darüber in Verzweiflung und that mich in die Werkſtatt des Vaters des Kavalier Bandinello, der Michelagnolo hieß, trefflich in ſeiner Kunſt war, aber von geringer Geburt; denn er war der Sohn eines Kohlenhändlers. Ich ſage das nicht, um den Bandinello zu ſchelten, der ſein Haus zuerſt gegründet hat. Wäre er nur auf dem rechten Weg dazu gelangt! Doch wie es zugegangen iſt, davon habe ich nichts zu reden. Nur einige Tage blieb ich daſelbſt, als mein Vater mich wieder wegnahm; denn er konnte nicht leben, ohne mich immer um ſich zu haben; und ſo mußte ich wider Willen blaſen, bis ich funfzehn Jahre alt war. Wollte ich die ſonderbaren Begebenheiten erzählen, die ich bis zu dieſem Alter erlebt, und die Lebensgefahren, in welchen ich mich befunden, ſo würde ſich der Leſer gewiß verwundern.

Als ich funfzehn Jahr alt war, begab ich mich wider den Willen meines Vaters in die Werkſtatt eines Goldſchmiedes, der Antonio Sandro hieß. Er war ein trefflicher Arbeiter, ſtolz und frei in ſeinen Handlungen. Mein Vater wollte nicht, daß er mir Geld gäbe, wie es andere Unternehmer thun, damit ich bei meiner freiwilligen Neigung zur Kunſt auch zeichnen könnte, wann es mir gefiele. Das war mir ſehr angenehm, und mein redlicher Meiſter hatte große Freude daran. Er erzog einen einzigen natürlichen Sohn bei ſich, dem er Manches auftrug, um mich zu ſchonen. Meine Neigung war ſo groß, daß ich in wenig Monaten die beſten Geſellen einholte und auch einigen Vortheil von meinen Arbeiten zog. Deſſen ungeachtet verfehlte ich nicht, meinem Vater zu Liebe bald auf der Flöte, bald auf dem Hörnchen zu blaſen, und ſo oft er mich hörte, fielen ihm unter vielen Seufzern die Thränen aus den Augen. Ich that mein Möglichſtes zu ſeiner Zufriedenheit und ſtellte mich, als wenn ich auch großes Vergnügen dabei empfände.

Agnolo — Michelagnolo di Vivjano da Gaiole (auch von Pinzidimonte genannt) wird außerdem in den „Trattati“ (S. 66) als ausgezeichneter Goldſchmied, beſonders für das Juwelierfach, Email und Miniatur gelobt.

Zweites Kapitel.

Der Autor sieht seinen Bruder in einem Gefecht beinahe erschlagen und nimmt seine Partei; daraus entspringen einige unangenehme Vorfälle, und er wird deshalb von Florenz verbannt. — Er begiebt sich nach Siena und von da nach Bologna, wo er in der Kunst, auf der Flöte zu blasen, zunimmt, mehr aber noch in der Profession des Goldschmieds. — Streit zwischen seinem Vater und Pierino, einem Tonkünstler; trauriges Ende des letztern. — Der Autor begiebt sich nach Pisa und geht bei einem dortigen Goldschmied in Arbeit. — Er kommt krank nach Florenz zurück. Nach seiner Genesung tritt er bei seinem alten Meister Marcone in Arbeit.

Ich hatte einen Bruder, der zwei Jahr jünger als ich und sehr kühn und heftig war. Er galt nachher für einen der besten Soldaten, die in der Schule des vortrefflichen Herrn Johannes von Medicis, Vater des Herzogs Cosmus, gebildet wurden. Dieser Knabe war ungefähr vierzehn Jahr alt und bekam eines Sonntags zwei Stunden vor Nacht zwischen den Thoren St. Gallo und Pinti mit einem Menschen von zwanzig Jahren Händel, forderte ihn auf den Degen, setzte ihm tapfer zu und wollte nicht ablassen, ob er ihn gleich schon übel verwundet hatte. Viele Leute sahen zu und unter ihnen mehrere Verwandte des jungen Menschen. Da diese merkten, daß die Sache übel ging, griffen sie nach Steinen, trafen meinen armen Bruder an den Kopf, daß er für todt zur Erden fiel. Zufällig kam ich auch in die Gegend, ohne Freunde und ohne Waffen; ich hatte meinem Bruder aus allen Kräften zugerufen, er solle sich zurückziehen. Als er fiel, nahm ich seinen Degen und hielt mich in seiner Nähe gegen viele Degen und Steine. Einige tapfere Soldaten kamen mir zu Hilfe und befreiten mich von der Wuth der Gegner. Ich trug meinen Bruder für todt nach Hause; mit vieler Mühe ward er wieder zu sich selbst gebracht und geheilt. Die Herren Acht verbannten unsere Gegner auf einige Jahre und uns auf sechs Monate zehn Miglien von der Stadt. So schieden wir von unserm armen Vater, der uns seinen Segen gab, da er uns kein Geld geben konnte.

Johannes — Hauptmann der „schwarzen Banden" (dalle Bande Nere), die später so genannt wurden, weil sie als Zeichen der Trauer um den Tod Leo's X schwarze Fahnen führten.

Die Herren Acht — die sogenannten „otto di pratica", eine von den Medicäern eingerichtete Exekutiv-Behörde.

Ich ging nach Siena zu einem braven Manne, der Meister Francesco Castoro hieß. Ich war schon einmal meinem Vater entlaufen und hatte dort gearbeitet; nun erkannte er mich wieder, gab mir zu thun und freies Quartier, so lange ich in Siena blieb, wo ich mich mit meinem Bruder mehrere Monate aufhielt.

Sodann ließ uns der Kardinal Medicis, der nachher Papst Klemens ward, auf die Bitte meines Vaters wieder nach Florenz zurückkehren. Ein gewisser Schüler meines Vaters sagte aus böser Absicht zum Kardinal, er solle mich doch nach Bologna schicken, damit ich dort von einem geschickten Meister das Blasen in Vollkommenheit lernen möchte. Der Kardinal versprach meinem Vater, mir Empfehlungsschreiben zu geben; mein Vater wünschte nichts Besseres, und ich ging gerne, aus Verlangen, die Welt zu sehen.

In Bologna gab ich mich zu Einem in die Lehre, der Meister Herkules, der Pfeifer, hieß. Ich fing an, Geld zu verdienen, nahm zugleich täglich meine Lektionen in der Musik, und in kurzer Zeit brachte ich es weit genug in dem verfluchten Blasen. Aber weit mehr Vortheil zog ich von der Goldschmiedekunst; denn da mir der Kardinal keine Hilfe reichte, begab ich mich in das Haus eines Bologneser Miniaturmalers, der Scipio Cavalletti hieß; ich zeichnete und arbeitete für einen Juden und gewann genug dabei.

Nach sechs Monaten kehrte ich nach Florenz zurück, worüber der ehemalige Schüler meines Vaters, Peter der Pfeifer, sehr verdrießlich war; aber ich ging doch meinem Vater zu Liebe in sein Haus und blies mit seinem Bruder Hieronymus auf der Flöte und dem Hörnchen. Eines Tages kam mein Vater hin, um uns zu hören; er hatte große Freude an mir und sagte: „Ich will doch einen großen Musikus aus Dir machen zum Trotz eines Jeden, der mich daran zu verhindern denkt." Darauf antwortete Peter: „Weit mehr Ehre und Nutzen wird Euer Benvenuto davon haben, wenn er sich auf die Goldschmiedekunst legt, als von dieser Pfeiferei." Das war nun freilich wahr gesprochen, aber es verdroß meinen Vater um desto mehr, je mehr er sah, daß ich auch derselben Meinung war, und sagte sehr zornig zu Petern: „Ich wußte wohl, daß Du Der seist, der sich meinem so erwünschten Zwecke entgegensetzt; durch Dich habe ich

Kardinal Medicis — Sohn Julian's von Medicis, als Papst Klemens VII. (1523—1534).

meine Stelle im Palaſt verloren, mit ſolchem Undank haſt Du meine große Wohlthat belohnt, Dir hab' ich ſie verſchafft, mit haſt Du ſie entzogen; aber merke dieſe prophetiſchen Worte: „„Nicht Jahre und Monate, nur wenig Wochen werden vorbeigehen, und Du wirſt wegen Deines ſchändlichen Undanks umkommen.““ Darauf antwortete Peter: „Meiſter Johann, viele Menſchen werden im Alter ſchwach und kindiſch, wie es Euch auch geht; man muß Euch nichts übel nehmen, denn Ihr habt ja Alles verſchenkt und nicht bedacht, daß Eure Kinder etwas nöthig haben dürften. Ich denke das Gegentheil zu thun und meinen Söhnen ſo viel zu hinterlaſſen, daß ſie den Euern allenfalls zu Hilfe kommen können.“

Darauf antwortete mein Vater: „Kein ſchlechter Baum bringt gute Früchte hervor, und ich ſage Dir, da Du bös biſt, werden Deine Söhne arm und Narren werden und werden bei meinen braven und reichen Söhnen in Dienſte gehen.“

So eilten wir aus dem Hauſe, und es fielen noch manche heftige Worte. Ich nahm die Partie meines Vaters und ſagte im Herausgehen zu ihm, wenn er mich bei der Zeichenkunſt ließe, ſo wollte ich ihn an dem unartigen Menſchen rächen. Er ſagte darauf: „Lieber Sohn, ich bin auch ein guter Zeichner geweſen und habe es mir in meinem Leben ſauer werden laſſen; willſt Du nun nicht, um Deinen Vater, der Dich gezeugt und erzogen und den Grund zu ſo vieler Geſchicklichkeit gelegt hat, manchmal zu erquicken, die Flöte und das allerliebſte Hörnchen in die Hand nehmen?“ Darauf ſagte ich, aus Liebe zu ihm wollte ich's gerne thun. Der gute Vater verſetzte, mit ſolchen Geſchicklichkeiten und Tugenden würde man ſich am Sicherſten an ſeinen Feinden rächen.

Kein ganzer Monat war vorbei, und Pierino hatte in ſeinem Hauſe ein Gewölbe machen laſſen und war mit mehrern Freunden in einem Zimmer über dem Gewölbe, ſprach über meinen Vater, ſeinen Meiſter, und ſcherzte über die Drohung, daß er zu Grunde gehen ſolle. Kaum war es geſagt, ſo fiel das Gewölbe ein, entweder weil es ſchlecht angelegt war, oder durch Gottes Schickung, der die Frevler beſtraft. Er fiel hinunter, und die Steine und Ziegeln des Gewölbes, die mit ihm hinabſtürzten, zerbrachen ihm beide Beine; aber Alle, die mit ihm waren, blieben auf dem Rand des Ge-

---

Kein ſchlechter Baum bringt gute Früchte hervor — wörtliche Ueberſetzung (Nessuno albero cattivo fa mai buon frutto).

wölbes, und Niemand that ſich ein Leid. Sie waren erſtaunt und verwundert genug, beſonders da ſie ſich erinnerten, wie er kurz vorher geſpottet hatte. Sobald mein Vater das erfuhr, eilte er zu ihm und ſagte in Gegenwart ſeines Vaters: „Piero, mein lieber Schüler, wie betrübt mich Dein Unfall! Aber erinnerſt Du Dich, wie ich Dich vor Kurzem warnte? Und ſo wird auch das, was ich von Deinen und meinen Söhnen geſagt habe, wahr werden.“ Bald darauf ſtarb der undankbare Piero an dieſer Krankheit; er hinterließ ein liederliches Weib und einen Sohn, der einige Jahre nachher in Rom mich um Almoſen anſprach. Ich gab ſie ihm, denn es iſt in meiner Natur, und erinnerte mich mit Thränen an den glücklichen Zuſtand Pierino's zur Zeit, da mein Vater zu ihm die prophetiſchen Worte geſagt hatte.

Ich fuhr fort, der Goldſchmiedekunſt mich zu ergeben, und ſtand meinem Vater mit meinem Verdienſte bei. Mein Bruder Cecchino mußte anfangs Lateiniſch lernen; denn wie der Vater aus mir den größten Tonkünſtler bilden wollte, ſo ſollte mein Bruder, der jüngere, ein gelehrter Juriſt werden; nun konnte er aber in uns Beiden die natürliche Neigung nicht zwingen; ich legte mich aufs Zeichnen, und mein Bruder, der von ſchöner und angenehmer Geſtalt war, neigte ſich ganz zu den Waffen.

Einſt kam er aus der Schule des Herrn Johann von Medicis nach Hauſe, wo ich mich eben nicht befand, und weil er ſehr ſchlecht mit Kleidern verſehen war, bewegte er unſre Schweſtern, daß ſie ihm ein ganz neues Kleid gaben, das ich mir hatte machen laſſen. Denn außerdem, daß ich meinem Vater und meinen guten Schweſtern durch meinen Fleiß beiſtand, hatte ich mir auch ein hübſches, anſehnliches Kleid angeſchafft. Ich kam und fand mich hintergangen und beraubt; mein Bruder hatte ſich davongemacht, und ich ſetzte meinen Vater zur Rede, warum er mir ſo großes Unrecht geſchehen ließe, da ich doch ſo gerne arbeitete, um ihm beizuſtehen. Darauf antwortete er mir, ich ſei ſein guter Sohn; was ich glaubte verloren zu haben, würde mir Gewinnſt bringen; es ſei nöthig, es ſei Gottes Gebot, daß Derjenige, der etwas beſitzt, dem Bedürftigen gebe, und wenn ich dieſes Unrecht aus Liebe zu ihm ertrüge, ſo würde Gott meine Wohlfahrt auf alle Weiſe vermehren.

Ich antwortete meinem armen, bekümmerten Vater wie ein Knabe ohne Erfahrung, nahm einen armſeligen Reſt von Kleidern und Geld und ging grade zu einem Stadtthor hinaus, und da ich nicht wußte, welches Thor nach Rom führte, fand

ich mich in Lucca. Von da ging ich nach Piſa — ich mochte ungefähr ſechzehn Jahr alt ſein — und blieb auf der mittelſten Brücke, wo ſie es zum Fiſchſtein nennen, bei einer Goldſchmiedwerkſtatt ſtehen und ſah mit Aufmerkſamkeit auf das, was der Meiſter machte. Er fragte, wer ich ſei und was ich gelernt hätte. Darauf antwortete ich, daß ich ein Wenig in ſeiner Kunſt arbeitete. Er hieß mich hereinkommen und gab mir gleich etwas zu thun, wobei er ſagte: „Dein gutes Anſehn überzeugt mich, daß Du ein wackerer Menſch biſt;“ und ſo gab er mir Gold, Silber und Juwelen hin. Abends führte er mich in ſein Haus, wo er mit einer ſchönen Frau und einigen Kindern wohl eingerichtet lebte.

Nun erinnerte ich mich der Betrübniß, die mein Vater wol empfinden mochte, und ſchrieb ihm, daß ich in dem Hauſe eines ſehr guten Mannes aufgenommen ſei und mit ihm große und ſchöne Arbeit verfertige; er möchte ſich beruhigen, ich ſuche was zu lernen, und hoffe mit meiner Geſchicklichkeit ihm bald Nutzen und Ehre zu bringen. Geſchwind antwortete er mir: „Mein lieber Sohn! Meine Liebe zu Dir iſt ſo groß, daß ich, wenn es nur ſchicklich wäre, mich gleich aufgemacht hätte, zu Dir zu kommen; denn gewiß, mir iſt es, als wenn ich des Lichts dieſer Augen beraubt wäre, daß ich Dich nicht täglich ſehe und zum Guten ermahnen kann.“ Dieſe Antwort fiel in die Hände meines Meiſters; er las ſie heimlich und geſtand es mir dann mit dieſen Worten: „Wahrlich, mein Benvenuto, Dein gutes Anſehn betrog mich nicht; ein Brief Deines Vaters, der ein recht braver Mann ſein muß, giebt Dir das beſte Zeugniß. Rechne, als wenn Du in Deinem Hauſe und bei Deinem Vater ſeiſt!“

Ich ging nun, den Gottesacker von Piſa zu beſehen, und fand dort beſonders antike Sarkophagen von Marmor und an vielen Orten der Stadt noch mehr Alterthümer, an denen ich mich, ſobald ich in der Werkſtatt frei hatte, beſtändig übte. Mein Meiſter faßte darüber große Liebe zu mir, beſuchte mich oft auf meiner Kammer und ſah mit Freuden, daß ich meine Stunden ſo gut anwendete.

Das Jahr, das ich dort blieb, nahm ich ſehr zu, arbeitete in Gold und Silber ſchöne und bedeutende Sachen, die meine Luſt, weiter vorwärts zu gehn, immer vermehrten.

Indeſſen ſchrieb mir mein Vater auf das Liebreichſte, ich möchte doch wieder zu ihm kommen; dabei ermahnte er mich in allen Briefen, daß ich doch das Blaſen nicht unterlaſſen ſollte, das er mich mit ſo großer Mühe gelehrt hatte. Darüber verging mir

die Luft, jemals wieder zu ihm zurückzukehren; dergestalt haßte ich das abscheuliche Blasen, und wirklich, ich glaubte das Jahr in Pisa im Paradiese zu sein, wo ich niemals Musik machte.

Am Ende des Jahrs fand mein Meister Ursache, nach Florenz zu reisen, um einige Gold- und Silberabgänge zu verkaufen, und weil mich in der bösen Luft ein kleines Fieber angewandelt hatte, so ging ich mit ihm nach meiner Vaterstadt, wo ihn mein Vater insgeheim und auf das Inständigste bat, mich nicht wieder nach Pisa zu führen.

So blieb ich krank zurück und mußte ungefähr zwei Monate das Bett hüten. Mein Vater sorgte für mich mit großer Liebe und sagte immer, es schienen ihm tausend Jahre, bis ich gesund wäre, damit er mich wieder könnte blasen hören. Als er nun zugleich den Finger an meinem Puls hatte, — denn er verstand sich ein Wenig auf die Medizin und auf die lateinische Sprache, — so fühlte er, daß in meinem Blute, da ich vom Blasen hörte, die größte Bewegung entstand, und er ging ganz bekümmert und mit Thränen von mir. Da ich nun sein großes Herzeleid sah, sagte ich zu einer meiner Schwestern, sie sollte mir eine Flöte bringen, und ob ich gleich ein anhaltendes Fieber hatte, so machte mir doch dies Instrument, das keine große Anstrengung erfordert, nicht die mindeste Beschwerlichkeit; ich blies mit so glücklicher Disposition der Finger und der Zunge, daß mein Vater, der eben unvermutbet hereintrat, mich tausendmal segnete und mich versicherte, daß ich in der Zeit, die ich auswärts gewesen, unendlich gewonnen habe; er bat mich, daß ich vorwärts gehen und ein so schönes Talent nicht vernachlässigen solle.

Als ich nun wieder gesund war, kehrte ich zu meinem braven Marcone, dem Goldschmied, zurück, und mit dem, was er mir zu verdienen gab, unterstützte ich meinen Vater und mein Haus.

Drittes Kapitel.

Peter Torrigiani, ein italienischer Bildhauer, kommt nach Florenz und sucht junge Künstler für den König von England. — Der Autor wird mit ihm bekannt und wirft einen Haß auf ihn. — Der Autor befleißigt sich, nach den Kartonen von Michelagnolo und Leonhard da Vinci zu studiren. — Um sich in seiner Kunst zu vervollkommnen, geht er nach Rom, begleitet von einem jungen Gesellen, Namens Tasso. — Er findet in dieser Hauptstadt große Aufmunterung so wie mancherlei Abenteuer. — Nach zwei Jahren kehrt er nach Florenz zurück, wo er seine Kunst mit gutem Erfolg treibt. — Seine Mitkünstler werden eifersüchtig über seine Geschicklichkeit. — Streit zwischen ihm und Gerhard Guasconti. — Verfolgt, weil er seinen Gegner geschlagen und verwundet, kleidet er sich in eine Mönchskutte und flieht nach Rom.

Zu dieser Zeit kam ein Bildhauer nach Florenz, der Peter Torrigiani hieß; er hatte sich lange in England aufgehalten und besuchte täglich meinen Meister, zu dem er große Freundschaft hegte. Da er meine Zeichnungen und meine Arbeiten angesehen hatte, sagte er: „Ich bin zurückgekommen, um so viel junge Leute als möglich anzuwerben, und da ich eine große Arbeit für meinen König zu machen habe, so will ich mir besonders meine Florentiner zu Gehilfen nehmen. Deine Arbeiten und Deine Zeichnungen sind mehr eines Bildhauers als eines Goldschmieds, und da ich große Werke von Erz zu machen habe, so sollst Du bei mir zugleich geschickt und reich werden."

Es war dieser Mann von der schönsten Gestalt und von dem kühnsten Betragen. Er sah eher einem großen Soldaten als einem Bildhauer ähnlich; seine entschiedenen Geberden, seine klingende Stimme, das Runzeln seiner Augbraunen hätten auch einen braven Mann erschrecken können, und alle Tage sprach er von seinen Händeln mit den Bestien, den Engländern. So kam er auch einmal auf Michelagnolo Buonarotti zu reden und zwar bei Gelegenheit einer Zeichnung, die ich nach dem Karton dieses göttlichsten Mannes gemacht hatte.

Dieser Karton war das erste Werk, in welchem Michelagnolo sein erstaunliches Talent zeigte; er hatte ihn in die Wette mit Leonhard da Vinci gemacht, der einen andern in die Arbeit nahm;

König — Heinrich VIII. von England (1509—1547).

Michelagnolo — der berühmte ältere Zeitgenosse und von Cellini bewunderte Maler und Bildhauer (1475—1564). Ueber den hier erwähnten Karton s. die Nachträge; ein Stück desselben hat sich übrigens erhalten und befindet sich nach Bianchi in der Galerie von M. Thomas W. Cole, ist auch als Kupferstich vervielfältigt.

Leonardo da Vinci — berühmter Maler und Bildhauer (1459—1519).

beide waren für das Zimmer des Konſeils im Palaſt der Signorie beſtimmt; ſie ſtellten einige Begebenheiten der Belagerung von Piſa vor, durch welche die Florentiner die Stadt eroberten. Der treffliche Leonhard da Vinci hatte ein Treffen der Reiterei unternommen, dabei einige Fahnen erobert werden, ſo göttlich gemacht, als man ſich's nur vorſtellen kann; Michelagnolo dagegen hatte eine Menge Fußvolk vorgeſtellt, die bei dem heißen Wetter ſich im Arno badeten; der Augenblick war gewählt, wie unverhofft das Zeichen zur Schlacht gegeben wird und dieſe nackten Völker ſchnell nach den Waffen rennen; ſo ſchön und vortrefflich waren die Stellungen und Geberden, daß man weder von Alten noch Neuen ein Werk geſehen hatte, das auf dieſen hohen und herrlichen Grad gelangt wäre; ſo war auch die Arbeit des großen Leonhard höchſt ſchön und wunderbar. Es hingen dieſe Kartone einer in dem Palaſt der Medicis, einer in dem Saale des Papſtes, und ſo lange ſie ausgeſtellt blieben, waren ſie die Schule der Welt. Denn obgleich der göttliche Michelagnolo die große Kapelle des Papſtes Julius malte, ſo erreichte er doch nicht zur Hälfte die Vortrefflichkeit dieſes erſten Werks, und ſein Talent erhob ſich niemals zur Stärke dieſer früheren Studien wieder.

Um nun wieder auf Peter Torrigiani zu kommen, der meine Zeichnung in der Hand hatte und ſagte: „Dieſer Buonarotti und ich gingen als Knaben in die Kirche del Carmine, um in der Kapelle des Maſaccio zu ſtudiren, und Buonarotti hatte die Art, Alle zu foppen, die dort zeichneten. Eines Tages machte er ſich unter Anderm auch an mich, und es verdroß mich mehr als ſonſt; ich ballte die Fauſt und ſchlug ihn ſo heftig auf die Naſe, daß ich Knochen und Knorpel ſo mürbe fühlte, als wenn es eine Oblate geweſen wäre, und ſo habe ich ihn für ſein ganzes Leben gezeichnet."

Dieſe Worte erregten in mir einen ſolchen Haß, da ich die Arbeiten dieſes unvergleichlichen Mannes vor Augen hatte, daß ich, weit entfernt, mit Torrigiani nach England zu gehen, ihn nicht wieder anſehen mochte.

Und ſo fuhr ich fort, mich nach der ſchönen Manier des Michelagnolo zu bilden, von der ich mich niemals getrennt habe,

---

Signorie — Die Signorie in Florenz, die ihre definitive Geſtalt ſchon 1283 erhielt, beſtand zu verſchiedenen Zeiten aus 3, 6, auch 12 Vorſtehern der höheren Geſchäfte („priori delle Arti maggiori").

Piſa — Die Kapitulation der Stadt erfolgte im Juni 1509.

Maſaccio — Florentiniſcher Maler (1402—1443).

und zu gleicher Zeit ging ich mit einem liebenswürdigen jungen Menſchen um, zu dem ich die größte Freundſchaft faßte. Er war von meinem Alter, gleichfalls ein Goldſchmied und der Sohn des trefflichen Malers Filippo di Fra Filippo. Wir liebten uns ſo ſehr, daß wir uns weder Tags noch Nachts trennen konnten; ſein Haus war voller ſchöner Studien, die ſein Vater nach den römiſchen Alterthümern gezeichnet hatte, die in mehreren Büchern aufbewahrt wurden. Von dieſen Dingen war ich ganz hingeriſſen, und faſt zwei Jahre arbeiteten wir zuſammen.

Alsdann machte ich eine erhobene Arbeit in Silber, ſo groß wie eine kleine Kindsband; ſie diente zum Schloß für einen Mannsgürtel, wie man ſie damals zu tragen pflegte. Es war auf demſelben nach antiker Art eine Verwicklung von Blättern, Kindern und artigen Masken zu ſehen. Ich machte dieſe Arbeit in der Werkſtatt eines Francesco Salimbeni, und die Gilde der Goldſchmiede, der ſie vorgezeigt wurde, erklärte mich für den geſchickteſten Geſellen.

Zu der Zeit entzweite ich mich wieder mit meinem Vater über das Blaſen, und ein gewiſſer Holzſchneider, den man Taſſo nannte, hatte ſich auch mit ſeiner Mutter überworfen. Ich ſagte zu ihm: „Wenn Du nur der Menſch wärſt, anſtatt vieler Worte etwas zu unternehmen!“ Er antwortete mir: „Hätte ich nur ſo viel Geld, um nach Rom zu kommen, ſo wollte ich nicht einmal umkehren, um meine armſelige Werkſtatt zu verſchließen.“ Darauf ſagte ich, wenn ihn weiter nichts hindere, ſo hätte ich ſo viel bei mir, als wir Beide bis Rom brauchten.

Da wir ſo im Gehen zuſammen ſprachen, fanden wir uns unvermuthet am Thore St. Peter Gattolini. Darauf ſagte ich: „Mein Taſſo, das iſt göttliche Schickung, daß wir, ohne daran zu denken, an dies Thor gekommen ſind. Nun, da ich hier bin, iſt mir's, als wenn ich ſchon die Hälfte des Weges zurückgelegt hätte.“ Wir gingen weiter und ſprachen zuſammen: „Was werden unſere Alten dieſen Abend ſagen?“ Dann nahmen wir uns vor, nicht weiter daran zu denken, bis wir nach Rom gekommen wären, banden unſere Schurzfelle auf den Rücken und gingen ſtillſchweigend bis nach Siena.

Taſſo hatte ſich wund gegangen, wollte nicht weiter und bat mich, daß ich ihm Geld borgen ſollte, um wieder zurückzukehren;

Filippo — der bereits 1505 geſtorben und ſelbſt der Sohn eines berühmten Malers, Filippo Fra Lippi, war.
Schloß — Ueber deſſen Erhaltung iſt nichts bekannt. (Br.)

ich antwortete: „Daran hätteſt Du denken ſollen, ehe Du von Hauſe weggingſt: ich habe nur noch ſo viel, um nach Rom zu kommen; kannſt Du zu Fuße nicht fort, ſo iſt da ein Pferd, das zurück nach Rom geht, zu haben, und Du haſt keine weitere Entſchuldigung.“ Ich miethete das Pferd, und da er mir nicht antwortete, ritt ich gegen das römiſche Thor zu. Als er mich entſchloſſen ſah, kam er murrend und hinkend hinter mir drein. Am Thore wartete ich mitleidig auf ihn, nahm ihn hinter mich und ſagte zu ihm: „Was würden morgen unſere Freunde von uns ſagen, wenn wir den Entſchluß, nach Rom zu gehen, nicht weiter als Siena hätten feſthalten können?“ Er gab mir Recht, und weil er ein froher Menſch war, fing er an zu lachen und zu ſingen, und ſo kamen wir immer lachend und ſingend nach Rom.

Ich zählte neunzehn Jahre wie das Jahrhundert und begab mich gleich in die Werkſtatt eines Meiſters, der Firenzuola di Lombardia hieß und in Gefäßen und großen Arbeiten höchſt geſchickt war. Ich zeigte ihm das Modell des Schloſſes, das ich gearbeitet hatte; es gefiel ihm außerordentlich, und er ſagte zu einem Florentiner Geſellen, der ſchon einige Jahre bei ihm ſtand: „Das iſt ein Florentiner, der's verſteht, und Du biſt Einer von denen, die's nicht verſtehen.“ Ich erkannte darauf den Menſchen und wollte ihn grüßen; denn wir hatten ehemals oft mit einander gezeichnet und waren viel mit einander umgegangen; er aber, höchſt mißvergnügt über die Worte ſeines Meiſters, behauptete, mich nicht zu kennen, noch etwas von mir zu wiſſen. Ich antwortete ihm mit Verdruß: „O Giannotto, ehemals mein Hausfreund, mit dem ich da und da zuſammen geſeichnet, auf deſſen Landhaus ich gegeſſen und getrunken habe, ich brauche Dein Zeugniß nicht bei dieſem braven Manne, Deinem Meiſter, und hoffe, daß meine Hände ohne Deinen Beiſtand beweiſen ſollen, wer ich bin.“ Hierauf wendete ſich Firenzuola, der ein lebhafter und wackrer Mann war, zu ſeinem Geſellen und ſagte: „Schlechter Menſch, ſchämſt Du Dich nicht, einem alten Freund und Bekannten ſo zu begegnen!“ Und mit eben der Lebhaftigkeit wendete er ſich zu mir und ſagte: „Komm herein und thue, wie Du geſagt haſt! Deine Hände mögen ſprechen, wer Du biſt!“ Und ſogleich gab er mir eine ſchöne Silberarbeit für einen Kardinal zu machen.

Es war ein Käſtchen nach dem porphyrnen Sarg vor der Thür der Rotonde. Was ich von dem Meinen dazu that und

Käſtchen — nicht mehr bekannt. (Br.)

womit ich die Arbeit bereicherte, die Menge schöner kleiner Masken, erfreuten meinen Meister höchlich, der das Werk überall zeigte und sich rühmte, daß ein solches aus seiner Werkstatt ausgegangen sei. Das Kästchen war ungefähr eine halbe Elle groß, und eingerichtet, das Salzfaß bei Tafel aufzunehmen.

Das war mein erster Verdienst in Rom. Einen Theil schickte ich meinem Vater, von dem andern lebte ich, indessen ich nach den Alterthümern studirte. Endlich, da mir das Geld ausging, war ich genöthigt, mich wieder an die Arbeit zu begeben. Tasso aber, mein Geselle, kehrte bald nach Florenz zurück.

Da meine neue Arbeit geendigt war, kam mich die Lust an, zu einem andern Meister zu gehen. Ein gewisser Mailänder, Paul Arfago, hatte mich an sich gezogen. Darüber fing Firenzuola mit ihm große Händel an und sagte ihm in meiner Gegenwart beleidigende Worte. Ich nahm mich meines neuen Meisters an und versetzte, daß ich frei geboren sei und auch frei leben wolle; ich habe mich nicht über ihn und er sich nicht über mich zu beklagen; vielmehr habe er mir noch Einiges herauszuzahlen, und als ein freier Arbeiter wolle ich hingehen, wohin es mir gefiele, weil ich dadurch Niemand ein Leid thäte. Auch mein neuer Meister sagte ungefähr dasselbe und versicherte, daß er mich nicht verleitet habe, und daß es ihm angenehm sein werde, wenn ich zu meinem ersten Meister zurückginge. Auf das sagte ich, ich wollte Niemandem schaden, ich hätte meine angefangenen Arbeiten geendigt, würde immer nur mir selbst und Niemand anders angehören, und wer mich brauchte, möchte mit mir übereinkommen.

„Ich habe nichts mehr mit Dir zu thun," versetzte Firenzuola, „Du sollst mir nicht mehr unter die Augen kommen!" Da erinnerte ich ihn an mein Geld, worauf er mir spöttisch antwortete. Aber ich versetzte: „Hab' ich Stahl und Eisen gebraucht, um Deine Arbeiten zu machen, so sollen sie mir auch zu meinem Lohn verhelfen." Als ich so sprach, blieb ein alter Mann am Laden stehen, der Meister Antonio von St. Marino hieß, der erste, der vortrefflichste Goldschmied von Rom und Meister des Firenzuola; er hörte meine Gründe an, gab mir Recht und verlangte, daß Firenzuola mich bezahlen solle.

Man stritt sich lebhaft; denn Firenzuola, ein weit besserer Fechter als Goldschmied, wollte nicht nachgeben; doch zuletzt fand die Vernunft ihren Platz, und meine Festigkeit verschaffte mir Recht; er bezahlte mich, und in der Folge erneuerten wir unsere Freundschaft. Er bat mich sogar, bei ihm Gevatter zu stehn.

Der Demoiselle Schmehling,

nach Aufführung der Hasse'schen Sta. Elena al Calvario.*)

Leipzig (1771).

Klarster Stimme, froh an Sinn —
Reinste Jugendgabe —
Zogst Du mit der Kaiserin
Nach dem heil'gen Grabe.
Dort, wo Alles wohl gelang,
Unter die Beglückten
Riß Dein herrschender Gesang
Mich, den Hochentzückten.

An Madame Mara zum frohen Jahresfest.

Weimar, 1831.

Sangreich war Dein Ehrenweg,
Jede Brust erweiternd;
Sang auch ich auf Pfad und Steg,
Müh und Schritt erheiternd.
Nah dem Ziele, denk' ich heut
Jener Zeit, der süßen.
Fühle mit, wie mich's erfreut,
Segnend Dich zu grüßen!

Der neugeborne Eros.**)

Wenn von Eros' ersten Wunden
Früh der edlern Sehnsucht Zug,

*) Dies und das folgende Gedicht wurden zu dem 82. Geburtstage der berühmten Sängerin Mara geb. Schmehling, dem 28. Febr. 1831, in Reval gedruckt. Vgl. Dr. K. W. Müller „Goethe's letzte literarische Thätigkeit ꝛc.," Jena 1832, S. 74. Goethe-Zelter'scher Briefwechsel VI, 173. W. Freih. von Biedermann II, 57, Nachzel. 23. 1833. — Goethe hatte zu dem angegebenen Feste auf die Aufforderung des Kapellmeisters Hummel beide Gedichte eingesandt und der Letztere sie komponirt. Gedichte und Kompositionen wurden in Goethe's und Hummel's eignen Handschriften der Gefeierten in Reval überreicht. — Die Jahreszahl 1771 wählte Goethe nur, um das Jahr 1831 als das sechzigste seit seiner Bekanntschaft mit der Gefeierten erscheinen zu lassen; in Wirklichkeit hatte er sich im J. 1771 nicht in Leipzig befunden, daselbst aber früher, im Dezember 1767, der Aufführung der Sta. Elena von Hasse beigewohnt und darin den Gesang der Korona Schröter und wahrscheinlich auch der Mara bewundert. Vgl. das Gedicht an Erstere im Anhang. — 9.

**) Vgl. „Freundschaftliche Briefe von Goethe und seiner Frau an Nikolaus Meyer," Leipzig 1856, S. 62. — Das obige Gedicht richtete Goethe an Meyer, als Dieser 1830 seine Jugendgedichte herausgab unter dem Titel „Eros. Poetisches Taschenbuch auf 1831" (Lemgo). Meyer, geboren am 29. Dezember

Unter meinem neuen Meiſter verdiente ich genug und ſchickte den größten Theil meinem guten Vater. Deſſen ungeachtet lag dieſer mir immer an, nach Florenz zurückzukehren, und am Ende von zwei Jahren that ich ihm ſeinen Willen. Ich arbeitete wieder bei Salimbeni, verdiente viel und ſuchte immer zu lernen; ich erneuerte meinen Umgang mit Franceſco di Filippo, und ob mir gleich das verwünſchte Blaſen viel Zeit verdarb, ſo unterließ ich doch nicht, gewiſſe Stunden des Tags und der Nacht zu ſtudiren.

Ich machte damals ein ſilbernes Herzſchloß; ſo nannte man einen Gürtel, drei Finger breit, den die Bräute zu tragen pflegten; er war in halberhobener Arbeit gemacht und einige runde Figuren dazwiſchen, und ob ich gleich äußerſt ſchlecht bezahlt ward, ſo war mir doch die Ehre, die ich dadurch erlangte, unſchätzbar.

Indeſſen hatte ich bei verſchiedenen Meiſtern gearbeitet und ſehr wohldenkende Männer wie zum Beiſpiel Marcone darunter gefunden. Andere hatten einen ſehr guten Namen und bevortheilten mich aufs Aeußerſte. Sobald ich es merkte, machte ich mich von ihnen los und hütete mich vor dieſen Räubern. Als ich nun fortfuhr zu arbeiten und zu gewinnen, beſonders da ein Meiſter, Sogliani genannt, freundlich ſeine Werkſtatt mit mir theilte, waren jene gehäſſigen Leute neidiſch, und da ſie drei große Werkſtätten und viel zu thun hatten, drückten ſie mich auf alle mögliche Weiſe. Ich beklagte mich darüber gegen einen Freund und ſagte, es ſollte ihnen genug ſein, daß ſie mich unter dem Schein der Güte beraubt hätten. Sie erfuhren es wieder und ſchwuren, ich ſollte meine Worte bereuen; ich aber, der ich nicht wußte, was die Furcht für eine Farbe hatte, achtete ihre Drohungen nicht. Eines Tages trat ich an den Laden des Einen; er hatte mich gerufen und wollte mich ſchelten und gegen mich großthun; dagegen ſagte ich, ſie möchten ſich's ſelbſt zuſchreiben; denn ich hätte von ihren Handlungen geſprochen, wie ſie wären.

Indeſſen da ich ſo ſprach, paßte ein Vetter, den ſie wahrſcheinlich angeſtiftet hatten, heimtückiſch auf, als ein Maulthier mit Ziegeln vorbeigetrieben wurde, und ſchob mir den Korb ſo auf den Leib, daß mir ſehr wehe geſchah. Schnell kehrte ich mich um, ſah, daß er lachte, und ſchlug ihn mit der Fauſt ſo tüchtig auf den Schlaf, daß er für todt zur Erden fiel; dann rief ich ſeinen Vettern zu: „So behandelt man feige

Herzſchloß — nicht mehr bekannt. (Br.)

Spitzbuben Euresgleichen!“ Und da sie Miene machten, so viel ihrer waren, auf mich zu fallen, zog ich in der Wuth ein Messer und rief: „Kömmt Einer zum Laden heraus, so laufe der Andere zum Beichtvater! denn der Arzt soll hier nichts zu thun kriegen.“ Sie erschraken hierüber so sehr, daß Keiner von der Stelle ging.

Als ich weg war, liefen Väter und Söhne zu dem Kollegio der Achte und klagten, ich habe sie mit bewaffneter Hand angefallen, das in Florenz unerhört sei. Die Herren Achte ließen mich rufen und machten mich tüchtig herunter, sowol weil ich in der Jacke gelaufen kam, da die Andern Mäntel umgenommen hatten, als weil die Herren schon zu Hause einzeln durch meine Gegner eingenommen waren, welches ich als ein unerfahrner Knabe versäumt hatte, der ich mich auf mein vollkommenes Recht verließ.

Ich sagte, daß ich, aufgebracht durch die große Beleidigung, dem Gherardo nur eine Ohrfeige gegeben hätte und deßhalb keinen so heftigen Ausputzer verdiente.

Kaum ließ mich Prinzivalle della Stuffa, der von den Achten war, das Wort „Ohrfeige“ aussprechen, so rief er: „Keine Ohrfeige, einen Faustschlag hast Du ihm gegeben!“ Er zog darauf die Glocke, schickte uns Alle hinaus und sprach, wie ich nachher vernahm, zu meinen Gunsten. „Betrachtet,“ sagte er, „Ihr Herren, die Einfalt dieses armen Menschen! Er klagt sich an, eine Ohrfeige gegeben zu haben, da seine Gegner nur von einem Faustschlag reden. Eine Ohrfeige auf dem neuen Markt kostet fünfundzwanzig Studi, ein Faustschlag wenig oder nichts. Er ist ein braver Junge und erhält sein Haus durch anhaltende Arbeit. Wollte der Himmel, es gäbe viel solche in unserer Stadt!“

Es waren aber Einige unter den Rothkappen, durch Bitten und falsche Vorstellungen meiner Feinde bewegt, auch ohnedies von ihrer Partei, die mich gern ins Gefängniß geschickt und mit eine starke Strafe auferlegt hätten; aber der gute Prinzivalle gewann die Oberhand und verurtheilte mich, vier Maaß Mehl als Almosen in ein Kloster zu geben. Man ließ uns wieder hereinkommen; er verbot mir, bei Strafe ihrer Ungnade nicht zu reden und meine Buße sogleich zu erlegen. Sie wiederholten ihren derben Verweis und schickten uns zum Aktuarius; ich aber murmelte immer vor mich hin: „Ohrfeige, keinen Faustschlag!“ so daß die Achte über mich lachen mußten.

Aktuarius — „Il cancelliere“.

Der Aktuarius befahl uns, daß wir einander Bürgschaft leisten sollten. So gingen die Andern frei aus, und mich allein verdammten sie in die vier Maaß Mehl, welches mir die größte Ungerechtigkeit schien. Ich schickte nach einem Vetter, der sich für mich verbürgen sollte; er aber wollte nicht kommen; darüber wurd' ich ganz rasend und giftig wie eine Otter, da ich bedachte, wie sehr dieser Mann meinem Hause verbunden sei. Ich faßte mich in meiner Wuth, so gut ich konnte, und wartete, bis das Kollegium der Achte zu Tische ging. Da ich nun allein war und Niemand von den Gerichtsdienern auf mich Acht gab, sprang ich wüthend aus dem Palast, lief nach meiner Werkstatt, ergriff einen Dolch und rannte in das Haus meiner Gegner, die ich beim Essen fand. Oberardo, der Urheber des Streits, fiel gleich über mich her; ich stieß ihm aber den Dolch nach der Brust und durchbohrte Rock und Weste; sonst geschah ihm kein Leid, ob ich gleich dachte, er wäre schwer verwundet, weil der Stoß ein gewaltig Geräusch in den Kleidern machte und er vor Schrecken zur Erde fiel. „Verräther," rief ich aus, „heute sollt Ihr Alle sterben!" Vater, Mutter und Schwester glaubten, der jüngste Tag sei gekommen; sie warfen sich auf die Knie und flehten schreiend um Barmherzigkeit. Da sie sich nicht gegen mich vertheidigten und der Andere für todt auf der Erde lag, schien es mir niedrig, sie zu verletzen. Wüthend sprang ich die Stiegen hinunter und fand auf der Straße die ganze Sippschaft beisammen. Mehr als Zwölfe waren herbeigelaufen; Einer hatte einen eisernen Stab, der Andere einen Flintenlauf, die Uebrigen Hämmer und Stöcke; ich fuhr unter sie hinein wie ein wüthender Stier und warf Vier oder Fünfe nieder; ich stürzte mit ihnen und führte meinen Dolch bald gegen Diesen, bald gegen Jenen; Die, welche noch standen, schlugen tüchtig auf mich zu, und doch lenkte es Gott, daß wir einander keinen Schaden thaten; nur blieb ihnen meine Mütze zurück, auf die sie, weil ich ihnen entgangen war, wacker zuschlugen; dann wollten sie nach ihren Verwundeten und Todten sehen; aber es war Niemand beschädigt.

Ich ging in das Kloster St. Maria Novella, und gleich begegnete ich dem Bruder Alexius Strozzi, dem ich mich empfahl, ohne ihn zu kennen. Ich bat ihn, mir das Leben zu retten; denn ich hätte einen großen Fehler begangen. Der gute Frater sagte zu mir, ich sollte mich nicht fürchten; denn wenn ich alles Uebel in der Welt angestellt hätte, wäre ich doch in seiner Kammer vollkommen sicher. Ungefähr eine Stunde nachher hatten sich die Achte außerordentlich versammelt; sie ließen einen schrecklichen

Bann ausgehen und drohten Dem die größten Strafen, der mich verbärge oder von meinem Aufenthalt wisse, ohne Ansehn des Orts und der Person. Mein betrübter armer Vater kam zu den Achten hinein, warf sich auf die Knie und bat um Barmherzigkeit; da stand Einer von ihnen auf und schüttelte die Quaste seines Käppchens und sagte unter andern beleidigenden Worten zu meinem Vater: „Hebe Dich weg und mache, daß Du fortkömmst! Morgen des Tags soll er seinen Lohn empfangen.“ Mein Vater antwortete: „Was Gottes Wille ist, werdet Ihr thun, und nicht mehr.“ Aber der Andre sagte darauf: „Das wird Gottes Wille sein.“ Mein Vater versetzte dagegen: „Es ist mein Trost, daß Ihr das gewiß nicht wißt.“

Er kam sogleich, mich aufzusuchen, mit einem jungen Menschen von meinem Alter, der Peter Landi hieß; wir liebten uns als leibliche Brüder. Dieser hatte unter seinem Mantel einen trefflichen Degen und das schönste Panzerhemd. Mein lebhafter Vater erzählte, wie es ihm bei den Achten ergangen sei; dann küßte er mir die Stirne und beide Augen, segnete mich von Herzen und sagte: „Die Macht Gottes stehe Dir bei!“ Und so reichte er mir Degen und Waffen und half mir mit eigenen Händen, sie anlegen. Dann fuhr er fort: „Lieber Sohn, mit diesen in der Hand leb oder stirb!“

Peter Landi hörte indessen nicht auf zu weinen und gab mir zehn Goldgulden. Ich ließ mir noch einige Barthaare wegnehmen, die eben hervorzukeimen anfingen. Frater Alexius gab mir die Kleidung eines Geistlichen und einen Laienbruder zum Begleiter. Ich ging aus dem Kloster und längs der Mauer bis auf den Platz; nicht weit davon fand ich in einem Hause einen Freund, entmönchte mich sogleich und ward wieder Mann. Wir bestiegen zwei Pferde, die man bereit hielt, und ritten die Nacht auf Siena. Als mein Freund zurückkam und meinem Vater meldete, daß ich glücklich entkommen sei, hatte derselbe eine unendliche Freude und konnte nicht erwarten, den von den Achten zu finden, der ihn so angefahren hatte. Endlich begegnete er ihm und sagte: „Sehr, Antonio, Gott wußte besser als Ihr, was aus meinem Sohne werden sollte.“ Jener antwortete: „Er soll uns nur wieder unter die Hände kommen!“ „Indeß,“ versetzte mein Vater, „will ich Gott danken, der ihn diesmal glücklich errettet hat.“

In Siena erwartete ich die ordinäre römische Post und verdung mich darauf. Unterwegs begegnete uns ein Kurier, der den neuerwählten Papst Klemens ankündigte. (1523.)

Viertes Kapitel.

Der Autor macht außerordentliches Glück in Rom. Er wird von einer edlen Dame, Portia Chigi, höchlich aufgemuntert. Besonderes Zutrauen dieser Dame. — Eifersucht zwischen ihm und Lucagnolo von Jesi. — Er blüht vor Papst Clemens VII., der mit ihm wohl zufrieden ist und ihn wegen der doppelten Fähigkeit als Goldschmied und Musikus in Dienst nimmt. — Der Bischof von Salamanka giebt ihm auf die Empfehlung des Franziskus Penni, Schülers von Rafael, Arbeit. — Seltsame Abenteuer zwischen ihm und dem Bischof.

In Rom arbeitete ich wieder in der Werkstatt des Meister Santi, der verstorben war, und dessen Sohn das Gewerb fortsetzte, nicht selbst arbeitete, sondern Alles durch einen jungen Menschen besorgen ließ, der sich Lucagnolo von Jesi nannte. Er war Sohn eines Mailändischen Bauern und hatte von Jugend auf bei Meister Santi gearbeitet, klein von Statur und wohl gebildet. Dieser junge Mensch arbeitete besser als irgend Einer, den ich bis dahin gekannt hatte, mit der größten Leichtigkeit, und zwar nur große Gefäße, Becken und solche Dinge.

Ich übernahm für den Bischof von Salamanka, einen Spanier, Leuchter zu machen; sie wurden sehr reich gearbeitet, wie es für solche Werke gehört. Ein Schüler Rafael's, Johann Franziskus Penni, mit dem Zunamen il Fattore, ein trefflicher Maler und Freund des gedachten Bischofs, setzte mich bei ihm in Gunst; man gab mir viel zu arbeiten, und ich ward gut bezahlt.

Zu derselbigen Zeit ging ich an Festtagen manchmal in die Kapelle des Michelagnolo und manchmal in das Haus des Augustin Chigi von Siena, um zu zeichnen. Hier waren die schönsten Arbeiten von der Hand des vortrefflichen Malers Rafael von Urbino. Gismondo Chigi, der Bruder, wohnte daselbst. Sie waren stolz darauf, wenn junge Leute Meinesgleichen bei ihnen zu studiren kamen. Die Frau des gedachten Gismondo, welche sehr angenehm und äußerst schön war, hatte mich oft in ihrem Hause gesehen; sie trat eines Tages zu mir, besah meine Zeichnungen und fragte, ob ich Maler oder Bildhauer sei. Ich antwortete ihr, ich sei ein Goldschmied, worauf sie versetzte, daß ich zu gut für einen Goldschmied zeichnete. Sie ließ sich durch ihr Kammermädchen eine Lilie von schönen Diamanten bringen, die in Gold gefaßt waren, und verlangte, daß ich sie schätzen

---

Bischof von Salamanka — Don Francesco di Bobadilla, der in Veranlassung des Lateranischen Konzils 1517 nach Rom gekommen war. (B.)
Kapelle — die berühmte Sixtinische Kapelle. (Br.)

sollte. Ich schätzte sie auf achthundert Scudi; sie sagte, ich habe es getroffen, und fragte, ob ich Lust hätte, sie recht gut umzufassen. Ich versicherte, daß ich es mit Freuden thun würde, und machte auf der Stelle eine kleine Zeichnung, die ich um desto besser ausführte, je mehr ich Lust hatte, mich mit dieser schönen und angenehmen Frau zu unterhalten.

Als die Zeichnung fertig war, kam eine andere schöne edle Römerin aus dem Hause herunter und fragte ihre Freundin, was sie da mache. Porzia antwortete lächelnd: „Ich sehe diesem wackern jungen Menschen mit Vergnügen zu, der so schön als gut ist.“ Ich ward roth und versetzte halb verschämt und halb muthig: „Wie ich auch sei, bin ich bereit, Euch zu dienen.“ Die schöne Frau erröthete auch ein Wenig und sagte: „Du weißt, daß ich Deine Dienste verlange.“ Sie gab mir die Lilie und zwanzig Goldgulden, die sie in der Tasche hatte. „Fasse mir die Steine nach Deiner Zeichnung,“ sagte sie, „und bringe mir das alte Gold zurück!“ Ihre Freundin sagte darauf: „Wenn ich in dem jungen Menschen stäke, so ging' ich in Gottes Namen durch.“ Porzia antwortete: „Solche Talente sind selten mit Lastern verbunden; er wird das Ansehen eines braven Jünglings nicht zu Schanden machen.“ Sie nahm ihre Freundin bei der Hand, und indem sie sich umwendete, sagte sie mit dem freundlichsten Lächeln: „Lebe wohl, Benvenuto!“

Ich vollendete noch erst meine Zeichnung, die ich nach Rafael's Jupiter angefangen hatte; dann ging ich, ein kleines Wachsmodell zu machen, um zu zeigen, wie die Arbeit werden sollte. Ich wies es den beiden Damen, die mich so sehr lobten und mir so artig begegneten, daß ich kühn genug war, zu versprechen, die Arbeit solle doppelt so schön als das Modell werden. So machte ich mich daran und endigte das Werk in zwölf Tagen, zwar wieder in Gestalt einer Lilie, aber mit so viel Masken, Kindern und Thieren gezieret und so sorgfältig emaillirt, daß die Diamanten dadurch einen doppelten Werth erhielten.

Indessen ich daran arbeitete, war der geschickte Lucagnolo mit mir unzufrieden und versicherte, es würde mir zu viel mehr Nutzen und Ehre gereichen, wenn ich ihm an seinen silbernen Gefäßen hülfe; ich aber behauptete, daß Arbeiten wie die meine nicht alle Tage kämen, und daß man damit ebenso viel Ehre und Geld erwerben könne. Er lachte mich aus und sagte: „Wir

Endigte das Werk in zwölf Tagen — So viel bekannt, ist dasselbe nicht erhalten. (Br.)

wollen ſehen! Ich habe dieſes Gefäß zugleich mit Dir angefangen und denke auch mit Dir zu endigen; wir können alsdann vergleichen, was wir Beide gewinnen." Ich ſagte, es würde mich freuen, mit einem ſo geſchickten Manne in die Wette zu arbeiten, und ſo bückten wir, ein Wenig verdrießlich, unſere Köpfe über die Arbeit und hielten uns Beide ſo fleißig daran, daß in zehn Tagen ungefähr Jeder mit aller Kunſt und Reinlichkeit ſein Werk geendigt hatte.

Das Gefäß des Lucagnolo ſollte dem Papſt Klemens bei Tafel dienen, um Knochen und Schalen der Früchte hineinzuwerfen, überhaupt mehr zur Pracht als zur Nothwendigkeit. Es war mit zwei ſchönen Henkeln geziert, mit vielen Masken, ſo großen als kleinen, und mit den ſchönſten Blättern, Alles von ſolcher Zeichnung und Zierde, als man nur wünſchen konnte. Ich verſicherte, in meinem Leben nichts Schöneres geſehen zu haben!

Lucagnolo glaubte, ich habe meinen Sinn verändert, lobte gleichfalls meine Arbeit, ſagte aber: „Den Unterſchied werden wir bald ſehen." Er trug ſein Gefäß zum Papſt und ward nach dem Maaßſtab dieſer großen Arbeiten bezahlt; indeſſen trug ich meinen Schmuck zur Frau Porzia, die mich mit großer Verwunderung verſicherte, daß ich mein Verſprechen weit übertroffen habe; ich ſolle für meine Arbeit, was ich wolle, verlangen; denn ſie glaube nicht, mich belohnen zu können, auch wenn ſie im Stande wäre, mir ein Landgut zu ſchenken. Ich verſetzte, meine größte Belohnung ſei ihr Beifall, ich verlange nichts weiter; und ſo wollte ich mich ihr empfehlen.

Porzia ſagte darauf zu ihrer Freundin: „Sehet, wie ſich in Geſellſchaft ſeiner Talente auch die Tugenden befinden!" Und ſo ſchienen beide Frauen verwundert zu ſein. Darauf ſagte Porzia: „Du haſt wol ſagen hören, wenn der Arme dem Reichen ſchenkt, ſo lacht der Teufel." Ich verſetzte, der Böſe habe Verdruß genug, dießmal möchte er immer lachen. Darauf ging ich weg, und ſie riefen mir nach: er ſolle den Spaß nicht haben!

Als ich in die Werkſtatt zurückkam, zeigte Lucagnolo eine Rolle Geld und ſagte: „Laß nun einmal Deinen Verdienſt neben dem meinigen ſehen!" Ich erſuchte ihn, bis auf den nächſten Tag zu warten, da ich denn, weil ich mich in meiner Arbeit ſo brav wie er in der ſeinigen gehalten hätte, auch in Abſicht der Belohnung nicht mit Schanden zu beſtehen hoffte.

Du haſt wol ſagen hören ꝛc. — wörtliche Ueberſetzung (Hai tu mai ditto dire, che quando il povero dona al ricco, il Diavolo sene ride?).

Den andern Tag kam ein Hausmeister der Frau Porzia, rief mich aus der Werkstatt und gab mir eine Rolle Geld. Sie wolle nicht, sagte er, daß der Teufel sich gar zu lustig machen sollte; doch sei das, was sie mir schicke, weder mein ganzes Verdienst noch die ganze Belohnung. Er setzte noch mehr freundliche Worte hinzu, wie eine solche vortreffliche Dame sich ausdrückt. Lucagnolo konnte nicht erwarten, meine Rolle mit der seinigen zu vergleichen, und brachte diese, sobald ich zurückkam, in Gegenwart von zwölf Arbeitern und andern Nachbarn, die, auf die Entscheidung des Streites neugierig, herbeigekommen waren, hervor, lachte verächtlich, sagte drei- oder viermal: „Au!" und goß mit vielem Lärm sein Geld auf die Tafel aus. Es waren fünfundzwanzig Scudi in Münze. Mich hatten sein Geschrei, seine Blicke, die Späße und das Gelächter der Umstehenden ein Wenig irre gemacht; ich schielte nur in meine Hülle hinein, und da ich merkte, daß es lauter Gold war, hub ich am andern Ende der Tafel mit niedergeschlagenen Augen und ohne Geräusch mit beiden Händen meine Rolle stark in die Höhe und ließ das Geld wie aus einem Mühltrichter auf den Tisch laufen. Da sprangen noch die Hälfte so viel Stücke als bei ihm hervor, und alle Augen, die mich erst mit einiger Verachtung angeblickt hatten, wendeten sich auf ihn. Man rief: „Hier sieht's viel besser aus; hier sind Goldstücke, und die Hälfte mehr."

Ich dachte, er wollte vor Neid und Verdruß auf der Stelle umkommen, und ob er gleich als Meister den dritten Theil meines Verdienstes erhielt, so konnte er sich doch nicht vor Bosheit. Auch ich war verdrießlich und sagte, jeder Vogel singe nach seiner Weise. Er verfluchte darauf seine Kunst und Den, der sie ihn gelehrt hatte, und schwur, er wolle keine großen Arbeiten mehr machen, sondern sich auf solche Lumpereien legen, da sie so gut bezahlt würden. Ich antwortete darauf, er möchte es immer versuchen; doch ich sagte ihm voraus, seine Arbeiten wollte ich wol auch machen, aber diese Lumpereien würden ihm nicht gelingen. So ging ich erzürnt weg und schwur, ich wollte es ihm schon zeigen. Die Umstehenden gaben ihm laut Unrecht und schalten ihn, wie er's verdiente; von mir aber sprachen sie, wie ich mich erwiesen hatte.

Den andern Tag ging ich, Madame Porzia zu danken, und sagte, daß sie gerade umgekehrt, anstatt dem Teufel Gelegenheit zum Lachen zu geben, Ursache wäre, daß er nochmals Gott verleugnete. Wir lachten freundlich zusammen, und sie bestellte bei mir noch mehr gute und schöne Arbeiten.

Zu derſelben Zeit verſchaffte mir Franz Penni abermals Arbeit beim Biſchof von Salamanka. Dieſer Herr wollte zwei große Waſſerkeſſel von gleicher Größe auf die Kredenztiſche haben; den einen ſollte ich, den andern Lucagnolo machen, und wie es bei ſolchen Werken gebräuchlich war, gab uns Penni die Zeichnungen dazu.

So legte ich mit der größten Begierde Hand an das Gefäß. Ein Mailänder hatte mir ein Eckchen in ſeiner Werkſtatt gegeben; dabei überſchlug ich mein Geld und ſchickte, was ich entbehren konnte, meinem Vater, der, als es ihm in Florenz ausgezahlt wurde, zufällig jenem unfreundlichen Mitgliede der Achte begegnete, deſſen Söhne ſich ſehr ſchlecht aufführten. Mein Vater ließ ihn ſein Unrecht und mein Glück recht lebhaft empfinden, wie er es denn mir auch gleich mit Freuden ſchrieb und mich dabei um Gottes willen bat, daß ich doch von Zeit zu Zeit blaſen und das ſchöne Talent, das er mich mit ſo vieler Mühe gelehrt hätte, nicht vernachläſſigen ſollte. Ich nahm mir vor, ihm noch vor ſeinem Ende die Freude zu machen, daß er mich recht gut ſollte blaſen hören, in Betrachtung, daß ja Gott ſelbſt, wenn wir ihn darum bitten, uns ein erlaubtes Vergnügen gewährt.

Indeſſen ich an dem Gefäß des Salamanka arbeitete, hatte ich zu meiner Beihilfe nur einen Knaben, den ich auf inſtändiges Bitten meiner Freunde bald wider Willen zu meiner Aufwartung genommen hatte. Er war ungefähr vierzehn Jahr alt, hieß Paulin und war der Sohn eines römiſchen Bürgers, der von ſeinen Einkünften lebte. Paulin war ſo glücklich geboren, der ehrbarſte und ſchönſte Knabe, den ich im Leben geſehen hatte; ſein gutes Weſen, ſein angenehmes Betragen, ſeine unendliche Schönheit, ſeine Anhänglichkeit an mich waren die gerechten Urſachen, daß ich ſo große Liebe für ihn empfand, als die Bruſt eines Menſchen faſſen kann. Dieſe lebhafte Neigung bewog mich, um dieſes herrliche Geſicht, das von Natur ernſthaft und traurig war, erheitert zu ſehen, manchmal mein Hörnchen zur Hand zu nehmen. Denn wenn er mich hörte, ſo lächelte er ſo ſchön und herzlich, daß ich mich gar nicht mehr über jene Fabeln verwunderte, welche die Heiden von ihren Göttern des Himmels erzählten. Ja gewiß, wenn er zu jener Zeit gelebt hätte, ſo würde er die Menſchen ganz außer ſich gebracht haben. Er hatte eine Schweſter, die ſo ſchön war wie er und Fauſtina hieß; der Vater

---

Fauſtina — Die Stelle iſt in der Ueberſetzung verändert; im Original

führte mich oft in seinen Weinberg, und ich konnte merken, daß er mich gern zu seinem Schwiegersohn gehabt hätte. Durch diese Veranlassung blies ich mehr als gewöhnlich.

Um diese Zeit ließ mich ein gewisser Jakob von Cesena, ein trefflicher Musikus, der bei dem Papste in Diensten war, fragen, ob ich ihnen am ersten August helfen und den Sopran blasen wollte; sie hätten auf diesen Tag die schönsten Stücke zu des Papstes Tafelmusik ausgesucht.

So ein großes Verlangen ich trug, mein schönes angefangenes Gefäß zu endigen, so reizte mich doch die Musik als eine wunderbare Sache an sich, wobei ich zugleich meinem Vater zu gefallen dachte, und ich nahm mir vor, von der Gesellschaft zu sein. Acht Tage vorher probirten wir täglich zwei Stunden und gingen sodann am Festtage ins Belvedere und bliesen bei Tage die geübten Motetten, so daß der Papst sagte, er habe keine angenehmere Musik gehört. Er rief jenen Jakob von Cesena zu sich und fragte ihn, wie er es angefangen habe, um einen so guten Sopran zu finden, und fragte ihn genau, wer ich sei. Als er meinen Namen erfuhr, sagte er: „Ist das ein Sohn des Meister Johannes? Den will ich in meine Dienste haben!" Jakob versetzte: „Er wird schwer zu bereden sein; denn er ist ein Goldschmied, sehr fleißig bei seiner Kunst, in der er vortrefflich arbeitet, und die ihm mehr einbringt, als die Musik nicht thun würde." „Desto besser," versetzte der Papst, „daß er noch ein anderes Talent hat, das ich nicht erwartete; er soll seine Besoldung wie die Uebrigen empfangen und mir dienen; in seiner andern Profession will ich ihm auch schon zu arbeiten geben." Darauf reichte ihm der Papst ein Schnupftuch mit hundert Goldgulden, unter uns zu vertheilen. Jakob wiederholte uns des Papstes Rede und theilte das Geld unter uns Achte. Als er mir meinen Theil gab, sagte er: „Ich will Dich in unsere Zahl einschreiben lassen." Ich verlangte Bedenkzeit bis morgen.

Da ich allein war, dachte ich hin und her, ob ich die Stelle annehmen sollte; denn ich sah wol, welchen Schaden meine Kunst darunter leiden würde. Die folgende Nacht erschien mir mein Vater im Traume und bat mich mit den liebevollsten Thränen, daß ich um Gott und seinetwillen doch das Anerbieten annehmen möchte. Ich glaubte ihm zu antworten, daß ich es

ist Faustina's Schönheit mit der der gleichbenannten Mutter des Kaisers Mark Aurel verglichen, „von welcher Schönheit die alten Schriftsteller soviel Wesens machen" (di cui gli antichi libri cicalano [S. cicalan] tanto).

Gluthgereinigt zu gesunden,
Dich zu Phöbos' Hause trug;

Wo zu Rosen, schnell verblühend,
Deren Dorn Dich blutig stach,
Deine Hand sich ernster mühend
Daphne's schlanke Zweige brach:

Bringst dem Gott in spätern Tagen
Willig Du die Lieder dar,
Der, so Wunden er geschlagen,
Schnell bereit zu heilen war.

Zürnen kann Apoll mit Nichten;
Denn auf dieser Erdenflur
Muß man lieben, um zu dichten,
Wie er selbst es einst erfuhr.

Vor des Jovis Thron umschlingen
Jene stets sich brüderlich.
Wie sie Deine Brust durchdringen,
Lieben beide Götter Dich.

Wenn die köstlichste der Spenden,
Der Genesung Balsamkraut,*)
Phöbos Deinen milden Händen
Sterblichen um Heil vertraut:

Hat Dich Eros auserkoren
Selbst zum Pflegevater hier,
Sendet, ewig neugeboren,
Seinen jüngsten Bruder**) Dir.

Vermächtniß.†)

Weimar, den 3. März 1831.

Vor die Augen meiner Lieben,
Zu den Fingern, die's geschrieben,

1775 zu Bremen und mit Goethe durch mannichfache Beziehungen verbunden, starb als preußischer Regierungs- und Medizinalrath z. D. am 24. Februar 1835 zu Minden. — In Meyer's Briefen ist obiges Gedicht zwischen die Briefe der Jahre 1830 und 1831 einrangirt. Wahrscheinlich gehört es daher dem Herbste 1830 an. — L.

*) Meyer war praktischer Arzt.

**) Die Gedichtsammlung Eros.

†) 1835 gedruckt. Das Ganze bezieht sich auf an Goethe gerichtete Briefe, die zurückgefordert wurden. Welche? ist nicht bekannt.

auf keine Weiſe thun könne; ſchnell erſchreckte mich ſeine fürchterliche Geſtalt, er drohte mir mit ſeinem Fluch, wenn ich es ausſchlüge, und verſprach mir, wenn ich gehorchte, ſeinen ewigen Segen. Kaum war ich erwacht, ſo ließ ich, mich einſchreiben zu laſſen, und meldete es meinem Vater, der aus übergroßer Freude darüber beinahe den Tod gehabt hätte. Er ſchrieb mir, daß auch er beinah daſſelbe geträumt habe, und ich glaubte nun, da ich das billige Verlangen meines Vaters erfüllt hatte, daß mir auch Alles zu Glück und Ehre gereichen müſſe.

Inzwiſchen arbeitete ich mit großer Sorgfalt, das angefangene Gefäß für den Biſchof von Salamanka zu endigen. Er war ein trefflicher Mann, ſehr reich, aber ſchwer zu befriedigen; er ſchickte täglich, um zu erfahren, was ich machte, und ward, wenn der Abgeordnete mich nicht fand, wüthend und drohte, er wolle mir die Arbeit wegnehmen und ſie durch einen Andern endigen laſſen. Daran war denn doch das verdammte Blaſen Schuld; denn übrigens arbeitete ich Tag und Nacht mit dem größten Fleiße, ſo daß ich dem Biſchof das Gefäß wenigſtens zeigen konnte.

Aber ich hatte es darum nicht beſſer; denn nun ward erſt ſeine Luſt ſo groß, daß ich viel Unbequemlichkeit davon empfand. Nach drei Monaten war das Gefäß endlich fertig, mit ſo viel ſchönen Thieren, Laubwerk und Masken, als man ſich vorſtellen kann. Sogleich ſchickte ich es durch meinen Paulin zu Lucagnolo, dem der Knabe mit ſeiner gewöhnlichen Zierlichkeit ſagte: „Hier ſchickt Euch Benvenuto ſein Verſprechen und ſeine H****eien; er hofft von Euch bald auch Eure Lumpereien zu ſehen.“ Lucagnolo nahm das Gefäß in die Hand, und nachdem er es lang' genug betrachtet hatte, ſagte er zu Paulin: „Schöner Knabe, ſage Deinem Herrn, daß er ein trefflicher Mann iſt! Er ſoll mein Freund ſein und das Uebrige auf ſich beruhen laſſen.“ Der gute Knabe brachte mir freudig die Botſchaft; das Gefäß wurde zu Salamanka getragen, welcher verlangte, daß es geſchätzt werden ſollte. Lucagnolo kam dazu; ſeine Schätzung war ehrenvoll und ſein Lob weit größer, als ich's zu verdienen glaubte. Salamanka nahm das Gefäß und ſagte in ſpaniſcher Manier: „Bei Gott, er ſoll ſo lange auf die Zahlung warten, als er mich mit der Arbeit hat warten laſſen!“ Hierüber ward ich äußerſt verdrieß-

---

H****eien ꝛc. — Im Italieniſchen ſtehen die Worte in andrer Reihenfolge: „coglionario“ (Dummerl) und „bordelleria“.

Gefäß — Dieſe ausführlich beſprochene Arbeit iſt auch nicht erhalten. (Br.)

lich; ich verfluchte ganz Spanien und Jeden, der dem Volke wohlwollte.

Unter andern Zierrathen daran war ein Henkel, von einem Stücke, auf das Zarteſte gearbeitet, der durch Hilfe einer gewiſſen Stahlfeder gerade über der Oeffnung des Gefäßes gehalten wurde. Eines Tages zeigte der Biſchof mit großer Zufriedenheit einigen ſeiner Spanier dieſes Gefäß; einer der Edelleute mochte mit dem Henkel nicht auf das Feinſte umgegangen ſein, die zarte Feder konnte ſeiner bäueriſchen Gewalt nicht widerſtehen, und der Henkel brach ab. Der Biſchof war ſchon weggegangen, und der Edelmann, äußerſt erſchrocken, bat den Mundſchenken, er möchte doch geſchwind das Gefäß zum Meiſter tragen, damit es ſchnell wiederhergeſtellt würde, es möchte koſten, was es wollte. So kam mir dies Gefäß wieder in die Hände; ich verſprach, es ſchnell zu ergänzen, und that es auch; denn zu Mittag war es mir gebracht worden, und zwei Stunden vor Nacht hatte ich es ſchon fertig. Nun kam der Mundſchenk wieder, eilig und im Schweiß; denn der Herr hatte es nochmals verlangt, um es andern Gäſten zu zeigen. Der Mundſchenk ließ mich nicht zum Worte kommen und rief: „Nur ſchnell, ſchnell das Gefäß her!“ Ich, der ich keine Luſt hatte, es herauszugeben, ſagte nur: „Ich habe keine Eile.“

Er kam darüber in ſolche Wuth, daß er mit der einen Hand nach dem Degen griff und mit der andern gewaltſam in die Werkſtatt eindringen wollte. Ich widerſetzte mich ihm mit den Waffen in der Hand und ließ es an heftigen Reden nicht fehlen. „Ich geb' es nicht heraus,“ rief ich; „geh, ſage Deinem Herrn, daß ich Geld für meine Bemühung haben will, ehe es wieder aus meinem Laden kömmt.“ Da er ſah, daß ſein Drohen nichts half, bat er mich, wie man das heilige Kreuz anzurufen pflegt, und verſprach, wenn ich es herausgäbe, wollte er mir zu meiner Bezahlung verhelfen. Ich veränderte darum meinen Vorſatz nicht, und da ich ihm immer daſſelbe antwortete, verzweifelte er endlich und ſchwur, mit ſoviel Spaniern wiederzukommen, daß ſie mich in Stücken hauen ſollten, und ſo lief er fort. Da ich ſie nun wohl ſolcher Mordthat fähig hielt, ſetzte ich mir vor, mich lebhaft zu vertheidigen, nahm meine Jagdbüchſe zur Hand und dachte: „Wenn mir Jemand meine Sachen und meine Mühe rauben will, ſo kann ich ja wol das Leben daran wagen.“ Da ich ſo mit mir zu Rathe ging, erſchienen viele Spanier mit dem Haushofmeiſter, der auf ungeſtüm-ſpaniſche Weiſe befahl, ſie ſollten hineindringen. Darauf zeigte ich ihm die Mündung der Büchſe mit

geſpanntem Hahn und ſchrie mit lauter Stimme: „Nichtswürdige Verräther und Meuchelmörder, ſtürmt man ſo die Häuſer und Läden in Rom? So viel ſich von Euch Spitzbuben dieſer Thür nähern, ſo viel will ich mit der Büchſe todt hinſtrecken.“ Ich zielte ſogleich nach dem Haushofmeiſter und rief: „Du Erzſchelm, der Du ſie anſtifteſt, ſollſt mir zuerſt ſterben.“ Schnell gab er ſeinem Pferd die Sporen und floh mit verhängtem Zügel davon.

Ueber dieſen großen Lärm waren alle Nachbarn herausgekommen, und einige römiſche Edelleute, welche eben vorbeigingen, ſagten zu mir: „Schlag die Hunde nur todt! Wir wollen Dir helfen.“ Dieſe kräftigen Worte jagten meinen Gegnern große Furcht ein; ſie ſahen ſich genöthigt, zu fliehen und ihrem Herrn den Fall mit allen Umſtänden zu erzählen. Der ſtolze Mann machte ſeine Bedienten und Offizianten heftig herunter, theils weil ſie einen ſolchen Exzeß begangen, theils weil ſie den Handel, den ſie einmal angefangen hatten, nicht beſſer durchfechten.

Franz Penni, der in der ganzen Sache den Mittelsmann gemacht hatte, kam dazu, und Monſignor ſagte zu ihm, er könne mir nur melden, daß wenn ich ihm das Gefäß nicht geſchwind brächte, ſo ſollten meine Ohren das größte Stück ſein, das an mir bliebe; brächte ich das Gefäß gleich, ſo ſollte ich die Zahlung erhalten. Ich fürchtete mich keineswegs und ließ ihm wiſſen, daß ich die Sache gleich an den Papſt bringen würde.

Indeſſen waren wir Beide kälter geworden, einige römiſche Edelleute ſchlugen ſich ins Mittel und verbürgten ſich, daß er mich nicht beleidigen, vielmehr mir die Zahlung meiner Arbeit leiſten würde. Darauf machte ich mich auf den Weg in meinem Panzerhemde und mit einem großen Dolche; ſo kam ich in das Haus des Biſchofs, der ſein ganzes Geſinde hatte auftreten laſſen. Ich hatte meinen Paulin an der Seite, der das Gefäß trug, und es war, als wenn ich durch den Thierkreis zu gehen hätte; Einer ſah aus wie der Löwe, Einer wie der Skorpion, Andere glichen dem Krebs, bis wir endlich vor den Pfaffen ſelbſt kamen; der ſprudelte äußerſt pfäffiſche und überſpaniſche Worte hervor. Ich hub den Kopf nicht auf, ihn anzuſehen, und antwortete nicht; darüber wurde er noch giftiger, ließ ein Schreibzeug bringen und befahl mir, ich ſollte quittiren, daß ich bezahlt und mit ihm wohl zufrieden ſei. Darauf hub ich den Kopf und ſagte ihm, ich würde es gerne thun, wenn ich nur erſt mein Geld hätte. Der Biſchof exaltirte ſich noch mehr und fuhr fort, zu drohen und zu ſchreien; endlich zahlte man mir erſt das Geld, dann ſchrieb ich, und munter und zufrieden ging ich von dannen.

Papſt Klemens vernahm die Geſchichte und freute ſich ſehr daran. Man hatte ihm vorher das Gefäß, aber nicht als meine Arbeit gezeigt, und nun ſagte er öffentlich, daß er mir ſehr wohl wollte, ſo daß Monſignor Salamanka ſein übles Betragen bereute und, um mich wieder anzukörnen, mir durch Franz Penni ſagen ließ, daß er mir noch große Werke auftragen wolle. Ich antwortete, daß ich ſie gerne übernehmen würde, aber voraus die Bezahlung verlangte.

Auch dieſe Worte kamen zu den Ohren des Papſtes, der herzlich darüber lachte. Kardinal Cibo war eben gegenwärtig, dem der Papſt die Händel zwiſchen mir und Salamanka erzählte; dann wandte er ſich zu ſeinen Leuten und befahl, daß man mir immer ſollte für den Palaſt zu thun geben. Kardinal Cibo ſelbſt ſchickte zu mir, und nachdem er mir viel Angenehmes geſagt hatte, beſtellte er ein Gefäß, größer als das für Salamanka. So gaben mir auch die Kardinäle Cornaro und beſonders Ridolfi und Salviati Vieles zu verdienen.

Madonna Porzia Chigi trieb mich, daß ich ſelbſt eine Werkſtatt eröffnen ſollte; ich folgte ihr und fuhr fort, für dieſe treffliche Frau zu arbeiten, und vielleicht iſt ſie die Urſache, daß ich mich in der Welt als etwas gezeigt habe.

Ich gewann die Freundſchaft des Herrn Gabriel Cesarini, der Gonfaloniere von Rom war; für dieſen Herrn machte ich viele Werke, unter andern eine große Medaille von Gold, an einem Hute zu tragen. Darauf war Leda mit dem Schwane zu ſehen. Sehr zufrieden mit meiner Arbeit, wollte er ſie ſchätzen laſſen, um mich nach Verdienſt zu bezahlen. Sie war mit größter Sorgfalt gemacht, und die Meiſter ſchätzten ſie viel höher, als er geglaubt hatte. So behielt er meine Arbeit in der Hand und zauderte, mich zu bezahlen. Faſt wäre mir's damit wie mit dem Gefäße des Salamanka gegangen.

Cibo — Innocenz Cibo Malaſpina, Erzbiſchof von Genua, Schweſterſohn Leo's X. B.

Cornaro — Marco Cornaro, Sohn Georg's, des Bruders der Königin von Cypern, wurde 1492 Kardinal und darauf Biſchof von Padua, Verona und andern Bisthümern. B.

Ridolfi — Nicolo R., aus Florenz, war Nepote Leo's X.

Salviati — Sohn des S. 16, Z. 35, erwähnten Jakob Salviati.

Große Medaille von Gold — Als dieſes Werk gilt allgemein ein kleines Kunſtwerk des Antikenkabinets in Wien, ohne daß jedoch ein urkundlicher Beweis für die Aechtheit vorhanden wäre. Genaueres bei Brinckmann, S. 12.

Fünftes Kapitel.

Der Autor ſtudirt Händel und nimmt eine Aufforderung eines der Leute des Rienzo da Ceri an. — Er arbeitet große Kardinalsſiegel nach Art des Lautizio. — Die Peſt wüthet in Rom aus; während derſelben hält er ſich viel in den Ruinen auf und ſtudirt dort nach den architektoniſchen Zierrathen. — Geſchichte des Herrn Jakob Carpi, berühmten Wundarztes. Begebenheiten mit einigen Balen, welche Benvenuto gezeichnet. — Nachdem die Peſtilenz vorbei war, treten mehrere Künſtler zuſammen, Maler, Bildhauer und Goldſchmiede, ſich wöchentlich zu vergnügen. — Angenehme Beſchreibung eines dieſer Bankette, welches der Autor durch einen glücklichen Einfall verherrlicht.

Da ich mein Leben beſchreiben will, ſo muß ich andere Dinge, die ſich zwar nicht auf meine Profeſſion beziehen, doch im Vorbeigehen bemerken. Am Feſte unſers Patrons St. Johann aben viele Florentiner zuſammen, von verſchiedenen Profeſſionen, Maler, Bildhauer und Goldſchmiede; unter andern angeſehenen Leuten war Roſſo, der Maler, und Penni, Rafael's Schüler, dabei. Ich hatte ſie eigentlich zuſammengebracht. Sie lachten und ſcherzten, wie es geſchieht, wenn viele Männer beiſammen ſind, die ſich eines gemeinſamen Feſtes erfreuen. Zufällig ging ein tollköpfiger junger Menſch vorbei, der Travaccio hieß und Soldat unter Rienzo da Ceri war. Da er uns ſo luſtig hörte, ſpottete er auf eine unanſtändige Weiſe über die Florentiniſche Nation. Ich hielt mich für den Anführer ſo vieler geſchickten und braven Leute und konnte das nicht hingehen laſſen; ſtill und ohne daß es Jemand bemerkte, erreichte ich ihn noch; er ging mit ſeiner Liebſten, und um ſie zum Lachen zu bringen, ſetzte er ſein albernes Geſchwätze fort. Ich ſtellte ihn zur Rede und fragte ihn, ob er der Freche ſei, der ſchlecht von der Florentiniſchen Nation ſpreche. Er antwortete ſchnell: „Ich bin's!" Drauf ſchlug ich ihn ins Geſicht und ſagte: „Das bin ich!" und ſogleich waren unſere Degen gezogen. Aber kaum war der Handel begonnen, als ſich Viele dazwiſchen legten und, da ſie die Sache vernahmen, mir Recht gaben.

Den andern Tag wurde mir eine Aufforderung von ihm zugeſtellt; ich nahm ſie freudig an und ſagte, damit wollte ich wol eher als mit einem Werke meiner andern Kunſt fertig werden. Sogleich ging ich zu einem Alten, der Bevilacqua hieß; er hatte den Ruf, der erſte Degen von Italien geweſen zu ſein; denn er hatte ſich wol zwanzigmal geſchlagen und war immer mit Ehren aus der Sache geſchieden. Dieſer brave Mann hatte

viel Freundschaft für mich; er kannte mich und mein Talent in der Kunst und hatte mir schon bei fürchterlichen Händeln beigestanden. Er pflegte zu sagen: „Mein Benvenuto, wenn Du mit dem Kriegsgott zu thun hättest, so bin ich gewiß, Du würdest mit Ehren bestehen; denn so viel Jahre ich Dich kenne, habe ich Dich noch keinen ungerechten Handel anfangen sehen.“ So nahm er Theil an meinen Unternehmungen und führte uns auf den Platz, wo wir, doch ohne Blutvergießen, mit Ehren den Streit endigten. Ich übergehe viele schöne Geschichten dieser Art, um von meiner Kunst zu reden, um derentwillen ich eigentlich schreibe, und ich werde darin nur zu viel zu sagen haben.

Man weiß, wie ich mit einem löblichen Wetteifer die Art und Kunst des Lucagnolo zu übertreffen suchte und dabei die Geschäfte eines Juweliers nicht versäumte; ebenso bemühte ich mich, die Geschicklichkeiten anderer Künstler nachzuahmen. Es war zur selbigen Zeit in Rom ein trefflicher Peruginer, mit Namen Lautizio, der nur eine Profession trieb, in dieser aber auch einzig war. Es ist gewöhnlich, daß in Rom jeder Kardinal sein Wappen im Siegel führt. Diese Siegel sind groß wie die ganze Hand eines zehnjährigen Knaben, und da in dem Wappen viele Figuren vorkommen, so bezahlt man für ein solches hundert und mehr Scudi. Auch diesem braven Manne wünschte ich nachzueifern, obgleich seine Kunst sehr von den Künsten entfernt war, die ein Goldschmied auszuüben hat; auch verstand Lautizio nichts zu machen als nur diese Siegel. Ich aber befleißigte mich nebst andern Arbeiten auch dieses, und so schwer ich sie auch fand, ließ ich doch nicht nach, weil ich zu lernen und zu verdienen geneigt war.

Dann befand sich in Rom ein andrer trefflicher Künstler, von Mailand gebürtig, mit Namen Caradosso; er arbeitete blos

---

Lautizio — Ueber die Methode dieses Künstlers spricht Cellini ausführlich in den „Trattati“. S. 99 ff. Ebendaselbst beschreibt er zwei Siegel, die er selbst, das eine für den Kardinal von Mantua, den Bruder des Herzogs von Mantua, das zweite für den Kardinal von Ferrara, Bruder des Herzogs von Ferrara, gemacht habe. Auf dem ersten war die Himmelfahrt Mariä mit den zwölf Aposteln; das zweite war in zwei Hälften getheilt, auf deren einer der heilige Ambrosius hoch zu Pferde mit einer Peitsche in der Hand, die Arianer vor sich vertreibend, dargestellt war, auf der andern Johannes der Täufer als Prediger in der Wüste.

Caradosso — Dies war der in Folge eines Scherzes entstandene Beiname des Ambrogio Foppa, der zu dieser Zeit etwa 80 Jahre alt und schon unter dem Papste Julius II. (1503—1513) nach Rom gekommen war. Ueber seine Arbeiten als Goldschmied in Email, Niello, Minuterie und seine Münzstempel s. die „Trattati“ an verschiedenen Stellen.

getriebene Medaillen von Metallblech und andere Dinge dieſer Art. Er machte einige Friedensbilder in halberhobener Arbeit, auch Kruzifixe, einen Palm groß, von dem zarteſten Goldblech, auf das Vortrefflichſte gearbeitet, und ich wünſchte ihn mehr als Jemanden zu erreichen. Ueberdies fanden ſich andere Meiſter, welche Stahlſtempel, wodurch man die ſchönen Münzen hervorbringt, verfertigten. Alle dieſe verſchiedenen Arbeiten übernahm ich und ſuchte ſie unermüdet zur Vollkommenheit zu bringen. Die ſchöne Kunſt des Emaillirens ließ ich mir gleichfalls angelegen ſein und nahm mir darin einen unſerer Florentiner, der Amerigo hieß, den ich niemals perſönlich gekannt hatte, zum Vorbild. Niemand hat ſich, daß ich wüßte, ſeiner göttlichen Arbeit genähert. Auch dieſe ſchweren Bemühungen legte ich mir auf, wo man ſein Werk und die Frucht ſeines Fleißes zuletzt dem Feuer überlaſſen muß, das Alles wieder verderben kann; aber die Freude, die ich daran hatte, machte, daß ich die großen Schwierigkeiten für ein Ausruhen anſah. Denn Gott und die Natur haben mir die glücklichſte Gabe, eine ſo gute und wohl proportionirte Komplexion gegeben, daß ich damit frei Alles, was mir in den Sinn kam, ausrichten konnte. Was ich in dieſen ſo ganz verſchiedenen Profeſſionen geleiſtet habe, werde ich an ſeinem Orte anzeigen.

Zu dieſer Zeit, ich war ungefähr dreiundzwanzig Jahr alt, wüthete in Rom eine peſtilenzialiſche Krankheit; viele Tauſende ſtarben jeden Tag, und dadurch geſchreckt, gewöhnte ich mich zu einer gewiſſen Lebensart, die ich gemüthlich fand, und zwar durch folgenden Anlaß. An Feſttagen ging ich gewöhnlich nach Alterthümern aus und ſtudirte nach ihnen, entweder in Wachs oder mit Zeichnen. Weil ſich nun viele ſchöne Sachen in den Ruinen finden und dabei viele Tauben niſten, fand ich Vergnügen, meine Büchſe gegen ſie zu brauchen. Nun gab ich öfters aus Furcht vor der Peſt und um allen menſchlichen Umgang zu fliehen, meinem Paulin das Gewehr auf die Schulter. Wir gingen allein nach jenen Alterthümern aus und kamen gewöhnlich mit einer großen Beute nach Hauſe. Ich lud immer nur eine Kugel in das Gewehr, und es vergnügte mich, durch Kunſt und Geſchicklichkeit große Jagd zu machen. Ich hatte mir ſelbſt meine Büchſe eingerichtet, ſie war von außen und innen ſpiegelglatt; dazu machte

---

Palm — eine Spanne (palmo).

Amerigo — In dem „Trattati" (S. 46) nennt Cellini ihn den ausgezeichnetſten Email-Künſtler, der je gelebt, und erwähnt, daß er die Entwürfe des Antonio bei Pollaiuolo ausgearbeitet habe.

ich mir selbst das feinste Schießpulver, wobei ich Geheimnisse fand, die noch Niemand entdeckt hatte; ich will nur diesen Wink geben, daß ich mit dem fünften Theil des Gewichts der Kugel von meinem Pulver auf zweihundert Schritte einen weißen Punkt traf, worüber sich Die, welche das Handwerk verstehen, gewiß verwundern werden.

So ein großes Vergnügen fand ich an dieser Uebung, daß sie mich manchmal von meiner Kunst und von meinen Studien zu entfernen schien; allein ich zog von der andern Seite daraus wieder großen Vortheil; denn ich verbesserte dadurch meine Lebenskräfte, und die Luft war mir sehr heilsam, da ich von Natur zur Melancholie geneigt bin. Dieses Vergnügen erfreute mir gleich das Herz, ich ward geschickter zur Arbeit, und mein Talent zeigte sich mehr, als wenn ich immer bei meinen Studien und Uebungen blieb, so daß mir am Ende meine Büchse mehr zum Vortheil als zum Nachtheil gereichte.

Bei dieser Gelegenheit hatte ich auch die Bekanntschaft mit Antiquitätensuchern gemacht, die den lombardischen Bauern aufpaßten, welche zu bestimmten Zeiten nach Rom kamen, um die Weinberge zu bearbeiten, und im Umwenden des Erdreichs immer alte Medaillen, Achate, Prasem, Karneole und Kameen fanden; manchmal hatten sie sogar das Glück, Edelsteine, zum Beispiel Smaragde, Sapphire, Diamanten und Rubinen auszugraben. Jene Aufsucher kauften gewöhnlich solche Dinge von den Bauern für geringes Geld, und indem ich sie öfters auf der Stelle antraf, zahlte ich ihnen wol so viele Goldgulden, als sie Julier gegeben hätten. Ich verhandelte diese Dinge wieder, und ob ich dabei gleich wieder Zehen für Eins gewann, so machte ich mir doch dadurch fast alle Kardinäle zu Freunden.

Um nur von den seltensten Stücken zu reden, die mir in die Hand fielen, nenne ich den Kopf eines Delphins, groß wie eine mäßige Bohne in dem schön gefärbtesten Smaragd, einen Minervenkopf in Topas, einer starken Nuß groß, einen Kamee mit

---

Einen weißen Punkt — „in punto bianco." Bianchi macht dazu die Bemerkung, dies bedeute „al piano dell' orizonte."

Prasem — „Prasmo" ist eine Art dunkelgrüner Edelstein (Bianchi), mit lauchgrüner Hornblende durchwebter Quarz (Oken); griechisch πρασινος λιθος = Smaragd.

Goldgulden — Ausdruck Goethe's für scudo d'oro, während der „Julier" (giulio) gleichbedeutend mit „paolo" ist. Das Verhältniß des Werthes beider Münzen zu einander ist etwa 10 zu 1.

Einer starken Nuß groß — Den der älteren Sprache eigenthümlichen Genitiv bei „groß" hat Goethe auch sonst, z. B. Werke. III. S. 188. 3. 22.

Herkules und Cerberus, ein Werk, das unſer großer Michelagnolo höchlich bewunderte. Unter vielen Münzen erbeilt ich einen Jupitersкopf von der größten Schönheit, und auf der andern Seite waren einige gleich treffliche Figuren gebildet.

Daß ich hier noch eine Geſchichte erzähle, die früher vorfiel! Es kam ein großer Chirurgus nach Rom, der Meiſter Jakob da Carpi hieß; dieſer treffliche Mann kurirte unter andern beſonders desperate franzöſiſche Uebel; er verſtand ſich ſehr auf Zeichnung, und da er eines Tags vor meiner Werkſtatt vorbeiging, ſah er zufälligerweiſe einige Handriſſe, worunter ſich wunderliche Vaſen befanden, die ich zu meinem Vergnügen erfunden hatte; ſie waren ganz verſchieden von Allem, was bis dahin geſehen worden war. Meiſter Jakob verlangte, ich ſollte ſie ihm von Silber machen, welches ich äußerſt gern that, weil ich dabei meinen Grillen folgen konnte. Er bezahlte mir ſie gut; aber hundertfach war die Ehre, die ſie mir verſchafften. Denn die Goldſchmiede lobten die Arbeit über die Maaßen, und ich hatte ſie nicht ſo bald ihrem Herrn übergeben, als er ſie dem Papſt zeigte und den andern Tag vereiſte. Er war ſehr gelehrt und ſprach zum Erſtaunen über die Medizin; der Papſt verlangte, er ſollte in ſeinen Dienſten bleiben; aber er ſagte, er wolle in keines Menſchen Dienſte treten, und wer ihn nöthig hätte, ſollte ihn aufſuchen. Es war ein verſchlagner Mann, und er that wohl, von Rom wegzugehn; denn wenige Monate darauf befanden ſich Alle, die er kurirt hatte, viel ſchlimmer als vorher; ſie hätten ihn umgebracht, wenn er geblieben wäre.

Er zeigte meine Gefäße dem Herzog von Ferrara und vielen andern Herren, auch unſerm durchlauchtigſten Herzog, und ſagte, er habe ſie von einem großen Herrn in Rom erhalten, den er nur unter der Bedingung, daß er ihm dieſe Gefäße abträte, habe kuriren wollen; der Herr habe ſich ſehr geweigert, ihm verſichert, daß ſie antik ſeien, und ihn gebeten, er möchte lieber alles Andere verlangen; er aber ſei darauf beſtanden und habe die Kur nicht eher begonnen, als bis er die Gefäße erhalten.

Dieſes erzählte mir Alberto Bendidio, der mir mit großen Umſtänden einige Kopien wies, die in Ferrara in Thon gemacht worden waren. Ich lachte und ſagte nichts weiter. Der ſtolze

---

Viel ſchlimmer als vorher — Bianchi nimmt den Giacomo Berengario da Carpi gegen den Vorwurf der Charlatanerie in Schutz; er war der Erſte, der gegen die bezeichneten Uebel Queckſilberkuren in Anwendung brachte.

Herzog von Ferrara — Alfons I. aus dem Hauſe Eſte, Großvater des auch aus Goethe's Taſſo bekannten Alfons II.

Mann erzürnte sich und rief: „Du lachst, und ich sage Dir, seit tausend Jahren ist Keiner geboren, der sie nur zeichnen könnte.“ Ich war still, um ihnen den großen Ruf nicht zu rauben, und schien sie selbst zu bewundern.

Viele Herren in Rom und darunter auch einige meiner Freunde sprachen mit Verwunderung von diesen Arbeiten, die sie selbst für alt hielten; ich konnte meinen Stolz nicht bergen und behauptete, daß ich sie gemacht habe; man wollte es nicht glauben, und zum Beweis machte ich neue Zeichnungen; denn die alten hatte Meister Jakob klüglich mitgenommen.

Die Pest war vorüber, und ich hatte mich glücklich durchgebracht; aber viele meiner Gesellen waren gestorben. Man suchte sich wieder auf und umarmte freudig und getröstet Diejenigen, die man lebend antraf. Daraus entstand in Rom eine Gesellschaft der besten Maler, Bildhauer und Goldschmiede, die ein Bildhauer von Siena, Namens Michelagnolo, stiftete; er durfte in seiner Kunst sich neben jedem Andern zeigen, und man konnte dabei keinen gefälligern und lustigern Mann finden. Er war der Aelteste in der Gesellschaft, aber der Jüngste nach der Gesundheit seines Körpers; wir kamen wöchentlich wenigstens zweimal zusammen; Julius Romano und Franziskus Penni waren von den Unsern.

Schon hatten wir uns öfters versammelt, als es unserm guten Anführer beliebte, uns auf den nächsten Sonntag bei sich zu Tische zu laden; Jeder sollte sich seine Krähe mitbringen, — das war der Name, den er unsern Mädchen gegeben hatte, — und wer sie nicht mitbrächte, sollte zur Strafe die ganze Gesellschaft zunächst zu Tische laden. Wer nun von uns mit solchen Mädchen keinen Umgang hatte, mußte mit großen Kosten und Anstalten eine für den Tag sich aufsuchen, um nicht beschämt bei dem herrlichen Gastmahl zu erscheinen. Ich dachte wunder, wie gut versehen ich wäre; denn ein sehr schönes Mädchen, mit Namen Pantasilea, war sterblich in mich verliebt; ich fand mich aber genöthigt, sie meinem besten Freunde Bachiacca zu überlassen, der gleichfalls heftig in sie

---

Romano — der berühmte Maler und Baukünstler (1492—1546), den Cellini später noch in Mantua aufsuchte. Auch in dem „Trattati“ wird seiner erwähnt.

Krähe — „cornacchia“; in der ersten Bearbeitung in den „Horen“ hatte Goethe den Ausdruck „Elster“ gewählt.

Bachiacca — Beiname; Cellini's Freund hieß Francesco d'Ubertino Verdi. (D.)

— Einst mit heißestem Verlangen
So erwartet wie empfangen —
Zu der Brust, der sie entquollen,
Diese Blätter wandern sollen;
Immer liebevoll bereit,
Zeugen allerschönster Zeit.

In das Stammbuch der Fräulein Melanie von Spiegel.*)

Weimar, am längsten Tage 1831.

Würd' ein künstlerisch Bemühen
Rosenbüsche, wie sie blühen,
Rosenkrone, wie sie leuchtet,
Hell vom Morgenthau befeuchtet,
Diesen Blättern anvertrauen,
Würdest Du Dein Bildniß schauen.
Wie's der Sommergarten beut,
Bleibt's in unsrer Brust geprägt.

In das Stammbuch des Professor Döbler.**)

Juli 1831.

Was braucht es ein Diplom besiegelt?
Unmögliches hast Du uns vorgespiegelt.

Bei Uebersendung einer Artischocke.***)

Den 11. August 1831.

Gegen Früchte aller Arten
Saftig-süßen, schmecklich-zarten,
Aus gepflegtestem Revier
Send' ich starre Disteln Dir.

---

*) Vgl. „Thusk" II, Nr. 7, S. 28, 1831, Chamisso's „Musen-Almanach a. d. J. 1833" und Nachgel. W. 1839. — Die Angeredete war eine der durch Schönheit und Liebenswürdigkeit ausgezeichneten Töchter der Bd. II, S. 448 Anm. Aufg. genannten Frau von Spiegel, nach Behse „klein, aber pikant und liebenswürdig." Die schönere, Melanie, wurde nach Demselben an den württembergischen Hofmarschall von Seckendorf verheirathet. — E.

**) Die Verse, bisher ungedruckt, befinden sich unter dem Porträt des Prestidigitateurs Ludwig Döbler (bei Kuhe in Berlin 1832) im Facsimile des Dichters. (L. Hirzel's N. Verz. S. 24. — E.

***) Vgl. „Weimarisches Jahrbuch für deutsche Sprache" V, 198, 1857. — An wen dies Gedicht gerichtet ist, scheint bis jetzt nicht ermittelt zu sein.

verliebt war; darüber gab es einigen Verdruß; denn das Mädchen, als ſie ſah, daß ich ſie ſo leicht abtrat, glaubte, daß ich ihre große Liebe ſchlecht zu ſchätzen wiſſe; darüber entſtand mir ein böſer Handel in der Folge, deſſen ich an ſeinem Ort gedenken will.

Schon nahte ſich die Stunde, da Jeder mit ſeiner Krähe in die treffliche Geſellſchaft kommen ſollte. Bei einem ſolchen Spaße mich auszuſchließen, hielt ich für unſchicklich, und dann hatte ich wieder Bedenken, unter meinem Schutz und Anſehn irgend einen ſchlechten, gerupften Vogel einzuführen. Alsbald fiel mir ein Scherz ein, durch den ich die Freude zu vermehren gedachte. So entſchloſſen, rief ich einen Knaben von ſechzehn Jahren, der neben mir wohnte, den Sohn eines ſpaniſchen Meſſingarbeiters; er hieß Diego, ſtudirte fleißig Latein, war ſchön von Figur und hatte die beſte Geſichtsfarbe. Der Schnitt ſeines Geſichts war viel ſchöner als des alten Antinous; ich hatte ihn oft gezeichnet und in meinen Werken große Ehre dadurch eingelegt; er ging mit Niemand um, ſo daß man ihn nicht kannte, war gewöhnlich ſehr ſchlecht gekleidet und nur in ſeine Studien verliebt; ich rief ihn in meine Wohnung und bat ihn, daß er die Frauenkleider anlegen möchte, die er daſelbſt vorfand. Er war willig, zog ſich ſchnell an, und ich ſuchte mit allerlei Schmuck ſein reizendes Geſicht zu verſchönern; ich legte ihm zwei Ringe mit großen ſchönen Perlen an die Ohren; die Ringe waren offen und klemmten das Läppchen, ſo als wenn es durchſtochen wäre, dann ſchmückte ich ſeinen Hals mit goldnen Ketten und andern Edelſteinen, auch ſeine Finger ſteckte ich voll Ringe, nahm ihn dann freundlich beim Ohr und zog ihn vor meinen großen Spiegel; er erſtaunte über ſich ſelbſt und ſagte mit Zufriedenheit: „Iſt's möglich? Das wäre Diego?"

„Ja," verſetzte ich, „das iſt Diego, von dem ich niemals eine Gefälligkeit verlangt habe; nur gegenwärtig bitt' ich ihn, daß er mir den Gefallen thue, mit dieſen Kleidern zu jener vortrefflichen Geſellſchaft zu Tiſche zu kommen, von der ich ihm ſo oft erzählt habe." Der ehrbare, tugendſame und kluge Knabe ſchlug die Augen nieder und blieb eine Weile ſtille; dann hub er auf einmal ſein himmliſches Geſicht auf und ſagte: „Mit Benvenuto komme ich! Laß uns gehen!" Darauf ſchlug ich ihm ein großes ſeidnes Tuch über den Kopf, wie die Römerinnen im Sommer tragen.

Als wir an dem Platz ankamen, waren ſchon Alle beiſammen

Antinous — der durch ſeine Schönheit berühmte Günſtling des Kaiſers Hadrian.

und gingen mir sämmtlich entgegen. Michelagnolo von Siena, zwischen Julius Roman und Penni, nahm den Schleier meiner schönen Figur ab, und wie er der allerlustigste und launigste Mann von der Welt war, faßte er seine Freunde zu beiden Seiten an und nöthigte sie, sich so tief als möglich auf die Erde zu bücken. Er selbst fiel auf die Knie, flehte um Barmherzigkeit, rief Alle zusammen und sagte: „Sehet nur, so sehen die Engel im Paradiese aus! Man sagt immer nur Engel; aber da sehet Ihr, daß es auch Engelinnen giebt.“ Dann mit erhobener Stimme sprach er: „O schöner Engel, o würdiger Engel, beglücke mich, segne mich!“ Darauf erhub die angenehme Kreatur lächelnd ihre Hand und gab ihm den päpstlichen Segen. Michelagnolo erhub sich und sagte, dem Papst küsse man die Füße, den Engeln die Wangen, und so that er auch. Der Knabe ward über und über roth, und seine Schönheit erhöhte sich außerordentlich.

Als wir uns weiter umsahen, fanden wir in dem Zimmer viele Sonnette angeschlagen, die Jeder von uns gemacht und dem Michelagnolo zugeschickt hatte. Das schöne Kind fing an sie zu lesen und las sie alle mit so viel Ausdruck, daß Jedermann erstaunen mußte. Auf diese Weise wurde viel gesprochen, und Jeder zeigte seine Verwunderung, davon ich nur die Worte des berühmten Julius erwähnen will. Nachdem er alle die Anwesenden und besonders die Frauen angesehen hatte, sagte er: „Lieber Michelagnolo, wenn Ihr die Mädchen Krähen benennt, so habt Ihr diesmal doppelt Recht; denn sie nehmen sich noch schlimmer aus als Krähen neben dem schönen Pfau.“

Die Speisen waren aufgetragen, und Julius erbat sich die Erlaubniß, uns die Plätze anzuweisen; als es ihm gestattet war, nahm er die Mädchen bei der Hand und ließ sie alle an einer Seite und die meinige in der Mitte niedersitzen, alsdann die Männer an der andern Seite und mich in der Mitte, mit dem Ausdruck, daß ich diese Ehre wol verdiente. Im Rücken unserer Frauenzimmer war eine Wand von natürlichen Jasminen, worauf sich die Gestalten, und besonders meiner Schönen, über alle Begriffe herrlich ausnahmen, und so genossen wir eines Gastmahls, das mit Ueberfluß und Zierlichkeit bereitet war. Gegen Ende des Tisches kamen einige Singstimmen zugleich mit einigen Instrumenten, und da sie ihre Notenbücher bei sich hatten,

---

O schöner Engel — Im Italienischen sind die Worte gereimt:
O Angiol bella, o Angiol degna.
Tu mi salva, e tu mi segna.

verlangte meine schöne Figur, gleichfalls mitzusingen. Sie leistete so viel mehr als die Andern, daß Julius und Michelagnolo nicht mehr wie vorher munter und angenehm scherzten, sondern ernsthaft wichtige und tiefsinnige Betrachtungen anstellten.

Darauf fing ein gewisser Aurelius von Ascoli, der sehr glücklich aus dem Stegreif sang, mit göttlichen und herrlichen Worten an, die Frauenzimmer zu loben. Indessen hörten die beiden Frauen, die meine schöne Figur in der Mitte hatten, nicht auf zu schwätzen. Die eine erzählte, wie es ihr übel ergangen, und die andere fragte mein Geschöpfchen, wie sie sich geholfen hätte, wer ihre Freunde wären, wie lange sie sich in Rom befände, und andere Dinge der Art. Indessen hatte Pantasilea, meine Liebste, aus Neid und Verdruß auch allerlei Händel erregt, die ich der Kürze willen übergehe. Endlich wurden meiner schönen Figur, welche den Namen Pomona führte, die abgeschmackten Zudringlichkeiten zur Last, und sie drehte sich verlegen bald auf die eine, bald auf die andere Seite. Da fragte das Mädchen, das Julius mitgebracht hatte, ob sie sich übel befinde. Mit einigem Mißbehagen sagte meine Schönheit „ja!" und setzte hinzu, sie glaube seit einigen Monaten guter Hoffnung zu sein, und fürchte ohnmächtig zu werden. Sogleich hatten ihre beiden Nachbarinnen Mitleid mit ihr und wollten ihr Luft machen; da ergab sich's, daß es ein Knabe war; sie schrien, schalten und standen vom Tische auf. Da erhob sich ein lauter Lärm und ein unbändiges Gelächter. Michelagnolo verlangte die Erlaubniß, mich bestrafen zu dürfen, und erhielt sie unter großem Geschrei. „Er soll leben," rief der Alte aus, „wir sind ihm Dank schuldig, daß er durch diesen Scherz unser Fest vollkommen gemacht hat." So endigte sich dieser Tag, von dem wir Alle vergnügt nach Hause kehrten.

Sechstes Kapitel.

Der Autor ahmt türkische, mit Silber damaszirte Dolche nach. — Ableitung des Wortes „Grotteske", von Zierrathen gebraucht. — Des Autors Fleiß an Medaillen und Ringen. — Seine Wohlthaten an Ludwig Pulci werden mit Undank belohnt. Leidenschaft des Pulci zu Pantasilea und tragisches Ende desselben. — Kühnes Betragen des Autors, der die Verliebten und ihr bewaffnetes Geleit angreift. — Der Autor entkommt und versöhnt sich mit Benvenuto von Perugia.

Wollte ich umständlich beschreiben, wie vielfach die Werke waren, welche ich für mehrere Personen vollendete, so hätte ich

genug zu erzählen; gegenwärtig iſt aber nur ſo viel nothwendig zu ſagen, daß ich mich mit Sorgfalt und Fleiß in allen den verſchiedenen Künſten zu üben ſuchte, von denen ich oben geſprochen habe. Ich fuhr beſtändig fort, Mancherlei zu unternehmen, und weil ich meiner merkwürdigſten Arbeiten zu erwähnen gedenke, ſo ſoll es von Zeit zu Zeit am gehörigen Orte und zwar bald geſchehen.

Obgedachter Michelagnolo von Siena, der Bildhauer, verfertigte zu ſelbiger Zeit das Grabmal des letztverſtorbenen Papſtes Hadrian; Julius Romano, der Maler, war in des Marcheſe von Mantua Dienſte getreten, und die andern Freunde begaben ſich nach und nach, dieſer da-, der andere dorthin, je nachdem er zu thun hatte, ſo daß jene treffliche Geſellſchaft faſt ganz aus einander ging.

Zu der Zeit kamen mir einige kleine türkiſche Dolche in die Hände, wovon ſowol Griff und Scheide als auch die Klinge von Eiſen war; zugleich fand ſich auf dieſem Gewehr das ſchönſte Blätterwerk nach türkiſcher Art eingegraben und auf das Zierlichſte mit Gold ausgelegt. Eine ſolche Arbeit reizte mich gewaltig, auch in dieſer Profeſſion etwas zu leiſten, die doch ſo verſchieden von meinen übrigen war; und als ich ſah, daß ſie mir aufs Beſte gelang, fuhr ich fort, mehrere dergleichen Gewehre zu machen, welche ſchöner und dauerhafter als die türkiſchen ſelbſt ausfielen, und zwar wegen verſchiedener Urſachen. Erſtlich, weil ich in meinem Stahl die Figuren tiefer untergrub, als es die türkiſchen Arbeiter zu thun pflegen; zweitens, weil jenes türkiſche Laubwerk eigentlich nur aus Arumsblättern mit einigen ägyptiſchen Blümchen beſteht, die, ob ſie gleich etwas Weniges Grazie haben, dennoch auf die Dauer nicht wie unſer Laubwerk gefallen.

Denn wir haben in Italien gar verſchiedene Arten, und die Künſtler ſelbſt arbeiten verſchieden. So ahmen die Lombarden

---

Letztverſtorbenen Papſtes — Hadrian VI., der Nachfolger Leo's X., war am 14. September 1523 geſtorben.

Mantua — Federigo Gonzaga, der 1530 vom Kaiſer Karl V. zum Herzog erhoben wurde.

Arumsblätter — auch Aronsblätter genannt (gichoro), nach Bianchi eine Pflanze mit glatten Blättern mit weißen und ſchwärzlichen Flecken und leyhaft rothen Beeren.

Mit einigen ägyptiſchen Blümchen — In Goethe's Text ſteht „con alcuni fiorellini di Echizia"; bei Bianchi „di elizia". Das letztere iſt nur ein andrer Name für die Sonnenblume, „girasole", und Aegypten heißt „Egitto".

den Epheu und wilden Wein nach, deren schöne Ranken sehr angenehm zu sehen sind; die Florentiner und Römer dagegen haben mit noch weit mehr Geschmack gewählt; denn sie bilden den Akanth mit seinen Blättern und Blumen, die sich auf verschiedene Weise herumschlingen, und zwischen gedachten Blättern werden gewisse Vögel und verschiedene Thiere angebracht, worauf man erst sehen kann, wer guten Geschmack habe. Manches kann man auch von der Natur und den wilden Blumen lernen, zum Beispiel von denen, die man Löwenmäuler nennt, und was dergleichen mehr sein mag, da denn die trefflichen Goldschmiede ihre eigenen Erfindungen hinzufügen.

Solche Arbeiten werden von den Unkundigen „Grotteske" genannt, welche Benennung sich von den Neueren herschreibt, indem die aufmerksamen Künstler in Rom in manchen unterirdischen Höhlen dergleichen Zierrathen fanden; weil diese Orte ehemals als Zimmer, Stuben, Studien, Säle und sonst gebraucht wurden, nun aber, da durch den Ruin so großer Gebäude jene Theile in die Tiefe gekommen sind, gleichsam Höhlen zu sein scheinen, welche in Rom Grotten genannt werden; daher denn, wie gesagt, der Name Grotteske sich ableitet. Die Benennung aber ist nicht eigentlich. Denn wie die Alten sich vergnügten, Monstra zusammenzusetzen, indem sie die Gestalten der Ziegen, Kühe und Stuten verbanden, so sollten auch diese Verbindungen verschiedener Pflanzen- und Blätterarten Monstra und nicht Grotesken genannt werden. Auf diese Weise machte ich solche wunderſam zusammengesetzte Blätter, die viel schöner als die türkischen anzusehen waren.

Auch begab sich's, daß in dieser Zeit in einigen alten Grabturnen unter der Asche gewisse eiserne Ringe gefunden wurden, von den Alten schön mit Gold eingelegt. In jedem war ein kleiner Onyx gefaßt. Die Gelehrten, die darüber Untersuchungen anstellten, behaupteten, daß man diese Ringe getragen habe, um in allen seltsamen Fällen des Lebens, sowol glücklichen als unglücklichen, bei gesetztem Gemüthe zu bleiben. Darauf machte ich verschiedene solche Ringe auf Verlangen einiger Herren, die meine

---

Akanth — ἄκανθος, eine schon auf antiken Kunstdenkmälern, besonders auf Säulenkaufen nachgebildete Pflanze.

Löwenmäuler — wörtliche Uebersetzung von „bocche di leone", aber schwerlich mit unserer ebenso genannten Pflanze übereinstimmend.

Onyx — Auch im Orient wurde dem Onyx die hier angegebene Bedeutung zugeschrieben. Vgl. Werke, IV. G. d. J. 11—17.

großen Freunde waren. Ich nahm dazu den reinsten Stahl und grub und legte die Zierrathen mit großer Sorgfalt ein; sie sahen sehr gut aus, und ich erhielt manchmal mehr als vierzig Scudi, bloß für meine Arbeit.

Ferner bediente man sich zu jener Zeit goldener Medaillen, worauf ein jeder Herr und Edelmann irgend eine Grille oder Unternehmung vorstellen ließ und sie an der Mütze trug. Dergleichen machte ich viele, ob es gleich eine sehr schwere Arbeit war. Bisher hatte sie der große geschickte Meister Caradosso, den ich schon genannt habe, verfertigt, und da gewöhnlich mehr als eine Figur darauf bestellt wurde, verlangte er nicht weniger als hundert Goldgulden. Nun empfahl ich mich gedachten Herren, nicht weil Jener so theuer, sondern weil er so langsam war, und arbeitete für sie unter andern eine Medaille mit ihm um die Wette, worauf vier Figuren zu sehen waren, an welche ich großen Fleiß wendete.

Als die Herren beide Arbeiten verglichen, gaben sie meiner den Vorzug und behaupteten, sie sei schöner und besser als die andere, verlangten den Preis zu wissen und sagten, weil ich ihnen so sehr Genüge geleistet habe, so wünschten sie auch mir ein Gleiches zu thun. Darauf antwortete ich, die größte Belohnung, nach der ich am Meisten gestrebt habe, sei, die Kunst eines so vortrefflichen Mannes zu erreichen, und wenn mir nach dem Urtheil der Herren diese Absicht geglückt sei, so fände ich mich überflüssig bezahlt. Als ich darauf sortging, schickten sie mir ein so freigebiges Geschenk nach, daß ich sehr zufrieden sein konnte und meine Lust zu arbeiten dergestalt zunahm, daß die Folgen daraus entstanden, die man künftig vernehmen wird.

Nun muß ich mich aber ein Weniz von meiner Profession entfernen, um einige unangenehme Zufälle meines mühseligen Lebens zu erzählen.

Man wird sich erinnern, daß ich oben, indem ich von jener trefflichen Gesellschaft und von den anmuthigen Scherzen sprach, die bei Gelegenheit des verkleideten Knaben vorgekommen waren, auch einer Pantasilea gedachte, die erst eine falsche und beschwerliche Liebe zu mir zeigte, nun aber auf mich äußerst erzürnt war, weil sie glaubte, daß ich sie damals höchlich beleidigt habe. Sie hatte geschworen, sich zu rächen, und fand dazu Gelegenheit. Da ich denn beschreiben will, wie sich mein Leben in der größten Gefahr befand, und zwar verhielt es sich damit folgendermaßen.

Als ich nach Rom kam, fand ich daselbst einen jungen Menschen, der Ludwig Pulci hieß, Sohn desjenigen Pulci, dem man

den Kopf abſchlug, weil er ſich ſeiner eignen Tochter nicht enthielt. Dieſer junge Menſch hatte einen trefflichen poetiſchen Geiſt, ſchöne Kenntniſſe der lateiniſchen Literatur, ſchrieb ſehr gut und war über die Maaßen ſchön und anmuthig. Er hatte ſich, ich weiß nicht von welchem Biſchof getrennt und ſtak tief in den franzöſiſchen Uebeln. Meine Bekanntſchaft mit ihm ſchrieb ſich noch aus Florenz her, wo man ſich in Sommernächten auf den Straßen häufig verſammelte und woſelbſt dieſer Jüngling ſich mit den beſten Liedern aus dem Stegreif hören ließ. Sein Geſang war ſo angenehm, daß der göttlichſte Michelagnolo Buonarotti, der trefflichſte Bildhauer und Maler, immer ihn zu hören ging, ſobald er ihn nur anzutreffen wußte; dabei war ein gewiſſer Goldſchmied Pilotto und ich in ſeiner Geſellſchaft.

Da wir uns nun nach zwei Jahren in Rom fanden, entdeckte er mir ſeinen traurigen Zuſtand und bat mich um Gottes willen, ich möchte ihm helfen. Mich bewegten ſeine großen Talente, die Liebe des gemeinſamen Vaterlands und meine eigne mitleidige Natur; ich nahm ihn ins Haus und ließ ihn heilen, ſo daß er, als ein junger Menſch, ſehr bald wiederhergeſtellt war. Indeſſen ſtudirte er ſehr fleißig, und ich hatte ihn mit vielen Büchern nach meinem Vermögen verſehen. Für dieſe große Wohlthat dankte er mir oft mit Worten und Thränen und ſagte, wenn ihm nur Gott die Gelegenheit gäbe, ſo wolle er ſich gewiß erkenntlich bezeigen. Darauf gab ich zur Antwort, ich habe nur gethan, was ich gekonnt, nicht was ich gewollt. Die Schuldigkeit der menſchlichen Geſchöpfe ſei, einander zu Hilfe zu kommen. Er möchte nur die Wohlthat, die ich ihm erzeigt, auch wieder einem Andern erweiſen, der ſeiner gleichfalls bedürfen könne. Uebrigens ſolle er mein Freund ſein und mich für den ſeinigen halten.

Darauf bemühte er ſich um ein Unterkommen am römiſchen Hof, welches er auch bald fand. Er ſchloß ſich an einen Biſchof an, einen Mann von achtzig Jahren, den man den Biſchof von Urgenis nannte. Dieſer hatte einen Neffen, Herrn Johannes, einen venetianiſchen Edelmann, welcher ſehr große Vorliebe für die Talente des Ludwig Pulci zeigte und ihn unter dieſem Scheine ganz und gar an ſich zog, ſo daß Beide zuſammen in der größten Vertraulichkeit lebten. Ludwig konnte ihm daher nicht ver-

---

*) Biſchof von Urgenis — (ſo nach Goethe's Text; bei Bianchi „il vescovo Gurgensis") Biſchof von Gurk in Kärnthen, ein Venetianer von Geburt, mit Namen Girolamo Balbo.

schweigen, wie sehr er mir wegen so vieler Wohlthaten verbunden sei, deshalb mich Herr Johannes wollte kennen lernen.

Nun begab sich's unter andern, daß ich eines Abends gedachter Pantasilea ein kleines Essen gab, wozu ich viele meiner kunstreichen Freunde eingeladen hatte. Eben als wir uns zu Tische setzen wollten, trat Herr Johannes mit gedachtem Ludwig herein, und nach einigen Komplimenten blieben sie bei uns.

Als das unverschämte Weib den schönen Jüngling sah, warf sie gleich die Augen auf ihn; deswegen rief ich nach eingenommenem Essen sogleich Ludwig bei Seite und sagte, wenn er bekenne, mir Manches schuldig zu sein, so solle er sich auf keine Weise mit diesem Weibsbild einlassen. Darauf versetzte er: „Wie, mein Benvenuto, haltet Ihr mich denn für unsinnig?" „Nicht für unsinnig," sagte ich, „aber für jung!" Dabei schwur ich, daß mir an ihr nichts gelegen sei, aber wohl an ihm, und daß es mir leid thun sollte, wenn er um ihretwillen den Hals bräche. Darauf schwur er und bat Gott, daß er den Hals brechen möge, wenn er sich mit ihr einließe! Diesen Schwur mag er wol von ganzem Herzen gethan haben; denn dasselbe begegnete ihm, wie wir nachher vernehmen werden.

Leider entdeckte man bald an Herrn Johannes nicht eine tugendsame, sondern eine unreine Liebe zu dem jungen Menschen; denn dieser erschien fast alle Tage in neuen, sammt- und seidenen Kleidern. Man konnte leicht erkennen, daß er seine schönen Tugenden abgeschafft und sich ganz dem Verbrechen ergeben hatte. So that er denn auch, als wenn er mich nicht sehe, noch kenne; denn ich hatte ihn einmal zur Rede gestellt und ihm seine Laster vorgeworfen, worüber er nach seinen eigenen Worten den Hals brechen sollte. Unter andern hatte ihm auch Herr Johannes einen schönen Rappen gekauft und dafür hundertundfunfzig Scudi gegeben. Dieses Pferd war trefflich zugeritten, und Ludwig ließ es alle Tage vor den Fenstern der Pantasilea seine Männchen machen. Ich bemerkte es wol, bekümmerte mich aber nicht darum und sagte vielmehr, jedes Ding wolle nach seiner Weise leben, und hielt mich an meine Arbeit.

Nun begab sich's einen Sonntag Abends, daß uns Michelagnolo von Siena, der Bildhauer, zu Tische lud. Es war im Sommer, und Bachiacca, von dem ich schon gesprochen habe, war

---

Jedes Ding wolle nach seiner Weise leben — „ogni cosa facevа secondo la natura sua."

auch geladen. Dieser hatte die Pantasilea mitgebracht, als ihr alter Kunde. So saßen wir zu Tische. Auf einmal gab sie Leibschmerzen vor, stand auf und versprach, sogleich wiederzukommen. Indessen wir nun aufs Anmuthigste scherzten und speisten, blieb sie etwas länger als billig aus. Ich horchte zufälligerweise, und es kam mir vor, als wenn ich auf der Straße ganz leise wispern hörte; ich hatte eben das Tischmesser in der Hand.

Da ich nah an dem Fenster saß, erbub ich mich ein Wenig, sah den Ludwig mit Pantasilea zusammen und hörte Jenen sagen: „Wehe, wenn uns der Teufel Benvenuto sehen sollte!" Darauf antwortete sie: „Seid nur ruhig! Hört, welchen Lärm sie machen! Sie denken an ganz was anders als an uns." Kaum hatte ich diese Worte gehört, als ich mich zum Fenster hinaus auf die Straße warf und Ludwig bei der Jacke erwischte, den ich gewiß würde mit meinem Messer ermordet haben, wenn er nicht seinen Schimmel gespornt und mir die Jacke in der Hand gelassen hätte. So rettete er sein Leben und flüchtete mit Pantasilea in eine benachbarte Kirche.

Sogleich standen alle Gäste vom Tische auf, folgten mir nach und baten mich, daß ich doch weder mich noch sie um so einer Kreatur willen beunruhigen sollte. Da sagte ich, um der Dirne willen würde ich mich nicht gerührt haben; aber der schändliche Jüngling bringe mich auf, der mir so wenig Achtung bezeige! Und so ließ ich mich durch die Worte dieser trefflichen Männer nicht bewegen, nahm meinen Degen und ging hinaus auf die Wiesen; denn das Haus, in dem wir speisten, war nahe am Thore des Kastells, das da hinausführt. Es dauerte nicht lange, so ging die Sonne unter, und ich kehrte mit langsamen Schritten nach Rom zurück.

Schon war es Nacht und dunkel und die Thore von Rom noch nicht geschlossen. Gegen zwei Uhr ging ich an dem Hause der Pantasilea vorbei und hatte mir vorgesetzt, wenn ich Ludwig bei ihr fände, Beiden etwas Unangenehmes zu erzeigen. Da ich aber daselbst nur eine Magd antraf, die Corida hieß, ging ich nach meiner Wohnung, legte die Jacke und die Scheide des Degens weg und kehrte zu jenem Hause zurück, das hinter den Bänken an der Tiber lag. Gegenüber war der Garten eines Wirthes, der sich Romolo nannte, und zwar mit einer starken Hagebuttenhecke

---

Corida — bei Bianchi „Canida", korrumpirt aus Candida.
Wiesen — Ueber diese korrumpirte Stelle vergl. man die Textrevision.

eingefaßt; in dieſe verſteckte ich mich und wartete, daß das Mädchen mit Ludwig nach Hauſe kommen ſollte.

Nach einiger Zeit kam mein Freund, der gedachte Bachiacca; er mochte ſich's nun vorgeſtellt oder es mochte ihm Jemand meinen Aufenthalt verrathen haben, genug er rief mich ganz leiſe: „Gevatter!" denn ſo nannten wir einander im Scherze. Er bat mich um Gottes willen und ſagte faſt weinend: „Lieber Gevatter, thue doch dem armen Mädchen nichts zu Leide; denn ſie hat nicht die mindeſte Schuld!" Darauf verſetzte ich: „Wenn Ihr Euch nicht ſogleich hinwegpackt, ſo ſchlage ich Euch dieſen Degen um die Ohren." Mein armer Gevatter erſchrak, und es fuhr ihm in den Leib, ſo daß er nicht weit gehen konnte, ohne den Forderungen der Natur zu gehorchen.

Der Himmel ſtand voll Sterne, und die Hellung war ſehr groß. Auf einmal hörte ich einen Lärm von mehreren Pferden, die hüben und drüben vorwärts kamen. Es war Ludwig und Pantaſilea, begleitet von einem gewiſſen Herrn Benvenuto von Perugia, Kämmerer des Papſtes Klemens; ſie hatten noch vier tapfere Hauptleute aus gedachter Stadt bei ſich, nicht weniger einige brave junge Soldaten; es mochten mehr als zwölf Degen ſein.

Da ich das merkte, betrachtete ich, daß kein Weg vor mir war, zu entkommen; ich wollte in der Hecke verborgen bleiben, aber die Dornen ſtachen und hetzten mich ſo, daß ich faſt einen Sprung zu thun und zu fliehen dachte. Zu gleicher Zeit hatte Ludwig die Pantaſilea um den Hals gefaßt und ſagte: „Ich will Dich doch in einem Zug fort küſſen, und wenn der Verräther Benvenuto darüber raſend werden ſollte." Nun ärgerten mich die Worte des Burſchen um deſto mehr, als ich ſchon von den Hagebutten zu leiden hatte. Da ſprang ich hervor und rief mit ſtarker Stimme: „Ihr ſeid Alle des Todes!" Der erſte Hieb meines Degens traf die Schulter Ludwig's, und weil ſie den armen Jungen mit Harniſchen und anderm ſolchem Eiſenwerk überblecht hatten, that es einen gewaltigen Schlag. Der Degen wandte ſich und traf die Pantaſilea an Naſe und Mund. Beide Perſonen fielen auf die Erde, und Bachiacca mit halbnackten Schenkeln ſchrie und floh. Sodann wendete ich mich mit Kühnheit gegen die Andern. Dieſe wackern Leute, die den großen Lärm vernahmen, der im Wirthshaus indeſſen entſtanden war, glaubten, es ſei ein Heer von hundert Mann daſelbſt, und legten tapfer die Hand an den Degen. Indeſſen wurden ein paar Pferdchen unter der Truppe wild und warfen ihre Reiter, die von den

Dieſe Diſtel, laſſ' ſie gelten!
Ich vermag ſie nicht zu ſchelten;
Das, was uns am Beſten ſchmeckt,
In dem Buſen liegt verſteckt.

Den verehrten achtzehn Frankfurter Feſtfreunden.*)

Am 28. Auguſt 1831.

Heitern Weinbergs Luſtgewimmel,
Frau'n und Männer, thätig, bunt,
Laut, ein fröhliches Getümmel,
Macht den Schatz der Rebe kund.

Dann der Kelter trübes Fließen
Abgewartet, hellen Moſt,
Jahresgabe zu genießen,
Hoffnungsreiche Lebenskoſt.

Doch im Keller wird's bedenklich,
Dem Gefäß entquillt ein Schaum,
Und erſtickend ziehn verſänglich
Dünſte durch den düſtern Raum.

Edle Kraft, in ſich bewahret,
Wächſt im Stillſten unvermerkt,
Bis, geſteigert und bejahret,
Sie des Freundes Feſt verſtärkt.

Großes, redliches Bemühen
Emſig ſtill ſich fördern mag;
Jahre kommen, Jahre fliehen,
Freudig tritt es auf zum Tag.

Künſte ſo und Wiſſenſchaften
Wurden ruhig-ernſt genährt,
Bis die ewig Muſterhaften
Endlich aller Welt gehört.

*) Gedruckt im „Chaos" II, Nr. 18, S. 68, 1831 und in den Werken ſeit 1836. Goethe war ein ähnliches Geſchenk, wie im vorigen Jahre, nämlich 48 Flaſchen alten Main- und Rheinweins zugeſendet. (Vgl. Müller S. 56).

brausten waren, herab, und die übrigen ergriffen die Flucht. Ich ersah meinen Vortheil und entkam mit großer Schnelligkeit diesem Handel, von dem ich Ehre genug davontrug, und das Glück nicht mehr als billig versuchen wollte.

In dieser unmäßigen Unordnung hatten sich einige Soldaten und Hauptleute selbst mit ihren Degen verwundet. Herr Benvenuto, der Kämmerer, war von seinem Maulthier herabgestoßen und getreten worden, und ein Diener, der den Degen gezogen hatte, fiel zugleich mit seinem Herrn und verwundete ihn übel an der Hand. Das war Ursache, daß dieser auf seine Perugínische Weise schwur: „Bei Gott, Benvenuto soll den Benvenuto Lebensart lehren!"

Nun trug er einem seiner Hauptleute auf, mich herauszufordern. Dieser war vielleicht kühner als die Andern; aber weil er zu jung war, wußte er sich nicht zu benehmen. Er kam, mich in dem Hause eines neapolitanischen Edelmanns aufzusuchen, der mir bei sich gern eine Zuflucht erlaubte, theils weil er einige Sachen meiner Profession gesehen und zugleich die Richtung meines Körpers und Geistes zu kriegerischen Thaten, wozu er auch sehr geneigt war, bemerkt hatte. Da er mir nun nach seiner großen Liebe Recht gab, und ich schon hartnäckig genug war, ertheilte ich jenem Hauptmann eine solche Antwort, daß es ihm wohl gereuen mochte, vor mich getreten zu sein.

Wenige Tage darauf, als die Wunden Ludwig's, der Pantasilea und Anderer sich einigermaßen geschlossen hatten, wurde gedachter großer neapolitanischer Kavalier von Herrn Benvenuto, bei dem sich die Wuth wieder mochte gelegt haben, ersucht, zwischen mir und Ludwig Frieden zu stiften. Dabei ward erklärt, daß die tapfern Soldaten, die nichts weiter mit mir zu thun hätten, mich nur wollten kennen lernen. Der Herr antwortete darauf, er wolle mich hinbringen, wohin sie verlangten, und würde mich gerne zum Frieden bewegen; aber man müsse von beiden Seiten nicht viel Worte machen; denn eine umständliche Erklärung würde ihnen nicht zur Ehre gereichen; es sei genug, zusammen zu trinken und sich zu umarmen; er wolle das Wort führen und wolle ihnen mit Ehren durchhelfen. So geschah es auch.

Einen Donnerstag Abends führte er mich in das Haus des Herrn Benvenuto, wo sich alle die Kriegsleute befanden, die bei dieser Niederlage gewesen waren; sie saßen noch alle zu Tische. Im Gefolge meines Edelmanns waren dreißig tapfere, wohlbewaffnete Männer, worauf Herr Benvenuto nicht vorbereitet

war. Der Edelmann trat zuerſt in den Saal und ich nach ihm, darauf ſagte er: „Gott erhalte Euch, meine Herren! Hier ſind wir, Benvenuto und ich, den ich wie meinen leiblichen Bruder liebe. Wir kommen hieher, um Alles zu thun, was Euch beliebt.“ Herr Benvenuto, der den Saal nach und nach mit ſo vielen Perſonen gefüllt ſah, verſetzte darauf: „Friede wollen wir und nichts weiter!“ Ferner verſprach er, daß der Gouverneur von Rom und ſeine Leute mir nichts in den Weg legen ſollten. So war der Friede gemacht, und ich kehrte ſogleich zu meiner Werkſtatt zurück.

Nicht eine Stunde konnte ich ohne den gedachten Edelmann leben; denn entweder er ſchickte nach mir, oder er kam, mich zu beſuchen. Indeſſen war Ludwig Pulci geheilt und ließ ſich alle Tage auf ſeinem Rappen ſehen. Einſt, als es ein Wenig regnete, ſollte das Pferd ſeine Künſte vor Pantaſileens Thür ſehen laſſen; es ſtrauchelte und fiel und ſtürzte auf den Reiter; er brach den Schenkel des rechten Fußes und ſtarb im Hauſe der Pantaſilea in wenig Tagen. So war der Schwur erfüllt, den er ſo ernſtlich vor Gott gethan hatte, und ſo ſieht man, daß der Höchſte die Guten ſo wie die Böſen bemerkt und einem Jeden nach ſeinen Verdienſten geſchehen läßt.

Siebentes Kapitel.

Der Herzog von Bourbon belagert Rom. Es wird eingenommen und geplündert. — Der Autor tödtet den Herzog von Bourbon durch Büchſenſchüſſe von der Mauer. — Er flüchtet ins Kaſtell Sankt Angelo, wo er als Bombardier angeſtellt wird und ſich außerordentlich hervorthut. — Der Prinz von Oranien fällt auf einen Kanonenſchuß des Autors. — Der Papſt erkennt die Dienſte des Benvenuto. — Das Kaſtell Sankt Angelo geht über durch Vertrag.

1527.

Schon war Alles in Waffen. Papſt Klemens hatte ſich vom Herrn Johann von Medicis einige Haufen Soldaten ausgebeten, welche auch ankamen; dieſe trieben ſo wildes Zeug in Rom, daß es

Einige Haufen Soldaten — S. erſte Note auf Seite 13.

gefährlich war, in öffentlichen Werkſtätten zu arbeiten. Deswegen zog ich in ein gutes Haus hinter den Bänken und arbeitete daſelbſt für alle meine Freunde; doch bedeuteten in der Zeit meine Arbeiten nicht viel, und ich ſchweige deshalb davon. Ich vergnügte mich damals viel mit Muſik und andern ähnlichen Luſtbarkeiten.

Papſt Klemens hatte indeſſen auf Anrathen des Herrn Jakob Salviati die fünf Kompagnien des Johann von Medicis, der ſchon in der Lombardie umgekommen war, wieder verabſchiedet. Bourbon, der erfuhr, daß keine Soldaten mehr in Rom waren, drang mit ſeinem Heer gerade auf die Stadt. Bei dieſer Gelegenheit griff Jedermann zu den Waffen, und Alexander del Bene, deſſen Freund ich war, und dem ich ſchon einmal, zu der Zeit als die Colonneſer nach Rom kamen, das Haus bewacht hatte, bat mich bei dieſer wichtigen Gelegenheit, daß ich funfzig bewaffnete Männer aufbringen und an ihrer Spitze wie vormals ſein Haus bewachen ſolle. Ich brachte funfzig der tapferſten jungen Leute zuſammen, und wir wurden bei ihm wohl unterhalten und bezahlt.

Schon war das Bourboniſche Heer vor den Mauern von Rom, und Alexander bat mich, ich möchte mit ihm ausgehen. Wir nahmen einen der beſten Leute mit, und unterwegs ſchlug ſich noch ein junger Menſch zu uns, der Cecchino della Caſa hieß. Wir kamen auf die Mauern beim Campo Santo und ſahen das mächtige Heer, das alle Gewalt anwendete, gerade an dieſem Flecke in die Stadt zu dringen. Die Feinde verloren viel; man ſtritt mit aller Macht, und es war der dickſte Nebel. Ich kehrte mich zu Alexandern und ſagte: „Laß uns ſobald als möglich nach Hauſe gehen! Hier iſt kein Mittel in der Welt. Jene kommen herauf, und dieſe fliehen.“ Alexander ſagte erſchrocken: „Wollte Gott, wir wären gar nicht hergekommen!“ und wendete ſich mit großer Heftigkeit, nach Hauſe zu gehen. Ich tadelte ihn und ſagte: „Da Ihr mich hergeführt habt, müſſen wir auch itzend etwas Männliches thun!“ Und ſo kehrte ich meine Büchſe gegen den

---

Der ſchon in der Lombardie umgekommen war — im November 1526, nachdem er in einem Gefecht bei Governo verwundet worden (ſiehe S. 75).

Bourbon — Karl von Bourbon, Vetter des Königs Franz I. von Frankreich, Sieger in der Schlacht bei Marignano, war nach Zerwürfniſſen mit Dieſem in den Dienſt Karl's V. übergegangen.

Als die Colonneſer nach Rom kamen — im Jahre 1526, als Proſpero della Colonna Befehlshaber des päpſtlich-kaiſerlichen Heeres war.

Feind und zielte in ein recht dichtes Gedräng nach Einem, den ich über die Andern erhoben sah; der Nebel aber ließ mich nicht unterscheiden, ob er zu Fuß oder zu Pferd sei. Ich wendete mich zu Alexandern und Cecchino und sagte ihnen, wie sie auch ihre Büchsen abschießen und sich dabei vor den Kugeln der Feinde in Acht nehmen sollten. So feuerten wir unsere Gewehre zweimal ab. Darauf schaute ich behutsam über die Mauer und sah einen ganz außerordentlichen Tumult unter ihnen. Es war der Connetable von Bourbon von unsern Schüssen gefallen; denn wie man nachher vernahm, so war es der gewesen, den ich über die Andern erhoben gesehen hatte. Wir machten, daß wir über Campo Santo wegkamen, gingen durch St. Peter und gelangten mit größter Schwierigkeit zu dem Thore der Engelsburg; denn die Herren Rienzo da Ceri und Orazio Baglioni verwundeten und erschlugen Alle, die von der Vertheidigung der Mauer zurückweichen wollten. Schon war aber ein Theil der Feinde in Rom, und wir hatten sie auf dem Leibe. Der Kastellan wollte eben das Fallgatter niederlassen; es ward ein Wenig Platz, und wir kamen noch hinein. Sogleich faßte mich der Kapitän Pallone von den Mediceern an als Einen, der zum Hause des Papstes gehörte, und führte mich hinauf auf die Bastei, so daß ich wider Willen Alexandern verlassen mußte.

Zu gleicher Zeit war Papst Klemens über die Galerien des Kastells gekommen; denn er wollte nicht früher aus seinem Palaste gehen und glaubte nicht, daß die Feinde in die Stadt dringen würden. So war ich nun mit den Andern eingesperrt und fand mich nicht weit von einigen Kanonen, die ein Bombardier von Florenz, Namens Julian, in Aufsicht hatte. Dieser sah durch eine Oeffnung des Mauerkranzes sein Haus plündern und Weib und Kinder herumschleppen; er unterstand sich nicht zu schießen aus Furcht, die Seinigen zu treffen, warf die Lunte auf die Erde und zerriß sich heulend und schreiend das Gesicht; ebenso thaten einige andere Bombardiere. Deswegen nahm ich eine Lunte, ließ mir von Einigen helfen, die nicht solche Leidenschaften hatten, richtete die Stücke dahin, wo ich es nützlich glaubte, erlegte viele Feinde und verhinderte, daß die Truppen, die eben

---

Connetable von Bourbon — Der Tod des Connetable vor Rom ist faktisch; ob er gerade durch Cellini's Schüsse erfolgt ist, hat man nicht ermittelt.

Rienzo da Ceri — der Oberfeldherr der päpstlichen Vertheidigungstruppen.

diesen Morgen nach Rom hereinkamen, sich dem Kastell nicht zu nahe wagten; denn vielleicht hätten sie sich dessen in diesem Augenblicke bemächtigt, wenn man ihnen nicht das grobe Geschütz entgegengestellt hätte. So fuhr ich fort zu feuern, darüber mich einige Kardinäle und Herren von Herzen segneten und anfeuerten, so daß ich voller Muth und Eifer das Möglichste zu thun fortfuhr. Genug, ich war Ursache, daß diesen Morgen das Kastell erhalten wurde, und so hielt ich mich den ganzen Tag dazu, da denn nach und nach die übrigen Artilleristen sich wieder zu ihren Diensten bequemten.

Papst Klemens hatte einem großen römischen Edelmann, Herrn Antonius Santa Croce, die sämmtlichen Artilleristen untergeben. Gegen Abend, während daß die Armee von der Seite di Trastevere hereinkam, trat dieser treffliche Mann zu mir, war sehr freundlich und stellte mich bei fünf Stücken auf den höchsten Ort des Schlosses, zunächst dem Engel; man kann daselbst ringsherum gehen und sieht sowol nach Rom hinein- als hinauswärts. Er untergab mir so viel Leute, als nöthig war, reichte mir eine Löhnung voraus und wies mir Brod und ein Wenig Wein an; dann bat er mich, ich möchte auf die Weise, wie ich angefangen, fortfahren. Nun hatte ich manchmal zu dieser Profession mehr Lust als zu der meinen gehabt, und jetzt that ich solche Dienste um so lieber, als sie mir sehr zu Statten kamen. Da es Nacht wurde, sah ich, der ich ohnedem zu neuen und wunderbaren Sachen immer ein großes Verlangen trug, von der Zinne des Kastells, wo ich war, den schrecklichen und erstaunlichen Brand von Rom, den so Viele, die in den übrigen Winkeln des Kastells steckten, nicht gewahr wurden.

So fuhr ich einen ganzen Monat fort, als so lange Zeit wir im Kastell belagert waren, die Artillerie zu bedienen, und ich erzähle nur die merkwürdigsten Vorfälle, die mir dabei begegneten. Obgedachter Herr Antonio von Santa Croce hatte mich vom Engel heruntergerufen, um nach Häusern in der Nachbarschaft des Kastells zu schießen, in die man einige Feinde hatte schleichen sehen. Indem ich schoß, kam eine Kugel von außen, traf die Ecke einer Zinne und nahm ein großes Stück davon mit, das mich zwar traf, doch aber mir keinen großen Schaden

---

So lange Zeit wir im Kastell belagert waren — Die Belagerung der Engelsburg, in welcher der Papst war, dauerte fort, auch nachdem die Stadt Rom längst erobert war. Die Kapitulation, die dem Papst jedoch noch nicht die Freiheit gab, erfolgte erst am 6. Juni 1527.

that. Die ganze Masse schlug mir auf die Brust, nahm mir den Athem, so daß ich für todt zur Erde fiel; doch hörte ich Alles, was die Umstehenden sagten. Unter diesen beklagte sich Herr Santa Croce am Meisten und rief: „O wehe, sie haben uns unsere beste Hilfe genommen!“ Auf solchen Lärm kam einer meiner Gesellen herbeigelaufen, der Franz der Pfeifer hieß, aber mehr auf die Medizin als auf die Musik studirte; dieser machte einen Ziegel heiß, streute eine gute Hand Wermuth darauf, spritzte griechischen Wein darüber und legte mir den Stein auf die Brust, da wo der Schlag sichtbar war. Durch die Tugend des Wermuths erlangte ich sogleich meine verlorenen Kräfte wieder; ich wollte reden, aber es ging nicht; denn einige dumme Soldaten hatten mir den Mund mit Erde verstopft und glaubten mir damit die Kommunion gereicht zu haben. Wahrhaftig, sie hätten mich dadurch beinahe exkommunizirt; denn ich konnte nicht wieder zu Athem kommen, und die Erde machte mir mehr zu schaffen als der Schlag.

Da ich mich nun erholt hatte, ging ich wieder mit aller Sorgfalt und Tapferkeit an meinen Dienst. Papst Klemens hatte nach dem Herzog von Urbino um Hilfe geschickt, der sich bei dem venetianischen Heere befand; der Abgesandte hatte den Auftrag, Seiner Excellenz zu sagen, daß, so lange das Kastell sich hielte, alle Abend drei Feuer auf dem Gipfel angezündet und drei Kanonenschüsse dreimal wiederholt werden sollten. Ich hatte den Befehl, die Feuer zu unterhalten und die Stücke loszubrennen. Unterdessen fuhren die Feinde fort übel zu hausen, und ich richtete bei Tage mein Geschütz dahin, wo es ihnen den meisten Schaden that. Der Papst wollte mir deshalb besonders wohl, weil er sah, daß ich mein Geschäft mit der größten Aufmerksamkeit betrieb; der Entsatz des Herzogs blieb außen, und es ist hier der Platz nicht, die Ursachen aufzuzeichnen.

Indessen ich das teuflische Handwerk trieb, kamen einige Kardinäle, mich zu besuchen, am Meisten der Kardinal Ravenna und de Gaddi, denen ich öfters sagte, sie sollten nicht heraus-

---

Herzog von Urbino — Francesco Maria della Rovere spielte aus Haß gegen die Mediceer eine zweideutige Rolle; er kam nur bis Tre Capanne und zog sich am 1. Juni nach Monteroß zurück, indem er die Befreiung des Papstes für unmöglich erklärte. Leo, Geschichte von Italien, V. 379.

Kardinal von Ravenna — Benedetto Accolti aus der Grafschaft Arezzo im Florentinischen, Sekretär Klemens' VII., Erzbischof von Ravenna und später auch Kardinal. (B.)

de Gaddi — Niccolo Gaddi aus Florenz, Bischof von Ferrara, später als Kardinal in Frankreich.

kommen, weil man ihre rothen Käppchen von Weitem ſähe und man deswegen von den benachbarten Gebäuden, zum Beiſpiel vom Torre de' Beni, uns das größte Uebel zufügen könnte; am Ende ließ ich ſie ausſperren, welches ſie mir äußerſt übel nahmen.

Auch kam oft Herr Orazio Baglioni zu mir, der mir ſehr wohl wollte. Eines Tages ſah er, indem wir ſprachen, in einem Wirthshauſe vor dem Thor des Kaſtells einige Bewegungen. An dieſem Gebäude war das Zeichen der Sonne zwiſchen zwei Fenſtern mit rother Farbe angemalt, die Fenſter waren zu, und er glaubte, daß an der Wand hinter der Sonne eine Geſellſchaft Soldaten bei Tiſche ſäße und ſchmauſte. Deswegen ſagte er: „Benvenuto, wenn Du Luſt hätteſt, einen Schuß auf dieſe Sonne zu richten, ſo würdeſt Du gewiß ein gutes Werk thun; denn es iſt dort herum ein großer Lärm, es müſſen Leute von Bedeutung ſein.“ Ich antwortete darauf: „Herr, es iſt was Leichtes, den Schuß zu thun; aber die Mündung der Kanone kommt nahe an den Korb mit Steinen, der auf der Mauer ſteht, und die Heftigkeit des Feuers und der Luft werden ihn herunterwerfen.“ „Beſinne Dich nicht lange,“ antwortete er ſogleich, „und der Korb wird, wie er ſteht, nicht fallen, und fiel' er auch und ſtünde der Papſt drunten, ſo wäre das Uebel kleiner, als Du denkſt. Schieße! Schieße!“ Ich dachte nicht weiter nach und traf, wie ich verſprochen hatte, in die Mitte der Sonne; aber auch der Korb fiel, wie ich geſagt hatte, und ſtürzte gerade zwiſchen den Kardinal Farneſe und Herrn Jakob Salviati hinein und hätte ſie erſchlagen, wenn ſie ſich nicht eben glücklicherweiſe gezankt hätten. Denn der Kardinal warf Herrn Jakob vor, er ſei Schuld an der Verheerung Rom's; darüber ſchimpften ſie einander Beide und waren im Zorn ein Wenig aus einander getreten. Als nun unten im Hofe der große Lärm entſtand, eilte Herr Orazio ſchnell hinab, und ich ſchaute über die Mauer, wohin der Korb gefallen war, und hörte Einige ſagen, man ſollte die Kanoniere gleich todtſchlagen. Deswegen rüſtete ich zwei Falkonette gerade auf meine Treppe, feſt entſchloſſen, den Erſten, der heraufkäme, mit meinem Feuer zu empfangen. Es kamen auch wirklich einige Diener des Kardinals Farneſe und ſchienen Auftrag zu haben, mir etwas Unangenehmes zu erzeigen. Deswegen trat ich vor mit der Lunte

---

Kardinal Farneſe — Alexandro Farneſe, ſpäter Papſt unter dem Namen Paul III.

Falkonette — auch „Falken“, „Falkaune“, ein kleines Geſchütz (Feldſchlange).

in der Hand. Einige davon kannte ich und rief: „Beim Himmel, wenn Ihr Euch nicht gleich wegmacht und sich Einer unterſteht, dieſe Treppe heraufzukommen, hier habe ich zwei Falkonette ganz bereit; mit dieſen will ich Euch ſchlecht bewillkommen. Geht, ſagt dem Kardinal, ich habe gethan, was meine Obern mir befohlen haben, und was wir thun, geſchieht zum Beſten der Pfaffen, nicht um ſie zu beleidigen."

Hierauf kam Herr Orazio Baglioni gleichfalls herauf gelaufen; ich traute nicht und rief ihm zu, er ſolle zurückbleiben, oder ich würde nach ihm ſchießen. Er hielt an, nicht ohne Furcht, und ſagte: „Benvenuto, ich bin Dein Freund." — Ich verſetzte: „Wenn Ihr allein ſeid, ſo kommt nur diesmal, wenn Ihr wollt!"

Dieſer Herr war ſehr ſtolz, beſann ſich einen Augenblick und ſagte mit Verdruß: „Ich hätte Luſt, nicht mehr zu Dir hinaufzukommen und gerade das Gegentheil zu thun von Dem, was ich für Dich im Sinn hatte." — Ich ſagte, wie ich hierher geſetzt ſei, Andere zu vertheidigen, ſo würde ich auch im Nothfall mich ſelbſt zu ſchützen wiſſen. Darauf ſagte er: „Ich komme allein", und als er heraufſtieg, ſah ich, daß er ſich mehr als billig verfärbt hatte; deswegen legte ich die Hand an den Degen und war auf meiner Hut. Darüber fing er an zu lachen, die Farbe kam in ſein Geſicht zurück, und er ſagte mir auf die freundlichſte Weiſe von der Welt: „Mein Benvenuto, ich will Dir ſo wohl, als ich vermag, und wenn mit Gottes Willen die Zeit kommt, ſollſt Du es erfahren. Wollte Gott, Du hätteſt die beiden Schurken erſchlagen! Der Eine iſt Schuld an ſo großem Unheil, und von dem Andern iſt vielleicht noch etwas Schlimmeres zu erwarten." Alsdann erſuchte er mich, ich ſolle nicht ſagen, daß er im Augenblick, da der Korb hinabgeſtürzt, bei mir geweſen ſei, und übrigens ruhig bleiben. Der Lärm war groß und dauerte eine Weile fort.

Indeſſen that ich alle Tage etwas Bedeutendes mit meinen Stücken und erwarb die gute Meinung und Gnade des Papſtes. Er ſtand einſt auf der runden Baſtei und ſah auf den Wieſen einen ſpaniſchen Hauptmann, den er an einigen Merkmalen für einen ehemaligen Diener erkannte, und ſprach darüber mit ſeinen Begleitern. Ich war oben beim Engel und wußte nichts davon; aber ich ſah einen Mann, der, mit einem Spieß in der Hand, an den Laufgräben arbeiten ließ und ganz roſenfarb gekleidet war.

Pfaffen — „preti", nicht beleidigend.

Ich überlegte, was ich ihm anhaben könnte, wählte ein Stück, lud es mit Sorgfalt und richtete es im Bogen auf den rothen Mann, der aus einer ſpaniſchen Großſprecherei den Degen quer vor dem Leibe trug. Meine Kugel traf den Degen, und man ſah den Mann, in zwei Stücke getheilt, niederfallen.

Der Papſt, der ſo etwas nicht erwartete, theils weil er nicht glaubte, daß eine Kugel ſo weit reichen könne, theils weil es ihm unbegreiflich war, den Mann in zwei Stücke getheilt zu ſehen, ließ mich rufen, und ich erzählte ihm umſtändlich, welche Sorgfalt ich beim Schießen gebraucht hatte; wie aber der Mann in zwei Theile getheilt worden, konnte ich ſo wenig als er erklären.

Ich kniete nieder und bat ihn, er möchte mir dieſen Todtſchlag und die übrigen, die ich von hier aus im Dienſte der Kirche begangen hatte, vergeben. Darauf erhub er die Hand und machte mir ein gewaltiges Kreuz über meine ganze Figur, ſegnete mich und verzieh mir alle Mordthaten, die ich jemals im Dienſte der apoſtoliſchen Kirche verübt hatte und noch verüben würde. Ich ging wieder hinauf, fuhr fort zu ſchießen und traf immer beſſer; aber mein Zeichnen, meine ſchönen Studien, meine angenehme Muſik gingen mir alle im Rauch fort, und ich hätte wunderbare Sachen zu erzählen, wenn ich alle ſchönen Thaten aufzeichnen wollte, welche ich in dieſem grauſamen Höllenweſen verrichtet habe. Ich will nur noch gedenken, daß ich den Feind durch anhaltendes Feuer verhinderte, ſeine Ablöſungen durch den Porton von St. Spirito zu führen, worauf er mit großer Unbequemlichkeit jedesmal einen Umweg von drei Miglien machen mußte.

Einige Zeit vorher hatte Papſt Klemens, der die dreifachen Kronen und die ſämmtlichen ſchönen Juwelen der apoſtoliſchen Kammer retten wollte, mich kommen laſſen und ſchloß ſich mit mir und ſeinem Kavalier in ſein Zimmer ein. Dieſes Kavalierchen war ein Franzos und diente ſonſt im Stall des Herrn Philipp Strozzi; der Papſt hatte ihn aber wegen großer Dienſte ſehr reich gemacht und vertraute ihm, ob er gleich von der niedrigſten Herkunft war, wie ſich ſelbſt. Sie legten mir die Kronen und die ſämmtlichen Edelſteine vor und trugen mir auf, ſie aus ihrer goldenen Faſſung auszubrechen. Ich that es, dann wickelten wir jeden Edelſtein in ein Stückchen Papier und nähten

Philipp Strozzi — namentlich ſeit 1533 Gegner der Mediceïs und Haupt der Florentiniſchen Ausgewanderten.

für dem Papſt und dem Kavalier in die Falten der Kleider. Sie gaben mir darauf das Gold, das ungefähr zweihundert Pfund betrug, mit dem Auftrag, es aufs Heimlichſte zu ſchmelzen. Ich ging hinauf zum Engel, wo mein Zimmer war, das ich verſchließen konnte und erbaute ſogleich einen Windofen, richtete unten einen ziemlich großen Aſchenherd ein; oben lag das Gold auf Kohlen und fiel, ſo wie es ſchmolz, in den Herd herunter.

Indeſſen der Ofen arbeitete, paßte ich beſtändig auf, wie ich dem Feind einen Abbruch thun könnte, und richtete in den Laufgräben großen Schaden an. Gegen Abend kam Einer ſehr ſchnell auf einem Maulthier geritten, der mit den Leuten in der Tranchee ſprach; ich und die Meinigen ſchoſſen ſo gut, daß das Maulthier todt zur Erde fiel und der Reiter verwundet weggetragen wurde. Darauf entſtand ein großer Tumult in den Laufgräben, und ich feuerte noch einigemal hin. Es war der Prinz von Oranien, den ſie bald darauf in ein nahes Wirthshaus trugen, und in Kurzem verſammelte ſich daſelbſt der ganze Adel des Kriegsheeres.

Kaum hatte der Papſt die That vernommen, als er mich rufen ließ und ſich näher erkundigte. Ich erzählte ihm den Fall und fügte hinzu, es müſſe ein Mann von großer Bedeutung ſein, weil ſich in dem gedachten Wirthshaus Alles verſammle. Der Papſt, dem dies zu einem guten Gedanken Anlaß gab, ließ Herrn Santa Croce rufen und ſagte, er ſolle uns andern Bombardieren befehlen, unſer Geſchütz auf gedachtes Haus zu richten, und wir ſollten auf das Zeichen eines Flintenſchuſſes ſämmtlich auf einmal losſchießen, wodurch das Haus zuſammenſtürzen und die Häupter des feindlichen Heeres umkommen würden. Die Soldaten ohne Anführer würden ſich alsdann zerſtreuen, und ſo würde Gott ſein Gebet erhören, das er ſo eifrig thue, ihn von dieſen Räubern zu befreien. Wir richteten unſer Geſchütz nach dem Befehl des Herrn Santa Croce und erwarteten das Zeichen.

Dieſes vernahm der Kardinal Orſino und fing an, ſich mit dem Papſte zu ſtreiten. Man ſolle, ſagte er, einen ſolchen Schlag nicht ſo leichtſinnig thun; ſie wären eben im Begriff, eine Kapitulation zu ſchließen, und die Truppen, wenn ſie keine Anführer hätten, würden erſt recht unbändig werden und das Kaſtell ſtürmen,

---

Prinz von Oranien — Philibert von Chalons, Prinz von Oranien, war, wie Bourbon, aus dem Dienſte Franz' I. in den Karl's V. übergegangen und der Nachfolger des Erſtgenannten geworden. Er wurde ſpäter bei der Belagerung von Florenz am 2. Auguſt 1530 getödtet.

Kardinal Orſino — Franciotto Orſini, Römer von Geburt. (D.)

An die neunzehn Freunde in England.*)

Weimar, am 28. August 1831.

Worte, die der Dichter spricht
Treu in heimischen Bezirken,
Wirken gleich; doch weiß er nicht,
Ob sie in die Ferne wirken.

Briten, habt sie aufgefaßt:
„Thät'gen Sinn, das Thun gezügelt;
Stetig Streben, ohne Hast."
Und so wollt Ihr's denn besiegelt.

An Jenny von Pappenheim.**)

Dankbare Erwiderung.

Dem heil'gen Vater pflegt man, wie wir wissen,
Des Fußes Hülle, fromm gebeugt, zu küssen.
Doch wem begegnet's hier im langen Leben,
Dem eignen Fußwerk Kuß um Kuß zu geben?
Er denkt gewiß der holden, lieben Hand,
Die Stich um Stich an diesen Schmuck verwandt.

Bei Uebersendung einer Medaille mit Goethe's Bild.***)

Den 3. November 1831.

Von der Blüthe zu den Früchten,
Allerlei Naturgeschichten,
Eigen sind sie Deinem Hügel.
Löblich ist's, nach Wurzeln graben;

*) Vgl. „Chaos" II, Nr. 6, S. 24, 1831. Müller S. 47 und die Ausgaben seit 1836. 19 Engländer, Thomas Carlyle (vgl. S. 354 dieses Bandes) an der Spitze, überschicken Goethe ein Present, in Form einer Schlange, die sich in den Schwanz beißt, auf grünlichem Steine, mit der Inschrift „Ohne Hast, Aber ohne Rast", Goethe's eigenen Worten (II, 351). Vgl. den Goethe-Zelter'schen Briefwechsel VI, 256 ff.

**) Vgl. „Chaos", zweiter Jahrgang, Nr. 14, S. 55, 1831. In den Werken fehlt das Gedicht. Der Dank gilt einem zum 28. August 1831 geschenkten Paar gestickter Pantoffeln. Das dies Geschenk begleitende Gericht liegt gleichfalls in „Chaos" a. a. O. Fräulein von Pappenheim, Tochter des Generals von Pappenheim, glänzte, nach Behle, gleichzeitig mit beiden Fräulein von Spiegel in Goethe's letzter Lebenszeit am Weimarischen Hofe. Das Gedicht findet sich auch in der „Nordd. freien Presse," Altona, 1849, und in den „Blättern f. lit. Unterh." 1850 (S. 4) abgedruckt. Vgl. auch Varnhagen's Tagebücher I, S. 180. — S.

***) Vgl. „Weimarische Jahrbücher" V, 198. — Ueber die Medaille vgl. S. 346 dieses Bandes. Es ist nicht ermittelt, an wen das Gedicht gerichtet ist.

darüber denn Alles zu Grunde gehen müßte. Der arme Papſt, in Verzweiflung, ſich von innen und außen verrathen zu ſehen, widerrief ſeinen Befehl; ich aber konnte mich nicht halten, gab Feuer und traf einen Pfeiler des Hofes, an den ſich viele Perſonen lehnten; ich muß ihnen dadurch viel Schaden zugefügt haben; denn ſie verließen das Haus. Der Kardinal Orſino ſchwur, daß er mich wollte hängen oder auf irgend eine Weiſe umbringen laſſen; aber der Papſt vertheidigte mich ſehr lebhaft.

Sobald das Gold geſchmolzen war, trug ich es zum Papſte; er dankte mir aufs Beſte und befahl dem Kavalier, daß er mir fünfundzwanzig Scudi geben ſolle, entſchuldigte ſich zugleich, daß er gegenwärtig nicht mehr entbehren könne.

Achtes Kapitel.

Der Autor kehrt nach Florenz zurück und kauft ſeinen Bann ab. — Horazio Baglioni möchte ihn zum Soldatenſtand bereden; aber auf ſeines Vaters Bitten geht er nach Mantua. — Er findet ſeinen Freund Julius Romano daſelbſt, der ſeine Kunſt dem Herzog empfiehlt. — Eine unvorſichtige Rede nöthigt ihn, von Mantua zu gehen. — Er kommt nach Florenz zurück, wo ſein Vater indeß und die meiſten ſeiner Bekannten an der Peſt geſtorben. — Gutes Verhältniß zwiſchen ihm und Michelagnolo Buonarotti, durch deſſen Empfehlung er bei ſeinen Arbeiten ſehr aufgemuntert wird. — Geſchichte Friedrich Ginori's. — Bruch zwiſchen Papſt Klemens und der Stadt Florenz. — Der Autor folgt einem Rufe nach Rom.

Wenig Tage darauf kam die Kapitulation zu Stande, und ich machte mich mit Herrn Orazio Baglioni auf den Weg nach Perugia, wo mir derſelbe die Kompagnie übergeben wollte. Ich mochte ſie aber damals nicht annehmen, ſondern verlangte, meinen Vater zu beſuchen und meine Verbannung von Florenz abzukaufen. Herr Orazio, der eben in Florentiniſche Dienſte getreten war, empfahl mich einem ihrer Abgeordneten als Einen von den Seinigen, und ſo eilte ich mit einigen andern Geſellen in die Stadt. Die Peſt wüthete gewaltſam in derſelben, und meine Ankunft machte dem alten Vater große Freude; er glaubte, ich ſei bei der Verheerung Rom's umgekommen oder würde doch wenigſtens nackt zu ihm zurückkehren. Schnell erzählte ich ihm die Teufeleien von der Verheerung und Plünderung und ſteckte ihm eine Anzahl Scudi in die Hand, die ich auch auf gut ſoldatiſch gewonnen hatte, und nachdem wir uns genug geliebkoſt,

gingen wir zu den Achten, um den Bann abzukaufen. Es war derselbige Mann noch darunter, der mich ehemals verdammt und meinem Vater die harten Worte gesagt hatte. Mein Alter ließ nicht undeutlich merken, daß die Sache jetzt ganz anders stehe, und bezog sich auf die Protektion des Herrn Orazio mit nicht geringer Zufriedenheit. Ich ließ mich dadurch verleiten, ihm zu erzählen, daß Herr Orazio mich zum Hauptmann erwählt habe, und daß ich nun daran denken müsse, die Kompagnie zu übernehmen. Mein Vater, über diese Eröffnung bestürzt, bat mich um Gottes willen, von diesem Vorsatz abzulassen; er wisse zwar, daß ich hiezu wie zu größern Dingen geschickt sei; sein anderer Sohn, mein Bruder, sei aber schon ein so braver Soldat, und ich möchte doch die schöne Kunst, die ich so viele Jahre getrieben, nicht auf einmal hintansetzen. Er traute mir nicht, ob ich gleich versprach, ihm zu gehorchen; denn als ein kluger Mann sah er wol ein, daß, wenn Herr Orazio käme, ich, sowol um mein Versprechen zu erfüllen als auch aus eigner Neigung, mich in den Krieg begeben würde, und so suchte er mich auf eine gute Art von Florenz zu entfernen. Er gab mir bei der entsetzlichen Pest seine Angst zu bedenken, er fürchte immer, mich angesteckt nach Hause kommen zu sehen; er erinnerte sich einiger vergnügter Jugendjahre in Mantua und der guten Aufnahme, die er daselbst gefunden; er beschwur mich, je eher je lieber dorthin zu gehen und der ansteckenden Seuche auszuweichen. Ich war niemals in Mantua gewesen und mochte überhaupt gern die Welt sehen; daher entschloß ich mich zu reisen, ließ den größten Theil meines Geldes dem Vater und empfahl ihn der Sorge einer Schwester, die Cosa hieß und die, da sie sich zum ehelichen Stand nicht entschließen konnte, als Nonne in das Kloster St. Orsola gegangen war; sie sorgte dabei für den alten Vater und nahm sich einer jüngern Schwester an, die an einen Bildhauer verheirathet war. So empfing ich meines Vaters Segen und machte auf einem guten Pferde den Weg nach Mantua.

Ich hätte viel zu erzählen, wenn ich beschreiben wollte, wie es mir unterwegs gegangen ist; denn die Welt war voll Pest und Krieg, so daß ich diese kleine Reise nur mit vieler Schwierigkeit zurücklegte.

Sobald ich anlangte, sah ich mich nach Arbeit um und ward von Meister Nikolaus von Mailand, dem Goldschmiede des

---

Cosa — Abkürzung von Niccolosa.

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-50924-3
GOETHE,J.W. FN. 16579468

Herzogs, aufgenommen. Einige Tage hernach ging ich, den trefflichen Julius Romano zu besuchen, den ich von Rom aus kannte, der mich auf das Freundschaftlichste empfing und übel nahm, daß ich nicht bei ihm abgestiegen war. Er lebte als ein großer Herr und baute für den Herzog außen vor der Stadt ein herrliches Werk, das man noch immer bewundert.

Julius säumte nicht, mit dem Herzog von mir aufs Ehrenvollste zu sprechen, der mir auftrug, ein Modell zu machen zu einem Kästchen, um das Blut Christi darin aufzunehmen, von welchem sie sagen, daß Longin es nach Mantua gebracht habe. Darauf wendete er sich zu Herrn Julius und sagte, er möchte mir eine Zeichnung zu gedachter Arbeit machen. Herr Julius aber antwortete: „Benvenuto ist ein Mann, der keiner fremden Zeichnungen bedarf, und Sie werden es, gnädiger Herr, selbst gestehen, sobald Sie sein Modell sehen werden." Ich machte also zuerst eine Zeichnung zum Reliquienkästchen, in welches man die Ampulle bequem setzen konnte; dann machte ich ein Modellchen von Wachs für eine Figur obendrauf; sie stellte einen sitzenden Christus vor, der in der linken erhöhten Hand ein Kreuz hielt, woran er sich lehnte; mit der rechten schien er die Wunde der Brust zu eröffnen. Dieses Modell gefiel dem Herzog außerordentlich; er bezeigte mir darüber die größte Gunst und gab mir zu verstehen, daß er mich in seinem Dienste zu behalten wünsche.

Indessen hatte ich seinem Bruder, dem Kardinal, meine Aufwartung gemacht; dieser erbat sich von dem Herzog, daß ich ihm sein großes Siegel machen dürfte, welches ich auch anfing. Unter der Arbeit überfiel mich das viertägige Fieber, und der Paroxysmus machte mich jederzeit rasend; da verfluchte ich Mantua und seinen Herrn und Jeden, der daselbst zu verweilen Lust habe. Diese Worte wurden dem Herzog durch einen Goldschmied hinterbracht, der ungern sah, daß der Fürst sich meiner bediente; und über diese meine kranken Worte zürnte der Herr mit mir. Ich war dagegen auf seine Residenz verdrießlich, und wir hegten also Beide einen Groll gegen einander. In vier Monaten hatte ich

---

Ein herrliches Werk — der Palast del Te, so genannt, weil er in der Gestalt eines T erbaut ist; in Goethe's Text korrumpirt: „luogo detto Alti."

Dieses Modell gefiel dem Herzog — Ob die Arbeit vollendet wurde, wird weiter nicht erzählt und ist auch sonst nicht bekannt.

Seinem Bruder, dem Kardinal — Ercole Gonzaga, Bischof von Mantua, Kardinal 1527. (B.)

mein Siegel geendigt, sowie andere Arbeiten für den Herzog, unter dem Namen des Kardinals Dieser bezahlte mich reichlich, bat mich aber, daß ich nach Rom, in jenes herrliche Vaterland, zurückkehren möchte, wo wir uns erst gekannt hatten.

Mit einer guten Summe Scudi reiste ich von Mantua und kam nach Governo, wo der tapfere Herr Johann von Medicis umgekommen war. Hier ergriff mich ein kleiner Fieberanfall, der aber meine Reise nicht verhinderte; denn die Krankheit blieb an dem Ort und war mir nicht wieder beschwerlich.

In Florenz eilte ich sogleich nach meines Vaters Haus und klopfte stark an; da guckte ein tolles, budlichtes Weib aus dem Fenster, hieß mich mit vielen Scheltworten fortgehen und betheuerte, daß ich angesteckt sei. Ich sagte darauf: „Verrucker Buckel, ist Niemand anders im Hause als Du, so soll's Dein Unglück sein.“ „Laß mich nicht länger warten!“ rief ich mit lauter Stimme. Ueber diesen Lärm kam eine Nachbarin heraus, die mir sagte, mein Vater und Alle vom Hause seien gestorben, meine jüngere Schwester Liberata, die auch ihren Mann verloren habe, sei nur noch allein übrig und sei von einer frommen Dame aufgenommen worden. Ich hatte schon so etwas vermuthet und erschrak deswegen weniger.

Unterwegs nach dem Wirthshause fand ich zufälligerweise einen Freund, an dessen Hause ich abstieg. Wir gingen sodann auf den Markt, wo ich erfuhr, daß mein Bruder noch lebte und sich bei einem Bekannten aufhielt. Wir suchten ihn sogleich und hatten Beide unendliche Freude, uns wiederzusehen; denn Jedem war die Nachricht von des Andern Tod zugekommen. Alsdann lachte er, nahm mich bei der Hand und sagte: „Komm! Ich führe Dich an einen Ort, den Du nicht vermuthest; ich habe Schwester Liberaten wieder verheirathet; sie hält Dich auch für todt.“ Unterwegs erzählten wir einander die lustigsten Geschichten, die uns begegnet waren, und als wir zu meiner Schwester kamen, war sie über die unerwartete Neuigkeit dergestalt außer sich, daß sie mir ohnmächtig in die Arme fiel. Niemand sprach ein Wort, und der Mann, der nicht wußte, daß ich ihr Bruder war, verstummte gleichfalls. Mein Bruder erklärte das Räthsel; man kam

---

In vier Monaten hatte ich mein Siegel geendigt — Brinckmann (S. 14) vermuthet, daß von diesem so wie von andern Siegeln noch Abdrücke vorhanden sein müssen, deren Veröffentlichung zur Vervollständigung des Bildes von Cellini wünschenswerth wäre.

Wo der tapfere Herr Johann von Medicis „umgekommen war — S. erste Note auf Seite 61.

der Schwester zu Hilfe, die sich bald wieder erholte; und nachdem sie den Vater, die Schwester, den Mann und einen Sohn ein Wenig beweint hatte, machte sie das Abendessen zurecht. Wir feierten auf das Anmuthigste ihre Hochzeit und sprachen nicht mehr von Todten, sondern waren lustig und froh, wie es sich bei einem solchen Feste geziemet.

Bruder und Schwester baten mich gar sehr, in Florenz zu bleiben und mich von meiner Lust, nach Rom zu gehen, nicht hinreißen zu lassen. Auch mein alter Freund, Peter Landi, der mir in meinen Verlegenheiten so treulich beigestanden hatte, rieth mir, in meiner Vaterstadt zu verweilen, um zu sehen, wie die Sachen abliefen; denn man hatte die Medicis wieder verjagt, und zwar Herrn Hippolyt, der nachher Kardinal, und Herrn Alexandern, der Herzog ward. Ich fing an, auf dem neuen Markt zu arbeiten, faßte viel Juwelen und gewann ein ansehnliches Geld.

Zu der Zeit war ein Saneser, Mazzetti genannt, aus der Türkei, wo er sich lange aufgehalten hatte, nach Florenz gekommen. Er bestellte bei mir eine goldene Medaille, am Hute zu tragen. Er war ein Mann von lebhaftem Geist und verlangte, ich solle ihm einen Herkules machen, der dem Löwen den Rachen aufreißt. Ich schritt zum Werk, und Michelagnolo Buonarotti kam, meine Arbeit zu sehen, und theils weil ich mir alle Mühe gegeben hatte, die Stellung der Figur und die Bravour des Löwen auf eine ganz andere Weise als meine Vorgänger abzubilden, theils auch weil die Art zu arbeiten dem göttlichen Michelagnolo gänzlich unbekannt war, rühmte er mein Werk aufs Höchste, so daß bei mir das Verlangen, etwas Wichtiges zu machen, auf das Aeußerste vermehrt wurde. Darüber ward mir das Juwelenfassen verleidet, so viel Geld es auch eintrug.

Nach meinem Wunsche bestellte bei mir ein junger Mann, Namens Friedrich Ginori, gleichfalls eine Medaille; er war von erhabenem Geiste, war viele Jahre in Neapel gewesen und hatte

---

Man hatte die Medicis wieder verjagt — Am 17. Mai 1527 verließen sie, nicht eigentlich vertrieben, sondern auf Zureden der republikanischen Führer, Florenz.

Hippolyt — Er wurde 1529 Kardinal, Alexander 1530 der erste Herzog von Florenz.

Mazzetti — bei Bianchi „Maretti".

Eine goldene Medaille — Dieselbe wird ausführlich beschrieben in dem „Trattati" (S. 66), ist indessen vermuthlich nicht mehr vorhanden.

sich daselbst, als ein Mann von schöner Gestalt und Gegenwart, in eine Prinzessin verliebt. Er wollte den Atlas mit der Himmelskugel auf dem Rücken vorgestellt haben und bat den göttlichsten Michelagnolo, ihm eine kleine Zeichnung zu machen. Dieser sagte: „Gehet zu einem gewissen jungen Goldschmied, der Benvenuto heißt, der Euch gut bedienen wird und meiner Zeichnung nicht bedarf! Damit Ihr aber nicht denkt, daß ich in einer solchen Kleinigkeit ungefällig sein könne, will ich Euch eine Zeichnung machen; Benvenuto mag indessen ein Modell bossiren, und das Beste kann man alsdann ins Werk setzen."

Friedrich Ginori kam zu mir und sagte mir seinen Willen, zugleich auch, wie sehr Michelagnolo mich gelobt hatte. Da ich nun vernahm, daß ich ein Wachsmodell machen sollte, indessen der treffliche Mann zeichnete, gab mir das einen solchen Trieb, daß ich mit der größten Sorgfalt mich an die Arbeit machte. Da sie geendigt war, brachte mir ein genauer Freund des Michelagnolo, der Maler Bugiardini, die Zeichnung des Atlas, alsdann wies ich ihm und Giuliano mein Modell, das ganz verschieden von der Zeichnung des großen Mannes war, und Beide beschlossen, daß das Werk nach meinem Modell gemacht werden sollte. So fing ich es an; Michelagnolo sah es und ertheilte mir und meinem Werk das größte Lob. Die Figur war aus Goldblech getrieben und hatte den Himmel als eine Krystallkugel auf dem Rücken, auf welche der Thierkreis eingeschnitten war. Beides hatte einen Grund von Lapis Lazuli und nahm sich äußerst reizend aus. Unten standen die Worte: Summam tulisse juvat. Ginori war sehr zufrieden, bezahlte mich aufs Freigebigste und machte mir die Bekanntschaft von Herrn Ludwig Alamanni, der sich eben in Florenz aufhielt, brachte ihn oft in mein Haus und war Ursache, daß ich mir dieses trefflichen Mannes Freundschaft erwarb.

Indessen hatte der Papst Klemens der Stadt Florenz den Krieg angekündigt. Man bereitete sich zur Vertheidigung, und in jedem Quartier richtete man die Bürgermiliz ein. Ich equipirte mich reichlich und ging mit den größten Florentinischen von Adel

---

Als ein Mann von schöner Gestalt und Gegenwart — wörtlich „molto bello di corpo e di presenza" (Erscheinung).

Summam tulisse juvat — Die Inschrift der, wie es scheint, auch nicht mehr vorhandenen Medaille deutet auf die Liebe Ginori's zu der eben erwähnten Fürstin hin.

Ludwig Alamanni — der berühmte italienische Dichter, 1495—1556.

um, die sich sehr bereit und einig zur Vertheidigung der Stadt zeigten. Nun fanden sich die jungen Leute mehr als gewöhnlich zusammen, und man sprach von nichts als von diesen Anstalten. Einmal um die Mittagsstunde stand eine Menge Menschen, worunter sich die ersten jungen Edelleute befanden, um meine Werkstatt, als ich einen Brief von Rom bekam. Es schrieb mir ihn ein Mann, der Meister Jakob vom Kahn genannt wurde, weil er zwischen Ponte Sisto und Sankt Angelo die Leute überfetzte. Dieser Meister Jakob war ein sehr gescheiter Mann und führte die gefälligsten und geistreichsten Reden. Er war ehemals in Florenz ein Verleger beim Tuchmacherhandwerk gewesen; Papst Klemens war ihm sehr günstig und hörte ihn gerne reden. Als er sich eines Tages mit ihm unterhielt, kamen sie auch auf die Belagerung der Engelsburg zu sprechen; der Papst sagte viel Gutes von mir und fügte hinzu, wenn er wüßte, wo ich wäre, möchte er mich wol wieder haben. Meister Jakob sagte, ich sei in Florenz. Der Papst trug ihm auf, mich einzuladen, und nun schrieb er mir, ich sollte wieder Dienste beim Papst nehmen, es würde mein Glück sein.

Die jungen Leute wollten wissen, was der Brief enthalte; ich aber verbarg ihn, so gut ich konnte, schrieb an Meister Jakob und bat ihn, er möchte mir weder im Bösen noch im Guten schreiben und mich mit seinen Briefen verschonen. Darauf ward seine Begierde nur noch größer, und er schrieb mir einen andern Brief, der so ganz und gar das Maaß überschritt, daß es mir übel bekommen wäre, wenn ihn Jemand gesehen hätte. Es ward mir darin im Namen des Papstes gesagt, daß ich sogleich kommen solle. Meister Jakob meinte dabei, ich thäte wohl, wenn ich Alles stehen und liegen ließe und mich nicht mit den rasenden Narren gegen den Papst auflehnte.

Der Anblick dieses Briefes erregte in mir eine solche Furcht, daß ich schnell meinen lieben Freund Landi aufzusuchen eilte. Er sah mich mit Verwunderung an und fragte, was ich habe, da ich ihm so sehr in Bewegung schien. Ich sagte, daß ich ihm mein Anliegen nicht eröffnen könne; ich bat ihn nur, die Schlüssel zu nehmen, die ich ihm überreichte, und daß er Edelsteine und Gold Diesem und Jenem, den er auf meinem Buch würde geschrieben finden, zurückgeben sollte. Dann möchte er meine Sachen zu sich

---

Meister Jakob vom Kahn — Den Beinamen „della barca" erhielt er erst in Rom; er hieß eigentlich Jacopo dello Sciorina.

nehmen und sie nach seiner gewöhnlichen liebevollen Art verwahren; in wenig Tagen wollte ich ihm melden, wo ich mich befände.

Vielleicht stellte er sich selbst die Sache ungefähr vor und sagte: „Lieber Bruder, eile nur jetzt, dann schreibe mir, und wegen Deiner Sachen sei völlig unbesorgt!“ So that ich denn auch und hatte Recht, mich ihm zu vertrauen; denn er war der treueste, weiseste, redlichste, verschwiegenste, liebevollste Freund, den ich jemals gehabt habe.

Neuntes Kapitel.

Der Autor kehrt nach Rom zurück und wird dem Papst vorgestellt. Unterredung zwischen ihm und Seiner Heiligkeit. Der Papst überträgt ihm eine vortreffliche Goldschmied- und Juwelier-Arbeit. Nach des Papstes Wunsch wird er als Stempelschneider bei der Münze angestellt, ungeachtet sich die Hofleute und besonders Pompeo von Mailand, des Papstes Günstling, dagegensetzen. — Schöne Medaille nach seiner Erfindung. — Streit zwischen ihm und Bandinelli, dem Bildhauer.

Von Rom aus gab ich ihm sogleich Nachricht. Ich hatte daselbst einen Theil meiner alten Freunde gefunden, von denen ich aufs Beste aufgenommen ward. Ein alter Goldschmied, Rafael del Moro genannt, berühmt in seiner Kunst und übrigens ein braver Mann, lud mich ein, in seiner Werkstatt zu arbeiten und ihm an einigen wichtigen Werken zu helfen, wozu ich mich gern entschloß und einen guten Verdienst fand.

Schon über zehen Tage war ich in Rom und hatte mich noch nicht bei Meister Jakob sehen lassen; er begegnete mir von ungefähr, empfing mich sehr gut und fragte, wie lange ich in Rom sei. Als ich ihm sagte, „ungefähr vierzehn Tage“, nahm er es sehr übel und sagte mir, es schien', daß ich mir aus einem Papste wenig mache, der mir schon dreimal habe angelegentlich schreiben lassen. Eben diese verwünschten Briefe hatten mich in Verdruß und Verlegenheit gesetzt; ich war böse darüber und gab ihm keine Antwort. Dieser Mann war unerschöpflich in Worten, es strömte

Rafael del Moro — Seiner wird auch in dem „Trattati“ (S. 75, 77, 78) ehrenvoll gedacht.

nur so aus dem Munde; ich wartete daher, bis er müde war, und sagte dann ganz kurz, er möchte mich nur gelegentlich zum Papste führen. Darauf antwortete er, es sei immer Zeit, und ich versicherte ihn, daß ich immer bereit sei. So gingen wir nach dem Palaste — es war am grünen Donnerstage — und wir wurden in die Zimmer des Papstes, er als bekannt und ich als erwartet, sogleich eingelassen.

Der Papst, nicht ganz wohl, lag im Bette; Herr Jakob Salviati und der Erzbischof von Kapua waren bei ihm. Er freute sich außerordentlich, mich wieder zu sehen; ich küßte ihm die Füße, und so bescheiden als möglich trat ich etwas näher und gab ihm zu verstehen, daß ich etwas von Wichtigkeit ihm zu eröffnen hätte. Er winkte mit der Hand, und die beiden Herren traten weit hinweg. Sogleich fing ich an: „Heiligster Vater! Seit der Plünderung habe ich weder beichten noch kommuniziren können; denn man will mir die Absolution nicht ertheilen. Der Fall ist der. Als ich das Gold schmolz und die Mühe übernahm, die Edelsteine auszubrechen, befahl Eure Heiligkeit dem Kavalier, daß er mir etwas Weniges für meine Mühe reichen solle; ich erhielt aber nichts von ihm, vielmehr hat er mir unfreundliche Worte gegeben. Ich ging hinauf, wo ich das Gold geschmolzen hatte, durchsuchte die Asche, und fand ungefähr anderthalb Pfund Gold in Körnern, so groß wie Hirsen. Nun hatte ich nicht so viel Geld, um mit Ehren nach Hause zu kommen; ich dachte mich dieses Goldes zu bedienen und den Werth zurückzugeben, sobald ich im Stande wäre. Nun bin ich hier zu den Füßen Eurer Heiligkeit, des wahren Beichtigers; erzeigen Sie mir die Gnade, mich freizusprechen, damit ich beichten und kommuniziren könne und durch die Gnade Eurer Heiligkeit auch die Gnade Gottes wieder erlangen möge!"

Darauf versetzte der Papst mit einem stillen Seufzer, vielleicht daß er dabei seiner vergangenen Noth gedachte: „Benvenuto, ich bin gewiß, daß Du die Wahrheit redest; ich kann Dich von Allem, was Du irgend begangen hast, freisprechen, und ich will es auch; deswegen bekenne mir frei und offenherzig Alles, was Du auf dem Herzen hast! und wenn es den Werth einer meiner Kronen ausmachte, so bin ich ganz bereit, Dir zu verzeihen."

Darauf antwortete ich: „Mehr betrug es nicht, als was ich

Erzbischof von Kapua — Fra Niccolo Schomberg, Dominikaner, seit 1520 Erzbischof von Kapua.

Denn um helle Tagesgaben
Flattern alle Lebensflügel.

Von den Früchten zu den Blüthen
Niemals werden wir ermüden.
Den Genuß an solchen Gaben
Siehst Du hier in Erz gegraben.
Wie Dich auch Natur entzückt,
Kunst sei freundlich angeblickt!

Einem jungen Mädchen.*)

Damit Du kannst in künft'ger Nacht
Mit auf den Brocken reisen,
Woselbst man Hexenkünste macht
Und tanzt in frohen Kreisen,
Schick' ich zu dieser Reise hier
Die nöth'ge Equipage Dir.
Reis' glücklich, kleine Hexe!

Hier schick' ich Dir zugleich etwas zu schnabeliren,
Weil man Dergleichen dort nicht pflegt zu präsentiren;
Dort wird von keinem Mann, von keinem Junggesellen
Dir etwas vorgestellt, wie hier auf unsern Bällen.

Es sind zwei Aepfelchen mit ein paar Pfeffernüssen,
So, kleine Hexe, Dir ich lege jetzt zu Füßen;
Verschmähe diese nicht, nimm sie mit auf die Reise —
Hätt' ich just mehr, ich gäb's, so wahr ich Goethe heiße.

Stammbuchvers.**)

Weimar, den 7. März 1832.

Fromme Wünsche, Freundes Wort
Waltet in dem Büchlein fort!

*) Zuerst in Gubitz' „Volkskalender für 1834" (Jahrg. 6. Rüglichen, S. 161) von Herrn Sanitäts-Rath Dr. Lutze zu Köthen eingesandt. Wieder abgedruckt in Land au's „Neuer Deutsch. Hausschatz", Prag 1864, Heft 7, S. 675. Die Angeredete war die spätere Frau Riemschneider in Langensalza. Sie hatte auf Goethe's scherzhafte Frage, ob sie an der Fahrt auf den Brocken in der noch bevorstehenden Walpurgisnacht Theil nehmen werde, erwidert: es fehle ihr an der nöthigen Equipage, worauf ihr Goethe obiges Gedicht mit einem Körbchen übersandte, in welchem sich ein kleiner Besen, eine Ofengabel, zwei Aepfel und einige Pfeffernüsse befanden. — L.

**) Vgl. Katalog der Goethe-Ausstellung in Berlin, S. 11.

gesagt habe; denn es war nicht gar der Werth von hundertundfunfzig Dukaten; so viel zahlte man mir in der Münze von Perugia dafür, und ich ging, damit meinen armen Vater zu trösten."

Der Papst antwortete: „Dein Vater war ein geschickter, guter und braver Mann, und Du wirst auch nicht ausarten; es thut mir leid, daß es nicht mehr war; aber das, was Du angiebst, schenke ich Dir und verzeihe Dir. Sage das Deinem Beichtvater, und wenn er Bedenken hat, so soll er sich an mich selbst wenden! Hast Du gebeichtet und kommunizirt, so laß Dich wieder sehen, es soll Dein Schade nicht sein!"

Da ich mich vom Papste zurückzog, traten Meister Jakob und der Erzbischof von Kapua herbei. Der Papst sagte sehr viel Gutes von mir und erzählte, daß er mich Beichte gehört und losgesprochen habe; dann sagte er dem Erzbischof, er solle nach mir schicken und hören, ob ich sonst noch etwas auf dem Herzen habe, auch mich in Allem absolviren, wozu er ihm vollkommene Gewalt gebe, und solle mir überhaupt so freundlich sein als möglich.

Indem wir weggingen, fragte mich Meister Jakob sehr neugierig, was für Geheimnisse und für lange Unterhaltung ich mit dem Papst gehabt hätte; worauf ich ihm antwortete, daß ich es weder sagen wollte noch könnte und daß er mich nicht weiter fragen sollte.

Ich that Alles, was mir der Papst befohlen hatte, und als die beiden Festtage vorbei waren, ging ich ihn zu besuchen. Er war noch freundlicher als das erste Mal und sagte: „Wenn Du ein Wenig früher nach Rom kameſt, so ließ ich Dich die zwei Kronen machen, die wir im Kastell ausgebrochen haben; aber außer der Fassung der Juwelen gehört wenig Geschicklichkeit dazu, und ich will Dich zu einer ganz andern Arbeit brauchen, wo Du zeigen kannſt, was Du verstehſt. Es ist der Knopf von dem Pluvial, der, in Gestalt eines mäßigen Tellers von einer halben, auch einer Drittel-Elle im Durchschnitt gemacht wird; darauf will ich einen Gott Vater in halb erhobener Arbeit sehen, und in der Mitte des Werks soll ein schöner Diamant mit vielen andern kostbaren Edelsteinen angebracht werden. Caradosso hat schon einen angefangen und wird niemals fertig; den Deinigen mußt Du bald enden, denn ich will auch noch einige Freude daran

---

Der Knopf von dem Pluvial — „il bottone del piviale". Ueber die Lesart s. die Textrevision.

haben. So gehe nun und mache ein schönes Modell!“ Er ließ mir darauf die Juwelen zeigen, und ich ging ganz vergnügt hinweg.

Indessen daß Florenz belagert ward, starb Friedrich Ginori, dem ich die Medaille des Atlas gemacht hatte, an der Schwindsucht, und das Werk kam in die Hände des Herrn Ludwig Alamanni, der kurze Zeit darauf nach Frankreich ging und dasselbe mit einigen seiner Schriften dem Könige Franz dem Ersten verehrte. Die Medaille gefiel dem König außerordentlich, und der treffliche Herr Alamanni sprach mit Seiner Majestät so günstig von mir, daß der König den Wunsch bezeigte, mich kennen zu lernen.

Indessen arbeitete ich mit größter Sorgfalt an dem Modell, das ich so groß machte, wie das Werk selbst werden sollte. Nun rührten sich bei dieser Gelegenheit viele unter den Goldschmieden, die sich für geschickt hielten, ein solches Werk zu unternehmen. Es war auch ein gewisser Micheletto nach Rom gekommen, sehr geschickt im Steinschneiden und Goldarbeiten; er war ein alter Mann, hatte großen Ruf und war der Mittelsmann bei der Arbeit der zwei päpstlichen Kronen geworden. Als ich nun gedachtes Modell verfertigte, wunderte er sich sehr, daß ich ihn darum nicht begrüßte, da er doch die Sache verstand und bei dem Papst viel zu gelten sich bewußt war. Zuletzt, da er sah, daß ich nicht zu ihm kam, besuchte er mich und fragte, was ich mache. — „Was mir der Papst befohlen hat,“ antwortete ich. Nun versetzte er: „Der Papst hat mir befohlen, Alles anzusehen, was für Seine Heiligkeit gemacht wird.“ Dagegen sagte ich, ich würde den Papst darüber fragen und von ihm selbst erfahren, wem ich Red' und Antwort zu geben hätte. Er sagte, es werde mich reuen, ging erzürnt weg und berief die ganze Gilde zusammen. Sie wurden eins, daß er die Sache einleiten solle. Darauf ließ er als ein kluger Mann von geschickten Zeichnern über dreißig Zeichnungen machen, alle denselben Gegenstand jedesmal mit Veränderungen darstellend.

Weil er nun von seiner Seite das Ohr des Papstes hatte, verband er sich noch mit einem Andern, der Pompeo hieß, einem Verwandten des Herrn Trajano, des ersten und sehr begünstigten Kämmerers des Papstes. Beide fingen an, mit dem Papst zu sprechen. Sie hätten, sagten sie, mein Modell gesehen, aber es

---

Micheletto — auch in dem „Traktat“ (S. 91) erwähnt, in denen die nachfolgende Geschichte gleichfalls ausführlich erzählt wird.
Trajano — Trajano Alicorne (B.).

schien' ihnen nicht, daß ich zu so einer wichtigen Unternehmung der Mann sei. Darauf antwortete der Papst, er wolle es auch sehen, und wenn ich nicht fähig sei, wolle er sich nach einem Bessern umthun. Sie sagten, daß sie schöne Zeichnungen von demselbigen Gegenstande besäßen. Der Papst sagte darauf, das wäre ihm sehr lieb, nur möchten sie warten, bis mein Modell geendigt wäre; dann wolle er Alles zusammen ansehn.

Nach einigen Tagen hatte ich mein Modell fertig und trug es eines Morgens zum Papst hinauf; Trajano ließ mich warten und schickte schnell nach Micheletto und Pompeo mit der Anweisung, sie sollten ihre Zeichnungen bringen. Sie kamen, und wir wurden zusammen hineingelassen. Sogleich legten Beide dem Papst die Zeichnungen sehr emsig vor; aber die Zeichner, die nicht zugleich Goldschmiede waren, hatten die Juwelen nicht geschickt angebracht, und die Goldschmiede hatten ihnen darüber keine Anweisung gegeben. Denn das ist eben die Ursache, warum ein Goldschmied selbst muß zeichnen können, um, wenn Juwelen mit Figuren zu verbinden sind, es mit Verstand zu machen. Alle diese Zeichner hatten den großen Diamanten auf der Brust Gott Vaters angebracht. Dem Papste, der einen sehr guten Geschmack hatte, konnte das keineswegs gefallen, und da er ungefähr jeden Zeichnungen gesehen hatte, warf er die übrigen auf die Erde und sagte zu mir, der ich an der Seite stand: „Zeig einmal Dein Modell her, Benvenuto, damit ich sehe, ob Du auch in demselbigen Irrthum bist wie Diese!"

Als ich herbeitrat und meine runde Schachtel öffnete, schien es, als wenn eigentlich dem Papste etwas in die Augen glänzte, darauf er mit lebhafter Stimme sagte: „Wenn Du mir im Leibe gesteckt hättest, so hättest Du es nicht anders machen können, als ich's sehe; Jene haben sich gar nicht in die Sache finden können." Es traten viele große Herren herbei, und der Papst zeigte den Unterschied zwischen meinem Modell und ihren Zeichnungen. Als er mich genug gelobt und die Andern beschämt hatte, wendete er sich zu mir und sagte: „Es ist denn doch dabei noch eine Schwierigkeit zu bedenken; das Wachs ist leicht zu arbeiten; aber das Werk von Gold zu machen, das ist die Kunst." Darauf antwortete ich keklich: „Heiliger Vater, wenn ich es nicht zehnmal besser als mein Modell mache, so sollt Ihr mir nichts dafür bezahlen." Darüber entstand eine große Bewegung unter den Herren, und sie behaupteten, daß ich zu viel verspräche. Unter ihnen aber war ein großer Philosoph, der zu meinen Gunsten sprach und sagte: „Wie ich an diesem jungen Mann eine gute Symmetrie

seines Körpers und seiner Physiognomie wahrnehme, so verspreche ich mir viel von ihm.“ „Ich glaube es auch,“ sagte der Papst. Darauf rief er den Kämmerer Trajano und sagte, er sollte fünfhundert Golddukaten bringen.

Indessen, als man das Geld erwartete, besah der Papst nochmals mit mehr Gelassenheit, wie glücklich Gott Vater mit dem Diamanten zusammengestellt war. Den Diamanten hatte ich gerade in die Mitte des Werks angebracht, und darüber saß die Figur mit einer leichten Bewegung, wodurch der Edelstein nicht bedeckt wurde, vielmehr eine angenehme Uebereinstimmung sich zeigte. Die Gestalt hub die rechte Hand auf, um den Segen zu ertheilen. Unter den Diamanten hatte ich drei Knaben angebracht, die mit aufgehobenen Händen den Stein unterstützten; der mittelste war ganz und die beiden andern nur halb erhoben; um sie her war eine Menge anderer Knaben mit schönen Edelsteinen in ein Verhältniß gebracht; übrigens hatte Gott Vater einen Mantel, welcher flog und aus welchem viele Kinder hervorkamen. Daneben andere Zierrathen, die dem Ganzen ein sehr schönes Ansehen gaben. Die Arbeit war aus einer weißen Masse auf einem schwarzen Steine gearbeitet. Als das Geld kam, überreichte es mir der Papst mit eigener Hand und ersuchte mich, ich sollte nach seinem Geschmack und seinem Willen arbeiten; das werde mein Vortheil sein.

Ich trug das Geld und das Modell weg und konnte nicht ruhen, bis ich an die Arbeit kam. Ich blieb mit großer Sorgfalt darüber, als mir nach acht Tagen der Papst durch einen seiner Kämmerer, einen Bolognesischen Edelmann, sagen ließ, ich möchte zu ihm kommen und meine Arbeit, so weit sie wäre, mitbringen. Indessen wir auf dem Wege waren, sagte mir dieser Kämmerer, der die gefälligste Person am ganzen Hofe war, daß der Papst nicht sowol meine Arbeit sehen, als mir ein anderes Werk von der größten Bedeutung übergeben wolle, nämlich die Stempel zu den Münzen, die in Rom geprägt werden sollten; ich möchte mich bereiten, Seiner Heiligkeit zu antworten; deswegen habe er mich davon unterrichtet.

Ich kam zum Papst und zeigte ihm das Goldblech, worauf

Den Diamanten hatte ich gerade in die Mitte des Werks angebracht — Nach Brinckmann (S. 15) soll dieser auch sonst erwähnte Pluvialknopf sicheren Nachrichten zufolge sich noch um die Mitte des vorigen Jahrhunderts im päpstlichen Besitz befunden haben, im Kastell St. Angelo aufbewahrt und an hohen Festtagen vom Papste getragen worden sein.

schon Gott Vater im Umriß eingegraben war, welche Figur, auch nur so angelegt, schon mehr bedeuten wollte als das Wachsmodell, so daß der Papst erstaunt ausrief: „Von jetzt an will ich Dir Alles glauben, was Du sagst, und ich will Dir hiezu noch einen andern Auftrag geben, der mir so lieb ist wie dieser, und lieber; das wäre, wenn Du die Stempel zu meinen Münzen übernehmen wolltest. Hast Du jemals dergleichen gemacht, oder hast Du Lust, so etwas zu machen?"

Ich sagte, daß es mir dazu an Muth nicht fehle, daß ich auch gesehen habe, wie man sie arbeite, daß ich aber selbst noch keine gemacht habe. Bei diesem Gespräch war ein gewisser Giovanni da Prato gegenwärtig, der Sekretär bei Ihro Heiligkeit und ein großer Freund meiner Feinde war. Er sagte: „Heiligster Vater, bei der Gunst, die Ihro Heiligkeit diesem jungen Mann zeigen, wird er, der von Natur kühn genug ist, alles Mögliche versprechen. Ich sorge, daß der erste wichtige Auftrag, den ihm Ihro Heiligkeit gegeben, durch den zweiten, der nicht geringer ist, leiden werde."

Der Papst kehrte sich erzürnt zu ihm und sagte, er solle sich um sein Amt bekümmern, und zu mir sprach er, ich sollte zu einer goldenen Doppie das Modell machen; darauf wolle er einen nackten Christus mit gebundenen Händen sehen, mit der Umschrift: „Ecce homo." Auf der Rückseite sollte ein Papst und ein Kaiser abgebildet sein, die ein Kreuz, das eben fallen will, aufrichten, mit der Unterschrift: „Unus spiritus et una fides erat in eis."

Als mir der Papst diese schöne Münze aufgetragen hatte, kam Bandinelli, der Bildhauer, hinein; er war damals noch nicht zum Kavalier gemacht und sagte mit seiner gewohnten, anmaß-

---

Goldene Doppie (Dublone) — In Wirklichkeit wurden diese Motive vermuthlich zu zwei Münzen benutzt, von denen in den „Trattati" (S. 103 ff.) ausführlich berichtet wird, und deren Beschreibung hier nach Brinckmann folgt: 1. Goldener Doppeldukaten. Avers: Ein nackter Christus mit gebundenen Händen. Inschrift: „Ecce homo." Revers: Bärtiger Kopf des Papstes im Profil. Inschrift: „Clemens VII. Pont. Max." 2. Goldener Doppeldukaten. Avers: Papst und Kaiser richten ein fallendes Kreuz auf. Inschrift: „Ut omnis terra adoret &c." Revers: Kniebilder des heiligen Petrus und Paulus. Inschrift: „Unus spiritus et una fides erat in eis."

Bandinello der Bildhauer — Baccio Bandinelli, Sohn des in der Note S. 17 erwähnten (1487—1559), der hier zuerst auftritt, wird nicht allein von Cellini, mit dem er in beständiger Feindschaft lebte, sondern auch von andern Zeitgenossen als anmaßend und mißgünstig geschildert. (Vgl. A. v. Reumont, Beiträge zur Ital. Gesch., III. 338 ff.)

Er war damals noch nicht zum Kavalier gemacht — Dies geschah wenige Jahre später, wie er denn überhaupt die höchsten Auszeichnungen von Clemens VII. und Karl V. erfuhr.

lichen Unwissenheit: „Diesen Goldschmieden muß man zu solchen schönen Arbeiten die Zeichnungen machen.“ Ich kehrte mich schnell zu ihm und sagte, ich brauche zu meiner Kunst seine Zeichnungen nicht; ich hoffe aber mit meiner Arbeit und meinen Zeichnungen ihm künftig im Wege zu sein. Der Papst, dem diese Worte sehr zu gefallen schienen, wendete sich zu mir und sagte: „Geh nur, Benvenuto, diene mir eifrig und laß die Narren reden!“ So ging ich geschwind weg und schnitt zwei Formen mit der größten Sorgfalt, prägte sogleich eine Münze in Gold aus, und eines Tages, es war an einem Sonntag nach Tische, trug ich die Münze und die Stempel zum Papste. Da er sie sah, war er erstaunt und zufrieden sowol über die Arbeit, die ihm außerordentlich gefiel, als über die Geschwindigkeit, mit der ich ihn befriedigt hatte. Darauf ich, um die gute Wirkung meiner Arbeit zu vermehren, die alten Münzen vorzeigte, die von braven Leuten für die Päpste Julius und Leo gemacht worden waren. Da ich nun sah, daß ihm die meinigen über die Maaßen wohlgefielen, zog ich einen Aufsatz aus dem Busen, in welchem ich bat, daß das Amt eines Stempelschneiders bei der Münze mir übertragen werden möchte, welches monatlich sechs Goldgulden eintrug; außerdem wurden die Stempel noch vom Münzmeister bezahlt. Der Papst nahm meine Bittschrift, gab sie dem Sekretär und sagte, er solle sie sogleich ausfertigen. Dieser wollte sie in die Tasche stecken und sagte: „Eure Heiligkeit eile nicht so sehr! Das sind Dinge, die einige Ueberlegung verdienen.“ Der Papst versetzte: „Ich verstehʼ Euch schon, gebt das Papier mir her!“ Er nahm es zurück, unterzeichnete es auf der Stelle und sagte: „Ohne Widerrede fertigt mir sogleich aus! denn die Schuhe des Benvenuto sind mir lieber als die Augen jener dummen Teufel.“ Ich dankte Ihro Heiligkeit und ging fröhlich wieder an meine Arbeit.

Zehntes Kapitel.

Die Tochter des Rafael del Moro hat eine böse Hand, der Autor ist bei der Kur geschäftig; aber seine Absicht, sie zu heirathen, wird vereitelt. — Er schlägt eine schöne Medaille auf Papst Clemens VII. — Trauriges Ende seines Bruders, der zu Rom in einem Gefechte fällt. — Schmerz des Autors darüber, der seinem Bruder ein Monument mit einer Inschrift errichtet und den Tod rächt. — Seine Werkstatt wird bestohlen. — Außerordentliches Beispiel von der Treue eines Hundes bei dieser Gelegenheit. — Der Papst setzt großes Vertrauen auf den Autor und wundert ihn außerordentlich auf.

Noch arbeitete ich in der Werkstatt des Rafael del Moro, dessen ich oben erwähnte. Dieser brave Mann hatte ein gar artiges Töchterchen, auf die ich ein Auge warf und sie zu heirathen gedachte; ich ließ mir aber nichts merken und war vielmehr so heiter und froh, daß sie sich über mich wunderten. Dem armen Kinde begegnete an der rechten Hand das Unglück, daß ihm zwei Knöchelchen am kleinen Finger und eines am nächsten angegriffen waren. Der Vater war unaufmerksam und ließ sie von einem unwissenden Medikaster kuriren, der versicherte, der ganze rechte Arm würde dem Kinde steif werden, wenn nichts Schlimmeres daraus entstünde. Als ich den armen Vater in der größten Verlegenheit sah, sagte ich ihm, er solle nur nicht glauben, was der unwissende Mensch behauptete; darauf bat er mich, weil er weder Arzt noch Chirurgus kenne, ich möchte ihm einen verschaffen. Ich ließ sogleich den Meister Jakob von Perugia kommen, einen trefflichen Chirurgus. Er sah das arme Mädchen, das durch die Worte des unwissenden Menschen in die größte Angst versetzt war, sprach ihr Muth ein und versicherte, daß sie den Gebrauch ihrer ganzen Hand behalten solle, wenn auch die zwei letzten Finger etwas schwächer als die übrigen blieben. Da er nun zur Hilfe schritt und etwas von den kranken Knochen wegnehmen wollte, rief mich der Vater, ich möchte doch bei der Operation gegenwärtig sein. Ich sah bald, daß die Eisen des Meister Jakob zu stark waren; er richtete wenig aus und machte dem Kinde große Schmerzen. Ich bat, er möchte nur eine Achtelstunde warten und inne halten. Ich lief darauf in die Werkstatt

---

Meister Jakob von Perugia — Giacomo Rastrelli, Leibchirurg Clemens' VII. und anderer Päpste.

und machte vom feinsten Stahl ein Eischen, womit er hernach mit solcher Leichtigkeit arbeitete, daß sie kaum einigen Schmerz fühlte und er in kurzer Zeit fertig war. Deswegen und um anderer Ursachen willen liebte er mich mehr als seine beiden Söhne und gab sich viele Mühe, das gute Mädchen zu heilen.

Ich hatte große Freundschaft mit einem Herrn Gaddi, der Kämmerer des Papstes und ein großer Freund von Talenten war, wenn er auch selbst keine hatte. Bei ihm fand man immer die gelehrten Leute Johann Greco, Ludwig von Fano, Antonio Allegretti und auch Hannibal Caro, einen jungen Fremden, Bastian von Venedig, einen trefflichen Maler, und mich. Wir gingen gewöhnlich des Tages einmal zu ihm. Der gute Rafael wußte von dieser Freundschaft und begab sich deswegen zum Herrn Johann Gaddi und sagte zu ihm: „Mein Herr, Ihr kennet mich wohl, und da ich gern meine Tochter dem Benvenuto geben möchte, so wüßte ich mich an Niemand besser als an Eure Gnaden zu wenden." Darauf ließ der kurzsichtige Gönner den armen Mann kaum ausreden, und ohne irgend einen Anlaß in der Welt sagte er zu ihm: „Rafael, denket mir daran nicht mehr! Ihr seid weiter von ihm entfernt als der Zänner von den Maulbeeren." Der arme niedergeschlagene Mann suchte schnell das Mädchen zu verheirathen, die Mutter und die ganze Familie machten mir böse Gesichter; ich wußte nicht, was das heißen sollte, und verdrießlich, daß sie mir meine treue Freundschaft so schlecht belohnten, nahm ich mir vor, eine Werkstatt in ihrer Nachbarschaft zu errichten. Meister Johann sagte mir nichts als nach einigen Monaten, da das Mädchen schon verheirathet war.

Ich arbeitete immer mit großer Sorgfalt, mein Hauptwerk zu endigen und die Münze zu bedienen, als der Papst aufs Neue mir einen Stempel zu einem Stücke von zwei Karlinen auftrug, worauf das Bildniß Seiner Heiligkeit stehen sollte und auf der andern Seite Christus auf dem Meer, der St. Petern die Hand reicht, mit der Umschrift: „Quare dubitasti?" Die Münze gefiel so außerordentlich, daß ein gewisser Sekretär des Papstes,

---

Eischen — Die Diminutivbildung ist durch das italienische „ferrolino" veranlaßt.

Johann Greco, Ludwig von Fano ꝛc. — Die sämmtlichen hier genannten Personen, der Florentinische Dichter Allegretti vielleicht ausgenommen, haben keine große Bedeutung, wenn auch Bianchi einige Nachrichten über sie gesammelt hat.

Karlinen — s. „Trattati", S. 104. Die Münze ist genau so ausgeführt, wie hier beschrieben wird.

ein trefflicher Mann, Sanga genannt, sagte: „Ew. Heiligkeit kann sich rühmen, daß Sie eine Art Münze hat, wie die alten Kaiser mit aller ihrer Pracht nicht gesehen haben.“ Darauf antwortete der Papst: „Aber auch Benvenuto kann sich rühmen, daß er einem Kaiser Meinesgleichen dient, der ihn zu schätzen weiß.“ Nun war ich unausgesetzt mit der großen goldnen Arbeit beschäftigt und zeigte sie oft dem Papste, der immer mehr Vergnügen daran zu empfinden schien.

Auch mein Bruder war um diese Zeit in Rom und zwar in Diensten Herzogs Alexander's, dem der Papst damals das Herzogthum Penna verschafft hatte, zugleich mit vielen jungen tapfern Leuten aus der Schule des außerordentlichen Herrn Johann von Medicis, und der Herzog hielt so viel auf ihn als auf irgend Einen. Mein Bruder war eines Tages nach Tische unter den Bänken in der Werkstatt eines gewissen Bacino della Croce, wo alle die rüstigen Brüder zusammenkamen; er saß auf einem Stuhle und schlief. Zu der Zeit gingen die Häscher mit ihrem Anführer vorbei und führten einen gewissen Kapitän Cisti, der auch aus der Schule des Herrn Giovanni war, aber nicht bei dem Herzog in Diensten stand. Als dieser vorbeigeführt wurde, sah er den Kapitän Cativanza Strozzi in der gedachten Werkstatt und rief ihm zu: „Soeben wollt' ich Euch das Geld bringen, das ich Euch schuldig bin; wollt' Ihr es haben, so kommt, ehe es mit mir ins Gefängniß spazieri!“ Kapitän Cativanza hatte keine große Lust, sich selbst aufs Spiel zu setzen, desto mehr, Andere vorzuschieben, und weil einige von den tapfersten jungen Leuten gegenwärtig waren, die mehr Trieb als Stärke zu so großer Unternehmung hatten, sagte er ihnen, sie sollten hinzutreten und sich vom Hauptmann Cisti das Geld geben lassen. Wollten die Häscher widerstehn, so sollten sie Gewalt brauchen, wenn sie Muth hätten. Es waren vier unbärtige junge Leute. Der Eine hieß Bertino Aldobrandi, der Andere Anguillotto von Lucca; der Uebrigen erinnere ich mich nicht. Bertin war der Zögling und der wahre Schüler meines Bruders, der ihn über die Maaßen liebte. Gleich waren die braven Jungen den Häschern auf dem Halse, die, mehr als vierzig stark, mit Piken, Büchsen und großen Schwertern zu zwei Händen bewaffnet einherzingen. Nach wenig Worten griff man zum Degen, und hätte sich Kapitän Cativanza nur ein Wenig gezeigt, so hätten die jungen Leute das

Cativanza Strozzi — Bernardo Strozzi, mit dem Beinamen Cativanza. (D.)

ganze Gefolge in die Flucht geſchlagen; aber ſo fanden ſie Widerſtand, und Bertino war tüchtig getroffen, ſo daß er für todt zur Erden fiel. Auch Anguilotto war auf den rechten Arm geſchlagen, ſo daß er nicht mehr den Degen halten konnte, ſondern ſich ſo gut als möglich zurückziehen mußte. Bertino, gefährlich verwundet, ward aufgehoben.

Indeſſen dieſe Händel ſich ereigneten, waren wir Andern zu Tiſche; denn man hatte dießmal eine Stunde ſpäter gegeſſen; der älteſte Sohn ſtand vom Tiſche auf, um die Händel zu ſehen. Ich ſagte zu ihm: „Giovanni, ich bitte Dich, bleib da! In dergleichen Fällen iſt immer gewiß zu verlieren und nichts zu gewinnen.“ So vermahnte ihn auch ſein Vater; aber der Knabe ſah und hörte nichts, lief die Treppe hinunter und eilte dahin, wo das dickſte Getümmel war. Als er ſah, daß Bertino aufgehoben wurde, lief er zurück und begegnete Cecchino, meinem Bruder, der ihn fragte, was es gebe. Der unverſtändige Knabe, ob er gleich von Einigen gewarnt war, daß er meinem Bruder nichts ſagen ſollte, verſetzte doch ganz ohne Kopf, die Häſcher hätten Bertinen umgebracht. Da brüllte mein Bruder auf eine Weiſe, daß man es zehn Miglien hätte hören können, und ſagte zu Giovanni: „Kannſt Du mir ſagen, wer mir ihn erſchlagen hat?“ Der Knabe ſagte, ja, es ſei Einer mit dem Schwert zu zwei Händen, und auf der Mütze trage er eine blaue Feder. Mein armer Bruder rannte fort, erkannte ſogleich den Mörder am Zeichen, und mit ſeiner bewundernswerthen Schnelligkeit und Tapferkeit drang er in die Mitte des Haufens, und ehe ein Menſch ſich's verſah, ſtach er dem Thäter den Wanſt durch und durch und ſtieß ihn mit dem Griff des Degens zur Erde. Alsdann wendete er ſich gegen die Andern mit ſolcher Gewalt, daß er ſie alle würde in die Flucht gejagt haben, hätte er ſich nicht gegen einen Büchſenträger gewendet, der zu ſeiner Selbſtvertheidigung losdrückte und den trefflichen, unglücklichen Knaben über dem Knie des rechten Fußes traf. Da er niederlag, machten ſich die Häſcher davon; denn ſie fürchteten ſich vor einem Andern dieſer Art.

Der Lärm dauerte immer fort, und ich ſtand endlich vom Tiſche auf, ſchnallte meinen Degen an, wie denn damals Jedermann bewaffnet ging, und kam zu der Engelsbrücke, wo ich einen großen Zudrang von Menſchen ſah. Einige, die mich kannten, machten mir Platz, und ich ſah, was ich unerachtet meiner Neugierde gerne nicht geſehen hätte. Anfangs erkannte ich ihn nicht; er hatte ein anderes Kleid an, als ich kurz vorher an ihm geſehen hatte; deswegen kannte er mich zuerſt und ſagte: „Lieber Bruder, mein

XXIV.

Aus fremden Sprachen.

großes Uebel beunruhige Dich nicht, denn mein Beruf versprach mir ein solches Ende; laß mich schnell hier wegnehmen, ich habe nur noch wenig Stunden zu leben." Nachdem ich seinen Fall in aller Kürze vernommen hatte, sagte ich zu ihm: „Das ist der schlimmste, traurigste Fall, der mir in meinem ganzen Leben begegnen konnte; aber sei zufrieden, denn ehe Du den Athem ausgehst, sollst Du Dich noch durch meine Hände an Dem gerochen sehen, der Dich in diesen Zustand versetzt hat."

Solche kurze Worte wechselten wir gegen einander. Die Häscher waren funfzig Schritte von uns; denn Maffio, ihr Anführer, hatte vorher einen Theil zurückgeschickt, den Korporal zu holen, der meinen Bruder erschlagen hatte. Ich erreichte sie geschwind, drängte mich, in meinen Mantel gewickelt, mit möglichster Schnelligkeit durchs Volk und war schon zu der Seite des Maffio gelangt, und gewiß, ich brachte ihn um, wenn nicht im Augenblick, als ich den Degen schon gezogen hatte, mir ein Berlinghier in die Arme fiel, der ein tapferer Jüngling und mein großer Freund war. Vier seiner Gesellen waren mit ihm und sagten zu Maffio: „Mache, daß Du wegkommst! Denn Dieser allein bringt Dich um." Maffio fragte: „Wer ist es?" Sie sagten: „Es ist der leibliche Bruder von Dem, der dort liegt." Da wollt' er nichts weiter hören und machte, daß er sich eilig nach Torre di Nona zurückzog; die Andern sagten zu mir: „Benvenuto, wenn wir Dich gegen Deinen Willen verhinderten, so ist es aus guter Absicht geschehen; laß uns nun Dem zu Hilfe kommen, der nicht lange mehr leben wird!" So kehrten wir um und gingen zu meinem Bruder, den wir in ein Haus tragen ließen. Sogleich traten die Aerzte zusammen und verbanden ihn nach einiger Ueberlegung. Sie konnten sich nicht entschließen, ihm den Fuß abzunehmen, wodurch man ihn vielleicht gerettet hätte. Gleich nach dem Verbande erschien Herzog Alexander selbst, der sich sehr freundlich und theilnehmend gegen ihn bezeigte. Mein Bruder war noch bei sich und sagte zu ihm: „Ich bedaure nur, daß Sie, gnädiger Herr, einen Diener verlieren, den Sie wol braver, aber nicht treuer und anhänglicher finden können."

Der Herzog sagte, er möge für sein Leben sorgen, er sei ihm als ein wackrer und braver Mann bekannt; dann kehrte er sich zu seinen Leuten und sagte, sie sollten es an nichts fehlen lassen.

Ein Berlinghier — Im italienischen Text Berlinghiero Berlinghieri als Personenname.

Torre di Nona — die Stelle, wo die römischen Gefängnisse waren. (B.)

Man konnte das Blut nicht ſtillen, er fing an irre zu reden und fantaſirte die ganze Nacht; außer da man ihm die Kommunion reichen wollte, ſagte er: „Ich hätte wohl gethan, früher zu beichten; denn gegenwärtig kann ich das heilige Sakrament in dieſes ſchon zerſtörte Gefäß nicht aufnehmen; es ſei genug, daß ich es mit den Augen empfange, und durch dieſe ſoll meine unſterbliche Seele Theil daran nehmen, die ihren Gott um Barmherzigkeit und Vergebung anflehe."

Sobald man das Sakrament weggenommen, fingen dieſelben Thorheiten wieder an, die aus den ſchrecklichſten Dingen, der ungeheuerſten Wuth und den fürchterlichſten Worten, die ein Menſch ſich denken kann, zuſammengeſetzt waren, und ſo hörte er nicht auf die ganze Nacht bis an den Morgen. Als die Sonne aufgegangen war, wendete er ſich zu mir und ſagte: „Mein Bruder, ich will nicht länger hier bleiben; denn ich würde etwas thun, das Jene bereuen ſollten, die mir Verdruß gemacht haben." Alsbald warf er ſich mit beiden Füßen herum, ob wir ihm gleich den einen in einen ſchweren Kaſten geſteckt hatten, und gleichſam in der Bewegung Eines, der zu Pferde ſteigen will, ſagte er mir dreimal Lebewohl, und ſo ſchied dieſe tapfere Seele von dannen.

Abends zu gehöriger Stunde ließ ich ihn mit den größten Ehren in der Kirche der Florentiner begraben und ihm nachher einen ſchönen Leichenſtein von Marmor ſetzen, auf welchem Siegeszeichen und Fahnen gebildet waren.

Uebergehen kann ich nicht, daß ein Freund meinen Bruder fragte, ob er wol den Mann, der ihn verwundet, kenne, worauf denn der Sterbende hinter mir her einige Zeichen gab, die ich aber wohl bemerkte, und wovon ich die Folgen bald erzählen werde.

Einige vorzügliche Gelehrte, die mein Bruder wohl gekannt und die ſeine Tapferkeit bewundert hatten, gaben mir eine Inſchrift mit der Verſicherung, daß der außerordentliche Jüngling ſie wohl verdiene. Sie lautete folgendermaßen:

„Francisco Cellino Florentino, qui, quod in teneris annis ad Joannem Medicem Ducem plures victorias retulit et

---

Francisco Cellino Florentino etc. — „Dem Franz Cellini von Florenz, der, da er ſchon in jungen Jahren unter dem Herzog Johann von Medicis mehrere Siege davongetragen und Fahnenträger war, über bewieſen hat, welche Tapferkeit und Einſicht er als Mann gehabt haben würde, wenn er nicht, durch den Büchſenſchuß eines grauſamen Schickſals getroffen, im fürſten Lebtrum ſeines Alters jetzt vollige, hat ſein Bruder Benvenuto dieß Denkmal geſetzt. Er ſtarb am 27. Mai 1529."

Signifer fuit, facile documentum dedit, quantae fortitudinis et consilii vir erat futurus, ni crudelis fati archibuso transfossus quinto aetatis lustro jaceret. Benvenutus frater posuit. Obiit die XXVII. Maii. M D XXIX."

Er war fünfundzwanzig Jahre alt, und ob er gleich Johann Franziskus Cellini hieß, so nannte man ihn doch unter seinen Kameraden Cecchin, den Pfeifer. Diesen Kriegsnamen ließ ich denn auch auf den Grabstein setzen, mit schönen antiken Buchstaben, die ich alle zerbrochen vorstellen lassen außer dem ersten und letzten. Als mich nun die gelehrten Verfasser der Inschrift darüber befragten, erklärte ich ihnen, daß ich durch diese zerbrochenen Buchstaben das wunderbare Werkzeug seines Körpers, das nun zertrümmert sei, vorstellen wollen. Der erste ganze Buchstabe hingegen solle die von Gott uns geschenkte Seele bedeuten, welche unzerstört in Ewigkeit bleibe, so wie der letzte den dauerhaften Ruhm des Verstorbenen anzeige. Dieser Gedanke fand Beifall; auch hat ihn Ein- und der Andere in der Folge nachgeahmt.

Sodann ließ ich auf gedachten Stein das Wappen der Cellini setzen, jedoch mit einiger Veränderung. In Ravenna, einer sehr alten Stadt, finden sich unsere Cellinis als die geehrtesten Edelleute, welche einen aufwärts gerichteten, zum Kampf geschickten, goldenen Löwen mit vorwärts geworfenen Pranken, in deren rechter er eine rothe Lilie hält, im blauen Felde führen. Das Haupt des Schildes, von Silber, trägt einen rothen Turnierkragen von vier Lätzen, zwischen welchen drei rothe Lilien stehen. Unser Haus aber führt die Löwenpranke ohne Körper mit allem Uebrigen, was ich erzählt habe; und so ließ ich auch das Wappen auf meines Bruders Grabstein setzen, nur daß ich statt der Lilie ein Beil anbrachte, um mich zu erinnern, daß ich ihn zu rächen habe.

Ich suchte nunmehr mit der größten Sorgfalt jene Arbeit in Gold, die der Papst so sehr verlangte, fertig zu machen; er ließ mich zwei-, dreimal die Woche rufen, und immer gefiel das Werk ihm besser; öfters aber verwies er mir die große Traurigkeit um meinen Bruder. Eines Tages, als er mich über die Maaßen

---

Dieser Gedanke fand Beifall — Die Inschrift giebt einen Beweis für Cellini's auch sonst hervortretende Neigung zu allegorisirender Darstellung.

Pranken — waidmännischer Ausdruck für die Tatzen des Löwen, sonst auch „Branten" und „Franten" genannt.

niedergeschlagen sah, sagte er: „Benvenuto, ich glaubte nicht, daß Du so gar thöricht wärest. Hast Du denn nicht vorher gewußt, daß gegen den Tod keine Arznei ist? Du bist auf dem Wege, ihm nachzufolgen."

Indessen ich aber so an gedachter Arbeit und an den Stempeln für die Münze fortfuhr, hatte ich die Leidenschaft gefaßt, Den, der meinen Bruder geliefert hatte, wie ein geliebtes Mädchen nicht aus den Augen zu lassen. Er war erst Kavallerist gewesen und hatte sich nachher als Büchsenschütze unter die Zahl der Häscher begeben, und was mich gegen ihn am Grimmigsten machte, war, daß er sich seiner That noch berühmt und gesagt hatte: „Wäre ich nicht gewesen, der den braven Kerl aus dem Wege räumte, so hätte er uns Alle zu unserm größten Schaden in die Flucht geschlagen." Ich konnte nun wol bemerken, daß meine Leidenschaft, ihn so oft zu sehen, mir Schlaf und Appetit nahm und mich den Weg zum Grabe führte; ich faßte also meinen Entschluß und scheute mich nicht vor einer so niedrigen und keineswegs lobenswürdigen That; genug, ich wollte eines Abends mich von diesem Zustande befreien.

Er wohnte neben einem Hause, in welchem eine der stolzesten Kurtisanen sich aufhielt, die man jemals in Rom reich und beliebt gesehen hatte. Man hieß sie Signora Antäa. Es hatte eben Vierundzwanzig geschlagen, als er nach dem Nachtessen, den Degen in der Hand, an seiner Thür lehnte. Ich schlich mich mit großer Gewandtheit an ihn heran, und mit einem großen Pistojesischen Dolch holte ich rücklings dergestalt aus, daß ich ihm den Hals rein abzuschneiden gedachte. Er wendete sich schnell um, der Stoß traf auf die Höhe der linken Schulter und beschädigte den Knochen. Er ließ den Degen fallen und entsprang, von Schmerzen betäubt. Mit wenig Schritten erreichte ich ihn wieder, hub den Dolch ihm über den Kopf, und da er sich niederbückte, traf die Klinge zwischen Hals und Nacken und drang so tief in die Knochen hinein, daß ich mit aller Gewalt sie nicht herausziehen konnte; denn aus dem Hause der Antäa sprangen viele Soldaten mit bloßen Degen heraus, und ich mußte also auch ziehen und mich vertheidigen. Ich ließ den Dolch zurück und machte mich fort, und um nicht erkannt zu werden, ging ich zu Herzog Alexander, der zwischen Piazza Navona und der

---

Es hatte eben Vierundzwanzig geschlagen — Ueber die italienische Tageseintheilung vgl. Goethe's Aufsatz und Zeichnung in der „Italienischen Reise."

Rotonda wohnte. Ich ließ mir ihm reden, und er ließ mich bedeuten, daß, wenn ich nicht verfolgt würde, sollte ich nur ruhig sein und keine Sorge haben; ich sollte mich wenigstens acht Tage inne halten und an dem Werke, das der Papst wünschte, zu arbeiten fortfahren.

Die Soldaten, die mich verhindert und den Dolch noch in Händen hatten, erzählten, wie die Geschichte gegangen war, und was sie für eine Mühe gehabt, den Dolch aus dem Nacken und dem Halse des Verwundeten herauszubringen, den sie weiter nicht kannten. Zu ihnen trat Johann Bandini und sagte: „Das ist mein Dolch; ich habe ihn Benvenuto geborgt, der seinen Bruder rächen wollte." Da bedauerten die Soldaten, daß sie mich nicht ganz hatten gewähren lassen, ob ich ihm gleich so schon in reichlichem Maaß seinen Frevel vergolten hatte.

Es vergingen mehr als acht Tage, daß der Papst mich nicht nach seiner Gewohnheit rufen ließ; endlich kam der Bolognesische Kämmerer, mich abzuholen, der mich mit vieler Bescheidenheit merken ließ, daß der Papst Alles wisse, aber mir deßungeachtet sehr wohlwolle. Ich solle nur ruhig sein und fleißig arbeiten.

Der Papst sah mich mit einem grimmigen Seitenblick an; das war aber auch Alles, was ich auszustehen hatte; denn als er das Werk sah, fing er wieder an, heiter zu werden, und lobte mich, daß ich in kurzer Zeit so viel gethan hätte; alsdann sah er mir ins Gesicht und sagte: „Da Du nun geheilt bist, so sorge für Dein Leben!" Ich verstand ihn und sagte, ich würde nicht fehlen.

Sodann eröffnete ich gleich eine schöne Werkstatt unter den Bänken, gerad gegen Rafael del Moro über, und arbeitete an der Vollendung des oftgedachten Werks. Der Papst schickte mir alle Juwelen dazu, außer dem Diamanten, den er wegen einiger Bedürfnisse an Genueser Wechsler verpfändet und mir nur einen Abdruck davon gegeben hatte.

Durch fünf geschickte Gesellen, die ich hielt, ließ ich noch außerdem Vieles arbeiten, so daß in meiner Werkstatt ein großer Werth an Juwelen, Gold und Silber sich befand.

Ich war eben neunundzwanzig Jahr alt und hatte eine Magd zu mir ins Haus genommen von der größten Schönheit und Anmuth; sie diente mir zum Modell in meiner Kunst, und

---

Mit einem grimmigen Seitenblick — „coll' occhio dal porco". d. h. scheel, unfreundlich.

Ich brachte die meisten Nächte mit ihr zu; und ob ich gleich sonst den leisesten Schlaf von der Welt hatte, so überfiel er mich doch unter solchen Umständen dergestalt, daß ich nicht zu erwecken war. Dieses begegnete mir auch eine Nacht, als ein Dieb bei mir einbrach, der unter dem Vorwand, er sei ein Goldschmied, meine Kostbarkeiten gesehen und den Plan gefaßt hatte, mich zu berauben. Er fand zwar verschiedene Gold- und Silberarbeiten vor sich, doch erbrach er einige Kästchen, um auch zu den Juwelen zu kommen.

Ein Hund, den mir Herzog Alexander geschenkt hatte, und der so brauchbar auf der Jagd als wachsam im Hause war, fiel über den Dieb her, der sich mit dem Degen so gut vertheidigte, als er konnte. Der Hund lief durch das Haus hin und wieder, kam in die Schlafzimmer meiner Arbeiter, deren Thüren bei der Sommerhitze offen standen und weckte die Leute theils durch sein Bellen, theils indem er ihre Decken wegzog, ja bald den Einen bald den Andern bei dem Arme packte. Dann lief er wieder mit erschrecklichem Bellen weg, als wenn er ihnen den Weg zeigen wollte; sie wurden diesen Unfug müde, und weil sie auf meinen Befehl immer ein Nachtlicht brannten, so griffen sie voll Zorn nach den Stöcken, verjagten den guten Hund und verschlossen ihre Thüren. Der Hund, von diesen Schelmen ohne Hilfe gelassen, blieb auf seinem Vorsatze, und da er den Dieb nicht mehr in der Werkstatt fand, verfolgte er ihn auf der Straße und hatte ihm schon das Kleid vom Leibe gerissen. Der Dieb rief einige Schneider zu Hilfe, die schon auf waren, und bat sie um Gottes willen, sie möchten ihn von dem tollen Hund befreien; sie glaubten ihm, erbarmten sich seiner und verjagten den Hund mit großer Mühe.

Als es Tag ward, gingen meine Leute in die Werkstatt, und da sie die Thüre erbrochen und offen und die Schubladen in Stücken fanden, fingen sie an, mit lauter Stimme Wehe über den Unfall zu schreien. Ich hörte es, erschrak und kam heraus. Sie riefen mir entgegen: „Wir sind bestohlen, Alles ist fort, die Schubladen sind alle erbrochen.“ Diese Worte thaten so eine schreckliche Wirkung auf mich, daß ich nicht im Stande war, vom Fleck zu gehen und nach der Schublade zu sehen, in welcher die Juwelen des Papstes waren. Mein Schrecken war so groß, daß mir fast das Sehen verging; ich sagte, sie sollten die Schublade öffnen, um zu erfahren, was von den Juwelen des Papstes fehle. Mit großer Freude fanden sie die sämmtlichen Edelsteine und die Arbeit in Golde dabei; sie riefen aus: „Nun ist weiter kein Uebel;

genug, daß dieser Schatz unberührt ist, ob uns gleich der Schelm nur die Hemden gelassen hat, die wir auf dem Leibe tragen; denn gestern Abend, da es so heiß war, zogen wir uns in der Werkstatt aus und ließen unsere Kleider daselbst."

Schnell kam ich wieder zu mir, dankte Gott und sagte: „Gehet nur und kleidet Euch Alle neu! Ich will es bezahlen." Ich konnte mich nicht genug freuen, daß die Sache so abgelaufen war; denn was mich so sehr gegen meine Natur erschreckte, war, daß die Leute mir gewiß würden Schuld gegeben haben, ich habe die Geschichte mit dem Dieb nur erfonnen, um den Papst um seine Juwelen zu bringen. Gleich in den ersten Augenblicken erinnerte ich mich, daß der Papst schon vor mir gewarnt worden war. Seine Vertrautesten hatten zu ihm gesagt: „Wie könnt Ihr, heiligster Vater, die Juwelen von so großem Werthe einem Jüngling anvertrauen, der ganz Feuer ist, mehr an die Waffen als an die Kunst denkt und noch nicht dreißig Jahre hat?"

Der Papst fragte, ob Jemand von mir etwas wisse, das Verdacht erregen könne. Franziskus del Nero antwortete: „Nein! Er hat aber auch noch niemals solche Gelegenheit gehabt." Darauf versetzte der Papst: „Ich halte ihn für einen vollkommen ehrlichen Mann, und wenn ich selbst ein Uebel an ihm sähe, so würde ich es nicht glauben."

Ich erinnerte mich gleich dieses Gesprächs, brachte, so gut ich konnte, die Juwelen an ihre Plätze und ging mit der Arbeit geschwind zum Papste, dem Franziskus del Nero schon etwas von dem Gerüchte, daß meine Werkstatt bestohlen sei, gesagt hatte. Der Papst warf mir einen fürchterlichen Blick zu und sagte mit heftiger Stimme: „Was willst Du hier? Was giebt's?" „Sehet hier Eure Juwelen," sagte ich, „es fehlt nichts daran." Darauf erheiterte der Papst sein Gesicht und sagte: „So sei willkommen!" und indeß er die Arbeit ansah, erzählte ich ihm die ganze Begebenheit, meinen Schrecken, und was mich eigentlich in so große Angst gesetzt habe. Der Papst kehrte sich einigemal um, mir ins Gesicht zu sehen, und lachte zuletzt über alle die Umstände, die ich ihm erzählte. Endlich sprach er: „Geh und sei ein ehrlicher Mann, wie ich Dich gekannt habe!"

Kleidet Euch Alle neu — italienisch: „di nuova". Ueber die Lesart vgl. die Textrevision.

Franziskus del Nero — der Schatzmeister des Papstes.

Einen fürchterlichen Blick — im Italienischen wieder derselbe Ausdruck wie S. 92. Z. 30.

Elftes Kapitel.

Des Autors Feinde bedienen sich der Gelegenheit, daß falsche Münzen zum Vorschein kommen, um ihn bei dem Papste zu verleumden; allein er beweist seine Unschuld zu des Papstes Ueberzeugung. — Er entdeckt den Schelm, der seine Werkstatt behoblen, durch die Spürkräfte seines Hundes. — Ueberschwemmung von Rom. — Er macht eine Zeichnung zu einem prächtigen Leiche für den Papst. — Mißverstand zwischen ihm und Seiner Heiligkeit. — Kardinal Salviati wird Legat von Rom in des Papstes Abwesenheit, beleidigt und verfolgt den Autor. — Eine Augenkrankheit verhindert diesen, den Leich zu endigen. — Der Papst bei seiner Rückkunft ist über ihn erzürnt. — Außerordentliche Szene zwischen ihm und Seiner Heiligkeit. — Der Autor leidet an venerischen Uebeln und wird durch das heilige Holz geheilt.

Indessen ich an dem Werke immer fortfuhr, ließen sich in Rom einige falsche Münzen sehen, die mit meinem eigenen Stempel geprägt waren. Schnell brachte man sie dem Papst und wollte ihm Verdacht gegen mich einflößen. Er sagte darauf zu dem Münzmeister: „Suchet mit allem Fleiße den Thäter zu entdecken; denn wir wissen, daß Benvenuto ein ehrlicher Mann ist.“ Jener, der mein großer Feind war, antwortete: „Wollte Gott, daß es so wäre; wir haben aber schon einige Spur.“ Darauf gab der Papst dem Gouverneur von Rom den Auftrag, wo möglich den Thäter zu entdecken, ließ mich kommen, sprach über Mancherlei, endlich auch über die Münze, und sagte wie zufällig: „Benvenuto, könntest Du wol auch falsche Münzen machen?“ Ich versetzte, daß ich sie besser machen wollte als alle die Leute, die so ein schändliches Handwerk trieben; denn es wären nur unwissende und ungeschickte Menschen, die sich auf solche schlechte Streiche einließen. Ich verdiente so viel mit meiner wenigen Kunst, als ich nur brauchte, und könnte dabei vor Gott und der Welt bestehen, und wenn ich falsche Münzen machen wollte, könnte ich nicht einmal so viel als bei meinem ordentlichen Gewerbe verdienen.

Ich muß hier bemerken, daß ich alle Morgen, wenn ich für die Münze arbeitete, drei Scudi gewann, denn so hoch wurde ein Stempel bezahlt; aber der Münzmeister feindete mich an, weil er sie gerne wohlfeiler gehabt hätte.

Der Papst merkte wohl auf meine Worte, und da er vorher befohlen hatte, daß man auf mich Acht geben und mich nicht aus Rom lassen sollte, befahl er, nunmehr die Untersuchung weiter fortzusetzen und sich um mich nicht zu bekümmern; denn er

wollte mich nicht aufdringen, um mich nicht etwa zu verlieren. Diejenigen, welche die Sache näher anging, und denen der Papst sie lebhaft aufgetragen hatte, fanden bald den Thäter. Es war ein Arbeiter bei der Münze selbst, und zugleich mit ihm wurde ein Mitschuldiger eingezogen.

An demselbigen Tage ging ich mit meinem Hund über Piazza Navona. Als ich vor die Thür des obersten Häschers kam, stürzte mein Hund mit großem Gebelle ins Haus und fiel einen jungen Menschen an, den ein gewisser Goldschmied von Parma, Namens Donnino, als des Diebstahls verdächtig hatte einziehen lassen. Sie waren eben im Wortwechsel begriffen, der junge Mensch leugnete keklich Alles ab, und Donnino schien nicht Beweise genug zu haben; nun fiel noch der Hund mit solcher Gewalt den Beklagten an, daß die Häscher Mitleid mit ihm hatten und ihn wollten gehen lassen, um so mehr, als unter diesen ein Genueser war, der seinen Vater kannte. Ich trat hinzu, und der Hund zeigte keine Furcht, weder vor Degen noch vor Stöcken, und warf sich aufs Neue dem Menschen an den Hals, so daß sie mir zuriefen, wenn ich den Hund nicht wegnähme, so würden sie mir ihn todtschlagen.

Ich riß den Hund ab, so gut ich konnte, und als der Mensch weggehen wollte, fielen ihm einige Papierdüten aus der Jacke, die Donnino sogleich für sein Eigenthum erkannte. Auch ich fand einen meiner Ringe darunter; da rief ich aus: „Das ist der Dieb, der meine Werkstatt erbrochen hat; mein Hund erkennt ihn.“ Sogleich ließ ich das treue Thier wieder los, das ihn wieder anpackte. Der Schelm bat mich, ihn zu schonen, und versprach mir alles das Meinige zurückzugeben. Ich nahm den Hund wieder ab, und darauf gab er mir Gold, Silber und Ringe wieder und in der Verwirrung fünfundzwanzig Scudi darüber; dabei bat er um Gnade; ich aber sagte, er sollte Gott um Gnade bitten, ich würde ihm weder etwas zu Liebe noch zu Leide thun. Ich kehrte zu meiner Arbeit zurück und erlebte bald, daß der falsche Münzer vor der Thür der Münze aufgehenkt, sein Mitschuldiger auf die Galeere verbannt wurde und der Genuesische Dieb gleichfalls an den Galgen kam; ich aber behielt über Verdienst den Ruf eines ehrlichen Mannes.

Meine große Arbeit ging zu Ende, als die fürchterliche Wasserfluth eintrat, durch welche ganz Rom überschwemmt wurde. Es war schon gegen Abend, als das Wasser noch immer wuchs; meine Werkstatt lag niedrig wie die Bänke überhaupt; das Haus aber war hinterwärts an den Hügel gebaut. Ich dachte daher an mein Leben und an meine Ehre, nahm alle die Juwelen zu mir, lief

die Goldarbeit meinen Gesellen, stieg barfuß zu meinen hintersten Fenstern heraus, watete, so gut ich konnte, durch das Wasser und suchte auf Monte Cavallo zu kommen; daselbst bat ich Herrn Johann Gaddi, der mein großer Freund war, mir diesen Schatz aufzuheben.

Nach einigen Tagen verlief sich das Wasser; ich konnte endlich das große Werk fertig machen, und ich erlangte durch meine anhaltende Bemühung und durch die Gnade Gottes großen Ruhm; denn man behauptete, es sei die schönste Arbeit, die noch jemals dieser Art in Rom gesehen worden.

Nun brachte ich sie dem Papst, der mich nicht genug rühmen und preisen konnte und äußrie: „Wenn ich ein reicher Kaiser wär', wollte ich meinem Benvenuto so viel Land geben, als er mit den Augen erreichen könnte; so aber sind wir heut zu Tage nur arme bankerutte Kaiser; doch soll er haben, so viel er bedarf."

Ich ließ den Papst seine übertriebenen Reden vollenden und bat ihn darauf um eine Stelle unter seinen Leibtrabanten, die eben vakant war. Er versetzte, daß er mir was Besseres zugedacht habe; ich aber antwortete, er möchte mir diese Stelle nur einstweilen zum Miethpfennig geben. Lachend versetzte der Papst, er sei es zufrieden; doch wolle er nicht, daß ich den Dienst thun solle, und um die Uebrigen darüber zu beruhigen, werde er ihnen einige Freiheiten zugestehen, um die sie ihn gebeten hätten. Dieser Trabantendienst brachte mir jährlich über zweihundert Scudi ein.

(1532. 1533.)

Nachdem ich dem Papst eine Weile mit verschiedenen kleinen Arbeiten gedient hatte, befahl er mir, eine Zeichnung zu einem prächtigen Kelche zu machen, die ich sogleich nebst einem Modell zu Stande brachte. Das letztere war von Holz und Wachs; statt des Fußes hatte ich drei runde Figuren, Glauben, Hoffnung und Liebe, unter dem Kelche angebracht; sie standen auf einem Untersatze, auf welchem, halb erhoben, die Geburt und Auferstehung Christi, sodann die Kreuzigung Petri, wie man mir befohlen hatte, zu sehen war. Indem ich an dieser Arbeit fortfuhr, wollte der

---

Zu einem prächtigen Kelche — Dieser Kelch ist später von andern Händen vollendet worden. Nachdem derselbe lange im Besitz Cellini's geblieben war, verkaufte er ihn an den Herzog Alexander. (Man sehe die Briefe vom 31. Nov. 1568 und 20. Sept. 1570 bei Bianchi.)

Von den Gedichten und Gedichtsfragmenten, welche Goethe aus fremden Sprachen übersetzt hat, und die in der Ausgabe seiner Werke letzter Hand fehlen, bringen wir nachstehend noch elf Nummern. Zwei derselben, Nr. 5 der „Epigramme auf Myron's Kuh" und „Nach Dante", sind allerdings eigene Gedichte Goethe's, welche wir jedoch in diese Abtheilung aufgenommen haben, weil sie den bezüglichen griechischen und italienischen Quellen ihren Ursprung verdanken und ohne diese nicht ganz verständlich sind. Dagegen haben wir einige Uebersetzungen, deren Autorschaft zweifelhaft erschien, der folgenden Abtheilung zugewiesen, andre, die wir aus äußern und innern Gründen Goethe nicht zuzuschreiben vermögen, ganz ausgeschlossen. In die letztere Kategorie gehören speziell zehn Gedichte, welche von H. Kurz unter die Goethe'schen Gedichte aufgenommen sind, und zwar:

1) Die beiden Epigramme aus der griechischen Anthologie: „Die Fichte" (Mich zerbrach ein Orkan ꝛc.) und „Grabschrift" (Knüpf an das Grab des Ertrunkenen ꝛc.) (aus Brunckii Anal. II, 400 und 198), welche Goethe am 25. Mai 1816 aus Jena an Riemer (Briefe, S. 214) und am 20. September 1819 aus Karlsbad an Knebel (Briefw. II, 216) mittheilte;

2) zwei alt-griechische Räthsel: „Nicht sterblich, nicht unsterblich ꝛc." und „Es giebt ein weiblich Wesen ꝛc." in Kunst und Alterthum V, 3, 192, 1826;

3) die beiden serbischen Lieder: „Des Prinzen Mujo Krankheit" (Nach dem Bade zogen edle Türken ꝛc.) und „Der Tod des Kralewitsch Marko" (In der Früh' begab sich der Kralewitsch Marko ꝛc.) ebenda, 1825, V, 2, 60, und 1824, V, 1, 84;

4) von den neu-griechischen Liebe-Stolien die Strophe „Die Nachtigall sie war entfernt ꝛc.";

5) zwei persische Gedichte: „Dem Geele ich und Leib zu weihen" und „In Deinen Banden bleib' ich" aus Kunst und Alterthum, 1827, VI, 1, 51 und

6) das brasilianische Lied „Schlange, halte stille ꝛc.", ebenda, 1828, V, 3, 130 und schon, in etwas andrer Fassung, 1780 in No. 36 des Tiefurter Journals.

Von diesen Stücken befindet sich No. 4, als ein Goethe'sches Original-

Papst sie öfter sehen; allein ich konnte leider bemerken, daß er nicht mehr daran dachte, mich irgend besser zu versorgen. Daher, als einst die Stelle eines Frate del Piombo vakant wurde, bat ich ihn eines Abends darum. Der gute Papst, der sich nicht mehr der Entzückung erinnerte, in die er über mein voriges vollendetes Werk gerathen war, sagte zu mir: „Eine Pfründe del Piombo trägt achthundert Scudi ein; wenn ich Dir sie gäbe, würdest Du nur Deinem Leibe wohlthun, Deine schöne Kunst vernachlässigen, und man würde mich tadeln.“ Darauf antwortete ich sogleich: „Die Katzen guter Art mausen besser, wenn sie fett, als wenn sie hungrig sind; so auch rechtschaffene Männer, die Talent haben, bringen es viel weiter, wenn sie eines reichlichen Lebens genießen, und ein Fürst, der solche Männer in Wohlstand versetzt, pflegt und nährt die Künste selbst, die bei einer entgegengesetzten Behandlung nur langsam und kümmerlich fortwachsen. Und ich will Eurer Heiligkeit nur gestehen, daß ich mir auf diese Pfründe keine Hoffnung machte, glücklich genug, daß ich den armen Trabantendienst erhielt. Geben Eure Heiligkeit jene gute Stelle einem verdienten kunstreichen Manne, nicht einem unwissenden, der seinen Leib pflegt! Nehmen Sie ein Beispiel an Papst Julius, Ihrem in Gott ruhenden Vorfahren! Er gab dem trefflichen Baumeister Bramante eine solche Pfründe.“ Und alsbald machte ich meine Verbeugung und ging weg.

Darauf trat Sebastian, der Venezianische Maler, hervor und sagte: „Wenn Eure Heiligkeit diese Pfründe Jemandem zu geben gedenken, der sich in den Künsten Mühe giebt, so darf ich bitten, mich dadurch zu beglücken.“ Darauf antwortete der Papst: „Läßt sich doch der verteufelte Benvenuto auch gar nichts sagen! Ich war geneigt, sie ihm zu geben; er sollte aber mit einem Papste nicht so stolz sein; doch weiß ich nicht, was ich thun soll.“ Hierauf bat der Bischof von Basona für den gedachten Sebastian und sagte: „Heiliger Vater, Benvenuto ist jung, und der Degen an der Seite kleidet ihn besser als der geistliche Rock; geben Eure Heiligkeit

---

Frate del Piombo — Die Funktion der Plumbatores (Plombatori), die zur apostolischen Kanzlei gehören, besteht in der Befestigung der Bleisiegel an den päpstlichen Bullen; bis auf Sixtus V. († 1590) waren es zwei Cistercienser Mönche; seitdem fungirt nur ein Plumbator.

Papst Julius — Julius II. (1503—1513.)

Bramante — eigentlich Donato Lazzari (1444—1514). Der Anfang des Umbaus der Peterskirche, Bauten im Vatikan, die Paläste der Cancelleria und Torlonia stammen von ihm.

Bischof von Basona — Girolamo Schio (Schedo) aus Vicenza, Bischof von Vaison in der Grafschaft Avignon. (B.)

diese Stelle dem geschickten Sebastian, und Benvenuto kann immer noch etwas Gutes, das vielleicht schicklicher ist, erhalten." Da wandte sich der Papst zu Herrn Bartholomäus Valori und sagte zu ihm: „Wenn Ihr Benvenuto begegnet, so sagt ihm, daß er dem Maler Sebastian die Pfründe verschafft hat; aber er soll wissen, daß die erste bessere Stelle, die aufgeht, ihm zugedacht ist. Inzwischen soll er sich gut halten und meine Arbeit endigen."

Die andere Nacht begegnete ich Herrn Valori auf der Straße; zwei Fackelträger gingen vor ihm her; er eilte zum Papst, der ihn hatte rufen lassen. Er blieb stehen und sagte mit großer Freundlichkeit Alles, was ihm der Papst aufgetragen hatte. Darauf antwortete ich: „Mit mehr Fleiß und Nachdenken als jemals werde ich diese Arbeit vollenden, ob ich gleich nicht die mindeste Hoffnung habe, vom Papste etwas zu erhalten." Herr Bartholomäus verwies mir, daß ich die Anträge eines Papstes nicht besser zu schätzen wisse. Ich antwortete: „Da ich weiß, daß ich nichts haben werde, so wär' ich ein Thor, wenn ich hoffen wollte", und so schieden wir aus einander. Vermuthlich hat Herr Bartholomäus dem Papst meine kühnen Reden und vielleicht noch mehr hinterbracht; denn ich ward in zwei Monaten nicht gerufen, und ich ging auf keine Weise nach dem Palaste.

Der Papst, der darüber ungeduldig war, gab Herrn Robert Pucci den Auftrag, nachzusehen, was ich mache. Das gute Männchen kam alle Tage und sagte mir etwas Freundliches, und so that ich auch gegen ihn. Endlich, als der Papst nach Bologna verreisen wollte und sah, daß ich von freien Stücken nicht zu ihm kam, gab mir Herr Robert zu verstehen, daß ich meine Arbeit hinauftragen sollte; denn er wollte sehen, wie weit ich gekommen sei. Ich trug die Arbeit hin und zeigte, daß ich nicht gefeiert hatte, und bat den Papst, daß er mir fünfhundert Scudi da lassen sollte, theils auf Rechnung meines Verdienstes, theils weil mir noch Gold fehlte, um das Werk zu vollenden; der Papst sagte darauf: „Mach's nur erst fertig!" Und ich antwortete im Fortgehen, wenn er mir Geld ließe, so sollte es nicht fehlen.

Bei seiner Abreise nach Bologna ließ der Papst den Kardinal Salviati als Legaten von Rom zurück und gab ihm den Auftrag, die Arbeit bei mir zu betreiben, indem er sagte: „Benvenuto ist ein Mann, der sich aus seinem Talent wenig macht und ebenso wenig aus uns; deshalb müßt Ihr ihn anfeuern, so daß ich das Werk vollendet finde, wenn ich wiederkomme." Da schickte nach Verlauf von acht Tagen diese Bestie von einem Kardinal zu mir

und befahl, ich sollte meine Arbeit mitbringen; ich ging aber ohne Arbeit hin. Darauf sagte er zu mir: „Wo hast Du Dein Zwiebelmus? Ist's fertig?“ Darauf antwortete ich: „Hochwürdigster Herr, mein Zwiebelmus ist nicht fertig und wird nicht fertig werden, wenn Ihr mir nicht die Zwiebeln dazu gebt.“ Darauf ward der Kardinal, der ohnehin mehr einem Esel als einem Menschen ähnlich sah, noch um die Hälfte häßlicher, fuhr auf mich los und rief: „Ich werde Dich auf die Galeere setzen, daß Du Zeit hast, Deine Arbeit zu vollenden.“ Da ward ich denn mit dieser Bestie auch bestialisch und sagte: „Gnädiger Herr, wenn ich durch Uebelthaten die Galeere verdiene, dann werdet Ihr mich darauf setzen; aber gegenwärtig fürchte ich sie nicht, und was mehr ist, so betheuere ich, daß ich eben um Eurer Gnaden willen jetzt die Arbeit nicht endigen will. Schickt nicht mehr zu mir! Denn ich komme nicht mehr her, Ihr müßtet mich denn durch die Häscher holen lassen.“

Darauf schickte der gute Kardinal einigemal zu mir, um mich im Guten zur Arbeit bereden zu lassen, dagegen ich ihm aber jedesmal nur antworten ließ, er möchte mir Zwiebeln schicken, damit mein Zwiebelmus fertig werden könnte, und so mußte er zuletzt an dieser Kur verzweifeln.

Der Papst kam von Bologna zurück und fragte sogleich nach mir; denn der Kardinal hatte schon das Schlimmste, was er konnte, von mir geschrieben. Der Papst war in unglaublicher Wuth und befahl, ich sollte mit dem Werke zu ihm kommen, welches ich auch that.

Hier muß ich bemerken, daß in der Zwischenzeit mich ein großes Augenübel befallen hatte, welches die vornehmste Ursache war, daß ich nicht weiter hatte arbeiten können; ich fürchtete wirklich blind zu werden und hatte darauf schon meine Rechnung gemacht. Da ich nun so zum Papste ging, dachte ich auf meine Entschuldigung, warum das Werk nicht weiter wäre, und wie ich sie vorbringen wollte, indeß der Papst die Arbeit betrachtete; allein es gelang mir nicht; denn sobald ich zu ihm kam, fuhr er gleich mit wilden Worten heraus und sagte: „Gieb die Arbeit her! Ist sie fertig?“ Schnell deckte ich sie auf, und er fuhr mit größerer Wuth fort: „Bei dem wahrhaftigen Gott schwöre ich Dir, denn Du glaubst Dich nicht um mich bekümmern zu dürfen: hielte mich

---

Zwiebelmus — „cipollata“, nach Bianchi gleichbedeutend mit „guazzabuglio“, „Mischmasch.“

nicht das Urtheil der Welt zurück, ich ließe Dich und das Werk zu diesem Fenster hinauswerfen." Da ich nun sah, daß der Papst eine so schlimme Bestie geworden war, dachte ich darauf, mich sachte wegzubegeben und nahm, indeß er immer zu schelten fortfuhr, die Arbeit unter das Kleid und sagte murmelnd: „Könnte doch die ganze Welt einem Blinden zu einer solchen Arbeit nicht das Vermögen geben." Darauf erhub der Papst seine Stimme noch mehr und rief: „Komm her! Was sagst Du?" Ich war im Begriff, fort- und die Treppe hinunter zu springen; doch faßte ich mich, warf mich auf die Knie, und weil er zu schreien nicht aufhörte, schrie ich auch und rief: „Wenn ich zu meinem größten Unglück blind werde, bin ich dann gebunden zu arbeiten?" Darauf antwortete er: „Du hast Dich doch hierher finden können, und ich glaube nicht, daß etwas an Deinem Vorgeben wahr sei." Da ich nun hörte, daß er seine Stimme mäßigte, versetzte ich: „Lassen Sie es durch Ihren Arzt untersuchen, und Sie werden die Wahrheit finden." Darauf sagte er: „Ich will schon erfahren, wie es mit Dir steht." Da ich nun merkte, daß er mir Gehör gab, fuhr ich fort: „An diesem großen Uebel ist nur der Kardinal Salviati Schuld; denn sobald Eure Heiligkeit verreist waren, ließ er mich rufen, nannte meine Arbeit ein Zwiebelmus und drohte mir mit der Galeere. Die Gewalt dieser niederträchtigen Worte war so groß, daß mir auf einmal vor heftiger Leidenschaft das ganze Gesicht brannte und mir eine so unendliche Hitze in die Augen drang, daß ich den Weg nach Hause nicht finden konnte. Wenige Tage darauf fiel mir's wie ein Staar vor beide Augen; ich sah fast nichts und mußte die Arbeit stehen lassen."

Nachdem ich also gesprochen, stand ich auf und ging in Gottes Namen fort. Nachher erfuhr ich, der Papst habe gesagt: „Aemter kann man ihnen geben, aber nicht Verstand und Betragen! Ich habe dem Kardinal nicht befohlen, daß er so hart verfahren sollte. Mein Leibarzt soll seine Augenkrankheit untersuchen, und wird sie wahr befunden, so muß man Nachsicht mit ihm haben."

Ein Edelmann von Bedeutung, ein Freund des Papstes und voller Verdienste, war eben gegenwärtig; er fragte, wer ich sei. „Heiliger Vater," sagte er, „ich erkundige mich darum, weil ich Sie niemals in so großem Zorn und alsbald wieder in so großem Mitleiden und wahrer Theilnahme gesehen habe. Wer ist der Mann? Und da Eurer Heiligkeit sehr viel an ihm gelegen scheint, so kann ich ihn ein Geheimniß lehren, wodurch seine Augen geheilt werden sollen." Der Papst antwortete: „Das ist der größte Meister, der jemals in seiner Kunst geboren worden ist; ich will

Euch gelegentlich seine Arbeit zeigen, und es soll mir lieb sein, wenn etwas zu seinem Besten geschehen kann."

Nach drei Tagen ließ mich der Papst rufen, als er eben gespeist hatte; jener Edelmann war gegenwärtig, und ich zeigte meinen Kelch vor, worüber dieser mir viel Lob ertheilte; da aber noch der Knopf herbeigebracht wurde, wuchs seine Verwunderung; er sah mir ins Gesicht und sagte: „Er ist jung genug und kann es noch weiter bringen." Darauf erkundigte er sich nach meinem Namen. „Benvenuto heiß' ich," versetzte ich darauf. Er aber sagte: „Diesmal bin ich für Dich willkommen! Nimm Lilie mit Stengel und Blume und destillire sie bei gelindem Feuer; mit dem Wasser, das Du gewinnst, salbe Dir die Augen mehrmals des Tages, und Du wirst gewiß von Deinem Uebel genesen; aber vor allen Dingen mußt Du ein Reinigungsmittel brauchen und alsdann mit dem Wasser fortfahren." Der Papst sagte mir einige freundliche Worte, und ich ging halb getröstet weg.

Eigentlich aber machte an meinem Augenübel das schöne Mädchen Schuld sein, das ich bei mir hatte, als ich bestohlen ward. Mehr als vier Monate blieb die Krankheit verborgen; alsdann zeigte sie sich mit Gewalt auf einmal; sie äußerte sich aber nicht wie gewöhnlich, vielmehr war ich mit rothen Bläschen so groß wie Pfennige überdeckt. Die Aerzte wollten das Uebel nicht anerkennen, was es war, ob ich ihnen gleich die Ursache und meine Vermuthung angab. Eine Zeit lang ließ ich mich nach ihrer Art behandeln, aber es half mir nichts; doch zuletzt entschloß ich mich, das Holz zu nehmen, gegen den Willen Dieser, welche man für die ersten Aerzte von Rom halten mußte. Nachdem ich diese Medizin eine Zeit lang mit großer Sorgfalt und Diät genommen hatte, fühlte ich große Linderung, so daß ich nach Verlauf von funfzig Tagen mich geheilt und gesund wie ein Fisch fühlte.

Darauf, da es gegen den Winter ging, und ich mich von dem, was ich ausgestanden hatte, wieder einigermaßen erholen wollte, nahm ich meine Büchse hervor und ging auf die Jagd, setzte mich dem Regen und dem Winde aus und hielt mich in den Niederungen auf, so daß in wenig Tagen mich ein zehnfach größeres Uebel befiel, als das erste gewesen war. Nun gab ich mich wieder in die Hände der Aerzte und ward von ihren Arzeneien abermals viel schlimmer. Es befiel mich ein Fieber, und ich nahm mir abermals vor, das Holz zu brauchen. Die Aerzte widersetzten sich und versicherten, wenn ich die Kur während des Fiebers anfinge, so würde ich in acht Tagen todt sein; ich that es aber doch, mit derselbigen Ordnung und Vorsicht wie das erste Mal.

Nachdem ich vier Tage dieses heilige Wasser des Holzes getrunken hatte, verlor sich das Fieber ganz und gar, und ich spürte die größte Besserung.

Unter dieser Kur arbeitete ich immer weiter an dem Modell des Kelchs, und es gelangen mir schönere Dinge und bessere Erfindungen in den Wochen dieser Fasten und Enthaltsamkeit als vorher in meinem ganzen Leben. Nach vierzig Tagen war ich wirklich rein von meinem Uebel geheilt und suchte nun meine Gesundheit recht zu befestigen; dabei versäumte ich nicht, sowol an dem bewußten Werke als für die Münze den gehörigen Fleiß anzuwenden.

Zwölftes Kapitel.

Geschichte eines Goldschmieds von Mailand, der zu Parma als falscher Münzer zum Tode verdammt war und durch den Kardinal Salviati, Legaten dieser Stadt, gerettet wurde. — Der Kardinal sendet ihn nach Rom als einen geschickten Künstler, der dem Autor das Gegengewicht halten könne. — Tobias wird von dem Papst in Arbeit gesetzt, welches dem Autor sehr unangenehm ist. — Pompeo von Mailand verleumdet ihn, er verliert seine Stelle bei der Münze. — Er wird verhaftet, weil er den Kelch nicht ausliefern will, und vor den Gouverneur von Rom gebracht. — Sonderbare Unterhaltung zwischen ihm und dieser Magistratsperson. — Der Gouverneur, durch einen Kunstgriff, überredet ihn, den Kelch dem Papste auszuliefern, der ihn dem Autor zurückschickt mit Befehl, das Werk fortzusetzen.

Um diese Zeit ward Kardinal Salviati, der mich so sehr anfeindete, zum Legaten von Parma erwählt, und daselbst wurde eben ein Mailändischer Goldschmied, Tobias genannt, als ein falscher Münzer eingezogen. Man hatte ihn zum Strick und Feuer verdammt, als der Kardinal, der davon hörte, sich diesen trefflichen Mann vorstellen ließ. Der Legat verschob darauf die Vollziehung, schrieb den Vorfall an den Papst, rühmte gedachten Tobias als den ersten Goldschmied von der Welt und gab ihm das Zeugniß, er sei ein einfältiger, guter Mann, der durch seinen Beichtvater, den er um Rath gefragt und der ihm diese Handlung erlaubt, eigentlich falsch geführt worden sei. Sodann könne der Papst, wenn er einen so geschickten Mann nach Rom zöge, den Stolz des Benvenuto am Besten demüthigen.

Der Papst ließ gedachten Tobias sogleich kommen, und nach-

dem er uns Beide vor sich berufen hatte, trug er uns auf, eine Zeichnung zu machen, wie das Horn eines Einhorns am Besten gefaßt werden könnte. Er besaß ein solches von der größten Schönheit; es war um siebzehntausend Kammerdukaten verkauft worden. Er wollte es dem Könige Franz von Frankreich schenken, aber vorher reich mit Golde verzieren lassen.

Wir trugen Beide unsere Zeichnungen, sobald sie fertig waren, zum Papste. Tobias hatte eine Art Leuchter vorgestellt, in welchen das Horn als eine Kerze eingesteckt werden sollte. Statt der Füße des Leuchters waren vier Einhornsköpfchen angebracht. Ich konnte mich nicht enthalten, über diese schwache Erfindung auf eine bescheidene Weise zu lachen. Der Papst bemerkte es und sagte: „Laß nun Deine Zeichnung sehen!" Ich hatte einen einzigen Einhornskopf vorgestellt, wozu ich theils die Bildung eines Pferdes, theils eines Hirsches genommen hatte; er war mit einer schönen Art von Schleier und andern gefälligen Zierrathen bereichert. Darauf sollte das Horn eingepaßt werden. Jedermann, der diese Erfindung sah, gab ihr den Vorzug.

Aber leider waren einige Mailänder von großem Ansehn gegenwärtig, die dem Papst einredeten und vorstellten, er wolle ja das Werk nach Frankreich senden; die Franzosen seien rohe Leute und würden die Vortrefflichkeit der Arbeit des Benvenuto nicht einsehen; vielmehr würde ihnen die Art Kirchenputz der andern Zeichnung besser einleuchten, die auch geschwinder ins Werk gesetzt sein würde; mittlerweile könne Benvenuto sich an den Kelch halten, zwei Arbeiten würden auf einmal fertig, und Tobias wäre doch auch nicht umsonst berufen worden. Der Papst, der Verlangen hatte, seinen Kelch vollendet zu sehen, folgte dem Rath, gab Jenem das Horn in Arbeit und ließ mir sagen, ich möchte den Kelch fertig machen. Darauf antwortete ich, daß ich in der Welt nichts mehr wünsche, und wenn er nur von einer andern Materie als von Gold wär', so wollte ich ihn wol ohne weitere Beihilfe zu Stande bringen. Darauf versetzte der possenhafte Hofmann: „Verlange nur kein Gold vom Papst! Denn er geräth sonst in den größten Zorn, und wehe Dir danach!" Ich antwortete darauf: „Lehret mich ein Wenig, mein Herr, wie man Brod ohne Mehl macht! Ohne Gold wird dieses Werk nicht

---

Kammerdukaten — „ducati di camera."

Der possenhafte Hofmann — Der hier nicht genannte „cortigiano piovano" ist der später (S. 105, Z. 10) erwähnte vertraute Diener des Papstes, Pompeo.

fertig werden." Diese Worte verdrossen ihn; er drohte mir, dem Papst Alles zu hinterbringen, und that es auch; der Papst brach in eine bestialische Wuth aus und sagte, er wolle doch sehen, ob ich so toll sei, mich dieser Arbeit zu weigern. So gingen zwei Monate vorbei, in denen ich, ungeachtet meiner Drohung, mit großer Liebe gearbeitet hatte. Da der Papst sah, daß ich die Arbeit nicht brachte, ward er mir äußerst ungünstig und drohte, mich auf jede Weise zu züchtigen.

Eben war ein gewisser Mailändischer Goldschmied gegenwärtig, mit Namen Pompeo und ein naher Verwandter eines gewissen Herrn Trajan's, eines sehr begünstigten Dieners des Papstes; Beide sagten einstimmig: „Wenn Eure Heiligkeit ihm die Münze nehmen, so wird ihm die Lust schon kommen, den Kelch zu endigen." Darauf versetzte der Papst: „Es würden vielmehr daraus zwei Uebel entstehen; ich würde bei der Münze übel bedient sein, und er würde den Kelch nicht mehr anrühren." Die beiden Mailänder ließen aber doch nicht ab und brachten es endlich dahin, daß er mir die Münze nahm und sie einem jungen Menschen von Perugia gab.

Pompeo kam selbst, mir im Namen Ihro Heiligkeit zu sagen, daß ich die Münze verloren habe, und wenn ich den Kelch nicht fertig machte, sollte ich noch andere Dinge verlieren. Ich antwortete: „Sagt Ihro Heiligkeit, die Münze hat er sich nicht mit genommen, und so wird es auch mit den andern Dingen gehen, und sagt nur, wenn er mir die Münze auch wiedergeben wollte, würde ich sie nicht annehmen." Dieser abscheuliche, mißgünstige Mensch eilte, was er konnte, Alles dem Papste wieder zu sagen, wobei er gewiß von dem Seinigen hinzuthat.

Nach acht Tagen schickte der Papst denselbigen Menschen zu mir und ließ mir sagen, er wolle nunmehr den Kelch nicht von mir geendigt haben, er verlange die Arbeit, so weit wie sie gegenwärtig gekommen sei. Darauf antwortete ich: „Das ist nicht wie mit der Münze, die er mir nehmen kann, wenn er will. Fünfhundert Scudi habe ich von ihm empfangen, und die will ich sogleich zurückzahlen; das Werk ist aber mein, und ich will damit nach Vergnügen schalten." Darauf sagte ich ihm noch einige beißende Worte, die sich auf ihn bezogen, und er eilte, dem Papst Alles zu hinterbringen.

Wahrer Verwandter — „stretto", d. h. „naher", nicht „wahrer." Man vgl. die Textrevision.

Nach Verlauf dreier Tage kamen zwei Kämmerlinge des Papstes zu mir, vornehme und von Ihro Heiligkeit sehr begünstigte Personen. Sie sagten zu mir: „Benvenuto, Du hast bisher gewagt, den Papst aufzuziehen, und willst keinen vernünftigen Vorstellungen Gehör geben; höre nun: Giebst Du ihm sein Werk nicht heraus, so haben wir Befehl, Dich ins Gefängniß zu führen.“ Darauf sah ich ihnen fröhlich ins Gesicht und sagte: „Meine Herrn, wenn ich dem Papste dies Werk gäbe, so gäbe ich ihm mein Werk und nicht das seinige, und ich habe nicht Lust, es herauszugeben; denn nachdem ich es mit Fleiß und Sorgfalt so weit geführt habe, will ich nicht, daß es etwa in die Hände einer unwissenden Bestie gerathe, die es mit wenig Mühe verdürbe.“

Es war bei dieser Unterredung auch jener Goldschmied Tobias gegenwärtig, der sich unterstand, von mir sogar die Modelle des Werkes abzufordern; ich aber sagte ihm, was solch ein elender Mensch zu hören verdiente, und was ich hier nicht wiederholen mag.

Da aber die beiden Herren in mich drangen und verlangten, ich solle mich eilig entschließen, sagte ich ihnen, daß ich schon entschlossen sei, nahm mein Ueberkleid, und ehe ich aus dem Laden ging, wendete ich mich mit großer Verehrung gegen ein Kruzifix und sagte mit der Mütze in der Hand: „Gnädiger, unsterblicher, gerechter und heiliger Erlöser! Alles, was Du thust und zulässest, geschieht nach Deiner großen, unvergleichbaren Gerechtigkeit; Du weißt, daß ich ungefähr in das Lebensalter gelange, welches Du auch erreicht hast, und ich habe bis hierher um keiner Ursache willen mich ins Gefängniß begeben müssen; ist es aber gegenwärtig Dein Wille, daß ich diese Schmach erdulde, so danke ich Dir auch dafür und übernehme sie geduldig.“ Darauf wendete ich mich zu den Kämmerlingen und sagte mit einem spottenden Lächeln: „Meinesgleichen verdiente wol keine geringern Häscher, als Ihr seid, meine Herren! So nehmt mich denn als Gefangenen in die Mitte und führt mich, wohin Ihr wollt!“

Diese äußerst artigen und höflichen Männer begannen zu lachen, nahmen mich in die Mitte und führten mich unter gefälligen Gesprächen zum Gouverneur von Rom, der Magalotti hieß. Wir fanden bei ihm den Fiskal; sie hatten uns Beide erwartet.

Mit einem spottenden Lächeln — „con certo mio riso alquanto rabbuffato“. — Bianchi erklärt den Ausdruck mit „vale fiero“, „accigliato“, „sehr stolz“, „finster“, was nicht recht mit dem Sinne übereinstimmen will.

Fiskal — „procurator fiscale“, damals Benedetto Valenti. (S.)

Die beiden Herrn Kämmerlinge sagten lachend: „Hier bringen wir Euch diesen Gefangenen; nehmt ihn wohl in Acht! Wir haben uns genug erlustigt, indem wir Euern Leuten ins Amt greifen mußten, wie uns denn auch Benvenuto zu erkennen gab, daß er, da dies seine erste Gefangenschaft sei, durch Häscher unserer Art abgeführt werden müsse." Sie alten darauf zum Papst und erzählten ihm alle Umstände. Anfangs wollte er in Zorn gerathen, nachher that er sich aber Gewalt an und lachte; denn es waren viele Herren und Kardinäle gegenwärtig, die mich höchlich begünstigten.

Indessen beschäftigten sich der Gouverneur und der Fiskal mit mir; bald drohten sie, bald ermahnten sie, bald wollten sie mir rathen. Sie sagten, es sei natürlich, daß wenn Einer von einem Andern eine Arbeit machen lasse, so könne er sie auch nach seinem Belieben auf jede Weise wieder zurücknehmen. Dagegen versetzte ich, daß das keineswegs gerecht sei und daß ein Papst das nicht thun könne; denn er sei nicht von der Art gewisser tyrannischer Herrchen, die ihrem Volk das Schlimmste, was sie nur können, anzuthun fähig sind und weder Gesetz noch Gerechtigkeit beobachten; dergleichen Dinge könne aber der Statthalter Christi nicht verüben. Darauf sagte der Gouverneur mit gewissen häschermäßigen Geberden und Worten, die ihm eigen waren: „Benvenuto! Benvenuto! Du gehst darauf aus, daß ich Dich nach Verdienst behandeln soll." — „So werdet Ihr mir alle Ehre und Höflichkeit widerfahren lassen!" — „Schicke sogleich nach der Arbeit und erwarte nicht das zweite Wort!" Darauf sagte ich: „Meine Herren, erlaubt mir, daß ich noch vier Worte für meine Sache vorbringe!" Der Fiskal, der ein bescheidenerer Büttel als der Gouverneur war, wendete sich zu ihm und sagte: „Gnädiger Herr, vergönnt ihm hundert Worte! Wenn er nur das Werk herausgiebt, so haben wir genug." Darauf sagte ich, wenn irgend Jemand ein Gebäude aufmauern ließe, so könnte er zum Meister, der ihn schlecht bediente, mit Gerechtigkeit sagen: „Gieb mir mein Haus! Ich will nicht, daß Du mir daran arbeiten sollst!" Er könnte ihm seine Arbeit bezahlen und ihn wegschicken. Auch wenn Einer einen kostbaren Edelstein wollte fassen lassen, und der Juwelier bediente ihn nicht nach seinem Willen, der könnte sagen: „Gieb mir mein Juwel heraus, ich mag Deine Arbeit nicht!" Aber hier ist nicht von dieser Art die Rede; denn es ist weder ein Haus noch ein Edelstein, und mir kann man nichts

---

Tyrannischer Herrchen — „signorini tirannelli".

gedicht, bereits in Bd. II, S. 199 unſrer Ausgabe. Was die beiden ſerbiſchen Gedichte No. 3 betrifft, ſo ergiebt Goethe's Aufſatz „Serbiſche Lieder“ (Kunſt und Alterth. 1825, V, 2, 35) klar, daß dieſelben von ihm nicht überſetzt ſind. Das erſte iſt vielmehr Ueberſetzung von Talvj (Therese von Jakob, jetzt verwittwete Robinſon). Als Ueberſetzer des zweiten wird Goethe zwar ausdrücklich im Morgenblatte vom 15. Juli 1826 (Nr. 169) genannt. Dieſe Angabe iſt aber keine authentiſche. Das Morgenblatt druckte vielmehr aus der in demſelben Verlage erſcheinenden Zeitſchrift „Kunſt und Alterthum“ die im 1. Hefte des 5. Bandes S. 94 zu veröffentlichende Ueberſetzung kurz vor der Ausgabe des Heftes und in Nr. 172 das ebenda S. 290 mitgetheilte Gedicht „Das holde Thal hat ſchon die Sonne wieder“ in der Meinung ab, daß beide von Goethe, als dem Herausgeber, herrührten. Es war dies aber nur mit dem letztern Gedichte, nicht mit der Ueberſetzung der Fall; dieſe iſt auch durch den Abdruck mit deutſchen Lettern als eine nicht-Goethe'ſche Arbeit gekennzeichnet, da alle Dichtungen Goethe's, welche ſich im 5. und 6. Bande von „Kunſt und Alterthum“ finden, ausnahmslos mit lateiniſchen Lettern gedruckt ſind. Auch für die Annahme, Goethe habe das Lied Nr. 6 bearbeitet, ſind uns keine Gründe bekannt. Wenn Goethe ferner in dem Aufſatze über den Phaethon des Euripides (Kunſt und Alterth. 1823, IV, 2, 152) Göttling und Riemer als Diejenigen bezeichnet, welche die von ihm dort mitgetheilten Fragmente jener Tragödie überſetzt haben, ſo läßt ſich dies verallgemeinern, und man kann annehmen, daß die von Goethe in ſpätern Jahren gelegentlich mitgetheilten Gedichte aus den alten oder den orientaliſchen Sprachen von den Genannten und ſeinen andern gelehrten Freunden, deren in Weimar und Jena ihm ſo Viele gern behilflich waren, überſetzt, oder daß ſie ſchon gedruckten Ueberſetzungen entnommen ſind. Dies muß beſonders von allen von Goethe in ſpätern Jahren mitgetheilten Ueberſetzungen aus dem Griechiſchen gelten (auch von den in Herder's Nachlaß I, 38 mitgetheilten Stellen aus Pindar: „Meiſter iſt, wer viel weiß von Natur“ und „Angeborne Großheit giebt herrliche Thatkraft“, deren Ueberſetzer K. Schüll in Weimar iſt), ſelbſt dann, wenn die Quelle nicht nachweisbar wäre. In den meiſten Fällen ſprechen auch Diktion und Rhythmus gegen Goethe's Urheberſchaft. Dies betrifft außer den oben erwähnten Gedichten die in Goethe's italieniſcher Reiſe (Zweiter römiſcher Aufenthalt, April 1788) angeführten Verſe aus Ovid's Triſtia (I, 3, 1—4 und 27, 28): „Wandelt von jener Nacht mir das traurige Bild vor der Seele“, deren Aufnahme jedoch erſt in das Ende der zwanziger Jahre fällt, und die in den „Materialien zur Geſchichte der Farbenlehre“ (1810, II, 273) im Abſchnitte „Intentionelle Farben“ citirten Verſe aus Lukrez (IV, 73): „Häufig bemerkt man das an den röthlichen, blauen und gelben“. Wir glaubten deshalb, dieſe Ueberſetzungen hier weglaſſen zu dürfen, während Goethe's urſprüngliche Uebertragung der Oſſianiſchen Geſänge von Selma (in Gildemeiſter's „Der Dichter

weiter auferlegen, als daß ich die fünfhundert Scudi zurückgebe, die ich erhalten habe, und so, gnädiger Herr, thut, was Ihr könnt! Von mir erhaltet Ihr nichts als die fünfhundert Scudi, und das mögt Ihr dem Papst sagen! Eure Drohungen machen mir nicht die mindeste Furcht; ich bin ein ehrlicher Mann, und bei meinen Handlungen wird mir nicht bange."

Der Gouverneur und Fiskal standen auf und sagten mir, daß sie zum Papste gingen, und der Auftrag, mit dem sie wahrscheinlich wiederkämen, würde mir übel bekommen. So blieb ich verwahrt zurück, ging in einem Saal auf und ab, und sie verzogen fast drei Stunden. Indessen besuchten mich alle die vornehmsten Florentinischen Kaufleute und baten mich inständig, ich solle nicht mit einem Papste rechten; denn das könne zu meinem völligen Verderben gereichen. Ich antwortete darauf, daß ich fest entschlossen sei und wisse, was ich zu thun habe.

Sobald der Gouverneur mit dem Fiskal zurückgekommen war, ließ er mich rufen und sagte: „Der Auftrag, den ich vom Papste habe, thut mir selbst leid; schaffe das Werk sogleich her, oder erwarte, was Dir begegnen kann!" Darauf antwortete ich: „Bis auf diese Stunde habe ich nicht geglaubt, daß der Statthalter Christi eine Ungerechtigkeit begehen könne, auch glaube ich es nicht, bis ich es sehe; thut daher, was Ihr nicht lassen könnt!" Der Gouverneur versetzte nochmals: „Ich habe Dir vorerst noch zwei Worte vom Papste zu sagen, und dann werde ich meinen Auftrag vollbringen. Der Papst befiehlt, Du sollst mir die Arbeit hieher bringen; sie soll vor meinen Augen in eine Schachtel gelegt und versiegelt werden, ich soll sie ihm hinbringen, und er verspricht bei Treue und Glauben, daß er sie nicht eröffnen, sondern sie Dir sogleich zurückgeben will; aber so soll es sein um seiner eigenen Ehre willen." Darauf antwortete ich lächelnd: „Herzlich gern will ich mein Werk auf diese Weise hingeben; denn ich möchte doch auch gern erfahren, wie Treu' und Glaube eines Papstes beschaffen ist." So schickte ich nach meiner Arbeit, siegelte sie, wie er's verlangte, und gab sie hin.

Als der Gouverneur zum Papste zurückkam, nahm dieser die Schachtel, wie Jener mir nachher selbst erzählte, wendete sie einigemal um und sagte sodann den Gouverneur, ob er die Arbeit gesehen habe. Darauf sagte dieser, ja, sie sei in seiner Gegenwart versiegelt worden, und versicherte dabei, die Arbeit habe ihm höchst bewundernswerth geschienen. Darauf versetzte der Papst: „Sage Benvenuto, die Päpste haben Gewalt, viel größere Dinge denn dieses zu lösen und zu binden," und indem

er Dieſes mit einigem Verdruß zu ſagen ſchien, nahm er Siegel und Bindfaden weg und öffnete die Schachtel.

Nachdem er die Arbeit genugſam betrachtet hatte, zeigte er ſie Tobias, dem Goldſchmied, der ſie ſehr lobte, und als der Papſt ihn fragte, ob er nunmehr, da er das Werk geſehen habe, ein ähnliches unternehmen wolle, mit „ja“ antwortete und vom Papſte Befehl erhielt, ſich ganz danach zu richten. Darauf wendete ſich der Papſt zum Gouverneur und ſagte: „Seht, ob Benvenuto Euch das Werk überlaſſen will! Bezahlt es ihm ſo hoch, als es ein Kenner ſchätzen mag; will er es ſelbſt endigen und einen Termin ſetzen, ſo ſucht mit ihm übereinzukommen und macht ihm die Bequemlichkeit, die er bedarf!“ Darauf ſagte der Gouverneur: „Heiliger Vater, ich kenne die fürchterliche Art dieſes jungen Mannes; erlaubt mir, daß ich ihm nach meiner Weiſe zu Leibe gehe!“ Darauf erwiderte der Papſt, mit Worten ſollte er thun, was er wolle, ob dadurch gleich die Sache noch ſchlimmer werden würde; wenn er aber gar nicht mit mir fertig werden könnte, ſo ſollte er mir befehlen, die fünfhundert Scudi an ſeinen Juwelier Pompeo zu bringen.

Der Gouverneur kam zurück, ließ mich in ſein Zimmer rufen und ſagte zu mir mit einem Haſcherblick: „Die Päpſte haben Gewalt, die ganze Welt zu binden und zu löſen, und das wird ſogleich im Himmel gut geheißen. Hier iſt Dein Werk offen zurück, Seine Heiligkeit hat es geſehen.“ Darauf erhub ich die Stimme und rief: „Nun weiß ich doch, wie Treue und Glaube der Päpſte beſchaffen iſt!“ Darauf that der Gouverneur einige ganz unvernünftige Ausfälle. Da er aber merkte, daß nichts auszurichten war, verzweifelte er an dem Unternehmen und ſagte mit einer etwas ſanftern Art: „Benvenuto, es thut mir leid, daß Du Dein Beſtes nicht einſehen willſt; ſo gehe denn hin und bringe die fünfhundert Scudi dem Juwelier Pompeo!“ So trug ich mein Werk fort und brachte ſogleich die fünfhundert Scudi an Ort und Stelle.

Nun hatte der Papſt, begierig, den Faden meiner Knechtſchaft wieder anzuknüpfen, gehofft, ich ſollte nicht im Stande ſein, ſogleich das Geld zu überliefern; als daher Pompeo lächelnd mit dem Gelde in der Hand vor ihn kam, ſchimpfte er und ärgerte ſich, daß die Sache ſo abgelaufen war; dann ſagte er: „Geh und ſuche Benvenuto in ſeiner Werkſtatt auf; ſage ihm, er ſoll mir das

---

Daß ich ihm nach meiner Weiſe zu Leibe gehe — „ch'io gliene possa dare una sbarbazzata (Wiſcher, ſtarker Stoß) a mio modo“.

Werk zu einer Monstranz fertig machen, daß ich am Frohnleichnam das Hochwürdige darin in Prozession tragen kann; er soll alle mögliche Bequemlichkeit haben, nur soll er arbeiten." Pompeo kam zu mir, rief mich heraus und machte mir nach seiner Art die ungeschicktesten Eselsfaressen und sagte mir die Worte des Papstes wieder. Darauf antwortete ich schnell: „Ich kann mir keinen größern Schatz in der Welt wünschen, als wenn ich die Gnade eines so großen Papstes wiedererlange, die ich nicht durch meine Schuld verloren habe, sondern durch meine unglückliche Krankheit und durch die Bösartigkeit gewisser neidischer Menschen, denen es eine Freude macht, Böses zu stiften. Hat doch der Papst eine Menge Diener! Er soll mir Euch nicht mehr schicken, um Eures Heils willen, und Ihr könnt Euch mir in Acht nehmen! Ich aber werde Tag und Nacht an den Dienst des Papstes denken und Alles thun, was ich vermag. Vergeßt nur nicht, was Ihr dem Papst über mich gesagt habt und mischt Euch nicht in meine Angelegenheiten! Denn Eure Fehler sollen Euch noch verdientermaßen gereuen." Alles dieses hinterbrachte der Mensch dem Papste auf eine bestialische Weise, und so blieb die Sache eine Weile; ich arbeitete in meiner Werkstatt und trieb meine Geschäfte.

Tobias, der Goldschmied, hatte indessen jenes Einhorn garnirt und die Verzierung nach seiner Art vollendet; dann befahl ihm der Papst, er solle einen Kelch nach der Weise des meinen, den er gesehen hatte, sogleich anfangen, und ließ nach einiger Zeit sich die Arbeit zeigen, und als sie ihm mißfiel, war es ihm verdrießlich, mit mir gebrochen zu haben; er schalt auf die Werke des Tobias und auf Alle, die ihn empfohlen hatten. Mehrmals schickte er mir darauf den Baccino della Croce und ließ mich wegen der Monstranz ermahnen. Ich antwortete, Seine Heiligkeit möchte mich nur so lange ausruhen lassen, bis ich mich von meiner Krankheit, von der ich noch nicht ganz geheilt sei, wieder erholt hätte; ich würde aber indessen doch zeigen, daß ich jede Stunde, in der ich zu arbeiten im Stande sei, blos seinem Dienste widmen wolle. Denn ich hatte ihn heimlich porträtirt und arbeitete in meinem Hause an einer Medaille für ihn. In meiner Werkstatt aber hielt ich zu der Zeit einen Gesellen, der ehemals mein Lehrbursch gewesen war und sich Felix nannte.

Felix — Felice Guadagni (B.); der Zuname dient später zu einem Wortspiel.

Zweites Buch.

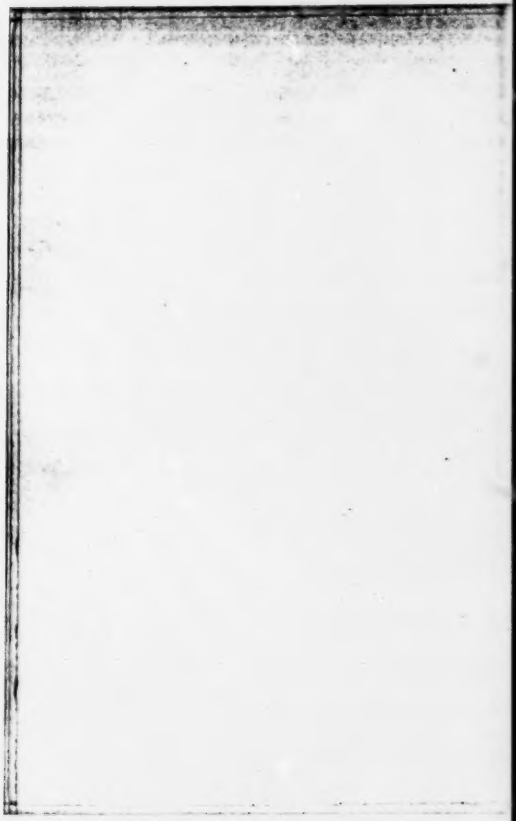

Erstes Kapitel.

Der Autor verliebt sich in eine sizilianische Kurtisane, Namens Angelika, welche von ihrer Mutter geschwind nach Neapel geführt wird. — Seine Verzweiflung über den Verlust seiner Geliebten. — Er wird mit einem sizilianischen Priester bekannt, der sich mit Zauberei abgibt. — Zeremonien, deren er sich bedient. — Der Autor ist bei den Beschwörungen gegenwärtig, in Hoffnung, seine Geliebte wiederzuerlangen. — Wunderbare Wirkung der Erscheinung. — Ihm wird versprochen, er solle Angelika innerhalb eines Monats wiedersehen. — Streit zwischen ihm und Herrn Benedetto, den er tödtlich mit einem Stein verwundet. — Pompeo von Mailand berichtet dem Papst, der Autor habe den Goldschmied Tobias umgebracht. Seine Heiligkeit befiehlt dem Gouverneur von Rom, den Mörder zu ergreifen und auf der Stelle hinrichten zu lassen. Er entflieht und begibt sich nach Neapel. Auf dem Weg trifft er einen Freund an, Soleatro, den Bildhauer.

Zu der Zeit hatte ich mich, wie junge Leute pflegen, in eine Sizilianerin von der größten Schönheit verliebt; auch sie zeigte, daß sie mir sehr wohlwolle; die Mutter aber, welche unsere Leidenschaft bemerkt hatte und sich vor unsern Absichten fürchtete, — denn ich wollte heimlich mit dem Mädchen nach Florenz fliehen — kam mir zuvor, ging Nachts aus Rom und ließ mir vorspiegeln, als wenn sie nach Civitavecchia den Weg genommen hätte; sie begab sich aber auf Ostia und von da nach Neapel. Ich eilte gerade auf Civitavecchia und beging unglaubliche Thorheiten, um sie wiederzufinden. Es wär' zu umständlich, diese Dinge hier zu erzählen; genug, ich war im Begriff, toll zu werden oder zu sterben. Sie schrieb mir nach zwei Monaten, daß sie sich in Sizilien sehr mißvergnügt befinde. Indessen hatte ich mich allen denkbaren Vergnügungen ergeben und eine andere Liebe ergriffen, nur um jene los zu werden.

Unter solchen Ausschweifungen hatte ich gelegentlich mit einem gewissen sizilianischen Geistlichen Freundschaft gemacht; er war von dem erhabensten Geiste und wohl im Lateinischen und Griechischen erfahren. Einsmals, durch eine besondere Wendung des

Gespräch, kamen wir auch auf die Zauberei zu reden, und ich sagte, wie sehr ich mein ganzes Leben durch verlangt hätte, irgend etwas von dieser Kunst zu sehen oder zu spüren. Darauf versetzte der Priester: „Zu einem solchen Unternehmen gehört ein starkes und sichres Gemüth.“ Ich versetzte, daß ich die Stärke und Sicherheit wol zeigen wolle, wenn sich nur die Art und Weise fänd', ein solches Werk zu unternehmen. Darauf antwortete der Priester: „Wenn Dir am Anschauen solcher Dinge genug ist, so will ich Deine Neugierde sättigen.“ Wir wurden eins, das Werk zu unternehmen, und eines Abends machte sich der Priester bereit, indem er mir sagte, ich solle einen, auch zwei Gefährten suchen. Da rief ich Vincenzio Romoli, meinen besten Freund, welcher einen Pistojeser mit sich nahm, der sich auch auf die Schwarzkünstelei gelegt hatte. Wir gingen zusammen ins Colisee; dort kleidete sich der Priester nach Art der Zauberer, zeichnete Zirkel auf die Erde mit den schönsten Zeremonien, die man sich auf der Welt nur denken kann. Er hatte uns Zaffetica (Asa foetida) mitbringen lassen, kostbares Räucherwerk und Feuer, auch böses Räucherwerk.

Da Alles in Ordnung war, machte er das Thor in den Zirkel und führte uns bei der Hand hinein; dem andern Schwarzkünstler befahl er, das Räucherwerk nach Bedürfniß ins Feuer zu werfen, uns überließ er die Sorge, das Feuer zu unterhalten und die Spezereien darzureichen; dann fing er seine Beschwörungen an, welche über anderthalb Stunden dauerten. Darauf erschienen manche Legionen Teufel, so daß das Colisee ganz voll ward. Ich war mit den köstlichsten Spezereien beschäftigt, und als der Priester eine so große Menge Geister bemerkte, wendete er sich zu mir und sagte: „Verlange was von ihnen!“ Ich versetzte: „Sie sollen machen, daß ich mit meiner Siulianerin wieder zusammenkomme.“

Diese Nacht erhielten wir keine Antwort, ob ich gleich sehr zufrieden über diese Begebenheit war. Der Nekromant behauptete, wir müßten noch ein ander Mal hingehen, und ich würde in Allem, was ich verlangte, völlig befriedigt werden, aber ich müßte einen unschuldigen Knaben mitbringen. Ich nahm einen

---

Zauberei — „negromantia“, was weiter unten mit „Schwarzkünstelei“ übersetzt wird.

Böses Räucherwerk — „profumi cattivi“. Die Stelle scheint korrumpirt; denn auch die Asa foetida würde doch unter das „böse“ Räucherwerk gehören.

Lehrknaben, ungefähr zwölf Jahr alt, und berief von Neuem Vincenzio Romoli, und da ein gewisser Agnolino Gaddi unser Hausfreund war, nahm ich auch diesen mit zu unserer Unternehmung. Wir kamen an den vorigen Ort; der Nekromant machte wieder seine Vorbereitung, und mit derselben, ja, mit einer noch wunderlichern Ordnung brachte er uns in den Zirkel, den er von Neuem mit mehr Kunst und Zeremonien bereitet hatte. Vincenz und Agnolino besorgten das Räucherwerk und das Feuer; mir gab er das Pentakel in die Hand und sagte, er würde mir die Gegenden zeigen, wohin ich's zu wenden hätte. Nun fing der Nekromant die schrecklichsten Beschwörungen an; er rief bei ihren Namen eine Menge solcher Teufel, die Häupter der Legionen waren, und beschwur sie im Namen und Gewalt Gottes, des Unerschaffnen, Lebendigen und Ewigen, und das in hebräischen Worten, auch mitunter in genugsamen griechischen und lateinischen, so daß in kurzer Zeit einhundertmal mehr als bei der ersten Beschwörung erschienen und das ganze Colisee sich erfüllte. Vincenzio Romoli und Gaddi unterhielten das Feuer und sparten das kostbare Räucherwerk nicht; mir aber gab der Nekromant den Rath, abermals zu verlangen, daß ich mit meiner Angelika sein möchte. Ich that es, und er wendete sich zu mir und sagte: „Hörst Du, was sie sprechen? In Zeit eines Monats sollst Du bei ihr sein." Darauf bat er mich von Neuem, ich möchte nur fest halten; denn es wären wol ein Tausend Legionen mehr, als er verlangt habe, und sie seien von der gefährlichsten Art; da sie aber doch mein Begehren erfüllt hätten, so müßte man ihnen freundlich thun und sie geduldig entlassen.

Nun fing das Kind, das unter dem Pentakel war, zu jammern an und sagte, es seien ein Tausend der tapfersten Männer beisammen, die uns alle drohten; dann sah es noch vier ungeheure Riesen, bewaffnet und mit der Geberde, in den Kreis einbrechen zu wollen. Indessen suchte der Nekromant, der vor Furcht zitterte, sie auf die sanfteste und gefälligste Art, so gut er konnte, zu entlassen. Vincenzio Romoli, der über und über zitterte, hörte nicht auf zu räuchern; ich fürchtete mich so sehr als die Andern, ließ mich es aber nur weniger merken und sprach ihnen Allen Muth zu. Gewiß, ich war bald todt, als ich den Nekromanten in so großer Angst sah. Das Kind hatte den Kopf zwischen die Knie gesteckt

---

Pentakel — eigentlich „pentaculo", bei Cellini „pintaculo", offenbar das Pentagramm, wie es im Faust (Werke, XII. S. 47) vorkommt.

und sagte: „So will ich sterben! Denn wir kommen um, Alle zusammen.“ Da sagte ich zum Knaben: „Diese Kreaturen sind alle unter uns, und was Du siehst, ist Rauch und Schatten; hebe nur die Augen ohne Furcht auf!“ Das Kind blickte hin und sagte von Neuem: „Das ganze Colisee brennt und das Feuer kömmt auf uns los.“ Es hielt die Hände vors Gesicht, rief, es sei todt, und wollte nichts mehr sehen. Der Nekromant empfahl sich mir, bat, ich möchte nur fest halten und stark mit Zaffetica räuchern. Ich wendete mich zu Vincenzio und sagte, er möge schnell Zaffetica ausstreuen! Indem so betrachtete ich den Agnolino, der so erschrocken war, daß ihm die Augen in die Quere stunden und er bald todt schien. „Agnolo,“ rief ich, „hier ist nicht Zeit, sich zu fürchten; mache Dir was zu thun, rühre Dich und streue schnell die Zaffetica!“ Agnolo, indem er sich bewegen wollte, verunreinigte sich mit so heftigem Getöse, daß die Kraft der Zaffetica nur gering dagegen war; das Kind erhob bei diesem Schall und Gestank ein Wenig das Gesicht, und da es mich lächeln sah, erholte es sich ein Wenig von seiner Furcht und sagte, sie zögen sich mit Macht zurück.

So blieben wir, bis die Morgenglocke zu läuten anfing, und das Kind sagte, nur Wenige seien noch übrig geblieben und sie stünden von ferne. Der Nekromant vollbrachte nun seine Zeremonien, zog sich aus, nahm seinen großen Pad Bücher zusammen, und wir verließen mit ihm auf einmal den Kreis; Einer drückte sich an den Andern, besonders hatte sich das Kind in die Mitte gedrängt, indem es den Nekromanten bei der Weste und mich beim Ueberkleid hielt. Beständig, bis wir zu unsern Häusern unter den Banken gelangt waren, versicherte es uns, Zwei von denen, die es im Colisee gesehen habe, spazierten mit großen Sprüngen vor uns her und liefen bald über die Dächer, bald über die Straßen. Der Nekromant sagte, so oft er auch schon in dem Kreis gewesen, sei ihm doch niemals so etwas Außerordentliches begegnet; er bat mich, daß ich ihm beistehen sollte, ein Buch zu weihen, das uns unendliche Reichthümer bringen sollte; denn die

---

Diese Kreaturen sind alle unter uns — „sotto di noi“, d. h. an der Stelle, wo wir uns befinden, mit uns beschäftigt. (B.)

Ueberkleid — „la cappa“. Mantel mit einer Kappe, auch festliche Tracht der Benediktiner und Dominikaner.

Ein Buch zu weihen, das uns unendliche Reichthümer bringen sollte — Diese Worte, die in den „Sorgi“ stehen, sind in Folge eines Versehens in allen Ausgaben mit Ausnahme einer weggeblieben; daß es nicht mit Absicht geschehen ist, folgt aus S. 117. Z. 36, wo das zu weihende Buch wieder erwähnt wird.

Teufel mußten uns die Schätze zeigen, deren die Erde voll sei, und auf diese Weise müßten wir die reichsten Leute werden; die Liebeshändel seien Eitelkeit und Narrheit, wobei nichts herauskomme. Ich versetzte darauf, daß ich ihm gerne beistehen wollte, wenn ich nur Latein verstünde; er aber versicherte mich, daß mir das Latein gar nichts helfen könne; er habe gar manchen vortrefflichen Lateiner angetroffen, aber Niemand von so gesetztem Gemüth wie mich, und ich solle mich nur nach seinem Rathe halten. So kamen wir nach Hause und träumten die folgende Nacht Alle von Teufeln.

Sobald der Nekromant des Tages darauf mich wieder sah, sprach er mir zu, ich möchte doch auf jenes Unternehmen eingehen. Darauf fragte ich ihn, wie viel Zeit wir dazu brauchen würden, und an welchen Ort wir zu gehen hätten. Er sagte mir, in weniger als einem Monat würden wir fertig sein, und der geschickteste Ort wäre in den Bergen von Norcia. Zwar habe sein Meister auch hier in der Nähe in den Gebirgen der Abtei Farfa eine solche Weihe vorgenommen, es hätten sich aber doch solche Schwierigkeiten gefunden, die in den Bergen von Norcia wegfielen; auch seien die Bauern daselbst in der Nachbarschaft zuverlässige Leute, nicht ganz unerfahren in diesen Dingen, und könnten uns im Nothfall wichtige Dienste leisten.

So überredete mich der Priester-Nekromant um so leichter, als ich zu solchen Dingen schon geneigt war; aber ich sagte ihm, ich wollte zuerst die Medaille für den Papst fertig machen; denn er und Niemand anders wußte um diese geheime Arbeit. Auch fragte ich ihn immer, ob ich nicht in der bestimmten Zeit meine Sizilianerin sehen würde; denn der Termin kam näher heran, und es schien mir wunderbar, als ich nichts von ihr hörte. Der Nekromant versicherte mich, daß ich gewiß mit ihr zusammentreffen würde; denn Jene hielten Wort, wenn sie auf solche Weise versprächen; ich sollte aber aufmerken und mich vor Händeln in Acht nehmen, die sich dabei ereignen könnten; ich sollte lieber etwas gegen meine Natur erdulden, denn es läge eine große Gefahr nicht weit; es wäre besser für mich, wenn ich mit ihm ginge, das Buch zu weihen; auf diese Weise würde die Gefahr vorübergehen, und wir würden Beide die glücklichsten Menschen werden.

In den Bergen von Norcia — Diese Berge, zwischen dem Sabinerlande und dem Herzogthum Spoleto gelegen, heißen noch jetzt die Sibyllenberge (s. Nachtrag, Nr. XII).

Farfa — Flecken im Sabinergebirge, dreizehn Miglien von Rom entfernt. (B.)

Lenz und Friederike von Sesenheim," 1842, S. 97 ff.) sowie die Hölle in Werther's Leiden enthaltene schon wegen der prosaischen Form hier keine Aufnahme finden konnten. Dagegen sind wir in der Lage gewesen, in der vorletzten Note einen bisher unbekannten Uebersetzungs-Versuch des Dichters aus dem Italienischen zum ersten Mal veröffentlichen zu können. Hierbei bemerken wir, daß der in dem Goethe-Zelter'schen Briefwechsel IV, 217 und danach in Goethe's Werken („Auswärtige Literatur und Volkspoesie") sich findende Aufsatz „Dante", der besser überschrieben wäre „Dante, übersetzt von Streckfuß, Halle 1824", den Anfang des 12. Gesangs von Dante's Hölle in metrischer Uebertragung („Rauhfelsig war's da, wo wir niederkommen") enthält. Da diese aber wesentlich von Streckfuß herrührt und Goethe nur in den ersten Versen einige Aenderungen vorgenommen zu haben scheint, — von welchen Streckfuß in den spätern Auflagen seiner Uebersetzung Gebrauch gemacht hat, — so haben wir auch jenes Bruchstück hier nicht aufgenommen. Dagegen haben wir bereits oben S. 64, 93, 110, 114, 119 u. 121 dieses Bandes mehr oder weniger zuzurechnende Gedichte mitgetheilt, zu welchen auch die Strophe „Nach Lord Byron" S. 278 insofern gehört, als ihr der Byron'sche Vers zum Grunde liegt (Medwin 1824, I, 135):

Behold the blessings of a happy lot:
My play is damn'd and Lady — not. — L.

Ich fing an, mehr Luft zu empfinden als er selbst, und sagte zu ihm, es sei nur eben jetzt ein gewisser Meister nach Rom gekommen, Namens Johann da Castello, ein Bolognese, ein trefflicher Mann, Medaillen in Stahl zu schneiden, wie ich sie auch machte, und ich wünschte nichts mehr, als mit ihm in die Wette zu arbeiten, mich auch so der Welt zu zeigen und mit einem solchen Talente lieber als mit dem Schwerte meine Feinde zu erlegen. Ich mochte aber sagen, was ich wollte, so hörte doch der Priester nicht auf, mir anzuliegen, und sagte: „Mein Benvenuto, komm mit mir, fliehe die große Gefahr, die Dir bevorsteht!“ Ich hatte mir aber ein- für allemal vorgenommen, meine Medaille zu endigen. Der Monat war bald verlaufen, und ich war in meine Arbeit so verliebt, daß ich weder an Angelika noch an irgend etwas Anderes dachte.

Eines Abends hatte ich mich zur ungewöhnlichen Zeit von meinem Hause nach meiner Werkstatt begeben, woselbst Felix, mein Geselle, alle Arbeiten besorgte; ich blieb nur einen Augenblick dort, denn ich erinnerte mich, daß ich mit Herrn Alexander del Bene etwas zu reden hatte. Da machte ich mich auf, und als ich unter die Bänke kam, begegnete mir ein sehr guter Freund, Herr Benedetto; er war Notar, von Florenz gebürtig, Sohn eines Blinden, der in den Kirchen betete, eines Sanesers. Dieser Benedetto war lange in Neapel gewesen, hatte sich darauf in Rom niedergelassen und besorgte die Geschäfte gewisser Handelsleute von Siena. Mein Geselle hatte ihn öfters gemahnt, denn er war ihm Geld für einige anvertraute Ringe schuldig; an eben dem Tage waren sie einander wieder begegnet, und Felix hatte nach seiner Gewohnheit das Geld auf eine etwas rauhe Art verlangt, und zwar in Gegenwart der Herren des Benedetto, die zufällig dabei standen. Da sie vernahmen, wie sich die Sache verhalte, schalten sie ihren Faktor tüchtig aus und sagten, sie würden sich eines Andern bedienen, denn dergleichen Händel wollten sie nicht haben. Benedetto entschuldigte sich, so gut er konnte, und behauptete, er habe den Goldschmied bezahlt, sagte aber dabei, er sei nicht im Stande, die Tollheit eines so rasenden Wahnsinnigen zu bändigen. Diese Herren nahmen sein Betragen übel und sagten ihn sogleich weg. Darauf eilte er wütend nach meiner Werkstatt, vielleicht um gedachtem Felix Verdruß zu machen. Nun begab sich's, daß wir uns gerade in der Mitte von den Bänken begeg-

---

Johann da Castello — Giovanni Bernardi, berühmter Kameen-Arbeiter. B.

neten, und ich, der von nichts wußte, grüßte ihn aufs Freundlichste; er aber antwortete mir mit vielen groben Worten. Da erinnerte ich mich sogleich an Alles, was mir der Nekromant gesagt hatte, und hielt an mich, was ich konnte, um dasjenige nicht zu thun, wozu seine Worte mich nötbigten. „Herr Benedetto," sagte ich, „Bruder, entrüstet Euch nicht gegen mich! Habe ich Euch doch nichts zu Leide gethan, weiß ich doch nichts von dem Vorfall! Habt Ihr was mit Felix zu thun, so geht doch, ich bitte Euch, und macht's mit ihm aus! Er weiß am Besten, was zu antworten ist; Ihr thut mir Unrecht, da ich nichts davon weiß, mich dergestalt anzugreifen, um so mehr, da Ihr wißt, daß ich der Mann nicht bin, Beleidigungen zu erdulden."

Darauf antwortete Benedetto, ich wisse um Alles, er sei der Mann, mit mir schon fertig zu werden; Felix und ich seien zwei große Lumpe.

Schon hatten sich viele Leute gesammelt, diesen Streit anzuhören, und gezwungen durch seine groben Worte, bückte ich mich schnell zur Erde, nahm eine Hand voll Koth, denn es hatte geregnet, und holte aus, ihn ins Gesicht zu treffen; aber er bückte sich, und ich traf ihn mitten auf den Schädel. In dem Kothe stak ein frischer Stein mit vielen scharfen Ecken, und mein Mann fiel ohnmächtig für todt auf die Erde, und Jedermann, der das Blut so stark herabrieseln sah, hielt ihn wirklich für todt. Inzwischen daß Einige Anstalt machten, ihn wegzutragen, kam Pompeo, der Juwelier, dessen ich schon öfters erwähnt habe, und als er diesen Mann so übel zugerichtet sah, fragte er, wer ihn geliefert habe. Man sagte „Benvenuto", aber diese Bestie habe es an ihn gebracht. Sobald Pompeo zum Papst kam, denn er ging wegen einiger Geschäfte dahin, sagte er: „Heiligster Vater! Eben hat Benvenuto den Tobias erschlagen; ich habe es mit meinen eigenen Augen gesehen." Da wurde der Papst wüthend und sagte zum Gouverneur, der eben gegenwärtig war, er solle mich sahen und am Orte, da der Todtschlag geschehen sei, sogleich aufhängen lassen.

Ich aber, da ich diesen Unglücklichen auf der Erde sah, dachte sogleich mich zu retten; denn ich betrachtete die Macht

---

Zwei große Lumpe — „due (Bianchi: dua) gran ribaldi".
Frischer Stein — „un sasso di pietra viva".
Wer ihn geliefert habe — auch im Italienischen ein volksthümlicher Ausdruck, da „dare" im Sinne von „percotere" gebraucht wird.
Habe es an ihn gebracht — „so l'ha cercho", habe selbst Streit gesucht, es sich zugezogen.

meiner Feinde und was mir bei dieser Gelegenheit gefährlich werden konnte. Ich flüchtete mich in das Haus des Herrn Johann Gaddi, um mich so geschwind als möglich mit Gott davon zu machen. Herr Johannes rieth mir, ich sollte nicht so eilig sein; manchmal sei das Uebel so groß nicht, als man glaube. Er ließ Herrn Hannibal Caro rufen, der bei ihm wohnte, und ersuchte ihn, hinzugehen, um sich nach der Sache zu erkundigen. Indessen erschien ein römischer Edelmann aus dem Gefolge des Kardinal Medicis, rief mich und den Herrn Johannes bei Seite und sagte, sein Herr schicke ihn her, der selbst die Worte des Papstes gehört habe; es sei kein Mittel, mir zu helfen, wenn ich dieser ersten Wuth nicht entränne; ich solle mich ja auf kein Haus in Rom verlassen. Der Edelmann entfernte sich sogleich, und Herr Johannes sah mich mit thränenden Augen an und rief: „Wie traurig, daß ich kein Mittel habe, Dir zu helfen!“ Darauf sagte ich: „Mit der Hilfe Gottes will ich mir schon selbst helfen; nur bitt' ich Euch, dient mir mit einem Eurer Pferde!“

Sogleich ließ er mir ein türkisches Pferd satteln, das schönste und beste, das in Rom war. Ich bestieg es und nahm eine Büchse vor mich, um mich im Falle zu vertheidigen. Da ich nach Ponte Sisto kam, fand ich die sämmtlichen Häscher zu Pferde und zu Fuß; ich mußte aus der Noth eine Tugend machen. Herzhaft frischte ich mein Pferd gelind an, und mit Gottes Hilfe, der ihre Augen verblendet hatte, kam ich frei durch, und so schnell ich konnte, eilte ich nach Palombara zu Herrn Savelli und schickte von da das Pferd an Herrn Johannes zurück, ohne ihm jedoch wissen zu lassen, wo ich mich befände. Herr Savelli bewirthete mich zwei Tage aufs Freundlichste; dann rieth er mir, ich solle mich aufmachen und auf Neapel zu gehen, bis die erste Hitze vorüber sei. Er ließ mich begleiten und auf die neapolitanische Straße bringen. Auf derselben fand ich einen Bildhauer, meinen Freund, der Soloſmeo hieß und nach St. Germano ging, um das Grab Peters von Medicis auf Monte Cassino fertig zu

---

Kardinal Medicis — Es war der Kardinal Hippolito, (unächter) Sohn Julian's von Medicis.

Palombara — Dorf im Sabinerlande (Sabella). (B.)

Soloſmeo — Antonio Soloſmeo da Settignano, genannt dall'Orlandi Toloſmeo. (B.)

Peter von Medicis — der 1504 ermordete Sohn Lorenzo's.

Monte Cassino — ein Berg in der neapolitanischen Provinz Caserta, berühmt durch seine herrliche Lage, zu dessen Füßen die Stadt San Germano, das alte Cassinum, liegt.

machen. Er ſagte mir, daß noch ſelbigen Abend Papſt Klemens einen ſeiner Kammerer geſchickt habe, um nachfragen zu laſſen, wie ſich gedachter Tobias befinde. Der Abgeordnete habe dieſen Mann bei der Arbeit angetroffen, dem nichts bezeuet war, und der auch von nichts wußte. Als dieſes dem Papſt hinterbracht wurde, wendete er ſich zu Pompeo und ſagte: „Du biſt ein ſchlechter Menſch; aber ich verſichere Dir, Du haſt eine Schlange genährt, die Dich beißen und Dir Dein Recht anthun wird.“ Dann ſprach er mit dem Kardinal Medicis und trug ihm auf, daß er ein Wenig nach mir ſehen ſolle; denn um Alles wollte er mich nicht verlieren. Wir aber ritten ſingend auf Monte Caſſino.

Zweites Kapitel.

Der Autor gelangt glücklich nach Neapel. — Dort findet er ſeine geliebte Angelika und ihre Mutter. Sonderbare Zuſammenkunft dieſer Perſonen. — Er wird von dem Vicekönig von Neapel günſtig aufgenommen, welcher verſucht, ihn in ſeinen Dienſten zu behalten. — Angelika's Mutter macht ihm zu harte Bedingungen. Er nimmt die Einladung des Kardinals von Medicis nach Rom an, da der Papſt den Irrthum wegen Tobias' Tod ſchon entdeckt hat. — Beſonderes und galantes Abenteuer auf der Straße. Er kommt glücklich nach Rom, wo er hört, daß Benedetto von ſeiner Wunde geneſen iſt. — Er ſchlägt eine ſchöne Medaille auf Papſt Klemens und wartet ſeiner Heiligkeit auf. — Wird in dieſer Audienz begegnet. — Der Papſt vergiebt ihm und nimmt ihn in ſeine Dienſte.

Als nun Solosmeo daſelbſt die Arbeit durchgeſehen hatte, machten wir uns auf und zogen gegen Neapel. Ungefähr eine halbe Miglie vor der Stadt kam uns ein Wirth entgegen, der uns in ſein Gaſthaus einlud und verſicherte, er ſei lange Zeit mit Karl Ginori in Florenz geweſen; wenn wir bei ihm einkehrten, wolle er uns aufs Beſte bewirthen. Wir wiederholten öfters, daß wir mit ihm nichts wollten zu ſchaffen haben; deſſenungeachtet war er bald vor, bald hinter uns und wiederholte ſeine Einladung immer mit denſelbigen Worten. Endlich war ich ſeiner Zudringlichkeit überdrüſſig, und um ihn los zu werden, fragte ich, ob er mir nicht eine Sizilianerin, Namens Beatrice, nachweiſen könne, die eine Tochter habe, welche Angelika heiße; Beide ſeien Kurtiſanen. Der Wirth, welcher glaubte, ich hätte ihn zum

Besten, rief aus: „Gott verdamme alle Kurtisanen und Jeden, der ihnen wohlwill!“ Darauf gab er seinem Pferde die Sporen und eilte von uns weg. Ich freute mich, auf so gute Weise die Bestie los geworden zu sein; aber zu gleicher Zeit machte mir die Erinnerung der großen Liebe, die ich zu dem Mädchen getragen hatte, nicht wenig Schmerzen. Indem ich nun mit meinem Gefährten nicht ohne manchen verliebten Seufzer von meinem Abenteuer sprach, sahen wir den Wirth im Galopp zurückkehren. „Es sind zwei oder drei Tage,“ rief er aus, „daß neben meinem Hause ein Weib und ein Mädchen eingezogen sind, die so heißen; ob sie Sizilianerinnen sind, kann ich nicht sagen.“ Darauf versetzte ich: „Der Name Angelika hat so große Gewalt auf mich, daß ich nunmehr gewiß bei Dir einkehren will.“ Wir folgten dem Wirth und stiegen bei ihm ab. Eiligst brachte ich meine Sachen in Ordnung, ging in das benachbarte Haus und fand meine Angelika wirklich daselbst, die mich mit unmäßigen Liebkosungen empfing. Ich blieb bei ihr bis den andern Morgen und war glücklicher als jemals. Mitten in diesem Genusse fiel mir ein, daß an diesem Tage gerade der Monat um sei und daß ich nach dem Versprechen der bösen Geister meine Angelika nun besitze. Da denke nun Jeder, der sich mit ihnen einläßt, sich die großen Gefahren durch die ich hatte gehen müssen.

Ob ich gleich noch jung war, so kannte man mich in Neapel doch auch schon als einen Menschen von Bedeutung und empfing mich aufs Beste, besonders Herr Dominico Fontana, ein trefflicher Goldschmied; er ließ mich die drei Tage, die ich in Neapel war, in seiner Werkstatt arbeiten und begleitete mich, als ich dem Vizekönig aufwartete, der mich zu sehen verlangt hatte. Ihro Exzellenz empfingen mich sehr gnädig, und es fiel ihm ein Diamant in die Augen, den ich eben an dem Finger hatte; zufälligerweise brachte ich ihn in meinem Beutel nach Neapel, denn er war mir zum Kauf angeboten worden. Der Vizekönig verlangte ihn zu sehen und wünschte ihn zu besitzen, wenn ich ihn entbehren könnte. Ich versetzte darauf, indem ich den Ring an seinen Finger steckte, der Diamant und ich seien zu seinem Befehl. Er versetzte, der Diamant sei ihm angenehm; noch angenehmer würde es ihm aber sein, wenn ich bei ihm bleiben wollte; er wolle mir Bedingungen machen, mit denen ich zufrieden sein würde. So ward viel Höfliches hin und wider gesprochen; zuletzt verlangte

Vizekönig — Pietro Alvarez von Toledo, Marchese von Villafranka. (B.)

er den Preis des Edelsteins mit einem Worte zu wissen; ich verlangte zweihundert Scudi, und Ihre Excellenz fanden die Forderung billig und sagten, daß Ihnen der Stein um so lieber sei, da ich ihn gefaßt habe; denn sonst könne er nicht eine so treffliche Wirkung thun. Ich versetzte darauf, der Stein sei nicht von mir gefaßt; ich getraute mir, ihm durch eine andere Fassung noch einen viel größern Werth zu geben. Ich drückte sogleich mit dem Nagel den Stein aus dem Kästchen, putzte ihn und übergab ihn dem Vizekönig; er war zufrieden und erstaunt und gab mir eine Anweisung, worauf mir zweihundert Scudi ausgezahlt wurden.

Als ich nach Hause kam, fand ich Briefe vom Kardinal Medicis, worin mir gesagt wurde, ich solle wieder nach Rom kommen und gleich bei Ihro Eminenz Palast absteigen. Als ich meiner Angelika den Brief gelesen hatte, bat sie mich mit herzlichen Thränen, ich möchte entweder in Neapel bleiben oder sie mit mir nehmen. Darauf antwortete ich, wenn sie mit mir ginge, so wollte ich ihr die zweihundert Scudi, die ich vom Vizekönig erhalten hatte, aufzuheben geben. Da die Mutter sah, daß wir Ernst machten, trat sie herbei und sagte: „So laß mir hundert Scudi, damit ich niederkommen kann, und alsdann will ich Euch nachfolgen.“ Ich antwortete der alten Kupplerin, dreißig wollte ich ihr geben, wenn sie meine Angelika mit mir ließe. Diese Bedingung ging sie ein, und Angelika bat mich, ich solle ihr ein Kleid von schwarzem Sammt kaufen, der in Neapel wohlfeil war. Auch das war ich zufrieden; ich schickte nach dem Sammt und kaufte ihn. Da glaubte die Alte, ich sei nun völlig gekocht und gar, und verlangte für sich ein Kleid von feinem Tuche und dergleichen für ihre Söhne, auch mehr Geld, als ich ihr angeboten hatte. Darüber beklagte ich mich mit freundlichen Worten und sagte: „Meine liebe Beatrice, ist Dir das nicht genug, was ich Dir angeboten habe?“ Sie sagte: „Nein“; darauf versetzte ich: „So ist es mir genug,“ nahm Abschied von meiner Angelika; sie weinte, und ich lachte; wir trennten uns, und ich kehrte nach Rom zurück.

Noch dieselbe Nacht reiste ich von Neapel weg, damit man mir nicht auflauern und mich berauben sollte, wie es die Gewohnheit von Neapel ist, und doch mußte ich mich, als ich auf

---

Kupplerin — „ribalda“. Siehe erste Note zu S. 119.

Ich sei nun völlig gekocht — „già cotto che crudo“, nämlich „cotta d'amore, perdutamente innamorato“. (B.)

den Steinweg kam, mit allen Leibes- und Geisteskräften gegen mehrere Räuber wehren, die mir nachstellten. Einige Tage darauf ließ ich den Solosmeo bei seiner Arbeit auf Monte Cassino und stieg bei dem Gasthause von Abananni ab, um zu Mittag zu essen. Nicht weit von dem Hause schoß ich nach einigen Vögeln und erlegte sie; aber ein Stückchen Eisen am Schloß meiner Büchse verletzte mir bei dieser Gelegenheit die rechte Hand, und so wenig es bedeutete, so gefährlich sah es aus, weil das Blut sehr stark aus der Wunde strömte. Ich stellte mein Pferd in den Stall und stieg auf einen Altan, wo ich viele neapolitanische Edelleute fand, die sich eben zu Tische setzen wollten, und mit ihnen ein junges Fräulein von der größten Schönheit. Kaum war ich oben, so stieg hinter mir mein Diener, ein braver Bursche, mit einer großen Partisane in der Hand, herauf, so daß vor uns Beiden, den Waffen und dem Blute, die guten Edelleute so erschraken, da ohnedem dieser Ort für ein Spitzbubennest bekannt war, daß sie vom Tische aufsprangen und mit großem Entsetzen Gott um Hilfe anriefen. Lachend sagte ich zu ihnen, Gott habe ihnen schon geholfen; denn ich sei der Mann, sie gegen Jeden zu vertheidigen, der sie angreifen wollte, und bitte nur um einigen Beistand, meine Hand zu verbinden. Das schöne Frauenzimmer nahm ihr Schnupftuch, das reich mit Gold gestickt war, und als ich damit nicht verbunden sein wollte, riß sie es sogleich in der Mitte durch und verband mich mit der größten Anmuth; sie beruhigten sich einigermaßen, und wir speisten fröhlich. Nach Tische stiegen wir zu Pferde und reisten in Gesellschaft weiter. Die Edelleute waren noch nicht ganz ohne Furcht und ließen mich klugerweise durch das Frauenzimmer unterhalten, blieben aber immer etwas zurück. Da befahl ich meinem Diener, er sollte auch hinten bleiben; ich ritt auf meinem schönen Pferdchen neben dem Fräulein her; wir sprachen von Dingen, mit denen kein Apotheker handelt, und so gelangte ich auf die angenehmste Weise nach Rom.

Sogleich stieg ich bei dem Palast Medicis ab, wartete dem Kardinal auf und dankte ihm für seine Vorsorge; dann bat ich ihn, er möchte mich vor dem Gefängniß und wo möglich vor

---

Steinweg — „la Selciata", d. h. „Fonte a Selici", zwischen Capua und Aversa, zwölf Miglien von Neapel. (D.)

Wir sprachen von Dingen, mit denen kein Apotheker handelt — wörtlich nach dem italienischen Text: „cose che non vende lo speziale."

der Geldstrafe schützen. Dieser Herr empfing mich aufs Beste und sagte mir, ich solle nur ruhig sein; dann wendete er sich zu einem seiner Edelleute, der Pecci hieß, und sagte ihm, er habe dem Barzell von seinetwegen zu bedeuten, daß er sich nicht unterstehen solle, mich anzurühren; dann fragte er, wie sich Der befinde, den ich mit dem Stein auf den Kopf getroffen. Herr Pecci sagte, er befinde sich schlimm und werde sich noch schlimmer befinden; denn er habe versichert, daß er mir zum Verdruß sterben wolle, sobald ich nach Rom käme. Darauf sagte der Kardinal mit großem Lachen: „Konnte er uns denn auf keine andere Weise zeigen, daß er von Siena stamme?" Alsdann wendete er sich zu mir und sagte: „Beobachte um meiner- und Deinetwillen den äußern Wohlstand und laß Dich vier oder fünf Tage unter den Bänken nicht sehen! Dann gehe hin, wohin Du willst, und die Narren mögen nach Gefallen sterben!" Ich ging nach Hause, um die angefangene Münze mit dem Bild des Papstes Klemens fertig zu machen; dann hatte ich eine Rückseite erfunden, worauf ein Friedensbild zu sehen war. Es war ein Weibchen, mit den feinsten Kleidern angethan, welche mit der Fackel in der Hand vor einem Haufen Kriegsrüstungen stand, die wie eine Trophäe ververbunden waren; auch sah man Theile eines Tempels, in welchem die Wuth gefesselt war; umher stand die Inschrift: „Claudantur belli portae." Inzwischen als ich diese Medaille fertig machte, war der Verwundete genesen. Der Papst hörte nicht auf, nach mir zu fragen, und ich nahm mich auch in Acht, den Kardinal Medicis zu besuchen; denn so oft ich vor ihn kam, gab er mir etwas Bedeutendes zu thun, wodurch ich denn immer aufgehalten wurde.

Münze mit dem Bild des Papstes Klemens. — Eine ausführliche Beschreibung dieser Medaille befindet sich in den „Trattati", S. 108: „Für den Papst Klemens schnitt ich die Stempel einer Medaille mit zwei Kehrseiten. Auf der Vorderseite sah man den Kopf Seiner Heiligkeit. Auf der ersten Kehrseite war die Geschichte Moses' abgebildet, dem Gott, als sein Volk in der Wüste Wassernoth leidet, dadurch hilft, daß er seinem Bruder Aaron zeigt, er solle mit seinem Stab an einen Fels schlagen, aus welchem dann lebendiges Wasser sprang. Neben einer Menge Volks hatte ich eine reiche Ausstattung von Kameelen, Pferden und allerlei Thieren angebracht. Ein kleiner Spruch in die Quere geschrieben, besagte: ‚Ut bibat populus'. (Man sehe die Abbildung bei Winckelmann, S. 19, der übrigens mit Recht meint, daß der Revers eine Anspielung darauf enthalte, daß Klemens VII. die Brunnengrabung zu Orvieto angeordnet habe.) — Auch Goethe war nach langen Bemühungen in den Besitz dieser Medaille gekommen (Goethe-Zelter'scher Briefwechsel, II. 55). — Der andere Revers stimmt ganz mit der hier gegebenen Beschreibung. Der oben erwähnte Tempel ist der Janustempel.

Endlich nahm ſich Herr Piero Carneſecchi, ein groſser Günſtling des Papſtes, der Sache an und ſagte mir auf eine geſchickte Weiſe, wie ſehr der Papſt wünſche, daſs ich ihm dienen möchte. Darauf antwortete ich, daſs ich in wenig Tagen Ihro Heiligkeit zeigen wolle, daſs ich das nie vergeſſen noch unterlaſſen habe. Einige Tage darauf ward die Medaille fertig, und ich prägte ſie in Gold, Silber und Kupfer, zeigte ſie dem Herrn Piero, der mich ſogleich bei dem Papſte einführte. Es geſchah nach Tiſche an einem ſchönen Tage im April; der Papſt war im Belvedere, und ich überreichte ihm die Münzen ſo wie die Stempel; er nahm ſie und ſah ſogleich die groſse Gewalt der Kunſt ein, zeigte ſie Herrn Piero und ſagte: „Sind die Alten jemals ſo gut in Münzen bedient geweſen?“ Und indeſſen die Gegenwärtigen bald die Medaillen, bald die Stempel beſchauten, fing ich mit der gröſsten Beſcheidenheit zu reden an und ſagte: „Wenn das Geſchick, das mir unglücklicherweiſe Eurer Heiligkeit Gnade entzog, nicht auch wieder die Folgen dieſes Unwillens verhindert hätte, ſo verloren Eure Heiligkeit ohne Ihre und meine Schuld einen treuen und liebevollen Diener; die böſe, lügenhafte Zunge meines gröſsten Feindes hat Eure Heiligkeit in ſo groſsen Zorn verſetzt, daſs Sie dem Gouverneur auf der Stelle befohlen haben, mich zu faſſen und hängen zu laſſen; wäre das geſchehen, ſo hätten Eure Heiligkeit gewiſs ein Wenig Reue gefühlt; denn ein Herr, gleich einem guten und tugendhaften Vater, ſoll auf ſeine Diener nicht ſo übereilt den ſchweren Arm fallen laſſen, da hinterdrein die Reue nichts helfen kann. Gott hat diesmal den ungünſtigen Lauf der Sterne unterbrochen und mich Eurer Heiligkeit erhalten; ich bitte, künftig nicht ſo leicht auf mich zu zürnen.“

Der Papſt fuhr immer fort, die Medaillen zu beſehen, und hörte mir mit der gröſsten Aufmerkſamkeit zu; da aber viele groſse Herren gegenwärtig waren, ſchämte ſich der Papſt ein Wenig, und um aus dieſer Verlegenheit zu kommen, wollte er von einem ſolchen Beſehle nichts wiſſen. Da ich das merkte, fing ich von etwas Anderm an zu reden, und Seine Heiligkeit ſprach von den Münzen und fragte mich, wie ich ſie ſo künſtlich hätte prägen können, da ſie ſo groſs ſeien, als er ſie von den Alten niemals geſehen. Darüber ward eine Weile geſprochen; er aber ſchien zu fürchten, daſs ich ihm noch einen ſchlimmeren

---

Piero Carneſecchi — Er wurde 1567 in Rom als Ketzer enthauptet und verbrannt. (B.)

Sermon halten möchte, und sagte, die Medaillen seien sehr schön und gefielen ihm wohl; nur möchte er noch eine andere Rückseite haben, wenn es anginge. Ich versetzte, daß Solches gar wohl geschehen könne, und er bestellte sich die Geschichte Mosis, der Wasser aus den Felsen schlägt, mit der Umschrift: „Ut bibat populus.“ Darauf sagte er: „Gehe, Benvenuto! Sobald Du fertig bist, soll auch an Dich gedacht sein.“ Als ich weg war, versicherte der Papst vor allen Gegenwärtigen, daß er mir reichlich wolle zu leben geben, ohne daß ich nöthig hätte, für Andere zu arbeiten. Ich aber war fleißig, die verlangte neue Rückseite fertig zu machen.

Drittes Kapitel.

Papst Klemens wird krank und stirbt. — Der Autor tödtet Pompeo von Mailand. — Kardinal Cornaro nimmt ihn in Schutz. — Paul III., aus dem Hause Farnese, wird Papst. Er setzt den Verfasser wieder an seinen Platz als Stempelschneider bei der Münze. — Peter Ludwig, des Papstes natürlicher Sohn, wird Cellini's Feind. — Ursache davon. — Peter Ludwig bestellt einen korsikanischen Soldaten, den Autor zu ermorden, der die Absicht erfährt und nach Florenz geht.

Indessen ward der Papst krank, und da die Aerzte den Zustand für gefährlich hielten, vermehrte sich die Furcht meines Gegners Pompeo dergestalt, daß er einigen neapolitanischen Soldaten auftrug, mir nachzustellen; ich hatte viele Mühe, mein armes Leben zu vertheidigen. Als meine Arbeit fertig war, trug ich sie sogleich zum Papste, den ich im Bette und in sehr übeln Umständen fand; mit Allem dem empfing er mich sehr freundlich und wollte Münzen und Stempel sehen. Er ließ sich Licht und Brille reichen, allein er konnte nichts erkennen; darauf tastete er ein Wenig mit den Fingern, seufzte tief und sagte zu Denen, die zunächst standen: „Benvenuto dauert mich! Wenn ich aber wieder gesund werde, so soll für ihn gesorgt sein!“ In drei Tagen starb der Papst, und ich hatte meine Arbeit umsonst gethan; doch sprach ich mir Trost zu; denn ich war durch diese Medaillen so

In drei Tagen starb der Papst — am 25. September 1534.

Fillan's Erſcheinung und Fingal's Schildklang.*)

Aus Oſſian.**)

c. 1771.

Vom See in Büſchen des Lego
Steigen Nebel, die Seite blau, von Wellen hinauf,
Wenn geſchloſſen die Thore der Nacht ſind
Ueberm Adlerauge der Sonne des Himmels.

Weit von Lara, dem Strom,
Ziehen Wolken, dunkel tief;
Wie blaſſer Schild zieht voran den Wolken
Und ſchwimmt heiſeit der Mond der Nacht.

Mit ihnen haſchen die Todten der Vorzeit,
Schnelle Geſtalten in Mitte des Sturms;
Sie ſchlüpfen von Hauche zu Hauche
Auf dem dunkeln Antlitz der Nacht voll Laut.

Auf Lüftchen ſchleichend zum Grabe der Edeln,
Ziehn ſie zuſammen Nebel des Himmels,
Zur grauen Wohnung dem Geiſte des Todten,
Bis ſteigt von Saiten das Sehnen des Todtengeſangs.

* * *

---

*) Vgl. „Volkslieder, II. Th., von Herder geſammelt, nebſt andern unterrichten Stücken 1779.“ S. 131—138, 139, ebenſo Herder's „Stimmen der Völker in Liedern“ (in den ſämmtlichen Werken VIII, 5—11), ferner Herder's Nachlaß I, 31. In den beiden erſten Werken zieht H. ausdrücklich an, daß die Ueberſetzung nicht von ihm iſt. Da man Goethe's Bezeichnungen zu ihm und ſeine Theilnahme und Thätigkeit für die Sammlung der Volkslieder bekannt ſind, ſo derſelbe ferner ſchon für Friederike von Sesenheim die Balladen in Werther's Leiden aufgenommenen) Stücke aus Oſſian überſetzt hat, ſo kann man ihm auch die nachfolgenden Ueberſetzungen mit ziemlicher Sicherheit zuſchreiben. — Der engliſche Text iſt von uns verglichen nach „The poems of Ossian translated by Macpherson. In two volumes. London 1807.“

**) Vgl. Macpherſon II, 277.

bekannt geworden, daß ich hoffen konnte, jeder Papst werde mich brauchen und vielleicht besser belohnen. So beruhigte ich mich selbst und löschte in meinem Sinne alles das große Unrecht aus, das mir Pompeo angethan hatte, ging bewaffnet nach St. Peter, dem todten Papst die Füße zu küssen, welches nicht ohne Thränen abging; dann kehrte ich unter die Bänke zurück, um die große Verwirrung zu sehen, die bei solchen Gelegenheiten zu entstehen pflegt.

Ich saß daselbst mit vielen meiner Freunde, als Pompeo in der Mitte von zehn wohlbewaffneten Männern einherkam. Er blieb gegen mir über stehen, als wenn er Händel anfangen wollte. Meine Freunde, brave und willige Leute, winkten mir, daß ich Hand anlegen sollte; ich bedachte aber sogleich, daß, wenn ich zum Degen griffe, großer Schaden auch für Die entstehen könnte, die nicht die mindeste Schuld hätten, und ich dachte, es sei besser, mein Leben allein daran zu wagen.

Pompeo blieb ungefähr zwei Ave Maria stehen, lachte verächtlich gegen mich, und da er wegging, lachten die Seinigen auch, schüttelten die Köpfe und forderten uns durch noch mehr solche unartige Zeichen heraus. Meine Gesellen wollten sogleich Hand ans Werk legen; ich aber sagte ihnen ergürnt, um meine Händel auszumachen, brauchte ich keinen Braven als mich selbst; ein Jeder möchte sich um sich bekümmern, ich wüßte schon, was ich zu thun hätte. Darüber wurden meine Freunde verdrießlich und gingen murrend hinweg. Unter ihnen war mein liebster Freund, Albertaccio del Bene, ein trefflicher Jüngling, voller Muth, der mich wie sich selbst liebte; dieser wußte wohl, daß ich mich nicht aus Kleinmuth geduldig gezeigt hatte, vielmehr erkannte er meine entschlossene Kühnheit sehr gut; deswegen bat er mich im Weggehen, ich möchte ihn doch ja an Allem, was ich vorhätte, theilnehmen lassen. Ich antwortete ihm: „Albertaccio, geliebtester unter allen meinen Freunden, es wird die Zeit kommen, da ich Deiner Hilfe bedarf; aber in diesem Falle, wenn Du mich liebst, bekümmere Dich nicht um mich und mache, daß Du fortkommst!“ Diese Worte sagte ich schnell. Indessen waren meine Feinde aus den Bänken langsam auf einen Kreuzweg gekommen, wo die Straße nach verschiedenen Gegenden führt, und das Haus meines Feindes Pompeo war in der Gasse, die gerade nach Campo di

---

Gegen mir über — dieselbe Konstruktion S. 138, Z. 27 u. 28, und auch sonst öfters.

Fiere geht; er war wegen einiger Geschäfte bei einem Apotheker eingetreten, und ich hörte unterwegs, daß er sich seiner Aufführung gegen mich gerühmt habe.

Da war es denn auf alle Weise sein reines böses Schicksal, daß er, eben als ich an die Ecke kam, aus der Apotheke heraustrat; seine Braven hatten sich aufgethan und ihn schon in die Mitte genommen. Da drang ich durch Alle hindurch, ergriff einen kleinen spitzigen Dolch und faßte ihn bei der Brust mit solcher Schnelle und Sicherheit des Geistes, daß ihm Keiner zu Hilfe kommen konnte; ich stieß ihm nach dem Gesicht, daß er vor Schrecken wegwendete; daher traf ich ihn unter dem Ohr, wohin ich ihm zwei einzige Stiche versetzte, so daß er beim zweiten mir todt in die Hände fiel. Das war nun freilich meine Absicht nicht, denn ich wollte ihn nur tüchtig zeichnen; aber, wie man sagt, Wunden lassen sich nicht messen. Ich nahm den Dolch mit der linken Hand und zog mit der rechten den Degen, mein Leben zu vertheidigen; da waren alle seine Begleiter mit dem todten Körper beschäftigt, keiner wendete sich gegen mich, keiner zeigte das mindeste Verlangen, mit mir zu rechten; so zog ich mich allein durch Strada Julia zurück und überlegte, wohin ich mich flüchten wollte.

Ich war kaum dreihundert Schritte gegangen, als mich Piloto, der Goldschmied, mein großer Freund, einholte und sagte: „Lieber Bruder, da das Uebel geschehen ist, so laß uns sehen, wie wir Dich retten können!" Darauf sagte ich: „Gehn wir zu Alberteccio del Bene, dem ich vor Kurzem gesagt habe, es werde eine Zeit kommen, in der ich seiner bedürfe!" Wir kamen zu ihm, und er empfing mich mit unschätzbaren Liebkosungen, und bald erschienen die vornehmsten Jünglinge aller Nationen, die nur in den Bänken wohnten, ausgenommen die Mailänder, und Alle erboten sich, ihr Leben zu meiner Rettung dranzusetzen; auch Herr Ludwig Rucellai schickte dringend zu mir, ich solle mich seiner auf alle Weise bedienen. Ebenso thaten mehrere Männer Seinesgleichen, denn alle segneten mich; sie waren sämmtlich überzeugt, daß mir der Mann allzu großen Schaden zugefügt habe, und hatten sich oft über die Geduld, womit ich seine Feindschaft ertrug, verwundert.

Sein reines böses Schicksal — „pura sua cattiva fortuna".
Wunden lassen sich nicht messen — Sprichwort: „Il colpi non si danno a patti".

In demſelben Augenblick hatte Kardinal Cornaro den Handel erfahren und ſchickte mir aus eigner Bewegung dreißig Soldaten mit Partiſanen, Piken und Büchſen, die mich ſicher in mein Haus begleiten ſollten. Ich nahm das Erbieten an und ging mit ihnen fort, und wol noch einmal ſo viel junge Leute begleiteten mich. Sobald Herr Trajano, der Verwandte des Entleibten, erſter Kämmerer des Papſtes, die Sache erfuhr, ſchickte er zum Kardinal Medicis einen Mailändiſchen Edelmann, der das große Uebel, das ich angerichtet hatte, erzählen und Seine Eminenz auffordern ſollte, mich nach Verdienſt zu beſtrafen. Der Kardinal antwortete ſogleich: „Sehr übel hätte Benvenuto gethan, das geringe Uebel nicht zu thun; dankt Herrn Trajano, daß er mich von Dem, was ich nicht wußte, benachrichtigt hat!“ Dann wandte er ſich zu dem Biſchof von Trulli und ſagte: „Seht Euch ſorgfältig nach meinem Benvenuto um und bringt mir ihn hieher! Ich will ihn vertheidigen und ſchützen, und wer was gegen ihn unternimmt, hat es mit mir zu thun.“ Der Mailänder ging ſehr beſchämt weg, und der Biſchof eilte, mich aufzuſuchen. Er ging zum Kardinal Cornaro und ſagte, der Kardinal Medicis ſchicke nach Benvenuto und wolle ihn in ſeine Verwahrung nehmen. Der Kardinal Cornaro, der etwas ſeltſam und rauh wie ein Bär war, antwortete voll Zorn, daß er mich ſo gut als der Kardinal Medicis verwahren könne. Darauf ſagte der Biſchof, er wünſche mich nur über einige andere Angelegenheiten zu ſprechen; der Kardinal aber verſicherte ihn, daß heute daraus nichts werden könne.

Der Kardinal Medicis war hierüber äußerſt aufgebracht; ich ging daher die folgende Nacht heimlich und wohlgeleitet zu ihm und bat ihn, er möchte gnädigſt geruhen, mich in dem Haus des Cornaro zu laſſen, da doch dieſer ſich ſo lebhaft meiner angenommen habe. Ihro Eminenz würden mir dadurch einen neuen Freund in meinen Nöthen erwerben, übrigens aber dächte ich Denenſelben nichts vorzuſchreiben. Er antwortete mir, ich möchte thun, was ich für gut hielte, und ſo kehrte ich in das Haus des Cornaro zurück.

Kardinal Cornaro — Francesco Cornaro. Bruder des S. 43 erwähnten Marco Cornaro. B.

Trulli — in neuern Ausgaben Frulli (Forli), das alte Forum Livii in der Romagna.

Rauh wie ein Bär — „bizarro come un orso chiuso“.

(1534.)

Wenig Tage darauf ward Kardinal Farnese zum Papste erwählt, und als er die wichtigsten Sachen besorgt hatte, verlangte er nach mir und sagte, ich allein solle ihm seine Münzen machen; darauf sagte einer seiner Edelleute, ich sei wegen eines Mordes flüchtig, den ich an einem Mailänder, Pompeo, begangen, und trug dabei die Ursachen, die mich zu dieser That bewogen hatten, sehr günstig vor. „Ich wußte den Tod des Pompeo nicht," versetzte der Papst; „aber die Ursachen des Benvenuto wußte ich wol; deswegen fertigt mir sogleich einen Freibrief aus, der ihn völlig sicher stelle!" Dabei war ein Mailänder, ein Freund des Pompeo, gegenwärtig, welcher zum Papste sagte: „Es ist nicht rathsam, in den ersten Tagen Eurer Regierung solche Verbrechen zu begnadigen." Darauf wendete sich der Papst heftig zu ihm und sagte: „Das versteht Ihr nicht! Ihr müßt wissen, daß Männer wie Benvenuto, die einzig in ihrer Kunst sind, sich an die Gesetze nicht zu binden haben, um so mehr, als ich seine Ursachen weiß." So ward mir der Schutzbrief ausgestellt, und ich fing gleich an, für ihn zu arbeiten.

Herr Latino Juvenale kam zu mir und trug mir auf, ich solle die Münzen für den Papst machen; da setzten sich alle meine Feinde in Bewegung, mich daran zu verhindern; ich aber ließ mich nicht stören und machte die Stempel zu den Scudi, worauf ich die balde Figur St. Paul's abbildete mit der Unterschrift: „Vas electionis." Diese Münze gefiel weit mehr als die andern, die man mit mir um die Wette gearbeitet hatte, so daß der Papst sagte, er wolle von Keinem weiter hören; ich allein solle seine Münzen arbeiten. So war ich frisch daran, und Herr Latino Juvenale, der den Auftrag hatte, führte mich ein bei dem Papste. Ich hätte gern das Dekret wegen der Münze wieder gehabt; allein da ließ er sich einreden und sagte, ich müßte erst wegen des Todt-

---

Kardinal Farnese — Alexander Farnese, geboren 1468, wurde am 12. Oktober 1534 zum Papst erwählt, als welcher er sich Paul III. nannte.

Einer seiner Edelleute — In den italienischen Texten wird er sofort genannt, Latino Giovanali de Manetti, als Dichter, Alterthums- und Kunstkenner angesehen, bei Goethe erst später S. 131, Z. 19; der Name des S. 11 erwähnten Mailänders, der apostolischer Protonotar war, ist Ambrogio Mercalcati. (P.) Man vgl. auch Ranke, Geschichte der Päpste. I. S. 240. Note.

Scudi — Beschreibung der Münze nach Brinckmann: R.: Das Wappen der Farnese mit sechs Lilien; darüber Tiara und Schlüssel. Inschrift: „Paulus III. P. Pont. Max." R.: St. Paulus in ganzer Gestalt. Inschrift: „St. Paulus. Vas electionis."

schlags begnadigt sein, und das könnte am Fest der heiligen Marien im August durch den Orden der Caperioni von Rom geschehen; denn man pflege diesem alle Jahre zu gedachtem Fest zwölf Verbannte zu schenken; indessen sollte mir ein anderer Freibrief ausgefertigt werden, damit ich bis auf jene Zeit ruhig sein könne.

Da meine Feinde sahen, daß sie mich auf keine Weise von der Münze abhalten konnten, so nahmen sie einen andern Ausweg. Pompeo hatte breitausend Dukaten Aussteuer einer natürlichen Tochter hinterlassen, und man wußte es dergestalt einzuleiten, daß ein gewisser Favorit des Herrn Peter Ludwig's, des Sohns unsers neuen Papstes, sie zum Weibe nahm. Dieser Günstling war von geringer Herkunft und von gedachtem Herrn erzogen worden; wenig erbielt er daher von diesen Geldern; denn der Herr hatte Lust, sich ihrer selbst zu bedienen. Dagegen trieb die Frau ihren Mann, er sollte seinem Herrn anliegen, daß man mich einfinge. Der Herr versprach es zu thun, sobald nur die Gunst des Papstes sich ein Wenig würde vermindert haben. So vergingen zwei Monate; der Diener verlangte seine Mitgift, der Herr wollte nichts davon hören, sagte aber desto öfter zu ihm und besonders zu der Frau, daß er gewiß den Vater rächen wolle. Ich wußte zwar etwas davon, doch verfehlte ich nicht, dem Herrn aufzuwarten, und er erzeigte mir die größte Gunst. Von der andern Seite hatte er dem Bargell befohlen, mich einzufangen oder mich durch irgend Jemand umbringen zu lassen.

Um nun Ein- oder das Andere zu erreichen, übertrug der Bargell einem seiner Soldaten, einem gewissen korsischen Teufelchen, die Sache so bald abzuthun als möglich, und meine andern Feinde, besonders Herr Trajan, hatten dem kleinen Korsen ein Geschenk von hundert Scudi versprochen, der versicherte, daß er nicht leichter ein frisches Ei austrinken wolle. Als ich diesen Anschlag vernahm, war ich auf meiner Hut und ging meist in guter Gesellschaft und im Harnisch, wie ich dazu die Erlaubniß hatte. Der Kerle, geizig genug, dachte das Geld nur so einzustreichen und die Sache für sich abzuthun, so daß sie mich eines Tages

---

Fest der heiligen Marien — Das Fest Mariä Himmelfahrt fällt in die Mitte des August; es heißt in Florenz das Fest der Marien, weil an demselben sämmtliche Marienbilder in der Prozession getragen werden.

Peter Ludwig — Paul III. hatte, noch ehe er Kardinal wurde, einen Sohn und eine Tochter anerkannt. Ueber die Persönlichkeit des noch häufig erwähnten Pier Luigi, der auch politisch eine bedeutende Rolle spielte, vgl. Leo's Geschichte von Italien. Bd. V. S. 478.

Einem gewissen korsischen Teufelchen — „un certo diavoletto d'un suo soldato Corso".

im Namen des Herrn Ludwig's rufen ließen. Ich eilte, weil er mir von einigen großen silbernen Gefäßen gesprochen hatte, die er wollte machen lassen; doch hatte ich meine gewöhnlichen Waffen angelegt und ging schnell durch die Strada Julia, wo ich um diese Zeit Niemand zu finden glaubte. Als ich am Ende war und mich nach dem Palast Farnese umwenden wollte, indem ich nach meiner Gewohnheit mich nach der mittlern Straße hielt, sah ich den Korsen, der aufstund, sich mir in den Weg zu stellen. Ich war gefaßt, nahm mich zusammen, ging langsam und hielt mich nach der Mauer, um dem Korsen Platz zu machen und mich besser zu vertheidigen. Auch er zog sich wieder gegen die Mauer, wir waren einander ziemlich nah, und ich sah in seinem ganzen Betragen, daß er mir etwas Unangenehmes erzeigen wollte und daß er glaubte, weil er mich allein sah, könne es ihm gelingen; deswegen fing ich an zu reden und sagte: „Tapfrer Soldat, wenn es Nacht wäre, so könntet Ihr sagen, Ihr hättet mich für einen Andern genommen; da es aber Tag ist, so wißt Ihr, wer ich bin — Einer, der mit Euch nichts zu thun gehabt hat, Einer, der Euch nie etwas zu Leide that, der aber auch nicht viel vertragen kann." Darauf blieb er mit kühner Geberde vor mir stehen und sagte, er verstehe nicht, was ich sage. Darauf versetzte ich: „Ich weiß recht gut, was Ihr wollt und was Ihr sagt; aber Euer Vorhaben ist schwerer und gefährlicher, als Ihr glaubt, und könnte Euch vielleicht mißlingen; bedenkt, daß Ihr mit einem Manne zu thun habt, der sich gegen Hundert wehren würde, und daß Euer Vorhaben sich für keinen braven Soldaten schickt!" Indessen war ich wohl auf meiner Hut, und wir hatten uns Beide verfärbt. Schon waren viele Leute herzugetreten, welche wol merkten, daß unsere Worte von Eisen waren, und da mein Gegner seine Gelegenheit nicht fand, sagte er: „Wir sehen uns ein ander Mal wieder." Darauf versetzte ich: „Brave Leute sehe ich immer gerne wieder und Den, der ihnen gleicht." So ging ich weg, den Herrn aufzusuchen, der aber nicht nach mir geschickt hatte.

Als ich in meine Werkstatt kam, ließ mir der Korse durch einen beiderseitigen Freund sagen, ich brauche mich vor ihm nicht mehr in Acht zu nehmen, denn wir wollten gute Freunde bleiben; aber ich könnte mich nicht genug vorsehen, denn es hätten mir wichtige Männer den Tod geschworen. Ich ließ ihm danken und nahm mich in Acht, so gut ich konnte. Wenige Tage darauf vertraute mir ein Freund, Herr Peter Ludwig habe Befehl und

Von Eisen — „duro, acero".

Auftrag gegeben, daß man mich noch diesen Abend gefangen nehmen solle. Darauf besprach ich mich mit einigen Freunden, die mir zur Flucht riethen, und weil man mich um ein Uhr in der Nacht gefangen nehmen sollte, brach ich um dreiundzwanzig auf und eilte mit Postpferden nach Florenz.

Also hatte Herr Peter Ludwig, da dem Korsen der Muth gefallen war, die Sache auszuführen, aus eigner Macht und Gewalt den Befehl gegeben, mich gefangen zu nehmen, nur damit er die Tochter des Pompeo beruhigen möchte, die sich nach ihrer Mitgift erkundigte; und da nun auch dieser letzte Anschlag nicht gelang, so ersann er einen andern, von dem wir zu seiner Zeit reden wollen.

Viertes Kapitel.

Herzog Alexander nimmt den Autor sehr freundlich auf. — Dieser macht eine Reise nach Venedig mit Tribolo, einem Bildhauer. — Sie kommen nach Ferrara und finden Händel mit Florentinischen Aufzuwarten. — Nach einem kurzen Aufenthalte in Venedig kehren sie nach Florenz zurück. — Wunderliche Geschichte, wie der Autor sich an einem Gastwirthe rächt. — Nach seiner Rückkunft macht ihn Herzog Alexander zum Münzmeister und schenkt ihm ein vortreffliches Schießgewehr. — Oktavian Medicis macht dem Autor mancherlei Verdruß. — Papst Paul III. verspricht ihm Begnadigung und lädt ihn wieder nach Rom in seine Dienste. — Er nimmt es an und geht nach Rom zurück. — Großmüthiges Betragen Herzog Alexander's.

Ich kam nach Florenz und wartete dem Herzog Alexander auf, der mir sehr freundlich begegnete und verlangte, daß ich bei ihm bleiben sollte. Es war aber in Florenz ein Bildhauer, Namens Tribolo, mein Gevatter; ich hatte ihm einen Sohn aus der Taufe gehoben. Der sagte mir, daß ein gewisser Jakob Sansuino, bei dem er in der Lehre gestanden, ihn verschrieben habe, und weil er Venedig niemals gesehen, denke er hinzureisen, besonders, weil er daselbst etwas zu verdienen hoffe, und da er höre, daß

Herzog Alexander — der erste Herzog von Florenz, entweder ein Sohn des Herzogs Lorenz von Urbino oder des Papstes Clemens VII.

Tribolo — Tribolo ist Beiname. Er hieß Niccolo de' Pericoli.

Jakob Sansuino — Jacopo Tatti aus Florenz, ein berühmter Bildhauer, bekannt unter dem Namen Sansovino. (B.)

ich auch nicht in Venedig gewesen sei, so hatte er mich, diese Spazierreise mit ihm zu machen. Weil ich ihm nun Dieses schon versprochen hatte, antwortete ich dem Herzog Alexander, ich wünschte erst nach Venedig zu gehen und würde nach meiner Rückkehr zu seinen Diensten sein. Er war es zufrieden, und des andern Tages ging ich, reiselustig, mich nochmals zu beurlauben. Ich fand ihn in dem Palast der Pazzi zu der Zeit, als die Frau und die Töchter des Herrn Lorenzo Cibo daselbst wohnten; ich ließ meine Absicht melden, und der Herr Cosmus Medicis, der jetzt Herzog ist, kam mit der Antwort zurück und sagte mir, ich solle Niccolo di Monte Ajuto aufsuchen, der würde mir funfzig Goldgulden geben, diese schenke mir Seine Excellenz der Herzog, ich solle sie auf seine Gesundheit verzehren und alsdann zu seinem Dienste zurückkommen.

Ich erhielt das Geld und ging zu Tribolo, der bereit war und mich fragte, ob ich meinen Degen aufgebunden hätte. Ich sagte ihm, wer zu Pferde sei, um zu verreisen, brauche den Degen nicht fest zu binden. Er versetzte darauf, in Florenz sei das nun der Gebrauch; denn ein gewisser Fra Mauritio sei ein sehr strenger Aufseher und würde um einer Kleinigkeit willen Sankt Johann den Täufer selbst wippen lassen; wenigstens bis vor das Thor müßten wir die Degen aufbinden. Ich lachte, und wir machten uns auf den Weg, indem wir uns an den Kondukteur der ordinären Post von Venedig anschlossen, der Lamentone hieß, und so zusammen weiter zogen.

Unter andern kamen wir nach Ferrara und traten in dem Wirthshaus auf dem Platz ein. Lamentone ging, einige Ausgewanderte aufzusuchen, denen er Briefe und Aufträge von ihren Weibern brachte. Denn das hatte der Herzog erlaubt, daß der Kondukteur allein mit ihnen sprechen durfte, sonst Niemand, bei Strafe gleicher Verbannung als die, in welche sie verfallen waren. Um die Zeit, es war ungefähr zweiundzwanzig Uhr, ging ich mit Tribolo, den Herzog von Ferrara auf seinem Rückwege zu sehen, der von Belfiore kam, wo man vor ihm turnirt hatte.

Pazzi — angesehenes Adelsgeschlecht im Toskanischen, auch bekannt durch seine Verschwörung gegen Lorenzo und Giuliano von Medicis. Der hier erwähnte Palast führt gegenwärtig den Namen Quaratesi.

Cosmus Medicis — geboren 1519, also damals ein Knabe von 15—16 Jahren.

Herzog von Ferrara — Ercole II., Nachfolger des am 31. Oktober 1534 gestorbenen Alfonso.

Belfiore — herzogliches Landhaus nahe den Mauern von Ferrara. (B.)

Wir fanden unter der Menge viele Ausgewanderte, die uns so starr in die Augen sahen, als wenn sie uns nötbigen wollten, mit ihnen zu sprechen. Tribolo, der der furchtsamste Mensch von der Welt war, lispelte mir immer zu: „Sieh sie nicht an, rede nicht mit ihnen, wenn Du wieder nach Florenz zurück willst!“ So sahen wir den Herzog einziehen und kehrten wieder in unsere Herberge, wo wir den Lamentone fanden. Gegen ein Uhr in der Nacht (nach Sonnenuntergang) kam Niccolo Benintendi mit Peter, seinem Bruder, und ein Alter, ich glaube es war Jakob Nardi, und noch mehrere junge Leute, alles Ausgewanderte. Der Kondukteur sprach mit einem Jeden von seinen Geschäften; Tribolo und ich hielten uns entfernt, um nicht mit ihnen zu reden. Nach einer Weile fing Niccolo Benintendi an: „Ich kenne die Beiden recht gut. Haben sie Quark im Maule, daß sie nicht mit uns reden können?“ Tribolo hielt mich an, ich sollte stille sein, und Lamentone sagte zu ihnen, er habe die Erlaubniß mit ihnen zu reden, und nicht wir. Benintendi antwortete, das sei eine Gielei, der Teufel könne uns holen, und andere dergleichen schöne Dinge. Da hub ich das Haupt auf und sagte so bescheiden, als ich nur wußte und konnte: „Meine lieben Herren, bedenket, daß Ihr uns viel schaden konnet und wir Euch nicht zu helfen wüßten! Ihr habt zwar manches unschickliche Wort gesagt; aber wir wollen deshalb mit Euch nicht zürnen.“ Der alte Nardi sagte, ich sei ein braver junger Mann und habe auch so gesprochen. Darauf versetzte Benintendi: „Ich gebe nichts auf sie und ihren Herzog.“ Ich antwortete darauf, er habe sehr Unrecht, und wir wollten weiter nichts von ihm wissen. Der alte Nardi hielt es mit uns und stellte ihm seine Unart vor; aber er fuhr mit Schimpfreden fort, und ich sagte ihm, wenn er nicht aufhörte, so sollte er es bereuen. Darauf rief er, er verwünsche den Herzog und uns, er und wir wären eine Handvoll Giel.

Darauf schalt ich ihn einen Giel und zog den Degen. Der Alte, der zuerst die Treppe hinunter wollte, stolperte auf den ersten Stufen, stürzte hinab und die Andern über ihn her; ich sprang vor und wetzte mit dem Degen an den Wänden und schrie wüthend: „Ich bringe Euch Alle zusammen um!“ Doch nahm ich mich wohl in Acht, Jemand Leids zu thun, wie ich doch

---

Haben sie Quark im Maule — „Perchè fanno glino tante storde di non ci voler parlare“ — nach Bianchi „Stare in contegno“ oder „sostenuto“ (Warum thun sie so vornehm?).

Eine Handvoll Giel — „una mano“ nach Goethe's Text; nach den neueren Ausgaben „un monte“ (ein Haufen).

genug gekannt hätte. Der Wirth schrie; Lamentone wollte mich abhalten; Einige riefen: „Wehe, mein Kopf!“ Andere: „Laßt mich hinaus!“ Es war ein unsichtbarer Handel, es schien eine Herde Schweine durch einander zu fahren. Der Wirth kam mit dem Lichte; ich ging wieder hinauf und steckte den Degen ein, Lamentone verwies dem Benintendi sein Unrecht, und auch der Wirth schalt ihn aus. „Es steht das Leben darauf,“ sagte dieser, „wenn hier Jemand den Degen zieht, und wenn unserm Herzog Eure Insolenzen bekannt wären, so ließ' er Euch Alle aufhängen. Ihr verdientet wohl, daß ich es anzeigte; aber kommt mir nicht mehr ins Haus, sonst soll es Euch übel gehen!“ Hernach kam der Wirth herauf zu mir, und als ich mich entschuldigen wollte, ließ er mich nicht zum Worte kommen und sagte, er wisse wol, daß ich tausend Ursachen habe, ich solle mich nur auf der Reise vor ihnen in Acht nehmen.

Da wir abgegessen hatten, kam ein Schiffer, uns nach Venedig zu führen. Ich fragte, ob wir das Schiff ganz frei für uns haben könnten. Er sagte „Ja“, und darauf wurden wir einig.

Des Morgens, gut um Achte, nahmen wir Pferde, um nach dem Hafen zu gehen, der einige Miglien von Ferrara entfernt ist. Als wir ankamen, fanden wir den Bruder des Niccolo Benintendi mit drei Gesellen, die mir auspaßten; zwei von ihnen waren mit Spießen bewaffnet, ich hatte mich aber auch wohl versehen und mir einen Spieß in Ferrara gekauft, und so erschrak ich nicht im Mindesten; Tribolo desto mehr, der ausrief: „Gott helfe uns! Diese werden uns todtschlagen.“ Lamentone kehrte sich zu mir und sagte: „Du wirst am Besten thun, nach Ferrara zurückzugehen; denn ich sehe, die Sache ist gefährlich; mein Benvenuto, gehe der Wuth dieser rasenden Bestien aus dem Wege!“ Da sagte ich: „Nur getrost vorwärts! Dem, der Recht hat, hilft Gott, und Du sollst sehen, wie ich mir selbst helfen will. Ist dieses Schiff nicht uns allein versprochen?“ Lamentone sagte „Ja“, und ich antwortete: „So wollen wir auch allein darin abfahren, wenn meine Kraft meinem Willen gleich ist.“ Ich trieb mein Pferd vorwärts, und da wir ungefähr zehn Schritte entfernt waren, stieg ich ab und ging mit meinem Spieße kühn auf sie los. Tribolo war zurückgeblieben und hatte sich auf seinem Pferde zusammengekauzt, daß er wie der Frost selbst aussah, und

---

Dem, der Recht hat, hilft Gott — „chi ha ragione Iddio l'ajuta“. Zusammengekauzt — „era rannicchiato“. Der Ausdruck kauzen = kauern, auch sonst bei Goethe, z. B. Werke, IV. S. 189. 3. 2. und XIII. S. 34. Z. 18.

Kam Schall von der Wüsten am Baum —
Konar, der König, heran —
Zieht schnell schon Nebel grau
Um Fillan am Lubar blau.
Traurig saß er im Gram,
Gekrümmt im Nebelstrahl.
Bald rollt ihn ein Lüftchen zusammen;
Bald kommt sie wieder, die schöne Gestalt.
Er ist's, mit langsam sinkendem Blick,
Mit wehender Locke von Nebel im Sturm.

Dunkel ist's!
Das Heer noch schlafend in Banden der Nacht;
Erloschen die Flammen auf Königs Hügel,
Der einsam liegt auf seinem Schild;
Halbgeschlossen die Augen in Thaten,
Kam Fillan's Stimme zum Ohr ihm:

„Und schläft der Gatte von Klatho?
Und wohnt der Vater des Todten in Ruh?
Und ich, vergessen in Falten der Wolken,
Bin einsam in Banden der Nacht."

„Warum kommst in Mitte der Träume Du mir?"
Sprach Fingal und hob sich schnell;
„Kann ich Dich vergessen, mein Sohn,
Denen Ganz von Feuer auf Rothlan's Felde?
Nicht also kommen auf Königs Seele
Die Thaten der Mächt'gen im Strahle des Stahls.
Sie scheinen ihm nicht wie ein Blitzstrahl,
Der schwimmet in Nacht den Fußtritt hinweg,
Ich denk' im Schlaf des lieblichen Fillan,
Dann hebt in der Seele sich Zorn." —

Griff der König zum Speer,
Schlug zum Schilde tönenden Schall,
Zum Schilde, hangend im Dunkel hoch,
Verkündung der Schlacht der Wunden — —

Auf jeglicher Seite des Herzs
Auf Winden stoben die Todten hinweg,
Durchs Thal der vielen Krümmen
Weinen die Stimmen der Tiefe.
Schlug an das Schild noch einmal;

Lamentone schnaubte und blies, daß man einen Wind zu hören glaubte; denn es war seine Angewohnheit, und diesmal that er es stärker als gewöhnlich, denn er bedachte, was diese Teufelei für einen Ausgang haben möchte.

Als ich zum Schiffe kam, trat der Schiffer vor mich und sagte, daß diese Florentinischen Edelleute, wenn ich es zufrieden wäre, mit in das Schiff steigen wollten. Darauf versetzte ich: „Das Schiff ist für uns, nicht für Andere gemiethet, und es thut mir herzlich leid, daß ich sie nicht einnehmen kann.“ Darauf sagte ein tapferer Jüngling von den Magalotti: „Benvenuto, Du wirst wol können, was wir wollen!“ Darauf antwortete ich: „Wenn Gott, mein Recht und meine Kräfte wollen und können, so werde ich wol nicht wollen und können, wie Ihr wollt und meint.“ Mit diesen Worten sprang ich sogleich in das Schiff, kehrte ihnen die Spitze der Waffen zu und sagte: „Hiermit will ich Euch zeigen, daß ich nicht kann.“ Der von den Magalotti zeigte einige Lust, zog den Degen und kam heran; da sprang ich auf den Rand des Schiffes und stieß so gewaltsam nach ihm, daß, wäre er nicht rücklings zur Erde gefallen, ich ihn durch und durch gestoßen hätte. Die andern Gesellen, anstatt ihm zu helfen, zogen sich zurück; ich hätte ihn auf der Stelle umbringen können; aber anstatt ihm Eins zu versetzen, sagte ich: „Stehe auf, Bruder, nimm Deine Waffen und gehe fort! Wohl hast Du gesehen, daß ich nicht kann, was ich nicht will.“ Dann rief ich Tribolo, den Schiffer und Lamentone herein, und so fuhren wir gegen Venedig. Als wir zehn Meilen auf dem Boot zurückgelegt hatten, kamen uns diese jungen Leute in einem Kahne nach, und als sie gegen uns über waren, sagte mir der dumme Peter Benintendi: „Komm nur weiter, Benvenuto! Es ist jetzt nicht Zeit, aber in Venedig wollen wir uns wiederrichen.“ Darauf versetzte ich: „Laßt es nur gut sein! Ich komme schon, und Ihr könnt mich überall wiederfinden.“

So kamen wir nach Venedig, und ich wartete dem Bruder des Kardinal Cornaro auf, den ich bat, daß er mir die Erlaubniß verschaffen möge, den Degen tragen zu dürfen. Er versetzte darauf, daß ich ihn nur frei und ohne Erlaubniß anstecken sollte; das Schlimmste, was mir begegnen könnte, wäre, daß mir die Polizei den Degen wegnähme.

So gingen wir herauf und besuchten Jakob bei Sansuino, den Bildhauer, der den Tribolo verschrieben hatte. Er begegnete mir äußerst freundlich und bewirthete uns zum Essen. Da sagte er zu Tribolo, er könne ihm gegenwärtig keine Arbeit geben.

er möge doch ein ander Mal wiederkommen; da fing ich an zu lachen und sagte scherzend zu Sanuino: „Sein Haus ist zu weit von dem Eurigen, als daß er Euch so ganz bequem besuchen könnte.“ Der arme Tribolo erschrak und zeigte den Brief vor, durch den er berufen war. Darauf antwortete Sanuino: „Wackre und kunstreiche Männer Neides-leichen dürfen das und noch mehr thun.“ Tribolo zuckte die Achseln und sagte: „Geduld, Geduld!“ Ich nahm darauf ohne Rücksicht auf das herrliche Mittagsessen die Partie meines Gesellen, auf dessen Seite das Recht war, und überdies hatte Sanuino bei Tische nicht aufgehört, von seinen großen Werken zu sprechen, von Michelagnolo und allen Kunstverwandten Uebels zu reden und sich ganz allein übermäßig zu loben, so daß mir vor Verdruß kein Bissen schmecken wollte. Da sagte ich nur die paar Worte: „Wackre Männer zeigen sich durch wackre Handlungen, und die kunstreichen, welche schöne und gute Werke machen, lernt man besser durch das Lob aus fremdem Munde als aus ihrem eigenen kennen.“ Darauf stiegen wir verdrießlich vom Tische auf.

Noch selbigen Tag begegnete ich beim Rialto dem Peter Benintendi, der von Verschiedenen begleitet war, und da ich merkte, daß sie Händel suchten, trat ich bei einem Apotheker ein und ließ den Sturm vorüberziehen. Darnach hörte ich, daß der Junge von den Magalotti, dem ich artig begegnet war, sie tüchtig ausgescholten hatte, und so ging die Sache vorüber.

Einige Tage nachher machten wir uns wieder auf den Weg nach Florenz; wir kehrten in einem gewissen Ort ein, der diesseits Chioggia auf der linken Hand liegt, wenn man nach Ferrara geht. Der Wirth wollte bezahlt sein, ehe wir uns schlafen legten, und da wir ihm sagten, daß es an andern Orten gebräuchlich sei, erst Morgens zu bezahlen, so sagte er: „Ich will des Abends das Geld; es ist nun meine Art so.“ Darauf antwortete ich, die Leute, die Alles nach ihrer Art haben wollten, müßten sich auch eine besondere Welt dazu schaffen; denn in dieser gehe das nicht an. Er versetzte, ich sollte ihm den Kopf nicht warm machen; denn er wollte es nun einmal so haben. Tribolo zitterte vor Furcht, stieß mich und sagte, ich sollte still sein, damit es nicht noch schlimmer würde. Wir bezahlten also den Kerl und legten uns schlafen. Wir hatten vortreffliche Betten, Alles neu und recht, wie sich's gehört; mit Allem dem aber schlief ich nicht und dachte nur die ganze Nacht, wie ich mich rächen wollte. Einmal kam mir's in Sinn, ihm das Haus anzustecken, ein ander Mal, ihm vier gute Pferde zu lähmen, die er im Stall hatte

So leicht das zu thun war, so schwer hätte ich mich darnach mit meinem Gesellen retten können. Zuletzt ließ ich unsere Sachen und die übrigen Gefährten einschiffen, und als die Pferde schon ans Seil gespannt waren, sagte ich, sie sollten still halten, bis ich wiederkäme; denn ich hätte meine Pantoffeln im Schlafzimmer gelassen. So ging ich ins Wirthshaus zurück und rief nach dem Wirthe; der rührte sich nicht und sagte, er bekümmere sich nicht um uns, wir möchten zum Henker gehen. Es war noch ein Knäbchen im Hause, ein Stallbursche, der sagte ganz schlaftrunken zu mir, selbst um des Papstes willen würde sich sein Herr nicht in Bewegung setzen; darneben verlangte er ein Trinkgeld. Ich gab ihm einige kleine Venezianische Münzen und sagte ihm, er solle die Schiffleute noch so lange aufhalten, bis ich mit meinen Pantoffeln zurückkäme. So ward ich auch Den los und ging hinauf und nahm ein scharfes Messerchen und zerschnitt die vier Betten so über und über, daß ich wol einen Schaden von fünfzig Scudi mochte gethan haben, steckte darauf einige Fetzen des Zeuges ein, stieg in das Schiff und sagte eilig zu Dem, der die Pferde führte, er möchte machen, daß er fortkäme. Kaum waren wir ein Wenig von dem Wirthshause entfernt, als Gevatter Tribolo sagte, er habe ein Paar Riemchen zurückgelassen, womit er seinen Mantelsack aufs Pferd zu binden pflege; er wolle zurück, denn er könne sie nicht entbehren. Ich sagte ihm, er solle uns deswegen nicht aufhalten, ich wollte ihm Riemen machen lassen, so groß und so viel er wollte. Er sagte, ich solle nicht spaßen, er wolle nun ein- für allemal seine Riemen wieder haben. Nun rief er, man solle halten, und ich rief, man solle fortfahren. Indessen erzählte ich ihm den großen Schaden, den ich dem Wirthe verletzt hatte, und zeigte ihm ein Pröbchen von dem Bettzeuge. Da ergriff ihn ein solches Schrecken, daß er nicht aufhörte, zum Fährmann zu rufen: „Nur zu, nur zu!“ Und die Angst verließ ihn nicht, bis wir vor die Thore von Florenz kamen.

Da sagte Tribolo: „Laßt uns um Gottes willen die Degen aufbinden und treibt's nur nicht weiter so fort! Mir war's die ganze Zeit, als wenn meine Eingeweide im Kessel kochten.“ Darauf sagte ich: „Gevatter Tribolo, wie solltet Ihr den Degen aufbinden, da Ihr ihn niemals losgebunden habt?“ Und das sagte ich, weil er auf der ganzen Reise kein Zeichen eines Mannes von sich gegeben hatte. Darauf sah er seinen Degen an und sagte: „Bei Gott, Ihr habt Recht! Das Gehäng ist noch geflochten, wie ich es zu Hause zurecht machte.“ Und so mochte der Gevatter wol glauben, daß ich ihm schlechte Gesellschaft geleistet

habe, weil ich mich vertheidigt und gerochen hatte, wenn man uns etwas Unangenehmes ereignen wollte. Mir schien aber, er habe sich eigentlich schlecht gehalten, daß er mir in solchen Fällen nicht beistand. Das mag nun Jeder beurtheilen, wer ohne Leidenschaft die Sache betrachtet.

Sobald ich abgefrühstückt war, ging ich zum Herzog Alexander und dankte ihm für das Geschenk der funfzig Scudi und sagte, ich sei auf alle Weise bereit, Seiner Excellenz zu dienen. Er antwortete mir, ich solle die Stempel zu seinen Münzen schneiden. Die erste, die ich darauf fertig machte, war von vierzig Soldi mit dem Bilde des Herzogs auf der einen und mit dem Wappen auf der andern Seite. Darnach schnitt ich den Stempel zur die halben Julier, ferner den Kopf des heiligen Johannes im Vollgesichte, die erste Münze der Art, die in so dünnem Silber geprägt worden, wovon die Schwierigkeit nur Diejenigen einsehen können, die es in dieser Kunst auf den höchsten Grad gebracht haben. Alsdann wurden die Stempel zu den Goldgulden fertig; auf der einen Seite war ein Kreuz mit kleinen Cherubim, auf der andern das Wappen des Herzogs.

Da ich nun so mit viererlei Münzen fertig war, bat ich Seine Excellenz, Sie möchten mir nun eine Besoldung aussetzen und mich in die Zimmer auf der Münze einweisen lassen, wenn Ihnen meine Bemühungen gefielen. Darauf sagte er, er sei es zufrieden und werde die nöthigen Befehle ertheilen. Seine Excellenz sprach mich damals in der Gewehrkammer; ich bemerkte eine vortreffliche Büchse, die aus Deutschland gekommen war, und als der Herzog sah, mit welcher Aufmerksamkeit ich das schöne Gewehr betrachtete, gab er mir es in die Hand und sagte, er wisse wohl, wie viel Vergnügen ich an solchen Dingen fände, und zum Gottespfennig seines Versprechens sollte ich mir eine Büchse nach

Die Münzen, von denen die 1., 2. u. 3. noch in den Sammlungen vorhanden sind, beschreibt Brinckmann wie folgt: 1. Silbermünze von 40 Soldi. R.: Brustbild des Herzogs. Inschrift: „Alexander Med. R. P. Floren. Dux." R.: Die Schutzpatrone der Medicis, St. Cosmus und St. Damianus, stehend, Bücher in der Hand, wie im Gespräch. Inschrift: „S. Cosmus. S. Damianus." 2. Ein halber Julier in Silber. R.: Wappen der Medicis mit den 6 Kugeln. Inschrift: „Alexander Med. R. P. Floren. Dux." R.: Vorwärts gewendetes Brustbild des jugendlichen Johannes des Täufers; auf der Brust ein Fell; das Kreuz über der linken Schulter. Inschrift: „S. Joannes Baptista." 3. Goldscudo. R.: Wappen der Medicis. Inschrift: „Alexander Med. R. P. Floren. Dux." R.: Ein von 4 Cherubinköpfchen umgebenes Kreuz. Inschrift: „Dei virtus est nobis." 4. Julier. R.: Wappen der Medicis. R.: St. Johannes im Profil, stehend, ein Buch in der Hand.

Gottespfennig — „arra", was italienisch einfach „Pfand" bedeutet.

meinem Belieben wählen, nur diese nicht, und er berührte mich, es seien viele schönere und ebenso gute in seiner Gewehrkammer. Dankbar nahm ich das Erbieten an, und als er bemerkte, daß ich mit den Augen herumsuchte, befahl er dem Aufseher, der Pietro von Lucca hieß, er solle mich, was ich wolle, nehmen lassen. So ging er mit den gefälligsten Worten weg, und ich wählte die schönste und beste Büchse, die ich in meinem Leben gesehen hatte, und trug sie nach Hause.

Den andern Tag brachte ich ihm Zeichnungen, die er zu einigen Goldarbeiten bestellt hatte; er wollte sie seiner Gemahlin schicken, die noch in Neapel war; ich bat ihn bei der Gelegenheit nochmals, daß er meine Anstellung möge ausfertigen lassen. Darauf sagte Seine Excellenz, ich sollte ihm den Stempel von seinem Bilde machen, so schön wie das vom Papst Klemens. Ich fing sogleich das Bildniß in Wachs an, und der Herzog befahl, daß, so oft ich käme, ihn zu porträtiren, ich ohne Weiteres eingelassen werden sollte. Da ich merkte, daß meine Angelegenheit sich ins Weite zog, wählte ich einen gewissen Peter Paul von Monterotondo, der als kleiner Knabe in Rom bei mir gewesen war; er hielt sich gegenwärtig bei einem Goldschmiede auf, der ihn nicht gut behandelte. Deswegen nahm ich ihn weg und lehrte ihn die Stempel zu den Münzen aufs Beste verfertigen. Indessen porträtirte ich den Herzog, den ich öfters nach Tische mit seinem Lorenz Medicis schlummern fand, der ihn nachher umbrachte. Niemand war weiter zugegen, und ich verwunderte mich oft, daß ein solcher Fürst sich so vertrauen konnte.

Nun geschah es, daß Oktavian Medicis, der Alles zu regieren schien, gegen den Willen des Herzogs den alten Münzmeister begünstigen wollte; er hieß Bastian Cennini, ein altfränkischer Mann, der wenig verstand und beim Ausmünzen der Scudi seine dummen Stempel mit den meinigen durcheinander schlagen ließ. Ich beklagte mich darüber beim Herzog und legte ihm die Münzen vor, worüber er sehr verdrießlich war und sagte: „Gehe zu Oktavian und zeig es ihm!“ Da ging ich schnell weg

---

Oktavian Medicis — war nicht aus dem Stamme des Cosmo oder Lorenzo, sondern Parteiführer für sich, der besonders deswegen in Florenz in Ansehen stand, weil er eine Tochter von Jacopo Salviati geheirathet hatte. (S.)

Bastian Cennini — vgl. „Trattati“ S. 47, wo dieser Bastiano di Bernardetto Cennini als vortrefflich in Grosserie und Ciselirtem gelobt wird.

Ein altfränkischer Mann — „homo all' antichaccia e di poco sapere“.

und wies Diesem, wie man meine schönen Münzen verschändet hatte. Darauf antwortete er mir recht ekelmäßig: „Das beliebt uns so!“ Ich antwortete aber, das gehöre sich nicht, und mir wolle das nicht gefallen. Darauf versetzte er: „Und wenn es nun dem Herzog gefiele?“ Ich antwortete: „Auch da würde es mir nicht gefallen: denn es ist weder gerecht noch vernünftig.“ Darauf sagte er, ich solle mich wegpacken und sollte es hinunterschlucken, und wenn ich dran erwürgen sollte. Ich kehrte zum Herzog zurück, erzählte ihm das ganze verdrießliche Gespräch und bat ihn, daß er meine schönen Münzen nicht so möchte schänden lassen. Darauf sagte er: „Ottavian will zu doch hinaus. Dem Wille soll geschehen; denn dadurch beledigt man mich.“

Denselben Tag, es war ein Donnerstag, erhielt ich von Rom einen umständlichen Freibrief vom Papste, damit ich nach Rom gehen und den Ablaß durch die heiligen Marien im August erlangen und mich von dem Flecken des Todtschlags reinigen könnte. Ich ging zum Herzog und fand ihn, da er nicht wohl war, im Bette; ich brauchte noch zwei volle Stunden zu dem Wachsbilde, zeigte es ihm vollendet, und es gefiel ihm gar sehr; dann brachte ich den Freibrief hervor und eröffnete ihm, wie der Papst mich zu gewissen Arbeiten bestellt habe, ich wolle deswegen wieder die schöne Stadt Rom gewinnen und indessen an seiner Medaille arbeiten. Halb zornig sagte darauf der Herzog: „Benvenuto, folge mir, verreise nicht! Du sollst Deine Besoldung und die Zimmer in der Münze haben, und mehr, als Du verlangen kannst. Denn das, was Du verlangst, ist gerecht und billig, und wer sollte mir die schönen Münzen prägen, die Du gemacht hast?“ Darauf sagte ich: „Gnädiger Herr, auch daran habe ich gedacht; denn ich habe hier einen jungen Römer, der mein Schüler ist, den habe ich Alles gelehrt, und der wird Eure Excellenz recht gut bedienen können, bis ich mit der fertigen Denkmünze zurückkomme, um alsdann immer bei Ihnen zu bleiben. Denn ich habe auch noch in Rom eine offene Werkstatt, Arbeiter und verschiedene Geschäfte. Habe ich nur einmal erst den Ablaß, so will ich das ganze römische Wesen einem meiner Zöglinge überlassen und mit Euer Excellenz Erlaubniß wieder zu Ihnen zurückkehren.“ Bei dieser Unterredung war auch Lorenz Medicis gegenwärtig; der Herzog winkte ihm einigemal, er solle mir doch auch zureden; er sagte aber nichts als: „Benvenuto, Du thätest besser, da zu bleiben.“ Ich sagte aber, daß ich auf alle Weise nach Rom

---

Verschändet — dasselbe Wort Werke. II. S. 185. Z. 14.

gehen wolle. Lorenz wiederholte immer dieselben Worte und sah beständig den Herzog mit einem fatalen Blick an.

Ich hatte indessen mein Modell geendigt und in die Schachtel geschlossen. Darauf sagte ich: „Gnädiger Herr, ich versichere Euch, Eure Medaille soll besser werden als die des Papstes Klemens; denn jene war die erste, die ich machte, und ich versteh' es nun besser. Ich hoffe, Herr Lorenzo giebt mir eine treffliche Rückseite; er ist gelehrt und von schönem Geiste." Darauf antwortete Lorenz geschwind: „Ich denke an nichts Anders, als Dir eine schöne Gegenseite zu geben, die Seiner Excellenz werth sei." Der Herzog lächelte spöttisch und sagte: „Bring ihn auf die Gegenseite, und so verreist er nicht." Da sagte Lorenz: „Ich will so geschwind als möglich fertig sein; es soll etwas werden, worüber die Welt erstaunt." Der Herzog, der ihn zum Besten hatte und ihn überhaupt nicht achtete, kehrte sich im Bette herum und lachte über das, was er ihm gesagt hatte. Ich ging fort ohne weitere Umstände und ließ sie allein. Der Herzog glaubte nicht, daß ich abreisen würde, und sagte nichts weiter. Da er aber erfuhr, daß ich weg war, schickte er mir einen Bedienten nach, der mich in Siena antraf und mir funfzig Golddukaten im Namen seines Herrn überbrachte mit den Worten, daß ich sie auf seine Gesundheit verzehren und so bald als möglich wiederkommen sollte; dann setzte er hinzu: „Herr Lorenz läßt Dir sagen, daß er zu der Schaumünze, die Du machen wirst, eine wundersame Rückseite im Sinne habe." Uebrigens hatte ich Alles obgedachtem Peter Paul übergeben und ihn angewiesen, wie er mit den Münzen verfahren sollte; weil es aber außerordentlich schwer ist, so konnte er niemals ganz damit zurechte kommen. Mir aber blieb das Münzamt über siebzig Scudi für meine Stempel schuldig.

Fünftes Kapitel.

Der Autor, bald nach seiner Rückkunft, wird in seinem Hause bei Nacht von vielen Häschern angegriffen, die ihn wegen des an Pompeo von Mailand verübten Mordes einfangen sollen. — Er vertheidigt sich tapfer und zeigt ihnen des Papstes Freibrief. — Er wartet dem Papst auf, und seine Begnadigung wird auf dem Kapitol eingezeichnet. — Er wird gefährlich krank. — Erzählung dessen, was während dieser Krankheit vorfällt. — Musterhafte Treue seines Dieners Felix.

So reiste ich nach Rom und hatte meine schöne Büchse mit dem Rade bei mir, die ich mit größtem Vergnügen unterwegens oft gebrauchte und mehr als einen wunderenswürdigen Schuß damit that. Weil mein Haus in Rom, das in Strada Julia lag, nicht eingerichtet war, so stieg ich bei Herrn Johann Gaddi ab, dem ich vor meiner Abreise meine schönen Waffen und viele andere Dinge, die ich sehr werth hielt, in Verwahrung gegeben hatte, — denn an meiner Werkstatt wollte ich nicht absteigen, — und schickte nach Felix, meinem Gesellen, er sollte geschwind meine Wohnung aufs Beste in Ordnung bringen. Den andern Tag schlief ich dort, machte meine Kleider und Alles, was ich bedurfte, zurechte; denn ich wollte den andern Tag zum Papste gehen und ihm danken. Ich hatte zwei Knaben in meinem Dienste, und unter mir wohnte eine Wäscherin, die mir sehr gut kochte.

Ich hatte des Abends einige meiner Freunde zu Tische gehabt, wir waren sehr vergnügt gewesen, und ich legte mich schlafen. Kaum war die Nacht vorbei, es mochte eine Stunde vor Tage sein, als ich mit entsetzlicher Wuth an meine Thür schlagen hörte. Ein Schlag fiel auf den andern, ich rief meinen ältesten Diener, der Cencio hieß, eben den, der mit mir im Kreise des Nekromanten gewesen war, und sagte ihm, er solle sehen, wer der Narr sei, der zu dieser Stunde so bestialisch poche. Der Knabe ging, und ich zündete noch ein Licht an, — denn eins habe ich die Nacht immer brennen, — warf ein vortreffliches Panzerhemd über und darüber eine Weste, wie sie mir in die Hand fiel. Cencio kam zurück und rief: „O wehe, mein Herr! Der Bargell mit allen Häschern ist vor der Thür und sagt, wenn Ihr nicht geschwind macht, so werde er die Thür niederrennen; sie haben

---

Cencio — Abkürzung für Vincenzio.
Weste — „un poco de vestaccia a casa", einige beliebige Kleidungsstücke.

Fackeln und tausend Dinge bei sich." Darauf sprach ich: „Sag ihnen, daß ich mich ankleide und sogleich komme."

Da ich vermuthete, daß es ein Streich von Herrn Peter Ludwig sei, nahm ich in die rechte Hand einen vortrefflichen Dolch, in die linke meinen Freibrief, dann lief ich an die hintern Fenster, die auf gewisse Gärten gingen; auch da sah ich mehr als dreißig Häscher und begriff, daß ich auf dieser Seite nicht entfliehen konnte. Da nahm ich die beiden Kinder vor mich und sagte, sie sollten die Thüre aufmachen, sobald ich's befähle, und so stellte ich mich in Ordnung, den Dolch in der Rechten, den Freibrief in der Linken, vollkommen im Vertheidigungszustande. Dann sagte ich zu den Kindern: „Fürchtet Euch nicht und macht auf!"

Sogleich sprang Vittorio, der Bargell, mit zwei Andern herein; sie glaubten mich leicht in die Hände zu bekommen; da sie mich aber auf gedachte Weise bereit fanden, zogen sie sich zurück und sagten: „Hier will's Ernst werden." Da sprach ich, indem ich den Freibrief hinwarf: „Leset das, und da Ihr mich nicht fangen könnt, so sollt Ihr mich auch nicht einmal berühren." Der Bargell sagte darauf zu Einigen, sie sollten mich ergreifen, und den Freibrief könnte man nachher sehen. Da hielt ich ihnen kühn den Dolch entgegen und rief: „Lebend entkomm' ich, oder todt habt Ihr mich!" Der Platz war sehr enge; sie drohten jeden Augenblick gewaltsam auf mich einzudringen, und ich stand immer in Positur, mich zu vertheidigen. Da nun der Bargell wol sah, daß sie mich nur auf solche Weise haben könnten, wie ich gesagt hatte, rief er den Aktuarius und gab, indessen dieser den Freibrief las, einigemal das Zeichen, daß sie mich faben sollten, deswegen ich mich nicht aus meiner Stellung verrückte. Endlich gaben sie ihren Vorsatz auf; sie warfen mir den Freibrief auf die Erde und gingen ohne mich fort.

Als ich mich wieder hinlegte, fühlte ich mich sehr angegriffen und konnte nicht wieder einschlafen. Als es Tag war, hatt' ich mir vorgesetzt, zur Ader zu lassen, und fragte nur erst den Herrn Johann Gaddi um Rath, und der ließ so ein Hausärztlein rufen; das fragte mich, ob ich denn erschroken sei. Nun sage Einer: was soll man von dem Verstand eines Arztes denken, dem man einen so großen und außerordentlichen Fall erzählt, und der so eine Frage thut? Es war eben ein Kauz, der gleichsam be-

---

Hausärztlein — „mediconzolo", ein jämmerlicher, schlechter Arzt.

ständig über nichts lachte und mir auch lachend sagte, ich sollte einen guten Becher griechischen Weines trinken, mich lustig machen und weiter nicht erschrocken sein. Herr Johann sagte: „Meister, und wenn Einer von Erz und Marmor gewesen wär', so hätte er sich bei dieser Gelegenheit entsetzt, geschweige ein Mensch." Darauf sagte das Aerztlein: „Monsignor, wir sind nicht Alle nach einer Weise gebauet; dieser Mann ist nicht von Erz noch von Marmor, sondern von reinem Eisen." Somit legte er mir die Hand an den Puls und sagte unter seinem unmäßigen Gelächter: „Fühlt einmal hierher, Johannes! Kein Mensch, kein erschrockener Mensch hat einen solchen Puls; das ist ein Löwe, ein Drache." Ich, der ich wohl wußte, daß mein Puls stark und über das rechte Maaß schlug, wie das Affengesicht von Hippokrates und Galen nicht gelernt hatte, fühlte wol mein Uebel, zeigte mich aber munter, um nicht erschrockener zu scheinen, als ich war.

Man ging eben zur Tafel, und ich aß mit der ganzen Gesellschaft. Sie war sehr auserlesen: Herr Ludwig von Fano, Herr Johann Greco, Herr Antonio Allegretti, Alles sehr gelehrte Personen, auch Herr Hannibal Caro, der noch sehr jung war. Man sprach von nichts als von meinem wackern Betragen, und dann ließen sie sich die Geschichte von meinem Diener Cencio, der sehr geistreich, lebhaft und von schöner Gestalt war, oftmals wiederholen, und so oft er die rasende Begebenheit erzählte und dabei meine Stellungen und meine Worte wiederholte, fiel mir immer ein neuer Umstand ein. Dabei fragten sie ihn oft, ob er erschrocken wäre. Er antwortete, sie sollten mich fragen, es wär' ihm geworden wie mir. Zuletzt ward mir das Geschwätz beschwerlich, und da ich mich sehr bewegt fühlte, stand ich vom Tische auf und sagte, ich wollte gehen und mich und meinen Diener in blaues Tuch und Seide neu kleiden, da ich in vier Tagen am Feste der heiligen Marien in Prozession zu gehen hätte, und Cencio sollte mir die weiße brennende Kerze tragen. So ging ich und schnitt die blauen Tücher, sodann ein Westchen von blauem Ermisin und ein Ueberkleid von demselbigen; Cencio aber sollte Beides von blauem Taffent haben.

Da ich das Alles zugeschnitten hatte, ging ich zum Papste,

Monsignor — Gaddi war Prälat.

Hannibal Caro — Annibale Caro (1507—1566), namentlich als italienischer Stilist angesehen und Mitbegründer der Accademia della virtù, ist der Berühmteste unter den Genannten.

Ermisin — ein leichter seidener Stoff.

Auf stand Krieg in den Träumen des Heers,
Weites Streitgetümmel, es glüht
Im Schlaf auf ihren Seelen den Edeln,
Blauschildige Krieger steigen zur Schlacht,
Das Heer ist stiebend, und harte Thaten
Stehn vor ihnen halbverborgen im Schimmer des Stahls.

Als aufstieg noch einmal der Schall,
Da stürzte von Felsen das Thier.
Man hört' das Krächzen der Vögel der Wüste,
Auf seinem Lüftchen ein Jedes,
Halb erhoben Albion's Stamm des Hügels,*)
Griff Jeder hinauf, Jeder zum glimmenden Speer;
Aber Schweigen kehrte zurück zum Heere,
Sie kannten Morven's Schild;
Der Schlaf kam auf die Augen der Männer.
Das Dunkel ist schwer im Thal.

* * *

Kein Schlaf in Deinem Dunkel ist auf Dir,
Blauaugigte Tochter Konnor's, des Hügels.
Es hört Sulmalla den Schlag;
Aufstand sie in Mitte der Nacht,
Ihr Schritt zum Könige Alba's, des Schwerts:
„Kann ihm erschrecken die starke Seele?"
Sie stand in Zweifel, das Auge gebeugt,
Der Himmel im Brande der Sterne. — —

Sie hört den tönenden Schild,
Sie geht, sie steht, sie stutzet, ein Lamm,
Erhebt die Stimme; die sinkt hinunter — —
Sie sah ihn im glänzenden Stahl,
Der schimmert zum Brande der Sterne — —
Sie sah ihn in dunkler Locke,
Die stieg im Hauche des Himmels — —
Sie wandte den Schritt in Furcht:
„Erwachte der König Erin's der Wellen?
Du bist ihm nicht im Traume des Schlafs,
Du Mädchen Inishuna des Schwerts."

Noch härter tönte der Schall;
Sie starrt; ihr sinket der Helm.

*) The sons of Selma half rose and half assumed their spears.

der mir sagte, ich sollte mit seinem Herrn Ambrosio reden, er habe befohlen, ich solle ein großes Werk von Gold machen. Ich ging zu Ambrosio, der recht gut um die Geschichte des Bargells wußte; denn er war mit meinen Feinden einverstanden und hatte den Bargell tüchtig ausgescholten, daß er mich nicht ergriffen hatte, der sich entschuldigte, daß sich gegen einen solchen Freibrief nichts thun lasse. Herr Ambrosio fing an von den Arbeiten zu sprechen, wie ihm der Papst befohlen hatte; dann sagte er, ich sollte die Zeichnungen machen, dann wolle er Alles besorgen.

Inzwischen kam der Tag der heiligen Marien heran, und weil es die Gewohnheit mit sich bringt, daß Die, welche einen solchen Ablaß erlangen wollen, sich vorher ins Gefängniß begeben müssen, so ging ich abermals zum Papste und sagte Seiner Heiligkeit, ich hätte nicht Lust, mich gefangen einzustellen, er möchte mir die Gnade erzeigen, bei mir eine Ausnahme zu machen; der Papst antwortete mir, es sei die Gewohnheit so. Da kniete ich von Neuem nieder, dankte ihm nochmals für den Freibrief, den er mir ausgestellt hatte, und sagte, daß ich nun mit demselben zu meinem Herzog von Florenz, der mich mit so viel Liebe und Verlangen erwartete, zurückkehren wolle. Darauf wendete sich Seine Heiligkeit zu einem Ihrer Vertrauten und sagte: „Benvenuto mag den Ablaß ohne Gefängniß haben! Setzt das Reskript auf, und so mag's gut sein!" Das geschah, der Papst unterzeichnete, auf dem Kapitol ward es registrirt, und am bestimmten Tage ging ich zwischen zwei Edelleuten ehrenvoll in der Prozession und erhielt vollkommenen Ablaß.

Nach vier Tagen überfiel mich ein schreckliches Fieber mit einem unglaublichen Frost. Ich legte mich gleich zu Bette und hielt die Krankheit für tödtlich. Ich ließ sogleich die ersten Aerzte zusammenberufen. Darunter war Meister Franziskus von Norcia, ein sehr alter Arzt, der in Rom den größten Ruf hatte. Ich erzählte ihm, was ich für die Ursache meines großen Uebels hielt, auch wie ich hatte wollen Blut lassen, und wie ich daran verhindert worden war; ich bat, wenn es Zeit wär', möchten sie es noch thun. Meister Franziskus antwortete, es sei jetzt nicht Zeit, Aber zu lassen; hätte man es damals gethan, so hätte mich nicht das mindeste Uebel befallen; jetzt müsse man einen andern Weg nehmen.

So fingen sie nun die Kur an mit allem Fleiß, wie sie nur wußten und konnten, und alle Tage wurde es wüthend schlimmer,

---

Franziskus von Norcia — Francesco Fusconi, Leibarzt der Päpste Hadrian VI., Clemens VII. und Paul III. (B.)

und am Ende der Woche war das Uebel so groß, daß die Aerzte, an ihrem Unternehmen verzweifelnd, meinen Leuten auftrugen, man solle mich nur zufrieden stellen und mir geben, was ich verlangte. Meister Franziskus sagte: „So lange Athem in ihm ist, ruft mich zu jeder Stunde! Denn es kann sich Niemand vorstellen, was die Natur in einem jungen Mann dieser Art zu thun vermag, und wenn er ohnmächtig werden sollte, wendet mir diese fünf Mittel, eines hinter dem andern an und ruft mich! Ich will zu jeder Stunde der Nacht kommen; ich möchte Diesen lieber durchbringen als irgend einen Kardinal in Rom."

Auch kam täglich Herr Johann Gaddi zwei- oder dreimal zu mir, und jedesmal nahm er meine schönen Büchsen in die Hand, meine Panzerhemden und Degen, und sagte beständig: „Wie ist das so schön! Wie ist das noch schöner!" Und so machte er es mit meinen Modellen und andern Kleinigkeiten, so daß er mir zuletzt recht zur Last ward. Mit ihm kam auch ein gewisser Matthäus, ein Franzose, der eben auch auf meinen Tod recht sehnlich zu hoffen schien, nicht weil er von mir etwas zu erwarten hatte, sondern wahrscheinlich, weil er Herrn Gaddi's Verlangen befriedigt zu sehen wünschte.

Indessen stand Felix, mein Geselle, mir auf alle Weise bei und that für mich, was ein Mensch für den andern thun kann. Meine Natur war äußerst geschwächt und so herunter, daß mir kaum so viel Kraft übrig blieb, wenn ich ausgeathmet hatte, wieder Athem zu schöpfen. Doch war mein Kopf so stark als in gesunden Tagen. Da ich nun so völlig bei mir war, kam ein schrecklicher Alter an mein Bette, der mich gewaltsam in seinen ungeheuren Kahn hineinreißen wollte; deswegen rief ich Felix, er sollte zu mir treten und den abscheulichen Alten verjagen. Felix, der mich höchlich liebte, kam weinend gelaufen und rief: „Fort, alter Verräther! Du sollst mir mein Glück nicht rauben." Herr Johannes Gaddi, der auch gegenwärtig war, sagte: „Der arme Narr faselt; es wird nicht lange mehr währen." Matthäus, der Franzose, versetzte: „Er hat den Dante gelesen, und vor großer Schwäche fantasirt er." Darauf sagte er lachend: „Fort,

---

Er hat den Dante gelesen — mit Beziehung auf den im dritten Gesang von Dante's „Inferno" auftretenden Charon:

Hier kam,
Sieh da, in einem Schiff zu uns geschossen
Ein Greis mit altersgrau gebleichten Haaren.
Der schrie: „Weh Euch, Ihr sündigen Genossen
Hofft nie des Himmels Auen zu gewahren!"
(Uebersetzung von Bernd von Guseck.)

Du alter Schelm! Laß unsern Benvenuto ungehudelt!" Da ich sah, daß man über mich spottete, wendete ich mich zu Herrn Johann Gaddi und sagte: „Wißt nur, lieber Herr, daß ich nicht fantasire, daß es mit dem Alten richtig ist, der mir so zur Last fällt; Ihr thätet besser, mir den leidigen Matthäus zu entfernen, der über mein Unglück lacht, und da Euer Gnaden mir die Ehre Ihres Besuchs erzeigt, so wünschte ich, Ihr kämt mit Herrn Antonio Allegretti, Herrn Hannibal Caro und mit Euern übrigen trefflichen Männern; das sind Personen von anderer Lebensart und anderm Geist als diese Bestie." Darauf sagte Herr Johannes im Scherze zu Matthäus, er solle ihm auf immer aus den Augen gehen; aber aus diesem Scherz ward Ernst, denn er sah ihn nachher nicht wieder. Darauf ließ er die Herren Allegretti, Ludwig und Caro rufen. Ihre Gegenwart diente mir zur größten Beruhigung; ich sprach ganz vernünftig mit ihnen und bat nur immer den Felix, er möchte mir den Alten wegjagen. Herr Ludwig fragte mich, was ich denn sehe und wie er gestaltet sei. Indeß ich ihn recht deutlich beschrieb, nahm mich der Alte beim Arme und riß mich in seinen schrecklichen Kahn. Kaum hatte ich ausgeredet, als ich in Ohnmacht fiel; mir schien, als wenn mich der Alte wirklich in den Kahn würfe.

In dieser Ohnmacht soll ich mich herumgeworfen und gegen Herrn Gaddi harte Worte ausgestoßen haben, als wenn er mich zu berauben käme, als wenn er keine Barmherzigkeit gegen mich habe, und andere häßliche Reden, wodurch Herr Gaddi sehr beschämt war. Alsdann blieb ich, wie sie sagten, als ein Todter und verharrte in solchem Zustande eine völlige Stunde. Als es ihnen däuchte, daß ich kalt würde, ließen sie mich für todt liegen, und als sie nach Hause kamen, erfuhr es Matthäus, der Franzose; der schrieb sogleich nach Florenz an Benedetto Varchi, meinen liebsten Freund, um welche Uhr der Nacht man mich habe sterben sehen. Auf diesen vermeinten Tod machte dieser treffliche Mann und Freund ein herrliches Sonnett, das ich an seinem Platz einrücken werde.

Drei lange Stunden vergingen, ehe ich mich erholte, und da alle jene fünf Mittel des Meister Franziskus nicht helfen wollten und mein liebster Felix sah, daß ich kein Lebenszeichen von mir gab, lief er zum Hause des Arztes, pochte ihn heraus und bat

---

Benedetto Varchi – Ueber ihn siehe die Vorbemerkung des Herausgebers.

ihn weinend, er möchte doch mitkommen; denn ich sei wahrscheinlich todt. Darauf sagte Meister Franz, der ein heftiger Mann war: „Sohn, wozu soll ich kommen? Ist er todt, so schmerzt es mich mehr als Dich; denkst Du, daß ich mit meiner Medizin ihm in den H*** blasen kann, um ihn wieder lebendig zu machen?“ Da er sah, daß der arme Knabe weinend wegging, rief er ihn zurück und gab ihm ein gewisses Oel, mit die Pulse und das Herz zu salben; dann, sagte er, sollten sie mir die kleinen Finger und Zehen recht fest halten; käm' ich wieder zu mir, so möchten sie ihn rufen. Felix lief und that nach der Verordnung. Da es nun fast Tag war und ihm alle Hoffnung verloren schien, machten sie sich dran, um mich zu waschen. Auf einmal fühlte ich mich wieder und rief den Felix, daß er mir so bald als möglich den lästigen Alten wegjagen sollte. Felix wollte zu Meister Franzen laufen; da sagte ich ihm, er solle bleiben, denn der Alte habe Furcht vor ihm und mache sich fort. Felix näherte sich, ich berührte ihn, und mir schien, daß der rasende Alte sogleich sich entfernte; deswegen bat ich den Knaben, immer bei mir zu bleiben. Nun kam auch der Arzt und sagte, er wolle mir auf alle Weise durchhelfen; er habe seine Tage in einem jungen Mann so viel Kraft nicht gefunden. Nun fing er an zu schreiben und verordnete mir Bähungen, Pflaster, Waschwasser, Salben und andere unschätzbare Dinge; inzwischen litt ich an mehr als zwanzig Blutigeln am H***. Ich war durchbohrt, gebunden und ganz geknetet. Meine Freunde kamen, das Wunder vom auferstandenen Todten zu sehen. Viele Männer von großer Bedeutung besuchten mich, in deren Gegenwart ich sagte, das wenige Gold und meine Baarschaft — es konnte ungefähr an Gold und Silber, Juwelen und Gelde achthundert Scudi sein — solle meiner armen Schwester in Florenz, Namens Liberata, hinterlassen bleiben; alle meine übrigen Sachen, sowol Waffen, als was ich sonst besäß', sollten meinem armen Felix gehören und noch funfzig Golddukaten, damit er sich kleiden könne. Auf diese Worte warf sich mir Felix um den Hals und sagte, er verlange nichts, als daß ich leben solle. Darauf sagte ich ihm: „Wenn Du mich lebendig erhalten willst, so halte mich auf diese Weise fest und schilt auf den Alten da, der sich vor Dir fürchtet!“ Da erschraken einige von den Gegenwärtigen; denn sie sahen, daß ich nicht fantasirte, sondern bei mir war und vernünftig sprach. So ging es mit meinem großen Uebel, das nach und nach sich ganz langsam besserte. Der vortreffliche Meister Franz kam vier- oder fünfmal des Tages. Herr Johann Gaddi schämte sich und ließ sich nicht wieder sehen.

Auf einmal erschien mein Schwager, der, um mich zu beerben, von Florenz gekommen war, aber als ein braver Mann sich außerordentlich freute, mich lebendig zu finden. Ihn wiederzusehen, war mir der größte Trost; er begegnete mir aufs freundlichste und versicherte mich, er sei nur gekommen, mich selbst zu warten. Das that er auch mehrere Tage; dann entließ ich ihn, als ich fast sichere Hoffnung zur Genesung hatte, und da gab er mir das Sonnett des Herrn Benedetto Varchi, dessen ich oben erwähnt habe.

Wer wird uns trösten, Freund? Wer unterdrückt
Der Klagen Flutt bei so gerechtem Leide?
Ach, ist es wahr, ward unsers Lebens Weide
So grausam in der Blüthe weggepflückt?

Der edle Geist, mit Gaben ausgeschmückt,
Die nie die Welt vereint gesehn, vom Neide
Bewundert, seiner Zeitgenossen Freude,
Hat sich so früh der niedern Erd' entrückt?

O, liebt man in den seligen Gefilden
Noch Sterbliches, so blick auf Deinen Freund,
Der nur sein eignes Loos, nicht Dich beweint!

Wie Du den ew'gen Schöpfer abzubilden
Hienieden unternahmst mit weiser Hand,
So wird von Dir sein Antlitz dort erkannt.

Indessen war meine Schwachheit außerordentlich, und es schien nicht möglich, sie zu heben. Der brave Meister Franz gab sich mehr Mühe als jemals und brachte mir alle Tage neue Mittel, wodurch er das arme verstimmte Instrument wieder in Ordnung bringen wollte, und bei allen diesen unschätzbaren Bemühungen wollte sich diese Zerrüttung doch nicht wiederherstellen lassen, so daß alle Aerzte fast verzweifelten und nicht wußten, was sie thun sollten. Ich hatte einen unendlichen Durst und enthielt mich mehrere Tage des Trinkens, wie man mir verordnet

---

Wer wird uns trösten, Freund — im ital. Text „Mattio", da der Schwager Cellini's, Mattio Francesi, angeredet wird.

Wie Du den ew'gen Schöpfer abzubilden — Man vgl. S. 81.

Das arme verstimmte Instrument — wörtliche Uebersetzung (il povero istromento).

hatte, und Felix, dem äußerst daran gelegen war, mich zu erhalten, ging mir nicht von der Seite; der Alte war mir nicht mehr so beschwerlich, aber er kam manchmal im Traum zu mir.

Eines Tages war Felix ausgegangen; zu meiner Aufwartung war ein kleiner Knabe und eine Magd übrig geblieben, die Beatrix hieß. Ich fragte den Knaben, was aus Cencio, meinem andern Diener, geworden sei, und was das heiße, daß er sich nicht sehen lasse. Das Kind sagte mir, Cencio habe sich noch schlimmer befunden als ich und liege am Tode; Felix habe ihm befohlen, mir nichts davon zu sagen. Ich hörte diese Nachricht mit dem größten Verdrusse; da rief ich die Magd und ersuchte sie, sie möchte mir helles und frisches Wasser in einem Kühlkessel bringen, der eben da stund. Gleich lief sie und brachte mir ihn ganz voll. Ich sagte, sie sollte mir ihn an den Mund heben, und wenn sie mich nach Herzenslust trinken ließ', wollte ich ihr eine Jacke schenken. Das Mädchen hatte mir einige Sachen von Werth gestohlen und hätte mich gerne todt gesehen, damit ihre Untreue verborgen bliebe; so ließ sie mich auf zweimal trinken, so viel ich nur wollte, so daß ich wol ein Maaß Wasser verschluckt hatte; dann deckte ich mich zu, fing an auszudünsten und schlief ein. So hatte ich eine Stunde gelegen, als Felix zurückkam und das Kind fragte, was ich mache. Dieses antwortete: „Ich weiß es nicht; Beatrix hat ihm den Kühlkessel voll Wasser geholt, und er hat ihn fast ganz ausgetrunken; ich weiß nicht, ob er todt oder lebendig ist."

Da wär' der arme Felix vor Schrecken fast umgefallen. Er ergriff sogleich einen Stock und schlug ganz unbarmherzig auf die Magd los und rief: „Verrätherin! Du hast mir ihn umgebracht!" Indessen Felix zuschlug und sie schrie, träumte mir, der Alte kam' mit Stricken in der Hand und wolle mich binden, Felix komme ihm zuvor und treffe ihn mit einem Beil. Der Alte floh und sagte: „Laß mich gehen! Ich komme eine ganze Weile nicht wieder."

Beatrix war mit entsetzlichem Geschrei in meine Kammer gelaufen; ich erwachte und sagte zu Felix: „Laß es gut sein! Vielleicht hat sie mir aus böser Absicht mehr genutzt, als Du mit aller Deiner Sorgfalt nicht im Stande warst. Helft mir jetzt,

---

Helles und frisches Wasser — Ueber die Korruption dieser Stelle s. d. Textrevision.

Nicht im Stande warst — ein bei Goethe öfters vorkommender Neutrumsmus.

da ich ſo außerordentlich geſchwitzt habe, und kleidet mich ſchnell um!" Felix faßte wieder Muth, trocknete und tröſtete mich; ich fühlte große Erleichterung und fing an auf Geſundheit zu hoffen. Meiſter Franz war gekommen, ſah meine große Beſſerung; wie die Magd weinte, der Knabe hin und wieder lief und Felix lachte, da merkte der Arzt, daß etwas Außerordentliches vorgefallen ſein müſſe, wodurch ich auf einmal zu ſolcher Beſſerung hätte gelangen können. Indeſſen war auch Meiſter Bernhardin angekommen, Jener, der mir anfangs kein Blut laſſen wollte. Meiſter Franz, der vortreffliche Mann, rief aus: „O Gewalt der Natur! Sie kennt ihre Bedürfniſſe, und die Aerzte verſtehen nichts." Sogleich antwortete das andere Gehirnchen: „Hätte er nur mehr als eine Flaſche getrunken, ſo wäre er gleich völlig geneſen." Meiſter Franz, dem ſein Alter ein großes Anſehn gab, verſetzte: „Er wäre zum Henker gegangen, wohin ich Euch wünſche!" Dann fragte er mich, ob ich mehr hätte trinken können; ich ſagte „Nein", denn mein Durſt ſei völlig geſtillt. Da wandte er ſich zu Meiſter Bernhardinen und ſagte: „Sehet, wie genau die Natur ihr Bedürfniß genommen hat, nicht mehr und nicht weniger, und dasſelbe forderte ſie auch damals, als der junge Mann verlangte, daß Ihr ihm Blut laſſen ſolltet, und hättet Ihr wirklich eingeſehen, daß er mit zwei Maaß Waſſer zu furiren wäre, ſo hättet Ihr es eher ſagen und großen Ruhm dadurch erwerben können." Das fuhr dem Aerztlein vor den Kopf, er ging und kam nicht wieder. Darauf ſagte Meiſter Franz, man ſolle mich aus meiner Stube auf einen von den Römiſchen Hügeln bringen.

Als der Kardinal Cornaro von meiner Beſſerung hörte, ließ er mich in eine ſeiner Wohnungen, die er auf Monte Cavallo hatte, bringen; es geſchah noch ſelbigen Abend; ich ſaß in einem Tragſeſſel, wohl verſorgt und bedeckt. Kaum war ich angekommen, als ich mich erbrechen mußte. Da ging ein haariger Wurm von mir, wol eine Viertel-Elle lang; die Haare waren groß, und der Wurm war abſcheulich gefleckt, mit verſchiedenen Farben, grünen, ſchwarzen und rothen. Man bud ihn für den Arzt auf, der verſicherte, er habe ſo etwas nie geſehen. Dann ſagte er zu Felix: „Sorge für Deinen Benvenuto, denn er iſt geneſen, und nun laß ihm weiter keine Unordnung zu! Denn wenn ihm die eine durchhalf, ſo könnte die andere Dir ihn umbringen. War er doch ſchon ſo weit, daß man ſich ihm die letzte Oelung nicht zu geben getraute, und jetzt wird er mit ein Wenig Zeit und Geduld ſich bald wieder erholen, daß er treffliche Arbeiten fertigen kann." Darauf wandte er ſich zu mir und ſagte: „Mein Ben-

venuto, sei klug und halte Dich ordentlich, und wenn Du wieder völlig genesen bist, sollst Du mir eine Mutter Gottes machen, die ich Dir zu Liebe immer anbeten will." Die versprach ich ihm und fragte, ob ich mich wol dürfte nach Florenz bringen lassen. Er sagte, daß ich erst ein Wenig stärker werden müsse; man werde sehen, was die Natur thue.

Sechstes Kapitel.

Der Autor, nachdem er genesen, reist nach Florenz mit Felix, um der vaterländischen Luft zu genießen. — Er findet Herzog Alexandern durch den Einfluß seiner Feinde sehr gegen sich eingenommen. — Er kehrt nach Rom zurück und hält sich fleißig an sein Geschäft. — Seltsames Lustzeichen, als er zu Nachtzeit von der Jagd nach Hause kehrt. — Seine Meinung darüber. — Nachricht von der Ermordung Herzog Alexander's, welchem Cosmus Medicis nachfolgt. — Der Papst vernimmt, daß Karl V. nach seinem glücklichen Zuge gegen Tunis nach Rom kommen werde, schickt nach unserm Autor, ein kostbares Werk zum Geschenke für Ihre kaiserliche Majestät zu bestellen.

Acht Tage waren vorbei und die Besserung so unmerklich, daß ich anfing, mir selbst zur Last zu werden; denn ich hatte wol dreißig Tage die große Noth ausgestanden; endlich entschloß ich mich, miethete ein paar Tragsessel und ließ mich und meinen lieben Felix nach Florenz in das Haus meiner Schwester tragen, die mich zu gleicher Zeit beweinte und belachte.

Da kamen viele Freunde, mich zu besuchen, unter andern Peter Landi, der beste und liebste, den ich auf der Welt gehabt hatte. Den andern Tag kam ein gewisser Riccolo da Monte Aguto, auch mein großer Freund, und erzählte, er habe den Herzog sagen hören: „Er hätte besser gethan zu sterben; denn ich werde ihm niemals verzeihen, und nun hab' ich ihn am Stricke." Ich antwortete meinem Freunde, der ganz außer sich vor Bangigkeit war: „Meister Riccolo, erinnert Seine Excellenz, daß Papst Klemens mich auch einmal übereilt bestrafen wollte! Er soll mich beobachten lassen, und wenn ich gesund bin, will ich ihm zeigen, daß er nicht viel so treue Diener hat. Irgend ein Feind hat mir bei ihm diesen bösen Dienst geleistet."

Dieser Feind war, wie ich wohl erfuhr, Georg Vasellai (Vasari), Maler von Arezzo. Wahrscheinlich verleumdete er mich aus Dank für die vielen Wohlthaten, die ich ihm erzeigt hatte. Schon in Rom, wo ich ihn aufnahm und ihn unterhielt, kehrte er mein Haus das Oberste zu unterst. Er hatte so einen gewissen trocknen Anschlag, und seine Hände waren immer gewohnt zu kratzen; da schlief er mit einem guten Knaben, den ich hatte, der sich Manno nannte; er glaubte sich zu kratzen und hatte mit seinen schmutzigen Pfoten, an denen er niemals die Nägel abschnitt, seinem armen Schlafgesellen das ganze Bein abgeschunden. Manno ging aus meinen Diensten und schwur, ihn todt zu schlagen; ich aber suchte die Sache beizulegen. So versöhnte ich auch den Kardinal Medicis mit gedachtem Georg und half ihm auf alle Weise. Zum Dank erzählte er nun dem Herzog Alexander, daß ich von Seiner Excellenz übel gesprochen habe; ich hätte mich vermessen, in Verbindung mit den Ausgewanderten zuerst die Mauer von Florenz zu ersteigen. Nachher erfuhr ich wol, daß der treffliche Herr Octaviano Medicis, der sich an mir wegen des Verdrusses über die Münze rächen wollte, den er nach meiner Abreise von Florenz mit dem Herzog gehabt hatte, ihm die Worte in den Mund gelegt habe.

Ich hatte an dieser Nachrede nicht die mindeste Schuld und fürchtete mich auch nicht im Geringsten. Der geschickte Meister Franz da Monte Varchi sorgte für meine Gesundheit; ihn hatte mein liebster Freund, Lukas Martini, zu mir geführt, der den größten Theil des Tages bei mir zubrachte.

Indessen hatte ich meinen getreuen Felix wieder nach Rom geschickt, um meinen Sachen vorzustehen, und als ich mich nach vierzehn Tagen wieder ein Wenig erholt hatte, ob ich gleich noch nicht auf den Füßen stehen konnte, ließ ich mich in den Palast Medicis auf die Terrasse tragen und setzte mich, um zu warten, bis der Herzog vorbeiging. Da versammelten sich meine vielen Freunde, die ich am Hof hatte, und verwunderten sich, daß ich, ohne meine Genesung abzuwarten, mich dem Herzog vorstellen

---

Georg Vasellai — in der ersten ital. Ausgabe „Giorgetto Vasellai", bei Bianchi „Giorgetto Vasellario"; der eigentliche Name des berühmten Malers und Kunstschriftstellers (Vite de' più eccellenti pittori, scultori ed architetti), der von 1512—1574 lebte, ist Giorgio Vasari.

Franz da Monte Varchi — Francesco Catani. Varchi, wonach er später genannt wurde, liegt bei Herculanum. (S.)

Lukas Martini — ein angesehener Gelehrter am Hofe von Cosima I.

wollte. Alle verwunderten ſich nicht ſowol, weil ſie mich für todt gehalten hatten, ſondern weil ich wie ein Todter ausſah. Da ſprach ich in Aller Gegenwart: „Es hat mich ein nichtswürdiger Menſch beim Herzog verleumdet, als wenn ich Uebles von Seiner Excellenz geſprochen und mich vermeſſen hätte, zuerſt Ihre Mauern zu überſteigen. Nun kann ich nicht leben noch ſterben, ehe ich dieſe Schande von mir gewälzt habe und bis ich weiß, wer der Verräther iſt.“

Inzwiſchen hatten ſich mehrere Edelleute verſammelt, die mir alle großen Antheil bezeigten; der eine ſagte Dies, der andere Jenes, und ich verſetzte, daß ich nicht von binnen gehen wollte, ohne meinen Ankläger zu kennen. Da trat zwiſchen ſie alle Meiſter Auguſtin, der Schneider des Herzogs, hinein und ſagte: „Wenn Du weiter nichts wiſſen willſt, das kannſt Du bald erfahren.“ In demſelben Augenblick ging Meiſter Georg, der obbenannte Maler, vorbei; da ſagte Auguſtin: „Hier iſt Dein Ankläger; nun magſt Du Dich weiter erkundigen.“ Lebhaft, ob ich mich gleich nicht vom Platze bewegen konnte, fragte ich Georgen, ob es wahr ſei. Dieſer leugnete die ganze Sache. Auguſtin aber verſetzte: „Du Galgenſchwengel! Weißt Du nicht, wie genau ich davon unterrichtet bin?“ Sogleich ging Georg hinweg und verharrte auf ſeinem Leugnen. Kurz darauf ging der Herzog vorbei; ich ließ mich aufheben und unterſtützen, und er blieb ſtehen. Ich ſagte ihm, daß ich in dieſem Zuſtande nur gekommen ſei, um mich zu rechtfertigen. Der Herzog ſah mich an und war verwundert, mich lebendig zu ſehen; dann ſagte er, ich ſollte redlich und brav ſein und an meine Geſundheit denken.

Da ich nach Hauſe kam, beſuchte mich Niccolo da Monte Aguto und ſagte mir, ich ſei für diesmal einer der größten und denklichſten Gefahren entgangen; er habe mein Unglück mit unauslöſchlicher Tinte geſchrieben geſehen, ich ſollte nur ſuchen, bald geſund zu werden, und alsdann mit Gott mich davonmachen; denn es gedenke mir's ein Mann, der nicht leicht vergeſſe. Dann ſagte er: „Bedenk nur, was Du dem Octavio Medicis für Verdruß gemacht haſt!“ Ich antwortete, daß ich ihm keinen, er wol aber mir genug gemacht habe. Da erzählte ich ihm die Geſchichte von der Münze, worauf er mir ſagte: „Gehe mit Gott, ſo geſchwind als Du kannſt, und ſei nur ruhig! Denn geſchwinder, als Du denkſt, wirſt Du Dich gerochen ſehen.“ Ich ſorgte für

---

Galgenſchwengel — wörtlich „impiccato“.

Es schallet der Felsen des Stroms,
Nachhallet's im Traume der Nacht;
Kathmor höret's unter dem Baum,
Er sieht das Mädchen der Liebe
Auf Lubar's Felsen, des Bergs;
Rothes Sternlicht schimmert hindurch
Da zwischen der Schreitenden fliegendem Haar.

„Wer kommt zu Kathmor durch die Nacht,
In dunkler Zeit der Träume, zu ihm?
Ein Bote vom Krieg im schimmernden Stahl?
Wer bist Du, Sohn der Nacht?
Stehst da vor mir, ein erscheinender König? —
Rufen der Todten, der Helden der Vorzeit? —
Stimme der Wolke des Schauers,
Die warnend tönt vor Grin's Fall?"

„Kein Mann, kein Wandrer der Nachtzeit bin ich,
Nicht Stimme von Wolken der Tiefe;
Aber Warnung bin ich vor Grin's Fall.
Hörst Du das Schallen des Schildes?
Kein Todter ist's, o König von Atha der Wellen,
Der weckt den Schall der Nacht!"

„Mag wecken der Krieger den Schall!
Vorlangsten ist Kathmor die Stimme!
Mein Leben ist's, o Sohn des dunkeln Himmels,
Ist Brand auf meine Seele, nicht Trauer mir.
Mußt den Männern im Stahle des Schimmers*)
Zu Nachts auf Hügeln fern.

Sie brennen an denn ihre Seelen des Strahls,
Das Geschlecht der Härte des Willens.
Die Feigen wohnen in Furcht,
Im Thal des Lüftchens der Luft,
Wo Nebelbäume des Berges sich heben
Vom blauhinrollenden Strom.

*) In dem uns vorliegenden englischen Texte stimmt diese Stelle in keiner Weise.

meine Gesundheit und unterrichtete Peter Paulen weiters, wie er sich in verschiedenen Fällen wegen der Stempel zu verhalten habe; dann kehrte ich nach Rom zurück, ohne mich vom Herzog oder sonst Jemand zu beurlauben.

Nachdem ich mich in Rom mit meinen Freunden genug ergetzt hatte, fing ich die Medaille des Herzogs an und hatte schon in wenig Tagen den Kopf in Stahl gegraben, das schönste Werk, das mir jemals in dieser Art gelungen war. Da kam, wenigstens alle Tage einmal, ein gewisser alterner Mensch, Franziskus Soderini, ein Florentinischer Emigrirter, zu mir und sagte, da er meine Arbeit sah: „Grausamer, so willst Du uns doch den rasenden Tyrannen unsterblich machen! An Deiner vortrefflichen Arbeit sieht man wol, daß Du unser grimmiger Feind und ebenso sehr Freund von Jenem bist. Hat Dich der Papst und er nicht zweimal ungerecht wollen aufhängen lassen? Jenes war der Vater, das ist der Sohn, nimm Dich nun vorm heiligen Geist in Acht!" Denn man glaubte ganz gewiß, Herzog Alexander sei der Sohn von Papst Klemens. Dabei schwur Herr Francesco, wenn er könnte, wollte er mir die Stempel der Medaille entwenden. Ich sagte ihm drauf, es wäre gut, daß ich es wüßte; ich wolle mich vor ihm schon in Acht nehmen, und er solle sie nicht wieder sehen.

In der Zeit ließ ich nach Florenz wissen, man möchte Lorenzinen an die Rückseite der Schaumünze erinnern, die er mir versprochen habe. Niccolo da Monte Aguto, dem ich geschrieben hatte, antwortete mir, er habe den närrischen, hypochondrischen Philosophen, den Lorenzin, gesprochen, der ihn versichert habe, er denke Tag und Nacht an nichts anders und wolle sobald als möglich die Rückseite liefern. Doch rieth mir mein Freund, ich solle darauf nur nicht weiter hoffen, die Rückseite nach meiner Erfindung vollenden, und wenn ich fertig sei, dem Herzog Alexander die Arbeit freien Muthes überbringen. Ich machte darauf eine Zeichnung und arbeitete fleißig vorwärts. Da ich mich aber noch nicht ganz von meiner entsetzlichen Krankheit erholt hatte, ging ich manchmal mit meinem lieben Felix auf die Jagd, der zwar nichts von meiner Kunst verstand, weil wir aber Tag und Nacht beisammen waren, von einem Jeden für einen großen und trefflichen Meister gehalten wurde. Er war sehr angenehm und munter, und wir lachten oft über den großen Ruf, den er sich

Dann kehrte ich nach Rom zurück — gegen Ende des Jahres 1536.

erworben hatte. Besonders scherzte er manchmal mit einer Anspielung auf seinen Namen, indem er Felix Guadagni hieß, daß sein Gewinn gering sein würde, wenn ich ihn nicht zu einem so großen Gewinner gemacht hätte. Ich sagte ihm darauf, es gäbe zwei Arten zu gewinnen, einmal für sich und dann für Andere; an ihm hätte ich die zweite Art zu loben, denn er habe mir das Leben gewonnen.

Auf diese Weise unterhielten wir uns öfters, und einmal vorzüglich am Feste Epiphania (1537), da wir auf der Jagd waren, wo ich viel schoß und wieder recht krank hätte werden können, weil sich noch Abends, indem ich eine getroffene Ente aus dem Graben holen wollte, mein rechter Stiefel mit Wasser füllte, und mir bei der großen Kälte der Fuß erstarrt wär', wenn ich nicht sogleich den Stiefel mit Entenflaumen angefüllt hätte.

Wir ritten wieder nach Rom zurück; es war schon Nacht, und als wir auf eine kleine Höhe gelangten und nach der Gegend von Florenz hinsahen, riefen wir Beide zugleich aus: „Gott im Himmel, was ist das für ein Zeichen, das über Florenz steht?" Es war wie ein großer Feuerballe, der funkelte und den stärksten Glanz von sich gab. Ich sagte zu Felix: „Wir werden bald hören, daß etwas Großes in Florenz vorgefallen ist." So kamen wir nach Rom in finstrer Nacht, ich stürzte noch über und über mit dem Pferde, das sehr brav war und einen Schutthaufen hinaufsprang, den ich nicht bemerkt hatte; doch that ich mir durch Gottes Hilfe keinen Schaden, speiste Abends mit guten Freunden, da denn noch viel von unsern Jagdstückchen, besonders auch von dem Feuerballen gesprochen wurde. Jeder fragte, was das wol bedeuten möchte, worauf ich sagte: „Wir werden schon was Neues von Florenz hören."

Den folgenden Abend spät kam die Nachricht von dem Tode des Herzogs Alexander, und meine Bekannten wunderten sich, wie wahr ich gesprochen hatte. Da kam auf seinem Maultiere mit Bocksprüngen Franziskus Soderini herbeigebüpft, lachte unterwegs wie ein Narr und rief: „Da hast Du die Rückseite zur Medaille des schändlichen Tyrannen; Lorenzin hat sein Wort gehalten. Du wolltest die Herzoge verewigen; wir wollen keine Her-

---

Felix Guadagni — „guadagno", „Gewinn".
Am Feste Epiphania — am 6. Januar.
Ein großer Feuerballe — „un gran trave di fuoco".
Von dem Tode des Herzogs Alexander — Derselbe wurde in der Nacht zum 7. Januar 1537 ermordet.

zoge mehr." Und so trutzte er mir spöttisch, als wenn ich ein Haupt der Sieben gewesen wäre, welche den Herzog zu wählen pflegen. Nun kam auch noch ein gewisser Baccio Bettini dazu, der einen garstigen dicken Kopf wie ein Korb hatte und mich auch aufziehen wollte. „Haben wir sie doch entherzogt," rief er, „wir wollen keine Herzoge mehr, und Du wolltest sie unsterblich machen!"

Diese und andre verdrießliche Reden wurden mir denn doch zuletzt lästig, und ich sagte: „O Ihr albernen Menschen, ich bin ein armer Goldschmied, ich diene Jedem, der mich bezahlt, und Ihr begegnet mir, als wenn ich das Haupt einer Partei wär'. Wollte ich Euch Ausgewanderten jetzt Eure ehemalige Unersättlichkeit, Eure Narrheiten und Euer ungeschicktes Betragen vorwerfen, so hätte ich viel zu thun; aber so viel sollt Ihr bei Euerm albernen Lachen nur wissen: ehe zwei oder höchstens drei Tage vergehen, werdet Ihr einen neuen Herzog haben, der viel schlimmer ist als der letzte."

Den andern Tag kam Bettini wieder an meine Werkstatt und sagte: „Wahrlich, Du brauchst kein Geld für Kuriere auszugeben; denn Du weißt die Dinge, ehe sie geschehen; was für ein Geist offenbart Dir das?" Dann sagte er mir, daß Cosmus Medicis, Sohn des Herrn Johannes, Herzog geworden sei, doch nur unter gewissen Bedingungen, die ihn abhalten würden, nach Belieben zu schalten und zu walten. Da kam nun die Reihe, über sie zu lachen, an mich, wobei ich sagte: „Die Florentinischen Bürger haben einen Jüngling auf ein herrliches Pferd gehoben, sie haben ihm die Sporen selbst angeschnallt und ihm den Zaum frei in die Hand gegeben; dann haben sie ihn in das schönste Feld geführt, wo Blumen, Früchte und unzählige Reizungen sind, und haben ihm dabei gesagt, er möchte nur gewisse bestimmte Grenzen nicht überschreiten. Nun sagt mir: wer will ihn halten, wenn er Lust hat, darüber hinauszugehen? Kann man Dem Gesetze geben, den man zum Herrn macht?" Von der Zeit an ließen sie mich in Ruh; ich war ihr verdrießlich Geschwätze losgeworden und arbeitete immer fleißig in meiner Werkstatt, aber keine bedeutenden Sachen; denn es lag mir vorzüglich an der Wiederherstellung meiner Gesundheit, die noch nicht ganz befestigt war.

Daß Cosmus Medicis Herzog geworden sei – Die Wahl des erst achtundzwanzigjährigen Cosimo erfolgte schon am 9. Januar. (K.) Ueber die Bedingungen, die er eingehen mußte, vergl. Leo's Geschichte von Italien V. 2. 441.

Indessen kam der Kaiser siegreich von seiner Unternehmung auf Tunis zurück, und der Papst schickte nach mir, um sich zu berathen, was er für ein würdiges Geschenk dem Kaiser machen könnte. Ich versetzte, daß ich für sehr schicklich hielt', Seiner Majestät ein goldenes Kreuz mit einem Christusbilde zu verehren, wozu ich die Zierrathen gewissermaßen schon fertig hätte; dadurch würden mir Ihro Heiligkeit auch eine besondere Gnade erzeigen; denn drei runde Figürchen von Gold, ungefähr einen Palm groß, stünden schon da. Es waren jene Figuren, die ich für den Kelch des Papstes Klemens gearbeitet hatte, die Glaube, Hoffnung und Liebe vorstellten. Sogleich fügte ich alles Uebrige von Wachs dazu, nicht weniger das Modell von dem Christusbilde und andern sehr schönen Zierrathen. Der Papst war Alles sehr wohl zufrieden, und wir verglichen uns, wie es gemacht werden sollte; auch wurden wir einig über den Preis. Das war vier Uhr in der Nacht, und der Papst hatte Herrn Latino Juvenale Befehl und Auftrag gegeben, mir des andern Morgens das Geld auszahlen zu lassen. Diesem Herrn Latino, der eine gewaltige Narrenader im Leibe hatte, fiel es ein, eine eigene Erfindung dem Papst aufzudringen; und so zerstörte er Alles, was ausgemacht war.

Des Morgens, da ich das Geld von ihm zu erhalten dachte, sagte er mit seinem bestialischen Dünkel: „Uns gehört die Erfindung, und Ihr mögt immerhin ausführen. Ehe ich gestern Abend vom Papste wegging, haben wir uns was Besseres ausgedacht." Da ließ ich ihn gleich nicht weiter reden und versetzte: „Weder Ihr noch der Papst könnt was Besseres erdenken, als wo Christus und sein Kreuz gegenwärtig ist. So sagt denn aber Euer höfisches Geträtsch nur heraus!" Zornig und ohne ein Wort zu reden, ging er fort und suchte die Arbeit einem Andern zuzuwenden; der Papst ließ sich aber darauf nicht ein, schickte nach mir und sagte, daß ich wohl gesprochen hätte; Sie wollten aber ein kleines Brevier zu Ehren der Mutter Gottes, das ganz herrlich gemalt sei, dem Kaiser zum Geschenk bestimmen. Dem Kardinal Medicis habe die Mignatur mehr als zweitausend Scudi gekostet; man müsse sich gegenwärtig nach der Zeit richten, denn der Kaiser werde in sechs Wochen erwartet; nachher könne man ihm noch immer das

---

Der Kaiser kam siegreich von seiner Unternehmung auf Tunis zurück — Dies war schon Ende November 1535 geschehen. (B.)

für den Kelch des Papstes — vgl. S. 97 und die Note dazu.

Mignatur — d. h. die Farbenmalerei an dem Bilde.

Geschenk, das ich vorgeschlagen hätte, und das seiner würdig sei, verehren. Das Büchlein sollte einen Deckel von massivem Golde haben, reich gearbeitet und mit vielen Edelsteinen geziert; sie mochten ungefähr sechstausend Scudi werth sein. Ich erhielt sie und das Gold, legte fleißig Hand an, und in wenig Tagen erschien das Werk schon von solcher Schönheit, daß der Papst sich verwunderte und mir außerordentliche Gunst bezeigte. Besonders war ausgemacht, daß die Bestie, der Juvenale, mir nicht zu nahe kommen sollte.

Siebentes Kapitel.

Kaiser Karl V. hält einen prächtigen Einzug in Rom. — Schöner Diamant, den dieser Fürst dem Papste schenkt. — Herr Durante und der Autor werden von Seiner Heiligkeit beauftragt, die Geschenke dem Kaiser zu bringen. — Diese waren zwei türkische Pferde und ein Gebetbuch mit einem goldenen Deckel. — Der Autor hält eine Rede an den Kaiser, der sich mit ihm freundlich bespricht. — Ihm wird aufgegeben, den Diamanten zu fassen, den der Kaiser dem Papste geschenkt hatte. — Herr Latino Juvenale erfindet einige Geschichten, um Seine Heiligkeit gegen den Verfasser einzunehmen, der, als er sich vernachlässigt hält, nach Frankreich zu gehen den Entschluß faßt.

Ich hatte das Werk fast vollendet, als der Kaiser eintraf, dem man die herrlichsten Triumphbogen erbauet hatte. Die Pracht seines Einzuges mögen Andere beschreiben; denn ich will mich nur auf das, was mich selbst angeht, einschränken. Gleich bei seiner Ankunft schenkte er dem Papst einen vortrefflichen Diamanten, den er für zweitausend Scudi gekauft hatte. Der Papst übergab mir ihn sogleich, daß ich ihn in einen Ring nach dem Maaß des Fingers Seiner Heiligkeit fassen sollte; doch wollte er erst das Büchelchen sehen, und wie weit ich damit sei. Als ich

Einen Deckel von massivem Golde — In der Bibliothek zu Neapel wird ein Buchdeckel unter Cellini's Namen aufbewahrt, von dem es indessen nicht ausgemacht ist, ob es der obige ist. (Br.)

Als der Kaiser eintraf — Karl V. traf, von Neapel kommend, kurz vor Ostern 1536 in Rom ein.

es brachte, war der Papſt ſehr damit zufrieden und befragte mich, was man wol für eine giltige Entſchuldigung finden könnte, da man das Werk dem Kaiſer unvollendet überreichen müſſe. Ich verſetzte darauf, daß ich wol nur meine Krankheit anführen dürfte, und Ihre Majeſtät, wenn Sie mich ſo blaß und mager ſähen, würden dieſe Entſchuldigung wol gelten laſſen. Darauf verſetzte der Papſt, das ſei ganz recht, ich ſollte aber, wenn ich dem Kaiſer das Geſchenk brächte, hinzuſetzen, der Papſt mache Ihro Majeſtät ein Geſchenk mit mir ſelbſt, und darauf ſagte er mir die Worte vor, wie ich mich ausdrücken ſollte. Ich wiederholte ſie ihm ſogleich und fragte, ob es ſo recht ſei. Er verſetzte: „Das wäre wol gut und ſchön, wenn Du auch das Herz hätteſt, Dich vor einem Kaiſer ſo auszudrücken.“ Darauf antwortete ich, es ſolle mir nicht an Muth fehlen, noch viel Mehreres zu ſagen; denn der Kaiſer ſei nur gekleidet wie ich, und ich würde glauben, mit einem Menſchen von meiner Art zu reden; aber ſo gehe es mir nicht, wenn ich mit Ihro Heiligkeit ſpräch', in der ich eine höhere Gottheit erblickte ſowol wegen der Würde der geiſtlichen Kleidung und Zierde, als wegen des ſchönen Alters Seiner Heiligkeit, wodurch ich weit mehr in Verlegenheit geſetzt würde, als die Gegenwart des Kaiſers jemals über mich vermöchte. Darauf ſagte der Papſt: „Gehe, mein Benvenuto! Du biſt ein tüchtiger Mann; mache uns Ehre, und es ſoll Dir fruchten.“

Der Papſt beſtimmte noch zwei türkiſche Pferde für den Kaiſer, die ſeinem Vorfahren Klemens gehört hatten; keine ſchönern waren jemals in die Chriſtenheit gekommen. Er gab Durante, ſeinem Kämmerer, den Auftrag, er ſolle ſie hinunter in die Galerie des Palaſtes führen und ſie dort dem Kaiſer verehren. Zugleich legte er ihm die Worte in den Mund, die er zu ſagen hatte. Wir gingen zuſammen hinunter, und als wir vor den Kaiſer kamen, führte man die beiden Pferde herein, die mit ſolcher Majeſtät und Geſchick durch die Zimmer ſchritten, daß der Kaiſer und Jedermann darüber erſtaunt war. Da trat nun auch Herr Durante hervor mit den ungeſchickteſten Manieren und verwickelte ſich mit gewiſſen Breſcianiſchen Redensarten die Zunge dergeſtalt im Munde, daß man nichts Schlimmeres hätte hören noch ſehen können, und der Kaiſer einigermaßen zum Lachen bewegt wurde.

Inzwiſchen hatte ich auch meine Arbeit aufgedeckt, und da

Durante — Durante Duranti von Breſcia, der ſpäter Kardinal und Biſchof der genannten Stadt war. (K.)

ich merkte, daß der Kaiser auf die gefälligste Weise sich nach mir umsah, trat ich hervor und sagte: „Geheiligte Majestät, unser heiligster Papst Paul läßt dieses Brevier Eurer Majestät überreichen; es ist geschrieben und gemalt von der Hand des größten Mannes, der jemals diese Kunst getrieben. Der reiche Deckel von Gold und Edelsteinen ist wegen meiner Krankheit unvollendet; deswegen übergiebt Seine Heiligkeit auch mich zugleich mit dem Buche, damit ich es bei Eurer Majestät vollende, wie alles Uebrige, was Sie sonst zu befehlen haben möchte, und Ihr diene, so lange ich lebe." Darauf antwortete der Kaiser: „Das Buch ist mir angenehm, und Ihr seid es auch; aber Ihr sollt es mir in Rom vollenden; ist es fertig, und seid Ihr gebeilt, so kommt und bringt mir's!" Indem er nun weiter mit mir sprach, nannte er mich beim Namen, worüber ich mich sehr verwunderte; denn mein Name war bisher in der Unterredung nicht vorgekommen. Er sagte darauf, er habe den Knopf des Pluvials gesehen, worauf ich für Papst Klemens so wundernswürdige Figuren gemacht habe. So sprachen wir umständlich eine ganze halbe Stunde, von verschiedenen trefflichen und angenehmen Gegenständen uns unterhaltend; und da mir weit größere Ehre widerfahren war, als ich mir versprochen hatte, ergriff ich eine kleine Pause des Gesprächs, neigte mich und ging weg.

Der Kaiser soll gesagt haben: „Man zahle sogleich fünfhundert Goldgulden an Benvenuto", und Der, der sie hinaustrug, fragte, wo der Diener des Papstes sei, der mit dem Kaiser gesprochen habe. Da zeigte sich Herr Durante und entwendete mir die fünfhundert Gulden. Ich beklagte mich darüber beim Papste, der mir sagte, ich sollte ruhig sein. Er wisse, wie gut ich mich bei meiner Unterredung mit dem Kaiser gehalten habe, und von dem Gelde solle mir gewiß mein Theil nicht fehlen.

Ich kehrte in meine Werkstatt zurück und arbeitete mit großer Sorgfalt, den Diamanten zu fassen. Da schickte mir der Papst die vier ersten Juweliere von Rom zu; denn man hatte ihm gesagt, der Stein sei durch den ersten Goldschmied der Welt, Meister Milano Targhetta in Venedig, gefaßt worden, und da der Diamant ein Wenig zart sei, so müsse man beim Fassen mit vieler Vorsicht zu Werke gehn. Unter diesen vier Meistern war

---

Milano Targhetta — Ausführlicheres über ihn und die von Cellini angewandten Mittel in dem 8. u. 9. Traktate „Vom Schliff des Diamanten" und „Wie den Diamanten die Tinte gegeben wird".

ein Mailänder, Cajo genannt, eine eingebildete Bestie. Was er am Wenigsten verstand, glaubte er eben am Besten zu verstehen. Die übrigen waren bescheidene und geschickte Leute. So fing denn auch der Cajo vor allen Andern an zu reden und sagte: „Bleibe ja bei der Folie des Milano! Denn vor der mußt Du die Mütze abnehmen. Beim Fassen ist es die größte Kunst, die rechte Folie zu finden. Milano ist der größte Juwelier, und das ist der gefährlichste Diamant."

Darauf versetzte ich: „Desto größer ist die Ehre, in einer solchen Kunst mit einem so trefflichen Manne zu wetteifern." Dann wendete ich mich zu den andern Meistern und sagte: „Seht, hier verwahre ich die Folie des Milano; ich will nun einige selbst versuchen und sehen, ob ich sie besser machen kann. Gelingt es mir nicht, so will ich diese wieder unterlegen." „Nun," sagte Cajo, „wenn Dir das geräth, so will ich gern selbst die Mütze abziehen."

Nun fing ich mit großem Fleiß an verschiedene Folien zu machen, deren Bereitung ich Euch an einem andern Orte lehren will. Gewiß ist es, dieser Diamant war der bedenklichste, der mir vor- und nachher in die Hand kam, und die Folie des Milano war trefflich gemacht; doch ließ ich nicht nach, schärfte die Werkzeuge meines Verstandes und erreichte jene nicht nur, sondern übertraf sie wirklich. Da ich nun meinen Vorgänger übertroffen hatte, ging ich darauf aus, mich selbst zu übertreffen, und es gelang mir, auf einem neuen Wege noch eine vollkommnere Folie zu finden.

Da ließ ich die Goldschmiede berufen und zeigte ihnen den Diamant mit der Folie des Milano und hernach mit der meinen; darauf sagte Rafael del Moro, der Geschickteste unter ihnen: „Benvenuto hat die Folie des Milano übertroffen!" Cajo wollte es nicht glauben, und kaum hatte er den Diamanten in der Hand, so rief er: „Der Stein ist zweitausend Dukaten mehr werth als vorher!" „Nun," versetzte ich, „da ich einen solchen Meister übertroffen habe, laßt sehen, ob ich mich selbst übertreffen kann!" Darauf bat ich, sie möchten einen Augenblick verziehen, ging auf meinen Altan und schob die andere Folie unter. Als ich den Stein zurückbrachte, rief Cajo: „So etwas habe ich in meinem Leben nicht gesehen; der Stein ist jetzt mehr als achtzehntausend werth, da wir ihn vorher nur auf zwölftausend geschätzt hatten." Die andern Goldschmiede sagten darauf: „Benvenuto ist die Ehre unserer Kunst, und wir müssen vor ihm und seinen Folien die Mütze wol abnehmen." Cajo sagte: „Jetzt will ich gleich zum

Papste gehen, er soll tausend Goldgulden für die Fassung zahlen." Auch lief er wirklich sogleich hin und erzählte Alles. Darauf schickte der Papst desselbigen Tages dreimal, ob der Ring nicht fertig wäre.

Um Dreiundzwanzig trug ich den Ring hinauf, und weil ich freien Eintritt hatte, so hub ich den Vorhang an der Thüre bescheiden auf. Ich sah den Papst mit dem Marchese del Guasto sprechen; sie schienen über gewisse Dinge nicht einig zu sein, und ich hörte den Papst sagen: „Es geht nun einmal nicht; ich muß neutral bleiben, sonst hab' ich nichts zu thun." Ich zog mich sogleich zurück; der Papst rief mich. Schnell trat ich hinein, und da ich ihm den schönen Diamant überreichte, zog er mich ein Wenig bei Seite, und der Marchese entfernte sich. Indem der Papst den Diamant ansah, sagte er leise: „Benvenuto, fange etwas mit mir zu reden an, das wichtig aussieht, und höre nicht auf, so lange der Marchese im Zimmer ist!" Nun ging er mit mir auf und ab; es gefiel mir, daß ich mich bei dieser Gelegenheit zeigen konnte, und ich fing nun an, dem Papst zu erzählen, wie ich mich benommen hatte, dem Diamant die schöne Folie zu geben.

Der Marchese lehnte sich zur Seite an die Tapeten und wiegte sich von einem Fuß auf den andern; nun hatte ich zu meinem Diskurs ein solches Thema, daß ich drei ganze Stunden hätte reden können, um es recht auszuführen. Der Papst hörte mir mit Vergnügen zu und schien die unangenehme Gegenwart des Marchese zu vergessen. Ich hatte denn auch in meinem Vortrag den Theil von Philosophie gemischt, der zu dieser Kunst nöthig ist, und hatte so beinahe eine Stunde gesprochen; endlich fing es an den Marchese zu verdrießen, und er ging bald erzürnt hinweg. Da erzeigte mir der Papst die vertrautesten Liebkosungen und sagte: „Sei nur fleißig, Benvenuto! Ich will Dich anders belohnen als mit den tausend Gulden, die mir Cajo vorgeschlagen hat."

Als ich weg war, lobte mich der Papst vor seinen Leuten, worunter denn auch Latino Juvenale sich befand. Der war nun mein abgesagter Feind geworden und suchte mir auf alle mög-

---

Marchese del Guasto — Alfonso d'Avalos. (B.)

Ich muß neutral bleiben — Die Unterredung muß sich auf die Absicht Karl's V. bezogen haben, den Papst für den seit Dezember 1536 in Piemont gegen die Truppen Franz' I. geführten Krieg zu gewinnen. Ein Waffenstillstand kam erst im November d. J. 1537 zu Stande. (Vgl. Leo's Geschichte von Italien, V. Bd. S. 172.)

liche Weise zu schaden. Als er sah, daß der Papst mit so vieler Neigung und Kraft von mir sprach, versetzte er: „Es ist kein Zweifel, Benvenute ist ein Mann von außerordentlichen Talenten, und es ist ihm nicht zu verargen, daß er von seinen Landsleuten vorteilhaft denkt; nur sollte er auch wissen, wie man von einem Papste spricht; denn es ist doch unvorsichtig, wenn er sagt, Klemens sei der schönste Fürst gewesen und dabei der würdigste, nur habe er leider kein Glück gehabt; bei Euer Heiligkeit sei es ganz umgekehrt, die Krone scheine sich auf Ihrem Haupte zu betrüben, man glaube nur einen gekleideten Strohmann zu sehen, und nur Ihr gutes Glück sei zu rühmen." Diese Worte brachte er mit einer so ungezwungenen Art vor, daß sie leider nur eine zu starke Wirkung thaten und der Papst ihnen Glauben beimaß, da ich sie doch weder jemals gesagt noch auch irgend so etwas gedacht hatte. Wäre es dem Papst möglich gewesen, mir mit Ehren etwas Unangenehmes zu erzeigen, so hätte er es wol gethan; aber als ein Mann von großem Geiste schien er darüber zu lachen. Dessenungeachtet behielt er einen unversöhnlichen Haß gegen mich, wie ich bald merkte; denn ich konnte nur mit großer Mühe in die Zimmer gelangen. Da sah ich nun als Einer, der an diesem Hofe viele Jahre gelebt hatte, wol ein, daß mir Jemand einen schlechten Dienst geleistet habe. Ich erkundigte mich auf geschickte Weise darnach und erfuhr die üble Nachrede, aber nicht den Urheber. Ich konnte mir auch damals nicht vorstellen, wer es gewesen sein könnte; hätte ich es gewußt, so hätte ich ihm die Rache mit dem Kohlenmaaße zugemessen.

Als das Büchelchen fertig war, brachte ich es dem Papst, der, als er es erblickte, sich nicht enthalten konnte, mich höchlich zu loben; darauf bat ich ihn, er möchte mich es auch, wie er es mir versprochen, hinbringen lassen. Er versetzte, ich hätte meine Arbeit gethan, und er wolle nun thun, was ihm gefiele. Und so befahl er, ich sollte gut bezahlt werden. Ich erhielt fünfhundert Goldgulden; so viel hatte ich ungefähr in zwei Monaten verdient, und alles Uebrige, was er mir versprochen hatte, war zu nichte. Man rechnete den Ring für hundertundfunfzig Gulden, das Uebrige war für das Büchelchen, woran ich mehr als tausend verdient hatte; denn die Arbeit war äußerst reich an Figuren, Laubwerk, Schmelz und Juwelen. Ich nahm eben, was ich haben konnte, und setzte mir vor, mit Gott Rom zu verlassen. Der

Mit dem Kohlenmaaße — „a misura di carboni"; also nicht „Kolbenmaaße", wie in einzelnen Ausgaben steht. (Vgl. die Textrevisten.)

Erinnerung des Geſanges der Vorzeit.*)

Aus Oſſian.

Rühr Saite, Du Sohn Alpin's, des Geſangs!
Wohnt Troſt in Deiner Harfe der Lüfte?
Geuß über Oſſian, den Traurigen, ſie,
Dem Nebel einhüllen die Seele!

Ich hör' Dich, Bard', in meiner Nacht;
Halt' an die Saite, die zitternde!
Der Wehmuth Freude gebühret Oſſian
In ſeinen braunen Jahren.

Gründorn auf dem Hügel der Geiſter,
Wehend das Haupt in Stimmen der Nacht,
Ich ſpüre ja Deinen Laut nicht,
Geiſtergewand nicht rauſchend im Laube Dir.

Oft ſind die Tritte der Todten
Auf Lüftchen im kreiſenden Sturm,
Wenn ſchwimmt von Oſten der Mond,
Ein blaſſer Schild ziehend den Himmel hindurch.

Ullin und Karril und Ryno,
Vergangene Stimmen der Tage vor Alters,
Hört' ich Euch im Dunkel von Selma,
Es erhübe die Seele des Lieds.

Nicht hör' ich Euch, Söhne des Geſangs;
In welcher Wohnung der Wolken iſt Eure Ruh?
Rührt Ihr die Harfe, die düſtre,
Gehüllt in Morgengrau,
Wo aufſteigt tönend die Sonne,
Von Wellen, die Häupter blau?

Darthula's Grabesgeſang.**)

Aus Oſſian.

Mädchen von Kola, Du ſchläfſt!
Um Dich ſchweigen die blauen Ströme Selma's;
Sie trauren um Dich, den letzten Zweig
Von Thrutil's Stamm!

*) Vgl. Macpherſon II, 299.
**) Vgl. Macpherſon II, 131.

Papst schickte Herrn Sforza, einen seiner Nepoten, mit dem Büchelchen zum Kaiser, der es sehr lobte und äußerst zufrieden war, auch sogleich nach mir fragte. Der junge Sforza, den man schon abgerichtet hatte, versetzte, wegen meiner Krankheit sei ich nicht selbst gekommen. Das erfuhr ich Alles wieder.

Achtes Kapitel.

Wunderbare Geschichte seines Knaben Ascanio. — Der Autor zieht mit Ascanio nach Frankreich und kommt über Florenz, Bologna und Venedig nach Padua, wo er sich einige Zeit bei dem nachherigen Kardinal Bembo aufhält. — Großmüthiges Betragen dieses Herrn gegen Cellini. — Dieser setzt bald seine Reise fort, indem er durch die Schweiz geht. — Mit großer Lebensgefahr schifft er über den Wallenstädter See. — Er besucht Genf auf seinem Wege nach Lyon, und nachdem er sich vier Tage in gedachter Stadt befunden, gelangt er glücklich nach Paris.

Indessen machte ich Anstalt, nach Frankreich zu gehen, und ich hätte die Reise wol allein unternommen, wäre nicht ein junger Mensch, Namens Ascanio, gewesen, der sich schon eine Zeit lang in meinen Diensten befand. Er war sehr jung und der beste Diener von der Welt. Er hatte vorher bei einem gewissen spanischen Goldschmied, Namens Francesco, gedient, und ich sagte ihm mehr als einmal, daß ich ihn nicht zu mir nehmen wollte, um mit seinem Meister nicht in Streit zu gerathen. Der Knabe, der aber nun einmal Verlangen zu mir hatte, trieb es so lange, bis mir sein Meister selbst ein Billet schrieb, worin er mir den Jungen willig überließ. So blieb er mehrere Monate bei mir und war mager und eingefallen; wir nannten ihn nur unser Aschen, und man hätte wirklich denken sollen, daß er alt sei; denn er diente vortrefflich, war so vernünftig, und kaum schien es möglich, daß Jemand im dreizehnten Jahre so viel Verstand haben könnte. In kurzer Zeit hatte sich der Knabe wieder erholt, und indem sein Körper zunahm, ward er der schönste Jüngling von Rom, und neben seinen übrigen Tugenden ward er auch in

---

Sforza — Sforza Sforza, Sohn Bosio's, Grafen von Santa Fiora, und von Konstanze Farnese, wurde später ein berühmter Feldherr im Heere Karl's V. — D.

Unser Aschen — „il vecchino".

der Kunst vortrefflich; ich liebte ihn wie meinen Sohn und hielt ihn auch so in der Kleidung. Als der Knabe sich wiederhergestellt sah, war er ganz entzückt über das Glück, das ihn in meine Hände geführt hatte, und ging oft, seinem Meister zu danken, der sich in dieser Sache hatte so willig finden lassen. Nun hatte der Meister eine schöne junge Frau; die sagte zum Knaben: „Wie bist Du nur so schön geworden?“ Darauf antwortete Askanio: „Es ist mein Meister, der mich schön, der mich aber auch gut gemacht hat.“ Das mochte dem Weibe gar nicht gefallen; und da sie es mit ihrem guten Rufe gar nicht genau nahm, mochte sie den Jüngling mit allerlei Liebreizungen an sich locken, die eben nicht die ehrbarsten waren, und ich merkte wol, daß er anfing, mehr als gewöhnlich seine ehemalige Meisterin zu besuchen.

Nun begab sich's, daß er eines Tages einen meiner Lehrbursche ohne Ursache geschlagen hatte, der sich, als ich nach Hause kam, darüber beklagte und versicherte, Askanio habe nicht die mindeste Ursache dazu gehabt. Darauf sagte ich zu Diesem: „Mit oder ohne Ursache sollst Du Niemand in meinem Hause schlagen, oder Du sollst sehen, wie ich Dich treffen will!“ Als er darauf etwas einwenden wollte, warf ich mich gleich über ihn her und versetzte ihm mit Fäusten und Füßen so rauhe Stöße, als er wol jemals gefühlt haben mochte. Sobald er nur aus meinen Händen zu entkommen wußte, floh er ohne Jacke und Mütze aus der Werkstatt, und ich wußte zwei Tage nicht, wo er war, auch bekümmerte ich mich nicht um ihn. Nach Verlauf derselben kam ein spanischer Edelmann zu mir, der Don Diego hieß und der liberalste Mann war, den ich je gekannt habe. Ich hatte für ihn einige Arbeiten vollendet und noch einige unter der Hand, so daß er mein großer Freund war. Er sagte mir, Askanio sei zu seinem alten Meister zurückgekehrt, und ich möchte doch so gut sein, ihm seine Mütze und Weste wiederzugeben. Ich antwortete, Meister Francesco habe sich übel betragen, und es sei dieses die rechte Art nicht; hätte er mir gleich angezeigt, daß Askanio sich in seinem Hause befinde, so hätte ich ihm gern den Abschied gegeben; da er ihn aber zwei Tage im Hause gehalten habe, ohne mir es anzuzeigen, so würde ich nicht leiden, daß er bei ihm bliebe, und sie sollten es nur nicht darauf ankommen lassen, daß ich ihn einmal dort erblickte. Alles das überbrachte Don Diego, und Francesco spottete nur darüber.

Liberalste — „liberale“, „gefällig“, „freundlich“, nicht etwa „freigebig“.

Den andern Morgen sah ich Askanio, der an der Seite seines Meisters einige Lappalien arbeitete. Er grüßte mich, da ich vorbeiging; der Meister aber schien mich beinahe zu verlachen und ließ mir durch Don Diego sagen, wenn mir's beliebte, so möchte ich Askanio die Kleider schicken, die ich ihm geschenkt hätte; thät' ich's auch nicht, so hätte es nichts zu sagen, Askanio solle doch Kleider finden. Darauf wendete ich mich zu Diego und sagte: „Mein Herr, ich habe keinen edlern und rechtschaffnern Mann gekannt als Euch, und davon ist der nichtswürdige Francesco gerade das Gegentheil; sagt ihm von meinetwegen, daß, wenn er mir vor der Nachtglocke nicht den Askanio hierher in meine Werkstatt bringt, so ermorde ich ihn ohne Umstände, und dem Askanio sagt, wenn er nicht in der bestimmten Stunde von seinem Meister weggeht, so soll es ihm gleichfalls übel bekommen!"

Ohne hierauf etwas zu antworten, ging Don Diego fort, richtete umständlich aus, was ich gesagt hatte, und Francesco erschrak dergestalt, daß er nicht wußte, was er thun sollte. Inzwischen hatte Askanio seinen Vater aufgesucht, der nach Rom gekommen war und, nachdem er den Handel erfuhr, dem Francesco gleichfalls rieth, den Askanio zu mir zu führen. Darauf sagte Francesco: „So gehe denn nur, Askanio! Dein Vater mag Dich begleiten!" Darauf versetzte Don Diego: „Francesco, ich befürchte irgend ein großes Unglück. Du kennst Benvenuto besser als ich; führe ihn sicher zurück! Ich gehe mit Dir." Indessen hatte ich mich zu Hause vorbereitet, ging in meiner Werkstatt auf und ab und erwartete den Schlag der Abendglocke, völlig entschlossen, die fürchterlichste Handlung meines Lebens zu begehen. Endlich traten herein Don Diego, Francesco, Askanio und der Vater, den ich nicht kannte; ich sah sie Alle mit einem fürchterlichen Blick an. Francesco, ganz blaß, sagte: „Siehe, hier ist Askanio, den ich bisher bei mir gehalten habe, ohne daß es meine Absicht war, Dir Mißvergnügen zu machen." Askanio sagte voll Ehrfurcht: „Meister, verzeiht mir! Ich bin hier, Alles zu thun, was Ihr befehlet." Darauf versetzte ich: „Bist Du gekommen, Deine versprochene Zeit bei mir auszuhalten?" „Ja," sagte er, „und ich will niemals wieder von Euch weichen." Darauf wendete ich mich und befahl dem Lehrburschen, den er geschlagen hatte, das Bündel Kleider zu holen; „hier ist," sagte ich zu As-

---

Lappalien — „pappolata", eigentlich eine Speise mit vieler magrer Brühe, nachher auf alle unbedeutenden Arbeiten, geistige wie mechanische, übertragen.

kanio, „was ich Dir geschenkt hatte; nimm zugleich Deine Freiheit und gehe, wohin Du willst!“ Don Diego, der ganz etwas Anderes erwartete, stund verwundert; indessen bat mich Askanio, ich möchte ihm verzeihen und ihn wiedernehmen; das Gleiche that der fremde Mann, der dabei stand. Ich fragte ihn, wer er sei; er sagte, daß er der Vater wär', und fuhr zu bitten fort; endlich versetzte ich: „Aus Liebe zu Euch mag's geschehen!“

Nun hatte ich mich, wie schon oben erwähnt ist, entschlossen, nach Frankreich zu gehen. Da der Papst mich nicht wie sonst mit günstigen Augen ansah, durch böse Zungen mein gutes Verhältniß gestört worden war und ich sogar befürchten mußte, daß es noch schlimmer werden könnte, so wollte ich ein besseres Land und mit Gottes Hilfe ein besseres Glück suchen und gedachte mich allein auf den Weg zu machen.

Als ich eines Abends meine Reise für den andern Morgen beschlossen hatte, sagte ich meinem treuen Felix, er sollte sich aller meiner Sachen bis zu meiner Rückkunft bedienen, und wenn ich außen bliebe, sollte Alles sein gehören. Nachher setzte ich mich noch mit einem Peruginer Gesellen aus einander, der mir geholfen hatte, die Arbeit für den Papst zu endigen; ich entließ ihn und bezahlte seine Arbeit; er aber bat mich, ich möchte ihn mit mir nehmen, er wolle die Reise auf seine Kosten machen. Nun war er freilich, wenn ich in Frankreich Arbeit finden sollte, der beste von den Italienern, die ich kannte, um mir zu helfen und beizustehen; da ließ ich mich denn überreden und nahm ihn mit auf die Bedingungen, die er mir vorgeschlagen hatte. Askanio, der bei diesem Gespräche gegenwärtig war, sagte halb weinend: „Ihr habt mich wiedergenommen; ich habe versprochen, lebenslang bei Euch zu bleiben, und das will ich auch thun.“ Ich sagte ihm, diesmal könne ich ihn nun nicht mitnehmen; darauf machte er Anstalt, mir zu Fuße zu folgen. Da ich diesen Entschluß sah, nahm ich ein Pferd auch für ihn, ließ ihn einen Mantelsack aufbinden, und so hatte ich mich viel mehr belästigt, als zuerst meine Absicht war.

So zog ich auf Florenz, nach Bologna, Venedig und von da nach Padua. Aus dem Wirthshause holte mich Herr Albertaccio del Bene, mein werther Freund. Den andern Tag ging ich, Herrn Peter Bembo die Hand zu küssen, der damals noch

---

Für den andern Morgen — Cellini reiste am 2. April 1537 von Rom ab.

Peter Bembo — Pietro Bembo (1470—1547), berühmter Gelehrter und Stilist, wurde 1539 von Paul III. zum Kardinal ernannt.

nicht Kardinal war; er empfing mich mit außerordentlichen Liebkosungen, dann wendete er sich zu Alberiaccio und sagte: „Benvenuto soll mit allen seinen Leuten bei mir wohnen, und wenn es hundert wären; auch Ihr bleibt nur gleich in meinem Hause! Denn auf andere Weise kann ich ihn Euch nicht überlassen.“ Und so genoß ich des Umgangs dieses trefflichsten Herrn.

Er hatte mir ein Zimmer eingeräumt, daß zu ehrenvoll für einen Kardinal gewesen wäre, und verlangte, daß ich beständig an Seiner Gnaden Seite speisen sollte; sodann zeigte er auf die bescheidenste Weise im Gespräche sein Verlangen, von mir abgebildet zu sein, und ich, der ich nichts mehr in der Welt wünschte, bereitete mir sogleich in ein Schächtelchen die weißeste Masse und fing an, diesen geistreichen Kopf mit so guter Art zu entwerfen, daß Ihro Gnaden ganz erstaunt darüber waren.

Nun war er in den Wissenschaften der größte Mann und außerordentlich in der Poesie; aber von meiner Kunst verstanden Seine Gnaden auch gar nichts, so daß Sie glaubten, ich wäre fertig, als ich kaum angefangen hatte, und ich konnte ihm nicht begreiflich machen, daß man viel Zeit brauche, um so etwas gut zu machen. Ich aber entschloß mich, so viel Zeit und Mühe anzuwenden, als ein solcher Mann verdiente; und da er einen kurzen Bart nach Venezianischer Art trug, hatte ich viele Noth, einen Kopf zu machen, der mir genug that. Doch ward ich endlich fertig, und es schien mir die schönste Arbeit, die ich jemals gemacht hatte, was meine Kunst betraf. Er aber war ganz verwirrt; denn er hatte geglaubt, ich würde das Modell in zwei Stunden und den Stempel vielleicht in zehn fertig machen; nun aber sah er wol, daß ich verhältnißmäßig über zweihundert brauchen würde und noch gar Urlaub nahm, nach Frankreich zu gehen. Da wußte er gar nicht, was er sagen sollte, und verlangte, daß ich nur noch zur Rückseite einen Pegasus innerhalb eines Myrtenkranzes abbilden sollte. Das that ich in drei Stunden, und die Arbeit sah sehr gefällig aus. Er war äußerst zufrieden und sagte: „Das Pferd scheint mir zehnmal schwerer zu machen als das Köpfchen, mit dem Ihr Euch so sehr gequält habt; ich kann die Schwierigkeit nicht einsehen.“ Dann bat er mich, ich sollte ihm doch noch die Stempel schneiden. „Ich weiß,“ sagte er, „Ihr macht das so geschwind, als Ihr nur wollt.“ Dagegen versetzte ich, daß ich

---

Als ich kaum angefangen hatte — Schon Brinckmann macht auf das Unwahrscheinliche dieser Unwissenheit eines in jeder Beziehung so hochgebildeten Mannes wie Bembo aufmerksam.

sie hier nicht machen könne; sobald ich aber irgendwo eine Werkstatt errichtete, sollte es nicht fehlen.

Mittlerweile hatte ich auch um drei Pferde gehandelt; er aber ließ alle meine Schritte beobachten, denn er stand zu Padua in dem größten Ansehen. Als ich nun die Pferde bezahlen wollte, die man mir um funfzig Dukaten überlassen hatte, sagte der Besitzer: „Trefflicher Mann, ich verehre Euch diese drei Pferde.“ Darauf antwortete ich: „Du verehrst sie mir nicht, und von Dem, der sie mir verehrt, darf ich sie nicht annehmen; denn ich habe ihm nichts leisten können.“ Darauf sagte der gute Mann: „Wenn Ihr diese Pferde nicht nehmt, so wird man Euch gewiß in Padua keine andern geben, und Ihr würdet genöthigt sein, zu Fuße wegzugehn.“ Darauf ging ich zu Herrn Pietro, der von nichts wissen wollte und mich aufs Freundlichste ersuchte, in Padua zu bleiben. Ich aber, der ich auf alle Weise fort wollte, war genöthigt, die Pferde anzunehmen, und so reiste ich weiter.

Ich nahm den Weg zu Land durch Graubündten; denn die übrigen waren wegen des Krieges nicht sicher. Wir kamen über den Berg Alba und Berlina nur mit großer Lebensgefahr; denn ob es schon der achte Mai war, lag noch ein außerordentlicher Schnee. Jenseit der Berge blieben wir in einem Orte, der, wenn ich mich recht erinnere, Wallenstadt hieß, und nahmen Quartier daselbst. Die Nacht kam ein Florentinischer Kurier zu uns, der sich Burbacca nannte; ich hatte von ihm vormals als von einem wackern Manne reden hören, der in seiner Profession sehr tüchtig sei; ich wußte aber nicht, daß er durch seine Schelmstreiche heruntergekommen war. Als er mich im Wirthehause erblickte, nannte er mich beim Namen und sagte zu mir, er gehe in wichtigen Geschäften nach Lyon, ich solle ihm Geld zur Reise borgen. Darauf antwortete ich: „Zum Verborgen habe ich kein Geld; wenn Ihr aber mit mir in Gesellschaft kommen wollt, so werde ich bis Lyon für Euch bezahlen.“ Darauf weinte der Schelm, verstellte sich aufs Beste und sagte, daß in wichtigen Angelegenheiten der Nation, wenn einem armen Kurier das Geld ausgehe, Unsereiner verbunden sei, ihm zu helfen. Ferner setzte er

---

Sollte es nicht fehlen — Aus der weiteren Erzählung geht nicht hervor, ob diese Arbeit vollendet ist.

Berg Alba — eine der ältesten Alpenstraßen. „Alba“ ist der Albulaberg, „Berlina“, bei Bianchi „Berlina“, der Bernina-Paß.

Wallenstadt — Ort im Kanton St. Gallen, am östlichen Ufer des Wallensees.

Burbacca — bei Bianchi Bufbocca (burbacco = Bütrieger).

hinzu, daß er die wichtigsten Dinge von Herrn Philipp Strozzi bei sich habe, zeigte mir eine lederne Kapsel eines Bechers und sagte mir ins Ohr, in diesem Becher sei ein Edelstein, viele tausend Dukaten an Werth, auch die wichtigsten Briefe von gedachtem Herrn. Darauf sagte ich, ich wollte ihm die Edelsteine in seine Kleider verbergen, wo sie sichrer wären als in diesem Becher; den Becher aber solle er mir lassen, der ungefähr zehn Scudi werth war, ich wollte ihm mit fünfundzwanzig dienen. Darauf versetzte er, wenn es nicht anders gehe, so wollte er mit mir kommen; denn es würde ihm nicht zur Ehre gereichen, wenn er den Becher zurückließe, und dabei blieb's.

Des Morgens zogen wir ab und reisten von Wallenstadt nach Wesen über einen See, der funfzehn Meilen lang ist. Als ich die Kähne des Sees erblickte, fürchtete ich mich; denn sie sind von Tannenholz, weder groß noch stark, noch verpicht; und wenn ich nicht in einem andern ähnlichen Schiffe vier deutsche Edelleute mit ihren vier Pferden gesehen hätte, so wär' ich lieber zurückgekehrt, als daß ich mich hätte bewegen lassen, einzusteigen. Ja, ich mußte denken, als ich die Bestialität jener Reisenden sah, daß die deutschen Wasser nicht ersäuften wie unsere italienischen.

Doch meine beiden jungen Leute sagten zu mir: „Benvenuto, es ist eine gefährliche Sache, mit vier Pferden in das Schiff zu steigen." Darauf versetzte ich: „Sehet Ihr nicht, Ihr feigen Memmen, daß jene vier Edelleute vor Euch eingestiegen sind und lachend fortfahren? Wenn der See statt Wasser Wein wäre, so würde ich sagen, sie reisen so lustig, um darin zu ersaufen; da es aber Wasser ist, so seid versichert, die Deutschen haben so wenig Lust, davon zu schlucken, als wir!"

Der See war funfzehn Miglien lang und ungefähr drei breit. An der einen Seite war ein hoher höhlenvoller Berg, an der andern das Ufer flach und grün. Als wir ungefähr vier Miglien zurückgelegt hatten, fing der See an stürmisch zu werden, so daß die Männer, welche ruderten, uns um Beistand anriefen, wir sollten ihnen an der Arbeit helfen; und so thaten wir eine Weile. Ich verlangte und deutete ihnen, sie sollten uns auf jene Seite

---

Philipp Strozzi — Philippo de Strozzi, namentlich seit dem Jahre 1533 Gegner der Medicis und Haupt der florentinischen Ausgewanderten, hatte sich auch gegen die Wahl Cosimo's wenigstens durch Palla de Ruccellai widersetzt und ward um diese Zeit in Bologna Truppen zu einem Angriff auf Florenz. (Leo. a. a. O., V. 416 ff.)

Funfzehn Miglien — Nach neueren Angaben ist der See 8½ deutsche Meilen lang, ½ bis 1 Stunde breit. Wesen liegt an der Westseite desselben.

bringen; sie aber behaupteten, es sei unmöglich, denn es sei nicht Wasser genug, das Schiff zu tragen, und es befänden sich dort einige Untiefen, an denen wir sogleich scheitern und Alle ertrinken würden; dann verlangten sie wieder, wir sollten ihnen rudern helfen, und riefen einander zu und ermunterten sich zur Arbeit. Da ich sie dergestalt verlegen sah, legte ich den Zaum meines braunen Pferdes um dessen Hals zurecht und faßte die Halfter mit der linken Hand. Sogleich schien es, als verstehe mich das Thier, wie sie denn manchmal sehr gescheit sind, und wisse, was ich thun wollte; denn ich hatte ihm das Gesicht gegen die frischen Wiesen gekehrt, und meine Absicht war, daß es schwimmend mich mit sich fortziehen sollte. In diesem Augenblick kam eine große Welle, welche über das Schiff schlug; Askanio schrie: „Barmherzigkeit, lieber Vater, helft mir!" und wollte sich an mir halten. Darauf zog ich meinen Dolch und sagte, sie sollten thun, was ich ihnen gezeigt habe; denn die Pferde würden *ihnen* ebenso gut das Leben retten, als *ich* auf diese Weise hoffte davonzukommen; wer sich aber an mir halten wollte, den würde ich umbringen. So fuhren wir in dieser Todesgefahr einige Miglien weiter. Ungefähr auf dem halben See fanden wir ein Wenig niedriges Ufer, wo man ausruhen konnte, und ich sah daselbst die vier deutschen Edelleute ausgestiegen. Als wir ein Gleiches zu thun verlangten, wollte der Schiffer es keineswegs zugeben. Darauf sagte ich: „Meine Kinder, nun ist es Zeit, etwas zu versuchen. Ziehet die Degen und zwingt sie, daß sie uns ans Land setzen!" Das erlangten wir mit großer Beschwerde; denn sie widersetzten sich, was sie konnten. Als wir aber ans Land gestiegen waren, mußten wir zwei Miglien einen Berg hinauf, schlimmer, als hätten wir über eine Leiter steigen sollen. Ich hatte ein schweres Panzerhemd an, starke Stiefeln, und es regnete, was Gott nur schicken konnte. Die Teufel von deutschen Edelleuten thaten Wunder mit ihren Pferden; aber die unsrigen taugten nicht dazu und wollten vor Anstrengung umkommen, als wir sie diesen beschwerlichen Berg hinaufzwingen mußten.

Als wir ein Wenig hinauf waren, strauchelte das Pferd des Askanio, das ein trefflicher Ungar war. Ein Wenig hinter ihm ging Burbacca, der Kurier, dem Askanio seinen Spieß zu tragen gegeben hatte. Als nun das Pferd fiel und sich überschlug, war der Schurke von Kurier nicht so behend, die Spitze wegzuwenden; das Pferd stürzte vielmehr darauf und stach sich den Hals durch und durch und blieb für todt liegen.

Mein anderer Geselle wollte seinem Rappen gleichfalls ein We-

nig helfen; aber er strauchelte gegen den See zu und hielt sich nur noch an einer dünnen Weinrebe. Das Thier trug ein paar Mantelsäcke, worin all mein Geld war; denn ich hatte es darein gethan, um es nicht bei mir zu tragen, und Alles, was ich nur von Werth mit mir führte, hatte ich dazugesteckt. Ich rief dem Jüngling zu, er solle sein Leben retten und das Pferd zum Henker fallen lassen. Der Sturz war über eine Miglie, der Fels hing über, und es mußte in den See fallen; und gerade da unten hatten unsere Schiffer angelegt, so daß, wenn das Pferd fiel, so stürzte es ihnen auf den Hals.

Ich war Allen voraus; wir sahen das Pferd straucheln und arbeiten, und es schien, als wenn es gewiß zu Grunde gehen müßte. Ich sagte aber zu meinen Gesellen: „Bekümmert Euch um nichts! Wir wollen uns retten und Gott für Alles danken; nur jammert mich der arme Burbacca, der seine Edelsteine auch auf dem Pferde hat in seinem Becher, die einige tausend Dukaten werth sind; er hat sie an den Sattel gebunden und glaubte, da seien sie am Sichersten; das Meinige ist nicht viel über hundert Scudi, und ich fürchte nichts auf der Welt, wenn ich die Gnade Gottes habe." Burbacca versetzte: „Ums Meine ist mir's nicht, wohl aber ums Eure." Da sagte ich zu ihm: „Warum betrübst Du Dich um mein Weniges und nicht um Dein Vieles?" Voller Verdruß versetzte er darauf: „In Gottes Namen, da wir einmal in solchen Umständen und in solcher Lage sind, so muß ich die Wahrheit sagen. Ich weiß recht gut, daß Eures wahrhafte Thaler sind; aber in meinem Becherfutteral, das so viel erlogner Juwelen enthalten sollte, ist nichts als Kaviar." Da ich das hörte, mußte ich lachen; meine Gesellen lachten auch, und er weinte. Das Pferd half sich aber, weil es sich selbst überlassen war, und so kamen unter dem Lachen unsere Kräfte wieder, und wir stiegen weiter bergauf.

Die vier deutschen Edelleute, welche eher als wir auf den Gipfel dieses steilen Berges gekommen waren, schickten einige Personen, uns zu helfen, so daß wir endlich bei dem allereinsamsten und wildesten Wirthshause ankamen, durchweicht, müde und hungrig. Man nahm uns freundlich auf; wir ruhten aus, trockneten uns und stillten unsern Hunger; auch wurden dem verwundeten Pferde gewisse Kräuter aufgelegt. Man zeigte uns eine solche Pflanze, die häufig an Zäunen wuchs, und sagte uns, daß, wenn wir die Wunde immer damit vollstopften, das Pferd nicht allein heilen, sondern uns auch indessen dienen würde, als wenn es kein weiteres Uebel hätte. Wir befolgten den Rath, dankten

den Edelleuten und reiseten weiter, recht wohl wieder hergestellt. So zogen wir hin und priesen Gott, daß er uns aus so großer Gefahr gerettet hatte.

Nun kamen wir in eine Stadt jenseit Wesen, wo wir die Nacht ruhten und alle Stunden einen Wächter hörten, der recht angenehm sang; weil aber daselbst die Häuser alle von Fichtenholz sind, so enthielt das Lied gar nichts Anders, als daß man aufs Feuer Acht haben sollte. Burbacca war noch vom Tage her in schreckhafter Bewegung und schrie im Traume: „O Gott, ich ersaufe!" und da er sich außer dem Schrecken des vergangenen Tages noch des Abends betrunken hatte, weil er es mit den Deutschen aufnehmen wollte, rief er manchmal: „Ich brenne!" Manchmal wieder glaubte er in der Hölle zu sein mit dem Kaviar am Halse. So hatten wir eine sehr lustige Nacht, und alle unsere Noth war in Lachen verkehrt.

Des Morgens stiegen wir beim schönsten Wetter auf und hielten Mittag in einem fröhlichen Oertchen, Lachen genannt, wo wir trefflich bewirthet wurden. Darauf nahmen wir Führer, die eben nach einer Stadt zurückkehrten, welche Zürich heißt. Der Bote, der uns führte, ritt auf einem Damm, über den das Wasser ging, so daß der bestialische Führer strauchelte und mit dem Pferde ins Wasser stürzte. Ich war gerade hinter ihm, hielt mein Pferd an und sah die Bestie aus dem Wasser kommen. Er fing wieder an zu singen, als wenn nichts gewesen wär', und machte mir ein Zeichen, daß ich ihm folgen sollte; ich warf mich aber auf die rechte Hand, durchbrach gewisse Zäune, und so führte ich meine Leute und den Burbacca.

Der Bote schrie und rief mir auf deutsch, wenn die Leute mich sähen, so würden sie mich todtschlagen. So ritten wir weiter und kamen auch durch diesen Sturm. Wir gelangten nach Zürich, einer wundernswürdigen Stadt, so nett wie ein Edelstein; wir ruhten daselbst einen ganzen Tag. Des andern Morgens machten wir uns bei Zeiten auf und kamen in eine andere schöne Stadt, die Solothurn heißt, und gelangten ferner nach Lausanne, Genf und Lyon. Daselbst ruhten wir vier Tage. Wir waren singend und lachend hingekommen. Ich ergetzte mich sehr mit einigen meiner Freunde, und man bezahlte mir die Kosten, die ich gehabt hatte. Am Ende von vier Tagen nahm ich meinen Weg

---

Eine Stadt jenseit Wesen — vermuthlich Schänis oder Uznach.
Lachen — an südlichsten Theile des Züricher See's.

Wann erstehst Du wieder in Deiner Schönheit,
Schönste der Mädchen in Erin?
Du schläfst im Grabe langen Schlaf,
Dein Morgenroth ist ferne.

Nimmer, o nimmer kommt Dir die Sonne
Weckend an Deine Ruhestätte: „Wach' auf!
Wach' auf, Darthula!
Frühling ist draußen,
Die Lüfte säuseln,
Auf grünen Hügeln, holdseliges Mädchen,
Weben die Blumen! Im Hain wallt sprießendes Laub!"

Auf immer, auf immer, so weiche denn, Sonne,
Dem Mädchen von Kola! Sie schläft;
Nie erstehst sie wieder in ihrer Schöne,
Nie siehst Du sie lieblich wandeln mehr.

Aus einer Uebertragung des Hohen Liedes.*)

1775.

I. Küß er mich den Kuß seines Mundes! Trefflicher ist Deine Liebe denn Wein. Welch ein süßer Geruch Deine Salbe! Ausgegossene Salb' ist Dein Name, drum lieben Dich die Mädchen. Reuch mich! Laufen wir doch schon nach Dir! Führte mich der König in seine Kammer, wir sprängen und freuten uns in Dir. Priesen Deine Lieb' über den Wein. Lieben Dich doch die Edlen all'!

II. Setze mich wie ein Siegel auf Dein Herz, wie ein Siegel auf Deinen Arm! Denn stark wie der Tod ist die Liebe; Eifer gewaltig wie die Hölle. Ihre Gluth Feuergluth, eine treffende Flamme. Viel Wasser können die Liebe nicht löschen, Ströme sie nicht ersäufen. Böt' Einer all sein Hab und Gut um Liebe, man spottete nur sein.

*) Vgl. A. Schöll, „Briefe und Aufsätze von Goethe ꝛc." S. 155. — Der Herausgeber theilt aus einem Manuskript von 10 Quartseiten, das 31 Lieder enthält, die zum Theil nur in kurzen Sätzen, zum Theil in größeren Stücken bestehen, nur das erste und letzte mit, in denen man leicht Kap. I, V. 1—5 und VIII, V. 6—7 des „Hohen Liedes" wiedererkennen wird.

nach Paris. Das war eine angenehme Reise, außer daß in der Gegend von Palissa uns eine Bande Räuber anfiel, von der wir uns mit nicht geringer Tapferkeit losmachten; von da aber reisten wir nach Paris ohne irgend ein Hinderniß, und immer lachend und singend gelangten wir in Sicherheit.

Neuntes Kapitel.

Undankbares Betragen Rosso des Malers. — Der Autor wird dem König Franz I. zu Fontainebleau vorgestellt und sehr gnädig empfangen. — Der König verlangt, ihn in Dienste zu nehmen; er aber, da ihn eine schwere Krankheit heimsucht, müßtäät sich in Frankreich und kehrt nach Italien zurück. — Große Gefälligkeit des Kardinals von Ferrara gegen den Autor. — Was ihm auf dem Wege zwischen Lyon und Ferrara begegnet. — Der Herzog nimmt ihn freundlich auf. — Er kommt nach Rom zurück, wo er seinen treuen Diener Felig wiederfindet. — Merkwürdiger Brief des Kardinals von Ferrara über das Betragen des Kardinals Gaddi. — Er wird fälschlich von einem Gesellen angeklagt, als wenn er einen großen Schatz von Edelsteinen besitze, den er damals entwandt, als ihm der im Kastell belagerte Papst die Kronen auszubrechen gegeben. — Er wird gefangen genommen und auf die Engelsburg gebracht.

Als ich ein Wenig ausgeruhet hatte, ging ich, Rosso den Maler aufzusuchen, der sich im Dienste des Königs Franziskus befand. Ich hielt diesen Mann für meinen größten Freund auf der Welt; denn ich hatte ihm in Rom alle Gefälligkeit erzeigt, die ein Mensch von dem andern erwarten kann; und weil sich mit kurzen Worten erzählen läßt, was er mir für Verbindlichkeit schuldig war, so will ich nicht verfehlen, es anzuzeigen und die Undankbarkeit eines heimtückischen Freundes öffentlich darstellen. Als er in Rom war, hatte er so viel Uebles von den Werken des Rafael von Urbino gesagt, daß die Schüler dieses trefflichen Mannes ihn auf alle Weise ermorden wollten; davon errettete ich ihn und bewachte ihn Tag und Nacht mit der größten Müh'. Ferner hatte er auch von Herrn Antonio von St. Gallo, einem

---

Palissa — „La Palice".

Antonio von St. Gallo — Antonio di Bartolommeo Picconi aus Florenz, universalisch Talenten, unter denselben Architekt, war in Rom von seinen mütterlichen Oheimen Giuliano und Antonio de' Giamberti da San Gallo in dieser Kunst unterrichtet, von denen er auch den Beinamen San Gallo erhielt. (B.)

herrlichen Architekten, Böses gesprochen, der ihm dagegen eine Arbeit nehmen ließ, die ihm Herr Agnolo von Cesi aufgetragen hatte; und so fuhr gedachter Meister gegen Rosso fort zu handeln, daß er bald vor Hunger umgekommen wäre; deswegen borgte ich ihm manche zehn Scudi, um zu leben, die ich noch nicht wieder erhalten hatte.

Nun, da ich wußte, daß er im Dienste des Königs war, ging ich, ihn, wie gesagt, zu besuchen, nicht sowol um mein Geld wieder zu haben, als weil ich hoffte, er solle mir helfen und beistehen, daß ich in den Dienst des großen Königs käm'. Als der Mann mich erblickte, verwirrte er sich sogleich und sagte: „Benvenute, Du hast auf diese Reise zu großes Geld verwendet, besonders gegenwärtig, wo man an den Krieg denkt und nicht an Possen, wie wir machen können." Darauf versetzte ich, ich habe so viel Geld mitgebracht, um wieder nach Rom auf eben die Weise zurückzukehren, wie ich nach Paris gekommen sei; ich habe für meine Müh' mit ihm eine andere Begegnung erwartet, und fast fange ich an zu glauben, daß Herr Antonio von St. Gallo wahr von ihm gegen mich geredet habe. Er wollte darauf meine Worte in Scherz verkehren; denn er merkte, daß er sich vergangen hatte. Ich zeigte ihm einen Wechselbrief von fünfhundert Scudi auf Ricardo del Bene. Da schämte sich der Bösewicht und wollte mich gleichsam mit Gewalt festhalten; ich aber lachte ihn aus und ging mit einem andern Maler weg, der eben gegenwärtig war; er hieß Sguazzella, war auch ein Florentiner, und ich wohnte in seinem Hause mit drei Pferden und Dienern für ein Gewisses die Woche. Er verköstigte mich gut, und ich bezahlte ihn noch besser.

Darauf suchte ich den König zu sprechen, bei welchem mich ein gewisser Herr Julian Buonaccorsi, sein Schatzmeister, einführte. Ich eilte nicht damit, denn ich wußte nicht, daß Rosso sich mit allem Fleiß bemühte, mich von einer Unterredung mit dem König abzuhalten. Da aber Herr Julian dieses bemerkte, führte er mich schnell nach Fontainebleau und stellte mich vor den König, der mir eine ganze Stunde die gnädigste Audienz gab; und weil er eben im Begriff war, nach Lyon zu gehen, sagte er zu Herrn Julian, er solle mich mit sich nehmen; unterwegs wolle man von einigen schönen Werken sprechen, die Seine Majestät in Gedanken habe. So zog ich im Gefolge des Hofes nach und unter-

Possen, wie wir machen können — „bajonate", d. h. „bagatelle", geringfügige Dinge. (B.)

weges wartete ich dem Kardinal von Ferrara beständig auf, der damals den Hut noch nicht hatte. Dieser ließ sich alle Abend in große Unterredungen mit mir ein und sagte einsmals, ich möchte in Lyon in einer seiner Abteien bleiben, wo ich vergnügt leben könne, bis der König aus dem Krieg zurückkomme; er selbst gehe nach Grenoble, und in seiner Abtei zu Lyon sollte ich alle Bequemlichkeiten finden. Als wir in dieser Stadt anlangten, war ich krank geworden, und mein Geselle Askanio hatte das viertägige Fieber, so daß mir die Franzosen und ihr Hof äußerst zuwider waren und ich die Zeit nicht erwarten konnte, wieder nach Rom zu kommen.

Als der Kardinal meine feste Entschließung sah, wieder zurückzukehren, gab er mir so viel Geld, daß ich ihm in Rom ein Becken und einen Becher von Silber machen sollte; und so reisten wir fort auf den besten Pferden.

Als wir über die Gebirge des Simplon's kamen, gesellte ich mich zu gewissen Franzosen, mit denen wir eine Zeit lang reisten, Askanio mit seinem viertägigen und ich mit einem geheimen Fieber, das mich nicht einen Augenblick zu verlassen schien. Ich hatte mir den Magen so verdorben, daß ich kaum ein ganzes Brot die Woche verzehren mochte. Aeußerst verlangte ich, nach Italien zu kommen. Ich wollte in meinem Vaterlande und nicht in Frankreich sterben. Als wir den Berg Simplon zurückgelegt hatten, fanden wir einen Fluß nahe bei einem Ort, der Isdevedro hieß; das Wasser war sehr breit und tief, und darüber ging ein langer, schmaler Steg ohne Geländer. Des Morgens war ein starker Reif gefallen, und ich befand mich vor allen Andern an der Brücke. Ich sah, wie gefährlich sie war, und befahl meinen Gesellen, sie sollten absteigen und ihre Pferde an der Hand führen. So kam ich glücklich über die Brücke und ging mit einem der Franzosen, der ein Edelmann war, im Gespräch begriffen, weiter fort. Der andere, ein Notarius, war noch zurück und spottete über den Edelmann und mich, daß wir uns aus leerer Furcht die Mühe gegeben hätten, zu Fuße zu gehen. Da wendete ich mich, und als ich ihn mitten auf der Brücke sah, bat ich ihn, er möchte sachte kommen, denn er sei auf einer sehr gefährlichen Stelle. Dieser Mensch, der seine französische Natur

---

Den Hut noch nicht hatte — Hippolyto da Este wurde 1542 Kardinal durch den Papst Paul III.

Fluß nahe bei Isdevedro — die Doveria; nach Bianchi heißt der Ort „Indevedro".

nicht ablegen konnte, sagte mir in seiner Sprache, ich sei ein Mann von wenig Herz, hier sei gar keine Gefahr. Indessen er diese Worte sprach, wollte er das Pferd ein Wenig anspornen, das sogleich strauchelte und neben einen großen Stein fiel. Weil aber Gott sich oft der Narren erbarmet, so that diese Bestie mit der andern Beine, seinem Pferde, einen großen Sturz, beide unters Wasser. Als ich das sah, eilte ich und lief und sprang mit großer Beschwerlichkeit auf den Felsen, hing mich an denselben und erwischte den Zipfel eines Oberrocks, den der Mann anhatte; daran zog ich ihn herauf, als er schon ganz vom Wasser bedeckt war. Er hatte viel geschluckt, und wenig fehlte, so wär' er ersoffen. Als ich ihn außer Gefahr sah, bezeigte ich ihm meine Freude, ihm das Leben gerettet zu haben; aber er antwortete mir auf französisch und sagte, er danke mir nicht dafür; seine Schriften seien die Hauptsache, die manche zehn Scudi werth wären. Er sagte das gleichsam im Zorn, ganz durchweicht, sprudelnd und triefend. Da wendete ich mich zu einigen Boten, die wir bei uns hatten, und verlangte, sie sollten der Bestie helfen, ich wolle sie bezahlen. Einer davon bemühte sich recht eifrig und fischte ihm seine Schriften wieder auf, so daß nichts verloren ging; der andere aber wollte auf keine Weise zugreifen, so daß er auch keine Bezahlung verdiente.

Nachdem wir an obgedachtem Orte angekommen waren, zog ich nach Tische die Börse, die wir gemeinschaftlich gemacht hatten, aus der ich die Auslage bestritt, und gab dem Boten, der Jenem beigestanden hatte, einiges Geld aus diesem gemeinschaftlichen Beutel. Da verlangte aber der Notarius, ich sollte den Mann von dem Meinigen bezahlen und ihm aus der Kasse nicht mehr als den ausgemachten Botenlohn reichen. Darauf schimpfte ich ihn aber wacker aus. Bald darauf trat der andere Bote vor mich, der gar nichts gethan hatte, und verlangte, daß ich ihn auch bezahlen sollte. Ich sagte darauf: „Jener verdient den Lohn, der das Kreuz getragen hat;" er antwortete, er wollte mir bald ein Kreuz zeigen, bei dem ich weinen sollte; ich versetzte, daß ich ihm zu dem Kreuz eine Kerze anzünden wolle, wobei er wol zuerst weinen würde. Wir waren auf der Grenze zwischen dem Venezianischen und Deutschen; so lief er nach Leuten und kam mit ihnen, einen großen Spieß in der Hand. Ich saß auf

---

Die Börse, die wir gemeinschaftlich gemacht hatten — „Faro una borsa commune", gemeinschaftliche Kasse machen, während bei uns „Börse" nur beschränkt für „Kasse" gebraucht wird.

meinem guten Pferde und öffnete die Pfanne meiner Büchse. Darauf wendete ich mich zu meinen Gesellen und sagte: „Diesen bring' ich zuerst um, und Ihr Andern thut Eure Schuldigkeit! Denn das sind Straßenräuber, welche nur diesen geringen Anlaß ergreifen, uns zu überfallen."

Der Wirth, bei dem wir gegessen hatten, rief einen von den Anführern, einen Alten, und bat ihn, er möchte einem so großen Uebel vorbeugen; „denn," sagte er, „das ist ein tapfrer junger Mann, und bis Ihr ihn in Stücken haut, bringt er einen Theil von Euch um. Vielleicht entwischt er Euch gar und schießt den Boten todt." Da ward Alles ruhig, und der Alte, ihr Anführer, sagte zu mir: „Gehe in Frieden! Du würdest mit uns zu thun haben, und wenn Du Hundert bei Dir hättest." Ich wußte wohl, daß er die Wahrheit sagte; denn ich war schon entschlossen und hatte mich für todt gegeben; da ich aber nichts weiter Schimpfliches vernahm, schüttelte ich den Kopf und sagte: „Ich würde mein Möglichstes gethan haben, um Euch zu zeigen, daß ich ein lebendiges Geschöpf und ein Mensch sei." Darauf reisten wir weiter. Abends in der ersten Herberge zahlten wir unsere Kasse, und ich trennte mich von dem bestialischen Franzosen; mit dem andern aber, dem Edelmann, hielt ich Freundschaft und kam mit meinen drei Pferden allein nach Ferrara.

Sobald ich abgestiegen war, ging ich an den Hof des Herzogs, um Seiner Excellenz aufzuwarten; denn ich wollte Morgens nach Loreto verreisen. Ich wartete bis zwei Stunden in der Nacht; da erschien der Herzog und empfing mich aufs Gnädigste. Er befahl, als er zur Tafel ging, man solle mir auch das Handwasser reichen. Darauf antwortete ich aufs Anmuthigste: „Gnädigster Herr, es sind über vier Monate, daß ich weniger gegessen habe, als man zum Lebensunterhalt nöthig glauben sollte; deswegen weiß ich wohl, daß mich auch selbst die königlichen Speisen Ihrer Tafel nicht stärken würden; erlauben Sie mir unterdessen, daß ich mich mit den Ihrigen unterhalte, und vielleicht haben wir Beide davon mehr Vergnügen, als wenn ich an der Tafel säß'." So fingen wir das Gespräch an, das bis fünf Uhr dauerte; dann beurlaubte ich mich, ging zu meinem Wirthshause und fand einen trefflichen Tisch, den der Herzog mir hatte von seinen Speisen ablegen lassen, dabei viel guten Wein. Da ich nun mehr als

---

Du würdest mit uns zu thun haben — „che tu non faresti un' insalata", sprichwörtlicher Ausdruck für „nichts erreichen".

Aufs Anmuthigste — „piacevolmente".

zwei Stunden meine gewöhnliche Tischzeit ausgesetzt hatte, aß ich mit großem Appetit, das erste Mal seit vier Monaten.

Morgens verreiste ich zur heiligen Mutter von Loreto, und als ich daselbst meine Andacht verrichtet hatte, ging ich nach Rom, wo ich meinen getreuen Felix fand, dem ich meine Werkstatt mit allem Geräthe und Zierrathen überließ und eine andere, weit größer und geräumiger, neben Suzarell, dem Parfümeur, eröffnete. Und weil ich dachte, der große König Franziskus würde sich meiner nicht weiter erinnern, nahm ich mehrere Arbeiten von vielen Herren an und arbeitete indessen an dem Becher und Becken, die ich für den Kardinal von Ferrara unternommen hatte.

Viele Gesellen arbeiteten bei mir, ich hatte viel in Gold und Silber zu thun. Indessen bekam ich mit meinem Peruginer Gesellen Verdruß, der mir Alles, was er auf seine Kleidung und sonstige eigene Bedürfnisse verwendet hatte, auf meine Rechnung schrieb, so daß er mir mit den Reisekosten ungefähr siebenzig Scudi schuldig war. Wir hatten ausgemacht, er solle sich deswegen drei Scudi monatlich abziehen lassen, da ich ihn mehr als acht Scudi verdienen ließ. Nach Verlauf von zwei Monaten ging dieser Schelm aus meiner Werkstatt, ließ mich mit vieler Arbeit beladen und sagte, er wolle mir nichts weiter zahlen. Deshalb rieth man mir, ihn gerichtlich zu belangen; ich aber hatte mir in den Kopf gesetzt, ihm einen Arm abzuhauen, und ich hätte es auch gewiß gethan; doch meine Freunde sagten, es wäre nicht gut; ich verlör' mein Geld und vielleicht Rom noch einmal, denn die Wunden lassen sich nicht abmessen, und ich könne ihn ja auf seine Schrift, die ich in Händen habe, sogleich einstecken lassen. Ich folgte ihrem Rathe, aber ich wollte die Sache großmüthiger behandeln; ich klagte auf meine Schuld vor dem Auditor der Kammer und gewann den Prozeß, nachdem er verschiedene Monate gedauert hatte; dann ließ ich den Burschen ins Gefängniß bringen.

Meine Werkstatt war nun mit den größten Arbeiten beladen; unter Andern hatte ich allen Schmuck von Gold und Edelsteinen für die Gemahlin des Herrn Hieronymus Orsino in der Arbeit; Dieser war der Vater Herrn Paul's, der gegenwärtig

---

Ging ich nach Rom — im Dezember 1537.

Hieronymus Orsino — Girolamo Orsini, Herr von Bracciano, war vermählt mit Francesca Sforza, Tochter Bosso's, Grafen von Santa Fiore. Deren Sohn, Paolo Giordano, 1560 zum Herzog von Bracciano ernannt, heirathete Isabella, Tochter Cosmo's I. von Medici.

Schwiegersohn unsers Herrn Herzogs Cosmus ist. Diese Werke waren sämmtlich dem Ende nah, und immer wuchsen mir neue zu. Ich hatte acht Arbeiter und mußte noch vier anstellen, und so arbeitete ich der Ehre und des Nutzens wegen Tag und Nacht.

Indessen ich nun so aufs Eifrigste meine Arbeiten zu befördern bemüht war, erhielt ich einen Brief, den mir der Kardinal Ferrara aus Frankreich mit besonderer Eile schickte, des Inhalts:

„Benvenuto, lieber Freund! In diesen vergangenen Tagen hat sich der große allerchristlichste König Deiner erinnert und Dich abermal in seine Dienste begehret; worauf ich ihm antwortete, Du habest mir versprochen, daß Du, sobald ich Dich zum Dienst Seiner Majestät verlangte, sogleich kommen wolltest. Seine Majestät antwortete darauf: „„Ich will, man soll ihm so viel Geld schicken, als ein Mann seinesgleichen zu einer bequemen Reise braucht.““ Darauf befahl er dem Admiral, er solle mir tausend Goldgulden aus dem Schatz der Ersparnisse zahlen lassen. Bei dieser Unterredung war auch Kardinal Gaddi zugegen, der sogleich hervortrat und sagte, ein solcher Befehl sei nicht nöthig, denn er habe Dir Geld genug angewiesen, und Du müßtest auf dem Wege sein. Verhielte sich nun die Sache nicht so, Du hättest kein Geld erhalten, wärest nicht unterwegs, und es wäre Dir von Allem keine Nachricht zugekommen, sondern es wäre eine bloße Aufschneiderei des Kardinals, um zu zeigen, daß er sich auch um geschickte Leute bekümmere, nach denen der König fragt, wie ich fast glaube: so antworte mir, sobald Du meinen Brief empfängst, der die reine Wahrheit enthält, damit ich ein ander Mal, wenn ich vor diesen großen König komme, in Gegenwart des Prahlhansen das Gespräch nach und nach auf Dich leiten und sagen kann, daß Du das Geld, welches Dir der Kardinal Gaddi geschickt haben wolle, nicht erhalten hast, daß Du nicht auf der Reise, sondern in Rom bist. Es wird sich zeigen, daß der Kardinal dies Alles nur aus Eitelkeit gesagt hat, und ich will einen neuen Befehl an den Admiral und den Schatzmeister auswirken, daß Du das Geld zur Reise, welches Dir der großmüthige König zugedacht hat, endlich erhalten mögest."

Nun mag die Welt bedenken, was ein unzünftiges Geschick über uns Menschen vermag! Ich hatte nicht zweimal in meinem

---

Verhielte sich nun die Sache nicht so — Der von dieser Stelle ab folgende Theil des Briefes bis zum Schluß fehlt fast ganz bei Bianchi, dessen Text übrigens auch schon im Vorigen die und da von dem obigen abweicht.

Leben mit dem närrischen Kardinälchen Gaddi gesprochen, und er prahlte auch diesmal nicht, um mir Schaden zu thun, sondern es war eine Wirkung seines leeren und unzeschickten Gehirns, weil es auch scheinen sollte, als bekümmere er sich um talentreiche Leute, die der König in seinen Dienst wünschte; er wollte darin dem Kardinal von Ferrara gleichen. Wenn er nur nachher so klug gewesen wär' und mir den Vorfall gemeldet hätte, so würde ich doch, um so einen dummen Strohmann nicht stecken zu lassen, aus Patriotismus irgend eine Entschuldigung gefunden und seiner thörichten Prahlerei einigermaßen nachgeholfen haben. Sobald ich den Brief des hochwürdigsten Kardinals von Ferrara erhielt, antwortete ich sogleich, mir sei vom Kardinal Gaddi nichts in der Welt bekannt, und wenn er mich auch hätte bereden wollen, so würde ich mich ohne Vorwissen Seiner Hochwürden Gnaden nicht aus Italien bewegt haben, besonders da ich in Rom mehr Arbeit als jemals finde; indessen würde ich mich auf ein Wort Seiner allerchristlichsten Majestät, das mir durch so einen Herrn zukäm', sogleich auf den Weg machen und alles Andere bei Seite werfen.

In dieser Zeit dachte mein Geselle von Perugia, der Verräther, eine Bosheit aus, die ihm auch sehr gut gelang. Denn er erregte den Geiz des Papstes Paul Farnese oder vielmehr seines natürlichen Sohnes, den man damals Herzog von Castro nannte. Nun ließ mein gedachter Geselle einem der Sekretarien des Herrn Peter Ludwig merken, daß er, da er mehrere Jahre bei mir gearbeitet habe, wohl wisse und sich verbürgen könne, daß ich ein Vermögen von achtzigtausend Dukaten besitze, davon der größte Theil in Juwelen bestehe, die eigentlich der Kirche angehörten; denn ich habe sie damals bei der Verheerung Rom's im Kastell Sankt Angelo bei Seite gebracht. Sie sollten mich nur einmal schnell und ohne Geräusch wegfangen lassen.

Ich hatte einmal eines Morgens sehr früh über drei Stunden an obgedachtem Brautschmucke gearbeitet, und indeß man meine Werkstatt eröffnete und kehrte, warf ich meine Jacke über, um mir ein Wenig Bewegung zu machen. Ich ging durch Strada Julia und wandte mich an der Ecke nach der Chiavica um; da

---

Kardinälchen — „Cardinalaccio".

Herzog von Castro — Nach Ree (a. a. O., V. 449) machte Paul III. seinen Sohn erst 1538 nach der Zusammenkunft mit Karl V. in Nizza zum Herzog von Castro, während Bianchi hierfür das Jahr 1539 angiebt, wo Paul III. noch nicht Papst war.

begegnete mir Krispin, der Bargell, mit seiner ganzen Häscherei und sagte: „Du bist ein Gefangener des Papstes!“ Darauf antwortete ich: „Krispin, Du irrst Dich in der Person!“ „Nein,“ versetzte er, „Du bist der brave Benvenuto, ich kenne Dich recht gut; ich habe Dich nach Kastell Sankt Angelo zu führen, wohin treffliche Männer und Herren Deinesgleichen zu geben pflegen.“

Da nun hierauf viele seiner Leute sich auf mich warfen und mir mit Gewalt einen Dolch von der Seite und einige Ringe vom Finger reißen wollten, sagte er zu ihnen: „Keiner unterstehe sich, ihn anzurühren! Genug, daß Ihr Eure Schuldigkeit thut und ihn nicht entwischen laßt!“ Dann trat er zu mir und verlangte mit höflichen Worten meine Waffen. Als ich sie ihm gab, fiel mir ein, daß ich an derselben Stelle den Pompeo ermordet hatte. Darauf führten sie mich ins Kastell und schlossen mich in eins der Zimmer oben auf den Thurm. Das war das erste Mal, daß ich das Gefängniß schmeckte, und war eben siebenunddreißig Jahr alt.

Zehntes Kapitel.

Herr Peter Ludwig, des Papstes natürlicher Sohn, in Hoffnung, gedachten Schatz zu erhalten, überredet seinen Vater, mit der äußersten Strenge gegen den Autor zu verfahren. — Er wird von dem Gouverneur und andern obrigkeitlichen Personen verhört. — Treffliche Rede zur Vertheidigung seiner Unschuld. — Peter Ludwig thut alles Mögliche, ihn zu verderben, indessen der König von Frankreich sich für ihn verwendet. — Freundliches Betragen des Kastellkommandanten gegen ihn. — Geschichte des Mönchs Vallavicini. — Der Autor macht Anstalten zur Flucht. — Der Papst, ungehalten über das Fürwort des Königs in Frankreich, beschließt, den Autor in lebenslänglichem Gefängniß zu halten.

Herr Peter Ludwig, ein Sohn des Papstes, bedachte die große Summe, wegen welcher ich angeklagt war, und bat sogleich bei seinem Vater für mich um Gnade unter der Bedingung, daß ich ihm ein Geschenk davon machte. Der Papst gewährte ihm seine Bitte und versprach zugleich, daß er ihm behülflich sein wolle, das Geld zu erlangen. So hielten sie mich acht Tage im Gefängniß, nach Verlauf derselben sie mich, um der Sache einige Gestalt zu geben, zum Verhör holen ließen. Man brachte

mich in einen der Säle des Kastells; der Ort war sehr ehrbar, und als Examinatoren fand ich daselbst den Gouverneur von Rom, Herrn Benedetto Conversini von Pisteja, der nachher Bischof von Jesi wurde, sodann den Fiskal, dessen Namen ich vergessen habe, und den Kriminalrichter Herrn Benedetto Galli. Diese Drei fingen an mich zu befragen, erst mit freundlichen Worten, dann mit heftigen und fürchterlichen Ausdrücken; denn ich hatte zu ihnen gesagt: „Meine Herren, schon über eine Stunde fragt Ihr mich über Fabeln und leere Dinge; Ihr sprecht hin und wieder, ohne daß ich weiß, was das heißen soll. Ich bitte Euch, sagt, was Ihr von mir verlangt, und laßt mich aus Euerm Munde gründliche Worte hören und nicht eitel Fabeln und Geschwätze!"

Hierauf konnte der Gouverneur, der von Pisteja war, seine grimmige Natur nicht mehr verbergen und versetzte: „Du sprichst sehr sicher, ja allzu kühn; dafür soll Dein Stolz so klein wie ein Hündchen werden, wenn Du meine gründlichen Worte hören wirst, die weder Geschwätz noch Märchen sind, wie Du sagst, sondern eine Folge von Gründen, die Du Mühe genug haben wirst gründlich zu widerlegen. Und zwar wissen wir ganz gewiß, daß Du zur Zeit der unglücklichen Verheerung von Rom gegenwärtig und in dem Kastell Sankt Angelo warst und man sich Deiner als eines Artilleristen bediente. Da Du nun eigentlich Goldschmied und Juwelier bist und Papst Klemens Dich vorher gekannt hatte, auch kein Anderer von dieser Profession in der Nähe war, ließ er Dich insgeheim rufen, vertraute Dir dergestalt, daß er die Juwelen seiner Kronen, Bischofsmützen und Ringe durch Dich ausbrechen und in die Falten seiner Kleider nähen ließ. Bei dieser Gelegenheit hast Du für achtzigtausend Scudi heimlich entwendet. Dieses hat uns einer Deiner Gesellen gesagt, gegen den Du Dich dessen im Vertrauen gerühmt hast. Nun erklären wir Dir freimüthig: schaffe die Juwelen und ihren Werth herbei, so magst Du alsdann frei wieder hingehen!"

Als ich diese Worte hörte, konnte ich mich des lauten Lachens nicht enthalten, und erst nachdem ich mich eine Weile ausgeschüttet, sagte ich: „Gott sei gedankt, daß ich das erste Mal, da es ihm gefallen hat, mich gefänglich einziehen zu lassen, so glücklich bin, nicht etwa wegen einer geringen Sache verhaftet zu werden, wie es öfters jungen Leuten zu begegnen pflegt. Wenn auch Alles

---

Dessen Namen ich vergessen habe — Es war Benedetto Varchi. (B.) Vgl. S. 106, wo dieselbe Person auftritt.

Pindar's 5te Olympiſche Ode.

c. 1771—1773.

Strophe.

Hoher Tugenden und
Olympiſcher Kränze
Süße Blüthen empfange,
Tochter des Oceans,
Mit freudewarmem Herzen,
Sie, unermüdeter Mäuler
Und des Piaumis Belohnung,
Der Deiner Stadt Preis erwerbend,
Bevölkertes Kamarina,
Auf ſechs Zwillingsaltären
Verherrlichte die Feſte der Götter
Mit ſtattlichen Rindopfern
Und Wettſtreits fünftägigem Kampf
Auf Pferden, Mäulern und Springroſſen,
Dir aber ſiegend
Lieblichen Ruhm bereitete,
Da ſeines Vaters Akron's
Name verkündet ward
Und Deiner, neu bewohnte Stätte.

Antiſtrophe.

Und neu herwandlend
Von des Oenomaus
Und des Pelops lieblichen Gründen,
Völkerſchützerin Pallas,
Beſingt er Deinen heiligen Hain,
Des Oanis Fluthen,
Des Vaterlandes See
Und die anſehnlichen Gänge,
In welchen die Völker
Hipparis tränket;

*) Aus einer im Beſitz von S. Hirzel befindlichen Handſchrift zuerſt abgedruckt bei M. Bernays „Goethe's Briefe an F. A. Wolf. Berlin 1868, S. 122." — Eine eifrige Beſchäftigung Goethe's mit Pindar geht nicht allein aus Briefen an Herder aus den Jahren 1771 u. 1772 (Vgl. Nachlaß I, 30) hervor, wenn auch die dort mitgetheilte Ueberſetzung von zwei Stellen aus Olympiſchen und Nemäiſchen Oden ihm mit Unrecht zugeſchrieben wurde; ſie zeigt ſich auch in dem vermuthlich gleichzeitigen Gedichte „Wanderers Sturmlied" (I, 155), deſſen letzte Strophe in höher Weiſe Pindariſchen Schwung und Rhythmus nachzuahmen ſucht.

wahr wär', was Ihr sagt, so ist dabei nicht die geringste Gefahr für mich, daß ich etwa am Körper gestraft werden sollte; denn in jener Zeit hatte das Gesetz alle seine Kraft verloren, und ich könnte mich daher entschuldigen und sagen, daß ich als Diener diesen Schatz dem heiligen apostolischen Sitz aufgehoben habe mit der Absicht, solche Kostbarkeiten einem guten Papste wieder zuzustellen oder Demjenigen, der mir sie wieder abfordern ließe, wie es nun durch Euch geschähe, wenn sich die Sache so verhielte."

Hierauf ließ mich der rasende Pistojeser keine weitern Gründe vorbringen und versetzte wüthend: „Verziere Du die Sache, wie Du willst, Benvenuto! Uns ist genug, das Unsere wiedergefunden zu haben, und mache nur geschwind, wenn wir nicht auf andere Weise als mit Worten verfahren sollen!" Zugleich wollten sie aufstehen und weggehen, worauf ich zu ihnen sagte: „Meine Herren, mein Verhör ist nicht geendet; deswegen hört mich an und dann geht, wohin es Euch gefällt!" Sogleich nahmen sie wieder in völligem Zorne Platz, als wenn sie entschieden wären, nichts zu hören, was ich vorbringen könnte; ja, sie verbargen eine Art von Zufriedenheit nicht; denn sie glaubten, Alles schon gefunden zu haben, was sie zu wissen verlangten. Ich fing daher auf folgende Weise zu reden an:

„Wißt, meine Herren, daß ich ungefähr zwanzig Jahr in Rom wohne, und daß ich weder hier noch anderswo jemals eingekerkert worden bin."

Darauf sagte der Häscher von Gouverneur: „Und Du hast hier doch Menschen umgebracht!" Darauf versetzte ich: „Das sagt Ihr und nicht ich. Denn wenn Einer käm', Euch umzubringen, so würdet Ihr Euch schnell genug vertheidigen; und wenn Ihr ihn erschlügt, würden es die heiligen Gesetze Euch nachsehen. Und nun laßt mich auch meine Gründe vorbringen, wenn Ihr dem Papst die Sache gehörig vorzutragen und ein gerechtes Urtheil über mich zu sprechen gedenkt. Ich sage Euch von Neuem, es sind ungefähr zwanzig Jahre, daß ich das wundersame Rom bewohnt und hier die größten Arbeiten meiner Profession vollendet habe; und weil ich weiß, daß Christus hier wohnet und regieret, so hätte ich mich darauf mit der größten Sicherheit verlassen; ja, wenn ein weltlicher Fürst versucht hätte, mir einigen Schaden zuzufügen, so würde ich meine Zuflucht zu dem heiligen Stuhle und zu dem Statthalter Christi genommen haben, damit er mich beschützt hätte. Wehe mir, wo soll ich nun jetzo hingehen? Zu welchem Fürsten soll ich mich wenden, der mich vor diesen schänd-

lichen Absichten rette? Hättet Ihr nicht, ehe Ihr mich gefangen nahmt, unterlucken sollen, wo ich dann auch diese achtzigtausend Scudi verwahren könnte? Hättet Ihr nicht das Verzeichniß der Juwelen durchsehen sollen, das man bei unserer apostolischen Kammer seit fünfhundert Jahren fleißig fortsetzt? Hätte sich dann irgend eine Lücke gefunden, so hättet Ihr meine Bücher und mich nehmen und die Vergleichung anstellen sollen. Ich muß Euch nur sagen: die Bücher, in welchen die Juwelen des Papstes und der Kronen verzeichnet stehen, sind noch alle vorhanden, und Ihr werdet finden, daß Alles, was Papst Klemens besessen hat, sorgfältig aufgeschrieben ist. Das Einzige könnte sein, als der arme Mann, Papst Klemens, sich mit jenen kaiserlichen Freibeutern vergleichen wollte, die ihm Rom geplündert und die Kirche geschmäht hatten, da kam einer zu dieser Vergleichshandlung, der, wenn ich mich recht erinnere, Cäsar Zscatinaro hieß. Man hatte sich beinahe über alle Punkte mit dem bedrängten Papste vereinigt, der doch dem Abgeordneten auch etwas Angenehmes erzeigen wollte und einen Diamanten vom Finger fallen ließ, der ungefähr viertausend Scudi werth sein konnte. Zscatinaro bückte sich, ihn aufzuheben, worauf der Papst sagte, er möchte sich des Rings aus Liebe zu ihm bedienen. Bei diesem Fall war ich gegenwärtig, und wenn dieser Diamant fehlen sollte, so sag' ich Euch, wo er hin ist, ob ich gleich überzeugt bin, auch dieses wird bemerkt sein. Und nun könnt Ihr an Eurer Stelle Euch schämen, einen Mann meinesgleichen so behandelt zu haben, der so Vieles ehrenvoll für diesen apostolischen Sitz unternommen hat. Denn wißt nur: war ich jenen Morgen, als die Kaiserlichen in den Borgo drangen, nicht so thätig, so überrumpelten sie ohne Hinderniß das Kastell. Niemand hatte mich dazu gedrungen, und ich machte mich wacker an die Artillerie, welche von den Bombardieren und Soldaten ganz verlassen dastand. Ich sprach noch dabei einem meiner Bekannten Muth ein, der Rafael da Monte Lupo hieß und ein Bildhauer war; auch er hatte seinen Posten verlassen und sich ganz erschrocken in eine Ecke verkrochen; ich weckte ihn aus seiner Unthätigkeit, und wir Beide allein tödteten von oben herunter so viele Feinde, daß die Truppen einen andern Weg nahmen. Auch ich war es selbst, der nach dem Zscatinaro schoß, weil er in der Konferenz mit dem Papste ohne die mindeste Ehrfurcht sprach und als ein Lutheraner und Ketzer,

Cäsar Zscatinaro — Sein wirklicher Name ist Giovanni Bartolommeo di Gattinara. (B.)

wie er war, gegen Seine Heiligkeit eine grobe Verachtung zeigte. Papſt Klemens ließ darauf eine Unterſuchung anſtellen und wollte den Thäter hängen laſſen. Auch ich war es, der den Prinzen von Oranien an den Kopf traf, als er die Laufgräben viſitiren wollte. Dann habe ich der heiligen Kirche ſo viel Schmuck und Zierde von Silber, Gold und Juwelen und ſo viel ſchöne und treffliche Medaillen und Münzen gearbeitet. Und das ſoll nun die freche pfäffiſche Belohnung ſein, die man einem Manne zudenkt, der Euch mit ſo viel Treue und Anſtrengung gedient und geliebt hat? Und geht nur, hinterbringt, was ich geſagt habe, Alles dem Papſte! Sagt ihm, daß er ſeine ſämmtlichen Juwelen beſitzt, und daß ich zur Zeit jener Verheerung von der Kirche nichts Anders erhalten habe als hundert Wunden und Beulen. Ich habe immer auf eine kleine Vergeltung geboffit, die Papſt Paul mir verſprochen hatte; nun bin ich aber ganz klar über Seine Heiligkeit und über Euch, ſeine Diener."

Indeſſen ich ſo redete, hörten ſie mir mit Erſtaunen zu, ſahen einander ins Geſicht und verließen mich mit Verwunderung. Alle Drei zuſammen gingen, dem Papſte Alles zu hinterbringen, was ich geſagt hatte. Der Papſt ſchämte ſich und befahl eiligſt, man ſolle die ſämmtlichen Rechnungen der Juwelen durchſehen. Es fand ſich, daß nichts fehlte; aber ſie ließen mich im Kaſtell ſitzen, ohne etwas weiter zu fragen. Herr Peter Ludwig beſonders, als er ſah, daß er ſo übel gehandelt hatte, ſuchte meinen Tod zu beſchleunigen.

Dieſe Unruhe und Verwirrung dauerte nicht lange, als der König Franz ſchon mit allen Umſtänden vernommen hatte, daß der Papſt mich ſo widerrechtlich gefangen hielt, und er gab ſeinem Geſandten an dieſem Hofe, Herrn von Montluc, in einem Schreiben den Auftrag, er ſolle mich als einen Diener Seiner Majeſtät vom Papſte zurückfordern. Der Papſt, der ſonſt ein verſtändiger und außerordentlicher Mann war, betrug ſich doch in dieſer meiner Sache ſehr unüberlegt und albern. Er antwortete dem Geſandten, Seine Majeſtät möchten ſich doch nicht weiter meiner annehmen; ich ſei ein wilder und gefährlicher Menſch, er habe mich einziehen laſſen wegen verſchiedener Todtſchläge und anderer ſolcher Teufeleien. Der König antwortete aufs Neue, auch in ſeinem Reiche pflege man der beſten Gerechtigkeit; Seine

---

Freche pfäffiſche Belohnung — „la temeraria pretesca remunerazione".

Herrn von Montluc — Jean de Montluc, Bruder des berühmten Marſchalls gleichen Namens (im ital. Texte „Morluc").

Majestät wisse die wackern Leute zu belohnen und zu begünstigen und ebenso die Uebelthäter zu bestrafen. Seine Heiligkeit habe den Benvenuto geben lassen, ohne nach dessen Arbeiten weiter zu fragen. Als er, der König, diesen Mann in seinem Reiche gesehen, habe er ihn mit Vergnügen in seine Dienste genommen und verlange ihn nun als den Seinigen zurück.

Dieser Schritt des Königs brachte mir großen Verdruß und Schaden, so ehrenvoll mir auch der Antheil war, den er an mir nahm; denn der Papst war in rasende Verlegenheit gerathen, ich möchte nun, wenn ich hinginge, die verruchte Nichtswürdigkeit erzählen, die sie an mir begangen hatten; deswegen sann er nach, wie er mich, ohne seine Ehre zu verletzen, aus der Welt schaffen könnte.

Der Kastellan des Kastells Sankt Angelo war einer von unsern Florentinern, mit Namen Herr Georg Ugolini. Dieser brave Mann behandelte mich auf das Gefälligste von der Welt, und weil er das große Unrecht kannte, das mir geschah, ließ er mich auf mein Wort frei umhergehen. Ich hatte ihm, um die Erlaubniß zu erhalten, Bürgschaft leisten wollen; allein er versetzte, er könne sie nicht annehmen, denn der Papst sei über meine Sache gar zu sehr entrüstet; auf mein Wort hingegen wolle er trauen; denn er höre von Jedem, was ich für ein zuverlässiger Mann sei. Da gab ich ihm mein Wort, und er verschaffte mir zugleich die Bequemlichkeit, daß ich kleine Arbeiten machen konnte. Nun bedachte ich, daß dieser Verdruß des Papstes sowol wegen meiner Unschuld als wegen der Gunst des Königs doch vorübergehen müsse, und erhielt meine Werkstatt offen. Askanio, mein Gesell, kam und brachte mir Arbeit. Vor Verdruß über das Unrecht, was mir geschah, konnte ich zwar wenig thun; doch machte ich aus der Noth eine Tugend und ertrug so heiter, als ich konnte, mein widriges Geschick, indem ich mir zugleich alle Wachen und Soldaten des Kastells zu Freunden gemacht hatte.

Manchmal speiste der Papst im Kastell, und unter der Zeit waren die Thore nicht bewacht, sondern standen einem Jeden frei wie an einem gewöhnlichen Palast. Man fand alsdann nöthig, die Gefängnisse mit mehr Sorgfalt zu verschließen; aber ich ward immer gleich gehalten und konnte auch zu solchen Zeiten frei herumgehen. Oefters trieben mir einige Soldaten, ich solle mich davonmachen; sie wollten mir durch die Finger sehen, weil ihnen

Mir durch die Finger sehen — freie Uebersetzung des „fare spalla ad uno" (Jemandem die Schulter zur Unterstützung reichen).

das große Unrecht bekannt sei, das mir geschehe. Darauf antwortete ich nur, ich habe dem Kastellan mein Wort gegeben, der ein so braver Mann sei und der mir so viel Gefälligkeit erzeigt habe.

Unter andern war ein tapfrer und geistreicher Soldat, der zu mir sagte: „Wisse, mein Benvenuto, daß ein Gefangener nicht verbunden ist und sich auch nicht verbinden kann, sein Wort zu halten oder irgend eine andere Bedingung zu erfüllen. Thue, was ich Dir sage: fliehe vor diesem Schurken von*** und vor dem Bastard, seinem Sohn, die Dir auf alle Weise nach dem Leben stehen!" Aber ich, der ich lieber sterben wollte, als daß ich dem würdigen Kastellan mein Wort gebrochen hätte, ertrug diesen ungeheuern Verdruß, so gut ich konnte, in Gesellschaft eines Geistlichen aus dem Hause Pallavicini, der ein großer Prediger war. Man hatte ihn als einen Lutheraner eingezogen; er war ein sehr guter Gesellschafter, aber als Mönch der ruchloseste Kerl von der Welt, der zu allen Arten von Lastern geneigt war. Seine schönen Gaben bewunderte ich, und seine häßlichen Laster mußte ich aufs Höchste verabscheuen. Auch unterließ ich nicht, ihn darüber ganz freimüthig zu tadeln und zu schelten; dagegen wiederholte er mir immer, ich sei als Gefangener nicht verbunden, dem Kastellan mein Wort zu halten. Darauf antwortete ich, als Mönch sage er wol die Wahrheit, nicht als Mensch; denn wer Mensch und nicht Mönch wäre, müßte sein Wort unter allen Umständen halten, in die er gerathen könnte, und so wollte ich auch mein einfaches und tugendsames Wort nicht brechen. Da er hieraus sah, daß er mich durch seine feinen und künstlichen Argumente, so geschickt er sie auch vorbrachte, nicht bewegen konnte, gedachte er mich auf einem andern Wege zu versuchen. Er schwieg viele Tage ganz von dieser Sache, las mir indessen die Predigten des Bruder Hieronymus Savonarola und machte so eine vortreffliche Auslegung dazu, die mir viel schöner vorkam als die Predigten selbst und mich ganz bezauberte. Ich hätte Alles in der Welt für den Mann gethan, nur nicht, wie schon gesagt, mein Wort gebrochen. Da er nun sah, daß ich vor seinen Talenten eine solche Ehrfurcht hatte, fing er an, mit guter Art mich zu

---

Diesem Schurken von *** — „da questo ribaldo di questo paro". Hieronymus Savonarola — der bekannte Reformator und politische Prediger (1452–1498), dessen Predigten und Psalmen zum Theil auch von Luther herausgegeben wurden.

fragen, auf welche Weise ich mich denn hätte flüchten wollen, wenn mir die Lust dazu gekommen wär', und wie ich, wenn man mich enger eingeschlossen hätte, das Gefängniß hätte eröffnen wollen. Diese Gelegenheit wollte ich nicht vorbeilassen, um diesem klugen Manne zu zeigen, daß ich auch Geschicklichkeit und Feinheit besitze; ich sagte ihm, daß ich jedes Schloß, selbst das schwerste, gewiß eröffnen wolle, und besonders die von diesem Gefängnisse sollten mich nicht mehr Mühe gekostet haben, als ein Stückchen frischen Käse zu verbrechen. Der Mönch, der mein Geheimniß zu erfahren wünschte, verspottete mich und sagte: „Die Menschen, die sich einmal in den Ruf gesetzt haben, daß sie geistreich und geschickt sind, rühmen sich gar vieler Dinge; wollte man sie immer beim Wort halten, so würde Manches zurückbleiben, und sie würden einen guten Theil ihres Kredits verlieren; so möchte es auch wol Euch gehen; Ihr sagt so unwahrscheinliche Dinge, und wenn man die Ausführung verlangte, würdet Ihr wol schwerlich mit Ehre bestehen."

Das verdroß mich von dem Teufelsmönche, und ich antwortete, daß ich immer viel weniger verspräche, als ich auszuführen verstünde; das, was ich wegen der Schlüssel behauptet hätte, sei eine geringe Sache, mit wenig Worten solle er vollkommen einsehen, daß Alles wahr sei. Darauf zeigte ich ihm unbesonnenerweise mit großer Leichtigkeit Alles, was ich behauptet hatte. Der Mönch, ob es gleich schien, als wenn er sich um die Sache nichts bekümmere, lernte mir als ein fähiger Mann Alles in der Geschwindigkeit ab.

Nun ließ mich, wie ich schon oben erwähnt habe, der wackre Kastellan des Tages frei herumgehen; auch ward ich des Nachts nicht wie die Uebrigen eingeschlossen. Ich konnte dabei in Gold, Silber und Wachs arbeiten, was ich wollte, und so hatte ich auch einige Wochen mich mit einem Becken für den Kardinal von Ferrara beschäftigt; zuletzt verlor ich über meinem eingeschränkten Zustande alle Lust und arbeitete nur, um mich zu zerstreuen, an einigen kleinen Wachsfiguren. Von diesem Wachs entwandte mir der Mönch ein Stück und führte das Alles wegen der Schlüssel damit aus, was ich ihn unbedachtsamerweise gelehrt hatte. Er nahm zum Gesellen und Helfer einen Schreiber, Namens Ludwig, einen Paduaner; allein als man die Schlüssel bestellte, that der Schlosser sogleich die Anzeige. Der Kastellan, der mich einigemal in meinem Zimmer besucht und meiner Arbeit zugesehen hatte, erkannte mein Wachs und sagte: „Wenn man schon diesem armen Benvenuto das größte Unrecht von der Welt gethan hat,

so hätte er sich doch gegen mich solche Handlungen nicht erlauben sollen, da ich ihm alle mögliche Gefälligkeit erzeigt habe. Gewiß, ich will ihn fester halten, und alle Nachsicht soll aufhören." So ließ er mich mit einigem Unmuth einschließen, und mich verdrossen besonders die Worte, welche mir seine vertrautesten Diener hinterbrachten, deren einige mir sehr wohlwollten und sonst von Zeit zu Zeit erzählten, wie sehr der Herr Kastellan sich zu meinem Besten verwendet habe. Nun aber hinterbrachten sie mir, daß er mich einen undankbaren, eitlen und treulosen Menschen schelte.

Da nun einer dieser Leute mir auf eine etwas harte und unschickliche Art diese Schelworte ins Gesicht sagte, fühlte ich mich beleidigt in meiner Unschuld und antwortete, ich hätte niemals mein Wort gebrochen, und ich wollte das mit der ganzen Kraft meines Lebens behaupten, und wenn er oder ein Anderer wieder solche ungerechte Worte gegen mich brauchte, so würde ich ihn auf alle Fälle der Lügen strafen. Er entrüstete sich darüber, lief in das Zimmer des Kastellans, brachte mir das Wachs und meine Zeichnung des Schlüssels. Als ich das Wachs sah, sagte ich ihm, wir hätten Beide Recht; allein er solle mir eine Unterredung mit dem Herrn Kastellan verschaffen, und ich wollte ihm eröffnen, wie sich die Sache befänd', die von größerer Bedeutung sei, als sie glaubten. Sogleich ließ der Kastellan mich rufen. Ich erzählte den ganzen Vorfall; der Mönch ward enger eingeschlossen und bekannte auf den Schreiber, der dem Galgen sehr nahe kam. Doch unterdrückte der Kastellan die Sache, die schon bis zu den Ohren des Papstes gekommen war, rettete seinen Schreiber von dem Strick und ließ mir wieder so viel Freiheit als vorher.

Da ich sah, daß man sich bei diesem Falle mit so vieler Strenge benahm, fing ich doch auch an, an mich selber zu denken und sagte bei mir: „Wenn nun ein ander Mal eine solche Verwirrung entstünde und der Mann traute mir nicht mehr, so würde ich ihm auch nicht mehr verbunden sein, und möchte mir wol alsdann ein Wenig mit meinen Erfindungen helfen, die gewiß besser als jene Pfaffenunternehmung ausfallen sollten." So fing ich nun an, mir neue, starke Leintücher bringen zu lassen, und die alten schickte ich nicht wieder zurück. Wenn meine Diener darnach fragten, so sagte ich, sie sollten still sein, denn ich hätte sie einigen armen Soldaten geschenkt, die in Gefahr der Galeere geriethen, wenn so etwas herauskäm', und so hielten sie mir alle, besonders aber Felix, die Sache geheim. Indessen leerte ich einen Strohsack aus und verbrannte das Stroh im Kamine, das in

meinem Gefängniß war, und fing an, von den Leintüchern Binden zu schneiden, ein Drittheil einer Elle breit; und als ich so viel gemacht hatte, als ich glaubte, daß genug sei, mich von der großen Höhe des Thurms herunterzulassen, sagte ich meinen Dienern, ich habe genug verschenkt; sie sollten nun, wenn sie mir neue Leintücher brächten, die alten immer wieder mitnehmen. Und so vergaßen meine Leute gar bald die ganze Sache.

Die Kardinäle Santiquattro und Cornaro ließen mir die Werkstatt zuschließen und sagten frei heraus, der Papst wolle nichts von meiner Loslassung wissen; die große Gunst des Königs habe mir mehr geschadet als genutzt; denn die letzten Worte, welche Herr von Montluc von Seiten des Königs dem Papste hinterbracht habe, seien gewesen, er solle mich in die Hände der ordentlichen Hofrichter geben, und wenn ich gefehlt habe, solle man mich züchtigen; aber habe ich nicht gefehlt, so verlange die Vernunft, daß er mich loslasse. Diese Worte hatten den Papst so sehr verdrossen, daß er sich vorsetzte, mich niemals wieder frei zu geben. Was den Kastellan betrifft, der half mir von seiner Seite, so gut er konnte.

Elftes Kapitel.

Streit zwischen dem Autor und Askanio. — Seltsame kranke Fantasie des Schloßhauptmanns, wodurch sein Betragen gegen Cellini verändert wird. — Dieser wird enger als jemals eingeschlossen und mit großer Strenge behandelt. — Kardinal Cornaro nimmt ihn auf und verbirgt ihn eine Zeit lang.

Als in dieser Zeit meine Feinde sahen, daß meine Werkstatt verschlossen war, sagten sie alle Tage mit Verachtung irgend ein beleidigendes Wort zu meinen Dienern und Freunden, die mich noch im Gefängniß besuchten; unter andern begegnete mit Askanio folgende Geschichte. Er besuchte mich alle Tage zweimal

Die Kardinäle Santiquattro und Cornaro — Antonio Pucci aus Florenz war Kardinal mit dem Titel: „de' Quattro Santi coronati" (B.); Cornaro — s. erste Note zu S. 130.

und verlangte eines Tages, ich solle ihm aus einer blauen Sammtweste, die ich nicht mehr trug und die mir nur ein einziges Mal bei der Prozession gedient hatte, ein Westchen machen lassen. Ich sagte ihm dagegen, es sei weder Zeit noch Ort, solche Kleider zu tragen. Das nahm der junge Mensch so übel, daß er zu mir sagte, er wolle nun auch nach Tagliacozzo zu den Seinigen gehen. Ich sagte ihm voll Verdruß, er mache mir großes Vergnügen, wenn er mir aus den Augen ginge. Darauf schwur er mit heftiger Leidenschaft, daß er mir niemals mehr vors Gesicht kommen wolle. Als wir dieses sprachen, gingen wir eben um den Thurm des Kastells spazieren. Es begab sich, daß der Kastellan uns eben begegnete, als Askanio zu mir sagte: „Nun gehe ich fort; leb wohl für immer!" Und ich antwortete ihm: „So sei es denn für immer! Und damit es wahr bleibe, will ich der Wache sagen, daß sie Dich nicht mehr hereinlassen soll." Dann wendete ich mich zum Kastellan und bat ihn von ganzem Herzen, er möge der Wache befehlen, daß Askanio nicht wieder hereindürfe, und setzte hinzu: „Dieser Knabe vergröbert noch mein großes Uebel; deswegen bitte ich Euch, Herr Kastellan, laßt ihn nicht wieder herein!" Dem Kastellan that das sehr leid; denn er wußte, daß es ein Junge von viel Zähigkeiten war; dabei hatte er eine so schöne Gestalt, daß Jeder, der ihn nur einmal gesehen hatte, ihn ganz besonders lieb gewann.

Der junge Mensch ging weinend fort und hatte einen kleinen Säbel bei sich, den er manchmal heimlich unter seinen Kleidern trug. Als er aus dem Kastell mit so verweintem Gesicht kam, begegnete er zwei meiner größten Feinde, dem obgedachten Hieronymus von Perugia und einem gewissen Michael, zwei Goldschmieden. Michael, weil er Freund von jenem Scheim von Perugia und Feind von Askanio war, sagte: „Was will das heißen, daß Askanio weint? Vielleicht ist sein Vater gestorben, ich meine den Vater im Kestell." Askanio versetzte: „Er lebt, aber Du sollst sterben", und so hieb er ihn zweimal über den Kopf. Mit dem ersten Mal streckte er ihn auf die Erde, mit dem zweiten hieb er ihm die Finger der rechten Hand ab und traf ihm doch noch den Kopf; der Mann blieb für todt liegen. Sogleich erfuhr es der Papst, der denn mit bedeutenden Worten sagte: „Weil denn doch der König ein Urtheil verlangt, so gebt ihm drei Tage Zeit, seine

Dem obgedachten Hieronymus von Perugia — s. Seite 171, 185, und sonst oft, wo allerdings sein Vorname nicht genannt ist. Er hieß Girolamo Paparelli.

Gründe beizubringen!" Alsbald kamen sie und besorgten das Geschäft, das ihnen der Papst aufgetragen hatte. Der brave Kastellan ging sogleich zum Papste und zeigte, daß ich von dieser Sache nichts wissen könne, indem ich den Knaben in dem Augenblick weggejagt habe. So vertheidigte mich der Mann mit aller Kraft und rettete mir das Leben in diesem wilden Augenblick. Askanio entfloh nach Tagliacozzo zu den Seinigen, schrieb mir von da und bat tausendmal um Verzeihung. Er bekannte sein Unrecht, daß er mir bei meinem großen Unglück noch Verdruß gemacht habe; wenn mir aber Gott die Gnade erzeigte, daß ich wieder aus dem Gefängniß käm', so wolle er mich nicht mehr verlassen. Ich ließ ihm wissen, daß er fortfahren sollte, etwas zu lernen; wenn Gott mir die Freiheit gäb', wollte ich ihn gewiß wieder zu mir berufen.

Der Kastellan, der mich übrigens sehr gut behandelte, ward alle Jahre von einer gewissen Krankheit befallen, die ihm ganz und gar den Kopf verrückte; und wenn er davon angegriffen wurde, pflegte er sehr viel zu schwatzen, und es waren seine grillenhaften Vorstellungen alle Jahre verschieden. Denn einmal glaubte er ein Oelkrug zu sein, ein ander Mal ein Frosch, und da büßte er auch nach Art dieses Thieres; hielt er sich für todt, so mußte man ihn begraben, und so hatte er alle Jahr eine neue Einbildung. Diesmal stellte er sich vor, er sei eine Fledermaus; und wenn er so spazieren ging, fischte er manchmal leise wie diese Geschöpfe, bewegte sich auch ein Wenig mit den Händen und dem Körper, als wollte er fliegen. Die Aerzte, die ihn wohl kannten, sowie seine alten Diener suchten ihm alle Art von Unterhaltung zu verschaffen; und weil sie glaubten, er habe großes Vergnügen, mich diskuriren zu hören, so holten sie mich alle Augenblicke und führten mich zu ihm. Ich mußte manchmal vier bis fünf Stunden bei diesem armen Manne bleiben und durfte nicht aufhören zu reden. Er verlangte, daß ich an seiner Tafel gegen ihm über sitzen sollte, und dabei wurde von beiden Seiten unaufhörlich gesprochen. Bei dieser Gelegenheit aß ich sehr gut, aber er, der arme Mann, aß nicht und schlief nicht und ermüdete mich auch dergestalt, daß ich nicht mehr vermochte. Manchmal, wenn ich ihn ansah, konnte ich bemerken, daß seine Augen ganz falsch gerichtet waren; das eine blickte dahin, das andere dorthin. Unter andern fing er auch an mich zu fragen,

---

Gegen ihm über — s. die Note zu S. 128.

Schnell dann befestigt er
Wohlgegründeter Häuser
Hocherhabne Gipfel,
Führt aus der Niedrigkeit
Zum Licht rauf sein Bürgervolk.
Immer ringet an der Tugend Seite
Müh und Aufwand
Nach gefahrumhüllten Zwecke,
Und die Glücklichen
Scheinen weise den Menschen.

Epode.

Erhalter, wolkenthronender Zeus,
Der Du bewohnest Kronion's Hügel,
Ebnest des Alpheus breitschwellende Fluthen
Und die Idäische heilige Höhle!
Bittend tret' ich vor Dich
In lydischem Flötengesang,
Flehe, daß Du der Stadt
Mannswerthen Ruhm befestigest.
Du dann, Olympussieger,
Neptunischer Pferde
Freudmüthiger Reuter,
Lebe heiter Dein Alter aus,
Rings von Söhnen, o Phaunis, umgeben!
Wem gesunder Reichthum zufloß
Und Besitzthumsfülle häufte
Und Ruhmnamen drein erwarb,
Wünsche nicht, ein Gott zu sein!

Auf die Geburt des Apollo.*)

August 1795.

Dein gedenk' ich, Apollo, Du Fernetreffer, und werde
Nie vergessen Dein Lob zu verkünden. In Jupiter's Hause
Fürchten die Götter Dich alle; sie beben, wie Du hereintrittst,
Von den Stühlen sich auf, den kommenden Sieger zu ehren.

*) Die obige Uebersetzung des Pseudo-Homerischen Hymnes auf Apollo, oder vielmehr nur der ersten 140 Verse von 546, stand zuerst ohne Namen in den Schiller'schen Horen, III, 9, S. 30 ff., 1795; das Inhaltsverzeichniß am Schluß des Jahrgangs nennt indessen Goethe ausdrücklich als Verfasser. Ebenso sprechen dafür Goethe's eigene Worte in einem Briefe an Schiller vom 18. August desselben Jahres: „An dem Hymnus, der hierbei folgt, habe ich

ob mir wol niemals die Lust zu fliegen angekommen sei. Darauf versetzte ich, eben diejenigen Dinge, die dem Menschen am Schwersten vorkämen, hätte ich am Liebsten zu vollbringen gewünscht und vollbracht; und was das Fliegen betreffe, so habe mir Gott und die Natur einen Körper, sehr geschickt zum Laufen, gegeben, und wenn ich nun noch einige mechanische Vortheile dazu thäte, so sollte mir das Fliegen sicher glücken.

Darauf fragte er mich, auf welche Weise ich es anfangen wollte, und ich versetzte: „Wenn ich die Thiere, welche fliegen, betrachte, um das, was ihnen die Natur gegeben hat, durch Kunst nachzuahmen, so finde ich nur die Fledermaus, die mir zum Muster dienen kann.“

Kaum hatte er den Namen Fledermaus gehört, als seine diesjährige Narrheit bei ihm aufwachte und er mit lauter Stimme rief: „Das ist wahr! Das ist das rechte Thier!“ Und dann wendete er sich an mich und sagte: „Benvenuto, nicht wahr, wenn man Dir die Gelegenheit gäb', so würdest Du auch Muth haben zu fliegen?“ Ich versetzte, er solle mir nur die Erlaubniß geben, so getraute ich mich, bis hinaus auf die Wiesen zu fliegen, wenn ich mir ein paar Flügel von feiner gewichster Leinwand machen wollte. Darauf versetzte er: „Das könnte ich wol zugeben; aber der Papst hat mir befohlen, Dich aufs Genauste in Acht zu nehmen; auch weiß ich, daß Du ein künstlicher Teufel bist und im Stand wärst, mir zu entfliehen; darum will ich Dich mit hundert Schlüsseln verschließen lassen, damit Du aushalten mußt.“

Nun fing ich an, ihn zu bitten, und brachte ihm ins Gedächtniß, daß ich also ihm ja schon hätte entfliehen können, daß ich aber mein Wort gegen ihn niemals gebrochen haben würde. Ich bat ihn um Gottes willen und bei allen denen Gefälligkeiten, die er mir schon erzeigt hatte, daß er das Uebel, das ich ohnedies leiden mußte, nicht noch vergrößern möchte.

Indem ich also sprach, befahl er ausdrücklich, daß sie mich binden und mich in meinem Gefängnisse wohl einschließen sollten. Da ich nun sah, daß nichts Anders zu hoffen war, sagte ich ihm in Gegenwart aller der Seinigen: „So verschließt mich nur wohl! denn ich werde Euch auf alle Weise zu entkommen suchen.“ So führten sie mich weg und sperrten mich mit der größten Sorgfalt ein.

Ein künstlicher Teufel — „un diavolo ingegnoso“.

Nun fing ich an, die Art und Weise zu überlegen, wie ich entkommen könnte. Sobald ich eingeschlossen war, untersuchte ich das Gefängniß; und da ich sicher glaubte, den Weg gefunden zu haben, wie ich herauskommen könnte, so bedachte ich, wie ich von dem hohen Thurm herunterkommen wollte, nahm meine Leintücher, die ich, wie gesagt, schon zerschnitten hatte, nähte sie wohl zusammen und bedachte, wie viel Oeffnung ich brauchte, um durchzukommen, und bereitete überhaupt Alles, was mir nur dienen konnte. Ich holte eine Zange hervor, die ich einem Savoyarden genommen hatte, der sich unter der Schloßwache befand. Er sorgte für die Wasserjüngfer und Brunnen und arbeitete dabei Allerlei in Holz. Unter verschiedenen Zangen, die er brauchte, war auch eine sehr starke und große; ich überlegte, daß sie mir sehr nützlich sein könnte, nahm sie ihm weg und verbarg sie in meinem Strohsack. Als nun die Zeit herbeikam, daß ich mich ihrer bedienen wollte, so fing ich an, damit die Nägel zu untersuchen, wodurch die Bänder der Thür befestigt waren; weil aber die Thür doppelt war, so blieb auch der umgeschlagene Theil der Nägel ganz verborgen, so daß ich mit der größten Mühe von der Welt endlich einen herausbrachte. Darauf überlegte ich, wie ich's nun anmfangen hätte, daß man es nicht merkte, und vermischte ein Wenig rostigen Eisenfeil mit Wachs, welches dadurch die Farbe der Nägelköpfe erhielt, die ich nun, sowie ich einen herauszog, wieder auf den Bändern vollkommen nachahmte. So hatte ich die Bänder nur oben und unten befestigt, indem ich einige Nägel abstutzte und sie leicht wieder einstechte, damit sie mir die Bänder nur festhalten sollten.

Dieses Alles vollbrachte ich mit großer Schwierigkeit; denn der Kastellan träumte jede Nacht, ich sei entflohen, und schickte alle Stunden ins Gefängniß. Der Mensch, der jedesmal kam, hieß und betrug sich wie ein Häscher; man nannte ihn Bozza; er brachte immer einen Andern mit sich, der Johannes hieß, mit dem Zunamen Pedignone; dieser war Soldat, jener Aufwärter. Johannes kam niemals in mein Gefängniß, ohne mir etwas Beleidigendes zu sagen; der Andere war von Prato und daselbst bei einem Apotheker gewesen. Er betrachtete genau jene Bänder und überhaupt das ganze Gefängniß; und ich sagte zu ihm: „Nehmet mich wohl in Acht! denn ich gedenke auf alle Weise zu entfliehen." Ueber diese Worte entstand zwischen mir und ihm die größte Feindschaft, so daß ich mein Eisenwerk, die Zange nämlich und einen ziemlich langen Dolch, auch andere dergleichen Dinge sorgfältig in meinem Strohsack verbarg.

Sobald es Tag ward, kehrte ich das Behältniß selbst, und ob ich gleich von Natur mich an der Reinlichkeit ergetze, so trieb ich sie zu jener Zeit aufs Aeußerste. Sobald ich gekehrt hatte, machte ich mein Bett aufs Zierlichste und putzte es mit Blumen, die ich mir fast alle Morgen vom Savoyarden bringen ließ, dem ich die Zange entwendet hatte. Wenn nun Bozza und Pedignone kamen, so sagte ich ihnen gewöhnlich, sie sollten mir vom Bette bleiben, ich wollte es weder beschmutzt noch eingerissen haben; und wenn sie es ja einmal, um mich zu necken, nur leicht berührt hatten, rief ich: „Ihr schmutzigen Lumpen, werd' ich doch gleich an einen Eurer Degen meine Hand legen und Euch so zurichten, daß Ihr Euch verwundern sollt; glaubt Ihr wol werth zu sein, das Bett von Meinesgleichen anzurühren? Wahrhaftig, ich werde mein Leben nicht achten, da ich gewiß bin, Euch das Eure zu nehmen. Ist es nicht genug an meinem Verdruß und meiner Noth? Wollt Ihr mich noch ärger quälen? Hört Ihr nicht auf, so will ich Euch zeigen, was ein verzweifelter Mensch thun kann."

Das sagten sie Alles dem Kastellan wieder, der ihnen ausdrücklich befahl, sie sollten sich meinem Bette nicht nähern und übrigens aufs Beste für mich sorgen. Da ich nun mein Bett gesichert hatte, glaubte ich schon Alles getan zu haben, weil in demselben alle Hilfsmittel zu meinem Unternehmen verborgen lagen, und ich freute mich um so mehr, weil ich schon Aufsehen erregt hatte.

Am Abend eines Festtages unter andern war der Kastellan in einem sehr üblen Zustand; seine Krankheit hatte sich verschlimmert, und er wollte nun von nichts Anderm wissen, als daß er eine Fledermaus sei. Er befahl seinen Leuten, wenn sie hörten, daß Benvenuto weggeflogen wäre, sollten sie ihn nur gewähren lassen, er wolle mich gewiß wieder einholen; denn bei Nacht würde er stärker fliegen als ich. „Benvenuto," pflegte er zu sagen, „ist nur eine nachgemachte Fledermaus; ich aber bin es wahrhaftig. Mir ist er anbefohlen, ich will seiner schon wieder habhaft werden." So war es viele Nächte fortgegangen, er hatte alle seine Diener ermüdet; ich erfuhr, was vorging, auf verschiedenen Wegen, besonders durch den Savoyarden, der mir sehr wohlwollte.

An eben diesem Abend hatte ich mich entschlossen, es koste, was es wolle, zu entfliehen. Ich wendete mich vor allen Dingen zu Gott und bat seine göttliche Majestät, in so einem gefährlichen Unternehmen mich zu beschützen und mir beizustehen. Hernach

legte ich Hand ans Werk und arbeitete die ganze Nacht an den Sachen, die ich brauchen wollte. Zwei Stunden vor Tage nahm ich die Binden mit großer Mühe herunter; denn das Thürgewinde und der Riegel hinderten mich dergestalt, daß ich nicht aufmachen konnte, und ich mußte daher das Holz zersplittern; doch brach ich sie endlich auf und nahm die Binden auf den Rücken, die ich auf zwei Hölzer nach Art der Hanfspindeln gewunden hatte. Nun ging ich hinaus und an der rechten Seite des Thurms herum, deckte von innen zwei Ziegel des Dachs auf und hub mich mit Leichtigkeit hinauf. Ich hatte ein weißes Nachtwämschen an, auch weiße Beinkleider und Halbstiefeln, und in die Stiefeln hatte ich meinen Dolch gesteckt. Nachher nahm ich ein Ende meiner Binden und hing es an ein Stück Ziegel, das in den Thurm gemauert war und ungefähr vier Finger herausstand. Die Binde hatte ich auf Art eines Steigbügels zubereitet. Darauf wendete ich mich zu Gott und sagte: „Hilf mir nun, weil ich Recht habe, wie Du weißt, und weil ich mir selbst zu helfen gedenke."

Nun ließ ich mich sachte hinab, und indem ich mich durch die Gewalt der Arme erhielt, kam ich endlich bis auf den Boden. Es war kein Mondenschein, aber eine schöne Helle. Da ich unten war, betrachtete ich die große Höhe, von der ich so kühn heruntergekommen war, und ging vergnügt weg; denn ich glaubte befreit zu sein. Es fand sich aber anders; denn der Kastellan hatte an dieser Seite zwei hohe Mauern aufführen lassen, wo er seine Ställe und seinen Hühnerhof hatte, und es waren die Thüren von außen mit großen Riegeln verschlossen. Da ich sah, daß ich nicht hinaus konnte, ging ich hin und wieder und überlegte, was zu thun sei. Unversehens stieß ich wider eine große Stange, die mit Stroh bedeckt war, richtete sie mit großer Schwierigkeit gegen die Mauer und half mir mit der Gewalt meiner Arme in die Höhe; weil aber die Mauer sehr scharf war, so konnte ich nicht ganz hinaufkommen und entschloß mich, ein Stück meiner neuen Binden von der andern Spindel dazu anzuwenden; denn die andere war am Thurm des Schlosses hängen geblieben. Da ich sie nun an den Balken gebunden hatte, ließ ich mich auch diese Mauer hinunter; doch hatte ich dabei große Mühe und ward sehr ermüdet; denn die Hände waren mir inwendig aufgeschunden und

---

Hilf mir nun, weil ich Recht habe ꝛc. — „Signore Iddio, ajuta la mia ragione, perchè io l'ho come in sai, e perchè io mi ajuto". mit Benutzung eines italienischen Sprichwortes: „ajutati, ch'io t'ajuto".

bluteten. Ich ruhte deshalb ein Wenig aus und wusch mir die Hände mit meinem eignen Wasser. Als ich nun glaubte, meine Kräfte wären wiederhergestellt, griff ich zu meinen noch übrigen Binden und wollte sie um einen Zacken des Mauerkranzes winden, um wie von der größern Höhe, so auch von der kleinern herunterzukommen. Da bemerkte mich eine Schildwache, und in dieser Gefahr, meinen Zweck vereitelt und mein Leben ausgesetzt zu sehen, nahm ich mir vor, die Wache anzugreifen, die, als sie meinen entschiedenen Vorsatz bemerkte, und wie ich ihr mit gewaffneter Hand zu Leibe ging, größere Schritte machte und mir auswich.

Ich kehrte schnell zu meinen Binden zurück, und ob ich gleich wieder eine andere Schildwache sah, so wollte doch diese mich diesmal nicht sehen. Nun hatte ich meine Binden am Mauerkranz befestigt und ließ mich hinab. Ob ich nun zu früh glaubte, daß ich schon nahe genug an der Erde sei und die Hände aufthat, um hinabzuspringen, oder ob sie mir zu müde waren und die Anstrengung nicht mehr ausdauern konnten, weiß ich nicht zu sagen; genug, ich fiel, verletzte mir den Kopf und blieb betäubt liegen.

Es mochten ungefähr anderthalb Stunden vergangen sein, als der Thau, der eine Stunde vor Sonnenaufgang fällt, mich wieder erfrischte und munter machte; doch war ich noch immer wie schlaftrunken, ob ich gleich einen Versuch machte, mich aufzuheben. Noch immer war ich nicht bei mir; es kam mir vor, als hätte man mir das Haupt abgeschlagen und ich befände mich im Fegefeuer. So kamen mir nach und nach die Kräfte wieder, und der Gebrauch der Sinne stellte sich her; dann sah ich, daß ich außerhalb des Kastells war, und ich erinnerte mich Alles dessen, was ich gethan hatte; vor allem Andern fühlte ich die Verletzung meines Hauptes, und als ich es mit den Händen befühlte, brachte ich sie ganz blutig wieder herunter. Darauf betastete ich mich überall und glaubte mich nicht sonderlich beschädigt zu haben; als ich mich aber von der Erde aufheben wollte, fand ich, daß ich meinen rechten Fuß gebrochen hatte, drei Finger über dem Knöchel, worüber ich sehr erschrak. Ich zog meinen Dolch aus dem Stiefel zusammt der Scheide; dieser hatte leider an der Spitze des Ortbandes ein ziemlich großes Kügelchen, und da sich nun der Fuß deshalb auf keine Weise biegen konnte, so war es die Ursache, daß er an dieser Stelle brach. Darauf warf

Spitze des Ortbandes — „puntale"; das deutsche Wort ist auch sonst üblich.

ich die Scheide des Dolchs weg und schnitt mit demselben ein Stück von der Binde, die mir übrig geblieben war, herunter, womit ich den Fuß, so gut ich konnte, zusammenband; dann kroch ich auf allen Vieren mit dem Dolche nach dem Thor, das noch verschlossen war. Genau unter demselben bemerkte ich einen Stein, den ich nicht für sehr stark hielt; ich gedachte ihn loszubringen; deswegen legte ich Hand an, und als ich eine Bewegung fühlte, kam ich leicht in Stande, zog den Stein heraus und schlüpfte hinein. Es mochten mehr als fünfhundert Schritte sein vom Orte, da ich herunterfiel, bis zum Thore.

Kaum war ich wieder nach Rom hinein, als einige große Hunde sich auf mich warfen, die mich übel bissen. Da sie nun verschiedene Male mich zu quälen wiederkamen, stach ich mit meinem Dolche unter sie und traf einen so tüchtig, daß er laut aufschrie und davonlief. Die andern Hunde, wie es ihre Art ist, liefen ihm nach, und ich gedachte die nächste Kirche zu erreichen, immer auf allen Vieren. Als ich nun an das Ende der Straße gekommen war, wo man sich nach Sankt Angelo umkehrt, veränderte ich meinen Vorsatz und ging gegen Sankt Peter, und da es hell genug um mich wurde, betrachtete ich die Gefahr, in der ich schwebte. Da begegnete mir ein Wasserhändler mit seinem beladenen Esel und gefüllten Krügen. Ich rief ihn zu mir und bat ihn, er sollte mich aufheben und mich auf die Höhe der Treppe von Sankt Peter tragen; dabei sagte ich ihm: „Ich bin ein armer Jüngling, der bei einem Liebeshandel sich zum Fenster herunterlassen wollte; ich bin gefallen und habe mir einen Fuß gebrochen; und da der Ort, von dem ich komme, von großer Bedeutung ist, so bin ich in Gefahr, in Stücken zerhauen zu werden; deswegen bitte ich Dich, hebe mich schnell auf! Du sollst einen Goldgulden haben!"

Ich griff sogleich nach dem Beutel, in welchem eine gute Menge sich befanden. Er faßte mich unverzüglich an, nahm mich auf den Rücken und trug mich auf die Stufen von Sankt Peter; da sagte ich ihm, er solle mich nur lassen und zu seinem Esel zurücklaufen; alsdann kroch ich nach dem Hause der Herzogin, Gemahlin des Herzogs Ottavio, einer natürlichen Tochter des Kaisers, die vorher Gemahlin Herzog Alexander's von Florenz

---

Der Herzogin, Gemahlin des Herzogs Ottavio — Die Witwe Alexander's von Medicis hatte 1538, also kurz vor den hier erzählten Vorfällen, Ottavio Farnese, den Neffen Paul's III. geheirathet, dem indessen der Herzogstitel nicht zukam.

gewesen war. Ich wußte gewiß, daß bei dieser großen Fürstin viele von meinen Freunden sich befanden, die mit ihr von Florenz gekommen waren; auch hatte sie schon gelegentlich Gutes von mir gesprochen.

Denn als sie ihren Einzug in Rom hielt, war ich Ursache, daß ein Schade von mehr als tausend Scudi verhindert wurde. Es regnete sehr stark, und der Kastellan war äußerst verdrießlich; ich aber sprach ihm Muth ein und sagte ihm, wie ich mehrere Kanonen nach der Gegend gerichtet hätte, wo die stärksten Wolken wären; und als ich mitten in einem dichten Regen anfing die Stücke abzufeuern, hörte es auf, und viermal zeigte sich die Sonne; und so war ich Ursache, daß dieses Fest aufs Glücklichste vorbeiging. Das hatte der Kastellan dem Papst erzählt, um etwas zu meinen Gunsten vorzubringen. Als es die Herzogin hörte, sagte sie: „Der Benvenuto ist einer von den geschickten Leuten, die mit meinem seligen Herrn waren, und ich werde es ihm immer gedenken, wenn es Gelegenheit giebt." Auch hatte sie von mir mit ihrem jetzigen Gemahl gesprochen. Deswegen ging ich gerade nach Ihro Excellenz Wohnung, die im alten Borgo in einem sehr schönen Palaste war; da wär' ich nun ganz sicher gewesen, und der Papst hätte mich nicht angerührt; aber weil das, was ich bisher gethan hatte, zu außerordentlich für einen sterblichen Menschen war, so wollte Gott nicht, daß ich mich dieses eignen Ruhms überheben sollte; vielmehr sollte ich zu meinem Besten noch größere Prüfungen ausstehn, als jene waren, die ich schon erlitten hatte.

Daher begab sich, daß, als ich so auf Händen und Füßen die Treppe hinunterkroch, ein Bedienter des Kardinals Cornaro mich erkannte; dieser lief sogleich zu seinem Herrn, der im Vatikanischen Palast wohnte, weckte ihn und sagte: „Hochwürdigster Herr, da ist Euer Benvenuto aus dem Kastell geflohen und kriecht ganz blutig auf allen Vieren; so viel sich bemerken läßt, hat er ein Bein gebrochen, und wir wissen nicht, wo er hin will." Darauf sagte der Kardinal: „Sogleich lauft und tragt mir ihn hierher in mein Zimmer!" Als ich vor ihn kam, sagte er, ich solle nur ruhig sein, und schickte sogleich nach den ersten Aerzten von Rom, die mich in die Kur nahmen. Unter denselben war Meister Jakob von Perugia, der trefflichste Chirurgus; der richtete mir den Fuß ein, verband mich und ließ mir selbst

Meister Jakob von Perugia — der bereits S. 84 erwähnte Arzt Giacomo Rastrelli.

zur Ader. Da nun die Gefäße übermäßig aufgetrieben waren, er auch die Oeffnung etwas groß gemacht hatte, so fuhr eine Menge Bluts dergestalt gewaltsam heraus ihm ins Gesicht und bedeckte ihn über und über, daß er sich entfernen mußte. Er nahm die Sache für ein böses Anzeichen und kurirte mich mit großem Widerwillen, ja, einige Male wollte er mich gar verlassen; denn er fürchtete, diese Kur könnte ihm sehr übel bekommen. Der Kardinal ließ mich in ein geheimes Zimmer legen und ging in der Absicht weg, mich vom Papste zu erbitten.

Zwölftes Kapitel.

Allgemeines Erstaunen über des Autors Entkommen. — Geschichte einer ähnlichen Flucht Paul's III. in seiner Jugend aus dem Kastell. — Peter Ludwig thut sein Möglichstes, um seinen Vater abzuhalten, daß er dem Verfasser nicht die Freiheit schenke. — Kardinal Cornaro verlangt eine Gefälligkeit vom Papst und muß dagegen den Autor ausliefern. — Er wird zum zweiten Mal in die Engelsburg gebracht und von dem verrückten Schloßhauptmann mit äußerster Strenge behandelt.

Indessen war in der Stadt ein entsetzlicher Lärm entstanden; man hatte die Binden am großen Thurme hängen sehen, und ganz Rom lief, um diese unschätzbare Begebenheit zu betrachten. Der Kastellan war in seine größten Tollheiten verfallen, wollte mit aller Gewalt sich von seinen Dienern losreißen und auch vom Thurme herunterfliegen; denn er behauptete, es könne mich Niemand erreichen als er, wenn er mir nachflöge.

Um diese Stunde war Herr Robert Pucci, Vater des Herrn Pandolfo, da er diese große Sache vernommen, selbst gegangen, um sie zu sehen; er kam darauf in den Palast, wo er dem Kardinal Cornaro begegnete, der ihm den ganzen Erfolg erzählte, und wie ich mich in einem seiner Zimmer schon verbunden befänd'. Diese zwei braven Männer gingen zusammen, sich zu den Füßen des Papstes zu werfen, der sie nicht zum Worte kommen ließ, sondern sogleich sagte: „Ich weiß, was Ihr von mir wollt." Herr Robert Pucci versetzte: „Heiligster Vater, wir bitten um Gnade für den armen Mann, der wegen seiner Geschicklichkeit einiges Mitleiden

verdient, und der außerdem so viel Muth und Verstand gezeigt hat, daß es gar keine menschliche Sache zu sein scheint. Wir wissen nicht, wegen welcher Vergehungen er so lange im Gefängniß war; sind sie allzu groß und schwer, so wird Eure Heiligkeit, heilig und weise, wie Sie ist, nach Gefallen verfahren; aber sind es Dinge, die läßlich sind, so bitten wir um Gnade für ihn." Der Papst schämte sich und sagte, er habe mich auf Ansuchen einiger der Seinigen inne behalten, weil ich ein Wenig gar zu verwegen sei. Da er aber meine guten Eigenschaften kenne, so wolle er mich bei sich behalten und mir so viel Gutes erzeigen, daß ich nicht Ursache haben sollte, wieder nach Frankreich zu gehen. „Sein großes Uebel thut mir leid," setzte er hinzu; „er soll für seine Gesundheit sorgen, und wenn er genesen ist, gedenken wir ihn von seinen andern Uebeln zu heilen." Sogleich kamen die beiden wackern Männer und brachten mir diese gute Nachricht.

Mittlerweile nun der römische Adel mich besuchte, Junge, Alte und von aller Art, ließ sich der Kastellan, noch ganz zerstört, zum Papste tragen, und als er vor ihn kam, schrie er, wenn Seine Heiligkeit den Benvenuto nicht wieder ins Gefängniß stellten, so geschähe ihm das größte Unrecht. „Er ist", rief er aus, „gegen sein gegebenes Wort geflohen, wehe mir! Er ist davon geflogen und hat mir doch versprochen, nicht wegzufliegen." Der Papst sagte lachend: „Geht nur, geht! Ihr sollt ihn auf alle Fälle wieder haben." Dann bat noch der Kastellan und sagte: „Sendet doch den Gouverneur zu ihm, daß er vernehme, wer ihm geholfen hat; denn wenn es einer von meinen Leuten ist, so soll er an der Zinne hangen, an der sich Benvenuto herunterließ."

Als der Kastellan weg war, rief der Papst lächelnd den Gouverneur und sagte: „Das ist ein braver Mann, und die Sache ist wunderlich genug; doch als ich jung war, habe ich mich auch da oben heruntergelassen."

Daran sagte er nun freilich die Wahrheit; denn er hatte gefangen im Kastell gesessen, weil er als Abbreviator ein Breve

---

Er hatte gefangen im Kastell gesessen — Diese Erzählung auch in Ranke's Geschichte der Päpste, Bd. I. S. 227. Pianchi bemerkt übrigens, daß diese Flucht schon unter dem Pontifikate Innocenz' VII. (1484—1492, nicht erst unter dem Alexander's VI. (1492—1503), stattgefunden habe. Paul III. war 1468 geboren.

Abbreviatoren — Diese, zur apostolischen Kanzlei gehörig, werden so genannt, weil sie die kurzen Entwürfe (Minutae) für die Bullen ent-

verfolgt hatte; Papst Alexander ließ ihn lange sitzen, und weil die Sache gar zu arg war, wollte er ihm den Kopf nach dem Frohnleichnamsfeste abschlagen lassen. Farnese wußte das Alles und ließ Peter Chiavelluzzi mit Pferden bestellen, bestach Einige von der Wache, so daß am Frohnleichnamstage, indessen der Papst in Prozession ging, Farnese in einem Korb an einem Seile zur Erde gelassen wurde. Damals war das Kastell noch nicht mit Mauern umgeben, sondern der Thurm stand frei, und er hatte keineswegs die großen Hindernisse bei seiner Flucht als ich; auch saß er mit Recht und ich mit Unrecht gefangen; genug, er wollte gegen den Gouverneur sich rühmen, daß er auch in seiner Jugend brav und lebhaft gewesen sei, und bemerkte nicht, daß er zu gleicher Zeit seine Niederträchtigkeit verrieth. Darauf sagte er zu dem Gouverneur: „Gehet und sagt ihm, er solle bekennen, wer ihm geholfen hat! Es mag sein, wer es will, genug, ihm ist's verziehen; das könnt Ihr ihm frei versprechen."

Der Gouverneur, der einige Tage vorher Bischof von Jesi geworden war, kam zu mir und sagte: „Mein Benvenuto, wenn schon mein Amt die Menschen erschreckt, so komme ich doch diesmal Dich zu beruhigen, und ich habe dazu den eigensten Befehl und Auftrag vom Papste. Er hat mir gesagt, daß er auch von dort entflohen sei, und es wär' ihm nicht ohne viele Helfer und Gesellen möglich gewesen. Ich schwöre Dir bei dem Eid, den ich auf mir habe, — denn ich bin seit zwei Tagen Bischof, — daß Dir der Papst verzieht und Dich freispricht, ja sogar Dein Uebel bedauert. Sorge für Deine Gesundheit und nimm Alles zum Besten! Selbst dieses Gefängniß, in das Du ohne die mindeste Schuld gekommen bist, wird auf immer zu Deinem Wohl gereichen; denn Du wirst der Armuth entgehen und nicht nöthig haben, wieder nach Frankreich zurückzukehren und Dir's dann dort sauer werden zu lassen. Daher gestehe mir frei, wie die Sache zugegangen ist und wer Dir beigestanden hat; dann sei getrost und ruhig und genese!"

Da fing ich an und erzählte ihm die ganze Geschichte, wie sie sich ereignet hatte, und gab ihm die genausten Merkzeichen sogar von dem Wassermanne, der mich getragen hatte. Darauf sagte der Gouverneur: „Wahrlich, das ist zu viel für einen

werfen, die dann von den Sekretären weiter aufgeführt werden. Sie theilen sich in zwei Klassen: abbreviatores parci majoris und parci minoris. (Parcus, Park, ist in der Kanzlei ein mit einem Gitter umgebener Raum, in welchem die Beamten sitzen; je nach der Nähe zum Vizekanzler, dem Chef, hin wird der Park „der größere" oder „kleinere" genannt.)

Leto aber allein bleibt ſitzen neben dem Donn'rer,
Spannt den Bogen Ihr ab und ſchließt den Köcher, ſie löſet
Von der glänzenden Schulter die Waffen Ihr los und hänget
An dem Pfeiler des Vaters ſie auf am goldenen Nagel,
Leitet zum Sitze den Gott. Es reicht der Vater im goldnen
Becher Nektar dem Sohn und grüßt ihn freundlich; die andern
Götter ſetzen ſich auch, es freut ſich Leto, die Große,
Ihres herrlichen Sohns. Gegrüßet, ſelige Leto,
Sei uns, Mutter herrlicher Kinder! Apollo den König,
Artemis, haſt Du geboren, die Freundin treffender Pfeile,
Auf Trygia Höhe, auf Delos Zinnen, der rauhen
Inſel; am großen Gebirge, dem Cynthiſchen Hügel, gebarſt Du,
An die Palme gelehnt. Der Inopus rauſchte vorüber.

Wie beſing' ich, o Phöbus, Dich Liederreichen? Es kommen
Alle Lieder von Dir, die auf der nährenden Erde,
Auf den Inſeln des Meers den Menſchen feſtlich erſchallen.
Freie Gipfel gefallen Dir wohl der höchſten Gebirge,
Nach dem Meere ſich ſtürzende Flüſſe, die offnen, gekrümmten
Weitgeſtreckten Ufer des Meers, die Buchten und Häfen.

Sing' ich, wie Dich Leto gebar, Dich Freude der Menſchen,
An den Cynthiſchen Hügel gelehnt, im rauhen, vom Meere
Ringsumfloſſenen Delos; es trieben die ſäuſelnden Winde
Die bewegliche Fluth von allen Seiten ans Ufer.
Dort entſprangſt Du, beherrſcheſt nunmehr die Sterblichen alle,
Welche Kreta, welche der Gau Athen's ernähret,
Und Aigina, die Inſel, Euböa ſchiffreich, und Aiga,
Gireſtai, Peparethos am Meere, der thrakiſche Ath-s,
Pelios' hohes Gebirg, die thrakiſche Samos, des Ida's
Schattige Rücken, und Skyros, Phokaia, dann der erhabne
Berg Autokanes, Imbros, bewohnt von Vielen, und Lemnos'
Unwirthbares Geſtade, die göttliche Lesbos, der ſel'ge
Sitz Aiolion's, Chios, die ſchönſte der Inſeln im Meere,
Mimas ſteinig, und Korykos hoch, die herrliche Klaros;
Dann Aſagee's hohes Gebirg, das gewäſſerte Samos,
Mykale's ſteiles Gebirge, Miletus, Koos, die hohe

ſo viel gethan, als die Kürze der Zeit und die Zerſtreuung, in der ich mich befinde, erlauben wollen." Demnach müſſen Riemer's Bedenken (vgl. Mittheilungen II, 6:0), die ſich auf die eigenthümliche (von uns nicht beibehaltene) Orthographie und den Umſtand beziehen, daß Goethe ſich in ſpätern Jahren nicht mehr an dieſe Ueberſetzung erinnerte, unberechtigt erſcheinen.

Mann und keines Menschen als Deiner würdig." Darauf ließ er mich die Hand ausstrecken und sagte: „Sei munter und getrost! Bei dieser Hand, die ich berühre: Du bist frei, und so lange Du lebst, wirst Du glücklich sein."

Da er weg war, traten viele große Edelleute und Herren herein, die so lange gewartet hatten; denn Jeder wollte den Mann sehen, der so viele Wunder thäte. Dieser Besuch blieb lange bei mir; Manche boten mir Unterstützungen an, Manche brachten mir Geschenke. Indessen war der Gouverneur zum Papste gekommen und fing an die Geschichte zu erzählen, wie er sie von mir gehört hatte, und zufälligerweise war Herr Peter Ludwig, sein Sohn, gegenwärtig. Alle verwunderten sich höchlich, und der Papst sagte: „Wahrhaftig, diese Begebenheit ist allzu groß." Darauf versetzte Herr Peter Ludwig: „Heiligster Vater, wenn Ihr ihn befreit, so wird er Euch noch größere sehen lassen; denn er ist ein allzu kühner Mann; ich will Euch etwas Anders erzählen, was Ihr noch nicht wißt. Euer Benvenuto, ehe er noch gefangen gesetzt wurde, hatte einen Wortwechsel mit einem Edelmann des Kardinals Santa Fiore über eine Kleinigkeit. Benvenuto antwortete so heftig und kühn, beinahe als wenn er ihn herausfordern wollte; Alles das hinterbrachte der Edelmann dem Kardinal, welcher sagte: wenn Benvenuto zu Thätigkeiten käm', so wollte er ihm den Narren schon aus dem Kopfe treiben. Benvenuto hatte das vernommen; gleich hielt er seine kleine Büchse parat, mit der er jedesmal einen Pfennig trifft. Seine Werkstatt ist unter den Fenstern des Kardinals, und als Dieser eines Tages heraussah, ergriff Jener seine Büchse, um nach dem Kardinal zu schießen, der, weil man ihn warnte, sogleich zurücktrat; Benvenuto, damit es keinen Anschein haben sollte, schoß nach einer Feldtaube, die auf der Höhe des Palastes in einer Oeffnung nistete, und traf sie an den Kopf, was kaum zu glauben ist. Nun thue Eure Heiligkeit mit ihm, was Ihnen beliebt! Ich habe es wenigstens sagen wollen; denn es könnte ihm einmal die Lust ankommen, nach Eurer Heiligkeit zu schießen, da er glaubt, man habe ihn unschuldig gefangen gesetzt. Es ist ein zu wildes, ein allzu sichres Gemüth. Als er den Pompeo ermordete, gab er

---

Des Kardinals Santa Fiore — Guido Ascanio Sforza, Sohn Boße's, Grafen von Santa Fiore, und der Konstantia Farnese, Tochter Paul's III. (B.)

Den Narren schon aus dem Kopfe treiben — wörtlich: „che gli caverebbe il pazzo del capo".

Ein allzu sichres Gemüth — „sicuro" d. h. „risoluto", „deciso". (B.)

ihm zwei Stiche in den Hals in der Mitte von zehn Männern, die ihn bewachten, und rettete sich sogleich, worüber jene, die doch brave und unverlässige Leute waren, nicht wenig gescholten wurden." Der Edelmann des Kardinals Santa Fiore, der soeben gegenwärtig war, bekräftigte dem Papst Alles, was sein Sohn gesagt hatte; der Papst schien verdrießlich und sagte nichts.

Nun will ich aber das wahre Verhältniß dieser Sache genau und treulich erzählen. Gedachter Edelmann kam eines Tages zu mir und zeigte mir einen kleinen goldnen Ring, der von Quecksilber ganz verunreinigt war, und sagte: „Reinige mir den Ring und mach geschwind!" Ich hatte viel wichtige Werke und Arbeiten von Gold und Edelsteinen vor mir, und da mir Jemand so geradezu befahl, den ich niemals weder gesprochen noch gesehen hatte, sagte ich ihm, ich hätte das Putzzeug soeben nicht bei der Hand, er möchte zu einem Andern gehen. Darauf sagte er mir ohne irgend einen Anlaß, ich sei ein Gel. Darauf antwortete ich, er rede nicht die Wahrheit, ich sei in jedem Betracht mehr als er; wenn er mich aber anstieße, so wollte ich ihm Tritte geben ärger als ein Gel. Das hinterbrachte er dem Kardinal und malte ihm eine Hölle vor. Zwei Tage darauf schoß ich nach einer wilden Taube in ein hohes Loch an dem Palast; sie hatte dort genistet, und ich hatte einen Goldschmied, Johann Franziskus della Tacca, einen Mailänder, schon oft darnach schießen sehen, der sie nie getroffen hatte. Diesmal sah die Taube nur mit dem Kopf heraus, da ihr verdächtig vorkam, daß man schon einigemal nach ihr geschossen hatte. Franziskus und ich waren auf der Jagd mit der Büchse Nebenbuhler, und einige Edelleute, meine Freunde, die an meiner Werkstatt lehnten, sagten zu mir: „Siehe, da droben ist die Taube, nach der Francesco so lange geschossen und sie niemals getroffen hat; siehe nur, wie das arme Thier in Furcht ist; kaum läßt es den Kopf sehen." Da bob ich die Augen in die Höhe und sagte, der Kopf allein wäre mir genug, um das arme Thier zu erlegen; wenn es nur warten wollte, bis ich meine Büchse angelegt hätte, gewiß, ich wollte nicht fehlen. Darauf sagten meine Freunde, dem Erfinder der Büchse selbst würde ein solcher Schuß nicht gelingen; ich aber versetzte: „Wetten wir einen Becher griechisches Weins von dem guten des Wirthes Palombo! Lautet sie auf mich, bis ich meinen wundersamen Brocardo anlege (denn so nannte ich meine Büchse), so will ich sie auf das Bißchen Kopf treffen, das sie mir zeigt." Sogleich zielte ich aus freier Hand, ohne irgendwo anzulehnen, und hielt mein Wort. Ich dachte dabei weder an den Kardinal

noch an irgend einen Menſchen; vielmehr hielt ich den Kardinal Santa Fiore für meinen großen Gönner. Daraus kann man nun ſehen, was das Glück für mancherlei Wege nimmt, wenn es Einen einmal beſchädigen und zu Grunde richten will.

So war der Papſt innerlich voll Aerger und Verdruß und bedachte, was ihm ſein Sohn geſagt hatte. Nun begehrte zwei Tage nachher der Kardinal Cornaro ein Bisthum für einen ſeiner Edelleute, welcher Andrea Centano hieß. Der Papſt erinnerte ſich wol, daß er gedachtem Manne das erſte zu erledigende Bisthum verſprochen hatte, und war auch bereit, es ihm zu geben; nur verlangte er eine Gegengefälligkeit, und zwar wollte er mich wieder in ſeine Hände haben. Darauf ſagte der Kardinal: „Da Eure Heiligkeit ihm ſchon verziehen haben, was wird die Welt ſagen? Und da Sie ihn frei in meine Hände gaben, was werden die Römer von Eurer Heiligkeit und von mir denken?“ Darauf antwortete der Papſt: „Ich verlange den Benvenuto, wenn Ihr das Bisthum verlangt, und Jeder denke, was er will.“ Der gute Kardinal verſetzte, Seine Heiligkeit möchte ihm das Bisthum geben, dabei aber die Sache doch bedenken und übrigens nach Belieben verfahren. Darauf antwortete der Papſt, der ſich doch einigermaßen ſeines ſchändlich gebrochenen Worts ſchämte: „Ich werde den Benvenuto holen laſſen, und zu meiner kleinen Satisfaktion ſoll man ihn unten in die Zimmer des geheimen Gartens bringen, wo er völlig geneſen mag; ich will nicht verbieten, daß ihn alle ſeine Freunde beſuchen können, und für ſeinen Unterhalt ſorgen, bis ihm alle Grillen wieder aus dem Kopfe ſind.“

Der Kardinal kam nach Hauſe und ließ mir durch Den, der das Bisthum erwartete, ſogleich ſagen, der Papſt wolle mich wieder in ſeine Hände haben; ich ſollte aber in einem untern Zimmer des geheimen Gartens bleiben, wo mich Jedermann beſuchen könnte ſo wie bisher in ſeinem Zimmer. Darauf bat ich Herrn Andreas, er möge dem Kardinal ſagen, daß er mich dem Papſt doch ja nicht ausliefern ſollte. Wenn er mich gewähren ließe, ſo wollte ich mich, in eine Matratze gewickelt, außerhalb Rom an einen ſichern Ort bringen laſſen; denn wenn ich wieder in die Hände des Papſtes geriethe, würde ich gewiß umkommen.

Wären meine Worte dem Kardinal hinterbracht worden, ſo glaube ich, er hätte es wol gethan; aber der Herr Andreas, der das Bisthum erwartete, entdeckte die Sache. Der Papſt ſchickte geſchwind nach mir und ließ mich, wie er geſagt hatte, in eines der untern Zimmer ſeines geheimen Gartens bringen. Der Kardinal ließ mir ſagen, ich ſollte nichts von den Speiſen eſſen,

die mir der Papſt ſchicke; er wolle mir Eſſen ſenden. Was er gethan habe, ſei aus Nothwendigkeit geſchehen; ich ſollte gutes Muths ſein, er wolle mir ſchon beiſtehen und mich befreien helfen.

Während dieſes Aufenthalts hatte ich täglich Beſuch, und große Dinge wurden mir von den Edelleuten angeboten. Vom Papſt kam das Eſſen, das ich aber nicht anrührte, vielmehr nur das genoß, was der Kardinal mir ſchickte; und ſo ging es eine Weile. Unter andern Freunden hatte ich einen griechiſchen Jüngling von fünfundzwanzig Jahren; derſelbe war ſehr munter, ſocht beſſer als irgend ein Anderer in Rom, dabei war er kleinmüthig, äußerſt treu, redlich und leichtgläubig. Nachdem ich vernommen hatte, wie der Papſt von Anfang, und wie er nachher das Gegentheil geſprochen, vertraute ich mich dem jungen Griechen und ſagte zu ihm: „Lieber Bruder, ſie wollen mich umbringen, und es wird Zeit, daß ich mich rette; ſie denken, ich merke es nicht, und erzeigen mir deswegen ſolche beſondere Gunſt, das Alles nur lauter Verrätherei iſt.“ Der gute Jüngling ſagte zu mir: „Mein Benvenuto, in Rom erzählt man, der Papſt habe Dir eine Stelle von fünfhundert Scudi gegeben; ich bitte Dich, bringe Dich nicht durch Deinen Verdacht um ein ſolches Glück!“ Ich aber bat ihn mit den Armen auf der Bruſt, er möchte mir fortbelfen; ich wiſſe wohl, daß ein ſolcher Papſt mir viel Gutes thun könne, es ſei aber leider nur zu gewiß, daß mir dieſer, inſofern er es nur mit Ehren thun dürfe, heimlich alles mögliche Böſe zufügen werde. So beſchwur ich meinen Freund, er ſolle mir das Leben retten, und wenn er mich wegbrächte, wie ich ihm die Mittel dazu angeben wollte, ſo würde ich anerkennen, daß ich ihm mein Leben ſchuldig ſei und es im Nothfall auch wieder für ihn verwenden.

Der arme Jüngling ſagte weinend zu mir: „Lieber Bruder, Du willſt Dein eigenes Verderben, und doch kann ich Dir das, was Du befiehlſt, nicht verſagen; zeige mir die Art und Weiſe, und ich will Alles verrichten, obſchon wider meinen Willen.“

So waren wir entſchloſſen. Ich hatte ihm die Art geſagt und Alles beſtellt, ſo daß es leicht hätte gehen müſſen. Er kam, und ich glaubte, er werde nun ins Werk richten, was ich angeordnet hatte. Da ſagte er, um meines eignen Heils willen wolle er ungehorſam ſein; er wiſſe wohl, was er von Leuten gehört habe, die immer um den Papſt ſeien, und denen mein

Dabei war er kleinmüthig — „pusillo d'animo“.

wahres Verhältniß bekannt sei. Da ich mir nun nicht anders zu helfen wußte, war ich höchst verdrießlich und voller Verzweiflung.

Unter diesem Zwist war der ganze Tag vergangen — es war Frohnleichnam 1539 — und man brachte mir aus der Küche des Papstes reichliches Essen, nicht weniger gute Speisen aus der Küche des Kardinals. Es kamen verschiedene Freunde, und ich bat sie zu Tische, hielt meinen verbundenen Fuß auf dem Bette und aß fröhlich mit ihnen. Sie gingen nach ein Uhr hinweg, zwei meiner Diener brachten mich zu Bette und legten sich darauf ins Vorzimmer.

Ich hatte einen Hund, wie ein Mohr so schwarz, von der zottigen Art, der mir auf der Jagd trefflich diente und der keinen Schritt von mir wich. Er lag unter meinem Bette, und ich rief meinen Diener wol dreimal, er solle ihn hervorholen; denn das Thier heulte erschrecklich. Sobald meine Diener kamen, warf er sich auf sie und biß um sich; meine Leute fürchteten sich; sie glaubten, der Hund sei toll, weil er beständig heulte. So brachten wir zu bis vier Uhr in der Nacht; wie die Stunde schlug, trat der Bargell mit vielen Gehilfen in mein Zimmer; da fuhr der Hund hervor und fiel grimmig über sie her, zerriß ihnen Jacken und Strümpfe und jagte ihnen solche Furcht ein, daß sie ihn auch für wüthend hielten. Deswegen sagte der Bargell als ein erfahrner Mann: „Das ist die Art der guten Hunde, daß sie das Uebel, das ihren Herren bevorsteht, rat..n und voraussagen; wehrt Euch mit ein paar Stöcken gegen das Thier, bindet mir Benvenuto auf diesen Tragsessel und bringt ihn an den bewußten Ort!" Das war nun, wie ich schon sagte, am Frohnleichnamstage, ungefähr um Mitternacht. So trugen sie mich verdeckt und verstopft, und Viere gingen voraus, die wenigen Menschen, die noch auf der Straße waren, bei Seite zu weisen. Sie trugen mich nach Torre di Nona und brachten mich in das Gefängniß auf Leben und Tod, legten mich auf eine schlechte Matratze und ließen mir einen Wächter da, welcher die ganze Nacht mein übles Schicksal beklagte und immer ausrief: „Armer Benvenuto, was hast Du diesen Leuten gethan?" Da begriff ich wol, was mir begegnen konnte, theils weil man mich an einen solchen Ort gebracht hatte, theils weil der Mensch solche Worte wiederholte.

Einen Theil dieser Nacht quälte mich der Gedanke, aus was für Ursache Gott mir eine solche Buße auflege, und da ich sie nicht finden konnte, war ich äußerst unruhig. Indessen bemühte sich die Wache, mich, so gut sie wußte, zu trösten und zu stärken;

ich aber beschwor sie um Gottes willen, sie sollte schweigen und nichts zu mir sprechen; denn ich würde selbst am Besten einen Entschluß zu fassen wissen, und sie versprach mir auch meinen Willen zu thun. Dann wendete ich mein ganzes Herz zu Gott und bat ihn inbrünstig, er möge mir beistehn, denn ich habe mich allerdings über mein Schicksal zu beklagen. Meine Flucht sei eine unschuldige Handlung nach den Gesetzen, wie die Menschen solche erkennen. Habe ich auch Todtschläge begangen, so habe mich doch sein Statthalter aus meinem Vaterlande zurückgerufen und mir kraft der göttlichen Gesetze verziehn, und was ich auch gethan habe, sei zur Vertheidigung des Leibes geschehen, den mir seine göttliche Majestät gelichen habe, so daß ich nicht einsehe, wie ich nach den Einrichtungen, die wir auf der Welt befolgen, einen solchen Tod verdiene; vielmehr schien es, daß es mir wie unglücklichen Personen begegne, die auf der Straße von einem Ziegel todtgeschlagen werden. Daran sehe man eben die Macht der Gestirne, nicht daß sie sich etwa verbänden, um uns Gutes oder Böses zu erzeigen, sondern weil sie durch ihr Zusammentreffen solches Uebel bewirkten. Ich erkenne zwar recht gut an, daß ich einen freien Willen habe, und daß, wenn mein Glaube recht geübt wär', die Engel des Himmels mich aus diesem Gefängnisse herausstragen und mich von jedem Unglück retten könnten; allein weil ich einer solchen göttlichen Gnade nicht werth sei, so würden jene astralischen Einflüsse wol ihre Bösartigkeit an mir beweisen. Nachdem ich das so ein Wenig durchgedacht hatte, faßte ich mich und schlief sogleich ein.

Als es Tag ward, weckte mich die Wache auf und sagte: „Unglücklicher guter Mann, es ist nicht mehr Zeit zu schlafen; denn es ist Einer gekommen, der Dir eine böse Neuigkeit zu bringen hat." Darauf antwortete ich: „Je geschwinder ich aus diesem irdischen Gefängniß befreiet werde, desto angenehmer ist es mir, besonders da ich sicher bin, daß meine Seele gerettet ist und daß ich widerrechtlich sterbe. Christus, unser herrlicher und göttlicher Erlöser, gesellt mich zu seinen Schülern und Freunden, die auch unschuldig den Tod erduldeten, und ich habe deswegen Gott zu loben. Warum tritt Der nicht hervor, der mir das Urtheil anzukündigen hat?" Darauf sagte die Wache: „Er bedauert Dich gar zu sehr und weint." Darauf nannte ich ihn beim Namen, — er hieß Herr Benedetto da Cagli, — und sagte zu ihm: „Kommt

Herr Benedetto da Cagli — der schon S. 187 erwähnte Staatsprokurator, den Cellini an jener Stelle Galli nennt.

näher, mein Herr Benedetto! denn ich bin gegenwärtig sehr gut gefaßt und entschlossen. Es ist mir rührlicher, daß ich unschuldig sterbe, als wenn ich schuldig umkäm'. Tretet herbei, ich bitte Euch, und gebt mir einen Priester, mit dem ich wenige Worte reden kann! denn meine fromme Beichte habe ich schon meinem Herrn und Gott abgelegt; allein ich möchte doch auch die Befehle unsrer heiligen Mutter, der Kirche, erfüllen, der ich von Herzen das abscheuliche Unrecht, das sie mir anthut, verzeihe. So kommt nur, mein Herr Benedetto, und vollzieht Euer Amt, ehe ich etwa wieder kleinmüthig werde!"

Als ich diese Worte gesprochen, entfernte sich der gute Mann und sagte zur Wache, sie sollte die Thür verschließen; denn ohne ihn könne nichts vorgehn. Er eilte darauf zur Gemahlin des Herrn Peter Ludwig, die bei obgedachter Herzogin war und sagte, indem er vor die Damen trat: „Erlauchte Frau, erzeigt mir um Gottes willen die Gnade, den Papst bitten zu lassen, daß er einen Andern schicke, das Urtheil an Benvenuto zu vollstrecken und mein Amt zu verrichten, dem ich auf immer entsage." Und so ging er mit großen Schmerzen hinweg. Die Herzogin, welche gegenwärtig war, verzog das Gesicht und sagte: „Das ist eine schöne Gerechtigkeit, die der Statthalter Gottes in Rom ausübt! Der Herzog, mein Gemahl, wollte diesem Manne sehr wohl wegen seiner Kunst und seiner Tugenden und sah nicht gern, daß er nach Rom zurückkehrte; er hätte ihn viel lieber bei sich behalten." Und so ging sie mit vielen verdrießlichen Worten hinweg. Die Gemahlin des Herrn Peter Ludwig, welche Frau Hieronyma hieß, ging sogleich zum Papste, warf sich in Gegenwart vieler Kardinäle ihm zu Füßen und sagte so große Dinge, daß der Papst sich schämen mußte. Er versetzte darauf: „Euch zu Liebe mag es ihm hingehen! Auch sind wir niemals übel gegen ihn gesinnt gewesen." So äußerte sich der Papst, weil so viel Kardinäle die Worte dieser kühnen, bewundernswerthen Frau gehört hatten.

Ich aber befand mich in den schlimmsten Umständen. Das Herz schlug mir in Einem fort, und auch Diejenigen, die den bösen Auftrag verrichten sollten, waren mißbehaglich. Es ward immer später und endlich Tischzeit; da ging Jeder seiner Wege, und mir brachte man auch zu essen. Darüber verwunderte ich

---

Frau Hieronyma — die Tochter Luigi Orsini's, Grafen von Pitigliano.

mich und sagte: „Hier hat die Wahrheit mehr vermocht als der schlimme Einfluß der himmlischen Gestirne, und ich bitte Gott, daß er nach seinem Gefallen mich von diesem Unheil errette.“ Nun fing ich an zu essen, und wie ich mich vorher in mein großes Uebel ergeben hatte, schöpfte ich gleich wieder gute Hoffnung. Ich speiste mit viel Appetit und sah und hörte nichts weiter bis in der ersten Stunde der Nacht; da kam der Bargell mit mehreren seiner Leute, setzte mich wieder in den Sessel, worauf sie mich Abends vorher an diesen Ort getragen hatten, und sagte mir mit vielen freundlichen Worten, ich sollte ruhig sein; und den Häschern befahl er, sie sollten mich wohl in Acht nehmen und nicht an meinen zerbrochenen Fuß stoßen. So trugen sie mich ins Kastell wieder zurück, und da wir auf der Höhe des Thurms waren, wo ein kleiner Hof ist, hielten sie still.

Dreizehntes Kapitel.

Erzählung der grausamen Mißhandlung, die er während seiner Gefangenschaft erduldet. — Große Ergebung in sein trauriges Schicksal. — Wunderbare Vision, die eine baldige Befreiung verkündigt. — Er schreibt ein Sonett auf sein Elend, wodurch das Herz des Kastellans erweicht wird. — Der Kastellan stirbt. — Durante versucht, den Celtini zu vergiften. Dieser entkommt dem Tode durch den Geiz eines armen Juweliers.

Darauf ließ sich der Kastellan, krank und elend, wie er war, gleichfalls an diesen Ort tragen und sagte: „Nicht wahr, ich habe Dich wieder?“ „Ja,“ versetzte ich; „aber nicht wahr, ich bin Euch entkommen? Und wäre ich nicht unter päpstlicher Treue um ein Bisthum zwischen einem Venezianischen Kardinal und einem Römer Farnese verhandelt worden, welche Beide den heiligen Gesetzen sehr das Gesicht zerkratzt haben, so hättest Du mich nicht wieder erwischen sollen. Weil sie sich aber so schlecht betragen haben, so thue nun auch das Schlimmste, was Du kannst! denn ich bekümmere mich um nichts mehr in der Welt.“ Da fing der arme Mann an gewaltig zu schreien und rief: „Wehe mir! Dem ist Leben und Sterben einerlei, und er ist noch kühner, als da er gesund war. Bringt ihn unter den Garten

und redet mir nicht mehr von ihm, denn er ist Ursache an meinem Tode!"

Man trug mich unter den Garten in ein dunkles Behältniß, das sehr feucht war, voll Taranteln und giftiger Würmer. Man warf mir eine Matratze von Werg auf die Erde, gab mir diesen Abend nichts zu essen und verschloß mich mit vier Thüren. So blieb ich bis neunzehn Uhr des andern Tages; da brachte man mir zu essen, und ich verlangte einige meiner Bücher zum Lesen. Ohne mir zu antworten, hinterbrachten sie es dem Kastellan, welcher gefragt hatte, was ich denn sagte. Den andern Morgen reichten sie mir eine Bibel und die Chronik des Villani. Ich verlangte noch einige andere Bücher; aber sie sagten mir, daraus würde nichts werden, ich hätte an diesen schon zu viel. So lebte ich elend genug auf der ganz versaulten Matratze; denn in drei Tagen war Alles naß geworden. Wegen meines zerbrochenen Fußes konnte ich mich nicht regen, und wenn ich um einer Nothdurft willen aus dem Bette mußte, so hatte ich mit großer Noth auf allen Vieren zu kriechen, um den Unrath nur nicht nahe zu haben.

Ungefähr anderthalb Stunden des Tages drang ein Wenig Widerschein durch ein kleines Loch in die unglückseligste Höhle; nur diese kurze Zeit konnte ich lesen; übrigens war ich Tag und Nacht in der Finsterniß, und nicht ohne Gedanken an Gott und unsere menschliche Gebrechlichkeit. Ja, es schien mir gewiß, daß ich in wenigen Tagen mein unglückliches Leben auf diese Weise endigen würde. Ich tröstete mich, so gut ich konnte, und betrachtete, wie viel trauriger es gewesen wäre, dieses Leben durch den schmerzlichen Tod des Henkerbeiles zu endigen, als jetzt, da ich durch eine Art von Traum hinausgehen würde, den ich nach und nach angenehm fand. Denn ich fühlte meine Kräfte von Zeit zu Zeit abnehmen, bis meine gute Natur sich an dieses Fegefeuer gewöhnte.

Da ich nun einmal so weit gekommen war, faßte ich Muth, das unglaubliche Elend so lange zu erdulden, als meine Kräfte noch hinreichten. Ich fing die Bibel von Anfang an, und so fuhr ich täglich mit Lesen und frommen Betrachtungen fort, und ich war so verliebt darein, daß ich nichts anders gethan haben würde; aber sobald mir das Licht mangelte, fiel der Verdruß

Die Chronik des Villani — Giovanni Villani, Verfasser einer florentinischen Chronik, die bis zum Jahre 1348 geht und von seinem Bruder Matteo bis 1364 fortgesetzt wurde.

mich wieder an und quälte mich so, daß ich mehr als einmal entschlossen war, mich selbst umzubringen. Weil sie mir aber kein Messer gelassen hatten, so war die Sache schwer zu verrichten. Doch hatte ich unter andern einmal ein großes Holz zurechte gestellt und wie eine Falle unterstützt und wollte es auf meinen Kopf schlagen lassen, so daß ich gewiß gleich todt geblieben wär'. Als ich nun das ganze Gestelle zurechte gemacht hatte und eben, um loszudrücken, die Hand hineinstreckte, ward ich von einem unsichtbaren Wesen ergriffen und vier Ellen weit weggeworfen, worüber ich so erschrak, daß ich für todt liegen blieb.

Dieser Zustand dauerte von Tages Anbruch bis neunzehn Uhr, da sie mir das Essen brachten. Sie mochten oft hin und her gegangen sein, ehe ich sie bemerkte; denn zuletzt, als ich zu mir kam, hörte ich den Kapitän Sandrino Monaldi, der im Hereintreten sagte: „Welches Ende haben so seltne Tugenden genommen!" Als ich diese Worte vernahm, schlug ich die Augen auf und sah die Priester in ihren Chorhemden, welche ausriefen: „Ihr habt ja gesagt, daß er todt sei!" Darauf antwortete Borja: „Für todt habe ich ihn gefunden, und so sagte ich's auch." Schnell huben sie mich auf, nahmen die Matratze weg, die ganz faul und wie Nudeln geworden war, warfen sie vor die Thür und erzählten den Vorfall dem Kastellan, der mir eine andere Matratze geben ließ.

Da ich nun überlegte, was wol gewesen sein könnte, das mich von meinem Vorsatz abgehalten hatte, so konnte ich wol denken, daß es eine göttliche Kraft sei, die sich meiner annähm'. Die Nacht darauf erschien mir eine wundersame Gestalt im Traume; es war der schönste Jüngling; er sagte mir mit zorniger Stimme: „Weißt Du, wer Dir den Körper geliehen hat, den Du vor der Zeit verderben wolltest?" Mir schien, als antwortete ich, daß ich Alles nur Gott und der Natur schuldig sei. „Nun," versetzte er, „Du verachtest seine Werke, indem Du sie zerstören willst? Laß Dich von ihm führen und verliere die Hoffnung nicht auf seine Macht!" Er fügte noch viele der herrlichsten Worte hinzu, deren ich mich nicht den tausendsten Theil erinnere. Nun fing ich an zu betrachten, daß diese Engelsgestalt mir die Wahrheit gesagt habe. Ich sah mich im Gefängniß um und erblickte einen verwitterten Ziegel; ich rieb die Stücke gegen einander und machte eine Art Teig daraus, alsdann kroch ich an die Thür und arbeitete mit den Zähnen so lange, bis ich einen Splitter ablöste, und erwartete die Stunde, da mir das Licht ins Gefängniß kam, welches gegen Abend war. Dann fing ich an,

Lindus, die stürmische Karpathos, Naxus und Paros,
Und Rhinaia, die steinige; schmerzlich verlegen durchwandert
Diese Länder und Inseln, den Sohn zu gebären, die Göttin,
Suchet Wohnung dem Sohn; allein die Länder erbeten
Keines wagte, das fruchtbarste nicht, Apollen zu tragen.
Endlich stiegst Du auf Delos, verehrte Leto, und sagtest:

„Delos, willst Du der Sitz des Sohnes, den ich gebäre,
Phöb' Apollens, werden und seinem herrlichen Tempel
Platz gewähren? — Fürwahr, Dich wird kein Andrer verlangen
In Besitz zu nehmen; denn weder Stieren beförderst
Du noch Schafen den Wuchs, und es gedeihet der Weinstock
Weder auf Dir, noch gedeihet der Trieb der unendlichen Pflanzen.
Ehret Dich aber Apollo's, des Herrlichen, Tempel, so bringen
Hekatomben die Menschen Dir alle versammelt; es duftet
Immer glänzend der Rauch des dampfenden Opfers; Dich schützen,
Bist Du die Wohnung des Gotts, die Götter für feindlichen Händen.
Nun bedenke, wie wenig Du sonst durch Früchte berühmt bist!"

Also sprach sie. Es freute sich Delos und sagte dagegen:
„Leto, herrlichste Tochter des großen Kronion, wie gerne
Nähm' ich den treffenden Gott bei seiner Geburt auf! Die Menschen
Reden Uebels von mir, ich weiß es; aber ich würde
Dann aufs Höchste verehrt. Allein die prophetischen Worte
Fürcht' ich, Leto, verberge Dir's nicht. Sie sagen, es werde
Grimmig aus Dir ein Verderber entstehn und über die Götter,
Ueber alle Menschen gebieten. Das fürcht' ich; erblickt er
Erst das Licht, so verachtet er mich und mein rauhes Gestade,
Tritt mit den Füßen mich weg und in die Tiefe des Meeres,
Daß die Wellen mir über und über den Scheitel bedecken,
Geht und findet alsdann sich eine gefällige Wohnung,
Baut den Tempel daselbst und pflanzt die schattigen Haine.
Mich umkriechen Polypen, die schwarzen Kälber des Meeres
Machen sich Höhlen in mir, und mich vergessen die Völker.
Darum betheure mit heiligem Schwur, erhabene Göttin,
Daß er hier den Tempel erbaut, den Sterblichen allen,
Die mit vielen Namen ihn nennen, Orakel verkündigt."

Leto hört' es und schwur sogleich die heiligen Schwüre:
„Wisse die Erde, der Himmel da droben, es wisse der schwarze

so gut ich konnte, auf weiße Blätter, die an die Bibel angebunden waren, zu schreiben. Ich schalt meine Seelenkräfte, daß sie nicht mehr in diesem Leben bleiben wollten; sie antworteten meinem Körper, daß sie zu viel dulden müßten, und der Körper gab ihnen Hoffnung besserer Tage, und so brachte ich ein Gespräch in Versen zu Stande.

Nachdem ich mich also selbst gestärkt hatte, fühlte ich neue Kraft, fuhr fort, meine Bibel zu lesen, und hatte meine Augen so an die Dunkelheit gewöhnt, daß ich nunmehr statt anderthalb Stunden schon drei lesen konnte. Ich betrachtete mit Erstaunen die Gewalt des göttlichen Einflusses auf diese einfältigen Menschen, die mit so großer Inbrunst glaubten, daß Gott ihnen Alles zu Gefallen thun würde, was sie sich nur ausgedacht hatten; und so versprach ich mir auch die Hilfe Gottes, sowol weil er so erhaben und gnädig, als auch weil ich so unschuldig sei. Beständig, bald mit Gebet, bald mit Gespräch, wendete ich mich zu Gott und fühlte ein so großes Vergnügen bei diesen Gedanken, daß ich mich keines andern Verdrusses erinnerte, den ich gehabt haben möchte. So sang ich auch den ganzen Tag Psalmen und viele andre meiner Gedichte, alle an Gott gerichtet. Nur machten mir meine Nägel, die immer fortwuchsen, das größte Uebel. Ich konnte mich nicht anrühren, ohne daß sie mich verwundeten, noch mich ankleiden, ohne daß sie inwendig oder auswendig hängen blieben und mir große Schmerzen verursachten; auch fingen mir die Zähne an im Munde abzusterben, und weil sie sich an den gesunden stießen, so wurden sie endlich ganz los in der Kinnlade, und die Wurzeln wollten nicht mehr in ihren Einfassungen bleiben. Wenn ich das merkte, zog ich sie heraus wie aus einer Scheide, ohne Schmerz und Blut, und so hatte ich leider viele verloren. Indessen schickte ich mich auch in diese neuen Uebel; bald sang ich, bald betete ich; auch fing ich ein Gedicht zum Lob des Gefängnisses an und erzählte in demselben alle die Vorfälle, die mir begegnet waren.

Der gute Kastellan schickte oft heimlich, zu vernehmen, was ich mache, und ich hatte mich, eben den letzten Juli, mit mir selbst ergetzt und mich des großen Festes erinnert, das man in Rom am ersten August feiert; ich sagte zu mir: „Alle vergangenen Jahre habe ich dieses angenehme Fest mit der vergänglichen

---

Ein Gespräch in Versen — In den italienischen Ausgaben wird das 11 Zeilen lange, wenig bedeutende Gedicht mitgetheilt.

Gedicht zum Lob des Gefängnisses — fast 200 Zeilen in Terzinen, an Lukas Martini gerichtet.

Welt gefeiert; diesmal will ich es mit der Gottheit des Herrn zubringen. O, wie viel erfreulicher ist dieses als jenes!" Die Abgeschickten des Kastellans hörten diese Worte und sagten ihm Alles wieder. Dieser versetzte mit unglaublichem Verdrusse: „Bei Gott, soll Dieser, der in so großem Elend lebt, noch triumphiren, indessen ich bei aller Bequemlichkeit mich abzehre und blos um seinetwillen sterbe? Gehet geschwind und werft ihn in die unterste Höhle, wo man den Prediger Fojano verhungern ließ; vielleicht wird sich ihm alsdann in diesem elenden Zustande der Muthwill' aus dem Kopf verlieren."

Sogleich kam Kapitän Sandrino Monaldi mit ungefähr zwanzig Dienern des Kastellans in mein Gefängniß. Sie fanden mich auf meinen Knien, und ich kehrte mich nicht nach ihnen um, vielmehr betete ich einen Gott Vater an, von Engeln umgeben, und einen auferweckten triumphirenden Christus, die ich mit einem Stückchen Kohle an die Mauer gezeichnet hatte, das ich in meinem Kerker, von Schutt bedeckt, fand.

Nachdem ich vier Monate rücklings auf dem Bette wegen des zerbrochenen Fußes gelegen und so oft geträumt hatte, die Engel kämen, mich zu heilen, so war ich zuletzt ganz gesund geworden, als wenn ich niemals beschädigt gewesen wär'. Nun kamen so viele Bewaffnete zu mir und schienen sich zu fürchten wie vor einem giftigen Drachen. Darauf sagte der Kapitän: „Du hörst doch, daß wir Leute genug sind und mit großem Geräusch zu Dir kommen; und Du wendest Dich nicht zu uns?" Als ich diese Worte vernahm, dachte ich mir recht gut das Schlimmste, was mir begegnen konnte; und indem ich mich sogleich mit dem Uebel bekannt machte und mich dagegen stärkte, sagte ich zu ihm: „Zu diesem Gott und König des Himmels habe ich meine Seele gewendet, meine Betrachtung und alle meine Lebensgeister, und Euch habe ich gerade das zugekehrt, was Euch angehört. Was gut an mir ist, seid Ihr nicht werth zu sehen; deswegen macht nun mit dem, was Euer ist, Alles, was Ihr könnt!"

Der Kapitän, der nicht wußte, was ich thun wollte, schien furchtsam und sagte zu vier der stärksten unter allen: „Legt Eure Waffen ab!" Als sie es gethan hatten, rief er: „Schnell, packt ihn an und faßt ihn, und wenn er der Teufel wär', so sollten wir uns so sehr nicht vor ihm fürchten; haltet ihn fest, daß er

---

Prediger Fojano — Benedetto da Fojano, vom Orden der predicatore (Prediger), wurde von Clemens VII. ins Gefängniß gesetzt, weil er gegen die Medicis gepredigt hatte. (B.)

Euch nicht entwische!" So ward ich von ihnen überwältigt und übel behandelt und dachte mir viel was Schlimmeres als das, was mir zubereitet war; da hub ich die Augen zu Christus auf und sagte: „Gerechter Gott, der Du auf dem hohen Holze alle unsere Schulden bezahlt hast, warum soll meine Unschuld für Schulden büßen, die ich nicht kenne? Doch Dein Wille geschehe!"

Indessen trugen sie mich fort beim Scheine der Fackel, und ich glaubte, sie wollten mich in die Fallklappe des Sammalo stürzen; so heißt ein fürchterlicher Ort, der Lebendige genug verschlungen hat; denn sie fallen in den Grund des Kastells hinunter, in einen Brunnen. Aber das begegnete mir nicht, und ich glaubte nun recht gut davonzukommen, weil sie mich in die gedachte häßliche Höhle hineinschleppten, wo Fojano verhungert war. Dort verließen sie mich und thaten mir weiter kein Leids. Da sang ich ein De profundis, ein Miserere, ein In te Domine, und feierte den ganzen ersten August mit Gott, und mein Herz jauchzte voll Hoffnung und Glauben.

Den zweiten Tag zogen sie mich aus diesem Loche und trugen mich dahin zurück, wo die Zeichnungen der Bilder Gottes waren; und als ich diese wiedersah, weinte ich in ihrer Gegenwart vor süßer Freude. Nun wollte der Kastellan alle Tage wissen, was ich mache und was ich zu sagen hätte. Der Papst hatte den ganzen Vorgang vernommen, nicht weniger, daß die Aerzte dem Kastellan schon den Tod verkündigt hätten. Darauf sagte er: „Ehe mein Kastellan stirbt, soll er auch den Benvenuto, der Schuld an seinem Tode ist, nach seiner Art aus der Welt schaffen." Als der Kastellan diese Worte aus dem Munde des Herrn Peter Ludwig's hörte, sagte er zu Diesem: „So will also der Papst, daß ich meine Rache an Benvenuto nehmen soll? Er schenkt mir ihn? Gut, er soll nur ruhig sein und mich gewähren lassen."

So schlimm nun die Gesinnungen des Papstes gegen mich waren, so übel dachte auch der Kastellan in diesem Augenblicke gegen mich, und sogleich kam das Unsichtbare, das mich vom Selbstmord abgehalten hatte, wieder unsichtbar zu mir, ließ sich aber mit lauter Stimme vernehmen, stieß mich an, daß ich mich aufrichtete, und sagte sodann: „Wehe, mein Benvenuto! Eilig, eilig! Wende Dich mit Deinem gewohnten Gebet zu Gott und schreie heftig zu ihm!" Ich erschrak, warf mich auf die Knie

---

Ein De profundis, ein Miserere, ein In te Domine — nach der Lutherischen Bibelübersetzung der 130. und 51. Psalm, beides Bußpsalmen; „In te Domine" (Psalm 31) kommt ebenso wie der später erwähnte Psalm in dem letzten Theile des Breviers, dem sogenannten Completorium, vor.

und sagte viele meiner Gebete, dann den ganzen Psalm „Qui habitat in auditorio.“ Darauf sprach ich mit Gott ein Wenig, und auf einmal sagte eine helle und deutliche Stimme: „Ruhe nunmehr und fürchte Dich nicht!“ Dieser Vorfall aber deutete darauf, daß der Kastellan, der den abscheulichsten Auftrag wegen meines Todes schon gegeben hatte, augenblicklich seinen Entschluß wieder veränderte und ausrief: „Ist das nicht Benvenuto, den ich so sehr vertheidigt habe, von dem ich so gewiß weiß, daß er unschuldig ist und dem alles dieses Uebel widerrechtlich begegnet? Wie soll Gott Barmherzigkeit mit mir und meinen Sünden haben, wenn ich Denen nicht verzeihe, die auch mich äußerst beleidigen? Warum soll ich einen guten und unschuldigen Mann verletzen, der mir Dienst und Ehre erwiesen hat? Nein, anstatt ihn zu tödten, will ich ihm Leben und Freiheit verschaffen, und in meinem Testamente will ich verordnen, daß ihm Niemand etwas wegen seines hiesigen Aufenthaltes abfordern soll; denn er hätte sonst eine große Zeche zu bezahlen.“ Das vernahm der Papst und war darüber sehr ungehalten.

Ich indessen setzte meine gewöhnlichen Gebete fort, und meine Träume waren alle Nacht angenehmer und gefälliger, so daß sie alle Einbildungskraft überstiegen. Mir träumte immer, daß ich mich sichtlich bei Dem befinde, den ich unsichtbar empfunden hatte und noch oft empfand; ich verlangte von ihm zur einzigen Gnade und bat ihn dringend, er möchte mich dahin führen, wo ich die Sonne sehen könnte; das sei das einzige Verlangen, das ich habe; ich wollte alsdann zufrieden sterben und allen Verdruß dieses Gefängnisses vergessen. Auch war der Zimmer mein Freund und Gesell geworden, und nichts konnte mich mehr irre machen. Anfangs erwarteten die Anhänger des Kastellans, er solle mich nach seiner Drohung an den Mauerzacken hängen lassen, von dem ich mich heruntergelassen hatte. Da sie aber seine entgegengesetzte Entschließung sahen, waren sie verdrießlich, suchten mir auf alle Weise Furcht einzujagen und mich in Besorgniß für mein Leben zu setzen. Das war ich aber, wie gesagt, Alles so gewohnt, daß ich nichts fürchtete, nichts mich rührte. Das einzige Verlangen blieb mir, daß ich möchte im Traum die Sonnenscheibe erblicken.

Qui habitat in auditorio — Gemeint ist der 91. Psalm, dessen lateinischer Text mit den Worten „Qui habitat in adjutorio“ beginnt. Die von Goethe benutzte Ausgabe hat in der That die lateinischen Worte wie oben. Bianchi, der Cellini's korrumpirtes Latein auch nicht verändern wollte, hat „in auditorium“.

Darauf waren stets meine großen Gebete gerichtet, in welchen ich Christum inbrünstig anrief und immer sagte: „O wahrhaftiger Sohn Gottes, ich bitte Dich bei Deiner Geburt, bei Deinem Tod am Kreuze, bei Deiner herrlichen Auferstehung, daß Du mich werth achtest, die Sonne wiederzusehen, wo nicht wirklich, wenigstens im Traume. Aber solltest Du mich würdig halten, daß ich sie mit meinen sterblichen Augen wiedersähe, so verspreche ich, Dich an Deinem heiligen Grabe zu besuchen." Diesen Vorsatz faßte ich und that unter großen Gebeten dieses Gelübde am zweiten Oktober 1539.

Den andern Morgen war ich bei Anbruch des Tages etwa eine Stunde vor Sonnenaufgang von meinem unglückseligen Lager aufgestanden und hatte ein schlechtes Kleid angezogen; denn es fing an kalt zu werden. Ich stand und betete andächtiger als sonst und sagte zu Christo, er möchte mir wenigstens durch göttliche Eingebung wissen lassen, für welche Sünde ich so schwer zu büßen hätte; denn da seine göttliche Majestät mich nicht einmal werth hielte, die Sonne nur im Traume zu sehen, so bät' ich ihn bei aller seiner Kraft und Macht, daß er mir wenigstens die Ursache meiner Leiden entdecken möchte. Kaum hatte ich diese Worte ausgesprochen, als der Unsichtbare nach Art eines Windes mich ergriff und mich in ein Zimmer führte, wo er sich mir sichtbar in menschlicher Gestalt darstellte, als ein Jüngling, dem der Bart keimt, von wundersamer und schöner Bildung, aber ernst, nicht wollüstig. Er deutete mir auf die vielen Menschen in dem Saal und sagte: „Du siehst hier, die bisher geboren und gestorben sind." Ich fragte ihn, warum er mich hierher führe; er sagte: „Komm nur mit mir, und Du wirst es bald sehen." Ich hatte in der Hand einen Dolch und ein Panzerhemd über dem Leibe. So führte er mich durch den großen Saal und zeigte mir Diejenigen, die zu unendlichen Tausenden darin hin- und wiederzingen. Er brachte mich immer vorwärts, ging endlich zu einer kleinen Thür hinaus und ich hinter ihm drein. Wir kamen in eine Art von engem Gäßchen, und als er mich hinter sich da hinein aus dem Saale zog, fand ich

---

Dem der Bart keimt — „Giovane di prima barba", ähnlich, wie in der Odyssee (X. 278) und Ilias (XXIV. 349) Hermes dem Odysseus und dem Priamus erscheint.

Die bisher geboren und gestorben sind — Blanchi führt die ganze Vision Cellini's auf vorangegangenes Lesen des Propheten Hesekiel zurück.

mich entwaffnet; ich hatte ein weißes Hemd an, nichts auf dem Haupte und ſtand zur rechten Seite meines Gefährten. Da ich mich auf dieſe Weiſe fand, verwunderte ich mich, denn ich kannte die Straße nicht; und als ich die Augen erhub, ſah ich den Theil einer Mauer, wider den die Sonne ſchien; es war, als wenn ich nahe an einem großen Gebäude ſtünde. Da ſagte ich: „O mein Freund, wie mache ich es wol, um mich ſo hoch in die Höhe zu heben, daß ich die Scheibe der Sonne ſelbſt ſehen kann?“ Da zeigte er mir einige Stufen, die zu meiner Rechten waren, und ſagte mir: „Steige Du nur allein da hinauf!“ Ich entfernte mich von ihm ein Wenig und ſtieg einige Stufen rückwärts hinauf, und nach und nach entdeckte ich die Räbe der Sonne; ſo eilte ich, auf gedachte Art immer höher zu ſteigen, und entdeckte zuletzt den ganzen Kreis der Sonne. Die Gewalt der Strahlen nöthigte mich wie gewöhnlich, die Augen zu ſchließen; aber ich erholte mich bald, öffnete die Augen wieder, ſah unverwandt nach ihr und ſagte: „O meine Sonne, nach der ich ſo lange mich geſehnt habe! Ich will nun nichts weiter ſehen, wenn auch Deine Strahlen mich blind machen ſollten.“ Und ſo blieb ich mit feſtem Blick ſtehen.

Nach einer kurzen Zeit bemerkte ich, daß die ganze Gewalt der Strahlen ſich auf die linke Seite der Sonne warf und die Scheibe ganz rein und klar blieb. Ich betrachtete ſie mit dem größten Erſtaunen und Vergnügen, und mir ſchien es die wunderſamſte Sache von der Welt, daß ſich die Strahlen auf dieſe Weiſe weggewendet hatten. Ich betrachtete die beſondere Gnade, welche Gott mir dieſen Morgen erzeigte, und ſagte mit ſtarker Stimme: „Wie wunderbar iſt Deine Macht, wie herrlich Deine Kraft! Und wie viel größer iſt Deine Gnade, als ich nie erwartete!“ Mir ſchien die Sonne ohne ihre Strahlen vollkommen wie ein Bad des reinſten Goldes. Indeſſen ich dieſen merkwürdigen Gegenſtand betrachtete, ſah ich, daß die Mitte des Kreiſes ſich aufblähte und in die Höhe ſtrebte; auf einmal erzeugte ſich ein Chriſtus am Kreuz aus derſelben Materie, woraus die Sonne war, ſo ſchön und gefällig gebildet und von dem gütigſten Anblick, ſo daß der menſchliche Geiſt ihn nicht den tauſendſten Theil ſo ſchön hätte erſinnen können. Indeſſen ich ihn betrachtete, rief ich laut: „Wunder, o Wunder! Gnädiger und allvermögender Gott, was machſt Du mich würdig, dieſen Morgen zu ſehen?“ Indeſſen ich nun ſo betrachtete und ſprach, bewegte ſich Chriſtus nach der Gegend, wo ſich vorher die Strahlen hingezogen hatten, und die Mitte der Sonne fing

abermals an, ſich aufzublähen. Dieſe Bewegung wuchs eine Weile und verwandelte ſich ſchnell in die Geſtalt der ſchönſten heiligen Jungfrau. Sie ſaß erhaben, ihren Sohn auf dem Arm, in der gefälligſten Stellung und gleichſam lächelnd. An beiden Seiten ſtanden zwei Engel von ſolcher Schönheit, als die Einbildungskraft nicht erreicht. Auch ſah ich in der Sonne zur rechten Hand eine Geſtalt, nach Art eines Prieſters gekleidet, der mir den Rücken zukehrte und gegen jene Mutter Gottes hinblickte. Alles dieſes ſah ich klar und wirklich und dankte beſtändig Gott mit lauter Stimme.

Nachdem ich dieſe wunderbaren Dinge etwas über den achten Theil einer Stunde vor den Augen gehabt hatte, entfernten ſie ſich, und ich ward wieder auf mein Lager zurückgetragen. Sogleich rief ich mit lauter Stimme: „Die Kraft Gottes hat mich gewürdigt, mir ſeine ganze Herrlichkeit zu zeigen, wie ſie vielleicht kein anderes ſterbliches Auge geſehen hat. Nun erkenne ich, daß ich frei und glücklich bin und in der Gnade Gottes ſtehe, und Ihr andern Böſewichter werdet unglücklich und in ſeiner Ungnade bleiben. Wißt nur, ich bin ganz gewiß, am Allerheiligen-Tage, als an meinem Geburtstage, genau den erſten November Nachts um Viere, werdet Ihr genöthigt ſein, mich aus dieſem finſtern Kerker zu befreien. Weniger werdet Ihr nicht thun können; denn ich habe es mit meinen Augen an dem Throne Gottes geſehen. Der Prieſter, welcher gegen den Herrn gekehrt ſtand und mir den Rücken wies, war Sankt Peter ſelbſt, der für mich ſprach und ſich ſchämte, daß man in ſeinem Hauſe Chriſten ſo ſchändlich begegne. Sagt es nur, wem Ihr wollt! Niemand hat Gewalt, mir weiter ein Uebel anzuthun; ſagt nur Euerm Herrn, er ſoll mir Wachs oder Papier geben, daß ich die Herrlichkeit Gottes ausdrücken kann, die ich geſehen habe! Wahrlich, ich will es thun.“

Der Kaſtellan, obgleich die Aerzte keine Hoffnung mehr zu ſeiner Geneſung hatten, war doch wieder ganz zu ſich gekommen, und die Launen ſeiner jährlichen Tollheit hatten ihn ganz und gar verlaſſen. Da er nun allein für ſeine Seele beſorgt war, machte ihm ſein Gewiſſen Vorwürfe, und er überzeugte ſich, daß man mir ſowol vorher als bis auf dieſen Augenblick großes Unrecht angethan hatte. Er ließ deswegen den Papſt von den großen Dingen berichten, die ich verkündigte. Der Papſt, als Einer, der nichts glaubte, weder an Gott noch an ſonſt was, ließ ihm antworten, ich ſei toll geworden, und er ſolle nur, ſo gut er könne, für ſeine Geſundheit ſorgen. Als der Kaſtellan dieſe

Antwort hörte, ließ er mich trösten, ſchickte mir Schreibzeug, Wachs und Boſſirſtäbchen mit vielen freundlichen Worten, die mir einer ſeiner Diener hinterbrachte, der mir wohlwollte. Dieſer war ganz das Gegentheil von den andern ſieben Schelmen, die mich gerne todt geſehen hätten. Ich nahm das Papier und das Wachs, fing an zu arbeiten und ſchrieb dabei folgendes Sonett, das ich an den Kaſtellan richtete.

Um vor die Seele Dir, mein Herr, zu bringen,
Welch Wunder dieſe Tage Gott mir ſchickte,
Welch herrliches Geſicht mich hoch entzückte,
Wünſcht' ich die Kraft, ein himmliſch Lied zu ſingen.

O, möchte nur zum heil'gen Vater dringen,
Wie mich die Macht der Gottheit ſelbſt beglückte,
Aus meiner dumpfen Wohnung mich entrückte!
Er würde meine große Noth bezwingen.

Die Thore ſprängen auf, ich könnte gehen,
Und Haß und Wuth entflöhn; die grimmig wilden,
Sie könnten künftig meinen Weg nicht hindern.

Ach, laß mich nur das Licht des Tages ſehen,
Mit meiner Hand die Wunder nachzubilden!
Schon würden meine Schmerzen ſich vermindern.

Den andern Tag brachte mir derſelbe Diener zu eſſen; ich gab ihm das Gedicht, das er heimlich, ohne daß es die übrigen bösartigen Leute bemerken konnten, dem Kaſtellan überbrachte, der mich gern losgelaſſen hätte; denn er glaubte, das Unrecht, das er mir angethan habe, ſei die eigentliche Urſache ſeines Todes. Er las das Sonett mehr als einmal, das weder Begriffe noch Worte eines Wahnſinnigen, vielmehr eines guten und braven Mannes enthielt, und ſogleich befahl er ſeinem Sekretär, es dem Papſte zu bringen, es in ſeine eignen Hände zu geben und ihn zugleich um meine Freiheit zu bitten.

Hierauf ſchickte mir der Kaſtellan Licht für Tag und Nacht

Um vor die Seele Dir, mein Herr, zu bringen — Die Ueberſetzung dieſes und des früheren Sonetts (S. 153) iſt nach Goethe's eigener Ausſage nicht von ihm ſelbſt (ſ. den Nachtrag), ſondern ſtammt vermuthlich von Gries oder A. W. Schlegel.

mit allen Bequemlichkeiten, die man an solchem Orte verlangen konnte; und so fing ich an, das Ungemach meines Lebens zu verbessern, das auf das Höchste gestiegen war. Der Papst las das Sonett und ließ dem Kastellan sagen, er werde bald etwas thun, das ihm angenehm sein würde. Und gewiß, der Papst hätte mich gerne gehen lassen, hätte ich nicht um Herrn Peter Ludwig's willen selbst gegen die Neigung des Vaters müssen verwahrt bleiben.

Ich hatte jenes wunderbare Wunder gezeichnet und bossirt; indessen nahte sich der Tod des Kastellans, und er schickte mir am Allerheiligen-Tage des Morgens durch Peter Ugolino, seinen Neffen, einige Juwelen zu beschauen. Als ich sie erblickte, sagte ich sogleich: „Das ist das Wahrzeichen meiner Freiheit!“ Darauf versetzte der Jüngling, der sehr wenig zu sprechen pflegte: „Daran denke nur nicht, Benvenuto!“ Darauf versetzte ich: „Trage Deine Juwelen weg! denn ich bin so zugerichtet, daß ich nur in der Dämmerung dieser finstern Höhle sehen kann, in welcher sich die Eigenschaft der Juwelen nicht erkennen läßt; aber ich werde bald aus diesem Gefängniß herausgehen; denn der ganze Tag wird nicht verstreichen, so werdet Ihr mich abholen; das soll und muß geschehen, und Ihr werdet nicht weniger thun können.“ Da ging Jener weg und ließ mich wieder einschließen. Nach Verlauf etwa zweier Stunden kam er wieder zu mir ohne Bewaffnete mit zwei Knaben, die mich unterstützen sollten; und so führte er mich in die weiten Zimmer, in denen ich vorher gewesen war, nämlich im Jahr 1538, und verschaffte mir daselbst alle Bequemlichkeit, die ich verlangte.

Wenige Tage darauf unterlag der Kastellan, der mich in Freiheit glaubte, seinem großen Uebel und verließ das gegenwärtige Leben. An seine Stelle kam Herr Antonio Ugolini, sein Bruder, der ihm vorgespiegelt hatte, als habe er mich geben lassen. Dieser Herr Antonio, so viel ich nachher vernahm, hatte Befehl vom Papste, mich in diesem weiten Gefängniß zu behalten, bis er ihm sagen würde, was mit mir geschehen sollte.

Obgedachter Herr Durante von Brescia hatte sich dagegen mit jenem Soldaten, dem Apotheker von Prato, verabredet, mir irgend einen Saft in dem Essen beizubringen, der mich nicht gleich, sondern etwa in vier bis fünf Monaten tödtete. Nun dachten sie sich aus, sie wollten mir gestoßenen Diamanten unter die Speise mischen, der an und für sich keine Art von Gift ist, aber wegen seiner unschädbaren Härte die allerschärfsten Ecken behält und nicht etwa wie die andern Steine, wenn man sie

stößt, gewissermaßen rundlich wird. Kommt er nun mit den übrigen Speisen so scharf und spitzig in den Körper, so hängt er sich bei der Verdauung an die Häute des Magens und der Eingeweide, und nach und nach, wenn andere Speisen darauf drücken, durchlöchert er die Theile mit der Zeit, und man stirbt daran, anstatt daß jede andere Art von Steinen oder Glas keine Gewalt hat, sich anzuhängen, und mit dem Essen fortgeht.

Wie gesagt, gab Herr Durante einen Diamanten von einigem Werthe einer Wache; die sollte ihn, wie ich nachher vernahm, einem gewissen Lione von Arezzo, einem Goldschmied, meinem großen Feinde, um den Stein in Pulver zu verwandeln, gebracht haben. Da nun dieser Lione sehr arm war und der Diamant doch manche zehen Scudi werth sein mochte, gab er ein falsches Pulver anstatt des gestoßenen Steins, das sie mir denn auch sogleich zu Mittage an alle Essen thaten, an den Salat, an das Ragout und die Suppe. Ich speiste mit gutem Appetit, denn ich hatte den Abend vorher gefastet, und es war ein Sonntag, und ob ich gleich etwas unter den Zähnen knirschen fühlte, so dachte ich doch nicht an solche Schelmstücke. Nach Tische, als ein wenig Salat in der Schüssel übrig geblieben war, betrachtete ich einige Splitterchen, die sich daran befanden. Sogleich ergriff ich sie und brachte sie ans helle Fenster; ich erinnerte mich, indem ich sie betrachtete, wie außerordentlich die Speisen gemischt hatten, und, so viel meine Augen urtheilen konnten, glaubte ich schnell, es sei gestoßener Diamant. Ich hielt mich nun entschieden für ein Kind des Todes und wendete mich schmerzlich zum heiligen Gebete, und da ich mich in mein Schicksal ergeben hatte, betete ich zu Gott und dankte ihm für einen so leichten Tod. Da doch einmal meine Sterne es so bestimmt hatten, so schien es mir ein gutes Loos, auf eine so bequeme Weise aus der Welt zu gehn. Als ich nun die Welt und meine Lebenszeit gesegnet hatte, wendete ich mich mit meinen Gedanken zu dem bessern Reiche, das ich mit der Gnade Gottes erlangt zu haben hoffte, und in diesen Gedanken rieb ich einige sehr feine Körner zwischen den Fingern, die ich ganz gewiß für Diamant hielt.

Wie nun die Hoffnung nimmer stirbt, so regten sich auch bei mir wieder einige eitle Lebensgedanken. Ich legte die gedachten Körnchen auf eine eiserne Fensterstange und drückte stark mit dem flachen Messer darauf. Da fühlte ich, daß der Stein

Lione von Arezzo — Leone Leoni, bekannt nicht nur als Goldschmied, sondern auch als Former. (B.)

Drunten fließende Styx (die ſeligen Götter verbindet
Dieſe Betheurung des heiligen Eids): im Tempel des Phöbus,
Hier an ſeinem Altar ſoll's ewig duften, vor allen
Ländern und Inſeln des Meers ſoll er Dich immer verehren."

Nach vollendetem Schwur erfreute ſich Delos, erwartend
Seines Gottes. Allein von ſchmerzlichen Wehen gequälet,
Litt neun Tag' und Nächte die Göttin. Es waren die andern
Göttlichen Frauen zu ihr, die Herrlichſten alle, gekommen:
Rhea, ferner Diana, dazu die forſchende Themis,
Amphitrite mit ihnen, die Göttin ſeufzender Wogen,
Andre mehr der unſterblichen Frauen. Es weilte mit Vorſatz
Here, ſitzend im Hauſe Kronion's, beſchäftigte künſtlich
Dich, gebärenden Frauen erwünſchteſte Eileithyia;
Die verbarg ſie die Schmerzen der leidenden Göttin, mißgönnte
Jupiter's herrlichen Sohn der ringellockigten Leto.

Aber die göttlichen Frauen verſendeten Iris von Delos,
Eileithyia zu holen, die Helferin, ließen zuſammen
Eine köſtliche Schnur um den Hals, von goldenem, feinem
Drahte künſtlich geflochten, ihr, lang neun Ellen, verſprechen;
Heimlich ſolle ſie Iris berufen, daß Here nicht etwa
Merkte die Abſicht und hinderlich wäre der ſcheidenden Göttin.
Schnell entfernte ſich Iris mit leichten Füßen und legte
Zwiſchen Himmel und Erde den Raum in Kurzem zurücke,
Kam zum Sitze der Götter, dem hohen Olympus, und winkte
Eileithyien heraus vor die Thüre des göttlichen Hauſes,
Sagte mit eilenden Worten ihr Alles, was die erhabnen
Frauen ernſtlich befohlen; und ſie bewegte das Herz ihr.
Beide gingen wie ſchüchterne Tauben und kamen nach Delos.

Da Eileithyia, die Helferin, Delos betreten,
Wirkten die Wehen gewaltig, es nahte Leto's Entbindung.
Mit den Armen umſchloß die Göttin den Palmbaum; die Füße
Stemmte ſie gegen das Gras, die Erde lächelte. Mächtig
Sprang ans Licht der göttliche Sohn; es jauchzten die Frauen,
Buſchen heilig und rein im klaren Waſſer, o Phöbus,
Deine Glieder und wickelten Dich in glänzende, zarte,
Neue weiße Gewande, die goldene Binde darüber.
Und es tränkete nicht die Mutter den göttlichen Knaben,
Themis reichte mit göttlichen Händen ihm Nektar zu ſaugen
Und Ambroſia hin, zur Freude Leto's, der Großen,
Die den herrlichen Sohn nach vielen Sorgen geboren.

sich zerrieb, und als ich recht genau darauf sah, fand ich auch, daß es sich also verhielt, und sogleich erquickte ich mich wieder mit neuer Hoffnung. Die Feindschaft des Herrn Durante sollte mir nicht schaden; es war ein schlechter Stein, der mir nicht das geringste Leid zufügen konnte; und wie ich vorher entschlossen war, ruhig zu sein und auf diese Weise in Frieden zu sterben, so machte ich nun aufs Neue meine Pläne und überlegte, was zu thun sei. Aber ich hatte vor allen Dingen Gott zu loben und die Armuth zu segnen, die, wie sie öfters den Menschen den Tod bringt, nun die Ursache meines Lebens war. Denn Herr Durante, mein Feind, oder wer es auch sein mochte, hatte seinen Endzweck nicht erreicht. Lione hatte den Stein nicht gestoßen, sondern ihn aus Armuth für sich behalten, für mich aber zerrieb er einen geringen Beryll von wenigem Werth; vielleicht dachte er, weil es auch ein Stein sei, thue er dieselbigen Dienste.

Zu der Zeit war der Bischof von Pavia, Bruder des Grafen San Secondo, Monsignor de Rossi von Parma genannt, gleichfalls Gefangener im Kastell; ich rief ihm mit lauter Stimme und sagte, daß die Schelmen, mich umzubringen, mir einen gestoßenen Diamanten unter das Essen gemischt hätten. Ich ließ ihm durch einen seiner Diener etwas von dem übergebliebenen Pulver zeigen und sagte ihm nicht, daß ich es für keinen gestoßenen Diamanten erkenne, vielmehr, daß sie mich gewiß nach dem Tode des guten Kastellans vergiftet hätten. Ich bat ihn, er möchte mir für meine wenige Lebenszeit nur des Tages eins von seinen Broden geben, denn ich hätte mir vorgenommen, nichts zu essen, was von ihnen käme; und er versprach mir von seinem Essen zu schicken. Dieser Bischof war gefangen wegen einer Art von Verschwörung, die er in Pavia gemacht hatte, und ich, weil er so sehr mein Freund war, vertraute mich ihm.

Herr Antonio, der neue Kastellan, der gewiß nichts von der Sache wußte, machte großen Lärm, und auch er wollte den gestoßenen Stein sehen, den er gleichfalls für Diamant hielt; doch, da er glaubte, der Anschlag käm' vom Papste, ging er leicht darüber weg, und die Sache ward als ein Zufall behandelt.

Ich aß nunmehr die Speisen, welche mir der Bischof sandte, schrieb beständig an meinem Gedichte über das Gefängniß, und setzte täglich Punkt für Punkt die Begebenheiten hinzu, die sich

---

Monsignor de Rossi — Giovanni Girolamo de' Rossi, bekannt durch seine Dichtungen, ist außerdem Verfasser einer Geschichte seiner Zeit und mehrerer noch nicht herausgegebener Biographien. (D.)

zutrugen. Inzwiſchen ſchickte mir der Kaſtellan mein Eſſen durch jenen Johannes, den ehemaligen Apothekerjungen von Prato, der nun hier Soldat war. Dieſer, mein größter Feind, hatte mir eben den geſtoßenen Diamant gebracht, und ich ſagte ihm, daß ich nicht eher von ſeinen Speiſen eſſen würde, ehe er ſie mir kredenzt hätte. Er ſagte darauf, das geſchähe wol dem Papſte! Ich verſetzte ihm, wie eigentlich Edelleute verbunden ſeien, einem Papſt zu kredenzen, ſo ſei er, Soldat, Apothekerund Bauer von Prato, ſchuldig, einem Florentiner meinesgleichen aufzuwarten. Darüber ſagte er mir harte Worte, und ich erwiderte ſie. Nun ſchämte ſich Herr Antonio einigermaßen über das, was vorgegangen war, und weil er Luſt hatte, mich alle Koſten zahlen zu laſſen, die mir von dem guten verſtorbenen Kaſtellan ſchon geſchenkt waren, wählte er unter ſeinen Dienern einen andern, der mir wohlwollte, und ſchickte mir das Eſſen durch ihn, der mir mit vieler Gefälligkeit jedesmal kredenzte. Auch ſagte er mir alle Tage, daß der Papſt beſtändig vom Herrn von Montluc angegangen werde, der von Seiten des Königs mich unabläſſig zurückverlangte, wobei der Papſt wenig Luſt zeige, mich herauszugeben, ja, daß ſogar Kardinal Farneſe, ſonſt mein ſo großer Freund und Patron, ſollte geſagt haben, ich würde wol noch eine Weile mich gedulden müſſen; worauf ich verſetzte: „Und ich werde ihnen Allen zum Trutz doch frei werden.“ Der gute Menſch bat mich, ich möchte ſtill ſein, daß Niemand ſo etwas hörte; denn es könne mir großen Schaden bringen, und mein Vertrauen auf Gott möchte ich doch ja im Stillen erhalten und mich damit ſtärken. Ich antwortete ihm darauf: „Die Kraft Gottes hat keine Furcht vor der bösartigen Ungerechtigkeit.“

Drittes Buch.

Erſtes Kapitel.

Der Kardinal von Ferrara kommt aus Frankreich nach Rom zurück. — Als er ſich mit dem Papſt bei Tiſch unterhält, weiß er die Freiheit des Autors zu erbitten. — Gedicht in Terzinen, welches Cellini in der Gefangenſchaft ſchrieb.

So vergingen wenige Tage, als der Kardinal von Ferrara in Rom erſchien, der, als er dem Papſt ſeine Aufwartung machte, ſo lange bei ihm aufgehalten wurde, bis die Stunde des Abendeſſens kam. Nun war der Papſt ein ſehr kluger Mann und wollte bequem mit dem Kardinal über die Franzoſereien ſprechen, weil man bei ſolchen Gelegenheiten ſich freier über viele Dinge als ſonſt herausläßt. Der Kardinal, indem er von der großmüthigen und freigebigen Art des Königs, die er genugſam kannte, ſehr ausführlich ſprach, gefiel dem Papſte außerordentlich, der ſich, wie er alle Woche einmal that, bei dieſer Gelegenheit betrank, von welchem Rauſch er ſich denn gewöhnlich ſogleich befreite, indem er Alles wieder von ſich gab.

Da der Kardinal die gute Dispoſition des Papſtes bemerkte, bei welcher wol eine gnädige Gewährung zu hoffen war, verlangte er mich von Seiten des Königs auf das Nachdrücklichſte und verſicherte, daß Seine Majeſtät auf das Lebhafteſte nach mir begehre. Da nun der Papſt ſich nahe an der Zeit fühlte, wo er ſich zu übergeben pflegte, auch ſonſt der Wein ſeine Wirkungen äußerte, ſo ſagte er mit großem Lachen zum Kardinal: „Nun ſollt Ihr ihn gleich mit Euch nach Hauſe führen!“ Darauf gab er ſeinen beſondern Befehl und ſtand vom Tiſche auf. Sogleich ſchickte der Kardinal nach mir, ehe es Herr Peter Ludwig erfuhr; denn der

---

Franzoſereien — „Francioserie“, in verächtlichem Sinne.

hätte mich auf keine Weise aus dem Gefängniß gelassen. Es kam der Befehl des Papstes und zwei der ersten Edelleute des Kardinals Ferrara; nach vier Uhr in der Nacht befreiten sie mich aus dem Gefängnisse und führten mich vor den Kardinal, der mich mit unschätzbarer Freundlichkeit empfing, mich gut einquartieren und sonst aufs Beste versorgen ließ. Herr Antonio, der neue Kastellan, verlangte, daß ich alle Kosten nebst allen Trinkgeldern für den Barzell und dergleichen Leute bezahlen sollte, und wollte nichts von Alledem beobachtet wissen, was sein Bruder, der Kastellan, zu meinen Gunsten verordnet hatte. Das kostete mich noch manche zehn Scudi.

Der Kardinal aber sagte mir, ich solle nur gutes Muthes sein und mich wohl in Acht nehmen, wenn mir mein Leben lieb sei; denn wenn er mich nicht selbigen Abend aus dem Gefängniß gebracht hätte, so wär' ich wol niemals herausgekommen; er höre schon, daß der Papst sich beklage, mich losgelassen zu haben.

Nun muß ich noch einiger Vorfälle rückwärts gedenken, damit verschiedene Dinge deutlich werden, deren ich in meinem Gedicht erwähne.

Als ich mich einige Tage in dem Zimmer des Kardinals Cornaro aufhielt, und nachher, als ich in dem geheimen Garten des Papstes war, besuchte mich unter andern werthen Freunden ein Kassier des Herrn Bindo Altoviti, der Bernhard Galluzzi hieß, dem ich den Werth von einigen hundert Scudi vertraut hatte. Er kam zu mir im geheimen Garten des Papstes und wollte mir Alles zurückgeben; ich aber versetzte, ich wüßte meine Baarschaft keinem liebern Freunde zu geben, noch sie an einen Ort zu legen, wo sie sicherer stünde; da wollte er mir das Geld mit Gewalt aufdringen, und ich hatte Noth, ihn zu bewegen, daß er es behielt'. Da ich nun aus dem Kastell befreit wurde, fand sich's, daß er verdorben war, und ich verlor meine Baarschaft.

Ferner hatte ich noch im Gefängniß einen schrecklichen Traum, als wenn mir Jemand mit der Feder Worte von der größten Bedeutung an die Stirn schrieb' und mir dreimal sagte, ich solle schweigen und Niemand nichts davon entdecken.

So erzählte man mir auch, ohne daß ich wußte, wer es war, Alles, was in der Folge Herrn Peter Ludwig begegnete, so deutlich und genau, daß ich nicht anders glauben konnte, als ein Engel des Himmels habe es mir offenbaret.

Verdorben — „rovinato", in Armuth versunken.

Dann muß ich noch eine Sache nicht zurücklassen, die größer ist, als daß sie einem andern Menschen begegnet wäre, ein Zeichen, daß Gott mich losgesprochen und mir seine Geheimnisse selbst offenbaret hat. Denn seit der Zeit, daß ich jene himmlischen Gegenstände gesehen, ist mir ein Schein ums Haupt geblieben, den Jedermann sehen konnte, ob ich ihn gleich nur Wenigen gezeigt habe.

Diesen Schein sieht man des Morgens über meinem Schatten, wenn die Sonne aufgeht, und etwa zwei Stunden darnach. Am Besten sieht man ihn, wenn ein leichter Thau auf dem Grase liegt, imgleichen Abends bei Sonnenuntergang. Ich bemerkte ihn in Frankreich, in Paris, weil die Luft in jener Gegend viel reiner von Nebeln ist, so daß man den Schein viel ausdrücklicher sah als in Italien, wo die Nebel viel häufiger sind; dessenungeachtet aber seh' ich ihn auf alle Weise und kann ihn auch Andern zeigen, nur nicht so gut wie in jenen Gegenden.

Zweites Kapitel.

Der Autor nach seiner Befreiung besucht den Abkanio zu Tagliacozzo. — Er kehrt nach Rom zurück und endigt einen schönen Becher für den Kardinal von Ferrara. — Modell zu einem Salzfaß mit Figuren. — Er verbindet sich zu den Diensten des Königs von Frankreich, Franz I., und verreist mit dem Kardinal von Ferrara nach Paris. — Böses Abenteuer mit dem Postmeister von Siena. — Er kommt nach Florenz, wo er vier Tage bei seiner Schwester bleibt.

Als ich nun so im Palast des Kardinals von Ferrara mich befand, gern von Jedermann gesehen und noch weit mehr besucht als vorher, verwunderten sich Alle, daß ich aus so unglaublichem

---

Diesen Schein sieht man des Morgens über meinem Schatten — Selbst die Beobachtung — denn von der Deutung derselben ist nicht nöthig zu sprechen — kann nur zum Theil als richtig anerkannt werden; denn die Begleiter Benvenuto's können den Schein um dessen Haupt niemals gesehen haben. Dem Herausgeber wurden von befreundeter und kundiger Hand folgende Beobachtungen und Erläuterungen über diese Naturerscheinung mitgetheilt. „Der französische Astronom Bouguer und seine Begleiter sahen 1736 auf dem Berge Pombamarka in den

Unglück, in welchem ich gelebt hatte, wieder gerettet sei. Indessen ich nun mich wieder erholte, machte es mir das größte Vergnügen, meine Verse auszuarbeiten; dann, um besser wieder zu Kräften zu kommen, nahm ich mir einst vor, wieder der freien Luft zu genießen, wozu mir mein guter Kardinal Freiheit und Pferde gab; und so ritt ich mit zwei römischen Jünglingen, deren einer von meiner Kunst war, der andere aber uns nur gern Gesellschaft leistete, von Rom weg und nach Tagliacozzo, meinen Lehrling Askanio zu besuchen. Ich fand ihn mit Vater, Geschwistern und Stiefmutter, welche mich zwei Tage auf das Freundschaftlichste bewirtheten. Ich kehrte darauf nach Rom zurück und nahm den Askanio mit mir. Unterweges fingen wir an, von der Kunst zu sprechen, dergestalt daß ich die lebhafteste Begierde fühlte, wieder nach Rom zu kommen, um meine Arbeiten anzufangen. Nach meiner Rückkunft schickte ich mich auch sogleich dazu an und fand ein silbernes Becken, das ich für den Kardinal angefangen hatte, ehe ich eingekerkert wurde; daran ließ ich obgedachten Paul arbeiten; ein schöner Pokal aber, den ich zugleich mit diesem Becken in Arbeit genommen hatte, war mir indessen mit einer Menge anderer Sachen von Werth gestohlen worden. Ich fing ihn nun wieder von vorn an. Er war mit runden, halb erhabenen Figuren geziert; desgleichen hatte ich auch auf dem Becken runde Figuren und Fische von halb erhabener Arbeit vorgestellt, so daß Jeder, der es sah, sich verwundern mußte, sowol über die

---

Kordilleren beim Sonnenaufgange auf einer dreißig Schritt von ihnen entfernten Wolke Jeder seinen eigenen Schatten, aber den eines andern Reisegefährten wahrzunehmen. Den Schatten des Kopfes umgab eine Art Glorie aus drei oder vier lebhaft farbigen konzentrischen Ringen, deren Roth nach außen gekehrt." (Mémoires de l'Académie royale, 1744, p. 264.) Häufig sah Scoresby dasselbe Phänomen in den Polargegenden, besonders schön am 22. Juli 1821, wo er vier farbige konzentrische Kreise, roth nach außen, wahrnahm. (Reise auf den Wallfischfang, S. 105.) Saussure und Andere haben Gleiches in den Alpen beobachtet; auf dem Brocken bezeichnet man die Erscheinung als „Brockengespenst." Unrichtig nennt jedoch J. G. Kohl (deutsche Volksbilder und Naturansichten aus dem Harze) dasselbe die Fata Morgana des Harzes; denn diese ist eine Wirkung der Refraktion des Lichtes in Luftschichten von verschiedener Temperatur, nicht der Lichtbeugung. Die Ursache, weshalb der Beobachter auf der Nebelwand nur seinen eigenen Schatten mit der Glorie erblickt, liegt vielmehr darin, daß er nur diejenigen Sonnenstrahlen von den Nebelbläschen unreflektirt bekam, welche seinem Kopfe zunächst vorbeifuhren, während alle übrigen auf die Wand fallenden Strahlen so zerstreut werden müssen, daß ihm keine Stelle ausgezeichnet erscheinen kann. (Man vgl. hierzu Fraunhofer's „Theorie der Höfe" und „Astronomische Abhandlungen" von Schumacher.)

Pokal — Ueber den Verbleib dieser Arbeit ist nichts bekannt. (B.)

Gewalt des Geistes und der Erfindung, als über die Sorgfalt und Reinlichkeit, welche die jungen Leute bei diesen Werken anwendeten.

Der Kardinal kam wenigstens alle Tage zweimal mit Herrn Ludwig Alamanni und Herrn Gabriel Cesano, und man brachte einige Stunden vergnügt zu, ob ich gleich genug zu thun hatte. Er überhäufte mich mit neuen Werken und gab mir sein großes Siegel zu arbeiten, welches die Größe der Hand eines Knaben von zwölf Jahren hatte; darein grub ich zwei Geschichten, einmal, wie St. Johannes in der Wüsten predigte, und dann, wie St. Ambrosius die Arianer verjagte; er war auf einem Pferde vorgestellt mit der Geißel in der Hand, von so kühner und guter Zeichnung und so sauber gearbeitet, daß Jedermann sagte, ich habe den großen Lautizio übertreffen, der sich nur allein mit dieser Art Arbeiten abgab. Der Kardinal war stolz, sein Siegel mit den Siegeln der übrigen Kardinäle zu vergleichen, welche gedachter Meister fast alle gearbeitet hatte.

So ward mir auch von dem Kardinal und den zwei obgedachten Herren aufgetragen, ein Salzgefäß zu machen; es sollte sich aber von der gewöhnlichen Art entfernen. Herr Ludwig sagte bei Gelegenheit dieses Salzfasses viele verwundernswürdige Dinge, so wie auch Herr Gabriel Cesano die schönsten Gedanken über denselben Gegenstand vorbrachte; der Kardinal hörte gnädig zu, und sehr zufrieden von den Zeichnungen, welche die beiden Herren mit Worten gemacht hatten, sagte er zu mir: „Benvenuto, die beiden Vorschläge gefallen mir so sehr, daß ich nicht weiß, von welchem ich mich trennen soll; deswegen magst Du entscheiden, der Du sie ins Werk zu setzen hast.“ Darauf sagte ich: „Es ist bekannt, meine Herren, von welcher großen Bedeutung die Söhne der Könige und Kaiser sind, und in was für einem göttlichen Glanz sie erscheinen. Dessenungeachtet, wenn Ihr einen armen geringen Schäfer fragt, zu wem er mehr Liebe und Neigung empfinde, zu diesen [illegible]nzen oder zu seinen eigenen Kindern, so wird er gewiß [illegible]en, daß er diese letztern vorziehe; so habe ich auch eine

---

Sein Siegel — In der Beschreibung dieses Siegels, das auch nicht mehr vorhanden zu sein scheint, wie sie in dem „Trattati“ (S. 99) gegeben wird, findet sich noch erwähnt, daß zum Zwecke des doppelten Bildes die Fläche des Siegels der Länge nach in zwei Hälften getheilt war.

Salzgefäß — Ausführlicheres über dieses berühmte Salzfaß, das erst drei Jahre später für Franz I. vollendet wurde, siehe Brinckmann, S. 97, ebenso die Abbildung das. S. 99.

Aber kaum genoß er die Kost der unsterblichen Götter,
Als die goldenen Binden nicht mehr den Strebenden hielten,
Bande der sterblichen Jugend; die Knoten lösten sich alle,
Und die göttlichen Frauen vernahmen die Rede des Knaben:
„Lieben werd' ich Cither und Bogen, den Rathschluß Kronion's
Werd' ich wahrhaft und treu den Menschen allen verkünden."
Also sprach er und schritt die weiten Wege hernieder,
Phöbus, der lockige Gott, der Fernetreffer. Es staunten
Die unsterblichen Frauen, und wie von Golde beladen
Glänzte Delos für Freuden, den Sohn Kronion's und Leto's
Endlich schauend, den Gott, der sie vor Allen erwählet,
Allen Ländern und Inseln, sich einen Tempel zu bauen.
Und es ergriff sie gewaltige Liebe, sie leuchtete freundlich,
Wie im Frühling der Rücken des Berges von blühenden Wäldern.

Epigramme auf Myron's Kuh.*)

1. Myron formte, Wandrer, die Kuh; das Kalb, sie erblickend,
Nahet lechzend sich ihr, glaubet die Mutter zu sehn.

2. Armes Kalb, was nahst Du Dich mir mit bittendem Blöken?
Milch ins Euter hat mir nicht geschaffen die Kunst.

3. Vorbei, Hirt, bei der Kuh, und Deine Flöte schweige,
Daß ungestört ihr Kalb sie säuge!

4. Als sie das Kühlein ersah, Dein ehernes, eiferte Juno,
Myron! Sie glaubte fürwahr Inachus' Tochter**) zu sehn.

5. Daß Du die Herrlichste bist, Admetos' Heerden ein Schmuck wärst,
Selber des Sonnengotts Rindern Entsprungene scheinst,
Alles reißet zum Staunen mich hin, zum Preise des Künstlers —
Doch daß Du mütterlich auch fühlest, es ziehet mich an.

*) Vgl. „Kunst und Alterthum" II, 1, 14. 15. 26, 1818 und Band 33 der Ausgabe letzter Hand. — Der Aufsatz „Myron's Kuh", aus dem diese Epigramme genommen sind, trägt indessen schon das Datum: Jena, den 20. August 1812. — Die 3 ersten Epigramme sind von ungenannten griechischen Dichtern (vgl. Jacobs' Griechische Blumenlese Bd II., der „Vermischten Schriften" Abtheilung 2, S. 152); das 4. ist nach dem Französischen des Mairet, das 5., welches wir von den übrigen nicht trennen mochten, keine Uebersetzung, sondern von Goethe selbst verfaßt, weshalb es auch in die Ausg. letzter Hand dieses Bandes hätte aufgenommen werden können.

**) Io, die Tochter des Inachus, wurde von Zeus geliebt.

große Vorliebe für meine eigenen Geburten, die ich durch meine Kunst hervorbringe; daher, was ich Euch zuerst vorlegen werde, hochwürdigster Herr und Gönner, das wird ein Werk nach meiner eigenen Erfindung sein; denn manche Sachen sind leicht zu sagen, die nachher, wenn sie ausgeführt werden, keineswegs gut lassen." Und so wendete ich mich zu den beiden trefflichen Männern und versetzte: „Ihr habt gesagt, und ich will thun." Darauf lächelte Herr Ludwig Alamanni und erwiderte mit der größten Anmuth viele treffliche Worte zu meiner Gunst, und es stand ihm sehr wohl an; denn er war schön anzusehen, von Körper wohlgestaltet und hatte eine gefällige Stimme; Herr Gabriel Cesano war gerade das Gegentheil, so häßlich und ungefällig, und nach seiner Gestalt sprach er auch.

Herr Ludwig hatte mit Worten gezeichnet, daß ich Venus und Kupido vorstellen sollte. mit allerlei Galanterien umher, und Alles sehr schicklich; Herr Gabriel hatte angegeben, ich solle eine Amphitrite vorstellen mit Tritonen und mehreren Dingen, alle gut zu sagen, aber nicht zu machen. Ich hingegen nahm einen runden Untersatz, ungefähr zwei Drittel einer Elle, und darauf, um zu zeigen, wie das Meer sich mit der Erde verbindet, machte ich zwei Figuren, einen guten Palm groß, die mit verschränkten Füßen gegen einander saßen, so wie man die Arme des Meeres in die Erde hineinlaufen sieht. Das Meer, als Mann gebildet, hielt ein reich gearbeitetes Schiff, welches Salz genug fassen konnte; darunter hatte ich vier Seepferde angebracht und der Figur in die rechte Hand den Dreizack gegeben; die Erde hatte ich weiblich gebildet, von so schöner Gestalt und so anmuthig, als ich nur wußte und konnte. Ich hatte neben sie einen reichen, verzierten Tempel auf den Boden gestellt, der den Pfeffer enthalten sollte. Sie lehnte sich mit einer Hand darauf, und in der andern hielt sie das Horn des Ueberflusses, mit allen Schönheiten geziert, die ich nur in der Welt wußte. Auf derselben Seite waren die schönsten Thiere vorgestellt, welche die Erde hervorbringt, und auf der andern, unterhalb der Figur des Meeres, hatte ich die besten Arten von Fischen und Muscheln angebracht, die nur in dem kleinen Raum Statt finden konnten; übrigens machte ich an dem Oval ringsum die allerherrlichsten Zierrathen.

Als nun darauf der Kardinal mit seinen zwei trefflichen Begleitern kam, brachte ich das Modell von Wachs hervor, worüber sogleich Herr Gabriel Cesano mit großem Lärm herfiel und sagte: „Das Werk ist in zehen Menschenleben nicht zu vollenden, und Ihr wollt, hochwürdigster Herr, es doch in Euern Leben noch

fertig sehen? Ihr werdet wol vergebens darauf warten. Benvenuto will Euch von seinen Söhnen zeigen, nicht geben; wir haben doch wenigstens Dinge gesagt, die gemacht werden konnten; er zeigt Dinge, die man nicht machen kann." Darauf nahm Herr Ludwig Alamanni meine Partie; der Kardinal aber sagte, er wolle sich auf ein so großes Unternehmen nicht einlassen. Da versetzte ich: „Hochwürdigster Herr, ich sage voll Zuversicht, daß ich das Werk für Den zu endigen hoffe, der es bestellen wird. Ihr sollt es Alle, noch hundertmal reicher als das Modell, vor Augen sehen, und ich hoffe mit der Zeit noch mehr als das zu machen." Darauf versetzte der Kardinal mit einiger Lebhaftigkeit: „Wenn Du es nicht für den König machst, zu dem ich Dich führe, so glaube ich nicht, daß Du es für einen Andern zu Stande bringst." Sogleich zeigte er mir den Brief, worin der König in einem Absatze schrieb, er solle geschwind wiederkommen und Benvenuto mitbringen. Da hub ich die Hände gen Himmel und rief: „O, wann wird das ‚Geschwinde' doch kommen?" Der Kardinal sagte, ich sollte mich einrichten und meine Sachen in Rom in Ordnung bringen, und zwar innerhalb zehen Tagen.

Als die Zeit der Abreise herbeikam, schenkte er mir ein schönes und gutes Pferd, das Tornon hieß, weil der Kardinal dieses Namens es ihm geschenkt hatte; auch Paul und Askanio, meine Schüler, wurden mit Pferden versehen. Der Kardinal theilte seinen Hof, der sehr groß war; den einen edlern Theil nahm er mit sich auf den Weg nach der Romagna, um die Madonna von Loreto zu besuchen und alsdann nach Ferrara in sein Haus zu gehen; den andern Theil schickte er gegen Florenz; das war der größte, und dabei seine schönste Reiterei. Er sagte mir, wenn ich auf der Reise sicher sein wollte, so sollte ich sie mit ihm zurücklegen; wo nicht, so könnte ich in Lebensgefahr gerathen. Ich gab mein Wort, daß ich mit ihm gehen wollte; aber weil Alles geschehen muß, was im Himmel beschlossen ist, so gefiel es Gott, daß mir meine arme leibliche Schwester in den Sinn kam, die so viele Betrübniß über mein großes Uebel gehabt hatte; auch erinnerte ich mich meiner Nichten, die in Viterbo Nonnen waren, die eine Aebtissin, die andere Schaffnerin, so daß sie die reiche Abtei gleichsam beherrschten. Sie hatten auch um meinetwillen so viele schwere Leiden erduldet und für mich so viel gebetet, daß

Kardinal dieses Namens (Tornon) — Die hier gemeinte Persönlichkeit ist Franz von Tournon, der 1530 unter Klemens VII. Kardinal wurde; die italienischen Texte haben indessen „Tornon".

ich für gewiß glaube, meine Befreiung habe ich der Frömmigkeit dieſer guten Mädchen zu verdanken.

Da ich das Alles bedachte, beſchloß ich, nach Florenz zu gehen; und ſtatt daß ich auf dieſem Wege ſo wie auf dem andern mit den Leuten des Kardinals die Reiſe hätte umſonſt machen können, ſo gefiel es mir noch beſſer, für mich und in andrer Geſellſchaft zu gehen. Den heiligen Montag[1] reiſten wir zu Drei von Rom ab; in Monteroſi traf ich Meiſter Cherubin, einen trefflichen Juwelier, meinen ſehr guten Freund, und glaubte, weil ich öffentlich geſagt hatte, ich würde mit dem Kardinal gehen, keiner meiner Feinde würde mir weiter aufgepaßt haben; und doch hätte es mir bei Monteroſi übel bekommen können; denn man hatte vor uns einen Haufen wohlbewaffneter Leute hergeſchickt, mir etwas Unangenehmes zu erzeigen, und indeß wir bei Tiſche ſaßen, hatten jene, nachdem ſie vernommen, daß ich nicht im Gefolge des Kardinals reiſte, alle Anſtalt gemacht, mich zu beſchädigen; da wollte Gott, daß das Gefolge ſoeben ankam, und ich zog mit ihm fröhlich und geſund nach Viterbo. Da hatte ich nun keine Gefahr mehr zu befürchten und ritt manchmal mehrere Meilen voraus, und die Trefflichſten unter dieſer Truppe bezeigten mir viele Achtung.

Als ich nun ſo durch Gottes Gnade geſund und wohl nach Viterbo kam, empfingen meine Nichten mich mit den größten Liebkoſungen ſo wie das ganze Kloſter; dann reiſte ich weiter mit meiner Geſellſchaft, indem wir uns bald vor, bald hinter dem Gefolge hielten, ſo daß wir am grünen Donnerſtage um Zweiundzwanzig nur ungefähr eine Poſt von Siena entfernt waren. Da fand ich einige Pferde, die eben von gedachter Stadt kamen; der Poſtillon aber wartete auf irgend einen Fremden, der für ein geringes Geld darauf allenfalls nach Siena zurückritte. Da ſtieg ich von meinem Pferde Tornen, legte mein Kiſſen und meine Steigbügel auf die gedachte Poſtſtute, gab dem Knechte einen Julier, ließ meinen jungen Leuten mein Pferd, die es mir nachführen ſollten, und machte mich auf den Weg, um eine halbe Stunde früher nach Siena zu kommen, ſowol weil ich einen Freund beſuchen, als auch weil ich einige Geſchäfte verrichten wollte. Und zwar ging es geſchwind genug, doch ritt ich keineswegs poſtmäßig. Ich fand eine gute Herberge in Siena, bedrach Zimmer für fünf Perſonen und ſchickte das Pferd nach der Poſt,

[1] Den heiligen Montag — am 22. März 1540, in der Charwoche.

die vor dem Thor zu Camollia angelegt war; ich hatte aber vergeſſen, mein Kiſſen und meine Steigbügel herunterzunehmen.

Wir brachten den Abend ſehr luſtig zu. Charfreitag Morgens erinnerte ich mich meines Pferdezeuges, und als ich darnach ſchickte, wollte der Poſtmeiſter es nicht wieder herausgeben, weil ich ſeine Stute zu Schanden geritten hätte. Die Boten gingen oft hin und her, und er verſicherte beſtändig, daß er die Sachen nicht wieder herausgeben wolle, mit vielen beleidigenden und unerträglichen Worten. Da ſagte der Wirth, wo ich wohnte: „Ihr kommt noch gut weg, wenn er Euch nichts Schlimmeres anthut, als daß er Kiſſen und Steigbügel behält; denn einen ſolchen beſtialiſchen Mann hat es noch nicht in unſerer Stadt gegeben, und er hat zwei Söhne bei ſich, die tapferſten Leute und alle Soldaten noch weit beſtialiſcher denn er. Drum kauft nur wieder, was Ihr bedürft, und tretet Eurer Wege, ohne Euch weiter mit ihm einzulaſſen.“ Ich kaufte ein paar Steigbügel und dachte mein Kiſſen durch gute Worte wiederzuerlangen; und weil ich ſehr gut beritten, mit Panzerhemd und Armſchienen bewaffnet war, auch eine treffliche Büchſe auf dem Sattel hatte, erregten die großen Beſtialitäten, die der tolle Menſch mir hatte ſagen laſſen, in mir nicht die geringſte Furcht; auch waren meine jungen Leute gewöhnt, Panzerhemde und Aermel zu tragen, und auf meinen römiſchen Burſchen hatte ich ein beſonderes Vertrauen; denn ich wußte, daß er, ſo lange wir in Rom waren, die Waffenſtücke nicht abgelegt hatte. Auch Aſtanio, ungeachtet ſeiner Jugend, trug dergleichen, und da es Charfreitag war, dachte ich, die Tollheit der Tollen ſollte doch auch ein Wenig feiern.

So kamen wir auf die gedachte Poſt Camollia, und ich erkannte den Mann gleich an den Wahrzeichen, die man mir gegeben hatte, denn er war am linken Auge blind; da ließ ich meine zwei jungen Leute und die andere Geſellſchaft hinter mir, ritt auf ihn los und ſagte ganz geloſſen: „Poſtmeiſter, wenn ich Euch verſichre, daß ich Euer Pferd nicht zu Schanden geritten habe, warum wollt Ihr mir Kiſſen und Steigbügel, die doch mein ſind, nicht wiedergeben?“ Darauf antwortete er mir wirklich auf die tolle beſtialiſche Weiſe, wie man mir vorher hinterbracht hatte; worauf ich verſetzte: „Wie, ſeid Ihr nicht ein Chriſt und wollt am heiligen

Die Tollheit der Tollen ſollte doch auch ein Wenig feiern — „che la pazzia de' pazzi dovesse pure aver qualche poco di forza“. Der Sinn erklärt ſich leicht, wenn man ſich ſtatt „Charfreitag“ den Ausdruck „Charfeiertag“ denkt.

Charfreitage Euch und mir ein solches Aergerniß geben?" Er versetzte, daß er sich weder um Gottes noch um des Teufels Freitag bekümmere, und wenn ich mich nicht gleich wegmachte, wollte er mich mit einem Spieße, den er indessen ergriffen hatte, zusammt mit meinem Schießgewehr zu Boden schlagen.

Auf diese heftigen Worte kam ein alter Sanesischer Edelmann herbei, der eben von einer Andacht, wie man sie an selbigem Tage zu halten pflegt, zurückkam; er hatte von Weitem recht deutlich meine Gründe vernommen und trat herzhaft hinzu, gedachten Postmeister zu tadeln, indem er meine Partei nahm. Er schalt auch auf die beiden Söhne, daß sie nicht nach ihrer Schuldigkeit die Fremden bedienten, vielmehr durch ihre Schwüre und gotteslästerlichen Reden der Stadt Siena Schande brächten. Die beiden Söhne sagten nichts, schüttelten den Kopf und gingen ins Haus. Der rasende Vater aber, der auf die Worte des Ehrenmanns noch giftiger geworden war, fällte unter schimpflichen Flüchen seinen Spieß und schwur, daß er mich gewiß ermorden wolle.

Als ich diese bestialische Resolution bemerkte, ließ ich ihn die Mündung meines Gewehrs in etwas sehen, um ihn einigermaßen zurückzuhalten; er fiel mir aber nur desto rasender auf den Leib. Nun hatte ich die Büchse noch nicht gerade auf ihn gerichtet, wie ich doch zur Verwahrung und Vertheidigung meiner Person hätte thun können, sondern die Mündung war noch in der Höhe, als das Gewehr von selbst losging; die Kugel traf den Bogen des Thors, schlug zurück und traf den Mann gerade in den Hals, so daß er todt zur Erde fiel. Seine Söhne liefen schnell herbei, der eine mit einem Rechen, der andere mit der Partisane des Vaters, und fielen über meine jungen Leute her. Der mit dem Spieße griff meinen Paul, den Römer, auf der linken Seite an, der andere machte sich an einen Mailänder, der närrisch aussah und nicht etwa sich aus der Sache zog — denn er hätte nur sagen dürfen, ich gehe ihn nichts an —, vielmehr vertheidigte er sich gegen die Spitze jenes Spießes mit einem Stöckchen, das er in der Hand hatte, und konnte denn freilich damit nicht zum Besten parriren, so daß ihn sein Gegner am Ende ein Wenig an den Mund traf.

Herr Cherubin war als Geistlicher gekleidet; denn ob er gleich ein trefflicher Goldschmied war, so hatte er doch viele Pfründen von dem Papste mit guten Einkünften erhalten. Askanio, gut bewaffnet, gab kein Zeichen von sich, als wenn er fliehen wollte, und so wurden die Beiden nicht angerührt. Ich hatte dem Pferde die Sporen gegeben und, indem es geschwind galop-

pirte, mein Gewehr wieder geladen. Ich kehrte darauf wüthend zurück und dachte erst aus dem Spaße Ernst zu machen; denn ich fürchtete, meine Knaben möchten erschlagen sein, und da wollte ich auch mein Leben wagen. Ich war nicht weit zurückgeritten, als ich ihnen begegnete. Da fragte ich, ob ihnen ein Leids widerfahren wär', und Askanio sagte, Paul sei tödtlich mit einem Spieße verwundet. Darauf versetzte ich: „Paul, mein Sohn, so ist der Spieß durch das Panzerhemd gedrungen?" Er sagte: „Ich habe es in den Mantelsack gethan." Da antwortete ich: „Wol erst diesen Morgen? So trägt man also die Panzerhemden in Rom, um sich vor den Damen sehen zu lassen, und an gefährlichen Orten, wo man sie eigentlich braucht, hat man sie im Mantelsack. Alles Uebel, was Dir widerfährt, geschieht Dir recht, und Du bist Schuld, daß ich auch hier umkommen werde." Und indem ich so sprach, ritt ich immer rasch wieder zurück. Darauf baten Askanio und er mich um Gottes willen, ich möchte sie und mich erretten, denn wir gingen gewiß in den Tod. Zu gleicher Zeit begegnete ich Herrn Cherubin und dem verwundeten Mailänder; Jener schalt mich aus, daß ich so grimmig sei, denn Niemand sei beschädigt, Paul's Wunde sei nicht tief, der alte Postmeister sei todt auf der Erde geblieben, und die Söhne nebst andern Leuten seien dergestalt in Bereitschaft, daß sie uns sicher Alle in Stücken hauen würden; er bat mich, daß ich das Glück, das uns beim ersten Angriffe gerettet hätte, nicht wieder versuchen möchte, denn es könnte uns diesmal verlassen. Darauf versetzt' ich: „Da Ihr zufrieden seid, so will ich mich auch beruhigen," und indem ich mich zu Paul und Askanio wendete, fuhr ich fort: „Gebt Euern Pferden die Sporen und laßt uns ohne weitern Aufenthalt nach Staggia galoppiren, und da werden wir sicher sein." Darauf sagte der Mailänder: „Der Henker hole die Sünden! Das Uebel begegnet mir nur, weil ich gestern ein Wenig Fleischsuppe gegessen habe, da ich nichts Anders zu Mittage hatte." Darüber mußten wir ungeachtet der großen Noth, in der wir uns befanden, laut lachen, denn die Bestie hatte gar zu dummes Zeug vorgebracht; wir setzten uns darauf in Galopp und ließen Herrn Cherubin und den Mailänder nach ihrer Bequemlichkeit langsam nachreiten.

Die Söhne des Todten waren sogleich zu dem Herzog von

Staggia — zehn Miglien von Siena. (B.)

Meiſt gelaufen und hatten ihn um einige leichte Reiterei gebeten, um uns zu erreichen und zu ſchaden. Der Herzog, als er erfuhr, daß wir dem Kardinal von Ferrara angehörten, wollte weder Pferde noch Erlaubniß geben. Indeſſen kamen wir nach Staggia in Sicherheit; ich rief einen Arzt, ſo gut man ihn daſelbſt haben konnte, und ließ Paulen beſichtigen, da ſich denn fand, daß es nur eine Hautwunde war, die nichts zu ſagen hatte, und wir beſtellten das Eſſen. Hierauf erſchien Meiſter Cherubin und der närriſche Mailänder, der nur immer ſagte: „Hole der Henker alle Händel!“ Er betrübte ſich, daß er exkommunizirt ſei, weil er dieſen heiligen Morgen ſeinen Roſenkranz nicht hätte beten können. Der Mann war erſtaunend garſtig, hatte von Natur ein großes Maul, und durch die Wunde war es ihm mehr als drei Finger gewachſen; da nahm ſich erſt ſeine wunderliche Mailändiſche Sprache, die abgeſchmackten Redensarten und die dummen Worte, die er hervorbrachte, recht närriſch aus und gaben uns ſo viel Gelegenheit zu lachen, daß wir, anſtatt über den Vorfall zu klagen, uns bei jedem ſeiner Worte luſtig machten. Nun wollte der Arzt ihm das Maul heften, und da derſelbe ſchon drei Stiche gethan hatte, ſagte der Patient, er möchte innehalten und ſollte ihm nicht etwa gar aus böſem Willen das Maul ganz zunähen. Darauf nahm er einen Löffel und verlangte, gerade ſo viel ſollte man offen laſſen, daß der Löffel durch könne und er lebendig zu den Seinigen käme.

Bei dieſen Worten, die er mit allerlei wunderlichen Bewegungen des Kopfes begleitete, ging erſt das Lachen recht los, und ſo kamen wir mit der größten Luſt nach Florenz. Wir ſtiegen beim Hauſe meiner armen Schweſter ab, die uns ſowol als ihr Mann aufs Beſte empfing und bewirthete. Herr Cherubin und der Mailänder gingen ihren Geſchäften nach; wir aber blieben vier Tage in Florenz, in welchen Paul geheilt wurde. Dabei war es die ſonderbarſte Sache, daß wir, ſo oft vom Mailänder geſprochen wurde, in eine ausgelaſſene Luſtigkeit verfielen, dagegen uns das Andenken der Unfälle, die wir ausgeſtanden, äußerſt rührte, ſo daß wir mehr als einmal zugleich lachen und weinen mußten.

Meiſi — Abkürzung für „Amalfi“. Herzog von Amalfi war damals Alfonſo Piccolomini. (D.)

Lebendig zu den Seinigen käme — Ueber die allmählige Korruption dieſer Stelle ſiehe die Textrevision.

Drittes Kapitel.

Der Verfasser kommt nach Ferrara, wo ihn der Herzog sehr wohl aufnimmt und sein Profit von ihm dessiren läßt. — Das Klima ist ihm schädlich, und er wird krank. Er freit junge Pfauen und stellt dadurch seine Gesundheit her. — Mißverständnisse zwischen ihm und des Herzogs Dienern, von manchen verdrießlichen Umständen begleitet. — Nach vielen Schwierigkeiten und erneuertem Aufschub reist er weiter und kommt glücklich nach Lyon, von dannen er sich nach Fontainebleau begiebt, wo der Hof sich eben aufhielt.

Hierauf zogen wir nach Ferrara und fanden unsern Kardinal daselbst, der alle unsere Abenteuer gehört hatte, sich darüber beschwerte und sagte: „Ich bitte nur Gott um die Gnade, daß ich Dich lebendig zu dem König bringe, wie ich es ihm versprochen habe.“ Er wies mir darauf einen seiner Paläste in Ferrara, den angenehmsten Aufenthalt, an; der Ort hieß Belfiore, nahe an der Stadtmauer, und ich mußte mich daselbst zur Arbeit einrichten. Dann machte er Anstalt, nach Frankreich zu gehen, aber keine, mich mitzunehmen; und als er sah, daß ich darüber sehr verdrießlich war, sagte er: „Benvenuto, Alles, was ich thue, geschieht zu Deinem Besten. Denn ehe ich Dich aus Italien wegnehme, will ich erst gewiß sein, was in Frankreich mit Dir werden wird; arbeite nur fleißig am Becken und am Becher, und ich befehle meinem Kassier, daß er Dir geben soll, was Du nöthig hast.“ Nun verreiste er, und ich blieb höchst mißvergnügt zurück. Oft kam mir die Lust an, in Gottes Namen davonzugehen; denn nur der Gedanke, daß er mich aus den Händen des Papstes befreit hatte, konnte mich zurückhalten; übrigens war sein gegenwärtiges Betragen zu meinem großen Verdruß und Schaden. Deswegen hüllte ich mich in Dankbarkeit, suchte mich zur Geduld zu gewöhnen und den Ausgang der Sache abzuwarten. Ich arbeitete fleißig mit meinen jungen Leuten, und Becher und Becken näherten sich immer mehr der Vollendung.

Unsere Wohnung, so schön sie war, hatte ungesunde Luft, und da es gegen den Sommer ging, wurden wir Alle ein Wenig krank. Um uns zu erholen, gingen wir in dem Garten spazieren, der zu unserer Wohnung gehörte und sehr groß war; man hatte fast eine Meile Landes dabei als Wildniß gelassen, wo sich unzählige Pfauen aufhielten und daselbst im Freien nisteten. Da machte ich meine Büchse zurechte und bediente mich eines Pul-

wert, daß keinen Lärm machte; dann paßte ich den jungen Pfauen auf und schoß alle zwei Tage einen. Dergestalt nährten wir uns reichlich und fanden die Speise so gesund, daß unsere Krankheiten sich gleich verloren; wir arbeiteten noch einige Monate freudig fort und hielten uns immer zu den beiden Gefäßen als an eine Arbeit, die viel Zeit kostete.

Der Herzog von Ferrara hatte soeben mit dem Papst Paul einige alte Streitigkeiten verglichen, die schon lange wegen Modena und anderer Städte dauerten. Das Recht war auf der Seite der Kirche, und der Herzog erkaufte den Frieden mit schwerem Gelde. Ich glaube, er gab mehr als dreimalhunderttausend Kammerdukaten dafür. Nun hatte der Herzog einen alten Schatzmeister, einen Zögling seines Herrn Vaters, der Hieronymus Gigliolo hieß; Dieser konnte das Unglück nicht ertragen, daß so großes Geld zum Papste gehen sollte; er lief und schrie durch die Straßen, Herzog Alfons, der Vater, hätte mit diesem Gelde eher Rom weggenommen, als daß es der Papst sollte gesehen haben; dabei rief er: „Ich werde auf keine Weise zahlen." Endlich, als ihn der Herzog dennoch zwang, ward der Alte an einem Durchfall so heftig krank, daß er fast gestorben wär'.

Zu der Zeit ließ mich der Herzog rufen und verlangte, daß ich sein Bildniß machen sollte. Ich arbeitete es auf einer runden Schiefertafel, so groß wie ein mäßiger Teller, und ihm gefiel meine Arbeit so wie meine Unterhaltung sehr wohl, deswegen er mir auch öfters vier bis fünf Stunden saß und mich manchmal Abends zur Tafel behielt. In Zeit von acht Tagen war ich mit dem Kopfe fertig; dann befahl er mir, die Rückseite zu machen, wo eine Frau als Friede mit der Fackel in der Hand Trophäen verbrannte. Ich machte diese Figur in freudiger Stellung mit dem feinsten Gewande und der größten Anmuth, und unter ihr stellte ich die Wuth vor, traurig und schmerzlich, und mit vielen Ketten gebunden. Diese Arbeit machte ich mit großer Sorgfalt, und sie brachte mir viel Ehre; denn der Herzog konnte mir nicht ausdrücken, wie zufrieden er sei, als er mir die Unterschrift sowol um den Kopf als um die Rückseite ustellte. Auf dieser stand: „Pretiosa in conspectu Domini." (Kostbar vor den Augen des

---

Einen Zögling seines Herrn Vaters — Letzterer war vor fünf Jahren gestorben.

Stellte ich die Wuth vor — Die Rückseite der Medaille, über deren weiteren Verbleib wir nichts wissen, war also dieselbe wie auf der für Klemens VII. geprägten.

Herrn.) Und wirklich war ihm der Friede theuer genug zu stehen gekommen.

Zu der Zeit, als ich daran arbeitete, hatte mir der Kardinal geschrieben, ich solle mich bereit halten, denn der König habe nach mir gefragt, und er, der Kardinal, habe seinen Leuten geschrieben, Alles mit mir in Ordnung zu bringen. Ich ließ mein Becken und meinen Pokal einpacken; denn der Herzog hatte sie schon gesehen. Damals besorgte die Geschäfte des Kardinals ein Edelmann von Ferrara, der Herr Albert Bendidio hieß. Dieser Mann war zwölf Jahre wegen einer Unpäßlichkeit zu Hause geblieben. Er schickte eines Tages mit großer Eile zu mir und ließ mir sagen, ich sollte geschwind aufsitzen und nach Frankreich Post reiten, um dem König aufzuwarten, der nach mir mit großem Verlangen gefragt habe und glaube, daß ich schon in Frankreich sei. Der Kardinal, sich zu entschuldigen, habe gesagt, ich sei in einer seiner Abteien zu Lyon ein Wenig krank geblieben, er wolle aber sorgen, daß ich Seiner Majestät bald aufwartete; deswegen sei es nun nöthig, daß ich Post nehme. Herr Albert war ein sehr redlicher Mann, aber dabei sehr stolz, und seine Krankheit machte ihn gar unerträglich. Als er mir nun sagte, daß ich mich geschwind fertig machen und Post nehmen sollte, so antwortete ich, meine Arbeit mache sich nicht auf der Post, und wenn ich hinzugehen hätte, so wollte ich den Weg in bequemen Tagreisen zurücklegen, auch Askanio und Paul, meine Kameraden und Arbeiter, mitnehmen, die ich schon von Rom gebracht habe; und dabei verlangte ich noch einen Diener zu Pferd, der mir aufwartete, und Geld, so viel nöthig wäre. Der alte kranke Mann antwortete mir mit stolzen Worten, auf die Art und nicht anders reisten die Söhne des Herzogs. Ich antwortete ihm, die Söhne meiner Kunst reisten nun einmal so; wie aber die Söhne eines Herzogs zu reisen pflegten, wüßte ich nicht, denn ich sei nie einer gewesen. Auf alle Weise würde ich jetzt nicht hingehen.

Da mir nun der Kardinal sein Wort nicht gehalten hatte, und ich noch gar solche unartige Reden hören sollte, so entschloß ich mich, mit den Ferraresern nichts weiter zu thun zu haben, wendete ihm den Rücken und ging brummend fort, indem er nicht nachließ, harte und unanständige Reden zu führen. Ich ging nun, dem Herzog die geendigte Medaille zu bringen, und er begegnete mir mit den ehrenvollsten Liebkosungen und hatte Herrn Hieronymus Gigliolo befohlen, er solle mir einen Ring von mehr

Mode-Römerinnen.*)

Diese Federn, weiß' und schwarze,
Die Ihr auf den Häuptern traget,
Holde Herzenskönigsinnen,
Eure Schönheit mehren sie;
Ihr erscheinet unsern Augen
So viel aufgeputzte Lerchen,
So viel Pfauen, die stolzirend
Auf der Wies' in Freiheit gehn.

Prächtig war's am Karnevale,
In der Oper Euch zu sehen,
Wie erhabne Sultaninnen,
Wie des Mogols Herrscherin;
Nur wer in den hintern Bänken
Nichts vom Schauspiel sehen konnte,
Hog die unbescheidnen Federn
Sotto voce weidlich durch.

Diese schöne fremde Sitte
Kam aus England nicht herüber,
Nicht aus Frankreich, nicht aus Spanien,
Nicht aus Persien, noch Catay,**)
Unter unsre Römerinnen
Schnell sich vom Olympus stürzend
Brachte sie der Götterbote,
Der geflügelte Merkur.

Er erzählte, daß da droben
Jede Göttin ihre Locken
Hoch und breit mit Federn zieret,
Wenn sie schön sich machen will;

*) Obige Uebersetzung einer Canzonetta Romana erschien, wie vorstehend in 8zeiligen Strophen, „ohne andre Prätension, als das Verständnis des Textes zu erleichtern", mit dem italienischen Texte und mit Musik von Corona Schröter, zuerst in Wieland's Merkur 1790, IV, 276 (Dez.), ohne Goethe's Namen, dann mit diesem in Reichardt's „Musikal. Almanach" für 1796 (März) unter dem Titel „Der Federschmuck" und seit 1833 in den Ausgaben. — Eine Bemerkung, mit der Wieland die Goethe'sche Uebersetzung begleitete, daß Derjenige ihm der große Apollo sein solle, der diese Canzonetta in gleicher Versart und ohne sonderlichen Verlust mit Reimen übersetzen könne, veranlaßte neue Uebersetzungen von Voigt und Herder, die uns neuerdings sämmtlich mitgetheilt worden sind, während nur eine von den dreien, die Voigt versucht hatte, im Merkur stand. Vgl. C. John, „Goethe's Briefe an Ch. G. von Voigt," 1868, S. 453—466.

**) Früher übliche Bezeichnung der Großen Tartarei; s. Ariost's Ras. Roland, I, 54. Das italienische Original hat „Peru" statt Catay. — L.

als zweihundert Scudi kaufen und ihn Fraschino, seinem Kämmerer, geben, der ihn mir bringen möchte. Und so geschah es auch noch denselben Abend. Um ein Uhr kam Fraschino und überreichte mir einen Ring mit einem Diamanten, der viel Schein hatte, und sagte von Seiten des Herzogs diese Worte, mit diesem Edelstein solle die einzig kunstreiche Hand geziert werden, die so trefflich zum Andenken Seiner Excellenz gearbeitet habe. Als es Tag ward, betrachtete ich den Ring und fand einen flachen Stein von ungefähr zehn Scudi an Werth, und es war mir ungelegen, daß die herrlichen Worte, die mir der Herzog hatte sagen lassen, mit so einer geringen Belohnung sollten verbunden sein, da der Herzog doch glauben könnte, er habe mich vollkommen zufrieden gestellt. Auch dachte ich wol, daß der Streich von dem Schelm, dem Schatzmeister, herkomme, und gab den Ring daher einem Freunde, mit Namen Bernhard Saliti, der ihn dem Kämmerer wiedergeben sollte, es möchte kosten, was es wolle; und das Geschäft wurde trefflich ausgerichtet. Da kam Fraschino eilig zu mir in großer Bewegung und sagte, wenn der Herzog wissen sollte, daß ich ein Geschenk zurückschicke, das er mir so gnädig zugedacht habe, so möchte er es sehr übel nehmen, und es dürfte mich gereuen. Darauf antwortete ich, dieser Ring sei ungefähr zehen Scudi werth, und meine Arbeit dürfte ich wol auf zweihundert Scudi schätzen; mir sei blos an einem Zeichen seiner Gnade gelegen, und er möchte mir nur einen von denen Krebsringen schicken, wie sie aus England kommen, und wovon einer ungefähr einen Paul werth ist; den wollte ich mein ganzes Leben zum Andenken seiner Excellenz tragen, mich dabei jener ehrenvollen Worte erinnern und mich dann für meine Arbeit hinlänglich belohnt fühlen, anstatt daß jetzt der geringe Werth des Edelsteins meine Arbeit erniedrige. Diese Worte mißfielen dem Herzog so sehr, daß er den Schatzmeister rufen ließ und ihn mehr als jemals ausschalt. Mir ließ er bei Strafe seiner Ungnade befehlen, nicht aus Ferrara ohne seine Erlaubniß zu gehen; dem Schatzmeister aber befahl er, für mich einen Diamant aufzusuchen, der gegen dreihundert Scudi werth wäre. Aber der alte Geizhals fand einen

---

Fraschino — bei Bianchi Fiaschino.

Krebsringe — „uno anello del granchio". Bianchi macht hiezu die Bemerkung: Pare che qui voglia intendare di certi anelli di metallo crodati atti per quella contrazione muscolare che si dice „granchio".

Einen Paul — „carlino", in Florenz eine Silbermünze von 3½ Groschen an Werth.

aus, den er höchstens für sechzig bezahlt hatte, und machte den Herzog glauben, daß er weit über zweihundert zu stehen komme.

Indessen hatte Herr Albert sich eines Bessern besonnen und mir Alles gegeben, was ich nur verlangte; und ich wär' gleich des Tages von Ferrara weggegangen, wenn nicht der geschäftige Kämmerer mit Herrn Albert ausgemacht hätte, daß er mir keine Pferde geben solle.

Schon hatte ich mein Maulthier mit vielen Geräthschaften beladen und auch Becken und Kelch für den Kardinal eingepackt, da kam nun eben ein Ferraresischer Edelmann zu uns, der Herr Alfonso de' Trotti hieß; er war alt und sehr angenehm, dabei liebte er die Künste außerordentlich, war aber einer von denen Personen, die schwer zu befriedigen sind, und wenn sie zufälligerweise sich auf etwas werfen, das ihnen gefällt, so malen sie sich's nachher so trefflich in ihrem Gehirn aus, daß sie niemals glauben, wieder so etwas Herrliches sehen zu können. Als er hereintrat, sagte Herr Albert zu ihm: „Es ist mir leid, daß Ihr zu spät kommt; denn schon sind Becken und Becher eingepackt, die wir dem Kardinal nach Frankreich schicken." Herr Alfonso antwortete, daß ihm nichts daran gelegen sei, und schickte einen Diener fort, der ein Gefäß von weißer Erde, wie man sie in Faenza macht, das sehr sauber gearbeitet sei, herbeiholen sollte. Indessen sagte Herr Alfonso: „Ich will Euch sagen, warum ich mich nicht kümmere, mehr Gefäße zu sehen; denn es ist mir einmal ein antikes silbernes zu Gesichte gekommen, so schön und wunderbar, daß der menschliche Geist so was Herrliches sich nicht vorstellen kann. Ein trefflicher Edelmann besaß es, der nach Rom wegen einiger Geschäfte gegangen war; man zeigte ihm heimlich das alte Gefäß, und er bestach mit großem Gelde Den, der es besaß, und so brachte er es hierher, hielt es aber geheim, damit der Herzog nichts davon erfahren sollte; denn der Besitzer war in großer Furcht, es zu verlieren."

Indeß Herr Alfonso seine langen Märchen erzählte, gab er auf mich nicht Acht; denn er kannte mich nicht. Endlich kam das herrliche Modell und ward mit großem Prahlen und Prangen aufgesetzt. Kaum hatt' ich es angesehn, als ich mich zu Herrn Albert kehrte und sagte: „Wie glücklich bin ich, so was gesehen zu haben!" Herr Alfonso fing an zu schimpfen und sagte: „Wer bist denn Du? Du weißt nicht, was Du sagst." Darauf versetzte ich: „Höret mich an! Es wird sich zeigen, wer von uns Beiden besser weiß, was er sagt." Dann wendete ich mich zu Herrn Albert, einem sehr ernsthaften und geistreichen Manne, und

ſagte: „Dieſes Modell iſt von einem ſilbernen Becher genommen, der ſo und ſo viel wog, den ich zu der und der Zeit jenem Marktſchreier, Meiſter Jakob, Chirurgus von Carpi, machte, der nach Rom kam, ſechs Monate daſelbſt blieb und mit ſeiner Salbe manche Dutzend Herren und arme Edelleute beſchmierte, von denen er mehrere tauſend Dukaten zog. Da arbeitete ich ihm dieſes Gefäß und noch ein anderes, verſchieden von dieſem. Er hat mir beide ſchlecht bezahlt, und noch ſind in Rom die Unglücklichen, die er geſalbt und elend gemacht hat; mir aber gereicht es zur großen Ehre, daß meine Werke bei Euch reichen Leuten ſo einen großen Namen haben. Aber ich verſichre Euch, ſeit der Zeit habe ich mir noch Mühe gegeben, was zu lernen, ſo daß ich denke, das Gefäß, das ich nach Frankreich bringe, ſoll ganz anders des Königs und des Kardinals werth ſein als dieſer Becher Eures Medikaſters."

Als ich mich ſo herausgelaſſen hatte, wollte Herr Alfonſo vor Verlangen nach meiner neuen Arbeit ſchier vergehen; ich aber beſtand darauf, ſie nicht ſehen zu laſſen. Als wir uns eine Weile geſtritten hatten, ſagte er, er wolle zum Herzog gehen, und Seine Excellenz werde ihm ſchon dazu verhelfen. Darauf verſetzte Herr Albert, der, wie ich ſchon geſagt habe, der ſtolzeſte Mann war: „Herr Alfonſo, eh' Ihr von hier weggeht, ſollt Ihr die Arbeit ſehen, ohne dazu die Gunſt des Herzogs zu bedürfen." Da ging ich weg und ließ Paul und Aſtanio zurück, um ihm die Gefäße zu zeigen; die jungen Leute erzählten mir nachher, daß man die größten Sachen zu meinem Lobe geſagt hätte. Nun wollte Herr Alfonſo, daß ich ſein Hausgenoſſe werden ſollte, und ebendeswegen ſchienen mir's tauſend Jahre, bis ich von Ferrara weg und ihm aus den Augen kam.

Was ich übrigens Gutes und Nützliches an dieſem Orte genoſſen hatte, war ich dem Umgang des Kardinals Salviati und des Kardinals von Ravenna ſchuldig. Auch hatte ich Bekanntſchaft mit einigen geſchickten Tonkünſtlern gemacht und mit Niemand ſonſt; denn die Ferrareſer ſind die geiſtigſten Leute, und was Andern gehört, gefällt ihnen gar zu wohl; ſie ſuchen es auf alle Weiſe zu erhaſchen, und ſo ſind ſie alle.

Um Zweiundzwanzig kam Graſchino, überreichte mir den

Des Kardinals Salviati und des Kardinals von Ravenna. Sowol Giovanni Salviati (I. S. 42), Erzbiſchof von Ferrara, als Benedetto Accolti, Erzbiſchof von Ravenna, verweilten damals in Ferrara. (B.)

Ring von ungefähr sechzig Scudi und sagte mit kurzen Worten, ich möchte den zum Andenken Seiner Excellenz tragen. Ich antwortete: „Das will ich", und setzte sogleich den Fuß in den Steigbügel und ritt in Gottes Namen fort. Er hinterbrachte meine Worte und mein Betragen dem Herzog, der sehr erzürnt war und große Lust hatte, mich zurückholen zu lassen.

Ich ritt den Abend wol noch zehen Meilen immer im Trott und war sehr froh, den andern Tag aus dem Ferrareſiſchen zu sein; denn außer den jungen Pfauen, die ich gegeſſen und mich dadurch kurirt hatte, war mir dort nichts Gutes geworden. Wir nahmen den Weg durchs Monſaneſiſche und berührten die Stadt Mailand nicht, aus abgedachter Urſache, und ſo kamen wir glücklich und geſund nach Lyon, Paul, Aſkanio und ein Diener, alle Vier auf guten Pferden. In Lyon erwarteten wir einige Tage das Maulthier, worauf unſer Gepäck und die Gefäße waren, und wohnten in einer Abtei des Kardinals. Als unſere Sachen ankamen, packten wir ſie ſorgfältig um und zogen nach Paris. Wir hatten auf dem Wege einige Händel, aber nicht von großer Bedeutung.

Viertes Kapitel.

Der Autor wird von dem König in Frankreich ſehr gnädig empfangen. — Gemüthsart dieſes wohldenkenden Monarchen. — Der Autor begleitet den König auf ſeiner Reiſe nach Dauphine. — Der Kardinal verlangt von Cellini, er ſolle ſich für einen geringen Gehalt verbinden. — Der Autor, darüber ſehr verdrießlich, entſchließt ſich aus dem Stegreife, eine Pilgrimſchaft nach Jeruſalem anzutreten. — Man ſetzt ihm nach und bringt ihn zum König zurück, der ihm einen ſchönen Gehalt giebt und ein großes Gebäude in Paris zu ſeiner Werkſtatt anweiſt. — Er begiebt ſich nach dieſer Hauptſtadt, findet aber großen Widerſtand, indem er Beſitz von ſeiner Wohnung nehmen will, welches ihm jedoch zuletzt vollkommen glückt.

Den Hof des Königs fanden wir zu Fontainebleau. Wir meldeten uns beim Kardinal, der uns ſogleich Quartier anweiſen

---

Das Monſaneſiſche — der Mont Cenis.

Aus abgedachter Urſache — „per il ſoſpetto ſopraddetto". Konnte der Herzog von Ferrara ihn auch dorthin verfolgen laſſen? Sonſt iſt kein anderer Grund erſichtlich.

In einer Abtei des Kardinals — die von Clugny. (H.)

ließ, und diesen Abend befanden wir uns recht wohl. Den andern Tag erschien der Kardinal dem König, der uns sogleich sehen wollte. Ich ging zu Seiner Majestät mit dem Pokal und Becken; als ich vor ihn kam, küßte ich ihm das Knie, und er hub mich gnädig auf. Indessen dankte ich Seiner Majestät, daß er mich aus dem Kerker befreit habe, und sagte, es sei eigentlich die Pflicht eines so guten und einzigen Fürsten, nützliche Menschen zu befreien und zu beschützen, besonders wenn sie unschuldig seien wie ich; solche Wohlthaten seien in den Büchern Gottes obenan geschrieben vor allem Andern, was man in der Welt thun und wirken könne. Der gute König hörte mich an, bis ich geendigt und meine Dankbarkeit mit wenigen Worten, die seiner werth waren, ausgedrückt hatte. Darauf nahm er Gefäß und Becken und sagte: „Wahrhaftig, ich glaube nicht, daß die Alten jemals eine so schöne Art zu arbeiten gesehen haben; denn ich erinnere mich wol vieler guten Sachen, die mir vor Augen gekommen sind, und auch Dessen, was die besten neuern Meister gemacht haben; aber ich habe niemals ein Werk gesehen, das mich so höchlich bewegt hätte als das gegenwärtige." Diese Worte sagte der König auf französisch zum Kardinal von Ferrara mit noch größern Ausdrücken. Dann wendete er sich zu mir, sprach mich italienisch an und sagte: „Benvenuto, bringt Eure Zeit einige Tage fröhlich zu! Dann wollen wir Euch alle Bequemlichkeit geben, irgend ein schönes Werk zu verfertigen." Der Kardinal von Ferrara bemerkte wol das große Vergnügen des Königs über meine Ankunft und daß Seine Majestät sich aus meinen wenigen Arbeiten schon überzeugt hatte, von mir seien noch weit größere Dinge zu erwarten, die er denn auszuführen Lust hatte.

Nun mußten wir aber gleich dem Hofe folgen, und das war eine rechte Qual. Denn es schleppt sich hinter dem König beständig ein Zug von zwölftausend Pferden her, und das ist das Geringste; denn wenn in Friedenszeiten der Hof ganz beisammen ist, so sind es achtzehntausend Mann, und darunter mehr als zwölftausend Berittene. Nun kamen wir manchmal an Orte, wo kaum zwei Häuser waren, und man schlug nach Art der Zigeuner Hütten von Leinwand auf, und hatte ich oft gar viel zu leiden. Ich bat den Kardinal, er möchte den König bewegen, daß er mich zu arbeiten wegschicke; ich erhielt aber zur Antwort, das Beste in einem solchen Falle sei, wenn der König selbst meiner gedächte; ich sollte mich manchmal sehen lassen, wenn Seine Majestät speiste. Das that ich denn eines Mittags; der König rief

mich und sprach italienisch mit mir und sagte, er habe im Sinne, große Werke durch mich arbeiten zu lassen; er wolle mir bald befehlen, wo ich meine Werkstatt aufzuschlagen hätte, auch wolle er mich mit Allem, was ich bedürfe, versorgen; dann sprach er noch Manches von angenehmen und verschiedenen Dingen.

Der Kardinal von Ferrara war gegenwärtig, denn er speiste fast beständig Mittags an der kleinen Tafel des Königs, und da er alle die Reden vernommen, sprach er, als der König aufgestanden war, zu meinen Gunsten, wie man mir hernach wiedererzählte, und sagte: „Heilige Majestät, dieser Benvenuto hat große Lust zu arbeiten, und man könnte es fast eine Sünde nennen, wenn man einen solchen Künstler Zeit verlieren läßt." Der König versetzte, er habe wohl gesprochen und solle nur mit mir ausmachen, was ich für meinen Unterhalt verlange.

Noch denselben Abend nach Tische ließ mich der Kardinal rufen und sagte mir im Namen des Königs, Seine Majestät sei entschlossen, mir nunmehr Arbeit zu geben; er wolle aber zuerst meine Besoldung bestimmt wissen. Der Kardinal fuhr fort: „Ich dächte, wenn Euch der König des Jahrs dreihundert Scudi Besoldung giebt, so könntet Ihr recht gut auskommen, und dann sage ich Euch, überlaßt mir nur die Sorge! Denn alle Tage kömmt Gelegenheit, in diesem großen Reiche etwas Gutes zu stiften, und ich will Euch immer trefflich helfen."

Sogleich antwortete ich: „Als Ihr mich in Ferrara ließet, hochwürdigster Herr, versprachet Ihr mir, ohne daß ich es verlangte, mich niemals aus Italien nach Frankreich zu berufen, wenn nicht Art und Weise, wie ich mich bei dem König stehen solle, schon bestimmt wär'. Anstatt mich nun hievon zu benachrichtigen, schicktet Ihr besondern Befehl, ich solle auf der Post kommen, als wenn eine solche Kunst sich postmäßig behandeln ließ'; hättet Ihr mir damals von dreihundert Scudi sagen lassen, wie ich jetzt hören muß, so hätte ich mich nicht vom Platze bewegt, nicht für sechshundert. Aber ich gedenke dabei, daß Gott Eure Hochwürden als Werkzeug einer so großen Wohlthat gebraucht hat, als meine Befreiung aus dem Kerker war, und ich versichre Eure Hochwürden, daß, wenn Ihr mir auch das größte Uebel zufügtet, so würde doch dadurch nicht der tausendste Theil des großen Guten aufgewogen werden, das ich durch Dieselben erhalten habe. Ich bin von ganzem Herzen dankbar, nehme meinen Urlaub, und wo ich auch sein werde, will ich, so lange ich lebe, Gott für Euch bitten."

Der Kardinal versetzte zornig: „Gehe hin, wohin Du willst!

Denn mit Gewalt kann man Niemandem wohlthun.“ Darauf ſagten gewiſſe Hofleute, ſo einige von den Semmelſchindern: „Der dünkt ſich auch recht viel zu ſein, da er dreihundert Dukaten Einkünfte verſchmäht!“ Die Verſtändigen und Braven dagegen ſagten: „Der König wird nie Seinesgleichen wiederfinden, und unſer Kardinal will ihn erhandeln, als wenn es eine Laſt Holz wäre.“ Das ſagte Herr Ludwig Alamanni, jener, der zu Rom den Gedanken über das Modell des Salzfaſſes vortrug. Er war ein ſehr gefälliger Mann und äußerſt liebevoll gegen alle Leute von Talenten. Man erzählte mir, daß er es vor vielen andern Herren und Hofleuten geſagt hatte. Das begab ſich in Dauphiné in einem Schloſſe, deſſen Namens ich mich nicht mehr erinnere, wo man jenen Abend eingekehrt war.

Ich verließ den Kardinal und begab mich in meine Wohnung; denn wir waren immer etwas entfernt von dem Hofe einquartirt; diesmal mocht' es etwa drei Miglien betragen. Ich ritt in Geſellſchaft eines Mannes, der Sekretär beim Kardinal und gleichfalls daſelbſt einquartirt war. Er hörte den ganzen Weg nicht auf, mit unerträglicher Neugierde zu fragen, was ich denn anfangen wollte, wenn ich nun zurückginge, und was ich denn allenfalls für eine Beſoldung verlangt hätte. Ich war halb zornig, halb traurig und voll Verdruß, daß man mich nach Frankreich gelockt hatte, um mir nun dreihundert Scudi des Jahres anzubieten; daher antwortete ich nichts und wiederholte nur immer, ich wiſſe ſchon Alles.

Als ich in das Quartier kam, fand ich Paul und Askanio, die auf mich warteten. Sie ſahen, daß ich ſehr verſtört war, und da ſie mich kannten, fragten ſie, was ich habe. Die armen Jünglinge waren ganz außer ſich. Deswegen ſagte ich zu ihnen: „Morgen früh will ich Euch ſo viel Geld geben, daß Ihr reichlich wieder nach Hauſe kommen könnt; denn ich habe das wichtigſte Geſchäft vor, zu dem ich Euch nicht mitnehmen kann; ich hatte es lange ſchon im Sinne, und Ihr braucht es nicht zu wiſſen.“ Neben unſerer Kammer wohnte gedachter Sekretär, und es iſt möglich, daß er meine Geſinnung und meinen feſten Entſchluß dem Kardinal gemeldet habe, ob ich es gleich nicht für gewiß ſagen kann.

Semmelſchinder — „scannapagnotte“, Leute, die zu nichts gut ſind, als Brod zu vertilgen.

Wo man jenen Abend eingekehrt war — Der Text bei Bianchi hat ſtatt dieſes Zuſatzes das Datum dieſer Einkehr, den 31. Oktober (1540).

Keinen Augenblick schlief ich die ganze Nacht, und es schienen mir tausend Jahre, bis es Tag wurde, um den Entschluß auszuführen, den ich gefaßt hatte. Als der Tag graute, ließ ich die Pferde besorgen und setzte mich schnell in Ordnung. Ich schenkte den jungen Leuten alle Sachen, die ich mitgebracht hatte, und mehr als funfzig Goldgulden; eben so viel behielt ich für mich und überdies den Diamant, den mir der Herzog geschenkt hatte. Ich nahm nur zwei Hemden mit und einen schlechten Reitrock, den ich auf dem Leibe hatte. Nun konnte ich mich aber von den jungen Leuten nicht losmachen, die ein- für allemal mit mir kommen wollten; daher schalt ich sie aus und sagte: „Der Eine hat schon einen Bart, und dem Andern fängt er an zu wachsen; Ihr habt von mir diese arme Kunst gelernt, so gut als ich sie Euch zeigen konnte, und so seid Ihr am heutigen Tage die ersten Gesellen von Italien. Schämt Euch doch, daß Ihr nicht aus dem Kinderwägelchen herauswollt! Soll es denn Euch immer fortschleppen? Das ist schimpflich! Und wenn ich Euch gar ohne Geld gehen ließ', was würdet Ihr sagen? Gebt mir aus dem Gesichte! Gott segne Euch tausendmal, und so lebt wohl!"

Ich wendete mein Pferd um und verließ sie weinend. Ich nahm den schönsten Weg durch einen Wald und dachte mich diesen Tag wenigstens vierzig Miglien zu entfernen. Ich wollte an den unbekanntesten Ort gehen, den ich mir nur ausdenken konnte. Indem ich ungefähr einen Weg von zwei Miglien zurücklegte, hatte ich mir fest vorgenommen, mich an keinem Orte aufzuhalten, wo ich bekannt wär', und wollte auch nichts weiter arbeiten als einen Christus von drei Ellen, wobei ich mich der unendlichen Schönheit zu nähern hoffte, welche er mir selbst gezeigt hatte. So war ich völlig entschlossen, nach dem heiligen Grabe zu gehen, und dachte schon so weit zu sein, daß mich Niemand mehr einholen könnte. Auf einmal hörte ich Pferde hinter mir, und ich war nicht ohne Sorgen; denn in jenen Gegenden schwärmten gewisse Haufen herum, die man Abenteurer nennt, und die gar gern auf der Straße rauben und morden; und ob man gleich alle Tage genug von ihnen aufhängt, so scheint es doch, als wenn sie sich nicht darum bekümmern.

Da sie mir näher kamen, fand ich, daß es ein Abgeordneter des Königs sei, der den Askanio bei sich hatte. Er sagte zu mir:

Kinderwägelchen — „carraccio del babbo".
Welche er mir selbst gezeigt — s. S. 222.
Abenteurer — „venturieri" (avventurieri).

„Im Namen des Königs befehle ich Euch, zu ihm zu kommen.“ Ich antwortete: „Du kömmſt vom Kardinal Ferrara, und deswegen werde ich Dir nicht folgen!“ Der Mann ſagte, wenn ich ihm nicht gutwillig folgen wolle, ſo habe er die Macht, ſeinen Leuten zu befehlen, mich als einen Gefangenen zu binden. Nun bat mich Aſkanio, was er konnte, und erinnerte mich, daß der König, wenn er Jemanden ins Gefängniß ſetzte, ſich wenigſtens fünf Jahre beſänne, ehe er ihn wieder losließ. Das Wort Gefängniß erſchreckte mich dergeſtalt, — denn ich dachte an mein römiſches Unglück, — daß ich geſchwind das Pferd dahin wendete, wohin es der Abgeordnete des Königs verlangte, der immer auf franzöſiſch murmelte und auf der ganzen Reiſe nicht einen Augenblick ſtill war, bis er mich nach Hofe gebracht hatte. Bald trotzte er mir, bald ſagte er Dieſes, bald Jenes, ſo daß ich der Welt hätte entſagen mögen.

Als wir zu dem Quartier des Königs kamen, gingen wir bei der Wohnung des Kardinals vorbei. Dieſer ſtand unter der Thür und ſagte: „Unſer allerchriſtlichſter König hat aus eigner Bewegung Euch dieſelbe Beſoldung ausgeſetzt, die er Leonardo da Vinci, dem Maler, gab, nämlich ſiebenhundert Scudi des Jahrs; daneben bezahlt er Euch alle Arbeit, die Ihr machen werdet, und zum Antritt ſchenkt er Euch fünfhundert Goldgulden, die Euch ausgezahlt werden ſollen, ehe Ihr von hier weggeht.“ Darauf antwortete ich: „Das ſind Anerbieten, eines ſo großen Königs würdig!“ Als der Abgeordnete, der mich nicht gekannt hatte, dieſe großen Anerbieten von Seiten des Königs hörte, bat er mich tauſendmal um Vergebung. Paul und Aſkanio ſagten: „Gott hat uns geholfen, in ein ſo ehrenvolles Wägelchen wieder zurückzukommen.“

Den andern Tag ging ich dem König zu danken, und er befahl mir, daß ich zwölf Modelle zu ſilbernen Statuen machen ſolle, um als zwölf Leuchter um ſeinen Tiſch zu dienen; er wolle ſechs Götter und ſechs Göttinnen vorgeſtellt haben, gerade ſo groß wie er ſelbſt; und er war beinahe drei Ellen hoch. Als er mir dieſen Auftrag gegeben hatte, wendete er ſich zum Schatzmeiſter der Erſparniſſe und fragte, ob man ihm befohlen habe,

Leonardo da Vinci — Dieſer war 1516 mit Franz I. nach Frankreich gegangen und dort bis zu ſeinem Tode (1519) geblieben.

Ehrenvolles Wägelchen — „onorato carruccio“.

Drei Ellen hoch — in Goethe's Text „tre braccia alto“, bei Bianchi „quattro“.

Schatzmeiſter der Erſparniſſe — „Tesauriere de' Risparmi“, alſo franzöſiſch „trésorier d'épargne“, was nur den Verwalter des Staats-

daß er mir fünfhundert C[illegible] geben solle. Dieser antwortete darauf, es sei nicht geschehen. Das empfand der König sehr übel; denn er hatte dem Postmal aufgetragen, dem Schatzmeister seinen Willen zu sagen. Ferner befahl er mir, ich solle nach Paris gehen und mir eine Wohnung aussuchen, die zu solchen Arbeiten bequem sei, und ich sollte sie haben.

Da nahm ich meine fünfhundert Goldgulden und ging nach Paris in ein Quartier des Kardinals von Ferrara, woselbst ich im Namen Gottes zu arbeiten anfing und vier Modelle, jedes von einem Fuß, verfertigte. Sie stellten Jupiter und Juno, Apoll und Vulkan vor. Inzwischen kam der König nach Paris, und ich eilte, ihm aufzuwarten, nahm meine Modelle mit mir, auch die jungen Leute Askanio und Paul. Der König war zufrieden und befahl mir, ich sollte ihm zuerst den Jupiter von Silber machen, von obengedachter Höhe. Darauf stellte ich Seiner Majestät die beiden Jünglinge vor und sagte, ich habe sie zum Dienste Seiner Majestät mit mir gebracht; denn da ich mir sie auferzogen hätte, so würden sie mir wol mehr Dienste leisten, als Die, die ich in Paris finden könnte. Darauf sagte der König, ich solle Beiden eine Besoldung auswerfen, die hinreichend wär', sie erhalten zu können. Ich sagte, daß hundert Goldgulden für Jeden genug sei; auch habe ich einen Ort gefunden, der mir zu einer Werkstatt höchst tauglich scheine. Das Gebäude gehörte Seiner Majestät eigen und hieß Klein-Nello; der König hatte es dem Prevost von Paris eingegeben, der sich aber dessen nicht bediente, und so konnte mir's der König ja wol einräumen, da ich es zu seinem Dienst bedurfte. Darauf antwortete der König: „Das Haus ist mein, und ich weiß recht gut, daß Der, dem ich es gegeben habe, dasselbe nicht bewohnt noch gebraucht; deswegen sollt Ihr Euch dessen zu unserer Arbeit bedienen.“ Sogleich befahl er einem seiner Offiziere, er solle mich in das gedachte Nello einführen. Dieser weigerte sich einen Augenblick und sagte, er könne das nicht thun. Da antwortete der König zornig, er wolle die Dinge vergeben, wie es ihm gefiele; Jener bediene sich dessen nicht, und ich sei ein nützlicher

schaden bezeichnet. Die unrichtige Auffassung stammt also schon von Cellini her.

Klein-Nello — Le petit Nesle, der Thurm von Nesle, auf dessen ursprünglichem Platze in der zweiten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts das Gebäude „Collège Mazarin“ (später für das Institut de France benutzt) errichtet wurde, ist namentlich aus der Geschichte Ludwig's X. (1314–1316) und seiner Gattin Margarethe von Burgund bekannt.

Prevost von Paris — damals Jean d'Étonville, Seigneur de Billebonne.

Daß Minerva, die bescheidne,
Jüngferlich und blau von Augen,
Diese Mode mitzumachen
Ihren armen Kauz gerupft;

Daß der Liebe schöne Mutter
Selbst ihr Taubenpaar entfiedert,
Ja, die Federn von dem Helme
Ihres Kriegesgotts entwandt,
Und daß sich die hohe, stolze
Juno, Jupiter's Gemahlin,
Von den Schweifen ihrer Pfauen
Einen Federbusch gemacht.

Billig reizt Euch das Verlangen,
Holde Töchter unsrer Tiber,
Mit den Federn in den Locken
Göttersrauen gleich zu sein.
Aber hinter jener Ulme
Seh' ich einen Satyr lauschen,
Der, Euch ins Gesichte lachend,
Unterm Ziegenbarte knurrt

Und Euch zuruft: „Liebe Damen!
Diese Federn, die Ihr traget,
Fliegen freilich; doch Ihr flieget
Mit dem Hirnchen weiter um;
Sind nicht bunte Pfauenfedern,
Nicht die Federn weißer Tauben,
Sind die Federn der Verehrer,
Die Ihr jeden Tag berupft."

Unverschämter Satyr, schließe
Deine tückisch bittre Lippe!
Unsre schönen Römerinnen
Sind so tugendreich als schön.
Jetzt noch kocht in ihrem Busen
Der Lukrezia alt Geblüte,
Und ihr Herz und ihre Seele
Sind voll Zärtlichkeit und Treu'.

Mann, der für ihn arbeite; er wolle von keinem weitern Widerspruch hören. Da versetzte der Offizier, es werde wol nöthig sein, ein Bißchen Gewalt zu brauchen. Darauf antwortete der König: „Jetzt geht, und wenn kleine Gewalt nicht hilft, so gebraucht große!“ Eilig führte der Mann mich zu dem Gebäude, und es war Gewalt nöthig, um mich in Besitz zu setzen. Dann sagte er mir, ich sollte nun wol sorgen, daß ich drin nicht todtgeschlagen würde.

Ich ging hinein, nahm sogleich Diener an, kaufte verschiedene Spieße und lebte mehrere Tage mit größtem Verdruß. Denn mein Gegner war ein französischer Edelmann, und die übrigen Edelleute waren sämmtlich meine Feinde und insultirten mich auf alle Weise, so daß es mir unerträglich schien. Hier muß ich noch bemerken, daß, als ich in Ihro Majestät Dienste ging, man 1540 schrieb und ich also eben vierzig Jahr alt wurde. Nun ging ich, diese Beleidigung und meinen Verdruß dem König zu klagen, und bat ihn, er möchte mich an einem andern Orte einrichten lassen. Darauf sagte der König: „Wer seid Ihr, und wie heißt Ihr?“ Ich war äußerst erschrocken; denn ich wußte nicht, was der König meinte, und als ich so still war, wiederholte er seine Frage; darauf versetzte ich, daß ich Benvenuto hieße. Da sagte der König: „Seid Ihr der Benvenuto, von dem ich gehört habe, so handelt nach Eurer Weise, und ich gebe Euch völlige Erlaubniß.“ Ich versetzte darauf, daß mir allein seine Gnade hinreichend sei, übrigens kenne ich keine Gefahr. Der König lächelte ein Wenig und sagte: „So geht nur! An meiner Gnade soll es Euch niemals fehlen.“ Sogleich befahl er einem seiner Sekretäre, welcher Villeroi hieß, er solle mich mit Allem versehen und meine Bedürfnisse vollkommen einrichten lassen. Dieser Mann war ein großer Freund vom Prevost von Paris, der zuerst das kleine Nello besessen hatte. Dieses Gebäude war in dreieckiger Form an die Mauer der Stadt angelehnt, eigentlich ein altes Schloß von guter Größe; man hielt aber keine Wache daselbst. Herr von Villeroi rieth mir, ich sollte mich ja nach einem andern Platz umsehen und diesen seinem alten Besitzer wieder einräumen; denn es sei ein sehr mächtiger Mann, und er werde mich gewiß todtschlagen lassen. Darauf sagte ich, ich sei aus Italien nach Frankreich gegangen, blos um diesem wundersamen König zu dienen, und was das Todtschlagen betreffe, so wisse ich recht gut, daß ich sterben müsse; ein Bißchen früher oder später, daran sei nichts gelegen.

Dieser Villeroi war ein Mann von großem Geiste, bewun-

Villeroi — Nicole de Neufville, Seigneur de Villeroi.

dernswerth in allen seinen Dingen und sehr reich; nun war nichts in der Welt, was er mir nicht zum Verdruß gethan hätte; aber er ließ sich nichts merken. Es war ein ernsthafter Mann von schönem Anblick und sprach langsam. Die Besorgung meiner Sache trug er einem andern Edelmann auf, welcher Herr von Marmagna hieß und Schatzmeister von Languedoc war; das Erste, was Dieser that, war, daß er die besten Zimmer des Gebäudes für sich selbst einrichten ließ. Da sagte ich ihm, der König habe mir diesen Ort zu seinem Dienste gegeben, und ich wolle nicht, daß Jemand außer mir und den Meinigen hier seine Wohnung haben sollte. Dieser stolze, kühne und heftige Mann sagte zu mir, er wolle thun, was ihm beliebte; ich renne nur mit dem Kopf gegen die Mauer, wenn ich ihm widerstehen wolle; er habe Befehl von Villeroi, das thun zu dürfen. Dagegen versetzte ich: „Habe ich doch den Auftrag vom König und weiß ich doch, daß weder Ihr noch Villeroi so etwas unternehmen sollt." Hierauf sagte mir der stolze Mann in seiner französischen Sprache viele häßliche Worte, worauf ich denn in der meinigen versetzte, daß er lüge. Erzürnt griff er nach seinem kleinen Dolch, und ich legte Hand an meinen großen Dolch, den ich immer an der Seite zu meiner Vertheidigung trug, und sagte zu ihm: „Bist Du kühn genug, zu ziehen, so stech' ich Dich auf der Stelle todt." Er hatte zwei Diener mit sich, und meine zwei Gesellen standen dabei. Marmagna schien einen Augenblick unentschlossen, doch eher zum Bösen geneigt, und sagte murmelnd: „Das werde ich nie ertragen." Ich befürchtete das Schlimmste und sagte entschlossen zu Paul und Askanio: „Sobald Ihr seht, daß ich meinen Dolch ziehe, so werft Euch gleich über die Diener her und erschlagt sie, wenn Ihr könnt! Dieser soll gewiß zuerst fallen, und dann wollen wir uns mit Gott davonmachen." Marmagna vernahm diesen Entschluß und war zufrieden, nur lebendig vom Platze zu kommen. Diese ganze Begebenheit schrieb ich mit etwas gelinderen Ausdrücken an den Kardinal, der sie augenblicklich dem König erzählte. Seine Majestät war verdrießlich und gab einem Andern, der Vicomte d'Orbec hieß, die Aufsicht über mich; dieser Mann sorgte mit der größten Gefälligkeit für alle meine Bedürfnisse.

Marmagna — François l'Allemand, Seigneur de Marmagne. (S.)
d'Orbec — Die italienischen Ausgaben haben d'Orbech; indessen hat Goethe wol absichtlich die französische Endung wiederhergestellt.

Fünftes Kapitel.

Der König bestellt bei unserm Autor lebensgroße Götterstatuen von Silber. — Indessen er an Jupiter arbeitet, verfertigt er für Seine Majestät Becken und Becher von Silber, nicht weniger ein Salzgefäß von Gold mit mancherlei Figuren und Zierrathen. — Der König drückt seine Zufriedenheit auf das Großmüthigste aus. — Der Autor verliert aber den Vortheil durch ein sonderbares Betragen des Kardinals von Ferrara. — Der König, begleitet von Madame d'Estampes und dem ganzen Hof, besucht unsern Autor. — Der König läßt ihm eine große Summe Goldes zahlen. — Als er nach Hause geht, wird er von vier bewaffneten Freibeutern angefallen, die er zurückschlägt. — Streit zwischen ihm und einigen französischen Künstlern bei Gelegenheit des Metallgießens. Der Ausgang entscheidet für ihn.

Da ich nun Haus und Werkstatt vollkommen eingerichtet hatte, so daß ich bequem an meine Arbeit gehen konnte und dabei sehr ehrenvoll wohnte, arbeitete ich sogleich an den drei Modellen in der Größe, wie die Statuen von Silber werden sollten, und zwar stellten sie Jupiter, Vulkan und Mars vor; ich machte sie von Erde, inwendig sehr wohl mit eisernen Stäben verwahrt. Als ich fertig war, ging ich zum König, der mir, wenn ich mich recht erinnere, dreihundert Pfund Silber geben ließ, damit ich die Arbeit anfangen könnte; indessen ich nun Alles dazu vorbereitete, ward das Gefäß und das ovale Becken fertig, die mir verschiedene Monate wegnahmen. Als sie vollendet waren, ließ ich sie trefflich vergolden, und man konnte wol sagen, daß es die schönste Arbeit sei, die man je in Frankreich gesehen hatte. Sogleich trug ich sie zum Kardinal von Ferrara, der mir über die Maaßen dankte, hernach aber ohne mich zum König ging und demselben damit ein Geschenk machte. Der König hielt sie sehr werth und lobte mich übermäßiger, als jemals ein Mensch meiner Art gelobt worden ist, und machte dem Kardinal ein Gegengeschenk mit einer Abtei, die siebentausend Scudi Einkünfte hatte, und ließ die Absicht merken, mir auch etwas zu verehren, woran ihn der Kardinal verhinderte und sagte, Seine Majestät verfahre zu geschwinde, denn ich habe für ihn ja noch keine Arbeit vollendet. Da versetzte der freigebigste König mehr als jemals entschlossen: „Ich will ihm eben Lust und Muth zu seiner Arbeit machen.“ Da schämte sich der Kardinal und sagte: „Ich bitte, laßt mich gewähren! Denn sobald ich die Abtei in Besitz genommen habe, will ich ihm eine Pension von wenigstens dreihundert Scudi aussetzen.“ Davon ist mir aber nie

etwas geworden, und es wär' zu weitläufig, alle Teufeleien dieses Kardinals zu erzählen, besonders da ich wichtigere Dinge vor mir habe.

Ich kehrte nach Paris zurück, und Jedermann verwunderte sich über die Gunst, die mir der König bezeigte; ich erhielt das Silber und fing an, die Statue des Jupiter's zu bearbeiten. Ich nahm viele Gesellen und fuhr mit großer Sorgfalt Tag und Nacht fort; Jupiter, Vulkan und Mars waren im Modell fertig; auch den ersten hatte ich in Silber schon weit gebracht, so daß meine Werkstatt reich genug aussah. Um diese Zeit erschien der König in Paris. Ich wartete ihm auf, und als er mich sah, rief er mir fröhlich zu, wenn ich ihm in meinem Hause Schönes zu zeigen hätte, so wolle er hinkommen. Da erzählte ich Alles, was ich gemacht hatte, und er bezeigte großes Verlangen, die Arbeit zu sehen. Gleich nach Tafel machte er sich auf mit Madame d'Estampes, dem Kardinal von Lothringen, dem König von Navarra, seinem Vetter, und der Königin, seiner Schwester; auch kam der Dauphin und die Dauphine, so daß der ganze Adel des Hofes sich in Bewegung setzte.

Ich war wieder nach Hause gegangen und hatte mich an die Arbeit begeben. Als nun der König vor das Thor meines Schlosses kam und so viele Hämmer pochen hörte, befahl er, ein Jeder solle still sein; so war in meinem Hause Alles in Arbeit, und der König überfiel mich, eh ich es dachte. Er trat in meinen Saal und erblickte zuerst mich mit einem großen Silberblech in der Hand, daß zum Leibe Jupiter's bestimmt war; ein Anderer machte den Kopf, ein Dritter die Füße, so daß der Lärm außerordentlich war. Zufälligerweise hatte mir eben in diesem Augenblick ein französischer Knabe, der bei der Arbeit um mich war, irgend etwas nicht recht gemacht, deswegen ich ihm einen Tritt gab, der glücklicherweise nur zwischen die Beine traf; doch hatte ich den Jungen über vier Ellen weit weggestoßen; der Knabe wollte fallen und hielt sich am König, der eben hereintrat. Der

---

Madame d'Estampes ꝛc. ꝛc. — Von den hier genannten Personen ist die erste die Geliebte des Königs, Anna von Pisseleu, der er 1534 die später zum Herzogthum erhobene Grafschaft Etampes nach ihrer Vermählung mit Jean de Brosse, Grafen von Penthièvre, verliehen hatte. Der Kardinal von Lothringen war der Sohn Herzogs Rene II. und seit 1518 in dieser Würde. Der König von Navarra war Heinrich II. d'Albret, seit 1527 mit der namentlich durch ihren „Heptameron" berühmten Schwester Franz' I., Margarethe, vermählt. Der Dauphin ist der spätere Heinrich II. von Frankreich, seine Gemahlin Katharina von Medicis, Tochter Lorenzo's, Herzogs von Urbino.

König lachte überlaut, und ich war sehr verlegen. Dann fing er an zu fragen, was ich mache, und verlangte, daß ich in seiner Gegenwart arbeiten sollte. Darauf sagte er, es wäre ihm lieber, wenn ich mich nicht so anstrengen wollte; ich sollte doch so viel Leute nehmen, als mir beliebte, und diese arbeiten lassen und mich gesund erhalten, um ihm desto länger dienen zu können. Da antwortete ich, daß ich eben krank werden würde, wenn ich nicht arbeitete; auch würden die Werke nicht von der Art werden, wie ich sie für Seine Majestät zu fertigen hoffte. Der König konnte das nicht einsehen und glaubte, es sei nur Großsprecherei von mir, und der Kardinal von Lothringen mußte mir's noch= mals wiedersagen, dem ich aber so offen und umständlich meine Gründe vorlegte, daß er mich vollkommen begriff; er berubigte daher den König und bat ihn, er möchte mich nur viel oder wenig nach meinem Belieben arbeiten lassen.

So zufrieden mit meinen Werken, begab sich der König nach seinem Palaste zurück und überhäufte mich dergestalt mit Gunst, daß ich nicht Alles erzählen kann. Den andern Tag nach Tafel ließ er mich rufen; der Kardinal von Ferrara speiste mit ihm. Als ich kam, war der König eben an der zweiten Tracht; ich trat herzu, und Seine Majestät fing sogleich mit mir zu reden an: da er einen so schönen Becher und so ein vortreffliches Becken von mir besitze, so wünsche er dazu auch ein ähnliches Salzfaß zu haben; ich sollte ihm eine Zeichnung machen und zwar so geschwind als möglich. Darauf versetzte ich: „Eure Majestät sollen eine solche Zeichnung geschwinder sehen, als Sie denken; denn als ich Ihre beiden Gefäße verfertigte, überlegte ich wohl, daß diesen zur Gesellschaft auch ein Salzfaß gearbeitet werden müsse; darum habe ich so was dergleichen schon aufgestellt, und wenn Seine Majestät einen Augenblick warten wollten, so könnte ich die Sache gleich vorzeigen." Das hörte der König mit vieler Zufriedenheit und wendete sich zu den gegenwärtigen Herren, als dem König von Navarra, den Kardinälen von Lothringen und Ferrara und sagte: „Das ist wahrhaftig ein Mann, den alle Welt lieben und wünschen muß." Dann sagte er zu mir, er würde gern die Zeichnung sehen, die ich zu einem solchen Werke gemacht. Da eilte ich fort, ging und kam geschwind — denn ich hatte nur die Seine zu passiren — und brachte das Modell von Wachs mit, das ich auf Verlangen des Kardinals

Tracht — „vivanda", „Gang"; auch sonst bei Goethe.

Ich hatte nur die Seine zu passiren — Franz I. residirte damals (1540) im Louvre.

schon in Rom gemacht hatte. Als ich es aufdeckte, verwunderte sich der König und sprach: „Das ist hundertmal göttlicher, als ich gedacht habe. Das ist ein großes Werk dieses Mannes; er sollte niemals feiern.“ Dann wendete er sich zu mir mit sehr freundlichem Gesichte und sagte, das Werk gefalle ihm außerordentlich; er verlange, daß ich es ihm von Gold mache. Der Kardinal sah mir in die Augen und gab mir durch einen Wink zu verstehen, daß er das Modell recht gut wieder erkenne; darauf sagte ich: „Ich habe wol von diesem Modell schon gesagt, daß ich das Werk gewiß vollenden wollte, wenn es nur Jemand bestellte.“ Der Kardinal erinnerte sich dieser meiner Worte, und weil es ihm schien, als habe ich mich rächen wollen, so sagte er mit einiger Empfindlichkeit zum König: „Sire, das Unternehmen ist groß, und ich fürchte nur, wir sehen es niemals geendigt; denn diese braven Künstler, die so trefflicher Erfindungen fähig sind, fangen gar gern an, sie ins Werk zu stellen, ohne zu denken, wann sie geendigt werden können; wenn ich so etwas bestellte, so wollte ich doch auch wissen, wann ich es haben sollte.“ Der König antwortete, wenn man sich so ängstlich um das Ende der Arbeit bekümmere, so würde man sie niemals anfangen. Das sagte er auf eine Weise, daß man merken konnte, er wolle anzeigen, zu solchen Werken gehöre ein muthiger Geist. Ich versetzte darauf: „Alle Fürsten, die wie Eure Majestät durch Handlungen und Reden ihren Dienern Muth machen, erleichtern sich und ihnen die größten Unternehmungen, und da Gott mir einen so außerordentlichen Herrn gegeben hat, so hoffe ich auch, große und außerordentliche Werke für ihn zu vollenden.“ „Ich glaube es,“ erwiderte der König und stand von der Tafel auf.

Da ließ er mich auf sein Zimmer rufen und fragte mich, wie viel ich Gold zu diesem Salzfasse brauchte. „Tausend Scudi,“ versetzte ich sogleich. Da rief er seinen Schatzmeister, den Vicomte d'Orbec, und befahl ihm, er solle mir tausend alte, gewichtige Goldgulden auszahlen lassen. Ich ging weg und schickte nach den beiden Notarien, durch die ich auch das Silber für den Jupiter und viele andere Sachen erhalten hatte; dann holte ich zu Hause ein kleines Körbchen, das mir meine Nichte, die Nonne, als ich durch Florenz reiste, geschenkt hatte, und nahm es zu meinem Glück statt eines Sackes, und weil ich dieses Geschäft noch bei Tage zu endigen dachte, auch meine Leute nicht in der Arbeit stören mochte, nahm ich nicht einmal einen Diener mit.

Ich fand den Schatzmeister zu Hause, der schon das Geld vor sich hatte und die vollwichtigen Stücke nach dem Befehl des

Königs aufsuchte, und indem mir schien, daß der Spitzbube mit Fleiß die Auszahlung des Geldes bis drei Stunden in die Nacht verzögerte, so wollte ich mich auch vorsehen und schickte nach einigen meiner Arbeiter, sie sollten kommen und mich begleiten, denn es sei eine Sache von Bedeutung. Als sie in einer gewissen Zeit nicht kamen, fragte ich den Schelm von Bedienten, den ich abgeschickt hatte; er versicherte mir, daß er sie gerufen habe, sie aber könnten nicht kommen; hingegen erbiete er sich, mir das Geld zu tragen. Ich antwortete, das könne ich selbst.

Indessen war der Kontrakt ausgefertigt, das Geld ward in das Körbchen gelegt, und ich schob den Arm durch die zwei Henkel; weil sie nun sehr eng waren, so drückte mein Arm fest auf das Geld, und ich trug es bequemer und sicherer, als wenn es ein Säckchen gewesen wär'. Ich war gut bewaffnet mit Panzerhemd und -Aermeln, hatte Degen und Dolch an der Seite und machte mich schnell auf den Weg. Da bemerkte ich, daß einige Diener zusammen lispelten, gleichfalls das Haus verließen und einen andern Weg nahmen, als den ich zu gehen hatte. Ich ging schnell und kam über der Brücke auf ein Mäuerchen am Flusse, das mich zu meiner Wohnung führte.

Eben befand ich mich bei den Augustinern, an einem sehr gefährlichen Orte, der zwar nur fünfhundert Schritte von meinem Schlosse entfernt war; weil aber inwendig die Wohnung fast noch einmal so weit ablag, so würde man, wenn ich auch hätte rufen wollen, mich doch nicht gehört haben. Als ich nun vier Degen hinter mir bemerkte, entschloß ich mich sogleich, bedeckte das Körbchen mit der Jacke, zog den Degen und rief, als sie mir näher kamen: „Bei Soldaten ist nichts zu holen als die Jacke und der Degen, und Ihr sollt wenig gewinnen, wenn Ihr mir sie abnehmt!" Da stritt ich heftig gegen sie und breitete öfters die Arme aus einander, damit, wenn sie auch von den Bedienten gehört hätten, daß ich so vieles Geld empfangen habe, sie vermuthen sollten, es müsse ein Anderer sein, der ledig ging'. Das Gefecht dauerte kurz; sie zogen sich nach und nach zurück und sagten unter einander in ihrer Sprache: „Das ist ein braver Italiener und gewiß Der nicht, den wir suchen, und wenn er's ist, so hat

---

Ueber der Brücke — im Text „Ponte al Cambio" — „Pont au change" die Brücke, die jetzt den Boulevart St. Michel und den Boulevart de Sebastopol verbindet, so daß der Weg Cellini's eine Zeit lang am Ufer der Seine entlang ging. Pont des Arts und Pont neuf, deren Benutzung den Weg verkürzt hätte, sind erst späteren Ursprungs.

Bei den Augustinern — Es ist der heutige „Quai des Augustins" zwischen Pont St. Michel und Pont neuf.

er nichts bei sich." Ich sprach italienisch, und mit vielen Stößen und Stechen ging ich ihnen zu Leibe, und da sie sahen, daß ich den Degen sehr gut führte, glaubten sie, ich sei eher Soldat als was Anders; sie hielten zusammen und entfernten sich langsam. Sie murmelten immer in ihrer Sprache, und ich wiederholte auch mit einer gewissen gleichgiltigen Bescheidenheit, wer Waffen und Jacke von mir haben wolle, solle sie theuer bezahlen. Ich fing an stärker zu geben, und sie kamen immer langsam hinter mich drein; deswegen vermehrte sich meine Furcht; denn ich dachte, vielleicht lägen noch Andere vor mir im Hinterhalt, so daß sie mich hätten in die Mitte nehmen können.

Da ich nun noch ungefähr hundert Schritte von meinem Hause war, fing ich an zu laufen und rief mit lauter Stimme: „Waffen, Waffen heraus! Man bringt mich um." Sogleich sprangen vier von meinen jungen Leuten mit Spießen aus dem Schlosse und wollten Jenen nach, die man noch wohl sehen konnte. Da hielt ich sie an und sagte laut: „Die vier Memmen haben nicht einmal einem einzigen Mann die Beute von tausend Goldgulden abnehmen können, da mir doch dieser Schatz bald den Arm zerbrach; den wollen wir nur erst in Sicherheit bringen; dann will ich Euch Gesellschaft leisten mit meinem Schwert zu zwei Händen, wohin Ihr wollt." Wir gingen hinein, verschlossen das Geld, und meine jungen Leute beklagten die große Gefahr, in die ich mich begeben hatte, machten mir Vorwürfe und sagten: „Ihr traut Euch selbst zu sehr, und wir werden Euch doch noch einmal zu beweinen haben." Nachdem wir uns lange darüber gestritten hatten, waren meine Widersacher verschwunden. Wir hielten uns nun vergnügt und fröhlich ans Abendessen und lachten über die sonderbaren Begebenheiten, die uns das Glück im Guten und Bösen zusendet, und nahmen uns das Vergangene nicht zu Herzen. Es war, als wenn es nichts gewesen wär'. Zwar sagt man: „Du wirst nun lernen, ein ander Mal klüger sein"; aber ich finde den Spruch nicht richtig; denn was uns begegnet, kommt immer auf eine so verschiedene Weise, wie wir es uns nicht haben einbilden können.

Den folgenden Morgen machte ich sogleich den Anfang mit dem großen Salzfasse und ließ sowol an diesem als an andern Werken mit großer Sorgfalt fortarbeiten. Ich hatte viele Gesellen angenommen, Bildhauer und Goldschmiede; es waren Italiener, Franzosen und Deutsche. Manchmal war eine große Menge bei-

---

Mit einer ... gleichgiltigen Bescheidenheit — „modestamente pure".

sammen, wenn ich sie gut und tauglich fand; doch ich machte jeglichen Tag mit ihnen eine Veränderung, weil ich nur die besten behielt; diese trieb ich lebhaft an, besonders durch mein Beispiel; denn ich hatte eine stärkere Natur als sie. Da wollten Einige, von der großen Anstrengung ermüdet, sich durch vieles Essen und Trinken wiederherstellen; besonders verschiedene Deutsche, welches die besten Arbeiter waren, zeigten den größten Eifer, mir nachzuahmen; allein sie konnten die Arbeit nicht ertragen, so daß sie ihren Fleiß mit dem Leben bezahlen mußten.

Als nun mein silberner Jupiter vorwärts ging, bemerkte ich, daß mir noch Silber genug übrig blieb, und ohne Vorwissen des Königs legte ich Hand an ein großes Gefäß mit zwei Handhaben, ungefähr anderthalb Ellen hoch; auch kam mir die Lust an, mein großes Modell zum Jupiter in Erz gießen zu lassen.

Bei dieser neuen Unternehmung, da ich dergleichen selbst noch nicht gemacht hatte, überlegte ich die Sache mit einigen alten Pariser Meistern und sagte ihnen die ganze Art, wie man in Italien bei solchen Werken zu verfahren pflege. Sie antworteten mir darauf, dieser Weg sei ihnen unbekannt; aber wenn ich sie auf ihre Weise geben ließ', so wollten sie mir das Bild so schön und glatt gießen, als es jetzt von Thon sei. Ich machte einen Akkord mit ihnen, damit sie ganz die Sache übernähmen, und über ihre Forderung versprach ich ihnen noch einige Scudi mehr. Sie legten Hand ans Werk, und als ich sah, daß sie auf einem falschen Wege waren, fing ich die Büste des Julius Cäsar mit bewaffneter Brust an, und zwar viel größer als die Natur. Ich arbeitete nach einem kleinen Modell, das ich in Rom nach der herrlichsten Antike gearbeitet hatte. Zugleich modellirte ich einen Frauenkopf von derselben Größe nach einem außerordentlich schönen Mädchen, das ich zu meiner Lust bei mir hatte. Ich nannte dieses Bildniß Fontainebleau, gleichsam als wenn es die Nymphe jener Quelle wäre, bei welcher der König sich seinen Lustort ausgewählt hatte.

Das Oefchen zum Schmelzen des Erzes war aufs Beste gebaut, Alles in Ordnung und unsere drei Formen ausgebrannt; da sagte ich zu den Leuten: „Ich glaube nicht, daß Euer Jupiter gut ausfallen wird; denn Ihr habt ihm nicht genug Luftröhren von unten gelassen; die Zirkulation in Euern Formen wird nicht gehörig vor sich

---

Silberner Jupiter — Ueber die spezielleren Ausführung dieser und der folgenden Arbeiten s. „Traktate", S. 119.

Julius Cäsar — Sowol diese Kolossalbüste als auch der nachher erwähnte Frauenkopf sind verschollen. (Br.)

gehn, und Ihr werdet Eure Zeit verlieren. Das Alles wurde in Gegenwart der Schatzmeister und anderer Edelleute gesprochen, die auf Befehl des Königs mich zu beobachten kamen und Alles, was sie sahen und hörten, Seiner Majestät hinterbringen mußten. Die beiden Alten, welche den Jupiter gießen wollten, verlangten, man solle mit der ganzen Anstalt innehalten, weil sie nothwendig an meinen Formen etwas verändern müßten; denn auf die Art, wie ich sie eingerichtet habe, sei es nicht möglich, daß der Guß gerathe, und es wäre Schade, daß so schöne Arbeit verloren ginge. Als sie dieses dem König beibringen ließen, antwortete Seine Majestät, sie sollten lieber aufmerken und lernen, als dem Meister Lehren geben; da brachten sie mit großem Lachen ihr Werk in die Grube, und ich, ganz ruhig, ohne Freude oder Verdruß zu beweisen, stellte meine Formen zu beiden Seiten des Jupiter's. Als unser Metall geschmolzen war, ließen wir es mit dem größten Vergnügen fließen; die Form des Jupiter's füllte sich aufs Beste, ebenso meine beiden Köpfe; die Meister waren froh und ich zufrieden, daß es besser gegangen war, als ein beiderseitiges Mißtrauen uns hatte vermuthen lassen. Da verlangten sie auf französische Weise mit großer Fröhlichkeit zu trinken, und ich gab ihnen sehr gern einen guten Schmaus. Nun verlangten sie zunächst das Geld von mir, das ich ihnen noch zu geben hatte, sowie auch den versprochenen Ueberschuß. Darauf sagte ich: „Ihr habt gelacht; aber ich fürchte, daß Ihr noch weinen werdet; denn ich habe überlegt, daß in Eure Form weit mehr Masse als nöthig geflossen ist; deswegen werde ich Euch weiter kein Geld geben bis morgen früh." Nun fingen die armen Leute meine Worte zu bedenken an, und ohne was weiter zu sagen, gingen sie nach Hause. Früh Morgens kamen sie, stille stille, die Arbeit aus der Grube zu nehmen, und weil sie zu der großen Form nicht kommen konnten, ohne zuerst meine Köpfe herauszunehmen, so brachten sie diese hervor; sie waren trefflich gerathen, und als man sie aufstellte, hatten sie ein sehr gutes Ansehen. Da sie nun mit vier ihrer Arbeiter noch zwei Ellen tiefer gegraben hatten, thaten sie einen großen Schrei, den ich auf fünfhundert Schritte in meinem Zimmer hörte. Ich hielt es für ein Zeichen der Freude und lief herbei; als ich näher kam, fand ich sie an der Grube, wie man Diejenigen abbildet, die in das Grab Christi schauten, bekümmert und erschrocken. Ich tröstete mich, als ich meine beiden Köpfe so wohl gerathen erblickte, so mißvergnügt ich übrigens war; sie aber entschuldigten sich und sagten: „Da seht unser Unglück!" Ich versetzte: „Euer Glück war gut genug, aber

Nach Dante.*)

Den 11. August 1826.

Von Gott dem Vater stammt Natur,
Das allerliebste Frauenbild;
Des Menschen Geist, ihr auf der Spur,
Ein treuer Werber, fand sie mild.
Sie liebten sich nicht unfruchtbar,
Ein Kind entsprang von hohem Sinn;
So ist uns Allen offenbar:
„Naturphilosophie sei Gottes Enkelin."

Aus Manzoni's „Adelchi".**)

Swarto (allein).

Von Franken ein Gesandter! Groß Ereigniß,
Was es auch sei, tritt ein. — Im Grund der Urne,
Von tausend Namen überdeckt, liegt tief

*) Vgl. „Briefwechsel zwischen Goethe und Zelter" IV, 200; Kunst und Alterthum VI, 1, 122, 1827, Boas' Nachträge I, 26, Katalog der Goethe-Ausstellung S. 20 und den Aufsatz „Fr. H. Jacobi's ausserlesener Briefwechsel" in den Nachgel. W. V, 209. — Die obigen Verse waren auf das Vorsatzblatt eines Exemplars von Manzoni's Adelchi geschrieben, welches Goethe Streckfuß, dem bekannten Uebersetzer des Dante, schenkte, sind jedoch nicht eigentlich eine Uebersetzung, sondern eine freie Nachdichtung des von Dante (Hölle XI, 97—105) ausgesprochenen Gedankens, daß Philosophie und Natur aus göttlichem Geiste und göttlicher Kunst entsprungen, und so die von der Philosophie geleitete Physik gleichsam Gottes Enkelin sei (a Dio quasi è nipote). Wir theilen diese Stelle aus Dante's „Hölle" nachstehend in der Streckfuß'schen Uebersetzung mit:

97. Weltweisheit, sprach er, lehrt in mehrern Sätzen,
Daß nur aus Gottes Geist und Kunst und Kraft
Natur entstand mit allen ihren Schätzen;
100. Und überdenkst Du Deine Wissenschaft
Von der Natur, so wirst Du bald erkennen,
Daß Eure Kunst mit Allem, was sie schafft,
103. Nur der Natur folgt, wie nach bestem Können
Der Schüler geht auf seines Meisters Spur;
Drum ist sie Gottes Enkelin zu nennen.

In dem Aufsatze „Klassiker und Romantiker in Italien" (Kunst und Alterth. II, 101, 1820) beklagt Goethe, daß der edle Titel eines Naturphilosophen in Deutschland entwürdigt sei. — D.

**) Aus A. Manzoni's Tragödie „Adelchi" 1822; der Artikel Goethe's, in welchen diese Stelle übersetzt eingeschaltet ist, stammt aus dem Jahre 1827. — Longobardische Fürsten, ihrem Könige ungeneigt, wollen sich dem heranrückenden Karl dem Großen ergeben und haben eine Zusammenkunft in dem Hause eines unscheinbaren Kriegers veranstaltet, den sie durch Gold gewonnen meinen. Dieser, sie erwartend, tritt auf und verräth in dem obigen Monologe

schlecht Euer geringes Wissen. Hätte ich gesehen, wie Ihr den Kern in die Form brachtet, so hätte ich Euch mit einem einzigen Worte belehrt, und Eure Figur wäre aufs Beste gekommen, ich hätte große Ehre und Ihr großen Nutzen davon gehabt. Was meine Ehre betrifft, die wird durch diese Köpfe gerettet; aber Euch wird weder Ehre noch Geld zu Theil werden; deswegen lernt ein ander Mal arbeiten und Eure Späße laßt bei Seite!" Dessenungeachtet empfahlen sie sich mir und sagten, ich habe Recht; wenn ich ihnen aber nicht beistünde, und sie sollten allen Aufwand und Schaden tragen, so würden sie und ihre Familien zu Grunde gehen; darauf antwortete ich, wenn die Schatzmeister des Königs ihnen den Ueberrest noch bezahlen wollten, so wollte ich ihnen auch mein Versprechen halten; denn ich hätte wol gesehen, daß sie mit gutem Willen nach ihrer besten Einsicht gehandelt hätten. Hierüber wurden mir die Schatzmeister und die Diener des Königs dergestalt günstig, daß es nicht auszusagen war; man schrieb Alles Seiner Majestät, und dieser einzig freigebigste König befahl, daß man für mich Alles thun sollte, was ich nur verlangte.

Sechstes Kapitel.

Der Autor wird vom König aus eigner Bewegung naturalisirt und mit dem Schloß, worin er wohnt, Klein-Nello genannt, beliehen. — Der König besucht ihn zum andern Mal, begleitet von Madame d'Etampes, und bestellt treffliche Zierrathen für die Quelle zu Fontainebleau. — Auf diesen Befehl verfertigt er zwei schöne Modelle und zeigt sie Seiner Majestät. — Beschreibung dieser Verzierung. — Merkwürdige Unterredung mit dem Könige bei dieser Gelegenheit. — Madame d'Etampes findet sich beleidigt, daß der Autor sich nicht um ihren Einfluß bekümmert. — Um sich bei ihr wieder in Gunst zu setzen, will er ihr aufwarten und ihr ein Gefäß von Silber schenken; aber er wird nicht vorgelassen. — Er überbringt es dem Kardinal von Lothringen. — Der Autor verwickelt sich selbst in große Verlegenheit, indem er einen Begünstigten der Madame d'Etampes, der im Schlößchen Klein-Nello eine Wohnung bezogen, herauswirft. — Sie versucht ihm die Gunst des Königs zu entziehen; aber der Dauphin spricht zu seinem Vortheil.

Zu derselben Zeit kam der bewundernswürdige, tapfre Herr Peter Strozzi an den Hof und erinnerte an die Briefe seiner Natu-

---

Kern — „nucleus", auch bei uns „Seele" genannt, ist der die Höhlung bestimmende Formtheil.

Peter Strozzi — Sohn des S. 67 erwähnten Philipp Strozzi.

ralisation. Der König ließ solche sogleich ausfertigen und sagte: „Laßt sie auch zugleich für Benvenuto schreiben, bringt sie ihm in sein Haus und nehmt ihm nichts dafür ab!“ Den großen Strozzi kosteten die seinigen einige hundert Dukaten; die meinigen brachte einer der ersten Sekretarien, der Herr Antonio Maffeus hieß. Dieser Edelmann überreichte mir das Dokument mit außerordentlichen Gnadenbezeigungen von Seiten Seiner Majestät und sagte: „Dieses verehrt Euch der König, damit Ihr mit desto mehrerer Lust ihm dienen möget; durch dieses Dokument seid Ihr naturalisirt.“ Er erzählte mir, daß nur nach langer Zeit und nur als eine besondere Gunst Herr Peter Strozzi ein gleiches erhalten habe, daß der König mir dieses aus eigner Bewegung schicke und daß eine solche Gnade in diesem Reiche unerhört sei. Darauf erwiderte ich eine umständliche Danksagung gegen den König, bat aber sodann gedachten Sekretär, mir zu sagen, was denn eigentlich ein solcher Naturalisationsbrief zu bedeuten habe. Dieser Mann, der voller Kenntniß und Anmuth war und gut italienisch sprach, lachte zuerst laut; dann nahm er seinen Ernst wieder an und sagte zu mir auf italienisch, was es zu bedeuten habe, daß es eine der größten Würden sei, die man einem Fremden geben könne, und daß es ganz was Anders heiße, als zum Venetianischen Edelmann erhoben zu werden. Dieses Alles erzählte er dem König, der auch nicht wenig lachte und alsdann sprach: „Nun soll er erst erfahren, warum ich ihm diese Briefe geschickt habe; geht und macht ihn sogleich zum Herrn von Klein-Nello, dem Schlosse, das er besitzt! Denn es ist mein Eigenthum. Da wird er aber begreifen, welch ein Vortheil es sei, naturalisirt zu werden.“ Nun kam ein anderer Abgeordneter mit gedachtem Geschenke, dem ich dagegen ein Gratial geben wollte, der es aber ausschlug, denn der König habe es so befohlen. Beide Briefe, sowol der Naturalisation als des Geschenkes, das mir der König mit dem Schlosse machte, nahm ich mit, als ich nach Italien zurückging, und wo ich auch sein und mein Leben endigen werde, sollen sie immer bei mir bleiben.

Antonio Maffeus — Antoine le Maçon, Sekretär der Königin von Navarra, verfaßte die erste französische Uebersetzung von Boccaccio's Decameron, die 1545 erschien. (B.)

Das Dokument — Tafelbe datirt erst vom Juli 1542 und findet sich abgedruckt bei Bianchi, S. 583 f.

Sowol der Naturalisation als des Geschenkes — s. Bianchi, S. 556. Das Dokument über letzteres ist datirt vom 15. Juli 1544.

Nun wende ich mich wieder zu der übrigen Geschichte meines Lebens und meiner Arbeiten. Alles Angefangene ging nunmehr gleiches Schrittes fort, der Jupiter von Silber, das goldene Salzgefäß, das große Gefäß von Silber und die zwei Köpfe von Erz; auch schickte ich mich an, das Fußgestell zum Jupiter aus Erz zu gießen, aufs Reichste verziert. Ich stellte daran den Raub des Ganymedes, nicht weniger Leda mit ihrem Schwane vor, und beide halberhobene Arbeiten gelangen aufs Beste. Zugleich machte ich ein anderes Fußgestell, um die Statue der Juno darauf zu setzen; denn ich dachte diese sogleich anzufangen, sobald mir der König Silber dazu aushändigen ließe. Schon war der silberne Jupiter und das goldene Salzfaß zusammengesetzt, das silberne Gefäß weit vorwärts und die beiden Köpfe von Erz schon geendigt; kleine Arbeiten hatte ich für den Kardinal von Ferrara gemacht und ein reichgearbeitetes kleines Gefäß, welches ich Madame d'Estampes schenken wollte. Sodann hatte ich für viele italienische Herren, als für Peter Strozzi, für die Grafen von Anguillara, Pitigliano, Mirandola und Andere mehrere Werke verfertigt.

Endlich als mein großer König nach Paris zurückkam, besuchte er mich den dritten Tag in meiner Wohnung mit einer Menge des größten Adels seines Hofes; er verwunderte sich über so viele Werke, die ich vor mir hatte und die schon so weit waren; seine Madame d'Estampes war bei ihm, und sie fingen an, von Fontainebleau zu sprechen. Sie sagte, Seine Majestät solle mich etwas zur Zierde dieses Lustortes arbeiten lassen. Der König versetzte, das sei wohl gesprochen, und er wolle sich sogleich entschließen. Darauf wendete er sich zu mir und fragte mich, was ich wol, um jene schöne Quelle zu zieren, erfinden würde. Ich brachte darauf einige meiner Einfälle vor, und der König sagte auch seine Gedanken. Dann fügte er hinzu, er wolle auf vierzehn bis zwanzig Tage eine Reise nach Saint-Germain en Laye machen, das zwölf Meilen von Paris lag; in der Zeit sollte ich ein Modell für seine schöne Quelle fertigen, so reich an Erfindungen, als es mir möglich sei; denn dieser Ort sei die größte Lust, die er in seinem Reiche habe; deswegen befehle und wünsche er, daß ich mein Möglichstes thun möge, um etwas Schönes hervorzubringen. Und ich versprach es.

Anguillara, Pitigliano, Mirandola — Von den hier genannten Personen haben die italienischen Herausgeber nur die letzte als Galeotto Pico, Sohn Luigi's von Mirandola, sicher konstatirt.

Der König betrachtete die vielen Sachen noch einmal und sagte zu Madame d'Estampes: „Ich habe Niemanden von dieser Profession gesehen, der mir besser gefallen hätte und der mehr verdiente, belohnt zu werden, als Dieser. Wir müssen suchen, ihn festzuhalten; er verzehrt viel Geld, ist ein guter Geselle und arbeitet genug. Wir müssen auch seiner gedenken, um so mehr, Madame, als er niemals, er mochte zu mir oder ich hierher kommen, mir auch nur das Geringste abgefordert hat; man sieht wol, sein Gemüth ist ganz auf die Arbeit gerichtet, und wir müssen ihm bald etwas zu Gute thun, damit wir ihn nicht verlieren." Madame d'Estampes sagte: „Ich will Euch an ihn erinnern." So gingen sie weg, und ich arbeitete mit großem Fleiße an meinen angefangenen Werken. Auch begann ich das Modell zum Brunnen und brachte es mit Eifer vorwärts.

In Zeit von anderthalb Monaten kam der König nach Paris zurück, und ich, der ich Tag und Nacht gearbeitet hatte, machte ihm meine Aufwartung und brachte das Modell mit, so sauber ausgeführt, daß man Alles klärlich verstehen konnte. Schon waren die Teufeleien zwischen ihm und dem Kaiser wieder angegangen, so daß ich ihn sehr verwirrt antraf; doch sprach ich mit dem Kardinal von Ferrara und sagte zu ihm, daß ich gewisse Modelle bei mir habe, die mir von Seiner Majestät aufgetragen worden; ich bat ihn, wenn er einen Augenblick fänd', ein Wort darüber fallen zu lassen, es doch ja zu thun, weil ich überzeugt sei, der König würde viel Vergnügen daran finden, wenn ich sie ihm vorstellen könnte. Der Kardinal that's, und sogleich kam der König dahin, wo ich mich mit den Modellen befand. Erst hatte ich das Modell zu einem Portal des Schlosses Fontainebleau gemacht, wobei ich so wenig als möglich die Anlage des gegenwärtigen zu verändern dachte. Es war nach ihrer französischen Manier groß und doch zwergenmäßig, seine Proportion wenig über ein Viereck und oben drüber ein halbes Rund, gedrückt, nach Art eines Korbhenkels. In diese Oeffnung verlangte der König eine Figur, welche die Nymphe der Quelle vorstellen sollte. Nun gab ich zuerst dem obern Theil ein schönes Verhältniß, zeichnete einen reinen Halbzirkel darein und machte gefällige Vorsprünge an den

Das Modell zu einem Portal — Dieser Bronzeguß ist, gerade wie er hier beschrieben wird, im Louvre zu Paris erhalten. (Br.) Was die Satyren anbetrifft, die allerdings fehlen, so sagt Cellini in dem „Trattati" (S. 131) ausdrücklich, daß der Guß zwar vorbereitet, aber unterblieben wäre.

Eine Figur, welche die Nymphe der Quelle vorstellen sollte — Die Abbildung der Nymphe s. bei Brinckmann, S. 26.

Seiten. Dem untern Theile gab ich einen Sockel und Gesims, und weil wegen dieser Theile und Glieder an der Seite ein paar Säulen erforderlich schienen, machte ich anstatt derselben ein paar Satyren, höher als halb erhoben. Der eine schien mit der Hand das Gebälk zu tragen und hielt im andern Arm einen großen Stab; sein Gesicht war muthig und wild und konnte dem Anschauenden Furcht einjagen; der zweite hatte eine ähnliche Stellung, doch waren der Kopf und einige Nebenumstände abgeändert; er hielt eine Geißel in der Hand mit drei Kugeln, die an eben so viel Ketten festhingen. Diese Figuren hatten sonst nichts vom Satyr als ein Paar kleine Hörner und etwas Ziegenmäßiges im Gesichte, das Uebrige war Alles menschliche Gestalt.

In dem halben Rund hatte ich eine weibliche Figur in angenehmer liegender Stellung abgebildet; diese legte den linken Arm über den Hals eines Hirsches, — so hatte es der König verlangt; — auf einer Seite hatte ich Rehe, wilde Schweine und anderes Wildpret vorgestellt, wie solches der schöne Wald, wo der Brunnen entspringt, in großer Menge ernährt. Auf der andern Seite sah man Doggen und Windhunde, um das Vergnügen der Jagd abzubilden. Dieses Werk hatte ich in ein Viereck eingeschlossen und in die beiden Ecken über dem halben Rund zwei Siegesgöttinnen von halberhobner Arbeit angebracht, mit kleinen Fackeln in der Hand, nach dem Gebrauch der Alten. Noch hatte ich über das obere Viereck einen Salamander abgebildet, als des Königs eigenes Sinnbild, mit verschiedenen angenehmen Zierrathen, wie sie sich zum Werke schickten, das eigentlich der jonischen Ordnung sich näherte.

Als der König das Modell sah, machte es ihn gleich vergnügt und zerstreute ihn von dem verdrießlichen Gespräch, das er einige Stunden geführt hatte. Als ich ihn auf diese Weise in guter Laune sah, dachte ich das andere Modell auf, das er wol nicht erwartete; denn er dachte schon in dem ersten Arbeit genug gesehen zu haben. Das andere Modell war größer als zwei Ellen, und ich hatte einen Brunnen in vollkommenem Viereck vorgestellt; umher waren die schönsten Treppen, die einander durchschnitten, eine Art, wie man sie niemals in Frankreich und selten in Italien gesehen hatte. In der Mitte war ein Fußgestell, ein Wenig höher als das Gefäß des Brunnens, darauf eine nackte Figur von großer Anmuth stand; sie hielt mit der rechten Hand eine zerbrochene Lanze in die Höhe, die linke lag auf dem Griff

---

Das andere Modell — Ueber die Ausführung oder den Verbleib dieses ausführlich beschriebenen Werkes ist nichts bekannt.

eines Schwertes von der schönsten Form; die Figur ruhte auf dem linken Fuß, den rechten setzte sie auf einen Helm, der so reich als möglich gearbeitet war. Auf den vier Ecken des Brunnens hatte ich sitzende Figuren vorgestellt, eine jede mit angenehmen Sinnbildern. Da fragte der König, was das für eine schöne Erfindung sei, die ich ihm gemacht habe. Alles, was ich am Thore vorgestellt, sei ihm verständlich, aber das größere Modell, so schön es ihm vorkomme, wisse er nicht auszulegen, und ihm sei wohl bekannt, daß ich nicht wie manche unverständige Künstler zu Werke gehe, die, wenn sie auch allenfalls etwas mit einiger Anmuth zu machen verständen, dennoch ihren Vorstellungen keine Bedeutung zu geben wüßten.

Darauf nahm ich mich zusammen; denn da meine Arbeit dem König gefallen hatte, so wollte ich, es sollte ihm auch meine Rede angenehm sein, und sagte deshalb zu ihm: „Heilige Majestät, diese ganze kleine Arbeit ist sehr genau nach kleinen Fußen gemessen, so daß, wenn sie ausgeführt wird, sie eben auch im Großen die gefällige Wirkung thun wird; die mittelste Figur soll vierundfunzig Fuß hoch werden." Hier gab der König ein Zeichen großer Verwunderung von sich. „Sie ist," fuhr ich fort, „bestimmt, den Kriegsgott vorzustellen; diese vier übrigen Figuren stellen die Künste vor, an denen Sich Eure Majestät ergetzt und die bei Eurer Majestät alle Unterstützung finden. Diese zur Rechten ist die Wissenschaft der Wissenschaften; hier ist das Sinnbild, woran man die Philosophie erkennt, und alle die Eigenschaften, welche sie begleiten; die andere Figur stellt die bildenden Künste vor, nämlich Bildhauerkunst, Malerei und Baukunst; die dritte ist die Musik, welche sich gern zu jenen Künsten und Wissenschaften gesellt; aber die letzte, welche so angenehm und gütig aussieht, stellt die Freigebigkeit vor, weil ohne diese keines jener verwundersamen Talente ausgeübt werden kann. Die Figur in der Mitte soll Eure Majestät selbst abbilden; denn Ihr seid der Kriegsgott und der einzige Tapfre in der Welt, und Eure Tapferkeit wendet Ihr gerecht und fromm zur Erhaltung Eures Ruhmes an."

Kaum hatte der König so viel Geduld, mich ausreden zu lassen, als er mit lauter Stimme sprach: „Wahrlich, in Dir habe ich einen Mann nach meinem Herzen gefunden!" Er rief die Schatzmeister und befahl, sie sollten mir geben, was ich bedürfte,

Nach kleinen Fußen — „a piedi piccoli", d. h. „in verkleinertem Maßstab".

der Aufwand möchte so groß sein, als er nur wollte. Dann schlug er mir mit der Hand auf die Schulter und sagte: „Mon ami“ (das heißt: Mein Freund), „ich weiß nicht, wer das größte Vergnügen haben mag, ein Fürst, der einen Mann nach seinem Herzen gefunden hat, oder ein Künstler, der einen Fürsten findet, von dem er alle Bequemlichkeit erwarten kann, seine großen und schönen Gedanken auszuführen.“ Ich versetzte darauf, wenn ich Der sei, den er meine, so sei mein Glück immer das größte. Darauf versetzte er: „Wir wollen sagen, es sei gleich.“

Ich ging mit großer Freudigkeit fort und machte mich an meine Arbeit. Unglücklicherweise erinnerte mich Niemand, daß ich eben diese Komödie mit Madame d'Estampes hätte spielen sollen. Diese hörte Alles, was vorgefallen war, Abends aus dem Munde des Königs, und darüber erzeugte sich so eine giftige Wuth in ihrem Busen, daß sie verdrießlich sagte: „Hätte mir Benvenuto seine schönen Arbeiten gezeigt, so hätte ich wol auch Gelegenheit gefunden, seiner zu denken.“ Der König wollte mich entschuldigen; aber es half nichts.

Das hörte ich erst vierzehn Tage darauf, als sie nach einer Reise durch die Normandie wieder nach Saint Germain en Laye zurückgekehrt waren. Ich nahm das schöne Gefäßchen, das ich auf ihr Verlangen gemacht hatte, und dachte, wenn ich es ihr schenkte, könne ich ihre Gunst wiedererlangen. Ich zeigte es einer ihrer Kammerfrauen und sagte derselben, daß ich es als Geschenk brächte; diese begegnete mir mit unglaublicher Freundlichkeit und versprach mir, ihrer Frau ein Wort zu sagen, die noch nicht angekleidet sei, und ich würde sodann gewiß eingelassen werden; sie sagte auch Alles ihrer Dame, die verdrießlich antwortete: „Sag ihm, er soll warten!“ Da ich das vernahm, hüllte ich mich in Geduld, welches mir äußerst schwer ankam, und so wartete ich, bis sie zur Tafel ging.

Weil es nun schon spät war, machte mich der Hunger so toll, daß ich nicht mehr widerstehen konnte. Ich verwünschte sie von Herzen und eilte fort, dem Kardinal von Lothringen aufzuwarten, dem ich das Gefäß verehrte und ihn blos bat, mich in der Gnade des Königs zu erhalten. Darauf antwortete er, es sei das nicht nöthig, und wenn es nöthig wäre, so wollte er es gern thun; dann rief er seinen Schatzmeister und sagte ihm etwas ins Ohr. Der Schatzmeister wartete, bis ich vom Kardinal wegging; dann sagte er zu mir: „Benvenuto, kommt, ich will Euch einen Becher gutes Weins geben.“ Weil ich nicht wußte, daß er damit was Anders sagen wollte, versetzte ich: „Laßt mich um's Himmels willen einen

Becher Wein trinken und gebt mir ein Stückchen Brod dazu! Fürwahr, ich werde ohnmächtig; denn ich habe diesen Morgen von acht Uhr bis jetzt nüchtern an der Thüre der Madame d'Estampes gestanden, um ihr das schöne vergoldete Gefäß zu schenken. Ich ließ ihr Alles hineinsagen, aber sie, um mich zu quälen, ließ mir immer antworten, ich solle warten; nun kömmt der Hunger dazu, und meine Kräfte wollen mit ausgehen. Gott hat nun gewollt, daß ich das Werk meiner Arbeit einem Manne schenken sollte, der es weit mehr verdienet. So gebt mir nur ein Wenig zu trinken! Denn da ich etwas cholerisch bin, so ist mir der Hunger dergestalt schmerzlich, daß ich auf der Stelle umfallen könnte." Indessen ich nun mit Roth diese Worte hervorbrachte, war vortrefflicher Wein erschienen und sonst noch ein angenehmes Frühstück, so daß ich mich völlig wiederherstellte, und da meine Lebensgeister wiederkamen, verging auch der Aerger.

Darnach überreichte mir der Schatzmeister hundert Goldgulden, die ich ein- für allemal nicht annehmen wollte. Er ging, dem Kardinal meine Weigerung zu hinterbringen, der ihn tüchtig ausschalt und ihm sagte, er solle mir das Geld mit Gewalt aufdringen oder ihm nicht mehr vor die Augen kommen. Der Schatzmeister kehrte erzürnt zurück und sagte, so arg habe der Kardinal ihn noch niemals ausgescholten, und da ich noch immer ein Wenig Widerstand leistete, so sagte er mir mit lebhaftem Verdruß, er würde mir das Geld mit Gewalt aufnöthigen. Darauf nahm ich das Geld, und als ich dem Kardinal deshalb danken wollte, ließ er mir durch einen seiner Sekretäre sagen, er würde zu jeder Zeit gern etwas zu meinem Vergnügen thun. Ich kehrte noch selbigen Abend nach Paris zurück. Der König erfuhr die ganze Sache und plagte Madame d'Estampes scherzend darüber, die nur deshalb noch giftiger gegen mich ward und mich in große Lebensgefahr setzte, wie ich an seinem Ort erzählen werde.

Nun muß ich aber auch der Freundschaft eines trefflichen, liebevollen, geselligen und wackeren Mannes gedenken, wie ich viel eher hätte thun sollen; dieses war Herr Guido Guidi, ein sehr geschickter Arzt und Florentinischer Edelmann. Bei dem Aufzeichnen der mancherlei Begebenheiten, die mir ein ungünstiges Geschick in den Weg legte, habe ich seiner zu erwähnen unterlassen; denn ich dachte, wenn ich ihn immer im Herzen hätte, so wäre es hinreichend; da ich aber wol sehe, daß mein Leben ohne

Guido Guidi — Er nennt sich in seinen lateinischen Schriften Vidus Vidius. (B.)

ihm nicht vollständig beschrieben werden kann, so will ich hier zwischen meinen sonderbaren Begebenheiten auch von ihm reden, daß, wie er mir damals Trost und Hilfe war, auch hier sein Andenken aufbewahrt werde.

Als derselbe nach Paris kam und ich ihn hatte kennen lernen, nahm ich ihn in mein Kastell und gab ihm freie Wohnung, da wir denn mehrere Jahre mit einander vergnügt zubrachten. Auch kam der Bischof von Pavia, Monsignor de Rossi, Sohn des Grafen San Secondo; diesen Herrn nahm ich aus dem Gasthofe und gab ihm gleichfalls in meinem Schlosse freie Wohnung, wo er und seine Diener und Pferde mehrere Monate gut bewirthet wurden; auch nahm ich Herrn Ludwig Alamanni mit seinen Söhnen einige Monate zu mir und dankte Gott für die Gnade, daß ich großen und talentreichen Römern einigermaßen gefällig sein konnte. Mit Herrn Guido Guidi dauerte meine Freundschaft so lange, als ich in Paris war, und wir rühmten unter einander oft das Glück, daß Jeder in seiner Kunst auf Kosten eines so großen und wundernswürdigen Fürsten seine Talente vermehren konnte; denn ich kann wahrhaft sagen, was ich auch sei und was ich Gutes und Schönes gewirkt habe, daran war dieser außerordentliche König allein Ursache; deswegen ergreife ich wieder den Faden, von ihm und von den großen Werken zu sprechen, die ich für ihn gearbeitet habe.

Es war in meinem Kastell auch ein Ballspiel, von dem ich manchen Nutzen zog, indem ich diese Uebung verstattete. Es waren auch dabei einige kleine Zimmer, worin verschiedene Menschen wohnten, darunter ein geschickter Buchdrucker. Dieser hatte fast seinen ganzen Laden in meinem Schlosse und druckte Herrn Guido's erstes schönes Buch über die Medizin; da ich mich aber seiner Wohnung bedienen wollte, schickte ich ihn fort, jedoch nicht ohne Schwierigkeit. Auch wohnte dabei ein Salpeterfabrikant, und als ich dessen Wohnung für einige meiner guten deutschen

---

Monsignor de Rossi — der bereits S. 229 erwähnte Genosse von Cellini's Gefangenschaft. Er wird hier der Sohn des Grafen San Secondo genannt, während die italienischen Texte ihn als Bruder bezeichnen.

Ludwig Alamanni — s. S. 74 und die betreffende Note.

Römern — im Text, sowol in dem von Goethe benutzten wie dem Bianchi'schen, „romini"; in der That waren weder Alamanni noch Guidi Römer.

Geschickter Buchdrucker — Pietro Gautier. (P.)

Guido's Buch über die Medicin — Chirurgia e graeco in latinum versa etc. Excudebat Petrus Galtemus. Lut. Par. pridie Cal. Maj. 1544. (P.)

Arbeite: verlangte, wollte er nicht ausziehen. Ich hatte ihm etlichemal sehr gelassen gesagt, er solle meine Zimmer räumen, denn ich brauchte sie für meine Arbeiter zum Dienste des Königs. Je demüthiger ich sprach, desto kühner und stolzer antwortete mir die Bestie. Zuletzt gab ich ihm drei Tage Zeit, worüber er lachte und sagte, in drei Jahren wollte er daran zu denken anfangen. Ich wußte zwar nicht, daß dieser Mann Zutritt zu Madame d'Estampes hatte; aber ich war überhaupt seit jenen Händeln mit dieser Dame etwas vorsichtiger geworden, sonst hätte ich ihn gleich fortgejagt. Nun hatte ich die drei Tage Geduld. Wie sie vorbei waren, sagte ich weiter nichts, sondern bewaffnete meine deutschen, italienischen und französischen Arbeiter und nahm noch die vielen Handlanger dazu, die ich hatte, und in kurzer Zeit riß ich das ganze Haus nieder und warf seine Sachen zu meinem Kastell hinaus. Zu diesem in etwas strengem Verfahren bewegten mich seine unverschämten Worte; denn er hatte gesagt, es möchte wol kein Italiener so kühn sein, ihm nur einen Span vom Orte zu rücken. Nachdem nun die Sache geschehen war und er beheilief, sagte ich zu ihm: „Ich bin der geringste Italiener und habe Dir noch nichts angethan, wozu ich doch große Lust hätte und das Du erfahren sollst, wenn Du nur ein Wörtchen sprichst.“ So sagte ich zu ihm mit vielen andern schimpflichen Worten.

Erstaunt und erschrocken, machte dieser Mann seine Sachen so gut zusammen, als er konnte, lief sogleich zu Madame d'Estampes und malte ihr eine Hölle vor, und Diese, meine Hauptfeindin, schilderte mit ihrer außerordentlichen Beredsamkeit die Begebenheit dem König. Dieser war, wie man mich versichert hat, im Begriff, äußerst gegen mich aufgebracht zu werden und strenge zu verfügen; aber Heinrich, der Dauphin, jetziger König von Frankreich, war von jener kühnen Frau beleidigt worden, desgleichen die Königin von Navarra, Schwester des Königs; diese Beiden standen mir mit so vielem Ernste bei, daß der König zuletzt die Sache ins Lächerliche wendete, und so entkam ich mit der Hilfe Gottes einem großen Uebel.

Heinrich, der Dauphin — Heinrich II. starb am 10. Juli 1559, so daß also diese Partie der Lebensbeschreibung schon vordem geschrieben sein muß. Ursache des Mißverhältnisses zwischen ihm und Madame d'Etampes hatte vermuthlich Diana von Poitiers, damals die Geliebte des Dauphin, gegeben.

Der meine; bleibt sie ungeschüttelt, immer
Liegt er im Grunde. — So in meiner
Verdüsterung sterb' ich, ohne daß nur Jemand
Erführe, welch Bestreben mich durchglüht. —
Nichts bin ich. Sammelt auch dies niedre Dach
Die Großen bald, die sich's erlauben dürfen,
Dem König feind zu sein, ward ihr Geheimniß
Nur eben, weil ich nichts bin, mir vertraut,
Wer denkt an Swarto? Wen bekümmert's wol,
Was für ein Fuß zu dieser Schwelle tritt?
Wer haßt, wer fürchtet mich? O, wenn Erkühnen
Den hohen Stand verlieh', den die Geburt
Voreilig zutheilt, wenn um Herrschaft man
Mit Schwertern würbe, sehen sollte Ihr,
Hochmüth'ge Fürsten, wem's von uns gelänge! —
Dem Klügsten könnt' es werden. Euch zusammen
Les' ich im Herzen; mein's verschloß ich. Welches
Entsetzen würd' Euch fassen, welch Grimmen,
Gewahrtet Ihr, daß einzig ein Begehren

---

seine Gesinnungen. — Goethe bemerkt, daß er beim ersten Lesen des „Adelchi" (etwa 1823) obige Stelle aus Neigung und zu seiner eigenen Belehrung zu übersetzen versucht habe, und fügt hinzu, daß ihm ein früherer Versuch bei Manzoni's Tragödie „Graf Carmagnola" (1820) nicht gelungen sei. Bei Besprechung dieses Trauerspiels in Kunst und Alterthum (II, 2, S. 240, 1820) hatte Goethe als Beispiel der Parabelsprache Manzoni's die 2. Szene des 1. Akts im italienischen Texte, gleichfalls mit der Bemerkung mitgetheilt, daß ihm die Uebersetzung mehrerer Stellen des Originals nicht recht geglückt sei. Dieser Uebersetzungs-Versuch ist aber handschriftlich erhalten und bisher ungedruckt. Wir geben nachstehend den Anfang der in der gedachten Scene enthaltenen Anrede des Grafen Carmagnola an den Senat der Republik Venedig in dieser Goethe'schen Uebertragung, soweit sie zu entziffern war:

Erlauchter Fürst und Ihr! Senatoren!
Im Punkte bin ich, wo ich Euch nicht könnte
Dankbar und treu sein, wenn ich nicht dagegen
Feind wäre Dem, der eine Zeit mein Herr war.
Glaubt' ich, daß mich mit ihm der allerstrikte
Verbindungsfaden leis verflichtete:
Den Ehren-Schatten Eurer hohen Fahnen
Stieb ich sogleich; im Dunkelsten viel lieber
Lebt' ich, als daß ich, ihn zerreißend, mir
Verächtlich vor den Augen wäre. Keinen Zweifel
Ob solch Entschlusses fühl' ich im Herzen,
Er ist gerecht und ehrvoll; nur allein
Die Furcht bedrängt mich eines fremden Urtheils.
O, sein, wem das übergünst'ge Glück
Entschieden auf dem Lebensgang bezeichnet
Den Platz des Schmach- und Ehrenwerthen! ꝛc. — L.

Siebentes Kapitel.

Madame d'Eſtampes muntert den Maler Primaticcio, ſonſt Bologna genannt, auf, durch Wetteifer den Autor zu quälen. — Er wird in einen verdrießlichen Prozeß verwickelt mit einer Perſon, die er aus Klein-Rello geworfen. — Beſchreibung der franzöſiſchen Gerichtshöfe. — Der Verfaſſer, durch dieſe Verfolgungen und durch die Advokatenkniffe aufs Aeußerſte gebracht, verwundet die Gegenpartei und bringt ſie dadurch zum Schweigen. — Nachricht von ſeinen vier Geſellen und ſeiner Magd Katharine. — Ein heuchleriſcher Geſelle betriegt den Meiſter und hält's mit Katharinen. — Der Meiſter ertappt ſie auf der That und ſagt Katharinen mit ihrer Mutter aus dem Hauſe. — Sie verklagen ihn wegen unnatürlicher Beſtiedigung. — Dem Autor wird's bange. — Nachdem er ſich gefaßt und ſich kühnlich dargeſtellt, verficht er ſeine eigne Sache und wird ehrenvoll entlaſſen.

Nun hatte ich freilich mit einem andern Manne denſelben Fall, wobei ich aber das Haus nicht ruinirte, ſondern ihm nur ſeine Sachen hinauswarf. Bei dieſer Gelegenheit war Madame d'Eſtampes ſo kühn, dem Könige zu ſagen: „Ich denke, dieſer Teufel wird Euch einmal Paris umkehren.“ Darauf antwortete der König erzürnt: „Er thut wohl, ſich gegen jene Kanaillen zu vertheidigen, die ihn an meinem Dienſt verhindern wollen.“ Durch dergleichen Vorfälle wuchs die Raſerei dieſes grauſamen Weibes immer mehr. Sie rief einen Maler zu ſich, der in Fontainebleau wohnte, wo der König ſich immer aufhielt; es war ein Italiener und Bologneſer und ward gewöhnlich nur Bologna genannt; doch hieß er eigentlich Franz Primaticcio. Zu Dieſem ſagte Madame d'Eſtampes, er ſolle von dem König die Arbeit verlangen, welche Seine Majeſtät mir zugedacht habe; ſie wolle ihm mit ihrer ganzen Gewalt beiſtehen. Und ſo wurden ſie einig.

Als Bologna dieſe Arbeit ſchon ſo gut als gewiß vor ſich ſah, erfreute er ſich über die Maaßen, ob es gleich ſeine Profeſſion nicht war, ſondern er nur, da er gut zeichnete, einige Arbeiter an ſich gezogen hatte, die von unſerm Florentiniſchen Maler Roſſo gebildet worden. Dieſer wirklich ſehr geſchickte Künſtler war ſchon todt, und was Bologna Gutes hatte, war aus der verwundernswürdigen Manier ſeines Vorgängers genommen.

Primaticcio — 1490—1570. Maler, auch Baumeiſter, gilt in der Kunſtgeſchichte als das Haupt der ſogenannten Schule von Fontainebleau.

Roſſo — Roſſo de Roſſi oder del Roſſo, ſ. S. 43.

Nun brachten ſie Tag und Nacht dem König ihre künſtlichen Argumente vor; bald lag ihm Madame, bald Bologna in den Ohren. Wodurch aber eigentlich zuletzt der König bewogen wurde, war die Geſchicklichkeit, mit der ſie einſtimmig und wiederholt zu ihm ſagten: „Euer Majeſtät will, daß Benvenuto zwölf Statuen von Silber machen ſoll, und er hat noch nicht eine vollendet; verwickelt Ihr ihn in ein ſo großes Unternehmen, ſo beraubt Ihr Euch aller übrigen Arbeiten, welche Ihr ſo ſehr zu ſehen wünſcht. Hundert der geſchickteſten Künſtler könnten nicht ſo große Werke vollenden, als dieſer wackre Mann begonnen hat; er iſt voll vom beſten Willen, zu arbeiten; aber eben weil er ſo viel unternimmt, werden Euer Majeſtät ihn und die Arbeit verlieren.“ Durch ſolche und ähnliche Worte ließ der König ſich bewegen, in ihr Begehren zu willigen, und hatte weder eine Zeichnung noch ein Modell zur Arbeit von Bologna's Hand geſehen.

In derſelbigen Zeit erregte jener zweite Einwohner, den ich aus meinem Schloſſe vertrieben hatte, einen Prozeß gegen mich, indem er behauptete, ich habe ihm zu jener Zeit, als ich ihn herauswarf, viele ſeiner Sachen geſtohlen. Dieſer Prozeß machte mir das größte Leiden und nahm mir ſo viel Zeit, daß ich mich öfters beinahe der Verzweiflung ergeben hätte und auf- und davongegangen wär'.

Sie haben die Gewohnheit in Frankreich, daß ſie einen Prozeß für ein Kapital halten, ſie mögen ihn nun mit einem Fremden oder mit einer andern Perſon anfangen, von der ſie merken, daß ſie nicht ganz mit dem Gang ihrer Rechtſtreite bekannt iſt. Sobald ſie nun ſich einigermaßen im Vortheil ſehen, finden ſie Gelegenheit, den Prozeß zu verkaufen; ja, manchmal hat man ſie als Mitgift den Töchtern mitgegeben, wenn ſie Männer heiratheten, die ein Handwerk daraus machen, Prozeſſe zu kaufen.

Ferner haben ſie noch eine andere häßliche Gewohnheit. Der größte Theil der Leute in der Normandie nämlich treibt es als ein Gewerb, daß ſie falſch Zeugniß geben, ſo daß Diejenigen, die einen Prozeß kaufen, ſogleich vier oder ſechs ſolcher Zeugen nach Bedürfniß abrichten. Weiß nun der Gegentheil nicht daſſelbe zu thun, indem die Gewohnheit ihm nicht bekannt iſt, ſo hat er gleich ein Urtheil gegen ſich. Mir begegnete Beides, und indem ich die Sache für ſchändlich hielt, erſchien ich in dem großen Saale zu Paris, um meine Gründe ſelbſt vorzubringen. Da ſah ich den Richter, einen Zivillieutenant des Königs, erhoben auf einem großen Richterſtuhle; dieſer Mann war groß, ſtark und dick und von dem finſterſten Anſehn. Zu ſeiner einen Seite ſtanden viele Leute, zur

nahm ich meine Zuflucht zu einem großen Dolche, den ich besaß, denn ich liebte von jeher schöne Waffen zu haben. Nun griff ich zuerst den Principal an, der einen so ungerechten Prozeß gegen mich angefangen hatte, und indem ich mich hütete, ihn zu ermorden, gab ich ihm so viel Stiche auf Arme und Schenkel, daß ich ihn des Gebrauchs beider Beine beraubte. Alsdann suchte ich den Andern auf, der den Prozeß gekauft hatte, und auch Den traf ich so, daß er die Klage nicht weiter fortsetzte; und dafür dankte ich Gott wie für jede andere Wohlthat und bosste dann doch nun eine Zeit lang in Ruhe zu bleiben.

Da sagte ich meinen Hausgesellen, besonders den Italienern, Jeder solle um Gottes willen sich zu seiner Arbeit halten und mir einige Zeit aufs Beste beistehen, damit ich nur sobald als möglich die angefangenen Werke zu Stande brächte; alsdann wollte ich nach Italien zurückkehren; denn die Schelmstreiche der Franzosen wären mir unerträglich. Und sollte ja der gute König einmal auf mich erzürnt werden, so könnte mir es sehr übel gehen, da ich zu meiner Vertheidigung doch manche solcher Handlungen vorgenommen habe.

Unter den Italienern, welche ich bei mir hatte, war der erste und liebste Ascanio, aus dem neapolitanischen Städtchen Tagliacozzo; der andere, Paul, ein Römer von sehr geringer Geburt, man kannte seinen Vater nicht; diese hatte ich schon in Rom bei mir gehabt und sie mit nach Frankreich gebracht. Dann war noch ein anderer Römer, der gleichfalls Paul hieß, ausdrücklich mich aufzusuchen nach Paris gekommen. Sein Vater war ein armer Edelmann aus dem Hause der Maccherani; Dieser verstand nicht viel von der Kunst, hielt sich aber äußerst brav in den Waffen. Ferner arbeitete ein Ferrarese bei mir, mit Namen Bartholomäus Chioccia; sodann ein Anderer, ein Florentiner, der Paul Micceri hieß. Ein Bruder von Diesem, mit dem Zunamen Gatta, war trefflich in der Feder, nur hatte er ein Wenig zu viel ausgegeben, als er die Handlung des Thomas Guadagni, eines sehr reichen Kaufmanns, führte. Gatta richtete mir gewisse Bücher ein, in denen ich die Rechnung des großen allerchristlichsten Königs und Anderer, für die ich Arbeit unternahm, einzuzeichnen pflegte. Nun führte gedachter Paul Micceri nach Art und Weise seines Bruders meine Bücher fort, und ich gab ihm dafür eine sehr gute Besoldung; so schien er mir auch ein gutartiger Jüngling; denn ich sah ihn immer sehr andächtig, und da ich ihn bald Psalmen,

Maccherani — bei Bianchi Maccaroni.

bald den Rosenkranz murmeln hörte, so versprach ich mir viel von seiner verstellten Güte.

Ich rief ihn bei Seite und sagte zu ihm: „Paul, liebster Bruder, Du siehst, wie gut Du bei mir stehst, und weißt, daß Du sonst keine Aussicht hattest; auch bist Du ein Landsmann, und ich vertraue Dir, besonders weil ich sehe, Du bist andächtig und beobachtest die Gebräuche der Religion; das gefällt mir sehr wohl, und ich vertraue Dir mehr als allen Andern. Deswegen bitte ich Dich, sorge mir vor Allem für diese beiden ersten Dinge, damit ich keinen Verdruß habe! Zuvörderst gieb wohl auf meine Sachen Acht, daß mir nichts entwendet wird, und Du selbst rühre mir nichts an! Dann habe ich da das arme Mädchen, die Katharine, die ich besonders wegen meiner Kunst bei mir habe, denn ohne sie könnte ich nichts vollbringen. Nun habe ich freilich, weil ich ein Mensch bin, auch sinnliche Vergnügungen mit ihr gepflogen, und es könnte geschehen, daß sie mir ein Kind von einem Andern brächte und mir einen Schimpf anthät', den ich nicht ertragen würde; wär' Jemand in meinem Hause kühn genug, dergleichen zu unternehmen, so glaube ich gewiß, ich würde das Eine wie das Andere todtschlagen; deswegen bitte ich Dich, Bruder, stehe mir bei, und wenn Du irgend etwas bemerkst, so entdecke mir's! Denn ich schicke sie, die Mutter und ihren Verführer, an Galgen; deswegen nimm Dich vor Allem selbst in Acht!"

Da machte der Schelm das Zeichen des Kreuzes, daß es ihm vom Kopf bis zu den Füßen reichte, und sagte: „Gebenedeiter Jesus! Gott bewahre mich, daß ich an so was denken sollte! Denn ich bekümmere mich um dergleichen Zeug nicht. Und glaubt Ihr denn, daß ich die große Wohlthat verkenne, die ich bei Euch genieße?" Diese Worte sagte er auf eine einfache und liebevolle Weise, so daß ich sie ihm buchstäblich glaubte.

Zwei Tage hernach, an einem Sonntage, hatte Herr Matthäus del Nasaro, auch ein Italiener, ein Diener des Königs und ein trefflicher Mann in meiner Kunst, mich und einige meiner Gesellen in einen Garten eingeladen; es war mir angenehm, mich nach jenen verdrießlichen Prozessen ein Wenig zu erholen, und ich sagte zu Paulen, er solle auch mit mir gehn.

Dieser Mensch sagte zu mir: „Wahrhaftig, es wäre ein großer Fehler, das Haus so allein zu lassen! Seht, wie viel Gold, Silber und Juwelen darin sind, und da wir uns in einer Stadt von Spitzbuben befinden, so muß man Tag wie Nacht Wache halten; ich will einige Gebete verrichten, indem ich das Haus bewahre; geht nur ruhig und macht Euch einen guten Tag! Ein ander Mal mag

ein Anderer diesen Dienst thun!" Nun ging ich mit beruhigtem Gemüth mit Paul, Rolando und Chioccia, mich in gedachtem Garten zu vergnügen, und wir waren den größten Theil des Tages daselbst sehr lustig. Als es gegen Abend kam, überfiel mich eine böse Laune, und ich gedachte jener Worte, die mir der Unglückliche mit unendlicher Einfalt gesagt hatte. Da stieg ich zu Pferde und begab mich mit zwei meiner Diener auf mein Schloß. Ich ertappte Paulen und die abscheuliche Katharine fast auf der That; denn als ich ankam, rief die französische kupplerische Mutter: „Paul und Katharine, der Herr ist da!" Da sie nun Beide erschrocken herankamen und ganz verwirren vor mich traten und weder wußten, was sie sagten, noch wo sie sich hinwenden sollten, so sah ich ganz deutlich, daß sie das Verbrechen begangen hatten.

Da ward meine Vernunft durch den Zorn überwältigt; ich zog den Degen und beschloß, sie auf der Stelle Beide zu ermorden. Er flob, und sie warf sich auf die Knie und schrie um alle Barmherzigkeiten des Himmels. Ich hätte gern den Burschen zuerst getroffen, konnte ihn aber sobald nicht erreichen; indessen hatte ich denn doch überdacht, daß es besser sei, Beide wegzujagen; denn da ich kurz vorher verschiedene andre Dinge der Art vorgenommen hatte, so wär' ich diesmal schwerlich mit dem Leben davongekommen. Deswegen sagte ich zu Paulen, als ich ihn erreichte: „Hätten meine Augen gesehen, Du Scheim, was ich glauben muß, so stäch' ich Dir den Degen zehnmal durch den Leib; mache, daß Du fortkömmst und bete, Du Heuchler, Dein letztes Paternoster unter dem Galgen!" Darauf jagte ich Mutter und Tochter weg mit Stößen, Tritten und Faustschlägen.

Sie dachten darauf, sich zu rächen, und hielten einen Rath mit einem normännischen Advokaten. Der gab an, sie solle sagen, ich habe mich mit ihr auf italienische Weise vergnügt, das heißt gegen die Natur, und sagte dabei: „Sobald der Italiener das vernimmt und die große Gefahr bedenkt, so giebt er Euch ein paar hundert Scudi, damit Ihr nur schweiget; denn die Strafe ist groß, die in Frankreich auf dieses Vergehen gesetzt ist." Und so wurden sie einig, verklagten mich, und ich ward gefordert.

Leider, je mehr ich Ruhe suchte, desto größer ward die

Dein letztes Paternoster unter dem Galgen — „Il Pater nostro di San Giuliano", ein Ausdruck, der aus der zweiten Erzählung des zweiten Tages in Boccaccio's Dekameron stammt.

Plage. Da mir nun das Glück täglich auf verschiedene Weise zuwider war, überlegte ich, was ich thun sollte, ob ich mit Gott fortgehen und Frankreich dem Henker lassen sollte, oder ob ich auch noch diesen Streit bestehen und zeigen könne, daß Gott mich nicht verlassen würde. Nachdem ich eine lange Zeit hierüber zweifelhaft gewesen war, entschloß ich mich fortzugehen, um nicht mein böses Glück so lange zu versuchen, bis es mir den Hals bräch'. Als ich nun völlig entschlossen war, sorgte ich, diejenigen Sachen, die ich nicht mitnehmen konnte, an einem guten Orte unterzubringen, die kleinern aber so gut als möglich mir selbst und meinen Dienern aufzupacken. Doch vollbrachte ich dieses Geschäft mit großem Verdruß. Nun war ich allein in einem gewissen kleinen Studirzimmer geblieben; denn nachdem meine Gesellen mir zugeredet hatten, ich sollte nun mit Gott davongehen, so sagte ich zu ihnen, sie sollten mich nur allein lassen; denn ich wollte die Sache auch nun einmal mit mir selbst überlegen. Zwar hatte ich mich schon überzeugt, daß sie zum größten Theil Recht hatten; denn wenn ich nur frei und außer dem Gefängniß blieb und dem Sturm ein Wenig Platz machte, so konnte ich mich beim Könige besser entschuldigen, indem ich ihm diesen boshaft eingeleiteten Handel schriftlich erklärte, und so war ich, wie gesagt, auch entschlossen; aber, als ich weggehen wollte, faßte mich etwas bei der Schulter, und da ich mich umkehrte, sagte mir eine lebhafte Stimme: „Benvenuto, thue, wie Du pflegst und fürchte Dich nicht!" Sogleich entschloß ich mich anders und sagte zu meinen italienischen Gesellen: „Nehmt tüchtige Waffen und kommt mit mir! Gehorcht Allem, was ich Euch sage, und denkt an nichts Andres! Denn ich will erscheinen. Wenn ich mich entfernte, so ginge Ihr den andern Tag Alle in Rauch auf; deswegen gehorcht und kommt mit!" Da sagten meine Bursche mit einer Stimme: „Da wir hier sind und von dem Seinigen leben, so müssen wir mit ihm gehn und so lange der Athem in uns ist, ihm beistehn in Allem, was er gut findet; denn er hat es besser getroffen als wir. Fürwahr, sobald er weg wär', würden uns seine Feinde sämmtlich verjagen. Laßt uns die großen Werke betrachten, die er hier angefangen hat — Werke von so großer Wichtigkeit, die wir ohnehin niemals endigen können — und seine Feinde würden sagen, er habe sich fortgemacht, weil er mit solchen Unternehmungen nicht habe zu Stande kommen können." Und so sagten sie noch viele große und bedeutende Worte.

Der Erste aber, der ihnen Muth machte, war der römische Jüngling Maccherani. Er rief noch einige Deutsche und Fran-

sosen, die mir wohl wollten, und wir waren Zehn in Allem. So machte ich mich auf den Weg, entschlossen, mich nicht lebendig einfangen zu lassen. Als ich vor die Kriminalrichter kam, fand ich Katharinen mit ihrer Mutter, und da ich unvermuthet hinzutrat, sah ich, daß sie mit ihrem Advokaten lachten. Ich fragte muthig nach dem Richter, der, aufgeblasen, dick und fett, höher als die Andern auf einem Tribunal stand. Der Mann sah mich drohend an und sagte mit leiser Stimme: „Zwar ist Dein Name Benvenuto; doch diesmal wirst Du übel ankommen." Ich vernahm's und sagte noch einmal schnell: „Fertigt mich ab! Sagt, was ich hier zu thun habe!" Darauf wendete er sich zu Katharinen und sagte: „Katharine, nun erzähle Alles, was Du mit Benvenuto vorgehabt hast!" Sie sagte darauf, ich habe auf italienische Weise mit ihr gelebt. „Hörst Du, Benvenuto," sagte darauf der Richter, „was Katharine sagt?" Ich versetzte darauf, wenn es geschehen wär', so wär' meine Absicht gewesen, Kinder zu zeugen, wie es Andere auch thäten. Der Richter aber sagte: „Keineswegs, denn sie bekennt eben, daß es Dir nicht um Kinder zu thun war." Darauf sagte ich: „Das muß also eine französische und keine italienische Manier sein, da Ihr sie kennt und ich nicht." Zugleich verlangte ich, sie solle genau die Art erzählen, was ich mit ihr begangen habe. Nun sagte die liederliche, schändliche Dirne Alles klar, wie sie sich's vorgenommen hatte. Ich ließ sie dreimal alle Punkte einen nach dem andern wiederholen; dann sagte ich mit lauter Stimme: „Herr Richter, Stellvertreter des allerchristlichsten Königs, ich fordere Gerechtigkeit; denn ich weiß, daß das Gesetz beide Theile zum Feuer verdammt. Diese bekennt das Verbrechen, und ich weiß nichts davon, und diese ihre kupplerische Mutter verdient wegen mehr als einem Verbrechen das Feuer. Ich fordere Gerechtigkeit." Diese Worte wiederholte ich so oft und laut und rief immer noch Feuer für sie und die Mutter und sagte zum Richter, wenn er sie nicht in meiner Gegenwart gefänglich einzöge, so würde ich zum König laufen und ihm die Ungerechtigkeit seines Kriminalrichters anzeigen. Da ich nun so lärmte, mäßigten sie nach und nach ihre Stimmen, und ich ward nur immer lauter. Da fing die Dirne mit der Mutter zu weinen an, und ich rief immer zum Richter: „Feuer, Feuer!" Als nun diese dicke Memme sah, daß die Sache nicht so ablief, wie er gedacht hatte, so fing er mit sanften Worten an die Schwäche des weiblichen Geschlechts zu entschuldigen. Da konnte ich mich rühmen, eine große Schlacht gewonnen zu haben, und ging, murrend und drohend, aber sehr zufrieden,

in Gottes Namen weg; doch hätte ich gern fünfhundert Scudi gegeben, wenn ich nicht hätte erscheinen müssen. Nun dankte ich Gott von Herzen, daß ich aus dieser Noth entronnen war, und kehrte mit meinen jungen Leuten fröhlich nach dem Kastell zurück.

Achtes Kapitel.

Offener Bruch zwischen Cellini und Bologna, dem Maler, weil Dieser auf Eingeben der Madame d'Etampes verschiedene Entwürfe des Verfassers auszuführen unternommen. — Bologna, durch des Autors Drohungen in Furcht gesetzt, giebt die Sache auf. — Cellini bemerkt, daß Paul und Katharine ihr Verhältniß fortsetzen, und rächt sich auf eine besondere Weise. — Er bringt Seiner Majestät ein Salzgefäß von vortrefflicher Arbeit, von welchem er früher eine genaue Beschreibung gegeben. — Er nimmt ein ander Mädchen in seine Dienste, die er Scozzona nennt, und zeugt eine Tochter mit ihr. — Der König besucht den Autor wieder, und da er seine Arbeiten sehr zugenommen findet, befiehlt er, ihm eine ansehnliche Summe Geldes auszuzahlen, welches der Kardinal von Ferrara wie das vorige Mal verhindert. — Der König entdeckt, wie der Autor verkürzt worden, und befiehlt seinem Minister, demselben die erste Abtei, welche ledig würde, zu übertragen.

Wenn das feindselige Geschick oder, um eigentlich zu reden, unser widriger Stern, sich einmal vornimmt, uns zu verfolgen, so fehlt es ihm niemals an neuen Arten und Weisen, uns zu quälen oder zu beschädigen. Kaum dachte ich, von einem unüberseblichen Unheil mich befreit zu haben, kaum hoffte ich, wenigstens einige Zeit einer erwünschten Ruhe zu genießen, noch hatte ich mich von jener großen Gefahr nicht erholt, als mein feindseliger Stern mir zwei neue zubereitete; denn in Zeit von drei Tagen begegneten mir zwei Fälle, in denen beiden mein Leben auf der Waagschale lag.

Es begab sich nämlich, daß ich nach Fontainebleau ging, um mit dem König zu sprechen, der mir einen Brief geschrieben hatte, in welchem sein Wille enthalten war, daß ich die Stempel aller Münzen seines Reiches arbeiten sollte; dabei lagen einige Zeichnungen, um mir einigermaßen seine Gedanken verständlich zu machen; doch gab er mir die Erlaubniß, ganz nach meinem Gefallen zu thun. Darauf hatte ich denn neue Zeichnungen nach meiner Einsicht und nach der Schönheit der Kunst gemacht.

Als ich nun nach Fontainebleau kam, sagte einer der Schatzmeister, die vom König den Befehl hatten, mir das Nöthige zu geben, sogleich zu mir: „Benvenuto, der Maler Bologna hat vom König den Auftrag erhalten, Euern großen Koloß zu machen, und

die sämmtlichen schönen Aufträge, die der König für Euch bestimmt hatte, sind alle aufgehoben und nun auf ihn gerichtet; das hat uns sehr übel geschienen, und es kommt uns vor, daß Euer Italiener sich sehr verwegen gegen Euch beträgt; denn Ihr hattet schon die Bestellung der Werke durch die Kraft Eurer Modelle und Eurer Bemühungen erhalten; nun nimmt sie Euch Dieser allein durch die Gunst der Madame d'Estampes weg, und ob es gleich schon mehrere Monate sind, daß er den Auftrag erhalten hat, so sieht man doch nicht, daß er irgend Anstalt zur Arbeit machte." Ich verwunderte mich und sagte: „Wie ist es möglich, daß ich nie etwas davon erfahren habe?" Darauf versetzte er mir, Jener habe die Sache äußerst geheim gehalten; der König habe ihm die Arbeit nicht geben wollen, und nur allein durch die Emsigkeit der Madame d'Estampes sei es ihm gelungen.

Da ich nun vernahm, man habe mich auf solche Weise beleidigt, mir ein solches Unrecht angethan und mir eine Arbeit entzogen, die ich mir durch meine Bemühungen erworben hatte, so nahm ich mir vor, etwas Großes von Bedeutung in den Waffen zu thun. Ich ging sogleich, den Bologna aufzusuchen, und fand ihn in seinem Arbeitszimmer. Er ließ mich hineinrufen und sagte mir mit so gewissen lombardischen Manieren, was ich ihm Gutes brächte. Darauf versetzte ich: „Etwas Gutes und Großes." Sogleich befahl der Mann seinen Dienern, sie sollten zu trinken bringen, und sagte: „Ehe wir von etwas sprechen, wollen wir zusammen trinken; denn es ist die französische Art so." Darauf versetzte ich: „Das, was wir zu reden haben, bedarf nicht, daß man erst trinke; vielleicht läßt sich's hinterdrein thun." Ich fing darauf an, mit ihm zu sprechen, und sagte: „Jeder, der für einen rechtschaffenen Mann gehalten sein will, beträgt sich auch auf die Weise rechtschaffener Leute; thut er das Gegentheil, so verdient er den Namen nicht mehr. Ich weiß, daß Euch wohl bekannt war, wie der König mir den Koloß aufgetragen hatte, von dem man achtzehn Monate sprach, ohne daß weder Ihr noch sonst Jemand hervorgetreten wär', um auch sein Wort dazu zu geben; deswegen unternahm ich es, dem König meine großen Arbeiten vorzulegen; und da ihm meine Modelle gefielen, gab er mir das große Werk in die Arbeit, und so viele Monate habe ich nichts Anders gehört; nur diesen Morgen vernahm ich, daß es mir entzogen und Euch

Etwas Großes von Bedeutung in den Waffen — „gran cosa di momento coll' armi".

Mit so gewissen lombardischen Manieren — „con certe sue Lombardesche accoglienze".

Euch Allen mich verbündet, eine Hoffnung —
Mich einst Euch gleichzuſtellen! — Jetzt mit Golde
Glaubt Ihr mich zu beſchwicht'gen. Gold zu Füßen
Geringern hinzuwerfen, es geſchieht;
Doch ſchwach demüthig Hände hinzureichen,
Wie Bettler es zu haſchen —

Fürſt Ildechi.

Heil Dir, Swarto!

Hochländiſch.*)

Matt und beſchwerlich,
Wandernd ermüdigt,
Klimmt er gefährlich,
Nimmer befriedigt;
Felſen erſteigt er,
Wie es die Kraft erlaubt,
Endlich erreicht er
Gipfel und Bergeshaupt.

Hat er mühſelig
Alſo den Tag vollbracht,
Nun wär' es thöricht,
Hätt' er darauf noch Acht.
Froh iſt's unſäglich
Sitzendem hier,
Athmend behäglich
An Geishirtens Thür.

Speiſ' ich und trinke nun
Wie es vorhanden,
Sonne, ſie ſinket nun
Allen den Landen;
Schmeckt's doch heut Abend
Niemand wie mir,
Sitzend mich labend
An Geishirtens Thür.

*) Ein Volkslied aus dem ſchottiſchen Hochlanden. Vgl. „Kunſt und Alterthum" VI, 2, 205, 1830 und die Ausgaben ſeit 1833.

aufgetragen sein solle. Nun kann ich nicht zusehen, daß Ihr mir eine Arbeit, die ich durch bewundernswürdige Bemühungen mir verschafft habe, mit Euren eiteln Worten nur so entreißen sollt."

Darauf antwortete Bologna: „O Benvenuto, Jeder sucht auf alle mögliche Weise seine Sachen zu betreiben, und wenn der König so will, was habt Ihr darein zu reden? Ihr würdet nur die Zeit wegwerfen; denn die Arbeit ist mir einmal aufgetragen, und sie ist mein."

Darauf versetzte ich: „Wisset, Meister Franz, daß ich viel zu sagen hätte und Euch mit vielen wahren und vortrefflichen Gründen zum Bekenntniß bringen könnte, daß sich unter vernünftigen Geschöpfen die Art, wie Ihr Euch betragt und sprecht, keineswegs geziemt; aber ich will mit kurzen Worten zum Punkt des Schlusses kommen. Oeffnet die Ohren und versteht mich wohl! Denn hier gilt es."

Da wollte er vom Sitz aufstehen; denn er sah, daß ich feuerroth im Gesicht wurde und höchlich verändert war; ich sagte aber, es sei noch nicht Zeit aufzustehen, er solle sitzen bleiben und mich anhören; darauf fing ich an und sagte: „Meister Franz, Ihr wißt, daß das Werk zuerst mein war, und daß nach der Welt Weise Niemand mehr etwas darüber zu reden hat. Nun aber sage ich Euch, daß ich zufrieden bin, wenn Ihr ein Modell macht, und ich will außer dem meinigen noch ein anderes fertigen; dann wollen wir sie Beide zu unserm großen König tragen, und wer auf diesem Wege den Ruhm davonträgt, am Besten gearbeitet zu haben, der verdient alsdann den Koloß zu übernehmen. Trifft es Euch, so will ich das ganze Unrecht, das Ihr mir angethan habt, vergessen und Eure Hände segnen, die würdiger als die meinigen einer so großen Ehre sind, und so wollen wir bleiben und Freunde sein, da wir auf andere Weise Feinde werden müßten. Gott beschützt immer die Vernünftigen, und er mag Euch überzeugen, in welchen großen Irrthum Ihr verfallen seid, und daß das der rechte Weg ist, den ich angebe!"

Da sagte Meister Franz: „Das Werk ist mein, und da es mir einmal aufgetragen ist, so will ich das Meinige nicht erst wieder in Frage stellen." Darauf antwortete ich: „Meister Franz, da Ihr den guten Weg nicht gehen wollt, der gerecht und vernünftig ist, so will ich Euch den andern zeigen, der wie der Eure häßlich und mißfällig aussieht, und ich sage Euch, sobald ich auf irgend eine Weise vernehme, daß Ihr von diesem meinem Werke nur wieder ein Wort sprecht, so schlage ich Euch sogleich todt wie einen Hund, und ob wir gleich weder in Rom noch in

Florenz, noch Neapel oder Bologna ſind und man hier auf eine ganz andere Weiſe lebt, ſo ſeid doch überzeugt, wenn ich nur irgend höre, daß Ihr davon mit dem König ſprecht, ſo ermorde ich Euch auf alle Weiſe. Denkt, welchen Weg Ihr nehmen wollt, den erſten guten, den ich Euch vorſchlug, oder den letzten häßlichen, von dem ich Euch ſage!"

Der Mann wußte nicht, was er reden oder thun ſollte, und ich hätte lieber gleich Wort gehalten, als daß ich noch viel Zeit ſollte verſtreichen laſſen. Darauf ſagte Bologna nichts weiter als: „Wenn ich wie ein rechtſchaffner Mann handle, ſo habe ich keine Furcht in der Welt." Ich aber erſetzte: „Ihr habt wohl geſprochen, und wenn Ihr das Gegentheil thut, mögt Ihr Euch nur fürchten; denn alsdann betrifft's Euch."

Sogleich ging ich von ihm weg und zum König, da ich denn mit Ihro Majeſtät eine ganze Weile mich über das Geſchäfte der Münze ſtritt, worüber wir nicht ſehr einig waren; denn ſeine Räthe, die ſich gegenwärtig befanden, überredeten ihn, man müſſe die Münze nach franzöſiſcher Manier wie bisher ſchlagen. Darauf antwortete ich, Seine Majeſtät hätten mich aus Italien kommen laſſen, damit ich Ihnen Werke machte, die gut ausſähen; befählen Sie mir aber das Gegentheil, ſo würde ich niemals den Muth haben, ſie zu machen. Und ſo wurde die Sache aufgeſchoben, bis man noch einmal davon geſprochen hätte, und ſogleich kehrte ich nach Paris zurück.

Kaum war ich abgeſtiegen, ſo kam eine von den guten Perſonen, die Luſt haben, das Böſe zu ſehen, und ſagte mir, Paul Micceri habe ein Haus für das Dirnchen Katharine und ihre Mutter gemiethet; er liege beſtändig bei ihr, und wenn er mit ihr ſpreche, ſage er mit Verachtung: „Benvenuto hat den Bock zum Gärtner geſetzt; er glaubt, daß man gar keinen Appetit habe. Wenn er noch immer ſo groß thut und denkt, ich fürchte mich vor ihm, ſo habe ich dieſen Dolch und Degen angeſteckt, um zu zeigen, daß auch mein Stahl ſchneide. Ich bin Florentiner wie er, und die Micceris ſind beſſer als ſeine Cellinis."

Der Schelm, der mir dieſe Nachricht brachte, ſagte ſie mir mit ſo großer Lebhaftigkeit, daß ich ſogleich einen Fieberanfall verſpürte. Ich ſage „Fieber" nicht etwa gleichnißweiſe; es fuhr eine ſolche beſtialiſche Paſſion in mich, daß ich daran hätte ſterben können. Nun ſuchte ich ein Mittel dagegen und ergriff ſogleich

Den Bock zum Gärtner geſetzt. — Das Sprichwort lautet italieniſch: „dar la lattuga in guardia a' papari".

die Gelegenheit, dieser Sache einen Ausgang zu geben nach der Art und Weise, wie meine Leidenschaft es verlangte. Ich sagte meinem Ferrareſiſchen Arbeiter, welcher Chioccia hieß, er ſolle mit mir kommen, und ich ließ mir von meinem Knechte das Pferd nachführen.

Als ich an das Haus kam, wo jener Unglückliche war, fand ich die Thür angelehnt und ging hinein. Ich beobachtete ihn und ſah, daß er Degen und Dolch an der Seite hatte und auf einem Kaſten ſaß; er hatte den Arm um den Hals der Katharine, und ich horchte nur kurze Zeit, als ich hörte, daß ſie mit ihrer Mutter ſich über meine Angelegenheiten luſtig machte. Ich ſtieß die Thür auf, zog zu gleicher Zeit den Degen und ſetzte ihm die Spitze an die Gurgel, ohne daß ich ihm Zeit gelaſſen hätte, zu denken, daß er auch einen Degen an der Seite habe; dabei rief ich: „Schlechter Kerl, empfehle Dich Gott! Denn Du biſt des Todes!“ Er rührte ſich nicht und ſagte dreimal: „O meine Mutter, hilf mir!“ Als ich nun, der ich die Abſicht hatte, ihn auf alle Weiſe zu ermorden, dieſe dummen Worte vernahm, ging die Hälfte meines Zorns vorüber.

Ich hatte meinem Chioccia geſagt, er ſolle weder das Mädchen noch die Mutter hinauslaſſen; denn wenn ich ihn einmal traf, ſo hätte ich es mit den beiden Menſchern nicht beſſer gemacht. Ich hielt ihm beſtändig die Spitze an der Kehle und ſtach ihn manchmal ein Wenig und ſtieß immer fürchterliche Worte aus. Da ich nun ſah, daß er ſich auch nicht im Mindeſten vertheidigte, ſo wußte ich nicht mehr, was ich machen ſollte, und damit mein Ueberfall und meine Drohung doch etwas bedeuteten, ſo fiel mir ein, ihn wenigſtens mit dem Mädchen zu verheirathen und mich nachher an ihm zu rächen. Da ſagte ich entſchloſſen: „Nimm den Ring, den Du am Finger haſt, ſchlechter Menſch, und verlobe Dich mit ihr, damit ich mich nachher an Dir rächen kann, wie Du verdienſt!“ Darauf ſagte er ſogleich: „Wenn Ihr mich nur nicht ermorden wollt, ſo will ich gern Alles thun.“ Ich verſetzte: „Stecke Katharinen den Ring an den Finger,“ und entfernte die Spitze des Degens ein Wenig von ſeiner Kehle, damit er die Handlung deſto bequemer verrichten könnte und ſich nicht fürchten ſollte. So ſteckte er ihr den Ring an. Ich ſagte: „Das iſt mir noch nicht genug; man muß zu zwei Notarien gehn, daß der Kontrakt feſt und giltig werde,“ und rief zu Chioccia, er ſolle die Notarien holen, wendete mich ſogleich zu dem Mädchen und der Mutter und ſagte zu ihnen auf franzöſiſch: „Es werden Notarien und andere Zeugen kommen. Die Erſte, die zu der Sache nur ein Wort ſpricht, ermorde ich auf der Stelle! Ich ermorde

Euch alle Drei; drum bedenkt Euch und athmet nicht!" Und zu ihm sagte ich auf italienisch: „Wenn Du irgend etwas versetzest auf das, was ich vortragen werde, bei dem geringsten Worte, das Du sprichst, leere ich Dir sogleich Dein Eingeweide aus." Er aber antwortete: „Wenn Ihr mich nur nicht umbringt, so will ich Alles thun, was Ihr nur wollt, und in nichts widersprechen." Als nun die Notarien und Zeugen gekommen waren, machte man einen giltigen und trefflichen Kontrakt; sogleich war Aerger und Wuth, die mich bei jener Erzählung überfallen hatten, vorbei, und das Fieber verließ mich. Ich bezahlte die Notarien und ging weg.

Den andern Tag kam Bologna expreß nach Paris und ließ mich von Matthäus del Nasaro rufen. Als ich zu ihm ging, kam er mir entgegen und bat mich, ich möchte ihn als einen Bruder halten; er wolle nicht mehr von gedachtem Werke reden, denn ich habe Recht.

Wenn ich nun bei einigen meiner Begebenheiten nicht bekennte, daß ich einsäh', übel gehandelt zu haben, so würden die andern, deren ich mich rühmen darf, nicht für wahr gehalten werden; daher will ich nur bekennen, daß es nicht recht war, mich auf eine so seltsame Weise an Paul Micceri zu rächen, wie ich erzählen werde; denn es war schon genug, daß ich ihn nöthigte, eine so vollendete Dirne zu heirathen. Nun ließ ich sie aber nachher, um meine Rache zu vollenden, zu mir rufen, modellirte sie, gab ihr ein Frühstück und vergnügte mich mit ihr, nur um Paulen Verdruß zu machen, und dann, um mich auch an ihr zu rächen, jagte ich sie mit Tritten und Schlägen fort. Sie weinte und schwur, sie wolle nicht wiederkommen. Den andern Morgen früh hörte ich an der Thür klopfen. Es war Katharine, die mit freundlichem Gesicht zu mir sagte: „Meister, ich bin gekommen, mit Euch zu frühstücken." Ich sagte: „Komm nur!" Dann gab ich ihr das Frühstück, modellirte sie und ergetzte mich mit ihr, um mich an Paul zu rächen. Und das ging so viele Tage fort.

Indessen hatte ich die Stunden zu meinen Arbeiten eingetheilt und hielt mich besonders an das Salzfaß, an welchem viele Leute arbeiten konnten, eine Bequemlichkeit, die ich nicht beim Jupiter hatte. Jenes war endlich vollkommen fertig; der König war wieder nach Paris gekommen, und ich brachte ihm das geendigte Salzfaß, das ich nach Angabe des Modells mit dem größten Fleiße

Leere ich Dir sogleich Dein Eingeweide aus — fast wörtlich: „io farò votare ciò che tu hai nelle budella".
Giltigen — „autentico" (authentisch).

ausgearbeitet hatte. Das Werk selbst, das man aus meiner Beschreibung schon kennt, hatte ich auf eine Base von schwarzem Ebenholze gesetzt; diese war von gehöriger Stärke und von einem Gurt umgeben, in den ich vier Figuren von Gold ausgetheilt hatte, die mehr als halb erhoben waren; sie stellten die Nacht und den Tag vor, auch die Morgenröthe war dabei; dann waren noch vier andere Figuren von derselben Größe angebracht, welche die vier Hauptwinde vorstellten, so sauber gearbeitet und emaillirt, als man sich nur denken kann. Da ich dieses Werk vor die Augen des Königs brachte, ließ er einen Ausruf der Verwunderung hören und konnte nicht satt werden, das Werk anzusehen. Dann sagte er zu mir, ich möchte es wieder nach Hause tragen; er würde mir zu seiner Zeit befehlen, was ich damit machen solle. So trug ich es zurück, lud einige meiner besten Freunde zusammen, und wir speisten in der größten Lust; das Salzfaß ward in die Mitte des Tisches gesetzt, und wir bedienten uns dessen zuerst. Dann fuhr ich fort, am Jupiter von Silber zu arbeiten und an dem großen Gefäß, das mit den artigsten Einfällen und mit vielen Figuren verziert war.

Ungefähr um diese Zeit gab gedachter Bologna, der Maler, dem Könige zu verstehen, es sei gut, wenn Seine Majestät ihn nach Rom gehen ließe und ihn daselbst durch Briefe dergestalt empfähle, daß er die schönsten vorzüglichen Alterthümer, den Laokoon, die Kleopatra, die Venus, den Kommodus, die Zigeunerin und den Apoll abgießen könnte. Und wirklich sind auch das die schönsten Stücke, die sich in Rom befinden. Dabei sagte er dem König, daß, wenn Seine Majestät diese herrlichen Werke würden gesehen haben, er alsdann über die bildenden Künste erst würde urtheilen können; denn Alles, was er von uns Neuen gesehen, sei sehr entfernt von der Art, die von den Alten beobachtet worden. Der König war zufrieden und begünstigte ihn, wie er es wünschte. So ging die Bestie in's Teufels Namen fort, und da

---

Das Salzfaß — Ueber dieses Salzfaß, das auch in den „Trattati" häufig erwähnt wird, s. B. S. 23 und S. 123 ff., giebt Brinckmann außer der Abbildung (S. 29) noch nähere Auskunft, die um so nöthiger ist, als die verschiedenen Angaben Cellini's nicht genau übereinstimmen. Dasselbe befindet sich gegenwärtig in dem k. k. Münz- und Antiken-Kabinet zu Wien, wohin es aus der Ambraser Sammlung gekommen ist. Karl IX. von Frankreich nämlich schenkte es dem Bruder des Kaisers Maximilian II., dem Erzherzog Ferdinand, dem Begründer der Ambraser Sammlung, als Dieser bei seiner Vermählung mit Elisabeth von Oestreich die Prokuratie gehabt hatte.

An dem großen Gefäß — s. S. 205. Der Verbleib desselben ist unbekannt.

er ſich nicht traute, in der Kunſt mit mir zu wetteifern, ſo nahm er den lombardiſchen Ausweg und wollte meine Werke ernie-drigen, indem er die alten erhob; aber ob er gleich jene Werke vortrefflich formen ließ, ſo entſtand doch eine ganz andere Wir-kung, als er ſich eingebildet hatte, wovon ich nachher an ſeinem Orte reden will.

Indeſſen hatte ich die Katharine völlig wegegjagt, und der arme unglückliche Jüngling ging mit Gott von Paris weg. Nun wollte ich meine Nymphe Fontainebleau vollenden, die ſchon von Erz gegoſſen war; auch gedachte ich, die zwei Siegesgöttinnen in den Ecken über dem Halbrund gut auszuarbeiten; deshalb nahm ich ein armes Mädchen zu mir, von ungefähr funfzehn Jahren, von Körper ſehr ſchön gebaut, und ein Wenig bräunlich. Sie war ſcheu in ihrem Weſen, von wenig Worten, ſchnell im Gange und von düſteren Blicken; ich nannte ſie Scozzona (die Ge-bändigte), ihr eigentlicher Name war Johanna. Nach dieſem Mädchen endigte ich trefflich meine Nymphe und die zwei ge-dachten Siegesgöttinnen. Sie kam als Jungfrau zu mir, und ich erhielt von ihr den ſiebenzehnten Juni 1544 eine Tochter, und alſo in meinem vierundvierzigſten Jahre. Dieſer gab ich den Namen Konſtanza, und Herr Guido Guidi, Medikus des Königs, mein beſter Freund, hielt ſie bei der Taufe; er war nach fran-zöſiſcher Gewohnheit der einzige Gevatter, und die beiden Ge-vatterinnen waren Frau Magdalena, Gattin Herrn Ludwigs Alamanni, Florentiniſchen Edelmanns und trefflichen Dichters, mit der Gattin des Herrn Ricardo del Bene, eines Florentini-ſchen Bürgers und großen Kaufmanns; ſie ſtammte aus einer vornehmen franzöſiſchen Familie. Dieſes war das erſte Kind, das ich jemals hatte, ſo viel ich weiß; der Mutter aber zahlte ich ſo viel Geld zur Mitgift aus, als eine Verwandte, der ich ſie wiedergab, hinreichend fand, und ich hatte nachher kein weiteres Verhältniß mit ihr.

Ich war fleißig an meinen Arbeiten und hatte ſie ziemlich weit gebracht. Jupiter war beinahe geendigt, das Gefäß gleich-falls, und die Thür fing an, ihre Schönheiten zu zeigen. Zu der Zeit kam der König nach Paris, und zwar hatten wir das Jahr 1543 noch nicht zurückgelegt. Von meiner Tochter, die 1544 ge-

---

Lombardiſcher Ausweg — „L'ubardesco ispidiente".

Scozzona (die Gebändigte — bei Bianchi „Scorzone", was denn auch anders zu deuten iſt: „uomo o donna di dura scorza" d. h. „bäuriſch", „ungeſchliffen".

Von meiner Tochter — Dieſe wird ſpäter nicht mehr erwähnt.

boren war, habe ich etwas zu früh gesprochen, werde nun aber, um Erzählungen von wichtigern Dingen nicht zu unterbrechen, nicht wieder als an seinem Orte von ihr reden. Der König kam nach Paris, wie ich gesagt habe, und begab sich sogleich in mein Haus, und da er so schöne Werke vor sich fand, die vor seinen Augen sehr gut bestehen konnten, war er damit so zufrieden, als nur Jemand verlangen kann, der sich so viel Mühe giebt, als ich gethan hatte. Sogleich erinnerte er sich von selber, daß der Kardinal von Ferrara mir nichts von dem gegeben hatte, was mir doch versprochen war, und sagte murmelnd zu seinem Admiral, der Kardinal habe übel gethan, mir nichts zu geben, und er selbst denke die Sache wieder gut zu machen; denn er sähe wohl, ich sei ein Mann von wenig Worten, und ehe man sich's versehe, könnte ich einmal fortgehen. Ohne was weiter zu sagen, gingen sie nach Hause, und nach der Tafel sagten Seine Majestät zum Kardinal, er solle im Namen Seiner Majestät dem Schatzmeister der Ersparnisse sagen, daß er mir so bald als möglich siebentausend Goldgulden in drei oder vier Zahlungen einhändige, so wie es ihm bequem sei, doch solle er es nicht fehlen lassen. Ferner sagte der König: „Ich habe Euch die Aufsicht über Benvenuto gegeben, und Ihr habt mir ihn ganz vergessen.“ Der Kardinal versetzte, er wolle gern Alles thun, was Seine Majestät befehle. Aber er ließ doch nachher seiner bösen Natur nach den guten Willen des Königs ohne Wirkung; denn indessen nahm der Krieg zu, und es kam die Zeit, in welcher der Kaiser mit seinem großen Heere gegen Paris zog. Der Kardinal sah wohl, daß in Frankreich großer Geldmangel war, und als er einmal mit Vorbedacht auf mich zu reden kam, sagte er zu Seiner Majestät: „Ich glaubte besser zu thun, wenn ich Benvenuto das Geld nicht auszahlen ließe, einmal weil man es gegenwärtig gar zu nöthig braucht, und dann, weil uns so eine große Summe Geldes den Verlust des Benvenuto zuziehen könnte; denn er möchte sich reich scheinen und sich Güter in

---

Zu seinem Admiral — Es ist offenbar der später S. 296 genannte Marschall und Admiral von Frankreich Claude d'Annebault gemeint.

Schatzmeister der Ersparnisse — s. Note auf S. 256.

Die Zeit, in welcher der Kaiser gegen Paris zog — Dies geschah am Schlusse des vierten Krieges, den Karl V. gegen Franz I. führte. Nach der Eroberung von St. Dizier, Epernay und Château Thierry durch die Deutschen in der zweiten Hälfte des August 1544 wurde der Dauphin immer mehr zurückgedrängt, und Karl V. stand nur noch zwei Tagereisen von Paris, als Franz I. Friedensvorschläge machte, die mit dem Frieden zu Crespy (am 18. September) ihren Abschluß fanden.

Italien kaufen, und so hätte gelegentlich sein wunderlicher Kopf einen guten Ausweg gesehen, von hier zu scheiden. Wenn Eure Majestät ihn bei Sich fest behalten wollen, so geben Sie ihm lieber ein Besitzthum in Ihrem Reiche!"

Der König ließ diese Gründe für gut gelten, weil er diesen Augenblick selbst Mangel an Baarschaft fühlte; dessenungeachtet sah er in seinem edelsten und wahrhaft königlichen Gemüthe, daß gedachter Kardinal in dieser Sache mehr aus eigenem Antrieb als aus Nothwendigkeit so gehandelt habe; denn wie hätte er denn die Nothdurft eines so großen Reiches voraussehen können? Und so blieb der König insgeheim ganz anderer Gesinnung. Denn als er nach Paris zurückkam, besuchte er mich den andern Tag, ohne daß ich gegangen wär', ihn einzuladen. Ich ging ihm entgegen und führte ihn durch die Zimmer, wo sich verschiedene Arten von Arbeiten befanden. Ich fing bei denen von Erz an, die er von solchem Werthe noch nicht gesehen hatte; dann zeigte ich ihm den silbernen Jupiter beinahe fertig mit den schönsten Zierrathen, den er mehr bewunderte, als vielleicht jeder Andere gethan hätte; denn es war ihm vor einigen Jahren ein sehr unangenehmer Fall begegnet. Er wollte nämlich dem Kaiser, der nach der Einnahme von Tunis durch Paris ging, ein Geschenk machen, das eines so großen Monarchen werth wäre; da ließ er einen Herkules von Silber treiben, von derselben Größe, wie ich den Jupiter gemacht hatte. Der König versicherte, daß dieser Herkules das häßlichste Werk gewesen sei, das er jemals gesehen, und diese seine Ueberzeugung habe er auch den Leuten gesagt, die sich für die größten Meister der Welt in dieser Profession ausgaben. Sie mußten gestehen, daß dies Alles sei, was sie in Silber machen könnten, und wollten dessenungeachtet zweitausend Dukaten für ihre geringe Arbeit. Als nun der König meine Arbeit sah und sie so sauber ausgeführt fand, als er kaum geglaubt hatte, entschied er mit Bedacht und wollte, daß meine Arbeit am Jupiter auf zweitausend Scudi sollte geschätzt werden, und sagte: „Jenen gab ich keinen Gehalt, und da ich Diesem schon jährlich tausend Scudi gebe, so kann er für diesen Preis wol zufrieden sein." Dann führte ich ihn, andere Werke von Silber und Gold zu sehen und viele Modelle von neuen Erfindungen. Zuletzt, da er weggehen wollte, deckte

---

Dem Kaiser, der ... durch Paris ging — Karl V., der von Spanien nach Gent zu gehen beabsichtigte, wählte auf Franz' I. Einladung den Weg durch Frankreich. Sein festlicher Einzug in Paris geschah am 1. Januar 1540.

ich auf der Wiese meines Schlosses den großen Riesen auf und gab dem König zu verstehen, daß das Alles sei, was man in Metall machen könne. Darüber bezeugte der König größere Verwunderung als bei keiner andern Sache und wendete sich zum Admiral, welcher Herr Hannibal hieß, und sagte: „Nachdem der Kardinal nicht für ihn gesorgt hat, und er selbst faul im Fordern ist, so will ich ohne Weiteres, daß man an ihn denken soll; denn für die Menschen, welche Wenig verlangen, sprechen ihre Werke desto mehr. Deswegen gebt ihm die erste Abtei, die aufgeht, bis zu zweitausend Scudi Einkünften, und wenn es nicht auf einmal sein kann, so gebt es ihm in zwei oder drei Pfründen! Denn das kann ihm einerlei sein."

Ich war gegenwärtig und hörte Alles und dankte sogleich, als wenn ich die Wohlthat schon empfangen hätte, und sagte, wenn Seine Majestät mich also versorgten, wollte ich ohne weitern Gehalt, Pension oder Gabe für Seine Majestät so lange arbeiten, bis mich das Alter an meinen Bemühungen verhinderte und ich mein müdes Leben ruhig auswarten könnte, immer mit dem Gedanken beschäftigt, einem so großen König gedient zu haben. Auf diese Worte wendete sich der König freundig mit großer Lebhaftigkeit zu mir und sagte: „Dabei soll es bleiben." Und wie er zufrieden wegging, so ließ er mich auch zurück.

Neuntes Kapitel.

Madame d'Estampes, in der Absicht, den Autor ferner zu verfolgen, erbittet von dem König für einen Distillateur die Erlaubniß, das Ballhaus in Klein-Nello zu beziehen. — Cellini widersetzt sich und nöthigt den Mann, den Ort zu verlassen. — Der Autor triumphirt, indem der König sein Betragen billigt. — Er bezieht sich nach Fontainebleau mit der silbernen Statue des Jupiters. — Bologna, der Maler, der eben Abgüsse antiker Statuen in Erz von Rom gebracht, versucht, den Beifall, den der Autor erwartet, zu verkümmern. — Parteilichkeit der Madame d'Estampes für Bologna. — Des Königs gnädiges und großmüthiges Betragen gegen den Autor. — Lächerliches Abenteuer des Ascanio.

Madame d'Estampes erfuhr Alles, was geschehen war, und ward nur giftiger gegen mich, indem sie bei sich selbst sagte:

Admiral, welcher Herr Hannibal hieß — s. die erste Note zu S. 294.

„Ich regiere gegenwärtig die Welt, und ein kleiner Mensch dieser Art achtet mich nicht.“ Nun setzte sie sich recht in den Gang, um gegen mich zu arbeiten. Da kam ihr ein Mann zur Hand, der ein großer Destillirer war und ihr einige wohlriechende und wundersame Wasser übergab, welche die Haut glatt machten, dergleichen man sich niemals vorher in Frankreich bedient hatte; sie stellte ihn auch dem König vor, dem er einige abgezogene Wasser überreichte und diesem Herrn damit viel Vergnügen machte. In einem so günstigen Augenblick trieb sie den Mann an, vom König das Ballspiel zu begehren, das ich in meinem Schloß hatte, nebst einigen kleinen Zimmern, von denen sie sagte, daß ich mich derselben nicht bediene. Der gute König, der recht wohl einsah, woher die Sache kam, antwortete nicht. Madame d'Etampes aber wußte nachher ihren Willen auf die Weise durchzusetzen, wie es den Weibern bei den Männern gelingt, und ihr Plan ging durch; denn sie benutzte eine verliebte Stimmung des Königs, der er manchmal unterworfen war, und Madame erhielt, was sie verlangte. Darauf kam gedachter Mann mit dem Schatzmeister Glorier, der sehr gut italienisch sprach, einem großen französischen Edelmann. Dieser fing erst an mit mir zu scherzen, dann kam er auf die Sache und sagte: „Im Namen des Königs setze ich diesen Mann in Besitz des Ballspiels und der kleinen Häuser, die dazu gehören.“ Darauf versetzte ich: „Der heilige König ist Herr von Allem, und Alles kommt von ihm; deswegen könnt Ihr frei hineintreten; da man aber auf diese gerichtliche Weise durch Notarien den Mann einsetzt, so sieht es mehr einem Betrug als einem königlichen Auftrag ähnlich, und ich versichre Euch, daß ich, anstatt mich beim Könige zu beklagen, mich selbst vertheidigen werde, wie Seine Majestät mir noch vor Kurzem befohlen hat. Ich werde Euch den Mann, den Ihr mir hier hereinsetzt, zum Fenster hinauswerfen, wenn ich nicht ausdrücklichen Befehl von des Königs eigner Hand sehe.“

Da ging der Schatzmeister murmelnd und drohend hinweg; ich blieb und that desgleichen, denn ich wollte vorerst nichts weiter unternehmen. Sodann ging ich zu den Notarien, die

---

Nun setzte sie sich recht in den Gang — „mettersi a bottega“, „Alles daran setzen“.

Das Ballspiel — „giuoco di palla“, offenbar eine größere Lokalität, ein Ballhaus, zu der kleinere Räumlichkeiten gehören, wie dies aus dem Schenkungsbrief deutlich hervorgeht: „la dite Maison et Jeu de Paulme“.

Glorier — bei Bianchi Grolier.

diesen Mann in Besitz gesetzt hätten; sie waren meine guten Freunde und sagten, es sei eine Zeremonie, die wol auf Befehl des Königs geschehen sei, aber nicht viel bedeuten wolle; denn wenn ich ein Wenig widerstanden hätte, so wär' der Mann gar nicht in Besitz gekommen; es seien dieses Handlungen und Gewohnheiten des Gerichtshofs, wobei das Ansehen des Königs gar nicht zur Sprache komme, und wenn ich ihn aus dem Besitz werfen könne, wie er hingekommen sei, so wäre es wohl gethan und würde weiter keine Folgen haben.

Mir war dieser Wink hinreichend, und ich nahm den andern Tag die Waffen zur Hand, und ob es mir gleich ein Wenig sauer wurde, so hatte ich doch meinen Spaß dran; denn ich that alle Tage einmal einen Angriff mit Steinen, Piken und Flinten, und ob ich gleich ohne Kugeln schoß, so setzte ich sie doch in solches Schrecken, daß Niemand mehr kommen wollte, ihm beizustehen. Da ich nun eines Tags seine Partei schwach fand, drang ich ins Haus mit Gewalt, verjagte ihn und warf Alles heraus, was er hereingebracht hatte; dann ging ich zum Könige und sagte, ich hätte Alles nach dem Befehl Seiner Majestät gethan und mich gegen Diejenigen gewehrt, die mich an seinen Diensten verhindern wollten. Der König lachte und ließ mir neue Briefe ausfertigen, daß man mich nicht weiter belästigen sollte.

Indessen endigte ich mit großer Sorgfalt den schönen Jupiter von Silber mit seiner vergoldeten Base, die ich auf einen hölzernen Untersatz gestellt hatte, der wenig zu sehen war, und in denselben hatte ich vier hölzerne Kügelchen gefügt, die über die Hälfte in ihren Vertiefungen verborgen waren, und Alles war so gut eingerichtet, daß ein kleines Kind sehr leicht nach allen Seiten die gedachte Statue des Jupiter's bewegen konnte. Da ich sie nun auf meine Weise zurecht gemacht hatte, brachte ich sie nach Fontainebleau, wo der König war. Zu der Zeit hatte Bologna die gedachten Statuen von Rom zurückgebracht und sie mit großer Sorgfalt in Erz gießen lassen; ich wußte nichts davon, theils weil er die Sache sehr heimlich hielt, theils weil Fontainebleau über vierzig Miglien von Paris entfernt ist, daher ich nichts erfuhr. Als ich beim König anfragen ließ, wo er den Jupiter zu sehen verlange, war Madame d'Estampes gegenwärtig und sagte, es sei kein geschickterer Ort, um ihn auf-

---

Der König ... ließ mir neue Briefe ausfertigen — Dies geschah unter dem Datum des 15. Juli 1544.

zuſtellen, als in ſeiner ſchönen Galerie. Das war, wie wir in Toskana ſagen würden, eine Loge oder vielmehr ein Gang; denn wir nennen „Loge" die Zimmer, die von einer Seite offen ſind. Es war aber dieſes Zimmer mehr als hundert Schritte lang und außerordentlich reich verziert mit Malereien von der Hand des trefflichen Roſſo, eines unſerer Florentiner; unter den Gemälden war viele Arbeit von Bildhauerkunſt angebracht, einige rund, einige halb erhoben; es konnte ungefähr zwölf Schritte breit ſein. In dieſer Galerie hatte Bologna alle die gedachten Arbeiten von Erz, die ſehr gut vollendet waren, in beſter Ordnung aufgeſtellt, jede auf ihrem Piedeſtal, und es waren, wie ich ſchon oben ſagte, die beſten Arbeiten der Alten in Rom.

In gedachtes Zimmer brachte ich meinen Jupiter, und als ich dieſe große Vorbereitung ſah und erkannte, daß ſie mit Fleiß gemacht ſei, dachte ich bei mir ſelbſt: „Das iſt, als wenn man durch die Piken laufen müßte; nun helfe mir Gott!" Ich ſtellte die Statue an ihren Ort und, ſo viel ich vermochte, aufs Beſte zurecht und erwartete die Ankunft des großen Königs. Jupiter hatte in ſeiner rechten Hand den Blitz, in der Stellung, als wenn er ihn ſchleudern wollte; in die linke hatte ich ihm die Welt gegeben und hatte zwiſchen die Flamme des Blitzes mit vieler Geſchicklichkeit ein Stück weiße Kerze angebracht. Nun hatte Madame d'Eſtampes den König bis zur einbrechenden Nacht aufgehalten, um mir eins von den beiden Uebeln zuzufügen, entweder daß er gar nicht käm', oder daß mein Werk in der Nacht ſich weniger ausnehmen ſollte. Wie aber Gott Denjenigen beiſteht, welche an ihn glauben, ſo geſchah das Gegentheil ganz. Denn als es Nacht wurde, zündete ich die Kerze an, die Jupiter in der Hand hielt, und weil ſie etwas über den Kopf erhaben ſtand, fielen die Lichter von oben und gaben der Statue ein ſchöneres Anſehen, als ſie bei Tage würde gehabt haben. Nun kam der König mit ſeiner Madame d'Eſtampes, mit dem Dauphin, ſeinem Sohn, der gegenwärtig König iſt, auch war die Dauphine, der König von Navarra und Madame Margareta, ſeine Tochter, dabei, nebſt vielen großen Herren, die von Madame d'Eſtampes unterrichtet waren, gegen mich zu ſprechen.

Als ich den König hereintreten ſah, ließ ich durch meinen Geſellen Aſkanio ganz ſachte den ſchönen Jupiter vorwärts be-

---

Die Dauphine ... und Madame Margareta — ſ. die Note zu S. 301. Nen tritt hier nur auf Franz' I. Tochter Margarete, ſpäter Gemahlin des Herzogs Emanuel Philibert von Savoyen.

wegen, und weil die Statue gut und natürlich gemacht war, und ich selbst in die Art, wie sie bei der Bewegung schwankte, einige Kunst gelegt hatte, so schien sie lebendig zu sein. Die Gesellschaft ließ jene antiken Statuen hinter sich und betrachtete zuerst mein Werk mit vielem Vergnügen. Sogleich sagte der König: „Das ist eine schönere Arbeit, als jemals ein Mensch gesehen hat, und ich, der ich mich doch an dergleichen Dingen vergnüge und sie verstehe, hätte mir sie nicht den hundertsten Theil so gut vorgestellt." Die Herren, die gegen mich sprechen sollten, waren umgewendet und konnten das Werk nicht genug loben; Madame d'Estampes sagte aber auf eine kühne Weise[1]: „Es scheint, als wenn Ihr nur zu loben hättet! Sehet Ihr nicht, wie viel schöner alle Figuren von Erz hier stehen, in welchen die wahre Kraft dieser Kunst besteht, und nicht in solchen modernen Aufschneidereien[2]?" Darauf machte der König eine Bewegung und die Andern zugleich, und warf einen Blick auf gedachte Figuren, die aber, weil die Lichter tiefer stunden, sich nicht gut ausnahmen. Darauf sagte der König: „Wer diesen Mann herunterſetzen wollte, hat ihn sehr begünstigt; denn eben bei diesen herrlichen Figuren sieht und erkennt man, daß die seinige viel schöner und wundersamer ist, und man muß den Benvenuto sehr in Ehren halten, da seine Arbeiten nicht allein den alten gleich sind, sondern sie noch übertreffen." Madame d'Estampes sagte, wenn man von diesem Werke sprechen wollte, so müßte man es bei Tage sehen, weil es alsdann nicht ein Tausendtheil so schön als bei Nacht erscheinen würde; auch müßte man betrachten, daß ich der Figur einen Schleier umgeworfen habe, um ihre Fehler zu verbergen.

Es war das ein sehr feiner Schleier, den ich mit vieler Anmuth dem Jupiter umgelegt hatte, damit er majestätischer aussehen sollte. Ich faßte ihn darauf an, indem ich ihn von unten aufhub, die schönen Zeugungsglieder entdeckte und, indem ich ein Wenig Verdruß zeigte, ihn ganz zerriß. Nun dachte sie, ich habe ihr das zum Verdruß gethan; der König aber merkte meinen Aerger und daß ich, von der Leidenschaft hingerissen, anfangen wollte zu reden. Da sagte der weise König in seiner Sprache diese verständigen Worte: „Benvenuto, ich schneide Dir das Wort im Munde ab, und Du sollst tausendmal mehr Belohnung erhalten, als Du erwarten kannst." Da ich nicht reden konnte,

---

[1] Auf eine kühne Weise — „arditamente".
[2] Aufschneidereien — „baiate" bei Bianchi, was Dieter als „baie", d. h. „Possen", „Thorheiten" erklärt; in Goethe's Text „borie".
Diese verständigen Worte — „queste formate parole".

machte ich die leidenschaftlichsten Bewegungen, und sie brummte immer auf eine verdrießliche Weise. Da ging der König geschwinder, als er sonst gethan hätte, weg und sagte laut, um mir Muth zu machen, daß er aus Italien den vollkommensten Mann gezogen habe, der jemals zu solchen Künsten geboren worden sei.

Ich ließ den Jupiter daselbst, und da ich Morgens weggehen wollte, empfing ich tausend Goldgulden. Zum Theil war es meine Besoldung, zum Theil Rechnung, weil ich von dem Meinigen ausgelegt hatte. Ich nahm das Geld, ging munter und vergnügt nach Paris. Sogleich ergetzte ich mich in meinem Hause und ließ nach Tische meine Kleider herbeibringen, die von dem feinsten Pelzwerk waren sowie von dem feinsten Tuche; davon machte ich allen meinen Arbeitern ein Geschenk, indem ich Jedem nach seinem Verdienste gab, sogar den Mägden und den Stallburschen, und sprach ihnen allen Muth ein, mit mit gutem Willen zu helfen. Ich arbeitete nun auch wieder mit vollkommener Lebhaftigkeit und hatte zum Endzweck, mit großem Nachdenken und aller Sorgfalt die Statue des Mars zu endigen, deren Modell von Holz ich mit Eisen wohl befestigt hatte. Der Ueberzug war eine Kruste von Gips, ungefähr ein Achttheil einer Elle stark, und fleißig gearbeitet. Dann hatte ich veranstaltet, gedachte Figur in vielen Stücken auszuarbeiten und sie zuletzt mit Schwalbenschwänzen zu verbinden, wie es die Kunst fordert und wie ich sehr leicht thun konnte.

Nun will ich doch auch an diesem Orte ein Abenteuer erzählen, das bei Gelegenheit dieses großen Werkes vorfiel und das wirklich lachenswerth ist. Ich hatte Allen, die in meinen Diensten waren, verboten, daß sie mir keine Mädchen ins Kastell bringen sollten, und ich war zugleich sehr wachsam, daß es nicht geschehe. Nun war Askanio in ein außerordentlich schönes Mädchen verliebt und sie in ihn; sie floh deshalb von ihrer Mutter und kam eines Nachts, um Askanio aufzusuchen, wollte aber nicht wieder weg, und er wußte nicht, wohin er sie verbergen sollte. Zuletzt als ein erfinderischer Kopf versteckte er sie in die Figur des Mars und richtete ihr im Kopfe des Bildnisses eine Schlafstelle zu, wo sie sich lange aufhielt und des Nachts manchmal von ihm ganz stille abgeholt wurde. Nun war der Kopf beinahe vollendet, und ich ließ ihn aus einiger Eitelkeit aufgedeckt, so daß ihn wegen der Höhe, worauf er stand, ein großer Theil von Paris sehen konnte. Nun stiegen die Nachbarn auf die Dächer, und auf diese Art

Schwalbenschwänze — „coda di rondine".

sahen ihn viele Menschen. Da man sich nun in Paris mit der Meinung trug, daß von Alters her in meinem Schloß ein Geist umgehe, den sie Bovo hießen, ob ich gleich niemals das Geringste davon gespürt habe, so erhielt das Märchen durch diesen Zufall neue Kraft. Denn das Mädchen, das im Kopfe wohnte, mußte sich doch manchmal regen, und weil die Augen sehr groß waren, so konnte man die Bewegung von etwas Lebendigem gar wohl bemerken; daher sagte das dumme Volk, der Geist sei schon in die Figur gefahren und bewege ihr Augen und Mund, als wenn sie reden wolle. Selbst einige klügere Zuschauer hatten die Sache genau betrachtet, konnten das Leuchten der Augen nicht begreifen und versicherten, es müßte ein Geist dahinter stecken; sie wußten aber nicht, daß wirklich ein guter Geist darin war und ein guter Leib dazu.

Zehntes Kapitel.

Der Krieg mit Karl V. bricht aus. — Der Verfasser soll zur Befestigung der Stadt mitwirken. — Madame d'Etampes, durch fortgesetzte Kunstgriffe, sucht den König gegen den Autor aufzubringen. — Seine Majestät macht ihm Vorwürfe, gegen die er sich vertheidigt. — Madame d'Etampes wirkt nach ihren ungünstigen Gesinnungen weiter fort. — Cellini spricht abermals den König und bittet um Urlaub nach Italien, welchen ihm der Kardinal Ferrara verschafft.

Indessen befleißigte ich mich, mein schönes Thor aus allen den schon beschriebenen Theilen zusammenzustellen, und überlasse den Chronikenschreibern, dasjenige zu erzählen, was im Allgemeinen damals vorging, da der Kaiser mit seinem großen Heere angezogen kam und der König sich mit aller Macht bewaffnete. Zu der Zeit verlangte er meinen Rath, wie er Paris aufs Geschwindeste befestigen könnte. Er kam eigens deshalb in mein Haus und führte mich um die ganze Stadt, und da er ver-

---

Ein Geist..., den sie Bovo hießen — im Goethe's Text: „il detto spirito universalmente per la città di Parigi lo chiamavano Bovo", bei Bianchi „Lemmonio Boreo"; der Letztere hält dies für eine Verstümmelung von „Le démon bourreau".

Wie er Paris ... befestigen könnte — Hier scheint ein Anachronismus vorzuliegen. Den Gedanken an eine schleunige Befestigung von Paris wird Franz I. zu der Zeit gehabt haben, als Karl V. sich der Stadt näherte (siehe S. 294). Damit stimmt auch die Erwähnung der Beendigung des Krieges S. 308.

nahm, mit welcher guten Einsicht ich von einer so schnellen Befestigung sprach, gab er mir ausdrücklichen Auftrag, das, was ich gesagt hatte, auf das Schnellste zu vollbringen. Er gebot seinem Admiral, Jedermann zu befehlen, daß man mir bei seiner Ungnade in Allem gehorchen sollte. Der Admiral, der durch die Gunst der Madame d'Estampes und nicht durch sein Verdienst zu dieser Stelle gelangt war, hatte wenig Kopf und hieß eigentlich Herr Hannibal; die Franzosen sprechen aber den Namen anders aus, so daß er in ihrer Sprache fast klingt, als wollte man „Esel und Ochs" sagen, wie sie ihn denn auch gewöhnlich nannten. Diese Bestie erzählte Madame d'Estampes Alles; da befahl sie ihm, er solle eilig den Hieronymus Bellarmato rufen lassen. Dieser war ein Ingenieur von Siena und wohnte etwas mehr als eine Tagreise von Paris. Er kam sogleich und fing auf dem längsten Wege an, die Stadt zu befestigen; daher zog ich mich aus dem Unternehmen, und wenn der Kaiser damals mit seinem Heere angerückt wär', so hätte er Paris mit großer Leichtigkeit erobert. Auch sagte man, daß in dem Vertrag, der damals geschlossen wurde, Madame d'Estampes, die sich mehr als Jemand darein mischte, den König verrathen und bloßgestellt habe; doch mag ich hiervon nicht mehr sagen; denn es gehört nicht zu meiner Sache.

Ich arbeitete immerfort an der ehernen Thür, an dem großen Gefäße und ein paar andern von mittlerer Gattung, die ich aus meinem eignen Silber gemacht hatte. Als die größte Gefahr vorbei war, kam der gute König nach Paris zurück, um ein Wenig auszuruhen, und hatte das verwünschte Weib bei sich, die gleichsam zum Verderben der Welt geboren war; und ich kann mir wirklich etwas darauf einbilden, daß sie sich als meine Todfeindin bewies. Als sie einst mit dem König über meine Angelegenheiten zu sprechen kam, sagte sie so viel Uebels von mir, daß der gute Mann, um ihr gefällig zu sein, zu schwören anfing, er wolle sich nicht weiter um mich bekümmern, als wenn er mich niemals gekannt hätte. Diese Worte sagte mir eilig ein Page des Kardinals

---

Esel und Ochs — „âne et boeuf", in der Aussprache ähnlich wie „Annebauli".

Wohnte etwas mehr als eine Tagreise von Paris — Bei Bianchi wird als Aufenthaltsort Bellarmato's Dieppe angegeben, dessen Entfernung von Paris allerdings bedeutender ist.

Vertrag, der damals geschlossen wurde — der in der Note zu S. 284 erwähnte Frieden zu Crespy.

Das verwünschte Weib, die gleichsam zum Verderben der Welt geboren war — „essendo nata questa maledetta donna quasi per la rovina del mondo".

von Ferrara, der Villa hieß und mir versicherte, er habe sie selbst aus dem Munde des Königs vernommen. Darüber erzürnte ich mich so sehr, daß ich alle meine Eisen und Arbeiten durch einander warf und Anstalt machte, mit Gott wegzugehen. Ich suchte sogleich den König auf und kam nach der Tafel in ein Zimmer, wo Seine Majestät sich mit wenig Personen befanden. Als er mich hereinkommen sah und ich die gehörige Verbeugung, die man einem König schuldig ist, gemacht hatte, nickte er mit fröhlichem Gesichte mir sogleich zu. Da faßte ich wieder einige Hoffnung und näherte mich langsam, weil er gewisse Arbeiten von meiner Profession besah. Als man nun eine Zeit lang darüber gesprochen hatte, fragte er, ob ich ihm zu Hause etwas Schönes zu zeigen hätte, und wann ich wünschte, daß er käme. Darauf versetzte ich, wann es ihm auch gefällig sei, könne ich ihm jederzeit Manches vorzeigen. Darauf sagte er, ich solle nach Hause gehen, weil er gleich kommen wolle. Ich ging und erwartete den guten König, der von Madame d'Estampes erst Urlaub zu nehmen gegangen war. Sie wollte wissen, wohin er gehe, und sagte, daß sie ihn heute nicht begleiten könne, bat ihn auch, daß er aus Gefälligkeit heute nicht ohne sie ausgehen möchte. Sie mußte ein paarmal ansetzen, um den König von seinem Vorhaben abzubringen, der denn auch diesen Tag nicht in mein Haus kam. Tags darauf kehrte ich zur selbigen Stunde zum König zurück, der denn sogleich, als er mich sah, schwur, daß er mich besuchen wolle. Da er nun aber auch diesmal nach seiner Gewohnheit von Madame d'Estampes sich zu beurlauben ging und sie ihn mit aller ihrer Gewalt nicht abhalten konnte, sagte sie mit ihrer giftigen Zunge so viel Uebels von mir, als man nur von einem Manne sagen könnte, der ein Todfeind dieser würdigen Krone wäre. Darauf versetzte der gute König, er wolle nur zu mir gehen, mich dergestalt auszuschelten, daß ich erschrecken sollte. Und als er ihr dieses zugesichert hatte, kam er in mein Haus, wo ich ihn in gewisse untere Zimmer führte, in welchen ich das große Thor zusammengesetzt hatte, worüber der König so erstaunte, daß er die Gelegenheit nicht fand, mich auszuschelten, wie er es versprochen hatte. Doch wollte er den Augenblick nicht ganz vorbeilassen und fing an: „Es ist doch eine wunderbare Sache, Benvenuto, daß Ihr Andern, so geschickt Ihr seid, nicht einsehen wollt, daß Ihr Eure Talente nicht durch Euch selbst zeigen könnt, sondern daß Ihr Euch nur

Das große Thor — das große Portal, auf dessen oberem Theil die Nymphe von Fontainebleau dargestellt ist; die Abbildung desselben siehe bei Strickmann, S. 26.

groß beweist durch Gelegenheiten, die mir Euch geben; daher sollte Ihr ein Wenig gehorsamer sein, nicht so stolz und eigenliebig. Ich erinnere mich, Euch befohlen zu haben, daß Ihr mir zwölf Statuen von Silber machen solltet, und das war mein ganzes Verlangen; nun wolltet Ihr aber noch Gefäße, Köpfe und Thore verfertigen, und ich sehe zu meinem Verdruß, daß Ihr das, was ich wünsche, hintansetzt und nur nach Euerm Willen handelt; denkt Ihr aber so fortzufahren, so will ich Euch zeigen, wie mein Gebrauch ist, wenn ich verlange, daß man nach meinem Willen handeln soll. Indessen sage ich Euch, befolget, was man Euch gesagt hat; denn wenn Ihr auf Euern Einfällen beharren wollt, so werdet Ihr mit dem Kopf gegen die Mauer rennen."

Indem er also sprach, waren die Herren aufmerksam, und da sie sahen, daß er den Kopf schüttelte, die Augenbraunen runzelte, bald den einen, bald den andern Arm bewegte, zitterten sie alle meinetwegen vor Furcht. Ich hatte mir aber vorgenommen, mich nicht im Mindesten zu fürchten, und als er nach seinem Versprechen den Verweis hergesagt hatte, beugte ich ein Knie zur Erde, küßte ihm das Kleid auf dem Knie und sagte: „Heilige Majestät, ich bejahe, daß Alles wahr ist, was Ihr sagt; das Einzige nur darf ich versichern, daß mein Herz beständig Tag und Nacht mit allen Lebensgeistern angespannt gewesen ist, Ihnen zu gehorchen und zu dienen. Sollte Eurer Majestät scheinen, daß ich gegen diese meine Absicht etwas gefehlt hätte, so ist das nicht Benvenuto gewesen, sondern ein ungünstiges Geschick, das mich hat unwürdig machen wollen, dem bewundernswerthesten Prinzen zu dienen, den je die Erde gesehen hat. Indessen bitte ich Sie, mir zu verzeihen; denn Eure Majestät gaben mir nur Silber zu einer Statue, und da ich keines von mir selbst habe, konnte ich nicht mehr als diese machen. Von dem wenigen Metalle, das von gedachter Figur mir übrig blieb, verfertigte ich dieses Gefäß, um Eurer Majestät die schöne Manier der Alten zu zeigen, und vielleicht war es das erste von dieser Art, das Sie je gesehen hatten. Was das Salzfaß betrifft, so scheint mir, wenn ich mich recht erinnere, daß es Eure Majestät von selbst verlangten, bei Gelegenheit daß Sie ein ähnliches Gefäß gesehen hatten. Darauf zeigte ich auf Ihren Befehl das Mo-

Eigenliebig — „di vostro capo".

Gefäße, Köpfe und Thore — Der italienische Text hat noch das Salzfaß (una saliera o vasi o teste o porte), und die Auslassung ist um so weniger stattbaft, als Cellini in seiner Vertheidigung nachher ausdrücklich von diesem spricht.

dell vor, daß ich schon aus Italien mitbrachte, und Sie ließen mir sogleich tausend Goldgulden zahlen, damit ich die Arbeit ungesäumt anfangen könnte. Sie waren zufrieden mit der Arbeit, und besonders erinnere ich mich, daß Sie mir dankten, als ich sie fertig überbrachte. Was das Thor betrifft, scheint mir, daß Eure Majestät deshalb gelegentlich Herrn Villeroi, Ihrem Sekretäre, Befehl ertheilten, welcher denen Herren von Marmagna und Apa auftrug, die Arbeit bei mir zu betreiben und mir in Allem beizustehn. Ohne diese Beihülfe wär' ich nicht vorwärts gekommen; denn ich hätte die französischen Erden, die ich nicht kannte, unmöglich durchprobiren können. Ferner würde ich diese großen Köpfe nicht gegossen haben, wenn ich nicht hätte versuchen wollen, wie mir auch eine solche Arbeit gelänge. Die Piedestale habe ich gemacht, weil ich überzeugt war, daß sie nöthig seien, um den Figuren ein Ansehen zu geben; und so habe ich in Allem, was ich that, geglaubt, das Beste zu thun und mich niemals vom Willen Eurer Majestät zu entfernen. Es ist wahr, daß ich den großen Koloß bis zur Stufe, auf der er sich befindet, ganz aus meinem Beutel gemacht habe, und ich dachte, daß ich als ein so kleiner Künstler in Diensten eines so großen Königs zu Euerm und meinem Ruhm eine Statue machen müßte, dergleichen die Alten niemals gehabt haben. Nun aber sehe ich, daß es Gott nicht gefällt, mich eines solchen Dienstes werth zu achten, und bitte Eure Majestät, statt der ehrenvollen Belohnung, die Sie meinen Arbeiten bestimmt hatten, mir nur ein Wenig Gnade zu gönnen und mir einen gnädigen Urlaub zu ertheilen; denn ich werde sogleich, wenn Sie mir es erlauben, verreisen und auf meiner Rückkehr nach Italien immer Gott danken für die glücklichen Stunden, die ich in Ihrem Dienste zugebracht habe."

Darauf faßte mich der König an, hub mich mit großer Anmuth auf und sagte, ich sollte mit großer Zufriedenheit für ihn arbeiten; was ich gemacht hätte, wäre gut und ihm angenehm. Dann wendete er sich zu den Herren und sagte: „Gewiß, wenn das Paradies Thore haben sollte, so würden sie nicht schöner sein als diese." Da ich sah, daß er diese Worte, die ganz zu meinen

---

Herrn Villeroi, Ihrem Sekretäre, Befehl ertheilten — s. S. 288 und die betreffende Note.

Marmagna — s. die Note zu S. 290.

Apa — Die Person ist vermuthlich dieselbe, welche S. 286, Z. 4 v. u. erwähnt wird, wo Goethe indessen den Namen weggelassen hat. Dieser Name heißt in dem von ihm benutzten Texte an der ersten Stelle Monsignor della Fa, an der obigen Monsignor dell' Apa, bei Bianchi dall' Ayba.

Gunsten waren, mit Lebhaftigkeit aussprach, dankte ich ihm aufs Neue mit größter Ehrfurcht; aber weil bei mir der Verdruß noch nicht vorbei war, so wiederholte ich die Bitte um meine Entlassung. Da der König sah, daß ich seine außerordentlichen Liebkosungen nicht zu schätzen wußte, befahl er mir mit starker und fürchterlicher Stimme, ich sollte kein Wort weiter reden, sonst würde es mich gereuen. Dann setzte er hinzu, er wolle mich in Geld ersticken und mir Urlaub geben. Da die Arbeiten, die er befohlen, noch nicht angefangen wären, so sei er mit Allem zufrieden, was ich aus eignem Triebe mache. Ich solle weiter keinen Verdruß mit ihm haben, denn er kenne mich, und ich solle mich nun auch bemühen, ihn kennen zu lernen, wie es die Pflicht fordere. Ich sagte, daß ich Gott und Seiner Majestät für Alles dankbar sei, bat ihn darauf, er möchte kommen, die große Figur zu sehen, und wie weit ich damit gelangt sei. Ich führte ihn dahin, und als ich sie aufdecken ließ, war er darüber aufs Aeußerste verwundert und befahl einem seiner Sekretäre, er sollte mir sogleich alles Geld wiedergeben, was ich von dem meinigen ausgelegt hatte, die Summe möchte sein, welche sie wollte, genug, wenn ich sie mit meiner Hand quittirte. Dann ging er weg und sagte: „Adieu, mon ami" — ein Ausdruck, dessen sich sonst ein König nicht bedient.

Als er nach seinem Palaste zurückkam, erzählte er die so wundersam demüthigen und äußerst stolzen Worte, die ich gegen ihn gebraucht hätte und die ihm sehr aufgefallen waren, in Gegenwart der Madame d'Estampes und des Herrn Sankt Paul, eines großen Barons von Frankreich. Dieser hatte sonst für meinen großen Freund gelten wollen, und wirklich, diesmal zeigte er es trefflich auf französische Weise; denn als der König sich weitläufig über den Kardinal von Ferrara beschwerte, dem er mich in Aufsicht gegeben, der sich aber weiter nicht um mich bekümmert hatte, so daß ich beinahe durch seine Schuld aus dem Königreiche gegangen wär', fügte Seine Majestät hinzu, er wolle mir nun wirklich einen andern Aufseher geben, der mich besser kenne; denn er möge nicht wieder in Gefahr kommen, mich zu verlieren. Darauf bot sich Herr von Sankt Paul gleich an und sagte zum König, er solle mich in seine Gewahrsam geben; er wolle es schon so einrichten, daß ich nicht Ursache haben solle, mich aus dem Königreiche zu entfernen. Darauf versetzte der König,

Herrn Sankt Paul — Franz von Bourbon, Graf von Saint Paul, einer der vorzüglichsten Feldherrn Franz' I. (B.)

Auf französische Weise — „alla Francia", bei Bianchi „alla francioua".

Anhang.

er sei es wohl zufrieden, wenn ihm Sankt Paul sagen wolle, wie er es eigentlich einzurichten gedenke, um mich festzuhalten. Madame, die gegenwärtig war, zeigte sich äußerst verdrießlich, und Sankt Paul machte Umstände, dem König seine Gedanken zu sagen; aber Seine Majestät fragte aufs Neue, und Jener, Madame d'Estampes zu Gefallen, versetzte: „Ich würde ihn aufhängen lassen, und auf diese Weise könntet Ihr ihn nicht aus dem Königreiche verlieren.“ Darauf erhub Madame d'Estampes ein großes Gelächter und sagte, das verdiene ich wohl. Darauf lachte der König zur Gesellschaft mit und sagte, er sei wohl zufrieden, daß Sankt Paul mich aufhängen lasse, wenn er ihm nur erst einen Andern meinesgleichen schaffte, und ob ich es gleich nicht verdient habe, so gebe er ihm doch unter dieser Bedingung die völlige Erlaubniß. Auf diese Weise ging der Tag vorbei, und ich blieb frisch und gesund, dafür Gott gelobt und gepriesen sei.

In dieser Zeit hatte der König den Krieg mit dem Kaiser gestillt; aber nicht den mit den Engländern, so daß uns diese Teufel gewaltig zu schaffen machten. Nun hatte der König ganz was Anders als Vergnügen im Kopfe und befahl Peter Strozzi, er solle einige Galeeren in die englischen Meere führen, das eine große und schwere Sache war. Dieser Herr war als Soldat einzig in seiner Zeit und auch eben so einzig unglücklich. Nun waren verschiedene Monate vergangen, daß ich weder Geld erhalten hatte, noch Befehl zu arbeiten, so daß ich alle meine Gesellen fortschickte, außer den zwei Italienern, die ich an den beiden Gefäßen von meinem Silber arbeiten ließ; denn sie verstunden sich nicht auf die Arbeit in Erz. Als sie die Gefäße geendigt hatten, ging ich damit nach einer Stadt, die der Königin von Navarra gehörte; sie hieß Argentan und liegt viele Tagreisen von Paris. Als ich daselbst ankam, fand ich den König krank, und als der Kardinal von Ferrara zu ihm sagte, daß ich angekommen sei, antwortete der König nichts; daher mußte ich viele Tage an gedachtem Orte mit vieler Beschwerlichkeit aushalten, und gewiß, ich bin nicht leicht verdrießlicher gewesen. Doch ließ ich mich endlich einmal des Abends vor dem König sehen und zeigte ihm die beiden Gefäße, die ihm außerordentlich ge-

---

Der König hatte den Krieg mit dem Kaiser gestillt — vgl. die Noten zu S. 294 und 302.

Aber nicht den mit den Engländern — Der Krieg mit England dauerte auch noch nach dem Vertrag von Crespy fort, und es wurde erst am 17. Juni 1546 der Friede abgeschlossen.

Argentan — im Departement der Orne.

Die beiden Gefäße — sind nicht erhalten; wohl aber ist ein anderes Werk

fielen. Als ich ihn so wohl aufgelegt sah, bat ich ihn, er möchte so gnädig sein und mir einen Spazierritt nach Italien erlauben; ich wollte sieben Monate Besoldung, die ich noch zu erheben hätte, zurücklassen, die mir Seine Majestät, wenn ich zurückkehrte, möchten bezahlen lassen. Ich bäte um diese Gnade, weil es jetzt Zeit zu kriegen und nicht zu bildhauen sei; auch habe Seine Majestät Bologna, dem Maler, ein Gleiches erlaubt, und ich bät' nur, mir dieselbe Gnade zu erzeigen. Indessen ich diese Worte sprach, betrachtete der König mit der größten Aufmerksamkeit die beiden Gefäße und traf mich manchmal mit einem seiner fürchterlichen Blicke; ich aber fuhr fort ihn zu bitten, so gut ich wußte und konnte. Auf einmal sah ich ihn erzürnt; er stand auf und sagte mir auf Italienisch: „Benvenuto, Ihr seid ein großer Thor! Bringt diese Gefäße nach Paris! Denn ich will sie vergoldet haben!" Weiter erhielt ich keine Antwort, und er ging weg. Ich näherte mich dem Kardinal von Ferrara und bat ihn, da er mir so viel Gutes erzeigt habe, indem er mich aus den Kerkern von Rom befreiet und mich so viele andere Wohlthaten genießen lassen, so möchte er mir auch dazu verhelfen, daß ich nach Italien gehen könnte. Der Kardinal versicherte, daß er Alles in der Welt thun wollte, um mir gefällig zu sein; ich sollte ihm nur die Sorge überlassen und könnte nur ganz frei hingehen; er wolle schon die Sache mit dem König ausmachen. Darauf versetzte ich, da Seine Majestät ihm die Aufsicht über mich anvertraut habe, so würde ich verreisen, sobald er mir Urlaub gäb', jedoch auf den geringsten Wink Seiner Hochwürden wiederkommen. Der Kardinal sagte darauf, ich solle nur nach Paris gehen und daselbst acht Tage bleiben; in der Zeit hoffe er Urlaub vom König zu erhalten. Wäre Seine Majestät es ja nicht zufrieden, so wolle er mich gleich davon benachrichtigen; wenn er aber weiter nichts schriebe, so könnte ich nur frei meines Weges gehen.

---

erhalten, daß aus der Zeit von Cellini's Aufenthalt in Paris stammt und dessen er in der Vita nicht gedenkt. Es ist eine Medaille auf Franz I., deren Abbildung und Beschreibung Winckmann in folgender Weise giebt: „Auf ihrem Avers ist des Königs Brustbild mit Lorbeer und Szepter und die Inschrift „Franciscus I. Francorum rex", auf dem Revers Perseus, der auf dem Pegasus reitend mit einer Keule nach der am Boden liegenden, durch Kugel und Steuer angedeuteten Fortuna schlägt. Die Inschrift lautet: „Dovicit fortunam virtute". Unter der Darstellung des Revers steht: „Benvenuto".

Viertes Buch.

Erstes Kapitel.

Der Verfasser, der seine Angelegenheiten in Ordnung gebracht, überläßt an zwei Gesellen Haus und Habe und macht sich auf den Weg nach Italien. — Askanio wird ihm nachgeschickt, um zwei Gefäße, die dem König gehören, zurückzufordern. — Schrecklicher Sturm in der Nachbarschaft von Lyon. — Der Verfasser wird in Italien von dem Grafen Galeotto von Mirandola eingeholt, der ihm die Hinterlist des Kardinals von Ferrara und seiner zwei Gesellen entdeckt. — In Piacenza begegnet er dem Herzog Peter Ludwig. — Was bei dieser Zusammenkunft vorkommt. — Er gelangt glücklich nach Florenz, wo er seine Schwester mit ihren sechs jungen Töchtern findet.

Auf diese Worte des Kardinals ging ich nach Paris und ließ zwei tüchtige Kasten zu meinen silbernen Gefäßen verfertigen. Als nun zwanzig Tage vorbei waren, machte ich Anstalt und lud die beiden Gefäße auf ein Maulthier, das mir bis Lyon der Bischof von Pavia borgte, dem ich aufs Neue die Wohnung in meinem Kastell gegeben hatte. Und so machte ich mich auf mit Herrn Hippolytus Gonzaga, der in dem Dienste des Königs stund und zugleich vom Grafen Galeotto von Mirandola unterhalten wurde. In der Gesellschaft waren noch einige Edelleute des Grafen und Leonhard Tedaldi, ein Florentiner. Ich überließ meinen Gesellen die Sorge für mein Kastell und alle meine Sachen, worunter sich einige Gefäße befanden, welche sie endigen sollten. Auch meine Mobilien waren von großem Werthe; denn ich hatte mich sehr ehrenvoll eingerichtet; was ich zurückließ, mochte wol funfzehnhundert Scudi werth sein. Da sagte ich zu Askanio, er solle sich erinnern, wie viel Wohlthaten er von mir erhalten habe; bis jetzt sei er ein Knabe ohne Kopf gewesen, es sei nun Zeit, sich als ein Mann zu zeigen; ich wolle ihm alle meine Sachen in Verwahrung geben und meine Ehre zugleich, und wenn die Bestien, die Franzosen, sich nur irgend etwas gegen mich vermessen sollten, so hätte er mir gleich Nachricht zu geben; denn ich möchte sein, wo ich wollte, so würde ich mit Post auf der Stelle zurückkommen, sowol wegen der großen Verbindlichkeit gegen den König als wegen meiner eignen Ehre.

Askanio sagte darauf unter verstellten, schelmischen Thränen: „Ich kannte nie einen bessern Vater als Euch, und Alles, was ein guter Sohn thun soll, will ich immer gegen Euch thun.“ So wurden wir einig, und ich verreiste mit einem Diener und einem kleinen französischen Knaben. Nach Verlauf eines halben Tages kamen einige Schatzmeister auf mein Schloß, die nicht eben meine Freunde waren, und dieses nichtswürdige Volk sagte sogleich zu Herrn Guido und dem Bischof von Pavia, sie sollten schnell nach den Gefäßen des Königs schicken; wo nicht, so würden sie es selbst thun und mir nicht wenig Verdruß machen. Der Bischof und Herr Guido hatten mehr Furcht, als nöthig war, und schickten mir den Verräther Askanio mit der Post nach, der gegen Mitternacht ankam. Ich schlief nicht, sondern lag in traurigen Gedanken. „Wem lasse ich,“ sagte ich zu mir selbst, „meine Sachen und mein Kastell? O, welch ein Geschick ist das, das mich zu dieser Reise zwingt? Wahrscheinlich ist der Kardinal mit Madame d'Estampes einverstanden, die nichts mehr wünscht, als daß ich die Gnade des guten Königs verliere.“ Indessen ich so mit mir selbst uneins war, hörte ich die Stimme des Askanio, stand sogleich vom Bett auf und fragte ihn, ob er gute oder traurige Nachrichten bringe. „Gute Nachrichten,“ sagte der Schelm, „nur müßt Ihr die Gefäße zurückschicken; denn die schelmischen Schatzmeister schreien und laufen, so daß der Bischof und Herr Guido Euch sagen lassen, Ihr möchtet die Gefäße auf alle Weise zurückschicken. Uebrigens habt keine Sorge und genießt glücklich diese Reise!“ Sogleich gab ich ihm die Gefäße zurück, die ich mit andern Silber, und was ich sonst bei mir hatte, in die Abtei des Kardinals zu Lyon bringen wollte. Denn ob sie mir gleich nachsagten, es sei meine Absicht gewesen, sie nach Italien zu schaffen, so weiß doch Jeder, daß man weder Geld noch Gold und Silber ohne ausdrückliche Erlaubniß aus dem Reiche führen kann; wie hätte ich zwei solche Gefäße, die mit ihren Kisten ein Maulthier einnahmen, unbemerkt durchbringen wollen? Wahr ist's, sie waren schön und von großem Werthe, und ich vermuthete mir den Tod des Königs, den ich sehr krank zurückgelassen hatte, und ich glaubte bei einem solchen Ereigniß nichts verlieren zu können, was in den Händen des Kardinals wär'.

Genug, ich schickte das Maulthier mit den Gefäßen und andern bedeutenden Dingen zurück und setzte den andern Morgen mit gedachter Gesellschaft meinen Weg fort, und zwar unter be-

Schelmische Thränen — „ladronesche lacrime“.

ſtändigem Seufzen und Weinen. Doch ſtärkte ich mich einigemal mit Gebet und ſagte: „Gott! Dir iſt die Wahrheit bekannt, und Du weißt, daß meine Reiſe allein zur Abſicht hat, ſechs armen, unglücklichen Jungfrauen ein Almoſen zu bringen, ſo auch ihrer Mutter, meiner leiblichen Schweſter; zwar haben ſie noch ihren Vater, er iſt aber ſo alt und verdient nichts in ſeiner Kunſt, und ſo könnten ſie leicht auf üble Wege gerathen. Da ich nun dieſes gute Werk thue, ſo hoffe ich Rath und Hilfe von Deiner göttlichen Majeſtät.“ Auf dieſe Weiſe ſtärkte und tröſtete ich mich, indem ich vorwärts ging.

Als wir uns etwa eine Tagreiſe von Lyon befanden — es war ungefähr zwei Stunden vor Sonnenuntergang — that es bei ganz klarem Himmel einige trockene Donnerſchläge. Ich war wol den Schuß einer Armbruſt weit vor meinen Geſellen hergeritten. Nach dem Donnern entſtand am Himmel ein ſo großer und fürchterlicher Lärm, daß ich dachte, das jüngſte Gericht ſei nahe; als ich ein Wenig ſtille hielt, fielen Schloſſen ohne einen Tropfen Waſſer ungefähr in der Größe der Bohnen, die mir ſehr wehe thaten, als ſie auf mich fielen. Nach und nach wurden ſie größer, wie Armbruſtkugeln, und da mein Pferd ſehr ſcheu ward, ſo wendete ich es um und ritt mit großer Haſt, bis ich wieder zu meiner Geſellſchaft kam, die, um ſich zu ſchützen, in einem Fichtenwalde gehalten hatte. Die Schloſſen wurden immer größer und endlich wie dicke Citronen. Ich ſang ein Miſerere, und indeſſen ich mich andächtig zu Gott wendete, ſchlug der Hagel einen ſehr ſtarken Aſt der Fichte herunter, wo ich mich in Sicherheit glaubte. Mein Pferd wurde auf den Kopf getroffen, ſo daß es beinah zur Erde gefallen wäre; mich ſtreifte ein ſolches Stück und hätte mich todtgeſchlagen, wenn es mich völlig getroffen hätte; auch der gute Leonhard Tedaldi empfing einen Schlag, daß er, der wie ich auf den Knien lag, vor ſich hin mit den Händen auf die Erde fiel. Da begriff ich wol, daß der Aſt weder mich noch Andere mehr beſchützen könne und daß nebſt dem Miſerere man auch thätig ſein müſſe. Ich fing daher an, mir die Kleider über den Kopf zu ziehn, und ſagte zu Leonharden, der immer nur „Jeſus! Jeſus!“ ſchrie, Gott werde ihm helfen, wenn er ſich ſelbſt hülfe; und ich hatte mehr Noth ihn als mich zu retten.

Als das Wetter eine Zeit lang gedauert hatte, hörte es auf, und wir, die wir Alle zerſtoßen waren, ſetzten uns, ſo gut es gehen

---

Gott werde ihm helfen — vergl. die Note zu S. 201.

wollte, zu Pferde, und als wir nach unſern Quartieren ritten und einander die Wunden und Beulen zeigten, fanden wir eine Meile vorwärts ein viel größeres Unheil als das, was wir erduldet hatten, ſo daß es unmöglich ſcheint, es zu beſchreiben. Denn alle Bäume waren zerſchmettert, alle Thiere erſchlagen, ſo viel es nur angetroffen hatte. Auch Schäfer waren todt geblieben, und wir fanden genug ſolches Hagels, den man nicht mit zwei Händen umſpannt hätte. Da ſahen wir, wie wohlfeil wir noch davongekommen waren, und daß unſer Gebet und unſer Miſerere wirkſamer geweſen war als Alles, was wir zu unſerer Rettung hätten thun können; ſo dankten wir Gott und kamen nach Lyon. Nachdem wir daſelbſt acht Tage ausgeruht und uns ſehr vergnügt hatten, reiſten wir weiter und kamen glücklich über die Berge; daſelbſt kaufte ich ein Pferd, weil die meinigen von dem Gepäcke gedrückt waren.

Nachdem wir uns eine Tagreiſe in Italien befanden, holte uns Graf Galeotto von Mirandola ein, der mit Poſt vorbeifuhr, und da er bei uns ſtille hielt, mir ſagte, ich habe Unrecht gehabt, wegzugehen, ich ſolle nun nicht weiter reiſen; denn, wenn ich ſchnell zurückkehrte, würden meine Sachen beſſer ſtehen als jemals, bliebe ich aber länger weg, ſo gäbe ich meinen Feinden freies Feld und alle Gelegenheit, mir Uebles zu thun; käm' ich aber ſogleich wieder, ſo würde ich ihnen den Weg verrennen, den ſie zu meinem Schaden einſchlagen wollten; Diejenigen, auf die ich das größte Vertrauen ſetzte, ſeien eben Die, die mich betrögen. Weiter wollte er mir nichts ſagen, ob er gleich ſehr gut wußte, daß der Kardinal von Ferrara mit den beiden Schelmen eins war, denen ich meine Sachen in Verwahrung gegeben hatte; doch beſtand er darauf, daß ich auf alle Weiſe wieder zurückkehren ſollte. Dann fuhr er weiter, und ich gedachte deſſenungeachtet mit meiner Geſellſchaft vorwärts zu gehen. Ich fühlte bei mir aber eine ſolche Beklemmung des Herzens und wünſchte entweder ſchnell nach Florenz zu kommen oder nach Frankreich zurückzukehren, und weil ich dieſe Unſchlüſſigkeit nicht länger ertragen konnte, wollte ich Poſt nehmen, um nur deſto geſchwinder in Florenz zu ſein. Auf der erſten Station ward ich nicht einig; doch nahm ich mir feſt vor, nach Florenz zu gehen und dort das Uebel abzuwarten. Ich verließ die Geſellſchaft des Herrn Hippolito Gonzaga, der ſeinen Weg nach Mirandola genommen hatte, und wandte mich auf Parma und Piacenza.

Als ich an den letzten Ort kam, begegnete ich auf einer

Straße dem Herzog Peter Ludwig Farneſe, der mich ſcharf anſah und erkannte, und da ich wohl wußte, daß er allein Schuld an dem Uebel war, das ich im Kaſtell Sankt Angelo zu Rom ausgeſtanden hatte, fühlte ich eine gewaltige Bewegung, als ich ihn ſah; da ich aber kein ander Mittel wußte, ihm aus den Händen zu kommen, ſo entſchloß ich mich, ihn zu beſuchen, und kam eben als man das Eſſen weggenommen hatte und die Perſonen aus dem Hauſe Landi bei ihm waren, die ihn nachher umbrachten.

Da ich zu Seiner Excellenz kam, machte mir der Mann die unmäßigſten Liebkoſungen, die ſich nur denken laſſen, und kam von ſelbſt auf den Umſtand, indem er zu Denen ſagte, die gegenwärtig waren, ich habe lange Zeit in Rom gefangen geſeſſen. Darauf wendete er ſich zu mir und ſagte: „Mein Benvenuto, das Uebel, das Euch begegnet iſt, thut mir ſehr leid; ich wußte, daß Ihr unſchuldig wart, aber ich konnte Euch nicht helfen; denn mein Vater that es einigen Eurer Feinde zu Gefallen, die ihm zu verſtehen gaben, als wenn Ihr übel von ihm geſprochen hättet. Ich weiß es ganz gewiß, daß man die Unwahrheit von Euch ſagte, und mir thut Euer Unglück äußerſt leid.“ Er wiederholte mit andern Ausdrücken eben dieſe Erklärung ſehr oft, und es ſah faſt aus, als wenn er mich um Verzeihung bitten wollte. Dann fragte er nach allen Werken, die ich für den allerchriſtlichſten König gemacht hatte, hörte meiner Erzählung aufmerkſam zu und war überhaupt ſo gefällig als nur möglich. Sodann fragte er mich, ob ich ihm dienen wolle. Ich antwortete ihm, daß ich nicht mit Ehren die großen Werke, die ich für den König angefangen hätte, könnte unvollendet laſſen; wären ſie aber fertig, ſo würde ich jeden großen Herrn verlaſſen, nur um Seiner Excellenz zu dienen.

Nun erkennt man wol bei dieſer Gelegenheit, daß die große Kraft Gottes jene Menſchen niemals ungeſtraft läßt, welche, ſtark und mächtig, die Unſchuldigen ungerecht behandeln. Dieſer Mann bat mich gleichſam um Verzeihung in Gegenwart von Denen, die mich kurz darauf ſowie viele Andere, die von ihm gelitten hatten,

---

Herzog Peter Ludwig Farneſe — war 1538 vom Papſte zum Herzog von Caſtro ernannt und 1545 mit dem neugebildeten Herzogthume von Parma und Piacenza belehnt.

Perſonen aus dem Hauſe Landi — Agoſtino de' Landi, zwei Marcheſen Palavicini, Gian-Luigi de' Confalonieri und Giovanni Anguiſſola hatten ſich gegen ihn verſchworen. Der Letztere mit zwei Begleitern vollführte am 10. September 1547 in der Feſte von Piacenza, wo Peter Ludwig reſidirte, den Mord (L. Leo a. a. O., V. 481).

auf das Vollkommenste rächten. Und so mag kein Herr, so groß er auch sei, über die Gerechtigkeit Gottes spotten, wie Einige thun, die ich kenne und die mich so schändlich verletzt haben, wie ich an seinem Orte sagen werde. Alles dieses schreibe ich nicht aus weltlicher Eitelkeit, sondern um Gott zu danken, der mich aus so großen Nöthen erlöst hat. Auch bei Allem, was mir täglich Uebles begegnet, beklage ich mich gegen ihn, rufe zu ihm als zu meinem Beschützer und empfehle mich ihm. Ich helfe mir selbst, so viel ich kann; wenn man mich aber zu sehr unterdrücken will und meine schwachen Kräfte nicht mehr hinreichen, zeigt sich sogleich die große Kraft Gottes, welche unerwartet Diejenigen überfällt, die Andere unrechtmäßig verletzen und das große und ehrenvolle Amt, das ihnen Gott gegeben hat, mit weniger Sorgfalt verwalten.

Ich kehrte zum Wirthshause zurück und fand, daß gedachter Herzog mir schöne und ehrenvolle Geschenke an Essen und Trinken gesandt hatte; ich genoß die Speisen mit Vergnügen, dann setzte ich mich zu Pferde und ritt nach Florenz zu. Als ich daselbst anlangte, fand ich meine Schwester mit sechs Töchtern, die älteste mannbar und die jüngste noch bei der Amme. Ich fand auch meinen Schwager, der wegen den verschiedenen Vorfällen der Stadt nicht mehr an seiner Kunst arbeitete. Mehr als ein Jahr vorher hatte ich ihnen Edelsteine und französische Kleinode für mehr als zweitausend Dukaten an Werth geschickt, und ich hatte ungefähr für tausend Scudi mitgebracht. Da fand ich denn, daß, ob ich ihnen gleich vier Goldgulden des Monats gab, sie noch großes Geld aus meinen Geschenken nahmen, die sie täglich verkauften. Mein Schwager war so ein rechtschaffener Mann, daß, da das Geld, das ich ihm zu seinem Unterhalt schickte, nicht hinreichte, er lieber Alles versetzte und sich von den Interessen aufzehren ließ, als daß er das angegriffen hätte, was nicht für ihn bestimmt war; daran erkannte ich den rechtschaffenen Mann, und ich fühlte ein großes Verlangen, ihm mehr Gutes zu thun. Auch nahm ich mir vor, ehe ich aus Florenz ging, für alle seine Töchter zu sorgen.

Zweites Kapitel.

Cellini wird von dem Großherzog Cosmus von Medicis sehr gnädig aufgenommen. — Nach einer langen Unterhaltung begiebt er sich in des Herzogs Dienste. — Der Herzog weist ihm ein Haus an, um darin zu arbeiten. — Die Diener des Herzogs verzögern die Einrichtung. — Lächerliche Scene zwischen ihm und dem Hausbofmeister.

Unser Herzog von Florenz befand sich zu dieser Zeit — wir waren eben im August 1545 — auf der Höhe von Cajano, einem Orte zehn Meilen von Florenz. Ich hielt für Schuldigkeit, ihm aufzuwarten, theils weil ich ein Florentinischer Bürger war, theils weil meine Vorfahren sich immer freundschaftlich zu dem Hause Medicis gehalten hatten und ich mehr als Jemand diesen Herzog Cosmus liebte; ich hatte aber diesmal nicht die geringste Absicht, bei ihm fest zu bleiben. Nun gefiel es Gott, der Alles gut macht, daß gedachter Herzog mir, als er mich sah, unendliche Liebkosungen erzeigte und sowol als die Herzogin nach den Werken fragte, die ich für den König gemacht hatte. Darauf erzählte ich gern Alles und Jedes nach der Reihe. Da er mich angehört hatte, sagte er zu mir: „Ich habe das Alles auch gehört, und Du redest die Wahrheit; aber welch einen geringen Lohn hast Du für diese schönen und großen Arbeiten erhalten! Mein Benvenuto, wenn Du etwas für mich thun wolltest, so würde ich Dich ganz anders bezahlen, als Dein großer König gethan hat, von dem Du Dich so sehr lobst." Darauf erzählte ich den großen Dank, den ich Seiner Majestät schuldig sei, daß Sie mich aus einem so ungerechten Kerker gezogen und mir sodann Gelegenheit gegeben hatte, so wundersame Arbeiten zu verfertigen, als jemals ein Künstler meiner Art gefunden hätte.

Indem ich so sprach, machte der Herzog allerlei Geberden, als wenn er anzeigen wollte, daß er mich nicht hören könne. Darauf, als ich geendigt hatte, sagte er: „Wenn Du ein Werk für mich machen willst, so werde ich Dich dergestalt behandeln, daß Du vielleicht darüber erstaunen wirst, wenn nur Deine Werke mir gefallen, woran ich nicht im Geringsten zweifle." Ich Armer, Un-

---

Unser Herzog — Cosimo I., der später Großherzog wurde.
Die Herzogin — Eleonora di Toledo, Tochter des S. 121 erwähnten Vicekönigs von Neapel.
Von dem Du Dich so sehr lobst — Der Ausdruck ist durch den Text veranlaß: „del quale tanto ti lodi".

glücklicher fühlte ein großes Verlangen, auch unſrer wunderſamen Schule zu zeigen, daß ich indeſſen mich in andern Künſten mehr geübt hatte, als man vielleicht glaubte, und antwortete dem Herzog, daß ich ihm gern von Gyz oder Marmor eine große Statue auf ſeinen ſchönen Platz machen wolle. Darauf verſetzte er, daß er von mir als erſte Arbeit einen Perſeus begehre; ein ſolches Bildniß habe er ſich ſchon lange gewünſcht. Darauf bat er mich, ich möchte ihm ein Modell machen, das in wenig Wochen ungefähr in der Größe einer Elle fertig war. Es war von gelbem Wachs, ziemlich geendigt und überhaupt mit großem Fleiß und vieler Kunſt gearbeitet.

Der Herzog kam nach Florenz, und ehe ich ihm gedachtes Modell zeigen konnte, gingen verſchiedene Tage vorbei, ſo daß es ganz eigentlich ſchien, als wenn er mich weder geſehen noch gekannt hätte, weshalb mir mein Verhältniß gegen Seine Excellenz nicht gefallen wollte; doch als ich eines Tags nach der Tafel das Modell in die Garderobe brachte, kam er mit der Herzogin und wenigen andern Herren, die Arbeit anzuſehen. Sie gefiel ihm ſogleich, und er lobte ſie außerordentlich. Da ſchöpfte ich ein Wenig Hoffnung, daß er ſich einigermaßen darauf verſtehen könnte.

Nachdem er das Modell genug betrachtet hatte, gefiel es ihm immer mehr; zuletzt ſagte er: „Wenn Du, mein Benvenuto, dieſes kleine Modell in einem großen Werk ausführteſt, ſo würde es die ſchönſte Arbeit ſein, die auf dem Platze ſtünde.“ Darauf ſagte ich: „Gnädigſter Herr, auf dem Platze ſtehen die Werke des großen Donatello und des verwunderſamen Michelagnolo, welches Beide die größten Männer von den Alten her bis jetzt geweſen ſind; indeſſen erzeigen Eure Excellenz meinem Modell eine zu große Ehre, und ich getraue mir, das Werk dreimal

---

Unſrer wunderſamen Schule — d. h. dem Kollegium der Meiſter der ſchönen Künſte in Florenz, welche noch nicht wußten, daß Cellini, bisher nur als Goldſchmied bekannt, ſich auch mit großen Skulptur-Arbeiten beſchäftigte. In demſelben Sinne ſteht „Schule“ S. 337, 347 u. a. a. O.

Donatello — Für Donatello (1383—1466) hatte Cellini, da Jener auch urſprünglich Goldſchmied geweſen war, eine beſondere Sympathie; er erwähnt ihn in den „Trattati“ als ſolchen (S. 48), als Bildhauer und ſogar als Maler (S. 90 u. 150). Seine Thätigkeit als Maler iſt indeſſen vollſtändig unerwieſen, und Brinckmann (S. 195) macht nach Milaneſi darauf aufmerkſam, daß in der Ausgabe der „Trattati“ von 1568 die hierauf bezügliche Stelle fehlt, alſo vermuthlich von Cellini nach Erkenntniß ſeines Irrthums geſtrichen iſt.

beſſer zu machen. Darüber ſtritt der Herzog ein Wenig mit mir und ſagte, er verſtehe ſich recht gut darauf und wiſſe genau, was man machen könne. Da verſetzte ich, meine Werke ſollten ſeine Zweifel über dieſe Streitfrage auflöſen, und gewiß wollte ich ihm mehr leiſten, als ich verſprach', er möchte mir nur die Bequemlichkeit dazu geben; denn ohne dieſelbe wär' ich nicht im Stande, das große Unternehmen zu vollbringen, zu dem ich mich verbänd'. Darauf ſagte Seine Excellenz, ich ſollte ihm ſchriftlich anzeigen, was ich verlangte, und zugleich alle Bedürfniſſe bemerken; er wolle alsdann deshalb umſtändlichen Befehl ertheilen. Gewiß, wär' ich damals ſo verſchmitzt geweſen, Alles, was zu meinem Werke nöthig war, durch einen Kontrakt zu bedingen, ſo hätte ich mir nicht ſelbſt ſo großen Verdruß zugezogen, den ich nachher erleben mußte; denn in dieſem Augenblick ſchien der Herzog den beſten Willen zu haben, theils Arbeiten von mir zu beſitzen, theils alles Nöthige deshalb zu befehlen. Freilich wußte ich nicht, daß dieſer Herr auch ſonſt noch großes Verlangen zu andern außerordentlichen Unternehmungen hatte, und erzeigte mich auf das Freimüthigſte gegen ihn.

Als ich nun mein Bittſchreiben eingereicht und der Herzog darauf vollkommen günſtig geantwortet hatte, ſagte ich zu demſelben: „Gnädigſter Herr, das wahre Bittſchreiben und unſer wahrer Kontrakt beſteht weder in dieſen Worten noch in dieſen Papieren, ſondern Alles kömmt darauf an, ob mir meine Arbeit ſo gelingt, wie ich verſprochen habe. Geſchieht das, ſo kann ich hoffen, daß Eure Excellenz ſich auch meiner Perſon und Ihrer Verſprechungen erinnern werde." Bezaubert von dieſen Worten, von meinem Handeln und Reden, erzeigte mir der Herzog und ſeine Gemahlin die äußerſte Gunſt, die ſich in der Welt denken läßt. Ich, der ich große Begierde hatte, meine Arbeit anzufangen, ſagte Seiner Excellenz, daß ich ein Haus nöthig hätte, worin Platz genug ſei, um meine Oefen aufzuſtellen und Arbeiten von Erde und Erz zu machen, worin auch abgeſonderte Räume ſich befänden, um in Gold und Silber zu arbeiten; denn da ich wiſſe, wie geneigt er ſei, auch von ſolcher Arbeit zu beſtellen, ſo bedürfe ich hinlängliche Zimmer, um Alles mit Ordnung anlegen zu können; und damit Seine Excellenz ſähe, welches Verlangen ich trüge, Ihr zu dienen, ſo habe ich ſchon das Haus gefunden, gerade wie ich es bedürfe, und in der Gegend, die mir ſehr wohlgefalle; weil ich aber nicht eher Geld oder ſonſt was von Seiner Excellenz verlange, bis Sie meine Werke geſehen hätten, ſo bät' ich, zwei Kleinode, die ich aus Frankreich mitgebracht habe, anzunehmen

und mir dagegen das gedachte Haus zu kaufen, sie selbst aber so lange aufzuheben, bis ich sie mit meinen Arbeiten wiedergewinnen würde. Es waren aber diese Kleinode sehr gut gearbeitet, von der Hand meiner Gesellen nach meinen Zeichnungen.

Nachdem er sie lange genug betrachtet hatte, sagte er diese günstigen Worte, welche mir die beste Hoffnung gaben: „Nimm, Benvenuto, Deine Kleinode zurück! Denn ich verlange Dich und nicht sie; Du sollst Dein Haus frei erhalten.“ Dann schrieb er mir folgende Resolution unter meine Supplik, die ich immer aufgehoben habe: „Man besehe gedachtes Haus und erkundige sich um den Preis; denn ich will Benvenuto damit zu Willen leben.“ Nun dachte ich des Hauses gewiß zu sein und war sicher, daß meine Werke mehr gefallen sollten, als ich versprochen hatte.

Nächst Diesem hatte Seine Excellenz ausdrücklichen Befehl seinem Hausbofmeister gegeben, der Peter Franziskus Riccio hieß, von Prato gebürtig, und ehemals ein ABC-Lehrer des Herzogs gewesen war. Ich sprach mit dieser Bestie und sagte ihr Alles, was ich bedürfte; denn in dem Garten des gedachten Hauses wollte ich meine Werkstatt aufbauen. Sogleich gab der Mann einem gewissen Kassirer den Auftrag, der ein trockner und spitzfindiger Mensch war und Lattanzio Gorini hieß. Dieses Menschchen, mit seinen Spinnemanieren und einer Mückenstimme, thätig wie eine Schnecke, ließ mir mit genauer Noth nur so viel Steine, Sand und Kalk ins Haus fahren, daß man nicht gar einen Taubenschlag daraus hätte bauen können. Da ich sah, daß die Sachen so böslich kalt vorwärts gingen, fing mir an der Muth zu fallen; doch sagte ich manchmal zu mir selbst: „Kleine Anfänge haben ein großes Ende,“ und machte mir wieder Hoffnung, wenn ich betrachtete, wie viele tausend Dukaten der Herzog an gewisse häßliche Unformen von der Hand des bestialischen Baccio Bandinello weggeworfen hatte. So machte

---

Das gedachte Haus — Das Haus ist noch bekannt. Bianchi bezeichnet es als in der Via del Rosaio mit dem Eingang in der Via della Pergola gelegen und mit der Nummer 6527 bezeichnet.

Trockner und spitzfindiger Mensch — wörtlich „secco e sottile“.

Dieses Menschchen, mit seinen Spinnemanieren und einer Mückenstimme — „questo omiccinolo con certe sue maniere di ragnatelo e con una vocciolina di zanzara“.

Gewisse häßliche Unformen (nicht, wie in der Ausgabe letzter Hand, „Uniformen“) — im Text nur „certe brutte operacce di scultura“.

Baccio Bandinello — Bei Bianchi steht im Text „Buccio“ (Ochsenkopf) als eine von Cellini mit Absicht gemachte Verdrehung des Namens.

ich mir seltsten Muth und blies dem Lattanzio Gorini in den H***, und um ihn nur vom Platze zu bringen, hielt ich mich an einige lahme Esel und einen Blinden, der sie führte.

Unter allen diesen Schwierigkeiten hatte ich die Lage der Werkstatt entworfen, hieb Weinstöcke und Bäume nieder nach meiner gewöhnlichen lebhaften Art und ein Wenig wuthend. Zu meinem Glück hatte ich von der andern Seite Tasso, den Zimmermann, zur Hand, und ich ließ ihn ein Gerüste von Holz machen, um gedachten Personen im Großen anzufangen. Tasso war ein trefflicher Arbeiter, ich glaube der größte von seiner Profession, dabei gefällig und froh, und so oft ich zu ihm kam, eilte er mir entgegen und sang ein Liedchen durch die Fistel, und ich, der ich schon bald verzweifelt war, sowol weil ich hörte, daß die Sache in Frankreich übel ging', als auch weil ich mir hier wenig von dem kalten und langsamen Wesen versprach, mußte doch wenigstens über die Hälfte seines Liedchens anhören. Manchmal erheiterte ich mich mit ihm und suchte wenigstens einen Theil meiner verzweifelten Gedanken los zu werden.

So hatte ich nun, wie oben gesagt, Alles in Ordnung gebracht und eilte vorwärts zu gehen, um so schnell als möglich jenes große Unternehmen vorzubereiten. Schon war ein Theil des Kalks verwendet, als ich auf einmal zu gedachtem Hausbofmeister gerufen wurde. Ich fand ihn nach Tafel in dem Saale der Uhr, und als ich mit der größten Ehrfurcht zu ihm trat, fragte er mich mit der größten Strenge, wer mich in das Haus eingesetzt habe und mit welcher Befugniß ich darin angefangen habe, mauern zu lassen; er verwundere sich sehr, wie ich so kühn und anmaßlich sein könne. Darauf antwortete ich, Seine Excellenz der Herzog habe mich in dieses Haus eingewiesen, und im Namen desselben der Herr Hausbofmeister selbst, indem er darüber den Auftrag an Lattanzio Gorini gegeben; dieser Lattanzio habe Steine, Sand und Kalk anfahren lassen und nach meinem Verlangen Alles besorgt und mich versichert, er habe dazu Befehl von dem Herrn, der gegenwärtig diese Frage an mich thue.

Blies... in den H*** — „Soffiare in culo", plebejischer Ausdruck für „stimolare", „incitare".

In dem Saale der Uhr — Es war derjenige, in welchem die berühmte kosmographische (cosmografico) Uhr stand, welche Lorenzo della Volpaja 1484 für Lorenzo von Medici, den Erlauchten, verfertigt hatte. (B.) An ihr waren die sieben Planeten zu sehen in Gestalt der Mediceischen Wappen, die alle sieben wandelten und sich drehten genau wie die wirklichen am Himmel (Trattati, S. 49).

Als ich dieſe Worte geſagt hatte, wendete ſich gedachte Beſtie mit mehr Bitterkeit zu mir als vorher und ſagte, daß weder Jener noch irgend Jemand, den ich anführe, die Wahrheit geſprochen habe. Darauf wurde ich unwillig und ſagte: „O Haushofmeiſter, ſo lange Dieſelben der edlen Stelle gemäß leben, welche Sie bekleiden, ſo werde ich Sie verehren und mit derjenigen Unterwürfigkeit zu Ihnen ſprechen, als wenn ich mit dem Herzog ſelbſt redete; handeln Sie aber anders, ſo werde ich nur den Peter Franziskus del Riccio vor mir ſehen.“ Da wurde der Menſch ſo zornig, daß ich dachte, er wollte auf der Stelle närriſch werden, um früher zu ſeinem Schickſale zu gelangen, das ihm der Himmel ſchon beſtimmt hatte, und ſagte zu mir mit einigen ſchimpflichen Worten, er verwundere ſich nur, wie ich zu der Ehre komme, mit einem Manne ſeinesgleichen zu reden. Darauf rührte ich mich und ſagte: „Nun hört mich, Franziskus del Riccio, ich will Euch ſagen, wer Meinesgleichen ſind; aber vorher ſollt Ihr wiſſen, Euresgleichen ſind Schulmeiſter, die Kindern das Leſen lehren.“ Als ich dieſe Worte geſprochen hatte, erhub der Mann mit zornigem Geſichte die Stimme und wiederholte ſeine Worte; auch ich machte ein Geſicht wie unter den Waffen, und weil er ſo groß that, ſo zeigte ich mich auch übermüthig und ſagte, Meinesgleichen ſeien würdig, mit Päpſten, Kaiſern und großen Königen zu ſprechen; Meinesgleichen ginge vielleicht nur Einer durch die Welt und von ſeiner Art durch jede Thür ein Dutzend aus und ein. Als er dieſe Worte vernahm, ſprang er auf ein Fenſtermäuerchen, das im Saal war; dann ſagte er mir, ich ſolle noch einmal die Worte wiederholen, deren ich mich bedient hätte, und ich wiederholte ſie mit noch mehr Kühnheit als vorher. Ferner ſagte ich, es kümmere mich gar nicht, dem Herzog zu dienen, ich wolle nach Frankreich zurück, welches mir völlig frei ſtehe. So blieb die Beſtie erſtaunt und erbfarb, und ich entfernte mich voller Verdruß, in der Abſicht, in Gottes Namen fortzugehen; und wollte Gott, ich hätte ſie nur ausgeführt!

Ich wollte nicht, daß der Herzog ſogleich dieſe Teufelei erfahren ſollte; deswegen hielt ich mich einige Tage zu Hauſe und hatte alle Gedanken auf Florenz aufgegeben, außer was meine Schweſter und meine Nichten betraf, die ich durch Empfehlungen und Vorſorge ſo gut als möglich eingerichtet hinterlaſſen, nach Frankreich zurückkehren und mir Italien aus dem Sinne ſchlagen wollte.

Erdfarb — „color di terra“.

Und so hatte ich mir vorgenommen, so geschwind als möglich Alles in Ordnung zu bringen und ohne Urlaub des Herzogs oder Jemand anders davonzugehen.

Eines Morgens ließ mich aber gedachter Hausbofmeister von selbst auf das Höflichste rufen und fing an, eine gewisse pedantische Rede herzusagen, in der ich weder Art noch Anmuth, noch Kraft, weder Anfang noch Ende finden konnte. Ich hörte nur, daß er sagte, er wolle als ein guter Christ keinen Haß gegen Jemanden hegen, vielmehr frage er mich im Namen des Herzogs, was für eine Besoldung ich zu meinem Unterhalt verlange. Darauf besann ich mich ein Wenig und antwortete nicht, fest entschlossen, nicht da zu bleiben. Als er sah, daß ich nicht antwortete, hatte er so viel Verstand, zu sagen: „O Benvenuto, den Herzogen antwortet man, und ich rede gegenwärtig im Namen Seiner Excellenz mit Dir.“ Darauf versetzte ich mit einiger Zufriedenheit, er solle Seiner Excellenz sagen, ich wolle Keinem nachstehen, der in meiner Kunst arbeitete. Darauf sagte der Hausbofmeister: „Bandinello hat zweihundert Scudi Besoldung; bist Du damit zufrieden, so ist auch die Deinige gemacht.“ Ich sagte, daß ich zufrieden sei, und das, was ich mehr verdiente, möchte man mir geben, wenn man meine Werke sähe; ich wolle dem guten Urtheil Seiner Excellenz Alles überlassen. So knüpfte ich den Faden wider meinen Willen aufs Neue fest und machte mich an die Arbeit, indem mir der Herzog so unendliche Gunst bezeigte, als man sich in der Welt nur denken kann.

Drittes Kapitel.

Der König von Frankreich wird durch Verleumdung der Gesellen des Autors gegen ihn eingenommen. — Wodurch er nach Frankreich zu gehen verhindert wird. — Er unternimmt, eine Statue des Perseus zu gießen, findet aber große Schwierigkeit während des Ganges der Arbeit, indem der Bildhauer Bandinello sich eifersüchtig und tückisch gegen ihn beträgt. — Er erhält Briefe aus Frankreich, worin er getadelt wird, daß er noch Italien gezaudert, ehe er seine Rechnung mit dem König abgeschlossen. — Er antwortet und setzt eine umständliche Rechnung auf. — Geschichte eines Betrugs, den einige Diener des Herzogs beim Verkauf eines Diamanten spielen. — Des Herzogs Hausbofmeister stiftet ein Weib an, den Verfasser wegen unnatürlicher Befriedigung mit ihrem Sohne anzuklagen.

Ich hatte indessen öfters Briefe aus Frankreich von meinem treusten Freunde Herrn Guido Guidi gehabt; auch in diesen war

nichts als alles Gute enthalten. Askanio schrieb mir auch und bat mich, ich solle mir einen guten Tag machen, und wenn irgend etwas begegne, so wolle er mir es melden. Indessen sagte man dem König, daß ich angefangen habe, für den Herzog in Florenz zu arbeiten, und weil es der beste Mann von der Welt war, so sagte er oft: „Warum kömmt Benvenuto nicht wieder?“ Und als er sich deshalb besonders bei meinen Gesellen erkundigte, sagten beide zugleich, ich schriebe ihnen, daß ich mich aufs Beste befände, und sie glaubten, daß ich kein Verlangen trüge, in Ihro Majestät Dienste zurückzukehren. Als der König diese verwegenen Worte vernahm, deren ich mich niemals bedient hatte, ward er zornig und sagte: „Da er sich von uns ohne irgend eine Ursache entfernt hat, so werde ich auch nicht mehr nach ihm fragen; er bleibe, wo er ist!“ So hatten die Erzschelmen die Sache zu dem Punkte gebracht, daß sie wünschten; denn wenn ich wieder nach Frankreich zurückgekehrt wär', hätten sie wieder wie vorher als Arbeiter unter mir gestanden; blieb ich aber hinweg, so lebten sie frei und auf meine Kosten, und so wendeten sie Alles an, um mich entfernt zu halten.

Indessen ich die Werkstatt mauern ließ, um den Perseus darin anzufangen, arbeitete ich im Erdgeschosse des Hauses und machte das Modell von Gyps, und zwar von derselbigen Größe, wie die Statue werden sollte, in der Absicht, sie nachher von diesem Modell abzugießen. Als ich aber bemerkte, daß die Arbeit auf diesem Wege mir ein Wenig zu lange dauerte, so griff ich zu einem andern Mittel; denn schon war ein Bißchen Werkstatt, Ziegel auf Ziegel, so erbärmlich aufgebaut, daß es mich ärgert, wenn ich nur wieder daran denke. Da fing ich die Figur sowol als auch die Meduse vom Gerüpp an, das ich von Eisen machte. Dann verfertigte ich die Statuen von Thon und brannte sie allein mit einigen Knaben, unter denen einer von großer Schönheit war, der Sohn einer Dirne, die Gambetta genannt. Ich hatte mich dieses Knaben zum Modell bedient; denn wir finden keine anderen Bücher, die Kunst zu lernen, als die Natur. Ich hatte mir geübte Arbeiter gesucht, um das Werk schnell zu vollenden; aber ich konnte keine finden und doch allein nicht Alles thun. Es waren wol einige in Florenz, die gern gekommen wären, wenn sie Bandinello nicht verhindert hätte, der, indem er mich so aufhielt, noch dabei zum Herzog sagte, ich wolle ihm seine Arbeiter entziehen; denn mir selbst sei es nicht möglich,

Erzschelmen — „ladroni arrasati“.

eine große Figur zusammenzusetzen. Ich beklagte mich beim Herzog über den großen Verdruß, den mir die Bestie machte, und bat ihn, daß er mir einige Arbeitsleute angestehen möge. Diese Worte machten den Herzog glauben, daß Bandinello wahr rede. Als ich das nun bemerkte, nahm ich mir vor, Alles so viel als möglich allein zu thun, und gab mir alle erdenkliche Mühe. Indessen ich mich nun so Tag und Nacht bemühte, ward der Mann meiner Schwester krank, und als er in wenigen Tagen starb, hinterließ er mir meine jüngere Schwester mit sechs Töchtern, große und kleine; das war meine erste Noth, die ich in Florenz hatte, Vater und Führer einer solchen zerstörten Familie zu sein.

Nun wollte ich aber, daß Alles gut gehen sollte, und da mein Garten sehr verwildert war, suchte ich zwei Taglöhner, die man mir von Ponte Vecchio zuführte. Der eine war ein alter Mann von siebenzig Jahren, der andere ein Jüngling von achtzehn. Als ich sie drei Tage gehabt hatte, sagte mir der Jüngling, der Alte wolle nicht arbeiten, und ich thät' besser, ihn wegzuschicken; denn er sei nicht allein faul, sondern verhindere auch ihn, den jungen, etwas zu thun; dabei versicherte er mir, er wolle die wenige Arbeit allein verrichten, ohne daß ich das Geld an andere Leute wegwürfe. Als ich sah, daß dieser Mensch, der Bernardino Mannellini von Mugello hieß, so ein fleißiger Arbeiter war, fragte ich ihn, ob er bei mir als Diener bleiben wolle, und wir wurden sogleich darüber einig; dieser Jüngling besorgte mir ein Pferd, arbeitete im Garten und gab sich alle Mühe, mir auch in der Werkstatt zu helfen, wodurch er nach und nach die Kunst mit so vieler Geschicklichkeit lernte, daß ich nie eine bessere Beihilfe als ihn gehabt habe. Nun nahm ich mir vor, mit Diesem Alles zu machen, um dem Herzog zu zeigen, daß Bandinelle gelogen habe, und daß ich recht gut ohne seine Arbeiter fertig werden könne.

Zu derselben Zeit litt ich ein Wenig an der Nierenkrankheit, und weil ich meine Arbeit nicht fortsetzen konnte, hielt ich mich gern in der Garderobe des Herzogs auf mit einigen jungen Goldschmieden, die Johann Paul und Domenico Poggini hießen. Diese ließ ich ein goldnes Gefäßchen, ganz mit erhobenen Fi-

---

Der Mann meiner Schwester — Raffaello Tassi. (B.)

Goldnes Gefäßchen — Ueber den Verbleib dieses Gefäßes, des Bechers und des goldenen Gürtels finden sich keine Nachrichten; wohl aber ist das mit einem reich verzierten Panzer nach antiker Art (Trattati, S. 33) bekleidete Brustbild des Herzogs noch in Florenz vorhanden.

Der Anhang enthält solche Gedichte, die man Goethe als Autor oder Uebersetzer mit einiger Wahrscheinlichkeit, aber nicht mit Gewißheit, zuschreiben kann. In den sie begleitenden Anmerkungen haben die Gründe, weshalb wir in den einzelnen Fällen Goethe's Urheberschaft nicht für zweifelfrei erachten, nur angedeutet, nicht ausführlich entwickelt werden können. Auch sieht man sich auf diesem Gebiete nothwendig mehr auf persönliches Dafürhalten als auf sachliche Beweisgründe angewiesen, und wir gestehen gern zu, daß einige Nummern des Anhangs, z. B. „Unbewußte Liebe" und „Sehnsucht", auch unter die anerkannt Goethe'schen Gedichte, dagegen einige der schon früher gegebenen, z. B. „Die Widmung" (S. 322), „An den Frauen-Verein" (S. 338) und „Einem jungen Mädchen" (S. 368), auch in den Anhang hätten aufgenommen werden können. Aehnlich verhält es sich mit der Frage, welche Gedichte ganz auszuschließen waren, indem zumal von den nicht aufgenommenen, in der Vorbemerkung zu Abth. XXIV erwähnten Uebersetzungen einige gleichfalls im Anhange einen Platz finden könnten.

Wenn nun die Zahl der apokryphischen Gedichte recht bedeutend ist, so hat dies zunächst seinen Grund darin, daß Goethe in jüngeren Jahren Vieles in den von seinen Freunden herausgegebenen Zeitschriften mittheilte, ohne daß die betreffenden Stücke immer mit seinem Namen oder einer und derselben Chiffer bezeichnet wären; ferner ging Manches in ausschließlichen Privatbesitz über, was entweder wirklich von Goethe stammte, oder wovon man dies wenigstens glaubte. Endlich hat Goethe bei den zahlreichen Festen und Hoffeiern, zu denen das Leben in Weimar Veranlassung gab, vielleicht auch Manches geschrieben, was wir nicht kennen, während man ihm andrerseits wieder manche Festgedichte zugeschrieben hat, deren Verfasser man nicht kannte, an denen er aber sicherlich nichts gethan hat. Rechnet man hierzu noch die mannichfachen Zufälligkeiten, durch die einzelne Gedichte verstreut oder vergessen werden konnten, so waren allerdings für alle Sammler und Forscher der Fundgruben genug vorhanden, und die Möglichkeit, neue zu entdecken, war nicht ausgeschlossen; aber noch größer war die Gefahr für den Irrthum oder für die Versuchung, rein

guren und andern schönen Zierrathen gearbeitet, verfertigen; Seine Excellenz hatte dasselbe der Herzogin zum Wasserbecher bestellt. Zugleich verlangte er von mir, daß ich ihm einen goldenen Gürtel machen solle; und auch dieses Werk war aufs Reichste mit Juwelen und andern gefälligen Erfindungen von Masken und dergleichen vollendet. Der Herzog kam sehr oft in die Garderobe und fand ein großes Vergnügen, bei der Arbeit zuzusehen und mit mir zu sprechen. Da ich mich von meiner Krankheit etwas erholt hatte, ließ ich mir Erde bringen, und indessen der Herzog auf- und abging, porträtirte ich ihn weit über Lebensgröße. Diese Arbeit gefiel Seiner Excellenz so wohl, und er warf so große Neigung auf mich, daß er sagte, es werde ihm das größte Vergnügen sein, wenn ich im Palast arbeiten wollte und mir darin Zimmer aussuchte, wo ich meine Oefen aufbauen und, was ich sonst bedürfte, aufs Beste einrichten könnte; denn er habe an solchen Dingen das größte Vergnügen. Darauf sagte ich Seiner Excellenz, es sei nicht möglich; denn ich würde die Arbeit in hundert Jahren nicht vollenden.

Die Herzogin erzeigte mir gleichfalls unschätzbare Liebkosungen und hätte gewünscht, daß ich nur allein für sie gearbeitet und weder an den Perseus noch an etwas Anders gedacht hätte. Ich konnte mich dieser eitlen Gunst nicht erfreuen; denn ich wußte wohl, daß mein böses und widerwärtiges Schicksal ein solches Glück nicht lange dulden, sondern mir ein neues Unheil zubereiten würde; ja, es lag mir immer im Sinne, wie sehr übel ich gethan hatte, um zu einem so großen Gute zu gelangen.

Denn was meine französischen Angelegenheiten betraf, so konnte der König den großen Verdruß nicht verschlucken, den er über meine Abreise gehabt hatte; und doch hätte er gewünscht, daß ich wiederkäm', freilich auf eine Art, die ihm Ehre brächte; ich glaubte aber so viel Ursachen zu haben, um mich nicht erst zu demüthigen; denn ich wußte wohl, wenn ich diesen ersten Schritt gethan hätte und vor denen Leuten als ein gehorsamer Diener erschienen wäre, so hätten sie gesagt, ich sei der Sünder, und verschiedene Vorwürfe, die man mir fälschlich gemacht hatte, seien gegründet. Deswegen nahm ich mich zusammen und schrieb als ein Mann von Verstande in strengen Ausdrücken über meine Angelegenheiten. Darüber hatten meine beiden verrätherischen Zöglinge die größte Freude; denn ich rühmte mich und meldete

Als ein Mann von Verstande — wörtlich: „como uomo che ha ragione".

ihnen die großen Arbeiten, die mir in meinem Vaterlande von einem Herrn und einer Dame aufgetragen worden wären, die unumschränkte Herren von Florenz seien.

Mit einem solchen Briefe gingen sie zum König und drangen in Seine Majestät, ihnen mein Kastell zu überlassen, auf die Weise, wie er mir es gegeben hatte. Der König, der ein guter und vortrefflicher Herr war, wollte niemals die verwegenen Forderungen dieser beiden Spitzbübchen verwilligen; denn er sah wohl ein, worauf ihre boshaften Absichten gerichtet waren. Um ihnen jedoch einige Hoffnung zu geben und mich zur Rückkehr zu veranlassen, ließ er mir auf eine etwas vernige Weise durch einen seiner Schatzmeister schreiben. Dieser hieß Herr Julian Buonaccorsi, ein Florentinischer Bürger. Dieser Brief enthielt, daß, wenn ich wirklich den Namen eines rechtschaffenen Mannes, den ich immer gehabt habe, behaupten wolle, so sei ich nun, da ich für meine Abreise keine Ursache anführen könne, ohne Weiteres verbunden, Rechenschaft von Allem zu geben, was ich von Seiner Majestät in Händen gehabt und was ich für Sie gearbeitet habe.

Als ich diesen Brief erhielt, war ich äußerst vergnügt; denn ich hätte selbst nicht mehr noch weniger verlangen können. Nun machte ich mich daran und füllte neun Bogen gewöhnliches Papiers und bemerkte darauf alle Werke, die ich gemacht hatte, alle Zufälle, die mir dabei begegnet waren, und die ganze Summe des darauf verwendeten Geldes. Alles war durch die Hand von zwei Notarien und eines Schatzmeisters gegangen, und Alles von denen Leuten, an die ich ausgezahlt hatte, eigenhändig quittirt, sie mochten das Geld für Materialien oder für Arbeitslohn erhalten haben. Ich zeigte, daß mir davon nicht ein Pfennig in die Tasche gefallen war und daß ich für meine geendigten Werke nichts in der Welt erhalten hatte, außer einigen würdigen königlichen Versprechungen, die ich mit nach Italien genommen hatte; ich fügte hinzu, daß ich mich nicht rühmen könne, etwas Anderes für meine Werke empfangen zu haben als eine ungewisse Besoldung, die mir zu meinem Bedürfniß ausgesetzt gewesen. Auf dieselbe sei man mir noch über siebenhundert Goldgulden schuldig, die ich deswegen habe stehen lassen, damit sie mir zu meiner Rückreise dienen könnten. „Ich merke wol," fuhr ich fort, „daß einige boshafte, neidische Menschen mir einen bösen Dienst geleistet haben; aber die Wahrheit muß doch siegen, und es ist mir um

---

Spitzbübchen — „ladroncelli".

die Gunst des allerchristlichsten Königs und nicht um Geld zu thun. Denn ich bin überzeugt, weit mehr geleistet zu haben, als ich antrug, und doch sind mir dagegen nur Versprechungen erfolgt. Mir ist einzig daran gelegen, in Seiner Majestät Gedanken als ein braver und reiner Mann zu erscheinen, dergleichen ich immer war; und wenn Seine Majestät den geringsten Zweifel hegen wollten, so würde ich auf den kleinsten Wink sogleich erscheinen und mit meinem eignen Leben Rechenschaft ablegen; da ich aber sehe, daß man so wenig aus mir mache, so habe ich nicht wollen wieder zurückkehren und mich anbieten; denn ich wisse, daß ich immer Brod finde, wo ich auch hingehe, und wenn man Ansprüche an mich mache, so werde ich zu antworten wissen. Uebrigens waren in diesem Briefe noch manche Nebenumstände bemerkt, die vor einen so großen König gehören und zur Vertheidigung meiner Ehre gereichten. Diesen Brief, ehe ich ihn wegschickte, trug ich zu meinem Herzog, der ihn mit Zufriedenheit durchlas; dann schickte ich ihn sogleich nach Frankreich unter der Adresse des Kardinals von Ferrara.

Zu der Zeit hatte Bernardone Baldini, der Juwelenhändler Seiner Excellenz, einen Diamanten von Venedig gebracht, der mehr als fünfunddreißig Karat wog; auch hatte Antonio Bittorio Landi einiges Interesse, diesen Stein dem Herzog zu verkaufen. Der Stein war erst eine Rosette gewesen; weil er aber nicht jene glänzende Klarheit zeigte, wie man an einem solchen Juwel verlangen konnte, so hatten die Herren die Spitze wegschleifen lassen, und nun nahm er sich als Brillant auch nicht sonderlich aus; unser Herzog, der die Juwelen äußerst liebte, gab dem Schelm Bernardo gewisse Hoffnung, daß er diesen Diamant kaufen wolle, und weil Bernardo allein die Ehre haben wollte, den Herzog zu hintergehen, so sprach er mit seinem Gesellen niemals von der Sache. Gedachter Antonio war von Jugend auf mein großer Freund gewesen, und weil er sah, daß ich bei unserm Herzog immer aus- und einging, so rief er mich eines Tages bei Seite — es war gegen Mittag, an der Ecke des neuen Marktes — und sagte zu mir: „Benvenuto, ich bin gewiß, der Herzog wird Euch einen gewissen Diamant zeigen, den er Lust hat zu kaufen. Ihr werdet einen herrlichen Diamant sehen; helft zu dem Verkaufe! Ich kann ihn für siebenzehntausend Scudi hingeben; und wenn der Herzog Euch um Rath fragt und Ihr ihn geneigt zum Handel seht, so wird sich schon was thun lassen, daß er ihn behalten kann." Antonio zeigte große Sicherheit, dieses Juwel los zu werden, und ich versprach ihm, daß, wenn man

mir es zeigte, ſo wollte ich Alles ſagen, was ich verſtünd', ohne dem Steine Schaden zu thun.

Nun kam, wie ich oben geſagt habe, der Herzog alle Tage einige Stunden in die Werkſtatt der Goldſchmiede in der Nähe von ſeinem Zimmer, und ungefähr acht Tage, nachdem Antonio Landi mit mir geſprochen hatte, zeigte mir der Herzog nach Tiſche den gedachten Diamant, den ich an den Zeichen, die mir Antonio gegeben hatte, ſowol der Geſtalt als dem Gewicht nach leicht erkannte; und da der Diamant, wie ſchon geſagt, von etwas trüblichem Waſſer war und man die Spitze deshalb abgeſchliffen hatte, ſo wollte mir die Art und Weiſe deſſelben gar nicht gefallen, und ich würde ihm von dieſem Handel abgerathen haben. Daher, als mir Seine Excellenz den Stein zeigte, fragte ich, was er wolle, daß ich ſagen ſolle; denn es ſei ein Unterſchied bei den Juwelieren, einen Stein zu ſchätzen, wenn ihn ein Herr ſchon gekauft habe, oder ihm den Preis zu machen, wenn er ihn kaufen wolle. Darauf ſagte der Herzog mir, er habe ihn gekauft, und ich ſollte nur meine Meinung ſagen. Da konnte ich nicht verfehlen, auf eine beſcheidene Weiſe das Wenige anzuzeigen, was ich von dem Edelſtein verſtand. Er ſagte mir, ich ſolle die Schönheit der langen Facetten ſehen, die der Stein habe; darauf ſagte ich, es ſei das eben keine große Schönheit, ſondern vielmehr nur eine abgeſchliffene Spitze; darauf gab mein Herr, welcher wohl einſah, daß ich wahr rede, einen Ton des Verdruſſes von ſich und ſagte, ich ſolle den Werth des Edelſteins betrachten und ſagen, was ich ihn ſchätze. Da nun Antonio Landi den Stein für ſiebenzehntauſend Scudi angeboten hatte, glaubte ich, der Herzog habe höchſtens fünfzehntauſend dafür bezahlt, und weil ich ſah, daß er übel nahm, wenn ich die Wahrheit ſagte, ſo wollte ich ihn in ſeiner falſchen Meinung erhalten und ſagte, indem ich ihm den Diamant zurückgab: „Achtzehntauſend Scudi habt Ihr bezahlt.“ Da that der Herzog einen großen Ausruf und machte mit dem Munde ein O, größer als die Oeffnung eines Brunnens, und ſagte: „Nun ſehe ich, daß Du Dich nicht darauf verſtehſt.“ Ich verſetzte: „Gnädiger Herr, Ihr ſeht nicht recht. Wenn Ihr Euch bemüht, den Ruf Eures Edelſteins zu erhalten, ſo werde ich bemüht ſein, mich darauf zu verſtehn. Sagt mir wenigſtens, wie viel Ihr bezahlt habt, damit ich auf Weiſe Eurer Excellenz mich drauf verſtehen lerne.“ Der Herzog ging mit einer etwas verdrieß-

Ein O, größer als die Oeffnung eines Brunnens — „uno O più grande che una bocca di pozzo“.

lichen Miene weg und ſagte: „Fünfundzwanzigtauſend Scudi und mehr, Benvenuto, habe ich dafür gegeben.“ Das geſchah in der Gegenwart von den beiden Poggini, den Goldſchmieden. Bacchiacca aber, ein Sticker, der in einem benachbarten Zimmer arbeitete, kam auf dieſen Lärm herbeigelaufen. Vor Dieſen ſagte ich: „Ich würde dem Herzog nicht gerathen haben, den Stein zu kaufen; hätte er aber ja Luſt dazu gehabt, ſo hat mir ihn Antonio Landi vor acht Tagen für ſiebenzehntauſend Scudi angeboten, und ich glaube, für fünfzehntauſend, ja noch für weniger hätte man ihn bekommen; aber der Herzog will ſeinen Edelſtein in Ehren erhalten, ob ihm gleich Bernardone einen ſo abſcheulichen Betrug geſpielt hat; er wird es niemals glauben, wie die Sache ſich eigentlich verhält.“ So ſprachen wir unter einander und lachten über die Leichtgläubigkeit des guten Herzogs.

Ich hatte ſchon die Figur der Meduſe, wie geſagt, ziemlich weit gebracht. Ueber das Gerippe von Eiſen war die Geſtalt gleichſam anatomiſch übergezogen, ungefähr um einen halben Finger zu mager. Ich brannte ſie aufs Beſte; dann brachte ich das Wachs drüber, um ſie zu vollenden, wie ſie dereinſt in Erz werden ſollte; der Herzog, der oft gekommen war, mich zu ſehen, war ſo beſorgt, der Guß möchte mir nicht gerathen, daß er wünſchte, ich möchte einen Meiſter zu Hilfe nehmen, der dieſe Arbeit verrichtete. Dieſe Gunſt des Herrn ward mir ſehr beneidet, und weil er oft mit Zufriedenheit von meiner Unterhaltung ſprach, ſo dachte ſein Haushofmeiſter auf eine Gelegenheit, um mir den Hals zu brechen. Der Herzog hatte dieſem ſchlechten Mann, der von Prato und alſo ein Feind aller Florentiner war, große Gewalt gegeben und ihn aus einem Sohn eines Böttchers, aus einem ungewiſſen und elenden Pedanten, blos weil er ihn in ſeiner Jugend unterrichtet hatte, als er an das Herzogthum noch nicht denken konnte, zum Oberaufſeher der Polizeidiener und aller Gerichtsſtellen der Stadt Florenz gemacht. Dieſer, als er mit aller ſeiner Wachſamkeit mir nichts Uebles thun und ſeine Klauen nirgends einſchlagen konnte, fiel endlich auf einen Weg, zu ſeinem Zweck zu gelangen. Er ſuchte die Mut-

---

Bacchiacca — nach Bianchi Antonio Ubertini mit dem Beinamen Bacchiacca, alſo vermuthlich ein Verwandter des S. 48 zuerſt erwähnten Francesco d' Ubertino Verdi.

Aus einem ungewiſſen und elenden Pedanten — Dieſe Stelle iſt augenſcheinlich verdorben: der Text bietet die Epitheta „ignorantissimo“ und „fracidon“ = fracido (verkommen, verdorben), ſodaß Goethe ohne Zweifel ſchon für die Worten „unwiſſenden“ geſchrieben hat.

ter meines Lehrburschen auf, der Cencio hieß, ein Weib, der man den Namen die Gambetta gegeben hatte. Nun machte der pedantische Schelm mit der höllischen Spitzbübin einen Anschlag, um mich in Gottes Namen fortzutreiben. Sie hatten auch einen Bargell auf ihre Seite gebracht, der ein gewisser Bologneser war und den der Herzog nachher wegen ähnlicher Streiche wegjagte. Als nun die Gambetta den Auftrag von dem schelmischen pedantischen Narren, dem Hausbofmeister, erhalten hatte, kam sie eine Sonnabendnacht mit ihrem Sohn zu mir und sagte, sie habe das Kind um meines Wohles willen einige Tage eingeschlossen. Darauf antwortete ich ihr, um meinetwillen solle sie ihn geben lassen, wohin er wolle. Ich lachte sie aus und fragte, warum sie ihn eingeschlossen habe. Sie antwortete, weil er mit mir gesündigt habe, so sei ein Befehl ergangen, uns Beide einzuziehen. Darauf sagte ich bald erzürnt: „Wie habe ich gesündigt? Fragt den Knaben selbst!“ Sie fragte darauf den Sohn, ob es nicht wahr sei. Der Knabe weinte und sagte „Nein!“ Darauf schüttelte die Mutter den Kopf und sagte zum Sohne: „Du Schelm, ich weiß wol nicht, wie das zugeht!“ Dann wendete sie sich zu mir und sagte, ich solle ihn im Hause behalten, denn der Bargell suche ihn und werde ihn überall wegnehmen, nur nicht aus meinem Hause. Darauf sagte ich: „Ich habe bei mir eine verwittwete Schwester mit sechs frommen Töchtern, und ich will Niemand bei mir haben.“ Darauf sagte sie, der Hausbofmeister habe dem Bargell die Kommission gegeben, man solle suchen, mich auf alle Weise gefangen zu nehmen; da ich aber den Sohn nicht im Hause behalten wolle, so sollte ich ihr hundert Scudi geben und weiter keine Sorge haben, denn der Hausbofmeister sei ihr größter Freund, und sie werde mit ihm machen, was sie wolle, wenn ich ihr das verlangte Geld gäbe. Ich war indessen ganz wüthend geworden und rief: „Weg von hier, nichtswürdige Hure! Thät' ich es nicht aus Achtung gegen die Welt und wegen der Unschuld eines unglücklichen Kindes, so hätte ich Dich schon mit diesem Dolche ermordet, nach dem ich zwei-, dreimal gegriffen habe.“ Mit diesen Worten und mit viel schlimmen Stößen warf ich sie und das Kind zum Hause hinaus.

Viertes Kapitel.

Der Autor, verdrießlich über das Betragen der herzoglichen Diener, begiebt sich nach Venedig, wo ihn Tizian, Sansovino und andere geschickte Künstler sehr gut behandeln. — Nach einem kurzen Aufenthalt kehrt er nach Florenz zurück und führt in seiner Arbeit fort. — Den Perseus kann er nicht zum Besten fördern, weil es ihm an Hilfsmitteln fehlt. Er beklagt sich deßhalb gegen den Herzog. — Die Herzogin beschäftigt ihn als Juwelier und wünscht, daß er seine ganze Zeit auf diese Arbeit verwende; aber aus Verlangen, sich in einem höhern Felde zu zeigen, greift er seinen Perseus wieder an.

Da ich aber nachher bei mir die Verruchtheit und Gewalt des verwünschten Pedanten betrachtete, überlegte ich, daß es besser sei, dieser Teufelei ein Wenig aus dem Wege zu gehen, und nachdem ich Morgens zu guter Zeit meiner Schwester Juwelen und andere Dinge für ungefähr zweitausend Scudi aufzuheben gegeben hatte, stieg ich zu Pferde und machte mich auf den Weg nach Venedig und nahm meinen Bernardin von Mugello mit. Als ich nach Ferrara kam, schrieb ich Seiner Excellenz dem Herzog, so wie ich ohne Urlaub weggegangen sei, so wollte ich auch ohne Befehl wiederkommen. Als ich nach Venedig kam und betrachtete, auf wie verschiedene Weise mein grausames Schicksal mich verfolgte, tröstete ich mich, da ich mich so munter und frisch befand, und nahm mir vor, mit ihm auf meine gewöhnliche Weise zu scharmuziren. Indessen ich so an meine Umstände dachte, vertrieb ich mir die Zeit in dieser schönen und reichen Stadt. Ich besuchte den wundersamen Tizian, den Maler, und Meister Jakob del Sansovino, einen trefflichen Bildhauer und Baumeister, einen unserer Florentiner, den die Venezianischen Obern sehr reichlich unterhielten. Wir hatten uns in Florenz in unserer Jugend genau gekannt. Diese beiden trefflichen Männer erzeigten mir viel Liebkosungen. Den

---

Machte mich auf den Weg nach Venedig — im Anfange des Jahrs 1546.

Scharmuziren — „schermigliare".

Den wundersamen Tizian — Er war damals schon hoch bejahrt, überlebte aber Cellini noch, da er erst 1576 im 99sten Jahre starb.

Meister Jakob del Sansovino — Man vergl. S. 134 und 138 ff.

andern Tag begegnete ich Herrn Lorenz Medicis, der mich sogleich bei der Hand nahm und mir aufs Freundlichste zusprach; denn wir hatten uns in Florenz gekannt, als ich die Münzen des Herzogs Alexander verfertigte, und nachher in Paris, als ich im Dienste des Königs war. Damals wohnte er im Haus des Herrn Julian Buonaccorsi, und weil er ohne seine größte Gefahr sich nicht überall durfte sehen lassen, brachte er die meiste Zeit in meinem Schlößchen zu und sah mich an jenen großen Werken arbeiten. Wegen dieser alten Bekanntschaft nahm er mich bei der Hand und führte mich in sein Haus, wo ich den Herrn Prior Strozzi fand, den Bruder des Herrn Peter. Sie freuten sich und fragten, wie lange ich in Venedig bleiben wolle. Denn sie dachten, es sei meine Absicht, nach Frankreich zurückzukehren. Da erzählte ich ihnen die Ursache, warum ich aus Florenz gegangen sei und daß ich in zwei, drei Tagen wieder zurückgehe, meinem Großherzog zu dienen. Auf diese Worte wendeten sich Beide mit so viel Ernst und Strenge zu mir, daß ich mich wirklich äußerst fürchtete, und sagten: „Du thätest besser, nach Frankreich zu gehen, wo Du reich und bekannt bist; was Du da gewonnen hast, wirst Du Alles in Florenz verlieren und daselbst nur Verdruß haben."

Ich antwortete nichts auf ihre Reden und verreiste den andern Tag, so geheim als ich konnte, und nahm den Weg nach Florenz.

Indessen legten sich die Teufeleien meiner Feinde; denn ich hatte an meinen Großherzog die ganze Ursache geschrieben, die mich von Florenz entfernt hatte. So ernst und klug er war, durfte ich ihn doch ohne Zeremonien besuchen. Nach einer kurzen

---

Lorenz Medicis — der Mörder des Herzogs Alessandro, der damals, nachdem er schon vorher in Frankreich gewesen war, als Flüchtling in Venedig lebte und sich wegen des hohen Preises, der von Cosimo I. auf seine Ermordung gesetzt war, sehr zurückgezogen hielt. Später ging er nach der Türkei, dann wieder nach Frankreich, wurde aber doch 1547, als er wieder nach Venedig zurückgekommen war, auf Cosimo's Veranlassung ermordet. (Nach Leo, V. 443, Note.)

Herrn Prior Strozzi — Leone Strozzi, cavaliere di Gerusalemme und Prior von Capua. (S.) — Der geistliche Ritterorden vom heiligen Grabe zu Jerusalem, dem er angehörte, war 1446 von Papst Alexander VI. zum Zwecke der Beförderung der Wallfahrten dorthin gestiftet worden.

Meinem Großherzog — in Goethe's Text: „il mio Granduca", bei Bianchi: „il mio gran duca". Es ist also entweder ein Anachronismus Cellini's, da Cosimo erst 1569 (27. August) Großherzog wurde, oder „gran" soll die wirkliche Größe des letzteren ausdrücken. Wegen der Wiederholung des Ausdrucks (S. 3 u. u.) ist das letztere wahrscheinlich.

ernsthaften Stille redete er mich freundlich an und fragte, wo ich gewesen sei. Ich antwortete, mein Herz sei nicht einen Finger breit von Seiner Excellenz entfernt gewesen, ob mich gleich die Umstände genöthigt hätten, den Körper ein Wenig spazieren zu lassen. Darauf ward er noch freundlicher, fragte nach Venedig, und so diskurirten wir ein Wenig. Endlich sagte er zu mir, ich solle fleißig sein und ihm seinen Perseus endigen.

So ging ich nach Hause, fröhlich und munter, erfreute meine Familie, meine Schwester nämlich mit ihren sechs Töchtern, nahm meine Werke wieder vor und arbeitete daran mit aller Sorgfalt. Das Erste, was ich in Erz goß, war das große Bildniß Seiner Excellenz, das ich in dem Zimmer der Goldschmiede bossirt hatte, da ich nicht wohl war. Dieses Werk gefiel; ich hatte es aber eigentlich nur unternommen, um die Erden zu versuchen, welche zu den Formen geschickt seien; denn ich bemerkte wol, daß Donatello, der bei seinen Arbeiten in Erz sich auch der Florentinischen Erden bedient hatte, dabei sehr große Schwierigkeiten fand; und da ich dachte, daß die Schuld an der Erde liege, so wollte ich, ehe ich den Guß meines Perseus unternahm, keinen Fleiß sparen, um die beste Erde zu finden, welche der wundersame Donatell nicht mußte gekannt haben, weil ich eine große Mühseligkeit an seinen Werken bemerkte. So setzte ich nun zuletzt auf künstliche Weise die Erde zusammen, die mir aufs Beste diente, und der Guß des Kopfes gerieth mir; weil ich aber meinen Ofen noch nicht fertig hatte, bediente ich mich der Werkstatt des Meister Zanobi von Pagno, des Glockengießers; und da ich sah, daß der Kopf sehr rein ausgefallen war, erbaute ich sogleich einen kleinen Ofen in der Werkstatt, die auf Befehl des Herzogs nach meiner Angabe und Zeichnung in dem Hause, das er mir geschenkt hatte, errichtet worden war, und sobald mein Ofen mit aller möglichen Sorgfalt sich in Ordnung befand, machte ich Anstalt, die Statue der Medusa zu gießen, die Figur nämlich des verdrehten Weibchens, das sich unter den Füßen des Perseus befindet. Da dieses nun ein sehr schweres Unternehmen war, so unterließ ich nichts von Allem dem, was mir durch Erfahrung bekannt worden war, damit mir nicht etwa ein Irrthum begegnen möchte. Und so gerieth mir der erste Guß aus meinem Ofen auf das Allerbeste; er war so rein, daß meine Freunde glaubten, ich brauchte ihn weiter nicht auszuputzen. Sie verstanden es aber so wenig als gewisse Deutsche und Franzosen,

Donatello — s. die zweite Note zu S. 320.

die sich der schönsten Geheimnisse rühmen und behaupten, dergestalt in Erz gießen zu können, daß man nachher nicht nöthig habe, es auszuputzen. Das ist aber ein närrisches Vorgeben; denn jedes Erz, wenn es gegossen ist, muß mit Hammer und Grabstichel nachgearbeitet werden, wie es die wundersamen Alten gethan hatten und auch die Neuen — ich meine diejenigen, welche in Erz zu arbeiten verstanden. Dieser Guß gefiel Seiner Excellenz gar sehr, als Sie in mein Haus kamen, ihn zu sehen, wobei Sie mir großen Muth einsprachen, meine Sachen gut zu machen. Aber doch vermochte der rasende Neid des Bandinello zu viel, der immer Seiner Excellenz in den Ohren lag und Ihr zu verstehen gab, daß wenn ich auch dergleichen Statuen gösse, so sei ich doch nie im Stande, sie zusammenzusetzen; denn ich sei neu in der Kunst, und Seine Excellenz solle Sich sehr in Acht nehmen, Ihr Geld nicht wegzuwerfen.

Diese Worte vermochten so viel auf das ruhmvolle Gehör, daß mir die Bezahlung für meine Arbeiter verkürzt wurde, so daß ich genöthigt war, mich gegen Seine Excellenz eines Morgens lebhaft darüber zu erklären. Ich wartete auf ihn in der Straße der Serviten und redete ihn folgendergestalt an: „Gnädiger Herr, ich erhalte das Nothdürftige nicht mehr und besorge daher, Eure Excellenz mißtraue mir; deswegen sage ich von Neuem, ich halte mich für fähig, das Werk dreimal besser zu machen, als das Modell war, so wie ich versprochen habe." Als ich bemerkte, daß diese Worte nichts fruchteten, weil ich keine Antwort erhielt, so ärgerte ich mich dergestalt und fühlte eine unerträgliche Leidenschaft, so daß ich den Herzog aufs Neue anging und sagte: „Gnädiger Herr, diese Stadt war auf alle Weise die Schule der Talente; wenn aber Einer einmal bekannt ist und etwas gelernt hat, so thut er wohl, um den Ruhm seiner Stadt und seines Fürsten zu vermehren, wenn er auswärts arbeitet. Eurer Excellenz ist bekannt, was Donatello und Leonardo da Vinci waren, und was jetzt der wundersame Michelagnolo Buonarotti ist; diese vermehren auswärts durch ihre Talente den Ruhm von Eurer Excellenz. Und so hoffe ich auch meinen Theil dazu zu thun und bitte deswegen, mich gehen zu lassen; aber ich bitte Euch sehr, den Bandinello festzuhalten und ihm immer mehr zu geben, als er verlangt; denn wenn er auswärts geht, so wird seine Anmaßung und Unwissenheit dieser edlen Schule auf alle Weise Schande machen. Und so gebt mir Urlaub! Denn ich

Auf das ruhmvolle Gehör — wörtlich: „in quel glorioso orecchi".

nach subjektivem Ermessen und ohne überzeugende Beweisführung den reichen Kranz Goethe'scher Dichtungen noch um einige Blätter vermehren zu wollen.

Ein Fall indessen, der der Vollständigkeit wegen erwähnt werden muß, ist nichts als eine Mystifikation des Publikums. In der Schrift von Freimund Pfeiffer, „Goethe's Friederike" 1841, deren Anhang das sogenannte „Sesenheimer Liederbuch" bildet, sind, wie zum Theil bald nach dem Erscheinen desselben nachgewiesen wurde, neun Gedichte, unter ihnen ein französisches, Goethe geradezu untergeschoben.

Wir machen demnach jetzt noch diejenigen Gedichte namhaft, welche von dieser oder jener Seite für Goethe in Anspruch genommen, von uns aber entschieden für unächt gehalten werden.

1) Freundin aus der Wolke, „Wo, Du Reuter, Meinst Du hin?" Dies Gedicht von Lenz fand in Jacobi's Iris (IV, 1, 72., October 1775) irrthümlich mit Goethe's Chiffer (Ꝑ), ein Fehler, der im Druckfehlerverzeichniß sogleich beseitigt wurde. Gleichwol hatte Bergk (S. 5 u. 39 ff.) das Gedicht wiederum Goethe zugeschrieben. Die Autorschaft von Lenz unterliegt jedoch keinem Bedenken, wie auch Düntzer, v. Maltzahn, Gruppe u. A. anerkennen.

2) Denkmal der Freundschaft. Auf eine Gegend bei Straßburg). „Ihr stummen Bäume, meine Zeugen." Bei diesem gleichfalls von Bergk (S. 4 u. 39 ff.) irrthümlich Goethe vindizirten Gedichte kann der Verfasser um so weniger zweifelhaft sein, als es im ersten Druck (Iris IV, 2, 147, August 1775) unterschrieben ist „L(enz) an G(oethe)". — L.

3) Elegie, „Langsam ziehen Wolken Wolken nach". Auch dies in der Iris V, 3, S. 249, März 1776 abgedruckte Gedicht*) hat Bergk (S. 5 u. 54 ff.)

*) Langsam ziehen Wolken Wolken nach;
Langsam rinnt der Bach
Unter hingebognen dunkeln Büschen;
Kleine Winde säuseln schwach
In das Laub; ein Vogel singt dazwischen
Ein verwaistes Lied;
Eine Blume steht
Ohne Schwestern sich im stillen Bach.
Jedes Lüftchen, ach,
Zitternd in den grünen Zinnkarnissen,
Säuselt meinen Kummer wach.
O, so weit von ihren Küssen,
Hier am Bach!
Der verwaiste Vogel singt mir Armen,
Und die Blume nicht Erbarmen
Dem Verlassnen, dem Verlassnen, ach!
Liebe, komm in diesem Wintreswehen,
Faß' ihr Bild am Ufer gehen,
Ihren Schatten laß mich schimmern sehen,
Auf dem Grase finden ihre Spur,
Zur Besänftigung des langen Leides
Hören ihren Fußtritt nur
Oder nur das Rauschen ihres Kleides!

verlange nichts Anders für meine bisherigen Bemühungen als die Gnade von Eurer Excellenz."

Da der Herzog mich also entschieden sah, kehrte er sich halb zornig um und sagte: „Benvenuto, wenn Du Lust hast, das Werk zu vollenden, soll Dir nichts abgehen." Darauf antwortete ich, daß ich kein anderes Verlangen habe, als den Neidern zu zeigen, daß ich im Stande sei, das versprochene Werk zu vollenden. Da ich nun auf diese Weise von Seiner Excellenz wegging, erhielt ich eine geringe Beihilfe, so daß ich genöthigt war, in meinen eigenen Beutel zu greifen, wenn das Werk mehr als Schritt gehen sollte.

Ich ging noch immer des Abends in die Garderobe Seiner Excellenz, wo Dominicus und Johann Paul Poggini fortfuhren, an dem goldenen Gefäß für die Herzogin und einem goldenen Gürtel zu arbeiten; auch hatte Seine Excellenz das Modell eines Gehänges machen lassen, worin obgedachter großer Diamant gefaßt werden sollte. Und ob ich gleich vermied, so etwas zu unternehmen, so hielt mich doch der Herzog mit so vieler Anmuth alle Abend bis vier Uhr in der Nacht an der Arbeit und verlangte von mir auf die gefälligste Weise, daß ich sie bei Tage fortsetzen solle. Ich konnte mich aber unmöglich dazu verstehen, ob ich gleich voraussah, daß der Herzog mit mir darüber zürnen würde. Denn eines Abends unter andern, da ich etwas später als gewöhnlich hereintrat, sagte er zu mir: „Du bist unwillkommen (Malvenuto)!" Darauf antwortete ich: „Gnädiger Herr, das ist mein Name nicht, denn ich heiße Benvenuto; aber ich denke, Eure Excellenz scherzt nur, und ich will also weiter nichts sagen." Darauf sagte der Herzog, er scherze nicht, es sei sein völliger Ernst, ich sollte mich nur in meinen Handlungen in Acht nehmen; denn er höre, daß ich im Vertrauen auf seine Gunst Dieses und Jenes thue, was sich nicht gehöre. Darauf bat ich ihn, er möge mir Jemand anzeigen, dem ich Unrecht gethan hätte. Da ward er zornig und sagte: „Gieb erst wieder, was Du von Bernardone borgtest! Da hast Du Eins." Darauf versetzte ich: „Gnädiger Herr, ich danke Euch und bitte, daß Ihr mich nur vier Worte anhören wollt; es ist wahr, daß er mir eine alte Waage geborgt hat, zwei Ambosse und drei kleine Hämmer, und es sind schon funfzehn Jahre, daß ich seinem Georg von Cortona sagte, er möge nach diesem Geräthe schicken. Da kam gedachter Georg selbst, sie abzuholen, und wenn Eure Excellenz jemals erfährt, daß ich von meiner Geburt an von irgend einer Person auf diese Weise etwas besitze, in Rom oder in Florenz, es sei von Denen,

die es Ihnen selbst hinterbringen oder von Andern, so strafen Sie mich nach dem Koblenmaaße!"

Als der Herzog mich in dieser heftigen Leidenschaft sah, wendete er sich auf eine gelinde und liebevolle Weise zu mir und sagte: „Wer nichts verschuldet hat, dem ist es nicht gesagt. Verhält es sich, wie Du versicherst, so werde ich Dich immer gerne sehen wie vorher." Darauf versetzte ich: „Die Schelmstreiche des Bernardone zwingen mich, Eure Excellenz zu fragen und zu bitten, daß Sie mir sagen, wie viel Sie auf den großen Diamant mit der abgeschliffenen Spitze verwendet haben; denn ich hoffe, die Ursache zu zeigen, warum dieser böse Mensch mich in Ungnade zu bringen sucht." Darauf antwortete der Herzog: „Der Diamant kostet mich fünfundzwanzigtausend Scudi; warum fragst Du darnach?" Darauf antwortete ich, indem ich ihm Tag und Stunde bezeichnete: „Weil mir Antonio Landi gesagt, wenn ich suchen wollte, diesen Handel mit Eurer Excellenz zu machen, so wolle er ihn für sechzehntausend Scudi geben. Das war nur sein erstes Gebot, und Eure Excellenz weiß nun, was Sie gezahlt hat. Und daß mein Angeben wahr sei, fragen Sie den Domenico Poggini und seinen Bruder, die hier gegenwärtig sind, ob ich es damals nicht gleich gesagt habe. Nachher habe ich aber nicht weiter davon geredet, weil Eure Excellenz sagten, daß ich es nicht verstehe, und ich wohl sah, daß Sie Ihren Stein bei Ruhm erhalten wollten. Allein wisset, gnädiger Herr, ich verstehe mich sehr wohl darauf, und gegenwärtig handle ich als ein ehrlicher Mann, so gut als Einer auf die Welt gekommen ist, und ich werde Euch niemals acht- bis zehntausend Scudi stehlen, vielmehr werde ich sie mit meiner Arbeit zu erwerben suchen. Ich befinde mich hier, Eurer Excellenz als Bildhauer, Goldschmied und Münzmeister zu dienen, nicht aber Ihnen die Handlungen Anderer zu hinterbringen; und daß ich dieses jetzt sage, geschieht zu meiner Vertheidigung; ich habe weiter nichts dabei, und ich sage es in Gegenwart so vieler wackren Leute, die hier sind, damit Eure Excellenz dem Bernardone nicht mehr glauben, was er sagt."

Sogleich stund der Herzog entrüstet auf und schickte nach Bernardone, der mit Antonio Landi genöthigt wurde, bis Venedig zu reisen. Antonio behauptete, er habe nicht von diesem Diamant gesprochen. Als sie von Venedig zurückkamen, ging ich zum Herzog und sagte: „Gnädiger Herr, was ich gesagt habe, ist wahr, und was Bernardone wegen der Geräthschaften sagt, ist nicht wahr; wenn er es beweist, will ich ins Gefängniß gehen." Darauf wendete sich der Herzog zu mir und sagte: „Benvenuto, bleibe

ein rechtschaffner Mann und sei übrigens ruhig!" So verrauchte die Sache, und es ward niemals mehr davon gesprochen. Ich hielt mich indessen zu der Fassung des Edelsteins, und als ich das Kleinod der Herzogin geendigt brachte, sagte sie mir selbst, sie schätze meine Arbeit so hoch als den Diamant, den ihr der Bernadaccio verkauft habe. Sie wollte auch, daß ich ihr die Juwele selbst an die Brust stecken sollte, und gab mir dazu eine große Stecknadel; darauf befestigte ich den Edelstein und ging unter vielen Gnadenbezeugungen, die sie mir erwies, hinweg. Nachher hörte ich aber, daß sie ihn wieder habe umfassen lassen durch einen Deutschen oder einen andern Fremden; denn Bernardone behauptete, der Diamant würde sich nur besser ausnehmen, wenn er einfacher gefaßt wäre.

Die beiden Brüder Poggini arbeiteten, wie ich schon gesagt habe, in der Garderobe des Herzogs immer fort und verfertigten nach meinen Zeichnungen gewisse goldne Gefäße mit halberhobenen Figuren, auch andere Dinge von großer Bedeutung. Da sagte ich bei Gelegenheit zu dem Herzog: „Wenn Eure Excellenz mir einige Arbeiter bezahlten, so wollte ich die Stempel zu Ihren gewöhnlichen Münzen und Medaillen mit Ihrem Bildnisse machen und mit den Alten wetteifern, ja vielleicht sie übertreffen; denn seitdem ich die Medaillen Papst Klemens des Siebenten gemacht, habe ich so viel gelernt, daß ich mir wol etwas Besseres zu liefern getraue. So sollten sie auch besser werden als die Münzen, die ich für den Herzog Alexander gearbeitet habe, die man noch für schön halte; auch wollte ich Seiner Excellenz große Gefäße von Gold und Silber machen wie dem wundersamen König Franz von Frankreich, den ich so gut bedient habe, weil er mir die große Bequemlichkeit vieler Arbeiter verschaffte, so daß ich indessen meine Zeit auf Kolossen oder andere Statuen verwenden konnte." Darauf sagte der Herzog: „Thue nur, und ich werde sehen." Er gab mir aber weder Bequemlichkeit noch irgend eine Beihilfe.

Eines Tages ließ er mir einige Pfund Silber zustellen und sagte: „Das ist Silber aus meinem Bergwerk; mache mir ein schönes Gefäß!" Weil ich aber meinen Perseus nicht zurücklassen wollte und doch großes Verlangen hatte, ihm zu dienen, gab ich das Metall mit einigen meiner Modelle und Zeichnungen einem Schelm, der Peter Martini, der Goldschmied, hieß, der die

Silber aus meinem Bergwerk — Cosimo I. ließ ohne besondere Resultate Silberbergwerke in Campiglia und Pietrasanta bearbeiten. (D.)

Arbeit ungeschickt anfing und sie nicht einmal förderte, so daß ich mehr Zeit verlor, als wenn ich sie eigenhändig gemacht hätte. Er zog mich einige Monate herum, und als ich sah, daß er weder selbst noch durch Andere die Arbeit zu Stande brachte, verlangte ich sie zurück, und ich hatte große Mühe, einen übelangefangenen Körper des Gefäßes und das übrige Silber wieder zu erhalten. Der Herzog, der etwas von diesem Handel vernahm, schickte nach den Gefäßen und Modellen und sagte niemals weder wie und warum. So hatte ich auch nach meinen Zeichnungen verschiedene Personen in Venedig und an andern Orten arbeiten lassen und ward immer schlecht bedient.

Die Herzogin sagte mir oft, ich sollte Goldschmiedarbeiten für sie verfertigen. Darauf versetzte ich öfters, die Welt und ganz Italien wisse wol, daß ich ein guter Goldschmied sei, aber Italien habe keine Bildhauerarbeit von meiner Hand gesehen, und einige rasende Bildhauer verspotteten mich und nannten mich den „neuen Bildhauer"; denen hoffte ich zu zeigen, daß ich kein Neuling sei, wenn mir nur Gott die Gnade gäbe, meinen Perseus auf dem ehrenvollen Platz Seiner Excellenz geendigt aufzustellen. So ging ich nach Hause, arbeitete Tag und Nacht und ließ mich nicht im Palast sehen; doch um mich bei der Herzogin in gutem Andenken zu erhalten, ließ ich ihr einige kleine silberne Gefäße machen, groß wie ein Zweipfennigtöpfchen, mit schönen Masken auf die reichste antike Weise. Als ich die Gefäße brachte, empfing sie mich auf das Freundlichste und bezahlte mir das Gold und Silber, das ich darauf verwendet hatte; ich empfahl mich ihr und bat sie, sie möchte dem Herzog sagen, daß ich zu einem so großen Werke zu wenig Beihilfe hätte und daß er doch der bösen Zunge des Bandinell's nicht glauben solle, die mich verhindere, meinen Perseus zu vollenden. Zu diesen meinen kläglichen Worten zuckte sie die Achsel und sagte: „Fürwahr, der Herzog sollte nur zuletzt einsehen, daß sein Bandinello nichts taugt."

Einige kleine silberne Gefäße — Von diesen Arbeiten ist nichts mehr erhalten. (Br.)

Fünftes Kapitel.

Die Eiferſucht des Bandinelli legt unſerm Verfaſſer unzählige Schwierigkeiten in den Weg, wodurch der Fortgang ſeines Werks durchaus gehindert wird. — In einem Anfall von Verzweiflung geht er nach Fieſole, einen natürlichen Sohn zu beſuchen, und trifft auf ſeinem Rückweg mit Bandinelli zuſammen. — Erſt beſchließt er, ihn zu ermorden; doch, da er ſein feiges Betragen erblickt, verändert er den Sinn, fühlt ſich wieder ruhig und hält ſich an ſein Werk. — Unterhaltung zwiſchen ihm und dem Herzog über eine antike Statue, die der Autor zum Ganymed reſtaurirt. — Nachricht von einigen Marmorſtatuen Cellini's, als einem Apoll, Hyazinth und Narziß. — Durch einen Zufall verliert er faſt ſein Auge. — Art ſeiner Geneſung.

So hielt ich mich zu Hauſe, zeigte mich ſelten im Palaſt und arbeitete mit großer Sorgfalt, mein Werk zu vollenden. Leider mußte ich dabei die Arbeiter aus meinem Beutel bezahlen; denn der Herzog hatte mir durch Lattanzio Gorini etwa achtzehn Monate lang gewiſſe Arbeiter gut gethan; nun währte es ihm zu lange, und er nahm den Auftrag zurück. Hierüber befragte ich den Lattanzio, warum er mich nicht bezahle. Er antwortete mir mit ſeinem Rückenſtimmchen, indem er ſeine Spinnenfinger bewegte: „Warum endigſt Du nicht das Werk? Man glaubt, daß Du nie damit fertig werden wirſt.“ Ich ſagte darauf erzürnt: „Hol' Euch der Henker und Alle, die glauben, daß ich es nicht vollenden könne!“ So ging ich verzweiflungsvoll wieder nach Hauſe zu meinem unglücklichen Perſeus und nicht ohne Thränen; denn ich erinnerte mich des glücklichen Zuſtandes, den ich in Paris im Dienſte des verwundernswürdigen Königs verlaſſen hatte, der mich in Allem unterſtützte; und hier fehlte mir Alles.

Oft war ich im Begriff, mich auf den Weg der Verzweiflung zu werfen. Einmal unter andern ſtieg ich auf ein ſchönes Pferd, nahm hundert Scudi zu mir und ritt nach Fieſole, meinen natürlichen Sohn zu beſuchen, den ich bei einer Gevatterin, der Frau eines meiner Geſellen, in der Koſt hatte. Ich fand das Kind wohlauf und küßte es in meinem Verdruſſe. Da ich weg wollte, ließ er mich nicht fort, hielt mich feſt mit den Händen unter einem wüthenden Weinen und Geſchrei, das in dem Alter von ungefähr zwei Jahren eine äußerſt verwunderſame Sache war.

Meinen natürlichen Sohn — Ueber deſſen Mutter fehlen alle weiteren Nachrichten.

Da ich mir aber vorgenommen hatte, den Bandinell, der alle Abend auf ein Gut über Sankt Domenico zu gehen pflegte, wenn ich ihn fänd', verzweiflungsvoll auf den Boden zu ſtrecken, riß ich mich von meinem Knaben los und ließ ihn in ſeinen heftigen Thränen. So kam ich nach Florenz zurück, und als ich auf den Platz von Sankt Domenico gelangte, kam Bandinello eben an der andern Seite herein, und ich, ſogleich entſchloſſen, das blutige Werk zu vollbringen, eilte auf ihn los. Als ich aber die Augen aufhob, ſah ich ihn ohne Waffen auf einem Maulthier wie einen Eſel ſitzen; er hatte einen Knaben von zehn Jahren bei ſich. Sobald er mich ſah, ward er leichenblaß und zitterte vom Kopf bis zu den Füßen. Da ich nun dieſen niederträchtigen Zuſtand erblickte, ſagte ich: „Fürchte nichts, feige Memme! Du biſt meiner Stiche nicht werth!“ Er ſah mich mit niedergeſchlagenen Augen an und ſagte nichts. Da faßte ich mich wieder und dankte Gott, daß er mich durch ſeine Kraft verhindert hatte, eine ſolche Unordnung anzurichten, und fühlte mich befreit von der teufliſchen Raſerei. Ich faßte Muth und ſagte zu mir ſelber: „Wenn mir Gott ſo viel Gnade erzeigt, daß ich mein Werk vollende, ſo hoffe ich damit alle meine Feinde zu ermorden, und meine Rache wird größer und herrlicher ſein, als wenn ich ſie an einem Einzigen ausgelaſſen hätte.“ Und mit dieſem guten Entſchluß kehrte ich ein Wenig munterer nach Hauſe.

Nach Verlauf von drei Tagen vernahm ich, daß meine Gevatterin mir meinen einzigen Sohn erſtickt hatte, worüber ich ſolche Schmerzen fühlte, daß ich niemals einen größern empfunden habe. Deſſenungeachtet kniete ich nieder und nach meiner Gewohnheit nicht ohne Thränen dankte ich Gott und ſagte: „Gott und Herr, Du gabſt mir ihn und haſt mir ihn nun genommen; für Alles danke ich Dir von Herzen.“ Und obſchon der große Schmerz mich faſt ganz aus der Faſſung gebracht hatte, ſo machte ich doch aus der Noth eine Tugend und ſchickte mich ſo gut als möglich in dieſen Unfall.

Um dieſe Zeit hatte ein junger Arbeiter den Bandinell verlaſſen; er hieß Franziskus, Sohn Matthäus', des Schmiedes; dieſer Jüngling ließ mich fragen, ob ich ihn wollte zu arbeiten geben. Ich war es zufrieden und ſtellte ihn an, die Figur der Meduſe auszuputzen, die ſchon gegoſſen war. Nach vierzehn Tagen ſagte mir dieſer junge Menſch, er habe mit ſeinem vorigen Meiſter

---

Machte ich doch aus der Noth eine Tugend — wörtlich: „far della necessita virtù“.

gesprochen, der mich fragen ließe, ob ich eine Figur von Marmor machen möchte; er wolle mir ein schönes Stück Stein dazu geben. Darauf versetzte ich: „Sag ihm, daß ich es annehme, und es könnte ein böser Stein für ihn werden; denn er reizt mich immer und erinnert sich nicht der großen Gefahr, der er auf dem Platze Sankt Domenico entronnen ist. Nun sag' ich ihm, daß ich den Stein auf alle Weise verlange. Ich rede niemals von dieser Bestie, und er kann mich nicht ungebudelt lassen. Fürwahr, ich glaube, er hat Dich abgeschickt, bei mir zu arbeiten, um nur meine Handlungen auszuspähen; nun gehe und sag ihm, ich werde den Marmor auch wider seinen Willen abfordern, und Du magst wieder bei ihm arbeiten."

Ich hatte mich viele Tage nicht im Palaste sehen lassen. Einst kam mir die Grille wieder, und ich ging hin. Der Herzog hatte beinah abgespeist, und wie ich hörte, so hatte Seine Excellenz des Morgens viel Gutes von mir gesprochen, besonders hatte er mich sehr über das Fassen der Steine gelobt. Als mich nun die Herzogin erblickte, ließ sie mich durch Herrn Sforza rufen, und da ich mich ihr näherte, ersuchte sie mich, ihr eine kleine Rosette in einen Ring zu passen, und setzte hinzu, daß sie ihn immer am Finger tragen wolle. Sie gab mir das Maaß und den Diamant, der ungefähr hundert Scudi werth war, und bat mich, ich solle die Arbeit bald vollenden. Sogleich fing der Herzog an mit der Herzogin zu sprechen, und sagte: „Gewiß war Benvenuto in dieser Kunst ohne Gleichen; jetzt, da er sie aber bei Seite gelegt hat, wird ihm ein Ring, wie Ihr ihn verlangt, zu viel Mühe machen; deswegen bitte ich Euch, quält ihn nicht mit dieser Kleinigkeit, die ihm, weil er nicht in Uebung ist, zu große Arbeit verursachen würde." Darauf dankte ich dem Herzog und bat ihn, daß er mir diesen kleinen Dienst für seine Gemahlin erlauben solle. Alsbald legte ich Hand an, und in wenig Tagen war der Ring fertig; er paßte an den kleinen Finger und bestand aus vier runden Kindern und vier Masken. Dazu fügte ich noch einige Früchte nebst Bändchen von Schmelz, so daß der Edelstein und die Fassung sich sehr gut ausnahmen. Sogleich trug ich ihn zur Herzogin, die mir mit gütigen Worten sagte, ich habe ihr eine sehr schöne Arbeit gemacht und sie werde an mich denken. Sie schickte gedachten Ring dem König Philipp zum Geschenk und

---

Sforza — Diesen, Sforza Almeni mit vollständigem Namen, tödtete Cosimo I. mit eigener Hand am 22. Mai 1564. (B.)

König Philipp — Philipp II. von Spanien.

befahl mir nachher immer etwas Anders und zwar ſo liebevoll, daß ich mich immer anſtrengte, ihr zu dienen, wenn mir gleich auch nur wenig Geld zu Geſichte kam. Und Gott weiß, daß ich es brauchte; denn ich wünſchte nichts eifriger, als meinen Perſeus zu endigen.

Es hatten ſich gewiſſe Geſellen gefunden, die mir halfen, die ich aber von dem Meinigen bezahlen mußte, und ich fing von Neuem an, mich mehr im Palaſt ſehen zu laſſen als vorher. Eines Sonntags unter andern ging ich nach der Tafel hin, und als ich in den Saal der Uhr kam, ſah ich die Garderobenthür offen, und als ich mich ſehen ließ, rief der Herzog und ſagte mir auf eine ſehr freundliche Weiſe: „Du biſt willkommen! Siehe, dieſes Käſtchen hat mir Herr Stephan von Paläſtrina zum Geſchenke geſchickt; eröffne es und laß uns ſehen, was es enthält!“ Als ich das Käſtchen ſogleich eröffnet hatte, ſagte ich zum Herzog: „Gnädiger Herr, das iſt eine Figur von griechiſchem Marmor, die Geſtalt eines Kindes, wunderſam gearbeitet; ich erinnere mich nicht, unter den Alterthümern ein ſo ſchönes Werk und von ſo vollkommener Manier geſehen zu haben; deswegen biete ich mich an, zu dieſer verſtümmelten Figur den Kopf, die Arme und die Füße zu machen, und ich will einen Adler dazu verfertigen, damit man das Bild einen Ganymed nennen kann. Zwar ſchickt ſich nicht für mich, Statuen auszuflicken; denn das iſt das Handwerk gemiſſer Pfuſcher, die ihre Sache ſchlecht genug machen; indeſſen fordert mich die Vortrefflichkeit dieſes Meiſters zu ſolcher Arbeit auf.“ Der Herzog war ſehr vergnügt, daß die Statue ſo ſchön ſei, fragte mich viel darüber und ſagte: „Mein Benvenuto, erkläre mir genau, worin denn die große Vortrefflichkeit dieſes Meiſters beſtehe, worüber Du Dich ſo ſehr verwunderſt!“ Darauf zeigte ich Seiner Excellenz, ſo gut ich nur konnte und wußte, alle Schönheiten und ſuchte ihm das Talent, die Kenntniß und die ſeltne Manier des Meiſters begreiflich zu machen. Hierüber hatte ich ſehr viel geſprochen und es um ſo lieber gethan, als ich bemerkte, daß Seine Excellenz großen Gefallen daran habe.

Indeſſen ich nun den Herzog auf dieſe angenehme Weiſe unterhielt, begab ſich's, daß ein Page aus der Garderobe ging, und als er die Thür aufmachte, kam Bandinello herein. Der

---

Saal der Uhr — Man vgl. die Note zu Seite 323.
Herr Stephan von Paläſtrina — Stefano Colonna Principe von Paläſtrina (in den Texten Pilestina oder Palestina).
Einen Ganymed — Man vergl. die Note zu S. 332.

Herzog erblickte ihn, schien ein Wenig unruhig und sagte mit ernsthaftem Gesichte: „Was wollt Ihr, Bandinello?“ Ohne etwas zu antworten, warf Dieser sogleich die Augen auf das Kästchen, worin die aufgedeckte Statue lag, und sagte mit einem widerwärtigen Lächeln und Kopfschütteln, indem er sich gegen den Herzog wendete: „Herr, das ist auch eins von denen Dingen, über die ich Eurer Excellenz so oft gesprochen habe. Wißt nur, daß die Alten nichts von der Anatomie verstunden, deswegen auch ihre Werke voller Fehler sind.“ Ich war still und merkte nicht auf das, was er sagte, ja, ich hatte ihm den Rücken zugewendet. Sobald als die Bestie ihr ungefälliges Gewäsch geendigt hatte, sagte der Herzog zu mir: „Das ist ganz das Gegentheil von dem, was Du mir so viel schönen Gründen mir erst aufs Beste bewiesen hast; vertheidige nun ein Wenig Deine Meinung!“ Auf diese herzoglichen Worte, die mir mit so vieler Anmuth gesagt wurden, antwortete ich sogleich: „Eure Excellenz wird wissen, daß Baccio Bandinelli ganz aus bösen Eigenschaften zusammengesetzt ist, so wie er immer war, dergestalt, daß Alles, was er auch ansieht, selbst Dinge, die im allerhöchsten Grad vollkommen gut sind, sich vor seinen widerlichen Augen sogleich in das schlimmste Uebel verwandeln; ich aber, der ich zum Guten geneigt bin, erkenne reiner die Wahrheit; daher ist das, was ich Eurer Excellenz von dieser vortrefflichen Statue gesagt habe, vollkommen wahr; was aber Bandinell von ihr behauptet, das ist nur ganz allein das Böse, woraus er zusammengesetzt ist.“

Der Herzog stand und hörte mit vielem Vergnügen zu, und indessen als ich sprach, verzerrte Bandinell seine Geberde und machte die häßlichsten Gesichter seines Gesichts, das häßlicher war, als man sich's in der Welt denken kann. Sogleich bewegte sich der Herzog, und indem er durch einige kleine Zimmer ging, folgte ihm Bandinell; die Kämmerer nahmen mich bei der Jacke und zogen mich mit. So folgten wir dem Herzog, bis er in ein Zimmer kam, wo er sich niedersetzte. Bandinell und ich standen zu seiner Rechten und Linken. Ich hielt mich still, und die Umstehenden, verschiedene Diener Seiner Excellenz, sahen den Bandinell scharf an und lächelten manchmal einer zum andern über die Worte, die ich in den Zimmern oben gesagt hatte. Nun fing Bandinell zu reden an und sagte: „Als ich meinen Herkules und Kakus aufdeckte, wurden mir gewiß über hundert schlechte Sonette

Herkules und Kakus — zwei der weniger berühmten Statuen Bandinelli's, von dem sonst die Kopie der Gruppe des Laokoon und die Statue der Baukunst am Grabe Michel Angelo's am Meisten gelobt werden.

darauf gemacht, die das Schlimmſte enthielten, was man von einem ſolchen Pöbel erwarten kann." „Gnädiger Herr!" verſetzte ich dagegen, „als Euer Michelagnolo Buonarotti ſeine Sakriſtei eröffnete, wo man ſo viele ſchöne Figuren ſieht, machte dieſe wunderſame und tugendreiche Schule, die Freundin des Wahren und Guten, mehr als hundert Sonette, und Jeder wetteiferte, wer etwas Beſſeres darüber ſagen könnte. Und ſo wie Jener das Gute verdiente, das man von ihm ausſprach, ſo verdient Dieſer alles das Uebel, was über ihn ergangen iſt." Auf dieſe Worte wurde Bandinelli ſo raſend, daß er hätte berſten mögen, kehrte ſich zu mir und ſagte: „Und was wüßteſt Du noch mehr?" Ich antwortete: „Das will ich Dir ſagen, wenn Du ſo viel Geduld haſt, mir zuzuhören." Er verſetzte: „Rede nur zu!"

Der Herzog und die Andern, die gegenwärtig waren, zeigten große Aufmerkſamkeit, und ich fing an: „Wiſſe, daß es mir unangenehm iſt, Dir die Fehler Deines Werkes herzuerzählen; aber ich werde nichts aus mir ſelbſt ſagen, vielmehr ſollſt Du nur hören, was in dieſer trefflichen Schule von Dir geſprochen wird."

Nun ſagte dieſer ungeſchickte Menſch bald verdrießliche Dinge, bald machte er mit Händen und Füßen eine häßliche Bewegung, ſo daß ich auch auf eine ſehr unangenehme Weiſe anfing, welches ich nicht gethan haben würde, wenn er ſich beſſer betragen hätte. Daher fuhr ich fort: „Dieſe treffliche Schule ſagt, daß, wenn man dem Herkules die Haare abſchöre, kein Hinterkopf bleiben würde, um das Gehirn zu faſſen; und was das Geſicht betrifft, ſo wiſſe man nicht, ob es einen Menſchen oder Löw-Ochſen vorſtellen ſolle; er ſehe gar nicht auf das, was er thue; der Kopf hänge ſo ſchlecht mit dem Hals zuſammen, mit ſo wenig Kunſt und ſo übler Art, daß man es nicht ſchlimmer ſehen könne. Seine abſcheulichen Schultern glichen, ſagte man, zwei hölzernen Bogen von einem Eſelsſattel; die Bruſt mit ihren Muskeln ſeien nicht nach einem Menſchen gebildet, ſondern nach einem Melonenſacke, den man gerade vor die Wand ſtellt; ſo ſei auch der Rücken nach einem Sack voll langer Kürbiſſe modellirt. Wie die beiden Füße an dem häßlichen Leib hängen, könne Niemand einſehen; man begreife nicht, auf welchem Schenkel der Körper ruhe, oder

---

Seine Sakriſtei — in der von dem berühmten Baumeiſter Brunelleſchi (1377—1444) erbauten Kirche San Lorenzo, welche zwei Grabdenkmäler der älteren Mediceï enthält.

Löw-Ochſen — „lionbue", wol im Italieniſchen ebenſo eine Neubildung wie im Deutſchen.

und mit ihm Gruppe (Gesch. d. deutschen Poesie IV, 143) Goethe zugeschrieben, während uns, in Uebereinstimmung mit H. Düntzer, der sentimentale und zugleich tändelnde Ton des in seiner Art sehr gefälligen Gedichts deutlich J. G. Jacobi, den Herausgeber der Iris, zu verrathen scheint. Nur die letzten sieben Verse könnte vielleicht auch Goethe gedichtet haben, niemals aber den ersten Theil. Jacobi hatte sich aber damals viel von Goethe's Manier angeeignet, wie Gruppe a. a. O. treffend ausgeführt hat. Daß die Elegie in der Sammlung von Jacobi's Gedichten fehlt, ist unwesentlich, da derselbe, der Vorrede zum dritten Bande zufolge (1. Ausg. 1809, Freiburg) mehr als 50 Gedichte, grade aus der Zeit der Iris, ausgeschieden hatte. Gegen Goethe's Autorschaft spricht auch der äußere Umstand, daß derselbe seit seinem Abgange nach Weimar nichts mehr für die Iris beigesteuert hat, wie denn auch seine Chiffer unter dem Gedichte fehlt. — L.

4) **Klage.** „Mein Sinn ist trübe." In „Fünf und zwanzig Lieder. In Musik gesetzt von Corona Schröter. Weimar 1786." S. 9. Da das Gedicht, welches wir unten vollständig abdrucken *), einigermaßen an Gretchens Gesang „Meine Ruh ist hin" (III, S. 7 ausg. Ausg.) erinnert, Corona Schröter längere Zeit Goethe sehr nahe gestanden und in ihrer Sammlung auch andre Goethe'sche Gedichte mitgetheilt hat, so ist die Vermuthung rege geworden, Goethe sei der Verfasser dieses Gedichts, ohne daß dieselbe sich irgendwie näher begründen ließe. Jener Anklänge an Gretchens Gesang unerachtet, läßt eine gewisse Gedankenarmuth und die trostlose Stimmung des Gedichts nicht auf Goethe, den Goethe der 70er und 80er Jahre, schließen. Gerade jene Aehnlichkeit möchte dafür sprechen, daß eine, wenn auch sehr gelungene Nachahmung seiner Art, vielleicht von weiblicher Hand, vorliegt. — L.

5) **Der Reiche.** Leipzig, den 12. Mai 1767. „Ja, ich bin wirklich reich, ich habe ꝛc." — In A. Prus' Deutschem Museum No. 48, den 26. Nov. 1857. — Vgl. auch S. Hirzel, Neues Verzeichniß einer Goethe-Bibliothek S. 126, und M. Freiherr von Biedermann I, 276. — A. Kahlert theilte im Deutschen Museum das fragliche Gedicht, einen Stammbuchvers in einer sechszeiligen Strophe, mit, den Goethe einem akademischen Bekannten, dem 1806 in der schlesischen

*) Mein Sinn ist trübe,
Mein Herz ist schwer;
Ach, Liebe, Liebe,
Du quälst mich sehr.

Bin ich der Tage
Seliger Lust,
In meiner Klage
Wer war bewußt?

Wie mir das Leben
Elends entrollt,
Nimmer sich heben
Lage von Gold.

Mich kann nicht letzen
Sonniger Strahl,
Nimmer ergetzen
Lächelndes Thal.

Abend und Morgen
Bringen mir Schmerz;
Dauernde Sorgen
Nagen mein Herz.

Thränen und Leiden
Füllen mein Grab;
Möcht' ich bald scheiden,
Enden Liebe!

auf welchem er irgend eine Gewalt zeige. Auch sehe man nicht, daß er etwa auf beiden Füßen stehe, wie es manchmal solche Meister gebildet haben, die etwas zu machen verstunden; man sehe deutlich genug, daß die Figur vorwärts falle, mehr als den dritten Theil einer Elle, und das allein sei der größte und unerträglichste Fehler, den nur ein Dutzendmeister aus dem Pöbel begehen könne. Von den Armen sagt man, sie seien beide ohne die mindeste Fertigkeit heruntergestreckt, man sehe daran keine Kunst, eben als wenn Ihr niemals lebendige nackte Menschen erblickt hättet; an dem rechten Fuße des Herkules und des Kakus seien die Waden in einander versenkt, daß, wenn sich die Füße von einander entfernten, nicht einer, sondern beide ohne Waden bleiben würden. Ferner sagen sie, einer der Füße des Herkules stecke in der Erde, und es scheine, als wenn Feuer unter dem andern sei."

Nun hatten diese Worte den Mann so ungeduldig gemacht, und er wollte nicht erwarten, daß ich auch noch die großen Fehler des Kakus anzeigte. Denn ich sagte nicht allein die Wahrheit, sondern ich machte sie auch dem Herzog und allen Gegenwärtigen vollkommen anschaulich, so daß sie die größte Verwunderung zeigten und einsahen, daß ich vollkommen Recht hatte. Auf einmal fing dagegen der Mensch an und sagte: „O Du böse Zunge! Und wo bleibt meine Zeichnung?" Ich antwortete: „Wer gut zeichnet, kann nichts Schlechtes hervorbringen; deswegen glaub' ich, Deine Zeichnung ist wie Deine Werke." Da er nun das herzogliche Gesicht und die Gesichter der Andern ansah, die ihn mit Blicken und Mienen zerrissen, ließ er sich zu sehr von seiner Frechheit hinreißen, kehrte sein häßlichstes Gesicht gegen mich und sagte mit Heftigkeit: „O schweige still, Du Sodomit!"

Der Herzog sah ihn auf diese Worte mit verdrießlichen Augen an, die Andern schlossen den Mund und warfen finstere Blicke auf ihn, und ich, der ich mich auf eine so schändliche Weise beleidigt sah, obgleich bis zur Wuth getrieben, faßte mich und ergriff ein geschicktes Mittel. „O Du Thor," sagte ich, „Du überschreitest das Maaß; aber wollte Gott, daß ich mich auf eine so edle Kunst verstünde; denn wir lesen, daß Jupiter sie mit Ganymeden verübte, und hier auf der Erde pflegten die größten Kaiser und Könige derselben; ich aber als ein niedriges und geringes Menschlein wüßte mich nicht in einen so wundersamen Gebrauch zu finden." Hierauf konnte sich Niemand halten; der Herzog und

Dutzendmeister — „maestracco".

die Uebrigen lachten laut, und ob ich mich gleich bei dieser Gelegenheit munter und gleichgiltig bezeigte, so wisset nur, geneigte Leser, daß mir inwendig das Herz springen wollte, wenn ich dachte, daß das verruchteste Schwein, das jemals zur Welt gekommen, so kühn sein sollte, mir in Gegenwart eines so großen Fürsten einen solchen Schimpf zu erzeigen. Aber wißt, er beleidigte den Herzog und nicht mich. Denn hätte er diese Worte nicht in so großer Gegenwart ausgesprochen, so hätte er mir todt auf der Erde liegen sollen.

Da der schmutzige, dumme Schurke nun sah, daß die Herren nicht aufhörten zu lachen, fing er an, um dem Spott einigermaßen eine andere Richtung zu geben, sich wieder in eine neue Albernheit einzulassen, indem er sagte: „Dieser Benvenuto rühmt sich, als wenn ich ihm einen Marmor versprochen hätte." Darauf sagte ich schnell: „Wie, hast Du mir nicht durch Franzen, den Sohn Matthäus', des Schmieds, Deinen Gesellen, sagen lassen, daß, wenn ich in Marmor arbeiten wollte, Du mir ein Stück zu schenken bereit seist? Ich habe es angenommen und verlange es." Er versetzte darauf: „Rechne nur, daß Du es nicht sehen wirst!" Noch voll Raserei über die vorher erlittene Beleidigung verließ mich alle Vernunft, so daß ich die Gegenwart des Herzogs vergaß und mit großer Wuth versetzte: „Ich sage Dir ausdrücklich, wenn Du mir nicht den Marmor bis ins Haus schickst, so suche Dir eine andere Welt! Denn in dieser werde ich Dich auf alle Weise erwürgen." Sogleich kam ich wieder zu mir, und als ich bemerkte, daß ich mich in Gegenwart eines so großen Herzogs befand, wendete ich mich demüthig zu Seiner Excellenz und sagte: „Gnädiger Herr! Ein Narr macht hundert! Ueber der Narrheit dieses Menschen habe ich die Herrlichkeit von Eurer Excellenz und mich selbst vergessen; deswegen verzeiht mir!" Darauf sagte der Herzog zum Bandinell: „Ist es wahr, daß Du ihm den Marmor versprochen hast?" Dieser antwortete, es sei wahr. Der Herzog sagte darauf zu mir: „Geh in seine Werkstatt und nimm Dir ein Stück nach Belieben!" Ich versetzte, er habe versprochen, mir eins ins Haus zu schicken. Es wurden noch schreckliche Worte gesprochen, und ich bestand darauf, nur auf diese Weise den Stein anzunehmen.

Den andern Morgen brachte man mir den Marmor ins

Das verruchteste Schwein — „il più sporco scelorato".
Der schmutzige, dumme Schurke — „questo sporco ribaldo".
Ein Narr macht hundert — „un pazzo ne (fanno) fa cento".

Haus; ich fragte, wer mir ihn schicke. Sie sagten, es schicke ihn Bandinelli, und es sei das der Marmor, den er mir versprochen habe. Sogleich ließ ich ihn in meine Werkstatt tragen und fing an, ihn zu behauen, und indessen ich arbeitete, machte ich auch das Modell; denn so groß war meine Begierde, in Marmor zu arbeiten, daß ich nicht Geduld und Entschluß genug hatte, ein Modell mit so viel Ueberlegung zu machen, als eine solche Kunst erfordert. Da ich nun gar unter dem Arbeiten bemerkte, daß der Marmor einen stumpfen und unreinen Klang von sich gab, gereute es mich oft, daß ich angefangen hatte. Doch machte ich daraus, was ich konnte, nämlich den Apollo und Hyazinth, den man noch unvollendet in meiner Werkstatt sieht. Indessen ich nun arbeitete, kam der Herzog manchmal in mein Haus und sagte mir öfters: „Laß das Erz ein Wenig stehen und arbeite am Marmor, daß ich Dir zusehe!" Darauf nahm ich sogleich die Eisen und arbeitete frisch weg. Der Herzog fragte nach dem Modell; ich antwortete: „Dieser Marmor ist voller Stiche; dessenungeachtet will ich etwas herausbringen, aber ich habe mich nicht entschließen können, ein Modell zu machen, und will mir nur so gut als möglich heraushelfen."

Geschwind ließ mir der Herzog von Rom ein Stück griechischen Marmor kommen, damit ich ihm jenen antiken Ganymed restauriren möchte, der Ursache des Streites mit Bandinell war. Als das Stück Marmor ankam, überlegte ich, daß es eine Sünde sei, es in Stücke zu trennen, um Kopf, Arme und das Beiwesen zum Ganymed zu verfertigen. Ich sah mich nach anderm Marmor um; zu dem ganzen Stücke aber machte ich ein kleines Wachsmodell und nannte die Figur Narciß. Nun hatte der Marmor leider zwei Löcher, die wol eine Viertelelle tief und zwei Finger breit waren; deshalb machte ich die Stellung, die man sieht, um meine Figur fern davon zu erhalten; aber die vielen Jahre, die es darauf geregnet hatte, so daß die Oeffnungen immer voll Wasser standen, war die Feuchtigkeit dergestalt eingedrungen, daß der Marmor in der Gegend vom obern Loch geschwächt und gleichsam faul war. Das zeigte sich nachher, als der Arno überging und das Wasser in meiner Werkstatt über anderthalb Ellen steg-

---

Den Apollo und Hyazinth — In dem aus der Riccardianischen Bibliothek mitgetheilten Inventar, welches von Cellini's Nachlaß aufgenommen wurde, findet sich in der That unter Nr. 304 „Una statua di Apollo con statua (Jacinto) a' piedi".

Als der Arno überging — vermuthlich bei der Ueberschwemmung im September 1547. (B.)

Weil nun gedachter Marmor auf einem hölzernen Unterſatz ſtand, ſo warf ihn das Waſſer um, darüber er unter der Bruſt zerbrach; und als ich ihn wiederherſtellte, machte ich, damit man den Riß nicht ſehen ſollte, jenen Blumenkranz, den er unter der Bruſt hat. So arbeitete ich an ſeiner Vollendung gewiſſe Stunden vor Tag oder auch an Feſttagen, nur um keine Zeit an meinem Perſeus zu verlieren; und als ich unter andern eines Morgens gewiſſe kleine Eiſen, um daran zu arbeiten, zurechte machte, ſprang mir ein Splitter vom feinſten Stahl ins rechte Auge und drang ſo tief in den Augapfel, daß man ihn auf keine Weiſe herausziehen konnte, und ich glaubte für gewiß, das Licht dieſes Auges zu verlieren. Nach verſchiedenen Tagen rief ich Meiſter Raphael Pilli, den Chirurgus, der zwei lebendige Tauben nahm und, indem er mich rückwärts auf den Tiſch legte, dieſen Thieren eine Ader durchſtach, die ſie unter dem Flügel haben, ſo daß mir das Blut in die Augen lief, da ich mich denn ſchnell wieder geſtärkt fühlte. In Zeit von zwei Tagen ging der Splitter heraus, ich blieb frei, und mein Geſicht war verbeſſert. Als nun das Feſt der heiligen Luzia herbeikam — es war nur noch drei Tage bis dahin — machte ich ein goldnes Auge aus einer franzöſiſchen Münze und ließ es der Heiligen durch eine meiner ſechs Nichten überreichen. Das Kind war ungefähr zehn Jahr alt, und durch ſie dankte ich Gott und der heiligen Luzia. Ich hatte nun eine Zeit lang keine Luſt, an gedachtem Marmor zu arbeiten; denn da ich den Perſeus unter ſo vielen Hinderniſſen doch ſo weit gebracht hatte, ſo war ich entſchloſſen, ihn zu endigen und mit Gott hinwegzugehen.

Sechstes Kapitel.

Der Herzog zweifelt an Cellini's Geſchicklichkeit, in Erz zu gießen, und hat hierüber eine Unterredung mit ihm. — Der Verfaſſer giebt einen hinreichenden Beweis ſeiner Kunſt, indem er den Perſeus gießt. — Die Statue gerät zu aller Welt Erſtaunen und wird unter vielen Hinderniſſen mit großer Anſtrengung vollendet.

Als der Guß meiner Meduſe ſo gut gerathen war, arbeitete ich mit großer Hoffnung meinen Perſeus in Wachs aus und

Feſt der heiligen Luzia — wird am 13. Dezember gefeiert.

verſprach mir, daß er ebenſo gut wie jene in Erz ausfallen ſolle. So ward er in Wachs wohl vollendet und zeigte ſich ſehr ſchön. Der Herzog ſah ihn, und die Arbeit gefiel ihm ſehr wohl. Nun mochte ihm aber Jemand eingebildet haben, die Statue könne ſo von Erz nicht ausfallen, oder er mochte ſich es ſelbſt vorgeſtellt haben, genug, er kam öfter, als er pflegte, in mein Haus und ſagte mir einmal unter Anderm: „Benvenuto, die Figur kann Dir nicht von Erz gelingen; denn die Kunſt erlaubt es nicht.“ Ueber dieſe Worte war ich ſehr verdrießlich und ſagte: „Ich weiß, daß Eure Excellenz mir wenig vertrauen; und das mag daher kommen, weil Sie entweder Denen zu viel glauben, die von mir Uebles reden, oder daß Sie die Sache nicht verſtehen.“ Er ließ mich kaum ausreden und verſetzte: „Ich gebe mir Mühe, mich darauf zu verſtehen, und verſtehe es recht gut.“ Darauf antwortete ich: „Ja, als Herr, aber nicht als Künſtler; denn wenn Eure Excellenz es auf die Weiſe verſtünden, wie Sie glauben, ſo würden Sie Vertrauen zu mir haben, da mir der ſchöne Kopf von Erz gerathen iſt, das große Porträt von Eurer Excellenz, das nach Elba geſchickt wurde, und da ich den Ganymed von Marmor mit ſo großer Schwierigkeit reſtaurirt und dabei mehr Arbeit gehabt habe, als wenn ich ihn ganz neu hätte machen ſollen; ſo auch, weil ich die Meduſe gegoſſen habe, die Eure Excellenz hier gegenwärtig ſehen. Dies war ein ſehr ſchwerer Guß, wobei ich gethan habe, was Niemand vor mir in dieſer verteufelten Kunſt leiſtete. Sehet, gnädiger Herr, ich habe dazu eine ganz neue Art von Ofen gebaut, völlig von den andern verſchieden. Denn außer manchen Abänderungen und kunſtreichen Einrichtungen, die man daran bemerkt, habe ich zwei Oeffnungen für das Erz gemacht, weil dieſe ſchwere und verdrehte Figur auf andere Weiſe niemals gekommen wär', wie es allein durch meine Einſicht geſchehen iſt, und wie es keiner von den Geübten in dieſer Kunſt glauben wollte. Ja gewiß, mein Herr, alle die großen und ſchweren Arbeiten, die ich in Frankreich unter dem wunderſamen König Franziskus gemacht habe, ſind mir trefflich gerathen, blos weil dieſer gute König mir immer ſo

---

Das große Porträt, ... das nach Elba geſchickt wurde — Nach Bianchi wurde dieſe Büſte, welche unter dem Thor der Feſtung Portoferrajo ſtand, 1783 nach Florenz geſchafft und iſt ſeit in den Uffizien im Bronzeſaal aufgeſtellt, woſelbſt ſich auch der unmittelbar darauf erwähnte Ganymed befindet. Brinckmann dagegen ſagt (S. 35), daß über den Verbleib der Statue des Herzogs nichts bekannt ſei.

großen Muth machte mit dem vielen Vorschuß, und indem er mir so viel Arbeiter erlaubte, als ich nur verlangte, so daß ich mich manchmal ihrer vierzig ganz nach meiner Wahl bediente. Deswegen habe ich in so kurzer Zeit so eine große Menge Arbeiten zu Stande gebracht. Glaubt mir, gnädiger Herr, und gebt mir die Beihülfe, deren ich bedarf, so hoffe ich ein Werk zu Stande zu bringen, das Euch gefallen soll. Wenn aber Eure Excellenz mir den Geist erniedrigt und mir die nöthige Hilfe nicht reichen läßt, so ist es unmöglich, daß weder ich noch irgend ein Mensch in der Welt etwas leisten könne, das recht sei."

Der Herzog hörte meine Worte und Gründe nicht gern und wendete sich bald da-, bald dorthin, und ich Unglücklicher, Verwöhnter betrübte mich äußerst; denn ich erinnerte mich des schönen Zustands, den ich in Frankreich verlassen hatte. Darauf versetzte der Herzog: „Nun sage, Benvenuto, wie ist es möglich, daß der schöne Kopf der Meduse da oben in der Hand des Perseus jemals kommen könne?" Sogleich versetzte ich: „Nun sehet, gnädiger Herr, daß Ihr es nicht versteht! Denn wenn Eure Excellenz die Kenntniß der Kunst hätte, wie Sie behauptet, so würde Sie keine Furcht für den schönen Kopf haben, der nach Ihrer Meinung nicht kommen wird, aber wol für den rechten Fuß, der da unten so weit entfernt steht."

Auf diese meine Worte wendete sich der Herzog halb ernsthaft gegen einige Herren, die mit ihm waren: „Ich glaube, Benvenuto thut es aus Prahlerei, daß er von Allem das Gegentheil behauptet." Dann kehrte er sich schnell zu mir, halb verächtlich, worin ihm Alle, die gegenwärtig waren, nachfolgten, und fing an zu reden: „Ich will so viel Geduld haben, die Ursache anzuhören, die Du Dir ausdenken kannst, damit ich Deinen Worten glaube." Ich antwortete darauf: „Ich will Eurer Excellenz so eine wahre Ursache angeben, daß Sie die Sache vollkommen einsehen soll. Denn wisset, gnädiger Herr, es ist nicht die Natur des Feuers, abwärts, sondern aufwärts zu gehen; deswegen verspreche ich, daß der Kopf der Meduse trefflich kommen soll; weil es aber, um zu dem Fuße zu gelangen, durch die Gewalt der Kunst sechs Ellen hinabgetrieben werden muß, so sage ich Eurer Excellenz, daß er sich unmöglich vollkommen ausgießen, aber leicht auszubessern sein wird." Da versetzte der Herzog: „Warum dachtest Du nicht dran, es so einzurichten, daß er ebenso gut als der Kopf sich ausgießen möge?" Ich sagte: „Ich hätte alsdann einen weit größern Ofen machen müssen und eine Gußröhre wie mein

Fuß, und die Schwere des heißen Metalls hätte es alsdann gezwungen, da jetzt der Ast, der bis zu den Füßen hinunter diese sechs Ellen reicht, nicht stärker als zwei Finger ist; aber es hat nichts zu bedeuten, denn Alles soll bald ausgebessert sein; wenn aber meine Form halb voll sein wird, wie ich hoffe, alsdann wird das Feuer von dieser Hälfte an nach seiner Natur in die Höhe steigen, und der Kopf des Perseus und der Medusa werden aufs Beste gerathen, wie ich Euch ganz sicher verspreche." Da ich nun meine gründlichen Ursachen gesagt hatte nebst noch unendlich vielen andern, die ich nicht aufschreibe, um nicht zu lang zu werden, schüttelte der Herzog den Kopf und ging in Gottes Namen weg.

Nun sprach ich mir selbst Sicherheit und Muth ein und verjagte alle Gedanken, die sich mir stündlich aufdrangen und die mich oft zu bittern Thränen bewegten und zur lebhaften Reue, daß ich Frankreich verlassen hatte und nach Florenz, meinem süßen Vaterland, gekommen war, nur um meinen Nichten ein Almosen zu bringen. Nun sah ich freilich für eine solche Wohlthat den Anfang eines großen Uebels vor mir; dessenungeachtet versprach ich mir, daß, wenn ich mein angefangenes Werk, den Perseus, vollendete, sich meine Mühe in das größte Vergnügen und in einen herrlichen Zustand verwandeln würde, und griff muthig das Werk mit allen Kräften des Körpers und des Beutels an. Denn ob mir gleich weniges Geld übrig geblieben war, so schaffte ich mir doch manche Klafter Pinienholz, die ich aus dem Walde der Serristori zunächst Monte Lupo erhielt. Und indem ich darauf wartete, bekleidete ich meinen Perseus mit jenen Erden, die ich verschiedene Monate vorher zurecht gemacht hatte, damit sie ihre Zeit hätten, vollkommen zu werden; und da ich den Ueberzug von Erde gemacht, ihn wohl verwahrt und äußerst sorgfältig mit Eisen umgeben hatte, fing ich mit gelindem Feuer an das Wachs herauszuziehen, das durch viele Luftlöcher abfloß, die ich gemacht hatte; denn je mehr man deren macht, desto besser fällt sich nachher die Form aus.

Da ich nun alles Wachs herausgezogen hatte, machte ich einen Ofen um gedachte Form herum, den ich mit Ziegeln auf Ziegeln aufbaute und vielen Raum dazwischen ließ, damit das Feuer desto besser ausströmen könnte; alsdann legte ich ganz sachte Holz an und machte zwei Tage und zwei Nächte Feuer, so lange, bis das Wachs völlig verzehrt und die Form selbst wohlgebrannt war. Dann fing ich schnell an die Grube zu graben, um meine Form hereinzubringen, und bediente mich aller schönen Vortheile, die uns diese Kunst anbefiehlt.

Als nun die Grube fertig war, hub ich meine Form durch die Kraft von Winden und guten Hanfseilen eine Elle über den Boden meines Ofens, ſo daß ſie ganz frei über die Mitte der Grube zu ſchweben kam. Als ich ſie nun wohl gerichtet hatte, ließ ich ſie ſachte hinunter, daß ſie dem Grunde des Bodens gleichkam, und ſtellte ſie mit aller Sorgfalt, die man nur denken kann. Nachdem ich dieſe ſchöne Arbeit vollbracht hatte, fing ich ſie mit eben der Erde, woraus der Ueberzug beſtand, zu befeſtigen an, und ſo wie ich damit nach und nach herauskam, vergaß ich nicht, die Luftkanäle anzubringen, welches kleine Röhren von gebrannter Erde waren, wie man ſie zu den Waſſerleitungen und andern dergleichen Dingen braucht. Da ich ſah, daß die Form gut befeſtigt war und meine Art, ſie mit Erde zu umgeben ſowol als die Röhren am ſchicklichſten Orte anzubringen, von meinen Arbeitern gut begriffen wurde, ob ich gleich dabei ganz anders als die übrigen Meiſter dieſer Kunſt zu Werke ging, ſo wendete ich mich, überzeugt, daß ich ihnen trauen konnte, zu meinem Ofen, in welchem ich vielen Abgang von Kupfer und andere Stücke Erz aufgehäuft hatte, und zwar kunſtmäßig eins über das andere geſchichtet, um der Flamme ihren Weg zu weiſen. Damit aber das Metall ſchneller erhitzt würde und zuſammenflöſſe, ſo ſagte ich lebhaft, ſie ſollten dem Ofen Feuer geben.

Nun warfen ſie von dem Pinienholze hinein, das wegen ſeines Harzes in dem wohlgebauten Ofen ſo lebhaft flammte und arbeitete, daß ich genöthigt war, bald von einer, bald von der andern Seite zu helfen. Die Arbeit war ſo groß, daß ſie mir faſt unerträglich ward, und doch griff ich mich an, was nur möglich war. Dazu kam unglücklicherweiſe, daß das Feuer die Werkſtatt ergriff und wir fürchten mußten, das Dach möchte über uns zuſammenſtürzen. Von der andern Seite gegen den Garten jagte mir der Himmel ſo viel Wind und Regen herein, daß mir der Ofen ſich abkühlte. So ſtritt ich mit dieſen verkehrten Zufällen mehrere Stunden und ermüdete mich dergeſtalt, daß meine ſtarke Natur nicht widerſtand. Es überfiel mich ein Fieber, ſo heftig, als man es denken konnte, daß ich mich genöthigt fühlte, wegzugehen und mich ins Bette zu legen. Da wendete ich mich ſehr verdrießlich zu Denen, die mir beiſtanden, das ungefähr zehen oder mehrere waren, ſowol Meiſter im Erzgießen als Handlanger und Bauern, ingleichen die beſondern Arbeiter meiner Werkſtatt, unter denen ſich Bernardino von Mugello befand, den ich mir

Bernardino von Mugello — ſ. S. 327.

verſchiedene Jahre durch angezogen hatte. Zu Dieſem ſagte ich, nachdem ich mich Allen empfohlen hatte: „Siehe, lieber Bernardin, beobachte die Ordnung, die ich Dir gezeigt habe! Halte Dich dazu, was Du kannſt! Denn das Metall wird bald gar ſein, Du kannſt nicht irren; die andern braven Männer machen geſchwind die Kanäle, und mit dieſen beiden Eiſen könnt Ihr die Löcher aufſtechen, und ich bin gewiß, daß meine Form ſich zum Beſten anfüllen wird. Ich empfinde ein größeres Uebel als jemals in meinem Leben, und gewiß in wenigen Stunden wird es mich umbringen.“ So ging ich höchſt mißvergnügt von ihnen weg und legte mich zu Bette. Dann befahl ich meinen Mägden, ſie ſollten Allen zu eſſen und zu trinken in die Werkſtatt bringen, und ſetzte hinzu, ich würde den Morgen nicht erleben. Sie munterten mich auf und ſagten, dieſes große Uebel würde vorbeigehen, das mich nur wegen zu gewaltſamer Anſtrengung überfallen habe; und ſo litt ich zwei ganze Stunden, ja ich fühlte das Fieber immer zunehmen und hörte nicht auf zu ſagen, ich fühle mich ſterben.

Diejenige, die meinem ganzen Hausweſen vorſtand und den Namen Frau Fiore von Kaſtell del Rio hatte, war die trefflichſte Perſon von der Welt und zugleich äußerſt liebevoll. Sie ſchalt mich, daß ich ſo außer mir ſei, und ſuchte mich dabei wieder auf das Freundlichſte und Gefälligſte zu bedienen; da ſie mich aber mit dieſem unmäßigen Uebel befallen ſah, konnte ſie den Thränen nicht wehren, die ihr aus den Augen fielen, und doch nahm ſie ſich ſo viel als möglich in Acht, daß ich es nicht ſehen ſollte.

Da ich mich nun in dieſen unendlichen Nöthen befand, ſah ich einen gewiſſen Mann in mein Zimmer kommen, der von Perſon ſo krumm war wie ein großes S. Dieſer fing mit einem erbärmlichen und jämmerlichen Ton, wie Diejenigen, die den armen Sündern, die zum Gericht geführt werden, zuſprechen, an zu reden und ſagte: „Armer Benvenuto, Euer Werk iſt ſo verdorben, daß ihm in der Welt nicht mehr zu helfen iſt.“ Sobald ich die Worte dieſes Unglücklichen vernahm, that ich einen ſolchen Schrei, daß man ihn hätte im Feuerhimmel hören mögen. Ich ſtand vom Bett auf, nahm meine Kleider und fing an ſie anzulegen, und wer ſich näherte, mir zu helfen, Mägde oder Knaben, nach Dem trat und ſchlug ich; dabei jammerte ich und ſagte: „O Ihr neidiſchen Verräther, dieſes Unheil iſt mit Fleiß geſchehen, und ich ſchwöre bei Gott, ich will es wol herausbringen, und ehe ich ſterbe, will

---

Feuerhimmel — „coelum empyreum“, der höchſte (neunte) über dem Luftkreis befindliche Himmel nach antiker Vorſtellung.

ich noch so ein Beispiel auf der Welt lassen, daß mehr als Einer darüber erstaunen soll." Als ich angezogen war, ging ich mit schlimmen Gedanken gegen die Werkstatt, wo ich alle Leute, die ich so munter verlassen hatte, erstaunt und höchst erschrocken fand. Da sagte ich: „Nun versteht mich! Weil Ihr die Art und Weise, die ich Euch angab, weder befolgen wolltet noch konntet, so gehorchet mir nun, da ich unter Euch und in der Gegenwart meines Werkes bin! Niemand widersetze sich mir! Denn in solchen Fällen braucht man Beistand und keinen Rath." Hierauf antwortete mir ein gewisser Meister Alessandro Lastricati und sagte: „Sehet, Benvenuto, Ihr bestehet vergebens darauf, ein Werk zu machen, wie es die Kunst nicht erlaubt und wie es auf keine Weise gehen kann." Auf diese Worte wendete ich mich mit solcher Wuth zu ihm und zum Allerschlimmsten entschlossen, so daß er und alle die Uebrigen mit einer Stimme riefen: „Auf, befehlt uns nur! Wir wollen Euch in Allem gehorchen und mit allen Leibes- und Lebenskräften beistehen." Diese freundlichen Worte, denk' ich, sagten sie nur, weil sie glaubten, ich würde in Kurzem todt niederfallen.

Sogleich ging ich, den Ofen zu besehen, und fand das Metall siedend und zu einem Kuchen geronnen. Ich sagte zwei Handlangern, sie sollten zum Nachbar Capretta, dem Fleischer, gehen, dessen Frau mir einen Stoß Holz von jungen Eichen versprochen hatte, die schon länger als ein Jahr ausgetrocknet waren; und als nur die ersten Trachten herankamen, fing ich an, den Feuerherd damit anzufüllen. Diese Holzart macht ein heftiger Feuer als alle andern, und man bedient sich des Erlen- und Fichtenholzes zum Stückgießen, weil es gelinderes Feuer macht. Als nun der Metallkuchen dieses gewaltige Feuer empfand, fing er an zu schmelzen und zu blitzen; von der andern Seite betrieb ich die Kanäle; Andere hatte ich auf das Dach geschickt, dem Feuer zu wehren, das bei der großen Stärke des Windes wieder aufs Neue gegriffen hatte; gegen den Garten zu ließ ich Tafeln, Tapeten und Lappen aufbreiten, die mir das Wasser abhalten sollten. Nachdem ich nun alles dieses große Unheil so viel als möglich abgewendet hatte, rief ich mit starker Stimme bald Diesem, bald Jenem zu: „Bringe Dies! Nimm Das!" so daß die ganze Gesellschaft, als sie sah, daß der Kuchen zu schmelzen anfing, mir mit so gutem Willen diente, daß Jeder die Arbeit für Drei verrichtete. Alsdann ließ ich einen halben Zinnkuchen nehmen, der ungefähr sechzig Pfund wiegen konnte, und warf ihn auf das Metall im Ofen, das durch allerlei Beihilfe, durch frisches Feuer

Stadt Streblen verstorbenen Arzte Karl Friedrich Klose, gewidmet hat. Wer obgleich die Sache selbst unzweifelhaft ist, so hat diese Auffindung doch keine Bedeutung; denn wie bereits Hirzel nachgewiesen hat, ist der Stammbuchvers nichts als ein wenig veränderter Gedicht von Gleim, unter dessen „Neuen Liedern, von dem Verfasser der Lieder nach dem Anakreon“ es auch schon 1767 gedruckt war.

6) Jubel-Ode auf die Erfindung der Buchdruckerkunst. „Ergrimmt war einst der Satan sehr“. — Im Tiefurter Journal, 33. Stück, 1789. — Daß Goethe Verfasser dieses aus acht achtzeiligen Strophen bestehenden Gedichtes sei, wird in der Zeitschrift „Die Eisenbahn“, 1869, No. 97, ohne jede nähere Motivirung behauptet, und ist dasselbe auch dort abgedruckt. — L.

7) „Ehret die Frauen, beglückt sie mit Reizen,“ — eine zehnzeilige Strophe, welche wir, da sie Wenigen zugänglich sein dürfte, unten vollständig mittheilen.*) Sie wurde in einigen Zeitschriften in den vierziger Jahren bei Erörterung der sogenannten Huttage Goethe irrthümlich zugeschrieben. — L.

8) Apotheose, „Länge sind des Lebens Bild“, in der Liedertafel (von Zelter), Berlin 1818, S. 264, unter den Goethe'schen Gedichten aufgeführt, was jedoch nur auf einem Versehen beruhen kann. — Das Gedicht ist vielleicht identisch mit der in Weimar in jener Zeit im Einzeldruck erschienenen „Apotheose des Hochverdienstes“, 1816, welche auch wol hie und da für ein Gedicht Goethe's gehalten wird. — L.

9) Vermächtniß an die jüngere Nachwelt, „Ihr sollt nicht mit dem Edlen Kurzweil treiben“ 1824, in Falk's nachgelassenen Schriften: „Goethe, aus näherm persönlichem Umgange dargestellt.“ 1832, S. 214. Falk beabsichtigte wol nicht, Goethe für den Verfasser seines Gedichts auszugeben, — wer könnte, bei auch Form und Inhalt desselben klar widersprechen — sondern nur als ein Treuer Goethe's Ansichten, oder was er dafür hielt, in diesen Versen auszuführen, die dann irrthümlich für ein Goethe'sches Produkt gehalten worden sind. Falk's Zusatz: „zu seinem 75jährigen Geburtstage, dem 28. August 1824.“ bezeichnet Goethe klar als Besungenen. — L.

10) Der Pflanzenfreund aus der Ferne. Mit dem Bilde seiner Einsiedelei — „Hier wohn' ich unter Halmen, Blumen, Bäumen“. — Aus „Kunst und Alterthum“ VI. 1, 112, 1827. — Neuerdings hat man auch dies

*) Ehret die Frauen, beglückt sie mit Reizen,
Beglückt sie mit freundlichem, sittlichem Beugen
Der deutschen männlichen Hoheit!
Glaubt's dem Erfahrenen: Jede erlaubt's,
Wollt Ihr trotz hypochondrischen Schalten
Dem mit Gewalt das Beste Euch erhalten?
Faßet der Hoffnung, der sittlichen Muthen
Gott auf den Locken, auf Stirnen befestigen.
Glauben mit Worten, greift mit der Hand,
Ehret die Sitte, schont den Verstand!

und Anstoßen mit eisernen Stangen in kurzer Zeit ganz flüssig ward.

Nun glaubte ich einen Todten auferweckt zu haben, triumphirte über den Unglauben aller der Ignoranten und fühlte in mir eine solche Lebhaftigkeit, daß ich weder ans Fieber dachte noch an die Furcht des Todes. Auf einmal hörte ich ein Getöse mit einem gewaltsamen Leuchten des Feuers, so daß es schien, als wenn sich ein Blitz in unserer Gegenwart erzeugt hätte. Ueber diese unerwartete fürchterliche Erscheinung war ein Jeder erschrocken, und ich mehr als die Andern. Als der große Lärm vorbei war, sahen wir einander an und bemerkten, daß die Decke des Ofens geplatzt war und sich in die Höhe hob, dergestalt daß das Erz ausfloß. Sogleich ließ ich die Mündung meiner Form eröffnen und zu gleicher Zeit die beiden Gußlöcher aufstoßen. Da ich aber bemerkte, daß das Metall nicht mit der Geschwindigkeit lief, als es sich gehörte, überlegte ich, daß vielleicht der Zusatz durch das grimmige Feuer könnte verzehrt worden sein, und ließ sogleich meine Schüsseln und Teller von Zinn, deren etwa zweihundert waren, herbeischaffen und brachte eine nach der andern vor die Kanäle; zum Theil ließ ich sie auch in den Ofen werfen, so daß Jeder nunmehr das Erz auf das Beste geschmolzen sah und zugleich bemerken konnte, daß die Form sich füllte. Da halfen sie mir froh und lebhaft und gehorchten mir; ich aber besahl und half bald da und bald dort und sagte: „O Gott, der Du durch Deine unendliche Kraft vom Tode auferstanden und herrlich gen Himmel gefahren bist, verschaffe, daß meine Form sich auf einmal fülle!" Darauf kniete ich nieder und betete von Herzen. Dann wendete ich mich zu der Schüssel, die nicht weit von mir auf einer Bank stand, aß und trank mit großem Appetit, und so auch der ganze Haufen. Dann ging ich froh und gesund zu Bette — es waren zwei Stunden vor Tag, — und als wenn ich nicht das mindeste Uebel gehabt hätte, war meine Ruhe sanft und süß.

Indessen hatte mir jene wackre Magd aus eigenem Antrieb einen guten fetten Kapaun zurechte gemacht, und als ich aufstund, war es eben Zeit zum Mittagessen. Sie kam mir fröhlich entgegen und sagte: „Ist das der Mann, der sterben wollte? Ich glaube, Ihr habt das Fieber diese Nacht mit Euren Stößen und Tritten vertrieben? Denn als die Krankheit sah, daß Ihr in Eurer Raserei uns so übel mitspieltet, ist sie erschrocken und hat sich davongemacht, aus Furcht, es möchte ihr auch so gehen." So war unter den Meinigen Schrecken und Furcht verschwunden,

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
GOETHE,J.W.
3-598-50924-3
FN. 16580/467

und wir erholten uns wieder von so saurer Arbeit. Ich schickte geschwind, meine zinnernen Teller zu ersetzen, nach Töpferwaare, wir aßen Alle zusammen fröhlich zu Mittag, und ich erinnere mich nicht, in meinem Leben heiterer und mit besserem Appetit gespeist zu haben. Nach Tische kamen alle Diejenigen, die mit geholfen hatten, erfreuten sich und dankten Gott für Alles, was begegnet war, und sagten, sie hätten Sachen gesehen und gelernt, die alle andern Meister für unmöglich hielten. Ich war nicht wenig stolz und rühmte mich mit manchen Worten über den glücklichen Ausgang; dann bedachte ich das Nöthige, griff in meinen Beutel, bezahlte und befriedigte sie Alle.

Sogleich suchte mein tödtlicher Feind, der abscheuliche Haushofmeister des Herzogs, mit großer Sorgfalt zu erfahren, was Alles begegnet sei; und die Beiden, die ich im Verdacht hatte, als wenn sie am Gerinnen des Metalls Schuld seien, sagten ihm, ich sei kein Mensch, sondern eigentlich ein großer Teufel; denn ich habe das verrichtet, was der Kunst unmöglich sei; das brachten sie nebst so viel andern großen Dingen vor, die selbst für einen bösen Geist zu viel gewesen wären. So wie sie nun wahrscheinlich mehr, als geschehen war, vielleicht um sich zu entschuldigen, erzählten, so schrieb der Haushofmeister geschwind an den Herzog, der sich in Pisa befand, noch schrecklicher und noch wundersamer, als Jene erzählt hatten.

Als ich nun zwei Tage mein gegossenes Werk hatte verkühlen lassen, fing ich an, es langsam zu entblößen, und fand zuerst den Kopf der Meduse, der sehr gut gekommen war, weil ich die Züge richtig angebracht hatte, und weil, wie ich dem Herzog sagte, die Wirkung aufwärts ging; dann fuhr ich fort, das Uebrige aufzudecken, und fand den zweiten Kopf, nämlich den des Perseus, der gleichfalls sehr gut gekommen war. Hierbei hatte ich Gelegenheit, mich noch mehr zu verwundern; denn wie man sieht, ist dieser Kopf viel niedriger als das Medusenhaupt, und die Oeffnungen des Werks waren auf dem Kopfe des Perseus und auf den Schultern angebracht. Nun fand ich, daß grade auf dem Kopfe des Perseus das Erz, das in meinem Ofen war, ein Ende hatte, so daß nicht das Mindeste drüber stand, noch auch etwas fehlte, worüber ich mich sehr verwunderte und diese seltsame Begebenheit für eine Einwirkung und Führung Gottes halten mußte. So

---

Der abscheuliche Haushofmeister des Herzogs — Pierfrancesco Ricci; s. S. 328, 334 u. 365.

ging das Aufdecken glücklich fort, und ich fand Alles auf das Beste gekommen; und als ich an den Fuß des r[illegible]ten Schenkels gelangte, fand ich die Ferse ausgegossen sowie den Fuß selbst, sodaß ich mich von einer Seite ergetzte, die Begebenheit aber mir von der andern Seite unangenehm war, weil ich gegen den Herzog behauptet hatte, der Fuß könne nicht kommen. Da ich aber weiter vorwärts kam, ward ich wieder zufriedergestellt; denn die Zehen waren ausgeblieben und ein Wenig von der vordern Höhe des Fußes, und ob ich gleich dadurch wieder neue Arbeit fand, so war ich doch zufrieden, nur damit der Herzog sehen sollte, daß ich verstehe, was ich vornehme. Und wenn viel mehr von diesem Fuß gekommen war, als ich geglaubt hatte, so war die Ursache, daß viele Dinge zusammenkamen, die eigentlich nicht in der Ordnung der Kunst sind, und weil ich auf die Weise, wie ich erzählt habe, dem Guß mit den zinnernen Tellern zu Hilfe kommen mußte, eine Art und Weise, die vom Andern nicht gebraucht wird.

Da ich nun mein Werk so schön gerathen fand, ging ich geschwind nach Pisa, um meinen Herzog zu finden, der mich so freundlich empfing, als sich's nur denken läßt; desgleichen that auch die Herzogin, und obgleich der Haushofmeister ihm die ganze Sache geschrieben hatte, so schien es Ihren Excellenzien noch viel erstaunlicher und wundersamer, die Geschichte aus meinem Munde zu hören; und als ich zuletzt an den Fuß des Perseus kam, der sich nicht angefüllt hatte, wie ich Seiner Excellenz vorausſagte, so war er voll Erstaunen und erzählte der Herzogin, was zwischen uns vorgefallen war. Da ich nun sah, daß meine Herrschaft so freundlich gegen mich war, bat ich den Herzog, er möchte mich nach Rom gehen lassen; da gab er mir gnädigen Urlaub und sagte mir, ich möchte bald zurückkommen, seinen Perseus zu endigen. Zugleich gab er mir Empfehlungsschreiben an seinen Gesandten, welcher Averardo Serristori hieß. Es war in den ersten Jahren der Regierung Papst Julius' des Dritten. (1550, 1551.)

Ich fand Alles auf das Beste gekommen — Noch spezellere Mittheilungen über den Guß der Perseusstatue, die wol das berühmteste und bekannteste von Cellini's Werken ist, bei Brinckmann, S. 36, woselbst die Abbildung, und in den „Trattati", S. 139 ff.

Papst Julius' des Dritten — im Text „papa Julio de' Monti". Er hieß Giovanni Maria Giocchi del Monte Sansovino, wurde am 7. Februar 1550 erwählt und nannte sich zum Andenken an Papst Julius II., dessen Kämmerer er gewesen war, Julius III.

Siebentes Kapitel.

Cellini erhält einen Brief von Michelagnolo, betreffend eine Porträtbüste des Bindo Altoviti. — Er geht mit des Herzogs Erlaubniß nach Rom, zu Anfang der Regierung des Papstes Julius III. — Nachdem er Diesen aufgewartet, besucht er den Michelagnolo, um ihn zum Dienste des Herzogs von Toskana zu bereden. — Michelagnolo lehnt es ab mit der Entschuldigung, weil er bei Sankt Peter angestellt sei. — Cellini kehrt nach Florenz zurück und findet eine kalte Aufnahme bei dem Herzog, woran die Verleumdungen des Haushofmeisters Ursache sein machten. — Er wird mit dem Fürsten wieder ausgesöhnt, fällt aber sogleich wieder in die Ungnade der Herzogin, weil er ihr bei einem Perlenhandel nicht beistehe. — Umständliche Erzählung dieser Begebenheit. — Bernardone setzt es beim Herzog durch, daß Dieser gegen Cellini's Rath die Perlen für die Herzogin kauft. — Diese wird des Verfassers unversöhnliche Feindin.

Ehe ich verreiste, befahl ich meinen Arbeitern, daß sie nach der Art, wie ich ihnen gezeigt hatte, am Perseus fortfahren sollten. Die Ursache aber, warum ich nach Rom ging, war folgende. Ich hatte das Porträt in Erz von Bindo Altoviti in natürlicher Größe gemacht und es ihm nach Rom geschickt; er hatte dieses Bild in sein Schreibzimmer gestellt, das sehr reich mit Alterthümern und andern schönen Dingen verziert war; aber dieser Ort war weder für Bildhauerarbeit noch für Malerei. Denn die Fenster standen zu tief, die Kunstwerke hatten ein falsches Licht und zeigten sich keineswegs auf die günstige Weise, wie sie bei einer vernünftigen Beleuchtung würden gethan haben. Eines Tages begab sich's, daß gedachter Bindo an seiner Thür stand und den Michelagnolo Buonarotti, der vorbeiging, ersuchte, er möchte ihn würdigen, in sein Haus zu kommen, um sein Schreibzimmer zu sehen. Und so führte er ihn hinein. Jener, sobald er sich umgesehen hatte, sagte: „Wer ist der Meister, der Euch so gut und mit so schöner Manier abgebildet hat? Wisset, daß der Kopf mir gefällt! Ich finde ihn besser als die Antiken hier, obgleich gute Sachen hier zu sehen sind; stünden die Fenster oben, so würde sich Alles besser zeigen, und Euer Bildniß würde sich unter so vielen schönen Kunstwerken viel Ehre machen."

Das Porträt in Erz von Bindo Altoviti — Ueber den Verbleib desselben findet der Herausgeber keine weiteren Nachrichten.

Als Michelagnolo nach Hause kam, schrieb er mir den gefälligsten Brief, der Folgendes enthielt: „Mein Benvenuto! Ich habe Euch so viele Jahre als den trefflichsten Goldschmied gekannt, von dem wir jemals gewußt hätten, und nun werde ich Euch auch für einen solchen Bildhauer halten müssen. Wisset, daß Herr Bindo Altoviti mir sein Porträt von Erz zeigte und mir sagte, daß es von Eurer Hand sei. Ich hatte viel Vergnügen dran, nur mußte ich tadeln, daß die Büste in schlechtem Lichte stand; denn wenn sie vernünftig beleuchtet wäre, so würde sie als das schöne Werk erscheinen, das sie ist."

Diesen Brief, der so liebevoll und so günstig für mich geschrieben war, zeigte ich dem Herzog, der ihn mit viel Zufriedenheit las und sagte: „Benvenuto, wenn Du ihm schreibst, so suche ihn zu bereden, daß er wieder nach Florenz komme! Ich will ihn zu einem der Achtundvierzig machen." Darauf schrieb ich ihm einen sehr gefälligen Brief und sagte ihm darin im Namen des Herzogs hundertmal mehr, als mir aufgetragen war. Doch um nicht zu irren, zeigte ich das Blatt Seiner Excellenz, ehe ich siegelte, und fragte, ob ich vielleicht zu viel versprochen habe. Er antwortete mir dagegen: „Du hast nach seinem Verdienste geschrieben; gewiß, er verdient mehr, als Du ihm versprochen hast, und ich will ihm noch mehr halten." Auf diesen Brief antwortete Michelagnolo niemals, und deswegen war der Herzog sehr auf ihn erzürnt.

Als ich nun wieder nach Rom kam, wohnte ich im Hause des gedachten Bindo Altoviti, der mir sogleich erzählte, wie er sein Bild von Erz dem Michelagnolo gezeigt und wie Dieser es außerordentlich gelobt habe; und wir sprachen darüber viel und weitläufig. Nun hatte er von mir zwölfhundert Goldgulden in Händen, die sich mit unter den fünftausend befanden, welche er unserm Herzog geborgt hatte, und zahlte mir meinen Theil von Interessen richtig. Das war die Ursache, daß ich sein Bildniß machte, und als Bindo es von Wachs sah, schickte er mir zum Geschenk funfzig Goldgulden durch einen seiner Leute, Julian Paccalli, einen Notar, welches Geld ich nicht nehmen wollte und durch denselben Mann zurückschickte. Dann sagte ich zu gedachtem Bindo: „Mir ist's genug, daß Ihr mir nur mein Geld lebendig erhaltet, daß es mir etwas gewinne."

Einen der Achtundvierzig — Es ist der Senat von 48 Männern gemeint, die den Titel „Ottimati" hatten, welcher im April 1532 bei der Umwandlung der Republik Florenz in ein Herzogthum unter Einwirkung des Papstes Clemens' VII. neu gestiftet wurde.

Nun sah ich aber, daß er gegenwärtig übel gegen mich gesinnt sei. Anstatt mich liebzukosen, wie er sonst gewohnt war, zeigte er sich verschlossen gegen mich, und ob ich gleich in seinem Hause wohnte, sah ich ihn doch niemals heiter, sondern immer grämlich. Zuletzt kamen wir mit wenig Worten überein. Ich verlor mein Verdienst an seinem Bildnisse und das Erz dazu, und wir wurden einig, daß ich mein Geld bei ihm auf Leibrenten lassen wollte, und er sollte mir, so lang ich lebte, fünfzehn Prozent geben.

Vor allen Dingen war ich gegangen, dem Papst den Fuß zu küssen, und glaubte nach der Art, wie er mit mir sprach, würde ich leicht mit ihm übereinkommen, denn ich wäre gern wieder nach Rom gegangen, weil ich in Florenz allzu große Hindernisse fand; aber ich bemerkte bald, daß obgedachter Gesandte gegen mich gewirkt hatte. Dann besuchte ich Michelagnolo Buonarotti und erinnerte ihn an jenen Brief, den ich ihm von Florenz im Namen des Herzogs geschrieben hatte. Er antwortete mir, daß er bei der Peterskirche angestellt sei und deshalb sich nicht entfernen könne. Ich sagte darauf, da er sich entschlossen habe, das Modell von gedachtem Gebäude zu machen, so könne er nur seinen Urbino da lassen, der vortrefflich Alles befolgen würde, was er ihm befehle; dazu fügte ich noch viele andere Worte und Versprechungen von Seiten des Herzogs. Auf einmal faßte er mich ins Auge und sagte mit einem spöttischen Lächeln: „Und Ihr, wie seid Ihr mit ihm zufrieden?“ Ob ich nun gleich darauf versetzte, daß ich äußerst vergnügt sei und sehr wohl behandelt werde, so ließ er mir doch merken, daß er den größten Theil meiner Verdrießlichkeiten kenne, und antwortete mir, er werde sich unmöglich losmachen können. Darauf setzte ich hinzu, er würde besser thun, nach Hause in sein Vaterland zu kehren, das von einem gerechten Herrn regiert werde und von einem so großen Liebhaber der Künste, als die Welt niemals gesehen hätte.

Nun hatte er, wie oben gesagt, einen Knaben bei sich, der von Urbino war; dieser hatte ihm viele Jahre mehr als Knecht und Magd als auf andere Weise gedient, welches man sehr wohl merken konnte, weil der junge Mensch gar nichts von der Kunst gelernt hatte. Als ich nun den Michelagnolo mit so vielen guten Gründen festhielt, daß er nicht wußte, was er sagen sollte, wendete er sich schnell zu Urbino, als wenn er fragen wolle, was er dazu sage.

Seinen Urbino — Urbino ist der Name seines Geburtsortes; er hieß Francesco Amatori. (B.)

Da rief dieser Mensch auf seine bäuerische Weise und mit lauter Stimme: „Ich lasse nicht von Michelagnolo, bis ich ihn schinde oder er mich.“ Ueber diese dummen Reden mußte ich lachen, und ohne weiter Abschied zu nehmen, zuckte ich die Schultern, wendete mich um und ging.

Da ich nun so schlecht mein Geschäft mit Bindo Altoviti vollbracht hatte, wobei ich die eherne Büste verlor und ihm mein Geld noch als Leibrente lassen mußte, lernte ich einsehen, von was für einer Art der Kaufleute Treue und Glauben sei, und kehrte verdrießlich wieder nach Florenz zurück. Ich fragte nach Seiner Excellenz, dem Herzog, der eben im Kastell an der Brücke zu Rifredi war. Im Palast zu Florenz fand ich Herrn Peter Franziskus Ricci, den Haushofmeister, und als ich mich ihm nähern wollte, um ihm nach Gewohnheit mein Kompliment zu machen, sagte er mit unmäßiger Verwunderung: „Wie, Du bist zurückgekommen?“ Darauf schlug er in die Hände und sagte, noch immer voll Erstaunen: „Der Herzog ist zu Kastello.“ Er wendete mir darauf den Rücken und ging weg, und ich konnte nicht begreifen, warum die Bestie sich so geberdete. Sogleich ging ich nach Kastell, und als ich in den Garten kam, wo der Herzog war, sah ich ihn in einiger Entfernung; er machte gleichfalls ein Zeichen der Verwunderung und gab mir zu verstehen, daß ich mich wegbegeben sollte. Ich, der ich gedacht hatte, Seine Excellenz sollten mich so freundlich, ja noch freundlicher empfangen, als Sie mich entlassen hatten, mußte nun so ein wunderliches Betragen sehen, kehrte sehr verdrießlich nach Florenz zurück und suchte meine Werke mit Fleiß zu vollenden.

Da ich mir nun nicht denken konnte, was zu so einem Betragen hätte Anlaß geben können, und dabei auf die Art merkte, womit Herr Sforza und die Uebrigen, welche zunächst um den Herzog waren, mir begegneten, kam mir die Lust an, Herrn Sforza selbst zu fragen, was das denn eigentlich bedeuten sollte. Er sagte darauf lachend zu mir: „Benvenuto, bleibe ein wackrer Mann und bekümmere Dich um weiter nichts!“ Erst viele Tage hernach hatte er die Gefälligkeit, mir mit dem Herzog eine Unterredung zu verschaffen, der auf eine trübe Weise freundlich war und mich fragte, was man in Rom mache. Ich fing, so gut ich nur wußte, meine Erzählung an, sprach von dem ehernen Kopf, den ich für Bindo Altoviti gemacht hatte, und dem, was daraus gefolgt. Dabei konnte ich bemerken, daß er mir mit großer Aufmerksamkeit zuhörte. Gleichfalls sagte ich ihm Alles wegen Michelagnolo Buonarotti, worüber er sich ein Wenig verdrießlich

zeigte; doch lachte er wieder sehr über die Worte des Urbino und über die Schinderei, von der dieser Bursche gesprochen hatte; allein er sagte zu Allem dem nichts weiter als: „Es ist sein eigener Schade.“ Ich aber neigte mich und ging. Gewiß hatte der Haushofmeister wieder etwas Böses gegen mich aufgebracht, das ihm aber nicht gelang, wie denn Gott immer ein Freund der Wahrheit ist und mich aus so unsäglichen Gefahren bis zu diesem meinem Alter errettet hat und mich erretten wird bis ans Ende meines Lebens, durch dessen Mühseligkeiten ich allein mit Beihülfe seiner Kraft muthig hindurchgehe und weder die Wuth des Glücks noch ungünstiger Sterne befürchte, so lange mir Gott seine Gnade erhält.

Nun aber vernimm, gefälliger Leser, einen schrecklichen Vorfall! Mit aller möglichen Sorgfalt befliß ich mich, mein Werk zu Ende zu bringen, und ging Abends in die Garderobe des Herzogs, den Goldschmieden zu helfen, die für Seine Excellenz arbeiteten, und fast alle ihre Werke waren nach meinen Zeichnungen. Der Herzog sah gern der Arbeit zu und hatte Vergnügen, mit mir zu sprechen; deswegen ging ich auch manchmal am Tage hin. Einmal unter andern war ich auch in gedachter Garderobe; der Herzog kam nach seiner Gewohnheit und besonders, da er wußte, daß ich zugegen sei. Sogleich fing er an, mit mir zu sprechen, und ich hatte ihm diesmal so wohl gefallen, daß er sich mir freundlicher als jemals zeigte. Da kam einer von seinen Sekretären eilig und sagte ihm etwas ins Ohr, vielleicht Sachen von der größten Wichtigkeit. Der Herzog stand auf, und sie gingen zusammen in ein andres Zimmer. Indessen hatte die Herzogin geschickt, um zu sehen, was Seine Excellenz mache. Der Page sagte zu ihr: „Er spricht und lacht mit Benvenuto und ist sehr wohl aufgeräumt.“ Sogleich kam die Herzogin selbst in die Garderobe, und als sie den Herzog nicht fand, setzte sie sich zu uns, und als sie uns eine Weile zugesehen hatte, wendete sie sich mit großer Freundlichkeit zu mir und zeigte mir einen Schmuck von großen Perlen, der wirklich sehr selten war, und fragte mich, was ich davon hielte. Ich lobte ihr ihn. Darauf sagte sie: „Ich will, daß mir sie der Herzog kauft; darum, mein Benvenuto, lobe sie ihm, so viel Du kannst!“ Darauf versetzte ich mit aller Bescheidenheit und Aufrichtigkeit: „Ich dachte, dieser Schmuck gehöre schon Eurer Excellenz, und da verlangt es die Vernunft, von den Dingen, die Ihnen gehören, nicht mit Tadel zu sprechen; jetzt aber muß ich sagen, daß ich vermöge meiner Profession viele Fehler an diesen Perlen wahrnehme und deswegen nicht rathen

wollte, daß Eure Excellenz sie kaufte." Darauf sagte sie: „Der Kaufmann giebt mir sie für sechstausend Scudi; wenn sie ohne Mängel wären, würden sie zwölftausend werth sein." Darauf versetzte ich: „Wäre dieser Schmuck auch von unendlicher Güte, so würde ich doch Niemand rathen, mehr als fünftausend Scudi dafür zu geben; denn Perlen sind keine Juwelen, sie werden mit der Zeit geringer; aber ein Edelstein altert nicht, und den sollte man kaufen." Darauf sagte die Herzogin ein Wenig verdrießlich: „Ich will aber diese Perlen: Lobe sie dem Herzog, ich bitte Dich drum; und wenn Du ja zu lügen glaubst, so thue es, mir zu dienen! Es soll Dein Vortheil sein." Ein solcher Auftrag war mir als einem beständigen Freunde der Wahrheit und Feinde der Lügen höchst beschwerlich; aber um die Gnade einer so großen Prinzessin nicht zu verlieren, fand ich mich doch in die Nothwendigkeit versetzt. Ich ging daher mit diesen verfluchten Perlen in das Zimmer, wo sich der Herzog befand, der, als er mich sah, zu mir sagte: „Benvenuto, was willst Du?" Ich deckte den Schmuck auf und versetzte: „Ich komme, Euch einen Schmuck von den schönsten Perlen zu zeigen." Und als ich sie noch sehr gelobt hatte, setzte ich hinzu: „Deßhalb solltet Ihr sie kaufen!" Darauf sagte der Herzog: „Ich kaufe sie nicht, weil sie nicht von unendlicher Güte sind." Ich aber versetzte: „Verzeiht, denn sie übertreffen andere Perlen sehr an Schönheit."

Die Herzogin stand hinten und wußte gehört haben, was ich sagte, so wie meine unendliche Lobeserhebung. Der Herzog wendete sich freundlich zu mir und sagte: „Benvenuto, ich weiß, daß Du die Sache recht gut verstehst; und wenn die Perlen von solcher Schönheit wären, so würde ich sie gern kaufen, sowol um die Herzogin zufriedenzustellen, als auch um sie zu besitzen." Da ich nun einmal angefangen hatte zu lügen, fuhr ich fort und widersprach Allem, was der Herzog sagte, indem ich mich auf seine Gemahlin verließ, daß sie mir zur rechten Zeit beistehen sollte. Ja, sie hatte mir sogar merken lassen, daß ich zweihundert Scudi haben sollte, wenn ich den Handel richtig machte; ich hätte aber nichts genommen, damit man nicht glauben möchte, ich habe es aus Eigennutz gethan. Der Herzog fing wieder an und sagte, ich verstünde mich recht gut darauf, und wenn ich der rechtschaffene Mann wäre, wie er überzeugt sei, so sollte ich ihm die Wahrheit sagen. Da wurden mir die Augen roth und feucht von Thränen, und ich sagte: „Gnädiger Herr, wenn ich Euer Excellenz die Wahrheit sage, so wird die Herzogin meine Todfeindin, und ich bin genöthigt, mit Gott davonzugehen, und die Ehre meines

aus 5 Octavseiten bestehende Gedicht, wenn auch als ein zweifelhaftes, in Goethe's Werke aufgenommen, ohne daß ein Grund angegeben wäre, warum man überhaupt an ihn als Verfasser denken könnte. In der That spricht nur der ganz äußerliche Umstand dafür, daß die Gottsched'schen Gedichte, welche „Kunst und Alterthum" im 4., 5. und 6. Bande enthält, so wie dieses lateinische Lettern haben; da aber auch Gedichte Anderer dort mit den gleichen Lettern gedruckt sind, so kann der lateinische Druck allein nicht entscheiden.

11) Ave Anima. „Ruhe sanft in heil'gem Frieden." — Weimarer Einzeldruck. — Das Gedicht selbst (eine achtzeilige Strophe), welches bisweilen Goethe zugeschrieben wird, trägt nicht im Mindesten den Charakter seiner Sinnes- und Denkweise an sich und wird wol, wie ein anderes Ave Anima, auf die Großherzogin Luise (im „Chaos" 1820 No. 24). Niemer zum Verfasser haben.

12) Der Pilgerin Gabe, „Im frommen Stab, im schlichten Hirtenkleide". Zum 2. Februar 1824. — In demselben Tage, dem Geburtstage des Erbgroßherzogs Karl Friedrich, hatte Goethe bereits die in unserer Ausgabe (II, 455) mitgetheilte Strophe gerichtet. Dafür aber, daß er Verfasser auch dieses ihm bisweilen zugeschriebenen Sonnettes ist, liegt kein Beweis vor.

13) a. Die lustige Hochzeit. „Wer soll Braut sein?"
b. Die drei Fragen. „Es war ein Ritter."
c. Der Wassermann. „O Mutter, guten Rath mir leiht."
d. Brautlied. „Ich hab's gesagt schon meiner Mutter," aus Goethe's Singspiel „Die Fischerin", auch in Herder's „Stimmen der Völker in Liedern" und bei Bürger I, 458. Goethe selbst scheint auf die Autorschaft oder vielmehr die Bearbeitung dieser Balladen wenig Anspruch zu machen (vgl. S. 144 flg. Bandes), und wir verzichten auf eine Mittheilung derselben für jetzt um so mehr, als sich einmal wenigstens bei dreien derselben nicht feststellen läßt, wie viel von der Bearbeitung, resp. Uebersetzung Goethe, wie viel Herder zukommt, und da alle vier Balladen doch außerdem später in der „Fischerin" ihre Stelle finden müssen.

14) Er und sein Name, „Bei allen Musen und Grazien", aus Nr. 8 des Tiefurter Journals von 1781 (Hirzel, S. 19), in welchem handschriftlich zuerst Goethe's Gedichte „Meine Göttin" (I. 142), „Das Göttliche" (I. 166), „Auf Merding's Tod" (I. 118) u. a. m. erschienen. — Gruppe hat neuerdings (IV. 319—323) nachgewiesen, daß eine Polemik zwischen Goethe und Klopstock grade über die deutsche Sprache und ihre Behandlung sich durch viele Jahre verfolgen lasse. Das gleichfalls in Hexametern verfaßte Gedicht „Die Kränze" (II. 13) gehört auch in dieses Gebiet. Da Goethe ferner grade vom Jahre 1781 ab, wie mehrere Epigramme der Abth. VIII. (Bd. II. und III.) beweisen, sich dem Hexameter mit Vorliebe zuwandte (s. auch die wahrscheinlich noch früheren „Physiognomischen Reisen", II. 13), so treffen viele Umstände zusammen, welche in Goethe den Verfasser des vorliegenden Gedichts vermuthen lassen könnten; auch einzelne Wendungen desselben erinnern an

Perseus, die ich unserer herrlichen Schule versprochen habe, wird von meinen Feinden verkümmert werden; darum empfehle ich mich dem Schutze Eurer Excellenz." Der Herzog, der wohl einsah, daß ich Alles nur aus Zwang gethan hatte, versetzte: „Wenn Du mir traust, so sorge für nichts weiter!" Darauf sagte ich: „Wie ist es möglich, daß die Herzogin nichts erfahre?" Er verdoppelte seine Zusicherung und sagte: „Rechne, daß Du Deine Worte in ein Diamantenkästchen vergraben hast!" Darauf sagte ich ihm, wie ich's verstand, und daß sie nicht mehr als zweitausend Scudi werth seien.

Als die Herzogin hörte, daß wir still wurden, — denn wir redeten ziemlich leise, — kam sie hervor und sagte: „Mein Herr, habt die Gnade und kauft mir den Schmuck Perlen! Denn ich habe große Lust dazu, und Euer Benvenuto wird Euch gesagt haben, daß er nie einen schönern gesehen hat." Darauf versetzte der Herzog: „Ich will ihn nicht kaufen!" Sie versetzte: „Warum will Eure Excellenz mir den Gefallen nicht thun und diese Perlen anschaffen?" Er antwortete: „Weil ich nicht Lust habe, mein Geld wegzuwerfen." „Wie," sagte die Herzogin von Neuem, „warum Geld wegwerfen, wenn Euer Benvenuto, auf den Ihr mit Recht so viel Vertrauen habt, mir versichert, daß über dreitausend Scudi noch ein wohlfeiler Preis ist?" Darauf sagte der Herzog: „Signora, mein Benvenuto hat mir gesagt, daß ich, wenn ich sie kaufe, mein Geld wegwerfe; denn diese Perlen sind weder rund noch gleich, und es sind auch genug alte darunter; und daß das wahr ist, so seht nur diese, sehet jene, sehet hier, sehet da! Das ist keine Waare für mich." Auf diese Worte sah mich die Herzogin mit zornigem Blick an, drohte mir mit dem Haupt und ging weg, so daß ich versucht war, mit Gott wegzugehen und mich aus Italien zu verlieren; weil aber mein Perseus beinahe geendigt war, so wollte ich doch nicht verfehlen, ihn aufzustellen.

Nun bedenke ein Jeder, in welcher großen Noth ich mich befand! Der Herzog hatte seinen Thürhütern in meiner Gegenwart befohlen, sie sollten mich immer durch die Zimmer lassen, wo sich Seine Excellenz befinde, und die Herzogin hatte ebendenselbigen aufgegeben, so oft ich in den Palast käme, sollten sie mich wegjagen. Wenn sie mich nun sahen, verließen sie ihren Posten und jagten mich weg; sie nahmen sich aber wohl in Acht, daß es der Herzog nicht gewahr wurde, so daß, wenn er mich eher als diese Schelme erblickte, er mir entweder zurief oder mir winkte, daß ich hereinkommen sollte.

Indessen hatte die Herzogin den Bernardone gerufen, über

dessen Feigheit und Schlechtigkeit sie sich gegen mich so sehr beklagt hatte, und empfahl ihm so wie vormals mir die Sache; er antwortete: „Gnädige Frau, laßt mich nur gewähren!“ Darauf zeigte sich der Schelm vor dem Herzog mit dem Schmuck in der Hand. Der Herzog, sobald er ihn erblickte, sagte, er solle sich wegheben. Der Schelm sagte darauf mit einer häßlichen Stimme, die ihm durch seine Eselsnase klang: „O, gnädiger Herr, kaufet doch den Schmuck der armen Dame, die vor Verlangen darnach stirbt und ohne denselben nicht leben kann!“ Da er nun noch andere seiner dummen Worte hinzufügte, ward er dem Herzog zur Last, der zu ihm sagte: „Entweder Du gehst oder Du kriegst Ohrfeigen.“ Dieser Lumpenhund wußte sehr gut, was er that; denn ihm war wohl bekannt, daß er auf dem Wege der Ohrfeigen und Unverschämtheiten die Einwilligung zum Handel vom Herzog erhalten und sich die Gnade der Herzogin zugleich mit einer guten Provision erwerben könne, die einige hundert Scudi betrug; und so blies er aus Possen die Backen auf, und der Herzog gab ihm einige tüchtige Maulschellen, um ihn loszuwerden, und zwar ein Bißchen derber, als er pflegte. So tüchtig getroffen, wurden die häßlichen Wangen roth, und die Thränen kamen ihm aus den Augen, und so fing er an: „Ach, gnädiger Herr, ein treuer Diener, der Gutes zu thun sucht, wird alle Art von Uebel ertragen, wenn nur die arme Dame zufriedengestellt wird.“ Hierüber wurde der Mensch dem Herzog äußerst zur Last, und sowol wegen der Ohrfeigen als wegen der Liebe zur Herzogin, die Seine Excellenz immer zu befriedigen wünschte, sagte er sogleich: „Hebe Dich weg! Gott möge Dich zeichnen! Gehe und mache den Handel! Ich bin Alles zufrieden, was meine Gemahlin wünscht.“

Da sehe man nun die Wuth des bösen Glückes gegen einen armen Mann und die schändliche Gunst des guten Glückes gegen eine nichtswürdige Person! Ich verlor die ganze Gnade der Herzogin und dadurch auch nach und nach die Gnade des Herzogs; Jener dagegen gewann sich die große Provision und ihre Gnade. So ist es nicht genug, ein ehrlicher und tugendhafter Mann zu sein, wenn das Glück uns übel will.

Auf dem Wege der ... Unverschämtheiten — im Text: „durch Singen des alten Volksliedes La bella Franceschina“.

Achtes Kapitel.

Der Herzog fängt mit den Bewohnern von Siena Krieg an. Der Verfasser wird mit Andern zu Ausbesserung der Florentinischen Festungswerke angestellt. — Wortwechsel zwischen ihm und dem Herzog über die beste Befestigungsart. — Cellini's Händel mit einem lombardischen Hauptmann, der ihm unhöflich begegnet. — Entdeckung einiger Alterthümer in Erz in der Gegend von Arezzo. — Die verstümmelten Figuren werden von Cellini wiederhergestellt. — Er arbeitet in des Herzogs Zimmern daran, wobei er Hindernisse von Seiten der Herzogin findet. — Seltsamer Auftritt zwischen ihm und Ihrer Hoheit. — Er verspricht ihr die Gefälligkeit, einige Figuren von Erz in ihrem Zimmer aufzustellen, wodurch das Verhältniß zwischen Beiden verschlimmert wird. — Verdruß mit Bernardo, dem Goldschmied. — Der Verfasser endigt seine berühmte Statue des Perseus; sie wird auf dem Platz aufgestellt und erhält großen Beifall. — Der Herzog belohnt ihn sehr zufrieden damit. — Cellini wird von dem Vicekönig nach Sicilien berufen, will aber des Herzogs Dienste nicht verlassen. — Sehr vergnügt über die gelungene Arbeit, unternimmt er eine Wallfahrt von wenig Tagen nach Vallombrosa und Camaldoli.

Zu der Zeit entstand der Krieg von Siena, und der Herzog, der Florenz befestigen wollte, vertheilte die Thore unter geschickte Bildhauer und Baukünstler. Mir theilte man das Thor al Prato zu und das Thörchen am Arno, das nach den Mühlen gehet; dem Kavalier Bandinelli das Thor bei Sankt Friano; Pasqualino von Ankona ward bei dem Thor Sankt Pier Gattolini angestellt; Julian von Baccio d'Agnolo, der Zimmermeister, bei Sankt Georg; Particino, der Zimmermeister, bei Sankt Nikolas; Franziskus von Sankt Gallo, der Bildhauer, Margolla genannt, beim Kreuze, und Johann Baptista, Tasso genannt, bei dem Thore Pinti. Und so wurden andere Bastionen und Thore andern Ingenieuren übergeben, deren ich mich nicht erinnere und die auch auf meine Geschichte keinen Einfluß haben.

Der Herzog, der wirklich immer die besten Einsichten zeigte, ging selbst um die Stadt, und da Seine Excellenz Alles wohl überlegt und sich entschlossen hatte, rief er Lattanzio Gorini, seinen

---

Der Krieg von Siena — Es ist der langwierige Kampf gemeint, der von 1555—1556 geführt wurde und am 17. April des letztgenannten Jahres mit einer Kapitulation endigte, durch welche die Republik Siena unter kaiserlichen Schutz kam; erst im Juli 1557 wurde Cosmo I. Herr von Siena.

Kassirer, der sich auch ein Wenig mit dieser Profession abgab, und ließ ihn alle die Art und Weise zeichnen, wie die Stadt und gedachte Thore befestigt werden sollten, und schickte einem Jeden sein gezeichnetes Thor.

Da ich nun diejenigen Risse betrachtete, die man mir zugeschickt hatte, schien es mir, daß sie keineswegs nach den Umständen eingerichtet, sondern äußerst fehlerhaft wären. Sogleich eilte ich mit der Zeichnung in der Hand, meinen Herzog aufzusuchen, und als ich Seiner Excellenz die Mängel dieser Arbeit zeigen wollte, hatte ich kaum zu reden angefangen, als der Herzog sich ergrimmt zu mir wendete und sagte: „Wenn die Rede ist, wie man treffliche Figuren machen soll, so will ich Dir nachgeben; aber in dieser Kunst mußt Du mir gehorchen; drum befolge die Zeichnung, die ich Dir gegeben habe!" Auf diese kurzen Worte antwortete ich so gelind, als ich in der Welt nur wußte, und sagte: „Gnädiger Herr, auch die gute Art, Figuren zu machen, habe ich von Eurer Excellenz gelernt; denn wir haben immer ein Wenig darüber gestritten; nun ist die Rede von der Befestigung Eurer Stadt, einer Sache von viel größerer Bedeutung, als Figuren zu machen; deshalb bitte ich Eure Excellenz, mich anzuhören, und wenn ich so mit Ihnen spreche, werden Sie mir die Art und Weise zeigen, wie ich Ihnen zu dienen habe." Diese meine gefälligen Worte nahm der Herzog sehr gütig auf und fing an, mit mir über die Sache zu disputiren; ich zeigte sodann mit lebhaften und deutlichen Gründen, daß die Art, die man mir vorgeschrieben hatte, nicht gut sei. Darauf sagte der Herzog: „Nun gehe und mache selbst eine Zeichnung, und ich will sehen, ob sie mir gefällt." So machte ich ein paar Zeichnungen von der wahren Art, wie die beiden Thore befestigt werden mußten, und brachte sie ihm; er unterschied das Wahre vom Falschen und sagte mir sehr freundlich: „Nun gehe und mach es nach Deiner Art! Ich bin es zufrieden." Da fing ich denn mit großer Sorgfalt an.

Die Wache des Thors al Prato hatte ein lombardischer Kapitän von schrecklicher, starker Gestalt und von gemeinen Redensarten. Dabei war er eingebildet und äußerst unwissend; dieser fragte mich sogleich, was ich machen wollte. Darauf ließ ich ihn gefällig meine Zeichnungen sehen, und mit der äußersten Mühe erklärte ich ihm die Art, nach der ich verfahren wolle. Nun schüttelte die Bestie den Kopf, wendete sich da- und dorthin, trat von einem Bein aufs andere, wickelte seinen ungeheuren Knebelbart, strich sich am Kinn, zog die Mütze über die Augen und sagte nur immer: „Zum Henker, ich verstehe das Alles nicht."

Verdrießlich über diese Bestie, sagte ich: „So laßt es mich machen, der ich's verstehe!“ Dabei wendete ich ihm den Rücken, das er höchst übel nahm und sagte: „Du willst gewiß, daß ich mit Dir aufs Blut rechten soll.“ Ich wendete mich ergrimt herum und sagte: „Es sollte mir lieber sein, mit Dir als mit der Bastion zu thun zu haben.“ Sogleich legten wir Hand an die Degen; wir hatten sie aber nicht einmal ganz gezogen, als sich viele wackere Leute von unsern Florentinern und andern Hofleuten dazwischen legten. Der große Theil schalt ihn aus und sagte, er habe Unrecht; ich sei ein Mann, es mit ihm aufzunehmen; und wenn es der Herzog erführe, sollte es ihm übel bekommen. Nun bekümmerte er sich um seine Geschäfte, und ich fing meine Bastion an. Als ich nun die gehörige Anstalt getroffen hatte, ging ich in dem kleinen Thor am Arno, wo ich einen Kapitän von Cesena fand, den artigsten Mann, den ich jemals von dieser Profession gekannt hatte. Aeußerlich zeigte er sich wie ein zierliches Mädchen, und im Rathsalle war er einer der bravsten und tödtlichsten Menschen, die man sich denken kann. Dieser Edelmann beobachtete mich so genau, daß er mir oft Nachdenken erregte; er wünschte meine Arbeit zu verstehen, und ich zeigte ihm Alles aufs Gefälligste. Genug, wir wetteiferten, wer sich gegen den Andern freundlicher bezeigen könne, so daß ich diese Bastion weit besser als jene zu Stande brachte.

Als ich mit meinen Festungswerken fertig war, hatten die Völker des Herrn Peter Strozzi im Lande gestreift, und das ganze Gebiet von Prato war so in Furcht gesetzt, daß Alles ausräumte und flüchtete. Nun kamen sie mit allen ihren Karren herbei, und Jeder fuhr seine Habe in die Stadt; ein Wagen berührte den andern, und es war eine unendliche Menge. Da ich nun solche Unordnung sah, sagte ich zur Thorwache, sie sollten Acht haben, daß unter dem Thore nicht das Unglück begegne wie in Turin, wo das Fallgatter, als man es brauchen wollte, von einem solchen Wagen in die Höhe gehalten wurde und seinen Dienst nicht leisten konnte. Als das Ungeheuer von Kapitän diese meine Worte hörte, wendete er sich mit Schimpfreden gegen mich, die ich ihm sogleich zurückgab, so daß es zwischen uns hätte schlimmer als vorher werden können; doch trennte man uns wieder. Da ich nun meine Bastion vollendet hatte, erhielt ich unerwartet vieles

Tödtlichsten Menschen — „de' più bravi uomini e più micidiali“.
Herrn Peter Strozzi — Er war damals Befehlshaber der französischen Streitkräfte in Toskana.

Geld, mit dem ich mir wieder aufhalf und mich wieder an die Arbeit begab, um meinen Perseus zu vollenden.

In diesen Tagen hatte man einige Alterthümer in der Gegend von Arezzo ausgegraben, worunter sich auch die Chimäre befand, nämlich der eherne Löwe, den man in den nächsten Zimmern am großen Saal des Palastes noch sehen kann; und zugleich hatte man viele kleine Statuen von Erz gefunden, die ganz mit Erde und Rost bedeckt waren, und einer jeden fehlte entweder der Kopf, die Hände oder die Füße. Der Herzog hatte Vergnügen, sie selbst mit gewissen Grabsticheln rein zu machen, und einst, als ich mit Seiner Excellenz sprach, reichte er mir einen Hammer, womit ich auf die Meißelchen, die er in der Hand hielt, schlug, so daß die Figuren von Erde und Rost gereinigt wurden. So vergingen einige Abende, und der Herzog veranlaßte mich, daß ich die fehlenden Glieder wiederherstellte; und da er so viel Vergnügen an dem wenigen Meißeln hatte, so ließ er mich auch des Tages arbeiten, und wenn ich mich verspätete, so mußte ich gerufen werden. Oefters gab ich Seiner Excellenz zu verstehen, daß ich mich von meinem Perseus abzöge und daß daraus gar manches Unangenehme entstehen könnte. Erstlich fürchtete ich, daß die lange Zeit, die ich zu meinem Werke brauchte, zuletzt Seiner Excellenz verdrießlich fallen möchte, wie es denn auch wirklich nachher geschah; das Andere war, daß meine Arbeiter, wenn ich mich nicht gegenwärtig befand, mir theils mein Werk verdarben, theils so wenig als möglich arbeiteten. Darauf begnügte sich der Herzog, daß ich nur beim Einbruche der Nacht in den Palast kommen sollte. Seine Excellenz war äußerst sanft und gütig gegen mich geworden, und jeden Abend, den ich zu ihm kam, nahmen die Liebkosungen zu.

In diesen Tagen baute man an jenen neuen Zimmern gegen die Löwen, so daß Seine Excellenz, um abgesondert zu sein, sich in den neuen Gemächern eine kleine Wohnung einrichten ließ; mir aber hatte er befohlen, ich sollte durch seine Garderobe kommen, da ich denn heimlich über die Galerie des großen Saals ging und durch gewisse Schlupflöcher zu jenem Gemach gelangte. Wenige Tage darauf brachte mich die Herzogin um diese Zugänge und ließ alle diese Thüren verschließen, so daß ich alle Abende, wenn ich in den Palast kam, eine Weile warten mußte, weil sie sich selbst in diesen Vorzimmern befand, wo man vor ihrer Be-

Die Chimäre — Bianchi erwähnt, daß diese Statue sich gegenwärtig in der Galerie der Uffizien zu Florenz befindet.

quemlichkeit vorbei mußte, und weil sie nicht wohl war, so kam ich niemals, ohne sie zu stören. Nun warf sie deswegen und wegen der schon bekannten Ursache den äußersten Groll auf mich und konnte mich auf keine Weise weder sehen noch leiden. Doch mit aller dieser großen Noth und diesem unendlichen Verdruß fuhr ich gelassen fort hinzugehen. Der Herzog hatte ausdrücklich befohlen, daß man mir, wenn ich an die Thür pochte, sogleich aufmachen sollte; und so ließen sie mich, ohne mir etwas weiter zu sagen, durch alle Zimmer. Nun begegnete es manchmal, wenn ich ruhig und unerwartet durchging, daß ich die Herzogin bei ihrer Bequemlichkeit fand, die sich denn mit einem so wütenden Zorne gegen mich herausließ, daß ich mich entsetzte. Sie sagte mir immer: „Wann wirst Du denn einmal mit den kleinen Figuren fertig sein? Dein Kommen wird mir allzu lästig." Darauf antwortete ich mit der größten Gelassenheit: „Gnädige Frau und einzige Gönnerin, ich verlange nichts mehr, als Ihnen mit Treue und äußerstem Gehorsam zu dienen. Die Werke, die mir der Herzog befohlen hat, werden mehrere Monate brauchen; wenn aber Eure Excellenz nicht will, daß ich mehr hierherkommen soll, so werde ich auch nicht kommen, es rufe mich, wer will, und wenn der Herzog zu mir schickt, so will ich sagen, daß ich krank bin, und Sie sollen mich auf keine Weise hier wieder sehen." Darauf versetzte sie: „Ich sage nicht, daß Du dem Herzog nicht gehorchen sollst; aber mir scheint, daß Deine Arbeit kein Ende nehmen wird." Mochte nun der Herzog hievon etwas gemerkt haben oder auf andere Weise veranlaßt worden sein, genug, wenn vierundzwanzig Uhr herbeikam, so ließ er mich rufen, und der Bote sagte jedesmal: „Verfehle nicht, zu kommen! Der Herzog erwartet Dich." Und so fuhr ich fort, mit ebendenselben Schwierigkeiten mehrere Abende hinzugehen. Einmal unter andern, als ich nach meiner Gewohnheit hereintrat, sprach der Herzog wahrscheinlich von geheimen Dingen mit seiner Gemahlin und wendete sich mit heftigem Zorne gegen mich, darüber ich, einigermaßen erschreckt, eilig zurückgehen wollte; er aber sagte schnell zu mir: „Komm herein, mein Benvenuto! Gehe an Deine Arbeit, und ich werde bald bei Dir sein." Indessen ich vorbeiging, nahm mich Prinz Garzia, ein Kind von wenigen Jahren, bei der Jacke und trieb so artige Scherze, als ein solches Kind nur machen kann. Der

Prinz Garzia — in den ital. Texten häufig Grazia. Es ist der dritte Sohn Cosimo's, der schon im Dezember 1562 starb.

Herzog verwunderte sich darüber und sagte: „Was ist das für eine unmäßige Freundschaft, die meine Kinder zu Dir haben?“

Indessen ich nun an diesen Kleinigkeiten arbeitete, waren die Prinzen Don Giovanni, Don Arnando und Don Garzia den ganzen Abend um mich herum und stachen mich, ohne daß es der Herzog sah; ich aber bat sie, ruhig zu sein. Sie antworteten: „Wir können nicht!“ Und ich versetzte: „Was man nicht kann, will man auch nicht; drum laßt mich ruhen!“ Darüber fingen der Herzog und die Herzogin an laut zu lachen.

Einen andern Abend, als ich jene vier Figuren von Erz fertig hatte, die an der Base des Perseus angebracht sind, nämlich Jupiter, Merkur, Minerva und Danae, Mutter des Perseus mit ihrem kleinen Knaben zu Füßen, hatte ich sie zusammen in gedachtes Zimmer bringen lassen, wo ich Abends arbeitete, und sie in eine Reihe ein Wenig höher als das Auge gestellt, wo sie sich wirklich sehr gut ausnahmen. Der Herzog, der es gehört hatte, kam etwas früher als gewöhnlich, und weil die Person, die ihm die Nachricht brachte, diese Arbeiten über Verdienst gerühmt und gesagt hatte, sie seien besser als die alten, und mehr solche Dinge, so kam nun der Herzog mit der Herzogin und sprach mit Zufriedenheit von meinen Werken; ich aber stand geschwind auf und ging ihm entgegen. Er hob darauf nach seiner fürstlichen und edlen Art die rechte Hand auf, worin er eine Birn' hielt, so groß und schön, als man sie nur sehen kann, und sagte dabei: „Nimm hier, mein Benvenuto, und bringe diese Birn' in den Garten Deines Hauses!“ Darauf antwortete ich gefällig: „O gnädiger Herr, ist es Ihr Ernst, daß ich die Birn' in den Garten meines Hauses legen soll?“ Der Herzog sagte von Neuem: „In den Garten des Hauses, das Dein ist. Verstehst Du mich recht?“ Darauf dankte ich Seiner Excellenz und der Herzogin mit den besten Zeremonien, die ich nur in der Welt zu machen wußte. Dann setzten sie sich gegen die Figuren über und sprachen über zwei Stunden von nichts als von denselben, so daß die Herzogin ein unmäßiges Verlangen darnach empfand und zu mir sagte: „Ich will nicht, daß Du diese schönen Figuren da unten auf dem Platz verschwendest, wo sie in Gefahr kämen, verdorben zu werden; vielmehr sollst Du sie mir in einem meiner

---

Die Prinzen Don Giovanni, Don Arnando und Don Garzia — „Il Principe D. Giovanni e D. Arando e D. Grazia“. Dies kann nur heißen, der Thronfolger, der älteste, also Don Francesco (I. S. 403); Don Giovanni, schon als Knabe zum Cardinal ernannt, starb 1562, 17 Jahre alt.

Zimmer anbringen, wo ich sie aufs Beste will halten lassen, wie ihre seltne Tugend verdient." Gegen diese Worte setzte ich mich mit unendlichen Gründen; weil ich aber sah, wie fest sie entschlossen war, daß ich die Figuren nicht an die Base, wo sie sich jetzo befinden, aufstellen sollte, so wartete ich den andern Tag ab und ging um Zweiundzwanzig in den Palast, und als ich fand, daß der Herzog und die Herzogin ausgeritten waren, ließ ich die Figuren hinuntertragen, und weil ich an der Base schon Alles zurechte gemacht hatte, so löthete ich sie sogleich ein, wie sie bleiben sollten. Als die Herzogin es hörte, wurde sie so wornig, daß sie mir, wenn ihr Gemahl nicht gewesen wär', gewiß vieles Uebel zugefügt hätte. Nun kam dieser Verdruß noch zu jenem wegen der Perlen, und sie wirkte so viel, daß der Herzog sein weniges Vergnügen aufgab. Ich kam also Abends nicht mehr hin; denn ich fand alle die vorigen Schwierigkeiten, wenn ich in den Palast wollte.

Ich wohnte nun, wo ich meinen Perseus schon hingebracht hatte, und arbeitete an seiner Vollendung unter allen den Hindernissen, deren ich schon erwähnt habe, das heißt, ohne Geld und unter so vielen andern Vorfällen, deren Hälfte schon einen Mann von Diamant zur Verzweiflung gebracht hätte. Als der Herzog vernahm, daß ich den Perseus schon als geendigt zeigen konnte, kam er einen Tag, das Werk zu sehen, und gab auf eine deutliche Art zu erkennen, daß es ihm außerordentlich gefalle. Darauf wendete er sich zu gewissen Herren, die mit ihm waren und sagte: „Ob uns gleich dieses Werk sehr schön vorkömmt, so muß es doch auch dem Volke gefallen; deswegen, mein Benvenuto, ehe Du die letzte Hand anlegst, wünschte ich, daß Du mir zu Liebe diese vordere Thüre nach meinem Platze zu öffnetest, um zu sehen, was das Volk dazu sagt; denn es ist keine Frage, daß es ein Unterschied sein muß, es frei oder in einer solchen Enge zu sehen, und es wird sich gewiß anders als gegenwärtig zeigen." Auf diese Worte sagte ich demüthig zu Seiner Excellenz: „Es wird gewiß um die Hälfte besser aussehen. Erinnern Sich Eure Excellenz nicht, es in dem Garten meines Hauses gesehen zu haben, wo es sich so gut zeigte? Ja, sogar Bandinello, der es daselbst sah, war genöthigt, ungeachtet seiner bösen Natur Gutes davon zu reden,

---

Einen Mann von Diamant — „un uomo di diamante".

Zur Verzweiflung gebracht hätte — Hier folgt im Text eine längere Erzählung, einen Streit mit Bernardone enthaltend, den Goethe ausgelassen hat. Uebrigens war sein Text selbst lückenhaft und ist erst in neueren Ausgaben ergänzt worden.

er, der sein ganzes Leben lang von Niemand Gutes gesprochen hat; und ich fürchte, Eure Excellenz trauen ihm zu viel."

Darauf sagte der Herzog ein Wenig verdrießlich, aber mit gefälligen Worten: „Thue es, mein Benvenuto, zu meiner geringen Genugthuung!"

Als er weg war, machte ich mich daran, die Statue aufzudecken; weil aber noch ein Wenig Gold fehlte und ein gewisser Firniß und andere Kleinigkeiten, die zu Vollendung eines Werks gehören, murmelte ich verdrießlich, schalt und betrübte mich und verwünschte den verfluchten Tag, der mich veranlaßt hatte, nach Florenz zu gehen. Denn ich sah freilich den großen Verlust, den ich mir zugezogen hatte, indem ich Frankreich verließ, und sah und wußte noch nicht, was ich Gutes von meinem Herrn in Florenz erwarten sollte; denn Alles, was ich von Anfang bis zur Mitte und bis zum Ende gethan hatte, war zu meinem größten Schaden geschehen. Und so mit größtem Verdrusse deckte ich die Bildsäule des folgenden Tags auf.

Nun gefiel es Gott, daß, sobald als sie gesehen wurde, sich ein unmäßiges Geschrei zum Lobe des Werks erhub, wobei ich mich ein Wenig getröstet fühlte. Die Leute hörten nicht auf, immerfort Sonette an die Thürgewände anzuheften, wodurch gleichsam ein festliches Ansehen entstand. Indessen suchte ich das Werk zu vollenden und arbeitete an demselben Tage daran, an welchem es mehrere Stunden aufgedeckt blieb und mehr als zwanzig Sonette zum unmäßigen Lobe meiner Arbeit angeheftet wurden. Das hörte nicht auf, nachdem ich sie wieder zugedeckt hatte; alle Tage fanden sich neue Gedichte, lateinische Sonette und griechische Verse; denn eben waren Ferien auf der Universität Pisa, und alle die vortrefflichsten Lehrer und Schüler bemühten sich um die Wette. Was mir aber das größte Vergnügen machte und mir die größte Hoffnung wegen der Gesinnung des Herzogs gab, war, daß Die von der Kunst, nämlich Maler und Bildhauer, gleichfalls wetteiferten, wer das meiste Gute davon sagen könnte, und unter Andern der geschickte Maler Jakob von Pontormo; am Höchsten aber schätzte ich das Lob des trefflichen Bronzino, des Malers, dem es nicht genug war, verschiedene Gedichte öffentlich anheften zu lassen, sondern der mir derselben auch noch ins Haus schickte, worin er so viel Gutes auf seine seltene und angenehme Weise

---

Jakob von Pontormo — Jacopo Carrucci da Pontormo. (B.)
Bronzino — Angiolo, mit dem Beinamen „il Bronzino", Schüler Pontormo's. (B.)

ihn, z. B. Vers 3, keineswegs aber der Ton und die Behandlung des Ganzen. Goethe habe im „Werther“ den Namen Klopstock in einer Weise idealisirt, daß uns die Frage in Vers 5 in seinem Munde unmöglich dünkt. — 2. Selbst der Umstand, daß wenige Jahre vorher ein zeitlicher Briefwechsel den guten Vernehmen Beider ein Ende gemacht hatte, dürfte der Annahme von Goethe's Autorschaft entgegenstehn. Uebrigens scheint das unten vollständig abgedruckte*) Gedicht hervorgerufen zu sein durch eine 1780 erschienene Schrift von J. A. Cramer, welche den Titel führt: „Klopstock. Er und über ihn.“

15) **Babylonische Sprachverwirrung.** Vier Strophen mit den nachstehenden Anfängen:

a. Britisch, gallisch und italisch.
b. Geduld, verlaß' Dich auf mein Wort.
c. Vom Baume fällt das letzte Blatt.
d. Manches läßt die Zeit uns sehn.

Aus dem „Chaos“, 1. Jahrgang No. 12, S. 93, 1790, und danach bei Boas I, 27 und Bielschowsky III, 270. — In den frühesten Lebensjahren Goethe's hielten sich in Weimar viele Ausländer, namentlich Engländer und Franzosen auf, ein Umstand, der darauf hinwirkte, daß in der Weimarischen Gesellschaft beide Sprachen eifrig gesprochen und getrieben wurden. Das „Chaos“ enthält dem entsprechend viele englische und französische Gedichte. Ueber diese Sucht nach Fremdem spotten die vier Strophen, welche nicht von Goethe, sondern von dem bekannten Uebersetzer J. D. Gries herrühren. Auch Boas hatte dies erfahren; er glaubte es aber nicht, sondern berief sich auf das Zeugniß einer hochgestellten Dame, die, in des Dichters Zirkel heimisch, ihm die Versicherung gegeben habe, daß Goethe der Verfasser derselben sei.

16) **An einen gewissen Horcher im Parterre.** „Du Horcher auf der Komödie“, aus dem Leipziger Musenalmanach auf das Jahr 1777 S. 45 mit der Unterschrift „J. W. G.“ und der Jahreszahl 1769. Einzig und allein der Umstand, daß die Initialen der Unterschrift auf Goethe passen, hat die Ver-

*) Bei allen Musen und Grazien! sagt an mir, Ihr Deutschen:
Euren ersten Dichter, den alle Götter geehret,
Der mit Geisteskräften von Sonne zu Sonne gewandelt,
Der in die Tiefen der Liebe sich wie Engel gesenket,
Tiefen göttlichen Mann, Ihr nennt ihn Klopstock? Den Namen
Gebt Ihr einem Dichter, dem seiner zu sanft und zu hoch war?
Ja, dies ist der Name, den wir verehren und lieben.
Haltet hier und wärmet Euch der Feier Adler Betrachtung!
Ich, der Gute hat bei der endlich altschändlichen Ahndung
Eure Schuld bezahlt, aus seinen Höhen und Tiefen
Sich in das Stein- und Gebeinreich der Lettern und Silben begeben.
Mit dem eigenen Sinne, der großen Dingen geziemte,
Heftet er sich ans Kleinste, und so klopfockt er die Sprache.

ſagte, daß ich mich wieder einigermaßen beruhigte. Und ſo hatte ich das Werk wieder bedeckt und ſuchte es mit allem Fleiß zu vollenden.

Als mein Herzog die Gunſt erfuhr, welche mir die treffliche Schule bei dieſem kurzen Anblick erzeigt hatte, ſagte er: „Ich freue mich, daß Benvenuto dieſe kleine Zufriedenheit gehabt hat; ſo wird er deſto geſchwinder die Arbeit vollenden; aber er denke nur nicht, wenn ſie ganz aufgedeckt iſt, daß die Leute noch immer auf gleiche Weiſe ſprechen werden! Es werden dann auch alle Fehler, die daran ſind, aufgedeckt ſein, und man wird andere, die nicht daran ſind, hinzuthun; ſo mag er ſich mit Geduld waffnen!“ An dieſen Reden war Bandinelli ſchuld; denn er hatte bei dieſer Gelegenheit die Werke des Andrea del Verrocchio angeführt, der den ſchönen Chriſtus und Sankt Thomas von Erz gemacht hatte, den man an der Façade Orſanmichele ſieht, und noch andere Werke, ſogar den verwunderungswürdigen David des göttlichen Michelagnolo Buonarotti, von dem er auch behauptete, er zeige ſich nur von vorn gut. Dann ſprach er von ſeinem Herkules und ſeinen unendlichen Sonetten, die daran gehefftet wurden, und ſprach alles Uebel vom Volk. Der Herzog hatte ihn zu dieſen Reden veranlaßt und glaubte wirklich, die Sache werde auch ſo ablaufen; denn der neidiſche Bandinelli hörte nicht auf, Uebles zu reden. So ſagte auch einmal in der Gegenwart des Herzogs der Schurke Bernardone, der Mäkler, nur um dem Bandinelli zu ſchmeicheln: „Wißt, gnädiger Herr, große Figuren zu machen, iſt eine andere Koſt, als kleine zu arbeiten! Ich will nicht ſagen, daß er die kleinen Figürchen nicht gut gemacht habe; aber Ihr werdet ſehen, die große gelingt ihm nicht.“ Und unter dieſe häm iſchen Worte miſchte er nach ſeiner Spionenart noch andere und häufte Lügen auf Lügen.

Nun gefiel's aber meinem glorreichen Herrn und unſterblichen Gott, daß ich meine Statue vollendete und ſie an einem Donnerſtag ganz aufdecken konnte. Alſobald — es war noch nicht ganz Tag — vereinigte ſich eine ſolche Menge Volks, daß es nicht zu zählen war, und Alle wetteiferten, das Beſte davon zu ſprechen. Der Herzog ſtand an einem niedern Fenſter des

---

Andrea del Verrocchio — Bildhauer, Maler und Goldſchmied, Lehrer Leonardo's da Vinci; er wird auch in dem „Traktat“ (S. 41) erwähnt. Derſelbe ſtarb 1488.

Den verwunderungswürdigen David — koloſſale nackte Figur eines David am Palazzo Vecchio in Florenz.

An einem Donnerſtag — am 27. April 1554. (B.)

Palaſtes, das über der Thüre war, und ſo vernahm er, halb verborgen, Alles, was man ſagte. Als er nun einige Stunden zugehört hatte, ſtand er mit ſo viel Zufriedenheit und Lebhaftigkeit auf, wendete ſich zu Herrn Sforza und ſagte: „Sforza, geh zu Benvenuto und ſag ihm von meinetwegen, daß er mich mehr, als ich hoffte, befriedigt hat! Ich will ihn auch zufriedenſtellen; er ſoll ſich verwundern; und ſag ihm, er ſoll gutes Muths ſein!“ Herr Sforza brachte mir dieſen ruhmvollen Auftrag, wodurch ich äußerſt geſtärkt ward und denſelben Tag ſehr vergnügt zubrachte, weil das Volk auf mich mit Fingern wies und mich Dem und Jenem als eine neue und wunderſame Sache zeigte. Unter andern waren zwei Edelleute, die der Vicekönig von Sizilien an unſern Herzog in Geſchäften geſendet hatte. Als man mich dieſen beiden gefälligen Männern auf dem Platze zeigte, kamen ſie heftig auf mich los, und mit ihren Mützen in der Hand hielten ſie mir eine ſo umſtändliche Rede, die für einen Papſt zu viel geweſen wär'. Ich demüthigte mich, ſo viel ich konnte; aber ſie deckten mich dergeſtalt zu, daß ich ſie inſtändig bat, mit mir vom Platze wegzugehn, weil die Leute bei uns ſtill ſtanden und mich ſchärfer anſahen als unſern Perſeus ſelbſt. Unter dieſen Zeremonien waren ſie ſo kühn und verlangten, ich möchte nach Sizilien kommen, da ſie mir denn einen ſolchen Kontrakt verſprachen, mit dem ich zufrieden ſein ſollte. Sie ſagten mir, Bruder Johann Angiolo von den Serviten habe ihnen einen Brunnen gemacht, mit vielen Figuren verziert, aber ſie ſeien lange nicht von der Vortrefflichkeit wie der Perſeus, und er ſei dabei reich geworden. Ich ließ ſie nicht Alles, was ſie ſagen wollten, vollenden, ſondern verſetzte: „Ich verwundere mich ſehr, daß Ihr von mir verlangt, daß ich einen Herrn verlaſſen ſoll, der die Talente mehr ſchätzt als irgend ein andrer Fürſt, der je geboren wurde, um ſo mehr, da ich ihn in meinem Vaterlande finde, der Schule aller der größten Künſte. Hätte ich Luſt zu großem Gewinn, ſo wär' ich in Frankreich geblieben im Dienſte des großen Königs Franziskus, der mir tauſend Goldgulden für meinen Unterhalt gab und dazu die Arbeit meiner ſämmtlichen Werke bezahlte, ſo daß ich mich alle Jahre über viertauſend Goldgulden ſtand; nun bin ich aber doch weggegangen und habe den Lohn meiner Werke von vier Jahren in Paris

---

Der Vizekönig von Sizilien — damals wol der Kardinal Pacheco, den Karl V. proviſoriſch zur Verwaltung ernannt hatte; denn Pedro von Toledo, der Schwiegervater Coſimo's I., war im April 1563 geſtorben, und der Herzog von Alva wurde erſt 1556 ernannt.

zurückgelassen." Mit diesen und andern Worten schnitt ich die Zeremonien durch, dankte den Herren für das große Lob, das sie mir gegeben hatten, und versicherte sie, das sei die größte Belohnung für Jeden, der sich ernsthaft bemühe; ich setzte hinzu, sie hätten meine Lust, gut zu arbeiten, so vermehrt, daß ich in wenigen Jahren ein anderes Werk aufzustellen hoffe, mit dem ich der vortrefflichen Florentinischen Schule noch mehr als mit diesem zu gefallen gedächte. Die beiden Edelleute hätten gerne den Faden der Zeremonien wieder angeknüpft; aber ich, mit einer Mützenbewegung und einem tiefen Bückling, nahm sogleich von ihnen Abschied.

Auf diese Weise ließ ich zwei Tage vorübergehen, und als ich sah, daß das große Lob immer zunahm, entschloß ich mich, meinem Herzog aufzuwarten, der mit großer Freundlichkeit zu mir sagte: „Mein Benvenuto, Du hast mich und das ganze Volk zufriedengestellt; aber ich verspreche Dir, daß ich Dich auf eine Weise befriedigen will, über welche Du Dich verwundern sollst, und ich sage Dir, der morgende Tag soll nicht vorübergehen." Auf diese herrlichen Versprechungen wendete ich alle Kräfte der Seele und des Leibes in einem Augenblick zu Gott und dankte ihm aufrichtig; zugleich hörte ich meinen Herzog an und bald weinend vor Freude küßte ich ihm das Kleid und sagte: „Mein glorreicher Herr, freigebig gegen alle Talente und gegen die Menschen, die sie ausüben, ich bitte Eure Excellenz um gnädigen Urlaub auf acht Tage, damit ich Gott danken möge. Denn ich weiß wohl, wie übermäßig ich mich angestrengt habe, und bin überzeugt, daß mein fester Glaube Gott zu meiner Hilfe bewogen hat. Wegen dieses und so manchem andern wunderbaren Beistand will ich acht Tage als Pilgrim auswandern und meinem unsterblichen Gott und Herrn danken, der immer Demjenigen hilft, der ihn mit Wahrheit anruft."

Darauf fragte mich der Herzog, wohin ich gehen wollte, und ich versetzte: „Morgen früh will ich weggehen auf Vallombrosa zu, von da nach Camaldoli und zu den Eremiten, dann zu den Bädern der heiligen Maria und vielleicht bis Sestile, weil ich höre, daß daselbst schöne Alterthümer sind. Dann will ich über Sankt Francesco della Vernia zurückkehren unter beständigem Danke gegen Gott und mit dem lebhaften Wunsch, Eurer Excellenz weiter zu dienen." Darauf sagte mir der Herzog mit hei-

Sestile — Dieser Ortsname ist auch Bianchi unbekannt; er meint, daß damit vielleicht „Sestino" gemeint sei.

terem Gesichte: „Geh und kehre zurück! Wirklich, so gefällst Du mir; lasse mir zwei Verse zum Andenken und sei unbesorgt!"

Sogleich machte ich vier Verse, in welchen ich Seiner Excellenz dankte, und gab sie Herrn Sforza, der sie dem Herzog in meinem Namen überreichte. Dieser empfing sie, gab sie sodann zurück und sagte: „Lege sie mir täglich vor die Augen! Denn wenn Benvenuto zurückkäm' und seine Sache nicht ausgefertigt fänd', ich glaube, er brächte mich um." Auf diese scherzhafte Weise verlangte der Herzog erinnert zu werden. Diese bestimmten Worte sagte mir Herr Sforza noch selbigen Abend, verwunderte sich über die große Gunst und sagte mir auf eine sehr gefällige Weise: „Geh, Benvenuto, und komme bald wieder! Ich beneide Dich."

Neuntes Kapitel.

Der Autor begegnet auf seinem Wege einem alten Alchymisten von Bagno, der ihm von einigen Gold- und Silberminen Kenntniß giebt und ihn mit einer Karte von seiner eignen Hand beschenkt, worauf ein gefährlicher Paß bemerkt ist, durch welchen die Feinde in des Herzogs Land kommen könnten. — Er kehrt damit zum Herzog zurück, der ihn wegen seines Eifers höchlich lobt. — Differenz zwischen ihm und dem Herzog wegen des Preises des Perseus. — Man überläßt es der Entscheidung des Hieronymus Albizzi, welcher die Sache keineswegs zu des Autors Zufriedenheit vollbringt. — Neues Mißverständniß zwischen ihm und dem Herzog, welches Bandinelli und die Herzogin vermitteln sollen. — Der Herzog wünscht, daß er halberhobene Arbeiten in Erz für das Chor von Santa Maria del Fiore unternehmen möge. — Nach wenig Unterhaltungen giebt der Herzog diesen Vorsatz auf. — Der Autor erbietet sich, zwei Putte für den Chor zu machen und sie mit halberhobenen Figuren in Erz auszuzieren. — Der Herzog billigt den Vorschlag.

Nun ging ich im Namen Gottes von Florenz weg, immer Psalmen und Gebete zu Verherrlichung des göttlichen Namens auf der ganzen Reise singend und aussprechend. Auf dem Wege hatte ich das größte Vergnügen; denn es war die schönste Sommerzeit, und die Aussicht in ein Land, wo ich nie gewesen war, schien mir so reizend, daß ich erstaunte und mich ergetzte. Zum Führer hatte ich einen jungen Mann aus meiner Werkstatt mitgenommen, der von Bagno war und Cäsar hieß, von dessen

Bagno — derselbe Ort, der kurz vorher als die „Bäder der heiligen Maria" bezeichnet ist.

Eltern ich auf das Freundschaftlichste aufgenommen ward. Unter andern war ein alter Mann in der Familie, über siebenzig Jahre, vom gefälligsten Wesen, ein Oheim des gedachten Cäsar's, eine Art von chirurgischem Arzt, der ein Wenig nach der Alchymie hinzielte. Dieser Mann zeigte mir, daß die Gegend Minen von Gold und Silber habe; er ließ mich viele schöne Sachen des Landes sehen, woran ich ein großes Vergnügen fand. Als er nun auf diese Weise mit mir bekannt geworden war, sagte er unter andern eines Tages zu mir: „Ich will Euch einen Gedanken nicht verhehlen, woraus was sehr Nützliches entstehen könnte, wenn Seine Excellenz darauf hören wollte. Nämlich in der Gegend von Camaldoli ist ein so verdeckter Paß, daß Peter Strozzi nicht allein sicher durchkommen, sondern auch Poppi ohne Widerstand wegnehmen könnte." Als er mir die Sache mit Worten erklärt hatte, zog er ein Blatt aus der Tasche, worauf der gute Alte die ganze Gegend dergestalt gezeichnet hatte, daß man die große Gefahr sehr wohl sehen und deutlich erkennen konnte. Ich nahm die Zeichnung und ging sogleich von Bagno weg, nahm meinen Weg über Prato Magno und über Sankt Francesco della Vernia, und so kam ich nach Florenz zurück. Ohne Verweilen, nur daß ich die Stiefeln auszog, ging ich nach dem Palaste und begegnete dem Herzog, der eben aus dem Palaste des Podesta zurückkehrte, bei der Abtei. Als er mich sah, empfing er mich aufs Freundlichste, doch mit ein Wenig Verwunderung und sagte: „Warum bist Du so geschwind zurückgekommen? Ich erwartete Dich noch nicht in acht Tagen." Darauf versetzte ich: „Zum Dienst Eurer Excellenz bin ich zurückgekehrt; denn gern wäre ich noch mehrere Tage in jenen schönen Gegenden geblieben." „Und was Gutes bringst Du denn bei Deiner schnellen Wiederkehr?" fragte der Herzog. Darauf versetzte ich: „Mein Herr, es ist nöthig, daß ich Euch Dinge von großer Bedeutung sage und vorzeige;" und so ging ich mit ihm nach dem Palast. Daselbst führte er mich in ein Zimmer, wo wir allein waren. Ich sagte ihm Alles und ließ ihn die wenige Zeichnung sehen, und es schien ihm angenehm zu sein. Darauf sagte ich zu Seiner Excellenz, es sei nöthig, einer Sache von solcher Wichtigkeit bald abzuhelfen. Der Herzog dachte darauf ein Wenig nach und sagte: „Wisse, daß wir mit dem Herzog von Urbino einig sind,

---

Peter Strozzi — Nach Bianchi findet sich an dieser Stelle noch die besondere Randbemerkung Cellini's im Manuskript, es wäre dies die Zeit gewesen, wo Strozzi mit seinem Heere auf Siena rückte.

Herzog von Urbino — war damals Guidobald della Rovera. (B.)

der nun selbst dafür sorgen mag; aber behalte das bei Dir!" Und so kehrte ich mit großen Zeichen seiner Gnade wieder nach Hause.

Den andern Tag ließ ich mich wieder sehen, und der Herzog, nachdem er ein Wenig gesprochen hatte, sagte mit Heiterkeit: „Morgen ganz gewiß soll Deine Sache ausgefertigt werden; deswegen sei gutes Muths!" Ich hielt es nun für gewiß und erwartete den andern Tag mit großem Verlangen. Der Tag kam, ich ging nach dem Palast, und wie es gewöhnlich ist, daß man böse Neuigkeiten früher als die guten erfährt, so rief mich Herr Jakob Guidi, Sekretär Seiner Excellenz, mit seinem schiefen Maule und stolzem Ton; dabei zog er sich auf sich zurück, stand wie angepfählt und wie ein erstarrter Mensch, dann fing er an folgendermaßen zu reden: „Der Herzog sagt, er wolle von Dir wissen, was Du für Deinen Perseus verlangst." Ich stand erstaunt und erschrocken und antwortete sogleich, es sei meine Art nicht, den Preis meiner Arbeiten zu bestimmen; Seine Excellenz habe mir vor zwei Tagen ganz was Andres versprochen. Sogleich sagte mir der Mensch mit noch stärkerer Stimme: „Ich befehle Dir ausdrücklich von Seiten des Herzogs, daß Du mir sagst, was Du verlangst, bei Strafe, völlig in Ungnade Seiner Excellenz zu fallen."

Ich hatte mir geschmeichelt, bei den großen Liebkosungen, die mir der Herzog erzeigt hatte, nicht sowol etwas zu gewinnen, sondern ich hoffte nur, seine ganze Gnade erlangt zu haben. Nun kam ich über das unerwartete Betragen dergestalt in Wuth, und besonders, daß mir die Botschaft durch diese giftige Kröte nach ihrer Weise vorgetragen wurde, und antwortete sogleich, wenn der Herzog mir zehntausend Scudi gäb', so würde er mir die Statue nicht bezahlen, und wenn ich geglaubt hätte, auf solche Weise behandelt zu werden, so wär' ich nie geblieben. Sogleich sagte mir der verdrießliche Mensch eine Menge schimpflicher Worte, und ich that desgleichen. Den andern Tag wartete ich dem Herzog auf; er winkte mir, und ich näherte mich. Darauf sagte er zornig: „Die Städte und großen Paläste der Fürsten und Könige baut man mit zehntausend Dukaten." Darauf ant-

---

Mit seinem schiefen Maule — „con una sua bocca ritorta".

Wie angepfählt und wie ein erstarrter Mensch — „colla persona incapatita come intirizzata". Die Vergleiche sind von einem Stock und einem Stück Holz hergenommen.

Diese giftige Kröte — „quel velenoso rospo".

wortete ich schnell, indem ich das Haupt neigte, Seine Excellenz würde sehr viele Menschen finden, die Ihr Städte und Paläste zu vollenden verstünden, aber Statuen wie der Perseus möchte vielleicht Niemand in der Welt so zu machen im Stande sein. Sogleich ging ich weg, ohne was weiter zu sagen und zu thun.

Wenige Tage darauf ließ mich die Herzogin rufen und sagte mir, ich sollte den Zwist, den ich mit dem Herzog habe, ihr überlassen; denn sie glaube etwas thun zu können, womit ich zufrieden sein würde. Auf diese gütigen Worte antwortete ich, daß ich nie eine größere Belohnung meiner Mühe verlangt hätte als die Gnade des Herzogs; Seine Excellenz habe mir sie zugesichert, und ich überlasse mich nicht erst gegenwärtig Ihnen beiderseits gänzlich, da ich es von der ersten Zeit meines Dienstes an mit aller Freundlichkeit schon gethan habe. Dann setzte ich hinzu, wenn Seine Excellenz mir für meine Arbeit ein Gnadenzeichen gäben, das nur fünf Pfennige werth sei, so würde ich vergnügt und zufrieden sein, wenn ich mich dabei nur seiner Gnade versichern könnte. Darauf sagte mir die Herzogin lächelnd: „Du würdest am Besten thun, wenn Du meinem Rathe folgtest." Sogleich wendete sie mir den Rücken und ging hinweg.

Ich dachte, mein Bestes gethan zu haben, indem ich so demüthige Worte brauchte; denn ob sie gleich vorher ein Wenig über mich gezürnt hatte, so war ihr doch eine gewisse gute Art zu handeln eigen. Aber die Sache nahm für mich leider eine schlimme Wendung. Ich war zu der Zeit sehr vertraut mit Hieronymus Albizzi, Vorgesetztem der Truppen des Herzogs, der mir eines Tages unter anderm sagte: „O Benvenuto, es wäre doch gut, die kleine Differenz, die Du mit dem Herzog hast, ins Gleiche zu bringen. Hättest Du Vertrauen in mich, so glaubte ich wol damit fertig zu werden; denn ich weiß, was ich sage. Wird der Herzog wirklich einmal böse, so wirst Du Dich dabei sehr übel befinden. Das sei Dir genug! Ich kann Dir nicht Alles sagen." Nun hatte mich vorher schon wieder ein Schalk gegen die Herzogin mißtrauisch gemacht; denn er erzählte mir, er habe sie bei irgend einer Gelegenheit sagen hören: „Er will ja für weniger als zwei Pfennige den Perseus wegwerfen, und damit wird der ganze Streit geendigt sein."

Wegen dieses Verdachts sagte ich Herrn Albizzi, ich überlasse

---

Vorgesetztem der Truppen — Der Ausdruck ist auch im Text etwas unbestimmt: „commessario delle bande".

ihm Alles, und ich würde mit dem, was er thue, völlig zufrieden sein, wenn ich nur in der Gnade des Herzogs bliebe. Dieser Ehrenmann, der sich recht gut auf die Soldatenkunst verstand, besonders aber auf die Anführung leichter Truppen, das Alles rohe Menschen sind, hatte keine Lust an der Bildhauerei und verstand auch deswegen nicht das Mindeste davon. Als er nun mit dem Herzog sprach, sagte er: „Benvenuto hat sich mir ganz überlassen und mich gebeten, ich solle ihn Eurer Excellenz empfehlen.“ Darauf sagte der Herzog: „Auch ich will Euch die Entscheidung übertragen und mit Allem, was Ihr bestimmt, zufrieden sein.“ Darauf machte Herr Hieronymus einen Aufsatz, der sehr gut und zu meinen Gunsten geschrieben war und bestimmte, der Herzog solle mir dreitausendfünfhundert Goldgulden reichen lassen, wodurch zwar ein solches Werk nicht völlig bezahlt, aber doch einigermaßen für meinen Unterhalt gesorgt wäre, und womit ich zufrieden sein könnte. Es waren noch viele Worte hinzugefügt, die sich alle auf diesen Preis bezogen. Diesen Aufsatz unterschrieb der Herzog so gern, als ich übel damit zufrieden war. Als es die Herzogin vernahm, sagte sie: „Es wäre besser für den armen Mann gewesen, wenn er sich auf mich verlassen hätte; ich würde ihm wenigstens fünftausend Goldgulden verschafft haben.“ Und dieselbigen Worte sagte sie mir eines Tages, als ich in den Palast kam, in Gegenwart des Herrn Alamanni Salviati; sie lachte mich aus und sagte, das Uebel, das mir begegne, treffe mich mit Recht.

Der Herzog hatte befohlen, mir sollten hundert Goldgulden monatlich bezahlt werden; nachher fing Herr Antonio de Nobili, der gedachten Auftrag hatte, mir nur funfzig zu zahlen an, dann gab er mir manchmal nur fünfundzwanzig, manchmal auch gar nichts. Da ich nun sah, daß ich so hingehalten ward, wendete ich mich aufs Höflichste an ihn und bat ihn, mir die Ursache zu sagen, warum er die Zahlung nicht vollendete. Er antwortete mir sehr gütig, und es schien mir, daß er sich gar zu weit herausließe; denn er sagte, er könne die Zahlung nicht regelmäßig fortsetzen, weil man im Palast nicht zum Besten mit Geld versehen sei; er verspreche aber, daß er mich bezahlen wolle, sobald er Geld erhalte. Dann setzte er hinzu: „Ich müßte ein großer Schelm sein, wenn ich Dich nicht bezahlte.“ Ich verwunderte mich, ein solches Wort von ihm zu hören, und hoffte nun, ich würde mich sobald als möglich befriedigt sehen. Allein es

---

Alamanni Salviati — Sohn des S. 16 und öfters erwähnten Jakob Salviati.

erfolgte gerade das Gegentheil, und da ich mich so aufziehen sah, erzürnte ich mich mit ihm und sagte ihm kühne und heftige Worte und erinnerte ihn an seine eignen Ausdrücke. Indessen starb er, und man blieb mir fünfhundert Goldgulden schuldig, bis heute, da wir nahe am Ende des Jahres 1560 sind.

Auch war ein Theil meiner Besoldung rückständig geblieben, und ich dachte nicht, diesen Rest jemals zu erhalten; denn es waren schon drei Jahre verflossen. Aber der Herzog fiel in eine gefährliche Krankheit und konnte in achtundvierzig Stunden das Wasser nicht lassen.* Als er nun merkte, daß ihm die Aerzte mit ihren Mitteln nicht helfen konnten, wendete er sich vielleicht zu Gott und beschloß, daß Jeder seinen Rückstand erhalten solle; da wurde ich denn auch bezahlt, aber für meinen Perseus erhielt ich nicht die ganze Summe.

Fast hatte ich mir vorgesetzt, dem Leser von meinem unglücklichen Perseus nichts mehr zu erzählen; doch kann ich einen merkwürdigen Umstand nicht verschweigen und nehme daher den Faden ein Wenig rückwärts wieder auf. Damals, als ich mit der Herzogin sprach und mit aller Demuth zu erkennen gab, daß ich mit Allem zufrieden sein wolle, was der Herzog mir geben würde, hatte ich die Absicht, mich wieder allmählig in Gunst zu setzen und bei dieser Gelegenheit den Herzog einigermaßen zu besänftigen. Denn wenige Tage vorher, ehe Albizzi den Akkord machte, hatte sich der Herzog heftig über mich erzürnt. Denn als ich mich bei Seiner Excellenz über die äußerst schlechte Behandlung beklagte, die ich von Alfonso Quistello, Herrn Jakob Polverino, dem Fiskal, und besonders von Baptista Bandini von Volterra dulden mußte, und mit einiger Leidenschaft meine Gründe vortrug, sah ich den Herzog in so großen Zorn gerathen, als man sich denken kann. Er sagte mir dabei: „Das ist ein Fall wie mit Deinem Perseus, für den Du mir zehntausend Scudi gefordert hast. Du bist zu sehr auf Deinen Vortheil bedacht. Ich will die Statue schätzen lassen, und was man recht findet, sollst Du haben." Hierauf antwortete ich ein Wenig zu kühn und halb erzürnt, wie man sich gegen große Herren nicht betragen soll: „Wie wäre es möglich, daß mein Werk nach seinem Werth geschätzt würde, da gegenwärtig Niemand in Florenz ist, der ein gleiches machen kann!" Darauf ward der Herzog noch zorniger und sagte mir viele hef-

* Nahe am Ende des Jahres 1560 — Demnach hat also Cellini, der 1558 seine Lebensbeschreibung begann, mindestens acht Jahre an derselben gearbeitet.

tige Worte; unter andern rief er aus: „Ja, es ist gegenwärtig ein Mann in Florenz, der ein solches Werk machen könnte, und deswegen wird er es auch zu beurtheilen wissen!“ Er meinte den Bandinell, Kavalier von Sankt Jakob. Darauf versetzte ich: „Eure Excellenz hat mich in den Stand gesetzt, in der größten Schule der Welt ein großes und schweres Werk zu vollenden, das mir mehr gelobt worden ist als irgend eins, das jemals in dieser göttlichen Schule aufgedeckt worden; und was mir am Meisten schmeichelte, war, daß die trefflichen Männer, die von der Kunst sind und sich darauf verstehen, wie z. B Bronzino, der Maler, mir allen Beifall gaben. Dieser treffliche Mann bemühte sich und machte mir vier Sonette, worin er die edelsten und herrlichsten Worte sagte, die man nur ausdrücken kann, und eben: dieser wundersame Mann war Schuld, daß die ganze Stadt so sehr in Bewegung kam. Freilich, wenn sich dieser Mann so gut mit der Bildhauerkunst als der Malerei abgeben wollte, so würde er vielleicht ein solches Werk vollenden können. Auch gestehe ich Eurer Excellenz, daß mein Meister Michelagnolo Buonarotti, als er jünger war, gleichfalls ein ähnliches gemacht hatte, aber nicht mit weniger Anstrengung als ich selbst; nun aber, da er sehr alt ist, wird ihm eine solche Arbeit gewiß nicht gelingen, so daß ich gewiß überzeugt bin, daß zu unserer Zeit Niemand bekannt sei, der sie ausführen könne. Nun hat meine Arbeit den größten Lohn erhalten, den ich in der Welt erlangen kann, besonders da Eure Excellenz sich davon so zufrieden zeigten und mir sie mehr als ein Andrer lobten; was konnte ich für eine größere und ehrenvollere Belohnung verlangen? Gewiß, Eure Excellenz konnte mir sie nicht mit einer herrlicheren Münze bezahlen; denn keine Art von Schatz kann sich mit diesem vergleichen. So bin ich überflüssig belohnt, und ich danke Eurer Excellenz dafür von Herzen.“

Darauf antwortete der Herzog: „Du denkst nicht, daß ich reich genug bin, Dich zu bezahlen; aber ich sage Dir, Du sollst mehr haben, als sie werth ist.“ Darauf versetzte ich: „Ich denke an keine andere Belohnung, als die mir Eure Excellenz und die Schule schon gegeben haben, und nun will ich mit Gott fortgehen, ohne das Haus jemals wieder zu betreten, das Eure Excellenz mir schenkte, und ich will nicht denken, jemals Florenz wiederzusehen.“

Da er sehr alt ist — Michelagnolo war damals 92 Jahr alt.

muthung entſtehen laſſen, er könne dies Gedicht während ſeines Aufenthalts in Leipzig verfaßt haben. Ganz abgeſehen davon, daß die durchweg platten Verſe nirgends an den aufſtrebenden Dichter des Leipziger Liederbuchs und der Oden jener Zeit erinnern, zeigt die hinzugefügte Jahreszahl, daß das Gedicht nach Goethe's Abgange von Leipzig (Auguſt 1768) entſtanden iſt und deshalb einen Andern zum Verfaſſer haben muß. Hätte Schmidt, der Herausgeber des Almanachs, den im Jahre 1776 ſchon auf der Höhe des Ruhms ſtehenden Goethe für den Verfaſſer gehalten, und wäre ſeine Abſicht geweſen, ein vergeſſenes Gedicht aus Goethe's Studentenzeit ans Licht zu ziehen, ſo würde er ebenſo deſſen vollen Namen darunter geſetzt haben, wie dies bei dem ebenfalls S. 21 zuerſt von ihm veröffentlichten Goethe'ſchen Gedichte „An Zacharia“ v. J. 1767 (II, 399 unſerer Ausgabe) geſchehen iſt. Es ſcheint uns daher kein Grund vorzuliegen, obiges Gedicht auch nur unter die zweifelhaften aufzunehmen und bei dem „J. W.“ nicht eher an einen Johann Wilhelm als an einen Johann Wolfgang zu denken, wie denn der in dem Gedichte vorkommende Spaß mit „Peter Meſſert“ auf einen Niederdeutſchen (S. Sanders' Wörterbuch), nicht auf den oberdeutſchen Goethe hinweiſt. — L.

17) Brocken-Verſe, „Was leſ' ich hier?“ — eine 11zeilige Strophe, welche Goethe auf ſeiner Harzreiſe im November 1777 in das Brockenbuch geſchrieben und die man dann herausgenommen und in Einzeldrucken verbreitet haben ſoll (ſ. Gubitz' Volkskalender für das Jahr 1858, Berlin, S. 138). Es liegt jedenfalls eine Verwechslung der Zeiten und Perſonen zum Grunde. Wie geben jedoch die Verſe, welche ein ganz ungoethiſches Gepräge tragen, in der Note*) — L.

18) Wanderer und Taube, „Was flatterſt Du, o Turteltaube“,**) eine

*) Was leſ' ich hier? — Gott ſteh uns bei!
Verfluchen möcht' ich alle Tinten,
Empfind' ich der Empfindung Finten
In ekler Federfuchſerei. —
Harzreiſe, laß Dein Brockenbuch
Nur nicht vom Stumpfſinn ganz verflecken,
Und kannſt Du dulden matten Fug
Lechzhafter Seelen, dann, Ihr Herren,
Schärft zu Walpurgis Eure Beſen
Und kehrt, als ob er nie geweſen,
Den Wiſch raſch aus dem Brockenbuch!

**) W. Was flatterſt Du, o Turteltaube,
So einſam girrend hier?
T. Ach, mein Geliebter ward zum Raube,
Zu Jägers Raube hier!
W. Und fliehſt nicht? — Wie, wenn er käme,
Der Dir den Gatten nahm?
T. Und ob er mich auch immer nähme,
Bald wird es doch der Gram.

Wir waren eben bei San Felice — denn der Herzog ging nach dem Palaſte zurück —, und auf meine beſtigen Worte wendete er ſich ſchnell in großem Zorne gegen mich und ſagte: „Du gehſt nicht weg! Hüte Dich wohl, wegzugehen!“ Halb erſchrocken begleitete ich ihn nach dem Palaſt; dort gab er dem Erzbiſchof von Piſa, Bartholini, und Herrn Pandolfo della Stufa den Auftrag, ſie ſollten Baccio Bandinelli von ſeinetwegen ſagen, er möge meinen Perſeus wohl betrachten und das Werk ſchätzen; denn der Herzog wolle mir den rechten Preis bezahlen. Dieſe beiden wackern Männer gingen ſogleich zum Bandinelli und verrichteten ihren Auftrag. Er wußte ſehr gut, was ſie werth war; aber weil er mit mir über vergangene Dinge erzürnt war, ſo wollte er ſich in meine Angelegenheiten auf keine Weiſe miſchen. Darauf fügten die beiden Edelleute hinzu: „Der Herzog hat uns geſagt, daß er bei Strafe ſeiner Ungnade Euch befiehlt, ihm den Preis zu beſtimmen. Wollt Ihr zwei, drei Tage, um ſie recht zu betrachten, ſo nehmt Euch die Zeit und dann ſagt uns, was die Arbeit verdiene!“ Darauf antwortete Jener, er habe ſie genug betrachtet und wolle gern den Befehlen des Herzogs gehorchen; das Werk ſei reich und ſchön gerathen, ſo daß es wol ſechzehntauſend Goldgulden und mehr werth ſei. Dieſe Worte hinterbrachten ſogleich die guten Edelleute dem Herzog, welcher ſich ſehr darüber erzürnte. Auch ſagten ſie mir es wieder, worauf ich antwortete, daß ich auf keine Weiſe das Lob des Bandinelli's annehmen wolle, da er nur Uebles von Jedermann ſpreche. Dieſe meine Worte ſagte man dem Herzog wieder, und deshalb verlangte die Herzogin, daß ich ihr die Sache überlaſſen ſollte. Daß iſt nun Alles die reine Wahrheit; genug, ich hätte beſſer gethan, die Herzogin walten zu laſſen, denn ich wär' in Kurzem bezahlt geweſen und hätte einen größern Lohn empfangen.

Der Herzog ließ mir durch Herrn Lelio Torelli, ſeinen Auditor ſagen, er verlange, daß ich gewiſſe Geſchichten in halberhobener Arbeit von Erz rings um den Chor von Santa Maria del Fiore verfertigen ſolle. Weil aber dieſer Chor ein Unternehmen des Bandinelli's war, ſo wollte ich ſein Zeug nicht durch meine Bemühungen bereichern. Zwar hatte er ſelbſt die Zeichnung dazu nicht gemacht, denn er verſtand nichts in der Welt von Architektur; vielmehr war der Riß von Julian di Baccio

Erzbiſchof von Piſa — im Text nur „vescovo“, „Biſchof“.
Santa Maria del Fiore — der berühmte Dom in Florenz, der zu Ende d. 13. Jahrhunderts von Arnolfo di Lapo erbaut wurde.

d'Agnolo, dem Zimmermann, der die Kuppel verdarb; genug, es ist nicht die mindeste Kunst daran. Aus dieser doppelten Ursache wollte ich das Werk nicht machen; doch hatte ich immer auf das Ergebenste dem Herzog versichert, daß ich Alles thun würde, was Seine Excellenz mir beföhle. Nun hatte der Herzog den Werkmeistern von Santa Maria del Fiore befohlen, sie sollten mit mir übereinkommen, er wolle mir eine Besoldung von zweihundert Scudi des Jahrs geben, und meine Arbeit sollten sie mir aus der Baukasse bezahlen. So erschien ich vor gedachten Werkmeistern, welche mir den erhaltenen Befehl bekannt machten. Da ich nun glaubte, meine Gründe ihnen sicher vorlegen zu können, zeigte ich ihnen, daß so viele Geschichten von Erz eine große Ausgabe machen würden, die völlig weggeworfen wär'; dabei führte ich meine Ursachen an, welche sie Alle sehr wohl begriffen. Die erste war, die Zeichnung des Chors sei ganz falsch und ohne die mindeste Vernunft gemacht; man sehe weder Kunst noch Bequemlichkeit, weder Anmuth noch Proportion daran. Die zweite Ursache war, weil gedachte Geschichten so niedrig zu stehen kämen, daß sie unter dem Auge blieben, von Hunden besudelt und immer von Staub und allem Unrath voll sein würden; deswegen wollte ich sie nicht machen; denn ich möchte nicht gern den Ueberrest meiner besten Jahre wegwerfen und dabei Seiner Excellenz nicht dienen, da ich Ihr doch so sehr zu gefallen und zu dienen wünsche. Wenn aber der Herzog mir etwas wolle zu thun geben, so möchte er mich die Mittelthüre von Santa Maria del Fiore machen lassen; dieses Werk würde gesehen werden und Seiner Excellenz zu größerm Ruhme gereichen. Ich wollte mich durch einen Kontrakt verbinden, daß, wenn ich sie nicht besser machte als die schönste Thüre von Sankt Johann, so verlange ich nichts für meine Arbeit; wenn ich aber sie nach meinem Versprechen vollendete, so wäre ich zufrieden, daß man sie schätzen lasse, und man solle mir alsdann tausend Scudi weniger geben, als sie von Kunstverständigen geschätzt würde.

Denen Bauherren gefiel mein Vorschlag sehr wohl, und sie gingen, um mit dem Herzog zu reden, unter andern Peter

---

Der die Kuppel verdarb — Derjenige, der die Kuppel verdarb, war Baccio d' Agnolo selbst, nicht, wie man nach diesen Worten glauben sollte, sein Sohn Julius. (B.)

Die Mittelthüre von Santa Maria del Fiore — Diese und sämmtliche noch weiter erwähnte Arbeiten bis auf eine sind nicht zur Ausführung gekommen, sondern es ist bei den Modellen geblieben, von denen einige noch in Cellini's Nachlaß erwähnt werden.

Salviati, der dem Herzog das Angenehmste zu sagen glaubte; es war aber gerade das Gegentheil, denn Dieser versetzte, ich wolle nur immer das nicht thun, was er verlange. Und so ging Herr Peter weg, ohne daß etwas entschieden worden wäre.

Als ich das vernahm, suchte ich schnell den Herzog auf, der einigermaßen über mich erzürnt schien. Ich bat ihn nur, daß er mich anhören möchte, und er versprach mir's. So fing ich umständlich an und zeigte ihm die Reinheit der Sache mit so viel Gründen, und daß eine große Ausgabe nur würde weggeworfen sein, daß ich ihn endlich besänftigt hatte. Dann setzte ich hinzu, wenn es Seiner Excellenz nicht gefalle, daß gedachte Thüre gemacht würde, so gebrauche man in jenem Chor zwei Kanzeln, welches zwei große Werke seien und Seiner Excellenz zum Ruhm gereichen würden. Ich wolle daran eine Menge Geschichten in erhobner Arbeit von Erz verfertigen und viele Zierrathen anbringen; dergestalt erweichte ich ihn, und er trug mir auf, Modelle zu machen. Ich machte deren verschiedene mit der äußersten Anstrengung, unter andern eins zu acht Seiten, mit mehr Fleiß als die andern, und es schien mir viel bequemer zu dem Dienste, wozu es bestimmt war. Ich hatte sie oft in den Palast getragen, und der Herzog ließ mir durch seinen Kämmerer sagen, ich sollte sie da lassen. Nachdem sie der Herzog gesehen, bemerkte ich wohl, daß Seine Excellenz nicht das beste gewählt hatte. Eines Tages ließ er mich rufen, und im Gespräch über die Modelle zeigte ich mit vielen Gründen, daß das zu acht Seiten das bequemste zum Dienst und das schönste zur Ansicht sei. Der Herzog antwortete mir, daß ihm das zu vier Seiten besser gefalle und daß er es so haben wolle, und sprach lange auf eine freundliche Weise mit mir. Ich that Alles, was mir möglich war, um die Kunst zu vertheidigen. Ob nun der Herzog einsah, daß ich wahr redete, und es doch auf seine Art wollte gemacht haben, weiß ich nicht; genug, es verging viel Zeit, daß mir nichts weiter gesagt wurde.

Peter Salviati — Rathsherr zu Florenz, Sohn des S. 384 erwähnten Alamanni d'Averardo Salviati.

Zehntes Kapitel.

Streit zwischen Cellini und Bandinelli, wer die Statue des Neptun aus einem großen vorräthigen Stück Marmor machen solle. — Die Herzogin begünstigt Bandinelli; aber Cellini, durch eine lange Vorstellung, bewegt den Herzog zur Erklärung, daß Der die Arbeit haben solle, der das beste Modell mache. — Cellini's Modell wird vorgezogen, und Bandinelli stirbt vor Verdruß. — Durch die Ungunst der Herzogin erhält Ammanato den Marmor. — Seltsamer Kontrakt des Autors mit einem Viehhändler, mit Namen Shietta. — Das Weib dieses Mannes bringt dem Autor Gift bei, und er wird mit Mühe gerettet. — Cellini, während seiner Krankheit, welche sechs Monate dauert, wird bei Hof von Ammanato verdrängt.

Zu dieser Zeit hatte man den großen Marmor, woraus nachher der Neptun gemacht wurde, auf dem Arno hergebracht; man fuhr ihn sodann auf den Weg nach Poggio zu Cajano, um ihn besser auf der flachen Straße nach Florenz zu bringen. Ich ging, ihn zu besehen, und ob ich gleich gewiß wußte, daß die Herzogin aus ganz besonderer Gunst ihn dem Kavalier Bandinelli zugedacht hatte, so jammerte mich doch der arme, unglückliche Marmor, und ich hatte die besten Absichten für ihn. Denke nur aber Niemand einer Sache, die unter der Herrschaft eines bösen Geschicks liegt, auf irgend eine Weise zu Hilfe zu kommen! Denn wenn er sie auch aus einem offenbaren Uebel errettet, so wird sie doch in ein viel schlimmeres fallen, so wie dieser Marmor in die Hände des Bartholomäus Ammanato kam, wie ich zu seiner Zeit wahrhaft erzählen werde. Als ich nun den schönen Marmor gesehen hatte, nahm ich sogleich seine Höhe und seine Stärke nach allen Seiten und kehrte nach Florenz zurück, wo ich verschiedene zweckmäßige Modelle machte; dann ging ich auf die Höhe von Cajano, wo sich der Herzog und die Herzogin mit dem Prinzen, ihrem Sohn, befanden. Sie waren sämmtlich bei Tafel. Jene aber speisten allein, und ich suchte Diesen zu unterhalten. Da ich eine ganze Weile mit dem Prinzen gesprochen hatte, hörte mich der Herzog, der in einem benachbarten Zimmer saß, und

---

Bartholomäus Ammanato — lebte von 1511—1589, war Schüler des Bandinelli und Sansovino und durch zahlreiche Arbeiten bekannt, übrigens keineswegs ein so untergeordneter Künstler, wie Cellini ihn hier darstellt.

Dem Prinzen, ihrem Sohn — Don Francesco, der Erbprinz.

ließ mich mit sehr günstigen Ausdrücken rufen. Als ich in ihre Gegenwart kam, fing die Herzogin mit vielen gefälligen Worten an mit mir zu reden, und ich leitete nach und nach das Gespräch auf den schönen Marmor, den ich je gesehen hatte, und sagte, wie ihre Vorfahren diese edelste Schule nur dadurch so vollkommen gemacht hätten, daß sie den Wetteifer aller Künstler unter einander zu erregen gewußt; auf diese Weise sei die wunderſame Kuppel und die schönen Thüren von Sankt Johann und so viel andere schöne Tempel und Statuen fertig und ihre Stadt durch Talente so berühmt geworden, als seit den Alten keine bisher gewesen. Sogleich sagte die Herzogin mit Verdruß, sie wisse recht gut Alles, was ich sagen wolle; ich solle in ihrer Gegenwart nicht mehr von dem Marmor sprechen; denn ich mache ihr Verdruß. Ich aber versetzte: „Also mache ich Euch Verdruß, weil ich für Eure Excellenz besorgt bin und Alles bedenke, damit Sie besser bedient sein mögen? Beherzigt nur, gnädige Frau, wenn Eure Excellenzen zufrieden wären, daß Jeder ein Modell des Neptun's machte, wenn Ihr auch schon entschlossen seid, daß Bandinell denselben machen soll, so würde Dieser um seiner Ehre willen mit größerm Fleiße arbeiten, ein schönes Modell hervorzubringen, als wenn er weiß, daß er keine Mitwerber hat. Auf diese Weise werdet Ihr besser bedient sein, der trefflichen Schule den Muth nicht nehmen und Denjenigen kennen lernen, der nach dem Guten strebt, ich meine nach der schönen Art dieſer wunderſamen Kunst; Ihr werdet zeigen, daß Ihr Euch daran ergetzt und sie verstehet." Darauf sagte die Herzogin in großem Zorne, meine Worte wären umsonst, sie wolle, daß Bandinell den Marmor haben solle. „Frage den Herzog," setzte sie hinzu, „ob dies nicht auch sein Wille sei!" Darauf sagte der Herzog, der bisher immer still gewesen war: „Es sind zwanzig Jahre, daß ich diesen schönen Marmor ausdrücklich für Bandinell brechen ließ, und so will ich auch, daß er ihn haben und darin arbeiten soll." Sogleich wendete ich mich zum Herzog und sagte: „Ich bitte Eure Excellenz, mir die Gnade zu erzeigen, daß ich nur wenige Worte zu Ihrem eignen Vortheil sage." Der Herzog versetzte, ich solle sagen, was ich wolle, er werde mich anhören. Darauf fuhr ich fort: „Wisset, mein Herr, der Marmor, woraus Bandinell seinen Herkules und

---

Sankt Johann — Es ist das dem Dom gegenüberstehende Baptisterio gemeint, ein berühmtes Bauwerk aus dem 12. Jahrhundert.

Herkules und Kakus — Man sehe die früheren Urtheile Cellini's über dieses Werk S. 348.

Kalus machte, ward für den trefflichen Michelagnolo Buonarotti gebrochen, der das Modell eines Simson's mit vier Figuren gemacht hatte, woraus er das schönste Werk der Welt ausgearbeitet hätte, und Bandinell brachte nur zwei einzige Figuren heraus, übel gebildet und geflickt; deswegen schreit die treffliche Schule noch über das große Unrecht, das man jenem Marmor angethan. Ich glaube, daß mehr als tausend Sonette zur Schmach dieser schlechten Arbeit angeschlagen worden, und ich weiß, daß Eure Excellenz dieses Vorfalls sich sehr gut erinnert; deswegen, mein trefflicher Herr, wenn die Männer, denen das Geschäft aufgetragen war, so unweise handelten, dem Michelagnolo seinen schönen Marmor zu nehmen und ihn dem Bandinell zu geben, der ihn verdarb, wie man sieht, könntet Ihr jemals ertragen, daß dieser viel schönere Marmor, ob er gleich dem Bandinell zugedacht ist, von ihm verdorben werde? Und wolltet Ihr ihn nicht lieber einem andern geschickten Manne geben, der ihn zu Eurem Vergnügen bearbeitete? Laßt, mein Herr, einen Jeden, der will, ein Modell machen, laßt sie vor der Schule sämmtlich aufstellen! Eure Excellenz wird hören, was man sagt, und mit Ihrem richtigen Urtheil das beste wählen. Auf diese Weise werft Ihr Euer Geld nicht weg und nehmt einer so trefflichen Schule nicht den Muth auf dem Wege der Kunst, einer Schule, die jetzt einzig auf der Welt ist und Eurer Excellenz zum größten Ruhme gereicht." Als der Herzog mich gütigst angehört hatte, stand er sogleich von Tafel auf, wendete sich zu mir und sagte: „Gehe, mein Benvenuto, gewinne Dir den schönen Marmor! Denn Du sagst mir die Wahrheit, und ich erkenne sie." Die Herzogin drohte mir mit dem Kopfe und murmelte erzürnt, ich weiß nicht was. Ich beurlaubte mich und kehrte nach Florenz zurück, und es schienen mir tausend Jahre, ehe ich die Hand an das Modell legen konnte.

Als der Herzog nach Florenz zurückkehrte, kam er, ohne mich etwas wissen zu lassen, in meine Wohnung, wo ich ihm zwei Modelle zeigte, die beide von einander unterschieden waren. Er lobte sie, doch sagte er zu mir, das eine gefalle ihm besser als das andere, und dieses, womit er zufrieden sei, solle ich nun ausarbeiten, es werde mein Vortheil sein.

Seine Excellenz hatten schon dasjenige gesehen, was Bandinell gemacht hatte, und auch die Modelle einiger Andern, und doch lobte er meines vor allen, wie mir viele seiner Hofleute sagten, die es gehört hatten. Unter andern merkwürdigen Nachrichten über diese Sache ist aber folgende von großem Werth. Es kam nämlich der Kardinal Santa Fiore nach Florenz. Der

Herzog führte ihn auf die Höhe nach Cajano, und als der Kardinal unterwegs gedachten Marmor erblickte, lobte er ihn sehr und fragte, wem er zur Arbeit bestimmt sei. Der Herzog antwortete sogleich: „Meinem Benvenuto, der ein sehr schönes Modell dazu gemacht hat.“ Diese Rede ward mir von glaubwürdigen Leuten hinterbracht. Deshalb ging ich, die Herzogin aufzusuchen, und brachte ihr einige angenehme Kleinigkeiten meiner Kunst, welche sie sehr gut aufnahm; dann fragte sie, was ich arbeite. Darauf versetzte ich: „Gnädige Frau, ich habe zum Vergnügen eine der schwersten Arbeiten in der Welt unternommen, ein Kruzifix von dem weißesten Marmor auf einem Kreuze von dem schwärzesten, so groß als ein lebendiger Mensch.“ Sogleich fragte sie mich, was ich damit machen wolle. Ich aber versetzte: „Wisset, gnädige Frau, daß ich es nicht für zweitausend Goldgulden hingäb'; denn so hat wol eine Arbeit niemals einem Menschen zu schaffen gemacht; auch hätte ich mich niemals unterstanden, sie für irgend einen Herren zu unternehmen, aus Furcht, damit in Schande zu geraten; deswegen habe ich mir den Marmor für mein Geld gekauft und einen Arbeiter zwei Jahre gehalten, der mir helfen mußte, und wenn ich Alles rechne, Marmor und Eisen, besonders da der Stein hart ist, dazu das Arbeitslohn, so kömmt er mich über dreihundert Scudi zu stehen, so daß ich ihn nicht für zweitausend Goldgulden geben möchte. Wenn aber Eure Excellenz mir die erlaubteste Gnade erzeigen will, so mache ich Ihnen gern damit ein reines Geschenk. Nur bitte ich, daß Sie mir bei Gelegenheit der Modelle, die zum Neptun befohlen sind, weder Gunst noch Ungunst erzeigen.“ Darauf sagte sie zornig: „Also schätzest Du weder meine Hilfe noch meinen Widerstand?“ Ich antwortete: „Ja, gnädige Frau, ich weiß sie zu schätzen; denn ich biete Ihnen ein Werk an, das ich zweitausend Goldgulden werth halte; aber ich verlasse mich zugleich auf meine mühsamen und kunstmäßigen Studien, womit ich die Palme zu erringen gedenke, und wenn der große Michelagnolo Buonarotti selbst gegenwärtig wär', von welchem und von sonst Niemandem ich das, was ich weiß, erlernt habe. Ja, es wäre mir lieber, daß Der, der so viel versteht, ein Modell machte, als Die, welche nur wenig wissen; denn durch den Wetteifer mit meinem großen Meister könnte ich gewinnen, da mit den Andern nichts zu gewinnen ist.“ Als ich ausgesprochen hatte, stand sie halb erzürnt auf, und ich kehrte an meine Arbeit zurück, indem ich mein Modell, so gut ich nur konnte, vorwärts zu bringen suchte.

Als ich fertig war, kam der Herzog, es zu besehen, und mit ihm zwei Gesandte, der eine von dem Herzog von Ferrara, der andere von der Stadt Lucca. Das Modell gefiel sehr wohl, und der Herzog sagte zu den Herren: „Wirklich, Benvenuto verdient's.“ Da begünstigten mich Beide gar sehr, am Meisten der Gesandte von Lucca, der ein Gelehrter und Doktor war. Ich hatte mich ein Wenig entfernt, damit sie Alles sagen möchten, was ihnen gefiel. Als ich aber vernahm, daß ich begünstigt wurde, trat ich sogleich näher, wendete mich zum Herzog und sagte: „Eure Excellenz sollte noch eine andere wundersame Vorsicht brauchen und befehlen, daß Jeder ein Modell von Erde, und gerade so groß, als es der Marmor fordert, verfertigen solle. Dadurch würden Sie Sich am Besten überzeugen können, wer ihn verdient. Denn sollte der Marmor unrecht zugesprochen werden, so werden Sie nicht dem verdienten Manne, sondern Sich selbst großen Schaden thun, und es wird Ihnen zur Scham und großen Schande gereichen; im Gegentheil, wenn die Arbeit an den Rechten kömmt, werden Sie zuerst den größten Ruhm erlangen. Sie werden Ihr Geld nützlich verwenden, und einsichtsvolle Personen werden sich überzeugen daß Sie an der Kunst Freude haben und Sich darauf verstehen.“ Auf diese Worte zog der Herzog die Achseln, und indem er wegging, sagte der Lucchesische Abgesandte zu ihm: „Herr, Euer Benvenuto ist ein schrecklicher Mensch.“ Der Herzog sagte darauf: „Er ist viel schrecklicher, als Ihr glaubt, und es wäre gut für ihn, wenn er es nicht gewesen wär'; denn er würde Sachen erhalten haben, die ihm entgangen sind.“ Diese ausdrücklichen Worte sagte mir derselbe Gesandte und schien mich über meine Handelsweise zu tadeln. Worauf ich versetzte: „Ich will meinem Herrn wohl als ein treuer und liebevoller Diener; aber es ist mir nicht möglich, zu schmeicheln.“

Verschiedene Wochen hernach starb Bandinello, und man glaubte, daß außer seiner unordentlichen Lebensart der Verdruß, den Marmor verloren zu haben, wol die Ursache seines Todes gewesen sei. Denn als er vernommen hatte, daß ich obengedachtes Kruzifix in der Arbeit habe, so legte er auch eilig Hand an ein

---

Herzog von Ferrara — Es ist zweifelhaft, ob noch Ercole II. gemeint ist, der am 18. August 1559 starb, oder sein Nachfolger Alfonso.

Der Gesandte von Lucca — Girolamo Lucchesini. (B.)

Verschiedene Wochen hernach starb Bandinello — Auf seinem Grab in der Kirche dell' Annunciata in Florenz, bei Vasari und Baldinucci wird nur das Jahr seines Todes, 1559, angegeben. Tag und Monat scheinen unbekannt zu sein. (Nach Bianchi.)

Wenig Marmor und machte jenes Bild der Mutter Gottes, den todten Sohn auf dem Schooße, wie man es in der Kirche der Verkündigung sieht. Nun hatte ich mein Kruzifix nach Santa Maria Novella bestimmt und schon die Haken befestigt, um es anzuhängen; nur verlangte ich zu Füßen meines Bildes eine kleine Gruft, um nach meinem Tode darein gebracht zu werden. Darauf sagten mir die Geistlichen, sie könnten mir das nicht zugestehen, ohne von ihren Bauherren die Erlaubniß zu haben. Darauf sagte ich: „Warum verlangtet Ihr nicht erst die Erlaubniß Eurer Bauherren, um das Kruzifix aufstellen zu lassen, und sehet zu, wie ich die Haken und andere Vorbereitungen anbringe?“ Deshalb wollte ich auch dieser Kirche die Frucht meiner äußersten Bemühung nicht mehr überlassen, wenngleich nachher die Werkmeister zu mir kamen und mich darum baten. Ich warf sogleich meine Gedanken auf die Kirche der Verkündigung, und als ich angezeigt, auf welche Bedingung ich mein Kruzifix dahin zu verehren gedächte, so waren die trefflichen Geistlichen auf der Stelle willig und einig, daß ich es in ihre Kirche bringen und mein Grab auf alle Weise, wie es mir gefalle, darinne zurichten sollte. Bandinello hatte dieses gemerkt und eilte, sein Bild mit großem Fleiß zu vollenden. Auch verlangte er von der Herzogin, sie solle ihm die Kapelle, welche den Pazi gehört hatte, verschaffen, die ihm auch, nicht ohne große Schwierigkeit, zu Theil wurde. Alsobald stellte er sein Werk hinein, das noch keineswegs fertig war, als er starb.

Da sagte die Herzogin, sie habe ihm im Leben geholfen, sie wolle ihm im Tode auch noch beistehen, und ob er gleich weg sei, sollte ich mir doch niemals Hoffnung machen, den Marmor zu bearbeiten. Darauf erzählte mir Bernardone, der Mäller, eines Tages, als ich ihm begegnete, die Herzogin habe den Marmor weggegeben. Ich aber rief aus: „Unglücklicher Marmor, wahrlich, in den Händen des Bandinell's wärest Du übel gefahren, aber in den Händen des Ammanato wird Dir's noch übler ergehen.“

Ich hatte, wie oben gesagt, Befehl vom Herzog, ein Modell von Erde zum Neptun zu machen, so groß, als er aus dem Marmor kommen könnte. Er hatte mich mit Holz und Thon versehen lassen und ließ mir ein Wenig Schirm in der Loge, wo mein Perseus stand, aufrichten. Auch bezahlte er mir einen Arbeiter. Ich legte mit allem möglichen Fleiße Hand ans Werk, machte das Gerippe von Holz nach meiner guten Ordnung und arbeitete glücklich vorwärts, ohne daran zu denken, daß ich ihm

von Marmor machen wollte; denn ich wußte wohl, daß die Herzogin sich vorgesetzt hatte, mir ihn nicht zu überlassen. Und doch hatte ich Freude an der Arbeit; denn ich versprach mir, wenn die Herzogin mein Modell zeendigt sehen würde, daß sie als eine Person von Einsicht es selbst bedauern müßte, dem Marmor und sich selbst einen so ungeheuren Schaden zugefügt zu haben.

Noch verschiedene Künstler machten solche Modelle: Johann Fiammingo im Kloster Santa Croce, Vincenzio Danti von Perugia im Hause des Herrn Octavio Medicis; der Sohn des Moschino zu Pisa fing auch eins an, und ein anderes machte Bartholomeo Ammanato in der Loge, die für uns getheilt wurde.

Da ich das Ganze gut bronzirt hatte und im Begriff war, den Kopf zu vollenden, und man ihm schon ein Wenig die letzte Hand ansah, kam der Herzog vom Palaste herunter mit Giorgetto, dem Maler, der ihn in den Raum des Ammanato geführt hatte, um ihm den Neptun zu zeigen, an welchem gedachter Giorgetto mehrere Tage nebst Ammanato und allen seinen Gesellen gearbeitet hatte. Indessen der Herzog das Modell ansah, war er damit, wie man mir erzählte, wenig zufrieden; und ob ihn gleich gedachter Georg mit vielem Geschwätz einnehmen wollte, schüttelte doch der Herzog den Kopf und wandte sich zu seinem Herrn Stephan und sagte: „Geh und frage den Benvenuto, ob sein Koloß so weit vorwärts ist, daß ich einen Blick darauf werfen könne!“ Herr Stephan richtete sehr gefällig und gütig den Auftrag des Herzogs aus und sagte mir dazu, wenn ich glaubte, daß ich mein Werk noch nicht könne sehen lassen, so solle ich es frei sagen; denn der Herzog wisse wohl, daß ich wenig Hilfe bei einem so großen Unternehmen gehabt habe. Ich versetzte, daß er nach Belieben kommen möge, und obgleich mein Werk noch

---

Johann Fiammingo — d. h. der Flamländer, sonst Giovan Bologna genannt; er war aus Douay, im jetzigen Departement du Nord südlich von Lille gelegen.

Vincenzio Danti — zugleich Bildhauer, Architekt, Erzgießer und Goldschmied.

Octavio Medicis — der S. 142. 157 und öfters erwähnte.

Der Sohn des Moschino — Francesco Mosca, genannt il Moschino. Bianchi macht indessen darauf aufmerksam, daß nach Carpani's Beweisen der Konkurrent Moschino selbst, aber nicht sein Sohn gewesen ist.

Giorgetto, dem Maler — Es ist Giorgio Vasari. Ueber ihn s. die erste Note zu S. 156.

Seinem Herrn Stephan — nach der Vermuthung Carpani's Stefano Lalli, der Kämmerer des Herzogs.

dialogische Fabel im „Wandsbecker Boten“ vom 26. März 1774, von welchem Gedicht Düntzer (Morgenblatt von 1857 No. 17 ff. und Neue Goetheſtudien, 1861, S. 19) die Vermuthung ausſpricht, daß es Goethe oder Herder zugehöre. Wenn zwiſchen beiden Dichtern gewählt werden ſoll, ſo würden wir eher Herder als den Verfaſſer annehmen. Doch iſt als ſolcher wol Claudius ſelbſt anzuſehen. — L.

19) Dreißig Diſtichen, anfangend „Was willſt Du denn? Du haſt es ja“, in den „Grenzboten“ vom 9. Febr. 1855 (S. 278) mit der Bemerkung veröffentlicht, daß dieſe Gedichte, — Deviſen, bezüglich auf die Jahreszeiten und Sternzeichen, — zu Weimar mit lateiniſchen Lettern auf ein Blatt gedruckt, um demnächſt getrennt und vertheilt zu werden, in eingeweihten Kreiſen für ein Product Goethe's gehalten wurden. — Wir theilen dieſe Gedichte jedoch nicht mit, da über allen Zweifel hinaus feſtſteht, daß dieſelben von Riemer, nicht von Goethe herrühren. — L.

Auch von Gedichten, die ſich auf feſtliche Veranlaſſungen beziehen, iſt Goethe eine nicht geringe Anzahl fälſchlich zugeſchrieben worden, freilich nur in Folge willkürlicher Behauptung und meiſtens ohne irgend welche Begründung. Wir rechnen dazu die nachſtehenden:

20) Das Gedicht auf die Vermählung des Herzogs Bernhard von Weimar, den 30. Mai 1816, gewidmet von der Loge Amalia, welches Stichling („Herzog Bernhart“ 1863, S. 29), irrthümlich Goethe zuſchreibt. — L.

21) Zur Feier des 16. Februar, Weimar 1818 (Geburtstag der Erbgroßherzogin von Weimar): „Verehrte Fürſtin! Viel tauſend Herzen weilen.“

22) Ihrer Kaiſerlichen Hoheit der Frau Großfürſtin Maria Paulowna, Erbgroßherzogin von Sachſen-Weimar bei Höchſt erfreulichem Kirchgange. (Von Stadtrath und der Bürgerſchaft zu Weimar.)

23) Auf die Denkmünze für die Großherzogin Luiſe, 1825.

24) Feſtkantate zum 2. Februar, Weimar 1827.

25) Zur Vermählung von Prinz Karl von Preußen und Prinzeſſin Marie Luiſe Alexandrine von Weimar. (Von der Erholungs-Geſellſchaft zu Weimar am 26. Mai 1827.)

26) Feſtkantate zum 2. Februar 1828.

27) Der Tangermünder auf der Wartburg. Maskenzug zur Feier des 2. Februar 1830.

wenig vorwärts sei, so würde doch der Geist Seiner Excellenz hinlänglich beurtheilen, wie das Werk fertig aussehen könne. Das hinterbrachte gemeldeter Edelmann dem Herzog, welcher gerne kam; und sobald Seine Excellenz in den Verschlag trat und die Augen auf mein Werk geworfen hatte, zeigte er sich sehr zufrieden damit; dann ging er rings herum, blieb an allen vier Ansichten stehen, nicht anders, als der erfahrenste Künstler gethan hätte; dann ließ er viele Zeichen und Geberden des Beifalls sehen, wobei er die wenigen Worte sagte: „Benvenuto, Du mußt ihm nun die letzte Oberhand geben.“ Dann wendete er sich zu Denen, die bei ihm waren, und rühmte viel Gutes von meinem Werke. Unter andern sprach er: „Das kleine Modell, das ich in seinem Hause gesehen habe, gefiel mir wohl; aber dieses Werk übertrifft jenes weit.“

Wie nun nach Gottes Willen alle Dinge Denjenigen, die ihn lieben und ehren, zum Besten gereichen, so begegnete mir auch ein sonderbarer Vorfall. Um diese Zeit besuchte mich ein gewisser Scheim von Viechio, der Peter Maria von Anterigoli hieß und den Zunamen Sbietta hatte. Er war eigentlich ein Viehhändler, und weil er mit Herrn Guido Guidi, dem Arzt, der jetzt Aufseher von Pescia ist, verwandt war, gab ich ihm Gehör, als er mir sein Landgut auf Leibrenten verkaufen wollte. Zwar konnte ich es nicht besehen, weil ich eifrig das Modell meines Neptun's zu endigen gedachte, und eigentlich war auch die Besichtigung des Guts bei diesem Handel nicht nöthig; denn er verkaufte mir die Einkünfte, deren Verzeichniß er mir gegeben hatte, als so viel Scheffel Korn, so viel Wein, Oel, andere Feldfrüchte, Kastanien und was sonst noch für Vortheile waren, die nach der Zeit, in der wir lebten, mir sehr zu Statten kamen; denn diese Dinge waren wol hundert Goldgulden werth, und ich gab ihm hundert und sechzig Scudi, die Zölle mitgerechnet. So ließ er mir seine Handschrift, daß er mir, so lange ich lebte, die gedachten Einkünfte ausliefern wolle, und es schien mir, wie ich schon sagte, nicht nöthig, das Gut zu besehen, sondern ich erkundigte mich nur aufs Beste, ob gedachter Sbietta und Herr Philipp, sein leiblicher Bruder, dergestalt wohlhabend wären, daß ich mich für sicher halten könnte; und mehrere Personen, welche die beiden Brüder kannten, sagten mir, ich könne ganz ohne Sorge sein.

Nun ersuchten wir Beide Herrn Peter Franziskus Bertoldi, Notar bei der Kaufmannschaft, dem ich vor allen Dingen das Verzeichniß der Sachen gab, die Sbietta mir überliefern wollte,

und nicht anders dachte, als daß dieſe Schrift im Kontrakt angeführt werden müßte; aber der Notarius hörte nur auf zweiundzwanzig Punkte, die ihm gedachter Sbietta vorſagte, und rückte mein Verzeichniß nicht in den Kontrakt. Indeſſen als der Notarius ſchrieb, fuhr ich fort zu arbeiten, und weil er einige Stunden damit zubrachte, ſo machte ich ein großes Stück an dem Kopfe meines Neptun's. Da nun alſo der Kontrakt geſchloſſen war, erzeigte mir Sbietta die größten Liebkoſungen, und ich that ihm ein Gleiches; dann brachte er mir Ziegenkäſe, Kapaunen, weichen Käſe und viele Früchte, ſo daß ich anfing, mich zu ſchämen, und ihn, ſo oft er nach Florenz kam, aus dem Gaſthauſe in meine Wohnung holte, ſowie auch ſeine Verwandten, die er oft bei ſich hatte. Da fing er denn auf gefällige Weiſe mir zu ſagen an, es ſei nicht erlaubt, daß ich vor ſo viel Wochen ein Gut gekauft habe und mich noch nicht entſchließen könnte, meine Arbeiten nur auf drei Tage ruhen zu laſſen; ich ſolle doch ja kommen und es beſehen. Endlich vermochte er ſo viel über mich, daß ich zu meinem Unglück hinausreiſte. Mein Neptun war durch vielen Fleiß ſchon ziemlich weit gekommen; er war nach guten Grundſätzen entworfen, die Niemand vor mir weder genutzt noch gewußt hatte, und ob ich gleich nach allen oben angeführten Vorfällen gewiß war, den Marmor nicht zu erhalten, ſo dachte ich doch das Modell bald zu endigen und es auf dem Platz zu meiner Genugthuung ſehen zu laſſen. Nun aber verließ ich die Arbeit, und Sbietta empfing mich in ſeinem Hauſe ſo freundlich und ehrenvoll, daß er einem Herzog nicht mehr hätte thun können, und die Frau erzeigte mir noch mehr Liebkoſungen als er; ſo blieb es eine Weile, bis ſie das ausführen konnten, was er und ſein Bruder Philipp ſich vorgenommen hatten. Das Wetter war warm und angenehm, ſo daß ich mich eines Mittwochs, da zwei Feiertage einfielen, von meinem Landgut zu Trespiano, nachdem ich ein gutes Frühſtück zu mir genommen hatte, nach Vicchio auf den Weg machte. Als ich daſelbſt ankam, fand ich Herrn Philipp am Thor, der von meiner Ankunft unterrichtet ſchien; denn er begegnete mir aufs Freundlichſte und führte mich in das Haus des Sbietta, der aber nicht gegenwärtig war; da fand ich ſein ſchamloſes Weib, die mich mit unmäßiger Freundlichkeit empfing. Ich ſchenkte ihr einen ſehr feinen Strohhut, weil ſie verſicherte, keinen ſchönern geſehen

---

Der Kontrakt — Nach einer Note bei Molini iſt dieſer Kontrakt noch auf der Palatiniſchen Bibliothek vorhanden.

zu haben. Als der Abend herbeikam, speisten wir sehr vergnügt zusammen; dann gab er mir ein anständiges Zimmer, und ich legte mich in das reinlichste Bett. Meinen beiden Dienern gab man ein ähnliches nach ihrer Art. Des Morgens, als ich aufstand, wieder dieselbe Freundlichkeit.

Ich ging, mein Gut zu besehen, das mir sehr wohl gefiel. Man bestimmte mir so viel Weizen und andere Feldfrüchte, und als ich wieder nach Vicchio kam, sagte der Priester, Herr Philipp, zu mir: „Benvenuto, habt keinen Zweifel, und wenn Ihr auch das Gut nicht ganz so gefunden hättet, wie man es Euch beschrieben hat, seid versichert, man wird Euch über das Versprochene befriedigen; denn Ihr habt es mit rechtschaffenen Leuten zu thun. Auch haben wir eben unsern Feldarbeiter abgedankt, weil er ein trauriger (gefährlicher) Mensch ist." Dieser Arbeiter nannte sich Mariano Rosselli und sagte mir mehr als einmal: „Sehet nur zu Euren Sachen! Es wird sich zeigen, wer von uns der Traurigste sein wird." Als er diese Worte aussprach, lächelte der Bauer auf eine gewisse unangenehme Weise, die mir nicht ganz gefallen wollte; aber dennoch dachte ich auf keine Weise an das, was mir begegnen sollte. Als ich nun vom Gut zurückkehrte, das zwei Meilen von Vicchio gegen das Gebirge lag, fand ich gedachten Geistlichen, der mich mit seinen gewöhnlichen Liebkosungen erwartete, und wir nahmen ein tüchtiges Frühstück zu uns; dann ging ich durch den Ort, wo ein Jahrmarkt schon angegangen war, und alle Einwohner sahen mich mit Verwunderung wie einen seltenen Gegenstand an, besonders aber ein wackrer Mann, der sich schon lange Zeit an dem Ort befindet, dessen Frau Brod auf den Verkauf bäckt; was er an Gütern besitzt, liegt ungefähr eine Meile weit entfernt, er aber mag sich gern im Ort aufhalten. Dieser gute Mann nun wohnte zur Miethe in einem Hause, dessen Einkünfte mir auch mit jenem Gütchen angewiesen waren, und sagte zu mir: „Ich bin in Euerm Hause, und Ihr sollt zur rechten Zeit Euern Zins erhalten, oder wollt Ihr ihn voraus? Denn ich wünschte, daß Ihr auf jede Weise mit mir zufrieden sein möget." Indeß wir so sprachen, bemerkte ich, daß dieser Mann mich ganz besonders betrachtete, so daß es mir auffiel und ich zu ihm sagte: „Sagt mir, lieber Johann, warum Ihr mich so starr ansehet!" Darauf sagte der wackre Mann: „Ich will es Euch gern eröffnen, wenn Ihr mir, zuverlässig wie Ihr seid, versprecht, mein Vertrauen nicht zu mißbrauchen." Ich versprach's ihm, und er fuhr fort: „So wisset denn, daß der Pfaffe, der Herr Philipp, vor

einigen Tagen ſich gerühmt hat, was ſein Bruder Sbietta für ein geſcheiter Mann ſei! Er habe ſein Gut einem Alten auf Lebzeit verkauft, der aber kein Jahr mehr dauern würde. Ihr habt Euch mit Schelmen eingelaſſen; drum lebt nur, ſo lange es gehen will! Thut die Augen auf! Denn Ihr habt's Urſache; ich ſage nichts weiter."

Alsdann ging ich auf den Markt ſpazieren und fand Johann Baptiſta Santini, und gedachter Prieſter führte uns Beide zu Tiſche. Es war ungefähr zwanzig Uhr, und man ſpeiſte meinetwegen ſo früh, weil ich geſagt hatte, ich wolle noch Abends nach Tresſiano zurückkehren. So machte man Alles geſchwind zurecht. Die Frau des Sbietta war äußerſt geſchäftig, und unter andern auch ein gewiſſer Cecchino Buti, ihr Aufwärter. Als die Gerichte fertig waren und man ſich eben zu Tiſche ſetzen wollte, ſagte der leidige Pfaffe mit ſo einer gewiſſen vertrakten Miene: „Ihr werdet verzeihen, daß ich mit Euch nicht ſpeiſen kann; denn es iſt mir ein Geſchäft von Wichtigkeit, das meinen Bruder betrifft, vorgefallen, und weil er nicht da iſt, muß ich ſtatt ſeiner eintreten." Durch unſere Bitten, doch bei uns zu bleiben, ließ er ſich auf keine Weiſe bewegen, und wir fingen an zu ſpeiſen. Als wir die Salate, die in gewiſſen Schüſſelchen aufgetragen wurden, gegeſſen hatten und man anfing, das geſottne Fleiſch zu geben, kam ein Schüſſelchen für einen Mann. Santino, der mir gegenüber ſaß, ſagte darauf: „Habt Ihr jemals ſo gute Koſt geſehen? und Euch geben ſie noch dazu immer was Apartes." „Ich habe das nicht bemerkt," verſetzte ich darauf. Dann ſagte er zu mir, ich möchte doch die Frau des Sbietta zu Tiſche rufen, welche mit gedachtem Buti hin und wieder lief, Beide ganz außerordentlich beſchäftigt. Endlich bat ich das Weib ſo ſehr, daß ſie zu uns kam; aber ſie beklagte ſich und ſagte: „Meine Speiſen ſchmecken Euch nicht; denn Ihr eßt ſo wenig." Ich lobte aber ihr Gaſtmahl über die Maaßen und ſagte, daß ich hinreichend gegeſſen habe. Nun hätte ich mir wahrlich nicht eingebildet, aus was Urſache dieſes Weib mich ſo außerordentlich nöthigte. Als wir aufſtanden, waren ſchon die Einundzwanzig vorbei, und ich wünſchte noch den Abend nach Tresſiano zu kommen und den andern Tag wieder an meine Arbeit zu gehen. So empfahl ich mich Allen, dankte der Frau und reiſte fort. Ich war nicht drei Miglien entfernt, als mich däuchte, der Magen brenne mir. Ich litt entſetzlich, und mir ſchienen es tauſend Jahre, bis ich auf mein Gut nach Tresſiano kam. Mit großer Noth langte ich daſelbſt an und begab mich zu Bette; aber ich konnte die ganze

Nacht nicht ruhen; es trieb mich öfters zu Stuhle, und weil es mit großen Schmerzen geschah, ganz ich, als es Tag ward, nachzusehen, und fand den Abgang Alles blutig. Da dachte ich gleich, ich müsse etwas Giftiges gegessen haben, und als ich weiter darüber nachdachte, fielen mir die Speisen und Tellerchen ein, die mir das Weib besonders vorgesetzt hatte; auch fand ich bedenklich, daß der leidige Pfaffe, nachdem er mit so viel Ehre erzeigt hatte, nicht einmal bei Tische bleiben wollte, ja daß er sollte geäußert haben, sein Bruder habe einem Alten das Gut auf Leibrenten gegeben, der aber das Jahr schwerlich überleben würde, wie mir der gute Sardella erzählt hatte. Hierdurch überzeugte ich mich, daß sie mir in einem Schüsselchen Brühe, die sehr gut gemacht und angenehm zu essen war, eine Dosis Sublimat gegeben hatten, ein Gift, das alle gedachten Uebel hervorbringt; weil ich aber das Fleisch nicht mit Brühe und andern Zubereitungen, sondern mit bloßem Salze genieße, so als ich auch nur ein paar Bissen hiervon, so sehr mich auch, wie ich mich noch wohl erinnerte, die Frau zum Essen aufgefordert hatte. Und vielleicht haben sie mir noch auf andere Weise Sublimat beigebracht.

Ob ich mich nun schon auf solche Weise angegriffen fühlte, fuhr ich doch immer fort, in der Loge an meinem Koloß zu arbeiten, bis mich nach wenigen Tagen das Uebel dergestalt übermältigte, daß ich im Bette bleiben mußte. Sobald als die Herzogin hörte, daß ich krank war, ließ sie den unglücklichen Marmor dem Bartholomäus Ammanato frei zur Arbeit übergeben, der mir darauf sagen ließ, ich möchte nun, was ich wollte, mit meinem angefangenen Modell machen; er habe den Marmor gewonnen, und es sollte viel davon zu reden geben. Nun wollte ich mich aber nicht bei dieser Gelegenheit wie Bandinell betragen, der in Reden ausbrach, die einem Künstler nicht ziemen; genug, ich ließ ihm antworten, ich habe es immer vermutet, er solle nur dankbar gegen das Glück sein, da es ihm nach Würden eine solche Gunst erzeigt habe. So blieb ich wieder mißvergnügt im Bette und ließ mich von dem trefflichen Mann, Meister Franziskus da Monte Varchi, kurieren; daneben vertraute ich mich dem Chirurgus, Meister Raphael de' Pilli. Der Sublimat hatte dergestalt meinen Eingeweiden die Empfindung genommen, daß ich nichts bei mir

---

Der gute Sardella — derselbe Mann, der S. 399 nur Johann genannt wird.

Raphael de' Pilli — Derselbe, der Cellini schon in einer Augenkrankheit behandelt hatte; s. S. 351.

behalten konnte; aber der geschickte Meister Franziskus sah wohl ein, daß das Gift alle Wirkung gethan hatte und, da die Portion nicht groß war, meine starke Natur nicht hatte überwältigen können. Daher sagte er eines Tags: „Benvenuto, danke Gott, Du hast gewonnen! Zweifle nicht, ich werde Dich zum Verdrusse der Schelme, welche Dir zu schaden gedachten, durchbringen.“ Darauf versetzte Meister Raphael: „Das wird eine von den besten und schwersten Kuren sein; denn Du mußt wissen, Benvenuto, daß Du eine Portion Sublimat verschluckt hast.“ Sogleich unterbrach ihn Meister Franziskus und sagte: „Es war vielleicht ein giftiges Insekt.“ Da versetzte ich: „Ich weiß recht wohl, daß es Gift ist, und wer mir ihn gegeben hat.“ Sie kurirten an mir sechs Monate, und es währte über ein Jahr, bis ich meines Lebens wieder froh werden konnte.

Elftes Kapitel.

Cellini, nach seiner Genesung, wird besonders von Don Francisco, des Herzogs Sohn, begünstigt und aufgemuntert. — Großes Unrecht, das er von dem Magistrat in einem Prozeß erduldet, den er mit Ghietta führt. — Er begiebt sich zum Herzog nach Livorno und trägt ihm seine Angelegenheit vor, findet aber keine Hilfe. — Das Gift, das er bei Ghietta bekommen, anstatt ihn zu zerstören, reinigt seinen Körper und stärkt seine Leibesbeschaffenheit. — Fernere Ungerechtigkeit, die er in seinem Rechtsstreite mit Ghietta durch den Verrath des Raphael Schieggia erfährt. — Der Herzog und die Herzogin besuchen ihn, als sie von Pisa zurückkommen. Er verehrt ihnen bei dieser Gelegenheit ein trefflich gearbeitetes Kruzifix. — Der Herzog und die Herzogin versöhnen sich mit ihm und versprechen ihm alle Art von Beistand und Aufmunterung. — Da er sich in seiner Erwartung getäuscht findet, ist er genöthigt, einem Vorschlag Gehör zu geben, den Katharina von Medicis, verwittwete Königin von Frankreich, an ihn gelangen läßt, zu ihr zu kommen und ihrem Gemahl, Heinrich II., ein prächtiges Monument zu errichten. — Der Herzog läßt merken, daß es ihm unangenehm sei, und die Königin geht von dem Gedanken ab. — Der Kardinal Medicis stirbt, worüber am Florentinischen Hof große Trauer entsteht. — Cellini reist nach Pisa.

Um diese Zeit war der Herzog verreist, um seinen Einzug in Siena zu halten, wohin Ammanato schon einige Monate vorher gegangen war, um die Triumphbögen aufzurichten. Ein natür-

Um diese Zeit war der Herzog verreist — Er reiste am 28. Oktober 1560 ab. (D.)

ſicher Sohn von ihm war in der Lage bei der Arbeit geblieben und hatte mir einige Tücher von meinem Modell des Neptun's, das ich bedeckt hielt, weggezogen. Sogleich ging ich, mich darüber bei Don Franceſco, dem Sohn des Herzogs, zu beſchweren, der mir ſonſt einiges Wohlwollen bezeigte. Ich ſagte, ſie hätten mir meine Figur aufgedeckt, die noch unvollkommen ſei; wenn ſie fertig wär', ſo hätte es mir gleichgiltig ſein können. Darauf antwortete mir der Prinz mit einer unzufriedenen Miene: „Benvenuto, bekümmert Euch nicht, daß ſie aufgedeckt iſt! Denn ſie haben es zu ihrem eignen Schaden gethan; wollt Ihr aber, daß ich ſie ſoll bedecken laſſen, ſo ſoll es gleich geſchehen.“ Außer dieſen Worten ſagte Seine Excellenz noch Manches zu meinen Gunſten in Gegenwart vieler Herren; ich aber verſetzte, er möge doch die Gnade haben und mir Gelegenheit verſchaffen, daß ich das Modell endigen könnte; denn ich wünſchte, ſowol mit dem großen als dem kleinen ihm ein Geſchenk zu machen. Er antwortete mir, daß er eins wie das andere annehme, und ich ſolle alle Bequemlichkeit haben, die ich verlange. Dieſe geringe Gunſt richtete mich wieder auf und war Urſache, daß ich wieder nach und nach geſund wurde; denn der viele Verdruß und die großen Uebel hatten mich dergeſtalt niedergedrückt, daß ich irgend einer Aufmunterung bedurfte, um nur wieder einige Hoffnung fürs Leben zu ſchöpfen.

Es war nun ein Jahr vorbei, daß ich jenes Gut von Sbietta auf gedachte Weiſe beſaß, und ich mußte nun nach ihren Giftmiſchereien und andern Schelmſtreichen bemerken, daß es mir ſo viel nicht eintrug, als ſie mir verſprochen hatten. Da ich nun außer dem Hauptkontrakte von Sbietta ſelbſt noch eine beſondere Handſchrift hatte, wodurch er mir vor Zeugen die beſtimmten Einkünfte zuſagte, ſo ging ich zu den Herren Räthen, welche der Zeit Averardo Serriſtori und Friedrich Ricci waren. Alfonſo Quiſtello war Fiskal und kam auch mit in ihre Sitzung; der Namen der Uebrigen erinnere ich mich nicht, es war auch ein Aleſſandri darunter, genug, Alles Männer von großer Bedeutung. Als ich nun meine Gründe den Herren vorgelegt hatte, entſchieden ſie Alle mit einer Stimme, Sbietta habe mir mein Geld zurückzugeben; der einzige Friedrich Ricci widerſprach, denn er bediente

Den Herren Räthen — Ueber die Perſonen giebt das Namen-Verzeichniß zu Goethe's Werken einige, wenn auch nur geringe Auskunft. Averardo Serriſtori war früher Florentiniſcher Geſandter in Rom geweſen, von Ricci nennt es nur den vollen Namen Federigo di Roberto de' Ricci, von Quiſtello ſagt es, daß er aus Mirandola war, von Aleſſandri nichts.

sich zur selbigen Zeit meines Gegners in seinen Geschäften. Alle waren verdrießlich, daß Friedrich Ricci die Ausfertigung ihres Schlusses verhinderte und einen erstaunlichen Lärm machte, indem Averardo Serristori und die Andern Widerpart hielten. Dadurch ward die Sache so lange aufgehalten, bis die Stunde der Session verflossen war. Nachdem sie aus einander gegangen waren, fand mich Herr Alessandri auf dem Platze der Nunziata und sagte ohne Rücksicht mit lauter Stimme: „Friedrich Ricci hat so viel über uns Andere vermocht, daß Du wider unsern Willen bist verletzt worden."

Darüber mag ich nun nichts weiter sagen; denn der oberste Gewalthaber der Regierung müßte darüber unruhig werden; genug, mir geschah eine so auffallende Ungerechtigkeit, blos weil ein reicher Bürger sich jenes Hutmanns bediente.

Zur Zeit, da der Herzog in Livorno war, ging ich ihm aufzuwarten, in Absicht eigentlich, mit Urlaub von ihm zu erbitten; denn ich fühlte meine Kräfte wieder, und da ich zu nichts gebraucht wurde, so that es mir leid, meine Kunst so sehr hintanzusetzen. Mit diesen Entschließungen kam ich nach Livorno und fand meinen Herzog, der mich aufs Beste empfing. Ich war verschiedene Tage daselbst und ritt täglich mit Seiner Excellenz aus; denn gewöhnlich ritt er vier Miglien am Meer hin, wo er eine kleine Festung anlegte, und er sah gern, daß ich ihn unterhielt, um die große Menge von Personen dadurch von ihm abzuhalten.

Eines Tags, als er mir sehr günstig schien, fing ich an von dem Sbietta, nämlich von Peter Maria von Anterigoli zu sprechen, und sagte: „Ich will Eurer Excellenz einen wundersamen Fall erzählen, damit Sie die Ursache erfahren, warum ich das Modell des Neptun's, woran ich in der Loge arbeitete, nicht fertig machen konnte." Ich erzählte nun Alles aufs Genauste und nach der vollkommensten Wahrheit, und als ich an den Gift kam, so sagte ich: „Wenn mich Seine Excellenz jemals als einen guten Diener geschätzt hätten, so sollten Sie den Sbietta oder Diejenigen, welche mir den Gift gegeben, eher belohnen als bestrafen, weil der Gift, indem er nicht so stark gewesen, mich umzubringen, mir als ein gewaltiges Mittel gedient habe, den Magen und die Gedärme von einer tödtlichen Verschleimung zu reinigen, die mich vielleicht in drei bis vier Jahren umgebracht hätte; durch diese

---

Jenes Hutmanns — „di quel pecoraio", eigentlich „Schäfer", „Schafhirt".

sonderbare Medizin aber bin ich wieder auf zwanzig Jahre lebensfähig geworden, wozu ich denn auch mehr als jemals Lust habe und Gott von Herzen danke, da er das Uebel, das er über mich geschickt, so sehr zu meinem Besten gewendet hat." Der Herzog hörte mir über zwei Miglien Wegs mit Aufmerksamkeit zu und sagte nur: „O die bösen Menschen!" Ich aber versetzte, daß ich ihnen Dank schuldig sei, und brachte das Gespräch auf andere angenehme Gegenstände.

Eines Tags trat ich sodann mit Vorsatz zu ihm, und als ich ihn in guter Stimmung fand, bat ich, er möchte mir Urlaub geben, damit ich nicht einige Jahre, worin ich noch etwas nütze wäre, unthätig verlebte; was das Geld betreffe, das ich an der Summe für meinen Perseus noch zu fordern habe, so könne mir dasselbe nach Gefallen ausgezahlt werden. Dann dankte ich Seiner Excellenz mit umständlichen Zeremonien, worauf ich aber keine Antwort bekam; vielmehr schien es mir, als wenn er es übel genommen hätte. Den andern Tag begegnete mir Herr Bartholomäus Concino, einer von den ersten Sekretären des Herzogs, und sagte mir bald trotzig: „Der Herzog meint, wenn Du Urlaub willst, so wird er Dir ihn geben; willst Du aber arbeiten, so sollst Du auch zu thun finden, mehr als Du gedenkst." Ich antwortete, daß ich nichts Besseres wünsche als zu arbeiten, und Seiner Excellenz mehr als irgend Jemand, er möchte Papst, Kaiser oder König sein. Ja, viel lieber wollte ich Seiner Excellenz um einen Pfennig dienen als einem Andern für einen Dukaten. Dann sagte er: „Wenn Du so denkst, so seid Ihr einig ohne Weiteres. Drum gehet nach Florenz zurück und seid gutes Muths! Denn der Herzog will Euch wohl." Und so ging ich nach Florenz.

In dieser Zeit beging ich den großen Fehler, daß ich mit obgedachtem Sdietta nicht allein einen veränderten Kontrakt einging, sondern daß ich ihm auch noch eine Hälfte eines andern Gutes abkaufte; das Letzte geschah im Dezember 1566. Doch will weiter dieser Sache nicht gedenken und Alles Gott überlassen, der mich so oft aus manchen Gefahren gerissen hat.

Da er das Uebel ... so sehr zu meinem Besten gewendet hat — im Text als Sprichwort: „Iddio ci mandi mal, che ben ci metta".

In dieser Zeit ... Gefahren gerissen hat — Die italienischen Texte haben statt dieses kurzen Abschnitts eine mehrere Seiten lange Erzählung, in der die weiteren Beziehungen mit Sdietta auseinandergesetzt werden.

Ich hatte nun mein marmornes Kruzifix geendigt, nahm es von der Erde auf und brachte es in einiger Höhe an der Wand an, wo es sich viel besser als vorher ausnahm, wie ich wol erwartet hatte. Ich ließ es darauf Jeden sehen, wer kommen wollte. Nun geschah es nach Gottes Willen, daß man dem Herzog und der Herzogin auch davon sagte, so daß sie eines Tages nach ihrer Rückkehr von Pisa unerwartet mit dem ganzen Adel ihres Hofes in mein Haus kamen, nur um das Kruzifix zu sehen. Es gefiel so sehr, daß beide Herrschaften sowol als alle Edelleute mir unendliche Lobeserhebungen ertheilten.

Da ich nun sah, daß Ihre Excellenzen so wohl zufrieden mit dem Werke waren und es so sehr lobten, auch ich Niemand gewußt hätte, der würdiger gewesen wär', es zu besitzen, so machte ich ihnen gern ein Geschenk damit und bat nur, daß sie mit mir in das Erdgeschoß gehen möchten. Auf diese Worte standen sie gefällig auf und gingen aus der Werkstatt in das Haus. Dort sah die Herzogin mein Modell des Neptun's und des Brunnens zum ersten Mal, und es fiel ihr so sehr in die Augen, daß sie sich mit lautem Ausdruck von Verwunderung zum Herzog wendete und sagte: „Bei meinem Leben, ich hätte nicht gedacht, daß dieses Werk den zehnten Theil so schön sein könnte." Der Herzog wiederholte darauf verschiedenemal: „Hab' ich's Euch nicht gesagt?" So sprachen sie unter einander zu meinen Ehren lange Zeit und schienen mich gleichsam um Verzeihung zu bitten. Darauf sagte der Herzog, ich solle mir einen Marmor nach Belieben aussuchen und eine Arbeit für ihn anfangen. Auf diese gütigen Worte versetzte ich: „Wenn Sie mir dazu die Bequemlichkeit verschaffen wollen, so würde ich Ihnen zu Liebe gern ein so schweres Werk unternehmen." Darauf antwortete der Herzog schnell: „Du sollst alle Bequemlichkeit haben, die Du verlangst, und was ich Dir von selbst geben werde, soll noch viel mehr werth sein." Mit so gefälligen Worten gingen sie weg und ließen mich höchst

---

Ich hatte nun mein marmornes Kruzifix geendigt. — Dies scheint das einzige noch wirklich erhaltene Kunstwerk aus Cellini's späterer Zeit zu sein; er erwähnt es übrigens auch in den „Trattati", S. 149. Brinckmann bemerkt allerdings S. 28, daß die Angaben über dasselbe verschieden lauten; von Einigen werde es als im Escurial bei Madrid, von Andern als in Florenz befindlich angeführt. Aber Bianchi weist die letztere Behauptung ausdrücklich als falsch zurück. Nach seinen Mittheilungen hatte Cosimo das Kruzifix für tausendfünfhundert Scudi von Cellini erworben und schon 1565 im Palast Pitti aufstellen lassen. Sein Sohn Francesco I. schenkte es 1576 dem Könige Philipp II. von Spanien, der es in die Kirche des Escurial bringen ließ, wo es noch jetzt vorhanden sei.

Unbewußte Liebe.*)

Ob ich Dich liebe, weiß ich nicht.
Seh' ich nur einmal Dein Gesicht,
Seh' Dir ins Auge nur einmal,
Frei wird mein Herz von aller Qual.
Gott weiß, wie mir so wohl geschieht!
Ob ich Dich liebe, weiß ich nicht.

---

*) Vgl. Jacobi's Iris IV, 1, 71. October 1775 (ohne Ueberschrift) und „Acht Lieder von Goethe. Zum ersten Male mit Erläuterungen herausgegeben von Th. Bergk", Berlar 1857. — Die Gründe, um derentwillen Bergk dies und das folgende Gedicht Goethe zugeschrieben hat, sind im Wesentlichen folgende. Erstens befanden sich dieselben in einer Abschrift zusammen mit dem Liede „Willkommen und Abschied" (Iris II, 3, 244, März 1775 und I, 44 unsr. Ausg.) in J. G. Jacobi's Nachlaß auf der Universitäts-Bibliothek zu Freiburg; zweitens bilden alle 3 Gedichte zusammen eine Trilogie, indem das erste das Regen der noch halb unbewußten Neigung, das zweite die Sehnsucht nach der entfernten Geliebten, das dritte endlich die Erfüllung derselben durch einen schnellen Entschluß darstellen sollte. Drittens die äußere Form. Dies und das folgende Lied nähern sich dem Trioletl, das Goethe z. B. auch in dem Gedicht „Erster Verlust" (I, 88) angewendet hat. Viertens tragen alle in vollstem Maße den Stempel Goethe'schen Geistes an sich. — Trotz alledem bleibt für uns die Autorschaft Goethe's zum Mindesten sehr zweifelhaft. Daß beide Gedichte mit einem Goethe'schen auf einem Blatte stehen, kann ein bloßer Zufall sein; in Beziehung auf die Trilogie, wenn wir dieselbe überhaupt anerkennen, ließe sich einwenden, daß die Dichter nicht so logisch zu fühlen pflegen. Die Form des Trioletts ferner ist von vielen Andern auch angewendet worden, und das citirte Gedicht Goethe's gehört einer sehr viel spätern Zeit an. Der vierte Punkt endlich beruht auf subjektiver Empfindung, der wir namentlich bei einem so wenig umfangreichen Stoffe, welchem der beiden vorliegenden Entwurfen, die noch dazu nicht einen einzigen scharf markirten Ausdruck enthalten, keine weitere Bedeutung beilegen können. Wir bemerken jedoch, daß H. Düntzer („Zwei neue Lieder Goethe's" im Feuilleton der Kölnischen Zeitung 1857, No. 243) L. Schiff und Gruppe an Goethe's Autorschaft nicht zweifeln.

vergnügt zurück. Als aber viele Wochen vergingen, ohne daß man meiner gedachte, und ich nun wohl sah, daß man zu nichts Anstalt machte, gerieth ich beinahe in Verzweiflung.

In dieser Zeit schickte die Königin von Frankreich (Katharina von Medicis) Herrn Baccio del Bene an unsern Herzog, um von ihm in Eile eine Geldhilfe zu verlangen, womit er ihr auch aushalf, wie man sagt. Gedachter Abgesandter war mein genauer Freund, und wir sahen uns oft. Als er mir nun die Gunst erzählte, die Seine Excellenz ihm bewies, fragte er mich auch, was ich für Arbeit unter den Händen hätte. Darauf erzählte ich ihm den Fall mit dem Neptun und dem Brunnen. Er aber sagte mir im Namen der Königin, Ihro Majestät wünsche sehr, das Grab Heinrich's (des Zweiten), ihres Gemahls, geendigt zu sehen; Daniel von Volterra habe ein großes Pferd von Erz unternommen, sein Termin aber sei verlaufen, und überhaupt sollten an das Grab die herrlichsten Zierrathen kommen; wollte ich nun nach Frankreich in mein Kastell zurückkehren, so wolle sie mir alle Bequemlichkeit verschaffen, wenn ich nur Lust hätte, ihr zu dienen. Darauf versetzte ich gedachtem Baccio, er solle mich vom Herzog verlangen, und wenn Der es zufrieden sei, so würde ich gern nach Frankreich zurückkehren. Darauf sagte Herr Baccio fröhlich: „So gehen wir zusammen," und nahm die Sache als schon ausgemacht an. Den andern Tag, als er mit dem Herzog sprach, kam auch die Rede auf mich, worauf er denn sagte, daß, wenn Seine Excellenz es zufrieden wären, so würde sich die Königin meiner bedienen. Darauf versetzte der Herzog sogleich: „Benvenuto ist der geschickte Mann, wofür ihn die Welt kennt, aber jetzt will er nicht mehr arbeiten," worauf er sogleich das Gespräch veränderte. Den andern Tag sagte mir Herr Baccio Alles wieder; ich aber konnte mich nicht halten und sagte: „Wenn ich, seitdem mir Seine Excellenz nichts mehr zu arbeiten giebt, eines der schwersten Werke vollendet habe, das mich mehr als zweihundert Scudi von meiner Armuth kostet, was würde ich gethan haben, wenn man mich beschäftigt hätte! Ich sage, man thut mir sehr Unrecht." Der gute Mann erzählte dem Herzog Alles wieder; Dieser aber sagte, das sei nur Scherz, er wolle mich behalten. Auf diese Weise

---

Das Grab Heinrich's (des Zweiten) — Heinrich II. war bereits 1559 gestorben.

Daniel von Volterra — eigentlich Daniello Ricciarelli da Volterra (1509—1566), von Goethe noch öfters in der Italienischen Reise und den Kunstschriften erwähnt.

ſtand ich verſchiedene Tage an und wollte mit Gott davongehen. Nachher wollte die Königin nicht mehr in den Herzog dringen laſſen, weil es ihm unangenehm zu ſein ſchien.

Zu dieſer Zeit ging der Herzog mit ſeinem ganzen Hof und allen ſeinen Kindern, außer dem Prinzen, der in Spanien war, in die Niederungen von Siena und von da nach Piſa. Der Gift jener böſen Ausdünſtungen ergriff den Kardinal zuerſt; er verfiel in ein peſtilenzialiſches Fieber, das ihn in wenig Tagen ermordete. Er war des Herzogs rechtes Auge, ſchön und gut; es war recht Schade um ihn. Ich ließ verſchiedene Tage vorbeigehen, bis ich glaubte, daß die Thränen getrocknet ſeien; dann ging ich nach Piſa.

Außer dem Prinzen — Francesco, dem Thronfolger.

Das ihn in wenig Tagen ermordete — Der Kardinal Giovanni ſtarb am 11. November 1562 in Neſſignano, als auch die Herzogin und der früher erwähnte Don Garzia in demſelben Jahre.

Anhang

zur

Lebensbeschreibung des Benvenuto Cellini,

bezüglich auf Sitten, Kunst und Technik.

Inhalt.

I. Vorwort.
II. Gleichzeitige Künstler.
III. Näherer Einfluß.
IV. Kartone.
1. Des Michelagnolo.
2. Des Leonhard da Vinci.
V. Antike Zierrathen.
VI. Vorzügliches technisches Talent.
VII. Traktate über den technischen Theil der Goldschmiedekunst u. Skulptur.
VIII. Goldschmiedegeschäft.
1. Kenntniß der Edelsteine.
2. Fassen derselben.
Folien.
Tinten.
3. Niello.
4. Filigran.
5. Email.
6. Getriebene Arbeit.
7. Große Siegel.
8. Münzen und Medaillen.
9. Grosserie.
Gefäße.
Statuen.
IX. Skulptur.
1. Erzguß.
2. Marmorarbeit.
Steine.
Statuen.
Kolossen.
X. Flüchtige Schilderung florentinischer Zustände
XI. Stammtafel der Medicis.
XII. Schilderung Cellini's.
XIII. Letzte Lebensjahre.
XIV. Hinterlassene Werke.
1. Goldschmiedearbeit.
2. Plastische.
Perseus.
Kruzifix.
Ganymed.
Cosmus' I. Büste.
Bronzen von Fontainebleau.
Restaurirter Camée.
3. Zeichnungen.
XV. Hinterlassene Schriften.
1. Lebensbeschreibung
Uebersetzung derselben.
2. Zwei Diskurse.
Ueber Goldschmiedekunst.
Ueber Skulptur.
3. Kleine Aufsätze.
4. Poetische Versuche.
5. Ungedruckte Papiere und Nachrichten.
XVI. Ueber die Grundsätze, wornach man das Zeichnen lernen soll.
XVII. Ueber den Rangstreit der Skulptur und Malerei.

I. Vorwort.

Wenn hinter einem Werke wie die Lebensbeschreibung Cellini's eine Nachschrift den Leser anziehen sollte, so müßte sie etwas Gleichartiges leisten und zu einem lebhafteren Anschauen der Zeitumstände führen, welche die Ausbildung einer so merkwürdigen und sonderbaren Person bewirken konnten.

Indem uns aber dieser Forderung im ganzen Umfange Genüge zu thun, Vorarbeiten, Kräfte, Entschluß und Gelegenheit abgehen, so gedenken wir für diesmal skizzenhaft, aphoristisch und fragmentarisch Einiges beizubringen, wodurch wir uns jenem Zweck wenigstens annähern.

II. Gleichzeitige Künstler.

Wenn von Jahrhunderten oder andern Epochen die Rede ist, so wird man die Betrachtung vorzüglich dahin richten, welche Menschen sich auf dieser Erde zusammengefunden, wie sie sich berührt oder aus der Ferne einigen Einfluß auf einander bewiesen, wobei der Umstand, wie sie sich den Jahren nach gegen einander verhalten, von der größten Bedeutung ist. Deshalb führen wir die Namen gleichzeitiger Künstler in chronologischer Ordnung dem Leser vor und überlassen ihm, sich einen flüchtigen Entwurf jenes großen Zusammenwirkens selbst auszubilden.

Hiebei drängt sich uns die Betrachtung auf, daß die vorzüglichsten im funfzehnten Jahrhundert geborenen Künstler auch das sechzehnte erreicht und mehrere eines hohen Alters genossen, durch welches Zusammentreffen und Bleiben wol die herrlichen Kunsterscheinungen jener Zeiten mochten bewirkt werden, um so mehr, als man die Anfänge, deren sich schon das vierzehnte Jahrhundert rühmen konnte, von Jugend auf vor Augen hatte.

Und zwar lebten, um nur die merkwürdigsten anzuführen, im Jahre 1500, als Cellini geboren wurde,

Gentile Bellin,	Sansovino,
Johann Bellin,	Fra Bartolommeo,
Luca Signorelli,	Franz Rustici,
Leonhard da Vinci,	Albrecht Dürer,
Peter Perugin,	Michelagnolo,
Andreas Mantegna,	Balthasar Peruzzi,

Tizian,	Julius Roman,
Giorgione,	Correggio,
Raphael,	Polydor von Caravaggio,
Andrea del Sarto,	Roſſo,
Primatizio,	Holbein,
Franz Penni,	

der Erſte in einem Alter von einundachtzig, der Letzte von zwei Jahren. Ferner wurden in dem erſten Viertel des ſechzehnten Jahrhunderts geboren:

Perin del Vaga,	Franz Salviati,
Parmegianin,	Georg Vaſari,
Daniel von Volterra,	Andrea Sciavone und
Jakob Baſſan,	Tintoret.
Bronzin,	

In einer ſo reichen Zeit ward Cellini geboren und von einem ſolchen Elemente der Mitwelt getragen. Der unterrichtete Leſer rufe ſich die Eigenſchaften dieſer Männer ſummariſch in Gedanken zurück, und er wird über das Gedränge von Verdienſten erſtaunen, welches jene Epoche verſchwenderiſch hervorbrachte.

III. Näherer Einfluß auf Cellini.

Wenden wir nun unſern Blick auf die Vaterſtadt des Künſtlers, ſo finden wir in derſelben eine höchſt lebendige Kunſtwelt.

Ohne umſtändlich zu wiederholen, was anderwärts bei manchen Gelegenheiten über die Bildung der Florentiniſchen Schule von Mehrern, beſonders auch von unſern Freunden in dem erſten Stück des dritten Bandes der Propyläen, unter dem Artikel Maſaccio, abgehandelt worden, begnügen wir uns hier, eine ſummariſche Ueberſicht zu geben.

Cimabue ahmt die neuen Griechen nach mit einer Art dunkler Ahnung, daß die Natur nachzuahmen ſei. Er hängt an der Tradition und hat einen Blick hinüber in die Natur, verſucht ſich alſo hüben und drüben.

Artikel Maſaccio — Verfaſſer des von Goethe benutzten Aufſatzes iſt ohne Zweifel H. Meyer.

Cimabue — Giovanni Cimabue (1240 – c. 1302) aus Florenz gilt als einer der erſten Neubegründer der italieniſchen Malerei nach ihrem langen Verfalle im Mittelalter.

Giotto lernt die Handgriffe der Malerei von seinem Meister, ist aber ein außerordentlicher Mensch und erobert das Gebiet der Natur für die Kunst.

Seine Nachfolger, Gaddi und Andere, bleiben auf dem Naturweg.

Orgagna hebt sich höher und schließt sich an die Poesie, besonders an die Gestalten des Dante.

Brunelleschi, Donato und Ghiberti, drei große Männer, ergreifen dem Geist und der Form nach die Natur und rücken die Bildhauerkunst vor. Der Erste erfand vielleicht die Gesetze der Perspektive, wenigstens benutzt er sie früh und befördert diesen Theil der Kunst, worauf denn aber leider eine Art technischer Raserei, das eine Gefundene durch alle Bedingungen durchzuarbeiten, fast hundert Jahre dauert und das ächte Kunststudium sehr zurückhält.

Masaccio steht groß und einzig in seiner Zeit und rückt die Malerei vor. Alles drängt sich nun, in der von ihm gemachten Kapelle zu studiren, weil die Menschen, wenn sie auch das Rechte nicht deutlich verstehen, es doch allgemein empfinden.

Masaccio wird nachgeahmt, insofern er sich der Natur in Gestalt und Wahrheit der Darstellung nähert, ja sogar an Kunstfertigkeit übertroffen vom ältern Lippi, Botticelli, Ghirlandajo, welche aber Alle in der Naturnachahmung stecken bleiben.

Giotto — Ambrogione Bondone, genannt Giotto, aus dem Florentinischen Dorfe Vespignano (1270—1336), auch sonst von Goethe öfters erwähnt, sagte sich von dem zum Theil noch Byzantinischen Geschmack seines Lehrers vollständig los.

Gaddi — Unter den verschiedenen angesehenen Malern dieses Namens scheint hier Taddeo Gaddi gemeint zu sein, der, c. 1300 geboren, der talentvollste Schüler Giotto's war.

Brunelleschi, Donato, Ghiberti — Filippo Brunelleschi (1377—1444) war Bildhauer, Goldschmied und Baumeister in Florenz; über den mit diesem engbefreundeten Donato oder Donatello s. die 2. Note zu S. 329; Lorenzo Ghiberti (1378—c. 1455), gleichfalls Bildgießer und Bildhauer. Der Wettstreit dieser drei Künstler um die bronzene Thüre des Baptisteriums, in dem der Letztere den Sieg davontrug, ist aus der Kunstgeschichte bekannt.

Masaccio — Eine große Anzahl seiner Bilder wird in dem obengenannten Aufsatz in den „Propyläen" beschrieben. (Man vgl. auch S. 25 dieses Bandes.) Sein eigentlicher Name war Tommaso Guidi da San Giovanni di Valdarno.

Lippi, Botticelli, Ghirlandajo — Ueber den Älteren Lippi s. die Note zu S. 26; Sandro (Alessandro) Philipepi, genannt Botticelli, (1437 oder 1447—1515) war Schüler Lippi's, bekannt durch die Wandgemälde in der Sixtinischen Kapelle; Domenico Corradi (1451—1495), von der Kunstfertigkeit seines Vaters „Ghirlandajo" genannt, auch als Lehrer Michelagnolo's erwähnenswerth.

Endlich treten die großen Meister auf, Leonhard da Vinci, Fra Bartolommeo, Michelagnolo und Raphael.

IV. Kartone.

So ſtark auch die Eindrücke dieſer frühern meiſterhaften Arbeiten auf das Gemüth des jungen Künſtlers mögen geweſen ſein, wie er ſelbſt hie und da zu bezeugen nicht unterläßt, ſo war ihm doch vorzüglich die Wirkung bedeutend und erinnerlich, welche zwei gleichzeitige Werke auf ihn ausgeübt hatten, Kartone des Leonhard da Vinci und des Michelagnolo, die ſogleich bei ihrer Entſtehung die Aufmerkſamkeit und den Nacheifer der ganzen lebenden Kunſtwelt erregten.

Von je her hatten ſowol die Vorſteher des Florentiniſchen Staats als einzelne Gilden und Geſellſchaften ſich zur Ehre gerechnet, durch Architektur, Skulptur und Malerei die Zeiten ihrer Adminiſtration zu verherrlichen und beſonders geiſtlichen Gebäuden durch bildende Kunſt einen lebendigen Schmuck zu verſchaffen.

Nun waren die Medicis vertrieben, und das ſchöne Kunſtkapital, das Lorenz beſonders in ſeinem Stadtgarten geſammelt hatte, woſelbſt er eine Bildhauerſchule unter der Aufſicht des alten Bertoldo anlegte, war in den Tagen der Revolution durch das leidenſchaftliche Ungeſtüm der Menge zerſtreut und vergeudet. Eine neue republikaniſche Verfaſſung trat ein. Für den großen Rath war ein neuer Saal gebaut, deſſen Wände durch Veranſtaltung Peter Soderini's, des Gonfaloniers und ſeiner Regimentsgenoſſen von den würdigſten Künſtlern jener Zeit belebt werden ſollten.

Leonhard da Vinci, ungefähr im ſiebenundvierzigſten Jahre, hatte ſich von Mailand nach dem Einmarſch der Franzoſen auf Florenz zurückgezogen, woſelbſt Michelagnolo ungefähr im ſechsundzwanzigſten mit größter Anſtrengung den Studien oblag. Man verlangte von beiden Künſtlern Kartone zu großen Gemäl-

---

Fra Bartolommeo — Baccio della Porta (1469—1517), deſſen meiſte Gemälde in dem Palaſte Pitti zu Florenz vorhanden ſind, gehörte dem Orden der Predigermönche an.

IV. Kartone — Der ganze Abſchnitt bezieht ſich auf das S. 25 Erzählte. Nun waren die Medicis vertrieben — Dies geſchah 1494; das damalige Haupt der Familie war Pietro, ſeine Brüder Giovanni und Giuliano.

Peter Soderini — ſ. Seite 16.

den, worauf man glückliche Kriegsthaten der Florentiner bewundern wollte.

Schon Cellini hegte die Meinung, als wären die auf gedachten Kartonen vorgestellten Thaten und Ereigniſſe in dem Kriege vorgefallen, welchen die Florentiner gegen die Piſaner führten, der ſich mit der Eroberung von Piſa endigte. Die Gründe, warum wir von dieſer Meinung abgehen, werden wir zunächſt anzeigen, wenn wir vorher eine Darſtellung jener Kunſtwerke mit Hilfe älterer Ueberlieferungen und neuerer Nachrichten im Allgemeinen verſucht haben.

Nikolaus Piccinini, Feldherr des Herzogs Philipp von Mailand, hatte um die Hälfte des funfzehnten Jahrhunderts einen Theil von Tuscien weggenommen und ſtand gegen die päpſtlichen und Florentiniſchen Truppen unfern von Arezzo. Durch einige Kriegsunfälle im obern Italien genöthigt, berief ihn der Herzog zurück; die Florentiner, denen dies bekannt wurde, befahlen den Übrigen, ſorgfältig ein Treffen zu vermeiden, wozu Piccinin, um bei ſeinem Abzug ehrenvoll zu erſcheinen, ſehr geneigt war.

1. Karton des Michelagnolo.

Die Florentiniſchen Anführer ſtanden nicht genugſam auf ihrer Hut, ſo wie überhaupt die loſe Art, Krieg zu führen, in damaliger Zeit, ingleichen die Unterordnation der Truppen über alle Begriffe geht. Die Hitze war heftig, die Soldaten hatten zum großen Theil, um ſich zu erfriſchen oder zu ergetzen, das Lager verlaſſen.

Unter dieſen Umſtänden kommt Piccinin herangezogen. Ein Florentiner, deſſen Namen uns die Geſchichte bewahrt, Michael Attendulo, entdeckt zuerſt den Feind und ruft die zerſtreuten Krieger zuſammen. Wir glauben ihn in dem Manne zu ſehen, der faſt im Zentrum des Bildes ſteht und, indem er vorſchreitet, mit ſeiner kriegeriſchen Stimme die Trompete zu begleiten und mit ihr zu wetteifern ſcheint.

Eroberung von Piſa — im Juni 1509.

Nikolaus Piccinini — Niccolo Piccinini, mächtiger Söldnerführer unter Philipp Maria, Herzog von Mailand. Der hier gemeinte Kampf iſt der des Jahres 1440. Piccinini war im Februar über den Po gegangen, im April über den Arno, und hatte ſich in den Beſitz eines großen Theils des Florentiniſchen Gebiets geſetzt. Ein für die Florentiner günſtiges Treffen fand am 29. Juni in der Gegend von Anghiari bis la Faeſta ſtatt, wo ſie ſich verſchanzt hatten, aber angegriffen ſchließlich die Mailändiſchen Truppen unter bedeutenden Verluſten bis San Sepolcro zurücktrieben. Piccinini zog ſich ſpäter durch die Romagna nach der Lombardei zurück. (S. Leo's Geſch. von Italien, III. 142 u. IV. 329 ff.)

Mag nun der Künſtler den Umſtand, daß die Krieger ſich eben im Flußbad erquicken, als der Feind unerwartet heranzieht, in der Geſchichte vorgefunden oder aus ſeinem Geiſte geſchöpft haben, wir finden dieſes gehörigſte Motiv hier angewendet. Das Baden ſteht als das höchſte Symbol der Abſpannung entgegengeſetzt der höchſten Kraftäußerung im Kampfe, zu der ſie aufgefordert werden.

„In dieſer durch den unerwarteten Aufruf belebten Menge iſt beinahe jede Behendigkeit des menſchlichen Alters, jede Bewegung, jeder Geſichtszug, jede Pantomime von Beſtürzung, Schreck, Haß, Angſt, Eile und Eifer dargeſtellt. Wie Funken aus einem glühenden Eiſen unter dem Hammer geben alle dieſe Gemüthszuſtände aus ihrem Mittelpunkt heraus. Einige Krieger haben das Ufer erreicht, andere ſind im raſchen Fortſchritt dazu begriffen, noch andere unternehmen einen kühn gewagten Felſenſprung; hier tauchen zwei Arme aus dem Waſſer auf, die dem Felſen zutappen, dort ſtehen ein Paar andere um Hilfe; Gefährten beugen ſich über, Gefährten zu retten, Andere ſtürzen ſich vorwärts zum Beiſtand. Oft nachgeahmt iſt das gluthvolle Antlitz des grimmen, in Waffen grau gewordenen Kriegers, bei dem jede Senne in ungeheurer Anſtrengung dahin arbeitet, die Kleider mit Gewalt über die träufelnden Glieder zu ziehen, indem er ſtürmend widerwillig mit dem einen Fuß durch die verkehrte Oeffnung hindurchfährt.

„Mit dieſer kriegeriſchen Haſt, mit dieſem edlen Unmuth hat der ſinnvolle Künſtler die langſam bedächtige Eleganz eines halb abgewendeten Jünglings, der eifrig bemüht iſt, ſich die Buckeln ſeiner Rüſtung unterwärts der Knöchel zuzuſchnallen, in den ſprechendſten Kontraſt geſetzt. Hier iſt auch ein Eilen, aber es iſt Methode darin. Ein Dritter ſchwingt ſeinen Küraß auf die Schulter, indeß ein Vierter, der ein Anführer zu ſein ſcheint, unbekümmert um Schmuck, kampffertig mit geſchwungenem Speer einen Vormann über den Haufen rennt, der ſich eben gebückt hat, eine Waffe aufzuſammeln. Ein Soldat, der ſelbſt ganz nackt iſt, ſchnallt an dem Harniſch ſeines Kriegskameraden herum, und dieſer, gegen den Feind gekehrt, ſcheint ungeduldig den Grund zu ſtampfen. Erfahrung, Wuth, gealterte Kraft, jugendlicher Muth und Schnelligkeit, hinausdrängend oder in ſich zurückgezogen, wetteifern mit einander in kraftvollen Ausdrücken. Nur ein Motiv beſeelt dieſe ganze Scene des Tumults: Streitbegierde, Eifer, mit dem Feinde gemein zu werden, um durch die größte Anſtrengung die verſchuldete Fahrläſſigkeit wieder abzubüßen."

Dieſes gelang denn auch, wie uns die Geſchichte weiter er-

Sehnſucht.*)

Ach, wie ſehn' ich mich nach Dir,
Kleiner Engel! Nur im Traum,
Nur im Traum erſcheine mir,
Ob ich da gleich viel erleide,
Bang um Dich mit Geiſtern ſtreite
Und erwachend athme kaum.
Ach, wie ſehn' ich mich nach Dir,
Ach, wie theuer biſt Du mir
Selbſt in einem ſchweren Traum!

Hans Liederlich.**)

Ein Glas zu dem Schmatz,
Nun, das ſchlürft ſich ſo ſüß!
Verſauf' ich die Schuh',
So behalt' ich die Füß'.

A Maid und a Wein,
Muſik und Geſang,
I wollt' t, ſo hätt' t's
Das Leben entlang.

Wenn ich ſcheid' aus dieſem Elend
Und laſſ' hinter mir ein Teſtament,
So wird daraus nur ein Zank,
Und weiß mir's Niemand keinen Dank;
Alles verzehrt vor meinem End,
Das macht ein richtig Teſtament.

Der Kamerad.

Ein Glas zu dem Schmatz,
Nun, das ſchlürft ſich ſo ſüß!
Behaltſt Du die Schuh',

*) Vgl. die oben citirte Schrift von Beraf S. 2 u. 32 f. In der Iris ſelbſt iſt das Gedicht nicht abgedruckt. Für die Aechtheit deſſelben hat ſich außer Düntzer, Schöll und Gruppe auch S. Hirzel entſchieden (vgl. „N. Verzeichniß einer Goethe-Bibliothek" S. 120). — Die Ueberſchriften ſind bei dieſem und dem vorhergehenden Gedicht von Beraf hinzugeſetzt. — Uns erſcheint aus den oben angeführten Gründen auch bei dieſem Gedicht Goethe's Autorſchaft unwahrſcheinlich.

**) Das Gedicht ſteht nur in der Quartausgabe von 1826 und iſt in allen ſpäteren Ausgaben weggelaſſen, ſo daß für die Autorſchaft Goethe's nur die Autorität der Herausgeber Riemer und Eckermann ſpricht; auch erwähnt deſſelben unſeres Wiſſens nirgends in den Briefen oder ſonſt wo Erwähnung.

zählt. Vergebens griffen die Truppen des Piccinin das verbündete Heer der päpstlich-Florentinischen Truppen zu wiederholten Malen an; hartnäckig widerstanden diese und schlugen zuletzt, begünstigt durch ihre Stellung, den oft wiederkehrenden Feind zurück, dessen Fahnen, Waffen und Gepäck den Siegern in die Hände fielen.

2. Karton des Leonardo da Vinci.

Hatte Michelagnolo den zweifelhaften Anfang des Treffens in einer vielfachen Komposition dargestellt, so wählte Leonardo da Vinci den letzten schwankenden Augenblick des Sieges und trug ihn in einer künstlichen gedrängten Gruppe vor, die wir, inwiefern sie sich aus der Beschreibung des Vasari und Anderer entwickeln läßt, unsern Lesern darzustellen suchen.

Vier Soldaten zu Pferde, wahrscheinlich ein Paar von jedem Heere, sind mit einander in Konflikt gesetzt; sie kämpfen um eine Standarte, deren Stab sie alle angefaßt haben. Zwei widerstreben einander von beiden Seiten, sie heben die Schwerter empor, sich zu verwunden oder, wie es auch scheinen will, den Stab der Standarte durchzuhauen.

Ein dritter, wahrscheinlich im Vordergrunde, wendet sein Pferd gleichsam zur Flucht, indem er mit umgewendetem Körper und ausgestrecktem Arm die Stange festhält und durch diese gewaltsame Bewegung das Siegeszeichen den übrigen zu entreißen strebt, indessen ein vierter, vermuthlich von hinten, gerade hervorwärts dringt und, indem er die Stange selbst gefaßt hat, mit aufgehobenem Schwert die Hände Derer, die sie ihm streitig machen, abzuhauen droht. Charakter und Ausdruck dieses letzten, als eines entschieden gewaltigen, in den Waffen grau gewordenen Kriegers, der hier mit einer rothen Mütze erscheint, wird besonders gerühmt, sowie der Zorn, die Wuth, die Siegesbegier in Geberden und Mienen der übrigen, zu denen die Streitlust der Pferde sich gesellt, deren zwei mit verschränkten Füßen auf einander einhauen und mit dem Gebiß als natürlichen Waffen wie ihre Reiter mit künstlichen sich bekämpfen, wobei der Meister, welcher diese edle Thiergattung besonders studirt hatte, mit einem seltenen Talente glänzen konnte.

So zeigte diese geschlossene, in allen ihren Theilen aufs

Vasari — s. die erste Note zu S. 156.
Hervorwärts — Der Gebrauch des Wortes wird bei Sanders nur aus dieser Stelle nachgewiesen.

künstlichste angeordnete Handlung den dringenden letzten Moment eines unaufhaltsamen Sieges.

Unterwärts kämpften zwei Figuren, in Verkürzung, zwischen den Füßen der Pferde. Ein Krieger, beinahe auf die Erde ausgestreckt, sollte im Augenblick ein Opfer des wüthend eindringenden Gegners werden, der gewaltsam ausholt, um mit dem Dolch des Unterliegenden Kehle zu treffen. Aber noch widerstand mit Füßen und Armen der Unglückliche der Uebermacht, die ihm den Tod drohte.

Genug, alle Figuren, Menschen und Thiere, waren von gleicher Thätigkeit und Wuth belebt, so daß sie ein Ganzes von der größten Natürlichkeit und der höchsten Meisterschaft darstellten.

*

Beide Werke, welche die Bewunderung und den Nacheifer aller künstlerischen Zeitgenossen erregten und höher als andere Arbeiten dieser großen Meister geschätzt wurden, sind leider verloren gegangen. Wahrscheinlich hatte die Republik weder Kräfte noch Ruhe genug, einen so groß gefaßten Gedanken ausführen zu lassen, und schwerlich fühlten sich die Medicis geneigt, als sie bald zur Herrschaft wieder zurückkehrten, das, was Jene begonnen hatten, zu vollenden.

Andere Zeiten, andere Sorgen, sowol für Künstler als für Oberhäupter! Und sehen wir nicht in unsern Tagen das mit großem Sinne und Enthusiasmus entworfene, mit schätzbarem Kunstverdienst begonnene revolutionäre Bild David's, den Schwur im Ballhause vorstellend, unvollendet? Und wer weiß, was von diesem Werke in drei Jahrhunderten übrig sein wird?

Doch was überhaupt so manche Kunstunternehmungen in Florenz zum Stocken brachte, war die Erwählung Johann's von Medicis zum römischen Papste. Ihm, der unter dem Namen Leo X. so große Hoffnungen erregte und erfüllte, zog Alles nach, was unter einem solchen Gestirn zu gedeihen werth war oder werth zu sein glaubte.

Wie lange nun aber jene Kartone in den Sälen, in welchen sie aufgehängt gewesen, unversehrt geblieben, ob sie abgenommen, versteckt, vertheilt, verändert oder zerstört worden, ist nicht ganz gewiß.

Indessen trägt der Ritter Bandinelli wenigstens den Verdacht, daß er den Karton des Michelagnolo in den ersten unruhigen

---

Als sie bald zur Herrschaft wieder zurückkehrten — 1512.

Das revolutionäre Bild David's — Das berühmte Gemälde ist in der That auch in spätrer Zeit nicht vollendet worden.

Der Ritter Bandinelli — Biancki erwähnt diesen Verdacht nicht, sondern berichtet über den Karton des Michelagnolo wie folgt: „Questo

Zeiten des Regimentswechſels zerſchnitten habe, wodurch uns der Verluſt eines ſolchen Werkes noch unerträglicher wird, als wenn wir ihn der gleichgiltigen Hand des Zufalls zuſchreiben müßten. Späterhin klingt wieder etwas von ihm nach, und Fragmente ſcheinen in Mantua aufzutauchen; doch alle Hoffnung, einen Originalzug wieder davon zu erblicken, iſt für Liebhaber verloren. Der Karton des Leonardo da Vinci ſoll erhalten und nach Frankreich geſchafft worden ſein, wo er denn aber auch verſchwunden iſt.

Deſto wichtiger bleibt uns die Nachricht, daß dieſer Werke Gedächtniß nicht allein in Schriften aufbewahrt, ſondern auch noch in nachgebildeten Kunſtwerken übrig iſt.

Von der Leonardiſchen Gruppe findet ſich eine nicht allzu große Kopie im Poggio Imperiale, wahrſcheinlich von Brenyn. Ferner iſt ſie in dem Gemälde des Leonardo, welches die Anbetung der Könige vorſtellt, im Hintergrund als ein Beiwerk angebracht. Auch ſoll davon ein Kupfer von Gerhard Edelinck, jedoch nach einer ſchlechten, manierirten Zeichnung eines Niederländers, in den Sammlungen vorkommen.

Von dem Werke des Michelagnolo waren bisher nur wenige Figuren auf einem Kupfer aus damaliger Zeit bekannt; gegenwärtig aber hat uns Heinrich Füeßli, ein würdiger Bewunderer des großen Michelagnolo, eine Beſchreibung des Ganzen gegeben, wobei er eine kleine Kopie, welche ſich zu Holkham in England befindet, zum Grunde legte.

Wir haben unſere obige Beſchreibung daher entlehnt und wünſchen nichts mehr, als daß Füeßli in England und Morghen in Italien die Herausgabe gedachter Werke in Kupfer beſorgen und befördern mögen. Sie würden ſich um die Kunſtgeſchichte ein großes Verdienſt erwerben, ſo wie ſolches von dem Letzten durch den Stich des Mailändiſchen Abendmahls bereits geſchehen iſt.

---

cartone di Michelangiolo fu disgraziatamente tagliato a pezzi, i quali sono quasi tutti periti. Uno dessi, passato in Inghiltera nella Galleria di M. Thomas W. Coke, trovasi elegantemente inciso dallo Schiavonetti nella splendida opera intitolata: British gallery of engravings from pictures in the possession of the King and several noblemen, by Ed. Forster. London. 1807. In fol."

Gerhard Edelinck — berühmter Kupferſtecher, geboren zu Antwerpen 1649, geſtorben zu Paris 1707.

Heinrich Füeßli — Hiſtorienmaler und Kunſtkritiker, geboren in Zürich 1742, geſtorben 1825 in London als Director der königl. Malerakademie.

Morghen — Raffaello Morghen (1758—1833), trefflicher Kupferſtecher. Der Stich des Abendmahls von Leonardo da Vinci war erſt kurze Zeit, bevor Goethe dieſes ſchrieb, im Jahre 1800, herausgekommen.

Möge doch die Kupferstecherkunst, die so oft zu geringen Zwecken gemißbraucht wird, immer mehr ihrer höchsten Pflicht gedenken und uns die würdigsten Originale, welche Zeit und Zufall unaufhaltsam zu zerstören in Bewegung sind, durch tüchtige Nachbildung einigermaßen zu erhalten suchen!

Uebrigens können wir uns nicht enthalten, im Vorbeigehen anzumerken, daß die Komposition des Michelagnolo, durch die er jenen Aufruf zur Schlacht dargestellt, mit der Komposition des jüngsten Gerichtes große Aehnlichkeit habe, indem in beiden Stücken die Wirkung von einer einzigen Person augenblicklich auf die Menge übergeht. Eine Vergleichung beider Bilder wird deshalb dereinst höchst interessant werden und die Huldigung, die wir dem großen Geiste des Verfassers zollen, immer vermehren.

*

Schließlich rechtfertigen wir mit Wenigem, daß wir in Darstellung der historischen Gegenstände von der gewöhnlichen Meinung abgewichen.

Cellini nimmt als bekannt an, daß beide Kartone solche Kriegsbegebenheiten vorstellen, welche bei Gelegenheit der Belagerung von Pisa zu Anfang des funfzehnten Jahrhunderts vorgefallen; Vasari hingegen deutet nur den einen Gegenstand, welchen Michelagnolo behandelt, dorthin, erzählt aber, daß Leonardo auf dem seinigen einen Vorfall aus der Schlacht zwischen den verbundenen Florentinisch-päpstlichen Truppen gegen Nikolaus Piccinin, Feldherrn des Herzogs von Mailand, in der Hälfte des funfzehnten Jahrhunderts gewählt habe.

Nun begann diese Schlacht mit einem merkwürdigen Ueberfall, wie Machiavell im fünften Buche seiner Florentinischen Geschichte mit folgenden Worten umständlich erzählt:

„Niemand war bewaffnet, Alles entfernt vom Lager, wie nur ein Jeder, entweder Lust zu schöpfen — denn die Hitze war groß — oder sonst zum Vergnügen sich verlieren mochte."

Wir glauben hier den Anlaß jenes Bildes, das Michelagnolo ausgeführt, zu erblicken, wobei ihm jedoch die Ehre der Erfindung des Badens als des höchsten Symbols einer völligen Auflösung kriegerischer Thätigkeit und Aufmerksamkeit zukommen dürfte.

Wir werden in dieser Meinung um so mehr bestärkt, als in einer sehr ausführlichen Beschreibung der Belagerung und Eroberung von Pisa von Palmerius sowie in den Pisanischen Annalen des Tronci, welcher sonst die ganze Geschichte nicht zu Gunsten der Florentiner darstellt, keine Spur eines solchen Ueberfalls zu finden ist.

Bedenkt man zunächſt, daß es nicht wol ſchicklich für eine Regierung geweſen wäre, durch Kunſtwerke den alten Groll gegen die Piſaner, welche nun ſchon ſeit hundert Jahren die Übrigen geworden, zu erneuern und zu verewigen, ſo läßt ſich dagegen vermuthen, daß ein gemeiner, leidenſchaftlicher Florentiner überall, wo er Krieg und Streit ſah, ſich der bekämpften, überwundenen, unterjochten Piſaner erinnerte, anſtatt daß von dem ſo bedeutenden Sieg über Piccinin keine ſinnliche Spur übrig geblieben war und kein Nationalhaß die Erinnerung an denſelben ſchärfte.

Was hiebei noch zweifelhaft bleibt, findet vielleicht bei erregter Aufmerkſamkeit bald ſeine Auflöſung.

V. Antike Zierrathen.

Wenn nun gleich Cellini von Jugend auf an menſchliche Geſtalt und ihre Darſtellung im höchſten Sinne geführt worden, ſo zog ihn doch ſein Metier und vielleicht auch eine gewiſſe ſubalterne Neigung zu den Zierrathen hin, welche er an alten Monumenten und ſonſt ſehr häufig vor ſich fand und ſtudirte.

Er gedenkt ſeines Fleißes auf dem Campo Santo zu Piſa und an einer nachgelaſſenen, unüberſehlichen Sammlung des Filippo Lippi, welcher dergleichen Gegenſtände ſorgfältig nachahmte, um ſie in ſeinen Gemälden anzubringen.

VI. Vorzügliches techniſches Talent.

Das allgemeine techniſche Talent, das unſerm Benvenuto angeboren war, konnte bei der Goldſchmiedekunſt, die ſich nach allen Seiten hin verbreiten durfte und ſehr viel Geſchicklichkeit und Anſtrengung von ihren Geſellen forderte, genugſamen Anlaß zur Thätigkeit finden und ſich ſtufenweiſe durch vielfältige Praktik zu der Höhe der Skulptur, auf der er unter ſeinen Zeitgenoſſen einen bedeutenden Platz einnimmt, hinaufbilden.

VII. Zwei Abhandlungen über Goldſchmiedearbeiten und Skulptur.

Wenn er uns nun in ſeiner Lebensbeſchreibung nächſt ſeinen Schickſalen auch ſeine Werke von Seiten der Erfindung und

---

Seines Fleißes ... zu Piſa und an einer ... Sammlung des Filippo Lippi — ſ. S. 32 und S. 36.

Wirkung bekannt macht, so hat er in ein paar Abhandlungen uns das einzelne Technische dergestalt beschrieben, daß ihm unsere Einbildungskraft auch in die Werkstatt folgen kann.

Aus diesen Schriften machen wir einen summarischen Auszug, durch welchen der Leser, der sich bisher am Leben und an der Kunst ergetzt, sich nun auch das Handwerk einigermaßen vergegenwärtigen, die Terminologie deutlich machen und so zu einem vollständigern Anschauen, wenn ihm darum zu thun ist, gelangen kann.

VIII. Goldschmiedegeschäft.

1. Kenntniß der Edelsteine.

Die Aristotelische Lehre beherrschte zu damaliger Zeit Alles, was einigermaßen theoretisch heißen wollte. Sie kannte nur vier Elemente, und so wollte man auch nur vier Edelsteine haben. Der Rubin stellte das Feuer, der Smaragd die Erde, der Sapphir das Wasser und der Diamant die Luft vor. Rubinen von einiger Größe waren damals selten und galten achtfach den Werth des Diamanten. So stand auch der Smaragd in hohem Preise. Die übrigen Edelsteine kannte man wol, doch schloß man sie entweder an die vier genannten an, oder man versagte ihnen das Recht, Edelsteine zu heißen.

Daß einige Steine im Dunkeln leuchteten, hatte man bemerkt; man schrieb es nicht dem Sonnenlichte zu, dem sie dieses Leuchten abgewonnen hatten, sondern einer eigenen, inwohnenden Kraft und nannte sie Karfunkel.

2. Fassen der Edelsteine.

Bei dem Fassen der Edelsteine behandelte man die Folien mit der äußersten Sorgfalt. Es sind dieses gewöhnlich dünne, glänzende, farbige Metallblättchen, welche den farbigen Steinen untergelegt werden, um Farbe und Glanz zu erhöhen. Doch thun auch andere Materialien den gleichen Dienst, wie zum Beispiel Cellini durch feingeschnittene, hochrothe Seide, mit der er den Ringkasten gefüttert, einen Rubin besonders erhöht haben will. Ueberhaupt thut er sich auf die Geschicklichkeit, Folien zu verfertigen und anzuwenden, viel zu Gute. Er tadelt bei gefärbten

---

Kenntniß der Edelsteine — vgl. den entsprechenden IV. Abschnitt (S. 63–85) bei Friedmann. Daß diese Lehre von Aristoteles stammt, ist inzwischen von Goethe hinzugesetzt.

Steinen die allzu dunkle Folie mit Recht, indem keine Farbe erscheint, wenn nicht Licht durch sie hindurch fällt. Der Diamant erhält eine Unterlage, aus dem feinsten Lampenruß bereitet; schwächern Diamanten legte man auch ein Glas unter.

3. Niello.

Mit Strichen eingegrabene Zierrathen oder Figuren in Kupfer oder Silber wurden mit einer schwarzen Masse ausgefüllt. Diese Art zu arbeiten war schon zu Cellini's Zeiten abgekommen, wahrscheinlich weil sie durch die Kupferstecherkunst, die sich daher ableitete, vertrieben worden war. Jeder, der sich bemüht hatte, kunstreiche Striche ins Metall zu graben, mochte sie lieber durch Abdruck vervielfacht sehen, als sie ein- für allemal mit einer schwarzen Masse ausfüllen.

Diese Masse bestand aus einem Theil Silber, zwei Theilen Kupfer und drei Theilen Blei, welche zusam[illegible]engeschmolzen und nachher in einem verschlossenen irdenen G[illegible]s mit Schwefel zusammengeschüttelt worden, wodurch eine [illegible]warze körnige Masse entsteht, welche sodann durch öftere Schm[illegible]angen verfeinert wird.

Zum Gebrauch wurde sie gestoßen und die eingegrabene Metallplatte damit überschmolzen, nach und nach wieder abgefeilt, bis die Platte zum Vorschein kam, und endlich die Fläche dergestalt polirt, daß nur die schwarzen Striche reinlich stehen blieben.

Thomas Finiguerra war ein berühmter Meister in dieser Arbeit, und man zeigt in den Kupferstichsammlungen Abdrücke von seinen eingegrabenen, noch nicht mit Niello eingeschmolzenen Platten.

4. Filigran.

Aus Gold- und Silberdrähten von verschiedener Stärke, so wie aus dergleichen Körnern wurden Zierrathen zusammengelegt, mit Traganth verbunden und die Löthe gehörig angebracht, sodann auf einer eisernen Platte einem gewissen Feuergrad ausgesetzt und die Theile zusammengelöthet, zuletzt gereinigt und ausgearbeitet.

5. Email.

In Gold oder Silber wurden flach erhobene Figuren und Zierrathen gearbeitet, diese alsdann mit wohlgeriebenen Emailfarben gemalt und mit großer Vorsicht ins Feuer gebracht, da denn die Farben wieder als durchsichtiges Glas zusammenschmolzen und der unterliegende metallische Grund zum Vorschein kam.

Traganth — das Gummi des Bocksdorns (τραγάκανθα).

Man verband auch diese Art zu arbeiten mit dem Filigran und schmelzte die zwischen den Fäden bleibenden Oeffnungen mit verschieden gefärbten Gläsern zu — eine Arbeit, welche sehr große Mühe und Genauigkeit erforderte.

6. Getriebene Arbeit.

Diese war nicht allein halberhoben, sondern es wurden auch runde Figuren getrieben. Die ältern Meister, unter denen Caradosso vorzüglich genannt wird, machten erst ein Urbild von Wachs, gossen dieses in Erz, überzogen das Erz sodann mit einem Goldblech und trieben nach und nach die Gestalt hervor, bis sie das Erzbild herausnahmen und nach genauer Bearbeitung die in das Goldblech getriebenen Figuren zusötheten. Auf diese Weise wurden Medaillen von sehr hohem Relief, um sie am Hut zu tragen, und kleine, ringsum gearbeitete Kruzifixe gefertigt.

7. Große Siegel

wurden besonders für Kardinäle gearbeitet. Man machte das Modell von Wachs, goß es in Gips aus und drückte in diese Form eine feine, im Feuer nicht schmelzende Erde. Dieses letzte Modell ward zum Grund einer zweiten Form gelegt, in welche man das Metall goß, da denn das Siegel vertieft zum Vorschein kam, welches, mit dem Grabstichel und stählernen Stempeln weiter ausgearbeitet, mit Inschriften umgeben und zuletzt mit einem verzierten Handgriff versehen ward.

8. Münzen und Medaillen.

Zuerst wurden Figuren, Zierraten, Buchstaben theilweise, wie es sich zum Zweck am Besten schickte, erhöht in Stahl geschnitten, gehärtet und sodann mit diesen erhabenen Punzen der Münzstempel nach und nach eingeschlagen, wodurch man in den Fall kam, viele ganz gleiche Stempel geschwind hervorzubringen. Die Medaillenstempel wurden nachher noch mit dem Grabstichel ausgearbeitet und beide Sorten entweder mit dem Hammer oder mit der Schraube ausgeprägt. Letzterer gab man schon zu Cellini's Zeiten den Vorzug.

9. Grosserie.

Hierunter begriff man alle große getriebene Arbeit, besonders von Gefäßen, welche aus Gold oder Silber gefertigt wurden.

Das Metall wurde zuerst gegossen, und zwar bediente man sich dabei eines Ofens mit einem Blasebalg oder eines Windofens.

Cellini erfand eine dritte Art, die er aus der Schale gießen benannte.

Die Formen wurden aus eisernen Platten, zwischen die man eiserne Stäbe legte, zusammengesetzt und mit eisernen Federn zusammengehalten. Inwendig wurden diese Formen mit Oel und auswendig mit Thon bestrichen.

Die also gegossene Platte wird im Allgemeinen gereinigt, dann geschabt, sodann erhitzt und mit dem dünnen Theile des Hammers aus den Ecken nach der Mitte und dann von innen heraus, bis sie rund wird, geschlagen. In der Mitte bleibt sie am Stärksten. Im Zentro wird ein Punkt gezeichnet, um welchen die Zirkel gezogen werden, wonach sich die Form des Gefäßes bestimmt. Nun wird die Platte von gedachtem Punkt aus in einer Schneckenlinie geschlagen, wodurch sie sich nach und nach wie ein Hutkopf vertieft und endlich das Gefäß seine bestimmte Größe erhält. Gefäße, deren Hals enger ist als der Körper, werden auf besondern Amboßen, die man von ihrer Form Kuhzungen nennt, ausgetrieben, so wie überhaupt die Werkzeuge, worauf man schlägt und womit man schlägt, die Arbeit möglich machen und erleichtern.

Nun wird das Gefäß mit schwarzem Pech gefüllt und die Zierrathen, welche darauf kommen sollen, erst gezeichnet und leicht eingestochen und die Umrisse mit verschieden geformten Meißeln leicht eingeschlagen, das Pech herausgeschmolzen und auf langen, an dem Ende besonders geformten Amboßen die Figuren nach und nach herausgetrieben. Alsdann wird das Ganze ausgefotten, die Hohlung wieder mit Pech gefüllt und wieder mit Meißeln die Arbeit auswendig durchgeführt. Das Ausschmelzen des Pechs und das Ausfieden des Gefäßes wird so oft wiederholt, bis es beinahe vollendet ist.

Sodann, um den Kranz und die Handhaben zu erlangen, werden sie von Wachs an das Gefäß angebildet, eine Form gehörig darüber gemacht und das Wachs herausgeschmolzen, da sich denn die Form vom Gefäße ablöst, welche, von der Hinterseite zugeschlossen, wohl getrocknet und ausgegossen wird.

Manchmal giest man auch die Form zum ersten Mal mit Blei aus, arbeitet noch seiner in dieses Metall und macht darüber eine neue Form, um solche in Silber auszugießen, wobei man den Vortheil hat, daß man das bleierne Modell aufheben und wieder brauchen kann.

Kuhzungen — Derselbe Ausdruck auch bei Beinchmann, S. 115.

Die Kunst, kleine Statuen aus Gold und Silber zu treiben, war, wie aus dem Vorigen bekannt ist, hoch gebracht; man verweilte nicht lange bei diesem kleinen Format, den man nach und nach bis zur Lebensgröße steigerte. Franz I. bestellte einen solchen Herkules, der die Himmelskugel trug, um Karl V., als er durch Paris ging, ein Geschenk zu machen; allein, obschon in Frankreich die Grosserie sehr häufig und gut gearbeitet wurde, so konnten doch die Meister mit einer solchen Statue nicht fertig werden, bei welcher das letzte Zusammenlöthen der Glieder äußerst schwierig bleibt. Die Art, solche Werke zu verfertigen, ist verschieden, und es kommt dabei auf mehr oder weniger Gewandtheit des Künstlers an.

Man macht eine Statue von Thon von der Größe, wie das Werk werden soll; diese wird in mehrere Theile getheilt und theilweise geformt, sodann einzeln in Erz gegossen, die Platten drüber gezogen und die Gestalt nach und nach herausgeschlagen, wobei vorzüglich auf die Stellen zu sehen ist, welche künftig zusammentreffen sollen. Weil nun der Kopf allein aus dem Ganzen getrieben wird, der Körper aber so wie Arme und Beine jedes aus einem Vorder- und Hintertheil besteht, so werden diese erst zusammengelöthet, so daß das Ganze nunmehr in sechs Stücken vorliegt.

Cellini, weil er in der Arbeit sehr gewandt war und sich auf seine Einbildungskraft sowie auf seine Hand verlassen konnte, goß das Modell nicht in Erz, sondern arbeitete aus freier Hand nach dem Thon, indem er das Blech, wie er es nöthig fand, von einer oder der andern Seite behämmerte.

Jene oben genannten sechs Theile der Statue werden nun erst mit Pech ausgegossen und mit Meißeln, so wie von den Gefäßen erzählt worden, ausgearbeitet, mehr als einmal ausgeglüht und wieder mit Pech gefüllt und so mit der Arbeit fortgefahren, bis das getriebene Werk dem von Erde völlig gleich ist. Dann werden jene Theile mit Silberfäden an einander befestigt, die löthende Materie aufgestrichen und über einem eigens dazu bereiteten Herde gelöthet.

Das Weißsieden hat auch bei so großen Werken seine Schwierigkeit. Cellini verrichtete es bei seinem Jupiter in einem Färbekessel.

Hierauf giebt Cellini noch Rechenschaft von verschiedenen Arbeiten, die bieher gehören, als vom Vergolden, von Erhöhung

Karl V., als er durch Paris ging — s. die Note zu S. 295.

Nun, ſo ſchonſt Du die Füß'.
A Maid und a Wein,
Muſik und Geſang,
Bezahl ſie, ſo haſt ſie
Das Leben entlang!

Die Zerſtörung Magdeburg's.*)

1798?

O Magdeburg die Stadt!
Die ſchöne Mädchen hat,
Die ſchöne Frau'n und Mädchen hat,
O Magdeburg die Stadt!

Da Alles ſteht im Flor,
Der Tilly zieht davor,
Durch Garten und durch Felder Flor
Der Tilly zieht davor.

Der Tilly ſteht daraus.
Wer rettet Stadt und Haus?
Geh, Lieber, geh zum Thor hinaus
Und ſchlag Dich mit ihm draus!

Es hat noch keine Noth,
So ſehr er tobt und droht;
Ich küſſe Deine Wänglein roth,
Es hat noch keine Noth.

Die Sehnſucht macht mich bleich,
Warum bin ich denn reich?
Dein Vater iſt vielleicht ſchon bleich.
Du, Kind, Du machſt mich weich.

O Mutter, gieb mir Brod!
Iſt denn der Vater todt?
O Mutter, gieb ein Stückchen Brod!
O welche große Noth!

*) Das Gedicht ſteht nur in der Ausgabe von 1836. Nach Riemer (Mittheilungen II, 458) fand ſich in Goethe's literariſchem Nachlaß ein unvollendetes Gedicht „Die Zerſtörung Magdeburg's" von ſeiner Hand zwar nicht geſchrieben, aber mit Bleiſtift hin und wieder die Lücken ausgefüllt, von dem es ungewiß bleibe, ſowol ob es ganz von ihm herrühre, als auch ob es baß ſei, welches für Wallenſtein's Lager beſtimmt war. Auch der Briefwechſel zwiſchen Schiller und Goethe giebt hierüber keine ganz ſichere Auskunft; indeſſen läßt ſich wenigſtens ſo viel aus demſelben entnehmen, daß ein „Liedlein von Magdeburg" für den Anfang des Stückes beſtimmt war (II, 188), und wir ſehen, daß es in Wirklichkeit durch den „Soldatenchor" (S. 49 dſs. Bds.) erſetzt wird.

der Farbe des Vergoldeten, Verfertigung des Aetz- und Scheidewassers und dergleichen.

IX. Skulptur.

1. Erzguß.

Um in Erz zu gießen, macht man zweierlei Arten von Formen.

Bei der ersten geht das Modell verloren, indem man es als Kern benutzt. Es wird in Thon so groß gearbeitet, als der künftige Guß werden soll. Man läßt es um einen Finger breit schwinden und brennt es. Alsdann wird Wachs darüber gezogen und dieses sorgfältig ausdossirt, so daß dadurch das ganze Bild seinen ersten Umfang wieder erhält. Hierüber wird eine feuerfeste Form gemacht und das Wachs herausgeschmolzen, da denn eine Hohlung bleibt, welche das Erz wieder ausfüllen soll.

Die andere Art zu formen ist folgende.

Das Modell von Thon erhält einen leichten Anstrich von Terpentinwachs und wird mit feinen Metallblättern überlegt. Dieses geschieht deshalb, damit die Feuchtigkeit dem Modell nicht schade, wenn darüber eine Gipsform gemacht wird.

Diese wird auf die noch übliche Weise verfertigt und dergestalt eingerichtet, daß sie in mehrere Hauptheile zerfällt, so daß man bequem etwas Wachs oder Teig hineindrücken kann, so stark, als künftig der Guß werden soll.

Hierauf wird das Gerippe zur Statue von eisernen Stangen und Drähten zusammengefügt und mit feuerbeständiger Masse überzogen, so lange bis dieser Kern jene eingedrückte Oberhaut berührt, weshalb man immer Form und Kern gegen einander probiren muß. Sodann wird jene Oberhaut aus der Form genommen, Form und Kern werden wechselseitig befestigt und der Raum, den die Oberhaut einnahm, wird mit Wachs ausgegossen.

Nun wird die Gipsform wieder abgenommen und das neue wächserne Grund- und Musterbild durchaus überarbeitet.

Sodann werden wächserne Stäbe von Glied zu Glied geführt, je nachdem künftig das Metall durch verschiedene Wege zu zirkuliren hat, indem Alles, was künftig in der Form hohl bleiben soll, an dem Modell von Wachs ausgearbeitet wird. Ueber diese also zubereitete wächserne Gestalt wird eine feuerbeständige Form verfertigt, an welcher man unten einige Oeffnungen läßt, durch welche das Wachs, wenn nunmehr die Form über ein gelindes Feuer gebracht wird, ausschmelzen kann.

Ist alles Wachs aus der Form geflossen, so wird diese nochmals auf das Sorgfältigste getrocknet und ist alsdann das Metall zu empfangen bereit; das erste Modell aber, welches völlig im Stande geblieben, dient dem Meister und den Gesellen bei künftiger Ausarbeitung des Gusses, welcher folgendermaßen veranstaltet wird.

Man gräbt eine Grube vor dem Ofen, weit und tief genug; in diese wird die Form mit Flaschenzügen hineingelassen, an die untern Oeffnungen der Form, durch welche das Wachs ausgeflossen, werden thönerne Röhren angesetzt und nach oben zu geleitet. Der Raum um die Form in der Grube wird mit Erde nach und nach ausgefüllt, welche von Zeit zu Zeit festgestampft wird.

Wie man damit weiter herauskommt, werden an die obern in der Form gelassenen Oeffnungen gleichfalls thönerne Röhren angelegt und solche nach den Forderungen der Kunst mit einander verbunden und zuletzt in einen großen Mund vereinigt, welcher etwas über die Höhe des Hauptes zu stehen kommt. Alsdann wird ein Kanal von dem Ofen bis zu gedachtem Munde abhängig gepflastert und das im Ofen geschmolzene Erz in die Form gelassen, wobei es denn sehr viel auf das Glück ankommt, ob sie sich gehörig füllt.

Den Bau des Ofens, die Bereitung und Schmelzung des Metalls übergeben wir, als zu weit von unsern Zwecken entfernt; wie denn überhaupt die technischen Kunstgriffe in diesem Fache in den neuern Zeiten vollkommener ausgebildet worden, wovon sich der Liebhaber aus mehreren Schriften belehren kann.

2. Marmorarbeit.

Cellini nimmt fünferlei Arten weißen Marmor an, von dem gröbsten Korn bis zum feinsten. Er spricht alsdann von härtern Steinen, von Porphyr und Granit, aus denen gleichfalls Werke der Skulptur verfertigt werden, dann von den weichen, als einer Art Kalkstein, welche, indem sie aus dem Bruch kommt, leicht zu behandeln ist, nachher an der Luft verhärtet. Ferner gedenkt er der Florentinischen grauen Sandsteine, welche sehr fein und mit Glimmer gemischt, besonders in der Gegend von Fiesole brechen und gleichfalls zu Bildhauerarbeiten gebraucht werden.

Bei Statuen in Lebensgröße ging man folgendermaßen zu Werke. Man machte ein kleines Modell mit vieler Sorgfalt und arbeitete, theils aus Ungeduld, theils im Gefühl seiner Meisterschaft, öfters gleich nach diesem die Statue im Großen aus dem Marmor heraus. Doch wurden auch nach gedachtem kleinem

große Modelle verfertigt und diese bei der Arbeit zum Grunde gelegt; doch auch alsdann arbeitete man noch leichtsinnig genug, indem man auf den Marmor die Hauptansicht der Statue mit Kohle aufzeichnete und sofort dieselbe nach Art eines Hochreliefs herausarbeitete. Zwar erwähnt Cellini auch der Art, eine Statue von allen Seiten der uerst ins Runde zu bringen; er mißbilligt sie aber. Und freilich mußten ohne genaues Maaß bei beiden Arten Fehler entstehen, die man bei der ersten, weil man noch Raum in der Tiefe behielt, eher verbessern konnte.

Ein Fehler solcher Art ist der, welchen Cellini dem Bandinelli vorwirft, daß an der Gruppe von Herkules und Kakus die Waden der beiden Streitenden so zusammenschmelzen, daß, wenn sie die Füße aus einander thäten, keinem eine Wade übrig bleiben würde. Michelagnolo selbst ist von solchen Zufällen nicht frei geblieben.

Die Art also, nach Perpendikeln, mit welchen das Modell umgeben wird, die Maaße hineinwärts zu nehmen, scheint zu Anfange des sechzehnten Jahrhunderts unbekannt gewesen zu sein. Wenigstens will Cellini sie selbst erfunden haben, als er in Frankreich nach kleinern Modellen einen ungeheuern Koloß zu fertigen unternahm. Seine Vorrichtungen dazu verdienen erzählt zu werden.

Erst machte er mit großer Sorgfalt ein kleines Modell, sodann ein größeres von drei Ellen. Um solches schlug er einen wage- und senkrechten Kasten, in welchem das Maaß der vierzig Ellen, als so groß der Koloß werden sollte, in verjüngtem Maaßstab aufgezeichnet war. Um sich nun zu versichern, daß auf diesem Wege die Form ins Große übertragen werden könne, zeichnete er auf den Fußboden seines Saals ein Profil des Kolosses, indem er Jemanden die Maaße innerhalb des Kastens nehmen und aussprechen ließ. Als auf diese Weise eine Silhouette gut gelang, schritt er weiter fort und verfertigte zuerst ein Gerippe in der Größe des eingekasteten Modells, indem er einen geraden Stab, der durch den linken Fuß bis zum Kopfe ging, aufstellte und an diesen, wie ihm sein Modell nachwies, das Gerippe der übrigen Glieder befestigte.

Er ließ darauf einen Baumstamm, vierzig Ellen hoch, im Hofe aufrichten und vier gleiche Stämme ins Gevierte um ihn her; diese letzten wurden mit Brettern verschlagen, woraus ein ungeheurer Kasten entstand. Nun ward nach dem kleinen Modell des Gerippes das große Gerippe innerhalb des Kastens ausgemessen und aufgebaut. Die Figur stand auf dem linken Fuße, durch welchen der Pfahl ging, den rechten Fuß setzte sie auf einen

Helm, welcher so eingerichtet war, daß man in denselben hineingehen und sodann die ganze Figur hinaufsteigen konnte.

Als nun das Gerippe auf diese Weise zu Stande war, überzog man solches mit Gips, indem die Arbeiter die Maaße des kleinen Kastens in den großen übertrugen. So wurde in kurzer Zeit durch gemeine Arbeiter dieses ungeheure Modell bis gegen die letzte Haut fertig gebracht und sodann die vordere Brettwand weggenommen, um das Werk übersehen zu können.

Daß der Kopf dieses Kolosses völlig ausgeführt worden und zu artigen Abenteuern Anlaß gegeben, erinnern wir uns aus der Lebensbeschreibung unsers Verfassers; die Vollendung aber des Modells, und noch mehr der Statue in Erz unterblieb, indem die Kriegsunruhen von außen und die Leidenschaften des Künstlers von innen sich solchen Unternehmungen entgegensetzten.

X. Flüchtige Schilderung Florentinischer Zustände.

Können wir uns nun von dem sonderbaren Manne schon eine lebhaftere Vorstellung, einen deutlichern Begriff machen, wenn wir denselben in seine Werkstätte begleitet, so werden Diejenigen seinen Charakter in einem weit helleren Lichte sehen, die mit der Geschichte überhaupt und besonders mit der Florentinischen bekannt sind.

Denn indem man einen merkwürdigen Menschen als einen Theil eines Ganzen, seiner Zeit oder seines Geburts- und Wohnorts, betrachtet, so lassen sich gar manche Sonderbarkeiten entziffern, welche sonst ewig ein Räthsel bleiben würden. Daher entsteht bei jedem Leser solcher frühern eignen Lebensbeschreibungen ein unwiderstehlicher Reiz, von den Umgebungen jener Zeiten nähere Kenntniß zu erlangen, und es ist ein großes Verdienst lebhaft geschriebener Memoiren, daß sie uns durch ihre zudringliche Einseitigkeit in das Studium der allgemeinern Geschichte hineinlocken.

Um auf diesen Weg wenigstens einigermaßen hinzudeuten, wagen wir eine flüchtige Schilderung Florentinischer Zustände, die, je nachdem sie Lesern begegnet, zur Erinnerung oder zum Anlaß weiterer Nachforschung dienen mag.

Die Anfänge von Florenz wurden wahrscheinlich in frühen Zeiten von den Fiesolanern, welche die Bergseite jener Gegend bewohnten, in der Ebene zunächst am Arno zu Handelszwecken

---

Zu artigen Abenteuern — s. S. 301 f.

erbaut, sodann von den Römern durch Kolonien zu einer Stadt erweitert, die, wie sie auch nach und nach an Kräften mochte zugenommen haben, gar bald das Schicksal des übrigen Italiens theilte. Von Barbaren beschädigt, von fremden Gebietern eine Zeit lang unterdrückt, gelang es ihr endlich, das Joch abzuschütteln und sich in der Stille zu einer bedeutenden Größe zu erheben.

Unter dem Jahre 1010 wird uns die erste merkwürdige That der Florentiner gemeldet. Sie erobern ihre Mutterstadt und hartnäckige Nebenbuhlerin Fiesole und versetzen mit altrömischer Politik die Fiesolaner nach Florenz.

Von dieser Epoche an ist unserer Einbildungskraft abermals überlassen, eine sich mehrende Bürgerschaft, eine sich ausbreitende Stadt zu verschaffen. Die Geschichte überliefert uns wenig von solcher glücklichen Zeit, in welcher selbst die traurige Spaltung Italiens zwischen Kaiser und Papst sich nicht bis in die Florentinischen Mauern erstreckte.

Endlich leider, zu Anfang des dreizehnten Jahrhunderts, trennt sich die angeschwollene Masse der Einwohner zufällig über den Leichtsinn eines Jünglings, der eine edle Braut verstößt, in zwei Parteien und kann drei volle Jahrhunderte durch nicht wieder zur Vereinigung gelangen, bis sie, durch äußere Macht genöthiget, sich einem Alleinherrscher unterwerfen muß.

Da mochten denn Bondelmontier und Amedeer, Donati und Uberti wegen verletzter Familienehre streiten, gegenseitig bei Kaiser und Papst Hilfe suchen und sich nun zu den Guelfen und Ghibellinen zählen, oder schnell reich gewordne, derb-grobe Bürger mit armen und empfindlichen Edelleuten sich vereinigen und so die Cerci und Donati und daraus die Schwarzen und Weißen entstehen, späterhin die Ricci und Albizzi einander entgegenarbeiten: durchaus erblickt man nur ein hin und wieder schwankendes, unzulängliches, parteiisches Streben.

Ueber den Leichtsinn eines Jünglings — Buondelmonte de' Buondelmonti, ein Patrizier von Florenz, hatte einem Fräulein aus dem Geschlechte der Amedei die Ehe versprochen, heirathete aber, wortbrüchig geworden, eine Dame aus dem Hause Donati. Die Amedei und die ihnen befreundeten Uberti rächten sich durch Ermordung des Treulosen, mit dessen Leiche sich dann wieder seine junge Gattin durch die Stadt tragen ließ. Infolge dessen spaltete sich der Adel in zwei Parteien, die denn bald mit der der Guelfen und Ghibellinen identisch wurden.

Cerci und Donati — die Ersten als Repräsentanten des emporgekommenen Bürgerthums, die Zweiten als die des Adels.

Ricci und Albizzi — die Ersten Häupter der Ghibellinen-, die Andern der Guelfen-Partei.

Ritter gegen Bürger, Zünfte gegen den Adel, Volk gegen Oligarchen, Pöbel gegen Volk, Persönlichkeit gegen Menge oder Aristokratie findet man in beständigem Konflikt. Hier zeigen sich dem aufmerksamen Beobachter die seltsamen Vereinigungen, Spaltungen, Untervereinigungen und Unterspaltungen, alle Arten von Koalitionen und Neutralisationen, wodurch man die Herrschaft zu erlangen und zu erhalten sucht. Ja, sogar werden Versuche gemacht, die oberste Gewalt einem oder mehreren Fremden aufzutragen, und niemals wird Ruhe und Zufriedenheit erzielt.

„Die meisten Städte," sagt Macchiavell, „besonders aber solche, die weniger gut eingerichtet sind und unter dem Namen von Republiken regiert werden, haben die Art ihrer Verwaltung öfters verändert, und zwar gewöhnlich nicht, weil Freiheit und Knechtschaft, wie Viele meinen, sondern weil Knechtschaft und Gesetzlosigkeit mit einander im Streite liegen."

Bei so mannichfaltigen Veränderungen des Regiments, bei dem Schwanken der Parteigewalten entsteht ein immerwährendes Hin- und Herwogen von Verbannten, Ausgewanderten und Zurückberufenen, und niemals waren solche Veränderungen ohne Zerstreuung, Zerstörung, Mord, Brand und Plünderung.

Hierbei hat Florenz nicht allein seine eigne Verirrung zu büßen, sondern trägt die Verirrungen benachbarter Städte und Ortschaften, woselbst ähnliche politische Unruhen durch Florentinische Ausgewanderte oft erregt, immer unterhalten werden.

Siena, Pisa, Lucca, Pistoja, Prato beunruhigen auf mehrerlei Weise Florenz lange Zeit und müssen dagegen gar viel von der Hab- und Herrschsucht, von den Launen und dem Uebermuth ihrer Nachbarin erdulden, bis sie alle zuletzt, außer Lucca, welches sich selbstständig erhält, in die Hände der Florentiner fallen.

Daher wechselseitig ein unauslöschlicher Haß, ein unvertilgbares Mißtrauen. Wenn Benvenuto den Verdacht einer ihm verderblichen Todfeindschaft auf Diesen oder Jenen wälzen will, so bedarf es nur, daß Dieser von Pistoja oder Prato gewesen. Ja, bis auf diesen Tag pflanzt sich eine leidenschaftliche Abneigung zwischen Florentinern und Lucchesern fort.

Wie bei ihrer ersten Entstehung so auch in den spätern Zeiten erfährt die Stadt das Schicksal des übrigen Italiens, insofern es durch in- oder ausländische große Mächte bestimmt wird.

Der Papst und die Herrscher von Neapel im Süden, der Herzog von Mailand, die Republiken Genua und Venedig im Norden machen ihr auf mancherlei Weise zu schaffen und wirken

auf ihre politischen und kriegerischen Anstalten mächtig ein, und dies um so mehr und so schlimmer, als kein Verhältniß, groß oder klein, Festigkeit und Dauer gewinnen konnte. Alles, was sich in Italien getheilt hatte oder Theil am Raube zu nehmen wünschte, Päpste, Könige, Fürsten, Republiken, Geistlichkeit, Barone, Kriegshelden, Usurpatoren, Bastarde, alle schwirren in fortwährendem Streite durch einander. Hier ist an kein dauerhaftes Bündniß zu denken. Das Interesse des Augenblicks, persönliche Gewalt oder Ohnmacht, Verrath, Mißtrauen, Furcht, Hoffnung bestimmen das Schicksal ganzer Staaten wie vorzüglicher Menschen, und nur selten blickt bei Einzelnen oder Gemeinheiten ein höherer Zweck, ein durchgreifender Plan hervor.

Zieht nun gar ein deutscher Kaiser oder ein anderer Prätendent an der Spitze von schlecht besoldeten Truppen durch Italien und verwirrt durch seine Gegenwart das Verworrene aufs Höchste, ohne für sich selbst etwas zu erreichen, zerreißt ein Zwiespalt die Kirche und gesellen sich zu diesen Uebeln auch die Plagen der Natur, Dürre, Theurung, Hungersnoth, Fieber, Pestilenz, so werden die Gebrechen eines übel regierten und schlecht polizirten Staates immer noch fühlbarer.

Liest man nun in den Florentinischen Geschichten und Chroniken, die doch gewöhnlich nur solche Verwirrungen und Unheile anzeigen und vor die Augen bringen, weil sie das breite Fundament bürgerlicher Existenz, wodurch Alles getragen wird, als bekannt voraussetzen, so begreift man kaum, wie eine solche Stadt entstehen, zunehmen und dauern könne.

Wirft man aber einen Blick auf die schöne Lage in einem reichen und gesunden Thale, an dem Fuße fruchtbarer Höhen, so überzeugt man sich, wie ein solches Lokal, von einer Gesellschaft Menschen einmal in Besitz genommen, nie wieder verlassen werden konnte.

Man denke sich diese Stadt zu Anfang des elften Jahrhunderts hergestellt und ihre genugsame Bevölkerung durch den Einzug der Einwohner von Fiesole ansehnlich vermehrt; man vergegenwärtige sich, was jede wachsende bürgerliche Gesellschaft, nur um ihren eignen nächsten Bedürfnissen genugzuthun, für technische Thätigkeiten ausüben müsse, wodurch neue Thätigkeiten aufgeregt, neue Menschen herbeigezogen und beschäftigt werden!

So finden wir denn schon die Zünfte in früherer Zeit an diese oder jene Partei angeschlossen, bald selbst als Partei nach dem Regimente strebend oder an dem Regimente theilnehmend.

Die Zunft der Wollwirker treffen wir schnell in vorzüglicher

Aufnahme und besonderm Ansehen und erblicken alle Handwerker, die sich mit Bauen beschäftigen, in der größten Thätigkeit. Was der Mordbrenner zerstört, muß durch den gewerbsamen Bürger hergestellt werden; was der Kriegsmann zu Schutz und Trutz fordert, muß der friedliche Handwerker leisten. Welche Nahrung, und man kann sagen, welchen Zuwachs von Bevölkerung gewährte nicht die öftere Erneuerung der Mauern, Thore und Thürme, die öftere Erweiterung der Stadt, die Nothwendigkeit, ungeschickt angelegte Festungswerke zu verbessern, die Aufführung der Gemeinde- und Zunfthäuser, Hallen, Brücken, Kirchen, Klöster und Paläste! Ja, das Stadtpflaster, als eine ungeheure Anlage, verdient mit angeführt zu werden, dessen bloße Unterhaltung gegenwärtig große Summen aufzehrt.

Wenn die Geschichte von Florenz in diesen Punkten mit den Geschichten anderer Städte zusammentrifft, so erscheint doch hier der seltnere Vorzug, daß sich aus den Handwerkern die Künste früher und allmählig entwickelten. Der Baumeister dirigirte den Maurer, der Tüncher arbeitete dem Maler vor, der Glockengießer sah mit Verwunderung sein tönendes Erz in bedeutende Gestalten verwandelt, und der Steinhauer überließ die edelsten Blöcke dem Bildhauer. Die neuentstandene Kunst, die sich an Religion festhielt, verweilte in den höhern Gegenden, in denen sie allein gedeiht.

Erregte und begünstigte nun die Kunst hohe Gefühle, so mußte das Handwerk in Gesellschaft des Handels mit gefälligen und neuen Produktionen der Pracht und Scheinliebe des Einzelnen schmeicheln. Wir finden daher schon früh Gesetze gegen übermäßigen Prunk, die von Florenz aus in andere Gegenden übergingen.

Auf diese Weise erscheint uns der Bürger mitten in fortdauernden Kriegsunruhen friedlich und geschäftig. Denn ob er gleich von Zeit zu Zeit nach den Waffen griff und gelegentlich bei dieser oder jener Expedition sich hervorzuthun und Beute zu machen suchte, so ward der Krieg zu gewissen Epochen doch eigentlich durch eine besondere Zunft geführt, die in ganz Italien, ja in der ganzen Welt zu Hause, um einen mäßigen Sold bald da, bald dort Hilfe leistete oder schadete. Sie suchten mit der wenigsten Gefahr zu fechten, tödteten nur aus Noth und Leidenschaft, waren vorzüglich aufs Plündern gestellt und schonten sowol sich als ihre Gegner, um gelegentlich an einem andern Ort dasselbige Schauspiel wieder aufführen zu können.

Eine besondere Zunft — die Condottieri, besonders seit dem 14. Jahrhundert in Thätigkeit. Francesco Sforza, Niccolo Piccinino u. A. kommen als Anführer von solchen in Cellini's Lebensbeschreibung vor.

Solche Hilfstruppen beriefen die Florentiner oft und bezahlten sie gut; nur wurden die Zwecke der Städter nicht immer erreicht, weil sie von den Absichten der Krieger gewöhnlich verschieden waren und die Heerführer mehrerer zusammenberufener Banden sich selten vereinigten und vertrugen.

Ueber Alles dieses waren die Florentiner klug und thätig genug gewesen, an dem Seehandel Theil zu nehmen und, ob sie gleich in der Mitte des Landes eingeschlossen lagen, sich an der Küste Gelegenheiten zu verschaffen. Sie nahmen ferner durch merkantilische Kolonien, die sie in der Welt verbreiteten, Theil an den Vortheilen, welche der gewandtere Geist der Italiener über andere Nationen zu jener Zeit davontrug. Genaue Haushaltungsregister, die Zaubersprache der doppelten Buchhaltung, die feenmäßigen Wirkungen des Wechselgeschäftes, Alles finden wir sowol in der Mutterstadt thätig und ausgeübt als in den europäischen Reichen durch unternehmende Männer und Gesellschaften verbreitet.

Immer aber brachte über diese rührige und unzerstörliche Welt die dem Menschen angeborne Ungeschicklichkeit, zu herrschen oder sich beherrschen zu lassen, neue Stürme und neues Unheil.

Den öftern Regimentswechsel und die seltsamen, mitunter beinahe lächerlichen Versuche, eine Konstitution zu allgemeiner Zufriedenheit auszuklügeln, möchte sich wol kaum ein Einheimischer, dem die Geschichte seines Vaterlandes am Herzen läge, im Einzelnen gern ins Gedächtniß zurückrufen; wir eilen um so mehr nach unsern Zwecken darüber hin und kommen zu dem Punkte, wo bei innerer lebhafter Wohlhabenheit der Volksmasse aus dieser Masse selbst Männer entstanden, die mit großem Vater- und Bürgersinn nach innen und mit klarem Handels- und Weltsinn nach außen wirkten.

Gar manche tüchtige und treffliche Männer dieser Art hatten die Aufmerksamkeit und das Zutrauen ihrer Mitbürger erregt; aber ihr Andenken wird vor den Augen der Nachwelt durch den Glanz der Mediceer verdunkelt.

Diese Familie gewährt uns die höchste Erscheinung dessen, was Bürgersinn, der vom Nutzbaren und Tüchtigen ausgeht, ins Ganze wirken kann.

Die Glieder dieser Familie, besonders in den ersten Generationen, zeigen keinen augenblicklichen gewaltsamen Trieb nach dem Regiment, welcher sonst manchen Individuen sowol als Parteien den Untergang beschleunigt; man bemerkt nur ein Festhalten im großen Sinne am hohen Zwecke, sein Haus wie die Stadt, die Stadt wie sein Haus zu behandeln, wodurch sich von innen und außen

das Regiment selbst anbietet. Erwerben, Erhalten, Erweitern, Mittheilen, Genießen gehen gleiches Schrittes, und in diesem lebendigen Ebenmaaß läßt uns die bürgerliche Weisheit ihre schönsten Wirkungen sehen.

Den Johannes Medicis bewundern wir auf einer hohen Stufe bürgerlichen Wohlstandes als eine Art Heiligen; gute Gefühle, gute Handlungen sind bei ihm Natur. „Niemandem zu schaden, Jedem zu nutzen," bleibt sein Wahlspruch; unaufgefordert eilt er den Bedürfnissen Anderer zu Hilfe; seine Milde, seine Wohlthätigkeit erregen Wohlwollen und Freundschaft; sogar aufgefordert, mischt er sich nicht in die brausenden Parteihändel, nur dann tritt er standhaft auf, wenn er dem Wohl des Ganzen zu rathen glaubt, und so erhält er sich sein Leben durch bei wachsenden Glücksgütern ein dauerhaftes Zutrauen.

Sein Sohn Cosmus steht schon auf einer höhern und gefährlichern Stelle. Seine Person wird angefochten, Gefangenschaft, Todesgefahr, Exil bedrohen und erreichen ihn; er bedarf hoher Klugheit zu seiner Rettung und Erhaltung.

Schon sehen wir des Vaters Tugenden zweckmäßig angewendet; Milde verwandelt sich in Freigebigkeit, und Wohlthätigkeit in allgemeine Spende, die an Bestechung grenzt. So wächst sein Anhang, seine Partei, deren leidenschaftliche Handlungen er nicht bändigen kann. Er läßt diese selbstsüchtigen Freunde gewähren und einen nach dem andern untergehen, wobei er immer im Gleichgewicht bleibt.

Ein großer Handelsmann ist an und für sich ein Staatsmann, und so wie der Finanzminister doch eigentlich die erste Stelle des Reichs einnimmt, wenn ihm auch Andere an Rang vorgehen, so verhält sich der Wechsler zur bürgerlichen Gesellschaft, da er das Zaubermittel zu allen Zwecken in Händen trägt.

An Cosmus wird die Lebensklugheit besonders gepriesen, man schreibt ihm eine größere Uebersicht der politischen Lagen zu als allen Regierungen seiner Zeit, deren leidenschaftliche, planlose Ungeschicklichkeit ihm freilich manches Unternehmen mag erleichtert haben.

Cosmus war ohne frühere literarische Bildung; sein großer, derber Haus- und Weltsinn bei einer ausgebreiteten Uebung in

---

Johannes Medicis — Giovanni Medicis ist zuerst 1402 unter den Prioren, 1414 im Kriegsrathe der Zehn und 1421 Gonfalonier.

Cosmus — Cosimo war schon 1416 unter den Priorern, wurde 1433 verbannt und kehrte 1434 zurück.

Dein Vater lieb iſt hin,
Die Bürger alle fliehn,
Schon fließt das Blut die Straße hin.
Wo fliehn wir hin, wohin?

Die Kirche ſtürzt in Graus,
Da droben brennt das Haus,
Es qualmt das Dach, ſchon flammt's heraus.
Nur auf die Straß' hinaus!

Ach, keine Rettung mehr!
In Straßen raſt das Heer,
Es raſt mit Flammen hin und her.
Ach, keine Rettung mehr!

Die Häuſer ſtürzen ein.
Wo iſt das Mein und Dein!
Das Bündelchen, es iſt nicht Dein,
Du flüchtig Mägdelein!

Die Weiber bangen ſehr,
Die Mägdlein noch viel mehr.
Was lebt, iſt keine Jungfer mehr.
So raſet Tilly's Heer!

Bretzellied für die Bretzelfrau in Weimar.*)

Kauft Bretzeln, kauft Bretzeln,
Ihr Herren und Damen!
Kauft Bretzeln!
So friſch, wie ſie aus dem Ofen kamen!
Mit Kümmel beſtreut
Gegen die Eitelkeit,
Selbſt Pfeffer darin
Gegen Eigenſinn,
Mit Salz für die
Koketterie,
Mit Waſſer im Brei
Gegen Tiererei,

*) Vergl. Weimarer „Sonntagsblatt" vom 30. Auguſt 1857 No. 35, wo Düntzer dies und das folgende Gedicht mit der Bemerkung mittheilt, daß beide in die letzten Lebensjahre Goethe's fallen. Das folgende Gedicht iſt auch in einem beſondern Abdruck vorhanden, vgl. Hirzel „Neues Berg.", S. 136. — Dafür, daß Goethe wirklich der Verfaſſer beider Gedichte iſt, haben wir keinen Beweis; wir ſind vielmehr geneigt, ſeine Autorſchaft ſtark zu bezweifeln.

Geschäften diente ihm statt aller andern Beihilfe. Selbst Vieles, was er für Literatur und Kunst gethan, scheint in dem großen Sinne des Handelsmanns geschehen zu sein, der köstliche Waaren in Umlauf zu bringen und das Beste davon selbst zu besitzen sich zur Ehre rechnet.

Bediente er sich nun der entstehenden bessern Architektur, um öffentlichen und Privatbedürfnissen auf eine vollständige und herrliche Weise genugzuthun, so hoffte seine tiefe Natur in der aufstehenden Platonischen Philosophie den Aufschluß manches Räthsels, über welches er im Laufe seines mehr thätigen als nachdenklichen Lebens mit sich selbst nicht hatte einig werden können, und im Ganzen ward ihm das Glück, als Genosse einer nach der höchsten Bildung strebenden Zeit das Würdige zu kennen und zu nutzen, anstatt daß wol Andere in ähnlichen Lagen das nur für würdig halten, was sie zu nutzen verstehen.

In Peter, seinem Sohn, der geistig und körperlich ein Bild der Unfähigkeit bei gutem Willen darstellt, sinkt das Glück und das Ansehen der Familie. Er ist ungeschickt genug, sich einbilden zu lassen, daß er allein bestehen könne, ohne die Welt um sich her auf eine oder die andere Weise zu bestechen. Er fordert auf Antrieb eines falschen Freundes die Darlehne, welche der Vater freiwillig selbst Wohlhabenden aufdrang und wofür man sich kaum als Schuldner erkennen will, zurück und entfernt alle Gemüther.

Die Partei seines Stammes, welche der bejahrte Cosmus selbst nicht mehr beherrschen konnte, wird noch weniger von ihm gebändigt; er muß sie gewähren lassen, und Florenz ist ihrer unerträglichen Raubsucht ausgesetzt.

Lorenz wird nun schon als Prinz erzogen. Er bereist die Höfe und wird mit allem Weltwesen früh bekannt. Nach seines Vaters Tode erscheint er mit allen Vortheilen der Jugend an der Spitze einer Partei. Die Ermordung seines Bruders durch die Pazzi und seine eigne Lebensgefahr erhöhen das Interesse an ihm, und er gelangt stufenweise zu hohen Ehren und Einfluß. Seine Vaterstadt erduldet viel um seinetwillen von äußern Mächten, deren Haß auf seine Person gerichtet ist; dagegen wendet er große Gefahren durch Persönlichkeit von seinen Mitbürgern ab. Man möchte ihn einen bürgerlichen Helden nennen; ja, man er-

---

Peter — kam an die Spitze der Republik, nachdem sein älterer Bruder Giovanni schon 1463 gestorben war.

Die Ermordung seines Bruders — Die Ermordung Giuliano's durch Francesco de' Pazzi und Bernardo Baroncelli geschah am 2. Mai 1478.

wartet einigemal, daß er sich als Heerführer zeigen werde; doch enthält er sich des Soldatenhandwerks mit sehr richtigem Sinne.

Durch die Vorsteher seiner auswärtigen Handelsverhältnisse bevortheilt und beschädigt, zieht er nach und nach seine Gelder zurück und legt durch Ankauf größerer Landbesitzungen den Grund des fürstlichen Daseins. Schon steht er mit den Großen seiner Zeit auf einer Stufe des Ansehns und der Bedeutung. Er sieht seinen zweiten Sohn im dreizehnten Jahr als Kardinal auf dem Wege zum päpstlichen Thron und hat dadurch seinem Hause für alle Stürme künftiger Zeit Schutz und Wiederherstellung von Unglücksfällen zugesichert.

So wie er sich in körperlich-ritterlichen Uebungen bervorthat und an der Falkenjagd ergetzte, so war er früh zu literarischen Neigungen und poetischen Versuchen gebildet. Seine zärtlichen enthusiastischen Gedichte haben weniger Auffallendes, weil sie nur an höhere Arbeiten dieser Art erinnern; aber unter seinen Scherzen giebt es Stücke, in denen man eine geistreiche Darstellung geselliger Laune und eine heitere Lebensleichtigkeit bewundert, wie er denn überhaupt im Verhältniß gegen Kinder und Freunde sich einem ausgelassenen lustigen Wesen hingeben konnte. Von Gelehrten, Philosophen, Dichtern häuslich umgeben, sieht man ihn sehr hoch über den dunkeln Zustand mancher seiner Zeitgenossen erhaben; ja, man könnte eine der katholischen Kirche, dem Papstthume drohende Veränderung mitten in Florenz vorahnen.

Diesem großen, schönen, heiteren Leben setzt sich ein fratzenhaftes, phantastisches Ungeheuer, der Mönch Savonarola, undankbar, störrisch, fürchterlich, entgegen und trübt pfäffisch die in dem Mediceischen Hause erbliche Heiterkeit der Todesstunde.

Eben dieser unreine Enthusiast erschüttert nach Lorenzens Tode die Stadt, die dessen Sohn, der so unfähige als unglückliche Peter, verlassen und die großen Mediceischen Besitzthümer mit dem Rücken ansehen muß.

Seinen zweiten Sohn — der spätere Papst Leo X.

Der Mönch Savonarola — Mag schon dies unbedingt wegwerfende Urtheil über Savonarola befremden, so verdient auch noch bemerkt zu werden, daß die Berichte über den Tod dieses Pfaffen abweichend sind. „Nach Einigen", sagt Leo IV. 417, „fand S. in Lorenzo durchaus einen gläubigen und reuigen Christen und ertheilte ihm seinen Segen; nach Andern aber schied er, als Lorenzo auf seine Ermahnung, der Stadt ihre alte Freiheit wiederzugeben, ausweichend antwortete, im Zorne."

Peter — Er rächte sich mit seinen Brüdern 1494 und ertrank 1503 im französisch-spanischen Kriege im Garigliano.

Hätte Lorenz länger leben und eine fortſchreitende ſtufenhafte Ausbildung des gegründeten Zuſtandes ſtattfinden können, ſo würde die Geſchichte von Florenz eins der ſchönſten Phänomene darſtellen; allein wir ſollen wol im Lauf der irdiſchen Dinge die Erfüllung des ſchönen Möglichen nur ſelten erleben.

Oder wäre Lorenzens zweiter Sohn Johann, nachmals Leo X., im Regimente ſeinem Vater gefolgt, ſo hätte wahrſcheinlich Alles ein andres Anſehen gewonnen. Denn nur ein vorzüglicher Geiſt konnte die verworrenen Verhältniſſe auffaſſen und die gefährlichen beherrſchen; allein leider ward zum zweiten Male der Mediceiſchen Familie der Name Peter verderblich, als dieſer Erſtgeborne bald nach des Vaters Tod von der ſchwärmeriſch aufgeregten Menge ſich überwältigt und mit ſo manchen ſchönen ahnherrlichen Beſitzungen das aufgeſpeicherte Kapital der Künſte und Wiſſenſchaften zerſtreut ſah.

Eine neueingerichtete republikaniſche Regierung dauerte etwa ſechzehn Jahre. Peter kehrte nie in ſeine Vaterſtadt zurück, und die nach ſeinem Tode überbliebenen Glieder des Hauſes Medicis hatten nach wiedererlangter Herrſchaft mehr an ihre Sicherheit als an die Verherrlichung der Vaterſtadt zu denken.

Entfernt nun die Erhöhung Leo's X. zur päpſtlichen Würde manchen bedeutenden Mann von Florenz und ſchwächt auf mehr als eine Weiſe die dort eingeleitete Thätigkeit aller Art, ſo wird doch durch ihn und ſeinen Nachfolger Klemens VII. die Herrſchaft der Mediceer nach einigem abermaligen Glückswechſel entſchieden.

Schließen ſie ſich ferner durch Heirath an das öſterreichiſche, an das franzöſiſche Haus, ſo bleibt Cosmus, dem erſten Großherzog, wenig für die Sicherheit ſeines Regiments zu ſorgen übrig, obgleich auch noch zu ſeiner Zeit manche Ausgewanderte von der Volkspartei in mehreren Städten Italiens einen ohnmächtigen Haß verkochen.

Und ſo wären wir denn zu den Zeiten gelangt, in denen wir unſern Cellini finden, deſſen Charakter und Handelsweiſe uns durchaus den Florentiner, im fertigen techniſchen Künſtler ſowol als im ſchwer zu regierenden Parteigänger, darſtellt.

Kann ſich der Leſer nunmehr einen ſolchen Charakter eher vergegenwärtigen und erklären, ſo wird er dieſe flüchtig entworfene Schilderung Florentiniſcher Begebenheiten und Zuſtände mit Nachſicht aufnehmen.

Seinen [Leo's X.] Nachfolger — Papſt Hadrian (1522—1523, zwiſchen Leo X. und Klemens VII.) iſt als weniger wichtig übergangen.

XI. Stammtafel d[es]

Johann (*Gio[vanni]*)
geb. 13[89]
g[est.]

Cosmus (*Cosimo*),
Vater des Vaterlandes,
geb. 1389, gest. 1464.

Giovanni, *gest. 1463.*

Peter (*Pietro*), Gonf. 1460, gest. 2. od. 3. Dez. 1469.

(*Carlo.*)

Cosmus, *gest. 1459.*

Lorenz,
der herrliche Vater der Gelehrsamkeit, geb. 1448, gest. 1492;
verm. im Juni 1469 mit *Clarice,*
Tochter des Jacopo degli Orsini.

Giulian[o]
geb. 14[78],
erm. am 2. [Apr.]
1478;
[unehelicher]
Vater [von]
Julius
(*Giulio*)
Kl[ement VII.]
geb. 14[78],
Kard. 15[13],
Papst 15[23],
gest. 25.
Sept. 15[34].

Contessina, *Lucrezia,* *Maddalena,* verm. mit *Francesco Cybo,* *Sohn des Papstes Innocens' VIII.*

Pietro, geb. 1471, verj. 1494, *gest. Ende Dezember 1503.*

Johann (Leo X.), geb. 1475, Kard. 1489, Papst 1513, gest. *1. Dez.* 1521.

Julian (*Giuliano*), geb. 1478, *nachmals Herzog von Nemours.*

Lorenz,
nachmals Herzog von Urbino,
geb. 1492, gest. 1519.

Hippolytus Rossus
(*Ippolito*),
Kard. 1529, gest. 1535.

Katharina,
Gem. Heinr. II.,
Kön. v. Frankr.

Alexander
(*Alessandro*), erster Herzog von Florenz (*1530*); geb. 1510; *verm. mit Kaiser Karl's V. natürl. Tochter Margaretha v. Parma,* verm. *6. Jan.* 1537.

Es ist ungewiß, ob er ein Sohn Lorenzens, Herzogs von Urbino, oder Clemens' VII. gewesen. *Einige nennen auch Johann (Leo X.) oder Julian, dessen Bruder, als seinen Vater. Seine Wittwe verheirathete sich später mit Ottavio Farnese (vgl. S. 203, Note).*

*) Um die Fußtritte des Herausgebers zu dem Goethe'schen Texte deutlich erke[nnen]

Hauſes Medicis.*)

Dieci de' Medici),
nl. 1421,
29.

Lorenz,
geb. 1395, geſt. 1440.

Peter Franz I.
(*Pier Francesco*),
verm. 1474.

Bianca.

Lorenz II.

Johann, auch Julian
(*Gem der Catarina Sforza*),
geb. 1467, geſt. 1498.

Peter Franz II.,
Gonfal. 1516.

Johann der Brave,
geb. 1498, geſt. 1526.
(*Hauptmann der ſchwarzen Banden.*)

Lorenzino,
Mörder Alexander's;
wird *ſelbſt ermordet*
1547.

Julian,
Erzbiſchof
zu Piſa,
geſt. 1559.

Cosmus (*I.*),
erſter Großherzog, geb. 1519, Großh. 1537,
verm. mit Eleonora da Toledo, Tochter des
Vizekönigs von Neapel, Don Pedro, die 1562
ſtarb; Cosmus geſt. 21. April 1574.

Francesco,
ſeit 1564,
Entsagung
Vaters:
mit Johanna,
v. Oeſtr.
Maria,
1573, verm. 1600
Heinr. IV. v. Frankr.

Giovanni,
geb. 1543,
geſt. 21. Nov.
1562.

Garcia,
geſt. im
Dec. 1562.

Fernando,
(*Kardinal*),
1587
Grossherzog.
Cosmus II.,
1609
Grossherzog

Pietro,
verm. mit
Eleonora
da Toledo,
die er 1576
ermordet.
Cosmus,
geſt. e. 1576.

Isabella,
verm. mit
Paolo
Giordano,
Herzog von
Bracciano.

Lucrezia,
verm. mit
Alfons von
Ferrara.

ur zu unterſcheiden, ſind dieſelben aus lateiniſcher Schrift gedruckt.

XII. Schilderung Cellini's.

In einer so regsamen Stadt, zu einer so bedeutenden Zeit erschien ein Mann, der als Repräsentant seines Jahrhunderts und vielleicht als Repräsentant sämmtlicher Menschheit gelten dürfte. Solche Naturen können als geistige Flügelmänner angesehen werden, die uns mit bestigen Aeußerungen dasjenige andeuten, was durchaus, obgleich oft nur mit schwachen, unkenntlichen Zügen, in jeden menschlichen Busen eingeschrieben ist.

Bestimmter jedoch zeigt er sich als Repräsentanten der Künstlerklasse durch die Allgemeinheit seines Talents. Musik und bildende Kunst streiten sich um ihn, und die erste, ob er sie gleich anfangs verabscheut, behauptet in fröhlichen und gefühlvollen Zeiten über ihn ihre Rechte.

Auffallend ist seine Fähigkeit zu allem Mechanischen. Er bestimmt sich frühe zum Goldschmied und trifft glücklicherweise den Punkt, von wo er auszugehen hatte, um, mit technischen, handwerksmäßigen Fertigkeiten ausgestattet, sich dem Höchsten der Kunst zu nähern. Ein Geist wie der seinige mußte bald gewahr werden, wie sehr die Einsicht in das Hohe und Ganze die Ausübung der einzelnen subalternen Forderungen erleichtert.

Schon waren die trefflichsten Florentinischen Bildhauer und Baumeister, Donato, Ser Brunelleco, Ghiberti, Verrochio, Pollajuolo, aus der Werkstatt der Goldschmiede ausgegangen, hatten unsterbliche Werke geliefert und die Nacheiferung jedes talentreichen Florentiners rege gemacht.

Wenn aber ein solches Handwerk, indem es ächte und große Kunst zu Hilfe rufen muß, gar manche Vortheile einer solchen Verbindung genießt, so läßt es doch, weil mit geringerem Kraftaufwand die Zufriedenheit Anderer sowie der eigene bare Nutzen zu erzwecken ist, gar oft Willkür und Frechheit des Geschmacks vorwalten.

Diese Betrachtung veranlassen Cellini und seine spätern Zeitgenossen; sie produzirten leicht, ohne geregelte Kraft; man betrachtete die höhere Kunst als Helferin, nicht als Meisterin.

Donato ... Pollajuolo — Der einzige der hier Genannten, die nicht schon früher erwähnt sind. Antonio del Pollajuolo (1426–1498), in den „Trattati" mehrfach besprochen, war Maler, Goldschmied, Emailleur, schnitt auch Münzstempel für Lorenzo und Giuliano Medicis. Specielleres über ihn und die von ihm erhaltenen Werke bei Brinckmann S. 192 f.

Cellini schätzte durchaus die Natur, er schätzte die Antiken und ahmte beide nach, mehr, wie es scheint, mit technischer Leichtigkeit als mit tiefem Nachdenken und ernstem, zusammenfassendem Kunstgefühl.

Jedes Handwerk nährt bei den Seinigen einen lebhaften Freiheitssinn. Von Werkstatt zu Werkstatt, von Land zu Land zu wandern und das gültigste Zeugniß ohne große Umstände augenblicklich durch That und Arbeit selbst ablegen zu können, ist wol ein reizendes Vorrecht für Denjenigen, den Eigensinn und Ungeduld bald aus dieser, bald aus jener Lage treiben, ehe er einsehen lernt, daß der Mensch, um frei zu sein, sich selbst beherrschen müsse.

In damaliger Zeit genoß der Goldschmied vor vielen, ja man möchte wol sagen, vor allen Handwerkern einen bedeutenden Vorzug. Die Kostbarkeit des Materials, die Reinlichkeit der Behandlung, die Mannichfaltigkeit der Arbeiten, das beständige Verkehr mit Großen und Reichen, Alles versetzte die Genossen dieser Halbkunst in eine höhere Sphäre.

Aus der Heiterkeit eines solchen Zustandes mag denn wol Cellini's guter Humor entspringen, den man durchgängig bemerkt, und, wenn er gleich öfters getrübt wird, sogleich wieder zum Vorschein kommt, sobald nur das heftige Streben, sobald flammende Leidenschaften einigermaßen wieder Pause machen.

Auch konnte es ihm an Selbstgefälligkeit bei einem immer produzirbeln, brauchbaren und anwendbaren Talente nicht fehlen, um so weniger, als er sich schon zur Manier hinneigte, wo das Subjekt, ohne sich um Natur oder Idee ängstlich zu bekümmern, das, was ihm nun einmal geläufig ist, mit Bequemlichkeit ausübt.

Dessenungeachtet war er doch keineswegs der Mann, sich zu beschränken; vielmehr reizten ihn günstige äußere Umstände immer an, höhere Arbeiten zu unternehmen.

In Italien hatte er sich innerhalb eines kleinern Maaßstabs beschäftigt, jedoch sich bald von Zierrathen, Laubwerk, Blumen, Masken, Kindern zu höhern Gegenständen, ja zu einem Gott Vater selbst erhoben, bei welchem er, wie man aus der Beschreibung wol sieht, die Gestalten des Michelagnolo als Muster vor Augen hatte.

In Frankreich wurde er ins Größere geführt; er arbeitete Figuren von Gold und Silber, die letzten sogar in Lebensgröße, bis ihn endlich Phantasie und Talent antrieben, das ungeheure achtzig Fuß hohe Gerippe zum Modell eines Kolosses aufzurichten,

woran der Kopf, allein ausgeführt, dem erſtaunten Volke zum Wunder und Märchen ward.

Von ſolchen ausſchweifenden Unternehmungen, wozu ihn der barbariſche Sinn einer nördlicher gelegenen, damals nur einigermaßen kultivirten Nation verführte, ward er, als er nach Florenz zurückkehrte, gar bald abgerufen. Er zog ſich wieder in das rechte Maaß zuſammen, wendete ſich an den Marmor, verfertigte aber von Erz eine Statue, welche das Glück hatte, auf dem Platze von Florenz, im Angeſicht der Arbeiten des Michelagnolo und Bandinelli aufgeſtellt, neben jenen geſchätzt und dieſen vorgezogen zu werden.

Bei dergleichen Aufgaben fand er ſich nun durchaus genöthigt, die Natur fleißig zu ſtudiren; denn nach je größerm Maaßſtabe der Künſtler arbeitet, deſto unerläßlicher wird Gehalt und Fülle gefordert. Daher kann Cellini auch nicht verleugnen, daß er beſonders die ſchöne weibliche Natur immer in ſeiner Nähe zu beſitzen geſucht, und wir finden durchaus bald derbe, bald reizende Geſtalten an ſeiner Seite. Wohlgebildete Mägde und Haushälterinnen bringen viel Anmuth, aber auch manche Verwirrung in ſeine Wirthſchaft, und eine Menge ſo abenteuerlicher als gefährlicher Romane entſpringen aus dieſem Verhältniſſe.

Wenn nun von der einen Seite die Kunſt ſo nahe mit roher Sinnlichkeit verwandt iſt, ſo leitet ſie auf der entgegengeſetzten ihre Jünger zu den höchſten, zarteſten Gefühlen. Nicht leicht giebt es ein ſo hohes, heiteres, geiſtreiches Verhältniß als das zu Porzia Chigi, und kein ſanfteres, liebevolleres, leiſeres als das zu der Tochter des Goldſchmieds Rafael del Moro.

Bei dieſer Empfänglichkeit für ſinnliche und ſittliche Schönheiten, bei einem fortdauernden Wohnen und Bleiben unter Allem, was alte und neue Kunſt Großes und Bedeutendes hervorgebracht, mußte die Schönheit männlicher Jugend mehr als Alles auf ihn wirken. Und fürwahr, es ſind die anmuthigſten Stellen ſeines Werks, wenn er hierüber ſeine Empfindungen ausdrückt. Haben uns denn wol Poeſie und Proſa viele ſo reizende Situationen dargeſtellt, als wir an dem Gaſtmahl finden, wo die Künſtler ſich mit ihren Mädchen unter dem Vorſitz des Michelagnolo

---

Zum Wunder und Märchen — ſ. S. 301.
Porzia Chigi — ſ. S. 33.
Tochter des Goldſchmieds — ſ. S. 84 f.

von Siena vereinigen und Cellini einen verkleideten Knaben hinzubringt?

Aber auch hiervon ist die natürliche Folge, daß er sich dem Verdacht roher Sinnlichkeit aussetzt und deshalb manche Gefahr erduldet.

Was uns jedoch aus seiner ganzen Geschichte am Lebhaftesten entgegenspringt, ist die entschieden ausgesprochene allgemeine Eigenschaft des Menschencharakters, die augenblickliche lebhafte Gegenwirkung, wenn sich irgend etwas dem Sein oder dem Wollen entgegensetzt. Diese Reizbarkeit einer so gewaltigen Natur verursacht schreckliche Explosionen und erregt alle Stürme, die seine Tage beunruhigen.

Durch den geringsten Anlaß zu heftigem Verdruß, zu unbezwinglicher Wuth aufgeregt, verläßt er Stadt um Stadt, Reich um Reich, und die mindeste Verletzung seines Besitzes oder seiner Würde zieht eine blutige Rache nach sich.

Furchtbar ausgebreitet war diese Weise, zu empfinden und zu handeln, in einer Zeit, wo die rechtlichen Bande, kaum geknüpft, durch Umstände schon wieder loser geworden und jeder tüchtige Mensch bei mancher Gelegenheit sich durch Selbsthülfe zu retten genöthigt war. So stand Mann gegen Mann, Bürger und Fremder gegen Gesetz und gegen dessen Pfleger und Diener. Die Kriege selbst erscheinen nur als große Duelle. Ja, hat man nicht schon das unglückliche Verhältniß Karl's V. und Franz' I., das die ganze Welt beunruhigte, als einen ungeheuren Zweikampf angesehen?

Wie gewaltsam zeigt sich in solchen Fällen der italienische Charakter! Der Beleidigte, wenn er sich nicht augenblicklich rächt, verfällt in eine Art von Fieber, das ihn als eine physische Krankheit verfolgt, bis er sich durch das Blut seines Gegners geheilt hat. Ja, wenig fehlt, daß Papst und Kardinäle Einem, der sich auf diese Weise geholfen, zu seiner Genesung Glück wünschen.

In solchen Zeiten eines allgemeinen Kampfes tritt eine so technisch gewandte Natur zuversichtlich hervor, bereit, mit Degen und Dolch, mit der Büchse sowie mit der Kanone sich zu vertheidigen und Andern zu schaden. Jede Reise ist Krieg und jeder Reisender ein gewaffneter Abenteurer.

Wie aber die menschliche Natur sich immer ganz herzustellen und darzustellen genöthigt ist, so erscheint in diesen wüsten, sinnlichen Welträumen an unserm Helden sowie an seinen Umgebungen ein sittliches und religiöses Streben, das erste im größten Widerspruch mit der leidenschaftlichen Natur, das andere zu

Beruhigung in verdienten und unverdienten unausweichlichen Leiden.

Unserm Helden schwebt das Bild sittlicher Vollkommenheit als ein unerreichbares beständig vor Augen. Wie er die äußere Achtung von Andern fordert, ebenso verlangt er die innere von sich selbst, um so lebhafter, als er durch die Beichte auf die Stufen der Läßlichkeit menschlicher Fehler und Laster immer aufmerksam erhalten wird. Sehr merkwürdig ist es, wie er in der Besonnenheit, mit welcher er sein Leben schreibt, sich durchgehends zu rechtfertigen sucht und seine Handlungen mit den Maaßstäben der äußern Sitte, des Gewissens, des bürgerlichen Gesetzes und der Religion auszugleichen denkt.

Nicht weniger treibt ihn die Glaubenslehre seiner Kirche sowie die drang- und ahnungsvolle Zeit zu dem Wunderbaren. Anfangs beruhigt er sich in seiner Gefangenschaft, weil er sich durch ein Ehrenwort gebunden glaubt, dann befreit er sich auf die künstlichste und kühnste Weise; zuletzt, da er sich hilflos eingekerkert sieht, kehrt alle Thätigkeit in das Innere seiner Natur zurück. Empfindung, Leidenschaft, Erinnerung, Einbildungskraft, Kunstsinn, Sittlichkeit, Religiosität wirken Tag und Nacht in einer ungeduldigen, zwischen Verzweiflung und Hoffnung schwankenden Bewegung und bringen bei großen körperlichen Leiden die seltsamsten Erscheinungen einer innern Welt hervor. Hier begeben sich Visionen, geistig-sinnliche Gegenwarten treten auf, wie man sie nur von einem andern Heiligen oder Auserwählten damaliger Zeit andächtig hätte rühmen können.

Ueberhaupt erscheint die Gewalt, sich innere Bilder zu wirklich gewissen Gegenständen zu realisiren, mehrmals in ihrer völligen Stärke und tritt manchmal sehr anmuthig an die Stelle gehinderter Kunstausübung, wie er sich zum Beispiel gegen die ihm als Vision erscheinende Sonne völlig als ein plastischer Metallarbeiter verhält.

Bei einem festen Glauben an ein unmittelbares Verhältniß zu einer göttlichen und geistigen Welt, in welchem wir das Künftige vorauszuempfinden hoffen dürfen, mußte er die Wunderzeichen verehren, in denen das sonst so stumme Weltall bei Schicksalen außerordentlicher Menschen seine Theilnahme zu äußern scheint. Ja, damit ihm nichts abgehe, was den Gottbegabten und Gottgeliebten bezeichnet, so legte er den Limbus, der bei auf-

Den Limbus — s. S. 235.

Ganz gehörig breit
Gegen Hochmuth und Neid,
Nicht zu apart,
Damit ſie nicht den Magen ſchwächen,
Nicht zu hart,
Damit ſie nicht die Zähn' zerbrechen.
Und endlich ſind Bretzeln
Hier gegen die Liebe
Ein ſicheres Mittel.
Wer nimmt nur ein Schnittel,
Der bleibet verſtändig,
Von der Liebe abwendig.
Kauft Bretzeln, kauft Bretzeln,
Ihr Herren und Damen!
Kauft Bretzeln!
So friſch, wie ſie aus dem Ofen kamen!

Bretzelfrau.

Wüßte Euer thöricht Herz
Gutes nur zu wählen,
Könnten wir mit unſerm Scherz
Wenig Euch zuzählen.
Denn da Alles heut vollauf,
Menſchen ſo wie Dinge,
Wer begehrte da den Kauf
Solcher trocknen Ringe?
Doch der Menſchen trotz'ger Sinn
Liebt zu widerſtreben,
Wendet gern zu Dem ſich hin,
Was ihm nicht gegeben,
Hungert in des Reichthums Fülle,
Praſſet in der Armuth Hülle.
So lockt Eure Herrſcherin,
Mademoiſelle Caprice,
Euch zu unſerm Korbe hin.
Nimm nur und genieße!
Biſt Du übermäßig zart,
Laſſ' Dir glatte ſchmecken;
Doch biſt Du von ſtarker Art,
Laſſ' durch Salz Dich necken!

gebender Sonne einem Wanderer um den Schatten seines Haupts auf feuchten Wiesen sichtbar wird, mit demüthigem Stolz als ein anädiges Denkmal der glänzenden Gegenwart jener göttlichen Personen aus, die er von Angesicht zu Angesicht in seliger Wirklichkeit glaubte geschaut zu haben.

Aber nicht allein mit den obern Mächten bringt ihn sein wunderbares Geschick in Verhältniß; Leidenschaft und Uebermuth haben ihn auch mit den Geistern der Hölle in Berührung gesetzt.

Zauberei, so hoch sie verpönt sein mochte, blieb immer für abenteuerlich gesinnte Menschen ein höchst reizender Versuch, zu dem man sich leicht durch den allgemeinen Volksglauben verleiten ließ.

Wodurch sich es auch die Berge von Norcia, zwischen dem Sabinerlande und dem Herzogthum Spoleto, von alten Zeiten her verdienen mochten, noch heut zu Tage heißen sie die Sibyllenberge. Aeltere Romanenschreiber bedienten sich dieses Lokals, um ihre Helden durch die wunderlichsten Ereignisse durchzuführen, und vermehrten den Glauben an solche Zaubergestalten, deren erste Linien die Sage gezogen hatte. Ein italienisches Märchen, Guerino Meschino und ein altes französisches Werk erzählen seltsame Begebenheiten, durch welche sich neugierige Reisende in jener Gegend überrascht gefunden, und Meister Cecco von Ascoli, der wegen nekromantischer Schriften im Jahr 1327 zu Florenz verbrannt worden, erhält sich durch den Antheil, den Chronikenschreiber, Maler und Dichter an ihm genommen, noch immer in frischem Andenken. Auf jenes Gebirg nun ist der Wunsch unsers Helden gerichtet, als ihm ein sizilianischer Geistlicher Schätze und andere glückliche Ereignisse im Namen der Geister verspricht.

Kaum sollte man glauben, daß, aus solchen phantastischen Regionen zurückkehrend, ein Mann sich wieder so gut ins Leben finden würde; allein er bewegt sich mit großer Leichtigkeit zwischen mehrern Welten. Seine Aufmerksamkeit ist auf alles Bedeutende und Würdige gerichtet, was zu seiner Zeit hervortritt, und seine Verehrung aller Talente nimmt uns für ihn ein.

Mit so viel Parteilichkeit er Diesen oder Jenen schelten kann, so klar und unbefangen nimmt dieser leidenschaftlich-selbstische Mann an Allem Theil, was sich ihm als außerordentliche Gabe oder Geschicklichkeit aufdringt; und so beurtheilt er Verdienste in verschiedenen Fächern mit treffender Schärfe.

Die Berge von Norcia — s. S. 117.

Auf diesem Wege erwirbt er sich nach und nach, obgleich nur zum Gebrauch für Augenblicke, den gefaßten Anstand eines Weltmanns, wie er sich denn gegen Päpste, Kaiser, Könige und Fürsten auf das Beste zu betragen weiß.

Der Versuch, sich bei Hofe zu erhalten, will ihm desto weniger gelingen, wobei er, besonders in ältern Tagen, mehr durch Mißtrauen und Grillen als durch seine Eigenheiten, die er in solchen Verhältnissen ausübt, den Obern lästig wird und bequemern, obgleich an Talent und Charakter viel geringeren Menschen den Platz einräumen muß.

Auch als Redner und Dichter erscheint er vortheilhaft. Seine Vertheidigung vor dem Gouverneur von Rom, als er sich wegen entwendeter Juwelen angeklagt sieht, ist eines Meisters werth, und seine Gedichte, obgleich ohne sonderliches poetisches Verdienst, haben durchaus Mark und Sinn.* Schade, daß uns nicht mehrere aufbehalten worden, damit wir einen Charakter, dessen Andenken sich so vollständig erhalten hat, auch durch solche Aeußerungen genauer kennen lernen!

So wie er nun in Absicht auf bildende Kunst wol unstreitig dadurch den größten Vortheil gewann, daß er in dem unschätzbaren Florentinischen Kunstkreise geboren worden, so konnte er als Florentiner, ohne eben auf Sprache und Schreibart zu studiren, vor vielen Andern zu der Fähigkeit gelangen, durch die Feder seinem Leben und seiner Kunst fast mehr als durch Grabstichel und Meißel dauerhafte Denkmale zu setzen.

XIII. Letzte Lebensjahre.

Nach diesem Ueberblick seines Charakters, den wir seiner Lebensbeschreibung verdanken, welche sich bis 1562 erstreckt, wird wol gefordert werden können, daß wir erzählen, was ihm in acht Jahren, die er nachher noch gelebt, begegnet sei, in denen ihm, wenn er auch mit der äußern Welt mehr in Frieden stand, doch noch manches innere wunderbare Abenteuer zu schaffen machte.

Wir haben bei seinem ungebändigten Naturwesen durchaus einen Hinblick auf moralische Forderungen, eine Ehrfurcht für

* Vertheidigung vor dem Gouverneur — s. S. 188 ff.
Letzte Lebensjahre — Man vgl. über dieselben den Aufsatz von Alfred von Reumont in seinen „Beiträgen zur italienischen Geschichte", Bd. III. S. 307 ff., der auch für die sechs nachfolgenden Noten benutzt ist.

ſittliche Grundſätze wahrgenommen; wir konnten bemerken, daß ſich ſein Geiſt in Zeiten der Noth zu religiöſen Ideen, zu einem gründlichen Vertrauen auf Theilnahme und Einwirkung einer waltenden Gottheit erhob. Da ſich nun eine ſolche Sinnesweiſe bei zunehmendem Alter zu reinigen, zu beſtärken und den Menſchen ausſchließlicher zu beherrſchen pflegt, ſo ſtand es ſeiner heftigen und drangvollen Natur wohl an, daß er, um jenes Geiſtige, wornach er ſich ſehnte, recht gewiß und vollſtändig zu beſitzen, endlich den zerſtreuten und gefährlichen Laienſtand verließ und in geiſtlicher Beſchränkung Glück und Ruhe zu finden trachtete.

Er nahm auch wirklich die Tonſur an, wodurch er den Entſchluß, ſeine Leidenſchaften völlig zu bändigen und ſich höhern Regionen anzunähern, entſchieden genug an den Tag legte.

Allein die allgemeine Natur, die von jeher ſtärker in ihm als eine jede beſondere Richtung und Bildung geherrſcht, nöthigt ihn gar bald zu einem Rückſchritt in die Welt.

Bei ſeinem mannichfaltigen lebhaften Verhältniß zu dem andern Geſchlecht, woraus er uns in ſeiner Geſchichte kein Geheimniß macht, finden wir doch nur ein einzig Mal erwähnt, daß er einen ernſten Vorſatz gefaßt habe, ſich zu verheirathen.

Ferner gedenkt er im Vorbeigehen zweier natürlicher Kinder, wovon das eine in Frankreich bleibt und ſich verliert, das andere ihm auf eine ungeſchickte Weiſe durch einen gewaltſamen Tod entriſſen wird.

Nun aber, in einem Alter von mehr als ſechzig Jahren, wird es ihm erſt klar, daß es löblich ſei, eheliche Kinder um ſich zu ſehen; alſobald thut er auf ſeine geiſtlichen Grade Verzicht, heirathet und hinterläßt, da er 1570 ſtirbt, zwei Töchter und einen Sohn, von denen wir keine weitere Nachricht gefunden.

Er nahm auch wirklich die Tonſur an — Dies geſchah 1558 im Juni, ſo daß Celtini es in ſeiner „Vita“ füglich hätte erwähnen müſſen; „indeſſen“, ſagt Neumont, „irrt man wol ſchwerlich in der Annahme, daß dies eine finanzielle Maßregel war, die ihn zu dieſem auffallenden Schritte veranlaßte; er wünſchte der Privilegien der zum geiſtlichen Stande Gehörigen in Betreff der Gerichtsbarkeit theilhaft zu werden, — namentlich um gegen ſeine Schuldner zweckmäßig verfahren zu können“.

Zweier natürlicher Kinder — ſ. S. 295 und 342. Das erſte, eine Tochter, wird nicht weiter erwähnt, der Sohn ſtarb gegen Ende des Jahres 1555 zu Fiſcale.

Thut er auf ſeine geiſtlichen Grade Verzicht — im Jahre 1560.

Da er 1570 ſtirbt — Sein Todestag iſt der 15. Februar 1571.

Hinterläßt . . . zwei Töchter und einen Sohn — Am 22. März 1561 war ihm ein Knabe geboren, deſſen Mutter Piera di Salvatore Parigi hieß, und den er legitimiren ließ; auch der 1560 von ihm adoptirte

Jedoch existirte ein geschickter, geistreicher, gutgelaunter, wohlhabender Schuster kurz vor der Revolution in Florenz, der den Namen Cellini führte und wegen seiner trefflichen Arbeit von allen Elegants höchlich geschätzt wurde.

Cellini's Leichenbegängniß zeugt von der Achtung, in der er als Bürger und Künstler stand.

Von seinem letzten Willen ist auch eine kurze Notiz zu uns gekommen.

XIV. Hinterlassene Werke.

1. Goldschmiedearbeit.

Von seinen getriebenen Arbeiten in Gold und Silber mag wenig übrig geblieben sein, wenigstens wüßten wir keine mit Gewißheit anzugeben. Vielleicht ist auch noch gar in diesen letzten Zeiten Manches, was sich hie und da befunden, vermünzt worden.

Uebrigens war sein Ruf so groß, daß ein jedes Kunststück dieser Art ihm von den Aufsehern der Kloster- und Familienschätze gewöhnlich zugeschrieben wurde. Auch noch neuerlich kündigte man einen Harnisch von vergoldetem Eisen an, der aus seiner Werkstatt ausgegangen sein soll. (Journal de Francfort, No. 250. 1802.)

Indessen findet sich in Albertolli's drittem Bande auf der zwanzigsten Tafel der Kopf eines zum Opfer geschmückten Widders, an welchem die thierische Natur, das strenge Fell, die frischen Blätter, das gewundne Horn, die geknüpfte Binde, mit einer zwar modernen, jedoch bedeutenden, kräftigen, geistreichen, ge-

---

Knabe, dessen Mutter Dorotea ihm als Modell gedient hatte, ist möglicherweise sein wirklicher Sohn gewesen; am 28. Oktober 1563 gebar die oben genannte Piera eine Tochter „Elisabetta"; indessen den Knabenliebe verstieß er, und die beiden andern Kinder starben in ganz jugendlichem Alter. Drei andere Kinder blieben am Leben, zwei 1563 und 1569 geborne Töchter, Liberata oder Reparata und Maddalena, und ein im März 1569 geborner Sohn Andrea Simone.

Cellini's Leichenbegängniß — Er wurde in dem gemeinsamen Begräbnisse der Mitglieder der Akademie der Künste in der Annziata beigesetzt; in dem Archiv der Akademie findet sich eine ausführliche Beschreibung der Leichenfeier. Seine Büstsäule steht in einer Nische des Palastes der Uffizien zu Florenz.

Albertolli — Giacondo Albertolli aus Mailand, vorzugsweise als Kupferstecher bekannt (s. Goethe's „Aus einer Reise in die Schweiz"), aber auch Maler, Architekt und Bildhauer.

ſchmackvollen Methode ſowol im Ganzen dargeſtellt als im Einzelnen ausgeführt.

Man wird ſich dabei des Einhornkopfes erinnern, den Cellini als Baſe des großen Hornes, das der Papſt dem König in Frankreich zu ſchenken gedachte, verſchlug.

In dem Jahre 1815 erfuhren wir durch einen aufmerkſamen reiſenden Kunſtliebhaber, daß jenes goldene Saliſaß, welches in Cellini's Leben eine ſo große Rolle geſpielt, noch vorhanden ſei, und zwar zu Wien im achten Zimmer des untern Belvedere nebſt anderen Schätzen, welche von dem Schloſſe Ambras dahin verſetzt worden, glücklich aufbewahrt werde.

Sehr wohlgerathene Zeichnungen dieſes wunderſamen Kunſtwerkes, welches den Charakter des Künſtlers vollkommen ausſpricht, befinden ſich auf der großherzoglichen Bibliothek zu Weimar. Man hat die runden Figuren von zwei Seiten genommen, um ihre Stellungen deutlicher zu machen, beſonders aber auch, um die unendlichen, bis ins Kleinſte ausgeführten Nebenwerke dem Beſchauer vors Geſicht zu bringen.

Ebenſo verfuhr man mit den halberhobenen Arbeiten der ovalen Baſe, welche erſt im Zuſammenhang mit dem Aufſatz, ſodann aber flach und ſtreifenweis vorgeſtellt ſind.

So viel bekannt, war dieſes Werk für Franz I. beſtimmt und kam als Geſchenk Karl's IX. an den Erzherzog Ferdinand von Oeſterreich und wurde nebſt andern unüberſehbaren Schätzen auf dem Schloß Ambras bis auf die neuſten Zeiten bewahrt. Nun können Kunſtfreunde ſich glücklich ſchätzen, daß dieſes Werk, welches die Verdienſte und Seltſamkeiten des ſechzehnten Jahrhunderts in ſich ſchließt, vollkommen erhalten und Jedem zugänglich iſt.

2. Plaſtiſche Arbeiten.

Größere Arbeiten hingegen, wo er ſich in der Skulptur als Meiſter bewieſen, ſind noch übrig und beſtätigen das Gute, das er von ſich ſelbſt, vielleicht manchmal allzu lebhaft, gedacht haben mag.

An ſeinem Perſeus, der in der Loge auf dem Markte zu Florenz ſteht, läßt ſich Manches erinnern, wenn man ihn mit den

Des Einhornkopfes — ſ. S. 104.

In dem Jahre 1815 — Dieſer ganze Abſchnitt bis S. 29 iſt erſt in der Ausgabe von 1818 zugeſetzt.

höhern Kunstwerken, welche uns die Alten hinterlassen, vergleicht; doch bleibt er immer das beste Werk seiner Zeit und ist den Werken des Bandinelli und Ammanato vorzuziehen.

Ein Kruzifix von weißem Marmor in Lebensgröße auf einem schwarzen Kreuze ist das letzte bedeutende Werk, dessen Cellini in seiner Lebensbeschreibung erwähnt.

Es war ein Eigenthum des Großherzogs Cosmus, der es eine Zeit lang in seiner Garderobe aufbewahren ließ; wo es sich aber gegenwärtig befinde, läßt sich nicht mit Gewißheit angeben.

Diejenigen, welche die Merkwürdigkeiten des Eskorials beschreiben, behaupten, daß es dort aufbewahrt werde; und wirklich zeigt man den Reisenden daselbst ein solches Kruzifix von vortrefflicher Arbeit.

Anton de la Puente meldet in seiner Reisebeschreibung durch Spanien, daß in einem Durchgange hinter dem Sitze des Priors und dem Portal der Kirche ein Altar gesehen werde, worauf ein Kruzifix von Marmor stehe. „Die Figur," sagt er, „ist in Lebensgröße und vortrefflich von Benvenuto Cellini gearbeitet. Der Großherzog von Toskana hat es dem Könige Philipp II. zum Geschenk gesandt. — Der Name des Künstlers ist auf dem Kreuz bezeichnet, nämlich: Benvenutus Cellinus, civis Florentinus, faciebat. 1562."

Ferner bemerkt Pater Siguenza als ein wunderbares Ereigniß, daß in ebendemselben Jahre der Ort zum Bau bestimmt und mit dem Bau des Eskorials der Anfang gemacht worden und daß in ebendenselben Monaten Cellini sein Werk angefangen habe. Er setzt hinzu, daß es von dem Orte der Ausschiffung auf den Schultern bis nach dem Eskorial getragen worden.

Ueberdies nimmt Paolo Mini in seinem Discorso sopra la nobiltà di Firenze 1593 als bekannt an, daß Spanien ein bewundernswerthes Kruzifix von unserm Verfasser besitze.

Gegen diese Nachrichten streiten aber die Herausgeber der oft angeführten Traktate über Goldschmiedekunst und Stulptur, indem sie behaupten, daß Cellini's Kruzifix, welches erst für die kleine Kirche im Palaste Pitti bestimmt gewesen, nachher in die unterirdische Kapelle der Kirche Sankt Lorenzo gebracht worden, wo es sich auch noch zu ihrer Zeit (1731) befinde.

Die neuesten Nachrichten aus Florenz melden, es sei ein

Reisebeschreibung durch Spanien — Man vgl. hiezu die Note zu S. 408.

solches Kruzifix aus gedachter unterirdischer Kapelle auf Befehl des letzten Großherzogs vor wenigen Jahren in die Kirche Sankt Lorenzo gebracht worden, wo es gegenwärtig auf dem Hauptaltar aufgerichtet stehe. Es sei wesentlich von dem spanischen verschieden und keins als eine Kopie des andern anzusehen; das spanische sei durchaus mit sich selbst übereinstimmender, nach einer höhern Idee geformt. Der sterbende oder vielmehr gestorbene Christus trage dort das Gepräge einer höhern Natur, der florentinische hingegen sei viel menschlicher gebildet. Der ganze Körper zeige sichtbare Spuren des vorhergegangenen Leidens, doch sei der Kopf voll Ausdruck einer schönen Ruhe. Arme, Brust und Leib bis zur Hüfte sind sorgsam gearbeitet, eine etwas dürftige, aber wahre Natur. Schenkel und Beine erinnern an gemeine Wirklichkeit.

Ueber den Künstler, der es verfertigt, ist man in Florenz selbst nicht einig. Die Meisten schreiben es dem Michelagnolo zu, dem es gar nicht angehören kann, Einige dem Johann von Bologna, Wenige dem Benvenuto.

Vielleicht läßt sich künftig durch Vergleichung mit dem Persens, einer beinahe gleichzeitigen Arbeit unsers Künstlers, eine Auflösung dieser Zweifel finden.

Ein von ihm zum Ganymed restaurirter vortrefflicher Apoll befand sich zu Florenz, an welchem freilich die neuen ins Manierirte und Vielfache sich neigenden Theile von der edlen Einfalt des alten Werks merklich abweichen.

Das Brustbild in Bronze von Cosmus I. steht wahrscheinlich auch noch zu Florenz, dessen sehr gezierter Harnisch als ein Beispiel der großen Liebhaberei unsers Künstlers zu Laubwerk, Masken, Schnörkeln und dergleichen angeführt werden kann.

Die halberhobene Nymphe in Bronze, welche er für eine Pforte in Fontainebleau gearbeitet, ist zur Revolutionszeit abgenommen worden und stand vor einigen Jahren in Paris, zwar unter seinem Namen, doch an einem Orte, wohin nur wenige Fremde gelangten, in dem letzten Theile der Galerie des Museums, welche zunächst an den Palast der Tuilerien stößt; die Decke war zum Theil eingebrochen und sollte erst gebaut werden, daher auch die freie Ansicht des Basreliefs durch altes Bauholz und dergleichen gehindert war.

Die beiden Viktorien, welche in den Gehren über der

Johann von Bologna — s. S. 278.

Gehren — Ausdruck für die Räume, welche durch spitze Winkel in einem Gebäude gebildet werden: Schanzlinien, Keil, Zwickel (Adelung und Sanders).

Nymphe an dem Thor zu Fontainebleau angebracht waren, standen in dem Vorrath des französischen Museums bei den Augustinern, ohne daß dort der Name des Meisters bekannt war.

Ein von ihm durch ein Stück getriebener Goldarbeit restaurirter Camee, ein zweispänniges Fuhrwerk vorstellend, fand sich in der Gemmensammlung zu Florenz.

3. Zeichnungen.

Eine Zeichnung des goldenen Salzfasses, das in der Lebensbeschreibung eine so wichtige Rolle spielt, war in der Florentinischen Zeichnungsammlung zu finden.

*

Mehrere von ihm angefangene Bildhauerarbeiten sowie eine Anzahl großer und kleiner Modelle, wovon das Verzeichniß noch vorhanden, sind schon früher zerstreut worden und verloren gegangen.

XV. Hinterlassene Schriften.

1. Lebensbeschreibung.

Indem wir zu bewundern Ursache haben, daß eine allgemeinere Ausbildung, als gewöhnlich dem Künstler zu Theil zu werden pflegt, aus einer so gewaltsamen Natur durch Uebung eines mannichfaltigen Talents hervorgegangen, so bleibt uns nicht unbemerkt, daß Cellini seinen Nachruhm fast mehr seinen Schriften als seinen Werken zu verdanken habe. Seine Lebensbeschreibung, ob sie gleich beinahe zweihundert Jahre im Manuskript verweilte, ward von seinen Landsleuten höchlich geschätzt und im Original, wovon er den Anfang selbst geschrieben, das Ende aber diktirt hatte, sowie in vielfältigen Abschriften aufbewahrt.

Und gewiß ist dieses Werk, das der deutsche Herausgeber genugsam kennt, um es völlig zu schätzen, das er aber nicht nach seiner Ueberzeugung preisen darf, weil man ihm Parteilichkeit vorwerfen könnte, ein sehr schätzbares Dokument, worin sich ein

---

Modelle, wovon das Verzeichniß noch vorhanden — Dasselbe ist u. a. abgedruckt bei Bianch. S. 380 ff.

Hinterlassene Schriften — Man vgl. hiezu den entsprechenden Abschnitt in der Vorbemerkung.

bedeutendes und gleichsam unbegrenztes Individuum und in demselben der gleichzeitige sonderbare Zustand vor Augen legt.

Unter den fremden Nationen, die sich um dieses Werk bekümmerten, ging die englische voran. Ihrer Liebe zu biographischen Nachrichten, ihrer Neigung, seltsame Schicksale merkwürdiger, talentreicher Menschen zu kennen, verdankt man, wie es scheint, die erste und, so viel ich weiß, einzige Ausgabe der Cellini'schen Lebensbeschreibung. Sie ist unter dem Schild eines gedeuchelten Druckorts, Köln, ohne Jahrzahl, wahrscheinlich in Florenz um 1730 herausgekommen. Sie ward einem angesehenen und reichen Engländer, Richard Boyle, zugeschrieben und dadurch seinen Landsleuten, mehr aber noch durch eine Uebersetzung des Thomas Nugent, welche in London 1771 herauskam, bekannt.

Dieser Uebersetzer bedient sich einer bequemen und gefälligen Schreibart, doch besitzt er nicht Orts- und Sachkenntniß genug, um schwierige Stellen zu entziffern. Er gleitet vielmehr gewöhnlich darüber hin, wie er denn auch zu Schonung mancher Leser das Derbe, Charakteristische meistens verschwächt und abrundet.

Von einer ältern deutschen Uebersetzung hat man mir erzählt, ohne sie vorweisen zu können. Lessing soll sich auch mit dem Gedanken einer solchen Unternehmung beschäftigt haben; doch ist mir von einem ernstern Vorsatz nichts Näheres bekannt geworden.

Dumouriez[1] sagt in seiner Lebensbeschreibung, daß er das Leben Cellini's im Jahr 1777 übersetzt, aber niemals Zeit gehabt habe, seine Arbeit herauszugeben. Leider scheint es nach seinen Ausdrücken, daß das Manuskript verloren gegangen, wodurch wir des Vortheils entbehren, zu sehen, wie ein geistreicher Franzos in seiner Sprache die Originalität des Cellini behandelt habe.

2. Zwei Abhandlungen.

Die Traktate von der Goldschmiede- und Bildhauerkunst, von denen wir oben einen Auszug gegeben, wurden von ihm 1565 geschrieben und 1568, also noch bei seinen Lebzeiten, gedruckt. Als nun im vergangenen Jahrhundert sein Leben zum

[1] Dumouriez. — Der bekannte französische General, der 1794 in Hamburg seine Lebensbeschreibung „La vie du general Dumouriez" erscheinen ließ.

ersten Mal herauskam, gedachte man auch jener Traktate wieder und veranstaltete, da die erste Ausgabe längst vergriffen war, eine neue, Florenz 1731, wobei sich eine lehrreiche Vorrede befindet, welche wir bei unsern Arbeiten zu nutzen gesucht haben.

3. Kleine Aufsätze.

Ein Mann, der mit so entschiedenem Hange zur Reflexion von sich selbst in einer Lebensbeschreibung, von seinem Handwerk in einigen Traktaten Rechenschaft gegeben, mußte sich zuletzt gedrungen fühlen, auch die Regeln seiner Kunst, insofern er sie einsehen gelernt, den Nachkommen zu überliefern. Hierin hatte er Leonardo da Vinci zum Vorgänger, dessen fragmentarischer Traktat im Manuskript zirkulirte und hoch verehrt ward.

Je unzufriedner man mit der Methode ist, durch die man gebildet worden, desto lebhafter entsteht in uns der Wunsch, einer Folgewelt den nach unserer Einsicht bessern Weg zu zeigen.

Cellini unternahm auch wirklich ein solches Werk, das aber bald ins Stecken gerieth und als Fragment zu uns gekommen ist. Es enthält eine Anleitung, wie man sich das Skelett bekannt machen soll, mit so vieler Liebe zum Gegenstand geschrieben, daß der Leser den Knochenbau von unten herauf entstehen und wachsen sieht, bis endlich das Haupt als der Gipfel des Ganzen sich hervortut.

Wir haben diese wenigen Blätter unsern Lesern in der Uebersetzung vorlegen wollen, damit Diejenigen, die dem Verfasser günstig sind, ihn auch in dem sonderbaren Zustand erblicken, wo er sich gern als Theoretiker zeigen möchte.

Wie wenig seine leidenschaftliche, nur aufs Gegenwärtige gerichtete Natur ein dogmatisches Talent anläßt, erscheint so auffallend als begreiflich, und wie er sich aus dem didaktischen Schritt durch diesen und jenen Nebengedanken, durch freundschaftliche oder feindselige Gesinnungen ablenken läßt, giebt zu heiteren Betrachtungen Anlaß.

Ein Gleiches gilt von dem Aufsatz über den Rangstreit der Malerei und Skulptur, wie denn beide kleine Schriften manches Merkwürdige und Belehrende enthalten.

Fragmentarischer Traktat [Leonardo da Vinci's] — also nicht sein „Trattato della pittura", der 1651 in Paris gedruckt wurde, sondern wol das „Fragment d'un traite sur les mouvements du corps humain".

Verschiedene Wege.*)

1788?

Steile Höhen besucht die ernste, forschende Weisheit;
Sanft gebahnteren Pfad findet die Liebe im Thal.

Der Autor.**)

Was wär' ich
Ohne Dich,
Freund Publikum!
All mein Empfinden Selbstgespräch,
All meine Freude stumm.

Der Welt Lohn.***)

Was Du dem Publikum gesagt,
Hat ihnen drum nicht Alles behagt.
Sie sollten nicht vergessen:
Einem geschenkten Gaul
Sieht man nicht ins Maul;
Und wer einen Korb voll Aepfel verschenkt,
Nicht just dran denkt,
Ob einen der Wurm hat angefressen.

Dialog.†)

I.

A. Lang' bei Hofe, lang' bei Höll'!
B. Dort wärmt sich mancher gute Gesell!

*) Zuerst mitgetheilt in den „Ephemeriden der Literatur und des Theaters" No. 26 in einem Artikel „Die Inschriften im Stern und in Tiefurt", Berlin, den 9. September 1786 (vgl. S. Hirzel, S. 24) und von Boas I, 20, der indessen jenen Abdruck nicht gekannt zu haben scheint. Als Beweis für Goethe's Autorschaft könnte der Umstand angeführt werden, daß auch die übrigen Inschriften in Tiefurt von ihm herstammen (vgl. B. II, S. 8 unter. Ausg.), und daß er zu denselben die Distichenform anzuwenden liebte. — Wir würden daher in diesen Falle Goethe's Autorschaft für wahrscheinlich halten und annehmen, daß die Inschrift bei der Sammlung der übrigen vergessen worden sei, weil sie im Tiefurter Park an einer etwas abgelegenen Stelle angebracht war. — L.

**) „Wandsbecker Bote" vom 6. Nov. 1773. Düntzer im „Morgenblatt" 1857 No. 17 ff. und in „Neue Goetheiana", 1861, S. 8 ff. — L.

***) „Wandsbecker Bote" vom 18. Dezember 1773 und Düntzer (s. vor. Note). Wir glauben in diesen Versen Goethe's Denkart und Ton zu erkennen, wie er denn auch das Sprichwort vom geschenkten Gaul in einer der ältesten Scenen des Faust (1. Ausg., 1790, S. 98), also ziemlich gleichzeitig, anführte. Den Gedanken des vorigen Gedichts möchten wir dagegen Goethe nicht zuschreiben, eher dessen Gegentheil. — L.

†) Die Beziehungen zu dem Herzoge von Weimar im September 1775

4. Poetische Versuche.

Die beschränkte Form der Sonette, Terzinen und Stanzen, durch die Natur der italienischen Sprache höchlich begünstigt, war allen Köpfen der damaligen Zeit durch fleißiges Lesen trefflicher Meisterwerke und fortdauernden Gebrauch des Versepunkts bei jeder Gelegenheit dergestalt eingeprägt, daß Jeder, auch ohne Dichter zu sein, ein Gedicht hervorzubringen und sich an die lange Reihe, die sich von den Gipfeln der Poesie bis in die prosaischen Ebenen erstreckte, mit einigem Zutrauen anzuschließen wagen durfte.

Verschiedene Sonette und andere kleine poetische Versuche sind seiner Lebensbeschreibung theils vorgesetzt, theils eingewebt, und man erkennt darin durchaus den ernsten, tiefen, nachsinnenden, weder mit sich noch der Welt völlig zufriedenen Mann. Wenige findet der Leser durch Gefälligkeit eines Kunstfreundes übersetzt, andere sind weggeblieben, sowie ein langes sogenanntes Capitolo in Terzinen zum Lobe des Kerkers. Es verdient im Original gelesen zu werden, ob es gleich die auf eine Uebersetzung zu verwendende Mühe nicht zu lohnen schien. Es enthält die Umstände seiner Gefangenschaft, welche dem Leser schon bekannt geworden, auf eine bizarre Weise dargestellt, ohne daß dadurch eine neue Ansicht der Begebenheiten oder des Charakters entstehen kann.

5. Ungedruckte Papiere und Nachrichten.

Verschiedene seiner Landsleute bewahrten sorgfältig andere Manuskripte, davon sich in Florenz noch Manches, besonders in der Bibliothek Riccardi, finden soll. Vorzüglich werden einige Haushaltungs- und Rechnungsbücher geschätzt, welche über die Lebensweise jener Zeiten besondere Aufschlüsse geben. Vielleicht bemüht sich darum einmal ein deutscher Reisender, aufgefordert durch das Interesse, das denn auch wol endlich unsere Nation an einem so bedeutenden Menschen und durch ihn aufs Neue an seinem Jahrhundert nehmen möchte.

Ungedruckte Papiere und Nachrichten — In den neueren Ausgaben ist Vieles hievon veröffentlicht. Briefe, Dokumente u. s. w., deren einzelne Aufzählung außer unserm Zwecke liegt.

XVI. Ueber die Grundsätze, nach welchen man das Zeichnen erlernen soll.

Unter andern wundersamen Kunstfertigkeiten, welche in dieser unserer Stadt Florenz ausgeübt worden und worin sie nicht allein die Alten erreicht, sondern gar übertroffen hat, kann man die edelsten Künste der Skulptur, Malerei und Baukunst nennen, wie sich künftig an seinem Ort wird beweisen lassen.

Aber weil mein Hauptvorsatz ist, über die Kunst, ihre wahren Grundsätze und wie man sie erlernen soll, zu reden, ein Vorhaben, welches auszuführen meine Vorfahren große Neigung gehabt, sich aber nicht entschließen können, einem so nützlichen und gefälligen Unternehmen den Anfang zu geben, so will ich, obgleich der geringere von so vielen und vortrefflichen Geistern, damit ein solcher Nutzen den Lebenden nicht entgehe, auf die beste Weise, wie die Natur mir es reichen wird, dieses Geschäft übernehmen und mit aller Anstrengung, doch so faßlich, als es sich nur thun läßt, diesen ruhmwerthen Vorsatz durchzuführen suchen.

Es ist wahr, daß Manche zu Anfang eines solchen Unternehmens eine große Abhandlung zur Einleitung schreiben würden, weil so eine ungeheure Maschine zu bewegen man sehr viele Instrumente nöthig hat.

Solche große Vorbereitungen erregen jedoch mehr Ueberdruß als Vergnügen, und deshalb wollen wir den Weg einschlagen, der uns besser dünkt, daß wir von denen Künsten reden, welche andern zum Grunde liegen, und so nach und nach eine jede in Thätigkeit setzen, wie sie eingreift. Auf diese Weise wird man Alles in einem bessern Zusammenhang im Gedächtniß behalten, deshalb wir auch ohne Weiteres mit Bedacht zu Werke gehen.

Ihr Fürsten und Herren, die Ihr Euch an solchen Künsten vergnügt, Ihr vortrefflichen Meister und Ihr Jünglinge, die Ihr Euch noch erst unterrichten wollt, wisset für gewiß, daß das schönste Thier, das die Natur hervorgebracht, der Mensch sei, daß das Haupt sein schönster Theil und der schönste und wundersamste Theil des Hauptes das Auge sei.

Ueber die Grundsätze ꝛc. ꝛc. — Der Titel des Fragments: „Discorso sopra i principj e il modo d'imparare l'arte del disegno".

Will nun Jemand eben deshalb die Augen nachahmen, so muß er darauf weit größere Kunst verwenden als auf andere Theile des Körpers. Deshalb scheint mir die Gewohnheit, die man bis auf den heutigen Tag beibehält, sehr unschicklich, daß Meister ihren armen zarten Knaben gleich zu Anfang ein menschliches Auge zu zeichnen und nachzuahmen geben. Dasselbe ist mir in meiner Jugend begegnet, und ich denke, es wird Andern auch so gegangen sein.

Aus oben angeführten Ursachen halte ich aber für gewiß, daß diese Art keineswegs gut sei, und daß man weit schicklicher und zweckmäßiger leichtere und zugleich nützlichere Gegenstände den Schülern vorlegen könne.

Wollten jedoch einige stöckische Pedanten oder irgend ein Sudler gegen mich rechten und anführen, daß ein guter Fechtmeister seinen Schülern zu Anfang die schwersten Waffen in die Hände giebt, damit ihnen die gewöhnlichen desto leichter scheinen, so könnte ich gar Vieles dagegen auf das Schönste versetzen; allein das wäre doch in den Wind gesprochen, und ich, der ich ein Liebhaber von Resultaten bin, begnüge mich, ihnen mit diesen Worten den Weg verrannt zu haben, und wende mich zu meiner leichtern und nützlichern Methode.

Weil nun das Wichtigste eines solchen Talentes immer die Darstellung des nackten Mannes und Weibes bleibt, so muß Derjenige, der so etwas gut machen und die Gestalten gegenwärtig haben will, auf den Grund des Nackten gehen, welches die Knochen sind. Hast Du dieses Gebäude gut im Gedächtniß, so wirst Du weder bei nackten noch bekleideten Figuren einen Irrthum begehen, welches viel gesagt ist. Ich behaupte nicht, daß Du dadurch mehr- oder mindere Anmuth Deinen Figuren verschaffst; es ist hier die Rede, sie ohne Fehler zu machen, und dieses, kann ich Dich versichern, wirst Du auf meinem Wege erreichen.

Nun betrachte, ob es nicht leichter sei, einen Knochen zum Anfang zu zeichnen als ein Auge!

Hierbei verlange ich, daß Du zuerst den Hauptknochen des Beines zeichnest; denn wenn man einen solchen dem Schüler von dem zartesten Alter vorlegt, so wird er einen Stab zu zeichnen glauben. Fürwahr, in den edelsten Künsten ist es von der größten Wichtigkeit, wenn man sie überwinden und beherrschen will, daß man Muth fasse, und kein Kind wird so kleinmüthig sein, das ein solches beinernes Stabchen, wo nicht auf das erste, doch auf das zweite Mal nachzuahmen sich verspräche, wie solches

bei einem Auge nicht der Fall sein würde. Alsdann wirst Du die kleine Röhre, welche wol über die Hälfte dünner ist als die große, mit dem Hauptknochen gehörig zusammenfügen und also nachzeichnen lassen. Ueber diese beiden setzest Du den Schenkelknochen, welcher einzeln und stärker ist als die beiden vorhergehenden.

Dann fügst Du die Kniescheibe zwischen ein und lässest den Schüler diese vier Knochen sich recht ins Gedächtniß fassen, indem er sie von allen Seiten zeichnet, sowol von vorn und hinten als von den beiden Profilen. Sodann wirst Du ihnen die Knochen des Fußes nach und nach erklären, welche der Schüler, von welchem Alter er sei, zählen und ins Gedächtniß prägen muß.

Daraus wird sich ergeben, daß, wenn sich Jemand die Knochen des ganzen Beines bekannt gemacht, ehe er an den Kopf kommt, ihm alle andern Knochen leicht scheinen werden, und so wird er nach und nach das schöne Instrument zusammensetzen lernen, worauf die ganze Wichtigkeit unserer Kunst beruht.

Laß nachher den Schüler einen der schönen Hüftknochen zeichnen, welche wie ein Becken geformt sind und sich genau mit dem Schenkelknochen verbinden, da wo dessen Ende gleich einer Kugel an einen Stab befestigt ist. Dagegen hat der Beckenknochen eine wohl eingerichtete Vertiefung, in welcher der Schenkelknochen sich nach allen Seiten bewegen kann, wobei die Natur gesorgt hat, daß er nicht über gewisse Grenzen hinausschreite, in welchen sie ihn mit Sennen und andern schönen Einrichtungen zurückhält.

Ist nun dieses gezeichnet und dem Gedächtniß wohl eingedrückt, so kommt die Reihe an einen sehr schönen Knochen, welcher zwischen den beiden Hüftknochen befestigt ist. Er hat acht Oeffnungen, durch welche die Meisterin Natur mit Sennen und andern Vorrichtungen das ganze Knochenwerk zusammenhält. Am Ende von gedachtem Bein ist der Schluß des Rückgrates, welcher als ein Schwänzchen erscheint, wie er es denn auch wirklich ist.

Dieses Schwänzchen wendet sich in unsern warmen Gegenden nach innen; aber in den kältesten Gegenden, weit hinten im Norden, wird es durch die Kälte nach außen gezogen, und ich habe es vier Finger breit bei einer Menschenart gesehen, die sich Iberni nennen und als Monstra erscheinen; es verhält sich aber damit nicht anders, als wie ich gesagt habe.

Sodann lässest Du den wunderbaren Rückgrat folgen, der über gedachtem heiligen Bein aus vierundzwanzig Knochen be-

---

Iberni — Es ist uns nicht gelungen, mit Sicherheit zu ermitteln, woher Cellini zu dieser Bezeichnung kommt.

ſteht. Sechzehn zählt man bis dahin, wo die Schultern anfangen, und acht bis zur Verbindung mit dem Haupte, welchen Theil man den Nacken nennt. Der letzte Knochen hat eine runde Vertiefung, in welcher der Kopf ſich trefflich bewegt.

Von dieſen Knochen mußt Du einige mit Vergnügen zeichnen; denn ſie ſind ſehr ſchön. Sie haben eine große Oeffnung, durch welche der Strang des Rückenmarks durchgeht.

An dieſes Knochenwerk des Rückens ſchließen ſich vierundzwanzig Rippen, zwölf auf jeder Seite, ſo daß man das Zimmerwerk einer Galeere zu ſehen glaubt. Dieſes Rippenweſen mußt Du oft zeichnen und Dir wohl von allen Seiten bekannt machen. Du wirſt finden, daß ſie ſich am ſechsten Knochen, vom heiligen Bein an gerechnet, anzuſetzen anfangen. Die vier erſten ſtehen frei. Von dieſen ſind die beiden erſten klein und ganz knöchern; die erſte iſt klein, die zweite größer, die dritte hat ein klein Stückchen Knorpel an der Spitze, die vierte aber ein größeres, die fünfte iſt auch noch nicht mit dem Bruſtknochen verbunden, wie die übrigen ſieben. Dieſer Knochen iſt poros wie ein Bimsſtein und macht einen Theil des ganzen Rippenwerks aus.

Einige dieſer ſieben Rippen haben den dritten, einige den vierten Theil Knorpel, und dieſer Knorpel iſt nichts Anders als ein zarter Knochen ohne Mark. Auf alle Weiſe läßt er ſich mehr einem Knochen als einer Senne vergleichen; denn der Knochen iſt zerbrechlich, der Knorpel auch, die Senne aber nicht.

Nun verſtehe wohl! Wenn Du dieſes Rippenweſen gut im Gedächtniß haſt und dazu kommſt, Fleiſch und Haut darüber zu ziehen, ſo wiſſe, daß die fünf unterſten freien Rippen, wenn ſich der Körper dreht oder vor- und rückwärts biegt, unter der Haut viele ſchöne Erhöhungen und Vertiefungen zeigen, welches eben die ſchönen Dinge ſind, welche an dem Körper des Menſchen unſern des Nabels erſcheinen.

Diejenigen, welche nun dieſe Knochen nicht gut im Gedächtniß haben, wie mir einige einbildiſche Maler, ja Schmierer vorgekommen ſind, die ſich auf ihr Gedächtnißlein verlaſſen und ohne ander Studium als ſchlechter und oberflächlicher Anfänge zur Arbeit rennen, nichts Gutes verrichten und ſich dergeſtalt gewöhnen, daß ſie, wenn ſie auch wollten, nichts Tüchtiges leiſten können — mit dieſem Handwerksweſen, wobei ſie noch der Geiz bethört, ſchaden ſie Denen, die auf dem guten Wege der Studien ſind, und machen den Fürſten Schande, die, indem ſie ſich von ſolcher Behendigkeit bethören laſſen, der Welt zeigen, daß ſie nichts verſtehn. Die trefflichen Bildhauer und Maler verfertigen ihre

Arbeiten für viele Hundert Jahre zum Ruhme der Fürsten und zur größten Zierde ihrer Städte. Da solche Werke nun ein so langes Leben haben sollen, so erwarte nicht, mächtiger und würdiger Fürst, daß man sie geschwind vollbringe! Die gute Arbeit braucht vielleicht nur zwei oder drei Jahre mehr als die schlechte. Nun bedenke, ob sie nicht, da sie so viele Jahre leben soll, diesen Aufschub verdient!

Habe ich mich nun ein Wenig von meinem Hauptzwecke entfernt, so kehre ich gleich dahin wieder zurück.

Ueber diesem Rippenbau befinden sich noch zwei Knochen außer der Ordnung, die sich beide auf den Brustknochen auflegen und mit einiger Wendung sich mit den Schulterknochen verbinden. Du brauchst sie nicht besonders zu zeichnen, wie mehrere der andern, sondern zugleich mit dem Rippenkasten mußt Du Dir sie wohl in das Gedächtniß eindrücken; es sind dieses die Schlüsselbeine.

Diejenigen Knochen, mit welchen sie sich hinterwärts verbinden, haben die Form zweier Schaufeln. Es sind sehr schöne Knochen, die, weil sie gewisse Erhöhungen haben, unter der Haut erscheinen und daher von Deinem Schüler anstatt des Auges zu zeichnen sind. Es kömmt viel darauf an, daß er sie recht kenne. Denn wenn ein Arm einige Gewalt brauchen will, so macht dieser Knochen verschiedene schöne Bewegungen, welche Der, der es versteht, auf dem Rücken wohl erkennen kann, weil sich diese Knochen sehr von den Muskeln auszeichnen. Man nennt sie Schulterblätter.

An diesen sind die Armknochen befestigt, welche den Beinen ähnlich, obgleich viel kleiner sind. Wenn Du Dich mit diesen beschäftigst, so brauchst Du es gerade nicht auf eben die Art zu thun, wie Du es mit den Füßen gehalten hast. Denn wenn Du in der Ordnung, wie ich Dir angezeigt habe, bis zu den Armen gelangt bist, so kannst Du diese alsdann gewiß zugleich mit der Hand zeichnen, welches eine künstliche und schöne Sache ist. Auch diese Theile mußt Du genugsam nach allen Seiten hin zeichnen, und zwar sowol die Rechte als die Linke.

Bist Du so weit gelangt, so kannst Du Dich gleichsam zum Vergnügen an dem wundersamen Knochen des Schädels versuchen, den Du alsdann, wenn Du fleißig und anhaltend die untern Theile studirt hast, mit Ernst vornehmen magst.

Hast Du ihn nun von irgend einer Seite gezeichnet, und Deine Arbeit gefällt Dir, so mußt Du suchen, ihn mit den untern Theilen zu verbinden und dieses von allen Seiten und in allen Wendungen thun. Denn wer die Knochen des Schädels

nicht gut in Gedanken hat, der wird keinen Kopf, er sei, von welcher Art er wolle, mit einiger Anmuth ausführen können.

Das Beste wär', daß Du während der Zeit, wenn Du das menschliche Knochengerüste zeichnest, nichts weiter vornähmest, um Dein Gedächtniß nicht zu beschweren. Nun mußt Du noch dieses wissen, daß Du auch das Maaß aller dieser Theile Dir bekannt zu machen hast, auf daß Du mit mehr Sicherheit Sennen und Muskeln darüberziehen könnest, womit die göttliche Natur mit so vieler Kunst das schöne Instrument verbindet.

Wenn Du nun diese Knochen messen willst, so mußt Du sie so aufstellen, als wenn es ein lebendiger Mensch wär', z. B. der Fuß muß sich in seiner Pfanne befinden, welche Richtung er auch nehme.

Den Körper kannst Du daher kühnlich zurechte rücken, daß er auf zwei Beinen stehe, und den Kopf ein Wenig zur Seite wenden. Auch kannst Du dem Arm einige Handlung geben.

Nachher magst Du das Gerippe, hoch oder niedrig, sitzen lassen und ihm verschiedene Wendungen und Bewegungen geben. Dadurch wirst Du Dir ein wunderſames Fundament bereiten, das Dir die großen Schwierigkeiten unserer göttlichen Kunst erleichtern wird.

Damit ich Dir ein Beispiel zeige und den größten Meister anführe, so betrachte die Werke des Michelagnolo Buonarotti, dessen hohe Weise, die von allen Andern und von Allem, was man bisher gesehen, so sehr verschieden ist, nur darum so wohl gefallen hat, weil er das Gefüge der Knochen genau betrachtete. Dich hievon zu überzeugen, betrachte alle seine Werke, sowol der Skulptur als Malerei, wo die an ihrem Ort wohlbezeichneten Muskeln ihm kaum so viel Ehre machen als die sichere Andeutung der Knochen und ihres Uebergangs zu den Sennen, wodurch das künstliche Gebäude des Menschen erst entschieden Gestalt, Maaß und Verbindung erhält.

XVII. Ueber den Rangstreit der Skulptur und Malerei.

Man zeichnet mit verschiedenen Materien und auf verschiedene Weise mit Kohle, Bleiweiß und der Feder. Die Zeichnungen mit der Feder werden gearbeitet, indem man eine Linie mit der andern durchschneidet und mehr Linien aufsetzt, wo man die Schatten verstärken will; soll er schwächer sein, so läßt man es bei weniger Linien bewenden, und für die Lichter bleibt das

Papier ganz weiß. Gedachte Art ist sehr schwer, und nur wenige Künstler haben sie vollkommen zu behandeln gewußt. Auf diesem Wege sind die Kupferstiche erfunden worden, in welchen sich Albrecht Dürer als ein wahrhaft bewundernswürdiger Meister bewiesen hat, sowol durch die Lebhaftigkeit und Feinheit der Zeichnung als durch die Zartheit des Stichs.

Man zeichnet auch noch auf andere Weise, indem man nach vollendetem Umriß mit der Feder den Pinsel nimmt und mit mehr oder weniger in Wasser aufgelöster und verdünnter Tusche nach Bedürfniß hellern oder dunklern Schatten anbringt. Diese Art nennt man Aquarell.

Ferner färbt man mit verschiedenen Farben das Papier und bedient sich der schwarzen Kreide, den Schatten, und des Bleiweißes, das Licht anzugeben. Dieses Weiß wird auch gerieben, mit etwas arabischem Gummi vermischt und in Stäbchen, so stark als eine Feder, zu gedachtem Zwecke gebraucht.

Ferner zeichnet man mit Rothstein und schwarzer Kreide. Mit diesen Steinen wird die Zeichnung überaus angenehm und besser als auf die vorige Weise. Alle guten Zeichner bedienen sich derselben, wenn sie etwas nach dem Leben abbilden; denn wenn sie mit gutem Bedacht Arm oder Fuß auf diese oder jene Weise gestellt haben und sie ihn nachher anders zu bewegen gedenken, höher oder niedriger, vor oder zurück, so können sie es leicht thun, weil sich mit ein Wenig Brodkrume die Striche leicht wegwischen lassen, und deswegen wird diese Weise für die beste gehalten.

Da ich nun von der Zeichnung rede, so sage ich nach meinem Dafürhalten, die wahre Zeichnung sei nichts Anders als der Schatten des Runden, und so kann man sagen, daß das Runde der Vater der Zeichnung sei; die Malerei aber ist eine Zeichnung, mit Farben gefärbt, wie sie uns die Natur zeigt.

Man malt auf zweierlei Weise, einmal, daß man die sämmtlichen Farben nachahmt, wie wir sie in der Natur vorfinden, sodann, daß man nur das Helle und Dunkle ausdrückt, welche letztere Art in unsern Zeiten in Rom wieder aufgebracht worden, von Polydor und Maturino, außerordentlichen Zeichnern, welche

---

Albrecht Dürer — von Cellini „Alberto Duro" genannt (1471—1528), wird wegen derselben Vorzüge wie hier auch in den „Trattati" (S. 49) gelobt.

Polydor und Maturino — Polidoro Caldara, nach seiner Vaterstadt „da Caravaggio" genannt (1495—1543), ebenso wie Maturino Schüler Raphael's.

unter der Regierung Leo's, Hadrian's und Klemens' unendliche Werke darin verfertigt haben, ohne ſich mit den Farben abzugeben.

Indem ich nun aber zu der Art, wie man zeichnet, zurückkehre und beſonders meine Beobachtungen über die Verkürzung mittheilen will, ſo erzähle ich, daß, wenn wir, mehrere Künſtler, zuſammen ſtudirten, ließen wir einen Mann von guter Geſtalt und friſchem Alter in einer geweißten Kammer, entweder ſitzend oder ſtehend, verſchiedene Stellungen machen, wobei man die ſchwerſten Verkürzungen beobachten konnte. Dann ſetzten wir ein Licht an die Rückſeite, weder zu hoch, noch zu tief, noch zu weit entfernt von der Figur, und befeſtigten es, ſobald es uns den wahren Schatten zeigte. Dieſer wurde denn alsbald umgezogen, und man zeichnete die wenigen Linien, die man im Schatten nicht hatte ſehen können, in den Umriß hinein, als die Falten am Arm, die von der Biegung des Ellbogens herkommen, und ſo an andern Theilen des Körpers.

Dieſes iſt die wahre Art zu zeichnen, durch die man ein trefflicher Maler wird, wie es unſerm außerordentlichen Michelagnolo Buonarotti gelungen iſt, der, wie ich überzeugt bin, aus keiner andern Urſache in der Malerei ſo viel geleiſtet hat, als weil er der vollkommenſte Bildhauer war und in dieſer Kunſt mehr Kenntniſſe hatte als Niemand anders zu unſern Zeiten.

Und welch ein größeres Lob kann man einer ſchönen Malerei geben, als wenn man ſagt, ſie trete dergeſtalt hervor, daß ſie als erhoben erſcheine? Daraus lernen wir, daß das Runde und Erhobene als der Vater der Malerei, einer angenehmen und reizenden Tochter, angeſehen werden müſſe.

Der Maler ſtellt nur eine der acht vornehmſten Anſichten dar, welche der Bildhauer ſämmtlich leiſten muß. Daher, wenn dieſer eine Figur, beſonders eine nackte, verfertigen will, nimmt er Erde oder Wachs und ſtellt die Theile nach und nach auf, indem er von den vordern Anſichten anfängt. Da findet er nun Manches zu überlegen, die Glieder zu erhöhen und zu erniedrigen, vorwärts und rückwärts zu wenden und zu biegen. Iſt er nun mit der vordern Anſicht zufrieden und betrachtet die Figur auch von der Seite, als einer der vier Hauptanſichten, ſo findet er oft, daß ſie weniger gefällig erſcheint; deswegen er die erſte Anſicht, die er bei ſich ſchon feſtgeſetzt hatte, wieder verderben muß, um ſie mit der zweiten in Uebereinſtimmung zu ſetzen. Und es begegnet wol, daß ihm jede Seite neue Schwierigkeiten entgegenſetzt. Ja, man kann ſagen, daß es nicht etwa

nur acht, sondern mehr als vierzig Ansichten giebt; denn wie er nur seine Figur im Geringsten wendet, so zeigt sich ein Muskel entweder zu sehr oder zu wenig, und es kommen die größten Verschiedenheiten vor. Daher muß der Künstler von der Anmuth der ersten Ansicht gar Manches aufopfern, um die Uebereinstimmung rings um die ganze Figur zu leisten, welche Schwierigkeit so groß ist, daß man niemals eine Figur gesehen hat, welche sich gleich gut von allen Seiten ausnähme.

Will man aber die Schwierigkeit der Bildhauerkunst sich recht vorstellen, so kann man die Arbeiten des Michelagnolo zum Maaßstabe nehmen. Denn wenn er ein lebensgroßes Modell mit aller gehörigen Sorgfalt, die er bei seinen Arbeiten zu beobachten pflegte, vornahm, so endigte er es gewöhnlich in sieben Tagen. Zwar habe ich ihn auch manchmal ein solches nacktes Modell von Morgens bis auf den Abend mit allem gehörigen Kunstfleiß vollenden sehen; dieses leistete er manchmal, wenn ihn unter der Arbeit ein wundersamer wüthender Paroxysmus überfiel. Wir können daher im Allgemeinen sieben Tage annehmen. Wollte er aber eine solche Statue in Marmor ausführen, so brauchte er sechs Monate, wie man öfters beobachtet hat.

Auch könnte die Zahl der Werke, welche Michelagnolo gemacht, zum Beweis der Schwierigkeit der Bildhauerkunst dienen; denn für eine Figur in Marmor brachte er hundert gemalte zu Stande, und blos deswegen, weil die Malerei nicht an der Schwierigkeit so vieler Ansichten haftet. Wir dürfen daher wol schließen, daß die Schwierigkeit der Bildhauerei nicht blos von der Materie herkomme, sondern die Ursache in den größern Studien liege, die man machen, und in den vielen Regeln, die man beobachten muß, um etwas Bedeutendes zu leisten, welches bei der Malerei nicht der Fall ist. Daher glaube ich mit aller Bescheidenheit behaupten zu können, daß die Bildhauerkunst der Malerei weit vorzuziehen sei.

Da mich nun aber diese Meinung noch auf eine andere führt, die einen verwandten Gegenstand betrifft, so halte ich für schicklich, auch dieselbe hier vorzutragen.

Ich bin nämlich überzeugt, daß diejenigen Künstler, welche durch Uebung der Bildhauerkunst den menschlichen Körper mit seinen Proportionen und Maaßen am Besten verstehen, auch die bessern Architekten sein werden, vorausgesetzt daß sie die andern Studien dieser nöthigen und trefflichen Kunst nicht versäumt haben. Denn nicht allein haben die Gebäude einen Bezug auf den menschlichen Körper, sondern die Proportion und das Maaß

2.

A. So wie ich bin, bin ich mein eigen;
Mir ſoll Niemand eine Gunſt erzeigen.
B. Was willſt Du Dich der Gunſt denn ſchämen?
Willſt Du ſie geben, muſt Du ſie nehmen.

3.

A. Willſt Du die Noth des Hofes ſchauen:
Da wo Dich's juckt, darfſt Du nicht krauen.
B. Wenn der Redner zum Volke ſpricht,
Da wo er kraut, da juckt's ihn nicht.

4.

A. Hat Einer Knechtſchaft ſich erkoren,
Iſt gleich die Hälfte des Lebens verloren;
Ergeb' ſich, was da will, ſo denk er:
Die andre Hälfte geht auch zum Henker.
B. Wer ſich in Fürſten weiß zu ſchicken,
Dem wird's heut oder morgen glücken;
Wer ſich in den Pöbel zu ſchicken ſucht,
Der hat ſein ganzes Jahr verflucht.*)

5.

A. Wenn Dir der Weizen bei Hofe blüht,
So denke nur, daß nichts geſchieht;
Und wenn Du denkſt, Du hätteſt's in der Scheuer,
Da eben iſt es nicht geheuer.
B. Und blüht der Weizen, ſo reift er auch,
Das iſt immer ſo ein altes Brauch;
Und ſchlägt der Hagel die Ernte nieder,
'S andre Jahr trägt der Boden wieder.

6.

A. Wer ganz will ſein eigen ſein,
Schließe ſich ins Häuschen ein,

und die ſich für Goethe daran knüpfenden Anſichten veranlaßten dieſe Verſe, die er für „Dichtung und Wahrheit“ aus „alten Denkblättchen“ zuſammenſuchte (vgl. 15. Buch). — Man wird dieſelben zum größten Theile Goethe zuſchreiben dürfen, wenn auch die und da alte Sprüche und Redewendungen in den Text verwebt ſind. Der erſte Vers z. B. findet ſich bereits in Agricola's Sprichwörtern (aus Renner, „Vom Hofleben“) und daraus in Zincgref's Apophthegmata Bd. IV, S. 406 ff. (ed. Weidner 1655):

„Lang zu Hof, lang zu Heß,
Sprach einmal ein gut Geſell.“ — L.

*) S. oben S. 283 „Vollſchranzen fürchte, die allerletzten.“

der Säulen und anderer Zierrathen haben daher ihren Ursprung, und wer eine Statue mit ihren übereinstimmenden Maaßen und Theilen zu machen versteht, dem wird es auch in der Baukunst gelingen, weil er gewohnt ist, große Schwierigkeiten zu überwinden und mit besonderm Fleiß zu arbeiten; daher er denn auch ein besonderes Urtheil sich über die Gebäude erwerben wird.

Dadurch will ich aber nicht behaupten, daß nur der treffliche Bildhauer ein guter Baumeister sein könne; denn Bramante, Raphael und viele andere Maler haben auch mit großem Sinn und vieler Anmuth sich in der Baukunst bewiesen, doch sind sie nicht zu der Höhe gelangt, auf welcher sich unser Buonarotti gezeigt hat, welches nur daher kam, weil er besser als jeder Andere eine Statue zu machen verstand. Deswegen finden wir so viel Zierlichkeit und Anmuth in seinen architektonischen Werken, daß unsere Augen sich an ihrem Anschauen niemals genug sättigen können.

Dieses habe ich nicht sowol um des Streites der Bildhauerkunst und der Malerei willen hier anführen wollen, sondern weil es Viele giebt, denen nur ein kleines Lichtchen in der Zeichenkunst geschienen und die als völlige Idioten sich unterstehen, Werke der Baukunst zu unternehmen. Dies begegnete dem Meister Terzo, einem Ferraresischen Krämer, der mit einer gewissen Neigung zur Baukunst und mit Hülfe einiger Bücher, die davon handelten, welche er fleißig las, mehrere bedeutende Männer überredete und viele Gebäude aufführte. Ja, er ward so kühn, daß er sein erstes Gewerb verließ und sich der Baukunst ganz ergab. Er pflegte zu sagen, die vollkommensten Meister dieser Kunst seien Bramante und Antonio von San Gallo gewesen; außer Diesen nehme er es mit Jedem auf. Dadurch erwarb er sich den Spitznamen Terzo (der Dritte).

Wußte denn der Mann nicht, daß Brunelleschi der Erste gewesen, der die Baukunst nach so vielen Jahren wieder aufgeweckt, nachdem sie unter den Händen barbarischer Handwerker völlig erloschen? Wol haben sich nachher Bramante, Antonio von San Gallo und Balthasar Peruzzi hervorgethan; aber zuletzt ist sie auf den höchsten Grad der Vortrefflichkeit durch Michelag-

Bramante und Antonio von San Gallo — Ueber den Ersten s. die 3. Note zu S. 98; der Zweite (s. Seite 389, wo er mit seinem eigentlichen Namen genannt wird) hieß Francesco Giamberti da San Gallo, genannt Margolla.

Brunelleschi — s. die dritte Note zu S. 413.

Balthasar Peruzzi — Maler und Baumeister aus Siena, auch in dem Verzeichniß S. 411 genannt.

nolo gelangt, welcher, da er die lebhafteste Kraft der Zeichnung durch das Mittel der Bildhauerkunst erlangt, Vieles an dem Tempel von Sankt Peter in Rom veränderte, was Jene angegeben hatten, wobei er sich nach dem allgemeinen Urtheil den guten Regeln der Architektur mehr angenähert.

Uebrigens behalte ich mir vor, ein ander Mal mehr hierüber zu sprechen, da ich denn auch die Perspektive abhandeln und nächst dem, was ich aus mir selbst mitzutheilen denke, auch unzählige Bemerkungen des Leonardo da Vinci, die ich aus einer schönen Schrift derselben gezogen, überliefern werde.

Daher will ich nicht länger säumen und dasjenige, was ich bisher gesagt habe, Denen übergeben, die mit größern und bessern Gründen ohne Leidenschaft diese Dinge abzuhandeln werden im Stande sein.

Bemerkungen des Leonardo da Vinci — Vermuthlich sollten dieselben aus der ersten in der Note zu S. 456 erwähnten Schrift entnommen werden.

Zur Reviſion des Textes.

Zur Herſtellung des Textes war die Vergleichung nachſtehender Drucke nothwendig, die hier in chronologiſcher Reihenfolge aufgeführt werden:

Vita di Benvenuto Cellini, orefice e scultore fiorentino da lui medesimo scritta .... In Colonia Per Pietro Martello .... Ueber den Drucker, die Zeit und den Herausgeber ſ. die Vorbemerkung. — Das vom Herausgeber benutzte Exemplar — von der Großherzoglichen Bibliothek in Weimar — ſtammt aus dem Beſitz des mit Goethe befreundeten und ſeit 1791 in Weimar anſäßigen Engländers Charles Gore, der auch einzelne Notizen in demſelben gemacht hat.

(H) Die Horen, eine Monatsſchrift, herausgegeben von Schiller. — Die einzelnen Stücke von Benvenuto Cellini ſtehen in Band 6, 7, 8 (1796), 9 und 10 (1797) und zwar 1796, Stück IV, S. 1—56, V, S. 1—51, VI, S. 1—49, VII, S. 1—57, IX, S. 1—71, X, S. 70—106, XI, S. 1—34; 1797, Stück I, S. 59—101, II, S. 75—106, III, 45—88, IV, S. 43—84, VI, S. 1—17. Ueber die in den Horen nicht enthaltenen Abſchnitte ſiehe Textreviſion.

(N) Benvenuto Cellini. Eine Geſchichte des XVI. Jahrhunderts I., II. und III. Theil. (Nach dem Italien'ſchen. Von J. W. von Goet(e) Braunſchweig bei J. Bauer. MDCCXCVIII. — Ein ehre Zweifel in Wien veranſtalteter Nachdruck, der 1801 mit Weglaſſung des Verlegers noch einmal in den Handel gebracht wurde. (S. [Hirzel] Neues Verzeichniß einer Goethe-Bibliothek, S. 39.)

(OA) Leben des Benvenuto Cellini, Florentiniſchen Goldſchmieds und Bildhauers, von ihm ſelbſt geſchrieben. Ueberſetzt und mit einem Anhange herausgegeben von Goethe. I. und II. Theil. Tübingen im Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. 1803.

5. Goethe's Werke. Stuttg. u. Tüb., Cotta. 20 Bde. Oktav. 1815—1819. Bd. 15 u. 16.

5a. Goethe's Werke. Originalausgabe. 20 Bde. 1816—1822. Wien, Kaulfuß und Armbruſter. Bd. 15 u. 16.

6. Goethe's Werke. Vollſtändige Ausgabe letzter Hand. Oktav. 40 Bde. 1827—1831. Stuttg. u. Tüb., Cotta. Bd. 34 u. 35.

6a. Gleichzeitige Ausgabe in Octav. 40 Bde. Bd. 34 u. 35.

8. **Goethe's poetische und prosaische Werke in 2 (in Wirklichkeit drei) Bdn.** Lexikon-Format. Stuttg. u. Tüb., Cotta. Zweiten Bds. zweiter Theil (Dritter Band). 1847.

9. **Goethe's sämmtliche Werke in 40 Bänden.** Duodez. Stuttg. u. Tüb., Cotta. 1840. Bd. 28 u. 29.

9a—c. Neue Abdrücke derselben Ausgabe. 1850, 1853, 1855.

11. **Goethe's sämmtliche Werke in 30 Bänden.** Groß-Oktav. Stuttg., Cotta. 1850 f. Bd. 22 u. 23.

11a. Dieselbe Ausgabe. 1857 f. (in neuer Revision).

(B.) La vita di Benvenuto Cellini scritta da lui medesimo ... Per cura di B. Bianchi. — Firenze. Felice le Monnier. 1852.

12. **Goethe's sämmtliche Werke in 6 Bänden.** Lexikon-Oktav. Stuttg., Cotta 1866. Bd. 5.

13. **Goethe's Werke in 36 Bänden.** Duodez. Stuttg., Cotta. 1867. Bd. 23 u. 24.

14. Dieselbe Ausgabe in Sedez. 1869.

In die Ausgabe von Kurz, die sonst auch verglichen wurde, ist „Benvenuto Cellini" nicht aufgenommen.

Bei der großen Anzahl der auf diese Weise in Betracht kommenden Texte und der großen Verderbtheit einiger unter ihnen schien es angemessen, in der nachfolgenden Revision alle diejenigen Beschränkungen in den Angaben eintreten zu lassen, durch die der Zweck der Herstellung eines korrekten Textes und der Motivirung des Einzelnen voraussichtlich nicht leiden würde. Deshalb sind z. B. alle Abweichungen, die sich in den einzelnen Ausgaben häufig wiederholen, nur an der ersten Stelle ihres Vorkommens erwähnt, also Worte wie „ohngefähr, demohngeachtet oder ungeachtet, sahe", statt des späteren „ungefähr, dessenungeachtet, sah." — Unwesentliche Kontraktionen wie „wackre" statt „wackere", die abweichenden Dativformen z. B. dem „König" und dem „Könige", das schleudern im Plural der Adjektive, z. B. „alle gute Menschen" statt „alle guten Menschen", ferner manche orthographische Verschiedenheiten sind unerwähnt geblieben. Zur Grundlage mußte natürlich die Ausgabe letzter Hand dienen, die nur an denjenigen allerdings sehr zahlreichen Stellen verändert werden durfte, wo eine unbeabsichtigte Inkonsequenz oder eine entschiedene Korruption des Textes vorlag. Aber auch in Beziehung auf das Erstere schien es nicht gestattet, zu weit zu gehen. Wenn z. B. namentlich die Ausgaben 11, 11a und 12 alle italienischen Namen in deutsche umsetzen, während Goethe bald Peter, bald Piero, bald Pierino, bald Franz, bald Franziskus und Francesco sagt, so erscheint dies als eine in keiner Weise berechtigte Korrektur, um so mehr als die Wahl dieser oder jener Namensform von Seiten Goethe's keineswegs immer zufällig ist.

Seite Zeile.

3. 1. Die Vorrede des italienischen Herausgebers und der Anfang der Erzählung bis S. 14 Z. 36 fehlen in H und N; statt dessen steht in beiden folgende einleitende Note: „Dieser merkwürdige Künstler, Goldschmied und Bildhauer war zu Florenz im Jahr Funfzehnhundert geboren; er schrieb sein Leben selbst, als er nach mancherlei wunderbaren Schicksalen im achtundfunfzigsten Jahre seines Alters sich wieder in seiner Vaterstadt befand. Wenn unsere Leser ihn durch gegenwärtigen Auszug näher kennen und sich für ihn interessiren werden, ebenfalls wir einige Bemerkungen über seinen Charakter, seine Talente und Werke sowie über seine Kunst- und Zeitgenossen nachzubringen."
2. dem, nach OA und 11 bis 14; — 5 bis 9 den.
4. 10. Dessen ungeachtet, nach 6 ff.; — OA, 5 und 14 Demohngeachtet, 5a Dem ungeachtet.
19. Manchem; — 5a manchen.
5. 2. ewigen, unveränderlichen, nach 5 bis 13 und dem italienischen Text (l'eterne immutabili leggi); — OA, 5a und 14 ewigen und unveränderlichen.
10. 12. Granacci's, nach 6 bis 14; — OA bis 5a Granacci.
17. Koliseum, nach OA bis 9 und 14; — 11 bis 13 Coliseum's.
24. Florino; — 11 bis 13 Florin. Man vgl. das S. 470 unten Gesagte.
11. 2. hatte — fehlt in 13.
12. 4 Christoph; — 13 ihren Christoph.
18. Andern, nach dem festgehaltenen Gebrauch; — alle übrigen andern.
19. recht — fehlt in 13.
13. 20. sah, nach 5a bis 9; — OA, 5 bis 9 und 14 sahe; ebenso die letzteren (am Seltensten 6) an vielen andern Stellen.
29. hub, nach OA, 6 bis 9 und 14; — 5a und 11 bis 13 hier und an vielen andern Stellen hob.
14. 15. vor, nach 11 bis 13; — OA bis 9 und 14 für. Da sonst überall das der älteren Ausdrucksweise angehörige „für" in „vor" verändert ist, so schien es nicht angemessen, es in diesem einzelnen Falle beizubehalten.
19. werde; — 13 würde.
21. Ungefähr; — OA und 5 Ohngefähr, ebenso an vielen andern Stellen.
28. daß; — 13 daß (Druckfehler).
32. solchem, wie 11 bis 13; — H bis 9 und 14 solchen.
15. 2. damals nur; — 13 nur damals.
16. übrigen; — H, OA und 5 übrige, ebenso fehlt das „n" in vielen andern Fällen.
18. Unrecht; — H und N Unrecht an.
25. hatte er; — H und N war wie.
24. und in solchen; — H in welchen, N in welchem.
28. geschnitten; — H und N geschnitten waren.
29. denn — fehlt in H und N.

15. 28. hielte, nach H bis 9 und 14; — 11 bis 13 hielt. Es ist indessen hier keine archaistische Form, sondern der Konjunktiv.
29. des Glückrads, nach H, N, OA, 5a, 11a, 12 und 14; — 5 bis 11 des Glückrads, 13 das Glückrad.
29.30. der größte Wunsch, den; — H und N das größte Verlangen, das.
30. mich; — 13 sich.
hegte; — H und J hatte.
16. 3. 1494 — diese Jahreszahl, ebenso auf derselben Seite 1498 und 1512, fehlen in H und N; 1513 steht vor dem betreffenden Abschnitt.
9. zum; — H und N als.
11. Musikern; — H und N Musiker.
14. schwätzen; — 11 bis 13 schwatzen.
22. zu sich rufen; — H und N berufen.
24. und... mitgegangen wäre; — H und N und wohl wär es diesem gewesen, wenn er gegangen wäre.
17. 3. befühle; — 5a befehle, 13 befühle.
5. Bandinello; — 11 bis 13 Bandinelli, ebenso stets, wenn auch im Italienischen „Bandinello" steht.
17. funfzehn; — H und 5a fünfzehn, ebenso öfters.
19. befunden; — H und N befunden habe.
25. auftrug; — H und N befahl.
34.35. und... zog; — H und N und ich fing an Vortheil von meinen Arbeiten zu ziehen.
18. 8. Letztern; — OA, 5 und 5a letzten.
11. der — fehlt in H und N.
13. und; — H und N der.
galt; — H und N ward.
für einen; — H und N einer.
21. diese; — H und N sie.
23. daß er; — H und N der.
Erben; — N, 5a und 9 Erbe.
30. Herren — fehlt in H und N.
32. Riglien; — H Meilen.
19. 2. hieß; — in H und N stehen noch folgende Worte: ich war vorher schon einmal bei ihm gewesen, denn.
schon einmal — fehlt in H und N.
31. denkt; — H und N wünscht.
37. Petern, nach OA bis 9; — H, N und 11 bis 14 Peter. Aehnliches häufig.
20. 16. Dienste; — H Diensten.
16.20. bei der Zeichenkunst ließe; — H und N wollte bei der Zeichenkunst lassen.
23. um — fehlt in H und N.
24. erzogen; — 5a gezogen.
25. zu — fehlt in H und N.
31. solle; — 5a sollte.
33. angelegt; — H und N gesprengt.
36. Ziegeln; — N und 5a Ziegel.
21. 21. tur; — 5a zu.
42. fand, nach H, N und OA, denen auch 14 folgt; — 5 bis 13 befand.
22. 1. Von da; — H und N und von da.
15. verfertige; — H und N verfertigte.
suche; — H und N suchte.
20. ist es; — H, N, OA und 14 ist's.

23. 1 um, nach H, N, OA und 5a: — 5 bis 14 und. Der italienische Text: „venire a Firenze a vendere".
24. 1 sehr; — 5a sehrte.
17 angesehen; — H und K gesehen.
18 Augbraunen, während Goethe sonst gewöhnlich Augenbrauen sagt, nach H, OA, 5, 6, 9 und 14; — N, 5a, 11, 11a und 12 Augenbraunen.
25. 4 Reiterei; — H und OA Reuterey.
7 Aubwolf; — H, OA und 14 Pudwolfs.
17 18 Michelagnolo; — 5a Michel Agnola.
19 20 der . . . hatte; — H und N Er hatte meine Zeichnung in der Hand.
26. 10 erhobene, nach H, N und 11 bis 14; — OA bis 9 erhabene. Man vergleiche im Text S. 45 § 2, S. 78 § 34 u. a. a. O.
12 wie . . . pflegte; — H und N hat man damals so groß trug.
13 Zalmbent; — OA bis 6 Salembent.
19 anhatt; — H und N hatt.
24 bis nach, nach H und N; — OA bis 14 nach.
27. 4 zurück; — H, N und OA retour.
5 wie daß; — H und N mit dem.
28. 1 höflich, der; — H und N so sehr, daß er.
11 ausgegangen; — H und N gekommen.
14 Niemandem nach dem fehlgeschlagenen Gastmahle; — die Ausgaben theils niemanden, theils niemand.
21 Aber ich verfehle; — H und N Hab ich, so sagte ich darauf.
22 23 zu meinem Lohn; — H und N zum Lohn meiner Arbeit.
24 der vortrefflichste; — H und N vortrefflichste.
27 Er hat mich sogar; — H und N und er ersuchte mich.
29. 1 Unter; — H und N bey.
2 viel; — 5a so viel.
drückten, nach 5a und 11 bis 13; — die übrigen Ausgaben druckten.
3 trat ich an den Laden des Einen; — 5a trat ich an dem Laden Einen.
30. 1 Kömmt; — H kommt. Die Wortformen wechseln überhaupt in den Ausgaben häufig.
9 daß, nach OA und 5 bis 9; — H, N und 11 bis 14 was.
17 Er, nach N und 5 bis 13; — H, OA und 14 Es.
31. 1 sei; — H und N wär.
2 Zwölfe; — 5a und 11 bis 13 zwölf.
3 Fünfe; — 5a und 11 bis 13 fünf.
6 in; — H und N auf.
32. 1 Morgen des Tags; — 11 bis 13 Morgendes Tags.
17 längs; — H längst.
18 den; — H dem (Druckfehler).
19 und — fehlt in H und N.
17 wieder — fehlt in 5a.
24 die ordinäre römische Post; — H und N den ordinären Postreuther von Rom ab.
25 darauf; — H und N bey ihm.
26 1523; — OA bis 6a 1532.
33. 2 Meister, nach H bis 6a; — 9 bis 14 Meisters.
12 Alles; — H und N Alles in der Werkstatt.
14 und — fehlt in 5a.
15 von; — H vom (Druckfehler).
Giämondo; — H und N und Giämondo.

33. 8. zu — fehlt in H und N.
34. 7. Mir; — 14 Mir ich.
18. stäke; — 5a steckte.
ging', nach 11 bis 14; — H bis 9 ginge.
27. so sehr; — 5a so.
29. hülfe; — 5a hülfe, ebenso öfters.
35. 12. mit vielen; — H und N und mit vielen.
13.15. so großen; — H und N großen.
19. auch; — H und N und.
25. nichts weiter; — H und N keine andere.
30. Schanden; — H und N Schande.
36. 3. wollte; — 5a wolle.
zu — fehlt in 5a.
4. sei; — H und OA seie.
6. diese; — H und N sie.
15. meine; — H und N die.
23. Umstehenden; — H Umstehende.
38. Madame; — H Mad, OA5 und 5a Madam.
42. gute und schöne; — H und N schöne und gute.
37. 1. Zu; — 13 In.
2. heim; — H und N vom.
10. aufgezahlt; — 13 ausbezahlt.
15. daß; — H und N da.
38. 18. sei; — H und N wäre.
39. 13. ward — fehlt in H und N.
14. wüthend. — H und N war er wüthend.
23. so viel, nach H, N und 14; — OA bis 13 so. Ital.: „con tanti belli animaletti."
25. seine; — H und N Eure.
32. welcher; — H und N der.
40. 38. hielt, nach 5a und 11 bis 13; — H bis 9 und 14 hielte.
setzte; — H und N nahm.
40. viele; — 5a viel.
41. ungestüm-spanische; — 6 ungestüme spanische.
41. 6. anstiftest; — H und N stiftest.
7. Sporen; — H Spora, N Sporne, 5a Spornen.
baron — fehlt in H, N, OA und 14.
9.10. und .... mir; — H und N und eben gingen einige römische Edelleute vorbey und sagten.
14. seine; — H seinen (Druckfehler).
19. bliebe; — H und N bleibe.
20. mir — das kaum entbehrliche Wort steht nur in H und N.
42. 1.2. freute sich sehr daran; — H und N hatte große Freude daran.
4. wollte; — H und N wolle.
8. verlangte, nach 5; — H, N und 5a verlange.
10. Rudolfi, nach H, N und 9 bis 14; — OA bis 8 Rudolphi.
21. des; — H und N von.
43. 2. nach den; — 5a nach.
44. 2. mir schon; — H und N auch mir.
7. meinen Unternehmungen, — H und N meinem Unternehmen.
12. mit; — H und N aus.
12.13. die ... suchte; — H und N mich nicht allein auf die Art zu arbeiten des Lucagnolo legte.
14. Gesellschafte; — H und N Kunst.

44. 14.15. bemühte ich mich; — H und N suchte ich auch.
16. seine; — H und N diese.
den Künsten, nach 5 ff.; — H und N denen, 5a denen Künsten.
18. auszuüben; — H und N nöthig.
24.25. nichts ... Siegel; — H und N nichts als nur das Siegel graben.
28.29. Ich ... und; — H und N und so legte ich mich auch unermüdet auf diese Kunst.
29.30. lich ... war — fehlt in H und N.
30. befand sich; — H und N war
31. von .. Carabosse — fehlt in H und N.
45. 43. ihn ... erreichen; — H und N ihm mehr als jemand nachzueifern; — 13 wie wer, aber jemand, statt Jemanden.
4. wodurch; — H und N durch welche.
7. übernahm; — H und N unternahm.
8. Die; — H und N Auch die
gleichfalls — fehlt in H und N.
13.14. Niemand ... genähert; — H und N Niemand hat ihn, daß ich wüßte, erreicht.
14. legte ich mir auf; — H und N übernahm ich.
16. sein Werk; — H und N seine ganze Arbeit.
18.19. gewöhnte ich mich zu einer gewissen; — H und N begab ich mich in eine gewisse
22. Mir; — H und N und mir.
24. und; — H und N und mir.
26. es vergnügte, nach H und N; — OA bis 14 vergnügte.
27. große, — H und N so große.
46. 2. von; — H und N mit
3. Prasem; — H und N Prasem, 5a Prasen.
Karneole; — H bis 9 Carniole.
6. Geld; — 5a Geld auf.
8. wol; — H und N oft.
9. gegeben; — H und N dafür gegeben.
hätten; — H und N hatten.
10. so — fehlt in H und N.
11. doch — fehlt in H und N.
12. mäßige Bohne „fava da partito grossetta“, (eine ziemlich große Bohne, wie man sie bei Abstimmungen zu brauchen pflegte); — die richtige Lesart haben H, N und 14, alle übrigen Ausgaben mächtige.
13. einen — 14 eine.
47. 15. was ... war; — H und N, was man bis dahin gesehen hatte.
16. Es; — 5a Er.
18. ihm; — 5a ihn.
19. erhalten; — H und N herausgegeben.
48. 1. bergen; — H und N verbergen.
14. Daraus; — 5a Darauf.
17. durfte; — H und N konnte.
jedem; — 5a jeden.
18. sich seine Krähe; — H und N sich seine Elster, ebenso an den übrigen Stellen.
22. mit Namen Pantasilea; — H und N Pantasilea mit Namen.
49. 12. er; — H und N der.
14. und; — H und N und hatte.
17. war; — H und N er war.

49. 2. zog; — H und N und zog.
50. 1. von Siena; — H und N der Sanneser.
3. auf die; — H und N zur.
11.12. Michelagnolo erhub sich; — H und N darauf erhub sich Michel Angelo.
14. und — fehlt in H und N.
15. außerordentlich; — H und N über die Maßen.
16. Als .... Zimmer; — H und N Wir sahen uns weiter um und in dem Zimmer waren.
17. von uns — fehlt in H und N.
20. wurde viel; — H und N ward so viel.
21. zeigte; — H und N bewies.
23. schönen; — H und N schönsten.
29. einer; — H und N der einen.
30. meinige; — H und N meine.
30. Jasminen; — H, N, OA und 5 Jesminen.
51. 2. hörten; — H und N hatten.
4. Frauen; — OA Frommen.
schöne — fehlt in H und N.
6.5. nicht auf; — H und N nicht aufgehört.
8. schwätzen; — 11 bis 13 schwatzen.
12. fürchte; — H und N sie fürchte.
19. Alle; — H und N jeder.
20. Das sechste Kapitel fehlt in H und N.
27. Perugia; — OA, 5 und 5a Perugia.
52. 2. bald; — OA und 5a bolde.
53. 12. Studien, Säle nach OA und 14; — 5 bis 13 Studien-Säle. (Ital.: studj, sale.)
14. Pflanzen- und Blätterarten; — Sämmtliche Ausgaben Pflanzen und Blätterarten.
54. 14. um; — 11 bis 14 in.
20. auch mir, nach OA, 5a und 11a bis 14; — 5 bis 11 mir auch.
55. 12. hergestellt; — 5a freggestellt.
56. 1. vieler; — OA und 5a vielen.
57. 17. Wiesen; — 5a Wiese. Ital.: „Prati", eine Ortsbezeichnung, wie dies namentlich aus den nachfolgenden Worten hervorgeht: „in casa dove noi eravamo ora vicina alla porta di Castello che andava in Prati."
28. da hinaus; — 5a hinaus.
59. 20. wolle; — 5a wollte.
60. 12. denn, nach OA, 5 und 5a; — in 6 bis 14 fehlt das Wort.
28. In H und N geht dem VII. Kapitel folgende „Vorinnerung" voran. „Durch den Vertritt Carl des Fünften und Franz des Ersten war Italien äußerst beunruhigt. Bisher hatten die Päbste sich an den Kaiser gehalten, als aber der Papst der König von Frankreich gefangen ward, fürchteten die Italiänischen Fürsten für ihre Freiheit; deßhalb suchten sie an dem gewöhnlichen Hülfsmittel. Sie schlossen unter Bund, welchem Clemens der Siebente beitrat. Dies war die Ursache alles seines Unglücks, die Colonner empörten sich, Bourbon zog gegen Rom und die Stadt ward geplündert."
61. 5. andern; — H und N an andern.
9. Lombardie; — 11 bis 13 Lombardei.
17. solle; — 13 sollte.
62. 10. war aber, nach OA bis 5; — 6 bis 14 aber war.
28. Fallgatter; — 5a Fallgitter.
wir· — H und N wir hier.

Geselle sich zu Frau und Kindern,
Genieße leichten Rebenmost
Und überdies frugale Kost,
Und nichts wird ihn am Leben hindern.
D. Du willst dem Herrscher Dich entziehn?
So sag, wohin willst Du denn fliehn?
O, nimm es nur nicht so genau!
Denn es beherrscht Dich Deine Frau,
Und die beherrscht ihr dummer Bube;*)
So bist Du Knecht in Deiner Stube.

An Korona Schröter.**)

nach der Aufführung der Santa Elena al Calvario.

Leipzig, Dezember 1767.

Unwiderstehlich muß die Schöne uns entzücken,
Die frommer Andacht Reize schmücken.
Wenn Jemand diesen Satz durch Zweifeln noch erhebt,
So hat er Dich niemals als Helena gehört.

An die Herzogin Luise.***)

1776—1780.

Wie Alle Dich verehren müssen,
Das kannst Du, theure Fürstin, wissen,
Dir sagt es jedes Angesicht.
Allein wie wir Dich Alle lieben,
Das steht im Herzen tief geschrieben;
Du ahnest's kaum und glaubst es nicht.

---

*) Anspielung auf eine Anekdote von Themistokles.

**) Nach Hüller's „Wöchentlichen Nachrichten" II, 204 und danach bei O. Jahn, „Biogr. Aufsätze," 1867, S. 322 und „Goethe's Briefe an Leipziger Freunde," 2. Aufl. 1867, S. 43. Die Verse rühren nach dem Berichte in den „wöchentlichen Nachrichten" über die Aufführung des oben gedachten Hasse'schen Oratoriums von einem „Ungenannten" her. Man weiß aus Goethe's eigener Erzählung, daß er während seines Leipziger Aufenthaltes Korona Schröter und die spätere Mara im Oratorien-Gesange bewunderte (s. oben S. 261) und der Letzteren anonyme Gedichte widmete (s. von Biedermann, „Goethe und Leipzig" I, S. 101). Es steht dahin, ob in obigen sieben Versen eines derselben aufzufinden ist. Wir möchten es bezweifeln. — L.

***) Diese Verse, hier zum ersten Mal gedruckt, wurden in Knebel's Nachlasse unter den Goethe'schen Manuskripten, jedoch nicht in Goethe's Handschrift, aufbewahrt. Sie würden der ersten Weimarischen Epoche zuzuweisen sein. — L.

62. 24. früher; — H und N eher.
25. ich, nach H, N und 14; — **daß** Wort fehlt in OA bis 13.
63. 14. Trastevere; — H und N Trab Tevere, 5a Trastevera.
15. Stücken, nach H, N und 14; — OA bis 13 Stück.
16. nun; — 6 u. 6a vor.
16 bis S. 64, 3. I trat die Ecke . . . that; — H und N die auf die Ecke einer Mauererhöhung traf und soviel davon mitnahm, daß es mein Glück war; denn.
64. 2. Erde; — 11 bis 13 Erden.
65. 3. de' Beni, nach dem italienischen Text Goethe's und H, N, OA und 5a; — B de' Bini, 6 bis 14 de' Benni.
9. fiel, wie 14; — OA bis 9 fiel, 11 bis 13 fiele.
10. Kardinals; — H, N und OA Kardinal.
66. 8. Herr — fehlt in 5 und 6 bis 11.
10. wenn; — H, N, OA und 14 wann.
11. und übrigens ruhig bleiben; — H und N und übrigens sollte ich ruhig seyn; 5a übrigens ruhig bleiben.
67. 2. Stücke; — H Stücken.
10. mir, nach H, N, OA, 14 und dem Text (fattomi); — in 5 bis 13 fehlt das Wort.
11. retten wollte; — H und N gerettet hatte.
12. Tiefes; — 5a Dieß.
13. Franzos; — 5a und 11 bis 13 Franzose.
13.14. diente . . . Strozzi; — H und N und hatte im Stall von Philipp Strozzi gedient.
14-16. wegen großer . . . Herkunft war; — H und N der Pabst hatte ihn aber sehr reich gemacht, weil er ihm große Dienste geleistet hatte, und oberdieß von der niedrigsten Herkunft war, so vertraute ihm doch der Pabst alß.
68. 1. und erbaute; — 5a erbeute.
2.10. Laufgräben; — H und N Trancheen.
11. Reiter; — H, OA und 5 Reuter, ebenso öfters.
69. 10. indeß; — 11a bis 14 indessen.
12. Friedrich Gmorich, nach 11 bis 14; — OA bis 9 Friedrich Ginori.
14. ihrer; — 5a seiner.
70. 21-23. er erinnerte sich . . . gefunden; — H und N er erinnere sich in seiner Jugend einige Jahre in Mantua sehr wohl aufgenommen und vergnügt gewesen zu seyn.
24. Orsola, nach dem italienischen Text, da Goethe die italienische Form wählen wollte, obwohl in H bis 9 und 14 Orsula steht; — 11 bis 13 Ursula.
71. 2. Romane; — H, N und OA Roman.
3. freundschaftlichste; — H und N freundlichste.
10. nach Mantua — fehlt in H und N.
12. zu, welches Wort kaum entbehrlich ist, steht in H und N, fehlt aber von OA bis 14.
13.14. Zeichnungen; — H und N Zeichnung.
16. drauf; — H, N und 5a darauf.
22. wünsche; — H und N wünschte.
23. daselbst; — H und N da.
habe; — H und N hatte.
32. dagegen — fehlt in H und N.
72. 11. buckligter; — 11 bis 13 buckeliger.
13. Verruchter nach 5 bis 9; — OA, N, 5a, und 11 bis 14 verruchter. Das Italienische „perverso" gestattet allerdings beide Uebersetzungen.

72. 12. diesen; — H und N diesem.
13. verheirathet; — 5 verheurathet.
14. erklärte; — 5a klärte.
73. 17. Sameser; — H und N Samefer.
20. auch; — H und N mir auch.
23. viele; — 5a viel.
74. 1. von; — 5a vor (Druckfehler).
4.7. meiner Zeichnung nicht bedarf; — H und N meine Zeichnung nicht braucht; — OA bis 14 einer Zeichnung nicht bedarf. Da indessen im Texte „il mio disegno“ steht, so ist unsre Lesart die einzig richtige.
28. Summam, nach H und N sowie den ital. Ausgaben; — OA bis 14 Summum, der richtige Ausdruck wäre Summa, aber das Latein Cellini's ist öfters korrumpirt.
75. 4.5. Menschen, worunter .... befanden; — H und N solcher Menschen und die ersten jungen Eheleute.
7. der Meister Jakob vom Kahn genannt wurde (OA, 5 und 11a bis 14 von); — H und N den man Meister Jacob vom Kahn nannte.
8. Leute; — H und N Leute mit einem Kahn.
9. ein sehr geschetter Mann (persona molto ingegnosa), nach H und N; — OA bis 14 weniger passend ein sehr geschickter Mann.
18. es; — H und N und es.
21. ich aber; — H und N und ich.
23. könne; — H und N könnte.
26. Edelsteine, nach 5 bis 13; — H. N, OA, 5a und 14 Edelgesteine.
76. 6. und — fehlt in H und N.
8. weiseste ... verschwiegenste; — H und N der weiseste, der redlichste, der verschwiegenste und der.
24. fand; — H und N hatte.
29. schien'; — H bis 9 schien, 11 bis 14 schiene; derselbe Fall S. 80. Z. 1.
77. 1. daher — fehlt in H und N.
12. solle; — 5a sollte.
26. betrug; — H und N war.
73. 2. dafür; — H, N, OA und 5 davor.
16. habe; — H und N hätte.
20. ganz, nach H und N; — das kaum entbehrliche Wort fehlt in OA bis 14.
21. Knopf, nach H, N und 14; — die Ausgaben OA bis 13 haben die sinnlose Lesart Kopf.
24. erhobener, nach der Analogie von S. 26 Z. 10 und nach 11a bis 13.
25. ein; — H und N mein.
26. Caradosso; — 5a Caradesso.
79. 10. dem; — H und N seinen.
12. größter Sorgfalt; — H und N mit größtem Fleiß.
18. XIC; — H und N Dc.
27. Kämmerers; — H und N Kämmerers, ebenso a. a. O.
80. 1. schien'. — Vergl. vorsteh. zu S. 76. Z. 29.
4.7. mein Modell geendigt wäre; — H und N ich mein Modell geendigt hätte.
81. 2. Ich — H und N Und ich.
5. Geld, nach H, N und dem Text (i denarii; — OA bis 14 Gold.
17. Gott ... war; — H und N: den Gott Vater mit den Diamanten zusammengestellt hatte.
17.18. Daneben andere; — H und N Dabei waren andere schöne.

81. m. Geld, nach H, N, OA, 5a und 14; — 5 bis 13 Gold.
n. am; — H und N an dem.
o. Seiner; — H und N Ihrer.
82. i. eingegraben; — 6 eingegroben (Druckfehler).
m. arbeite; — H und N machte.
n. habe; — H und N hätte.
o. Ihro; — 5a Eure, ovvio a. a. O.
83. i. Diesen Goldschmieden (a questi orafi); — H und N Diesem Goldschmiede.
m. sogleich; — 5a gleich.
84. m. Noch arbeitete ich; — H und N Ich arbeitete immer.
n. mir; — H, N, OA und 14 mich.
o. unaufmerksam; — 5a aufmerksam.
p. Medikaser; — H und N Medicaster.
q. Schlimmers, nach 6 bis 13; — H bis 5a und 14 Schlimmers.
r. zur Hilfe schritt; — H und N Hand anlegte.
85. s. und; — H und N und daß.
t. um... willen; — H und N wegen anderer Ursachen.
u. Gaddi; — H und N Johann Gaddi.
v. Papstes; — H und N Pabstes war.
w. fand man; — H und N waren.
war — fehlt in H und N.
x. einen jungen Fremden; — H und N ein junger Fremder.
y. einen trefflichen; — H und N ein trefflicher.
mich; — H und N ich.
gingen; — H und N fanden.
z. gewöhnlich des Tages einmal zu ihm; — H und N uns gewöhnlich des Tages Einmal bey ihm ein.
a. begab sich; — H und N ging.
b. zu, nach H, N, OA, 5a und 11a bis 14; — in 5 bis 11 fehlt das Wort.
c. Niemand; — 5a niemanden.
86. 87. d. als nach einigen Monaten, da das Mädchen; — H und N als bis das Mädchen nach einigen Monaten.
e. sieben sollte — fehlt in H und N.
66. f. unausgesetzt; — H und N immer.
g. rüstigen, nach H und N (tutti quei bravi); — OA bis 14 rüstigsten.
h. Herrn — fehlt in 6 bis 11.
i. Aldobrandi, nach d. ital. Text u. 8 bis 13; — H bis 6a Altrovandi.
Angullotto, nach d. ital. Text u. 8 bis 13; — H bis 6a Anautlotto.
k. der... liebte; — H und N und dieser liebte ihn über die Maaßen.
97. l. Erden; — 5a Erde.
m. sich ereigneten; — H und N geschahen.
n. Giovanni, nach 8 bis 14; — H Govanni; OA, 5 bis 6a Govannin.
o. gebe, nach OA bis 14; — H, N und 5a gäbe.
p. und sagte; — H und N dann sagte er.
q. mir — fehlt in 5a.
r. trage; — H und N trüg.
s. bewaffnet — fehlt in 5a.
t. unerachtet, nach 6 bis 14; — H, N und OA ohnerachtet, 5a ungeachtet.
88. u. ich; — H und N denn ich.
v. noch — fehlt in 5a.
w. bezeigte, nach 5a und 6 bis 14; — H, N, OA und 5 bezeugte.
x. für; — H, N, OA und 5 vor.

89. 11. und den fürchterlichsten Worten — fehlt in H und N.
12. etwas; — H und N was.
16. Jene; — H und N die.
17. Kinbalb; — H und N so ihm; — H und N ihn.
18. gleichsam; — H und N so.
21. 22. mit... Florentiner; — H und N in der Kirche der Florentiner mit größten Ehren
22. nachher — fehlt in H und N.
23. Leichenstein; — H und N Stein.
23. bis S. 90. Z. 31 auf welchem... zu rächen habe; — in H und N nur Folgendes: „wegu mir einige gelehrte Freunde die Inschrift gaben. In unserm Wappen, das dabey angebracht wurde, machte ich eine Veränderung, denn ich gab dem Löwen eine Streitart zu halten, daran sollt ich mich erinnern, daß ich ihn zu rächen habe; wodey ich noch bemerken muß, daß mir ohngeachtet des Verbots meines Bruders einer seiner Freunde den Mörder bezeichnet hatte."
90. 24. rechter; — 5a rechten.
25. welchen, nach 5a; — die anderen Ausgaben ohne Einn welchem.
29. setzen — fehlt in 5, 6, 6a und 8.
27. suchte; — H und N fuhr ... fort.
91. 9. nachher; — H und N dann.
10. begeben; — H und N aufnehmen lassen. gegen ihn — fehlt in H und N.
12. Wäre ich nicht gewesen; — H und N wenn ich nicht wär.
13. ihn so oft zu sehen; — H und N da ich ihn so oft sehen mußte.
16. faßte; — H und N nahm.
17. vor; — H und N für.
19. 19. keineswegs; — H und N nicht.
24. 25. Ich schlich ... heran; — H und N Ich kam mit Vorsicht an ihn heran.
26. rücklings hergehalt; — H und N so weit.
29. Mit wenig; — H und N In vier.
27. traf ... Nacken; — H und N ging der Dolch in den Nacken.
28. die Knochen; — H und N den Halsknochen. sie; — H und N ihn.
29. Maroma nach dem ital. Text und 11 bis 14; — H und N Maronna, OA bis 9 Naronna.
92. 2. nicht verfolgt würde; — H und N allein wäre.
13. ganz hatten; — H und N hatten, die übrigen Ausgaben ganz gleich so — fehlt in H und N.
17. 18. mich abzuholen... ließ; — H und N und ließ mich mit seiner gewöhnlichen Bescheidenheit merken.
93. 2. hergehalt; — H und N oft so.
12. 13. den Dieb .. als; — H und N ihn her und er vertheidigte sich mit dem Degen so gut er konnte.
20. immer, nach dem Text sowie H und N; — in OA bis 14 fehlt das Wort
23. auf; — H und N fest auf.
94. 6. neu, nach H und N, dem Text und 14; — OA bis 13 an
19 solche — fehlt in 5a.
22. nicht; — 5a doch nicht.
95. 20. so viel — fehlt in 5a.
30. geben; — 5a geben sollte.
96. 9. Domino, ebenso Z 22, nach 8 bis 14; — H bis 6a Domino.

96. 12. noch; — H und N noch gar.
13. ſchon — fehlt in 5a.
97. 1.2. meinen hinterſten Fenſtern. Ital.: „per lo mio finestre di dreto“; — 5a meinem hinterſten Fenſter. Das Letztere wäre zwar vorzuziehen, iſt aber doch wol vom Goethe nicht geſchrieben worden.
3. watete, nach 6 ff; — H bis 5a wadete. Man vgl. auch die Textrevision zu Band I S. 92 Z. 16 und S. 280 Z. 16.
4. Gaddi; — OA, 5, 6 und 6a. Goddi.
13. wollte, nach 5 bis 13; — H, N, OA und 14 ſo wollte.
14. erreichen, nach 5 bis 14; — H bis OA reichen.
23. werde; — H und N wollte.
24. erhoben, nach 11 bis 14; — H bis 9 erhaben.
25. ſodann; — H und N wie auch.
99. 24. mache; — H und N machte.
100. 8. ward; — H und N war.
20. Rechnung; — H und N Berechnung.
23. hielte, nach H, N, OA und 11 bis 14; — 5 bis 9 hielt.
101. 7. Darauf; — 6—8 Daher.
102. 8. dieſer; — H und N er.
15. dem — fehlt in 5a.
20.21. ſie äußerte ... war ich; — H und N Sie war nicht wie ſie ſich ſonſt zu äußern pflegt, ich war vielmehr.
22.22. anerkennen; — H und N vor das taufen.
103. 4. Unter; — H und N während.
6. in den; — H und N während der.
15. wurde; — H und N ward; in OA und 14 fehlt das Wort.
17. Man hatte ihn; — H und N er war.
20.21. verſchob ... gedachten; — H und N ließ darauf das Urtheil verſchieben, ſchrieb an den Pabſt den Vorfall und rühmte den gedachten.
21. und — fehlt in H und N.
24. könne; — H und N könnte.
104. 4. um, nach 6; — H, N, OA und 9 vor, 5a, 6a, 8 und 11 bis 14 für.
13. nun, nach H, N und 14; — OA bis 13 nur.
21. ſenden, nach 5 bis 13; — H, N und 14 ſchicken; in OA fehlt das Wort.
24. Zeichnung; — 5a Zeichnungen.
die; — H und N der.
25.26. ſich an den Reich halten; — H und N am Kelche arbeiten.
29.30. päbſtſafte; — 5a päpelhafte.
105. 10. mit Namen Pompeo; — H und N der Pompeo hieß.
naher, nach H, N und 14; — OA bis 13 finnlos wahrer.
11. Trajan's; — 11a bis 13 Trajano.
21. den — fehlt in 5a.
106. 1. dreier Tage, nach 6 bis 14; — H, N, OA und 5 dreyer Tagen, 5a von drei Tagen.
8. gäbe; — 5 bis 9 gebe.
26. Magalotti, nach dem Text und 11 bis 14; — H bis 9 Magalotto.
107.12.13. von einem Andern; — H, N und OA vom andern.
20. ihm; — H und N ihnen.
24.25. wegſchicken; — H und N hinwegſchicken.
108. 9. wiederkämen; — H und N zurückkämen.
27. ihm, nach H, N, OA und 11a bis 14; — in 5 bis 9 fehlt das Wort.
28.29. ſondern; — H und N nur.
109. 14. Weiſe; — H und N Art.

110. 7. als — fehlt in H und N.
10. neidischer; — Sa neidischen.
20. meine Geschäfte; — OA mein Geschäfte, Sa mein Geschäft.
24.25. und sich nach einiger Zeit sich; — H und N Nach einiger Zeit ließ er sich
26. ermahnen, nach H, N, OA und Sa; — S bis 14 mahnen.
28. würde; — H und N wollte.
28. seinem Dienste; — H, N und OA zu Ihrem Dienste.
30. aber hielt ich zu der Zeit; — H und N hielt ich.
113. 20. ging; — H und N und ging.
21.22. sie begab sich...von da; — H und N sie ging aber auf Ostia und begab sich.
23. und; — H und N ich hatte.
23. jene los zu werden; — H und N diese auszulöschen.
114. 6. die, nach 5 bis 14; — in H, N, OA und Sa fehlt das Wort.
10.11. indem er mir sagte; — H und N und sagte mir.
12.13. welcher einen Pistojeser mit sich nahm; — H und N und dieser nahm einen Pistojeser mit sich.
15. auch böses; — H und N und auch schlimmes.
27. Ich war... beschäftigt; — H und N ich besorgte die köstlichen Specereien.
115. 5. zu; — H und N bei.
9. Pentakel, nach 6 bis 14; — H bis Sa und Sa Pintakel.
11.12. bei ihren Namen; — H, N, OA und 14 beim Namen.
19. mir aber; — H und N und mir.
20. sah es; — H und N erschienen.
25. mich; — 11a bis 13 mir.
116. 6. kömmt, nach 5 bis 9; — H, N, OA und 11 bis 14 kommt.
20. ausstreuen; — H und N aufstreuen.
11. in — fehlt in H und N.
17. lächeln; — H und N lächelnd.
20. mich; — H nicht (Druckfehler).
27. Beständig; — H und N und beständig.
28. sollte; — 14 solle.
28.29. ein Buch zu weihen, das uns unendliche Reichtümer bringen sollte; — diese für den Zusammenhang unerläßlichen Worte stehen nur in H, N und 14.
117. 6. mich; — H, N, OA und 14 ich.
18. Farsa, nach dem Texte, H und N; — OA bis 14 Fasta.
23.24. denn er... Arbeit; — H und N denn ich hatte ihm und niemand anderes mein Geheimnis anvertraut.
27. der bestimmten; — H und N dieser.
28.29. denn der Termin kam näher heran; — H und N Die Zeit verging indeß.
27. vorübergehen; — H und N vorbeigehen.
118. 5. mehr; — H und N mehr in der Welt.
14. Anderes, nach dem Texte, H, N u. 14; — in OA bis 13 fehlt das Wort.
21. Notar — fehlt in H und N.
23. in Rom — fehlt in H und N.
25. jeden steht nur in H, N und 14; aber auch der Text „il furore de' pazzi" spricht für die Aufnahme des Wortes.
119. 12. Beleidigungen; — Sa Beleidigung.
16. gesammelt; — H, N und 14 versammelt.
27. aber diese Bestie habe; — H und N denn diese Bestie hat.
120. 5. glaube; — H und N glaubt.

120. 27. befände, nach 5a und 6 bis 14; — H, N und OA befinde, 5 befänd.
28. Peters, nach 11 bis 14; — H bis 9 Peter.
1.1. 4. angetroffen; — H und N gefunden.
7. Tir; — 11 bis 14 Tich.
11. Wir aber ritten; — H und N und so ritten wir.
25. vor; — H und N von.
27. und; — H und N und.
29. öfters; — H und N und öfters.
32. war; — H und N ward.
35. heiße; — H und N hieße.
36. hätte; — H, N und OA habe.
122. 2. Sporen, nach 6 bis 13; — H, N, OA, 5 und 14 Sporn, 5a Spornen.
21. denke; — H und N bedenke
sich die; — H, N und OA die.
32. hatte gehen müssen; — H und N gegangen war.
123. 7. drückte, nach 11 bis 14; — H bis 9 drucke.
17. Scudi; — H, N und OA Ducaten.
19 20. So laß mir hundert Scudi; — H und N wenn du meine Angelika nach Rom führen willst, so laß mir hundert Dukaten; — OA so laß mir hundert Ducaten.
26. damit; — 6 daß.
28. Diese Bedingung ging sie ein; — H und N Hierzu wurden wir einig.
solle; — H und N sollte.
30. versetzte; — H und N sagte.
35. damit; — H und N daß.
124. 6. aber; — H und N und.
13. Burſche, nach 11 bis 14; — H bis 9 Purſche.
125. 3. Pecci, nach dem Text und 8 bis 14; — H bis 6a Tecci.
11. stamme; — H und N herstamme
16. des Papstes; — H, N und OA Pabſt.
18. welche; — H und N die.
20. eine; — H und N ein.
126. 1. Carnesecchi; — H und N Corne Secchi.
3. wünsche; — H und N wünschte.
4. im, nach 5a und 6 bis 14; — H bis 5 in.
20. so großen; — H und N solchen.
28 29. da... helfen kann; — H und N denn hinterdrein kann die Reue nichts helfen.
34. Anderm; — H, N und OA anders, 5a andern.
127. 2. nur; — H und N nun.
21. für; — H und N vor.
128. 26. lachten — fehlt in 5a.
26. hätte; — 11 bis 14 habe.
28. der; — H und N und der.
34. fortkömmst, nach 5 bis 9; — H, N, OA und 11 bis 14 fortkommst.
129. 16. kommen — fehlt in 5 bis 6a.
21. dran; — 13 daran.
25. der Mann; — H und N er.
130. 26. Ihre, nach dem durchgängig beobachteten Gebrauche; — H bis 9 und 14 Ihre; 11 bis 13 Seine.
34. Cornaro; — H Carnaro (Druckfehler).
131. 16. und — fehlt in 5a.
23. um; — 11 bis 13 in.
132. 1. gedachtem; — H und N diesem.

132. 10. Ludwig's, nach H bis 9 und 14; — 11 bis 13 Ludwig; — ebenso S. 133. 3. 1.
20. Frau; — H, N und OA Frauen.
23. ergelgte; — H, N und OA zeigte.
30. nicht leichter; — H und N leichter nicht.
31. vernahm; — H und N vernommen hatte.
133. 1. Ich eilte; — H und N Ich ging eilig.
2. mir — fehlt in 5 bis 11.
6.7. indem ich; — H und N und.
13. etwas; — H und N was.
wollte; — 6 wolle.
14. könne; — H und N könnte.
22. glaubt; — H und N denkt.
26.27. bleiben; — H und N seyn.
134. 2. Darauf; — H und N Darüber.
4.5. brach ich ... Florenz; — H und N nahm ich um drey und zwanzig Postpferde und eilte nach Florenz.
6. Also; — H und N So.
23. verlangte; — H und N von mir verlangte.
29. denke; — H und N so denke.
135. 1. diese, nach H, N und 14; — OA bis 13 die.
6. reisefertig; — H und N als ich reisefertig war.
17. sei; — H und N wäre.
21. wippen (daze ad uno la corda); — H und N wippen.
22. zusammen weiter zogen; — H und N zogen wir zusammen weiter.
31. gleicher; — H und N dergleichen.
als die — fehlt in H und N.
136. 8.9. mit Petern, seinem Bruder; — H u. N und Peter sein Bruder.
9. und; — H und N mit ihnen.
10. noch; — H und N zugleich.
24. hinab; — H und N hinunter.
137. 1. Lamentone; — H Lamentano (Druckfehler).
21. ankamen; — H und N im Hafen ankamen.
138. 2. diesmal; — 5a dieses Mahl.
5. für Andere; — H vor andere.
12.13. so werde ... können — fehlt in 5, 6 und 6a.
17 und — fehlt in H und N.
wie; — 11 bis 14 was.
14. in das; — H und N ins.
15. Waffen; — 13 Waffe.
139. 7. suchte; — H und N sah.
9.10. auf dessen Seite das Recht war; — H und N der Recht hatte.
12. vor, nach 11 bis 13 und dem sonstigen Gebrauche; — H bis 9 und 14 für.
15. welche; — H und N die.
18. selbigen; — H und N denselbigen.
20. erst, nach H und N; — OA, 5 und 5a es, 6 bis 14 bes.
26. vor; — H und N für.
27. Wir bezahlten also; — H und N so bezahlten wir.
28. vortreffliche, nach 11 bis 13; — H bis 9 und 14 fürtreffliche; ebenso S. 141. 3. 25 u. 26 und öfters.
41. im; — H und N im.
140. 1. mich darnach; — H und N darnach mich.
9. Stallbursche, nach 11 bis 14; — H bis 9 Stallbursche.
18. und sagte eilig; — H und N und eilig sagte ich.

140. 24. wollte; — H und N wolle.
25 26. Und so ... glauben; — H und N So glaubte der Gevatter.
141. 1. habe; — H und N hätte.
3. Seiner; — H und N Ihre.
5. Stempel zu seinen Münzen schneiden, nach 8 bis 14; — H und N ebenso, nur „machen" statt „schneiden"; OA bis 14 die Münzen zu seinen Stempeln schneiden.
10. darauf — fehlt in H und N.
12. die halben Julier (per li mezzi giuli); — 11 bis 14 den halben Julier.
13. ferner; — H und N und darauf
15. Cherubim, nach 6 ff.; — H bis 5a Cherubinen.
20. Da ich nun so mit viererlei (quest- quattro sorte di monete); — in H und N fehlt nun; — OA bis 14 entschieden falsch Da ich nun mit so vielerlei.
142. 3. wolle; — H und N wollte.
4. So; — H und N und so.
10. Monteritondo, nach H bis 9 und dem Text; — 11 bis 14 Monterotondo.
22. verfertigen; — H und N behandeln.
143. 16. dem, nach 6 bis 14; — H bis 5a den.
17. aber; — 5a mir aber.
144. 5. Papstes, nach 6ff.; — H bis 5a Pabst.
28.29. Mir aber blieb das Münzamt; — H und N Mir blieb die Münze.
30. meine Stempel (di fattare di mia ferri); — in H und N durch ein Versehen meinen Stempel, woraus denn in OA einen gemacht wurde, was noch jetzt in allen Ausgaben steht.
145. 31. meinen, nach N und 5 bis 13; — H, OA und 14 mit gleicher Berechtigung meinem.
33. den, nach 5 bis 13; — H, N, OA und 14 dem.
146. 8. befähle; — 5a befehle.
20. ergreifen, nach H und N; — OA bis 14 greifen.
30 solche; — H und N die.
36. sei, nach 5 bis 13; — H, N, OA und 14 wäre.
147. 38. Man ging eben zur Tafel; — H und N Es war eben Tafelzeit.
148. 9. dann wolle er; — H und N und er wolle sodann.
149. 16 hoffen; — H und N warten.
24. vor, nach 11 bis 13; — H bis 9 und 14 für.
150. 6. Euer Gnaden; — H Ew. Gnade, N Eure Gnade.
17. sehe, nach 6 bis 14; — H bis 5a sähe.
22. seinem, nach OA, 5, 5a und 9 bis 14; — H, N, 6, 6a und 8 seinen.
26. nicht; — H und N nichts.
151. 28. Gelbe (denari), nach H und N; — OA bis 14 unrichtig Goldes.
152. 5. mich; — H und N mir.
10. Der; — 5a er.
153. 13. 14. sie möchte mir helles und frisches Wasser ... bringen (che mi portassi d'acqua chiara e fresca), nach H, N und OA, in denen nur „und" fehlt; — 5 bis 14 sie möchte mir helles und frisches Wasser ... bringen.
28. ließ"; — H, N, OA und 11 bis 14 ließe, 5 bis 9 ließ.
29. ein; — 5a eine.
30.31. komme ihm zuvor und treffe; — H und N war ihm zuvorgekommen und traf.
154. 6. wie; — H und N und wie.

154. 29. war, nach H bis 5a; — in 6 bis 14 fehlt das Wort.
30. ſich — fehlt in H, N und OA.
31. kann; — H und N wird.
155. 1. man; — H und N und man.
2. auch . . . Freund; — H und N der auch mein großer Freund war.
und; — H und N und mir.
3. ſoll; — ſämmtliche Ausgaben, obgleich es oratio directa iſt, ſolle, wohl in H, N und OA nur Druckfehler ſein kann.
3. will, nach H, N und OA, ſowie 11 bis 14; — 5 bis 9 wollte.
4. böſen — fehlt in 6 bis 9.
157. 28. ſollte; — 5a ſoll.
29. für, nach 6 bis 14; — H bis 5 vor.
31. ſollte; — H und N ſolle.
32. gedenke; — H und N gedächte.
vergeſſe; — H und N vergäße.
158. 6. hatte; — H und N ich hatte.
9. mir jemals . . . gelungen war; — H und N ich jemals . . . gemacht hatte.
13. von, nach H und N; — OA bis 14 vom.
19. die Stempel der Medaille (quei ferri di quella medaglia); — H und N die Stempel der Medaillen; OA bis 14 die Stempel und die Medaillen — gegen Sinn und Text.
22. drauf; — H und N darauf
24. vollenden; — H und N machen.
31. ſei; — H, N und OA wäre.
159. 8. gäbe, nach 5 ff.; — H, N und OA gebe.
11. ſich; — H und N ich.
12. dem; — 5, 6 und 6a den (Druckfehler).
12.13. mein rechter Stiefel mit Waſſer füllte; — H und N den rechten Stiefel voll Waſſer bekam.
19. Feuerbalke, nach H bis 5 und 6 bis 9; — 5a und 11 bis 13 Balken, obgleich „Balke“ eine korrekte Wortform, ja die eigentlich richtige iſt.
25. ſpeiſte; — H und N ſpeiſte noch.
wunderten; — H und N verwunderten.
27. ſeinem (suo una sua maletteccia), nach H u. N; — OA bis 14 einem.
29. Bockſprüngen; — H, N und 5a Bocksſprüngen.
herbeigehüpft; — H und N hergehüpft.
160. 5. doch; — H und N doch nicht.
7. Reden; — H und N Worte.
11. Ausgewanderten — fehlt in H und N.
15. viel — fehlt in H und N.
21. darüber; — H und N drüber.
22. ich; — H und N und ich.
30-33. und arbeitete . . . Geſundheit; — H und N Indeſſen arbeitete ich Leißig in meiner Werkſtatt, zwar keine bedeutende Sachen; denn es lag mir vorzüglich an der Wiederherſtellung meiner Geſundheit.
161. 3. für, nach 6 bis 13; — H, N, OA und 14 vor.
4. hielt'; — H bis 9 hielt, 11 bis 14 hielte.
Seiner, nach 5 ff.; — H, N und OA Ihro.
7. Ihro, nach H, N, OA und 14; — 5 bis 9 Ihre, 11 bis 13 Seine, ebenſo a. a. O.
10. Papſte, nach 5a und 11 bis 14; — H bis 9 Pabſt.
die; — H, N, OA und 14 und.

Familiengemälde.*)

Zum 1. September 1814.

So leitet zu des Schloſſes Pforten
Die Muſe feſtlich jeden Schritt;
Es fehlet nicht an ernſten Worten,
Und manches heitre tönet mit.

Bald blüht in dieſen Luſtgefilden
Ein neues Feſt dem treuen Blick:
Gemahlin, Söhne, Töchter bilden
Den ſchönſten Kranz, ein häuslich Glück.

Der Künſtler ſteht entzückt im Schauen,
Entwirft mit Rubens' Hand und Kraft
Anſtänd'ge Ritter, hehre Frauen
Und aller Stoffe Farb' und Saft.

Schon hat er's emſig unter Händen,
Er ſieht es wachſend vor ſich ſtehn;
Gelingt's ihm, ſchnell es zu vollenden,
So werdet Ihr's mit Freude ſehn.

Blumen und Pflanzen.**)

Die Pflanzen ſämmtlich, die Dir angehören,
Sie grüßen Dich entzückt in Deinen Gauen;
Und willſt Du ſie mit neuen auch vermehren,
Wir werden nicht dazu mit Neide ſchauen.

---

*) Vgl. „Willkommen!" Weimar 1814, No. 33 und S. 321 dieſes Bandes. — Daß Goethe Verfaſſer dieſes Gedichtes iſt, halten wir für ziemlich wahrſcheinlich. In einem Exemplar der oben citirten Schrift, auf der Großherzoglichen Bibliothek zu Weimar befindlich, ſteht ausdrücklich Folgendes vermerkt: „Die Namenermittelung der hier betheiligten Dichter iſt aus dem Exemplar entnommen, das Riemer eigenthümlich beſeſſen" (von der Hand des Bibliothekar-Sekretärs Ph. Kräuter und, wenn ich nicht irre, auch mit ſeiner Namensunterſchrift). In dieſem Exemplare iſt Goethe ausdrücklich als Verfaſſer bezeichnet, und mit dieſer Angabe ſtimmt auch ein dem Herausgeber zugehöriges Exemplar, in welchem ſämmtliche Namensunterſchriften augenſcheinlich von der Hand Riemer's ſind. In der am Schluſſe des „Willkommen" gegebenen „Ueberſicht", die von Goethe und Riemer verfaßt iſt, ſtehen als Erläuterung die Worte: „Es iſt gegründete Hoffnung, daß die bildende Kunſt ſich mit der dichtenden zur Vollendung dieſes Entwurfs vereinigen werde." Wir fügen nur noch hinzu, daß unter der Familie die des Herzogs von Weimar, unter dem Künſtler vermuthlich der bereits (II, 420) erwähnte Maler Kaabe zu verſtehen iſt.

**) Vgl. „Willkommen!" No. 4. — Das Vorliegende iſt nur der Anfang einer größeren Reihe von Strophen; denn auf die „Beilchen" folgen noch zehn andere ebenfalls auf Pflanzen bezügliche. Während dieſe aber Riemer

161. 12. andern, nach H bis 5a; — 6 bis 14 andere.
sehr — fehlt in H und N.
17. das Geld von ihm; — H und N von ihm das Geld.
24. mögt; — H möcht.
25. was nach H und N; — in OA bis 14 fehlt das Wort.
31. ließ sich aber; — H und N aber ließ sich.
32. sei; — H und N war.
162. 7. bezeigte, nach 5a und 6 bis 14; — H, N, OA und 5 bezeugte.
8. Juvenale, nach 11 bis 13; — H bis 9 und 14 Juvenal.
13. Hinter dieser Zeile folgt in OA bis 6a noch „Wunderbare Geschichte des Knaben Alkanio“, Worte, die erst in die Inhaltsangabe des achten Kapitels gehören.
162. 2. das Werk dem Kaiser; — H und N dem Kaiser das Werk.
3. sähen, nach 5 bis 14; — H und N sehen würden, OA sehen.
14. viel Mehreres; — H und N vielmehr es.
17. spräch', nach 5 bis 9; — H, N und OA spreche, 11 bis 14 spräche.
18. schönern, nach 6 bis 13; — H bis 5a und 14 schönere.
20. Kämmerer; — H und N Kämmerier.
20. Valafsó (palazzo), nach H, N und 14; — OA bis 13 Pabstes.
164. 1. merkte; — H und N bemerkte.
11. seid es — fehlt in H, N und OA.
26. Juweliere, nach 5a und 11 bis 14; — H bis 9 Juwelier.
165. 19.20.26. Milano; — B und 11 Milliano; die Barbirung des Ausdrucks, wie sie in H bis 9 für Z. 21 gemacht ist (des Mailänders statt Milianer), ist von uns in Uebereinstimmung mit 11 bis 14 nicht in den Text aufgenommen.
23. jene; — H und N sie.
26. Diamant, nach H bis 11; — 11a bis 14 hier und sonst Diamanten, welche Aenderung nicht nothwendig ist.
26.27. den Stein; — H und N ihn.
166. 1. für; — H, N, OA und 14 vor.
12. ich — fehlt in H, N, OA und 5a, desgleichen nun.
28. hätte; — H hatte.
167. 2. scheine; — H und N schiene.
10. glaube; — H und N glaubte.
12. Glauben beimaß; — H und N glaubte.
15.16. Wäre ... erzeigen; — H und N Hätte der Pabst mir mit Ehren etwas unangenehmes erzeigen können.
18. Dessenungeachtet; — H und N Indessen, OA, 5, 5a und 14 Demohngeachtet.
23. wie ich bald merkte; — H und N ich merkte es bald.
25. Kohlenmasse; — H, N und 14 Kolbenmasse.
168. 6. Man vgl. vorstehende Anmerkung zu S. 162 Z. 19.
169. 4. ging; — H und N er ging.
18. gar — fehlt in H, N und 14.
170. 19. und, nach H, N, OA und 11 bis 14; — 5 bis 9 der.
171. 4. sei; — H, N, OA und 14 wäre.
12. so — fehlt in H und N.
20. ihm; — 5a ihm.
20. Herr — fehlt in H und N.
172. 2. wohnen; — H und N bleiben.
4. auch Ihr bleibt nur; — H und N und ihr bleibt nur auch.
10. sein; — H und N das.
18. als; — H und N da.
24. jemals; — N jemahl (Druckfehler).

172. 25. hatte; — H hatten (Druckfehler).
26. nahm; — H und N verlangte.
34. mir; — H und N mir nun.
37. die, nach 11 bis 14; — H bis 9 den.
173. 3. Mittlerweile; — H und N Indeſſen.
14. er aber; — H und N und er.
4. die man mir um funfzig Dukaten überlaſſen; — H und N die ich vor funfzig Ducaten gehandelt.
11. Ihr dieſe... Euch; — H und N ich dieſe Pferde nicht nähme, ſo würde man mir gewiß.
12. Ihr würdet; — H und N ich würde.
17. bis S. 184 Z. 4 — fehlt in H und N. Statt deren findet ſich folgender Auszug: „Wir zeigen hier nur den Inhalt eines Abſchnitts, den wir auslaſſen, kürzlich an: Cellini geht durch Graubünden über Wallenſtadt auf Zürch, von da, über Solothurn, Lauſanne, und Genf, nach Lion, und kommt endlich glücklich in Paris an. Da ſein Landsmann, der Mahler Roſſo, ſtatt ihn bey Hofe einzuführen, vielmehr gegen ihn cabalirt; ſo ſtellt ihn der Schatzmeiſter Buonaccorſi dem Könige vor, dieſer empfängt ihn ſehr gnädig, weil er aber ſelbſt nach Lion zieht, befiehlt er, daß Benvenuto ihm folgen ſolle. Der Cardinal von Ferrara nimmt ſich ſeiner auf dem Wege beſtens an, allein Cellini und ſein Geſelle Aſcanio werden in Lion krank und fühlen ein unüberſtehliches Heimweh. Sie gehen beyde, noch im Fieber, über den Simplon, nach Italien, über Ferrara und Loretto nach Rom. Er überläßt daſelbſt dem getreuen Felix ſeine Werkſtatt, eröffnet eine neue, nimmt viele Gehülfen an und hat Händel mit ſeinem Peruginiſchen Geſellen. Unter andern Arbeiten hat er auch einen reichen goldnen Schmuck, mit Juwelen, für die Gemahlin des Herrn Hieronimus Tarſino unter Händen.“
19. Merlina, nach dem Texte von Biondi; — die Ausgaben Merlina.
20. noch, nach 6 bis 14; — OA bis 5a doch.
174. 13. Meilen; — 11 bis 13 Miglien, ebenſo a. a. O.
177. 12. Zürich; — OA, 5 und 5a Zürch.
178. 16. Kronen, nach OA, 5a und 8; — die übrigen Ausgaben Krone. Man vgl. S. 187 Z. 27.
179. 27. unterwegs; — OA bis 9 unterwegens, 11 bis 14 unterwegs.
180. 2. einsmals; — 5a einsmal.
18. Simplon's, nach OA bis 9; — 11 bis 14 Simplon.
183. 15. eigene, nach 6 bis 14; — OA, 5 und 5a eignen.
24. auch, nach OA, 5a und 11 bis 14; — in 5 bis 9 fehlt das Wort.
28. Paul's, nach OA bis 9; — 11 bis 14 Paul.
184. 2a. befördern; — H und N fördern.
24. geſchickte Leute bekümmere; — H und N um die geſchickten Leute bekümmert.
185. 17. Seiner; — H. N. OA und 14 Ihro.
25. Ludwig; — H und N Ludwigs.
daß er; — H und N daß.
28. wohl; — H und N er wohl.
186. 13. den, nach OA bis 9; — H, N und 11 bis 14 dem.
17. Jahr, nach H bis 9; — 11 bis 14 Jahre.
20–22. und hat ... machte: — H und N und erbat ſich ſogleich von ſeinem Vater die Gnade, daß ihm das Geld geſchenkt ſeyn möchte.
187. 6. an mich; — H und N mich an.
12. eitel, nach 5 bis 9; — H, N, OA und 11 bis 14 nur.
20. Und zwar; — H und N Darauf ſprach er: Mir.

187. 22. und — fehlt in OA und 5 bis 13; — H, N und 14 und zwar. Das Wort „zwar“ hat Goethe gewiß schon deswegen gestrichen, weil es unmittelbar vorher angewendet ist.
22. eines — fehlt in H und N.
25. in der Nähe war; — H und N sich gegenwärtig befand.
26. vertraute; — H und N und vertraute.
29. dessen — fehlt in H und N.
188. 7. abfordern; — H und N abfodern, ebenso zurückfodern. S. 190 Z. 31.
ließe, nach H, N und OA sowie 11a bis 14; — 5 bis 11 ließ.
8.9. verhielte, nach H, N und OA, sowie 11 bis 14; — 5 bis 9 verhielt.
189. 2. dann, nach H bis 9. — 11a bis 14 denn.
11. ist; — H, N und OA sei.
21. diesem Fall, nach H, N, dem Text (alla presenza di queste cose io mi trovai in fatto) und 14; — OA bis 13 diesem.
190. 8. freche; — H und N verwegene.
12. aber; — H und N und.
23. etwas; — H und N was.
28. hielt; — H und N hatte.
29. Herrn von Montluc; — H und N Herrn von Morlui, OA bis 9 ebenso die italienischen Texte Herrn von Morluc, 11 bis 13 Herrn de Montluc, 14 Herrn de Morluc.
30. der besten; — H und N die beste.
191. 8. rasende; — H, N, OA und 14 eine rasende.
18. hinginge, nach H, N, OA und 11 bis 14; — 5 bis 9 hinging.
20. gar — fehlt in 5 bis 9.
192. 18. Lastet; — H Lastern.
193. 21. Euch; — H und N mir.
Ihr sagt; — H und N ich sagte.
31. Ausführung; — H und N Ausführung von mir.
würdet Ihr; — H und N würde ich.
32. mich mit; — H und N an.
33. beschäftigt; — H und N gearbeitet.
34.35. meinem eingeschränkten Zustande, nach H bis 5a und 11a bis 14; — die übrigen Ausgaben meinen eingeschränkten Zustand.
36. Schlosser; — 5 bis 6a und 9 weil nur zufällig das ältere „Schlösser.“
194. 22. sei; — H und N wäre.
25. kam; — H und N war.
29. bei diesem Falle; — H und N in dieser Sache.
195. 6. bis 197 Z. 14 — fehlt in H und N.
197. 18. schwatzen; — H, N, OA, 5a und 14 schwätzen.
24. leise; — H und N so leise.
28. wollte; — H und N wolle.
29. ihm; — H und N ihn.
36. auch, nach H, N und 14; — in OA bis 13 fehlt das Wort.
198. 21.22. Das könnte ich wol zugeben; — H und N auch das getraute ich mir wohl.
22. auch weiß ich; — H und N ich weiß wohl.
25. denen; — 11—13 dem.
199. 10.11. sich ... befand; — H u. N unter der Schloßwache sich befand.
14. ihm — fehlt in 6a—11.
15. meinem; — H und N meinen.
29. Farbe; — H und N völlige Farbe.
32.33. hieß und, nach H, N und 14; — in OA bis 13 fehlen die für den Sinn nöthigen Worte; denn „Bozza“ bedeutet einen roh behauenen Stein.

200. 1. das Gefängniß — fehlt in H und N.
34. weil; — H und N dieweil.
37. sehr — fehlt in H und N.
39. Anderm, nach 5a; — die anderen Codices andern.
39. er; — H und N er gewiß.
54. seiner; — H bis 5a und 14 ihn.
201. 4. und — fehlt in H, N und OA.
11. Steigbügels, nach 5 ff.; — H, N, OA und 5a Steigbiegels.
27. ward, nach H und N; — OA bis 14 war.
202. 28. mehr — fehlt in 6 bis 9.
32. eine Stunde, nach H und dem Texte (un'hora); — N bis 14 einige Stunden.
35. allem, nach 9 bis 14; — H bis 8 allen.
203. 38. Ottavio; — H und N Ottario.
204. 2. Kardinals, nach 6 bis 14; — OA bis 5a Cardinal.
36. nur — fehlt in H, N, OA und 5a.
205. 8. vom; — H und N von dem.
12. Paul's, nach 11 bis 14; — OA bis 9 Paul.
16. der Stadt; — H und N Rom.
21. Der Kastellan war; — H und N Jndessen war der Kastellan.
32. vom, nach H, N und 14; — OA bis 13 am.
37. Um diese Stunde; — H und N Jndessen.
38. selbst; — H und N auch selbst.
39. Cornaro, nach H bis 5a und 11 bis 14; — in 6 bis 9 fehlt das Wort.
206. 13. soll; — 5a solle.
17. Mittlerweile; — H und N Jndessen.
18.19. zerstört; — H und N außer sich.
22. geflohen (è fuggito), nach H bis 5a und 11 bis 14; — 6 bis 11 geflogen.
29. hangen, an; — H und N hängen, von.
207. 8. von der, nach H, N und 14; — OA bis 13 der.
14. solle, nach 11 bis 14; — H bis 9 soll.
26. Dich, nach H, N und 14; — in OA bis 13 fehlt das Wort.
29. dann, nach 5 bis 14; — H, N, OA und 5a da.
208. 7. viele; — H und N viel.
209. 28. vorkam; — H und N war.
32. arme — fehlt in H und N.
39. anlege; — H und N nur anlege.
45. den — fehlt in H, N und 14.
210. 1. nachher; — H und N hernach.
13. denken; — H und N sagen.
23. wich; — H und N wich's.
30. gerieth'; — 5 bis 9 gerieth, H, N, OA und 11 bis 14 geriethe.
41. unterm (una camera bassa), nach H und N; — OA bis 14 unterken.
211. 28. solcher (simile a quello), nach H und N; — in OA bis 14 fehlt das Wort.
32. dürfe; — H und N könne.
212. 14. meinem; — H und N dem.
21. Jacken (le coppe), nach H, N und 14; — OA bis 13 Jacke.
22. Strümpfe; — 5 Stümpfe (Druckfehler).
213. 11. habe; — H und N hätte.
sei ... geschehen; — H und N habe ich ... gethan.
14. verdiene; — H und N verdient.
16. werden; — H und N würden.
29. weint; — H und N er weint.
214. 32. ihm, nach H, N, OA, 5a und 11a bis 14; — in 5 bis 11 fehlt das Wort.
34. Ich aber befand; — H und N Jndessen befand ich.

214. 18. wurd; — 6a wird.
215. 4. Nun; — H und N so.
5. ergaben; — 5, 6, 6a und 8 gegeben.
schöpfte ich gleich wieder. — H und N so schöpfte ich nun.
6. viel; — H und N gutem.
10. sagte; — 6a sagten.
sollte; — H und N selle.
216. 2. unter; — H und N in.
4. Taranteln (tarantole), nach H, N, 5a und 14; — OA bis 13 Tarantel.
5. Werg; — H, N, OA und 5 Werk.
12. faßte; — H und N so faßte.
17. darein; — H, N und OA darin.
217. 7. das ganze Geſelle (tutto questo odiſinio), nach H und N; — OA bis 14 das Geſellt.
14. was; — H und N was das.
15. Teig; — H, N und 14 vom Teig.
218. 4. zu, nach H und N; — OA bis 14 so.
13. Beſtändig; — H und N und beſtändig.
17. bei; — H und N an.
220. 4. Schulden; — 6a Schuld.
8. Ludwig's; — 11 bis 14 Ludwig.
221. 5. Darauf; — H und N Dann.
7. veränderte, nach OA bis 13; — H, N und 14 änderte.
14. abforderu; — H und N abfodern.
15. nichts mich, nach H, N und OA; — 5 bis 14 daß nichts mich.
222. 6. kann; — H, N, OA und 14 könne.
11. Stufen; — H und N der Stufen.
19–21. Ich betrachtete ſie ... weg gewendet hätten, nach H, N und 14; — in OA bis 13 fehlt der Satz, obſchon ſo unerläßlich erſcheint. Veranlaßt iſt das Verſehen offenbar dadurch, daß auch der nächſte Satz mit den Worten „Ich betrachtete“ anfängt.
224. 4. An, nach 5 bis 13; — H, N, OA und 14 Von.
19–20. Allerheiligen; — H und N allerheiligſten.
21. ſo gut; — H, N und 14 was.
225. 13. Macht; — H Nacht (Druckfehler).
14. überbrachte; — H, N und OA hinterbrachte.
17. Hierauf; — H und N Indeſſen.
226. 17.18. in welcher ... läßt; — H und N und dabey läßt ſich die Eigenſchaft der Juwelen nicht erkennen.
22. Wenige; — H, N, OA und 5a Wenig.
24. Obgedachter ... dagegen; — H und N Indeſſen hatte obgedachter Herr Durante von Breſcia.
26. verabredet, nach 5 bis 13; — H, N, OA und 14 abgeredet.
28. tödtete; — 9 tödte.
29. geſtoßenen (diamante pesto), nach H, N, OA und 14; — 5 bis 13 geſtoßene.
40. der, nach H, N, OA und 14; — 5 bis 13 was.
227. 6. durchlöchert; — H, N, OA und 14 ſo durchlöchert.
7. mit; — H, N, OA und 14 ſo mit.
15. an das; — H, N, OA und 14 das.
23. ſo; — H und N ſolchen.
26. meinen, nach H, N, OA, 5a und 11 bis 14; — 5 bis 9 meinem.
Auch im Text ſteht der Plural „con questi pensieri.“
228. 11. hatte; — H, N, OA und 5a hat.

228. 11. hatte; — H, N, OA, 5 und 5a hat.
12. ihm; — H und N ihn.
13. für, nach dem festgehaltenen Gebrauche und nach 11 bis 13; — H bis 9 und 14 vor.
229. 4. Diamant, nach 5 bis 9; — H, N, OA und 11 bis 14 Diamanten.
5. geschähe, nach H bis 9; — 11 bis 14 geschehe.
6. sei, nach 6 bis 14; — H bis 5a sein.
7. worauf ich versetzte; — H und N Darauf versetzte ich.
233. 13. genugsam; — H und N sehr wohl.
14. außerordentlich; — H und N außerordentlich wohl.
15. Woche; — N und 5a Wochen.
234. 8. Freundlichkeit (accoglienza), wie H, N und 14; — OA bis 13 Freundschaft.
11. Der Kardinal aber; — H und N aber der Cardinal.
sollte, nach 5 bis 14; — H, N, OA und 5a sollte.
14. sei, nach 5 bis 14; — H, N und OA wäre.
20. in dem Zimmer (in camera); — H und N in den Zimmern.
22. besuchte mich; — H und N kam.
24. Altoviti; — H und N Altoviti zu mir.
30. behielt'; — die Ausgaben entweder behielte oder behielt.
34. schrieb'; — desgl.
sollte, nach 5 ff.; — H, N, OA und 5a sollte.
37. in der Folge; — H und N nachher.
39. genau; — H und N so genau.
39.40. ein Engel ... mir; — H und N es habe mir es ein Engel bei Himmelfl.
235. 11. ingleichen, nach OA, 5 bis 9, 11a und 12; — H, N, 5a, 11, 13 und 14 ingleichen.
12. Nebeln (dalle nebbie); — 5a Nebel.
16. besucht; — 9 besuchte.
23. Kardinals, nach 6 bis 14; — H bis 5a Cardinal.
236. 8. dann, nach H und N (dipoi); — OA bis 14 denn.
9. Vater; — H und N seinem Vater.
10.11. welche ... bewirtheten; — H und N und ward zwey Tage von ihnen auf das freundlichste bewirthet.
21. vorn; — H, N, OA und 14 vornen.
halb; — H und N und halb.
237. 8. arbeiten; — H und N stechen.
9. darein; — H, N, OA und 14 darin.
20. sich aber; — H und N aber sich.
29. die Söhne der (i figliuoli), nach H, N, dem Text und 14; — in OA bis 13 fehlen die ganz unerklärlichen Worte.
238. 8. hingegen — fehlt in H und N.
239. 12. für; — H und N vor.
23. den; — H und N dem.
240. 1. glaube; — H, N und OA glaubte.
6. in; — H und N und in.
14. etwas; — H und N was.
20.21. bezeigten; — H und N bezeugten.
24.25. weiter ... Gesellschaft; — H und N wieder mit meiner Gesellschaft weg.
25.26. indem ... hielten; — H und N und hielten und bald vor, bald hinter dem Gefolge.
28. kamen; — H und N gekommen waren.
32. der Postillon aber; — H und N und der Postillion.

240. 2. allenfalls — fehlt in H und N.
241. 1. Camollia; — H und N Comollia;
15. mit; — H und N und mit einem.
16. die, nach H, OA und dem Text (in quel modo parzo bestiale); — 5 bis 14 eine.
242. 1. Charfreitage; — H und N Freytag.
1. um Gottes noch um des Teufels Freitag; — H und N um den heiligen Freytag noch um des Teufels Freytag.
3. mir nicht gleich; — H und N nicht gleich mich.
wollte; — H und N so wolle er.
9. hinzu; — H und N herbey.
12. Erde, nach 5 bis 13; — H, N, OA und 11a bis 14 Erden.
16. ihn; — H und N ihm.
21. zum Beten; — H und N besser.
23. so; — H und N als.
243. 2. dem; — 11a und 12 diesem.
12. braucht; — H, N und OA brauchte.
13. was; — 11 bis 14 das.
15. tief; — 12 so tief.
16. hätte; — 11 bis 14 hatte.
21. Nebel; — H und N Nebel da.
24. Die Söhne des Todten waren sogleich; — H und N Indessen waren die Söhne des Todten.
244. 4. ließ; — H und N ließ ihn.
9. Hierauf; — H und N Indessen.
11. sagte; — 6 bis 9 sagt.
13. hatte; — H und N und hatte.
17. über; — H und N und über.
fliegen; — H und N zu beklagen.
19. heften; — H und N zu nähen.
20.21. und ... zunähen; — H u. N denn es wäre ihm ungelegen, wenn er aus Bösem ihm etwa das Maul ganz zunähte.
23. man; — H und N er.
durch könne; — H und N durchkönnte.
23.24. und er lebendig zu den Seinigen käme, nach H, N, OA, 5a und 11a bis 14; — und er zu den Seinigen käme, 6 bis 11 und er zu dem Seinigen käme. Der Text lautet: „e' potessi tornar vivo allo suo brigate."
23.24. dagegen; — H und N sowie.
24. der Unfälle, die wir ausgestanden; — H und N des Unfalls, der uns begegnet war.
245. 17. nach Frankreich; — H und N ohne mich nach Frankreich.
17.18. aber keine, mich mitzunehmen — fehlt in H und N.
20. nur; — H und N recht.
246. 2. Dergestalt; — H und N So.
8. wegen; — H und N über.
17.18. sollte gesehen haben; — H und N gesehen hätte.
19. dabei rief er: „Ich werde; — H und N und er würde.
247. 7. sie; — H und N ihn.
24. Tagereisen; — H, N und 14 Tagereisen.
25. jetzt; — H und N nun.
248. 1. Fraschino, nach Goethe's Text und OA bis 9; — H und N Frashino; — 11 bis 14 nach dem Texte bei Bianchi u. a. Fiaschino. — Dann könnte man aber noch viele Aenderungen machen.
2. möchte; — H und N sollte.

248. 6a. diesem Edelstein (con quel diamante), nach H und N; — OA bis 8a, sowie 6a bis 9 diesen, 8 und 11 bis 14 diesem.
13. Schein, nach 5 und 6 bis 13; — H, N, OA, 6a und 14 Scheinen.
14.15. dürfte ... schätzen; — H und N könnte wohl auf zweihundert Scudi geschätzt werden.
24. denen, nach H bis 9; — 11 bis 14 den, ebenso S. 249 Z. 12.
25. mich dann; — H und N dann würde ich mich.
249. 4. mir; — H und N hatte mir."
12. sei; — H und N wäre.
29. war; — H und N wär.
34. Endlich; — H und N Indessen.
250. 13. was, nach 5 bis 11; — B, N, OA, 5a und 11a bis 13 etwas.
17. vor, wie 11 bis 14; — H bis 9 für.
20. Übrigens — fehlt in H und N.
21. Salviati; — H, N, OA und 5a Salvati.
252. 4. Becken, nach 11 bis 14; — H bis 9 Becher.
20. das gegenwärtige; — H und N dieses.
21.22. Ausdrücken; — H und N Ausdrücken als dieses.
29. auszuführen; — H, N und 14 auch auszuführen. Die Hinzusetzung des Wortes „auch", das nicht einmal im Text steht, scheint nicht nötig.
30. Nun mußten wir aber gleich; — H und N Indessen mußten wir.
37. hatte ich, nach 5 bis 9; — in H, N, OA und 11 bis 14 fehlt das Wort ich, in 5a steht ich hatte.
253. 10. könnten, nach 5 bis 9 und dem Text (possiate); — H, N, OA und 11 bis 14 könnt.
14. Sogleich; — H und N darauf.
Ihr ... ließet; — H und N Sie ... ließen.
18. ließ'; — 5 bis 9 ließ, die übrigen ließe, ebenso S. 255 Z. 18, S. 256 Z. 8 und a. a. O.
21. von; — H, N und 14 was von.
27. Der Kardinal versetzte zornig; — H und N Darauf war der Kardinal zornig und sagte.
254. 1. Niemandem, nach dem festgehaltenen Gebrauche; — H bis 9 und 14 Niemanden, 11 bis 13 Niemand.
9. sagte; — H und N war.
13. jenen; — H und N diesen.
16. mocht'; — H mogt (Druckfehler).
17. und; — H und N und der.
18. dem ganzen Weg; — H und N auf dem ganzen Wege.
20. Geld; — 5a Gold.
22. für, nach 5a und 6 bis 14; — H, N, OA und 5 vor.
255. 12. konnte; — 5a könnte.
256. 14.15. der Welt hätte entsagen; — H und N die Welt hätte verläugnen.
22. um als ... dienen; — H und N die als zwölf Leuchter um seinen Tisch dienen sollten.
24. groß; — H und N hoch.
hoch; — H und N groß.
257. 6. sei, nach 5 bis 13; — H, N, OA und 14 wäre.
15. obengedachter; — 5a obgedachter.
Darauf; — H und N Dann.
19. solle; — H und N sollte.
22. scheine; — H und N schiene.

257. 2. Sogleich; — H und N Darauf.
2. das gedachte Nelli; — 11 bis 13 Klein-Nelli.
258. 7. würde; — H und N werde.
8. nahm; — H und N und nahm.
8. Spieße (temperai parecchi gran pezzi d'arme), nach H, N und 5a; — in sämmtlichen Ausgaben von 5 bis 14 Speisen!
mehrere; — H und N verschiedene.
11. sämmtlich; — H und N alle.
13. Ihre; — 11 bis 13 Seiner.
21. Mauer; — H und N Mauren.
24. wieder einräumen; — H und N überlassen.
30. sei; — H, N, OA und 14 wäre.
259. 1. allen seinen Dingen (ogni cosa sua), nach H, N und 14; — in OA bis 13 allen Dingen.
12. weiß ich doch; — H und N ich weiß wohl.
13.14. doch eher zum Bösen geneigt; — H und N aber geneigter zum Bösen.
19. zuerst (il primo), nach H bis 5a u. 11a bis 14; — in 6 bis 11 fehlt d. Wort.
21. Diese ganze Begebenheit (tutte queste cose), nach H, N und 14; — OA bis 13 Diese Begebenheit.
260. 12. bequem an meine Arbeit gehen; — H und N meine Arbeit bequem einrichten.
24. wegnahmen; — 5a wegnahm.
261. 2. dieses; — 13 des.
5. bezeigte; — H und N bezeugte.
8. Jupiter's; — 11 bis 13 Jupiter, ebenso öfters.
12. wenn; — H und N ob.
13. hätte; — 9 hatte.
14. d'Estampes; — H und N d'Estaurpes.
262. 8. fertigen; — H und N verfertigen.
15. mit, nach 6 bis 13; — H bis 5a und 14 von.
16. nach Tafel; — H und N nach der Tafel.
20. war; — 13 ward.
28. wollten, nach H, N, OA, 5a und 11 bis 14; — 5 bis 9 wollen.
27. gemacht; — H und N gemacht hätte.
263. 10. sollte; — H und N könnte.
19. wenn; — 5a wann.
20.21. Daß sagte er; — H und N und er sagte es.
22. versetzte; — H und N sagte.
28. erwiderte; — H und N sagte.
der — fehlt in H und N.
27. nahm; — H und N ich nahm.
28. nahm; — H und N so nahm.
264. 2. könne, nach 5 bis 13; — H, N, OA, 5a und 14 könnte.
10. her; — 11a bis 13 hie.
11.12. Eben ... Orte; — H und N Als ich mich eben bey den Augustinern an einem sehr gefährlichen Orte befand.
24.25. so würde ... haben; — H und N so hätte man mich nicht gehört, wenn ich auch hätte rufen wollen.
26. sollten; — H und N sollen.
ging"; — H, N, OA und 14 ginge, 5 bis 13 ging.
265. 20. und — fehlt in H und N.
266. 28. Als nun; — H und N Indessen als.
14. mein großes Modell (quel modello grande, ch'io avevo fatto), nach H und N; — die anderen Ausgaben ein.

266. 18. pflege, nach H, N, OA, 5a und 11 bis 14; — 5 bis 9 pflegte.
19. lieb'; — H, N, OA, 5a und 11 bis 14 liebe, 5 bis 9 lieb.
22. Forderung, nach H, N und 14 (sopra la domanda); — OA bis 13 Forderungen.
23. Frauenkopf, nach 6 bis 13; — OA bis 5a und 14 Frauenskopf.
23. auserwählt, nach OA bis 13; — H, N und 14 auserwählt.
25. Zirkulation in Euern Formen, nach H, N, OA, 5a und 11 bis 14; — 5 bis 9 Circulation.
267. 2. so; — 5a die.
34. Da; — H und N Als.
vier ihrer Arbeiter (quatro lor lavoranti), nach H und N; — OA—14 vier Arbeitern.
268. 26. an, nach H, N und 14; — in OA bis 13 fehlt das Wort.
269. 2. und — fehlt in 5a.
5. Maffone, nach 9, 9 und 14; — H bis 6a Maffeus, 11 bis 13 Maçon.
7. Gnadenbezeigungen, nach 5a, 6 bis 9 und 14; — H, N, OA, 5 und 11 bis 13 Gnadenbezeugungen.
13.14. denn eigentlich, nach H, 5a und 11a bis 14; — N den eigentlich, OA und 5 dann eigentlich, 6 bis 11 dann endlich.
19. zu — fehlt in H und N.
270. 2. ging nunmehr, nach H, N und 14; — in OA bis 13 ging.
17. als für; — H und N als.
20.21. Endlich ... dritten Tag; — H und N Nun kann mein großer König nach Paris zurück, und den dritten Tag besuchte er mich.
25. sagte (Madame di Tampes diese), wie 14; — H bis 13 sagten.
solle, nach 6 bis 13; — H bis 5a und 14 sollte.
31. sei, nach 5 bis 13; — H, N, OA und 14 wäre.
271. 32.33. wobei ... dachte; — H und N ich hatte so wenig als möglich die Anlage des Gegenwärtigen zu verändern gesucht.
33. gedrückt, nach 9 bis 14; — H bis 8 gedruckt.
272. 4. Stab; — H und N Stahl (Druckfehler).
20.21. Dieses Werk ... über; — H und N So hatte ich also das Werk in ein länglichtes Viereck eingeschlossen und über die beyden Ecken im.
21.22. halb erhobner, nach 5a und 11 bis 13; — H, N, OA, 5 bis 9 und 14 halb erhabner.
31. in dem ersten, nach H und 14 (parendogli d'aver veduto assai opera in quello); — OA bis 13 in der ersten.
273. 16. nach kleinen Füßen; — 5a nach kleinem Fuß.
22. Ihr seid; — H und N Sie sind.
274. 19. darauf; — H und N nachher.
19-21. als sie nach einer Reise durch die Normandie wieder nach Saint-Germain en Laye zurückgekehrt waren, ebenso OA bis 14 nur statt „waren", wie im italienischen Text steht, „war"; — H und N als sie durch die Normandie eine Reise gemacht hatte und wieder nach Saint-Germain (H German) de Laye zurückgekehrt war.
21. (schöne (quel bel vasetto), nach H, N und 14; — OA bis 13 schönste.
24. Kammerfrauen; — H Kammerfrau.
28. Frau; — H und OA Frauen.
a. kommt; — H komm.
6. um's (cz um bey), nach H bis 6a; — 9 bis 14 um.
275. 4. kömmt; — H, N, OA und 14 kommt.

Sonnenblume.

Die Sonnenblume möchte Dich begrüßen,
Dieweil sie sich so gern zur Sonne wendet;
Nur steht zur Zeit sie noch zurückgewiesen;
Doch Du erscheinst, und sie ist gleich vollendet.

Veilchen.

Das Veilchen aber, wollt' es Dich erreichen,
So müßt' es tausendfach Dich überschütten;
Doch wird es still, wie alle Seinesgleichen,
Mit Wohlgerüchen Deine Gunst erbitten.

Das 10te Epigramm des Ausonius.*)

1812.

Gifttrank reichte dem eifernden Gatten ein buhlerisch Eheweib;
Meinend jedoch, es sei nicht zum Tode genug,
Mischt sie dazu noch flüssige Last merkurischen Giftes,
Daß die gedoppelte Kraft schneller ihn stürze zum Tod.
Reichst Du getrennt sie dar, sind Beides heftige Gifte,
Doch heilsamer Natur, wer sie verbunden genießt.
Während nun unter sich selbst in heilsamer Gährung sie kämpfen,
Weichet der tödtliche Trank endlich dem heilsameren,
Und nun schlüpft es hinab durch des Magens leere Behausung.
Da, wo die Speise zuletzt sucht den gewöhnlichen Weg.
O Ihr sorgenden Götter! Ein allzu tückisches Weib nützt,
Und, wenn das Schicksal es will, heilt ein gedoppeltes Gift.

---

sich selbst zuschreibt, nennt er für die drei obigen Strophen Goethe als Verfasser, und es mag dies somit die Aufnahme derselben rechtfertigen. In der „Uebersicht" findet sich bei diesem Gedichte bemerkt: „Dieses Gedicht verleiht jenen Gewächsen eine Stimme, welche an einigen Wohnungen, sodann aber auch am Römischen Hause sich aufzeichneten."

*) Allein gedruckt in Prof. Dr. J. S. C. Schweigger's „Journal für Chemie und Physik", Bd. VI, 4. Heft, Nürnberg 1812, S. 360—364, in der daselbst enthaltenen „Vergiftungs- und Entgiftungsgeschichte, aus einem Briefe des Geheimraths von Goethe. Mitgetheilt vom Prof. Döbereiner in Jena." S. Hirzel, durch den wir auf diese allgemein vergessene Uebersetzung aufmerksam gemacht worden sind (vgl. dessen „Neues Verzeichniß einer Goethe-Bibliothek" S. 60), bemerkt, daß in dem 1846 herausgegebenen Briefwechsel von Döbereiner mit dem Großherzog Karl August und Goethe die obige Uebersetzung fehle. Wenn man schon hiernach auf die Vermuthung kommen kann, daß dieselbe nicht von Goethe herrührt, so läßt sich dies wenigstens nicht durch den Wortlaut in Goethe's Brief an Döbereiner widerlegen. Der Erstere schrieb am 22. November 1812: „Die an Ew. Wohlgeboren ergangene Anfrage gründet sich auf ein Epigramm des Ausonius, der dadurch das Andenken eines zu seiner Zeit merkwürdigen Criminalfalls aufzubewahren wollte. Ich lege das Original und eine Uebersetzung bei."

278. 6 aufbewahrt; — H, N und 14 mir aufbewahrt. Die Wiederaufnahme von „mir“ ist nicht gerechtfertigt und nicht störend.
8. guten — fehlt in 5 bis 9.

277. 1 etlichemal; — 5a einige Mal.
14. zu meiner Kabell (del mio castello), nach H, N und 14; — OA bis 13 zum Castell.
15. krengem; — 11a bis 13 krengen.
20. daß; — 11 bis 13 was.
21. die Sache, nach 5 bis 13; — H, N, OA und 14 diese Sache; der Ausdruck „ogni cosa“ (Alles) entspricht besser der ersten Lesart.

278. 2. Primaticcio; — H und N Primaticcio.
27. mir zugedacht; — H und N für mich beschlossen.
32. er nur — fehlt in H und N.

279. 2.3. einige Arbeiter an sich gezogen hatte; — H und N hatte er einige Arbeiter an sich gezogen.
3. von; — H und N unter.
5. gebildet worden; — H und N sich gebildet hatten.

279. 14. Geburch ... Geschicklichkeit; — H und N Wodurch der König endlich bewogen wurde, war eigentlich die Geschicklichkeit.
9. geschicktesten (cento valentissimi uomini) — alle Texte geschicktes. — Die Veränderung, die für den Sinn nothwendig ist, wird durch das Italienische gerechtfertigt.
10. ist voll vom; — H und N hat den.
13.14. in ihr Begehren zu willigen; — H und N ihr Begehren zu bewilligen.
14.15. zur Arbeit; — H und N darüber.
24. mit einem; — H und N wider einen.
27. im; — H und N in.
29. heiratheten; — 5a heirathen, 5 heiratheten.
31. solcher Zeugen (di questi testimonj), nach H, N und 14; — OA bis 13 Zeugen.
31.32. nach Bedürfnis; — 13 je nach Bedürfnis (zwar zweckmäßig, aber ohne Autorität).

280. 1. viele, nach H bis 5a und 11a bis 14; — in 6 bis 11 fehlt das Wort.
9. verwunderſam, nach H, N, OA, 5a und 11a bis 14; — 5 bis 11 wunderſam. Man vergl. für den Gebrauch des ersten Wortes S. 230. Z. 27 und a. a. O.
seinen; — H und N diesen.
21. denn, nach H, N, OA, 5a und 11 bis 14; — in 5 bis 9 fehlt das Wort.
26. wurde; — H und N wurden.
29. keine; — 11a bis 14 ohne Autorität sein, denn der Text „modo alcuno“ beweist nichts.

281. 16. Und; — H und N denn.
18.19. hatte ich ... und; — H und N waren schon in Rom bey mir gewesen und ich hatte.
19.20. ausdrücklich ... gekommen; — H und N der ausdrücklich mich aufzusuchen nach Paris gekommen war.
22. hielt sich; — H und N war.
23. Ferner; — H und N noch.
24.25. sodann ... Paul; — H und N dann hatte ich einen andern, der ein Florentiner war und Paul.
34. Gatta; — H und N er.
34. für die ... pflegte; — H und N einzeichnete, für die ich Arbeit unternahm.

282. 1 ja — fehlt in A, C, Da, B und S.
2. Alfem; — H, N und Sa allen, ebenso Z. 23.
13. und es könnte; — H und N nun könnte.
17.18. und mir ... ertragen würde; — H und N und einen solchen Schimpf würde ich nicht ertragen.
19. sagte zu; — H und N antwortete.
283. 4. überlief; — 12 überlief.
11. Barmherzigkeiten; — H und N Barmherzigkeit und bei.
Burschen; — H, N, OA und 14 Purschen.
12. fortkömmt; — H, N, OA und 14 fortkommt.
19. bis zum Schlusse des Kapitels — fehlt in H und N. Statt dessen fahren nur die Worte „Catharine erregte ihm einen Proceß, aus dem er sich nur durch seine Gegenwart des Geistes und Kühnheit heraushilft. Nachdem er diese Geschichte erzählet, fährt er fort. (Es folgt dann das achte Kapitel.)
27. ich, nach OA bis 5a und 14; — 6 bis 13 ohne daß der Text dem veranlaßte ich mir.
284. 10. blieb, nach OA bis 9; — 11 bis 14 bliebe.
11. Bursche; — OA bis 9 und 14 Pursche.
12. Maccherani, nach OA bis 9 und 14; — 11 bis 13 Macaroni.
285. 4.5. Dein Name (tu hai nome Benvenuto); — sämmtliche Ausgaben fehlen.
16. allerchristlichsten; — Sa allerchristlichen.
286. 12. Kaum dachte ich; — H und N So dachte ich nur.
13. kaum hoffte ich; — H und N und hoffte.
14.15. noch hatte ich mich von jener großen Gefahr nicht; — H und N aber ich hatte mich von jener großen Gefahr noch nicht.
18. zubereitete; — H und N entgegenführte.
27. ich, nach B, N, OA und 11a bis 13; — 5 bis 11 bei.
287. 7. Gunst; — H und N Kunst.
9. Arbeit; — H und N Abreise.
12. hinterdrein, nach 5 bis 13; — H, N, OA, 5a und 14 hintendrein.
29. es; — H und N sie.
288. 1. eine, nach H, N, OA, 5a und 14; — 5 bis 13 meine. Der Text spricht gegen die letzte Lesart (la qual opera io me la guadagnai colli mia maravigliosi fatti).
20. Frage; — H und N Fragen.
40. meinem; — H und N meinen.
289. 7. reden; — H und N sagen.
9. sollte; — H und N hätte.
12. und; — H und N aber.
15. Ihre; — 11 bis 13 Seiner.
Geschäfte, nach OA und 5 bis 11; — H, N und 11a bis 14 Geschäft.
27. Micceri, nach H bis 9 und 14 in Uebereinstimmung mit den ital. Texten; — 11 bis 13 Miccieri, ebenso schon S. 281, Z. 31.
290. 6. an daß; — H und N aus.
jener; — H und N dieser.
13. sag; — H und N sag.
15. empfehle; — 13 empfiehl.
18. Ich hatte; — H und N Indessen hatte ich.
20. Menschern (puttane), nach H, N, OA, 5a und 14; — 5 bis 13 Menschen.
22.23. Ich versetzte; — H und N darauf versetzte ich.
23.24. und entfernte; — H und N dabey entfernte ich.

290. 27. Ich sagte; — H und N Darauf sagte ich.
28. und rief; — H und N darauf sagte ich.
291. 7. Bis nun ... war; — H und N Darauf kamen die Notarien und Zeugen, man machte.
13. Nafara, nach dem Text, H, N, OA und 11 bis 14; — 5 bis 10 Nafara, 5 bis 11 Nafara.
27. sie nach H, N, OA, 5a und 11a bis 14; — 5 bis 11 sie auch.
28. hielt; — 13 ich hielt.
292. 2. Base; — 5a Base.
5. erhoben, nach 11 bis 13; — H bis 9 und 14 erhaben.
14. heften; — H und N lieben.
23. empfähle; — 5a empfehle, N empfehle.
28. würden, nach 5 bis 12 und 14; — H, N, OA, 5a und 13 würde. fort — fehlt in H und N.
293. 3. Alten, nach H und N; — OA bis 14 Alten.
6. Fontainebleau; — 5a in Fontainebleau.
11. über dem Halbrund; — H und N des Halbrundes.
27. kammte; — H und N war.
294. 6. seinen Augen; — H und N solchen Augen wie die seinigen waren.
10. sagten; — H und N sagte.
13. einhändige; — H und N einhändigte, 5a einhändigen.
solle; — H und N sollte.
295. 1. so; — H und N dann.
7. er; — H und N er ein.
22. da ließ er; — H und N und er ließ.
23. diese seine ... gesagt; — H und N das habe er auch den Leuten versichert.
25. auf; — H auch.
34. sollte; — 13 solle.
296. 10. Einkünften; — H, N und OA Einkünfte.
14. hätte; — 6 bis 9 hatte.
15. wenn; — H und N daß wenn.
wollte; — H und N so wollte.
19. dem; — H und N den.
20. Jupiter's, nach H bis 9; — 11 bis 14 Jupiter.
297. 4. vorher, nach H bis 5a und dem Text (per addietro); — in 6 bis 14 fehlt das Wort.
13. wohl; — H und N gut.
15. Glorier, nach H bis 9, 14 und dem ältesten Text; — B Grolier, 11 bis 13 Grollier.
298. 8. hingekommen; — H und N hineingekommen.
12. meinen; — 5a meinem (Druckfehler).
dran; — 11 bis 13 daran.
16. schwach — fehlt in H und N.
23. belästigen; — 5a bestätigen.
24. vergoldeten; — H, N, OA und 14 vergoldeten.
29. Jupiter's, nach H bis 9 und 14; — 11 bis 13 Jupiter.
34. theils weil er die Sache sehr heimlich hielt — diese Worte fehlen in 5, 6 und 6a; — H und N theils weil er die Sache geheim betrieben hatte.
38. nichts; — H, N und 14 nichts von der Sache. — Eigentlich ist nach dem Verunglimpfenden der ganze Satz überflüssig.
299. 4. trefflichen; — H und N vortrefflichen.
5. es, nach 5 bis 14; — H, N, OA und 5a er.

299. 16. **als wenn**; — 12 **wenn**.
17. und, nach dem Text, H und N; — in OA bis 14 fehlt das Wort.
18. **weniger**; — H und N **wenig besser**.
21. **Tage**; — H, N und OA **Tage nicht**.
300. 4. **antiken Statuen**; — 5a **antike Statue**.
5. **gut**, nach H, N, OA, 5a und 11a bis 14; — in 5 bis 11 fehlt das Wort.
23. **alten**, nach H und N; — OA bis 44 **Alten**.
301. 1. **hätte**; — 5a **hatte**.
7. **empfing** . . . **Goldgulden**; — H und N **ließ er mir tausend Goldgülden auszahlen**.
13. **Sogleich**, nach H, N, OA, 5a und 9 bis 14; — 5, 8, 6a und 8 So.
14. **Mägden**; — 5 **Mädden**, 6, 6a und 8 **Mädchen**.
15 16. **von Holz . . . hatte**; — H und N **ich von Holz und mit Eisen wohl befestigt gemacht hatte**.
23. **forderte**; — H, N und OA **fodert**, ebenso S. 307, Z. 12 und a. a. O.
25. **geschehe**, nach 6 bis 14; — OA bis 5a **geschähe**.
302. 1. **sich nun in Paris**; — in **Paris sich**
12 **dahinter**; — H, N und OA **darhinter**.
29. **eigené**, nach dem Texte (apposita), ebenso wie S. 291, Z. 12 der Ausdruck durch „erpreß" übersetzt wird, H und N; — OA bis 14 **eilends**.
303. 13. 14. **Tagreise**, nach 6 bis 14; — H bis 5a **Tagereise**.
17. **angerückt**; — H und N **angerucket**.
18. **damals**; — 5a **damahl**.
304. 1. **mir**, nach H bis 9; — 11 bis 14 **mich**.
12. **wann**, nach H, N und 11 bis 14; — OA bis 9 **wenn**.
305. 1. **durch**; — H und N **bey**.
13. **Indem**; — H und N **Indessen**.
14. **Augenbraunen**, nach OA bis 14; — H und N **Augbraunen**. Man vgl. vorher zu S. 24, Z. 28.
15. **bald den einen, bald den**; — H und N **bald mit dem einen, bald dem**.
17. **mich**; — H und N **mir**.
23. **daß**; — 5a **da**.
27. **hatten**; — H und N **hätten**.
306. 7. **denen**; — 11 bis 14 **den**.
8. **Allem**; — 5a **allem**.
20. **großer** — fehlt in H und N.
25. **bis S. 307, Z. 1 die ganz . . . aussprach**; — H und N **mit Lebhaftigkeit aussprach, die ganz zu meinen Gunsten waren**
307. 5. **starker und fürchterlicher** (grande e spaventoso), nach H und N; — OA bis 14 **starker**. Die Auslassung scheint nur zufällig, nicht beabsichtigt.
9. **wären**; — 9 **waren**.
18. **äußert**; — H und N **so äußiert**.
27. **diesmal**, nach H, N, OA, 5a und 11a bis 14; — in 5 bis 11 fehlt das Wort.
Gewahrsam; — 11 **Gewahrsame**.
28. **geben**; — H und N **geben, und**.
308. 2. **eigentlich** — fehlt in H und N.
7. **diese**; — H und N **die**.
12. **Engländern**; — H und N **Engelländern**.
20. **das**, nach H bis 9; — 11 bis 14 **was**.
29. **Argentan**; — H und N **Argentano**.
Tagereisen; — H und N **Tagereisen**, ebenso durchg. B. S. 313, Z. 11.

309. 1. **möchten**; — 11 bis 14 **möchte**.
14. **vergoldet**, nach 5 bis 13; — H, N, OA und 14 **vergulbet**.
16. **befreiet**; — 5a **befreiete**.
2. **geben**, nach H, N und 14; — in OA bis 13 fehlt das Wort.
12. **könnte**, nach 5 bis 14; — H, N, OA und 5a **könne**.
313. 1. **macht**; — 5a **machte**.
8. **Placenza**, nach 8 bis 14; — OA bis 6a **Placenz**.
13. **verfertigen**; — H und N **machen**.
24. **Verbindlichkeit**; — 12 **Verbindlichkeiten**.
314. 2. **setze**; — H **setzt**.
4. bis S. 315 Z. 1 **beständigem**; — H und N **beständigen**.
315. 12. **ungefähr**; — H und N **etwa**.
14. **wol**; — H und N **ohngefähr**.
15. **dem**; — H und N **den**.
15. 16. **entstand** .. **fürchterlicher**; — H und N **machte es am Himmel einen so großen und fürchterlichen**.
20. **größer**, wie. — Tod in H und N schiefe Konstruktion nötig, denn wie bedeutet gleichwie.
21. **der** — fehlt in H und N.
23. **mehr** — fehlt in 5a.
27. **hülfe**, nach 6 bis 14; — H, OA und 5 **hülfe**, N und 5a **helfe**.
316. 9. **unser**, nach OA bis 14; — H und N **unsre**.
317. 21. **bitten wollte**, nach 5 bis 13; — H, N, OA und 14 **bäte**.
22. **für den**; — 5a **dem**.
26. **für**; — H **vor**.
318. 2. **über**; — 5a **der**.
319. 18. **sowol**; — 5a **er sowol**.
320. 1. **hatte**; — H und N **habe**.
vielleicht; — H und N **vielleicht nicht**.
9. **war**; — H, N und 14 **ward**.
13. **weshalb**; — H und N **und**.
15. **wenigen**; — 11 bis 14 **wenig**.
23. **zuletzt**; — H und N **darauf**.
27. **verwunderſamen**; — 5a **wunderſamen**.
321. 2. **sei**; — H, N und OA **wäre**.
322. 2. 3. **wiedergewinnen würde**; — H, N, OA und 14 **wieder gewänne**.
12. **und war**; — H und N **denn ich versprach mir**.
13. **sollten** — fehlt in H und N.
13. **Haushofmeister** (majordomo), nach H, N und 14; — OA bis 13 **Hofmeister**.
20. **Kassirer**; — H, N, OA und 5a **Kassier**.
23. **Lattanzio**, nach H, N und dem Text; — OA bis 9 und 14 **Lactantio**, 11 bis 13 **Lactanz**, ebenso a. a. O.
24. **Uniformen**; — 6a **Uniformen**.
29. **Baccio**; — 5a **Saccio**.
323. 1. **selbsten**; — 11 bis 13 **selbst**.
14. **ging**; — H, N, OA und 11 bis 14 **ginge**, 5 bis 9 **ging**.
20. **eilte**; — H und N **suchte**.
23. **nach**; — H, N und 5a **nach der**.
23. **und mich versichert**; — H und N **Ebenderselbe versichere mich**.
324. 22. **Schwester** (mi ascorella) nach dem Text und 11 bis 14; — H bis 9 **Schwestern**.
325. 19. **auch die Deinige**; — H und N **deine Pension**.

325. 18. bezeigte, nach 5 bis 14; — H, N, OA und 5 bezeugte.
326. 9. Ihro; — 11 bis 13 Seiner.
10 verwegenen, nach 6 bis 14; — OA bis 5a verwegene.
11 Erzschelmen, nach H bis 9; — 11 bis 14 Erzschelme.
12. frei und; — 5a frey.
22. das Modell; — H und N der Persens.
23 die Statue; — H und N er.
sie; — H und N ihn.
26. nur wieder; — 5a wieder nur.
28. Knaben, nach 5a und 11 bis 14; — H, N, OA und 5 bis 9 Knaben.
29. Ich hatte... gesucht; — H und N Nun aber suchte ich mir geübte Arbeiter.
27. Es; — H und N Nun.
327. 13. Taglöhner, nach 6 bis 14; — H bis 5a Tagelöhner.
15. siebenzig, nach 5 bis 9; — H, N, OA und 11 bis 14 siebzig.
17. wolle, nach H, N, OA und 5; — 5a bis 14 wollte
19. verhindere, nach H, N, OA und 11 bis 14; — 5 bis 9 verhinderte.
19. mir; — 11 bis 13 mich.
21. Rugello, nach dem Text und 8 bis 14; — H bis 6a Lugello.
26. wodurch; — H und N so daß.
30. erhobenen, nach 11 bis 14; — H bis 9 erhabenen.
328. 23. böses; — 12 Böses.
24. Unheil; — 5a Uebel.
28. denen, nach H, N und OA; — 5 bis 14 den.
329. 12. Buonaccorsi, nach dem Text und 11 bis 14; — H bis 9 Buonacorso
13. Diesen; — H und N der.
25. denen, nach H bis 9; — 11 bis 14 den.
34. gewesen; — H und N war.
Auf dieselbe; — H und N und darauf.
330. 8. 11. mache; — H und N macht.
13. diesem Briefe, nach dem Text (questa lettera), da immer nur von einem Briefe die Rede ist; — H bis 14 diesen Briefen.
25. eine; — H und N ein.
28. Schelm; — H, N und OA Schelmen.
Diamant. — Ueber die Abweichungen in der Flexion s. vorstehend zu S. 329, Z. 4.
28. für; — H, N, OA und 5 vor.
331. 1. es; — H und N sie.
16. Spitze (quella punta, man vgl. S. 330, Z. 25) nach H, N und 14; — OA bis 13 Spitzen.
17. die, nach H bis 5a und 11a bis 14; — 6 bis 11 diese.
27. darauf, nach 6 bis 14; — H bis 5a drauf.
332. 2. 4. Bachiacca aber; — H und N und Bachiacca.
4. ein; — H und N der.
5. Vor Diesen, nach H und N; — OA vor diesem. 5 bis 14 zu diesem. Die Stelle ist offenbar verrumpirt (im Text steht love lo fussi, wofür ich sagte) — und die Lesart der Heren ist noch immer die wahrscheinlichste.
9. glaube, für; — H und N glaube vor.
11. erhalten, nach H, N und 14; — OA bis 13 halten.
14. Leichtgläubigkeit, nach OA bis 9; — H, N und 11 bis 14 Leichtgläubigkeit.
15. einem; — H einen.
ungewissen; — S. die Note im Text zu der betreffenden Stelle
333. 1. Lehrbursch en. — S. vorher zu S. 284, Z. 30

333. 1. Cencio; — 11 bis 13 Vincenz
4. dem; — H und N vom
5. ſollte, nach H bis 5a und 14; — 6 bis 13 ſollte.
22. 23. verwittwete; — H, N und OA verwittibete.
335. 11. Peter, nach 5a und 6 bis 13; — H bis 5 und 14 Peters.
14. ihnen (a quali, nach 5 bis 14; — H, N, OA und 14 ihm.
17. ſo viel, nach 5 bis 13; — H, N, OA und 14 ſolchem.
22. Indeſſen ... Feinde; — H und N Indeſſen war die Teufelei gegen mich reif geworden.
26. an meinen; — H und N meinem.
336. 12. da; — H und N indeſſen.
14. eigentlich nur, nach H, N und 14; — OA bis 13 nur eigentlich.
24. und der Guß ... mir; — H und N und ſo gerieth mir der Guß des Kopfes.
31. in; — H und N in der.
32. worden; — H und N geworden.
37. möchte, nach 5 bis 13; — H bis 5a und 14 möge.
337. 12. ſei, nach 5 bis 13; — H, N, OA und 14 wäre.
24. verſprochen, (lo v'ho promesso), nach H, N, und 14; — OA bis 13 geſprochen.
28. Donatello; — 5a Donatella.
36. deswegen; — H und N auch deswegen.
338. 1. Dir nichts (non ti manchera nulla), nach H, N und 14; — OA bis 13 dirs nicht.
10. Schritt; — 5a im Schritt.
12-13. fortfuhren ... arbeiten; — H und N noch immer an dem goldnen Gefäß für die Herzogin und einem goldenen Gürtel arbeiteten.
19. nur — fehlt in H und N.
27. Amboße; — H und N Ambosen.
339.12. 13. in dem ... bezeichnete; — H und N und bezeichnete ihm Tag und Stunde.
13. Antonio; — H und N Antonio Gittorio.
17. für, nach 5a und 6 bis 14; — H, N, OA und 5 vor.
nur, nach H, N, OA, 5a und 11a bis 14; — 5 bis 11 nun.
32. ſie; — H und N ſie euch.
34. glauben; — 11 bis 14 glaube.
340. 4. daß Kleinod; — H und N ihn.
9. unter; — H und N mit.
Gnadenbezeigungen; — 5a Gnadenbezeigungen.
22. Papſt, nach H, N, OA, 5a und 14; — 5 bis 9 Pabſts, 11 bis 13 des Pabſts
24. liefern; — H und N machen.
25. halte; — H und N hält.
26. 27. Seiner Excellenz; — H und N ihnen.
28. 29. bedient habe; — H und N bedienen konnte.
29. vieler Arbeiter — fehlt in H und N.
30. 31. meine Zeit ... konnte; — H und N auch keine Zeit an den Coloſſen oder andern Statuen zu verſäumen brauchte.
32. aber — fehlt in 5, 6, 8a und 8.
33. Modelle; — H und N Modellen.
35. Martini; — 5a Martini.
341. 3. Er zog; — H und N So zog er.
16. 17. verſpotteten ... Bildhauer; — H und N nannten mich untereinander nur ſpottweiſe den neuen Bildhauer.

361. m. doch, nach H, N, OA, 5a und 11 bis 14; — in 5 bis 9 fehlt das Wort.
m. Bandinelli's, nach H bis 9 und 14; — 5a Bandinelli, 11 bis 13 Bandinelli.
362. 14. dabei, nach H, N, OA, 5a und 14; — in 5 bis 13 fehlt das Wort.
m. könne, nach H, N, OA, 5a und 11 bis 14; — 5 bis 9 könnte.
m. es; — H und N ihn.
363. a. blutige; — H und N blut'ge.
m. einen; — 13 einem.
364. m. m. er paßte . . . Daju; — H und N er war für den kleinen Finger bestimmt, und ich machte vier runde Kinder mit vier Nasen, daraus der Ring bestand, und dazu.
365. a. vorher; — H und N ich vorher nicht gethan hatte.
a. nach her; — 11a bis 14 nach.
m. Garderobenthür; — 11 bis 13 Garderobethüre.
m. schickt; — H und N schickte.
m. Vortrefflichkeit, nach 11 bis 13; — OA bis 9 und 14 Fürtrefflichkeit.
m. und . . . gethan; — H und N das ich um so lieber that.
366. a. denen, nach H bis 9; — 11 bis 14 den.
a. 7. über . . . gesprochen habe; — H und N von denen ich oft Ew. Excellenz gesagt habe.
m. Baccio; — H und N Taccio.
m. sind; — H und N wären.
m. vortrefflichen, nach 11 bis 12 und 14; — H bis 9 fürtrefflichen, 13 trefflichen.
m. und — fehlt in 5a.
m. Nun; — H und N So.
367. 2. 2. Gnädiger . . . dagegen; — H und N Darauf antwortete ich: Gnädiger Herr.
m. zu, nach H und N; — das sonst unerhebliche Wort fehlt in OA bis 14.
m. auch, nach H und N; — in OA bis 14 fehlt das Wort.
m. sagte, nach H und N; — OA bis 14 sagt.
368. a. man; — H und N und man.
m. sei; — H, N und 14 wäre.
m. Wer gut zeichnet, kann, nach 6 bis 13; — H bis 5a und 14 Wer gut zeichne, könne.
369. 2. bezeigte; — H und N bezeugte.
m. dem) — H und N den (Druckfehler)
m. und — fehlt in H, N, OA und 5a.
370. m. Apollo; — 11 bis 14 Apell.
m. zu dem ganzen Stücke aber; — H und N und zu dem ganzen Stücke.
m. hergestalt; — H und N so.
371. 2. m. drang . . . Augapfel; — H und N war so tief in den Augapfel gedrungen.
m. Pilli; — 11 bis 13 de' Pilli.
m. gedachtem; — H gedachten.
372. a. mochte; — H und N möchte.
selbst; — 13 selbst nicht.
m. die, nach H, N, OA und 5a; — 5 bis 14 die'e.
m. manchen; — H und N verschiedenen.
m. Ja; — H und N und.
m. mir; — H und N mir alle.
373. m. ich: „Nun; — H und N ich nun.
m. alsdann; — H, N, OA und 5 alsdenn.

354. 8. bald — fehlt in 5 und 6 bis 11.
9. unendlich, nach H, N und 11 bis 14; — OA bis 9 unendlichen.
10. ſich; — H und N daß ſich.
12. und griff; — H und N ſo griff ich.
13. nachher — fehlt in H und N.
15. herum — fehlt in H und N.
355. 4. gerichtet (dirizzate), nach H, N und 14; — OA bis 13 eingerichtet.
14. ſchrecklichſten, nach OA bis 14; — H und N ſchrecklichen. Der Text „bene a' suoi luoghi“ geſtattet beide Ueberſetzungen.
15. anders; — 5a Anders.
17. ihnen — fehlt in 5 bis 9.
20. um . . . weiſen; — H und N damit die Flamme ihren Weg fände.
22. Dazu kam unglücklicherweiſe; — H und N Nun kam unglücklicher Weiſe dazu.
25. heftig; — H und N ſtark.
daß; — H und N ſo daß.
356. 6. Ihr; — H und N ihr geſchwind.
8. empfinde; — H und N fühle.
8. 9. jemals . . . Leben; — H und N als ich jemals in meinem Leben empfunden habe.
15. zu gewaltſamer; — H und N großer.
21. wieder — fehlt in 5a.
24. wehren; — H und N verwehren.
26. an zu reden; — H und N zu reden an.
31. ſo, nach H und N; — in OA bis 14 fehlt das durchaus nothwendige Wort.
36. Knaben, nach 11 bis 14; — H bis 9 Knabe. Im italieniſchen Text ſtehen die Worte Mägde oder Knaben überhaupt nicht.
357. 8. widerſetze, nach H, N, OA, 5a, 11, 11a, 13 und 14; — 5 bis 9 und 12 widerſetzte.
27. 28. des Erlen- und Fichtenholzes, nach 6 bis 14; — H bis 5a Erlen- und Fichtenholz.
30. zu blitzen, nach H, N und 5a; — in OA bis 14 fehlt das Wort.
358. 1. in mir, nach 5 bis 9; — H, N, OA und 11 bis 14 mir. Wenn dieſe eigentümlich-franzöſiſche Ausdrucksweiſe auch bei Goethe vorkommt, ſo iſt doch kein Grund die für 5 gemachte Korrektur zurückzuweiſen.
17. ſich; — 5a ſie.
24. machte; — H und N gute.
27. So; — H und N Und ſo.
359. 1. mir; — H und N und mir.
10. ſo viel (tante), nach H bis 5 und 11 bis 14; — 6 bis 9 viel.
20. des, (quella del Perseo), nach H und N; — in OA bis 14 fehlt das Wort.
360. 11. doch; — H und N doch damit.
32. Averardo; — 11 bis 13 Everhard.
33. Papſt; — 11–14 des Pabſtes.
361. 16. Altoviti; — H und N Antonio Altoviti.
20. Schreibzimmer; — 5a Schreibezimmer.
22. die; — H und N dieſe.
28. vielen, (tante bell' opere), nach H und N: — in OA bis 14 fehlt das Wort.
362. 29. weitläufig, nach 5a und 6 bis 13; — H bis 5a und 14 weitläuftig.
363. 10. könne; — H und N könnte.
12. vortrefflich, nach 11 bis 13; — H bis 9 und 14 fürtrefflich.

863. 10. merken; — H und N bemerken.
11. er; — 6 bis 9 der.
864. 2. 3. bis ich ... mich; — H und N entweder ich schinde ihn oder er mich
5. um — fehlt in 6 bis 9.
9. Treue und Glauben; — 11 bis 14 Treu und Glaube (14 Glauben).
13. mich — fehlt in 5, 6 und 6a.
15. weg, nach H, N, OA, 5a und 11a bis 14; — in 5 bis 11 fehlt das Wort.
24. um, — 5a nun
29. für; — H, N und OA vor.
30. gefolgt; — H und N gefolgt war.
365. 8. mit; — H und N durch
11. ungünstiger (nessun furore di fortuna o di perverse stelle) nach H, N, OA, 5a und 11a bis 14; — 5 bis 11 ungünstige.
16. den; — H, N und OA denen.
23. Sekretären; — H und N Secretarien.
27. andres; — H, N, OA und 5a ander.
31. und — fehlt in 12.
32. sie; — H und N ihn.
36. den; — H, N und OA denen.
366. 2. sie; — H und N ihn.
10. drum; — 11 bis 14 darum.
22. Ich aber versetzte; — H und N Darauf versetzte ich.
24. wenn ich den Handel richtig machte, nach H, N und 14; — in OA bis 13 fehlen diese nothwendigen Worte.
34-35. ich hätte ... gethan; — H und N ich hatte mir aber vorgesetzt nichts zu nehmen, damit der Herzog, wenn es herauskäme, nicht denken sollte, ich hätte es aus Eigennutz gethan.
367. 2. 4. Der Herzog, der ... versetzte. — (Il duca avendo conosciuto ... disse); — H bis 11 Der Herzog sah wohl ein, daß ... hatte, versetzte; — in 11a bis 14 ist vor versetzte ein und eingeschoben. Die Stelle ist im alten Texte insofern verderbt, als in ihm vor disse „e" steht, welches bei Bianchi fehlt.
4. gethan; — H und N gesagt.
11. dreitausend, nach H bis 11; — 11a bis 14 8000. Beide Zahlen stimmen nicht; höchstens könnte man noch mit Beziehung auf S. 366 Z. 5 fünftausend vermuthen. Die italienischen Texte haben indessen auch dreitausend, so daß man die Sache auf sich beruhen lassen muß
25. darunter; — H und N drunter.
29. versucht; — 5, 6, 6a und 8 versuchet
40. 2 Helme, nach 11 bis 14; — H bis 9 2 Helmen.
368. 8. vor, nach 11 bis 13; — OA bis 9 für.
darnach, nach OA bis 9; — H und N darauf, 11 bis 14 danach.
369. 12. Bernardo, nach OA bis 9; — 11 bis 14 Bernardone.
23. Pasqualino; — 5, 6 und 6a Pasqualiano.
31. Franziskus; — H, N, OA, 5 und 5a Franciskus.
32. wirklich ... zeigte; — H und N immer von gutem Verstande war.
38. um; — H und N in
370. 7. Kastirer, nach 6 bis 13; — OA bis 5a und 14 Castiier.
7. wären; — 14 waren.
27. ihn; — H und N ihm
29. die; — H und N diese.

Aus dem Italieniſchen.*)

Wer wird uns tröſten, Freund? Wer unterdrückt
Der Klagen Fluth bei ſo gerechtem Leide?
Ach, iſt es wahr? Ward unſres Lebens Weide
So grauſam in der Blüthe weggerückt?

Der edle Geiſt, mit Gaben ausgeſchmückt,
Die nie die Welt vereint geſehn, vom Neide
Bewundert, ſeiner Zeitgenoſſen Freude,
Hat ſich ſo früh der niedern Erd' entrückt?

O, liebt man in den ſeligen Gefilden
Noch Sterbliches, ſo blick auf Deinen Freund,
Der nur ſein eignes Loos, nicht Dich beweint!

Wie Du den ew'gen Schöpfer abzubilden
Hienieden unternahmſt mit weiſer Hand,
So wird von Dir ſein Antlitz dort erkannt.

Desgleichen.**)

Um vor die Seele Dir, mein Herr, zu bringen,
Welch Wunder dieſe Tage Gott mir ſchickte,
Welch herrliches Geſicht mich hoch entzückte,
Wünſcht' ich die Kraft, ein himmliſch Lied zu ſingen.

O, möchte nur zum heil'gen Vater dringen,
Wie mich die Macht der Gottheit ſelbſt beglückte,
Aus meiner dumpfen Wohnung mich entrückte!
Er würde meine große Noth bezwingen.

*) Sonnett von Benedikt Varchi in Buch II, Kapitel 5 von Benvenuto Cellini's Lebensbeſchreibung. Die Ueberſetzung iſt ſo, wie ſie bei dem erſten Erſcheinen des Werkes in den „Horen" Jahrgang 1796, 7. Stück, S. 27, gegeben wurde, auch in den Ausgaben geblieben. — Daß indeſſen die Ueberſetzung dieſes und des folgenden Sonnettes von Goethe ſelbſt berührt, läßt ſich nicht mit Sicherheit erweiſen. Die Mehrzahl ſeiner Sonnette ſtammt aus den Jahren 1807 und 1808, das älteſte der ſonſt bekannten aus dem Jahre 1801 (vgl. I, 210 unſr. Ausg.), und Goethe erwähnt unſeres Wiſſens nirgends, daß er dieſe metriſche Form ſchon früher angewendet habe. Wer indeſſen für Goethe eingetreten ſein könnte, wüßten wir nicht anzugeben, jedenfalls können es J. D. Gries oder A. W. Schlegel, an die man zunächſt denken möchte, nicht geweſen ſein.

**) Sonnett von Benvenuto Cellini an den Papſt Paul III. (Vgl. Ebenda, Buch II, Kap. 13 und „die Horen", Jahrgang 1796, 9. Stück, S. 61.)

371. 2. **das**; — 11 bis 14 **was**.
11. **sollte**; — 5a **so sollte**.
17. **tödtlichnen**; — 13 und 14 **thätlichsten**.
22. **bezeigen**, nach 5 bis 11; — H, N, OA und 11 bis 14 **bezeugen**.
25. **die**; — H und N **der**.
372. 4. **Chimäre**, — H, N, OA und 5a **Chimära**.
9. **die Hände oder die Füße**; — H und N **oder Hände, oder Füße**.
22. **neuen**; — H und N **neuern**.
373. 27 **Garzia**; — H bis 14 **Grazia**, ebenso S. 374 Z. 4.
374. 4. **Arnando**, nach dem Texte, H, N und 5 bis 14; — OA bis 6a **Arando**.
8. **drum**; — 11 bis 13 **darum**.
13. **hatte ich sie**; — H und N **Tiefe hatte ich**
14. **und**; — H und N **und stellte**.
15. **gestellt** — fehlt in H und N.
20. **mit der**, nach H, N, OA, 5a und 11a bis 13; — 5 bis 11 **und die**.
26. **Deines**; — H und N **dieses**.
375. 4. **Figuren**; — 13 **Figur**.
5. **jetzo**; — 11 bis 14 **jetzt**.
17. **nun**; — H, N und 14 **nun wieder**.
schon — fehlt in H und N.
21. **Diamant**, nach 5 bis 9 und 13; — H, N, OA, 11, 11a, 12 und 14 **Diamanten**.
28. **anlegst**; — H **anlegt**.
376 7 **noch** — fehlt in OA bis 13.
15. **war**; — sämmtliche Ausgaben **war Alles**; die vollständig zwecklose Wiederholung des Wortes aus der vorigen Zeile kann nie beabsichtigt gewesen sein.
25–27. **zum unmäßigen ... lateinische Sonette.** — Die ganze für den Sinn nahezu unentbehrliche Stelle fehlt in OA bis 13 und steht nur in H, N und 14.
27. **nämlich** — fehlt in H und N.
28. **worin er**; — H und N **die**.
377. 6. **sagte**; — H und N **sagten**.
12. **Andrea**; — 11 bis 14 **Ludreas**.
24. **Bernardone**, nach 11 bis 14; — H bis 9 **Bernardon**.
26. **Kost**, nach dem Text, H, N und OA; — 5 bis 14 **Kunst**. Das Italienische „il fare le figure grandi è un altra minestra". Das letztere Wort bezeichnet geradezu „Kost" und auch Zachmann in seinem 1790 erschienenen Lexikon citirt gerade diese Stelle. Bianchi erklärt „un altra minestra" als vulgären Ausdruck für „è una cosa diversa e lavoro d'altra difficeltà"; möglich erscheint es allerdings, daß Goethe doch schließlich den angemessenern Ausdruck „Kunst" eingesetzt hat.
28. **Spionenart** tarte della spia), nach dem Texte, H und N; — OA bis 14 **Spinnenart**.
31. **gefiel's**; — H und N **gefiel es**.
378. 7. **soll**; — 11 bis 14 **sollte**.
17. **viel**; — H und N **sehr**.
28. **Bruder Johann Angiolo**, nach dem Text (Frate Giovanangiolo, bei Bianchi Giovan-gnolli); — H bis 9 und 14 **Johann Bruder Angiolo**; — 11 bis 13 **Johann Fra Angolo**, womit nichts gewonnen wird.
30. **sei**; — H, N, OA und 14 **wäre**.
31. **größten** (scuola di tutte le maggiori virtù, in B **le maggior virtutei**, nach dem Texte, H und N; — OA bis 14 **großem**.
36. **großem Gewinn**; — H und N **großen Gewinnen**.

375. m.m. wär' ... geblieben; — H und N könnte ich in Frankreich bleiben.
n. von; — 13 vor.
379. 2. Herren, nach 6 bis 13; — H und N ihnen, OA bis 5a und 14 Herrn.
22. vor, nach 6 bis 14; — H bis 5a für.
30. Maria, nach 5 bis 14; — H, N und OA Marie.
380. 4. in welchen, nach 6 bis 14; — H und N indem, 5 und 5a in welchem.
5. empfing; — H und N nahm.
10. könnten; — 5a können.
20. reizend; — H und N schön.
381. 2. siebenzig, nach 5 bis 9; — die übrigen Ausgaben siebzig.
3. Cäsar 6, nach H bis 9; — 11 bis 14 Cäsar.
7. woran ... fand; — H und N so daß ich daran ein grosses Vergnügen hatte.
12. verdechter; — H und N verdechtes.
22. Herzog, nach 5 bis 13; — H, N, OA und 14 Herzog bei der Abtei
23. bei der Abtei — fehlt in H, N, OA und 14.
30. fragte; — H und N sagte.
34. ihn; — H und N ihm.
382. 12. sagt, er wolle, nach H und N; — OA sagt er, wolle; — 5 bis 9 sagte er, wolle; — 11 bis 14 sagte er, will.
383. 5. ohne; — H und N ohne noch.
11.12. ich überlasse ... gänzlich; — H und N es sei nicht nöthig erst gegenwärtig mich ihnen beiderseits gänzlich zu überlassen.
15. mir; — H und N mir nur.
16. sei; — H, N, OA und 14 wäre.
17. seiner, nach 5 bis 13; — H, N, OA und 14 Ihrer.
25. Vorgesetzten; — H, N und 5a Vorgesetzten.
384. 16. wäre; — 5a sey.
17. dann; — H und N und dann.
18. manchmal nur; — H und N nur manchmal.
385. 3. eignen; — 14 eigne.
34. zu kühn (troppo ardito), nach dem Text, H und N; — OA bis 14 kühn.
386. 16. abgeben wollte; — H und N abgäbe.
34. denke; — H und N dachte.
387. 7. sollten; — 13 sollen.
20. sei; — H, N und OA seie.
21. Celio, nach dem Texte; — alle Ausgaben Celio. seinen; — 5a einen.
389. 4. dem; — 11 bis 13 den.
5. befähle, nach 6 bis 11; — H bis 5a und 14 befehle, 11a und 12 befählen.
24. Denen; — 11 bis 13 Den.
389. 13. welches; — H, N und 5a das.
27. ihm das; — H und N es ihm.
390. 14. Poggio; — H und N Paccio.
19. 20. Ich ging. — H und N und ich ging.
25. einer; — H und N irgend einer.
27. errettet, nach H, N und 14; — OA bis 12 gerettet, 13 gerettet hat.
391. 4. schönen; — H und N sehr schönen.
6. hätten; — 5a hatten.

391. 14. für; — H und N vor.
16. mögen; — 5a möge.
16. 17. Eure Excellenzen (Vestre Ecellenzie Illustrissime), nach H und N; — OA bis 14 Excellenz.
wären, nach H und N; — OA bis 14 wäre.
Neptun's; — 11 bis 14 Neptun. Vgl. S. 403 Z. 2, S. 404 Z. 29, S. 406 Z. 17.
22. der; — H und N und der.
23. Denjenigen kennen lernen, der; — H und N ihr werdet sehen, wer.
25. Ihr; — H und N und ihr.
26. wären; — H, N und OA seien.
392. 1. trefflichen; — H und N fürtrefflichen
2. Simions, nach H bis 9 und 14; — 11 bis 13 Simson.
3. woraus, nach OA bis 13; — H, N und 14 wornach.
6. Arbeit, nach dem Texte, H und N; — OA bis 14 Arbeiten.
17. bearbeitete, nach OA bis 14; — H und N bearbeitet.
24. **dem**; — 5a **von der**.
24. **zu** — fehlt in H und N.
393. 21. **das**, nach H, N, OA, 5, 6 bis 9 und 14; — 11 der, 11a bis 13 den.
22. **Palme**; — H und N **Palmen**.
40—42. **indem ... suchte**; — H und N und suchte mein Modell, so gut ich nur konnte, vorwärts zu bringen.
394. 1. **ich**; — H und N es.
3. **gefiel**'; — 6 bis 9 gefiel, die übrigen Ausgaben gefiele.
11. **Jeder**; — H und N wer will.
12. 13. **Dadurch würden Sie Sich**; — H und N und Sie werden sich dadurch
20. **Handelsweise**; — 11 bis 14 **Handlungsweise**.
21. **Verschiedene**; — 5a **Einige**.
24. **obengedachte**; — 11 bis 13 obgedachte.
395. 9. **verlangtet** (d-mandastii, nach 6?), 5a und 11 bis 14; — H und N verlangt, 5, 6, 6a, 8 und 9 verlangt.
10 11. **setzt zu ... anbringe**; — H und N und laßt mich die Haken und andere Dinge dazu einrichten.
19. **darinne**; — 11 bis 13 darin.
22. **den**; — H und N dem.
396. 5. **müßte**; — H, N und OA würde.
11. **Moschino**; — H und N Moshino.
15. 16 **Giorgetto**; — 11 bis 13 Georg.
397. 8. **und**; — H und N der.
9. **wobei ... sagte**; — H und N und sagte nur.
11. **rühmte**; — H und N sagte.
13. **habe**, nach H bis 5a sowie 11a bis 14; — 6 bis 11 hatte.
16. **von Anterigoli**; — 14 d'Anterigoli.
24. **schon**, nach H und N; — in OA bis 14 fehlt das Wort.
27. **könnte**; — 5a **konnte**.
40. **Bertoldi**; — 5a Berdoldi, 5 bis 9 Berthold.
41 42. **dem ... gab**; — H und N und ich gab ihm vor allen Dingen **das Verzeichniß der Sachen**.
398. 1. **und nicht anders dachte**; — H und N und dachte nicht anders.
2. **Notarius**; — 11 bis 13 Notar.
4. **rückte**; — H, N, OA und 14 ruckte.
14. **viel**; — H und N vielen.
399. 10. **ganz so**, nach H und N; — OA bis 14 so ganz.

399. 27. mögest; — H, N und 5a möchtest.
28. starr, nach H, S, OA, 5a und 14; — 5 bis 13 stark.
400. 1. einigen; — H und N wenig.
2. geschelter, nach 6 bis 13; — H bis 5 und 14 geschenter, 5a geschieder.
3. Lebzeit, nach H bis 11; — 11a bis 14 Lebzeiten.
4. Baptistä; — 11 bis 13 Baptist.
13. Cechino, nach dem Text und 11; — H bis 9 und 14 Cechini, 11a bis 13 Zechino, 5a Cechin.
21. Salate; — H, N, OA und 14 Saläte, welches indessen als ein Singular zu fassen wäre.
wurden; — H und N ward, OA und 14 (widersinnig, da vorher Saläte steht) wurden.
26. außerordentlich (istraordinariamente), nach H, N, OA und 5a sowie 9 bis 14.
34. nöthigte; — 5a nöthige.
401. 13. eine, nach 6 bis 14; — H bis 5a ein.
14. gedachten, nach 6 bis 13; — H bis 5a und 14 gedachte.
21. solle; — 12 sollte.
25. daneben; — H, N und OA darneben.
25 26. vertraute . . . de'Pilli; — H und N hatte ich mich dem Chirurgus Meister Raphael de'Pilli anvertraut.
402. 6. Schelme, nach 11 bis 13; — OA bis 9 und 14 Schelmen.
12. ihn, nach OA bis 9; — 11 bis 14 es.
23. Schieggia; — 5a Sieggia.
403. 3. hielt; — H, N und OA hielte.
5. bezeigte; — H, N, OA und 5 bezeugte.
6. noch, nach 5 bis 14; — H, N, OA und 5a doch.
10. ihrem; — H und N ihren.
14. dem kleinen; — 14 mit dem kleinen.
26. Schelmstreichen; — H und N Schelmenstreichen.
31.32. Alfonso Quistello; — 11 bis 13 Alphons Castelli.
32. der, nach 5a und 6 bis 13; — H, N, OA, 5 und 14 die.
404. 3. einen; — H und N ein.
31.34. den; — 11 bis 13 das.
35. der; — 11 bis 13 das.
405. 18. Cancino, nach H, N und 8 bis 14; — OA bis 6a Cancino. Sekretären; — H, N und OA Secretarien.
24. viel — fehlt in 6 bis 9.
25. mich; — H, N und OA uns.
406. 16. Dort; — H, N, OA und 5a Daselbst.
22. verschiedenemal; — 5a einigemal.
28. wollen; — H und N wollten.
407. 7. Abgelandter; — H, N, OA und 5a Abgesandte.
mein; — H und N ein.
10. unter den Händen hätte; — H und N unter'n Händen habe. Darauf erzählte ich; — H und N und ich erzählte.
11. Er aber sagte mir; — H und N Darauf sagte er.
12. Ihro; — H, N und 13 Ihre.
17. wolle; — 5a wollte.
19. gedachtem; — H und N gedachten.
20. sei; — H, N und OA wäre.
409. 6. Der; — 11 bis 12 Das.
13. In H stehen als Note noch folgende Worte: „So weit schrieb Benvenuto Cellini sein Leben selbst; er starb den 13ten Februar 1570. Seine

verſchiedenen Aufſätze über bildende Kunſt, die Zeugniſſe der gleichzeitigen Schriftſteller, und die Betrachtung ſeiner hinterlaſſenen Werke, werden uns noch eine unterhaltende und unterrichtende Nachleſe gewähren." — Hievon hat N nur die erſte Periode bis zu der Jahreszahl aufgenommen.

410 29. Spiegel; — ſämmtliche Ausgaben Spiegel.
411 15. oder, nach OA bis 9; — 11 bis 14 ohne Grund und.
412 31. Ahnung; — OA Ahndung, ebenſo a. a. O.
413 16. rückt; — OA und 14 ruckt.
414 15. Adminiſtration; — 11, 11a, 12 und 14 Adminiſtrationen.
415 3. wären; — OA und 14 ſeien.
14. unſern; — OA und 5 ohnſern.
27. Wiſaeli; — 5a Michel.
416 16. Verwirrung; — 5a Verwirrung.
20. Seune (dickile Form Band I. S. 61 Z. 26, XXX. S. 460 Z. 24 und 8 und a. a. O.) nach 5 bis 9; — OA, 5a und 11 bis 14 Sehne.
417 5. Waffen und Gepäck; — 5a Waffen und Gepäcke.
20. 21. Geberden; — 6 Gebärde.
23. natürlichen; — OA bis 5a natürliche.
419 14. Poggio; — 5 bis 8 Poggia.
24. Holſham, nach 11a bis 14; — OA bis 11 Halfham.
420 14. Wenigem; — 5a wenigen.
423 17. körnige; — 5a körnichte.
21. Feuergrad; — OA und 14 Feuersgrad.
24. erhobene, nach 11 bis 13 und dem ſonſtigen Gebrauche; — OA bis 9 und 14 erhabene.
424 13. getriebenen, nach 6 ff.; — OA bis 5a getriebene.
17. drückte, nach 11 bis 13; — OA bis 9 und 14 druckte.
426 3. den; — 5a und 13 das.
13. drüber; — 11 bis 13 darüber.
27. oben genannten, nach 5 bis 9; — OA obengenannte, 11 bis 14 obgenannten.
30. Vergolden, nach 5 bis 13; — OA und 14 Vergulden.
427 22. hineindrücken; — OA und 14 hineindrucken.
28. eingedrückte, nach 5a und 11 bis 13; — OA, 5 bis 9 und 14 eingedruckte.
30. wird — fehlt in OA und 14.
428 20. ankommt; — 5a ankömmt.
21. kleinem, nach 6 bis 13; — OA, 5, 5a und 14 kleinen.
429 4. Kohle; — 6 bis 9 Kohlen.
431 2. mochte; — OA bis 11 mochten.
14. glücklichen; — 5a glücklicher.
16. den, nach 6 bis 13; — OA bis 5a und 14 dem.
22. Amedeer, nach der ſonſt üblichen Orthographie; — die Ausgaben Amideer.
28. Donati; — 6 bis 9 Donat.
433 5. Barone; — OA und 14 Baronen.
6. Baſtarde, nach 5 bis 13; — OA und 14 Baſtarden.
434 28. früh, nach 5 bis 9; — OA und 11 bis 14 frühe, wodurch hier der Sinn eine Aenderung erleidet.
32. ward; — OA bis 5a war.
435 11. den; — OA denen.
20. Den öftern, eine erſt in 18 gemachte, aber unbedingt nothwendige Verbeſſerung; — OA bis 12 Der öftere.
436 2. gleiches — nach feſtgehaltenem Gebrauche, ebenſo Z. 7 Niemandem.

438. 11. nur; — 5a dann.
12. wenn; — 5a wen (Druckfehler).
437. 12. ward, nach 13 und 14; — OA bis 12 war.
13. Bazzi; — OA bis 5a Bazzi'n.
438. 18. Savonarola; — OA bis 6a Savanarola.
439. 19. Handelsweise; — 11 bis 13 Handlungsweise.
442. 22. Donato, nach OA bis 9; — 11 bis 14 Donatello, zu welcher Aenderung kein Grund ist, da beide Namen für dieselbe Person häufig sind. Ser Brunellesco; — 11 bis 14 Brunelleschi.
443. 2. produzibeln; — 5a productibeln.
2. an; — 5a hin.
445. 11. religiosen (nach dem Lateinischen), nach OA bis 9; — 11 bis 14 religiöser, ebenso S. 449 Z. 2.
446. 18. Simbuß, nach OA bis 11; — 11a bis 13 Nimbus. Die Veränderung scheint überflüssig, da Goethe, was er ausdrücken wollte, ebenso gut durch jenes Wort wiedergeben konnte.
447. 19. Romanenschreiber; — 11 bis 13 Romanschreiber.
25. Chronikenschreiber; — 11 bis 13 Chronikschreiber.
28. glückliche; — 5a glücklichere.
450. 18. fündigte; — OA und 14 fündigt.
19. vergoldetem, nach 5a und 11 bis 13; — OA, 5 bis 9 und 14 vergoldetem. Vgl. verstch. zu S. 426 Z. 39.
451. 8. gespielt; — 5a spielt.
9. Belvedere; — 5a Belvedere.
452. 20. Eskorials; — 5a Eskurial, 11 bis 13 Escorial, ebenso Z. 25.
21. Siguenza, nach 8 bis 14; — OA bis 6a Sigunja.
453. 12. vortrefflicher, nach 5a und 11 bis 13; — die übrigen Ausgaben fürtrefflicher.
454. 3. war; — OA gewesen wäre.
455. 4. Ihrer; — OA und 5a Ihre.
21. Franzos, nach OA bis 9; — 11 bis 14 Franzose.
458. 18. denen, nach OA bis 9 und 14; — 11 bis 13 den.
459. 23. mindere; — 5a, 11a und 12 minder.
460. 18. 19. eingedrückt; — OA eingedruckt.
20. Rückgrates, nach 11 bis 13; — OA bis 9 Rückengrates. Vgl. Z. 38.
461. 5. diesen; — alle Ausgaben diesem.
18. poros, nach OA und 14 bis 13; — 5 bis 13 porös. Man vgl. verstch. zu S. 415 Z. 41.
20. unsern; — OA und 5 ohnfern.
462. 14. dem; — 5a den.
22. der; — OA und 14 wo.
464. 10. oder, nach OA bis 9; — 11 bis 14 und.
11. Aquarell, nach 11 bis 14; — OA bis 5a Acquerell, 6 bis 9 Acquarell.
12.14. des Bleiweißes, nach 6 ff.; — OA bis 5a Bleyweiß.
13. guten; — OA, 5 und 5a gute.
14. Brodkrume; — 8 und 9 Brodkrumme.
15. setzt, nach 5 bis 13; — OA und 14 weiß.
465. 17 alsbald, nach OA bis 9; — 11 bis 14 alsobald.
466. 13. bis — fehlt in 5a.

Goethe's Werke.

Nach den vorzüglichſten Quellen revidirte Ausgabe.

Einunddreißigſter Theil.

Rameau's Neffe.

Herausgegeben und mit Anmerkungen begleitet von
Fr. Strehlke.

Berlin.
Guſtav Hempel.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Rameau's Neffe.

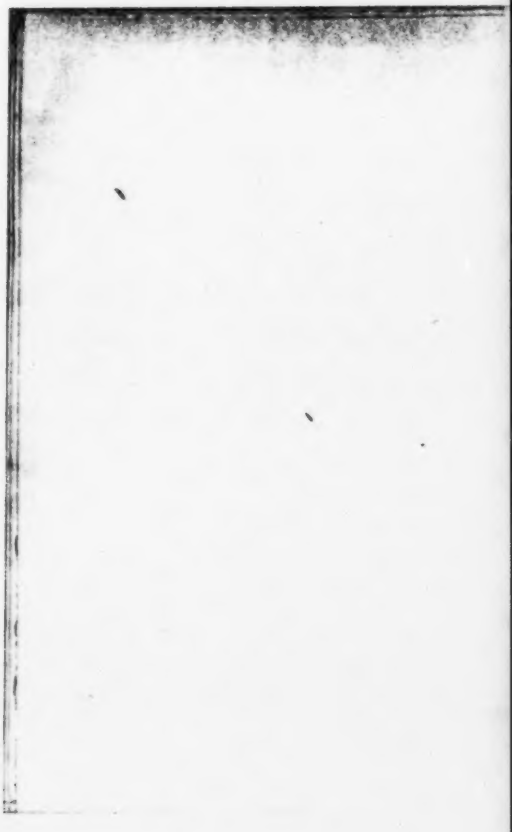

Die Thore ſprängen auf, ich könnte gehen,
Und Haß und Wuth entflöhn, die grimmig wilden,
Sie könnten künftig meinen Weg nicht hindern.

Ach, laſſ' mich nur das Licht des Tages ſehen,
Mit meiner Hand die Wunder nachzubilden!
Schon würden meine Schmerzen ſich vermindern.

Dornburger Inſchrift.*)

Freudig trete herein und froh entferne Dich wieder!
Ziehſt Du als Wandrer vorbei, ſegne die Pfade Dir Gott!

*) Ueber dem Eingange des dritten, kleinſten Schlößchens in Dornburg am ſüdlichen Ende des Felſenabhanges nach Jena zu findet ſich eine lateiniſche Inſchrift mit der Jahreszahl 1608:

Gaudent ingrediens, laetetur et aede recedens!
Bis, qui praeterunt, dot bona cuncta Deus!

Ueber Goethe's Aufenthalt in Dornburg vgl. unſere Biographie S. CLXXVIII, und den gleichnamigen Aufſatz in ſeinen Werken. — Es liegt nahe, zu vermuthen, daß die Ueberſetzung dieſes Diſtichons von Goethe herrührt; indeſſen fehlt doch immer ein beſtimmter Beweis dafür, wenn wir auch ſeine Sprachbehandlung, ſo kurz es iſt, darin wiederzufinden glauben.

Inhalt.

Seite

Vorbemerkung des Herausgebers 7

Rameau's Neffe. Ein Dialog von Diderot. Aus dem Manuſkript überſetzt 17

Anmerkungen über Perſonen und Gegenſtände, deren in dem Dialog „Rameau's Neffe“ erwähnt wird . . . 103

Vorerinnerung 105
Alberti 107
d'Alembert 107
d'Auvergne 108
Baculard, ſonſt Arnaud 108
Bagge (Baron von) 108
Batteux 109
Leblanc (Abbé) 109
Bouret 110
Bret 110
Carmontelle 111
Destouches 111
Dorat 111
Duni 112
Fréron (Vater) 113
Geſchmack 114
Lulli 118
Marivaux 119
Montesquieu 120
Muſik 120

Seite

d'Olivet (Abbé) 123
Paliſſot 124
Die Philoſophen 126
Voltaire an Paliſſot 128
Piron 131
Poinſinet 133
Rameau 133
Rameau's Neffe 136
Tencin (Madame de) 140
Tencin (Kardinal) 141
Trublet (Abbé) 141
Voltaire 142

Nachträgliches zu „Rameau's Neffe" 145

Zur Reviſion des Textes 159

Vorbemerkung des Herausgebers.

Wenn Goethe durch seine Uebersetzung der Lebensbeschreibung des Benvenuto Cellini augenscheinlich so viel erreicht hat, daß ein bis dahin fast unbekannt gebliebenes Werk in weite Kreise verbreitet und Gegenstand neuer Studien wurde, so ist sein Verdienst in Betreff des nachfolgenden Dialogs von Diderot jedenfalls noch viel höher anzuschlagen; derselbe ist durch ihn zuerst in die Literatur eingeführt worden.

Nach seiner eigenen, allerdings aus einer sehr viel späteren Zeit stammenden Mittheilung verdankt er das Manuskript Schillern, der ihn zu gleicher Zeit zur Uebersetzung desselben mit dem Bemerken aufforderte, daß nach dem Plane Göschen's, des Verlegers, diese dem Abdrucke des französischen Textes vorausgehen sollte. Etwas anders drückt sich Schiller in seinem Briefe an Körner vom 25. April 1805 aus. „Goethe," sagt er, „hat ein ungedrucktes Manuskript Diderot's, welches uns ein glücklicher Zufall in die Hände brachte, übersetzt und mit Anmerkungen begleitet." Auf welche Weise also Goethe und Schiller in den Besitz jenes Manuskripts gekommen sind, ist nicht mit Genauigkeit zu bestimmen; doch spricht der Erste wenigstens eine Ver-

muthung über den Urſprung deſſelben aus. Es iſt ſeiner Anſicht nach eine Kopie des Originals, welches ſich in Petersburg befinde und ſeinerzeit an die Kaiſerin Katharina, nicht — wie Brière, der franzöſiſche Herausgeber Diderot's, vermuthete — an den Herzog Auguſt von Gotha oder den Prinzen Heinrich von Preußen geſendet worden ſei. In der That befindet ſich dieſes Original *) noch jetzt unter dem handſchriftlichen Nachlaß von Diderot auf der kaiſerlichen Bibliothek zu Petersburg, für welche bekanntlich die ganze Bibliothek Diderot's ſchon 1765 angekauft wurde. (Karl Roſenkranz, Diderot's Leben und Werke, Zweiter Theil, S. 106.)

Was nun weiter geſchehen iſt, wie der franzöſiſche Text nicht gedruckt, Goethe's deutſche Ueberſetzung ins Franzöſiſche zurücküberſetzt und ſchließlich auch in Paris eine Kopie des Originals aufgefunden und in der Brière'ſchen Ausgabe von Diderot's Werken (1821) abgedruckt wurde, — Alles das hat Goethe ſelbſt ausführlich in dem Abſchnitt „Nachträgliches zu Rameau's Neffe“ dargeſtellt, und es braucht hier nicht wiederholt zu werden. Aus demſelben Grunde iſt es auch

*) Eine Vergleichung dieſer Handſchrift mit dem Texte Goethe's wäre, wie ſich ſpäter zeigen wird, aus verſchiedenen Gründen von großem Intereſſe geweſen; es hängt ſogar die Entſcheidung einiger wichtigen Fragen gerade hievon ab. Leider haben indeſſen die zu dieſem Zwecke in Petersburg von Seiten des Herausgebers veranlaßten Nachforſchungen nur zu dem Ergebniß geführt, daß man augenblicklich auf der kaiſerlichen Bibliothek nicht weiß, wo jenes als Nr. 381 bezeichnete Manuſkript geblieben iſt. Uebrigens iſt daſſelbe nach den von dort gemachten Mittheilungen nicht von Diderot's eigener Hand geſchrieben.

nicht nöthig, die Untersuchungen über einige andre Punkte wieder aufzunehmen, die durch jene Mittheilungen als abgeschlossen zu betrachten sind. Erstlich ist es unzweifelhaft, daß Diderot wirklich der Verfasser dieses Dialogs ist; seltsamerweise hatte man von verschiedenen Seiten Goethe selbst dafür gehalten (Eckermann, Gespräche mit Goethe, III. 13; Goethe-Zelter'scher Brie[illegible]chsel, III. 297), und auch andern französischen Schriftstellern ist derselbe zugeschrieben worden. — Es steht ferner fest und zwar durch unwiderlegliche Zeugnisse von Zeitgenossen wie Gazotte, Mercier und Diderot selbst, daß der Neffe Rameau's, mag er in diesem Dialog auch noch so frei behandelt und dargestellt sein, eine Persönlichkeit ist, die wirklich existirt hat.

Demnach können sich die nachfolgenden Bemerkungen darauf beschränken, daß in ihnen zuerst über das Entstehen von Goethe's Arbeit und ihre verschiedentlichen Drucke berichtet und alsdann die weitere literarische Nachwirkung derselben wenigstens in ihren Grundzügen angedeutet wird, namentlich so weit sich dieselbe in der Zeit nach Goethe's Tode gezeigt hat. Es führt dies drittens auf die Bestimmung des eigentlichen Werthes, den man dem Dialoge beizulegen, und des Zweckes, den der Verfasser mit ihm verbunden hat. Dann bleibt endlich eine Frage zu erörtern, die bis jetzt nicht erledigt und doch von Bedeutung ist, — zu welcher Zeit nämlich Diderot seinen Dialog abgefaßt hat.

Die letzten Briefe, welche zwischen Goethe und Schiller im Jahre 1804 gewechselt wurden, deuten auf Unterredungen und Besprechungen hin, die den „Dialog" zum Gegenstande hatten. Am 21. Dezember bestimmt Goethe den Januar des kommenden Jahres für die Uebersetzung, die er in der That,

übereinſtimmend mit der Angabe, die ſich bei Eckermann findet (Geſpräche, III. 19), in etwa vier Wochen vollendete. Etwas längere Zeit nahmen die Anmerkungen in Anſpruch, die ſchließlich übrigens nicht in der Ausdehnung und Vollſtändigkeit gegeben wurden, welche urſprünglich beabſichtigt war; ſie wurden demnach auch ſchon im April 1805 abgeſchloſſen. Es war die letzte Arbeit, bei der Goethe ſich der Mitwirkung Schiller's erfreuen konnte. Nachdem Dieſer früher ſchon die Ueberſetzung durchgeſehen hatte, ſprach er in ſeinem letzten Briefe — den er vierzehn Tage vor ſeinem Tode an Goethe ſchrieb — ſeine Anerkennung über die gleichfalls von ihm revidirten Anmerkungen aus. — Noch in demſelben Jahre kam „Rameau's Neffe" in einer beſonderen Ausgabe in Leipzig bei G. J. Göſchen, dem Verleger der älteſten Ausgaben von Goethe's Werken, heraus; vermuthlich nicht viel ſpäter erſchien ein Nachdruck ohne Jahreszahl mit der Bezeichnung „Wien, in Commiſſion bey Geiſtinger"; in die Geſammtausgaben der Werke wurde der Text, der übrigens mit Ausnahme einiger allerdings ſtark beſchädigten Stellen von Korruptionen ziemlich frei geblieben iſt, ohne bedeutende Veränderungen aufgenommen.

Während jedoch das Intereſſe, welches das Buch in Deutſchland erweckte, verhältnißmäßig gering war, mußte man in Frankreich bald auf daſſelbe aufmerkſam werden, um ſo mehr, da es durch eine Autorität wie Goethe eingeführt wurde. Daher denn die verſchiedenen Produktionen, die ſich an ſeine Arbeit anſchloſſen und die er zum Theil noch ſelbſt in dem Aufſatze „Nachträgliches zu Rameau's Neffe" (S. 145 ff. dieſes Bandes) erwähnt. Bemerkt ſei indeſſen, daß das verhältnißmäßig günſtige Urtheil, welches er über die S. 151

erwähnte Publikation „Des hommes célèbres de France etc.“ aussieht, gegenüber der nachfolgenden Stelle aus einem Briefe an Zelter (IV. 24) immerhin etwas auffällig erscheint. „Die Franzosen,“ heißt es dort, „haben gegen die deutsche Literatur eine wunderliche Lage; sie sind ganz eigentlich im Fall des klugen Fuchses, der aus dem langen Halse des Gefäßes sich nichts zueignen kann (Werke, II. S. 292, „Fuchs und Kranich“); mit dem besten Willen wissen sie nicht, was sie aus unsern Sachen machen sollen; sie behandeln alle unsere Kunstprodukte als rohen Stoff, den sie sich erst bearbeiten müssen. Wie jämmerlich haben sie meine Noten zum Rameau durch einander entstellt und gemischt! Da ist auch gar nichts an seinem Fleck stehen geblieben.“ — Das, was Goethe an Zelter schreibt, nicht das S. 152 dieses Theils Gesagte, ist in der That vollständig richtig; denn die Noten Goethe's, die von einer vortrefflichen und geistvollen Auffassung namentlich der französischen Dichtkunst Zeugniß geben, haben unter den Händen der Herren de Saur und de Saint-Géniés schwer gelitten, allerdings ohne daß diese die mindeste böse Absicht gehabt hätten. Denn aus allen auf unsern Gegenstand bezüglichen Schriftstücken, Ausgaben und Briefen geht hervor, daß die Franzosen entschieden angenehm von der Theilnahme berührt waren, die Goethe dem von ihnen oft nicht nach Gebühr gewürdigten Diderot widmete. —

Dieses so erweckte Interesse hörte denn auch später bei ihnen nicht auf. „Le neveu de Rameau“ wurde nicht nur in die Gesammtausgaben aufgenommen, sondern erschien auch in Einzelausgaben, z. B. in der von Charles Asselineau 1862, und in der „Bibliothèque nationale“ 1872. Besondern Beifall aber fand eine Schrift des bekannten Feuilletonisten Jules Janin

„La fin d'un monde et du neveu de Rameau (Nouvelle édition, Paris E. Dentu, Libraire-Editeur, 1873). Es iſt eine Art Fortſetzung des Diderot'ſchen Dialogs, deren Werth aber ſicherlich nicht darin beſteht, daß die in jenem angeregten Fragen und Probleme zu einer befriedigenden Löſung gebracht werden. Man ſieht dies namentlich, wenn man die „Analyse de la fin d'un monde et du neveu de Rameau" lieſt, welche dem oben erwähnten Abdruck in der „Bibliothèque nationale" hinzugefügt iſt. Schon die ganze Geſchichtserzählung, die Janin für das weitere Leben des jüngeren Rameau erfindet, giebt, ſo einfach ſie iſt, wenn man ſie von allem literariſchen Beiwerk entkleidet, einen deutlichen Beweis, daß wenigſtens der oben angedeutete Zweck, der eigentlich einzig und allein zur Anknüpfung an ein ſeiner Idee nach ſchon beſtimmtes Werk berechtigte, in keiner Weiſe erreicht iſt.

Um indeſſen nach Deutſchland zurückzukehren, ſo iſt auch hier gerade Diderot und mit ihm der vorliegende Dialog in neuerer Zeit Gegenſtand der eingehendſten Studien geworden. In der That konnten Worte, wie ſie Goethe über ihn ausgeſprochen hat, ſchon die deutſche Forſchung anreizen. „Diderot," ſchrieb er noch ein Jahr vor ſeinem Tode an Zelter, „iſt Diderot, ein einzig Individuum; wer an ihm oder ſeinen Sachen mäkelt, iſt ein Philiſter, und deren ſind Legionen. Wiſſen doch die Menſchen weder von Gott noch von der Natur noch von Ihresgleichen dankbar zu empfangen, was unſchätzbar iſt." Dieſe Worte hat Roſenkranz ſeinem oben erwähnten Werke über Diderot als Motto vorgeſchrieben, und in ihm wird auch „Rameau's Neffe" zum Gegenſtande einer eingehenden Unterſuchung

gemacht, nachdem schon früher dieser Dialog in einem besonderen Aufsatze (Der Gedanke. Philosophische Zeitschrift. Herausgegeben von Dr. C. L. Michelet. Berlin 1865. Bd. V Hft. 1) von ihm besprochen war. — Jedenfalls sind die Resultate, zu denen Rosenkranz kommt, sehr beachtenswerth. Gegenüber dem französischen Kritiker St. Beuve, der das Lob nicht begreifen kann, welches Goethe Diderot gespendet hat, sieht er in dem Dialog eine dem Stil und der Komposition nach vorzügliche Leistung. „Wenn man die Frage aufgeworfen hat," bemerkt er (II. 114), „ob Diderot ein bloßes Talent oder ein Genie gewesen, so hat man sich nur dieses Dialogs zu erinnern, um zu wissen, daß er ein Genie, ein großes Genie war; denn nur einem solchen konnte ein solches Kunstwerk gelingen." Mit Recht hebt Rosenkranz dann hervor, daß bei dem bunten Inhalte des Ganzen, der das Pariser Leben in der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts nach allen Richtungen schildere, der bald Literatur und Musik, bald wieder diesen sehr fern liegende Gebiete behandle, doch eine Frage eigentlich die wesentlichste sei und sich durch den ganzen Dialog durchziehe, die nämlich, auf welche Weise der Mensch erzogen werden solle. Rameau vertheidigt sein System der Immoralität durch den Zustand der modernen Gesellschaft, in welcher man durch die Tugend nur unglücklich, nur durch das Laster g[illegible]h werden könne, und stützt sich schon in seinen Vorstellungen von der „Erbfaser" (Uebersetzung von molécule) auf das erst ganz zum Schlusse ausgesprochene „Quisque suos patimur Manes" (Wir sind, wozu uns unsre Väter machten). — Dieser Immoralität, diesem Materialismus und Determinismus gegenüber vertheidigt Diderot Tugend, Sittlichkeit und menschliche Freiheit in jeder

Gestalt. Aber wenn alle diese Worte Bedeutung haben sollen, so müssen sie doch aus einer Kraft im Menschen hervorgehen, die ihm diese Unabhängigkeit von der Sinnlichkeit verleiht. Daß der Mensch von Natur gut ist, wie Diderot meint, erscheint nicht als ausreichender Beweis; denn der natürliche Mensch wird dem Egoismus seiner Natur folgen. Soviel über die Auffassung von Rosenkranz. Sollte man aber gegen dieselbe nicht einwenden dürfen, daß dem Menschen die allgemeinen Ideen des Wahren, Guten und Schönen auch unabhängig von aller Religion vorschweben und seine Grundsätze wie sein Handeln mit voller Sicherheit bestimmen könnten?

Für die Entscheidung dieser und ähnlicher Fragen ist vielleicht der Umstand nicht ganz ohne Bedeutung, zu welcher Zeit Diderot diesen Dialog geschrieben hat. Die allgemeine Annahme ist für das Jahr 1760. Goethe begründet dies damit, daß das Stück „Les Philosophes" von Palissot, dessen im Dialog als eines ganz neuen Erwähnung gethan wird, zuerst am 20. Mai 1760 in Paris aufgeführt sei; ferner wird der ältere Rameau, der 1764 starb, noch als lebend gedacht. Damit stimmt denn auch die Bemerkung in dem Briefe Brière's an Goethe (S. 156), daß Jener den Abdruck für seine Ausgabe von Diderot nach einer Kopie gemacht habe, welche 1760 unter den Augen des Verfassers vom Original genommen sei. Auch Rosenkranz hält das Jahr 1760 fest, schon deswegen, weil er das Entstehen des Dialogs direkt aus den Angriffen Fréron's und namentlich Palissot's auf Diderot glaubt herleiten zu müssen. — Diesen Annahmen stehen aber folgende Thatsachen entgegen. Erstlich, wie schon Goethe bemerkt, wird im Dialog (S. 20) der „Trois siècles de la

Zur Reviſion des Textes.

Zur Vergleichung des Textes haben wir, außer zahlreichen, zum Theil in den Anmerkungen und im Varianten-Verzeichniß erwähnten Handſchriften und außer ſämmtlichen bekannten Einzeldrucken, dieſelben nachſtehend aufgeführten Geſammt-Ausgaben wie bei den früheren Bänden benutzt.

1. **J. Goethens Schriften.** Berlin, Himburg. I. u. II. 1775. 1777. 1779. III. 1776. 1777. 1779. IV. 1779. (ſeit 1777 mit der Bezeichn. **J. W.** Goethens Schriften.)
2. **Goethes Schriften.** Leipzig, Göſchen. 1787—90. 8 Bde.
2a. Neuer Abdruck ohne Goethe's Bewilligung. 1787—91.
3. **Goethes neue Schriften.** Berlin, Unger. 1792—1800. 7 Bde.
4. **Goethes Werke.** Tübingen, Cotta. 1806—10. 13 Bde.
5. **Goethes Werke.** Stuttg. u. Tüb., Cotta. 20 Bde. 1815—19 und die Fortſetzungen.
5a. **Goethes Werke.** Originalausgabe. Wien, Kaulfuß u. Armbruſter; Stuttg., Cotta. 20 Bde. 1816—22 und die Fortſetzungen.
6. **Goethes Werke.** Vollſtändige Ausgabe letzter Hand. Octav. 40 Bde Stuttg. u. Tüb., Cotta. 1827—31.
6a. **Gleichzeitige Ausgabe in Sedez.** 40 Bände. Ebendaſ. 1827—30.
7. **Goethe's nachgelaſſene Werke.** Ausgaben in Octav und Sedez. Stuttg. u. Tüb., Cotta. Bd. 1.—15. 1832—34; Bd. 16.—20. 1842.
8. **Goethe's poetiſche und proſaiſche Werke** in 2 Bden. Lexikon-Format. Stuttg. u. Tüb., Cotta. 1836—37. Zweiten Bandes zweiter Theil 1847 (ſ. g. Quart-Ausgabe).
9. **Goethe's ſämmtliche Werke** in 40 Bänden. Duodez. Stuttg. u. Tüb., Cotta. 1840.
9a—c. Neue Abdrücke derſelben Ausgabe, 1850, 1853, 1855.
10. **Goethe's Gedichte,** 2 Bde. Stuttg. u. Tüb., Cotta. 1851.
11. **Goethe's ſämmtliche Werke** in 30 Bänden. Groß Octav. Stuttg., Cotta. 1850 u. ff.
11a. do. 1857 u. ff.
12. **Goethe's ſämmtliche Werke** in 6 Bänden. Lexikon-Octav. Stuttg., Cotta. 1860.
13. **Goethe's Werke.** Autor. in 30 Lieff. Duodez. Stuttg., Cotta. 1867.

Littérature française" von Sabatier gedacht, deren erſte Auflage erſt 1772 herausgekommen iſt. Ferner — worauf unſeres Wiſſens Niemand noch aufmerkſam gemacht hat — S. 49 leſen wir: „Mahomet iſt ein vortreffliches Werk; aber ich möchte lieber das Andenken des Calas wiederhergeſtellt haben." Jean Calas wurde am 9. Mai 1762 hingerichtet, und erſt am 9. März 1765 war die vorzugsweiſe durch Voltaire veranlaßte Reviſion ſeines Prozeſſes beendigt, nach welcher er für unſchuldig erklärt wurde. — Wie ſteht es endlich mit der S. 29 erwähnten Lobrede auf Maupeou? Der ältere Kanzler dieſes Namens, der hier gemeint iſt, hat ſich das Lob Voltaire's auch erſt in ſpäterer Zeit verdient. „Als der Kanzler Maupeou," ſagt D. F. Strauß (Voltaire, Sechs Vorträge. Dritte Aufl. Leipzig, S. Hirzel 1872), „im Jahre 1771 eine gewaltſame Umbildung des franzöſiſchen Gerichtsweſens unternahm und insbeſondere das Pariſer Parlament auflöſte, befand ſich Voltaire mit der öffentlichen Meinung in Widerſpruch. Dieſe verurtheilte die Maaßregel vom politiſchen Standpunkt aus; Voltaire war mit dem Einſchreiten gegen eine verrottete, fortſchrittsfeindliche juriſtiſche Körperſchaft einverſtanden." — Sollen wir danach mit Goethe annehmen (Brief an Schiller vom 21. Dezember 1804), daß der Dialog früher geſchrieben, aber ſpäter wieder aufgefriſcht worden ſei? Wie ſtimmt indeſſen damit die Angabe des Buchhändlers Brière, nach welcher die von ihm benutzte Kopie bereits 1760 angefertigt ſei, wie überhaupt der Umſtand, daß wenigſtens die Pariſer Handſchrift bei manchen Abweichungen doch die auf ſpäteren Urſprung deutenden Stellen ſämmtlich auch aufweiſt? — Oder iſt es geſtattet, anzunehmen, daß Diderot ſich chronologiſche Verſchiebungen

erlaubt hat? Keinesfalls konnte er doch in die Zukunft vorausgreifen. So bleibt hier eine nicht unwichtige Frage offen; denn wenn auch Vieles für eine spätere Abfassung des Dialogs spricht, so ist doch eine endgiltige Entscheidung voraussichtlich erst nach der augenblicklich unmöglichen Vergleichung der Petersburger Handschrift zu erwarten.

Dies ist allerdings nicht die einzige Schwierigkeit, die für den Dialog vorliegt; die Deutung einzelner Stellen und mancher verborgenen Beziehungen würde sogar einen ausführlicheren Kommentar rechtfertigen, als er in unserer Ausgabe gegeben werden kann.

Für die uns vorliegende Aufgabe schien es jedoch nicht nothwendig, Nachweise über literarische und musikalische Persönlichkeiten des niedrigsten Ranges, über Schauspielerinnen von zweifelhaftem Talente und Rufe, über Rouës aus den verschiedenen Kreisen der Gesellschaft beizubringen; es ist nur dasjenige in unsern Anmerkungen gegeben, was außer denen von Goethe noch unbedingt nothwendig erschien, um einmal das Verhältniß der Uebersetzung zum Texte festzustellen und zweitens ein sicheres Verständniß des letzteren zu ermöglichen.

Rameau's Neffe.

Ein Dialog

von

Diderot.

Aus dem Manuſkript überſetzt

Vertumnis, quotquot sunt, natus iniquis

Horat. Liber II. Satir. VII. v. 14.

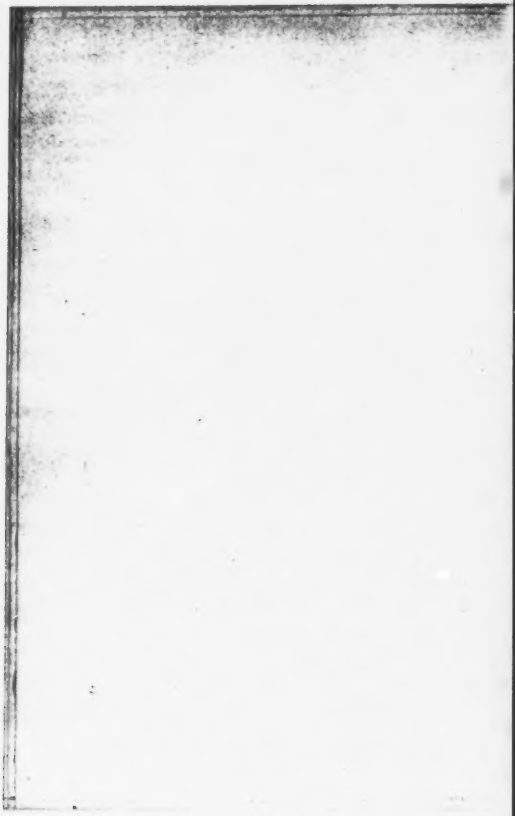

Es mag schön oder häßlich Wetter sein, meine Gewohnheit bleibt, auf jeden Fall um fünf Uhr Abends im Palais Royal spazieren zu gehen. Mich sieht man immer allein, nachdenklich auf der Bank d'Argenson. Ich unterhalte mich mit mir selbst von Politik, von Liebe, von Geschmack oder Philosophie und überlasse meinen Geist seiner ganzen Leichtfertigkeit. Mag er doch die erste Idee verfolgen, die sich zeigt, sie sei weise oder thöricht! So sieht man in der Allée de foi unsre jungen Liederlichen einer Kurtisane auf den Fersen folgen, die mit unverschämtem Wesen, lachendem Gesicht, lebhaften Augen, stumpfer Nase dahingeht; aber gleich verlassen sie diese um eine andere, necken sie sämmtlich und binden sich an keine. Meine Gedanken sind meine Dirnen.

Wenn es gar zu kalt oder regnicht ist, flüchte ich mich in den Café de la Régence und sehe zu meiner Unterhaltung den Schachspielern zu. Paris ist der Ort in der Welt, und der Café de la Régence der Ort in Paris, wo man das Spiel am Besten spielt. Da, bei Rey, versuchen sich gegen einander der profunde Légal, der subtile Philidor, der gründliche Mayot. Da sieht man die bedeutendsten Züge, da hört man die gemeinsten Reden. Denn kann man schon ein geistreicher Mann und ein großer Schachspieler zugleich sein wie Légal, so kann man auch ein großer Schachspieler und albern zugleich sein, wie Foubert und Mayot.

Eines Nachmittags war ich dort, beobachtete viel, sprach wenig und hörte so wenig als möglich, als eine der wunderlichsten Personnagen zu mir trat, die nur jemals dieses Land hervorbrachte, wo es doch Gott an dergleichen nicht fehlen ließ. Es ist eine Zusammensetzung von Hochsinn und Niederträchtigkeit, von Menschenverstand und Unsinn; die Begriffe vom Ehrbaren und Unehrbaren müssen ganz wunderbar in seinem Kopf durch

---

Café de la Régence — existirt noch jetzt Rue St. Honoré 161, vem Palais Royal gegenüber

Philidor — unter den Genannten der Berühmteste, nicht allein als Schachspieler, sondern auch als Opernkomponist geschätzt, lebte von 1726 bis 1795.

einander gehn; denn er zeigt, was ihm die Natur an guten Eigenschaften gegeben hat, ohne Prahlerei, und was sie ihm an schlechten gab, ohne Scham. Uebrigens ist er von einem festen Körperbau, einer außerordentlichen Einbildungskraft und einer ungewöhnlichen Lungenstärke. Wenn Ihr ihm jemals begegnet und seine Originalität hält Euch nicht fest, so verstopft Ihr Eure Ohren gewiß mit den Fingern oder Ihr entfliehet. Gott, was für schreckliche Lungen!

Und nichts gleicht ihm weniger als er selbst. Manchmal ist er mager und zusammengefallen wie ein Kranker auf der letzten Stufe der Schwindsucht; man würde seine Zähne durch seine Backen zählen; man sollte glauben, er habe mehrere Tage nichts gegessen oder er käme aus la Trappe. Den nächsten Monat ist er feist und völlig, als hätte er die Tafel eines Financiers nicht verlassen, oder als hätte man ihn bei den Berndardinern in die Kost gegeben. Heute mit schmutziger Wäsche, mit zerrissenen Hosen, in Lumpen gekleidet und fast ohne Schuhe, geht er mit gebeugtem Haupte, entzieht sich den Begegnenden, man möchte ihn anrufen, ihm Almosen zu geben. Morgen gepudert, chaussirt, frisirt, wohl angezogen, trägt er den Kopf hoch; er zeigt sich, und Ihr würdet ihn beinahe für einen ordentlichen Menschen halten.

So lebt er von Tag zu Tag, traurig oder heiter, nach den Umständen. Seine erste Sorge des Morgens, wenn er aufsteht, ist, sich zu bekümmern, wo er zu Mittag speisen wird. Nach Tische denkt er auf eine Gelegenheit zum Nachtessen, und auch die Nacht bringt ihm neue Sorgen. Bald erreicht er zu Fuß ein kleines Dachstübchen, seine Wohnung, wenn nicht die Wirthin, ungeduldig, den Miethzins länger zu entbehren, ihm den Schlüssel schon abgefordert hat. Bald wirft er sich in eine Schenke der Vorstadt, wo er den Tag zwischen einem Stück Brod und Kruge Bier erwartet. Hat er denn auch die sechs Sous zum Schlafgeld nicht in der Tasche, das ihm wol manchmal begegnet, so wendet er sich an einen Miethkutscher, seinen Freund, oder an den Kutscher eines großen Herrn, der ihm ein Lager auf Stroh neben seinen Pferden vergönnt. Morgens hat er denn noch einen Theil seiner Matratze in den Haaren. Ist die Jahrszeit gelind, so spaziert er die ganze Nacht auf dem Cours oder den elyseischen Feldern hin und wieder; mit dem Tage erscheint er sogleich in der Stadt, gekleidet von gestern für heute, und von heute manchmal für den Ueberrest der Woche.

Dergleichen Originale kann ich nicht schätzen; Andre machen

ſie zu ihren nächſten Bekannten, ſogar zu Freunden. Des Jahrs können ſie mich einmal feſthalten, wenn ich ihnen beiegue, weil ihr Charakter von den gewöhnlichen abſticht und ſie die läſtige Einförmigkeit unterbrechen, die wir durch unſre Erziehung, unſre geſellſchaftlichen Konventionen, unſre hergebrachten Anſtändigkeiten eingeführt haben. Kommt ein Solcher in eine Geſellſchaft, ſo iſt er ein Krümchen Sauerteig, das das Ganze hebt und Jedem einen Theil ſeiner natürlichen Individualität zurückgiebt. Er ſchüttelt, er bewegt, bringt Lob oder Tadel zur Sprache, treibt die Wahrheit hervor, macht rechtliche Leute kenntlich, entlarvt die Schelme, und da horcht ein Vernünftiger zu und ſondert ſeine Leute.

Dieſen kannt' ich ſeit langer Zeit; er kam öfters in ein Haus, wo ihm ſein Talent den Eingang verſchafft hatte. Die Leute hatten eine einzige Tochter. Er ſchwur dem Vater und der Mutter, daß er ihre Tochter heirathen würde. Dieſe zuckten die Achſeln, lachten ihm ins Geſicht und verſicherten ihm, er ſei närriſch. Doch ſah ich den Augenblick kommen, wo die Sache gemacht war. Er verlangte von mir einige Thaler, die ich ihm gab. Er hatte ſich, ich weiß nicht wie, in einigen Häuſern eingeſchlichen, wo ſein Couvert bereit ſtand; aber man hatte ihm die Bedingung gemacht, er ſolle niemals ohne Erlaubniß reden. Da ſchwieg er nun und aß vor Bosheit; es war luſtig, ihn in dieſem Zwang zu ſehen. Sobald er es wagte, den Traktat zu brechen und den Mund aufzuthun, ſogleich beim erſten Wort riefen alle Gäſte: „O Rameau!" Dann funkelte die Wuth in ſeinen Augen, und er fiel mit neuer Gewalt über das Eſſen her.

Ihr wart neugierig, den Namen des Mannes zu wiſſen; da habt Ihr ihn! Es iſt der Vetter des berühmten Tonkünſtlers, der uns von Lulli's Kirchengeſang gerettet hat, den wir ſeit hundert Jahren pſalmodiren, ein Vetter des Mannes, der ſo viel unverſtändliche Viſionen und apokalyptiſche Wahrheiten über die Theorie der Muſik ſchrieb, wovon weder er noch ſonſt irgend ein Menſch jemals etwas verſtanden hat, in deſſen Opern man Harmonie findet, einzelne Brocken guten Geſangs, unzuſammenhängende Ideen, Lärm, Aufflüge, Triumphe, Lanzen, Glorien, Murmeln und Viktorien, daß den Sängern der Athem ausgehen möchte; des Mannes, der, nachdem er den Florentiner begraben hat, durch italieniſche Virtuoſen wird begraben werden, wie er vorausfühlte und deshalb mißmuthig, traurig und ärgerlich ward. Denn Niemand hat böſere Laune, nicht einmal eine hübſche Frau, die Morgens eine Blatter auf der Naſe gewahr wird, als ein

Autor, der ſich bedroht ſieht, ſeinen Ruf zu überleben, wie Marivaux und Crebillon, der Sohn, beweiſen.

Er tritt zu mir: „Ach, mein Herr Philoſoph, treff' ich Euch auch einmal! Was macht Ihr denn hier unter den Taugenichtſen? Verliert Ihr auch Eure Zeit mit Holzſchieben?“ (So nennt man aus Verachtung das Schach- oder Damenſpiel.)

Ich. Nein; aber wenn ich nichts Beſſeres zu thun habe, ſo iſt's eine augenblickliche Unterhaltung, Denen zuzuſehen, die gut ſchieben.

Er. Alſo eine ſeltene Unterhaltung. Nehmt Légal und Philidor aus, die Uebrigen verſtehn nichts.

Ich. Und Herr von Buſſy, was ſagt Ihr zu dem?

Er. Der iſt als Schachſpieler, was Demoiſelle Clairon als Schauſpielerin iſt; Beide wiſſen von dieſen Spielen Alles, was man davon lernen kann.

Ich. Ihr ſeid ſchwer zu befriedigen. Ich merke, nur den vorzüglichſten Menſchen laßt Ihr Gnade widerfahren.

Er. Ja, im Schach- und Damenſpiel, in der Poeſie, Redekunſt, Muſik und andern ſolchen Poſſen. Wozu ſoll die Mittelmäßigkeit in dieſen Fällen?

Ich. Beinahe geb' ich Euch Recht. Aber doch müſſen ſich Viele auch auf dieſe Künſte legen, damit der Mann von Genie hervortrete. Er iſt dann der Eine in der Menge. Aber laſſen wir das gut ſein! Seit einer Ewigkeit habe ich Euch nicht geſehen. Ich denke niemals an Euch, wenn ich Euch nicht ſehe; aber es freut mich jedes Mal, wenn ich Euch wiederfinde. Was habt Ihr gemacht?

Er. Das, was Ihr, ich und alle die Andern machen, Gutes, Böſes und nichts. Dann hab' ich Hunger gehabt und gegeſſen, wenn ſich dazu Gelegenheit fand. Ferner hatt' ich Durſt, und manchmal hab' ich getrunken; indeſſen iſt mir der Bart gewachſen, und da hab' ich mich raſiren laſſen.

Ich. Daran habt Ihr übel gethan; denn der Bart nur fehlt Euch zum Weiſen.

Crebillon, der Sohn — der jüngere Crebillon, Sohn des Tragikers (1707—1777). Er hatte ſich durch ſeine „Lettres de la Marquise de *** au comte de *** (1732) und durch die Egaremens du coeur et de l'esprit (1736) großen Ruf erworben, der durch ſeine ſpäteren meiſtens in hohem Grade ſittenloſen Romane verdunkelt wurde.

Demoiſelle Clairon — gab bereits 1765 ihre Künſtlerlaufbahn auf, wurde ſpäter Geliebte des Markgrafen von Ansbach und ſtarb 1803 im 90. Jahre. Man vgl. über ſie auch Werke, XVI. S. 9 ff.

Er. Freilich! Meine Stirn ist groß und runzlich, mein Auge blitzt, die Nase springt vor, meine Wangen sind breit, meine Augenbrauen breit und dicht, der Mund wohl gespalten, die Lippen umgeschlagen und das Gesicht viereckt. Wißt Ihr wol, dieses ungeheure Kinn, wäre es von einem langen Barte bedeckt, es würde sich in Erz oder Marmor recht gut ausnehmen.

Ich. Neben Cäsar, Mark Aurel, Sokrates!

Er. Nein, ich stünde lieber zwischen Diogenes und Phryne. Unverschämt bin ich wie der Eine, und die Andern besuch' ich gern.

Ich. Ihr befindet Euch immer wohl?

Er. Ja, gewöhnlich, aber heute nicht besonders.

Ich. Und wie, mit Eurem Silenenbauch, mit einem Ge-

sicht —

Er. Einem Gesicht, das man für die Rückseite nehmen könnte. Wißt Ihr, daß böse Laune, die meinen Onkel ausdorrt, wahrscheinlich seinen Neffen fett macht?

Ich. A propos, den Onkel; seht Ihr ihn manchmal?

Er. Ja, manchmal auf der Straße vorbeigehn.

Ich. Thut er Euch denn nichts Gutes?

Er. Thut er Jemandem Gutes, so weiß er gewiß nichts davon. Es ist ein Philosoph in seiner Art; er denkt nur an sich, und die übrige Welt ist ihm wie ein Blasebalgnagel. Seine Tochter und Frau können sterben, wann sie wollen, nur daß ja die Glocken im Kirchsprengel, mit denen man ihnen zu Grabe läutet, hübsch die Duodezime und Septdezime nachklingen, so ist Alles recht. Er ist ein glücklicher Mann! Und besonders weiß ich an Leuten von Genie zu schätzen, daß sie nur zu einer Sache gut sind, drüber hinaus zu nichts. Sie wissen nicht, was es heißt, Bürger, Väter, Mütter, Vettern und Freunde zu sein. Unter uns, man sollte ihnen durchaus gleichen, aber nur nicht wünschen, daß der Same zu gemein würde. Menschen muß es geben, Menschen von Genie nicht. Nein, wahrhaftig nicht! Sie sind's, die unsre Welt umgestalten, und nun ist im Einzelnen die Thorheit so allgemein und mächtig, daß man sie nicht ohne Händel verdrängt. Da macht sich's nun zum Theil, wie sich's die Herren eingebildet haben, zum Theil bleibt's, wie es war. Daher kommen die zwei Evangelien, des Harlekins Rock! . . . Nein, die Weisheit des Mönchs im Rabelais, das ist die wahre

---

Die Weisheit des Mönchs im Rabelais — „Faire son devoir tellement quellement, toujours dire du bien d Monsieur le prieur et laisser

Weisheit für unsere Ruhe und für die Ruhe der Andern. Seine Schuldigkeit thun, so gut es gehn will, vom Herrn Prior immer Gutes reden und die Welt gehn lassen, wie sie Lust hat. Sie geht ja gut, denn die Menge ist damit zufrieden. Wüßt' ich Geschichte, so wollt' ich Euch zeigen, das Uebel hier unten ist immer von genialischen Menschen hergekommen; aber ich weiß keine Geschichte, weil ich nichts weiß. Der Teufel hole mich, wenn ich jemals was gelernt habe, und ich befinde mich nicht schlechter deshalb. Ich war eines Tages an der Tafel eines königlichen Ministers, der Verstand für ein Dutzend hat. Er zeigte uns klar, so klar wie zweimal Zwei Vier ist, daß nichts den Völkern nützlicher sei als die Lüge, nichts aber schädlicher als die Wahrheit. Ich besinne mich nicht mehr auf seine Beweise, aber es folgte sonnenklar daraus, daß die Leute von Genie ganz absichtlich sind, und daß man ein Kind, wenn es bei seiner Geburt ein Charakterzeichen dieses gefährlichen Naturgeschenks an der Stirn trüge, sogleich ersticken oder ins Wasser werfen sollte.

Ich. Und doch, diese Personen, die vom Genie so übel sprechen, behaupten alle, Genie zu haben.

Er. Im Stillen schreibt sich's wol ein Jeder zu; aber ich glaube doch nicht, daß sie sich unterstünden, es zu bekennen.

Ich. Das geschieht aus Bescheidenheit. Und also habt Ihr einen schrecklichen Haß gegen das Genie gefaßt?

Er. Für mein ganzes Leben.

Ich. Aber ich erinnere mich wol der Zeit, da Ihr in Verzweiflung wart, nur ein gemeiner Mensch zu sein. Ihr könnt nie glücklich werden, wenn Euch das Eine wie das Andere quält. Man sollte seine Partie ergreifen und daran festhalten. Wenn ich Euch auch zugebe, daß die genialischen Menschen gewöhnlich ein Wenig sonderbar sind, oder, wie das Sprichwort sagt, kein großer Geist sich findet ohne einen Gran von Narrheit, so läßt man die Genies doch nicht fahren. Man wird die Jahrhunderte verachten, die keine hervorgebracht haben. Sie werden die Ehre

---

aller le monde à sa fantaisie" (bei Andern: comme il va). — Diese Worte, die dem bekannten Jean des Entommeures im „Gargantua" in den Mund gelegt werden, finden sich sehr häufig citirt, so in d'Alembert's „Eloge de l'Abbé de St. Pierre", bei Voltaire u. A.

Das Sprichwort sagt, kein großer Geist ꝛc. ꝛc. — „Nullum magnum ingenium sine mixtura dementiae", nach Seneka (de tranquillitate animi 17, 10) Ausspruch des Aristoteles.

Verzeichniß der Stellen,

in denen unser Text von anderen Drucken und Ausgaben abw[eicht].

Erste Zeile

5. 9. Herze, nach dem übereinstimmenden Texte der H[and]schrift und aller Ausgaben; — nur 4 liest Herz.
13. 'naus, nach der Handschrift; — die Ausgaben 2, 2a und 4 lesen allerdings aus, indessen bringt schon 5 die auch von uns angenommene Lesart.
18. darein, — die Handschrift hat hinterdrein; da aber schon die ältesten Ausgaben 2, 2a und 4 darein lesen, so hat man dies für eine von Goethe vor dem Drucke oder während desselben gemachte Aenderung anzusehen; dagegen möchte dadrein, welche Form seit 5 in allen Ausgaben steht, eine Willkürlichkeit oder Zufälligkeit sein.
23. langen, das Stammwort von „verlangen", überall; — nur 9 liest hangen.

10. 12. Kupido, — 2. 2a. 4 und 5 lesen kam Amor.
13. Mit Fackel im Brand, — sämmtliche Ausgaben, mit Ausnahme der ältesten des Götz: die Fackel in Brand.
14. muthlich kriegen, — 2, 2a, 4 u. 5 muthig bekriegen.
15. männlich siegen, — dieselben männlich besiegen. Der von uns gegebene Text ist fast ganz der der ältesten Ausgabe des Götz; offenbar hat Goethe, wie aus drei der ebengenannten Stellen hervorgeht, diesen gleichfalls für die Ausgabe letzter Hand wiederherstellen wollen und nur die Lesart „die Fackel in Brand" ist, sei es aus Versehen, sei es mit Absicht, auch in 6 gelassen worden.
24. willig, — 6 und 6a witzig.

11. 12. Reifelein, nach der zweiten Bearbeitung des Götz, in der Goethe, wie es scheint, absichtlich dies Wort statt des ursprünglichen Vögelein eingesetzt hat; — die Ausgaben seit 2 haben sämmtlich die älteste Lesart wiederaufgenommen.

13. 5. auch, nach dem Text der „Urania", — in „Goethe's Leben von J. W. Schäfer," zweite Auflage I. 404: nicht.

des Volks sein, bei dem sie lebten. Früh oder spät errichtet man ihnen Statuen und betrachtet sie als Wohlthäter des Menschengeschlechts. Verzeihe mir der vortreffliche Minister, den Ihr anführt; aber ich glaube, wenn die Lüge einen Augenblick nützen kann, so schadet sie nothwendig auf die Länge. Im Gegentheil nutzt die Wahrheit nothwendig auf die Länge, wenn sie auch im Augenblick schadet. Daher käm' ich in Versuchung, den Schluß zu machen, daß der Mann von Genie, der einen allgemeinen Irrthum verscheucht oder einer großen Wahrheit Eingang verschafft, immer ein Wesen ist, das unsre Verehrung verdient. Es kann geschehen, daß dieses Wesen ein Opfer des Vorurtheils und der Gesetze wird; aber es giebt zwei Arten Gesetze: die einen sind unbedingt billig und allgemein, die andern wunderlich, nur durch Verblendung oder durch Nothwendigkeit der Umstände bedingt. Diese bedecken Den, der sie übertritt, nur mit einer vorübergehenden Schande, einer Schande, die von der Zeit auf die Richter und Nationen zurückgeworfen wird, um ewig an ihnen zu haften. Sokrates oder das Gericht, das ihm den Schierling reichte, wer von Beiden ist nun der Entehrte?

Er. Das bildst ihm auch was Rechts! Ist er deswegen weniger verdammt worden? Ist sein Todesurtheil weniger vollzogen? War er nicht immer ein unruhiger Bürger, und indem er ein schlechtes Gesetz verachtete, hat er nicht die Narren zur Verachtung der guten angeregt? War er nicht ein kühner und wunderlicher Mann, und seid Ihr nicht ganz nah an einem Geständniß, daß den Männern von Genie wenig günstig ist?

Ich. Hört mich, lieber Mann! Eine Gesellschaft sollte keine schlechten Gesetze haben. Hätte sie nur gute, sie käme niemals in Gefahr, einen Mann von Genie zu verfolgen. Ich habe nicht zugegeben, daß das Genie unauflöslich mit der Bosheit verbunden sei, noch die Bosheit mit dem Genie. Ein Thor ist öfter ein Bösewicht als ein Mann von Geist. Wäre nun auch ein Mann von Genie gewöhnlich in der Unterhaltung hart, rauh, schwer zu behandeln, unerträglich, wäre er auch ein Bösewicht, was wolltet Ihr daraus folgern?

Er. Daß man ihn ersäufen sollte.

Ich. Sachte, lieber Freund! So sagt mir doch! Nun, ich will nicht Euern Onkel zum Beispiel nehmen; das ist ein harter und roher Mann, ohne Menschlichkeit, geizig, ein schlechter Vater, schlechter Gatte, schlechter Onkel, und dabei ist es noch nicht einmal ganz entschieden, daß er ein Mann von Genie sei, daß er es in seiner Kunst sehr weit gebracht habe, daß man sich in zehn

Jahren noch um seine Werke bekümmern werde. Aber Racine, der hatte doch Genie und galt nicht für den besten Mann. Aber Voltaire . . .?

Er. Drängt mich nicht! Denn ich weiß zu folgern.

Ich. Was würdet Ihr nun vorziehen, daß Racine ein guter Mann gewesen wäre, völlig eins mit seinem Comtoir wie Briasson, oder mit seiner Elle wie Barbier, ein Mann, der regelmäßig alle Jahre seiner Frau ein rechtmäßiges Kind macht, guter Gatte, guter Vater, guter Onkel, guter Nachbar, ehrlicher Handelsmann und nichts weiter, oder daß er schelmisch, verrätherisch, ehrgeizig, neidisch gewesen wäre, aber Verfasser von Andromache, Britannikus, Iphigenia, Phädra und Athalia?

Er. Hätte er zu der ersten Art gehört, das möchte für ihn das Beste gewesen sein.

Ich. Das ist sogar unendlich wahrer, als Ihr selbst nicht empfindet.

Er. Ja, so seid Ihr Andern! Wenn wir etwas Gutes sagen, so soll es wie bei Narren und Schwärmern der Zufall gethan haben. Ihr Andern nur verstebt Euch selbst. Ja, Herr Philosoph, ich verstehe mich und verstehe mich ebenso gut, als Ihr Euch versteht.

Ich. Nun, so laßt sehen, warum denn für ihn?

Er. Darum, weil alle die schönen Sachen, die er da gemacht hat, ihm nicht zwanzigtausend Franken eingetragen haben. Wäre er ein guter Seidenhändler in der Straße St. Denis oder St. Honoré gewesen, ein guter Materialienhändler im Großen, ein besuchter Apotheker, da hätte er ein großes Vermögen zusammengebracht und dabei alle Arten Vergnügen genossen. Er hätte von Zeit zu Zeit einem armen Teufel von Lustigmacher wie mir ein Goldstück gegeben, und man hätte ihn zu lachen gemacht, man hätte ihm gelegentlich ein hübsches Mädchen verschafft, um eine ewige langweilige Beiwohnung bei seiner Ehefrau zu unterbrechen. Wir hätten bei ihm vortrefflich gegessen, großes Spiel gespielt, vortrefflichen Wein getrunken, vortreffliche Liköre, vortrefflichen Kaffee, man hätte Landfahrten gemacht. Ihr seht doch, daß ich mich darauf verstehe. Ihr lacht? Schon gut! Nur werdet Ihr doch zugeben, so wäre es auch besser für seine Umgebungen gewesen.

Ich. Ganz gewiß. Nur mußte er den durch ein rechtmäßiges Gewerbe errungenen Reichthum nicht auf eine schlechte Weise verwenden. Alle die Spieler mußte er von seinem Hause entfernen, alle diese Schmarotzer, alle diese süßlichen Jaherrn, alle

dieſe Windbeutel, dieſe unnützen, verkehrten Menſchen. Mit Stockprügeln mußte er durch ſeine Lehrburſchen den dienſtbaren Gefälligen todtſchlagen laſſen, der durch eine ſeubere Mannichfaltigkeit den Ehemann von dem Abgeſchmack einer einförmigen Beiwohnung zu retten ſucht.

Er. Todtſchlagen? Herr, todtſchlagen? Niemanden ſchlägt man todt in einer wohl polizirten Stadt. Es iſt eine ehrbare Beſchäftigung; viele Perſonen, ſogar mit Titeln, ſchämen ſich ihrer nicht. Und wozu, ins Teufels Namen, ſoll man denn ſein Geld verwenden als auf einen guten Tiſch, gute Geſellſchaft, gute Weine, ſchöne Weiber, Vergnügen von allen Farben, Unterhaltungen aller Art? Ebenſo gern möchte ich ein Bettler ſein, als ein großes Vermögen ohne dieſe Genüſſe beſitzen. Nun aber wieder von Racine. Dieſer Mann taugte nur für die Unbekannten, für die Zeit, wo er nicht mehr war.

Ich. Ganz recht! Aber wägt einmal das Gute und das Böſe! In tauſend Jahren wird er Thränen entlocken, er wird in allen Ländern der Erde bewundert werden, Menſchlichkeit wird er einflößen, Mitleiden, Zärtlichkeit. Man wird fragen, wer er war, woher gebürtig; man wird Frankreich beneiden. Einige Weſen haben durch ihn gelitten, die nicht mehr ſind, an denen wir beinahe keinen Theil nehmen. Wir haben nichts mehr zu fürchten, weder von ſeinen Laſtern noch von ſeinen Fehlern. Beſſer wär' es freilich geweſen, wenn die Natur zu den Talenten eines großen Mannes auch die Geſinnungen des rechtſchaffenen gegeben hätte. Er war ein Baum, der einige in ſeiner Nachbarſchaft gepflanzte Bäume verdorren machte, der die Pflanzen erſtickte, die zu ſeinen Füßen wuchſen; aber ſeinen Gipfel hat er bis in die Wolken erhoben, ſeine Aeſte ſind weit verbreitet, ſeinen Schatten hat er Denen gegönnt, die kommen und kommen werden, um an ſeinem majeſtätiſchen Thron zu ruhen. Früchte des feinſten Geſchmacks hat er hervorgebracht und die ſich immer erneuern. Freilich könnte man wünſchen, auch Voltaire wäre ſo ſanft wie Duclos, ſo offen wie der Abbé Trublet, ſo gerade wie der Abbé d'Olivet; aber, da das nun einmal nicht ſein kann, ſo laßt uns die Sache von der wahrhaft intereſſanten Seite betrachten! Laßt uns einen Augenblick den Punkt vergeſſen, wo wir im Raum und in der Zeit ſtehen! Verbreiten wir un-

Duclos — Charles Duclos (1704—1772), anfangs Romandichter, ſpäter Hiſtoriker, zum Historiographe de France an Voltaire's Stelle ernannt, Sécrétaire perpétuel der franzöſiſchen Akademie, wurde wegen ſeines rechtlichen Charakters allgemein geſchätzt.

fern Blick über künftige Jahrhunderte, entfernte Regionen, künftige Völker; denken wir an das Wohl unserer Gattung, und wenn wir hierzu nicht groß genug sind, verzeihen wir wenigstens der Natur, daß sie weiser war als wir! Gießt auf Greuzens Kopf kaltes Wasser, vielleicht löscht Ihr sein Talent mit seiner Eitelkeit zugleich aus. Macht Voltairen unempfindlicher gegen den Tadel, und er vermag nicht mehr in die Seele Meropens hinabzusteigen, Euch nicht mehr zu rühren.

Er. Aber wenn die Natur so mächtig als weise war, warum machte sie diese Männer nicht ebenso gut als groß?

Ich. Seht Ihr denn aber nicht, daß mit solchen Forderungen Ihr die Ordnung des Ganzen umwerft? Denn wäre hier unten Alles vortrefflich, so gäb' es nichts Vortreffliches.

Er. Ihr habt Recht; denn darauf kommt es doch hauptsächlich an, daß wir Beide da seien, Ihr und ich, und daß wir eben Ihr und ich seien; das Andere mag gehen, wie es kann. Die beste Ordnung der Dinge, scheint mir, ist immer die, worein ich auch gehöre, und hole der Henker die beste Welt, wenn ich nicht dabei sein sollte! Lieber will ich sein und selbst ein impertinenter Schwätzer sein, als nicht sein.

Ich. Jeder denkt wie Ihr, und doch will Jeder an der Ordnung der Dinge, wie sie sind, etwas aussetzen, ohne zu merken, daß er auf sein eigen Dasein Verzicht thut.

Er. Das ist wahr.

Ich. Nehmen wir darum die Sachen, wie sie sind, bedenken wir, was sie uns kosten und was sie uns eintragen, und lassen wir das Ganze, das wir nicht genug kennen, um es zu loben oder zu tadeln, und das vielleicht weder böse noch gut ist, wenn es nothwendig ist, wie viele Leute sich einbilden.

Er. Von Allem, was Ihr da vorbringt, verstehe ich nicht viel. Wahrscheinlich ist es Philosophie, und ich muß Euch sagen, damit gebe ich mich nicht ab. So ganz, wie ich bin, möchte ich wol gern ein Anderer sein, selbst auf die Gefahr, ein Mann von Genie zu werden, ein großer Mann. Ja, gesteh' ich's nur, hier ist etwas, das mir es sagt! Ich habe niemals Einen dergleichen

---

Greuze — angesehener französischer Maler, den Goethe im Anfange des 10. Buchs von „Dichtung und Wahrheit" allerdings anders charakterisirt, als es hier geschieht.

Seele Meropens — „Mérope", Trauerspiel Voltaire's nach dem Italienischen des Maffei, welches z. B. auch Lessing in seiner Dramaturgie ausführlich bespricht.

leben hören, daß mich dieſes Lob nicht deutlich raſend gemacht hätte. Neidiſch bin ich. Wenn ich etwas von ihrem Privatleben vernehme, daß ſie heruntergeſetzt, das hör' ich mit Vergnügen; das nähert uns einander, und ich ertrage leichter meine Mittelmäßigkeit. Ich ſage mir: Freilich, Du hätteſt niemals Mahomet oder die Leyrede auf Mauveon ſchreiben können. Und ſo war, ſo bin ich voller Verdruß, mittelmäßig zu ſein. Ja ja, mittelmäßig bin ich und verdrießlich. Niemals habe ich die Ouverture des „galanten Indien" ſpielen hören, niemals ſingen hören: „Profonds abimes du Ténare. Nuit, eternelle nuit", ohne mir mit Schmerzen zu ſagen: Dergleichen wirſt Du nun niemals machen. Und ſo war ich denn eiferſüchtig auf meinen Onkel, und fänden ſich bei ſeinem Tod einige gute Ouvertüren in ſeinem Portefeuille, ſo würde ich mich nicht bedenken, Ich zu bleiben und Er zu ſein.

Ich. Iſt's weiter nichts als das, was Euch verdrießt? Das iſt doch nicht ſehr der Mühe werth.

Er. Nichts, nichts! Das ſind Augenblicke, die vorübergehen.

Dann ſang er die Ouverture der „galanten Indien", die Arie „Profonds abimes" und fuhr fort:

Da ſeht, das Etwas, das hier an mich ſpricht, ſagt mir: „Rameau, Du möchteſt gern die beiden Stücke gemacht haben; hätteſt Du die beiden Stücke gemacht, Du machteſt mehr dergleichen. Hätteſt Du eine gewiſſe Anzahl gemacht, ſo ſpielte man Dich, ſo ſänge man Dich überall. Du könnteſt mit aufgehobenem Kopfe gehen, Dein Gewiſſen würde von Deinem eigenen Verdienſte zeugen. Die Andern wieſen mit Fingern auf Dich. Das iſt Der, ſagte man, der die artigen Gavotten gemacht hat."

Nun ſang er die Gavotten. Dann mit der Miene eines gerührten Mannes, der in Freude ſchwimmt, dem die Augen feucht werden, rieb er ſich die Hände und ſprach: „Du hätteſt ein gutes Haus, (er ſtreckte die Arme aus, um die Größe zu bezeichnen,) ein gutes Bett, (er ſank nachläſſig darauf hin,) gute Weine, (er ſchien ſie zu koſten, indem er mit der Zunge am Gaumen klatſchte,) Kutſch' und Pferde, (er hob den Fuß auf, hineinzuſteigen,)

Mahomet — das auch von Goethe bearbeitete Drama Voltaire's.

Mauveon — Siegelbewahrer von Frankreich unter Ludwig XV., ſtarb 1725. Voltaire nahm für ihn und Choiſeul Partei in ihrem Streit gegen die Parlamente durch ſeine Schrift: Histoire du parlement de Paris.

Der galanten Indien — „Les indes galantes". Oper oder eigentlich Ballet des älteren Rameau, welches ſpäter noch oft erwähnt wird.

Er. Se laßt Euch sagen!

Ehe er anfängt, seufzt er tief, bringt seine beiden Hände vor die Stirne, dann beruhigt er seine Gesichtszüge und sagt: „Ihr wißt, ich bin unwissend, thöricht, närrisch, unverschämt, gaunerisch, gefräßig."

Ich. Welche Lobrede!

Er. Sie ist durchaus wahr. Kein Wort ist abzudingen; keinen Widerspruch deshalb, ich bitt' Euch! Niemand kennt mich besser als ich selbst, und ich sage nicht Alles.

Ich. Euch nicht zu erürnen, stimme ich mit ein.

Er. Nun denkt, ich lebte mit Personen, die mich eben sehr wohl leiden konnten, weil ich auf einen hohen Grad diese Eigenschaften sämmtlich besaß.

Ich. Das ist doch wunderbar. Bisher glaubte ich, man verbärge sie vor sich selbst oder man verziehe sie sich, aber man verachte sie an Andern.

Er. Sie sich verbergen, könnte man das? Seid gewiß, wenn Palissot allein ist und sich selbst betrachtet, sagt er sich ganz andre Sachen! Seid gewiß, sein Kollege und er, einander gegenüber, bekennen sich offenherzig, daß sie zwei gewaltige Schurken sind. An Andern diese Eigenschaften verachten? Meine Leute waren viel billiger, und mir ging es vortrefflich bei ihnen. Ich war der Hahn im Korbe. Abwesend ward ich gleich vermißt; man hätschelte mich. Ich war ihr kleiner Rameau, ihr artiger Rameau, ihr Rameau der Narr, der Unverschämte, der Unwissende, der Faule, der Fresser, der Schalksnarr, das große Thier. Jedes dieser Beiwörter galt mir ein Lächeln, eine Liebkosung, einen kleinen Schlag auf die Achsel, eine Ohrfeige, einen Fußtritt, bei Tafel einen guten Bissen, den man mir auf den Teller warf, nach Tische eine Freiheit, die ich mir nahm, als wenn es nichts bedeutete; denn ich bin ohne Bedeutung. Man macht aus mir, vor mir, mit mir Alles, was man will, ohne daß es mir auffällt. Die kleinen Geschenke, die mir zuregneten, — dummer Hund, der ich bin! — das habe ich Alles verloren. Alles habe ich verloren, weil ich einmal Menschenverstand hatte, ein einziges Mal in meinem Leben. Ach, wenn mir das jemals wieder begegnet!

Ich. Wovon war denn die Rede?

Er. Rameau, Rameau, hatte man Dich deshalb aufgenommen? Welche Narrheit, ein Bißchen Geist, ein Bißchen Vernunft zu haben! Rameau, mein Freund, das wird Dich lehren, daß zu bleiben, wozu Gott Dich gemacht hat und wie Deine Be-

schützer Dich haben wollen. Nun hat man Dich bei den Schultern genommen, Dich zur Thüre geführt und gesagt: „Fort, Schuft, laß Dich nicht wieder sehen! Das will Sinn haben, glaub' ich, will Vernunft haben? Fort mit Dir! Dergleichen haben wir übrig.“ Nun gingst Du und bissest in die Finger. In die verfluchte Zunge hättest Du vorher beißen sollen. Warum warst Du nicht klüger? Nun bist Du auf der Gasse ohne einen Pfennig, und weißt nicht wohin. Du warst genährt, Mund, was begehrst Du? Und nun halte Dich wieder an die Höken! Gut logirt und überglücklich wirst Du nun sein, wenn man Dich wieder ins Dachstübchen läßt; wohl gebettet warst Du, und Stroh erwartet Dich wieder zwischen dem Kutscher des Herrn von Soubise und Freund Robbé. Statt eines sanften und ruhigen Schlafs birst Du mit einem Ohr das Wiehern und Stampfen der Pferde und mit dem andern das tausendmal unerträglichere Geräusch trockner, harter, barbarischer Verse. Unglücklich, übelberathen, von tausend Teufeln besessen!

Ich. Aber gäb' es denn kein Mittel, Euch wieder zurückzuführen? Ist denn Euer Fehler so groß, so unverzeihlich? An Eurem Platz suchte ich meine Leute wieder auf. Ihr seid ihnen viel nöthiger, als Ihr glaubt.

Er. O gewiß! Jetzt, da ich sie nicht lachen mache, haben sie Langeweile wie die Hunde.

Ich. So ging' ich wieder hin. Ich ließ' ihnen keine Zeit, mich entbehren zu lernen, sich an ehrbare Unterhaltung zu gewöhnen; denn wer weiß, was geschehen kann.

Er. Das fürchte ich nicht, das kann nicht geschehen.

Ich. So vortrefflich Ihr auch sein mögt, ein Andrer kann Euch ersetzen.

Er. Schwerlich!

Ich. Das sei! Aber ich ginge doch mit diesem entstellten Gesicht, diesem verirrten Blick, diesem losen Hals, diesen zerzausten Haaren, in diesem wahrhaft tragischen Zustand, wie Ihr da steht. Ich würfe mich zu den Füßen der Gottheit, und zum

---

Herr von Soubise — der französische Marschall, dessen Goethe auch im dritten Buch von „Dichtung und Wahrheit“ gedenkt, derselbe, der bei Roßbach besiegt wurde.

Freund Robbé — Die Ausgabe von Brière bringt einige Data über den „Robbé de Beauveset, 1725 in Bendôme geboren, versuchte sich in allen Gebieten, ohne es weiter als bis zur Mittelmäßigkeit zu bringen. Sein erstes Gedicht „sur la V[illegible]“ 1753 ihm mit Recht Spott und Tadel von Voltaire und selbst von Palissot zu.“

gebückt ſagte ich mit leiſer, ſchluchzender Stimme: „Vergebung, Madame, Vergebung! Ich bin ein Unwürdiger, ein Nichtswürdiger. Es war ein unglücklicher Augenblick; denn Ihr wißt, es begegnet mir niemals, Menſchenverſtand zu haben, und ich verſpreche Euch, es ſoll in meinem ganzen Leben nicht wieder geſchehen."

Luſtig war es anzuſehen, wie er, unterdeſſen ich ſo ſprach, die Pantomime dazu ſpielte. Er hatte ſich niedergeworfen, ſein Geſicht an die Erde gedrückt, er ſchien mit beiden Händen die Spitze eines Pantoffels zu halten; er weinte, er ſchluchzte, er ſagte: „Ja, meine kleine Königin, ja, das verſprech' ich, in meinem ganzen Leben ſoll mir's nicht wieder begegnen." Dann ſprang er auf und ſagte mit ernſtem und bedächtigem Ton:

Er. Ja, Ihr habt Recht; das iſt wol das Beſte. Herr Diderot ſagt, ſie ſei ſo gut; ich weiß wohl, daß ſie es iſt; aber ſich vor einer ſolchen Meerkatze zu erniedrigen, eine kleine, elende Komödiantin um Barmherzigkeit anzuflehen, eine Kreatur, die dem Pfeifen des Parterres nicht ausweichen kann — Ich, Rameau, Sohn des Herrn Rameau, Apothekers von Dijon, ich, ein rechtlicher Mann, der niemals das Knie vor irgend Jemand gebeugt hat, ich, Rameau, der Vetter Deſſen, den man den großen Rameau nennt, Deſſen, der nun grade und ſtrack und mit freier Bewegung der Arme im Palais Royal ſpazieren geht, ſeitdem ihn Herr Carmontelle gezeichnet hat, wie er gebückt und die Hände unter den Rockſchößen ſonſt einherſchlich; ich, der ich Stücke fürs Klavier geſetzt habe, die Niemand ſpielt, aber die vielleicht allein auf die Nachwelt kommen, die ſie ſpielen wird — ich — genug ich! Geben ſollt' ich? Nein, Herr, das geſchieht nicht! (Nun legte er ſeine rechte Hand auf die Bruſt und fuhr fort:) Hier fühle ich etwas, das ſich regt, das mir ſagt: „Rameau, das thuſt Du nicht." Es muß doch eine gewiſſe Würde mit der menſchlichen Natur innig verknüpft ſein, die Niemand erſticken kann. Das wacht nun einmal auf um nichts und wieder nichts, ja, um nichts und wieder nichts; denn es giebt andre Tage, da mich's gar nichts koſtete, ſo niederträchtig zu ſein, als man wollte, Tage, wo ich für einen Pfennig der kleinen Hus den H — n geküßt hätte.

Ich. Ei, mein Freund, ſie iſt weiß, niedlich, jung, ſittlich. Zu ſo einer Demuthshandlung könnte ſich wol Einer entſchließen, der delikater wäre als Ihr.

Er. Verſtehen wir uns! Es iſt ein Unterſchied zwiſchen H — n küſſen. Es giebt ein eigentliches und ein figürliches.

Frucht nützt den dicken Bergier, er küßt Madame de la M— den A— n im eigentlichen und figürlichen Sinne; und wahrhaftig, das Eigentliche und Figürliche würde mir da gleich schlecht gefallen.

Ich. Behagt Euch das Mittel nicht, das ich Euch angebe, so habt doch den Muth, ein Bettler zu sein!

Er. Es ist hart, ein Bettler sein, indessen es so viel reiche Thoren giebt, auf deren Unkosten man leben kann; und dann sich selbst verachten zu müssen, ist doch auch unerträglich.

Ich. Und kennt Ihr denn dieses Gefühl?

Er. Ob ich es kenne? Wie oft habe ich mir gesagt: „Wie, Rameau, es giebt zehntausend gute Tafeln zu Paris, zu funfzehn bis zwanzig Gedecken eine jede, und von allen diesen Gedecken ist keins für Dich? Tausend kleine Schöngeister ohne Talent, ohne Verdienst, tausend kleine Kreaturen ohne Reize, tausend platte Intriganten sind gut gekleidet, und Du liefest nackend herum, so unfähig wärst Du? Wie, Du solltest nicht schmeicheln können wie ein Andrer, nicht lügen, schwören, falsch schwören, versprechen, halten oder nicht halten wie ein Andrer? Solltest Du nicht können auf vier Füßen kriechen wie ein Andrer? Solltest Du nicht den Liebeshandel der Frau begünstigen und das Briefchen des Mannes bestellen können wie ein Andrer? Solltest Du nicht einem hübschen Bürgermädchen begreiflich machen, daß sie übel angezogen ist, daß zierliche Ohrgehänge, ein Beniq Schminke, Spitzen und ein Kleid nach polnischem Schnitt sie zum Entzücken kleiden würden, daß diese kleinen Füßchen nicht gemacht sind, über die Straße zu gehen, daß ein hübscher Mann, jung und reich, sich finde, mit galonnirtem Kleid, prächtiger Equipage, sechs großen Lakaien, der sie im Vorbeigehen gesehen habe, der sie liebenswürdig finde, der seit dem Tage weder essen noch trinken könne, der nicht mehr schlafe, der daran sterben werde? — „Aber mein Vater?" — Nun, nun, Euer Vater, der wird anfangs ein Wenig böse sein — „Und meine Mutter, die mir so sehr empfiehlt, ein ehrbares Mädchen zu bleiben, die mir immer sagt, über die Ehre gehe nichts in der Welt?" — Alte Redensarten, die nichts heißen wollen — „Und mein Beichtvater?" — Den seht Ihr nicht mehr, oder wenn Ihr auf der Grille bestehtt, ihm die Geschichte Eures Zeitvertreibs zu erzählen, so kostet es Euch einige Pfund Zucker und Kaffee — „Es ist ein strenger Mann, der mir schon wegen des Liedchens: Komm in meine Zelle' die Absolution verweigert hat." — Nur, weil Ihr ihm nichts zu geben hattet. Aber wenn Ihr vor ihm in Seiden erscheint — „Soll ich also soll ich haben?" — Gewiß, und von aller Art, mit brillantenen Ohrgehängen —

Seite Zeile

14. 2. ſeh', nach dem Texte im Morgenblatt, bei Stöber und Boas; — bei Döring und Viehoff ſah.

21 die, nach denſelben Texten. — bei Viehoff Du.

16.17 zurück, — bei Boas unrichtig herbei.

24. auch, nach Stöber und Döring, — während die Ausgaben ſeit 9 mich leſen. Will Goethe etwa ſeine Befürchtung ausdrücken, daß er ſelbſt launiſch oder wankelmüthig in ſeiner Neigung ſein könnte?

18.20. Schaf, — in dem 1847 erſchienenen 3. Bande der Ausgabe d Schlaf.

25 u. 26. Zählt', klagt', härmt', — bei allen drei Wörtern fehlen in den Ausgaben meiſtens die Apoſtrophe.

20.22 Mädeln, nach der älteren Bearbeitung der Klaudine, — während die ſpätere Mädchen hat. Uebrigens ſtimmt in jener nur die erſte Strophe mit dem ſpätern Texte überein; an dieſelbe ſchloſſen ſich nämlich urſprünglich die Worte:

Ein Lied, am Abend warm geſungen,
Hat mir ſchon manches Herz errungen;
Und ſteht der Neider an der Wand,
Hervor, den Degen in der Hand!
'Raus, feurig, friſch
Den Flederwiſch!
Kling! Kling! Klang! Klang!
Dik! Dik! Dak! Dak!
Krik! Krak!

Hierauf folgt dann noch einmal die Anfangsſtrophe.

25.13. Geht. — Das Leipziger Liederbuch hat Geh', wonach unſer Text zu berichtigen iſt. Die übrigen zahlreichen Varianten des Gedichtes ſchreiben ſich aus einem beſonderen Abdrucke deſſelben, einmal in den „Hamburger Unterhaltungen", dann in den „Blättern für literariſche Unterhaltung" 1850 No. 1, her. 25.8. auf, 25.12 ein Bißchen, 25.13. nur noch, 25.14. kommſt Du, 25.16. ein Wenig, 25.17. mich, 25.23. Eurer, 25.27—26.4:

Die Ihr des Gatten Tod beklagt
Und aller Welt Valet geſagt,
Adieu der Zweite:
Es iſt gar manche Nacht im Jahr,
Und wenn die erſte ruhig war,
Iſt's auch die zweite?

„Brillantene Ohrgehänge?“ — Ja! — „Wie die Marquise, die manchmal bei uns Handschuhe kauft?“ — Völlig so. In einer schönen Equipage mit Apfelschimmeln, zwei Bediente, ein kleiner Mohr hintendrauf und ein Laufer voraus; Schminke, Schönpflästerchen und die Schleppe vom Diener getragen — „Zum Ball“ — Zum Ball, zur Oper, zur Komödie. Schon schlägt ihr das Herz vor Freude. Nun zwei' ich mit einem Papier zwischen den Fingern. „Was ist das?“ — Nichts, gar nichts — „Ich dächte doch“ — Ein Billet — „Und für wen?“ — Für Euch, wenn Ihr ein Bißchen neugierig seid. — „Neugierig? Ich bin es gar nicht; laßt sehn!“ — (Sie liest.) — „Eine Zusammenkunft? Das geht nicht“ — Wenn Ihr in die Messe geht — „Mama begleitet mich immer.“ Aber wenn er ein Bißchen früh käme. „Ich liebe immer zuerst auf und bin von Allen zuerst im Comtoir.“ Er kommt, er gefällt, und ehe man sich's versieht, zwischen Licht und Dunkel verschwindet die Kleine, man bezahlt mir meine zweitausend Thaler. Und ein solch Talent besitzest Du ebenso gut, und Du stiehlst an Brot? Schämst Du Dich nicht, Unglücklicher? Da erinnerte ich mich eines Haufens Schelme, die mir nicht an den Knöpfen reichten, strotzend von Vermögen. Ich ging im Surtout von Damast, sie waren mit Sammt bedeckt, sie lehnten sich auf ein Rohr mit goldenem Schnabelknopfe, sie haben Aristoteles und Plato am Finger. Und was waren sie früher? Die elendesten Lumpenbunde! Jetzt sind sie eine Art Herren. Auf einmal fühlte ich mir Muth, die Seele erhoben, den Geist subtil und fähig zu Allem. Aber diese glücklichen Dispositionen dauern, scheint es, nicht lange; denn bis jetzt habe ich keinen besondern Weg machen können. Dem sei, wie ihm wolle, dies ist der Text zu meinen obigen Selbstgesprächen. Paraphrasirt sie nach Belieben, nur giebt mir den Schluß daraus, daß ich die Verachtung meiner selbst kenne, diese Qual des Gewissens, wenn wir die Gaben, die uns der Himmel schenkte, unbenutzt ruhen lassen! Es wäre fast ebenso gut, nicht geboren zu sein.“

Ich hörte ihm zu, und als er diese Scene des Verführers und des jungen Mädchens vortrug, fühlte ich mich von zwei entgegengesetzten Bewegungen getrieben; ich wußte nicht, ob ich mich der Lust zu lachen oder dem Trieb zur Verachtung hingeben sollte. Ich litt. Ich war betroffen von so viel Geschick und so viel Niedrigkeit, von so richtigen und wieder falschen Ideen, von einer

Dataean — auch bonacon (Littré), bubalus, eine Art großen Kameleons.

ſo völligen Verkehrtheit der Empfindung, einer ſo vollkommenen Schändlichkeit und einer ſo ſeltenen Offenheit. Er bemerkte den Streit, der in mir vorging, und fragte: „Was habt Ihr?“

Ich. Nichts.

Er. Ihr ſcheint verwirrt.

Ich. Ich bin es auch.

Er. Aber was rathet Ihr mir denn?

Ich. Von etwas Anderm zu reden. Unglücklicher, zu welchem verworfenen Zuſtand ſeid Ihr geboren oder verleitet!

Er. Ich geſteh's. Aber laßt Euch meinen Zuſtand nicht allzu ſehr zu Herzen gehn. Indem ich mich Euch eröffnete, war es meine Abſicht nicht, Euch weh zu thun. Ich habe mir bei dieſen Leuten etwas geſpart.

Bedenkt, daß ich gar nichts brauchte, ganz und gar nichts, und daß man mir für kleine Vergnügen noch ſo viel zulegte ....

Hier findet ſich im Manuſkript eine Lücke. Die Scene iſt verändert und die Sprechenden ſind in eins der Häuſer bei dem Palais Royal gegangen.

Da fing er an die Stirne ſich mit der Fauſt zu ſchlagen, die Lippe zu beißen und mit verwirrtem Blick an der Decke herzuſehen. Dabei rief er aus: „Nein die Sache iſt richtig; etwas habe ich bei Seite gebracht, die Zeit iſt vergangen, und das iſt ſo viel gewonnen.“

Ich. Verloren, wollt Ihr ſagen.

Er. Nein, nein, gewonnen! Jeden Augenblick wird man reicher. Ein Tag weniger zu leben oder ein Thaler mehr, iſt ganz Eins. Der Hauptpunkt im Leben iſt doch nur, frei, leicht, angenehm, häufig alle Abende auf den Nachtſtuhl zu gehen. O stercus pretiosum! Das iſt das große Reſultat des Lebens in allen Ständen. Im letzten Augenblick hat Einer ſo viel als der Andre, Samuel Bernard, der mit Rauben, Plündern, Bankerottmachen ſiebenundzwanzig Millionen in Gold zuſammenbringt und zurückläßt, ſo gut als Rameau, der nichts zurückläßt, Rameau, dem die Wohlthätigkeit das Leichentuch ſchaffen wird, womit man ihn einwickelt. Der Todte hört kein Glockengeläut; umſonſt ſingen ſich hundert Pfaffen heiſer um ſeinetwillen; umſonſt

---

O stercus pretiosum... Ständen — Der ganze Satz fehlt in der Ausgabe von Brière, das lateiniſche Citat auch in der oben erwähnten deutſchen Ueberſetzung. Man möchte vermuthen, daß dem Autor der Schluß des 34. Kapitels von Rabelais' „Pantagruel“ vorgeſchwebt habe.

ziehen lange Reihen von brennenden Kerzen vor ihm und hinter her; ſeine Seele ſchreitet nicht neben dem Zeremonienmeiſter. Unter dem Marmor faulen oder unter der Erde, iſt immer faulen. Um ſeinen Sarg rothe und blaue Kinder oder Niemand haben, was iſt daran gelegen? Und dann ſehet dieſe Fauſt an! Sie war ſtrack wie ein Teufel, dieſe zehn Finger, zehn Stäbe in eine hölzerne Handwurzel befeſtigt, dieſe Sehnen, alte Darmſaiten, trockener, ſtraffer, unbiegſamer als die an einem Drechſelerrad gedient haben. Aber ich habe ſie ſo gequält, ſo geknickt, ſo gebrochen. Du willſt nicht gehen, und ich, bei Gott, ich ſage Dir, gehen ſollſt Du, und ſo ſoll's werden!

Und wie er das ſagte, hatte er mit der rechten Hand die Finger und die Handwurzel der Linken gefaßt; er riß ſie herauf und herunter, die Fingerſpitzen berührten den Arm, die Gelenke krachten, und ich fürchtete, er würde ſich die Knochen verrenken.

Ich. Nehmt Euch in Acht! Ihr thut Euch Schaden.

Er. Fürchtet nichts, das ſind ſie gewohnt. Seit zehn Jahren habe ich ihnen ſchon anders aufzurathen gegeben. So wenig ſie dran wollten, haben die Schufte ſich doch gewöhnen müſſen, ſie haben lernen müſſen, die Taſten zu treffen und auf den Saiten herumzuſpringen. Aber jetzt geht's auch, jetzt geht's.

Sogleich nimmt er die Stellung eines Violinſpielers an. Er ſummt mit der Stimme ein Allegro von Locatelli; ſein rechter Arm ahmt die Bewegung des Bogens nach, die Finger ſeiner linken Hand ſcheinen ſich auf dem Hals der Violine hin und her zu bewegen. Bei einem falſchen Ton hält er inne, ſtimmt die Saite und kneipt ſie mit dem Nagel, um gewiß zu ſein, daß der Ton rein iſt. Dann nimmt er das Stück wieder auf, wo er es gelaſſen hat. Er tritt den Takt, zerarbeitet ſich mit dem Kopfe, den Füßen, den Händen, den Armen, dem Körper, wie Ihr manchmal im Concert spirituel Ferrari oder Chiabran oder einen andern Virtuoſen in ſolchen Zuckungen geſehen habt, das Bild einer ähnlichen Marter vorſtellend und uns ungefähr denſelben Schmerz mittheilend. Denn iſt es nicht eine ſchmerzliche Sache, an Demjenigen nur die Marter zu ſchauen, der bemüht iſt, uns das Vergnügen auszudrücken? Zieht einen Vorhang zwiſchen mich und

---

Unter dem Marmor faulen — „pourrir sous du marbre ou pourrir sous la terre". Aus dieſem Motiv iſt offenbar das Epigramm in den Jahren Xenien (Werke, II. S. 379—380) entſtanden: „Und wo die Freunde verfaulen".

Rothe und blaue Kinder — „pauvres enfants habillés de bleu, du rouge qu'on devait à Paris dans un lieu fondé pour cela" (Littré).

diesen Menschen, damit ich ihn wenigstens nicht sehe, wenn er sich nun einmal wie ein Verbrecher auf der Folterbank geberden muß.

Aber in der Mitte solcher heftigen Bewegungen und solches Geschrei veränderte mein Mann sein ganzes Wesen bei einer harmonischen Stelle, wo der Bogen sanft auf mehreren Saiten stirbt. Auf seinem Gesicht verbreitete sich ein Zug von Entzücken. Seine Stimme ward sanfter, er bedorchte sich mit Wollust. Ich glaubte so gut die Akkorde zu hören als er. Dann schien er sein Instrument mit der Hand, in der er's gehalten hatte, unter den linken Arm zu nehmen, die Rechte mit dem Bogen ließ er sinken und sagte: „Nun, was denkt Ihr davon?"

Ich. Vortrefflich!

Er. Das geht so, dünkt mich. Das klingt ungefähr wie bei den Andern.

Alsbald kauerte er wie ein Tonkünstler, der sich vors Klavier setzt. „Ich bitte um Gnade für Euch und für mich," sagte ich.

Er. Nein, nein, weil ich Euch einmal festhalte, sollt Ihr mich auch hören. Ich verlange keinen Beifall, den man giebt, ohne zu wissen, warum. Ihr werdet mich mit mehr Sicherheit loben, und das verschafft mir einen Schüler mehr.

Ich. Ich habe so wenig Bekanntschaft, und Ihr ermüdet Euch ganz umsonst.

Er. Ich ermüde niemals.

Da ich sah, daß mich der Mann vergebens dauerte, denn die Sonate auf der Violine hatte ihn ganz in Wasser gesetzt, so ließ ich ihn eben gewähren. Da sitzt er nun vor dem Klaviere mit gebogenen Knieen, das Gesicht gegen die Decke gewendet; man hätte geglaubt, da oben sähe er eine Partitur. Nun fing er, präludirte, exekutirte ein Stück von Alberti oder Galuppi, ich weiß nicht, von welchem. Seine Stimme ging wie der Wind, und seine Finger flatterten über den Tasten. Bald verließ er die Höhe, um sich im Baß aufzuhalten, bald ging er von der Begleitung wieder zur Höhe zurück. Die Leidenschaften folgten einander auf seinem Gesichte; man unterschied den Zorn, die Zärtlichkeit, das Vergnügen, den Schmerz; man fühlte das Piano und Forte, und gewiß würde ein Geschickterer als ich das Stück an der Bewegung, dem Charakter, an seinen Mienen, aus einigen Zügen des Gesangs erkannt haben, die ihm von Zeit zu Zeit entfuhren. Aber höchst seltsam war es, daß er manchmal innehielt, sich schalt, als wenn er gefehlt hätte, sich ärgerte, das Stück nicht geläufig in den Fingern zu haben.

Endlich ſagte er: „Nun ſeht Ihr" — und wandte ſich um und trocknete den Schweiß, der ihm die Wangen hinunterlief. — „Ihr ſeht, daß wir auch mit Diſſonanzen umzuſpringen wiſſen, mit überflüſſigen Quinten, daß die Verkettung der Dominanten uns geläufig iſt. Dieſe enharmoniſchen Paſſagen, von denen der liebe Onkel ſo viel Lärm macht, ſind eben keine Hexerei. Wir wiſſen uns auch herauszuziehn."

Ich. Ihr habt Euch viel Mühe gegeben, mir zu zeigen, daß Ihr ſehr geſchickt ſeid. Ich war der Mann, Euch aufs Wort zu glauben.

Er. Sehr geſchickt! Das nicht. Was mein Handwerk betrifft, das verſtehe ich ungefähr, und das iſt mehr als nöthig; denn iſt man denn in dieſem Lande verkunden, das zu wiſſen, was man lehrt?

Ich. Nicht mehr, als das zu wiſſen, was man lernt.

Er. Richtig getroffen, vollkommen richtig! Nun, Herr Philoſoph, die Hand aufs Gewiſſen, redlich geſprochen: es war eine Zeit, wo Ihr nicht ſo geſüttert ward wie jetzt.

Ich. Noch bin ich's nicht ſonderlich.

Er. Aber doch würdet Ihr im Sommer nicht mehr ins Luxenburg gehn — Erinnert Ihr Euch im —

Ich. Laßt das gut ſein! Ja, ich erinnere mich.

Er. Im Ueberrock von grauem Plüſch.

Ich. Ja doch!

Er. Verſchabt an der einen Seite, mit zerriſſenen Manſchetten und ſchwarzwollenen Strümpfen, hinten mit weißen Faden geflickt.

Ich. Ja doch, ja! Alles, wie's Euch gefällt.

Er. Was machtet Ihr damals in der Allee der Seufzer?

Ich. Eine ſehr traurige Geſtalt.

Er. Und von da ging's übers Pflaſter.

Ich. Ganz recht!

Er. Ihr gabt Stunden in der Mathematik.

Ich. Ohne ein Wort davon zu verſtehen. Nicht wahr, dahin wolltet Ihr?

Er. Getroffen!

Ich. Ich lernte, indem ich Andre unterrichtete, und ich habe einige gute Schüler gezogen.

Er. Das iſt möglich. Aber es geht nicht mit der Muſik wie mit der Algebra oder Geometrie. Jetzt, da Ihr ein ſtattlicher Herr ſeid —

Ich. Nicht ſo gar ſtattlich.

Er. Da Ihr Heu in den Stiefeln habt —

Ich. Sehr wenig.

Er. Nun haltet Ihr Eurer Tochter Lehrmeister.

Ich. Noch nicht; denn ihre Mutter besorgt die Erziehung. Man mag gern Frieden im Hause haben.

Er. Frieden im Hause — beim Henker! Den hat man nur, wenn man Knecht oder Herr ist, und Herr muß man sein. Ich hatte eine Frau, Gott sei ihrer Seele gnädig! Aber wenn sie manchmal stöckisch wurde, setzte ich mich auch auf meine Klauen, entfaltete meinen Donner und sagte wie Gott: „Es werde Licht", und es ward Licht. Auch haben wir in vier Jahren nicht zehnmal im Eifer gegen einander unsere Stimmen erhoben. Wie alt ist Euer Kind?

Ich. Das thut nichts zur Sache.

Er. Wie alt ist Euer Kind?

Ich. Ins Teufels Namen, laßt mein Kind und sein Alter! Reden wir von den Lehrmeistern, die sie haben wird!

Er. Bei Gott, so ist doch nichts störriger als ein Philosoph. Wenn man Euch nun ganz gehorsamst bäte, könnte man von dem Herrn Philosophen nicht erfahren, wie alt ungefähr Mademoiselle seine Tochter ist?

Ich. Acht Jahre könnt Ihr annehmen.

Er. Acht Jahre! Schon vier Jahre sollte sie die Finger auf den Tasten haben.

Ich. Aber vielleicht ist mir nicht viel daran gelegen, in den Plan ihrer Erziehung ein solches Studium einzuflechten, das so lange beschäftigt und so wenig nützt.

Er. Und was soll sie denn lernen, wenn's beliebt?

Ich. Vernünftig denken, wenn's möglich ist, eine seltene Sache bei Männern und noch seltner bei Weibern.

Er. Mit Eurer Vernunft! Laßt sie hübsch, unterhaltend, kokett sein!

Ich. Keineswegs! Die Natur war stiefmütterlich genug gegen sie und gab ihr einen zarten Körperbau mit einer fühlenden Seele; und ich sollte sie den Mühseligkeiten des Lebens aussetzen, eben als wenn sie derb gebildet und mit einem ehernen Herzen geboren wäre? Nein, wenn es möglich ist, so lehre ich sie, das Leben mit Muth ertragen.

Da Ihr Heu in den Stiefeln habt — „avoir du foin aux bottes", sonst gewöhnlich in dem Sinne gebraucht, daß Jemand einen unerlaubten Gewinn macht. Der Ursprung des Ausdrucks ist zweifelhaft.

Er. Laßt ſie doch weinen, leiden, ſich zieren und gereizte Nerven haben wie die Andern, wenn ſie nur hübſch, unterhaltend und kokett iſt. Wie, keinen Tanz?

Ich. Nicht mehr als nöthig iſt, um ſich ſchicklich zu neigen, ſich anſtändig zu betragen, ſich vortheilhaft darzuſtellen und ungezwungen zu gehen.

Er. Keinen Geſang?

Ich. Nicht mehr als nöthig iſt, um gut auszuſprechen.

Er. Keine Muſik?

Ich. Gäbe es einen guten Meiſter der Harmonie, gern würde ich ſie ihm zwei Stunden täglich anvertrauen, auf ein oder zwei Jahre, aber nicht länger.

Er. Und nun an die Stelle ſo weſentlicher Dinge, die Ihr ablehnt —

Ich. Setze ich Grammatik, Fabel, Geſchichte, Geographie, ein Wenig Zeichnen und viel Moral.

Er. Wie leicht wäre es mir, Euch zu zeigen, wie unnütz alle dieſe Kenntniſſe in einer Welt wie die unſrige ſind! Was ſage ich „unnütz", vielleicht gefährlich! — Aber daß ich bei einer einzigen Frage bleibe: Muß ſie nicht wenigſtens ein oder zwei Lehrer haben?

Ich. Ganz gewiß.

Er. Ah, da ſind wir wieder. Und dieſe Lehrer, glaubt Ihr denn, daß ſie die Grammatik, die Fabel, die Geſchichte, die Geographie, die Moral verſtehen werden, worin ſie Unterricht geben? Poſſen, lieber Herr, Poſſen! Beſäßen ſie dieſe Kenntniſſe hinlänglich, um ſie zu lehren, ſo lehrten ſie ſie nicht.

Ich. Und warum?

Er. Sie hätten ihr Leben verwendet, ſie zu ſtudiren. Man muß tief in eine Kunſt oder eine Wiſſenſchaft gedrungen ſein, um die Anfangsgründe wohl zu beſitzen. Klaſſiſche Werke können nur durch Männer hervorgebracht werden, die unter dem Harniſch grau geworden ſind. Erſt Mittel und Ende klären die Finſterniſſe des Anfangs auf. Fragt Euern Freund, Herrn d'Alembert, den Chorführer mathematiſcher Wiſſenſchaften, ob er zu gut ſei, die Elemente zu lehren? Nach dreißig oder vierzig Jahren Uebung iſt mein Onkel die erſte Dämmerung muſikaliſcher Theorie gewahr worden.

Ich. „O Narr, Ernarr", rief ich aus, „wie iſt es möglich, daß in Deinem garſtigen Kopf ſo richtige Gedanken vermiſcht mit ſo viel Tollheit ſich finden?"

Er. Wer Teufel kann das wiſſen? Wirft ſie ein Zufall

hinein, so bleiben sie drinnen. So viel ist gewiß, wenn man nicht Alles weiß, so weiß man nichts recht. Man versteht nicht, wo eine Sache hin will, wo eine andere herkommt, wohin diese oder jene geordnet sein will, welche vorausgehn oder folgen soll. Unterrichtet man gut ohne Methode? Und die Methode, woher kommt sie? Sebt, lieber Philosoph, mir ist, als wenn die Physik immer eine arme Wissenschaft sein würde, ein Tropfen Wasser mit einer Stecknadelspitze aus dem unendlichen Ocean geschöpft, ein Sandkörnchen von der Alpenkette losgelöst. Und nun gar die Ursachen der Erscheinungen! Wahrhaftig, es wäre besser, gar nichts zu wissen, als so wenig so schlecht zu wissen. Und da war ich gerade, als ich mich zum Lehrer der musikalischen Begleitung aufwarf. Worauf denkt Ihr?

Ich. Ich denke, daß Alles, was Ihr da sagt, auffallender als gründlich ist. Es mag gut sein. Ihr unterwiest, sagtet Ihr, in der Begleitung und Tonsetzung?

Er. Ja!

Ich. Und wußtet gar nichts davon?

Er. Nein, bei Gott, und deswegen waren Jene viel schlimmer als ich, die sich einbildeten, sie verstünden was. Wenigstens verdarb ich weder das Urtheil noch die Hände der Kinder. Kamen sie nachher von mir zu einem guten Meister, so hatten sie nichts zu verlernen, da sie nichts gelernt hatten, und das war immer so viel Geld und Zeit gewonnen.

Ich. Wie machtet Ihr das aber?

Er. Wie sie's Alle machen. Ich kam, ich warf mich in einen Stuhl. „Was das Wetter schlecht ist, wie das Pflaster ermüdet!“ Dann kam es an einige Neuigkeiten. Mademoiselle Lemierre sollte eine Vestalin in der neuen Oper machen, sie ist aber zum zweiten Mal guter Hoffnung; man weiß nicht, wer sie dubliren wird. Mademoiselle Arnould hat ihren kleinen Grafen fahren lassen. Man sagt, sie unterhandelt mit Berlin. Unterdessen hat sich der kleine Graf mit dem Porzellan des Herrn von Montami entschädigt. Im letzten Liebhaber-Konzert war eine Italienerin, die wie ein Engel gesungen hat. Das ist ein seltner Körper, der Prévotte. Man muß ihn in dem galanten Merkur

Mademoiselle Lemierre — Goethe hatte ursprünglich einen Artikel über sie in den Anmerkungen aufschreiben, ließ ihn aber aus dem Manuskript herausnehmen. Briefwechsel mit Schiller, 3. Aufl., II. Nr. 997.

Dubliren — Ausdruck für die zweite Besetzung einer Rolle.

In dem galanten Merkur — doch wol „Le Mercure galant ou la Come-

sehen. Die Stelle des Räthsels ist unbezahlbar. Die arme Duménil weiß nicht mehr, was sie sagt, noch was sie thut..... Frisch, Mademoiselle, Ihr Notenbuch! Und indem Mademoiselle sich gar nicht übereilt, das Buch sucht, das sie verlegt hat, man das Kammermädchen ruft, fahre ich fort: Die Clairon ist wirklich unbegreiflich. Man spricht von einer sehr abgeschmackten Heirath der Mademoiselle .... wie heißt sie doch — einer kleinen Kreatur, die er unterhielt, der er zwei, drei Kinder gemacht hat, die schon so Mancher unterhalten hatte — „Geht, Rameau, das ist nicht möglich" — Genug, man sagt, die Sache ist gemacht. — „Es geht das Gerücht, daß Voltaire todt ist." — Desto besser — „Warum desto besser?" — Da giebt er uns gewiß wieder was Redliches zum Besten. Das ist so seine Art, vierzehn Tage, ehe er stirbt .... Was soll ich weiter sagen? Da sagte ich nun einiges Unanständige aus den Häusern, wo ich gewesen war; denn wir sind Alle große Klatscher. Ich spielte den Narren, man hörte mich an, man lachte, man rief: „Er ist doch immer allerliebst." Unterdessen hatte man das Notenbuch unter einem Sessel gefunden, wo es ein kleiner Hund, eine kleine Katze herumgeschleppt, zerkaut, zerrissen hatte. Nun setzte sich das schöne Kind ans Klavier, nun machte sie erst allein gewaltigen Lärm darauf. Ich nahte mich dann und machte der Mutter heimlich ein Zeichen des Beifalls. „Nun, das geht so übel nicht (sagt die Mutter, man brauchte nur zu wollen; aber man will nicht, man verdirbt lieber seine Zeit mit Schwätzen, Tändeln, Auslaufen und mit Gott weiß was. Ihr wendet kaum den Rücken, so ist auch schon das Buch zu, und nur, wenn Ihr wieder da seid, wird es aufgeschlagen. Auch hör' ich niemals, daß Ihr einen Verweis gebt." — Unterdessen, da doch was geschehen mußte, so nahm ich ihr die Hände und setzte sie anders. Ich that böse, ich schrie: „Sol, sol, sol, Mademoiselle, es ist ein sol." Die Mutter: „Mademoiselle, habt Ihr denn gar keine Ohren? Ich sieh' nicht am Klavier, ich sehe nicht in Euer Buch und fühle selbst, ein sol muß es sein. Ihr macht dem Herrn eine unendliche Mühe, beachtet nichts, was er Euch sagt, kommt nicht vorwärts." Nun fing ich diese Streiche ein Wenig auf, nickte mit dem Kopfe und sagte: Verzeiht, Madame, verzeiht! Es könnte besser gehen, wenn Mademoiselle wollte, wenn sie ein Wenig studirte; aber so ganz

---

„le vrai livre" von Edme Pourjault (1638—1701), ein Stück, welches sich ebenso wie sein „Coupe à la cour" lange auf dem Repertoire gehalten hat

Sol, sol, sol — das G in der Tenorleiter.

übel geht es doch nicht — An Eurer Stelle hielt' ich sie ein ganzes Jahr an einem Stücke fest." — Was das betrifft, soll sie mir nicht los, bis sie über alle Schwierigkeiten hinaus ist; und das dauert nicht so lange, als Mademoiselle vielleicht glaubt. — „Herr Rameau, Ihr schmeichelt ihr; Ihr seid zu gut. Das ist von der Lektion das Einzige, was sie behalten und mir gelegentlich wiederholen wird." — So ging die Stunde vorbei. Meine Schülerin reichte mir die Marke mit anmuthiger Armbewegung, mit einem Reverenz, wie sie der Tanzmeister gelehrt hatte. Ich steckte es in meine Tasche, und die Mutter sagte: „Recht schön, Mademoiselle! Wenn Javillier da wäre, würde er applaudiren." Ich schwatzte noch einen Augenblick der Schicklichkeit wegen, dann verschwand ich, und das hieß man damals eine Lektion in der Begleitung.

Ich. Und heut zu Tage — ist es denn anders?

Er. Bei Gott, das sollt' ich denken. Ich komme, bin ernsthaft, werfe meinen Muff weg, öffne das Klavier, versuche die Tasten, bin immer eilig, und wenn man mich einen Augenblick warten läßt, so schrei' ich, als wenn man mir einen Thaler stähle. In einer Stunde muß ich da und dort sein, in zwei Stunden bei der Herzogin so und so. Mittags bei einer schönen Marquise, und von da giebt's ein Konzert bei Herrn Baron von Bagge, rue neuve des petits champs.

Ich. Und indessen erwartet man Euch nirgends.

Er. Das ist wahr.

Ich. Und wozu alle diese kleinen niederträchtigen Künste?

Er. Niederträchtig! Und warum, wenn's beliebt? In meinem Stand sind sie gewöhnlich, und ich erniedrige mich nicht, wenn ich handle wie Jedermann. Ich habe sie nicht erfunden, und ich wäre sehr wunderlich und ungeschickt, mich nicht zu bequemen. Wohl weiß ich, daß Ihr mir da gewisse allgemeine Grundsätze anführen werdet von einer gewissen Moral, die sie Alle im Munde haben und Niemand ausübt. Da mag sich denn finden, daß schwarz weiß und weiß schwarz ist. Aber, Herr Philosoph, wenn es ein allgemeines Gewissen giebt wie eine allgemeine Grammatik, so giebt es auch Ausnahmen in jeder Sprache. Ihr nennt sie, denk' ich, Ihr Gelehrten — und nun, so helft mir doch! —

Ich. Idiotismen.

Er. Ganz recht. Und jeder Stand hat Ausnahmen von dem allgemeinen Gewissen, die ich gar zu gern Handwerks-Idiotismen nennen möchte.

Seite Zeile

26. 6. Misogyne — in d. Hamb. „Unterhaltungen" von 176 (VIII. 6. S. 540) Hagestolzen.

11.—16. Der Himmel geb' ꝛc., — ebendas. (vgl. a. Jahn S. 219)
Mir Armen, jetzt der Mädchen Hohn,
Mir helfe doch Cytherens Sohn
Zu meinen Waden!
Da nehm' ich wol auf meinen Leib
Im künft'gen Jahr ein junges Weib.
Das kann nicht schaden.

27. 4. Dir allein. — Die von W. Freiherr v. Biedermann aufgenommene Lesart nur für Dich stammt aus dem Abdrucke in der „Muse".

28. 15. Die Liebe wider Willen, nach dem Leipziger Liederbuch; — die Ausgaben seit 7 haben den Artikel in der Ueberschrift weggelassen.

29. Einst, nach dem Leipziger Liederbuche, den Ausgaben seit 7, nach Viehoff, Biedermann und O. Jahn, „Goethe's Briefe an Leipziger Freunde", 2. Aufl., 1867; — im Schwickert'schen Musenalmanach Jüngst.

29. 2. uns, nach denselben Quellen; — ebendas. mich.

4. Daß ja Dich Niemand, nach denselben Quellen; — nur bei W. Freih. von Biedermann Daß ja uns Niemand; in der Oeser'schen Handschrift und im Musenalmanach Damit Dich Niemand.

11. Sie fragen, nach dem Leipziger Liederbuch; — in den Ausgaben seit 7 Ihr fraget. Auch ist, was für uns ebensowenig maßgebend sein konnte, die dialogische Form in ihnen aufgegeben.

21. So hat, nach der Oeser'schen Handschrift und den Ausgaben 9 u. 12. Da indessen das Leipz. Liederbuch die auch sprachlich vorzuziehende Lesart Da hat aufweist, so müssen wir diese noch nachträglich als die richtige anerkennen.

24. Das gute Herz, nach dem Leipziger Liederbuch; — in der Oeser'schen Handschrift das kleine Herz.

30. 4. O, nach dem Leipziger Liederbuch; — in der Oeser'schen Handschrift Ach.

12 u. 13. Man wählt sich die Kleider, Nach Gusto den Schneider, nach der eben genannten Quelle; — in der Oeser'schen Handschrift Da schickt man zum Schneider, Gleich bringt der die Kleider.

Ich. Richtig! Fontenelle ſpricht gut, ſchreibt gut, und ſein Stil wimmelt von franzöſiſchen Idiotismen.

Er. Und der Fürſt, der Miniſter, der Financier, die Magiſtratsperſonen, der Soldat, der Gelehrte, der Advokat, der Prokurator, der Kaufmann, der Banquier, der Handwerker, der Singmeiſter, der Tanzmeiſter ſind ſehr rechtſchaffene Leute, wenn ſich gleich ihr Betragen auf mehrern Punkten von dem allgemeinen Gewiſſen entfernt und voll moraliſcher Idiotismen befunden wird. Je älter die Einrichtungen der Dinge, je mehr giebt's Idiotismen. Je unglücklicher die Zeiten ſind, um ſo viel vermehren ſich die Idiotismen. Was der Menſch werth iſt, iſt ſein Handwerk werth, und wechſelſeitig am Ende, was das Handwerk taugt, taugt der Menſch. Und ſo ſucht man denn das Handwerk ſo viel als möglich geltend zu machen.

Ich. So viel ich merken kann, ſoll alle das Redegeflechte nur ſagen: ſelten wird ein Handwerk rechtlich betrieben, oder wenig rechtliche Leute ſind bei ihrem Handwerk.

Er. Gut, die giebt's nicht. Aber dagegen giebt's auch wenig Schelme außer ihrer Werkſtatt. Und Alles würde gut gehen, wenn es nicht eine Anzahl Leute gäbe, die man fleißig nennt, genau, ſtreng ihre Pflichten erfüllend, ernſt oder, was auf Eins hinauskommt, immer in ihren Werkſtätten, ihre Handwerke treibend von Morgen bis auf den Abend, und nichts als das. Auch ſind ſie die Einzigen, die reich werden und die man ſchätzt.

Ich. Der Idiotismen willen.

Er. Ganz recht! Ihr habt mich verſtanden. Alſo der Idiotism faſt aller Stände; denn es giebt ihrer, die allen Ländern gemein ſind, allen Zeiten, wie es allgemeine Thorheiten giebt; genug, ein allgemeiner Idiotism iſt, ſich ſo viel Kunden zu verſchaffen als möglich; eine gemeinſame Albernheit iſt's, zu glauben, daß der Geſchickteſte die meiſten habe. Das ſind zwei Ausnahmen vom allgemeinen Gewiſſen, denen man eben nachgeben muß, eine Art Kredit, nichts an ſich; aber die Meinung macht es zu was. Sonſt ſagte man: „Guter Ruf iſt goldnen Gürtel werth.“ Indeſſen nicht immer hat Der einen goldnen Gürtel, der guten Ruf hat. Aber das iſt heut zu Tage gewiß: wer den goldnen Gürtel hat, Dem fehlt der gute Ruf nicht. Man muß, wenn's möglich iſt, den Ruf und den Gürtel haben. Das iſt mein Zweck, wenn ich mich gelten mache, und zwar durch das,

Guter Ruf iſt goldnen Gürtel werth — ſprichwörtlich („Bonne renommée vaut mieux que ceinture dorée“).

was Ihr unwürdige, niederträchtige, kleine Kunstgriffe schellet. Ich gebe meine Stunde, gebe sie gut; das ist die allgemeine Regel. Ich mache die Leute glauben, daß ich deren mehr zu geben habe, als der Tag Stunden hat; das gehört zu den Idiotismen.

Ich. Und Euern Unterricht geht Ihr gut?

Er. Ja, nicht übel, ganz leidlich. Der Grundsatz meines Onkels hat das Alles sehr vereinfacht. Sonst stahl ich meinem Lehrling das Geld. Ja, ich stahl's, das ist ausgemacht. Jetzt verdien' ich's wenigstens so gut als ein Andrer.

Ich. Und Ihr stahlt es ohne Gewissensbisse?

Er. Was das betrifft, man sagt, wenn ein Räuber den andern beraubt, so lacht der Teufel dazu. Die Eltern strotzten von ungeheurem, Gott weiß wie erworbenem Gute. Es waren Hofleute, Finanzleute, große Kaufleute, Banquiers, Mäkler. Ich und viele Andre, die sie brauchten wie mich, wir erleichterten ihnen die gute Handlung des Wiedererstattens. In der Natur fressen sich alle Gattungen, alle Stände fressen sich in der Gesellschaft, wir strafen Einer den Andern, ohne daß das Gesetz sich drein mische. Die Deschamps sonst wie jetzt die Guimard rächt den Prinzen am Finanzmann; die Modehändlerinnen, der Juwelenhändler, der Tapezirer, die Wäscherin, der Gauner, das Kammermädchen, der Koch, der Sattler rächen den Finanzmann an der Deschamps, und indessen ist's nur der Unfähige, der Faule, der zu kurz kommt, ohne Jemand verkürzt zu haben; und das geschieht ihm Recht, und daran seht Ihr, daß alle die Ausnahmen vom allgemeinen Gewissen, alle diese moralischen Idiotismen, über die man so viel Lärm macht und sie Schelmstreiche nennt, gar nichts heißen wollen, und daß es überhaupt nur darauf ankommt, wer den rechten Blick hat.

Ich. Den Euern bewundre ich.

Er. Und denn das Elend! Die Stimme des Gewissens und der Ehre ist sehr schwach, wenn die Eingeweide schreien. Genug, wenn ich einmal reich werde, muß ich eben auch wiedererstatten, und ich bin fest entschlossen, wiederzuerstatten, auf alle mögliche Weise, durch die Tafel, durchs Spiel, den Wein und die Weiber.

Ich. Aber ich fürchte, Ihr kommt niemals dazu.

Er. Mir ahnet auch so was.

Ich. Wenn's Euch aber doch gelänge, was würdet Ihr thun?

Er. Machen wollt' ich's wie alle glücklichen Bettler: der insolenteste Schuft wollt' ich sein, den man jemals gesehn hätte. Erinnern würde ich mich an Alles, was sie nur Leids gethan,

und ich wollte ihnen die schlechte Behandlung redlich wiedererstatten. Ich mag gern befehlen, und befehlen werd' ich. Ich will gelobt sein, und man wird mich loben. Das sämmtliche Kastratenpack will ich im Sold haben, und wie man mit mir gesprochen hat, will ich mit ihnen sprechen. „Frisch, Ihr Schurken, man unterhalte mich!" Und man wird mich unterhalten. „Man zerreiße die rechtlichen Leute!" Und man wird sie zerreißen, wenn's ihrer noch giebt. Dann wollen wir Mädchen haben, wir wollen uns duzen, wenn wir betrunken sind, wir wollen uns betrinken und Märchen erfinden, an allerlei Schelmereien und Lastern soll es nicht fehlen. Das wird köstlich sein. Dann beweisen wir, daß Voltaire ohne Genie sei, daß Buffon, immer hoch auf Stelzen herschreitend, aufgeblasen deklamire, daß Montesquieu nur ein schöner Geist sei; d'Alembert verweisen wir in seine Mathematik und geben solchen kleinen Katonen wie Ihr über Bauch und Rücken weg. Euch, die Ihr uns aus Neid verachtet, deren Bescheidenheit nur Stolz andeutet, und deren Enthaltsamkeit durch die Noth geboten wird. Und was die Musik betrifft — hernach wollen wir erst Musik machen!

Ich. An dem würdigen Gebrauch, den Ihr von Eurem Reichthum zu machen gedenkt, sehe ich, wie sehr es Schade ist, daß Ihr ein Bettler seid. Ihr würdet, merk' ich, auf eine für das Menschengeschlecht sehr ehrenvolle Weise leben, auf eine Euern Mitbürgern, Euch selbst höchst rühmliche Weise.

Er. Ihr spottet wol gar, Herr Philosoph, und wißt nicht, mit wem Ihr's vorhabt. Ihr merkt nicht, daß ich in diesem Augenblick den beträchtlichsten Theil der Stadt und des Hofes vorstelle. Unsre Neuchen aller Stände haben sich dasselbe gesagt oder haben sich's nicht gesagt, dasselbe, was ich Euch soeben vertraute. So viel ist aber gewiß: das Leben, das ich an ihrer Stelle führen würde, ist ganz genau ihr Leben. So seid Ihr nun, Ihr Andern! Ihr glaubt, dieselbige Ehre sei für Alle gemacht. Welch wunderliche Grille! Eure Art von Ehre verlangt eine gewisse romanenhafte Wendung des Geistes, die wir nicht haben, eine sonderbare Seele, einen eigenen Geschmack. Diese Grillen verwirft Ihr mit dem Namen der Tugend, Ihr nennt es Philosophie; aber die Tugend, die Philosophie, sind sie denn für alle Welt? Wer's vermag, halte es, wie er will! Aber denkt Euch, die Welt wäre weise und philosophisch gesinnt, gestellt nur, verteufelt traurig würde sie sein. Leben soll mir dagegen Salem's Philosophie und Weisheit, gute Weine zu trinken, köstliche

Speiſen zu ſchlucken, hübſche Weiber zu beſitzen, auf weichen Betten zu ruhen; übrigens iſt Alles eitel.

Ich. Wie, ſein Vaterland vertheidigen?

Er. Eitelkeit! Es giebt kein Vaterland mehr. Von einem Pol zum andern ſehe ich nur Tyrannen und Sklaven.

Ich. Seinen Freunden zu dienen?

Er. Eitelkeit! Hat man denn Freunde? Und wenn man ihrer hätte, ſollte man ſie in Undankbare verwandeln? Beſeht's genau, und Ihr werdet finden, faſt immer iſt's Undank, was man für geleiſtete Dienſte gewinnt. Die Dankbarkeit iſt eine Laſt, und jede Laſt mag man gern abwerfen.

Ich. Ein Amt haben und deſſen Pflichten erfüllen?

Er. Eitelkeit! Habe man eine Beſtimmung oder nicht, wenn man nur reich iſt! Denn man übernimmt doch nur ein Geſchäft, um reich zu werden. Seine Pflichten erfüllen, wohin kann das führen? Zur Eiferſucht, zur Unruhe, zur Verfolgung. Kommt man auf ſolche Weiſe vorwärts? Seine Aufwartung machen, die Großen ſehen, ihren Geſchmack ausforſchen, ihren Phantaſien nachhelfen, ihren Laſtern dienen, ihre Ungerechtigkeiten billigen, das iſt das Geheimniß.

Ich. Um die Erziehung ſeiner Kinder beſorgt ſein?

Er. Eitelkeit! Das iſt die Sache des Lehrers.

Ich. Aber wenn der Lehrer nach Euern eignen Grundſätzen ſeine Pflichten verſäumt, wer wird alsdann geſtraft?

Er. Ich doch wol nicht? Aber vielleicht einmal der Mann meiner Tochter oder die Frau meines Sohns.

Ich. Aber wenn ſie ſich ins liederliche Leben, ins Laſter ſtürzen?

Er. Das iſt ſtandesmäßig.

Ich. Wenn ſie ſich entehren?

Er. Man mag ſich ſtellen, wie man will, man entehrt ſich nicht, wenn man reich iſt.

Ich. Wenn ſie ſich zu Grunde richten?

Er. Deſto ſchlimmer für ſie.

Ich. Und wenn Ihr Euch nicht nach dem Betragen Eurer Frau, Eurer Kinder erkundigt, ſo möchtet Ihr auch wol Eure Hausbaltung vernachläſſigen.

Er. Verzeiht, es iſt manchmal ſchwer, Geld zu finden, und drum iſt es klug, ſich von Weitem vorzuſehn.

Ich. Und um Eure Frau werdet Ihr Euch wenig bekümmern?

Er. Gar nicht, wenn's beliebt. Das beſte Betragen gegen ſeine liebe Hälfte bleibt immer, das zu thun, was ihr anſteht. Doch geſchähe im Ganzen, was Ihr wünſcht; ſo würde die Ge-

ſellſchaft ſehr langweilig ſein, wenn Jeder nur darin an ſich und ſein Gewerb dächte.

Ich. Warum nicht? Der Abend iſt niemals ſchöner für mich, als wenn ich mit meinem Morgen zufrieden bin.

Er. Für mich gleichfalls.

Ich. Was die Weltleute ſo delikat in ihrem Zeitvertreib macht, das iſt ihr tiefer Müſſiggang.

Er. Glaubt's nicht! Sie machen ſich viel zu ſchaffen.

Ich. Da ſie niemals müde werden, ſo erholen ſie ſich niemals.

Er. Glaubt's nicht! Sie ſind immer außer Athem.

Ich. Das Vergnügen iſt immer ein Geſchäft für ſie, niemals ein Bedürfniß.

Er. Deſto beſſer. Das Bedürfniß iſt immer beſchwerlich.

Ich. Alles nutzen ſie ab. Ihre Seele ſtumpft ſich, und die Langeweile wird Herr. Wer ihnen mitten in dem erdrückenden Ueberfluß das Leben nähme, würde ihnen einen Dienſt leiſten, eben weil ſie vom Glück nur den Theil kennen, der ſich am Schnellſten abſtumpft. Ich verachte nicht die Freuden der Sinne, ich habe auch einen Gaumen, der durch eine feine Speiſe, durch einen köſtlichen Wein geſchmeichelt wird; ich habe ein Herz und Auge, ich mag auch ein zierliches Weib beſitzen, ſie umfaſſen, meine Lippen auf die übrigen drücken, Wolluſt aus ihren Blicken ſaugen und an ihrem Buſen vor Freude vergehn. Manchmal mißfällt mir nicht ein luſtiger Abend mit Freunden, ſelbſt ein ausgelaſſener; aber ich kann Euch nicht verhalten, mir iſt's unendlich ſüßer, dem Unglücklichen geholfen, eine kitzliche Sache geendigt, einen weiſen Rath gegeben, ein angenehmes Buch geleſen, einen Spaziergang mit einem werthen Freunde, einer werthen Freundin gemacht, lehrreiche Stunden mit meinen Kindern zugebracht, eine gute Seite geſchrieben und der Geliebten zärtliche, ſanfte Dinge geſagt zu haben, durch die ich mir eine Umarmung verdiene; ich kenne wol Handlungen, welche gethan zu haben ich Alles hingäbe, was ich beſitze. Mahomet iſt ein vortreffliches Werk; aber ich möchte lieber das Andenken des Calas wiederhergeſtellt haben. Einer meiner Bekannten hatte ſich nach

Das Andenken des Calas — Jean Calas in Toulouſe wurde am 9. März 1762 auf den Verdacht hin, ſeinen Sohn, der zum Katholizismus übertreten wollte, ermordet zu haben, gefoltert und gerädert. Voltaire gab der Familie einen Zufluchtsort, lenkte durch ſeine Schrift „Sur la tolérance" die allgemeine Aufmerkſamkeit auf die Sache und erreichte ſchließlich die Kaſſirung des Urtheils durch das Parlament zu Paris am 9. März 1765.

Carthagena geflüchtet. Es war ein nachgeborner Sohn aus einem Lande, wo das Herkommen alles Vermögen dem älteſten zuſpricht. Dort vernimmt er, daß ſein Erſtgeborner, ein verzogner Sohn, ſeinen zu nachziebigen Eltern alle Beſitzungen entzogen, ſie aus ihrem Schloſſe verjagt habe, daß die guten Alten in einer kleinen Provinſtadt ein kümmerliches Leben führen. Was thut nun dieſer Nachgeborne, der, in ſeiner Jugend hart von den Eltern gehalten, ſein Glück in der Ferne geſucht hatte? Er ſchickt ihnen Hilfe, er eilt, ſeine Geſchäfte zu ordnen, er kommt reich zurück, er führt Vater und Mutter in ihre Wohnung, er verheirathet ſeine Schweſtern. Ach, mein lieber Rameau, dieſen Theil ſeines Lebens betrachtete der Mann als den glücklichſten. Mit Thränen im Auge ſprach er mir davon, und mir, indem ich es Euch erzähle, bewegt ſich das Herz vor Freude, und das Vergnügen verſetzt mir die Stimme.

Er. Ihr ſeid wunderliche Weſen.

Ich. Ihr ſeid bedauernswerthe Weſen, wenn Ihr nicht begreift, daß man ſich über das Schickſal erheben kann, und daß es unmöglich iſt, unglücklich zu ſein unter dem Schutze zwei ſo ſchöner Handlungen.

Er. Das iſt eine Art Glückſeligkeit, mit der ich mich ſchwerlich befreunden könnte; denn man findet ſie ſelten. So meint Ihr denn alſo wirklich, man müßte rechtſchaffen ſein?

Ich. Um glücklich zu ſein, gewiß!

Er. Indeſſen ſehe ich unendlich viel rechtſchaffne Leute, die nicht glücklich ſind, und unendlich viel Leute, die glücklich ſind, ohne rechtſchaffen zu ſein.

Ich. Das ſcheint Euch nur ſo.

Er. Und warum fehlt's mir heute Abend an Nachteſſen, als weil ich einen Augenblick Menſchenverſtand und Offenheit zeigte?

Ich. Keineswegs, ſondern weil Ihr ſie nicht immer hattet, weil Ihr nicht bei Zeiten fühltet, daß man ſich vor allen Dingen einrichten ſollte, unabhängig von Knechtſchaft zu ſein.

Er. Unabhängig oder nicht. Meine Einrichtung iſt wenigſtens die bequemſte.

Ich. Aber nicht die ſicherſte, die ehrenvollſte.

Er. Aber die paſſendſte für meinen Charakter eines Tagediebs, eines Thoren, eines Taugenichts.

Ich. Vollkommen.

Er. Und eben weil ich mein Glück machen kann durch Laſter, die mir natürlich ſind, die ich ohne Arbeit erwarb, die ich ohne Anſtrengung erhalte, die mit den Sitten meiner Nation

zuſammentreffen, die nach dem Geſchmack meiner Beſchützer ſind, übereinſtimmender mit ihren kleinen beſondern Bedürfniſſen als unbequeme Tugenden, die ſie von Morgen bis Abend anklagen würden. Es wäre doch wunderlich, wenn ich mich wie eine verdammte Seele quälte, um mich zu verrenken, um mich anders zu machen, als ich bin, um mir einen fremden Charakter aufzubinden, die ſchätzbarſten Eigenſchaften, über deren Werth ich nicht ſtreiten will, aber die ich nur mit Anſtrengung erwerben und ausüben könnte, und die mich doch zu nichts führten, vielleicht zum Schlimmern als nichts; denn darf wol ein Bettler wie ich, der ſein Leben von reichen Leuten hat, ihnen ſolch einen Sittenſpiegel beſtändig vorhalten? Man lobt die Tugend, aber man haßt ſie, flieht ſie, man läßt ſie frieren, und in dieſer Welt muß man die Füße warm halten. Und dann würde ich gewiß die übelſte Laune haben; denn warum ſind die Frommen, die Andächtigen ſo hart, ſo widerlich, ſo ungeſellig? Sie haben ſich zu leiſten auferlegt, was ihnen nicht natürlich iſt. Sie leiden, und wenn man leidet, macht man Andere leiden. Das iſt weder meine Sache noch die Sache meiner Gönner. Munter muß ich ſein, ungezwungen, neckiſch, närriſch, drollig. Die Tugend fordert Ehrfurcht, und Ehrfurcht iſt unbequem; die Tugend fordert Bewunderung, und Bewunderung iſt nicht unterhaltend. Ich habe mit Leuten zu thun, denen die Zeit lang wird, und ſie wollen lachen. Nun ſeht, die Thorheit, das Lächerliche macht lachen, und alſo muß ich ein Thor, ich muß lächerlich ſein. Und hätte mich die Natur nicht ſo geſchaffen, ſo müßte ich, kurz und gut, ſo ſcheinen. Glücklicherweiſe brauche ich kein Heuchler zu ſein. Es giebt ihrer ohnehin von allen Farben, ohne die zu rechnen, die ſich ſelbſt belügen. Seht doch einmal den Ritter de la Morlière, der ſeinen Hut aufs Ohr drückt, die Naſe in die Höhe trägt, der den Vorbeigehenden über die Schulter anſieht, dem ein langer Degen auf die Schenkel ſchlägt, der für jeden Unbewaffneten eine Beleidigung bereit hat, der jeden Begegnenden herauszufordern ſcheint, was thut er? Alles, was er kann, um ſich zu überreden, daß er herzhaft iſt; aber feig iſt er. Bietet ihm einen Naſenſtüber an, er wird ihn ſanftmüthig empfangen. Soll er ſeinen Ton herabſtimmen, ſo erhebt den Furigen, zeigt ihm Euern Stock oder gebt ihm einen Tritt in H—n! Ganz erſtaunt, ſich ſo feig zu finden, wird er Euch fragen, wer's Euch geſteckt hat, woher Ihr es wiſſen könnt, daß er eine Memme ſei; denn im Augenblick vorher war es ihm ſelbſt noch unbekannt. Durch eine lang gewohnte Nachäffung muthvolles Betragens

hatte er sich selbst überzeugt; er machte so lange die Geberden, daß er glaubte, die Sache zu haben. — Und jene Frau, die sich kasteit, Gefängnisse besucht, allen wohlthätigen Gesellschaften beiwohnt, mit gesenkten Augen einhergeht, keinen Mann gerade ansehen kann, immer wegen Verführung ihrer Sinne besorgt, brennt ihr Herz deshalb weniger? Entwischen ihr nicht Seufzer? Entzündet sich nicht ihr Temperament? Ist sie nicht von Begierden umlagert, und wird nicht ihre Einbildungskraft zu Nacht von gewaltsam verführerischen Bildern ergriffen? Und nun, wie ergeht's ihr? Was denkt ihre Kammerfrau, die aus dem Bette springt, um einer Gebieterin Hilfe zu leisten, die gefährlich krank scheint? O, gute Justine, lege Dich wieder zu Bette! Dich rief sie nicht in ihrem Wahnsinn. — Sollte es nun Freund Rameau jemals einfallen, das Glück, die Weiber, das gute Leben, den Müssiggang zu verachten, zu katonisiren, was wäre er? Ein Heuchler. Rameau sei, was er ist, ein glücklicher Räuber unter reichen Räubern, nicht aber ein Tugendprahler oder ein Tugendhasser, der sein Krüstchen Brod allein verzehrt oder in Gesellschaft von Bettlern. Kurz und gut, Eure Glückseligkeit, das Glück einiger Schwärmer wie Ihr, kann mir nicht gefallen.

Ich. Ich sehe, mein Freund, Ihr wißt nicht, was es ist, und seid nicht einmal im Stande, es kennen zu lernen.

Er. Desto besser für uns, desto besser! Ich stürbe vor Hunger, vor Langeweile und vielleicht vor Reue.

Ich. So laß' ich Euch denn ein- für allemal, geschwind in das Haus zurückzukehren, woraus Ihr Euch so ungeschickt habt verjagen lassen.

Er. Um das zu thun, was Ihr im eigentlichen Sinne nicht mißbilligt und was mir im figürlichen ein Wenig zuwider ist?

Ich. Welche Sonderbarkeit!

Er. Ich finde nichts Sonderbares daran. Ich will mich wol wegwerfen, aber ohne Zwang; ich will von meiner Würde heruntersteigen ... Ihr lacht?

Ich. Ja! Eure Würde macht mich lachen.

Er. Jeder hat die seinige. Ich will die meine vergessen, aber nach Belieben und nicht auf fremden Befehl. Sollte man mir sagen: Krieche! und ich müßte kriechen? Der Wurm kriecht wol, ich auch, und wir wandern beide so fort, wenn man uns gehen läßt; aber wir bäumen uns, wenn man uns auf den Schwanz tritt. Man hat mir auf den Schwanz getreten, und ich werde mich bäumen. Und dann habt Ihr keinen Begriff von

dem konfusen Zustande, von dem die Rede ist. Denkt Euch eine melancholische, verdrießliche Figur, von Grillen aufgefressen, den weiten Schlafrock zwei- oder dreimal umhergeschlagen, einen Mann, der sich selbst mißfällt, dem Alles mißfällt, den man kaum zum Lachen brächte, wenn man sich Körper und Geist auf hundert verschiedene Weisen verrenkte, der mit Kälte die neckischen Gesichter betrachtet, die ich schneide, und die noch neckischern Sprünge meines Witzes! Denn, unter uns, der Père Noël, der häßliche Benediktiner, so berühmt wegen seiner Grimassen, ist ungeachtet seines Glücks bei Hofe, ohne mich und ihn zu rühmen, gegen mich nur ein hölzerner Pulcinell. Und doch muß ich mich plagen und quälen, um eine Tollhauserhabenheit zu erreichen, die nichts wirkt. Lacht er? Lacht er nicht? Das muß ich mich mitten in meinen Verrenkungen fragen, und Ihr begreift, was eine solche Ungewißheit dem Talente hinderlich ist. Mein Hypochonder, den Kopf in die Nachtmütze gesteckt, die ihm die Augen überschattet, sieht völlig aus wie eine unbeweg liche Pagode mit einem Faden am Kinn, der bis auf den Sessel herunterhinge. Man paßt, der Faden soll gezogen werden, er wird nicht gezogen. Oder wenn die Kinnlade sich öffnet, so buchstabirt sie ein Wort, das Euch zur Verzweiflung bringt, ein Wort, das Euch lehrt, man habe Euch nicht bemerkt, und alle Eure Affereien sei'n verloren. Dieses Wort ist eine Antwort auf eine Frage, die Ihr vor vier Tagen an ihn thatet. Es ist gesprochen, die Muskularfeder spannt sich ab, und die Maschine schließt sich.

Nun machte er seinen Mann nach. Er hatte sich auf einen Stuhl gesetzt, den Kopf unbeweglich, den Hut bis auf die Augenbrauen, die Augen halb geschlossen, die Arme hängend, die Kinnlade bewegend wie ein Automat. Er sagte: „Ja, Mademoiselle, Sie haben Recht! Das muß mit Feinheit behandelt werden.“ Und so entscheidet unser Mann, entscheidet immer in letzter Instanz, Morgens und Abends, am Putztisch, bei Tafel, beim Kaffee, beim Spiel, im Theater, beim Abendessen, im Bette und, Gott verzeih' mir, ich glaube, in den Armen seiner Geliebten. Diese letzten Entscheidungen zu vernehmen hatte ich nicht Gelegenheit; aber die übrigen bin ich verteufelt müde. Traurig, dunkel, schneidend wie das Schicksal, so ist unser Patron. Gegen ihm über ist eine Närrin, die wichtig

---

Von dem konfusen Zustande — „de la potandière“. Der Ausdruck „la cour du roi Pétaud“ bezeichnet einen Platz der Verwirrung und Unordnung.

thut, der man wol sagen möchte, sie sei hübsch, weil sie es noch ist, ob sie gleich im Gesicht hie und da einige Flecken hat und sich dem Umfang der Madame Bouvillon nähert. Ich liebe hübsches Fleisch, aber zu viel ist zu viel, und die Bewegung ist der Materie so wesentlich. Item, sie ist boshafter, eingebildeter, dümmer als eine Gans; item, sie will Witz haben; item, man muß ihr versichern, daß man überzeugt ist, sie habe mehr als Jemand; item, das weiß nichts, und das entscheidet auch; item, man muß diese Entscheidungen beklatschen, mit Händ- und Füßen Beifall geben, vor Behagen aufspringen, vor Bewunderung sich entzücken. Ach, was ist das schön, zart, gut gesagt, fein gesehen, vorzüglich empfunden! Wo nehmen die Weiber das her? Ohne Studium, einzig durch die Gewalt des Naturtriebs, durch natürliche Gaben! Das grenzt ans Wunder, und dann sage man uns, Erfahrung, Studium, Nachdenken, Erziehung thäten was dabei — und mehr solche Albernheiten. Dann vor Freuden geweint, zehnmal des Tags sich gebückt, ein Knie niedergebogen, den andern Fuß nachgeschleift, die Arme gegen die Göttin ausgestreckt, ihre Wünsche in ihren Augen suchend, abhängend von ihren Lippen, ihre Befehle erwartend und wie ein Blitz gehorchend. Wer möchte sich nun einer solchen Rolle unterwerfen als der Elende, der zwei- oder dreimal die Woche die Tribulation seiner Eingeweide an einem solchen Orte besänftigen kann! Was soll man aber von Andern denken, von Solchen wie Palissot, Fréron, Poinsinet, Baculard, die nicht arm sind, deren Niederträchtigkeiten sich nicht durch die Borborygmen eines leidenden Magens entschuldigen lassen?

Ich. Ich hätte Euch nicht so schwierig geglaubt.

Er. Auch bin ich's nicht. Anfangs bemerkte ich, wie es die Andern machten, und ich machte es wie sie, ja ein Wenig besser; denn ich bin unverschämter, besserer Schauspieler, hungriger und mit bessern Lungen versehen. Wahrscheinlich stamm' ich in gerader Linie vom berühmten Stentor ab.

Und um mir einen völligen Begriff von der Gewalt dieses Eingeweides zu geben, fing er an, so gewaltig zu husten, daß die Gläser des Kaffeezimmers zitterten und die Schachspieler die Aufmerksamkeit auf ihr Spiel für einen Augenblick unterbrachen.

Ich. Aber wozu soll das Talent?

Borborygmen — *βορβορυγμός* = das Knurren.

Stentor — der mit ehrner Stimme, der so laut sprach wie andere funfzig. (Ilias, V. 785.)

Dritte Zeile

31.15. Nähe, dies Komma in unserm Texte ist, dem des Leipziger Liederbuches entsprechend, in einen Punkt zu verändern.
24. auch, nach dem Leipziger Liederbuch; — Tieck hält das Wort für einen Druckfehler statt Euch; indessen ist dies nicht nöthig anzunehmen, wenn man warnt stark betont, so daß der Sinn wäre: „das Füchschen leidet nicht allein in Folge seiner eigenen Thorheit, sondern warnt auch Andere vor ähnlichem Beginnen."
24. für, — bei Biedermann vor.
32. 9. Raupe, — 8 Raupen.
33.12. Mörderhöhle, — 8 Mörderhülle.
34.26. fliehn, nach 8, — da es dem Versmaße augenscheinlich besser entspricht, als das seit 9 allgemein gesetzte fliehen.
36. 4. den, — bei Bergk unrichtig dem.
19. schrieb, — bei Bergk unrichtig schreib'.
37.27. gaben, — die Ausgaben 9—9c geben. Dieser und der folgende Vers werden in dem Abdruck bei Merck nach jeder Strophe wiederholt.
38.13. versiegelte, nach Merck; — 8 und 11 versiegelt.
22. meinem, nach 9, wo offenbar der Merck'sche Text nach der Handschrift korrigirt ist, aus welcher früher in den Briefen dem abgedruckt war.
39. seh' ich. — Auch diese Worte scheinen für die Ausgabe 9 aus dem Texte gestrichen zu sein; indessen ist in diesem Falle kein Grund zu erkennen, warum es nothwendig wäre.
39.14. zum; die Theilung der Verse, wie sie in der Handschrift war, ist beibehalten.
40.17. und, — bei Döring und.
18. Kränzchen, — bei Döring und in Chamisso's Musenalmanach Kränze.
20. kleine, — ebendaselbst (auch bei Stöber) wie die.
22. lieben, — bei Stöber und Döring liebe.
23. ziemlich — fehlt bei Stöber.
28. gebacknen, — bei Stöber und Döring gebratnen.
41. 2. Falke, — Döring hat zuerst dies Wort in Falber verwandelt, was dann in sämmtliche Ausgaben übergegangen ist; die Korrektur ist indessen überflüssig, da der Ausdruck „Falke" für Pferde bisweilen vorkommt (vgl. Sanders' Wörterbuch unter „Falke" und „fahl"), wenn auch die Lesart „Falbe" gleichfalls berechtigt erscheint.

Er. Rathet Ihr's nicht?

Ich. Nein, ich bin ein Wenig beſchränkt.

Er. Laßt einmal den Streit im Gang ſein, den Sieg ungewiß! Ich ſtehe auf, entfalte meinen Donner und ſage: „Die Sache verhält ſich völlig, wie Mademoiſelle behauptet! Das heißt urtheilen! Hundert von unſern ſchönen Geiſtern ſollen es beſſer machen. Der Ausdruck iſt genialiſch ...“ Aber man muß nicht immer auf gleiche Weiſe Beifall geben, man würde eintönig werden, man würde für einen Heuchler gelten, man würde abgeſchmackt. Dies läßt ſich nur durch Urtheilskraft und Fruchtbarkeit vermeiden. Man muß dieſe mächtigen und abſchließenden Töne vorzubereiten und wohl anzubringen wiſſen, Gelegenheit und Augenblick ergreifen. Wenn zum Beiſpiel die Meinungen getheilt ſind, wenn der Streit ſich bis zum höchſten Grade der Heftigkeit erhoben hat, wenn man ſich nicht mehr verſteht, wenn Alle zuſammenreden, ſo muß man ſich beſonders halten im Winkel des Zimmers, entfernt von dem Schlachtfeld. Den Ausbruch muß man durch ein langes Stillſchweigen vorbereitet haben und dann ſchnell wie eine Bombe mitten unter die Streitenden hineinfallen. Niemand verſteht dieſe Kunſt beſſer als ich; aber wo ich überraſche, das iſt im Gegentheil. Ich habe kleine Töne, die ich mit einem Lächeln begleite; eine unendliche Menge Beifallsmienen beſitze ich. Bald bring' ich die Naſe, den Mund, die Stirne, die Augen mit ins Spiel. Ich habe eine Gewandtheit der Hüften, eine Art, den Rückgrat zu drehen, die Achſeln auf- und abzuzucken, die Finger auszureden, den Kopf zu biegen, die Augen zu ſchließen und mich ſo verwundert zu zeigen, als hätte ich vom Himmel eine engliſche und göttliche Stimme vernommen. Das iſt es, was ſchmeichelt. Ich weiß nicht, ob Ihr die ganze Kraft dieſer letzten Stellung einſieht; aber Niemand hat mich in der Ausübung übertroffen. Seht nur, ſeht her!

Ich. Das iſt wahr, es iſt einzig.

Er. Glaubt Ihr, daß es ein Weiberhirn giebt mit einiger Eitelkeit, die das aushalte?

Ich. Nein, man muß geſtehen, Ihr habt das Talent, Narren zu machen und ſich zu erniedrigen, ſo weit als möglich getrieben.

Er. Sie mögen ſich ſtellen, wie ſie wollen, Alle, ſo viel

Wie eine Bombe — im franz. Texte „comme une comingue“, ein Ausdruck, der auf einem Scherz beruht, den Ludwig XIV. bei der Belagerung von Mons über ſeinen Adjutanten, den Grafen von Cominges, machte.

ihrer ſind, dahin gelangen ſie nicht. Der Beſte unter ihnen, zum Exempel Paliſſot, wird höchſtens ein guter Schüler bleiben. Aber wenn eine ſolche Rolle uns anfangs unterhält, wenn man einiges Vergnügen findet, ſich über die Dummheit Derer aufzuhalten, die man trunken macht, am Ende reizt es nicht mehr, und dann nach einer gewiſſen Anzahl Entdeckungen iſt man genöthigt, ſich zu wiederholen. Geiſt und Kunſt haben ihre Grenzen. Nur vor Gott und einigen ſeltnen Geiſtern erweitert ſich die Laufbahn, indem ſie vorwärts ſchreiten. Bouret gehört vielleicht darunter. Manchmal läßt er einen Zug ſehen, der mir, ja mir ſelbſt, von ihm den höchſten Begriff giebt. Der kleine Hund, das Buch von der Glückſeligkeit, die Fackeln auf dem Weg von Verſailles ſind Dinge, die mich beſtürzen, erniedrigen; das könnte mir gar das Handwerk verleiden.

Ich. Was wollt Ihr mit Euerm kleinen Hund?

Er. Woher kommt Ihr denn? Wie, im Ernſte, Euch iſt nicht bekannt, wie es dieſer außerordentliche Mann anfing, einen kleinen Hund von ſich ab und an den Siegelbewahrer zu gewöhnen, dem er gefallen hatte?

Ich. Mir iſt's nicht bekannt.

Er. Deſto beſſer. Das iſt eins der ſchönſten Dinge, die man erdenken kann. Ganz Europa war darüber erſtaunt, und jeder Hofmann hat ihn beneidet. Ihr habt doch auch Scharfſinn; laßt ſehen, was Ihr an ſeiner Stelle gethan hättet! Bedenkt, daß Bouret von ſeinem Hunde geliebt war, bedenkt, daß das ſeltſame Kleid des Miniſters das kleine Thier erſchreckte, bedenkt, er hatte nur acht Tage, um dieſe Schwierigkeiten zu überwinden! Man muß die Bedingungen der Aufgabe gut kennen, um das Verdienſt der Auflöſung genugſam zu ſchätzen. Nun denn?

Ich. Nun denn! Ich bekenne gern, daß die leichteſten Dinge dieſer Art mich in Verwirrung ſetzen würden.

Er. Hört (ſagte er, indem er mir einen kleinen Schlag auf die Achſel gab; denn er iſt zudringlich), hört und bewundert! Er läßt ſich eine Maske machen, die dem Siegelbewahrer gleicht, er borgt vom Kammerdiener das faltenreiche Gewand, er bedeckt das Geſicht mit der Maske, er hängt das Kleid um. Nun ruft er ſeinen Hund, ſtreichelt ihn, giebt ihm Kuchen. Dann auf einmal Veränderung der Dekoration. Es iſt nicht mehr der Siegelbewahrer, Bouret iſt's, der ſeinen Hund ruft und peitſcht. Nach zwei, drei Tagen von Morgens bis Abends fortgeſetzter Uebung lernt der Hund vor Bouret dem Generalpachter ſtehen und ſich zu Bouret dem Siegelbewahrer geſellen. Aber ich bin zu gut;

Ihr ſeid ein Ungläubiger, der nicht verdient, die Wunder zu erfahren, die neben ihm vorgehen.

Ich. Deſſenungeachtet, ich bitte Euch, wie war's mit dem Buch und den Fadeln?

Er. Nein, nein, wendet Euch ans Straßenpflaſter! Das wird Euch ſolche Dinge erzählen — und benutzt den Umſtand, der uns zuſammenbrachte, um Dinge zu erfahren, die Niemand weiß als ich!

Ich. Ihr habt Recht!

Er. Gewand und Perrücke zu borgen! Ich hatte die Perrücke des Siegelbewahrers vergeſſen. Sich eine Maske, die ihm gleicht, zu verſchaffen! Die Maske beſonders dreht mir den Kopf um. Auch ſteht dieſer Mann in der größten Achtung, auch beſitzt er Millionen. Es giebt Ludwigskreuze, die das Brod nicht haben; was laufen ſie aber auch nach dem Kreuz mit Gefahr ihrer Glieder und wenden ſich nicht zu einem Stand, der ohne Gefahr iſt und niemals ohne Belohnung? Das heißt man, ſich ums Große bemühen. Dieſe Muſter nehmen Einem den Muth; man bedauert ſich ſelbſt und hat Langeweile. Die Maske! Die Maske! Einen meiner Finger gäbe ich drum, die Maske gefunden zu haben!

Ich. Aber mit dieſem Enthuſiasmus für die ſchönen Erfindungen, mit dieſer Gewandtheit des Genies, habt Ihr denn nichts erfunden?

Er. Verzeiht, zum Beiſpiel die bewundernde Stellung des Rückens, von der ich Euch ſprach, die ſeh' ich als mein eigen an, ob ſie mir gleich durch Neider könnte ſtreitig gemacht werden. Man mag ſie wol vor mir angewendet haben; aber wer hat wol gefühlt, wie bequem ſie ſei, eigentlich über den Thoren zu lachen, den man bewundert? Ich habe mehr als hundert Kunſtgriffe, ein junges Mädchen an der Seite ihrer Mutter zu verführen, ohne daß es dieſe merkt, ja ſogar mit dazu beiträgt. Kaum trat ich in die Laufbahn, als ich alle die gemeinen Manieren, Liebesbriefe zuzuſteden, verachtete. Ich habe zehn Mittel, mir ſie entreißen zu laſſen, und unter dieſen Mitteln giebt's manches neue, darf ich mir ſchmeicheln. Beſonders beſitze ich das Talent, junge, ſchüchterne Männer aufzumuntern. Ich habe Manchen angebracht, der weder Geiſt noch Geſtalt hatte. Wäre das Alles geſchrieben, ich glaube, man würde mir wol Genie zugeſtehn.

Ich. Für einen außerordentlichen Mann würdet Ihr gelten.

Er. Ich zweifle nicht.

Ich. An Eurer Stelle würf' ich das Alles aufs Papier. Schade für die schönen Sachen, wenn sie verloren gehen sollten!

Er. Es ist wahr. Aber Ihr glaubt nicht, wie wenig mir Unterricht und Vorschriften gelten. Wer einer Anweisung bedarf, kommt nicht weit. Die Genies lesen wenig, treiben viel und bilden sich aus sich selbst. Bedenkt nur Cäsarn, Turenne, Vauban, die Marquise Tencin, ihren Bruder, den Kardinal, und seinen Sekretär, den Abbé Trublet — und Bouret! Wer hat Bouret Lektion gegeben? Niemand. Die Natur bildet diese seltnen Menschen. Glaubt Ihr denn, daß die Geschichte des Hundes und der Maske irgendwo gedruckt sei?

Ich. Aber in verlorenen Stunden, wenn die krampfhaften Bewegungen Eures leeren Magens oder die Anstrengungen des überfüllten Magens den Schlaf abhalten —

Er. Ich will darauf denken. Besser ist's, große Sachen zu schreiben, als kleine zu thun. Da erhebt sich die Seele, die Einbildungskraft erhitzt, entflammt, erweitert sich, anstatt daß sie sich zusammenzieht, wenn man sich in Gegenwart der kleinen Hus über die Albernheit des Publikums verwundern soll, das sich nun einmal in den Kopf setzt, den Jeraffen, die Tangeville, mit Beifall zu überhäufen, die so platt spielt, gebückt auf dem Theater einhergeht, die immer Dem in die Augen sieht, mit dem sie spricht, und ihre Grimassen für Feinheit hält, ihr Trippeln für Grazie — des Publikums, das die emphatische Clairon ebenso begünstigt, die magerer, zugestutzter, studirter, schwerfälliger ist als möglich. Das unfähige Parterre beklatscht sie, daß Alles brechen möchte, und merkt nicht, daß wir ein Knaul von Zierlichkeiten sind. Es ist wahr, der Knaul nimmt ein Wenig zu; aber was thut's? Haben wir nicht die schönste Haut, die schönsten Augen, den schönsten Schnabel? Freilich wenig Gefühl, einen Gang, der nicht leicht ist, doch auch nicht so linkisch, wie man sagt. Aber was die Empfindung betrifft, da ist Keine, der wir nachgeben.

Ich. Was soll das heißen? Ist es Ironie oder Wahrheit?

Er. Das Uebel ist, daß die Teufelsempfindungen alle inwendig stecken und daß doch auch keine Dämmerung durchscheint. Aber ich, der mit Euch rede, ich weiß und weiß gewiß, sie hat Gefühl. Und ist's nicht gerade das, so ist's etwas von der Art.

Daß Alles brechen möchte — im franz. Text „à tout rompre".

Daß wir ein Knaul von Zierlichkeiten sind — que nous sommes en pelotons d'agrements".

Seht nur, wenn wir böser Laune ſind, wie wir die Bedienten behandeln, wie die Kammermädchen Ohrfeigen kriegen, wie wir mit heftigen Fußtritten die unedlern Theile zu treffen wiſſen, die ſich einigermaßen vom ſchuldigen Reſpekt entfernen. Das iſt ein kleiner Teufel, ſage ich, ganz voll Gefühl, und würde . . . Nun, wie ſieht's aus? Ihr wißt wol nicht, woran Ihr ſeid? Nicht wahr?

Ich. Laßt mich bekennen, ich unterſcheide nicht, ob Ihr redlicher- oder boshafterweiſe redet. Ich bin ein gerader Mann; ſeid ſo gut und geht aufrichtig mit mir zu Werke, laßt Eure Kunſt bei Seite!

Er. So ſprechen wir von der kleinen Hus, von der Dangeville und der Clairon, die und da mit einigen Worten gemiſcht, die anreizen! Mögt Ihr mich doch für einen Taugenichts halten, aber nicht für dumm! Nur ein dummer Teufel oder ein äußerſt verlotterter Menſch könnte im Ernſt ſo viel Albernheiten vorbringen.

Ich. Und wie entſchließt man ſich, ſie zu ſagen?

Er. Das macht ſich nicht auf einmal; aber nach und nach kommt man dazu. Ingenii largitor venter.

Ich. Man muß aber grimmigen Hunger haben.

Er. Das iſt möglich. Indeſſen ſo ſtark Euch das auch ſcheinen mag, Jene ſind mehr gewohnt, dergleichen zu hören, als wir, es zu ſagen.

Ich. Iſt denn Einer, der ſich unterſteht, Eurer Meinung zu ſein?

Er. Was heißt Ihr Einer? Das iſt die Geſinnung, die Sprache der ganzen Geſellſchaft.

Ich. Die muß alſo aus Taugenichſen und aus Dummköpfen beſtehen.

Er. Dummköpfen? Ich ſchwöre Euch, es iſt nur einer darunter, und zwar Jener, der uns gaſtirt, damit wir ihn zum Beſten haben ſollen.

Ich. Wie dürft Ihr es aber ſo grob machen? Denn die Talente der Dangeville und Clairon ſind entſchieden.

Er. Man ſchlingt die Lüge, die uns ſchmeichelt, in vollen Zügen hinab und koſtet Tropfen für Tropfen die Wahrheit, die

---

Ingenii largitor venter — Vgl. den Prolog zu den Satiren des Perſius V. 10 und 11: „Magister artis ingenique largitor Venter" (Lehrer der Kunſt und Spender des Talentes iſt der Magen); doch hat Diderot vielleicht auch aus Rabelais geſchöpft, den er nicht ſelten benutzt.

uns bitter iſt. Und dann haben wir auch ſo durchdrungene Mienen, ein ſo wahrhaftes Ausſehen.

Ich. Und doch müßt Ihr einmal gegen die Grundſätze der Kunſt geſündigt haben. Es müſſen Euch einmal aus Verſehen einige bittere Wahrheiten entwiſcht ſein von ſolchen, die verletzen; denn ungeachtet Eurer Rolle, die ſo elend, verworfen, niederträchtig und abſcheulich iſt, habt Ihr im Grunde eine zarte Seele.

Er. Ich? Keineswegs. Der Teufel hole mich, wenn ich im Grunde weiß, was ich bin. Im Ganzen habe ich den Geiſt rund wie eine Kugel und den Charakter friſch wie eine Weide, niemals falſch, wenn es mein Vortheil iſt, wahr zu ſein, niemals wahr, wenn ich es einigermaßen nützlich finde, falſch zu ſein. Ich ſage die Sachen, wie ſie mir ins Maul kommen; vernünftig, deſto beſſer, — ungehörig, man merkt nicht drauf. Ich ſpreche frei vor mich hin; ich habe niemals in meinem Leben gedacht, weder vor dem Reden noch im Reden, noch nach dem Reden. Auch findet ſich Niemand beleidigt.

Ich. Aber das iſt Euch doch mit den braven Leuten begegnet, mit denen Ihr lebtet und die für Euch ſo viel Güte hatten.

Er. Was wollt Ihr? Es iſt ein Unglück, ein falſcher Augenblick, wie es ihrer im Leben giebt. Kein Glück hält an. Mir ging es zu gut; das konnte nicht dauern. Wir haben, wie Ihr wißt, die zahlreichſte, ausgeſuchteſte Geſellſchaft; es iſt eine Schule der Menſchlichkeit, eine Erneuerung der alten Gaſtfreundſchaft. Alle Poeten, die fallen, wir raffen ſie auf. Wir hatten Paliſſot nach ſeiner Zara, Bret nach dem Faux Généreux, alle verſchrieenen Muſiker, alle Schriftſteller, die man nicht lieſt, alle ausgepfiffenen Schauſpielerinnen, alle ausgeziſchten Schauſpieler, ein Haufen verſchämter Armen, platte Schmarotzer, an deren Spitze ich mich zu ſtellen die Ehre habe, als wackerer Anführer eines furchtſamen Haufens. Das erſte Mal, wenn ſie ſich zeigen, muntre ich ſie auf. Ich verlange zu trinken für ſie. Nehmen ſie doch gar ſo wenig Platz weg! Abgeriſſene junge Leute, die

---

Den Charakter friſch wie eine Weide — „le caractère franc comme l'osier", ſprichwörtlicher Ausdruck, um die Aufrichtigkeit zu bezeichnen.

Paliſſot nach ſeiner Zara — im Text: „après sa Zaïre". Dies Stück wurde 1751 geſchrieben und ſpäter, da es keinen Erfolg hatte, zu einem „Roman" umgearbeitet.

Platte Schmarotzer — „plats parasites". Nach dem Kommo des franz. Textes wären zwei Klaſſen von Menſchen bezeichnet: „Schmeichler und Schmarotzer", was auch beſſer zum Folgenden paßt.

nicht wissen wohin, aber die eine Figur haben. Andere Schelme, die den Patron streicheln, um ihn einzuschläfern, um alsdann die Patronin zu umschweben. Wir scheinen munter; aber im Grunde haben wir Alle bösen Humor und gewaltigen Appetit. Wölfe sind nicht heißhungriger. Tiger nicht grausamer. Wir verzehren wie Wölfe, wenn die Erde lange mit Schnee bedeckt war; wir zerreißen wie Tiger Alles, was Glück macht. Manchmal vereinigen sich Bertin, Mesenge und Villemorin; dann giebt es erst einen schönen Lärm im Thiergarten. Niemals sah man so viel traurige, übelwollende, übelthätige und erzürnte Bestien. Da hört man nur die Namen Buffon, Duclos, Montesquieu, Rousseau, Voltaire, d'Alembert, Diderot und Gott weiß, mit welchen Beinamen begleitet. Niemand hat Geist, wenn er nicht so abgeschmackt ist wie wir. Und so ist der Plan des Schauspiels „Die Philosophen" erfunden worden. Die Scene des Büchertrödlers hab' ich selbst geliefert, nach Anlaß der Rockentheologie, und Ihr seid nicht mehr geschont als ein Anderer.

Ich. Desto besser! Vielleicht erzeigt man mir mehr Ehre, als ich verdiene. Ich wäre gedemüthigt, wenn sie, die so viel Uebels von geschickten und ehrlichen Leuten sprechen, sich einfallen ließen, von mir Gutes zu reden.

Er. Wir sind Viele, und Jeder muß seine Zeche bezahlen. Wenn die großen Thiere geopfert sind, dann kommt es an die andern.

Ich. Wissenschaft und Tugend angreifen, um zu leben, das ist sehr theures Brod.

Er. Ich sagte es Euch schon, wir sind ohne Konsequenz. Wir lästern alle Menschen und betrüben Niemand. Manchmal findet sich auch bei uns der schwerfällige Abbé d'Olivet, der dicke Abbé Le Blanc, der Heuchler Batteux. Der dicke Abbé ist nur bosdaft vor Tafel; nach dem Kaffee wirft er sich in einen Sessel, die Füße gegen den Kaminsockel gestemmt; da schläft er ein wie ein alter Papagei auf der Stange. Wird aber der Lärm gewaltsam, dann gähnt er, dehnt sich, reibt die Augen und sagt: „Nun, nun, was giebt's?" — Es fragt sich, ob Piron mehr Geist habe als Voltaire. — „Verstehen wir uns! Geist sagt Ihr, von Geschmack ist nicht die Rede. Denn vom Geschmack ahnet Piron nicht das Mindeste!" — Nicht das Mindeste? — „Nein" ... Und

---

Scene des Büchertrödlers — Diese Scene, in der Diderot unter dem Namen Dortidius heftig angegriffen wurde, ist in den späteren Ausgaben des Stückes weggelassen.

nun geht eine Abhandlung über den Geſchmack los. Der Patron macht ein Zeichen mit der Hand, daß man ihn höre; denn auf Geſchmack glaubt er ſich beſonders zu verſtehen. „Der Geſchmack" ſagt er ... „der Geſchmack iſt ein Ding" ... Fürwahr, ich weiß nicht, für welch ein Ding er es ausgab; er wußt' es ſelbſt nicht. — Manchmal haben wir Freund Robbé; der tiſcht uns ſeine cyniſchen Märchen auf von konvulſionären Wundern, wovon er Augenzeuge war, manchmal auch einen Geſang ſeines Gedichtes über einen Gegenſtand, den er gründlich kennt. Ich haſſe ſeine Verſe, aber ich höre ihn gerne leſen; er hat das Anſehen eines Beſeſſenen; Alle ſchreien um ihn her: „Das heißt doch ein Poet!" ... Unter uns, dieſe Poeſie iſt nichts als ein Charivari von allerlei konfuſen Klängen, ein barbariſches Tongemiſch der Erbauer des Babyloniſchen Thurmes. Auch kommt manchmal ein Pinſelgeſicht von plattem und dummem Anſehen, der aber Verſtand wie ein Teufel hat und boshafter iſt als ein alter Affe. Es iſt eine von den Figuren, die zu Spöttereien und Naſenſtübern reizen, die aber Gott zur Züchtigung der Menſchen geſchaffen hat, die nach der Geſichtsbildung urtheilen und die ihre Erfahrung hätte belehren ſollen, daß es ebenſo leicht iſt, ein Mann von Geiſt zu ſein und das Anſehn eines Dummkopfs zu haben, als den Dummkopf unter einer geiſtreichen Phyſiognomie zu verbergen. Es iſt eine gemeine Niederträchtigkeit, Andern zum Zeitvertreib einen Gutmüthigen aufzuopfern, und gewöhnlich fällt man auf dieſen. Dies iſt eine Falle, die wir den Neuankommenden legen, und ich habe faſt Niemand gefunden, der nicht hineingetappt wäre.

Manchmal bewunderte ich die Richtigkeit der Bemerkungen dieſes Narren über Menſchen und Charaktere und gab es ihm zu verſtehen. „Aus der ſchlechten Geſellſchaft", antwortete er mir, „läßt ſich Vortheil ziehen wie aus der Liederlichkeit. Hier entſchädigt uns der Verluſt der Vorurtheile wegen des Verluſtes der Unſchuld; in der Geſellſchaft der Böſen, wo das Laſter ſich ohne Maske zeigt, lernt man ſie kennen. Er hat Recht; aber ich habe auch ein Wenig geleſen."

Ich. Was habt Ihr geleſen?

Er. Geleſen habe ich und leſe, und unaufhörlich leſe ich wieder Theophraſt, La Bruyère und Molière.

Er hat Recht — Dieſe Worte, welche nicht in den Zuſammenhang paſſen, wenn ſie nicht Diderot ſelbſt ſprechen ſoll, fehlen im franz. Text.

La Bruyère — berühmt durch ſeine dem griechiſchen Philoſophen Theophraſt nachgeahmten „Caractères". Er lebte von 1639 oder 1644 bis 1696.

Ich. Das ſind vortreffliche Bücher.

Er. Sie ſind viel beſſer, als man denkt; aber wer verſteht ſie zu leſen?

Ich. Jedermann, nach dem Maaß ſeines Geiſtes.

Er. Faſt Niemand. Könnt Ihr mir ſagen, was man darin ſucht?

Ich. Unterhaltung und Unterricht.

Er. Aber welchen Unterricht? Denn darauf kommt es an.

Ich. Die Kenntniß ſeiner Pflichten, die Liebe der Tugend, den Haß des Laſters.

Er. Ich aber lerne daraus Alles, was man thun ſoll, und Alles, was man nicht ſagen ſoll. Alſo wenn ich den Geizigen leſe, ſo ſage ich mir: „Sei geizig, wenn Du willſt, nimm Dich aber in Acht, wie ein Geiziger zu reden!“ Leſe ich den Tartuffe, ſo ſage ich mir: „Sei ein Heuchler, wenn Du willſt, aber ſprich nicht wie ein Heuchler! Behalte die Laſter, die Dir nützlich ſind, aber bewahre Dich vor dem Ton, vor den Aeußerungen, die Dich lächerlich machen würden! Und Dich vor dieſem Ton, dieſen Aeußerungen zu bewahren, mußt Du ſie kennen. Nun haben ſie Dir dieſe Autoren vortrefflich geſchildert.“ Ich bleibe, was ich bin, aber ich handle und rede, wie ſich's geziemt. Ich bin nicht von Denen, die den Moraliſten verachten. Es iſt viel zu lernen, beſonders bei Denen, die die Moral in Handlung geſetzt haben. Das Laſter beleidigt die Menſchen nur von Zeit zu Zeit, die laſterhaften Charaktere beleidigen ſie von Morgens bis Abends. Vielleicht wäre es beſſer, inſolent zu ſein als ſo auszuſehn. Ein inſolenter Charakter verletzt nur manchmal, ein inſolentes Anſehen verletzt immer. Uebrigens bildet Euch nicht ein, daß ich der einzige Leſer meiner Art ſei! Ich habe hier kein anderes Verdienſt, als ſyſtematiſch, durch richtigen Blick, eine vernünftige und wahre Anſicht das geleiſtet zu haben, was Andre aus Inſtinkt thun. Daher kommt, daß ihr vieles Leſen ſie nicht beſſer macht als mich, und daß ſie noch dazu lächerlich bleiben wider ihren Willen, anſtatt daß ich's nur bin, wenn ich will, und ſie alsdann weit hinter mir zurücklaſſe. Denn dieſelbe Kunſt, die mich lehrt, bei gewiſſen Gelegenheiten das Lächerliche vermeiden, lehrt mich bei andern, es glücklich erwiſchen. Dann erinnere ich mich an Alles, was Andre geſagt haben, an Alles, was ich geleſen habe; und dann füg' ich noch Alles hinzu, was auf meinem Grund und Boden wächſt, der in dieſer Art ganz erſtaunliche Früchte trägt.

Ich. Ihr habt wohl gethan, mir dieſe Geheimniſſe zu

eröffnen; sonst hätte ich glauben müssen, Ihr widerspräcbt Euch selber.

Er. Ich widerspreche mir nicht; denn für einen Fall, wo man das Lächerliche zu vermeiden hat, giebt es glücklicherweise hundert, wo man sich's geben muß. Es giebt keine bessere Rolle bei den Großen als die Rolle der Narren. Lange gab es einen wirklich betitelten Narren des Königs; niemals hat Jemand den Titel eines Weisen des Königs getragen. Ich bin der Narr Berlin's und mehrerer Andern, Eurer vielleicht in diesem Augenblick; vielleicht seid Ihr der meine. Wer weise wäre, hätte keine Narren; wer einen Narren hat, ist nicht weise, und ist er nicht weise, so ist er ein Narr, und vielleicht wäre der König der Narr seines Narren. Uebrigens bedenkt, daß in einer so veränderlichen Sache, wie die Sitten sind, nichts absolut, wesentlich und allgemein wahr oder falsch ist, außer daß man sei, was unser Vortheil gebietet, gut oder böse, weise oder närrisch, anständig oder lächerlich, ehrbar oder lasterhaft. Wenn zufälligerweise die Tugend zum Glück geführt hätte, so wäre ich tugendhaft gewesen oder hätte die Tugend geheuchelt wie ein Anderer. Man hat mich lächerlich haben wollen, und dazu habe ich mich gebildet. Bin ich lasterhaft, so hat die Natur allein den Aufwand gemacht. Wenn ich „lasterhaft" sage, so rede ich nur Eure Sprache; denn wenn wir uns erklären wollten, so wäre wol möglich, Ihr hieltet Laster, was ich Tugend nenne, und was ich Laster nenne, Tugend. — So kommen auch zu uns die Autoren der komischen Oper, ihre Schauspieler und Schauspielerinnen, öfter aber die Unternehmer, Corbie und Moëth, alles Leute von Geschick und vorzüglichen Verdiensten. — Ach, ich vergaß die großen Kritiker der Literatur: l'Avant-Coureur, les Petites-Affiches, l'Année littéraire, l'Observateur littéraire, le Censeur hebdomadaire, das ganze Gezücht der Blättler.

Ich. Die Année litteraire, der Observateur littéraire? Das ist nicht möglich, die verabscheuen sich.

Er. Das ist wahr, aber alle Bettler versöhnen sich um den hölzernen Suppennapf. Der verfluchte Observateur litté-

---

Die großen Kritiker der Literatur. — Die angesehenste unter den genannten Zeitschriften war „L'Année littéraire", welche von 1754—1776 von dem älteren Fréron, dem bekannten Gegner Voltaire's, später bis 1790 von dem Sohne Fréron's redigirt wurde; Herausgeber des „Observateur littéraire" war der bekannte Marmontel, des „Censeur hebdomadaire" l'Espion.

Blättler — „feuillistes". Das Wort, welches bei Grimm fehlt, hat Sauders aus Gotter's Schriften und aus Riemer (über Goethe) nachgewiesen.

Seite Zeile

41. 8. Reynier's; — in den Ausgaben fehlt der Apostroph, ob wol der Name, soweit sich ermitteln läßt, Reynier lautet.
10 v. 11. — Die beiden Verse fehlen in allen Ausgaben mit Ausnahme von 8.
19. Garba, nach 8, der Fortsetzung von 7 und 11a; — die übrigen Ausgaben Garbo.
22. Reynier sich, nach der Fortsetzung von 7 und 12, — während 8 Reyniers sich, 9—9c Reynier's sich lesen.
23. feine, — 8 seine.
47. 27. Das Komma hinter da, welches aus Boas in unseren Text übergegangen, ist unzweifelhaft falsch, da es den Sinn des Ganzen stört.
50. 9. pirschen, — bei Boas pürschen.
12. das, — bei Boas ihr.
51. 11. ungestaltet, — 12 umgestaltet.
52. 20. Verzehren, — 12 begehren.
55. 8. Feiger, — im Gothaer Theaterkalender Feige.
59. 6. Gabe. Sowol die von uns benutzte Handschrift als der erste Abdruck in „Kunst und Alterthum" beweisen die Richtigkeit dieser Lesart gegen die in allen Ausgaben stehende Lesart Habe; danach ist denn auch der Text auf S. CLXXV unsrer Biographie zu verbessern.
69. 4. Der Liebe Freuden laß' Dir schenken, — im Leipz. Liederbuch und im Schwickert'schen Musenalmanach: O Fürst, laß' Dir die Wollust schenken; aus diesen beiden stammen auch die nachfolgenden sieben Varianten:
6. Stimme großer, — Zunge ganzer.
8. Du Dir ein Mädchen, — Du eine Tugend.
9. Dich selbst, — Dein Herz.
10. Siehe die Anmerkung zum Text.
34. Lehre, — hierfür ist Lehren zu lesen.
70. 19 bei, — beim.
25. Und wenn in stillgesell'ger, — Wenn in gesellschaftlicher.
34. Sehnsucht, — Wollust.
72. 8. Ihr sollt, — in den „Arien und Gesängen aus der Operette Erwin und Elmire", Weimar 1776, Ihr solltet.
73. 12. Zwei, — in der älteren Bearbeitung von „Erwin und Elmire", auf die sich auch die meisten der bis Seite 77 angemerkten Abweichungen beziehen, Zween.

raire, daß der Teufel ihn und seine Blätter gebolt hätte! Das ist der Hund, der seine geistige Priester, der stinkende Buchrer, der Ursache ist an meinem Unglück. Gestern erschien er zum ersten Mal an unserm Horizont zur Stunde, die uns Alle aus unsern Löchern treibt, zur Stunde des Mittagessens. Glücklich, wenn es schlechtes Wetter ist, glücklich Derjenige unter uns, der ein Vierundzwanzigsousstück in seiner Tasche hat, um den Wagen zu bezahlen. Da spottet man wol über seinen Mitbruder, der bis an den Rückgrat schmutzig und bis auf die Knochen genetzt erscheint, und kommt Abends doch wol selbst ebenso zugerichtet in seine Wohnung zurück. Ja, es war einmal Einer, der vor einigen Monaten einen heftigen Streit mit dem Savoyarden unserer Thüre hatte. Sie standen auf Rechnung mit einander; der Gläubiger wollte bezahlt sein, der Schuldner war nicht bei Gelde und konnte doch nicht hinauf, ohne durch Jenes Hände gegangen zu sein. Es wird aufgetragen; man erzeigt dem Abbé die Ehre, ihn obenan zu setzen. Ich trete hinein und werde ihn gewahr. „Wie," sagte ich, „Abbé, Ihr präsidirt? Das ist gut für heute; aber morgen, wenn's Euch beliebt, rückt Ihr um einen Teller herunter, und so immer von Teller zu Teller, bis Ihr von dem Platz, den ich auch einmal eingenommen, Fréron einmal nach mir, Dorat einmal nach Fréron, Palissot einmal nach Dorat — bis Ihr endlich stationär werdet neben mir armem, platten Schuft Euresgleichen, che siedo sempre come un maestoso c—o fra duoi c—i."

Der Abbé, ein guter Teufel, der Alles leicht nimmt, lachte dazu; auch Mademoiselle, von der Wahrheit meiner Bemerkung und der Richtigkeit meiner Vergleichung durchdrungen, lachte gleichfalls. Alle, die neben ihm zur Rechten und zur Linken saßen, oder die er um einen Kerbschnitt heruntergedrängt hatte, fingen an zu lachen. Alle Welt lacht, ausgenommen der Herr, der böse wird und mir Reden hält, die nichts bedeutet hätten, wenn wir allein gewesen wären. „Rameau, Ihr seid ein impertinenter Bursche!" — Ich weiß es; denn auf diese Bedingung habt Ihr mich aufgenommen. — „Ein Schuft!" — Wie ein Andrer. — „Ein Bettler!" — Wäre ich sonst hier? — „Ich werde Euch hinauswerfen lassen." — Nach Tische werde ich von selbst gehen. — „Das rath' ich Euch." .... Man speiste, und ich verlor keinen Bissen. Nachdem ich gut gegessen und reichlich getrunken hatte — denn im Ganzen wäre es nicht mehr noch weniger gewesen; Messer Gaster ist eine Person, mit der ich nie-

Messer Gaster — „Messire Gaster" (mein Herr Magen).

mals getraut habe — jetzt entschloß ich mich und schickte mich an zum Weggehen; denn ich hatte doch in Gegenwart von so Vielen mein Wort verpfändet, daß ich's wol halten mußte. Ich brauchte viel Zeit, um in dem Zimmer herum nach Hut und Stock zu suchen, wo sie nicht waren. Immer dacht' ich, der Patron würde sich abermals in Schimpfwörtern auslassen, Jemand würde als Mittelsperson auftreten, und wir würden uns zuletzt vor lauter Zanken wieder versöhnen. Ich drehte mich und drückte mich; denn ich hatte nichts auf dem Herzen. Aber der Patron, düstrer und schwärzer als Apollo beim Homer, da er seine Pfeile unter das Heer der Griechen schießt, die Mütze noch einmal so tief als gewöhnlich eingedrückt, ging im Zimmer hin und wieder, die Faust unter dem Kinn. Mademoiselle nahte sich mir: „Aber, Mademoiselle, was giebt's denn Besonders? War ich denn heute von mir selbst verschieden?" — „Ihr sollt fort!" — „Ich will fort; aber ich habe den Patron nicht beleidigt." — „Verzeiht mir, man lädt den Herrn Abbé und . . ." — „Der Patron hat gefehlt, daß er den Abbé einlud, daß er mich aufnahm und mit mir so viele schöne Wesen, als ich bin." — „Frisch, kleiner Rameau, Ihr müßt mir den Herrn Abbé um Verzeihung bitten!" — „Was brauch' ich die?" — „Fort, fort, das wird sich Alles geben!" — Sie nimmt mich bei der Hand, sie zieht mich gegen den Sessel des Abbé: „Abbé," sage ich, „das ist Alles doch sehr lächerlich, nicht wahr?" Und dann fang' ich an zu lachen, und er auch. Da war ich nun von einer Seite entschuldigt; nun mußte ich aber zur andern, und was ich da zu sagen hatte, war von andrer Sorte. Ich weiß nicht recht mehr, wie ich meine Entschuldigung wendete. „Mein Herr, hier ist der Narr . . ." — „Schon zu lange ist er mir beschwerlich; ich will nichts mehr von ihm wissen!" — „Man ist erzürnt . . ." — „Ja, sehr erzürnt!" — „Das soll nicht mehr begegnen!" — „Beim ersten Schuft . . ." — Ich weiß nicht, war er gerade diesen Tag von solcher Laune, wo Mademoiselle ihn nur mit Sammthandschuhen anzurühren traut, oder verstand er nicht recht, was ich sagte, oder sprach ich nicht recht. Genug, es war schlimmer als vorher. Was Teufel, kennt er mich denn nicht, weiß er denn nicht, daß ich wie die Kinder bin, und daß es Umstände giebt,

---

Apollo . . . da er seine Pfeile . . . schießt — mit Beziehung auf Ilias I. V. 46 ff.

Beim ersten Schuft . . . — „Qu'au premier faquin . . ." Die zu ermittelnde Ergänzung ist weder im Original noch in der Uebersetzung deutlich.

wo ich Alles unter mich geben lasse? Und, Gott verzeih' mir, soll ich mir's denn nicht auch einmal bequem machen? Eine Gliederpuppe von Stahl könnte man abnutzen, wenn man von Morgen bis in die Nacht am Faden zöge. Ich muß ihnen die Zeit vertreiben, das ist meine Bedingung; aber ich muß mir manchmal doch auch einen Spaß machen. Mitten in dieser Verworrenheit ging mir ein unglücklicher Gedanke durch den Kopf, ein Gedanke, der mir Trutz einflößte, ein Gedanke, der mich zur Kühnheit, zur Insolenz erhob, nämlich daß man mich nicht missen könne, daß ich ein wesentlicher Mann sei.

Ich. Ja, ich glaube, daß Ihr ihnen sehr nützlich seid, aber daß sie es Euch noch mehr sind. Ihr findet nicht, wenn Ihr wollt, ein so gutes Haus wieder; aber sie, für einen Narren, der ihnen abgeht, finden sie hundert.

Er. Hundert Narren wie mich, Herr Philosoph, die sind nicht so gemein! Ja, platte Narren. Aber in Betreff der Narrheit nimmt man's genauer, als bei Talent und Tugend. Ich bin selten in meiner Art, ja sehr selten. Jetzt, da sie mich nicht mehr haben, was machen sie? Sie haben Langeweile wie die Hunde. Ich bin ein unerschöpflicher Sack von Albernheiten. Alle Augenblick that ich einen Ausfall, der sie bis zu Thränen lachen machte. Ich war für sie ein ganzes Tollhaus.

Ich. Auch hattet Ihr Tisch, Bett, Kleid, Weste und Hosen, Schuhe und eine Pistole monatlich.

Er. Das ist die schöne Seite, das ist der Gewinn. Aber von den Lasten sagt Ihr nichts. Erhob sich ein Gerücht, ein neues Theaterstück sei im Werke, was für Wetter auch war, mußte ich in allen Pariser Dachstuben herumstöbern, bis ich den Verfasser gefunden hatte. Ich mußte mir das Stück zum Lesen verschaffen und ganz künstlich merken lassen, darin sei eine Rolle, die Eine meiner Bekanntschaft vortrefflich spielen würde. — „Und wer denn, wenn's beliebt?" — „Wer denn? Schöne Frage! Es sind die Grazien, die Zierlichkeit, die Feinheit . . ." — „Mademoiselle Dangeville — wollt Ihr sagen. Solltet Ihr sie vielleicht kennen?" — „Ja, ein Wenig; aber sie ist es nicht." — „Und wer denn?" — Ganz leise sprach ich den Namen. — „Sie!" — „Ja, sie," versetzt' ich ein Wenig beschämt; denn manchmal hab' ich auch Schamhaftigkeit, und bei dem Namen hätte man sehen sollen, wie das Gesicht des Poeten sich verlängerte, und manchmal, wie

Alles unter mich geben lasse — fehlt in der Ausgabe von Brière.

man mir ins Gesicht lachte. Indessen, er mochte wollen oder nicht, sollte ich meinen Mann zum Mittagessen herbeischaffen, und er, der sich vor Verbindlichkeiten fürchtete, zog sich zurück, dankte. Und dann mußte man sehen, wie ich behandelt ward, wenn ich das Geschäft nicht glücklich durchsetzte. Da war ich ein Tropf, ein dummer, schwerfälliger Bursche, zu nichts nütze, das Glas Wasser nicht werth, das mir gereicht ward. Schlimmer ging's noch, wenn's zur Aufführung kam und ich unerschrocken mitten unter dem Hohngeschrei des Publikums, das richtig urtheilt, man mag sagen, was man will, mein einzelnes Klatschen mußte vernehmen lassen. Alle Blicke fielen dann auf mich, und ich leitete manchmal das Pfeifen von der Schauspielerin ab und auf mich herunter. Da hört' ich neben mir lispeln: „Das ist einer von den verkleideten Bedienten ihres Liebhabers." „Der Schuft, wird er schweigen? . . ." Niemand weiß, was dazu bestimmen kann; man glaubt, es sei Albernheit, indessen es ein Beweggrund ist, der Alles entschuldigt.

Ich. Und selbst die Uebertretung der bürgerlichen Gesetze.

Er. Am Ende lernte man mich kennen und sagte: „O, es ist Rameau . . ." Mein Rettungsmittel war, einige ironische Worte dreinzuwerfen, die mein einzelnes Klatschen vom Lächerlichen retteten. Man legte es im Gegentheil aus.

Ich. Warum wendetet Ihr Euch nicht an die Wache?

Er. Das kam auch vor, doch nicht gern. Ehe es zum Nichtplatz ging, mußte man sich das Gedächtniß mit glänzenden Stellen anfüllen, wo es Zeit war, den Ton zu geben. Begegnete es mir, sie zu vergessen oder mich zu vergreifen, so hatte ich das Unglück bei meiner Rückkehr. Das war ein Lärm, wovon Ihr keinen Begriff habt. Und dann immer eine Kuppel Hunde zu füttern! Es ist wahr, ich hatte mir albernerweise dieses Geschäft selbst aufgelegt. Nicht weniger die Katzen, über die ich die Oberaufsicht hatte. Ich war nur zu glücklich, wenn Micon mich mit der Tatze begünstigte und mir die Manschette oder die Hand zerriß. Coquette hat oft Kolik, und da reib' ich ihr den Bauch. Sonst hatte Mademoiselle Vapeurs, jetzt sind's die Nerven. Ich rede nicht von andern leichten Indispositionen, derenthalben man sich vor mir nicht Zwang anthut. Das mag hingehen. Meine Sache war's niemals, Jemand lästig zu sein. Ich las, ich weiß nicht wo, daß ein Fürst mit dem Namen „der Große" manchmal über die Rückseite des Nachtstuhls

Ich las . . . gebeugt stand — fehlt in der Ausgabe von Brière.

seiner Maitresse gebeugt stand. Man macht sich's bequem mit seinen Hausgenossen, und das war ich damals mehr als Jemand. Ich bin der Apostel der Familiarität, der Bequemlichkeit; ich predigte sie durch Beispiel, ohne daß man es hoch aufnahm; ich konnte mich nur gehen lassen. Nun hab' ich Euch den Patron zum Besten gegeben. Mademoiselle fängt an, ein Wenig schwer zu werden; man erzählt die lustigsten Märchen.

Ich. Ich hoffe, doch nicht Ihr?

Er. Warum nicht?

Ich. Es ist wenigstens unanständig, seine Wohlthäter lächerlich machen.

Er. Aber ist es nicht noch schlimmer, sich durch Wohlthaten berechtigt glauben, den Begünstigten zu erniedrigen?

Ich. Aber wenn der Begünstigte nicht schon von selbst niedrig wäre, nichts würde dem Gönner diese Macht verleihen.

Er. Aber wenn die Personen nicht lächerlich von selbst wären, so gäb' es keine hübschen Märchen. Und ist es denn mein Fehler, daß sie sich mit Lumpen bepacken, und wenn sie mit Lumpen bepackt sind, daß man sie verräth, sie in den Koth schleift? Entschließt man sich, mit Leuten zu leben, wie wir sind, und man hat nur Menschenverstand, so muß man sich auf den schwärzesten Undank gefaßt machen. Wenn man uns aufnimmt, kennt man uns nicht als das, was wir sind, als eigennützige, niederträchtige, treulose Seelen? Kennt man uns, so ist Alles gethan. Es besteht nun eine stillschweigende Uebereinkunft, daß man uns Gutes thun wird, und daß wir früher oder später das Gute mit Bösem vergelten werden. Diese Uebereinkunft, besteht sie nicht zwischen dem Menschen und seinem Affen und seinem Papagei? Was erhebt Lebrun für ein Geschrei, daß Palissot, sein Tischgenoß, sein Freund, gegen ihn Spottreime gemacht hat? Palissot hat Spottreime machen müssen, und Lebrun hat Unrecht. Poinsinet erhebt ein lautes Geschrei, daß Palissot ihm die Reime gegen Lebrun aufbürdet. Palissot hat Poinsineten die Reime aufbürden müssen, die er gegen Lebrun gemacht hat, und Poinsinet hat Unrecht. Der kleine Abbé Rey erhebt ein lautes Geschrei, daß sein Freund Palissot ihm seine Maitresse weggeschnappt hat, zu der er ihn einführte. Er hätte Palissot nicht bei seiner Maitresse einführen sollen, oder er mußte sich gleich entschließen, sie zu verlieren. Palissot hat seine Schuldigkeit gethan, und der Abbé Rey hat Unrecht. Mag Helvetius ein lautes Geschrei er-

Der Abbé Rey hat Unrecht — Im Original folgt hier noch ein

heben, daß Paliſſot ihn als einen ſchlechten Mann aufs Theater bringe, ihn, dem Paliſſot noch Geld ſchuldig iſt, das er ihm borgte, um ſich kuriren zu laſſen, ſich zu nähren, ſich zu kleiden. Sollte ſich der Wohlthäter eine andre Behandlung erwarten von Seiten des Mannes, der mit allen Arten von Schändlichkeit befleckt iſt, der zum Zeitvertreib ſeinen Freund die Religion abſchwören läßt, der ſich der Güter ſeiner Geſellen bemächtigt, der weder Treue noch Geſetz, noch Gefühl kennt, der nach dem Glück läuft per fas et nefas, der ſeine Tage nach ſeinen Verbrechen zählt, der ſich ſelbſt auf dem Theater als einen der gefährlichſten Schelme dargeſtellt hat — eine Unklugheit, wovon ſchwerlich ein Beiſpiel vorhanden iſt, noch ſich künftig finden wird. Nein, es iſt alſo nicht Paliſſot, es iſt Helvetius, der Unrecht hat. Wenn man einen jungen Burſchen aus der Provinz in den Thiergarten von Verſailles bringt und er aus Dummheit die Hand durchs Gitter zum Tiger oder Panther hineinſtreckt und der Burſche ſeinen Arm in dem Rachen des wilden Thieres läßt, wer hat dann Unrecht? Das Alles iſt im ſtillſchweigenden Vertrag enthalten. Deſto ſchlimmer für Den, der ihn nicht kennt oder vergißt. — Wie viele Menſchen laſſen ſich nicht durch dieſen allgemeinen und heiligen Vertrag entſchuldigen, die man der Bosheit anklagt, indeſſen daß man nur ſich der Dummheit anklagen ſollte! Ja, dicke Gräfin, Ihr habt Schuld, wenn Ihr um Euch her ſolches Volk verſammelt, das man in Eurer Sprache „Espèces" nennt. Wenn dieſe Especen Euch Schlechtigkeiten begehen und Euch zu Schlechtigkeiten verleiten und ehrliche Leute gegen Euch aufbringen, ſo thun die Rechtlichen, was ſie ſollen, und die Especen auch. Ihr aber habt Unrecht, ſie aufzunehmen. Lebte Bertinus ruhig und ſtill mit ſeiner Geliebten, hätten ſie ſich durch die Rechtlichkeit ihres Charakters rechtliche Bekanntſchaften erworben, hätten ſie um ſich her talentvolle Männer berufen, durch ihre Tugenden bekannte Männer, hätten ſie einer kleinen erleſenen und erleuchteten Geſellſchaft die Stunden aufbewahrt, die ſie der Süßigkeit, zuſammen zu ſein, ſich zu lieben und ſich's im Stillen zu ſagen, entziehen mochten, — glaubt Ihr, daß man gute oder ſchlimme Märchen auf ſie gemacht hätte? Aber was

---

Skandalofum, das zwiſchen einem Buchhändler, ſeinem Compagnon und ſeiner Gattin vorgefallen iſt.

Daß man ... Espèces nennt — ein kaum überſetzbarer Ausdruck. „Espèce", ſagt Littré, „se dit de personnes auxquelles on ne trouve ni qualité ni mérite". Man vgl. auch S. 86.

ist ihnen begegnet? Was sie verdienten. Sie sind wegen ihrer Unklugheit gestraft. Uns hatte die Vorsehung von Ewigkeit her bestimmt, Gerechtigkeit zu üben am jedesmaligen Bertin, und wer uns unter unsern Enkeln gleicht, ist bestimmt, Gerechtigkeit zu üben an den Mésenges und Bertins der Zukunft. Aber indessen wir ihre gerechten Beschlüsse an der Albernheit vollstrecken, was würdet Ihr sagen, die Ihr uns darstellt, wie wir sind, und jene gerechten Rathschlüsse an uns vollstreckt, wenn wir verlangten, daß wir mit schändlichen Sitten der allgemeinen Achtung genießen sollten? Nicht wahr, daß wir toll sind? Aber Jene, die ein rechtliches Betragen von Seiten lasterhafter Menschen, wegen worin er und niedriger Charaktere erwarten, sind denn Die klug? Alles erhält seinen wahren Lohn in dieser Welt. Es giebt zwei Generalprokuratoren: einer, der Euch auffaßt und die Verbrechen gegen die Gesellschaft bestraft, die Natur ist der andre; diese kennt alle Laster, welche den Gesetzen entwischen. Ueberlaßt Euch der Liederlichkeit, Ihr werdet wassersüchtig. Seid Ihr ein Trunkenbold, so werdet Ihr lungensüchtig. Oeffnet Eure Thüre dem Lumpengesindel und lebt mit ihnen, Ihr werdet verrathen, ausgepfiffen und verachtet sein. Das Kürzeste ist, sich diesen billigen Urtheilen unterwerfen und sich sagen, man schüttle seine Ohren, man verbessre sich, oder man bleibe, was man ist, aber auf obige Bedingungen.

Ich. Ihr habt Recht.

Er. Uebrigens, was die bösen Märchen betrifft, ich erfinde keins. Ich halte mich an die Rolle des Umträgers. Sie sagen vor einiger Zeit — — — (Hier erzählt Rameau von seinen Wohlthätern ein skandalöses Märchen, das zugleich lächerlich und infamirend ist, und seine Mißreden erreichen ihren Gipfel.)

Ich. Ihr seid ein Polisson. Laßt uns von was Anderm reden! Seitdem wir schwätzen, habe ich eine Frage auf den Lippen.

Er. Warum haltet Ihr sie so lange zurück?

Ich. Weil ich fürchtete, zudringlich zu sein.

Er. Nach dem, was ich Euch offenbart habe, wüßt' ich nicht, was ich noch geheim vor Euch haben könnte.

Ich. Ihr zweifelt nicht, was ich von Eurem Charakter halte?

Er. Keinesweges. Ich bin in Euern Augen ein sehr ver-

Mésenges und Bertins — bei Brüche nur „des M····ot des B····"

worfnes Wesen, ich bin es auch in den meinigen, aber selten, und ich wünsche mir öfter zu meinen Lastern Glück, als daß ich mich deshalb tadle. Ihr seid beständiger in Eurer Verachtung.

Ich. Es ist wahr. — Mir Eure ganze Schändlichkeit zu zeigen!

Er. Kanntet Ihr doch schon einen guten Theil, und ich glaubte mehr zu gewinnen als zu verlieren, wenn ich Euch den Ueberrest bekannte.

Ich. Und wie das, wenn's beliebt?

Er. Wenn es bedeutend ist, sublim in irgend einer Art zu sein, so ist es besonders im Bösen. Man spuckt auf einen kleinen Schelm; aber man kann einem großen Verbrecher eine Art Achtung nicht verweigern. Sein Muth setzt Euch in Erstaunen, seine Grausamkeit macht Euch zittern, man ehrt überall die Einheit des Charakters.

Ich. Aber diese schätzbare Einheit des Charakters habt Ihr noch nicht. Ich finde Euch von Zeit zu Zeit wankend in Euern Grundsätzen. Es ist ungewiß, ob Ihr bösartig von Natur oder durch Bemühung seid, und ob Euch die Bemühung so weit geführt hat als möglich.

Er. Ihr mögt Recht haben; aber ich habe mein Bestes gethan. Bin ich nicht bescheiden genug, vollkommnere Wesen über mir zu erkennen? Habe ich Euch nicht von Bouret mit der tiefsten Bewunderung gesprochen? Bouret ist der erste Mensch in der Welt nach meiner Meinung.

Ich. Aber unmittelbar nach Bouret kommt Ihr.

Er. Nein!

Ich. Also Palissot?

Er. Freilich Palissot, aber nicht Palissot allein.

Ich. Und wer kann wol werth sein, die zweite Stelle mit ihm zu theilen?

Er. Der Renegat von Avignon.

Ich. Vom Renegaten von Avignon habe ich niemals reden hören; aber es muß ein erstaunlicher Mann sein.

Er. Das ist er auch.

Ich. Die Geschichte großer Personen hat mich immer interessirt.

Er. Ich glaube es wol. Dieser lebte bei einem guten, redlichen Abkömmling Abraham's, deren dem Vater der Gläubigen eine den Sternen gleiche Anzahl versprochen ward.

Eine den Sternen gleiche Anzahl — vgl. 1. Buch Mos. 15. 5.

Ich. Bei einem Juden?

Er. Bei einem heimlichen Juden. Erst hatte er das Mitleiden, dann das Wohlwollen, dann ein völliges Zutrauen zu gewinnen verstanden. Wir zählen dergestalt auf unsre Wohlthaten, daß wir selten unser Geheimniß Dem verschweigen, den wir mit Güte überfüllten. Wie soll's nun da keine Undankbaren geben, wenn wir den Menschen der Versuchung aussetzen, es undankbar sein zu können? Das ist eine richtige Betrachtung, die unser Jude nicht anstellte. Er vertraute deshalb dem Renegaten, daß er mit gutem Gewissen kein Schweinefleisch essen könne. Hört nun, was ein fruchtbarer Geist aus diesem Bekenntniß zu bilden vermochte! Einige Monate gingen vorbei, und unser Renegat verdoppelte seine Aufmerksamkeit. Als er nun seinen Juden durch so viel Mühe genugsam gerührt, eingenommen, überzeugt hatte, daß kein bessrer Freund in allen Stämmen Israel's zu suchen sei . . . Bewundert mir die Vorsichtigkeit des Menschen! Er eilt nicht, er läßt den Apfel reif werden, ehe er den Ast schüttelt. Zu viel Lebhaftigkeit konnte das Projekt zerstören; denn gewöhnlich entsteht die Größe des Charakters aus einem natürlichen Gleichgewicht mehrerer entgegengesetzten Eigenschaften.

Ich. Ich erlasse Euch Eure Betrachtungen; fahrt in der Geschichte fort!

Er. Das geht nicht. Es sind Tage, wo ich Betrachtungen anstellen muß. Das ist eine Krankheit, die man ihrem Lauf zu überlassen hat. — Wo war ich denn?

Ich. Bei der genauen Verbindung des Juden und des Renegaten.

Er. Nun war der Apfel reif . . . Aber Ihr hört mir nicht zu; auf was sinnt Ihr?

Ich. Ich sinne über die Ungleichheit Eures Tons. Ihr sprecht bald hoch, bald tief.

Er. Kann die Stimme eines Lasterhaften eine Einheit haben? ... Endlich Abends kommt er zu seinem guten Freund mit zerstörter Miene, gebrochner Stimme, todtenbleichem Gesicht, an allen Gliedern zitternd — „Was habt Ihr?" — „Wir sind verloren!" — „Verloren, und wie?" — „Verloren, sage ich, verloren ohne Rettung!" — „Erklärt Euch!" — „Geduld einen Augenblick, daß ich mich von meinem Schrecken erhole!" — „So erholt Euch!" sagte der Jude, anstatt ihm zu sagen: „Du bist ein abgefeimter Spitzbube; ich weiß nicht, was Du für Nachricht bringst; aber Du bist ein Spitzbube; Du *spielst* den Erschrockenen."

Ich. Und warum sollte der Jude so sagen?

Er. Weil der Renegat in seiner Verstellung das Maaß überschritten hatte. Das ist klar für mich. Unterbrecht mich nicht weiter! „Wir sind verloren, verloren ohne Rettung!“ . . . Fühlt Ihr nicht die Affektation dieses wiederholten verloren! . . . „Ein Verräther hat uns bei der Inquisition angegeben, Euch als Juden, mich als Renegaten, als infamen Renegaten.“ Seht, wie der Spitzbube nicht erröthet, sich der verhaßtesten Ausdrücke zu bedienen! Es braucht mehr Muth, als man denkt, um sich seinen wahren Titel zu geben. Ihr wißt nicht, was es kostet, um dahin zu gelangen.

Ich. Freilich nicht. Aber der infame Renegat — ?

Er. Ist falsch; aber seine Falschheit scheint sehr künstlich. Der Jude erschrickt, reißt sich den Bart aus, wälzt sich an der Erde. Er sieht die Häscher an seiner Thüre, er sieht sich mit dem San Benito geziert, er sieht sein Auto-da-fé bereitet. — „Mein Freund, mein zärtlicher, mein einziger Freund, was zu thun?“ — „Betragt Euch mit der größten Ruhe und Sicherheit, betragt Euch wie gewöhnlich! Die Prozedur des Tribunals ist heimlich, aber langsam; benutzt die Frist, um Alles zu verkaufen! Ich miethe oder lasse durch einen Dritten ein Schiff miethen; ja, durch einen Dritten, das wird das Beste sein. Wir bringen Euer Vermögen dahin; denn auf Euer Vermögen ist es vorzüglich angesehn. Und so wollen wir Beide unter einem andern Himmel die Freiheit suchen, unserm Gott zu dienen und in Sicherheit dem Gesetz Abraham's und unsres Gewissens gehorchen. Das Wichtigste in der gefährlichen Lage, in der wir uns befinden, ist, ja nichts Unkluges zu begehen.“ — Gesagt, gethan! Das Schiff ist gemiethet, mit Lebensmitteln und Matrosen versehen, das Vermögen des Juden ist an Bord. Morgen mit Anbruch des Tages fahren sie ab und können nun munter zu Nacht essen und sicher schlafen. In der Nacht steht der Renegat auf, nimmt des Juden Brieftasche, seinen Beutel, seine Juwelen, begiebt sich an Bord, und weg ist er. Und Ihr denkt wol, das ist Alles? Denkt Ihr? Ich sehe, Ihr seid der Sache nicht gewachsen. Ich, als man mir dieses Geschichtchen erzählte, rieth ich gleich, was ich Euch verschwieg, um Euern Scharfsinn auf die Probe zu stellen. Ihr habt wohl gethan, ein ehrlicher Mann zu sein; denn Ihr wärt nur ein Schelmchen geblieben. Bis jetzt ist der Renegat nichts weiter; es ist ein verächtlicher Schuft, dem Niemand gleichen möchte. Aber das Erhabene seiner Bosheit zeigt sich erst darin, daß er selbst seinen Freund, den Israeliten, angegeben hatte, daß die Inquisition diesen bei seinem Erwachen in Empfang nahm

Meiner Zeile
73.13. ſchönſte, — liebſte.
19. und, — nach.
20. ſchauervollen, — ſchaudervollen.
21. dauernd, — daurend.
22. ſie, nach der Iris und der älteren Bearbeitung, — während die ſpätere infolge der Veränderung der dramatiſchen Situation uns lieſt.
25. Götter, das iſt Euer Bild! — Ihr Götter, Euer Bild!
75. 1. Blühet, — in den nachgelaſſenen Werken, in denen dies Gedicht zuerſt unter die Lieder aufgenommen wurde, ſteht hier und in der vorletzten Zeile deſſelben unrichtig Blühet.
10. Hoffnung in dem Herzen ſchlug, — Hoffnungsvoll die Seele ſchlug.
76.10. Strebende Bruſt, nach der Iris; — in allen Texten der zweiten Bearbeitung ſteht Die ſtrebende Bruſt, gewiß nur in Folge eines Druckfehlers.
15. angenehmer, — lieber.
17u. 18. Erfüllſt ſeit langer Zeit ꝛc.; — in der älteren Bearbeitung: Erfüllſt mich wiederum einmal Mit aller ſüßen Frühlingswonne.
20. Dürr, — 7 Dürr'.
21. Durch Sturm und Regen, — Geſtöber und Regen.
77.21. drängt', — neidſcht'.
22. nun, — ſo.
20u. 24. Sie, — Ha! Sie.
24. Ach, — Ha!
80.14—21. — In der älteren Bearbeitung der Klaudine iſt der Text dieſer Verſe folgender:

Klaudine. Hier im ſtillen Mondenſcheine
Mit Dir, heil'ge Nacht, alleine,
Schlägt dies Herz ſo liebevoll;
Ach, daß ich's nicht ſagen ſoll!

Krugantino. In dem ſtillen Mondenſcheine
Wandelſt, Engel, nicht alleine,
Seufzet noch ein armes Herz,
Birgt im Schatten ſeinen Schmerz.

85. 2. die Götter, — bei Boas fehlt die.
95. 2. ſchreiten mit; — der älteſte Abdruck des Gedichtes in den Nachgel. W. gleiten mit, die Ausgabe von

und nach einigen Tagen ein Luftfeuerchen mit ihm anſtellte. Und ſo war der Renegat ruhiger Beſitzer des Vermögens dieſes verfluchten Abkömmlings Derer, die unſern Herrn gekreuzigt haben.

Ich. Ich weiß nicht, wovor ich mich mehr entſetzen ſoll, vor der Verruchtheit des Renegaten oder vor dem Ton, mit dem Ihr davon ſprecht.

Er. Das iſt, was ich Euch ſagte. Die Schrecklichkeit der Handlung hebt Euch über die Verachtung weg. Das iſt die Urſache meiner Aufrichtigkeit. Ihr ſolltet einſehen, wie hoch ich in meiner Kunſt ſtehe, Ihr ſolltet bekennen, daß ich wenigſtens original in meiner Erniedrigung ſei, und ſolltet mich in Eurem Geiſt in die Reihe der großen Taugenichtſe ſetzen; dann wollt' ich rufen: „Vivat Mascarillus, fourbum Imperator!“ Nun luſtig, Herr Philoſoph, Chorus! „Vivat Mascarillus, fourbum Imperator!“

Und nun führte er einen ganz ſonderbaren fugirten Geſang auf. Bald war die Melodie ernſt und majeſtätiſch, bald leicht und flatterhaft, bald ahmte er den Baß nach, bald eine Oberſtimme, bezeichnete mit Armen und verlängertem Hals die gehaltnen Stellen, komponirte, führte ſich ſelbſt ein Triumphlied auf, wobei man wohl ſah, daß er ſich beſſer auf gute Muſik als auf gute Sitten verſtand. Ich wußte nicht, ſollte ich bleiben oder fliehen, lachen oder mich entrüſten. Ich blieb, in der Abſicht, die Unterhaltung auf irgend einen Gegenſtand zu lenken, der aus meiner Seele den Abſcheu, wovon ſie erfüllt war, vertreiben könnte. Die Gegenwart eines Menſchen fing mir an unerträglich zu werden, der eine erſchreckliche That, ein abſcheuliches Verbrechen eben behandelte wie ein Kenner der Malerei oder Poeſie die Schönheiten irgend eines vortrefflichen Werkes oder ein Moraliſt, ein Hiſtoriker die Umſtände einer heroiſchen Handlung erhebt und lebhaft darſtellt. Wider meinen Willen ward ich finſter. Er bemerkte es und ſagte: „Was habt Ihr? Befindet Ihr Euch übel?“

Ich. Ein Wenig. Aber das geht vorüber.

Er. Ihr habt das grämliche Anſehn eines Menſchen, der von beſchwerlichen Gedanken gepeinigt wird.

Ich. So iſt's auch.

Vivat Mascarillus, fourbum imperator — Maskarill, die ſterotype Figur der italieniſchen und franzöſiſchen Komödie, die z. B. Leſſing in ſeinem „Schatz“ noch hat; — fourbum iſt der Gen. Plur. des latiniſirten „fourbo“, Betrieger.

Und nun führte er . . . auf — in der neueren Ueberſetzung: „Nun begann er auf dieſen Text“ u. ſ. w., wodurch allerdings der Zuſammenhang deutlicher wird.

Nachdem wir Beide einen Augenblick geſchwiegen hatten, indem er pfeifend und ſingend auf und nieder ging, ſagte ich, um ihn auf ſein Talent zurückzuführen: Was macht Ihr jetzt?

Er. Nichts!

Ich. Das iſt ſehr ermüdend.

Er. Ich war ſchon dumm genug; nun habe ich dieſe Muſik von Duni und andern jungen Komponiſten gehört, die mich ganz närriſch macht.

Ich. Billigt Ihr denn dieſe Art?

Er. Ganz gewiß.

Ich. Und Ihr findet Schönheit in dieſen neuen Geſängen?

Er. Ob ich Schönes drin finde? Bei Gott, dafür ſtehe ich Euch. Wie iſt das deklamirt, welche Wahrheit, welcher Ausdruck!

Ich. Alles Nachgeahmte hat ſein Muſter in der Natur. Was iſt das Muſter des Tonkünſtlers, wenn er einen Geſang hervorbringt?

Er. Warum nehmt Ihr die Sache nicht höher? Was iſt denn ein Geſang?

Ich. Geſteh' ich Euch, dieſe Frage geht über meine Kräfte. So ſind wir Alle. Wir haben im Gedächtniß nur Worte, die wir zu verſtehen glauben, weil wir uns ihrer oft bedienen und ſie ſogar richtig anwenden. So haben wir auch im Verſtand nur unbeſtimmte Begriffe. Sprech' ich das Wort „Geſang" aus, ſo habe ich davon keinen beſtimmtern Begriff als Ihr und die meiſten Euresgleichen, wenn ſie ausſprechen: Reputation, Schande, Ehre, Laſter, Tugend, Scham, Anſtand, Beſchämung, Lächerliches.

Er. Der Geſang iſt eine Nachahmung durch Töne einer durch Kunſt erfundenen oder, wenn es Euch beliebt, durch Natur eingegebenen Tonleiter, ſie werde nun durch Stimmen oder Inſtrumente dargeſtellt, eine Nachahmung phyſiſcher Laute oder leidenſchaftlicher Töne; und Ihr ſeht, daß mit gehöriger Veränderung ſich die Definition der Malerei, der Redekunſt, der Skulptur und Poeſie wol anpaſſen ließe. Nun auf Eure Frage zu kommen: „Was iſt das Muſter des Muſikers oder des Geſanges?" Es iſt die Deklamation, wenn das Muſter lebendig und empfindend iſt; es iſt der Klang, wenn das Muſter unbelebt iſt. Man muß die Deklamation wie eine Linie anſehen und den Geſang wie eine andre Linie, die ſich um die erſte herumklingelt. Je mehr dieſe Deklamation, Muſter des Geſangs, ſtark und

Muſter des Geſangs — „type du chant", d. h. welches dasjenige iſt, wonach der Geſang ſich zu richten hat.

wahr ist, an je mehr Punkten der Gesang, der sich ihr gleichstellt, sie durchschneidet, desto wahrer, desto schöner wird er sein. Und das haben unsre jungen Musiker gar wohl gefühlt. Wenn man hört: „Je suis un pauvre diable“, so glaubt man die Klage eines Geizigen zu vernehmen. Sänge er nicht, so würde er in denselbigen Tönen zur Erde sprechen, wenn er ihr sein Gold vertraut und zu ihr sagt: „O terre, reçois mon tresor“. Und nun das kleine Mädchen, das sein Herz klopfen fühlt, das roth wird, sich verwirrt und den gnädigen Herrn bittet, sie loszulassen, würde sie sich anders ausdrücken? In diesen Werken giebt es die verschiedensten Charaktere, eine unendliche Wahrheit von Deklamation; das ist vortrefflich, ich sag' es Euch. Geht, geht, die Arie zu hören, wo der junge Mann, der sich sterben fühlt, ausruft: „Mon cœur s'en va!“ Hört den Gesang, hört die Begleitung, und sagt mir nachher, welch ein Unterschied sei zwischen den wahren Tönen eines Sterbenden und der Wendung dieses Gesangs! Ihr werdet sehen, daß die Linie der Melodie ganz mit der Linie der Deklamation zusammenfällt. Ich rede nicht von dem Takt, der auch eine Bedingung des Gesangs ist, ich halte mich an den Ausdruck, und es ist nichts Wahreres als folgende Stelle, die ich irgendwo gelesen habe: „Musices seminarium accentus.“ der Accent ist die Pflanzschule der Melodie. Und darum überlegt nur, wie schwer und bedeutend es ist, ein gutes Rezitativ schreiben zu können! Es giebt keine schöne Arie, woraus man nicht ein schönes Rezitativ machen könnte, kein schönes Rezitativ, daraus ein geschickter Mann nicht eine schöne Arie ziehen sollte. Ich möchte nicht behaupten, daß Einer, der gut rezitirt, auch gut singen werde; aber ich wäre sehr verwundert, wenn Der, der gut singt, nicht gut rezitiren sollte. Und glaubt nur Alles, was ich Euch da sage! Denn es ist wahr.

Ich. Von Herzen gern, wenn ich nur nicht durch eine kleine Bedenklichkeit abgehalten würde.

Er. Und diese Bedenklichkeit?

Ich. Wenn eine solche Musik sublim ist, so muß die des göttlichen Lulli, des Campra, des Destouches, des Mouret und, unter uns gesagt, des lieben Onkels ein Wenig platt sein.

Er. (sich meinem Ohre nähernd). Ich wollte nicht, daß man mich hörte — denn hier sind viele Leute, die mich kennen.

Campra... Mouret — Der Erste (1660—1738), Maître de musique an Notre-Dame, der Zweite Kammermusiker und Direktor des Concert spirituel.

Sie ist's auch. Ich rede leise, nicht weil ich mich um den lieben Onkel bekümmere, den Ihr immer lieb heißen mögt. Aber von Stein ist er, und wenn mir die Zunge ellenlang aus dem Halse hinge, so gäbe er mir kein Glas Wasser. Nun mag er's auch mit der Oktave und Septime probiren: Hon, hon; hin, hin; tu, tu, tu; tur le tutu, und dem sämmtlichen Teufelslärm. Alle, die anfangen, sich darauf zu verstehen, und die das Getöse nicht mehr für Musik nehmen, werden sich niemals mehr daran befriedigen. Ja, wenn man durch eine Polizeiverordnung den Personen aller Art und Standes verbieten könnte, das Stabat von Pergolese singen zu lassen! Das Stabat sollte man durch die Hand des Henkers verbrennen. Wahrhaftig, diese verfluchten Schalksnarren mit ihrer Servante maîtresse, mit ihrem Tracallo haben uns einen gewaltigen Rippenstoß gegeben. Ehmals gingen Tancrède, Issé, Europe galante, les Indes, Castor, les Talents lyriques vier, fünf, sechs Monate, die Vorstellungen Armidens wollten gar nicht endigen;" jetzt fällt das Alles über einander wie Kartenmänner. Auch speien Nebel und Francoeur deshalb Feuer und Flammen. Sie sagen, Alles gehe verloren, sie seien zu Grunde gerichtet, und wenn man länger diese Jahrmarktsänger dulde, so sei die Nationalmusik zum Teufel, und die königliche Akademie im Sackgäßchen könne nur ihren Laden zumachen. Es ist wol was Wahres dran. Die alten Perrücken, die seit dreißig, vierzig Jahren alle Freitage zusammenkommen, anstatt sich wie sonst unterhalten zu sehen, haben Langeweile und gähnen, ohne zu wissen warum. Sie fragen sich und wissen nicht warum? Warum wenden sie sich nicht an mich? Dumi's Weissagung wird erfüllt werden, und den Weg, den das nimmt, will ich sterben, wenn in vier oder fünf Jahren, vom Peintre amoureux de son modèle an gerechnet, die Herren im berühmten Sackgäßchen nicht völlig auf den Hefen sind. Die guten Leute

Das Stabat von Pergolese — Man vgl. die Uebersetzung desselben in Wieland's Werken, VI, S. 43 ff., unserer Ausgabe.

Tracallo — nach dem französischen Texte, die Ausgaben: „Tracolle". Ist das Intermezzo Pergolese's (L'vietta e Tracolo) gemeint?

Tancrède... Armidens — Die sechs ersten Opern oder Ballets von Jean Philippe Rameau; zu den letzteren gehört auch die mehrfach erwähnte Komposition „Les Indes" oder vielmehr „Les Indes galantes"; dagegen ist Armide eine Oper von Lulli und Quinault.

Nebel und Francoeur — die damaligen Direktoren der großen Oper in Paris.

Vom Peintre amoureux de son modèle an gerechnet — Der Komponist ist Dumi; über die Weissagung s. S. 113.

Die Herren im berühmten Sackgäßchen nicht völlig auf den Hefen sind — „Il y a un chat à fourrer dans le célèbre impasse".

haben ihre Symphonien aufgegeben, um italieniſche Symphonien zu ſpielen; ſie haben geglaubt, ihre Ohren ſollten ſich an dieſe gewöhnen, ohne daß der bisherigen Vokalmuſik Eintrag geſchähe, eben als wenn die Symphonie ſich nicht zum Geſang verhielte — abgezogen ein Wenig Leichtfertigkeit, wenn der Umfang des Inſtruments, die Beweglichkeit der Finger Einen wol verleiten kann — wie ſich der Geſang zur natürlichen Deklamation verhält. Iſt der Violiniſt nicht der Affe des Sängers, der, wenn künftig das Schwere an die Stelle des Schönen treten wird, ſich gewiß zum Affen des Violiniſten macht? Der Erſte, der etwas von Locatelli ſpielte, war der Apoſtel der neuen Muſik. Man beſitzt uns nichts mehr auf. Man wird uns an die Nachahmung der leidenſchaftlichen Accente, der Naturaccente, durch Geſang und Stimme und durchs Inſtrument gewöhnen; denn das iſt der ganze Umfang muſikaliſcher Gegenſtände. Und wir ſollten unſern Geſchmack für Aufflüge, Lanzen, Glorien, Triumphe, Viktorien behalten? Va-t'en voir s'ils viennent, Jean! Sie haben ſich eingebildet, ſie wollten weinen oder lachen, in muſikaliſchen Tragödien oder Komödien, man könnte vor ihre Ohren die Accente der Wuth, des Haſſes, der Eiferſucht, die wahren Klagen der Liebe, die Schalkheiten und Scherze des italieniſchen oder franzöſiſchen Theaters bringen, und ſie könnten fortfahren, Ragonde und Platée zu bewundern. Die Herren ſchneiden ſich gewaltig. Sie bilden ſich ein, ſie könnten erfahren und empfinden, mit welcher Leichtigkeit, welcher Biegſamkeit, welcher Weichheit die Harmonie, die Proſodie, die Ellipſen, die Inverſionen der italieniſchen Sprache ſich der Kunſt anbieten, der Bewegung, dem Ausdruck, den Wendungen des Geſangs, dem gemeſſenen Werth der Töne, und könnten dabei fernerhin ignoriren, wie ihre Sprache ſchroff, dumpf, ſchwerfällig, ſchwer, pedantiſch und eintönig iſt. Eh, ja, ja! Warum nicht gar! Sie haben ſich überredet, daß, nachdem ſie Thränen mit den Thränen einer Mutter über den Tod eines Sohnes vergoſſen, nachdem ſie beim Befehl eines mordgebietenden Tyrannen gezittert, daß ſie nicht Langeweile haben würden

---

Locatelli — Pietro Locatelli, Violinvirtuos aus Bergamo, † 1764 in Amſterdam.

Va-t'en voir s'ils viennent, Jean — Man vgl. Werke, I. S. 86 ff.; es iſt der Refrain eines von Goethe nach dem Franzöſiſchen bearbeiteten Gedichtes, das früher als ſeine eigene Dichtung galt.

Ragonde und Platée — Unter dem erſten iſt vielleicht „Le mariage de Ragonde et de Colin ou la veillée de village, divertissement en musique" von Dieſtruches gemeint, welches unter dem Namen „Les Amours de Ragonde" häufig geſpielt wurde; Platée iſt der Name einer Oper Rameau's.

bei ihrer Feerei, bei ihrer abgeſchmackten Mythologie, bei ihren kleinen ſüßlichen Madrigalen, welche nicht weniger den böſen Geſchmack des Poeten als den Jammer der Kunſt bezeichnen, die ſich ſo etwas gefallen läßt. Gute Leute! So iſt's nicht und kann's nicht ſein. Das Wahre, das Gute, das Schöne haben ihre Gerechtſame. Man beſtreitet ſie, aber man endigt mit Bewunderung. Was nicht mit dieſem Stempel bezeichnet iſt, man bewundert's eine Zeit lang, aber man endigt mit Gähnen. So gähnt denn, liebe Herren, gähnt nach Bequemlichkeit, und laßt Euch nicht ſtören! Das Reich der Natur ſetzt ſich ganz ſachte feſt, das Reich meiner Dreieinigkeit, gegen welche die Pforten der Hölle nichts vermögen, das Wahre, das der Vater iſt, der das Gute zeugt, das der Sohn iſt, aus dem das Schöne hervorgeht, das der heilige Geiſt iſt. Dieſer fremde Gott ſetzt ſich beſcheiden auf den Altar an die Seite des Landesgötzen. Nach und nach gewinnt er Platz, und an einem hübſchen Morgen giebt er mit dem Ellbogen ſeinem Kameraden einen Schub, und Bauz! Baradauz! der Götze liegt am Boden. So ſollen die Jeſuiten das Chriſtenthum in China und in Indien gepflanzt haben, und Eure Janſeniſten mögen ſagen, was ſie wollen, dieſe politiſche Methode, die zum Zweck führt, ohne Lärm, ohne Blutvergießen, ohne Märtyrer, ohne einen ausgerauften Schopf, dünkt mich die beſte.

Ich. Es iſt etwas Vernunft in Allem, was Ihr da ſagt.

Er. Vernunft? Deſto beſſer! Der Teufel hole mich, wenn ich darauf ausgehe! Das kommt gelegentlich. Bin ich doch wie die Muſiker in der Sackgaſſe, als mein Onkel erſchien. Treff' ich's, meinetwegen! Ein Köhlerjunge wird immer beſſer von ſeinem Handwerk ſprechen als eine Akademie und alle Duhamels der Welt.

Und dann ſpaziert er auf und ab und murmelt einige Arien aus der Ile des fous, dem Peintre amoureux de son modèle, dem Maréchal ferrant, der Plaideuse, und von Zeit zu Zeit ruft er mit aufgebackenen Augen und Händen aus: „Ob das ſchön iſt? Bei Gott, ob das ſchön iſt? Ob man ein Paar Ohren

---

Alle Duhamels — Hier iſt der ältere Duhamel gemeint (1624—1706), der als Sekretär der Akademie Vorſänger Fontenelle's war.

Ile des fous — Eine Oper dieſes Namens giebt es von Anſeaume, von dem übrigens auch eine mit dem Titel „Peintre amoureux de son modèle" angeführt wird.

Maréchal ferrant — von Quetant, dem Verfaſſer des „Maître en droit".

am Kopf haben und eine ſolche Frage thun kann?" Nun ward er wieder leidenſchaftlich und ſang ganz leiſe, dann erhob er den Ton nach Maaßgabe wie er ſich mehr paſſionirte, dann kamen die Geberden, das Verſchen des Geſichts und das Verſerren des Körpers. Nun ſagte ich: „Gut, er verliert den Kopf, und eine neue Scene iſt zu erwarten." Plötzlich bricht er auf einmal ſingend los: „Je suis un pauvre miserable ... Monseigneur, Monseigneur, laissez-moi partir! .. O terre, reçois mon or, conserve bien mon tresor, mon ame, mon ame, ma vie! O terre ... Le voilà, le petit ami! Aspettar e non venire ... A Zerbina penserete ... Sempre in contrasti con te si sta ..." Er häufte und verwirrte dreißig Arien, italieniſche, franzöſiſche, tragiſche, komiſche, von aller Art Charakter. Bald mit einem tiefen Baß ſtieg er bis in die Hölle, dann zog er die Kehle zuſammen, und mit einem Fiſtelton zerriß er die Höhe der Lüfte, und mit Gang, Haltung, Geberde ahmte er die verſchiedenen ſingenden Perſonen nach, wechſelsweiſe raſend, beſänftigt, gebieteriſch und ſpöttiſch. Da iſt ein kleines Mädchen, das weint, und er ſtellt die ganze kleine Heroerei vor; nun iſt er Prieſter, König, Tyrann; er droht, befiehlt, ergrimmt ſich; nun iſt er Sklave und gehorcht. Er beſänftigt ſich, er verzweifelt, beklagt ſich und lacht, immer im Ton, im Takt, im Sinn der Worte des Charakters, des Betragens. Alle die Schachſpieler hatten ihre Bretter verlaſſen und ſich um ihn verſammelt; die Fenſter des Kaffeezimmers waren von außen durch Vorbeigehende beſetzt, welche der Lärm angehalten hatte. Es war ein Gelächter, daß die Decke hätte berſten mögen. Er ward nichts gewahr, er fuhr fort, ergriffen von einer ſolchen Entfremdung des Geiſtes, einem Enthuſiasmus, ſo nahe an der Tollheit, daß es ungewiß iſt, ob er ſich erholen wird, ob man ihn nicht in einen Miethwagen werfen und gerade ins Tollhaus führen muß, indem er ein Stück der Lamentationen des Jomelli ſingt. Hier wiederholte er mit einer Präziſion, einer Wahrheit, einer unglaublichen Wärme die ſchönſte Stelle jeder Abtheilung; das ſchöne obligate Recitativ, wo der Prophet die Zerſtörung Jeruſalem's malt, brachte er unter einem Strom von Thränen vor, und kein Auge blieb trocken; mehr war nicht zu verlangen an Zartheit des Geſangs, an Stärke des Ausdrucks und des Schmerzes. Er verweilte beſonders bei den Stellen, wo ſich der Tonkünſtler vorzüglich als großen Meiſter bewieſen hatte. Verließ er den Theil des Ge-

Jomelli — (1714—1774) Komponiſt von Opern und Kirchenmuſik.

sangs, so ergriff er die Instrumente, und die verließ er wieder schnell, um zur Stimme zurückzukehren, Eins ins Andre verschlingend, daß die Verbindung, die Einheit des Ganzen erhalten wurde. So bemächtigte er sich unsrer Seelen und hielt sie in der wunderbarsten Lage schwebend, die ich jemals empfunden habe. Bewunderte ich ihn? Ja, ich bewunderte. War ich gerührt und mitleidig? Ich war gerührt und mitleidig; doch ein lächerlicher Zug war in diese Gefühle verschmolzen und nahm ihnen ihre Natur. — Aber Ihr wärt in Lachen ausgebrochen über die Art, wie er die verschiedenen Instrumente nachmachte. Mit aufgeblasenen strotzenden Wangen und einem rauhen dunkeln Ton stellte er Hörner und Fagot vor, einen schreienden, näselnden Ton ergriff er für das Hautbois; mit unglaublicher Geschwindigkeit übereilte er seine Stimme, die Sateninstrumente darzustellen, deren Tönen er sich aufs Genaueste anzunähern suchte; er pfiff die kleinen Flöten, er kollerte die Querflöte, schrie, sang mit Geberden eines Rasenden und machte ganz allein die Tänzer, die Tänzerinnen, die Sänger, die Sängerinnen, ein ganzes Orchester, ein ganzes Operntheater, sich in wanzig verschiedene Rollen theilend, laufend, umeinander, mit der Geberde eines Entzückten, mit blinkenden Augen und schäumendem Munde.

Es war eine Hitze zum Umkommen, und der Schweiß, der den Runzeln seiner Stirne, der Länge seiner Wangen folgte, vermischte sich mit dem Puder seiner Haare, rieselte und befurchte den Obertheil seines Kleides. Was begann er nicht Alles! Er weinte, er lachte, er seufzte, blickte zärtlich, wuthig oder wüthend. Es war eine Frau, die in Schmerz versinkt, ein Unglücklicher, seiner ganzen Verzweiflung hingegeben, ein Tempel, der sich erhebt, Vögel, die beim Untergang der Sonne sich im Schweigen verlieren; bald Wasser, die an einem einsamen und kühlen Orte rieseln oder als Gießbäche von Bergen herabstürzen, ein Gewitter, ein Sturm, die Klage der Umkommenden, vermischt mit dem Geheul der Winde, dem Lärm des Donners; es war die Nacht mit ihren Finsternissen, es war der Schatten und das Schweigen; denn selbst das Schweigen bezeichnet sich durch Töne. Er war ganz außer sich. Erschöpft von Anstrengung wie ein Mann, der aus einem tiefen Schlaf oder aus einer langen Zerstreuung hervortritt, blieb er unbeweglich, stumpf, erstaunt. Nun kehrt er seine Blicke um sich her wie ein verwirrter Mensch, der den Ort, wo er sich befindet, wiederzuerkennen sucht. Er erwartet die Rückkehr seiner Kräfte, seines Bewußtseins; er trocknet maschinenmäßig sein Gesicht. Gleich Einem, der beim Erwachen sein Bett

von einer großen Menge Perſonen umgeben fände, ſo in einem völligen Vergeſſen, in einem tiefen Unbewußtſein deſſen, was er gethan hat, ruft er im erſten Augenblick: „Nun, meine Herren, was giebt's? Was lacht Ihr? Was erſtaunt Ihr? Was giebt's denn?“ .... Dann ſetzte er hinzu: „Das heißt man eine Muſik, einen Muſiker. Indeſſen verachte man nicht gewiſſe Geſänge des Lulli! Die Scene „J'attendrai l'aurore“ mache man beſſer, ohne die Worte zu verändern! Ich fordre Jedermann auf. Verachte man nicht einige Stellen von Campra, die Violinſtücke meines Onkels, ſeine Gavotten, ſeine kriegeriſchen Märſche, ſeine Prieſter- und Opferzüge! Pâles flambeaux, nuit plus affreuſe que les ténebres!... Dieu du Tartare, Dieu de l'oubli ....“ Da verſtärkte er ſeine Stimme und hielt die Töne gewaltſam aus. Die Nachbarn ſteckten die Köpfe durch die Fenſter, wir ſteckten unſre Finger in die Ohren. Er ſagte: „Hier muß man Lungen haben, ein großes Organ, Luſt genug. Aber Himmelfahrt iſt da, Faſten und Drei Könige ſind vorbei, und ſie wiſſen noch nicht, was ſie in Muſik ſetzen ſollen, und daher auch nicht, was dem Tonkünſtler frommt. Die lyriſche Poeſie ſoll noch geboren werden; aber ſie kommen ſchon noch dazu. Hören ſie nur genug den Pergoleſe, den Sachſen, Terradeglias, Traetta und Andre, leſen ſie nur Metaſtaſio wiederholt, ſo kommen ſie ſchon dazu.“

Ich. Und wie? Hätten Quinault, Lamotte, Fontenelle nichts davon verſtanden?

Er. Nichts, was wir brauchen könnten. Es ſind nicht ſechs Verſe hinter einander in allen ihren allerliebſten Gedichten, die man in Muſik ſetzen könnte. Es ſind geiſtreiche Sprüche, zärtliche, zarte Madrigale. Aber um zu wiſſen, wie leer das von Hilfsmitteln für unſre Kunſt iſt, für die gewaltſamſte der Künſte, ſelbſt die Kunſt des Demoſthenes nicht ausgenommen, laßt Euch ſolche Stücke vorleſen, und ſie erſcheinen Euch kalt, ohnmächtig, eintönig; denn nichts iſt drin, was dem Geſang zur Unterlage dienen könnte. Ebenſo gern komponirte ich die Maximen des Rochefoucault und die Gedanken des Paſcal. Der thieriſche Schrei der Leidenſchaft hat die Reihe zu bezeichnen, die uns

---

Den Sachſen ... Metaſtaſio — Der Erſte iſt der berühmte Haſſe (1699—1783), der in Italien Il Sassone genannt wurde. — Domenico Terradeglias, aus Barcelona, zuletzt Kapellmeiſter in Rom, und Thomaſo Traëtta, Kapellmeiſter in Neapel, waren Komponiſten italieniſcher Opern; der Berühmteſte unter ihnen und der eigentliche Schöpfer des neuern italieniſchen Singſpiels aber iſt Pietro Metaſtaſio (1698—1782).

frommt. Diese Ausdrücke müssen über einander gedrängt sein, die Phrase muß kurz sein, der Sinn abgeschnitten, schwebend, damit der Musiker über das Ganze sowol wie über die Theile herrsche, ein Wort auslasse oder wiederhole, eins hinzufüge, das ihm fehlt, das Gedicht wenden und umwenden könne, wie einen Polypen, ohne das Gedicht zu zerstören. Das macht die französische lyrische Poesie viel schwerer als in Sprachen, welche Umwendungen zulassen und von selbst diese Bequemlichkeiten darbieten ... Barbare, cruel, plonge ton poignard dans mon sein; me voilà prête à recevoir le coup fatal; frappe, ose! ... Ah! je languis, je meurs! ... Un feu secret s'allume dans mes sens! ... Cruel amour, que veux-tu de moi? .. Laisse-moi la douce paix dont j'ai joui! ... Rends-moi la raison! ... Die Leidenschaften müssen stark sein. Die Zärtlichkeit des lyrischen Poeten und des Musikus muß extrem sein. Die Arie ist fast immer am Schluß einer Scene. Wir brauchen Ausrufungen, Interjektionen, Suspensionen, Unterbrechungen, Bejahungen, Verneinungen; wir rufen, wir flehen, wir schreien, wir seufzen, wir weinen, wir lachen von Herzen. Keinen Witz, keine Sinngedichte, keine hübschen Gedanken! das ist zu weit von der einfachen Natur. Und glaubt nur ja nicht, daß das Spiel der Theaterkünstler und ihre Deklamation uns zum Muster dienen könne! Pfui doch! Wir müssen es kräftiger haben, weniger manierirt, wahrer. Einfache Gespräche, die gemeine Stimme der Leidenschaft sind uns um so nöthiger, als unsre Sprache monotoner ist und weniger Accent hat. Der thierische Schrei, der Schrei des leidenschaftlichen Menschen bringt ihn hervor.

Indessen er so zu mir sprach, hatte sich die Menge verlaufen, die uns erst umgab, entweder weil sie nichts verstand oder wenig Theil an seiner Rede nahm; denn gewöhnlich mag das Kind sich lieber unterhalten als sich unterrichten; und so waren sie denn wieder an ihrem Spiel und wir in unserm Winkel allein. Auf einer Bank sitzend, den Kopf wider die Mauer gelehnt, die Arme hängend, die Augen halb geschlossen, sagte er zu mir: „Ich weiß nicht, wie mir ist. Als ich hierher kam, war ich frisch und freh, und nun bin ich zerbrochen und zerschlagen, als wenn ich zehn Meilen gemacht hätte; das hat mich schnell angepackt."

Ich. Wollt Ihr etwas Erfrischungen?

Er. Recht gern! Ich bin heiser, die Kraft entgeht mir, und ich fühle einige Brustschmerzen. Das begegnet mir fast alle Tage so, ohne daß ich weiß warum.

Ich. Was beliebt Euch?

Erste Fassung

1826 gleiten alt; seit 1840 steht die auch von uns in den Text aufgenommene Lesart. Es läßt sich indessen nicht verkennen, daß die Lesart von 1836 den Sinn des Verses, an dem auch schon Düntzer (Goethe's lyr. Gedichte, I. 409) mit Recht Anstoß nimmt, und infolge dessen auch den des ganzen Gedichtes wesentlich klarer macht. Nur die Unsicherheit darüber, ob Goethe wirklich so geschrieben hat, hielt uns ab, die Worte in dieser Weise in den Text zu nehmen.

98.19. Sie, — 8 die Freundin.

99. 9u. 10. Erwiderung. Er. — 8 Des Dichters Erwiderung.

20. als, — im Goethe-Zelter'schen Briefwechsel ein.

105. 4. Der Widerwille ist auch mir, — in Zelter's Liedertafel Das Widerstrebende ist schnell.

5. gleich mich, — ebendaselbst jetzt sich.

10. auch, — ebendaselbst denn.

109.22. blieb', — in fast allen Ausgaben blieb.

113.14. Hatt' auch ein Kreuz daran, — in der „Liedertafel" von Zelter, der sich überhaupt manche Abänderungen zu erlauben pflegte: Hatt' einen Schlüssel dran.

114.16. vor, — nach der Ausgabe 6; die älteren für.

115.25. Zum Andern sprach der Eine dann, nach dem Text in „Kunst und Alterthum"; — die Ausgaben seit 7, denen zu folgen wir keine Veranlassung fanden: Zu diesem sprach der Jene dann.

116. 1. Euch, gleichfalls nach „Kunst und Alterthum"; — die Ausgaben seit 7 auch.

122.20. Tina, — bei A. Schöll in den „Briefen und Aufsätzen von Goethe" Lina; man vgl. indessen die Anmerkung zu unserm Texte.

123.16. Kriegerisch, nach den Ausgaben seit 8, — während der Text in Herder's Nachlaß, den Goethe, wie namentlich die folgenden drei Varianten zeigen, noch später verändert haben muß, Kriegrisch hat.

16. Silesiens, — Schlesien's.

17. Schauen mit gierigem Blick, — Sehen mit muthigem Blick.

19 uns, — und (Schreibfehler in der Handschrift).

Er. Was Euch gefällt. Ich bin nicht lecker. Der Mangel hat mich gelehrt, mir Alles gefallen zu laſſen. (Man brachte uns Bier und Limonade. Er füllte ein großes Glas, leerte es zwei- oder dreimal. Dann wie ein erquickter Menſch huſtet er ſtark, ruckt ſich zuſammen und fährt fort:) Aber meint Ihr nicht auch, Herr Philoſoph, iſt es nicht ein recht ſonderbarer Fall, daß ein Fremder, ein Italiener, ein Dutzi kommen muß, uns erſt zu lehren, wie unſrer Muſik ein Ausdruck zu geben ſei, wie unſer Geſang ſich allen Bewegungen, allen Taktarten, allen Pauſen, allen Deklamationen fügen könne, und das, ohne die Proſodie zu verletzen? Und es war doch kein Meer auszutrinken. Wer von einem Bettler auf der Straße um Almoſen angeſprochen wurde, wer einen Mann vom Zorn hingeriſſen, ein eiferſüchtiges, raſendes Weib gehört hatte, einen verzweifelten Liebhaber, einen Schmeichler, ja, einen Schmeichler, der ſeinen Ton ſanft macht, ſeine Silben zieht, mit einer Honigſtimme, genug, jede Leidenſchaft, es ſei, welche es wolle, wenn ſie nur durch ihre Kraft verdiente, ein Vorbild des Muſikus zu ſein — ein Solcher hätte zwei Dinge gewahr werden ſollen: einmal, daß die langen und kurzen Silben keine beſtimmte Dauer haben, nicht einmal einen beſtimmten Bezug unter ihrer wechſelſeitigen Dauer; daß die Leidenſchaft mit der Proſodie verfährt, faſt wie es ihr gefällt, daß ſie die größten Intervalle trifft, daß Der, welcher im höchſten Schmerze ausruft: „Wehe mir Unglücklichem!“ die ausrufende Silbe auf den höchſten und ſchärfſten Ton trägt und alsdann in tieferen und ſchwächeren Tönen herabſteigt in die Oktave oder ein größeres Intervall und einem jeden Ton die Quantität giebt, die der Wendung der Melodie zuſpricht, ohne daß das Ohr beleidigt werde, ohne daß die lange oder kurze Silbe die Länge oder Kürze des ruhigen Geſprächs behalten habe. Welchen Weg haben wir nicht gemacht, ſeitdem wir die Parentheſe Armidens „Le vainqueur de Renaud, si quelqu'un le peut être“, das entſchloſſene „obéissons“ aus den galanten Indien als Wunder muſikaliſcher Deklamation anführten? Jetzt zuck' ich bei dieſen Wundern die Achſeln. Bei dem Schwunge, wie die Kunſt vorwärts geht, weiß ich nicht, wohin ſie gelangen kann. Indeſſen trinken wir Eins!

Er trank zwei-, dreimal, ohne zu wiſſen, was er that, und

Die Parentheſe Armidens ... quelqu'un le peut être — Die Worte Armidens lauten wie oben in der gleichnamigen Oper Quinault's und Lulli's, der nächſte Vers heißt: „Sera digne de moi“. Der Text iſt in ſämmtlichen Ausgaben entſtellt.

war auf dem Wege, sich zu ersäufen, wie er sich erschöpft hatte, ohne es zu bemerken, hätte ich nicht die Flasche weggesetzt, die er zerstreut am vorigen Orte suchte. Da sagte ich zu ihm: „Wie kommt's, daß mit einem so feinen Gefühl, einer so großen Reizbarkeit für die Schönheiten musikalischer Kunst Ihr so blind gegen sittliche Schönheit sein könnt, so gefühllos für den Reiz der Tugend?"

Er. Wahrscheinlich weil es für diese einen Sinn giebt, den ich nicht habe, eine Fiber, die mir nicht gegeben ist, eine erschlaffte Fiber, die man immer kneipen mag, und die nicht schwirrt. Oder habe ich vielleicht immer mit guten Musikern und schlechten Menschen gelebt, und mein Ohr ist dadurch fein, mein Herz aber taub geworden? Und sollte nicht auch etwas in der Familie liegen? Das Blut meines Vaters und meines Onkels ist dasselbe Blut, und das meine dasselbe Blut wie meines Vaters. Die väterliche Erbfaser war hart und stumpf, und diese verfluchte erste Grundfaser hat sich alles Uebrige angeglichen.

Ich. Liebt Ihr Euer Kind?

Er. Ob ich's liebe! Den kleinen Wilden bis zur Narrheit.

Ich. Und bemüht Ihr Euch nicht ernstlich, bei ihm die Wirkung der verfluchten väterlichen Faser zu hemmen?

Er. Das würde, däucht mir, eine sehr unnütze Arbeit sein. Ist er bestimmt, ein redlicher Mann zu werden, so würde ich nicht schaden; aber wollte die Urfaser, daß er ein Taugenichts würde wie der Vater, so wäre die sämmtliche Mühe, ihn zu einem ehrlichen Manne zu machen, ihm sehr schädlich. Indem die Erziehung immer den Hang der Erbfaser durchkreuzt, so würde er, wie durch zwei entgegengesetzte Kräfte gezogen, den Weg des Lebens nur schwankend gehen, wie man Deren so Viele sieht, die sich gleich linkisch im Guten wie im Bösen benehmen. Das heißen wir Espècen; von allen Spitznamen ist dies der fürchterlichste; denn er bezeichnet die Mittelmäßigkeit und drückt die höchste Stufe der Verachtung aus. Ein großer Taugenichts ist ein großer Taugenichts, aber er ist keine Espèce. Käme ich nun meinem Sohn durch Erziehung die Ouere, so verlör' er seine schönsten Jahre, ehe die väterliche Faser sich wieder in ihre Rechte gesetzt und ihn zu der vollkommenen Verworfenheit gebracht hätte, zu

---

Erbfaser — „molécule", welches allerdings sonst in anderem Sinne als kleinster Theil der Materie gebraucht wird; die neue Uebersetzung behält den französischen Ausdruck bei.

Espèces — s. die Note zu S. 70.

der ich gekommen bin. Aber ich thue jetzt nichts; ich laſſe ihn gehen, ich betrachte ihn; er iſt ſchon gemächlich, zudringlich, ſchelmiſch, faul, verlogen; ich fürchte, er wird nicht aus der Art ſchlagen.

Ich. Und Ihr werdet einen Muſikus aus ihm machen, damit ja nichts an der Aehnlichkeit fehle?

Er. Einen Muſikus, einen Muſikus! Manchmal betracht' ich ihn und knirſche mit den Zähnen und ſage: Sollteſt Du jemals eine Note kennen, ich glaube, ich drehte Dir den Hals um.

Ich. Und warum das, wenn's beliebt?

Er. Das führt zu nichts.

Ich. Das führt zu Allem.

Er. Ja, wenn man vortrefflich iſt; aber wer kann ſich von ſeinem Kinde verſprechen, daß es vortrefflich ſein wird? Zehntauſend gegen Eins, er wird nur ein elender Saitenkratzer werden wie ich. Wißt Ihr, daß vielleicht eher ein Kind zu finden wäre, ein Königreich zu regieren, einen großen König daraus zu machen als einen großen Violinſpieler?

Ich. Mir ſcheint, daß angenehme Talente, ſelbſt mittelmäßig ausgeübt, bei einem üttenloſen, in Liederlichkeit und Aufwand verlornen Volke einen Menſchen ſehr geſchwind auf dem Wege des Glückes fördern. Ich ſelbſt habe einer Unterredung beigewohnt zwiſchen einer Espèce von Beſchützer und einer Espèce von Beſchütztem. Dieſer war an Jenen als einen gefälligen Mann empfohlen, der wol dienen könne. — „Mein Herr, was verſteht Ihr?" — Ich verſtehe Mathematik ſo ziemlich. — „So unterrichtet in der Mathematik, und wenn Ihr Euch zehn bis zwölf Jahre auf dem Pflaſter von Paris werdet beſchmutzt haben, ſo habt Ihr drei- bis vierhundert Livres Renten erworben." — Ich habe das Recht ſtudirt und bin ziemlich darin bewandert. — „Kämen Puſendorf und Grotius auf die Welt zurück, ſie ſtürben vor Hunger an einem Pralltiſch." — Ich weiß recht gut die Geſchichte und Geographie. — „Gäbe es Eltern, denen die Erziehung ihrer Kinder am Herzen läge, ſo wäre Euer Glück gemacht; aber es giebt keine." — Ich bin ein guter Muſikus. — „Und warum ſagtet Ihr das nicht gleich? Und um Euch zu zeigen, was man aus dieſem Talente für Vortheil ziehen kann — ich habe eine Tochter, kommt alle Abende von halb Sieben bis Neun, gebt ihr Unter-

---

Ich ſelbſt habe ... zu haben ſcheint (S. 88, Z. 7) — Dieſe ganze Partie fehlt in der Ausgabe von Briere und in der neuen Ueberſetzung.

Puſendorf und Grotius — der Erſte (1632—1694) bedeutender Jurift und Hiſtoriker, der Zweite (1583—1645) gleichfalls als Jurift und Hiſtoriker, aber auch als Humaniſt und Philoſoph ausgezeichnet.

richt, und ich gebe Euch fünfundzwanzig Louisd'or des Jahrs. Ihr frühstückt, speist, nehmt das Vesper- und Abendbrod mit uns. Der Ueberrest Eures Tags gehört Euch, und Ihr verwendet ihn zu Eurem Vortheil."

Er. Und der Mann, was ist aus ihm geworden?

Ich. Wäre er klug gewesen, so hätte er sein Glück gemacht, das Einzige, was Ihr im Auge zu haben scheint.

Er. Freilich! Nur Gold, nur Gold! Gold ist Alles, und das Uebrige ohne Gold ist nichts. Auch hüte ich mich, meinem Knaben den Kopf mit schönen Grundsätzen vollzupfropfen, die er vergessen müßte, wenn er nicht ein Bettler bleiben wollte; dagegen, sobald ich einen Louisd'or besitze, das mir nicht oft begegnet, stelle ich mich vor ihn hin, ziehe das Goldstück aus meiner Tasche, zeige es ihm mit Verwunderung, hebe die Augen gen Himmel und küsse das Geld; und ihm noch besser begreiflich zu machen, wie wichtig das heilige Stück sei, so lalle ich ihm, so zeige ich mit dem Finger Alles, was man sich anschaffen kann, ein hübsches Röckchen, ein hübsches Mützchen, einen guten Biscuit. Dann steck' ich den Louisd'or in die Tasche, ich spaziere mit Uebermuth, ich hebe den Schooß meiner Weste auf, ich schlage mit der Hand auf die Tasche, und so mache ich ihm begreiflich, daß diese Sicherheit, die er an mir bemerkt, von dem Louisd'or sich herschreibt.

Ich. Man kann's nicht besser. Aber wenn es begegnete, daß er, tief durchdrungen von dem Werth der Goldstücke, gelegentlich eines Tages . . . .

Er. Ich verstehe Euch. Darüber muß man die Augen zudrücken. Es giebt ja auch keinen moralischen Grundsatz, der nicht seine Unbequemlichkeit hätte, und wenn das Schlimmste zum Schlimmen kommt, so ist es eine böse Viertelstunde, und dann ist Alles vorbei.

Ich. Auch noch so muthigen und weisen Ansichten bestehe ich noch auf meinem Glauben, daß es gut wäre, ihn zum Musiker zu machen. Ich weiß kein Mittel, sich geschwinder den Grosen zu nähern, ihren Lastern zu dienen und aus den seinigen Vortheil zu ziehen.

Er. Es ist wahr. Aber ich habe Projekte, die noch schneller und sicherer guten Erfolg versprechen. Ach, wenn's nur ebensowol ein Mädchen wäre! Aber da man nicht thun kann, was man will, so muß man nehmen, was kommt, den besten Vortheil daraus ziehen und nicht deshalb auf dumme Weise wie die meisten Väter, die nichts Schlimmers thun konnten, wenn sie aufs Unglück ihrer Kinder studirt hätten, einem Kinde, das in

Paris zu leben bestimmt ist, die lacedämonische Erziehung geben. Ist unsre Erziehung schlimm, so sind die Sitten meiner Nation Schuld dran, nicht ich. Verantwort' es, wer kann! Mein Sohn soll glücklich sein oder, was auf Eins hinauskommt, geehrt, reich und mächtig. Ich kenne ein Dutzend leichtesten Wege, zu diesem Zweck zu gelangen, und ich will ihn früh genug damit bekannt machen. Tadelt Ihr mich, Ihr andern Weisen, so wird die Menge und der Erfolg mich lossprechen. Er wird Geld besitzen, ich sag's Euch, und wenn er genug besitzt, so wird ihm nichts ermangeln, selbst Eure Achtung nicht und Eure Ehrfurcht.

Ich. Ihr könntet Euch irren.

Er. Oder er bekümmert sich nichts drum, wie Andre mehr ....

(Hierin war nun freilich gar viel von dem, was man denkt, wornach man sich beträgt, aber was man nicht ausspricht; und das ist denn der auffallendste Unterschied zwischen meinem Manne und den meisten Menschen, die uns umgeben. Er bekannte die Laster, die ihm anhingen, die auch Andern anhängen; aber er war kein Heuchler, er war nicht abscheulicher als Jene; er war nur offener und folgerechter, manchmal profunder in seiner Verderbniß. Ich zitterte, wozu sein Knabe unter einem solchen Lehrer werden könnte; denn gewiß, bei einer Erziehung, die so genau nach unsern Sitten gebildet war, mußte er weit gehen, wenn ihm nicht frühzeitig Einhalt geschah.)

O fürchtet nichts! Der bedeutende, der schwere Punkt, bei dem ein guter Vater besonders verweilen soll, ist nicht etwa, daß er seinem Knaben die sämmtlichen Laster überliefre, die ihn reich machen, die Lächerlichkeiten, wodurch er den Großen unschätzbar wird; das weiß die ganze Welt, wenn nicht systematisch wie ich, doch nach Beispiel und einzelnem Unterricht. Nein, der Hauptpunkt ist, ihm das rechte Maaß zu bezeichnen, die Kunst, sich der Schande, der Entehrung, den Gefetzen zu entziehen; das sind Dissonanzen in der gesellschaftlichen Harmonie; diese muß man wissen anzubringen, vorzubereiten, zu retten. Nichts ist so platt als eine Reihe vollkommener Akkorde. Es muß etwas geben, das anrege, das den Strahlenbündel trenne und ihn in Farben zerstreue.

Ich. Sehr gut! Durch diesen Vergleich führt Ihr mich von den Sitten abermals zur Musik, von der ich mich wider meinen Willen entfernt hatte. Ich danke Euch; denn um nichts zu verbergen: ich liebe Euch mehr als Musiker denn als Moralist.

Er. Und doch stehe ich in der Musik sehr untergeordnet und sehr hoch in der Moral.

Ich. Daran zweifle ich; aber wenn es wäre, so bin ich ein einfacher Mann, und Eure Grundsätze sind nicht die meinigen.

Er. Desto schlimmer für Euch! Ach, besäß' ich nur Eure Talente!

Ich. Laßt meine Talente, und gedenken wir der Euren!

Er. Ja, wenn ich mich nur ausdrücken könnte wie Ihr! Aber ich spreche einen verteufelten Mischmasch, halb wie Weltleute und Gelehrte und halb wie die Marktweiber.

Ich. Ich rede übel. Ich weiß nur die Wahrheit zu sagen, und das greift nicht immer, wie Ihr wißt.

Er. Es ist auch nicht, um die Wahrheit zu sagen, aber um die Lüge gut zu sagen, daß ich mir Euer Talent wünsche. Wüßt' ich nur zu schreiben, ein Buch zu schnüren, eine Dedikation zu wenden, einen Narren recht von seinem Verdienste trunken zu machen, mich bei den Weibern einzuschmeicheln! -

Ich. Das Alles wißt Ihr tausendmal besser als ich. Ich wäre nicht einmal werth, Euer Schüler zu sein.

Er. Wie viel große Eigenschaften, deren Preis Ihr nicht erkennt!

Ich. Den Preis, den ich drauf lege, erwerbe ich auch.

Er. Wäre das wahr, so trügt Ihr nicht diesen groben Rock, diese Zeugweste, diese baumwollnen Strümpfe, diese schweren Schuhe und diese alte Perrücke.

Ich. Ihr habt Recht. Man muß sehr ungeschickt sein, wenn man nicht reich ist und sich doch Alles erlaubt, um es zu werden. Aber es giebt Leute wie ich, die den Reichthum nicht als das Kostbarste auf der Welt betrachten. Wunderliche Leute!

Er. Sehr wunderliche Leute! Mit dieser Ansicht wird man nicht geboren, man giebt sie sich; denn sie ist nicht in der Natur.

Ich. Des Menschen?

Er. Des Menschen! Alles, was lebt, und so auch der Mensch, sucht sein Wohlsein auf Kosten Dessen, der was hergeben kann, und ich bin sicher, daß, wenn ich meinen kleinen Wilden gehen ließe, ohne daß ich ihm irgend etwas sagte, würde er reiche Kleider verlangen, reichliche Nahrung, Werthschätzung der Männer, Liebe der Frauen, alles Glück des Lebens auf sich vereinigt.

Ich. Wäre der kleine Wilde sich selbst überlassen und bewahrte seine ganze Schwäche, vereinigte mit der geringen Ver-

nunft des Kindes in der Wiege die Gewalt der Leidenſchaften des Mannes von dreißig Jahren, ſo bräch' er ſeinem Vater den Hals und entehrte ſeine Mutter.

Er. Das zeigt die Nothwendigkeit einer guten Erziehung; und wer beſtreitet ſie? Was iſt denn aber eine gute Erziehung, als die zu allen Arten Genuß führt ohne Gefahr und Ungelegenheit?

Ich. Beinahe könnt' ich Euch beipflichten; aber wir wollen uns vor einer Erklärung hüten.

Er. Warum?

Ich. Weil ich fürchte, die Uebereinſtimmung iſt nur ſcheinbar, und wollten wir beſtimmen, was denn für Gefahren und Ungelegenheiten zu vermeiden ſind, ſo verſtehn wir uns nicht mehr.

Er. Und was thut's denn?

Ich. Laſſen wir das! Was ich davon weiß, werde ich Euch nicht lehren, und leichter unterrichtet Ihr mich in dem, was Ihr von der Muſik verſteht und ich nicht weiß. Lieber Rameau, laßt uns von Muſik reden und ſagt mir, wie kommt's, daß Ihr mit der Leichtigkeit, die ſchönſten Stellen der großen Meiſter zu fühlen, im Gedächtniß zu behalten, ſie mit dem Enthuſiasmus, den ſie Euch einflößen, wiederzugeben und Andere wieder zu entzücken, — wie kommt's, daß Ihr nichts gemacht habt, das etwas werth ſei?

Anſtatt mir zu antworten, zuckte er mit dem Kopf, bob den Finger gen Himmel und rief: „Und das Geſtirn, das Geſtirn! Als die Natur Leo, Vinci, Pergoleſe, Duni bildete, da lächelte ſie; ein ernſthaftes und gebietriſches Geſicht machte ſie, als ſie den lieben Onkel Rameau hervorbrachte, den man während zehn Jahren den großen Rameau wird genannt haben und von dem man bald nicht mehr ſprechen wird. Als ſie aber ſeinen Vetter zuſammenraffte, da ſchnitt ſie eine Fratze und wieder eine Fratze und noch eine Fratze ...." Als er das ſagte, ſchnitt er verſchiedene Geſichter; es war Verachtung, Geringſchätzung, Ironie. Er ſchien ein Stück Teig zwiſchen ſeinen Fingern zu kneten und lächelte über die lächerlichen Formen, die er ihm gab. Hierauf warf er die ſeltſame Pagode weg und ſagte: „So machte ſie mich und warf mich neben andre Pagoden, einige mit dicken,

---

Leo. Vinci — Leonardo Leo (1694 oder 1701 — 1742 oder 1743), einer der vorzüglichſten Komponiſten ſeiner Zeit und als Lehrer am großen Konſervatorium zu Neapel zugleich Bildner zahlreicher Schüler, wie Pergoleſe's, Traetta's, Haſſe's. — Leonardo da Vinci (1690—1732) wurde namentlich durch ſeine Oper Farnace (1724) berühmt, auf die bald viele andere folgten.

wohlgesättigten Bäuchen, kurzen Hälsen, glotzenden, vorliegenden Augen von apoplektischem Ansehn. Auch krumme Hälse gab's und dann trockne Figuren mit lebhaftem Auge und einer Habichtsnase. Alle wollten sich zu Tode lachen, indem sie mich sahen, und ich setzte meine Fäuste in die Seiten und wollte mich zu Tode lachen, als ich sie sah; denn die Thoren und Narren haben Freude an einander, sie suchen sich, sie ziehen sich an. Hätte ich da bei meiner Ankunft nicht das Sprichwort schon fertig gefunden: „Das Geld der Narren ist das Erbtheil der Gescheiten", mir wäre man's schuldig geworden. Ich fühlte, die Natur hatte mein Erbtheil in den Beutel der Pagoden gelegt, und ich versuchte tausend Mittel, um es wieder zu erhaschen."

Ich. Ich kenne diese Mittel; Ihr habt mir davon gesprochen. Ich habe sie sehr bewundert; aber bei so viel Fähigkeiten, warum versuchtet Ihr nicht ein schönes Werk?

Er. Das ist gerade wie ein Weltmann zum Abbé Leblanc sagte. Der Abbé sagte: „Die Marquise von Pompadour nimmt mich auf die Hand und trägt mich bis an die Schwelle der Akademie; da zieht sie ihre Hand weg, ich falle und breche beide Beine." — Der Weltmann antwortete: „Ihr solltet Euch zusammennehmen, Abbé, und die Thüre mit dem Kopf einstoßen." — Der Abbé versetzte: „Das habe ich eben versucht; und wißt Ihr, was ich davontrug? Eine Beule an der Stirn."

Nach diesem Geschichtchen ging mein Mann mit hängendem Kopf einher, nachdenklich und niedergeschlagen. Er seufzte, weinte, jammerte, erhub Hände und Augen, schlug den Kopf mit der Faust, daß ich dachte, er würde Stirn oder Finger beschädigen. Dann setzt' er hinzu: „Mir scheint, es ist doch was dadrinnen. Aber ich mag schlagen und schütteln, wie ich will, nichts kommt heraus."

Dann begann er wieder den Kopf zu schütteln, die Stirn gewaltig zu schlagen und sagte: „Entweder ist Niemand drinnen, oder man will mir nicht antworten." Nach einem Augenblick zeigte er ein muthiges Ansehn, erhob den Kopf, legte die rechte Hand aufs Herz, ging und sagte: „Ich fühle, ja, ich fühle . . ." Er stellte einen Menschen vor, der böse wird, der sich ärgert, zärtlich wird, beschilt, bittet, und ohne Vorbereitung sprach er Reden des Zorns, des Mitleidens, des Hasses, der Liebe. Er entwarf die Charaktere der Leidenschaft mit einer Feinheit, einer

Das Geld der Narren ist das Erbtheil der Gescheiten — L'argent des sots est le patrimoine des gens d'esprit!"

erſtaunenden Wahrheit. Dann ſetzte er hinzu: „So iſt's recht, glaub' ich. Nun kommt's! Da ſieht man, was ein Geburtshelfer thut, der die Schmerzen reißt und beſchleunigt und alles das Kind bringt. Bin ich allein und nehm' ich die Feder, will ich ſchreiben, ſo zerbeiß' ich mir die Nägel, nütze die Stirn ab. Gehorſamer Diener, guten Abend, der Gott iſt abweſend. Ich glaubte Genie zu haben; am Ende der Zeile leſe ich, daß ich dumm bin, dumm, dumm. Aber wie will man auch fühlen, ſich erheben, denken, mit Stärke malen, wenn man mit Leuten umgeht, wie die ſind, denen man aufwarten muß, um zu leben? Wie will man das mitten unter ſolchen Reden, die man führt und hört, und dieſem Gevattergeklatſch: „„Heute war der Boulevard allerliebſt. — Habt Ihr den kleinen Murmelthierjungen gehört? Er ſpielt ſcharmant. — Herr ſo und ſo hat das ſchönſte grauzeapfelte Geſpann, das man ſich nur denken mag. — Die ſchöne Madame N. N. iſt auch auf dem Rückweg. — Trägt man denn mit fünfundvierzig Jahren noch einen ſolchen Aufſatz? — Die junge ſo und ſo iſt mit Diamanten bedeckt, die ihr wenig koſten. — Ihr wollt ſagen, die ihr viel koſten. — Nicht doch! — Wo habt Ihr ſie geſehen? — Beim verlornen und wiedergefundenen Arlequin. Die Scene der Verzweiflung iſt geſpielt worden wie noch niemals. Der Polichinelle der Foire hat Kehle, aber keine Feinheit, keine Seele. — Madame die und die hat auf einmal zwei Kinder gekriegt. — So kann doch jeder Vater zu dem ſeinigen greifen . . .““ Und das nun alle Tage zu ſagen, wieder zu ſagen und zu hören, ſollte das erwärmen und zu großen Dingen führen?“

Ich. Nein, man ſchlöſſe ſich lieber auf ſein Dachſtübchen, tränke Waſſer, ſpeiſte trocknes Brod und ſuchte ſich ſelbſt.

Er. Vielleicht. Aber dazu habe ich den Muth nicht. Und ſein ganzes Daſein an etwas Ungewiſſes wagen? Und der Name, den ich führe! Rameau, Rameau zu heißen, das iſt unbequem. Es iſt nicht mit Talenten wie mit dem Adel, der ſich fortpflanzt, und deſſen Herrlichkeit wächſt, indem er vom Großvater zum Vater, vom Vater zum Sohn, vom Sohn zum Enkel übergeht, ohne daß der Ahnherr eine Forderung von Verdienſt an ſeinen Abkömmling mache. Der alte Stamm äſtet ſich zu einem ungeheuren Narrenbaume; aber was ſchadet das? Mit dem Talent iſt's

---

Beim verlornen und wiedergefundenen Arlequin — im Text, wenigſtens bei Brière: „A l'enfant d'Arlequin perdu et retrouvé.“

ganz anders. Um nur den Ruf seines Vaters zu erhalten, muß man geschickter sein als er; man muß von seiner Faser geerbt haben. Die Faser ist mir ausgeblieben; aber das Handgelenk ist geübt, der Bogen rührt sich, und der Topf siedet; ist's nicht Ruhm, so ist's Bouillon.

Ich. An Eurer Stelle ließe ich mir's nicht nur gesagt sein, ich versuchte.

Er. Und glaubt Ihr, daß ich nicht versucht habe? Ich war noch nicht vierzehn Jahr alt, als ich mir zum ersten Mal sagte: „Was hast Du, Rameau? Du sinnst? Auf was sinnst Du? Du möchtest gern etwas gemacht haben oder machen, woran sich die Welt entzückte . . . Nun denn! So blase und rühre die Finger! Schneide das Rohr zu, so giebt es eine Flöte." Ich ward älter und wiederholte die Reden meiner Kindheit, und noch immer wiederhole ich sie. Aber die Statue Memnon's bleibt mein Nachbar.

Ich. Was wollt Ihr mit Eurer Statue Memnon's?

Er. Das ist klar, dünkt mich. In der Nachbarschaft von Memnon's Bildsäule standen viele andre,* gleichfalls von der Sonne beschienen, aber nur die eine gab einen Klang. Voltaire ist ein Poet, und wer noch? Voltaire. Und der Dritte? Voltaire. Und der Vierte? Voltaire. Musiker sind Rinaldo von Capua, Hasse, Pergolese, Alberti, Tartini, Locatelli, Terradeglias, mein Onkel, der kleine Duni, der weder Gesichtsausdruck noch Figur hat, aber der fühlt, bei Gott, der Gesang hat und Ausdruck. Das ist nun wol eine kleine Zahl Memnons. Das Uebrige will nicht mehr heißen als ein Paar Ohren, an einen Stock genagelt. Auch sind wir Uebrigen bettelhaft, so bettelhaft, daß es eine Lust ist. Ach, Herr Philosoph, das Elend ist eine schreckliche Sache! Ich seh' es kauernd, mit lechzendem Munde, um einige Tropfen Wasser aufzufangen, die sich aus dem Gefäß der Danaiden verlieren. Ich weiß nicht, ob es den Geist der Philosophen schärft; aber es verkältet teuflisch den Kopf des Poeten. Man singt nicht gut unter dem Fasse, und doch ist der glücklich zu preisen, der einen Platz findet. Ich war so glücklich und habe mich nicht halten können. Ach, ich war schon einmal so unge-

---

* Die Statue Memnon's bleibt mein Nachbar — je reste auprès de la statue de Memnon." Der Sinn ist: „Ich werde nicht zur Memnonssäule, es geht mir nicht wie ihr."

Tartini — Giuseppe Tartini (1692—1770), Komponist und Violinspieler ersten Rangs (il maestro delle nazioni).

Erste Zeile

124. 13. 14. 15. Willſt Du; — an den vier Stellen, wo dieſe Worte vorkommen, ſteht in der Deutſchen Monatsſchrift und in dem Briefwechſel mit Jacobi Will ich.

13. die Blüthe, — ebendaſelbſt die Blumen.

125. 19 oſt- und weſtlichen; — im Chaos leſen wir öſt- und weſtlichen Schiffer; indeſſen iſt die Korrektur, die ſich ſchon 1833 in den Nachgel. W. findet, entweder von Goethe ſelbſt oder wenigſtens in ſeinem Sinne gemacht, da er an einer Stelle des Divan in ganz ähnlicher Verbindung ſagt: nord- und ſüdliches Gelände.

129. 15. Die ſchicklichſten und die bequemſten. Wir folgen dem bei Jahn und W. Freiherr von Biedermann gegebenen Texte, obwol ſonſt meiſtens Die ſchicklichſte und die bequemſte gedruckt iſt (vgl. Viehoff und die öfters citirte Sammlung „Goethe's Briefe"). — Die Ergänzung des Begriffes „Weiſe" aus dem vorangehenden Worte „Verein" kann bei Goethe's damals ſo freier Behandlung der Sprache kein Bedenken verurſachen.

130. 14. ihn, nach den genannten Drucken; — in den Briefen ihm.

131. 10. Blatt, — ebendaſelbſt Blatt'l.

132. 25. Von, nach Jahn, W. Freiherr von Biedermann und den Briefen; — bei Viehoff vor.

136. 20. u. 22. hierher, nach Jahn; — in den Ausgaben ſeit 8 hieher.

22. Schieb'ler, — nicht Schübler oder Schüb'ler, wie der Name in einzelnen Ausgaben geſchrieben iſt, da Daniel Schiebeler aus Hamburg (1741—1771) gemeint iſt.

137. 13. ohnbemüht, nach Jahn; — in den Ausgaben unbemüht.

138. 4. geſchminkt, nach der Handſchrift, Jahn und W. Fr. v. Biedermann; — die Ausgaben haben ſämmtlich geſchmückt.

8. von launiſchem Verdruſſe, nach denſelben Quellen, — die Ausgaben meiſtens vom launiſchen Verdruſſe.

20. ich, nach der Handſchrift, Jahn und den Ausgaben, — während W. Fr. von Biedermann er lieſt.

140. 20. recht, — bei Döring rechten.

141. 6. Läßt, — ebendaſelbſt Laſſ'.

22. Thurnwärters, — ebendaſelbſt Thurmwärters.

ſchickt! Ich reiſte durch Böhmen, Deutſchland, die Schweiz, Holland, zum Teufel in alle Welt.

Ich. Unter dem löcherigen Faß?

Er. Unter dem löcherigen Faß. Es war ein reicher verſchwenderiſcher Jude, der die Muſik und meine Theorbeten liebte. Ich muſizirte, wie es Gott gefiel, und ſpielte den Narren dabei. Mir ging nichts ab. Mein Jude war ein Mann, der das Geſetz kannte, der es ſtreng und ſchroff beobachtete, manchmal in Gegenwart des Freundes, immer in Gegenwart des Fremden. Er zog ſich einen böſen Handel zu, den ich Euch erzählen muß. In Utrecht fand ſich eine allerliebſte Dirne; die Chriſtin gefiel ihm. Er ſchickte ihr einen Kuppler mit einem ſtarken Wechſel. Die wunderliche Kreatur verwarf das Anerbieten, der Jude war in Verzweiflung. Der Mittelsmann ſagte: „Warum betrübt Ihr Euch ſo? Wollt Ihr eine hübſche Frau? Nichts iſt leichter, und zwar eine noch hübſchere als die, nach der Ihr trachtet. Es iſt meine Frau, ich trete ſie Euch ab für denſelbigen Preis.“ Geſagt, gethan! Der Mittelsmann behält den Wechſel und führt meinen Juden zur Frau. Der Wechſel wird fällig; der Jude läßt ihn proteſtiren und weigert die Zahlung. Denn der Jude ſagte zu ſich ſelbſt: „Niemals wird dieſer Mann ſich zu ſagen unterſtehen, um welchen Preis er meinen Wechſel beſitzt, und ich werde ihn nicht bezahlen.“ Vor Gericht fragte er den Kuppler: „Dieſen Wechſel, von wem habt Ihr ihn?“ — Von Euch. — „Habt Ihr mir Geld geborgt?“ — Nein! — „Habt Ihr mir Waaren geliefert?“ — Nein! — „Habt Ihr mir Dienſte geleiſtet?“ — Nein, aber davon iſt die Rede nicht. Ihr habt den Wechſel unterzeichnet und werdet bezahlen. — „Ich habe ihn nicht unterzeichnet.“ — So wäre ich alſo ein Verfälſcher? — „Ihr oder ein Andrer, deſſen Werkzeug Ihr ſeid.“ — Ich bin ein Schuft; aber Ihr ſeid ein Spitzbube. Glaubt mir und treibt mich nicht aufs Aeußerſte! Ich geſtehe ſonſt Alles. Ich entehre mich, aber Euch richte ich zu Grunde.... Der Jude verachtete die Drohung, und der Kuppler entdeckte die ganze Geſchichte bei der nächſten Sitzung. Sie wurden Beide beſchimpft und der Jude zu Zahlung des Wech-

---

Zum Teufel in alle Welt — „au diable au vert“ (der Teufel weiß, wohin Alles).

Mein Jude — Die ganze nachfolgende Erzählung findet ſich mit Nennung der Namen auch in Diderot's „Voyage de Hollande“, die aus dem Jahre 1775 ſtammt. (Oeuvres inédites de Diderot. Edit. de Brière. Pag. 215 et suiv.)

fels verdammt, deſſen Summe man zum Beſten der Armen verwendete. Da trennte ich mich von ihm und kam hieher. Was ſollte ich thun? Denn ich mußte vor Elend umkommen oder etwas vornehmen. Allerlei Vorſchläge gingen mir durch den Kopf. Bald wollt' ich mich in eine Landtruppe werfen und taugte weder fürs Theater noch fürs Orcheſter. Bald wollt' ich mir ein Bild malen laſſen, wie man's an der Stange herumträgt und auf einer Kreuzſtraße hinpflanzt. Dabei hätt' ich mit lauter Stimme meine Geſchichte erzählt: „Hier iſt die Stadt, wo er geboren iſt. Hier nimmt er Abſchied von ſeinem Vater, dem Apotheker. Hier kommt er in die Hauptſtadt und ſucht die Wohnung ſeines Onkels. Hier liegt er ſeinem Onkel zu Füßen, der ihn fortjagt. Hier zieht er mit einem Juden herum" u. ſ. w. Den andern Tag ſtand ich auf, wohl entſchloſſen, mich mit den Gaſſenſängern zu verbinden; und das würd' ich nicht am Schlimmſten gemacht haben. Unſre Uebungen hätten wir unter den Fenſtern meines lieben Onkels angeſtellt, der vor Bosheit zerplatzt wäre. Ich ergriff ein anderes Mittel.

Da hielt er inne und ging nach und nach von der Stellung eines Mannes, der eine Violine hält, auf der er die Töne greift, bis zur Geſtalt eines armen Teufels über, dem die Kräfte mangeln, dem die Knie ſchlottern und der verſcheiden würde, wenn man ihm nicht ein Stückchen Brod zuwürfe. Er bezeichnete ſein äußerſtes Bedürfniß durch die Bewegung des Fingers gegen ſeinen halb offenen Mund. „Das verſteht man. Man wirft mir eine Kleinigkeit zu, um die wir uns ſtreiten, drei oder vier Hungrige, wie wir ſind. Und nun denkt einmal groß, macht ſchöne Sachen in einem ſolchen Zuſtande!"

Ich. Das iſt ſchwer.

Er. Von Stufe zu Stufe fiel ich endlich in ein gutes Haus und befand mich köſtlich. Nun bin ich verſtoßen und muß von Neuem die Darmſaiten ſägen und auf die Geberde des Fingers gegen den lechzenden Mund zurückkehren. Nichts iſt beſtändig auf der Welt. Am Glücksrade heute oben, morgen unten. Verfluchte Zufälle führen uns und führen uns ſehr ſchlecht.

Dann trank er einen Schluck, der noch in der Flaſche übrig

Von Stufe ... köſtlich — „De cascade en cascade j'étais tombé là; j'y étais comme un coq en pâte." So der Text der Briefe, die Berliner Ueberſetzung nicht richtig wiedergiebt: „So von Sprung zu Sprung kam ich denn bei dem letzten Herrn zur Ruhe." Es müßte die Beziehung auf den Kuſenbau bei den Juden ausgedeutet werden. Goethe ſelbſt ſcheint einen andern Wortlaut vor Augen gehabt zu haben.

geblieben war. Dann wendete er ſich zu ſeinem Nachbar: Mein Herr, ich bitte Euch um eine kleine Priſe. Ihr habt da eine ſchöne Doſe. Ihr ſeid kein Muſikus? — „Nein!“ — Deſto beſſer für Euch! Das ſind arme, beklagenswerthe Schufte. Das Schickſal hat mich dazu gemacht, mich, indeſſen zu Montmartre vielleicht in einer Mühle ein Müller, ein Mühlknecht ſich befindet, der nichts Anders als das Klappern der Mühle hören wird und der vielleicht die ſchönſten Geſänge gefunden hätte. Rameau, zur Mühle, zur Mühle! Dort gehört Du hin!

Ich. Die Natur beſtimmte Jeden dazu, wozu er ſich Mühe geben mag.

Er. Doch vergreift ſie ſich oft. Was mich betrifft, ich betrachte die irdiſchen Dinge nicht von ſolcher Höhe, wo Alles einerlei ausſieht. Der Mann, der einen Baum mit der Schere reinigt, und die Raupe, die daran das Blatt nagt, können für zwei gleiche Inſekten gelten. Jeder hat ſeine Pflicht. Stellt Euch auf eine Planetenbahn und theilet von dorther, wenn es Euch gefällt, nach Art des Réaumur das Geſchlecht der Fliegen in Nähende, Ackernde, Sichelnde, oder die Menſchengattung in Tiſcher, Zimmerleute, Dachdecker, Täuſer, Sänger! Das iſt Eure Sache; ich miſche mich nicht drein. Ich bin in dieſer Welt und bleibe drin; aber wenn es natürlich iſt, Appetit zu haben — denn ich komme immer zum Appetit zurück, zu der Empfindung, die mir immer gegenwärtig iſt — ſo finde ich, daß es keine gute Ordnung ſei, nicht immer etwas zu eſſen zu haben. Welche Teufelseinrichtung! Menſchen, die Alles übervoll haben, indeſſen Andre, eben auch wie ſie, mit ungeſtümen Magen wie ſie, mit einem wiederkehrenden Hunger, nichts für ihren Zahn finden. Und dann iſt die gezwungene Stellung, in der uns das Bedürfniß hält, das Allerſchlimmſte. Der bedürftige Menſch geht nicht wie ein andrer; er ſpringt, er kriecht, er krümmt ſich, er ſchleppt ſich und bringt ſein Leben zu, indem er Poſitionen erdenkt und ausführt.

Ich. Was ſind denn Poſitionen?

Er. Fragt Noverre! Und doch bringt die Welt viel mehr Poſitionen hervor, als ſeine Kunſt nachahmen kann.

Planetenbahn — im franz. Text „l'epicycle (Nebenkreis) de Mercure“.

Réaumur — René Antoine Ferchault de Réaumur (1683—1757), Phyſiker und Naturhiſtoriker. Sein Hauptwerk: „Memoires pour servir à l'histoire naturelle des insectes.“

Noverre — Jean Georges Noverre (1727—1810) gilt als Schöpfer der neueren franzöſiſchen Tanzkunſt und iſt auch als Schriftſteller in ſeinem Fache bekannt.

Ich. So versteigt Ihr Euch doch auch in höhere Regionen und betrachtet von da herab die verschiedenen Pantomimen der Menschengattung?

Er. Nein, nein! Ich sehe nur um mich her und setze mich in meine Position, oder ich erlustige mich an den Positionen, die ich Andre nehmen sehe. Ich verstehe mich trefflich auf Pantomimen; Ihr sollt urtheilen. (Nun lächelt er, spielt den Bewundernden, den Bittenden, den Gefälligen; er setzt den rechten Fuß vor, den linken zurück, den Rücken gebogen, den Kopf in die Höhe, den Blick wie auf Anderer Blicke gerichtet, den Mund halb offen, die Arme nach einem Gegenstande ausgestreckt. Er erwartet einen Befehl, er empfängt ihn; fort ist er wie ein Pfeil. Er ist wieder da; es ist gethan, er giebt Rechenschaft; er ist aufmerksam auf Alles; was fällt, hebt er auf; ein Kissen legt er zurecht; einen Schemel schiebt er unter; er hält einen Präsentirteller, er nähert einen Stuhl, er öffnet eine Thüre, zieht die Vorhänge zu, bemerkt den Herrn und die Frau, ist unbeweglich mit hängenden Armen, steifen Beinen; er hört, er horcht, er sucht auf den Gesichtern zu lesen, und dann sagt er:) Das ist nun meine Pantomime ungefähr, wie aller Schmeichler, Schmarotzer und Dürftigen. (Die Thorheiten dieses Menschen, die Märchen des Abts Galiani, die Ausschweifungen Rabelais' haben mich manchmal zu tiefem Nachdenken veranlaßt. Das sind drei Kramläden, wo ich mich mit lächerlichen Masken versehe, die ich den ernsthaftesten Personen aufs Gesicht setze. Ich sehe einen Pantalon in einem Prälaten, einen Satyr in einem Präsidenten, ein Schwein in einem Mönche, einen Strauß in einem Minister, eine Gans in seinem ersten Sekretär.)

„Aber nach Eurer Rechnung," sagte ich zu meinem Manne, „giebt es auf dieser Welt viel Dürftige, und ich kenne Niemand, der sich nicht zu einigen Schritten Eures Tanzes bequeme."

Er. Ihr habt Recht. In einem ganzen Königreiche giebt es nur einen Menschen, der grad' vor sich hingeht, den Souverän; das Uebrige alles nimmt Positionen.

Ich. Der Souverän? Und dabei ließe sich doch auch noch

So versteigt Ihr Euch... Menschengattung — bei Brière ganz abweichend: „Et vous voilà aussi, pour me servir de votre expression, au de celle de Montaigne, perché sur l'épicycle de Mercure et considerant les différentes pantomimes de l'espèce humaine."

Ich sehe nur ... aufs Gesicht setze (§ 25 — gleichfalls ganz abweichend z. B. die Sätze: „Je suis trop lourd pour m'élever si haut. J'abandonne aux grues le séjour des brouillards, je vais terre à terre", sind hier nicht übersetzt.

etwas erinnern. Glaubt Ihr denn nicht, daß sich von Zeit zu Zeit neben ihm ein kleiner Fuß, ein kleiner Chignon, eine kleine Nase befinde, die ihn gleichfalls zu einiger Pantomime veranlassen? Wer einen Andern braucht, ist bedürftig und nimmt eine Position an. Vor seiner Geliebten nimmt der König eine Position an, und vor Gott macht er seinen Pantomimenschritt. Der Minister macht den Schritt des Hofmanns, des Schmeichlers, des Bedienten, des Bettlers vor seinem König. Die Menge der Ehrgeizigen tanzt Eure Positionen auf hundert Manieren, eine verwirrter als die andern, vor dem Minister. Der vornehme Abbé mit Ueberschlag und langem Kinn macht wenigstens einmal die Woche vor Dem, der die Benefizien auszutheilen hat, seine Männchen. Wahrlich, was Ihr die Pantomime der Bettler nennt, ist der große Hebel der Erde. Jeder hat seine kleine Hus und seinen Berlin.

Er. Das tröstet mich. (Aber indessen ich sprach, stellte er die genannten Leute vor; es war zum Todtlachen. Zum Beispiel als kleiner Abbé hielt er den Hut unterm Arm, das Brevier in der linken Hand, mit der rechten trug er den Schweif seines Mantels; den Kopf ein Wenig auf die Schulter geneigt, ging er einher mit niedergeschlagenen Augen und ahmte so völlig den Heuchler nach, daß ich glaubte, den Autor der Rekutations vor dem Bischof von Orleans zu sehen. Hinter den Schmeichlern, den Ehrsüchtigen war er gewaltig drein. Es war der leibhafte Bouret bei der Generalkontrole.)

Ich. Das heißt vortrefflich ausführen. Aber doch giebt es ein Wesen, das von der Pantomime freigesprochen ist, — der Philosoph, der nichts hat und nichts verlangt.

Er. Und wo ist denn das Thier? Hat er nichts, so leidet er; bemüht er sich um nichts, so erhält er nichts und wird immer leiden.

Ich. Nein. Diogen, der über die Bedürfnisse spottete —

Er. Aber man will gekleidet sein!

Ich. Nein, er ging nackt.

Er. Manchmal war es kalt in Athen.

Ich. Weniger als hier.

Jeder hat seine kleine Hus und seinen Berlin — „Chacun a sa petite . . . et son protecteur."

Hinter den Schmeichlern . . . war er gewaltig drein — „Aux flatteurs, aux ambitieux il était ventre à terre." Der Ausdruck ist vom gestreckten Galopp der Pferde entnommen und bezeichnet, was hier nicht Ausdruck gefunden hat, das Bücken bis zur Erde.

Er. Man speiste.

Ich. Ganz gewiß.

Er. Auf wessen Kosten?

Ich. Der Natur. Zu wem wendet sich der Wilde? Zur Erde, zu den Thieren, den Fischen, den Bäumen, den Kräutern, den Wurzeln, den Bächen.

Er. Schlechte Tafel.

Ich. Sie ist groß.

Er. Aber übel bedient.

Ich. Und doch deckt man sie ab, um die unsrigen zu besetzen.

Er. Aber bekennt nur, daß die Industrie unsrer Köche, Pastetenbäcker und Zuckerbäcker ein Weniges von dem Ihrigen hinzuthut. Mit einer so strengen Diät mußte Euer Diogen wol keine störrischen Organe besitzen?

Ich. Ihr irrt Euch. Des Cynikers Kleid war ehmals, was jetzt unsre Mönchskleidung, und mit derselben Kraft. Die Cyniker waren die Karmeliten und Kapuziner von Athen.

Er. Da hab' ich Euch! Diogen hat also auch seine Pantomime getanzt, wenn auch nicht vor Perikles, wenigstens vor Lais oder Phryne.

Ich. Da betrügt Ihr Euch wieder. Andre bezahlten sehr theuer die Schönheit, die sich ihm aus Vergnügen überließ.

Er. Begab sich's aber, daß die Schonheit sonst beschäftigt war und der Cyniker nicht warten konnte —

Ich. So ging er in sein Faß und suchte sie entbehrlich zu finden.

Er. Und Ihr rietht mir, ihn nachzuahmen?

Ich. Ich will sterben, wenn es nicht besser wäre, als zu kriechen, sich wegzuwerfen, sich zu beschimpfen.

Er. Aber ich brauche ein gutes Bett, eine gute Tafel, ein warmes Kleid im Winter, ein kühles Kleid im Sommer und mehr andre Dinge, die ich lieber dem Wohlwollen schuldig sein, als durch Arbeit erwerben mag.

Ich. Weil Ihr ein Nichtswürdiger, ein Vielfraß, ein Niederträchtiger seid, eine Kothseele.

Er. Das hab' ich Euch, glaub' ich, schon Alles gestanden.

Ich. Ohne Zweifel haben die Dinge des Lebens einen

Bezahlt sich's aber ... sich zu beschimpfen — Diese ganze Partie fehlt im franz. Text.

Eine Kothseele — wörtlich: „une âme de boue".

Werth; aber Ihr kennt nicht den Werth des Opfers, das Ihr bringt, um sie zu erlangen. So tanzt Ihr die schlechte Pantomime, Ihr habt sie getanzt und werdet sie tanzen.

Er. Es ist wahr, aber es hat mich wenig gekostet, und deswegen wird mich's künftig nichts kosten; und deshalb thät' ich übel, einen andern Gang anzunehmen, der mir beschwerlich wäre und in dem ich nicht verharren könnte. Aber aus dem, was Ihr mir da sagt, begreif' ich erst, daß meine arme kleine Frau eine Art Philosoph war; sie hatte Muth wie ein Löwe. Manchmal fehlte es uns an Brod, wir hatten keinen Pfennig, und manchmal waren fast alle unsere Kleinigkeiten von Werth verkauft. Ich hatte mich aufs Bett geworfen; da zerbrach ich mir den Kopf, den Mann zu finden, der mir einen Thaler liehe, den ich ihm nicht wiedergäbe. Sie, munter wie ein Zeisig, setzte sich ans Klavier, sang und begleitete sich. Das war eine Nachtigallenkehle. Hättet Ihr sie doch nur auch gehört! Wenn ich in einem Konzert spielte, nahm ich sie mit. Unterwegs sagte ich: „Frisch, Madame! Macht, daß man Euch bewundre! Entwickelt Euer Talent, Eure Reize! Entführt, überwindet!" Wir kamen an; sie sang, sie entführte, sie überwand. Ach, ich habe die arme Kleine verloren. Außer ihrem Talent hatte sie ein Mäulchen — kaum ging der kleine Finger hinein —, Zähne — eine Reihe Perlen —, Augen, eine Haut, Wangen, Brust, Rebüßchen und Schenkel, und Alles zum Modelliren! Früh oder später hätte sie einen Generalpachter gewonnen. Das war ein Gang, Hüften, ach Gott, was für Hüften! — (Und nun machte er den Gang seiner Frau nach, kleine Schritte, den Kopf in der Luft, er spielte mit dem Fächer, er schwänzelte; es war die Karrikatur unserer kleinen Koketten, so neckisch und lächerlich als möglich. Dann fuhr er in seinem Gespräche fort:) Ueberall führte ich sie hin, in die Tuilerien, ins Palais Royal, auf die Boulevards. Es war unmöglich, daß sie mir bleiben konnte. Morgens, wenn sie über die Straße ging, mit freien Haaren und niedlichem Zäckchen, — Ihr wäret stehn geblieben, sie zu beseben, Ihr hättet sie mit vier Fingern umspannt, ohne sie zu zwängen. Kam Jemand hinter ihr drein und sah sie mit ihren kleinen Füßchen hintrippeln und betrachtete die breiten Hüftchen, deren Form das leichte Röckchen zeichnete, gewiß, er verdoppelte den Schritt. Sie ließ ihn ankommen, und dann wendete sie schnell ihre großen schwarzen Augen auf ihn los, und Jeder blieb betroffen stehn;

Er schwänzelte — „il se démenait de la croupe."

denn die Vorderseite der Medaille war wohl die Rückseite werth. Aber ach, ich habe sie verloren, und alle unsre Hoffnungen auf Glück sind mit ihr verschwunden. Ich hatte sie nur darum geheirathet. Ich hatte ihr meine Plane mitgetheilt, und sie hatte zu viel Einsicht, um nicht ihre Sicherheit zu begreifen, und zu viel Verstand, um sie nicht zu billigen. (Nun schluchzt' er, nun weint' er, nun ruft' er aus:) Nein, nein, darüber tröst' ich mich niemals, und darauf hab' ich Umschlag und Käppchen genommen.

Ich. Vor Schmerz?

Er. Eigentlich, um meinen Napf immer auf dem Kopfe zu haben. Aber seht doch ein Wenig, wie viel Uhr es ist! Ich muß in die Oper.

Ich. Was giebt man?

Er. Von d'Auvergne. Es sind schöne Sachen in seiner Musik. Schade, daß er sie nicht zuerst gesagt hat. Unter den Todten giebt's immer einige, die den Lebendigen im Wege sind. Was hilft's! Quisque suos patimur Manes. Aber es ist halb Sechse. Ich höre die Glocke, die zu der Vesper des Abbé de Cannaye läutet. Die ruft mich auch ab. Lebt wohl! Ist's nicht wahr, Herr Philosoph, ich bin immer Derselbe?

Ich. Ja wol, unglücklicherweise.

Er. Laßt mich das Unglück noch vierzig Jahre genießen! Der lacht wohl, der zuletzt lacht.

Denn die Vorderseite ... werth — fehlt im franz. Text.

Hab' ich Umschlag und Käppchen genommen — Ausdruck für das Zurückziehen von der Welt, die Entsagung.

D'Auvergne — Antoine d'Auvergne (1713—1797, nach andern Angaben 1716—1799), Direktor der großen Oper in Paris, auch Opernkomponist.

Quisque suos patimur Manes — aus Vergil's Aen. VI. 743. Die Stelle wird verschiedentlich erklärt, hat aber hier durch den Zusammenhang einen ganz besondern Sinn bekommen. Nach dem vorangehenden Satze: „Unter den Todten giebt's immer einige, die den Lebendigen im Wege sind (qui desolent los vivants)", soll ausgedrückt werden: Jeder hat von seinen, d. h. den ihn angehenden Geistern der Verstorbenen zu leiden.

Der lacht wohl, der zuletzt lacht — sprichwörtlich sowol im Deutschen wie im Französischen: „Wer zuletzt lacht, lacht am Besten". „Rira bien qui rira le dernier."

Anmerkungen

über Perſonen und Gegenſtände, deren in dem Dialog „Rameau's Neffe" erwähnt wird.

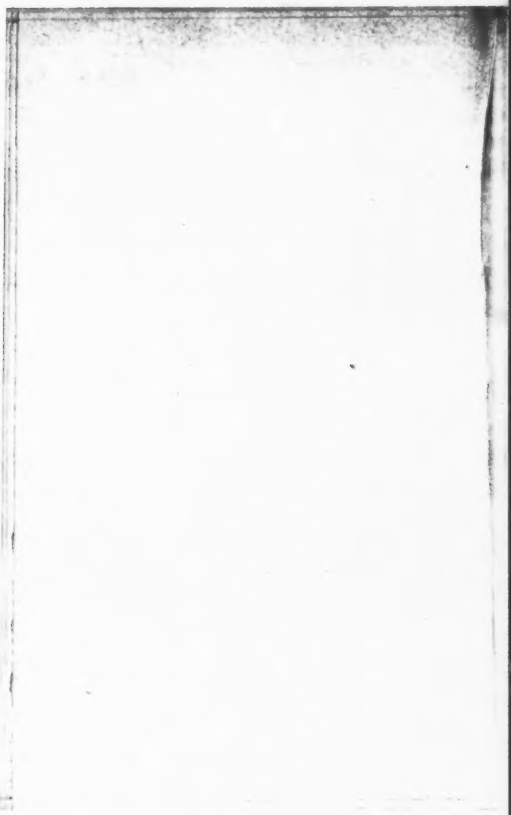

Seite Zeile
142.20. **dann**, — bei Döring **denn**.
144. 9. **Mögt'**, welches der Zusammenhang nothwendig erfordert, ist von uns statt **Möcht'**, wie es in dem Abdrucke in Herder's Nachlaß steht, in den Text gesetzt; allerdings muß dann der Apostroph gestrichen werden.
153. 9. **seine Geweide verleiht**, — in der Ausgabe 2, in der „Der Triumph der Empfindsamkeit" zuerst erschien, sowie in 2a: **sein Eingeweide giebt her.**
20. — Dieser Vers lautet in 2 und 2a: **Fürchte Tantal's Geschick hier und über dem Fluß!**
159.19—22. — Der Text, wie ihn Biedermann giebt, lautet:
Nun sieht man erst, was Rose sei,
Jetzt, da die Rosenzeit vorbei;
Ein Spätling noch am Stocke glänzt
Und ganz allein die Frühlingszeit ergänzt.
163. 2. **1815**, — die Jahreszahl **1814** im Katalog der Goethe-Ausstellung ist Druckfehler.
22. **bedenk'**, nach der Handschrift; — Boisserée bemerkt (gleichfalls Druckfehler).
165.25. **fort**. — bei Boas **nicht**.
27. **zusammen**, — ebendaselbst **vereinigt**.
166. 6. **am**, nach der Handschrift des Gedichtes, und ebenso bei Paulus (Leben I, 291), wo noch das Datum 30. März 1826 hinzugesetzt ist; — in den Ausgaben seit 7 im.
8. **Blauer**, nach der Handschrift und den Ausgaben; — in dem Abdruck in Gruppe's Musenalmanach Luft'ger.
9. **zieht**, nach denselben Quellen, — während im „Chaos" und in Müller's „Goethe's letzte literarische Thätigkeit" S. 9. **sieht** steht.
168.20. **Unterm**, nach der Handschrift; — die Ausgaben lesen **Hinterm**.
169.28. **freudig**, nach dem Texte der Ausgaben, obwol das bei Paulus (Leben I, 291, 30. März 1826) stehende **treulich** eigentlich den Vorzug verdient.
173.10—13. — Der von Springer ohne jede Gewähr gegebene Text lautet:
Was stehet Ihr davor?
Es hat ja Thür und Thor.
Kommet nur getrost herein!
Werdet wohl empfangen sein.

Vorerinnerung.

Der Uebersetzer hatte sich vorgenommen, die Personen und Gegenstände, welche in vorliegendem Dialog genannt und abgehandelt werden, ihre Verhältnisse und Beziehungen, in diesen alphabetisch geordneten Anmerkungen zur Bequemlichkeit des Lesers mehr ins Klare zu stellen. Manche Hindernisse setzten sich diesem Unternehmen entgegen, das nur zum Theil ausgeführt werden konnte. Da aber auch schon hierdurch der Zweck einigermaßen erreicht wird, so hat man in Hoffnung einer künftigen weitern Ausführung das Gegenwärtige nicht zurückhalten wollen.

Alberti.

Ein außerordentliches musikalisches Talent, mit einer vortrefflichen Stimme begünstigt, die sogar Farinelli's Eifersucht erregte; zugleich ein guter Klavierspieler, der aber seine großen Gaben nur als Dilettant zum Vergnügen seiner Zeitgenossen und zu eigenem Behagen anwendete, auch sehr frühzeitig starb.

---

d'Alembert.

Geb. 1717. Gest. 1783.

Ihm ist sein Ruhm als Mathematiker niemals streitig gemacht worden; als er sich aber um des Lebens und der Gesellschaft willen vielseitig literarisch ausbildete, so nahmen die Mißgünstigen daher Anlaß, schwächere Seiten aufzusuchen und zu zeigen.

Solche feindselige Naturen, die nur wider Willen entschiedene Vorzüge anerkennen, möchten gern jeden trefflichen Mann in sein Verdienst ganz eigentlich einsperren und ihm eine vielseitige Bildung, die allein Genuß gewährt, verkümmern. Sie sagen gewöhnlich, zu seinem Ruhme habe er Dieses oder Jenes nicht unternehmen sollen. Als wenn man Alles um des Ruhms willen thäte, als wenn die Lebensvereinigung mit Aehnlichgesinnten durch ernste Theilnahme an dem, was sie treiben und leisten, nicht den höchsten Werth hätte! Und nicht allein Franzosen, welche Alles nach außen thun, sondern auch Deutsche,

---

Farinelli — Es ist hier wol der berühmte Sopranist Farinelli (Carlo Broschi) gemeint, obgleich es auch einen angesehenen Violinvirtuosen gleichen Namens gab.

Zu seinem Ruhme habe er Dieses oder Jenes nicht unternehmen sollen — Goethe sah in d'Alembert's Geschick sein eigenes; es ist bekannt, wie oft sein Naturstudium ihm verargt und getadelt worden ist.

welche die Wirkung nach innen recht gut zu schätzen wissen, geben solche Gesinnungen zu erkennen, wodurch der Schriftsteller vom Schriftsteller, der Gelehrte vom Gelehrten gildemäßig abgetrennt würde.

So viel bei Gelegenheit der Stelle: D'Alembert verweisen wir in seine Mathematik.

---

d'Auvergne.

Der Erste unter den Franzosen, der in seiner Oper: „Les Troqueurs" sich dem italienischen Geschmack zu nähern suchte und zu jener Epoche dadurch viel beitrug. (Siehe Musik.)

Baculard, sonst Arnaud.

Geb. 1715.

Verfasser kleiner galanter Gedichte, bei uns mehr bekannt durch seine Trauerspiele, den Grafen von Comminges und Euphemien, worin der fürchterliche Apparat von Gewölben, Gräbern, Särgen und Mönchskutten den Mangel des großen furchtbaren Tragischen ersetzen soll.

Bagge (Baron von).

Ein deutscher oder brabantischer Edelmann, der sich lange Zeit in Paris aufhielt und wegen seiner Leidenschaft zur Musik merkwürdig war. Er wußte sie nicht allein durch Andre genießen, sondern er suchte sie auch selbst, wiewol ohne sonderlichen Erfolg, auszuüben. Ja, seine Bemühungen und seine Konzerte,

allgemein gekannt und beſucht, konnten ſich eines in Paris ſo leicht erregten Lächerlichen nicht erwehren, in welchem Sinne denn auch Diderot hier auf dieſelben anzuſpielen ſcheint.

Batteux.

Geb. 1713. Geſt. 1780.

Apoſtel des halbwahren Evangeliums der Nachahmung der Natur, das Allen ſo willkommen iſt, die blos ihren Sinnen vertrauen und deſſen, was dahinter liegt, ſich nicht bewußt ſind. Warum er hier als Heuchler geſchelten wird, davon wiſſen wir keine Rechenſchaft zu geben.

Leblanc (Abbé).

Geb. zu Dijon 1707. Geſt. 1781.

Wenn durch die Gunſt der Menge oder der Großen ein mittelmäßiges Talent zu Glück und Ehren gelangt, ſo entſteht eine wunderbare Bewegung unter Seinesgleichen. Alles, was ſich ihm ähnlich fühlt, wird durch die Hoffnung belebt, daß nun gleichfalls die Reihe an andre ehrliche Leute, die doch eben auch nicht für ganz verdienſtlos zu halten, endlich kommen müſſe und ſolle.

Doch auch hier wie überall behauptet das Glück ſein Majeſtätsrecht und nimmt ſich der Mittelmäßigen ſo wenig als der Trefflichen an, als wenn es ihm nun gerade einmal beliebt.

Der Abbé Leblanc, ein freilich ſehr mittelmäßiger Mann, mußte ſo Manchen ſeinesgleichen in der Akademie ſehen, die ungeachtet einer freilich nur vorübergehenden Gunſt des Hofes für ihn unerbittlich blieb.

Die im Dialog erzählte Anekdote drückt das Verhältniß ſehr geiſtreich aus.

Batteux — Sein Hauptwerk iſt das ſeinerzeit auch in Deutſchland viel verbreitete und ſpäter mit Recht angegriffene Buch: „Cours de Belles-Lettres ou Principes de la Litterature," 4 voll.

Bouret.

Ein reicher Finanzmann, der zugleich Oberdirektor der Posten war und ein ungeheures Vermögen durch die Gunst des Hofes und der Großen, denen er also wol ein Hündchen abtreten konnte, zusammenbrachte.

Aber weder sein Glück noch seine Erniedrigungen, die ihm Diderot sehr hart aufrechnet, konnten ihn vor dem Untergang schützen, da er in sich selbst kein Maaß hatte und sein Geist im Ausgeben noch gewandter und unternehmender war als im Erwerben.

Er baute königlich einen Pavillon, nur um den König, der alle Jahre mit seinem Hofstaat auf der Jagd jene Gegend besuchte, bewirthen zu können, und errichtete als Nebensache bei einer durchaus kostspieligen Lebensweise sehr ansehnliche Gebäude, wodurch er die Kräfte seiner eigenen Finanzen dergestalt schwächte, daß er, als Ludwig XV. unvermuthet starb und er seinen königlichen Gönner sowie durch die Regierungsveränderung manche andre Unterstützung verlor, gerade da er ihrer am Nöthigsten bedurft hätte, um sich im Gleichgewicht zu erhalten, in die größte Verwirrung, ja Verzweiflung gerieth und seinem Leben selbst ein Ende machte.

Bret.

Geb. 1717. Gest. 1792.

Fruchtbarer, gefälliger Autor, aber schwach und nachlässig. Herausgeber von Molière, zu welchem Geschäft seine Kräfte nicht hinreichten.

Sein Stück: Le faux généreux fällt in das Jahr 1758.

Le faux généreux — Comédie en cinq actes, en vers. Vgl. S. 90.

Carmontelle.

Verfaſſer der dramatiſchen Sprichwörter und anderer angenehmer kleiner theatraliſcher Stücke.

Destouches.

Geb. 1680. Geſt. 1754.

Literator und Geſchäftsmann.

Mehrere ſeiner Stücke erwarben ſich Beifall. Zuletzt verliert er die Gunſt des Publikums und zieht ſich vom Theater zurück. (Siehe **Dorat.**)

Dorat.

Geb. 1736. Geſt. 1780.

Fruchtbarer, angenehmer Dichter, beſonders in kleinen Stücken, nicht ſo glücklich in größern, ernſteren, beſonders dramatiſchen.

Der große Reiz, den das Theater für jeden Zuſchauer hat, zeigt ſich auch darin, daß es ſo Manchen produktiv zu machen ſcheint, der eigentlich dafür gar kein Talent hat. In jeder Nation ſtrebt eine unverhältnißmäßige Anzahl Menſchen nach dem Glück, ſich ſelbſt von dem Theater herunter wiederzuhören, und es iſt Niemandem zu verargen, wenn man zu dieſer innern Behaglichkeit noch die äußeren Vortheile eines ſchnellen, allgemeinen, günſtigen Bekanntwerdens hinzurechnet.

Iſt dieſe Begierde, fürs Theater zu arbeiten, bei dem ſtillen,

---

Der dramatiſchen Sprichwörter — „Proverbes dramatiques", 6 voll., die vorher einzeln im „Mercure" erſchienen waren.

Mehrere ſeiner Stücke ... wie: „Der verheirathete Philoſoph" und „Der poetiſche Dorfjunker" werden in Leſſing's Dramaturgie beſprochen.

mehr in sich gekehrten Deutschen fast zur Seuche geworden, so begreift man leicht, wie der Franzose, der sich es selbst gar nicht zum Vorwurfe rechnet, unmäßig eitel zu scheinen, unwiderstehlich genöthigt sein muß, sich auf ein Theater zu drängen, das bei einem hundertjährigen Glanze so große Namen zählt, die den lebhaftesten Wunsch erregen müssen, wenngleich auch hinter ihnen, doch mit und neben ihnen an derselben Stelle genannt zu werden.

Dorat konnte diesen Lockungen nicht entgehen, um so mehr, da er anfangs sehr beliebt und vorgeschoben ward; allein sein Glück war nicht von Dauer; er ward herabgesetzt und befand sich in dem traurigen Zustand des Mißbehagens mit so vielen Andern, mit deren Zahl man, wo nicht einen Platz in Dante's Hölle, doch wenigstens in seinem Fegfeuer besetzen könnte. (Siehe Marivaux.)

Duni.

Geb. im Neapolitanischen den 9. Februar 1709. Gest. den 11. Juni 1775.

Die Franzosen scheinen bei aller ihrer Lebhaftigkeit mehr als andre Nationen an hergebrachten Formen zu hangen und selbst in ihren Vergnügungen eine gewisse Einförmigkeit nicht gewahr zu werden. So hatten sie sich an die Musik Lulli's und Rameau's gewöhnt, die sie, wenn man es recht genau untersuchte, vielleicht noch nicht ganz los geworden sind.

Zur Zeit nun, als diese Musik noch herrschend war, in der Hälfte des vorigen Jahrhunderts, mußte es eine große Bewegung geben, als eine andere, gerade entgegengesetzte Art, das Publikum zu unterhalten, sich darneben stellte. Indessen die große französische Oper mit einem ungeheuern Apparat ihre Gäste kaum zu befriedigen im Stande war, hatten die Italiener die glückliche Entdeckung gemacht, daß wenige Personen fast ohne irgend eine Art von Umgebung durch melodischen Gesang, heiterm und bequemem Vortrag eine viel lebhaftere Wirkung hervorzubringen im Stande seien. Diese komischen Intermezzos machten unter dem Namen der Bouffons in Paris ein großes Aufsehen und erregten Parteien für und wider sich.

Duni, der ſich in Italien an der Buona figliola ſchon geübt hatte, ſchrieb für Paris den Peintre amoureux de son modèle und ſpäter Das Milchmädchen, das auch auf dem deutſchen Theater die komiſche Oper beinahe zuerſt einführte. Jene erſten Stücke des Duni waren in Paris völlig im Gange, zur Zeit als Diderot den gegenwärtigen Dialog ſchrieb. Er hatte ſich nebſt ſeinen Freunden ſchon früher zur Partei der heitern Produktionen geſchlagen, und ſo weis ſagte er auch Rameau's Untergang durch den gefälligen Duni.

Fréron (Vater).

Geb. zu Quimper 1719. Geſt. zu Paris 1776.

Ein Mann von Kopf und Geiſt, von ſchönen Studien und mancherlei Kenntniſſen, der aber, weil er Manches einſah, Alles zu überſehen glaubte und als Journaliſt ſich zu einem allgemeinen Richter aufwarf. Er ſuchte ſich beſonders durch ſeine Oppoſition gegen Voltaire bedeutend zu machen, und ſeine Kühnheit, ſich dieſem außerordentlichen, hochberühmten Manne zu widerſetzen, behagte einem Publikum, das einer heimlichen Schadenfreude ſich nicht erwehren kann, wenn vorzügliche Männer, denen es gar manches Gute ſchuldig iſt, herabgeſetzt werden, da es ſich von der andern Seite einer ſtrenge behandelten Mittelmäßigkeit gar zu gern liebreich und mitleidsvoll annimmt.

Fréron's Blätter hatten Glück und Gunſt und verdienten ſie zum Theil. Unglücklicherweiſe hielt er ſich nun für den ganz wichtigen und bedeutenden Mann und fing an, aus eigener Macht und Gewalt geringe Talente zu erheben und als Nebenbuhler der größern aufzuſtellen. Denn Derjenige, der aus Mangel von Sinn oder Gewiſſen das Vortreffliche herunterzieht, iſt nur allzu geneigt, das Gemeine, das ihm ſelbſt am Nächſten liegt, heraufzuheben und ſich dadurch ein ſchönes mittleres Element zu bereiten, auf welchem er als Herrſcher behaglich walten könne. Dergleichen Niveleurs finden ſich beſonders in Literaturen, die in Gährung ſind, und bei gutmüthigen, auf Mäßigkeit und Billigkeit durchaus mehr als auf das Vortreffliche in Künſten und Wiſſenſchaften gerichteten Nationen haben ſie ſtarken Einfluß.

Die geiſtreiche franzöſiſche Nation war dagegen dem Fréron bald auf der Spur, wozu Voltaire ſelbſt nicht wenig beitrug, der ſeinen Widerſacher mit gerechten und ungerechten, aber immer geiſtreichen Waffen unausgeſetzt bekämpfte. Keine Schwäche des Journaliſten blieb unbemerkt, keine Form der Rede- und Dichtkunſt unbenutzt, ſo daß er ihn ſogar als Fréron in der Schottländerin aufs Theater brachte und erhielt.

Wie Voltaire in ſo Manchem, was er leiſtete, die Erwartung der Welt übertraf, ſo unterhielt er auch in dieſem Falle das Publikum mit immer neuen und überraſchenden Späßen, griff den Journaliſten zugleich und alle deſſen Günſtlinge an und warf ihr Lächerliches gehäuft auf den Gönner zurück.

So ward jene Anmaßung aller Welt klar; Fréron verlor ſeinen Kredit, auch den verdienten, weil ſich denn doch das Publikum wie die Götter zuletzt auf die Seite der Sieger zu ſchlagen behaglich findet.

Und ſo iſt das Bild Fréron's dergeſtalt verſchoben und verdunkelt worden, daß der ſpätere Nachkömmling Mühe hat, ſich von dem, was der Mann leiſtete und was ihm ermangelte, einen richtigen Begriff zu machen.

Geſchmack.

„Der Geſchmack," ſagt er ... „der Geſchmack iſt ein Ding" ... Fürwahr, ich weiß nicht, für welch ein Ding er es ausgab; er wußt' es ſelbſt nicht."

In dieſer Stelle will Diderot ſeine Landsleute lächerlich darſtellen, die mit und ohne Begriff das Wort „Geſchmack" immer im Munde führen und manche bedeutende Produktion, indem ſie ihr den Mangel an Geſchmack vorwerfen, herunterſetzen.

Die Franzoſen gebrauchten zu Ende des ſiebzehnten Jahrhunderts das Wort „Geſchmack" noch nicht allein, ſie bezeichneten vielmehr durch das Beiwort die beſondere Beſtimmung. Sie ſagten: „ein böſer, ein guter Geſchmack", und verſtanden recht gut,

In der Schottländerin — Man vgl. die ausführliche Behandlung dieſes Stücks in Leſſing's Dramaturgie, 12tes Stück.

Seite Zeile

177. 5. **den**, in 8 und ebenso bei K. Gödeke „Elf Bücher Deutscher Dichtung" II. S. 5; — seitdem in allen Ausgaben **die**.

179. 34. **vom**, — 9b **von**.

183. 11. **langeweilten**, aus metrischen Gründen nach 9 und der Fortsetzung von 7 (1842) gewählt, — während die übrigen Ausgaben **langweilten** lesen.

184. 27. **mit glüh'nden ....**; — das Wort **Thränen**, welches seit 9 in allen Ausgaben zugesetzt ist, findet sich in dem ersten Drucke (in 8) noch nicht.

187. 10. **Um sich auch was zu Gut' zu thun.** — Die Ausgabe 8, welche das Gedicht zuerst bringt, hat den Text: **Und sich auch was zu Gute thun**, wo dann die Worte sich auf Gott beziehen würden. Da wir indessen diese Zeile in der Ausgabe 9 an zwei Stellen verändert finden, so glauben wir annehmen zu dürfen, daß die Korrektur nach einer Handschrift gemacht sei, und haben sie deshalb auch angenommen.

193 12. **dem Alten**, nach 6 und 6a; — viele Ausgaben, beispielsweise 9, 9a bc, 12 und 13 haben **den Alten**, eine Aenderung, die unberechtigt erscheint.

197. 10. **Laß' regnen** ꝛc. — Vgl. die Anmerkung auf derselben Seite.

198. 1—16. a. **Einzeldruck mit Schwabacher Typen (wenn wir nicht irren, von Steffens besorgt), 14 Verse übereinstimmend mit unserem Druck (nach Boas, aus Heim's Nachlaß). Ueberschrift: Herr N. 2. auch so. 5. Stänkrig. Unterschrift: J. W. G. ....**

b. **Einzeldruck von Lachmann, 15 Verse. Ueberschrift: Als Nicolai die Freuden des jungen Werthers geschrieben hatte. 1. Mensch. 2. Verstarb an. 3. Dann auch. 4. schöner. 7. Der sept sich nieder auf das. 9. Schaut mit Behagen. 12. Der arme Mensch, er dauert mich. 13. Wie hat er sich verdorben. Unterschrift: Goethe.**

c. **Aus Paulus' Nachlaß (Die deutschen Volksbücher von Johann Faust, 1848, Bd. III. S. 306). 17 Verse. Ueberschrift: Als Nicolai die Freuden des jungen Werther herausgab. 1. Mensch — wer weiß, 2. 3. 4. 7. 9. 12. u. 13. wie b. 5. einen. 6. Die. 8. ein. 10. wohl**

was ſie dadurch bezeichneten. Doch findet man ſchon in einer Anekdoten- und Spruchſammlung jener Zeit das gewagte Wort: „Die franzöſiſchen Schriftſteller beſitzen Alles, nur keinen Geſchmack.“

Wenn man die franzöſiſche Literatur von Anfang an betrachtet, ſo findet ſich, daß das Genie ſchon bald ſehr viel für ſie gethan. Marot war ein trefflicher Mann; und wer darf den hohen Werth Montaigne's und Rabelais' verkennen?

Das Genie ſowol als der recht gute Kopf ſucht ſein Gebiet ins Unendliche auszudehnen. Sie nehmen gar mannichfaltige Elemente in ihren Schöpfungskreis auf und ſind oft glücklich genug, ſie vollkommen zu beherrſchen und zu verarbeiten. Gelingt aber ein ſolches Unternehmen nicht ganz, fühlt ſich der Verſtand nicht durchaus genöthigt, die Segel zu ſtreichen, erlangen die Arbeiten nur eine ſolche Stufe, wo er ihnen noch etwas anhaben kann, ſo entſteht ſogleich ein Loben und Tadeln des Einzelnen, und man glaubt vollkommene Werke dadurch vorzubereiten, wenn man die Elemente, woraus ſie beſtehen ſollen, recht ſäuberlich ſondert.

Die Franzoſen haben einen Poeten du Bartas, den ſie gar nicht mehr oder nur mit Verachtung nennen. Er lebte von 1544 bis 1590, war Soldat und Weltmann und ſchrieb zahlloſe Alexandriner. Wir Deutſchen, die wir die Zuſtände jener Nation aus einem andern Geſichtspunkte anſehen, fühlen uns zum Lächeln bewegt, wenn wir in ſeinen Werken, deren Titel ihn als den Fürſten der franzöſiſchen Dichter preiſt, die ſämmtlichen Elemente der franzöſiſchen Poeſie, freilich in wunderlicher Miſchung, beiſammen finden. Er behandelte wichtige, bedeutende, breite Gegenſtände, wie zum Exempel die ſieben Schöpfungstage, wobei er Gelegenheit fand, eine naive Anſchauung der Welt und mannichfaltige Kenntniſſe, die er ſich in einem thätigen Leben erworben, auf eine darſtellende, erzählende, beſchreibende, didaktiſche Weiſe zu Markte zu bringen. Dieſe ſehr ernſthaft gemeinten Gedichte gleichen daher ſämmtlich gutmüthigen Parodien und ſind wegen ihres bunten Anſehens dem Franzoſen auf der jetzigen Höhe ſei-

---

Marot — Es iſt der jüngere (Clément) Marot (1495—1544) gemeint, der namentlich auch von Boileau hochgeſtellt wird.

Du Bartas, den ſie ... nur mit Verachtung nennen — Eine ſehr harte Beurtheilung findet Guillaume Saluste du Bartas ſchon in den „Trois siècles de la littérature française“ (1779). Das hier bezeichnete Werk, unter den Namen Les sept Jours, La Semaine und La Création bekannt, fand zu ſeiner Zeit großen Beifall und wurde in viele Sprachen überſetzt, ins Deutſche 1622 von einem Mitgliede der „Fruchtbringenden Geſellſchaft“, Tobias Hübner (dem Nutzbaren).

ner eingebildeten Kultur äußerst verhaßt, anstatt daß, wie der Kurfürst von Mainz das Rad, ein französischer Autor die sieben Tagwerke des du Bartas, irgend symbolisirt, im Wappen führen sollte.

Damit wir aber bei einer aphoristischen Behandlung unserer Aufsätze nicht unbestimmt und dabei paradox erscheinen, so fragen wir, ob nicht die ersten vierzig Verse des siebenten Schöpfungstages von du Bartas vortrefflich sind, ob sie nicht in jeder französischen Mustersammlung zu stehen verdienen, ob sie nicht die Vergleichung mit manchem schätzenswerthen neuern Produkt aushalten. Deutsche Kenner werden uns beistimmen und uns für die Aufmerksamkeit danken, die wir auf dieses Werk erregen. Die Franzosen aber werden wol fortfahren, wegen der darin vorkommenden Wunderlichkeiten auch das Gute und Treffliche daran zu verkennen.

Denn die immer anstrebende und zu Ludwig's XIV. Zeiten zur Reife gediehende Verstandeskultur hat sich immerfort bemüht, alle Dicht- und Sprecharten genau zu sondern, und zwar so, daß man nicht etwa von der Form, sondern vom Stoff ausging und gewisse Vorstellungen, Gedanken, Ausdrucksweisen, Worte aus der Tragödie, der Komödie, der Ode, mit welcher letztern Dichtart sie deßhalb auch nie fertig werden konnten, hinauswies und andre dafür als besonders geeignet in jeden besondern Kreis aufnahm und für ihn bestimmte.

Man behandelte die verschiedenen Dichtungsarten wie verschiedene Sozietäten, in denen auch ein besonderes Betragen schicklich ist. Anders benehmen sich Männer, wenn sie allein unter sich, anders, wenn sie mit Frauen zusammen sind, und wieder anders wird sich dieselbe Gesellschaft betragen, wenn ein Vornehmerer unter sie tritt, dem sie Ehrfurcht zu bezeigen Ursache haben. Der Franzose scheut sich auch keineswegs, bei Urtheilen über Produkte des Geistes von Konvenanzen zu sprechen, ein Wort, das eigentlich nur für die Schicklichkeiten der Sozietät gelten kann. Man sollte darüber nicht mit ihm rechten, sondern einzusehen trachten, inwiefern er Recht hat. Man kann sich freuen, daß eine so geistreiche und weltkluge Nation dieses Experiment zu machen genöthigt war, es fortzusetzen genöthigt ist.

Aber im höhern Sinne kommt doch Alles darauf an, welchen Kreis das Genie sich bezeichnet, in welchem es wirken, was es für Elemente zusammenfaßt, aus denen es bilden will. Hierzu wird es theils durch innern Trieb und eigne Ueberzeugung bestimmt, theils auch durch die Nation, durch das Jahrhundert, für

welche gearbeitet werden ſoll. Hier trifft das Genie freilich nur allein den rechten Punkt, ſobald es Werke hervorbringt, die ihm Ehre machen, ſeine Mitwelt erfreuen und zugleich weiter fördern. Denn indem es ſeinen weiteren Lichtkreis in den Brennpunkt ſeiner Nation zuſammendrängen möchte, ſo weiß es alle innern und äußern Vortheile zu benutzen und zugleich die genießende Menge zu befriedigen, ja zu überfüllen. Man gedenke Shakeſpeare's und Calderon's! Vor dem höchſten äſthetiſchen Richterſtuhle beſtehn ſie untadelig, und wenn irgend ein verſtändiger Sonderer wegen gewiſſer Stellen hartnäckig gegen ſie klagen ſollte, ſo würden ſie ein Bild jener Nation, jener Zeit, für welche ſie gearbeitet, lächelnd verweiſen und nicht etwa dadurch blos Nachſicht erwerben, ſondern deshalb, weil ſie ſich ſo glücklich bequemen konnten, neue Lorbeern verdienen.

Die Abſonderung der Dicht- und Redearten liegt in der Natur der Dicht- und Redekunſt ſelbſt; aber nur der Künſtler darf und kann die Scheidung unternehmen, die er auch unternimmt; denn er iſt meiſt glücklich genug, zu fühlen, was in dieſen oder jenen Kreis gehört. Der Geſchmack iſt dem Genie angeboren, wenn er gleich nicht bei Jedem zur vollkommenen Ausbildung gelangt.

Daher wäre freilich zu wünſchen, daß die Nation Geſchmack hätte, damit ſich nicht Jeder einzeln nothdürftig auszubilden brauchte. Doch leider iſt der Geſchmack der nicht hervorbringenden Naturen verneinend, beengend, ausſchließend und nimmt zuletzt der hervorbringenden Klaſſe Kraft und Leben.

Wohl findet ſich bei den Griechen ſowie bei manchen Römern eine ſehr geſchmackvolle Sonderung und Läuterung der verſchiedenen Dichtarten, aber uns Nordländer kann man auf jene Muſter nicht ausſchließlich hinweiſen; wir haben uns andrer Voreltern zu rühmen und haben manch anderes Vorbild im Auge. Wäre nicht durch die romantiſche Wendung ungebildeter Jahrhunderte das Ungeheure mit dem Abgeſchmackten in Berührung gekommen, woher hätten wir einen Hamlet, einen Lear, eine Anbetung des Kreuzes, einen ſtandhaften Prinzen?

Uns auf der Höhe dieſer barbariſchen Avantagen, da wir die antiken Vortheile wol niemals erreichen werden, mit Muth zu erhalten, iſt unſre Pflicht, zugleich aber auch Pflicht, dasjenige, was Andre denken, urtheilen und glauben, was ſie hervorbringen und leiſten, wohl zu kennen und treulich zu ſchätzen.

Lulli.

Geb. zu Florenz 1633. Geſt. zu Paris 1687.

Die große Oper war in Italien zu einer Zeit erfunden worden, als Perſpectivmalerei und Maſchinerie ſich in einem hohen Grade ausgebildet hatten, die Muſik aber noch weit zurückſtand. An einem ſolchen Urſprung hat dieſe Schauſpielart immer gelitten und leidet noch daran. Was aus dem Prunk entſtanden iſt, kann nicht zur Kunſt zurückkehren; was ſich vom Scheine herſchreibt, kann keine höhern Forderungen befriedigen.

In der Hälfte des ſiebzehnten Jahrhunderts kam die italieniſche Oper nach Frankreich; franzöſiſche Dichter und Komponiſten machten bald darauf den Verſuch, ſie zu nationaliſiren, welcher mit abwechſelndem Glück eine Zeit lang fortgeſetzt wurde, bis endlich Lulli die Privilegien der franzöſiſchen Oper, die unter dem Namen Académie Royale de musique 1669 errichtet wurde, an ſich brachte, die Erweiterung ihrer Privilegien zu erlangen wußte und ihr erſt ihre eigentliche Konſiſtenz gab.

„Von dieſem Zeitpunkt fing die franzöſiſche theatraliſche Muſik an, durch mannichfaltige Verſchiedenheiten ſowol in der poetiſchen Einrichtung der Dramen und der muſikaliſchen Beſchaffenheit ihrer Beſtandtheile, der Arien, Chöre, des mehr ſingenden oder eigentlich pſalmodiſchen Rezitativs, der Ballette, der eigenthümlichen Gänge und Schlußfälle der Melodie, der einförmigern Modulationen, der Liebe zu den weichern Tonarten als auch in Abſicht vieler Fehler der Exekution ſich zu trennen und zu einer Nationalmuſik zu werden. Die auf Lulli folgenden Komponiſten nahmen ihn ganz zu ihrem Muſter, und ſo konnte es geſchehen, daß ſeine Muſik eine Art Epoche von ſo langer Dauer in den Annalen der franzöſiſchen Kunſtgeſchichte bildete."

An dem ſchönen Talente Quinault's fand Lulli eine große Unterſtützung. Er war für dieſe Dichtungsart geboren, deklamirte ſelbſt vortrefflich und arbeitete ſo dem Komponiſten in doppeltem Sinne vor. Sie lebten Beide zuſammen und ſtarben nicht lange nach einander, und man kann wol den Succeß der franzöſiſchen Oper und die lange dauernde Gunſt für dieſelbe der Vereinigung zweier ſo glücklichen Talente zuſchreiben.

Vereinigung zweier ſo glücklichen Talente. — Die gemeinſchaftliche Thätigkeit Quinault's (1635—1688) und Lulli's fällt in die Zeit von 1674—1686.

Marivaux.

Geb. zu Paris 1688. Geſt. 1763.

Die Geſchichte ſeines erworbenen und wieder verlorenen Rufes iſt die Geſchichte ſo vieler Andern, beſonders bei dem franzöſiſchen Theater. Es giebt ſo viele Stücke, die zu ihrer Zeit ſehr gut aufgenommen worden, bei denen die franzöſiſchen Kritiker ſelbſt nicht begreifen, wie es zugegangen, und doch iſt die Sache leicht erklärlich.

Das Neue hat als ſolches ſchon eine beſondre Gunſt. Nehme man dazu, daß ein junger Mann auftritt, der als ein Neuer das Neue liefert, der ſich durch Beſcheidenheit Gunſt zu erwerben weiß, um ſo leichter, als er nicht den höchſten Kranz davonzutragen, ſondern nur Hoffnungen zu erregen verſpricht. Man nehme das Publikum, das jederzeit nur von augenblicklichen Eindrücken abhängt, das einen neuen Namen wie ein weißes Blatt anſieht, worauf man Gunſt oder Ungunſt nach Befinden ſchreiben kann, und man denke ſich ein Stück, mit einigem Talent geſchrieben, von vorzüglichen Schauſpielern aufgeführt, warum ſollte es nicht günſtig aufgenommen werden, warum ſollte es nicht ſich und ſeinen Autor durch Gewohnheit empfehlen?

Selbſt ein erſter Mißgriff iſt in der Folge zu verbeſſern, und wem es zuerſt nicht ganz geglückt, kann ſich durch fortdauerndes Beſtreben in Gunſt ſetzen und erhalten. Von jenem ſowol als dieſem Fall kommen in der franzöſiſchen Theatergeſchichte mannichfaltige Beiſpiele vor.

Aber was unmöglich iſt, zeigt ſich auch. Unmöglich iſt es, die Gunſt der Menge bis ans Ende zu erhalten. Das Genie erſchöpft ſich, um ſo mehr das Talent. Was der Autor nicht merkt, merkt das Publikum. Er befriedigt ſelbſt ſeine Gönner nicht mehr lebhaft. Neue Anforderungen an Gunſt werden gemacht, die Zeit ſchreitet vor, eine friſche Jugend wirkt, und man findet die Richtung, die Wendung eines frühern Talentes veraltet.

Der Schriftſteller, der nicht ſelbſt bei Zeiten zurückgetreten,

---

Marivaux — Genaueres über ihn im Namen- und Sachregiſter zu unſerer Ausgabe von Leſſing's Dramaturgie.

der noch immer eine ähnliche Aufnahme erwartet, sieht einem unglücklichen Alter entgegen wie eine Frau, die von den scheidenden Reizen nicht Abschied nehmen will.

In diese traurige Lage kam Marivaux; er mochte sich mit der Allgemeinheit seines Geschicks nicht trösten, zeigte sich übellaunig und wird hier um deswillen von Diderot verspottet.

Montesquieu.

Geb. 1689. Gest. 1755.

„Daß Montesquieu nur ein schöner Geist sei." Eine ähnliche Redensart ist oben schon bei d'Alembert angeführt worden.

Durch seine Lettres Persanes[1] machte sich Montesquieu zuerst bekannt. Die große Wirkung, welche sie hervorbrachten, war ihrem Gehalt und der glücklichen Behandlung desselben gleich. Unter dem Vehikel einer reizenden Sinnlichkeit weiß der Verfasser seine Nation auf die bedeutendsten, ja die gefährlichsten Materien aufmerksam zu machen, und schon ganz deutlich kündigt sich der Geist an, welcher den Esprit des lois hervorbringen sollte. Weil er sich nun aber bei diesem seinem ersten Eintritt einer leichten Hülle bedient, so will man ihn denn auch nur, da er sie schon abgeworfen, nach ihr schätzen und ihm das weitre, größere Verdienst halbkennerisch ableugnen.

Musik.

Ein großer Theil des vorliegenden Gespräches handelt von Musik, und es ist nöthig, hier einiges Allgemeine über diese Kunst zu sagen, damit jeder Lesende in den Stand gesetzt werde, die oft wunderlich genug geäußerten Meinungen einigermaßen zu beurtheilen.

Alle neuere Musik wird auf zweierlei Weise behandelt, ent-

---

[1] Lettres Persanes — erschienen zuerst 1721.

weder daß man sie als eine selbstständige Kunst betrachtet, sie in sich selbst ausbildet, ausübt und durch den verfeinerten äußeren Sinn genießt, wie es der Italiener zu thun pflegt, oder daß man sie in Bezug auf Verstand, Empfindung, Leidenschaft setzt und sie dergestalt bearbeitet, daß sie mehrere menschliche Geistes- und Seelenkräfte in Anspruch nehmen könne, wie es die Weise der Franzosen, der Deutschen und aller Nordländer ist und bleiben wird.

Nur durch diese Betrachtung, als durch einen doppelten Ariadneischen Faden, kann man sich aus der Geschichte der neuern Musik und aus dem Gewirr parteiischer Kämpfer herausheben, wenn man die beiden Arten da, wo sie getrennt erscheinen, wohl bemerkt und ferner untersucht, wie sie sich an gewissen Orten, zu gewissen Zeiten, in den Werken gewisser Individuen zu vereinigen gestrebt und sich auch wol für einen Augenblick zusammengefunden, dann aber wieder auseinandergegangen, nicht ohne sich ihre Eigenschaften einander mehr oder weniger mitgetheilt zu haben, da sie sich denn in wunderbaren, ihren Hauptästen mehr oder weniger annähernden Ramifikationen über die Erde verbreiteten.

Seit einer sorgfältigen Ausbildung der Musik in mehreren Ländern mußte sich diese Trennung zeigen, und sie besteht bis auf den heutigen Tag. Der Italiener wird sich der lieblichsten Harmonie, der gefälligsten Melodie befleißigen; er wird sich an dem Zusammenklang, an der Bewegung als solchen ergetzen; er wird des Sängers Kehle zu Rathe ziehn und das, was dieser an gehaltenen oder schnell auf einander folgenden Tönen und deren mannichfaltigstem Vortrag leisten kann, auf die glücklichste Weise hervorheben und so das gebildete Ohr seiner Landsleute entzücken. Er wird aber auch dem Vorwurf nicht entgehen, seinem Text, da er zum Gesang doch einmal Text haben muß, keineswegs genuggethan zu haben.

Die andere Partei hingegen hat mehr oder weniger den Sinn, die Empfindung, die Leidenschaft, welche der Dichter ausdrückt, vor Augen; mit ihm zu wetteifern, hält sie für Pflicht. Seltsame Harmonien, unterbrochene Melodien, gewaltsame Abweichungen und Uebergänge sucht man auf, um den Schrei des Entzückens, der Angst und der Verzweiflung auszudrücken. Solche Komponisten werden bei Empfindenden, bei Verständigen ihr Glück machen, aber dem Vorwurf des beleidigten Ohrs, insofern es für sich genießen will, ohne an seinem Genuß Kopf und Herz theilnehmen zu lassen, schwerlich entgehen.

Vielleicht läßt sich kein Komponist nennen, dem in seinen Werken durchaus die Vereinigung beider Eigenschaften gelungen wäre; doch ist es keine Frage, daß sie sich in den besten Arbeiten der besten Meister finde und nothwendig finden müsse.

Uebrigens was diesen Zwiespalt betrifft, so ist er wol nie gewaltsamer erschienen, als in dem Streit der Gluckisten und Piccinisten, da denn auch der Bedeutende vor dem Gefälligen die Palme erhielt. Ja, haben wir nicht noch in unsern Tagen den lieblichen Paisiello durch einen ausdrucksvollern Komponisten verdrängt gesehen? — eine Begebenheit, die sich in Paris immerfort wiederholen wird.

Wie der Italiener mit dem Gesang, so verfuhr der Deutsche mit der Instrumentalmusik. Er betrachtete sie auch eine Zeit lang als eine besondere, für sich bestehende Kunst, vervollkommnete ihr Technisches und übte sie fast ohne weitern Bezug auf Gemüthskräfte lebhaft aus, da sie denn bei einer dem Deutschen wohl gemäßen tiefern Behandlung der Harmonie zu einem hohen, für alle Völker musterhaften Grade gelangt ist.

Da alles Dasjenige, was wir allgemein und flüchtig über Musik geäußert, nur die Absicht haben kann, einiges Licht über vorliegenden Dialog zu verbreiten, so müssen wir bemerken, daß sich nicht ohne Schwierigkeit der Standpunkt, auf welchem sich Diderot befindet, einsehen läßt.

In der Hälfte des vorigen Jahrhunderts waren die sämmtlichen Künste in Frankreich auf eine sonderbare, ja für uns fast unglaubliche Weise manierirt und von aller eigentlichen Kunstwahrheit und Einfalt getrennt. Nicht allein das abenteuerliche Gebäude der Oper war durch das Herkommen nur starrer und steifer geworden, auch die Tragödie ward in Reifröcken gespielt, und eine hohle, affektirte Deklamation trug ihre Meisterwerke vor. Dieses ging so weit, daß der außerordentliche Voltaire bei Vorlesung seiner eigenen Stücke in einen ausdruckslosen, eintönigen, gleichfalls psalmodirenden Bombast verfiel und sich überzeugt hielt, daß auf diese Weise die Würde seiner Stücke, die eine weit bessere Behandlung verdienten, ausgedrückt werde.

Ebenso verhielt sich's mit der Malerei. Durchaus war das

Streit der Gluckisten und Piccinisten — „Ganz Paris nahm den lebhaftesten Antheil an diesem Streite, der dem späteren der Royalisten- und Jakobiner wenig nachgab. J. J. Rousseau, Arnaud und Suard standen auf der Seite Gluck's, Laharpe und Marmontel auf der Piccini's." (A. Gathy.)

Fratzenhafte eines gewissen Herkömmlichen so hoch gestiegen, daß es den aus innerer Naturkraft sich entwickelnden trefflichen Geistern der damaligen Zeit höchst auffallend und unerträglich scheinen mußte.

Sie fielen daher sämmtlich drauf, das, was sie Natur nannten, der Kultur und der Kunst entgegenzusetzen. Wie hierin Diderot sich geirrt, haben wir anderswo mit Achtung und Neigung gegen diesen vortrefflichen Mann dargethan.

Auch gegen die Musik befand er sich in einer besondern Lage. Die Kompositionen des Lulli und Rameau gehören mehr zur bedeutenden als zur gefälligen Musik. Das, was die Bouffons aus Italien brachten, hatte mehr Angenehmes und Einschmeichelndes als Bedeutendes, und doch schlägt sich Diderot, der so lebhaft auf die Bedeutung dringt, zu dieser letzten Partei und glaubt seine Wünsche durch sie befriedigt zu sehen. Aber es war wol mehr, weil dieses Neue, Bewegliche jenes alte, verhaßte, starre Zimmerwerk zu zerstören und eine frische Fläche für neue Bemühungen zu ebnen schien, daß er das Letzte so hoch in Gunst nahm. Auch benutzten französische Komponisten sogleich den gegebenen Raum und brachten ihre alte bedeutende Weise melodischer und mit mehrerer Kunstwahrheit zu Befriedigung der neuen Generation in den Gang.

---

d'Olivet (Abbé).

Geb. 1682. Gest. 1768.

Bei den Jesuiten erzogen, beschäftigte er sich zuerst mit dem Cicero, den er auch übersetzte. Aufgenommen in die französische Akademie, gedachte er auch für die vaterländische Sprache etwas zu leisten und hat ihr auf mehr denn eine Weise genutzt; doch ward er nun als Grammatiker, Prosodist, Neuerungsfeind, Purist und Rigorist den Dichtern und Schriftstellern höchlich verhaßt, denen er — man muß es freilich gestehen — öfters Unrecht that, indem er ihnen die rechten Wege wies.

Wie hierin Diderot sich geirrt ꝛc. ꝛc. — s. den „Versuch über die Malerei" im 29. Bande unserer Ausgabe der Werke Goethe's.

Palissot.

Geb. zu Nancy 1730.

Eine von den mittlern Naturen, die nach dem Höhern streben, das sie nicht erreichen, und sich vom Gemeinen abziehn, das sie nicht los werden. Will man billig sein, so darf man ihn unter die guten Köpfe rechnen. Es fehlt ihm nicht an Verstandesklarheit, an Lebhaftigkeit, an einem gewissen Talent; aber gerade diese Menschen sind es, die sich mancher Anmaßung schuldig machen. Denn indem sie Alles nach einem gewissen kleineren Maaßstabe messen, so fehlt ihnen der Sinn fürs Außerordentliche, und indem sie sich gegen das Gewöhnliche gerecht halten, werden sie ungerecht gegen das vorzügliche Verdienst, besonders anfangs, wenn es sich ankündigt. So vergriff sich Palissot an Rousseau, und es dient zu unserm Zwecke, dieser Händel von ihrem ersten Ursprunge an zu gedenken. König Stanislaus errichtete zu Nancy Ludwig XV. eine Statue. Am Feste der Weihung, den 6. November 1755, sollte auch ein analoges Theaterstück gegeben werden. Palissot, dessen Talent in seiner Vaterstadt Zutrauen erregt haben mochte, erhielt hierzu den Auftrag. Anstatt nun, daß ein wahrer Dichter diese Gelegenheit zu einer edlen und würdigen Darstellung nicht unbenutzt gelassen hätte, suchte der gute Kopf durch ein kurzes allegorisches Vorspiel den glücklichen Stoff nur geschwind los zu werden, worauf er hingegen ein Schubladenstück, „Der Zirkel", folgen ließ, worin er das, was seiner literarischen Kleinheit am Nächsten lag, mit Selbstgefälligkeit behandelte.

Es erschienen nämlich in diesem Stücke übertriebene Poeten, anmaßliche Gönner und Gönnerinnen, gelehrte Frauen und dergleichen Personen, deren Urbilder nicht selten sind, sobald Kunst und Wissenschaft in das Leben einwirkt. Was sie nun Lächerliches haben mögen, wird hier, bis ins Abgeschmackte übertrieben, dargestellt, anstatt daß es immer schon dankenswerth ist, wenn Jemand bedeutendes aus der Menge, eine Schöne, ein Reicher,

---

Der Zirkel — „Le Cercle ou les Originaux, comédie en prose". Mit dem Philosophen, der in dem Stücke vorkommt, wird unzweideutig auf Rousseau angespielt, eine Verunglimpfung, über die der König Stanislaus erzürnt war. (Rosenkranz, Diderot, II. S. 85.)

Seite Zeile

ermuthigt. Ohne Unterschrift, aber mit den Zusatz-Versen:

Beherziget das Dictum:
Cacatum non est pictum!

d. Handschriftlich aus Knebel's Nachlaß, ohne Ueber- u. Unterschrift, nur 12 Verse. a. sodann. 4. wie d. 6. Wie? dann. 7. Der setzt nothdürftig. 8. Und legte d. sein H. (Vers 9 und 10 fehlen). 11. sprach. 12. Der g. Mensch, wie hat er.

200.15. Sosius, — 7 bis 9 Sosias.

18. Lebendem, — 12 Lebenden.

206.11. die Seinen, nach „Kunst und Alterthum"; — die Ausgaben seit 7 die Seinigen.

16. Von Feinden, nach denselben Quellen; — 7 Von Feinde, die Ausgaben seit 9 Vom Feinde, während 8 die richtige Lesart hat.

207. 2 gut, nach dem Chaos und dem Wendt'schen Musen-Almanach, — während in allen Ausgaben hübsch steht.

5. Erweise Dich, nach denselben Quellen; — in den Ausgaben Mußt immer thun. — Die Differenz scheint für diese und die vorige Stelle darin ihren Ursprung zu haben, daß man in den Ausgaben unnöthigerweise bemüht war, die größtmögliche Uebereinstimmung mit dem II. 261 mitgetheilten Gedichte herbeizuführen.

23. Hellenen, — im Chaos Helenen.

208.17. Drei Wölfe, nach der Handschrift; — in den Briefen an Friedrich von Stein Die Wölfe. Vgl. die bez. Anmerk. zu unserm Text, wo Zeile 1. v. u. „Friedrich" statt „Frau" zu lesen.

213. 6. strack, nach der Handschrift und dem Separat-Abdruck; — bei Carus, der auch in den nachfolgenden sechs Stellen den Text ungenau wiedergiebt, stark.

17. Du Dich nun, — Du Dich.

214.16. andern, — anderen.

27. stehst, — stehest.

215.10. drüber, — darüber.

15.16. in Thal, — im Thal.

17. Prophete, — Prophet.

216.14. Liebem, — 6a Lieben.

21. stünden, nach „Kunst und Alterthum", dem Goethe-

ein Vornehmer, am Rechten und Guten theilnimmt, wenn es auch nicht auf die rechte Weise geschieht.

Ueberhaupt gehört nichts weniger aufs Theater als Literatur und ihre Verhältnisse. Alles, was in diesem Kreise webt, ist so zart und wichtig, daß keine Streitfrage aus demselben vor den Richterstuhl der gaffenden und staunenden Menge gebracht werden sollte. Man berufe sich nicht auf Moliere, wie Palissot und nach ihm Andre gethan haben. Dem Genie ist nichts vorzuschreiben; es läuft glücklich wie ein Nachtwandler über die scharfen Gipfelrücken weg, von denen die wache Mittelmäßigkeit beim ersten Versuche herunterplumpt. Mit wie leichter Hand Moliere dergleichen Gegenstände berührt, wird nächstens anderswo zu entwickeln sein.

Nicht genug, daß Palissot seine literarischen Zunftverwandten vor Hof und Stadt durchzog, ließ er auch ein Fratzenbild Rousseau's auftreten, der sich zu jener Zeit zwar parador, aber doch würdig genug angekündigt hatte. Was von den Sonderbarkeiten dieses außerordentlichen Mannes den Weltmenschen auffallen konnte, ward hier keineswegs geistreich und heiter, sondern täppisch und mit bösem Willen vorgestellt und das Fest zweier Könige pasquillantisch herabgewürdigt.

Auch blieb diese unschickliche Kühnheit für den Verfasser nicht ohne Folgen, ja, sie hatte Einfluß auf sein ganzes Leben. Die Gesellschaft genie- und talentreicher Menschen, die man unter dem Namen der Philosophen oder Encyklopädisten bezeichnete, hatte sich schon gebildet, und d'Alembert war ein bedeutendes Glied derselben. Er fühlte, was ein solcher Ausfall, an einem solchen Tage, bei einer solchen Gelegenheit für Folgen haben könne. Er lehnte sich mit aller Gewalt dagegen auf, und ob man gleich Palissoten nicht weiter beikommen konnte, so ward er doch als ein entschiedener Gegner jener großen Sozietät behandelt, und man wußte ihm auf mancherlei Weise das Leben sauer zu machen. Dagegen blieb er von seiner Seite nicht müssig.

Nichts ist natürlicher, als daß jene verbündete Anzahl außerordentlicher Männer wegen dessen, was sie waren und was sie wollten, viele Widersacher finden mußten. Zu diesen schlug sich Palissot und schrieb das Lustspiel „Die Philosophen", worüber der folgende Artikel nachzusehen.

Die Philosophen.

Ein Luſtſpiel von Paliſſot, zum erſten Mal den 2. Mai 1760 zu Paris aufgeführt.

Wie ein Schriftſteller ſich ankündigt, fährt er meiſtentheils fort, und bei mittleren Talenten ſind oft im erſten Werke alle die übrigen enthalten. Denn der Menſch, der in ſich ſelbſt eins und rund iſt, kann auch in ſeinen Werken nur einen gewiſſen Kreis durchlaufen.

So waren auch Paliſſot's „Philoſophen" nur eine Amplifikation jenes Feſtſtückes zu Nancy. Er geht weiter, aber er ſieht nicht weiter. Als ein beſchränkter Widerſacher eines gewiſſen Zuſtandes erblickt er keineswegs, worauf es im Allgemeinen ankommt, und bringt auf ein beſchränktes, leidenſchaftliches Publikum eine augenblickliche Wirkung hervor.

Erheben wir uns höher, ſo bleibt uns nicht verborgen, daß ein falſcher Schein gewöhnlich Kunſt und Wiſſenſchaft begleitet, wenn ſie in den Gang der Welt eintreten; denn ſie wirken auf alle vorhandenen Menſchen, und nicht etwa allein auf die vorzüglichſten des Jahrhunderts. Oft iſt die Theilnahme halbfähiger, anmaßlicher Naturen fruchtlos, ja ſchädlich. Der gemeine Sinn erſchrickt über die falſche Anwendung höherer Maximen, wenn man ſie mit der rohen Wirklichkeit unmittelbar in Verhältniß bringt.

Sodann haben alle zurückgezogenen, nur für ein gewiſſes Geſchäft wirkſamen Menſchen vor der Welt ein fremdes Anſehen, das man gern lächerlich findet. Sie verbergen nicht leicht, daß ſie auf das, worauf ſie ihr Leben verwenden, einen großen Werth legen, und erſcheinen Dem, der die Bemühung nicht zu ſchätzen oder gegen das Verdienſt, das ſich vielleicht zu ſehr fühlt, keine Nachſicht zu haben weiß, als übermüthig, grillenhaft und eingebildet.

Alles dieſes entſpringt aus der Sache, und nur Der wäre zu loben, der ſolchen unvermeidlichen Uebeln dergeſtalt zu begegnen wüßte, daß der Hauptzweck nicht verfehlt würde und die höhern Wirkungen für die Welt nicht verloren gingen. Paliſſot

---

Die Philoſophen — Die hauptſächlich angegriffenen Perſonen ſind Diderot, Helvetius, Rouſſeau, Madame Geoffrin, die freigebige Unterſtützerin der Encyklopädie, und der gelehrte Chevalier de Jaucourt. Diderot wurde in der erſten Aufführung als „Marphurius", ſpäter als „Dortidius" und „Proprice" verhöhnt.

aber will das Uebel ärger machen; er gedenkt eine Satire zu schreiben und gewissen bestimmten Individuen, deren Bild sich allenfalls verzerren läßt, in der öffentlichen Meinung zu schaden. Und wie benimmt er sich?

Sein Stück ist in drei Akte kurz zusammengefaßt. Die Oekonomie desselben ist geschickt genug und zeugt von einem geübten Talente; allein die Erfindung ist mager, man sieht sich in dem ganz bekannten Raume der französischen Komödie. Nichts ist neu als die Kühnheit, ganz deutlich ausgesprochene Personalitäten auszubringen.

Ein wackrer Bürger hatte seine Tochter vor seinem Tode einem jungen Soldaten zugesagt; die Mutter aber ist nunmehr als Wittwe von der Philosophie eingenommen und will das Mädchen nur Einem aus dieser Gilde zugestehen. Die Philosophen selbst erscheinen abscheulich und doch in der Hauptsache so wenig charakteristisch, daß man an ihre Stelle die Nichtswürdigen einer jeden Klasse setzen könnte. Keiner von ihnen ist etwa durch Neigung, Gewohnheit oder sonst an die Frau und das Haus gebunden, Keiner betriegt sich etwa über sie oder hat sonst irgend ein menschliches Gefühl gegen dieselbe; das Alles war dem Autor zu fein, ob er gleich genugsame Muster hierzu in dem sogenannten Bureau d'esprit vor sich fand; verhaßt wollte er die Gesellschaft des Philosophen machen. Diese verachtet und verwünscht ihre Gönnerin auf das Plumpste. Die Herren kommen sämmtlich nur ins Haus, um ihrem Freund Valère das Mädchen zu verschaffen. Sie versichern, daß Keiner, sobald dieser Anschlag gelungen, die Schwelle je wieder betreten werde. Unter solchen Zügen soll man Männer wie d'Alembert und Helvetius wiedererkennen! Denken läßt sich, daß die von dem Letztern aufgestellte Maxime des Eigennutzes wacker durchgezogen und als unmittelbar zum Taschendiebstahl führend vorgestellt werde. Zuletzt erscheint ein Hanswurst von Bedienten auf Händen und Füßen, mit einer Salatstaude, um den von Rousseau wünschenswerth geschilderten Naturzustand lächerlich zu machen. Ein aufgefangener Brief entdeckt die Gesinnungen der Philosophen gegen die Hausdame, und sie werden mit Beschämung fortgejagt.

Bureau d'esprit — Solche Bureaux d'esprit bildeten sich aus den Gesellschaftskreisen der S. 141 genannten Frauen.

Um den ... Naturzustand lächerlich zu machen — Gleichwol versicherte Palissot, er habe nur Diderot, nicht Rousseau treffen wollen, und schickte Diesem ein Exemplar des Stückes, der es indessen entrüstet zurücksandte. (Rosenkranz, Diderot, I. S. 191.)

Das Stück konnte sich seinem technischen Verdienst nach recht wohl in Paris sehen lassen. Die Persiflation ist nicht ungelenk, hie und da findet man eine geistreiche Wendung; durchaus aber ist der Appell an die Gemeinheit, jener Hauptkunstgriff Derer, die sich dem Vorzüglichen widersetzen, unerträglich und verächtlich.

Wie Voltaire über diese Sachen nicht sowol dachte als schrieb, giebt über die damaligen Verhältnisse den besten Aufschluß. Wir übersetzen daher ein paar seiner Briefe an Palissot, der in seinen Antworten gegen jenen, die Zustände mit Freiheit und Klugheit, man möchte sagen mit Weisheit überschauenden Geist eine sehr beschränkte, rechthaberische, subalterne Rolle spielt.

Voltaire an Palissot.

Mögt Ihr doch selbst Euer Gewissen prüfen und untersuchen, ob Ihr gerecht seid, indem Ihr die Herren d'Alembert, Duclos, Diderot, Helvetius, den Chevalier de Jaucourt und tutti quanti wie Schurken vorstellt, die im Taschendiebstahl unterrichten!

Noch einmal: Sie haben auf Eure Kosten in ihren Schriften lachen wollen, und ich finde recht gut, daß Ihr auf die übrigen lacht. Aber, beim Himmel, der Spaß ist zu stark. Wären sie, wie Ihr sie schildert, man müßte sie auf die Galeeren schicken, welches keineswegs ins komische Genre paßt. Ich rede geradezu. Die Männer, die Ihr entehren wollt, gelten für die wackersten Leute in der Welt, und ich weiß nicht, ob ihre Rechtschaffenheit nicht noch größer ist als ihre Philosophie. Ich sage Euch offenherzig: ich kenne nichts ehrwürdiger als Herrn Helvetius, der 200000 Livres Einkünfte aufgeopfert hat, um sich in Frieden der Wissenschaft zu widmen. Hat er in einem dicken Buch ein halb Dutzend verwegene und übel klingende Sätze vorgebracht, so hat es ihn genug gereut, ohne daß Ihr nöthig hättet, seine Wunden auf dem Theater wieder aufzureißen. Herr Duclos, Sekretär der ersten Akademie des Königreichs, scheint mir viel mehr Achtung zu verdienen, als Ihr ihm beweist. Sein Buch über die Sitten ist keineswegs ein schlechtes Buch; besonders ist es das

Sein Buch über die Sitten — „Considérations sur les moeurs de ce siècle", 1749.

Buch eines rechtſchaffenen Mannes. Mit einem Wort, dieſe Herren, haben ſie Euch öffentlich beleidigt? Mir ſcheint es nicht. Warum beleidigt Ihr ſie denn auf ſo grauſame Weiſe?

Ich kenne Herrn Diderot gar nicht, ich habe ihn niemals geſehen; ich weiß nur, daß er unglücklich und verfolgt war, und ſchon darum allein ſollte Euch die Feder aus der Hand fallen.

Uebrigens betrachte ich das Unternehmen der Encyklopädie als das ſchönſte Denkmal, das man zu Ehren der Wiſſenſchaften aufrichten konnte. Es befinden ſich darin bewundernswerthe Artikel, nicht allein von Herrn d'Alembert, von Herrn Diderot, von Herrn Ritter Jaucourt, ſondern auch von vielen andern Perſonen, die, ohne an Ruhm oder Vortheil zu denken, ſich ein Vergnügen machten, an dieſem Werke zu arbeiten.

Es giebt auch freilich jämmerliche Artikel darin, und vielleicht ſind die meinigen darunter; aber das Gute überwiegt ſo unendlich das Schlechte, und ganz Europa wünſcht die Fortſetzung der Encyklopädie. Die erſten Bände ſind ſchon in mehrere Sprachen überſetzt; warum denn auf dem Theater ſich über ein Werk aufhalten, das zum Unterricht der Menſchen und zum Ruhm der Nation unentbehrlich iſt? —

•

Ihr macht mich raſend, mein Herr! Ich hatte mir vorgenommen, über Alles zu lachen in meiner ſtillen Eingezogenheit, und Ihr macht mich traurig, überhäuft mich mit Höflichkeiten, Lobreden, Freundſchaft; aber Ihr macht mich erröthen, wenn Ihr drucken laßt, daß ich Denen, die Ihr angreift, überlegen bin. Ich glaube wol, daß ich beſſere Verſe mache wie ſie, und daß ich ungefähr ebenſo viel Geſchichte weiß; aber, bei meinem Gott, bei meiner Seele, ich bin kaum ihr Schüler in dem Uebrigen, ſo alt als ich bin. — Noch einmal, Diderot kenne ich nicht, ich habe ihn nie geſehen. Aber er hatte mit Herrn d'Alembert ein unſterbliches Werk unternommen, ein nothwendiges Werk, das ich täglich beſtage. Außerdem war dieſes Werk ein Gegenſtand von dreimalhunderttauſend Thalern im Buchhandel. Man überſetzt es in drei bis vier Sprachen. Questa rabbia detta gelosia waffnet ſich nun gegen dieſes der Nation werthe Denkmal, woran mehr als funfzig Perſonen von Bedeutung Hand anzulegen ſich beeiferten!

Ein Abraham Chaumeix unternimmt, eine Schrift gegen die

Questa rabbia detta gelosia — „Dieſe Wuth, Eiferſucht mit Namen.“ Abraham Chaumeix — Die „Trois siècles“ urtheilen über ſeine Angriffe gegen die Encyklopädie anders, wenn es von ihm heißt, „qu'il a re-

Encyklopädie herauszugeben, worin er die Autoren sagen läßt, was sie nicht gesagt haben, vergiftet, was sie gesagt haben, und gegen das argumentirt, was sie noch sagen werden. Er zitirt die Kirchenväter so falsch, als er das Diktionnär zitirt.

Und in diesen gehässigen Umständen schreibt Ihr Eure Komödie gegen die Philosophen. Ihr durchbohrt sie, da sie sich schon sub gladio befinden. Ihr sagt mir, Molière habe Cotin und Ménage durchgezogen. Sei's! Aber er sagte nicht, daß Cotin und Ménage eine verwerfliche Moral lehrten, und Ihr beschuldigt alle diese Herren abscheulicher Maximen in Euerm Stück und Eurer Vorrede. Ihr versichert mir, daß Ihr den Herrn Chevalier de Jaucourt nicht angeklagt habt, und doch ist er der Verfasser des Artikels „Gouvernement". Sein Name steht in großen Buchstaben am Ende des Artikels. Ihr bringt einige Züge an, die ihm großen Schaden thun können, entkleidet von Allem, was vorhergeht und was folgt, aber was im Ganzen genommen des Cicero, de Thou und Grotius werth ist. — Ihr wollt eine Stelle der vortrefflichen Vorrede des Herrn d'Alembert zur Encyklopädie verhaßt machen, und es ist kein Wort von dieser Stelle darin. Ihr bürdet Herrn Diderot auf, was in den jüdischen Briefen steht. Gewiß hat Euch irgend ein Abraham Chaumeix Auszüge mitgetheilt und Euch betrogen.

Ihr thut mehr: Ihr fügt zu Eurer Anklage der rechtschaffensten Männer Abscheulichkeiten aus irgend einer Broschüre, die den Titel führt: La vie heureuse. Ein Narr, Namens Lamettrie, schrieb sie einmal zu Berlin, da er trunken war, vor mehr als zwölf Jahren. Diese Abgeschmacktheit des Lamettrie, die auf immer vergessen war, und die Ihr wiederbelebt, hat nicht mehr Verhältniß zur Philosophie und Encyklopädie als ein liederliches Buch mit der Kirchengeschichte, und doch verbindet Ihr alle diese Anklagen zusammen. Was entsteht daraus? Euer Angeben kann in die Hände eines Fürsten fallen, eines Ministers, einer wichtig beschäftigten Magistratsperson. Man hat wol Zeit, sich

---

leré un nombre infini de bévues et de traits d'ignorance dans les cinq premiers volumes de cette énorme compilation."

De Thou — Verfasser des berühmten Geschichtswerks: „Historia sui temporis" (1553—1617).

In den jüdischen Briefen — Lettres Juives par le Marquis d'Argens, 6 voll.

Lamettrie — der bekannte Atheist und Günstling Friedrich's des Großen (1709—1751), mit dem Voltaire noch ein Jahr in Berlin und Potsdam zusammen gewesen war.

tig Eure Vorrede zu leſen, aber nicht die unendlichen Werke zu vergleichen.

Piron.

Geb. 1689. Geſt. 1773.

Piron war einer der beſten, geiſtreichſten Geſellſchafter, und auch in ſeinen Schriften zeigt ſich der heitere, freie Ton anziehend und belebend.

Die franzöſiſchen Kritiker beklagen ſich, daß man bei Sammlung ſeiner Werke nicht ſtreng genug verfahren. Man hätte, meinen ſie, manches davon der Vergeſſenheit übergeben ſollen.

Dieſe Anmaßung der Kritik erſcheint ganz lächerlich, wenn wir die große Maſſe unbedeutender Bücher aufgeſtellt ſehen, die doch alle der Nachwelt anzehören und die kein Bibliothekar zu verbannen das Recht hat; warum will man uns die Uebungsſtücke, die geiſtreichen und leichten Kompoſitionen eines guten Kopfs vorenthalten?

Und gerade dieſe leichteren Arbeiten ſind es, wodurch man Piron am Erſten liebgewinnt. Er war ein trefflicher, kraftvoller Kopf und hatte, in einer Provinſtadt geboren und erzogen, nachher in Paris bei kümmerlichem Unterhalt, ſich mehr aus ſich ſelbſt entwickelt, als daß er die Vortheile, die ihm das Jahrhundert anbot, zu ſeiner Bildung hätte benutzen können. Daher findet ſich bei ſeinen erſten Arbeiten immer etwas wegzuwünſchen.

Wir leugnen nicht, daß er uns da faſt am Meiſten intereſſirt, wo er ſein Talent zu äußern Zwecken gelegentlich zum Beſten giebt. Wie Gozzi, obgleich nicht mit ſolcher Macht und in ſolcher Breite, nimmt er ſich bedrängter oder beſchränkter Theater an, arbeitet für ſie, macht ihnen Ruf und iſt vergnügt, etwas Unerwartetes geleiſtet zu haben.

Man weiß, daß in Paris die Schauſpiele ſcharf von einander geſondert waren; jedes Theater hatte ein beſtimmtes, un-

---

Gozzi — Carlo Gozzi (1722—1806), Luſtſpieldichter, deſſen „Turandot" A. W. Schlegel überſetzt und durch deſſen „L'Amore delle tre Melarance" nach W. v. Biedermann's Darſtellung („Die Quellen und Anläſſe einiger dramatiſchen Dichtungen Goethe's", S. 29) Goethe's „Triumph der Empfindſamkeit" angeregt iſt. (Vgl. Werke, VIII. S. 394.)

schriebenes Privilegium auf diese oder jene Darstellungsart. So erlangte noch ein Künstler, da alle übrigen Formen schon vergeben waren, die Erlaubniß, Monodramen im strengsten Sinne aufzuführen. Andre Figuren durften wol noch auf dem Theater erscheinen, er aber allein durfte handeln und reden. Für diesen Mann arbeitete Piron, und mit Glück. Dank sei es den Herausgebern, daß wir diese Kleinigkeiten noch besitzen, deren uns die pharisäischen und schriftgelehrten Kritiker wol gern beraubt hätten.

Auch in den Vaudeville-Stücken zeigte sich Piron sehr geistreich. Das gelegentliche Ergreifen einer Melodie, deren erster Text mit dem neuen Text in einem neckischen Verhältnisse steht, gelang ihm vortrefflich, und seine Arbeiten dieser Art haben viel Vorzügliches.

So unglücklich es nun auch Piron im Anfange ging, daß er das edle Publikum durch keines seiner für das regelmäßige französische Theater geschriebenen Stücke befriedigen konnte, so glücklich war er mit seiner Metromanie. Er wußte in demselben seine Landsleute dergestalt von der schwachen Seite zu fassen, daß sein Stück sogleich bei seiner Erscheinung und noch lange Jahre nachher fortdauernd überschätzt wurde. Man setzte es den Molièreschen an die Seite, mit denen es sich denn doch auf keine Weise messen kann. Doch kommt man freilich nach und nach auch in Frankreich auf die Spur, dieses Stück nach seinem wahren Werthe zu schätzen.

Ueberhaupt war nichts für die Franzosen schwerer, als einen Mann wie Piron zu rangiren, der bei einem vorzüglichen und gerade seiner Nation zusagenden Talent in seinen meisten Arbeiten so viel zu wünschen übrig ließ. Seine Bahn war von Jugend auf exzentrisch; ein gewaltsam unanständiges Gedicht nöthigte ihn, aus seiner Vaterstadt zu fliehen und sich neun Jahre in Paris kümmerlich zu behelfen. Sein ungebundenes Wesen verleugnete er nie ganz; seine lebhaften, oft egoistischen Ausfälle, seine treffenden Epigramme, Geist und Heiterkeit, die ihm durchaus zu Gebote standen, machten ihn allen Mitlebenden in dem Grade werth, daß er, ohne lächerlich zu scheinen, sich mit dem weit überlegenen Voltaire vergleichen und nicht nur als Gegner, sondern auch als Rival auftreten durfte.

Was übrigens die ihren Piron genugsam schätzenden Franzosen von ihm auch immer Gutes sagen können, schließt sich immer mit dem Refrain, den Diderot schon hier als eine gewöhn-

liche Redensart aufführt: „Was den Geſchmack betrifft, von dem hat Euer Piron auch nicht die mindeſte Ahnung.“ (Siehe Geſchmack.)

Poinſinet.

Geb. zu Fontainebleau 1735. Geſt. 1769.

Es giebt in der Literatur wie in der Geſellſchaft ſolche kleine wunderliche, puriliche Figuren, die, mit einem gewiſſen Talent begabt, ſehr zu- und vordringlich ſind und, indem ſie leicht von Jedem überſehen werden, Gelegenheit zu allerlei Unterhaltung gewähren. Indeſſen gewinnen dieſe Perſonen doch immer genug dabei; ſie leben, wirken, werden genannt, und es fehlt ihnen nicht an guter Aufnahme. Was ihnen mißglückt, bringt ſie nicht aus der Faſſung; ſie ſehen es als einen einzelnen Fall an und hoffen von der Zukunft die beſten Erfolge.

Eine ſolche Figur iſt Poinſinet in der franzöſiſchen literariſchen Welt. Bis zum Unglaublichen geht, was man mit ihm vorgenommen, wozu man ihn verleitet, wie man ihn myſtifizirt, und ſelbſt ſein trauriger Tod, indem er in Spanien ertrank, nimmt nichts von dem lächerlichen Eindruck, den ſein Leben machte, hinweg, ſo wie der Froſch des Feuerwerkers dadurch nicht zu einer Würde gelangt, daß er, nachdem er lange genug geplatzert hat, mit einem ſtärkeren Knalle endet.

Rameau.

Geb. zu Dijon 1683. Geſt. zu Paris 1764.

Nachſtehendes Urtheil Rouſſeau's über die Rameau'ſchen Verdienſte trifft mit Diderot's Aeußerungen genau zuſammen

---

„Was den Geſchmack betrifft“ ꝛc. ꝛc. — In der That ſteht in den „Trois siècles“: „Mr. Piron était né avec toutes les qualités qui forment les grands Poëtes, si l'on en excepte .... le goût et l'harmonie dans la versification“ etc.

Nachſtehendes Urtheil Rouſſeau's — bildet den Inhalt eines Briefes an den Baron Grimm aus dem Jahre 1752, abgedruckt u. A. in dem früher erwähnten Buche: „Des hommes célèbres en France au dix-huitième siècle“, S. 149 ff.

und ist geschickt, unsern Lesern die Uebersicht der Hauptfrage zu erleichtern.

„Die theoretischen Werke Rameau's haben das sonderbare Schicksal, daß sie ein großes Glück machten, ohne daß man sie gelesen hatte; und man wird sie jetzt noch viel weniger lesen, seitdem Herr d'Alembert sich die Mühe gegeben, die Lehre dieses Verfassers im Auszuge mitzutheilen. Gewiß werden die Originale dadurch vernichtet werden, und wir werden uns dergestalt entschädigt finden, daß wir sie keineswegs vermissen. Diese verschiedenen Werke enthalten nichts Neues noch Nützliches als das Prinzip des Grundbasses; aber es ist kein kleines Verdienst, einen Grundsatz, wär' er auch willkürlich, in einer Kunst festzusetzen, die sich dazu kaum zu bequemen schien, und die Regeln dergestalt erleichtert zu haben, daß man das Studium der Komposition, wozu man sonst zwanzig Jahre brauchte, gegenwärtig in einigen Monaten vollbringen kann. Die Musiker haben Herrn Rameau's Entdeckung begierig ergriffen, indem sie solche zu verachten scheinen wollten. Die Schüler haben sich mit unglaublicher Schnelligkeit vervielfältiget. Man sah von allen Seiten kleine zweizügige Komponisten, die meisten ohne Talente, welche nun auf Unkosten ihres Meisters die Lehrer spielten, und auf diese Weise haben die großen reellen und gründlichen Dienste, welche Herr Rameau der Musik geleistet, zu gleicher Zeit die Unbequemlichkeit herbeigeführt, daß Frankreich sich von schlechter Musik und schlechten Musikern überschwemmt sah, weil jeder schon glaubte, alle Feinheiten der Kunst einzusehen, sobald er mit den Elementen bekannt war, und alle nun Harmonien erfinden wollten, ehe die Erfahrung ihrem Ohr die gute zu unterscheiden gelehrt hatte.

„Was die Opern des Herrn Rameau betrifft, so hat man ihnen zuerst die Verbindlichkeit, daß sie das lyrische Theater über die gemeinen Bretter erhoben. Er hat kühn den kleinen Zirkel der sehr kleinen Musik durchbrochen, innerhalb dessen unsere kleinen Musiker sich seit dem Tode des großen Lulli immer herumtrieben, daß, wenn man auch ungerecht genug sein wollte, Herrn Rameau außerordentliche Talente abzusprechen, man doch gestehen müßte, daß er ihnen einigermaßen die Laufbahn eröffnet, daß er künftige Musiker in den Stand gesetzt, die übrigen ungestraft zu entwickeln, welches fürwahr kein geringes Unternehmen ist. Er hat die Dornen gefühlt; seine Nachfolger pflücken die Rosen.

„Man beschuldigt ihn sehr leichtsinnig, wie mir scheint, nur schlechte Texte komponirt zu haben; denn wenn dieser Vorwurf einigen Sinn haben sollte, so müßte man zeigen, daß er sich in

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
GOETHE,J.W.
3-598-50924-3
FN. 16536/423

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
GOETHE,J.W.
3-598-50924-3
FN. 16581/468

dem Fall befunden, wählen zu können. Wollte man denn lieber, daß er gar nichts gemacht hätte? Weit gegründeter ist der Vorwurf, daß er seinen Text nicht immer verstanden, daß er die Absicht des Poeten übel gefaßt oder nicht etwas Schicklicheres an die Stelle gesetzt, daß er Vieles widersinnig ausgedrückt. Es war nicht seine Schuld, daß er schlechte Texte bearbeitete; aber man kann weisen, daß er bessere genugsam ins Licht gestellt hätte. Gewiß steht er von Seiten des Geists und der Einsicht weit unter Lulli, ob er gleich ihm von Seiten des Ausdrucks fast vorzuziehen ist.

„Man muß in Herrn Rameau ein sehr großes Talent anerkennen, viel Feuer, einen wohlklingenden Kopf, eine große Kenntniß harmonischer Umkehrungen und aller Mittel, die Wirkung hervorbringen; man muß ihm die Kunst zugestehen, sich fremde Ideen zuzueignen, ihre Natur zu verändern, sie zu verzieren, zu verschönern und seine eigenen auf vielfältige Weise umzudrehen. Dagegen hatte er weniger Leichtigkeit, neue zu erfinden, mehr Geschicklichkeit als Fruchtbarkeit, mehr Wissen als Genie, oder wenigstens ein Genie, erstickt durch zu vieles Wissen; aber immer Stärke, Zierlichkeit und sehr oft einen schönen Gesang.

„Sein Rezitativ ist nicht so natürlich, aber viel mannichfaltiger als das des Lulli, in wenigen Scenen bewundernswerth, übrigens schlecht fast durchaus. Vielleicht ist dies ebenso sehr der Fehler der Gattung als der seinige. Denn sehr oft, weil er sich der Deklamation zu sehr unterwarf, ward sein Gesang barock und seine Uebergänge hart. Hätte er die Kraft gehabt, das wahre Rezitativ zu fassen und bis unter die Schafheerde zu bringen, so glaube ich, er hätte das Vortreffliche leisten können.

„Er ist der Erste, der Symphonien und reiche Begleitungen gemacht hat; aber er ist darin zu weit gegangen. Das Orchester der Oper glich vor seiner Zeit einer Truppe blinder Musikanten, die von der fallenden Sucht ergriffen werden. Er hat ihnen einige Freiheit gegeben, und sie versichern, daß sie jetzt etwas auszuführen wissen; aber ich sage, diese Leute werden niemals weder Geschmack noch Seele zeigen. Es ist immer noch nichts, beisammen zu sein, stark oder leise zu spielen und dem Akteur zu folgen, die Töne stärker, sanfter, gehaltener, flüchtiger vortragen, wie es der gute Geschmack oder der Ausdruck verlangt; den Geist einer Begleitung fassen, die Stimmen tragen und heben, das ist die Kunst aller Orchester der Welt, nur nicht unsers Opern-Orchesters.

„Und ich sage, Herr Rameau hat dieses Orchester, es sei, wie

es will, mißbraucht; er machte die Begleitungen so konfus, so überladen, so häufig, daß Einem der Kopf [illegible]ungen möchte bei dem unendlichen Gelärme der verschiedenen Instrumente während der Aufführung seiner Opern, die man mit Vergnügen hören würde, wenn sie die Ohren weniger betäubten. Daher kommt es, daß das Orchester, weil es immer im Spiel ist, nicht ergreift, nicht trifft und fast immer seine Wirkung verfehlt. Eigentlich muß nach einer rezitirten Scene ein unerwarteter Bogenstrich den zerstreutesten Zuhörer aufwecken, ihn auf die Bilder aufmerksam machen, die ihm der Verfasser darstellen will, ihn zu den Gefühlen vorbereiten, die er in ihm erregen will; und das wird kein Orchester leisten, das nicht aufhört, zu kratzen.

„Ein andrer noch stärkerer Grund gegen die überladenen Begleitungen ist, daß sie gerade das Gegentheil von dem bewirken, was sie hervorbringen sollten. Anstatt die Aufmerksamkeit des Zuschauers angenehmer festzuhalten, so theilen sie solche, um sie zu zerstören. Ehe man mich beredet, daß drei oder vier Motive, durch drei oder vier Instrumente über einander gehäuft, etwas Lobenswürdiges seien, so muß man mir erst beweisen, daß drei oder vier Handlungen in einer Komödie nöthig sind. Alle diese beliebten Feinheiten der Kunst, diese Nachahmungen, diese Doppelmotive, diese gezwungenen Bässe, diese Gegenfugen sind nur ungestalte Ungeheuer, Denkmale des schlechten Geschmacks, die man in die Klöster verweisen soll; dort mag ihre letzte Zuflucht sein!

„Um schließlich nochmals auf Herrn Rameau zu kommen, so denke ich, Niemand hat besser als er den Geist des Einzelnen gefaßt, Niemand hat besser die Kunst der Kontraste verstanden; aber zu gleicher Zeit hat er seinen Opern jene glückliche und so sehr gewünschte Einheit nicht zu geben gewußt, und er konnte nicht dazu gelangen, ein gutes Werk aus vielen guten, wohl arrangirten Stücken zusammenzusetzen."

Rameau's Neffe.

Das bedeutende Werk, welches wir unter diesem [illegible]dem deutschen Publikum übergeben, ist wol unter die vorzüglichsten Arbeiten Diderot's zu rechnen. Seine Nation, ja sogar seine Freunde warfen ihm vor, er könne wol vortreffliche Seiten, aber

kein vortreffliches Ganzes schreiben. Dergleichen Redensarten sagen sich nach, pflanzen sich fort, und das Verdienst eines trefflichen Mannes bleibt ohne weitre Untersuchung geschmälert. Diejenigen, die also urtheilen, hatten wol den „Jacques le Fataliste“ nicht gelesen, und auch gegenwärtige Schrift giebt ein Zeugniß, wie glücklich er die heterogensten Elemente der Wirklichkeit in ein ideales Ganzes zu vereinigen wußte. Man möchte übrigens als Schriftsteller von ihm denken, wie man wollte, so waren doch Freunde und Feinde darin einverstanden, daß Niemand ihn bei mündlicher Unterhaltung an Lebhaftigkeit, Kraft, Geist, Mannichfaltigkeit und Anmuth übertroffen habe.

Indem er also für die gegenwärtige Schrift eine Gesprächsform wählte, setzte er sich selbst in seiner Vortheil, brachte ein Meisterwerk hervor, das man immer mehr bewundert, je mehr man damit bekannt wird. Die rednerische und moralische Absicht desselben ist mannichfaltig. Erst bietet er alle Kräfte des Geistes auf, um Schmeichler und Schmarotzer in dem ganzen Umfang ihrer Schlechtigkeit zu schildern, wobei denn ihre Patrone keineswegs geschont werden. Zugleich bemüht sich der Verfasser, seine literarischen Feinde als ebendergleichen Heuchler- und Schmeichlervolk zusammenzustellen, und nimmt ferner Gelegenheit, seine Meinung und Gesinnung über französische Musik auszusprechen.

So heterogen dieses letzte Ingrediens zu den vorigen scheinen mag, so ist es doch der Theil, der dem Ganzen Halt und Würde giebt; denn indem sich in der Person von Rameau's Neffen eine entschieden abhängige, zu allem Schlechten auf äußern Anlaß fähige Natur ausspricht und also unsere Verachtung, ja sogar unsern Haß erregt, so werden doch diese Empfindungen dadurch gemildert, daß er sich als ein nicht ganz talentloser, phantastisch-praktischer Musikus manifestirt. Auch in Absicht der poetischen Komposition gewährt dieses der Hauptfigur angeborne Talent einen großen Vortheil, indem der als Repräsentant aller Schmeichler und Abhänglinge geschilderte, ein ganzes Geschlecht darstellende Mensch nunmehr als Individuum, als besonders bezeichnetes Wesen, als ein Rameau, als ein Neffe des großen Rameau lebt und handelt.

Jacques le Fataliste — wahrscheinlich 1772 geschrieben und auch früher in Deutschland als in Frankreich bekannt durch die Uebersetzung von Mylius: „Jakob und sein Herr. Aus Diderot's ungedrucktem Nachlasse“ (1792. Berlin bei Unger erschienen). Vgl. Rosenkranz, Diderot, II. S. 316.

Wie vortrefflich diese von Anfang angelegten Fäden in einander geschlungen sind, welche köstliche Abwechselung der Unterhaltung aus diesem Gewebe hervorgeht, wie das Ganze trotz jener Allgemeinheit, womit ein Schuft einem ehrlichen Mann entgegengestellt ist, doch aus lauter wirklichen Pariser Elementen zusammengesetzt erscheint, mag der verständige Leser und Wiederleser selbst entdecken. Denn das Werk ist so glücklich aus- und durchgedacht als erfunden. Ja selbst die äußersten Gipfel der Frechheit, wohin wir ihm nicht folgen durften, erreicht es mit zweckmäßigem Bewußtsein. Möge dem Besitzer des französischen Originals gefallen, dem Publikum auch dieses baldigst mitzutheilen; als das klassische Werk eines abgeschiedenen bedeutenden Mannes mag alsdann sein Ganzes in völliger, unberührter Gestalt hervortreten.

Eine Untersuchung, zu welcher Zeit das Werk wahrscheinlich geschrieben worden, möchte wol hier nicht am unrechten Platze stehn. Von dem Lustspiele Palissot's „Die Philosophen" wird als von einem erst erschienenen oder erscheinenden Werke gesprochen. Dieses Stück wurde zum ersten Mal den 2. Mai 1760 in Paris aufgeführt. Die Wirkung einer solchen öffentlichen persönlichen Satire mag auf Freunde und Feinde in der so lebhaften Stadt groß genug gewesen sein.

In Deutschland haben wir auch Fälle, wo Mißwollende theils durch Flugschriften, theils vom Theater herab Andern zu schaden gedenken. Allein wer nicht von augenblicklicher Empfindlichkeit gereizt wird, darf die Sache nur ganz ruhig abwarten, und so ist in kurzer Zeit Alles wieder im Gleise, als wäre nichts geschehen. In Deutschland haben sich vor der persönlichen Satire nur die Anmaßlichkeit und das Scheinverdienst zu fürchten. Alles Aechte, es mag angefochten werden, wie es will, bleibt der Nation im Durchschnitt werth, und man wird den gesetzten Mann, wenn sich die Staubwolken verzogen haben, nach wie vor auf seinem Wege gewahr.

Hat also der Deutsche nur mit Ernst und Redlichkeit sein Verdienst zu steigern, wenn er von der Nation früher oder später begriffen sein will, so kann er dies auch um so gelassener abwarten, weil bei dem unzusammenhängenden Zustande unsres Vaterlandes Jeder in seiner Stadt, in seinem Kreise, seinem Hause, seinem Zimmer ungestört fortleben und arbeiten kann, es mag draußen übrigens stürmen, wie es will. Jedoch in Frankreich war es ganz anders. Der Franzose ist ein geselliger Mensch; er lebt und wirkt, er steht und fällt in Gesellschaft. Wie sollte

es sich eine französische bedeutende Sozietät in Paris, an die sich so Viele angeschlossen hatten, die von so wichtigem Einfluß war, wie sollte sie sich gefallen lassen, daß mehrere ihrer Glieder, ja sie selbst schimpflich ausgestellt und an dem Orte ihres Lebens und Wirkens lächerlich, verdächtig, verächtlich gemacht würde? Eine gewaltsame Gegenwirkung war von ihrer Seite zu erwarten.

Das Publikum, im Ganzen genommen, ist nicht fähig, irgend ein Talent zu beurtheilen; denn die Grundsätze, wonach es geschehen kann, werden nicht mit uns geboren, der Zufall überliefert sie nicht; durch Uebung und Studium allein können wir dazu gelangen; aber sittliche Handlungen zu beurtheilen, dazu giebt Jedem sein eigenes Gewissen den vollständigsten Maaßstab, und Jeder findet es behaglich, diesen nicht an sich selbst, sondern an einen Andern anzulegen. Deshalb sieht man besonders Literatoren, die ihren Gegnern vor dem Publikum schaden wollen, ihnen moralische Mängel, Vergehungen, muthmaßliche Absichten und wahrscheinliche Folgen ihrer Handlungen vorwerfen. Der eigentliche Gesichtspunkt, was Einer als talentvoller Mann dichtet oder sonst leistet, wird verrückt, und man zieht diesen zum Vortheile der Welt und der Menschen besonders Begabten vor den allgemeinen Richterstuhl der Sittlichkeit, vor welchen ihn eigentlich nur seine Frau und Kinder, seine Hausgenossen, allenfalls Mitbürger und Obrigkeit zu fordern hätten. Niemand gehört als sittlicher Mensch der Welt an. Diese schönen, allgemeinen Forderungen mache Jeder an sich selbst; was daran fehlt, berichtige er mit Gott und seinem Herzen, und von dem, was an ihm wahr und gut ist, überzeuge er seine Nächsten! Hingegen als das wozu ihn die Natur besonders gebildet, als Mann von Kraft, Thätigkeit, Geist und Talent, gehört er der Welt. Alles Vorzügliche kann nur für einen unendlichen Kreis arbeiten, und das nehme denn auch die Welt mit Dank an und bilde sich nicht ein, daß sie befugt sei, in irgend einem andern Sinne zu Gericht zu sitzen!

Indessen kann man nicht leugnen, daß sich Niemand gern des löblichen Wunsches erwehrt, zu großen Vorzügen des Geistes und Körpers auch Vorzüge der Seele und des Herzens gesellt zu finden; und dieser durchgängige Wunsch, wenn er auch so selten erfüllt wird, ist ein klarer Beweis von dem unabläßigen Streben zu einem untheilbaren Ganzen, welches der menschlichen Natur als ihr schönstes Erbtheil angeboren ist.

Dem sei nun, wie ihm wolle, so finden wir, indem wir zu unsern französischen Streitern zurückkehren, daß, wenn Palissot

nichts verſäumte, ſeine Gegner im moraliſchen Sinne herabzuſetzen, Diderot in vorliegender Schrift Alles anwendet, was Genie und Haß, was Kunſt und Galle vermögen, um dieſen Gegner als den verworfenſten Sterblichen darzuſtellen.

Die Lebhaftigkeit, womit dieſes geſchieht, würde vermuthen laſſen, daß der Dialog in der erſten Hitze, nicht lange nach der Erſcheinung des Luſtſpiels „Die Philoſophen" geſchrieben worden, um ſo mehr als noch von dem älteren Rameau darin als von einem lebenden, wirkenden Manne geſprochen wird, welcher 1764 geſtorben iſt. Hiermit trifft überein, daß der Faux généreux des Le Bret, deſſen als eines mißrathenen Stückes gedacht wird, im Jahre 1758 herausgekommen.

Spottſchriften wie die gegenwärtige mögen damals vielfach erſchienen ſein, wie aus des Abbé Morellet „Vision de Charles Palissot" und andern erhellet. Sie ſind nicht alle gedruckt worden, und auch das bedeutende Diderot'ſche Werk iſt lange im Verborgenen geblieben.

Wir ſind weit entfernt, Paliſſot für den Böſewicht zu halten, als der er im Dialog aufgeſtellt wird. Er hat ſich als ein ganz wackrer Mann ſelbſt durch die Revolution durch erhalten, lebt wahrſcheinlich noch und ſcherzt in ſeinen kritiſchen Schriften, in denen ſich der gute, durch eine lange Reihe von Jahren ausgebildete Kopf nicht verkennen läßt, ſelbſt über das ſchreckliche Fratzenbild, das ſeine Widerſacher von ihm aufzuſtellen bemüht geweſen.

Tencin (Madame de).

Bei der geſelligen Natur der Franzoſen mußten die Frauen bald ein großes Uebergewicht in der Sozietät erhalten, indem ſie doch immer als Präſidentinnen anzuſehen ſind, die bei der Leidenſchaftlichkeit und Einſeitigkeit der Männer durch einen gewiſſen allgemeinen Ton des Anſtandes und der Duldung einer Zuſammenkunft von bedeutenden Menſchen Haltung und Dauer zu geben wiſſen.

Madame de Tencin iſt eigentlich die Stifterin der neuern

Morellet — ein Freund Diderot's, ſchrieb: „La préface de la comédie des philosophes ou Vision de Charles Palissot", eine Schrift, die ihn allerdings für eine kurze Zeit wegen Beleidigung einer vornehmen Dame auf die Baſtille brachte.

Pariser Gesellschaften, welche sich unter den Augen merkwürdiger Frauen versammelten.

Im geselligen und thätigen Leben entwickelte sie die größten Vorzüge; sie verbarg unter der äußern, unscheinbaren Hülle einer gutmüthigen Gevatterin die tiefste Menschenkenntniß und das größte Geschick, in weltlichen Dingen zu wirken.

Diderot legt kein geringes Zeugniß ihrer Verdienste ab, indem er sie unter den größten Geistern mit aufzählt.

Eine genauere Schilderung ihrer und ihrer Nachfolgerinnen, Madame Geoffrin, des Essarts, du Deffant, Mademoiselle de Lespinasse, würde einen schönen Beitrag zur Menschen- und besonders zur Franzosenkenntniß geben. Marmontel hat in seinen Memoires hierzu sehr viel geleistet.

Tencin (Kardinal).

Geb. 1679. Gest. 1758.

Er stand mit Law in Verbindung, ward Minister, wie man behauptet, durch die Geschicklichkeit seiner Schwester, und ließ seine Geistesfähigkeiten in zweideutigem Rufe, als er sich zurückzog. Diderot scheint unter Die zu gehören, die günstig von ihm urtheilen.

Trublet (Abbé).

Geb. zu St. Malo 1697. Gest. 1770.

Fontenelle und Lamotte, zwei Männer von Talent und Geist, jedoch mehr zur Prosa als zur Poesie geneigt, gedachten die erstere auf Kosten der letztern zu erheben und konnten doch immer eine Zeit lang den Theil des Publikums, der sich selbst äußerst prosaisch fühlt, so wenig er auch die Poesie entbehren kann, für ihre Meinung gewinnen.

Der Abbé Trublet, ein Mann von einigen literarischen Ver-

Madame Geoffrin — s. die Note zu S. 120.

dienften, schlug sich auf ihre Seite und brachte überhaupt sein Leben in Beschauung und Anbetung dieser beiden Männer zu. Er hatte viel von Voltaire's feindseligem Muthwillen zu leiden, gelangte aber doch nach fünfundzwanzigjährigem Harren, obgleich anerkannt mittelmäßig, zu dem Glück, durch Begünstigung des Hofes in die Akademie aufgenommen zu werden.

Voltaire.

Geb. 1694. Gest. 1778.

Wenn Familien sich lange erhalten, so kann man bemerken, daß die Natur endlich ein Individuum hervorbringt, das die Eigenschaften seiner sämmtlichen Ahnherren in sich begreift und alle bisher vereinzelten und angedeuteten Anlagen vereinigt und vollkommen ausspricht. Ebenso geht es mit Nationen, deren sämmtliche Verdienste sich wol einmal, wenn es glückt, in einem Individuum aussprechen. So entstand in Ludwig XIV. ein französischer König im höchsten Sinne, und ebenso in Voltairen der höchste unter den Franzosen denkbare, der Nation gemäßeste Schriftsteller.

Die Eigenschaften sind mannichfaltig, die man von einem geistvollen Manne fordert, die man an ihm bewundert, und die Forderungen der Franzosen sind hierin, wo nicht größer, doch mannichfaltiger als die andrer Nationen.

Wir setzen den bezeichneten Maaßstab, vielleicht nicht ganz vollständig und freilich nicht methodisch genug gereiht, zu heiterer Uebersicht hieher.

Tiefe, Genie, Anschauung, Erhabenheit, Naturell, Talent, Verdienst, Adel, Geist, schöner Geist, guter Geist, Gefühl, Sensibilität, Geschmack, guter Geschmack, Verstand, Richtigkeit, Schickliches, Ton, guter Ton, Hoften, Mannichfaltigkeit, Fülle, Reichthum, Fruchtbarkeit, Wärme, Magie, Anmuth, Grazie, Gefälligkeit, Leichtigkeit, Lebhaftigkeit, Feinheit, Brillantes, Saillantes, Petillantes, Pikantes, Delikates, Ingenioses, Stil, Versifikation, Harmonie, Rembert, Korrektion, Eleganz, Vollendung.

Von allen diesen Eigenschaften und Geistesäußerungen kann man vielleicht Voltairen nur die erste und die letzte, die Tiefe in der Anlage und die Vollendung in der Ausführung, streitig machen. Alles, was übrigens von Fähigkeiten und Fertigkeiten

auf eine glänzende Weise die Breite der Welt ausfüllt, hat er beissen und dadurch seinen Ruhm über die Erde ausgedehnt.

Es ist sehr merkwürdig zu beobachten, bei welcher Gelegenheit die Franzosen in ihrer Sprache statt jener von uns verzeichneten Worte ähnliche oder gleichbedeutende gebrauchen und in diesem oder jenem Falle anwenden. Eine historische Darstellung der französischen Aesthetik von einem Deutschen wäre daher höchst interessant, und wir würden auf diesem Wege vielleicht einige Standpunkte gewinnen, um gewisse Regionen deutscher Art und Kunst, in welchen noch viel Verwirrung herrscht, zu übersehen und zu beurtheilen und eine allgemeine deutsche Aesthetik, die jetzt noch so sehr an Einseitigkeiten leidet, vorzubereiten.

Erste Zeile

Zelter'schen Briefwechsel und dem überhaupt in späteren Jahren bei Goethe vorwaltenden Gebrauche, — in den Ausgaben seit 7 ständen.

217.23 genung, — 8 genug.

248.11 Stünd', nach 7; — bei Boisserée und in Wendt's Almanach, die, wie auch die folgenden vier Varianten zeigen, orthographisch ungenaue Handschriften erhalten haben, Ständ.

12 Wollt', — Wollt.

16 schielt', — schielt.

19 drin, — drinne, die Ausgaben seit 7 drinn', wofür man doch wol zweckmäßiger die von uns gewählte Wortform zu setzen hat.

22 Fort, wol, nach 7 und den folgenden Ausgaben, — während bei Boisserée und Wendt Ich glaube steht. Die von uns getroffene Wahl beruht auf der Voraussetzung, daß die in 7 gemachte Veränderung des Textes berechtigt gewesen ist.

221.11 Wem, — 8 Wenn.

233. 8 die Hirten, nach der Verbesserung im Texte des Xenien-Manuskripts, der allerdings auch nur aus 8 entnommen ist, wo die Hirtin steht.

234. 2 wässrigten, nach dem Almanach; — bei Boas wässrigen.

11 Die Einen, ebendaselbst; — Boas Den Einen.

237.12 Geistreich. — Vgl. die Anmerkung zum Texte.

238. 2 o Bote, von Mandsbeck — das Komma darf hier nicht, wie es bei Boas geschehen ist, weggelassen werden, wenn sich der Sinn des Ganzen nicht wesentlich ändern soll.

5 entehren, nach dem Almanach; — bei Boas entweihen.

241.26 nicht wirken, nach dem Xenien-Almanach; — Boas nichts wirken.

242. 2 gerne, desgl.; — bei Boas gern.

14 von demokratischem nach 8; — im Xenien-Manuskript, obgleich es dies Distichon aus derselben Quelle hat, vom demokratischen.

17 Daß dies, desgl.; — bei Boas Wenn dies.

244.21 Künstler, nach dem Xenien-Almanach; — bei Boas Dichter.

245. 4 Du redlicher Voß, nach derselben Quelle; — bei Boas fehlt Du.

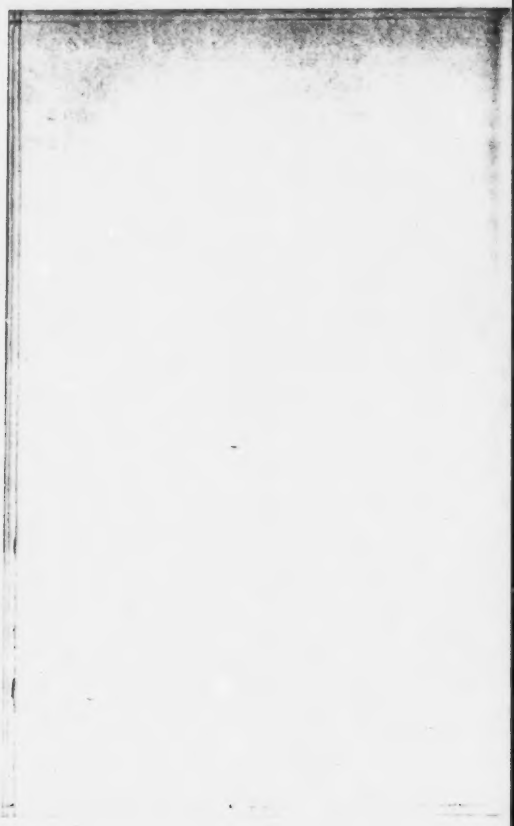

Nachträgliches

zu

Rameau's Neffe.

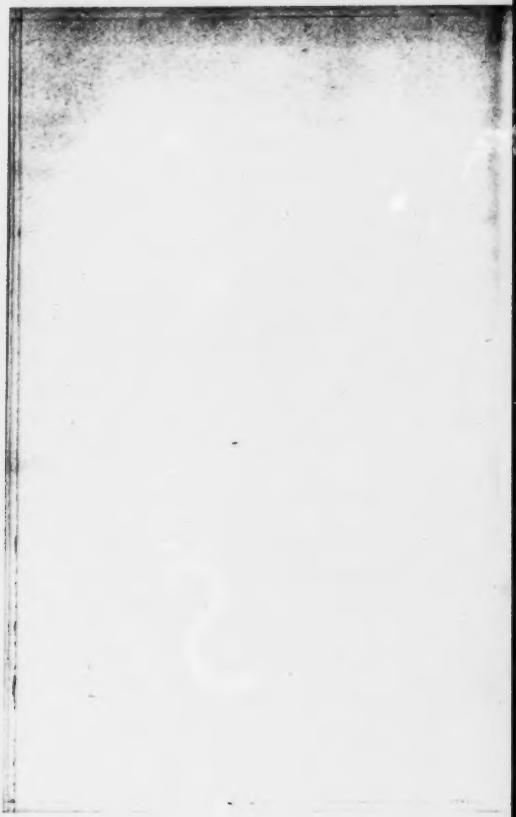

Zu Ende des Jahrs 1804 vertraute mir Schiller, es sei ein Manuskript in seinen Händen, ein Dialog Diderot's, „Rameau's Neffe" betitelt, noch ungedruckt und unbekannt; Herr Göschen sei geneigt, dasselbe abdrucken zu lassen; vorher aber wünsche er, zu Erregung lebhafter Aufmerksamkeit eine deutsche Uebersetzung ins Publikum zu senden. Man trug mir die Arbeit an, und ich, seit langer Zeit vor dem Verfasser große Achtung hegend, übernahm sie gern, nachdem ich das Original durchgesehen hatte.

Meiner Arbeit wird man hoffentlich ansehen, daß ich mit ganzer Seele dabei war; der Abdruck erfolgte, konnte aber eigentlich im deutschen Publikum nicht greifen. Die kriegerischen Aspekten verbreiteten überall eine bängliche Sorge, wie denn auch die intentionirte Herausgabe des Originals durch die französische Invasion unräthlich, ja unthunlich gemacht wurde. Der aufgeregte Haß gegen die Eindringenden und ihre Sprache, die lange Dauer einer traurigen Epoche verhinderten das Vorhaben; Schiller verließ uns, und ich erfuhr nicht, wohin das zurückgegebene Manuskript gekommen war.

Als man aber im Jahr 1818 die sämmtlichen Werke Diderot's an die Sammlung französischer Prosaisten anzuschließen gedachte und deshalb eine vorläufige Anzeige herausgab, erwähnte man auch dieses verborgenen Manuskripts, nach dessen deutscher Uebersetzung man den Inhalt dieses wunderlichen Werkes umständlich anzeigte und zugleich nicht unglücklich einige Stellen wieder ins Französische zurücktrug. Man wollte zwar den Dialog nicht als ein Meisterwerk gelten lassen, fand ihn aber doch der originellen Feder Diderot's würdig, wodurch man es denn doch für ein solches erklärte.

Die Sache kam noch einigemal in Anregung, aber ohne weitern Erfolg. Endlich erschien im Jahr 1821 in Paris „Le Neveu de Rameau, dialogue, ouvrage posthume et inédit, par

Diderot" und machte, wie billig, großes Aufsehen. Das Nähere davon verdient wol die Aufmerksamkeit auch künftiger Zeiten. Es verhielt sich aber damit folgendermaßen.

Jene öffentlich wiederholten Erkundigungen nach dem Original veranlaßten einige junge Männer zu dem Versuch einer Rückübersetzung. Der Vicomte de Saur, Maître des requêtes au Conseil du Roi, wie er sich in einer Sendung an mich unterschreibt, übernahm die Arbeit mit einem Freunde, de Saint-Geniès, welche dergestalt gelang, daß sie wagen durften, sie für das Original auszugeben. Einige Abweichungen und Mißverständnisse sowie eingeschaltete, den Uebersetzern eigne Stellen konnten nicht leicht entdeckt werden. Genug, man glaubte eine Zeit lang, das Original zu besitzen, bis endlich durch das entstandene Aufsehen, durch die Bemühung des Herausgebers der Werke Diderot's in der Familie desselben das wirkliche Original gefunden wurde.

Jene geistreichen jungen Männer aber wollten sich eines literarischen Frevels nicht bezichtigen lassen und erklärten das wahre Original für untergeschoben, welches denn zu mancherlei Kontestationen Gelegenheit gab. Der Herausgeber, Herr Brière, wendete sich an mich in einem Schreiben vom 27. Juli 1823, aus welchem ich folgende Stelle mittheile:

„Als Herausgeber der vollständigen Werke Diderot's hab' ich auch einen von Ew. ꝛc. selbst ausgesprochenen Wunsch zu erfüllen gesucht, indem ich den Neffen Rameau's in meine Ausgabe mit aufnahm. Dieses Werk ist noch nicht öffentlich erschienen; aber Ihre deutsche Uebersetzung dieser merkwürdigen Produktion ist so treu, wie der Sohn des Kolmar'schen Pfeffel mir noch vor einigen Tagen versicherte, um darnach Diderot's Arbeit originalmäßig wiederherstellen zu können.

„Indessen aber habe ich, um der französischen Literatur Diderot's Werke zu überliefern, keinen Gebrauch von Ihrer Uebersetzung gemacht, sondern den Abdruck nach einer Kopie veranstaltet, welche 1760 unter den Augen des Verfassers verfertigt war, und welche ich von der Frau Marquise Vandeuil, Diderot's einziger Tochter, empfing, welche noch lebt und gegenwärtig in Paris wohnt, Neue Straße Luxembourg No. 18."

Weiter klagt nun Herr Brière über die Unvollkommenheiten jener Rückübersetzung, davon er mir ein Exemplar mit Randglossen zusendet, und indem er mir auch das ächte Original nunmehr abgedruckt zuschickt, gar bedeutende Beweise von französischer Leichtbehandlung vor Augen legt. Zunächst aber zeigt sich erst die Wichtigkeit seiner Klage, indem, weil einmal das Publikum durch eine

Uebersetzung hintergangen worden, man nun auch das ächte Original für eine gleiche Spiegelfechterei erklärt. An die innern Gründe denkt Niemand; man verlangt äußere, man will Diderot's Original vorgewiesen haben, und eine würdige Dame ist so gut als der Herausgeber werden für Betrüger erklärt. Er wendet sich daher an mich als den Einzigen, welcher hierin Recht sprechen könne; denn was das Hauptoriginal betrifft, sei es noch ungewiß, ob es an den Herzog von Gotha oder an den Prinzen Heinrich von Preußen gesendet worden.

Was ich jedoch hiebei gleich zwischendurch erinnern muß, ist dies, daß das Manuskript nicht nach Gotha gekommen sein kann, weil ich bei meinen dortigen, besonders literarisch vertrauten Verhältnissen niemals etwas davon vernommen. Soll ich eine Vermuthung aussprechen, so ist das Manuskript nach Petersburg an Ihro Majestät die Kaiserin Katharina gelangt; die Kopie, nach der ich übersetzte, schien dort genommen, und für mich hatte diese Filiation die höchste Wahrscheinlichkeit.

Dem wirklich wohl- und gutdenkenden Verleger antwortete ich nun folgendermaßen:

„Hochgeehrtester Herr! Sie haben mir durch die bedeutende zutrauliche Sendung sehr viel Vergnügen gemacht; denn ob ich gleich vor so viel Jahren den Diderot'schen trefflichen Dialog mit Neigung, ja mit Leidenschaft übersetzte, so konnte ich demselben doch nur eine flüchtige Zeit widmen, darauf aber meine Arbeit mit dem Original niemals wieder vergleichen.

„Nun geben Sie mir Gelegenheit, es zu thun, und ich trage kein Bedenken, hiemit meine Ueberzeugung auszusprechen, daß der von Ihnen gedruckte Neveu de Rameau gleichlautend mit der Kopie sei, wonach ich übersetzt. Schon empfand ich dies gleich beim ersten Lesen, was nun zur größern Gewißheit wird, indem ich, nach einer so langen Pause das französische Werk mit meiner Uebersetzung zusammenhaltend, gar manche Stelle finde, welche mich befähigt, meiner Arbeit einen größern Werth zu geben, wenn ich sie weiter darnach ausbilde.

„Eine solche Erklärung scheint hinreichend zu Ihren Zwecken, die ich gern fördern mag, weil, wie gesagt, durch die Entdeckung und Publikation des Originals mir selbst ein bedeutender Dienst geschehen.

„Weimar, den 16. Oktober 1823."

Aus Vorstehendem erkennt man den großen und unersetzlichen Schaden, welchen falsche, ganz oder halb erlogene Schriften im Publikum anrichten; er besteht darin, daß das Urtheil der Menge, welches immer einer hohen, reinen Leitung bedarf, sich durchaus

an solchen Schriften verwirrt, die durch Annäherung an gewisse Originalitäten gerade das Bessere zu sich herabziehen, so daß das Mittelmäßige vom Vortrefflichen, das Schwache vom Starken, das Absurde vom Erhabenen nicht mehr zu scheiden ist.

Wer indessen Freude an der französischen Literatur hat, auch an den Einwirkungen der Literaturen in einander einsichtigen Theil nimmt, mag mit uns das Glück preisen, daß ein solches Juwel als das schon anerkannte und noch allgemeiner anzuerkennende sich doch endlich wiedergefunden hat.

*

Nunmehr aber halte ich für nöthig, etwas über die Noten zu äußern, welche ich meiner Uebersetzung jenes Dialogs zugefügt hatte.

Das große Interesse, das ich diesem Dialog bei der ersten Lesung zuwendete, entsprang wol aus der frühern Bekanntschaft mit Diderot's Werken in dem Augenblick, da sie erschienen. Die oft genannte und noch jetzt respektable Korrespondenz, womit Herr von Grimm sein Paris in Verbindung mit der übrigen Welt zu erhalten wußte, ward durch die neu entstandenen und entstehenden Werke höchlich gesteigert. Stückweise kamen „La Religieuse" sowie „Jacques le Fataliste" in ununterbrochener Folge nach Gotha, wo denn diese sich einander folgenden Abschnitte jener bedeutenden Werke gleich in besondere Hefte abgeschrieben und in jenem Kreise, zu dem ich auch zu gehören das Glück hatte, mitgetheilt wurden.

Unsere Tagblätter bedienen sich desselben Kunstfücks, ihre Leser von Blatt zu Blatt fortzuziehen, und wenn es auch nur der Neugierde wegen geschähe. Uns aber wurden jene gehaltschweren Abtheilungen nach und nach zugezählt, und wir hatten während der gewöhnlichen Pausen immer genug zu thun, den Gehalt dieser successiven Trefflichkeiten zu bedenken und durchzusprechen, wodurch wir sie uns auf eine Weise eigen machten, von welcher man in der spätern Zeit kaum einen Begriff haben möchte.

Ich aber hatte von diesen Dingen desto größere Förderniß und Belehrung, als ich von Kindheit auf, wie ich in meinen biographischen Heften schon gestanden habe, mit der französischen Literatur durchaus befreundet worden, weshalb mir denn alle in dem gedachten Dialog vorkommenden gerühmten und gescholtenen Personen nicht fremd waren und mir dadurch diese sehr komplizirte Produktion in heiterer Klarheit vor der Seele stand.

Betrachtete ich nun aber meine lieben Landsleute in dieser spätern Zeit, so konnt' ich nicht erwarten, daß jene Tage nur irgend einem Deutschen wie mir könnten gegenwärtig sein. Die Regierungsjahre Ludwig's XV. waren schon völlig in den Hintergrund getreten; die Revolution hatte ganz andere Zustände und Ansichten hervorgebracht; von solchen Frechheiten eines müssigen, beschaulich humoristischen Lebens, wie solches in dem Element der ersten sechziger Jahren nur zu denken war, konnte die Rede nicht mehr sein.

Da man doch aber ältere literarische Bezüge in solchen Fällen durch Noten mit Vergnügen aufgeklärt sieht, so dachte ich das Entschwundene dem deutschen Leser wieder entgegenzuheben; allein auch diese Bemühung war für den Augenblick vergebens, die Kriegstage und -Jahre verschlangen alles Interesse, und auch ohnedies konnte ein solches Werk an keine augenblickliche Theilnahme einigen Anspruch machen.

Gleicherweise unterließ der Verleger den Abdruck des Originals, wodurch denn jene Verwirrung für die Folgezeit eingeleitet wurde.

Die oben genannten jungen Männer mußten, indem sie heimlich an ihrer Rückübersetzung arbeiteten, auch von den Noten Kenntniß nehmen, welche ich meiner Arbeit hatte folgen lassen. Sie scheinen dieselben wohl durchgedacht zu haben und faßten den Entschluß, eine Uebersetzung davon als eines eigenen Werkes und dadurch dem französischen Publikum angemessener zu liefern. Sie gaben daher nun das Werk in dem Jahre 1823 unter folgendem Titel heraus: Des hommes célebres de France au dix-huitième siècle, et de l'état de la littérature et des arts à la même époque; par Mr. Goethe: traduit de l'Allemand, par M. M. de Saur et de Saint-Géniés; et suivi de notes des traducteurs, destinées à développer et à compléter sur plusieurs points importants les idées de l'auteur. A Paris, chez Antoine-Augustin Renouard. 1823.

Dieses Buch, mit einiger Gunst angesehen, kann man wirklich als wohl zusammengestellt gelten lassen. In einer kurzen Vorrede geben sie einen allgemeinen Begriff von meinen dichterischen und literarischen Bemühungen, dem sie einen leichten Abriß meines Lebens folgen lassen. Meine Noten zu Rameau's Neffen, die ich in alphabetische Ordnung gestellt, haben sie umgesetzt, um dem Titel ihres Werkes einigermaßen nachzukommen. Voltaire steht obenan, Diderot und andere interessante Menschen folgen. Uebersetzungsweise, Geschmack, Musik kommen zur Sprache.

Die Ueberſetzung ſelbſt iſt ſehr frei, theils auslaſſend, theils paraphraſtiſch, jedoch ungeachtet einer ſolchen Behandlung völlig im Sinne des Originals, in welchen ſie genugſam eingedrungen ſind, deswegen ſich auch auf dieſe Weiſe der Text, als zuſammenhängend und übereinſtimmend, ganz bequem leſen läßt.

Dagegen haben ſie ſich in den hinzugefügten Noten ihrer Freiheit bedient und bald im Einklang, bald in einigem Widerſpruch ſich zu vernehmen gegeben. Bald laſſen ſie gelten, bald beſtimmen, bald berichtigen ſie, wo denn ihre Erweiterungen und die fernere genauere Kenntniß dieſer Gegenſtände ganz willkommen ſind; deswegen auch dieſes Buch, wie es liegt, als ein brauchbarer Beitrag zur franzöſiſchen Literatur, wie ſie ſich in der Hälfte des vorigen Jahrhunderts gebildet hatte, gar wohl angeſehen werden kann. Noch verdient bemerkt zu werden, wie angenehm ihnen die Billigkeit geweſen, womit ein Ausländer ihre Literatur betrachtet und behandelt. So wird es auch einen Jeden bei Durchleſung dieſes Bandes intereſſiren, den Brief Voltaire's an Paliſſot wiederzufinden, worin er dieſen wegen des Schauſpiels „Die Philoſophen" beſtraft, ein bewundernswerthes Beiſpiel, wie man mit gerechter Schärfe und Strenge zugleich ſich aufs Anmuthigſte und Heiterſte benehmen kann, — eine Art jedoch, die vielleicht Niemand als Voltairen gelang, vielleicht auch keine andere Nation ſo gut hätte kleiden können.

*

Nachdem die franzöſiſche Ueberſetzung des Diderot'ſchen Dialogs erſchienen war, fing man an zu zweifeln, ob dieſer Neffe Rameau's jemals exiſtirt habe. Glücklicherweiſe fand man in Mercier's Tableau de Paris eine Stelle, welche ſein Daſein außer Zweifel ſetzt und ſowol vom Oheim als vom Neffen charakteriſtiſche Züge mittheilt. Auch dieſe fügen wir überſetzt hier bei; es iſt Mercier, der ſpricht.

„Ich habe," ſagt er, indem er vom Oheim zu reden beginnt, „in meiner Jugend Rameau, den Muſikus, gekannt. Es war ein langer Mann, dürr und hager, eingeſchrumpften Unterleibes, der, gebückt, wie er war, im Palais Royal ſtets ſpazieren ging, die Hände auf dem Rücken verſchränkt, um ſich einiges Gleichgewicht zu geben. Er hatte eine lange Naſe, ein ſpitzes Kinn, Stecken ſtatt der Beine und eine ſchnarrende Stimme. Er ſchien unzugänglichen Humors, und nach Art der Poeten ſprach er unſinnig über ſeine Kunſt.

„Man ſagte damals, die ganze muſikaliſche Harmonie ſei in

seinem Kopfe. Ich ging in die Oper; aber Rameau's Opern ennuyirten mich äußerst. Doch wurden sie mir von Jedermann als das non plus ultra der Musik vordemonstrirt, so daß ich, an mir selber irre werdend, mich für diese Kunst verloren hielt und mich innerlich betrübte, bis Gluck, Piccini, Sacchini meine schlummernden oder betäubten Fähigkeiten im Grunde meiner Seele erweckten. Von Rameau's großem Ruhme begriff ich nichts, und es wollte mich später bedünken, als hätte ich nicht so ganz Unrecht gehabt.

„Er konnte Voltairen nie eine Note begreiflich machen und Dieser Jenem nie die Schönheit eines seiner Verse, so daß, als sie einst gemeinsam an einer Oper arbeiteten, sie fast handgemein wurden, indem sie über die Harmonie sprachen.

„Derselbige Rameau, eines Tages eine schöne Dame besuchend, erhebt sich plötzlich von seinem Stuhle, nimmt einen kleinen Hund von ihrem Schooß und wirft ihn aus dem dritten Stockwerk zum Fenster hinaus. Die erschrockene Dame ruft: „„Was macht Ihr, mein Herr?“ „„Er bellt falsch,““ sagt Rameau, indem er mit dem Unwillen eines Mannes auf und ab geht, dessen Ohr höchlich beleidigt worden.

„Ich habe auch seinen Neffen gekannt, der halb ein Abbé, halb ein Laie war, der in den Kaffeehäusern lebte und alle Wunder der Tapferkeit, alle Wirkungen des Genies, alle edle Selbstverleugnung, kurz alles Große und Gute, was je in der Welt geschehen, auf das Kauen reduzirte. Nach ihm hatte Alles das seinen andern Zweck und seinen andern Erfolg gehabt, als um etwas zwischen die Zähne zu bekommen.

„Er predigte diese Lehre mit einer sehr ausdrücklichen Geberde und einer höchst malerischen Bewegung der Kinnladen. Sprach man von einem schönen Gedicht, von einer edlen That, von einem guten Gesetze, so sagte er: ‚Alles dieses, vom Marschall von Frankreich bis zum Schuhflicker und von Voltaire bis zu Chaban oder Chabanon geschieht blos, um etwas zu bekommen, das man in den Mund thue, und woran man die Gesetze der Mastikation erfülle.‘

„Eines Tages im Gespräch sagte er mir: ‚Mein Onkel, der Musikus, ist ein großer Mann, aber mein Vater, erst Soldat, dann Geiger, dann Kaufmann, war ein noch größerer. Ihr sollt urtheilen! Er war es, der etwas zwischen die Zähne zu bringen verstand.

„‚Ich lebte im väterlichen Hause mit vieler Sorglosigkeit; denn es war immer meine Art, wegen der Zukunft wenig neugierig zu sein. Ich hatte mein zweiundzwanzigstes Jahr zurückgelegt, als mein Vater eines Tages in mein Zimmer trat und

Seite Zeile
255. 2. **Das Reiche, nach dem Xenien-Almanach; — bei Boas Der Reiche.**
12. **Das ziemet, im Almanach; — in den Vier Jahreszeiten (II. 169 unsr. Ausg.) Es ziemet.**
14. **sich nicht, nach denselben Quellen; — an der eben citirten Stelle, nicht sich.**
256. 15. **an eignem, nach dem von M. Bernays in „Goethe's Briefe an F. A. Wolf" gegebenen Texte; — im Chaos sowie in den Ausgaben am eignen.**
18. **Besitz, nach derselben Quelle; — im Chaos und in den Ausgaben Genuß.**
261. 20. **war es, nach 8 und den folgenden Ausgaben, da man die Wortstellung im Chaos es war für einen Druckfehler halten möchte.**
21. **wie er's. — In dem vorliegenden Falle liegt die Sache umgekehrt als in dem vorangehenden. Die Ausgaben von 8 an haben was er, wodurch der Text nahezu widersinnig wird; wir sind deshalb der Lesart des Chaos gefolgt.**
266. 3. Schätzchen, nach der Handschrift; — in allen Ausgaben von 8 an Liebchen.
272. 1. In der Handschrift ließe sich statt Zauber auch lesen Zaubrer.
274. 4. **findet mir, nach 8; — die Ausgaben seit 9 findet nur.**
13. **Daß, nach 9 und den folgenden Ausgaben, — während 8 Wenn liest, wobei wir von der Voraussetzung ausgehen, daß die Veränderung in 9 handschriftlich berechtigt war.**
275. 20. **All', nach 8; — die Ausgaben von 9 an Alle.**
277. 15. **bekehren, nach 9 und den folgenden Ausgaben; — 8 belehren.**
281. 13. **von reinem Gefühl, nach 8; — 9 und die folgenden Ausgaben vom reinen Gefühl.**
283. 16. **Bereitet' — das Imperfektum wird durch den Sinn nothwendig, während alle Ausgaben seit 7 das Praesens haben.**
285. 13. **Fräulen, nach 8; — 9 und die sich daran anschließenden Ausgaben 9a—e Fräulein. Wegen der Wortform vgl. II. 325, Zeile 18 unsr. Ausgabe.**
289. 5. **Lass't, — 9b Laß.**
291. 26. **Nah' und Ferne, — während alle Ausgaben Nah**

mir sagte: „„Wie lange willst Du noch so in Deiner faulen Art hinleben? Seit zwei Jahren erwarte ich Werke von Dir. — Weißt Du, daß ich in meinem zwanzigsten Jahre gehangen war und einen Zustand hatte?““

„„Da ich sehr guter Dinge war, antwortete ich meinem Vater: „„Das nenne ich einen Zustand, gehangen zu sein! Aber wie geschah es, daß Ihr gehangen und doch mein Vater wurdet?““

„„Höre!““ sagte er. „„Ich war Soldat und maredirte; der Prosoß faßte mich und ließ mich an einen Baum knüpfen. Ein kleiner Regen verhinderte den Strick, zu gleiten, wie er sollte, oder vielmehr, wie er nicht sollte. Der Henker hatte mir mein Hemd gelassen, weil es löcherig war. Husaren ritten vorüber und nahmen mir mein Hemd auch nicht, weil es nichts taugte; aber mit einem Säbelhieb durchschnitten sie den Strick, und ich fiel auf die Erde. Sie war feucht; die Frische brachte mich wieder zu mir, und ich lief auf einen Marktflecken zu, der nicht weit war. Ich trete in eine Weinschenke; ich sage zur Frau: ‚Erschreckt Euch nicht, mich im Hemde zu sehen! Mein Gepäck folgt hinter mir. Doch davon hernach! Jetzt bitte ich um nichts als eine Feder, Tinte, vier Bogen Papier, ein Brod für einen Sou und einen Schoppen Wein.‘

„„Ohne Zweifel hat mein durchlöchertes Hemde die gute Frau zum Mitleid bewegen. Ich schrieb auf die vier Bogen Papier: **Heute großes Schauspiel, gegeben durch den berühmten Italiener, die ersten Plätze zu sechs Sous, die zweiten zu drei. Jedermann tritt herein, wenn er bezahlt.**

„„Ich verschanzte mich hinter eine Tapete, borgte eine Geige, schnitt mein Hemde in Stücke und machte daraus fünf Marionetten, die ich mit Tinte und ein Wenig von meinem Blute bemalte, und so war ich fertig, um wechselsweise meine Puppen reden zu lassen und hinter meiner Tapete zu singen und zu geigen.

„„Ich hatte im Präludiren meinem Instrument einen außerordentlichen Ton gegeben; die Zuschauer strömten herzu, der Saal wurde voll. Der Geruch der nahen Küche gab mir neue Kräfte, und der Hunger, der einst Horaz begeisterte, inspirirte auch Deinen Vater. Während einer ganzen Woche gab ich täglich zwei Vorstellungen, und auf dem Zettel nichts von Herabsetzung der Preise. Ich wanderte aus der Schenke mit einem Reiserock, drei Hemden, Schuhen und Strümpfen und hinreichendem Gelde bis zur Grenze. Eine kleine Heiserkeit, durch das Hänzen verursacht, war ganz verschwunden, so daß der Fremde meine sonore Stimme bewunderte.

„„Du ſiehſt alſo, daß ich im zwanzigſten Jahre berühmt war und meinen Zuſtand hatte. Du biſt zweiundzwanzig, haſt ein neues Hemd auf dem Leibe, hier ſind zwölf Franken, und nun packe Dich!““

„‚So verabſchiedete mich mein Vater. Ihr werdet geſtehen, daß es von dort ein zu weiter Weg war, als daß man hätte zu Tardanus oder Kaſtor und Pollux gelangen ſollen. Seitdem ſehe ich alle Menſchen ihre Hemden nach dem Grade ihrer Fähigkeit ſchneiden und öffentlich Marionetten ſpielen, und Alles dies, um ihren Mund zu füllen. Die Maſtikation iſt nach meiner Ueberzeugung der wahre Endzweck aller ſeltenſten Dinge dieſer Welt.‘

„Dieſer Rameau's Neffe hatte am Tage ſeiner Hochzeit für einen Thaler den Kopf alle Leyermädchen von Paris gemiethet, und er ging in ihrer Mitte durch die Straßen, indem er ſeine Frau am Arme führte. ‚Du biſt die Tugend, ſagte er, aber ich habe Dir einen noch größern Glanz geben wollen durch dieſe Schatten, die Dich umringen.‘

So weit Mercier, deſſen Unterredung mit Rameau's Neffen denſelbigen Ton hat wie Diderot's Dialog, und welche große Aehnlichkeit hinreichend beweiſen möchte, daß es kein erdichteter Charakter, ſondern ein wirklicher Menſch geweſen ſei, wonach beide Maler, ohne von einander zu wiſſen, ihr Porträt mit ſo großer Wahrheit entwarfen.

*

Alles Vorhergehende nochmals überſehend, ſcheint es mir dem allgemeinen Intereſſe gemäß, jenen oben angedeuteten Brief des franzöſiſchen Verlegers im Original beizufügen; er verſetzt uns lebhafter in jene Tage, wo dieſe Angelegenheit mit Leidenſchaft behandelt wurde.

Pardonnez moi, Monsieur, si je viens Vous dérober quelques-uns de ces instants précieux que pour les plaisirs de notre âge et ceux des siècles futurs vous avez consacrés au culte des Muses; mais c'est au nom des manes de Diderot que je vous invoque, et le rang distingué que cet illustre écrivain me paraît tenir dans votre estime m'est un gage assuré, que je ne me serai point vainement adressé à vous. Je me sens encore soutenu dans ma témérité à solliciter de vous une réponse par ce profond caractère de vérité et de droiture que je trouve empreint dans tous vos écrits.

Il s'agit, Monsieur, de prononcer dans un procès purement littéraire; votre sentence sera sans appel, et votre réponse me donnera une victoire éclatante sur un imposteur qui n'a pas craint de me présenter au public Français comme un fourbe capable d'en imposer au point de donner pour un original une traduction d'un ouvrage de Diderot. Voici le fait:

Editeur des *Oeuvres complètes de Diderot*, j'ai rempli le voeu formé par vous-même en comprenant dans mon édition le *Neveu de Rameau*. Cet ouvrage n'est pas encore publié. La traduction Allemande que vous avez donnée de cet ouvrage remarquable, est si fidèle, me disait encore, il y a quelques jours, le fils de Pfeffel de Colmar, qu'il serait très-facile de reproduire textuellement Diderot.

Cependant pour rendre aux lettres Françaises l'ouvrage de Diderot, je n'ai point fait usage de votre traduction; j'ai imprimé mon édition sur une copie faite en 1760 sous les yeux de l'auteur; cette copie m'a été donnée par Madame la Marquise de Vandeuil, fille unique de Diderot, vivant et demeurant aujourd'hui à Paris, rue Neuve de Luxembourg No. 18.

D'un autre côté un Monsieur de Saur a retraduit en 1821 votre traduction; il l'a défigurée en beaucoup d'endroits, s'est permis beaucoup d'amplification et n'en a pas moins présenté son livre comme un ouvrage posthume et inédit de Diderot. Aujourd'hui qu'il se voit forcé d'avouer qu'il n'est que traducteur, il me dénonce comme un fourbe semblable à lui et prêche dans tous nos journaux que mon édition, prétendue originale, n'est comme la sienne qu'une traduction de votre traduction. Prouvez le contraire, me dit-il, en me présentant l'autographe de Diderot, et je me retracte à l'instant. Le méchant sait bien que cet autographe envoyé au prince de Saxe-Gotha ou au prince Henri de Prusse a été détruit; et comme je n'ai à lui opposer que la copie faite par un secrétaire de Diderot, il persiste à taxer d'imposture la famille de Diderot et moi-même. C'est à vous seul qu'il est reservé, Monsieur, c'est à vous seul qu'il est possible de faire voir quels sont les trompeurs de M. de Saur ou de l'estimable Marquise de Vandeuil, avec laquelle je m'honore de faire cause commune dans cette affaire. La France attend votre arrêt.

J'ai l'honneur de vous envoyer, Monsieur, un exemplaire de mon édition du *Neveu de Rameau*. Vous reconnaîtrez, je n'en doute point, le même texte qui a servi à votre élégante traduction. Après avoir reconnu la vérité de mes assertions, serez-vous assez bon pour me donner par la réponse dont j'ose me flatter d'être honoré, le moyen de confondre mes accusateurs et ceux de la famille de Diderot lui-même? Je me vois, à mon début dans le monde, compromis dans ce que j'ai de plus cher auprès de mes concitoyens, dans mon honneur même, puisque ces Messieurs n'ont pas craint de me présenter comme capable d'abuser de la confiance publique.

Je vous envoie aussi, Monsieur, un journal dans lequel vous verrez que ces Messieurs traitent Diderot avec aussi peu de pudeur que de bonne foi.

Vous recevez enfin un exemplaire de la traduction de M. M. de Saur et de Saint-Géniès, dans lequel j'ai souligné ou indiqué une faible partie des contre-sens qu'ils ont faits et des additions qu'ils se sont permises. Les numéros inscrits à la marge indiquent les pages correspondantes de mon édition.

Si vous daignez m'honorer d'une réponse, je ne doute pas de voir contester par mes détracteurs l'authenticité de votre signature; mais l'Europe savante la connaît et l'Institut de France est là pour me venger.

C'est beaucoup vous demander, Monsieur, que de solliciter de vous de pareils soins; mais je suis sûr que quand il dépend de vous d'assurer le triomphe de la vérité et de confondre l'imposture, vous oubliez promptement toutes les peines que vous avez pu prendre.

Je suis, Monsieur, avec les sentiments du plus profond respect et de la plus haute considération

de votre Excellence,

le très-humble et très-obéissant serviteur

Brière,

Libraire-éditeur des Oeuvres de Diderot, rue St.-André des arts No. 63.

Paris, le 27 Juillet 1823.

Zur Reviſion des Textes.

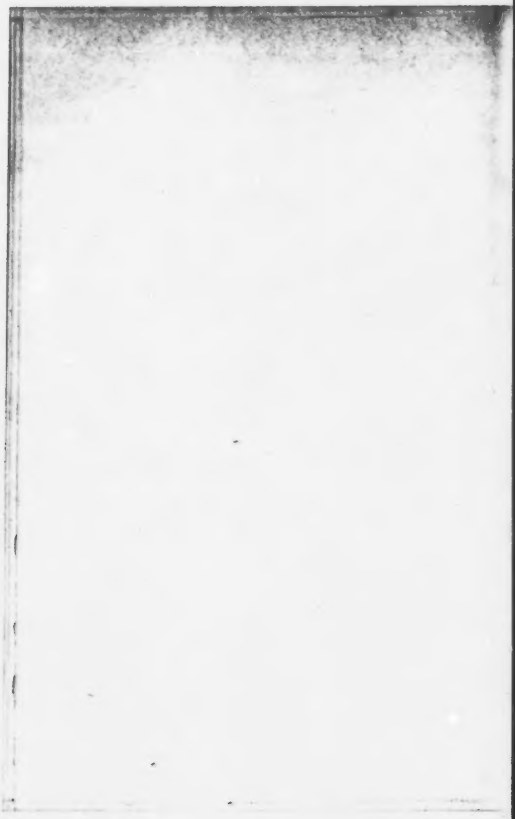

Für die Feststellung des Textes sind verglichen:

OA. Rameau's Neffe. Ein Dialog von Diderot. Aus dem Manuskript übersetzt und mit Anmerkungen begleitet von Goethe. Leipzig, bey G. J. Göschen, 1805.

WN. Ein Nachdruck mit demselben Titel. Wien. In Commission bey Geistinger.

5. Goethe's Werke. Stuttg. u. Tüb., Cotta. 20 Bde. Oct. 1815—1819 Bd. 20.

5a. Goethe's Werke. Original-Ausgabe. 26 Bde. Oct. 1816—1822. Wien, Kaulfuß und Armbruster. Bd. 20.

6. Goethe's Werke. Vollständige Ausgabe letzter Hand. Oct. 40 Bde. 1827—1831. Stuttg. u. Tüb., Cotta. Bd. 36.

6a. Gleichzeitige Ausgabe in Sedez. 40 Bde. Bd. 36.

9. Goethe's poetische und prosaische Werke in 2 (in Wirklichkeit 3) Bdn. Lexikon-Format. Stuttg. u. Tüb., Cotta. Zweiten Bds. zweiter Theil (Dritter Band). 1847.

9. Goethe's sämmtliche Werke in 40 Bänden. Duodez. Stuttg. u. Tüb., Cotta. 1840. Bd. 29.

9a—c. Neue Abdrücke derselben Ausgabe. 1850, 1853, 1855.

11. Goethe's sämmtliche Werke in 30 Bänden. Groß-Oktav. Stuttgart, Cotta. 1850 f. Bd. 23.

11a. Dieselbe Ausgabe (in neuer Redision). 1857 f. Bd. 23.

12. Goethe's sämmtliche Werke in 6 Bänden. Lexikon-Oktav. Stuttg., Cotta. 1866. Bd. 5.

13. Goethe's Werke in 36 Bänden. Duodez. Stuttg., Cotta. 1867. Bd. 25.

14. Dieselbe Ausgabe in Sedez. 1868. Bd. 25.

15. Goethe's sämmtliche Werke in 40 Bänden. Groß-Sedez. Stuttg. Cotta. 1869. Bd. 33.

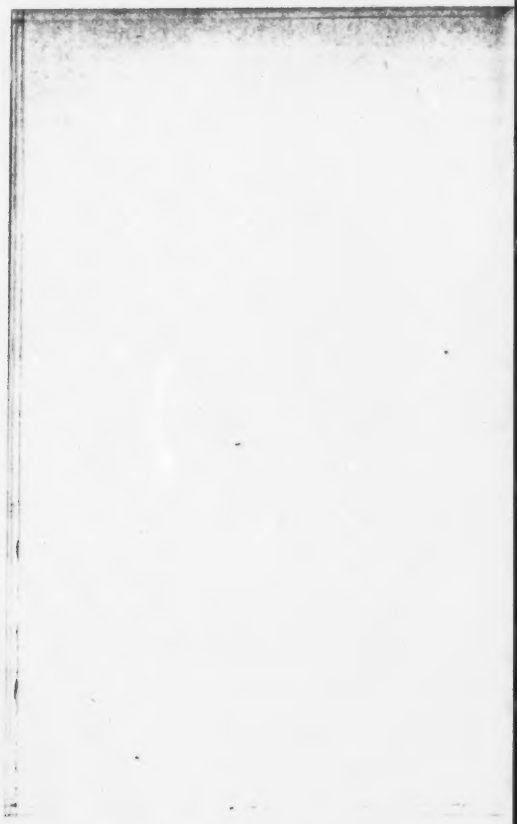

Verzeichniß der Stellen,

in denen unser Text von anderen Drucken und Ausgaben abweicht

Seite Zeile

20. 14. hätte; — 15 habe.
16. zum — fehlt in 11 bis 14.
das; — 11 bis 14 was
27. einen; — 5a ein.

21. 17. versicherten ihm; — 5a versicherten ihn.
28. Ihr wart; — 5a Ich war.
35. gutes, nach dem hier festgehaltenen Gebrauche; — die Ausgaben guten, ebenso S. 51. Z. 42 muthvolles u. a. m.

22. 22. auch, nach OA und WN; — in 5 bis 15 fehlt das Wort.

23. 3. Augenbrauen; — WN und 5a Augenbraunen.
5. Andern, nach OA, WN, 5 und 5a; — 6 bis 15 andere.
17. seinen, nach 6 bis 15; — OA bis 5a seine.
21. Jemandem; — OA bis 9 jemanden, 11 bis 15 jemand.
24. wann, nach OA und 15; — WN bis 14 wenn.

24. 22. unterfünden; — 5a unterfänden.

25. 2. Partie (prendre son parti), nach OA bis 9; — 11 bis 15 Partei.

26. 4. nützen, nach OA bis 9 und 15; — 11 bis 14 nutzen.
7. Barbier, nach 6 bis 15; — OA bis 6a Barbie.
15. nicht (ein bei Goethe häufig vorkommender Gallizismus), nach OA bis 9; — in 11 bis 15 fehlt das Wort.
25. vortrefflichen, nach 6 bis 15; — OA bis 5a vortreffliche.

27. 6. Niemanden; — 11 bis 14 Niemand.

29. 11. Schmerzen; — 5a Schmerz.
28. 29. aufgehobenem, nach 6 bis 13; — OA bis 5a, 14 und 15 aufgehabenem.
31. bärtest, nach 6 bis 15; — OA bis 5a hast.

31. 15. verziehe; — 5a verzeihe.

32. 13. Robbe, nach dem französischen Text und 6 bis 15; — OA bis 5a Robe.

33. 23. Carmontelle, in Uebereinstimmung mit S. 111. Z. 1; — sämmtliche Ausgaben Carmontel.

34. 14. platte (plate); — 15 glatte.
27. Pfund, nach 6 bis 15; — OA bis 5a Pfunde.

35. 25. mir; — 5a in mir.

36. 13. gespart; — 5a erspart.

37. 18. ich; — fehlt in 15.
31. Chiabran; — im französischen Text Chiabrau.

39. 8. viel, nach OA bis 9; — 11 bis 15 viele.
14. lehrt; — 5a lernt.
26. weißen; — 15 weißem.
27. Faden, nach OA bis 9 und 15; — 11 bis 14 Fäden.
geflickt; — 5a gestickt.
31. Pflaster; — 5a Plaster.

40. 9. auch, nach OA, WN und 5a; — in 5 bis 15 fehlt das Wort.

Seite Zeile

und ferne haben. Es war unsre Absicht, durch diese Orthographie anzudeuten, daß wir unter Nah' und Ferne nicht Adverbien, sondern die Personen wollen verstanden wissen, woran sich dann „gute Seelen" als Apposition anschließt.

292.18. die Tiecke, — die Lesart von 7, die Tieck, welche nicht einmal dadurch gerechtfertigt wird, daß in der That nur an den einen Dichter Tieck gedacht werden kann, ist schon in 8 verbessert worden.

294.23. hinter, nach 8 und den übrigen Ausgaben, — während im Goethe-Zelter'schen Briefwechsel unter steht; wir haben indessen von der Veränderung in 8 vorausgesetzt, daß sie berechtigt ist.

296. 8. Jener liefert, nach 8; — in der Fortsetzung von 7 (Band 16. S. 82.) fehlt liefert, wodurch das Metrum gestört wird.

298.12. schaut', — die Ausgaben seit 8 sämmtlich schaut.

303. 8. finstrer. Wir haben diese Lesart von 8 beibehalten, obgleich sie in 9 und den folgenden Ausgaben in finster verändert ist; der Komparativ enthält etwas Hyperbolisches, das für die beabsichtigte Polemik gerade angemessen erscheint.

18. im Einen, nach 8, — gewiß richtiger als die Lesart der Ausgaben seit 9 in Einem, weil „das Eine" ein bestimmter und bekannter Begriff ist, von dem der Ausgangspunkt genommen wird.

308.29. Ihr Kranken, nach 8 und den folgenden Ausgaben, — 12 die Kranken.

314. 4. Weil Basedow das Ruder führt. — Bei Hirzel Weil Basedow das Ruder rührt, in der Kieler Monatsschrift Wo Basedow das Ruder führt.

19. Flog, — die Lesart in „Goethe's goldener Jubeltag" Floh scheint Druckfehler zu sein.

316. 6. ärger, nach dem Texte bei Schlosser und den Ausgaben 9 u. 12; — die Ausgaben 8 u. 9b ärgre.

7. u. 8. bestreuft, leihst, nach derselben Quelle, der auch auch 9 u. 12 folgen, — sonst bestreuest, leihest.

18. gern den Musen wäre. — Sämmtliche Ausgaben (auch 9 u. 12) haben den Schlosser'schen Text dahin verändert, daß statt gern den in ihnen Deinen steht.

Seite Zeile

43. 1. brinnen, nach 6; — OA bis 5a und 6a bis 9 brinne, 11 bis 15 drin.
2. Lemierre, nach OA bis 9 und der sonst üblichen Schreibweise des Namens; — im französischen Text und in 11 bis 15 Lemière.
3. bubliren, nach OA bis 5a; — 6 bis 15 bupliren.
Arnould, nach dem französischen Text; — die Ausgaben Arnaud.
4. Montami, nach OA bis 9 und dem französischen Text; — 11 bis 15 Montamy.
44. 1. hielt', nach 11a bis 15; — OA bis 11 hielt.
2. Favillier. — Nach einer Note bei Briere ist darunter M. Abraham F. zu verstehen.
45. 3. gelten, nach OA bis 9; — 11 bis 15 geltend.
46. 2. ahnet; — OA, WN und 5a ahndet.
47. 3. vertraute; — 5a vertrauet.
49. 2. Man mag; — 15 Mag man.
49. 3. des Calas; — bei Brière „la mémoire des Calas".
50. 4. vor, nach 6 bis 15; — OA, WN und 5 für; ebenso S. 54. Z. 10 an zwei Stellen, und Z. 16.
7.8. Tagdiebs, nach 6ff.; — OA und 5 Tagdieb, WN Tagsdieb.
51. 2. führten; — 6 führen.
2.3. forderi; — OA, WN und 5 fodert.
3a. sehr, die. Das für den Sinn unbedingt nothwendige Komma steht nur in 15.
3. drückt; — OA bis 5 drückt.
53. 7.8. Augenbrauen, nach 6 als 13; — OA, 5 und 14 Augbrauen, WN Augbraunen.
54. 2. Poinsinet; — im französischen Texte „Mallet".
56. 1. zum Exempel (z. E.), nach OA bis 9; — 11 bis 15 zum Beispiel.
2. sagte; — 6 bis 9 sagt.
4. Generalpachter; — 11 bis 13 Generalpächter.
57. 1. dessenungeachtet, nach dem sonst in 6 festgehaltenen Gebrauche und 11 bis 13; — OA bis 9 und 11 bis 15 demungeachtet.
2. Genies, nach OA bis 5a; — 6 bis 15 Genius.
3. manche, nach OA bis 5a und 14; — 6 bis 13 und 15 manche.
60. 2. aufgepfiffenen, nach 6ff.; — OA bis 5a aufgepfiffene.
61. 1. Schelme, nach 5ff.; — OA, WN und 14 Schelmen.
2. Mesenge und Villemorin, nach 6ff.; — OA bis 5a Montsauge und Villemorin.
63. 2. sage; — 6 sagen (Druckfehler).
2. insolenter, nach OA, WN und 5a; — 6 bis 15 so insolenter, eine Aenderung, die nur zufällig entstanden sein kann.
64. 2. Mord, nach dem französischen Text; — OA bis 9 Mordre, 9 Mordre, 11 bis 15 Mordre.
65. 1. Mittagessend; — OA, 5 und 5a Mittagsessend.
2. armem, plattem, nach 9; — die übrigen Ausgaben armen platten.
3. zur Linken; — OA Linken.
66. 1. getraut; — 11 bis 14 getrogt, ebenso S. 67. Z. 5 Trug, resp. Trog.
2.3. Der Schelm fort. — Im französischen Text „Je veux qu'il sorte". Morte, die nur im Sinne des Karrens gesprochen in den Zusammenhang passen würden.
4. sang' ;— 15 sing.
5. Schuft, nach 5 bis 13; — OA, WN und 14 Schuften.

Seite Zeile

69. 18. **Poinsinetem**; — 11 bis 15 Poinsinet.
70. 11. **Schelme**. — Man vgl. die Bemerkung zu S 61. Z 1; — sämmtliche Ausgaben Schelmen.
20. Bertinus; — 11 bis 15 Bertin.
71. 5. Pesenge6. — Man vgl. die Bemerkung zu S 61. Z 8.
73. 14. viel; — 14 und 15 viele.
16. abgefeimter; — 5a abgefaümter.
74. 1. verloren, verferen; — 5 bis 9 verloren.
75. 13.14. Mascarillus; — OA bis 5a Mascarillas.
23. fing mir an; — 15 fing an mir.
77. 1. deño wahrer, nach OA, 5a, 14 und 15; — in 5 bis 14 fehlen die Worte.
78. 13.14. Tracallo, nach dem französischen Text; — die Ausgaben Tracolle. Man vgl. die Note zu dieser Stelle.
15. Europe; — OA, 5 und 5a l'Europe.
79. 2. geschähe, nach 5 bis 13; — OA und 5 bis 6a geschahe, WN geschehe.
18. wollten; — 5a wollen.
20. Eh, nach OA bis 9 und 13, weil es scheint, daß die französische Interjektion beibehalten werden sollte; — 11, 11a, 12, 14 und 15 Eh.
80. 17. Ellbogen; — 11 bis 15 Ellenbogen.
20. Ile; — OA bis 5a Isle.
24. aufgehabenen; — 9 bis 13 aufgehobenen.
81. 10. Aspettar e, nach 6 ff.; — OA bis 5a Aspettare, im französischen Text Aspettar si.
11. te; — OA bis 5a se.
21. Lamentationen, nach OA bis 9 und dem französischen Text; — 11 bis 15 Lamentation.
82. 22. Wangen (de son jouet). — Wange, wie in allen Ausgaben steht, kann nur ein fortgepflanzter Druckfehler sein.
83. 7. l'aurore — fehlt in OA, WN, 5 und 5a.
84. 8. Erfrischungen; — 13 Erfrischung.
85. 24. Unglücklichem, nach 11 bis 15; — OA bis 9 Unglücklichen.
28. Le vainqueur de Renaud, si quelqu'un le peut être. Die Stelle ist frühzeitig verdorben. Richtig finden sich die Worte, die vollständig mit dem Opernetzte übereinstimmen, und auf die in demselben folgt „Sera digne de moi", nur in OA, WN und 5a. Der französische Herausgeber versteht oder kennt die Stelle nicht, daher die ganz unsinnige Interpunktion und Orthographie: le vainqueur de Renaud, si quelqu'un, le peut-être. — In 5 steht statt „Le vainqueur" „so vainqueur", welches vielleicht in Verbindung mit der auch benutzten französischen Ausgabe zu dem in die Ausgaben 6 bis 15 übergegangenen widersinnigen Texte „das vainqueur im Rinalde; das quelqu'un le peut-être" (auch peut être ist überall als Substantiv gefaßt) Veranlassung gegeben hat
29.30. das entschlossene obéissons aus den galanten Indien. — In OA bis 5a das obéissons sans balancer! aus dem galanten Indien; in 6 sollte offenbar nur „sans balancer" durch entschlossene ersetzt werden; die Korrektur wurde indessen noch auf das Folgende ausgedehnt, und es entstand wieder etwas Widersinniges, das aber von 6 bis 15 beibehalten wurde; „das entschlossene obéissons; die galanten Indien.
90. 8. Cöpecen; — 11 bis 15 Cöpecen.
89. 6.11. Moralist; — 11 bis 15 Moralisten.

Seite Zeile
90. 8 ausdrücken, nach 6 ff.; — OA bis 5a ausdrucken.
92. 1 glopenden, nach 11 bis 15; — OA bis 9 klopfenden.
4 sah, nach 11 bis 15; — OA bis 9 sahe.
11 hatte; — 15 hat.
13 weinte — fehlt in 15.
20 erhub; — 11 bis 13 erhob.
93. 1 nütze; — 11 bis 15 nutze.
95. 3-4 löchergen, nach 6 ff.; — OA bis 5a löchrichen.
97. 4 Schufte; — OA und 15 Schuften.
10 Tischer, nach OA, WN, 5 und 6 bis 9; — 5a und 11 bis 13 Tischler.
98. 16 Anderer, nach OA bis 9; — 11 bis 15 andere.
19 Schmarutzer, nach OA bis 9 und 15; — 11 bis 14 Schmarotzer.
23 Aber nach Eurer Rechnung, sagte ich zu meinem Manne, nach OA bis 9; — 11 bis 15 Ja. Aber nach Eurer Rechnung — Diese Aenderung ist nicht nothwendig und deshalb hier nicht aufgenommen.
30 dieser, nach OA bis 9 (sur ce monde-ci); — 11 bis 15 der.
99. 18 unterm, nach OA bis 9; — 11 bis 15 unter dem.
101. 25 Generalpachter, vgl. S. 56 Z. 41; — die Ausgaben sämmtlich Generalpächter.
102. 6.7 Nun schluchzt' er, nun weint' er, nun ruft' er aus, nach OA bis 9; — 11 bis 15 Nun schluchzte er, nun weinte er, nun rief er aus. Die Aenderung ist unberechtigt, da die Form „rufte" sich auch sonst bei Goethe findet, z. B. Werke, XIV. S. 30 Z. 21.
9 Vor, nach 6 bis 15; — OA bis 5a Für.
11 Von d'Auvergne, nach 6 bis 15; OA bis 5a Le Dauvergne.
16 im Wege, nach OA, WN und 5a; — 5 bis 15 immer im Wege; Das störende „immer" ist nur durch ein Versehen zum zweiten Mal in den Text gekommen. Auch bei Diderot steht nur: „qui desolent les vivants."
107. 4 Farinelli's, nach OA, WN, 5a und 11 bis 15; — 5 bis 9 Farinelli'ß.
109. 6 seine, nach S. 47 Z. 14, wie auch nach 11 bis 15; — OA bis 9 die.
14.15 Euphemien, nach OA bis 9; — 11 bis 15 Euphemie.
109. 12 1707. Das Geburtsjahr des Abbé wird sehr verschieden angegeben; OA, WN, 5a und 9 bis 15 haben 1707, 5, 6 und da 1717, 8 hat 1718. In der S. 151 citirten Schrift „Des hommes célèbres de France" wird 1713 als Geburtsjahr, 1780 als Todesjahr des Abbé angegeben, und man möchte darauf einigen Werth legen, da in dieser Schrift einige genauere Notizen über ihn stehen; aber man sieht, daß nur durch ein Versehen die bei „Batteux" (S. 3) stehenden Zahlen auch auf „Le Blanc" übertragen sind.
112. 18 Junii. — OA Junii.
113. 20 finden, nach OA, WN, 5 und 15; — 6 bis 14 befinden.
114. 25-26 Fürwahr .... selbst nicht. Nach dem Beispiel von 11 bis 13 ist hier der Text mit S. 42 Z. 4 und 5 übereinstimmend gemacht, während in OA bis 9 sowie in 14 und 15 steht .... bei Gott, ich weiß nicht, zu was für einem Ding er den Geschmack machte, wußte er es doch selbst nicht.
116. 3 symbolisirt, nach OA, 5, 5a und 15; — 6 bis 14 symbolisirn.
119. 4 Marizaux; — OA bis 5a hier und überhaupt Mariveaux.
8 zu — fehlt in OA bis 9, ebenso S. 141, Z. 22.
20 Anforderungen; — OA und WN Anfoderungen.
120. 18 seinem; — OA, WN und 5a seinen.

Dritte Zeile
121. 24. 25. ausdrückt; — OA, WN und 5a ausdruckt.
122. 3. Passiello, nach 8 bis 15; — OA bis 5a Paesiello.
123. 6. dargethan, nach 6 bis 15; — OA bis 5a dargethan (Siehe Propyläen).
11. Bouffons; — 15 Buffons.
16. starre; — fehlt in 15.
125. 6. nach ihm Andre; — 15 andere nach ihm.
25. Paliffiren, nach OA bis 9; — 11 bis 15 Paliffiet.
126. 28. er sieht, nach OA bis 11; — 11a bis 15 sieht.
16. vorhandenen; — OA, 5 und 5a vorhandene, ebenso S. 138, Z. 1 angelegten.
24. zurückgezogenen; — OA bis 5a zurückgezogene.
25. wirkiamen; — OA bis 5a wirkſame.
128. 24. aber ich der; — 15 ich aber der.
11. überschauenden; — OA bis 5a überschauendem.
28. entehren; — 6 (aber nicht 6a) entbehren.
34. ist es; — 6a es ist.
130. 11. mir; — 11 bis 14 mich.
11. 12. Chevalier de; — 11a bis 14 Ritter.
26. Lametrie; — OA bis 5a Lametries, 6 bis 9 Lametrie.
132. 21. Molierischen; — OA bis 5a und 15 Molierischen.
133. 25. Rameau'schen; — OA bis 5a Rameauschen.
134. 24. erhuben; — 5a und 11 bis 14 erhoben.
135. 5. ausgedrückt; — OA bis 5a ausgedruckt.
12. 13. anerkennen, nach OA, WN, 5a und 15; — 5 bis 14 erkennen.
136. 28. verstanden, nach OA, WN und 5a; — 5 bis 15 verbunden.
137. 1. Ganzes, nach 11 bis 15; — OA bis 9 Ganze Vergl. § 7.
26. 27. Rameau, nach 6 bis 15; — OA bis 5a Rameaus.
138. 28. ruhig, nach 6 bis 9; — OA bis 5a und 11 bis 15 geruhig.
32. nach wie vor; — OA bis 5a vor wie nach.
139. 9. wonach, nach 11 bis 15; — OA bis 9 wornach.
15. einen, nach 6; — alle übrigen Ausgaben einem.
18. vorwerfen, nach 11 bis 15; — OA bis 9 vorzuwerfen.
20. verrückt, nach 11 bis 15; — OA bis 9 verruckt.
21. 25. 26. fordern, Forderungen; — OA, WN und 5 fodern, Fodernngen.
140. 7. Die Philosophen, nach 11 bis 15; — OA bis 9 der Philosophen.
16. Diderot'sche, nach 6 bis 15; — OA bis 5a Diderottische.
141. 10. du Deffant; — OA bis 5a du Deffaut.
de l'Espinasse, nach 11 bis 15; — OA bis 5a und 6a bis 9 d'Espinasse, 6 l'Espinasse.
15. Gest. 1758, nach 11 bis 15; — OA bis 9 Starb im 80sten Jahr.
142. 18. Voltairen, nach 8 und 9 und sonstiger Analogie; — 11 bis 15 Voltaire, ebenso öfters.
20. Grazie, nach 6 bis 14; — OA bis 5a und 15 Grazien.
22. Petillantes; — OA, 5 und 5a Patillantes.
143. 1. Der nachfolgende Abschnitt bis zum Schluß ist erst in die Ausgaben nach Goethe's Tode aufgenommen worden.
147. 15. unthunlich; — 8 und 13 untbulich.
148. 17. beziehtigen; — 6 bis 11a bezüchtigen.
22. nach einer Kopie, nach dem französischen Text, der auch in 15 benutzt ist; — 6 bis 14 einer Kopie.

Seite Zeile
149. 22. Diderot'schen, nach 11 bis 13 und der Analogie von S. 140, Z. 16; — 6a, 8 und 9 Diderotischen.
22. gleichlautend, nach 8 bis 11; — 11a bis 15 gleichbedeutend.
150. 4. scheiden, nach 8 bis 14; — 15 unterscheiden.
22. stand; — 6 und 6a standen.
154. 2. erwarte; — 15 erwartete.

Goethe's Werke.

Nach den vorzüglichsten Quellen revidirte Ausgabe.

Zweiunddreissigster Theil.

Philipp Hackert.

Herausgegeben und mit Anmerkungen begleitet von
Fr. Strehlke.

Berlin.
Gustav Hempel.

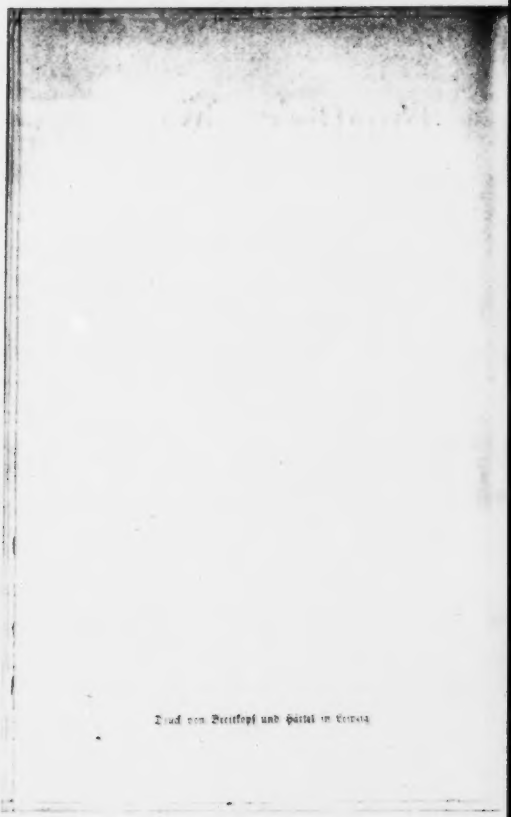

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig

Inhalt.

Seite

Vorbemerkung des Herausgebers 7

Philipp Hackert.

Vorerinnerung. — Charles Gore 17

Jugendliche Anfänge 27
Erster Ausflug 32
Reise nach Paris 33
Paris 34
Rom und Neapel 38
Schlacht bei Tschesme 41
Familienverhältnisse 46
Reisen 47
Pius VI. 48
Donna Giulia Falconieri 49
Kardinal Pallavicini 50
Charles Gore. — Richard Payne Knight 52

Tagebuch einer Reise nach Sizilien 55
Abfahrt 55
Pästum 56
Porto Palinuro 59
Stromboli 60
Lipari 61
Milazzo 64
Tindaro 64
Acqua Dolce 66
Cefalu 67
Termini 68

Seite

La Begaria 69
Palermo 69
Montreale 72
Egesta 72
Selinus 74
Sciacca 78
Girgenti 78
Alicata 84
Biscari 85
Syrakus 87
Catania 92
Aetna 96
Aci reale 99
Taormina 100
Messina 101

Ober-Italien und die Schweiz 105
Großfürst und Großfürstin 106
Graf Rasumowsky 108
König von Neapel 109
Kaiser Joseph II. 111
Caserta 113
Anstellung 114
Familiarität des Königs 114
Liebhaberei des Königs 115
Wohlleben 116
Geschenke 118
Aushilfe 120
Kochkunst 121
Mäßigkeit 123
Zufällige Einkünfte 123
Sonderbare Audienz 124
Hofintrigue und Fasaneneier 125
Vertrauen 127
Die Giunta 127
Faktotum 128
Farnesische Verlassenschaft 129
Gemälde-Restauration 131
Kurthäuse 132
Malerbeschwerden 135
Projektmacher 137

Seite

Papiermühle 137
Fortsezung 139
Erste Kupferdrucke 140
Wegebau 141
Protektion und Vertrauen 142
Zeichenstunden 144
Direktorstelle 147
Enkaustik 150
Studien-Gebäude 152
Seehäfen 153
San Leocio 154
Carditello 157
Sizilien 158
Kriegsunruhen 159
Franzosen 161
Rettung 163
Mißliche Lage 164
Abfahrt 164
Livorno 165
Florenz 166
Lebensende 166

Nachträge.

Ausführliche Beschreibung der sechs Gemälde, die Schlacht bei Tschesme vorstellend 169
Hackert's Kunstcharakter (von Hofrath Meyer) 174
Ueber Landschaftsmalerei. Theoretische Fragmente (von Philipp Hackert) 179
Sittliche Wirkung 190
Ueber Oelmalerei. Fragment 192
Hackert's Brief an den Herausgeber 194
Hinterlassenes 198

Zur Revision des Textes. 201

Siehe Seite

319.20. Tepel, — 8 Texel.
21. fläff', — 8 fläß.
327. 7. ſetzte, — 7 hat letzte, welches indeſſen ſchon in 8 korrigirt wurde.
329.17. nah — nicht nach; vgl. die Anmerk. unter dem Texte.
331. 2. 1810, — in 8 unrichtig 1804.
332.22. Elbe, nach d. Texte bei Peucer, — die Ausgaben Elb'.
334.21. An dieſem Tage, nach den Briefen an Frau von Stein, — in den Ausgaben An einem Tage.
335. 1. der werthe Schlanke, nach derſelben Quelle, — während in den Ausgaben ſeit 7 der werthe, ſchlanke ſteht.
336. 8. Gelangte zu mir; — in 7 und 8 fehlt das Wörtchen zu.
337.25. Keiner je ſich, nach 7, — während ſowol im Goethe-Zelter'ſchen wie im Goethe-Knebel'ſchen Briefwechſel geleſen wird man ſich nimmer.
26. Denn man erfährt, nach derſelben Quelle; — im Goethe-Zelter'ſchen Briefwechſel Und man erfährt, im Goethe-Knebel'ſchen Denn Du erfährſt.
339. 7. Weil, nach dem Chaos, — Hirzel S. 86 Wo.
340.21. Lina, nach der Handſchrift und dem Abdruck im Katalog der Goethe-Ausſtellung, — die Ausgaben ſeit 7 Freundin.
341. 8. dem Schatten; Lesart ſämmtlicher Ausgaben, — der wir indeß die der Handſchrift, den Schatten, vorziehen möchten.
27. der ſiebenten Bitte, nach dem Original, — in den Ausgaben ſeit 8 zur ſiebenten Bitte.
342. 2. gnädig, ebendaſelbſt, — in allen Ausgaben gnädigſt.
343. 5. Beſtellt', nach dem erſten Druck; — die Ausgaben ſämmtlich Beſtellt.
352. 4. von vielen Freuden, — 8 von Luſt und Freuden.
7. verdient, — im Weimariſchen Jahrbuch verdienſt.
353.10. Sie, nach 7 und den folgenden Ausgaben — 12 Dich.
355.11. Ueberall iſt Der willkommen, nach 7 ꝛc. — bei Müller: Er iſt überall willkommen.
13. Zieheſt, nach 7 ꝛc. — bei Müller Ziehet.
360.10. er ſtrebe, nach 9 und den folgenden Ausgaben; — 7 und 8 erſtrebe.
14. mit Früchten, nach der älteſten Handſchrift, — eine ſpätere, aus welcher das Gedicht im Katalog der Goethe-Ausſtellung S. 21 abgedruckt iſt, hat von Früchten.

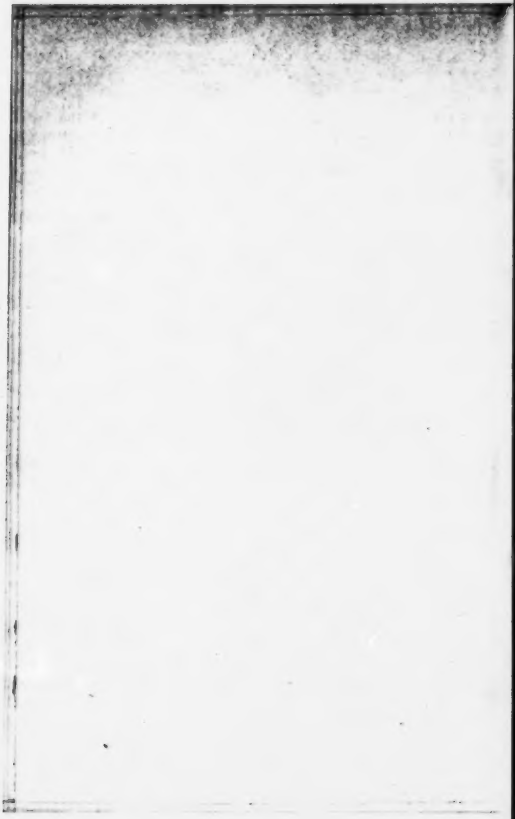

Vorbemerkung des Herausgebers.

Goethe's Arbeit über Philipp Hackert verdankt ihr Entstehen weniger einem inneren Triebe und freien Entschlusse ihres Verfassers; sie war vielmehr ein Akt der Pietät und der Freundschaft gegen den Verstorbenen, mit dem Goethe eine Reihe von Jahren hindurch in Verkehr und Verbindung gestanden hatte.

Nachdem der Letztere schon vor seiner Uebersiedelung nach Weimar auf Hackert und seine Bedeutung als Landschaftsmaler aufmerksam geworden war und wahrscheinlich dessen weitere Thätigkeit immer im Auge behalten hatte, gab seine eigene Reise nach Italien besondere Veranlassungen, dieses Interesse noch bedeutend zu steigern. Schon ehe er ihn persönlich kennen lernt, stößt er auf Spuren seiner Wirksamkeit, so in Frascati, wo Hackert unter den dort versammelten Freunden die Sitte eingeführt hat, daß sich alle Anwesenden ihre den Tag über gemachten Zeichnungen am Abend zur gegenseitigen Beurtheilung vorlegen, oder daß aus Sulzer's „Theorie der schönen Künste" vorgelesen wird, die Hackert noch als vollständig mustergiltig ansah. Am 28. Februar 1787 besuchte ihn Goethe in Neapel in seiner Wohnung im Palaste Francavilla. Sein erstes Urtheil lautet: „Es

ist ein sehr bestimmter, kluger Mann, der bei unausgesetztem Fleiß das Leben zu genießen versteht." In der Folge aber hatte Hackert Gelegenheit, sich Goethe in vieler Beziehung gefällig zu zeigen; so im März desselben Jahres, wo der Letztere bei ihm in Caserta war, im Mai, als sie gemeinschaftlich die Sammlungen des englischen Gesandten in Neapel, Sir William Hamilton, besichtigen, im Juni, wo er mit ihm einen Ausflug nach Tivoli macht und sie zusammen die Galerie Colonna in Rom besuchen. Auch für Goethe's Neigung zum Zeichnen interessirte er sich. Mit großer Offenheit hatte er bei dem Anfange ihrer Bekanntschaft zu ihm gesagt: „Sie haben Talent, aber Sie können nichts machen," und er hatte daran halb im Scherz, halb im Ernst den Vorschlag geknüpft, daß Goethe sich etwa anderthalb Jahre unter seiner Leitung ausbilden möchte. Dazu ist es nun freilich nicht gekommen, obgleich der Letztere wiederholt die Sache bei sich erwog; aber er erwähnt wenigstens ausdrücklich, daß er gleichwol viel von Hackert gelernt habe.

Es waren indessen nicht allein künstlerische Beziehungen, die Beide an einander knüpften; Goethe schätzte Hackert auch wegen seiner menschlichen Eigenschaften. Er erkennt es lobend an, mit welcher Würde und Sicherheit sich Dieser in Neapel und Rom unter schwierigen Verhältnissen sowol als Protestant wie als unbedingt rechtlich gezeigt hätte, und so geschah es denn, daß die Verbindung auch fortgesetzt wurde, als Goethe wieder nach der Heimat zurückgekehrt war. Hierzu mochten vorzugsweise noch die Verbindungen mit Tischbein, Meyer und der Familie Gore beitragen, die sämmtlich mit Hackert befreundet waren und von denen die letztere seit 1791 ihren

Wohnsitz in Weimar hatte. So fand denn gelegentlich auch brieflicher Verkehr zwischen Beiden statt; noch im Jahre 1804 erfreut sich Goethe an Hackert'schen Landschaften, die ihm zugesendet wurden. Im Jahre 1806 indessen wurde Hackert's Gesundheit bedenklich; er erholte sich zwar nach einem apoplektischen Anfall wieder, so daß er den S. 194 ff. mitgetheilten Brief wenigstens noch unterschreiben konnte. Goethe bemerkt dabei: „Es jammerte mich, die Hand, die so viel sichere Charakterstriche geführt, nun zitternd und unvollständig den eigenen, so oft mit Freude und Vortheil unterzeichneten berühmten Namen blos andeuten zu sehen." In der That starb Hackert auch schon im folgenden Jahre, am 28. April 1807.

Wie nun Goethe durch letztwillige Verfügung Hackert's dazu veranlaßt wurde, dessen Biographie zusammenzustellen, welche Schwierigkeiten sich ihm darboten, welche Grundsätze er bei der Bearbeitung befolgte, Alles dies hat er selbst in den nachfolgenden Aufsätzen ausführlich dargelegt. Hier braucht demnach nur bemerkt zu werden, daß die Abfassung des Ganzen sich auf die Jahre 1807—1810 erstreckte, und daß die Thätigkeit Goethe's, soweit es sich verfolgen läßt, wesentlich redaktioneller und stilistischer Natur war. Eigene Gedanken über Hackert dürften wir demnach hier wenig zu suchen haben; denn auch der dem Ganzen hinzugefügte Aufsatz „Hackert's Kunstcharakter und Würdigung seiner Werke" hat nicht Goethe, sondern den Hofrath Meyer zum Verfasser. Der zweite Haupttheil der Biographie, das „Tagebuch einer Reise nach Sizilien", giebt uns dagegen wieder Gelegenheit, Goethe als Uebersetzer kennen zu lernen, da dasselbe ursprünglich in englischer Sprache geschrieben ist.

Nach Alledem könnte man fast glauben, daß dem

ganzen Werke wenigstens in Beziehung auf die Würdigung Goethe's keine allzu große Bedeutung zuzuschreiben sei. Indessen auch abgesehen von dem Interesse, das die Persönlichkeit und die Werke Hackert's erwecken müssen, kommt Mancherlei zusammen, um zu einer anderen Ansicht über die Sache zu führen. Erstens wird man die Eigenthümlichkeit Goethe'scher Darstellungsweise vielfach ausgeprägt finden; das „Tagebuch einer Reise nach Sizilien" giebt abgesehen von seinem interessanten archäologischen Inhalt Gelegenheit zur Vergleichung mit Goethe's eigener, zehn Jahre späteren Reise in Sizilien, und endlich ist auch der Umstand nicht hoch genug anzuschlagen, daß Goethe durch diese Arbeit zu seiner eigenen Biographie, zu „Dichtung und Wahrheit", angeregt worden ist. Nachdem er sich einige Jahre früher mit dem Leben Winckelmann's beschäftigt und jetzt diese Arbeit vollendet hatte, regte sich endlich auch der Gedanke zu dem genannten Werke in ihm. „Ich hatte Ursache," sagt er in den „Tag- und Jahresheften" von 1811, „mich zu fragen, warum ich dasjenige, was ich für einen Andern thue, nicht für mich selbst zu leisten unternehme. Ich wandte mich daher noch vor Vollendung jenes Bandes an „meine eigene frühste Lebensgeschichte."" Und ebenso erwähnt er auch gelegentlich in den „Nachträgen zur Farbenlehre" (in dem Abschnitt „Gegner und Freunde") die Biographie Hackert's und seine eigene im Zusammenhang.

Wenn demnach das vorliegende Werk nach der Ansicht des Herausgebers keineswegs ohne Bedeutung ist, so glaubte derselbe doch in dessen Kommentirung aus den oben angegebenen Gründen sich in ziemlich engen Grenzen halten zu müssen. Der erste und der letzte Theil des Ganzen, die

Biographie bis zum vierzigsten Lebensjahre und die Anekdoten aus späterer Zeit, sind ohnehin schon mit Hülfe von wenigen literarhistorischen oder kunstgeschichtlichen und historischen Nachweisungen verständlich. Zu einer ausführlichen Behandlung reizte allerdings der mittlere Theil, das „Tagebuch einer Reise nach Sizilien". Der Verfasser desselben, nicht ohne bedeutende archäologische Kenntnisse, in den alten Schriftstellern wohl belesen, sowie von neueren mit Fazello und Cluverius wohl bekannt, spricht an nicht wenigen Stellen selbständige Ansichten über geographische Verhältnisse, über Deutung von Kunst- und Bauwerken Siziliens aus, die freilich mit den Resultaten späterer Forschung nicht immer in Einklang stehen.

In Beziehung auf den größten Theil des Inhalts läßt sich indessen erkennen, daß der Verfasser des Tagebuchs seine Vorgänger, namentlich aber die Werke der beiden eben genannten Männer stark benutzt, wie denn auch die eigentliche Ausarbeitung des Tagebuchs erst einige Jahre nach der Reise geschehen zu sein scheint. Unter diesen Umständen und namentlich auch noch in der Erwägung, daß Goethe die Ansichten Knight's in keiner Weise zu seinen eigenen macht, schien es auch hier geboten, die hinzuzufügenden Erläuterungen auf ein möglichst geringes Maaß zurückzuführen. Dieselben beschränken sich daher auf die speziellere Nachweisung, resp. Uebersetzung der Citate aus alten Schriftstellern sowie auf einige historische Data, die man an den betreffenden Stellen vielleicht nicht gern entbehren würde.

Die erste Ankündigung der Biographie erschien schon 1807 im „Morgenblatt für gebildete Stände" (Nr. 154

und 155). Sie enthält eine Art Dispoſition und Inhaltsangabe für das zu erwartende Werk. Da dieſelbe aber bereits an einer anderen Stelle unſrer Goethe-Ausgabe ihren Platz gefunden hat (Werke, XXIX. S. 282—289), ſo ſchien es nicht geboten, ſie hier zu wiederholen. — Alsdann folgte in derſelben Zeitſchrift (1811, Nr. 122) „Die Schlacht bei Tſchesme“ als „Probe aus Philipp Hackert's Leben“. In demſelben Jahre erſchien aber auch ſchon das vollſtändige Werk „Philipp Hackert. Biographiſche Skizze, meiſt nach deſſen eigenen Aufſätzen entworfen von Goethe. Tübingen, in der J. G. Cottaiſchen Buchhandlung.“ Einen Nachdruck, als achtzehnter Band der Ausgabe von 1806 bezeichnet, erwähnt Zelter (Goethe-Zelter'ſcher Briefwechſel, III. 40). — Der Text der Originalausgabe wurde dann ſpäter ſo gut wie unverändert in die Ausgabe letzter Hand aufgenommen.

Liegt es nun auch eigentlich nicht in unſrer Aufgabe, über die künſtleriſche Bedeutung Hackert's zu ſprechen, ſo iſt es doch vielleicht von Intereſſe, das Urtheil eines Italieners, der auch Maler war, über ihn zu vernehmen. Azeglio, der ſich ſelbſt, wie er ſagt, den Vorſchriften der Hackert'ſchen Schule angeſchloſſen hatte, die länger als zwanzig Jahre in Rom blühte, bemerkt über ihn (Ricordi, I. 18): „Er wandte früher als Andre die anſcheinend ſo einfache, aber in Wirklichkeit ſo oft vernachläſſigte Regel an, daß die Kunſt die Wahrheit wiederzugeben habe, und daß, da man ein Porträt nicht machen könne, ohne das Original zu kennen, jene Wahrheit ſtudirt und ſoweit als möglich dem Geiſt einverleibt werden müſſe.“

Philipp Hackert.

Der Durchlauchtigsten Fürstin und Frauen

Maria Paulowna,

Großfürstin von Rußland, Erbprinzessin von Sachsen-Weimar und Eisenach Kaiserlichen Hoheit.

Durchlauchtigste Fürstin!
Gnädigste Frau!

Die glänzenden Namen Katharina, Paul und Maria leuchten hier in dem Leben eines Privatmanns als günstige Sterne. Diese höchsten Personen erfreuen sich an dem Talent eines vorzüglichen Künstlers, beschäftigen, begünstigen ihn und gründen sein zeitliches Glück. Sollte ich mich hiedurch nicht angeregt fühlen, Eurer Kaiserlichen Hoheit Namen dieser Lebensdarstellung vorzusetzen und ihn zu jenen Ihrer glorreichen Ahnen hinzuzufügen, da Höchstdieselben mit gleicher Gesinnung die Werke sowie die Kenntnisse verdienter Künstler schätzen und sie auf mannichfaltige Weise aufmuntern und belohnen, vorzüglich aber durch eine thätige Theilnahme in Ausübung der schönen Künste, wozu Eurer Kaiserlichen Hoheit neben so vielen andern Gaben die herrlichsten Talente verliehen sind. Wie beglückt muß ich mich schätzen, daß die Zeit mich aufsparen wollte, um ein Zeuge und Bekenner solcher Vorzüge zu sein und mich unter Diejenigen zählen zu dürfen, die sich Höchstihro Gnade und Huld zu erfreuen haben, deren Fortdauer sich in tiefster Verehrung empfiehlt

Eurer Kaiserlichen Hoheit

unterthänigster Diener

Weimar, den 16. Februar 1811. J. W. v. Goethe.

Seite Zeile

361. 9. zu reizendem Genießen, nach 8 und den folgenden Ausgaben, — in 7 zu reizenden Genüssen.

11. Freundesliebe, Männertreue, nach dem ersten Druck im Berliner Taschenbuch für 1831; — die Schreibweise Freundes Liebe, Männer Treue, welche sich beispielsweise in 7, 8, 9b findet, läßt sich grammatisch nicht rechtfertigen.

363. 5. Reinſte, nach dem ersten Drucke und den Ausgaben, — bei Müller Reinſter.

365.17. Bleibt's, — in dieser Weise ist schon in 7 der Druckfehler des Chaos Bleib's bis verbessert.

367. 6. in die Ferne, nach dem Chaos, — während alle Ausgaben seit 8 in der Ferne lesen.

8. Thät'gen Sinn, nach dem Chaos (Thätigen), — bei Müller und in den Ausgaben Thät'ger.

9. Stetig, nach derselben Quelle, — bei Müller Thätig.

373.12. die Todten, — während in Herder's Werken gegen Goethe's sonstigen Sprachgebrauch die Todte steht.

374.26. im Strahle des Stahls, — Herder's Lesart im Stahle des Strahls scheint auf einem Versehen zu beruhen, während der von uns gewählte Ausdruck wenigstens doch auf einen ähnlichen Sinn führt wie S. 375 Z. 12 zum glimmenden Speer. Der uns vorliegende englische Text hilft für die Entscheidung der Frage nichts.

375. 9. hört', — bei Herder hört.

11. Inishuna, nach dem englischen Text, — bei Herder Inisvina.

377.12. Ryno, nach derselben Quelle. — bei Herder Raono.

379.19. Danis; Böckh hat ermittelt, daß dies der Name des kleinen Flusses bei Kamarina ist, — während Goethe noch die früher angenommene und auch in dem von Bernays mitgetheilten Texte stehende Form Danos hat.

381.16. Lesbos, — in den Horen und bei Biehoff Leskos.

23. Klaros, — ebendaselbst Claos.

382.10. hört', — ebendaselbst hört.

385.29. Wenn sie schön sich machen will, nach dem Texte im Teutschen Merkur, den wir überhaupt beibehalten haben, da sich nicht nachweisen läßt, daß Goethe selbst en der 1833 zuerst in die Werke aufgenommenen Uebersetzung irgend eine Aenderung gemacht hat, — die Aus-

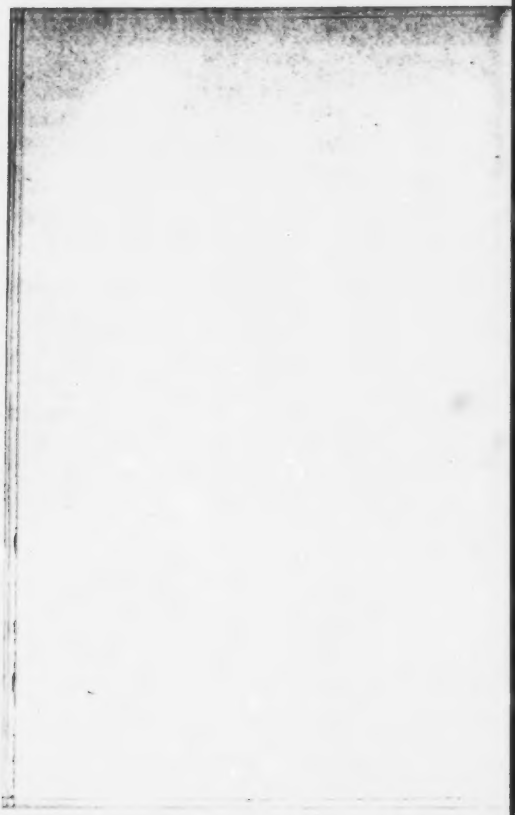

Vorerinnerung.*)

Die Nachricht von dem Tode seines verehrten Freundes Philipp Hackert erhielt der Herausgeber zugleich mit einem Packet biographischer Aufsätze, welche ihm der Verewigte in einer frühern und letzten Verordnung zugedacht hatte. Sie sind größtentheils von Hackert's eigener Hand, und freilich war die vorzunehmende und dem Verstorbenen zugesagte Redaktion manchen Schwierigkeiten unterworfen. Die Anmuth solcher Aufsätze beruht auf einem natürlichen, fast mehr noch als die Rede selbst losen und ungezwungenen Stil, welcher sich jedoch in einer Druckschrift wunderlich ausnehmen, ja kaum lesbar sein würde. Den Freunden des Künstlers und der Kunst eine nicht mißfällige Lektüre zu bereiten und dem Natürlichen, Wahren, Anmuthigen jener Blätter bei einer Bearbeitung so wenig als möglich zu entziehen, war die Aufgabe, welche man zu lösen sich angelegen sein ließ, und man wünscht, daß die Absicht wenigstens im Ganzen möge gelungen sein.

Diese durch unsere Redaktion entstandene Sammlung besteht in drei Abtheilungen, wovon die erste einen kurzen Abriß des Lebens- und Kunstganges unsers Hackert bis in sein vierzigstes Jahr enthält, die zweite aus dem Reise-Journal eines Engländers, der mit Hackert Sizilien durchzog, die dritte aus einer Anzahl nicht eigentlich zusammenhängender Anekdoten besteht, welche jedoch die Kunst- und Lebensthätigkeit des merkwürdigen Mannes vielseitig vor Augen stellen. Möchte man von jener ersten Abtheilung wünschen, daß sie etwas mehr, und von der letzten, daß sie etwas weniger ausführlich verfaßt wäre, so geschähe es wol nicht ganz mit Unrecht. Doch hat man bei Redaktion dieser Hefte weder dort etwas zugeben, noch hier etwas abnehmen können, ohne den Charakter derselben zu zerstören. Da

*) S. die Anm. auf S. 169.

man hier Nachrichten von einem bedeutenden Manne, und zwar durch ihn selbst erhält, so ist es billig, daß man auch seiner eigenen Art, womit er von sich spricht, etwas nachgebe. Wir haben daher an diesen Aufsätzen nicht mehr gethan, als nöthig war, um sie lesbar zu machen, damit das meistens glückliche Leben unsers Freundes auch glatt und bequem vor den Augen des Beschauers hinfließen möge.

Was das Reise-Journal betrifft, so konnte die Frage entstehen, ob es wol der Mühe werth sei, solches zu übersetzen und abzudrucken. Sizilien, das in der zweiten Hälfte des vergangenen Jahrhunderts gleichsam erst für fremde Nationen entdeckt wurde, ist so vielfach durchreist und beschrieben worden, daß man sich kaum nach einer abermaligen, besonders nach einer älteren Reisebeschreibung sehnen möchte. Die Bemerkung jedoch, daß man eher müde wird, selbst zu reisen, als Reisebeschreibungen zu lesen, schien auf eine bejahende Antwort hinzudeuten. Freilich besitzen wir einen verständigen, einsichtigen Swinburne, einen edlen und männlichen Riedesel, einen heitern, mitunter etwas übereilten Lebemann Brydone, einen geschäftigen, aber nicht immer zuverlässigen Borch, einen treuen und guten, aber etwas weitschweifigen Bartels, einen ernsten und gefaßten Münter, einen unterrichteten und blühenden Stolberg, einen wissenschaftlichen, obgleich nicht genug begründeten Spallanzani, den durch sein Kupferwerk Alles gleichsam abschließenden Houel, ja noch so manche Andere, daß man also gar wohl diesen Knight hätte entbehren können, um so mehr, als er einige seiner Vorgänger unmittelbar vor Augen gehabt zu haben scheint. Aber ein Jeder, der in der Ferne ein Land studiren will, er habe es früher nun selbst gesehen oder nicht, wird immer so viel Zeugen aufsuchen, als er nur kann, deren Menge in diesem Fall nur interessanter ist, weil sowol die verschiedenen Zeiten, in welchen sie beobachtet, als die verschiedenen Standpunkte, woraus sie die Gegenstände angesehen, dem Betrachtenden und Urtheilenden sehr zu Statten kommen. Reisebeschreibungen aus verschiedenen Jahren sind gleichsam als Chroniken solcher Gegenstände anzusehen; die eigentlichen augenblicklichen Zustände werden aufgefaßt und festgehalten, indessen sich in der Wirklichkeit Manches verändert und sich nach wenigen Jahren ganz neue Erscheinungen dem Beobachter darbieten. So stand zu den Zeiten Knight's Messina noch aufrecht, und der Weg auf den Gipfel des Aetna war,

obgleich beſchwerlich genug, doch noch zurücklegen, anſtatt daß nach der Eruption von 1787, welche am Gipfel ſelbſt ausbrach, das Erklimmen deſſelben beinahe unmöglich ward. Von Schlüſſen, die aus ſolchen Vergleichungen können gezogen werden; giebt uns Spallanzani ein intereſſantes Beiſpiel, indem er zuſammenſtellt, was ſeine Vorgänger von der innern Beſchaffenheit des Aetnäiſchen Kraters gemeldet hatten. Und wer von Denen, die ſich mit der Erdbeſchreibung ernſtlich beſchäftigten, hat nicht mehr oder weniger auf gleiche Weiſe verfahren? Die Bekanntſchaft, die wir bei dieſer Gelegenheit mit ſo bedeutenden Männern machen, iſt faſt ebenſo viel werth als die Bekanntſchaft mit den Gegenſtänden ſelbſt; denn wo zeichnen ſich die Nationen und die Individuen derſelben wol mehr aus als auf Reiſen? Jeder bringt eine gewiſſe einheimiſche Urtheilsweiſe mit; Jeder hat einen gewiſſen Maaßſtab des Guten, Würdigen, Wünſchenswerthen oder Vortrefflichen; und auch der Zeitcharakter, den die Reiſenden an ſich tragen, ſpricht ſich aus. Hackert mit ſeinen beiden engliſchen Freunden erſcheint durchaus tüchtig, wohlwollend, rechtlich, auf einen beſtimmten Zweck losarbeitend. Die Hauptrichtung des Jahrhunderts gegen alle Unthätigkeit und was den Menſchen darin erhält, die Hauptneigung zu Allem, was wirkſam und förderlich iſt, beſonders im Staatsfache, ſowie im Oekonomiſchen, Merkantiliſchen, Techniſchen, erſcheint an dieſen wenigen Männern theils in der Reiſebeſchreibung, theils in der Biographie. Sie bekennen ſich alle zu der Religion des ehrlichen Mannes, und wir ſehen einen Papſt, einen König, welche Redlichkeit und Thätigkeit zu ſchätzen wiſſen, ohne zu fragen, welcher Kirche ein ſolcher Mann angehöre. Der Widerwille Knight's gegen Alles, was Faulheit und Tagedieberei begünſtigt, bricht überall hervor, und ſo ſcheint er völlig jenen Tagen gemäß denkend, von welchen ſich ſeine Reiſebeſchreibung datirt.

Zu dieſer Apologie des gegenwärtig abgedruckten Tagebuchs läßt ſich noch hinzufügen, daß es doch auch gleichſam gefordert wird, in dem Leben eines Landſchaftsmalers auch einmal die Landſchaft ſelbſt zu ſehen, welches eigentlich nur durch einen Dritten geleiſtet werden kann, der, indeſſen der Künſtler zeichnet, die wörtliche und ſchriftliche Schilderung der Gegend übernimmt. Mehrere Stellen dieſer Art ſind Herrn Knight vorzüglich gelungen. So ſind es denn auch nur wenige Bogen, die man ſogar nach Belieben überſchlagen könnte.

Uebrigens ist er als ein Mann von Kenntnissen, besonders in der griechischen Literatur, bekannt und Verfasser eines bedeutenden Werks, welches den Titel führt: „An analytical Essay on the Greek Alphabet, by Richard Payne Knight. London 1791". Auch war er Liebhaber der Kunst; denn Downton-Castle in Shropshire, sein Geburtsort, enthält viele Gegenstände der Skulptur und Malerei, die er auf seinen Reisen gesammelt hatte.

Hier nehmen wir auch Gelegenheit, von Hackert's zweitem Reisegefährten, Herrn Gore, umständlichere Nachricht zu geben.

Charles Gore, geboren den 5. Dezember 1729 zu Horkstow in Yorkshire, stammte aus einer würdigen Familie, und einer seiner Vorfahren war Lord-Mayor der Stadt London gewesen. Sein Vater, ein sehr rechtschaffener und wohlwollender Mann, führte den gleichen Vornamen und war der jüngste von drei Brüdern. Die ältesten wurden Parlamentsglieder, und ihn bestimmte man zur Handelschaft nach Art jener Zeit, wo man es jüngern Söhnen des ersten Adels nicht nachtheilig hielt, wenn sie ihr Glück auf diesem Wege suchen wollten. Er war eine Zeit lang als Direktor der englischen Faktorei in Hamburg angestellt und gerade in der Epoche, als die englischen Armeen unter dem Kommando des Herzogs von Marlborough sich auf dem festen Lande befanden. Der Herzog war ihm sehr gewogen und zeichnete ihn aus; er dagegen widmete sich dergestalt der Person und dem Interesse dieses großen Heerführers, daß, als Beide zurück nach England kamen und der Herzog bald in Ungnade fiel, die beiden ältern Brüder aber auf der Seite des Ministers Lord Orford hielten, er, darüber verdrießlich, sich von seiner Familie trennte und sich nach Yorkshire begab, wo er eine Besitzung kaufte und bei schon zunehmendem Alter heirathete.

Er hatte sieben Kinder von seiner Gattin, darunter unser Charles Gore das dritte und der einzige Sohn war. Er ward in der Westminster-Schule erzogen, und weil sein Vater bei geringem Vermögen mehrere Kinder hatte, gleichfalls der Kaufmannschaft gewidmet, da er denn mehrere Jahre auf dem Bankcomptoir seines Onkels John Gore arbeitete; als er aber einst seine Familie in Yorkshire besuchte, machte er Bekanntschaft mit einer jungen Erbin, die bei ansehnlichem Vermögen eine vorzügliche Schönheit besaß. Als er durch die Heirath mit diesem Frauenzimmer unabhängig ward, so verließ er alsbald seine

kaufmännische Laufbahn, die ihm von jeher sehr mißfallen hatte. Seine Gattin brachte ihm vier Töchter, davon die zweite sehr zeitig starb; er aber blieb mit seiner Familie in Yorkshire bis zu seines Vaters Tode und beschäftigte sich diese Zeit über, so gut als die Lage seines Wohnorts zuließ, sich in jenem Talent zu üben, welches er von Jugend an bei sich entdeckt hatte, Mechanik nämlich und Schiffbaukunst. Nach dem Tode seines Vaters konnte er nunmehr seiner überwiegenden Leidenschaft für die Schiffahrt vollkommenen Lauf lassen, welche bis zum größten Enthusiasmus anwuchs, als er in Hampshire die angenehme Stadt Southampton an dem Flusse gleiches Namens zu seinem Aufenthalte wählte, die wegen der Nähe von Portsmouth mit seinen Werften, und mit Spithead, wo die Flotte gewöhnlich stationirt, ihm Alles lieferte, was er nur zum Studium und zur Ausübung seines Lieblingsgewerbes nöthig hatte.

Dieses trieb er zehn bis zwölf Jahre unermüdet, indem er verschiedene Schiffe nach seinen eigenen Modellen erbauen ließ, wovon das eine, die Schnecke genannt, ein Kutter, wegen seiner zierlichen Gestalt und der Schnelligkeit des Segelns merkwürdig und von allen Seeleuten bewundert war. Herr Gore hatte die Ehre, in diesem Schiffe die Brüder Ihro Majestät, die Herzoge von York, Glocester und Cumberland, von Southampton auf Spithead, Portsmouth, die Insel Wight und sonst umherzuführen. Gewöhnlich brachte er seinen Sommer, ja den größten Theil des Jahres damit zu, daß er mit der Flotte die Küste von England befuhr, auch die Küsten von Frankreich, die Inseln Guernsey, Jersey und andre besuchte und auf diese Weise die Kenntniß des Schiffbaues und des Seewesens sich eigen machte, wodurch seine Zeichnungen so außerordentlich schätzbar werden. Er hatte beständig zwei Matrosen im Dienste und stand selbst immer am Steuerruder. Zu einer Fahrt auf die hohe See nahm er alsdann mehrere Mannschaft.

Erst in dem Jahr 1773 ward er veranlaßt, diese seine Lage und eine Lebensart aufzugeben, die ihm so äußerst angenehm war; doch der schlimme Gesundheitszustand seiner Gattin und die Meinung der Aerzte, daß die Luft von Southampton ihrer Genesung entgegenstehe, bewogen ihn, um ihrentwillen einen mildern Himmelsstrich zu suchen und seine Familie zu einem Winteraufenthalt nach Lissabon zu versetzen. Aber die Gesundheit seiner Gattin wurde dadurch so wenig gefördert, daß er

das nächste Jahr nach England zurückzukehren im Begriff stand, als unvermuthet ein alter Bekannter ankam, Kapitän Thompson, der den Levant, eine Fregatte von 32 Kanonen, kommandirte und auf seinem Wege in das mittelländische Meer in Lissabon ansprach. Herr Gore konnte dem freundlichen Erbieten des Kapitäns nicht widerstehen, der ihn und seine Familie nach Livorno zu bringen versprach; und weil dieser geschickte Schiffmann den Auftrag hatte, den verschiedenen englischen Garnisonen Geld zu bringen, so fand Herr Gore die erwünschte Gelegenheit, Gibraltar und Port Mahon auf der Insel Minorca zu sehen, an welchem letztern Platz der Kapitän sich beinahe drei Wochen aufhielt.

Sie trennten sich in Livorno. Nachdem Herr Gore sich fast ein Jahr in Florenz aufgehalten und seine jüngste Tochter dem Lord Cowper, der daselbst ansässig war, verlobt hatte, zog er mit seiner Familie nach Rom und Neapel und kehrte nach einiger Zeit der Vermählung seiner Tochter wegen nach Florenz zurück, nachdem er vorläufig ein Haus in Rom gemiethet hatte, wo er sich denn meistens bis zum Jahr 1778 aufhielt.

Während dieser Zeit machte er vertraute Bekanntschaft mit Philipp Hackert, dem berühmten Landschaftsmaler. Sie brachten zwei Sommer zusammen auf Kastell Gandolfo und Albano zu, immerfort mit verschiedenen Lustreisen beschäftigt, wobei sie immer nach der Natur studirten und zeichneten, welches in dieser göttlichen, reichen und durch so mannichfaltige Schönheiten verherrlichten Gegend ein großer Genuß war. Kehrten sie gegen den Winter nach Rom zurück, so brachte Gore seine meisten Abende in Hackert's Hause zu, wo sich einige deutsche Künstler, ingleichen englische und andere Fremde ebenfalls einfanden, die sich wie er den Künsten ergeben hatten. Gewöhnlich saßen sie um einen großen Tisch, auf welchem mehrere Lampen stunden, und Jeder wählte sich ein Vorbild aus Hackert's schönen Studien nach der Natur, indessen ein italienischer Abbate ihnen den Tasso und die übrigen vorzüglichen italienischen Dichter verlas und erklärte. Der Abend ward gewöhnlich mit einer mäßigen, aber guten Tafel beschlossen, und die Träume dieser kleinen Sozietät sollen oft besonders malerisch gewesen sein.

Im Jahre 1777 unternahm Herr Gore in Gesellschaft seiner Freunde Hackert und Knight die Reise nach Sizilien, woran er sich zeitlebens so gern erinnerte. Nach drei Monaten

kehrten sie nach Rom zurück, und im folgenden Jahre verließ Gore Italien, um nach der Schweiz zu gehen. Hackert begleitete ihn abermals, bis Venedig, wo sie mit großen Schmerzen von einander schieden, indem Hackert mit einer Gesellschaft junger Engländer und Russen die boromeischen Inseln besuchen wollte.

In der Schweiz verweilte Gore beinahe zwei Jahre und kehrte nach England zurück, indem er auf dem Wege Frankreich, die Niederlande und Holland besuchte. In seinem Vaterlande hielt er sich abermals gegen zwei Jahre auf; als aber im Jahr 1785 die Gesundheit seiner Gattin von Neuem zu sinken anfing, so brachte er sie nochmals aufs feste Land und kehrte unmittelbar von Spaa nach England allein zurück, um seine Geschäfte in Ordnung zu bringen, indem er sich vorgenommen hatte, sich durchaus in Neapel niederzulassen. Aber ein unerwartetes Unglück zerstörte diesen Plan. Während seiner Abwesenheit starb die geliebte Gattin zu Spaa den 22. August 1785 an einem Nervenfieber, den neunten Tag ihrer Krankheit, zum größten Schmerz ihrer Töchter, denen sie mit Recht so werth und theuer gewesen. Auf Anordnung ihres Gemahls ward ihr Leichnam ins Vaterland gebracht. Herr Gore hatte jene traurige Nachricht zu Stoddencourt in Shropshire vernommen, da er am Podagra in dem Hause seines Freundes Lord Bateman darniederlag, der mit seiner trefflichen Gemahlin ihm in diesen körperlichen und Gemüths-Bedrängnissen den liebenswürdigsten Beistand leistete. Sobald er wiederhergestellt war, kehrte er zu seinen Töchtern zurück und hielt sich einige Monate im Haag auf, wo er sich vornahm, den bisher noch unbetretenen Theil von Deutschland zu besuchen. Sie gelangten im Oktober 1787 nach Weimar, setzten ihre Reise nach Dresden und Berlin fort und wurden zuletzt durch die zuvorkommende Güte und Freundlichkeit der Weimarischen Herrschaften bewogen, sich im Jahre 1791 in Weimar niederzulassen.

Die Gegenwart dieses vortrefflichen Mannes ist unter die bedeutenden Vortheile zu rechnen, welche diese Stadt in den letzten Jahren genossen. Seine Persönlichkeit machte stets einen wohlthätigen Eindruck. Einfach, freundlich und gefällig erwies er sich gegen Jedermann; selbst noch im Alter machte seine Gestalt, seine Gesichtsbildung einen sehr angenehmen Eindruck. Der Unterhaltung mit ihm konnte es niemals an Stoff fehlen, weil er Vieles gesehen, erlebt und gelesen, ja, man kann sagen,

keinen Augenblick des Lebens mit unbedeutenden Gegenständen zugebracht hatte. Seine ansehnlichen Einkünfte setzten ihn in den Stand, bequem und behaglich zu leben und dabei großmüthig, gegen Thätige fördernd, gegen Leidende hilfreich zu sein. Sein durchaus gleichförmiges Betragen machte seine Gesellschaft sicher und angenehm, und selbst wenn er am Podagra litt, war er noch heiter, mittheilend und unterhaltend. Sein früheres Leben auf der See, an den Küsten, in schönen und bedeutenden Gegenden hatte jene Lust in ihm erregt, solche flüchtige Augenblicke zu fixiren. So hatte er sich der Prospektzeichnung ergeben und war hauptsächlich dadurch mit Hackert innig verbunden. Um desto gewisser von der Richtigkeit solcher Abbildungen zu sein, hatte er die Camera obscura angewendet, deren Mängel ihm zwar nicht verborgen waren, deren er sich aber doch als Liebhaber mit vielem Vortheil zu bedienen wußte. Er setzte dergleichen Uebungen immer fort, welches ihm um so leichter ward, als er an Rath Kraus, einem sehr geschickten und in diesem Fache fertigen Künstler, den besten Gehülfen fand. Er machte mit demselben verschiedene Reisen, davon ich nur der zu der Belagerung von Mainz und der nach den boromeischen Inseln gedenke.

Was ihn aber zu Hause auf eine sehr angenehme Weise beschäftigte, war die Sorgfalt, womit er seine früheren Zeichnungen zusammenstellte, ordnete, ausarbeitete, durch Nachzeichnungen aus Reisebeschreibungen ergänzte und in große Bände zusammenbinden ließ. Hieraus entstand eine vorzügliche Folge von Aussichten. Lissabon, Gibraltar, Minorca, die Küsten des Mittelmeers, Sizilien, Italien waren unter verschiedenen Gesichtspunkten glücklich aufgefaßt und mit der Leichtigkeit eines Liebhabers dargestellt. Die Seestücke und Häfen zeichnen sich vorzüglich durch trefflich gezeichnete Schiffe aus; denn indem Herr Gore so lange Zeit sich mit dem Schiffbau abgegeben, so waren ihm diese wichtigen Gebäude nicht blos dem Scheine nach bekannt, sondern er verstand ihre Formen sowie die ganze Technik, wodurch sie bewegt werden, aufs Genaueste. Wie ein tüchtiger Figurenzeichner, der mit der Anatomie wohl vertraut ist, die Gelenke an den rechten Ort setzt, so waren bei ihm die Theile des Schiffs im rechten Verhältniß, weil er ihren Gebrauch und die Wirkung, die sie hervorbringen sollten, sehr genau kannte, wie er denn auch bis kurz vor seinem Ende mit der Gesellschaft zu Verbesserung des Schiffbaues in London,

deren Mitglied er war, in beständigem Verhältniß blieb und ihr seine Betrachtungen mittheilte, die er über diesen Gegenstand immer fortsetzte. Als Beweis seiner unveränderlichen Neigung zu diesen Gegenständen kann man anführen, daß er nicht vierundzwanzig Stunden vor seinem Ende, welches den 22. Januar 1807 erfolgte, seiner Tochter den Wunsch ausdrückte, daß sie bei ihrem Ableben ein Legat der Sozietät der Marine zu London hinterlassen möge. Ebenso verordnete er in seinem Testamente, daß von den alten Matrosen, welche mit ihm jenen Kutter, die Schnecke, geführt hatten, der eine, welcher noch am Leben war, eine Pension regelmäßig bis an sein Ende erhalten sollte, welches denn auch durch seine treffliche Tochter gewissenhaft erfüllt worden.

Jene Sammlung, die in den letzten Jahren seine größte Freude gemacht hatte, ward nach einer kurz vor seinem Tode ausgesprochenen Verordnung Ihro des Herzogs von Weimar Durchlaucht zum Andenken übergeben. Es sind diese schönen Bände auf die Bibliothek niedergelegt und werden daselbst aufbewahrt. Eine Marmorbüste des Herrn Gore wird daselbst auch das Andenken an seine Persönlichkeit erhalten. Seinen Ueberresten gestattete man den Vorzug, in der Hofkirche niedergesetzt zu werden, wo sie neben seiner ältern Tochter Elise Gore, einer der würdigsten Schülerinnen Hackert's, die ihrem Vater vorausgegangen, eine Ruhestätte gefunden. Ihm daselbst ein wohlverdientes Monument zu setzen, war seiner jüngern Tochter Emilie vorbehalten.

Seite Zeile

gaben lesen indessen: Wenn sie sich verschönern will; nur 7 hat noch die erstere Lesart.

386. 8. Ihres Kriegesgotts, — die Ausgaben sämmtlich Ihrem Kriegesgott.

11. den Schweifen ihrer Pfauen, nach dem ersten Druck im „Merkur"; — Ausgg. 9 u. ff. dem Schweife ihres Pfauen.

23. noch kocht, — ebendaselbst noch wallt.

389. 4. Geringern. — In dem ersten Drucke (Ausgabe von 1827, B. 38, S. 308) steht seltsamerweise „Geringeén"; indessen deutet dieser Druckfehler doch auf die von uns gewählte Lesart hin, die sich auch in 12 findet, während 9, 9a ꝛc. Geringen haben.

30. Schmeckt's doch, nach „Kunst und Alterthum", — der Fehler in 7, Schmeckt es, wurde übrigens schon in 9 verbessert.

398. 12. Vom Baume, nach dem Chaos, — bei Voss u. Viehoff, wo auch die Reihenfolge der 4 Strophen vom Chaos abweicht, Von Bäumen.

407. 24 eben ist es, nach derselben Quelle, — die Ausgaben seit 9 ist es eben.

409. 12. Rubens', — im „Willkommen" Ruben's.

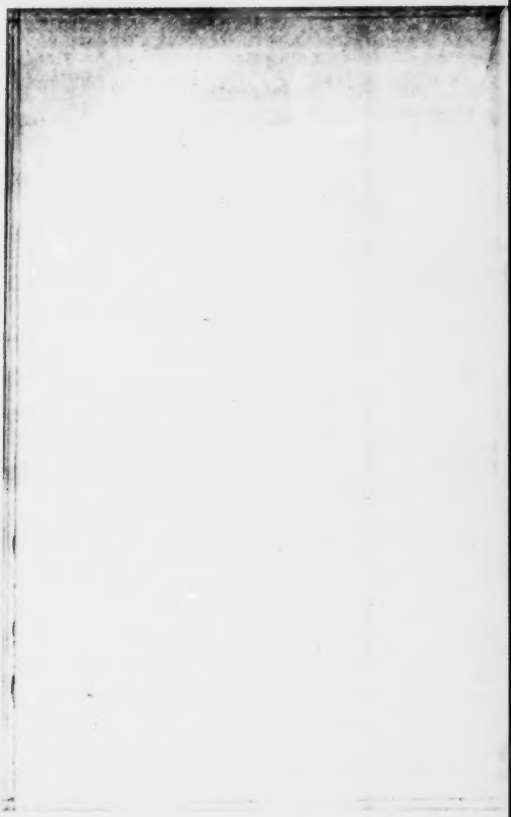

Jugendliche Anfänge.

Philipp Hackert ist zu Prenzlau in der Uckermark am 15. September 1737 geboren. Sein Vater, ebendesselben Vornamens, Porträtmaler aus Berlin, war anfänglich im Dienste des Markgrafen, Prinzen Heinrich von Schwedt, sodann des darauf folgenden Regimentsinhabers, des Erbprinzen Ludwig von Hessen-Darmstadt. Sein Großvater väterlicher Seite, von Königsberg gebürtig, malte unter Friedrich Wilhelm I.

Philipp Hackert war von seinen Eltern dem geistlichen Stande gewidmet und sollte deshalb auf der Schule zu Prenzlau in allem Erforderlichen, besonders aber in den orientalischen Sprachen unterrichtet werden; allein sein ausgezeichnetes Kunsttalent entwickelte sich frühzeitig. Er hatte keine Neigung zu irgend einem Studium, das nicht mit der Malerei in Verbindung stand oder ihn dazu hätte leiten können. Unaufmerksam in jeden andern Lehrstunden, zeichnete er mit der Feder, was ihm ins Gedächtniß oder unter die Augen kam, und so ließ man ihn nur die nothwendigsten besuchen und sonst recht viele Zeit zu seiner Lieblingsbeschäftigung, dem Zeichnen und Malen.

Schon im elften Jahre hatte er ein Porträt des Generals Ziethen zu Pferde in verjüngtem Maaßstabe in Oel kopirt; und da sein Vater eine außerordentlich schöne Sammlung von Aurikeln und andern Blumen im Garten hatte, so malte er Blumenstücke nach der Natur und half seinem Vater bei verschiedenen kleinen Arbeiten für obgemeldeten Erbprinzen von Hessen-Darmstadt, der damals als Generallieutenant ein Infanterie-Regiment in Prenzlau kommandirte.

Diese kleine Stadt, wo außer den Arbeiten für den fürstlichen Hof wenig für die Kunst zu thun war, konnte der fernern

Entwicklung der Fähigkeiten des jungen Künstlers eben nicht sonderlich günstig sein, weswegen ihn sein Vater im Jahre 1753 in seinem sechzehnten Jahre nach Berlin in das Haus seines daselbst angesessenen Bruders schickte, unter dessen Aufsicht und Leitung er seine Talente ausbilden sollte. Diese war denn aber blos mechanisch; denn der Oheim, der sich nur mit Dekorationsmalerei auf Tapeten und Wänden abgab, auf welche er das damals in Berlin sehr übliche Laub- und Schnörkelwerk, mit bunten Blumen verwebt, in Oel- und Wasserfarben auftrug, hatte keine allgemeineren Kunstbegriffe und konnte den jungen Mann keineswegs fördern, sondern bediente sich vielmehr der Kenntnisse, der größern Fertigkeit und des bessern Geschmacks seines Schülers zu eigenem Vortheil.

Doch waren die hier zugebrachten zwei Jahre für ihn keineswegs verloren, indem er seine technische Fertigkeit auf mancherlei Weise zu üben Gelegenheit hatte. Auch konnte er sich aus Gutmüthigkeit und Freundschaft für seinen Onkel, ob ihm gleich diese Art von Thätigkeit keineswegs anstand, nicht so bald zu einer Veränderung seiner Lage entschließen, bis endlich der Bildhauer Glume in Berlin, die Spuren eines größern Genies in ihm entdeckend, auf alle Weise in ihn drang, jene Arbeiten aufzugeben und seine Talente und seinen Fleiß edlern Gegenständen der Kunst zu widmen, da es ihm denn leicht gelingen würde, welche Art er auch wählen möchte, in derselben einen vorzüglichen Grad zu erreichen. Hierauf entschloß er sich, eine kleine Wohnung zu miethen, und war nun um so fleißiger beschäftigt, getreue Kopien von guten Gemälden und mitunter manches Porträt zu machen, als ihm Jenes zu seinem eigenen Studium und Beides zu seinem Unterhalte, für den er nun allein zu sorgen hatte, durchaus nothwendig wurde.

Er legte damals schon den Grund zu jener unermüdeten Thätigkeit, die, verbunden mit seiner außerordentlichen Liebe zur Kunst, ihm in der Folge so sehr zu Statten kam und ihn bis an sein Lebensende nicht verließ. Zugleich versäumte er nicht, sich Gönner und Freunde zu erwerben, die ihm durch Rath und Unterstützung nützlich werden konnten.

Besonders glücklich schätzte er sich in der nähern Bekanntschaft mit Herrn Leiueur, damaligem Direktor der Akademie in Berlin, um dessen Achtung er sich lange beworben hatte, bis ihn derselbe bei Gelegenheit eines kleinen Dienstes, den ihm der junge Künstler leisten konnte, näher kennen und schätzen lernte.

Herr Leſueur hatte ſich nämlich mit Zubereitung der Farben nach eigenen Grundſätzen und Erfahrungen und mit chemiſchen Verſuchen, die ſich darauf bezieben, abgegeben, hatte aber von der damals noch nicht allgemein bekannten Manier, ſich der Leimfarben beim Malen zu bedienen, nicht den geringſten Begriff. Hackert theilte ihm mit Vergnügen ſeine Kenntniſſe mit, und da Herr Leſueur bei dieſer Gelegenheit deſſen gründliche Einſicht in andere Theile der Kunſt und ſein ungemeines Talent entdeckte, ſo beförderte er auf die verbindlichſte Weiſe die Studien des jungen Künſtlers ſowol in ſeinem eigenen Hauſe als durch beſondre Empfehlung, ſo daß derſelbe auf dieſem Wege an den Hofrath Trippel gelangte, welcher gerade damals für König Friedrich II. durch den Direktor Oeſterreich und den Handelsmann Gotzkowsky eine Sammlung anſchaffte und ſonſt auch mit Gemälden handelte. Dieſer gab dem jungen Künſtler Gelegenheit, durch Kopiren der beſten Bilder ſo viel Geld, als er zu ſeinem bequemen Unterhalt und zu Fortſetzung ſeiner Studien bedurfte, zu verdienen.

In dieſer Zeit hatte er unter andern zwei kleine, von Querfurt vortrefflich gemalte Landſchaften kopirt, die er ſeinem verehrten Freunde Herrn Leſueur vorzeigte, und welche Dieſem, da er ſie ebenſo meiſterhaft mit Kenntniß und Feuer nachgeahmt fand, dergeſtalt gefielen, daß er den Künſtler beredete, ſich vorzüglich und ausſchließend der Landſchaftsmalerei zu widmen, wobei er ihm alle mögliche Unterſtützung und Vorſchub zu leiſten ſich erbot. Dieſer durch einen glücklichen Zufall ertheilte Rath beſtimmte Hackerten für dieſe Gattung und ſchenkte der Welt einen der beſten Meiſter in derſelben.

Er verfertigte hierauf manche fleißige Studien, nicht weniger mit vielem Verdienſt ausgeführte Kopien nach Claude le Lorrain, Swanevelt, Moucheron, Berghem, Aſſelyn u. ſ. w., welche bald durch den Hofrath Trippel ins Publikum zerſtreut wurden und, ohne den Künſtler weiter bekannt zu machen, verſchwanden, bis er endlich, geleitet von ſeinem eigenen Genius und mit einem durch jene Originale auf die beſondern

---

Johann Ernſt Gotzkowsky — bekannt durch ſein unerſchrockenes und aufopferndes Benehmen im ſiebenjährigen Kriege, namentlich bei der Beſetzung Berlin's durch Oeſterreicher und Ruſſen im Jahre 1760.

Claude le Lorrain ... Aſſelyn — ſämmtlich angeſehene niederländiſche Landſchaftsmaler des 17. Jahrhunderts.

Schönheiten der Natur aufmerksam gewordenen Auge, mit vollkommen geübter Hand viel nach der Natur, wenigstens theilweise, was ihm von schönen Bäumen der Thiergarten bei Berlin und Charlottenburg darboten, in einer übrigens für den Landschaftsmaler nicht günstigen Gegend zu zeichnen anfing und allmählig zu eigenen Originalen hinaufstieg.

Unter solchen Studien vergingen drei Jahre, ohne daß irgend Jemand in Berlin ein ganzes oder fertiges Bild von seiner Arbeit zu Gesicht bekommen hätte. Denn da gar oft die erste Erscheinung der Werke eines jungen Künstlers dessen künftige Reputation, wenn auch nicht immer mit hinlänglichem Grunde, zu entscheiden pflegt, so war Herrn Lesueur's verständiger Rath, einige Jahre im Stillen hin fortzuarbeiten, bis man mit gegründetem Anspruch auf Beifall und nicht blos auf prekäre Nachsicht im Publikum auftreten dürfe.

Als nun im siebenjährigen Kriege nach der Schlacht bei Roßbach gegen fünfhundert französische Offiziere als Kriegsgefangene nach Berlin kamen und viele davon mit ihrem Landsmanne Herrn Lesueur Bekanntschaft machten und gelegentlich an Hackert's Arbeiten Gefallen bezeigten, so veranstaltete Jener, daß Alles, was der junge Mann zu seiner Kunstbildung bisher angefangen oder fertig gemacht hatte, auf einmal gegen eine runde Summe den militärischen Kunstfreunden überlassen wurde, wodurch zugleich manche mittelmäßige Arbeit, die in der Folge seinen Namen hätte kompromittiren können, außer Landes ging.

Diese auf einmal erhaltene kleine Summe Geldes setzte Hackert in den Stand, die seiner Kunst unentbehrlichen Hilfsstudien mit mehrerer Bequemlichkeit fortzusetzen. Er hatte auf der Malerakademie schon die ersten Gründe der Geometrie, Architektur und Perspektive erlernt; nun aber wiederholte er die Mathematik vollständiger, indem er wöchentlich dreimal mit Professor Wagner Privatstunden in seiner Wohnung hielt, wobei er des Tages über an seinen Studien im Thiergarten arbeitete, die ihm nunmehr immer besser von Statten gingen. Auch hatte er während dieser Zeit das Glück, mit Herrn Gleim, Ramler und, was für seine Einsichten überaus zuträglich und ihm sehr erwünscht war, mit Herrn Sulzer Bekanntschaft zu

---

Sulzer — Johann Georg Sulzer (1720–1779), seinerzeit als Aesthetiker angesehen, namentlich durch seine in verschiedenen Auflagen erschienene „Allgemeine Theorie der schönen Künste".

machen, mit welchen und andern Gelehrten und Kunstfreunden er die meisten Abende in Gesellschaft zubrachte.

Der Umgang mit solchen Männern gewährte ihm nicht nur den Vortheil, daß er durch sie zu einem guten gesellschaftlichen Tone gebildet und bei Andern eine für sein persönliches Verdienst günstige Meinung erweckt wurde, sondern der Geschmack und die ungemeinen Kenntnisse dieser Männer schärften sein Gefühl und sein Nachdenken; ja er war gewohnt, sich bei jeder Wahl auf das Urtheil derselben zu verlassen. Dieses gilt vorzüglich von Herrn Sulzer. Diesem Manne verdankt Hackert einen großen Theil seiner früheren Bildung; auch sprach er immer mit ausgezeichneter Verehrung von ihm, und dessen Wörterbuch blieb dem Künstler bis an sein Ende kanonisch.

Mit vielem Fleiße setzte er immer seine Arbeiten fort, obgleich im damaligen Kriege Berlin mehrmals beunruhigt wurde, besonders als der General Haddik mit einem Corps und im folgenden Jahre General Tottleben mit einem Corps Russen und Oesterreicher Berlin heimsuchten. Doch hinderte dieses nicht den Fortschritt seiner Kunst, auch nicht den Gewinn, den er davon zog, besonders nachdem er mit zwei vorzüglich gelungenen Gemälden auf Anrathen seines Meisters und Freundes Herrn Lefueur nunmehr öffentlich aufgetreten war. Diese beiden Bilder, welche Aussichten vom Teiche der Venus im Thiergarten vorstellten und die gewissermaßen als Erstlinge seiner Kunst angesehen werden können, da vorher selten etwas von seiner Arbeit bekannt geworden, machten unter Künstlern und Liebhabern eine glückliche Sensation. Herr Gozkowsky, der in jener Zeit für Berlin so merkwürdige Mann, übernahm sie aus eigenem Antrieb und bezahlte dafür die damals keineswegs unbeträchtliche Summe von 200 Thalern.

Indessen, da in der Gegend um Berlin außer mancher herrlichen Baumpartie die Natur wenig malerisch Interessantes dem Künstler darstellte, so war schon lange in ihm der Wunsch rege geworden, sein Talent durch Reisen auszubilden, und oft

---

General Haddik — der österreichische General Haddik war im Jahre 1757 vom 16ten Oktober Mittags bis 17ten Oktober Morgens mit etwa 4000 Mann in und um Berlin.

Im folgenden Jahre — Nicht ganz genau. Es kann nur die vorübergehende Besetzung Berlin's durch die Russen und Oesterreicher unter Tottleben und Lacy vom 8.—12. Oktober 1760 gemeint sein.

lag er im Gefühl dieses Bedürfnisses Herrn Sulzer an, ihm zu einer Reise in die Schweiz behülflich zu sein; denn eine solche Reise auf seine eigenen Kosten, besonders in den damals durchaus unruhigen Kriegszeiten und auf Rechnung eines unsichern Gewinnes zu unternehmen, dazu hatte er nicht hinlängliches Vermögen und zu viel Vorsicht, als daß er es auf gerathewohl hätte wagen sollen. Doch fand er bald darauf wenigstens eine andere Reise zu machen Gelegenheit.

Erster Ausflug.

Herr Sulzer hatte um diese Epoche Herrn Spalding, damaligen Propst in Barth, und auf ebenderselben Reise den Baron Olthoff in Stralsund, welchem Gelehrte und Künstler gleich willkommen waren, besucht und nach wiederholten Empfehlungen der Talente seines jungen Freundes demselben die Erlaubniß bewirkt, persönlich aufwarten zu dürfen.

Hackert trat also im Julius 1762 in Gesellschaft des Porträtmalers Mathieu die Reise nach Stralsund an, wo er den Baron mit Möblirung und neuer Einrichtung seines Hauses beschäftigt antraf. Er wurde von der ganzen Familie aufs Freundschaftlichste aufgenommen und wie ein Verwandter behandelt. Auch gereichte seine Gegenwart seinen Gönnern zum Vortheil; denn er führte bei den neuen Zimmerverzierungen einen durchaus bessern Geschmack ein und dekorirte selbst einen großen Saal mit Architekturstücken und Landschaften, die er auf Leinwand mit Leimfarben ausführte.

Zu ebender Zeit kaufte Baron Olthoff auf der Insel Rügen das Gut Bolwin, wo er als unverheirathet bei seiner alten Mutter, so viel es seine wichtigen Geschäfte zuließen, gern wohnte, viel Gesellschaft annahm und nebst einem jungen Spalding die drei Gebrüder Dunker, seine Neffen, durch einen geschickten Hofmeister, den er aus Sachsen hatte kommen lassen, unter seinen Augen erziehen ließ. Hier wurde nun wieder, da die Natur etwas schönere und mannichfaltigere Gegenstände als bei Berlin darbot, mit neuem Fleiß gezeichnet, und hier radirte Hackert zugleich zum Zeitvertreibe sechs kleine Landschaften, welche

Ausſichten der Inſel Rügen vorſtellen und ſich unter den Blättern ſeiner Werke befinden. Er hatte dabei keine andere Anweiſung als das Buch von Abraham Boſſe: „De la manière de graver à l'eau forte et au burin“, und die Probedrücke wurden aus Mangel an einer Preſſe auf Gips gemacht. Indeſſen war ihm ſein Aufenthalt bei Oltheff in mehr als einer Rückſicht nützlich, da er ihm für die Welt und gute Geſellſchaft zu einer vortrefflichen Schule diente.

Im Mai 1764 reiſte Baron Oltheff nach Stockholm, wohin er Hackert mit ſich nahm und bei Hofe bekannt machte. Der fleißige Künſtler ſammelte ſich wieder eine Menge Studien, malte während des Sommers eine Ausſicht vom Karlsberg für den König, verfertigte mehrere Zeichnungen für die Königin und ging mit Aufträgen vom Baron Oltheff im September wieder nach Stralſund zurück. Hier in dem Hauſe des Barons, wo Alles Liebe zur Kunſt und Geſchmack an ſolchen Beſchäftigungen gewonnen hatte, ward in froher, zahlreicher Geſellſchaft, welcher unausgeſetzt Gelehrte und Künſtler beiwohnten, immerfort gezeichnet und gemalt. Hackert verfertigte des Abends eine Menge Porträts in ſchwarzer und weißer Kreide und vollendete in ſeiner ihm eigenen Manier jenen großen Saal und ein Kabinet in Leimfarbe. Zugleich hatte er einen der Neffen des Barons, Balthaſar Anton Dunker, in den erſten Grundſätzen der Kunſt unterrichtet, ſo daß Dieſer ſein theologiſches Studium mit Bewilligung des Onkels gegen die Ausübung der Kunſt vertauſchte. Als dieſer den glücklichen Fortgang nach Verlauf einiger Jahre geſehen, entſchloß er ſich, ſeinen Neffen unter Hackert's Aufſicht nach Paris zu ſchicken.

Reiſe nach Paris.

Sie reiſten Beide im Mai 1765 von Bolwitz nach Hamburg ab, von wo aus ſie ihre Reiſe nach Frankreich fortſetzen wollten. Die Kaufleute, an die ſie in Hamburg empfohlen waren, hatten

Abraham Boſſe — Kunſtſchriftſteller aus dem 17ten Jahrhundert, † 1678. Sowol ſein hier genanntes Werk, welches zuerſt 1643 erſchienen war, aber noch bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts häufig neu aufgelegt und bearbeitet wurde, als auch ſeine auf andere Künſte bezüglichen Arbeiten ſind von Sulzer ſtark benutzt worden.

eben ein Schiff geladen, das mit Wolle und andern Gütern nach Rouen bestimmt war. Sie ließen sich überreden, diese Reise zu Wasser zu machen, wobei sie an Zeit und Kosten zu gewinnen hofften; allein sehr schlecht entsprach der Erfolg ihren Erwartungen; denn unausgesetzt konträre Winde zwangen das Schiff, nach einer mißlichen Seefahrt von sechs Wochen an Englands Küste zu landen, wo sie denn nach Dover gingen, um mit dem Packetboot von da nach Calais überzusetzen.

Diese zufällig längere Seereise hatte indessen auf Hackert's Talent einen sehr wohlthätigen Einfluß; denn da sie durch immer widrige Winde gezwungen wurden, zu drei verschiedenen Malen wieder zurück in die Elbe einzulaufen, und mit einer großen Menge anderer Fahrzeuge von allen Gattungen bei Glückstadt auf der Steer lange auf günstigen Wind warten mußten, so zeichnete Hackert aus Mangel anderer Gegenstände Seestücke nach der Natur, wie er es nur immer vortheilhaft hielt, ahmte treulich die dem seinigen am nächsten gelegenen Schiffe nach, gruppirte mitunter Matrosen, wie sie sich ruhend oder in mannichfaltigen Verrichtungen darstellten, und somit erweckte dieser Zufall in ihm zuerst den Geschmack an Seestücken, den er nachmals mit dem glücklichsten Erfolg kultivirte.

Paris.

Im August 1765 langte Hackert mit dem jungen Dunker in Paris an. Dieser kam anfangs in das Studium des Herrn Vien und nachmals zu Herrn Hallé, wobei er jedoch immer unter Hackert's Aufsicht blieb, indem er fortfuhr, bei demselben zu wohnen.

Der bekannte Kupferstecher Wille hatte Beide mit sich aufs Land genommen, um daselbst gemeinschaftlich zu zeichnen; allein die kleinlichen, armseligen Bauerhüttchen mit den daran

---

Vien — Joseph Maria Graf von Vien (1716—1809), in der Zeit von 1750 bis 1775 Leiter einer Malerschule in Paris, aus der unter Andern der berühmte David hervorging. Weniger bekannt ist Natalis Hallé.

Wille — Joh. Georg Wille, 1715—1808.

liegenden Krautgärtchen und Obstbäumchen ängstlich auf ein Quartblatt zusammenzusteppeln, konnte Hackert, dessen Auge und Hand an große Gegenstände gewöhnt war, wenig behagen, deswegen er lieber in seiner Art, wenn sich auch nur eine einzelne schöne Baumpartie, ein bedeutender Felsen zeigte, diese sogleich zum Gegenstand wählte, um sich in seiner Kunst fortwährend zu stärken.

Sobald er in Paris durch seine Arbeit zu gewinnen anfing, ließ er seinen Bruder Johann Gottlieb, der sich ebendieser Art von Landschaftsmalerei gewidmet hatte, von Berlin dahin kommen, während er selbst in Gesellschaft der Herren Pérignon und Grimm eine Reise zu Fuß in die Normandie bis Havre de Grace machte, in der Absicht, bei jeder schönen Gegend nach Gefallen zu verweilen, um die interessantesten Aussichten mit Bequemlichkeit aufzeichnen zu können.

Die glänzenden Glücksumstände des Baron Ottboff hatten sich indessen sehr verfinstert. Er war zu Betreibung der noch rückständigen, von ihm während des siebenjährigen Krieges gemeinschaftlich mit dem Kammerrath Giese für die schwedische Armee gemachten Geldvorschüsse nach Stockholm gegangen. Allein da jetzt die Mützenpartei die Oberhand behielt, so wurde er eines beträchtlichen Theils seiner Forderungen für verlustig erklärt, und so war ihm die fernere Unterstützung seines Neffen Dunker in Paris unmöglich, daher Hackert durch eigenes Verdienst für dessen Unterhalt sorgen mußte.

Dies war ihm durch die Bekanntschaft mit den vornehmsten Künstlern in Paris, welche ihn überall einführten, leichter geworden. Er gewann unter andern den Beifall und die Gunst des Bischofs von Mans aus der Familie der Fürsten von Monaco Grimaldi. Dieser ließ ihn auf mehrere Monate nach dem Landsitz Ivri kommen, um die schönsten Aussichten nach der Natur für ihn zu zeichnen und zu malen, welche Arbeit ihm sehr gut bezahlt wurde, während dessen zugleich sein Bruder, der in Paris zurückgeblieben war, durch Verfertigung verschie-

---

Pérignon — Nikolaus Pérignon, Maler und Kupferstecher in Paris.

Grimm — doch wol der durch seinen Verkehr mit den Encyklopädisten, seine musikalischen und literarischen Schriften bekannte Baron Friedrich Melchior Grimm von Regensburg.

Mützenpartei — sie eine der schwedischen Adelsparteien unter der Regierung Gustav's III., deren Führer Graf Horn war und die unter russischem Einfluß stand.

Alphabetisches Register

der Anfangsworte von

sämmtlichen Gedichten Goethe's

(mit Ausnahme des West-östlichen Divan), wie dieselben in den ersten drei Theilen dieser Ausgabe enthalten sind.

Die Sprüche in Prosa — also „Vier Jahreszeiten", „Gott, Gemüth und Welt", „Sprüchwörtlich", „Zahme Xenien", sowie die „Xenien" des Musen-Almanachs — ist durch kleinere Schrift von den übrigen Gedichten unterschieden; die nicht-Goethe'schen Gedichte, auf welche in den Noten ꝛc. verwiesen, sind gleichfalls in das nachstehende Register aufgenommen.

Aber wenn der Tag . . . . . II. 395
Abgeschlossen sei das Buch II. 433
Abwesend ist kein Freund II. 441
Ach, bist Du fort . . . III. 15
Ach, Cypresse . . . . . II. 479
Ach, daß die innre Schöpfungskraft. . . II. 188
Ach! O, fände für mich III. 30 u. 416
Ach, ich war auch in diesem Falle . . . . . III. 199
Ach, Ihr Götter. . . . I. 168
Ach, man sparte viel . II. 251
Ach, mein Hals . . . . II. 154
Ach, mein Mädchen vereißt II. 153
Ach, mit diesen Seelen . II. 146
Ach, neige . . . . . III. 9
Ach, sie neiget das Haupt III. 149
Ach, unaufhaltsam strebet II 37
Ach, was soll der Mensch I. 42
Ach, wer bringt d. schönen Tage . . . . . I. 38
Ach, wie bist Du mir. . III. 88
Ach, wie hab' ich so oft . III. 123
Ach, wie strumpfen . . . . III. 247
Ach, wie sehn' ich mich . III. 402
Alexander und Cäsar . . II. 24
All unser redlichstes Bemühn . . II. 364
Alle Blüthen müssen vergehn . . II. 170
Alle Freiheits-Apostel. . II. 148
Alle Freude des Dichters . . . . II. 168
Alle Neune, sie winkten mir II. 142
Alle Pappeln . . . . . II. 442
Alle ruhen, die gelitten . III. 221
Alle schönen Sünderinnen II. 256
Alle Schöpfung ist Werk der Natur. . . . . II. 169 u. III. 255
Alle streben und eilen . . . . . II. 173
Alle Viere, mehr u. minder II. 163
Allen habt Ihr die Ehre . . . . III. 231
Allerliebste Trochäen . . . . II. 325
Alles auch Meinende . . . . . II. 306
Alles erklärt sich wohl . II. 151
Alles geben die Götter . III. 85
Alles in der Welt. . . . . II. 320
Alles ist nicht für Alle. . . . III. 250
Alles kündet Dich an. . . I. 40
Alles mischt die Natur . . . . III. 244

dener Staffeleigemälde nach den von Hackert zu Mans gemachten Zeichnungen von gedachtem Herrn ansehnliche Summen bezog, welche beiden Brüdern schon zu Anfange des zweiten Jahrs ihres Aufenthalts in Paris eine ganz bequeme Existenz sicherten, zu deren wachsender Verbesserung ihnen Fleiß und Talente allmählig immer neue Wege anbeuteten.

Denn indessen waren nach Paris viele kleine, von Wagner in Dresden verfertigte Gouache-Landschaften gekommen, und diese Art Malerei gefiel so durchgängig, daß Jedermann kleine Kabinette und Boudoirs mit Gouache-Gemälden und Handzeichnungen verziert begehrte. Besonders hatte Herr Boucher, erster Maler des Königs Ludwig XV., eine ganz entschiedene Vorliebe für diese Arbeiten, zeigte Wagner's kleine Gemälde als ganz allerliebste Produkte der Kunst in allen Gesellschaften und hatte selbst in seinem eigenen Kabinette vier Stücke davon. Die Gebrüder Hackert sahen, wie leicht es sei, von diesem leidenschaftlichen allgemeinen Geschmacke des Pariser Publikums durch ihre Talente klugen Vortheil zu ziehen. Sie bereiteten sich daher sogleich Gouache-Farben, und nachdem sie einige kleine Stücke in dieser Manier gemalt und Herrn Boucher gezeigt hatten, nahm Dieser die neue Arbeit mit so viel Beifall auf, daß er alle vier Stücke für sich kaufen wollte; sie aber vertauschten solche lieber gegen einige seiner Zeichnungen, und so wurden auch diese kleinen Landschaften im Kabinette ihres geneigten Freundes aufgestellt.

Diese Gemälde vermehrten in kurzer Zeit den Ruf und die Bekanntschaft der beiden Künstler in Paris so sehr, daß sie unausgesetzt gut bezahlte Arbeit hatten und mehr dringende Bestellungen, als sie Beide fördern konnten. Zu einiger Erholung und Ruhe machten sie alsdann wieder zu Fuß und in kleiner Gesellschaft die angenehme Tour längs der Seine in die Normandie und von da in die Picardie, um neue Studien nach der Natur zu ihren Arbeiten zu sammeln.

Man hatte sich indessen von der Provence aus bei Herrn Joseph Vernet nach dem besten Künstler in Paris erkundigt,

---

Boucher — François Boucher, 1703—1770, wurde 1767 zum ersten Hofmaler des Königs ernannt.

Vernet — Joseph Vernet, 1714—1789, Landschafts- und Marinemaler, Vater des berühmten Horace Vernet.

welcher seinem eigenen Urtheil zufolge das Talent hätte, die so berühmten Bernetischen Bilder La tempête und Les baigneuses, durch Balechou's Kupferstich bekannt, beide in Oel in der Größe der Originale zu kopiren. Der Künstler schlug Hackert zu dieser Arbeit vor, und sie gelang so gut, daß beide Kopien mit einem ansehnlichen Preis, welchen die Herren Cochin und Vernet bestimmten, bezahlt wurden. Als beide Gemälde zur Versendung nach Aix en Provence eingepackt wurden, schnitt irgend ein niederträchtiger Mensch vermuthlich aus Eifersucht heimlicherweise das Bild der Tempête mit einem Messer in der Quere durch. Das Bild wurde von dem Eigenthümer wieder nach Paris geschickt und glücklich restaurirt; den Thäter dieser abscheulichen Handlung aber hat man nie entdeckt.

Auf diese Weise setzten die Gebrüder ihre Arbeiten drei Jahre mit ungemeiner Thätigkeit fort; der Beifall vermehrte sich; Philipp Hackert's Werke wurden vorzüglich honorirt; sie wußten eine kluge Anwendung des Erworbenen zu machen und befanden sich in günstigen Umständen. Hierdurch war Hackert so glücklich, seinen ehemaligen Wohlthäter, den Baron Ottho, welcher im Jahre 1768, die ihm gleichfalls vom siebenjährigen Krieg her noch rückständigen Gelder in Frankreich zu erheben, nach Paris gekommen war, hier aber ungeachtet der Mitwirkung des Barons von Breteuil, vormaligen französischen Botschafters in Schweden, ebenso wenig Glück als ehmals in Stockholm fand, mit einer ersparten Summe von hundert Louisd'or bei seiner Rückreise zu unterstützen, ohne sich auf den Wiederersatz dieses Geldes von diesem rechtschaffenen und sehr unbillig behandelten Freunde einigen Anspruch vorzubehalten.

Endlich war nun auch in beiden Brüdern der Wunsch lebhaft geworden, ihre Studien der schönen Natur in Italiens reizenden Gegenden fortzusetzen und sich in Rom's lehrreichem Aufenthalte völlig auszubilden. Diese Neigung, welche zu befriedigen sie vollkommen im Stande waren, wurde nun durch den Rath ihrer Freunde völlig bestimmt und die Reise nach Italien zu Ende Augusts 1768 angetreten. Beinahe aber wäre dieselbe durch den Tod ihres Vaters, da nunmehr die Sorge für die jüngern Geschwister auf sie fiel, vereitelt worden.

Unsere Reisenden zogen nunmehr über Lyon durch Dau-

Balechou — Jean Jacques Balechou, Kupferstecher in Paris, † 1764.

phins, einen Theil von Languedoc, um zu Nismes und Arles die Ueberbleibsel des Alterthums zu beschauen, über Marseille, Toulon, Antibes nach Genua, wo sie eine Menge neuer Studien sammelten; dann gelangten sie über Livorno, Pisa und Florenz im Dezember 1768 glücklich und gesund nach Rom.

Rom und Neapel.

Nachdem beide Brüder, Philipp und Johann, sogleich in der ersten Zeit ihres Aufenthalts zu Rom die vorzüglichsten Merkwürdigkeiten der Kunst und des Alterthums besehen hatten, setzten sie ihre Studien sowol in der französischen Akademie nach den Antiken als Abends nach dem Modelle fort. Auch hatte sich der im Palast Farnese wohnende Kardinal Orsini nach dem Tode Papst Klemens' XIII, Rezzonico, in das Konklave begeben, wodurch unsern Künstlern die Bequemlichkeit verschafft wurde, eines der vorzüglichsten Werke neuerer Kunst, die Galerie der Carracci, in gedachtem Palaste zu benutzen, welches meist in Gesellschaft des Bildhauers Sergell und des vom französischen Hofe pensionirten Malers Callais geschah.

In Gesellschaft dieser beiden Künstler machten sie auch im Frühjahr eine kleine Reise nach Frascati, Grotta ferrata, Marino, Albano, Nemi u. s. w., um zuerst die Schönheiten der Natur an diesen Orten im Allgemeinen kennen zu lernen. Nach ihrer Zurückkunft malten sie einige kleine Landschaften in Gouache und führten einige Zeichnungen aus, zu denen sie auf jener Reise die Umrisse gebildet hatten.

Diese Arbeiten gefielen dem damals in Rom sich aufhaltenden Lord Exeter so sehr, daß er sie sämmtlich kaufte und bei den Gebrüdern auf beinahe ein ganzes Jahr Arbeit bestellte, wodurch sie bestimmt wurden, ihren Aufenthalt in Rom auf drei Jahre festzusetzen. Das in Paris Verdiente setzte sie bereits in den Stand, zwei Jahre in Rom zu bleiben, und ihre erste Absicht war, die Zeit blos zu Förderung ihrer Studien anzuwenden, ohne durch ihre Arbeit Geld gewinnen zu wollen; doch bei häufigen Bestellungen veränderten sie jenen Entschluß

Klemens XIII. — früher Kardinal Rezzonico, starb am 3. Februar 1769.
Sergell — Johann Tobias von Sergell, 1736—1814, schwedischer Bildhauer.

um so lieber, je vortheilhafter es für sie war, die übernommenen Arbeiten an dem Orte selbst vollenden zu können.

Die dem König von Neapel gehörige, bei Rom auf einer Höhe gelegene Villa Madama war in damaliger Zeit durch die Menge herrlicher Bäume und das durchaus Malerische der ganzen Gegend ein wahrer Ort des Vergnügens. Vorzüglich reizend war der Ort des Theaters, wo zum ersten Male Guarini's „Pastor Fido" aufgeführt worden war, mit den schönsten Lorbeerbäumen bewachsen. Freilich hat sich Alles seit jener Zeit sehr verändert; die Villa selbst ist nach und nach in Verfall gerathen, und die anliegende Gegend ist in Weinberge und Ackerfelder verwandelt worden.

Da man nun aber zu jener Zeit auf Empfehlung bei dem Aufseher über diesen reizenden Ort eine ganz bequeme Wohnung erhalten konnte, so wählten beide Brüder diesen Aufenthalt auf zwei Monate, um nebst andern Studien die ihnen aufgetragene Ansicht der Peterskirche für Lord Exeter zu malen, worauf sie vier Monate in Tivoli zubrachten, um da nach Herzenslust die prächtigsten Gegenstände der Natur in Oel-, Leim- und Wasserfarben auf mannichfaltige Weise nachzubilden.

Hackert malte unter Andern daselbst den berühmten Wasserfall, ein drei Fuß hohes Bild, ganz nach der Natur fertig, mit dem er zwei Monate lang des Lichtes und Effektes wegen alle Nachmittage um dieselbe Stunde beschäftigt war.

Im Oktober machten sie Beide in Gesellschaft des Raths Reiffenstein eine Fußreise nach Licenza, der ehemaligen Villa des Horaz, und weiter nach Subiaco, und kamen, nachdem sie manche schöne Aussicht gezeichnet hatten, über Pagliano und Palestrina nach Tivoli zurück. Diese kleine vergnügte Reise machten sie alle Drei durchaus zu Fuße, wobei ein Esel ihre Portefeuilles und Wäsche trug, einem Bedienten aber die Sorge für ihre Nahrung aufgetragen war.

So wichtig und durchaus nothwendig es für den Künstler überhaupt ist, den Gegenstand seines Werks nach der Natur selbst zu studiren, so wenig war es damals in Rom üblich, nach der Natur zu zeichnen; am Wenigsten aber dachte man

---

Der Ort des Theaters — Nach anderen Nachrichten ist das genannte Schäferdrama zuerst 1585 zu Turin bei der Vermählung des Herzogs Karl Emanuel von Savoyen mit Katharina von Oestreich aufgeführt worden.

Ehemalige Villa des Horaz — das häufig in dessen Gedichten erwähnte Gut und Wohnhaus im Sabinerlande, in der Nähe von Ustica.

daran, eine etwas große Zeichnung nach der Natur zu entwerfen und auszuführen. Man hatte solche solide Studien der Landschaft seit den Zeiten der Niederländer und Claude Lorrain's vernachlässigt, weil man nicht einsah, daß dieser Weg ebenso gut zum Wahren als zum Großen und Schönen führt. Die von Frankreich pensionirten Maler in Rom hatten wol mitunter manche Theile eines schönen Ganzen unvollständig auf einem Duodezblättchen nach der Natur skizzirt, und sie wunderten sich nun allgemein, als sie die beiden Hackert mit großen Portefeuilles auf dem Lande umherziehen, mit der Feder ganz fertige Umrisse zeichnen oder wol gar ausgeführte Zeichnungen in Wasserfarbe und selbst Gemälde ganz nach der Natur vollenden sahen, welche immer mit schönem Vieh ausstaffirt waren, wovon Johann Hackert besonders ganz vortreffliche Studien gemacht hatte.

Im Frühlinge des Jahrs 1770 gingen sie Beide nach Neapel, wo sie an den englischen Minister, den Ritter Hamilton, empfohlen waren. Johann malte daselbst für Lady Hamilton nebst einem Paar kleinen Gouache-Gemälden drei ihrer Hunde nach dem Leben, und Philipp für den Ritter die durch eine vorjährige Eruption des Vesuv entstandenen bekannten Montagnuoli nach verschiedenen Ansichten, deren einige nachmals sehr schlecht für das Werk Campi Phlegraei in Kupfer gestochen wurden.

In Neapel wurde Philipp von einem heftigen Fieber befallen, von welchem er durch seinen damals aus England zurückgekommenen Freund, den geschickten Arzt Cirillo, wiederhergestellt und zu einer jedem Rekonvaleszenten heilsamen Veränderung der Luft nach Vietri und Lacava gesendet wurde.

Wer erinnert sich nicht mit Vergnügen der malerischen Gegend von Nocera de' Pagani bis nach Salerno hin, und wie mannichfaltigen Stoff zu herrlichen Landschaftsgemälden sie dem Auge des Künstlers darbietet! Diese prächtigen Gefilde, die in ihrer Fülle so wie die Küste von Amalfi schon vormals Salvator Rosa's Einbildungskraft so glücklich bereichert hatten, mußten auf Hackert's Geist nicht weniger als die gesunde, reine Luft auf seinen Körper wirken.

Ritter Hamilton – (1730–1803), auch als Alterthumsforscher bekannt, Verfasser der „Observations on mount Vesuvius" und der „Campi Phlegraei" (1766 bis 1779). Die hier erwähnte Lady ist seine erste Gattin, nicht die berüchtigte Emma Hamilton.

Auch war sein Fleiß daselbst ungemein thätig, und oft vergaß er sich unter der Arbeit, so daß er an einem warmen Augustabende von einer plötzlich herabsinkenden Wolke sich durchnäßt und erkältet fand. Hierdurch ward in seinem noch schwachen Körper ein allgemeiner Rheumatismus erzeugt, von dem er erst nach mehreren Monaten durch seinen Freund Cirillo besonders mittelst der Seebäder wiederhergestellt wurde, so daß er im November desselbigen Jahres mit seinem Bruder die Rückreise nach Rom antreten konnte.

Hier bekam er wenige Zeit nach seiner Ankunft die bekannte große Bestellung für die russische Kaiserin, wodurch der Grund zu seiner Celebrität und seinem nachmaligen Vermögen gelegt wurde.

Schlacht bei Tschesme.

Kurz nachdem Hackert in Rom wieder eingetroffen, hatte der General Iwan Schuwaloff von seiner Monarchin, Katharina II., den Befehl erhalten, zwei Gemälde verfertigen zu lassen, die so genau als möglich jene von den Russen über die Türken im vorhergehenden Jahre (1770) den 5. Julius bei Tschesme erfochtene Seeschlacht und ferner die zwei Tage später erfolgte Verbrennung der türkischen Flotte vorstellen sollten.

Hackert übernahm diese Arbeit mit dem Beding, daß man ihm alle zu dieser ganz eigenen Darstellung wesentlich nöthigen Details auf das Genaueste mittheilte. Diese jedoch, so wie man sie ihm anfangs gab, waren auf keine Weise hinlänglich, daß der Künstler danach ein lebhaftes und der verlangten Wahrheit durchaus entsprechendes Bild hätte verfertigen können.

Nun trug es sich aber zu, daß in ebendem Jahre der Sieger, Graf Alexis Orlow, mit einem Theil seiner Flotte in das mittelländische Meer und nach Livorno kam. Um diese erwünschte Gelegenheit, von welcher Hackert den vollständigsten Unterricht sich versprechen durfte, zu benutzen, reiste er sogleich dahin, fand aber ebenso wenig Befriedigendes vorhanden, keinen Plan des Gefechts, keine Anzeige der Gegend, keine authentische Darstellung der Attake und der dabei obwaltenden Ordnung. Alles und Jedes vielmehr, was dem Künstler durch einzelne Personen mitgetheilt wurde, ward sogleich wieder durch

den Streit der mittheilenden Schiffskapitäne selber, deren jeder im großen Feuer, jeder im Mittelpunkt des Treffens, jeder in der größten Gefahr gewesen sein wollte, verwirrt, wo nicht aufgehoben.

Ein Offizier des Ingenieurcorps, ein Schweizer, der der Schlacht beigewohnt und einigen Plan davon hätte aufzeichnen können, war nach Basel, seiner Vaterstadt, gegangen. Das Einzige, was der Künstler noch vorfand, war eine Aussicht von Tschesme, die ein Kommenthur des Malteserordens, Massimi, ein Mann von Talenten und Geschmack, gezeichnet und hergegeben hatte. Dieser aber war in dem Augenblicke krank und konnte die Arbeit nicht befördern helfen, an deren baldiger Sendung nach Petersburg, wenigstens in vorläufigen wesentlichen Umrissen, dem Grafen Orlow ebenso viel als Hackert gelegen war.

So verging nun viele Zeit, bis endlich nach Verlauf eines Monats unter der Leitung des Kontreadmirals Greigh, eines Schotten in russischen Diensten, mit Beihilfe obgedachter Zeichnung des Ritters Massimi zwei theils geometrisch aufgerissene, theils ins Perspektiv gezeichnete Hauptplane zu Stande kamen, nach welchen der Künstler anstatt zweier sechs Gemälde in einer Zeit von zwei Jahren zu liefern sich verbindlich machte, deren Vorstellungen folgende sein sollten.

Das erste — die am 5. Julius 1770 von der in Linie geordneten russischen Flotte gemachte Attake auf die in einem Halbzirkel vor Anker gelegene türkische Flotte.

Das zweite — die Seeschlacht selbst, besonders wie in derselben ein feindliches Vizeadmiralschiff von einem russischen Vizeadmiralschiff verbrannt, dieses aber wieder von jenem angezündet wird und beide verbrennen.

Das dritte — die Flucht der Türken in den Hafen von Tschesme, und wie sie von der russischen Flotte verfolgt werden.

Das vierte — die Abiendung einer russischen Escadre nach dem Hafen von Tschesme nebst der Bereitung der russischen Brander, um die feindliche Flotte in Brand zu stecken.

Greigh — Er war dem Grafen Orlow zur Unterstützung gegeben und hatte mehr Antheil als Dieser an dem endlichen Siege der Russen.

Feindliches Vizeadmiralschiff — das des türkischen Kapudan-Pascha und des Admirals Spindow.

Das fünfte — die Verbrennung der türkischen Flotte im Hafen in der Nacht vom 7. Julius.

Das sechste endlich — die triumphirende russische Flotte, wie sie beim Anbruch des Tags von Tschesme zurückkehrt und ein türkisches Schiff und vier Galeeren mit sich führt, die von der Flotte gerettet waren.

Auf solche Darstellungen in sechs großen Gemälden, jedes acht Fuß hoch und zwölf Fuß breit, wurde die Bearbeitung beider Pläne vorgeschlagen und diese durch einen Kurier nach Petersburg zu Einholung der kaiserlichen Genehmigung gesendet.

Indessen ließ Graf Alexis Orlow dem Künstler für die Arbeit, die ihn vollkommen zufriedengestellt hatte, dreihundert Zechinen auszahlen, so wie Hackert schon vorher unter dem Namen des Postgeldes für die Reise von Rom nach Livorno von der Kaiserin hundert Zechinen erhalten hatte. Bald darauf traf die vollkommene höchste Genehmigung dieser vorgeschlagenen Arbeit ein; der in Rom sich befindende General Iwan Schuwaloff erhielt sie, mit welchem sogleich im Oktober 1771 ein schriftlicher Vertrag über Größe, Zeit und pünktliche Vorstellung der sechs oben beschriebenen Gemälde aufgesetzt und der Preis für jedes derselben auf dreihundertfünfundsiebzig römische Zechinen regulirt wurde, so daß das Ganze sich auf mehr als zwölftausend Gulden belief.

Das erste Gemälde, welches der Künstler in Arbeit nahm, war jenes von der Schlacht selber in dem bedeutenden Momente, da beide Vizeadmiralschiffe brannten und die Schlacht im heftigsten, entscheidendsten Feuer war. Vollendet war es im Anfang des Jänners 1772; und da gerade zu dieser Zeit Graf Orlow mit einer Flotte aus dem Archipelagus nach Livorno kam, so versäumte Hackert diese Gelegenheit nicht, sich mit seinem Bilde daselbst einzufinden, um sowol vom Grafen Orlow als von dem Kontreadmiral Greigh zu erfahren, ob und wie weit er in diesem Bilde durch die Ausführung jener ihm mitgetheilten Notizen die Wahrheit des Vorgangs erreicht und dem Verlangen dieser Herren Genüge geleistet habe. Zugleich ließ er einen Entwurf des Gemäldes, welches die Verbrennung der türkischen Flotte im Hafen vorstellte, von Rom nach Livorno zu Wasser abgehen, weil sie zwar fertig, doch nicht trocken genug war, um zur Landreise aufgerollt werden zu können.

Der vollkommene und allgemeine Beifall, den jenes große,

zu Pisa in einem Saale des Grafen Orlow aufgestellte Gemälde sowol von diesem Herrn als von allen anwesenden Seeoffizieren auf eine entscheidende Weise erhielt, war für den Künstler höchst schmeichelhaft, sowie die getreue Darstellung dieses vom Grafen Orlow erfochtenen Siegs demselben um so interessanter war, als er gerade um ebendie Zeit die Nachricht erhielt, daß das einzige Schiff, Rhodus, welches sie von der verbrannten Flotte der Türken gerettet hatten, nunmehr, weil es in der Schlacht sehr viel gelitten, zu Grunde gegangen war, so daß solches zur Erhaltung des Andenkens an diesen ruhmwürdigen Vorgang nur allein auf dem Bilde existirte.

Indessen war auch jenes kleinere Gemälde, die Verbrennung der Flotte vorstellend, angekommen und wurde im Ganzen gleichfalls mit vielem Beifall aufgenommen; nur war Graf Orlow mit dem Effekt eines entzündeten und in die Luft aufliegenden Schiffes, welchen Moment man auf dem Bilde vorgeschrieben hatte, unzufrieden. Es war beinahe unmöglich, eine der Wahrheit eines solchen vom Künstler nie mit Augen gesehenen Ereignisses deutlich entsprechende Vorstellung selbst nach den besten Beschreibungen der Seeoffiziere zu geben. An diesem Momente mußte die Ausführung eine der größten Schwierigkeiten finden. Graf Orlow entschloß sich jedoch endlich, auch dieses Hinderniß auf eine ganz eigene grandiose Weise zu heben und die wirkliche Vorstellung einer solchen Begebenheit durch ähnliches Auffliegen einer gerade auf der Rhede vor Anker liegenden russischen Fregatte dem Künstler zu geben, wenn er sich anheischig machen würde, diesen Effekt mit ebender Wahrheit wie das Feuer auf dem Gemälde der Schlacht darzustellen.

Der Graf hatte sich die Erlaubniß dazu sowol von seinem eigenen Hofe als auch vom Großherzog von Toskana erbeten, und nun wurde gegen Ende des Mai's gedachte Fregatte, die man mit so viel Pulver, als zum Auffliegen nöthig war, laden ließ, sechs Meilen von Livorno auf der Rhede bei einem ganz unglaublichen Zulauf von Menschen in Brand gesteckt und in weniger als einer Stunde in die Luft geschleudert — zuverlässig das theuerste und kostbarste Modell, das je einem Künstler gedient hat, indem man den Werth der noch nutzbaren Materialien dieser alten Fregatte auf zweitausend Zechinen schätzte.

Großherzog von Toskana — Leopold I., der 1790 nach dem Tode seines Bruders Joseph's II. deutscher Kaiser wurde.

Das Schiff brannte beinahe drei Viertelſtunden in den obern Theilen, ehe ſich das Feuer der Pulverkammer, die heilige Barbara genannt, mittheilte. Erſt durchlief die lodernde Flamme wie ein Kunſtfeuerwerk nach und nach alle Segel, Taue und die übrigen brennbaren Materien des Schiffs; als das Feuer an die Kanonen kam, die man von Holz gemacht und geladen hatte, feuerten ſie ſich nach und nach alle von ſelbſt ab. Endlich, nachdem die Pulverkammer erreicht war, that das Schiff ſich plötzlich auf, und eine lichte Feuerſäule, breit wie das Schiff und etwa dreimal ſo hoch, ſtieg empor und bildete feurige, mit Gewalt und Geſchwindigkeit ausgeſchleuderte Wolken, die durch den Druck der obern Luft die Form eines ausgebreiteten Sonnenſchirms erhielten, indem ſich Pulverfäſſer, Kanonen und andere emporgeworfene Trümmer des Schiffs mit darin herumwälzten und der ganze oberſte Theil mit dicken ſchwarzen Rauchwolken überdeckt war. Nach etwa drei Minuten verwandelte ſich dieſe ſchreckliche Feuerſäule in eine blutrothe Flamme, aus deren Mitte eine durchaus ſchwarze Säule von Rauch aufſtieg, die ſich ebenſo wie jene in ihrem obern Theile ausbreitete, bis nach etwa ebenſo langer Zeit auch dieſe Flamme erloſch und nur noch der ſchwarze Rauch wol über zwanzig Minuten lang dicht und fürchterlich über der Region des verbrannten Körpers emporſchwebte.

Aufmerkſam auf den Effekt dieſes Vorgangs nach allen ſeinen Theilen, retouchirte der Künſtler nochmals das Gemälde von der Verbrennung der Flotte zu völliger Zufriedenheit des Grafen Orlow und vollendete ſodann die übrigen ihm aufgetragenen Bilder in der von ihm feſtgeſetzten Zeit.

Er hatte während derſelben ſieben Reiſen nach Livorno gemacht, deren jede mit hundert Zechinen fürs Poſtgeld bezahlt wurde. Ferner malte er für die ruſſiſche Monarchin ſechs andere Bilder von ebender Höhe zu acht und der Breite von zwölf franzöſiſchen Fuß. Zwei derſelben ſtellten ein von einer ruſſiſchen Escadre gegen die Türken erfochtenes Treffen bei Mitylene und die daſelbſt erfolgte Landung vor, noch zwei andere ein Gefecht der ruſſiſchen Escadre mit den Dulcignoten, das fünfte einen Seevorfall in Aegypten, und das ſechste endlich das ein Jahr nach dem vorigen nochmals bei Tſchesme erfolgte Gefecht.

Die zwölf Gemälde ſind in Peterhof in einem eigens dazu beſtimmten großen Saal aufgeſtellt, in welchem der Eingangs-

Alles seh' ich so gerne. . II. 147
Alles, was Du denkst. . II. 401
Alles will reden. . . . . II. 384
Alles wünsch' ich zu haben . II. 168
Als Allerschönste bist Du III. 159
Als an der Elb' ich. . . III. 341
Als Centauren gingen sie . . III. 239
Als das heilige Blatt. . III. 204
Als der Knabe nach der Schule . . . . . II. 431
Als der Unbaubare floh III. 121
Als Diogenes still . . . II. 9
Als Gellert, der geliebte. I. 107
Als dirne, da wär' ich sehr erstaunt II. 353
Als ich ein junger Geselle I. CLXXX
Als ich noch ein Knabe . I. 14
Als ich still u. ruhig spann I. 244
Als kleinen Knaben hab' ich III. 337
Als kleines art'ges Kind. I. 212
Als Knabe nahm ich. . . . II. 300
Als Knabe verschlossen . II. 264
Als Luther's Fest . . . II. 437
Als Minerva, jenen Liebling II. 177
Als noch verkannt und sehr gering . . . . II. 281
Als sie das Kätzlein . . III. 384
Also das wäre Verbrechen II. 54
Also lustig sah es aus . II. 419
Alte, bärtige, sogar schwarze III. 164
Alte Vasen und Urnen . . . III. 239
Alter gefallen ich gern d. Jugend III. 256
Alter Held schützt alte Bücher . . . . . III. 167
Alter Mond, in Tränen Thalia II. 361
Alt-Dämen sind . . . . . II. 302
Am feuchten Fels . . . II 450
Am Flusse kannst Du stemmen II. 324
Am frommen Stab . . III. 397
Am heißen Quell . . . II. 453
Am jüngst. Tag v. Gottes Thron III. 281
Am jüngsten Tag, wenn I. 216
Am Lethe wollten sie . . . II. 386
Am Ziele . . . . . III. 83
Amerika, Du hast es besser . III. 264
Amor bleibet ein Schalk. II. 25
Amor, nicht das Kind . II. 11
An Bildern schöpft Ihr II. 192
An dem Meer Strand . II. 438
An dem reinsten Frühlingsmorgen . . . . I. 19
An den holden Jüngling III. 61
An d. Wurzeln heil'g. Eiche III. 172
An der Kastanie . . . . . II. 317
An der Seite d. Geliebten III. 84
An die Stelle d. Genusses II. 410
An die Thüren will ich . I. 223
An diesem Brunnen . . III. 171
An Personen II. 397 u. III. 311
An Trauertagen . . . III. 336
An unsers himmlischen Vaters Tisch . . . . . II. 300
Anbeten Du das Feuer . . . II. 363
Anders lesen Knaben . . . II. 300
Andre zu trauen . . . . . II. 336
Angeborne Großheit . . III. 371
Angedenken an das Gute III. 207
Angedenken Du . . . . I. 62
Anmuthig Thal. . . . I. 108
Anschaun, wenn es Dir gelingt . . . . . III. 168
Anstatt daß Ihr bedächtig steht III. 260
Antiker Form sich nähernd . II. 3 u. III. 117
Aristokraten mögen noch gehn . III. 241
Aristokratisch gesinnt ist mancher III. 241
Aristokratische Hunde . . . . III. 241
Arm am Beutel . . . . I. 242
Arm an Geiste . . . . III. 119
Arm und kleiderlos . . II. 154
Arme basaltische Säulen . . . III. 250
Armer Moritz . . . . . III. 247
Armer Tobis . . . . . III. 304
Armes Kalb, was nahst. III. 384
Ars, Ares wird . . . . III. 204
Art'ges Häuschen hab' ich I. 204
Auch die undankb. Natur III. 145
Auch diese will ich nicht verschonen . . . . . II. 355
Auch erscheint ein Herr Z[illegible] . . III. 238
Auch mich dratet Ihr noch . . III. 251
Auch noch hier nicht zur Ruh . III. 246
Auch Vergangenes zeigt Euch . . . . . II. 159

thüre gegenüber das Porträt Peter's des Großen, als des Stifters der russischen Seemacht, und sodann das Porträt von Katharina II. sich befindet, unter deren Regierung die russische Seemacht außerordentlich gefördert und jene glorreichen Siege erfochten worden.

Hackert erwarb sich durch diese Arbeit nebst einem ansehnlichen Gewinn einen ebenso frühzeitigen als soliden Ruhm, der sich durch das Aufsehen, welches das sonderbare, viele Monate vorher in allen Zeitungen Europens angekündigte kostbare Modell verursachte, mit ungemeiner Geschwindigkeit verbreitete.

Familienverhältnisse.

Im Jahre 1772 ging Johann Hackert mit vielen von Engländern bestellten Arbeiten selbst nach London, und als diese im folgenden Jahre bei Gelegenheit der gewöhnlichen öffentlichen Ausstellung allgemein bekannt wurden, vermehrte sich der Ruf des Künstlers und das Verlangen nach seinen Arbeiten. Allein seine Gesundheit ward in diesem Lande immer schwächer, so daß er im Oktober des nämlichen Jahres in Bath, wohin er sich solche wiederherzustellen begeben hatte, noch ehe er volle neunundzwanzig Jahre zurückgelegt, mit Tode abging.

Herr Manzel Talbot hatte die Freundschaft, für seine Beerdigung, und die schon damals berühmte deutsche Künstlerin Angelika Kauffmann die Güte, für die Uebersendung seines nachgelassenen Besitzes und seiner unvollendeten Arbeiten an den Bruder Sorge zu tragen. Dieser frühzeitige Tod war allerdings ein Verlust für die Kunst. Sein Bruder bewahrte manche Arbeit dieses jungen Künstlers, und wer sie sah, zweifelte nicht, daß ein längeres Leben ihn seinem Bruder Philipp an Talent und Ruhm würde zur Seite gesetzt haben.

Die Nachricht von dem unerwarteten frühen Todesfalle dieses geliebten Bruders machte auf das Gemüth Philipp's einen so schmerzlichen Eindruck, daß er, auf lange Zeit aller Arbeit unfähig, zu Ende desselben Jahrs eine Reise nach Neapel unternahm, um sich an veränderten Gegenständen und Gesellschaften von seiner Trauer zu erholen. Daselbst hatte er Gelegenheit, im Jänner 1774 verschiedene Zeichnungen und Studien nach

einem eben damals geschehenen Ausbruch des Vesuv zu verfertigen, welche er nach seiner Zurückkunft in Rom mehrmals auf größern Gemälden benutzte.

Wenige Wochen, ehe sein erwähnter Bruder Johann nach England abreiste, waren zwei jüngere Brüder, Wilhelm und Karl, bei ihm in Rom eingetroffen. Jener hatte sich der Geschichts- und Porträtmalerei gewidmet und arbeitete einige Zeit unter Raphael Mengs' Anleitung, und da nachmals Dieser Rom verließ, um nach Spanien zu gehen, folgte er seinem Meister nach Toskana und zog endlich von Livorno mit einer kleinen russischen Escadre nach Rußland, wo er im Jahre 1780 als Zeichenmeister einer Akademie im zweiunddreißigsten Jahre seines Alters starb. Karl hatte einige Jahre in Rom unter Anleitung seines Bruders Landschaften in Oel und häufiger noch in Gouache gemalt. Er etablirte sich nachmals (1778) in Genf und, als sich die innerlichen Unruhen daselbst immer erneuerten, in Lausanne. Philipp aber ließ seinen jüngsten Bruder Georg, welcher bei Berger in Berlin die Kupferstecherkunst erlernt hatte, nach Rom kommen.

Reisen.

Im Jahre 1774 machte Hackert in Gesellschaft des Raths Reiffenstein eine Reise nach Aquila und Arezzano, um den Lago Fucino und das höchst merkwürdige Stück der römischen Baukunst, das von Kaiser Claudius zu Ableitung der in jener tiefen Gegend immer angehäuft stehenden Wasser errichtet war und noch jetzt unter dem Namen des emissario di Claudio bekannt ist, zu besehen. Von da aus zogen sie über das malerisch schöne Land von Sora, Isola di Sora, Casamaro u. s. w. nach Rom zurück.

Ferner machte er im Jahre 1775 eine solche Tour nach Civita Castellana, Soracte, Poggio Mirteto, Ponte Correse und andern Gegenden um Rom, so daß beinahe im Umkreis von sechzig italienischen Meilen um diese Stadt kein beträchtlicher

Emissario di Claudio — die bekannte „Aqua Claudia", an welcher 30000 Menschen fast während der ganzen Regierungszeit des Kaisers arbeiteten.

Ort, keine reizende Aussicht war, die der Künstler nicht gezeichnet und für seine Studiensammlung benutzt hätte. Ebenso verfuhr er im folgenden Jahre auf einer Wanderung in die apenninischen Gebirge, da er denn bis nach Ravenna gelangte und über Urbino und Perugia zurückkehrte. Auf diesem Wege machte er unter andern eine Zeichnung von Cesena, dem Geburtsort Pius' VI., und verfertigte sodann nach derselben ein drei Fuß hohes und vier Fuß breites Oelgemälde zu großer Zufriedenheit des Papstes.

Pius VI.

Als Hackert demselben das Bild vorstellte, wurde er sehr gnädig aufgenommen; der Bali Antinori, ein Toskaner, präsentirte ihn, und er wurde ohne alle gewöhnliche Zeremonien zum Papst geführt. Dieser fand sich durch das Bild sehr geschmeichelt und wünschte, daß es in Kupfer gestochen würde. Hackert erwiderte, daß es auch sein Wille wäre, und daß Giovanni Volpato bereits den Pendant dazu, die Aussicht auf die Peterskirche, von Ponte molle genommen, unter Händen hätte. Der Papst fragte, ob die beiden Platten wol in zwei Monaten fertig sein könnten. Hackert antwortete: „Es wird schwer halten in einem Jahre. Außerdem, so hat mein Bruder, der noch jung ist und erst anfängt, große Platten zu machen, noch keine Kupferstichdruckerei eingerichtet. Wir empfehlen uns daher der hohen Protektion Eurer Heiligkeit." Der Papst schenkte dem Hackert für das Bild eine massiv goldne Dose, worauf die erste Medaille war, die er während seiner Regierung hatte schlagen lassen, nebst sechs Stück großen goldenen Medaillen und sagte: „Wenn Ihr was nöthig habt, so kommt gerade zu uns! Ihr findet alle Protektion!" Dabei klopfte er ihm beide Backen sehr freundlich und sagte: „Mein Sohn, ich will Euch sehr wohl!" Denn den Segen konnte er ihm als einem Ketzer nicht geben.

Pius' VI. — des damaligen Papstes; Pius VI. war im Februar 1776 erwählt worden.

Bali — Bezeichnung des Amtes (baillí), ursprünglich eines Komthurs des Malteser-Ordens.

Donna Giulia Falconieri.

Die Signora Giulia Falconieri war eine ſehr gute Freundin von Hackert. Dieſe Dame, die viel Geiſt, Beleſenheit und ſoliden Verſtand beſaß, hatte alle Abende eine kleine, aber ſehr intereſſante Geſellſchaft von Kardinälen, Prälaten und Gelehrten. Künſtler fanden ſich nie bei ihr, Hackert ausgenommen. Er hatte ihre Bekanntſchaft in Frascati zuerſt gemacht bei Don Paul Borghese, nachherigem Prinzen Aldobrandini, ferner in Albano, wo ſie die Villeggiatur des Octobers hielt. Sie war Liebhaberin der Malerei, hatte Geſchmack darin, doch ohne gründliche Kenntniß. Nach verſchiedenen Jahren, da ihre Tochter an den Neffen des Papſtes verheirathet wurde, an den Duca di Remi Braschi, wurde die Bekanntſchaft immer größer. Sie war eine geborne Dame von Melini, und da keine männlichen Erben in ihrer Familie waren, ſo brachte ſie durch Vermächtniß die ganze Melini'ſche Erbſchaft in das Haus Falconieri. Sie war Beſitzerin der Villa Melini auf dem Monte Mario, wo die ſchönſte Ausſicht von Rom iſt, und alle Fremden, die eine Idee von dieſer Stadt behalten wollen, beſuchen dieſen Hügel. Hackert fiel es ein, die Ausſicht von dort zu malen, weil ſie ein Bild macht und alle intereſſanten Monumente deutlich zu ſehen ſind, und ſodann ſie in Kupfer ſtechen zu laſſen, welches auch geſchah. Er bat ſich die Erlaubniß von ihr aus, den September und Octoder auf ihrer Villa zu wohnen, weil ſie in der Zeit zu Frascati in ihrer Villa La Rufina und im October die Villeggiatur in Albano zubrachte. Mit Vergnügen ertheilte ſie ihrem Agenten, der ein Kaplan war und täglich die Meſſe in einer Kapelle durch Stiftung ihrer Voreltern leſen mußte, Befehl, dem Hackert die ganze Villa nebſt Allem, was er nöthig hätte, mit Ausſchluß der Wäſche, die er ſich verbat, zu übergeben.

Mit dieſer Bequemlichkeit malte er in Gouache die Ausſicht von Rom und brachte ſeine Zeit vergnügt zu, indem Freunde und Fremde ihn beſuchten. Der Kaplan, der zugleich die Aufſicht über die Weinberge führte, war des Nachmittags immer betrunken und der drolligſte Menſch, den man ſich denken kann. Außer daß es ihm an Bildung und Beleſenheit fehlte, hatte er natürliche witzige Einfälle, die man bewundern mußte.

Georg Hackert stach das Bild in Kupfer, und Graf Fries kaufte dasselbe für hundertundfunfzig Zechinen. Es ist noch in der Sammlung dieses Hauses in Wien.

Die Platte war fertig, und weil Signora Giulia Falconieri schon längst verlangt hatte, dieselbe möchte Pius VI. zugeeignet werden, theils weil der Papst noch als Prälat öfters bei ihr gewesen und sogar in jüngern Jahren ein Verhältniß zu ihr gehabt haben soll, theils weil ihre Tochter an seinen Neffen, den Duca Braschi, verheirathet war, auch Hackert, der lange in Rom gelebt und viel mit der Römischen Noblesse Umgang hatte, den Römischen Stil sehr gut kannte, so ließ er durch seinen Freund, den Bali Antinori, anfragen, wann es Seiner Heiligkeit gefällig wäre, die Gebrüder Hackert zu empfangen. Der Papst war außerordentlich gnädig und höflich; er dankte Beiden für den Nutzen, den sie im Staate gestiftet hätten. „Wir sind," sagte er, „von Allem genau unterrichtet, was Ihr für unsern Staat gethan habt. Ihr habt den Kupferstichhandel mit Auswärtigen eingeführt, wovon Niemand eine Idee hatte; Ihr habt in Fabriano die Papiermühle eingerichtet, wo jetzt besser Papier zur Kupferdruckerei gemacht wird als in Basel, und das Geld bleibt im Lande. Wollte Gott, meine Unterthanen hätten dieselbe Industrie, so würde der Staat glücklich sein. Ihr zeichnet Euch besonders unter den fremden Künstlern aus. Andre suchen Geld zu ziehen, zwicken auf alle Weise die armen Römer und gehen davon; Ihr hingegen suchet ohne Ansehen der Nation zu helfen, was Ihr könnt, und der jungen Künstler Kopien bei Fremden anzubringen." — Er führte beide Brüder und zeigte ihnen neue Bilder, die er gekauft hatte, und schenkte einem jeden drei goldene Medaillen.

Kardinal Pallavicini.

Dem Stil gemäß mußte dem Majordomo maggiore auch ein Exemplar gegeben werden; dieses war sein Neffe, jetzt Kardinal Braschi, der nahe am Papst auf dem Vatikan logirte; desgleichen dem Kardinal Secretario di stato, welches Pallavicini war, den Hackert schon längst kannte. Der Kardinal empfing beide Brüder und das Kupfer mit vieler Höflichkeit,

Majordomo maggiore — Oberhofmeister.

setzte sich an das Kamin und nöthigte Alle zum Sitzen. Er hatte einen bigotten Benediktiner bei sich. Von dem Kupfer und der Kunst wurde wenig gesprochen. Da der Geistliche hörte, daß es zwei Preußen wären, fragte er den Kardinal, ob sie zur alleinseligmachenden römisch-katholischen Religion gehörten. Der Kardinal sagte: „Das ist eben zu bejammern, daß zwei solche brave Menschen ewig verdammt sein müssen." Beide Brüder lächelten. Der Mönch fuhr fort, sie zu überzeugen, daß keine Seligkeit zu hoffen wäre, wenn man nicht römisch-katholisch sei. Der Kardinal stimmte fleißig bei; die Gebrüder saßen still und hörten an. Endlich sagte der Kardinal: „Sie, als der älteste, sollten dem jüngern Bruder ein Exempel geben und Sich zum wahren Glauben bekennen." Da konnte es Hackert nicht länger aushalten, stand auf, stellte sich vor Seine Eminenz und sagte: „Eminenz! Wir sind in einem Lande geboren und erzogen, wo vollkommene Gewissensfreiheit herrscht. Ein Jeder mag glauben, was er will, Keiner bekümmert sich darum. Niemand wird fragen, zu welcher christlichen Sekte er sich bekenne; wenn er als ein ehrlicher und guter Bürger lebt, so ist es genug. Eure Eminenz können versichert sein, daß ich nichts gegen die römische Religion habe; ich glaube, daß sie ebenso gut ist als alle andern. Weil wir aber so erzogen sind, daß ein Mensch, der bei uns die Religion verändert, ein Abscheu ist und in der Gesellschaft kaum geduldet wird, sei es auch ein Jude oder Mohamedaner, so ist es unmöglich, daß ich in meinem Leben meine Religion ändere, weil die allgemeine Opinion aller wohldenkenden Menschen ist, daß kein braver Mann die Religion, in der er geboren und erzogen worden, verändert. Nehmen Eure Eminenz die Meinung der Welt hinweg, so werde ich morgen katholisch." Da Hackert dieses sehr spöttisch sagte, so fühlte der Kardinal den falschen Schritt, den er gethan hatte, bat sehr um Verzeihung, davon gesprochen zu haben, und sagte: „Ich habe es blos aus gutem Herzen gethan, um Euch zu retten. Ich hoffe, daß Sie es nicht als eine Beleidigung ansehen werden." So wurde friedlich Abschied genommen. Einige Tage darauf kam ein Abbate, Don Gennaro Geraci, ein Freund von Hackert, der alle Wochen ihn einigemal besuchte, ein Mann von natürlichem gutem Verstand, der auch gelesen hatte; der Kardinal de Bernis nannte ihn nur den natürlichen

Kardinal de Bernis — seit 1789 französischer Gesandter in Rom.

Philosophen. Kardinal Pallavicini war unruhig über den falschen Schritt und fürchtete, der Papst möchte es erfahren; daher, um die Sache wieder gut zu machen, gab er Don Gennaro Geraci diese Kommission, weil er wußte, daß Dieser ein Freund von beiden Brüdern war. Er versicherte zwar dem Kardinal, daß es unnöthig sei; denn er kenne beide Brüder zu sehr, als daß sie das übelnehmen, noch weniger, daß sie davon sprechen würden; aber der Kardinal bestand darauf, er möchte ausdrücklich zu ihnen gehen, um Verzeihung bitten und versichern, daß der Kardinal es nicht böse gemeint habe. Don Gennaro kam an; nachdem er guten Morgen geboten, sagte der C—e: „Der Kardinal hat den ersten dummen Streich gemacht; um ihn wieder gut zu machen, begeht er den zweiten, der noch dümmer ist. Ich soll Euch um Verzeihung bitten, daß er mit Euch von Religionssachen gesprochen hat; er hat es aus gutem Herzen gethan. Er bittet, daß Ihr nie davon sprechen möget." Der schnurrige Abt, der dieses so recht auf gut Neapolitanisch sagte, machte beide Brüder herzlich lachen. Hackert antwortete und bat, Seiner Eminenz seinen Respekt zu vermelden und zu versichern, daß er gar nicht mehr daran gedacht hätte und daß er nie davon sprechen würde. Welches er auch heilig gehalten hat, so lange der Kardinal lebte.

Einige Zeit darauf wollte Hackert den Hafen von Ancona und Civita vecchia zeichnen, wozu die Erlaubniß des ersten Ministers gehört; er ging also zum Kardinal und bat ihn darum. Dieser war sehr höflich und sagte: „Machen Sie mir das Vergnügen und kommen gegen drei Uhr zu mir zur Tafel, so werden Sie die Erlaubniß bereit finden." Es geschah. Don Gennaro war auch eingeladen. Die Tafel war gesprächig und angenehm; an alles Andre wurde nicht mehr gedacht. Endlich entschlief dieser Kardinal selig im Herrn. Spanien hatte ihn besonders dazu gestellt, damit sie machen konnten nach ihrem Gefallen.

Charles Gore. Richard Payne Knight.

Philipp Hackert's großes Talent, die Naturgegenstände leicht, geschmackvoll und geistreich aufzufassen, bezauberte nun die Reisenden und reate sie zur Nachahmung auf. Der Künstler för-

derte und unterrichtete sie gern, wohl wissend, daß er sich keine Nebenbuhler, sondern Bewunderer heranzog. Besonders war er immer von Engländern umgeben, und der Trieb, die Natur zu schauen und nachzubilden, wuchs unter den Liebhabern mit jedem Jahre. In guter Gesellschaft wurden kleine Reisen im April, Mai und Juni vorgenommen. Den Sommer brachte man in Albano, manchmal in Kastell Gandolfo zu, wo außer seinen nächsten Freunden wohl empfohlene Fremde freien Zutritt hatten. Besonders wurden die Abendstunden gut angewendet. Man versammelte sich um einen großen runden Tisch, und Alles bediente sich um die Wette des Bleistifts und der Scpie.

Hier machte der Künstler eine Bekanntschaft, die auf sein Leben und Glück großen Einfluß hatte; es war die des Herrn Charles Gore und dessen liebenswürdiger Familie. Die älteste Tochter zeichnete und malte gar geschickt landschaftliche Gegenstände. Der Vater, der sich früher dem Schiffbau ergeben hatte, fand vorzügliche Lust am Zeichnen von Schiffen und Fahrzeugen aller Art, die er bei großer und genauer Kenntniß mit einer leichten Manier auf seine Seestücke zu vertheilen wußte. Mit ihm und einem andern Engländer, Richard Payne Knight, vereinigte sich Hackert zu einer Reise nach Sizilien auf gemeinschaftliche Kosten, welche sie denn auch im Frühling des Jahres 1777 antraten.

Von dieser Reise können wir eine genauere Rechenschaft geben, indem das Tagebuch des Herrn Knight, eines sehr gebildeten Mannes, in englischer Sprache geschrieben, vor uns liegt, der, indem die beiden Andern zeichneten, die Gegenden umher durchstrich und davon manche genaue Beschreibung lieferte, nicht weniger über sittliche, polizeiliche und andere Gegenstände bedeutende Betrachtungen anstellte.

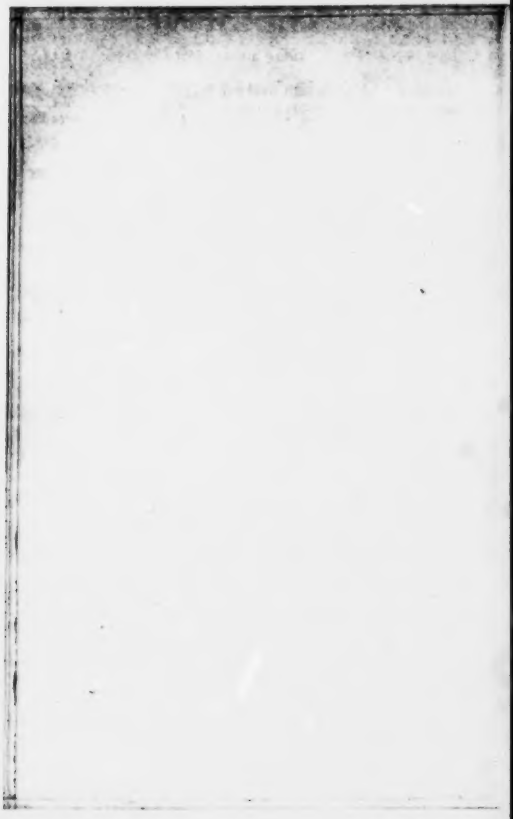

Tagebuch einer Reise nach Sizilien.

Von Richard Payne Knight.

Abfahrt.

Den 3. April 1777 hatten wir Rom verlassen und fuhren am 12. von Neapel in einer Feluke von zwölf Rudern ab, um die Reise durch Sizilien zu machen und im Vorbeigehen Pästum und die liparischen Inseln zu besuchen. Sobald man den Neapolitanischen Hafen verlassen hat, öffnet sich die herrlichste Scene nach allen Seiten. Die Stadt erhebt sich stufenweise über das Gestade, indem der Berg Vesuv daneben raucht; Sorrent, Capri, Ischia, Procida beschäftigen das Auge bis zum Kap Misene und bilden ein Amphitheater, bereichert mit Palästen, Gärten, Wäldern und Ruinen, eine solche Versammlung von Gegenständen, wie sie nie gesehen wird. Wir genossen diesen Anblick in der größten Vollkommenheit, indem das Wetter sehr schön und der Frühling in voller Blüthe war. Die unendliche Mannichfaltigkeit von Farben und Tinten wurde durch den Perlton, der Claude Lorrain's Gemälde so sehr auszeichnet und diesem köstlichen Klima ganz eigen ist, mit einander verbunden. Die Bai von Neapel hält ungefähr zwanzig (englische) Meilen bis Capri, und je weiter wir nach der offnen See fuhren, schienen Farben und Formen in die Atmosphäre zu sinken; sie wurden nach und nach undeutlich, bis die Sonne zuletzt ihre Strahlen zurückzog und Alles in Finsterniß hinterließ. Während der Nacht schliefen wir in der Feluke, und ehe die Sonne aufging, kamen wir zu einem kleinen Dorf, Agropoli genannt, fünf Meilen von Pästum. Wir nahmen sogleich Pferde, diese ehrwürdigen Denkmäler zu besuchen.

Auch vernehmet im Gedränge . . . . . I. 219
Auch von d. höchst. Gebirgs II. 48
Auf aus der Ruh . . . III. 82
Auf Bergen in der reinsten Höhe II. 318
Auf das empfindsame Volk . . II. 171
Auf dem Fluß . . . . III. 43
Auf dem Land . . . . III. 71
Auf dem Umschlag sieht man . III. 217
Auf den Pinsel . . . . III. 169
Auf der rechts- und linken Seite . . . . . II. 265
Auf diesen Trümmern . II. 444
Auf ewig hab' ich sie vertrieben. II. 355
Auf großen u. auf kleinen Brucken . . . . . II. 288
Auf, Ihr Dichter, greift . . . II. 165
Auf Kieseln im Bache . I. 42
Auf Pergament Lieb' und Haß . II. 362
Auf schweres Gewitter . II. 298
Augen leidet Dir der Sünde . III. 249
Augen, sagt mir . . . I. 195
Augenblicklich anzuwarten . . . . . III. 354
Aus dem Zauberthal . . III. 90
Aus den Gruben . . . III. 215
Aus des Regens düstrer Trübe . . . . . III. 168
Aus düstern Klosterhallen III. 335
Aus einer großen Gesellsch. II. 258
Aus fremden Sprachen II. 457 u. III. 369
Aus jenen Ländern . . II. 416
Aus Kötschau's Thoren . III. 46
Aus tiefem Gemüth . . . . . II. 316
Aus Wilh. Meister I. 219 u. III. 107
Ausgeherrschet hat die Sonne . . . . . II. 475
Auszuziehen verstieh' ich . . . III. 242
Barrachenisch, antediluvianisch . III. 257
Basis ist wieder aufgestanden. . II. 352
Bakis, Weissagungen des . . . II. 155 u. III. 151
Bald, es freue nur Jeder . . . II. 172
Bald ist die Menge gesättigt . . III. 242
Balladen . I. 225 u. III. 111
Bäume leuchtend . . . II. 450
Bedecke Deinen Himmel I. 162
Bereit, o Kind . . . . II. 252
Bestes uns Gott von s. . II. 271
Bei all. Musen u. Grazien III. 397
Bei d. Glanze d. Abendröthe I. 19
Bei einer großen Wasserfluth. III. 283
Bei mancherlei Geschäftigkeit . II. 370
Bei so verworrenem Treiben . . II. 266
Bei Tag der Wolken . . III. 165
Bekanntniß heißt . . . III. 209
Benutze deiner Zeit . . II. 372
Beraume Dich dem Heißen . . II. 339
Berg auf und Berg ab . III. 10
Bewundre, wenn die Liberalen. III. 258
Beyden, wenn die Liberalen. III. 258
Beyden bethun als bergen . . . II. 375
Bessern, bessern soll uns der Dichter . . . . . III. 252
Betrogen bist Du zum Erbarmen II. 374
Beuge, Liakos, d. Pascha II. 473
Bewährt den Forscher der Natur. . . . . II. 285
Bilde, Künstler, rede nicht II. 175
Bilder so wie Leidenschaften II. 35
Bin ich für 'ne Sache eingenommen . . . . . III. 264
Bist Du denn nicht auch zu Grunde gerichtet . . . . II. 334
Bist Du Gemünd. Silber III. 300
Bist Du's nicht, so sei vergeben. . . . . III. 97
Bist noch so tief in Schmerz III. 110
Bist undankbar, so hast nicht Recht . . . . . III. 267
Blaß erscheinest Du mir und todt dem Auge . II. 159
Bleibt so etwas, dem wir huld'gen . . . . . II. 358
Blätter, nach Natur gestammelt . . . . III. 163
Bleibe, bleibe bei mir . III. 84
Bleibe d. Geheimniß theuer III. 168
Bleiben, Gehen, Gehen, Bleiben . . . . . III. 193
Bleibe das Aechte nur stehen . III. 238
Blinde, weiß ich wol, fühlen . III. 249
Blößen giebt nur das Reiche . III. 238

Päſtum.

Den 13. April.

Die erſte Anſicht derſelben iſt äußerſt überraſchend. Drei Tempel, welche leidlich erhalten ſind, ſtehen einer neben dem andern in der Mitte eines reichen und ſchönen Thales, umgeben von romantiſchen Hügeln, welche mit blühenden Büſchen und immergrünen Eichen bedeckt ſind. Einer derſelben iſt der Mons Alburnus und noch jetzt mit jenen Bäumen bewachſen, deren Virgil im dritten Buche ſeiner Georgika gedenkt:

Est lucos Silari circa ilicibusque virentem
Plurimus Alburnum volitans, cui nomen asilo
Romanum est, oestron Graji vertere vocantes.

Er heißt nun Monte Poſtiglione und ſteht am Zuſammenfluß des Silarus und Tanager (jetzt Selo und Negro). Die Ufer des Silarus ſind durchaus mit dichten Wäldern beſetzt, die während des Sommers durch die vorerwähnten oestri oder asili, eine Art ſtechender Fliege, heimgeſucht werden. Der Tanager iſt ein unbedeutendes Waſſer, das manchmal zur Sommerszeit austrocknet, daher Virgil von sicci ripa Tanagri ſpricht.

Die Architektur von Päſtum iſt die alte doriſche, die Säulen kurz und kannelirt, mit breiten, flachen Kapitälen und ohne Baſen. Sie ſind aus einer Art poröſer Steinmaſſe verfertigt, wie die vom Lago del Tartaro bei Tivoli (Travertin). Ich glaube, die Säulen wurden kannelirt und vollendet, wenn ſie ſchon aufgerichtet waren; denn wir fanden in Sizilien Tempel, an denen einige Säulen kannelirt waren und andere nicht. Die Steine ſind vortrefflich gearbeitet und mit der größten Genauigkeit zuſammengeſetzt, und zwar auf die Weiſe wie die trefflichſten Werke des Alterthums, ohne Bindungsmittel. Die Farbe iſt ein weißliches Gelb, das hie und da ins Graublaue ſpielt. Die Witterung hat den Stein angegriffen; er iſt mit Moos und Kräutern bewachſen und nicht von Rauch geſchwärzt, noch durch neuen Anbau entſtellt wie die Ruinen zu Rom. Daher die Tinten ſehr harmoniſch, angenehm und maleriſch ins Auge fallen.

Est lucos . . . — Georg., III. 146–148:
„Zahlreich ſchwirrt die Bremſe umher in des Silarus Hainen
Und am Alburnusberg, der von grünenden Eichen bedeckt iſt;
Asilus wird ſie von Römern, Oeſtros genannt von den Griechen."

Sicci ripa Tanagri — „des Ufer des trockenen Tanagers" (Georg., III. 151)

Betrachtet man die Theile dieser Tempel in der Nähe, so erscheinen sie roh, massiv und schwer; aber in der gehörigen Entfernung gesehen, ist die allgemeine Wirkung groß, einfach, ja zierlich. Das Rohe erscheint dann als eine künstliche Nachlässigkeit, und das Schwerfällige verwandelt sich in eine gerechte und edle Festigkeit.

Außer den drei Tempeln sind noch die Grundmauern eines kleinen Theaters und bedeutende Ueberbleibsel der Stadtmauern zu sehen. Innerhalb derselben ist der ganze Raum mit zerbrochenen Säulen und andern Fragmenten zerstörter Gebäude bedeckt, woraus wir die ehemalige Herrlichkeit dieser alten Stadt abnehmen können. Besonders merkwürdig sind die Ruinen eines kleinen Tempels von wunderbarer Art. Er stand zwischen dem großen Tempel, den Einige für eine Basilika halten wollen, und dem Amphitheater und war im Ganzen von der gewöhnlichen dorischen Form; nur sind die Säulen nach korinthischer Ordnung kannelirt, d. h. zwischen den Vertiefungen abgeflächt. Auch sind die Kapitäle von derselben Ordnung, nur sehr roh und einfach. Das Gesims ist dorisch, aber von mehr Gliedern als bei den übrigen Gebäuden von Pästum. Zwischen den Triglyphen sind Basreliefe, deren Zeichnung sehr rein und zierlich gewesen zu sein scheint; aber sie sind so zerfressen und verstümmelt, daß man nicht über die Ausführung urtheilen kann.

Nun ist die Frage, ob dieser Tempel gebaut worden, ehe die korinthische Ordnung zu ihrer Vollkommenheit gelangt, oder nachdem sie schon wieder im Abnehmen gewesen. Ich bin aus mancherlei Ursachen geneigt, das Erste zu glauben; denn die korinthische Ordnung zeigt sich an keinem Monumente vor den Zeiten August's vollkommen und scheint erst zu den Zeiten der Antonine in Abnahme zu gerathen. Was die Erzählung betrifft, gedachtes Kapitäl sei durch einen Korinthischen Architekten erfunden worden, indem er eine Akanthstaude gesehen, die um einen Blumenkorb her gewachsen, so verdient sie wenig Aufmerksamkeit. Die ersten Anfänge der Korinthischen Ordnung findet man unter den Ruinen von Theben und Persepolis. Sie wurden wahrscheinlich um die Zeit Alexander's des Großen nach Europa gebracht; aber die stolzen Griechen wollten sich nicht als Nachahmer in irgend einer Sache bekennen. — Die Stadt Pästum muß lange in einem Zustand von Verfall gewesen sein, ehe die korinthische Ordnung zu ihrer Vollkommenheit, geschweige denn zu ihrem Verderbniß gelangte; denn

Strabo gedenkt, daß der Ort schon verlassen und ungesund zu seiner Zeit gewesen sei, und die Geschichtschreiber der römischen Kriege in Italien nennen ihn niemals als einen Platz von einiger Bedeutung. Ferner sind die Gebäude der spätern römischen Zeiten, als die Architektur schon verderben war, in einem ganz verschiedenen Stil von dem abgedachten; auch bedienten sich die Römer als Herren der Welt, denen die reichen Steinbrüche von Afrika, Griechenland und Sizilien zu Gebote standen, keiner so geringen Materialien, da hingegen die griechischen Republiken, auf einen engen Raum eingeschränkt, sich genöthigt sahen, das Material anzuwenden, das ihr eigener Boden lieferte.

Die genaue Zeit vom Aufsteigen und Fallen Pästum's ist nicht bekannt, obgleich Beides früh genug mag gewesen sein. Die Ueberbleibsel dieser Stadt sind ihre Erhaltung der bösen Luft schuldig; denn wäre der Platz bewohnbar gewesen, so hätten sie das Schicksal der meisten griechischen und römischen Werke gehabt; man hätte sie niedergerissen und die Materialien zu neuen Gebäuden angewendet. Diese tödtliche Luft wird durch einen salzigen Strom erzeugt, der von den Bergen herabfließt und hinter den Mauern stockt, wo er durch Sinterung die Steinart hervorbringt, wovon die Stadt gebaut war. Diese Steinwerdung geschieht außerordentlich schnell, so daß Einige geglaubt haben, man habe sich gewisser Formen bedient und in denselben die Säulen durch Inkrustation hervorgebracht, indem diese Rohr und Binsen, welche durch das Wasser versteinert werden, enthalten; ich glaube aber nicht, daß diese Meinung Grund habe. Die Stadt war viereckt, wie man an den Mauern sieht, welche jetzt scheinen an der See gestanden zu haben, ob sie gleich gegenwärtig durch die Wirkung des versteinernden Stroms fünfhundert Yards davon entfernt sind. Der neue Grund läßt sich recht gut von dem alten unterscheiden, indem er durchaus entweder Versteinerung oder Sumpf ist, anstatt daß der alte Boden innerhalb der Mauern und zwischen ihnen und den Bergen trocken und fruchtbar erscheint, der Pästanischen Rosengärten nicht unwerth, von welchen die römischen Poeten so viel zu erzählen wissen.

Strabo gedenkt ꝛc. — Eine Stelle dieses Sinnes will sich bei Strabo nicht finden, der überhaupt Pästum nur S. 251 (Becker. erwähnt; diese hat der Verfasser allerdings, wie auch dem Folgenden hervorgeht, benutzt.

Porto Palinuro.

Den 15. April.

Nachdem wir einen Tag unter diesen edlen Ueberbleibseln griechischen Geschmacks und Herrlichkeit zugebracht, kehrten wir zu unserer Feluke zurück und fuhren während der Nacht am Kap Palinuro hin, das noch den Namen von Aeneas' Steuermann behalten, welcher, wie Virgil meldet, hier umkam. Als sich aber ein widriger Wind erhob, mußten wir einen kleinen Hafen gleiches Namens aufsuchen, der von Süden her durch das Vorgebirg und von Norden durch das Land gedeckt wird. Die Gegend umher ist sehr schön, die Thäler reich und fruchtbar, die Hügel mit immergrünen Eichen, Oliven und blühenden Büschen bedeckt, wozwischen sich Weideplätze hinziehen. In der Ferne erstreckt sich die weite Kette der beschneiten Apenninen, welche die Aussicht auf eine edle Weise begrenzen. Acht Tage wurden wir in diesem kleinen Hafen durch üble Witterung und die Feigheit Neapolitanischer Seeleute aufgehalten, und wir bedauerten sehr, Pästum verlassen zu haben, wo wir die Zeit so angenehm unter den Ruinen hätten zubringen können. Doch um sie so gut als möglich anzuwenden, schweiften wir an der Küste umher, zogen unsere Feluke auf das Land und machten daraus eine Wohnung, so gut es gehen wollte. Eine Felsenhöhle diente uns zur Küche, und wären wir nicht so ungeduldig gewesen, Sizilien zu erreichen, so hätten wir unsere Zeit ganz angenehm zubringen können, nunc veterum libris, nunc somno et inertibus horis.

Bei unserm Herumschweifen an der Küste fanden wir eine Höhle von besondrer Beschaffenheit. Sie ist aus einer Art geringen Marmors gebildet, der, mit demselben versteinerten Kies, den man an andern Stellen des Ufers findet, untermischt, anstatt Seemuscheln Menschenknochen enthält, die in kleine Stücke zerbrochen und mit dem Kies zu einer festen Masse versteinert sind, welche zwischen den Marmorbänken in Schichten von ein bis drei Fuß Stärke lieget. Diese Schichten dehnen sich etwa auf sechzig Fuß aus, scheinen aber tief in den Berg zu

Wie Virgil meldet — Aen., V. 856 sq.

Nunc veterum libris o. q. s. — Einst aus Hor. Sat., II. 6. 61: „(Erfahrung) bald mit den Werken der Alten, bald träumend in müßigen Stunden."

gehen, der von beträchtlicher Höhe ist. Ich fand einen ähnlichen Felsen zu Nemezzo auf dem Comersee; nur daß dort die Knochen einen größern Antheil bildeten und, anstatt zwischen Marmorbänken zu liegen, in dem ganzen Felsen gleich vertheilt waren. Ich habe gehört, daß die Insel Olero im adriatischen Meere ganz in derselben Weise aufgeschichtet ist, wie denn derselbe Fall auch in verschiedenen Gegenden Dalmatiens vorkommt. Einige Vermuthung, wie diese Knochen hieher gekommen sein mögen, zu äußern, würde unnütz sein, indem die Ursachen der großen Veränderungen, welche dieser Erdball offenbar erlitten hat, von unsrer Fassungskraft allzu weit entfernt sind. Wir können nur so viel schließen, daß die mit Bewegung begabte Materie, regiert durch Gesetze physischer Nothwendigkeit, während des Laufs einer unendlichen Zeit alle mögliche Arten von Veränderung durchgegangen ist. In diesem unendlichen Wechsel muß sie ebenso gut in Unordnung als in Ordnung gewesen sein, welche immer wechselsweise aus einander entspringen.

Stromboli.

Den 23. April.

Wir verließen Porto Palinuro den 22. um zwei Uhr in der Nacht; aber da das Wetter sehr still war, so erreichten wir Stromboli nicht eher als am Abend des andern Tages. Wir waren noch dreißig Meilen von derselben entfernt, als uns schon der beschneite Gipfel des Aetna erschien, an welchem der Dampf heraufrollte. Die untern Regionen des Bergs, obgleich über dem Horizont, wurden nachher unsichtbar wegen der Dichtheit der untern Atmosphäre. Man sagte mir, daß man ihn öfters vom Vorgebirg Palinuro sehen könne, welches bei unserm Aufenthalt nicht einmal, indem die Luft niemals heiter genug war.

Die Insel Stromboli ist ein konischer Berg, der aus der See aufsteigt und ganz aus vulkanischer Materie besteht. Der Rauch kommt gegenwärtig aus der Nordwestseite hervor, nahe

Olero — Insel an der illyrischen Küste, bei alle Ἄλυπος oder Ἀλυπτία.

Stromboli — Στρογγύλη bei den Alten.

am Gipfel, welcher, unfruchtbar, aus loser Asche besteht. Der übrige Theil des Berges ist reichlich bebaut und mit Wein bepflanzt, welcher sehr geschätzt wird. Bei Nacht sah man das Feuer des Kraters, aber unbedeutend, weil das Wetter sehr schön war. Wenn es regnet oder Südwinde wehen, entsteht gewöhnlich ein kleiner Ausbruch; das Getöse aber dauert zu allen Zeiten fort, sehr stark und einem Donner gleich. Wir hätten gern den Berg erstiegen und den Krater untersucht; doch hinderte uns daran eine Verordnung des Königs von Neapel, welche verbietet, mit den Einwohnern Gemeinschaft zu pflegen, bei Strafe, in den übrigen königlichen Staaten Quarantäne zu halten. Da dies nun eine Zeremonie war, die wir zu beobachten keine Lust fühlten, so segelten wir noch die Nacht auf Lipari zu und kamen Morgens früh daselbst an.

Lipari.

Den 24. April.

Die Stadt ist in dem Grunde einer engen Bai gelegen, auf einem Lavafelsen, der in die See hervortritt, dessen schöne Massen mit Gebüsch reichlich umhangen sind. In einiger Entfernung angesehen, erscheint die Stadt sehr gefällig und malerisch, mit einer kleinen Ebene umringt, die mit Häusern und Gärten bedeckt ist, worauf denn bald die Gebirge sich erheben, die ehemals Vulkane waren, gegenwärtig aber in reiche Weingärten verwandelt sind, in welchen man Feigen- und Maulbeerbäume zerstreut sieht. Die Häuser sind alle weiß abgetüncht, mit ganz flachen Dächern, und bilden, indem eins hinter dem andern hervorsteigt, manche sehr malerische Gruppen; doch wenn man in die Stadt kommt, verwandelt sich die Ansicht: Alles ist Unflath und Elend.

Indessen meine Gefährten zeichneten, bestieg ich den höchsten Gipfel der Insel. Nachdem ich beinahe eine Stunde zwischen den Weinbergen hinaufgegangen war, kam ich an unfruchtbare verbrannte Felsen, die ich mit Mühe und Schwierigkeit hinanklimmte und nun nichts weiter als wüste Zerstörung erwartete; aber wie sehr war ich erstaunt, als ich auf den Gipfel kam, indem ich unter mir, zwischen senkrechten Felsen, ein schönes

Königs von Neapel — damals Ferdinand IV. (1759—1826).

natürliches Amphitheater von etwa dreihundert Yards im Durchmesser erblickte, dessen Boden mit Weinreben bepflanzt und hie und da mit einem einsamen Wohnhaus geziert war. Dieses war sonst der Krater des Vulkans, und da das Ganze mit porösen Felsen umgeben ist, so bleibt der Boden trocken und fruchtbar, obgleich die Wasser keinen sichtbaren Abzug haben.

Von dem höchsten Punkte dieser Felsen sieht man die sämmtlichen liparischen Inseln sowie die Küsten von Sizilien und Kalabrien. Unmittelbar unter dem Beschauer liegt die Insel Volcano, eine unfruchtbare Anhäufung von Asche, die kaum irgend ein Moos hervorbringt. Es scheint daher, daß diese Insel später entstanden ist als die andern, welche aus derselben Materie bestehen; doch die Zeit hat Asche und Lava mürbe gemacht und in einen Boden verwandelt, der, obgleich trocken, dennoch fruchtbar ist und dem Weinbau ganz besonders günstig.

Fazello nimmt an, es sei diese Insel zwischen dem zweiten und dritten punischen Krieg entstanden, unter dem Konsulat des Labeo und Marcellus. Doch rührt dies von einer mißverstandenen Stelle des Orosius her, welcher auf Volcanello anspielt. Volcano hingegen wird schon vom Thucydides erwähnt als seiner Zeit angehörig und gleichfalls vom Aristoteles, der einer großen Eruption dieser Insel gedenkt, welche manche Städte Italiens mit Asche bedeckt habe. Ehemals hieß sie Thermissa und Hiera, und die Poeten setzten dahin die Schmiede des Vulkan. Strabo sagt, sie habe zu seiner Zeit an drei Orten gebrannt; gegenwärtig brennt sie nur an einem, und zwar sehr wenig. In dem Laufe von einigen Tausend Jahren mag sie bei der langsamen Verwitterung vulkanischer Materien wol so wie die übrigen fruchtbar werden; denn diese müssen sich seit Cicero's Zeit sehr gebessert haben, der den Boden derselben miserum et jejunum nennt. Strombeli und Volcano sind die einzigen, die noch heutzutage brennen. Lipari ist seit den Zeiten des Strabo erloschen; die warmen Bäder daselbst aber sind noch immer ihrer Heilkraft wegen sehr berühmt. Sowol hier als auf

---

Fazello — Thomas Fazello, Historiker aus dem 16. Jahrhundert, neben Cluverius die Hauptquelle des Verfassers.

Vom Thucydides erwähnt . . . Aristoteles — als „ἱερὰ νῆσος" (heilige Insel) von Ersterem III. 9, von dem Letzteren Meteorol., II. 8.

Strabo — vgl. lib. VI. p. 276. Er nennt sie „ἱερὰ Ἡφαίστου" (dem Hephästos heilig).

Miserum et jejunum — Cic. Verr., III. 37: „armselig und unfruchtbar".

Volcano findet sich ein schwarzes Glas in großer Menge, welches die Naturforscher isländischen Achat nennen.

Die große Wirkung, welche die Wetterveränderungen auf die Feuer dieser Inseln haben, macht es den Schiffern, die damit bekannt sind, möglich, die Gefahren der Winde mit großer Gewißheit vorauszusagen; daher denn wol die Poeten von der Höhle des Aeolus mögen gefabelt haben. Stromboli, als die größte und den Winden am Meisten ausgesetzte Höhe, ward für den eigentlichen Wohnsitz des Gottes angenommen: Celsa sedet Aeolus arce. Auch kennt Virgil das beständige Getös dieses Berges und schreibt es den rasenden Winden zu, welche darin eingekerkert sind.

Illi indignantes, magno cum murmure montis,
Circum claustra fremunt.

Valerius Flaccus (Argon., I. 579) giebt noch eine genauere Beschreibung:

Aequore Trinacrio refugique a parte Pelori
Stat rupes horrenda fretis; quot in aethera surgit
Molibus, infernas totiens demissa sub undas;
Nec scopulos aut antra minor juxta altera tellus
Cernitur.

Einige Geographen und Antiquare haben behauptet, Virgil, indem er bei einer andern Gelegenheit der Insel Lipari den Beinamen der Aeolischen giebt, habe die Höhle des Aeolus dahin gesetzt; aber Plinius und Strabo sprechen deutlich genug das Gegentheil aus, und die Stelle selbst zeigt hinlänglich des Dichters Meinung. Die Beschreibung des Flaccus ist noch genauer, indem Stromboli, gerade wie er es beschreibt, von allen andern Inseln getrennt ist, Lipari hingegen umringt von ihnen.

Höhle des Aeolus — Virg. Aen., I. 52; die Vorstellung von der Höhle ist der Homerischen Dichtung noch unbekannt.

Celsa sedet Aeolus arce — Virg. Aen., I. 56: „Auf hoher Burg thut Aeolus."

Illi indignantes e. q. s. — Virg. Aen., I. 55, 56:
„Sie im Zorn, wenn rings umher gewaltig der Berg tost,
Stürmen wild ans Gitter."

Aequore Trinacrio e. q. s.:
„Im Trinakischen Meer bei Pelorum, wo eins an Italien
Hing, steht starrend ein Fels in der See. So hoch er zum Aether
Aufragt, senkt er sich auch hinab in die Tiefe der Wogen.
Und nicht zeigt sich bei Klippen und Fels ein anderes Land dort."

Bei einer andern Gelegenheit — Virg. Aen., VIII. 416, 417.

Uebrigens waren sie alle dem Aeolus heilig, und der Beiname Aeolia wird gelegentlich einer wie der andern beigelegt. Die griechischen und römischen Schriftsteller zählten nur sieben dieser Inseln, gegenwärtig aber sind ihrer zehn. Entweder sind nun die drei kleinen Felsen, welche die Ueberzahl machen, in späterer Zeit durch die unterirdischen Feuer emporgehoben worden, oder man hielt sie nicht für merkwürdig genug, sie mitzurechnen. Nachdem wir nun den Tag auf Lipari zugebracht hatten, schliefen wir auf unserer Felucke und segelten kurz nach Mitternacht ab.

Milazzo.

Den 25. April.

Milazzo, vor Alters Mylä, erreichten wir in weniger als vier Stunden. Diese Stadt, welche nichts Merkwürdiges enthält, liegt auf dem Rücken eines Vorgebirges an dem Ende einer weiten Ebene, welche durch die monteforischen Berge, sonst die peräischen genannt und berühmt wegen ihrer Anmuth und Fruchtbarkeit, begrenzt wird. Die Zitadelle steht auf einem hohen Felsen, der die Stadt beherrscht, und scheint ehemals ein Platz von bedeutender Festigkeit gewesen zu sein.

Tindaro.

Den 26. April.

Indem wir nun an der Küste hin den Weg nach Palermo nahmen, so fanden wir ungefähr zwanzig Meilen von unserm Nachtquartier einen Ort, Santa Maria di Tindaro genannt, wo man noch einige Ueberbleibsel der alten Stadt Tyndaris

Die griechischen... zählten nur sieben – Die Behauptung ist nur im Allgemeinen richtig; auch bei den alten Schriftstellern kommen bisweilen Abweichungen in Beziehung auf die Zahl vor; die sieben allgemein bekannten sind Lipara (früher Meligunis), Volcano (Hiera, Thermissa), Stromboli (Strongyle), Salina (Didyme), Felicudi (Phoenicusa), Alicudi (Ericusa) und Ustica (Evonymus).

Die monteforischen Berge – nicht die monteorischen, wie sämmtliche Ausgaben haben, es sind die Monte Sori gemeint, früher Montes Hercei oder Junonii.

Der alten Stadt Tyndaris – zur Zeit des Cicero eine der angesehensten Städte Siziliens, die übrigens erst unter dem ältern Dionysius von Messeniern gegründet war.

antrifft. Sie scheint durch ein Erdbeben untergegangen zu sein, und ein großer Theil des Hügels, auf dem sie stand, ist wahrscheinlich in die See gefallen. Gedachte Reste sind die Grundmauern eines Theaters und Tempels, beide wahrscheinlich aus römischer Zeit. Ein Baron della Scuda hatte vom König von Neapel die Erlaubniß erhalten, hier nach Alterthümern zu graben, und man sagte uns, er habe manche Sachen von Werth gefunden. Wollte man diese Nachgrabungen fortsetzen, so würde man wahrscheinlich noch Manches finden, da diese Stadt immer mit den Römern in Verbindung und gutem Vernehmen blieb, auch die Tugend und Unerschrockenheit eines ihrer Bürger sie vor der Raubsucht des Verres bewahrte, welcher die meisten andern Städte Siziliens plünderte. Hinter Tindaro kamen wir in die Gebirge, und ungefähr fünf Meilen weiter gelangten wir wieder an die See, wo wir einen kleinen Thunfang antrafen, nicht weit von der Stadt Patti. Wir waren genöthigt, die Nacht hier zu bleiben wegen eines lächerlichen Abenteuers, das uns begegnete. Denn indem der Maulthiertreiber seine Thiere fütterte, unterhielten sich meine Reisegefährten mit Zeichnen, wozu sie keine besondere Erlaubniß nöthig zu haben glaubten, weil nichts in der Nähe war, das einer Festung ähnlich gesehen hätte; aber bald wurden wir durch eine Vorladung des Stadtrichters von Patti überrascht, welcher sich selbst mit dem Titel eines Gouverneurs beehrte. Er befahl uns, sämmtlich vor ihm zu erscheinen und auf die Anklage zu antworten, daß wir einen Wachtthurm an der Küste abgezeichnet hätten, den er eine Festung nannte. Nachdem Herr Hackert als der Hauptverbrecher seine Zeichnung geendigt hatte, ging derselbe und fand den Stadtrichter von Advokaten umgeben, welche eine Klage auf mehreren Bogen aufgesetzt hatten. Er sagte ihm, wir wären nur Dilettanten, welche blos zu ihrem Vergnügen reisten, und wenn er irgend etwas von einer Festung wäre ansichtig geworden, so würde er gewiß nicht ohne Erlaubniß zu zeichnen gewagt haben. Er sei aber so entfernt gewesen, jenen Thurm für etwas dergleichen zu halten, daß er vielmehr geglaubt habe, es sei ein Töpferofen, indem die Einwohner

Diese Stadt ... vor der Raubsucht des Verres bewahrte — Daß Tyndaris übrigens auch nicht immer geschont wurde, zeigen die Angaben bei Cicero, Verr. III. 43, IV. 22 u. 29 ff. An der letzten Stelle wird auch des Prosgenes (Vorsteher der Bürgerschaft) Sopater rühmend gedacht.

Blumen sah ich . . . . III. 368
Blumen und Gold . . II. 446
Blumenleiche . . . . . II. 419
Böcke, j. Linken mit Euch
Bricht doch nur diesem Lump . . II. 395
Bringst Du die Natur . II. 236
Britisch, gallisch u. italisch III. 398
Brüder, auf! die Welt zu befreien . . . . . III. 53
BunteBlumen in d. Gart. III. 99
Burgen mit hohen. . . III. 6
Bürger Odysseus, wohl Dir . III. 246
Cantaten II. 301 u. III. 219
Cäsarn wär' ich wol nie II. 27
Chinesisch-Deutsche Jahres- und Tageszeiten . . . III. 155
Chloe schwöret, sie liebt. II. 149
Christkindlein trägt die Sünden II. 331
Da das Alter, w. w. wissen II. 275
Da droben auf jen. Berge I. 55
" " " " " I. 60
Da Du gewiß. . . . . III. 338
Da hatt' ich einen Kerl . II. 280
Da ich viel allein verbliebe. . . II. 390
Da ist's denn wieder . . II. 245
Da kann man stand und fröhlich II. 371
Da kommen sie von verschiedenen Seiten. . . . . II. 357
Da leben sie den Rauft . . . III. 265
Da reiten sie hin. . . . . II. 349
Da sieht Du nun, wie's Einem geht . . . . . II. 330
Da sieht man, wie die Menschen . . . . . II. 437
Da sind sie nun. . . . III. 30
Da sind sie wieder . . . III. 205
Da sieht man denn von Neuem still . . . . . II. 359
Da wächst der Wein . . III. 58
Da, wo das Wasser sich entmeit II. 316
Dagegen die Bauern . . . . . II. 317
Dagegen man auch nicht gerne hört. . . . . II. 376
Damit Du kannst in künft'ger Nacht . . . III. 368
Dämmrung senkte sich . III. 159
Dann ist Einer durchaus brauchst II. 227
Darf man d. Volk betrügen II. 264
Das Alles ist nicht mein Bereich II. 370
Das Alles sieht so lustig II. 200
Das Alter ist e. höfl. Mann II. 263
Das Beet, schon lockert . I. 196
Das Beste in der Welt. . . . . II. 364
Das Beste möcht' ich Euch vertrauen . . . . . II. 357
Das Bett, wo Seine Hand III. 205
Das b[illegible] schon 1800 Jahr . . II. 337
Das Fenlein roth . . III. 47
Das geht so fröhlich . . II. 268
Das Glück Deiner Tage . . . . II. 328
Das Größte will man nicht II. 265
Das holde Thal hat schon II. 455
Das Interim . . . . . II. 326
Das ist Dein eig. Kind nicht II. 143
Das ist die wahre Liebe . . . . II. 168
Das ist doch nur der alte Trick . II. 883
Das ist ein plötzlicher Einfall . III. 253
Das ist eine von den allen Sünden . . . . . II. 384
Das ist eine von den großen Thaten . . . . . II. 325
Das ist einmal e. Philister-Jahr . . . . . III. 209
Das ist Italien . . . . II. 138
Das junge Volk, es bildet sich ein II. 328
Das Kleinod, das Vergißmeinnicht . . . . . III. 338
Das Leben wohnt in jedem Sterne II. 394
Das mach' ich mit denn zum reichen Gewinn . . . . . II. 356
Das Opfer, das die Liebe bringt III. 258
Das Rechte, das ich viel getan . II. 396
Das Schlechte kannst Du immer. II. 382
Das Schimmle, was uns widerfährt . . . . . II. 377
Das Segel steigt . . . III. 349
Das sind nur alles böse Bissen . II. 325
Das Tüchtige, und wenn auch falsch . . . . . II. 339
Das Unser Vater ein schön Gebet . . . . . II. 315
Das Unvermünftige zu verbreiten II. 387
Das wär' Du ein schönes Gartengelände . . . . . II. 324
Das Wasser rauscht' . . I. 233
Das Weltregiment — über Nacht II. 371
Das wird Du Sie nicht überreden II. 392

umher sich hauptsächlich mit Verfertigung von Töpferwaare beschäftigten. Der Stadtrichter war über diese Antwort höchst unzufrieden, und die Advokaten behaupteten, es sei unmöglich, daß wir ohne besondere Absicht eine so weite Reise gemacht hätten, und drangen daher einstimmig darauf, man solle uns festhalten. Nun brachte Herr Hackert einige Briefe aus der Tasche und ersuchte die Herren, sie durchzulesen, und da dieses Empfehlungsschreiben an den Vizekönig und mehrere der vornehmsten Herren der Insel waren, so ging der ganze Prozeß aus einander, und man entließ ihn mit vielen Entschuldigungen, daß man ihm beschwerlich gewesen sei. Nun ging die Reise weiter, bald am Ufer, bald zwischen den Bergen hin, auf den schlimmsten Wegen, die ich jemals bereist habe; aber der Reichthum und die Schönheit der Gegend entschädigten uns genugsam für jede Unbequemlichkeit dieser Art. Wir fanden die heräischen Berge wol jenes Lobes werth, das ihnen Diodorus (B. IV. Kap. 84) gegeben. An mehreren Orten sind sie in die schönsten romantischen Formen gebrochen und die Abhänge mit Oliven- und Eichenhainen bedeckt, die Gipfel mit Städten und Dörfern geziert. Anderwärts erheben sich ungeheure Terrassen, eine über die andere empor, einige bebaut und bepflanzt mit Weinstöcken, Feigen- und Maulbeerbäumen, andere mit Büschen behangen, die wir in England in unsern Glashäusern mit so viel Sorgfalt und Mühe aufziehen. Diese blühen alle hier in der wilden Ueppigkeit der Natur und umkleiden die rauhen Felsen mit ewigem Grün. Auch findet sich in diesen Bergen mannichfaltiger schöner Marmor, worunter ich eine Art von rothem Porphyr bemerkte, geringer und weniger fest als der antike; wahrscheinlich aber, wenn man hier Steinbrüche eröffnete, würde er sich in der Tiefe des Felsens von besserer Eigenschaft finden, indem die Stücke, die ich sah, nur von der Oberfläche sich losgelöst hatten und durch Wind und Wetter viel mochten gelitten haben.

Acqua dolce.

Zu Nacht blieben wir in Acqua dolce, einem kleinen Ort, der seinen Namen von einer süßen Quelle führt, welche in der

Acqua dolce — so genannt von dem Wasser des kleines Flusses Fiumara, der von dort aus ins Meer fließt.

See, ungefähr eine halbe Meile von dem Ufer, entspringt. Der Ort ernährt sich von dieser Quelle, indem sich die Fische beständig nach ihr hinziehen. Die Einwohner haben sich zu einer Gemeinschaft verbunden; jeder Fang wird getheilt. Unmittelbar über Acqua dolce erhebt sich ein hoher Berg, auf dessen Gipfel die alte Stadt Alluntium lag, wovon jedoch nichts mehr übrig ist. An dem Fuße des Berges gegen die See zu ist eine weite Höhle, welche aus denselben Materien besteht, wie die oben beim Kap Palinure erwähnte, ausgenommen daß man die Knochen und den Kies noch mit Seemuscheln und Tuffsand vermischt findet. So sind auch die Knochenversteinerungen in größerer Menge vorhanden und finden sich, wie mir die Landleute sagten, auch in andern Theilen des Gebirges. Wir gingen in die Höhle ungefähr hundert Yards hinein, wo sie so wild und enge wurde, daß wir nicht weiter vorwärts konnten; aber unser Führer versicherte, er habe eine Katze hineingejagt, welche endlich aus einer Höhle an der andern Seite des Gebirgs in einer Entfernung von drei Meilen wieder hervorgekommen. Dann kamen wir in der Nähe der Festung Tusa nach Lusinali, einem elenden Wirthshause, wo wir genöthigt waren, die Nacht zuzubringen.

Cefalu.

Den andern Tag speisten wir in Cefalu, ehemals Cephaloedis genannt, und schliefen zu Termini, ehemals Thermae Himerenses. Fazello, der unter Karl V. schrieb, spricht von Ruinen, die noch zu seiner Zeit von Alaesa und Cephaloedis sollen vorhanden gewesen sein; allein ich konnte nichts davon sehen noch auch vernehmen. Die letztere ist nun eine ansehnliche Stadt, auf der Spitze eines Vorgebirgs gelegen, unter einem hohen steilen Berge, auf dessen Gipfel die Zitadelle sich befindet, die, wenn sie befestigt wäre, nicht wol einzunehmen sein würde.

Wovon jedoch nichts mehr übrig ist — Fazello fand nach der Angabe des Cluverius (Sicilia antiqua, 1659. S. 170) dort noch sehr zahlreiche Denkmäler.

Alaesa und Cephaloedis Man vgl. Cluverius, S. 164 ff., offenbar hier die Quelle des Verfassers.

Termini.

Die Bäder von Termini werden noch immer sehr gebraucht; aber es giebt keine Reste mehr, weder von Himera noch von dem alten Thermä. Die heilsamen Wirkungen dieser Bäder werden dem heiligen Calogero zugeschrieben, welcher ein Arzt war und den guten Verstand hatte, sich für einen Heiligen anstatt für einen Zauberer halten zu lassen. Die Alten, welche die Wunder nur etwas weniger liebten als die Neuern, aber viel geistreicher waren im Erfinden derselben, dichteten, daß die Nymphen diese Bäder eröffnet auf Antrieb der Minerva, um den Herkules auf seinem Zug durch Sizilien zu erquicken. (Diodor, B. IV. Kap. 23.) Himera stand auf der andern Seite des Flusses gleiches Namens, eine halbe Meile von Termini. Thucydides gedenkt ihrer unter den vorzüglichsten Städten Siziliens; als es aber durch die Karthager vierhundert Jahre vor der christlichen Zeitrechnung eingenommen wurde, so befahl Hannibal, sie völlig zu zerstören, um den Tod seines Großvaters zu rächen, der hier geschlagen und getödtet ward durch die vereinigten Heere von Syrakus, Agrigent und Himera. Nach dem Untergang Karthago's versammelte Scipio die zerstreuten überbliebenen Himeräer zu Thermä und gab ihnen die Statuen und andere solche Schätze, welche die Karthager früher hinweggeführt hatten, zurück. Unter diesen waren zwei köstliche Kunstwerke von Erz, deren Cicero in der Reihe der von Verres entführten gedenkt. Das eine stellte den aus dieser Stadt gebürtigen Poeten Stesichorus vor, das andere ein allegorisches Bildniß der Stadt selbst.

Thucydides gedenkt ihrer — Lib. VI. Cap. 62 scheint dem Verfasser vorzuschweben.

Befahl Hannibal, sie völlig zu zerstören — Im Jahre 480 v. Chr. hatte Theron von Agrigent, der über Himera herrschte, den Großvater des älteren Hannibal, Hamilkar, bei Himera besiegt und getödtet; die Zerstörung der Stadt geschah 409.

Zwei köstliche Kunstwerke — Eine genauere Beschreibung derselben bei Cic., Verr. II. 35.

La Bagaria.

Von Termini nach Palermo sind vierundzwanzig Meilen. Ungefähr halben Wegs kamen wir zu einem Lustschloß, La Bagaria genannt, vor Kurzem durch einen Prinzen Pallagonia erbaut. Es ist von der seltsamsten Bauart, die ich jemals sah, und sowol in- als auswendig mit den ungereimtesten Figuren bedeckt, die man nur erdenken kann. Die Gärten sind in derselben Art, und es möchte wol schwer sein, sich die Vorstellung von einem Ungeheuer zu machen, das man hier nicht fände. Der größte Theil ist aus einer rauhen Steinart gebauen, einige sind von Gips, andere von Marmor. Es sind deren viele Hunderte, und sie würden sich immer vermehren, wenn nicht des Fürsten Verwandte die Regierung vermocht hätten, sein Vermögen unter Obsorge zu nehmen, damit er sich nicht völlig durch diese abfurde Liebhaberei zu Grunde richte.

Palermo.

Den 1. Mai.

Die Lage von Palermo ist sehr schön, in einem engen, aber fruchtbaren Thale, umgeben von steilen Gebirgen. Die Straßen sind regelmäßig und rein und der Ort im Ganzen reich und wohl bewohnt; aber die Architektur ist außerordentlich schlecht. Der Geschmack des Prinzen Pallagonia scheint in der ganzen Stadt zu herrschen. Wir fanden die Leute während der kurzen Zeit unsers hiesigen Aufenthalts außerordentlich höflich; sie affektiren nicht jene ungelenke Großheit, welche der Römische und Neapolitanische Adel annimmt, sondern sie scheinen mehr an die wahren Freuden des Lebens zu denken. Fremde sind gewiß, hier eine aufmerksame Höflichkeit zu finden, und zwar auf die gefälligste Weise. Denn die Lebensart der Einwohner ist bequem und höflich. Sie haben ihre Konversationen oder Assembléen wie die übrigen Italiener, aber viel angenehmer, indem die Weiber nicht alle mit einem Cavaliere servente gepaart sind. Eine solche Gesellschaft findet sich im Palast des Vicekönigs alle Abende außer Donnerstags und Freitags, wo man nur seine nächsten Bekannten annimmt. Ehe sie die

Assembléen besuchen, fahren sie auf dem Kai hin und wieder, wie die Römer im Korso. Während des Sommers wird der ganze Abend auf diese Weise zugebracht. Man findet Musik, Erfrischungen u. s. w. Die Damen haben in der letzten Zeit eine ganz sonderbare Gewohnheit beliebt, daß nämlich alle Fackeln ausgelöscht werden, ehe die Wagen vor die Stadt kommen, wahrscheinlich um unangenehmen Entdeckungen vorzubeugen. Sollten die Männer hier so wunderlich sein, von ihren Frauen eine strenge Treue zu erwarten, so würden sie sich wahrscheinlich öfters betriegen; denn das Blut der Sizilianerinnen ist zu warm, als daß sie der Gelegenheit widerstehen sollten, welche hier niemals ausgeht. Die Frauen sind überhaupt lebhaft und angenehm, aber im Ganzen fehlen ihnen jene Vollkommenheiten, wodurch die Engländerinnen so liebenswürdig sind. Sie heirathen sehr jung, und diejenigen, welche nicht nöthig haben, sich den brennenden Sonnenstrahlen auszusetzen, sind schön genug. Ihre Manieren sind nicht äußerst fein, aber bequem und natürlich und nicht durch die thörichte Nachahmung der Franzosen verderbt, wodurch die Italiener von Stande so lächerlich werden und wovon unsere eigenen Landsleute nicht völlig frei sind.

Während des Maimonats haben sie eine Messe auf der Piazza del Domo, die einen sonderbaren Anblick gewährt. Der Platz ist erleuchtet und mit Buden umgeben, worin man Spielsachen und andere Kleinigkeiten ausbietet. In der Mitte findet sich eine Lotterie. Mit Sonnenuntergang fängt der Markt an und dauert bis Mitternacht. Die ganze Stadt versammelt sich hier, und es herrscht die vollkommenste Gleichheit. Prinzen und Handwerker, Prinzessinnen und Galanteriehändler stehen auf gleichem Fuß und mischen sich ohne Unterschied im Gedränge. Man kann sich wol vorstellen, daß eine so treffliche Gelegenheit zu aller Art Vergnügungen bei einem so lebhaften Volk, wie die Sizilianer sind, nicht werde versäumt werden.

Bemerkenswerthe Gegenstände giebt es nicht viel in Palermo. Der Hafen im Westen der Stadt enthält nichts Bedeutendes. Unmittelbar daran stößt der Berg Eryx, jetzt Monte Pellegrino genannt und berühmt wegen der Kirche der heiligen Rosalia, der Schutzpatronin von Palermo. Der angebliche Körper derselben ward in einer Höhle unter dem Gipfel des Berges gefunden, wo gegenwärtig die Kirche steht.

In dem Kollegium, welches sonst den Jesuiten gehörte,

findet sich eine hübsche Sammlung etrurischer Gefäße, einige Fossilien, eine gute Büste des Plato und eine des Tiberius. Die geschnittenen Steine und Münzen, deren hier eine ansehnliche Sammlung soll gewesen sein, sind von den Vätern vor ihrer Aufhebung hinweggeschafft worden.

Des Vizekönigs Palast ist ein altes unregelmäßiges Gebäude, aufgeführt zu verschiedenen Zeiten. Die Kapelle scheint unter den griechischen Kaisern erbaut; denn sie ist in- und auswendig mit einer barbarischen Mosaik bekleidet, gleich jenen Kirchen in Rom, welche sich von diesen Fürsten beschreiben. In der Galerie befinden sich die Bildnisse aller Könige von Sizilien seit Roger I., vom normannischen Geschlecht. So findet man daselbst auch zwei Widder von Erz, liegend vorgestellt; man hat sie von Syrakus hieher gebracht, sie sind etwas über Lebensgröße und vortrefflich gearbeitet. Es ist zum Erstaunen, welch ein Ansehen von Würde und Größe der Künstler einem so geringen Thier gegeben hat, ohne von einer genauen Naturnachahmung abzuweichen. Sie sind mit jener kühnen Meisterschaft ausgeführt, die den besten Zeiten Griechenlands eigen ist. Auch in der Wendung der Hörner liegt Anmuth und Zierlichkeit, und die Wolle, scheinbar vernachlässigt, hat alle Weichheit und Leichtigkeit der Natur. Ueberhaupt sind diese Erzbilder den besten andern Kunstwerken, welche ich in Rom, Portici oder Florenz gesehen habe, gleichzusetzen und unter die wenigen ächten Werke zu rechnen, welche von den besten griechischen Künstlern übrig geblieben. Sie haben beide einerlei Stellung, nur nach einer andern Seite gewendet; doch ist der eine viel vortrefflicher als der andre. Fazello sagt, Georgius Maniaces, General des Kaisers Konstantin Monomachus, habe sie auf die Thore der Festung Ortygia gesetzt, und man vermuthe, sie seien von Konstantinopel gekommen; ich aber sollte vielmehr glauben, daß man sie als Reste des alten Syrakusanischen Geschmackes und der Herrlichkeit dieser berühmten Stadt anzusehen habe.

Vor ihrer [der Jesuiten] Aufhebung — durch die vom 21. Juli 1773 datirte Bulle Klemens' XIV.: „Dominus ac redemtor noster".

Roger I. — wird 1090 Graf von Sizilien; sein Nachfolger Roger II. nennt sich seit 1130 König beider Sizilien.

Konstantin Monomachus — auch Palälogus genannt, der letzte byzantinische Kaiser, der 1453 bei der Eroberung von Konstantinopel durch Mahmud II. fiel.

Ortygia — ein Theil des alten Syrakus, sonst „Insula" genannt.

Montreale.

Den 5. Mai.

Wir verließen Palermo, um nach Alcamo zu gehen, welches ungefähr dreißig Meilen entfernt ist. Bis Montreale ist die Straße sehr prächtig auf Kosten des letzten Erzbischofs erbaut, der seine ungeheuern Einkünfte auf eine Weise verwendete, welche von seinen Mitbrüdern sehr gelobt und wenig nachgeahmt wird. Denn anstatt sie in Gepränge zur Schau zu tragen oder sie für unwürdige Verwandte aufzusammeln, lebte er mit der Einfalt eines Eremiten und verwendete seinen Reichthum zu Werken wahrer Milde, nicht indem er Müssiggang und Bettelei aufmunterte, sondern den fleißigen Armen in Thätigkeit setzte und Werke zu öffentlicher Zierde und Nutzen hervorbrachte.

Die Stadt Montreale ist klein, aber auf einen schönen Felsen gebaut, der das Thal und die Stadt Palermo beherrscht. Die Stadtkirche scheint aus den Zeiten der griechischen Kaiser zu sein; denn sie ist auch mit jener barbarischen Mosaik verziert. Darin steht eine Anzahl von prächtigen Porphyrsäulen, in einem halbgothischen Stil vollendet, und ein prächtiger Sarkophag von derselben Steinart. Dieser enthält den Körper Wilhelm's I., Königs von Sizilien. Dieser Porphyr kommt an Güte dem ganz gleich, den man in Rom findet, und scheint zu beweisen, daß die Römer einen großen Theil dessen, den sie verbraucht, aus Sizilien zogen, ob man gleich annimmt, er sei sämmtlich aus Afrika gekommen. Die Form und Bearbeitung dieser Säulen jedoch zeigt, daß sie gefertigt worden, nachdem die Sarazenen diesen Theil des römischen Reichs an sich gerissen, und der Tod des Königs Wilhelm fällt auf 1100, in ein so barbarisches Zeitalter, daß alle auswärtigen Handelsverbindungen darin aufhörten.

Egesta.

Den 6. Mai.

In Alcamo kehrten wir im Schlosse ein und machten uns Morgens auf, die Ruinen von Egesta oder Segesta zu sehen,

Der Tod des Königs Wilhelm fällt auf 1100 — Wilhelm I., der Böse, starb 1166.

welche acht Meilen entfernt liegen. Nähert man sich, so erstaunt man über den Anblick eines edlen Tempels, welcher allein auf einem kleinen Hügel steht und von hohen Bergen umgeben ist. Er hat sechs Säulen in der Fronte und vierzehn in der Tiefe, alle ganz und mit vollständigem Gesims. Die Bauart ist die alte dorische, aber das Gebäude scheint nie fertig geworden zu sein; denn die Säulenschäfte sind nur rauh behauen. Auch konnte ich keinen Grund der Zelle finden und vermuthe daher, daß sie niemals errichtet worden. Auch liegen viele Quaderstücke in der Nähe, die wahrscheinlich dazu bestimmt waren. Die Säulen haben ungefähr sechs Fuß im Durchmesser; da sie aber nicht vollendet worden, so kann man ihr Maaß nicht genau angeben. Das Gesims konnte ich nicht messen, indem ich mir keine Leiter zu verschaffen wußte und keine Bruchstücke desselben an dem Boden lagen. Dieser Tempel stand außer den Mauern der Stadt, welche auf dem entgegengesetzten Hügel nach Westen lag. Dort findet man noch eine große Menge Bruchstücke und Fundamente von Gebäuden, nicht weniger ein halbzerstörtes Theater. Es ist aus gehauenen Steinen errichtet, ohne Mörtel, und wie alle griechischen Theater an einem Abhang, so daß die hintern Sitze in den Felsen gearbeitet sind. So gut ich es durch die Büsche und Ruinen, die es bedeckten, messen konnte, ist es etwa zweihundert Fuß weit. Die Stufen sind alle weggeschafft oder heruntergestürzt; auch sieht man keine Ueberbleibsel von dem Podium oder Proscenium. Die Aussicht geht nach der See und ist sehr schön; denn sie beherrscht die ganze Gegend der Elymer.

Die Stadt Egesta oder, wie sie die Römer nennen, Segesta war, nach Virgil (Aen., V. 755), von den Trojanern erbaut:

> Interea Aeneas urbem designat aratro,
> Sortiturque domos: hoc Ilium et haec loca Trojae
> Esse jubet.

Aeneas benannte sie zu Ehren seines Wirthes Acestes, und die

Die ganze Gegend der Elymer — d. h. die westlichen Theile Siziliens.

Interea Aeneas e. q. s.:

„Unterdessen begrenzt Aeneas die Stadt mit der Pflugschar
Und weist Jedem sein Theil; dies sollte Ilium, sollte
Troja jetzt für sie sein."

Aeneas benannte sie ... Acestes — Acestes ist bei Virgil ein Gefährte des Aeneas, für den der Letztere auf Befehl des Jupiter eine Stadt Acesta (Egesta, Segesta) gründete; also ist die Bezeichnung „Wirth" nicht stathaft.

kleinen Wasser, die dabei fließen, wurden Simois und Skamander genannt. Nachher wurde es eine mächtige Republik, aber von den Karthagern, welche die Segestaner selbst nach Sizilien gerufen hatten, erobert und geplündert. Es erholte sich wieder, wurde aber von Neuem durch Agathokles eingenommen und völlig zerstört. Als die Römer Meister von Sizilien wurden, stellten sie die Stadt wieder her aus Achtung für ihren gemeinsamen Ursprung und begünstigten sie mit mancherlei Privilegien; doch scheint sie niemals wieder zu besonderm Glanze gelangt zu sein; denn die noch übrigen Gebäude schreiben sich von den älteren Zeiten her. Die warmen Quellen liegen ein Wenig unter der Stadt an dem Ufer des Skamander, der nun San Bartolomeo genannt wird, sind aber völlig vernachlässigt.

Selinus.

Den 8. und 9. Mai.

Nachdem wir den Tag in Egesta zugebracht, kamen wir den 6. Mai zu einer kleinen Stadt, Calatafimi, drei Meilen davon, wo wir übernachteten; und weil von Eryx oder Lilybäum keine Reste mehr zu sehen sind, auch nichts Merkwürdiges in der Nachbarschaft von Trapani, so nahmen wir den graden Weg auf Castel veterano, und von da am selbigen Tage gelangten wir zu den Ruinen von Selinus, wo wir in einem kleinen Wachtthurm einkehrten, der einzigen Wohnung an der Stelle, wo sonst eine so mächtige Stadt gestanden. Hier fanden wir sechs prächtige Tempel, alle zu Boden geworfen, aber die Theile noch ganz genug, um zu zeigen, was sie sonst gewesen. Drei standen östlich auf einer geringen Erhöhung außerhalb der Mauern in einer Linie von Norden nach Süden, ungefähr zweihundert Yards von der See. Der nördlichste und größte war nach Herodot dem Zeus Agoraios gewidmet, und nach Pausanias dem Zeus Olympios. Die ungeheuern Ruinen desselben, welche noch einen großen Erdraum einnehmen, zeigen, daß es eins der prächtigsten Gebäude gewesen, welche jemals

Nach Herodot . . . nach Pausanias — Man vgl. VI. 46 bei dem Ersten und VI. 19. 7 bei Letzteren Stellen, aus denen sich freilich das Gesagte noch nicht schließen läßt.

errichtet worden. Er hatte acht Säulen in der Fronte, siebzehn in der Tiefe, jede zehn Fuß Diameter an der Baſe und sechs am Kapitäl und ungefähr funfzig Fuß Höhe. Selten besteht eine Säule aus mehr als acht Stücken und manchmal noch aus weniger, wovon jedes völlig aus dem Ganzen ist. Die Kapitäle sind von der Art wie die an dem großen Tempel zu Pästum, und die Säulen nehmen regelmäßig von unten hinauf ab. Der Abacus ist zwölf Fuß zehn Zoll ins Gevierte, und die Triglyphen vier Fuß lang, und jedes andere Maaß des Gesimses nach Verhältniß. Die Säulenweite war etwas Weniges mehr als ein Diameter. Aber die Ruinen sind so wild durch einander geworfen, daß ich nicht mit Genauigkeit messen konnte. Dieser Tempel scheint niemals vollendet worden zu sein, indem einige Säulen völlig, andere nur ein Wenig von oben herein kannelirt, andere ganz glatt sind. So liegen auch Stücke des Architravs in beträchtlicher Entfernung, welche wahrscheinlich niemals an ihre Stelle gebracht worden. Diese sind von einer ganz ungeheuern Größe, indem jeder Stein des Architravs zwanzig und einen halben Fuß lang, sieben Fuß hoch und fünfe breit ist. Der nächste Tempel ist von derselben Bauart, aber viel kleiner, indem er nur sechs Säulen in der Fronte hat und vierzehn in der Tiefe, welche nicht über fünf Fuß Diameter halten. Der dritte Tempel ist größer als der zweite, aber kleiner als der erste, und wahrscheinlich der älteste von allen, indem die Säulen verhältnißmäßig kürzer und die Kapitäle von einer andern Gestalt sind. Er hat, wie die meisten Tempel dieser Art, sechs Säulen in der Fronte und vierzehn in der Tiefe. Ihr Diameter war ungefähr sieben Fuß sechs Zoll an der Baſe und ungefähr fünf Fuß sechs Zoll am Kapitäl, die Höhe etwa vier Diameter. In allen drei Tempeln hat jede Säule zwanzig Kannelirungen nach Art aller alten dorischen Tempel. Einige hundert Yards nach Westen lag der alte Hafen, der nun mit Sand verschüttet ist; aber die Ruinen des Kais sind noch sichtbar. Zunächst an dem Ufer stand die Stadt, deren Ruinen aus Grundmauern und Bruchstücken verschiedener Gebäude bestehen und einen großen Raum bedecken. Nahe an der See

---

Abacus — Platte auf dem Kapitäl der Säule, die bei der dorischen Form der letzteren ein Quadrat bildete.

Triglyphen — oder Dreischlitze, Kopfenden der Balken, die über den Architrav emporragen.

Das Wohl des Einzelnen II. 446
Daß Zeitungs-Geschwätzer . . . II. 381
Daß Du der Erde schlimmsten III. 254
Daß Du die gute Sache liebst III. 287
Daß Du d. Herrlichste bist III. 384
Daß Du zugleich mit dem heil'gen Christ . . . III. 334
Daß Glück ihm günstig sei . . . II. 339
Daß ich schweige . . . II. 152
Daß Ihr den sichersten Pfad . III. 244
Daß im großen Jubeljahre III. 345
Daß man in Güter dieser Erde . . . . . III 343
Daß sie die Kinder erziehen . . . II. 328
Daß sie mit einander streiten . . II. 318
Daß Verfassung sich überall bilde III. 253
Daß von diesem wilden Sehnen. II. 339
Daß zu Ulrich's Gartenr. II. 445
Dauert nicht so lang' in den Landen. . . . . II. 337
Dein gedenk' ich. . . . III. 380
Dein Ostgeschenk . . . III. 333
Dein Testament vertheilt II. 454
Deine Grüße hab' ich . . III. 90
Deine liebliche Kleinheit. . . . II. 167
Deine Werke zu höchster Belehrung III. 257
Deine Zöglinge möchten Dich fragen . . . . . II. 344
Deinen heiligen Namen . . . III. 238
Deinen Vortheil zwar verstehst Du II 383
Delos' ernster Beherrscher II. 11
Dem Arzt verzeiht . . . . . II. 381
Dem Dichter widm' ich . III. 344
Dem Dummen wird die Ilias . . . . . III. 305
Dem festlichen Tage . . II. 310
Dem Geier gleich . . . I. 145
Dem heil'gen Vater . . III. 367
Dem Herren in der Wüste III. 325
Dem Himmel wachs' entgegen. . . . . III. 17
Dem ist es schlecht in seiner Haut II. 373
Dem Scheidenden ist jede Gabe . . . . . II. 437
Dem Schnee, dem Regen I. 54
Dem schönen Tag . . . II. 423
Dem Schützen . . . I. 37
Dem Seele ich . . . . III. 370
Dem wir unsre Rettung III. 334
Den deutschen Mannen gereicht's zum Ruhm . . . . . III. 275
Den Einzigen, Lida . . I. 180
Den Frieden kann das Wollen . . . . . III. 51
Den Gott d. Pfuscherein III. 296
Den hochbestandnen Föhrenwald II. 344
Den kleinen Strauß . . III. 18
Den Musenschwestern . II. 291
Den Reichthum muß der Neid bedauern. . . . . II. 373
Den November . . . . II. 443
Den Vortheil hat der Dichter . . II. 367
Denk' an die Menschen nicht . III. 259
Denk- und Sendeblätter . II. 397 u. III. 311
Denkst Du nicht auch an ein Testament . . . . . II. 365
Denn bei den alten lieben Todten II. 327
Denn steht das Irdische. . . . . II. 317
Denn was das Feuer lebendig ergaßt . . . . . II. 316
Denn was der Mensch . I. 199
Der Abgebildete. . . . II. 420
Der Achse wird mancher Stoß versetzt . . . . . II. 381
Der alte reiche Fürst. . . . III. 278
Der Ameisenn schnell das Aeckel stillt. . . . . II. 317
Der Berge denke gern . II. 436
Der Damm zerreißt . . I. 280
Der Deutsche ist gelehrt . II. 266
Der Dichter freut sich am Talent III. 271
Der Dichter schaut in Welt-gewühle . . . . . III. 271
Der Dichtung Faden. . II. 448
Der Du frühe sich d. Große III. 321
Der Du von d. Himmel I. 62
Der entschließt sich doch gleich. . II. 339
Der freund'ge Werther, Stella band III. 267
Der Frühling grünte. . II. 447
Der Gottes-Erde lichten Saal. III. 283
Der Heiden-Kaiser. . . III. 339
Der Hypochonder ist bald kurirt . II. 330
Der Kuckuk wie die . . III. 158
Der Liebsten Band. . . I. 33
Der Maler wagt's . . . II. 197

sind die Reste von drei andern Tempeln in demselben Zustande wie die schon beschriebenen. Zwei derselben sind von dem gewöhnlichen Maaße und in jedem Betracht beinahe dem kleinsten der obigen gleich. Der dritte hat sechs Säulen in der Fronte und funfzehn in der Tiefe und nur sechzehn Kannelirungen an jeder Säule. Uebrigens gleicht er den andern. Sie sind alle von der alten dorischen Ordnung, ohne Basen, und wahrscheinlich kurz nach einander gebaut, indem die Stadt wol keines langen Wohlstandes genoß. Sie ward von einer Kolonie Megarenser gebaut, ungefähr sechshundertundvierzig Jahre vor der christlichen Zeitrechnung, und erhob sich gar bald zu dem Range der mächtigsten Städte in Sizilien. Doch da sie in Krieg mit den Egestanern verfiel, riefen die Letztern sich die Karthager zu Hilfe, welche ein mächtiges Heer von Soldtruppen unter Anführung Hannibal's sendeten. Die durch Wohlleben und Prachtlust entnervten Griechen waren nicht im Stande, das Feld gegen die kühnen Barbaren von Spanien und Afrika zu halten; aber in der Vertheidigungskunst gewandt, ertrugen sie eine lange Belagerung mit Muth und Beharrlichkeit. Doch ward die Stadt zuletzt mit Sturm erobert und die Einwohner entweder ermordet oder als Sklaven verkauft. Die Tempel, die prächtigsten und schönsten in Sizilien, wurden niedergestürzt, und als die Syrakusaner Gesandte abschickten, um zu bitten, daß man dieser Gebäude schonen möge, antwortete Hannibal, die Götter, wie er gewiß wisse, hätten sie verlassen, und es wäre besser, man zerstöre sie, als daß man sie unheiligem Gebrauch aussetze. So fiel Selinus, etwa zweihundertundvierzig Jahre nach seiner Gründung, ein merkwürdiges Denkmal der Eitelkeit und Größe menschlichen Unternehmungsgeistes. Fürwahr, von allen Gebäuden, welche jemals in der Welt errichtet worden, war der große Tempel von Selinus nach den ägyptischen Pyramiden am Sichersten auf Dauer berechnet; aber die zerstörende Ehrsucht eines benachbarten Staats stürzte ihn nieder in dem Augenblick seiner Vollendung; und doch konnte ihn diese Gewaltsamkeit nicht ganz zerstören; noch jetzt zeugen die Ruinen von seiner Größe, wenn von Karthago schon längst jede Spur verschwunden ist.

Diese unglückliche Stadt wurde zum Theil wieder auf-

Hannibal's — Gemeint ist Hannibal Gisgon, der Selinus 409 v. Chr. zerstörte. Die Nachrichten selbst sind aus Diodor. B. XIII. Cap. 54 f. entnommen.

gebaut, und zwar von solchen Bürgern, welche dem allgemeinen Schicksal entgangen waren. Sie hatte nur ein abhängiges Dasein, ungefähr einhundertundfünfzig Jahre, bis die Karthager sie abermals einnahmen und völlig zerstörten. Strabo meldet, sie sei zu seiner Zeit völlig verlassen gewesen, und es ist wahrscheinlich, daß die Tempel gegenwärtig in ebendemselben Zustande sind, wie sie Hannibal verlassen, außer daß manche Theile davon mögen weggeführt und zu neuen Gebäuden verbraucht worden sein. Einige haben aus der wilden Unordnung, in der sie über einander liegen, vermuthet, sie müßten durch ein Erdbeben umgeworfen sein; und es ist wirklich schwer zu begreifen, wie man so viel Arbeit und Geschicklichkeit, als es zum Umsturz so ungeheurer Gebäude bedurfte, habe verwenden mögen, nur um eine thörichte Zerstörungssucht zu befriedigen; allein außer dem Zeugniß des Diodorus zeugen die Tempel selbst, wenn man die Sache genauer untersucht, daß sie vorsätzlich niedergeworfen worden. Die Säulen der größern Tempel liegen alle nach einer Seite, und es scheint, man habe sie untergraben. Die kleinern wurden wahrscheinlich durch Kriegswerkzeuge niedergeworfen, indem das untre Stück einer jeden Säule noch an seinem Orte steht. Auf welche Weise es aber auch sein mag, so geschah es mit großer und beschwerlicher Arbeit.

Sechs Meilen von Selinus sind die Latomien oder Steinbrüche, wo noch ungeheure Stücke von ungeendigten Säulen, Architraven und andern Theilen sich befinden, die wegen des frühen Falles der Stadt nicht benutzt werden konnten. Die Gegend umher ist nun trocken und unfruchtbar, obgleich flach. Wahrscheinlich ist sie seit den griechischen Zeiten sehr verändert, indem die Wasser eine versteinernde Eigenschaft haben. Virgil sagt „palmosa Selinus“; gegenwärtig sieht man aber keinen einzigen Palmbaum. Der neue Name der Gegend ist Terra delle Pulci, und wir fanden, daß sie ihn nicht mit Unrecht trägt; denn der Thurm, in welchem wir uns aufhielten, war so voll von solchen Thieren, daß sie uns fast auffraßen. Wir blieben hier zwei Tage, um die Ruinen zu zeichnen und zu messen; dann gelangten wir nach Sciacca ehmals Thermae Selinuntiae.

Bis die Karthager sie abermals einnahmen — im ersten punischen Kriege, 249 v. Chr.

Strabo meldet — Vgl. Lib. VI. p. 272.

Virgil sagt — Vgl. Aen., III. 705.

Selacca.

Den 10. Mai.

Die heißen und mineralischen Bäder sind noch sehr im Gebrauch; doch was diesen Ort von allen Theilen Siziliens her sehr besucht macht, ist ein Sudatorium oder Stufa auf dem Gipfel eines Berges nahe bei der Stadt. Dies ist eine natürliche Höhle in dem Felsen, woraus mit großer Gewalt ein heißer Luftstrom dringt, welcher sehr heilsam in gichtischen und rheumatischen Fällen gefunden worden. Der Kranke sitzt ungefähr eine halbe Stunde drin und geht dann zu Bette und wiederholt dieses jeden Tag, bis er genesen ist. Die Höhle ist durch Kunst sehr erweitert und mit einer Anzahl in Fels gehauener Sitze versehen. Sonst hielt man sie für ein Werk des Dädalus; aber die Neuern schreiben solche dem heiligen Calogero zu, ohne zu bedenken, daß sie offenbar schon manche Jahrhunderte da gewesen, ehe man an einen ihrer Heiligen gedacht.

Girgenti.

Den 11. bis 16. Mai.

Von da kamen wir nach Girgenti, wo uns die Franziskaner sehr freundlich aufnahmen. Diese Stadt liegt sehr hoch auf dem Abhang eines Hügels, auf dem die Burg von Agrigent stand. Er beherrscht eine schöne Aussicht nach Nordwesten über die Stelle, wo jene berühmte Stadt lag und die gegenwärtig mit Oelbäumen und andern Gewächsen bepflanzt und mit Ruinen geschmückt ist, welche hier in größerer Menge und besser erhalten als irgend andere in ganz Sizilien gefunden werden. Es sind Ueberbleibsel von vierzehn Tempeln, alle von der alten dorischen Ordnung, nebst einer großen Menge in den Felsen gehauener Grabhöhlen und Kornbehälter. Der erste, von Osten anzufangen, ist der Tempel der Juno Lucina, von welchem der Sockel, ein kleiner Theil der Zelle und ungefähr der halbe Säulengang übrig geblieben. Die Säulen sind un-

Selacca — Der kleine Abschnitt ist ein Auszug aus den Berichten von Fazellus und Cluverius.

gefähr vier Fuß drei Zoll im Durchschnitt am Boden und ungefähr drei Fuß fünf Zoll am dünnsten Ende, regelmäßig abnehmend, wie die von Selinus. Das Gesims scheint vollkommen dasselbe wie in andern Tempeln dieser Ordnung, doch hier so verstümmelt, daß ich es nicht mit einiger Genauigkeit messen konnte. Die Steine von Girgent sind nur eine leichte sandige Versteinerung, die sehr bald verwittert; daher lassen sich die feineren Theile an keinem dieser Gebäude mehr erkennen. Die gegenwärtige Ansicht des Juno-Tempels ist so malerisch, als man sie wünschen kann. Er liegt auf einem kleinen, mit Bäumen bedeckten Hügel, zwischen welchen die zerbrochenen Säulen und andere Trümmer umherliegen; denn das Material ist so gering, daß Niemand es für werth hielt wegzuführen.

Zunächst liegt der Tempel der Concordia, von demselben Auf- und Grundriß und nur in einigen unbedeutenden Zierrathen verschieden. Ein Theil der Zelle ist in eine Kirche verwandelt, und alle Säulen mit dem größten Theil des Gesimses stehen noch aufrecht, obgleich durch Zeit und Witterung sehr angefressen.

Der Tempel des Herkules, welcher nun erscheint, ist viel größer als die vorigen, aber von beinahe gleicher Art und Verhältniß. Nur noch eine einzige Säule steht aufrecht, die übrigen liegen alle an der Stelle, wo sie fielen. Ihr Diameter war ungefähr sechs Fuß sechs Zoll und die Höhe fünf Diameter. Das Gesims war so sehr zerstört, daß man es nicht mehr erkennen konnte. In diesem Tempel war die berühmte Statue des Herkules, welche Verres wegschaffen wollte, woran er durch Muth und Thätigkeit der Agrigentiner gehindert wurde. Ein Wenig weiter stand der gepriesene Tempel des Jupiter Olympius, welchen Diodorus Siculus beschreibt. Gegenwärtig findet man nur noch wenige Trümmer davon, welche jedoch hinreichend sind, seine ungeheure Größe zu zeigen, worin er selbst die von Selinus übertraf, ob er ihnen gleich an Schönheit der Zeichnung und Pracht der Ausführung nachstand. Er hatte acht Halbsäulen in der Fronte und siebzehn an jeder Seite. Sie waren zehn Fuß zwei Zoll Diameter unter dem Kapitäl; ihr Maaß am Boden konnte ich nicht entdecken; denn die Schäfte, welche von einzelnen Werkstücken, wie die von der Vorderseite

Berühmte Statue des Herkules — vgl. Cic. Verr., IV. 43.
Diodorus Siculus — vgl. Lib. XIII. Cap. 82.

Sankt Peter's zu Rom, zusammengesetzt waren, sind völlig zu Staub verwittert. Das allgemeine Maaß des Tempels, wie es Diodorus angiebt, war dreihundertundsechzig Fuß Länge, hundertundzwanzig Höhe und sechzig Breite. Was die zwei ersten betrifft, so scheint er ziemlich genau; aber in der Breite hat er sich gerade um hundert Fuß geirrt, wie sich deutlich aus den Fundamenten ersehen läßt. In dem Giebel der östlichen Ansicht war die Schlacht der Riesen, in dem westlichen die Einnahme von Troja, beides von der herrlichsten Skulptur, wie sie eine der reichsten und prächtigsten griechischen Städte zu einer Zeit hervorbringen konnte, als die Künste auf dem höchsten Gipfel der Vollkommenheit standen. Dieser Tempel wie manches andere große Gebäude der Griechen ward niemals vollendet. Ihr kühner Geist war immer auf das Erhabene gerichtet; aber sie besaßen nicht immer die Ausdauer, um ihre ungeheuern Pläne durchzuführen. Außerdem waren sie in eine Anzahl kleiner Staaten getheilt und zu solchen Unternehmungen durch wechselseitige Eifersucht und Nacheiferung getrieben. Glücklich wären sie gewesen, hätten sie niemals ihr Uebergewicht einander zeigen wollen, hätten sie nicht in Kriege sich eingelassen, welche den Ueberwundenen nöthigten, fremde Völker um Beistand anzurufen, die denn in kurzer Zeit sowol Freunde als Feinde in gleiche Knechtschaft versetzten.

Ein großer Theil des gedachten Tempels stand noch bis in das Jahr 1494, da er denn auf einmal ohne sichtbare Ursache zusammenstürzte.

Von dem Tempel des Vulkan sind noch zwei verstümmelte Säulen übrig, mit dem Sockel des Gebäudes, woraus man sieht, daß er dem Tempel der Juno Lucina und der Concordia völlig gleich gewesen. So stehen auch noch zwei Halbsäulen und ein Theil der Mauer von dem Tempel des Aeskulap außerhalb der Stadt auf der Ebene. Dort war die berühmte Statue des Apollo, deren Cicero gedenkt; von den übrigen Tempeln ist kaum etwas vorhanden als der Grund. Die oben beschriebenen habe ich unter den Namen genannt, womit man sie gegenwärtig bezeichnet; denn ächt und gewiß sind nur die Namen der Tempel des Jupiter, Vulkan und Aeskulap; die übrigen werden nur nach sehr zweifelhaften Gewährsmännern also genannt.

Statue des Apollo, deren Cicero gedenkt — Ueber den Raub derselben durch Verres berichtet Cicero an der oben citirten Stelle.

Zwiſchen der alten Stadt und dem Fluß Hyrä iſt ein kleines pyramidales Gebäude, welches man das Grabmal des Hiero nennt. Es ſteht auf einem Fußgeſtelle und hat eine ionniſche kannelirte Säule an jeder Ecke, aber das Geſims iſt doriſch. Wenn man die Frage aufwirft, ob dies Gebäude vor oder nach der vollkommenſten Zeit der Baukunſt in Sizilien aufgeführt worden, ſo bin ich von der letzten Meinung; denn es iſt viel zu zierlich und artig für die Zeit des Hiero. Auch finden ſich noch einige andere Trümmer aus römiſchen Zeiten, beſonders ein reiches korinthiſches Geſims von weißem Marmor, welches nun, ausgehöhlt, zu einem Waſſerbehälter dient. Es ſcheint zu einem runden Gebäude von großer Pracht gehört zu haben.

Die Stadtmauern mochten etwa in einem Umfange von zehn Meilen aufgeführt ſein; an einigen Orten ſind ſie aus dem Felſen gebauen und voller Niſchen, in welchen man die Aſche der Todten verwahrte. Ich habe dieſe Art zu beerdigen nirgends gefunden, und wenn ich mir eine Urſache davon denken ſoll, ſo vermuthe ich, daß es eine ehrenvolle Auszeichnung war für Diejenigen, welche fürs Vaterland ſtarben. Und vielleicht glaubte man auch noch die Manen zur Vertheidigung des Vaterlandes aufzufordern.

Die gemeinen Abzüchte ſind noch an manchen Orten ſichtbar und ſcheinen mit viel Arbeit und Koſten angelegt zu ſein, indem ſie in den feſten Felſen gebauen ſind und weit und hoch genug, daß eine Perſon bequem hindurchgehen kann. Uebrigens finden ſich in dem Boden zwiſchen der alten und neuen Stadt viele viereckte Höhlungen eingegraben und mit flachen Steinen bedeckt, wahrſcheinlich Begräbniſſe für Sklaven und arme Bürger.

Agrigent war einſt nach Syrakus die größte Stadt in Sizilien, und man giebt ihr zweihunderttauſend Einwohner. Nach dem Raume jedoch, welchen die Mauern einſchließen, ſcheint dieſe Berechnung viel zu gering. Wahrſcheinlich ſind die Sklaven nicht mitgerechnet, welche in den alten Republiken

---

Zeit des Hiero — Es iſt hier der erſte Hiero gemeint, der von 478—466 v. Chr. regierte.

Abzüchte — nach Grimm verunſtaltet aus „aquaeductus“, wofür auch dieſe Stelle als Beiſpiel angeführt wird.

Scheint dieſe Berechnung viel zu gering — In der That hätte nach einigen Angaben Agrigent ſogar 800,000 Einwohner gehabt, wenigſtens als es 406 v. Chr. von den Karthagern zerſtört wurde.

wenigstens das Doppelte der freien Menschen betrugen. Die Agrigentiner waren berühmt wegen Wohllebens, Eleganz, Pracht und Gastfreiheit, deswegen Empedokles von ihnen sagte, sie äßen und tränken, als wenn sie morgen sterben sollten, und bauten, als ob sie ewig zu leben gedächten. Aber Wohlleben und Verfeinerung bereitete ihnen den Untergang; denn ungefähr vierhundert Jahre vor der christlichen Zeitrechnung ward es durch Himilkon belagert und erobert, welcher alle ihre herrlichen Zierden wegnahm und nach Karthago führte. Zwar gewann die Stadt nachher ihre Freiheit wieder, aber niemals ihren alten Glanz. Im zweiten punischen Kriege ward sie von den Römern genommen und hart behandelt, weil sie die Karthager begünstigt hatte. Nach der Zerstörung von Karthago gab Scipio den Agrigentinern alle ihre alten Zierden zurück, welche Himilkon weggeführt hatte. Darunter war der berühmte eherne Stier des Tyrannen Phalaris, von Perillus verfertigt. Das Betragen des Scipio hierin war sehr politisch, indem jenes Kunstwerk den Sizilianern auf einmal zum Denkzeichen der Grausamkeit ihrer eigenen Fürsten, der Raubsucht der Karthager und der Mäßigung der Römer dastand. Diese Mäßigung aber dauerte nur kurze Zeit; denn sobald Karthago zerstört war und Rom keinen Rival mehr zu fürchten hatte, so ward das ganze Reich durch ihre Konsuln und Prätoren geplündert.

> Inde Dolabella est, atque hinc Antonius, inde
> Sacrilegus Verres: referebant navibus altis
> Occulta spolia et plures de pace triumphos.
> Nunc socios juga parca boum, grex parvus equarum
> Et pater armenti capto eripiatur agello:
> Ipsi deinde Lares, si quod spectabile signum,
> Si quis in aedicula Deus unicus —
>
> *Juvenal. Sat.* 8.

Stier des Tyrannen Phalaris — vergl. Cic. Verr. IV 33. Phalaris war 565—549 v. Chr. Tyrann von Sorakus, und Perillus soll durch in dem von ihm selbst verfertigten Kunst- und Marterwerkzeug verbrannt worden sein.

Inde Dolabella u. s. w. — V. 104 sqq. a. a. O.:

„Dorther raubt Dolabella, von dort Antonius, dort der
Tempelschänderische Verres; sie führten versteckt auf den hohen
Schiffen die Beute davon, Triumphe feiernd im Frieden.
Jetzt kann man den Rindern nur wenig Gespanne, dem Fohlen
Herden nur zusammt mit dem Hirsch fortnehmen vom Acker.
Endlich die Laren dann noch, wenn in ihnen ein Kunstwerk gefertigt,
Wär' auch ein einziges Gott in der Hütte nur."

Dies sind die Worte eines Dichters auf dessen Sittenschilderung wir uns verlassen können.

Diodorus spricht von Agrigent, als sei es zu seiner Zeit in Verfall gewesen, und wahrscheinlich verfiel es immer mehr bis zur Zeit der Königin Konstantia, da denn die neue Stadt Girgent aus den Ruinen hervorging. Nun enthält sie ungefähr zweitausend Einwohner, welche einen bedeutenden Kornhandel führen. Die Privathäuser sind alle arm und schlecht gebaut, indem der ganze Reichthum der Gegend der Kirche gehört. Der Erzbischof allein hat ein jährliches Einkommen von zwanzigtausend Pfund Sterling, welches ein immerwährender Verlust für die Gegend ist; denn er wohnt niemals hier. Sein Palast ist groß, aber in einem schlechten Geschmack gebaut. Es ist eine prächtige Bibliothek darin, mit vielen antiquarischen und theologischen Büchern versehen, aber mit wenigen aus andern Fächern. Gleichfalls findet sich eine Münzsammlung, welche gute sizilianische und punische Stücke enthält.

In der Kathedralkirche ist ein großer Sarkophag von Marmor, welcher gegenwärtig als Taufstein gebraucht wird. Er ist an allen Seiten mit ganz erhobener Arbeit geziert, welche sehr viel Streit unter den Gelehrten und Müssigen in Girgent verursacht. Einige behaupten, es sei das Grab des Phalaris, des ersten, oder Phintias, des letzten Tyrannen von Agrigent, gewesen. Diese beiden Meinungen haben weitläuftige Abhandlungen verursacht, worin sie mit ebenso nichtigen als geistreichen Gründen vertheidigt werden. Gestalt und Maaß dieses Monumentes gleicht dem der Julia Mammäa und des Alexander Severus zu Rom. Die Skulptur ist ganz in demselben Stil, vielleicht nicht einmal so gut, obgleich die Girgentiner, die nie etwas Besseres gesehen haben, es für ein Wunder der Kunst halten und dies auch einige Reisende, welche mehr nach ihren Ohren als ihren Augen urtheilen, überredeten. Eigentlich sollte man es für römisch ansprechen, und es mag die Asche eines Konsuls oder Prätors unter den Kaisern enthalten haben. Die Bildwerke daran scheinen einige besondere Umstände aus dem Leben und der Familie eines solchen Mannes vorzustellen,

---

Der Königin Konstantia — Gemahlin des deutschen Kaisers Heinrichs VI. und Tante Wilhelm's II. von Sizilien, durch dessen Tod (1189) ihr Sizilien als Erbe fiel.

Des letzten Tyrannen — Phintias lebte um 280 v. Chr.

welche jetzt unbekannt sind und durch die natürliche Liebe zu Geheimniß und Spitzfindigkeit in alle allegorische und mythologische Bedeutungen verwandelt worden.

Wir fanden die Einwohner von Girgent sehr höflich und dienstfertig. Sie bilden sich auf den Ruf der Gastfreiheit und Freundlichkeit gegen Fremde, zu welchem ihre Vorfahren gelangt, sehr viel ein, welche sie nachzuahmen trachten, insofern der Unterschied der Umstände es erlauben will; aber so liebens- und lobenswerth ihre Absicht sein mag, so sind sie eher dem Fremden unbequem, als daß sie ihm wahrhaft beiständen. Denn Aufmerksamkeit und Höflichkeit werden beschwerlich und lästig, wenn Die, welche uns solche bezeigen, weder Witz haben, uns zu unterhalten, noch Kenntnisse, uns zu unterrichten. Und dieses ist nur zu sehr der Fall der Girgentiner sowol als der übrigen Sizilianer. Die natürliche Lebhaftigkeit ihres Wesens macht sie unruhig und neugierig, und weil ihnen die Erziehung fehlt, so werden sie roh und zudringlich. Man fühlt sich in der That verlegen, Höflichkeiten ablehnen zu müssen, welche mit der Absicht zu gefallen angeboten werden, indem es doch unleidlich ist, seine Zeit entweder mit Antworten auf nichtige Fragen oder mit Anhören unbedeutender Bemerkungen zu verlieren.

Der Boden von Girgent ist fruchtbar an Korn und Oelbäumen; aber alles sizilianische Oel ist wegen Mangel an gehöriger Bereitung höchst schlecht. Auch werden daselbst vortreffliche Pferde gezogen, deswegen es auch sonst berühmt war.

Arduus inde Acragas ostentat maxima longe
Moenia, magnanimum quondam generator equorum.

Alicata.

Den 17. Mai.

Wir gelangten von Girgenti nach Alicata. Unterwegens konnten wir keine Ueberbleibsel von Gela oder Camarina finden, obgleich Fazello und Cluver melden, daß zu ihrer Zeit

Arduus inde etc. s. — Virg. Aen. III. 703:
„Dann zeigt weithin sichtbar die mächtigen Mauern Akragas,
Früher berühmt durch die Zucht zum Wettkampf feuriger Rosse."

noch Einiges davon sichtbar gewesen. Die Gelonischen Felder, welche sich den ganzen Weg zwischen Alicata und Terra nuova erstrecken, sind sehr fruchtbar, aber wie diese ganze Küste sehr schlecht angebaut. Der See, welcher sonst Camarina ungesund machte, vergiftet nun die Gegend umher, welche äußerst fruchtbar ist. Er ward sonst Palus Camarina genannt, und als die Stadt einsmals an einer grausamen Seuche litt, fragten die Einwohner das Orakel des Apollo, ob sie den See ablassen sollten; aber sie erhielten zur Antwort: sie sollten Camarina nicht rühren. Da sie nun aber die Meinung des Orakels nicht begriffen, trockneten sie den See aus, wodurch sich die Krankheit zwar verlor, aber dem Feind nunmehr Gelegenheit ward, die Stadt zu erobern. Hierauf bezieht sich die Stelle Virgil's (Aen. III. 700):

Fatis nunquam concessa moveri
Apparet Camarina procul.

Wir fanden den Hipparis und Danus als elende kleine Bäche, welche niemals bekannt geworden wären, hätte ihnen nicht Pindar die Ehre angethan, sie in seinen Gedichten zu nennen.

Biscari.

Den 13. Mai.

Bei Biscari wurden wir eine sehr angenehme Veränderung der Gegend gewahr. Die Felder waren reichlich angebaut und neuerlich eingezäunt, die Ufer mit Weinstöcken und Maulbeerbäumen bepflanzt, und Alles hatte das Ansehn von Wohlstand und Thätigkeit. Wir vernahmen, daß wir uns in den Besitzungen des Prinzen Biscari befänden, und daß man diese sämmtlichen Anlagen seinem Geiste und seiner Großmuth schuldig sei. Wir waren leider nur zu bald von dieser Wahrheit

Sie sollten Camarina nicht rühren — Der Orakelspruch lautete: „*Μὴ κίνει Καμάρινα, ἀκίνητος γὰρ ἀμείνων.*"

Fatis nunquam c. q. s. — „Daß vom Schicksal zur Ruhe bestimmte Camarina erblickst Du von fern."

Pindar — nach Olymp. V. 11 u. 12; der Name des letzteren Flusses ist unsicher, „Danis" oder „Daneë".

Der Mensch erblüht . . . . . II. 328
Der Mond soll im Kalender stehn II. 345
Der Morgen kam . . . . I. 7
Der Mutter scheint ich . . . . II. 325
Der Olympos . . . . II. 475
Der Ost hat so schon Angst verschlungen . . . . . II. 352
Der Pfau schreit kläglich. III. 158
Der Philosoph, dem ich pünktlich verstand . . . . . III. 269
Der Pseudo-Bauer . . . . II. 357
Der Ruf des Herrn . . III. 51
Der's gebaut vor funfzig Jahren . . . . . III. 341
Der Schäfer putzte sich . III. 6
Der Segen w. gesprochen III. 208
Der Seligkeit Fülle . . III. 92
Der Sinn ergreift. . . . . II. 364
Der Storch, der sich . . III. 217
Der Strauß, den ich gepflücket . . . . . I. 51
Der Tempel ist Euch . . II. 184
Der Teufel hol' das Menschengeschlecht . . II. 257
Der Teufel! Sie ist nicht gering II. 373
Der Thürmer, der schaut I. 261
Der trockne Versemann II. 382
Der Vater ewig in Ruhe III. 189
Der Vogel ist frei . . . . II. 321
Der Vorhang schwebet . I. 23
Der Würdige, vom Rhein zum Belt. . . . . III. 239
Der Zauber zuckt sich . . . III. 272
Der Zeit, des Schreckens Narren . . . . . II. 463
Des Maurers Wandeln . II. 423
Des Menschen Seele . . I. 141
Des Menschen Tage . . III. 348
Des Menschen Weisen ist mühselig III. 292
Deshalb er sich zur Ungeit . . II. 373
Deutsch in Künsten zweifelnd III. 247
Dich ergriff mit Gewalt. II. 5
Dich hat Amor gewiß . . II. 8
Dich klein geblümt Gefäß II. 405
Dich, o Dämon, erwart' ich . III. 232
Dich verwirret, Geliebte II. 227
Dichten ist e. lustig Metier II. 147
Dichter, bitte die Musen . . . III. 241
Dichter gleichen Bären. . . . II. 339
Dichter lieben nicht . . I. 14
Die Abgeschiednen . . . II. 259
Die abgestutzten . . . II. 431
Die alten Kommentatoren . . . II. 300
Die Art erklingt . . . . . II. 344
Die Beiden lieben sich gar sein II. 391
Die Bergeshöhn . . . II. 476
Die besten Freunde . . II. 263
Die bleibt nicht aus . . II. 243
Die Blumen, i. d. Winterst. II. 414
Die Bösen soll man nimmer fürten. . . . . II. 381
Die deutsche Sprache . . III. 333
Die Deutschen sind ein gut Geschlecht. . . . . II. 355
Die Deutschen sind recht gute Leut' . . . . . III. 285
Die endlich Ruhe . . . . II. 316
Die Engel stehen für und Gerechte . . . . . III. 284
Die Feinde, sie betrehen Dich II. 388
Die Franzosen verstehn uns nicht III. 240
Die Freundin war. . . . II. 417
Die Gegenwart weiß nichts III. 343
Die geschichtlichen Symbole . II. 291
Die Gestalten gehn . . . II. 435
Die gründlich. Schulen III. 297
Die gute Sache kommt nur voll III. 287
Die heiligen drei König I. 93
Die holden jungen Geister . II. 369
Die Jahre sind allerliebste Leut' . . . . . II. 263
Die Ihr Felsen u. Bäume II. 7
Die Jugend ist vergessen . . II. 390
Die Jugend verwundert sich. . II. 361
Die klaren Leute gefallen mir. II. 369
Die Königin liebt . . . I. 237
Die Leidenschaft bringt I. 191 u. II. 453
Die Luft zu leben . . . . II. 321
Die Nachtigall, sie war II. 199 u. III. 370
Die Nebel zerreißen . . I. 43
Die Pflanzen sämmtlich. III. 409
Die reitenden Helden . . . III. 279
Die schönen Frauen . . . III. 262
Die Schönheit hatte . . II. 298

überführt; denn im Augenblick, als wir seine Grenze verließen, erschienen die Zeichen des Elends und der Faulheit wieder, welche bis Syrakus dauerten.

Diese Küste, welche einst so manchen blühenden Städten allen Glanz und Wohlstand des Lebens verschaffte, vermag nun kaum das Nothwendige für ihre elenden Bewohner hervorzubringen. Aberglaube und Druck und ein falsches System politischer Oekonomie haben mehr beigetragen, Sizilien wüste zu machen, als die schlimmsten Wirkungen von Kriegen und innerlichen Unruhen hätten thun können. Dasselbe System hat seinen unglücklichen Einfluß über die ganze spanische Monarchie ausgebreitet. Indessen die übrigen Nationen Europa's Künste und Manufakturen begünstigten, waren die Spanier mit entfernten Eroberungen beschäftigt, welche sie dadurch zu erhalten suchten, daß sie solche arm und abhängig machten. Dadurch ward ihre Monarchie ein ungeheurer, ungeschickter Körper, zusammengesetzt aus einer Menge unverbundener Theile, welche alle gleich schwach und unfähig waren, einander beizustehen. Die ungeheuren Schätze, welche aus Indien in das Mutterland fließen, kommen und verlaufen sich wie ein Gießbach, der nichts als Verwüstung und Jammer hinter sich läßt. Nur Wenige nehmen Theil an diesen Schätzen, und auch diese sind nur augenblickliche Besitzer, welche sie unmittelbar aufwenden, um sich ausländischen Luxus von geistreichen und arbeitsamen Völkern zu verschaffen. Auf diese Weise sind die Spanier nur die Wechsler für die übrige Welt, immer im Besitz von ungeheuern Schätzen und immer arm. Der Reichthum einer Nation besteht in der Anzahl von thätigen Einwohnern, und nicht in der Menge von Geld und Silber; denn dieses kommt natürlich, wo jene sind. Ist es nun auf diese Weise erworben, so belebt und begeistert es Alles; denn wenn ein Jeder sich Bequemlichkeit und Ueberfluß verschaffen kann, so erscheint ein allgemeiner Nacheiferungsgeist. Der Handwerker wie der Manufakturist, Alle sind auf Thätigkeit gestellt, und Jeder bemüht sich, so viel Vermögen zu erwerben, als er für hinreichend hält, sein Leben im Genuß von Bequemlichkeit und Vergnügen zu beschließen.

Syrakus.

Den 20. bis 22. Mai.

Nun gelangten wir zu der sonst so berühmten Stadt Syrakus, die nun auf die Insel Ortygia beschränkt ist, welche zur Zeit ihrer Blüthe die kleinste ihrer vier Abtheilungen war; und selbst hier ist ein großer Theil des Bodens zu Festungswerken verwendet, welche stark und weitläufig sind, ja wenn man betrachtet, daß sie dem Könige von Neapel gehören, sehr wohl erhalten. Wir gingen sogleich, die Quelle Arethusa zu besuchen, welche noch häufig hervorquillt; aber das Gebet Virgil's (Eclog. X. 4):

Sic tibi, cum fluctus subterlabere Sicanos,
Doris amara suam non intermisceat undam —

ist nicht erhört worden; denn seit dem Erdbeben von 1693 ist sie versumpft und dient nur zu einem Waschtümpel. Wir fanden ihn von Nymphen besucht, einigermaßen unterschieden von denen, welche Theokrit und Virgil beschreiben; es war nichts als eine Gesellschaft der schmutzigsten alten Waschweiber, die ich jemals gesehen.

Die Kathedralkirche ist ein alter dorischer Tempel. Man hält sie ohne genugsame Gewährschaft für jenen Tempel der Minerva, der wegen Reichthums und Pracht so gerühmt worden. Er ist noch leidlich erhalten, aber so bedeckt und entstellt durch neue Zierrathen, daß die alte Form ganz verloren ist. Vom Theater und Amphitheater ist nichts übrig geblieben als einige unbedeutende Fundamente und in die Felsen gehauene Sitze. Auf einem derselben im Theater steht eine Inschrift, welche sich auf eine Königin Philistis beziehen soll, von welcher jedoch die Geschichte nichts meldet. Zu Bestätigung dieser Meinung bringen sie auch einige Münzen zum Vorschein. Andre aber behaupten, die Buchstaben jener Inschrift seien von zu neuer Gestalt, als daß sie einer Zeit angehören könnten, wohin die Geschichte nicht reicht. Gleich mehreren Streitigkeiten dieser Art

Sic tibi e. q. s.:
„Möge sich, kommst Du zuletzt in die Fluth des sikanischen Strandes, Nicht das bittere Meer mit Deinem Gewässer vermischen."

giebt auch dieser Umstand eine unschuldige Unterhaltung für die Müssigen und Forschlustigen, an welchen Sizilien sehr fruchtbar ist.

Nicht weit von dem Theater sind noch die Latomien von Epipolä, welche ehemals die öffentlichen Gefängnisse waren. Es sind ungeheure Steinbrüche, zu einer großen Tiefe abgesunken und an einigen Stellen zu unermeßlichen Gewölben ausgehöhlt, welche durch Steinpfeiler, die man stehen gelassen, getragen werden. Verschiedene dieser Pfeiler haben nachgegeben, und ungeheure Massen sind zusammengestürzt, welche nun, mit Busch- und Kräuterwerk bedeckt, den wildesten und schönsten Anblick bilden, den man sich denken kann.

In einer dieser Höhlen ist eine Alaunsiederei, wodurch ihre natürliche Düsterheit vermehrt wird. Der Rauch des Ofens, das schwache Licht des Feuers, die schwarzen Gesichter der Arbeiter geben den Anblick einer romantischen Zauberscene. Was man das Ohr des Dionysius heißt, ist eine Höhle, ungefähr sechzig Fuß hoch und etwa funfzig Fuß weit, welche oben ziemlich in einem Punkte zusammenläuft. Sie geht in den Felsen ungefähr siebzig Yards in der Gestalt eines lateinischen S und hat noch ein sehr starkes Echo, welches wahrscheinlich sehr geschwächt werden durch eine neuere Aushöhlung, die man an der Seite gemacht. Daß diese Höhle von Dionysius angelegt sei, um die Geheimnisse der Gefangenen zu erfahren, ist wahrscheinlich eine neuere Erfindung; denn ich wüßte nicht, daß ein alter Schriftsteller etwas davon erwähnt. Indessen scheint sie doch vorsätzlich zum Echo angelegt; denn sie ist mit mehr Kunst und Sorgfalt als alle die übrigen ausgehauen. Vielleicht dachte man einen Tumult und Aufstand unter den Gefangenen eher gewahr zu werden. Ueber der Oeffnung dieser Höhle entdeckt man den Grund einiger Gebäude, wo sich vielleicht des Schließers Wohnung befand und wo man jeden Lärm in der Höhle genau hören konnte. Aelian sagt, daß die schönste dieser Höhlen nach dem Namen Philoxenos', des Poeten, genannt worden, der sein Gedicht von den Cyklopen schrieb, während er von Dionysius hier eingesperrt war, und ich bin

---

Aelian sagt — Var. hist., Lib. XII. Cap. XIV.

Philoxenos — Seine Geschichte wird von vielen alten Schriftstellern erzählt; wir finden sie bei Cicero, Diodor, Plutarch, Lucian u. A. Das hier erwähnte Gedicht ist vermuthlich ein Satyrdrama gewesen, in dem Dionysius verspottet wurde.

sogar geneigt, die vorerwähnte Höhle für die des Philoxenes zu halten, weil sie die andern an Größe, Schönheit und Regelmäßigkeit weit übertrifft.

Die Latomien von Akradina sind näher an der See und dienen nunmehr als Gärten eines Kapuzinerklosters. Sie sind in derselben Art wie die andern, nur weit schöner und malerischer. Die weiten Höhlen und zerbrochenen Felsen sind reichlich mit Weinranken behangen und der Grund mit Feigenbäumen, Orangen und Granaten bepflanzt. Wie sie früher beschaffen gewesen, kann man aus der Beschreibung des Cicero abnehmen. Opus est ingens, magnificum, regum ac tyrannorum. Totum est ex saxo in mirandam altitudinem depresso, et multorum opere penitus exciso. Nihil tam clausum ad exitus, nihil tam septum undique, nihil tam tutum ad custodias nec fieri nec cogitari potest. Und so sind diese schrecklichen Wohnungen der Rache, einst der Aufenthalt von Verbrechen und Elend, nunmehr in die angenehmsten Lustorte der Welt verwandelt, und die traurigen Keller, worin so mancher Elende sein Leben in Graus und Verzweiflung hindrachte, bilden nun angenehme und romantische Ruheplätze, gleich bewahrt vor der Hitze des Sommers wie vor der Kälte des Winters.

Auf der andern Seite des Anapus findet man zwei verstümmelte Säulen, welche für Ueberreste des Tempels, der dem Olympischen Jupiter gewidmet war, gehalten werden, wohin die Athenienser, nachdem sie von Syrakus abgeschlagen worden, sich zurückzogen. Die Säulen haben sechzehn Kanneliruugen und sind die ersten der alten dorischen Ordnung, die ich mit Basen gesehen habe. Vor Kurzem fanden sich noch diese Ueberreste viel bedeutender; aber bald wird sogar ihre Spur verschwunden sein, indem die Landleute immerfort die Steine wegholen, um damit zu bauen. Diese Säulen nebst einigen unterirdischen Wasserleitungen und Grabhöhlen sind Alles, was von der so mächtigen Stadt Syrakus übrig blieb, welche einst so außer-

---

Akradina — der größte und bedeutendste unter den fünf Stadttheilen des alten Syrakus.

Opus est ingens e. q. s. — Cic. Verr. V. Cap. 27: „Es ist ein gewaltiges, großartiges Werk, ein Werk von Königen und Alleinherrschern. Das Ganze ist aus Stein, der in eine außerordentliche Tiefe gesenkt und durch die Arbeit Vieler inwendig bearbeitet ist. Man kann nichts ausführen oder erdenken, das so geschlossen in Betreff des Ausgangs, so eines versperrt, so sicher für ein Gefängniß wäre."

Anapus — der schon von den Alten öfters erwähnte Fluß, der nördlich von Syrakus fließt.

ordentlich schön war, daß selbst Marcellus in dem Lauf seiner Siege sich der Thränen nicht enthalten konnte, daß er die unglückselige Herrschsucht verwünschen mußte, die es ihm zur Pflicht machte, die Herrlichkeit und die Bewunderung der Welt zu zerstören. Die reichen Paläste des Dionysius und Hiero mit allen edlen Werken der Bildhauer- und Malerkunst, welche sie zierten, sind zerstört und nicht eine Spur derselben zurückgeblieben. Selbst die Mauern, deren Stärke und Pracht die Römer in Erstaunen setzte, sind so völlig verschwunden, daß man auch den Grund derselben nicht einmal mehr entdecken kann. Liest man die Erzählung von allen diesen weit ausgedehnten Werken, so verwundert man sich, wie sie fast ganz konnten vernichtet werden. Bedenkt man aber das mannichfaltige Ungemach, welches diese Stadt erduldet, wie oft sie geplündert, verwüstet und verbrannt worden, so muß man sich vielmehr verwundern, daß auch nur noch das Mindeste davon übrig ist. Die Einwohner waren so berühmt wegen Wohllebens und Pracht als ihre Gebäude wegen Größe und Festigkeit. Die mensae Syracusanae waren durch die ganze Welt berufen, und die Feste des Dionysius und Hiero überstiegen allen Glauben; aber aller dieser Reichthum und Herrlichkeit konnte sie nicht gegen eine kleine Zahl kühner Räuber vertheidigen, die, aus ihren kümmerlichen Wohnungen, wo sie zur Arbeit und Strenge gewöhnt waren, hervorbrechend, gar leicht die köstlichen Paläste der gebildeten und entnervten Griechen in Besitz nahmen.

Der große Hafen von Syrakus ist nicht so weit, als ich erwartete, in Betrachtung daß eine Seeschlacht darin geliefert worden, welche über das Schicksal von Sizilien entschied. Er ist nirgends über zwei Meilen breit, so daß die Schiffe der alten Athener und Syrakuser jämmerliche Maschinen müssen gewesen sein in Vergleich mit den Schiffen der Neuern. Der kleinere Hafen, der so reichlich mit Statuen verziert und mit einem marmornen Kai umgeben war, ist nun ganz verschüttet und zerstört. Dionysius der Aeltere hatte ihn gebaut, und hier war der Ort, wo die Kriegsschiffe und Schiffsvorräthe der Republik aufbewahrt wurden. Die Statuen, die ihn umgaben, sowie alle übrigen Zierden hatte Verres hinweggeführt.

Mensae Syracusanae — Sicula dapes bei Horaz (Carm. III. 1. 18); man vergl. u. A. Cic. Tuscul. V. 35, wo ein hierauf bezüglicher (angeblicher) Brief des Plato an Dio mitgetheilt wird.

Was die Volksmenge der alten Stadt betrifft, so läßt sie sich nicht wohl bestimmen, man müßte denn sich aus dem Raum, den sie eingenommen, eine Muthmaßung bilden. Strabo sagt, die Mauern hätten zweiundzwanzig Meilen im Umkreise gehabt; aber mir scheint diese Angabe übertrieben. Die Entfernung zwischen Ortygia und Epipolä läßt sich von den Latomien aus ganz wohl übersehen, und gewiß war sie nicht größer als zwei Meilen. Der Durchschnitt nach der andern Seite war nicht viel größer, indem die Stadt niemals weder bis an den Anapus noch an die kleine Brücke des Trogilus reichte, welche beide nicht mehr als drei Meilen von einander entfernt sind. Der Umkreis von Syrakus mag also ungefähr mit dem von Agrigent zusammentreffen und somit auch die Bevölkerung ungefähr dieselbe gewesen sein.

Wir reisten den 23. Mai von Syrakus ab, ließen Agosta und Lentini liegen; denn man hatte uns berichtet, daß sich daselbst nichts Bedeutendes finde. Wenige Meilen von Syrakus sieht man die Ueberreste eines alten Gebäudes, welches Marcellus soll errichtet haben; aber ich vermuthe, es sei ein Grabmal gewesen. Die Gegend der Leontiner, sonst wegen ihrer Fruchtbarkeit so berühmt, ist gegenwärtig durchaus während des Sommers unbewohnbar; denn die Luft ist sehr schlecht. An verschiedenen Orten bemerkte ich das triticum silvestre, den wilden Weizen, welcher von selbst an unbebauten Stellen wächst. Er ist kleiner als der gemeine Weizen und schwerer aus der Hülse zu bringen; aber seine nährenden Eigenschaften sind genau dieselben. Wahrscheinlich ist daher die Fabel von der Ceres entstanden, welche zuerst den Anbau des Weizens in diesem Lande soll gelehrt haben. Die Ebene von Catania ist sehr reich, aber unbewohnt wegen der bösen Luft. Wir setzten über den Symäthus, nun die Jaretta genannt, welche diese Ebene in zwei Theile theilt, auf einer Fähre und wurden alsobald die schrecklichen Verwüstungen gewahr, welche der Berg Aetna angerichtet.

Die kleine Brücke des Trogilus — offenbar in der Nähe des „Trogilorum portus", der im südwestlichen Theile der Stadt liegt.

Agosta und Lentini — im Alterthum Augusta, in der Nähe des alten Hybla (auch Megara genannt) erbaut; Lentini, die Stadt der Leontiner.

Symäthus — der größte Fluß in Sizilien.

Catania.

Den 23. Mai.

Bei dem Eintritt in Catania kommt man über die Lava von 1669, welche jetzt noch ebenso frisch aussieht als gleich nach ihrem Ausbruch. Dieser geschah zwölf Meilen oberhalb der Stadt, und ein mächtiger Lavastrom floß herunter, unvermeidliche Verwüstung, wo er nur hinreichte, mit sich bringend. Anstatt einige Anstalten zu treffen, Dämme aufzuwerfen, Gräben zu ziehen, um die Gewalt zu brechen oder abzuwenden, brachten die Catanesen den Schleier der heiligen Agatha hervor, in Begleitung von einer Menge Heiligen. Die Folge hievon war wie gewöhnlich; ein großer Theil der Stadt wurde zerstört, der Hafen verschüttet und die Einwohner zu Grunde gerichtet; aber die Heiligen blieben in größerer Ehre als jemals; denn das Volk überzeugte sich, dieses Unglück habe sich wegen seines Mangels an Glauben und nicht aus Schuld seiner himmlischen Beschützer zugetragen.

Bald nach unserer Ankunft warteten wir dem Prinzen Biscari auf und hatten das erste Mal das Vergnügen, einen edlen Vasallen des Königs von Neapel kennen zu lernen, dessen Bekanntschaft immer höchst schätzbar sein würde, in welchen Stand ihn auch das Glück gesetzt haben möchte. Das Aussehen seines Lehngutes Biscari, die Zufriedenheit seiner zahlreichen Unterthanen, die Neigung, mit der sie von ihm sprachen, und der allgemeine Geist der Thätigkeit, der im Ganzen herrschte, gab mir den günstigsten Begriff von ihm, der immer mehr zunahm, als ich die Ordnung und Einrichtung seines Hauses beobachtete und den Geist und die Großheit kennen lernte, die er überall zeigt, wo vom Nutzen oder der Zierde seines Landes die Rede ist. Man muß nur bedauern, daß die Undankbarkeit des Bodens die Arbeit und Geschicklichkeit des Anbauers zum größten Theil fruchtlos macht.

Hiezu kommt ferner die von Natur eifersüchtige Gesinnung des Sizilianers, verbunden mit Aberglauben, wozu noch der Druck der Regierung sich gesellt, welches Alles den Gedanken an Verbesserung nicht aufkommen läßt. Wer nun aber Kraft und Geist hat, dergleichen zu unternehmen, kommt in den Ruf

eines gefährlichen Neuerers und ſtößt überall auf Haß und Gegenwirkung der Individuen und Argwohn und Verfolgung von Seiten des Hofes.

Wir fanden den Prinzen in ſeinem Muſeum, welches ſehr reich iſt und für die Studirenden immer offen ſteht. In dem erſten Zimmer befinden ſich die Marmore, worunter einige vortreffliche Büſten und der Torſo eines Jupiter, welcher das wahre Original von demjenigen zu ſein ſcheint, der ſich in dem Muſeum Clementinum zu Rom befindet. Dieſer koſtbare Ueberreſt iſt vollkommen erhalten und von der vortrefflichſten Skulptur. Ueber das Ganze waltet eine allgemeine Ruhe und Majeſtät, welche die Griechen beſonders zu erreichen wußten, wenn ſie den Vater der Götter und Menſchen vorſtellten, omnia supercilio moventem. Es ſind noch andere ſchöne Werke der Skulptur in dem Muſeum; wenn man aber einmal das ganz Vollkommene geſehen hat, ſo kann ſich das Auge nur mit Gleichgiltigkeit, ja mit Widerwillen zu dem Geringern wenden.

Außerdem hat der Prinz eine würdige Sammlung von Bronzen, etruriſchen Vaſen, natürlichen Merkwürdigkeiten, beſonders aber von Münzen. Die ſizilianiſchen ſind hier zahlreich und wohl erhalten und geben auch Denjenigen eine angenehme und lehrreiche Unterhaltung, die nicht gerade Kenner des Alterthums ſind; denn der Geſchmack und die Ausführung daran iſt ſo vortrefflich, daß ſie, ſchon als Werke der Skulptur betrachtet, höchſt anziehend ſind.

Des Prinzen Palaſt iſt ein großes unregelmäßiges Gebäude, der ältere Theil deſſelben in barbariſch ſizilianiſchem Geſchmack mit ungeheuern Figuren und unnatürlichen Zierrathen überladen; aber der Theil, den der Fürſt ſelbſt gebaut hat, iſt einfach, regelmäßig und zierlich. Die Stadt iſt faſt ganz neu, die Straßen regelmäßig und breit, aber die Häuſer in einem ſchlechten Geſchmack und der größte Theil derſelben unvollendet. Die Kirchen ſind alle im Stil der neuen Baukunſt, indem ſie ſeit dem Jahre 1693 errichtet worden, nachdem die Stadt gänzlich durch ein Erdbeben zerſtört war. Mehrere derſelben, beſonders die Hauptkirche, ſind ſehr reich verziert und mit bunten

---

Omnia supercilio moventem — vergl. Horaz' Oden, III. 1. V. 8, wo indeſſen „Cuncta supercilio moventia" ſteht.

Nachdem die Stadt gänzlich ... zerſtört war — Ein früheres Erdbeben, das ſchon einen großen Theil der Stadt zerſtörte, fiel in das Jahr 1660.

Steinarten geschmückt, welche man in die seltsamsten Figuren gebracht hat. Es läßt sich kaum irgend ein wildes Ungeheuer denken, welches man nicht an den Gebäuden des neuern Siziliens finden sollte. Das Benediktinerkloster ist ein unermeßlicher Bau, mit unglaublichen Kosten errichtet, aber in dem gewöhnlichen Stil. Es ist nicht geendigt und wird es wahrscheinlich niemals werden; denn diese Stadt kann sich wegen der Nähe des Aetna keine lange Dauer versprechen. Die Kirche ist edel und prächtig; das Innere war eben fertig geworden und, was ganz besonders ist, ohne etwas von dem hergebrachten Trödel; aber man scheint es außerhalb wieder einbringen zu wollen, indem das Wenige, was von der Façade vollendet ist, dem Palast des Prinzen Pallagonia nicht viel nachgiebt. Die Kirche hat eine vortreffliche Orgel, die eben vollendet war. In dem Kloster findet sich eine schöne Sammlung etrurischer Gefäße, beinahe alle so gut als die, welche Prinz Biscari besitzt, und in Sizilien gefunden — ein Beweis, daß diese Waare nicht allein von den Etruriern verfertigt worden. Uebrigens ist in Catania über der Erde wenig Merkwürdiges; die Alterthümer stecken alle unter der Lava. Prinz Biscari hat große Nachforschungen angestellt und ein Theater, Amphitheater, Bäder und einige andere Gebäude von geringerer Bedeutung gefunden. Aus den Säulen, welche jetzt in der Hauptkirche angewendet sind, läßt sich schließen, daß das Theater sehr prächtig gewesen. Eine Base nebst dem Piedestal von einer derselben steht nun in dem Hofe des Prinzen Biscari. Sie sind von weißem Marmor, sehr überladen mit Zierrathen und scheinen aus der Zeit Trajan's oder der Antonine. Die andern alten Gebäude haben nichts Besonderes; denn es sind blos Massen von Ziegeln und Steinen, ohne daß ich architektonische Ordnungen oder Verzierungen daran hätte unterscheiden können.

Die Einwohner von Catania sind gleich den übrigen Sizilianern sehr geneigt, ihre Alterthümer den Griechen zuzuschreiben, aber ohne Grund; denn die griechische Stadt ward ganz und gar durch Sextus Pompejus zerstört, bald nachher zwar wiederhergestellt, aber aufs Neue durch einen Ausbruch des Aetna verwüstet. Durch den Beistand der Römer wurde

Sextus Pompejus — der Sohn des Pompejus Magnus, machte sich nach Cäsar's Tode zum Herrn über Sizilien, Sardinien, Korsika, die ihm auch nach dem Vertrag von Misenum (39 v. Chr.) als Provinzen gelassen wurden.

es abermals aufgebaut, bis es abermals von einem gleichen Unglück überfallen wurde. Man kann sich nicht genug verwundern, daß nach solchen wiederholten Zerstörungen die Stadt immer wieder in derselben Lage aufgebaut worden, an dem Ausgange eines Thals, welches die Lava nothwendig auf sie hinführt. So lange der Hafen daselbst den Handel begünstigte, war es natürlich, daß die Liebe zum Gewinn die Einwohner jene große Gefahr vergessen ließ; aber zuletzt hatten sie keine andere Ursache, hier zu bleiben, als die Schwierigkeit, das Eigenthum zu verändern. Doch auch diese schien gehoben, als Alles mit verbrannten Felsen bedeckt und in eine unfruchtbare Wüste verwandelt war. Allein die blinde Neigung zum Geburtsort, die uns Allen natürlich, obgleich schwer zu erklären ist, hat allen Widerstand überwunden, und Catania ward nach jeder Zerstörung immer mit mehr Glanz und Pracht als vorher aufgebaut. Nun enthält es sechzehntausend Einwohner, welche in beständiger Gefahr leben; aber Gewohnheit und ein inniges Vertrauen auf die heilige Agathe lassen sie wenig daran denken.

Catania hat das Vorrecht, durch seinen eigenen Senat regiert zu werden und keine Besatzung aufzunehmen. Deswegen wächst sie täglich an Reichthum und Pracht, und die Aufmunterungen von Seiten des Prinzen Biscari, welche er sowol den Künsten als der Thätigkeit jeder Art angedeihen läßt, geben der Stadt ein Ansehen von Leben und Betriebsamkeit, die in keiner andern sizilianischen Stadt zu finden sind. Noch kürzlich erbot er sich, einen Hafen anzulegen, und hätte ihn der Hof gehörig begünstigt, so wäre diese Stadt der große Handelsplatz von diesem Theile des Mittelmeeres geworden; aber wie wenig man es glauben sollte, fand dieses Anerbieten dennoch Widerstand. Indessen hat der Prinz das dazu bestimmte Geld auf die Erbauung einer Wasserleitung verwendet, die eine weite Strecke Landes bewässert und befruchtet, ingleichen auf das Urbarmachen der Lava von 1669. Der Prinz gedenkt auch ein umständliches Werk über die Alterthümer von Catania herauszugeben, welches nach den Zeichnungen, die ich sah, sehr viel verspricht.

Die sich herzlich oft . . II. 439
Die stille Freude . . . III. 160
Die strenge Grenze . . II. 242
Die Tinte macht uns wol gelehrt II. 322
Die Trommel gerühret . III. 5
Die Versart, die d. Mädch. III. 129
Die Wanderjahre sind . II. 272
Die Welt ist ein Sardellensalat . . . . . III. 216
Die Welt ist nicht aus Brei. II. 339
Die Ameisen, sie wandeln zahm II. 378
Die Zeit, sie wächst je weiter . II. 332
Die Welt, sie ist so groß . II. 242
Dies Album lag . . . III. 353
Dies durfte wol d. Dichter III. 63
Dies fehle Deine rechte . III. 355
Dies ist Maß eines Denken . III. 240
Dies kleine Stück gehört III. 144
Dies unschuldvollefromme Spiel . . . . . III. 347
Dies wird d. letzte Thrän' III. 12
Diese Federn, weiß . . . III. 385
DieseGondel vergleich' ich II. 139
Diese Richtung ist gewiß II. 477
Diese Stimmen, sie erschallen . . . . . III. 321
Diese Worte sind nicht alle . . II. 340
DiesemAmboßvergleich ich II. 140
Dieser alte B...enbaum III. 173
Dieser ist mir der Freund . . II. 171
Dieses Geschlecht ist hinweg. . II. 174
Dieses ist d. Bild d. Welt III. 313
Dieses ist es, das Höchste II. 161
Dieses Stammbuch . . III. 326
Diesmal freust Du, o Herbst . II. 173
Dir darf dies Blatt . . I. 48
Dir ins Leben . . . . III. 346
Dir warum doch verliert . . . II. 350
Doch am Morgen . . . II. 419
Doch das ist gar kein großes Verdienst. . . . . II. 332
Doch immer höher steigt II. 234
Doch solcher Grenze . . II. 245
Doch was heißt in solchen Stunden . . . . . III. 59
Doch würden sie, könnt' es gelingen II. 391
Donnerstag nachBelvedere I. 95
Doppelt giebt, wer gleich giebt II. 333
Draußen zu wenig oder zu viel II. 334
Dreihundert Jahre hat . II. 266
Dreihundert Jahre sind vor der Thüre . . . . . II. 363
Dreihundert Jahre sind vorbei II. 363
Dringe tief zu Berges . I. 194
Drum sankt Gott . . . . . II. 316
Drucken verdient Euch nicht . . III. 251
Du aber halte Dich mit Liebe . II. 317
Du bedrohest die Mode . . . III. 236
Du bist auch am Rhein. II. 419
Du bist ein wunderlicher Mann II. 369
Du bist König und Ritter . . II. 172
Du bist mein . . . . . II. 269
Du bist sehr eitig, meiner Treu II. 327
Du, dem die Musen . . III. 316
Du, der Gefällige . . . III. 209
Du erdrosselt uns erst in Idealen III. 234
Du ermannest und zeigst II. 154
Du gefällst mir . . . . II. 250
Du gehst! Ich murre. . III. 33
Du gehst so freien Angesichts . II. 372
Du gingst vorüber . . . II. 453
Du hast an schönen Tagen . . II. 347
Du hast Dich dem allerverdrießlichsten. . . . . II. 361
Du hast es lange genug getrieben . . . . . III. 299
Du hast nicht Acht . . . . II. 337
Du hast u. oft im Traum I. 32
Du hast unsterblichkeit im Sinn II. 365
Du hattest längst mir's angethan . . . . . II. 452
Du Hercher aus der Komödie . . . . . III. 398
Du irrst, Salomo . . . . . II. 364
Du kommst doch über so Viele hinaus . . . . II. 270
Du kommst nicht ins Herz-Land II. 330
Du Kräftiger, sei nicht so still II. 347
Du machst d. Alten jung III. 90
Du magst an Dir das Wasser nähren. . . . . II. 331
Du mußt Dich niemals mit Schwur . . . . . II. 334
Du Narr, begannst zu die Pfuscherei III. 303
Du prophet'scher Vogel . I. 71

Aetna.

Den 27. und 28. Mai.

Nachdem wir das Merkwürdigste in Catania gesehen, machten wir uns nach dem Gipfel des Aetna auf den Weg. Ungefähr zwölf Meilen bis zum Dorfe Nicolosi steigt man allmählig durch reiche Weinberge und Maulbeerpflanzungen; aber auch diese sind von dem letzten Lavastrom durchbrochen und vielfach zerstört. Die Sizilianer nennen solche Plätze mit einem verderbenen spanischen Namen Sciarra. Die Lava von 1669 brach nahe bei Nicolosi hervor, und die Gegend rings umher ist noch mit trockner, schwarzer, damals ausgeworfener Asche bedeckt. Die kleinen Berge mit dem Krater, aus dem die Lava floß, sind noch unfruchtbar, als wenn der Ausbruch gestern geschehen wäre, und werden wahrscheinlich noch lange so bleiben, bis der Witterungswechsel die verbrannte Materie genugsam gemildert hat, um sie der Vegetation fähig zu machen. Ich stieg auf den Gipfel dieser Erhöhungen und sah um mich her eine unendliche Anzahl derselben Art, einige gleichfalls unfruchtbar, andere reich mit Wein bepflanzt, andere mit Eichenwäldern bewachsen, noch andere durch nachfolgende Lavafluthen unkenntlich gemacht und durch die ungeheuren Wirkungen der Zeit in fruchtbaren Boden verwandelt und mit Wäldern und Weingärten bedeckt. Wir ruhten ein Wenig in dem Kloster von Nicolosi und verfolgten unsere Reise, geführt von einem Bauer des Dorfs, Namens Blasio, welcher gewöhnlich als Führer den Bergbesuchenden dienet. Hier fängt nun die waldige Gegend an und dauert bis zu der Ziegenhöhle, ungefähr sechs Meilen. Der Stieg ist den ganzen Weg über steil und geht zum Theil über die Lava von 1766, welche einen schrecklichen Anblick muß verursacht haben, als sie vier Meilen breit durch einen Eichenwald floß. Als wir höher kamen, wurde der Stieg noch jäher und die Veränderung des Klimas sehr merklich. In Catania war man in der Mitte der Kornernte, zu Nicolosi befand sich Alles in der Maienblüthe; wie wir aber uns der Ziegenhöhle näherten, trieben die Bäume das erste Laub, und die Luft war sehr kalt und schneidend. Wir machten Feuer an in dieser kleinen Höhle, rasteten bis Mitternacht und stiegen alsdann dem Gipfel zu durch unfruchtbare Asche und Lavastücke. Nach-

dem wir ungefähr acht Meilen geritten waren, ward der Berg so steil, daß wir uns genöthigt fanden, unsere Maulthiere zu verlassen und den übrigen Weg zu Fuß zu vollenden. Wir hielten eine Weile inne, die Scene, die vor uns lag, zu betrachten. Die Nacht war klar und eben hell genug, um uns die allgemeinen Formen der Gegenstände, nichts aber im Einzelnen zu zeigen. Hier herrscht eine allgemeine Stille, nur von Zeit zu Zeit unterbrochen durch das Getöse des Berges, welches laut und feierlich klang, als wenn die See sich im Sturme bricht. Der Krater war zu unterscheiden an einem rothen düstern Lichte, das durch die weiten Dampfwolken brach, die sich hervorwälzten. Das Ganze zusammen bildete die furchtbarste Scene, die ich jemals gesehen und welcher gewiß in der Welt nichts verglichen werden kann.

Wir fanden wenig Schnee an dieser Seite des Berges; aber die Kälte war so streng, daß wir sie kaum ertragen konnten. Weder das Gewicht der Kleider noch die Anstrengung, durch lose Asche zu klimmen, welche bei jedem Tritte nachgab, konnten uns erwärmen. Ich hatte das Unglück, mein Thermometer zu zerbrechen, und kann deswegen den Grad der Kälte nicht genau angeben; aber sie war so mächtig, daß der heiße Dampf, welcher aus den kleinen Rissen in der Nähe des Kraters hervordrang, unmittelbar an den Steinen gefror. Nachdem wir ungefähr zwei Stunden mit unendlicher Mühe und Beschwerde aufgeklimmt waren, gelangten wir an den Rand des Kraters. Die Aussicht, die sich hier zeigt, ist über alle Beschreibung oder Einbildung. Die ganze Insel Sizilien, Malta, Kalabrien und die liparischen Inseln erscheinen gerade unter Einem wie auf einer Karte. Das Einzelne war Alles in der blauen Tinte des Morgens verschwunden, und das Ganze zusammen schien in Schweigen und Ruhe versenkt. Ich fühlte mich selbst über die Menschheit erhoben und sah mit Verachtung auf die gewaltigen Gegenstände der Ehrsucht unter mir. Die Schauplätze, auf denen so viele mächtige Städte durch Kunst und Waffen blühten, so zahlreiche Flotten und Heere um die Herrschaft der Welt kämpften, schienen nur dunkle Flecken zu sein.

Als die Sonne aufstieg, ward die Scene nach und nach aufgeklärt; die Flächen und Berge, Seen und Flüsse, Städte und Wälder wurden allmählig deutlicher, bis sie auf einen gewissen Grad gelangten; dann schwanden sie wieder, gleichfalls stufenweise, in die Dünste, welche die Sonne in die Höhe ge-

zogen hatte. Der Aetna selbst bildete einen ungeheuern Sonnenzeiger, dessen Schatten sich weit über den sichtbaren Horizont erstreckte, wodurch ich mich überzeugte, daß man von hier aus mit einem guten Teleskop die Küste von Afrika und Epirus würde sehen können. Ich dachte manchmal durch einen guten Dollond'schen Taschentubus die Küste von Apulien zu sehen; allein wegen der großen Kälte konnte ich nicht genugsame Aufmerksamkeit darauf wenden. Unter uns an dem Berge konnten wir die Spuren einer großen Menge Lavaströme erkennen, welche doch nichts sind gegen die Zahl derer, die sich nicht mehr unterscheiden lassen. Der ganze Berg, dessen Fuß nahe an hundert Meilen im Umkreise hat und nach den Beobachtungen des Kanonikus Recupero fünftausend Yards senkrechte Höhe, ist durchaus von Lava aufgeführt. Untersucht man die tiefen Thäler, welche durch Bergströme ausgewaschen worden, so sieht man, daß der ganze Berg aus verschiedenen Lavaschichten besteht, die über einander nach langen Zeiträumen geflossen sind; denn sie haben zwischen sich Boden von abwechselnder Dicke, von sechs Zoll bis zehn Fuß, je nachdem zwischen den Ausbrüchen längere oder kürzere Zeit verfloß. Nun findet man, daß aus einer Lava, welche die allermildeste ist und am Leichtesten verwittert, ein Fuß fruchtbarer Boden nicht unter eintausendfünfhundert Jahren hervorgebracht werden kann, daher sich denken läßt, was für zahllose Zeitalter nöthig gewesen, um diese ungeheuren Naturwirkungen hervorzubringen. Aber was müssen wir denken, wenn wir erfahren, daß der gegenwärtige Berg nur eine Wiedererzeugung ist, indem ein viel höherer Gipfel eingestürzt und der gegenwärtige erst wieder gebildet worden! Dieses hat mehr als Wahrscheinlichkeit; denn ungefähr zwei Drittel des Wegs, wenn man in die dritte Region gelangt, ist eine weite Ebene, welche an mehreren Stellen, besonders an der Seite von Aci, bis an die Wälder reicht. Nimmt man nun an, der Berg sei anfangs konischer Gestalt gewesen, wie es bei Vulkanen gewöhnlich, ja nothwendig ist, so muß Alles, was über diese Plaine war, eingefallen, und was jetzt als Unterlage eines kleineren Berges erscheint, muß ehedem in einem Aufstieg bis zum Gipfel fortgegangen sein, so daß der Aetna damals bedeutend höher war als gegenwärtig. Ich wünschte diese Wunder der Natur mit mehr Muße und Aufmerksamkeit untersucht zu haben; aber in der gewaltsamen Kälte war es unmöglich zu verweilen. Jedoch entschloß ich mich, in den

Krater hineinzuschauen, ehe wir zurückkehrten. Unser Führer wußte viel von der Gefahr dabei zu sagen, und wie öfters die hohl überhangenden Lavabänke einstürzten; aber nach einigem Zureden und etlichen Gebeten zur heiligen Agatha führte er uns an eine Stelle, welche schon durch irgend einen kühnen Fremden versucht worden. Von da blickte ich in den fürchterlichen Feuerschlund, sah ungeheure vorragende Felsen, zwischen denen mächtige Dampfwolken hervorbrachen, immer mit einem trüben, zitternden Lichte vermischt. Ich konnte keinen Grund erkennen, aber wol das Schlagen und Tosen der Wellen von geschmolzener Materie, welche ein solches Geräusch machten, daß sie mir von den Fluthen und Wirbelwinden eines stürmischen Feuers, welche unten rasten, einigen Begriff gaben. Nachdem wir nun insoweit unsrer Neugier gewillfahrt, stiegen wir ziemlich erfroren zu der Höhle wieder herab, um uns in derselben wieder zu erwärmen und zu erquicken, und kehrten alsdann nach Catania zurück, wo wir Abends, von Müdigkeit ganz erschöpft, anlangten.

Aci Reale.

Den 1. Juni.

Nachdem wir zwei Tage ausgeruht, nahmen wir unsern Weg auf Taormina und blieben in Aci zu Nacht. Den andern Morgen nahmen wir unsern Weg wenige Meilen seitwärts der Straße, um den berühmten Kastanienbaum zu sehen, welcher hundert Pferde soll beherbergen können. Es ist aber kein einzelner Baum, sondern eine Gruppe, und das Uebrige, ob es gleich einen großen Raum einnimmt, sind Alles gekappte Stämme und sehr verstümmelt. In Sizilien mögen sie wol für ein Wunder gelten, da der größte Theil der Einwohner niemals einen größern Baum gesehen hat als die niedrige Olive; aber wer gewohnt ist, die edlen Eichen von England zu sehen, findet hier nur einen verächtlichen Gegenstand. Ich hatte jedoch bei dieser Gelegenheit den Trost, eine der fruchtbarsten und bebauteſten Gegenden der Welt zu sehen. Nichts kann die angebaute Region des Aetna übertreffen, weder in Reichthum

Von den Fluthen und Wirbelwinden — Die Worte stehen im nahen Anschluß an Virgil's Aen. VIII. 419 ff.

des Bodens noch in der Gewalt der Vegetation. Besonders zeichnen sich die Seiten aus, welche in der letztern Zeit von keinem Ausbruch gelitten haben. Jedes Erzeugniß der Erde grünt und blühet in der größten Vollkommenheit, und die Milde und Gesundheit der Luft kommt der Fruchtbarkeit des Bodens völlig gleich. Deswegen sind diese Strecken außerordentlich bevölkert und viel besser als irgend ein Theil Siziliens angebaut. Die Zahl der Einwohner auf dem ganzen Aetna rechnet man zu hundertundsechzigtausend Menschen, welche im Verhältniß größer ist als in irgend einem andern Theile der Insel. Indem ich diese Gegend des Berges beobachtete, ward ich in meiner Meinung bestätigt, daß er ehmals höher gewesen; denn es läßt sich eine Senkung, die auf eine weite Strecke sich verbreitet, und der Rand derselben noch sehr gut erkennen.

Taormina.

Den 2. Juni.

Wir kamen nach Taormina, vor Alters Tauromenium. Auf unserm Wege kosteten wir das Wasser des Asines. Es ist ein kalter, klarer Strom, der von dem Aetna herunterfließt und jetzt Fiume freddo genannt wird. Wenige Meilen weiter ist der Fluß Onobalas, nun La Cantara, ein bedeutendes Wasser, welches die Grenze des Aetna nach Norden macht. Sein Bett ist an einigen Stellen sehr tief eingeschnitten, und ich bemerkte, daß der Grund desselben eine Lavaschicht war, ob ich gleich sonst in der Gegend nichts Vulkanisches finden konnte. Zu Taormina wohnten wir bei den Kapuzinern.

Die Stadt liegt auf einem hohen Hügel. Unmittelbar darunter an der Südseite lag die alte Stadt Naxos, aus deren Ruinen die neuere entstanden ist. Gegenwärtig ist es ein armer, schlechtgebauter Ort; aber die Ruinen dabei zeugen genugsam von vorigem Reichthum und Herrlichkeit. Der vorzüglichste Ueberrest ist ein Theater, welches unter denen, die ich gesehen, am Besten erhalten war. Es ist von Ziegelsteinen, viel breiter und von anderer Bauart als das zu Egesta. Der äußere Kreis ist zusammengestürzt, aber das Proscenium ziemlich ganz, und man kann auch den Raum der Scene, des Podiums u. s. w. sehen. Auch sind noch verschiedene Galerien und Zimmer daneben, deren Gebrauch die Alterthumsforscher

nicht genau bestimmen können, indem sie zu weit und prächtig gewesen, als daß sie nur zur Bequemlichkeit der Schauspieler hätten dienen sollen. Das Theater von Egesta, welches aus weit früherer Zeit ist, hat nichts von dieser Art; vielmehr scheint nur für das gesorgt, was unumgänglich nöthig war, um das Stück verstehen und zu hören. Das Tauromenitische Theater war, wie es scheint, sehr reich verziert und zu aller Art von Schauspiel und Gepränge eingerichtet, so wie dergleichen zur Zeit der römischen Kaiser gewöhnlich war, wo ein verdorbener Geschmack schon überhand genommen hatte. Es liegen auch manche verstümmelte Säulen von Granit, Cipolin und andern köstlichen Bausteinen umher, mit Kapitälen und zerbrochenen Gesimsen einer verdorbenen korinthischen Ordnung, welche beweisen, daß das Theater unter den Römern gebaut worden, wahrscheinlich zu den Zeiten der Antonine. Es liegt an dem Abhang eines Hügels, der eine herrliche Aussicht gegen den Berg Aetna und die ganze Küste von Sizilien, sogar bis Syrakus hin, beherrscht. Da diese Ruinen, von allen neueren Gebäuden entfernt, für sich allein stehen, so haben sie ein ehrwürdiges Ansehen, das durch die Betrachtung der Veränderungen, welche sie erlitten haben, noch erhöht wird; denn aus einem Ort, wo zahlreiche und gebildete Zuhörer auf die Werke eines Sophokles und Euripides horchten, ist es ein Aufenthalt für Schlangen und Eidechsen geworden.

Außer dem Theater finden sich noch zu Taormina die Fundamente eines Tempels, ein Gebäude, welches eine Naumachie soll gewesen sein, wie auch Wasserbehälter, aber keins von diesen besonders merkwürdig. Nachdem wir einen Tag hier zugebracht, begaben wir uns auf eine maltesische Speronara, welche wir zu Catania gemiethet hatten, und in wenig Stunden befanden wir uns in Messina.

Messina.

Den 4. Juni.

Wenn man in die Meerenge, der Faro genannt, hineinfährt, ist die Ansicht sehr schön und romantisch; denn die Küsten sind hoch und felsig, geziert mit Städten und Dörfern, die sich

Meerenge, der Faro genannt — Fretum Siculum der Alten.

stufenweise an einander reihen. Die Einfahrt in den Hafen ist noch auffallender. Ein schöner See eröffnet sich dem Auge, an der einen Seite mit einer langen Reihe gleichförmiger Häuser bekränzt, welche, obgleich von schlechter Bauart, dennoch einen sehr edlen und prächtigen Anblick geben. Dahinter steigen nun die beräischen Berge hervor, bedeckt mit Wäldern und Weingärten, wozwischen Kirchen, Villen und Klöster zerstreut liegen. An der andern Seite des Hafens zieht sich eine schmale Landzunge weit in die See, wie eine Sichel gestaltet, daher die Stadt den Namen Zankle erhielt. Hier steht der Leuchtthurm, das Lazareth und die Festung, welche nicht die Stadt zu vertheidigen, sondern sie zu beherrschen erbaut zu sein scheint. Kommt man aber der Stadt näher, so verliert diese liebliche Scene allen ihren Glanz, und jeder einzelne Gegenstand zeigt ein melancholisches und niedergeschlagenes Ansehen. Mehrere Häuser sind unbewohnt, gar manche fallen schon zusammen; wenige Schiffe findet man im Hafen, und der Kai, der prächtigste und ausgedehnteste in der Welt, dient nur wenigen ärmlichen Fischern zum Aufenthalt. Alles scheint das traurige Geschick anzudeuten, welches diese unglückliche Stadt vor kurzem betroffen und von dem höchsten Zustand des Reichthums und der Glückseligkeit zu der niedrigsten Stufe des Elends und der Verzweiflung gebracht hatte.

Nachdem wir, ausgestiegen, nunmehr die Stadt betraten, verdüsterte sich immer die Ansicht. Die Einwohner sind arm und zerlumpt, und die Häuser, die sonst der Aufenthalt der Großen und Reichen gewesen, mit Schmutz bedeckt und dem Einfallen nahe. Unter allen Städten Europa's ist vielleicht keine glücklicher gelegen als Messina. Die Luft ist mild und gesund und die Gegend umher schön und fruchtbar. Der Hafen ist weit und bequem, im Centrum des Mittelmeeres und sowol für den östlichen als westlichen Handel günstig gelegen. Diese natürlichen Vortheile werden noch erhöht durch verschiedene Privilegien und Freiheiten, welche der Stadt von den nor-

---

Die beräischen Berge — siehe die Note zu S. 64.

Zankle — aus *Δρέπανον* (Sichel) entstanden, ist der ältere Name der Stadt, was aus dem Texte nicht deutlich hervorgeht.

Das traurige Geschick — Man sieht aus dieser Stelle, daß dies Tagebuch erst später ausgearbeitet oder wenigstens überarbeitet worden ist; denn es kann doch nur das große Erdbeben von 1783 gemeint sein.

männischen, deutschen und arragonischen Königen verliehen worden. Da sie die erste war, die dem König Roger die Thore öffnete, der die Insel von den Sarazenen eroberte, so scheint sie ein besonderes Recht auf Gunst und Vorzug gehabt zu haben. Natürlicherweise erhoben sie so manche glückliche Umstände zu Reichthum und Größe. Messina enthielt hunderttausend Einwohner und war der große Handelsplatz für diese Weltgegend. Wie aber Handel und Reichthum natürlich die Liebe zur Freiheit rege machen, so wurde den Einwohnern das spanische Joch zur Last, und im Jahr 1672, gereizt durch den Vizekönig, empörten sie sich. Mit großer Tapferkeit und Ausdauer behaupteten sie sich eine Zeit lang und gaben sich zuletzt unter den Schutz Ludwig's XIV., der damals mit Spanien in Krieg verwickelt, sie nach treu und wirksam geleisteten Diensten schimpflich im Jahr 1678 verließ. Seit der Zeit ist es der Zweck der spanischen Staatskunst geblieben, die Stadt zu drücken und verarmen zu lassen. Der Hafen ist beinahe unbrauchbar durch ungeheure Auflagen, der Handel streng beschränkt und jede Nothwendigkeit des Lebens schwer beschatzet. Diesen traurigen Zustand noch aufs Aeußerste zu bringen, raffte die Pest im Jahr 1743 beinahe drei Viertel der Einwohner hinweg, deren Zahl sich gegenwärtig nicht über dreißigtausend beläuft.

Wir brachten einige Tage mit Besichtigung der Stadt zu, fanden aber nichts besonders Merkwürdiges. Die Gebäude sind alle in dem modernen sizilianischen Stil, und die Kirchen ausgenommen droht fast Alles den Einsturz. Die Kathedrale ist ein sehr mäßiges Gebäude und hat eine leidliche Bibliothek, worin sich unter andern ein Manuskript befindet, die Geschichte des Aufruhrs von 1672, betitelt: Guerre civili di Messina di Francesco Cascio, Calabrese. Ich las darin so viel, als die Kürze der Zeit mir erlauben wollte, und hätte gar zu gern eine Abschrift davon besessen; aber ich konnte sie auf keine Weise erhalten. Es scheint sehr meisterhaft geschrieben zu sein, obgleich der Stil eine zu genaue Nachahmung des Davila bemerken läßt. Schwerlich wird es jemals gedruckt werden, weil

---

Ludwig XIV., der damals mit Spanien in Krieg verwickelt — Es ist der Krieg gemeint, den Frankreich und England seit 1672 gegen die Niederlande führten, in welchem sich Spanien 1673 für die Letzteren erklärte, und welcher 1678 durch den Frieden von Nymwegen beendigt wurde.

Davila — italienischer Historiker (1576—1631), namentlich bekannt durch eine Storia delle guerre civili di Francia (1559—1598).

man die darin ausgesprochenen Gesinnungen von oben herein nicht billigen kann. —

Der Strudel Charybdis, so fürchterlich in der poetischen Beschreibung, befindet sich gerade vor dem Hafen von Messina. Er ist niemals merklich, als wenn der Wind gegen die Strömung weht, und dann mag er wol geringe Schiffe verschlungen haben. Zu Homer's Zeiten, als die Schifffahrt noch unvollkommen war, mag er wirklich schrecklich gewesen sein, ja zu Zeiten Virgil's nicht ohne Gefahr; denn die Römer waren in Vergleich mit den Neuern sehr verächtliche Seeleute. Doch ist die Beschreibung desselben in der Aeneide (III. 420) sehr weit über der Wirklichkeit, auch bei dem stürmischsten Wetter:

Laevum implacata Charybdis
Obsidet, atque imo barathri ter gurgite vastos
Sorbet in abruptum fluctus, rursusque sub auras
Erigit alternos, et sidera verberat unda.

Auch sieht man keinen Grund, zu vermuthen, daß der Wirbel jemals gewaltsamer gewesen als gegenwärtig. Virgil aber schreibt als ein Dichter und nicht als ein Naturforscher, und zeigt sich hier nicht hyperbolischer als in manchen andern Stellen seines Werkes.

(Beschluß des Tagebuchs.)

So fürchterlich in der poetischen Beschreibung — Man vergl. aber der unten citirten Stelle Virg. Aen. III. 564 ff., Tibull. IV. 73 ff. und Odyss. XII. 104 ff.

Laevum implacata c. q. s.:

„Links haust die wilde Charybdis;
Dreimal schlürft sie in sich aus den Tiefen des untersten Abgrunds
Mächtige Wellen und speit sie nach einander empor dann
Hoch in die Luft und peitscht die Meerflut an die Gestirne."

Oberitalien und die Schweiz.

Im Jahr 1778 wurde in entgegengesetzter Richtung eine Reise nach dem obern Italien und der Schweiz unternommen; es geschah in Gesellschaft der Familie Gore. Man ging über Bologna nach Venedig und Mailand, nach dem Lago Maggiore und Lago di Como, über den Gotthard nach Luzern, Bern, seitwärts durch die Gletscher des Grindelwaldes nach Lausanne und Genf, wo Hackert seinen Bruder Karl nebst dem berühmten Maler Joseph Vernet antraf, der seiner Gesundheit wegen eine Reise in die Schweizerbäder gemacht hatte. Dies unverhoffte Wiedersehen war für beide Künstler gleich erfreulich, und gern hätte Vernet in Gesellschaft seines alten Freundes die Reise nach dem schönen Italien wiederholt, wo allein nach der Ueberzeugung Beider der Landschaftsmaler in seinem Elemente lebt.

Hackert ging hierauf über Savoyen und Piemont nach Florenz, wo er sich nur kurze Zeit aufhielt. Dem Großherzog Peter Leopold, welchem er schon vormals bekannt war, mußte er verschiedene Erläuterungen über die Art und Weise, Oelgemälde zu restauriren, und über den dabei anzuwendenden Mastirfirniß geben. Für Lord Cowper, den Schwiegersohn des Herrn Gore, malte er einige kleine Bilder.

In Rom angelangt, benutzte er nun die mitgebrachten Schätze der mannichfachsten Studien. Er malte dem Prinzen Aldobrandini, mit dem er oftmals auf dem Lande gewesen, in Frascati ein Kabinet in Gouache. Dies gab die Veranlassung, daß dessen Neffe, Prinz Marc-Antonio Borghese, in seiner

---

Dies unverhoffte Wiedersehen — siehe S. 36 u. 37.
Großherzog Peter Leopold — der spätere Kaiser Leopold II.

Du sagst gar wunderliche Ding. II. 373
Du Schüler Howard's . II. 452
Du, schweige künftig . . III. 353
Du sehnst Dich, weit hinaus . II. 377
Du stehst so ernst . . . I. 211
Du setzt mit dem Tode zufrieden sein . . . . . II. 300
Du sorgest freundlich . . III. 320
Du kannst über die Königsbraut II. 318
Du toller Bursch . . . . . II. 369
Du trägst rehr leicht. . . . . II. 326
Du weißt was's gar zu toll. . II. 327
Du verachtest den Armen III. 121
Du verklagest das Weib. II. 10
Du verfluchst, o Sonne . II. 429
Du wirkst nicht . . . . . II. 333
Dummes Zeug kann man viel reden . . . . . II. 354
Durch einander gleiten sie her. II. 173
Durch Feld und Wald . I. 20
Durch Vermittlung einer Theuren . . . . . II. 445
Durch Vernünftein wird Poesie vertrieben . . . . . II. 335
Durchlauchtigster! Es nahet . . . . . III. 317
Durchsichtig erscheint die Luft. II. 316
Edel sei der Mensch . . I. 166
Edle deutsche Häuslichkeit III. 354
Edles Organ, durch welches das deutsche Reich . . . . . III. 237
Ehe wir nun weiter schreiten . . . . . II. 440
Ehmals hatte man einen Geschmack . . . . . III. 245
Ehre, Deutscher, treu. . III. 206
Ehre, die uns hoch erhebt III. 346
Ehret die Frauen . . . III. 396
Ehret, wen Ihr auch . . II. 18
Eigenheiten, die werden schon hassen . . . . . II. 336
Eile, Freunden dies zu reichen . . . . . III. 347
Ein Adersjüngling . . I. 160
Ein alter Freund erscheint maskirt . . . . . II. 423
Ein alter Mann ist stets ein König Lear . . . . . II. 344
Ein beweglicher Körper . II. 161
Ein Bischen Ruf, e. Wenig Ehre III. 273
Ein Blick von D. Augen I. 213
Ein Blumenglöckchen . I. 22
Ein braver Mann! Ich freu' mich II. 325
Ein Bruder ist's . . . II. 262
Ein Epigramm, ob wol II. 149
Ein Epigramm sei zu kurz . . II. 168
Ein ewiges Kochen . . . . III. 280
Ein freundlich Wort . . II. 451
Ein frommer Maler . . II. 193
Ein Füllhorn v. Blüthen III. 360
Ein Glas zu d. Schmatz III. 402
Ein grauer, trüb. Morg. III. 17
Ein grausames Wetter . III. 84
Ein großer Teich . . . II. 294
Ein guter Geist ist schon II. 433
Ein Häubchen w. gesucht III. 209
Ein . . . denkt in seinem Dunst III. 278
Ein Jeder h. seinUngemach III. 46
Ein Jeder kehre . . . III. 210
Ein junger Mann . . . III. 198
Ein Kavalier von Kopf . II. 252
Ein klein Papier . . . III. 331
Ein klages Weib weint nah dabei II. 339
Ein Kranz ist gar viel leichter . . . . . II. 322
Ein Mägdlein trug man II. 294
Ein Mann, der Thränen streng entwehrt. . . . . II 383
Ein Meister e. ländlichen II. 283
Ein munter Lied . . . III. 321
Ein neu Projekt ward vorgebracht III. 268
Ein Quidam sagt . . . II. 259
Ein rascher Sinn . . . III. 336
Ein reiner Reim wird wol begehrt II. 345
Ein Saitenspiel will ich bereiten III. 274
Ein Schauspiel f. Götter III. 73
Ein Schmerzchen schlägt Du . II. 386
Ein schönes Ja . . . . . II. 323
Ein strenger Mann . . III. 305
Ein Strom entrauscht . I. 209
Ein Talent, das Jedem. III. 355
Ein theures Büchlein . . III. 41
Ein unverschämt. Naseweis. II. 287
Ein Veilchen a. d. Wiese I. 229

weltberühmten Villa Pinciana eine ganze Galerie von Hackert gemalt haben wollte, welche denn auch zu des Prinzen vollkommener Zufriedenheit im Jahre 1782 zu Stande kam. Diese Galerie oder Saal enthält fünf große Landschaften, ferner vier kleinere Seestücke, die über den Thüren angebracht sind. Bei dieser Arbeit wurde jedoch der Künstler sehr eingeschränkt; denn er hatte nach des Prinzen Wunsch gewisse Gegenstände vorzustellen, die seinem malerischen Geschmack ganz zuwider waren.

Zu gleicher Zeit malte er viele Staffeleigemälde, unter andern zehn Aussichten von dem Landhause des Herzog, welche ihm nachmals die Königin von Neapel abkaufte, um ihrer Frau Schwester, der Erzherzogin Marie Christine in Brüssel, ein angenehmes Geschenk damit zu machen. Allein das Schiff, das diese Bilder führte, ging auf der Seereise zu Grunde. Glücklicherweise sind die vorher unter Hackert's Leitung davon gemachten Kupferstiche noch vorhanden.

Indessen hatte sich der Ruf seiner Verdienste immer mehr ausgebreitet; alle bedeutenden Fremden, von jedem Rang und Stande, besuchten ihn, und ob er gleich noch vor seiner Reise in die Lombardie auf Herrn Gore's Rath die Preise seiner Gemälde für die Zukunft um ein Drittel vermehrt hatte, so waren doch immer für Holland, England, Deutschland, Polen und Rußland öfter auf sechs bis sieben Jahre Vorausbestellungen vorhanden, so daß mancher Liebhaber starb, ehe er noch zu dem Besitze seines gewünschten Gemäldes gelangen konnte.

Großfürst und Großfürstin.

Um diese Zeit war der Großfürst und die Großfürstin von Rußland nach Rom gekommen, und Hackert wurde denselben beim Rath Reiffenstein vorgestellt. Er brachte viele Abende bei ihnen zu und begleitete sie und den

---

Königin von Neapel — Maria Karoline, jüngste Tochter der Kaiserin Maria Theresia.

Marie Christine — Gemahlin des Herzogs Albert von Sachsen-Teschen.

Großfürst und Großfürstin — der in der Widmung erwähnte spätere Kaiser Paul I., 1776 zum zweiten Male vermählt mit Maria Feodorowna, Prinzessin von Württemberg.

Prinzen Friedrich von Württemberg, nachmaligen Kurfürsten, da Reifenstein am Podagra krank lag, nach Tivoli und Frascati.

Sie hatten von ihm gehört, daß er im Frühjahr 1782 eine Reise nach Neapel machen werde, worauf sie sogleich viele Bestellungen von dortigen Aussichten, mehreren umliegenden interessanten Gegenden, als von Pozzuoli, Baja und Caserta, bei ihm zu machen geruhten, so wie sie schon vorher verschiedene andere Gemälde von Frascati und Tivoli für sie zu fertigen ihm aufgetragen hatten. Bei dieser Gelegenheit drang sowol der Großfürst als die Großfürstin darauf, daß Hackert sich entschließen möchte, eine Reise nach Rußland zu machen.

Zweimal vorher hatte schon die Kaiserin Katharina ihm Vorschläge zu einer solchen Reise thun lassen mit dem Erbieten, ihn unter ehrenvollen und vortheilhaften Bedingungen in ihre Dienste zu nehmen; er hatte es aber immer unter mancherlei Entschuldigungen abzuwenden gesucht. Diesmal aber mußte er es Beiden und wenigstens einen zweijährigen Aufenthalt versprechen. Besonders drang die Großfürstin auf das Gnädigste in ihn, so daß er seine Bestellungen, seine Gesundheitsumstände, und was er sonst noch vorzubringen wußte, vergeblich entgegensetzte. Der Großfürst verlangte schriftlich, was er an jährlichem Gehalt und was er sonst noch begehre. Seine Forderungen waren groß, und die Sache verzögerte sich. Endlich schrieb er darüber an den Vizeadmiral Czernitscheff, welcher die Kaiserin über die Sache sprach. Diese verlangte den Hackert'schen Originalbrief zu sehen und sagte, als sie ihn gelesen hatte: „Ich sehe, daß des Mannes Gesundheit für unser Klima zu schwach ist, und merke deutlich, daß er nicht Lust hat, zu kommen; es ist besser, ihn in Rom zu lassen und ihn dort zu beschäftigen." — Was auch die Kaiserin zu dieser Entscheidung mochte bewogen haben, so erkannte sie der Künstler mit unterthänigstem Danke; denn er war in Rom etablirt, hatte viele bestellte Arbeit, konnte die Kälte nicht vertragen und befand sich in manchen andern Verbindungen, die ihm eine solche Reise zu machen nicht erlaubten.

Prinz Friedrich von Württemberg — der älteste Sohn Friedrich Eugen's, Onkel des bekannten Herzogs Karl Eugen, erhielt 1803 die Kurfürsten-, 1805 die Königswürde.

Graf Rasumowsky.

Im Jahre 1782 machte er eine malerische Reise nach Neapel. Unterwegs zeichnete er Vieles in Terracina, Capo Circeo, Itri, Molo di Gaëta, Sessa u. s. w. Er eilte jedoch nach Caserta, um Studien zu einem großen Bilde zu sammeln. Für die Großfürstin von Rußland sollte die Ansicht des Palastes von Caserta nebst der Campagna felice, von San Leocio her genommen, abgebildet werden.

Hackert kannte schon seit mehreren Jahren den Grafen Andreas Rasumowsky, der jetzt in Neapel russischer Minister war. Dieser Liebhaber der Künste machte alle Morgen eine Spazierfahrt dahin, wo Hackert zeichnete. Da nun die Studien in San Leocio sechs Tage dauerten und der Graf alle Morgen kam, um zuzusehen, so hatten die Jäger dem Könige gesagt, daß ein Maler daselbst viel gezeichnet habe, und daß der russische Minister jeden Morgen gekommen sei, ihn zu besuchen. Der König fragte den Grafen, was das für ein Maler wäre, und erhielt zur Antwort, daß Hackert schon Vieles für Katharina II. gemalt habe und daß er gegenwärtig Studien mache zu einem bedeutenden Bilde für die Großfürstin von Rußland; auch in Pozzuoli, Bajä und andern Orten würde er dergleichen verfertigen. Der König verlangte den Künstler zu sehen und zu sprechen.

Der Graf Rasumowsky meldete also an Hackert das Verlangen des Königs, und da der Hof im Mai nach Castel a mare ging, leitete man die Sache so ein, daß Hackert an diesem Orte dem König vorgestellt wurde. Er hatte nichts weiter von seiner Arbeit bei sich als ein kleines Gouachebild, welches dem Grafen Rasumowsky gehörte; der König bestand aber darauf, alle Studien zu sehen, welche Hackert gemacht hatte. Dieses war dem Künstler nicht erfreulich. Man machte viele Vorstellungen, daß ein Künstler nicht gern unfertige Sachen einem solchen Monarchen zeige, und was dergleichen Entschuldigungen mehr sein mochten. Allein der König ließ sich nicht abwendig machen und bestand darauf, Alles zu sehen, was in der letzten Zeit gemacht war. So packte denn Hackert seine Studien zusammen und ging nach Massa, Sorrent und Castel a mare.

König von Neapel.

Den folgenden Tag wurde er in der Villa des Königs, Guiseiana, Nachmittags um vier Uhr vorgestellt. Der König setzte sich und betrachtete Alles mit Aufmerksamkeit. Hackert hatte eben keine große Vorstellung von der Einsicht des Königs und verwunderte sich daher um desto mehr, daß derselbe mit gesundem Verstande und besser sprach, als sonst Liebhaber zu thun pflegen. Das Gouache-Gemälde gefiel ihm außerordentlich; doch kannte er auch alle Gegenden im bloßen Contour und bewunderte, daß in einem nackten Umriß die Gegend mit so viel Deutlichkeit und Richtigkeit könne ausgedrückt werden.

Er besah Alles zum zweiten Mal mit vieler Zufriedenheit und sagte, so etwas habe er noch nie gesehen. Da es aber sechs Uhr war, so war es Zeit, auf die Kaninchenjagd zu gehen. Die Königin, die wenig oder nichts gesehen hatte, sagte: „Der König hat mich des Vergnügens beraubt, Eure Sachen genau zu betrachten. Ich hoffe, Ihr werdet mir erlauben, auch Alles mit Bequemlichkeit anzusehen." Sie fügte nach ihrer Liebenswürdigkeit noch viel Artiges hinzu. Graf Lamberg, der kaiserliche Minister, war zugegen, und als großer Liebhaber beschaute er Alles mit vielem Vergnügen.

Als der König auf die Jagd ging, winkte er dem Grafen Rasumowsky; Dieser folgte, und der König verlangte, er solle mit Hackert sprechen und ihm sagen, der König wünsche vier Gouache-Gemälde zu haben und wolle zu einigen die Gegenden selbst wählen. Hackert erwiderte dem Grafen, daß er es gern thun würde, ungeachtet der Kürze der Zeit und der vielen übernommenen Arbeiten.

Nachdem nun der Hof von Castel a mare wieder nach Caserta gegangen war, wo der König ein populäres Erntefest in Boschetto Abends mit Illumination und anderm Erfreulichem gab, so ließ er Hackert einladen, auch dahin zu kommen, empfing ihn wohl und verschaffte ihm die Bequemlichkeit, Alles in der Gegend, besonders seine Jagden zu sehen. Gelegentlich sagte der König zu ihm, daß er wünsche, eine Aussicht von

König von Neapel — s. die Note zu S. 61.

seinem Jagdhause zu San Leocio zu haben, und fügte hinzu, er wisse wohl, daß dieses keine malerische Gegend sei; allein da dieser Ort ihm stets gefallen und er in seiner Jugend viele Tage daselbst zugebracht habe, so würde es ihm lieb sein, davon ein gutes Bild zu sehen. Hackert machte die Zeichnung davon, indeß die Schnitter ernteten — denn die Ernte ist hier später als in Caserta wegen der höhern Lage —, und während er zeichnete, kam der König und sah zu, da er denn so viel Vergnügen fand, daß er für sich und sein Gefolge gemeine Jägerstühle kommen ließ, sich zu dem Künstler setzte und genau auf die Arbeit merkte. Indem er sich nun über die Richtigkeit und zugleich über den Geschmack in den Umrissen freute, fragte er mit vieler Bescheidenheit, ob im Vorgrunde nicht die Schnitter, Weiber, die das Getreide binden, nebst verschiedenen Knabenspielen, die im Lande üblich sind, angebracht werden könnten. Hackert antwortete, daß es sehr schicklich sei, und führte den Gedanken aus. Dies Bild hing nachher im Schreibkabinette des Königs.

Während nun Hackert zeichnete, sprach der König Verschiedenes. Unter Anderm sagte er mit einem großen Seufzer: „Wie viel Tausende gäb' ich, nur den zehnten Theil von dem zu wissen, was Ihr wißt! Man hat mich auch wollen zeichnen lehren; man hat es mich aber so gelehrt wie alles Andere, so daß ich wenig weiß. Gott vergebe es Denen, die meine Aufseher und Lehrer waren! Sie sind jetzt im Paradies."

Die übrigen drei Gegenden zu jenen bestellten Gouachen waren sehr malerisch — Persano, Eboli und Caserta. Während dieser Arbeit mußte Hackert dem König versprechen, ihm ein großes Bild von Castel a mare zu verfertigen mit seinen Galeotten. Er mußte deshalb in Neapel länger verweilen, um die nöthigen Studien zu machen; denn Alles sollte ganz genau nach der Kunst der Seeleute verfertigt sein. Zu Anfang Septembers sendete Hackert die vier Gouache-Gemälde; der König freute sich so sehr darüber, daß er selbst sie im Casino von Posilippo aufhing, von da nach Portici mitnahm und hernach im Schreibkabinette zu Caserta aufstellte. Der Künstler kam Mitte Octobers nach Caserta und brachte dem König das große Oelgemälde von Castel a mare, welches sehr gut aufgenommen ward.

Galeotten — leichte Galeeren.

Die Königin ihrerseits war froh, daß ihr Gemahl Geschmack an schönen Künsten fand, und Hackert stand daher auch bei ihr in Gnaden. Sie verlangte ein Gemälde für ihre Schwester Marie Christine. Er hatte den See von Nemi gemalt, den er seiner Familie zum Andenken lassen wollte, und dies war zu jener Zeit das einzige Bild, welches er für sich behalten hatte. Er schlug es indessen vor, ließ es nach Caserta kommen, und die Königin kaufte es sogleich.

Hackert mußte mit dem König auf alle Jagden gehen, um Alles genau zu betrachten und kennen zu lernen, weil viele derselben gemalt werden sollten. Der König bestellte ein großes Bild von vierzehn Fuß Länge, eine Art von antiker Parforce-Jagd al Zingaro. Eine andere Parforce-Jagd von Carditello folgte darauf. Herbst und Winter wurden mit Studien zugebracht.

Kaiser Joseph II.

Kaiser Joseph II. kam nach Neapel, und nachher auch Gustav Adolph, König von Schweden. Joseph nahm keine Feste an als Jagden, besuchte Hackert, sprach viel mit ihm, aber bestellte keine Arbeit. Der Kaiser ging auf die Jagd nach Persano, wo er zehn Tage blieb; Hackert mußte den König dahin begleiten, um Studien zu machen. Dieser hatte vier Gemälde bestellt für einen runden Saal zu al Fusaro, welche die vier Jahrszeiten abbilden sollten, neapolitanische Gegenden mit modernen Figuren, nach Landesart bekleidet, welches sehr malerisch ausfällt. Der König lud Joseph II. nach al Fusaro ein; Hackert mußte mit drei fertigen Skizzen jener Bilder dahin kommen. Vor dem Mittagsmahl erklärte der König dem Kaiser mit viel Energie und Geschmack die Bilder, so daß die Königin sich verwunderte und zu Hackert sagte: „Ihr habt den König sehr in die Kunst eingeweiht, welches mir viel Vergnügen

Parforce-Jagd al Zingaro — nach der Manier des Antonio Solario, genannt „al Zingaro", der Zigeuner (1382—1455).

Joseph II. ... **Gustav Adolph** — Gustav III., der von 1771—1792 regierte, machte in den Jahren 1783 und 1784 Reisen nach Frankreich und Italien, Joseph II. zu verschiedenen Zeiten.

macht. Der liebe Gott hat Euch zu uns geschickt. Ich bin entzückt, daß der König Geschmack an den schönen Künsten findet, und das haben wir Euch zu danken." Sie sagte dieses und anderes Höfliche mehr in französischer Sprache.

Hackert blieb in Neapel bis Anfangs Juni, und da Graf Rasumowsky die Bilder in Ischia nehmen wollte, so mußte Hackert versprechen, den Augustmonat und einen Theil des Septembers ihm Gesellschaft zu leisten. Der Künstler transportirte eins der großen Bilder, die Jahrszeiten vorstellend, nach Ischia in den Palast des Grafen. Der König stattete daselbst einen Besuch ab, und in den heißen Stunden des Tages war er bei Hackert und sah malen. Im Oktober kehrte Dieser nach Caserta zurück, um die Arbeit fortzusetzen.

Zum Grunde eines jeden Bildes der vier Jahrszeiten war eine Gegend nach der Natur genommen — der Frühling zu San Leocio, gegen Pie di monte Alifa zu, mit dem Volturno; der Sommer zu Santa Lucia di Caserta gegen Mattacone; der Herbst zu Sorrento gegen Neapel; der Winter zu Persano mit dem Berg Postiglione, der mit Schnee bedeckt war. Diese vier Bilder kamen, wie gesagt, in einen runden Saal eines Pavillons im Lago Fusaro, der zur Jagd und Fischerei bestimmt war. Die Bilder wurden 1799 durch die Lazzaroni geraubt, und man hat nie erfahren können, wo sie geblieben sind. Die vier kleinen, welche als Skizzen dienten, kaufte die Königin und schenkte sie ihrer Schwester **Marie Christine**, und sie befinden sich noch bei dem Herzog **Albert von Sachsen-Teschen**. Hackert bedauerte den Verlust dieser Gemälde, weil er sie für seine beste Arbeit hielt, die er in Neapel für den Hof gemacht hatte.

Ferner bestellte der König ein großes Bild, wie es schon oben angedeutet worden, eine Art von Parforce-Jagd zu Pferde, mit Lanzen und Hunden, nach Art und Weise der Pallieser. Zu diesem Bilde gehörten viele Studien sowol der Personen als der Pferde, Hunde und mancherlei Geräthschaften. Die Gegend der Jagd war al Zingaro. Der König wollte sein Porträt auf diesem Bilde haben und saß dem Künstler ein- und eine halbe Stunde; es fiel sehr ähnlich aus. Gegenwärtig be-

---

Die Bilder wurden 1799 durch die Lazzaroni geraubt — bei Gelegenheit der Revolution in Neapel.

sitzt es Graf Donhoff von Donhoffstadt in Berlin. Auch viele Kavaliers saßen ihm und wurden sehr ähnlich, als der Duca di Riario, Don Marco Ottobono, der Duca di Castel Pagano und Mehrere. Dieses Bild kostete viel Zeit, Mühe und Arbeit; denn Alles mußte nach der Jägerkunst sehr richtig vorgestellt werden, so daß dieses Bild erst 1784 fertig wurde. Ferner mußte noch auf ein kleines Bild der König zu Pferde gemalt werden, im Jagdkleide, wie er mit zwei Hunden einen Hasen hetzt.

Caserta.

Graf Rasumowsky wurde zurückberufen, und der König gab Hackert ein Logis auf dem alten Palast. Indessen verursachte der Aufenthalt bei Hofe, die Begleitung zu den Jagden, die Hin- und Herreisen von Rom nach Caserta großen Zeitverlust und viele Kosten, so daß Hackert, da er nur seine gewöhnlichen Preise vom König erhielt, endlich eine Schadloshaltung verlangte. Der König wollte sich hierzu nicht verstehen; die Sache ging nicht vorwärts, so daß Hackert zuletzt deutlich erklärte, wenn ihm Ihro Majestät nicht hundert neapolitanische Dukaten monatlich für die Extra-Ausgaben Schadloshaltung gebe, so würde er zwar die angefangenen Arbeiten fertig machen, aber in der Folge in Rom bleiben und den König von dorther bedienen, ohne weiter hin- und herzureisen.

Die Königin war unzufrieden über das Betragen des Königs, und Hackert sprach nicht mehr von der Sache. Im Januar 1785 bat er um die Erlaubniß, nach Rom zurückzukehren, und der König lud ihn ein, im Oktober wieder nach Caserta zu kommen, welches er auch versprach. Dieses geschah im Studium des Künstlers. Der König sagte ihm: „Ich erwarte Euch auf dem Palaste um sechs Uhr; denn ich will Euch nochmals vor Eurer Abreise sprechen.“ Hackert kam; der König war sehr gnädig und schenkte ihm zweihundert Unzen in Gold nebst sechs Fasanen und andern Dingen. Die Königin sah den Künstler am folgenden Tag um zwölf Uhr, schenkte ihm ein kleines Andenken, einen Ring mit ihrer Chiffer, mit viel höflichen Ausdrücken, und er mußte hoch und theuer versprechen, im Oktober wieder in Caserta zu sein.

Anstellung.

Die Gebrüder Hackert kamen auch wirklich um die bestimmte Zeit zurück, und Alles ging seinen alten Gang. Im Jahre 1786 sprach der König mit Hackert, daß er ihn und seinen Bruder Georg engagiren wolle und sie in Neapel bleiben sollten. Diese Sache wurde sehr weitläufig durch den Ritter Gatti und den General Acton betrieben. Nachdem Alles beredet war, stellte Hackert die Konditionen für sich und seinen Bruder und sagte den Inhalt selbst an den König. Dieser wies ihn wieder an den General Acton, der es im Rath vorstellen sollte. Dies geschah im März, und Acton schrieb ein Billet, daß der König die Konditionen approbirt habe. Am Ende des Aprils erhielten die Brüder erst die Depesche von der Finanzsecretarie, wo die Pension sollte gehoben werden. Die Brüder reisten nach Rom und machten Anstalt, nach Neapel zu ziehen, welches im Julius geschah. Sie erhielten ein herrliches Logis im Palast Francavilla in der Chiaja.

Nun ist es gewöhnlich, daß die Kammermaler, wenn sie in königliche Dienste treten, einen Eid ablegen müssen; da Hackert aber schon beinahe vier Jahre dem Könige als Maler gedient hatte und sehr bekannt war, so sprach der König nie von dem Eide, auch kann in Neapel kein Protestant den katholischen Eid ablegen. Ein Kavalier aber sagte einst zum König, ob Ihro Majestät wol wüßten, daß Hackert nicht zur römisch-katholischen Kirche gehöre. Der König antwortete: „Ich weiß es sehr wohl; wisset aber auch, daß es ein ehrlicher Mann ist, der einen vortrefflichen moralischen Charakter hat und mir mit aller Treue ohne Eidschwur dient! Ich wünsche, daß mir meine Katholiken mit der Treue dienen mögen wie er."

Familiarität des Königs.

Einst wollte Hackert nach Caserta fahren, wo er seine Wohnung im alten Palast hatte. Er traf den König auf dem Weg von Capua nach Caserta, und wer dem König in der

Stadt oder auf dem Lande begegnet, muß stille halten; der König kannte ihn sogleich, grüßte ihn sehr freundlich nach seiner gewöhnlichen Art und fuhr nach Caserta. Er kam von Carditello und speiste gewöhnlich um ein Uhr. Hackert eilte nach, und sobald er in seinem Quartier war, lag ihm nichts näher am Herzen, als sich sogleich dem König zu präsentiren, weil dieser ihn schon gesehen hatte. Ueber dem Auspacken verging die Zeit, und eben da er das Hemd wechselt, tritt der König in sein Schlafzimmer und spricht auf eine gnädige, freundliche Weise: „Seht, wir sind geschwinder! Ich bin der Erste, der Euch die Visite macht.“ Er befahl, Hackert sollte sich völlig ankleiden, und hielt sich eine gute halbe Stunde auf, um seinen Wagen zu erwarten. Er fragte: „Was macht Ihr morgen?“ Hackert sagte: „Wenn Eure Majestät keine andern Befehle geben, so richte ich mich zur Arbeit ein.“ „Morgen früh,“ sagte der König, „komm' ich wieder; aber übermorgen müßt Ihr mit mir gehen. Ich habe schöne Aussichten entdeckt, die ich Euch zeigen werde.“ Sie waren auch wirklich schön.

Liebhaberei des Königs.

Der König war von Jugend auf ein passionirter Jäger, weil er dazu erzogen war. Seine Gesundheit in seinen Jugendjahren soll sehr schwächlich gewesen sein; durch die Jagd ist er stark, gesund und frisch geworden. Hackert, der die Gnade hatte, von ihm eines Tages eingeladen zu werden, und bei ihm auf seinem Posten war, hat ihn unter hundert Schüssen nur einen einzigen fehlen sehen. Doch war es nicht allein die Jagd, sondern das Bedürfniß, in der frischen Luft zu sein, was ihn gesund erhielt. Hackert hat oft Gelegenheit durch sein Zeichnen gegeben, daß die Jagden nicht gehalten wurden; denn ihn arbeiten zu sehen, amüsirte den König so sehr, daß er zufrieden war, wenn er nur Beschäftigung in der freien Luft hatte.

Was der König gelernt hat, weiß er vollkommen richtig und gut. Hackert ist oft mit ihm zur See nach Ischia und Capri gewesen. Des Nachts kommandirte seine Korvette der Kapitän, des Tages der König so gut als der beste Seeoffizier. Die Fischerei und Anlagen zur Fischerei verstand er vollkommen,

Ein vor allemal willst Du ein ewiges Leben . . . . . III. 240
Ein Werkzeug ist es . . II. 263
Ein Wunder ist der arme Mensch geboren . . . III. 110
Ein wunderbares Lied . I. 124
Ein zärtlich jugendlicher Kummer . . . . . III. 85
Ein Zauber wol ziehet . III. 340
Eine Blend' u. e. Braune III. 78
Eine einzige Nacht . . . II. 152
Eine Beichte ist jeder Tag . . II. 528
Eine Frau macht oft ein böß Gesicht . . . . . II. 323
Eine hohe Redlese . . . III. 249
Eine kann' ich, so wie die Lilie . . . . . II. 165
Eine Liebe hatt' ich . . . II. 139
Eine Schachtel Mirabell. II. 438
Eine Schwelle bieß . . III. 171
Einem möcht' ich gefallen II. 159
Einem unverständigen Herr . II. 374
Einen Chinesen sah ich . II. 10
Einen Heiden suchest Du Dir III. 248
Einen langen Tag über lebt' ich schön . . . . . II. 344
Einen wohlgeschnitzten vollen Becher . . . . I. 179
Einen zierlichen Käfig . III. 149
Einer Einz'gen angehören I. 199
Einer rollet daher . . . II. 160
Eines ist mir verdrießlich II. 29
Eines kenn' ich verehrt . II. 161
Eines Menschen Leben . II. 145
Eines wird mich verdrießen . III. 253
Eingefroren saßen wir so Jahrhunderte . . . . . II. 173
Einheit ew'gen Lichts zu spalten II. 301
Einige steigern als irrsichernde Augen. . . . . III. 233
Einige wandeln zu ernst . . III. 234
Einmal nur i. uns. Leben II. 426
Einsam schmückt sich . . II. 158
Einst ging ich m. Mädch. III. 28
Elegien . . . . . II. 15
Emsig wallet der Pilger. II. 141
Endlich, endlich darf ich III. 19
Endlich zog man sie wieder aus alte Wasser . . . . . III. 250
Entferne Dich nicht ganz und gar II. 302
Entfernt Du Dich, Du liebe Seele II. 363
Enthusiasmus vergleich' II. 262
Entweicht, wo dichte Dämmerung II. 365
Entwickle Deiner Lüfte . III. 158
Entwöhnen sollt' ich mich I. 212
Entzweit und gebietet . . . . II. 337
Epheu und ein zärtlich Gemüth II. 332
Epigrammatisch II. 247 u. III. 195
Epigramme, Venetianische . II. 135 u. III. 147
Episteln . II. 127 u. III. 127
Er fliegt hinweg . . . III. 314
Er kommt! Er naht . . II. 410
Er war — und wie . . II. 467
Ergrimmt war einst der Satan . . . . . III. 396
Erinn' ich mich. . . . II. 200
Erkenne Dich! Was hab' ich da II. 338
Erkenne Dich! Was soll das . II. 338
Erlaubt sei Dir . . . . III. 331
Erlauchte Bettler dab' ich gekannt II. 375
Erlauchter Fürst. . . . III. 388
Erlauchter Gegner . . . III. 342
Erleuchtet außen . . . III. 172
Eros, wie seh' ich Dich hier . . . . . II. 6
Erst ein Deutscher . . . II. 400
Erst Empfindung . . . II. 418
Erst habt Ihr die Großen beschmaust . . . . . III. 242
Erst singen wir: der Hirsch so frei II. 361
Erst sitzt er eine Weile . III. 29
Erwache, Friederike . . III. 13
Es darf sich Einer wenig bücken II. 383
Es erhebt sich e. Stimme III. 79
Es fing ein Knab . . . III. 11
Es flattert um die Quelle II. 279
Es giebt ein weibl. Wes. III. 370
Es hatt' ein Knab eine Taube zart. . . . . II. 280
Es hatte e. jung. Mann III. 301
Es ist doch m. Nachbarin I. 76

so wie er es auch bewiesen hat auf dem See von Fusaro, der schon von Alters her durch einen Kanal Zusammenhang mit der See hat und deswegen Salzwasser ist, wohin der König Austern aus Taranto zur See in Behältern kommen ließ, um sie da zu vermehren, welches auch in wenigen Jahren den glücklichsten Erfolg hatte. Die Fischerei war gemeiniglich auf dem See von Fusaro vor Weihnachten, wo alsdann der König viele tausend Pfund verkaufte. Die Austern wurden in den Monaten, worin sich ein R befindet, öffentlich sowol in Neapel als am See selbst für einen billigen Preis verkauft; in den Monaten, wo kein R ist, als vom Mai an bis in den September, durfte keine Auster angerührt werden, weil sie sich in den heißen Monaten vermehren. Der König ruderte wie der beste Matrose und schalt sehr seine Seeleute, wenn es nicht richtig nach dem Takt der Kunst ging. Alles, was er weiß, macht er vortrefflich, richtig und gut. Will er belehrt sein, so ist er nicht eher zufrieden, als bis er die Sache gründlich begriffen hat. Er schreibt eine vortreffliche Hand und schreibt geschwind, verständig, kurz und mit Nachdruck. Hackert hat die Gesetze von San Leocio gesehen und gelesen, bevor sie gedruckt wurden. Der König hatte sie einem seiner Freunde übergeben, der nachsehen mußte, ob auch Fehler gegen die Orthographie darin wären, wo denn hin und wieder nur einige Kleinigkeiten zu ändern waren. Sie wurden hernach abgeschrieben und gedruckt. Hätte man diesen Herrn zu Studien angehalten und ihn nicht zu viel Zeit täglich mit der Jagd verderben lassen, so wäre er einer der besten Regenten in Europa geworden.

Wohlleben.

Hackert war mit dem König in Persano auf den Jagden, um Studien zu zeichnen und zu malen für die Bilder, die der König bei ihm bestellt hatte. Es war im Januar, als ihm der König aufgegeben hatte, verschiedene Thiere, besonders wilde Schweine, Hirsche, Tannthiere und Rehe zu malen. Diese

See von Fusaro — palus Acheruntia der Alten, zwischen Cumä und dem Vorgebirge Misenum. Ueber den unmittelbar nachher erwähnten Kanal s. Dizionario corografico dell' Italia dal Prof. Am. Amati, v. v. Fusaro.

Tannthiers — Damwild.

Studien konnten nicht in ein oder zwei Tagen gemacht werden.

Die Kammertafel war um zwölf Uhr; also wollte Hackert nicht speisen, um seine Arbeit bis an den Abend fortzusetzen. Der König kam gemeiniglich zu Hackert, um zu sehen, was er gemacht hatte, ehe er oben in sein Appartement ging. Eines Tages war es schon Nacht, als der König zurückkam. Sobald er in seinem Zimmer war, ließ er sich kleine Würste von Schnepfen, mit Schweinefleisch vermischt, geben, weil ihn hungerte, und ein Glas Burgunder; denn auf diesen Jagden speiste er nichts zu Mittag als etwas kalte Küche. Während daß er die Salsiccie aß, sagte er zu seinem Kammerdiener Borelli: „Gehet hinunter, rufet mir den Hackert! Er soll kommen, so wie er ist, und mir zeigen, was er heute gemacht hat." Dies geschah sogleich. Die Königin befand sich bei dem König; er sah Alles mit Wohlgefallen an; endlich sagte er: „Ich finde, daß Ihr heute viel gearbeitet habt, worüber ich erstaune."

Hackert sagte: „Wenn ich nicht fleißig bin und ein Scirocco kommt, so verdirbt alles Wild. Die armen Jäger, denen Ihre Majestät es geschenkt haben, würden sehr übel auf mich zu sprechen sein."

„Es freut mich, daß Ihr so charitabel denkt. Habt Ihr den Mittag gegessen?"

„Gefrühstückt," erwiderte Hackert. „Zu Mittag kann ich nicht eher speisen, als wenn meine Tagesarbeit vollendet ist, es sei, um welche Uhr und Zeit es wolle. Mit vollem Magen läßt sich nicht wol studiren."

„Diese Würste sind außerordentlich gut gemacht. Ich hoffe, sie werden Euch so gut schmecken wie mir. Borelli, sagt, daß ich befohlen habe, Hackert von denselben Würsten zu geben und von demselben Burgunder, damit er sich nach so vieler Arbeit wohl erhole!"

Er befahl den andern Tag dem Küchenmeister, daß, wenn Hackert nicht zur gewöhnlichen Stunde zur Staatstafel kommen wollte oder könnte, er ihm um die Zeit, wenn er es verlangte, zu speisen gäbe. Man sah die Gutherzigkeit, womit der König Alles that und sagte.

Salsiccie = salsiccia (Bratwurst).

Geſchenke.

Der König iſt außerordentlich gnädig und höflich. Hackert erinnert ſich nicht, daß der König ihm je befohlen hätte: „Ihr müßt oder Ihr ſollt das thun", ſondern immer pflegte er mit Artigkeit zu ſagen: „Hackert, Ihr werdet mir den Gefallen thun, Ihr werdet mir das Vergnügen machen, dies oder jenes zu thun", oder gar: „Ich bitte Euch, das zu thun." Iſt die Sache gemacht, ſo dankt er ſehr höflich dafür und macht Wildpret von allerlei Art zum Geſchenk, nachdem die Jagden ſind, und nachdem er weiß, wie Einer mehr oder weniger Liebhaber davon iſt und es auch mit Geſchmack genießt.

Damit der König nun bei der Austheilung Niemand vergeſſe, ſo hat er eine Note von allen Denen, die gemeiniglich Wildpret geſchenkt bekommen. Nach der Jagd tritt ein Schreiber auf, der alles erlegte Wild genau aufzeichnet. Wenn dieſes geſchehen, ſo reitet oder fährt der König nach Caſerta. Iſt das Wildpret nachgekommen, ſo zeigt man es dem Könige an. Die wilden Schweine werden gewogen und am Ohre des Thiers Blei angebunden, worauf das Gewicht geſtempelt wird. Sodann wird wieder eine neue Note gemacht, und Alles dieſes geſchieht in des Königs Beiſein. Nun folgt erſt die Note der Austheilung. Zuvörderſt ſteht die Königin, die eine ziemliche Anzahl bekömmt, welche ſie gleichfalls wieder vertheilt. Und auf dieſe Weiſe bekommt Jedermann richtig, was ihm der König zugetheilt hat. Ein Träger trägt das Schwein, ein Läufer begleitet ihn und bringt das Geſchenk an ſeinen beſtimmten Herrn im Namen des Königs. Hackert als Kammermaler und ſeine Klaſſe bei Hofe, als die Kammermedici, Kammermeiſter der Muſik wie Paſiello, mit welchen dieſe Klaſſe aufhört, bekamen bei großen Jagden jährlich ein wildes Schwein; Hackert bat öfters vier bis fünf bekommen. Bei kleinen und mittelmäßigen Jagden, auch wenn er mit dem Könige auf der Jagd geweſen war, bekam er allemal einen Jährling von etwa einhundertundzwanzig Pfund, welches die beſten waren. Oefters ſchoß der König, wenn

Paſiello — berühmter Opernkomponiſt. Man v. ſ. Werke, XXXI. S. 122.

die Faſten früh anfingen, in der Faſanerie wilde Schweine, zwei oder drei, die da Schaden anrichteten. Da bekam der Ritter Hamilton das größte und Hackert das kleinſte, weil ſie als Proteſtanten Fleiſch ſpeiſen konnten. Letzterer erhielt einſt in der heiligen Woche ein Schwein nebſt einem Korb voll Bekaſſinen, deren über hundert waren. Da die Jahrszeit ſchon warm war, ſo verſchenkte er einen großen Theil in Neapel an ſeine proteſtantiſchen Freunde; viele wurden bei ihm verzehrt, und in der heiligen Woche kamen oft katholiſche Freunde, die wegen Unpäßlichkeit Erlaubniß hatten, Fleiſch zu eſſen.

Wenn die große Faſanenjagd war, wo ſechs- bis ſiebenhundert geſchoſſen wurden, bekam ein Jeder von ſeiner Klaſſe einen Faſanen; Hackert aber bekam zwei. Der König ſagte: „Alles, was von Hackert's Bekannten nach Caſerta kommt, gehet bei ihm zu ſpeiſen; er muß zwei haben.“ Außerdem bekam er rothe Rebhühner, Schnepfen, Enten und allerlei Jagd, welches natürlicherweiſe vielen Neid erregte. Im Sommer, wenn der König in Belvedere ſich aufhielt, war Hackert in ſeiner Wohnung in Caſerta. Der König bekam oft aus Neapel einen großen Fiſch, Pesce spada (Schwertfiſch). Dieſer Fiſch kommt mit dem Tonno aus dem Archipelagus ins mittelländiſche Meer im Mai, hat ſeinen Zug und geht gegen Ende Auguſts wieder zurück wie der Tonno. Er iſt außerordentlich delikat, etwas fett, und man kann nicht viel davon eſſen; denn er iſt ſchwer zu verdauen. Er iſt ſehr groß, lang und rund, oft ſieben bis acht Fuß, auch noch länger, ohne ſein Schwert, das vorn am Kopfe über dem Maul iſt. Wenn der König einen ſolchen Fiſch bekam, ſo theilte er ihn ſelbſt ein. Hackert kam eines Tages von ungefähr dazu. Als er die Treppe in Belvedere hinaufgehen wollte, hörte er die Stimme des Königs in der Küche. Der König rief ihm, er ſollte kommen und den großen ſchönen Fiſch ſehen. Darauf wies der König dem Koch, wie viel er zu dem Kopf laſſen ſollte, und ſagte: „Das iſt für uns“; hernach ein großes Stück für die Königin, welches ſogleich des Abends in der Friſche, mit Schnee bedeckt, ſpedirt wurde; hernach ein Stück für Monſignore Biſchof von Caſerta; für den Intendanten von Caſerta ein Stück; dann für Don Filippo Hackert und für den Architekt Collicini. Jedes wurde auf eine ſilberne Schüſſel gelegt und einem Jeden zugeſtellt.

Tonno — Thunfiſch

Die Portion war so groß, daß Hackert oft noch zwei Freunde beschenkte und doch auf drei Tage für sich behielt. Dieser Fisch, ganz frisch, ist nicht eßbar; er muß bis auf einen Punkt wie das Fleisch mortificirt sein. Er wird gemeiniglich blos auf dem Rost in dünnen Stücken gebraten und mit verschiedenen Saucen gegessen. Wenn er gebraten ist, hält er sich viele Tage und wird alsdann kalt mit Oel und Limonien genossen. Hackert bekam alle Wochen Geschenke an Speisen vom Könige, im Sommer hauptsächlich Fische, die der König aus Neapel zum Präsent erhalten hatte und die das Beste waren, was die See ergiebt. Er bekam oft eine große Schüssel Keblen, die hinten am Kopf des Tonno sind. Dies ist das zarteste Fleisch an jedem Fisch; man kann kaum mehr als zwei essen. Sie werden mit der platten Gräte, die unter ihnen liegt, ohne alle andern Umstände auf dem Rost gebraten. Verschiedene Fremde von Stande, die diese Speise nicht kannten, haben sich oft bei Hackert eine Unverdauung gegessen, weil sie zu viel davon aßen. Es ist gewiß, daß es von den Fischen der größte Leckerbissen ist, den man essen kann.

Aushilfe.

Eines Tages, da der König in Belvedere war, sagte er zu Hackert: „Morgen früh um zehn Uhr werde ich auf dem Palast in Caserta sein. Kommt, wir wollen viele Arrangements wegen meines Schreibkabinets treffen!“ — Wenn der Hof nicht auf dem Palaste wohnet, so stehen keine Wachen vor den Thüren im Palaste, daß also ein Jeder gehen kann, weil die Zimmer verschlossen sind; die Treppen u. s. w. blos sind mit Schildwachen besetzt. Der Ritter Hamilton nebst einer ansehnlichen vornehmen Gesellschaft hatten Hackert ersucht, ihnen einen Mittag zu essen zu geben, weil sie den englischen Garten sehen wollten. Dieser hatte den Ritter gebeten, ihm, wenn sie kommen wollten, den Tag zu bestimmen, weil die Hitze sehr groß in Caserta des Sommers ist und man keine Provision von Fleisch nur einen Tag halten kann; sonst würden sie eine sehr schlechte Tafel finden. Der Ritter hatte wirklich geschrieben, aber Hackert keinen Brief erhalten. Gegen elf Uhr kam die ganze Gesellschaft von acht Personen in seiner Wohnung an

und ließen ihm aufs Schloß ſagen, wenn er ihnen in den engliſchen Garten nachkommen wollte, ſo ſollte es ihnen lieb ſein; wo nicht, ſo würden ſie um vier Uhr zur Tafel kommen. Der Koch war ſehr beſtürzt und ſchickte zu Hackert auf den Palaſt. Der König ſagte: „Den Filippo, da iſt Joſeph, Euer Kutſcher" — der König kannte genau alle ſeine Leute —; „gehet hin, er hat Euch gewiß was zu ſagen." Der Kutſcher brachte die Nachricht, die Hackert mißfiel. Wie er zum König zurückkam, fragte dieſer: „Was will der Joſeph von Euch haben?" Hackert mußte dem König Alles ſagen. Zugleich ſetzte er hinzu: „Ich habe dem Koch ſagen laſſen, er ſoll machen, was er kann und was zu haben iſt. Warum hat der Ritter nicht Nachricht vorher gegeben?" Der König lachte herzlich und ſagte: „Hamilton wird ſehr unzufrieden ſein, wenn das Mittageſſen nicht gut iſt. Es ſchadet ihm aber nichts; warum hat er nicht aviſirt?" Hackert ſagte: „Eure Majeſtät wiſſen, daß in Caſerta nichts Anders als gutes Rindfleiſch iſt, gute Butter von Carditello; das Uebrige kommt aus Neapel." Der König ſagte: „Mit etwas wollen wir Euch helfen. Ich werde Euch einen großen Fiſch ſchicken; denn ich habe heute früh ein Geſchenk von Fiſchen bekommen. Sonſt kann ich Euch nichts geben; denn Ihr wiſſet, daß alle Morgen meine Proviſion, was ich gebrauche, aus Neapel kommt." Der Koch hatte indeſſen doch etwas aufgetrieben und bereitete ein ziemlich gutes Mittageſſen, wovon der Fiſch die Hauptſchüſſel war.

Kochkunſt.

Der König iſt immer gutherzig, giebt gerne und freut ſich, wenn Andre es mitgenießen. Einſt auf einer großen Faſanenjagd, wo er Hackert eingeladen hatte, die Jagd zu ſehen, ſo daß die Faſanen in Reih und Gliedern da lagen, wovon der König allein hundert geſchoſſen hatte, ohne die Kavaliere und Jäger; während ſie nun gezählt wurden und der Jagdſchreiber ſie aufſchrieb, und wie viel ein Jeder geſchoſſen hatte, nahm der König einen alten Faſanhahn auf, unterſuchte ihn und ſagte: „Dieſer iſt recht fett!" Er ſuchte einen zweiten und ſo den dritten. Darauf ſagte er zu ſeinem Laufer: „Der iſt für mich. Sagt in der Küche, morgen will ich ihn, mit Reis gekocht, in Caſerta zu

Mittag speisen." Den zweiten bekam der Ritter Hamilton und Hackert den dritten, mit dem Beding, daß man den Fasan allein sollte kochen blos mit Salz, hernach Reis dazuthun und diesen mit Brühe und Fasan zusammen kochen lassen. Der Reis zieht das Fett des Fasans an sich und bekommt einen vortrefflichen Geschmack. Der König machte ein solch genaues Küchenrezept, als wenn er ein Koch wäre. „Ihr müßt ihn aber," sagte er, „morgen frisch kochen lassen, sonst ist er nicht mehr so gut, und ich will wissen, wie es Euch geschmeckt hat." In der That war es eine gesunde und delikate Schüssel, woran man sich allein völlig satt essen konnte. Hackert ging des Abends wie öfters zum Billard des Königs, ihn spielen zu sehen, weil er es sehr gut spielte. Sowie der König ihn sah, fragte er gleich: „Wie hat der Fasan geschmeckt?" — „Außerordentlich gut!" erwiderte er. Der König sagte: „Meiner war auch sehr gut. Sehet Ihr, daß ich auch weiß, daß simple Speisen die besten und gesundesten sind!" Der König hatte sehr gute französische Köche; die Neapolitaner aber hatten es den Franzosen so abgelernt, daß sie ebenso geschickt waren wie diese. Hackert gestand oft, daß er nie einen Hof gesehen, wo Alles so gut und ordentlich bedient war als der neapolitanische.

In Caserta hatte Hackert keine Tafel vom Hof, noch in Portici; aber auf allen kleinen Landreisen, Jagden, wozu er vom König gebeten war, hatte er Tafel Mittags und Abends, und zum Frühstück, was er aus der Konditorei verlangte. Dies nennt man am Hof die Staatstafel, wozu der erste Kammermaler das Recht hat, so auch der Kapitän von der Wache und andere Herren, die an des Königs Tafel nicht speisen können, als der Kontroleur, der auf dem Lande der ganzen Wirthschaft vorsteht, der Fourier, der die Quartiere besorgt u. s. w. Diese Tafel wird in einem Zimmer neben dem, wo der König speist, in demselben Augenblick bedient, wenn man dem König servirt. Sowie der König abgespeist hat, ist die Staatstafel aufgehoben, welche bis auf einige extraordinäre rare Sachen ebenso gut bedient ist wie die königliche. Der König und auch die Königin, die Beide sehr gutherzig sind, freuen sich, wenn Andre, die sie schätzen, mitgenießen. Wenn also mit solchen seltnen Sachen ihre Tafel bedient war, so schickte die Königin öfters an die Frau von Böhmen eine Schüssel, der König an Hackert und sagte: „Er verdient es und versteht es." Die Königin, wenn sie ohne große Suite war, schickte gleichfalls an Hackert ver-

ſchiedene Sachen von ihrer Tafel, ſogar Sauerkraut und ſagte: „Bringt es dem Hackert! Der verſteht es. Es iſt auf deutſche Art mit einem Faſan zubereitet. Die Italiener eſſen es aus Höflichkeit, aber nicht mit Geſchmack.“ Es verſteht ſich, daß ſo viel da war, daß Alle genug hatten und noch übrig blieb.

Mäßigkeit.

Der König liebte die gute Tafel, ob er gleich kein großer Eſſer war; nur wenn er um drei Uhr oder ſpäter nach der Jagd ſpeiſte, aß er etwas mehr, beklagte ſich aber des Abends, daß er zu viel gegeſſen hätte. Trinker war er gar nicht. Hackert hat ihn ein einziges Mal ein Wenig luſtig in Belvedere geſehen, wo er von ſeinen eigenen Weinen gab, die er da verfertigt hatte. Sonſt trank er ſehr mäßig. Wenn er um zwölf Uhr zu Mittag geſpeiſt hatte, aß er ſehr wenig zu Nacht, etwas Salat und Fiſche, aber zarte Fiſche, als Trillen, Zungen und dergleichen. Hatte er ſpäter gegeſſen, ſo genoß er blos ein Spinglas Wein mit ein Wenig Brod. Bei der Tafel war er ſehr munter und machte ſehr gut die Honneurs derſelben, bediente Alle gern und ohne Förmlichkeit, ſowol auf dem Lande als unter ſeiner Familie, die zuſammen ſpeiſte. Hackert war oft dabei zugegen; denn wenn der König mit ihm von ſeinen Sachen geſprochen hatte und manchmal hinzuſetzte: „Ich werde bei der Tafel Euch das Uebrige ſagen,“ ſo trat er alsdann an den Stuhl des Königs, und dieſer ſprach mit ihm. Es war eine Freude, anzuſehen, wie er unter ſeinen Kindern als ein guter Hausvater ſaß.

Zufällige Einkünfte.

In Caſerta kam ein Pächter, welcher Jeſuitengüter für zwölftauſend Ducati in Pacht hatte, erwartete den König an der Thüre bei den Gardes du Corps und ſagte: „Eure Majeſtät, ich bin der Pächter. Der Hagel hat dieſes Jahr alle Frucht zu Schanden geſchlagen, ſo daß es eine Unmöglichkeit iſt, die völlige Pacht zu zahlen. Die Giunta der Jeſuitengüter will

und ließ ihm keine Ruhe zum Sprechen. Der König sagte zum Priester: „Ihr müßt Fleisch oder Braten in der Tasche haben; wenn Ihr's dem Hunde nicht gebt, so läßt er Euch keine Ruhe zum Sprechen.“ Der arme Priester sagte zum König: „Ich habe eine gebratene Salsiccia in der Tasche; das ist mein Abendessen. Zu Fuß bin ich zwei Posten von Neapel gekommen, zu Fuß gehe ich die Nacht zurück nach Neapel; denn ich habe kein Geld, hier Nachtlager zu bezahlen.“ Der König sagte ihm: „Gebt's dem Hund!“ Nachdem er dem König Alles gesagt und seine Bittschrift überreicht hatte, befahl ihm dieser, im Vorzimmer zu warten, bis die Audienz zu Ende wäre. Da sie zu Ende war, ließ ihm der König durch seinen Kammerdiener eine Rolle von hundert Unzen in Gold geben und ihm sagen, dieses wäre, damit er zu leben hätte; sein Prozeß sollte bald geendigt sein. Wirklich hatte der König solche strenge Befehle an die Gerichte ertheilen lassen, daß der Priester in wenigen Monaten seinen Prozeß gewann. Als er zum König kam und sich für die Gnade bedankte, so war der Hund wieder da. Der König sagte: „Jetzt werdet Ihr wol nicht mehr eine Salsiccia in der Tasche haben für den Bassa.“ So hieß der Hund. „Nein,“ sagte der Priester; „ich bin auch nicht zu Fuß gekommen. Durch den gewonnenen Prozeß und durch die Gnade Ihro Majestät habe ich ein ansehnliches Vermögen für mich und meine Neffen rechtmäßig erhalten.“

Hofintrigue und Fasaneneier.

Im Jahre 1787 wurde eine gewisse Intrigue zwischen dem spanischen Hofe und der Prinzessin Jaci, der Secretarie des Ministers Marchese Sambucca und vielen Andern, die darein verwickelt waren, entdeckt. Der Speditore, der als Küchenwagen täglich von Caserta um elf Uhr nach Neapel fuhr und im Sommer um acht Uhr von da wieder zurückging, war unschuldigerweise der Träger dieser Briefe. Viele bei Hofe bedienten sich dieser Gelegenheit, um nicht ihre Briefe durch den gewöhnlichen königlichen Kurier zu schicken, der täglich nach Neapel des Abends um neun Uhr abging und des Morgens um elf Uhr zurück nach Caserta kam. Da man entdeckt hatte, daß der Speditore allemal, wenn die Briefe aus Spanien angekommen waren, eine kleine Schatulle mit sich führte, wozu die Verbün-

Es ist ein Schnee gefallen I. 194
Es ist ein Schuß . . . II. 251
Es ist m. einz. Vergnüg. III. 131
Es ist nichts in der Haut II. 197
Es ist sehr schwer oft, zu ergründen . . . . . II. 333
Es lacht der Mai . . . II. 303
Es leben die Soldaten . III. 49
Es lebet ein großer Physikus . III. 268
Es ließe sich Alles trefflich schlichten . . . . . II. 323
Es mag sich Feindliches ereignen II. 366
Es rauschet das Wasser . III. 19
Es regnet, wenn es regnen soll . . . . . III. 197
Es schlug mein Herz . . I. 44
Es schnurrt mein Tagebuch . . II. 367
Es stand e. herrl. Ceder. III. 213
Es steht e. j. Feigenstock II. 284
Es war e. fauler Schäfer III. 18
Es war ein Kind, das wollte nie . . . . . I. 258
Es war ein Knabe frech genung . . . . . I. 230
Es war ein König in Thule . . . . . I. 234
Es war ein Ritter . . . III. 397
Es war eine Katt' . . . III. 114
Es war einm. ein König III. 113
Euch bedaur' ich am Meisten . III. 249
Euch bedaur' ich, unglückselige Sterne. I. 180
Euch erhabne Gestalten . . . III. 246
Euch, o Grazien. . . . II. 24
Euch, Präsenen des Pluschers II. 174
Eure Gärtnerei . . . . II. 478
Ewig wird er Euch sein der Eine. . . . . II. 161
Fahrt nur fort nach Eurer Weise II. 347
Fallen ist der Sterblichen Loos II. 174
Fasset Du die Muse . . II. 197
Faust hat sich heiter schon ert . III. 246
Feelet die Sinnlichkeit oden, der gute Wille . . . . . II. 172
Fehlt Du, laß Dich's nicht bemühen . . . . . II. 361
Fehlt der Gabe gleich . III. 321
Feierlich sehn wir . . . II. 130
Feiger Gedanken . . . III. 58
Felsen sollten nicht Fels. III. 121
Fern erblickt ich den Rhein . . II. 166
Fern von gebild. Mensch. III. 124
Zu festlichen Gelegenheiten II. 397 u. III. 311
Fester grüne, Du Laub . I. 54
Find' in dieser Büchlein Reihe . . . . . III. 353
Flach bedecket und leicht. II. 6
Flieh, Täubchen, flieh . III. 94
Flinz, wenig Erz . . . III. 203
Flora, Deutschlands Töchtern gewidmet . . . . . III. 238
Flora, welche Jena's . . II. 445
Fluß und Ufer . . . . II. 420
Fort ins Land der Philister. . III. 233
Fortgepflanzen die Welt . . . II. 178
Frage nicht nach mir . . III. 121
Frankreichs traur. Geschick II. 148
Frankthum drängt in diesen verwerrenen Tagen . . . II. 171
Frech wol bin ich . . . II. 151
Freigebig ist der mit seinen Schritten . . . . . II. 324
Fremde Kinder, wir lieben sie. II. 170
Freudig trete herein . . III. 412
Freudig war vor vielen Jahren . . . . . II. 227
Freudvoll und leidvoll . III. 5
Freund, wer ein Lump ist . . III. 263
Freunde, flieht die dunkle Kammer . . . . . II. 392
Freunde, treibet nur Alles mit Ernst . . . . . II. 170
Freundlich werden neue Stunden . . . . . II. 432
Freu Euch des Schmetterlings nicht . . . . . III. 235
Frisch! der Wein soll reichlich fließen . . . I. 88
Froh empfind' ich mich . II. 20
Frohe Zeich. z. gewahren III. 168
Fromm sind w. Liebende II. 19
Fromme Wünsche . . . III. 368
Frömmigkeit verbindet sehr. . II. 341

deten in Caserta den Schlüssel hatten, und die Prinzessin Jaci als Oberhaupt desgleichen, so wurde einen Abend der unschuldige Speditore, als er Capo di Chino vorbeigefahren war, bei einer Taverne, wo er gemeiniglich seine Pferde ruhen ließ und ein Glas Wein trank, mit großer Solennität durch einen Dragonerobristlieutenant und zwanzig Mann arretirt. Der Obristlieutenant bemächtigte sich sogleich der Schatulle und aller Briefe, die der Speditore bei sich hatte, fuhr schnell nach Caserta und brachte Alles zum König. Der Speditore wurde durch einen Dragoneroffizier und Grenadiere nach Caserta geführt. Sobald die Briefe angelangt waren, setzte sich der König mit der Königin und dem Minister Acton, um sie zu lesen. Nachdem die interessantesten Briefe gelesen waren, las man auch die gemeinen, von Kameristinnen, ihren Dienerinnen und andern Leuten bei Hofe, die, weil Liebesintriguen und dergleichen Sachen darin standen, nicht gern die Briefe mit dem königlichen Kurier geben ließen. Endlich fiel dem König ein Brief in die Hand, der an die deutsche Köchin der Königin geschrieben war, bei der ihre Freundin in Neapel anfragte, ob die Fasaneneier müßten länger gebrütet werden als die Hühnereier. Die Glucke hätte schon zwanzig Tage auf den Eiern gesessen, und noch wäre keins ausgekommen; sie wolle also genaue Nachricht darüber haben. Der König ward sehr aufgebracht über die Köchin und sagte: „Was! Man stiehlt mir auf solche Weise die Eier?" Die Königin, die viele Geistesgegenwart hat, sagte, um die Köchin zu retten, sie hätte ihr befohlen, die Eier zu nehmen und sie nach Neapel zu schicken. Sie wollte die jungen Fasanen in den Vogelhäusern im Francavillischen Garten zum Vergnügen der Kinder aufziehen lassen. Der König war hitzig und sagte: „Du mischest Dich auch in meine Jagden? Das will ich nicht!" Damit stand er auf und sagte: „Ich will keinen Brief mehr hier lesen, um nicht neuen Verdruß noch heute Abend zu erleben; leset die übrigen!" und ging zum Billard. Die Passion zur Jagd ging so weit, daß des Morgens die Köchin mit dem König ins Boschetto gehen mußte, um zu zeigen, wo sie die Eier genommen hatte, die denn auf ihr rothwälsches Italienisch dem König noch dazu viel Unschickliches sagte, daß er so viel Aufsehen von zwanzig Fasaneneiern machte. Nachdem diese Hauptaffäre vorbei war, so ging der König in den

Kameristinnen – nach dem italienischen „camerista" (Kammerfräulein).

Rath, wo alsdann die Strafen der Verbrecher dekretirt wurden. Don Domenico Sprinelli, der die Gesandten einführte und sich an die dreitausend Dukaten jährlich stand, wurde nach Messina auf die Festung geschickt. Marchese Sambucca ward abgesetzt, behielt seinen ganzen Gehalt und zog sich nach Palermo zurück. Viele Andere kamen zeitlebens auf die Festungen, und Geringere verloren ihre Posten, so daß sie in Neapel als Bettler leben mußten.

Vertrauen.

Hackert stand bei dem König in sehr großem Kredit, weil er offen und freimüthig seine Meinung sagte, wenn er gefragt wurde, und übrigens sich nie in Hofintriguen einmischte. Wenn der König etwas verlangte, so machte er keine Schwierigkeiten, sondern sagte sogleich: „Eure Majestät, es ist gut; dieses kann gemacht werden." So glaubte der König fest, daß er selbst die Sache erdacht habe. Dies gefiel dem König. Oefters kam Hackert einige Tage darauf und sagte: „Wenn Eure Majestät es erlauben, so habe ich gedacht, noch dieses hinzuzufügen." Es gefiel dem König, und er sagte: „Machet, wie Ihr's gut findet!" Dies geschah. Wenn die Sache fertig war, so hatte der König einen außerordentlichen Gefallen und sagte: „Das ist meine Idee gewesen; Hackert hat Alles approbirt und, wie Ihr sehet, sehr gut ausgeführt." Die erste Idee des Königs blieb immer; es wurde aber oft so viel hinzugesetzt, daß man sie suchen mußte. Der König sagte oft: „Wenn ich etwas befehle, das gemacht werden soll, so habt Ihr immer tausend Schwierigkeiten, die mir unangenehm sind. Der Einzige, den ich habe, ist Hackert; er hat nie Schwierigkeiten, und sehet, wie Alles so gut und solide gemacht ist, und noch dazu sehr geschwind! Ehe Ihr mit der Sache fertig werdet, ist mir schon alle Lust vergangen."

Die Giunta.

Eines Nachmittags kam Hackert nach Belvedere di San Leucio. Indem er durch den Korridor ging, hörte er den König sehr laut sprechen und schelten. Es war mit dem Fiskal von Caserta, der halb taub war und gemeiniglich mit unangenehmen Sachen kam. Nachdem der König ihm viel Hartes gesagt hatte

über sein und der ganzen Giunta Betragen, fuhr er fort: „Sehet, ich habe hier an die hunderttausend Ducati verdient. Alles ist so gut gerathen, daß ich täglich Vergnügen habe, es zu sehen, und lieber hier wohne als irgend anderswo. Wenn ich während dieser Arbeit nur einmal wäre beunruhigt worden! Alles ist still seinen ordentlichen Gang gegangen und ist gut gerathen. Ich habe Keinen gebraucht als Collicini, den Architekt, und Hackert. Alle Rechnungen sind bezahlt; ein Jeder ist zufrieden. Nie habe ich einen Rekurs gehabt; Alles ist in Ruhe und Zufriedenheit von allen Seiten zugegangen. Mit Eurer verdammten Giunta bin ich täglich inquietirt. Niemand ist zufrieden; beständig habe ich Rekurs von Arbeitern; das Geld wird ausgegeben, und wenig oder nichts wird gemacht. Also muß ich glauben, daß Ihr Alle Betrieger seid." Damit wurde der Fiskal von Caserta abgefertigt. Hackert wartete ein Wenig, bis dem König die Hitze vorüberginge, ehe er sich sehen ließ. Der König ist sehr sanguinisch; es vergeht ihm bald. Wie Hackert kam, war der König wie gewöhnlich freundlich, konnte aber doch nicht lassen zu sagen: „Ich bin immer mit Verdruß von der Giunta in Caserta geplagt. Ihr werdet wol die Scene gehört haben, die ich mit dem Fiskal hatte; weil er taub ist, so muß ich schreien. Wenn ich allein mache, so geht Alles gut; wenn aber die verdammten Giunten dazwischenkommen, so wird Alles verdorben. Wollte Gott, ich könnte Alles allein machen!" Dies ist wahr. Wenn der König allein dirigirt, so gehet es gut; denn er kennt seine Leute und wählet einen Jeden, wozu er fähig ist, und läßt es wenigen Personen in Händen, denen er auch alle Autorität giebt.

Faktotum.

Der König war so gewohnt, Hackert bei sich zu haben, daß beinahe kein Tag vorbeiging, wo er ihn nicht brauchte. Es waren verschiedene Sachen; wenn sie die Personen, die er um sich hatte, nicht machen konnten, sagte er gleich: „Bringt es zum Hackert!" Wenn etwas zu Schanden gerichtet war, so wurde er gleich gerufen und gefragt, ob die Sache nicht könnte hergestellt und reparirt werden. Es geschah gewöhnlich. Letzteres sagte Hackert: „Eure Majestät haben die Gnade uns schicken mir

die Sache in mein Quartier, so werden Sie bedient sein." Dies geschah. Oefters hatte der König die Sache schon in einigen Stunden fertig wieder zurück, welches ihm sehr gefiel. Zum Beispiel, der König hatte sich zwei Argandische Lampen von vergoldeter Bronze aus Paris kommen lassen. Weil sie an Hackert adressirt waren, so zeigte Dieser dem Aufseher darüber, sie alle Abend anzuzünden, wie er den Docht einmachen sollte, auf welche Weise er sie täglich putzen müßte u. s. w. Die Dochte dauerten den ganzen Winter den Sommer durch blieben die Lampen in Caserta, ohne vorher rein gemacht zu werden. Da der König im Oktober wieder nach Caserta kam, so war der Docht zu Ende. Des Morgens machte der König selbst den Docht ein, die Lampen wollten nicht brennen; der König beschmutzte sich so sehr mit dem stinkenden Oele wie auch sein Kammerherr, daß er endlich sagte: „Bringt sie zum Hackert! Der wird gleich wissen, woran es fehlt." Der Fehler war, daß sie unrein und voller Grünspan waren, weil das Oel die Bronze anfrißt. Er ließ sie mit kochendem Wasser rein machen und zeigte dem Manne zum zweiten Mal die Methode, sie anzuzünden und rein zu halten. So brannten seine Lampen wieder so gut wie vorher. Bei der Königin war es desgleichen; es wurde Hackert geschickt, wenn man Dieses und Jenes fragen oder haben wollte.

Farnesische Verlassenschaft.

Hackert war öfters in Streit mit dem König wegen des eigenen königlichen Interesses. Dieser Herr hatte das Prinzip, Alles durchzusetzen und sich nie ein Dementi zu geben; und so zog sich die Sache öfters in die Länge. Am Ende von allen Verhandlungen und Berathungen kam der König immer auf seinen Punkt, auf seine Meinung zurück und behielt immer Recht, wie es natürlich ist, wenn ein König streitet. Die erste Differenz, welche Hackert mit dem König hatte, war von Rom aus im Jahr 1787, als er mit dem Ritter Venuti hingeschickt

Argandische Lampen — Die Erfindung derselben kommt auf dem Jahre 1780, wonach sich eine Art Zweideutigkeit für die hier vorliegenden Erzählungen ergiebt.

wut, die Farneſiſchen Statuen nach Neapel zu bringen. Jemand hatte dem König eingeredet, daß viele mittelmäßige darunter ſeien; dieſe könnte man in Rom verkaufen und daß Geld zur Reſtauration der guten anwenden. Der Ritter Venuti hatte dem Bildhauer Carlo Albacini, der der beſte Reſtaurateur der Statuen war, verſchiedene vorher zu reſtauriren gegeben mit wörtlicher Genehmhaltung des Königs. Da aber Venuti und Hackert förmlich mit Kabinetsordre durch den Miniſter die Kommiſſion bekamen, ſo nahm die Sache ihren ordentlichen Gang durch die Staatskanzlei Caſa Reale. Als ſie Beide in Rom waren, hatte Albacini die Flora Farneſe, eine Venus und viele andre mehr reſtaurirt. Dieſe wurden durch einen andern Bildhauer, Spoſini, durch Jenkins, der ein Händler war und Vieles hatte reſtauriren laſſen, in Beiſein des Raths Reiffenſtein und der Angelika Kauffmann geſchätzt, damit Alles unparteiiſch zuginge. Die Rechnung der Reſtauration belief ſich auf zwölfhundert Scudi Romani. Venuti und Hackert verlangten das Geld für den Albacini durch den gewöhnlichen Gang der Secretarie di Caſa Reale. Da es dem Könige im Rath vorgelegt wurde, ſo antwortete er: „Venuti und Hackert können die ſchlechten Statuen verkaufen und mit dem Gelde die Reſtauration des Albacini bezahlen.“ Der Befehl kam durch den Miniſter wie gewöhnlich an Beide. Venuti war gleich bereit, ihn auszuführen, Hackert ganz und gar nicht; ſondern er ſtellte demſelben vor, welche Eiferſucht und Neid es erregen müſſe, daß zwei Fremde, ein Toskaner und ein Preuße, die wichtige Kommiſſion hätten, und daß es in der Folge Verleumdungen und große Uebel für Beide nach ſich ziehen könnte. Es wurde hin und her über die Sache weitläufig geſchrieben. Zum dritten Mal ſchrieb Hackert, daß Seine Majeſtät Herr wären, ſo viel Statuen zu verkaufen, als Ihnen beliebte, daß er aber keinen Finger groß Marmor von des Königs Eigenthum in ſeinem Leben verkaufen würde. Wenn alſo Ihro Majeſtät verkaufen wollten, ſo möchten Sie die Statuen nach Neapel kommen

---

Die Farneſiſchen Statuen — die früher im Palaſt Farneſe in Rom geweſen waren. König Ferdinand IV. aber vielleicht ſchon ſein Vater Karl III. war Erbe der Familie Farneſe.

Carlo Albacini — In der „Italieniſchen Reiſe“ (Zweiter Aufenthalt in Rom) wird ein Beſuch bei ihm erzählt und der Torſo eines ſchönen Apoll erwähnt, den Goethe dort ſah.

und ſie dort unter Ihren Augen verkaufen laſſen. Als der Marcheſe Caraccioli, der Miniſter von Caſa Reale war, dieſes dem Könige im Rath vorlegte, ſo antwortete er: „Schicket gleich die zwölfhundert Scudi nach Rom, daß Albacini bezahlt werde! Denn mit Hackert richten wir nichts aus. Was er einmal geſagt hat, dabei bleibt er, er iſt ein Preuße; und ich ſehe jetzt vollkommen ein, daß er Recht hat.“ Als Hackert nach Neapel zurückkam, wollte der Miniſter Caraccioli eine Erklärung darüber haben; denn er war ganz neu in ſein Amt von Sizilien, wo er Vizekönig war, zurückgekommen. Hackert, der ſeit vielen Jahren ein Freund von ihm war, erläuterte ihm ſogleich die Sache. Er verwunderte ſich, wie man hätte auf ihr beſtehen können, da ſie ſo ungereimt war. Wenige Monate darauf kam Venuti in einen Prozeß mit dem König wegen der Statue des Caligula, die bei Minturnä am Garigliano gefunden war, welcher ihm viel Geld koſtete, den er aber zuletzt gewann. Da gingen ihm die Augen auf, und er ſah ein, in welcher Gefahr ſie Beide geweſen wären, wenn ſie von des Königs Statuen verkauft hätten. Es war kein Katalog noch Verzeichniß von keiner Statue; täglich wurden in den Orti Farneſiani, in der Villa Madama unter Schutt und Steinen gute Sachen gefunden. Wenn Beide nicht ehrlich handelten, ſo konnten ſie ſich bei dem Verkauf viele tauſend Scudi machen. Es waren über neunhundert Statuen und Büſten, nebſt Fragmenten vom Torſo u. a. m.

Gemälde-Reſtauration.

Hackert kam einige Monate darauf in einen neuen Streit mit dem König. Als Hackert den Andres als den berühmteſten und beſten Gemälde-Reſtaurateur nach Neapel hatte kommen laſſen auf Befehl des Königs, ſo ſchlug er dem Könige vor, dieſen in ſeinem großen Studium zu Caſerta unter den Augen Seiner Majeſtät die erſten Proben ſeiner Kunſt ablegen zu laſſen, wozu er folgende Gemälde von der Galerie in Capo di Monte anrieth: 1) die Danae von Tizian; 2) die Pietà von Annibale Carracci; 3) eine heilige Familie von Schidone; 4) die Madonna del Gatto von Giulio Romano, welches unter dem Namen eines Raphael's bekannt iſt. Alles genehmigte der

König und fügte noch hinzu die Abnehmung Christi von Ribera, Spagnoletto genannt, bei den Karthäusern zu San Martino in Neapel, welches von einem Neapolitanischen Schmierer ganz übermalt war und Anlaß gab, daß Andres berufen wurde. Der König sagte: „Ich will selbst sehen, wie Andres das Uebermalte abnimmt.“ Alles geschah. Der König sah in Caserta die Gemälde, in welchem Zustande sie waren, und kam wenigstens einmal die Woche zu Hackert und Andres. Die Operation ward sehr zur Zufriedenheit des Königs und aller wahren Kunstkenner gemacht. Als die Gemälde fertig waren, ließ sie der König in Neapel in seinem Vorzimmer zur Schau ausstellen und freute sich der Acquisition, die er an Andres gemacht hatte. Dieser bekam jährlich sechshundert Ducati Gehalt als Inspektor der Galerie von Capo di Monte, und sechshundert Ducati jährlich für die Restauration, bis alle Gemälde fertig sein würden, doch mit dem Beding, zwei Schüler zu halten, Neapolitaner, und ihnen die Kunst zu lehren, denen der König einem Jeden zwölf Ducati monatlich zu ihrem Unterhalt aussetzte.

Karthause.

Nachdem die Gemälde in Neapel genug gesehen waren, so befahl der König, sie wieder nach Capo di Monte zu bringen. Ob er gleich den Karthäusern von San Martino schriftlich versprochen hatte, ihnen ihr Gemälde von Ribera, welches das Altarblatt war in der Kapelle des Schatzes und der heiligen Reliquien, wiederzugeben, so schickte doch der Majordomo maggiore, Oberkammerherr Prinz Belmonte Pignatelli, das Gemälde mit auf Capo di Monte und sagte zum König, es wäre besser in der Galerie als bei den Klostergeistlichen. Da Hackert zur Restauration Gelegenheit gegeben hatte, so war es natürlich, daß der Pater Prior von der Karthause sich sogleich an ihn wendete. Derselbe war sehr verlegen, daß die Karthause unter seiner Verwaltung ein Altarblatt aus der schönsten und reichsten Kapelle veräußern sollte. Hackert beruhigte ihn so viel wie möglich, sagte ihm, er möchte ein kurzes Memorial an den König aufsetzen und zu keinem Menschen davon sprechen, so als wenn nichts geschehen wäre; ja, er möchte sogar nicht einmal zu ihm kommen, damit man nichts merkte, und versprach ihm,

daß die Karthause das Gemälde wieder haben sollte; nur Zeit und Geduld bedürfte es. Denn die Sache war etwas schwer.

Hackert klopfte gelegentlich bei dem König an und sprach von dem Gemälde. Der König war gegen die Karthäuser aufgebracht; Hackert sah also, daß es nicht Zeit war, davon weiter zu sprechen. Er erhielt darauf vom König einen besondern Auftrag, nach Capo di Monte zu gehen, und kam des Abends wieder nach Caserta zurück. Er fand den König sehr aufgeräumt, weil er eine große und gute Jagd gemacht hatte. Der Bericht, den er ihm über seine Kommission erstattete, war angenehm. Hackert sagte: „Ich habe zum ersten Mal das Gemälde der Karthäuser von Ribera heute in Capo di Monte gesehen." Der König sagte: „Nicht wahr, es ist schön?" Hackert erwiderte sogleich: „Um Vergebung, Eure Majestät, es macht einen schlechten Effekt, so daß, wenn ich nicht versichert wäre, daß es das wahre Bild ist, ich es nicht geglaubt hätte. Erlauben Eure Majestät, das ist kein Gemälde für eine Galerie. Erstlich hat es Ribera für den Platz des Altars und die Kapelle gemalt; er hat die Verkürzung des Leichnams Christi in den Punkt der Perspektive gesetzt, daß es richtig für den Platz berechnet ist. Hängt das Bild nicht auf seinem wahren Punkt, so wird es nie einen guten Effekt machen. Ferner ist es kein Sujet für eine Galerie, sondern für eine Kapelle, wo ein Jeder seine Andacht verrichtet. Ueberhaupt scheint es unbillig, daß die Karthäuser ein Hauptbild aus ihrer Kirche verlieren, da die Karthause so zu sagen eine eigene Galerie von auserlesenen Gemälden ausmacht, nicht allein die Kirche, sondern auch das große Appartement des Priors, welches voll herrlicher Sachen ist, wie es Eure Majestät gesehen haben." Der König antwortete sogleich: „Ihr habt mich völlig überredet. Eure Gründe sind richtig; Ihr habt vollkommen Recht. Man hätte mich hier leicht einen übel[illegible]tritt thun lassen." Als Hackert dem König das Memorial [illegible]n wollte, sagte er: „Gebt es dem Minister Marchese Caraccioli, daß er es im nächsten Rath vorträgt! Die Sache ist gemacht." Im nächsten Rath wurde der Befehl an Herrn Andres gegeben, den Karthäusern ihr Gemälde wieder zuzustellen. Der König erließ den Mönchen die Restaurationskosten, welche vierhundert Ducati betrugen. Der Prior, aus Freude, sein Altarblatt wieder zu haben, verehrte den Kustoden von Capo di Monte zehn Unzen in Golde. Das Gemälde wurde erst an seinen Platz mit großer Solennität gestellt, als Hackert

im Karneval nach Neapel kam. Die Patres gaben ein prächtiges Mittagmahl, wozu die berühmtesten Künstler, Andres und Ignazius Andres, sein Sohn, Marchese Vivenzio, viele andere Kavaliere und Liebhaber der Kunst eingeladen waren, dazu der Pater Prior nebst drei Prokuratoren des Ordens, so daß es eine Tafel von vierzig Personen gab, die sehr munter und lustig war. Nach der Tafel wurde das Bild mit vielen Zeremonien an seinen gehörigen Platz gestellt, unter vielen Viva il Rè. Die Freude der Geistlichen war so groß, daß sie Hackert ein Geschenk zu machen gedachten und ihn deshalb durch ihren Advokaten Don Giovanni Riccardi sondiren ließen. Hackert, als ein Fremder im Dienste des Königs, hatte es sich zum Gesetz gemacht, von keinem Menschen, er sei, wer er wolle, in Königs Dienst nicht eine Feige anzunehmen, welches in Italien eine sehr geringe Sache ist. Der Pater Prior kam selbst zu ihm und bat ihn, doch etwas anzunehmen. Er war aber unbeweglich und sagte: „So oft ich die Karthause und Sie, Pater Prior, besuche, so geben Sie mir eine Pagnotte, wie Sie den Armen mittheilen." (Die Karthäuser haben das beste, feinste und wohlgebackenes Brod.) Dieses geschah, so oft er sie besuchte; denn sie hatten schöne Gemälde und die schönste Aussicht vom Meerbusen von Neapel. Die Geistlichen sind bis ans Ende sehr erkenntlich gewesen. Wo sie Hackert sahen, wußten sie nicht, was sie aus Dankbarkeit Alles für ihn thun sollten, besonders auf dem Lande, wo sie ihre Granaji hatten, wo gewöhnlich ein Priester und ein Laie wohnt. Der Prinz Belmonte Pignatelli wollte sich an den Geistlichen rächen. Er wohnte in einem Palast in Neapel, der ihnen gehörte, und hatte in sechs Jahren keine Hausmiethe bezahlt. Sie verklagten ihn bei Gericht, der Prinz mußte bezahlen; es waren einige Tausend Ducati.

Hackert hatte so zu sagen ein Gelübde gethan, nie mehr Fastenspeise bei den Karthäusern zu essen. Sie bereiten ihre Fische so wohl, daß dem Geschmack nach man glauben sollte, es wäre Fleisch, besonders in Neapel, wo ein Ueberfluß von raren und köstlichen Fischen ist. Allein diese Speisen, so lecker sie sind, werden für Einen, der daran nicht gewöhnt ist, höchst unverdaulich.

Pagnotte = pagnotta = kleines Brödchen.
Granaji = granajo = Kornspeicher.

Malerbeſchwerden.

Einen Nachmittag kam der Miniaturmaler Ram nebſt andern ſieben Neapolitaniſchen Malern zu Hackert nach Caſerta, um ſich Rath zu holen. Sie wollten alle zum König gehen mit einer Bittſchrift, daß ſie in der Galerie von Capo di Monte fortfahren dürften zu kopiren, welches mit einem Mal verboten war. Die Urſache des Verbotes war dieſe: man hatte den unſinnigen Plan gemacht, die ganze Galerie ſtechen zu laſſen. Deswegen ließ man den bekannten Porporati aus Turin kommen, der ſchon alt und halb blind war, wie er es auch leider wenige Jahre darauf ganz wurde. Hackert wußte nichts von der Sache, weil er ſich nie mit den Leuten abgab. Alſo hatte der Zeichner vorgewendet, daß, wenn der König fernerhin Allen die Erlaubniß zum Kopiren gäbe, ſo könnte man anderswo die Bilder ſtechen. Der eigentliche Grund aber war, daß der Zeichner ganz allein das Vorrecht haben wollte. Hackert hielt die acht Maler zurück, beredete ſie, daß Ram allein, den der König kannte, demſelben an der Treppe oben das Memorial geben möchte, mit ihm ſprechen und ſich auf Hackert berufen ſollte, der es Seiner Majeſtät deutlicher erklären würde, daß die Sache unbillig wäre. Weil ſchon die Revolution in Frankreich angefangen hatte, ſo wollte Hackert nicht, daß ſie alle gingen. Ram ſprach den König; dieſer hörte ihn geduldig an und gab zur Antwort, daß die Sache, wenn ſie nicht billig wäre, ſollte abgeändert werden. Einige Tage darauf ging Hackert des Morgens um ſieben Uhr zum König. Nachdem er ihm von andern Sachen geſprochen hatte, brachte er die Rede auf Ram und ſtellte Seiner Majeſtät die Sache deutlich vor. Der König war hartnäckig und beſtand darauf. Endlich ſagte er zu ihm: „Eure Majeſtät, es ſind acht Maler geſtern bei mir geweſen, die daſſelbe Anliegen haben. Sie ſind von mir abgehalten, um Eure Majeſtät in dieſen Zeiten nicht zu erſchrecken. (Der König ſagte ſogleich: „Ich danke Euch für Eure Vorſicht.") Es ſind noch über dreißig Maler in Neapel, die Weib und Kinder haben und ganz allein ſich von Kopien ernähren. Dieſe Menſchen ſind in Verzweiflung, drohen dem Sekretär und dem Zeichner den Tod. Eure Majeſtät ſind übel von der Beſchaffen-

Arostig und herzlos ist der Gesang III. 241
Früchte bringet das Leben . . II. 169
Früh, wenn Thal . . . III. 100
Frühlingsblüthen sind . III. 344
Füllest wieder Busch . . I. 64
Funfzig Jahre sind vorüb. III. 361
Für das Gute . . . . II. 401
Für Männer uns z. pfleg. III. 44
Für mich hab' ich genug erworben II. 386
Für und wider in dieser Stunde III. 270
Fürchterlich bist Du im Kampf III. 242
Furiose Gelichter sind meine Feinden . . . . . III. 249
Fürsten prägen so oft . . II. 148
Gabe von oben der ist. . . . III. 255
Ganz und gar . . . . . II. 325
Gar Manches artig ist . II. 200
Gar nichts Neues sagt Ihr mir II. 378
Gebildetes fürwahr . . III. 173
Gebraten oder gesotten . . . II. 325
Gebt mir zu thun. . . . . II. 336
Geburt und Tod betrachtet' ich III. 278
Gedenkst Du noch der Stunden . . . . . III. 202
Gedichte sind gemalte Fensterscheiben . . . II. 290
Gedichte, vermischte I. 99 u. III. 23
Geduld, verlaß Dich. . III. 398
Gegen Früchte aller Art. III. 365
Geh! gehorche m. Winken I. 82
Geh' ich, so wird der Schade größer . . . . . II. 368
Geht Dir denn das von Herzen II. 365
Geht Einer m. d. Andern II. 273
Geht's in der Welt Dir endlich schlecht. . . . . II. 324
Gelbroth und Grün macht das Gelbe . . . . . III. 251
Geld und Gewalt. . . . III. 278
Gemüth muß verschleiern . . II. 339
Genieße, was der Schmerz . . II. 332
Gern in still. Melancholei. III. 83
Gern überschreit' ich die Grenze . . . . . II. 146
Gern wär' ich Ueberlieferung los II. 306
Gerne hätt' ich fortgeschrieben. . . . . II. 127
Gern hören wir allerlei gute Lehr' II. 374
Gern hört man Dir zu . . . III. 247
Geschieht wol, daß man einen Tag . . . . . II. 191
Gesellige Lieder. . I. 67
Gesetten oder gebraten . . . II. 325
Gestern war es noch nicht II. 158
Gewiß, ich wäre schon . III. 91
Gieb Acht . . . . . II. 434
Gieb eine Norm zur Bürgerführung . . . . . II. 356
Giebt's ein Gespräch . . . . II. 348
Gieße nur, tränke nur . II. 142
Gifttrank reichte . . . III. 410
Ging zum Pindus. . . III. 347
Glänzen sah ich d. Meer II. 153
Glanzvollstes aller beben III. XVIII
Glaube Dich nicht allzu gut gebettet . . . . . II. 374
Glaube mir gar und ganz . . II. 335
Glaube nur, Du hast viel gethan II. 323
Glaubst Du zu kennen . . . II. 335
Glaubt Du denn nicht, man könnte die schwache. . . . III. 215
Glaubt nicht, daß ich fasele. . III. 274
Gleich d. Wink. d. Märch. II. 151
Gleich ist Alles versöhnt . . . II. 333
Gleich sei Keiner dem Andern. II. 170
Gleich zu sein unter Gleichen. II. 331
Gleite höflich dahin . . . . II. 174
Glücklich Land . . . . III. 361
Glücklich ist, wer Liebe rein genießt . . . . . II. 332
Gönnet immer fort und fort . II. 350
Gott Dank, daß uns so wohl geschah . . . . . III. 280
Gott, Gemüth und Welt. . . . . II. 313
Gott grüß Euch, Brüder. . . II. 378
Gott hab' ich und die Kleine . II. 373
Gott hat den Menschen gemacht II. 332
Gott hat die Gradheit selbst ans Herz . . . . . II. 377
Gott sandte seinen rohen II. 290
Gott segne Dich. . . . II. 178
Gott und Welt II. 221 u. III. 175
Götter, wie soll ich Euch. II. 153
Gottheiten zwei . . . . III. 297
Göttlicher Morpheus . . II. 152

heit der ganzen Sache berichtet. Erstlich, daß die ganze Galerie gestochen werde, dazu gehören so viele Jahre, und wenn Eure Majestät auch noch zehn Kupferstecher kommen lassen. Porporati hat an einer Platte über zwei Jahre gearbeitet; Wilhelm Morghen ist noch weit zurück mit der seinigen. Welcher Particulier kann solche Werke unternehmen, wozu so viele Tausende Fonds gehören? Ein Monarch kann ein Werk von der Natur schwerlich ausführen, wenn er nicht Millionen anwenden will und kann. Wo will man die Kupferstecher hernehmen? Wenn es Jemandem einfallen sollte, einige Bilder von Capo di Monte zu stechen, so sind schon so viele Tausend gute und mittelmäßige Kopien in der Welt, daß er nicht nöthig hat, erst neue machen zu lassen. Außerdem, so sind viele Gemälde repetirt, finden sich in Frankreich und in andern Galerien Italiens. Deswegen also den armen Kopisten das Brod zu nehmen und die jungen angehenden Künstler der Gelegenheit zu berauben, in der Galerie zu studiren — Eure Majestät sehen selbst ein, daß dies der Kunst und dem Publikum schädlich ist. Ueberhaupt ist die Bildergalerie eine öffentliche Sache, die dem Staate gehört, wo ein Jeder das Recht haben muß, zu studiren, wie in einer öffentlichen Bibliothek. Eure Majestät als Souverän können es verbieten; ich finde es höchst unbillig und ungerecht." Der König sagte: „Bewahre mich Gott, daß ich etwas Ungerechtes thun sollte! Ich bin jetzt ganz anders von der Sache unterrichtet. Ich bitte Euch, den Ram fürs Erste durch ein Billet wissen zu lassen, daß er allen Malern sage, sie sollen ruhig sein; die Sache soll in wenig Tagen abgeändert werden. Morgen kommt Marchese di Marco nach Caserta zum Rath. Gebet gleich Nachmittag vor dem Rath zu ihm in meinem Namen, erklärt ihm deutlich die Sache, wie Ihr's mir gethan habt!" Marchese di Marco war ein Advokat, ein vernünftiger und billiger Minister, der aber von der Kunst kein Wort verstand. Nachdem er Alles deutlich vernommen hatte, sagte er, er habe von dem Allem nichts gewußt; Don Ciccio Danielle, der viel Prätension auf Kunstkenntniß machte und nichts davon verstand, habe ihm dies als die beste Unternehmung für den Staat so vorgelegt, und es thäte ihm leid, daß es geschehen sei. Hackert erwiderte: „Wenn Eure Excellenz verlangen, so will ich Ihnen

---

Wilhelm Morghen — ein jüngerer Bruder des in der Note zu Werke, XXX. S. 419 erwähnten Rafaelle, gleichfalls Kupferstecher.

Alles ſchriftlich geben." Er fand es nicht nöthig. Denſelben Abend ward der Rath gehalten, worin die Sache mit vorkam. Zwei Tage darauf kam der königliche Befehl, daß ein Jeder nach Belieben wie vorher auf Capo di Monte ſtudiren und kopiren könne.

Projektmacher.

Der König ſieht gemeiniglich eine Sache erſt für klein an. Die Schelme, die dies wiſſen, machen den Plan immer auf die Weiſe, als ob der König viel dabei gewinnen könnte; am Ende verliert er jedesmal und iſt ſchändlich betrogen. Hackert hat ſich bei verſchiedenen Gelegenheiten, wenn ihn der König fragte, die Freiheit genommen, ihm zu ſagen, daß es nicht für einen Monarchen ſei, ſolche Dinge zu unternehmen, wovon ein Partikulier wol Vortheil ziehen könne, weil er ſelbſt eingreife und mit wenigen Perſonen das Geſchäft betreibe; der König aber werde nie Vortheil davon ziehen wegen der vielen angeſtellten Leute und ihrer Beſoldungen. Der König begriff es ſehr gut; allein die kleine Gewinnſucht verleitete ihn doch, öfters Denjenigen Gehör zu geben, welche den beſten Plan gemacht hatten, ihn zu betriegen, welches leider in Neapel nur zu oft geſchieht. Wenn er endlich nach verſchiedenen Jahren ſeinen Schaden einſah, ſo fiel das Werk mit einmal über den Haufen.

Papiermühle.

Philipp und Georg Hackert, als ſie in des Königs Dienſte traten, hatten unter andern Bedingungen auch die, daß ſie eine Papiermühle einrichteten, die das Papier zur Kupferſtichdruckerei lieferte, damit es ſowol für ſie als die königliche Druckerei nicht mehr von auswärts kommen durfte. Gleich anfänglich fanden ſich viele Verhinderungen; denn ſobald das Papier im Lande gemacht wurde, ſo ſahen die Schurken wohl ein, daß der Unterſchleif aufhörte. Der erſte Schritt geſchah von dem Kaufmann, der zeither das Papier aus der Fremde kommen ließ, daß er ſogleich eine Bank-Polizza von zwölfhundert Dukaten anbot, wenn

man das Werk wollte fallen lassen. Der Direktor der königlichen Druckerei war gleichfalls dagegen. Minister Acton, der die Landkarten u. s. w. stechen ließ, wollte Papier zum Drucken haben. Da Hackert ihn öfters sah und wöchentlich wenigstens einmal bei ihm speiste, so kam die Rede auch auf das Papier. Endlich fand sich in Trajetto ein reicher Mann, Don Stefano Merola, der eine Papiermühle hatte, wo sehr mittelmäßig Papier gemacht wurde; dieser wollte sich wegen seiner Kinder bei dem Hofe Verdienst verschaffen und unternahm daher das Werk. Nach und nach, in Zeit von sechs Monaten, wurde das Papier zur Vollkommenheit gebracht. Georg ließ auf dasselbe seine Platten drucken. Der Direktor der königlichen Druckerei fand es voller Fehler und wollte nicht darauf drucken lassen, weil er den König nicht dabei betriegen konnte. Die Brüder Hackert brauchten alle Vorsicht bei der Sache, ließen von jeder Art des Papiers, welches die königliche Druckerei gemeiniglich braucht, einen Bogen zur Probe geben, wobei der Direktor mit eigener Hand den Preis aufschrieb. Nach vielem Gefechte kam der König unverhofft zu beiden Brüdern in Neapel. Nachdem er oben bei Philipp Alles gesehen hatte, ging er ins Studium zu Georg, um zu sehen, was er und seine Schüler machten. An ebendem Tage war ein Frachtwagen von Trajetto mit Papier für die Kupferdruckerei der Gebrüder angekommen. Es stand auf Brettern an der Erde in großen Stößen da. Der König, der gewohnt war, Alles genau zu sehen und zu wissen, fragte sogleich, wozu die große Menge Papier dienen sollte. Die Antwort war sehr kurz: „Zu unsern Kupferplatten haben wir es von Trajetto kommen lassen."

„Was!" sagte der König; „von des Stefano Merola Papier?"

„Ja, Eure Majestät!"

„Wie ist es möglich, daß Ihr so viel Papier kommen lasset? Denn heute früh ist der Direktor Carcani bei mir gewesen und hat mir versichert, daß es nichts taugt. Er hat mir einen Bogen ohne Druck und einen mit Druck gezeigt; ich fand wirklich, daß das Papier schlecht ist."

Der König zog gleich einen Bogen mitten aus dem Stoß heraus, betrachtete ihn gegen das Licht und sagte: „Ich sehe, daß es egal ist und ohne Knoten." Er betrachtete es platt und sagte: „Es ist rein, weiß und schön." Man zeigte dem Könige aus jedem Stoß einen Bogen; es war alles gut. Georg sagte:

„Wenn es nicht gut ist, so muß Merola den Ausschuß zurücknehmen.“ Der König ward auf das Heftigste aufgebracht über den Direktor seiner Druckerei. Georg kam mit den gewöhnlichen Bogen hervor, deren sich die königliche Druckerei bediente, worauf Carcani die Preise und seinen Namen eigenhändig geschrieben hatte. Als der König das schlechte und noch einmal so theure Papier sah, ward er noch zorniger und sagte: „Carcani ist ein S——.“ Endlich besänftigte er sich und sagte: „Morgen früh werde ich die Kerls in Ordnung bringen.“ Minister Acton war gleichfalls falsch berichtet und sagte zu Philipp: „Das Papier ist noch nicht gerathen.“ Dieser antwortete: „Eure Excellenz, es ist gut, und wir lassen darauf drucken.“ Der Minister kam gleich nach dem Mittagmahl ins Studium zu Philipp und Georg, sah den Betrug ein und bat, sogleich einige Rieß zu seinen See- und Landkarten kommen zu lassen, die in seine Secretarie gebracht werden mußten. Alsdann machte er damit den Carcani schamroth, und Alles wurde nunmehr auf dieses Papier gedruckt, das in der Folge immer besser wurde.

Fortsetzung.

Ungeachtet der Protektion des Königs, der Königin und des Ministers Acton hatte der gute Don Stefano Merola viele Anfechtungen. Man machte ihm den Prozeß und andere Chikanen. Er war aber bei dem König und dem Minister Acton so gut angeschrieben, daß er immer frei kommen durfte. Hackert ging öfters selbst mit ihm, wenn er den König sprach. Er war ein rechtschaffner Mann, ein wahrer, ehrlicher, gutherziger Neapolitaner, der auch so Neapolitanisch sprach. Alle Drei beschützten ihn so, daß alle Anfechtungen immer zu Wasser wurden. Nach acht Jahren, da die Papiermühle in völligem Stande war und alle Verfolgungen endlich aufhörten, so verlangte er etwas vom Hofe, wußte aber nicht eigentlich, was er haben wollte. Hackert sollte die Sache zu Stande bringen. Er sagte ihm oft: „Was denken Sie, das Sie wol haben möchten?“ — „Geld,“ sagte er, „will ich nicht, aber Ehre!“ Er war zu nichts zu gebrauchen als zu dem, was er mit seiner Papiermühle, Ackerbau u. dgl. leistete. Hackert war sehr verlegen, weil er nicht wußte, was er vom König für ihn verlangen sollte. Einst

sprach er gelegentlich die Königin, und da er gleich voraus bemerkte, Geld verlange er nicht, sagte die Königin: „So wollen wir ihn zum Ritter vom Konstantinorden machen.“ Hackert verbat es; denn es schien ihm nicht am Platz zu sein. Endlich hatte er den Einfall, daß der König des Merola zwölfjährigen Stiefsohn von seiner verstorbenen Frau, welche die Tochter eines Kapitäns gewesen, im adeligen Kadettenhause zu Gaëta, woselbst nur zwölf Kadetten waren, sollte erziehen lassen. Dem Merola gefiel der Einfall. Hackert schlug es dem Minister Acton vor; nachdem dieser Informationen von seinem Stand und Geburt genommen hatte, proponirte er es dem König, welches sogleich bewilligt wurde, weil es kein Geld kostete. Eben war eine Stelle vakant geworden, und der Sohn ward im adeligen Kadettenhause zu Gaëta aufgenommen. Der Vater bekam ein Belobungsschreiben, worin man ihn Don Stefano Merola nannte. Mit diesem Ehrentitel war er vollkommen zufrieden.

Dieser Spagnuolismo ist in Neapel üblich. Wer von der Secretarie den Titel Don hat, ist wie ein Edelmann angesehen. Der König sagt zu Niemandem Don, wenn er nicht aus der Klasse solcher Personen ist. Wenn er mit seinen Kindern spricht, sagt er Don Francesco oder Donna Luisa u. s. w.; sonst bedient er sich des italienischen Ser, welches nicht so viel als Signor ist. So spricht er mit Allen, denen der Titel Don nicht zukommt. Unter dem gemeinen Volk in Neapel wird derselbe sehr gemißbraucht. Kein Kaufmann bekommt „Don“ von der Kanzlei, hingegen alle Künstler, die dem König dienen, der Leibarzt, der Kapellmeister, der Kammerchirurgus; alle Kameristinnen Donna u. s. w. Die Kameristinnen, wenn sie verheirathet sind, gelangen bei Hof zum Handkuß, auch ihre Männer.

Erste Kupferdrucke.

Als Hackert dem König die ersten zwei Drucke brachte, die Georg's Schüler gestochen hatten, und die auf Papier von Trajetto gedruckt waren, so sagte der König zu ihm: „Ihr wisset und habt gesehen, daß jedesmal, wenn Ihr mir etwas gebracht habet, es mir viel Vergnügen gemacht hat.

Spagnuolismo — Nachahmung spanischer Sitte.

Diesesmal kann ich Euch meine Freude nicht genug beschreiben über die beiden Kupfer; denn sie sind von Neapolitanern gestochen und auf neapolitanisch Papier gedruckt. (Er ging sogleich zur Königin, die auch selbst kam, um seine außerordentliche Freude zu zeigen.) Grüßet Euern Bruder Don Giorgio! Wenn ich ihn sehe, so werde ich ihm selbst danken, daß er uns gute Schüler erziehet." Ein Blatt war von Del Grado und das andere von Vicenzio Aloja. Weil es des Königs eigenes Werk war, daß er die Gebrüder Hackert in Dienst genommen hatte, so fühlte er sich sehr geschmeichelt, wenn Alles gut und glücklich von Statten ging.

Wegebau.

Der König, wenn er Jemanden wohl will und die Idee eines rechtschaffenen Mannes von ihm hat, setzt Einen oft in Verlegenheit. In diesem Fall befand sich Hackert sehr oft. Eines Morgens in Caserta kam er an den Hof, wo der König und die Königin im letzten Zimmer mit drei Ministern standen und sprachen. Da der König Hackert ins erste Zimmer hineintreten sah, so winkte er und schrie ganz laut, weil er noch drei Zimmer weit war: „Don Filippo, kommt her! Ihr habt mir immer die Wahrheit gesagt, Ihr werdet mir sie jetzt auch sagen." Hackert fand sich in der größten Verlegenheit; er wußte nicht, wovon die Rede war. Der König sagte: „Es sind sechs Monate, daß Ihr in Apulien bis Taranto gewesen seid. Sagt mir ohne Scheu, aufrichtig: wie sind die Wege?" Hackert sagte: „Eure Majestät, da, wo die Wege gemacht sind, habe ich sie vortrefflich gefunden wie alle gemachten Wege im ganzen Königreich; da, wo man sie noch nicht angefangen hat zu machen, sind sie, wie bekannt, schlecht. Untersucht habe ich die Wege nicht; denn es war nicht meine Kommission. Dem Anschein nach sind sie vortrefflich, und ich habe gesehen, da, wo man die neuen Wege angefangen hat zu bauen, daß es nach der gewöhnlichen Art geschehen ist. Die Brücken, die man gebaut hat, sind sehr schön und solid; besonders haben mir die sehr gefallen, welche über Gieß- und Regenbäche angelegt sind. Sie werden vermuthlich kostbar sein. Für den Sommer wäre es unnütz, sie so lang zu bauen; hingegen im Winter, wenn

das Wasser hoch steigt, ist es sehr nöthig." Der König sagte zu Acton: „Jetzt wissen wir die Wahrheit. Lasset immer fortfahren!" Hackert sprach hierauf von andern Sachen mit dem König allein. Als er wegging, winkte ihm heimlich Acton, daß er ihm was zu sagen habe, und Hackert erwartete ihn im letzten Zimmer. Acton kam und sagte: „Kommen Sie und speisen mit mir! Wir müssen zusammen sprechen." Da der Wegebau zu seinem Departement gehörte, so war er sehr dabei interessirt; denn es waren Rekurse gekommen an den König, daß die Wege schlecht wären. Er sagte daher: „Wie Sie eben hörten, jetzt haben alle Verleumdungen ein Ende. Daran sind Sie Ursache; sonst hätte es noch vielleicht ein Jahr gedauert, und die Wege wären liegen geblieben." Hackert erwiderte: „Das Beste wäre, daß Eure Excellenz einen Ingenieur hinschickten, der die Wege untersuchte." „Nein," sagte Jener, „das geht nicht; denn die Schurken können den Ingenieur bestechen; so kommt von Neuem Verdruß. Es ist besser, daß es bei Ihrem Zeugniß bleibt und wir die Wege machen. Der König und ich sind völlig versichert, daß Sie uns die Wahrheit gesagt haben."

Protektion und Vertrauen.

Einen Morgen, da Hackert ganz ruhig in Neapel arbeitete, erhielt er ein Billet, er möchte um zehn Uhr zum Majordomo auf den Palast kommen. Eine kleine Weile darauf erhielt er ein anderes vom Marquis Caraccioli, er möchte in seine Secretarie zu ihm kommen. Der Ritter Venuti war eben bei ihm, wie kurz darauf ein Laufer vom König hereintrat, Hackert sollte zwischen elf und zwölf Uhr zum König kommen. Venuti sagte: „Wie ist es möglich, daß Sie so ruhig sitzen und malen? Wenn mir dies begegnete, so wäre ich halb todt." Hackert sagte: „Ein Jeder wird etwas von mir haben wollen. Ich weiß keine Ursache, warum ich unruhig sein sollte. Wenn man ein reines, unbeflecktes Gewissen hat, so kann man einem Jeden frei unter die Augen treten. Es ist sehr gut, daß alle Drei mich diesen Morgen verlangen; so verliere ich weniger Zeit." Den Majordomo traf Hackert nicht mehr an. Sein erster Secretär sagte ihm, er wäre schon oben zum König gegangen.

Er ging alſo gleich hinauf und fand ihn. Jener ſagte ihm: „Der König hat befohlen, daß die Galerie von Capo di Monte ſoll eingerichtet werden, und hat ausdrücklich verlangt, daß Sie mit dabei ſein ſollen.“ Hackert ſagte: „Wenn Eure Excellenz es verlangen, ſo bin ich zum Dienſte des Königs bereit.“ — „Andres als Inſpektor ſoll auch mit dabei ſein.“ — Hackert ſchlug noch Bonito und Fiſchetti vor, damit es nicht Fremde allein wären. Es wurde genehmigt und die Sache fürs Erſte im Großen in einem Monat zu Stande gebracht. Marcheſe Caraccioli als ein alter Bekannter und Freund nahm Hackert freundlich auf und ſagte: „Sie werden mir einen Gefallen erweiſen, wenn Sie einen jungen Sizilianer, der ein Schüler vom Ritter Maron iſt und ein, wie es mir ſcheint, gutes Bild gemacht hat, an den König empfehlen, daß er eine Penſion bekommt, in Rom noch drei oder vier Jahre zu ſtudiren. Finden Sie ſeine Arbeit nicht gut, und daß der Menſch wenig verſpricht, ſo verlange ich nicht, daß Sie ihn empfehlen.“ Hackert lachte herzlich und ſagte: „Das iſt ſchnurrig! Die Sache gehört unter das Departement von Eurer Excellenz, und ich ſoll ihn empfehlen? Es hängt von Ihnen ab, ob er die Penſion bekommen kann.“ — „Nein!“ ſagte er, „wenn ich ihn dem König empfehle, ſo ſagt gleich der König, daß ich die Malerei nicht genug verſtehe; wenn Sie es thun, ſo glaubt es der König.“ Hackert bat, daß der junge Mann ſein Bild zu ihm bringen möchte. Wenn er es würdig fände, ſo wollte er Alles thun, was in ſeinen Kräften ſtünde. Er möchte indeß Geduld haben, bis der König in Neapel in ſein Studium käme, wo er das Bild des jungen Malers Eranti zeigen wollte. Das Bild war ganz gut; dem König gefiel es, und Eranti bekam die Penſion, vier Jahre in Rom zu ſtudiren.

Wie Hackert zum König kam, fand er daſelbſt den Ritter Santaſila, der Chef von der Tapezerie des Hofes war. Der König hatte ihm ſchon Kommiſſionen gegeben, die Hackert nichts angingen. Da er mit ihm fertig war, ſagte er zu Hackert: „Ihr gehet morgen mit Santaſila nach Caſerta. Ihr kennt die Kiſte, worin die Kupfer ſind. Suchet nach Euerm Geſchmack die beſten davon aus und verziert mir auf Belvedere das und das Zimmer!“ Der König zog einen kleinen Schlüſſel

Ritter Maron — der auch in der „Italieniſchen Reiſe“ erwähnte Schwiegerſohn von Raphael Mengs.

aus der Tasche und sagte: „In dem Kabinet, wo Borelli schläft, wisset Ihr, ist ein kleiner Schrank; in dem Schrank werdet Ihr viele Schlüssel finden, worunter auch der zu den Kupferstichen ist.“ Indem der König den Schlüssel hielt, so wollte Santasila den Schlüssel nehmen, wie es sich auch wol gehörte. Der König zog den Schlüssel zurück und sagte zu Hackert: „Ich gebe Euch den Schlüssel; lasset ihn nicht aus Euern Händen! Kommt Ihr früh heut Abend vor dem Theater zurück, so bringt mir den Schlüssel wieder, wo nicht, so händigt mir ihn morgen früh ein!“ Hackert war sehr verlegen und hat nie die Ursache erfahren können, warum er ihm allein den Schlüssel anvertraute. Indessen richtete er die Sache so ein, daß Santasila mit dabei sein mußte, wie er den Schlüssel aus dem Schranke nahm, und ebenso auch bei dem Kupferaussuchen. Also vor den Kustoden des Palastes in Caserta hatte dem Anschein nach Santasila alle Ehre.

Der König setzte Hackert so oft in Verlegenheit durch sein Zutrauen, daß er manchmal nicht wußte, wie er es anfangen sollte, um alte Diener des Königs nicht zu beleidigen. Ob er sich gleich mit Höflichkeit aus der Sache zog, so war es natürlich, daß er viele Neider und heimliche Feinde hatte, welches durch das Betragen des Königs unvermeidlich war. Er bat Seine Majestät öfters um die Gnade, ihn mit dergleichen Aufträgen zu verschonen; es half Alles nichts; denn wenn der König einmal es so will, so hilft kein Bitten, er geht seinen geraden Weg fort.

Zeichenstunden.

Hackert war in der Gesellschaft bei Hof öfters bei der Donna Carolina Vivenzio, die zwei Nichten bei sich hatte, die Kameristinnen bei den Prinzessinnen waren. Beide Fräulein zeichneten ganz artig. Da er gewohnt war, des Abends lieber zu zeichnen als Karten zu spielen, so wurde die Abende, wenn sie frei und außer Dienst waren, gezeichnet. So geschah es auch bei der Fräulein Baronesse von Bechard, die eine Art Oberhofmeisterin bei der Frau Therese, Tochter des

Königs, jetzigen römischen Kaiserin, war, und wo auch die Frau Luise, die an den Großherzog von Toskana verheirathet wurde, sich befand. Da die Königin sah, daß die Fräulein sehr artig Landschaften zeichneten, so fiel es ihr ein, daß Hackert beiden Prinzessinnen Lektion geben möchte. Hackert erwiderte, daß es unmöglich wäre, weil er mit der Arbeit des Königs und andern Kommissionen, die ihm täglich vermehrt wurden, kaum Zeit zu einiger Rekreation übrig behalte. Die Unterredung zog sich in die Länge; die Königin wollte alle Gründe nicht annehmen, sondern bestand darauf und sagte: „Sie gehen viele Abende in diese Gesellschaft; also kommen Sie zu meinen Kindern! Dieselbe Gesellschaft soll auch da sein, und sie zeichnen Alle zusammen.“ Sie setzte noch hinzu: „Ich werde, so oft ich Zeit habe, selbst in die Gesellschaft kommen.“ Es ist beinahe unmöglich, der Königin von Neapel etwas abzuschlagen; ihre Beredsamkeit und Artigkeit macht, daß man gezwungen ist, ihrem Willen zu folgen. Endlich mußte es Hackert annehmen, mit dem Beding jedoch des Abends und ohne den Titel noch Gehalt als Zeichenmeister der Prinzessinnen; denn hätte er den Titel und Gehalt von vierzig Ducati monatlich angenommen, so hätten ihn die Gouvernantinnen kommandirt, welches ihm gar nicht anständig war. Also wurde es angefangen. Die Prinzessin Marie Therese mit allem Geist war sehr flüchtig, die Prinzeß Luise solider und zeichnete besser. Die Königin kam sehr oft, so daß mehr Gesellschaft als Lektion war. Oft, wann Hackert sah, daß die beiden Prinzessinnen nicht Lust zum Zeichnen hatten, schlug er vor unter verschiedenen Vorwänden, daß es besser wäre, von der Kunst zu sprechen, Kupfer zu sehen oder andere Kunstsachen, welches den Prinzessinnen außerordentlich gefiel. Er machte sich durch diese Art, Lektion zu geben, sehr beliebt. Seine Absicht war eigentlich diese, daß die Prinzessinnen von den Künsten unterrichtet würden, um mit Kenneraugen selbst urtheilen zu können, wenn sie künftig im Stande wären, die Künste zu unterstützen. Je länger dies dauerte, je lästiger wurde es ihm. Da die Prinzessinnen den Tag über mit Pedanten von allerlei Art geplagt waren, so

---

Jetzige römische Kaiserin — die zweite Gemahlin Franz' I., die am 13. April 1807, also vierzehn Tage vor Hackert's Tode, starb.

Frau Luise — Gemahlin Ferdinand's III., der seinem Vater Leopold II. 1790 als Großherzog von Toskana folgte. Sie starb 1802.

Granit, gebildet. . . . III. 163
Grau und trüb . . . . III. 167
Grausam erwacht sich Amor . II. 167
Grenzlose Liebenheim . . . . II. 370
Große Venus. . . . . III. 26
Großen Fluß hab' ich . III. 172
Großer Brama, Herr der Mächte. . . . . I. 275
Großer Brama! nun erkenn' ich . . . . . I. 279
Grün ist der Boden . . III. 123
Gut, brav, mein Herr . . II. 189
Gut verloren — Etwas verloren III. 259
Guten Vorsatz bringt ein heitrer Sinn . . . . . II. 334
Guter Adler, nicht ins Weite . . . . . III. 165
Guter Adler, nicht so munter . . . . . III. 165
Gutes zu empfangen, zu erweisen II. 345
Ha, ich bin der Herr . . I. 168
Ha! ich kenne Dich, Amor II. 152
Hab' ich getrachtet Rose verschuttet II. 346
Hab' ich tausendmal . . III. 57
Hab' oft einen Pumpfen . I. 17
Habe nichts begangen. . . . . II. 383
Haben da und dort es gemacht . . II. 384
Haben's gestraft . . . . . II. 327
Habt Ihr das Alles nicht bedacht. II. 361
Habt Ihr gelogen . . . . . II. 355
Habt von Sirenen. . . III. 125
Halte das Bild der Mündigen. III. 246
Halte Dich im Stillen rein. . II. 377
Hand in Hand . . . . I. 38
Handzeichnungen, Zu mei II. 217
Harre lieb' ich . . . . . II. 479
Haslau's Gründe . . . III. 61
Hast Deine Anhänger . . . . II. 325
Hast den Anker fest im . III. 335
Hast Du Bajä gesehn. . II. 142
Hast Du das Alles nicht bedacht II. 380
Hast Du das Mädchen . II. 269
Hast Du die Welle. . . II. 159
Hast Du einmal das Meer gesehen II. 329
Hast Du es so satt . . . II. 345
Hast Du nicht gute Gesellschaft . . . . . II. 151
Hat Alles seine Zeit . . III. 197
Hat der alte Hexenmeister . I. 263
Hat der Tag sich kaum . II. 421
Hat Einer Knechtschaft . III. 407
Hat man das Gute Dir erwidert II. 331
Hat Mäßchen Hahn an seinem Kopf . . . . . II. 349
Hätt' ich gewußt zu werben . II. 285
Hatte treuli Frauen ein Ungeheu. III. 279
Hätte Gott mich anders gewollt, so hätt' er . . . . . II. 306
Häufig bemerkt man . . III. 373
Hebe selbst d. Hindernisse II. 478
Heil'ger, lieber Luther . . . III. 270
Heilige Strenheit, einbrechet Trieb III. 241
Heilige Lenze, sagt man. II. 150
Heiß' mich nicht reden . I. 223
Heitern Weinbergs. . . III. 366
Heraus mit dem Theile des Herrn . . . . . III. 148
Hemmet Ihr verschmähten Hasten II. 390
Herbstlich feuchtet . . . II. 23
Herein, o Du Guter . . I. 282
Herr Geist, der allen . II. 297
Herrmann und Dorothea . . . . . II. 57
Herz, mein Herz, Ach, will III. 78
Herz, mein Herz, was soll das geben. . . . I. 45
Herzlich hab' ich die Muse III. 120
Heuer, da der Mai . . III. 341
Heute geh' ich, Kenne' ich wieder II. 338
Hielte dies. frühen Segen I. 76
Hier bildend nach der. . III. 88
Hier bist nun weiter kein Bemühn . . . . . II. 265
Hier im Stillen gedachte II. 7
Hier ist Rose gepflanzet . . III. 253
Hier ist's, wo unter eignem Namen . . . II. 286
Hier liegt ein überschlagen Herz II. 385
Hier sah ich hin . . . . II. 418
Hier sind, so scheint es . II. 220
Hier sind wir denn vereint II. 219
Hier sind wir versammelt I. 91
Hier, wo noch ihr Platz . II. 415

konnten sie des Abends die Stunde sieben Uhr nicht erwarten; denn die Gesellschaft unterhielt sie angenehm; die Fräulein aber, die die wenigen Stunden, welche sie frei hatten, nicht wollten genirt sein, blieben nach und nach aus. Die Königin wunderte sich darüber; indessen war nichts zu machen. So frei auch die Gesellschaft war, so war sie doch gespannt; denn jedes Wort, das gesprochen wurde, mußte bedacht sein, sonst gab es Anstoß.

Dieses hat er drei Jahre des Abends ausgehalten, bis endlich Tischbein durch die Donna Carolina, die wirklich eine brave, wackere Frau war, es dahin brachte, der Prinzessin Marie Therese Lektion im Malen zu geben. Er glaubte viele Vortheile davon zu ziehen, die aber seinen Wünschen nicht entsprochen haben. Nach vielen Monaten, bis die Prinzessinnen beide verheirathet wurden, bekam er einen Ring mit der Chiffer der Königin zum Geschenk für allen den Zeitverlust, den er hatte. Auf diese Weise kam Hackert davon, erhielt ein ähnlich Geschenk, eine goldene Dose, für drei Jahre, die er die mehrste Zeit in Caserta, auch oft in Neapel des Abends zugebracht hatte. Die Achtsamkeit hatten sie für ihn, daß, wenn sie anders beschäftigt waren, sie ihm wissen ließen, daß er sich nicht bemühen möchte. Viele andere Attentionen hatten sie noch für ihn; zum Beispiel, wenn sie kleine Feste gaben, wo die Prinzessinnen das Verzeichniß machen mußten von Denen, die sie einluden, welches die Königin nachsah und Diejenigen ausstrich, die sie nicht haben wollte, so wurde Hackert jedesmal eingeladen, sowol zu ihren kleinen Bällen als zum Souper, ob er gleich nie des Nachts speiste. Die Königin, die auch nicht zu Nacht speiset, war aber bei Tische zugegen, aß wol einen gefrornen Sorbet und sprach viel. Sie hatte das mit Fleiß so eingerichtet, damit die Prinzessinnen sich an Gesellschaften gewöhnten und die Honneurs der Tafel machen lernten. Ueberhaupt muß man gestehen, daß eine Privatdame sich nicht mehr Mühe geben kann, ihre Kinder wohl zu erziehen, als die Königin von Neapel. Wer es im Innern mit Augen gesehen hat wie Hackert, muß als ein ehrlicher Mann ihr nachsagen, daß sie in Krankheiten die Wärterin und stets die beste Mutter ihrer Kinder in allen Stücken gewesen ist. Der König gleichfalls liebt seine Familie zärtlich und ist ein guter Vater, ob er gleich die Erziehung seiner Kinder gänzlich der Königin überlassen hat.

Bis die Prinzessinnen ... verheirathet wurden – im Jahre 1790.

Da die Prinzessinnen so weit waren, etwas machen zu können, so fertigten sie Monate vorher jede eine Zeichnung für den Geburtstag des Königs. Beide Zeichnungen fielen ziemlich gut aus, ohne daß Hackert die Hand anlegte, indem er nur blos mit Worten Unterricht gab. Der König war in Persano auf der Jagd; da er sie bekam, ward er so vergnügt, daß er sie selbst gleich in seinem Zimmer aufhing und den zärtlichsten Danksagungsbrief an seine Kinder schrieb.

Direktorstelle.

Da Bonito, den der König wenige Wochen vor seinem Tode zum Ritter des Konstantinordens gemacht hatte mit einer kleinen Kommanderie von vierhundert Ducati jährlich, sich bei dem Profeß in der Kirche so sehr erhitzte, daß der alte Mann drei Tage darauf starb und es nie hatte genießen können, so bewarben sich Viele um seinen Posten. De Angelis, ein Sizilianer, ganz guter Maler und Zeichner, der lange bei der Akademie als Professor mit einem sehr kleinen Gehalt gedient und des Direktors Bonito Stelle viele Jahre vorgestanden, hatte die gerechtesten Ansprüche auf diesen Posten sowol wegen seines Talents als anderer Verdienste. Wilhelm Tischbein war auf Hackert's Anrathen nach Neapel gekommen, wohnte viele Monate in dem Hause desselben und miethete sich hernach ein eigenes Quartier, weil es ihm in Neapel gefiel und er auch Arbeit bekam. Er bewarb sich durch die Deutschen, die um die Königin waren, um die Direktorstelle bei der Akademie. Es wurde mit Hackert davon gesprochen; er antwortete, daß er sich nie in die Sache mischen werde, wenn er nicht gefragt würde, daß er es für unbillig hielte, einen Mann von Verdienst, wie de Angelis war, der so viele Jahre gedient hatte, zurückzusetzen. Er fügte noch hinzu, daß er dem Tischbein nicht entgegen sein würde, daß es aber unmöglich wäre, ihn bei dem König zu diesem Posten zu empfehlen, weil er ein Fremder sei. Hackert wurde nicht weiter gefragt; also ließ er die Sache ihren Gang gehen.

Der Don Ciccio Danielle protegirte einen elenden Maler, Monti, weil er aus Macerati bei Caserta war, und er der Cicisbeo vor vielen Jahren von seiner Frau gewesen.

Monti, außerdem daß er ein schlechter Maler war, fiel Jedermann mit seinen elenden Sonetten beschwerlich und hatte sich durch seine Satire viele Feinde gemacht. Die Erbschaft in Macerati hatte er ganz durchgebracht, so daß er außer einem kleinen Stück Land, welches ihm sein Vater als Fideikommiß gelassen, nichts mehr besaß. Durch den Danielle, unter dessen Departement die Sache fiel, weil er der erste Sekretär bei dem Minister Marchese di Marco war, wurde es so weit getrieben, daß Monti Direktor der Malerakademie werden sollte. Auf der andern Seite wollte die Königin den Tischbein haben. Hackert bekümmerte sich gar nichts darum, und der König fragte ihn nicht. So stritten sie sich fort.

Einen Morgen kam Tischbein zu Hackert und sprach mit ihm über die Sache. Hackert erklärte, daß er ihm würde, so viel als in seinen Kräften stünde und wo er könnte, behilflich zu diesem Posten sein, daß er ihn aber als Fremder nicht empfehlen könnte bei dem König, wenn er nicht gefragt würde. Bonito hatte als Direktor zweihundert Ducati und als Kammermaler die gewöhnlichen vierhundert Ducati, zusammen also sechshundert Ducati. Hackert stellte dem Tischbein vor, daß, wenn ihn der König zum Direktor machte mit den zweihundert Ducati, dies nicht der Mühe werth wäre und er mehr Zeit verlöre, als ihm die Stelle einbrächte; wenn ihn aber der König auch zum Kammermaler machte, alsdann wäre es schon der Mühe werth, mit sechshundert Ducati jährlich den Posten anzunehmen. Vielleicht bei der neuen Einrichtung der Akademie könnte er auch noch wol Logis bekommen, welches auch vierhundert Ducati zu rechnen wäre. Er versicherte aufrichtig, daß er ihm nie entgegen sein würde, als Fremder aber ihn unmöglich ohne darüber gefragt zu werden, vorschlagen könnte. Tischbein sagte: „Der König giebt Ihnen zweihundert Ducati jährliche Pension und Logis für nichts, als daß Sie nur bei dem König sind, wenn er will; wie ist es möglich, daß ich als Direktor mit so Wenigem bestehen kann?“ Hackert erwiderte ihm: „Mein Posten ist ein neuer, der nie bei Hof existirt hat; er ist vom König geschaffen und wird vermuthlich auch mit mir aufhören.“ Tischbein sagte: „Der König von Preußen hat mir tausend Thaler anbieten lassen, wenn ich will nach Berlin kommen und die Direktorstelle der Akademie annehmen.“ Hackert sagte ihm: „Ich rathe Ihnen, die Stelle sogleich anzunehmen; denn tausend Thaler in Berlin sind so

gut als sechzehnhundert Ducati in Neapel." Endlich verwickelte Danielle das ganze Werk so, daß Tischbein und Monti einen Konkurs machen mußten mit einem aufgegebenen historischen Sujet, welches Jeder allein für sich zu machen hatte; wer es am Besten machte, sollte die Stelle haben. De Angelis, als ein geschickter und solider Mann, wollte sich dazu nicht verstehen. Der Konkurs ward gemacht. Natürlich war Tischbein's Bild gut gezeichnet, wohl komponirt; wer beurtheilte es aber? Don Ciccio Danielle und sein Minister Marchese di Marco; Beide verstanden nichts von der Malerei. Danielle wollte seinen Monti zum Direktor haben, die Königin den Tischbein; also zog sich das Werk in die Länge und ward je mehr und mehr verwirrt, so daß es Tischbein sehr leid that, es angefangen zu haben. Endlich machte Danielle den Vorschlag durch seinen Minister, daß sie Beide Direktoren würden, daß der König die sechshundert Ducati, die Bonito hatte, zusammen lassen möchte, daß ein jeder Direktor dreihundert Ducati erhielte, doch ohne den Titel als Kammermaler. Der König, den man schon lange damit ennuyirt hatte, genehmigte es, und Tischbein ward mit Monti Direktor, Jeder mit dreihundert Ducati jährlich. Tischbein bezahlte allein dreihundert Ducati jährliche Miethe für sein Quartier; nach einigen Jahren bekam er erst vom Könige frei Logis bei der Akademie. Als ein geschickter Mann erwarb er sich Verdienste um die Akademie. Er machte nicht allein gute Einrichtungen, sondern leitete auch die Schüler gut an. Als ein braver Zeichner führte er den ächten antiken Stil ein, so daß seine Lehren in der Folge gute Früchte brachten und einige Wenige aus seiner Schule, die nachher als Pensionärs in Rom studirten, sehr geschickte Maler wurden. So lange er noch in Rom war, malte er sehr gut und versprach viel. Sein Konradin war gut kolorirt, durchsichtig, wahr und angenehm. Auch mit verschiedenen Porträten, die er in Rom malte, machte er sich Ehre. Nachher verließ er das Malen, legte sich aufs Zeichnen, besonders etruscischer Vasen, wodurch er vielleicht seinem eigentlichen Malertalent Abbruch that.

Sein Konradin — das berühmte Bild, wie Dieser, nachdem ihm sein Todesurtheil verkündet ist, mit Friedrich von Oesterreich Schach spielt.

Enkaustik.

Da der Rath Reiffenstein in Caserta bei ihm war, so machte Hackert einige Versuche à l'encaustique, sowol auf feine Pappendeckel als auf Holz, und auch auf getünchte Mauer oder auf große Tavolozze, die er tünchen ließ, daß sie also wie eine Mauer waren. Der König, der vielmal in sein Studium kam, wollte das Wachseinbrennen selbst mit ansehen und sagte: „Morgen früh werde ich kommen." Hackert vermuthete, daß es, wie gewöhnlich, gegen sieben Uhr sein würde; er kam aber bald fünf Uhr. Zum Glück waren schon die Bedienten auf. Hackert stieg eben aus dem Bette. Der König unterhielt sich indessen recht gut, bis Hackert zu ihm kam, wo er denn das Einbrennen sah und selbst Hand mit anlegte. Diese Malerei wegen ihrer Haltbarkeit auf Mauer gefiel ihm so sehr, daß er gleich sagte: „Ihr müsset mir mein Bad in Belvedere enkaustisch malen lassen!" welches auch wirklich geschah. Der König sprach sehr viel über diese Art Malerei und wollte genau davon unterrichtet sein. Reiffenstein und Hackert waren verschiedener Meinung. Hackert behauptete, daß es beinahe unmöglich wäre, ein Gemälde in vollkommener Harmonie zu verfertigen, weil man die Farben ganz blaß sehe und auf das Gerathewohl arbeite, daß man erst siehet, was man gemacht hat, wenn das Wachs eingebrannt wird, wo alsdann das heiße Wachs das in den Farben bereits befindliche schmelzet und die Farben sehr lebhaft und schön erscheinen. Reiffenstein behauptete, man könne retuschiren. Hackert gestand es ein. „Aber," sagte er, „man tappet bei der Retusche ebenso im Dunkeln wie zuvor; denn die Farben sind blaß. Es kommt also mit aller Praktik auf ein gut Glück an, ob es geräth oder nicht." Er bewies, daß die antiken Gemälde in Portici, die in Pompeji und Herculanum gefunden waren, keine Harmonie hätten, daß die Gewänder alle mit ganzen Farben gemalt wären, als Roth, Gelb, Grün, Blau u. s. w., daß das Fleisch in diesen Gemälden gemeiniglich

---

Versuche à l'encaustique — Hofrath Reiffenstein hatte schon vor vielen Jahren Versuche mit Wachsfarben gemacht, so daß er Hackert mit seiner Erfahrung nützlich sein konnte.

Tavolozze — tavolozza = Palette, Farbenbrett.

zu roth wäre oder gar zu blaß und grau. Kurz, es schien ihm schwer, daß man ein vollkommenes Gemälde enkaustisch verfertigen könnte. Ueberdem so ist er der Meinung, daß ein Oelgemälde, wenn es mit guten Farben behandelt ist, so lange dauern kann als ein enkaustisches Gemälde auf Holz oder Leinwand. Eins und Anderes muß in Acht genommen werden, wenn es sich konserviren soll. Was Verzierungen betrifft auf Mauer, da ist diese Art Malerei vortrefflich. In den Verzierungen kommt es so genau nicht darauf an, ob der Ton der Farbe etwas Weniges dunkler oder heller ist. Da nun der Maler sich zu seinem ganzen Zimmer oder Saal alle Töne, die er nöthig hat, bereitet, so kann es ihm nicht fehlen, daß seine Verzierungen sowol in Clairobscur als Camajeu gleich werden. Was Arabesken und andere Sachen betrifft, wozu verschiedene Farben gehören, kann es ihm gleichfalls nicht fehlen, daß Alles aus einem Tone kommt und folglich die Harmonie in dieser Dekorationsmalerei angenehm und gut werde. Es kommt viel darauf an, daß er seine Farben sehr gleich dick und nicht dick an einer Stelle und an der andern dünner aufträgt; dann wird es auch beim Einbrennen egal. In Italien ist diese Malerei sehr nützlich, um ganze Zimmer auszumalen; denn sie hält sich sehr rein. Man staubt es ab und reibet es mit einem wollnen Lappen über, wie man einen gebohnten Tisch abreibet, so bekommt es seinen vorherigen Glanz. Man ist von allerlei Insekten frei, die sich in warmen Ländern häufig in die Kalktitzen einnisten, die sehr schwer herauszubringen sind ohne Auripigment, der aber in Leimfarben das Unangenehme hat, daß er Jahre lang stinket. — Ob in den nördlichen Theilen von Europa die Enkaustik anwendbar ist, müßte die Erfahrung lehren; denn da nach großen Fröſten die Wände, wenn sie auftauen, öfters so schwitzen, daß das Wasser herunterläuft, so könnte es leicht sein, daß die Farben darunter leiden und vielleicht abspringen. Hernach, so ist sie gegen die Leimfarbenmalerei theuer. Da bei der Dekoration viele Mode herrschet und selten der wahre gute Geschmack nach den Antiken eingeführt ist, so ist die Leimfarbenmalerei vorzuziehen, weil sie weniger kostet und man nach der Mode seine Zimmer beliebig verändern kann.

Camajeu — Malerei in einer Farbe.

Studien-Gebäude.

Der Architekt Santarelli hatte einen Plan gemacht, wonach das große Gebäude in Neapel, die Studien genannt, ausgebaut und vergrößert werden sollte, so daß alle Kunstwerke daselbst aufgestellt werden könnten, die sämmtlichen Statuen, das ganze Museum von Portici, die Gemälde von Capo di Monte, und was sonst noch von Kunstwerken und Antiquitäten sich vorfände. Der Plan war gut, bequem und anständig. Nachdem der König stundenlang mit Hackert und Santarelli Alles untersucht hatte, erhielt Jener den Auftrag, einen genauen Anschlag über Kosten und Ausführung zu besorgen. Es waren fünfhunderttausend neapolitanische Dukaten nöthig. Dabei war der Plan so gemacht, daß Niemand stehlen konnte und, wenn die Galeerensklaven wie gewöhnlich beim Abtragen des Berges und beim Legen der Fundamente arbeiteten, noch vierzigtausend Dukaten erspart wurden, die zum Transport und mehrerer Verzierung konnten angewandt werden. Der König war sehr zufrieden mit Allem; Hackert verlangte jährlich funfzigtausend Dukaten, in der Bank deponirt, und versprach, das Ganze in zehn Jahren fertig zu liefern. Wollte man jährlich mehr dazu anwenden, so könnte in weniger Zeit Alles in Ordnung sein.

Der Marchese Venuti jedoch mit seiner Vielschwänzerei verdarb Alles; denn die Secretarie war schon eifersüchtig, daß der Papst, der dem Minister abgeschlagen hatte, die Farnesischen Statuen abgehen zu lassen, dasselbe doch nachher dem Marchese Venuti und Hackert bewilligte, und nun arbeitete sie daran, daß die Studien nicht gebaut werden sollten. Durch Kameristinnen machte man die Königin glauben, Hackert würde den Staat ruiniren, wenn man ihn gewähren ließe. Anfangs war der König fest, nach und nach wie gewöhnlich gewann die Königin. Da Hackert dies merkte, zog er sich mit Ehren aus der Sache und wollte mit Dergleichen nichts mehr zu thun haben.

Zwei Jahre darauf that Don Ciccio Danielle Vorschläge, wie jene Zeichnung von Santarelli ausgeführt werden könnte.

Das große Gebäude in Neapel, die Studien — il palazzo degli Studj, in dem jetzt wirklich das National-Museum aufbewahrt wird.

Sie wurden angenommen, und man zahlte in zwei Jahren dreihundertundfünfzigtausend Ducati, wo der achte Teil war noch nicht gemacht. Als der König davon unterrichtet wurde, wollte er Rechnung abgelegt haben. Der Fiskal Marchese Vivenzio bekam die Kommission. Verschiedene starben während des Prozesses, sogar der Majordomo maggiore, Prinz Belmonte Pignatelli. Der Architekt Santarelli zog sich aus der Affäre und schob Alles auf den zweiten Architekten, welcher gestorben war. Der König fand sich betrogen, und die Sache blieb liegen.

Marchese Vivenzio, ein wahrer Patriot und Kunstliebhaber, wünschte, daß das Werk ausgeführt würde, und suchte verschiedene Male Hackert zu bereden, es von Neuem anzugreifen. Dieser aber gab die kurze Antwort: „Der Hof will betrogen sein; in meinem Leben mische ich mich nicht mehr in die Sache."

Seehäfen.

Im Jahr 1787 wurde in Castel a mare das erste Kriegsschiff gebaut, von vierundsiebzig Kanonen, La Parthenope. Das Schiff, im Moment als es von Stapel ablief, sollte nebst dem dabei gegenwärtigen Hof und allem zuschauenden Volk vorgestellt werden. Im Grunde war der Vesuv, von jener Seite her gesehen. Das Bild wurde mit großem Detail ausgeführt, und Georg Hackert stach es nachher in Kupfer, wodurch General Acton sich sehr geschmeichelt sah.

Der König bestellte noch fünf andere große Bilder, lauter Seehäfen: die Zurückkehr der Escadre von Algier mit der Aussicht der Rhede von Neapel, von Santa Lucia genommen; den Hafen von Castel a mare; die Zurückkehr des Königs von Livorno nach Neapel, vom Magazin de' Granai genommen; La Badia di Gaëta, in der Ferne der Molo di Gaëta und die päpstlichen Galeeren; eine Bue von Fusia auf der Insel Zschia. Diese sechs Bilder sind in Caserta in einem Vorzimmer des Königs.

Der König schickte Hackert 1788 nach Apulien, um alle Seehäfen zu zeichnen und zu malen. Er gebrauchte zu der Reise am adriatischen Meere von Manfredonia bis Tarent mehr als drei Monate.

San Leocio.

Als er von gedachter Reise zurückkam, präsentirte er sich der Königin, die ihm Nachricht gab, daß der König in San Leocio eine Kur brauche, und ihm sagte, daß er so bald als möglich dahin gehen möchte, um dem König Gesellschaft zu leisten, der in dieser Zeit sonst Niemand sehe. Hackert ging denselben Tag noch nach Caserta. Abends nach seiner Ankunft bekam er ein höflich Billet, im Namen des Königs geschrieben, daß er sich nicht inkommodiren möchte, des andern Morgens zu kommen; es würde Ihro Majestät aber angenehm sein, ihn um vier Uhr des Nachmittags zu sehen. Er wurde sehr gnädig empfangen, der König hielt ihn bis in die Nacht auf. Da er beim Weggehen die Befehle Seiner Majestät verlangte, so frug der König: „Bleibt Ihr in Caserta oder geht Ihr wieder nach Neapel?" Hackert erwiderte, daß er ganz von Ihro Majestät Befehlen abhinge. Der König sagte sehr gnädig und freundlich: „Wenn Ihr in Caserta bleibt, so werdet Ihr mir einen Gefallen thun, alle Nachmittag um vier Uhr zu kommen. Wir wollen Kupfer besehen und die Zeit angenehm zubringen, weil ich nicht aus den Zimmern gehen darf, bis die Kur zu Ende ist." So geschah es nun, und die Zeit verfloß sehr angenehm. Den letzten Tag dankte der König den wenigen Personen, die ihm Gesellschaft geleistet hatten, auf eine sehr verbindliche und schmeichelhafte Weise. Es war Niemand als Duca della Miranda, Duca di Riario, der Arzt Vetro und Hackert.

Der König hatte indessen den Gedanken gefaßt, San Leocio zu vergrößern sowol wegen seiner Seidenfabrik, die er da anlegte, wozu er verschiedene Florentiner hatte kommen lassen, als auch wegen des alten Palastes von Belvedere nebst der Kirche, die so zu sagen ein Palast war, welche aufs Neue befestigt und hergestellt werden sollten. Diesen Zweck erreichte man durch angelegte Nebengebäude, und das Ganze gewann an Solidität.

Der Architekt Colicini hatte den Bau zu besorgen. Er war ein Schüler vom alten Vanvitelli, sehr solid im Bauen,

---

Vanvitelli — der Erbauer des Palastes von Caserta, über den ebenso wie über die Bauten in Neapel größere Werke von Colicini herausgegeben sind.

aber dem unglücklichen Boromini'schen Geschmack ergeben, und in dieser Art hatte gedachter Architekt schon Vieles gebaut und verziert. Dem König aber, der bei Hackert in Neapel vielmals im Hause gewesen war, gefiel der dort angebrachte Geschmack, zu möbliren und die Zimmer zu verzieren, gar sehr. „Es ist simpel," sagte er, „und schön, und doch ist ein Luxus darunter verteckt." Nun glaubte er im Anfang, mit Cellicini Dergleichen selbst machen zu können; da es aber nicht gehen wollte, ließ er Hackert ganz unversehens nach San Leocio rufen und sagte: „Ihr müßt mir helfen, sonst werde ich nicht fertig. Ich glaubte, es allein machen zu können; aber ich sehe, daß ich nicht einmal dazu komme, meine Kupferstiche im kleinen Kabinet zu arrangiren. Nun habe ich Marianne Rossi hier, er soll mir einen Plafond malen; Ihr müßt mir die Gedanken dazu geben." Hackert antwortete: „Lassen mich Eure Majestät ein Wenig darauf denken!"

Der König, der in Allem, was ihn persönlich angeht, sehr feurig ist, machte zehn Schritte und frug gleich: „Was ist Eure Meinung?" Jener versetzte: „Da dieses ein Schlafzimmer ist, so finde ich schicklich, eine Aurora in das Oval des Plafonds zu malen, und über dem Spiegel des Kamins würde der Genius des Schlafs vorgestellt. Das Uebrige würde ganz simpel verziert, damit man ruhig die schöne Aussicht der Campagna felice genießen könne. Indessen findet sich vielleicht noch was Besseres, wenn Eure Majestät mir Zeit lassen, zu denken." Der König sagte: „Besser kann es nicht werden." Und so wurde es ausgeführt.

Nun kam es an den Saal, wo der König Personen empfing. „Hier," sagte er, „will ich es sauber haben, aber nicht königlich — stellet Euch vor, daß ich ein guter Baron auf meinem Landsitz bin — ohne Luxus, aber sauber. Was denket Ihr hier für den Plafond anzugeben?" Hackert antwortete: „Weil San Leocio ein Ort ist, wo Manufakturen angelegt werden, so finde ich schicklich, im Plafond vorzustellen, wie Pallas die Menschen lehret spinnen, weben und Dergleichen." Das fand der König gut, und es wurde ausgeführt. In den Thürstücken waren die schönen Künste vorgestellt. Die Kabinette und Zimmer von

---

Boromini'scher Geschmack — Francesco Boromini, Architekt, der 1667 starb, und dessen Bauten 1720 in Abbildungen von Chiamini herausgegeben wurden.

Hier wohn' ich unter Hafmen . . . . . III. 396
Hierzu haben wir Recht und Titel II. 398
Himmel, ach! so ruft. . II. 402
Himmelan flogen sie gern . . III. 240
Hin und wieder fliegen . III. 79
Hingesunken alt Träum. III. 160
Hinter jenem Berge . . . I. 196
Hoch auf d. alt. Thurme I. 61
Hochwürdiger! S'ist eine alte Schrift. . . . . III. 142
Hoffnung beschwingt Gedanken . . . . . I. 199
Hoher Tugenden . . . III. 379
Holde Lili, warst so lang' III. 316
Holde Zeugen süß vertrümmter Jahre . . . III. 200
Homer ist lange . . . . II. 196
Hör auf die Worte . . . II. 265
Hör auf recht, mit Weisheit zu prahlen . . . . . II. 345
Höret Alle mich . . . . III. 74
Hörst Du, er hat geschwor. III. 74
Hörst Du, Liebchen . . II. 24
Hörst Du meine Lieder . II. 444
Hoben über den Urwa. . . . III. 247
Hundertmal werd' ich euch sagen III. 250
Ja, das ist recht Gerst . II. 354
Ja, ich bin wirklich reich III. 395
Ja, ich reime mir's zur Ehre. III. 270
Ja, scheine nur und suche fort. II. 330
Ja, vom Jupiter . . . II. 138
Ja, wer Eure Bruderzug . . II. 328
Jahre lang schweben wer schon III. 200
Jahreszeiten, Vier. II. 163
Jahres- und Tageszeiten, Chinesisch-Deutsche. . . . . III. 155
Januar, Februar, März . . . II. 323
Ich armer Teufel . . . III. 109
Ich begegnet' einem jungen Mann . . . II. 287
Ich bin d. wohlbek. Sänger I 244
Ich bin ein armer Mann. . . II. 375
Ich bin Euch Himmlischen zur Last . . . . . II. 376
Ich bin so guter Dinge . . . II. 334
Ich bin so sehr geplagt . . . III. 286
Ich dacht', ich habe keinen Schmerz . . . . . I. 191
Ich dachte Dein . . . . II. 415
Ich denke Dein . . . . . I. 59
Ich Gleich! — Wenn ich's nicht besser. . . . . II. 334
Ich rühme mir die Weisheit der Frauen III. 263
Ich empfehle mich Euch . III. 148
Ich führ' einen Freund II. 190
Ich ging im Felde . . . I. 204
Ich ging im Walde . . I. 21
Ich ging mit sicherm Geistes-Vertrauen . . II. 255
Ich gonnt' ihnen gerne Ruh . III. 269
Ich hab' alt Gottes Spürhund . . . . III. 208
Ich hab' ihn gesehen . . I. 29
Ich hab' mein Sach . . I. 83
Ich habe gar nichts gegen die Menge. . . . . II. 331
Ich habe geliebet . . . I. 79
Ich habe nichts gegen die Freimaurerei. . . . . III. 274
Ich habe nie mit Euch gestritten III. 283
Ich hab's gesagt schon meiner . . . . III. 397
Ich bin' euch hiermit Gemeinde sagen . . . . . III. 274
Ich hielt mich stets von Meistern entfernt . . . . . III. 257
Ich hör' es gern, wenn auch die Jugend . . . . . II. 347
Ich kam von einem Prälaten . . . . . II. 449
Ich kann mich nicht bereden lassen III. 287
Ich kenn' ein Blümlein. I. 215
Ich komme bald. . . . III. 40
Ich liebe mir den heitern Mann . . . . . II. 261
Ich meide nichts . . . . II. 369
Ich mehr Dich, verrufnes Wort II. 343
Ich sah die Welt . . . II. 218
Ich sah mich um . . . . . II. 332
Ich schon bis an den neunten Tag . . . . III. 141
Ich soll nicht auf den Meistern. II. 350

seiner Suite wurden alle stattlich und anständig ornirt und dienten, bei Festen Fremde aufzunehmen.

Der große Saal, der sowol zur großen Tafel als zum Tanzen diente, wurde auf folgende Weise ornirt. Im Mittelbilde war Ariadne und Bacchus im Triumph vorgestellt und in vier runden Feldern Bacchus, der den Menschen den Ackerbau, Weinbau u. s. w. lehrte. Dieses wurde sehr schlecht von Fischetti ausgeführt, so daß der König sagte, als er es fertig sah: „Es ist gut für eine Schenke, aber nicht für mich." Indessen da er den Künstler selbst gewählt hatte, so ließ er's geschehen und sagte: „Die Möbel, die Ihr habt machen lassen, sind solid und elegant; die Malerei will ich nicht ansehen. Es ist mir zu langweilig, von Neuem anzufangen und es herunterreißen zu lassen."

Hernach fiel es dem König ein, ein großes Bad zu haben von achtzig Palmen Länge, wo er schwimmen konnte. Nachdem dieses gebaut war, ornirte es Hackert enkaustisch, sogar den Plafond, welches zwar mühsam war, aber glücklich ausfiel. Also ward Belvedere di San Leocio fertig. Der König gab ein Fest, wo in einem Theater, das für den einen Abend nur von Holz gebaut war, die Nina pazza per Amore von Paisiello zum ersten Mal aufgeführt wurde. Hackert hatte die Anstalten zu dem Feste gemacht und, ungeachtet Alles eng und klein war, dergestalt die Einrichtung getroffen, daß über dreihundert Damen und erste Kavaliere an den Tafeln sitzen konnten, die Uebrigen aber an kleinen Tischen oder stehend soupirten.

Der König und die Königin waren außerordentlich zufrieden, als sie den Tag vor dem Feste alle Anstalten sahen, indem sie nie geglaubt hatten, daß so viel Platz da wäre und daß der große Saal noch zum Tanzen nach dem Souper frei blieb. Als das Theater geendigt war, wurde soupirt. Die Herzogin Amalia von Sachsen-Weimar war dazu eingeladen. An des Königs Tafel befanden sich achtundvierzig Personen, und da eben zu der Zeit eine spanische Escadre vor Neapel lag, so waren auch alle Stabsoffiziere derselben zu dem Feste gelaben. Nach dem Souper wurde getanzt. Der König beschenkte Hackert mit einer goldnen Dose und Repetiruhr, so daß die Königin sagte:

Nina pazza per Amore — eine der 148 Opern des bereits öfters erwähnten Komponisten.

Herzogin Amalia von Sachsen-Weimar — Sie war im Januar und Februar 1788 und 1790 in Neapel.

„Gott vergeb' es mir! Ich fürchte, daß es nahe an seinem Ende ist; denn er schenkt niemals." Indessen ist anzumerken, daß der König nicht Dosen, Uhren und Dergleichen verschenkte, wie die Königin häufig that; lieber verehrte er hundert, auch zweihundert Unzen in Gold, welches denn für den Empfänger weit besser war als eine Dose, die er mit achtzig Unzen bezahlt hätte und nur vierzig werth war.

Carditello.

Der König ließ Carditello bauen. Der Architekt Collicini hatte abermals den Auftrag. Es ist ein großes Jagdhaus, oder vielmehr kann man es einen Jagdpalast nennen. Es sind viele Ställe dabei, theils für Pferde, weil eine Stuterei daselbst angelegt ist, theils für Kühe, deren über zweihundert waren. In der angelegten Meierei wurde gute Butter und Parmesankäse gemacht. Ingleichen eine Bäckerei, um Brod für die Arbeiter zu backen; verschiedene andere Gebäude zur Landwirthschaft und Wohnungen für Diejenigen, die im Winter an diesem Orte leben; denn im Sommer ist die Luft sehr übel, ja in gewissen Monaten tödtlich. Indessen Leute, die da geboren sind, halten es aus, ohne krank zu werden, leben aber doch selten über vierzig bis fünfundvierzig Jahre.

Hackert erhielt den Auftrag vom König, den ganzen Palast von Carditello nebst der darin begriffenen Kirche mit Bildhauerei und Malerei zu verzieren. Dieses ward in zwei Jahren vollendet. Am Himmelfahrtstag, als dem Fest der Kirche, ward ein Wettrennen zu Pferde auf englische Art gegeben in einem Oval, das rings um den Palast und die Gebäude hergeht und mit Stufen wie ein Amphitheater gebaut ist. In demselben steht auch ein runder Tempel mit Säulen, worin sich die Musik befindet. Auch waren andere kleine populäre Feste für das Volk eingerichtet, das zu vielen Tausenden herbeiströmte. Der König war sehr vergnügt, daß Alles fröhlich und gut ausfiel, dankte Hackert für seine Mühe und sagte: „Das ist der einzige Palast, den ich habe, der fertig und völlig möblirt ist."

Sizilien.

Nun fingen leider die Unruhen in Frankreich an, und es fanden sich in Neapel auch heiße Köpfe für die Sache der Freiheit und Gleichheit. Der König fuhr indessen immer noch fort, sich für die Künste zu interessiren. Im Jahre 1790 wurde Hackert mit einem kleinen Fahrzeug, welches man in Neapel Scapparia nennt, einer Art von Feluke, mit zwölf Mann wohl bewaffnet, abgeschickt, die Küste von Kalabrien und Sizilien zu besuchen und alle malerischen Seehäfen zu zeichnen und Studien zu machen, wonach die Bilder in Neapel könnten gefertiget werden. Die Reise ward gegen Ende Aprils angefangen; durch üble Witterung jedoch, die in dieser Jahrszeit ungewöhnlich ist, verlor Hackert viele Zeit, indem er an öden Stellen der Küste Kalabriens, wo nichts zu zeichnen war, Halte machen mußte. Er ging darauf nach Messina, Syrakus, Augusta und Palermo, wo er zur Zeit des Festes der heiligen Rosalia ankam und den vielen Gaukeleien der fünf Tage beiwohnte. Siebzehn Tage war er in Palermo und zeichnete verschiedene Aussichten des Hafens und der Rhede.

Der Vizekönig Prinz Caramanica, der sein Freund schon seit langer Zeit in Neapel gewesen war, nahm ihn sehr günstig auf, und überdies hatte ihn der König noch eigenhändig an den Prinzen empfohlen. Er hatte Logis im Palast und war aufs Beste versorgt. Den ersten Abend des Festes stellte der Prinz ihn selbst der ganzen Noblesse vor; denn der Prinz hatte oft in Neapel gesehen, daß sowol der König als die Königin Hackert bei Hoffesten an Souveräne vorstellten, welche damals Neapel besuchten; auch fiel dieses den Palermitanischen Kavalieren, die Hackert kannten und ihn in Neapel als ersten Kammermaler bei allen königlichen Festen gesehen hatten, nicht auf; hingegen die nie von ihrer Insel gekommen waren, begriffen es nicht, daß ein Maler vom Vizekönig vorgestellt würde; noch weniger war es ihnen begreiflich, daß der Vizekönig den Künstler oft bei Spazierfahrten in den Hafen und aufs Land mitnahm. Don Ciccio Carelli, erster Sekretär des Vize-

Augusta — identisch mit dem bereits S. 91 erwähnten Agosta.

königs, führte ihn in alle übrigen Assembleen, wo Feste gegeben wurden.

Da der König den Vorsatz gefaßt hatte, nach Wien zu gehen, wohin ihn die Königin und die beiden Prinzessinnen begleiten sollten, so wollte Hackert noch vor der Abreise des Königs im August in Neapel sein. Er verließ daher sein kleines Fahrzeug und ging mit dem gewöhnlichen Packetboot Il Tartaro zurück. Wäre Hackert nicht noch mit Carditello und dessen Möblirung beschäftigt gewesen, so hätte ihn der König mit nach Wien genommen. Er wollte aber Alles bei seiner Zurückkunft fertig finden, und so ließ er den Künstler zurück.

Kriegsunruhen.

Ungeachtet die Unruhen sich immer mehr und mehr verbreiteten, so ging doch Alles seinen Gang fort, bis der Krieg nach Italien kam und die beiden Tanten Ludwig's XVI. aus Rom nach Neapel flüchten mußten. Da fing Alles an zu stocken. Hackert mußte sein Quartier im alten Palast zu Caserta räumen sowie alle andern Kavaliere, denen ihre Wohnung daselbst angewiesen war; die Prinzessinnen sollten ihn beziehen. Hackert wohnte noch ein Jahr in Caserta für sich, gab es aber auf, weil der Hof kein Quartier für ihn bezahlen wollte. Er wurde nun sehr oft nach Caserta gerufen, welches dem König am Ende mehr kostete, und Hackert verlor viele Zeit dabei. Indessen ging es noch so ziemlich. Der König kam dann und wann, aber viel seltner als sonst. Hackert sah wohl, daß das Ganze schief ging; aber er durfte sich's nicht merken lassen; denn alle Wohlgesinnten, die nicht in den Ton stimmten, den Haß und Parteigeist angegeben hatten, sondern vernünftig und ohne Leidenschaft urtheilten, waren augenblicklich in Verdacht und in Gefahr, ohne Verhör jahrelang im Gefängniß zu schmachten. Hackert, um sich zurückzuziehen und um nur die großen Festtage, wo es seine Stelle erforderte, bei Hofe zu erscheinen oder, wenn er gerufen wurde, sich zum König zu begeben, miethete sich ein klein Casino sul Vomero, welches die schönste Aussicht

Die beiden Tanten Ludwig's XVI. — die unverwählten Töchter Ludwig's XV., Schwestern des bereits 1765 gestorbenen Dauphin.

vom ganzen Meerbusen hatte. Wenn er zum König gerufen wurde, war Anstalt getroffen, daß die Nachricht davon in einer halben Stunde bei ihm war. Er setzte sich in den Wagen und konnte in der zweiten halben Stunde auf dem Palast des Königs sein. Also war er auf dem Lande und in der Stadt zugleich und brauchte den König nicht um Urlaub zu bitten.

Um sich von den traurigen Ahnungen zu zerstreuen, die er von den bevorstehenden Schicksalen hatte, machte er in den heißen Monaten malerische Reisen nach Monte Forte, Monte Virgine, zu den weißen Benediktinern, wo der General und viele Aebte seine Freunde waren, sowie auch zu den Kamaldulensern all' Incoronata. Und so brachte er in den Apenninen, so lange die große Hitze dauerte, mehrere Monate zu. In stiller Einsamkeit malte er viele fertige Studien nach der Natur, welches er im Winter verschiedene Monate zu Pozzuoli und Bajä fortsetzte, machte ferner kleine Reisen auf seine Kosten im Königreich, nach Cusazzo, Piè di Monte, Alifa, Sal Mattese. Allein die Sorgen begleiteten ihn überall hin.

Er gedachte daher seine Kapitalien zurückzuziehen; aber sie mußten erst aufgekündigt werden. Auch war der Kurs auf auswärtige Plätze schon so schlecht, daß man funfzehn Prozent verlor. Doch würde er dieses nicht geachtet haben, wäre es nur möglich gewesen, sein Geld zurückzuziehen, ohne öffentliches Aufsehen zu machen; der Hof würde es sogleich erfahren und Verdacht geschöpft haben. Also war Schweigen und Abwarten das einzige Mittel.

Endlich wurde die weltbekannte unglückliche Katastrophe zubereitet, wovon Mylord Nelson und Lady Hamilton die Triebfedern waren. Jeder mußte sein Silber hergeben. Hackert lieferte für zweitausendvierhundert Scudi Silbergeschirr ein. Löffel und Gabeln durfte man behalten; jenes aber wurde bei angedrohter Konfiskation verlangt. Man bekam Bankzettel, die in dreißig Tagen funfzig Prozent verloren. Der König zog alles baare Geld an sich, und der unglückliche Krieg ging an, von dem Niemand sich Gutes versprechen konnte, der einen Begriff von Krieg und von Armeen hatte.

Die weltbekannte unglückliche Katastrophe — der Umsturz des neapolitanischen Throns, der durch den Krieg gegen Frankreich im Jahre 1798 herbeigeführt wurde.

Lady Hamilton — nicht die S. 40 erwähnte, sondern die berüchtigte zweite Gattin des englischen Gesandten, Emma Hamilton.

Endlich flüchtete der Hof nach Palermo, und man ließ Neapel in Händen von Menſchen ohne Talent und Redlichkeit. Sobald nun die Lazzaroni Macht gewannen, war die Anarchie vollkommen und jeder ehrliche Mann augenblicklich in Gefahr, ſein Hab' und Gut ausgeplündert zu ſehen und ermordet zu werden. In dieſer Lage befand ſich Hackert mit ſeinem Bruder Georg, welche Beide in einem Flügel des Francavillaiſchen Palaſtes wohnten.

Nachdem der königliche Palaſt ausgeplündert war, ſtanden beide Brüder hinter einer Jalouſie am Fenſter, um zu ſehen, was für ein Lärm auf der Straße Chiaja wäre. Die Lazzaroni riefen einander zu: „Wir müſſen den Francavillaiſchen Palaſt plündern; denn die Königin hat viele ſchöne Sachen daſelbſt.“ Beide Brüder nahmen Hut und Stock und Jeder ſeine Schatulle mit Papieren und Kameen, und was ſie ſonſt Pretioſes hatten, um ſich durch den Garten zu retten, zu deſſen Genuß ihnen die Königin den Schlüſſel gegeben hatte. Sie wollten ſich nach dem Caſino auf dem Pomero begeben. Mit einmal entſtand ein neuer gewaltiger Tumult unter den Lazzaroni, deſſen Urſache die Brüder nicht erfuhren; aber glücklicherweiſe unterblieb die Plünderung. Indeſſen machten ſie ſo viel als möglich insgeheim Anſtalten, die beſten Sachen einzupacken, welches nur mit vieler Schwierigkeit geſchehen konnte, theils wegen der Lazzaroni, theils weil die Feinde in der Nähe von Neapel waren.

Franzoſen.

Endlich rückten die Franzoſen ein. Es iſt wol nie von redlich geſinnten Menſchen ein Feind ſo gewünſcht worden als die Franzoſen in dieſem Augenblick. Es herrſchte die größte Anarchie, die man ſich denken kann, jeden Augenblick Mord und Todtſchlag. Wer ſich am Fenſter ſehen ließ, konnte ſich eine Kugel erwarten. Drei Tage jedoch, nachdem die Franzoſen in Neapel eingerückt waren, ſah man die wilden Lazzaroni in

Endlich flüchtete der Hof — Die Abreiſe geſchah am 21. Dezember 1798.
Endlich rückten die Franzoſen ein — infolge der Erſtürmung der Stadt am 22. Januar 1799.

Zimmer verwandelt; man hatte ihrer sieben an einem Tage erschossen. Jeder konnte nun ruhig des Tages auf der Straße gehen.

Den vierten Tag fand Hackert einen Zettel an seiner Thüre, daß der Divisionsgeneral Rey nebst seinem Generalstab und vier Kommissarien bei ihm wohnen solle. Hackert widersetzte sich heftig und verlangte zu wissen, mit welcher Autorität dieses geschehe. Man antwortete, das Einquartierungsbillet von der Munizipalität sollte des andern Tages erfolgen. Indessen rückten sechsundachtzig Jäger und Pferde in den Palast ein, weil so viel Stallung für sie da war. Die vier Kommissärs blieben die Nacht da und schliefen gekleidet auf Matratzen; denn Hackert hatte nur drei Betten, eins für sich, eins für einen Fremden und das dritte für den Bedienten. Des Morgens wollten die Kommissärs Alles versiegeln, welches mit guten und bösen Worten beigelegt wurde. Sie bemächtigten sich gleich siebzehn großer Gemälde von Seehäfen, die dem König gehörten und unten im Studium von Georg Hackert standen. Drei Seehäfen von gleicher Größe waren bei Hackert in seinem Studium oben, die er mit Mühe und Weitläufigkeiten rettete; denn er bewies endlich, daß der König sie noch nicht bezahlt habe und sie bis jetzt noch des Künstlers Eigenthum wären. General Rey, der vom General Championet zum Kommandanten von Neapel ernannt war, kam an, logirte sich in Philipp's Quartier und bediente sich seines Bettes, seiner Küchengeräthschaften und Alles, was da war. Der Generalstab war unten einquartiert bei Georg Hackert, wo sie in Betten schliefen, welche die Munizipalität geben mußte. Sein Studium wurde die Secretarie. Und so gereichte dasjenige, was ihnen so viel Glück und Vergnügen gebracht hatte, den Theil eines königlichen Palastes zu bewohnen, nunmehr zur großen Unbequemlichkeit, indem sie als Privatleute gleichsam an des Königs Stelle die neuen Gäste bewirthen sollten und ihre eigenen Sachen als königlich angesehen wurden; denn das besondere Verhältniß, worin sie standen, war den ankommenden Siegern nicht leicht deutlich zu machen.

General Championet — der durch das Direktorium in Paris ernannte Oberbefehlshaber für Italien.

Rettung.

Den General Rey lud Hackert den ersten Tag, weil sein Koch noch nicht angekommen war, zum Essen ein, und durch höfliche und kräftige Behandlung, auch durch die Vorstellung, daß sie geborne Preußen seien, wurde der General ihr Freund, und wie Hackert im siebenjährigen Kriege sein erstes Aufkommen als Künstler französischen Offizieren zu danken hatte, so dankte er nun französischen Generalen seine Rettung.

Es kam ein Billet von der Munizipalität, daß Hackert sogleich zweihundert neapolitanische Dukaten Kontribution bezahlen sollte. Baar Geld war nicht vorhanden; also wendete er sich an General Rey um guten Rath. Dieser setzte sich mit ihm in den Wagen und brachte ihn zum General Championet, dem er ihn als einen berühmten Künstler vorstellte, da er denn sehr gut aufgenommen ward; allein von der Kontribution war diesmal nicht die Rede; doch wurde er nachher durch die erworbene Gunst auf eine indirekte Weise von derselben befreit.

General Rey bezeigte sich sehr freundlich gegen die beiden Brüder und verlangte, daß sie täglich mit ihm speisen sollten; ja, er verwies es ihnen auf die höflichste Weise, wenn sie einmal fehlten. Auch gab er auf manche andere Weise an den Tag, wie sehr er sie schätze und beschütze. Hierdurch wurde Hackert in große Verlegenheit gesetzt; denn in seinem Herzen war er überzeugt, daß die Republik nicht bestehen könne und daß der König bald wieder in den Besitz seines Landes kommen würde. Viele Generale besuchten ihn nun in seinem neuen Hause, das er bezogen hatte, seitdem er den Francavillischen Palast verlassen mußte. Sie zeigten sich alle als Liebhaber der Kunst, einige als Kenner. General Rey war vertraulich und aufrichtig gegen ihn. Eines Tages sagte er: „Daß Ihr kein guter Republikaner sein könnt, ist mir sehr begreiflich; denn ein Künstler, der jährlich sechstausend Livres Pension verliert nebst einer schönen Wohnung und hundert andern Bequemlichkeiten, kann unmöglich ein Freund von der neuen Ordnung der Dinge sein; aber Ihr seid ruhige Leute und habt Euch weder sonst noch jetzt in Regierungsgeschäfte gemischt. Wir schätzen Euch als Artisten und respektiren Euch als Preußen. Und wie ich

Im siebenjährigen Kriege — s. S. 30.

Euch seit einem Monat kenne, habe ich den besten Begriff von Euch. Aber ich rathe Euch, ja, ich verlange aufs Dringendste, daß Ihr Neapel verlaßt und nach Paris gehet; denn ich kann Euch vertrauen, daß man mir schon angesonnen hat, Euch als Royalisten arretiren zu lassen. Ziehet weg! Männer und Künstler, wie Ihr seid, Ihr könnt in der ganzen Welt ruhig leben."

Mißliche Lage.

Die beiden Brüder hatten schon längst über ihre Lage nachgedacht, ihre Verhältnisse zur Munizipalität wohl überlegt und auch vorher schon vom General Rey etwas Aehnliches hören müssen. Sie sahen voraus, was nach dem wahrscheinlichen Abzug der Franzosen sie erwartete. Sie beschlossen daher, sich zu entfernen und, wenn auch nicht gerade nach Paris zu gehen, wenigstens Livorno zu erreichen; denn der Großherzog Ferdinand war noch in Toskana. Einige Tage darauf sagte General Rey zu Hackert: „Wann gehet Ihr?" Dieser antwortete: „Mit dem ersten Schiffe, das neutral ist. Ein Däne liegt hier, der Quarantäne hält; mit dem will ich gehen." Der General versetzte: „Thut es so geschwind als möglich! Denn ich habe meine Ursachen." Er rief sogleich seinen Sekretär und gab Jedem einen Paß mit der Weisung, ihn beständig in der Tasche zu tragen und die französische Kokarde auf dem Hut. Und so waren die beiden Brüder bei Hof in Palermo für Jakobiner ausgeschrien, und in Neapel wollte man sie als Royalisten einkerkern. In diesem Falle befanden sich damals alle vernünftigen und mäßigen Leute.

Abfahrt.

Endlich war die Quarantäne des dänischen Kapitäns zu Ende, und Hackert mußte bis Livorno über dreihundert Piaster bezahlen für sich, seinen Bruder, einige zwanzig Kisten und einen englischen Wagen. General Rey hatte Befehl gegeben, daß nichts, was ihnen zugehörte, visitirt werden sollte. Der dänische Generalkonsul, Christian Heigelin, war auch mit auf dem Schiffe, Direktor Tischbein und Andere mehr, in Allem dreiundvierzig Passagiere. Bei Monte Christo ward das Schiff

von einem französischen Kaper besucht, und weil ein Türke auf dem Schiffe war, welcher Datteln hatte, so wurde das Schiff genommen. Hackert widersetzte sich mit Heftigkeit, zeigte seinen französischen Paß und wurde als Preuße respektirt. Indessen wollten sie das Schiff nach Bastia in Korsika bringen. Heigelin und Schwarz, als Kaufleute, wußten wohl, daß in Bastia keine Gerechtigkeit sei; also, da die Kaper das Schiff verlassen hatten, handelten sie mit den beiden Kerls, die auf dem Schiffe als Wache zurückgeblieben waren, und stellten ihnen vor, der Großherzog von Toskana habe schon das Land verlassen, und die Franzosen seien im Besitz desselben. Sie möchten das Schiff, anstatt nach Bastia, nach Livorno bringen lassen. Dieses kostete zweihundert Piaster, welche Hackert mit den beiden Obgenannten bezahlte, weil sie die besten Güter auf dem Schiff hatten.

Livorno.

Der Wind ward ungestüm und trieb das Schiff gegen Livorno, und nach einer verdrießlichen Reise von dreizehn Tagen kamen sie in der Nacht auf der Rhede daselbst an. Des Morgens früh wurde das Schiff wie gewöhnlich besucht, und weil ein Kaper darauf gewesen war, fünfundzwanzig Tage Quarantäne deklarirt, welche auch im Hospital St. Jakob gehalten wurde.

Hackert ließ gleich seinen englischen Wagen wegbringen; da es aber an die Kisten kam, wollte man sie visitiren, ob auch englische Waaren darin wären. Durch den preußischen Agenten und den General Miollis aber wurde Alles sogleich vermittelt und die Kisten ohne Visitation verabfolgt. Der Kaufmann Schwarz hingegen und Andere hatten noch einen weitläufigen Prozeß, der erst lange hernach in Paris entschieden wurde.

General Miollis war durch General Rey schon unterrichtet, daß die beiden Gebrüder Hackert nach Paris gingen. Die Sache war aber schwer auszuführen, und man ließ die Entschuldigung gelten, daß das Meer voller Kaper und das Land voller Armeen sei. Sie wählten einstweilen Pisa zu ihrem Wohnplatze und hielten sich stille, bis endlich die kaiserlichen Truppen einrückten.

Schwarz — Der Name ist bisher noch nicht erwähnt.
Miollis — französischer General, derselbe, welcher 1808 Rom besetzte und Pius VII. gefangen nehmen ließ.

Ja sah' Euch nicht. . . . . II. 373
Ich trat in m. Gartenthür III. 218
Ja träumt' und liebte sonnenklar II. 332
Ich verschone Dich mit Klagen . . . . . III. 81
Ja wandte auf weiter, bunter Flur. . . . . II. 315
Ich war ein Knabe . . III. 200
Ja war von reinem Gefühl . III. 281
Ich wär' noch gern ein thätig Mann . . . . II. 259
Ich war's nicht . . . . III. 97
Ich weiß, daß mir nichts I. 66
Ich weiß es wohl . . . III. 28
Ich weiß nicht, was mir hier gefällt . . . . . I. 65
Ja weiß' Euch große Namen III. 286
Ich wollt', ich wär' ein Fisch . . . . . I. 25
Ja wollte gern sie gelten lassen III. 269
Ja wünsche mir eine hübsche Frau III. 373
Ja zieh' ins Feld. . . . . II. 355
Ich zweifle doch am Ernst . . . . . I. 217
Je mehr man kennt . . . . . II. 393
Jedem Besitzer das Seine . . III. 253
Jedem redlichen Bemühn . . III. 269
Jeder Edle Beu-big's . . II. 141
Jeder geht zum Theater heraus! III. 261
Jeder ist doch auch ein Mensch . . . . . II. 262
Jeder Jüngling sehnt sich III. 45
Jeden solchen Lumpenhunde. . II. 382
Jeder Weg zum rechten Zwecke III. 269
Jeden zeigt hier, was er vermag II. 174
Jedermann schürzte den sich . . III. 250
Jeglichen Schwärm schlagt II. 148
Jene machen Partei. . . . . II. 171
Jene Menschen sind toll. . II. 148
Jenen giebt auf der Erde . . . III. 254
Jetzo nehmt Euch in Acht . . III. 245
Jetzt, da Jeglicher ließ . III. 129
Jetzt fühlt der Engel . . III. 16
Jetzt war das Bergdorf . . II. 296
Ihm färbt der Morgensonne . . . . . III. 109
Ihm ziemt's, die Welt . . . . II. 223
Ihr edlen Deutschen wißt noch nicht. . . . . II. 287
Ihr Gläubigen, rühmt nur nicht III. 30
Ihr guten Dichter Ihr. . . . II. 382
Ihr guten Kinder. . . . . II. 382
Ihr Herz ist gleich . . . III. 261
Ihr kommt, Gebildetes . II. 139
Ihr könnt mir immer ungeschreckt III. 267
Ihr laßt's nicht nach . . II. 260
Ihr liebt, und schreibt . I. 116
Ihr meint, ich hätt' mich gewaltig betrogen. . . . . II. 298
Ihr möchtet gern den derbsten Schlegeln . . III. 205
Ihr müßt mich nicht durch Widerspruch . . II. 260
Ihr schaltet meine Dichtung. II. 364
Ihr schwarzen Aeugelein I. 95
Ihr seht und an mit scheelem Blick II. 362
Ihr sollt genießen . . . III. 72
Ihr sollt nicht mit dem Edlen . . . . . III. 196
Ihr stummen Bäume . III. 394
Ihr sucht die Menschen zu benennen . . . . . II. 337
Ihr verblühet, süße Kos. III. 74
Ihr verlacht nach Greisen . . III. 254
Ihr zürnt mich immer unter die Toten. . . . . II. 329
Ihrer sechzig hat d. Stunde III. 353
Ihrer Viele wissen viel . . . II. 396
Im Auslegen seid frisch und munter . . . . . II. 355
Im Dorfe war . . . . II. 294
Im ernsten Beinhaus . III 190
Im Felde schleich' ich . . I. 63
Im Grenzenlosen . . . II. 226
Im heilen Thal . . . III. 101
Im Innern ist ein Universum II. 224
Im Namen Dessen . . . II. 223
Im Nebelgrieselt . . . I. 97
Im neuen Jahre Glück und Heil II. 321
Im Schlafgemach . . . I. 35
Im Vaterlande. . . . . II. 334
Im Vatikan . . . . II. 296
Im wetten Mantel . . I. 210
Im Zimmer wie im hohen Saal . . . . III. 337
Immer bellt man auf Euch . . III. 241
Immer denk' ich, mein Wunsch II. 334

Florenz.

Ein Jahr darauf zogen beide Brüder nach Florenz und richteten sich ein. Im Jahr 1803 kaufte Hackert sich eine Villa mit zwei Podere, welches so viel sagen will als zwei Bauerfamilien, welche das Land der Herrschaft um billige Bedingungen bauen. Diese Villa liegt a San Piero di Carreggio, nahe bei der Villa, wo Lorenzo il Magnifico gewohnt hatte. Hackert hatte seine Wohnung in Florenz und lebte viele Monate auf der Villa, wo ein Studium eingerichtet war, so daß er fleißig malte und sich dabei auch mit der Kultur des Landes beschäftigte. Er behandelte seinen Wein nach Chaptal's Unterricht, preßte sein Oel, wie es die Provenzalen machen, legte sich einen Küchengarten an, baute das Kornland besser, ließ gemauerte Gräben ziehen, pflanzte einige tausend neue Reben, so daß sein Gütchen in Kurzem sehr einträglich ward. Die Wohnung war reinlich und einfach eingerichtet, und er sah nur wenige Freunde und Fremde, die ihm empfohlen waren, damit die Ruhe des Landlebens nicht gestört werden möchte. Sein Bruder Georg besorgte in der Stadt den Kupferstichhandel und was sonst von dieser Art vorfiel, kam Sonnabends zu ihm und ging Montags früh nach Florenz zurück. Dieser Bruder ward ihm aber bald durch den Tod geraubt. Er starb den 4. November 1805, noch nicht funfzig Jahr alt. Er wurde als Protestant in Livorno begraben; denn in Florenz ist keine Grabstätte für Protestanten.

Lebensende.

Noch ein ganzes Jahr verlebte Hackert in völliger Thätigkeit; doch ward er gegen Ende von 1806 vom Schlagfluß befallen, worauf er noch einige Zeit mit Besinnung und Hoffnung lebte, bis er im April 1807 die Welt verließ.

Er gehörte zu den Menschen, die auf eine entschiedene Weise ihres eigenen Glücks Schmiede sind. Sein angebornes

Chaptal — angesehener französischer Chemiker und Staatsmann (1756 bis 1832), Verfasser des Werks: „Chimie appliquée à l'agriculture“ und Erfinder des Verfahrens, den Wein reicher an Alkohol zu machen (chaptalisiren).

Talent entwickelte ſich bald, und ein ruhiger Fleiß, eine unausgeſetzte Bemühung brachte ihn nach und nach auf den Gipfel, wo wir ihn geſehen haben. Er war eine von den glücklichen Naturen, die bei einer großen Selbſtbeherrſchung Jedermann dienen und Niemand gehorchen mögen. Er hatte die Gabe, ſich in Menſchen zu ſchicken, ohne im Mindeſten biegſam zu ſein. Dabei gereichte es ihm freilich zum größten Vortheile, daß gerade das Fach, wozu ihn die Natur beſtimmt hatte, zu ſeiner Zeit vor vielen andern begünſtigt war. Die große Strenge und Ordnung, mit der er ſeine Kunſt ſowie ſeine Geſchäfte betrieb, ward mild und leidlich für Andere, indem ſein eigentliches Metier ihn Jedermann angenehm machen mußte. Die vielen Liebhaber ſuchten und bezahlten ihn, die vielen Dilettanten ſtrebten ihm nach, und Jeder war ſchon zufrieden, wenn er ſich auch nur einen Schein jenes großen Talentes gewonnen hatte. So war Hackert geſchätzt, ohne beneidet zu werden, und konnte immer er ſelbſt ſein, ohne den Menſchen läſtig zu fallen.

Seinen Brüdern war er mehr als Vater; er ward ihnen zugleich Lehrer und Gönner, Führer und Beſchützer. Sein Aeußeres war ſeinem Innern völlig gemäß. Wohlgebaut, zeigte er ſich ſtrack, ohne ſteif zu ſein, doch mehr mit einem ernſten als gefälligen Anſtand. Man hätte wol in ſeinem Weſen etwas Diplomatiſches finden können, welches in dem kalten Gefälligen der Hofleute beſteht, ohne das Submiſſe von dieſen zu haben, weil der Diplomate ſich immer auch gegen die vornehmſten Perſonen, mit denen er umgeht, eine gewiſſe Würde geben muß, indem er, wenn er auch Ihresgleichen nicht iſt, doch Ihresgleichen vorzuſtellen hat. Wir dürfen hierbei nicht vergeſſen, daß er ein Preuße von Geburt war und ſeinen Theil von der Glorie des großen Königs ſich zueignete. Er ähnelte daher durch Tüchtigkeit, Strenge, Schärfe, Thätigkeit und Ausdauer den Beſten, die uns aus dieſer Nation bekannt geworden — eine Vergleichung, die, indem ſie den Begriff von ihm erleichtert, ihm nur zur Ehre gereichen kann.

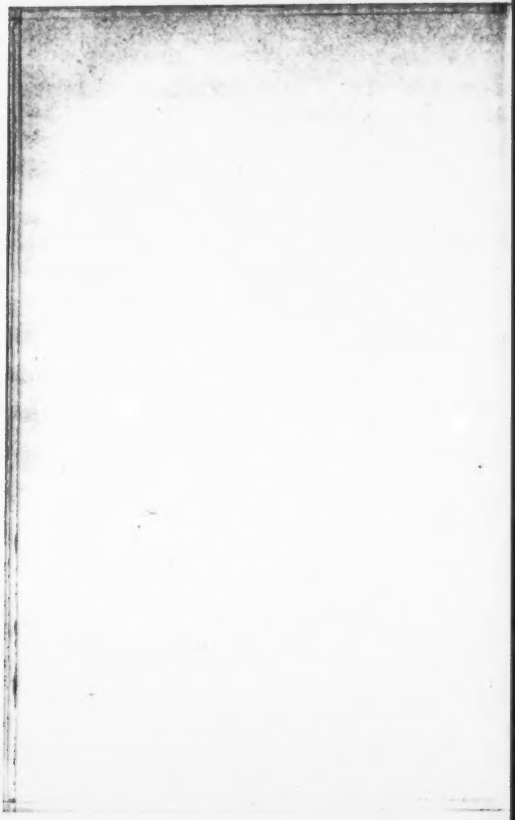

Nachträge.*)

Ausführliche Beschreibung der sechs Gemälde, die zwei Treffen bei Tschesme vorstellend.

S. oben S. 41–46.

Erstes Gemälde.

Evolutien, um den Feind zu der Schlacht vom 5. Juli 1770 zu nöthigen.

Die türkische Flotte war in einem Halbzirkel am rechten Ufer des festen Landes bei Tschesme geordnet. Das türkische Schiff mit der großen roth- und grünen Flagge und dem rothen Wimpel auf dem großen Mast kommandirte der Kapitän-Bascha; das Schiff mit der großen gelb- und rothen Flagge auf dem großen Mast war des Kontreadmirals; das Schiff mit der großen rothen Flagge auf dem Fockmast befehligte der zweite Kontreadmiral; alle andern türkischen Schiffe führen rothe Flaggen und Wimpel. Auf dem Lande hinter der Flotte stehen die Landtruppen, dreißigtausend Mann stark, die Landung der Russen zu verhindern und die Schiffstruppen im Nothfalle abzulösen. Hievon sieht man nur einen Theil auf dem Bilde, indem Lager und Zelte durch die Schiffe und den Rauch bedeckt sind, so wie man auch von mehreren Galeeren, kleinen Schiffen und Schaluppen zum Transport der Mannschaft nur einige vorgestellt sieht.

*) Im ersten Drucke und in den bisherigen Ausgaben der Goethe'schen Werke bilden den Eingang der Nachträge die „Vorerinnerung" und der „Charles Gore" überschriebene Aufsatz. Wir haben es zweckmäßig gefunden, diese rein zufällige Ordnung zu verlassen, und die „Vorerinnerung", welche ihrer Bestimmung gemäß den Leser zu orientiren sich über das Ganze verbreitet, der Biographie vorangestellt. Der Abschnitt „Charles Gore" durfte hiebei von der „Vorerinnerung" nicht getrennt werden, da er in Wirklichkeit sich als die zweite Hälfte derselben darstellt. (S. oben S. 17–25.)

Der Obergeneral der kaiserlichen Flotte, Graf Orlow, hatte beschlossen, die Feinde bei geringem Winde, der ihn jedoch begünstigte, anzugreifen, und rückte um elf Uhr mit drei Divisionen vor. Die erste Division von drei Schiffen, die Europa, St. Estaft und Tri Swetitele, befehligt der Admiral Spiridow, dessen große Flagge auf dem Mittelmast des zweiten Schiffes St. Estaft, worauf er sich befand, zu sehen. Diese ganze Division hat blaue Windfahnen. Das erste Schiff, Europa, wendet sich, indem es auf den Feind seine Ladung abfeuert, welcher schon die russische Flotte eine Zeit lang beschossen hatte. Die zweite Division, gleichfalls von drei Schiffen, St. Januarius, Tri Evarcha und Rastislaw, rückt in Linie vor und wird von dem Obergeneral, dem Grafen Orlow, befehligt, der auf dem Schiffe Tri Evarcha sich befindet, auf dessen großem Mast man die große Kaiserflagge sieht. Auf dem Fockmast ist die große rothe Flagge als Zeichen des Angriffs. Diese ganze Division hat weiße Windfahnen. Die dritte Division besteht aus drei Schiffen, Netron Menja, Swetoslaw und Saratow, unter den Befehlen des Admirals Elphinstone, der sich auf dem Schiffe Swetoslaw befand. Es hat die Kontreadmiralsflagge auf dem Besanmast. Die ganze Division hat rothe Windfahnen und rückt gleichfalls in Linie vor. Die Bombarde, die sich bei der zweiten Division nach vorn zu befindet, wirft beständig Bomben auf den Feind.

Zweites Gemälde.

Treffen von Tschesme, den 5. Juli 1770.

Das Schiff St. Estaft, welches das Schiff des türkischen Kontreadmirals genommen hatte, war, von dem großen brennenden Mast desselben entzündet, aufgeflogen. Die Trümmer desselben sieht man im Vordergrund. Man erblickt Russen, welche die türkische Flagge retten, um dieses Zeichen ihres Siegs zu erhalten, an der andern Seite mehrere Türken und Russen, die sich um die Wette auf einen Theil der Trümmer zu retten suchen. Weiterhin erblickt man eine russische Schaluppe, die eine Menge russischer Soldaten und Matrosen rettet, die mit dem Schiff aufgeflogen waren. Alle die übrigen Schaluppen eilen herbei zu demselben Zweck, aufgefordert durch den rothen Wimpel auf dem Fockmast des Admiralschiffs Tri Evarcha.

Dasselbe Schiff hat Anker geworfen und schlägt sich unaufhörlich mit kleinem Gewehr- und Kanonenfeuer. Das Schiff Rastislaw hält an der Windseite, um sich mit Vortheil zu schlagen. Das Schiff Tri Swetitele, um der Gefahr zu entgehen, von dem brennenden türkischen Schiff entzündet zu werden, durchbrach die Linie der Türken unter fortdauerndem Gefecht. Die Europa und der heilige Januarius fahren fort, zu manövriren, indem sie die feindlichen Schiffe beschießen. Die dritte Division des Kontreadmirals Elphinstone ist noch nicht in den Streit verwickelt. Die Schaluppe, die sich entfernt, ist die, welche den Admiral Spiridow und den Admiral Graien Orlow gerettet hatte. Das Schiff des türkischen Kontreadmirals, das durch den St. Estaf genommen war, entzündete sich. Die türkische Mannschaft, um sich zu retten, stürzte sich ins Meer; einige Stunden darauf erreichte das Feuer die Pulverkammer, und das Schiff flog auf. Der erste türkische Kontreadmiral hat sein Ankertau gekappt, seine Flaggen gesenkt und entfernt sich, um nicht durch gedachtes Schiff angezündet zu werden. Ein anderes in der Nähe macht Anstalten, dasselbe zu thun, während es sich noch schlägt. Alle übrigen Schiffe, dieselbe Gefahr und das beständige Feuer der russischen Flotte fürchtend, kappen gleichfalls ihre Ankertaue und beginnen ihren Rückzug.

Drittes Gemälde.

Rückzug der Türken in den Hafen von Tschesme.

Die Türken ziehen sich in den Hafen zurück mit gesenkten Flaggen. Das Schiff Tri Erarcha, worauf sich der Graf Orlow befand, gab das Signal zum Verfolgen, indem eine rothe Flagge mit einem weißen Oval in der Mitte am großen Maste unter der Kaiserflagge aufgesteckt war. Das Schiff selbst aber und der Rastislaw ist noch im Gefecht mit den Feinden, indeß der übrige Theil die Flotte verfolgt. Die Schaluppen, welche befehligt waren, die Mannschaft des aufgeflogenen Schiffes zu retten, kehren zurück und nähern sich ihren Schiffen. Der Vordergrund stellt eine kleine Insel vor, wo sich ein türkischer Posten befindet, der den russischen Schaluppen durch ein anhaltendes Feuer beschwerlich fällt; sie antworten demselben, indem sie ihren Weg fortsetzen. Mehrere Türken von der Mannschaft des aufgeflogenen Schiffes retten sich auf diese Insel.

Viertes Gemälde.

Nächtlicher Angriff vom 7. Juli 1770.

Die vier Schiffe, Europa, Rastislaw, Retron Menja und Saratow, zwei Fregatten, Afrika, Nadegda, und eine Bombarde machen die Escadre aus, die den Feind angreifen sollte. Sie war vom Kontreadmiral Greigh befehligt, der auf dem Schiff Rastislaw sich befand. Auf dem Gipfel des großen Maites sieht man die Kornette und auf dem Flaggenmaste drei angezündete Schiffslaternen, welche das Zeichen zum Angriff sind. Um den Angriff zu maskiren, scheint die übrige Flotte sich segelfertig zu machen. Die vier Brander liegen vor Anker und erwarten das Signal zum Handeln. Die Bombarde wirft beständig Bomben. Die Fregatte Nadegda nähert sich der türkischen Batterie von zweiundzwanzig Kanonen ungeachtet ihres beständigen Feuers. Die Fregatte Afrika nähert sich von der andern Seite, um die Vollendung einer andern angefangenen Batterie zu verhindern. Die türkischen Schiffe, alle vor Anker in dem Hafen von Tschesme, fangen, indem sie die Annäherung der russischen Escadre bemerken, zu kanoniren an.

Fünftes Gemälde.

Verbrennung der türkischen Flotte im Hafen von Tschesme.

Die drei Schiffe Europa, Rastislaw und Retron Menja liegen vor Anker am Eingang des Hafens nahe bei der feindlichen Flotte, welche sie immerwährend beschießen. Der Saratow bleibt zurück, um im Nothfall eines dieser Schiffe zu ersetzen. Die Fregatte Nadegda feuert auf die Batterie von zweiundzwanzig Kanonen; Afrika fährt fort, die Errichtung der zweiten Batterie zu verhindern. Die Bombarde feuert unaufhörlich.

Da der Wind sich völlig gelegt hatte, sendete der Graf Orlow die Schaluppen zu jenen Schiffen, um sie im Fall einer Gefahr wegbringen zu können. Die andern Schiffe der Flotte

liegen vor Anker. Die vier schon abgesendeten Brander haben die türkische Flotte in Brand gesteckt, wovon ein Theil schon durch die glühenden Kugeln der drei Schiffe entzündet gewesen. Man hat die beiden Effekte eines Schiffes, welches auffliegt, vorgestellt. Der erste ist der, wo man die Feuersäule sieht, die sich in Wolken ausbreitet, ungefähr drei Minuten dauert und sich alsdann, wie man auf dem zweiten Effekt sieht, in das rothe Feuer mit Funken verwandelt, in dessen Mitte eine Rauchsäule aufsteigt, welche sich nach oben verbreitet und auch ungefähr noch drei Minuten dauert. Man hat für gut befunden, zwei Schiffe vorzustellen, deren eines drei Minuten nach dem andern aufgeflogen wäre, um die verschiedenen Wirkungen einer solchen Explosion sehen zu lassen. Zugleich sieht man, daß die Flammen der feindlichen Flotte sich einem Theil der Stadt und den nächsten Landhäusern mitgetheilt haben.

Sechstes Gemälde.

Rückkehr der siegreichen Flotte am Morgen des 8. Juli 1770.

Die Escadre der drei Schiffe, die beiden Fregatten und die Bombarde kehren bei Anbruch des Tages von ihrer glücklichen Unternehmung zur Flotte zurück und bringen ihre Prisen mit, nämlich das Schiff Rhodus mit gesenkter Flagge unter der russischen, sodann vier Galeeren, die einzigen Ueberbleibsel der türkischen Flotte. Das Schiff Rastislaw, indem es sich dem Schiff Tri Erarcha nähert, grüßt den Oberbefehlshaber, dessen Schiff antwortet. Im Vordergrund sieht man die Trümmer mehrerer feindlichen Schiffe und Türken, die sich zu retten suchen.

Hackert's Kunstcharakter und Würdigung seiner Werke,

von Herrn Hofrath Meyer.

Hackert's Verdienst als Landschaftsmaler und das Eigenthümliche seiner Werke klar auseinanderzusetzen, ist keine leichte Aufgabe, theils weil er die Prospektmalerei hauptsächlich emporgebracht und noch bis jetzt von Niemand darin übertroffen worden, theils weil zwar wol das Publikum, aber nicht immer die Kunstrichter seinen Talenten und seiner großen, höchst achtbaren Kunstfertigkeit Ehre und Recht haben widerfahren lassen.

Damit aber der vorgesetzte Zweck möge erreicht werden, so wird sich der Leser einige Rückblicke auf den Zustand oder vielmehr auf den Gang der Landschaftsmalerei seit dem siebzehnten Jahrhundert gefallen lassen. Gegen die Mitte desselben nämlich blühten die drei großen Künstler Claude Lorrain, Kaspar Dughet und Salvator Rosa; allein es ist nicht zu viel behauptet, wenn man sagt, der Kunsttheil, welchen sie so sehr verherrlichten, habe damals auch seinen Wendepunkt erreicht; denn wiewol die folgenden Zeiten nicht gänzlich arm an ausgezeichneten Talenten waren, so können doch die seither erfolgten Rückschritte in der Landschaftsmalerei nicht wol abgeleugnet werden. Der Gehalt der Erfindungen wie nicht weniger auch die allgemeine Uebereinstimmung der Theile zum künstlich malerischen Ganzen hat abgenommen. Vorerwähnten großen Meistern folgten Nachahmer, welche aber als solche nothwendig hinter ihren Mustern zurückblieben; sodann folgte die Prospektmalerei, deren Ursprung bei den bildnißliebenden Engländern zu suchen sein dürfte. Bald verbreitete sie sich auch nach Frankreich, wo Vernet um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts vornehmlich mit den bekannten Ansichten der Seebäen sich seinen glänzenden Ruhm erworben, und zu ebender Zeit fanden auch die durch Aberli zu Bern verfertigten

Kaspar Dughet – als Schüler und Schwager Nicolas Poussin's gewöhnlich Kaspar Poussin genannt, so z. B. auch unten S. 187. Er lebte 1613 bis 1675.

Vernet – s. S. 76.

Aberli – Johann Ludwig (1723–1786). Man vgl. über ihn Sulzer's Allgemeine Theorie der schönen Künste", III. S. 148 a (Ausgabe von 1792–1794).

ſchweizer Proſpekte ſehr vielen Beifall. Während der ſiebziger Jahre endlich gelang es unſerm Hackert, wie aus den vorſtehenden Nachrichten erſichtlich iſt, ſich in den Ruf des erſten Landſchaftsmalers ſeiner Zeit zu ſetzen, und durch ihn erreichte das Fach der Proſpektmalerei die höchſte Vollkommenheit, indem es unmöglich ſcheint, den realiſtiſchen Forderungen mit geringerem Nachtheil für die wahre Kunſt beſſer Genüge zu leiſten, als in ſeinen Bildern geſchieht. Mit unendlicher Treue und Wahrheit ſtellt er uns die Gegenden von Rom, Tivoli, Neapel u. ſ. w. vor Augen; der Beſchauer erhält Rechenſchaft vom geringſten Detail, und doch iſt Alles ohne ängſtliche, kleinliche Mühe, meiſterhaft, ſicher, ja ſogar mit Leichtigkeit vorgetragen. Ueber dieſes nimmt man bei Hackert eine beſtändige Thätigkeit des guten Geſchmacks oder, wenn man will, des Schönheitsſinnes wahr. Freilich ſind ſeine Gemälde nicht alle hinſichtlich auf den Inhalt gleich anziehend, weil es die Gegenden nicht waren, die er auf Beſtellung nachbildete; aber man wird ſchwerlich ein Beiſpiel finden, daß er den Standpunkt ungünſtig gewählt oder den darzuſtellenden Gegenſtänden eine ſolche Lage und Beleuchtung gegeben, daß der maleriſche Effekt weſentlich dadurch gefährdet würde. Doch um eine deutliche Ueberſicht von Hackert's Künſtlerverdienſt zu gewinnen, iſt es nothwendig, eine nähere Prüfung anzuſtellen, in welchem Maaße er den verſchiedenen Eigenſchaften Genüge leiſtete, die von dem Kunſtwerk überhaupt gefordert werden.

Erfindung liegt eigentlich ganz außer dem Kreiſe landſchaftlicher Proſpektmalerei, und ſo machen die Werke unſeres Künſtlers auf dieſes höchſte Verdienſt keinen Anſpruch. Auch iſt aus den wenigen frei erfundenen Landſchaften, die er verfertigt hat, abzunehmen, daß er ſich wol ſchwerlich mit Glück darum würde bemüht haben.

Auch die **Anordnung** bleibt dem Proſpektmaler nicht frei überlaſſen, und inſofern war Hackert's Verdienſt von dieſer Seite nur ein bedingtes. Da er aber, wie ihm vorhin ſchon zugeſtanden worden, ſeinen guten Geſchmack in der Wahl der Standpunkte bewieſen, ſo daß nur in ſeltenen Fällen, wo es der gegebene Gegenſtand unvermeidlich machte, die Linien nicht gut auf einander treffen, hat er gezeigt, daß ihm dieſer Theil der Kunſt keineswegs fremde geweſen.

Der Artikel der **Zeichnung** kann in der Landſchafts- und zumal in der Proſpektmalerei aus einem doppelten Geſichts-

Immer für Weiber und Kinder III. 248
Immer halt' ich d. Liebste II. 137
Immer muß man wiederholen II. 358
Immer niedlich . . . . II. 270
Immer strebe zum Ganzen . . II. 170
Immer war mir das Alte . . II. 167
Immer wied. in d. Weite I. 193
Immerhin, Du redlicher Pf. III. 248
Immerdin u. immerfort II. 478
In allen guten Stunden . I. 75
In brauner Kapp' . . . III. 356
In Deinem Liede walten II. 270
In Deinen Banden . . III. 370
In d. stillen Mondensch. III. 80
In der Dämmrung . . II. 153
In der Früh begab . . III. 370
In der Gondel lag ich . II. 138
In der Urzeit feien Menschen gewesen . . . . . II. 381
In der Wüsten . . . . II. 286
In des Papillons Gestalt I. 36
In des Weinstocks herrliche Gaben II. 333
In die Welt hinaus . . III. 210
In einer Stadt einmal . III. 63
In e. Stadt, wo Parität II. 289
In früher Zeit . . . . III. 331
In großen Städten . . III. 27
In Harren und Krieg . III. 206
In Hygiea's Form. . . II. 454
In keiner Gilde kann man sein II. 391
In meinem Revier . . . II. 327
In seiner Werkstatt . . I. 113
In wenig Stunden . . . II. 315
Inneres Wähnen . . . III. 71
Ins heilge Leben . . . II. 346
Ins Innre der Natur . II. 237
Ins Sichere willst Du Dich retten II. 349
Ins Teufels Namen . . III. 294
Inschriften II. 397 u. III. 311
Invektiven . . . . III. 289
Invocavit wir rufen laut II. 255
Johannes erst in d. Wüste II. 199
Johannis-Feuer sei unverwehrt II. 381
Irrtum verläßt uns nie. . . II. 170
Irrthum wolltest Du bringen. III. 230
Ist-Zöllner sollen und plagen II. 362
Ist das Chaos doch . . III. 95
Ist Dein Geschenk wol angekommen . . . . . II. 373
Ist dem Gejäide Verdienst ein Lied . . . . . II. 388
Ist denn das klug und wohlgethan II. 343
Ist denn die Wahrheit ein Juwel III. 253
Ist denn so groß das Geheimniß . . . . . II. 149
Ist der Vater auf Geld erpicht III. 278
Ist doch keine Menagerie I. 168
Ist endlich der Aether rein und klar . . . . . II. 319
Ist erst e. dunkle Kammer III. 303
Ist es auch nicht der Schreiber III. 248
Ist es denn wahr . . . III. 318
Ist es Dir Ernst . . . II. 152
Ist Konkordat und Kirchenplan III. 276
Ist uns Jugendmuth . III. 345
Ist's in der Näh . . . . . II. 376
Jugendlich kommt sie. . III. 122
Junge . . . ., alte Nonnen . . . . . III. 302
Jüngling, merke Dir . III. 210
Jüngst pflückt' ich einen. III. 216
Jupiter Pluvius . . . II. 142
Kalan empfahl sich Alexandren III. 282
Käm' der liebe Wohlbekannte . . . . . I. 97
Kannibalisch lebet man Euch III. 245
Kannst dem Schicksal widerstehen. . . . . II. 261
Kannst Du d. Bedeutung III. 169
Kannst Du, o Grausamer II. 21
Kannst Du, schöne Pächt'rin . . . . . I. 255
Kantaten . II. 301 u. III. 219
Kate wollte wol Andre strafen II. 375
Kauft Bretzeln . . . . III. 404
Kaum an dem blauen Himmel . . . . . II. 137
Kaum hatt' ich mich in die Welt gestellt . . . . . II. 331
Kaum wendet der edle Werner II. 390
Kehre nicht in dies. Kreise I. 65
Kehre nicht, liebl. Kind. II. 146
Kein Gründchen schleiche Dir ungebeten . . . . . II. 378
Kein teureres Vermächtniß kann sein II. 336

punkte betrachtet werden. Erstlich, inwiefern der Maler die Gestalt und Proportion der nachzubildenden Gegenstände richtig auf seine Leinwand überzutragen versteht; und hierin ist Philipp Hackert der allervollkommenste Meister gewesen. Zweitens, inwiefern seine Zeichnung durch Gestalt und Umrisse den Charakter der verschiedenen in einem Gemälde befindlichen Gegenstände anzudeuten weiß; und auch hierin steht unser Künstler keinem seiner Zeitgenossen nach. Seine Lüfte sind leicht, der Baumschlag mannichfaltig; der Künstler drückt die verschiedenen Arten der Blätter sowie der Stämme sehr wohl aus. An den Felsen ist oft selbst die Steinart angedeutet. Die Pflanzen des Vordergrundes sind mit Kunst, Bestimmtheit und Sorgfalt dargestellt. Besonders aber pflegte Hackert seine ganze Kunst an nicht sehr entfernten Bergen zu zeigen, an denen sich die verschiedenen Partien noch deutlich unterscheiden. Vielleicht ist das Detail hiebei oft größer, als es dem malerischen Effekt des Ganzen zuträglich ist; dagegen läßt aber auch die Wahrheit und Treue der Darstellung nichts weiter zu wünschen übrig.

Die Kunstrichter haben Hackert's früheren Gemälden Mangel an Uebereinstimmung des Kolorits vorwerfen wollen; zuletzt aber wurde er beschuldigt, daß er bunt male. Jener erste Tadel ist halb ungerecht, weil er nur aus der Vergleichung der Hackert'schen Gemälde mit den Meisterstücken der älteren großen Künstler entspringt. Unter Hackert's Zeitverwandten haben wenige harmonischer, vielleicht keiner kräftiger gemalt als er. Daß hingegen manche seiner späteren Arbeiten etwas bunt seien, läßt sich nicht völlig ableugnen. Doch hiezu wie zu einigen harten Stellen scheint er, indem er nach der Natur malte, durch das an sich löbliche Bemühen, dieselbe recht treu nachzuahmen, verleitet worden zu sein. Denn die Palette erschöpfte sich schon an den Fernungen und den gedachten bewundernswürdig wahrhaft und mit dem größten Detail ausgeführten näheren Bergen, also daß für manche Partien des Vordergrundes keine hinreichenden Farbenmittel mehr in des Künstlers Gewalt waren und er sich zu Uebertreibungen genöthigt sah. Hackert's Kolorit ist deswegen, zumal wenn er Abendschein ausdrücken wollte, nur in einzelnen Theilen vortrefflich, aber in diesen einzelnen Theilen auch wirklich unübertrefflich. In Gemälden, wo er die Aufgabe zu lösen hatte, Morgenbeleuchtung darzustellen, findet sich mehr Akkord, das Verhältniß der Tinten ist mehr kunstgerecht; jedoch hat er, wenn man nämlich milden

Ton und Farbenschmelz im Ganzen als die Haupteigenschaften des guten Kolorits betrachten will, gerade hierin die vortrefflichen älteren Meister nicht immer erreicht.

Die Beleuchtung anlangend, hielt sich unser Künstler blos an die Natur, ohne, wie man wol sieht, diesen wichtigen Theil der Kunst vorzüglich studirt zu haben. Vielleicht hat ihn sein reales Streben nach Darstellung des Wirklichen abgehalten, sich die Vortheile einer künstlich angeordneten Beleuchtung zu Nutze zu machen. Wie dem auch sei, Hackert's Gemälde geben zwar in Hinsicht auf Licht und Schatten zu keinem gegründeten Tadel Gelegenheit, doch haben sie auch ebenso wenig von dieser Seite Anspruch auf vorzügliches Verdienst.

In der Kraft und Nüancirung der Farben weichen die Gründe meistens richtig hinter einander zurück; wo indessen von den obgelobten näheren Gebirgen sich welche finden, so wollen diese wegen ihrer reichen detaillirten Ausführung zu sehr heraustreten und scheinen alsdann den Künstler oft zu einigen Härten im Vordergrunde genöthigt zu haben.

Verschiedene dem Gebiet der Ausführung oder Behandlung angehörige Eigenschaften sind bereits berührt worden; es ist also nur noch anzumerken, daß Hackert den Pinsel mit unumschränkter Meisterschaft führte. Die Leichtigkeit und Sicherheit, womit er arbeitete, die zweckmäßige Methode, die er im Anlegen und Vollenden beobachtete, konnte es ihm auch allein möglich machen, nicht nur eine sehr große Anzahl Oelgemälde, sondern auch viele Gouachen und beinahe unzählige Sepienzeichnungen zu verfertigen, welche man in größern wie in kleinern Sammlungen durch ganz Europa antrifft. Freilich läßt sich nicht behaupten, alle diese Werke seien mit gleicher Sorgfalt ausgeführt; unterdessen ist bei Weitem die größere Zahl mit durchgehaltener Aufmerksamkeit vollendet, der vernachlässigten hingegen sind so wenige, daß man sie gewissermaßen als Seltenheiten betrachten kann.

Hackert's Gemälde sind, wie es für Prospekte schicklich ist, meistens mit Menschen und Thieren der Gegend, welche sie darstellen, staffirt, und als Staffage betrachtet, können alle diese Figuren für gut und hinreichend gelten. Weidendes Vieh gelingt ihm sogar mitunter recht lobenswürdig. Sehr selten und gleichsam nur zum Versuch bringt er auch heroische Figuren an; sie können aber auf kein großes Lob Anspruch machen,

weil es ihm an der Erfindungsgabe sowol als an der erforderlichen Wissenschaft in der Zeichnung fehlte.

Zu Anfang dieser Betrachtungen ist ausgesprochen worden, die Prospektmalerei habe durch Hackert ihren Gipfel erreicht, und die Prüfung der besondern Eigenschaften seiner Kunst wird deutlich gezeigt haben, daß er alle für dieses Fach erforderlichen Talente in hohem Grade besessen, hingegen in denjenigen, welche der freien poetischen Landschaftsmalerei vornehmlich angehören, nicht geglänzt habe. Und so bleibt nur noch zu untersuchen übrig, ob von seinen Nachfolgern jetzt schon einer in dem genannten Fach mehr geleistet, oder inwiefern zu erwarten stehe, daß künftig einer ihn übertreffen und ihn von der obern Stelle verdrängen werde. Den ersten Theil der Frage hat die Erfahrung selbst schon beantwortet, weil keiner der jetzt lebenden Landschaftsmaler (mit ihrer Gunst sei es gesagt!) Aussichten nach der Natur im Ganzen so vortrefflich darzustellen vermag, als wir Solches in Hackert's Bildern wirklich geleistet sehen. Ueber den zweiten Theil kann man zwar nicht entscheidend sprechen — denn die Grenzen des Möglichen sind nicht wol zu bestimmen —; absehen aber läßt es sich allerdings nicht, wie es Jemand gelingen sollte, gegebene landschaftliche Gegenstände mit größerer Richtigkeit und Treue nachzubilden. Denn wollte sich Einer mit noch strengerer Gewissenhaftigkeit ans Wirkliche halten und dabei mehr Detail anbringen, so würden seine Werke weniger angenehm ausfallen, auch würde er der Trockenheit und dem Vorwurf eines platten, geschmacklosen Naturalismus schwerlich entgehen. Im Kolorit müßte ihm nothwendig begegnen, was schon oben gegen Hackert erinnert worden, daß nämlich die Farbenmittel der Palette nicht für das ganze Bild ausreichen. Wollte aber Jemand durch Zusetzen und Weglassen sowie durch willkürlichere Anordnung bewirken, daß seine Bilder den Forderungen der Kunst mehr Genüge leisteten, wollte er durch künstlichen Gebrauch von Licht und Schatten größeren malerischen Effekt hervorbringen, durch weise Mäßigung der Farben mehr Harmonie über das Ganze verbreiten, so würde er schon in das Gebiet der höheren, freien, dichterischen Landschaftsmalerei übergehen; er würde ein besserer Künstler als Hackert sein, aber Diesem doch seinen Rang als erstem Maler des bedingten Faches der Prospekte nicht streitig machen können.

Ueber Landſchaftsmalerei.

Theoretiſche Fragmente.

Es läßt ſich wol denken, daß ein Mann wie Philipp Hackert, der ſeiner Natur nach ſo verſtändig war und immerfort in einem klaren Bewußtſein lebte, Betrachtungen über die Kunſt im Allgemeinen, beſonders aber über die Art, wie er ſolche behandelt, wie er in derſelben zu einem hohen Gipfel gelangt, während einer ſo thätigen und langen Lebenszeit öfters angeſtellt habe. Er war zu ſolchen theoretiſch-praktiſchen Bemerkungen durch die Sulzer'ſche Theorie, auf die er einen ſehr großen Werth legte, aufgefordert und fühlte in ſich wol den Beruf, dasjenige, was er ſo gut ausübte, auch gelegentlich auszuſprechen. Er hatte ſtets Liebhaber und Künſtler als Schüler um ſich und theilte denſelben gern ſeine Ueberzeugungen mit. Da es ſich ihm nun ſo gut zuhörte und Jedermann ſich leicht durch einen ſo trefflichen Meiſter überzeugt fand, ſo wünſchte man natürlich, dieſe fruchtbaren Lehren auch aufs Papier fixirt zu ſehen, und gab ihm dieſen Wunſch öfters zu erkennen. Er ließ ſich daher bewegen, wiederholte Verſuche zu ſolchen didaktiſchen Aufſätzen zu machen; allein es wollte ihm nicht gelingen, ſeine ſo wohlgefaßten Gedanken mit einer gewiſſen Methode darzuſtellen.

Es liegen mehrere Papiere vor uns, welche von dieſer Bemühung zeugen, und ihr Inhalt iſt werth und würdig genug, aufbewahrt zu werden. Allein es kann dieſes nur in Geſtalt von Fragmenten geſchehen, die wir denn auch ſo unſern Leſern mittheilen.

*

Nach Ihrem Verlangen, mein Freund, erhalten Sie hiermit meine Gedanken über die Landſchaftsmalerei. Gewöhnlich glaubt man, es ſei etwas Leichtes, Landſchaften zu zeichnen und zu malen. In dieſem Irrthum ſtehen die meiſten Liebhaber,

Die Sulzer'ſche Theorie — Ueber die Thätigkeit Hackert's an dieſelbe vgl. S. XI und die Vorbem., S. 7.

ja sogar Künstler, denen es an Einsicht und Kenntniß fehlt. Einige Massen, mit einem gewissen Effekt zusammengestellt, können unserer Einbildungskraft als eine Landschaft erscheinen, die aber sehr unvollkommen ist. So findet man sogar verschiedene Steine, wo die scherzende Natur Städte, Häuser, Thürme, ja sogar oft Bäume vorgestellt hat. Im Lumachell-Marmor sieht man allerlei Figuren, besonders Köpfe, sowol Karrikaturen als schöne Gesichter. Dies hängt aber mehr von unserer Einbildungskraft ab, wie denn auch Einer mehr oder weniger als der Andere in solchen Dingen zu sehen glaubt. Und solchen zufälligen Naturerscheinungen sind gar oft die unbestimmten Entwürfe mancher Maler ähnlich.

Viele mißrathene Historienmaler legten sich auf das Landschaftsmalen, weil sie es für leicht hielten; ja, sie glaubten, sich zu erniedrigen, und hätten dergleichen Dinge nicht unternommen, wenn sie sich dadurch nicht ihren Lebensunterhalt verschafft hätten; ja, sie sprachen selbst mit Verachtung davon. Allein es glückte ihnen auch nicht. Viele haben sich Jahre durch gequält, ohne etwas hervorzubringen; auch ist ihr Name unbekannt geblieben.

Es ist beinahe nicht möglich, zu einem Grade der Vollkommenheit zu gelangen, wenn man diese Kunst der Landschaftsmalerei nicht in ihrem ganzen Umfange studirt. Ich finde, daß bei allem Fleiß das menschliche Leben dazu zu kurz ist wie zu allen andern Künsten. Jetzt, da ich sechzig Jahr alt bin, fange ich erst an, wahr zu sehen und die Natur richtig zu beurtheilen und nachzuahmen, ungeachtet ich von meinem sechzehnten Jahre an sie belauschet und mit Eifer und Fleiß studirt habe.

Es gehört zu der Landschaftsmalerei überhaupt nicht allein ein feiner Geschmack und ein feines Gefühl, sondern es ist auch ein anhaltender Fleiß erforderlich, alle nöthigen Studien zu machen, die so mannichfaltig sind, daß man sich kaum vorstellt, wie viele Gegenstände man nachzuahmen und ihnen den Charakter der Wahrheit und Schönheit zu geben hat, man mag nun nach der Natur zeichnen oder malen.

Ferner gehört eine gute Gesundheit dazu, die Veränderung der Witterung zu ertragen, weil der Landschaftsmaler die Sommermonate in öden Gegenden zubringen muß, wo die Natur von Menschenhänden noch nicht verstümmelt ist. Habe

---

Lumachell-Marmor — gleichbedeutend mit Muschelmarmor (lumachella = Schnecke, Muschel).

bei den Städten findet man Kultur, aber keine malerischen Gegenstände, obgleich viele Liebhaber diese Landschaften vorziehen. Sie denken an das schöne angebaute Land, das so ergiebig ist und so manche reiche Ernten verschafft an Oel, Wein, Obst und anderen Früchten mehr, die in dem italienischen Klima nahe bei einander wachsen, so daß man zum Beispiel Toskana einen wahren Garten nennen kann. Diese Vorstellung der Fruchtbarkeit macht nun jenen Liebhabern die Natur, aus solchem Gesichtspunkt betrachtet, schön; und obgleich die Gegenstände in diesem Sinne auch mögen schön genannt werden, so sind sie doch nur für den Landschafter selten brauchbar, außer in der Ferne und in mittleren Planen; da können sie gut und dienlich sein, selten aber nahe, und im Vorgrunde ganz und gar nicht. Die Natur ist zu sehr gekümmert, selten malerisch; je weniger die Gegenden kultivirt sind, je malerischer sind sie. An Vorgründe ist bei jenen Gegenden nicht zu denken, die sich äußerst selten finden.

Nach meiner Meinung muß der Landschafter Figuren gezeichnet haben, damit er seine Landschaften staffiren kann und dadurch Leichtigkeit gewinnt, Vieh und allerlei Thiere zu zeichnen und nach der Natur zu malen. Ich finde es nöthig, daß er in mathematischen Wissenschaften belehrt sei, daß er Architektur, Optik und Perspektive kenne; besonders muß er sich ein gutes perspektivisches Auge angewöhnt haben, die Natur richtig nachzuahmen. Viele Liebhaber, auch Künstler selbst, preisen sehr die Camera obscura und rathen an, daß man viel darin zeichnen soll. Nach meiner Meinung kann sich ein Liebhaber wol damit amüsiren; der Künstler aber muß sie nie brauchen, weil sie ihm nachtheilig ist, aus Ursache, weil sie nicht richtig sein kann. Außer dem Fokus sind alle Linien, wie bekannt, krumm; Alles zieht sich in die Länge, alle Kleinigkeiten, die sie anzeigt, werden zu klein; dadurch gewöhnt er sich eine kleine Manier an, und weil die Lichtstrahlen durch verschiedene Gläser gebrochen werden, bis sie aufs Papier fallen, so sieht man Alles verdunkelt. In der Ferne und im Mittelgrund vermißt man den schönen Silberton, der mit dem Lufttон so schön in der Natur herrscht. Hier ist Alles mit einem leichten Flor überzogen, mit einem gewissen Rauchton, den viele Künstler Spektron nennen und den man sich in der Folge schwer abgewöhnen kann. Ueberhaupt ist es in der Kunst schwierig, das Angewohnte abzulegen, besonders wenn man sich einmal falsche Maximen in

den Kopf gesetzt hat. Ich nenne das in der Kunst zurücklernen; dieses ist viel mühsamer und schwerer, als auf dem rechten Wege vorwärts zu gehen.

Nach meiner Meinung und Uebung finde ich, daß man weit mehr hervorbringt, wenn man vollkommen in der Größe, wie man das Bild machen will, den Contour nach der Natur mit bloßem Auge zeichnet ohne weitere Hilfsmittel. Hat man die Perspektive wohl gelernt, so wird es leicht werden, die Natur richtig nachzuahmen. Der Künstler muß sich an das Große gewöhnen, daß nicht zu viele Kleinigkeiten in die Zeichnung oder in das Bild kommen, die in einem kleinen Raum nur Unordnung machen und unmöglich darzustellen sind. Er muß Vieles weglassen, um die wahre Illusion des Gegenstandes hervorzubringen, und so gewöhnt sich sein Auge nicht allein an einen großen Stil, sondern auch nach und nach an den Silberton der Natur, und je mehr er zeichnet und malt, je mehr lernt er diesen Ton sehen, kennen und nachahmen.

Es ist freilich Anfängern nicht zu rathen, große italienische Aussichten sogleich zu zeichnen und zu malen, wo man öfters von einem Hügel oder Berg in einer Entfernung von vierzig bis sechzig Miglien das Meer entdeckt oder die weit entfernten Apenninen. Ich habe den Aetna hundertundzwanzig Miglien vom Meer aus gesehen. Man muß mit kleinen Entfernungen, die sehr deutlich prononcirt sind, anfangen, wo die Plane durch Flüsse, Seen, Wälder, mit Getreide bebautes Land deutlich abgeschnitten sind, daß man Auge und Hand nach und nach daran gewöhnt, daß man mit Geschmack und Fertigkeit alle Gegenstände, die Einem aufgegeben werden oder die man selbst wählt, nachzuahmen versteht, durch Kunst und Geschmack, ohne die Wahrheit der Natur zu alteriren.

Da die Gegenstände so mannichfaltig in der Natur sind, so muß der Künstler viele Zeit anwenden, alle kennen zu lernen und zu zeichnen. Das Studium der Bäume braucht viel Uebung und Zeit. Nach meinem Prinzip theile ich im Allgemeinen alle Bäume überhaupt in drei Klassen ein, so wie ich sie selbst radirt und herausgegeben habe. Nach diesen muß der junge Künstler und Liebhaber, wenn er zeichnen lernen will, seine Hand üben. Das erste ist der Kastanienbaum. Kann er dessen geschwankige Blätter und Partien zeichnen und gruppiren, so ist es ihm hernach leicht, den Nußbaum, die Eiche und alle

Bäume, die längliche Blätter haben, zu zeichnen; denn er zieht seine gruppirten Blätter nur mehr oder weniger lang; der übrige Charakter des Baums besteht in seinem Stamm, im Schwung der Aeste und in der Form des Ganzen wie auch im Kolorit. Hernach kommt der Eichbaum, welcher ein zackiges Blatt hat. Kann er dieses mit Freiheit hinzeichnen, so wie man schreibt, so ist ihm leicht, alle Arten von Eichen, Tannen, Weinreben u. s. w., genug Alles, was zackige Blätter hat, zu zeichnen. Das dritte Blatt ist die Pappel, welches ein rundes Blatt ist. Hat er dieses genugsam geübt, so kann er die Linde, die Ulme und Alles, was runde Blätter hat, hervorbringen, wenn er, wie schon gesagt, auf das Eigenthümliche des Stamms und auf die Natur der Aeste Acht hat. Auf diese Weise wird der Künstler die Mannichfaltigkeit der Bäume und Sträucher, die in die Tausende gehen, leicht nachbilden. Es ist dem Landschafter nicht genug anzurathen, viele Bäume zu zeichnen, und man muß schon blos im Contour, welche Art des Baums es ist, erkennen. Er muß hiebei Geschmack haben, um das Schönste jeder Art in der Natur zu wählen. Niemals muß er eine verstümmelte Natur nachahmen; sogar wenn er kranke und sterbende Natur nachahmt, muß er auch hier das Schöne zu finden wissen, und sowol bei nachgeahmten als komponirten Bäumen muß Alles schön und lachend, freundlich und lieblich sein.

Die Gestalt eines schönen Gärtnerbaumes ist, daß er über den untern dicken Stamm sich in eine Gabel von zwei Zweigen bildet. Dieses mit sehr schön geschwungenen und variirten Aesten bildet wirklich auch einen schönen Baum für den Landschaftsmaler. Wenn der Künstler Vieles nach der Natur gezeichnet hat, so wird er sich solche schöne Natur merken, die ihm auch bei der mangelhaften ausbildt; er wird auf diesem Wege die schönsten Regeln der Kunst finden, und das schöne Ideal wird ihm nicht fremd sein. Da Alles in der Malerei sinnlich ist, so ist nichts bei allen unsern Ideen möglich, als was uns die Natur mehr oder weniger schon dargestellt hat. Denn ob wir gleich öfters die Ideen neu glauben, so sind sie doch aus bekannten Gegenständen entstanden. Wir finden sie aber neu, weil unser Gedächtniß bei der großen Mannichfaltigkeit der Eindrücke sich nicht mehr erinnert, wo wir sie her haben. Je mehr nun der Künstler Lokalgedächtniß hat, je mehr wird sein Kopf angefüllt sein von so mannichfaltigen Gegenständen, die er theils selbst gezeichnet oder auch nur gesehen hat. Es

wäre wol zu wünschen, daß der Künstler Alles aufzeichnen könnte, was er Gutes und Neues in der Natur findet; allein das Leben ist zu kurz; kaum hat man die Natur etwas kennen gelernt und ihre Effekte belauscht, so sind die Jahre da, daß man davon scheiden muß und die Kunst aufhört.

Wenn des Künstlers Hand einigermaßen geübt ist, daß er in allen Wendungen und auf alle Weise die Blätter und Partien der Bäume hinschreiben kann, so muß er nach der Natur zeichnen, ohne sich zu lange mit Kopiren nach Zeichnungen aufzuhalten; denn bei dem Kopiren lernt er zwar den Mechanismus der Hand, aber er versteht keine Zeichnung, wenn er die Natur nicht kennt. Er wähle sich im Anfang mittlere Bäume, die nicht zu groß sind, die aber deutliche Partien haben, und mache sie so gut nach, als er kann. Wenn es auch im Anfang steif wird, so lasse er sich doch nicht abschrecken. Wo er die Partien deutlich findet, ahme er sie mit Richtigkeit und Geschmack nach; wenn sie im Schatten undeutlich und in Masse sind, behandle er solche auf gleiche Weise. Er suche die Art, wie man mit Richtigkeit und Wahrheit die Natur nachahmt. Nach und nach kommt er dahin, daß er dies mit Leichtigkeit und freier Hand zu thun versteht, und seine Werke werden gefallen.

Hat er eine Zeit lang so fortgefahren, so wage er es, große schöne Bäume zu zeichnen, und wähle stets die schöne Natur, so viel nur möglich ist. Er muß seinen Standpunkt wenigstens zweimal so weit vom Baume nehmen, als dieser hoch ist. Erlaubt es das Terrain, so ist es besser, drei- oder viermal so weit entfernt zu sein; denn sein Auge kann das Ganze fassen, und er sieht Einzelnes genug, um alle Formen richtig zeichnen zu können.

Er thut wohl, einige Tage bei einer Art von Bäumen zu bleiben, aber nicht Wochen lang; denn es ist nöthig, sich in den verschiedenen Arten zu üben; sonst geschieht es leicht, daß der Künstler immer die Sorte zeichnet, die ihm geläufig ist, und es ihm hernach schwer wird, sich an andere zu wagen, die ihm nicht geläufig sind. Auf diese Weise kommt er nach und nach dahin, alle Arten von Bäumen richtig und kenntlich nachzuahmen und den wahren Baumschlag zu lernen, aus dem der Charakter eines jeden Baumes ersichtlich ist.

Ich habe in meinem Leben immer viel vom Baumschlag sprechen und auch geschickte Künstler citiren hören, daß nämi-

ſich Einer und der Andre einen vortrefflichen Baumſchlag habe. Vieles iſt hierin wahr; allein nach meiner Bemerkung konnte der Baumſchlag ſehr gut ſein, er war aber immer derſelbe, was ich manierirt nenne, und die Varietät der Bäume fehlte. Ich verlange, daß ein jeder Botanikus den Baum ſogleich erkenne ſowie auch Pflanzen und andere Blätter im Vorgrunde.

Ich rathe ſehr zu einem ernſtlichen Studium der Bäume; denn es gehört Zeit und Uebung dazu, es auf einen gewiſſen Grad zu bringen. Da ein junger Künſtler feurig und ungeduldig iſt, ſo will er gleich ein Ganzes hervorbringen, ohne die gehörige Zeit an das Einzelne zu wenden; aber dieſes läßt ſich mit einem einzelnen Baume auch thun. Und findet er keinen Mittelgrund und Ferne an der Stelle, wo er ſeinen Baum gezeichnet hat, ſo ſuche er ſich einige Schritte weiter einen Fond dazu, der ſich paßt, und mache ein paar Figuren oder Thiere im Vor- oder Mittelgrund; ſo bleibt es kein bloßes Studium von Baum, ſondern es wird ſchon eine Landſchaft. Nichts gefällt mehr ſowol in der Natur als in Zeichnungen und Gemälden als ein ſchöner Baum. Einige Felſen, Steine oder andere Bäume im Mittelgrund und etwas Fernung macht eine ſchöne Landſchaft, wo der Baum am Erſten brillirt.

Nach dieſem zeichne der junge Künſtler Felſen, die zugleich mit Bäumen oder Sträuchern bewachſen ſind, und gebe wohl auf den Charakter der Brüche Acht. Kalkfelſen ſind öfters ſehr verſchieden unter ſich; die vulkaniſchen haben einen ganz beſondern Charakter ſowol in der Form als in der Farbe. Er zeichne ferner Steine, Felſenſtücke, Kräuter von verſchiedener Art mit großen, mittelmäßigen und kleinen Blättern, die ihm zu ſeinem Vorgrund dienen. Hernach gehe er an das Ganze und wähle ſich im Anfang eine Gegend, die nicht zu reich an Gegenſtänden iſt, ziehe ſeine Linie des Horizonts nach ſeinem Standpunkt; darauf zeichne er die großen Linien und Objekte, bis er ſeine Plane und übrigen Objekte im Ganzen richtig zuſammen hat. Alsdann fange er an, das Detail mit Genauigkeit zu zeichnen. Die vielen Kleinigkeiten hingegen, die ſein Raum nicht erlaubt darzuſtellen, muß er weglaſſen, aber ſo unvermerkt, daß die Wahrheit nicht alterirt werde. In Entfernungen, wo Gruppen Häuſer zuſammenſtehen, iſt man oft genöthigt, viele wegzulaſſen und nur die Hauptſachen zu wählen, weil es ſonſt zu klein würde und der Künſtler kein Inſtrument hat, ſo kleine Objekte darzuſtellen. Es gehört freilich eine ge-

Kein Wesen kann zu nichts zerfallen . . . III. 191
Keine Gluthen, keine Meere . II. 361
Keine lockt mich, Ranunkeln . II. 166
Keinen Gärtner verdient' ich's III. 218
Keiner beschreibt sich gern . . . II. 172
Kennst Du das herrliche Gift . II. 169
Kennst Du das Land . . I. 227
Kennst Du das Spiel . . . . II. 348
Kennst Du die herrliche Wirkung II. 168
Kinder werfen den Ball . . . II. 170
Klarster Stimme . . . III. 363
Kleid' eine Säule . . . . . II. 325
Klein ist unt. d. Fürsten II. 144
Kleine Blumen, kleine Blätter . . . . . I. 48
Klingeln hör' ich . . . II. 160
Klopstock will uns . . . II. 12
Klug und thätig und fest . . II. 172
Knabe saß ich . . . . . I. 193
Knüpf an das Grab . . III. 370
Komm, heil'ger Geist . . III. 64
Komm her! Wir setzen uns zu Tisch . . . . . II. 382
Komm mit, o Schöne . I. 22
Komm nur von Gibichenstein. III. 242
Kommst Du aus Deutschland? III. 247
Kommt, Brüder, sammelt II. 238
Kommt ein wandernder Fürst . . . . . II. 157
König Belsazer schmaus . . . III. 240
Könige wollen das Gute II. 148
Königen, sagt man, gab die Natur . . . . . II. 10
Konstitutionell sind wir Alle . III. 285
Konversations-Lexikon heißt's III. 370
Köpfe schaffet Euch an . . . III. 253
Kränzen ein jauchzend Herz . II. 168
Kriechender Gedanke, Du sanftes III. 248
Kunst . . . II. 175 u. III. 161
Künstler! Dich selbst zu adeln . II. 369
Künstler, wird's im Innern steif . . . . . II. 198
Künstler, setzet nur den Augen II. 364
Kupido, loser, eigensinn. III. 92
Küß er mich . . . . . III. 378
Lächelnd sehn wir den Tänzer . III. 284
Lang' bei Hofe . . . . III. 406
Lang und schmal . . . II. 197
Lang' verborgte . . . . III. 240
Lange haben die Großen II. 140
Lange Tag' und Nächte . I. 159
Lange werden wir Euch noch dingen . . . . . III. 29
Langeweile ist ein böses Kraut II. 23
Langsam ziehen Wolken. III. 394
Längst schon hätt' ich Euch II. 149
Laß Dich, Geliebte, nicht reun . . . . . II. 19
Laß' Dir gefallen . . . III. 88
Laß' Dir v. d. Spiegeleien II. 235
Laß' doch, was Du bald verbracht II. 370
Laß' im Irrthum sie geherrt . . II. 349
Laß' mein Aug' den . . . I. 31
Laß' mich ruhen . . . . II. 159
Laß' Mich mit Deinem . . . II. 330
Laß' nur die Erde sein . . . II. 327
Laß' regnen . . . . . III. 197
Laß' sie nur immer singen . II. 336
Lasset Gelehrte s. zanken. . I. 82
Lasset heut am edlen Ort III. 359
Lasset heut im edlen Kreis I. 80
Lasset uns die Nacht . . II. 406
Lasset walten, lasset gelten . . II. 390
Laß't Euch einen Gott . II. 259
Laß't Euch mit dem Volk nur ein . . . . . III. 286
Laß't Euch nur von Pfaffen jagen III. 275
Laß't fahren hin das . . II. 427
Laß't geschaffne Ritter . III. 64
Laß't mir den Philister . III. 289
Laß't mir die jungen Leute nur II. 329
Laß't nach vielgeprüftem II. 438
Laß't zahme Tauben immer walten II. 307
Laßt mich das Alter im Euch . II. 355
Lebe wohl auf Wiederse. . II. 447
Leben muß man und lieben. . II. 169
Leber ist nicht werth des. III. 203
Lebet wohl, ge. Bäume III. 21
Lebt im Volke; sei gewohnt II. 319
Le cruel! Il connaît . III. 133
Lebret! Es (Das) ziemet Euch wohl II. 169 u. III. 253
Lehrling, Du schwank'st . . . II. 174
Leichte Silberwolken . . I. 195

wisse Uebung, ein Takt dazu, um mit Fertigkeit und Richtigkeit das Undeutliche, was in der Fernung herrscht, zu zeichnen, indem man nicht zu deutlich werden und doch alles Nothige darstellen soll. Beim Malen ist dieses leichter als beim Zeichnen, wovon ich an seinem Orte sprechen werde.

Es wird erfordert, daß der Künstler nicht allein seinen Standpunkt wohl gewählt habe, wo die Objekte mit einander in einem guten Bezug stehen und dabei angenehme Gruppen im Detail machen; er muß auch dabei die Natur wohl belauschen, in welchem Licht sie den besten Effekt macht, es sei früh Morgens oder etwas später, gegen Abend oder bei untergehender Sonne. Hat er sich hierüber bestimmt, so ist es nöthig, daß er in dem Augenblick, wo die Natur schön beleuchtet ist, wenigstens die Massen des Schattens anlege und sodann nach seinem Gedächtniß ausarbeite. Er kann auch des andern Tages zu der Stunde sich wieder hinsetzen, um den Effekt immer mehr und mehr zu belauschen, bis er ihn so weit hat, daß er das Bild glaubt nach seiner Einbildungskraft fertig machen zu können. Fährt der Künstler im Anfang mit dieser Mühsamkeit und Geduld fort, so wird er bald seinen Endzweck erreichen. Freilich ist es schwer, daß ein feuriges Genie sich zwingen soll, ehe seine Werke gerathen, mit Geduld so oft an denselben Platz wieder zurückzukehren; allein ein wahres Genie dringt durch, es überwindet alle Schwierigkeiten, sie mögen so groß sein, wie sie wollen; es kommt endlich auf den Punkt, den es sich vorgesetzt hat.

Als das beste Mittel hiebei, welches ich selbst versucht habe, kann ich anrathen, wenn man bei einer angefangenen Sache merkt, daß man daran ermüdet ist, sie sogleich liegen zu lassen und nach einer kleinen Promenade nach der Natur irgend etwas Anderes anzufangen, was reizen kann. Die Neuheit erregt Lust und Liebe, und die Veränderung der Dinge macht uns den Verdruß, daß wir unser Ziel nicht sogleich erreicht haben, vergessen, so daß wir des andern Tags nach Ruhe und Ueberlegung das Werk mit neuem Muthe wieder angreifen, bis wir endlich die ersten Schwierigkeiten überwunden haben und nach und nach zu der großen Fertigkeit gelangen, Alles, was uns die Natur darbietet, mit Kunst und Geschmack ohne Anstand nachzeichnen zu können, und das mit ebensolcher Leichtigkeit, als Jemand mit wohlgeformten Buchstaben sogleich einen Brief schreibt.

In der Komposition der Landschaften ist hauptsächlich dahin zu sehen, daß Alles grandios sei, wie solches Nikolaus und

Kaspar Pouſſin, Carracci und Domenichino geleiſtet haben. Dieſe Meiſter formirten einen großen und einnehmenden Stil; man findet nichts Kleinliches in ihrer Kompoſition. Von der Fernung an bis auf den Vorgrund ſind Alles große Linien. Die Bäume beſtehen mehrentheils aus großen Maſſen; doch haben ſie auch öfters leichte Bäume gemalt. Genug, man muß die Wahrheit der Natur nicht im Detail ſuchen. Doch kann man an dieſen Meiſtern ausſtellen, daß ihr Baumſchlag immer derſelbe ſei und ein Baum ſich ſelten vom andern unterſcheide. Ingleichen wäre zu wünſchen, das Kolorit möchte wahrer ſein; es iſt nicht der Ton der Natur; die Fernungen ſind zu blau und zu hart, der Mittelgrund gemeiniglich zu grün, ohne Luftperſpektive, und die Vorgründe und andere Plane zu ſchwarzgrün, Felſen und anderes Erdreich zu gelb, ohne variirte Töne, und das Ganze muß hart werden. Man kann einwenden, daß die Terra verde, die ſie in Oelfarben gebraucht, Schuld an der Dunkelheit ſei, weil ſie in Oel durch Kupfer und Vitriol, die ſie enthält, nachdunkelt. Ich habe aber gefunden, daß Kaspar Pouſſin nie harmoniſch geweſen ſein kann, auch da ſeine Bilder neu waren. Im Palaſt des Connetable Colonna in Rom habe ich eine Menge Gouache-Landſchaften geſehen, ſowol auf Kalk als Leinwand und Brettern; keine waren harmoniſch. Die auf Kalk hatten durch die Zeit gelitten, die übrigen gar nicht. Ich kenne dieſe Bilder genau; denn ich habe viele von denen, die auf Kalk gemalt waren, in Gouache kopirt, in einer ziemlichen Größe, weil ich vorherſah, daß ſie durch die Zeit und die wenige Sorgfalt, die man für ihre Erhaltung hatte, bald würden zu Grunde gehen, welches ich denn leider nach fünfundzwanzig Jahren wahr gefunden habe.

Die genannten großen Meiſter, welche die Regeln des großen Stils aus der ſchönen italieniſchen Natur geſchöpft haben, nehmen uns ein, ſowol wenn ſie ſchöne als wenn ſie ſchreckliche Gegenſtände ausführen. Ihre Stürme und Ungewitter ſind ſo ſchrecklich ſchön, daß ſie Schaudern erregen. Die angenehmen Gegenſtände ſind reizend durch die großen und mannichfaltigen Linien auch da, wo die Landſchaft gleichſam in der Vogelperſpektive vorgeſtellt iſt, wie z. B. an der großen Landſchaft von Kaspar im Palaſt Colonna, wo Abraham ſeinen Sohn zum Opfer führt. Dieſes Bild iſt weniger

Kaspar Pouſſin — ſ. die Note zu S. 174.

schwarz geworden als die andern, ist harmonischer und macht mehr Effekt.

Claude Lorrain, ob er gleich viel nach der Natur gezeichnet und noch mehr gemalt hat, bedient sich in vielen Fällen des Poussin'schen Stils. Seine Komposition ist angenehm, die Gruppirung der verschiedenen Bäume reizend, und man sieht überhaupt, daß sein Gefühl für die schöne Natur außerordentlich fein gewesen, ob man wol tadeln könnte, daß seine Perspektive fehlerhaft ist, und man öfters wünscht, daß bei so vielen Schönheiten die Linien der Plane richtiger wären.

Was sein Kolorit betrifft, so ist meiner Meinung nach Keiner dahin gekommen, es so vollkommen zu machen. Sein Dunst in verschiedenen Tageszeiten sowol in der Fernung als der Luft ist außerordentlich. Man findet den sanften Nebel des Morgens und die Ausdünstungen des Abends nicht allein in der fernsten Entfernung, sondern alle Grade durch bis auf den Mittelgrund, wo der sanfte Nebel herrscht, ohne jedoch die Lokalfarben, welche die Natur zeigt, und ohne das Detail zu alteriren. Alles ist sehr deutlich und macht auf den Zuschauer die angenehmste Empfindung. Seine Bäume im Vordergrunde, ungeachtet der schönen Gruppirung, sind öfters schwer, öfters hat auch die Terra verde sie schwarz und undeutlich gemacht, so daß es nur eine Masse geworden ist und man keine Partien im Baum, sondern nur dessen Silhouette sehen kann. Wo er Ultramarin brauchte, sind sie besser erhalten.

Zu seiner Zeit waren in und bei Rom viele immergrüne Eichen, welches ein sehr schöner Baum ist, der aber, wenn er nicht gut studirt wird, leicht schwer aussieht. Dieser Bäume hat er sich viel bedient.

Indessen bei Allem, was man noch in seinen Landschaften wünscht, ist er beständig schön, reizend und gefällt immer mehr, je länger man seine Werke anschaut.

Poussin ist einnehmend bei dem ersten Anblick, so wie die Größe des Meeres uns auffällt, wenn man es lange nicht gesehen hat; man wird es aber in einigen Tagen müde und sieht es mit Gleichgültigkeit an. Poussin's Figuren sind im großen Stil und gefallen. Claude's Figuren, wenn nicht Filippo Lauri die Bilder staffirt hat, sind gemeiniglich sehr mittelmäßig

---

Filippo Lauri — Sohn eines niederländischen Malers und Bruder des früh gestorbenen Francesco Lauri.

sowie auch das Vieh. Claude sagte selbst: „Die Landschaft lasse ich mir bezahlen; Figuren und Vieh gebe ich obenein.“ Man kann mit Gewißheit sagen, hätte Claude in seiner Jugend angefangen zu zeichnen und hätte mehr Praktik gehabt in der Behandlung dessen, was man Mechanismus der Kunst nennt, so würden seine Vorgründe ebenso schön als Fernungen und Mittelgründe geworden sein. Es ist zu bewundern, daß ein Mensch, der sich so spät der Kunst gewidmet hat, so zu sagen der größte Landschafter geworden ist. Genie und Fleiß haben ihn dahin gebracht.

*

Ich muß hier einige Beispiele anführen, woraus man die Beschaffenheit der Landschaftsmalerei, als ich in Rom war, lernen kann. Die jungen Franzosen, sowol die Pensionärs der französischen Akademie als andere, trugen in Oktav oder Duodez ein klein Büchlein in der Tasche und zeichneten mit Rothstein oder schwarzer Kreide nach der Natur, aber Alles manierirt. Ich sah Zeichnungen von mehreren Künstlern, und alle schienen sie mir, als wären sie von einer Hand. Der malteisische Ambassadeur, Baron de Breteuil, hatte von allen Künstlern, die damals in Rom waren, Zeichnungen oder Gemälde, und da er sie mir eines Morgens mit vielem Pomp zeigte, so mußte ich bei einem jeden Stück fragen, von wem es sei, wenn ich den Namen nicht fand. Er wunderte sich sehr, daß ich so wenig Kenner wäre, und gab mir einige höfliche Verweise, daß ich diese kostbaren Sachen nicht genugsam schätzte, und ich mußte mir nur durch die Antwort aus der Sache zu helfen, daß ich die alten Gemälde zwar gut verstünde, aber noch zu neu in Rom wäre, um die Schönheiten der neuen jungen Künstler einzusehen.

Als Volaire im Jahr 1770 in Neapel die Studien sah, die ich und mein Bruder Johann daselbst gemacht hatten, sagte er mir, daß es thöricht sei, sich so viel Mühe zu geben. Er habe auch die Thorheit begangen, aber seine Studien hülfen

---

Der sich so spät der Kunst gewidmet hat — Claude Lorrain kam erst im siebenundzwanzigsten Jahre zu einer fortgesetzten und unbehinderten Ausübung seiner Malerthätigkeit.

Baron de Breteuil — (1733—1807), bekannter französischer Diplomat unter Ludwig XV. und Ludwig XVI.

Volaire — Jean Antoine, Landschaftsmaler in Rom, der seit 1765 sich hervorthat. (Fiorillo, Geschichte der zeichnenden Künste, III. 398.)

ihm jetzt nicht. Er sagte freilich nach seiner Art sehr wahr; denn da ihm die wahre Wissenschaft der Kunst fehlt, so sieht man in allen seinen Gemälden, daß sie manierirt sind, ungeachtet dieser Künstler wahre Verdienste im Effekt hat. Seine Eruption des Vesuv und seine Mondscheine, besonders die aus seiner guten Zeit, sind im Effekt vortrefflich; hingegen was er nach der Natur macht, ist jämmerlich, weil er keine Perspektive noch die wahren Formen der Natur versteht.

Die Engländer in Rom hatten einen andern Til. Sie studirten nichts nach der Natur. Delane imitirte die schwarzen Gemälde von Kaspar Poussin und malte die seinen noch schwärzer. Forrester that ungefähr das Gleiche, zeichnete etwas nach der Natur, aber elend, ohne Grundsätze. Unsre Damen, die Liebhaberinnen im Landschaftszeichnen sind, machen es besser. Dan wollte den Claude nachahmen, zeichnete die Linien nach der Natur oder ließ sie sich von Tito Lusieri oder Andern zeichnen und malte eine klare Luft mit Fernung, woran der Ton einiges Verdienst hatte. Weil das nun hinter einer großen Masse von braunen und schwarzen Bäumen stand, so schien es auf den ersten Blick, als ob es etwas wäre. Dieses nannten die Engländer den Claude'schen Stil. Ich kann nicht leugnen, daß ich Reiffensteinen, der mich zu diesen Künstlern geführt hatte, meine Bewunderung sehen ließ, wie es doch möglich wäre, daß es Menschen gäbe, die solches Zeug besitzen und bezahlen wollten. Auf alle Fälle muß man gestehen, daß die Engländer auch ihre mittelmäßigen Künstler zu der Zeit sehr enkuragirten.

Sittliche Wirkung.

Ich habe öfters bemerkt, daß es Menschen giebt, welche eine Landschaft ohne Gefühl ansehen können. Das kommt aber daher, daß sie weder die Schönheit der Natur empfinden noch die des Gemäldes, welches jene vorstellt. Auf der andern Seite wirkt aber in einer Landschaft nicht allein die wahre Nachahmung

Delane, Forrester, Dan, Tito Lusieri — Die beiden Künstler und die Künstlerin werden in den ausführlichen Beurtheilungen von Sulzer und Fiorillo nicht erwähnt, ebensowenig Tito Lusieri.

und die Kunſt, ſondern es giebt noch eine ſittliche Illuſion, welche ſie hervorbringt. Viele Gegenden gefallen vorzüglich aus Nebenbegriffen, ob ſie gleich nicht die ſchönſten ſind, indem andere Vorſtellungen des Zuſchauers ſich damit verbinden. Es kommt ſehr viel auf die Gemüthsbeſchaffenheit an, und wie der Menſch geſtellt iſt; und ſo kann eine mittelmäßige Gegend mehr Eindruck machen als eine ideell ſchöne. Oefters hat Derjenige, der ſie anſchaut, daſelbſt mit Freunden glückliche Stunden verlebt, und nun erweckt ihm das Bild vergangene angenehme Erinnerungen, neue Ideen ſchließen ſich an, kurz, er fühlt ſich in dem Augenblick glücklich.

Eine ſchöne Gegend mit Waſſer, Fernung und Bäumen, in welcher man keine Figuren ſieht, erregt gemeiniglich den Wunſch, darin ſpazieren zu gehen, in der Einſamkeit ſich ſelbſt überlaſſen ſeinen eigenen Gedanken nachzuhängen. Sind an ſolchen Stellen Figuren gemalt, ſo macht ſie nicht mehr den Effekt, ſondern vielmehr das Gegentheil. Thiere, als Ochſen und Schafe, verhindern zwar nichts, im Gegentheil, ſie beleben, und weil wir an die zahmen Thiere gewöhnt ſind, ſo tragen ſie auf Spaziergängen zu unſerm Vergnügen bei. Wünſchen wir hingegen eine völlige Einſamkeit, ſo verhindern ſie uns auch an den ſchönen Ideen, und man wünſcht die Figuren von der Stelle hinweg. Höchſtens kann ein Hirt oder ein paar Hirten ſitzend unter einem Baume angebracht werden, die das Vieh hüten, als Mann, Frau und Kinder. Dieſe, weil ſie unſchuldig ſind und blos in der Abſicht, das Vieh zu hüten, auf der Stelle ſitzen, verhindern uns nicht an unſerm Vergnügen, ſondern erregen wol eher eine unſchuldige Freude.

Viele Landſchaften machen uns ein außerordentlich Vergnügen, wenn ſie uns Gegenden vorſtellen, wo große Thaten geſchehen ſind, als Schlachten und andere große Begebenheiten der Geſchichte. Wenn Reiſende ſolche Gegenden geſehen haben und finden ſie nun mit Treue und angenehmer Wahrheit im Gemälde vorgeſtellt, ſo erweckt es ihnen eine ganze Reihe hiſtoriſcher und anderer bedeutenden Vorſtellungen. Auch Gegenden, wo berühmte Männer gelebt und gewohnt haben, als Horazens Villa bei Tivoli, a Licenza, Vaucluſe, wo Petrarca ſich aufhielt, ſolche Landſchaften intereſſiren öfters Liebhaber und Halbkenner.

Im ſchrecklichen Stil iſt es nicht allein genug, daß die Gegend rauh und ſchrecklich ſei, ja, die Figuren können öfters

allein das Schreckliche ausmachen, wie in der Landschaft des Nikolaus Pouſſin, wo die Perſon bei der Quelle von der großen Waſſerſchlange umwunden wird.

Ueber Oelmalerei.

Zu der Zeit, als die Kunſt, mit Oelfarben zu malen, nicht allgemein bekannt und noch eine Art von Geheimniß war, dachte ein jeder Künſtler ſelbſt nach, ſtudirte ſeine Oele und ſeine Farben und ließ ſie ſich zu Hauſe reiben. Seitdem aber die Farbenhändler geriebene Farben und gegründete Tücher verkaufen, ſo iſt die Kunſt in Anſehung der Dauer der Farben ſehr zurückgekommen, weil wenig Maler ſelbſt darauf nachgedacht haben und andere an dieſem Haupterforderniß zu ſparen gedenken. Vorzüglich aber haben die Farbenhändler, um ihre Farben und Tücher wohlfeil zu geben, die Sache nachläſſig getrieben, ja ihre Waaren aus betriegeriſcher Habſucht verfälſcht.

Die Zeit von Jahrhunderten hat uns über Dinge belehrt, welche die alten Maler nicht wiſſen konnten, zum Beiſpiel, daß die Terra verde in Oel mit der Zeit ſchwarz wird, daß der Lack, von Cochenille gemacht, mit Weiß vermiſcht, durchs Weiß zerfreſſen wird, daß alle Farbe, worin ſich Bitriol oder Kupfer gemiſcht findet, ſchwarz wird.

Durch Erfahrung, Nachdenken und Unterſuchung alter wohlerhaltener Gemälde habe ich Vieles gelernt; beſonders aus angefangenen und halbfertigen Bildern alter Meiſter habe ich bei genauer Unterſuchung Vieles geſehen. Ich will mich hier in keine beſondere Beſchreibung, wie die alten Meiſter ihr Malen behandelt, einlaſſen, ſondern blos beſchreiben, wie ich es behandle, und was ich am Beſtändigſten und Dauerhafteſten gefunden habe. Von meinem Vater habe ich Vieles gelernt, der es von unſern Voreltern überliefert erhielt, welche ſämmtlich Maler waren. Das Uebrige habe ich nach meiner eignen Art und Nachdenken zugeſetzt.

An alten Bildern, die auf dünne Leinwand mit Bolus,

Bolus (βῶλος) — feine eiſenoxydhaltige Thonarten (Siegelerden).

Oder oder andern leichten Erdfarben ſchlecht gegründet waren, habe ich bemerkt, daß nicht allein der Vitriol, der ſich öfters in dieſen Farben befand, die Bilder ſchwarz machte, ſondern auch, daß die Luft, die das Oel ziemlich aus den Farben herausgezogen hatte, ſo daß ſie durch die Leinwand durchſtreichen konnte, daß die Luft, ſag' ich, die Farben ſchwarz gemacht hatte. Ich ſah ein ſchön Bild von Salvator Roſa in Rom, welches auf ſolche ſchlecht gegründete Leinwand gemalt war. Man hatte die Leinwand auf den Blendrahmen rings herum und auch in der Mitte, wo das Querholz des Rahmens ſich befand, angeleimt. Hier war die Farbe gut ſtehen geblieben und ſah ſehr ſchön aus; hingegen zu beiden Seiten des Querholzes bis an den Blendrahmen war es ſo ſchwarz geworden, daß ich es kaum erkennen konnte. Wie ſchön aber das Bild geweſen, ſah man blos in der Mitte an einem breiten Strich, wo, wie geſagt, die Leinwand an das Querholz angeleimt war, und ringsherum an den Rändern, wo die Luft alſo nicht hatte durchſtreichen können.

*

Leider bricht hier der Aufſatz ab und iſt wahrſcheinlich auch niemals weitergeführt worden. Es würde in manchem Sinne intereſſant geweſen ſein, Hackert's techniſche Bemerkungen zu erfahren, weil er ſowol im Malen als im Reſtauriren der Bilder beſondere Einſichten hatte. Von dem Letzten zeugt ſeine kleine Schrift in Form eines Sendſchreibens an den Ritter Hamilton: Sul uso della Vernice nella Pittura, 1788, welche auch ins Deutſche durch den Galerie-Inſpektor Riedel in Dresden 1801 überſetzt worden. In dieſem Aufſatz wird die oben (Seite 131 f.) erwähnte Reſtauration der Bilder durch Andres und das Firniſſen der Bilder gegen damalige Tadler in Schutz genommen.

Philipp Hackert's Brief an den Herausgeber.

Datirt vom 4. März 1806.

Seit meinem letzten Brief habe ich leider in Kurzem Vieles erfahren, nach dem gelben Fieber in Livorno, Krieg und andern Fatalitäten, den Tod meines Bruders Georg den 4. November verwichnen Jahres. Die Stütze meines Alters ist verloren; indeß bin ich gesund und mit einem kleinen Husten und Schnupfen der Grippe, die viel Unheil angerichtet hat, glücklich entwischt. Ich male und studire fleißig wie ein junger Bursche.

Ihr Werk „Winckelmann und sein Jahrhundert" habe ich gelesen, welches mir unser Prediger Schultheiß in Livorno geliehen. Ich mache Ihnen und Ihrem Freund Meyer mein aufrichtig Kompliment über dieses Buch. Es ist mit Wahrheit, Kenntniß und Unparteilichkeit geschrieben, deutlich und belehrend. Es ist das einzige Werk, das ich kenne, was über die Kunst geschrieben ist, das ich gut finde. Warum haben Sie mir aber nicht eher geschrieben, daß meine Vorgründe grell sind? Ich würde es gleich abgeändert haben; deswegen bin ich ein Wenig böse auf Sie.

Nun glauben Sie nicht, daß ich mich entschuldigen will, um meine Fehler zu bedecken. Jenen Vorwurf ziehe ich mir vielleicht dadurch zu, daß ich mich einzeln gemachter Studien bediene, die allein wohlthun, im Ganzen aber, mit so viel andern Objekten zusammen, schädlich sind, wenn sie nicht vollkommen mit der Harmonie des Uebrigen verbunden werden.

Oefters überläßt man es auch der Zeit, die durch ihre Patina mitmalt, den durchsichtigen Ton läßt und das Ganze harmonisch macht. Wollte man dieses durch Kunst gleich anfangs thun, so würde es dem Gemälde mit der Zeit sehr nachtheilig werden. Diese Patina ist nützlich und unvermeidlich; denn ungeachtet aller erdenklichen Sorgfalt, Reinlichkeit in Oel

---

Winckelmann und sein Jahrhundert — Das Werk war im Jahre vorher erschienen.

und Farben u. ſ. w. iſt es doch der Natur der Sache gemäß, daß ein Oelgemälde ſich auf der Oberfläche ein Wenig verändert und nach und nach die kleine Patina bekommt und doch den Silberton behält, wenn er in die Gemälde wirklich gemalt iſt. Claude's Landſchaften ſind weſentliche Beweiſe davon. Dietrich's Landſchaften, wie ſie neu waren, ſchienen grell; jetzt ſind ſie ſehr harmoniſch, einige zu gelbe Steine ausgenommen.

Der Speckton oder Rauchton, der vielmals in niederländiſchen Gemälden herrſcht, iſt öfters dem Künſtler, aber auch öfter dem Torf- oder Steinkohlenrauch, der in der Luft herrſcht, zuzuſchreiben, und der ſich, wenn das Gemälde friſch iſt, ſo in die Farben verſaugt, daß es keine Möglichkeit iſt, ihn herauszubringen. Dieſes geſchieht leicht im Winter und ehe Firniß auf dem Bilde iſt; denn alsdann dringt die Biesterluft in die Poren der Farben leicht ein. Mein Bruder, der ſelige Johann, hatte in London im Winter eine Landſchaft gemalt, die ich nach ſeinem Tode kommen ließ, wo die Biesterluft ſo eingedrungen war, daß ſie auch Andres, der geſchickte Bilderputzer, nicht herausbringen konnte. Es hatte den Speckton wie viele Niederländer. Die er in Italien gemalt hat, haben den Silberton behalten.

Ihr Buch hat mich auf eine Idee gebracht. (Ich hoffe, daß Sie meiner nicht ſpotten werden, daß ich in meinem Alter noch neue Dinge unternehmen will.) Es iſt nämlich, mit dem großen idealiſchen Stil Wahrheit der Natur ſowol in Ton als Formen zu verbinden. Pouſſin, Carracci, Domenichino u. ſ. w. haben einen großen Stil; allein die Objekte ſind auch öfters ſo unwahr, als wären ſie aus einer andern Welt. Dieſe Konvention, wie bekannt, iſt einmal angenommen. Was das Kolorit betrifft, ſo iſt es nicht allein unwahr, ſondern hart. Man entſchuldigt dieſe reſpektabeln Männer, daß die Zeit und ihre Art zu malen ihre Gemälde ſchwarz gemacht habe. Ich kann aber durch Pouſſin's Waſſerfarbengemälde im Palaſt Colonna und die des Francesco di Bologna (Grimaldi)

Dietrich — Chriſtian Wilhelm Ernſt (1712–1774); von ihm viele Landſchaften und radirte Blätter.

Biesterluft — „Biester" (bei Grimm fehlt das Wort) iſt eine braune, aus Holzruß bereitete, zur Waſſermalerei dienende Farbe (Sanders' Wörterbuch).

Francesco di Bologna — Giovanni Francesco Grimaldi, nach ſeiner Vaterſtadt il Bolognese genannt — ebenſo wie Franz Primaticcio (ſ. Werke, XXX. S. 278) — wurde 1606 geboren.

Leidlich hat Newton gesehen . III. 251
Lichtlein schwimmen . . I. 261
Lieb' und Leidenschaft können verfliegen . . . . . II. 363
Liebchen, kommen diese . I. 66
Liebe stößest Du ein . . II. 152
Liebe leidet nicht Geiseln . . II. 316
Liebe Mutter, d. Gespielen I. 203
Liebe schwärmt auf allen III. 80
Liebewill ich liebend loben I. 207
Liebesbücher und Jahrgedichte. II. 340
Liebesqual verschmäht . II. 256
Liebevoll und krank . . II. 478
Lieblich ist's, im Frühlings-Garten . . . . . II. 444
Lieblich und zierlich . . III. 172
Liebliches Kind . . . . III. 21
Liebt' ich Dich als Kleine II. 479
Lieder . . . I. 11 u. III. 3
—— gesellige . . . I. 67
Lieb' das Brod . . . . . II. 324
Liegt der Irrthum nur erst . III. 250
Liegt Dir Gestern klar . . . II. 377
Luna, Dir zum n. Jahr III. 340
Lumpen, redet lumpig . . . III. 249
Luna, solcher hohen Stelle II. 478
Lustrum ist. . . . . II. 434
Lyrisches . I. 183 u. III. 67
Mache der Schwärmer . II. 140
Mache zum Herrscher sich II. 140
Macht Ihr Euch Feinde zur Lust? III. 248
Macht's einander nur nicht sauer II. 333
Mächtig bist Du, gebildet II. 158
Mädchen von Kola. . . III. 377
Mag jener dünkelhafte . III. 198
Magnetes Geheimniß . . . II. 317
Mag's die Welt zur Seite weisen II. 385
Magst Du einmal mich hinter-gehen . . . . . II. 337
Mahadöh, der Herr der . I. 272
Mamsell! So launisch . III. 134
Man hat ein Schimpflied . . II. 336
Man ist gewohnt . . . II. 455
Man ist nur recht be-scheiden . . . . . III. XVIII
Man kann nicht immer zusam-menstehen . . . . . II. 331
Man könnt' erzogene Kinder gebären . . . . . II. 375
Man lauft, man drängt III. 49
Man mäkelt an der Persönlichkeit II. 360
Man sagt, Sie sind ein Misanthrop . . . . II. 258
Man soll nicht lachen . . . . II. 385
Man soll sich nicht mit Spöttern II. 331
Man will's den Damen III. 91
Man zieht den Tretten . . . . II. 379
Manch gutes Werk. . . II. 276
Manche Töne sind mir . II. 29
Manchmal hast Du versäumet. II. 337
Manches Herrliche . . . III. 167
Manches können wir nicht verstehen . . . . . II. 352
Manches läßt die Zeit . III 398
Manuskripte deng' ich . . . II. 167
Mann mit zugeknöpften II. 265
Märchen, noch so wunderbar I. 225
Mariens Huld . . . . III. 338
Matt und beschwerlich . III. 389
Mauern seh' ich gestürzt. II. 158
Mäuse lausen zusammen II. 158
Mein altes Evangelium II. 192
Mein Beichtiger. . . . III. 57
Mein Blick war auf den Himmel . . . . . III. 101
Mein Haus hat kein' Thür I. 205
Mein Mädchen ward mir I. 19
Mein Sinn ist trübe. . III. 395
Mein süßes Liebchen . . I. 215
Meine Dichtergluth war sehr gering . . . . . II. 331
Meine liebe Christel . . III. 328
Meine Liebste wollt' ich . I. 176
Meine Ruh ist hin. . . III. 7
Meine Wahrheit besteht im Sollen . . . . . III. 341
Meinen feierlich Bewegten III. 346
Meinst Du denn Alles, was Du sagst? . . . . . III. 276
Meinst Du es redlich . . . III. 296
Aus Wilh. Meister I. 219 u. III. 107
Meister ist, wer viel . . III. 371
Memento mori giebt's . III. 106

im Palast Borghese beweisen, daß Poussin nie harmonisch in der Farbe gewesen ist. Seine Luft ist immer hart; die gewöhnlichen rothen Streifen, die zu dunkelblaue Fernung, die hartgrünen, monotonen Bäume, die allzu gelben Felsen und Wege, wo der bloße Ocher herrscht, können nie übereinstimmend gewesen sein. Diese Wasserfarbengemälde haben sich nicht verändert; durch das Verdunkeln der Terra verde sind hingegen seine Oelgemälde eher harmonisch geworden. Francesco di Bologna ist in seinen Wasserfarben harmonischer. Seine Bäume haben denselben Fehler, daß sie dunkelgrün und monoton sind. Boquet hat in Pistoja einen Saal gemalt und des Poussin gelbe Felsen und kohlschwarze Bäume so imitirt, daß Einem angst und bange wird, wenn man es ansieht. Es ist mir unbegreiflich, wie ein Mann wie Boquet, der wirklich so viele Geschicklichkeit hat und ernsthafte gute Studien im Portefeuille besitzt, solch tolles Zeug darstellen konnte.

Wenn ich nun meine neuen Versuche ins Werk richte, gelingt es mir vielleicht, einen großen verschönten Stil, den Silberton der schönen Natur, die neblichten Dünste, die schönen Formen der Bäume, ohne den Charakter zu vernachlässigen, kurz alles mögliche Idealschöne, was die Natur einer Landschaft darbietet, in einem Gemälde darzustellen, was den Eindruck einer vollkommenen Landschaft gäbe.

Um nun aber nicht in das Manierirte zu fallen und die großen Meister zu besudeln oder schwach nachzuspotten, wie es leicht den Nachahmern geschiebt, so habe ich in meinem Portefeuille Gegenden gewählt, die wirklich schon den Stempel des großen Stils an sich tragen. Wenn ich nun diese idealisch verschönere, so hoffe ich, daß meine Werke die Originalität behalten werden und man darin die Wahrheit der Natur verschönert wiederfinden wird. Jetzt wird es nur darauf ankommen, wie diese Werke von den Liebhabern der Kunst aufgenommen werden. Bis hieher ist der Geschmack ausschließlich für das Wahre gewesen; ein Jeder hat entweder zur Erinnerung Italiens getreu nachgeahmte Gegenden verlangt, oder um seinen Freunden im Vaterlande nach seiner Rückkunft zu zeigen, was er gesehen hat, und Anekdoten dabei zu erzählen u. s. w. Giebt es für diesen neuen Stil nicht im Allgemeinen Liebhaber, so wird es

Boquet — französischer Landschafter, diese zur Zeit von Goethe's Aufenthalt in Rom günstigste dort.

doch einige Kunstkenner geben, die mir, wenn es wirklich glückt, Gerechtigkeit widerfahren lassen. Künstlern wird es freilich gefallen; die sind aber Die nicht, die da zahlen können. Herr Fabre, der seit der Bassevillischen Geschichte aus Rom hierher geflüchtet ist, muß als ein sehr geschickter Mann gerühmt werden. Er malt mit Geschmack und hat ein sehr gutes brillantes Kolorit. Er malt auch dann und wann Landschaften mit kleinen historischen Figuren, im Poussinischen Stil, welche besser sein würden, wenn er den Poussin weniger nachahmte. Er traf, als er mich besuchte, mich bei meiner neuen Unternehmung, welche ihm sehr gefiel, ob ich ihm gleich noch nicht deutlich meine Idee entdecken wollte.

Benvenuti ist jetzt hier Direktor der Akademie. Desmarets ist hier; er komponirt vortrefflich, ob er gleich kein Schüler von David ist. Seine Farbe ist schwer, kompakt, sein Pinsel nicht angenehm. Seine Kompositionen, besonders in kleinen Gemälden, sind ausnehmend schön, die Sujets aber immer grausam, Mord und Todtschlag. Noch seh' ich Keinen, der die Simplizität und Schönheit der Alten hat. Gauffier und seine in häuslichen Gemälden so geschickte Frau starben vor einigen Jahren, Eins gleich nach dem Andern, an der Schwindsucht. Gauffier war auf dem Gipfel seiner Kunst und hatte sich sein Lebelang gequält, ihn zu erreichen; da er genießen sollte, so starb er.

Hinterlassenes.

Nach Hackert's Ableben sind seine sämmtlichen Besitzungen an die in Berlin sich befindenden Erben gekommen, darunter zuerst mehrere Gemälde, von welchen ein gedruckter Katalog ausgegeben wird. Man hat die Absicht, diese Kunstwerke auszuspielen, und wird deshalb zu seiner Zeit dem Publikum nähere Nachricht ertheilen, weswegen wir auch eine beschreibende Anzeige nicht für nöthig erachtet.

Die von Georg Hackert verfertigten Kupferplatten hat der Kunsthändler Domenico Negri zu Livorno in Verlag genommen, welcher davon gute Abdrücke zu liefern verspricht. Wahrscheinlich wird er zunächst ein Verzeichniß davon bekannt machen, um die Freunde der Kunst noch mehr zu interessiren. Diese Arbeiten sind um so mehr zu empfehlen, als sie einen großen Theil von Hackert's Leben und Bemühungen dem Kunstfreunde darstellen und einen Begriff geben, wie er sich in der von ihm so hoch gehobenen Prospektmalerei benommen habe.

Auch hat er eine Anzahl geschnittener Steine hinterlassen, wovon wir nur der wenigen wirklich antiken namentlich und umständlich erwähnen.

1) Kopf des Sextus Pompejus, in Karneol, tiefgeschnitten. Der Stein ist von der ersten Reinheit und Feuer. Der Schnitt gehört zu dem Vollkommensten, was man in Steinschneidekunst sehen kann. Unter dem Halse steht ΑΓΑΘΑΓΓΕΛΟΥ. Man vergleiche: Geschichte der Kunst des Alterthums von Johann Winckelmann, Wiener Ausgabe, S. 552 und 778, wie auch Bracci, Memorie degli antichi Incisori, Vol. I. p. 25—33, wo zugleich Tafel V eine ganz leidliche Abbildung, in Kupfer gestochen, beigebracht ist. Dabei findet sich noch der antike gelbne Ring, in welchen er gefaßt war.

2) Kopf des Ulysses, in Karneol, tiefgeschnitten. Der Stein ist rein, mehr ins Hellgelbe schimmernd, mit viel Feuer. Die Mütze ist mit einem Kranze umgeben. Am Halse ein Streifen von der Tunika. Die Arbeit ist höchst fleißig und vollendet.

3) Kopf eines alten Herkules, mit einem Kranz um die Haare und einem Stück Löwenhaut, vorn um den Hals zuge-

knürft. Karneol, tiefgeſchnitten. Der Stein iſt rein gelblich, mehr von mildem als feurigem Anſehen, die Arbeit vortrefflich. Oberwärts iſt ein Stückchen von den Haaren ausgebrochen, auch die Stirn beſchädigt.

4) Fragment einer Kamee. Der Charakter iſt Juneniſch. Der noch vorhandene Grund iſt ſchwärzlich grau. Das Relief beſteht blos noch in der Maske und einem Stückchen Halſe. Das Weiße hat das Anſehen, vom Feuer gelitten zu haben; im Auge, an den Lippen und der Naſe hin ſitzt noch etwas vom Tartar. Die Arbeit iſt die trefflichſte.

5) Jupiter, auf ſeinem Thron mit niedriger Lehne ſitzend, in der Rechten das Scepter und auf der ausgeſtreckten Linken die Viktoria, welche in der Rechten den Kranz und in der Linken den Palmzweig ausgeſtreckt hält. Einſchnitt in Lapis Lazuli. Leichte, geiſtreiche Arbeit.

Dieſe Steine würden ſämmtlich zur größten Zierde auch ſelbſt eines reich ausgeſtalteten Kabinets dienen.

Die modernen Steine ſind von mehreren bekannten Künſtlern: von Antonius Pichler, dem Vater, aus Inspruck; von Johann und Ludwig Pichler, ſeinen beiden Söhnen; von Friedrich Hecker aus Sachſen; von Aleſſandro Cades; von Bartolomeo Gravina; von Alfieri aus Rom; von Amaſtini aus Foſſombrone; Johannes Wedder; Petrarino; Tevoli; Antonio Berini; Selli; Sirletti; Cavaliere Conſtanzi; Camillo Piaſtrini aus Rom; Johann Mugnai; Ludovico Tarricelli; Ludovico Siries aus Florenz; Thereſe Talani, geborne Moor, aus Venedig; von Marchand, einem Engländer; von Gaſpare Capperoni della Guardia aus Abruzzo; von Santarelli aus Abruzzo; Filippo Rega; Grund und Rafaelli aus Rom.

Man ſieht hieraus, daß dieſe Sammlung für die Geſchichte der neuern Steinſchneidekunſt ſehr unterrichtend ſein muß. Abdrücke davon wird Herr Hofrath Behrendt in Berlin den Liebhabern auf Verlangen für ein Billiges überlaſſen.

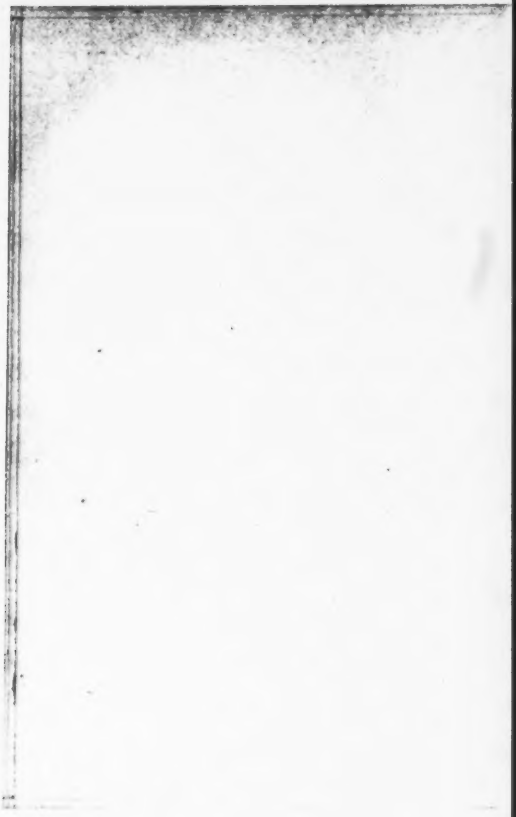

Zur Revision des Textes.

Für die Feststellung des Textes sind verglichen:

OA. Philipp Hackert. Biographische Skizze, meist nach dessen eigenen Aufsätzen entworfen von Goethe. Tübingen, Cotta 1811.

M. Morgenblatt für gebildete Leser. Jahrgang 1811, Nr. 122. Tübingen, Cotta. (Für die Seiten 41 bis 46.)

6. Goethe's Werke. Vollständige Ausgabe letzter Hand. Oktav. 40 Bde. 1827–1831. Stuttg. u. Tüb., Cotta. Bd. 37.

6a. Gleichzeitige Ausgabe in Sedez. 40 Bde. Bd. 37.

8. Goethe's poetische und prosaische Schriften in 2 (in Wirklichkeit 3) Bdn. Lexikon-Format. Stuttg. u. Tüb., Cotta. Zweiter Band. 1837. Zweiten Bandes zweiter Theil (Dritter Band) 1847.

9. Goethe's sämmtliche Werke in 40 Bänden. Duodez. Stuttg. u. Tüb., Cotta 1840. Bd. 30.

9a–c. Neue Abdrücke derselben Ausgabe. 1850, 1853, 1855.

11. Goethe's sämmtliche Werke in 30 Bänden. Groß-Oktav. Stuttgart, Cotta 1850 f. Bd. 23.

11a. Dieselbe Ausgabe (in neuer Revision). 1857 f.

12. Goethe's sämmtliche Werke in 6 Bänden. Lexikon-Oktav. Stuttg., Cotta 1866. Bd. 5.

13. Goethe's Werke in 36 Bänden. Duodez. Stuttg., Cotta. 1867. Bd. 26.

14. Dieselbe Ausgabe in Sedez. 1868.

15. Goethe's sämmtliche Werke in 40 Bänden. Groß-Sedez. Stuttg., Cotta. 1869. Bd. 34.

K. Goethe's Werke. Herausgegeben von Heinrich Kurz. Hildburghausen, Bibliogr. Institut. 1868. Band 11.

Verzeichniß der Stellen,

in denen unser Text von anderen Drucken und Ausgaben abweicht.

Seite Zeile

17. 28. besteht — fehlt in OA.

20. 1. In OA, 6 und 6a folgt hier noch eine Bemerkung, die natürlich in den späteren Ausgaben wegfallen mußte: Durch ein Versehen heißt er in dem Hackert'schen Manuskript mit Vornamen Henry, der also nach dem eben angeführten Werke zu berichtigen wäre.

11. Horkstow; — sämmtliche Ausgaben haben den korrumpirten Namen Horkotow.

20. alsbald, nach OA bis 9; — 11 bis 15 und K alsobald.

21. 1. Hampshire, wie 11 bis 15; — OA bis 9 und K Hampishire.

11. gleiches, nach OA; — die Ausgaben gleichen.

24. Wight, wie 11 bis 15 und K; — OA bis 9 Whight.

24. in dem, wie OA bis 9 und K; — 11 bis 15 im.

22. 4. mittelländische; — OA mittländische.

11. letztern; — OA letzten.

21. standen; — 11 bis 14 standen.

23. 2. Bateman; — OA bis 9 Batemann.

27. und; — das unentbehrliche Wort fehlt in allen Ausgaben und scheint auf § 30 vor „setzten" gerathen zu sein, wo wir es infolge dessen ausgelassen haben.

24. 17. Krauß; — OA und 6a Krause. Es ist der aus Goethe's Leben bekannte Georg Melchior Kraus.

25. 25. wohlverdienten, nach OA und 15; — 6 bis 14 und K vollständiges, eine Aenderung, die wol zufällig ist.

29. 9. Schnörkelwerk; — OA Schnirkelwerk.

10. so bald, wie 11 bis 15 und K; — OA bis 9 sobald.

29. 9. Hackert; — in OA bis 9 wird der Name fast immer durch P. H. bezeichnet.

21. Hackerten; — 11 bis 15 Hackert.

31. Swanenfelt; — die Ausgaben theils Schwanenfeld, theils Swanefeld.

30. 12. Herrn; — 11 bis 15 Herr.

32. 1. gerathewohl, nach OA bis 9 und 15; — in 11 bis 14 und K das Gerathewohl.

33. 18. Balthasar Anton, wie 11 bis 15 und K; — OA bis 9 B. A.

33. 28. bezahlt; — 6 und 6a gezahlt.

36. 20. und — fehlt in OA.

37. 9. Vernetischen; — 11 bis 14 Vernetschen.

8. Aig, wie OA, 11a bis 15 und K; — 6 bis 11 Allig.

Seite Zeile
37. 12. 1768; — OA 1778, ebenso S. 39, Z. 4.
24. von; — 11 bis 15 be.
38. 1. Rômes; — 11a bis 15 Rimes.
21. Schönheiten; — 11a bis 15 Schönheit.
24. zu; — 6 und 6a in.
40. 15. hatte, nach OA, 11a bis 15 und K; — 6 bis 11 hat.
41. 7. mittelß; — OA mittels.
42. 5. der; — M welcher.
17. Greißh; — M und OA Greiß, ebenso S. 43, Z. 2.
43. 25. selber; — M selbst.
28. Jänners, nach M bis 9 und K; — 11 bis 15 Januars.
33. wie, nach M bis 11; — 11a bis 15 und K in wie.
44. 2. das, nach M und 11a bis 13; — OA bis 9, K setzte 14 und 15 was.
45. 22. der; — OA die.
46. 21. unerwarieten, nach OA, 11 bis 15 und K; — 6 bis 9 unerwartet.
48. 12. gewöhnliche, nach OA bis 9; — 11 bis 15 gewöhnlichen.
14. durch das Bild, nach OA, 11a bis 15 und K; — in 6 bis 11 fehlen die Worte.
25. dem, nach OA bis 9; — in 11 bis 15 fehlt das Wort.
49. 3. Paul; — 11 bis 15 Paole.
15. männlichen; — OA männliche.
29. dem — fehlt in 11 bis 15.
50. 11. gut, nach OA, 11a bis 15 und K; — 6 bis 11 genau. (Man vergl. Z. 16.)
12. wann, — OA wenn.
51. 22. anderu; — OA andre.
26. guten; — die Ausgaben guten.
52. 1. dem, nach OA und 11a bis 15; — 6 bis 11 und K den.
25. sehr, nach OA, 11a bis 15 und K; — 6 bis 9 so.
29. war, nach OA und 11a bis 15; — 6 bis 11 und K war auch.
34. Richard Payne; — OA, 6 und 6a hier und a. a. O. Henry. (Man vgl. die Bemerkung zu S. 20, Z. 7.)
35. Philipp, nach OA bis 9; — in 11 bis 15 und K fehlt das Wort.
55. 11. Sorrent; — 11 bis 15 Sorrente.
13. Anblick, nach OA und 9 bis 15 Lucie K; — 6 bis 9 Augenblick.
17. wurde; — 6 bis 11 wurden.
20. ungefähr; — OA hier und a. a. O. ohngefähr.
56. 8. vom, nach OA, 11a bis 15 und K; — 6 bis 11 von.
61. 10. welche; — 6 welcher.
62. 2. bedeckt, nach OA und 11a bis 15; — 6 bis 11 gedeckt.
63. 5. I. 379; — OA I. 575.
20. scopulos; — 6 bis 9 scopulus.
64. 12. monteforischen; — Sämmliche Ausgaben monteratorischen.
66. 14. Acqua, nach 11 bis 15 und K; — OA bis 9 Aqua.
67. 14. hundert, nach OA, 14 und 15; — 6 bis 13 und K drei hundert.
19. Tufa, nach OA und 11 bis 15; — 6 bis 9 und K Tufa.
68. 2. neb — weil in 6 und 6a.
70. 7. wahrscheinlich um, nach OA und 15; — 6 bis 14 um wahrscheinlich.
19. thörichte; — OA thörige.
29. die, nach 11 bis 15 und K; — OA bis 9 der.

Seite Zeile
70. 2. gleichem; — OA gleichen.
72. 1. Montreale; — OA Montreal.
73. 2. griechischen; — OA Griechische.
74. 15. 16. Selinus. Den 8. und 9. Mai — fehlt in OA bis 9.
76. 2. Gesandte; — OA Gesandten.
78. 15. Den 11. bis 14. Mai — fehlt in OA bis 9.
20. aufnahmen, wie OA und K; — 6 bis 15 annahmen.
21. den — fehlt in 6 bis 9.
80. 8. Riesen, nach OA bis 9 und K; — 11 bis 15 Giganten.
27. auf der Ebene; — die Worte fehlen in 6 bis 11.
28. Apollo, nach OA bis 9 und K; — 11 bis 15 hier und a. a. O. Apoll.
81. 27. viereckte, nach OA, 6, 6a, 9 und 15; — 8, 11 bis 14 und K viereckige.
82. 2. Wohllebens, nach OA, 6 bis 9 und 15; — 11 bis 14 und K Wohlleben.
14. a tien — fehlt in 6 bis 9.
83. 6. Girgent; — 11 bis 15 hier und a. a. O. Girgenti.
85. 7. einsmals, nach OA bis 9; — 11 bis 15 und K einstmals.
86. 5. bis, nach OA bis 13 und K; — 14 und 15 bis nach.
87. 2. Den 20. bis 22. Mai, nach 11 bis 15; — OA bis 9 und K den 20. Mai.
7. weitläufig; — OA weitläuftig.
28. Zu; — 14 und 15 Zur.
90. 23. zur; — OA zu.
91. 23. schrecklichen, nach OA, 11a bis 15 und K; — 6 bis 11 schrecklichsten.
92. 28. lernte, die; — OA bis 9 und K lernte, den.
93. 8. Museum Clementinum; — 11 bis 14 Museo Pio Clementino.
95. 23. bewässert; — OA wässert.
96. 2. und 28 — fehlt in OA bis 9 und K.
97. 12. bildete, nach OA und 11a bis 15; — 6 bis 11 und K bildet.
100. 21. Onobalas; — die Ausgaben theils Onobalos theils Onobalus.
24. Lavaschicht, nach OA, 11a bis 14 und K; — 6 bis 9 und K Lavaschichte.
101. 6. Tauromenische, nach 11 bis 15 und K; — OA bis 9 Tauromenische.
25. Den 4. Juni; — die Worte fehlen in OA bis 9, in K steht nur Juni.
103. 23. gaben, nach OA bis 9 und K; — 11 bis 15 begaben.
24. Davila; — OA Dabila.
106. 18. bedeutenden Fremden; — OA bedeutende Fremde.
107. 1. Friedrich; — OA, 6, 6a, 9 und K Ludwig.
nachmaligen Kurfürsten (11 bis 14 König); — fehlt in 6 bis 9.
7. Pozzuoli, Baja, nach 11 bis 15 und K; — OA bis 9 Puozzoli, Baja, ebenso öfters.
27. Hackert'schen; — OA Hackertischen.
109. 1. König, nach OA bis 9; — 11 bis 15 und K der König.
5. desto; — OA so.
29. populäres; — OA populares, ebenso S. 157, 3. 20 und 21.
31. Ortreutischem; — die Ausgaben Ortreutischen.
110. 20. Anderm, nach 11 bis 15; — OA bis 9 und K andern.
24. 25. Polilippo, nach 11 bis 15; — OA bis 9 und K Pausilippo.
111. 23. zu al; — sämmtliche Ausgaben all.
113. 18. Volturno; — sämmtliche Ausgaben Voltarno.
28. viele, nach OA und 15; — 6 bis 14 und K viel.

Mitleide scheint ganz nah zu sein . . . . . III. 279
Mich ängstigt das Verfängliche . . . . . III. 160
Mich erbaute zuerst . . . . . III. 120
Mich ergreift, ich weiß nicht wie . . . . . I. 77
Mich freuen die vielen Guten . II. 336
Mich zerbrach ein Orkan . . . III. 370
Mir fehlt ein Held. . . . . II. 462
Mir gab' es keine größre Pein . II. 323
Mir genügt nicht Eure Lehre . II. 394
Mir ist das Beil zur Last . . . III. 286
Mir will das frank Zeug nicht munden . . . . . II. 347
Mit Botanik giebst Du . . . II. 151
Mit der Eule gereift . . . . . III. 237
Mit der Welt muß Niemand leben II. 370
Mit des Bräutigams . . . . I. 238
Mit diesen Versatilen. . . . . II. 379
Mit diesen Menschen umzugehen II. 384
Mit dieser Welt ist's seiner Wege richtig. . . . . II. 345
Mit einem Herren steht es gut. II. 322
Mit Flammenschrift . . . . I. 217
Mit Kirchengeschichte, was hab' ich zu schaffen . . . . . III. 273
Mit Liebe nicht, nur mit Respect II. 384
Mit Mädeln sich vertragen III. 20
Mit meinem Willen mag's geschehn . . . . . II. 325
Mit Narren leben. . . . . II. 329 u. 348
Mit Pfeilen und Bogen. III. 10
Mit Säulen schmückt. . . . II. 432
Mit stillsamen Geberden . . . II. 368
Mit sich selbst zu Rathe gehn . II. 376
Mit unsren wenigen Gaben . . II. 381
Mit vollen Athemzügen. III. 75
Mit Widerlegen, Bedingen . II. 392
Mitten im Getümmel . . . I. 49
Möcht' ich doch wol besser II. 251
Möchte gern lustig zu Euch treten III. 277
Modergrün aus Dante's Hölle II. 365
Möge Dein Lebensfaden . . . III. 243
Möge dies d. Sänger loben II. 301
Mögen Ihr das Licht . . . II. 236
Mögt Ihr die schlechten Argenten III. 235
Mögt zur Gruft ihn . . . III. 359
Morgennebel, Lila. . . . III. 39
Müde bin ich des . . . . III. 309
Müde war ich geworden. II. 143
Muntre Gärten sieh' ich . II. 417
Musen und Grazien . . . . III. 248
Müssiet i. Naturbetrachten II. 230
Mußt nicht widerstehn . II. 261
Musterstuhl für Schmerz III. 351
Myron formte . . . . III. 384
Myrt' und Lorbeer. . . . II. 446
Nach dem Bade . . . . III. 370
Nach dem Bade. Frühlingsregen I. 73
Nach Kalabrien reist er. . . . III. 340
Nach Korinthus . . . . I. 266
Nach Mittage saßen wir I. 15
Nachahmung der Natur II. 197
Nachdem Einer singt . . . . II. 344
Nacht, o holde . . . . III. 19
Nacht, wann gute Geister . . II. 394
Nachtviole, Dich geht man . . II. 166
Natur gab Dir . . . . III. 298
Natur und Kunst . . . . III. 105
Nehmt nur mein Leben hin . . II. 374
Neigung besiegen ist schwer . . II. 168
Nein, das ist doch zu arg . . III. 242
Nein, d. wird mich nicht hindern II. 387
Nein, frechere Wette . . III. 332
Nein, für den Poeten ist's III. 278 u. 372
Nein, heut ist mir das Glück erblüht . . . . . II. 328
Nein! Hier hat es keine Noth . . . . . II. 257
Nein, ich habe nichts versäumet II. 397
Nein, nein, ich glaube . III. 73
Nelken, wie sind' ich Euch schön II. 166
Neu ist der Einfall doch nicht . III. 252
Neumond und geküßter Mund . II. 323
Newton hat sich geirrt . . . III. 250
Newtonisch Weiß . . . . III. 304
Nicht Alles ist an Eins gebunden II. 334
Nicht am Morgen allein . . . III. 255
Nicht am Susquehanna III. 328
Nicht auf der grünen. . . III. 59
Nicht Augenblicke seh' ich still. III. 270
Nicht doch! Aber es schmachten III. 234
Nicht gedeutet. . . . . II. 199
Nicht großem Verdienst . . . II. 337
Nicht Jeder kann Alles ertragen II. 354
Nicht Jeder wandelt nur gemeine Stege. . . . . II. 322
Nicht ist Alles Gold . . II. 419

Seite Zeile
113. 1. Dönhoffshädt, nach 11 bis 15; — OA bis 9 und K Dönhoffshadt.
10. Ihre, nach OA bis 9 und 15; — 11 bis 14 Seine.
114. 4. weitläufig, nach 6 bis 9; — OA und 11 bis 15 weitläuftig.
11. Julius, nach OA bis 9 und K; — 11 bis 15 Juli.
115. 11. sollte; — OA solte.
116. 4. zur; — OA zu.
5. wenigen; — OA wenig.
11. vom, nach OA; — 6 bis 15 und K von.
13. den; — OA diesen.
117. 11. daß, nach OA und 11 bis 15 sowie K; — 6 bis 9 als.
15. bei dem, nach OA bis 9 und K; — 11 bis 15 beim.
118. 3. hätte, nach OA, 11 bis 15 und K; — 6 bis 9 hatte.
119. 10. in, nach OA und 11 bis 15; — 6 bis 9 und K im.
120. 11. ergiebt, nach OA, 14 und 15; — 6 bis 13 und K giebt.
13. andern, nach 11 bis 15; — OA bis 9 und K andre.
121. 11. soll, nach OA bis 9 und K; — 11 bis 15 sollte.
15. Neapel; — OA und 14 hier u. a. a. O. Napel.
122. 13. sah; — OA sahe.
123. 29. Ducati; — 11 bis 14 hier u. a. a. O. Dukaten.
124. 16. Polizza; — 15 die Polizza.
126. 1. Prinzessin; — OA, 14 und 15 Prinzeß.
3. bi, nach 11 bis 15 und K; — OA bis 9 be.
10. und Grenadiere — fehlt in 6 bis 9.
22. wolle; — OA wollte.
26. hatte, nach OA, K und 15; — 6 bis 14 hätte.
28. machte, nach OA und 15; — 6 bis 14 mache.
127. 2. Domenico, nach 11 bis 15 und K; — OA bis 9 Dominico.
7. ihre; — 6 bis 9 ihren.
12. von Caserta, nach OA und 15; — in 6 bis 14 fehlen die Worte.
129. 25. in; — 15 im.
130. 29. antwortete; — OA antworte (Druckfehler).
131. 28. welches, nach OA bis 9; — 11 bis 15 und K welche.
37. Raphael's; — 11 bis 15 Raphael.
132. 25. doch — fehlt in OA.
133. 26. von; — 15 in.
134. 8. gehörigen; — 15 alten.
136. 19. Jemandem; — die Ausgaben theils jemand, theils jemanden hier und öfters.
25. fürs; — OA bis 9 und K vors.
34. Allem; — die Ausgaben allen.
137. 1. darauf; — OA drauf.
26. einrichteten; — 6 bis 9 errichteten.
139. 7. sah; — OA bis 9 und K sahe.
12. darauf; — 11a bis 14 und K drauf.
140. 29. sagt, nach 6 bis 15; — OA, 6, 6a und K sagte.
Niemandem. — Siehe die Bemerkung zu S. 136, 3. 10.
141. 4. Giorgio; — OA bis 9 und 13 Georgio.
18 19. hineintreten, nach 6 bis 9 und K; — OA Hereintreten, 11 bis 15 eintreten.
143. 8. fürs, nach 11 bis 15 und K; — OA bis 9 vors.
15. bekömmt; — 11 bis 15 bekommt.
20. Jahre; — OA und 15 Jahr.
145. 8. einiger, nach OA, 11a bis 15 und K; — 6 bis 11 einer.
146. 9. Dieses; — K Dieß.

Seite Zeile
146. 10. Prinzessin, nach 11 bis 15; — OA bis 9 und K Frau.
28. speiset, nach OA bis 9 und K; — 11 bis 15 speiste.
29.30. mit Fleiß so, nach OA, 11a bis 15 und K; — 6 bis 11 so mit Fleiß.
147. 25. Direktorstelle, nach OA, 11 bis 15 und K; — 6 bis 9 Direktorsstelle.
27. Sache; — 15 Sachen.
149. 7. war; — 15 ward.
8. di; — OA bis 9 de.
150. 10. schon die Bedienten, nach OA und 11 bis 15; — 6 bis 9 und K die Bedienten schon.
17. Art, nach OA und 11 bis 15; — 6 bis 9 und K Art von. (Man vgl. dagegen S. 151, Z. 8.)
25. den; — OA die.
151. 6. Mauer, nach OA und 15; — 6 bis 14 und K Mauern.
8. darauf — fehlt in OA.
20. heim, nach 6 bis 11; — OA und 11a bis 15 sowie K bei dem.
152. 8. wonach; — OA bis 9 wornach.
153. 18. von; — OA und 15 vom.
29. vom Magazin, nach OA bis 9 und K; — 11 vom Magazine, 11a bis 15 von Magazine.
154. 10. Ihro; — 11 bis 14 und K Seiner.
155. 5. die; — 11 bis 15 und K ein.
33.34. Campagna, nach 11 bis 15 und K; — OA bis 9 Campagne.
156. 11. Möbel, nach OA, K, 14 und 15; — 6 bis 13 Mobeln.
13. zu, nach OA und 15; — in 6 bis 14 fehlt das Wort.
158. 14. Calabriens, nach OA und 11 bis 15; — 6 bis 9 und K Calabrien.
Halte; — 11 bis 15 Halt.
159. 27. Wohlgesinnten; — OA Wohlgesinnte.
32. erforderte; — OA erfoderte, ebenso S. 170, Z. 37 aufgefodert.
160. 7. Ahnungen; — OA Ahndungen.
10. Virgine, nach 11 bis 15; — OA bis 9 und K Vergine.
12. all' Incoronata, nach 11 bis 15 und K; — OA bis 9 a l'Incoronata.
162. 20. Weitläufigkeiten. Vgl. die Bemerkung zu S. 114, Z. 6.
165.13.14. Obgenannten; — 11 bis 15 Obengenannten.
166. 22. Jahr, nach OA bis 9; — 11 bis 15 und K Jahre, ebenso S. 180, Z. 22.
167. 25. Diplomate; — 11a bis 13 Diplomat.
169. 14. andern türkischen; — OA andre türkische
170. 19. Admirals; — OA Admiral.
Elphinstone, nach 11 bis 15 und K; — OA bis 9 Elphinston.
173. 10. noch, nach 6 bis 11 und K; — in OA sowie 11a bis 15 fehlt das Wort.
22. die einzigen Ueberbleibsel, nach 11 bis 15; — OA bis 9 und K den einzigen Ueberbleibseln.
28. Trümmer; — OA Trümmern.
176. 5. drückt; — OA bis 6 druckt.
28. Hackert'schen; — OA Hackertischen.
41. milden, nach OA, 11 bis 15 und K; — 6 bis 9 den milden.
178. 6. alle; — OA und 15 alle die.
7. in hohem, nach OA und 11a bis 15; — 6 bis 11 und K im hohen.

Seite Zeile

178. 8. Landschaftsmalerei; — OA Landschaftmalerei; ebenso S. 190, Z. 14 Landschaftzeichnen.
13. hat; — 14 und 15 hatte.
20. ersten, nach OA, 11 bis 15 und K; — 6 bis 9 ersten.
180. 18. mißrathene; — OA mißrathenen.
181. 16. Vorgründe, nach OA und 11a bis 15; — 6 bis 11 Vorgründen.
23. kenne; — 6 und 9a kénne.
27. soll; — 11 bis 15 solle.
40. Angewohnte; — 11 bis 14 Ungewohnte.
182. 24. meinem; — 6 bis 11 einem.
183. 2. den; — OA dem.
184. 26. jeden — fehlt in 6 bis 11.
185. 33. übrigen, nach OA, 11a bis 15 und K; — 6 bis 11 die übrigen.
186. 41. Nikolaus, nach OA bis 9 und K; — 11 bis 15 Nicolas; ebenso S. 192, Z. 2.
187. 1. Domenichino; — OA bis 9 Dominichino; ebenso S. 195, Z. 26.
23. auf; — 15 in.
190. 10. Delane; — OA, 6 und K Delaine.
22. Reiffenßteinen; — 11 bis 15 und K Reiffenstein.
25. Bewunderung; — 2 11a bis 15 Verwunderung.
33. die — fehlt in 11 bis 15.
193. 7. schön; nach OA und der Analogie von S. 191, Z. 29. und S. 194, Z. 14; — 6 bis 15 schönes.
195. 1. ist; — OA so ist.
196. 10. öfter, nach OA bis 9 und K; — 11 bis 15 öfters.
11. Poussin, nach 11 bis 15 und K; — OA bis 9 Poussins.
22. was, nach OA bis 9 und K; — 11 bis 15 das.
23. gäbe, nach 11 bis 15 und K; — OA bis 9 gebe.
197. 13.14. Desmarets, dieselbe Person, welche in der Italienischen Reise (zweiter Aufenthalt in Rom) erwähnt wird; — OA bis 8 und K Demarets, 9 bis 15 Des Marets.
198. 22. von der ersten, nach 6 bis 14 und K; — OA und 15 von erster.
199. 26. Ludovico; — 11 bis 14 und K Lodovico.

Goethe's Werke.

Nach den vorzüglichsten Quellen revidirte Ausgabe.

Dreiunddreissigster Theil.

Zur Morphologie. — Zur Mineralogie und Geologie.

Herausgegeben und eingeleitet
von
H. Kalischer.

Berlin.
Gustav Hempel.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Inhalt.

(Die mit einem * bezeichneten Aufsätze fehlen in allen bisherigen Ausgaben der Werke Goethe's, die mit † bezeichneten sind hier überhaupt zuerst gedruckt.)

Seite

Vorbemerkung IX

Einleitung.

Goethe's Verhältniß zur Naturwissenschaft und seine Bedeutung in derselben XIX

Die botanischen Schriften CVI

Zur Osteologie und Zoologie CXXVII

Zur Mineralogie und Geologie CLIV

† Abhandlung über den Granit (zum Theil ungedruckt) . . . CLXII

† Entwurf einer allgemeinen Geschichte der Natur CLXX

Zur Morphologie.

Bildung und Umbildung organischer Naturen.

Das Unternehmen wird entschuldigt 5

Die Absicht eingeleitet 6

Der Inhalt bevorwortet 11

Die Metamorphose der Pflanzen.

Einleitung 17

Von den Samenblättern 19

Ausbildung der Stengelblätter von Knoten zu Knoten . 21

Uebergang zum Blüthenstande 25

Bildung des Kelches 25

Bildung der Krone 28

Bildung der Staubwerkzeuge 30

Nektarien 31

Noch Einiges von den Staubwerkzeugen 34

Bildung des Griffels 36

Von den Früchten 38

Von den unmittelbaren Hüllen des Samens 40

Rückblick und Uebergang 41
Von den Augen und ihrer Entwickelung 42
Bildung der zuſammengeſetzten Blüthen- und Fruchtſtände 44
Durchgewachſene Roſe 46
Durchgewachſene Nelke 47
Linné's Theorie von der Anticipation 48
Wiederholung 51

Verfolg.

Geſchichte meines botaniſchen Studiums 57
Schickſal der Handſchrift 75
Schickſal der Druckſchrift 78
Entdeckung eines trefflichen Vorarbeiters 85
Kaspar Friedrich Wolff über Pflanzenbildung 87
Wenige Bemerkungen 89
*Glückliches Ereigniß (vgl. Bd. XXVII. 1. S. 309 u. 564) 90
Zwei günſtige Recenſionen 95
Andere Freundlichkeiten 96
Rückblick 98
Nacharbeiten und Sammlungen 100
Verſtäubung, Verdunſtung, Vertropfung 110
Analogon der Verſtäubung 122
Freundlicher Zuruf 123
*(Wilhelm von Schütz' einſtimmendes Verfahren) . . . 124
(Aufruf zur Einigkeit des Zuſammenwirkens) 131
(Erſchwerter botaniſcher Lehrvortrag) 132
Merkwürdige Heilung eines ſchwer verletzten Baumes. . 133
Schema zu einem Aufſatze, die Pflanzenkultur im Großherzogthum Weimar darzuſtellen 134
Lebens- und Formgeſchichte der Pflanzenwelt von Schelver 139
*Von dem Hopfen und deſſen Krankheit, Ruß genannt . 140
Genera et Species Palmarum von Dr. C. F. von Martius 142
Wirkung meiner Schrift „Die Metamorphoſe der Pflanzen“ und weitere Entfaltung der darin vorgetragenen Idee. 145
Ueber d. Spiraltendenz d. Vegetation. Vorarbeit. Aphoriſtiſch 165

Zur Osteologie und Zoologie.

Erſter Entwurf einer allgemeinen Einleitung in die vergleichende Anatomie, ausgehend von der Oſteologie . . 189
I. Von den Vortheilen der vergleichenden Anatomie und von den Hinderniſſen, die ihr entgegenſtehen . 189
II. Ueber einen aufzuſtellenden Typus zu Erleichterung der vergleichenden Anatomie 191
III. Allgemeinſte Darſtellung des Typus 192
IV. Anwendung der allgemeinen Darſtellung des Typus auf das Beſondere 194
V. Vom oſteologiſchen Typus insbeſondere 199
VI. Der oſteologiſche Typus in ſeiner Eintheilung zuſammengeſtellt 200
VII. Was bei Beſchreibung der einzelnen Knochen vorläufig zu bemerken ſei 203
VIII. Nach welcher Ordnung das Skelett zu betrachten und was bei den verſchiedenen Theilen deſſelben zu bemerken ſei 212
Dem Menſchen wie den Thieren iſt ein Zwiſchenknochen der obern Kinnlade zuzuſchreiben 221
Specimen anatomico-pathologicum inaugurale de labii leporini congeniti natura et origine 254
Das Schädelgerüſt aus ſechs Wirbelknochen aufgebaut . . 255
Vorträge über die drei erſten Kapitel des Entwurfs einer allgemeinen Einleitung in die vergleichende Anatomie, ausgehend von der Oſteologie 257
I. Von den Vortheilen der vergleichenden Anatomie und von den Hinderniſſen, die ihr entgegenſtehen . 257
II. Ueber einen aufzuſtellenden Typus zu Erleichterung der vergleichenden Anatomie 261
III. Ueber die Geſetze der Organiſation überhaupt, inſofern wir ſie bei Konſtruktion des Typus vor Augen haben ſollen 265

ΑΘΡΟΙΣΜΟΣ 272
Die Faulthiere und die Dickhäutigen, abgebildet, beſchrieben und verglichen von Dr. E. d'Alton 274
Foſſiler Stier 279
Zweiter Urſtier 286
Die Lepaden 287
Betrachtungen über eine Sammlung krankhaften Elfenbeins 290
Vergleichende Knochenlehre 296
A. Knochen, die Gehörwerkzeuge betreffend 296
B. Ulna und Radius 298
C. Tibia und Fibula 300
Die Skelette der Nagethiere, abgebildet und verglichen von d'Alton 303

Zur Mineralogie und Geologie.

Zur Kenntniß der böhmiſchen Gebirge 311
Karlsbad 311
Joſeph Müllerſche Sammlung 313
Rekapitulation 324
Nachträge 327
An Herrn von Leonhard 327
Freimüthiges Bekenntniß 333
Auszug eines Schreibens des Herrn Barons v. Eſchwege 334
*Aechte Joſeph Müllerſche Steinſammlung 335
Ferneres über Joſeph Müller und deſſen Sammlung . 337
*Vorwort 337
Der Kammerberg bei Eger 341
Sammlung 350
*An Herrn von Leonhard 352
Zur Geologie, beſonders der böhmiſchen 355
Ausflug nach Zinnwald und Altenberg 357
Problematiſch 366
Karl Wilhelm Roſe 371

Der Horn 378
Kammerberg bei Eger 379
Produkte böhmischer Erdbrände 381
Bildung des Erdkörpers. Deutschland, geognostisch-geologisch dargestellt von Chr. Keferstein 383
Marienbad überhaupt und besonders in Rücksicht auf Geologie 385
Anleitender Katalog 387
Basalt. Zu Nummer 82. 391
Serpentin und Pechstein. Zu Nummer 83. . . . 392
Abschluß 396
Recht und Pflicht 397
Durch das Gas des Marienbrunnens angegriffenes Grundgebirg 398
Böhmen, vor Entdeckung Amerika's ein kleines Peru, von Andr. Chr. Eichler 399
Brandschiefer 403
Die Gesellschaft des vaterländischen Museums in Böhmen 404
Fossiler Backzahn, wahrscheinlich vom Mammut . . . 407
Anthrazit mit gediegenem Silber 408
*Folgesammlung 409
Kammerbühl 410
Wunderbares Ereigniß 411
Ueber den Bau und die Wirkungsart der Vulkane in verschiedenen Erdstrichen. Von Alexander von Humboldt 412
(Recension der naturwissenschaftl. Goethe'schen Arbeiten) 413
Zur Geognosie und Topographie von Böhmen 414
Fahrt nach Pograd 414
Der Wolfsberg 418
Vorkommnisse des Wolfsberg 419
Nachschrift 420
Uralte neu entdeckte Naturfeuer- und Gluthspuren . . . 420
Verzeichniß der bei Boden und Altalbenreuth angetroffnen Mineralien 422

Nicht so eilig . . . . . III. 81
Nicht soll's von J. Seite III. 351
Nicht sterblich . . . . . III. 370
Nicht über Zeit- noch Landgenossen . . . . . II. 354
Nicht Zukünftiges . . . . II. 157
Nichts ist Dem Endes steht Die III. 243
Nichts ist später als die Vergangenheit . . . . . II. 363
Nichts leichter, als d. Dürftigen II. 338
Nichts taugt Ungeduld . . . II. 339
Nichts vom Vergänglichen . . II. 346
Nichts wird wahr . II. 390 u. III. 270
Nie Mensch des Gefährte . . . III. 212
Niederträchtigkeit wird nicht gerochen . . . . . II. 340
Niemand liebst Du . . II. 149
Niemand muß darum rennen . II. 359
Niemand soll ins Freien gehn. III. 275
Niemand will d. Tücher II. 390 u. III. 270
Niemand wird sich selber krönen III. 236
Nikiaß, trefflicher Mann II. 53
Nimm dem Prometheus d. Fackel II. 169
Noch bin ich gleich von Euch entfernt . . . . . II. 360
Noch einmal wagst Du I. 185
Noch so spät . . . . . III. 78
Noch spukt der Babylon'sche II. 327
Noth lehrt beten . . . II. 140
Nun auf u. lasst verlauten II. 427
Nun denn! Eh wir von hinnen eilen . . . . III. 160
Nun erwartet denn auch . . . III. 234
Nun, Freund, bist Du versöhnt III. 244
Nun ist's geschehn . . . III. 338
Nun lass't a. niederwärts II. 234
Nun sitzt der Ritter . . III. 40
Nun verlass' ich diese Hütte I. 32
Nun weiß man erst . . . III. 159
Nun will ich zum Danke singen II. 338
Nur das irrige Reh . . . . III. 234
Nur die Flucht bestimmt . . . II. 173
Nur fort, Du braune Hexe I. 252
Nur heute, heute nur lass' Dich II. 324
Nur Stille, nur bis morgen früh II. 386
Nur, wenn das Herz erschlossen III. 272
Nur wer die Sehnsucht . I. 222
O des süßen Kindes . . II. 9
O Du loses, leidiges I. 174
O, Amde für mich . . . III. 30

O denkest süß der Dirne . . . II. 354
O gieb v. weichen Pfühle I. 57
O Händel . . . . . III. 56
O der Tage- und Schlummerstunden II. 363
O Kinder, still . . . . III. 48
O lasst der Jammer Klagen . II. 349
O liebliche Thereese . . . I. 17
O Magdeburg die Stadt III. 403
O Mutter, guten Rath . III. 397
O schönes Mädchen Du . I. 172
O Vater alles wahr Sinns III. 201
O wären wir weiter . . I. 259
O Welt, vor Deinem tödtlichen II. 384
O, wie achtet' ich sonst . II. 153
O, wie fühl' ich in Rom II. 22
O, wie ist die Stadt . . I. 92
Ob die Menschen im Ganzen . III. 253
Ob Du der Klügste bist . . II. 173
Ob Du wachst . . . . . II. 173
Ob ich Dich liebe, weiß. III. 401
Ob ich liebe, ob ich hasse . . III. 281
Ob Mutter? Tochter? II. 199
Odem Wege . . . . . III. 345
Offen steht sie . . . . III. 169
Oft erklärtet Ihr Euch . II. 144
Oft in tief. Winternächten I. 173
Oft, wenn Du jeder Lust . . II. 336
Oftmals nahmst Du das Maul. III. 241
Oftmals hab' ich geirrt . II. 154
Ohne das Mindeste nur . . . III. 244
Ohne Schrittschuh . . . II. 269
Ohne Umschweife . . . . II. 339
Parabolisch II. 277 u. III 211
An Personen ꝛc. II. 397 u. III. 311
Pfeifen hör' ich fern . . II. 420
Pflegten wir kryst. Glas III. 362
„Pfui" sagst Du zu sagen . III. 244
Politica . . . . . III. 283
Prüfe, hast Du gebaut . . . III. 243
Prunk, mit d. Farben Autoren II. 166
Preise dem Kinde die Puppen. II. 171
Priester werden Messe . II. 236
Pusten, grobes . . . . III. 307
Raubfleisig war's . . . III. 372
Raum und Zeit, ich empfind' es II. 167
Recht dein, mein Freund . . . III. 244

Carte générale Orographique et Hydrographique d'Europe. Par le Général Baron Sorriot de l'Host . . 424
D'Aubuisson de Voissins' Geognosie 426
Von Leonhard, Handbuch der Oryktognosie 427
Die Luisenburg bei Alexandersbad 428
*Die Basaltsteinbrüche am Rückersberge bei Oberkassel a. Rhein 431
†Geognostisches Tagebuch der Harzreise 1784. 438
Gestaltung großer anorganischer Massen 447
Gebirgsgestaltung im Ganzen und Einzelnen 452
†Herrn von Hoff's geologisches Werk 459
Geologische Probleme und Versuch ihrer Auflösung . . 463
Verschiedene Bekenntnisse 467
King Coal f. Bd. XXIX.

Anhang und Bemerkungen.

*Geschichte meines botanischen Studiums 476
*Entstehen des Aufsatzes über Metamorphose der Pflanzen . . . 481
*Erklärung des Tableau's: „Höhen der alten und neuen Welt“ . . 490
*(Schlußbemerkung zum ersten Bande „Zur Morphologie“) . . . 492
*Einleitende Worte zu „Wilhelm von Schütz' Zur Morphologie“) . 493
*Ueber die Spiraltendenz 496
*Appendice 499
*(Schlußworte zu Carus' Aufsatz „Von den Ur-Theilen des Schalen- und Knochengerüstes“) 505
*Vorwort zu den Heften „Zur Naturwissenschaft überhaupt“ . . . 507
*Vorwort zur „Sammlung zur Kenntniß der Gebirge von und um Karlsbad“ 508
*An Freunde der Geognosie 508
*Erster Abtheilung des Vorworts zur „David Knoll'schen Sammlung von Sprudelsteinen“ 515
*Verzeichniß 515
†Bemerkung und Wunsch 518
†Gestörte Formation 526
†Gestörte Bildung 527
†Trümmer-Porphyr zu Ilmenau, im RathsSteinbruche . . . 527
†Haußmann's Vorlesung in der Königl. Societät der Wissenschaften zu Göttingen 528

Zur Revision des Textes 531
Personenregister 551

Vorbemerkung.

Die in diesem Bande vereinigten Aufsätze sind mit wenigen Ausnahmen zuerst in der von Goethe 1817—1824 herausgegebenen Zeitschrift unter dem Titel: „Zur Naturwissenschaft überhaupt, besonders zur Morphologie. Erfahrung, Betrachtung, Folgerung, durch Lebensereignisse verbunden", erschienen, wobei noch zwei Separattitel gegeben wurden, deren einer „Zur Morphologie" vorzugsweise botanische und osteologische, deren anderer „Zur Naturwissenschaft überhaupt" namentlich geologische, meteorologische und optische Aufsätze umfaßt, welche je zwei Bände bilden. Goethe hatte schon früher wiederholt die Absicht gehabt, sowol die „Metamorphose der Pflanzen" als sonst sich Anschließendes wieder abdrucken zu lassen, wozu er einerseits durch Cotta's im Jahre 1806 erschienene „Naturbeobachtungen über die Bewegung des Saftes in den Gewächsen" angeregt wurde, wie uns in den „Annalen" von diesem Jahre mitgetheilt wird — und ein Brief an Knebel vom 29. Oktober dieses Jahres bezeugt, daß er an die Ausführung ging —, andererseits in Folge des unglücklichen Schlachttages von Jena und der Plünderung Weimar's sich getrieben fühlte. So schreibt er an Zelter am 26. Dezember: „In den schlimmsten Stunden, wo wir um Alles besorgt sein mußten, war mir die Furcht, meine Papiere zu verlieren, die peinlichste, und von der Zeit an schick' ich zum Druck fort, was nur gehn will.

Die Farbenlehre schreitet stark vor. Auch werden meine Ideen und Grillen über die organische Natur nach und nach redigirt, und so will ich von meinem geistigen Dasein zu retten suchen, was ich kann, da Niemand mehr weiß, wie es mit dem Uebrigen werden wird." Dasselbe deutet auch der erste der die „Morphologie" einleitenden Aufsätze an, und sowol das Datum 1807, welches dieser und der folgende trägt (s. unten S. 6 u. 10), als auch eine Mittheilung in den „Annalen" von demselben Jahre bekunden, daß Goethe ernstlich an die Ausführung dachte, daß er sich bewogen fühlte, manchen alten Heft- und Papierbündel durchzusehen, um etwas den Naturfreunden Angenehmes und Nützliches daraus zu schöpfen. Er glaubte des Gelingens dergestalt sicher zu sein, daß bereits im Meßkatalog dieses Jahres eine Ankündigung unter dem Titel: Goethe's Ideen über organische Bildung dieserwegen auftrat, als könnte zunächst ein solches Heft ausgegeben werden.[1]) Allein diese Vorsätze gelangten damals nicht zur Verwirklichung, und Zelter fragte am 23. April 1807 vergebens: „Wo bleiben Ihre Ideen über die organische Natur?" Theils die anhaltende Beschäftigung mit der Farbenlehre, theils andere Thätigkeiten verzögerten die Durchführung jener Absicht bis zum Jahre 1817, in welchem Goethe endlich einen längeren Aufenthalt in Jena dazu benutzte. „Vor Johanni," schreibt er am 29. Mai an Zelter, „denke ich, soll ein Heft von zwölf Bogen ausgehen, wo ich in mehreren Kolonnen meine alten Garden der Naturbeherrschung werde aufmarschiren lassen."

Die Wahl des Zusatztitels „Erfahrung, Betrachtung ꝛc." der nunmehr erscheinenden Zeitschrift erläutert Goethe selbst in einem Briefe an Rochlitz vom 1. Juni 1817: „Meinen längern Aufenthalt in Jena benutze, da ich gerade nicht Lust zu frischem Thun empfinde,

[1]) Tag- und Jahreshefte 1807, Bd. XXVII. 1. Abth. 335. — Wo in dem vorliegenden Bande auf Goethe's Werke ohne weiteren Zusatz verwiesen wird, ist stets die Hempel'sche Ausgabe gemeint.

zum Wiederabdruck älterer, auf Natur sich beziehender Schriften, zu Sichtung und Redaktion aufgehäufter Manuskripte. Bei dieser Gelegenheit erscheint beinahe zum Entsetzen, wie wir von den disparatesten Gegenständen afficirt, aufgeregt, hingerissen werden können. Hiedurch nun werde ich genöthigt, mancherlei Stückwerke mit Lebensereignissen in Verbindung zu bringen, damit das Ganze nicht allzu verworren und seltsam aussehe." [1]) Wir haben demnach in den naturwissenschaftlichen Aufsätzen Goethe's zugleich eine Ergänzung seiner biographischen Schriften; Manches, was in den „Annalen", der „Italiänischen Reise" und in anderen lebensgeschichtlichen Stoff verarbeitenden Werken nur mehr oder weniger berührt ist, wird hier ausführlich behandelt, und wir dürfen sagen, daß Goethe an seiner Lebensbeschreibung fast bis ans Ende seines Lebens arbeitete, da die „Geschichte meines botanischen Studiums" in veränderter und erweiterter Gestalt erst im Jahre 1831 vollendet wurde; ja, selbst der im März 1832 geschriebene II. Abschnitt über den akademischen Streit zwischen Cuvier und Geoffroy St. Hilaire entbehrt nicht biographischen Details. Sowol dieser Umstand als auch besonders das Ziel möglichster Vollständigkeit, welches diese Ausgabe sich gesetzt hat, machten es dem Herausgeber zur Pflicht, nicht nur Gedichte, Sprüche, insoweit es der Zusammenhang erforderte, und Aufsätze, welche theilweise bereits eine andere Stelle gefunden haben, von Goethe aber den naturwissenschaftlichen Schriften beigeordnet wurden, hier einzureihen, sondern auch solche Stücke aufzunehmen, welche im Wesentlichen nur aus einer Wiedergabe anderer Autorenstellen mit Goethe'schen Zusätzen bestehen. Zum Beispiel des Einen nennen wir den Aufsatz „Glückliches Ereigniß" (unten S. 90—94), welcher unter der Ueberschrift „Erste Bekanntschaft mit Schiller" mit anderem Anfangs- und Schlußsatze,

[1]) Goethe's Briefe an Leipziger Freunde. Herausgegeben von Otto Jahn. 2. Aufl., S. 394.

als er in der „Morphologie“ erscheint, und zwar so, wie ihn der XX. Band der „Nachgelassenen Werke“ bringt, den „Biographischen Einzelnheiten“ (Th. XXVII, 1. Abth. S. 309—312) einverleibt ist. Mußte derselbe schon seiner Abweichungen wegen hier Aufnahme finden, so durfte er an dieser Stelle um so weniger fehlen, als er der Naturwissenschaft das Recht verleiht, sich mit Stolz die unmittelbare Stifterin des schönsten Bundes der zwei größten Dichtergenien deutscher Nation zu nennen.

Zum Beispiel des Andern verweisen wir auf die von Zusätzen Goethe's, worunter auch einige „Sprüche in Prosa“, begleiteten Auszüge aus einer Schrift von Wilhelm von Schütz „Zur Morphologie“, welche sich in Goethe's Zeitschrift „Zur Morphologie“ (Bd. I. S. 305—315) finden,[1]) und auf welche das Register zu derselben S. 367 mit den Worten „Wilhelm von Schütz' einstimmendes Verfahren“ hinweist. Solche an und für sich ungerechtfertigte Auslassungen, da ja in den naturwissenschaftlichen Schriften ähnliche Auszüge und Mittheilungen anderer Autoren in größerer Anzahl vorkommen, machten in den bisherigen Ausgaben gewisse Aenderungen des Goethe'schen Textes zur Nothwendigkeit, worin der gegenwärtige Herausgeber nicht folgen konnte; vielmehr sah er es als seine Aufgabe an, den ursprünglichen Text wiederherzustellen, gegen den die Herausgeber der „Nachgelassenen Werke“, in welchen bekanntlich die naturwissenschaftlichen Schriften zuerst wieder abgedruckt worden sind, zuweilen mit großer Willkür gewaltet haben, ohne von den späteren Ausgaben eine Rektifikation zu erfahren. So sind z. B. in den dem Wiederabdruck der „Metamorphose der Pflanzen“ nebst französischer Uebersetzung von 1831 angehängten Aufsatz: „Wirkung meiner Schrift ‚Die Metamorphose der Pflanzen‘ und weitere Entfaltung der darin vorgetragenen Idee“, Auszüge aus Recensionen nebst daran geknüpften Bemerkungen und die Besprechung

[1]) S. unten S. 124—131; vgl. Th. XIX, „Natur VI“, Nr. 1028—1032.

von Schelver's „Lebens- und Formgeſchichte der Pflanzenwelt“ eingeſchaltet, welche Stücke, früher erſchienen, von Goethe ſelbſt in jenen Aufſatz nicht aufgenommen wurden und die, ob ſie zwar mit der Intention deſſelben übereinſtimmen, demnach kein größeres Anrecht auf den ihnen von den Nachlaßvollſtreckern angewieſenen Platz haben als andere Mittheilungen ähnlicher Art.

In den Fällen, wo mehrere von Goethe ſelbſt veranſtaltete Drucke vorliegen, wurde der zeitlich letzte als maßgebend für die endgiltige Feſtſtellung des Textes zu Grunde gelegt und die übrigen nach beſtem kritiſchen Ermeſſen zu Rathe gezogen. Von dieſem Grundſatze wurde nur einmal in etwas ſtärkerem Maße nach dem Vorgange aller bisherigen Ausgaben abgewichen. Dieſer Fall iſt folgender.

In dem 1831 unter der Ueberſchrift: „Der Verfaſſer theilt die Geſchichte ſeiner botaniſchen Studien mit“ erſchienenen Aufſatze, welcher die beiden 1817 verfaßten: „Geſchichte meines botaniſchen Studiums“ und „Entſtehen des Aufſatzes über Metamorphoſe der Pflanzen“ zur Grundlage hat und unter dem erſteren der beiden letztgenannten Titel von uns wie von allen Ausgaben wiedergegeben iſt, fehlen zwei Abſätze, welche ſich in dem erſten Aufſatze von 1817 finden. Sie gehören jedoch beide, der eine, welcher von der Beſprechung der Hilfeleiſtung, die Goethe in ſeinen botaniſchen Studien dem jungen Dietrich verdankte, zu einer gleichen rühmlichen Erwähnung des jungen Batſch hinüberleitet,[1]) ſtiliſtiſch, der andere, welcher von dem Einfluß Linné's handelt,[2]) ſachlich dermaßen dahin, daß wir verſucht ſind zu glauben, ſie ſeien nur aus Verſehen oder aus irgend einer freilich ſchwer erfindlichen Rückſicht der franzöſiſchen Ueberſetzung gegenüber ausgefallen. Namentlich der letztere, welcher von Linné ſpricht, iſt nicht nur für das geſchicht-

[1]) Unten S. 64, Z. 5–10.
[2]) Unten S. 61, Z. 29–38.

liche Verſtändniß der botaniſchen, ſondern der morphologiſchen Studien Goethe's überhaupt ſo wichtig — faſt mit denſelben Worten ſchreibt er in Bezug auf Linné unter dem 7. November 1816 an Zelter: „Außer Shakeſpeare und Spinoza wüßt' ich nicht, daß irgend ein Abgeſchiedner eine ſolche Wirkung auf mich gethan" —, daß wir glaubten, der ſeit Eckermann und Riemer feſtgehaltenen Tradition, dieſe beiden Abſätze zugehörigen Orts einzuſchalten, um ſo mehr beipflichten zu müſſen, als wol die Annahme nicht ungerechtfertigt iſt, daß ihnen auch hier manches handſchriftliche Material vorgelegen habe.

Was die Anordnung betrifft, ſo leitete uns der Grundſatz, das innerlich Zuſammengehörige auch äußerlich an einander zu reihen, mit möglichſter Berückſichtigung der von Goethe ſelbſt gewählten Reihenfolge. Die Gruppen, in welche die naturwiſſenſchaftlichen Schriften ſeit der vierzigbändigen Ausgabe gebracht ſind, konnten wir beibehalten, dagegen ſahen wir uns in der Reihenfolge der einzelnen Aufſätze mehrfach abzuweichen veranlaßt.

Außer den bereits erwähnten und einigen anderen, theils Goethe's Zeitſchrift oder Separatdrucken, theils anderen Journalen entnommenen, in den bisherigen Ausgaben fehlenden Abhandlungen erſcheinen hier innerhalb des Textes zum erſten Mal im Druck: „Geognoſtiſches Tagebuch der Harzreiſe von 1784" und „Herrn von Hoff's geologiſches Werk". Den Abdruck des letzteren Aufſatzes verdanken wir Herrn von Loeper, den Abdruck des erſteren geſtattete Salomon Hirzel, — er vernimmt den Dank, den wir ihm hier zu ſpenden haben, nicht mehr. Dagegen fehlt in dieſem Bande der Aufſatz „King Coal", welcher ſonſt den geologiſchen Abhandlungen beigeſellt wurde, in vorliegender Ausgabe aber bereits im XXIX. Bande, S. 765—768 zum Abdruck gelangt iſt. Ueber alles Weitere und Einzelne geben die folgenden Einleitungen und Anhang und Bemerkungen Aufſchluß, worüber uns noch ein Wort zu ſagen übrig bleibt.

Der Vollständigkeit halber mußten doch auch solche Aufsätze aufgenommen werden, welche später in umgearbeiteter und erweiterter Fassung erschienen sind, wie die „Geschichte meines botanischen Studiums“ oder „Ueber die Spiraltendenz der Vegetation“. Solche und andere Aufsätze sowol als auch kleinere Stücke, wie beispielsweise ein Vorwort, das später durch ein anderes ersetzt wurde, wenige Zeilen, mit denen Goethe den Aufsatz eines Autors einleitet oder beschließt, und Aehnliches hätten aber den Zusammenhang und die innere Einheit des Textes in unerfreulicher Weise durchbrochen, und deshalb wählten wir hierfür die Form des Anhangs, innerhalb dessen noch eine Anzahl von Manuskripten zum Abdruck gelangen konnte, welche wir alle der Liberalität des Herrn von Loeper verdanken. Mit dem Anhang zunächst sind die Bemerkungen verknüpft, bei denen wir uns übrigens im Allgemeinen auf erläuternde oder ergänzende literarische Hinweise beschränken zu sollen glaubten. Denn da Goethe's naturwissenschaftliche Bedeutung nicht so sehr in seinen einzelnen Entdeckungen an und für sich beruht, nicht in der besondern Ausführung seiner Ideen als vielmehr in diesen selbst, in den Methoden und Wegen, die zu jenen leiteten, und in den Folgen, welche sich daran knüpften, so schien es angemessen, den Schwerpunkt der Erläuterungen der in diesem Bande vereinigten naturwissenschaftlichen Schriften nicht in eine größere Anzahl isolirter Bemerkungen zu legen, sondern in die Einleitungen, welche bei möglichster Umfassung alles einzelnen Bemerkenswerthen ein einheitliches Ganzes zu bilden hätten. Wir geben daher eine allgemeine Einleitung, worin Goethe's naturwissenschaftliche Bedeutung überhaupt dargelegt wird, und eine speziellere zu jeder Materie. Durch die Güte des Herrn von Loeper waren wir auch in den Stand gesetzt, in die Einleitung zur Mineralogie und Geologie einiges handschriftliche Material zu verflechten. Zur bequemeren Uebersicht ist in Rücksicht auf den verhältnißmäßig großen Umfang, welchen die Einleitungen annehmen mußten, in den Bemerkungen

geeigneten Orts häufig auf die zugehörigen Stellen jener hingewiesen. Da endlich die naturwissenschaftlichen Aufsätze Goethe's zu ziemlich weit auseinanderliegenden Zeiten verfaßt, manche erst sehr lange nach ihrer Abfassung veröffentlicht worden sind, so schien es wünschenswerth, diese Verhältnisse dem Leser unmittelbar vor Augen zu stellen, um so mehr, als sie alle die gleiche Grundidee durchzieht und ein einheitliches Band sie umschließt. Es bedeuten demnach die unter den Text gesetzten Jahreszahlen ohne weiteren Zusatz die Zeit der Veröffentlichung, wenn dieselbe, soweit unsere Kenntniß reicht, kurz nach der Abfassung erfolgte. Einige andere Bemerkungen an jener Stelle sind durch Wiederherstellung des ursprünglichen Textes nothwendig geworden.

Berlin, den 26. Februar 1877.

Dr. S. Kalischer.

Einleitung.

Regt sich was, greift schnell . III. 240
Reich ist an Blumen die Flur . II. 165
Reichen Beifall hattest . II. 438
Reicher Blumen goldne . II. 422
Reicht'r d. schönliche Frucht III. 9
Reiner Bach, Du enthältst nicht III. 243
Reizendsten hab' ich gesehn . II. 172
Rendsten! Wer will sich ihm vergleichen . . . . . II. 386
Richtet den herrschenden Trieb . II. 169
Ringlein kauft . . . . . II. 479
Römisch mag man's . . III. 340
Rösel's Pinsel . . . . . III. 170
Rosenknospe, Du bist . . . . II. 165
Ruf ich, da will mir Keiner . II. 367
Ruhe sanft im heilgem Frieden . . . . . III. 397
Ruhig am Arsenal. . . . II. 141
Ruhig soll ich hier verpassen . II. 345
Rühr Saite Du. . . . . III. 377
Sag' ich's Euch. . . . . III. 22
Sag mir doch, von Deinen Gegnern . . . . . II. 378
Sag mir, warum Dich keine Zeitung. . . . . II. 265
Sag mir, was ein Hyperbeldreieck II. 330
Sag mir, wovon die Bäien. . II. 344
Sag nur, warum Du . . . . II. 358
Sag nur, wie trägt Du so behaglich . . . . . II. 146
Sag uns doch, warum Deine Gall. III. 209
Sag uns Jungen doch . . . . II. 369
Sag, was enthält die Kirchengeschichte . . . . . III. 274
Sag, wo könnt uns Mand. III. 157
Sag, was zählst Du . . II. 159
Sag, wie kommst Du zu dem Besen . . . . . III 202
Sage deutscher, wie und wann II. 374
Sage mir ein weiser Mann . . II. 482
Sage mir Keiner . . . . . II. 360
Sage mir, mit wem zu sprechen III. 261
Sage mir, was d. für Pracht ist III. 287
Sage, Muse, sag d. Dicht. II. 274
Sage, thun wir nicht recht II. 148
Sage, warum Dich d. Menschen II. 367
Sage, wie oft Dir nun gefällt . II. 360
Sage, wie lebst Du . . II. 153
Saget, Steine, mir an . II. 17
Sagst Du „Gott" . . . . . III 282
Sagt nur nichts laut . . . . II. 362
Sagt! Was füllet das Zimmer II. 168
Sagt, wie könnten wir d. Wahre II. 358
Sagt, wo steht in Deutschland. III. 253
Saß ein Knab ein Röslein I. 16
Sah gemalt, in Gold . II. 439
Salben tödtet Apoll. . . . . III. 233
Sämmtliche Künste lernt II. 144
Sanftes Bild. . . . . II. 440
Sänge sind d. Lebens Bild III. 396
Sangreich war Dein . . III. 363
Sankt Johannes im Koth II. 142
Sarah kocht' . . . . . III. 314
Sarkophagen und Urnen II. 137
Saß ich früh . . . . . II. 186
Saturnus eigne Kinder. II. 268
Schade, daß die Natur . . . . III. 244
Schade fürs schöne Talent . . III. 239
Schadet ein Irrthum wol. . . II. 170
Schädliche Wahrheit, ich ziehe sie vor . . . . . II. 179
Schaff, das Tagwerk . I. 66
Scharfsinnig bahnt Ihr . II. 272
Schauen kann der Mann III. 55
Schicke Dir hier den alten III. 140
Schilt nicht den Schlemm . . III. 273
Schlaf' ich, so schlaf' ich . II. 325
Schläfst Du noch immer II 142
Schlange, halte stille . . III. 370
Schlanker Bäume grüner II. 199
Schlummer und Schlaf. II. 6
Schlüssel liegen im Buche II. 159
Schmerzen, welche Dich III. 98
Schmückt d. priesterlichen III. 225
Schnede ist kein Gesicht . . II. 380
Schneidet, schneidet, Ihr Herrn III. 245
Schon ein Irrthum hat ich III. 251
Schon entrunzelt sich . . II. 147
Schon wälzt schnell Räder II. 399
Schön erhebt sich der Adler . II. 165
Schöne Kinder magt Ihr II. 143
Schönste Tugend . . . I. 36
Schreckensmännes wären sie gerne III. 242
Schroffe Felsen . . . . III. 173
Schüler macht sich der Schwärmer . . . . II. 140
Schüttle die Blumen . . II. 41

Goethe's Verhältniß zur Naturwissenschaft und seine Bedeutung in derselben.

Im Jahre 1831 schrieb Goethe: „Seit länger als einem halben Jahrhundert kennt man mich im Vaterlande und auch wol auswärts als Dichter und läßt mich allenfalls für einen solchen gelten; daß ich aber mit großer Aufmerksamkeit mich um die Natur in ihren allgemeinen physischen und ihren organischen Phänomenen emsig bemüht und ernstlich angestellte Betrachtungen stetig und leidenschaftlich im Stillen verfolgt, dieses ist nicht so allgemein bekannt, noch weniger mit Aufmerksamkeit bedacht worden.“ [1]

Diese Worte haben auch heute noch nicht alle Thatsächlichkeit verloren; noch giebt es Viele, welche, vertraut mit den Erzeugnissen seiner dichterischen Muse und von ihnen begeistert, kaum eine Ahnung von seinen unermüdlichen und erfolgreichen naturwissenschaftlichen Bestrebungen haben, Andere, welche mit vornehmem Achselzucken oder, um Goethe's eigenen Ausdruck zu gebrauchen, stolzmitleidig auf dieselben hinblicken. Und dennoch, wer sich einmal mit Verständniß und Liebe in Goethe's Genius, sein Wirken und Schaffen versenkt hat, der würde ohne dessen naturwissenschaftliche Bemühungen und Errungenschaften einen nothwendigen, zum Gesammtbilde gehörigen Theil vermissen.

Denn zunächst giebt es kaum einen Zweig der Naturwissenschaften, welchem Goethe nicht zu allen Zeiten seines Lebens mehr oder weniger Aufmerksamkeit geschenkt hätte, viele, denen er das ganze Leben hindurch mit einer Energie und Ausdauer oblag, die nur den Fachmann auszeichnet. Mineralogie und Geologie,

[1] Siehe unten S. 74.

Botanik, Zoologie und Paläontologie, Osteologie und vergleichende Anatomie, und nicht blos die der Säugethiere, sondern auch die der Vögel, „Fisch- und Wurmanatomie“,[1]) Physik, insbesondere Optik und Meteorologie, Chemie, mikroskopische Beobachtungen zum tieferen und spezielleren Studium der Botanik, der Metamorphose der Insekten, ja selbst der Lebensweise der Infusionsthierchen,[2]) Versuche über den Einfluß der Wärme und des Lichts, der Feuchte und Trockenheit auf die Pflanzen — all das beschäftigte seinen allumfassenden Geist. Selbst die Astronomie, zu der er seiner Naturanlage nach keinen Hang hatte,[3]) ging nicht ganz leer aus; er bezieht im August und September 1799 seinen Garten am Stern, um einen ganzen Mondwechsel zu beobachten, opfert auch im folgenden Jahre,[4]) ohne die Winterkälte zu scheuen, manche Nacht der Beobachtung des Mondes, des Saturn's und anderer Planeten mit Hilfe eines von Knebel gekauften sechsfüßigen Herschel'schen Teleskops[5]) und lädt wiederholt auch Schiller zu einer solchen „astronomischen Partie“ ein.[6])

Die Wissenschaften der sogenannten drei Naturreiche aber und die mit ihnen in nächster Beziehung stehenden Disciplinen sind es vorzugsweise, welche ihn neben der Optik und Meteorologie sein langes Leben hindurch fesseln, und von denen er sich nur selten und nur auf kurze Zeit gänzlich trennen kann. So oft er sich bei seiner sonstigen reichen Thätigkeit auch veranlaßt sieht, die Naturstudien zu unterbrechen und zeitweise beiseite zu legen, so sehnt er sich doch immer wieder mächtig zu ihnen zurück und nimmt jede erneute Anregung hierzu begierig auf. Da ist es Alexander von Humboldt, der ihn bald ins Allgemeine der Naturwissenschaft nöthigt,[7]) bald ihn dazu treibt, seinen Entwurf einer allgemeinen Einleitung in die vergleichende Anatomie, das, was ihm im Geist, Sinn und Gedächtniß so lebendig vorschwebt, in Schriften zu verfassen.[8]) da Gall, Sömmerring, Professor Renner, Martius, d'Alton, Carus, Graf Sternberg

[1]) Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe. Dritte Ausgabe, I. 219 u. 253. Nr. 229 u. 240.
[2]) Goethe's Briefe an Frau v. Stein. Herausgegeben durch H. Schiff, III. 170. 246. 252 u. a.; vergl. Briefwechsel mit Karl August, I. 51 u. ff.
[3]) Vgl. Eckermann, Gespräche mit Goethe, I. 283.
[4]) Tag- und Jahres-Hefte 1799. 1800. Theil XXVII. Klaug 202 u. 210.
[5]) Briefwechsel zwischen Goethe und Knebel, Nr. 222—225.
[6]) Briefwechsel, Nr. 722—724.
[7]) Tag- und Jahres-Hefte 1794. Abs. 65.
[8]) Daselbst 1795, Abs. 101, und unten S. 245.

und viele andere Forscher oder deren Werke, welche ihn zu diesem oder jenem Zweige der Naturwissenschaft zurückführen. Im Jahre 1829, während er mit der Redaktion der Ausgabe letzter Hand beschäftigt ist, spricht er dem Grafen Sternberg gegenüber den Wunsch aus, davon bald erlöst zu sein, um gegen die Natur, besonders gegen die Pflanzenwelt sich von Frischem wenden zu können.[1]) Und bekanntlich ließ er um diese Zeit seinen Versuch über die Metamorphose der Pflanzen von Soret ins Französische übersetzen, arbeitet an manchen Nachträgen zu den botanischen Aufsätzen, ermuntert Andere zu wissenschaftlichen Untersuchungen und ihn in seinen Forschungen zu unterstützen. So wünscht er noch am 21. Januar 1832 in einem Briefe an Wackenroder von Diesem „die Luftart, wodurch die Schoten der Colutea arborescens sich aufblähen, näher bestimmt zu sehen", und hat noch andere pflanzen- und mineralchemische Wünsche.[2]) Ja, die letzte Arbeit seines Lebens ist eine naturwissenschaftliche — die Behandlung des denkwürdigen Streites zwischen Cuvier und Geoffroy St. Hilaire im Schooße der französischen Akademie, dem gegenüber er wie ein Triumphator dasteht, der schon im Geiste den Sieg seiner Ideen feiert, für welche er ein langes Leben gekämpft, und die, von der Mitwelt verkannt und unverstanden, selbst der Nachwelt noch lange unerkannt bleiben sollten.

Nicht aber auf irgend eine Weise dilettantisch verhält sich der Dichter zu diesen Wissenschaften, sondern wie ein gründlicher, hochernster Forscher. Ein solches Studium der Natur galt ihm für eins der vorzüglichsten Bildungsmittel, für die sicherste Sprosse, um zu einer höheren Bildungsstufe aufzusteigen, und nichts drückt seine reine Begeisterung für die Naturwissenschaft kräftiger aus als jenes Wort, das er uns von jener Seite der Alpen, mitten aus dem Pantheon der Kunst herübersendet: „Plato will keinen *ἀγεωμέτρητον* in seiner Schule leiden; wäre ich im Stande, eine zu machen, ich litte Keinen, der sich nicht irgend ein Naturstudium ernst und eigentlich gewählt."[3]) Und wer hatte mehr Recht, so zu sprechen, als er, der, als Dichter längst berühmt und bewundert, ein Tiro der Naturwissenschaft wurde! Er lernt im eigentlichen Sinne bei Loder im Jahre 1781 Ana-

[1]) Briefwechsel zwischen Goethe und Kaspar Graf von Sternberg. Herausgegeben von F. Th. Bratranek. S. 213.

[2]) Goethe's letzte literarische Thätigkeit ꝛc., dargestellt von Dr. Karl Wilhelm Müller. S. VI – XI.

[3]) Italiänische Reise, Theil XXIV. Zweiter Aufenthalt in Rom. 5. Oct. 1787.

tomie, und eingedenk des docendo discimus, beginnt er alsbald den Schülern der Zeichenakademie zu Weimar das Skelett „zu erklären und sie zur Kenntniß des menschlichen Körpers anzuführen. Ich thue es", fährt er in seinem Schreiben an den Herzog fort, „zugleich um meinet- und ihretwillen; die Methode, die ich erwählt habe, wird sie diesen Winter über völlig mit den Grundsäulen des Körpers bekannt machen."[1]) Er liegt diesen Studien mit jenem sittlichen Ernste ob, der ihn ja in allen seinen Thätigkeiten auszeichnet und neben seiner edlen Menschenliebe ihn uns fast ebenso groß als Menschen erscheinen läßt, wie ihn als Dichter die Welt längst gekannt. Auf alle Weise ist er bemüht, sich die zu seinen Lieblingsstudien erforderlichen Hilfswissenschaften anzueignen; fühlt er die Nothwendigkeit der Kenntniß der Chemie, um in der Mineralogie weitere Schritte zu machen, legt er diese, weil ihm jene fehlt, beiseite, um immer wieder hineingezogen und -gerissen zu werden,[2]) so läßt er sich endlich auch Chemie, welche seit der Straßburger Zeit, wo er sie bei Spielmann gehört hatte, große Fortschritte gemacht und eine gründliche Umwälzung erfahren hatte, in Jena vortragen,[3]) und später leitet ihn Döbereiner in die „Geheimnisse der Stöchiometrie" ein,[4]) wie er denn durch seinen Verkehr und rege Theilnahme an den Versuchen und Arbeiten von Dr. Buchholz, Göttling, Döbereiner u. A. auch auf der Höhe dieser Wissenschaft erhalten wird und selbst die damals so zahlreich eindringenden Entdeckungen derselben sich durch Wiederholung der Experimente zu veranschaulichen sucht. Erregt es nicht ein Gefühl sittlicher Erhabenheit, wenn uns der gefeierte Dichter erzählt, daß er des Morgens im tiefsten Schnee wandelte, um in einem fast leeren anatomischen Auditorium von Loder die Bänderlehre nach den genauesten Präparaten vorgetragen zu sehen?[5]) Ihn zog die Naturwissenschaft mit unwiderstehlicher Macht an, und war er auch überzeugt, daß wir nicht wissen können, was die Welt im Innersten zusammenhält, war er auch resignirt genug, um einzusehen, daß man, wie er oftmals sagte, ein Unerforschliches zugeben müsse, so arbeitete er doch rastlos und unaufhalt-

[1]) Brief w. mit Karl August, I. 26. — Keil, Vor hundert Jahren. Goethe's Tagebuch aus den Jahren 1776–1782. S. 248 u. 254.
[2]) Goethe's Briefe an Fr. v. Stein, III. 182.
[3]) Vgl. Herder's Briefe an Knebel in Knebel's Literarischem Nachlaß. II. 289.
[4]) Tag- und Jahres-Hefte 1815. 1817, Abth. 874 u. 948.
[5]) Tagebuch 1794, Abth. 66.

ſam, um bis zu jener Grenze menſchlichen Erkennens, zu den „Urphänomenen" vorzudringen, welche wir in ihrer unerforſchlichen Herrlichkeit von Angeſicht zu Angeſicht anſchauen und uns ſodann wieder rückwärts in die Welt der Erſcheinungen wenden, wo das in ſeiner Einfalt Unbegreifliche ſich in tauſend und aber tauſend mannichfaltigen Erſcheinungen bei aller Veränderlichkeit unveränderlich offenbart.[1]) Er fordert, daß der Menſch ſeinem Forſchen keine Grenze zu ſetzen habe, und ſchreibt in dieſem Sinne noch am 21. Januar 1832: „Ob wir gleich gern der Natur ihre geheime Encheiresis, wodurch ſie Leben ſchafft und fördert, zugeben und, wenn auch keine Myſtiker, doch zuletzt ein Unerforſchliches eingeſtehen müſſen, ſo kann der Menſch, wenn es ihm Ernſt iſt, doch nicht von dem Verſuche abſtehen, das Unerforſchliche ſo in die Enge zu treiben, bis er ſich dabei begnügen und ſich willig überwunden geben mag."[2])

In keiner Lage ſeines reichbewegten, ſchönen Daſeins werden die Naturwiſſenſchaften vergeſſen. Viele Jahre hindurch durchſtreift er Thüringen, beſucht wiederholt den Harz und andere Gebirge zu geologiſchen Zwecken, mineralogiſirt und botaniſirt in den böhmiſchen Bädern, auf allen Reiſen, auf Spaziergängen, kein Berg iſt ihm zu hoch, kein Schacht zu tief, kein Stollen zu niedrig und keine Höhle labyrinthiſch genug,[3]) daß ihn ſeine Wißbegierde nicht hinauf- und hinabtriebe; der Aufenthalt in Italien war nicht minder der Naturwiſſenſchaft als der Kunſt geweiht, und wo er hinkommt, weiß er botaniſche Gärten, naturhiſtoriſche Muſeen und Sammlungen aller Art für ſeine Studien, zu Bereicherung ſeiner Kenntniſſe zu nutzen und empfängt mancherlei Anregung daher, wie ihn beiſpielsweiſe eine Sammlung Thierſkelette in Dresden, wo er ſich auf der Reiſe nach Schleſien aufhielt, aufmunterte, einen „Verſuch über die Geſtalt der Thiere" zu ſchreiben, an dem er auch einige Zeit diktirte.[4]) Auf der Campagne in Frankreich begleitet ihn Gehler's Phyſikaliſches Lexikon,[5]) docirt er dem Fürſten Reuß ein eben beobachtetes optiſches Phänomen, diktirt deſſen Entwickelung und zeichnet die dazu erforderlichen Figuren;[6]) während der Be-

[1]) Unten S. 378; vgl. auch „Sprüche in Proſa". Theil XIX, Nr. 1019.
[2]) Goethe's letzte literariſche Thätigkeit ꝛc., S. VIII f.; vgl. auch unten S. 123.
[3]) Vgl. unten S. 384.
[4]) Briefwechſel mit Zelter, Nr. 95.
[5]) Campagne in Frankreich, Theil XXV, S. 78.
[6]) Daſelbſt, S. 34 u. 45.

lagerung von Mainz macht er wiederholt „Jagd auf pathologische Knochen“,[1]) und im schlesischen Lager, in Breslau hatte er vorzugsweise vergleichende Anatomie getrieben.[2]) „In allem dem Gewühle“, schreibt er von Landshut aus am 31. August 1790 an Friedrich von Stein, „hab' ich angefangen, meine Abhandlung über die Bildung der Thiere zu schreiben.“[3]) Dabei sammelt er von allen Seiten Steine, Pflanzen, osteologische Präparate, Fossilien aller Art, kehrt von allen Reisen mit solcher Beute beladen wieder, bessert und bereichert die naturhistorischen Museen zu Jena, ist freudig mitwirkend bei Begründung neuer wissenschaftlicher Anstalten aller Art, steht ihnen mit Hingebung vor, sorgt nach Kräften für ihre Erhaltung und Erweiterung und fördert auch auf diese Weise so die Wissenschaft wie ihre Träger. So schreibt er, um nur ein Beispiel aus späteren Lebensjahren anzuführen, welches zugleich sein freudig edles Streben auch nach dieser Seite hin bewährt, als der lang gehegte Wunsch, Döbereiner auf einem eigenen Grundstücke freie Wohnung nebst nachbarlichem Experimentirsaale zu verschaffen, endlich wenigstens theilweise in Erfüllung ging: „Daß ich Döbereiner und somit der Chemie in Jena für ewig eine Burg erbauen kann, giebt mir eine behagliche Thätigkeit.“[4])

Ein an einen biblischen Ausspruch sich anlehnendes Lieblingswort unseres Dichters: „Solche Mühe hat Gott dem Menschen gegeben“, gewinnt diesem rastlos arbeitsamen Leben gegenüber einen tief ergreifenden Sinn, sein unverbrüchliches Festhalten an den Naturwissenschaften bis zum letzten Athemhauche trägt etwas wie dämonische Gewalt an sich. Oder wie soll man's nennen, wenn wir den fast achtzigjährigen Dichtergreis nach einem langen ruhmvollen schöpferischen Wirken, das fast ohne Gleichen dasteht, die Absicht aussprechen hören, eine Reise nach Freiberg behufs mineralogischer und geognostischer Studien zu unternehmen, wenn wir das Bekenntniß vernehmen, daß ihm in den drei vorangegangenen Jahren, in denen er gegen seine Gewohnheit den Sommer über in Weimar geblieben war, unter

[1]) Theil XXV, S. 252 u. 254.
[2]) Tag- und Jahres-Hefte, 1790. Abth. 23.
[3]) Briefe von Goethe und dessen Mutter an Friedrich v. Stein ꝛc. Herausgegeben von Ehrt und Kautert. S. 56.
[4]) Briefe von und an Goethe ꝛc. Herausgegeben von Riemer, S. 212. — Vgl. Briefe des Großherzogs Karl August und Goethe's an Döbereiner. Herausgegeben von Oskar Schade, S. 95.

Allem, was er vermißte, am Empfindlichsten war, „für mineralogische und geognostische Studien aller Nahrung zu entbehren!“[1])

Wenn nun die Neigung zu den Naturwissenschaften in dem Dichter so tief wurzelte, die Arbeit auf diesem Felde wie eine Naturnothwendigkeit, als ein Ausfluß seines innersten Wesens erscheint, wenn sie einen so hervortretenden unaustilgbaren Zug in seinem Gesammtbilde ausmachen, so kann es nicht als Zufall angesehen werden, daß seine vorzüglichsten naturwissenschaftlichen Leistungen der Epoche seiner mit Riesenschritten sich der Vollkommenheit nähernden künstlerischen Entwickelung angehören und mit manchen seiner unsterblichen Kunstschöpfungen nahe zusammenfallen. Schon im Jahre 1784 entdeckte er den Zwischenkieferknochen beim Menschen und verfaßte die bekannte Abhandlung darüber; in Italien, wo „Egmont“ vollendet, „Iphigenie“ in vollkommener Gestalt neugeboren wurde, entdeckte er die Metamorphose der Pflanzen, schrieb kurze Zeit, nachdem „Tasso“ eine ähnliche Umwandlung wie „Iphigenie“ erfahren hatte, den Aufsatz jenes Namens, fand in demselben Jahre seine längst gehegte Vermuthung von der Wirbelgestalt der Schädelknochen bestätigt — Entdeckungen, welche ihrem Wesen nach heutzutage insgesammt Gemeingut der Wissenschaft und von ungeheurer Tragweite für dieselbe geworden sind —, und schrieb in den ersten Jahren des unvergleichlichen Dichterbundes mit Schiller die Abhandlungen über vergleichende Anatomie, in denen Wahrheiten enthalten sind, welche erst in neuerer Zeit erkannt und zu einem integrirenden Theil unserer gesammten Naturanschauung geworden sind.

So unbeschränkt wir indessen den Ruhm des Naturforschers Goethe neben dem Dichterruhme gelten lassen, so hinderlich war ihm dieser zu seiner Zeit, um sich des ersteren erfreuen zu können. Denn was er von seinen naturwissenschaftlichen Entdeckungen der Oeffentlichkeit übergab, das wurde in weiteren wissenschaftlichen Kreisen entweder wenig beachtet und wenig oder gar nicht verstanden, wie der Versuch, die Metamorphose der Pflanzen zu erklären von 1790, oder, zuweilen freilich nicht mit Unrecht, wie die 1791 und 1792 erschienenen Beiträge zur Optik, bestritten. Letzteres geschah aber durchaus mit Unrecht gegenüber der Entdeckung des Zwischenkieferknochens beim Menschen, die er näheren Freunden mittheilte, durch welche dieselbe in die Oeffentlichkeit drang. Die größten Anatomen seiner Zeit leugneten den

[1]) Riemer, a. a. O.; Goethe's Briefe an Heinrich Meyer, Nr. 80.

Gegenstand seiner Entdeckung rundweg ab, und es bedurfte beinahe vierzig Jahre, ehe dieselbe vollständig anerkannt wurde, und da es ihm in anderen Fällen ähnlich erging, so war er es schließlich gewohnt, seine Ideen erst Decennien nach ihrem Hervortreten zur Geltung gelangen zu sehen.

Nach solchen Erfahrungen begreift man, daß Goethe lange Zeit wenig Lust empfand, mit seinen naturwissenschaftlichen Arbeiten an die Oeffentlichkeit zu treten, daß er sich auf sich selbst zurückzuziehen für gut fand, indem er, wie er sagte, in einer Welt lebte, aus der er nur Wenigen etwas mittheilen konnte.[1]) Denn wenn er auch bei ästhetischen Arbeiten in dem Gefühle, daß bei diesen Produktionen Niemand helfen kann, wenig Genuß im Beifall und von der Mißbilligung wenig Aerger empfand, so hatte er es doch im Wissenschaftlichen anders befunden: „Denn um hier zu irgend einer Art von Grund und Besitz zu gelangen, erfordert's Fleiß, Mühe, Anstrengung, und was noch mehr ist, wir fühlen, daß hier der Einzelne nicht hinreicht. . . . Wie wir also hier mit Ernst arbeiten, nicht um unserer selbst, sondern um einer würdigen Sache willen, so verlangen wir, indem wir die Bemühungen Anderer anerkennen, auch anerkannt zu sein; wir sehnen uns nach Hilfe, Theilnahme, Förderniß."[2]) Daß ihm Theilnahme und Anerkennung lange fehlte oder nur spärlich zufloß, war wol der hauptsächlichste Grund, daß viele naturwissenschaftliche Arbeiten unvollendet blieben, andere zu einem gewissen Abschlusse gebracht, aber nur fragmentarisch ausgeführt wurden. Hierzu kommt freilich der Umstand, den er als einen „Kapitalfehler" bezeichnet, daß ihm, der die Glückseligkeit genießt, sehr viel in kurzer Zeit zu denken und kombiniren zu können, eine schrittweise Ausführung nojos und unerträglich ist,[3]) daß er bei seinem rastlosen Verlangen, sich nach allen Seiten hin in Kunst und Wissenschaft auszubilden, bei seinem Alles durchdringenden Geiste und Streben „immer zu viel treibt."[4]) Nichtsdestoweniger hält er an seinen naturwissenschaftlichen Ideen mit nicht geringerer Zähigkeit fest als an vielen seiner dichterischen Pläne und Entwürfe, und man kann kaum sagen, daß jene in der Weise unausgeführt blieben, wie manche der letzteren. Er ließ sich durch Widerspruch und Nichtbeachtung so

[1]) Unten S. 74.
[2]) Unten S. 95.
[3]) Italiänische Reise, Rom, 20. Juli 1787.
[4]) Daselbst, 29. Juli 1787.

wenig abirren, auf eigenem Wege fortzugehn, als durch die Vorwürfe und Spöttelein von Freunden und Freundinnen, die ihn gern den Steinen, Pflanzen und Thieren entzogen hätten.[1])

Bei so unablässigem, redlichem und so erfolgreichem Bemühen auf der einen Seite, so geringer Theilnahme und Anerkennung und so langem Mißverstande auf der andern Seite kann es nicht Wunder nehmen, daß Goethe sich oftmals mit großer Bitterkeit über die Männer der Fachwissenschaften aussprach, daß er ihnen größte Befangenheit, Mangel an Beweglichkeit des Geistes zuschrieb und in ihnen gewissermaßen eine Illustration zu jenem spöttelnden jurare in verba magistri erblickte. Zu solchem Urtheile mögen ihn früh persönliche Erfahrungen geführt haben, die wir am Ende nicht kennen; denn schon am 8. April 1785, kurz nachdem Sömmerring den Zwischenkieferknochen dem Menschen trotz Goethe abgestritten hatte, schrieb Dieser an Merck: „Einem Gelehrten von Profession traue ich zu, daß er seine fünf Sinne ableugnet. Es ist ihnen selten um den lebendigen Begriff der Sache zu thun, sondern um das, was man davon gesagt hat.“[2]) Dieser Unmuth steigerte sich bei den fortdauernden Widersprüchen, die er zu erfahren hatte, und den Mißverständnissen, welchen seine naturwissenschaftlichen Ideen ausgesetzt waren, besonders als er mit optischen Arbeiten aufgetreten war und den vermeintlichen „Irrthum“ Newton's fortwährend wiederholen hörte, und riß ihn zu manchen nicht ganz gerechten Aeußerungen hin, wie daß „Gelehrte gewöhnlich nichts hören, als was sie gelernt und gelehrt haben, und worüber sie mit Ihresgleichen übereingekommen sind. An die Stelle des Gegenstandes setzt sich ein Wort-Credo, bei welchem denn so gut zu verharren ist als bei irgend einem andern.“[3])

Glücklicherweise verdient unsere Zeit solche Vorwürfe kaum mehr. Die heutige Wissenschaft weiß Wahres und Falsches der wissenschaftlichen Arbeiten unseres Dichters wohl zu unterscheiden und zollt im Allgemeinen auch dem Naturforscher Goethe die schuldige Anerkennung. Aber damals war doch eine andere Zeit; der Zunftgeist war auch in den Wissenschaften stärker ausgeprägt, diese standen in keinem oder nur sehr losem Zusammenhange mit einander. Gerade die organischen Naturwissenschaften erblickten ihre

[1]) Italiänische Reise. Rom, 2. Januar 1787; vgl. unten S. 63 u. 80.
[2]) Briefe an Merck ꝛc. Herausgegeben von Dr. Karl Wagner 1835, S. 445.
[3]) Campagne in Frankreich, Bd. XXV, S. 35.

Schwänden dem innern Auge. II. 167
Schwärmt Ihr doch zu ganzen Scharen . . . . . II. 390
Schwarz und ohne Licht III. 171
Schwarz und Weiß . . . . . II. 317
Schwarzes Fahrzeug . . II. 472
Schwer erhalten wir uns II. 30
Schwer, in Waldes Busch II. 293
Schwester v. d. ersten Licht I. 34
Schwimme, Du mächtige Scholle II. 174
Sechsundzwanzig Gerichten gilt mein Dank! . . . . . II. 340
Seh' ich an Andern große Eigenschaften . . . . . II. 333
Seh' ich den Pilgrim. . II. 139
Seh' ich die Werke . . . II. 260
Sehet, wie alles der Freich . . III. 256
Sehet den Felsenquell . . I. 139
Sehet den Vogel . . . . II. 160
Sei das Werthe solcher Sendung . . . . . II. 247
Sei Dichter Worten treu . . . II. 337
Sei die Zierde . . . . II. 432
Sei Du im Leben wie im Wissen . II. 355
Sei einmal ehrlich nur. . . . II. 368
Sei gefühllos . . . . . III. 33
Sei nicht so bettig . . . . . III. 274
Seid Ihr da glücklich vorbei . III. 245
Seid Ihr verrückt . . . . . III. 277
Seid Ihr, wie schön gepaart Braut II. 357
Seid doch nicht so frech . II. 149
Seid, o Geister . . . . II. 8
Seid willkommen, edle . II. 196
Seine Schüler hörten nun auf. III. 251
Seit jenen Zeiten . . . II. 448
Seit sechzig Jahren seh' ich . . II. 353
Seit vielen Jahren . . II. 267
Seitwärts neigt sich . . II. 146
Selbst ein so himmlisches Paar . . . . . II. 9
Selbst erfinden ist schön . . . III. 256
Selig bist Du, liebe . . II. 462
Seltsam ist Propheten Lied II. 155
Setze mich wie ein Siegel III. 378
Sibyllinisch mit meinem Gesicht II. 376
Sich in erneutem Kunstgebrauch. . . . . II. 249
Sich läßt d. junge Frau als Heloise III. 262
Sich zu schmücken . . . II. 11
Sie betrog Dich genaume Zeit . II. 374
Sie erstickt mich und täuschet . II. 468
Sie glauben mit einander zu streiten . . . . . II. 327
Sie kauen längst an dem schlechten Bissen . . . . . II. 384
Sie liebt mich . . . . III. 77
Sie machen immerfort Haushalten II. 378
Sie maltraitiren Dich . . . II. 381
Sie möchten gerne frei sein . . II. 370
Sie sagen: Das mutzet mich nicht an . . . . . II. 327
Sie saugt mit Gier . . II. 292
Sie schelten einander Egoisten. II. 365
Sie streiten mit der Kirchenwelt II. 349
Sie thäten gern große Männer II. 384
Sie wollten Dir keinen Beifall gönnen . . . . . II. 387
Sieben gehn verhüllt . . II. 158
Sieh in diesem Zauberkrug III. 43
Sieh mich, Heil ger . . . III. 77
Sieh, schon nahet die Erfüllung II. 174
Siehst Du Deutsch . . . . III. 211
Siehst Du das, wie ich es sah . . . . . II. 418
Siehst Du die Pomeranze I. 173
Sieht man den schönsten Stern. . . . . II. 412
Sind die im Unglück . . II. 261
Sind die Zimmer . . . III. 153
Sind es Kämpfe . . . I. 178
Sind Gefilde türkisch . . II. 472
Singen sie Blumen . . II. 435
Singet nicht in Trauert. I. 224
So groß als die Begierde III. 318
So hab' ich wirklich Dich verloren . . . . . I. 41
So hoch die Nase reicht . . . II. 388
So Ihr Beiden, heut . III. 334
So ist denn Tieck . . . . III. 264
So kommt denn auch das Dichtergenie. . . . . II. 334
So lag' doch auch noch Dieses offen . . . . . II. 382
So laßt mich scheinen . I. 222
So laßt mir das Gedichtniß . II. 373
So leitet zu des Schlosses III. 409
So rissen wir uns rings III. 54

Aufgabe in der unbegrenzten Ansammlung einzelner Thatsachen, die man allenfalls nothdürftig durch ein Band äußerer Merkmale verknüpfte, was man Systematik nannte. Durch Linné war ein Kodex geschaffen, an dem man lange Zeit nicht zu rütteln wagte, in den man nur neu gefundenes Einzelnes hineintragen und an dessen Kommentirung zu arbeiten man sich begnügen zu müssen meinte, wozu freilich ein Dichter wie Goethe keine Legitimation zu haben schien, auch keine haben wollte. Diesem konnte es nur darauf ankommen, gleichsam das geistige Band zu suchen, welches die einzelnen Erscheinungen verknüpft; allein „nur ein Hauch von Theorie erregte schon Furcht". Nicht viel anders als um die Botanik stand es um die anderen Wissenschaften der organischen Natur, und sie drohten zu verknöchern. „Vereinzelt behandelte man sämmtliche Thätigkeiten; Wissenschaft und Künste, Geschäftsführung, Handwerk und was man sich denken mag, bewegte sich im abgeschlossenen Kreise. Jedem Handelnden war Ernst in sich; deswegen arbeitete er aber auch nur für sich und auf seine Weise, der Nachbar blieb ihm völlig fremd, und sie entfremdeten sich gegenseitig. Kunst und Poesie berührten einander kaum, an lebendige Wechselwirkung war gar nicht zu denken. Poesie und Wissenschaft erschienen als die größten Widersacher."[1] Goethe erzählt uns in anmuthigster Weise, eine wie seltsame Auffassung Wohlgesinnte von seiner Metamorphose der Pflanzen hatten; der Eine erblickte darin eine Anweisung zu Arabeskenzeichnung, der Andere dachte bei dem Worte Metamorphose nur an Ovidische Gestalten und warnte ihn, die ewig blühenden Felder der Poesie mit botanischen Gärten, Gewächshäusern oder gar Herbarien zu vertauschen; denn in der Botanik sei nur Nomenklatur und Terminologie zu finden „und eine so ängstliche Kleinlichkeitslust, den Geist ertödtend und jede freiere Bewegung derselben hemmend und lähmend".[2]

Die Gelehrten von Fach mochten wol von vornherein mißtrauisch auf den Dichter blicken, der sich plötzlich in die Domäne der Wissenschaft hineinwagte, und auch das Publikum stutzte bei einem solchen Ueberspringe in ein anderes Feld.[3] „Denn will ein Autor, der sich in einem gewissen Feld hervorthat, dessen Art und Weise allgemein anerkannt und beliebt ist, in ein an-

[1] Unten S. 99.
[2] Daselbst.
[3] Unten S. 77.

deres Fach übergehen, so scheint es, als wenn er die Rechte verletze, die er einmal der öffentlichen Meinung über sich eingeräumt, und es werden daher seine Bemühungen in einer neuen Region selten freundlich und gefällig aufgenommen.

„Hierin kann die Menge wohl einigermaßen Recht haben; denn es hat jedes einzelne Beginnen so viele Schwierigkeiten, daß es einen ganzen Menschen, ja mehrere zusammen braucht, um zu einem erwünschten Ziele zu gelangen. Allein dagegen hat man wieder zu bedenken, daß die Thätigkeiten, in einem höheren Sinne, nicht vereinzelt anzusehen sind, sondern daß sie einander wechselsweise zu Hilfe kommen, und daß der Mensch, wie mit Andern also auch mit sich selbst, öfters in ein Bündniß treten und daher sich in mehrere Tüchtigkeiten zu theilen und in mehreren Tugenden zu üben hat."[1])

Diese Ansichten über Fachmänner und Publikum hatte Goethe nicht allein; auch Schiller theilte sie und schreibt gelegentlich: „Sein Sie versichert, wenn Sie einen Roman, eine Komödie geschrieben haben, so müssen Sie ewig einen Roman, eine Komödie schreiben. Weiter wird von Ihnen nichts erwartet, nichts anerkannt. . ."[2])

Allein bei solchem Vorurtheil übersah man, daß „jedes energische Talent ein allgemeines, das überall hinschaut und seine Thätigkeit da und dort nach Belieben ausübt".[3]) Der lorbeergekrönte Dichter, der sich nun auch die Palme der Wissenschaft zu erringen trachtete, erschien gleichsam wie Saul unter den Propheten, und dennoch war er der Hellsehendsten einer. „Nirgends wollte man zugeben, daß Wissenschaft und Poesie vereinbar seien."[4]) Dieser Standpunkt war auch damals noch nicht überwunden, als A. v. Humboldt im Jahre 1807 unserem Dichter die deutsche Uebersetzung seiner „Ideen zu einer Geographie der Pflanzen nebst einem Naturgemälde der Tropenländer" mit einem sinnvollen, von Thorwaldsen gezeichneten Widmungsblatte — der Genius der Poesie, ein lorbeerbekränzter Apoll, lüftet den Schleier der Isis, zu deren Füßen ein Buch liegt mit der Aufschrift „Metamorphose der Pflanzen" — zueignete, womit er, wie Goethe bemerkt, andeutet, daß es der Poesie auch wol gelingen könne,

[1]) Materialien zur Geschichte der Farbenlehre. Konfession des Verfassers. Th. XXXVI.
[2]) Briefwechsel. I. 108, Nr. 125.
[3]) Unten S. 77
[4]) Unten S. 60.

den Schleier der Natur aufzuheben.[1]) Bildet doch Goethe kein ganz vereinzeltes Beispiel, daß Kunst und Naturwissenschaft in einem Genie zu höchster Blüthe vereinigt sein können! Man denke, wie viele Jahre und mit welcher Selbstvergessenheit Michel Angelo sich in das Studium der Anatomie versenkte, welche gründliche und tiefe Kenntniß derselben er sich erworben, und sein älterer hehrer Priestergenosse im Tempel der Kunst, Leonardo da Vinci, nimmt auch im Reiche der Wissenschaft einen ruhmvollen Platz ein. Außerdem wären hier — si licet parva componere magnis — nicht nur viele Aerzte älterer und neuerer Zeit zu nennen, welche sich Dichterruhm erworben haben, sondern auch der Dichter Chamisso, der ebenso berühmt als Naturforscher ist, der im Dienste der Wissenschaft die Welt umsegelte und im Besonderen sich um die Klarlegung des Generationswechsels Verdienste erworben hat.

Immerhin aber ist dieses Phänomen von dem friedlichen, harmonischen Beieinander künstlerischen Schaffens und naturwissenschaftlichen Forschens und Entdeckens in einer Persönlichkeit selten genug, um merkwürdig zu bleiben, und da in Goethe's Leben die naturwissenschaftliche Thätigkeit einen so hervorragenden Platz einnimmt, so ist ein Versuch, ihre Beziehung zu seinem künstlerischen Schaffen psychologisch zu beleuchten, an dieser Stelle ein naturgemäß sich aufdringender Gegenstand, welcher freilich so wenig erschöpft werden kann wie die Beziehungen der geistigen Fähigkeiten des Menschen zu einander überhaupt. Denn was man auch sagen mag, es kann im Grunde doch nur eine Paraphrase der schlichten Thatsache sein, daß eben Goethe's Individualität ihn da- und dorthin trieb und hier und dort Großes vollbringen ließ. In jenem Zauberworte liegt das Räthsel und dessen Lösung zugleich, — und hat er nicht gesagt: „Individuum est ineffabile, woraus ich eine Welt ableite"![2]) Er selbst spricht darüber nur in den allgemeinsten Ausdrücken, daß er als Frei-

[1]) Unten S. 97. Vgl. Alexander von Humboldt. Eine wissenschaftliche Biographie ꝛc. Bearbeitet und herausgegeben von Karl Bruhns. I. 139. Eine sonderbare Auffassung über die Folgen dieser Trennung und über Goethe's daran geknüpfte Bemerkung hat Schleiden (Grundzüge der wissenschaftlichen Botanik. Vierte Auflage. S. 420), der übrigens Goethe die Schuld an den Entstellungen, welche Teffen Metamorphosenlehre erfahren hat, zuschreibt, als ob Dieser der Alexandre Humboldt's „die falsche Tendenz unterlegt, als sei eine poetische Behandlung der Natur der streng wissenschaftlichen an die Seite zu stellen oder gar vorzuziehen", was doch den Worten Goethe's ganz und gar nicht entspricht.

[2]) Briefe von Goethe an Lavater. Herausgegeben von Heinrich Hirzel, S. 104.

williger in die Naturwiſſenſchaft hineinkam,[1] durch eine produktive Leidenſchaft dazu getrieben,[2] aus eigenſtem Trieb auf individuellſte Weiſe hingelenkt ward.[3] Es kann daher hier nur die Aufgabe ſein, an der Hand der Geſchichte und geleitet durch den Markſtein der eigenen Anſicht Goethe's über das Verhältniß der Natur zur Kunſt den Weg zur Löſung des aufgeworfenen pſychologiſchen Problems zu betreten.

Daß jeder Dichter, jeder Künſtler überhaupt eine gewiſſe ſchwärmeriſche Neigung zur Natur beſitzt, iſt ebenſo begreiflich, wie daß dieſelbe im Allgemeinen äſthetiſchen Charakters iſt und bleibt und lediglich einen Bezug auf die Sphäre des Gemüths behält. Wenn aber Andere nur die Natur in ihrer Totalität auf ſich wirken laſſen, ſo war es bei dem angeborenen Wiſſensdrange und dem eminent intuitiven Geiſte unſeres Dichters — und wir kommen ſpäter darauf zurück — anders. Er rang nach der Erkenntniß des Weſens der Dinge, aber nicht um des Einzelnen, ſondern um des Univerſellen willen, das in jenem verborgen liegt. „Wenn Du ſagſt," ſchreibt er am 5. Mai 1786 an Friedrich Heinrich Jacobi, „man könne nur an Gott glauben, ſo ſage ich Dir: ich halte viel aufs Schauen, und wenn Spinoza von der Scientia intuitiva ſchreibt, und ſagt: Hoc cognoscendi genus procedit ab adaequata idea essentiae formalis quorundam Dei attributorum ad adaequatam cognitionem essentiae rerum, ſo geben mir dieſe wenigen Worte Muth, mein ganzes Leben der Betrachtung der Dinge zu widmen, die ich reichen und von denen ich mir eine adäquate Idee bilden kann, ohne mich im Mindeſten zu bekümmern, wie weit ich kommen kann und was mir zugeſchnitten iſt."[4] Dieſe Worte bezeichnen die Quinteſſenz der Denk- und Forſchungsart, welche er das ganze Leben hindurch übte. Schon ſeit ſeinen frühſten Zeiten, erzählt er in „Dichtung und Wahrheit", fühlte er einen Unterſuchungstrieb gegen natürliche Dinge und giebt darauf eine feine pſychologiſche Motivirung für die bei Kindern ſo oft wahrzunehmende Zerſtörungswuth, in welcher ſich auch das Verlangen, zu erfahren, wie ſolche Dinge zuſammenhängen, wie ſie inwendig ausſehen, an den Tag zu legen pflegt. So mühte ſich auch der

[1] Nachträge zur Farbenlehre. Aeußere Einleitung. Th. XXXVI.
[2] Unten S. 243; vgl. auch S. 72 u. 74.
[3] Campagne in Frankreich, Theil XXV. S. 128.
[4] Briefe und Aufſätze von Goethe aus den Jahren 1766—1786. Zum erſtenmal herausgegeben durch A. Schöll, S. 214.

junge Wolfgang mit einem Magneten ab und glaubte seine Forschungsluft befriedigen zu können, indem er das Scharlachtuch, in welches der Magnetstein eingehüllt war, wegtrennte, die Armatur herabnahm und mit dem bloßen Stein mancherlei Versuche anstellte, aus denen freilich sein jugendlicher Geist, wie er sagt, außer einer mannichfaltigen Erfahrung keinen weitern Vortheil zog. Ebenso mißglückten seine Bemühungen, aus einem alten Spinnrade und einigen Arzneigläsern eine Elektrisirmaschine herzustellen.[1] In noch zarterem Kindesalter sollte er auch die Natur von ihrer furchtbaren, finsteren Seite kennen lernen, durch das Erdbeben von Lissabon, welches einen unverwischbaren Eindruck auf das leicht erregbare Gemüth des Knaben zurückließ und von dem er noch im hohen Alter sagte, daß es ihm so viel zu denken gab.[2]

Erheben sich indessen die Beschäftigungen mit natürlichen Dingen im Vaterhause kaum über das Niveau kindlicher Spielerei, so hatte dagegen der Student in Leipzig Gelegenheit, schon etwas tiefer in die Naturwissenschaften einzudringen. Er hörte bei Winckler Physik, und insbesondere war es die Lehre von der Elektrizität, welche ihn damals weit mehr als die Optik fesselte, wie denn jene ihre Anziehungskraft auf ihn stets behauptet hat. So wendete er sich ihr auch in Straßburg zu, wenigstens findet sich in seinen von Schöll veröffentlichten „Ephemerides" eine ganze Reihe von Werken über Elektrizität angeführt.[3] Hat er ja die großartigsten Entdeckungen in diesem Zweige der Physik miterlebt, und indem er es zu schätzen weiß, daß sein Leben in eine Zeit fiel, die reich an großen Entdeckungen in der Natur war, verfehlt er auch nicht der Elektrizität zu gedenken![4]

Bedeutsamer für die spätere Richtung seiner Naturstudien war des Leipziger Studenten Umgang mit Medizinern, theils im Schönkopfischen Kreise, wo er Erhard Kapp, dem später berühmt gewordenen Arzte, näher trat, der Goethe selbst wiederholt in Karlsbad mit Erfolg behandelte, und dessen Anwesenheit im Bade ihn immer glücklich machte, weil seine Unterhaltung lehrreich und seine Sorgfalt für Den, der sich ihm anvertraute, höchst gewissenhaft war,[5] theils durch die Theilnahme an dem

[1] Dichtung und Wahrheit, I. Buch 4, Theil XX. S. 110 f.
[2] Tafelbst, I. Buch 1. S. 25; vgl. Theil XXIX. S. 182.
[3] Schöll, Briefe und Aufsätze von Goethe ꝛc., S. 78 f.
[4] Eckermann, Gespräche ꝛc., I. 203.
[5] Tag- und Jahres-Hefte 1807, Anfang 659; vgl. Goethe und Leipzig von Woldemar Freiherrn v. Biedermann, I. 48.

faſt ausſchließlich von Medizinern beſuchten Mittagstiſche bei Ludwig, der ſelbſt zugleich Medicus und Botaniker war. Hier wurde er zuerſt mit den Wiſſenſchaften der organiſchen Natur ein Wenig näher bekannt, deren Durcharbeitung, Erfaſſung und Förderung einen großen Theil ſeines Lebens ausfüllen ſollten; hier hörte er zuerſt die Namen Haller, Linné, Buffon mit größter Verehrung nennen, von denen vorzugsweiſe die beiden Letzteren eine ſo bedeutende, ſtets gewürdigte Anregung auf ihn ausübten. Und was nicht minder bedeutſam, iſt, daß in dieſer Geſellſchaft auch manchmal wegen Irrthümer, in die jene Männer gefallen ſein ſollten, ein Streit entſtand. War er ja dazu berufen, durch ſeine eigenen Leiſtungen die Irrthümer des Einen und Andern aufzudecken und, das Gute, das ſie geſchaffen hatten, in ſich aufnehmend, über ſie hinauszugehn und etwas Beſſeres, Lebensfähigeres und bis auf den heutigen Tag Fortwirkendes an die Stelle eines Theils ihrer Lehrmeinungen zu ſetzen! „Die Gegenſtände", erzählt unſer Dichter, „waren unterhaltend und bedeutend und ſpannten meine Aufmerkſamkeit. Viele Benennungen und eine weitläuftige Terminologie wurden mir nach und nach bekannt. . ."[1]) Dieſe Unterhaltungen waren jedenfalls eine gute Vorbereitung zu den eingehenderen Studien in Straßburg, wo er, wie er ſelbſt erzählt, bei ſeiner Societät durch ſeine wunderlichen Vor- oder vielmehr Ueberkenntniſſe ſich bald Anſehen und Zutrauen erwarb. Dieſe Geſellſchaft beſtand auch hier wie in Leipzig zum größten Theil aus Medizinern, von denen Goethe ſagt, daß ſie die einzigen Studirenden ſind, die ſich von ihrer Wiſſenſchaft, ihrem Metier auch außer den Lehrſtunden mit Lebhaftigkeit unterhalten. So ſah er ſich denn veranlaßt, außer Chemie bei Spielmann, Anatomie bei Lobſtein zu hören, beſuchte das Klinikum des älteren Ehrmann und hörte bei deſſen Sohne Geburtshilfe.[2]) Hierbei darf hervorgehoben werden, daß Spielmann zugleich Profeſſor der Botanik und Lehrer an dem im Nikolas-Viertel belegenen botaniſchen Garten war.[3]) Auch die alchymiſtiſchen Studien, denen er ſich unter dem Einfluß ſeines Arztes und des Frl. v. Klettenberg in Frankfurt, nach der Rückkehr aus Leipzig, zuwandte und welche er in Straßburg fortſetzte,[4]) werden nicht ganz ohne Förderung eines rationelleren Studienganges geblieben

[1]) Dichtung und Wahrheit, II. Buch 6, Theil XXI. S 41.
[2]) Daſelbſt, Buch 9, S. 136.
[3]) Daſelbſt, v. Loeper's Anmerkungen, S. 368.
[4]) Schöll, Briefe und Aufſätze ꝛc., S. 132.

sein. Einerseits führten ihn jene auch zum Studium der „Elemente der Chemie“ und der „Aphorismen“ Boerhave's, eines Buches, „welches noch lange nachher die Grundlage des medizinischen Unterrichts in ganz Deutschland gebildet hat und welches durch die Kommentarien eines Mitschülers von Haller, van Swieten's, zugleich der Mittelpunkt für das gesammte praktisch-medizinische Wissen der Zeit geworden ist,“[1]) und dessen Inhalt Goethe sich gern in den Sinn und ins Gedächtniß einprägen mochte;[2]) andererseits mögen jene mystischen Träumereien gerade ihrer Absonderlichkeit wegen dem wissensdurstigen Jüngling, dessen durchdringender Verstand sich unmöglich lange in jenem dunklen Elemente wohl fühlen konnte, ein Sporn zu wissenschaftlicherer Erfassung der Chemie, die auch in Straßburg, wie er an Frl. v. Klettenberg schreibt, noch immer seine heimliche Geliebte war,[3]) gewesen sein, ähnlich wie später Linné's Einfluß auf den gereiften Mann gerade durch den Widerstreit, zu welchem er ihn aufforderte, so bedeutend wurde.[4]) Daß dieselben endlich theils fördernd auf den Plan des „Faust“ wirkten, theils in die Ausarbeitung verflochten wurden, darf hier nur ebenso im Vorübergehen bemerkt werden, wie daß die anatomischen Studien und die chirurgisch-klinischen Kurse in Straßburg ihre Reflexe im „Wilhelm Meister“ werfen.[5])

So wenig indessen alle diese Beschäftigungen den späteren der Wissenschaft neue Bahnen weisenden Naturforscher verrathen, so dürfen sie doch nicht unterschätzt werden. Zwar als Goethe beinahe ein halbes Jahrhundert nach der Zeit, von welcher hier die Rede ist, die Geschichte seiner naturwissenschaftlichen Studien zu schreiben begann, gedachte er jener Vorarbeiten nur sehr beiläufig,[6]) aber daß dieselben dennoch, wenn er sie auch eine Zeit lang nicht weiter verfolgte, ihm selbst unbewußt fortwirkten und seinen späteren Studien förderlich waren, mag eine Thatsache beweisen, deren er selbst Erwähnung thut, nämlich die Erziehung der Seidenwürmer, welche der junge Wolfgang als eine Liebhaberei seines Vaters schon früh kennen lernte. Hatte hier doch der Knabe ein Bild der Metamorphose vor Augen, mit welchem Be-

[1]) Virchow, Goethe als Naturforscher und in besonderer Beziehung auf Schiller, S. 53.
[2]) Dichtung und Wahrheit, II. Buch 8, Theil XXI. S. 121.
[3]) Schöll, a. a. O. S. 46.
[4]) Siehe unten S. 61.
[5]) Wanderjahre, III. 3; vgl. auch Theil XXVIII. S. 424ff.
[6]) Siehe die folgende Seite.

griffe, wenn auch in anderer Bedeutung, der Dichter eine andere Wissenschaft bereichern, sie selbst umwandeln und neues Leben in sie hineintragen sollte! Zwar spricht er in „Dichtung und Wahrheit“ nur von den Unbequemlichkeiten, welche diese väterliche Liebhaberei den Kindern verursachte, indem durch mancherlei Krankheiten Tausende der Heerde hingerafft wurden, in Fäulniß übergingen und die Kinder das äußerst beschwerliche und widerwärtige Geschäft hatten, die todten und kranken wegzuschaffen und von den gesunden abzusondern;[1]) aber die daraus geschöpfte Kenntniß war geblieben, und der Forscher erweiterte sie, indem er mehrere Gattungen und Arten vom Ei bis zum Schmetterling beobachtete und abbilden ließ.[2])

Entscheidend zunächst für die Wiederaufnahme und den Verfolg der anatomischen Studien war indessen Goethe's Hinneigung zur Physiognomik, welche, obwol er ihr schon in Straßburg nicht ganz fremd geblieben zu sein scheint,[3]) durch Lavater besonders angeregt wurde, dessen hinreißende Persönlichkeit ihn zur Mitarbeit an den Physiognomischen Fragmenten bewog. Diese Theilnahme ist deshalb so bedeutend, weil Goethe hierdurch recht eigentlich in dasjenige Wissensgebiet wieder eingeführt ward, auf welchem er sich so bald den Ruhm eines Entdeckers erwerben sollte, in die Osteologie. Sein eigenes Bekenntniß hierüber in der „Campagne in Frankreich“, wo er seinen Besuch in Münster schildert, lautet folgendermaßen: „Von Fürstenberg brachte zur Sprache, daß er mit Verwunderung, welche beinahe wie Befremden aussah, hie und da gehört habe, wie ich der Physiognomik wegen die allgemeine Knochenlehre studire, wovon sich doch schwerlich irgend eine Beihilfe zu Beurtheilung der Gesichtszüge des Menschen hoffen lasse. Nun macht' ich wol bei einigen Freunden, das für einen Dichter ganz unschicklich gehaltene Studium der Osteologie zu entschuldigen und einigermaßen einzuleiten, geäußert haben, ich sei, wie es denn wirklich auch an dem war, durch Lavater's Physiognomik in dieses Fach wieder eingeführt worden, da ich in meinen akademischen Jahren darin die erste Bekanntschaft gesucht hatte. Lavater selbst, der glücklichste Beschauer organisirter Oberflächen, sah sich, in Anerkennung, daß Muskel- und Hautgestalt und ihre Wirkung von dem entschiedenen inneren

[1]) Dichtung und Wahrheit, I. Buch 4, Theil XX. S. 113f.
[2]) Siehe unten S. 11.
[3]) Vgl. Schiller, Briefe und Aufsätze ꝛc., S. 99.

Knochengebilde durchaus abhängen müsse, getrieben, mehrere Thierschädel in sein Werk abbilden zu lassen und selbige mir zu einem flüchtigen Kommentar darüber zu empfehlen.“[1]) Wie sich hieraus ergiebt und Virchow noch besonders hervorgehoben hat,[2]) drang bereits Lavater auf vorzugsweise Berücksichtigung der harten Theile der Organisation, und Goethe folgt ihm in richtiger Schätzung dieser Forderung in den nach Lavater's und seiner eigenen Bekundung[3]) von ihm herrührenden Beiträgen über Thierschädel. So heißt es dort: „An ihrem [der Schädel] Unterschied, der den bestimmten Charakter der Thiere bezeichnet, kann man am Stärksten sehen, wie die Knochen die Grundfesten der Bildung sind und die Eigenschaften eines Geschöpfs umfassen. Die beweglichen Theile formen sich nach ihnen, eigentlicher zu sagen mit ihnen, und treiben ihr Spiel nur insoweit es die festen vergönnen.“[4])

„Es ist nichts in der Haut,
Was nicht im Knochen ist.“[5])

Ueber diesen Arbeiten entrang sich seiner unter Faustischer Wissensqual und künstlerischem Schaffensdrang seufzenden Brust das „Lied des physiognomischen Zeichners“, welches hier in seiner ursprünglichen Fassung eine Stelle finden mag:

„O daß die innre Schöpfungskraft
Durch meinen Sinn erschölle!
Daß eine Bildung voller Saft
Aus meinen Fingern quölle!
Ich zittre nur, ich stottre nur,
Ich kann es doch nicht lassen;
Ich fühl', ich kenne Dich, Natur,
Und so muß ich Dich fassen.

„Wenn ich bedenk', wie manches Jahr
Sich schon mein Sinn erschließet,
Wie er wo dürre Heide war,
Jetzt Freudenquell genießet,
Da ahnd' ich ganz Natur nach Dir,
Dich frei und lieb zu fühlen,

[1]) Theil XXV. S. 1564.
[2]) Goethe als Naturforscher, S. 97.
[3]) Vgl. Schermann, Gespräche, II. 46.
[4]) Physiognomische Fragmente ꝛc. 1776, S. 138.
[5]) Anfangszeilen des Gedichts „Typus“, Theil II. S. 197.

Ein luft'ger Springbrunn wirst Du mir
Aus tausend Röhren spielen;
Wirst alle Deine Kräfte mir
In meinem Sinn erheitern
Und dieses enge Dasein hier
Zur Ewigkeit erweitern.“ [1])

Schon hier spricht sich sein Verhältniß zur Natur aus, in welcher er nicht die böse „alte Baubo“, sondern die „große, gute Mutter“ gesehen wissen wollte,[2]) und es begreift sich, daß das so wunderbar herrlich ausgestattete Kind derselben ihren stillen, großen Werken nachzuspüren sich getrieben fühlte. Seitdem ließ er nicht mehr von ihr, weder in guten noch in bösen Tagen; denn hier fand er nicht nur die Befriedigung eines wissenschaftlichen Bedürfnisses, sondern auch Erhebung und Beruhigung des Gemüths. „Ich mag am Liebsten meine freien Augenblicke“, schreibt er einmal an Knebel,[3]) „zu diesen [botanischen] Betrachtungen anwenden, die Konsequenz der Natur tröstet schön über die Inkonsequenz der Menschen“, und nachdem er Diesem sein „botanisches Werkchen“ gesandt, am 9. Juli 1790: „mein Gemüth treibt mich mehr als jemals zur Naturwissenschaft, und mich wundert nur, daß in dem prosaischen Deutschland noch ein Wölkchen Poesie über meinem Scheitel bleibt.“

Die Art und Weise, wie Goethe bei seinem Eintritt in den Weimarischen Kreis ein wissenschaftliches Verhältniß zur Botanik gewann, hat er uns selbst ziemlich ausführlich erzählt, so daß es Vermessenheit wäre, an dieser Stelle etwas Anderes zu thun, als auf seine Konfessionen hinzuweisen.[4]) In der That, Feld und Flur, Wald und Jagdgrund, Berg und Thal, das war die geeignete Szenerie, in dem Dichter Liebe zur Pflanzenwelt zu erwecken und zu pflegen, welche in den fürstlichen Gartenanlagen und in dem erklärlichen Verlangen, den eigenen Garten aus eigener Kraft zu verschönern, reichliche Nahrung fand.

„Schlanker Bäume grüner Flor,
Selbstgepflanzter, wuchs empor;
Geistig ging zugleich alldort
Schaffen, Hegen, Wachsen fort“ —

[1]) Briefe an Lavater, S. 295. In die Gedichtsammlung (Theil II. S. 188) mit geringer Abänderung unter der Ueberschrift „Künstlers Abendlied“ aufgenommen.
[2]) Vgl. unten S. 94 u. 116.
[3]) Briefwechsel, S. 62.
[4]) Siehe unten S. 58—61.

So schauet mit bescheidnem Blick . . . . . II. 232
So schürben wir . . . . . II. 340
So sei doch höflich . . . . . III. 270
So singet laut den Psalm . II. 471
So soll d. orthograph'sche III. 305
So still und so innig . . . . II. 350
So verwinet mit dumpf willkührlich . . . . II. 146
So wälz' ich ohne Unterlaß II. 257
So wandelt hin . . . . II. 435
So wiederstrebe . . . . . II. 360
So wie der Pars . . . . . III. 257
So wie ein Vogel . . . III. 129
So wie ich bin, bin ich . III. 407
So wie Moses . . . . II. 199
So wie Titania . . . . II. 256
Sogar dies Wort hat nicht gelogen. . . . . II. 315
Soll auch das Wort . . II. 417
Soll Dein Kompaß . . . . II. 317
Soll denn Dein Opfer . II. 297
Soll der Reiter singlagen . . II. 373
Soll Dich das Alter . . III. 167
Soll es reichlich in Dir fließen II. 373
Soll nun Euch immer u. immer II. 372
Sollen Dich die Denken . . . II. 379
Sollen die Menschen . . II. 264
Sollen immer unsre Lieder III. 165
Sollt' es wahr sein . . . II. 13
Sollt' ich mich denn so ganz an Sie . . . . I. 211
Sollte dessen gern bitten . . II. 300
Sonnette . I. 207 u. III. 103
Sonst war ich Freund . II. 299
Sonst wann Du je weit . . . II. 150
Sonst wie die Alten sangen. . III. 282
Sorge, sie steigt mit Dir . . II. 168
Spaltet immer das leicht . . . III. 252
Sorgelos über die Fläche. I. 44
Span'sches hast Du mir III. 352
Spät erklimmt, was früh I. 11
Sprich, wie Du Dich immer II. 272
Sprich, wie werd ich die Sperlinge . . . . . II. 160
Sprichst Du von Natur und Kunst . . . . . II. 268
Spricht man mit Jedermann . . . . II. 271 u. 376
Sprichwort bezeichnet Nationen II. 338
Sprichwörtlich . . II. 319
Spute Dich, Kronos . . I. 154
Stämme wollen gegen Strömt II. 349
Stark von Faust . . . III. 207
Statt den Menschen . . II. 401
Stehn uns diese weiten Falten . . . . . II. 3
Steht vor dem Finstern . . . II. 318
Steile Höhen besucht. . III. 406
Steine sind zwar kalt. . III. 333
Sterne werden immer . III. 169
Stille kneteten wir Salpeter . III. 233
Stricke Jeder ein Dutzchen . . III. 234
Strenge Fräulein . . . II. 266
Strömt der rüstigste Raster . . II. 174
Suche nicht verborgne Weihe . . II. 391 u. III. 168
Suche nicht vergebne Heilung. II. 330
Süß, d. sprossenden Klee II 140
Süße Freundin, noch . II. 52
Tadelt man, daß wir. . II. 452
Tadle nur nicht . . . . . II. 380
Tage der Wonne . . . I. 52
Tausend Fliegen hatt' ich. . . II. 324
Theilen kann ich Euch . III. 44
Theilen kann ich nicht das Leben II. 396
Thu nur das Rechte . . . . . II. 322
Thun die Himmel sich auf II 159
Thuß Deine Sache . . . . . II. 356
Thut Dir Jemand was zu lieb II. 302
Tief aus dem Herzen . . III. 322
Tiefe Stille herrscht . . I. 43
Tischbein's Idyllen II. 202 u. III. 164
Titus, Kajus . . . . . II. 356
Töchterchen, nach trüben II. 440
Todte Sprachen nennst Du . . III. 255
Todtengräbers Tochter . . . . III. 262
Tolle Zeiten hab' ich . . II. 148
Töne Lied aus weiter Ferne I. 183
Trage Dein Uebel. . . . . II. 309
Traurig, Midas, war . II. 154
Treibet das Handwerk nur fort III. 239
Treu wünsch' ich Dir. . III. 342

so besingt er noch wenige Jahre vor seinem Lebensende sein liebes Gartenhaus. Sind doch auch die Anlagen des berühmten Weimarer Parks, insbesondere desjenigen Theiles, welcher der Stern genannt wird, sein Werk, Schöpfungen, von denen Wieland sagt, daß sie jene Seite von Weimar zu einem Tempe und Elysium machen.[1] Derselbe Freund schreibt auch über Goethe's Anpflanzungen in seinem Garten am Stern und den Anbau eines Altans an Merck: „Kein lieberes, sich wärmer an Einen anlegendes oder, wie die Schwaben sagen, Einen mehr anheimelndes Plätzchen auf Gottes Boden müssen Sie nie gesehen haben. Es ist recht, als ob Goethe's Genius das Alles von Jahrhunderten her so angelegt, gepflanzt und gepflegt hätte, damit er's einst in Weimar völlig und fertig fände und sich nur hineinzulegen brauchte."[2] Gewiß ist es naturgemäß, daß oftmals sich wiederholende lebhafte Sinneseindrücke die Pforte waren, durch welche der Dichter in die Tiefen der Naturwissenschaft hinabstieg, wie überhaupt seinen Geist im Augenblick zumeist das fesselte, was sich den Sinnen am Lebendigsten darstellte. So erzählt er uns einmal in der „Italiänischen Reise", wie er eines Morgens in Palermo mit dem festen, ruhigen Vorsatze, seine dichterischen Träume fortzusetzen, nach dem öffentlichen Garten ging, allein ehe er sich's versah, von einem anderen Gespenst erhascht wurde, das ihm schon diese Tage nachgeschlichen war. Die Fülle in freier Erde und unter freiem Himmel wachsender Pflanzen, die er sonst nur in Kübeln und Töpfen, ja die größte Zeit des Jahres nur hinter Glasfenstern zu sehen gewohnt war, regte ihn zu botanischen Betrachtungen auf. „Gestört war mein guter poetischer Vorsatz; der Garten des Alcinous war verschwunden, ein Weltgarten hatte sich aufgethan."[3] Aber gerade jene Unruhe, in welche ihn der Anblick so vieles Ueberraschenden und Neuen versetzte und ihn nach der „Urpflanze" suchen ließ, bildete eine mächtige Triebkraft zur Entdeckung der Metamorphose der Pflanzen.

In ähnlicher Weise führten ihn einerseits die vielen Wanderungen durch den ehrwürdigen Thüringer Wald, andererseits der Plan, das Ilmenauer Bergwerk wieder zu heben, an dessen Verwirklichung er bereits in der Mitte des Jahres 1776 arbeitete,

[1] Briefe an Merck ꝛc., S. 149. Vgl. Adolf Stahr, Weimar und Jena, I. 28–33.

[2] Briefe von und an Merck. Eine selbstständige Folge der im Jahr 1835 erschienenen Briefe an J. H. Merck. Herausgegeben von Dr. Karl Wagner, S. 113.

[3] Sizilien. Palermo, den 17. April.

zur Mineralogie, und bald hatte er sich ihr, wie er an Merck am 11. Oktober 1780 schreibt, durch sein Amt dazu berechtigt, „mit einer völligen Leidenschaft ergeben", und „ich habe", fügt er hinzu, „da Du das Anzügliche davon selbst kennst, eine sehr große Freude daran".[1]) So liegen die Anfänge seiner naturwissenschaftlichen Studien in der freien Werkstätte der Natur und sind nicht den Büchern entnommen, aus denen er einmal nichts lernen kann, sondern die er erst zu nutzen versteht, nachdem er sich selbst lange genug in der Natur umgeschaut und Einiges von ihrem Wirken abgelauscht.[2]) Nur der Vollständigkeit halber, zugleich aber als ein weiterer Beleg für die oben ausgesprochene Bemerkung sei hier beiläufig bemerkt, daß Goethe die Optik zunächst von Seiten des malerischen Kolorits anzog; eine eingehendere Behandlung dieses Punktes bleibt einem geeigneteren Orte vorbehalten.

War somit auch Weimar der Boden, vorbereitet, jede geistige Saat zum Leben und zur Blüthe reifen zu lassen, so würde man doch irren, zu glauben, daß Goethe schon einen offenen Sinn für Naturwissenschaften vorfand oder gar selbst davon mitgerissen wurde. Das war im Gegentheil nicht einmal im engsten Kreise der Fall,[3]) und selbst Herder spottete noch lange nachher, daß Goethe taubes Gestein klopfe.[4]) Der Weimarische Hof hatte damals eine ausschließlich schöngeistige Richtung, der Herzog sogar scheint sich anfangs für naturwissenschaftliche Dinge nur insoweit interessirt zu haben, als sie die Kultur und Industrie seines Ländchens zu heben geeignet erschienen.[5]) Sein wissenschaftliches Interesse erwachte erst später, und es war für Goethe ein Ereigniß, durch welches er nicht wenig überrascht wurde. So schreibt er am 15. Dezember 1784: „Wie der Herzog unterwegs vom Geiste der Naturlehre überfallen worden, wundert mich; es schienen seine Organe am Wenigsten vorbereitet, dieses Wehen zu vernehmen."[6]) Daß aber diese Neigung, einmal erwacht, niemals wieder erblaßte, sondern vielmehr nach allen Seiten hin sich lebendig bethätigte, ist bei diesem seltenen Manne selbstverständlich, und man begreift wohl, daß Goethe über diese

[1]) Briefe an Merck ꝛc., S. 267.
[2]) Daselbst S. 268.
[3]) Vergl. unten S. 62.
[4]) Italiänische Reise. Auf dem Brenner, den 8. Sept. 1786, zu Ende.
[5]) Vgl. Briefe an Merck Nr. 97, 98, 107, 121, wo über Anlage von Kreppfabriken und Wiesenbewässerungen die Rede ist.
[6]) Goethe's Briefwechsel mit Knebel, S. 57.

Theilnahme, abgesehen von der Verehrung für die Person, noch eine besondere Freude empfinden konnte, da er hoffen durfte, hierdurch in seinen eigenen Bestrebungen für die Wissenschaft gefördert zu werden; und da fortan auch auf naturwissenschaftlichem Felde der regste Gedankenaustausch zwischen Goethe und dem Herzog stattfand, da Letzterer sich nicht am Wenigsten durch Ersteren hierin belehren ließ, wovon unter Anderm ihr Briefwechsel Zeugniß ablegt, da wir endlich in allem geistig Großen, das aus dem Weimarischen Kreise hervorging, ein Spiegelbild unsers Dichters erblicken dürfen, so mag aus vielen Denkmalen, welche von dem Verhältniß jenes herrlichen Fürsten zur Naturwissenschaft sprechen, hier eines ausgewählt werden, ein sinnreiches, mit Begeisterung über den Werth derselben an Knebel gerichteter Brief.

Nachdem er in recht pessimistischer Weise über das menschliche Leben, den Kampf um das Dasein reflektirt hat, der sich „um den Wendepfahl der Erhaltung und Fortpflanzung" dreht, fährt er fort: „Das Schicksal scheint neuerlich Ekel gegen diese Einförmigkeit bekommen zu haben; es läßt deshalb Wissenschaften populärer werden, zu welchen sich sonst nur die höchsten Geister wagten; es läßt, meine ich, besonders die Naturkenntniß gemeiner werden und inspirirt viele Leute, diesem Studium zu folgen, welche wahrscheinlich sonst auch nur zur Erhaltung und Fortpflanzung sich erhalten und fortgepflanzt hätten.

„Die Naturwissenschaft ist so menschlich, so wahr, daß ich Jedem Glück wünsche, der sich ihr auch nur etwas ergiebt; sie fängt an, leicht zu werden, so daß auch gern trägere Menschen sich eher dazu einladen lassen; sie ist so leicht wahr zu behandeln, daß sie den Geschmack zum Unwahren überwiegen kann; sie beweist und lehrt so bündig, daß das Größte, das Geheimnißvollste, das Zauberhafteste so ordentlich einfach, öffentlich, unmagisch zugeht; sie muß doch endlich die armen unwissenden Menschen von dem Durst nach dem dunkeln Außerordentlichen heilen, da sie ihnen zeigt, daß das Außerordentliche ihnen so nahe, so deutlich, so unaußerordentlich, so bestimmt wahr ist. Ich bitte täglich meinen guten Genius, daß er auch mich von aller anderen Art von Bemerken und Lernen abhalte und mich immer auf dem ruhigen bestimmten Wege leite, den uns der Naturforscher so natürlich vorschreibt". [1])

[1]) Knebel's literarischer Nachlaß ꝛc., herausgegeben von Varnhagen von Ense und Th. Mundt, I. 1835.

Dieſer Brief iſt vom 8. Dezember 1784; als Goethe aber nach Weimar kam, ſcheint nur der Hofapotheker Dr. Buchholz das Intereſſe für Naturwiſſenſchaftliches reze gehalten zu haben, und zwar in erſter Reihe für Phyſikaliſch-Chemiſches, und unſer Dichter ſchloß ſich ſeinen Beſtrebungen um ſo lieber an, als Dieſer ſeine Gärten nicht nur nach ſeinem Merier, mit welchem die Botanik zuſammenhing, ſondern auch nach wiſſenſchaftlichen Zielen einrichtete.[1]) An ſolchen Beſtrebungen ſcheint am Früheſten die allſeitig gebildete, ſelbſt künſtleriſch ausübende Herzogin Amalie Antheil genommen zu haben, und wie in Goethe's Tagebuch am 22. Juni 1780 Verſuche mit dem Elektrophor notirt ſind,[2]) ſo ſchreibt die Herzogin Mutter am 6. Juli deſſelben Jahres an Merck: „Die Experimental-Phyſik macht auch dieſes Jahr eine große Beſchäftigung für mich: ich habe mir einen Elektrophor gekauft, welcher ſehr gut und ſtark iſt; dieſe neue Beſchäftigung macht mir viel Freude.“[3]) Schritt für Schritt mußte Goethe der Naturwiſſenſchaft das Feld zu erobern, und er bewährte auch hier ſein geiſtiges Feldherrntalent; Alle mußten ſich ergeben, die feindlichen Freunde ſowol als auch Freundinnen. „Sie müſſen noch eine Erdfreundin werden!“ ruft er am 12. September 1780 der Frau v. Stein zu,[4]) und das Wort erfüllte ſich. „Goethe“, ſchreibt ſie am 1. Mai 1784 an Knebel, „grübelt jetzt gar denkreich in dieſen (durch Herder's Ideen neu angeregten) Dingen, und Jedes, was erſt durch ſeine Vorſtellungen gegangen iſt, wird äußerſt intereſſant. So ſind mir's durch ihn die gehäſſigen Knochen geworden und das öde Steinreich.“[5]) Zu den Widerſtrebendſten ſcheint Knebel gehört zu haben; aber auch Dieſer wurde überwunden, und Goethe berichtet hierüber an den Herzog am 26. November 1784: „Er [Knebel] findet ſich nach und nach in die Einſamkeit und in die Naturlehre. Dieſe Wiſſenſchaft, hoffe ich, ſoll ihm von großem Nutzen ſein. Sie iſt ſicher, wahr, mannichfaltig, lebendig; man mag viel oder wenig in ihr thun, ſich an einen Theil halten oder aufs Ganze ausgehen, leicht oder tief, zum Scherz oder Ernſt ſie treiben, immer iſt ſie befriedigend und bleibt doch immer unendlich. Der Beobachter und Denker, der Ruhige und Strebende, Jeder findet

[1]) Unten S. 40 f.; vgl. auch Tag- und Jahres-Hefte 1796, Bll. 160.
[2]) Beil. Aus Goethe's Tagebuch, S. 228.
[3]) Briefe an Merck, S. 256.
[4]) Goethe's Briefe an Frau v. Stein, I. 340.
[5]) Zur deutſchen Literatur und Geſchichte. Ungedruckte Briefe aus Knebel's Nachlaß. Herausgegeben von Heinrich Düntzer, I. 130.

seine Nahrung. Im Anfange kam sie ihm fremd vor, da er nur an Dichtkunst und Geistreswesen gewöhnt war, jetzt aber wird ihm nach und nach der Sinn aufgeschlossen, mit dem man die alte Mutter verehren muß.“ [1])

Ja, er verstand es, das Buch der Natur, das einzige, welches auf allen Seiten großen Gehalt bietet, [2]) lesbar zu machen und manches Siegel, das ihrem Inhalt verschlossen hält, zu lösen, und wer nähme daher nicht gern Theil an seiner Freude, die ihm kurze Zeit nach jenen Eroberungen gegönnt ist, über einen neuen Bekehrten zu berichten, und an seiner Hoffnung auf noch mehr Proselyten! [3]) Aber er mühte sich auch redlich und treulich, solche Erfolge zu erreichen und zu erhalten; so scheint er speziell für Knebel eine kleine botanische Abhandlung geschrieben zu haben, [4]) und wir dürfen das Vorbild, welches er mit seinen Naturstudien überhaupt gab, und sein glückliches Bestreben, bei Näheren und Ferneren, den auf abseits liegenden Gebieten Arbeitenden Interesse für Naturwissenschaft einzuflößen, nicht unterschätzen. Und wie er mit seiner gesammten Naturauffassung seiner Zeit vorauseilte und in die unsere hineinragt, so verkündet er mit seherischer Kraft die große kulturhistorische Bedeutung der weiter um sich greifenden Hinneigung zu den Naturwissenschaften. Indem er Knebel immer mehr Lust und Liebe zur Erkenntniß natürlicher Dinge wünscht, fügt er motivirend hinzu: „Wie es vor alten Zeiten, da die Menschen an der Erde lagen, eine Wohlthat war, ihnen auf den Himmel zu deuten und sie aufs Geistige aufmerksam zu machen, so ist's jetzt eine größere, sie nach der Erde zurückzuführen, um die Elasticität ihrer angefesselten Ballons ein Wenig zu vermindern“. [5]) Er erreichte auch seine Absichten in der Weimarischen Gesellschaft voll-

[1]) Briefwechsel mit Karl August, S. 41 f. Es ist interessant, die Chronologie dieses Briefes, desjenigen des Herzogs an Knebel und Goethe's an Tiefurt zu beachten. Goethe schreibt dem Herzog über Knebel's erwachende Neigung zu den Naturwissenschaften am 26. November 1784. Durch diesen Brief mag der Herzog selbst von Neuem auf den Werth der Naturwissenschaft aufmerksam und zu dem oben wiedergegebenen Briefe an Knebel, Darmstadt den 8. December, angeregt worden sein; wenigstens ist die Gedankenharmonie dieser beiden Briefe unverkennbar. Des Herzog's Brief mochte Knebel Goethe mitgetheilt haben und darauf erfolgte Tiefurt vermuthete Antwort vom 13. Dezember (oben S. XXXIX f.).

[2]) Italiänische Reise. Neapel, den 9. März 1787.

[3]) Briefwechsel mit Knebel, S. 59. Vgl. auch Goethe's Brief an Frau v. Stein vom 26. Oktober 1784, wo er von Knebel sagt, das Steinzeug laufe ihm nicht; welch innigen Knebel dagegen Tiefurt späterhin an allen Naturstudien Goethe's nahm, davon zeugt fast jede Seite ihres Briefwechsels.

[4]) Goethe's Briefe an Frau v. Stein. Brief vom 2. April 1785.

[5]) Briefwechsel mit Knebel, S. 50.

ſtändig, die bald „in Welt- und Naturgeſchichte, Reiſebeſchreibungen und was dazu gehört, ausgegoſſen“ war. „Welt- und Naturgeſchichte rakt jetzt recht bei uns“,[1]) lautet ein anderes Wort von ihm, welches uns einen Begriff von jener geiſtig regſamen Geſellſchaft giebt. Herder's Ideen zur Philoſophie der Geſchichte der Menſchheit, deren Ausarbeitung 1783 begonnen wurde, trugen das Ihrige dazu bei, und von den Geſprächen mit dem Verfaſſer ſelbſt und mit anderen Freunden über dieſe Gegenſtände, welche unſeren Dichter „leidenſchaftlich beſchäftigten“, ſagt Dieſer gewiß nicht mit Unrecht: „Es iſt vielleicht nicht anmaßlich, wenn wir uns einbilden, manches von daher Entſprungene, durch Tradition in der wiſſenſchaftlichen Welt Fortgepflanzte trage nun Früchte, deren wir uns freuen, ob man gleich nicht immer den Garten benamſet, der die Pfropfreiſer hergegeben.“[2]) Den Einfluß Goethe's auf die Weimarer Geſellſchaft auch nach naturwiſſenſchaftlicher Seite hin nahm auch Schiller bald nach ſeinem Eintreffen in Weimar während des Erſteren Aufenthalt in Italien wahr und ſchreibt, freilich mit einigem Mißmuthe, am 12. Auguſt 1787: „Dieſer Tage bin ich auch in Goethe's Garten geweſen, beim Major von Knebel, ſeinem intimen Freunde. Goethe's Geiſt hat alle Menſchen, die zu ſeinem Zirkel zählen, gemodelt. Eine ſtolze philoſophiſche Verachtung aller Spekulation und Unterſuchung mit einem bis zur Affektation getriebenen Attachement an die Natur einer Reſignation in ſeine fünf Sinne, kurz, eine gewiſſe kindliche Einfalt der Vernunft bezeichnet ihn und ſeine ganze hieſige Sekte. Da ſucht man lieber Kräuter oder treibt Mineralogie, als daß man ſich in leeren Demonſtrationen verfinge. Die Idee kann ganz geſund und gut ſein, aber man kann auch viel übertreiben.“[3]) Nun, Schiller ſelbſt ſah ſpäter Goethe's naturwiſſenſchaftliche Bemühungen mit anderen Augen an, nahm ſelbſt Theil daran, und Goethe blieb ſtets beſtrebt, das Intereſſe für Naturwiſſenſchaften im Weimariſchen Kreiſe wach zu erhalten, wie er denn in der zweiten Hälfte des erſten Decenniums dieſes Jahrhunderts an den Mittwochen den Damen naturwiſſenſchaftliche Vorleſungen hielt.

Entbehren Goethe's Naturſtudien, wie wir bereits ſahen und noch ſehen werden, durchaus nicht des ſachwiſſenſchaftlichen Charakters, ſo würde es uns doch Wunder nehmen, wenn er die Natur nicht auch dichteriſch zu gewaltigen Anſtrengungen gemacht hätte. Einige Verſuche dieſer Art ſind uns geblieben, andere

[1]) Briefwechſel mit Knebel, S. 48 f.; vgl. auch S. 39.
[2]) Unten S. 13.
[3]) Schiller's Briefwechſel mit Körner, I. 183.

entweder verloren gegangen oder erwarten noch, wenigstens in fragmentarischer Gestalt, in irgend einem Winkel eines Archivs ihre Auferstehung. Manches endlich ist wol kaum über das Stadium eines Planes hinausgekommen. Zu dem Einen oder Andern dieser Art gehört nichts Geringeres als ein Roman über das Weltall, von dem er am 7. Dezember 1781 an Frau v. Stein schreibt daß er ihn durchgedacht habe und der Freundin diktiren zu können wünsche. Vielleicht bildet der im „Tiefurter Journal" von 1782 erschienene Aufsatz „Die Natur" ein Fragment desselben. Ein ähnliches Bestreben, die Natur durch Vermittelung der Kunst zu innigerer Anschauung zu bringen, zeigt die Inangriffnahme eines geologischen Modells, wovon er auch bei seinem Uebergange über die Alpen viel geträumt, und woran er anschaulich machen möchte, was in seinem Innern herumzieht und er nicht Jedem in der Natur vor Augen stellen kann. Es sollte seine Gedanken von der „Welterschaffung" versinnlichen, zu der er auch auf dem Wege nach Italien Manches, doch nichts ganz Neues und Unerwartetes erbert.[1]) Wie in den „Annalen" berichtet wird[2]), sollte es auf der Oberfläche eine Landschaft vorstellen, die von dem flachen Lande bis in das höchste Gebirg sich erhob. Hatte man die Durchschnittstheile aus einander gerückt, so zeigte sich an den innern Profilen das Fallen, Streichen, und was sonst verlangt werden mochte. Da er indessen bei diesen Versuchen auf Probleme stieß, die nicht so leicht zu lösen waren, so überließ er 1807 das Modell in der Hoffnung auf eine weitere Bearbeitung gern dem Naturforscher Haberle, obschon er mit seiner Behandlungsart nicht übereinstimmen konnte, hat es aber nach dessen Entfernung von Weimar niemals wiedergesehen.

Endlich faßte er während des schönen Bundes mit Schiller, der auch an Goethe's naturwissenschaftlichen Arbeiten den innigsten Antheil nahm, im Jahre 1798 den Plan zu einem großen Naturgedicht, dem er um so lieber nachging, als seine Elegie über die „Metamorphose der Pflanzen" von den Freunden günstig aufgenommen wurde. „Mir däucht," heißt es mit Bezug hierauf in einem Briefe an Knebel, „ich könnte den Aufwand von Zeit und Kräften, die ich an jene Studien gewendet, nicht besser nutzen, als wenn ich meinen Vorrath zu einem Gedicht verarbeite."[3]) Dasselbe lag auch im Hintergrunde, als er im August und September 1799 seinen Garten am Stern

[1]) Italiänische Reise, Auf dem Brenner, den 8. Sept. 1786, Abends.
[2]) 1807, Abt. 637; vgl. Riemer, Mittheilungen ꝛc., II. 166.
[3]) Briefwechsel mit Knebel, S. 208.

zum Zweck der Mondbeobachtung bezog.[1]) Bei dem Ganzen mochte ihm das Lehrgedicht des Lukrez „De rerum natura", an dessen Uebersetzung durch Knebel er Jahrzehnde hindurch den regsten Antheil nahm, als Vorbild vor der Seele geschwebt haben;[2]) da es aber so nicht fortrücken wollte, meinte er, „man muß einzeln versuchen, was im Ganzen unmöglich werden möchte."[3]) und er beabsichtigte zunächst, „ein Gedicht über die magnetischen Kräfte" auf eben die Weise (wie über die Metamorphose der Pflanzen) aufzustellen,[4]) und ließ durch Knebel's Vermittelung Eisenkörper nach gewissen Modellen in Ilmenau zur Anstellung magnetischer Versuche gießen.[5]) Die Versuche wurden gemacht, die Phänomene zusammengestellt,[6]) aber wie es mit dem Gedichte gegangen, haben wir keine weitere Kenntniß, indessen von diesen oder ähnlichen später fortgesetzten Bemühungen den Gewinn, daß Goethe veranlaßt wurde, seine kleinen Naturgedichte zusammenzusuchen und sie nach Bezug und Folge zu ordnen,[7]) unter denen das „Metamorphose der Thiere" betitelte an Tiefe der Erfassung des Gegenstandes kaum übertroffen sein dürfte.

Sehen wir hier den Dichter bemüht, den aus den Naturstudien sich aufdringenden Stoff poetisch zu gestalten, steht er hier der Wissenschaft gegenüber etwa wie ein Bildhauer dem formlosen Marmor, so zeigt sich die Wechselwirkung und gegenseitige Durchdringung der Natur und Kunst in Goethe's Wesen noch von einer anderen und wol wichtigeren Seite insofern, als er hierdurch auf dem Gebiete festgehalten ward, auf welchem er zuerst einen unverlierbaren Erfolg errungen hatte, in der Osteologie und Anatomie überhaupt. Fesselten ihn diese Studien wol von je her auch um des Kunstverständnisses willen, zumal er sich bekanntlich zum bildenden Künstler berufen glaubte, bis er in Italien gänzlich von diesem Wahne befreit wurde, so erkannte

[1]) Tag- und Jahres-Hefte, Abs. 202.

[2]) Briefwechsel mit Knebel, Nr. 200—202. Jakobi schreibt an Morgenstern in den von Sintenis herausgegebenen „Briefen von Goethe, Schiller ꝛc. an K. Morgenstern" am 9. Januar 1:00 (S. 21): „Goethe arbeitet an einem Gedicht über die Natur der Dinge im Geschmacke des Lukrez." Vgl. auch Goethe's Werke, Theil XXIX. S. 597 ff. „Von Knebel's Uebersetzung des Lucrez".

[3]) Briefwechsel mit Knebel Nr. 179. Am 22. März 1799 (Nr. Nr. 204) schreibt er an Denselben: „Das große Naturwerk habe ich auch noch nicht aufgegeben ... Freilich ist es im Ganzen ein fürchterlicher Anblick, doch muß man denken, daß man nach und nach durch anhaltenden Fleiß Vieles zu Stande bringt."

[4]) Daselbst Nr. 179.

[5]) Daselbst Nr. 173, 174—179.

[6]) Briefwechsel mit Schiller, Nr. 498, 493, 501 u. a.

[7]) Tag- und Jahres-Hefte 1821, Abs. 1049; Riemer, Mittheilungen über Goethe, II. 384.

er doch erst unter diesem Himmel voll und ganz den Nutzen, welchen er aus seinen Naturstudien im Allgemeinen wie im Besonderen für die Erfassung der Kunst schöpfen könne, und wird nicht müde, denselben zu rühmen. Freilich war hier noch auf ein anderes Element die Aufmerksamkeit zu lenken; denn „bei unserer medizinisch-chirurgischen Anatomie kommt es blos darauf an, den Theil zu kennen, und hierzu dient auch wol ein kümmerlicher Muskel. In Rom aber wollen die Theile nichts heißen, wenn sie nicht zugleich eine edle schöne Form darbieten“;[1] aber er war eben darauf vorbereitet, in den Abgrund der Kunst, der sich ihm, wie es in dem Briefe vom 25. Januar 1788 an Karl August heißt, in Italien auftat, mit desto mehr Freude hineinzuschauen, als er seinen Blick an die Abgründe der Natur gewöhnt hatte. „Meine fleißige Vorbereitung im Studio der ganzen Natur“, schreibt er während des zweiten Aufenthalts in Rom, „besonders die Osteologie hilft mir starke Schritte machen. Jetzt seh' ich, jetzt genieß' ich erst das Höchste, was uns vom Alterthum übrig blieb, die Statuen.“[2] Da es mit dem Zeichnen nicht gehen wollte, so entschloß er sich zum Modelliren und berichtet darüber: „Das scheint rücken zu wollen. Wenigstens bin ich auf einen Gedanken gekommen, der mir Vieles erleichtert. Es wäre zu weitläufig, es zu detailliren, und es ist besser zu thun als zu reden. Genug, es läuft darauf hinaus, daß mich nun mein hartnäckig Studium der Natur, meine Sorgfalt, mit der ich in der komparirenden Anatomie zu Werke gegangen bin, nunmehr in den Stand setzen, in der Natur und den Antiken Manches im Ganzen zu sehen, was den Künstlern im Einzelnen aufzusuchen schwer wird, und das sie, wenn sie es endlich erlangen, nur für sich besitzen und Andern nicht mittheilen können.“[3] Von dem hier erlangten höhern Gesichtspunkte mochte er auch alle seine physiognomischen Kunststückchen, die er aus Pik auf den Propheten in den Winkel geworfen, wieder hervorsuchen, und sie kamen ihm gut zu passen. „Denn nun hat mich zuletzt“, schreibt er, „das A und O aller uns bekannten Dinge, die menschliche Figur, angefaßt und ich sie, und ich sage: Herr, ich lasse Dich nicht, Du segnest mich denn, und sollt' ich mich lahm ringen.[4] ... Das Studium des mensch-

[1] Italiänische Reise. Rom, den 20. Januar 1787, und den 11. April 1788.
[2] Daselbst, den 10. Januar 1788; vgl. auch Briefw. mit Karl August, S. 106 f., und mit Knebel, S. 96.
[3] Italiänische Reise. Rom den 23. August 1787.
[4] Genesis 32, 26.

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
GOETHE,J.W.

3-598-50924-3
FN. 16582/469

Treibst Du doch bald Dich . . II. 336
Trier'sche Hügel . . . . III. 125
Trink', o Jüngling . . I. 34
Tritt in recht vollen . . II. 295
Trocken dich Du und ernst . . III. 236
Trocknet nicht . . . . I. 62
Trüge gern nach länger. II. 259
Tubercle, Du ragest hervor. . II. 166
Tulpen, Ihr werdet gescholten. II. 166
Ueber allen Gipfeln . . I. 63
Ueber Berg und Thal . . . . II. 348
Ueber die Wiese . . . . II. 279
Ueber ein Ding wird viel geplaudert . . . . . II. 328
Ueber Meiles' Leichnam fritten II. 389
Ueber Thal und Fluß . I. 59
Ueber Wetter- und Herren-Launen . . . . . II. 260
Ueberall trinkt man guten Wein II. 364
Uebermüthig sieht's . . II. 200
Uebersetzungen aus fremden Sprachen II. 457 u. III. 369
Uebersteigt sich der Witz. . . . III. 254
Ueberzeugung soll mir Niemand II. 372
Uf'm Bergli . . . . . I. 96
Um Mitternacht ging ich I. 200
Um Mitternacht ich schlief III. 100
Um Mitternacht, wenn die Menschen . . . . III. 22
Um Mitternacht wol sang' ich an . . . . . III. 181
Um so gemeiner es ist . II. 149
Um vor die Seele Dir . III. 411
Umsonst, daß Du, ein Herz zu lenken . . . III. 69
Umstülpen führt nicht ins Weite II. 358
Unbedeutend sind doch auch . . III. 236
Undersonnenheitzirt die Jugend III. 266
Und als d. Fische gesotten waren III. 253
Und die Liebe, die Blumen . . II. 100
Und doch bleibt was Liebes immer II. 387
Und frische Nahrung . . I. 50
Und ich gehe meinen . . III. 89
Und morgen fällt St. Martin's Fest . . . III. 114
Und selbst den braven du bon bon II. 360
Und sie in ihrer warmen Sphäre III. 226
Und so bleibt auch in ewigem. II. 316
Und so geschah's. . . . . I. 136
Und so balmt, liebt Söhne . . II. 365
Und so seh' ich alte Schätze . . III. 260
Und so kommt wieder zur Erde II. 316
Und so sag' ich zum . . II. 257
Und so tändelt' ich mit . II. 154
Und so will ich ein- für allemal II. 352
Und sollen d. Italiäne sie umtrun II. 359
Und sollst auch Du und Du. . II. 343
Und wärst Du auch zum sonsten Tor . . . . . II. 324
Und warum geht es nicht III. 302
Und was die Menschen meinen. II. 350
Und was sich zwischen beide stellt II. 317
Und weil ihre Wissenschaft gefaßt II. 385
Und weil sie so viel Acht. . . II. 384
Und wenn darauf zu höhrer Atmosphäre. . II. 234
Und wenn die That bisweilen . II. 351
Und wenn Du's verträchtet III. 119
Und wenn es ganz gemalt . . II. 372
Und wenn man auch d. Tyrannen II. 371
Und wenn mich am Tag III. 166
Und wenn sie zuletzt . . II. 400
Und wenn was umzutun wäre II. 358
Und wenn wir unterschied. II. 235
Und wer durch alle die Elemente II. 316
Und wie das Trübe verdunket. II. 318
Und will das Licht . . . . . II. 317
Und wird d. Wasser sich entfalten II. 316
Und wo die Freunde verfaulen II. 379
Ungebildet waren wir . . . . II. 329
Unglück bildet . . . . III. 122
Unglückliche Zeit, wenn einst. III. 237
Unmöglich ist's, den Tag II. 274
Uns gaben die Götter . III. 37
Unser Dank, und wenn. II. 425
Unsre Gedichte nur trifft Dein Spott . . . . . III. 249
Unsrer liegen noch tausend . . III. 234
Unter dies. Lorbeerbüschen I. 101
Unter hald verwelkten . I. 202
Unwiderstehlich muß . . III. 408
Ursprünglich eignen Sinn . . II. 393
Veilchen bring' ich . . . III. 35
Venetianische Epigramme II. 135 u. III. 147
Verdammen wir die Jesuiten II. 386

lichen Körpers hat mich nun ganz; alles Andre verschwindet dagegen... Das Interesse an der menschlichen Gestalt hebt nun alles Andre auf ... Ich bin nun recht im Studio der Menschengestalt, welche das Non plus ultra alles menschlichen Wissens und Thuns ist.“[1]) Da ihm aber für diese Kunststudien seine osteologischen und anatomischen Studien die trefflichsten, nicht genug zu rühmenden Dienste geleistet hatten, so ist er auch bemüht, andere Künstler auf denselben Weg zu leiten, und so schreibt er an Heinrich Meyer: „Auf einen Kanon männlicher und weiblicher Proportion los zu arbeiten, die Abweichungen zu suchen, wodurch Charaktere entstehen, das anatomische Gebäude näher zu studiren und die schönen Formen, welche die äußere Vollendung sind, zu suchen, zu so schweren Unternehmungen wünschte ich, daß Sie das Ihrige beitrügen, wie ich von meiner Seite Manches vorgearbeitet habe.“[2]) Dem entsprechend setzt er auch in der „Einleitung in die Propyläen“ die hohe Wichtigkeit der Naturkenntniß für Künstler aus einander: „Der Mensch ist der höchste, ja der eigentliche Gegenstand bildender Kunst. Um ihn zu verstehen, um sich aus dem Labyrinthe seines Baues herauszuwickeln, ist eine allgemeine Kenntniß der organischen Natur unerläßlich ... Die menschliche Gestalt kann nicht blos durch das Beschauen ihrer Oberfläche begriffen werden; man muß ihr Inneres entblößen, ihre Theile sondern, die Verbindungen derselben bemerken, die Verschiedenheiten kennen, sich von Wirkung und Gegenwirkung unterrichten, das Verborgene, Ruhende, das Fundament der Erscheinung sich einprägen, wenn man dasjenige wirklich schauen und nachahmen will, was sich als ein schönes ungetrenntes Ganze in lebendigen Wellen vor unserm Auge bewegt... Die vergleichende Anatomie hat einen allgemeinen Begriff über organische Naturen vorbereitet; sie führt uns von Gestalt zu Gestalten, und indem wir nah oder fern verwandte Naturen betrachten, erheben wir uns über sie alle, um ihre Eigenschaften in einem idealen Bilde zu erblicken.

„Halten wir dasselbe fest, so finden wir erst, daß unsere Aufmerksamkeit bei Beobachtung der Gegenstände eine bestimmte Richtung nimmt, daß abgesonderte Kenntnisse durch Vergleichung leichter gewonnen und festgehalten werden, und daß wir zuletzt beim Kunstgebrauch nur dann mit der Natur wetteifern

[1]) Italiänische Reise. Rom den 5. und 10. Januar 1788.
[2]) Riemer, Briefe von und an Goethe, S. 9.

können, wenn wir die Art, wie sie bei Bildung ihrer Werke verfährt, ihr wenigstens einigermaßen abgelernt haben.“[1])

Wohl darf es Verwunderung erregen, daß Goethe seinem Studium der Natur im Allgemeinen und seinem anatomischen Wissen im Besonderen einen so mächtigen Einfluß auf das Kunstverständniß zuschreibt und für Andere dasselbe erwartet, obschon unzweifelhaft Kenntniß der Natur den Werth von Kunstwerken tiefer schätzen und begreifen lehrt und ein bildender Künstler ohne Kenntniß der Anatomie kaum gedacht werden kann. Allein gerade in dieser Anschauung von der wechselseitigen Durchdringung der Kunst- und Naturkenntniß liegt am Ende das Vehikel, welches durch unser Problem hindurchleitet zu einem weiteren Verständniß der naturwissenschaftlichen Arbeit und Bedeutung unseres Dichters. Erinnern wir uns zunächst, daß Michel Angelo nicht weniger als zwölf Jahre auf die minutiöseste Weise Anatomie studirt hat, und wenn man auch die angeborene geniale Kraft dieses Meisters noch so hoch anschlägt, so wird man doch kaum zweifeln dürfen, daß zugleich seine vollkommene und tiefere Kenntniß der Anatomie ihn befähigte, seinen Schöpfungen jene Ausgeprägtheit und Bestimmtheit in den Muskeln und Adern, jene Kühnheit der Stellungen zu verleihen, die wir an ihnen bewundern und die seinen Nachahmern eine Crux ward, während bei ihm der Einfluß seines Wissens sich auch in den Malerwerken offenbart. So sagt Cellini in Goethe's Uebertragung und ohne Zweifel ganz in Dessen Sinne, nachdem er von der Bedeutung der Kenntniß der Anatomie für Künstler überhaupt gesprochen: „Damit ich Dir ein Beispiel zeige und den größten Meister anführe, so betrachte die Werke des Michel Angelo Buonarotti. Dessen hohe Weise, die von allen Andern und von Allem, was man bisher gesehen, so sehr verschieden ist, nur darum so wohl gefallen hat, weil er das Gefüge der Knochen genau betrachtete. Dich hievon zu überzeugen, betrachte alle seine Werke, sowol der Skulptur als Malerei, wo die an ihrem Ort wohlbezeichneten Muskeln ihm kaum so viel Ehre machen als die sichere Andeutung der Knochen und ihres Uebergangs zu den Sennen, wodurch das künstliche Gebäude des Menschen erst entschieden Gestalt, Maß und Verbindung erhält.“[2]) Und gewiß war es eben dieser Charakter

[1]) Theil XXVIII. S. 13–15.
[2]) Anhang zur Lebensbeschreibung des Benvenuto Cellini, Theil XXX. S. 403.

der Kunst des Michel Angelo, welcher Goethe so gewaltig imponirte, daß er ausrief: „Ich bin in dem Augenblicke so für Michel Angelo eingenommen, daß mir nicht einmal die Natur auf ihn schmeckt, da ich sie doch nicht mit so großen Augen wie er sehen kann.“[1])

Wie groß indessen auch Goethe's Bewunderung und Verehrung für Michel Angelo ist, das Höchste war ihm doch die Antike, und zwar deshalb, weil er darin die höchste Naturwahrheit erblickte. Unter dem 28. Januar 1787 schreibt er aus Rom, er suche „zu erforschen, wie jene unvergleichlichen Künstler verfuhren, um aus der menschlichen Gestalt den Kreis göttlicher Bildung zu entwickeln, welcher vollkommen abgeschlossen ist und worin kein Hauptcharakter, so wenig als die Uebergänge und Vermittlungen fehlen. Ich habe eine Vermuthung, daß sie nach eben den Gesetzen verfuhren, nach welchen die Natur verfährt und denen ich auf der Spur bin. Nur ist noch etwas Anders dabei, das ich nicht auszusprechen wüßte.“ Lange hatte der Meister hierüber geschwiegen, und erst als er aus Sizilien nach Rom zurückgekehrt war, aus Sizilien, wo ihm die Offenbarung der Metamorphose geworden, läßt er sich also vernehmen: „Mein Prinzip, die Kunstwerke zu erklären und das auf einmal aufzuschließen, woran Künstler und Kenner sich schon seit der Wiederherstellung der Kunst zersuchen und zerstudiren, find' ich bei jeder Anwendung richtiger. Eigentlich ist's auch ein Columbisches Ei. Ohne zu sagen, daß ich einen solchen Kapitalschlüssel besitze, sprech' ich nun die Theile zweckmäßig mit den Künstlern durch und sehe, wie weit sie gekommen sind, was sie haben und wo es widerstößt ...

„So viel ist gewiß, die alten Künstler haben ebenso große Kenntniß der Natur und einen ebenso sichern Begriff von dem, was sich vorstellen läßt, und wie es vorgestellt werden muß, gehabt als Homer ...“[2])

Der eine Orakelspruch wird durch den andern nicht aufgeklärt, und dennoch scheint hier der Berührungspunkt zu liegen, nach dem wir suchen.

Die Naturwissenschaft wird nämlich allezeit als eins der unsterblichen Verdienste Goethe's anerkennen müssen, den Begriff der Entwickelung in die Wissenschaft hineingetragen und ihr

[1]) Italiänische Reise. Rom, den 2. Dezember 1786.
[2]) Daselbst. Rom, den 6. September 1787.

damit den mächtigen Anstoß gegeben zu haben, durch welchen sie sich zu ihrer gegenwärtigen Höhe emporgeschwungen hat. Ehe Goethe die Metamorphosenlehre begründete, hatten sich die organischen Naturwissenschaften noch nicht weit über das Geschäft des Sammelns, Zusammenstellens, des Registrirens und Ordnens erhoben; man begnügte sich bei dem Was der Organisation und fragte nicht nach dem Wie. Ein sehr geistvoller, wenn auch nicht ganz zulänglicher Versuch, die Wissenschaft auf einen höheren Standpunkt zu erheben, wie der von Kaspar Friedrich Wolff, welchen Goethe erst später kennen lernte, wurde von den Fachmännern selbst nicht beachtet. Dieser Starrheit der Wissenschaft trat nun der Dichter im eigentlichsten Sinne als Schöpfer entgegen und belebte sie mit dem Hauche seines Genies, indem er die Gegenstände nicht blos als gewordene, fertige, abgeschlossene betrachtete, sondern sie vor Allem in ihrem Werden, Bilden und Umbilden, ihrer Entwickelung belauschte, indem er das Gesetz aufspürte, nach welchem die Natur bei Hervorbringung lebendigen Gebildes verfährt, und damit der Begründer der wissenschaftlichen organischen Morphologie ward. „Ihm gebührt der große Ruhm", sagt Helmholtz,[1]) „die leitenden Ideen zuerst vorausgeschaut zu haben, zu denen der eingeschlagene Entwickelungsgang der genannten Wissenschaften [der organischen Natur] hindrängte, und durch welche deren gegenwärtige Gestalt bestimmt wird." Die Bedeutung jener wissenschaftlichen That Goethe's erkennt man nicht nur aus dem, was er geleistet, sondern ebenso scharf, wenn man gegen seine schöpferischen, weitausschauenden Ideen die Befangenheit der Geister hält, welche seinem Herzen nahe standen, so die seiner Freunde in Pempelfort, deren Ansichten er nicht umhin kann, mit feinem Spotte zu persiflíren. „Wenn ich", so erzählt er uns, „meine morphologischen Gedanken, so geläufig sie mir auch waren, in bester Ordnung und, wie es mir schien, bis zur kräftigsten Ueberzeugung vortrug, so mußte ich doch leider bemerken, daß die starre Vorstellungsart, nichts könne werden, als was schon sei, sich aller Geister bemächtigt habe. In Gefolg dessen mußt' ich denn auch wieder hören, daß alles Lebendige aus dem Ei komme, worauf ich denn mit bitterm Scherze die alte Frage hervorhob, ob denn die Henne oder das Ei zuerst gewesen. Die Einschachtelungslehre schien so plausibel, und die

[1]) Populäre wissenschaftliche Vorträge. Erstes Heft. Ueber Goethe's naturwissenschaftliche Arbeiten, S. 33.

Natur mit Bonnet zu kontempliren höchst erbaulich."[1]) Man sieht, Haller's „Nil noviter generari" beherrschte die Köpfe. Wie ganz anders dagegen Goethe, der in der organischen Natur Entwickelung sieht, hier nirgend ein Bestehendes, nirgend ein Ruhendes, ein Abgeschlossenes, sondern vielmehr findet, daß Alles in einer steten Bewegung schwanke, daß das Gebildete sogleich wieder umgebildet werde, und die Forderung stellt, daß wir uns, wenn wir einigermaßen zum lebendigen Anschauen der Natur gelangen wollen, selbst so beweglich und bildsam zu erhalten haben nach dem Beispiele, mit dem sie uns vorgeht.[2])

Wenn wir nun, indem wir die auf den letzten Seiten hervorgehobenen Aeußerungen im Auge zu behalten bitten, auszusprechen wagen, daß eben dieses Prinzip einer lebendigen Beweglichkeit es ist, welches Goethe auch auf die Antike anwandte, daß er unter eben dieser Idee ihre Kunstwerke anschaute, wo nichts Starres am Marmor erscheint, nichts der Masse qualvoll abgerungen, sondern Alles wie in der Natur selbst, gleichsam belebt, bewegt, werdend, ein Theil dem andern entspringend und darum mit ihm und dem Ganzen zusammenstimmend, daß der Keim des Begriffs der Entwickelung, den die Naturbetrachtung in ihn gelegt hatte, auch an der Betrachtung der Kunstwerke aufging und jener ihn neue Blicke in die Tiefen der Kunst werfen ließ, daß er ein Kunstwerk in eben der Weise anschaute, wie er die Natur selbst darzustellen suchte, „aus dem Ganzen in die Theile strebend,"[3]) so wird es verständlich, daß Italien, abgesehen von der ungeahnten großen Natur, die sich ihm hier aufthat, für den Dichter nicht blos das gelobte Land eines höheren Kunstverständnisses, sondern auch einer tieferen Naturerkenntniß geworden ist, daß er dort dem Wie der Organisation sehr nahe rückt,[4]) daß er mit jeder Stufe, um welche er sich dem Gipfel der Kunst nähert, zugleich eine neue Höhe des Naturerkennens erklimmt und daß die Epoche höchster künstlerischer Entfaltung und künstlerischen Schaffens auch zeitlich mit Entdeckungen von fundamentaler Bedeutung auf dem Gebiete der Naturwissenschaften zusammenfällt. Denn wie geht die Natur bei Hervorbringung „lebendigen Gebilds, als Muster alles künstlichen,"[5])

[1]) Campagne in Frankreich, Theil XIV. S. 133.
[2]) Unten S. 7.
[3]) Unten S. 93.
[4]) Italiänische Reise. Rom, den 28. August 1787.
[5]) Unten S. 75].

ändert zu Werke als eben auf dem Wege der Entwickelung? Das ist die „Art, wie sie bei Bildung ihrer Werke verfährt,“[1]) die der Künstler ihr ablernen und von welcher er in seinen Darstellungen organischer Gebilde eine Vorstellung erwecken soll.[2]) Wir dürfen sonach bei Goethe's Worten, daß er in Italien den Begriff der Pflanzenmetamorphose überall angewendet,[3]) auch an die Kunst denken, und der hier entwickelte Gedanke dürfte auch Goethe's Aeußerung gegen Knebel beleuchten: „Glücklicherweise hab' ich auch eine Kombination der Kunst mit meiner Vorstellungsart der Natur gefunden, und so werden mir beide doppelt lieb.“[4]) Und wie in jedem einzelnen Kunstwerke die Kunst sich immer ganz darstellen soll, wie es eben ein solches ist durch seine innere Wahrheit und Nothwendigkeit, durch seine Konsequenz und Uebereinstimmung mit sich selbst, so wollte auch Goethe in jedem einzelnen Objekte das Wirken und Weben der

[1]) Vgl. oben S. XLVIII ff.

[2]) Wir erinnern hier noch an folgende Stelle aus dem Aufsatze „Fossiler Stier“ (unten S. 284): „Das Lebendige, wenn es auslänft, so daß es eh, wo nichts abgestorben, doch abgeschlossen erscheint, pflegt sich zu krümmen, wie wir an Hörnern, Klauen, Zähnen gewöhnlich erblicken; krümmt man und wendet sich's schlängelnd zugleich, so entsteht daraus das Anmuthige, das Schöne. Diese fixirte, obgleich noch immer bewegliche scheinende Bewegung ist dem Auge höchst angenehm; Hogarth mußte beim Aufsuchen der einfachsten Schönheitslinie darauf geführt werden, und welchen Vortheil die Alten bei Behandlung der Füllhörner auf Kunstwerken aus diesem Gebilde gezogen, ist Jedermann bekannt. Schon einzeln, auf Bebereliefen, Gemmen, Münzen sind sie erfreulich, unter sich und mit andern Gegenständen komponirt, höchst zierlich und bedeutend; und wie allerliebst schlingt sich ein solches Horn um den Arm einer wohlthätigen Göttin!

„... Ich erinnere mich, in Sizilien auf der großen Plaine von Catanea eine kleine, nette, rembraune Art Rindvieh auf der Weide gesehen zu haben, deren Gehörn, wenn das Thier mit freiem Blick den niedlichen Kopf emporhob, einen höchst angenehmen, ja unauslöschlichen Eindruck machte.“

Ferner in dem II. Abschnitt des Aufsatzes Principes de Philosophie Zoologique etc. (Theil XXXIV, „Zur Naturwissenschaft im Allgemeinen“), wo mehrere Worte besprochen werden, deren sich die französischen Naturforscher bedienen, bemerkt Goethe anläßlich des Wortes Composition: „... so heißt es, der Maler komponire sein Gemälde, der Musikus wird sogar ein- für allemal Komponist genannt, und doch, wenn beide den wahren Namen eines Künstlers verdienen wollen, so setzen sie ihre Werke nicht zusammen, sondern sie entwickeln irgend ein inwohnendes Bild, einen höhern Anklang natur- und kunstgemäß.

„Ebenso wie in der Kunst ist, wenn von Natur gesprochen wird, dieser Ausdruck herabwürdigend. Die Organe komponiren sich nicht als vorher fertig, sie entwickeln sich aus und an einander zu einem nothwendigen, ins Ganze greifenden Dasein.“

[3]) Unten S. [illegible].

[4]) Briefwechsel mit Knebel, I. 83.

Natur ganz angeschaut, jedes Einzelne in Beziehung zum Ganzen betrachtet wissen, so machte er seine schönsten Entdeckungen durchdrungen von der Idee der Konsequenz der Natur und nennt in diesem Sinne die Wissenschaft selbst eine Kunst, indem er fordert, daß die Wissenschaft sich auch jedesmal ganz in jedem einzelnen Behandelten erweisen sollte.[1]) Von verwandten Betrachtungen geleitet, indem er vergleichende Blicke auf die Geistesarbeit des Künstlers und Naturforschers wirft, sagt Johannes Müller[2]): „Wundern wir uns darum nicht, wenn Einer und Derselbe das Größte in beiden Richtungen erreicht hat. Nur durch eine nach der erkannten Idee des lebendigen Wechsels wirkende plastische Imagination entdeckte Goethe die Metamorphose der Pflanzen, eben darauf beruhen seine Fortschritte in der vergleichenden Anatomie und seine höchst geistige, ja künstlerische Auffassung dieser Wissenschaft."

Unter diesem Gesichtspunkte sind wir berechtigt zu sagen, daß der Naturforscher Goethe sich zum Dichter Goethe nicht wie ein Accidenz zum Substrat verhalte, sondern selbst einen integrirenden Theil des letzteren bilde. Denn wie er durch künstlerisches Schauen „in den Abgrund der Natur" hier zum Schöpfer von Ideen wird, die das sichere Postament der heutigen Wissenschaft bilden, so wirkt umgekehrt eine geläuterte Naturanschauung auf seine dichterischen Schöpfungen ein, durchdringt sie der lebendige Hauch der Natur, und von ihnen gilt, was er von der Antike sagt: „Diese hohen Kunstwerke sind zugleich als die höchsten Naturwerke von Menschen nach wahren und natürlichen Gesetzen hervorgebracht worden. Alles Willkürliche, Eingebildete fällt zusammen, da ist die Nothwendigkeit, da ist Gott!"[3]) Wie er schon früh zu unumschränkter Anerkennung ewiger Gesetzmäßigkeit, einer „stummen Nothwendigkeit"[4]) in der Natur gelangte, welche die Grundlage unserer Naturerkenntniß bildet, so gewähren ihm Kunstwerke Freude und Entzücken nur dann, wenn sie wahr, wenn sie unmittelbar geistreiche Aussprüche der Natur sind, und seine Liebe zur Natur, seine Liebhaberei zur Kunst beruht darauf, daß er jene so schön, so glänzend und entzückend sah, daß ihn das Nachstreben des Künstlers, das unvollkommene Nachstreben

[1]) Geschichte der Farbenlehre, Erste Abth., Betrachtungen über Farbenlehre ꝛc. der Alten, Theil XXXVI.
[2]) Ueber die phantastischen Gesichtserscheinungen, S. 106.
[3]) Italiänische Reise. Rom, den 6. September.
[4]) Briefe aus der Schweiz, Theil XVI. S. 229 u. 243.

faſt wie ein vollkommenes Vorbild hinriß.[1]) So zeichnet ja auch ſeine eigenen Kunſtwerke höchſte Naturwahrheit[2]) aus; nichts Zufälliges, nichts Willkürliches haftet ſeinen Geſtalten an, vielmehr entſpringen ſie und entwickeln ſich wie nach naturnothwendigen Geſetzen. Frei von aller Myſtik, die er, wie Schiller nach ſeiner erſten Unterredung mit Herder und im Sinne deſſelben an Körner ſchreibt, nebſt Geſchraubtheit und Verworrenheit mit Eifer haßte,[3]) „erhält“ er ſich „am Sein beglückt“, und ſeine Kunſt beſteht eben darin, „dem Wirklichen eine poetiſche Geſtalt zu geben“, wie Merck einmal treffend bemerkt. „Die Andern“, fährt er fort, „ſuchen das ſogenannte Poetiſche, das Imaginative zu verwirklichen, und das giebt nichts wie dummes Zeug.“[4]) Wie die Natur ſelbſt, ſo durchzieht auch ſeine dichteriſchen Schöpfungen das Geſetz der Kauſalität, und den bekannten einſeitig-beſchränkten Vorwürfen wegen ihres Verhältniſſes zur Sittlichkeit, jenen ſonderbaren Kritikern, welche, nach einem Ausdrucke Schiller's, jedes Kunſtwerk den leidigen Schwanz moraliſcher Nutzanwendung nachſchleppen ſehen wollen, läßt ſich nichts Beſſeres entgegenſetzen als ein Gedanke Goethe's: die wahre Kunſt macht das Nothwendige ſittlich.[5]) Gerade in dem feinen Naturgefühl liegt der Zauber ſeiner Poeſie.

Man darf freilich nicht erwarten, daß ein Dichter wie Goethe in der Weiſe in den Naturwiſſenſchaften arbeitete, wie man's früher von einem Naturforſcher von Profeſſion ausſchließlich verlangte, durch Induktion vom Beſonderen zum Allgemeinen fortſchreitend. Dieſen, den Erforſcher des empiriſch Gegebenen und ſeiner geſetzmäßigen Verknüpfung, charakteriſirt ein diskurſives Denkvermögen, bei Goethe aber iſt die Intuition aufs Höchſte geſteigert. Durch zahlreiche Ausſprüche iſt uns ſeine oft unbewußte Art künſtleriſchen Schaffens verbürgt, und der Zuſtand, welchen er uns als den Moment des Schaffens darſtellt, erinnert an das ἐνθουσιᾶζειν der Alten, an das „des Gottes voll“.

---

[1]) Briefe aus der Schweiz, Theil XVI. S. 233.

[2]) Wie das zu verſtehen ſei, dürfte aus dem Vorſtehenden deutlich genug hervorgehen, und darüber hat Goethe ſo oft und eingehend geſprochen, wie z. B. in der „Einleitung in die Propyläen“, in dem Aufſatze „Ueber Laokoon“ und dem Geſpräche über „Wahrheit und Wahrſcheinlichkeit der Kunſtwerke“, daß kein Mißverſtändniß obwalten kann.

[3]) Schiller's Briefwechſel mit Körner, I. 137.

[4]) Dichtung und Wahrheit, IV. Buch 18, Theil XXIII. S. 56.

[5]) Shakeſpeare und kein Ende. Theil XXVIII S. 196. Vgl. von Loeper's Einleitung zu „Dichtung und Wahrheit“, S. XXXIII.

Ja, er spricht wiederholt von seinem „nachtwandlerischen Dichten", den „Werther" hat er „ziemlich unbewußt, einem Nachtwandler ähnlich geschrieben",[1]) und an Knebel richtet er das Geständniß, daß er den „Wilhelm Meister" wie seine übrigen Sachen als Nachtwandler geschrieben.[2]) So schreibt auch Schiller an den Freund über dessen zwischen Reflexion und Produktion alternirendes Wesen, wie er es nennt: „Sie sind wirklich, so lange Sie arbeiten, im Dunkeln, und das Licht ist blos in Ihnen, und wenn Sie anfangen zu reflektiren, so tritt das innere Licht von Ihnen heraus und bestrahlt die Gegenstände Ihnen und Andern."[3]) Es ist daher auch psychologisch begreiflich, daß Goethe's Weg der umgekehrte war, vom Allgemeinen zum Besonderen. Die Induktion war seine Sache nicht; „Trennen und Zählen", bekennt er, „lag nicht in meiner Natur." Vielmehr hat er sich, wie es in seinem Tagebuche heißt, immer nur vom Ganzen ins Detail herausarbeiten und entwickeln können,[4]) und seine „Art, die Gegenstände der Natur anzusehen und zu behandeln, schreitet von dem Ganzen zu dem Einzelnen, vom Totaleindruck zur Beobachtung der Theile fort."[5]) Indem er sein Verhältniß zu Schiller bespricht, bemerkt er: „Ich besaß die entwickelnde, entfaltende Methode, keineswegs die zusammenstellende, ordnende; mit den Erscheinungen neben einander wußt' ich nichts zu machen, hingegen mit ihrer Filiation mich eher zu benehmen." Damit soll indessen durchaus nicht gesagt sein, daß Goethe die Einzelforschung vernachlässigte; im Gegentheil haben wir bereits gesehen, daß er mit ernster Mühe und Ausdauer sich ihr hingab, und er selbst lehnt es ab, durch eine momentane Inspiration zu einem so erfreulichen Resultate wie die Entdeckung der Metamorphose der Pflanzen gelangt zu sein, sucht vielmehr die Ueberzeugung zu erwecken, daß dies durch ein folgerechtes Bemühen geschehen sei.[6]) Dennoch dürfte es kaum einem Zweifel unterliegen, daß sich ihm nicht erst aus einer Durchmusterung zahlloser Einzelnheiten die Theorie, die Idee erschloß, welche die Erscheinungen zusammenfaßt, sondern jene in der reinen Beobachtung des Objekts sich

[1]) Dichtung und Wahrheit, III. 132, IV. 91; vgl. auch Farbenlehre, Bekenntnisse des Verfassers, Theil XXXVI.
[2]) Briefwechsel mit Knebel, S. 442.
[3]) Briefwechsel, Nr. 404, den 2. Januar 1798.
[4]) Keil, Aus Goethe's Tagebuch, I. S. 212; vgl. auch S. 213.
[5]) Unten S. 328.
[6]) Unten S. 75.

ihm offenbarte[1]) und alle Einzelforschung fast nur zur Bestätigung derselben diente. Sein Schauen verwandelt sich alsbald in ein Anschauen, in welchem er allein sein Heil findet, wie er an Schiller schreibt,[2]) und indem er sich in das Individuum versenkt, in ihm sich verliert, taucht er mit der Erkenntniß des Gattungscharakters daraus hervor; er weiß zu generalisiren, was er im Einzelwesen erschaut. Und wie aus der Konzeption der künstlerischen Idee die Theile des Kunstwerks sich entfalten und zum Ganzen weben, so ergab sich ihm aus der lebendigen Art, wie er die Dinge anschaute, wie sie auf ihn einwirkten, das allgemeine Gesetz, welchem er die Erscheinungen unterordnete, die Idee, als der Ariadnefaden, welcher ihn durch das Labyrinth der Empirie hindurchführte. Wohl geht sein Weg vom Allgemeinen, aber nicht, um in Kantischen Ausdrücken zu reden, vom Analytisch-Allgemeinen, von Begriffen, sondern vom Synthetisch-Allgemeinen, der Anschauung eines Ganzen als eines solchen zum Besondern, d. i. vom Ganzen zu den Theilen,[3]) vom Totaleindruck zur Beobachtung der Theile.[4]) Darum hielt er an einer durch bloße Anschauung intuitiv gewonnenen Idee fest wie an einer Inspiration, unbeirrt, wenn auch ein Einzelnes sich ihr nicht sogleich fügen wollte. „Findet sich in der Erfahrung", sagt Goethe, „irgend eine Erscheinung, die ich nicht abzuleiten weiß, so laß' ich sie als Problem liegen, und ich habe diese Verfahrungsart in einem langen Leben sehr vortheilhaft gefunden; denn wenn ich auch die Herkunft und Verknüpfung irgend eines Phänomens lange nicht enträthseln konnte, sondern es bei Seite lassen mußte, so fand sich nach Jahren auf einmal Alles aufgeklärt in dem schönsten Zusammenhange."[5])

Man begreift daher, daß Goethe mit einer Freude, welche eine neugewonnene Erkenntniß, ein Hellsehen an Stelle eines bloßen Ahnens gewährt, das Wort des Dr. Heinroth aufnimmt,

---

[1]) Vgl. unten S. CVIII.

[2]) Briefwechsel. Nr. 492. Von größtem Interesse für die zu erörternden Punkte ist auch folgende Stelle aus einem Briefe Goethe's an Schiller vom 19. Februar 1802: „.... Die Philosophie verführt bei mir der Poesie, und das wol deshalb, weil sie mich ins Object treibt, indem ich mich nie rein spekulativ erhalten kann, sondern gleich zu jedem Satze eine Anschauung suchen muß und deshalb gleich in die Natur hinaus sinne."

[3]) Vgl. Kant's Kritik der Urtheilskraft. Von der Eigenthümlichkeit des menschlichen Verstandes ꝛc. § 77, S. 287 der Ausgabe von Kirchmann.

[4]) S. oben S. LV.

[5]) Bedeutende Förderniß durch ein einziges geistreiches Wort, Theil XXVII, Abth. 1. S. 354 (Abs. 1133 o).

Verdoppelte sich der Sterne Schein II. 317
Verehrte Fürstin . . . III. 400
Verjahrt ruhig, still . . . . III. 249
Verfließet, vielgeliebte . I. 41
Verflucht sei, wer nach falschem Ruh . . . . . III. 280
Verfluchtes Volk! Kann dies Du sein . . . . . III. 281
Verirrtes Büchlein . . . II. 448

Vermischte Gedichte
I. 99 u. III. 23

Verpflanze den schönen . III. 31
Verstanden hat er Vieles . . . III. 288
Verständige Leute kannst Du treten sehn . . . . . II. 381
Vertheilet Euch . . . . II. 224
Verweile nicht . . . . . II. 338
Verwünschter weiß ich . I. 84
Verzeihe mir, Du gerührt mir nicht . . . . . II. 366
Verzeiht einmal d. raschen Wort II. 343
Viel Geduldetes . . . . II. 431
Viel' Gewohnheiten . . . . II. 336
Viel gute Lehren . . . III. 353
Viel Männer sin.. hoch . II. 263
Viel von Künsten und . III. 125
Viel Rettungsmittel bietet Du II. 327
Viel Wunderkuren giebt's . . II. 383
Viele Bücher genützt Ihr . . III. 212
Viele der Veilchen. . . . . II. 165
Viele duftende Gluten . . . II. 165
Viele Gäste wünsch' ich . I. 86
Viele Köche verdarben den Brei II. 326
Viele Lüden und Gänse . . III. 246
Viele Lieb' hab' ich erlebet . . II. 332
Viele rühmen, sie habe Verstand III. 243
Viele sahn Dich m. Wonne III. 124
Vieles giebt uns die Zeit . . III. 256
Vieles hab' ich versucht . II. 143
Vieles kann ich ertragen. II. 149
Vieles reicht' ich meinen. II. 397
Vieljährigen dürft' ich Euch . II. 366
Vier gefällige Kinder . . III. 150
Vier Jahreszeiten . II. 163
Volle sechsundsiebzig Jahre . II. 366
Völligen Unsinn . . III. XVIII
Vom Baume fällt das letzte Blatt . . . . III. 398
Vom See in Büschen. . III. 373
Vom Vater hab' ich die Statur II. 306
Von allen Dingen . . . III. 332
Von allen schönen Waaren I. 30
Von Berges Luft . . . II. 429
Von Deinem Liebesmahl III. 189
Von dem Berge zu dem . I. 181
Von der Blüthe zu den . III. 367
Von der Rose meines . II. 479
Von Franken e. Gesandter III. 387
Von Gott dem Vater. . III. 387
Von heiligen Männern . . . II. 345
Von Jahren zu Jahren. . . II. 356
Von mehr als einer Seite III. 89
Von Osten will das . . II. 417
Von Sängern hat man . II. 424
Von so zarten Miniaturen II. 433
Von wem a. Lebens- u. W. III. 217
Von wem ich es hab. . I. 245
Vor d. Aristokraten in Lumpen III. 241
Vor die Augen meiner . III. 364
Vor Jahrhunderten hätte. . III. 248
Vor vierzehn Tagen . . III. 322
Vorbei, Herr, bei der Kuh III. 384
Vornehm schaut Ihr im Glück. III. 254
Vorüber führte, herrliches Gefchick . . . . . II. 417
Voß contra Stolberg . III. 302
Wagt Ihr, also bereitet . II. 230
Wahnsinn ruft man . . II. 157
Wahrheit sag' ich Euch . . III. 242
Wahrlich, es scheint mir ein Traum . . . . . II. 171
Wandelt von jener Nacht. III. 371
Wann magst Du Dich am Liebsten II. 332
Wann wird der Herr seine Heerde II. 367
War doch gestern Dein Haupt . . . . . II. 12
War nicht das Auge sonnenhaft II. 364
War schöner als d. schönste Tag . . . . . III. 158
War unerläßlich . . . I. 213
Wär ich ein häusliches Weib . . . . . II. 150
Wäre der Rubin . . . III. 94
Wäre Gott und Eine . . . II. 273
Warnung zeigst uns oft. . . III. 248

daß sein Denkvermögen gegenständlich thätig sei, „womit er aussprechen will," setzt Goethe auseinander, „daß mein Denken sich von den Gegenständen nicht sondere, daß die Elemente der Gegenstände, die Anschauungen in dasselbe eingehen und von ihm auf das Innigste durchdrungen werden, daß mein Anschauen selbst ein Denken, mein Denken ein Anschauen sei. . ." Und was von seinem gegenständlichen Denken gesagt ist, das will er ebenmäßig auch auf eine gegenständliche Dichtung beziehen,[1]) und zu den bekannten Aussprüchen, daß seine Gedichte Gelegenheitsgedichte seien, gesellt sich das Bekenntniß, daß es ihm mit den Entwickelungen natürlicher Phänomene wie mit Gedichten ging: „Ich machte sie nicht, sondern sie machten mich."[2]) Was Schiller, der wie kein Anderer Goethe's Genius zu zergliedern verstand, im Allgemeinen über denselben sagt, das dürfte auch r[illegible] seinen Naturstudien im Besondern volle Geltung und ewige Wahrheit behalten. „Sie suchen", schreibt er in dem herrlichen vierten Briefe, „das Nothwendige der Natur; aber Sie suchen es auf dem schwersten Wege, vor welchem jede schwächere Kraft sich wohl hüten wird. Sie nehmen die ganze Natur zusammen, um über das Einzelne Licht zu bekommen; in der Allheit ihrer Erscheinungsarten suchen Sie den Erklärungsgrund für das Individuum auf. Von der einfachen Organisation steigen Sie, Schritt vor Schritt, zu der mehr verwickelten hinauf, um endlich die verwickelste von allen, den Menschen, genetisch aus den Materialien des ganzen Naturgebäudes zu erbauen. Dadurch, daß Sie ihn der Natur gleichsam nacherschaffen, suchen Sie in seine verborgene Technik einzudringen. Eine große und wahrhaft heldenmäßige Idee, die zur Genüge zeigt, wie sehr Ihr Geist das reiche Ganze seiner Vorstellungen in einer schönen Einheit zusammenhält."

In dieser „schönen Einheit" stellt sich uns eben überall Goethe's Dichten und Denken, sein künstlerisches Schaffen und sein wissenschaftliches Forschen und Leisten dar, und wie der bildende Künstler in seinen Darstellungen den rechten Moment zu erfassen hat, bei welchem, diesseits und jenseits, der Phantasie des Beobachters der weiteste Spielraum gelassen ist, so sucht Goethe und „rastet nicht, bis er einen prägnanten Punkt finde, von dem sich Vieles ableiten läßt, oder vielmehr, der Vieles frei-

[1]) Bedeutende Förderniß ꝛc., Theil XXVII, Abth. 1133 a und b.
[2]) Campagne in Frankreich, Theil XXV. S. 34.

willig aus sich hervorbringt und ihm entgegenträgt.“ [1]) Damit hängt seine Eigenschaft zusammen, wie er an den Grafen Sternberg über seine langjährige Beobachtung des Bryophyllum calycinum schreibt, sich monographisch zu beschäftigen und von so einem Punkte aus sich gleichsam wie von einer Warte rings umher umzusehen. [2])

In Vorstehendem ist eigentlich längst ausgesprochen, daß wir Goethe's naturwissenschaftliche Bedeutung auf dem Gebiete des Organischen zu suchen haben, und es wird begreiflich, daß er irrte, wo nicht die reine Beobachtung zu sicheren Resultaten führen kann, sondern das richtig angestellte Experiment, d. h. unter Ausschluß aller möglichen Fehlerquellen, worauf meist die größte Mühe und Aufmerksamkeit zu wenden ist und wovon allein eine unverfälschte Deutung oftmals weit mehr abhängt als von der endlichen Beobachtung, während der einfachen Beobachtung gewissermaßen Zwang angethan werden muß, — also im Physikalischen. Im Gebiete des Organischen aber genügen oft wenige Thatsachen, einer sinnenden Naturbeobachtung anschaulich vorgestellt, um die folgenreichsten Ideen zu offenbaren; von diesem Reiche gilt, oder gilt wenigstens für Goethe's Genie, daß jeder neue Gegenstand, wohl beschaut, ein neues Organ in uns aufschließt. Hier sind kühne Kombination, Tiefe der Anschauung, lebhafte Einbildungskraft, dichterisches Ahnen, „bewegliche, sehnsuchtsvolle Phantasie, liebevolle Freude am Sinnlichen“ Gaben, welche ebenso verderblich als fruchtbringend sein können.

In diesem „Weltgarten“ stand auch ein Baum, an welchem der Dichter nur leis schütteln durfte, um sich die schönsten Früchte reif und schwer zufallen zu lassen, [3]) hier konnte es ihm gelingen, auf seinem Wege, ausgehend von der durch Anschauung gewonnenen Idee, bahnbrechende Entdeckungen zu machen. „In die Botanik“, sagt Goethe, „war ich auf empirischem Wege hereingekommen. Nun weiß ich noch recht gut, daß mir bei der Bildung der Geschlechter die Lehre zu weitläufig wurde, als daß ich den Muth hatte, sie zu fassen. Das trieb mich an, der Sache auf eigenem Wege nachzuspüren und dasjenige zu finden, was allen Pflanzen ohne Unterschied gemein wäre, und so entdeckte ich das Gesetz der Metamorphose. Der Botanik nun im Einzelnen weiter nachzugehen, liegt gar nicht in meinem Wege, das überlasse ich Andern, die es mir auch darin weit zuvorthun. Mir lag blos daran, die einzelnen Erscheinungen auf ein allgemeines

[1]) Bedeutende Förderniß ꝛc., Th. XXVII, Abth. 1133 b; vgl. auch unten S. 285.
[2]) Briefwechsel mit Sternberg, S. 267.
[3]) Briefwechsel mit Schiller, II. 244.

Grundgesetz zurückzuführen."[1]) Sein Weg führte ihn auch zur Entdeckung des Zwischenkiefernochens beim Menschen. Nicht zufällig entdeckte er ihn, sondern er ging gleichsam darauf aus, ihn zu finden, überzeugt, daß er da sein müsse, durchdrungen von der Anschauung der Konsequenz der Natur, von der Idee der Uebereinstimmung des Baues der Thierwelt in den Grundzügen, die ihm zu unumstößlicher Gewißheit geworden war und es nicht zuließ, daß das angeschaute Grundgesetz hier eine Bresche zeigen sollte. Auch die morphologische Identität der Schädelknochen mit Wirbeln entdeckte er nicht zufällig, sondern hatte, wie aus den „Annalen"[2]) und dem Aufsatze „Bedeutende Förderniß durch ein einziges geistreiches Wort" hervorgeht, den Begriff davon durch Anschauung des Schädelbaues früher gefaßt und die drei hintersten bald erkannt, und nur „daß die Gesichtsknochen gleichfalls aus Wirbeln abzuleiten seien", gewahrt er bei Betrachtung des im Jahre 1790 auf dem Lido zu Venedig zufällig aufgehobenen Schöpsenschädels. Was er wirklich zufällig entdeckte oder vielmehr zu entdecken meinte, daß die Newton'sche Hypothese falsch sei, das war, wir müssen es gestehen, selbst falsch.

An jene Entdeckungen jedoch schließt sich zugleich ein weiteres Verdienst Goethe's um die Wissenschaft — und danach ist auch Alles, was bisher über die Art seiner Forschung gesagt worden, zu verstehen —, daß er, wie durch seine produktive Thätigkeit, so durch wahrhaft unschätzbare Worte nicht müde wird, auf diejenige Methode hinzuweisen, welche allein zu großen und treibenden Erfolgen in den organischen Naturwissenschaften führen kann, auf die nothwendige Verbindung von Induktion und Deduktion, von Beobachtung und Theorie, von Analyse und Synthese, von Erfahrung und Idee, und wie sonst die gegensätzlichen erkenntnißtheoretischen Termini lauten mögen — eine Methode, die ihn selbst eben zu jenen folgenschweren Entdeckungen sicher leitete. Wenn auch der naive Mensch Beides als naturgemäße Manifestationen des Verstandes übt, so bietet doch die Geschichte der Wissenschaften genugsame Beispiele dar, daß fast alle Hemmnisse derselben auf der einen, alle Ueberstürzungen auf der anderen Seite von dem überwiegenden oder ausschließlichen Gebrauch der einen oder der anderen dieser beiden Verstandesoperationen abhängen. Hält die eine Methode den Menschengeist an den Erdboden gedankenloser Empirie gebannt, so erhebt ihn die andere

[1]) Eckermann, Gespräche ꝛc., I. 292.
[2]) 1790, Bd. 2.

zu den schwindelnden Höhen des leeren Raumes der Spekulation, und erst beide in ihrer Verbindung bilden die Fittige zu den lichten Regionen ächter Wissenschaft, „nur beide zusammen, wie Aus- und Einathmen, machen das Leben der Wissenschaft“.[1] Immer mehr bricht sich nun die Erkenntniß Bahn, daß es „im Verfolg wissenschaftlichen Bestrebens gleich schädlich ist, ausschließlich der Erfahrung, als unbedingt der Idee zu gehorchen,“ daß wol „eine Idee, ein Begriff der Beobachtung zum Grunde liegen, die Erfahrung befördern, ja das Finden und Erfinden begünstigen könne“.[2] Eine vortreffliche Illustration zu diesen Aussprüchen, denen sich noch unzählige andere zugesellen ließen, hat Goethe in der bewundernswerthen Behandlung des Streites zwischen Cuvier und Geoffroy St. Hilaire gegeben, in denen er Repräsentanten zweier verschiedenen menschlichen Denkweisen erblickt.[3] Wahrlich, hätte man jene seine Worte stets mehr beachtet und beherzigt, wäre den Naturforschern auf der einen, den Philosophen auf der anderen Seite, wie unserem Dichter selbst, „die Systole und Diastole des menschlichen Geistes, wie ein zweites Athemholen, niemals getrennt,

[1] Analyse und Synthese. Theil XXXIV, „Zur Naturwissenschaft im Allgemeinen“.

[2] Unten S. 75 u. 99 f.

[3] Caro in seiner Philosophie de Goethe, Chap. IV, bemerkt, daß es nicht recht sei, in Cuvier den exklusiven Vertreter der analytischen Methode zu erblicken. Er fragt p. 127: „A qui persuadera-t-on qu'il n'avait pas le sens véritablement synthétique, le sens intuitif et divinateur, le sens par excellence des grandes découvertes en histoire naturelle, celui qui, en s'emparant avec tant de puissance du principe de la connexion des caractères, à l'aide de ce principe, a reconstruit avec les plus informes débris tout un monde organique enfoui, disparu dans les profondeurs de la terre et dans la nuit des temps?“ Es ist unstreitig wahr, daß dem gegenüber eine Behauptung wie die obige nicht aufrecht zu erhalten ist, allein Goethe hat auch dieselbe keineswegs absolut ausgesprochen, sondern nur, daß Cuvier in jenem Streite als Antipode Geoffroy's im Gegensatze zu Diesem die „analytische Methode“ vertrete. Wenn daher Caro p. 123 fragt: „Est-il vrai que Cuvier dans cette querelle mémorable soit le représentant exclusif de la méthode analytique?“ so darf man diese Frage wohl bejahen. Denn wenn Caro p. 128 sqq. die Differenz zwischen den beiden großen Gegnern darin findet, daß Cuvier den Begriff der Art als einen objektiv gültigen aufrecht erhält, so ist dies ja nur der vorliegende spezielle Fall, an welchem die Methoden der beiden Gegner sich messen und der das Fehlerhafte jener Methode aufdeckt, welche, dem bloßen Augenschein trauend, sich nicht zu einer allgemeinen Idee zu erheben wagt. Ueberdies läßt sich in Cuvier's wissenschaftlicher Laufbahn ein immer schärferes Abwenden von der synthetischen Methode zu einem immer engeren Anschließen an das Einzelne der Erfahrung verfolgen, ja ein Rückgang, so dürfen wir vom Standpunkte der heutigen Wissenschaft sagen, von dem Gedanken der Veränderlichkeit der Arten zum Dogma der Konstanz derselben. Vgl. Isid. Geoffroy St. Hilaire, Histoire naturelle générale, Tom II. p. 403.

immer zulfirend"[1]) gewesen, wir wären wol von jenem Unkraut der sogenannten „Naturphilosophien", welches in den ersten Dezennien unseres Jahrhunderts wucherte, ebenso verschont geblieben als von der gegen dieses Himmelstürmen, welches mit einer allgemeinen Babylonischen Verwirrung der Geister drohte, freilich berechtigten Reaktion, welche sich gegen alle Philosophie auf Kriegsfuß setzte! Erst jetzt schwindet allmählich dieser Antagonismus, scheint sich das Fest der Versöhnung nahen zu wollen, eingeleitet von den Besten der Wissenschaft, an deren Spitze die Namen eines Helmholtz und Du Bois-Reymond glänzen, und schon hat der schöne, ernste Bund herrliche Früchte gezeitigt, wie es der prophetische Dichter verkündete; erst jetzt hat das Wort „Naturphilosophie" bei den Naturforschern das Unheimliche, Gruselige, das ihm anhaftete, verloren und tritt in dasjenige Recht ein, als welches den Engländern ihr „natural philosophy" stets gegolten hat, so daß Goethe's dem Dichter der Göttlichen Komödie nachgebildetes Verslein zu Ehren kommt:

„Von Gott dem Vater stammt Natur,
Das allerliebste Frauenbild;
Des Menschen Geist, ihr auf der Spur,
Ein treuer Werber, fand sie mild.
Sie liebten sich nicht unfruchtbar,
Ein Kind entsprang von hohem Sinn;
So ist uns Allen offenbar:
Naturphilosophie sei Gottes Enkelin."

Das Gesagte wird eine noch tiefere Begründung erhalten, wenn hier, wie sich alsbald zeigen soll, mit gutem Grunde, ein Mann in Parallele gestellt wird, welcher zu den erfolgreichsten Naturforschern aller Zeiten gehört und dessen Geistesrichtung scheinbar unendlich weit von der eines Goethe unterschieden ist, aber dennoch in einem Punkte sich mit ihm berührt, — kein Geringerer nämlich als Charles Darwin. Selten hat es wol einen Naturforscher gegeben, in welchem die Verbindung der oben genannten spezifisch verschiedenen Geistesoperationen eine so glückliche war als bei ihm, und welcher beide Methoden mit solcher Meisterschaft zu üben verstand als er. Er bleibt immer gleich groß, ob er die Welt im Kleinen beobachtet und Erscheinung mit Erscheinung verknüpft, ob er Versuch an Versuch reiht zur

[1]) Einleitung der neueren Philosophie, XIIeil XXXIV, „Zur Naturwissenschaft im Allgemeinen".

Prüfung einer Idee, ob er dem gesellschaftlichen Treiben der Thiere zuschaut, ob er ihre Mienen- und Muskelbewegung studirt, um daraus ihren Gemüthszustand zu erschließen und deren Zusammenhang in der gesammten höheren Thierwelt nachzuweisen, oder ob er endlich, einen Blick ins große Ganze der Natur werfend, seine reformatorischen Ideen schöpft und daraus die Erscheinungen entwickelt. Die Bewunderung für diesen Mann wächst, wenn man in der Einleitung zu seinem unsterblichen Werke „Die Entstehung der Arten" und in seinem Briefe an Häckel in dessen „Schöpfungsgeschichte" (4. Auflage, S. 119) sieht, eine wie geringe Anzahl auffälliger Erscheinungen genügte, um in dem sinnigen Naturbeobachter die Idee der Descendenz und der natürlichen Zuchtwahl im Kampfe um das Dasein zu erwecken und eine Theorie zu schaffen, welche so rasch und so mächtig unsere Anschauungen umwandeln, die gesammte Wissenschaft neugestalten sollte. Die zwanzig Jahre und darüber, welche dieser Heros der Naturwissenschaft hingehen ließ, ehe er die Welt mit seinen Ideen in Erstaunen setzte, führten ihn nicht schrittweise zu ihnen, sondern ließen nur den gleichsam plötzlich aufgegangenen Keim sich entwickeln und zur Reife gelangen, dienten einer beispiellos andauernden und redlichen Untersuchung, die das Gefühl einer sittlichen Erhabenheit erweckt, zur Bestätigung der aus verhältnißmäßig wenigen, genialisch angeschauten Erscheinungen gewonnenen Idee. Wie selten ein anderer Naturforscher ängstlich bedacht, alle Lücken des Beweismaterials auszufüllen, hätte er noch länger danach geforscht und die Veröffentlichung seiner Theorie verzögert, würde er nicht in Wallace einen unerwarteten Rivalen gefunden haben, dem dieselbe Idee aufgetaucht war. Allein der immensen Fülle von Thatsachen, welche das später erschienene umfassende Werk, „Das Variiren der Pflanzen und Thiere im Zustande der Domestikation" zum Beweise des Grundgedankens beibrachte, bedurfte es kaum, um diesem zum Siege zu verhelfen, welcher vielmehr gesichert war durch die der Idee an und für sich innewohnende Ueberzeugungskraft, mit der sie sich unserem mechanistischen Denkvermögen überhaupt anschmiegte, unsere aus anderen Erscheinungskreisen gewonnene Naturanschauung ergänzte und diese mit sich selbst in Uebereinstimmung brachte. Sind hierin alle philosophisch denkenden Anhänger des Darwinismus einig,[1]) so spricht Anton Dohrn, der Begründer und Leiter der

[1]) Vgl. Du Bois-Reymond, Darwin versus Galiani, S. 21 f.; Häckel Natürliche Schöpfungsgeschichte, 4. Aufl., S. 121 f.

zoologischen Station in Neapel, ohne dabei, wie es scheint, an Goethe zu denken, geradezu aus, daß auf den durch Darwin neugeschaffenen Forschungsgebieten „ohne Intuition und dichterisch-plastische Gestaltungskraft schwerlich große Fortschritte gemacht werden können.“[1])

Wenn wir aber berechtigt sind, Darwin's Schöpfung mit Du Bois-Reymond[2]) „eine wissenschaftliche That ohne Gleichen“ zu nennen, so können wir unsern Zweck, Goethe's naturwissenschaftliche Bedeutung darzulegen und auf das Allgemeinste zusammenzufassen, nicht besser erreichen, als wenn wir nunmehr, nachdem bereits so viele Verdienste aufgezählt sind, zu zeigen versuchen, daß er schon die fundamentalen Gedanken ausgesprochen hat, auf denen Darwin's System sich aufbaut.

Nachdem Cuvier in den Augen der damaligen wissenschaftlichen Welt Sieger über Geoffroy St. Hilaire geblieben war, verstummten die descendenztheoretischen Ansichten, welche den merkwürdigen Streit hervorgerufen hatten, fast vollständig; mit wenigen Ausnahmen erklärten die bedeutendsten Männer im dritten und vierten Decennium die Transmutation der Arten für eine willkürliche, phantastische, unmögliche Hypothese. In Frankreich ererbte jedoch Isid. Geoffroy St. Hilaire die Ideen seines Vaters, und indem er für sie kämpft, versäumt er nicht, an dessen Seite sehr häufig Goethe als Gesinnungsgenossen zu nennen. Geoffroy[3]) sowol als auch der Botaniker Lecoq[4]) machen auf Goethe's gegnerische Stellung zu dem Dogma von der Konstanz der Arten aufmerksam. Ein französischer Schriftsteller, E. Caro,[5]) ist auch, soweit wir ermitteln konnten, der Erste, welcher die Beziehungen der Naturanschauungen Goethe's zu denen Darwin's eingehend erörterte und der überhaupt Goethe's naturwissenschaftlichen Arbeiten

[1]) Ueber die Bedeutung der zoologischen Station in Neapel. Deutsche Rundschau, herausgeg. von Julius Rodenberg, Januar 1876, S. 124.

[2]) Darwin versus Galliani, S. 10.

[3]) Histoire naturelle générale. Tom II. p. 406. Der Verfasser sagt der Bemerkung, daß Goethe ein Anhänger der Lehre von der Veränderlichkeit der Arten war, die Worte hinzu: même à l'extrême (de cette doctrine). Vgl. auch Tom. I. (1854) p. 296.

[4]) Etudes sur la géographie botanique, 1854. Tom I. p. 250, citirt in Darwin's Vorrede zur Entstehung der Arten.

[5]) La philosophie de Goethe. Revue des deux mondes 1865. 15. November; desgl. in dem selbstständigen Werke jenes Titels 1866, Chap. V. Zur Ehre der historischen Gerechtigkeit sei jedoch bemerkt, daß Dr. H. Meyer schon 1861 in einer kleinen Schrift, „Goethe als Naturforscher in Beziehung zur Gegenwart“, darauf aufmerksam gemacht hat, daß Goethe's Ansichten der organischen Natur sich mit denen Darwin's berühren, jedoch ohne die Behauptung durch eingehendere als beweiskräftig anzusehende Belege zu stützen.

eine sehr gerechte Schätzung zu Theil werden läßt, obschon er sich mit den Konsequenzen derselben nicht recht befreunden kann. Unabhängig von ihm hat Häckel wenige Monate darauf zuerst in seiner „Generellen Morphologie" (II. 157 ff.) Goethe neben Lamarck zu den Vorläufern Darwin's gezählt und diese Ansicht in seiner „Schöpfungsgeschichte" näher begründet. Seitdem ist sie in Deutschland weit mehr angefochten als zugestanden worden, und zwar drehte sich der Streit vorwiegend um den Begriff des „Typus" bei Goethe. Man behauptete, im Gegensatze zu Häckel, Goethe's „Typus" bedeute nicht die „Stammform" im Darwinistischen Sinne, sondern sei nur eine Abstraktion, eine Idee, ein Urbild, das keine Realität hat. Ja, einer dieser Gegner behauptete, daß von einem eigentlichen Umwandeln bestehender Arten in neue, wie es die heutige Darwinistische Descendenzlehre verlangt, bei Goethe ganz und gar nicht die Rede ist, sondern daß Dieser an bloße Erscheinungsweisen des Typus und Urbildes, wie sie in den gegebenen Arten vorliegen, gedacht habe,[1]) und darauf, ob diese Behauptung begründet ist oder nicht, kommt zuletzt Alles an. Inzwischen hat sich gerade dieser Gegner wenigstens halb bekehrt, und zwar auf Grund eines bekannten Briefes der Frau v. Stein an Knebel, worin sie schreibt: „Herder's neue Schrift [Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit] macht wahrscheinlich, daß wir erst Pflanzen und Thiere waren!" Da in Herder's Ideen ein solcher Gedanke in aller Bestimmtheit allerdings nicht ausgesprochen ist, so wird mit Recht gefragt: „Wie kommt Frau von Stein dazu, weiter zu gehen als Herder, wenn sie es nicht von Goethe hat?"[2]) Diese Voraussetzung ist um so begründeter, als unmittelbar auf jenen Satz die Worte folgen: „Goethe grübelt jetzt gar denkreich in diesen Dingen ꝛc."[3]) Hiernach wird zugestanden, daß Goethe die faktische Umwandlung und die Abstammung des Menschen von thierischen Vorfahren wenigstens „bedacht und erwogen", aber nicht als eine annehmbare und unabweisbare Lehrmeinung hingestellt habe.[4])

Ohne vorerst ein großes Gewicht auf diese Briefstelle zu legen, schließen wir uns mit aller Entschiedenheit der Häckel'schen Ansicht an, indem wir in Goethe's Schriften ein so ausreichendes und unzweifelhaftes Beweismaterial zu finden glauben, daß es uns

[1]) Oskar Schmidt, War Goethe ein Darwinianer? S. 22 f.
[2]) Oskar Schmidt, Die Anschauungen der Encyklopädisten über die organische Natur. Deutsche Rundschau, April 1876, S. 95.
[3]) S. oben S. XLI und vgl. übrigens über Herder's Ideen unten S. XCIV ff.
[4]) Oskar Schmidt a. a. O.

scheinen will, als ob die gegnerischen Ansichten nur deshalb hervorgerufen sind, weil seine freilich zerstreuten und nicht systematisch geordneten Aeußerungen nicht in dem gehörigen Zusammenhange betrachtet worden sind. Und dennoch ist die ganze Frage, um welche es sich hier handelt, eben in dem rechten Zusammenhange erörtert, von großer Bedeutung, nicht etwa um der historischen Gerechtigkeit willen oder um in Goethe's Ruhmeskranz ein neues Blatt zu flechten — das braucht er nicht —, sondern weil mit der Lösung dieser Frage in unserm Sinne Goethe's Natur- oder Weltanschauung ihre Abrundung erfährt, die Konsequenz derselben damit steht und fällt. Untersuchen wir indeß zunächst, welche Bewandniß es mit dem „Typus" hat, damit dieses Wort im Fluß der Darstellung keinen weiteren Anstoß errege.

Es kann nicht bestritten werden, daß Goethe das Wort zuweilen in einem Zusammenhange anwendet, in welchem es kaum eine andere Auffassung als die einer Abstraktion, Idee, eines Begriffs, allgemeinen Bildes, allgemeinen Schemas, Urbildes zuläßt; aber ebenso gewiß ist, daß er es allermeist in dem konkreten Sinne einer Stammform nimmt oder der „Urmutter", wie Kant sich ausdrückt, der sich gleichwol auch der Bezeichnungen „Schema", „Urbild" bedient.[1]) Denn offenbar wäre es höchst ungereimt, einer Abstraktion, einer Idee oder einem Urbilde Beweglichkeit, Veränderlichkeit zuzuschreiben, und doch ist bei Goethe nichts beweglicher, veränderlicher, umbildungsfähiger, versatiler als der „Typus". „Wir müssen", sagt Goethe, „mit und neben dem Veränderlichen unsere Ansichten zu verändern und mannichfaltige Beweglichkeit lernen, damit wir den Typus in aller seiner Versatilität zu verfolgen gewandt seien und uns dieser Proteus nirgendhin entschlüpfe."[2]) Und an einer anderen Stelle wird „wiederholt, daß ... aus der Versatilität dieses Typus ... die vielen Geschlechter und Arten der vollkommneren Thiere, die wir kennen, durchgängig abzuleiten sind."[3]) Dürfen wir dem obigen Vergleiche ein Gewicht beilegen, so ergiebt sich auch daraus, daß der Typus ein reelles Wesen ist, wie der Proteus im griechischen Volksglauben, das sich in andere wirkliche Gestalten umwandelt. Und dies wird wol über allen Zweifel erhoben dadurch, daß

[1]) Kritik der Urtheilskraft, § 60, S. 300 der Ausgabe von Kirchmann.
[2]) Unten S. 196.
[3]) Unten S. 272.

Goethe nicht blos im Allgemeinen von der Versatilität des Typus spricht, sondern auch die Ursachen angiebt, wodurch die Art der Veränderungen desselben bedingt wird. „Zuerst wäre aber der Typus in der Rücksicht zu betrachten, wie die verschiedenen elementaren Naturkräfte auf ihn wirken, und wie er den allgemeinen äußeren Gesetzen bis auf einen gewissen Grad sich gleichfalls fügen muß", worauf denn auseinandergesetzt wird, wie der Typus einerseits in der Luft, andererseits im Wasser „sich entwickelt", welche Wirkung das Klima, Bergeshöhe und Thalestiefe, Wärme und Kälte, Feuchtigkeit und Trockenheit auf ihn ausübt.[1]) Und nun denke man sich eine Abstraktion, Ideer, Urbild sich den „elementaren Naturkräften fügend", durch Wasser „aufschwellend", durch Luft „austrocknend", wie Goethe von seinem „Typus" aufsagt!

Wir glauben also eine Doppelsinnigkeit des Typus konstatiren zu müssen, welche beispielsweise klar hervortritt, wenn man obigen Satz, in welchem der Typus dem Proteus parallel gestellt wird, mit dem unmittelbar vorangehenden vergleicht: „Jenen allgemeinen Typus, den wir nun freilich erst konstruiren und in seinen Theilen erst erforschen wollen, werden wir im Ganzen unveränderlich finden, werden die höchste Klasse der Thiere, die Säugethiere selbst, unter den verschiedensten Gestalten in ihren Theilen höchst übereinstimmend antreffen." Was sich, wie oben gesagt ist, verändert, kann nur die reelle Grundform sein; was unveränderlich bleibt, ist das allgemeine Bild, welches wir aus den verschiedensten Gestalten abstrahiren und welches bei aller Mannichfaltigkeit der Erscheinungsform immer dasselbige bleibt. Ebenso wenig wie hier kann sonst, wenn man Goethe's Aeußerungen im Zusammenhange vor sich hat, ein Zweifel über die jedesmalige Bedeutung des Typus obwalten, und an und für sich würde auch der unbedingteste Darwinianer sich wol nicht scheuen, von einem allgemeinen Bilde oder Schema zu reden, nach welchem die organischen Wesen gestaltet seien.[2]) Wenn nun diese Doppelsinnigkeit zu bedauern

[1]) Unten S. 197.

[2]) So sagt z. B. Darwin selbst: „Wenn wir annehmen, daß die alte Stammform oder der Urtypus, wie man ihn nennen kann, aller Säugethiere seine Beine, zu welchem Zwecke sie auch bestimmt gewesen sein mögen, nach dem vorhandenen allgemeinen Plane gebildet habe u. s. w." („Entstehung der Arten", übersetzt von Bronn. Dritte Auflage S. 510.) Bgl. hiezu, wie sich Goethe gegen den Gebrauch des Wortes Plan sträubt, Philosophie Zoologique etc., II. Abschnitt, Theil XXXIV „Zur Naturwiss. im Allg.".

Wärt Ihr, Schwärmer, im Stande . . . . II. 179 u. III. 243
Wartet nur! Alles wird sich schicken . . . . . III. 276
Warum bekämpft Du . III. 300
Warum bin ich verdrießlich . . II. 168
Warum bist Du, Geliebter II. 29
Warum bist Du so trauernd II. 372
Warum denn aber bei unsern Festen . . . . . III. 283
Warum denn wie mit einem Beben . . . . . III. 288
Warum doch erschallen . III. 12
Warum erklärst Du's nicht . . II. 146
Warum gabst Du uns . III. 86
Warum hat Dich d. schöne Kind II. 335
Warum ich Donatist bin. . . . II. 387
Warum ich wieder zum Papier . . . . . I. 214
Warum ist Alles so räthselhaft . . . . . II. 257
Warum leckst Du . . . II. 144
Warum magst Du gewisse Schriften . . . . . II. 338
Warum man so Manches leidet II. 351
Warum mir aber in meiner Welt II. 371
Warum nur die bärtigen Leute II. 348
Warum, o Steuermann . . . III. 269
Warum plagen wir Einer den Andern . . . . . III. 235
Warum sagst Du mir das in Versen . . . . . III. 282
Warum schiltst Du die Finen . III. 234
Warum sieht Du Tina III. 122
Warum stehen sie davor. III. 173
Warum tadelst Du Manchen . III. 244
Warum tanzen Bübchen . . . II. 317
Warum treibt sich d. Volk II. 139
Warum und Gott so wohl gefällt II. 335
Warum werden die Dichter beneidet . . . . . II. 334
Warum will ich Geschmack . . II. 170
Warum willst Du das junge Blut II. 368
Warum willst Du Dich von uns Allen . . . . . II. 343
Warum willst Du nicht mit Gewalt. . . . . II. 347
Warum zauberst Du so. . . . II. 333
Warum zieht Du mich . I. 46
Was Alle lustig singen . . . III. 272
Was ärgert Du Dich . . . . II. 338
Was auch als Bahrheit . . . II. 394
Was bedächtlich Natur . II. 7
Was braucht es e. Diplom III. 365
Was dem Auge dar . . . I. 202
Was dem Einen widerfährt . . II. 355
Was dem Enkel jemals dem Ahn frommt . . . . . II. 338
Was den Jüngling rasirt . . III. 256
Was der Dichter diesem. III. 355
Was die Großen Gutes thaten III. 282
Was die Weiber lieben . . . III. 262
Was doch die größte Geselligkeit III. 283
Was Du dem Publikum III. 406
Was eben wahr ist. . . . . II. 329
Was ein christisches Auge . . III. 239
Was ein weiblich Herz . I. 27
Was erschrickst Du . . . II. 160
Was erst still gekeimt . . III. 350
Was Euch die heil. Propheten II. 384
Was flatterst Du, o Turteltaube . . . . III. 399
Was fragst Du viel . . . . II. 328
Was gehst Du . . . . . I. 70
Was giebt uns viel den schönsten Frieden. . . . . II. 329
Was Gutes zu denken . II. 259
Was haben wir denn da gefunden II. 379
Was haben wir nicht für Kränze III. 281
Was hast Du denn . . . . . II. 366
Was hast Du uns obiges genannt II. 356
Was hat Dich nur von uns entfernt. . . . . II. 373
Was hat Dir das arme Glas gethan . . . . . II. 340
Was hätte man vom Zeitungsraum . . . . . II. 377
Was heißt Du denn Sünde. . II. 360
Was heißt pärtlicher Tadel . III. 235
Was helfen den Jungfern . . III. 262
Was hör' ich draußen . I. 228
Was ich dort gelebt . . II. 418
Was ich in meinem Haus etrag' II. 376
Was ich leugnend . . . III. 120
Was ich mich auch sonst. III. 348
Was ich mir gefallen lasse . . . II. 333
Was ich nicht erlernt . . III. 210
Was ich nicht weiß . . . . . II. 335
Was ich sagen wollt' . . . . II. 354
Was i. Leben uns verdrießt II. 277
Was in der Zeiten Bilderſaal . II. 321
Was in Frankreich verübt ist . III. 239
Was ist das Heiligste . . . . II. 172

ist, so läßt sie sich doch entschuldigen. Bei Betrachtung der Pflanzenwelt konnte Goethe das Blatt als Grundorgan hinstellen, ohne jedoch darin das letzte Einfache zu erblicken, aus welchem sich die ganze Mannichfaltigkeit der pflanzlichen Organismen entwickelt; vielmehr sagt er auch in Bezug hierauf: „Es versteht sich hier von selbst, daß wir ein allgemeines Wort haben müßten, wodurch wir dieses in so verschiedene Gestalten metamorphosirte Organ bezeichnen und alle Erscheinungen seiner Gestalt damit vergleichen könnten; gegenwärtig müssen wir uns damit begnügen, daß wir uns gewöhnen, die Erscheinungen vorwärts und rückwärts gegen einander zu halten.“[1]) In der Thierwelt aber ließ sich nicht einmal etwas dem Aehnliches als Grundlage oder Ausgangspunkt fassen; hier fehlte Goethe noch mehr als dort die Kenntniß des Elementarorganismus, der Zelle, welche erst mit der Vervollkommnung des Mikroskops gewonnen werden konnte. Daß aber sein Gedankenflug sich auch bis zu diesem Punkte unserer heutigen Erkenntnisse erhob, daß er an der Schwelle derselben stand, dafür liefern folgende Worte den Beweis: „Jedes Lebendige ist kein Einzelnes, sondern eine Mehrheit; selbst insofern es uns als Individuum erscheint, bleibt es doch eine Versammlung von lebendigen, selbstständigen Wesen, die der Idee, der Anlage nach gleich sind, in der Erscheinung aber gleich oder ähnlich, ungleich oder unähnlich werden können. Diese Wesen sind theils ursprünglich schon verbunden, theils finden und vereinigen sie sich. Sie entzweien sich und suchen sich wieder und bewirken so eine unendliche Production auf alle Weise und nach allen Seiten.“[2]) Halten wir hiermit zusammen, was Goethe in dem aus Neapel 17. Mai 1787 an Herder gerichteten Briefe über die „Urpflanze“ sagt, welche wir dem „vegetativen Typus“[3]) gleichzustellen wohl berechtigt sind, so dürfte auch darin eine Stütze unserer Auffassung zu finden sein: „Die Urpflanze“ — nach welcher Goethe bekanntlich lange suchte und die er anfangs in der Natur selbst finden zu können meinte,[4]) — „wird das wunderlichste Geschöpf von der Welt,

[1]) Unten S. 53.
[2]) Unten S. 8.
[3]) Unten S. 10.
[4]) Italiänische Reise. Palermo, den 17. April 1787. „Im Angesicht so vielerlei neuen und erneuten Gebildes fiel mir die alte Grille wieder ein, ob ich nicht unter dieser Schaar die Urpflanze entdecken könnte. Eine solche muß es denn doch geben! Woran würde ich sonst erkennen, daß dieses oder jenes Gebilde eine Pflanze sei, wenn sie nicht alle nach einem Muster gebildet wären?“

um welches mich die Natur selbst beneiden soll. Mit diesem Modell und dem Schlüssel dazu kann man alsdann noch Pflanzen ins Unendliche erfinden, die konsequent sein müssen, das heißt, die, wenn sie auch nicht existiren, doch existiren könnten und nicht etwa malerische oder dichterische Schatten und Scheine sind, sondern eine innerliche Wahrheit und Nothwendigkeit haben. Dasselbe Gesetz wird sich auf alles übrige Lebendige anwenden lassen." Diese „Urpflanze" ist allerdings kein Geschöpf der Natur, sondern sein eigenes; er konnte nicht anmaßlich meinen, in dieser Schöpfung mit der Natur zusammenzutreffen; aber daß die Organismen, welche sich aus der Urpflanze ableiten lassen, nicht malerische oder dichterische Schatten und Scheine sind, sondern existiren könnten, daß Goethe, indem er Schiller die Metamorphose der Pflanzen vortrug, „mit manchen charakteristischen Federstrichen eine symbolische Pflanze" — die denn doch wol mit der Urpflanze auf gleichem Range steht — „vor seinen Augen entstehen ließ,"[1]) dies Alles scheint zur Genüge zu beweisen, daß er mit der „Urpflanze" eine durchaus konkrete Vorstellung verband und eine allen Pflanzen gemeinsame reelle Stammform annahm.

Wie nach der Urpflanze, so forschte Goethe auch nach dem „Urthier", welches Wort er unseres Wissens nur einmal gebraucht und dabei hinzufügt: „das heißt denn doch zuletzt: der Begriff, die Idee des Thiers".[2]) Diese Worte widerstreiten unserer Auffassung nur scheinbar; denn das „Urthier", welches er „zu finden" trachtete, wie an jener Stelle gesagt ist — wir würden etwa Urzelle oder Urentode sagen —, konnte freilich nichts Anderes als eine Idee, ein Bild sein, wie seine „Urpflanze", und wenn man unsere Erörterung über diese stichhaltig findet, so können wir einen Analogieschluß auf eine gleich konkrete Vorstellung des „Urthiers" um so eher anwenden, als Goethe, wie sich zeigen wird, Pflanze und Thier im letzten Wesen nicht trennte, so daß unsere Auffassung des „Typus" auch von dieser Seite mehr gestützt wird als erschüttert werden kann. Und sollte endlich nicht schon Goethes wohlbekannter Realismus an und für sich und die eminent objektive Richtung seines Geistes gegen die Annahme sprechen, daß er sich mit dem „Typus" als einem Idealcharakter begnügt hätte?

[1]) Annen S. 18.
[2]) Annen S. 18.

Wäre hiermit der Begriff des „Typus" ins Klare gebracht, so würde es nun ein Leichtes sein, Goethe's Darwinistische Auffassungsweise der organischen Natur, das heißt, ganz allgemein gefaßt, die Lehre, daß die Geschlechter und Arten, welche auf Erden existiren und jemals existirt haben, wirklich blutsverwandt sind, von einander abstammen, daß ihre Differenzirung erst im Laufe unbegrenzter Jahrtausende durch allmähliche Umbildung unter dem Einfluß mechanisch wirkender Ursachen vor sich gegangen ist, in der Art darzulegen, daß wir die in seinen Aufsätzen in nicht geordneter Folge ausgesprochenen Gedanken gleichsam klimaxartig aneinanderreihten, systematisch zusammenstellten, woraus sich alsdann das Urtheil von selbst ergeben müßte. Allein damit wäre nicht viel gewonnen; denn es ist behauptet worden, daß sich ebenso gut eine Anzahl von Sätzen auswählen ließe, welche gerade das Gegentheil von dem beweisen, was zu beweisen wir uns zur Aufgabe gestellt haben.[1]) Um diese Frage daher zur Entscheidung zu bringen, soll anstatt des angedeuteten analytischen Weges ein synthetischer eingeschlagen werden und Goethe's Darwinistische Auffassungsweise zugleich als eine einfache Konsequenz seiner philosophischen Weltanschauung, der naturphilosophischen Basis, auf welcher er stand, dargethan werden. In diesem Lichte betrachtet, werden alsdann die über Bildung und Umbildung organischer Naturen zerstreut hingeworfenen Gedanken das ihnen wahrhaft zugehörige Kolorit erhalten.

Die einzige Philosophie, welche auf Goethe einen mächtigen, bestimmenden und bleibenden Einfluß ausübte, war bekanntlich nach seinen eigenen Zeugnisse die des Spinoza. Ehe unser Dichter dessen „Ethik" kennen lernte und so lange er von seiner Philosophie nur aus gegnerischen Schriften wie Bayle's Kritik erfuhr, mußte er natürlich eine falsche Vorstellung vom Spinozismus haben und war selbst in dem durch Mißverstand und Böswilligkeit, Beschränktheit und Frömmelei verbreiteten Urtheil, wonach man in Spinoza gleichsam die inkarnirte Persönlichkeit des Atheismus zu sehen hätte, welche man meiden und verabscheuen müsse wie das Böse selbst, einigermaßen befangen. Nichtsdestoweniger nimmt er bereits während der Straßburger Zeit Giordano Bruno gegen Bayle's Kritik in Schutz und bedauert nur, „daß im Spinozismus, da auch die ärgsten Irrthümer

[1]) Siehe z. B. Sachs, Geschichte der Botanik vom 16. Jahrhundert bis 1860, S. 171.

aus derselben Quelle fließen, dieser so reinen Lehre ein so böser Bruder erwachsen ist".[1]) Wie indessen Bruno selbst, so war auch Goethe Spinoza geistesverwandt, ohne es zu ahnen. So lautet eine lateinische Bemerkung in seinen „Ephemerides" in der Uebersetzung: „Getrennt über Gott und Natur abhandeln, ist schwierig und mißlich, eben als wenn wir über Leib und Seele gesondert denken. Wir erkennen die Seele nur durch das Mittel des Leibes, Gott nur, indem wir die Natur durchschauen; daher scheint es mir verkehrt, Diejenigen der Verkehrtheit zu zeihen, die vermöge eines ganz philosophischen Raisonnements Gott mit der Welt verknüpfen. Denn Alles, was ist, gehört nothwendig zum Wesen Gottes, da Gott das einzige Wirkliche ist und Alles umfaßt."[2]) Solche pantheistische Neigungen verrathen sich schon in dem Knaben, in der Art, wie er sich „dem großen Gotte der Natur unmittelbar zu nähern", ihn in der Natur und durch die Natur zu verehren bestrebt war. Der jugendliche Priester baut ihm einen Altar aus den besten Stufen einer Naturaliensammlung, den „Abgeordneten der Natur", und entzündet nach Sonnenaufgang vermittelst eines Brennglases die Opferflamme wohlduftender Räucherkerzen.[3])

War somit sein Geist längst vorbereitet, die Lehre des Spinoza in sich aufzunehmen, so ging, als er die „Ethik" kennen lernte, die stärkere Wirkung von Seiten des Gemüths aus. In dem Stürmen und Drängen seines Herzens wehte ihn Spinoza's Geist wie ein Friedenshauch an, seinem „Alles aufregenden Streben" stand „die Alles ausgleichende Ruhe Spinoza's" besänftigend gegenüber.[4]) So oft er nun zu Spinoza griff, immer trat ihm derselbe Frieden daraus entgegen. Er liest ihn mit Frau v. Stein lateinisch, „wo Alles viel deutlicher und schöner ist",[5]) und indem er über die gemeinschaftliche Lektüre des Spinoza

[1]) Schäll, Briefe und Aufsätze ꝛc. S. 104.

[2]) Tagebuch S. 103*. Unsere Uebersetzung weicht von der des Herausgebers der „Briefe ꝛc." nur sehr wenig ab. Die hier wiedergegebene Stelle lautet im Original: Separatim de Deo et natura rerum disserere difficile et periculosum est, eodem modo quam si de corpore et anima sejunctim cogitamus. Animam nonnisi mediante corpore, Deum nonnisi perspecta natura cognoscimus: hinc absurdum mihi videtur, eos absurditatis accusare, qui rationcinatione maxime philosophica Deum cum mundo conjunctere. Quae enim sunt, omnia ad essentiam Dei pertinere necesse est, cum Deus sit unicum existens, et omnia comprehendat.

[3]) Dichtung und Wahrheit, I. Buch 1, Theil XX. S. 37 f.

[4]) Dichtung und Wahrheit, III. Buch 14, Theil XXII. S. 169.

[5]) Goethe's Briefe an Frau von Stein, III. S. 119.

an Knebel berichtet, fügt er hinzu: „Ich fühle mich ihm sehr nahe, obgleich sein Geist viel tiefer und reiner ist als der meinige.“ [1]) Seitdem er „leidenschaftlicher Schüler, entschiedenster Verehrer“ [2]) Spinoza's geworden war, bildete nicht blos die Dichtung den Hafen, in welchen sich seine Seele aus den Wogen der Leidenschaften rettete, war nicht blos künstlerisches Schaffen für ihn eine That geistiger Selbstbefreiung, sondern auch in den Werken seines Lehrers und Meisters fand er allezeit die lauterste Quelle des Trostes und der Erhebung. So sagt Goethe beispielsweise anläßlich des 1811 erschienenen Buches Jacobi's „Von den göttlichen Dingen und ihrer Offenbarung“: „Wie konnte mir das Buch eines so herzlich geliebten Freundes willkommen sein, worin ich die These durchgeführt sehen sollte: die Natur verberge Gott. Mußte bei meiner reinen, tiefen, angeborenen und gründen Anschauungsweise, die mich Gott in der Natur, die Natur in Gott zu sehen unverbrüchlich gelehrt hatte, so daß diese Vorstellungsart den Grund meiner ganzen Existenz machte, mußte nicht ein so seltsamer, einseitig-beschränkter Ausspruch mich dem Geiste nach von dem edelsten Manne, dessen Herz ich verehrend liebte, für ewig entfernen? Doch ich hing meinem schmerzlichen Verdrusse nicht nach, ich rettete mich vielmehr zu meinem alten Asyl und fand in Spinoza's Ethik auf mehrere Wochen meine tägliche Unterhaltung, und da sich indeß meine Bildung gesteigert hatte, ward ich im schon Bekannten gar Manches, das sich neu und anders hervorthat, auch ganz eigen frisch auf mich einwirkte, zu meiner Verwunderung gewahr.“ [3])

Was aber Goethe unerschütterlich an Spinoza's Lehre fesselte, war nicht blos die sittliche Größe derselben, die reine Harmonie, in welcher Alles darin zusammenklang und in der die Seele des Weisen selbst sich offenbarte, nicht blos das Zauberwort Deus sive natura, sondern in nicht geringerem Maße die Idee der Einheit des Alls, [4]) welche eigentlich darin schon ausgesprochen ist. Wenn es in der Natur der menschlichen Vernunft überhaupt liegt, nach einem einheitlichen Bande zu forschen, welches die Mannichfaltigkeit der Erscheinungen verknüpfe, so war

1) Briefwechsel mit Knebel, S. 55.
2) Dichtung und Wahrheit, III. Buch 14, Theil XXII. S. 188.
3) Tag- und Jahres-Hefte, Bd. 797.
4) Caro, welcher in dem mehrfach erwähnten Werke (Chap. II) Goethe's Spinozismus als Problem behandelt, läßt diesen Moment auffälligerweise außer Acht.

Goethe's Wesen ganz davon erfüllt. Kein Wunder, daß der Dichter, der längst als seine Aufgabe betrachtete oder in dunklem Drange übte, seinen Schöpfungen innere Einheit zu verleihen, sich dem gewaltigen Denker mit Entzücken in die Arme warf, der ihn diesen Gedanken in der gesammten Natur, im All anschauen lehrte. In dem kühnen und erhabenen Bau der Spinoza'schen Welt fand sein metaphysisches Bedürfniß Befriedigung, hier fand er sich selbst in „nothwendiger Wahlverwandtschaft“[1]) wieder, und so wurde die pantheistische Einheitsphilosophie auch für seine Naturstudien von Bedeutung; der Gedanke der Einheit der Natur belebt und durchgeistigt sie alle. „Die Natur, so mannichfaltig sie erscheint, ist doch immer ein Eines, eine Einheit, und so muß, wenn sie sich theilweise manifestirt, alles Uebrige diesem zur Grundlage dienen, dieses in dem Uebrigen Zusammenhang haben.“[2])

„Und es ist das ewig Eine
Das sich vielfach offenbart.“[3])

Ganz im Sinne Spinoza's sagt Goethe: „Die Natur wirkt nach ewigen, nothwendigen, dergestalt göttlichen Gesetzen, daß die Gottheit selbst daran nichts ändern könnte“,[4]) und wie Jener, den Cartesianischen Dualismus aufhebend, eine unendliche Substanz statuirt, welche der menschliche Intellekt unter den Attributen der extensio und cogitatio percipirt, so ist Goethe's Ueberzeugung, nicht metaphysisch, sondern naturphilosophisch ausgesprochen, daß „die Materie nie ohne Geist, der Geist nie ohne Materie existirt und wirksam sein kann“.[5])

Dieser Alleinheit gegenüber verhält sich die Einheit der or-

[1]) Dichtung und Wahrheit, III. Buch 14, Theil XXII. S. 168.
[2]) Riemer, Briefe von und an Goethe ꝛc., S. 311.
[3]) Unten S. 168.
[4]) Dichtung und Wahrheit, IV. Buch 16, Theil XXIII. S. 8.
[5]) Erläuterung zu dem aphoristischen Aufsatz „Die Natur“ Theil XXXIV, „Zur Naturwissenschaft im Allgemeinen“. Vgl. Campagne in Frankreich, Theil XXV. S. 172. An Knebel schreibt er mit Bezug auf das eben erwähnte Buch von Jacobi am 8. April 1812: „Wem es nicht zu Kopfe will, daß Geist und Materie Seele und Körper, Gedanke und Ausdehnung, oder wie ein neuerer Franzos sich genialisch ausdrückt: Wille und Bewegung die nothwendigen Doppelingredienzien des Universums waren, sind und sein werden, die gleiche Rechte für sich fordern und deswegen beide zusammen wohl als Stellvertreter Gottes angesehen werden können, wer zu dieser Vorstellung sich nicht erheben kann, der hätte das Denken längst aufgeben und auf gemeinen Weltfleisch seine Tage verwenden sollen.“

ganischen Natur nur wie ein spezieller Fall zum Gesetz; die Annahme dieser ist eine nothwendige Konsequenz jener, und Goethe ist davon in dem Maße erfüllt, daß gerade dieser Einheitsdrang, das Anschauen des Einen im All und des All im Einen ihn zu seinen schönsten naturwissenschaftlichen Entdeckungen führt, daß er nicht rastet, bis er auch für jede besondere Gruppe von Erscheinungen das Eine gefunden, aus welchem sich die Vielheit ableiten und entwickeln läßt, die Erscheinungen wie die Radien eines Hohlspiegels auslaufen, um wiederum nach jenem Centrum reflektirt zu werden. In diesem Sinne nennt Goethe seinen botanischen Fund ein *Ev καὶ πᾶν*,[1]) so behauptet er lediglich aus der Ueberzeugung von der „Konsequenz des osteologischen Typus durch alle Gestalten hindurch"[2]) die Existenz des Zwischenknochens beim Menschen, ehe er ihn gesehen hatte, ja darin liegt eigentlich, wie er an Knebel schreibt, das Interesse dieser Entdeckung verborgen, daß sie ein neuer Beleg ist, daß „der Mensch aufs Nächste mit den Thieren verwandt ist".[3]) Diesen Gedanken spricht er so oft aus, daß es hier genügen mag, nur noch eine Aeußerung dieser Art anzuführen: „Ich war völlig überzeugt, ein allgemeiner, durch Metamorphose sich erhebender Typus gehe durch die sämmtlichen organischen Geschöpfe durch, lasse sich in allen seinen Theilen auf gewissen mittlern Stufen gar wohl beobachten und müsse auch noch da anerkannt werden, wenn er sich auf der höchsten Stufe der Menschheit ins Verborgene bescheiden zurückzieht."[4]) Es dürfte nicht überflüssig sein, ausdrücklich hervorzuheben, daß Goethe den „Typus" nicht etwa blos auf die Säugethiere beschränken, sondern auch auf die „unvollkommenen Geschöpfe" ausgedehnt wissen will.[5]) In ähnlicher Weise wie die Entdeckung des Zwischenknochens war diejenige, daß der Schädelbau sich aus Wirbelknochen ableiten lasse, deshalb von solcher Bedeutung, weil „die Identität aller noch so entschieden geformten Einzelnheiten des Typus gleichfalls gesichert war",[6]) und in der Erkenntniß der Metamorphose als eines ganz allgemeinen Gesetzes der organischen Natur spricht er auch

[1]) Italiänische Reise. Rom, den 6. September.
[2]) Unten S. 255.
[3]) Briefwechsel ꝛc., Nr. 53.
[4]) Tag- und Jahreshefte 1790, Absatz 24.
[5]) Vgl. unten S. 193.
[6]) Daselbst S. 254.

aus, daß „flüssige, weiche und ganz harte Theile in einem organischen Körper als Eins angesehen werden müssen.“ [1])

Es ist abermals nur eine Konsequenz dieser Ansichten, Pflanzen und Thiere bis hinauf zum Menschen in derselben Einheit zu umfassen, wie es in den folgenden Worten geschieht: „Wenn man Pflanzen und Thiere in ihrem unvollkommensten Zustande betrachtet, so sind sie kaum zu unterscheiden. Ein Lebenspunkt, starr, beweglich oder halbbeweglich, ist das, was unserm Sinne kaum bemerkbar ist.... So viel aber können wir sagen, daß die aus einer kaum zu sondernden Verwandtschaft als Pflanzen und Thiere nach und nach hervortretenden Geschöpfe nach zwei entgegengesetzten Seiten sich vervollkommnen, so daß die Pflanze sich zuletzt im Baum dauernd und starr, das Thier im Menschen zur höchsten Beweglichkeit und Freiheit sich verherrlicht.“ [2])

Die hier dargelegte monistische Auffassung der organischen Natur bildet eine Grundlage des Darwinismus; eine andere ist die Durchführung des Prinzips des Mechanismus und damit die Abweisung der Teleologie. Die organische Natur soll so wenig als die anorganische nach Zwecken betrachtet werden; vielmehr fordert der Darwinismus, daß die Kette der Erscheinungen dort wie hier nur nach Ursache und Folge, nach dem Gesetze der Kausalität verknüpft angesehen werde. Zwar leugnet er keineswegs die Zweckmäßigkeit der Organismen an und für sich; aber er bestreitet, daß es wissenschaftlich zulässig sei, dieselbe als die Folge irgend einer Art eines angelegten Planes aufzufassen, und sieht es als seine Aufgabe an, zu erforschen, durch welche auf mechanische Weise wirkende Ursachen die nunmehrige Zweckmäßigkeit zu Stande gekommen sei und sich erhalte. Für diese gegnerische Stellung zur Teleologie findet er unter Anderm eine Stütze in den zahlreichen Beispielen von Unzweckmäßigkeiten, welche die organischen Naturen darbieten. Auf denselben antiteleologischen Standpunkte ruht Goethe's Naturauffassung, und auch hier dürfte der Einfluß Spinoza's nicht zu verkennen sein. Denn Niemand hat vorher mit derselben Schärfe und Konsequenz wie dieser große Denker die Relativität menschlicher Vorstellungen und Begriffe nachgewiesen, Niemand wie er den Begriff des

[1]) Unten S. 106.
[2]) Daselbst S. 96.

Zufalls theoretisch aufgehoben und die Unumschränktheit des Begriffs der Nothwendigkeit gefordert, Niemand wie er den Anthropomorphismus der Endursachen aufgedeckt, sie aus dem Reiche der Wissenschaft verwiesen und an deren Stelle ausschließlich das Gesetz der Kausalität als das allein objektiv wissenschaftliche zur Geltung gebracht, wie dies Alles mit der ihm eigenen erhebenden Einfachheit und Gesinnungsgröße namentlich im „Anhang" zum ersten Theil der „Ethik" geschehen ist. Hier heißt es unter Anderm, „daß alle Endursachen nur menschliche Erdichtungen sind", und Goethe folgt seinem philosophischen Meister unbedingt in dieser Bahn; die Opposition zur Teleologie bildet einen hervorstehenden, durchgehenden Charakterzug seiner Naturauffassung, womit er zugleich in einem ausgesprochenen Gegensatze zu den um ihn her sich breit machenden „Naturphilosophien" steht, deren Grundzug teleologisch ist. Selbst den zeitgenössischen Naturforschern von Fach steht er in dieser Beziehung fast gänzlich isolirt gegenüber; auch viele der besten Köpfe glaubten der teleologischen Erklärungsweise der organischen Natur — und nicht blos als eines heuristischen Prinzips, als welches es stets seine Bedeutung in der Wissenschaft behalten wird, sondern eben als eines Erklärungsprinzips, — nicht entrathen zu können. Dagegen weist Goethe sie in der Pflanzenwelt wie in der Thierwelt aufs Entschiedenste ab; Baucher, sagt er, „erklärt die physiologischen Phänomene nach teleologischen Ansichten, welche die unsrigen nicht sind, noch sein können."[1] Daher duldet er auch nicht, daß man jede Abweichung von der normalen Gestalt als Mißbildung, als pathologisch ansehe, und er ist in der Objektivität seiner Naturbetrachtung, welche eine einfache Konsequenz des antiteleologischen Standpunktes ist, so streng, daß er mit einer gewissen Peinlichkeit auf die Relativität solcher Begriffe, wie Mißentwickelung, Verkrüppelung, Verkümmerung hinweist, ganz wie es Spinoza mit den Begriffen gut und böse, Ordnung und Verwirrung u. dgl. m. thut, und zur Vorsicht im Gebrauche derselben mahnt,[2] da „Alles nach dem einfachen Gesetz der Metamorphose geschieht, welche durch ihre Wirksamkeit sowol das Symmetrische als das Bizarre, das Fruchtende wie das Fruchtlose, das Faßliche wie

[1] Anders S. 163.
[2] Daselbst S. 109.

das Unbegreifliche vor Augen bringt".[1]) Er fordert „das abgeschlossene Thier als eine kleine Welt zu denken, die um ihrer selbst willen und durch sich selbst da ist. So ist auch jedes Geschöpf Zweck seiner selbst. . ." Ja, Antithesen, ganz analog denjenigen, welche heutzutage gang und gäbe sind wie z. B.: der Hase hat nicht lange Beine, damit er schnell laufen könne, sondern er läuft schnell, weil er lange Beine hat, — begegnen wir auch bei Goethe: „Man wird also künftig von solchen Gliedern wie z. B. von den Eckzähnen des Sus Babirussa nicht fragen: wozu dienen sie? sondern: woher entspringen sie? Man wird nicht behaupten, einem Stier seien die Hörner gegeben, daß er stoße, sondern man wird untersuchen, wie er Hörner haben könne, um zu stoßen."[2]) Goethe scheint sogar, um seinen antiteleologischen Standpunkt klar zu zeichnen, solche Antithesen auch im Gespräche mit Vorliebe gebraucht zu haben, und einige derselben hat uns Eckermann überliefert: „Die Frage nach dem Zweck, die Frage warum? ist durchaus nicht wissenschaftlich. Etwas weiter aber kommt man mit der Frage wie? Denn wenn ich frage: wie hat der Ochse Hörner? so führt mich das auf die Betrachtung seiner Organisation und belehrt mich zugleich, warum der Löwe keine Hörner hat und haben kann."[3])

Alle diese Aeußerungen, welche ihrem Inhalte nach in jedem modernen, auf dem Darwinismus fußenden naturwissenschaftlichen Buche wiederzufinden sind, zeigen zugleich im Besondern, wie schon die „Metamorphose der Pflanzen" im Allgemeinen, daß Goethe die genetische Methode als die allein wissenschaftliche angesehen wissen will und die erst in neuerer Zeit durchgedrungene

[1]) Unten S. 164f. Es dürfte nicht uninteressant sein, damit folgende Stelle bei Spinoza zu vergleichen: „Es geschieht nichts in der Natur, was man ihr als Fehler anrechnen könnte; denn die Natur ist immer dieselbe und überall eine und ihre Kraft und ihr Thätigkeitsvermögen ist dasselbe, d. h. die Gesetze und Regeln der Natur, nach welchen Alles geschieht und aus der einen Gestalt in die andere verwandelt wird, sind überall und immer dieselben, und sonach muß es auch eine und dieselbe Weise geben, die Natur der Dinge, welche es auch sein mögen, zu verstehen, nämlich durch die allgemeinen Gesetze und Regeln der Natur." (Ethik, Dritter Theil, S. 88, nach der Uebersetzung von Berthold Auerbach.)

[2]) Unten S. 195f.

[3]) Eckermann, Gespräche ꝛc., II. 121. Diese Stelle erinnert an folgende Verse der „Metamorphose der Thiere":

„Denn so hat kein Thier, dem sämmtliche Zähne den obern
Kiefer umzäunen, ein Horn auf seiner Stirne getragen,
Und beider ist den Löwen geborne der ewigen Mutter
Ganz unmöglich zu bilden und bote sie alle Gewalt auf."

Was ist denn Deine Absicht . . II. 344
Was ist denn die Wissenschaft . II. 379
Was ist denn Kunst . . II. 272
Was ist der Himmel . . III. 199
Was ist ein Philister . . . . III. 287
Was ist heilig . . . . . II. 172
Was ist Weißes dort . . II. 459
Was lassen sie denn übrig zuletzt II. 306
Was lehr' ich Dich . . . . . II. 370
Was leſ' ich hier . . . III. 399
Was krähst Du mir . . . II. 250
Was machst Du mir . . III. 93
Was mich tröstet . . . . . II. 362
Was mir in Kopf und . III. 88
Was mit mir d. Schicksal II. 151
Was nicht Ich ist, sagst Du . III. 353
Was nicht zusammengeht II. 259
Was nutzt die gülldene. II. 191
Was täuschest Du nun. . . . II. 326
Was reich und arm . . II. 249
Was reimt der Junge . . . . III. 277
Was schmitzt Dein Freund für ein Gesicht . . . . . II. 337
Was sie im Himmel wol suchen III. 254
Was soll ich nun vom Wiedersehen . . . . I. 187
Was soll ich viel sieden . . . II. 338
Was soll mir Gut Gem . . . III. 268
Was Spelunke nun sei . II. 150
Was uns ärgert: Du gehst . III. 244
Was Viele singen . . . . . III. 272
Was wär' ein Gott . . . . . II. 223
Was wär' ich Ohne Dich III. 406
Was waren d. für schöne Zeiten III. 262
Was wibert Dir d. Trank II. 258
Was will die Nadel . . . . . II. 416
Was will v. Queklinburg III. 307
Was willst Du, daß von Deiner Gebärmung . . . . . II. 349
Was willst Du denn? Du hast es ja . . . . . III. 400
Was willst Du lange pasticren II. 333
Was willst Du m. d. alt. Lumpe II. 349
Was willst Du, schöne . . . . II. 375
Was wir dem schuld. . . . . II. 347
Was wir Dichter . . . . . III. 272
Was wir in Gesellschaft . I. 67
Was wir vermögen . . III. 322
Was zieht mir das Herz . I. 57
Wasser holen geht . . . I. 276
Wasser ist Körper . . . . . II. 173
Wasserfälle . . . . . II. 419
Wecke den Amor nicht . II. 7
Wehet ein Lüftchen. . . II. 470
Weichet, Sorgen . . . II. 10
Weil so viel zu sagen . . III. 339
Weimar, das von . . . III. 352
Wein macht munter . . . . . II. 374
Weinet nicht, geliebte. . III. 201
Weint, Mädchen, hier . I. 37
Weissagungen des Bakis . II. 155 u. III. 151
Weiß hat Newton . . . II. 151
Weiß ich doch, zu welchem Glück . . . . . II. 479
Weiß wie Lilien . . . . III. 157
Weiß, Du, worin der Spaß . II. 350
Weit u. schön ist d. Welt III. 150
Weite Welt und breites . II. 221
Welch ein Getümmel . . I. 118
Welch ein heftig Gedränge II. 141
Welch ein himmlischer Garten . . . . . II. 9
Welch ein Lispeln . . . III. 75
Welch ein lustiges Spiel II. 152
Welch ein Mädchen ich . II. 143
Welch ein verehrendes . III. 298
Welch ein Wahnsinn . . II. 147
Welch ein wunderlich Gemmel. III. 266
Welch erhabner Gedanke . . . III. 250
Welch Gefühl . . . . . II. 474
Welch hoher Dank ist Dem . . III. 269
Welch ungewöhnliches . III. 177
Welch Wonneleben. . . III. 106
Welche Frau hat e. guten Mann II. 323
Welche Hoffnung ich habe III. 149
Welche Schrift ich zwei-, ja dreimal . . . . . II. 168
Welche Verehrung verdient . . III. 239
Welchen Hofmann ich ehre . . II. 173
Welchen Leser ich wünsche . . II. 171
Welcher Unsterblichen. . I. 142
Wem ich ein bess'r Schicksal . II. 374
Wem wol das Glück die schönste Palme . . . . . II. 333

Erkenntniß, daß zu einer tiefern Einsicht in den Zusammenhang der organischen Naturen nicht der physiologische, sondern der morphologische Charakter von größerer Bedeutung ist, mit voller Klarheit gehegt hat. Und wie die heutige Wissenschaft die antiteleologische Naturbetrachtung rechtfertigt durch die Existenz so vieler unzweckmäßigen Organe, so that Goethe dasselbe. „Solche Nützlichkeitslehrer sagen wol: der Ochse habe Hörner, um sich damit zu wehren. Nun frage ich aber: warum hat das Schaf keine? und, wenn es welche hat, warum sind sie ihm um die Ohren gewickelt, so daß sie ihm zu nichts dienen? Etwas Anderes aber ist es, wenn ich sage: der Ochse wehrt sich mit seinen Hörnern, weil er sie hat." [1]) Dieselbe Vorstellungsart bezeugen die Verse:

„Wie? Wann und Wo? — Die Götter bleiben stumm.
Du halte Dich ans Weil und frage nicht Warum!"

Noch in seiner letzten Lebensarbeit spricht er mit Zuversicht davon, daß die richtige Methode der vergleichenden Anatomie, die tiefere Ausbildung der Morphologie, indem sie ihr Augenmerk auf die Analogie der Organe in den verschiedenen Thierklassen richtet, und die Durchführung des Prinzips der „Wechselwirkung der Theile" den „traurigen Behelf der Endursachen völlig beseitigen werden", [2]) und zu dem Besten, was er von der Einwirkung der „Kritik der Urtheilskraft" des Königsberger Philosophen auf ihn zu rühmen weiß, gehört, daß seine „Abneigung gegen die Endursachen nun geregelt und gerechtfertigt war". [3])

Nachdem wir in großen Zügen den Grundcharakter der Naturanschauung Goethe's und deren Uebereinstimmung mit derjenigen der heutigen Wissenschaft dargethan haben, müssen wir untersuchen, ob Goethe, wie es der Darwinismus verlangt, eine

[1]) Eckermann a. a. O.

[2]) Philosophie Zoologique etc., Theil XXXIV, „Zur Naturwissenschaft im Allgemeinen". Was hier im Anschluß an den Goethe'schen Text Analogie der Organe genannt ist, das wird jetzt gewöhnlich als Homologie bezeichnet, indem man unter diesen Begriff die in den verschiedenen Thierklassen morphologisch gleichwerthigen Organe zusammenfaßt, welche also wie Hand, Vorderfuß, Flosse und Flügel denselben Bildungscharakter haben oder, wie Darwin (Entstehung der Arten, S. 508) sagt, nach demselben Modell gebaut sind, ohne dabei die physiologische Funktion zu berücksichtigen, welche vielmehr verschieden sein kann und für deren Vergleichung der Begriff der Analogie gilt. Vgl. auch unten S. 211 und S. 371 f.

[3]) Einwirkung der neueren Philosophie, Theil XXXIV, „Zur Naturwissenschaft im Allgemeinen".

Aenderung der Arten in der Zeit, einen Uebergang derselben in einander, eine wirkliche Blutsverwandtschaft durch Abstammung von einander angenommen, ob er sich also zur Descendenztheorie bekannt hat, oder ob er auf der Seite Derjenigen steht, welche eine feste Begrenzung und Beständigkeit der Arten behaupten, dergestalt, daß diese nur insoweit ihre Charaktere ändern, um sogenannte Varietäten zu bilden.

Goethe wurde bekanntlich durch das Studium Linné's in die wissenschaftliche Botanik und durch ihn wol auch in die Zoologie eingeführt; wenigstens wissen wir, daß er 1782 dessen Buch von den Fischen las.[1]) Hier fand er Alles kunstgemäß, durch eine bewundernswerthe Terminologie mit aller wünschenswerthen Uebersichtlichkeit in Fächer gereiht, jeder für sich und in sich abgeschlossen, hier trat ihm das Dogma von der Konstanz der Arten mit unbeugsamer Starrheit entgegen, und in den Fundamenten sowol als auch in der Philosophia botanica, welche sein „tägliches Studium war", las er Sätze wie folgende: „Species tot sunt, quot diversas formas ab initio produxit Infinitum Ens; quae formae, secundum generationis inditas leges, produxere plures, at sibi semper similes." Und der Dichter bekennt, daß nach Shakespeare und Spinoza die größte Wirkung auf ihn von Linné ausgegangen.[2]) Aber welcher Art war diese? Gerade entgegengesetzt derjenigen der beiden Anderen. Diesen Geistern fühlte er sich aufs Innigste verwandt, sie erschlossen ihm nur zur Klarheit, was in ihm selbst als Ahnung verborgen lag; Linné's Einfluß aber wurde so groß, erzählt der Meister, „gerade durch den Widerstreit, zu welchem er mich aufforderte. Denn indem ich sein scharfes, geistreiches Absondern, seine treffenden, zweckmäßigen, oft aber willkürlichen Gesetze in mich aufzunehmen versuchte, ging in meinem Innern ein Zwiespalt vor: das, was er mit Gewalt auseinanderzuhalten suchte, mußte, nach dem innersten Bedürfniß meines Wesens, zur Vereinigung anstreben."[3]) Wie konnte es anders ergehen dem Dichter, dem Leben fortschreitende Entwickelung war, der um dieselbe Zeit, als er Linné studirte, von der Natur in der poetischsten Prosa sagte: „Sie schafft ewig neue Gestalten; was da ist, war noch nie, was war, kommt nicht wieder — Alles ist neu und doch immer das Alte. . . Sie verwandelt sich ewig,

[1]) Goethe's Briefe an Frau v. Stein, II. 209.
[2]) Unten S. 61.
[3]) Tafeldt.

und ist kein Moment Stillestehen in ihr. Fürs Bleiben hat sie keinen Begriff, und ihren Fluch hat sie ans Stillestehen gehängt."[1] So ist ihm denn auch „natürlich System ein widersprechender Ausdruck". „Die Natur hat kein System; sie hat, sie ist Leben und Folge aus einem unbekannten Centrum zu einer nicht erkennbaren Grenze."[2] Er wird nicht müde, in Prosa und Dichtung zu wiederholen, daß in der organischen Natur Alles in ewigem Flusse ist, daß nirgend ein Bestehendes, nirgend ein Ruhendes, ein Abgeschlossenes vorkommt, sondern daß vielmehr Alles in einer steten Bewegung schwanke.[3] Das Gebildete wird sogleich wieder umgebildet,

„Und umzuschaffen das Geschaffne,
Damit sich's nicht zum Starren waffne,
Wirkt ewiges, lebend'ges Thun.
Und was nicht war, nun will es werden
Zu reinen Sonnen, farb'gen Erden;
In keinem Falle darf es ruhn.

„Es soll sich regen, schaffend handeln,
Erst sich gestalten, dann verwandeln;
Nur scheinbar steht's Momente still.
Das Ew'ge regt sich fort in Allen;
Denn Alles muß in Nichts zerfallen,
Wenn es im Sein beharren will."[4]

Schärfer kann sich der Gegensatz zu dem systematisirenden, registrirenden, Geschlecht von Geschlecht, Art von Art, als dem „von Adam's Zeiten her schon Vorhandenen" und Unveränder-

[1] Die Natur, Theil XXXIV, „Zur Naturwissenschaft im Allgemeinen".
[2] Problem und Erwiderung, a. a. O. Vom Standpunkte des Darwinismus hat freilich das „natürliche System" seinen guten Sinn, insofern es genealogisch ist, also diejenigen Gruppen zusammenfaßt, welche auf denselben Stammbaum zurückzuführen sind. Da aber schließlich alle diese Stammbäume des „natürlichen Systems" von einem uranfänglichen abzuleiten sind, da wir unsern Blick rückwärts bis zum Uranfang wenden müssen, um uns mit Goethe zu „überzeugen, wie Wenig und Einfaches, von dem ewigen Urwesen in Bewegung gesetzt, das Mannichfaltigste hervorzubringen tüchtig ist" (unten S. 165), so behalten auch seine obigen Worte, dem genommen, ihre Geltung, und wir werden hier abermals an eine Aeußerung Spinoza's erinnert: „als ob Ordnung, abgesehen von unserer Einbildung, etwas in der Natur wäre". (Anhang zum ersten Theil der „Ethik".)
[3] Unten S. 7; vgl. oben S. LXV.
[4] Eins und Alles, Theil II S. 220.

lichen, trennenden Linné nicht aussprechen als in dem Bekenntniß unseres Dichters: „Unauflösbar schien mir die Aufgabe, Genera mit Sicherheit zu bezeichnen, ihnen die Species unterzuordnen“,[1] in der „Vorstellung: die uns umgebenden Pflanzenformen seien nicht ursprünglich determinirt und festgestellt, ihnen sei vielmehr bei einer eigensinnigen, generischen und spezifischen Hartnäckigkeit eine glückliche Mobilität und Biegsamkeit verliehen, um in so viele Bedingungen, die über dem Erdkreis auf sie einwirken, sich zu fügen und darnach bilden und umbilden zu können“, daß „das Geschlecht sich zur Art, die Art zur Varietät und diese wieder durch andere Bedingungen ins Unendliche sich verändern kann; ... die allerentferntesten jedoch haben eine ausgesprochene Verwandtschaft, sie lassen sich ohne Zwang unter einander vergleichen.“[2] Goethe rühmt Nees v. Esenbeck, daß er „an völlig entschiedenen Geschlechtern gezeigt, wie man bei Sonderung der Arten dergestalt zu Werke gehen könne, daß eine aus der andern sich reihenweise entwickele“... Freilich, bei diesem Botaniker, der zu den übel berufenen „Naturphilosophen“ gehört, ist man nicht sicher, ob er eine wirkliche physische Veränderung der Arten annimmt;[3] um so bedeutender ist daher Goethe's Zusatz, der über seine eigene Meinung auch hier keinen Zweifel läßt: „Er feiere mit uns den Triumph der physiologen Metamorphose, er zeige sie da, wo das Ganze sich in Familien, Familien sich in Geschlechter, Geschlechter in Sippen und diese wieder in andere Mannichfaltigkeiten bis zur Individualität scheiden, sondern und umbilden! Ganz ins Unendliche geht dieses Geschäft der Natur; sie kann nicht ruhen noch beharren, aber auch nicht Alles, was sie hervorbrachte, bewahren und erhalten“.[4]

Es dürfte überflüssig scheinen, noch besondere Belege beizu-

[1] Unten S. 69.

[2] Unten S. 71. In neuerer Zeit hat Naegeli (Entstehung und Begriff der naturhistorischen Art, S. 6) darauf aufmerksam gemacht, daß auch Linné die Artenumwandlung als Hypothese aufgestellt habe. Es heißt (Amoenit. acad., Vol. VI. p. 29): „Suspicio est quam diu fovi, neque jam pro veritate indubia venditare audeo sed per modum hypotheseos propono: quod scilicet omnes species ejusdem generis ab initio unam constituerint speciem, sed postea per generationes hybridas propagatae sint, adeo ut omnes congeneres ex una matre progenitae sint, harum vero ex diversa patre diversae species factae.“ Uebrigens ist dieser im Jahre 1762 vorgelegte Aufsatz nicht von Linné, sondern von Johannes Mart. Gradberg.

[3] Vgl. indeß sein „System der Pilze und Schwämme“, 1817. S. 186 f.

[4] Unten S. 170.

bringen, daß Goethe die Thierwelt demselben Gestaltenwechsel unterworfen ansah wie die Pflanzenwelt: de aber noch in neuester Zeit behauptet wurde, daß Goethe den Standpunkt des Dogmas von der Konstanz der Arten einnahm oder ihn erst gegen Ende seines Lebens verlassen hat, um eine Abänderung der organischen Formen im Sinne der heutigen Wissenschaft anzunehmen, so mögen hier noch einige Aeußerungen unter Anderm aus dem im Jahre 1786 niedergeschriebenen Aufsatze: „Vorträge über die drei ersten Kapitel des Entwurfs einer allgemeinen Einleitung in die vergleichende Anatomie, ausgehend von der Osteologie" Platz finden. „Dies also hätten wir gewonnen, ungescheut behaupten zu dürfen, daß alle vollkommnern organischen Naturen, worunter wir Fische, Amphibien, Vögel, Säugethiere und an der Spitze der letzten den Menschen sehen, alle nach einem Urbilde geformt seien, das nur in seinen sehr beständigen Theilen mehr oder weniger hin und her weicht und sich noch täglich durch Fortpflanzung aus- und umbildet."[1]) Ein Urbild also, das sich durch Fortpflanzung aus- und umbildet, was kann es Anderes sein als eine reelle Urform, die postulirte Stammform! Wie dies als eine neue Bestätigung der oben dargelegten Auffassung des „Typus" dienen kann, so liegt in der nunmehr wol als unzweifelhaft dargethanen Annahme Goethe's einer grenzenlosen Veränderlichkeit der Arten zugleich der apagogische Beweis für eben jene Behauptung.

Die Ueberzeugung von Goethe's entschiedey und im weitesten Sinne descendenztheoretischen Ansichten muß sich steigern, wenn man, jene allgemein gehaltenen Aeußerungen vor der Seele habend, seine Reflexionen über einzelne Thier- und Pflanzengruppen sich vergegenwärtigt. Liest man nun seine Aufsätze über „Die Faulthiere und die Dickhäutigen" und über die „Skelette der Nagethiere", so kann seine wahre Meinung, daß die Arten der einen wie der andern Gruppe durch fortschreitende Transmutation der Stammform in allmählichen Uebergängen aus einander entstanden sind und sich entwickeln, unmöglich zweifelhaft bleiben. In dem ersteren sagt er: „Wir glauben auch an die ewige Mobilität aller Formen in der Erscheinung. Hier kommt jedoch zur Sprache, daß gewisse Gestalten, wenn sie einmal generisirt, spezifizirt, individualisirt sind, sich hartnäckig lange Zeit durch viele Generationen erhalten und sich auch

[1]) Unten S. 261 f.

selbst bei den größten Abweichungen im Hauptsinne gleich bleiben."[1]) Lange Zeit durch viele Generationen, — gewiß, die Vererbung bedingt die relative Stabilität, und je häufiger ein Charakter durch den Generationsakt übertragen wird, desto beständiger muß er werden, aber nicht für ewige Zeiten, nicht durch alle Generationen. In demselben transmutatorischen Sinne ist der ganze Aufsatz gehalten und nicht minder der andere, worin wir lesen: „Ueberdenk' ich nun das Nagergeschlecht . . ., so erkenn' ich, daß es zwar generisch von innen determinirt und festgehalten sei, nach außen aber zügellos sich ergehend, durch Um- und Umgestaltung sich spezifizirend auf das Allervielfachste verändert werde."[2])

Die Frage, welche hier untersucht wird, ist so wichtig, daß wir uns nicht scheuen, noch einige Beweise für Goethe's descendenztheoretischen Standpunkt gleichsam klimaxartig beizubringen. In der herrlichen Abhandlung „Fossiler Stier" erwähnt Goethe eines zu Stuttgart gemachten Fundes von Bruchstücken einer großen Ochsenart neben Fossilien von Mammut und Nashorn; erstere „wurden von Herrn Dr. Jäger gemessen und mit Skeletten jetztzeitiger Thiere verglichen". Den kurzen Bericht über diese Messungen schließt nun Goethe mit den Worten: „Auf allen Fall läßt sich das alte Geschöpf als eine weit verbreitete untergegangene Stammrace betrachten, wovon der gemeine und indische Stier als Abkömmlinge gelten dürften."[3]) Und um endlich auch etwas Aehnliches für die Pflanzenwelt nachzuweisen, sei an eine Mittheilung unseres Dichters in den „Annalen" (1805, Abt. 519) erinnert, daß auf dem Ettersberge bei Weimar eine Buche gefunden worden, „welche sich in Gestalt und sonstigen Eigenschaften offenbar der Eiche nähere". Ein anderes Beispiel ist folgendes. Der Bergingenieur Mahr zu Ilmenau versorgte Goethe's Sammlungen fleißig mit Mineralien, Petrefakten und sonstigen merkwürdigen Naturalien aller Art, und nach dem Empfange einer solchen Sendung antwortet Derselbe am 15. März 1832: „Ich halte es für einen höchst wichtigen Uebergang vom Farrenkraut zum Cactus, durch Anastomose der Zweigblätter."[4])

Der Darwinismus stützt sich unter Anderm auch insofern

[1]) Unten S. 275.
[2]) Unten S. 304.
[3]) Unten S. 240. Diesen Gedanken spricht übrigens Jäger selbst aus. Württembergisches Jahrbuch 1821, S. 161.
[4]) Weimarer Sonntagsblatt. Red. H. Breslau, 1858, Nr. 37.

auf die Erfahrung, als er die Unmöglichkeit der Artenbegrenzung durch irgend welche Merkmale nachweist, da die sogenannten Artcharaktere in einander übergreifen, und er denkt sich daher die organischen Formenreihen nicht sprungweise aus einander hervorgegangen, sondern durch allmähliche Uebergänge, indem er, wo solche fehlen, die Lückenhaftigkeit nicht der Natur — denn „Natura non facit saltum" gilt auch ihm als Regel —, sondern unseren Kenntnissen zuschreibt. Solche Uebergänge lassen sich auch manchmal ziemlich vollständig aufweisen, wie z. B. in der Thierwelt bei der zur Silurzeit in großem Formenreichthum lebenden Gruppe der Spirobranchia oder Brachiopoda, und wie der Stammbaum des Pferdes in wünschenswerther Vollständigkeit sich vom Hipparion durch Anchitherium auf das Palaeotherium medium zurückführen läßt. Genau dies ist, wie sich aus dem Vorstehenden von selbst ergiebt, der Standpunkt Goethe's, den er überdies in einem der von Riemer mitgetheilten „Aphorismen" mit so überraschender Klarheit zeichnet, daß diese Worte hier nicht fehlen dürfen: „Die Natur kann zu Allem, was sie machen will, nur in einer Folge gelangen. Sie macht keine Sprünge. Sie könnte z. E. kein Pferd machen, wenn nicht alle übrigen Thiere vorausgingen, auf denen sie wie auf einer Leiter bis zur Struktur des Pferdes heransteigt. So ist immer Eines um Alles, Alles um Eines willen da, weil ja eben das Eine auch das Alles ist."[1])

Alles hier Vorgetragene wirft ein helles Licht auf eine Aeußerung Goethe's in zwei Briefen an Schiller, welche in ihrer Isolirtheit einigermaßen dunkel erscheint. Er schreibt unter dem 30. Juli 1796: „In meinen Beobachtungen über Pflanzen und Insekten habe ich fortgefahren und bin ganz glücklich darin gewesen. Ich finde, daß, wenn man den Grundsatz der Stetigkeit recht gefaßt hat und sich dessen mit Leichtigkeit zu bedienen weiß, man weder zum Entdecken noch zum Vortrag bei organischen Naturen etwas weiter braucht." Was kann dieser Grundsatz der Stetigkeit Anderes bedeuten als den Begriff von allmählichen Uebergängen, deren rechte Beachtung allein eine wahre und untrügliche Einsicht in den Zusammenhang der organischen Welt gewähren kann! Auf diesem Begriff der Stetigkeit beruht seine gesammte Naturanschauung, und das Zutreffende unserer Deutung jener Briefstelle ergiebt sich noch klarer aus der folgenden vom

[1]) Briefe von und an Goethe ꝛc., S. 311.

10. August 1796: „Ich bin mehr als jemals überzeugt, daß man durch den Begriff der Stetigkeit den organischen Naturen trefflich beikommen kann. Ich bin jetzt daran, mir einen Plan zur Beobachtung aufzusetzen, wodurch ich im Stande sein werde, jede einzelne Bemerkung an ihre Stelle zu setzen, es mag dazwischen fehlen, was will; habe ich das einmal gezwungen, so ist Alles, was jetzt verwirrt, erfreulich und willkommen." Dieser Gedanke ist wahrhaft groß und kühn; er erinnert geradezu an die homologen Reihen der organischen Chemie. Diese kennt viele Reihen von Verbindungen, deren einzelne Glieder, aus denselben Elementen zusammengesetzt, sich quantitativ von jedem vorhergehenden durch ein Plus einer bestimmten Atomgruppe (z. B. CH_2) unterscheiden. Diese Reihen laufen nicht immer kontinuirlich fort, sondern sind zuweilen derart unterbrochen, daß zwei Glieder durch eine größere Anzahl jener Atomgruppe getrennt sind. Allein der Chemiker verzagt darum nicht; wenn er auch die fehlenden Glieder nicht kennt, so ist er doch überzeugt, daß sie existiren und daß es auch gelingen wird, sie darzustellen; er sagt ähnlich wie Goethe: meine bisherige Erfahrung berechtigt mich, an dem Gedanken festzuhalten, daß meine Reihe eine Gesetzmäßigkeit repräsentirt, mag zwischen den einzelnen Gliedern fehlen, was will.

Wenn aber die Entwickelung der Arten aus einander stetig, allmählich und langsam, wie dies im Allgemeinen den Charakter des Naturwirkens ausmacht, vor sich gegangen sein soll, so mußten hierzu Zeiträume erforderlich sein, welche menschliche Fassungskraft in ähnlicher Weise übersteigen wie die Entfernungen der Himmelskörper von einander. Der gegen den Darwinismus erhobene Einwand, daß die Organismenreihen sich in den geschichtlichen Jahrtausenden nicht wesentlich verändert haben, kann durch nichts Anderes abgewehrt werden als durch die Entgegenstellung, daß diese Zeit viel zu kurz ist, um für uns merkliche Veränderungen der Arten hervorzubringen, und dieser Standpunkt hat seinen guten Grund; denn nichts ist unphilosophischer, als dem Wirken der Natur zeitliche Grenzen setzen zu wollen. Dieser Gesichtspunkt der Unbeschränktheit von Zeiträumen, auf dessen Zulässigkeit auch der Darwinismus beruht, wurde zuerst in der Geologie durch Lyell zur Geltung gebracht, und die Geologie ist auch die Wissenschaft, in welcher Goethe Veranlassung hatte, sich in demselben Sinne auszusprechen und so den Gedanken Lyell's zu antizipiren. Hier hatte er sich besonders gegen die

Vulkanisten zu wenden, welche es mit der Erdschöpfung sehr eilig nahmen und sich nicht scheuten, ganze Gebirgsketten auf einmal aus dem feurig-flüssigen Erdinnern emporsteigen zu lassen, — eine „polterhafte Weltschöpfung", wie er es nennt, welche mit seinem ruhigen Naturanschauen und, wie wir nun sagen können, seinem Stetigkeitssinne unverträglich war. Er war vielmehr überzeugt, daß „die Natur, ruhig und langsam wirkend, auch wol Außerordentliches vermag",[1]) er verlangt, daß „man einer freiwirkenden Natur" selbst zu ihren lokalen Umgestaltungen „Jahrtausende Zeit lasse",[2]) und im zweiten Akt des zweiten Theils des „Faust," wo er über den Vulkanismus die Geißel seiner Satire schwingt, erwidert auf die Frage des

Anaxagoras: „Hast Du, o Thales, je in einer Nacht
Solch einen Berg aus Schlamm hervorgebracht?"

der Dichter in der Person des

Thales: „Nie war Natur und ihr lebend'ges Fließen
Auf Tag und Nacht und Stunden angewiesen;
Sie bildet regelnd jegliche Gestalt,
Und selbst im Großen ist es nicht Gewalt."

Ist somit dargethan, daß Goethe den Ursprung der Arten auf deszendenztheoretischem Wege erklärte, durch stetige und langsame Entwickelung aus einander, so bleibt nur noch die Frage zu erörtern, ob er auch den Menschen als ein Glied dieser kontinuirlichen Kette angesehen wissen will oder für ihn etwa eine Ausnahmestellung in Anspruch nimmt. Diese Frage hat eigentlich, und zwar durchaus im Sinne der Konsequenz einer Darwinistischen Weltanschauung bereits früher[3]) ihre Erledigung gefunden; da aber jener „Gipfel der Schöpfung" erst die Krönung des Gebäudes bildet und dasselbe in seiner inneren Einheit erblicken läßt, so dürften noch einige Zeugnisse nicht überflüssig sein. „Die Kenntniß der organischen Naturen überhaupt," sagt Goethe, „die Kenntniß der vollkommneren, welche wir im eigentlichen Sinn Thiere und besonders Säugethiere nennen; der Einblick, wie die allgemeinen Gesetze bei verschieden beschränkten Naturen wirksam sind, die Einsicht zuletzt,

[1]) Unten S. 430.
[2]) Unten S. 518.
[3]) Vgl. oben S. LXIIIf., LXXXf.

wie der Mensch dergestalt gebaut sei, daß er so viele Eigenschaften und Naturen in sich vereinige und dadurch auch schon physisch als eine kleine Welt, als ein Repräsentant der übrigen Thiergattungen existire: — Alles dieses kann nur dann am Deutlichsten und Schönsten eingesehen werden, wenn wir nicht, wie bisher leider nur zu oft geschehen, unsere Betrachtungen von oben herab anstellen und den Menschen im Thiere suchen, sondern wenn wir von unten herauf anfangen und das einfachere Thier im zusammengesetzten Menschen endlich wieder entdecken."[1]) Und wie kann es anders als im Sinne einer wirklichen Stammverwandtschaft des Menschen und der Thiere verstanden werden, wenn Goethe sagt: man bemerkt „an den vierfüßigen Thieren eine Tendenz der hintern Extremitäten, sich über die vordern zu erheben, und wir glauben hierin die Grundlage zum reinen, aufrechten Stande des Menschen zu erblicken"![2]) In eben demselben Gespräche mit Eckermann, in welchem der Dichter sich in so kräftigen Zügen gegen die teleologische Betrachtungsweise der Natur verwahrt, stützt er sich auch auf folgende Begründung: „So hat der Mensch in seinem Schädel zwei unausgefüllte hohle Stellen. Die Frage warum? würde hier nicht weit reichen, wogegen aber die Frage wie? mich belehrt, daß diese Höhlen Reste des thierischen Schädels sind, die sich bei solchen geringeren Organisationen in stärkerm Maße befinden, und die sich beim Menschen, trotz seiner Höhe, noch nicht ganz verloren haben." Hieraus geht nicht nur auf das Unzweideutigste hervor, daß Goethe den Stammbaum des Menschen in das Thierreich versetzte, sondern diese Worte eröffnen uns zugleich einen neuen Einblick in seine durchdringende Naturerkenntniß, indem sie zeigen, daß er ein klares Bewußtsein von der für die Entwickelungsgeschichte der Thiere erst durch den Darwinismus erkannten oder gewürdigten Bedeutung solcher Analogien der Organisation hatte, welche in der einen Thierreihe vollkommener ausgebildet auftritt, in der andern den Charakter des „Rudimentären"[3]) an sich trägt. So tiefe Einsichten bergen oft seine nur beiläufig hingeworfenen Bemerkungen!

---

[1]) Unten S. 359.
[2]) Unten S. 305.
[3]) Diesen Ausdruck wird man hier aus Mangel an einem bessern entschuldigen. „Rohe Stellen", womit ohne Zweifel die Sinus frontales gemeint sind, kann man wol nicht eigentlich „rudimentär" nennen, aber offenbar liegt etwas durchaus Analoges vor.

Wem zu glauben iſt . . . . . II. 170
Wen die Dankbarkeit genirt. . III. 288
Wen Du nicht verläſſeſt. . I. 155
Wen ein guter Geiſt . . . II. 443
Wende die Füßchen . . . II. 146
Wenn am Tag Zenith . III. 167
Wenn auch der Held ſich ſelbſt genug iſt . . . . . III. 279
Wenn auf beſchwerlichen . II. 151
Wenn dem Papa ſein . III. 139
Wenn der Fiſcher . . . III. 43
Wenn der Freund auf . III. 354
Wenn der Jüngling adjurt iſt. II. 356
Wenn Dir der Weizen . III. 407
Wenn der Mond . . . II. 465
Wenn der Pinſel ihm . III. 170
Wenn der uralte . . . I. 164
Wenn die Liebſte . . . II. 425
Wenn die Reben . . . I. 39
Wenn die Zweige . . . II. 400
Wenn Dir's bei uns nun nicht gefällt . . . . . II. 373
Wenn Dir's in Kopf . . II. 261
Wenn Du am breiten . II. 292
WennDu Dich im Spiegel I. 203
Wenn Du Dich ſelber machſt zum Knecht. . II. 260
Wenn Du haſt, das iſt wol ſchön II. 385
Wenn Du laut den Einzelnen ſchilſt . . . . . II. 172
Wenn Du mir ſagſt . . . II. 23
Wenn durch das Volk . I. 215
Wenn ein Freier gegen Dich fehlt II. 330
Wenn ein junger Mann der Frau beſtellt . . . . . II. 323
Wenn ein verſtänd. Koch III. 149
Wenn einem Mädchen . III. 29
Wenn einen würdigen . II. 253
Wenn Einer auch ſich überſchätzt II. 347
Wenn Einer ſchiffet und reiſet. II. 328
Wenn einſt nach überſtandnen Lebensmühn III. 313
WennGottheitKamarupa II. 233
Wenn ich auf d. Markte II. 291
Wenn ich d. Scherz will ernſthaft II. 321
Wenn ich doch ſo ſchön . I. 24
Wenn ich dumm bin. . . . . II. 372
Wenn ich kannte den Weg des Herrn . . . . . II. 357
Wenn ich, liebe Liſi . . I. 51
Wenn ich mal ungeduldig II. 264
Wenn ich nun gleich das weiße Blatt . . . . . I. 214
Wenn Jemand ſich mehl im Kleinen däucht . . . . . II. 322
Wenn Ihr's habt . . . II. 418
Wenn im Unendlichen Daſeyne ſich wiederholend. . . . . II. 394
Wenn, in Wolken und Dünſte verhüllt. . . II. 152
Wenn Kinderblick begierig ſchaut II. 395
Wenn Kranz auf Kranz. II. 434
Wenn man fürs Künftige . . II. 322
Wenn mit jugendlichen. III. 344
Wenn Phöbus Roſſe. . III. 360
Wenn's Jemand ziemt . II. 415
Wenn ſchönes Märchen. III. 308
Wenn ſich der Hals . . . II. 157
Wenn ſich lebendig Silber II. 452
Wenn ſie aus Deinem Lorbe . II. 379
Wenn ſie gleich D. Feſt. III. 352
Wenn über die ernſte. . III. 342
Wenn von dem ſtillen . II. 233
Wenn von Eros erſten . III. 363
Wenn vor dem Glanz . II. 405
Wenn was irgend iſt. . II. 299
Wenn wir Dich, o Vater III. 337
Wenn wird ein greiflich. III. 153
Wenn zu den Reihen. . II. 8
Wer aber recht brauen iſt. . . II. 324
Wer beſcheiden iſt, muß. II. 261
Wer da? Freund Hain . III. 56
Wer das ſeitne Glück . . III. 345
Wer dem Publikum dient . . II. 331
Wer die Körner wollte . II. 441
Wer ganz will ſein eigen ſein . . . . . III. 407
Wer Gott ahnet. . . . . II. 336
Wer Gott vertraut . . . . . II. 315
Wer hat's gewollt . . . II. 447
Wer hätte auf deutſche Blätter. III. 277
Wer in der Dichtergeſchichte lebt. II. 344
Wer iſt das würdigſte Glied. . II. 172
Wer iſt denn d. feurigſte Mann II. 337

Diesen Gedanken von der stetigen Entwickelungsreihe der thierischen Formen, von niederen Organismen bis zum höchsten Wesen, dem Menschen, hat Goethe noch einmal am Abend seines Lebens in ein dichterisches Gewand gekleidet wie ein Vermächtniß niedergelegt im zweiten Theil des „Faust".

Dem in der „Phiole" von Wagner gebrauten Homunculus wird's darin zu eng, und er möchte gern „entstehn". Mit Hilfe des Zaubermantels des Mephistopheles befindet er sich auf griechischem Boden und wendet sich klagend und fragend an Jenen:

Ich schwebe so von Stell' zu Stelle
Und möchte gern im besten Sinn entstehn,
Voll Ungeduld, mein Glas entzwei zu schlagen;
Allein, was ich bisher gesehn,
Hinein da möcht' ich mich nicht wagen.
Nur, um Dir's im Vertrau'n zu sagen,
Zwei Philosophen bin ich auf der Spur;
Ich horchte zu, es hieß: Natur! Natur!
Von Diesen will ich mich nicht trennen,
Sie müssen doch das ird'sche Wesen kennen,
Und ich erfahre wol am Ende,
Wohin ich mich am Allerklügsten wende.

Mephistopheles. — — — — — — — — — —
Willst Du entstehn, entsteh auf eigne Hand!

Homunculus. Ein guter Rath ist auch nicht zu verschmähn.

Letzterer begegnet nun den Philosophen Thales und Anaxagoras und bittet sie:

Laßt mich an Eurer Seite gehn!
Mir selbst gelüstet's, zu entstehn.

In dem Streite der beiden Philosophen, welches von den Elementen, Feuer und Wasser, wol das ursprüngliche, mächtigere sei, und welches dem Homunculus am Meisten Aussicht auf seine Entstehung gewähre, folgt Dieser schließlich der Aufforderung des Thales, der bekanntlich das Wasser als Urgrund aller Dinge erklärte:

— — — — — — — —
Nun fort zum heitern Meeresfeste!
Dort hofft und ehrt man Wundergäste.

Von Nereus, an den sie sich zunächst wenden, werden sie trotz vieler Bitten mit den Worten abgewiesen:

— — — — — — — — — — — — —
Hinweg zu Proteus! Fragt den Wundermann,
Wie man entstehn und sich verwandeln kann!

Obwol Thales zu Proteus nicht viel Vertrauen hegt, so versucht er's dennoch mit ihm, und nach einigen Possen steht dieser „Wundermann" endlich Rede, da er, den von Thales „enthüllten" Homunculus gewahrend, „erstaunt" ausruft:

Ein leuchtend Zwerglein! Niemals noch gesehn!

Thales. Es fragt um Rath und möchte gern entstehn.
Er ist, wie ich von ihm vernommen,
Gar wundersam nur halb zur Welt gekommen.
Ihm fehlt es nicht an geist'gen Eigenschaften,
Doch gar zu sehr am greiflich Tüchtighaften.
Bis jetzt giebt ihm das Glas allein Gewicht,
Doch wär' er gern zunächst verkörperlicht.

Proteus. Du bist ein wahrer Jungfernsohn,
Eh Du sein solltest, bist Du schon!

Thales (leise). Auch scheint es mir von andrer Seite kritisch,
Er ist, mich dünkt, hermaphroditisch.

Proteus. Da muß es desto eher glücken;
So wie er anlangt, wird sich's schicken.
Doch gilt es hier nicht viel besinnen,
Im weiten Meere mußt Du anbeginnen!

Da fängt man erst im Kleinen an
Und freut sich, Kleinste zu verschlingen;
Man wächst so nach und nach heran
Und bildet sich zu höherem Vollbringen.
— — — — — — — — —
— — — — — — — — — —

(Er verwandelt sich.)

Schon ist's gethan!
Da soll es Dir zum Schönsten glücken;
Ich nehme Dich auf meinen Rücken,
Vermähle Dich dem Ocean.

Thales. Sieh nach dem löblichen Verlangen,
Von vorn die Schöpfung anzufangen!
Zu raschem Wirken sei bereit!
Da regst Du Dich nach ew'gen Normen,
Durch tausend, abertausend Formen,
Und bis zum Menschen hast Du Zeit.

Im Vorstehenden darf als erwiesen angesehen werden, daß Goethe die Species nicht als ursprünglich determinirt und festgestellt, bleibend und beständig, sondern vielmehr als fließend, unabläßig sich verändernd, sondernd, scheidend, entwickelnd, umbildend, oder wie sonst seine Bezeichnungen lauten mögen, betrachtet und den Ursprung der Arten eben auf die den Organismen innewohnende ewige Mobilität, Fähigkeit zur Abänderung zurückgeführt hat, wodurch die Verschiedenheiten der Gestalten ins Unendliche möglich werden. Hiernach entsteht nun die Frage, welcher Art die Ursachen sind, die Goethe bei der Umwandlung der organischen Formen als wirksam dachte. Hier kommen in erster Linie die Einflüsse der Außenwelt in Betracht, und deren Bedeutung für das Leben und die Gestaltung der Organismen sind wol jederzeit so gewürdigt worden, daß hier nur deshalb noch besonders darauf hingewiesen wird, weil Darwin eine etwas abweichende Ansicht hierüber hat. Während Dieser den direkten Einfluß der äußeren Lebensbedingungen auf die Abänderung der Organismen als verhältnißmäßig gering, und zwar bei den Thieren geringer als bei den Pflanzen,[1]) als um so größer dagegen den indirekten durch das Medium des leicht afficirbaren Reproduktivsystems ansieht, schreibt Goethe hier wie dort dem Klima, der Ernährungsart und Allem, was damit zusammenhängt, einen mächtigen direkten Einfluß auf die Umgestaltung zu. So sagt er in Bezug auf die Pflanzen: „Hier kommen die Verschiedenheiten des Bodens in Betracht; reichlich genährt durch Feuchte der Thäler, verkümmert durch Trockne der Höhen, geschützt vor Frost und Hitze in jedem Maße oder beiden unausweichbar bloßgestellt, kann das Geschlecht sich zur Art, die Art zur Varietät und diese wieder durch andere Bedingungen ins Unendliche sich verändern."[2]) Aehnliches gilt von den Thieren,[3]) und diese Verhältnisse werden ganz allgemein

[1]) Entstehung der Arten, S. 169 ff.
[2]) Ebenda S. 71.
[3]) Ebenda S. 197.

mit folgenden Worten zusammengefaßt: „Eine innere und ursprüngliche Gemeinschaft aller Organisation liegt zum Grunde; die Verschiedenheit der Gestalten dagegen entspringt aus den nothwendigen Beziehungsverhältnissen zur Außenwelt, und man darf daher eine ursprüngliche, gleichzeitige Verschiedenheit und eine unaufhaltsam fortschreitende Umbildung mit Recht annehmen, um die ebenso konstanten als abweichenden Erscheinungen begreifen zu können.“[1]) Gewissermaßen das Gegenbild hiervon oder eigentlich identisch damit ist die Fähigkeit der Organismen, „in so viele Bedingungen, die über dem Erdkreis auf sie einwirken, sich zu fügen und darnach bilden und umbilden zu können.“[2]) Und dem ganz entsprechend heißt es in einem der so gedankenreichen Sprüche in Prosa: „Das Lebendige hat die Gabe, sich nach den vielfältigsten Bedingungen äußerer Einflüsse zu bequemen, und doch eine gewisse errungene entschiedene Selbstständigkeit nicht aufzugeben.“[3]) Uebrigens wird auch der moderne Terminus „sich anpassen“ für ein ähnliches Verhältniß in einem speziellen Falle von Goethe gebraucht: „Es läßt sich bei verschiedenen Samen bemerken, daß er Blätter zu seinen nächsten Hüllen umbilde, mehr oder weniger sich anpasse....“[4]) Veränderlichkeit und Anpassungsfähigkeit stehen in einer Art von Wechselwirkung zu einander.

„Also bestimmt die Gestalt die Lebensweise des Thieres,
Und die Weise zu leben, sie wirkt auf alle Gestalten
Mächtig zurück“.[5])

Allein die unbegrenzte Veränderlichkeit, „der Bildungstrieb“ müßte ein Chaos von Gestalten hervorbringen — und diesen Einwand hat man ja oft mißverständlicherweise gegen den Darwinismus erhoben —, wenn ihm nicht eine Schranke gesetzt wäre in der „Wechselwirkung der Theile“. Dieses zuerst von Goethe klar ausgesprochene, höchst wichtige Prinzip ist im Wesentlichen dasselbe, welches Darwin „Korrelation des Wachsthums“ nennt, womit er sagen will, „daß die ganze Organisation während ihrer Entwickelung und ihres Wachsthums so unter sich verkettet ist, daß, wenn in irgend einem Theile eine geringe Ab-

[1]) Unten S. 307.
[2]) Unten S. 71.
[3]) Natur. V. Nr. 9–2, Bd. XIX. S. 212.
[4]) Unten S. 40.
[5]) Unten S. 273.

änderung erfolgt und von der natürlichen Zuchtwahl gehäuft wird, auch andere Theile geändert werden müſſen."[1]) nur daß Goethe jenem eine umfaſſendere und tiefer gehende Bedeutung beizulegen ſcheint. Er dringt darauf, die Wechſelwirkung aller Theile eines lebendigen Körpers niemals aus den Augen zu verlieren, da in demſelben alle Theile auf einen Theil hinwirken und jeder auf alle wieder ſeinen Einfluß ausübe.[2]) Goethe geht davon aus, daß die Mannichfaltigkeit der Geſtalt daher entſpringt, daß dieſem oder jenem Theil ein Uebergewicht über die andern zugeſtanden iſt, wie z. B. Hals und Extremitäten auf Koſten des Körpers bei der Giraffe begünſtigt ſind, dahingegen beim Maulwurf das Umgekehrte ſtattfindet,[3]) und er faßt daher das durch die „Wechſelwirkung der Theile" bedingte „Geſetz" dahin zuſammen, „daß keinem Theil etwas zugelegt werden könne, ohne daß einem andern dagegen etwas abgezogen werde". Es iſt dies ein Grundſatz, auf welchen Goethe bei Betrachtung der Thierwelt unabläſſig hinweiſt, nicht minder in Briefen[4]) als in ſeinen Werken; ob man ihm jedoch in der von Goethe ausgeſprochenen Form unbedingt zuſtimmen könne, dürfte fraglich ſein; denn es iſt doch wol nur der Ausdruck einer Summe von Thatſachen, welche eine verhältnißmäßig beſchränkte Gruppe von Erſcheinungen in ſich begreift. Dagegen liegt in folgender bildlichen Ausdrucksweiſe ohne Zweifel ein großer Kern von Wahrheit: „Hier ſind die Schranken der thieriſchen Natur ... Der Bildungstrieb iſt hier in einem zwar beſchränkten, aber doch wohl eingerichteten Reiche zum Beherrſcher geſetzt. Die Rubriken ſeines Etats, in welche ſein Aufwand zu vertheilen iſt, ſind ihm vorgeſchrieben; was er auf jedes wenden will, ſteht ihm bis auf einen gewiſſen Grad frei. Will er der einen mehr zuwenden, ſo iſt er nicht ganz gehindert, allein er iſt genöthigt, an einer andern ſogleich etwas fehlen zu laſſen; und ſo kann die Natur ſich niemals verſchulden, oder wol gar bankrutt werden."[5]) Dieſe bildliche Ausdrucksweiſe zeigt ganz klar Goethe's Meinung über die Abhängigkeit des zu immer neuer Produktion und Transmutation neigenden Bildungstriebes von der Wechſelwirkung der Theile,

[1]) Entſtehung der Arten, S. 181.
[2]) Anders S. 350.
[3]) Anders S. 196.
[4]) Vgl. z. B. Briefwechſel mit Knebel, I. 103.
[5]) Anders S. 196.

die gewissermaßen den Regulator des Bildungstriebes repräsentirt, so daß dieser ..... „vergebens gewaltig ringt“, „Wie er durchbräche den Kreis, Willkür zu schaffen den Formen.“

Die Wechselwirkung der Theile spielt aber gewissermaßen eine Doppelrolle, indem sie eben durch ihre Einschränkung der Veränderlichkeit zugleich zu einem Bildungs- und Umbildungsfaktor wird. „Denn wie die Theile, wenn sie im gesunden und lebendigen Zustand sich alle in einer wechselseitigen unaufhörlichen Wirkung auffassen und die Erhaltung der schon gebildeten Theile nur durch gebildete Theile möglich ist, so muß die Bildung selbst, wie in ihrer Grundbestimmung, so auch in ihren Abweichungen durch einen wechselseitigen Einfluß hervorgebracht und determinirt werden.“[1]) In diesem Prinzip ist übrigens auch Cuvier's Korrelation der Organe enthalten, und die durchdringende Erkenntniß und Verwerthung derselben bildet einen Theil der Größe dieses Mannes, der, auf jene Gesetzmäßigkeit gestützt, das staunenswerthe Ziel erreichte, aus einem Knochen oder einem Zahn Gestalten untergegangener Arten zu rekonstruiren und so die paläontologischen Urkunden lesbar zu machen.

Als ein weiteres Bildungsmoment sieht Goethe den Gebrauch und Nichtgebrauch der Organe an. Dieses Prinzip wurde bekanntlich zuerst von Lamarck zur Begründung seiner Abstammungslehre aufgestellt; allein der Dichter scheint diesen genialen Forscher nicht gekannt zu haben, da er ihn nirgends erwähnt, was auch nicht zu verwundern ist, da Lamarck von seinen zeitgenössischen Landsleuten so wenig verstanden wurde, daß Cuvier, wie Häckel bemerkt, dessen Philosophie zoologique in seinem Berichte über die Fortschritte der Naturwissenschaften nicht einmal erwähnt, obwol die unbedeutendsten Kleinigkeiten darin Aufnahme fanden.[2]) Uebrigens hat Goethe jenes Prinzip nicht entdeckt, sondern nimmt es, da es ihm von anderer Seite dargeboten wird, mit freudiger Anerkennung in seinen Erklärungsapparat auf, worüber uns der Aufsatz „Fossiler Stier“ belehrt. Er reproduzirt darin eine vergleichende Betrachtung des Dr. Körte über den Schädel eines aufgefundenen Skeletts eines Urstiers und den Skelettkopf eines voigtländischen Ochsen, woraus hier nur ein Satz wiedergegeben werden mag: „Zwischen dem Urstier und Ochsen liegen Jahrtausende, und ich denke mir, wie das Jahrtausende hindurch von Geschlecht zu Geschlecht immer stärkere

[1]) Unten S. 264.
[2]) Häckel, Generelle Morphologie, II. 156.

thierische Verlangen, auch nach vorn hin beweun zu sehen, die Lage der Augenhöhlen des Urstierschädels und ihre Form allmählich verändert; wie das Bestreben, leichter, klarer und noch weiter hin zu hören, die Gehörkammern dieser Thierart erweitert und mehr nach innen gewölbt, und wie der mächtige thierische Instinkt, für Wohlsein und Nahrung immer mehr Eindrücke der sinnlichen Welt in sich aufzunehmen, die Stirn allmählich mehr gehoben hat." Goethe findet die „so schönen Betrachtungen" des Dr. Körte seiner eigenen „Ueberzeugung ganz gemäß",[1]) und an dieses Beispiel einer mechanistischen Auffassung des Bildungsganges der Thiere schließen wir sogleich ein anderes, daß nämlich Goethe die Ausbildung des Instinkts durch andauernde Uebung oder Funktion, von Generation zu Generation übertragene und nach dem Prinzipe der Summirung gesteigerte Gewohnheit zu erklären sucht. So sagt er von den Nagethieren: „Da ... die Thätigkeit einer jeden solchen Bestimmung [der Organe] auch ohne Bedürfniß immer fortwährt, so müssen deshalb die Nagethiere, wenn sie gesättigt sind, zu zerstören anfangen, bis endlich diese Tendenz durch den Biber ein Analogon vernünftiger Architektonik hervorbringt."[2]) Daß indessen die Gewohnheit nicht hinreicht, um die Ausbildung des Instinkts zu erklären, hat Darwin über allen Zweifel erhoben.

Ueberblicken wir das über die Bildungs- und Umbildungsfaktoren Gesagte, so könnten wir uns die Abänderung oder Anpassung, den Bildungstrieb auf der einen Seite, die Wechselwirkung der Theile und den Gebrauch und Nichtgebrauch der Organe auf der andern als Komponenten vorstellen, deren Resultirende eine bestimmte Richtung in der Bildung und Umbildung darstellt, von welcher jedoch eine durch den Bildungstrieb hervorgerufene fortwährende Ablenkung stattfinden müßte, wenn nicht eine andere Ursache auf Erhaltung derselben hinwirkte, und diese ist keine andere als die durch die Fortpflanzung bedingte Vererbung. Goethe vergleicht daher sehr treffend den Bildungstrieb, „die Idee der Metamorphose", die an und für sich „ins Formlose führt", mit der „vis centrifuga", welche, vom Mittelpunkte fortstrebend, „sich ins Unendliche verlieren würde, wäre ihr nicht ein Gegengewicht zugegeben", eine auf die Erhaltung der Bahn hinwirkende „vis centripeta", welche Goethe

[1]) Unten S. XCI.
[2]) Philosophie Zoologique etc., Theil XXXIV, „Zur Naturwissenschaft im Allgemeinen".

„den Spezifikationstrieb, das zähe Beharrlichkeitsvermögen dessen, was einmal zur Wirklichkeit gekommen", nennt und die wol als identisch mit der Erblichkeit angesehen werden muß.[1]) Da aber nicht blos fertige Eigenschaften vererbt werden, sondern auch in den Erzeugern unmerkliche Einflüsse der Außenwelt erst bei den Nachkommen in die Erscheinung treten, wodurch diese jenen zwar ähnlich, aber doch nicht gleich werden, so muß die Fortpflanzung selbst als eine umgestaltende, verändernde Macht angesehen werden, und dies sagen auch unseres Dichters bereits früher angeführten Worte aus: „daß alle vollkommnern organischen Naturen, worunter wir Fische, Amphibien, Vögel, Säugethiere und an der Spitze der letzten den Menschen sehen, alle nach einem Urbilde geformt seien, das ... sich noch täglich durch Fortpflanzung aus- und umbildet". Auf weitere Nachweise über die Bedeutung des Gesetzes der Vererbung bei Goethe glauben wir verzichten zu dürfen, wenn wir daran erinnern, mit welch heitrer Anmuth der Meister es auf sich selbst angewandt hat:

„Vom Vater hab' ich die Statur,
Des Lebens ernstes Führen,
Von Mütterchen die Frohnatur
Und Lust zu fabuliren.
Urahnherr war der Schönsten hold,
Das spukt so hin und wieder;
Urahnfrau liebte Schmuck und Gold,
Das zuckt wol durch die Glieder.
Sind nun die Elemente nicht
Aus dem Kompley zu trennen,
Was ist denn an dem ganzen Wicht
Original zu nennen?"

Abänderung oder Anpassung und Vererbung, die beiden großen Agentien, welche die Verschiedenheit der organischen Gestalten bedingen, hat also Goethe aufgestellt, und damit sind wir berechtigt, ihm eine Darwinistische Auffassungsweise der organischen Natur zuzuschreiben, wenn auch nicht, ihn einen Dar-

[1]) Problem und Erwiderung, Theil XXXIV „Zur Naturwissenschaft im Allgemeinen". Diese Auffassung Häckel's gegenüber hatte ich in einem in der „Natur" (1878, Nr. 11 u. 12) erschienenen Aufsatze „Goethe und Darwin", dessen freie Benutzung ich mir hier gestattete, unter der „vis centripeta" die „Wechselwirkung der Theile" verstanden, aber eine erneute Prüfung des Gegenstandes veranlaßt mich, der Auffassung Häckel's beizustimmen.

winiauer zu nennen. Denn unter jener dürfen wir die Grundlage des Darwinismus, die Transmutationslehre oder Descendenztheorie, verstehen; was aber Darwin von diesem Punkte aus über fast alle seine Vorgänger erhebt, ist seine eigenthümliche Begründung der Descendenztheorie, indem er zeigt, daß die natürliche Zuchtwahl im Kampfe ums Dasein die obgenannten Agentien beherrscht und uns erst ein Verständniß ihrer Wirksamkeit eröffnet, weshalb man seine Lehre auch mit Recht als die Selektionstheorie bezeichnet. Wir können nun freilich nicht behaupten, daß Goethe diesen großen Gedanken als einen integrirenden Theil des Systems verarbeitet und dessen ganze Tragweite erkannt hätte; aber ausgesprochen hat er ihn, wenn auch mit anderen Worten, und manche Erscheinungsreihe daraus abgeleitet. Das gilt insbesondere von dem Prinzipe des Kampfes ums Dasein. Letzterer hat im weitesten Sinne zwei Seiten, welche wir als aktive und passive unterscheiden können. Wenn z. B. eine Pflanze zu normaler Entwickelung mehr Feuchtigkeit braucht als die Atmosphäre oder der Boden bietet, so ist dies ein Beispiel der passiven Seite des Kampfes ums Dasein, welche also die Abhängigkeit der mehr oder weniger gedeihlichen Existenz von den umgebenden Naturverhältnissen ausdrückt. Wenn aber unter einer größeren Anzahl benachbarter Pflanzen die einen durch irgend welche offenbare oder verborgene Eigenschaften mehr als andere begünstigt sind, um sich, etwa in Zeiten des Mangels, der von der äußeren Natur dargebotenen Ernährungsmittel leichter und reichlicher bemächtigen zu können, so ist dies ein Bild von der aktiven Seite des Kampfes ums Dasein, eines wirklichen Wettbewerbs der Organismen um die Existenzbedingungen, und in diesem Sinne wird jenes Wort am Häufigsten gebraucht, nachdem durch Darwin die ungleich größere Bedeutung dieser als jener Art des Kampfes ums Dasein für die Transmutation der organischen Wesen klargestellt worden ist. Ganz in diesem Sinne sagt nun Goethe: „Daß eine gewisse uns nicht offenbarte Wechselwirkung von Pflanze zu Pflanze heilsam sowol als schädlich sein könne, ist schon anerkannt. Wer weiß, ob nicht in kalten und warmen Häusern gewisse Pflanzen gerade deshalb nicht gedeihen, weil man ihnen feindselige Nachbarn gab; vielleicht bemächtigen sich die einen zu ihrem Nutzen der heilsamen atmosphärischen Elemente, deren Einfluß ihnen allen gegönnt war.“[1])

[1]) Unten S. 121.

Und noch schärfer und allgemeiner in den Aphorismen über die Natur: „Alles, was entsteht, sucht sich Raum und will Dauer; deswegen verdrängt es ein Anderes vom Platz und verkürzt seine Dauer.“[1]) Hierin liegt offenbar zugleich die Idee, das Erlöschen einer Art als eine Niederlage in diesem Kampfe zu betrachten, und derselbe Gedanke scheint unserm Dichter auch bei folgender Betrachtung vorgeschwebt zu haben. An des Dr. Körte obenerwähnte Vergleichung des Urstiers und einer lebenden Ochsenart schließt Goethe seine eigene. Er findet den bedeutendsten Unterschied in der Richtung der Hörner; in einiger Entfernung von dem Ursprung in den Kernen „krümmen sie sich einwärts und laufen in einer solchen Stellung aus, daß, wenn man auf die Hornkerne sich die Hornschale denkt, die als sechs Zoll länger anzunehmen ist, so würden sie in solcher Richtung wieder bis gegen die Wurzel der Hornkerne gelangen, in welcher Stellung also diese sogenannten Waffen dem Geschöpfe ebenso unnütz werden müssen als die Hauzähne dem Sus Babirussa. ... Wenn wir nun aus dem Vorigen gesehen haben, daß die Natur aus einer gewissen ernsten, wilden Konzentration die Hörner des Urstiers gegen ihn selbst kehrt und ihn dadurch der Waffe gewissermaßen beraubt, deren er in seinem Naturzustande so nöthig hatte, so sahen wir zugleich, daß im gezähmten Zustand ebendiesen Hörnern eine ganz andere Richtung zu Theil wird, indem sie sich zugleich aufwärts und auswärts mit großer Eleganz bewegt. Dieser schon den Kernen eigenthümlichen Anlage fügt sich denn die äußere Hornschale mit gefälliger Nachgiebigkeit und Zierlichkeit. ...“[2]) Ist in diesen Worten nicht der Gedanke enthalten, daß der Urstier eben in Folge der Verkümmerung seiner Hörner, „der Waffe gewissermaßen beraubt, deren er in seinem Naturzustande so nöthig hatte“, untergegangen ist und seinen mit nützlicheren Hörnern begabten Stammverwandten weichen mußte? Wie denn anders sollte Goethe bei seiner Gesammtanschauung der Natur den Untergang früherer Geschlechter erklären, wenn nicht, um Darwin's Terminus beiseite zu lassen, durch deren ungünstige Lage gegenüber den „Beziehungsverhältnissen zur Außenwelt“? Konnte er etwa, wie Cuvier, Umwälzungen zu Hilfe nehmen, um, nach einem Ausdrucke Darwin's, die Welt zu verwüsten,[3]) periodisch sich wieder-

[1]) Sprüche in Prosa, Nr. 981, Bd. XIX. S. 212.
[2]) Unten S. 2-3 ff.
[3]) Entstehung der Arten. S. 95.

Wer ist denn wirklich ein Dichter II. 172
Wer ist der edlere Mann . . . II. 171
Wer ist der glücklichste Mensch. III. 256
Wer ist ein unbrauchbarer Mann II. 367
Wer ist zum Richter bestellt . . III. 255
Wer kommt, wer kauft . III. 25
Wer Lacerten gesehn . . II. 150
Wer Marmor hier . . . II. 414
Wer mit dem Leben spielt . . III. 258
Wer mäht sich wol . . . II. 455
Wer nie sein Brod mit . I. 223
Wer Ohren hat, soll hören . . II. 325
Wer Recht will thun immer. . II. 332
Wer reitet so spät . . . I. 231
Wer sich der Einsamkeit. I. 223
Wer sich nicht nach d. Decke streckt II. 323
Wer sich selbst und Andre III. 206
Wer soll Braut sein . . III. 397
Wer uns am Strengsten kritisirt II. 335
Wer vernimmt mich . . I 172
Wer will denn Alles . . II. 265
Wer will der Menge widerstehn II. 346
Wer wird uns trösten . III. 411
Wer Wissenschaft u. Kunst besitzt III. 274
Wessen mag die Lust reuigen . II. 394
Wie aber kann sich Haus II. 198
Wie Alle Dich verehren III. 408
Wie Alles war in der Welt entzweit . . . . . III. 286
Wie an dem Tag, der . II. 242
Wie auch die Welt sich stellen mag II. 376
Wie auf dem Ufi tosan . . . . III. 253
Wie aus einem Blatt . III. 351
Wie beklag' ich es viel . . . . II. 171
Wie bist Du so ausgestattet . . III. 266
Wie das erbaut war . . II. 219
Wie das Gestirn . . . . . II 351
Wie David königlich . . III. 58
Wie dem hohen Apostel . II. 149
Wie die Nummern des Lotto . III. 235
Wie die Pflanzen zu machen . II. 322
Wie doch, deutsegnender Dichter II. 347
Wie Du mir oft, geliebtes Kind . . . . . I. 181
Wie Einer denkt, ist einerlei . . II. 356
Wie Einer ist, so ist sein Gott II. 368
Wie es dampft und . . III. 330
Wie es Dir nicht im Leben stimmt II. 346
Wie es dinter dem Ruder . . III. 248
Wie es in der Welt so geht . . II. 370
Wie Feld und Au . . . I. 51
Wie fruchtbar ist d. kleinste Kreis II. 395
Wie gerne säh' ich Jeden spazieren II. 348
Wie daß Du an der Welt noch Lust . . . . . II. 362
Wie daß Du's denn so weit gebracht . . . . . III. 273
Wie herrlich leuchtet . . I. 47
Wie Ihr denkt oder denken sollt II. 351
Wie im Auge. . . . . II. 390
Wie im Morgenglanze . I. 163
Wie im Winter die Saat . . . II. 147
Wie ist denn wol ein Theaterbau II. 379
Wie ist Dir's doch so bald zur Ehr' und Schmach . . . II. 349
Wie ist heut mir doch. . III. 110
Wie Kirschen und Beeren. . . II. 335
Wie kommt's, daß Du so traurig bist. . . . . I. 56
Wie konnte Der denn Das . . II. 338
Wie lange harren wir . II. 408
Wie mag ich gern und lache . II. 361
Wie man die Kerzlige verlebt . II. 392
Wie man Geld und Zeit II. 135
Wie man nur so leben . II. 273
Wie Mancher auf der Geige . II. 384
Wie mancher Müßiggar . . . III. 270
Wie mir Dein Buch . . . III. 309
Wie nimmt ein leidenschaftlich Stammeln . I. 13
Wie reist doch das die Leute. . II. 379
Wie's aber in der Welt zugeht. III. 268
Wie schön und wie. . . III. 72
Wie sich am Meere. . . II. 220
Wie sie klingeln, die . . II. 139
Wie sind die Bücher doch beflissen III. 258
Wie sitzt mir d. Mädchen I. 205
Wie so bunt der Kram . I. 99
Wie soll ich meine Kinder . . II. 390
Wie sollen wir denn da gesunden II. 379
Wie verübret die Natur . . . II. 171
Wie viel Aepfel . . . . II. 160
Wie, von der künstlichen II. 145
Wie? Lügen? und Wie? . . . II. 315
Wie weißt Du Dich denn so zu fassen . . . . . II. 352
Wie weit soll das noch gehn . II. 353
Wie wir Dich in unserr. III. 326
Wie wir einst so glücklich II. 15

holende, gewaltsame Erdkatastrophen statuiren, deren jede eine Schöpfungsreihe unter ihren Trümmern begräbt, um auf ihnen eine neue Reihe organischer Wesen sich erheben zu lassen? Nun, wir sahen bereits, wie groß Goethe's Abneigung gegen gewaltsame Erklärungsweisen war; „jedes Gewaltsame, Sprunghafte", sagt er in einer Unterhaltung mit Eckermann, „ist mir in der Seele zuwider, denn es ist nicht naturgemäß."[1]) Naturgemäß ist vielmehr ein Wirken nach dem Grundsatz der Stetigkeit, an den wir hier abermals erinnert werden, und wir dürfen behaupten, daß, wenn man von Absurditäten absieht, der Protest gegen gewaltsame Erdrevolutionen überhaupt und damit gegen die damals herrschende Hypothese Cuvier's für Goethe eine logische Nöthigung zur Annahme der stetigen Entwickelung der Arten aus einander war. Denn es wäre zwar möglich, daß die Arten der Gegenwart von Anbeginn des organischen Lebens auf Erden existirt hätten; da aber nach den paläontologischen Urkunden, welche Goethe kannte und ihrem wahren Werthe nach schätzte, nicht nur zahllose Geschlechter früherer Perioden längst ausgestorben sind, sondern es auch so gut wie gewiß ist, daß heute existirende Arten damals nicht lebten, da Derselbe unter anderm Aehnlichen ausruft: „Haben wir doch von organischen Geschöpfen, die sich in lebendiger Fortpflanzung nicht verewigen konnten, die entschiedensten Reste",[2]) so ist es nur eine logische Schlußfolgerung, daß die jetzt lebenden Arten jenen stammverwandt sind.

Das Prinzip der natürlichen Zuchtwahl ist auch deshalb für uns so überzeugungskräftig, weil es uns den Grund der Zweckmäßigkeit der organischen Wesen aufdeckt; denn eben dies bedeutet ja der tiefe Sinn der unbewußten Auslese der Natur, daß sich das dem Organismus Nützliche, Zweckmäßige erhält und steigert, das Unnütze, Unzweckmäßige verkümmert und zu Grunde geht. Goethe fühlte von seinem antiteleologischen Standpunkte aus wohl, daß hier ein höchst wichtiger Punkt sei, welcher einer wissenschaftlichen Erklärung bedarf, wenn jener überhaupt gerechtfertigt sein soll, und bringt der Dichter auch nicht bis zur Klarheit des großen Gedankens Darwin's, so deutet er doch in unmittelbarem Anschluß an seine Abweisung der Teleologie auf die Lösung des Problems mit den Worten hin: „Fragt man

[1]) Gespräche ꝛc., III. 61.
[2]) Ueber S. 110.

aber nach den Anlässen, wodurch eine so mannichfaltige Bestimmbarkeit zum Vorschein komme, so antworten wir vorerst: Das Thier wird durch Umstände zu Umständen gebildet; daher seine innere Vollkommenheit und seine Zweckmäßigkeit nach außen."[1]) Das hindert aber freilich nicht, daß zuweilen „Theile nach außen zu unnütz erscheinen können, weil der innere Zusammenhang der thierischen Natur sie so gestaltete, ohne sich um die äußeren Verhältnisse zu bekümmern";[2]) — eine Bemerkung, die durchaus im Sinne Darwin's ist, der sein Prinzip der „Korrelation des Wachsthums" unter Anderm auch damit illustrirt, daß Katzen mit blauen Augen taub sind, was man gewiß nicht als zweckmäßig ansehn kann. Unter dem „inneren Zusammenhang der thierischen Natur" ist aber eben jenes Prinzip oder die „Wechselwirkung der Theile" zu verstehen.

Fassen wir das Resultat unserer Untersuchung zusammen, so können wir Goethe's descendenztheoretische oder Darwinistische Lehrmeinungen mehr oder weniger mit seinen eigenen Worten wol folgendermaßen kurz aussprechen:

Die unter dem Einflusse der Außenwelt aus der den Organismen immanenten Anlage zur Veränderung hervorgehenden Abweichungen der ursprünglichen Gestalt oder ihre Anpassungen an die Existenzbedingungen werden kraft der Wechselwirkung der Theile bald nach dieser bald nach jener Seite hin entschiedener ausgeprägt, durch den Gebrauch oder Nichtgebrauch der Organe bald erweitert bald vermindert oder verkümmert, so daß unter dem Zusammenwirken aller dieser Faktoren einzelne Theile zweckmäßig, andere unnütz erscheinen können. Zugleich findet der „zur Veränderung der Gestalten ins Unendliche" neigende „Bildungstrieb" eine Schranke in der Wechselwirkung der Theile, und aus dem gegenseitigen Ringen dieser Gestaltungskräfte, in welchem bei der Unbegrenztheit der möglichen Veränderungen bald die eine bald die andere ein Uebergewicht behält, geht allmählich unter Mitwirkung der Fortpflanzung und Vererbung und unter dem Einflusse der Konkurrenz der Organismen eine Scheidung, Sonderung derselben hervor, treten die Differenzen immer deutlicher zu Tage, nach welchen wir Species, Gattungen, Familien u. s. w. unterscheiden. Die hierdurch in eine bestimmte Richtung gelenkte

[1]) Unten S. 196.
[2]) Unten S. 195.

Bildung wird während langer Zeiträume durch **Vererbung** erhalten und eingeschränkt.

Nach dieser Deduktion sei es schließlich in Anbetracht der Wichtigkeit des Gegenstandes gestattet, noch einige mehr indirekte Argumente für Goethe's Darwinistische Auffassungsweise der organischen Natur zu erbringen, und zwar aus der Zustimmung, welche er ähnlichen oder gleichen Ansichten zollte.

Es ist bekannt, welch innigen Antheil Goethe an Herder's „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit" gerade von naturwissenschaftlicher Seite nahm; ja, er sagte einmal, im ersten Bande seien viele Ideen, die ihm gehören, besonders im Anfange.[1]) In der That lassen sich viele Sätze aus diesen und Goethe's freilich später verfaßten naturwissenschaftlichen Aufsätzen zusammenstellen, welche nur wenig von einander abweichen. Nun lehrt Herder bekanntlich im ersten Theil nicht nur die **Einheit der Organisation**, sondern auch eine Steigerung derselben, eine **Vervollkommnung der Gattungen**,[2]) wenn er auch dem Menschen zuweilen eine etwas exceptionelle Stellung zu vindiciren scheint.[3]) Goethe mußte freilich am Besten wissen, wie es gemeint sei, wenn er der Mittheilung seiner Entdeckung des Zwischenknochens an Herder hinzufügt: „Ich habe mir's auch in Verbindung mit Deinem Ganzen gedacht, wie schön es da wird."[4]) Vielleicht läßt sich Herder's Meinung im Punkte des Zusammenhangs der gesammten Thierwelt mehr herausfühlen, als sie klar und bestimmt ausgesprochen ist, und hierfür ist nichts belehrender als die Art, wie mancher naive Kopf Herder's Gedankengang auffaßt, indem er sich zugleich gegen dessen Konsequenzen sträubt. So schreibt der Volksdichter Matthias Claudius, der „Wandsbecker Bote", nachdem er Herder's „Beleseneheit und ingenium" gerühmt, mit Bezug auf den ersten Theil der Ideen: „Der Stufengang von Thier zu Thier kann und muß durchaus nicht wahr sein, vollends der von Thier zu Mensch, der auf eine ganz andre Art in der Kette steht. Es giebt allerdings einen Gang zur Veredlung, die aber ist keine Sache der specierum und generum, sondern der ein-

[1]) Johannes Falk, Goethe aus näherm persönlichen Umgange dargestellt. 3. Aufl., S. 32.
[2]) Theil I. Buch 9, Buch 3. Cap. I (Th. IX. S. 104 der Hempel'schen Herder-Ausg.).
[3]) Vgl. beispielsweise Th. I. Buch 3. Cap. VI (daselbst S. 128 f.).
[4]) Aus Herder's Nachlaß, I. S. 75.

zelnen individuorum ꝛc., wie Ihr mit Mehrerm lesen sollt, wenn mich die Noth zwingt, Euch einen neuen Theil vorzureiten."[1]) Goethe selbst erblickte in dem ersten Theile der „Ideen" unzweifelhaft eine Darlegung der Entwicklungstheorie, wenn er derselben und seines darauf bezüglichen Gedankenaustausches mit dem Freunde in folgenden Worten gedenkt: „Unser tägliches Gespräch beschäftigte sich mit den Uranfängen der Wasser-Erde und der darauf von Alters her sich entwickelnden organischen Geschöpfe. Der Uranfang und dessen unabläßiges Fortbilden ward immer besprochen und unser wissenschaftlicher Besitz durch wechselseitiges Mittheilen und Bekämpfen täglich geläutert und bereichert."[2]) Indessen wollen wir, wie gesagt, keinen großen Werth legen auf das, was Herder wirklich gesagt, sondern darauf, wie Goethe es ersichtlich aufgefaßt hat. Denn wir können in der That nicht finden, daß Herder den Gedanken von der Umwandlung der Arten im Darwinistischen Sinne mit Bestimmtheit ausgesprochen hat; der Zusammenhang läßt nicht erkennen, ob Herder, wenn er beispielsweise sagt, „daß bei aller Verschiedenheit der lebendigen Erdwesen überall eine gewisse Einförmigkeit des Baues und gleichsam eine Hauptform zu herrschen scheine", oder „daß die Natur bei der unendlichen Varietät, die sie liebt, alle Lebendigen unsrer Erde nach einem Hauptplasma der Organisation gebildet zu haben scheine",[3]) an eine wirkliche Abstammung der Arten von einander gedacht habe.

Dagegen ist Goethe's Zustimmung eine ganz direkte zu den unzweideutig ausgesprochenen Ansichten von Pander und d'Alton über die Transmutation der Arten. Den oben (S. LXXXI) citirten Worten Goethe's: „Wir glauben auch an die ewige Mobilität aller Formen in der Erscheinung", gehen folgende voran: „Was die Einleitungen [nämlich in die Abhandlung über „das Riesen-Faulthier" und „die Skelette der Pachydermata" von Pander und d'Alton] betrifft, sind wir mit dem Verfasser vollkommen einstimmig und thun zugleich höchlich verpflichtet, daß er uns nicht allein in langgehegten und längst anerkannten Grundsätzen bestärkt, sondern auch zugleich Wege führt, die wir selbst zu betreten nicht unternehmen konnten, auf Pfade hindeutet, worauf noch das

[1]) Aus Herder's Nachlaß, I. S. 407.
[2]) Unten S. 13.
[3]) Herder's „Ideen", Theil I. Buch 2. Cap. IV (a. a. O. S. 94).

Allerbeste zu hoffen ist." In diesen „Einleitungen" ist nun die Umwandlung der Arten mit einer Klarheit und Bestimmtheit behauptet, welche nichts zu wünschen übrig läßt, wovon man sich aus folgenden Sätzen überzeugen mag.

Nachdem die Verfasser bemerkt haben, daß bis dahin fast ausschließlich die Geologie sich der fossilen organischen Reste bemächtigt habe, fahren sie fort: „Wenn daher diese Thierreste, die in der Geologie nur als Zeugen auftreten, bisher der Zoologie und vergleichenden Anatomie, der sie eigentlich angehören, nicht gleichen Vortheil brachten, so ist dies allein der angenommenen Meinung zuzuschreiben, nach der die lebende Thierwelt als eine neue Schöpfung betrachtet wird, womit man jede Verschiedenheit der Gestalt zu erklären, oder vielmehr unerklärt zu lassen, bequem fand.

„Durch die Bereicherungen, welche die Physiologie und vergleichende Anatomie in der letztern Zeit sich gegenseitig erwarben, ist die Lehre einer Metamorphose, wie solche Goethe bewunderungswürdig in den Pflanzen gezeigt, auch in den Thieren nicht mehr als eine bloße sinnreiche Idee anzusehen. . . . Nach einfachen und ausreichenden Folgerungen waren die Bedingungen einer Thierschöpfung nur einmal vorhanden, und die Fortdauer der Thiere muß in ununterbrochener Folge gedacht werden. . . . Nur die äußere Form der Erscheinungen des Lebens ist einem späten Wechsel unterworfen. . . . Eine verschiedene Zeitperiode des Entstehens der Thiere kann daher nur der Form nach gedacht werden. . . . .

„Selbst die Verschiedenheit der Bildung in den fossilen Knochen in Vergleich mit denen der noch lebenden Thiere, die nach allgemeinen Beobachtungen in dem Grade größer ist, als das relative Alter der Gebirgsformation, in der sich solche finden, höher steigt (indem nur in den jüngsten Erdschichten Thierreste gefunden werden, die den gegenwärtigen gleichen), zeugt für die Annahme einer ununterbrochenen Folge der Abstammung wie für die fortlaufende Verwandlung der Thiere nach den verschiedenen äußern Verhältnissen. Die Bemerkung, daß sich die Thiere in dem letzten Jahrtausende in spezifischer Gleichheit fortgepflanzt haben, widerlegt die Meinung einer allmählichen Metamorphose keineswegs, da solche hier nur als ein Beweis anzusehen ist, daß sich während dieser Zeit keine bedeutende Veränderung in den äußern Bedingungen der Entwicklung ergeben hat, wenn nicht anzunehmen ist, daß alle

Formen des Lebens sich jetzt, in Vergleich der Urzeit, nur langsamer entwickeln. . . . Nur in Beziehung einer ununterbrochenen Folge der Abstammung sind die fossilen Thierreste der vergleichenden Anatomie von besonderer Wichtigkeit, da sie als Dokumente früherer Entwicklungsstufen die allmähliche Verwandelung der Thiere erweisen. Wir wollen es dem Scharfsinn Anderer überlassen, nach andern Ansichten Welten aus ihnen zu konstruiren, mit denen wir in keiner Beziehung stehen; man erlaube uns dagegen den Versuch, das Thierreich als ein zusammenhängendes Ganze darzustellen."

Von noch größerer Bedeutung, ja, wir dürfen sagen, unwiderleglicher Beweiskraft für Goethe's Darwinistische Naturauffassung ist eine im ersten Augenblicke freilich nicht ganz offenbare Bezugnahme auf eine Stelle in Kant's Kritik der Urtheilskraft, welcher der Dichter eine höchst frohe Lebensepoche schuldig geworden zu sein gesteht,[1]) und worin der Philosoph die Descendenzlehre, ohne alle Rücksicht auf Zwecke, wenigstens als zulässige Hypothese hinstellt. Er sagt: „Es ist rühmlich, vermittelst einer komparativen Anatomie die große Schöpfung organisirter Naturen durchzugehen, um zu sehen, ob sich daran nicht etwas einem System Aehnliches, und zwar dem Erzeugungsprinzip nach, vorfinde, ohne daß wir nöthig haben, beim bloßen Beurtheilungsprinzip, welches für die Einsicht ihrer Erzeugung keinen Aufschluß giebt, stehen zu bleiben und muthlos allen Anspruch auf Natureinsicht in diesem Felde aufzugeben. Die Uebereinkunft so vieler Thiergattungen in einem gewissen gemeinsamen Schema, das nicht allein in ihrem Knochenbau, sondern auch in der Anordnung der übrigen Theile zum Grunde zu liegen scheint, wo bewunderungswürdige Einfalt des Grundrisses durch Verkürzung einer und Verlängerung anderer, durch Einwickelung dieser und Auswickelung jener Theile eine so große Mannichfaltigkeit von Species hat hervorbringen können, läßt einen obgleich schwachen Strahl von Hoffnung in das Gemüth fallen, daß hier wol etwas mit dem Prinzip des Mechanismus der Natur, ohne welches es überhaupt keine Naturwissenschaft geben kann, auszurichten sein möchte. Diese Analogie der Formen, sofern sie bei aller Verschiedenheit einem gemeinschaftlichen Urbilde gemäß erzeugt zu sein

[1]) Einwirkung der neuern Philosophie, Bd. XXXIV, „Zur Naturwissenschaft im Allgemeinen".

ſcheinen, verſtärkt die Vermuthung einer wirklichen Verwandtſchaft derſelben in der Erzeugung von einer gemeinſchaftlichen Urmutter, durch die ſtufenartige Annäherung einer Thiergattung zur andern, von derjenigen an, in welcher das Prinzip der Zwecke am Meiſten bewährt zu ſein ſcheint, nämlich dem Menſchen, bis zum Polyp, von dieſem ſogar bis zu Moosen und Flechten, und endlich zu der niedrigſten uns merklichen Stufe der Natur, zur rohen Materie, aus welcher und ihren Kräften nach mechaniſchen Geſetzen (gleich denen, wonach ſie in Kryſtallerzeugungen wirkt) die ganze Technik der Natur, die uns in organiſirten Weſen ſo unbegreiflich iſt, daß wir uns dazu ein anderes Prinzip zu denken genöthigt glauben, abzuſtammen ſcheint."[1]) Goethe erwähnt nun zwar dieſer Stelle mit keinem direkten Worte, ſondern eine frühere, worin ein intuitiver (urbildlicher) Verſtand (intellectus archetypus) im Gegenſatz zu dem diskurſiven des Menſchen (intellectus ectypus) als denkbar geſetzt wird, welcher der teleologiſchen Betrachtungsweiſe auch als eines regulativen Prinzips entrathen könnte;[2]) aber nachdem der Dichter hieran die Bemerkung geknüpft hat, „daß wir uns durch das Anſchauen einer immer ſchaffenden Natur zur geiſtigen Theilnahme an ihren Produktionen würdig machen", womit er anzudeuten ſcheint, daß jener intuitive Verſtand nicht blos möglich, ſondern der menſchliche Intellekt ſelbſt dieſen Charakter in gewiſſem Grade an ſich trägt (archetypiſch iſt), fährt er fort: „Hatte ich doch erſt unbewußt und aus innerem Trieb auf jenes Urbildliche, Typiſche raſtlos gedrungen, war es mir ſogar geglückt, eine naturgemäße Darſtellung aufzubauen, ſo konnte mich nunmehr nichts weiter verhindern, das Abenteuer der Vernunft, wie es der Alte vom Königsberge ſelbſt nennt, muthig zu beſtehen."[3])

Was aber nennt der Alte vom Königsberge Abenteuer der Vernunft? Nichts Anderes als die ſo eben gehörte Hypotheſe, ſo er nennt ſie ein gewagtes Abenteuer der Vernunft, und dieſes will der Dichter nun muthig beſtehen.

Die Geſchichte der Wiſſenſchaften lehrt, daß neue große Gedanken nur ſelten unmittelbare Anerkennung finden; denn nicht jede Zeit iſt reif, ihre hervorragenden Männer zu verſtehen. Ein

[1]) A. a. O. S. 299 f. der Ausg. v. Kirchmann.
[2]) Daſelbſt, § 77, S. 287 f.
[3]) Anſchauende Urtheilskraft, Zu. XXXIV, „Zur Naturwiſſenſchaft im Allgemeinen".

bahnbrechender Geist, wie er auch mit seiner Zeit verwachsen sein mag, steht dennoch zugleich über ihr, und nicht immer dringt das von ihm ausstrahlende Licht alsbald in weitere Kreise. Ein solcher Geist war Goethe auch im Reiche der Naturwissenschaft, und er blieb von jenem Geschicke nicht verschont. Aber da ihm ein langes Leben gegönnt war, so ward ihm die Befriedigung, daß er kein laudator temporis acti zu werden brauchte, er hatte vielmehr gerade im Alter die Genugthuung, Jünglinge auf seinen Weg gelangen zu sehen, und aller Orten drückt er innige Freude und Dankbarkeit aus, daß der von ihm auf dem Boden der Wissenschaft ausgestreute Same sich entwickele und Blüthen treibe, und preist es als ein großes Glück, wenn man bei zunehmenden Jahren sich über den Wechsel der Zeitgesinnung nicht zu beklagen hat.[1]) Als ihm Carus sein „Lehrbuch der vergleichenden Anatomie" sandte, erwidert Goethe am 23. März 1818: „Ich nehme nun mit desto mehr Zuversicht meine alten Papiere vor, da ich sehe, daß Alles, was ich in meiner stillen Forschergratte für recht und wahr hielt, ohne mein Zuthun nunmehr ans Tageslicht gelangt. Das Alter kann kein größeres Glück empfinden, als daß es sich in die Jugend hineingewachsen fühlt und mit ihr nun fortwächst. Die Jahre meines Lebens, die ich, der Naturwissenschaft ergeben, einsam zubringen mußte, weil ich mit dem Augenblick in Widerwärtigkeit stand, kommen mir nun höchlich zu Gute, da ich mich jetzt mit der Gegenwart in Einstimmung fühle, auf einer Altersstufe, wo man sonst nur die vergangene Zeit zu loben pflegt." Und als derselbe Forscher dem Dichter das lange erwartete Werk über die Ur-Theile des Schalen- und Knochengerüsts zusandte, schrieb dieser ihm unter dem 8. Juni 1828 und gleichlautend an den Grafen Sternberg: „Ein alter Schiffer, der sein ganzes Leben auf dem Ocean der Natur mit Hin- und Wiederfahren von Insel zu Insel zugebracht, die seltsamsten Wundergestalten in allen drei Elementen beobachtet und ihre geheim-gemeinsame Bildungsgesetze geahnet hat, aber, auf sein nothwendigstes Ruder-, Segel- und Steuergeschäft aufmerksam, sich den anlockenden Betrachtungen nicht widmen konnte, der erfährt und schaut nun zuletzt, daß der unermeßliche Abgrund durchforscht, die aus dem Einfachsten ins Unendliche vermannichfaltigten Gestalten in ihren Bezügen ans Tageslicht gehoben und ein so großes und unglaubliches Geschäft wirklich gethan sei.

[1]) Unten S. 98.

Wie sehr findet er Ursache, verwundernd sich zu erfreuen, daß seine Sehnsucht verwirklicht und sein Hoffen über allen Wunsch erfüllt worden!“ [2]) Aber ein noch größerer Triumph stand ihm bevor, als er in Geoffroy St. Hilaire einen Vorkämpfer seiner Abstammungslehre erblicken durfte, zu welcher in der ihr von Darwin gegebenen Vollendung heute die besten Köpfe sich bekennen. Ob indeß die Wissenschaft Goethe's Bedeutung in ihrem ganzen Umfange würdigt? Was sie den auf ihrem Boden erwachsenen Männern fast verschwenderisch spendet, das hat sie dem Dichter dennoch vorenthalten. Nicht nur, daß mehrfache Versuche, seinen Namen in der Botanik und Osteologie durch Bezeichnung einer Pflanze und eines Knöchleins zu verewigen, erfolglos geblieben sind, so findet man in manchem berühmten und umfassenden Lehrbuche der Anatomie nicht einmal seinen Namen erwähnt. Aber gleichviel — die Gerechtigkeit der Geschichte ist darüber erhaben, und nicht blos der Dichter, sondern auch der Naturforscher Goethe durfte in der Person des Faust über sich selbst verkünden:

„Es kann die Spur von meinen Erdetagen
Nicht in Aeonen untergehn!“

[2]) Goethe. Zu dessen näherem Verständniß, von C. G. Carus, S. 5 u. 38; Goethe's Briefwechsel mit Sternberg, S. 198.

Die botanischen Schriften.

Die Liebhaberei zum Pflanzen war einer der Wege, welche Goethe sehr bald vom bloßen Anschauen und der Sinnesfreude an dem bunten Gewühl der lieblichen Kinder der Flora zum wissenschaftlichen Studium der Pflanzen führten, und die er selbst in der „Geschichte meines botanischen Studiums“ mit solcher Anmuth und dem ihm eigenen offenen Sinne für das naheliegende Wirkliche geschildert hat, daß August de St. Hilaire in seinem der französischen Akademie erstatteten Bericht über den botanischen Theil der von Martius übersetzten naturwissenschaftlichen Werke Goethe's mit Recht sagt: „Ce morceau a presque le charme des Confessions de Rousseau, et il est toujours plus pur et plus instructif.“[1]) Goethe gedenkt zwar jener Liebhaberei, welcher er sich in seinem Garten am Stern hingab, in dem geschichtlichen Aufsatze nicht; allein darin hat er den Gang seiner botanischen Studien wol „historisch treu“, aber doch „nicht in aller Ausführlichkeit ernsten Forschern dargelegt“,[2]) so daß wir dies ergänzend hinzuzufügen berechtigt sind, und die heiteren Bemühungen des Dichters, selbstschöpferisch seinen Garten zu schmücken, womit er zuweilen fast ganze Tage hinbrachte,[3]) als den ersten Schritt in das ernste Reich der botanischen Wissenschaft ansehen dürfen. „Zeichnen ist außerm Pflanzen itzt sein Lieblingsgeschäft“, schreibt Wieland[4]) über den Freund an Merck am 4. April 1777, und schon im folgenden Jahre unter-

[1]) Comptes rendus des seances de l'Academie des sciences. Paris 1838. Tom II. p. 484.
[2]) Unten S. 75.
[3]) Kal. Vor hundert Jahren. Goethe's Tagebuch, S. 107.
[4]) Briefe an und von Merck. S. 90. Vgl. auch Goethe's Unterhaltungen mit dem Kanzler von Müller, S. 83.

Wie wir selbst uns Räthsel III. 96
Wie wollten die Fischer . . . II. 333
Wieland zeigt sich nur selten . III. 236
Wilde Stürme . . . . III. 168
Will der Feder zartes . . III. 170
Will Einer in d. Wüste predigen II. 328
Will Einer sich gewöhnen . . II. 283
Will ich Euch aber Pedanten . II. 356
Will in Albion's . . . . III. 307
Will Licht einem Körper . . . II. 317
Will sich's wol ziemen . II. 450
Will Begeistung Dir nicht gerathen II. 324
Willst Dich nicht gern vom Alten II. 369
Willst Du das Gute thun . . II. 329
Willst Du der getreue . II. 260
Willst Du Dich als Dichter . . II. 360
Willst Du Dich am Ganzen . II. 315
Willst Du Dich Deines Werthes II. 326
Willst Du die Blüthe . III. 124
Willst Du die Noth des Hofes . . . . . III. 407
Willst Du Dir aber das Beste . II. 322
Willst Du Dir ein hübsch (gut) Leben II. 261 u. III. 207
Willst Du Großes . . . III. 170
Willst Du immer weiter I. 44
Willst Du in Deutschland wirken III. 255
Willst Du ins Unendliche schreiten II. 315
Willst Du, mein Sohn, frei bleiben II. 171
Willst Du mich segleich verlassen . . . . . III. 99
Willst Du mit mir hausen . . II. 329
Willst Du mit reinem Gefühl . . . . . II. 152
Willst Du nichts Unnützes kaufen II. 328
Willst Du schon zierlich erscheinen II. 174
Willst Du uns denn nicht auch was gönnen. . . . . II. 370
Willst Du, was doch Genesene II. 353
Willst Du Weihrauchs Geruch II. 374
Willst lustig leben. . . . . II. 321
Wir haben Dir Klatsch . . . III. 263
Wir hören's oft . . . . III. XIX
Wir litten schon durch . III. 306
Wir ordnen uns immerfort . . II. 374
Wir reiten in die Kreuz' II. 288
Wir sind vielleicht zu antik . . II. 350
Wir singen und sagen . I. 240
Wir sollten denn doch . III. 294
Wir streben nach dem Absoluten . . . . . II. 270
Wir wandern ferner . . II. 219
Wir werden nun recht gut geführt . . . . III. 314
Wird der Poet nur gehoren . . III. 252
Wird nicht ein kindisches III. 153
Wird nur erst der Himmel II. 313
Wird uns eine rechte Qual . . II. 328
Wirst Du Deinesgleichen kennen II. 317
Wirst Du die frommen Wahrheits-Worte . . . . . II. 377
Wirst Du die Krämerwage . . II. 329
Wirst Du in d. Spiegel III. 354
Wirst nicht bei jedem Wanderschritt . . . . . III. 271
Wisst Ihr, wie auch der Kleine was ist . . . . . II. 171
Wisst Ihr, wie ich gewiß II. 148
Wo Anmaßung mit wohlgefällt II. 329
Wo bist Du itzt . . . . III. 16
Wo die Rose hier blüht. II. 6
Wo, Du Reuter . . . III. 394
Wo Jahr um Jahr . . II. 441
Wo ist der Lehrer . . . . . II. 335
Wo ist Einer, der sich . II. 267
Wo Parteien entstehen . . . . II. 171
Wo recht viel Widersprüche schwirren . . . . . II. 349
Wo willst Du klares . . I. 248
Woher der Freund . . . I. 250
Wohin Du trittst . . . II. 402
Wohin er auch die Blicke II. 429
Wohin willst Du Dich wenden II. 378
Wohin wir bei unsern Gedresten II. 373
Wohin? wohin . . . . I. 246
Wohl, wer auf rechter Spur . . II. 364
Wohlerleuchtet . . . . II. 419
Wol famst Du durch . . . . III. 272
Wol unglücklich ist der Mann II. 325
Wollen die Menschen Bestien . II. 329
Wollt' es Euch etwa nicht behagen . . . . . III. 11
Wollt', ich lebte . . . . III. 300
Wollte Ihr in Leipzig's Gauen III. 230
Wonniglich ist's, die . . II. 154
Worauf Alles ankommt . . . II. 338
Wort und Bilder . . . III. 174

wirft der Dichter die Gebilde, welche ihn bis dahin wol nur durch ihren Duft, ihre Farbe und Gestalt erfreut hatten, wissenschaftlicher Untersuchung. Am 31. Oktober des genannten Jahres bittet er Frau v. Stein, ihm Moose von allen Sorten suchen zu lassen und womöglich mit den Wurzeln und feucht zu erhalten, daß sie sich wieder fortpflanzen; denn die wunderbare Mannichfaltigkeit der Moose war es, welche ihn zuerst bei seinen Streifereien durch den Thüringer Wald fesselte.[1])

In den nächstfolgenden Jahren behaupteten unter den naturwissenschaftlichen Studien die Geologie und Anatomie den vorzüglichsten Platz. Wohl liest er botanische Schriften heiteren und ernsten Charakters, so 1782 Rousseau's „allerliebste Briefe über Botanik",[2]) „kostet" an Linné,[3]) aber einer ernstlicheren Zuwendung zur Botanik begegnen wir erst im Jahre 1785, und von da ab blieb dieselbe seine treue Gefährtin bis zum Ende des Lebens. In dem genannten Jahre wiederholt er die mikroskopischen Beobachtungen Gleichen-Rußworm's,[4]) unterhält mit Büttner, der mit Vorliebe botanische Gespräche führte, regen Verkehr und benutzt Dessen nach Jena gebrachte, auch im botanischen Fache reichhaltige Bibliothek.[5]) „Wir haben Kokosnüsse secirt", schreibt er am 8. März an Frau von Stein, „und die Anfänge dieses merkwürdigen Baumes untersucht. Ich freue mich immer, so oft mir jede Erfahrung bestärkt, daß ich auf dem rechten Wege bin; was ich Dir davon erzählen kann, wird Dir Freude machen, noch mehr, wenn Du unsere Reihe von Präparaten sehn könntest." Bei diesen Untersuchungen war es ihm wol um die Lehre vom Samen zu thun, wie er auch wenige Wochen darauf sich hierzu das Mikroskop von der Freundin erbittet und am 1. April ihr schreibt: „Ich bin fleißig und habe nun ein Tischchen mit Erde, worin allerlei Samens liegen. Ich habe recht schöne Offenbarungen über das Geschlecht."[6]) Tags darauf spricht er die Absicht aus, an der kleinen botanischen Abhandlung für Knebel zu schreiben, um in ihm Interesse für diese Wissenschaft zu erwecken, und schreibt am 8. desselben Monats an Merck: „Ich habe noch in andern Wissenschaften, z. B. in der Botanik gar hübsche Entdeckungen und Kombina-

[1]) Vgl. unten S. 59.
[2]) Briefwechsel mit Karl August, S. 92.
[3]) Goethe's Briefe an Frau v. Stein, III. 200.
[4]) Vgl. daselbst S. 140.
[5]) Vgl. unten S. 64†.
[6]) Vgl. auch Briefwechsel mit Knebel, I. 62.

tionen gemacht, die Manches berichtigen und aufklären; ich weiß aber auch noch nicht recht, wo mit hin".[1]) Auf der im Juni in Knebel's Gesellschaft unternommenen Reise ins Fichtelgebirge und nach Karlsbad war es, wo er den jungen pflanzenkundigen Friedrich Gottlieb Dietrich mitnahm[2]), dessen hilfreicher Thätigkeit er in der Geschichte seines botanischen Studiums ein so schönes Denkmal setzte. Nach der Rückkehr benutzt er einen Aufenthalt in Ilmenau, um eingehender Linné's Philosophie der Botanik zu studiren; da hat er „wieder einige artige botanische Ideen", und diesem Studium hängt er nun dermaßen an, daß er „ein Gelübde gethan, diesmal keinen Stein anzurühren"; Linné's Werk that ihm treffliche Dienste, da er über die meisten Punkte selbst gedacht hatte.[3]) Immer tiefer dringt er nun in die Botanik, sucht die Unterweisung sowol praktisch als theoretisch gebildeter Fachmänner, wobei ihn die fürstlichen Gartenanlagen unterstützen,[4]) und beginnt nun auch seine Gedanken zu Papier zu bringen.[5]) „Die Blumen", schreibt er am 6. Juli 1786, „haben mir wieder gar schöne Eigenschaften zu bemerken gegeben, bald wird es mir gar hell und licht über alles Lebendige." Wie mächtig er wenige Wochen vor seiner „Flucht" nach Italien von der Botanik gefesselt wurde, darüber giebt ein Bekenntniß an die Freundin vom 9. Juli Zeugniß: „Das Pflanzenreich rasi't einmal wieder in meinem Gemüthe, ich kann es nicht einen Augenblick los werden, mache aber auch schöne Fortschritte", und Tags darauf: „Am Meisten freut mich jetzo das Pflanzenwesen, das mich verfolgt, und das ist's recht, wie Einem eine Sache zu eigen wird. Es zwingt sich mir Alles auf, ich sinne nicht mehr drüber, es kommt mir Alles entgegen, und das ungeheure Reich simplifizirt sich mir in der Seele, daß ich bald die schwerste Aufgabe gleich wegleseu kann.

„Wenn ich nur Jemanden den Blick und die Freude mittheilen könnte; es ist aber nicht möglich. Und es ist kein Traum, keine Phantasie; es ist ein Gewahrwerden der wesentlichen Form, mit der die Natur gleichsam nur immer spielt und spielend das mannichfaltige Leben hervorbringt. Hätt' ich Zeit in dem kurzen Lebensraum, so getraute ich mich es auf alle Reiche der Natur — auf ihr ganzes Reich — auszudehnen." In einem Punkte ganz ähnlich hatte er sich bereits kurze Zeit vorher ausgesprochen:

[1]) Briefe an Merck, S. 445.
[2]) Siehe unten, „Anhang und Bemerkungen", S. 483.
[3]) Briefe an Frau v. Stein, III. 204 f.
[4]) Vgl. daselbst S. 249 u. 252.
[5]) Daselbst S. 257.

„Wie lesbar mir das Buch der Natur wird, kann ich Dir nicht ausdrücken; mein langes Buchstudiren hat mir geholfen, jetzt rückt's auf einmal, und meine stille Freude ist unaussprechlich. So viel Neues ich finde, find' ich doch nichts Unerwartetes, es paßt Alles und schließt sich an, weil ich kein System habe und nichts will als die Wahrheit um ihrer selbst willen."[1])

Jene Vorahnung der Metamorphose, die ihm „damals unter der sinnlichen Form einer übersinnlichen Urpflanze vorschwebte", begleitete ihn über die Alpen, und die unter dem italiänischen Himmel neu sich hervorthuenden Gestalten belebten in ihm den Gedanken. Er läßt sich darüber am 27. September 1786 aus Padua also vernehmen: „Es ist erfreuend und belehrend, unter einer Vegetation umherzugehen, die uns fremd ist. Bei gewohnten Pflanzen sowie bei andern längst bekannten Gegenständen denken wir zuletzt gar nichts; und was ist Beschauen ohne Denken? Hier in dieser neu mir entgegentretenden Mannichfaltigkeit wird jener Gedanke immer lebendiger, daß man sich alle Pflanzengestalten vielleicht aus einer entwickeln könne. Hiedurch würde es allein möglich werden, Geschlechter und Arten wahrhaft zu bestimmen, welches, wie mich dünkt, bisher sehr willkürlich geschieht. Auf diesem Punkte bin ich in meiner botanischen Philosophie stecken geblieben, und ich sehe noch nicht, wie ich mich entwirren will. Die Tiefe und Breite dieses Geschäfts scheint mir völlig gleich." Und am 19. Februar des folgenden Jahres aus Rom: „Meine botanischen Grillen bekräftigen sich . . ., und ich bin auf dem Wege, neue schöne Verhältnisse zu entdecken, wie die Natur solch ein Ungeheures, das wie nichts aussieht, aus dem Einfachen das Mannichfaltigste entwickelt." Indem Goethe den Gedanken von der „Urpflanze" noch längere Zeit während seines Aufenthalts in Italien verfolgte, worüber er unter Anderm aus Neapel den 25. März, aus Palermo den 17. April und Neapel den 18. Mai schreibt,[2]) rückt er „dem Geheimniß der Pflanzenzeugung und Organisation" immer näher, bis jener endlich dem geklärten Begriff der Metamorphose den Platz räumt, dessen Entstehungsgeschichte und weitere Entfaltung — wie er auf eine kindliche Weise den Begriff der Pflanzenmetamorphose gefaßt, wie er mit Freude, ja mit Entzücken demselben in Neapel und Sizilien Uebervoll nachgehangen, ihn überall angewendet und von dem Vorgefallenen an Herder'n als von einem gefundenen evangelischen

[1]) Briefe an Frau von Stein, III. S. 264.
[2]) Vgl. oben S. LXVII.

Groschen enthusiastische Nachricht gegeben,[1]) — der Meister selbst in der „Italiänischen Reise“ und in dem vorliegenden Bande so lebendig darstellt, daß uns nur hie und da Einiges ergänzend hinzuzufügen übrig bleibt. „So spät die Jahreszeit ist,“ schreibt er nach seinem Eintritt in Italien am 17. November 1786 an Knebel, „so freut mich doch mein Bißchen Botanik erst recht in diesem Lande, wo eine frohere, weniger unterbrochene Vegetation zu Hause ist. Ich habe schon recht artige, ins Allgemeine gehende Bemerkungen gemacht, die auch Dir in der Folge angenehm sein werden.“ Und am 18. August des folgenden Jahres, nachdem der Gedanke der Metamorphose bereits zur Klarheit aufgegangen war: „Nach dem, was ich bei Neapel, in Sizilien von Pflanzen und Fischen gesehen habe, würde ich, wenn ich zehn Jahre jünger wäre, sehr versucht sein, eine Reise nach Indien zu machen, nicht um etwas Neues zu entdecken, sondern um das Entdeckte nach meiner Art anzusehen. Wie ich es oft voraussagte, habe ich es gefunden, daß hier Alles aufgeschlossener und entwickelter ist. Manches, was ich bei uns nur vermuthete und mit dem Mikroskop suchte, seh' ich hier mit bloßen Augen als eine zweifellose Gewißheit. Ich hoffe, Du wirst auch dereinst an meiner Harmonia Plantarum,[2]) wodurch das Linneische System aufs Schönste erleuchtet wird, alle Streitigkeiten über die Form der Pflanzen aufgelöst, ja sogar alle Monstra erklärt werden. . .“[3]) Heiter bemerkt er in demselben Briefe: „Und da wir nicht nach Indien gehn, werden wir uns wol gelegentlich auf der Büttner'schen Bibliothek wiederfinden“: wie tief ihn aber der neue Gedanke ergriffen, wie leidenschaftlich er der Botanik nachgehangen, darüber legt endlich noch ein Brief vom 3. Oktober an denselben Freund Zeugniß ab: „Die Botanik übe ich auf Wegen und Stegen. Es möchte wie eine Rodomontade klingen, wenn ich sagte, wie weit ich darin gekommen zu sein glaube. Genug, ich werde immer sichrer, daß die allgemeine Formel, die ich gefunden habe, auf alle Pflanzen anwendbar ist. Ich kann schon die eigensinnigsten Formen, z. E. Passiflora, Arum dadurch erklären und mit einander in Parallel setzen.“ Auch hatte er schon in Italien angefangen, etwas von seinen Gedanken zu Papier zu bringen, indem er Moritz sein „Pflanzensystem“ erklärte und jedesmal in seiner Gegenwart aufschrieb, wie weit sie gekommen waren. „Wie faß-

[1]) S. unten S. 482.

[2]) Vgl. oben S. LXXIII, wo der botanische Band *Ur xai Náv* genannt wird.

[3]) Der leicht zu ergänzende Nachsatz fehlt im Original.

lich aber", fährt er in dem Frascati, den 28. September 1787 datirten Briefe fort, „das Abstrakteste von dieser Vorstellungsart wird, wenn es mit der rechten Methode vorgetragen wird und eine vorbereitete Seele findet, seh' ich an meinem neuen Schüler. Er hat eine große Freude daran und rückt immer selbst mit Schlüssen vorwärts. Doch auf alle Fälle ist's schwer zu schreiben und unmöglich aus dem bloßen Lesen zu begreifen, wenn auch Alles noch so eigentlich und scharf geschrieben wäre." Und in dem unmittelbar darauf folgenden „Bericht": „Die über organische Natur, deren Bilden und Umbilden mir gleichsam eingeimpften Ideen erlaubten keinen Stillstand, und indem mir Nachdenkendem eine Folge nach der andern sich entwickelte, so bedurfte ich zu eigener Ausbildung täglich und stündlich irgend einer Art von Mittheilung. Ich versuchte es mit Moritz und trug ihm, so viel ich vermochte, die Metamorphose der Pflanzen vor; und er, ein seltsames Gefäß, das, immer leer und inhaltsbedürftig, nach Gegenständen lechzte, die er sich aneignen könnte, griff endlich mit ein, begriff wenigstens, daß ich meine Vorträge fortzusetzen Muth behielt." In diesen Vorträgen konnte Goethe bereits seinen, in der weniger gekannten als genannten kleinen Schrift über die Metamorphose der Pflanzen niedergelegten Gedanken entwickeln; denn in einer Nachschrift zu dem unter dem „Zweiten Aufenthalt in Rom" sich wiederholenden Briefe, Neapel, den 17. Mai 1787, heißt es: „Es war mir ... aufgegangen, daß in demjenigen Organ der Pflanze, welches wir als Blatt gewöhnlich anzusprechen pflegen, der wahre Proteus verborgen liege, der sich in allen Gestaltungen verstecken und offenbaren könne. Vorwärts und rückwärts ist die Pflanze immer nur Blatt, mit dem künftigen Keime so unzertrennlich vereint, daß man Eins ohne das Andere nicht denken darf. Einen solchen Begriff zu fassen, zu ertragen, ihn in der Natur aufzufinden, ist eine Aufgabe, die uns in einen peinlich süßen Zustand versetzt."

Dieser peinlich süße Zustand, von dem er wie von einer Leidenschaft eingenommen und getrieben ward, und das mit demselben nach der Rückkehr aus dem formreichen Italien in das gestaltlose Deutschland verschmelzende Gefühl der Wehmuth über das Verlorene entfremdeten ihn eine Weile den Freunden, die seine Sprache nicht verstanden, und erzeugten jene Mißtöne, welche sowol in nachfolgenden Aufsätzen als auch in zahlreichen Briefen widerklingen. Um so lebhafter fühlte der Dichter Werth und Würde des Naturelements. Da suchte er Heil und Behagen, ergriff mit Leidenschaft alle frühern Fäden,

die ihn an Naturforschung und ihre Freunde knüpfen sollten,[1]) und schrieb gegen Ende des Jahres 1789 den „Versuch, die Metamorphose der Pflanzen zu erklären", dieses Epos des Werdens der höheren Gewächse, wie Alfred Kirchhoff das Werklein nennt, „als Herzenserleichterung",[2]) und ließ es 1790 bei Ettinger in Gotha erscheinen, da sein damaliger Verleger Göschen sich nicht zur Uebernahme verstehen wollte. Und doch gehört es, nach einer Bemerkung August St. Hilaire's,[3]) zu der kleinen Zahl der Bücher, welche nicht blos ihre Urheber unsterblich machen, sondern welche selbst unsterblich sind.

Damit schuf Goethe einen Gedanken, welcher der Wissenschaft neue Bahnen wies und nach mehr als einer Seite hin befruchtend wirkte. Die Schrift, worin derselbe niedergelegt ist, zeichnet sich ebenso durch künstlerische Formvollendung als durch Verständlichkeit und Faßlichkeit dermaßen aus, daß es hier vorläufig genügt, ihn, wie es eben bereits mit einer Aeußerung des Dichters selbst geschehen ist, in aller Kürze auszusprechen, daß nämlich Samenblatt, Stengelblatt, Kelchblatt, Blumenblatt, Staubfäden, kurz, alle Seitenorgane einer höheren Pflanze — denn nur von solchen handelt Goethe's Metamorphosenlehre —, in wie verschiedener Gestalt sie auch erscheinen mögen, auf ein Grundorgan zurückzuführen sind, welches er das Blatt nennt, daß also alle jene der Pflanzenachse anhängenden Glieder nur modifizirte oder metamorphosirte Blätter seien.[4]) Als Goethe seinem Freunde Zelter den im Herbst 1816 begonnenen Wiederabdruck der Pflanzenmetamorphose sandte, vergleicht Dieser des Dichters Darstellungen in wissenschaftlichen Dingen treffend mit dem Wesen einer guten Hausfrau, durch die, so wie Eins geschieht, ein Anderes und Drittes sogleich mit entsteht.[5]) Denn in der That, wie hoch man auch die durch die Metamorphosenlehre gewonnene Einsicht in die Pflanzenwelt schätzen mag, die größere Bedeutung liegt in der hierdurch neu geschaffenen Methode zur Erforschung der Organismen überhaupt, in dem Gedanken, daß dieselben sich im eigentlichen Sinne entwickeln,

[1]) Unten S. 482.
[2]) Tag- und Jahres-Hefte 1790. Abs. 19.
[3]) In dem oben erwähnten Bericht, S. 408.
[4]) Die neuere Wissenschaft unterscheidet zwei Hauptheile der höheren Pflanzen, Achse und Blatt, unter welche sich alle anderen Glieder subsumiren lassen. Da Goethe im Allgemeinen nur über die Metamorphose der „Seitenorgane" oder der „Anhangsgebilde" der neueren Botanik spricht, ohne diese Termini selbst gefunden zu haben, so werden wir uns ihrer der Einfachheit und Kürze halber bedienen.
[5]) Briefwechsel mit Zelter, II. 327.

und daß eine wissenschaftliche Erkenntniß nur erlangt werden kann, indem man ihre Entwickelung beobachtet, im Besondern die „Entwickelung der Pflanze aus dem Samenkorn bis zur neuen Bildung desselben“ (S. 84).[1] Das war der Grundgedanke, von welchem Goethe bei der Entdeckung der Pflanzenmetamorphose sagte, daß er sich auf alles Lebendige wird anwenden lassen, und um dessen Bedeutung zu ermessen, muß man sich erinnern, daß Goethe damit der Starrheit der durch die Linnéische Schule herrschend gewordenen Evolutionstheorie, Einschachtelungs- oder Präformationslehre entgegentrat, nach welcher die ganze Pflanze schon im Samen fertig vorgebildet im Kleinen daliege und es somit nur eine Auswickelung, aber keine Entwickelung gebe. An dieser ungeheuerlichen Theorie hielt man fest, trotzdem daraus mit logischer Nothwendigkeit die Absurdität gefolgert werden mußte, daß schon im ersten Pflanzenkeim irgend einer Art uranfänglich alle späteren Generationen vorgebildet sein müßten, so daß diese Vorstellung in der That ihren prägnanten Ausdruck in Haller's „Nil noviter generari“ erhielt.[2]

Aber nur der Schöpfer des neuen Gedankens allein erkannte dessen Tragweite, die Welt verstand ihn nicht, und so große Freude auch ihm selbst das botanische Werkchen machte,[3] in der Wissenschaft fand es keine Beachtung. „Es erschien zu früh,“ bemerkt August St. Hilaire in dem oben erwähnten Bericht (S. 436), „der Verfasser hatte seinem Jahrhundert vorgegriffen.“ Selbst über die Pempelforter Freunde hatte sich Goethe im Jahre 1792 zu beklagen, daß sie von der „Metamorphose der Pflanzen“ wenig Kenntniß genommen hatten.[4] Wohl waren einige günstige Rezensionen erschienen, von denen jedoch die größere Anzahl nur die Schönheit der Darstellung zu rühmen wußte, ohne in den Sinn der Sache einzudringen; wohl hatten einzelne Botaniker des neuen Gedankens Erwähnung gethan, wie Jussieu, Ulteri 1791, Willdenow 1792; wohl bemühten sich die Naturforscher, welche Goethe nahe standen und mit denen die Nachbarschaft Jena's einen persönlichen Verkehr gestattete, die Idee in ihren Schriften auseinanderzusetzen und ihren Werth für das Studium der Botanik nachzuweisen, wie Batsch 1798, Voigt 1803: aber im Großen und Ganzen „nahmen Pflanzenkenner sie wo nicht unfreundlich, doch

[1] Die Paragraphen beziehen sich auf die „Metamorphose der Pflanzen“.
[2] Vgl. oben S. XLIX f.
[3] Briefwechsel mit Karl August, S. 165.
[4] Campagne in Frankreich, Th. XXV. S. 132.

fall auf; man ließ das Gesagte höchstens für einen witzigen Einfall gelten und gestand dem Verfasser einigen Scharfsinn zu“, [1]) und in die Wissenschaft fand dieselbe erst im zweiten Decennium dieses Jahrhunderts Eingang, vermittelt durch des zuletzt genannten Forschers „System der Botanik“ von 1808 und „Analyse der Frucht und des Samenkorns“ von 1811, so daß Reichenbach treffend von dem Dichter sagte: „Er erforschte als Jüngling schon der Dryade Geheimniß, aber ein Greis mußte er werden, bevor die Welt ihn verstand.“ Seitdem erschien freilich keine botanische Schrift, in welcher nicht der Metamorphose ein Kapitelchen gewidmet worden wäre, aber allmählich so entstellt, daß zuletzt kaum noch die bildende Hand des Schöpfers daran zu erkennen war. Die geringe Theilnahme, unzweifelhaft wol auch dadurch zurückgehalten, daß der Name des Dichters und nicht der eines Professors der Botanik auf dem Titelblatt stand, war es wol auch, welche ihn neben seiner sonstigen umfassenden Thätigkeit abhielt, „das zweite Stück über die Metamorphose der Pflanzen“ [2]) zu schreiben, „eine weitere Erläuterung mit den nöthigen Abbildungen nachfolgen zu lassen“. Ebenso wenig kam, wie an einer früheren Stelle bereits bemerkt wurde, die wiederholt gehegte Absicht eines Wiederabdrucks der Metamorphose vor dem Jahre 1817 zur Ausführung. Hiernach ließ Goethe das Werk mit einer gegenüberstehenden französischen Uebersetzung von Serret und einigen Nachträgen nochmals im Jahre 1831 im Druck erscheinen. Gleich nach dem Tode des Großherzogs, während des Aufenthalts in Dornburg begonnen, ließ Goethe das Unternehmen eine Zeit lang liegen, um es nach dem Tode seines Sohnes zu beschleunigen.[3])

Wie die Zeitgenossen geurtheilt haben, wie die Idee in der Wissenschaft gewirkt hat, das hat gleichfalls der Meister selbst überliefert, so daß uns auch hier nur eine ergänzende Thätigkeit übrig bleibt. Als Goethe im Sommer 1831 seine Schrift durch Vermittelung seines Gesinnungsgenossen Geoffroy de St. Hilaire der französischen Akademie übersandte, sagte Dieser in dem derselben darüber abgestatteten Bericht: „Als Goethe mit seiner Schrift im Jahre 1790 hervortrat, wurde sie nur wenig beachtet, ja man war nahe daran, sie für eine Verirrung zu halten. Wohl lag ein Irrthum zu Grunde, aber ein solcher, wie nur das Genie

[1]) Nachträge zur Farbenlehre. Aeltere Einleitung. Th. XXXVI.
[2]) Briefwechsel mit Knebel. S. 87.
[3]) Vgl. Serret, Notices sur Goethe. Bibliothèque universelle. 1832. Tom. L, p. 131. Vgl. auch unten S. 482 ff.

ihn begehen kann. Goethe hatte nämlich nur darin Unrecht, ſeine Abhandlung faſt ein halbes Jahrhundert zu früh erſcheinen zu laſſen, ehe es noch Botaniker gab, die ſie zu ſtudiren und zu verſtehen fähig waren.

„Nachdem in der neueren Zeit Goethe's philoſophiſche Kombinationen allenthalben Wurzel geſchlagen, und nachdem beſonders unſer berühmter Kollege de Candolle die nämlichen Ideen[1]) zum Gegenſtande ſeines trefflichen Werkes: „Principes de la symétrie et de la métamorphose des plantes“ genommen hat, wird man aufmerkſam auf dieſe ſeltſame Koincidenz und fragt ſich mit Erſtaunen, wie ein ſo erhabener Dichter, dem man gewöhnlich nur Scharfblick in Auffaſſung geiſtiger Phänomene zutraut, mit gleichem Glücke, mit gleicher Präziſion die tiefſten Geſetze der Entwickelung der Pflanzenorgane habe entdecken und darſtellen können. Und aus wie hohem Geſichtspunkte hat er ſie aufgefaßt!

„Fürwahr, trüge ſein Buch nicht dieſen beſchränkenden Titel an der Stirne, man würde glauben die Geſchichte der Entwickelung des menſchlichen Geiſtes überhaupt zu leſen, die Geſchichte ſeiner ſtufenweiſen Ausbildung zur Betrachtung und zum Verſtändniß der Phänomene des Univerſums!“[2])

Was zwiſchen dem Lebensende Goethe's und der neueren Zeit liegt, wie die „Naturphiloſophie“ den reinen Gedanken verdorben und verunſtaltet hat, wäre hier nicht der Ort auseinanderzuſetzen; auch iſt dies längſt von anderer Seite in wünſchenswerther Vollſtändigkeit geſchehen.[3]) Uns fällt nur die Aufgabe zu, die Stellung der Goethe'ſchen Metamorphoſenlehre in der neueren Wiſſenſchaft, freilich auch nur ganz im Allgemeinen zu unterſuchen. Hier begegnen wir namentlich zwei Botanikern, Namen vom beſten Klange, welche jene botaniſche Hinterlaſſenſchaft des Dichters weder günſtig noch wohlwollend beurtheilen — Schleiden und Julius Sachs. Auf der einen Seite erſcheint über dem an ſich löblichen Beſtreben, in welchem Goethe ſelbſt vorangegangen, die Leiſtungen Kaſpar Friedrich Wolff's hervorzuheben, des Erſteren Verdienſt zu tief in Schatten geſtellt.

[1]) Wie Goethe ſich indeſſen verwahrt, daß es ganz „die nämlichen Ideen“ geweſen ſeien, daß das „Symmetriegeſetz“ die Pflanzenentwickelung ebenſo umfaſſe wie die Metamorphoſenlehre, vgl. unten S. 164.

[2]) Müller, Goethe's letzte literariſche Thätigkeit, S. 54f. Das franzöſiſche Original war uns nicht zugänglich.

[3]) Albert Wigand, Kritik und Geſchichte der Lehre von der Metamorphoſe der Pflanze. 1845.

Allerdings hat jener geniale Forscher früher denselben Gedanken ausgesprochen, welchen Goethe unabhängig von ihm faßte; aber das ändert doch nichts an der übrigens unbestrittenen Thatsache, daß die Wissenschaft denselben von Goethe überkommen hat, daß Wolff in seinem Vaterlande lange Zeit unbekannt blieb und der Dichter selbst einer der Ersten war, welcher auf seine Verdienste hingewiesen und ihn in freudiger Anerkennung einen „trefflichen Vorarbeiter" nennt. Andererseits scheinen die Urtheile theilweise aus Mißverständnissen hervorzugehn; denn von allen Seiten wird zugegeben, daß der Gedanke von der Zurückführbarkeit aller Anhangsgebilde der Pflanzenachse auf ein und dasselbe Grundorgan, von der inneren morphologischen Identität der genannten Pflanzentheile ein bleibendes Fundament der botanischen Wissenschaft geworden, wie auch in jedem wissenschaftlichen Lehrbuche der Botanik ausgesprochen ist, daß die genannten Gebilde veränderte, umgestaltete, metamorphosirte Blätter seien. Eine Meinungsverschiedenheit kann daher nur in der Auffassung der Art herrschen, wie nach Goethe diese Metamorphose zu denken sei. Schleiden scheint wenigstens nicht der Meinung Alexander Braun's zu sein, daß nach Goethe eine materielle Umwandlung der Blattorgane eines Individuums stattfindet. „Nichts als der sehr allgemein gehaltene Wortlaut des einleitenden §. 1" (der Metamorphose der Pflanzen), bemerkt Alfred Kirchhoff,[1]) „spricht dafür, der im Ganzen der Schrift ausgesprochene Geist dagegen. . . Und die fabelhafte Idee, daß etwa ein Kelchblatt erst die Gestalt eines Laubblattes hatte und sich dann in ein Kelchblatt so zu sagen verkappte, lag dem von klarem Anschauen der Wirklichkeit hier wie überall ausgehenden Goethe völlig fern." Eine derartige ungeheuerliche Auffassung bildeten wol die nachfolgenden „Naturphilosophen" aus, ist aber Goethe's „gegenständlichem" Denken völlig fremd. Denn wenn man nur den §. 1, worin es heißt, „daß gewisse äußere Theile der Pflanzen sich manchmal verwandeln und in die Gestalt der nächstliegenden Theile bald ganz bald mehr oder weniger übergehen", und den erläuternden §. 2 mit dem darin behandelten Gegenstande zusammenhält, so ist die Entstehung jenes Mißverständnisses kaum begreiflich. Goethe geht nämlich zum Nachweis der normalen oder fortschreitenden Metamorphose von gewissen Monstrositäten, von gefüllten Blumen aus, bei denen sich „anstatt der Staubfäden und Staubbeutel Blumenblätter ent-

[1]) Die Idee der Pflanzen-Metamorphose bei Wolff und bei Goethe. 1867, S. 27.

Worte, die der Dichter . III. 367
Worte sind der Seele . . II. 299
Wundern kann es mich . II. 151
Wird' ein künstlerisch . III. 365
Würdiger Freund, Du runzelst . . . . . II. 132
Wüßte Euer thöricht Herz III. 405
Wüßte kaum genau zu sagen . III. 261
Wüßte nicht, was sie Besseres . II. 324
Z hat sich nie des Buchens . . II. 357
Zenien. . . . . III. 229
—— zahme II. 341 u. III. 257
Zenien nennet Ihr Euch . . . III. 233
Zart Gedicht wie Regenbogen . II. 331
Zarte, schattende Gebilde II. 445
Zarter Blumen leicht. . III. 98
Zeig' ich die Fehler d. Geschlechts II. 347
Zieht die Schafe . . . III. 157
Ziemt wärst Du der Göttin . II. 107
Zierat Stärke d. Mann . II. 32
Zierlich denken . . . . . II. 332
Zu dem erbaulichen . . III. 320
Zu dem Guten . . . . III. 351
Zu dem Strande . . . II. 306
Zu den Todten immer das Beste III. 244
Zu der Apfel-Verkäuferin II. 295
Zu des einzigen Tages . II. 403
Zu des Rheins gestreckten II. 418
Zu Ephesus ein. . . . II. 195
Zu erfinden, zu . . . II. 201
Zu Goethe's Denkmal . . . III. 266
Zu friedlich ist . . . . I. 41
Zu Regenschauer und . II. 291
Zu unsres Lebens oft . . III. 326
Zu verschweigen meinen Gruben III. 260
Zu würdiger Umgebung II. 414
Zücht'ge den Hund . . . . II. 324
Zuerst im stillsten Raum II. 444
Zum Beginnen . . . . III. 169
Zum Erinnern schöner Stunden . . . . . II. 428
Zum philosophischen Geist . . III. 237
Zum starren Brei erweitert . . II. 363
Zum Tanze schick' ich. . III. 91
Zünde mir Licht an . . . II. 27
Zur Erbauung andächtig Seelen III. 240
Zur Erinnerung trüber. II. 428
Zur Karten Euch zu bitten . III. 253
Zürnet nicht, Ihr Frauen III. 148
Zwar bin ich nicht seit . III. 317
Zwar die vierundzwanzig II. 442
Zwei der feinst. Lacerten II. 150
Zwei Personen . . . . II. 292
Zwei Worte sind es . . I. 213
Zweie seh' ich. . . . . II. 157
Zweierlei Arten giebt es . . . II. 172
Zweimal färbt sich . . . II. 160
Zwischen dem Alten . . I. 69
Zwischen heut und morgen . . II. 322
Zwischen Lavater . . . II. 253
Zwischen Oben, zwischen III. 166
Zwischen Weizen . . . I. 52

Ueber einzelne kleine Verbesserungen und Fehler, welche beim Druck ihre Berücksichtigung nicht finden konnten, wolle man das Varianten-Verzeichniß (III. 413 f.) nachsehen.

wickeln".[1]) Diese Ausdrucksweise ist vorsichtig genug, wie sie auch dem wahren Sachverhalt entspricht, indem nicht etwa eine reelle Umwandlung eines fertigen Organs in ein anderes stattfindet, sondern eins an Stelle des andern tritt, ein Blumenblatt da auftritt, wo unter gewöhnlichen Umständen ein Staubfaden erscheint. Goethe schloß hieraus auf die Verwandtschaft dieser Pflanzentheile, auf einen gleichen Ursprung und eine gleiche Bildungsanlage und benutzte jene Erscheinungen der unregelmäßigen oder rückschreitenden Metamorphose zur Erforschung des normalen Ganges der Pflanzenentwickelung, deren Geheimniß er in der inneren Identität aller Anhangsgebilde der Pflanzenachse, also darin aussprach, daß die verschiedensten Gestalten als Modifikationen eines einzigen Organs aufzufassen seien. Goethe hat mit jenem Analogieschluß allerdings keinen Beweis für die regelmäßige Metamorphose geliefert, aber sein Genie erkannte doch in der Hauptsache das Rechte.

Aber trotz des mangelhaften oder mangelnden Beweises können wir Schleiden nicht beistimmen in der Behauptung, daß Goethe zwar die Lehre von der Metamorphose in die Wissenschaft einführte, „aber nicht als eine Abstraktion aus erfahrungsmäßiger Anschauung des Entwicklungsganges, sondern als spekulatives Resultat der Vergleichung der verschiedenen Formen des Entwickelten".[2]) Wir haben im Gegentheil bereits in der vorausgegangenen Abhandlung zu zeigen versucht und auch an dieser Stelle darauf hingewiesen, daß Goethe den Begriff der Entwickelung in die organischen Naturwissenschaften eingeführt hat, und glauben darin eines seiner größten Verdienste um dieselben, wie in der Metamorphose der Pflanzen selbst nur eine besondere Anwendung der Idee der Entwickelung zu erblicken. Dieselbe durchdringt alle seine naturwissenschaftlichen Arbeiten, so daß sie ihm zu einer Art philosophischen Glaubensbekenntnisses wird. „Die Gottheit", sagt er einmal in den Gesprächen mit Eckermann (II. 48), „ist wirksam im Lebendigen, aber nicht im Todten; sie ist im Werdenden und sich Verwandelnden, aber nicht im Gewordenen und Erstarrten. Deshalb hat auch die Vernunft in ihrer Tendenz zum Göttlichen es nur mit dem Werdenden, Lebendigen zu thun, der Verstand mit dem Gewordenen, Erstarrten, daß er es nutze. Die Mineralogie ist

[1]) Vgl. hierzu auch unten S. 427.
[2]) Beiträge zur Botanik, I. 87.

daher eine Wissenschaft für den Verstand. . .“ Goethe vergleicht in der Metamorphose der Pflanzen nicht blos die verschiedenen Formen des Entwickelten, sondern verfolgt diese in ihrer Entwickelung, ihrem allmählichen Werden; er geht zwar nicht so weit als Kaspar Friedrich Wolff zu den Anfängen zurück, beobachtet aber doch die einzelnen Glieder von ihrem augenfälligen Ursprunge an, von den Knoten, und Jessen's Bemerkung, daß Goethe von Knoten und Blatt als der Einheit rede,[1]) ist nicht ohne Begründung. Dafür sprechen unter Anderm §. 15 und besonders §. 38, und das heißt mit andern Worten: Alle Seitenorgane der Pflanze gehen aus einer gleichen Bildungsanlage hervor und nehmen erst im Laufe der individuellen Entwickelung unterschiedene Gestalten an. Goethe hat die Pflanzentheile zwar nicht in allen einzelnen Stadien ihrer Entwickelung verfolgt, sondern ihre Bildungsweise nur allgemein, theils als eine Ausdehnung theils als eine Zusammenziehung bezeichnet; wenn aber Schleiden diesen Erklärungsversuch eine „spielende Vergleichung“ nennt, so ist er hierzu wohl weniger durch die Sache als durch den Irrthum veranlaßt worden, als ob Goethe dieselbe den „Schelling'schen Lehren entnommen hätte“.[2]) Denn dies ist, wie bereits Kirchhoff bemerkt hat, eine chronologische Unmöglichkeit, da Schelling zur Zeit, als Goethe's Metamorphose erschien, im sechzehnten Lebensjahre in das theologische Seminar zu Tübingen eintrat. Auf der andern Seite irrt Wigand, der im Uebrigen ebenso wie Braun Goethe volle Gerechtigkeit widerfahren läßt, wenn er ebenfalls in der Konstatirung einer abwechselnden Ausdehnung und Zusammenziehung der Organe eine „Wirkung der Spekulation“ erblickt und Goethe vorwirft, sowol diese als Zentralstellung, Annäherung, Anastomose nicht mehr als bloße Erscheinungen, sondern dem Wesen der Pflanze inwohnende Kräfte bezeichnet zu haben, deren Resultate eben jene sichtbaren Erscheinungen darstellen.[3]) Goethe spricht von diesen nirgends als von Kräften, sondern nur von Wirkungen der Kräfte oder der Natur (§§. 33. 36); Ausdehnung und Zusammenziehung sind ihm nichts als Erscheinungen, Entwickelungszustände. So sagt er §. 50: „Ein Staubwerkzeug entsteht, wenn die Organe, die wir bisher

[1]) Botanik der Gegenwart und Vorzeit ꝛc., S. 432; vgl. auch S. 332.
[2]) Schleiden, Grundzüge der wissenschaftlichen Botanik, auch unter dem Titel: „Die Botanik als induktive Wissenschaft“, 4. Aufl. 1861, S. 429.
[3]) Kritik und Gesch. der Lehre von d. Metamorphose der Pflanzen, S. 46.

als Kronenblätter sich ausbreiten gesehen, wieder in einem höchst zusammengezogenen und zugleich in einem höchst verfeinten Zustande erscheinen." Er lehnt die „Anmaßung, die ersten Triebfedern der Naturwirkungen entdecken zu wollen", ab und beansprucht nur, „auf Aeußerung der Kräfte, durch welche die Pflanze ein und ebendasselbe Organ nach und nach umbildet, unsere Aufmerksamkeit gerichtet zu haben" (§ 84).[1]

Ebenso wenig begründet als Schleiden's Urtheil erscheint uns das des Verfassers der neuesten „Geschichte der Botanik", Julius Sachs. Während er anfänglich völlig zutreffend bemerkt, daß die von Goethe begründete Metamorphosenlehre sich von vornherein die Aufgabe stellte, die innere Verwandtschaft verschiedener Organe eines und desselben Pflanzenindividuums zur Anschauung zu bringen,[2] führt er auf den unmittelbar folgenden Seiten seine Kritik vom Darwinistischen Standpunkte. Mit Berufung auf §. 1 der Metamorphose der Pflanzen, worin von Verwandlung und Uebergang gewisser äußerer Pflanzentheile in andere die Rede ist, bemerkt er, daß in den hier in Betracht gezogenen Fällen von gefüllten Blumen mit dem Worte Metamorphose ein bestimmter Sinn verbunden werden kann, indem „thatsächlich aus einer Pflanze von bekannter Form eine andere Pflanze von anderer Form hervorgegangen, es hat wirklich eine Verwandlung oder Metamorphose stattgefunden. Ganz anders gestaltet sich die logische Behandlung dessen, was Goethe die normale oder aufsteigende Metamorphose nennt. Wenn von einer gegebenen Pflanzenart, welche sich konstant mit allen ihren Merkmalen seit unzähligen Generationen erhalten hat, die Kotyledonen, die Laubblätter, Deckblätter und Blüthentheile als Blätter bezeichnet werden, so beruht dies zunächst blos auf Abstraktion, welche zu einer Verallgemeinerung des Begriffes Blatt hinführt. . . Zunächst hat man hierbei gar keine Berechtigung, von einer Verwandlung dieser Organe zu reden, so lange man die ganze Pflanze, um die es sich handelt, als eine erblich konstante Form betrachtet. Für die konstant genommene Pflanzenform hat der Begriff Metamorphose also nur eine bildliche Bedeutung. . . Ganz anders freilich wäre die Sache, wenn wir hier wie bei jenen oben genannten abnormen Fällen annehmen dürften, daß bei den Vorfahren der uns vorliegenden Pflanzenform die Staubfäden ge-

[1] Vgl. auch Kirchhoff, a. a. O. S. 89 f.

[2] Geschichte der Botanik vom 16. Jahrhundert bis 1860 (als 13. Band der „Geschichte der Wissenschaften in Deutschland"), 1875, S. 167.

wöhnliche Blätter waren u. s. w. So lange diese Annahme einer wirklich stattgefundenen Veränderung nicht wenigstens hypothetisch gemacht wird, bleibt der Ausdruck Verwandlung oder Metamorphose ein rein bildlicher, oder die Metamorphose ist eine bloße „Idee". Goethe hat nun diese Unterscheidungen keineswegs gemacht; er wurde sich nicht klar darüber, daß die normale aufsteigende Metamorphose nur dann den Sinn einer naturwissenschaftlichen Thatsache besitzt, wenn man hier sowie bei der abnormen Metamorphose oder Mißbildung eine wirkliche Verwandlung im Lauf der Fortpflanzung annimmt."[1]) — Diese Kritik scheint uns zum Theil kaum mehr als eine Wortkritik zu sein. Wie selten aber deckt ein wissenschaftlicher Terminus den Begriff, welcher damit verbunden wird! Denn wenn wir uns an den Buchstaben halten, so kann selbst bei den erwähnten abnormen Fällen von einer Metamorphose im reellen Sinne in Bezug auf die Theile des Pflanzenindividuums nicht die Rede sein, da, wie bereits hervorgehoben, nicht eine wirkliche Verwandlung erfolgt, sondern z. B. bei gefüllten Blumen Blumenblätter an Stelle von Staubgefäßen treten, und in diesem Sinne bemerkt auch Lewes[2]) richtig, im Sinne einer Kritik der Goethe'schen Metamorphosenlehre aber, welcher er im Uebrigen seinen gerechten Beifall nicht versagt, unrichtig: „Von einer Metamorphose kann streng genommen nur dann die Rede sein, wenn die Pflanzentheile wirklich aus entwickelten Blättern hervorgehen und nicht blos an ihre Stelle treten." Wenn aber trotzdem das Recht, von Metamorphose, zunächst in jenen abnormen Fällen, zu reden, in Anspruch genommen werden kann, so geschieht es, weil aus einer in der Erscheinung gleichen Bildungsanlage eine von der Mutterpflanze unterschiedene Gestalt hervorgegangen ist. Eben darin aber glauben wir, dem ganzen Geiste der Goethe'schen Metamorphosenlehre nach, deren Bedeutung zu erkennen, daß die Seitenorgane der Pflanzenachse aus einer gleichen Bildungsanlage hervorgehen, aus gleichen Anfängen sich entwickeln und eine ähnliche Art ihres Entstehens aufweisen; eben darin beruht ihre innere Verwandtschaft und Identität, daß, wenn wir von einigen zufälligen Merkmalen und ihren spezifischen physiologischen Funktionen abstrahiren, welche sie im Laufe des Wachsthums erlangen, Organe zurückbleiben, welche die nämlichen morphologischen

[1]) Geschichte der Botanik vom 16. Jahrh. ꝛc., S. 169f.
[2]) Goethe's Leben und Schriften, übersetzt von Dr. Julius Frese, II. 192.

Charaktere an sich tragen. Wir dürfen die Metamorphose der Pflanzen mit Goethe's Wirbeltheorie des Schädels vergleichen; wir können von einer Metamorphose der Wirbelknochen in Schädelknochen reden, ohne zunächst an eine Aenderung der Arten in der Zeit zu denken, sondern lediglich von dem so eben angedeuteten morphologischen Gesichtspunkte aus. Das ist ebenso gut eine naturwissenschaftliche Thatsache als die Metamorphose der Pflanzen. Ganz anders stellt sich dagegen die Frage nach der naturwissenschaftlichen Erklärung der Metamorphose; diese hat Goethe, wenigstens in der gleichnamigen Schrift, nicht gegeben, und vom naturwissenschaftlichen Gesichtspunkte bleibt daher das Beste an ihr gerade die objektive Darstellung der Thatsache oder, um mit Wigand zu reden: „das Hauptelement in Goethe's Lehre, die Hervorhebung des Gesetzes von der Identität der Seitenorgane, ist das eigentlich Bleibende, wodurch denn auch die neuere Metamorphosenlehre und weiterhin die ganze Morphologie in Goethe ihren Ausgangspunkt gewinnt".[1])

Die naturwissenschaftliche Erklärung der Metamorphose der Pflanzen läßt sich ebenso wie die der Wirbelgestalt der Schädelknochen nur auf descendenztheoretischem Wege geben, indem wir zu Geschöpfen zurückgehen, in denen noch keine Divergenz dieser Theile aufgetreten ist, und annehmen, daß sie sich erst im Laufe der Fortpflanzung durch allmähliche Anpassungen differenzirt haben. Sachs ist nun der Meinung, Goethe schwanke zwischen den beiden nach Ersterem allein möglichen Betrachtungsweisen, indem er „das Wort Metamorphose bald in diesem objektiv giltigen Sinne" — „als ob er wirklich die normale aufsteigende Metamorphose als eine durch Verwandlung der Species entstandene, wirkliche Verwandlung der Organe betrachte" —, „bald wieder blos in dem idealen, bildlichen Sinne nahm", und fährt fort: „Mit dieser Verwechslung von Begriff und Sache, von Idee und Wirklichkeit, von subjektiver Auffassung und objektivem Wesen stand Goethe ganz auf dem Boden der sogenannten Naturphilosophie."[2]) Letzteres ist zunächst ein ähnlicher Irrthum wie der oben gerügte Schleiden's; denn als Goethe seine Metamorphose schrieb, gab es noch keine „sogenannte Naturphilosophie". Wen wollte man denn als den Urheber derjenigen „Naturphilosophie",

[1]) Kritik und Geschichte der Lehre von der Metamorphose der Pflanze, S. 49.
[2]) Sachs, a. a. O. S. 170.

welche unser Autor vor Augen hat, bezeichnen, wenn nicht Schelling, dessen einschlagende Schriften aber erst in der zweiten Hälfte des Decenniums erschienen, bei dessen Beginn Goethe's Metamorphosenlehre der Welt ein Räthsel aufgab. Etwa Goethe selbst? Hat er etwa den Standpunkt jener verrufenen „Naturphilosophie" antizizirt? Fast scheint Sachs, obschon er an einer Stelle Schelling als den Begründer der „Naturphilosophie" nennt (S. 155), sich jener Meinung zuzuneigen, wenn er, freilich ohne es zu begründen, ausspricht, daß Goethe's Metamorphosenlehre auf scholastischen Beinen stehe (S. 54). Kann es wol einen größeren Gegensatz geben als die Begriffsspielerei und Begriffsverdreherei des Scholastizismus und Goethe's Gegenständlichkeit und energischen Realismus? In der That identifizirt Sachs wiederholt Goethe's Naturauffassung mit derjenigen der „Naturphilosophie" und behauptet unter Anderm, daß des Ersteren „ungeklärte Anschauungen" in Alexander Braun „zu ihren letzten Konsequenzen durchdringen" (S. 185), daß „die von Goethe und der Naturphilosophie ausgegangene Bewegung in Schimper und Alexander Braun sich geklärt und ihren reinsten Ausdruck gewonnen, ihren tiefsten Inhalt zu Tage gefördert hat" (S. 191). Diese Behauptung steht aber keineswegs im Einklang mit dem wiederholt klar gekennzeichneten naturwissenschaftlichen Standpunkte Goethe's; denn nichts lag Diesem ferner als eine derartige idealistische, platonisirende Naturanschauung, wie sie den beiden genannten Forschern eigen ist; nichts war seiner Naturauffassung fremder als die Teleologie, zu welcher sich Braun mit Entschiedenheit bekennt. Wir haben oben gezeigt, wie oft und nachdrücklich Goethe sich gegen die teleologische Betrachtungsweise der Natur ausgesprochen hat, und hervorgehoben, daß er damit gerade im strikteſten Gegensatze zur „Naturphilosophie" seiner Zeit stand, und Sachs selbst bemerkt, zur Neuzeit übergehend, sehr richtig, daß in der „Ablehnung jeder teleologischen Erklärungsweise der Erscheinungen der Gegensatz zur idealistisch-naturphilosophischen Schule am Deutlichsten hervortrat" (S. 197). Wenn Sachs ferner zur Bekräftigung seiner Ansicht, daß Goethe das Wort Metamorphose im idealen, bildlichen Sinne nahm, eine Stelle des §. 120 anführt: „wir können ebenso gut sagen, ein Staubwerkzeug sei ein zusammengezogenes Blumenblatt, als wir von dem Blumenblatte sagen können, es sei ein Staubgefäß im Zustande der Ausdehnung", so erscheint dies doch nur als eine besondere Illustration des allgemeinen Satzes von der Iden-

tität der Seitenorgane zu sein, und indem Goethe in demselben Paragraphen das vergebliche Ringen hören läßt, „ein allgemeines Wort“ zu finden, „wodurch wir das in so verschiedene Gestalten metamorphosirte Organ bezeichnen und alle Erscheinungen seiner Gestalt damit vergleichen könnten“ — die heutige Wissenschaft sagt „Blattorgan“ —, wenn er resignirt hinzufügt: „gegenwärtig müssen wir uns damit begnügen, daß wir uns gewöhnen, die Erscheinungen vorwärts und rückwärts gegen einander zu halten“, so spricht sich darin nur die derzeitige Hoffnungslosigkeit aus, die Anfänge der Pflanzenentwickelung zu entdecken. Im Uebrigen glauben wir gezeigt zu haben, daß zwischen den beiden von Sachs gekennzeichneten Betrachtungsweisen noch eine dritte mitteninne liegt, welche Goethe befolgte, und obwol manche Stelle seiner Metamorphose der Pflanzen zeigt, daß die Konstanz der Arten schon damals kein Dogma für ihn war, obwol manche Andeutung sich darin findet, daß mit Hilfe der Annahme einer Aenderung der Species eine wissenschaftliche Erklärung der Metamorphose möglich wäre, wie beispielsweise in den §§. 58, 59, 78, 102, so ist eine solche dennoch nicht gegeben. Nur ein Analogieschluß dürfte mit Rücksicht auf den hohen Werth, welchen Goethe der unregelmäßigen Metamorphose für das Verständniß der regelmäßigen beilegt, so daß ihm dadurch, wie er aus Italien an Knebel schreibt, seine Hypothese zur Gewißheit ward,[1]) gestattet sein: daß er auch in diesem Falle an eine Umwandlung im Laufe der Fortpflanzung dachte, daß er aber niemals den Begriff der Metamorphose in einem blos bildlichen Sinne nahm. Giebt uns die Descendenztheorie eine so zu sagen pragmatische Geschichte der Pflanzen, so bietet uns Goethe's Metamorphose, wie wir mit dem ersten französischen Uebersetzer derselben, Gingins-Lassaraz, sagen können, eine Geschichte der Pflanze, wenn auch nicht von ihrem dem unbewaffneten Auge verborgenen Ursprunge an. Daß indessen der Gedanke von der Veränderlichkeit der Arten schon in den nächsten Jahren nach der Abfassung des botanischen Werkleins bei Goethe zur Klarheit und Gewißheit durchdrang und der Begriff der Metamorphose auch in diesem Sinne von ihm genommen wurde, glauben wir in der voraufgegangenen Einleitung dargethan zu haben.

Auf manche Irrthümer Goethe's in der Auslegung des Einzelnen hat Alfred Kirchhoff, der, auf dem Boden des Darwinis-

[1]) Vgl. unten S. 487, Anm. 20.

muß stehend, der Metamorphosenlehre unseres Dichters wol die gerechteste Schätzung zu Theil werden läßt, hingewiesen,[1]) wie überhaupt das, was Goethe zur Erklärung des Wachsthums, der Ernährung und Befruchtung im Besondern vorgebracht hat, von der Wissenschaft meist längst überholt ist.

An dieser Stelle haben wir nur noch eines botanischen Aufsatzes Erwähnung zu thun, „Ueber die Spiraltendenz der Vegetation", indem andere theilweise bereits in der vorausgehenden Abhandlung gewürdigt worden sind und Einzelnheiten den Bemerkungen am Schlusse des Bandes überlassen bleiben. Der erwähnte Aufsatz schließt sich an Schimper's Blattstellungstheorie an, wie diese auf dem Boden der Metamorphosenlehre erwachsen ist. Goethe wurde mit jener Lehre, nach welcher das Wachsthum am Stengel in einer Spirallinie aufsteigen soll, zuerst durch Martius bekannt, welcher auf den Naturforscherversammlungen in den Jahren 1828 und 1829 Vorträge hierüber hielt, von denen die genannten Jahrgänge der „Isis" Auszüge brachten. Goethe erweiterte sogleich die neue Lehre, indem er in jener Wachsthumsrichtung eine Tendenz der Vegetation erblickte und der Spiraltendenz eine Vertikaltendenz (des Stengels) zur Seite stellte, welche beide er, wenn auch nur bildlich, als „lebendige Systeme" ansprach, „wodurch das Pflanzenleben sich wachsend vollendet".[2]) Wahrscheinlich ausgehend von seiner eigenthümlichen, wie Kirchhoff zeigt, durch Hedwig hervorgerufenen irrigen Ansicht von der physiologischen Bedeutung der Spiralgefäße (§. 60ff.), nennt er das Spiralsystem „das Fortbildende, Vermehrende, Ernährende".[3]) Goethe übersah, wie seine Vorgänger, daß mit der „Spiraltendenz" im günstigsten Falle nur eine formale Erkenntniß, aber nichts für das Verständniß des Wachsthums selbst gewonnen wäre. Dieser Aufsatz dürfte übrigens der einzige sein, in welchem sich einiger Einfluß der „Naturphilosophie" auf Goethe offenbart — nicht aber, daß er derselben Vorschub geleistet hätte —, indem der Begriff mit dem Wesen der Sache verwechselt, die Idee gleichsam hypostasirt wird. Mit dieser kurzen Besprechung dürfen wir uns um so mehr begnügen, als der Anlaß zu Goethe's Aufsatz, die Blattstellungslehre selbst, als Prinzip von der Wissenschaft aufgegeben werden mußte. Doch können wir nicht unbe-

[1]) Vgl. Ferner einige Schrift, S. 29ff. und unten S. 476.
[2]) Unten S. 173.
[3]) Daselbst S. 166.

merkt lassen, daß uns Sachs unbillig zu sein scheint, wenn er Goethe vorwirft, er habe damit, daß „die Vertikaltendenz als das Männliche, die Spiraltendenz als das Weibliche in der Pflanze" gedeutet wird, „in die tiefsten Tiefen der Mystik eingeführt" (s. u. S. 172). Denn zunächst ist diese Vorstellungsart nur auf zwei spezielle Fälle, auf die Vallisneria und „die Rebe, die sich um den Ulmbaum schlingt", angewandt, und überdies ist das Ganze doch nur ein Bild, wie einige Seiten früher „Konvolvel und Stange", auf welche Goethe an jener Stelle als auf ein „Gleichniß" zurückweist.[1]) Das ergiebt sich auch, wenn man hiermit eine analoge Stelle der zuerst in einer kürzeren Fassung dem Wiederabdruck der „Metamorphose der Pflanzen" von 1831 angehängten Abhandlung „Ueber die Spiraltendenz" vergleicht, worin es heißt, daß man „die vertikale Tendenz ... als das männlich stützende Prinzip anzusehen hat" (unten S. 498). Und gewiß ist nichts gerechter, als dem Dichter seine bilderreiche Sprache zu Gute zu halten:

„Gleichnisse dürft Ihr mir nicht verwehren;
Ich wüßte mich sonst nicht zu erklären".

Da das Werk von Julius Sachs unzweifelhaft und mit Recht noch lange sich eines großen Ansehens in der historischen Literatur der Botanik erfreuen wird, so haben wir geglaubt, uns hier eingehend mit seiner Kritik beschäftigen zu müssen. Wenn sowol Sachs als auch Schleiden ohne Zweifel, wie es sich von selbst versteht, in ihrer Kritik vollkommen objektiv zu sein glauben, so scheinen sie doch nicht ganz von dem Fehler frei, unwillkürlich Goethe für die Entstellungen, welche die Metamorphosenlehre von seinen Nachfolgern erlitten hat, verantwortlich zu machen oder bei jener zuweilen die ihr fremdartigen Deutungen und Anwendungen dieser im Auge zu haben. So irrt auch Sachs, wenn er bemerkt (S. 171): „Goethe hatte selbst gegen die furchtbaren Entstellungen, welche seine Lehre durch die Naturphilosophen erfuhr, nichts einzuwenden." Im Gegentheil sagt er ausdrücklich sowol in Bezug auf die Wirkung seiner „Metamorphose der Pflanzen" als auch seiner Ideen über „die normalen und abnormen Umwandlungen organischer Wesen" überhaupt: „Freilich ist auch hier mancher Mißgriff zu bemerken, manche Uebereilung, wovon sich aber die Wissenschaft, rein fortschreitend, bald erholen wird. Man tadelt zwar mit Recht, daß das Wort Metamorphose, von dessen Bedeutung man vor zwanzig Jahren

[1]) Unten S. 185 u. S. 176; vgl. auch S. 500.

nichts wissen wollte, schon zur Phrase geworden; aber man sei immer zufrieden, daß durch Anregen und Auffassen dieses Begriffs so viel Gutes und Heilsames zur Klarheit gekommen."[1] Auch im Einzelnen weist er manchen Mißgriff in der Metamorphosenlehre zurück[2] und weiß sehr wohl, daß Manche, die „neue Lehre verkündend, nicht wissen, wovon sie reden".[3]

Wie viel tiefer auch gegenwärtig die durch Mohl, Schleiden, Nägeli u. A. geschaffenen Grundlagen der wissenschaftlichen Botanik sind, insbesondere durch die Erforschung und Erkenntniß des Zellenlebens — daß Goethe dasselbe geahnt, haben wir an einer früheren Stelle hervorgehoben —, der Grundgedanke Goethe's von der Identität der Seitenorgane der Pflanze ist eine bleibende Errungenschaft derselben geworden, und es geschah, wie der Dichter verkündete, „daß aus dem Samenkorn dieser Idee ein die Welt überschattender Baum der Pflanzenkunde sich leicht und fröhlich entwickeln könne".

[1] Nachträge zur Farbenlehre. Aeltere Einleitung, Theil XXXVI.
[2] Vgl. unten S. 155.
[3] Unten S. 147.

Goethe's Werke.

Nach den vorzüglichsten Quellen revidirte Ausgabe.

Vierter Theil.

Gedichte.

Vierter Theil.

West-östlicher Divan.

Herausgegeben und mit Anmerkungen begleitet von
H. von Loeper.

Berlin.
Gustav Hempel.

Zur Osteologie und Zoologie.

In der ersten der vorstehenden Abhandlungen, welche den Zweck haben, in Goethe's naturwissenschaftliche Schriften einzuführen, ist bereits der historische Gang seiner anatomischen Studien bis zur Theilnahme an Lavater's Physiognomik dargelegt und bemerkt worden, daß eben sie ihn zu jenen in Straßburg zuerst ernster betriebenen Studien zurückführte. Wenngleich sein Interesse an Lavater's Werk früh erkaltete, so ging die Untheilnahme und sein „Pik auf den Propheten“ selbst doch nicht so weit, um die seinen Beiträgen zu den „Physiognomischen Fragmenten“ zu Grunde liegenden Studien fallen zu lassen. Nur die „physiognomischen Kunststückchen“ warf er von sich, der unverlierbare Gewinn hieraus aber war, daß er auf eins der wichtigsten Gebiete der Anatomie hingewiesen wurde, auf welchem er bald als Entdecker auftreten, und das ihn sein ganzes ferneres Leben hindurch fesseln sollte, auf die Osteologie.[1]) Wohl trat diese gegen die geologischen Studien noch einige Zeit zurück, aber sie blieb unausgesetzt seine „Liebhaberei“, und er zeichnet inzwischen fleißig Anatomie,[2]) und am 29. Oktober 1781 schreibt er von Jena, wohin er Tags zuvor gegangen war, an Frau von Stein: „Ein beschwerlicher Liebesdienst, den ich übernommen habe, führt mich meiner Liebhaberei näher. Loder erklärt mir alle Beine und Muskeln, und ich werde in wenig Tagen Vieles fassen.“ Dem Herzog theilt er am 4. November mit,[3]) daß ihm Loder in diesen acht Tagen Osteologie und Myologie demonstrirt hat, und spricht die Absicht aus, Vorlesungen auf der Zeichenakademie zu

[1]) Siehe oben S. XXXVf.
[2]) Goethe's Briefe an Frau von Stein, II. 109.
[3]) Briefwechsel des Großherzogs Karl August mit Goethe, I. 23f.

beginnen. Er äußert sich hierüber gleichlautend gegen Lavater[1]) und Merck[2]) am 14. November: „Diesen Winter habe ich mir vorgenommen mit den Lehrern und Schülern unserer Zeichenakademie den Knochenbau des menschlichen Körpers durchzugehen, sowol um ihnen als mir zu nutzen, sie auf das Merkwürdige dieser einzigen Gestalt zu führen und sie dadurch auf die erste Stufe zu stellen, das Bedeutende in der Nachahmung sinnlicher Dinge zu erkennen zu suchen.[3]) Zugleich behandle ich die Knochen als einen Text, woran sich alles Leben und alles Menschliche anhängen läßt, habe dabei den Vortheil, zweimal die Woche öffentlich zu reden und mich über Dinge, die mir werth sind, mit aufmerksamen Menschen zu unterhalten, ein Vergnügen, welchem man in unserm gewöhnlichen Welt-, Geschäfts- und Hofleben ganz entsagen muß. Diejenigen Theile, die abgehandelt werden, zeichnet alsdann ein Jeder und macht sie sich zu eigen." Daß er dabei auch für sich selbst künstlerische Zwecke verfolgte, sagt uns die Schlußäußerung zu dieser Mittheilung an Merck: „Durch diesen Weg denke ich selbst in der Zeichnung, Richtigkeit und Bedeutsamkeit der Formen zuzunehmen", während die Bemerkung im Briefe an Lavater, er habe sich vorgenommen, die Worte Physiognomik und Physiognomie gar nicht zu brauchen, vielmehr die Ueberzeugung davon durch die ganze Reihe des Vortrages einem Jeden einleuchten zu lassen, zeigt, daß er die Physiognomik auch damals noch nicht aus den Augen verloren hatte. Die Vorlesungen hat er wirklich gehalten und, wie eine Einzeichnung in sein Tagebuch ergiebt, am 16. Januar 1782 beendet.[4])

Recht glücklich traf es sich nun, daß sein genialer Freund Merck gleichfalls eine außerordentliche Neigung zur Osteologie faßte, zu welcher der hauptsächlichste Reiz von Seiten der Paläontologie ausgegangen war, wodurch denn Goethe auch mit dieser neu erstehenden Wissenschaft näher bekannt wurde. Merck stand mit Peter Camper, den er, zu gegenseitiger Begeisterung, besuchte, mit Sömmerring, Forster und anderen Gelehrten in innigstem brieflichen Verkehr, und da er selbst ein ebenso glücklicher wie leidenschaftlicher Sammler war, so erhielt Goethe durch ihn nicht

[1]) Goethe's Briefe an Lavater, S. 136 f.
[2]) Briefe an und von Merck, S. 258. Dieser Brief trägt das falsche Datum [17]82 statt 81.
[3]) Im Briefe an Lavater heißt es sichtlicher statt sinnlicher, und hinter erkennen fehlt und.
[4]) Arn, Aus Goethe's Tagebuch.

nur osteologiſche Mittheilungen aller Art und Unterweiſungen in der Camper'ſchen Zeichnenmethode, ſondern auch ſeltnere Präparate, die er zu ſeinen Studien wünſchte.[1] „Deine Knochenunterſuchungen", ſchreibt er dem Freunde am 27. Oktober 1782, „haben mir viel Vergnügen gemacht. Sei doch ſo gut und ſchreibe mir etwas von Camper's Incognito und ſchicke mir überhaupt ſeine Briefe; Du ſollſt ſie gleich wieder haben. Ich weiß meine Osteologie auf den Fingern auswendig herzuſagen und bei jedem Thierſkelett die Theile nach den Namen, welche man den menſchlichen beigelegt hat, ſogleich zu finden und zu vergleichen. Es macht mir ein großes Vergnügen, und Du wirſt wohl thun, mich manchmal damit zu unterhalten."[2] Daß Goethe auch ſeinerſeits dem Freunde zu Handen iſt,[3] verſteht ſich von ſelbſt, und der gegenſeitige Austauſch von Gedanken und Studienmitteln mußte für Jenen bei ſeiner zerſplitterten Thätigkeit von größtem Nutzen ſein. „Das verſprochene Buch", ſchreibt er am 17. Februar 1783 an Merck,[4] „hoffe ich Dir eheſter Tage zu ſchicken. Wie gerne wollte ich Dir auch den Gebrauch unſeres Elephantenkopfes, den wir in Jena haben, wünſchen. Ich habe ihn geſtern noch mit Erſtaunen betrachtet. Wir haben auch den Ober- und Unterkiefer eines Phyſeters daſelbſt; nur leider iſt er gleich hinter den Zähnen abgeſägt und alſo nur ein verſtümmeltes und wenig intereſſantes Stück. Die Zähne ſind von einer bewundernswürdigen Feinheit, Symmetrie und Schärfe. ... Wir haben in Jena auch einen Babiruſſakopf.

„Verſäume ja nicht, mir von Deinen Unterſuchungen und Entdeckungen zu ſchreiben; denn ich weiß immer nicht, wo mir der Kopf ſteht, und kann nur Seitenblicke auf dieſe intereſſanten Gegenſtände werfen."

Nicht minder als der freundſchaftliche Briefwechſel mit Merck wird ihn ein Beſuch Blumenbach's in Weimar im April 1783 gefördert haben, den er im September deſſelben Jahres in Göttingen erwiderte, wo er ſich vorgenommen hatte, alle Profeſſoren zu beſuchen,[5] und ein darauf folgender Aufenthalt in

[1] Vgl. Briefe an Merck, S. 421 u. 430; Briefe an und von Merck, S. 243 u. 244.
[2] Briefe an und von Merck, S. 310.
[3] Vgl. Briefe an Merck, S. 388.
[4] Daſelbſt S. 378; das verſprochene Buch war vermuthlich Soliter's „Gabr. Fallopii Lectiones de partículis similaribus humani corporis etc."; vgl. a. a. O. S. 353 u. 368.
[5] Goethe's Briefe an Frau von Stein, III. 341.

Kassel, wo er mit Forster und Sömmerring wissenschaftlich verkehrte, welch Letzterem er auch bei einer mißlungenen Füllung eines Luftballons behilflich war,[1]) ließ ihn den freudigen Ausspruch thun: „Das Glücklichste ist, daß ich nun sagen kann, ich bin auf dem rechten Wege, und es geht mir von nun an nichts verloren."[2])

So rückte das Jahr 1784 heran, und der Dichter hatte doch wohl mehr als „Seitenblicke" auf das Knochenwesen geworfen. Denn der Frühling, den er in tristen Wintertagen immer so sehnlichst herbeiwünschte, brachte ihm diesmal die unendliche Freude jener folgenschweren Entdeckung von der Existenz des Zwischenkieferknochens beim Menschen. „Es ist mir ein köstliches Vergnügen geworden," schreibt er am 27. März, der wol der Tag der Entdeckung war, an Frau von Stein, „ich habe eine anatomische Entdeckung gemacht, die wichtig und schön ist. Du sollst auch Dein Theil dran haben. Sage aber Niemand ein Wort! Herder'n kündiget's auch ein Brief unter dem Siegel der Verschwiegenheit an. Ich habe eine solche Freude, daß sich mir alle Eingeweide bewegen." Der erwähnte Brief an Herder drückt die reinste sittliche, theoretische Freude aus: „Nach Anleitung des Evangelii muß ich Dich auf das Eiligste mit einem Glücke bekannt machen, das mir zugestoßen ist. Ich habe gefunden — weder Gold noch Silber, aber was mir unsägliche Freude macht,

das os intermaxillare am Menschen!

Ich verglich mit Loder'n Menschen- und Thierschädel, kam auf die Spur, und siehe, da ist es! Nun bitt' ich Dich, laß Dich nichts merken; denn es muß geheim behandelt werden. Es soll Dich auch recht herzlich freuen; denn es ist wie der Schlußstein zum Menschen, fehlt nicht, ist auch da! Aber wie! Ich habe mir's auch in Verbindung mit Deinem Ganzen gedacht, wie schön es da wird."[3]) Dieser Brief klärt uns schon einigermaßen über den Grund der unsäglichen Freude, welche ihm die Entdeckung verursachte, auf. Er machte dieselbe, wie bereits an einer früheren Stelle bemerkt wurde, nicht zufällig, sondern war dabei von der Anschauung geleitet, daß die gesammte höhere Thierwelt nach einem einheitlichen Bilde geformt sei, und fand in jener Entdeckung eine neue Bestätigung seiner Ueberzeugung „von

[1]) Briefe an Merck, S. 425.
[2]) Goethe's Briefe an Frau v. Stein, II. 343.
[3]) Aus Herder's Nachlaß, I. 75.

der Konſequenz des oſteologiſchen Typus durch alle Geſtalten hindurch",[1] einer Idee, auf welcher eigentlich die Bedeutung der vergleichenden Anatomie beruht. Nun wurde aber von den größten Anatomen ſeiner Zeit der Zwiſchenkieferknochen, welcher, wie ſchon ſein Name zum Theil ausſagt, ſich zwiſchen die zwei Hälften des Oberkiefers einſchiebt und bei den Säugethieren die Schneidezähne trägt, dem Menſchen abgeſprochen, während es Goethe nicht in den Sinn wollte, „wie der Menſch Schneidezähne haben und doch des Knochens ermangeln ſollte, worin ſie eingefügt ſtehen".[2] Ueberdies wollten Blumenbach, Camper und Sömmerring in dem Fehlen des os intermaxillare den einzigen Unterſchied zwiſchen dem Menſchen und dem Affen erblicken. Obſchon Blumenbach in Briefen an Sömmerring aus dem Jahre 1781, welche Goethe ſelbſt ſpäter benutzte,[3] Spuren des berühmten Knochens bei Embryonen und jungen Kindern zugeſtand, an einem waſſerköpfigen ſogar zwei völlig abgeſonderte kleine Knochenkerne und ſelbſt bei erwachſenen jugendlichen Köpfen oft noch vorn am Gaumen eine Sutura sparia findet, ſo wurde doch das Fehlen des Zwiſchenknochens beim Menſchen als ein Unterſcheidungszeichen zwiſchen dieſem und dem Affen mit förmlichem Dogmatismus behauptet, wie unter Anderm Sömmerring am 8. Okt. 1782 an Merck ſchreibt: „Ich wünſchte, daß Sie Blumenbach nachſähen wegen des ossis intermax., der ceteris paribus der einzige Knochen iſt, den alle Thiere vom Affen an, ſelbſt der Orang Utang eingeſchloſſen, haben, der ſich hingegen nie beim Menſchen findet; wenn Sie dieſen Knochen abrechnen, ſo fehlt Ihnen nichts, um nicht Alles vom Menſchen auf die Thiere transferiren zu können. Ich lege deshalb einen Kopf von einer Hirſchkuh bei, um Sie zu überzeugen, daß dieſes os intermaxillare (wie es Blumenbach) oder os incisivum (wie es Camper nennt), ſelbſt bei Thieren vorhanden iſt, die keine Schneidezähne in der obern Kinnlade haben."[4] Welche ſeltſame Befangenheit eines ſonſt ſo ausgezeichneten Forſchers! Hier wird die Konſequenz des Knochenbaues durch das Beiſpiel von Thieren illuſtrirt, welche, obſchon keine Schneidezähne, dennoch den Intermaxillarknochen haben, und der Menſch, welcher Schneidezähne beſitzt, ſollte des dieſelben tragenden Knochens ermangeln! Goethe blickte tiefer in den Bau

[1] Vgl. unten S. 235 und oben S. LIX, LXXIII.
[2] Unten S. 236.
[3] Daſelbſt S. 231f. und S. 502, Anmerk. 84.
[4] Briefe an Merck, S. 304f.

der Thierwelt, er hielt sich überzeugt, daß die Natur ihre großen Maximen nicht fahren läßt,[1]) er hatte sich durch das Studium Spinoza's nicht vergebens in seinen Einheitsgedanken bekräftigen lassen, und als er Knebel endlich seine „kleine Abhandlung aus dem Knochenreiche" schicken konnte, spricht er sich deutlich genug über die Bedeutung aus, welche er seiner Entdeckung beilegt: „Ich habe mich enthalten, das Resultat, worauf schon Herder in seinen Ideen deutet, schon jetzo merken zu lassen, daß man nämlich den Unterschied des Menschen vom Thier in nichts Einzelnem finden könne. Vielmehr ist der Mensch aufs Nächste mit den Thieren verwandt. Die Uebereinstimmung des Ganzen macht ein jedes Geschöpf zu dem, was es ist, und der Mensch ist Mensch so gut durch die Gestalt und Natur seiner obern Kinnlade als durch Gestalt und Natur des letzten Gliedes seiner kleinen Zehe Mensch. Und so ist wieder jede Kreatur nur ein Ton, eine Schattirung einer großen Harmonie, die man auch im Ganzen und Großen studiren muß; sonst ist jedes Einzelne ein todter Buchstabe. Aus diesem Gesichtspunkte ist diese kleine Schrift geschrieben, und das ist eigentlich das Interesse, das darinne verborgen liegt."[2]) Nur bei so unerschütterlicher Ueberzeugung von der Einheit der Natur im Allgemeinen und der höheren Thierwelt im Besondern konnte ihm die Entdeckung gelingen; im Uebrigen war sie nicht so leicht zu machen. Denn würde sie sich dem unmittelbaren Augenschein dargeboten haben, so hätte sie nicht Jahrhunderte lang eine Streitfrage bleiben können, welche eben damals, wie aus Vorstehendem ersichtlich, die Geister von Neuem lebhaft ergriffen hatte. Die Schwierigkeit der Entdeckung lag eben darin, daß der fragliche Knochen bei ausgewachsenen Schädeln völlig verwachsen ist und nur bei jungen Nähte von der Seite sichtbar sind.

Goethe ließ indessen vorläufig von seiner Entdeckung weder den befreundeten Anatomen noch Merck gegenüber etwas laut werden; nur die allgemeine Andeutung machte er Letzterem am 23. April: „Ich habe die Zeit über auch Verschiedenes in anatomicis, wie es die Zeit erlauben wollen, gepfuscht, wovon ich vielleicht ehstens etwas werde produciren können."[3]) Vielmehr arbeitete er zunächst in Jena an der Abhandlung über den Zwischenknochen. „Mir geht es", schreibt er um die Mitte April,

[1]) Vgl. unten S. 240.
[2]) Briefwechsel mit Knebel, S. 55.
[3]) Briefe an Merck, S. 421.

„gut und freudig in der weitern Ausarbeitung des Knöchleins. Wir haben Löwen und Walrosse gefunden und mehr Interessantes. Es wird aber nicht so auf einen Ruck gehen, wie ich dachte, und uns weiter führen.“[1]) Und am 7. Mai: „Ich habe mich in die Stille begeben, um Dir zu schreiben; nun wird bald Loder kommen, und es werden Anatomica zur Erholung und Ergetzung der Seele vorgenommen“, und indem er der Geliebten Adieu zuruft, fügt er hinzu: „Ich habe indessen die Zeit mit Loder'n verschwätzt, der nun auch große Freude an meinem Werke hat, das immer reifer wird.“ Am 14. Mai ersucht er Sömmerring, ihm den Kasseler Elephantenschädel nur auf vier Wochen zu borgen und denselben nach Eisenach zu senden, wohin er Anfangs Juni ging: durch diese Gefälligkeit würde Sömmerring die angenehmen Stunden, welche Ihnen die Zoologie macht, vermehren.[2]) Sein Wunsch wurde gewährt, und er schreibt der Freundin am 7. Juni: „Zu meiner großen Freude ist der Elephantenschädel von Kassel hier angekommen, und was ich suchte, ist über meine Erwartung daran sichtbar. Ich halte ihn im innersten Zimmerchen versteckt, damit man mich nicht für toll halte. Meine Hauswirthin glaubt, es sei Porzellan in der ungeheuren Kiste.“ Noch an demselben Tage fing er den großen Schädel zu studiren an und findet mehr, als ihm lieb ist, wieder Neues und Neues, „und doch studirt man darum die Natur!“[3]) Ebenso schreibt er an Herder, er finde daran mehr, als er gesucht hat.[4]) Unter Anderm suchte er daran seine Vermuthung nachzuweisen, daß der ungeheure Eckzahn nicht im os intermaxillare enthalten sei.[5]) Er durfte den Schädel, wie er Sömmerring ersucht hatte, mit nach Weimar nehmen[6]) und ließ ihn durch Waitz von vier Seiten zeichnen, und zwar jede im Umriß und ausschattirt.[7]) Er ist unermüdlich, sich von Sömmerring und Merck Schädel zu erbitten, giebt Letzterm auch Auftrag, ihm auf der Reise zu Camper

[1]) Goethe's Briefe an Frau von Stein, III. 34.
[2]) Sömmerring's Leben und Verkehr mit seinen Zeitgenossen. Von Rudolph Wagner. S. 4.
[3]) Goethe's Briefe an Frau von Stein, III. 47 u. 50.
[4]) Aus Herder's Nachlaß. I. 78.
[5]) Siehe unten S. 240. Vgl. Goethe's Naturwissenschaftliche Korrespondenz, II. 81 f.
[6]) Goethe's Briefe an Frau von Stein, III. 59.
[7]) Unten S. 240. Vgl. Briefwechsel mit Karl August, I. 37; Sömmerring's Leben ꝛc., S. 3; der dort befindliche Brief Goethe's trägt das falsche Datum 1784 statt 1785. Dadurch wol hat sich der Herausgeber verleiten lassen, ihn an eine falsche Stelle zu setzen. Er steht als erster Brief in der Sammlung und sollte die fünfte Stelle einnehmen.

gelegentlich Schädel fremder interessanter Thiere, z. E. Myrmecophaga, Bradypus, Löwen, Tiger oder dergleichen zu kaufen,[1] und wol nur, um von ihm den Schädel seiner Myrmekophaga „so bald als möglich“ zu erhalten, gesteht er wenigstens am 6. August: „Ich brauche ihn zu meiner Inauguraldisputation, durch welche ich mich bei Eurem docto corpore zu legitimiren gesonnen bin. Das eigentliche Thema halte ich noch geheim, um Euch eine angenehme Ueberraschung vorzubereiten.“[2] Und im Begriffe, auf den Harz und nach Braunschweig zu gehen, will er daselbst „dem ungebornen Elephanten ins Maul sehen. ... Ich wollte, wir hätten den Fötus, den sie in Braunschweig haben, in unserm Kabinette, er sollte in kurzer Zeit secirt, skelettirt und präparirt sein. Ich weiß nicht, wozu ein solches Monstrum in Spiritus taugt, wenn man es nicht zergliedert und den innern Bau aufklärt.“[3] Nach der Rückkehr beschäftigt ihn die Vollendung seiner „Inauguraldisputation“ und deren lateinische Uebersetzung unter Beihilfe Loder's, welche er auch Herder zur Durchsicht sandte und insbesondere für Camper bestimmt hatte. Abfassung und Uebersetzung machten ihm mehr Skrupel, als er vermuthet, wie er denn Herder's Gattin gegenüber äußert: „Ich schäme mich, ihn [Herder] mit dieser Kleinigkeit so oft zu plagen. Wenn die Hennen so lang über den Eiern säßen, als ich mich mit diesen Dingen beschäftige, ohne daß es ein Ende wird, die jungen Hühner müßten theuer werden,“[4] und bei Merck sein langes Stillschweigen am 2. Dezember damit entschuldigt, daß er mit einer kleinen Abhandlung, die er ihm zuschicken wollte, und mit einigen Versuchen osteologischer Zeichnungen, die dazu gehören, bisher aufgehalten worden ist und den Zweifel ausspricht, daß vor Ende des Jahres viel daraus werden wird.[5] Indessen konnte er dem Freunde das „Specimen“, worauf er ihn so lange vorbereitet hatte, schon am 19. Dezember schicken. „So wenig es ist, hat es mir viel Plage gemacht, bis ich es habe so zusammenbringen können. ... Die lateinische Uebersetzung ist in der Absicht gemacht worden, daß Camper das Werkchen sehen soll. Du wirst am Besten beurtheilen, inwiefern er eine Rektifikation seiner Meinung von einem Laien gut

[1] Briefe an Merck, S. 422.
[2] Daselbst S. 430.
[3] Ebendaselbst.
[4] Aus Herder's Nachlaß, I. 415.
[5] Briefe an und von Merck, S. 241 f.

aufnehmen möchte. Wenn Du es ihm überschickst, so gebe ich Dir Carte blanche, ihm von mir an Artigem und Verbindlichem zu sagen, was Du Lust hast. ... Noch wünschte ich, daß mein Opus auf der Reise zu Camper'n bei Sömmerringen durchginge. Schicke es ihm also so bald als möglich zu, daß er es weiter spedire. Ich habe ihm geschrieben, daß er etwas von Dir zu erwarten hat. Das Eigenthum des Manuskripts selbst überlass' ich Dir. Du magst es nun für Dich behalten oder Camper'n abtreten wollen. Nun sei aber auch thätig und hilfreich, daß ich bald einen Beitrag von Schädeln erhalte, wenn es auch nur zum Abzeichnen ist. Denn ich möchte gar zu gerne eine vollständige Suite von Zeichnungen dieses Knochens beisammen haben.

„Ich füge ein Verzeichniß bei von denen Schädeln, die schon in dieser Absicht gezeichnet sind.*) Hauptsächlich bitte ich Dich auf das Zuständigste um die Myrmekophaga und um den Rhinoceros; es soll Dir nichts daran versehrt werden."[1])

So trat denn das „Specimen" die Reise nach Darmstadt, Kassel und Stavoren in Holland an, wo es Camper, da es durch Gelegenheit geschickt wurde,[2]) erst Mitte September 1785 — also drei Viertel Jahre später in Empfang nehmen konnte.[3]) Es darf als ein Muster wissenschaftlicher Darstellung gelten, und wie die Bedeutung aller naturwissenschaftlichen und besonders der zur „Morphologie" gehörigen Arbeiten Goethe's in der Methode liegt, so verhält es sich auch mit dieser. Die Methode ist die der Vergleichung. Auf diesem Wege der Vergleichung von Thier- und Menschenschädeln machte er nicht nur die berühmte Entdeckung, sondern führte auch den vollgiltigen Nachweis von der Existenz des Zwischenknochens beim Menschen. Er fand, daß der Knochen bei den verschiedenen Thieren je nach der Bildung der Zähne und nach Art der Nahrung verschieden gestaltet sei, bei den einen sich vorwärts streckt, bei den anderen sich zurückzieht[4]) und sich zuletzt im edelsten Geschöpfe, dem Menschen, aus Furcht, thierische Gefräßigkeit zu verrathen, schamhaft verberge.[5]) Da die Schwierigkeit, die Existenz des Inter-

*) „Reh, Ochse, Trichechus rosmarus, Pferd, Babirussa, Fuchs, Löwe, weißer nordischer Bär, Affe, vom Elephanten der ganze Schädel."

[1]) Briefe an und von Merck, S. 243 ff.
[2]) Briefe an Merck, S. 443.
[3]) Daselbst S. 496.
[4]) Unten S. 223.
[5]) Daselbst S. 239.

maxillarknochens beim Menſchen plauſibel zu machen, eben in der völligen Verwachſung deſſelben beruht, ſo iſt es von Wichtigkeit, daß Goethe verſchiedene Fälle, wo dieſer Knochen auch bei Thieren zum Theil oder ganz verwachſen iſt, hat bemerken können,[1] und von noch größerer Wichtigkeit iſt folgende analoge Bemerkung in dem die Zuſendung der Abhandlung begleitenden Briefe an Merck, welche geeignet iſt, dieſe zu ergänzen: „Ich habe in meiner Abhandlung zu ſagen unterlaſſen, daß ſchon bei Affen ſich Fälle finden, wo die äußere Sutur des ossis intermaxillaris kaum ſichtbar iſt. So iſt der Schädel einer Meerkatze, von dem ich Dir ſchrieb und den ich vor mir habe; man muß ihn gegen das Licht halten, wenn man die Sutur ſehen will.“[2] Goethe konnte ſomit in ſeiner Abhandlung getroſt ausſprechen: „Es wird alſo wol kein Zweifel übrig bleiben, daß dieſe Knochenabtheilung ſich ſowol bei Menſchen als Thieren findet, ob wir gleich nur einen Theil der Grenzen dieſes Knochens an unſerm Geſchlechte genau beſtimmen können, da die übrigen verwachſen und mit der oberen Kinnlade auf das Genaueſte verbunden ſind.“[3] Die Methode der Vergleichung iſt es eigentlich, welche die organiſchen Naturwiſſenſchaften auf ihre gegenwärtige Höhe gebracht hat und welcher ſie im letzten Grunde auch den Gipfel ihrer Errungenſchaft, die Deſcendenztheorie, verdanken. Kaum hat ein Anderer ſo klar wie unſer Dichter zu ſeiner Zeit die ungeheure Tragweite jener Methode erkannt und ſo früh erfolgreich angewandt. „Welch eine Kluft“, ruft er aus, „zwiſchen dem os intermaxillare der Schildkröte und des Elephanten! Und doch läßt ſich eine Reihe Formen dazwiſchen ſtellen, die beide verbindet. Das, was an ganzen Körpern Niemand leugnet, könnte man hier an einem kleinen Theile zeigen.

„Man mag die lebendigen Wirkungen der Natur im Ganzen und Großen überſehen, oder man mag die Ueberbleibſel ihrer entflohenen Geiſter zergliedern, ſie bleibt immer gleich, immer mehr bewundernswürdig.“[4] Er war ſich klar darüber, daß ſeine Abhandlung über den Zwiſchenknochen gleichſam als ein Wegweiſer für ähnliche Unterſuchungen würde dienen können, wie er ſelbſt ſolche ſpäter anſtellte, und ſchreibt an Merck: „Wie artig ſich von dieſem einzelnen Knöchlein wird auf die übrige ver-

[1] Unten S. 227.
[2] Briefe an und von Merck, S. 245 f.
[3] Unten S. 226 f.
[4] Daſelbſt S. 228.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

gleichende Knochenlehre ausgehen laſſen, kannſt Du wohl einſehn und wird ſich in der Folge mehr zeigen.“[1])

Allein wie befangen erſcheinen uns dem Dichter gegenüber die berühmten Gelehrten von Fach, denen er ſeine „Inauguraldisputation“ zur Prüfung vorlegte! Es war nichts mit der „Legitimirung“ bei dem „docto corpore“; er beſtritte den Gliedern deſſelben wol eine „Ueberraſchung“, aber eine „angenehme“, wie er hoffte, nicht. Sömmerring, der Goethe's Aufſatz faſt drei Viertel Jahr früher ſah als Camper, nennt ihn „in manchem Betracht ſehr artig“, fährt dann aber fort:[2]) „Die Hauptidee hatte ſchon Blumenbach. Im Paragraph, der ſich anfängt: „Es wird alſo kein Zweifel“, ſagt er [Goethe]: „da die übrigen (Grenzen) verwachſen“; Schade nur, daß dieſe niemals da geweſen! Ich habe nun Kinnbacken von Embryonen, von 3 Monaten bis zum Adulto vor mir, und an keinem iſt jemals eine Grenze vorwärts zu ſehen geweſen. Und durch den Drang der Knochen gegen einander die Sache zu erklären?[3]) Ja, wenn die Natur als ein Schreiner mit Keil und Hammer arbeitete! ... Und die tabula terminorum[4]) — ſieht ſie nicht ein Wenig ſchulfüchſig aus? Sie koſtete ihm Schwierigkeit. Freilich! Aber wozu nützt ſie?“ Einige Monate ſpäter wundert er ſich, daß Goethe von ſeiner Idee in Anſehung des ossis intermaxillaris noch nicht ablaſſen will,[5]) und Dieſer durfte an Merck ſchreiben: „Von Sömmerring habe ich einen ſehr leichten Brief. Er will mir's gar ausreden. Ohe! —“[6]) Ebenſo wenig oder noch weniger als bei dieſem Gelehrten fand Goethe's Arbeit Gunſt in den Augen Camper's. Dieſer erhielt das Manuſkript anonym und fand an demſelben außer der ſchönen Handſchrift nur die Klarheit der deutſchen Darſtellung zu loben, dagegen die Zeichnungen, welche übrigens nicht, wie angegeben, ſeiner Methode entſprachen, ebenſo wie den lateiniſchen Stil tadelnswerth, gab dem Verfaſſer väterliche Rathſchläge, ſich darin zu beſſern, und leugnet vor allen Dingen die Sache ſelbſt. Er geſteht zu, daß der Verfaſſer „a poursuivi cet os parfaitement bien; mais je ne puis pas l'avouer dans l'homme. Dans le morse, nous l'avons vu. Je dois réexaminer tout

[1]) Briefe an und von Merck, S. 243.
[2]) Briefe an Merck, S. 453.
[3]) Vgl. unten S. 227.
[4]) Vgl. daſelbſt S. 220 f.
[5]) Briefe an Merck, S. 443.
[6]) Daſelbſt S. 440.

cela. Il peut avoir raison de poser 2 incisives dans le dromadaire;[1]) dans le crâne que j'ai, la suture de l'intermaxillaire est tellement oblitérée, que je n'en ai jamais rien pu déterminer. — La vue de ce beau manuscr. m'a frappé; j'attendais un livre imprimé, une lettre indicative, je rencontre un manuscr. très élégant, admirablement bien écrit, c'est-à-dire d'une main admirable! sans nom de l'auteur! je suis embarassé; que faut-il que je fasse de ce portefeuille? garder, renvoyer, faire imprimer, examiner, indiquer, corriger, rendre l'âme aux dessins froids etc.? Je l'ai lu en commençant par le latin, je ne l'ai souvent pas compris, il me fallait donc consulter l'allemand, où je trouvais de la clarté."[2]) Goethe's Entdeckung hat durch die Opposition so hervorragender Männer der Wissenschaft eine historisch-psychologische Bedeutung, und daher lassen wir auch die übrigen hauptsächlichen Aeußerungen Camper's wörtlich folgen, wie wir das weitere Schicksal der ersteren selbst so ausführlich als möglich geschichtlich darlegen. Camper hatte einen Tag nach dem Empfange des Manuskripts den ersten Brief an Merck geschrieben, aus welchem eben eine bezügliche Stelle wiedergegeben wurde. Allein er begnügte sich damit nicht, und man kann ihm keineswegs vorwerfen, daß er etwa aus wissenschaftlicher oder zünftiger Vornehmheit die Sache einer nicht genug eingehenden Prüfung für werth hielt. Im Gegentheil, drei Tage später und kaum von einer anstrengenden Reise zurückgekehrt, schreibt er: „J'allai d'abord examiner un nombre d'os maxill. des fétus, de nouveaux nés, de tout âge et principalement de 3 ou 4 ans, comme est l'os dans lequel l'auteur a si joliment représenté l'os intermaxill." Allein das Resultat blieb nach wie vor ein negatives: „Je ne le trouve pas, et je continue à prétendre, que nous ne l'avons pas! J'ai derechef examiné les deux crânes du trichechus que j'ai là. L'observation est juste;[3]) j'ai ciselé la tête, sciée, et j'y ai trouvé deux dents incisives dans l'intermaxill. comme dans l'autre. . . ." Er hat nun schon eine Ahnung, daß Goethe der Verfasser ist, und fügt anerkennend hinzu: „Votre ami, je suppose Mr. Goethe, nous a mis en train et à l'examen d'un os, qui serait resté inconnu dans le morse, si

[1]) Vgl. unten S. 298.
[2]) Briefe an Merck S. 166 f.
[3]) Vgl. unten S. 225.

nous n'avions pas eu ces éclaircissements."[1]) Er giebt alſo die Richtigkeit aller Beobachtungen Goethe's auch der auf das Walroß bezüglichen zu, mit Ausnahme derjenigen, auf welche es zumeiſt ankommt, daß auch der Menſch das os intermaxillare beſitze. Endlich ſchreibt er am 21. März 1786: „Si je ne me trompe, je vous ai demandé ce que Mr. Goethe veut qu'on fasse de son livre? Il n'est pas possible de le faire imprimer ici, les planches seraient trop coûteuses, personne ne s'en chargerait, et l'objet même n'est pas assez intéressant pour la science. L'os intermaxill. n'existe pas dans l'homme, je l'ai examiné dans un grand nombre des mâchoires des enfants, même des petits embryons. L'os intermaxill. dans le morse est tout-à-fait neuf et beau; j'ai actuellement la tête d'un morse très-jeune, dans lequel on pourrait les séparer entièrement des maxillaires."[2]) Nach ſolcher Ableugnung einer Entdeckung, welche Goethe eine ſo unſägliche Freude gemacht und die er außer allem Zweifel geſetzt zu haben glaubte, mochte ihm wol ſeine Abſicht, Camper zu beſuchen, trotz deſſen herzlichen Einladungen verleidet werden, ſo neugierig er auch war, den Mann perſönlich kennen zu lernen.[3]) Aber auch Merck war nicht ſogleich von der Wahrheit ſeines „Afferti" durchdrungen, obſchon ihm die Abhandlung Freude machte. „Deswegen", ſchreibt ihm Goethe, „ſchicke ich Dir hier eine geſprengte obere Kinnlade vom Menſchen und vom Trichechus, da vergleiche und nimm Deine anderen Schädel zu Hilfe, und ſieh am Affenſchädel nach, was denn das für eine Sutur iſt, die das os intermaxillare von der palatina maxillae superioris trennt; gieb nur auf die Lage der canalium incisivorum Acht, und ich brauche nichts zu ſagen."[4]) Goethe giebt hierauf noch eine Erläuterung über das Verhältniß der Schneidezähne und des os intermaxillare beim Trichechus, und Merck ſcheint durch Vergleichung der überſandten Knochenabtheilungen überzeugt worden zu ſein, wie aus des Erſteren Brief an Dieſen vom 8. April 1785 hervorgehen dürfte, worin er bemerkt: „Ich bin recht neugierig auf Deine Abhandlungen und habe nichts dagegen, wenn Du mich bei Gelegenheit des Walroſſes[5]) nennen und auf eine beſcheidene und ehrbare Art in Euren Orden ein-

[1]) Briefe an Merck, S. 469].
[2]) Daſelbſt S. 481].
[3]) Vgl. Briefe an und von Merck, S. 238 u. 244; Briefe an Merck, S. 485 u. 491.
[4]) Briefe an Merck, S. 439].
[5]) Vgl. vor. Seite zu Ende und unten S. 228.

führen willst. Wenn ich sonst etwas finde, will ich Dir es auch schreiben, und es soll mir lieb sein, wenn Du Gebrauch davon machen kannst. Bei mir liegt so etwas und wuchert nicht." Dagegen zweifelt er noch, und mit Recht, daß Sömmerring selbst bei Vorhaltung der übersandten Knochen sich ergeben würde. Hier fiel eben jenes bittere, vom urteilsvolle Wort: „Einem Gelehrten von Profession traue ich zu, daß er seine fünf Sinne ableugnet."[1] Aber auch Merck wurde wieder schwankend und spricht gegen Ende des folgenden Jahres seine Verwunderung aus, daß, wie er fälschlich gehört hatte, Vicq-d'Azyr „sogar Goethe's sogenannte Entdeckung in sein Werk aufgenommen" habe.[2]

Der Einzige, welcher Goethe's Entdeckung unmittelbar und rückhaltlos anerkannte und auch deren Bedeutung zu schätzen wußte, war der der „Gilde" fernstehende Herder. „Goethe", schreibt er an Knebel, „hat uns seine Abhandlung vom Knochen vorgelegt, die sehr einfach und schön ist; der Mensch geht auf dem wahren Naturwege, und das Glück geht ihm entgegen."[3] Camper hat seinen Unglauben wol mit ins Grab genommen, Sömmerring aber ergab sich nach einiger Zeit und bemerkte 1791 in seinem Werke „Vom Baue des Menschen", Goethe's Abhandlung über die Zwischenknochen verdiene öffentlich bekannt zu sein. Schon 1788 wurde die Wissenschaft durch Loder mit Goethe's Entdeckung bekannt gemacht, indem Jener sie in seinem anatomischen Handbuche von diesem Jahre erwähnt, und wie sie sich ferner allmählich Geltung verschaffte, hat der Dichter selbst erzählt, als er fast vierzig Jahre später die Abhandlung darüber veröffentlichte,[4] welche er in den Verhandlungen der Kaiserl. Leopoldinisch-Karolinischen Akademie der Naturforscher 1831 wiederabgedruckt und durch zugehörige Zeichnungen erläutert zu sehen die Freude hatte. Jene geschichtliche Uebersicht können wir noch mit dem Hinweis auf Oken's Mittheilung in seinem berühmten „Programm beim Antritt der Professur" in Jena 1807, wobei jedoch Goethe nicht genannt wird, ergänzen: „daß es [das Zwischenkieferbein] auch im Menschen vorhanden ist, habe ich mich an Dutzenden von Kinderschädeln vorzüglich in Osiander's Sammlung überzeugt".[5] Blumenbach aber, der doch nach seinen eigenen

[1] Briefe an Merck, S. 445. Vgl. oben Einleitung, S. XXVII.
[2] Sömmerring's Leben ꝛc., S. 293.
[3] Knebel's Literarischer Nachlaß, II. 236.
[4] Siehe unten S. 238. 240 ff., 252 ff.
[5] Oken, Ueber die Bedeutung der Schädelknochen, S. 14.

Beobachtungen[1]) am Ehesten von der Wahrheit der Goethe'schen Entdeckungen sich hätte überzeugen sollen, sprach dem Menschen noch in seinem Handbuch der vergleichenden Anatomie von 1805 (S. 22) den Zwischenknochen ab. Aber ein so geistreicher, fort untersuchender und denkender Mann, wie Goethe ihn rühmt, konnte nicht immer bei einer vorgefaßten Meinung verharren und theilte ihm mit, daß der Zwischenknochen bei wasserköpfigen Kindern von der obern Kinnlade getrennt, auch bei dem doppelten Wolfsrachen als krankhaft abgesondert sich manifestire.[2]) Und da Mißbildungen oft große Bedeutung für die wissenschaftliche Erkenntniß der normalen Naturverhältnisse haben, so sei hier endlich noch erwähnt, daß Blumenbach den 15. Dezember 1825 an Goethe über die Operation eines „ganz thierisch prominirenden os intermaxillare" bei einem 23jährigen Athleten berichtet.[3]) Heute zweifelt wol kein Anatom mehr an der Existenz des Zwischenknochens beim Menschen, nachdem der Gegenstand an Schädeln von Embryonen wiederholt geprüft worden ist und überdies M. J. Weber durch Behandlung der Knochen mit verdünnter Salpetersäure die Trennung derselben, namentlich bei ein- und zweijährigen Kindern, leicht zu bewerkstelligen vermocht hat.[4]) Im Allgemeinen stellt in Bezug auf den vorliegenden Gegenstand Richard Owen dem Dichter das schönste Zeugniß mit den Worten aus: „Durch seine Entdeckung des Zwischenknochens in der obern Kinnlade des Menschen hat Goethe für alle derartigen Untersuchungen, welche die durchgehende Einheit der Natur erweisen, die Führung genommen. . . ."[5])

Da Goethe als Laie der geschlossenen Phalanx der Fachmänner gegenüber allein stand — wie schmerzlich er es empfand, hat er nicht verhehlt[6]) —, so begreift man wohl, daß er sich in sein „wissenschaftliches Beinhaus" zurückzog und erst Dezennien später, als seine Entdeckung von der Wissenschaft anerkannt war, sowol seine Abhandlung über den Zwischenkiefernochen als auch seine

[1]) Siehe oben S. CXXXI.

[2]) Philosophie Zoologique etc., Pg. XXXIV, „Zur Naturwissenschaft im Allgemeinen".

[3]) Goethe's Naturwissenschaftliche Korrespondenz, I. 51.

[4]) Froriep, Notizen aus dem Gebiet der Natur- und Heilkunde, Bd. XIX. p. 283. Die hierin ausgesprochene Beobachtung Weber's ist auch in einer Anmerkung zur Abhandlung über den Zwischenkiefernochen in den oben genannten Verhandl. der Akad. der Naturforsch., p. 31 angegeben.

[5]) Nach einem Citat von Lewes in Goethe's Leben, übersetzt von Frese. 6. Aufl., II. 177.

[6]) Philosophie Zoologique etc. a. a. O.

Ideen über organische Bildung und Umbildung überhaupt der Welt offenbarte. Er ging indessen seinen Weg ungestört weiter und setzte seine Studien der vergleichenden Anatomie und der Physiologie fort, deren Nutzen er in Italien doppelt schätzen lernte. Daher finden wir ihn denn auch bald nach seiner Rückkehr wiederum „fleißig in Anatomicis“.[1]) Trat indessen nun die Botanik eine Weile in den Vordergrund, so beglückte ihn doch in Gefolg einer treuen und fleißigen Bearbeitung der Pflanzenmetamorphose das Jahr 1790 mit erfreulichen und neuen Aussichten auch über thierische Organisation.[2]) Es war eine der Metamorphose der Pflanzen analoge Idee über Bildung der höheren Thiere, daß der Schädel ein modifizirter Abschnitt der Wirbelsäule sei. Seine anatomischen Studien hatten ihn zu der Vermuthung geführt, daß die Schädelknochen aus Wirbelknochen abzuleiten seien; er glaubte zu erkennen, daß es sich mit dem Hinterhauptbein, dem hinteren und vorderen Keilbein so verhalte, und fand durch einen Zufall während seines Aufenthalts in Venedig im Jahre 1790, daß auch die Knochen des Vorderhaupts, das Gaumbein, die obere Kinnlade und der Zwischenknochen auf dieselbe Grundform zurückzuführen seien. Diese Wirbeltheorie des Schädels hat ihre Geschichte wie der Zwischenknochen, nur mit dem Unterschiede, daß über jene ein Prioritätsstreit entstand. Goethe machte nämlich seine Entdeckung nicht öffentlich bekannt, als er aber im Jahre 1807 zur Veröffentlichung derselben nebst anderen naturwissenschaftlichen Arbeiten sich anschickte, erhielt er von Voigt und Riemer, mit denen er jene Angelegenheit besprach, die Nachricht, daß Oken in dem obenerwähnten „Programm“ mit derselben Idee hervorgetreten sei.[3]) Goethe schwieg. Die Idee selbst fand anfänglich, namentlich wol durch die Art, in welcher Oken sie vortrug, wenig Anklang, und wie treffend Goethe dieselbe später „tumultuarisch“ nannte, ergiebt sich schon aus den Anfangssätzen der Oken'schen Abhandlung: „Eine Blase verknöchert, und sie ist ein Wirbelbein. Eine Blase verlängert sich zu einer Röhre, wird gegliedert, verknöchert, und sie ist eine Wirbelbeinsäule. Die Röhre giebt (nach Gesetzen) blinde Seitenkanäle von sich, sie verknöchern, und es ist ein Rumpfskelett. Dieses Skelett wiederholt sich an beiden Polen, jeder Pol wiederholt in sich den andern, und sie sind Kopf und Becken. Das Skelett ist nur ein aufgewachsenes,

[1]) Briefwechsel mit Karl August, I. 185.
[2]) Unten S. 243.
[3]) Tag- und Jahreshefte 1807, Abs. 635.

verzweigtes, wiederholtes Wirbelbein, und ein Wirbelbein ist der präformirte Keim des Skeletts. Der ganze Mensch ist nur ein Wirbelbein." Und da die ganze Arbeit im Stile jener verrufenen „Naturphilosophie" gehalten ist, so wird man auch Goethe's Vorwurf über „die unreife Art des Vortrags"[1]) gerechtfertigt finden. Indessen den Grundgedanken hatte Oken wie Goethe, und allmählich fand er Eingang in die Wissenschaft, so daß Ersterer sich in einem 1817 in der „Isis" erschienenen Aufsatze des Erfolges rühmen und über die erlittenen Unbilden triumphiren konnte. (S. 1204.) Im Anschluß hieran veröffentlichte Bojanus im folgenden Jahre in der „Isis" einen Aufsatz: „Versuch einer Deutung der Knochen im Kopfe der Fische" (S. 498 f.), und gab durch die darin aufgeworfenen Fragen: „Was gehört nun an dieser ganzen Darstellung dem allseitigen, überschwänglich sinnvollen Forscher Goethe, — der, so viel ich weiß, zuerst die Wirbelbildung im Schädel erkannt? was ist davon Oken's — der sich vor Allen darüber aussprach und die Ansicht in das wissenschaftliche Gebiet einführte?" — Oken Veranlassung, die Geschichte seiner Entdeckung zu schreiben. Er erzählt, wie sehr ihn „die Knochen am Schädel geplagt, welche den Sinnorganen Nerven schicken", wie er lange darüber gedacht und wie sehr er sich im Jahre 1805, als seine Biologie in Göttingen gedruckt wurde, „die Stirn gerieben, um der Schädelknochen Meister zu werden; allein es ging noch nicht".

Im August 1806 aber auf einer Harzreise, welche er in Gesellschaft von zwei Studenten machte, deren einen er beim Namen nennt, „rutschte" er, während die beiden anderen den alten Weg vom Ilsenstein zurückgingen, „an der Südseite durch den Wald herunter — und sieh da, es lag der schönste gebleichte Schädel einer Hirschkuh vor meinen Füßen! Aufgehoben, umgekehrt, angesehen, und es war geschehen. Es ist eine Wirbelsäule! fuhr es mir wie ein Blitz durch Mark und Bein — und seit dieser Zeit ist der Schädel eine Wirbelsäule.

„Nichts weiter wurde angesehen. Der halbverwitterte junge Schädel wurde eilig auseinandergerissen, die Knochen ins Schnupftuch gebunden, so auf den Brocken getragen, Abends auf dem Bett ausgebreitet und alle, auch nicht einer ausgenommen, ins Reine gebracht, dann geschlafen. Des andern Tages wurden alle weggeworfen bis auf die drei Wirbelkörper der Hirnschale;

[1]) Unten S. 254.

diese gingen mit nach Bremen, wo ich Albers dazu einen Schildkrötenschädel abbettelte ... sie gingen mit zurück nach Göttingen, wo ich die Abhandlung über die Bedeutung der Schädelknochen schrieb; sie gingen 1807 mit nach Jena, wo ich diese Abhandlung als Antrittsprogramm drucken ließ. Dieses ist die Geschichte meiner Schädelknochen. Mögen nun auch Andere die der ihrigen erzählen!“[1]) — — Erst zwei Jahre später legte Goethe in den historischen Nachträgen zur Abhandlung über den Zwischenknochen ein Bekenntniß über die Wirbeltheorie des Schädels ab,[2]) gab im Jahre 1823 die besonderen Umstände an, unter denen er die Entdeckung zu Venedig gemacht hatte,[3]) und wiederholte seine Ueberzeugung im darauf folgenden Jahre[4]) und in den „Annalen“.[5]) In diesen Aeußerungen Goethe's ist eine direkte Anschuldigung Oken's nicht zu finden: aber wohl haben sie Veranlassung gegeben, daß nach Goethe's Tode ehrenrührige Angriffe gegen Oken gewagt wurden. Im Jahre 1836 sagt ein Ungenannter in einem „Stimmen der Zeit über Goethe“ überschriebenen Aufsatze einerseits zwar ausdrücklich: „Sich mit Unrecht eine literarische Entdeckung anzueignen, dahin hat es Oken nicht bringen können; er ist zu reich, er ist zu stolz dazu. ... Freuen wir uns, daß auch außer Goethe noch ein bedeutender Naturforscher selbstständig und ganz unabhängig dieselbe Entdeckung, wenngleich drei Lustren später gemacht hat“, läßt aber andererseits die Anschuldigung eines von Oken an Goethe begangenen Plagiats deutlich genug durchblicken.[6]) Mit Bezug auf diese Ausführung erklärt Oken in der „Allgemeinen Zeitung“ vom 20. Juni (S. 1128) Jeden, der sagt oder zu verstehen giebt, er wäre mittel- oder unmittelbar durch Goethe auf seine Idee von der Wirbelbedeutung der Schädelknochen gekommen, „für einen boshaften Lügner, Verleumder und Ehrabschneider“. Das ist in der Ordnung, — aber wie entblödete sich Oken hiernach nicht, auf den großen Dichter und Naturforscher solche Schmähungen zu häufen, dessen Ehre mit so unwürdigen Verdächtigungen anzutasten, die er selbst so derb zurückgewiesen! Er war

[1]) Abh. Herausgegeben von Oken 1818, S. 512f.
[2]) Unten S. 254f.
[3]) Bedeutende Förderniß durch ein einziges geistreiches Wort, Th. XXVII, Abth. 1, S. 85f.
[4]) Unten S. 255f.
[5]) 1790 Abt. 2, und 1807, Abt. 635.
[6]) Allgemeine Zeitung, April 1836. Außerordentliche Beilage, S. 585.

freilich bitter gereizt. Eine Stelle in Hegel's Werken,[1]) die, wenn nicht auf einer Erdichtung, doch auf einem argen Mißverständniß beruht und überdies sachlich ganz falsch und verkehrt ist, besagt, daß Goethe eine „schon 1785 verfaßte Abhandlung, die er in seiner Morphologie herausgab", und worin er den „Rückenwirbel" als die „Grundform der Knochenbildung" „und Alles nur als Metamorphose desselben" aufgefaßt „und die Uebergänge vollkommen verfolgt", Oken mitgetheilt habe, der „ihre Gedanken in einem Programm, das er darüber schrieb, geradezu als sein Eigenthum ausgekramt und so den Ruhm davongetragen hat". So viele Sätze, so viele Falsa! Denn weder hat Goethe 1785 eine Abhandlung geschrieben, die er in die Morphologie aufgenommen, noch konnte in jener offenbar gemeinten, 1784 geschriebenen Abhandlung über den Zwischenknochen von der Wirbeltheorie die Rede sein, da Goethe die Entdeckung, auf Grund deren er sie ausbildete, erst 1790 machte. Wie übrigens aus Goethe's Worten, auf welche oben verwiesen wurde, hervorgeht und Oken mit Recht bemerkt, hat Goethe höchst wahrscheinlich nie eine besondere Abhandlung über die Wirbeltheorie geschrieben und konnte daher auch keine mittheilen. Endlich hätte man erwarten dürfen, für eine so ehrenkränkende Behauptung eine Gewähr beigebracht zu sehen, — kurz, Oken's Erbitterung ist nur zu begreiflich. Allein in der 1847 erschienenen Erwiderung „Professor Oken, über die Schädelwirbel. Gegen Hegel und Goethe,"[2]) begnügt sich der ungerecht Angegriffene nicht, seine Rechte zu behaupten, die gewichtigsten und unverdächtigsten Zeugnisse anzurufen, daß die Entdeckung sein Eigenthum sei, und somit die schmähliche Verdächtigung zurückzuweisen, sondern beschuldigt Goethe geradezu eines Plagiats an ihm und zieht denselben der niedrigsten Gesinnung. Er erzählt, daß er sein Antrittsprogramm Goethe wie den andern Regierungsmitgliedern zuschickte, und die Entdeckung habe Diesem so gefallen, daß er ihn einlud, in den Osterferien 1808 auf acht Tage zu ihm nach Weimar zu kommen, was er auch gethan.

„Diese Lehre", fährt er fort, „anfangs verlacht und verspottet, wurde nachher mit so viel Eifer ergriffen, daß Mehrere es versuchten, dieselbe auf allerlei Schleichwegen als die ihrige einzuschwärzen. So lange diese Lehre verhöhnt wurde, schwieg

[1]) Herausgegeben von Michelet 1842, Bd. VI, oder Bd. VII. 1. Abth. der Neu Ausg. 1847, S. 567.

[2]) Isis 1847, S. 557 ff.

Goethe; als sie sich aber Eingang verschaffte und also Ruhm zu versprechen anfing, so entstand allmählich unter den Weimaranern, welche gern Alles ihrem Goethe zuschrieben, was Neues in Jena zum Vorschein kam, ein Gemurmel, daß diese Idee auch von Goethe'n herrühre." Davon hörte Bojanus und brachte die Sache zur Sprache; da „bekam Goethe's Eitelkeit Muth, und er kam hinterher, dreizehn Jahre nach meiner Entdeckung, und sagte: er sei seit dreißig Jahren von dieser geheimen Verwandtschaft überzeugt und habe Betrachtungen darüber immer fortgesetzt." Auch später bricht Oken einen Angriff gegen Goethe vom Zaun, daß Dieser ihm seine Entdeckung „hat unverschämterweise rauben wollen".[1]) Die sonstigen Schmähungen Oken's gehören nicht hierher, sie haben sich alle als grundlos erwiesen, und die den vorliegenden Gegenstand berührenden richten sich selbst. Die Frage liegt nahe, weshalb Oken nicht bei Goethe's Lebzeiten den „hämischen versteckten" Angriff, welchen er in dessen „Morphologie" zu finden meinte,[2]) zurückgewiesen habe. Er wohnte in Jena, sagt er, und hätte sich möglicherweise in die größten Widerwärtigkeiten verwickelt. Aber er scheute doch sonst das freie Wort nicht und hatte doch an eben jenem Orte 1818 die „Geschichte seiner Schädelknochen" geschrieben und die vorwurfsvoll klingenden Worte ausgerufen: „Mögen nun auch Andere die der ihrigen erzählen!" War er es somit nicht, welcher zuerst einen „versteckten" Angriff gegen Goethe schleuderte? Es ist kein Zweifel, daß er sich in seiner Erbitterung, welche durch die Erinnerung an die Verfolgungen, die er in Jena zu erleiden hatte, und woran er Goethe die Schuld zuschrieb, gesteigert wurde, zu den ungerechtesten Schmähungen hat hinreißen lassen. Oken hat sich, wie allbekannt, als gesinnungstüchtiger Mann bewährt, und sein Andenken wird auch in dieser Beziehung stets in Ehren gehalten werden, aber gegen das geweihte Haupt des großen Dichters hat er sich freventlich vergangen. Und wie auf Ersteren nicht der leiseste Verdacht eines Plagiats fällt, so muß doch auch für Letzteren der Ruhm der Entdeckung in Anspruch genommen werden, trotzdem er dieselbe erst dreizehn Jahre später als Oken veröffentlichte. Denn wenn es bei der Olympischen Hoheit, in welcher uns Goethe's Gestalt erscheint, schon eine Ungeheuerlichkeit wäre, an seinen Angaben zu zweifeln, so liegen gegenwärtig noch andere Zeugnisse vor, welche jene auf das Unzweideutigste

[1]) Isis 1847. S. 879.
[2]) Daselbst S. 314.

West-östlicher Divan.

bekräftigen. Da ist zunächst folgende Stelle aus einem Brief an Herder's Gattin, Venedig, den 4. Mai 1790: „Durch einen sonderbar glücklichen Zufall, daß Göze[1]) zum Scherz auf dem Judenkirchhof ein Stück Thierschädel aufhebt und ein Spätzchen macht, als wenn er mir einen Judenkopf präsentirte, bin ich einen großen Schritt in der Erklärung der Thierbildung vorwärts gekommen."[2]) Hierzu gesellt sich ein anderes Zeugniß, auf das die Autoren, welche bisher über den Prioritätsstreit ausführlich gehandelt haben, Düntzer,[3]) Lewes[4]) und Virchow,[5]) nicht rekurriren, eine Stelle aus einem Briefe Goethe's an Frau von Kalb, Venedig, den 30. April 1790: „Sagen Sie Herder'n, daß ich der Thiergestalt und ihren mancherlei Umbildungen um eine ganze Formel näher gerückt bin, und zwar durch den sonderbarsten Zufall."[6]) Vergleicht man mit diesen unter dem unmittelbaren Eindruck der Entdeckung geschriebenen Worten das dreiunddreißig Jahre später abgelegte Bekenntniß: „Ebenso war es mit dem Begriff, daß der Schädel aus Wirbelknochen bestehe. Die drei hintersten erkannt' ich bald, aber erst im Jahr 1790, als ich aus dem Sande des dünenhaften Judenkirchhofs von Venedig einen zerschlagenen Schöpsenkopf aufhob, gewahrt' ich augenblicklich, daß die Gesichtsknochen gleichfalls aus Wirbeln abzuleiten seien, indem ich den Uebergang vom ersten Flügelbeine zum Siebbeine und den Muscheln ganz deutlich vor Augen sah; da hatt' ich denn das Ganze im Allgemeinsten beisammen;"[7]) — vergleicht man, sagen wir, alldas mit einander, so zeigt sich eine solche Uebereinstimmung, daß selbst der böseste Wille verstummen müßte. Es war freilich ein sehr sonderbares Zusammentreffen, daß Goethe ebenso „zufällig" durch den Fund eines Schafschädels zu seiner neuen auf die „Thiergestalt und ihre mancherlei Umbildungen" sich beziehenden „Formel" — ein für den vorliegenden Fall höchst bedeutsames und charakteristisches Wort — gelangte, als Oken durch den zufälligen Fund eines Hirschkuhschädels zu der Ansicht von der Wirbelbedeutung der Schädel-

[1]) Goethe's Diener.
[2]) Aus Herder's Nachlaß, I. 121.
[3]) Aus Goethe's Freundeskreise. Oken, S. 441 u. 449ff.
[4]) Goethe's Leben, II. 202ff.
[5]) Goethe als Naturforscher, S. 112ff.
[6]) Charlotte von Kalb und ihre Beziehungen zu Schiller und Goethe. Von Dr. Ernst Köpke. 1852, S. 111.
[7]) Bedeutende Förderniß ꝛc., Th. XXVII. Abth. 1, S. 353f.

knochen geführt wurde, und noch sonderbarer, daß Oken in seinem Antrittsprogramm die Idee an einem „Schafschädel" demonstrirte. Aber gerade diese seltsame Uebereinstimmung dürfte als ein weiterer Beweis der absoluten Unabhängigkeit eines jeden der beiden Kämpen von einander gelten. In jedem Falle ist durch die obigen Zeugnisse Goethe's Priorität vollgiltig entschieden, während Oken das unbestreitbare Verdienst hat, die Wirbeltheorie in die Wissenschaft eingeführt zu haben. Uebrigens haben sie auch Andere mehr oder weniger klar selbstständig ausgesprochen, und „der Gedanke, die Bildung des Schädels in Vergleichung zu der Zusammensetzung der Wirbelsäule zu bringen, muß damals so sehr „in der Luft gelegen" haben, daß es nicht zu verwundern ist, wenn verschiedene Männer unabhängig von einander darauf geführt wurden."[1])

Die Wirbeltheorie des Schädels hat in der heutigen Wissenschaft keineswegs eine solche Anerkennung gefunden, wie etwa die Existenz des Zwischenknochens beim Menschen. Zunächst gehen die Meinungen über die Zahl der Wirbelknochen des Schädels aus einander. Goethe nahm bekanntlich an, daß das Schädelgerüst aus sechs Wirbelknochen auferbaut sei, worin er nach Virchow's Meinung zu weit ging, indem nur drei mit Sicherheit aufzustellen, die Zulässigkeit eines vierten rudimentären Wirbels aber, der in die Nasenbildung mit eingeht, schon zweifelhaft sei;[2]) Gegenbaur[3]) läßt allenfalls nur das Hinterhauptbein als einen eigentlichen Wirbel gelten. Die Untersuchungen Owen's begünstigen durchaus Goethe's Wirbeltheorie, während Huxley, der entschiedenste Bekämpfer derselben, den Schädelknochen die eigentliche Wirbelnatur abspricht, dagegen die Analogie derselben mit Wirbelknochen zugiebt.[4]) So sind überhaupt alle gegnerischen Meinungen, auch diejenige Gegenbaur's zu verstehen: um die objektive Thatsache der Analogie der Schädelknochen, ihrer Textur- und Strukturverhältnisse mit Wirbeln ist kein Streit, sondern nur um den Ursprung derselben. Die Wissenschaft will auch über den Grund jener Aehnlichkeit, über die Art der Entstehung der in Wirbelgestalt erscheinenden Knochen Rechenschaft ablegen. Hat sich das Cranium wirklich

[1]) Virchow Goethe als Naturforscher, S. 113.
[2]) Daselbst S. 104.
[3]) Grundzüge der vergleichenden Anatomie. II. Auflage S. 631 f.
[4]) Vgl. Virchow und Gegenbaur a. d. a. O.

von einem Abſchnitte der Wirbelſäule differenzirt oder iſt die Segmentirung einzelner Theile in jenem nur ein ſekundärer Vorgang, ohne daß dieſelben zu der Wirbelſäule in genetiſcher Beziehung ſtehen? Die erſtere Annahme bietet nun die Schwierigkeit, daß der Schädel ſich gerade in den früheſten Entwickelungsſtadien, in dem als Primordialcranium bezeichneten knorpeligen Zuſtande, als ein Continuum und erſt mit dem Auftreten knöcherner Theile jene Art von Gliederung zeigt, die mit der Gliederung des Rückgrates in Wirbel verglichen werden könnte.[1]) Eine fernere Schwierigkeit iſt die, daß gerade bei den niederen Wirbelthieren die Wirbelgeſtalt der Schädelknochen viel weniger deutlich hervortritt als bei den Säugethieren, während man vielmehr das Umgekehrte erwarten ſollte, da dieſe, als die höher differenzirten, ſich am Weiteſten von der Urform entfernt haben. Dagegen hat man in dem niedrigſten uns bekannten Wirbelthiere, dem Amphioxus lanceolatus oder Lanzettfiſchchen, ein Geſchöpf entdeckt, bei welchem die Differenzirung eines Schädels von der Wirbelſäule überhaupt noch nicht ſtattgefunden hat, ſondern der dem Schädel höherer Wirbelthiere entſprechende Theil ebenfalls aus Wirbelſegmenten beſteht, ſo daß man hiernach, vom Darwiniſtiſchen Standpunkte, eine Reihe von Zwiſchenformen annehmen darf, bei denen die Differenzirung allmählich fortging. Hiernach werden die Verſchiedenheiten des Craniums von der Wirbelſäule, neben einer Anzahl von Uebereinſtimmungen, „als Anpaſſungen an gewiſſe außerhalb des Cranium entſtandene Einrichtungen, ſomit als erworbene Zuſtände erklärbar. Sie laſſen alſo einen Befund vorausſetzen, in welchem das Cranium noch nicht ... von der Wirbelſäule different war. Die Differenzirung des Craniums beſteht alſo weſentlich in der Concrescenz einer Summe von Wirbeln (wie ſolche Concrescenzen auch an der Wirbelſäule vorkommen) und der Modifikation des ſo kontinuirlich gewordenen Abſchnittes durch theils von außen her theils von innen her (durch die Entfaltung des Gehirns) wirkende umgeſtaltende Einflüſſe.“ Demnach wird die Zahl der primitiven Schädelwirbel mindeſtens auf neun angenommen.[2]) Die Gegner der Goethe'ſchen Wirbeltheorie — wonach „die ſämmtlichen Schädelknochen aus verwandelten Wirbelknochen entſtanden ſeien“,[3]) — wie

[1]) Vgl. Gegenbaur, a. a. O. S. 630.
[2]) Gegenbaur, Grundriß der vergleichenden Anatomie. 1874, S. 455; vgl. Leſſen Grundzüge ꝛc., S. 633.
[3]) Tag- und Jahres-Hefte 1790, Aufl. 23.

Gegenbaur faſſen jene nicht als eine Andeutung der urſprünglichen Trennung, ſondern als eine ſelbſtſtändige Anpaſſung auf, als Oſſifikationscentra, von denen aus die Bildung des knöchernen Schädels allmählich beginnt, ſo daß dieſer als ein durch die Oſſifikation gegebener, in den Wachsthumsgeſetzen deſſelben begründeter Zuſtand erſcheint.[1]) In keinem Falle haben wir es hier mit einer feſtſtehenden Theorie, ſondern mit einem Problem der Wiſſenſchaft zu thun, und die Wirbeltheorie hat unzweifelhaft auch inſofern hiſtoriſchen Werth, als ſie außerordentlich anregend gewirkt hat. In geiſtvoller, in gewiſſem Sinne liebevoller und Goethe beſonders befriedigender Weiſe[2]) hat Carus die Idee ergriffen, die Lehre auf die gegliederten wirbelloſen Thiere ausgedehnt und den Begriff des Urwirbels aufgeſtellt, und er ließ ſeinem großen Werke: „Von den Ur-Theilen des Schalen- und Knochen-Gerüſtes“ einige Aufſätze, zum Theil Auszüge aus demſelben, in Goethe's Heften „Zur Morphologie“ vorausgehn.

Kehren wir zu Goethe's anatomiſchen Arbeiten zurück, ſo finden wir ihn, kaum aus Venedig zurückgekehrt, mit der Abſicht umgehen, ſeinen Verſuch über die Geſtalt der Thiere zu ſchreiben, worüber er ſich bereits vor der Venetianiſchen Reiſe äußert und den er im nachfolgenden Jahre herausgeben zu können hoffte.[3]) Er nahm den Plan mit ins ſchleſiſche Lager, wohin er im Juli die Reiſe antrat, und hoffte, ihn, ſollte er irgendwo lange Stunden haben, auszuführen.[4]) In der That hatte er, wie bereits früher erzählt wurde,[5]) in Breslau vorzugsweiſe vergleichende Anatomie getrieben und „in allem dem Gewühle“ angefangen, ſeine Abhandlung über die Bildung der Thiere zu ſchreiben, ſo daß er noch vor Ende des Jahres das anatomiſche Werkchen zu endigen dachte.[6]) Allein im März 1791 vertröſtete er ſeinen Freund Jacobi auf ein weiteres Jahr. „In der Art, auf dem Wege,“ ſchreibt er ihm, „wie Du mein botaniſches Werkchen wirſt geſehen haben, ſetze ich meine Betrachtungen über alle Reiche der Natur fort und wende alle Kunſtgriffe an, die meinem Geiſte verliehen ſind, um die allgemeinen Geſetze, wonach die lebendigen Weſen ſich organiſiren, näher zu erforſchen. Was ich leiſten werde, muß die Zeit lehren.

[1]) Vgl. Gegenbaur, Grundzüge ꝛc., S. 631 f. u. 640.
[2]) Vgl. unten S. 256 u. 257.
[3]) Briefwechſel zwiſchen Goethe und F. H. Jacobi, herausgegeben von Max Jacobi, S. 124.
[4]) Goethe's Briefwechſel mit Knebel, S. 97; vgl. Briefw. mit Karl Auguſt, S. 165.
[5]) Siehe oben S. XXIV.
[6]) Briefwechſel mit Knebel. S. 98.

„Den Versuch über die Gestalt der Thiere dachte ich Ostern herauszugeben, er wird aber wol noch ein Jahr reifen müssen. Man sieht bei diesen Arbeiten gar nicht, was man macht, weil alle Bemühung einwärts geht und Simplifikation der Zweck ist." Und kurze Zeit darauf: „Ich habe fast in allen Theilen der Naturlehre und Naturbeschreibung kleine und größere Abhandlungen entworfen, und es kommt nur darauf an, daß ich sie in der Folge hinter einander wegarbeite."[1] Die Anatomie war ihm ein so liebes Studium geworden, daß er es sich nur mit Bedauern entrücken läßt, und als ihm Sömmerring den ersten Theil seines Werkes „über den Bau des menschlichen Körpers" sandte, äußert er in seinem Dankschreiben vom 31. Mai 1791: „Wie oft, indem ich Ihre früheren Schriften las, denen ich so manche Belehrung schuldig bin, habe ich Sie glücklich gepriesen, daß Ihr Beruf Sie zur Untersuchung des thierischen Gebäudes führt, und daß es Ihre Pflicht ist, der Betrachtung desselben Ihr Leben zu widmen. So oft ich mich von andern Gegenständen losmache und diesen näher und genauer betrachte, so entsteht in mir der lebhafteste Wunsch, mich ausschließlich damit beschäftigen zu können."[2] Aber nun gewann das Interesse an der Farbenlehre für den Augenblick die Oberhand, und als er Sömmerring das so eben verfaßte Erste Stück der „Beiträge zur Optik" übersandte, schrieb er Diesem in etwas resignirtem Tone am 12. Oktober 1791: „Vor einem Jahre um diese Zeit hoffte ich, Ihnen bald von meinen anatomischen und physiologischen Bemühungen Rechenschaft geben zu können, indem ich fleißig arbeitete, um meine Bemerkungen in Ordnung zu bringen. Wie weit ich von jenem Fache weggeführt worden, werden Sie aus der kleinen Schrift sehen, die ich hiermit überschicke."[3] Indessen arbeitete er doch unter der Last des „Farbenwesens" und seiner sonstigen ausgebreiteten Thätigkeit an der anatomischen Abhandlung fort, worauf unter Anderm die Uebersendung einer tabellarischen Uebersicht an Herder hinweist, als Dieser sich mit einem Werke des berühmten Anatomen Kielmeyer beschäftigte. Goethe bittet ihn, dieselbe durchzugehn, und fährt fort: „Ich habe so viel schon über diese Materie theilweise geschrieben und kann fast nichts davon brauchen, weil ich keinen

[1] Briefwechsel mit Jacobi, S. 125 f. u. S. 130.
[2] Sömmerring's Leben ꝛc., S. 11.
[3] A. a. O. S. 12.

rechten Plan ausgearbeitet hatte; dazu ist dies ein Versuch. Ich werde nicht eher wieder anfangen zu schreiben, bis die Methode berichtigt ist.“[1]) In der That bedurfte es der „Ungeduld“ der zu Anfang des Jahres 1795 in Jena sich aufhaltenden Gebrüder Humboldt, um ihn endlich zu veranlassen, die so oft und zudringlich vorgetragene Angelegenheit seines „Typus“ niederzuschreiben, und jener Ungeduld verdanken wir den „Ersten Entwurf einer vergleichenden Anatomie, ausgehend von der Osteologie“, den er Max Jacobi diktirte.[2]) An des Letztern Vater schreibt er hierüber: „Ich habe ... meine Ideen fast alle aphoristisch von mir gegeben und werde wahrscheinlich noch dieses Jahr ans Ausarbeiten gehen.“[3]) Allein von dieser Ausarbeitung liegen uns wol nur Anfänge vor in den im folgenden Jahre verfaßten „Vorträgen“.[4]) Die wissenschaftliche Bedeutung dieser beiden erst 1820 veröffentlichten Aufsätze ist in der allgemeinen Einleitung, „Goethe's Verhältniß zur Naturwissenschaft ꝛc.“ eingehend erörtert worden. Wie sie im Allgemeinen die großen Gesichtspunkte aufstellen, von denen der Darwinismus ausgeht, so enthalten sie auch im Besondern die morphologischen Grundgesetze: die Prinzipien der Differenzirung und der Arbeitstheilung, die Grundpfeiler der Entwickelungstheorie.

Im Jahre 1797 hatte Goethe die Absicht, seine anatomischen Arbeiten ins Lateinische übersetzen zu lassen, um sie einem Werke von Loder anzuschließen. Das erste Stück sollte die allgemeine Einleitung und das Specimen einer Monographie über das Os intermaxillare enthalten.[5]) Loder kündigte noch 1800 in der zweiten Auflage seines anatomischen Handbuchs (S. 101) an, daß Goethe's mit vielen lehrreichen Zeichnungen begleitete Abhandlung über das Os intermaxillare seinen Annotationes academicae einverleibt werden wird. Allein dieser Plan wurde ebenso wenig ausgeführt als der im Jahre 1806 gefaßte,[6]) worüber er unter Anderen an Friedrich August Wolf schrieb: „Einen Entwurf der Morphologie gedenk' ich auch bald unter die Presse zu bringen und meine Träume über Bildung und Umbildung organischer Wesen wenigstens einigermaßen in

[1]) Aus Herder's Nachlaß, I. 145.
[2]) Siehe unten S. 245.
[3]) Briefwechsel mit Jacobi, S. 201.
[4]) Unten S. 257—272.
[5]) Böttiger, Litterarische Zustände und Zeitgenossen, II. 143.
[6]) Vgl. oben S. IX f.

Worten zu firiren.“[1]) Wiewol er fast unabläſſig den anatomiſchen Studien zugewandt blieb, ſo wurde doch keine dieſer Arbeiten vor 1820 veröffentlicht. Die den älteren ſich anſchließenden neuen Aufſätze, welche alle höchſt ſinnvolle Gedanken enthalten, ſind in der allgemeinen Darlegung der naturwiſſenſchaftlichen Bedeutung Goethe's gewürdigt worden. Hier möge noch eine Aeußerung von Johannes Müller über Goethe's Abhandlung: „Die Skelette der Nagethiere“ Platz finden. Nachdem Erſterer mit großer Schärfe ausgeſprochen hat, wie in der Thierwelt das Geſetz von der Wechſelwirkung der Theile, oder wie er es nennt, das Geſetz der Verwandtſchaft und gegenſeitigen Bedingung zum Ausdruck gelangt, und auseinandergeſetzt hat, wie ſolcher Betrachtung gegenüber ſich die Phantaſie verhält, die nicht aus der Sphäre des von der Idee beigebrachten Begriffs der Form heraustreten könne, fährt er fort: „Wer davon ſich einen deutlichen Begriff machen will, leſe Goethe's meiſterhafte Schilderung des Nagethieres und ſeiner geſelligen Beziehungen zu andern Thieren in der Morphologie. Nichts Aehnliches iſt aufzuweiſen, was dieſer aus dem Mittelpunkt der Organiſation entworfenen Projektion gleich käme. Irre ich nicht, ſo liegt in dieſer Andeutung die Ahndung eines fernen Ideals der Naturgeſchichte. So ſiehſt Du den Wirbel auch zum Schädel ſich ausbilden, das Blatt zum Blumenblatte werden, das Athemorgan als Lunge, als Kieme unter den mannichfaltigſten Formen eine nach außen oder nach innen ſich im kleinſten Raume vermehrende Fläche daſſelbe bleiben.“[2])

Einer früheren Zeit als die genannte Abhandlung, vielleicht dem Anfange dieſes Jahrhunderts,[3]) ſcheint wenigſtens theilweiſe der 1824 veröffentlichte Aufſatz „Vergleichende Knochenlehre“ anzugehören. Die im engeren Sinne vergleichend anatomiſchen Arbeiten behalten ihrer Methode wegen hiſtoriſchen Werth, und mit Recht bemerkt Lewes, daß Goethe in der Geſchichte der Anatomie ein viel erhabenerer Platz gebührt, als ihm gewöhnlich vergönnt wird.

[1]) Goethe's Briefe an Friedrich Auguſt Wolf. Herausgegeben von Michael Bernays, S. 111.
[2]) Ueber die phantaſtiſchen Geſichtserſcheinungen, S. 104.
[3]) Siehe unten S. 308.

Zur Mineralogie und Geologie.

Mineralogie und Geologie sind diejenigen Naturwissenschaften, mit denen Goethe sich am Frühesten selbstständig und eingehend befaßte. Eingeführt wurde er in dieselben, wie in andere, nicht durch Bücher, sondern durch den unmittelbaren Verkehr mit der Natur. In dem fröhlichen Hof- und Jagdleben, in dem „Leben in Klüften, Höhlen, Wäldern, in Teichen, unter Wasserfällen, bei den Unterirdischen“ [1]) bereitete sich der Dichter zum Ernste der Wissenschaft vor, und wenn er kurze Zeit nach seinem Erscheinen in Weimar schreibt, er streiche was Ehrliches in Thüringen herum und kenne schon ein brav Fleck davon,[2]) so darf man denken, daß er bereits damals Bekanntschaft mit Kräutern und Steinen suchte. Hierzu trat bald ein Unternehmen praktischer Art, welchem der Herzog sein ganzes Interesse zuwandte, und dem daher Goethe auch als Gast nicht fern bleiben konnte, — der später wirklich ausgeführte Plan, das alte Bergwerk zu Ilmenau zu heben. Nachdem er in den Staatsdienst getreten war, weilt er längere Zeit mit dem Herzog in Ilmenau und schreibt von hier aus den 24. Juli 1776 an Merck: „Wir sind hier und wollen sehn, ob wir das alte Bergwerk wieder in Bewegung setzen“, und durch Dekret vom 14. November 1777 mit der Leitung der Bergbaugeschäfte betraut, darauf 1780 an die Spitze der Bergwerkskommission gestellt, widmet er dem Unternehmen seine ganze Fürsorge. Seine amtlichen Berichte, seine „Rede bei Eröffnung des neuen Bergbaues zu Ilmenau“, gehalten am 24. Februar 1784, legen davon das schönste Zeugniß

[1]) Goethe's Briefe an Herder. Aus Herder's Nachlaß, I. 64.
[2]) Briefe an Merck. S. 33.

ab, und seine Briefe an Chr. Gottlob v. Voigt zeigen, daß er auch in Italien die Sorgen um das ihm anvertraute Werk nicht nur nicht von sich wälzte, sondern beständig mit sich trug. Da indessen eine weitere Rücksichtnahme darauf nicht eigentlich in unsern Bereich fällt, so möge hier nur ein Brief an Frau von Stein, Ilmenau den 7. September 1780, Platz finden, welcher die Art seines Bestrebens kennzeichnet: „Wir sind auf die hohen Gipfel gestiegen und in die Tiefen der Erde eingekrochen und möchten gar zu gern der großen formenden Hand nächste Spuren entdecken. Es kommt gewiß noch ein Mensch, der darüber klar sieht. Wir wollen ihm vorarbeiten. Wir haben recht schöne große Sachen entdeckt, die der Seele einen Schwung geben und sie in der Wahrheit ausweiten. Könnten wir nur auch bald den armen Maulwürfen von hier Beschäftigung und Brod geben."

So dürfen wir denn den Ilmenauer Bergbau, der „nähere Beobachtung der sämmtlichen thüringischen Flöze, vom Todtliegenden bis zum obersten Flötzkalke, hinabwärts bis zum Granit veranlaßte",[1]) als die Brücke zu Goethe's eingehenderen mineralogischen und geologischen Studien ansehen. Er selbst sagte hierüber im Jahre 1824 dem Kanzler von Müller: „Ilmenau hat mir viele Zeit, Mühe und Geld gekostet; dafür habe ich aber auch etwas dabei gelernt und mir eine Anschauung der Natur erworben, die ich um keinen Preis umtauschen möchte."[2]) Er griff diese Studien alsbald mit jenem Ernste an, welchen wir in allen seinen Thätigkeiten zu erkennen gewöhnt sind. „Steine und Pflanzen hängen ihn mit Menschen zusammen",[3]) und nahe wie ferne Freunde müssen ihn mit Steinen versorgen und seine Sammlungen vervollständigen. Der junge Voigt bringt im Jahre 1780 seine Stufen und Gebirgsarten in Ordnung,[4]) worüber er die genauesten Verzeichnisse führt. Im März desselben Jahres schreibt er an Frau von Stein: „Ich bin im Steinreich", und wiederholte Einzeichnungen in sein Tagebuch bezeugen seine mineralogischen Beschäftigungen um diese Zeit. Auf den zahlreichen Ausflügen und größeren Reisen wird „an allen Felsen geklopft", und niemals kehrt er zurück, ohne sich „recht mit Steinen angefüttert"

[1]) Unten S. 467.
[2]) Goethe's Unterhaltungen mit dem Kanzler von Müller, S. 83.
[3]) Briefe an Frau von Stein, II. 144.
[4]) Keil, Goethe's Tagebuch ꝛc., S. 226; vgl. S. 229 u. 235.

zu haben.[1]) Von Ilmenau aus schreibt er am 8. September: „Jetzt leb' ich mit Leib und Seel' in Stein und Bergen und bin sehr vergnügt über die weiten Aussichten, die sich mir aufthun. Diese zwei letzten Tage haben mir ein groß Fleck erobert und können auf Vieles schließen. Die Welt kriegt mir nun ein neu ungeheuer Ansehen.“[2])

Es versteht sich von selbst, daß Goethe sich nicht bei der Mineralogie als solcher begnügte, sondern dieselbe nur als Hilfswissenschaft der Geologie betrachtete und behandelte. Daher achtet er vorzugsweise auf das Vorkommen eines Minerals, das Mineral selbst ist ihm „eine Zugabe zu höherem Gewinn“, und er bekennt einmal ausdrücklich in späteren Jahren: „Mein ganzes Heil kommt von der geologischen Seite her,“ und fügt hinzu, daß er schon viele Jahre diesen Weg gehe.[3]) Von der Einsicht in die Gesteinsarten und deren Lagerungsverhältnisse sucht er fortzuschreiten zur Erkenntniß der Bildungsweise und Bildungsepochen der Erdoberfläche und spricht bereits im Jahre 1780 die Absicht aus, einen geologischen Aufsatz zu schreiben. Indem er Merck am 11. Oktober von seinen „mineralogischen Untersuchungen“ Nachricht giebt, äußert er: „Ich habe mich diesen Wissenschaften, da mich mein Amt dazu berechtigt, mit einer völligen Leidenschaft ergeben und habe, da Du das Anzügliche davon selbst kennst, eine sehr große Freude daran... Wie ein Hirsch, der ohne Rücksicht des Territoriums sich äßt, denk' ich, muß der Mineraloge auch sein. Und so hab' ich vom Gipfel des Inselsberges, des höchsten vom Thüringer Wald, bis ins Würzburgische, Fuldische, Hessische, Kursächsische, bis über die Saale hinüber und wieder so weiter bis Saalfeld und Koburg herum meine schnellen Ausflüge und Ausschickungen getrieben. Habe die meisten Stein- und Gebirgarten von allen diesen Gegenden beisammen und finde in meiner Art zu sehen das Bißchen Metallische, das den mühseligen Menschen in die Tiefen hineinlockt, immer das Geringste. Durch dieses Alles zusammen und durch die Krameréien einiger Vorgänger bin ich im Stande, einen kleinen Aufsatz zu liefern, der gewiß interessant sein soll. Ich habe jetzt die allgemeinsten Ideen und gewiß einen reinen Begriff, wie Alles auf einander steht und liegt, ohne Prätension, auszuführen, wie es auf einander

[1]) Goethe's Briefe an Frau von Stein, II. 341.
[2]) Tagebuch, I. 205.
[3]) Goethe's Briefwechsel mit Graf Sternberg, S. 249.

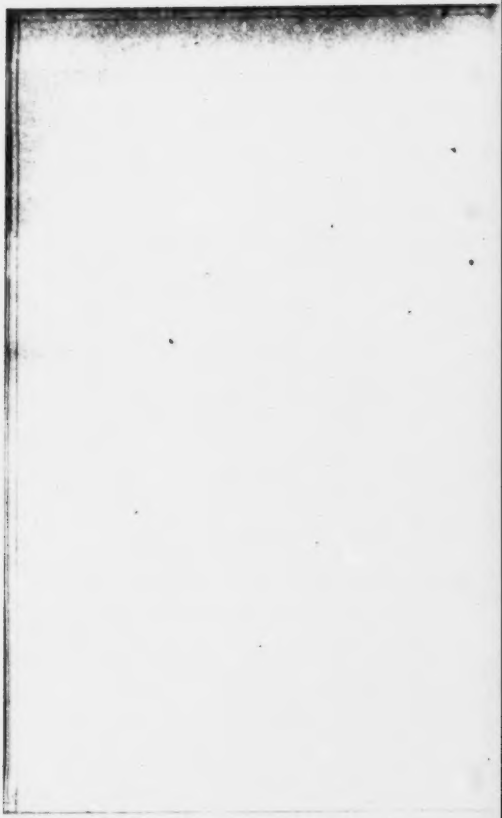

gekommen ist. Da ich einmal nichts aus Büchern lernen kann, so fang' ich erst jetzt an, nachdem ich die meilenlangen Blätter unserer Gegenden umgeschlagen habe, auch die Erfahrungen Anderer zu studiren und zu nutzen." Er erzählt darauf, daß er de Saussure's Voyage dans les Alpes lese und vorhabe, ihn um die Steinarten zu bitten, welche er beschreibt; „es ist das einzige Mittel, wie man sich kann verstehen lernen. Ich weiß nicht, wie's mit Dir ist, aber Du siehst, daß mir's Ernst ist."[1])

Wie zu botanischen Zwecken, so verbindet er sich auch zu geologischen Studien mit jungen Leuten. „Ein junger Mensch" — Johann Karl Wilhelm Voigt —, „der auf der Freiberger Akademie studirt und von daher eine außerordentlich reine Nomenklatur und eine ausgebreitete Kenntniß des Details mitgebracht hat, ist mir von größtem Nutzen. Denn daran fehlt mir's just, und ich habe weder die Namen einzelner Körper, mit denen man gewöhnlich so konfus ist, noch auch gewisse andere bestimmte Begriffe zusammenbringen können."[2]) Er läßt von ihm eine mineralogische Beschreibung von Weimar, Eisenach und Jena machen, läßt ihn in aller Herren Länder reisen, ohne sich „wie die neuesten Kursachsen philisterhaft einzuschränken, ob dieser oder jener Berg dem Herzog von Weimar gehört oder nicht".[3]) So durfte er denn im folgenden Jahre seinem Freunde Merck gegenüber sich rühmen, daß Dieser über seine mineralogischen Progressen erstaunen würde.[4]) Diese Sicherheit der Kenntnisse spricht sich auch in einem Briefe an Knebel vom 17. April 1782 aus: „Du erinnerst Dich noch, mit welcher Sorgfalt und Leidenschaft ich die Gebirge durchstrich und die Abwechselungen der Landesarten zu erkennen mir angelegen sein ließ. Das hab' ich nun wie auf der Einmaleins-Tafel und weiß von jedem Berg und jeder Flur Rechenschaft zu geben. Dieses Fundament läßt mich nun gar sicher auftreten, ich gehe weiter und sehe nun zu, was die Natur ferner diesen Boden benutzt, und was der Mensch sich zu eigen macht. Ich kann Dir versichern, daß, wenn ich mit Battz[5]) unterreite, der keine Theorie hat, meine Theorie mit seiner richtigen Praxis immer übereinstimmt, worüber ich denn, wie Du denken kannst, große Freude habe." Leider er-

[1]) Briefe an Merck, S. 207 ff.
[2]) Ebendaselbst.
[3]) Tagebuch, S. 253 u. 267.
[4]) Briefe an und von Merck, S. 183.
[5]) Weimarischer Landeskommissarius.

ſahren wir nichts von ſeiner „Theorie“ jener Zeit; aber die Grundlage derſelben war wol die ſtets beibehaltene Anſicht, daß der Granit die Baſis der bekannten Erdoberfläche ſei, ohne die Uebergänge zu andern Geſteinsarten zu verkennen,[1] und gerade den Uebergängen ſchenkte er, wie dies in der ganzen Art ſeiner Naturanſchauung lag, in der Folge die größte Aufmerkſamkeit. Um die geognoſtiſchen Verhältniſſe der Erdoberfläche ſtets vor Augen zu haben, läßt er nicht nur die „Charpentieriſche mineralogiſche Karte erweitern, ſo daß ſie nun vom Harze bis an den Fichtelberg, von dem Rieſengebirge bis an die Rhön reicht“, ſondern hat auch „große Luſt, bald eine mineralogiſche Karte von ganz Europa zu veranſtalten“.[2] Wie ſehr iſt es zu bedauern, daß er dieſes Vorhaben nicht ausgeführt hat! Denn wenn jede Wiſſenſchaft in ihren Anfängen das Anſehen und Gepräge desjenigen Erdſtriches trägt, auf welchem ſie entſtanden iſt, ſo gilt dies in ganz beſonderm Grade von der Geologie, wie uns ſchon die geologiſchen Theorien oder vielmehr Phantaſiegebilde der älteſten Denker aller Länder lehren. Eine wirklich wiſſenſchaftliche Theorie der Erdbildung läßt ſich nur auf Grund außerordentlich zahlreicher Beobachtungen, ja der Kenntniß der geſammten Erdoberfläche aufſtellen, und hierzu bieten eben geologiſche Karten eins der vorzüglichſten Hülfsmittel dar. Zu der Zeit aber, als Goethe jenen kühnen Gedanken ausſprach, deſſen Durchführung natürlich nur im Verein mit zahlreichen Kräften möglich geweſen wäre, exiſtirten ſolche nur von ſehr beſchränkten Theilen der Erde, außer einer kurz vorher (1780) veranſtalteten mineralogiſchen Karte von Frankreich, welche jedoch von keinem allgemeinen geologiſchen Geſichtspunkte aus, ſondern nach dem in jeder Gegend vorherrſchenden Mineral entworfen war.[3]

Schon ehe Goethe jenes Vorhaben ausſprach, hatte er einen mit demſelben in innigem Zuſammenhange ſtehenden tiefen Blick über die Bedeutung der Paläontologie für die Geognoſie offenbart. Das Studium der foſſilen Pflanzen- und Thierreſte war damals im Entſtehen, Merck wandte ihm ſein Intereſſe um der Oſteologie willen zu, und gelegentlich einer darauf bezüglichen Mittheilung zeigte Goethe eine Unbefangenheit ſeines Standpunktes und eine Vorausſicht deſſen, was eine ſpätere

[1] Vgl. Briefe an Merck, S. 309, und unten S. 358, 366 u. 427.
[2] Daſelbſt S. 368 f.
[3] Whewell, Geſchichte der inductiven Wiſſenſchaften, überſetzt von v. Littrow, III. 571 f.

Generation zum Range einer wissenschaftlichen Wahrheit erhoben hat, daß er auch in der Geschichte der Geologie einen hervorragenden Platz verdient hätte, würden sich diese Bemerkungen nicht in einem Freundesbriefe länger als ein halbes Jahrhundert verborgen gehalten haben. Er schreibt am 27. Oktober 1782: „Alle die Knochentrümmer, von denen Du sprichst und die in dem obern Sande des Erdreichs überall gefunden werden, sind, wie ich völlig überzeugt bin, aus der neusten Epoche, welche aber doch gegen unsere gewöhnliche Zeitrechnung ungeheuer alt ist. In dieser war das Meer schon zurückgetreten; hingegen flossen die Ströme noch in großer Breite, doch verhältnißmäßig zum Niveau des Meeres, nicht schneller und vielleicht nicht einmal so schnell als jetzt. Zu derselbigen Zeit setzte sich der Sand, mit Leimen gemischt, in allen breiten Thälern nieder, die nach und nach, als das Meer sank, von dem Wasser verlassen wurden und die Flüsse sich in ihrer Mitte nur geringe Bette gruben. Zu jener Zeit waren die Elephanten und Rhinozerosse auf den entblößten Bergen bei uns zu Hause, und ihre Reste konnten gar leicht durch die Waldströme in jene große Stromthäler oder Seeflächen heruntergespült werden, wo sie mehr oder weniger mit dem Steinsaft durchdrungen sich erhielten und wo wir sie nun mit dem Pfluge oder durch andere Zufälle ausgraben. In diesem Sinne sagte ich vorher, man finde sie in dem oberen Sande, nämlich in dem, der durch die alten Flüsse zusammengespült worden, da schon die Hauptrinde des Erdbodens völlig gebildet war. Es wird nun bald die Zeit kommen, wo man Versteinerungen nicht mehr durch einander werfen, sondern verhältnißmäßig zu den Epochen der Welt rangiren wird.“[1]) Das sind wahrhaft prophetische Worte; die vorausverkündete Zeit ist längst gekommen, und die Versteinerungen bilden heutzutage die vorzüglichsten Hilfsmittel der Geologie zur Unterscheidung und Bestimmung der Gesteinsschichten; sie systematisirt nach ihnen die geologischen Epochen, sie erkennt jene Säugethierreste der neuesten Bildungsepoche zu und erklärt sie gleichzeitig als ungeheuer alt gegen unsere historische Zeitrechnung. Goethe war, so weit uns historische Dokumente vorliegen, diesem Briefe nach thatsächlich der Erste, welcher die fossilen Reste von diesem weiten Gesichtspunkte aus betrachtete und deren hohe Bedeutung für die Geologie aussprach. Zwar hat, nach einer Bemerkung Humboldt's, Steno

[1]) Briefe an und von Merck, S. 210f.

schon im Jahre 1669 Felsen, in denen keine organischen Reste vorkommen, von solchen, welche diese Dokumente der Vorzeit enthalten, unterschieden,[1]) allein davon bis zu dem umfassenden Gedanken Goethe's ist noch ein sehr weiter Schritt. In dieser Ausdehnung hat denselben Gedanken hiernächst William Smith, wie es scheint, im Jahre 1793 erfaßt,[2]) dessen hier einschlagendes Werk: „The English Strata identified by organic remains", erst im Jahre 1815 erschien. Noch ein Jahr früher indeß, nämlich 1792, fing, nach einer Mittheilung Humboldt's, Schlotheim an, die Relation der Fossilien zu den verschiedenen Erdschichten zu dem Hauptgegenstande seiner Untersuchungen zu machen.[3]) Goethe wurde auf solche „Dokumente der Vorwelt" zuerst gegen Ende des Straßburger Aufenthalts auf der Reise nach Lothringen bei Besteigung des ganz aus verschiedenen Muscheln zusammengehäuften Barrberges aufmerksam, wo er dieselben zum ersten Mal in so großer Masse beisammen sah,[4]) und welche Gedanken sie in ihm aufregten, erzählt er uns an der Stelle, wo er Voltaire's „parteiische Unredlichkeit", der bekanntlich trotz der besseren Einsicht griechischer Philosophen, eines Leonardo da Vinci und Anderer die mittelalterliche kindliche und wunderliche Ansicht, die versteinerten Muscheln seien Naturspiele, aufnahm, nach Gebühr geißelt. Voltaire verlor hierdurch völlig sein Vertrauen; „denn der Augenschein", erzählt der Dichter, „hatte mir auf dem Barrberge deutlich genug gezeigt, daß ich mich auf altem abgetrocknetem Meeresgrund, unter den Cruvien seiner Ureinwohner befinde. Ja, diese Berge waren einstmals von Wellen bedeckt; ob vor oder während der Sündfluth, das konnte mich nicht rühren: genug, das Rheinthal war ein ungeheurer See, eine unübersehliche Bucht gewesen, das konnte man mir nicht ausreden. Ich gedachte vielmehr in Kenntniß der Länder und Gebirge vorzuschreiten, es möchte sich daraus ergeben, was da wollte."[5]) Er hat auch begreiflicherweise stets das größte Interesse für die Fossilien bewahrt und ist nicht nur bemüht, solche in seine Sammlungen aufzunehmen, sondern auch Beschreibungen der Fundorte, der Lagerungsverhältnisse zu erlangen und die weitere Durchforschung derselben im Interesse der Wissenschaft zu veranlassen.[6]) Allein von jenem frühen treffenden Gedanken des

[1]) Whewell, Geschichte der inductiven Wissenschaften, III. S. 575.
[2]) Daselbst, S. 541 f., 580 f. u. 592 f.
[3]) Daselbst, S. 579.
[4]) Dichtung und Wahrheit, II. Buch 10. Th. XXI. S. 187.
[5]) Daselbst, III. Buch 11. Th. XXII. S. 38.
[6]) Vgl. Briefw. mit Knebel, S. 414.; Briefe an und von Merck S. 211.

geologisirenden Dichters hören wir später, nachdem ersterer zu einem Leitfaden der Wissenschaft geworden war, nichts weiter; um so mehr fallen seine Worte ins Gedächtniß, welche er einmal mit Bezug auf ein anderes Wissensgebiet äußert: „Mich erheitert es gar öfters, wenn ich hie und da erinnert werde an Einzelnheiten, die ich wie im Fluge wegfing und sie niederlegte in Hoffnung, daß sie sich einmal irgendwo lebendig anschließen würden."[1] Hier war es freilich keine Einzelnheit, die er wegfing, sondern ein Gesichtspunkt von großer Tragweite; genug, daß er die Befriedigung hatte, die Geologie und Paläontologie sich in die Hände arbeiten zu sehen. Cuvier's auch für die Geologie eine neue Epoche bezeichnende Arbeiten über die Fossilien schätzte er hoch und studirte sie fleißig, und später hatte er auch an des Grafen Sternberg, des neuen Freundes im Alter, „Versuch einer gognostisch-botanischen Flora der Vorwelt" seine Freude. Der obige Brief aber bleibt auch deshalb ein um so merkwürdigeres Dokument, als er zeigt, um wie viel weiter der Blick des sogenannten „Neptunisten" Goethe reichte als der der bedingungslosen Anhänger der Wernerischen Schule, welche sich gegen die Bedeutung der Fossilien verschloß und sie für die Klassifikation der Erdschichten nicht benutzte.[2]

Goethe setzt inzwischen seine Studienwanderungen fort, und jede derselben bestärkt ihn in der Ueberzeugung von der Richtigkeit seiner geologischen Theorien, und insbesondere ist's der Harz, an dessen Felsen sich auch seine Ideen befestigen. So schreibt er auf der Rückkehr von seiner zweiten Harzreise, Klausthal, den 20. September 1783: „Hier bin ich recht in meinem Elemente und freue mich nur, daß ich finde, ich sei auf dem rechten Wege mit meinen Spekulationen über die alte Kruste der neuen Welt."[3] Und ganz ähnlich im folgenden Jahre auf dem Rückwege von der dritten Harzreise von Braunschweig aus, wo er sich von der Geliebten den Zwang auferlegen ließ, in französischer Sprache zu schreiben: „Les idées que j'avois conçues sur la formation de notre globe ont été bien confirmées et rectifiées, et je puis dire que j'ai vu des objets qui en confirmant mon système me surprenoient par leur nouveauté et par leur grandeur. Je n'ai pas assez de présomption de croire d'avoir trouvé le principe par lequel ces phénomènes existent, mais

[1] Unten S. 287.
[2] Oken, a. a. O. S. 379.
[3] Goethe's Briefe an Frau von Stein, II. 209.

je mettrai au jour une harmonie d'effets qui laissent soupçonner une cause commune, et ce sera alors à des têtes plus fortes que la mienne de la faire connoître de plus près.“[1])

Zu Anfang dieses Jahres, in welches die dritte Harzreise fällt, meldet er der Freundin, er habe an seiner Abhandlung über den Granit diktirt,[2]) und hier scheint ein gütiges Geschick uns vergönnt zu haben, in dem Geologen zugleich den Dichter zu belauschen. Der Granit hat ihm am Frühsten das höchste Interesse abgewonnen; einmal bekennt er sich „entzückt über die Granite“,[3]) und an dieses Urgestein knüpfte er auch seine dichterischen Offenbarungen. Wahrlich, dem Auge des Geistes ist auch die Erdkruste keine starre, todte Masse, auch hier herrscht ein ewiges Werden und Vergehen. Ablagerung und Schichtenbildung, Solidescenz und Krystallisation, Verwitterung und Auflösung, chemische Prozesse und vulkanische Eruption sind Vorgänge, welche auch eine Art Leben verrathen, und die ewig bildenden und umgestaltenden Ursachen bringen trotz langsamer Wirkung durch ihre Allthätigkeit bei Unbegrenztheit der Zeiträume die ungeheuersten Veränderungen hervor. Und mit der Gestalt der Erdoberfläche verändert sich auch das Antlitz des Lebens auf ihr; Geschlechter kommen und gehen, Formen, die sich überlebt haben, erlöschen, um neuen Platz zu machen, und einer dichterischen Phantasie ist es wol gegönnt, sich in jene Urzeiten eines stummen Erdendaseins zu versetzen und von den nackten Felsen hinabzuschauen in den Tod, aus dem das Leben werden soll, sich im Geiste zum Zeugen des uranfänglichen und nimmer rastenden Schaffens und Zerstörens zu machen, in welchem die Natur sich gefällt, und gegen ihr Wirken und Weben das Leben des Menschen und der Menschheit zu halten. Einen Theil einer Abhandlung über den Granit, von solchen poetischen Eingebungen in der vollendetsten Form, welche eben mit der oben erwähnten identisch zu sein scheint, hat Herr von Loeper aus seiner reichen Manuskriptensammlung bereits 1861 veröffentlicht,[4]) und jeder Freund des Dichters wird ihm dankbar sein, daß er gestattet hat, das Ganze hier zum Abdruck zu bringen:

„Der Granit war in den ältesten Zeiten schon eine merkwürdige Steinart und ist es zu der unsrigen noch mehr geworden.

---

[1]) Goethe's Briefe an Frau von Stein, III. 98.
[2]) Daselbst, III. 16.
[3]) Daselbst, I. 359.
[4]) Verzeichniß von Goethe's Handschriften ꝛc., welche im Konversationshause des Kgl. Schauspielhauses vom 19. Mai 1861 an ausgestellt sind. Berlin 1861. S. 33.

Die Alten kannten ihn nicht unter diesem Namen. Sie nannten ihn Syenit von Syene, einem Orte an den Grenzen von Aethiopien. Die ungeheuren Massen dieses Steines flößten Gedanken zu ungeheuren Werken den Aegyptiern ein. Ihre Könige richteten der Sonne zu Ehren Spitzsäulen aus ihm, und von seiner rothgesprengten Farbe erhielt er in der Folge den Namen des Feurigbunten. Noch sind die Sphinxe, die Memnonsbilder, die ungeheuren Säulen die Bewunderung der Reisenden, und noch am heutigen Tage hebt der ohnmächtige Herr von Rom die Trümmer eines alten Obelicken in die Höhe, die seine allgewaltige Vorfahren aus einem fremden Welttheile ganz herüberbrachten.

„Die Neuern gaben dieser Gesteinart den Namen, den sie jetzt trägt von ihrem körnichten Ansehen, und sie mußte in unsern Tagen erst einige Augenblicke der Erniedrigung dulden, ehe sie sich zu dem Ansehen, in dem sie nun bei allen Naturkundigen steht, emporhob. Die ungeheuren Massen jener Spitzsäulen und die wunderbare Abwechselung ihres Kornes verleiteten einen italiänischen Naturforscher zu glauben, daß sie von den Aegyptiern durch Kunst aus einer flüssigen Masse zusammengehäuft seien.

„Aber diese Meinung verwehte geschwind, und die Würde dieses Gesteines wurde von vielen trefflich beobachtenden Reisenden endlich befestigt. Jeder Weg in unbekannte Gebirge bestätigte die alte Erfahrung, daß das Höchste und das Tiefste Granit sei, daß diese Steinart, die man nun näher kennen und von andern unterscheiden lernte, die Grundfeste unserer Erde sei, worauf sich alle übrigen mannichfaltigen Gebirge hinaufgebildet. In den innersten Eingeweiden der Erde ruht sie unerschüttert, ihre hohe Rücken steigen empor, deren Gipfel nie das Alles umgebende Wasser erreichte. So viel wissen wir von diesem Gesteine und wenig mehr. Aus bekannten Bestandtheilen auf eine geheimnißreiche Weise zusammengesetzt, erlaubt es ebenso wenig seinen Ursprung aus Feuer wie aus Wasser herzuleiten. Höchst mannichfaltig in der größten Einfalt wechselt seine Mischung ins Unzählige ab. Die Lage und das Verhältniß seiner Theile, seine Dauer, seine Farbe ändert sich mit jedem Gebirge und die Massen eines jeden Gebirges sind oft von Schritt zu Schritte wieder in sich unterschieden und im Ganzen doch wieder immer einander gleich. Und so wird Jeder, der den Reiz kennt, den natürliche Geheimnisse für den Menschen haben, sich nicht wundern, daß ich den Kreis der Beobachtungen, den ich sonst betreten, verlassen und mich mit einer recht leidenschaftlichen Nei-

gung in diesen gewandt habe. Ich fürchte den Vorwurf nicht, daß es ein Geist des Widerspruches sein müsse, der mich von Betrachtung und Schilderung des menschlichen Herzens, des jüngsten, mannichfaltigsten, beweglichsten, veränderlichsten, erschütterlichsten Theiles der Schöpfung zu der Beobachtung des ältesten, festesten, tiefsten, unerschütterlichsten Sohnes der Natur geführt hat. Denn man wird mir gerne zugeben, daß alle natürlichen Dinge in einem genauen Zusammenhange stehn, daß der forschende Geist sich nicht gerne von etwas Erreichbarem ausschließen läßt. Ja, man gönne mir, der ich durch die Abwechselungen der menschlichen Gesinnungen, durch die schnelle Bewegungen derselben in mir selbst und in Andern Manches gelitten habe und leide, die erhabene Ruhe, die jene einsame stumme Nähe der großen leise sprechenden Natur gewährt, und wer davon eine Ahndung hat, folge mir!

„Mit diesen Gesinnungen nähere ich mich Euch, Ihr ältesten, würdigsten Denkmäler der Zeit. Auf einem hohen nackten Gipfel sitzend und eine weite Gegend überschauend, kann ich mir sagen: Hier ruhst Du unmittelbar auf einem Grunde, der bis zu den tiefsten Orten der Erde hinreicht, keine neuere Schicht, keine aufgehäufte, zusammengeschwemmte Trümmer haben sich zwischen Dich und den festen Boden der Urwelt gelegt, Du gehst nicht wie in jenen fruchtbaren schönen Thälern über ein anhaltendes Grab, diese Gipfel haben nichts Lebendiges erzeugt und nichts Lebendiges verschlungen, sie sind vor allem Leben und über alles Leben. In diesem Augenblicke, da die innern anziehenden und bewegenden Kräfte der Erde gleichsam unmittelbar auf mich wirken, da die Einflüsse des Himmels mich näher umschweben, werde ich zu höheren Betrachtungen der Natur hinaufgestimmt, und wie der Menschengeist Alles belebt, so wird auch ein Gleichniß in mir rege, dessen Erhabenheit ich nicht widerstehen kann. So einsam, sage ich zu mir selber, indem ich diesen ganz nackten Gipfel hinabsehe und kaum in der Ferne am Fuße ein gering machendes Moos erblicke, so einsam, sage ich, wird es dem Menschen zu Muthe, der nur den ältesten, ersten, tiefsten Gefühlen der Wahrheit seine Seele eröffnen will. Ja, er kann zu sich sagen: Hier auf dem ältesten, ewigen Altare, der unmittelbar auf die Tiefe der Schöpfung gebaut ist, bring' ich dem Wesen aller Wesen ein Opfer. Ich fühle die ersten, festesten Anfänge unsers Daseins, ich überschaue die Welt, ihre schrofferen und gelinderen Thäler und ihre fernen fruchtbaren Weiden, meine Seele wird über sich selbst und über Alles erhoben und sehnt

sich nach dem nähern Himmel. Aber bald ruft die brennende Sonne Durst und Hunger seine menschlichen Bedürfnisse zurück. Er sieht sich nach jenen Thälern um, über die sich sein Geist schon hinausschwang, er beneidet die Bewohner jener fruchtbaren, quellreichen Ebnen, die auf dem Schutte und Trümmern von Irrthümern und Meinungen ihre glücklichen Wohnungen aufgeschlagen haben, den Staub ihrer Voreltern auftragen und das geringe Bedürfniß ihrer Tage in einem engen Kreise ruhig befriedigen. Vorbereitet durch diese Gedanken, dringt die Seele in die vergangenen Jahrhunderte hinauf, sie vergegenwärtigt sich alle Erfahrungen sorgfältiger Beobachter, alle Vermuthungen feuriger Geister. Diese Klippe, sage ich zu mir selber, stand schroffer, zackiger, höher in die Wolken, da dieser Gipfel noch als eine meerumflossne Insel in den alten Wassern da stand — um sie sauste der Geist, der über den Wogen brütete — und in ihrem weiten Schooße die höhern Berge aus den Trümmern des Urgebirges und aus ihren Trümmern und den Resten der eignen Bewohner die spätern und fernern Berge sich bilden. Schon fängt das Moos zuerst sich zu erzeugen an, schon bewegen sich seltner die schaligen Bewohner des Meeres, es senkt sich das Wasser, die höhern Berge werden grün, es fängt Alles an von Leben zu wimmeln. — —

„Aber bald setzen sich diesem Leben neue Scenen der Zerstörungen entgegen. In der Ferne heben sich tobende Vulkane in die Höhe, sie scheinen der Welt den Untergang zu drohen, jedoch unerschüttert bleibt die Grundfeste, auf der ich noch sicher ruhe, indeß die Bewohner der fernen Ufer und Inseln unter dem untreuen Boden begraben werden. Ich kehre von jener schweifenden Betrachtung zurück und sehe die Felsen selbst an, deren Gegenwart meine Seele erhebt und sicher macht. Ich sehe ihre Masse von verworrnen Rissen durchschnitten, hier gerade, dort gelehnt in die Höhe stehen, bald scharf über einander gebaut bald in unförmlichen Klumpen wie über einander geworfen, und fast möchte ich bei dem ersten Anblicke ausrufen: Hier ist nichts in seiner ersten alten Lage, hier ist Alles Trümmer, Unordnung und Zerstörung. Eben diese Meinung werden wir finden, wenn wir von dem lebendigen Anschauen dieser Gebirge uns in die Studirstube zurücke ziehen und die Bücher unserer Vorfahren aufschlagen. Hier heißt es bald: das Urgebirge sei durchaus ganz, als wenn es aus einem Stücke gegossen wäre, bald es sei durch Klüfte in Lager und Bänke getrennt, die durch eine große Anzahl Gänge nach allen Richtungen durchschnitten werden,

bald es sei dieses Gestein keine Schichten, sondern in ganzen Massen, die ohne das geringste Regelmäßige abwechselnd getrennt seien; ein anderer Beobachter will dagegen bald starke Schichten bald wieder Verwirrung angetroffen haben. Wie vereinigen wir alle diese Widersprüche und finden einen Leitfaden zu ferneren Beobachtungen?

„Dies ist es, was ich zu thun mir gegenwärtig vorsetze, und sollte ich auch nicht so glücklich sein, wie ich wünsche und hoffe, so werden doch meine Bemühungen Andern Gelegenheit geben, weiter zu gehen; denn bei Beobachtungen sind selbst die Irrthümer nützlich, indem sie aufmerksam machen und dem Scharfsichtigen Gelegenheit geben, sich zu üben. Nur möchte eine Warnung hier nicht überflüssig sein, mehr für Ausländer, wenn diese Schrift bis zu ihnen kommen sollte, als für Deutsche: diese Gesteinart von andern wohl unterscheiden zu lernen. Noch verwechseln die Italiäner eine Lava mit dem kleinkörnichten Granit, und die Franzosen den Gneis, den sie blättrichten Granit oder Granit der zweiten Ordnung nennen;[1]) ja, sogar wir Deutsche, die wir sonst in dergleichen Dingen so gewissenhaft sind, haben noch vor Kurzem das Todtliegende, eine zusammengebackene Steinart aus Quarz und Hornsteinarten und meist unter den Schieferflötzen, ferner die graue Wacke des Harzes, ein innigeres Gemisch von Quarz und Schiefertheilen, mit dem Granit verwechselt."

An dieses in dichterischem Geiste geschriebene Fragment von so wunderbarer Schönheit mochte Goethe wol zurückdenken, als er etwa vier Jahrzehnde später bei Abfassung der „Annalen" schrieb: „Von hier [dem Budelthal und Hammer] ging ich nun zum dritten Male in meinem Leben das von Granitfelsen eingeschlossene rauschende Wasser hinan, und hier fiel mir wiederum auf, daß wir durch nichts so sehr veranlaßt werden, über uns selbst zu denken, als wenn wir höchst bedeutende Gegenstände, besonders entschiedene charakteristische Naturscenen nach langen Zwischenräumen endlich wiedersehen und den zurückgebliebenen Eindruck mit der gegenwärtigen Einwirkung vergleichen. Da werden wir denn im Ganzen bemerken, daß das Object immer mehr hervortritt, daß, wenn wir uns früher an den Gegenständen

[1]) Vgl. hierzu über den granit secondaire des Abbé Soulavie Goethe's Brief an Merck im November 1782 (Briefe an Merck, S. 203 f.). Daß der Gneis in der That sich nur durch seine „blätterige" oder schieferige Structur vom Granit unterscheidet, erkannte Goethe selbst später wohl.

Inhalt.

Vorbemerkung des Herausgebers . . . S. XV–XLVI

West-östlicher Divan.

In zwölf Büchern.

I. Moganni Nameh. Buch des Sängers.

Seite

Zwanzig Jahre ließ ich gehn ꝛc. 3
1. Hegire 3
2. Segenspfänder 6
3. Freisinn 8
Er hat Euch die Gestirne gesetzt ꝛc. 8
4. Talismane 8
Gottes ist der Orient ꝛc. 8
Er, der einzige Gerechte ꝛc. 9
Mich verwirren will das Irren ꝛc. 9
Ob ich Ird'sches denk' und sinne ꝛc. 9
Im Athemholen sind zweierlei Gnaden ꝛc. 10
5. Vier Gnaden 10
6. Geständniß 12
7. Elemente 13
8. Erschaffen und Beleben 14
9. Phänomen 15
10. Liebliches 16
11. Zwiespalt 17
12. Im Gegenwärtigen Vergangnes 18
13. Lied und Gebilde 20
14. Dreistigkeit 21
15. Derb und Tüchtig 21
16. All-Leben 23
17. Schwarzer Schatten ist über dem Staub ꝛc. 25
Sollt' ich nicht ein Gleichniß brauchen ꝛc. 25

empfanden, Freud' und Leid, Heiterkeit und Verwirrung auf sie übertrugen, wir nunmehr bei gebändigter Selbstigkeit ihnen das gebührende Recht widerfahren lassen, ihre Eigenheiten zu erkennen und ihre Eigenschaften, sofern wir sie durchdringen, in einem höhern Grade zu schätzen wissen. Jene Art des Anschauens gewährt der künstlerische Blick, diese eignet sich dem Naturforscher, und ich mußte mich, zwar anfangs nicht ohne Schmerzen, zuletzt doch glücklich preisen, daß, indem jener Sinn mich nach und nach zu verlassen drohte, dieser sich in Aug' und Geist desto kräftiger entwickelte."[1])

Die Vermuthung, daß die Abhandlung über den Granit, an welcher er am 16. Januar 1784 diktirte, identisch sei mit dem so eben wiedergegebenen Fragment, wird dadurch gestützt, daß Goethe einige Monate später, den 7. Juni, schreibt: „Die Berge und Klüfte versprechen mir viel Unterhaltung, sie setzen mir zwar nicht mehr so malerisch und poetisch aus, doch ist's eine andere Art Malerei und Poesie, womit ich sie jetzt besteige."[2]) Zwar findet er bei einer „mineralogischen Spazierfahrt", daß ihn der einfache Faden, den er sich gesponnen hat, durch alle diese unterirdische Labyrinthe durchführt und eine Uebersicht selbst in der Verwirrung giebt; aber er glaubt nicht, daß er die Berge und Felsen, die ihm einige anmuthige Aussicht geben, in diesem Sommerfeldzuge ganz überwinden werde, doch ist er der Zuversicht, daß er ihnen „tief ins Eingeweide" kommt.[3]) Die Erfolge dieses „Sommerfeldzuges", welcher auf den Harz gerichtet war, sind theilweise niedergelegt in dem in diesem Theil zum ersten Mal gedruckten Geognostischen Tagebuche jener Reise, auf welches sowie auf die von Kraut ausgeführten Zeichnungen einer großen Anzahl von Felspartien des Harzes er in dem gerade vierzig Jahre später verfaßten oder redigirten Aufsatze, „Gestaltung großer anorganischer Massen" sich wiederholt beruft. Die nun auch ernster betriebenen osteologischen und botanischen Studien verdrängen das Interesse an der Geologie keineswegs, an welche er übrigens durch seine amtlichen Pflichten für das Ilmenauer Bergwerk stets erinnert wird, und sowol um seine „mineralogischen Ideen aufzuklären", als auch um sich „zum Hüttenwesen vorzubereiten", denkt er ernstlich daran, sich umfassendere chemische Kenntnisse anzueignen, und macht dem Herzog den Vorschlag, ein im Herbst 1784 feilgebotenes chemisches Laboratorium anzu-

[1]) Tag- und Jahres-Hefte 1805. Abs. 550.
[2]) Briefe an Frau v. Stein, III. 47.
[3]) Daselbst S. 54 u. 74.

kaufen.[1]) Er schreibt auch im nächsten Jahre an seiner „Gebirgslehre“ und ist fleißig hinter den Steinen her,[2]) und im Begriff ins Fichtelgebirge und Karlsbad zu gehen, lädt er Knebel, dem er inzwischen Interesse für Naturwissenschaft eingeflößt hatte, welches derselbe mit Vorliebe der Mineralogie und Geologie zuwandte, vorher zu sich, damit sie „die Gebirgslehre durchsprechen und sich vorbereiten können“.[3]) In diesem Jahre lernte er also Karlsbad kennen, welches so wie jener böhmische Distrikt überhaupt bis Teplitz hin für seine geologischen Arbeiten entscheidend werden sollte, und dem er das dauerndste Interesse bewahrte. Die allermeisten seiner geologischen Aufsätze sind Böhmen gewidmet, und nur gelegentlich werden andere Erdstriche besprochen. In dem vorliegenden Bande sind daher auch jene, abweichend von den früheren Ausgaben, an einander gereiht, durch andere nur insoweit unterbrochen, als es der Zusammenhang erforderte.

Auch in Italien blieb die Geologie seine Gefährtin, und er sendet ebensowol geologische Schilderungen und Reflexionen als Kunstberichte herüber. „Das Steinreich hat hier seinen Thron,“ schreibt er, „wo von allen Enden der Welt das Kostbarste zusammengebracht wird.

„Wie ein Granitfreund die Obelisken und Säulen ansieht, kannst Du denken.“[4]) Zwar hatte er geschworen, sich auf dieser Reise nicht mit Steinen zu schleppen;[5]) aber er kann doch nicht widerstehen, seine Sammlungen mit einer sehr großen Anzahl von Mineralien zu bereichern, deren Verzeichnisse noch existiren. Freilich hatte zuletzt „die Form allen Antheil an der Materie verdrängt“; aber auf dem Rückwege lächelt ihn die Mineralogie wieder an, und als er beim Pater Pini seine „Bergkrystallisirten Feldspathe“ sah, ward er „wieder einmal nach einem Stück Stein lüstern“. Da wird auch manch Stück Granit betreten und wieder einmal geklopft. „Ich kaufe hier [in Mailand] einen Hammer und werde an den Felsen pochen, um des Todes Bitterkeit zu vertreiben.“[6]) So wurde keine Reise unternommen, ohne sie geologisch zu nutzen, sei es durch Beobachtung der freien Natur, sei es durch Musterung von Mineralienkabinetten. Aber wie viel er auch niedergeschrieben haben mag, wie zahlreich auch

[1]) Briefwechsel mit Karl August, I. 314.
[2]) Briefe an Frau von Stein, III. 103f.
[3]) Briefwechsel mit Knebel, I. 93.
[4]) Tagebuch S. 77.
[5]) Italienische Reise, Regensburg, 4. Septbr. 1786, Schluß.
[6]) Briefwechsel mit Knebel, I. 87.

die begonnenen Arbeiten sind, so wurden doch nur wenige ausgeführt, und in die Oeffentlichkeit trat er mit solchen erst nach seinem vierten Besuche in Karlsbad (1806), und zwar mit einem Verzeichniß der Joseph Müllerischen Sammlung, welchem im folgenden Jahre eine nähere Beschreibung und eine nachträgliche Erläuterung hierzu folgte, die 1808 in Leonhard's „Taschenbuch für die gesammte Mineralogie" Aufnahme fand. „Der Kammerberg bei Eger" und eine bald darauf folgende Ergänzung zu demselben sind die in die Oeffentlichkeit gedrungenen Erzeugnisse des letzteren Jahres, welche 1809 in dem eben genannten Taschenbuche erschienen. Nunmehr trat eine Pause ein bis zur Herausgabe der Zeitschrift „Zur Naturwissenschaft überhaupt ꝛc.", und von den nach Schluß derselben (1824) noch verfaßten Aufsätzen sind nur wenige bekannt geworden. Daß aber außer den bekannten noch eine sehr große Anzahl geologischer Arbeiten wenigstens in Angriff genommen wurde, beweist auch die im geologischen Fache so reiche Manuskriptensammlung des Herrn von Loeper, aus welcher einiges für die Oeffentlichkeit geeignet Scheinende mit seiner gütigen Erlaubniß in diesem Bande ausgewählt ist.

Die Geologie ist diejenige Wissenschaft, welche Goethe am Dauerndsten und durch die geringsten Intervalle unterbrochen fesselte. Die vergleichende Anatomie nennt er doch in späteren Jahren einmal „längst entschlafen", so daß sie „wieder bei ihm aufgeweckt" werden mußte;[1]) das Interesse an der Geologie aber erscheint fast in keinem Jahre abgeschwächt, und es müßte ein Buch werden, wollte man seine gesammte geologische Thätigkeit ausführlich beleuchten, die Lücken derjenigen Jahre, aus denen uns keine Arbeiten überliefert sind, durch den Nachweis seiner geologischen Beschäftigung ausfüllen und die Arbeiten selbst durch historische Belege gleichsam ergänzen. Wir müssen uns daher auf die Darlegung der leitenden Gesichtspunkte und der Stellung Goethe's zu den geologischen Theorien seiner Zeit und der unsrigen beschränken. Ehe wir aber hierzu schreiten, dürfte es wol angemessen sein, die Frage, welche gewiß schon Manchem aufgestoßen ist, aus welchen Gründen Goethe sich zur Geologie so mächtig hingezogen fühlte, zu erörtern. Zwar haben wir an einem früheren Orte die psychologischen Beziehungen des Dichters zum Naturforscher, seiner Kunst- und Naturauffassung nachzuweisen versucht; aber das Interesse des Dichters an der organischen Natur erscheint begreiflicher als das an der unor-

[1]) Briefwechsel mit Knebel, II. 207.

ganischen, und er selbst nennt, das Lebendige zu kennen und zu zergliedern, den würdigsten Gegenstand, an welchem der Geist sich übte.[1]) In der That dürfen wir nicht glauben, daß Goethe's geologische Studien zum letzten Ziele die Kenntniß der Erdkruste und ihrer allmählichen Gestaltung hatten; ihm lag ein höheres vor Aug' und Sinn. Wie ihm die Mineralogie nur als Hilfswissenschaft der Geologie galt, so war diese selbst nur ein Standort und Ausgangspunkt zu weiteren und höheren Aussichten, und wie das nachfolgende Manuskript, dessen Abdruck wir ebenfalls der Güte des Herrn von Loeper verdanken, zeigt, hatte er nichts Geringeres vor, als eine „allgemeine Geschichte der Natur", ausgehend von der Geologie, eine Art Kosmos zu schreiben. Die uns vorliegende, nicht vollständige Disposition lautet wörtlich:

„Wir haben uns bisher im Allgemeinen, Elementaren aufgehalten, das vor unsern Augen entstand und verging, so daß es beinahe schien, als wenn man nichts erfahren hätte. Doch werden wir jenes Bewegliche überall wiederfinden, weil selbst das Feste nicht auf den Grad erstarrt ist, um nicht noch Einflüsse zu dulden, ja um nicht noch selbst zu wirken.

Wir nehmen das Feste, Aelteste, Beständigste voraus: die Erde; besonders im Sinne, ihre Grundfesten zuerst zu betrachten, ihren Bau, ihre Gestalt, die Osteologie der Erde.[2])

Die Knochenlehre hat für den blos sinnlichen Menschen etwas Widerliches; Dem, der sich zur Kenntniß der organischen Natur erheben will, ist sie unentbehrlich, nach vollendeter Einsicht höchst erfreulich und unschätzbar.

So scheinen auch die nackten Gebirge, Steinritzen und Brüche dem natürlichen Auge etwas Unerfreuliches zu haben; dem Auge Deß, der Kenntniß besitzt, offenbaren sie das Innre; ja das Aeußre, die letzte nützliche und angenehme Umgebung, wird dadurch bequemer und gründlicher erkannt.[3])

---

[1]) Unten S. 213. Vgl. auch oben S. CXVIII.

[2]) So spricht Goethe auch in dem in dieser Ausgabe zuerst gedruckten Aufsatze: „Mein Verhältniß zu der Wissenschaft, besonders der Geologie" (Theil XXVII, Abth. 1, S. 335) vom „Knochenbau der Erde, der Geologie".

[3]) Zu diesem Abschnitt findet sich noch am Rande von Goethe's Hand mit Bleistift: „Genuß, Empfinden, Wissen, Erkennen, Wissensch. anschauen. Wiederlebender Genuß", ferner mit Tinte, mit Bleistift durchstrichen: „Genuß u. Wissen im Widerspruch", ebenso: „Wiederlebender Genuß".

Zur Kenntniß der Erde gelangt man auf vielerlei Weise; mehrere Wissenschaften müssen zusammen arbeiten.

Die Astronomie zeigt uns das Verhältniß der Erde zu gleichen und ähnlichen Körpern des Weltraumes.

Die mathematische Erdbeschreibung trägt jene großen Himmelsverhältnisse in abstrakten Linien auf die Erdkugel selbst über.

Was uns dadurch deutlich wird.

Die physische Erdbeschreibung zeigt uns den Zustand der Oberflächen und Alles dessen, was daraus vorgeht, und dringt nur der Vollständigkeit wegen in die Tiefen.

Die Geognosie fängt von den erreichbaren Tiefen an und verbindet damit die Kenntniß bis zu den höchsten Gipfeln.

Jene allgemeinen Wissenschaften sind das Element, in dem sie schwebt; sie hat mehrere besondere unter sich, aus denen sie sich zusammensetzt und Vortheile zieht.

Wir gehen von der Geognosie aus, ohne uns jedoch auf sie allein zu beschränken. Es soll nach und nach vor unserm geistigen Blick ein Bild der Erde entstehen.

Hier ist die Rede nicht, alles Einzelne zu überliefern, noch das Allgemeine von Grund aus zu behandeln, da eine Bekanntschaft damit vorausgesetzt werden kann; mehr eine Rekapitulation als eine Belehrung.

Erde, wie wir sie jetzt vor uns gewahr werden.

Auch hier ist eine genetische Betrachtung wünschenswerth. Alles, was wir entstanden sehen und eine Succession dabei gewahr werden, davon verlangen wir dieses successive Werden einzusehen. So wie die wahre Geschichte überhaupt nicht das Geschehene aufzählt, sondern wie sich das Geschehene aus einander entwickelt und darstellt.

Verlangen im Naturmenschen, von dem Ursprung der Dinge unterrichtet zu sein.

Die Entstehung der Welt und des Menschengeschlechtes.

Anfänge alles religiosen Unterrichts.

Orpheus, später Hesiodus.

Frühere Vorstellung eines chaotischen Zustandes, der aus streitenden Elementen zur Ruhe übergeht.

Darstellung des Ovid's.

Vorstellung, daß aus ruhendem Element die Welt zur Thätigkeit entstanden sei.

Vorstellung der Entstehung der Welt aus den Wassern.

Traf mit der Erfahrung überein.

Man bezog diese Entstehung entweder auf die ganze Welt oder auf besondere Länder.

Moses und die Indier.

Diese mythologische Zeit brütete blos über wenigen Phänomenen.

Der Uebergang zu den Dokumenten, woraus sich die Entstehung der Welt ableiten ließe, ward sehr spät gemacht. Auch sucht man gewöhnlicher Dokumente zur Meinung als umgekehrt

---

Das Hervortreten der Welt aus den Wassern war in den heiligen Büchern der Juden ausgesprochen. Ebenso das Zurückkommen der Wasser in dem, was man Sündfluth nannte. Alte Nachrichten andrer Völker stimmten damit überein.

Man gab die ersten Gebirge als bei der Erschaffung entstanden wol zu; dagegen alle organischen Reste, die sich im Steinreiche fanden, sollten von der Sündfluth herstammen; daher so manche diluvianische Bücher und Abhandlungen. Die Gegner der heiligen Schriften leugneten im Widerspruch alle Versteinerungen, und Voltaire erklärte die sämmtlichen versteinerten Muscheln für lusus naturae.

Weitre Blicke über diese Dinge gingen auf.

Was Maillet in seinem Telliamed.[1])

Entwicklung des Ganzen aus dem Wasser.

Gegner, worunter auch Voltaire.

Einstimmende.

Diese Meinung traf mit der Meinung der Theologen zusammen, die Welt habe ihren Anfang im Wasser genommen und werde durch Feuer untergehen. Nun zeigten sich unter den Gegnern der Offenbarung Antihuboristen.

Die Entstehung der Welt wird aus dem Feuer erklärt. Feurige Phänomene auf der Erde sah man als Ueberbleibsel älterer Wirkungen an.

Freiberger Schule. Behandlung aller Dokumente in einem Sinn.

---

[1]) Telliamed ou entretiens d'un philosophe indien avec un missionnaire français sur la diminution de la mer (Amsterdam 1748), ob der Titel eines Werkes, in dem geologische und paläontologische Probleme behandelt werden. Telliamed ist das Anagramm des Namens des Verfassers, de Maillet.

Verſchiedene Lehren in Verbindung.

Die Entſtehung der Erde aus Waſſer behielt die Oberhand, bis eine partielle Feuermeinung eintrat bei Gelegenheit der Baſalte, welche man vulkaniſchen Wirkungen zuſchrieb.

Vereinigung der Meinungen unmöglich. Dokumente nicht von Jedem, nicht in derſelben Ordnung, nicht mit denſelben Augen geſehen. Nothwendiger Gegenſatz der Vorſtellungsarten.

Gegen hundert verſchiedene Theorien der Erdentſtehung, theils ſich einander entgegengeſetzt, theils ſich einander mehr oder weniger zuneigend.

Ehe wir davon ſprechen können, iſt es nöthig, die Dokumente ſelbſt durchzugehen; da, wo die Meinungen zuſammentreffen, es zu bemerken; wo ſie einander entgegenſtehen, die Urſachen, inſofern ſie im Menſchen oder in den Sachen liegen, anzumerken.

Wir wenden uns zuerſt zu den aſtronomiſchen Anſichten.

Die Erde als ein Stern, als ein Wandelſtern.

Die neuern Erfahrungen zeigen das Univerſum ſelbſt nicht als fertig. Die Nebelſterne ſieht man als Maſſen werdender Welten an, ja, den Jupiter als nicht erſtarrt. Die Kometen, die man ehmals als Weltenzerſtörer anſah, betrachtet man als werdende Erdkörper.

Unſere Erde können wir ſelbſt als noch zum Theil in der Auflöſung, zum Theil in ein Auflöſendes gehüllt anſehn.

Das Meer, die drauf laſtende und von Flüſſigkeiten durchdrungene Atmoſphäre. Die Flüſſe.

Die feuchte, über der Erde ſchwebende Luft.

Was im Meere aufgelöſt iſt. In dem ſüßen Waſſer. In den atmoſphäriſchen Waſſern. In der Luft.

Erregung der Elektrizität.

Entſtehung des Waſſers.

Entſtehung der Meteore. Meteoriſche Steine.

Chemiſche Erfahrung, daß Alles in Dunſt aufgelöſt werden könne.

Zuſtand der Kometen.

Auflösung, dabei zu betrachten die Temperatur. Waſſer. Queckſilber. Flüſſigkeit; Annäherung zur Verflüchtigung.

Entſcheidung zur Möglichkeit eines ſucceſſiven Werdens. Uranfängliche Scheidung. Werden im Scheiden. Werden nach dem Scheiden. Niederſchläge haben ihren Namen von der Fällung; doch giebt es auch aufſteigende; ſchwimmende Niederſchläge werden bewirkt 1) durch Kälte, 2) durch Verdünnung der Auflöſung, 3) durch Verflüchtigung eines Beſtandtheils, der die übrigen band, 4) . . . . .

Phyſiſch-chemiſche Wirkung. Bildung. Verwandtſchaften. Kryſtalliſation. Maſſen aus Kryſtalliſation. Schnee. Eis. Halberſtarrte Metalle. Gegenſatz der mechaniſchen Bildung. Schwere. Simultanes. Succeſſives. Als zwei Enden zu betrachten, die in ſich ſelbſt zerfließen. Aeußere Form. Nothwendiges und Zufälliges.

Geſtalt der Erde. Ein Drittel Land, zwei Drittel Waſſer. Land unter Waſſer. Modell zur Vorſtellung. Erſtarrung. Sinken des Waſſers. Hervortreten des Soliden. Gebirge im Kreuz. Aeußerer Bau. Innerer. Terminologie.

Gebirge. Zuſammenhang. Ramifikation. Wahrſcheinliche Richtung. Größere Erdmaſſe nach Nordoſt.

Hervortreten des Unterſchiedenen. Kieſel und Thon. Granit. Quarz. Glimmer. Feldſpath. (Hornblende. Syenit.) Gedrängter Zuſtand beim Entſtehen des Granits. Charakter eines jeden Theils. Des Quarzes muſchlichter Bruch. Des Feldſpathe tafelartiger. Des Glimmers blätteriger. Doch nicht zu einer vollkommenen Kryſtalliſation gelangt. Zeichen des Urgebirgs und eines frühen Werdens. Doch iſt dieſes Urgranitgebirge doch auch nur ein Uebergang; denn das Vorgehende, was den Kern der Erde bildet, iſt uns unbekannt.

Ueber die Mitte der Erde ſind ſchon alle mögliche Hypotheſen da geweſen. Sie ſollte Feuer, Waſſer oder Luft enthalten. Neuere halten ihre Mitte für metalliſch, und was wir von Metallen erreichen können, ſollen gleichſam nur die Ueberreſte verborgener Formationen ſein.[1])

Chemiſche Wirkung vorwaltend. Intentionelle, ideale Theilung der Maſſe, in der Wirklichkeit auf das Sonderbarſte manifeſtirt. Form eine Bedingung des ſoliden Daſeins. Freie Form durch Succeſſion entſtanden. Gedrängte Form in der Simulta-

[1]) Hier findet ſich noch im Texte mit Bleiſtift durchſtrichen: „Wir kehren zum Gemüt zurück, er iſt auf alle Fälle das früheſte Gebäude. Er ſcheint in großer Eile gebauet zu ſein. Verſchiedenheit ſeiner Form und Farbe.“

neität. Beide Formen des Unorganiſchen ſind mathematiſch. Die Eigenſchaft, daß die Maſſe in Geſtalten auseinandergeht, am Kubus zu ſymboliſiren. Fordrung, ſich zu konzentriren und ſeinen Nachbar zu verlaſſen. Alle Arten von Durchgang der Blätter. Theilbarkeit ins Unendliche. Zerfallen der Maſſe in Tetraeder. Wiederholte Betrachtung der chemiſchen und jener intentionellen, gleichſam idealen Wirkung.

Abſtraktion von der Schwere.

Uebergang zu dem, was man Lager, Lagerungen nennt. Schwierigkeit, damit übereinzukommen, an einem auf der Spitze ſtehenden Rhombus gezeigt. Ableitung, daß man ſelbſt die horizontalen Bänke der Urgebirge für eigentliche Lager anzuſehen habe. Weitre Ausführung dieſer Materie und bildliche Darſtellung."

An dem Manuſkripte, welches namentlich zwiſchen den Abſchnitten auf S. CLXXII größere Lücken zeigt, fehlt auch, wie man ſieht, der Anfang und die Ueberſchrift; aber ein anderes, das uns vorliegt, von nur einer Seite, welche den Anfang einer ſpeziellen Dispoſition des geognoſtiſchen Theils enthält, wie jenes ohne Datum, iſt überſchrieben: „Entwurf einer allgemeinen Geſchichte der Natur", welcher Titel dem hier wiedergegebenen Manuſkript wohl eignet. Die Dispoſition deſſelben zeigt trotz ihrer Unvollſtändigkeit, wie großartig der Plan angelegt war, und die Spuren eines ſolchen laſſen ſich bis in die früheſten Zeiten der geologiſchen Studien Goethe's verfolgen. So ſchreibt er am 5. Oktober 1784: „Ich erklärte ihm [Fritz von Stein] die zwei erſten Bildungsepoquen der Welt nach meinem neuen Syſtem, er begriff Alles recht wohl, und ich freute mich über den Verſuch, durch den ſelbſt bei mir die Materie mehr Klarheit und Beſtimmtheit gewonnen hatte."[1]) Und als er über die Alpen ging: „Zu meiner Welterſchaffung habe ich Manches erobert, doch nichts ganz Neues und Unerwartetes."[2])

Neben ſolchen weit ausſchauenden Plänen erhielt ihn der mächtig wogende Streit der Neptuniſten und Vulkaniſten faſt fortwährend in Athem, und wie er bei dem Widerſpruch, welchen ſeine Farbenlehre zu erfahren hatte, unaufhörlich darauf bedacht war, neue Unterſuchungen zu ihrer Beſtätigung anzuſtellen und die neu entdeckten Erſcheinungen mit jener in Einklang zu bringen, ſo nahm auch die Geologie ſein theoretiſches Intereſſe unabläſſig in Anſpruch, wenn er auch der Oeffentlichkeit gegen-

[1]) Briefe an Frau von Stein, III. 102.
[2]) Italieniſche Reiſe. Auf dem Brenner, 8. Septbr. Abends.

über längere Zeit schwieg. Sah er sich auch oft zur Polemik gezwungen, so war diese dennoch seiner Denkungsart nicht gemäß; hatte er sich selbst überzeugt, so fühlte er selten einen „Beruf, in dieser widersprechenden Welt auch Andere überzeugen zu wollen",[1]) und es bedurfte in der Regel gewaltiger Aufreizungsmittel, um ihn reden zu machen. Als er sich eingehender mit der Geologie beschäftigte, war der von Werner begründete Neptunismus die in Deutschland herrschende geologische Theorie, die sich auch im Auslande Bahn brach und welcher Goethe im Prinzipe zuneigte, ohne, wie sich bald zeigen wird, ihre Einseitigkeiten zu theilen oder ihr dogmatisch anzuhängen. Seiner ruhigen Naturanschauung mußte natürlich der Neptunismus mehr zusagen als der gewaltsame und turbulente Charakter des von Hutton aufgestellten Vulkanismus, als dessen eifrigster Repräsentant in Deutschland, neben seinem aus Amerika zurückgekehrten Freunde Alexander von Humboldt, Leopold von Buch auftrat, welche Beide einst begeisterte Schüler und Anhänger Werner's gewesen waren. Für Goethe stand aber hier nicht Meinung gegen Meinung, deren eine oder andere durch Induktionen bewahrheitet werden könnte, sondern der Vulkanismus in der krassen Gestalt, in welcher er nach und nach auftrat, war im Widerstreit mit seiner Denkweise überhaupt. Denn er betrachtet allerdings die Natur mit der Ruhe des Künstlerauges:

„Sie bildet regelnd jegliche Gestalt,
Und selbst im Großen ist es nicht Gewalt" —

oder wie er Faust sagen läßt:

„Als die Natur sich in sich selbst gegründet,
Da hat sie rein den Erdball abgerundet,
Der Gipfel sich, der Schluchten sich erfreut
Und Fels an Fels und Berg an Berg gereiht,
Die Hügel dann bequem hinabgebildet,
Mit sanftem Zug sie in das Thal gemildet.
Da grünt's und wächst's, und um sich zu erfreuen,
Bedarf sie nicht der tollen Strudeleien."

Dagegen ist ihm „jedes Gewaltsame, Sprunghafte in der Seele zuwider, denn es ist nicht naturgemäß",[2]) und er gesteht,

[1]) Architektonisch-naturhistorisches Problem, Tpl. XXXIV. „Naturwissenschaftliche Zweifelhaftigkeiten".
[2]) C. Lemmann, Gespräche ꝛc., III. 61.

Seite
18. Selige Sehnsucht 28
19. Nun ein Schiff sich hoch hervor ꝛc. 29

II. Hafis Nameh. Buch Hafis.

Sei das Wort die Braut genannt ꝛc. 29
1. Beiname 29
2. Anklage 31
3. Fetwa. Hafis' Dichterzüge, sie bezeichnen ꝛc. 32
4. Der Deutsche dankt 33
5. Fetwa. Der Moslem las des Mirza Gedichte ꝛc. 34
6. Unbegrenzt 35
7. Nachbildung 36
8. An Hafis. Hafis, Dir sich gleich zu stellen ꝛc. 37
9. Offenbar Geheimniß 38
10. Wink 39
11. An Hafis. Was Alle wollen, weißt Du schon ꝛc. 39

III. Uschk Nameh. Buch der Liebe.

Sage mir, was mein Herz begehrt ꝛc. 43
1. Musterbilder 43
2. Noch ein Paar 45
3. Lesebuch 45
4. Ja, die Augen waren's, ja, der Mund ꝛc. 46
5. Gewarnt 47
6. Versunken 48
7. Bedenklich 48
8. Lieschen, ach, im starren Bande ꝛc. 48
9. Was wird mir jede Stunde so bang ꝛc. 49
10. Schlechter Trost 50
11. Genügsam 51
12. Gruß 51
13. Hudhud sprach: „Mit einem Blicke ꝛc. 52
Hudhud auf dem Palmenstechen ꝛc. 53
14. Schön und köstlich ist die Gabe ꝛc. 53
15. Ergebung 53
Eine Stelle suchte der Liebe Schmerz ꝛc. 54
16. Unvermeidlich 54
17. Geheimes 55
18. Geheimstes 56

mechaniſchen Hinneigt.[1]) Im größten Gegenſatz zu der ſchon hieraus ſich ergebenden Anſicht Goethe's von der langſamen Wirkung der Naturkräfte ſtand aber die Lehre der extremen Vulkaniſten, welche große Gebirgsketten, wie die Pyrenäen und Apenninen, plötzlich und auf einmal aus der Tiefe des feurigflüſſigen Erdinnern emporſteigen ließen. Dieſe „Heberei der Gebirge" war es, gegen welche er ſeinen Sarkasmus und ſeinen Ingrimm ausläßt, und wodurch gleichſam ſein äſthetiſcher Sinn, mit dem er die Natur anſchaute, verletzt wurde. Dies giebt ſich deutlich z. B. in folgenden Verſen zu erkennen, die im „Fauſt" den Sphinxen in den Mund gelegt werden:

„Welch ein widerwärtig Zittern,
Häßlich grauſenhaftes Wittern!
Welch ein Schwanken, welches Beben,
Schaukelnd Hin- und Wiederſtreben!
Welch unleidlicher Verdruß!"

Es dürfte ſich aber ſchwerlich eine Stelle finden, in welcher Goethe gegen die Vulkanität überhaupt als einen die Erdoberfläche mitgeſtaltenden Faktor ankämpft; vielmehr richtet ſich ſein Eifer nur gegen die Annahme einer plötzlichen Entſtehung ganzer Gebirge durch vulkaniſche Kräfte, wie beiſpielsweiſe folgende Strophen aus dem Zweiten Theil des „Fauſt" zeigen:

„Einmal noch mit Kraft geſchoben,
Mit den Schultern dran gehoben!
So gelangen wir nach oben,
Wo uns Alles weichen muß.
— — — — — — — — — —

Wo bin ich denn? Wo will's hinaus?
Das war ein Pfad, nun iſt's ein Graus.
Ich kam daher auf glatten Wegen,
Und jetzt ſteht mir Geröll entgegen.
Vergebens klettr' ich auf und nieder;
Wo find' ich meine Sphinxe wieder?
So toll hätt' ich mir's nicht gedacht,
Ein ſolch Gebirg in einer Nacht!
Das heiß' ich friſchen Hexenritt!
Die bringen ihren Blocksberg mit.
— — — — — — — — — — —

[1]) Unten S. 328.

Hier aber war's! Plutonisch grimmig Feuer,
Neol'scher Dünste Knallkraft, ungeheuer,
Durchbrach des flachen Bodens alte Kruste,
Daß neu ein Berg sogleich entstehen mußte.
— — — — — — — — — —

Doch muß ich solche Künste loben,
Die schöpferisch, in einer Nacht,
Zugleich von unten und von oben,
Dies Berggebäu zu Stand gebracht."

Daß Goethe trotz seiner Gegnerschaft gegen die vulkanischen Theorien seiner Zeit kein extremer Neptunist war, darf man schon aus einer ganz allgemeinen Erwägung folgern. Seiner Denkart lag nichts ferner als der Dogmatismus irgend einer Art; er hatte vor nichts ein tieferes Grauen als vor den sich festsetzenden Lehrmeinungen einer „Schule", was man bei den Erfahrungen, welche er mit seinen ersten und besten naturwissenschaftlichen Arbeiten machte, nur begreiflich finden kann. „Sobald man in der Wissenschaft", läßt er sich einmal vernehmen, „einer gewissen beschränkten Konfession angehört, ist sogleich jede unbefangene treue Auffassung dahin. Der entschiedene Vulkanist wird immer nur durch die Brille des Vulkanisten sehen, sowie der Neptunist und der Bekenner der neuesten Hebungstheorie durch die seinige. Die Weltanschauung aller solcher in einer einzigen, ausschließenden Richtung befangener Theoretiker hat ihre Unschuld verloren, und die Objekte erscheinen nicht mehr in ihrer natürlichen Reinheit." [1]) Aehnlich äußert er sich auch einmal anderen Freunden gegenüber. Als Meyer fragte, was es denn eigentlich heißen wolle, Plutonist oder Neptunist, sagte Goethe: „O danket Gott, daß Ihr nichts davon wißt, ich kann es auch nicht sagen, man könnte schon wahnsinnig werden, es nur auseinanderzusetzen. Ohnehin bedeutet solch eine Parteinahme späterhin nichts mehr, löst sich in Rauch auf; die Leute wissen schon jetzt nicht mehr, was sie damit bezeichnen wollen." [2]) Sollte nun Goethe, trotzdem er die ausschließenden Richtungen bekämpft, dennoch in der Geologie einer solchen angehört haben? Gewiß nicht; er nennt sich zwar noch am Spätabend seines Lebens einen „funfzigjährigen Schüler und treuen Anhänger der so wohl gegründet scheinenden als über die ganze

[1]) Biedermann, Gespräche ꝛc., III. 97.
[2]) Goethe's Unterhaltungen mit dem Kanzler von Müller, S. 124.

Welt verbreiteten Wernerischen Lehre",[1]) aber er nennt sich auch ihren Gegner, ohne deshalb auf die Seite der „Freiberger Pfaffen" zu treten, und spricht von der stillen „Kriegserklärung" gegen Werner.[2]) Ein Anhänger der neptunistischen Lehre war er indessen kaum mehr, als die meisten Naturforscher es heutzutage noch sind, insofern sie dem Wasser eine tiefer greifende und umfassendere Einwirkung auf die Gestaltung der Erdoberfläche zuschreiben als dem Feuer. So sagt er in Bezug auf Werner ausdrücklich: „Wir harmonirten vielleicht mehr durch wechselseitige Nachsicht als durch übereinstimmende Grundsätze."[3]) Im Besondern trat er ihm z. B. in der Erklärung des Karlsbader Sprudels entgegen, dessen Ursprung Werner aus fortbrennenden Kohlenflötzen ableitete.[4]) Ein andermal äußerte er, man habe in der neueren Zeit vielleicht dem Wasser zu weite Ausdehnung gegeben, wie man ehemals von der Feuerseite zu weit ging.[5]) Wenn daher Goethe sagt:

„Kaum wendet der edle Werner den Rücken,
Zerstört man das Poseidaonische Reich;
Wenn Alle sich vor Hephästos bücken,
Ich kann es nicht sogleich;
Ich weiß nur in der Folge zu schätzen.
Schon hab' ich manches Kredo verpaßt;
Mir sind sie Alle gleich verhaßt,
Neue Götter und Götzen",

so folgt hieraus keineswegs, daß dem Poseidaonischen Reiche sein unbeschränktes Kredo gilt. Er will die gewaltsameren vulkanischen Wirkungen nicht absolut ausschließen, sondern nur einschränken, da er der Ueberzeugung ist, wie er einmal an Leonhard schreibt, „daß man bei Erklärung der verschiedenen Erdbildungen nur alsdann gewaltsame Revolutionen zu Hilfe rufen muß, wenn man mit ruhigen Wirkungen, die denn doch der Natur am Allergemäßesten sind, nicht mehr auskommen kann"[6]) — eine Aeußerung, welche, obschon im nächsten Bezug zu einem Aufsatze von Schlotheim stehend, der sich gleichfalls gegen die übereilte Annahme gewaltsamer Erdrevolutionen, gegen die Katastrophentheorie wendet, doch auch für Goethe's geologische Gesichtspunkte überhaupt Geltung hat.

[1]) Unten S. 468.
[2]) Briefwechsel mit Knebel, II. 232.
[3]) Tag- und Jahreshefte 1807, Abs. 664.
[4]) Tafelrede aus 1809. Abs. 615.
[5]) Unten S. 352.
[6]) Leonhard, Aus unserer Zeit ꝛc., I. 422 f.

Die Wogen des Streites zwischen Neptunisten und Vulkanisten haben sich noch nicht völlig gelegt; noch giebt es extreme Anhänger der einen wie der andern Partei, und der Basalt, das Gestein, das die „heiße theoretische Stelle“ bezeichnet, an welcher der Kampf entbrannte, wird auch heute noch von manchen Geologen für neptunisch gehalten, wozu auch Goethe neigte. Wie aber die meisten Geologen der Gegenwart weder im eigentlichen Sinne Vulkanisten noch Neptunisten genannt werden können, ebenso wenig darf Goethe einer dieser Parteien zugezählt werden. Fragen wir vielmehr nach den Charakteren der neueren Geologie, so finden wir sie schon in den Titelworten der berühmten „Principles of geology“ von Lyell ausgesprochen, als den Versuch, die früheren Veränderungen der Erdoberfläche durch noch jetzt thätige Ursachen zu erklären. Es werden alle bekannten Kräfte zu Hilfe genommen, aber nicht nur ihrer Qualität nach, sondern ihre jetzige Wirksamkeit wird auch als ein Maß der Intensität ihres Wirkens in der Vorzeit angesehen, woraus folgt, daß die Veränderungen der Erdoberfläche langsam geschehen sein müssen. Von dieser Idee war auch Goethe in seinen geologischen Betrachtungen geleitet. „Eins der größten Rechte und Befugnisse der Natur“, äußert er, „ist, dieselben Zwecke durch verschiedene Mittel erreichen zu können, dieselben Erscheinungen durch mancherlei Bezüge zu veranlassen.“[1]) Eben diese Einsicht in das Walten der Natur, das Nebeneinander, die Simultaneität und das Ineinandergreifen der wirkenden Ursachen, die alle Naturkraft berücksichtigen hieß, erhebt ihn über den einseitigen Standpunkt der Parteien seiner Zeit. Und wie er in der Berücksichtigung der Wechselwirkung der Kräfte sich mit den Geologen der Gegenwart berührt, so spricht er auch in mannichfachen Wendungen die Ueberzeugung aus, daß die Natur, „ruhig und langsam wirkend, auch wol Außerordentliches vermag“.[2]) Eine Illustration einer solchen ruhigen Erklärungsweise majestätischer Naturscenen hat uns Goethe unter Andern in der „Luisenburg bei Alexandersbad“ gegeben. Gingen aber die Veränderungen, früher wie jetzt, langsam vor sich, so müssen wir unermeßliche Zeiträume denken, während welcher die Gestaltungskräfte unabläßig thätig waren, um die ungeheuren Veränderungen der Erdoberfläche hervorzubringen, und es ist auch kein Grund vorhanden, der uns zwingt, den geologischen Zeiträumen eine Grenze zu setzen; die hinter uns liegende Ver-

[1]) Ebenda S. 397.
[2]) Daselbst S. 430.

gangenheit ist endlos wie die vor uns liegende Zukunft. In der Zeit hat die Geologie, hat jede Wissenschaft, welche sich mit der Vergangenheit beschäftigt, einen Faktor, der erst durch die reformatorische Arbeit Lyell's begriffen wurde. Es ist leicht, große Zahlen auszusprechen, momentan zu denken, aber nicht in gleichem Maße dieselben bei großen Naturwirkungen, die uns in Erstaunen setzen, jedesmal und unbeirrt im Auge zu behalten. Hätte man indeß auch in diesem Punkte Goethe's Worte mehr beachtet, der erwähnte Streit hätte vielleicht weniger lange gedauert, die Ansichten hätten sich früher geklärt, und auf manche Gewalt der „Weltschöpfung" wäre Verzicht geleistet worden. Denn wie wir an einem früheren Orte gezeigt haben, wollte Goethe dem Wirken der Natur keine zeitliche Grenze gesetzt wissen, verlangte vielmehr, daß man einer freiwirkenden Natur selbst zu ihren lokalen Umgestaltungen Jahrtausende Zeit lasse.[1])

Sieht man demnach von Einzelnheiten ab und läßt dahingestellt, ob Goethe, bei seinem Widerwillen gegen gewaltsame Erklärungsweisen, der Wirkungssphäre der vulkanischen Kräfte, wiewol er sie als bildende und umbildende Faktoren hat gelten lassen, nicht eine zu geringe Ausdehnung zuerkannt hat, so wird man zugestehen müssen, daß die großen Gesichtspunkte, von denen aus er seine geologischen Betrachtungen anstellte, diejenigen waren, welche in der durch Lyell begründeten Geologie der Gegenwart leitend geworden sind.

Unter den einzelnen, bisher noch nicht erwähnten geologischen Aufsätzen Goethe's nimmt der „Geologische Probleme und Versuch ihrer Auflösung" überschriebene, welcher von der Eiszeit handelt, ein hervorragendes Interesse in Anspruch, da dieselbe in der heutigen Geologie und in den paläontologischen Wissenschaften überhaupt eine große Rolle spielt. Die Moränen, Gouffrelinien und erratischen Granitblöcke, welche auch in der norddeutschen Ebene oft in großen Massen und gewaltiger Größe umherliegen, hatten die Naturforscher schon lange beschäftigt, und bekanntlich waren sie es auch, durch welche Venetz veranlaßt wurde, die Ansicht von einer einstmaligen größeren Ausdehnung der schweizer Gletscher, nach deren Fortschmelzung jene an der Stelle liegen geblieben seien, im Jahre 1821 öffentlich auszusprechen. Schon 1815 hatte Playfair die Vermuthung geäußert, daß die Gletscher Ursache des Transports erratischer Blöcke seien.[2]) Die

[1]) Vergl. oben S. LXXXIV f.
[2]) Vergl. unten S. CLXXXIV.

Ansicht wurde indessen als eine sonderbare lange Zeit nicht beachtet, ja, Johann von Charpentier, der sich erst im Jahre 1834 zu der neuen Lehre bekannte, erzählt, daß er die Meinung seines Freundes Venetz, das ganze Wallis sei einst von einem Gletscher bedeckt gewesen, noch im Jahre 1829 für eine Tollheit hielt, obwol er eine ähnliche Meinung bereits 1815 von einem Walliser Gemsjäger gehört hatte. Hierauf wurde endlich Agassiz zu der Idee einer allgemeinen Eiszeit geführt, welche Derselbe der Schweizerischen Naturforschenden Gesellschaft 1837 vortrug, nachdem übrigens schon Cuvier die Vermuthung ausgesprochen hatte, die jetzt fossilen Elephanten des Nordens seien durch eine plötzlich eingetretene Kälte umgekommen.[1]) Wie nun der oben erwähnte Aufsatz Goethe's zeigt, hat Dieser gleichfalls nicht nur eine größere Ausdehnung der schweizer Gletscher, sondern eine „Epoche großer Kälte" überhaupt, also eine Eiszeit angenommen. Goethe hatte großes Vertrauen zu dieser Idee, so daß er sie auch einigen Theilnehmern an der Jahrhundertfeier der Bergleute in der zweiten, 1829 erschienenen Bearbeitung der „Wanderjahre" in den Mund legt: „Zuletzt wollten zwei oder drei stille Gäste sogar einen Zeitraum grimmiger Kälte zu Hilfe rufen und aus den höchsten Gebirgszügen auf weit ins Land hingefeilten Gletschern gleichsam Rutschwege für schwere Urfelsmassen bereitet und diese auf glatter Bahn fern und ferner hingeschoben im Geiste sehen. Sie sollten sich bei eintretender Epoche des Aufthauens niedersenken und für ewig in fremdem Boden liegen bleiben. Auch sollte sodann durch strömendes Treibeis der Transport ungeheurer Felsblöcke von Norden her möglich werden. Diese guten Leute konnten jedoch mit ihrer etwas kühlen Betrachtung nicht durchdringen. Man hielt es ungleich naturgemäßer, die Erschaffung einer Welt mit tollsinnigem Krachen und Heben, mit wildem Toben und feurigem Schleudern vorgehen zu lassen."[2]) Johann von Charpentier, der diese Stelle auf das Titelblatt seines 1841 erschienenen Werkes: „Essai sur les glaciers et le terrain erratique du bassin du Rhône", setzt und sowol in der Einleitung (S. V) als auch innerhalb seines Buches (S. 246) darauf zurückkommt, bemerkt an letzterem Orte, er „wisse nicht, wann dieser große Mann jenen Gedanken gefaßt hat". Wir befinden uns fast in derselben Verlegenheit. Indessen giebt uns der hier zum ersten Mal gedruckte Aufsatz: „Herrn von Hoff's geologisches Werk" einen Anhalt zu der Ansicht, daß die erste

[1]) Agassiz, Untersuchungen über die Gletscher, 1841, S. 289.
[2]) Wanderjahre, Zweites Buch, Zehntes Kapitel, Th. XVIII. S. 263.

Anregung zu jener Idee von Voigt ausgegangen sei, wiewol darin nicht von einer Kälteepoche die Rede ist, sondern die Existenz der erratischen Blöcke durch Transport vermittelst Treibeises erklärt wird, eine Erklärung, welche Goethe neben der ersteren auch gelten läßt. Voigt scheint diese Ansicht schon 1800 ausgesprochen zu haben, eine Vermuthung, auf welche uns folgender Brief Herder's an Knebel aus genanntem Jahre führt: „Von Voigt's Hypothese oder Idee hat Goethe mir Einiges erzählt, was mich vergnügt hat; wenn er die Idee nur nicht zu weit ausbreitet, daß es zuletzt ein Spiel der Worte und des Witzes scheine! Doch dafür mag Er sorgen."[1]) Vergleicht man diese Ausdrucksweise über Voigt's Hypothese oder Idee mit derjenigen Goethe's in dem genannten Aufsatze,[2]) so gewinnt unsere Vermuthung an Wahrscheinlichkeit. Wie es auch sei, so war Goethe der Erste, welcher den Gedanken von einer einstmaligen Kälteepoche, also einer Eiszeit, öffentlich ausgesprochen hat, und ihm gebührt daher die Priorität vor Agassiz, was Dieser auch im Jahre 1842 anerkannte. Er sagt:[3]) „Was die Lehre der Eiszeit selbst ... als Lehre und nicht als wissenschaftlich erworbenen Besitz betrifft, so ist sie am Allerklarsten schon bei Goethe zu finden, was ich erst später[4]) erfahren. Cuvier sagte zwar bereits, wie ich es in meinem Werke bemerkt habe, von den fossilen Elephanten des Nordens, sie seien durch plötzlich eingetretene Kälte umgekommen, und Playfair wies schon 1815 auf die Gletscher als Ursache des Transports erratischer Blöcke hin; allein Goethe vereinigte bereits diese Andeutungen zu einer bestimmten Lehre."

Wir haben endlich dem Anhange[5]) vorbehalten, noch weitere Belege für die Bedeutung, welche Goethe dieser Lehre zuschrieb, beizubringen; und überblickt man demnach mit Unbefangenheit seine geologischen Gesichtspunkte und einzelnen Arbeiten, so dürfte auch darin mehr wissenschaftliche Wahrheit und Bedeutung gefunden werden, als man bisher hat anerkennen mögen.

Berlin, im Mai 1877. Dr. S. Kalischer.

[1]) Knebel's literarischer Nachlaß. II. 285.
[2]) Unten S. 463.
[3]) Außerordentl. Beil. zu Nr. 295 der Allgem. Zeitung, Oktober 1842. S. 4.
[4]) Nach dem Erscheinen seines oben erwähnten Werkes, in welchem Goethe nicht genannt ist.
[5]) Unten S. 527 ff.

Zur Morphologie.

Ταράττει τοὺς ἀνθρώπους οὐ τὰ πράγματα,
ἀλλὰ τὰ περὶ τῶν πραγμάτων δόγματα.

Seite

IV. Teſkir Nameh. Buch der Betrachtungen.

1. Höre den Rath, den die Leyer tönt ꝛc. 58
2. Fünf Dinge 59
3. Fünf andere 59
4. Lieblich iſt des Mädchens Blick, der winket ꝛc. 60
5. Und nun im Lend Nameh ſteht ꝛc. 60
6. Reitet Du bei einem Schmied vorüber ꝛc. 61
7. Den Gruß des Unbekannten ehre ja ꝛc. 61
8. Haben ſie von Deinen Feinden ꝛc. 62
9. Märkte reizen Dich zum Kauf ꝛc. 63
10. Wie ich ſo ehrlich war ꝛc. 64
11. Zu genießen weiß im Prachern ꝛc. 64
12. Frage nicht, durch welche Pforte ꝛc. 65
13. Lieber ich kaufe Es iſt noch eine Frage ꝛc. 66
14. Es geht Eins nach dem Andern hin ꝛc. 67
15. Behandelt die Frauen mit Nachſicht ꝛc. 67
16. Das Leben iſt ein ſchlechter Spaß ꝛc. 68
17. Das Leben iſt ein Gänſeſpiel ꝛc. 69
18. „Die Jahre nahmen Dir, Du ſagſt, ſo Vieles ꝛc. 69
19. Sollt' einmal durch Erfurt fahren ꝛc. 70
20. Vor den Wiſſenden ſich ſtellen ꝛc. 71
21. Freigebiger wird betrogen ꝛc. 71
22. Wer beſtehlen kann, wird loben ꝛc. 72
23. An Schah Sefchan und Seines Gleichen 73
24. Höchſte Gunſt 74
25. Gar viele Länder hab' ich bereiſt ꝛc. 74
26. Ferdoſi ſpricht 75
Nur wer von Allah begünſtiget iſt ꝛc. 75
Was heißt denn Reichthum? — Eine wärmende Sonne ꝛc. 75
27. Dſchelal-ed-din Rumi ſpricht 76
28. Sulekha ſpricht 76

V. Rendösch Nameh. Buch des Unmuths.

1. „Wo haſt Du das genommen ꝛc. 77
2. Keinen Reimer wird man finden ꝛc. 79
3. Mit der Deutſchen Freundſchaft ꝛc. 80
4. Befindet ſich Einer heiter und gut ꝛc. 81
5. Uebermacht. Ihr könnt es ſtören ꝛc. 82

Bildung und Umbildung organiſcher Naturen.

Siehe, er geht vor mir über,
ehe ich's gewahr werde,
und verwandelt sich,
ehe ich's merke.

Glück.

Das Unternehmen wird entschuldigt.

Wenn der zur lebhaften Beobachtung aufgeforderte Mensch mit der Natur einen Kampf zu bestehen anfängt, so fühlt er zuerst einen ungeheuern Trieb, die Gegenstände sich zu unterwerfen. Es dauert aber nicht lange, so dringen sie dergestalt gewaltig auf ihn ein, daß er wohl fühlt, wie sehr er Ursache hat, auch ihre Macht anzuerkennen und ihre Einwirkung zu verehren. Kaum überzeugt er sich von diesem wechselseitigen Einfluß, so wird er ein doppelt Unendliches gewahr: an den Gegenständen die Mannichfaltigkeit des Seins und Werdens und der sich lebendig durchkreuzenden Verhältnisse, an sich selbst aber die Möglichkeit einer unendlichen Ausbildung, indem er seine Empfänglichkeit sowol als sein Urtheil immer zu neuen Formen des Aufnehmens und Gegenwirkens geschickt macht. Diese Zustände geben einen hohen Genuß und würden das Glück des Lebens entscheiden, wenn nicht innre und äußre Hindernisse dem schönen Lauf zur Vollendung sich entgegenstellten. Die Jahre, die erst brachten, fangen an zu nehmen; man begnügt sich in seinem Maß mit dem Erworbenen und ergetzt sich daran um so mehr im Stillen, als von außen eine aufrichtige, reine, belebende Theilnahme selten ist.

Wie Wenige fühlen sich von dem begeistert, was eigentlich nur dem Geist erscheint! Die Sinne, das Gefühl, das Gemüth üben weit größere Macht über uns aus, und zwar mit Recht; denn wir sind aufs Leben und nicht auf die Betrachtung angewiesen.

Leider findet man aber auch bei Denen, die ſich dem Erkennen, dem Wiſſen ergeben, ſelten eine wünſchenswerthe Theilnahme. Dem Verſtändigen, auf das Beſondere Merkenden, genau Beobachtenden, Auseinandertrennenden iſt gewiſſermaßen das zur Laſt, was aus einer Idee kommt und auf ſie zurückführt. Er iſt in ſeinem Labyrinth auf eine eigene Weiſe zu Hauſe, ohne daß er ſich um einen Faden bekümmerte, der ſchneller durch und durch führte; und Solchem ſcheint ein Metall, das nicht ausgemünzt iſt, nicht aufgezählt werden kann, ein läſtiger Beſitz; dahingegen Der, der ſich auf höhern Standpunkten befindet, gar leicht das Einzelne verachtet und dasjenige, was nur geſondert ein Leben hat, in eine tödtende Allgemeinheit zuſammenreißt.

In dieſem Konflikt befinden wir uns ſchon ſeit langer Zeit. Es iſt darin gar Manches gethan, gar Manches zerſtört worden, und ich würde nicht in Verſuchung kommen, meine Anſichten der Natur in einem ſchwachen Kahn dem Ocean der Meinungen zu übergeben, hätten wir nicht in den erſtvergangenen Stunden der Gefahr ſo lebhaft gefühlt, welchen Werth Papiere für uns behalten, in welche wir früher einen Theil unſeres Daſeins niederzulegen bewogen worden.

Mag daher das, was ich mir in jugendlichem Muthe öfters als ein Werk träumte, nun als Entwurf, ja als fragmentariſche Sammlung hervortreten und als das, was es iſt, wirken und nutzen.

So viel hatte ich zu ſagen, um dieſe vieljährige Skizzen, davon jedoch einzelne Theile mehr oder weniger ausgeführt ſind, dem Wohlwollen meiner Zeitgenoſſen zu empfehlen. Gar Manches, was noch zu ſagen ſein möchte, wird im Fortſchritte des Unternehmens am Beſten eingeführt werden.

Jena, 1807.*)

Die Abſicht eingeleitet.

Wenn wir Naturgegenſtände, beſonders aber die lebendigen, dergeſtalt gewahr werden, daß wir uns eine Einſicht in den Zuſammenhang ihres Weſens und Wirkens zu verſchaffen wünſchen, ſo glauben wir zu einer ſolchen Kenntniß am Beſten durch Trennung der Theile gelangen zu können, wie denn auch

*) Veröffentlicht 1817. — A. d. H.

wirklich dieſer Weg uns ſehr weit zu führen geeignet iſt. Was Chemie und Anatomie zur Ein- und Ueberſicht der Natur beigetragen haben, dürfen wir nur mit wenig Worten den Freunden des Wiſſens ins Gedächtniß zurückrufen.

Aber dieſe trennenden Bemühungen, immer und immer fortgeſetzt, bringen auch manchen Nachtheil hervor. Das Lebendige iſt zwar in Elemente zerlegt, aber man kann es aus dieſen nicht wieder zuſammenſtellen und beleben. Dieſes gilt ſchon von vielen anorganiſchen, geſchweige von organiſchen Körpern.

Es hat ſich daher auch in dem wiſſenſchaftlichen Menſchen zu allen Zeiten ein Trieb hervorgethan, die lebendigen Bildungen als ſolche zu erkennen, ihre äußern, ſichtbaren, greiflichen Theile im Zuſammenhange zu erfaſſen, ſie als Andeutungen des Innern aufzunehmen und ſo das Ganze in der Anſchauung gewiſſermaßen zu beherrſchen. Wie nah dieſes wiſſenſchaftliche Verlangen mit dem Kunſt- und Nachahmungstriebe zuſammenhänge, braucht wol nicht umſtändlich ausgeführt zu werden.

Man findet daher in dem Gange der Kunſt, des Wiſſens und der Wiſſenſchaft mehrere Verſuche, eine Lehre zu gründen und auszubilden, welche wir die Morphologie nennen möchten. Unter wie mancherlei Formen dieſe Verſuche erſcheinen, davon wird in dem geſchichtlichen Theile die Rede ſein.

Der Deutſche hat für den Komplex des Daſeins eines wirklichen Weſens das Wort Geſtalt. Er abſtrahirt bei dieſem Ausdruck von dem Beweglichen, er nimmt an, daß ein Zuſammengehöriges feſtgeſtellt, abgeſchloſſen und in ſeinem Charakter fixirt ſei.

Betrachten wir aber alle Geſtalten, beſonders die organiſchen, ſo finden wir, daß nirgend ein Beſtehendes, nirgend ein Ruhendes, ein Abgeſchloſſenes vorkommt, ſondern daß vielmehr Alles in einer ſteten Bewegung ſchwanke. Daher unſere Sprache das Wort Bildung ſowol von dem Hervorgebrachten als von dem Hervorgebrachtwerdenden gehörig genug zu brauchen pflegt.

Wollen wir alſo eine Morphologie einleiten, ſo dürfen wir nicht von Geſtalt ſprechen, ſondern, wenn wir das Wort brauchen, uns allenfalls dabei nur die Idee, den Begriff oder ein in der Erfahrung nur für den Augenblick Feſtgehaltenes denken.

Das Gebildete wird ſogleich wieder umgebildet, und wir haben uns, wenn wir einigermaßen zum lebendigen Anſchaun der Natur gelangen wollen, ſelbſt ſo beweglich und bildſam zu erhalten, nach dem Beiſpiele, mit dem ſie uns vorgeht.

Wenn wir einen Körper auf dem anatomiſchen Wege in ſeine Theile zerlegen und dieſe Theile wieder in das, worin ſie ſich trennen laſſen, ſo kommen wir zuletzt auf ſolche Anfänge, die man Similartheile genannt hat. Von dieſen iſt hier nicht die Rede; wir machen vielmehr auf eine höhere Maxime des Organismus aufmerkſam, die wir folgendermaßen ausſprechen.

Jedes Lebendige iſt kein Einzelnes, ſondern eine Mehrheit; ſelbſt inſofern es uns als Individuum erſcheint, bleibt es doch eine Verſammlung von lebendigen, ſelbſtſtändigen Weſen, die der Idee, der Anlage nach gleich ſind, in der Erſcheinung aber gleich oder ähnlich, ungleich oder unähnlich werden können. Dieſe Weſen ſind theils urſprünglich ſchon verbunden, theils finden und vereinigen ſie ſich. Sie entzweien ſich und ſuchen ſich wieder und bewirken ſo eine unendliche Produktion auf alle Weiſe und nach allen Seiten.

Je unvollkommener das Geſchöpf iſt, deſto mehr ſind dieſe Theile einander gleich oder ähnlich, und deſto mehr gleichen ſie dem Ganzen. Je vollkommner das Geſchöpf wird, deſto unähnlicher werden die Theile einander. In jenem Falle iſt das Ganze den Theilen mehr oder weniger gleich, in dieſem das Ganze den Theilen unähnlich. Je ähnlicher die Theile einander ſind, deſto weniger ſind ſie einander ſubordinirt. Die Subordination der Theile deutet auf ein vollkommneres Geſchöpf.

Da in allen allgemeinen Sprüchen, ſie mögen noch ſo gut durchdacht ſein, etwas Unfaßliches für Denjenigen liegt, der ſie nicht anwenden, der ihnen die nöthigen Beiſpiele nicht unterlegen kann, ſo wollen wir zum Anfang nur einige geben, da unſere ganze Arbeit der Aus- und Durchführung dieſer und andern Ideen und Maximen gewidmet iſt.

Das eine Pflanze, ja ein Baum, die uns doch als Individuum erſcheinen, aus lauter Einzelnheiten beſtehn, die ſich unter einander und dem Ganzen gleich und ähnlich ſind, daran iſt wol kein Zweifel. Wie viele Pflanzen werden durch Abſenker fortgepflanzt! Das Auge der letzten Varietät eines Obſtbaumes treibt einen Zweig, der wieder eine Anzahl gleicher Augen hervorbringt, und auf ebendieſem Wege geht die Fortpflanzung durch Samen vor ſich. Sie iſt die Entwicklung einer unzähligen Menge gleicher Individuen aus dem Schooße der Mutterpflanze.

Man ſieht hier ſogleich, daß das Geheimniß der Fortpflanzung durch Samen innerhalb jener Maxime ſchon ausgeſprochen

iſt, und man bemerke, man bedenke nur erſt recht, ſo wird man finden, daß ſelbſt das Samenkorn, das uns als eine individuelle Einheit vorzuliegen ſcheint, ſchon eine Verſammlung von gleichen und ähnlichen Weſen iſt. Man ſtellt die Bohne gewöhnlich als ein deutliches Muſter der Keimung auf. Man nehme eine Bohne, noch ehe ſie keimt, in ihrem ganz eingewickelten Zuſtande, und man findet nach Eröffnung derſelben erſtlich die zwei Samenblätter, die man nicht glücklich mit dem Mutterkuchen vergleicht; denn es ſind zwei wahre, nur aufgetriebene und meblicht ausgefüllte Blätter, welche auch an Licht und Luft grün werden. Ferner entdeckt man ſchon das Federchen, welches abermals zwei ausgebildetere und weiterer Ausbildung fähige Blätter ſind. Bedenkt man dabei, daß hinter jedem Blattſtiele ein Auge, wo nicht in der Wirklichkeit, doch in der Möglichkeit ruht, ſo erblickt man in dem uns einfach ſcheinenden Samen ſchon eine Verſammlung von mehrern Einzelnheiten, die man einander in der Idee gleich und in der Erſcheinung ähnlich nennen kann.

Daß nun das, was der Idee nach gleich iſt, in der Erfahrung entweder als gleich oder als ähnlich, ja ſogar als völlig ungleich und unähnlich erſcheinen kann, darin beſteht eigentlich das bewegliche Leben der Natur, das wir in unſern Blättern zu entwerfen gedenken.

Eine Inſtanz aus dem Thierreich der niedrigſten Stufe führen wir noch zu mehrerer Anleitung hier vor. Es giebt Infuſionsthiere, die ſich in ziemlich einfacher Geſtalt vor unſerm Auge in der Feuchtigkeit bewegen, ſobald dieſe aber aufgetrocknet, zerplatzen und eine Menge Körner ausſchütten, in die ſie wahrſcheinlich bei einem naturgemäßen Gange ſich auch in der Feuchtigkeit zerlegt und ſo eine unendliche Nachkommenſchaft hervorgebracht hätten. Doch genug hievon an dieſer Stelle, da bei unſerer ganzen Darſtellung dieſe Anſicht wieder hervortreten muß.

Wenn man Pflanzen und Thiere in ihrem unvollkommenſten Zuſtande betrachtet, ſo ſind ſie kaum zu unterſcheiden. Ein Lebenspunkt, ſtarr, beweglich oder halbbeweglich, iſt das, was unſerm Sinne kaum bemerkbar iſt. Ob dieſe erſten Anfänge, nach beiden Seiten determinabel, durch Licht zur Pflanze, durch Finſterniß zum Thier hinüberzuführen ſind, getrauen wir uns nicht zu entſcheiden, ob es gleich hierüber an Bemerkungen und Analogie nicht fehlt. So viel aber können wir ſagen, daß die

aus einer kaum zu sondernden Verwandtschaft als Pflanzen und Thiere nach und nach hervortretenden Geschöpfe nach zwei entgegengesetzten Seiten sich vervollkommnen, so daß die Pflanze sich zuletzt im Baum dauernd und starr, das Thier im Menschen zur höchsten Beweglichkeit und Freiheit sich verherrlicht.

Gemmation und Prolifikation sind abermals zwei Hauptmaximen des Organismus, die aus jenem Hauptsatz der Koexistenz mehrer gleichen und ähnlichen Wesen sich herschreiben und eigentlich jene nur auf doppelte Weise aussprechen. Wir werden diese beiden Wege durch das ganze organische Reich durchzuführen suchen, wodurch sich Manches auf eine höchst anschauliche Weise reihen und ordnen wird.

Indem wir den vegetativen Typus betrachten, so stellt sich uns bei demselben sogleich ein Unten und Oben dar. Die untere Stelle nimmt die Wurzel ein, deren Wirkung nach der Erde hingeht, der Feuchtigkeit und der Finsterniß angehört, da in gerade entgegengesetzter Richtung der Stengel, der Stamm, oder was dessen Stelle bezeichnet, gegen den Himmel, das Licht und die Luft emporstrebt.

Wie wir nun einen solchen Wunderbau betrachten und die Art, wie er hervorsteigt, näher einsehen lernen, so begegnet uns abermals ein wichtiger Grundsatz der Organisation: daß kein Leben auf einer Oberfläche wirken und daselbst seine hervorbringende Kraft äußern könne, sondern die ganze Lebensthätigkeit verlangt eine Hülle, die gegen das äußere rohe Element, es sei Wasser oder Luft oder Licht, sie schütze, ihr zartes Wesen bewahre, damit sie das, was ihrem Innern spezifisch obliegt, vollbringe. Diese Hülle mag nun als Rinde, Haut oder Schale erscheinen, Alles, was zum Leben hervortreten, Alles, was lebendig wirken soll, muß eingehüllt sein. Und so gehört auch Alles, was nach außen gekehrt ist, nach und nach frühzeitig dem Tode, der Verwesung an. Die Rinden der Bäume, die Häute der Insekten, die Haare und Federn der Thiere, selbst die Oberhaut des Menschen, sind ewig sich absondernde, abgestorbene, dem Unleben hingegebene Hüllen, hinter denen immer neue Hüllen sich bilden, unter welchen sodann, oberflächlicher oder tiefer, das Leben sein schaffendes Gewebe hervorbringt.

Jena, 1807.*)

*) Veröffentlicht 1817. — A. d. H.

Der Inhalt bevorwortet.[1])

Von gegenwärtiger Sammlung[2]) iſt nur gedruckt der Aufſatz über Metamorphoſe der Pflanzen, welcher, im Jahre 1790 einzeln erſcheinend, kalte, faſt unfreundliche Begegnung zu erfahren hatte. Solcher Widerwille jedoch war ganz natürlich: die Einſchachtelungslehre, der Begriff von Präformation, von ſucceſſiver Entwickelung des von Adam's Zeiten her ſchon Vorhandenen hatten ſich ſelbſt der beſten Köpfe im Allgemeinen bemächtigt; auch hatte Linné, geiſteskräftig, beſtimmend wie entſcheidend, in beſonderem Bezug auf Pflanzenbildung eine dem Zeitgeiſt gemäßere Vorſtellungsart auf die Bahn gebracht.

Mein redliches Bemühen blieb daher ganz ohne Wirkung, und vergnügt, den Leitfaden für meinen eigenen ſtillen Weg gefunden zu haben, beobachtete ich nur ſorgfältiger das Verhältniß, die Wechſelwirkung der normalen und abnormen Erſcheinungen, beachtete genau, was Erfahrung einzeln gutwillig hergab, und brachte zugleich einen ganzen Sommer mit einer Folge von Verſuchen hin, die mich belehren ſollten, wie durch Uebermaß der Nahrung die Frucht unmöglich zu machen, wie durch Schmälerung ſie zu beſchleunigen ſei.

Die Gelegenheit, ein Gewächshaus nach Belieben zu erhellen oder zu verfinſtern, benutzte ich, um die Wirkung des Lichts auf die Pflanzen kennen zu lernen; die Phänomene des Abbleichens und Abweißens beſchäftigten mich vorzüglich; Verſuche mit farbigen Glasſcheiben wurden gleichfalls angeſtellt.

Als ich mir genugſame Fertigkeit erworben, das organiſche Wandeln und Umwandeln der Pflanzenwelt in den meiſten Fällen zu beurtheilen, die Geſtaltenfolge zu erkennen und abzuleiten, fühlte ich mich gedrungen, die Metamorphoſe der Inſekten gleichfalls näher zu kennen.

Dieſe leugnet Niemand; der Lebensverlauf ſolcher Geſchöpfe iſt ein fortwährendes Umbilden, mit Augen zu ſehen und mit Händen zu greifen. Meine frühere, aus mehrjähriger Erziehung der Seidenwürmer geſchöpfte Kenntniß war mir geblieben; ich erweiterte ſie, indem ich mehrere Gattungen und Arten vom Ei

[1]) 1817. A. d. H.
[2]) Es iſt das Erſte Heft „Zur Morphologie" gemeint. — A. d. H.

bis zum Schmetterling beobachtete und abbilden ließ, wovon mir die schätzenswerthesten Blätter geblieben sind.

Hier fand sich kein Widerspruch mit dem, was uns in Schriften überliefert wird, und ich brauchte nur ein Schema tabellarisch auszubilden, wornach man die einzelnen Erfahrungen folgerecht auftreiben und den wunderbaren Lebensgang solcher Geschöpfe deutlich überschauen konnte.

Auch von diesen Bemühungen werde ich suchen Rechenschaft zu geben, ganz unbefangen, da meine Ansicht keiner andern entgegensteht.

Gleichzeitig mit diesem Studium war meine Aufmerksamkeit der vergleichenden Anatomie der Thiere, vorzüglich der Säugethiere zugewandt, es regte sich zu ihr schon ein großes Interesse. Buffon und Daubenton leisteten viel, Camper erschien als Meteor von Geist, Wissenschaft, Talent und Thätigkeit, Sömmerring zeigte sich bewundernswürdig, Merck wandte sein immer reges Bestreben auf solche Gegenstände; mit allen Dreien stand ich im besten Verhältniß, mit Camper brieflich, mit beiden Andern in persönlicher, auch in Abwesenheit fortdauernder Berührung.

Im Laufe der Physiognomik mußte Beweglichkeit und Beweglichkeit der Gestalten unsre Aufmerksamkeit wechselsweise beschäftigen, auch war mit Lavater'n gar Manches hierüber gesprochen und gearbeitet worden.

Später konnte ich mich bei meinem öftern und längern Aufenthalt in Jena durch die unermüdliche Belehrungsgabe Loder's gar bald einiger Einsicht in thierische und menschliche Bildung erfreuen.

Jene bei Betrachtung der Pflanzen und Insekten einmal angenommene Methode leitete mich auch auf diesem Weg; denn bei Sonderung und Vergleichung der Gestalten mußte Bildung und Umbildung auch hier wechselsweise zur Sprache kommen.

Die damalige Zeit jedoch war dunkler, als man sich es jetzt vorstellen kann. Man behauptete zum Beispiel, es hange nur vom Menschen ab, bequem auf allen Vieren zu gehen, und Bären, wenn sie sich eine Zeit lang aufrecht hielten, könnten zu Menschen werden. Der verwegene Diderot wagte gewisse Vorschläge, wie man ziegenfüßige Faune hervorbringen könne, um solche in Livree, zu besonderm Staat und Auszeichnung, den Großen und Reichen auf die Kutsche zu stellen.

Seite

6. Mich nach- und umzubilden, mitzubilden ꝛc. 82
7. Wenn Du auf dem Guten ruhst ꝛc. 83
8. Als wenn das auf Namen ruhte ꝛc. 85
9. Mahschmur heißt — ich will nicht sagen ꝛc. 87
10. Hab' ich Euch denn je gerathen ꝛc. 87
11. Wanderers Gemüthsruhe 88
12. Wer wird von der Welt verlangen ꝛc. 89
13. Sich selbst zu loben, ist ein Fehler ꝛc. 90
14. Glaubst Du denn, von Mund zu Ohr ꝛc. 90
15. Und wer kränzet aber brüet ꝛc. 91
16. Sonst, wenn man den heiligen Koran zitirte ꝛc. 92
17. Der Prophet spricht 93
18. Timur spricht 93

VI. Hikmet Nameh. Buch der Sprüche.

1. Talismane werd' ich in dem Buch zerstreuen ꝛc. 94
2. Vom heut'gen Tag, von heut'ger Nacht ꝛc. 94
3. Wer geboren in dürftigen Tagen ꝛc. 95
4. Wie etwas sei leicht ꝛc. 95
5. Das Meer stutzet immer ꝛc. 95
6. Prüft das Geschick Dich, weiß es wohl, warum ꝛc. 96
7. Noch ist es Tag; da rühre sich der Mann ꝛc. 96
8 Was machst Du an der Welt? Sie ist schon gemacht ꝛc. 96
9. Wenn der schwer Gedrückte klagt ꝛc. 97
10. „Wie ungeschickt habt Ihr Euch benommen ꝛc. 97
11. Mein Erbtheil ist herrlich, weit und breit ꝛc. 98
12. Gutes thu rein aus des Guten Liebe ꝛc. 98
13. Enweri sagt's, ein Herrlichster der Männer ꝛc. 98
14. Was klagst Du über Feinde ꝛc. 99
15. Tümmer ist nichts zu ertragen ꝛc. 99
16. Wenn Gott so schlechter Nachbar wäre ꝛc. 99
17. Gesteht's! Die Dichter des Orients ꝛc. 100
18. Ueberall will Jeder obenauf sein ꝛc. 100
19. Verschon uns, Gott, mit Deinem Grimme ꝛc. 100
20. Will der Neid sich doch zerreißen ꝛc. 101
21. Sich im Respekt zu erhalten ꝛc. 101
22. Was hilft's dem Affenorden ꝛc. 101
23. Einen Helden mit Lust preisen und nennen ꝛc. 102
24. Gutes thu rein aus des Guten Liebe ꝛc. 102

Lange Zeit wollte ſich der Unterſchied zwiſchen Menſchen und Thieren nicht finden laſſen; endlich glaubte man den Affen dadurch entſchieden von uns zu trennen, weil er ſeine vier Schneidezähne in einem empiriſch wirklich abzuſondernden Knochen trage, und ſo ſchwankte das ganze Wiſſen ernſt- und ſcherzhaft zwiſchen Verſuchen, das Halbwahre zu beſtätigen, dem Falſchen irgend einen Schein zu verleihen, ſich aber dabei in willkürlicher, grillenhafter Thätigkeit zu beſchäftigen und zu erhalten. Die größte Verwirrung jedoch brachte der Streit hervor, ob man die Schönheit als etwas Wirkliches, den Objekten Inwohnendes, oder als relativ, konventionell, ja individuell dem Beſchauer und Anerkenner zuſchreiben müſſe.

Ich hatte mich indeſſen ganz der Knochenlehre gewidmet; denn im Gerippe wird uns ja der entſchiedne Charakter jeder Geſtalt ſicher und für ewige Zeiten aufbewahrt. Aeltere und neuere Ueberbleibſel verſammelte ich um mich her, und auf Reiſen ſpähte ich ſorgfältig in Muſeen und Kabinetten nach ſolchen Geſchöpfen, deren Bildung im Ganzen oder Einzelnen mir belehrend ſein könnte.

Hiebei fühlte ich bald die Nothwendigkeit, einen Typus aufzuſtellen, an welchem alle Säugethiere nach Uebereinſtimmung und Verſchiedenheit zu prüfen wären, und wie ich früher die Urpflanze aufgeſucht, ſo trachtete ich nunmehr, das Urthier zu finden, das heißt denn doch zuletzt: den Begriff, die Idee des Thiers.

Meine mühſelige, qualvolle Nachforſchung ward erleichtert, ja verſüßt, indem Herder die Ideen zur Geſchichte der Menſchheit aufzuzeichnen unternahm. Unſer tägliches Geſpräch beſchäftigte ſich mit den Uranfängen der Waſſer-Erde und der darauf von Alters her ſich entwickelnden organiſchen Geſchöpfe. Der Uranfang und deſſen unabläſſiges Fortbilden ward immer beſprochen und unſer wiſſenſchaftlicher Beſitz durch wechſelſeitiges Mittheilen und Bekämpfen täglich geläutert und bereichert.

Mit andern Freunden unterhielt ich mich gleichfalls auf das Lebhafteſte über dieſe Gegenſtände, die mich leidenſchaftlich beſchäftigten, und nicht ohne Einwirkung und wechſelſeitigen Nutzen blieben ſolche Geſpräche. Ja, es iſt vielleicht nicht anmaßlich, wenn wir uns einbilden, manches von daher Entſprungene, durch Tradition in der wiſſenſchaftlichen Welt Fortgepflanzte trage nun Früchte, deren wir uns erfreuen, ob man

gleich nicht immer den Garten benamſet, der die Pfropfreiſer hergegeben.

Gegenwärtig iſt bei mehr und mehr ſich verbreitender Erfahrung, durch mehr ſich vertiefende Philoſophie Manches zum Gebrauch gekommen, was zur Zeit, als die nachſtehenden Aufſätze geſchrieben wurden, mir und Andern unzugänglich war. Man ſehe daher den Inhalt dieſer Blätter, wenn man ſie auch jetzt für überflüſſig halten ſollte, geſchichtlich an, da ſie denn als Zeugniſſe einer ſtillen, beharrlichen, folgerechten Thätigkeit gelten mögen.

Die Metamorphoſe der Pflanzen.[1]

[1] Der nachfolgende Aufſatz erſchien zuerſt im Jahre 1790. — A. d. H.

Non quidem me fugit nebulis subinde hoc omeosaris iter offundi, istas tamen dissipabuntur facile, ubi plurimum uti licebit experimentorum luce; natura enim sibi semper est similis, licet nobis saepe ob necessariarum defectum observationum a se dissentire videatur.

Linnaei *Fruiensis plantarum*, Diss. I.

Einleitung.

1.

Ein Jeder, der das Wachsthum der Pflanzen nur einigermaßen beobachtet, wird leicht bemerken, daß gewisse äußere Theile derselben sich manchmal verwandeln und in die Gestalt der nächstliegenden Theile bald ganz, bald mehr oder weniger übergehen.

2.

So verändert sich zum Beispiel meistens die einfache Blume dann in eine gefüllte, wenn sich anstatt der Staubfäden und Staubbeutel Blumenblätter entwickeln, die entweder an Gestalt und Farbe vollkommen den übrigen Blättern der Krone gleich sind oder noch sichtbare Zeichen ihres Ursprungs an sich tragen.

3.

Wenn wir nun bemerken, daß es auf diese Weise der Pflanze möglich ist, einen Schritt rückwärts zu thun und die Ordnung des Wachsthums umzukehren, so werden wir auf den regelmäßigen Weg der Natur desto aufmerksamer gemacht, und wir lernen die Gesetze der Umwandlung kennen, nach welchen sie einen Theil durch den andern hervorbringt und die verschiedensten Gestalten durch Modifikation eines einzigen Organs darstellt.

4.

Die geheime Verwandtschaft der verschiedenen äußern Pflanzentheile, als der Blätter, des Kelchs, der Krone, der Staubfäden, welche sich nach einander und gleichsam aus einander entwickeln, ist von den Forschern im Allgemeinen längst erkannt,

ja auch besonders bearbeitet worden, und man hat die Wirkung, wodurch ein und dasselbe Organ sich uns mannichfaltig verändert sehen läßt, die Metamorphose der Pflanzen genannt.

5.

Es zeigt sich uns diese Metamorphose auf dreierlei Art: regelmäßig, unregelmäßig und zufällig.

6.

Die regelmäßige Metamorphose können wir auch die fortschreitende nennen; denn sie ist es, welche sich von den ersten Samenblättern bis zur letzten Ausbildung der Frucht immer stufenweise wirksam bemerken läßt und durch Umwandlung einer Gestalt in die andere, gleichsam auf einer geistigen Leiter, zu jenem Gipfel der Natur, der Fortpflanzung durch zwei Geschlechter, hinaufsteigt. Diese ist es, welche ich mehrere Jahre aufmerksam beobachtet habe, und welche zu erklären ich gegenwärtigen Versuch unternehme. Wir werden auch deswegen bei der folgenden Demonstration die Pflanze nur insofern betrachten, als sie einjährig ist und aus dem Samenkorne zur Befruchtung unaufhaltsam vorwärts schreitet.

7.

Die unregelmäßige Metamorphose können wir auch die rückschreitende nennen. Denn wie in jenem Fall die Natur vorwärts zu dem großen Zwecke eilt, tritt sie hier um eine oder einige Stufen rückwärts. Wie sie dort mit unwiderstehlichem Trieb und kräftiger Anstrengung die Blumen bildet und zu den Werken der Liebe rüstet, so erschlafft sie hier gleichsam und läßt unentschlossen ihr Geschöpf in einem unentschiedenen, weichen, unsern Augen oft gefälligen, aber innerlich unkräftigen und unwirksamen Zustande. Durch die Erfahrungen, welche wir an dieser Metamorphose zu machen Gelegenheit haben, werden wir dasjenige enthüllen können, was uns die regelmäßige vorheimlicht, deutlich sehen, was wir dort nur schließen dürfen, und auf diese Weise steht es zu hoffen, daß wir unsere Absicht am Sichersten erreichen.

8.

Dagegen werden wir von der dritten Metamorphose, welche zufällig, von außen, besonders durch Insekten gewirkt

wird, unſere Aufmerkſamkeit wegwenden, weil ſie uns von dem einfachen Wege, welchem wir zu folgen haben, ableiten und unſern Zweck verrücken könnte. Vielleicht findet ſich an einem andern Orte Gelegenheit, von dieſen monſtroſen und doch in gewiſſe Grenzen eingeſchränkten Auswüchſen zu ſprechen.

9.

Ich habe es gewagt, gegenwärtigen Verſuch ohne Beziehung auf erläuternde Kupfer auszuarbeiten, die jedoch in manchem Betracht nöthig ſcheinen möchten. Ich behalte mir vor, ſie in der Folge nachzuliefern, welches um ſo bequemer geſchehen kann, da noch Stoff genug übrig iſt, gegenwärtige kleine, nur vorläufige Abhandlung zu erläutern und weiter auszuführen. Es wird alsdann nicht nöthig ſein, einen ſo gemeſſenen Schritt wie gegenwärtig zu halten. Ich werde manches Verwandte herbeiführen können, und mehrere Stellen, aus gleichgeſinnten Schriftſtellern geſammlet, werden an ihrem rechten Platze ſtehen. Beſonders werde ich von allen Erinnerungen gleichzeitiger Meiſter, deren ſich dieſe edle Wiſſenſchaft zu rühmen hat, Gebrauch zu machen nicht verfehlen. Dieſen übergebe und widme ich hiermit gegenwärtige Blätter.

I.

Von den Samenblättern.

10.

Da wir die Stufenfolge des Pflanzenwachsthums zu beobachten uns vorgenommen haben, ſo richten wir unſere Aufmerkſamkeit ſogleich in dem Augenblicke auf die Pflanze, wo ſie ſich aus dem Samenkorn entwickelt. In dieſer Epoche können wir die Theile, welche unmittelbar zu ihr gehören, leicht und genau erkennen. Sie läßt ihre Hüllen mehr oder weniger in der Erde zurück, welche wir auch gegenwärtig nicht unterſuchen, und bringt in vielen Fällen, wenn die Wurzel ſich in den Boden befeſtigt hat, die erſten Organe ihres oberen Wachsthums, welche ſchon unter der Samendecke verborgen gegenwärtig geweſen, an das Licht hervor.

11.

Es ſind dieſe erſten Organe unter dem Namen Kotyledonen bekannt; man hat ſie auch Samenklappen, Kernſtücke, Samenlappen, Samenblätter genannt und ſo die verſchiedenen Geſtalten, in denen wir ſie gewahr werden, zu bezeichnen geſucht.

12.

Sie erſcheinen oft unförmlich, mit einer rohen Materie gleichſam ausgeſtopft und ebenſo ſehr in die Dicke als in die Breite ausgedehnt; ihre Gefäße ſind unkenntlich und von der Maſſe des Ganzen kaum zu unterſcheiden; ſie haben faſt nichts Aehnliches von einem Blatte, und wir können verleitet werden, ſie für beſondere Organe anzuſehen.

13.

Doch nähern ſie ſich bei vielen Pflanzen der Blattgeſtalt; ſie werden flächer, ſie nehmen, dem Licht und der Luft ausgeſetzt, die grüne Farbe in einem höhern Grade an, die in ihnen enthaltenen Gefäße werden kenntlicher, den Blattrippen ähnlicher.

14.

Endlich erſcheinen ſie uns als wirkliche Blätter; ihre Gefäße ſind der feinſten Ausbildung fähig, ihre Aehnlichkeit mit den folgenden Blättern erlaubt uns nicht, ſie für beſondere Organe zu halten, wir erkennen ſie vielmehr für die erſten Blätter des Stengels.

15.

Läßt ſich nun aber ein Blatt nicht ohne Knoten und ein Knoten nicht ohne Auge denken, ſo dürfen wir folgern, daß derjenige Punkt, wo die Kotyledonen angeheftet ſind, der wahre erſte Knotenpunkt der Pflanze ſei. Es wird dieſes durch diejenigen Pflanzen bekräftiget, welche unmittelbar unter den Flügeln der Kotyledonen junge Augen hervortreiben und aus dieſen erſten Knoten vollkommene Zweige entwickeln, wie z. B. Vicia Faba zu thun pflegt.

16.

Die Kotyledonen ſind meiſt geherzelt, und wir finden hierbei eine Bemerkung zu machen, welche uns in der Folge noch wichtiger ſcheinen wird. Es ſind nämlich die Blätter dieſes erſten Knotens oft auch dann gepaart, wenn die folgenden

Blätter des Stengels wechselsweise ſtehen; es zeigt ſich alſo hier eine Annäherung und Verbindung der Theile, welche die Natur in der Folge trennt und von einander entfernt. Noch merkwürdiger iſt es, wenn die Kotyledonen als viele Blättchen um eine Achſe verſammlet erſcheinen und der aus ihrer Mitte ſich nach und nach entwickelnde Stengel die folgenden Blätter einzeln um ſich herum hervorbringt, welcher Fall ſehr genau an dem Wachsthum der Pinusarten ſich bemerken läßt. Hier bildet ein Kranz von Nadeln gleichſam einen Kelch, und wir werden in der Folge bei ähnlichen Erſcheinungen uns des gegenwärtigen Falles wieder zu erinnern haben.

17.

Ganz unförmliche einzelne Kernſtücke ſolcher Pflanzen, welche nur mit einem Blatte keimen, geben wir gegenwärtig vorbei.

18.

Dagegen bemerken wir, daß auch ſelbſt die blattähnlichſten Kotyledonen, gegen die folgenden Blätter des Stengels gehalten, immer unausgebildeter ſind. Vorzüglich iſt ihre Peripherie höchſt einfach, und an derſelben ſind ſo wenig Spuren von Einſchnitten zu ſehen, als auf ihren Flächen ſich Haare oder andere Gefäße ausgebildeter Blätter bemerken laſſen.

II.

Ausbildung der Stengelblätter von Knoten zu Knoten.

19.

Wir können nunmehr die ſucceſſive Ausbildung der Blätter genau betrachten, da die fortſchreitenden Wirkungen der Natur alle vor unſern Augen vorgehen. Einige oder mehrere der nun folgenden Blätter ſind oft ſchon in dem Samen gegenwärtig und liegen zwiſchen den Kotyledonen eingeſchloſſen; ſie ſind in ihrem zuſammengefalteten Zuſtande unter dem Namen des Federchens bekannt. Ihre Geſtalt verhält ſich gegen die Geſtalt der Kotyledonen und der folgenden Blätter an verſchiedenen Pflanzen verſchieden; doch weichen ſie meiſt von den Kotyledonen ſchon darin ab, daß ſie flach, zart und überhaupt als

wahre Blätter gebildet sind, sich völlig grün färben, auf einem sichtbaren Knoten ruhen und ihre Verwandtschaft mit den folgenden Stengelblättern nicht mehr verleugnen können welchen sie aber noch gewöhnlich darin nachstehen, daß ihre Peripherie, ihr Rand nicht vollkommen ausgebildet ist.

20.

Doch breitet sich die fernere Ausbildung unaufhaltsam von Knoten zu Knoten durch das Blatt aus, indem sich die mittlere Rippe desselben verlängert und die von ihr entspringenden Nebenrippen sich mehr oder weniger nach den Seiten ausstrecken. Diese verschiedenen Verhältnisse der Rippen gegen einander sind die vornehmste Ursache der mannichfaltigen Blattgestalten. Die Blätter erscheinen nunmehr eingekerbt, tief eingeschnitten, aus mehreren Blättchen zusammengesetzt, in welchem letzten Falle sie uns vollkommene kleine Zweige vorbilden. Von einer solchen successiven höchsten Vermannichfaltigung der einfachsten Blattgestalt giebt uns die Dattelpalme ein auffallendes Beispiel. In einer Folge von mehreren Blättern scheidet sich die Mittelrippe vor, das fächerartige einfache Blatt wird zerrissen, abgetheilt, und ein höchst zusammengesetztes, mit einem Zweige wetteiferndes Blatt wird entwickelt.

21.

In eben dem Maße, in welchem das Blatt selbst an Ausbildung zunimmt, bildet sich auch der Blattstiel aus, es sei nun, daß er unmittelbar mit seinem Blatte zusammenhange oder ein besonderes, in der Folge leicht abzutrennendes Stielchen ausmache.

22.

Daß dieser für sich bestehende Blattstiel gleichfalls eine Neigung habe, sich in Blättergestalt zu verwandeln, sehen wir bei verschiedenen Gewächsen, z. B. an den Agrumen, und es wird uns seine Organisation in der Folge noch zu einigen Betrachtungen auffordern, welchen wir gegenwärtig ausweichen.

23.

Auch können wir uns vorerst in die nähere Beobachtung der Afterblatter nicht einlassen; wir bemerken nur im Vorbei-

Seite

25. Soll man Dich nicht aufs Schmählichste berauben ꝛc. 102
26. Wie kommt's, daß man an jedem Orte ꝛc. 103
27. Laß Dich nur in keiner Zeit ꝛc. 103
28. „Warum iſt Wahrheit fern und weit ꝛc. 103
29. Was willſt Du unterſuchen ꝛc. 104
30. Als ich einmal eine Spinne erſchlagen ꝛc. 105
31. „Dunkel iſt die Nacht; bei Gott iſt Licht“ ꝛc. 105
32. Welch eine bunte Gemeinde ꝛc. 105
33. Ihr nennt mich einen kargen Mann ꝛc. 106
34. Soll ich Dir die Gegend zeigen ꝛc. 106
35. Wer ſchweigt, hat wenig zu ſorgen ꝛc. 106
36. Ein Herre mit zwei Geſind ꝛc. 107
37. Ihr lieben Leute, bleibt dabei ꝛc. 107
38. Wofür ich Allah höchlich danke ꝛc. 108
39. Närriſch, daß Jeder in ſeinem Falle ꝛc. 108
40. Wer auf die Welt kommt, baut ein neues Haus ꝛc. 109
41. Wer in mein Haus tritt, der kann ſchelten ꝛc. 109
42. Herr, laß Dir gefallen ꝛc. 110
43. Daß des Hauſes Glanz ſich mehre ꝛc. 110
44. Du biſt auf immer geborgen ꝛc. 111
45. „Was brachte Lokman nicht hervor ꝛc. 111
46. Herrlich iſt der Orient ꝛc. 112
47. Hör' ich doch in Deinen Liedern ꝛc. 112
48. „Was ſchmückſt Du die eine Hand denn nur ꝛc. 112
49. Wenn man auch nach Mekka triebe ꝛc. 113
50. Getreimer Quark ꝛc. 113
51. Schlägſt Du ihn aber mit Gewalt ꝛc. 114
52. Betrübt Euch nicht, Ihr guten Seelen ꝛc. 114
53. „Du haſt gar Vielen nicht gedankt ꝛc. 114
54. Guten Ruf mußt Du Dir machen ꝛc. 115
55. Die Fluth der Leidenſchaft, ſie ſtürmt vergebens ꝛc. 115
56. Solcher Bande darf ſich Niemand rühmen ꝛc. 115
57. Vertrauter, Du haſt ſo manche Bitte gewährt ꝛc. 116
58. Schlimm iſt es, wie doch wol geſchieht ꝛc. 116
59. Wiſſe, daß mir ſehr mißfällt ꝛc. 117

VII. Timur Nameh. Buch des Timur.

1. Der Winter und Timur 119
2. An Suleika. Dir mit Wohlgeruch zu koſen ꝛc. 120

gebn, daß ſie, beſonders wenn ſie einen Theil des Stiels ausmachen, bei der künftigen Umbildung deſſelben gleichfalls ſonderbar verwandelt werden.

24.

Wie nun die Blätter hauptſächlich ihre erſte Nahrung den mehr oder weniger modifizirten wäſſerichten Theilen zu verdanken haben, welche ſie dem Stamme entziehen, ſo ſind ſie ihre größere Ausbildung und Verfeinerung dem Lichte und der Luft ſchuldig. Wenn wir jene in der verſchloſſenen Samenhülle erzeugten Keimlebenen, mit einem rohen Safte nur gleichſam ausgeſtopft, faſt gar nicht oder nur grob organiſirt und ungebildet finden, ſo zeigen ſich uns die Blätter der Pflanzen, welche unter dem Waſſer wachſen, gröber organiſirt als andere, der freien Luft ausgeſetzte; ja, ſogar entwickelt dieſelbige Pflanzenart glättere und weniger verfeinerte Blätter, wenn ſie in tiefen feuchten Orten wächſt, da ſie hingegen, in höhere Gegenden verſetzt, rauhe, mit Haaren verſehene, feiner ausgearbeitete Blätter hervorbringt.

25.

Auf gleiche Weiſe wird die Anaſtomoſe der aus den Rippen entſpringenden und ſich mit ihren Enden einander aufſuchenden, die Blatthäutchen bildenden Gefäße durch feinere Luftarten wo nicht allein bewirkt, doch wenigſtens ſehr befördert. Wenn Blätter vieler Pflanzen, die unter dem Waſſer wachſen, fadenförmig ſind oder die Geſtalt von Geweihen annehmen, ſo ſind wir geneigt, es dem Mangel einer vollkommenen Anaſtomoſe zuzuſchreiben. Augenſcheinlich belehrt uns hiervon das Wachsthum des Ranunculus aquaticus, deſſen unter dem Waſſer erzeugte Blätter aus fadenformigen Rippen beſtehen, die oberhalb des Waſſers entwickelten aber völlig anaſtomoſirt und zu einer zuſammenhängenden Fläche ausgebildet ſind. Ja, es läßt ſich an halb anaſtomoſirten, halb fadenförmigen Blättern dieſer Pflanze der Uebergang genau bemerken.

26.

Man hat ſich durch Erfahrungen unterrichtet, daß die Blätter verſchiedene Luftarten einſaugen und ſie mit den in ihrem Innern enthaltenen Feuchtigkeiten verbinden; auch bleibt wol kein Zweifel übrig, daß ſie dieſe feineren Säfte wieder in den Stengel zurückbringen und die Ausbildung der in ihrer

Nähe liegenden Augen dadurch vorzüglich befördern. Man hat die aus den Blättern mehrerer Pflanzen, ja aus den Höhlungen der Rohre entwickelten Luftarten untersucht und sich also vollkommen überzeugen können.

27.

Wir bemerken bei mehreren Pflanzen, daß ein Knoten aus dem andern entspringt. Bei Stengeln, welche von Knoten zu Knoten geschlossen sind, bei den Cerealien, den Gräsern, Rohren, ist es in die Augen fallend, nicht ebenso sehr bei andern Pflanzen, welche in der Mitte durchaus hohl und mit einem Mark oder vielmehr einem zelligen Gewebe ausgefüllt erscheinen. Da man nun aber diesem ehemals sogenannten Mark seinen bisher behaupteten Rang neben den andern inneren Theilen der Pflanze und, wie uns scheint, mit überwiegenden Gründen streitig gemacht,*) ihm den scheinbar behaupteten Einfluß in das Wachsthum abgesprochen und der innern Seite der zweiten Rinde, dem sogenannten Fleisch, alle Trieb- und Hervorbringungskraft zuzuschreiben nicht gezweifelt hat, so wird man sich gegenwärtig eher überzeugen, daß ein oberer Knoten, indem er aus dem vorhergehenden entsteht und die Säfte mittelbar durch ihn empfängt, solche feiner und filtrirter erhalten, auch von der inzwischen geschehenen Einwirkung der Blätter genießen, sich selbst feiner ausbilden und seinen Blättern und Augen feinere Säfte zubringen müsse.

28.

Indem nun auf diese Weise die roheren Flüssigkeiten immer abgeleitet, reinere herbeigeführt werden und die Pflanze sich stufenweise feiner ausarbeitet, erreicht sie den von der Natur vorgeschriebenen Punkt. Wir sehen endlich die Blätter in ihrer größten Ausbreitung und Ausbildung und werden bald darauf eine neue Erscheinung gewahr, welche uns unterrichtet, die bisher beobachtete Epoche sei vorbei, es nahe sich eine zweite, die Epoche der Blüthe.

*) Hedwig, in des Leipziger Magazin's drittem Stück.

III.

Uebergang zum Blüthenſtande.

29.

Den Uebergang zum Blüthenſtande ſehen wir ſchneller oder langſamer geſchehen. In dem letzten Falle bemerken wir gewöhnlich, daß die Stengelblätter von ihrer Peripherie herein ſich wieder anfangen zuſammenzuziehen, beſonders ihre mannichfaltigen äußern Einbeugungen zu verlieren, ſich dagegen an ihren untern Theilen, wo ſie mit dem Stengel zuſammenhängen, mehr oder weniger ausdehnen; in gleicher Zeit ſehen wir wo nicht die Räume des Stengels von Knoten zu Knoten merklich verlängert, doch wenigſtens denſelben gegen ſeinen vorigen Zuſtand viel feiner und ſchmächtiger gebildet.

30.

Man hat bemerkt, daß häufige Nahrung den Blüthenſtand einer Pflanze verhindere, mäßige, ja kärgliche Nahrung ihn beſchleunige. Es zeigt ſich hierdurch die Wirkung der Stammblätter, von welcher oben die Rede geweſen, noch deutlicher. So lange noch robere Säfte abzuführen ſind, ſo lange müſſen ſich die möglichen Organe der Pflanze zu Werkzeugen dieſes Bedürfniſſes ausbilden. Dringt übermäßige Nahrung zu, ſo muß jene Operation immer wiederholt werden, und der Blüthenſtand wird gleichſam unmöglich. Entzieht man der Pflanze die Nahrung, ſo erleichtert und verkürzt man dagegen jene Wirkung der Natur; die Organe der Knoten werden verfeinert, die Wirkung der unverfälſchten Säfte reiner und kräftiger, die Umwandlung der Theile wird möglich und geſchieht unaufhaltſam.

IV.

Bildung des Kelches.

31.

Oft ſehen wir dieſe Umwandlung ſchnell vor ſich gehn, und in dieſem Falle rückt der Stengel, von dem Knoten des letzten ausgebildeten Blattes an, auf einmal verlängt und verfeinert, in die Höhe und verſammlet an ſeinem Ende mehrere Blätter um eine Achſe.

32.

Daß die Blätter des Kelches ebendieselbigen Organe seien, welche sich bisher als Stengelblätter ausgebildet sehen lassen, nun aber oft in sehr veränderter Gestalt um einen gemeinschaftlichen Mittelpunkt versammlet stehen, läßt sich, wie uns dünkt, auf das Deutlichste nachweisen.

33.

Wir haben schon oben bei den Kotyledonen eine ähnliche Wirkung der Natur bemerkt und mehrere Blätter, ja offenbar mehrere Knoten um einen Punkt versammlet und neben einander gerückt gesehen. Es zeigen die Fichtenarten, indem sie sich aus dem Samenkorn entwickeln, einen Strahlenkranz von unverkennbaren Nadeln, welche, gegen die Gewohnheit anderer Kotyledonen, schon sehr ausgebildet sind, und wir sehen in der ersten Kindheit dieser Pflanze schon diejenige Kraft der Natur gleichsam angedeutet, wodurch in ihrem höheren Alter der Blüthen- und Fruchtstand gewirkt werden soll.

34.

Ferner sehen wir bei mehreren Blumen unveränderte Stengelblätter gleich unter der Krone zu einer Art von Kelch zusammengerückt. Da sie ihre Gestalt noch vollkommen an sich tragen, so dürfen wir uns hier nur auf den Augenschein und auf die botanische Terminologie berufen, welche sie mit dem Namen Blüthenblätter, Folia floria, bezeichnet hat.

35.

Mit mehrerer Aufmerksamkeit haben wir den oben schon angeführten Fall zu beobachten, wo der Uebergang zum Blüthenstande langsam vorgeht, die Stengelblätter nach und nach sich zusammenziehen, sich verändern und sich sachte in den Kelch gleichsam einschleichen, wie man solches bei Kelchen der Strahlenblumen, besonders der Sonnenblumen, der Kalendeln, gar leicht beobachten kann.

36.

Diese Kraft der Natur, welche mehrere Blätter um eine Achse versammlet, sehen wir eine noch innigere Verbindung bewirken und sogar diese zusammengebrachten, modificirten Blätter noch unkenntlicher machen, indem sie solche unter einander

manchmal ganz, oft aber nur zum Theil verbindet und an ihren Seiten zusammengewachsen hervorbringt. Die so nahe an einander gerückten und gedrängten Blätter berühren sich auf das Genauste in ihrem zarten Zustande, anastomosiren sich durch die Einwirkung der bereits reinen, in der Pflanze nunmehr gegenwärtigen Säfte und stellen uns die glockenförmigen oder sogenannten einblätterigen Kelche dar, welche, mehr oder weniger von oben herein eingeschnitten oder getheilt, uns ihren zusammengesetzten Ursprung deutlich zeigen. Wir können uns durch den Augenschein hiervon belehren, wenn wir eine Anzahl tief eingeschnittener Kelche gegen mehrblätterige halten, besonders wenn wir die Kelche mancher Strahlenblumen genau betrachten. So werden wir zum Exempel sehen, daß ein Kelch der Kalendel, welcher in der systematischen Beschreibung als einfach und vielgetheilt aufgeführt wird, aus mehreren zusammen- und über einander gewachsenen Blättern bestehe, zu welchen sich, wie schon oben gesagt, zusammengezogene Stammblätter gleichsam hinzuschleichen.

37.

Bei vielen Pflanzen ist die Zahl und die Gestalt, in welcher die Kelchblätter, entweder einzeln oder zusammengewachsen, um die Achse des Stiels gereihet werden, beständig, so wie die übrigen folgenden Theile. Auf dieser Beständigkeit beruhet größtentheils das Wachsthum, die Sicherheit, die Ehre der botanischen Wissenschaft, welche wir in diesen letztern Zeiten immer mehr haben zunehmen sehn. Bei andern Pflanzen ist die Anzahl und Bildung dieser Theile nicht gleich beständig; aber auch dieser Unbestand hat die scharfe Beobachtungsgabe der Meister dieser Wissenschaft nicht hintergehen können, sondern sie haben durch genaue Bestimmungen auch diese Abweichungen der Natur gleichsam in einen engern Kreis einzuschließen gesucht.

38.

Auf diese Weise bildete also die Natur den Kelch, daß sie mehrere Blätter und folglich mehrere Knoten, welche sie sonst nach einander und in einiger Entfernung von einander hervorgebracht hätte, zusammen, meist in einer gewissen bestimmten Zahl und Ordnung um einen Mittelpunkt verbindet. Wäre durch zudringende überflüssige Nahrung der Blüthenstand verbindert worden, so würden sie alsdann aus einander gerückt und in ihrer ersten Gestalt erschienen sein. Die Natur bildet

also im Kelch kein neues Organ, ſondern ſie verbindet und modifizirt nur die uns ſchon bekannt gewordenen Organe und bereitet ſich dadurch eine Stufe näher zum Ziel.

V.

Bildung der Krone.

39.

Wir haben geſehen, daß der Kelch durch verfeinerte Säfte, welche nach und nach in der Pflanze ſich erzeugen, hervorgebracht werde, und ſo iſt er nun wieder zum Organe einer künftigen weitern Verfeinerung beſtimmt. Es wird uns dieſes ſchon glaublich, wenn wir ſeine Wirkung auch blos mechaniſch erklären. Denn wie höchſt zart und zur feinſten Filtration geſchickt müſſen Gefäße werden, welche, wie wir oben geſehen haben, in dem höchſten Grade zuſammengezogen und an einander gedrängt ſind!

40.

Den Uebergang des Kelchs zur Krone können wir in mehr als einem Fall bemerken; denn obgleich die Farbe des Kelchs noch gewöhnlich grün und der Farbe der Stengelblätter ähnlich bleibt, ſo verändert ſich dieſelbe doch oft an einem oder dem andern ſeiner Theile, an den Spitzen, den Rändern, dem Rücken oder gar an ſeiner inwendigen Seite, indeſſen die äußere noch grün bleibt, und wir ſehen mit dieſer Färbung jederzeit eine Verfeinerung verbunden. Dadurch entſtehen zweideutige Kelche, welche mit gleichem Rechte für Kronen gehalten werden können.

41.

Haben wir nun bemerkt, daß von den Samenblättern herauf eine große Ausdehnung und Ausbildung der Blätter, beſonders ihrer Peripherie, und von da zu dem Kelche eine Zuſammenziehung des Umkreiſes vor ſich gehe, ſo bemerken wir, daß die Krone abermals durch eine Ausdehnung hervorgebracht werde. Die Kronenblätter ſind gewöhnlich größer als die Kelchblätter, und es läßt ſich bemerken, daß wie die Organe im Kelch zuſammengezogen werden, ſie ſich nunmehr als Kronen-

blätter durch den Einfluß reinerer, durch den Kelch abermals filtrirter Säfte in einem hohen Grade verfeint wieder ausdehnen und uns neue, ganz verschiedene Organe vorbilden. Ihre feine Organisation, ihre Farbe, ihr Geruch würden uns ihren Ursprung ganz unkenntlich machen, wenn wir die Natur nicht in mehreren außerordentlichen Fällen belauschen könnten.

42.

So findet sich z. B. innerhalb des Kelches einer Nelke manchmal ein zweiter Kelch, welcher zum Theil vollkommen grün, die Anlage zu einem einblätterigen eingeschnittenen Kelche zeigt, zum Theil zerrissen und an seinen Spitzen und Rändern zu zarten, ausgedehnten, gefärbten wirklichen Anfängen der Kronenblätter umgebildet wird, wodurch wir denn die Verwandtschaft der Krone und des Kelches abermals deutlich erkennen.

43.

Die Verwandtschaft der Krone mit den Stengelblättern zeigt sich uns auch auf mehr als eine Art; denn es erscheinen an mehreren Pflanzen Stengelblätter schon mehr oder weniger gefärbt, lange ehe sie sich dem Blüthenstande nähern; andere färben sich vollkommen in der Nähe des Blüthenstandes.

44.

Auch gehet die Natur manchmal, indem sie das Organ des Kelchs gleichsam überspringt, unmittelbar zur Krone, und wir haben Gelegenheit, in diesem Falle gleichfalls zu beobachten, daß Stengelblätter zu Kronenblättern übergehen. So zeigt sich z. B. manchmal an den Tulpenstengeln ein beinahe völlig ausgebildetes und gefärbtes Kronenblatt. Ja, noch merkwürdiger ist der Fall, wenn ein solches Blatt halb grün, mit seiner einen Hälfte zum Stengel gehörig, an demselben befestigt bleibt, indeß sein an[illegible] und gefärbter Theil mit der Krone emporgehoben und [illegible] Blatt in zwei Theile zerrissen wird.

45.

Es ist eine sehr wahrscheinliche Meinung, daß Farbe und Geruch der Kronenblätter der Gegenwart des männlichen Samens in denselben zuzuschreiben sei. Wahrscheinlich befindet er sich in ihnen noch nicht genugsam abgesondert, vielmehr mit andern Säften verbunden und diluirt, und die schönen Erschei-

nungen der Farben führen uns auf den Gedanken, daß die Materie, womit die Blätter ausgefüllt sind, zwar in einem hohen Grad von Reinheit, aber noch nicht auf dem höchsten stehe, auf welchem sie uns weiß und ungefärbt erscheint.

VI.

Bildung der Staubwerkzeuge.

46.

Es wird uns dieses noch wahrscheinlicher, wenn wir die nahe Verwandtschaft der Kronenblätter mit den Staubwerkzeugen bedenken. Wäre die Verwandtschaft aller übrigen Theile unter einander ebenso in die Augen fallend, so allgemein bemerkt und außer allem Zweifel gesetzt, so würde man gegenwärtigen Vortrag für überflüssig halten können.

47.

Die Natur zeigt uns in einigen Fällen diesen Uebergang regelmäßig, z. B. bei der Canna und mehreren Pflanzen dieser Familie. Ein wahres, wenig verändertes Kronenblatt zieht sich am obern Rande zusammen, und es zeigt sich ein Staubbeutel, bei welchem das übrige Blatt die Stelle des Staubfadens vertritt.

48.

An Blumen, welche öfters gefüllt erscheinen, können wir diesen Uebergang in allen seinen Stufen beobachten. Bei mehreren Rosenarten zeigen sich innerhalb der vollkommen gebildeten und gefärbten Kronenblätter andere, welche theils in der Mitte, theils an der Seite zusammengezogen sind; diese Zusammenziehung wird von einer kleinen Schwiele bewirkt, welche sich mehr oder weniger als ein vollkommener Staubbeutel sehen läßt, und in ebendiesem Grade nähert sich das Blatt der einfacheren Gestalt eines Staubwerkzeugs. Bei einigen gefüllten Mohnen ruhen völlig ausgebildete Antheren auf wenig veränderten Blättern der stark gefüllten Kronen; bei andern ziehen staubbeutelähnliche Schwielen die Blätter mehr oder weniger zusammen.

49.

Verwandeln ſich nun alle Staubwerkzeuge in Kronenblätter, ſo werden die Blumen unfruchtbar; werden aber in einer Blume, indem ſie ſich füllt, doch noch Staubwerkzeuge entwickelt, ſo gehet die Befruchtung vor ſich.

50.

Und ſo entſtehet ein Staubwerkzeug, wenn die Organe, die wir bisher als Kronenblätter ſich ausbreiten geſehen, wieder in einem höchſt zuſammengezogenen und zugleich in einem höchſt verfeinten Zuſtande erſcheinen. Die oben vorgetragene Bemerkung wird dadurch abermals beſtätigt, und wir werden auf dieſe abwechſelnde Wirkung der Zuſammenziehung und Ausdehnung, wodurch die Natur endlich ans Ziel gelangt, immer aufmerkſamer gemacht.

VII.

Nektarien.

51.

So ſchnell der Uebergang bei manchen Pflanzen von der Krone zu den Staubwerkzeugen iſt, ſo bemerken wir doch, daß die Natur nicht immer dieſen Weg mit einem Schritt zurücklegen kann. Sie bringt vielmehr Zwiſchenwerkzeuge hervor, welche an Geſtalt und Beſtimmung ſich bald dem einen, bald dem andern Theile nähern und, obgleich ihre Bildung höchſt verſchieden iſt, ſich dennoch meiſt unter einen Begriff vereinigen laſſen: daß es langſame Uebergänge von den Kelchblättern zu den Staubgefäßen ſeien.

52.

Die meiſten jener verſchieden gebildeten Organe, welche Linné mit dem Namen Nektarien bezeichnet, laſſen ſich unter dieſem Begriff vereinigen, und wir finden auch hier Gelegenheit, den großen Scharfſinn des außerordentlichen Mannes zu bewundern, der, ohne ſich die Beſtimmung dieſer Theile ganz deutlich zu machen, ſich auf eine Ahnung verließ und ſehr

verschieden scheinende Organe mit einem Namen zu belegen wagte.

53.

Es zeigen uns verschiedene Kronenblätter schon ihre Verwandtschaft mit den Staubgefäßen dadurch, daß sie, ohne ihre Gestalt merklich zu verändern, Grübchen oder Glandeln an sich tragen, welche einen honigartigen Saft abscheiden. Daß dieser eine noch unausgearbeitete, nicht völlig determinirte Befruchtungsfeuchtigkeit sei, können wir in den schon oben angeführten Rücksichten einigermaßen vermuthen, und diese Vermuthung wird durch Gründe, welche wir unten anführen werden, noch einen höhern Grad von Wahrscheinlichkeit erreichen.

54.

Nun zeigen sich auch die sogenannten Nektarien als für sich bestehende Theile, und dann nähert sich ihre Bildung bald den Kronenblättern, bald den Staubwerkzeugen. So sind z. E. die dreizehn Fäden mit ihren ebenso vielen rothen Kügelchen auf den Nektarien der Parnassia den Staubwerkzeugen höchst ähnlich. Andere zeigen sich als Staubfäden ohne Antheren, als an der Vallisneria, der Fevillea; wir finden sie an der Pentapetes in einem Kreise mit den Staubwerkzeugen regelmäßig abwechseln, und zwar schon in Blattgestalt; auch werden sie in der systematischen Beschreibung als Filamenta castrata petaliformia angeführt. Eben solche schwankende Bildungen sehen wir an der Kigellaria und der Passionsblume.

55.

Gleichfalls scheinen uns die eigentlichen Nebenkronen den Namen der Nektarien in dem oben angegebenen Sinne zu verdienen. Denn wenn die Bildung der Kronenblätter durch eine Ausdehnung geschieht, so werden dagegen die Nebenkronen durch eine Zusammenziehung, folglich auf eben die Weise wie die Staubwerkzeuge gebildet. So sehen wir innerhalb vollkommener ausgebreiteter Kronen kleinere zusammengezogene Nebenkronen, wie im Narcissus, dem Nerium, dem Agrostemma.

56.

Noch sehen wir bei verschiedenen Geschlechtern andere Veränderungen der Blätter, welche auffallender und merkwürdiger sind. Wir bemerken an verschiedenen Blumen, daß ihre

Seite

VIII. Suleika Nameh. Buch Suleika.

Ich gedachte in der Nacht . . . 121
1. Einladung . . . 121
2. Daß Suleika von Jussuf entzückt war ꝛc. . . . 122
3. Da Du nun Suleika heißest ꝛc. . . . 123
4. Hatem. Nicht Gelegenheit macht Liebe ꝛc. . . . 123
5. Suleika. Hochbeglückt in Deiner Liebe ꝛc. . . . 124
6. Der Liebende wird nicht irre gehn ꝛc. . . . 125
7. Ist's möglich, daß ich, Liebchen, Dich kose ꝛc. . . . 125
8. Suleika. Als ich auf dem Euphrat schiffte ꝛc. . . . 126
9. Hatem. Dies zu deuten, bin erbötig ꝛc. . . . 126
10. Kenne wohl der Männer Blicke ꝛc. . . . 127
11. Gingo biloba . . . 128
12. Suleika. Sag, Du hast wol viel gesichtet ꝛc. . . . 129
13. Suleika. Die Sonne kommt! Ein Prachterscheinen ꝛc. . . . 130
14. Komm, Liebchen, komm, umwinde mir die Mütze ꝛc. . . . 130
15. Nur wenig ist's, was ich verlange ꝛc. . . . 131
16. Hätt' ich irgend wol Bedenken ꝛc. . . . 133
17. An Suleika. Süßes Kind, die Perlenreihen ꝛc. . . . 134
18. Die schön geschriebenen ꝛc. . . . 136
19. Lieb' um Liebe, Stund' um Stunde ꝛc. . . . 138
20. Ach, ich kann sie nicht erwidern ꝛc. . . . 139
Herrlich bist Du wie Moschus ꝛc. . . . 139
21. Suleika. Volk und Knecht und Ueberwinder ꝛc. . . . 139
22. Hatem. Sprich, unter welchem Himmelszeichen ꝛc. . . . 140
23. Hatem. Wie des Goldschmieds Bazarlädchen ꝛc. . . . 141
24. Hatem. Locken, haltet mich gefangen ꝛc. . . . 144
25. Suleika. Nimmer will ich Dich verlieren ꝛc. . . . 145
26. Laß Deinen süßen Rubinenmund ꝛc. . . . 145
Bist Du von Deiner Geliebten getrennt ꝛc. . . . 146
27. Mag sie sich immer ergänzen ꝛc. . . . 146
O, daß der Sinnen doch so viele sind ꝛc. . . . 146
Auch in der Ferne Dir so nah ꝛc. . . . 147
28. Wie sollt' ich heiter bleiben ꝛc. . . . 147
29. Wenn ich Dein gedenke ꝛc. . . . 148
30. Die Liebende spricht . . . 148
31. Die Liebende abermals . . . 149
32. Buch Suleika . . . 149
33. An vollen Büschelzweigen ꝛc. . . . 150

Blätter inwendig, unten, eine kleine Vertiefung haben, welche mit einem honigartigen Safte ausgefüllt ist. Dieses Grübchen, indem es sich bei andern Blumengeschlechtern und -Arten mehr vertieft, bringt auf der Rückseite des Blatts eine horn- oder hornartige Verlängerung hervor, und die Gestalt des übrigen Blattes wird sogleich mehr oder weniger modifizirt. Wir können dieses an verschiedenen Arten und Varietäten des Aglei's genau bemerken.

57.

Im höchsten Grad der Verwandlung findet man dieses Organ z. B. bei dem Aconitum und der Nigella, wo man aber doch mit geringer Aufmerksamkeit ihre Blattähnlichkeit bemerken wird; besonders wachsen sie bei der Nigella leicht wieder in Blätter aus, und die Blume wird durch die Umwandlung der Nektarien gefüllt. Bei dem Aconito wird man mit einiger aufmerksamen Beschauung die Aehnlichkeit der Nektarien und des gewölbten Blattes, unter welchem sie verdeckt stehen, erkennen.

58.

Haben wir nun eben gesagt, daß die Nektarien Annäherungen der Kronenblätter zu den Staubgefäßen seien, so können wir bei dieser Gelegenheit über die unregelmäßigen Blumen einige Bemerkungen machen. So könnten z. E. die fünf äußern Blätter des Melianthus als wahre Kronenblätter aufgeführt, die fünf innern aber als eine Nebenkrone, aus sechs Nektarien bestehend, beschrieben werden, wovon das obere sich der Blattgestalt am Meisten nähert, das untere, das auch jetzt schon Nektarium heißt, sich am Weitsten von ihr entfernt. In ebendem Sinne konnte man die Carina der Schmetterlingsblumen ein Nektarium nennen, indem sie unter den Blättern dieser Blume sich an die Gestalt der Staubwerkzeuge am Nächsten heranbildet und sich sehr weit von der Blattgestalt des sogenannten Vexilli entfernt. Wir werden auf diese Weise die pinselförmigen Körper, welche an dem Ende der Carina einiger Arten der Polygala befestigt sind, gar leicht erklären und uns von der Bestimmung dieser Theile einen deutlichen Begriff machen können.

59.

Unnöthig würde es sein, sich hier ernstlich zu verwahren, daß es bei diesen Bemerkungen die Absicht nicht sei, das durch

die Bemühungen der Beobachter und Ordner bisher Abgesonderte und in Fächer Gebrachte zu verwirren; man wünscht nur, durch diese Betrachtungen die abweichenden Bildungen der Pflanzen erklärbarer zu machen.

VIII.

Noch Einiges von den Staubwerkzeugen.

60.

Daß die Geschlechtstheile der Pflanzen durch die Spiralgefäße wie die übrigen Theile hervorgebracht werden, ist durch mikroskopische Beobachtungen außer allem Zweifel gesetzt. Wir nehmen daraus ein Argument für die innere Identität der verschiedenen Pflanzentheile, welche uns bisher in so mannichfaltigen Gestalten erschienen sind.

61.

Wenn nun die Spiralgefäße in der Mitte der Saftgefäßbündel liegen und von ihnen umschlossen werden, so können wir uns jene starke Zusammenziehung einigermaßen näher vorstellen, wenn wir die Spiralgefäße, die uns wirklich als elastische Federn erscheinen, in ihrer höchsten Kraft gedenken, so daß sie überwiegend, hingegen die Ausdehnung der Saftgefäße subordinirt wird.

62.

Die verkürzten Gefäßbündel können sich nun nicht mehr ausbreiten, sich einander nicht mehr auffuchen und durch Anastomose kein Netz mehr bilden; die Schlauchgefäße, welche sonst die Zwischenräume des Netzes ausfüllen, können sich nicht mehr entwickeln, alle Ursachen, wodurch Stengel-, Kelch- und Blumenblätter sich in die Breite ausgedehnt haben, fallen hier völlig weg, und es entsteht ein schwacher, höchst einfacher Faden.

63.

Kaum daß noch die feinen Häutchen der Staubbeutel gebildet werden, zwischen welchen sich die höchst zarten Gefäße nunmehr endigen. Wenn wir nun annehmen, daß hier eben jene Gefäße, welche sich sonst verlängerten, ausbreiteten und sich

einander wieder aufſuchten, gegenwärtig in einem höchſt zuſammengezogenen Zuſtande ſind; wenn wir aus ihnen nunmehr den höchſt ausgebildeten Samenſtaub verordringen ſehen, welcher das durch ſeine Thätigkeit erſetzt, was den Gefäßen, die ihn hervorbringen, an Ausbreitung entzogen iſt; wenn er nunmehr losgelöſt die weiblichen Theile aufſucht, welche den Staubgefäßen durch gleiche Wirkung der Natur entgegengewachſen ſind; wenn er ſich feſt an ſie anhängt und ſeine Einflüſſe ihnen mittheilt: ſo ſind wir nicht abgeneigt, die Verbindung der beiden Geſchlechter eine geiſtige Anaſtomoſe zu nennen, und glauben wenigſtens einen Augenblick die Begriffe von Wachsthum und Zeugung einander näher gerückt zu haben.

64.

Die feine Materie, welche ſich in den Antheren entwickelt, erſcheint uns als ein Staub; dieſe Staubkügelchen ſind aber nur Gefäße, worin höchſt feiner Saft aufbewahrt iſt. Wir pflichten daher der Meinung Derjenigen bei, welche behaupten, daß dieſer Saft von den Piſtillen, an denen ſich die Staubkügelchen anhängen, eingeſogen und ſo die Befruchtung bewirkt werde. Es wird dieſes um ſo wahrſcheinlicher, da einige Pflanzen keinen Samenſtaub, vielmehr nur eine bloße Feuchtigkeit abſondern.

65.

Wir erinnern uns hier des honigartigen Saftes der Nektarien und deſſen wahrſcheinlicher Verwandtſchaft mit der ausgearbeitetern Feuchtigkeit der Samenbläschen. Vielleicht ſind die Nektarien vorbereitende Werkzeuge, vielleicht wird ihre honigartige Feuchtigkeit von den Staubgefäßen eingeſogen, mehr determinirt und völlig ausgearbeitet, — eine Meinung, die um ſo wahrſcheinlicher wird, da man nach der Befruchtung dieſen Saft nicht mehr bemerkt.

66.

Wir laſſen hier, obgleich nur im Vorbeigehen, nicht unbemerkt, daß ſowol die Staubfäden als Antheren verſchiedentlich zuſammengewachſen ſind und uns die wunderbarſten Beiſpiele der ſchon mehrmals von uns angeführten Anaſtomoſe und Verbindung der in ihren erſten Anfängen wahrhaft getrennten Pflanzentheile zeigen.

IX.

Bildung des Griffels.

67.

War ich bisher bemüht, die innere Identität der verschiedenen, nach einander entwickelten Pflanzentheile bei der größten Abweichung der äußern Gestalt, so viel es möglich gewesen, anschaulich zu machen, so wird man leicht vermuthen können, daß nunmehr meine Absicht sei, auch die Struktur der weiblichen Theile auf diesem Wege zu erklären.

68.

Wir betrachten zuvörderst den Griffel von der Frucht abgesondert, wie wir ihn auch oft in der Natur finden, und um so mehr können wir es thun, da er sich in dieser Gestalt von der Frucht unterschieden zeigt.

69.

Wir bemerken nämlich, daß der Griffel auf eben der Stufe des Wachsthums stehe, wo wir die Staubgefäße gefunden haben. Wir konnten nämlich beobachten, daß die Staubgefäße durch eine Zusammenziehung hervorgebracht werden; die Griffel sind oft in demselbigen Falle, und wir sehen sie, wenn auch nicht immer mit den Staubgefäßen von gleichem Maße, doch nur um Weniges länger oder kürzer gebildet. In vielen Fällen sieht der Griffel fast einem Staubfaden ohne Anthere gleich, und die Verwandtschaft ihrer Bildung ist äußerlich größer als bei den übrigen Theilen. Da sie nun beiderseits durch Spiralgefäße hervorgebracht werden, so sehen wir desto deutlicher, daß der weibliche Theil so wenig als der männliche ein besonderes Organ sei, und wenn die genaue Verwandtschaft desselben mit dem männlichen uns durch diese Betrachtung recht anschaulich wird, so finden wir jenen Gedanken, die Begattung eine Anatomose zu nennen, passender und einleuchtender.

70.

Wir finden den Griffel sehr oft aus mehreren einzelnen Griffeln zusammengewachsen, und die Theile, aus denen er besteht, lassen sich kaum am Ende, wo sie nicht einmal immer getrennt sind, erkennen. Dieses Zusammenwachsen, dessen Wir-

kung wir schon öfters bemerkt haben, wird hier am Meisten möglich; ja, es muß geschehen, weil die feinen Theile vor ihrer gänzlichen Entwickelung in der Mitte des Blüthenstandes zusammengedrängt sind und sich auf das Innigste mit einander verbinden können.

71.

Die nahe Verwandtschaft mit den vorhergehenden Theilen des Blüthenstandes zeigt uns die Natur in verschiedenen regelmäßigen Fällen mehr oder weniger deutlich. So ist z. B. das Pistill der Iris mit seiner Narbe in völliger Gestalt eines Blumenblattes vor unsern Augen. Die schirmförmige Narbe der Sarazenie zeigt sich zwar nicht so auffallend aus mehreren Blättern zusammengesetzt, doch verleugnet sie sogar die grüne Farbe nicht. Wollen wir das Mikroskop zu Hülfe nehmen, so finden wir mehrere Narben, z. E. des Crocus, der Zanichellia, als völlige ein- oder mehrblätterige Kelche gebildet.

72.

Rückschreitend zeigt uns die Natur öfters den Fall, daß sie die Griffel und Narben wieder in Blumenblätter verwandelt; z. B. füllt sich der Ranunculus asiaticus dadurch, daß sich die Narben und Pistille des Fruchtbehälters zu wahren Kronenblättern umbilden, indessen die Staubwerkzeuge, gleich hinter der Krone, oft unverändert gefunden werden. Einige andere bedeutende Fälle werden unten vorkommen.

73.

Wir wiederholen hier jene oben angezeigten Bemerkungen, daß Griffel und Staubfäden auf der gleichen Stufe des Wachsthums stehen, und erläutern jenen Grund des wechselsweisen Ausdehnens und Zusammenziehens dadurch abermals. Vom Samen bis zu der höchsten Entwicklung des Stengelblattes bemerkten wir zuerst eine Ausdehnung; darauf sahen wir durch eine Zusammenziehung den Kelch entstehen, die Blumenblätter durch eine Ausdehnung, die Geschlechtstheile abermals durch eine Zusammenziehung, und wir werden nun bald die größte Ausdehnung in der Frucht und die größte Konzentration in dem Samen gewahr werden. In diesen sechs Schritten vollendet die Natur unaufhaltsam das ewige Werk der Fortpflanzung der Vegetabilien durch zwei Geschlechter.

X.

Von den Früchten.

74.

Wir werden nunmehr die Früchte zu beobachten haben und uns bald überzeugen, daß dieselben gleichen Ursprungs und gleichen Gesetzen unterworfen seien. Wir reden hier eigentlich von solchen Gehäusen, welche die Natur bildet, um die sogenannten bedeckten Samen einzuschließen oder vielmehr aus dem Innersten dieser Gehäuse durch die Begattung eine größere oder geringere Anzahl Samen zu entwickeln. Daß diese Verhältnisse gleichfalls aus der Natur und Organisation der bisher betrachteten Theile zu erklären seien, wird sich mit Wenigem zeigen lassen.

75.

Die rückschreitende Metamorphose macht uns hier abermals auf dieses Naturgesetz aufmerksam. So läßt sich zum Beispiel an den Nelken, diesen eben wegen ihrer Ausartung so bekannten und beliebten Blumen, oft bemerken, daß die Samenkapseln sich wieder in kelchähnliche Blätter verändern, und daß in ebendiesem Maße die aufgesetzten Griffel an Länge abnehmen; ja, es finden sich Nelken, an denen sich das Fruchtbehältniß in einen wirklichen, vollkommenen Kelch verwandelt hat, indeß die Einschnitte desselben an der Spitze noch zarte Ueberbleibsel der Griffel und Narben tragen und sich aus dem Innersten dieses zweiten Kelchs wieder eine mehr oder weniger vollständige Blätterkrone statt der Samen entwickelt.

76.

Ferner hat uns die Natur selbst durch regelmäßige und beständige Bildungen auf eine sehr mannichfaltige Weise die Fruchtbarkeit geoffenbart, welche in einem Blatt verborgen liegt. So bringt ein zwar verändertes, doch noch völlig kenntliches Blatt der Linde aus seiner Mittelrippe ein Stielchen und an demselben eine vollkommene Blüthe und Frucht hervor. Bei dem Rosen ist die Art, wie Blüthen und Früchte auf den Blättern aufsitzen, noch merkwürdiger.

77.

Noch stärker und gleichsam ungeheuer wird uns die un-

mittelbare Fruchtbarkeit der Stengelblätter in den Farrenkräutern vor Augen gelegt, welche durch einen innern Trieb und vielleicht gar ohne bestimmte Wirkung zweier Geschlechter unzählige des Wachsthums fähige Samen oder vielmehr Keime entwickeln und umherstreuen, wo also ein Blatt an Fruchtbarkeit mit einer ausgebreiteten Pflanze, mit einem großen und ästereichen Baume wetteifert.

78.

Wenn wir diese Beobachtungen gegenwärtig behalten, so werden wir in den Samenbehältern, ohnerachtet ihrer mannichfaltigen Bildung, ihrer besonderen Bestimmung und Verbindung unter sich, die Blattgestalt nicht verkennen. So wäre z. B. die Hülse ein einfaches, zusammengeschlagenes, an seinen Rändern verwachsenes Blatt, die Schoten würden aus mehr über einander gewachsenen Blättern bestehen, die zusammengesetzten Gehäuse erklärten sich aus mehreren Blättern, welche sich um einen Mittelpunkt vereiniget, ihr Innerstes gegen einander aufgeschlossen und ihre Ränder mit einander verbunden hätten. Wir können uns hiervon durch den Augenschein überzeugen, wenn solche zusammengesetzte Kapseln nach der Reife von einander springen, da denn jeder Theil derselben sich uns als eine eröffnete Hülse oder Schote zeigt. Ebenso sehen wir bei verschiedenen Arten eines und desselben Geschlechts eine ähnliche Wirkung regelmäßig vorgehen; z. B. sind die Fruchtkapseln der Nigella orientalis in der Gestalt von halb mit einander verwachsenen Hülsen um eine Achse versammlet, wenn sie bei der Nigella Damascena völlig zusammengewachsen erscheinen.

79.

Am Meisten rückt uns die Natur diese Blattähnlichkeit aus den Augen, indem sie saftige und weiche oder holzartige und feste Samenbehälter bildet; allein sie wird unserer Aufmerksamkeit nicht entschlüpfen können, wenn wir ihr in allen Uebergängen sorgfältig zu folgen wissen. Hier sei es genug, den allgemeinen Begriff davon angezeigt und die Uebereinstimmung der Natur an einigen Beispielen gewiesen zu haben. Die große Mannichfaltigkeit der Samenkapseln giebt uns künftig Stoff zu mehrerer Betrachtung.

80.

Die Verwandtschaft der Samenkapseln mit den vorher-

gehenden Theilen zeigt sich auch durch das Stigma, welches bei vielen unmittelbar aufsitzt und mit der Kapsel unzertrennlich verbunden ist. Wir haben die Verwandtschaft der Narbe mit der Blattgestalt schon oben gezeigt und können hier sie nochmals aufführen, indem sich bei gefüllten Mohnen bemerken läßt, daß die Narben der Samenkapseln in farbige, zarte, Kronenblättern völlig ähnliche Blättchen verwandelt werden.

81.

Die letzte und größte Ausdehnung, welche die Pflanze in ihrem Wachsthum vornimmt, zeigt sich in der Frucht. Sie ist sowol an innerer Kraft als äußerer Gestalt oft sehr groß, ja ungeheuer. Da sie gewöhnlich nach der Befruchtung vor sich gehet, so scheint der nun mehr determinirte Same, indem er zu seinem Wachsthum aus der ganzen Pflanze die Säfte herbeiziehet, ihnen die Hauptrichtung nach der Samenkapsel zu geben, wodurch denn ihre Gefäße genährt, erweitert und oft in dem höchsten Grade ausgefüllt und ausgespannt werden. Daß hieran reinere Luftarten einen großen Antheil haben, läßt sich schon aus dem Vorigen schließen, und es bestätigt sich durch die Erfahrung, daß die aufgetriebenen Hülsen der Colutea reine Luft enthalten.

XI.

Von den unmittelbaren Hüllen des Samens.

82.

Dagegen finden wir, daß der Same in dem höchsten Grade von Zusammenziehung und Ausbildung seines Innern sich befindet. Es läßt sich bei verschiedenen Samen bemerken, daß er Blätter zu seinen nächsten Hullen umbilde, mehr oder weniger sich anpasse, ja meistens durch seine Gewalt sie völlig an sich schließe und ihre Gestalt gänzlich verwandle. Da wir oben mehrere Samen sich aus und in einem Blatt entwickeln gesehn, so werden wir uns nicht wundern, wenn ein einzelner Samenkeim sich in eine Blatthülle kleidet.

83.

Die Spuren solcher nicht völlig den Samen angepaßten Blattgestalten sehen wir an vielen geflügelten Samen, z. B. des

Ahorns, der Rüſter, der Eiche, der Birke. Ein ſehr merkwürdiges Beiſpiel, wie der Samenkeim breitere Hüllen nach und nach zuſammenzieht und ſich anpaßt, geben uns die drei verſchiedenen Kreiſe verſchieden geſtalteter Samen der Kalendel. Der äußerſte Kreis bedält noch eine mit den Kelchblättern verwandte Geſtalt, nur daß eine, die Rippe ausdehnende Samenanlage das Blatt krümmt und die Krümmung inwendig der Länge nach durch ein Häutchen in zwei Theile abgeſondert wird. Der folgende Kreis hat ſich ſchon mehr verändert, die Breite des Blättchens und das Häutchen haben ſich gänzlich verloren; dagegen iſt die Geſtalt etwas Weniges verlängert, die in dem Rücken befindliche Samenanlage zeigt ſich deutlicher, und die kleinen Erhöhungen auf derſelben ſind ſtärker; dieſe beiden Reihen ſcheinen entweder gar nicht oder nur unvollkommen befruchtet zu ſein. Auf ſie folgt die dritte Samenreihe in ihrer ächten Geſtalt ſtark gekrümmt und mit einem völlig angepaßten und in allen ſeinen Strieſen und Erhöhungen völlig ausgebildeten Involucro. Wir ſehen hier abermals eine gewaltſame Zuſammenziehung ausgebreiteter, blattähnlicher Theile, und zwar durch die innere Kraft des Samens, wie wir oben durch die Kraft der Antheren das Blumenblatt zuſammengezogen geſehen haben.

XII.

Rückblick und Uebergang.

84.

Und ſo wären wir der Natur auf ihren Schritten ſo bedachtſam als möglich gefolgt; wir hätten die äußere Geſtalt der Pflanze in allen ihren Umwandlungen, von ihrer Entwickelung aus dem Samenkorn bis zur neuen Bildung deſſelben begleitet und ohne Anmaßung, die erſten Triebfedern der Naturwirkungen entdecken zu wollen, auf Aeußerung der Kräfte, durch welche die Pflanze ein und ebendaſſelbe Organ nach und nach umbildet, unſre Aufmerkſamkeit gerichtet. Um den einmal ergriffenen Faden nicht zu verlaſſen, haben wir die Pflanze durchgehends nur als einjährig betrachtet, wir haben nur die Umwandlung der Blätter, welche die Knoten begleiten, bemerkt und alle Geſtalten aus ihnen hergeleitet. Allein es wird, um

diesem Versuch die nöthige Vollständigkeit zu geben, nunmehr noch nöthig, von den Augen zu sprechen, welche unter jedem Blatt verborgen liegen, sich unter gewissen Umständen entwickeln und unter andern völlig zu verschwinden scheinen.

XIII.

Von den Augen und ihrer Entwickelung.

85.

Jeder Knoten hat von der Natur die Kraft, ein oder mehrere Augen hervorzubringen, und zwar geschieht solches in der Nähe der ihn begleitenden Blätter, welche die Bildung und das Wachsthum der Augen vorzubereiten und mitzubewirken scheinen.

86.

In der successiven Entwickelung eines Knotens aus dem andern, in der Bildung eines Blattes an jedem Knoten und eines Auges in dessen Nähe beruht die erste, einfache, langsam fortschreitende Fortpflanzung der Vegetabilien.

87.

Es ist bekannt, daß ein solches Auge in seinen Wirkungen eine große Aehnlichkeit mit dem reifen Samen hat und daß oft in jenem noch mehr als in diesem die ganze Gestalt der künftigen Pflanze erkannt werden kann.

88.

Ob sich gleich an dem Auge ein Wurzelpunkt so leicht nicht bemerken läßt, so ist doch derselbe ebenso darin wie in dem Samen gegenwärtig und entwickelt sich, besonders durch feuchte Einflüsse, leicht und schnell.

89.

Das Auge bedarf keiner Entwickelung, weil es mit seiner schon völlig organisirten Mutterpflanze zusammenhängt und aus derselbigen, so lange es mit ihr verbunden ist, oder nach der Trennung von der neuen Pflanze, auf welche man es gebracht

Seite

34. Suleika. An des luft'gen Brunnens Rand ꝛc. 150
35. Suleika. Kaum daß ich Dich wieder habe ꝛc. 151
36. Behramgur, sagt man, hat den Reim erfunden ꝛc. 153
37. Deinem Blick mich zu bequemen ꝛc. 154
38. Laßt mich weinen! Umschrankt von Nacht ꝛc. 154
39. Suleika. Was bedeutet die Bewegung ꝛc. 155
40. Hochbild 157
41. Nachklang 158
42. Suleika. Ach, um Deine feuchten Schwingen ꝛc. 159
43. Wiederfinden 160
44. Vollmondnacht 162
45. Geheimschrift 164
46. Abglanz 165
47. Suleika. Wie mit innigstem Behagen ꝛc. 166
48. Laß den Weltenspiegel Alexandern ꝛc. 167
49. Die Welt durchaus ist lieblich anzuschauen ꝛc. 168
50. Nicht mehr auf Seidenblatt ꝛc. 168
51. In tausend Formen magst Du Dich verstecken ꝛc. 169

IX. Saki Nameh. Das Schenkenbuch.

1. Ja, in der Schenke hab' ich auch gesessen ꝛc. 171
2. Sitz' ich allein ꝛc. 172
So weit bracht' es Muley, der Dieb ꝛc. 172
3. Ob der Koran von Ewigkeit sei ꝛc. 172
4. Trunken müssen wir Alle sein ꝛc. 173
Da wird nicht mehr nachgefragt ꝛc. 173
In welchem Weine ꝛc. 173
Wein, er kann Dir nicht bekommen ꝛc. 174
Mißt Ihr denn, was Liebchen heiße ꝛc. 174
5. So lang' man nüchtern ist ꝛc. 174
6. Suleika. Warum Du nur oft so unhold bist ꝛc. 175
7. Wenn der Körper ein Kerker ist ꝛc. 176
8. Dem Kenner 176
Dem Schenken 177
9. Schenke spricht 177
10. Sie haben wegen der Trunkenheit ꝛc. 178
11. Wo man mir Gut's erzeigt, überall ꝛc. 178
12. Du kleiner Schelm, Du ꝛc. 179
13. Was in der Schenke waren heute ꝛc. 180
14. Schenke. Welch ein Zustand! Herr, so späte ꝛc. 181

hat, aber durch die alsobald gebildeten Wurzeln, wenn man einen Zweig in die Erde bringt, hinreichende Nahrung erhält.

90.

Das Auge besteht aus mehr oder weniger entwickelten Knoten und Blättern, welche den künftigen Wachsthum weiter verbreiten sollen. Die Seitenzweige also, welche aus den Knoten der Pflanzen entspringen, lassen sich als besondere Pflänzchen, welche ebenso auf dem Mutterkörper stehen, wie dieser an der Erde befestigt ist, betrachten.

91.

Die Vergleichung und Unterscheidung beider ist schon öfters, besonders aber vor Kurzem so scharfsinnig und mit so vieler Genauigkeit ausgeführt worden, daß wir uns hier blos mit einem unbedingten Beifall darauf berufen können.*)

92.

Wir führen davon nur so viel an: Die Natur unterscheidet bei ausgebildeten Pflanzen Augen und Samen deutlich von einander. Steigen wir aber von da zu den unausgebildeten Pflanzen herab, so scheint sich der Unterschied zwischen beiden selbst vor den Blicken des schärfsten Beobachters zu verlieren. Es giebt unbezweifelte Samen, unbezweifelte Gemmen; aber der Punkt, wo wirklich befruchtete, durch die Wirkung zweier Geschlechter von der Mutterpflanze isolirte Samen mit Gemmen zusammentreffen, welche aus der Pflanze nur hervorbringen und sich ohne bemerkbare Ursache loslösen, ist wol mit dem Verstande, keineswegs aber mit den Sinnen zu erkennen.

93.

Dieses wohl erwogen, werden wir folgern dürfen, daß die Samen, welche sich durch ihren eingeschlossenen Zustand von den Augen, durch die sichtbare Ursache ihrer Bildung und Absonderung von den Gemmen unterscheiden, dennoch mit beiden nahe verwandt sind.

*) Gaertner, De fructibus et seminibus plantarum, Cap. I.

XIV.

Bildung der zusammengesetzten Blüthen- und Fruchtstände.

94.

Wir haben bisher die einfachen Blüthenstände, ingleichen die Samen, welche in Kapseln befestigt hervorgebracht werden, durch die Umwandlung der Knotenblätter zu erklären gesucht, und es wird sich bei näherer Untersuchung finden, daß in diesem Falle sich keine Augen entwickeln, vielmehr die Möglichkeit einer solchen Entwickelung ganz und gar aufgehoben wird. Um aber die zusammengesetzten Blüthenstände sowol als die gemeinschaftlichen Fruchtstände um einen Kegel, eine Spindel, auf einem Boden und so weiter zu erklären, müssen wir nun die Entwickelung der Augen zu Hilfe nehmen.

95.

Wir bemerken sehr oft, daß Stengel, ohne zu einem einzelnen Blüthenstande sich lange vorzubereiten und aufzusparen, schon aus den Knoten ihre Blüthen hervortreiben und so bis an ihre Spitze oft ununterbrochen fortfahren. Doch lassen sich die dabei vorkommenden Erscheinungen aus der oben vorgetragenen Theorie erklären. Alle Blumen, welche sich aus den Augen entwickeln, sind als ganze Pflanzen anzusehen, welche auf der Mutterpflanze ebenso wie diese auf der Erde stehen. Da sie nun aus den Knoten reinere Säfte erhalten, so erscheinen selbst die ersten Blätter der Zweiglein viel ausgebildeter als die ersten Blätter der Mutterpflanze, welche auf die Kotyledonen folgen; ja, es wird die Ausbildung des Kelches und der Blume oft sogleich möglich.

96.

Ebendiese aus den Augen sich bildenden Blüthen würden bei mehr zudringender Nahrung Zweige geworden sein und das Schicksal des Mutterstengels, dem er sich unter solchen Umständen unterwerfen mußte, gleichfalls erduldet haben.

97.

So wie nun von Knoten zu Knoten sich dergleichen Blüthen entwickeln, so bemerken wir gleichfalls jene Veränderung der

Stengelblätter, die wir eben bei dem langſamen Uebergange zum Kelch beobachtet haben. Sie ziehen ſich immer mehr und mehr zuſammen und verſchwinden endlich beinahe ganz. Man nennt ſie alsdann Bracteas, indem ſie ſich von der Blattgeſtalt mehr oder weniger entfernen. In ebendieſem Maße wird der Stiel verdünnt, die Knoten rücken mehr zuſammen, und alle oben bemerkten Erſcheinungen gehen vor, nur daß am Ende des Stengels kein entſchiedener Blüthenſtand folgt, weil die Natur ihr Recht ſchon von Auge zu Auge ausgeübt hat.

98.

Haben wir nun einen ſolchen an jedem Knoten mit einer Blume gezierten Stengel wohl betrachtet, ſo werden wir uns gar bald einen gemeinſchaftlichen Blüthenſtand erklären können, wenn wir das, was oben von Entſtehung des Kelches geſagt iſt, mit zu Hilfe nehmen.

99.

Die Natur bildet einen gemeinſchaftlichen Kelch aus vielen Blättern, welche ſie auf einander drängt und um eine Achſe verſammlet; mit ebendieſem ſtarken Triebe des Wachsthums entwickelt ſie einen gleichſam unendlichen Stengel mit allen ſeinen Augen in Blüthengeſtalt auf einmal in der möglichſten an einander gedrängten Nähe, und jedes Blümchen befruchtet das unter ihm ſchon vorbereitete Samengefäß. Bei dieſer ungeheuren Zuſammenziehung verlieren ſich die Knotenblätter nicht immer; bei den Diſteln begleitet das Blättchen getreulich das Blümchen, das ſich aus den Augen neben ihnen entwickelt. Man vergleiche mit dieſem Paragraph die Geſtalt des Dipsacas laciniatus. Bei vielen Gräſern wird eine jede Blüthe durch ein ſolches Blättchen, das in dieſem Falle der Balg genannt wird, begleitet.

100.

Auf dieſe Weiſe wird es uns nun anſchaulich ſein, wie die um einen gemeinſamen Blüthenſtand entwickelten Samen wahre, durch die Wirkung beider Geſchlechter ausgebildete und entwickelte Augen ſeien. Faſſen wir dieſen Begriff feſt und betrachten in dieſem Sinne mehrere Pflanzen, ihren Wachsthum und Fruchtſtände, ſo wird der Augenſchein bei einiger Vergleichung uns am Beſten überzeugen.

101.

Es wird uns sodann auch nicht schwer sein, den Fruchtstand der in der Mitte einer einzelnen Blume, oft um eine Spindel versammleten, bedeckten oder unbedeckten Samen zu erklären. Denn es ist ganz einerlei, ob eine einzelne Blume einen gemeinsamen Fruchtstand umgiebt und die zusammengewachsenen Pistille von den Antheren der Blume die Zeugungssäfte einsaugen und sie den Samenkörnern einflößen, oder ob ein jedes Samenkern sein eigenes Pistill, seine eigenen Antheren, seine eigenen Kronenblätter um sich habe.

102.

Wir sind überzeugt, daß mit einiger Uebung es nicht schwer sei, sich auf diesem Wege die mannichfaltigen Gestalten der Blumen und Früchte zu erklären; nur wird freilich dazu erfordert, daß man mit jenen oben festgestellten Begriffen der Ausdehnung und Zusammenziehung, der Zusammendrängung und Anastomose wie mit algebraischen Formeln bequem zu operiren und sie da, wo sie hingehören, anzuwenden wisse. Da nun hierbei viel darauf ankommt, daß man die verschiedenen Stufen, welche die Natur sowol in der Bildung der Geschlechter, der Arten, der Varietäten als in dem Wachsthum einer jeden einzelnen Pflanze betritt, genau beobachte und mit einander vergleiche, so würde eine Sammlung Abbildungen, zu diesem Endzwecke neben einander gestellt, und eine Anwendung der botanischen Terminologie auf die verschiedenen Pflanzentheile blos in dieser Rücksicht angenehm und nicht ohne Nutzen sein. Es würden zwei Fälle von durchgewachsenen Blumen, welche der oben angeführten Theorie sehr zu Statten kommen, den Augen vorgelegt, sehr entscheidend gefunden werden.

XV.

Durchgewachsene Rose.

103.

Alles, was wir bisher nur mit der Einbildungskraft und dem Verstande zu ergreifen gesucht, zeigt uns das Beispiel einer durchgewachsenen Rose auf das Deutlichste. Kelch und Krone

ſind um die Achſe geordnet und entwickelt; anſtatt aber, daß nun im Centro das Samenbehältniß zuſammengezogen, an demſelben und um daſſelbe die männlichen und weiblichen Zeugungstheile geordnet ſein ſollten, begiebt ſich der Stiel bald röthlich, bald grünlich wieder in die Höhe; kleinere dunkelrothe, zuſammengefaltete Kronenblätter, deren einige die Spur der Antheren an ſich tragen, entwickeln ſich ſucceſſiv an demſelben. Der Stiel wächſt fort, ſchon laſſen ſich daran wieder Dornen ſehn, die folgenden einzelnen gefärbten Blätter werden kleiner und geben zuletzt vor unſern Augen in bald roth, bald grün gefärbte Stengelblätter über, es bildet ſich eine Folge von regelmäßigen Knoten, aus deren Augen abermals, obgleich unvollkommene, Roſenknöspchen zum Vorſchein kommen.

104.

Es giebt uns ebendieſes Exemplar auch noch einen ſichtbaren Beweis des oben Ausgeführten, daß nämlich alle Kelche nur in ihrer Peripherie zuſammengezogene Folia floralia ſeien. Denn hier beſtehet der regelmäßige, um die Achſe verſammlete Kelch aus fünf völlig entwickelten, drei- oder fünffach zuſammengeſetzten Blättern, dergleichen ſonſt die Roſenzweige an ihren Knoten hervorbringen.

XVI.

Durchgewachſene Nelke.

105.

Wenn wir dieſe Erſcheinung recht beobachtet haben, ſo wird uns eine andere, welche ſich an einer durchgewachſenen Nelke zeigt, faſt noch merkwürdiger werden. Wir ſehen eine vollkommene, mit Kelch und überdies mit einer gefüllten Krone verſehene, auch in der Mitte mit einer, zwar nicht ganz ausgebildeten, Samenkapſel völlig geendigte Blume. Aus den Seiten der Krone entwickeln ſich vier vollkommene neue Blumen, welche durch drei- und mehrknotige Stengel von der Mutterblume entfernt ſind; ſie haben abermals Kelche, ſind wieder gefüllt, und zwar nicht ſowol durch einzelne Blätter als durch Blattkronen, deren Nägel zuſammengewachſen ſind, meiſtens

aber durch Blumenblätter, welche wie Zweiglein zusammengewachsen und um einen Stiel entwickelt sind. Ohngeachtet dieser ungeheuren Entwickelung sind die Staubfäden und Antheren in einigen gegenwärtig. Die Fruchthüllen mit den Griffeln sind zu sehen und die Rezeptakel der Samen wieder zu Blättern entfaltet; ja, in einer dieser Blumen waren die Samendecken zu einem völligen Kelch verbunden und entdielten die Anlage zu einer vollkommen gefüllten Blume wieder in sich.

106.

Haben wir bei der Rose einen gleichsam nur halb determinirten Blüthenstand, aus dessen Mitte einen abermals hervortreibenden Stengel und an demselbigen neue Stengelblätter sich entwickeln gesehen, so finden wir an dieser Nelke bei wohlgebildetem Kelche und vollkommener Krone, bei wirklich in der Mitte bestehenden Fruchtgehäusen aus dem Kreise der Kronenblätter sich Augen entwickeln und wirkliche Zweige und Blumen darstellen. Und so zeigen uns denn beide Fälle, daß die Natur gewöhnlich in den Blumen ihren Wachsthum schließe und gleichsam eine Summe ziehe, daß sie der Möglichkeit, ins Unendliche mit einzelnen Schritten fortzugehen, Einhalt thue, um durch die Ausbildung der Samen schneller zum Ziel zu gelangen.

XVII.

Linné's Theorie von der Anticipation.

107.

Wenn ich auf diesem Wege, den einer meiner Vorgänger, welcher ihn noch dazu an der Hand seines großen Lehrers versuchte, so fürchterlich und gefährlich beschreibt,*) auch hie und da geirrt haben mag, wenn ich ihn nicht genugsam geebnet und zum Besten meiner Nachfolger von allen Hindernissen gereiniget hätte, so hoffe ich doch, diese Bemühung nicht fruchtlos unternommen zu haben.

*) *Ferber* in Praefatione Dissertationis secundae de Prolepsi Plantarum.

108.

Es ist hier Zeit, der Theorie zu gedenken, welche Linné zu Erklärung eben dieser Erscheinungen aufgestellt. Seinem scharfen Blick konnten die Bemerkungen, welche auch gegenwärtigen Vortrag veranlaßt, nicht entgehen. Und wenn wir nunmehr da fortschreiten können, wo er stehen blieb, so sind wir es den gemeinschaftlichen Bemühungen so vieler Beobachter und Denker schuldig, welche manches Hinderniß aus dem Wege geräumt, manches Vorurtheil zerstreut haben. Eine genaue Vergleichung seiner Theorie und des oben Ausgeführten würde uns hier zu lange aufhalten. Kenner werden sie leicht selbst machen, und sie müßte zu umständlich sein, um Denen anschaulich zu werden, die über diesen Gegenstand noch nicht gedacht haben. Nur bemerken wir kürzlich, was ihn hinderte, weiter fort und bis ans Ziel zu schreiten.

109.

Er machte seine Bemerkung zuerst an Bäumen, diesen zusammengesetzten und lange daurenden Pflanzen. Er beobachtete, daß ein Baum, in einem weitern Gefäße überflüssig genährt, mehrere Jahre hinter einander Zweige aus Zweigen hervorbringe, da derselbe, in ein engeres Gefäß eingeschlossen, schnell Blüthen und Früchte trage. Er sahe, daß jene successive Entwickelung hier auf einmal zusammengedrängt hervorgebracht werde. Daher nannte er diese Wirkung der Natur Prolepsis, eine Antizipation, weil die Pflanze durch die sechs Schritte, welche wir oben bemerkt haben, sechs Jahre vorauszunehmen schien. Und so führte er auch seine Theorie bezüglich auf die Knospen der Bäume aus, ohne auf die einjährigen Pflanzen besonders Rücksicht zu nehmen, weil er wohl bemerken konnte, daß seine Theorie nicht so gut auf diese als auf jene passe. Denn nach seiner Lehre müßte man annehmen, daß jede einjährige Pflanze eigentlich von der Natur bestimmt gewesen sei, sechs Jahre zu wachsen, und diese längere Frist in dem Blüthen- und Fruchtstande auf einmal antizipire und sodann verwelke.

110.

Wir sind dagegen zuerst dem Wachsthum der einjährigen Pflanze gefolgt; nun läßt sich die Anwendung auf die daurenden Gewächse leicht machen, da eine aufstrebende Knospe des

ältesten Baumes als eine einjährige Pflanze anzusehen ist, ob sie sich gleich aus einem schon lange bestehenden Stamme entwickelt und selbst eine längere Dauer haben kann.

III.

Die zweite Ursache, welche Linnée'n verhinderte, weiter vorwärts zu gehen, war, daß er die verschiedenen, in einander geschlossenen Kreise des Pflanzenkörpers, die äußere Rinde, die innere, das Holz, das Mark, zu sehr als gleichwirkende, in gleichem Grad lebendige und nothwendige Theile ansah und den Ursprung der Blumen und Fruchttheile diesen verschiedenen Kreisen des Stammes zuschrieb, weil jene, ebenso wie diese, von einander umschlossen und sich aus einander zu entwickeln scheinen. Es war dieses aber nur eine oberflächliche Bemerkung, welche näher betrachtet sich nirgend bestätigt. So ist die äußere Rinde zu weiterer Hervorbringung ungeschickt, und bei dauernden Bäumen eine nach außen zu verhärtete und abgesonderte Masse, wie das Holz nach innen zu verhärtet wird. Sie fällt bei vielen Bäumen ab, andern Bäumen kann sie, ohne den geringsten Schaden derselben, genommen werden; sie wird also weder einen Kelch, noch irgend einen lebendigen Pflanzentheil hervorbringen. Die zweite Rinde ist es, welche alle Kraft des Lebens und Wachsthums enthält. In dem Grad, in welchem sie verletzt wird, wird auch das Wachsthum gestört; sie ist es, welche bei genauer Betrachtung alle äußeren Pflanzentheile nach und nach im Stengel oder auf einmal in Blüthe und Frucht hervorbringt. Ihr wurde von Linnée'n nur das subordinirte Geschäft, die Blumenblätter hervorzubringen, zugeschrieben. Dem Holze ward dagegen die wichtige Hervorbringung der männlichen Staubwerkzeuge zu Theil; anstatt daß man gar wohl bemerken kann, es sei dasselbe ein durch Selidescenz zur Ruhe gebrachter, wenngleich dauernder, doch der Lebenswirkung abgestorbener Theil. Das Mark sollte endlich die wichtigste Funktion verrichten, die weiblichen Geschlechtstheile und eine zahlreiche Nachkommenschaft hervorbringen. Die Zweifel, welche man gegen diese große Würde des Markes erregt, die Gründe, die man dagegen angeführt hat, sind auch mir wichtig und entscheidend. Es war nur scheinbar, als wenn sich Griffel und Frucht aus dem Mark entwickelten, weil diese Gestalten, wenn wir sie zum ersten Mal erblicken, in einem weichen, undestimmten, markähnlichen, paren-

dymateisen Zustande sich befinden und eben in der Mitte des Stengels, wo wir uns nur Mark zu sehen gewohnt haben, zusammengedrängt sind.

XVIII.
Wiederholung.

112.

Ich wünsche, daß gegenwärtiger Versuch, die Metamorphose der Pflanzen zu erklären, zu Auflösung dieser Zweifel Einiges beitragen und zu weiteren Bemerkungen und Schlüssen Gelegenheit geben möge. Die Beobachtungen, worauf er sich gründet, sind schon einzeln gemacht, auch gesammlet und gereihet worden,*) und es wird sich bald entscheiden, ob der Schritt, den wir gegenwärtig gethan, sich der Wahrheit nähere. So kurz als möglich fassen wir die Hauptresultate des bisherigen Vortrags zusammen.

113.

Betrachten wir eine Pflanze, insofern sie ihre Lebenskraft äußert, so sehen wir dieses auf eine doppelte Art geschehen, zuerst durch das Wachsthum, indem sie Stengel und Blätter hervorbringt, und sodann durch die Fortpflanzung, welche in dem Blüthen- und Fruchtbau vollendet wird. Beschauen wir das Wachsthum näher, so sehen wir, daß, indem die Pflanze sich von Knoten zu Knoten, von Blatt zu Blatt fortsetzt, indem sie sproßt, gleichfalls eine Fortpflanzung geschehe, die sich von der Fortpflanzung durch Blüthe und Frucht, welche auf einmal geschiehet, darin unterscheidet, daß sie successiv ist, daß sie sich in einer Folge einzelner Entwickelungen zeigt. Diese sprossende, nach und nach sich äußernde Kraft ist mit jener, welche auf einmal eine große Fortpflanzung entwickelt, auf das Genauste verwandt. Man kann unter verschiedenen Umständen eine Pflanze nöthigen, daß sie immerfort sprosse, man kann dagegen den Blüthenstand beschleunigen. Jenes geschieht,

*) Versuch, Einleitung zur Kenntniß und Geschichte der Pflanzen, 1. Theil, 13. Kapitel.

wenn robere Säfte der Pflanze in einem größeren Maße zubringen; dieſes, wenn die geiſtigeren Kräfte in derſelben überwiegen.

114.

Schon dadurch, daß wir das Sproſſen eine ſucceſſive, den Blüthen- und Fruchtſtand aber eine ſimultane Fortpflanzung genannt haben, iſt auch die Art, wie ſich beide äußern, bezeichnet worden. Eine Pflanze, welche ſproßt, dehnt ſich mehr oder weniger aus, ſie entwickelt einen Stiel oder Stengel, die Zwiſchenräume von Knoten zu Knoten ſind meiſt bemerkbar, und ihre Blätter breiten ſich von dem Stengel nach allen Seiten zu aus. Eine Pflanze dagegen, welche blüht, hat ſich in allen ihren Theilen zuſammengezogen, Länge und Breite ſind gleichſam aufgehoben, und alle ihre Organe ſind in einem höchſt konzentrirten Zuſtande zunächſt an einander entwickelt.

115.

Es mag nun die Pflanze ſproſſen, blühen oder Früchte bringen, ſo ſind es doch nur immer dieſelbigen Organe, welche in vielfältigen Beſtimmungen und unter oft veränderten Geſtalten die Vorſchrift der Natur erfüllen. Daſſelbe Organ, welches am Stengel als Blatt ſich ausgedehnt und eine höchſt mannichfaltige Geſtalt angenommen hat, zieht ſich nun im Kelche zuſammen, dehnt ſich im Blumenblatte wieder aus, zieht ſich in den Geſchlechtswerkzeugen zuſammen, um ſich als Frucht zum letzten Mal auszudehnen.

116.

Dieſe Wirkung der Natur iſt zugleich mit einer andern verbunden, mit der Verſammlung verſchiedener Organe um ein Centrum nach gewiſſen Zahlen und Maßen, welche jedoch bei manchen Blumen oft unter gewiſſen Umſtänden weit überſchritten und vielfach verändert werden.

117.

Auf gleiche Weiſe wirkt bei der Bildung der Blüthen und Früchte eine Anaſtomoſe mit, wodurch die nahe an einander gedrängten, höchſt feinen Theile der Fruktifikation entweder auf die Zeit ihrer ganzen Dauer oder auch nur auf einen Theil derſelben innigſt verbunden werden.

Seite

15. Jene garstige Bettel ꝛc. 182
16. Schenke. Heute hast Du gut gegessen ꝛc. 183
17. Schenke. Nennen Dich den großen Dichter ꝛc. 184
18. Dichter. Schenke komm! Noch einen Becher ꝛc. 185
19. Saki. Denk, o Herr, wenn Du getrunken ꝛc. 186
20. Sonnwendnacht 187
21. Der Schenke (schläfrig). So hab' ich endlich von Dir erharrt ꝛc. . . 190

X. Mathal Nameh. Buch der Parabeln.

1. Vom Himmel sank in wilder Meere Schauer ꝛc. 191
2. Bulbul's Nachtlied durch die Schauer ꝛc. 192
3. Wunderglaube 192
4. Die Perle, die der Muschel entrann ꝛc. 193
5. Ich sah mit Staunen und Vergnügen ꝛc. 193
6. Ein Kaiser hatte zwei Kassiere ꝛc. 194
7. Zum Kessel sprach der neue Topf ꝛc. 195
8. Alle Menschen, groß und klein ꝛc. 196
9. Vom Himmel steigend Jesus bracht' ꝛc. 196
10. Es ist gut 197

XI. Parsi Nameh. Buch des Parsen.

1. Vermächtniß altpersischen Glaubens 198
2. Wenn der Mensch die Erde schätzet ꝛc. 202

XII. Chuld Nameh. Buch des Paradieses.

1. Vorschmack 203
2. Berechtigte Männer 204
Und so war das Wenige zu melden 206
3a. Auserwählte Frauen. Frauen sollen nichts verlieren ꝛc. 207
3b. Ferner sind allhier zu finden ꝛc. 208
4. Einlaß 210
5. Anklang 212
6. Dichter. Deine Lieb', Dein Kuß mich entzückt ꝛc. 213
7. Hurí. Wieder einen Finger schlägst Du mir ein ꝛc. 216
8. Begünstigte Thiere 217
9. Höheres und Höchstes 218
10. Siebenschläfer 221
11. Gute Nacht 225

118.

Doch ſind dieſe Erſcheinungen der Annäherung, Centralſtellung und Anaſtomoſe nicht allein dem Blüthen- und Fruchtſtande eigen; wir können vielmehr etwas Aehnliches bei den Entwickelungen wahrnehmen, und andere Pflanzentheile werden uns in der Folge reichen Stoff zu ähnlichen Betrachtungen geben.

119.

So wie wir nun die verſchieden ſcheinenden Organe der ſproſſenden und blühenden Pflanze alle aus einem einzigen, nämlich dem Blatte, welches ſich gewöhnlich an jedem Knoten entwickelt, zu erklären geſucht haben, ſo haben wir auch diejenigen Früchte, welche ihre Samen feſt in ſich zu verſchließen pflegen, aus der Blattgeſtalt herzuleiten gewagt.

120.

Es verſtehet ſich hier von ſelbſt, daß wir ein allgemeines Wort haben müßten, wodurch wir dieſes in ſo verſchiedene Geſtalten metamorphoſirte Organ bezeichnen und alle Erſcheinungen ſeiner Geſtalt damit vergleichen könnten; gegenwärtig müſſen wir uns damit begnügen, daß wir uns gewöhnen, die Erſcheinungen vorwärts und rückwärts gegen einander zu halten. Denn wir können ebenſo gut ſagen, ein Staubwerkzeug ſei ein zuſammengezogenes Blumenblatt, als wir von dem Blumenblatte ſagen können, es ſei ein Staubgefäß im Zuſtande der Ausdehnung; ein Kelchblatt ſei ein zuſammengezogenes, einem gewiſſen Grad der Verfeinerung ſich näherndes Stengelblatt, als wir von einem Stengelblatt ſagen können, es ſei ein durch Zudringen roherer Säfte ausgedehntes Kelchblatt.

121.

Ebenſo läßt ſich von dem Stengel ſagen, er ſei ein ausgedehnter Blüthen- und Fruchtſtand, wie wir von dieſem prädizirt haben, er ſei ein zuſammengezogener Stengel.

122.

Außerdem habe ich am Schluſſe des Vortrags noch die Entwickelung der Augen in Betrachtung gezogen und dadurch die zuſammengeſetzten Blumen, wie auch die unbedeckten Fruchtſtände zu erklären geſucht.

123.

Und auf dieſe Weiſe habe ich mich bemüht, eine Meinung, welche viel Ueberzeugendes für mich hat, ſo klar und vollſtändig, als es mir möglich ſein wollte, darzulegen. Wenn ſolche demohngeachtet noch nicht völlig zur Evidenz gebracht iſt, wenn ſie noch manchen Widerſprüchen ausgeſetzt ſein und die vorgetragne Erklärungsart nicht überall anwendbar ſcheinen möchte, ſo wird es mir deſto mehr Pflicht werden, auf alle Erinnerungen zu merken und dieſe Materie in der Folge genauer und umſtändlicher abzuhandeln, um dieſe Vorſtellungsart anſchaulicher zu machen und ihr einen allgemeinern Beifall zu erwerben, als ſie vielleicht gegenwärtig nicht erwarten kann.

Verfolg.

Voir venir les choses est le meilleur moyen de les expliquer.
Tarpin.

Geſchichte meines botaniſchen Studiums.[1])

Um die Geſchichte der Wiſſenſchaften aufzuklären, um den Gang derſelben genau kennen zu lernen, pflegt man ſich ſorgfältig nach ihren erſten Anfängen zu erkundigen; man bemüht ſich zu forſchen, wer zuerſt irgend einem Gegenſtand ſeine Aufmerkſamkeit zugewendet, wie er ſich dabei benommen, wo und zu welcher Zeit man zuerſt gewiſſe Erſcheinungen in Betracht gezogen, dergeſtalt daß von Gedanke zu Gedanken neue Anſichten ſich hervorgethan, welche, durch Anwendung allgemein beſtätigt, endlich die Epoche bezeichnen, worin das, was wir eine Entdeckung, eine Erfindung nennen, unbezweifelt zu Tage gekommen: eine Erörterung, welche den mannichfachſten Anlaß giebt, die menſchlichen Geiſteskräfte zu kennen und zu ſchätzen.

Vorſtehender kleinen Schrift hat man die Auszeichnung erwieſen, ſich nach ihrer Entſtehung zu erkundigen; man hat zu erfahren gewünſcht, wie ein Mann von mittlerem Alter, der als Dichter etwas galt und außerdem von mannichfaltigen Neigungen und Pflichten bedingt erſchien, ſich habe können in das grenzenloſeſte Naturreich begeben und daſſelbe in der Maße ſtudiren, daß er fähig geworden, eine Maxime zu faſſen, welche, zur Anwendung auf die mannichfaltigſten Geſtalten bequem, die Geſetzlichkeit ausſprach, der zu gehorchen Tauſende von Einzelnheiten genöthigt ſind.

Solchen Wünſchen entgegenzukommen, entſchließe ich mich demnach, über den Gang meiner botaniſchen Studien und die Entſtehung meiner Gedanken über die Metamorphoſe der Pflanzen hier einige Nachricht zu geben.

In einer anſehnlichen Stadt geboren und erzogen, gewann ich meine erſte Bildung in der Bemühung um alte und neuere Sprachen, woran ſich früh rhetoriſche und poetiſche Uebungen

[1]) 1817; umgearbeitet und vervollſtändigt 1831. – A. d. H.

anschlossen. Hiezu gesellte sich übrigens Alles, was in sittlicher und religiöser Hinsicht den Menschen auf sich selbst hinweist.

Eine weitere Ausbildung hatte ich gleichfalls größeren Städten zu danken, und es ergiebt sich hieraus, daß meine Geistesthätigkeit sich auf das Gesellig-Sittliche beziehen mußte und in Gefolg dessen auf das Angenehme, was man damals schöne Literatur nannte.

Von dem hingegen, was eigentlich äußere Natur heißt, hatte ich keinen Begriff und von ihren sogenannten drei Reichen nicht die geringste Kenntniß. Von Kindheit auf war ich gewohnt, in wohleingerichteten Ziergärten den Flor der Tulpen, Ranunkeln und Nelken bewundert zu sehen, und wenn außer den gewöhnlichen Obstsorten auch Aprikosen, Pfirsichen und Trauben wohl geriethen, so waren dies genügende Feste den Jungen und den Alten. An exotische Pflanzen wurde nicht gedacht, noch viel weniger daran, Naturgeschichte in der Schule zu lehren.

Die ersten von mir herausgegebenen poetischen Versuche wurden mit Beifall aufgenommen, welche jedoch eigentlich nur den innern Menschen schildern und von den Gemüthsbewegungen genugsame Kenntniß voraussetzen. Hie und da mag sich ein Anklang finden von einem leidenschaftlichen Ergetzen an ländlichen Naturgegenständen sowie von einem ernsten Drange, das ungeheure Geheimniß, das sich in stetigem Erschaffen und Zerstören an den Tag giebt, zu erkennen, ob sich schon dieser Trieb in ein unbestimmtes, unbefriedigtes Hinbrüten zu verlieren scheint.

In das thätige Leben jedoch sowol als in die Sphäre der Wissenschaft trat ich eigentlich zuerst, als der edle Weimarische Kreis mich günstig aufnahm, wo außer andern unschätzbaren Vortheilen mich der Gewinn beglückte, Stuben- und Stadtluft mit Land-, Wald- und Gartenatmosphäre zu vertauschen.

Schon der erste Winter gewährte die raschen, geselligen Freuden der Jagd, von welchen ausruhend, man die langen Abende nicht nur mit allerlei merkwürdigen Abenteuern der Wildbahn, sondern auch vorzüglich mit Unterhaltung über die nöthige Holzkultur zubrachte. Denn die weimarische Jägerei bestand aus trefflichen Forstmännern, unter welchen der Name Ilgen zu Segen bleibt. Eine Revision sämmtlicher Waldreviere, gegründet auf Vermessung, war bereits vollbracht und für lange Zeit eine Eintheilung der jährlichen Schläge vorgesehn.

Auch die jüngeren Gesellen folgten wohlmeinend dieser vernünftigen Spur, von denen ich hier nur den Baron von Biedel nenne, welcher uns in seinen besten Jahren leider entrissen ward. Er behandelte sein Geschäft mit gradem Sinn und großer Billigkeit; auch er hatte schon in jener Zeit auf die Verringerung des Wildstandes gedrungen, überzeugt, wie schädlich die Hegung desselben nicht allein dem Ackerbau, sondern der Forstkultur selbst werden müsse.

Hier that sich nun der Thüringer Wald in Länge und Breite vor uns auf; denn nicht allein die dortigen schönen Besitzthümer des Fürsten, sondern, bei guten nachbarlichen Verhältnissen, sämmtliche daran stoßenden Reviere waren uns zugänglich, zumal da auch die angehende Geologie in jugendlicher Bestrebsamkeit sich bemühte, Rechenschaft von dem Grund und Boden zu geben, worauf diese uralten Wälder sich angesiedelt. Nadelhölzer aller Art, mit ernstem Grün und balsamischem Dufte, Buchenhaine von freudigerm Anblick, die schwanke Birke und das niedere namenlose Gesträuch, jedes hatte seinen Platz gesucht und gewonnen. Wir aber konnten dies Alles in großen, meilenweiten, mehr oder weniger wohlbestandenen Forsten überschauen und erkennen.

Auch wenn von Benutzung die Rede war, mußte man sich nach den Eigenschaften der Baumarten erkundigen. Die Harzscharre, deren Mißbrauch man nach und nach zu bearenzen suchte, ließ die feinen balsamischen Säfte in Betrachtung ziehn, die einen solchen Baum ins zweite Jahrhundert von der Wurzel bis zum Gipfel begleiteten, ernährten, ewig grün, frisch und lebendig erhielten.

Hier zeigte sich denn auch die ganze Sippschaft der Moose in ihrer größten Mannichfaltigkeit; sogar den unter der Erde verborgenen Wurzeln wurde unsre Aufmerksamkeit zugewendet. In jenen Waldgegenden hatten sich nämlich, von den dunkelsten Zeiten her, geheimnißvoll nach Rezepten arbeitende Laboranten angesiedelt und vom Vater zum Sohn manche Arten von Extrakten und Geisten bearbeitet, deren allgemeiner Ruf von einer ganz vorzüglichen Heilsamkeit durch emsige sogenannte Balsamträger erneuert, verbreitet und genutzt ward. Hier spielte nun der Enzian eine große Rolle, und es war eine angenehme Bemühung, dieses reiche Geschlecht nach seinen verschiedenen Gestalten als Pflanze und Blüthe, vorzüglich aber die heilsame Wurzel näher zu betrachten. Dieses war das erste Geschlecht,

welches mich im eigentlichen Sinne anzog, dessen Arten kennen zu lernen ich auch in der Folgezeit bemüht war.

Hiebei möchte man bemerken, daß der Gang meiner botanischen Bildung einigermaßen der Geschichte der Botanik selbst ähnelte; denn ich war vom augenfälligsten Allgemeinsten auf das Nutzbare, Anwendbare, vom Bedarf zur Kenntniß gelangt, und welcher Kenner wird bei Obigem sich nicht jener Epoche der Rhizotomen lächelnd erinnern?

Da nun aber gegenwärtig die Absicht bleibt, zu melden, wie ich mich der eigentlichen wissenschaftlichen Botanik genähert, so hab' ich vor allen Dingen eines Mannes zu gedenken, welcher in jeder Hinsicht die Hochschätzung seiner Weimarischen Mitbürger verdiente. Dr. Buchholz, Besitzer der damals einzigen Apotheke, wohlhabend und lebenslustig, richtete mit ruhmwürdiger Lernbegierde seine Thätigkeit auf Naturwissenschaften. Er suchte sich zu seinen unmittelbaren pharmazeutischen Zwecken die tüchtigsten chemischen Gehilfen, wie denn der treffliche Göttling aus dieser Offizin als gebildeter Scheidekünstler hervorging. Jede neue, vom Aus- oder Inland entdeckte chemisch-physische Merkwürdigkeit ward unter des Prinzipals Leitung geprüft und einer wißbegierigen Gesellschaft uneigennützig vorgetragen.

Auch in der Folge, daß ich dieses zu seinen Ehren vorausnehme, als die naturforschende Welt sich eifrig beschäftigte, die verschiedenen Luftarten zu erkennen, versäumte er nicht, jederzeit das Neueste experimentirend vor Augen zu bringen. So ließ er denn auch eine der ersten Montgolfièren von unsern Terrassen zum Ergetzen der Unterrichteten in die Höhe steigen, indessen die Menge sich vor Erstaunen kaum zu fassen wußte und in der Luft die verschüchterten Tauben schaarenweise hin- und wiederflüchteten.

Hier aber habe ich vielleicht einem zu erwartenden Vorwurfe zu begegnen, daß ich nämlich fremde Beziehungen in meinen Vortrag mit einmische. Sei mir darauf zu erwidern erlaubt, daß ich von meiner Bildung im Zusammenhange nicht sprechen könnte, wenn ich nicht der frühen Vorzüge des Weimarischen, für jene Zeiten hochgebildeten Kreises dankbar gedächte, wo Geschmack und Kenntniß, Wissen und Dichten gesellig zu wirken sich bestrebten, ernste gründliche Studien und freie rasche Thätigkeit unablässig mit einander wetteiferten.

Doch aber hängt, näher betrachtet, was ich hier zu sagen habe, mit dem Vorgemeldeten zusammen. Chemie und Botanik

gingen damals vereint aus den ärztlichen Bedürfnissen hervor, und wie der gerühmte Dr. Buchholz von seinem Dispensatorium sich in die höhere Chemie wagte, so schritt er auch aus den engen Gewürzbeeten in die freiere Pflanzenwelt. In seinen Gärten hatte er nicht die officinellen Gewächse nur, sondern auch seltenere, neu bekannt gewordene Pflanzen für die Wissenschaft zu pflegen unternommen.

Dieses Mannes Thätigkeit lenkte der junge, schon früh den Wissenschaften sich hingebende Regent allgemeinerem Gebrauch und Belebung zu, indem er große, sonnige Gartenflächen in der Nachbarschaft von schattigen und feuchten Plätzen einer botanischen Anstalt widmete, wozu denn ältere, wohlerfahrene Hofgärtner mit Eifer sogleich die Hand boten. Die noch vorhandenen Katalogen dieser Anstalt zeugen von dem Eifer, womit dergleichen Anfänge betrieben wurden.

Unter solchen Umständen war auch ich genöthigt, über botanische Dinge immer mehr und mehr Aufklärung zu suchen. Linné's Terminologie, die Fundamente, worauf das Kunstgebäude sich stützen sollte, Johann Geßner's Dissertationen zu Erklärung Linnéischer Elemente, Alles in einem schmächtigen Hefte vereinigt, begleiteten mich auf Wegen und Stegen, und noch heute erinnert mich ebendasselbe Heft an die frischen, glücklichen Tage, in welchen jene gehaltreichen Blätter mir zuerst eine neue Welt aufschlossen. Linné's Philosophie der Botanik war mein tägliches Studium, und so rückte ich immer weiter vor in geordneter Kenntniß, indem ich mir möglichst anzueignen suchte, was mir eine allgemeinere Umsicht über dieses weite Reich verschaffen konnte.

Wie es mir dabei ergangen, und wie ein so fremdartiger Unterricht auf mich gewirkt, kann vielleicht im Verlauf dieser Mittheilungen deutlich werden; vorläufig aber will ich bekennen, daß nach Shakespeare und Spinoza auf mich die größte Wirkung von Linné ausgegangen und zwar gerade durch den Widerstreit, zu welchem er mich aufforderte. Denn indem ich sein scharfes, geistreiches Absondern, seine treffenden, zweckmäßigen, oft aber willkürlichen Gesetze in mich aufzunehmen versuchte, ging in meinem Innern ein Zwiespalt vor: das, was er mit Gewalt auseinanderzuhalten suchte, mußte nach dem innersten Bedürfniß meines Wesens zur Vereinigung anstreben.

Besonderen Vortheil aber brachte mir, wie in allem Wissenschaftlichen, die Nähe der Akademie Jena, wo die Wartung offi-

zineller Pflanzen seit geraumer Zeit mit Ernst und Fleiß behandelt wurde. Auch erwarben sich die Professoren Prätorius, Schlegel und Rolfink früher um die allgemeinere Botanik zeitgemäße Verdienste. Epoche machte jedoch Ruppe's Flora Jenensis, welche 1718 erschien. Hiernach wurde der bis jetzt auf einen engen klösterlichen Garten eingeschränkten, blos zu ärztlichem Zwecke dienenden Pflanzenbetrachtung die ganze reiche Gegend eröffnet und ein freies, frohes Naturstudium eingeleitet.

Hieran von ihrer Seite Antheil zu nehmen, befleißigten sich aufgeweckte Landleute aus der Gegend, welche schon für den Apotheker und Kräuterhändler bisher sich thätig erwiesen hatten und eine nunmehr neueingeführte Terminologie nach und nach einzulernen wußten. In Ziegenhain hatte sich besonders eine Familie Dietrich hervorgethan; der Stammvater derselben, sogar von Linné bemerkt, hatte von diesem hochverehrten Manne ein eigenhändiges Schreiben aufzuweisen, durch welches Diplom er sich wie billig in den botanischen Adelsstand erhoben fühlte. Nach seinem Ableben setzte der Sohn die Geschäfte fort, welche hauptsächlich darin bestanden, daß die sogenannten Lektionen, nämlich Bündel der jede Woche blühenden Gewächse, Lehrenden und Lernenden von allen Seiten herangeschafft wurden. Die joviale Wirksamkeit des Mannes verbreitete sich bis nach Weimar, und so ward ich nach und nach mit der Jenaischen reichen Flora bekannt.

Noch einen größern Einfluß aber auf meine Belehrung hatte der Enkel Friedrich Gottlieb Dietrich. Als wohlgebauter Jüngling von regelmäßig angenehmer Gesichtsbildung schritt er vor, mit frischer Jugendkraft und Lust sich der Pflanzenwelt zu bemeistern; sein glückliches Gedächtniß hielt alle die seltsamen Benennungen fest und reichte sie ihm jeden Augenblick zum Gebrauche dar; seine Gegenwart hatte mir zu, da ein offner, freier Charakter aus Wesen und Thun hervorleuchtete, und so ward ich bewogen, auf einer Reise nach Karlsbad ihn mit mir zu nehmen.

In gebirgigen Gegenden immer zu Fuße, brachte er mit eifrigem Spürsinn alles Blühende zusammen und reichte mir die Ausbeute wo möglich an Ort und Stelle sogleich in den Mappen bereit und rief dabei nach Art eines Herolds die Linnéischen Bezeichnungen, Geschlecht und Art mit froher Ueberzeugung aus, manchmal wol mit falscher Betonung. Hiedurch ward mir ein

Noten und Abhandlungen
zu beſſerem Verſtändniß des Weſt-öſtlichen Divans.

	Seite
Einleitung	229
Hebräer	230
Araber	232
Uebergang	238
Aeltere Perſer	239
Regiment	242
Geſchichte	243
Mahomet	246
Kalifen	250
Fortleitende Bemerkung	251
Mahmud von Gasna	252
Dichterkönige	254
Ueberlieferungen	255
Firduſi	256
Enweri	257
Nisami	259
Dſchelal-eb-den Rumi	259
Saadi	261
Hafis	261
Dſchami	263
Ueberſicht	264
Allgemeines	266
Allgemeinſtes	269
Neuere, Neueſte	270
Zweifel	273
Despotie	273
Einrede	275
Nachtrag	276
Gegenwirkung	279
Eingeſchaltetes	282
Orientaliſcher Poeſie Urelemente	283
Uebergang von Tropen zu Gleichniſſen	284
Warnung	286
Vergleichung	288

neues Verhältniß zur freien herrlichen Natur, indem mein Auge ihrer Wunder genoß und mir zugleich wissenschaftliche Bezeichnungen des Einzelnen, gleichsam aus einer fernen Studirstube, in das Ohr drangen.

In Karlsbad selbst war der junge rüstige Mann mit Sonnenaufgang im Gebirge, reichliche Lektionen brachte er mir sodann an den Brunnen, ehe ich noch meine Becherzahl geleert hatte; alle Mitgäste nahmen Theil, die, welche sich dieser schönen Wissenschaft befleißigten, besonders. Sie sahen ihre Kenntnisse auf das Anmuthigste angeregt, wenn ein schmucker Landknabe im kurzen Westchen daherlief, große Bündel von Kräutern und Blumen vorweisend, sie alle mit Namen, griechischen, lateinischen, barbarischen Ursprungs, bezeichnend; ein Phänomen, das bei Männern, auch wol bei Frauen, vielen Antheil erregte.

Sollte Vorgesagtes dem eigentlich wissenschaftlichen Manne vielleicht allzu empirisch vorkommen, so melde ich hiemächst, daß gerade dieses lebhafte Benehmen uns die Gunst und den Antheil eines in diesem Fache schon geübteren Mannes erwerben konnte, eines trefflichen Arztes nämlich, der, einen reichen Vornehmen begleitend, seinen Badeaufenthalt eigentlich zu botanischen Zwecken zu nutzen gedachte. Er gesellte sich gar bald zu uns, die sich freuten, ihm an Handen zu gehen. Die meisten von Dietrich früh eingebrachten Pflanzen trachtete er sorgfältig einzulegen, wo denn der Name hinzugeschrieben und auch sonst Manches bemerkt wurde. Hiebei konnt' ich nicht anders als gewinnen. Durch Wiederholung prägten sich die Namen in mein Gedächtniß; auch im Analysiren gewann ich etwas mehr Fertigkeit, doch ohne bedeutenden Erfolg; Trennen und Zählen lag nicht in meiner Natur.

Nun fand aber jenes fleißige Bemühen und Treiben in der großen Gesellschaft einige Gegner. Wir mußten öfters hören: die ganze Botanik, deren Studium wir so emsig verfolgten, sei nichts weiter als eine Nomenklatur und ein ganzes auf Zahlen, und das nicht einmal durchaus, gegründetes System; sie könne weder dem Verstand noch der Einbildungskraft genügen, und Niemand werde darin irgend eine auslangende Folge zu finden wissen. Ohngeachtet dieser Einwendung gingen wir getrost unsern Weg fort, der uns denn immer tief genug in die Pflanzenkenntniß einzuleiten versprach.

Hier aber will ich nur kürzlich bemerken, daß der folgende Lebensgang des jungen Dietrich solchen Anfängen gleich blieb;

er schritt unermüdet auf dieser Bahn weiter, so daß er, als Schriftsteller rühmlichst bekannt, mit der Doktorwürde geziert, den großherzoglichen Gärten in Eisenach bis jetzt mit Eifer und Ehre vorsteht.

Indem ich nun durch diesen jungen Mann meine Erfahrung schnell erweitert, meine Kenntniß der Pflanzengestalt, ihrer Mannichfaltigkeit und Eigenheit immer zunehmen sah, auch mein lebendiges Gedächtniß die bezeichneten Benennungen leicht festhielt, war mir durch einen zweiten Jüngling fernere wünschenswerthe Belehrung zugedacht.

August Karl Batsch, der Sohn eines in Weimar durchaus geliebten und geschätzten Vaters, hatte seine Studienzeit in Jena sehr wohl benutzt, sich den Naturwissenschaften eifrig ergeben und es so weit gebracht, daß er nach Rostock berufen wurde, um die ansehnliche gräflich Reußische Naturaliensammlung zu ordnen und ihr eine Zeit lang vorzustehen. Sodann kehrte er nach Weimar zurück, wo ich ihn denn im harten pflanzenfeindlichen Winter auf der Schrittschuhbahn, damals dem Versammlungsort guter Gesellschaft, mit Vergnügen kennen lernte, seine zarte Bestimmtheit und ruhigen Eifer gar bald zu schätzen wußte und in freier Bewegung mich mit ihm über höhere Ansichten der Pflanzenkunde und über die verschiedenen Methoden, dieses Wissen zu behandeln, freimüthig und anhaltend besprach.

Seine Denkweise war meinen Wünschen und Forderungen höchst angemessen, die Ordnung der Pflanzen nach Familien in aufsteigendem, sich nach und nach entwickelnden Fortschritt war sein Augenmerk. Diese naturgemäße Methode, auf die Linné mit frommen Wünschen hindeutet, bei welcher französische Botaniker theoretisch und praktisch beharrten, sollte nun einen unternehmenden jüngeren Mann selbst eins beschäftigen, und wie froh war ich, meinen Theil daran als der ersten Hand zu gewinnen.

Aber nicht allein von zwei Jünglingen, sondern auch von einem bejahrten vorzüglichen Manne wurde ich unbeschreiblich gefördert. Herab Büttner hatte seine Bibliothek von Göttingen nach Jena gebracht, und ich, durch das Vertrauen meines Fürsten, der diesen Schatz sich und uns angeeignet hatte, beauftragt, Anordnung und Aufstellung nach dem eigenen Sinne des im Besitz bleibenden Sammlers einzuleiten, unterhielt mit demselben ein fortwährendes Verkehr. Er, eine lebendige Bibliothek, bereitwillig, auf jede Frage umständliche, auslangende

Antwort und Auskunft zu geben, unterhielt sich über Botanik mit Vorliebe.

Hier verleugnete er nicht, sondern bekannte vielmehr sogar leidenschaftlich, daß er, als Zeitgenosse Linné's gegen diesen ausgezeichneten, die ganze Welt mit seinem Namen erfüllenden Mann in stillem Wetteifer, dessen System niemals angenommen, vielmehr sich bemüht habe, die Anordnung der Gewächse nach Familien zu bearbeiten, von den einfachsten, fast unsichtbaren Anfängen in das Zusammengesetzteste und Ungeheuerste fortschreitend. Ein Schema hiervon zeigte er gern, mit eigner Hand zierlich geschrieben, worin die Geschlechter nach diesem Sinne gereiht erschienen, mir zu großer Erbauung und Beruhigung.

Vorgesagtem nachdenkend, wird man die Vortheile nicht verkennen, die mir meine Lage zu dergleichen Studien gewährte: große Gärten sowol an der Stadt als an Lustschlössern, die und da in der Gegend Baum- und Gebüschanlagen nicht ohne botanische Rücksicht, dazu die Beihilfe einer in der Nachbarschaft längst durchgearbeiteten, wissenschaftlichen Lokalflora, nebst der Einwirkung einer stets fortschreitenden Akademie, Alles zusammengenommen gab einem aufgeweckten Geiste genugsame Förderniß zur Einsicht in die Pflanzenwelt.

Indessen sich dergestalt meine botanischen Kenntnisse und Einsichten in lebenslustiger Geselligkeit erweiterten, ward ich eines einsiedlerischen Pflanzenfreundes gewahr, der mit Ernst und Fleiß sich diesem Fache gewidmet hatte. Wer wollte nicht dem im höchsten Sinne verehrten Johann Jakob Rousseau auf seinen einsamen Wanderungen folgen, wo er, mit dem Menschengeschlecht verfeindet, seine Aufmerksamkeit der Pflanzen- und Blumenwelt zuwendet und in ächter, gradsinniger Geisteskraft sich mit den stillreizenden Naturkindern vertraut macht!

Aus seinen frühern Jahren ist mir nicht bekannt, daß er zu Blumen und Pflanzen andere Anmuthungen gehabt als solche, welche eigentlich nur auf Gesinnung, Neigung, zärtliche Erinnerungen hindeuteten; seinen entschiedenen Aeußerungen aber zufolge mag er erst nach einem stürmischen Autorleben, auf der St. Peters-Insel im Bielersee auf dies Naturreich in seiner Fülle aufmerksam geworden sein. In England nachher, bemerkt man, hat er sich schon freier und weiter umgesehn; sein Verhältniß zu Pflanzenfreunden und -Kennern, besonders zu der Herzogin von Portland, mag seinen Scharfblick mehr in die Breite gewiesen haben, und ein Geist wie der seinige, der den

Nationen Gesetz und Ordnung vorzuschreiben sich berufen fühlt, mußte doch zur Vermuthung gelangen, daß in dem unermeßlichen Pflanzenreiche keine so große Mannichfaltigkeit von Formen erscheinen könnte, ohne daß ein Grundgesetz, es sei auch noch so verborgen, sie wieder sämmtlich zur Einheit zurückbrächte. Er versenkt sich in dieses Reich, nimmt es ernstlich in sich auf, fühlt, daß ein gewisser methodischer Gang durch das Ganze möglich sei, getraut sich aber nicht, damit hervorzutreten. Wie er sich selbst darüber ausspricht, wird immer ein Gewinn sein zu vernehmen.

„Was mich betrifft, ich bin in diesem Studium ein Schüler und nicht gegründet; indem ich hervortäte, denk' ich mehr mich zu zerstreuen und zu vergnügen als zu unterrichten, und ich kann bei meinen zögernden Betrachtungen den anmaßlichen Gedanken nicht fassen, Andere zu unterrichten in dem, was ich selbst nicht weiß.

„Doch ich gestehe, die Schwierigkeiten, die ich bei dem Studium der Pflanzen fand, führten mich auf einige Vorstellungen, wie sich wol Mittel finden ließen, dasselbe zu erleichtern und Andern nützlich zu machen, und zwar indem man den Faden eines Pflanzensystems durch eine mehr schrittbaltende, weniger den Sinnen entrückte Methode zu verfolgen wüßte, als es Tournefort gethan und alle seine Nachfolger, selbst Linné nicht ausgenommen. Vielleicht ist mein Gedanke nicht ausführbar; wir sprechen darüber, wenn ich die Ehre habe, Sie wieder zu sehen."

Also schrieb er im Anfange des Jahrs 1770; allein es hatte ihm unterdessen keine Ruhe gelassen; schon im August 1771 unternimmt er bei einem freundlichen Anlaß die Pflicht, Andere zu belehren, ja, was er weiß und einsieht, Frauen vorzutragen, nicht etwa zu spielender Unterhaltung, sondern sie gründlich in die Wissenschaft einzuleiten.

Hier gelingt es ihm nun, sein Wissen auf die ersten sinnlich vorzuweisenden Elemente zurückzuführen; er legt die Pflanzentheile einzeln vor, lehrt sie unterscheiden und benennen. Kaum aber hat er hierauf die ganze Blume aus den Theilen wiederhergestellt und sie benannt, theils durch Trivialnamen kenntlich gemacht, theils die Linnéische Terminologie ehrenhaft, ihren ganzen Werth bekennend, eingeführt, so giebt er alsobald eine breitere Uebersicht ganzer Massen. Nach und nach führet er uns vor: Liliaceen, Siliquosen und Siliculosen, Rachen- und Maskeu-

blumen, Umbellen und Compositen zuletzt, und indem er auf diesem Wege die Unterschiede in steigender Mannichfaltigkeit und Verschränkung anschaulich macht, führt er uns unmerklich einer vollständigen erfreulichen Uebersicht entgegen. Denn da er an Frauenzimmer zu reden hat, vermeidet er, mäßig und geboten, auf Gebrauch, Nutzen und Schaden hinzuweisen, und dies um so schicklicher und leichter, da er, alle Beispiele zu seiner Lehre aus der Umgebung nehmend, nur von dem Einheimischen spricht und auf die exotischen Pflanzen, wie sie auch gekannt sein und gepflegt werden mögen, keine Ansprüche macht.

Im Jahr 1822 gab man unter dem Titel La Botanique de Rousseau sämmtliche von ihm über diese Gegenstände verfaßten Schriften in klein Folio sehr anständig heraus, begleitet mit farbigen Bildern nach dem vortrefflichen Redouté, alle diejenigen Pflanzen vorstellend, von welchen er gesprochen hatte. Bei deren Ueberblick bemerkt man mit Vergnügen, wie einheimisch ländlich er bei seinen Studien verfahren, indem nur Pflanzen vorgestellt sind, welche er auf seinen Spaziergängen unmittelbar konnte gewahr werden.

Seine Methode, das Pflanzenreich ins Engere zu bringen, neigt sich, wie wir oben gesehen haben, offenbar zur Eintheilung nach Familien, und da ich in jener Zeit auch schon zu Betrachtungen dieser Art hingeleitet war, so machte sein Vortrag auf mich einen desto größern Eindruck.

Und so wie die jungen Studirenden sich auch am Liebsten an junge Lehrer halten, so mag der Dilettant gern vom Dilettanten lernen. Dieses wäre freilich in Absicht auf Gründlichkeit bedenklich, wenn nicht die Erfahrung gäbe, daß Dilettanten zum Vortheil der Wissenschaft Vieles beigetragen. Und zwar ist dieses ganz natürlich: Männer vom Fach müssen sich um Vollständigkeit bemühen und deshalb den weiten Kreis in seiner Breite durchforschen; dem Liebhaber dagegen ist darum zu thun, durch das Einzelne durchzukommen und einen Hochpunkt zu erreichen, von woher ihm eine Uebersicht, wo nicht des Ganzen, doch des Meisten gelingen könnte.

Von Rousseau's Bemühungen bring' ich nur so viel nach, daß er eine sehr anmuthige Sorgfalt für das Trocknen der Pflanzen und Anlegen von Herbarien beweist und den Verlust desselben innigst bedauert, wenn irgend eins zu Grunde geht, ob er gleich auch hier, im Widerspruch mit sich selbst, weder Geschick noch anhaltende Sorgsamkeit haben mochte, um beson-

bers bei seinen vielfachen Wanderungen auf Erhaltung genau zu achten; deswegen er auch dergleichen Gesammeltes nur immer als Heu angesehen wissen will.

Behandelt er aber, einem Freund zu Liebe, die Moose mit billiger Sorgfalt, so erkennen wir aufs Lebhafteste, welchen gründlichen Antheil ihm die Pflanzenwelt abgewonnen habe; welches besonders die Fragmens pour un Dictionnaire des termes d'usage en Botanique vollkommen bestätigen.

So viel sei hier gesagt, um einigermaßen anzudeuten, was wir ihm in jener Epoche unsrer Studien schuldig geworden.

Wie er sich nun, befreit von allem nationalen Starrsinn, an die auf jeden Fall verbreitenden Wirkungen Linné's hielt, so dürfen wir auch wol von unsrer Seite bemerken, daß es ein großer Vortheil sei, wenn wir beim Eintreten in ein für uns neues wissenschaftliches Fach es in einer Krise und einen außerordentlichen Mann beschäftigt finden, hier das Vortheilhafte durchzuführen. Wir sind jung mit der jungen Methode, unsre Anfänge treffen in eine neue Epoche, und wir werden in die Masse der Bestrebsamen wie in ein Element aufgenommen, das uns trägt und fördert.

Und so ward ich mit meinen übrigen Zeitgenossen Linné's gewahr, seiner Umsicht, seiner Alles hinreißenden Wirksamkeit. Ich hatte mich ihm und seiner Lehre mit völligem Zutrauen hingegeben; demungeachtet mußt' ich nach und nach empfinden, daß mich auf dem bezeichneten eingeschlagenen Wege Manches, wo nicht irre machte, doch zurückhielt.

Soll ich nun über jene Zustände mit Bewußtsein deutlich werden, so denke man mich als einen gebornen Dichter, der seine Worte, seine Ausdrücke unmittelbar an den jedesmaligen Gegenständen zu bilden trachtet, um ihnen einigermaßen genugzutun. Ein Solcher sollte nun eine fertige Terminologie ins Gedächtniß aufnehmen, eine gewisse Anzahl Wörter und Beiwörter bereit haben, damit er, wenn ihm irgend eine Gestalt vorkäme, eine geschickte Auswahl treffend, sie zu charakteristischer Bezeichnung anzuwenden und zu ordnen wisse. Dergleichen Behandlung erschien mir immer als eine Art von Mosaik, wo man einen fertigen Stift neben den andern setzt, um aus tausend Einzelnheiten endlich den Stein eines Bildes hervorzubringen, und so war mir die Forderung in diesem Sinne gewissermaßen widerlich.

Sah ich nun aber auch die Nothwendigkeit dieses Verfahrens ein, welches dahin zweckte, sich durch Worte nach allgemeiner Uebereinkunft über gewisse äußerliche Vorkommenheiten der Pflanzen zu verständigen und alle schwer zu leistende und oft unsichre Pflanzenabbildungen entbehren zu können, so fand ich doch bei der versuchten genauen Anwendung die Hauptschwierigkeit in der Versatilität der Organe. Wenn ich an demselben Pflanzenstengel erst runzliche, dann eingekerbte, zuletzt beinahe gefiederte Blätter entdeckte, die sich alsdann wieder zusammenzogen, vereinfachten, zu Schüppchen wurden und zuletzt gar verschwanden, da verlor ich den Muth, irgendwo einen Pfahl einzuschlagen oder wol gar eine Grenzlinie zu ziehen.

Unauflösbar schien mir die Aufgabe, Genera mit Sicherheit zu bezeichnen, ihnen die Species unterzuordnen. Wie es vorgeschrieben war, las ich wol; allein wie sollt' ich eine treffende Bestimmung hoffen, da man bei Linné's Lebzeiten schon manche Geschlechter in sich getrennt und zersplittert, ja sogar Klassen aufgehoben hatte, woraus hervorzugehn schien: der genialste, scharfsichtigste Mann selbst habe die Natur nur en gros gewältigen und beherrschen können! Wurde nun dabei meine Ehrfurcht für ihn im Geringsten nicht geschmälert, so mußte deshalb ein ganz eigener Konflikt entstehen, und man denke sich die Verlegenheit, in der sich ein autodidaktischer Tiro abzumühen und durchzukämpfen hatte.

Ununterbrochen jedoch mußt' ich meinen übrigen Lebensgang verfolgen, dessen Pflichten und Erholungen glücklicherweise meist in der freien Natur angewiesen waren. Hier drang sich nun dem unmittelbaren Anschauen gewaltig auf: wie jede Pflanze ihre Gelegenheit sucht, wie sie eine Lage fordert, wo sie in Fülle und Freiheit erscheinen könne. Bergeshöhe, Thalestiefe, Licht, Schatten, Trockenheit, Feuchte, Hitze, Wärme, Kälte, Frost und wie die Bedingungen alle heißen mögen! Geschlechter und Arten verlangen sie, um mit völliger Kraft und Menge hervorzusprießen. Zwar geben sie an gewissen Orten, bei manchen Gelegenheiten der Natur nach, lassen sich zur Varietät hinreißen, ohne jedoch das erworbene Recht an Gestalt und Eigenschaft völlig aufzugeben. Ahnungen hievon berührten mich in der freien Welt, und neue Klarheit schien mir aufzugehen über Gärten und Bücher.

Der Kenner, der sich in das Jahr 1786 zurückzuversetzen geneigt wäre, möchte sich wol einen Begriff meines Zustandes

ausbilden können, in welchem ich mich nun schon zehn Jahre befangen fühlte, ob es gleich selbst für den Psychologen eine Aufgabe bleiben würde, indem ja bei dieser Darstellung meine sämmtlichen Obliegenheiten, Neigungen, Pflichten und Zerstreuungen mit aufzunehmen wären.

Hier gönne man mir, eine ins Ganze greifende Bemerkung einzuschalten: daß Alles, was uns von Jugend auf umgab, jedoch nur oberflächlich bekannt war und blieb, stets etwas Gemeines und Triviales für uns behält, das wir als gleichgiltig neben uns bestehend ansehen, worüber zu denken wir gewissermaßen unfähig werden. Dagegen finden wir, daß neue Gegenstände in auffallender Mannichfaltigkeit, indem sie den Geist erregen, uns erfahren lassen, daß wir eines reinen Enthusiasmus fähig sind; sie deuten auf ein Höheres, welches zu erlangen uns wol gegönnt sein dürfte. Dies ist der eigentlichste Gewinn der Reisen, und Jeder hat nach seiner Art und Weise genugsamen Vortheil davon. Das Bekannte wird neu durch unerwartete Bezüge und erregt, mit neuen Gegenständen verknüpft, Aufmerksamkeit, Nachdenken und Urtheil.

In diesem Sinne ward meine Richtung gegen die Natur, besonders gegen die Pflanzenwelt, bei einem schnellen Uebergang über die Alpen lebhaft angeregt. Der Lärchenbaum, häufiger als sonst, die Zirbelnuß, eine neue Erscheinung, machten sogleich auf klimatischen Einfluß dringend aufmerksam. Andere Pflanzen, mehr oder weniger verändert, blieben bei eiligem Vorüberrollen nicht unbemerkt. Am Mehrsten aber erkannt' ich die Fülle einer fremden Vegetation, als ich in den botanischen Garten von Padua hineintrat, wo mir eine hohe und breite Mauer mit feuerrothen Glocken der Bignonia radicans zauberisch entgegenleuchtete. Ferner sah ich hier im Freien manchen seltenen Baum emporgewachsen, den ich nur in unsern Glashäusern überwintern gesehen. Auch die mit einer geringen Bedeckung gegen vorüberstehenden Frost während der strengern Jahrszeit geschützten Pflanzen standen nun mehr im Freien und erfreuten sich der wohlthätigen Himmelsluft. Eine Fächerpalme zog meine ganze Aufmerksamkeit auf sich; glücklicherweise standen die einfachen, lanzenförmigen ersten Blätter noch am Boden, die successive Trennung derselben nahm zu, bis endlich das fächerartige in vollkommner Ausbildung zu sehen war. Aus einer spathaähnlichen Scheide zuletzt trat ein Zweiglein mit Blüthen hervor und erschien als ein sonderbares, mit dem vorhergehenden Wachs-

thum in keinem Verhältniß ſtehendes Erzeugniß, fremdartig und überraſchend.

Auf mein Erſuchen ſchnitt mir der Gärtner die Stufenfolge dieſer Veränderungen ſämmtlich ab, und ich beluſtigte mich mit einigen großen Pappen, um dieſen Fund mit mir zu führen. Sie liegen, wie ich ſie damals mitgenommen, noch wohlbehalten vor mir, und ich verehre ſie als Fetiſche, die, meine Aufmerkſamkeit zu erregen und zu feſſeln völlig geeignet, mir eine gedeihliche Folge meiner Bemühungen zuzuſagen ſchienen.

Das Wechſelhafte der Pflanzengeſtalten, dem ich längſt auf ſeinem eigenthümlichen Gange gefolgt, erweckte nun bei mir immer mehr die Vorſtellung: die uns umgebenden Pflanzenformen ſeien nicht urſprünglich determinirt und feſtgeſtellt, ihnen ſei vielmehr bei einer eigenſinnigen, generiſchen und ſpezifiſchen Hartnäckigkeit eine glückliche Mobilität und Biegſamkeit verliehen, um in ſo viele Bedingungen, die über dem Erdkreis auf ſie einwirken, ſich zu fügen und darnach bilden und umbilden zu können.

Hier kommen die Verſchiedenheiten des Bodens in Betracht; reichlich genährt durch Feuchte der Thäler, verkümmert durch Trockne der Höhen, geſchützt vor Froſt und Hitze in jedem Maße oder beiden unausweichbar bloßgeſtellt, kann das Geſchlecht ſich zur Art, die Art zur Varietät und dieſe wieder durch andere Bedingungen ins Unendliche ſich verändern; und gleichwol hält ſich die Pflanze abgeſchloſſen in ihrem Reiche, wenn ſie ſich auch nachbarlich an das harte Geſtein, an das beweglichere Leben hüben und drüben anlehnt. Die allerentfernteſten jedoch haben eine ausgeſprochene Verwandtſchaft, ſie laſſen ſich ohne Zwang unter einander vergleichen.

Wie ſie ſich nun unter einen Begriff ſammeln laſſen, ſo wurde mir nach und nach klar und klärer, daß die Anſchauung noch auf eine höhere Weiſe belebt werden könnte, — eine Forderung, die mir damals unter der ſinnlichen Form einer überſinnlichen Urpflanze vorſchwebte. Ich ging allen Geſtalten, wie ſie mir vorkamen, in ihren Veränderungen nach, und ſo leuchtete mir am letzten Ziel meiner Reiſe, in Sizilien, die urſprüngliche Identität aller Pflanzentheile vollkommen ein, und ich ſuchte dieſe nunmehr überall zu verfolgen und wieder gewahr zu werden.

Hieraus entſtand nun eine Neigung, eine Leidenſchaft, die durch alle nothwendigen und willkürlichen Geſchäfte und Be-

schäftigungen auf meiner Rückreise durchzog. Wer an sich erfuhr, was ein reichhaltiger Gedanke, sei er nun aus uns selbst entsprungen, sei er von Andern mitgetheilt oder eingeimpft, zu sagen hat, muß gestehen, welch eine leidenschaftliche Bewegung in unserm Geiste hervorgebracht werde, wie wir uns begeistert fühlen, indem wir alles Dasjenige in Gesammtheit vorausahnen, was in der Folge sich mehr und mehr entwickeln, wozu das Entwickelte weiter führen solle. Und so wird man mir zugeben, daß ich von einem solchen Gewahrwerden, wie von einer Leidenschaft eingenommen und getrieben, mich, wo nicht ausschließlich, doch durch alles übrige Leben hindurch damit beschäftigen mußte.

So sehr nun aber auch diese Neigung mich innerlichst ergriffen hatte, so war doch an kein geregeltes Studium nach meiner Rückkehr in Rom zu denken; Poesie, Kunst und Alterthum, jedes forderte mich gewissermaßen ganz, und ich habe in meinem Leben nicht leicht operiere, mühsamer beschäftigte Tage zugebracht. Männern vom Fach wird es vielleicht gar zu naiv vorkommen, wenn ich erzähle, wie ich tagtäglich in einem jeden Garten, auf Spaziergängen, kleinen Lustfahrten mich der neben mir bemerkten Pflanzen bemächtigte. Besonders bei der eintretenden Samenreife war es mir wichtig, die Art zu beobachten, wie manche derselben, der Erde anvertraut, an das Tageslicht wieder hervortraten. So wendete ich meine Aufmerksamkeit auf das Keimen der während ihres Wachsthums unförmlichen Cactus opuntia und sah mit Vergnügen, daß sie ganz unschuldig dikotyledonisch sich in zwei zarten Blättchen entbüllte, sodann aber, bei fernerem Wuchse, die künftige Unform entwickelte.

Auch mit Samenkapseln begegnete mir etwas Auffallendes. Ich hatte derselben mehrere von Acanthus mollis nach Hause getragen und in einem offnen Kästchen niedergelegt; nun geschah es in einer Nacht, daß ich ein Knistern hörte und bald darauf das Umherspringen an Decke und Wände wie von kleinen Körpern. Ich erklärte mir's nicht gleich, fand aber nachher meine Schoten aufgesprungen und die Samen umher zerstreut. Die Trockne des Zimmers hatte die Reife bis zu solcher Elasticität in wenigen Tagen vollendet.

Unter den vielen Samen, die ich auf diese Weise beobachtete, muß ich einiger noch erwähnen, weil sie zu meinem Andenken kürzer oder länger in dem alten Rom fortwachsen. Pinienkerne gingen gar merkwürdig auf, sie huben sich, wie in einem Ei

	Seite
Verwahrung	290
Dichtarten	291
Naturformen der Dichtung	292
Nachtrag	293
Buch-Orakel	293
Blumen- und Feichenwechsel	294
Chiffer	297
Künftiger Divan	300
Altteſtamentliches	311
Iſrael in der Wüſte	312
Nähere Hilfsmittel	318
Wallfahrten und Kreuzzüge	328
Marco Polo	329
Johannes von Montevilla	331
Pietro della Valle	341
Entſchuldigung	345
Olearius	345
Tavernier und Chardin	346
Neuere und neuſte Reiſende	347
Lehrer; abgeſchiedene, mitlebende	348
Von Diez	351
Von Hammer	356
Ueberſetzungen	359
Endlicher Abſchluß	362
Reviſion	365
Regiſter	370
An Silveſtre de Sacy	373
Wir haben nun den guten Muth gebrauchen ꝛc.	374

Zur Reviſion des Textes 375

Alphabetiſches Regiſter der Anfangsworte von ſämmtlichen Gedichten des Divan 391

eingeschlossen, empor, warfen aber diese Hauhe bald ab und zeigten in einem Kranze von grünen Nadeln schon die Anfänge ihrer künftigen Bestimmung. Vor meiner Abreise pflanzte ich das schon einigermaßen erwachsene Vorbildchen eines künftigen Baumes in den Garten der Madame Angelica, wo es zu einer ansehnlichen Höhe durch manche Jahre gedieh. Theilnehmende Reisende erzählten mir davon zu wechselseitigem Vergnügen. Leider fand der nach ihrem Ableben eintretende Besitzer es wunderlich, auf seinen Blumenbeeten eine Pinie ganz unörtlich hervorgewachsen zu sehen, und verbannte sie sogleich.

Glücklicher waren einige Dattelpflanzen, die ich aus Kernen gezogen hatte, wie ich denn überhaupt die Entwickelung derselben an mehreren Exemplaren beobachtete. Ich übergab sie einem Römischen Freunde, der sie in einen Garten pflanzte, wo sie noch gedeihen, wie mir ein erhabener Reisender zu versichern die Gnade hatte. Sie sind bis zur Mannshöhe herangewachsen. Mögen sie dem Besitzer nicht unbequem werden und fernerhin fortwachsen und gedeihen!

Galt das Bisherige der Fortpflanzung durch Samen, so ward ich auf die Fortpflanzung durch Augen nicht weniger aufmerksam gemacht, und zwar durch Rath Reifenstein, der, auf allen Spaziergängen hier und dort einen Zweig abreißend, bis zur Pedanterie behauptete: in die Erde gesteckt, müsse jeder sogleich fortwachsen. Zum entscheidenden Beweis zeigte er dergleichen Stecklinge gar wohl angeschlagen in seinem Garten. Und wie bedeutend ist nicht in der Folgezeit eine solche allgemein versuchte Vermehrung für die botanisch-merkantile Gärtnerei geworden, die ich ihm wohl zu erleben gewünscht hätte!

Am Auffallendsten war mir jedoch ein strauchartig in die Höhe gewachsener Nelkenstock. Man kennt die gewaltige Lebens- und Vermehrungskraft dieser Pflanze; Auge ist über Auge an ihren Zweigen gedrängt, Knoten in Knoten hineingetrichtert; dieses war nun hier durch Dauer gesteigert und die Augen aus unerforschlicher Enge zur höchst möglichen Entwickelung getrieben, so daß selbst die vollendete Blume wieder vier vollendete Blumen aus ihrem Busen hervorbrachte.

Zu Aufbewahrung dieser Wundergestalt kein Mittel vor mir sehend, übernahm ich es, sie genau zu zeichnen, wobei ich immer zu mehrerer Einsicht in den Grundbegriff der Metamorphose gelangte. Allein die Zerstreuung durch so vielerlei Obliegenheiten ward nur desto hinderlicher und mein Aufent-

halt in Rom, dessen Ende ich voraussah, immer peinlicher und belästigter.

Auf der Rückreise verfolgte ich unablässig diese Gedanken, ich ordnete mir im stillen Sinne einen annehmlichen Vortrag dieser meiner Ansichten, schrieb ihn bald nach meiner Rückkehr nieder und ließ ihn drucken. Er kam 1790 heraus, und ich hatte die Absicht, bald eine weitere Erläuterung mit den nöthigen Abbildungen nachfolgen zu lassen. Das fortrauschende Leben jedoch unterbrach und hinderte meine guten Absichten, daher ich denn gegenwärtiger Veranlassung des Wiederabdrucks jenes Versuchs mich um so mehr zu erfreuen habe, als sie mich auffordert, mancher Theilnahme an diesen schönen Studien seit vierzig Jahren zu gedenken.

Nachdem ich im Vorstehenden, so viel nur möglich war, anschaulich zu machen gesucht habe, wie ich in meinen botanischen Studien verfahren, auf die ich geleitet, getrieben, genöthigt und, durch Neigung daran festgehalten, einen bedeutenden Theil meiner Lebenstage verwendet, so möchte doch vielleicht der Fall eintreten, daß irgend ein sonst wohlwollender Leser hiebei tadeln könnte, als habe ich mich zu viel und zu lange bei Kleinigkeiten und einzelnen Persönlichkeiten aufgehalten; deshalb wünsche ich denn hier zu erklären, daß dieses absichtlich und nicht ohne Vorbedacht geschehen sei, damit mir nach so vielem Besondern einiges Allgemeine beizubringen erlaubt sein möge.

Seit länger als einem halben Jahrhundert kennt man mich im Vaterlande und auch weit auswärts als Dichter und läßt mich allenfalls für einen solchen gelten; daß ich aber mit großer Aufmerksamkeit mich um die Natur in ihren allgemeinen physischen und ihren organischen Phänomenen emsig bemüht und ernstlich angestellte Betrachtungen stetig und leidenschaftlich im Stillen verfolgt, dieses ist nicht so allgemein bekannt, noch weniger mit Aufmerksamkeit bedacht worden.

Als daher mein seit vierzig Jahren in deutscher Sprache abgedruckter Versuch, wie man die Gesetze der Pflanzenbildung sich geistreich vorstellen habe, nunmehr besonders in der Schweiz und Frankreich näher bekannt wurde, so konnte man sich nicht genug verwundern, wie ein Poet, der sich blos mit sittlichen, dem Gefühl und der Einbildungskraft anheimgegebenen Phänomenen gewöhnlich befasse, sich einen Augenblick von seinem Wege abwenden und in flüchtigem Vorübergehen eine solche bedeutende Entdeckung habe gewinnen können.

Diesem Vorurtheil zu begegnen, ist eigentlich vorliegender Aufsatz verfaßt; er soll anschaulich machen: wie ich Gelegenheit gefunden, einen großen Theil meines Lebens mit Neigung und Leidenschaft auf Naturstudien zu verwenden.

Nicht alle durch eine außerordentliche Gabe des Geistes, nicht durch eine momentane Inspiration, noch unvermuthet und auf einmal, sondern durch ein folgerechtes Bemühen bin ich endlich zu einem so erfreulichen Resultate gelangt.

Zwar hätte ich gar wohl der hohen Ehre, die man meiner Saazität erweisen wollen, ruhig genießen und mich allenfalls damit brüsten können; da es aber im Verfolg wissenschaftlichen Bestrebens gleich schädlich ist, ausschließlich der Erfahrung als unbedingt der Idee zu gehorchen, so habe ich für meine Schuldigkeit gehalten, das Ereigniß, wie es mir begegnet, historisch treu, obgleich nicht in aller Ausführlichkeit, ernsten Forschern darzulegen.

Schicksal der Handschrift.[1])

Aus Italien, dem formreichen, war ich in das gestaltlose Deutschland zurückgewiesen, heiteren Himmel mit einem düsteren zu vertauschen; die Freunde, statt mich zu trösten und wieder an sich zu ziehen, brachten mich zur Verzweiflung. Mein Entzücken über entfernteste, kaum bekannte Gegenstände, mein Leiden, meine Klagen über das Verlorne schien sie zu beleidigen, ich vermißte jede Theilnahme, Niemand verstand meine Sprache. In diesen peinlichen Zustand wußt' ich mich nicht zu finden, die Entbehrung war zu groß, an welche sich der äußere Sinn gewöhnen sollte; der Geist erwachte sonach und suchte sich schadlos zu halten.

Im Laufe von zwei vergangenen Jahren hatte ich ununterbrochen beobachtet, gesammelt, gedacht, jede meiner Anlagen auszubilden gesucht. Wie die begünstigte griechische Nation verfahren, um die höchste Kunst im eignen Nationalkreise zu entwickeln, hatte ich bis auf einen gewissen Grad einzusehen gelernt, so daß ich hoffen konnte, nach und nach das Ganze zu überschauen und mir einen reinen, vorurtheilsfreien Kunstgenuß zu bereiten. Ferner glaubte ich der Natur abgemerkt zu haben, wie sie gesetzlich zu Werke gehe, um lebendiges Gebild, als

[1]) 1817. — W. H.

Muster alles künstlichen, hervorzubringen. Das Dritte, was mich beschäftigte, waren die Sitten der Völker. An ihnen zu lernen, wie aus dem Zusammentreffen von Nothwendigkeit und Willkür, von Antrieb und Wollen, von Bewegung und Widerstand ein Drittes hervorgeht, was weder Kunst noch Natur, sondern Beides zugleich ist, nothwendig und zufällig, absichtlich und blind: ich verstehe die menschliche Gesellschaft.

Wie ich mich nun in diesen Regionen hin- und herbewegte, mein Erkennen auszubilden bemüht, unternahm ich sogleich schriftlich zu verfassen, was mir am Klarsten vor dem Sinne stand, und so ward das Nachdenken geregelt, die Erfahrung geordnet und der Augenblick festgehalten. Ich schrieb zu gleicher Zeit einen Aufsatz über Kunst, Manier und Stil, einen andern, die Metamorphose der Pflanzen zu erklären, und das Römische Karneval; sie zeigen sämmtlich, was damals in meinem Innern vorging und welche Stellung ich gegen jene drei großen Weltgegenden genommen hatte. Der Versuch, die Metamorphose der Pflanzen zu erklären, das heißt die mannichfaltigen, besondern Erscheinungen des herrlichen Weltgartens auf ein allgemeines, einfaches Prinzip zurückzuführen, war zuerst abgeschlossen.

Nun aber ist es eine alte schriftstellerische Wahrheit: Uns gefällt, was wir schreiben, wir würden es ja sonst nicht geschrieben haben. Mit meinem neuen Hefte wohl zufrieden, schmeichelte ich mir, auch im wissenschaftlichen Felde schriftstellerisch eine glückliche Laufbahn zu eröffnen; allein hier sollte mir ebenfalls begegnen, was ich an meinen ersten dichterischen Arbeiten erlebt: ich ward gleich anfangs auf mich selbst zurückgewiesen; doch hier deuteten die ersten Hindernisse leider gleich auf die spätern, und noch bis auf den heutigen Tag lebe ich in einer Welt, aus der ich Wenigen etwas mittheilen kann. Dem Manuskript aber erging es folgendermaßen.

Mit Herrn Göschen, dem Herausgeber meiner gesammelten Schriften, hatte ich alle Ursache zufrieden zu sein; leider fiel jedoch die Auflage derselben in eine Zeit, wo Deutschland nichts mehr von mir wußte noch wissen wollte, und ich glaubte zu bemerken, mein Verleger finde den Absatz nicht ganz nach seinen Wünschen. Indessen hatte ich versprochen, meine künftigen Arbeiten ihm vor Andern anzubieten, eine Bedingung, die ich immer für billig gehalten habe. Ich meldete ihm daher, daß eine kleine Schrift fertig liege, wissenschaftlichen Inhalts, deren

Abdruck ich wünsche. Ob er sich nun überhaupt von meinen Arbeiten nicht mehr sonderlich viel versprochen, oder ob er in diesem Falle, wie ich vermuthen kann, bei Sachverständigen Erkundigung eingezogen habe, was von einem solchen Uebersprung in ein anderes Feld zu halten sein möchte, will ich nicht untersuchen; genug, ich konnte schwer begreifen, warum er mein Heft zu drucken ablehnte, da er im schlimmsten Falle durch ein so geringes Opfer von sechs Bogen Makulatur einen fruchtbaren, frisch wieder auftretenden, zuverlässigen, genügsamen Autor sich erhalten hätte.

Abermals befand ich mich also in derselben Lage wie jene, da ich dem Buchhändler Fleischer meine Mitschuldigen anbot; diesmal aber ließ ich mich nicht sogleich abschrecken. Ettinger in Gotha, eine Verbindung mit mir beabsichtigend, erbot sich zur Uebernahme, und so gingen diese wenigen Bogen, mit lateinischen Lettern zierlich gedruckt, auf gut Glück in die Welt.

Das Publikum spukte, denn nach seinem Wunsch, sich gut und gleichförmig bedient zu sehen, verlangt es an Jeden, daß er in seinem Fache bleibe, und dieses Ansinnen hat auch guten Grund; denn wer das Vortreffliche leisten will, welches nach allen Seiten hin unendlich ist, soll es nicht, wie Gott und die Natur wol thun dürfen, auf mancherlei Wegen versuchen. Daher will man, daß ein Talent, das sich in einem gewissen Feld bewerthat, dessen Art und Weise allgemein anerkannt und beliebt ist, aus seinem Kreise sich nicht entferne oder wol gar in einen weit abgelegenen hinüberspringe. Wagt es Einer, so weiß man ihm keinen Dank, ja, man gewährt ihm, wenn er es auch recht macht, keinen besondern Beifall.

Nun fühlt aber der lebhafte Mensch sich um sein selbst willen und nicht fürs Publikum da, er mag sich nicht an irgend einem Einerlei abmüden und abschleifen, er sucht sich von andern Seiten Erholung. Auch ist jedes energische Talent ein allgemeines, das überall hinschaut und seine Thätigkeit da und dort nach Belieben ausübt. Wir haben Aerzte, die mit Leidenschaft bauen, Gärten und Fabriken anlegen, Wundärzte als Münzkenner und Besitzer köstlicher Sammlungen. Astruc, Ludwig des Vierzehnten Leibchirurg, legte zuerst Messer und Sonde an den Pentateuch, und was sind nicht überhaupt schon die Wissenschaften theilnehmenden Liebhabern und unbefangenen Gastfreunden schuldig geworden! Ferner kennen wir Geschäftsmänner als leidenschaftliche Romanenleser und Kartenspieler,

ernsthafte Hausväter jeder andern Unterhaltung die Theaterposse vorziehend. Seit mehreren Jahren wird uns zum Ueberdruß die ewige Wahrheit wiederholt, daß das Menschenleben aus Ernst und Spiel zusammengesetzt sei, und daß der Weiseste und Glücklichste nur Derjenige genannt zu werden verdiene, der sich zwischen beiden im Gleichgewicht zu bewegen versteht; denn auch ungeregelt wünscht ein Jeder das Entgegengesetzte von sich selbst, um das Ganze zu haben.

Auf tausenderlei Weise erscheint dieses Bedürfniß dem wirksamen Menschen aufgedrungen. Wer darf mit unserm Chladni rechten, dieser Zierde der Nation? Dank ist ihm die Welt schuldig, daß er den Klang allen Körpern auf jede Weise zu entlocken, zuletzt sichtbar zu machen verstanden. Und was ist entfernter von diesem Bemühen als die Betrachtung des atmosphärischen Gesteins! Die Umstände der in unsern Tagen häufig sich erneuernden Ereignisse zu kennen und zu erwägen, die Bestandtheile dieses himmlisch-irdischen Produkts zu entwickeln, die Geschichte des durch alle Zeiten durchgehenden wunderbaren Phänomens aufzuforschen, ist eine schöne, würdige Aufgabe. Wodurch hängt aber dieses Geschäft mit jenem zusammen? etwa durchs Donnergeprassel, womit die Atmosphärilien zu uns herunterstürzen? Keineswegs, sondern dadurch, daß ein geistreicher, aufmerkender Mann zwei der entferntesten Naturvorkommenheiten seiner Betrachtung aufgedrungen fühlt und nun Eines wie das Andere stetig und unablässig verfolgt. Ziehen wir dankbar den Gewinn, der uns dadurch beschert ist.

Schicksal der Druckschrift.[1])

Derjenige, der sich im Stillen mit einem würdigen Gegenstande beschäftigt, in allem Ernst ihn zu umfassen bestrebt, macht sich keinen Begriff, daß gleichzeitige Menschen ganz anders zu denken gewohnt sind als er, und es ist sein Glück; denn er würde den Glauben an sich selbst verlieren, wenn er nicht an Theilnahme glauben dürfte. Tritt er aber mit seiner Meinung hervor, so bemerkt er bald, daß verschiedene Vorstellungsarten sich in der Welt bekämpfen und so gut den Gelehrten als Ungelehrten verwirren. Der Tag ist immer in Parteien getheilt, die sich selbst so wenig kennen als ihre Antipoden. Jeder

[1]) 1817. — A d H.

wirkt leidenschaftlich, was er vermag, und gelangt, so weit es gelingen will.

Um so ward auch ich, noch ehe mir ein öffentliches Urtheil zukam, durch eine Privatnachricht gar wundersam getroffen. In einer ansehnlichen deutschen Stadt hatte sich ein Verein wissenschaftlicher Männer gebildet, welche zusammen auf theoretischem und praktischem Wege manches Gute stifteten. In diesem Kreise ward auch mein Heftchen als eine sonderbare Novität eifrig gelesen; allein Jedermann war damit unzufrieden, Alle versicherten: es sei nicht abzusehen, was das heißen solle. Einer meiner Römischen Kunstfreunde, mich liebend, mir vertrauend, empfand es übel, meine Arbeit so getadelt, ja verworfen zu hören, da er mich doch bei einem lange fortgesetzten Umgange über mannichfaltige Gegenstände ganz vernünftig und folgerecht sprechen hören. Er las daher das Heft mit Aufmerksamkeit, und ob er gleich selbst nicht recht wußte, wo ich hinaus wolle, so ergriff er doch den Inhalt mit Neigung und Künstlersinn und gab dem Vorgetragenen eine zwar wunderliche, aber doch geistreiche Bedeutung.

„Der Verfasser", sagte derselbe, „hat eine eigene, verborgene Absicht, die ich aber vollkommen deutlich einsehe; er will den Künstler lehren, wie sprossende und rankende Blumenverzierungen zu erfinden sind, nach Art und Weise der Alten in fortschreitender Bewegung. Die Pflanze muß von den einfachsten Blättern ausgehen, die sich stufenweise vermannichfaltigen, einschneiden, vervielfältigen, und indem sie sich vorwärts schieben, immer ausgebildeter, schlanker und leichter werden, bis sie sich in dem größten Reichthum der Blume versammeln, um den Samen entweder auszuschütten oder gar einen neuen Lebenslauf wieder zu beginnen. Marmorpilaster, auf solche Weise verziert, sieht man in der Villa Medicis, und nun verstehe ich erst recht, wie es dort gemeint ist. Die unendliche Fülle der Blätter wird zuletzt von der Blume noch übertroffen, so daß endlich statt der Samenkörner oft Thiergestalten und Genien hervorspringen, ohne daß man es nach der vorhergehenden herrlichen Entwickelungsfolge nur im Mindesten unwahrscheinlich fände; ich freue mich nun, auf die angedeutete Weise gar manchen Zierrath selbst zu erfinden, da ich bisher unbewußt die Alten nachgeahmt habe."

In diesem Falle war jedoch Gelehrten nicht gut gepredigt; sie ließen die Erklärung zur Noth hingehn, meinten aber doch:

wenn man nichts weiter als die Kunst im Auge habe und Vortheil beabsichtige, so müsse man nicht thun, als wenn man für die Wissenschaften arbeite, wo dergleichen Phantasien nicht gelten dürften. Der Künstler versicherte mich später: in Gefolg der Naturgesetze, wie ich sie ausgesprochen, sei ihm geglückt, Natürliches und Unmögliches zu verbinden und etwas Erfreulich-Wahrscheinliches hervorzubringen. Jenen Herrn dagegen habe er mit seinen Erklärungen nicht wieder aufwarten dürfen.

Von andern Seiten her vernahm ich ähnliche Klänge; nirgends wollte man zugeben, daß Wissenschaft und Poesie vereinbar seien. Man vergaß, daß Wissenschaft sich aus Poesie entwickelt habe; man bedachte nicht, daß nach einem Umschwung von Zeiten beide sich wieder freundlich, zu beiderseitigem Vortheil, auf höherer Stelle gar wohl wieder begegnen könnten.

Freundinnen, welche mich schon früher den einsamen Gebirgen, der Betrachtung starrer Felsen gern entzogen hätten, waren auch mit meiner abstrakten Gärtnerei keineswegs zufrieden. Pflanzen und Blumen sollten sich durch Gestalt, Farbe, Geruch auszeichnen; nun verschwanden sie aber zu einem gespensterhaften Schemen. Da versuchte ich diese wohlwollenden Gemüther zur Theilnahme durch eine Elegie zu locken, der ein Platz hier gegönnt sein möge, wo sie im Zusammenhang wissenschaftlicher Darstellung verständlicher werden dürfte als eingeschaltet in eine Folge zärtlicher und leidenschaftlicher Poesien.

*

Dich verwirret, Geliebte, die tausendfältige Mischung
Dieses Blumengewühls über dem Garten umher;
Viele Namen hörest Du an, und immer verdränget
Mit barbarischem Klang einer den andern im Ohr.
Alle Gestalten sind ähnlich, und keine gleichet der andern;
Und so deutet das Chor auf ein geheimes Gesetz,
Auf ein heiliges Räthsel. O, könnt' ich Dir, liebliche Freundin,
Ueberliefern sogleich glücklich das lösende Wort!
Werdend betrachte sie nun, wie nach und nach sich die Pflanze
Stufenweise geführt, bildet zu Blüthen und Frucht.
Aus dem Samen entwickelt sie sich, sobald ihn der Erde
Stille befruchtender Schooß hold in das Leben entläßt
Und dem Reize des Lichts, des heiligen, ewig bewegten,
Gleich den zärtesten Bau keimender Blätter empfiehlt.

Einfach schlief in dem Samen die Kraft; ein beginnendes Vorbild
Lag, verschlossen in sich, unter die Hülle gebeugt.
Blatt und Wurzel und Keim, nur halb geformet und farblos;
Trocken erhält so der Kern ruhiges Leben bewahrt,
Quillet strebend empor, sich milder Feuchte vertrauend,
Und erhebt sich sogleich aus der umgebenden Nacht.
Aber einfach bleibt die Gestalt der ersten Erscheinung;
Und so bezeichnet sich auch unter den Pflanzen das Kind.
Gleich darauf ein folgender Trieb, sich erhebend, erneuet,
Knoten auf Knoten gethürmt, immer das vorige Gebild.
Zwar nicht immer das gleiche; denn mannichfaltig erzeugt sich
Ausgebildet, Du siehst's, immer das folgende Blatt,
Ausgedehnter, gekerbter, getrennter in Spitzen und Theile.
Die verwachsen vorher ruhten im untern Organ.
Und so erreicht es zuerst die höchst bestimmte Vollendung,
Die bei manchem Geschlecht Dich zum Erstaunen bewegt.
Viel gerippt und gezackt, auf mastig strotzender Fläche,
Scheinet die Fülle des Triebs frei und unendlich zu sein.
Doch hier hält die Natur mit mächtigen Händen die Bildung
An und lenket sie sanft in das Vollkommnere hin.
Mäßiger leitet sie nun den Saft, verengt die Gefäße,
Und gleich zeigt die Gestalt zärtere Wirkungen an.
Stille zieht sich der Trieb der strebenden Ränder zurücke,
Und die Rippe des Stiels bildet sich völliger aus.
Blattlos aber und schnell erhebt sich der zärtere Stengel,
Und ein Wundergebild zieht den Betrachtenden an.
Rings im Kreise stellet sich nun, gezählet und ohne
Zahl, das kleinere Blatt neben dem ähnlichen hin.
Um die Achse gedrängt, entscheidet der bergende Kelch sich,
Der zur höchsten Gestalt farbige Kronen entläßt.
Also prangt die Natur in hoher, voller Erscheinung,
Und sie zeiget gereiht Glieder an Glieder gestuft.
Immer staunst Du aufs Neue, sobald sich am Stengel die Blume
Ueber dem schlanken Gerüst wechselnder Blätter bewegt.
Aber die Herrlichkeit wird des neuen Schaffens Verkündung;
Ja, das farbige Blatt fühlet die göttliche Hand,
Und zusammen zieht es sich schnell; die zärtesten Formen,
Zwiefach streben sie vor, sich zu vereinen bestimmt.
Traulich stehen sie nun, die holden Paare, beisammen,
Zahlreich ordnen sie sich um den geweihten Altar.
Hymen schwebet herbei, und herrliche Düfte, gewaltig,

Strömen ſüßen Geruch, Alles belebend, umher.
Nun vereinzelt ſchwellen ſogleich unzählige Keime,
Hold in den Mutterſchooß ſchwellender Früchte gehüllt.
Und hier ſchließt die Natur den Ring der ewigen Kräfte;
Doch ein neuer ſogleich faſſet den vorigen an,
Daß die Kette ſich fort durch alle Zeiten verlänge
Und das Ganze belebt ſo wie das Einzelne ſei.
Wende nun, o Geliebte, den Blick zum bunten Gewimmel,
Das verwirrend nicht mehr ſich vor dem Geiſte bewegt!
Jede Pflanze verkündet Dir nun die ew'gen Geſetze,
Jede Blume, ſie ſpricht lauter und lauter mit Dir.
Aber entzifferſt Du hier der Göttin heilige Lettern,
Ueberall ſiehſt Du ſie dann, auch in verändertem Zug:
Kriechend zaudre die Raupe, der Schmetterling eile geſchäftig,
Bildſam ändre der Menſch ſelbſt die beſtimmte Geſtalt.
O, gedenke denn auch, wie aus dem Keim der Bekanntſchaft
Nach und nach in uns holde Gewohnheit entſproß,
Freundſchaft ſich mit Macht in unſerm Innern enthüllte,
Und wie Amor zuletzt Blüthen und Früchte gezeugt!
Denke, wie mannichfach bald die, bald jene Geſtalten
Still entfaltend Natur unſern Gefühlen geliehn!
Freue Dich auch des heutigen Tags! Die heilige Liebe
Strebt zu der höchſten Frucht gleicher Geſinnungen auf,
Gleicher Anſicht der Dinge, damit in harmoniſchem Anſchaun
Sich verbinde das Paar, finde die höhere Welt.

*

Höchſt willkommen war dieſes Gedicht der eigentlich Geliebten, welche das Recht hatte, die lieblichen Bilder auf ſich zu beziehen, und auch ich fühlte mich ſehr glücklich, als das lebendige Gleichniß unſere ſchöne, vollkommene Neigung ſteigerte und vollendete; von der übrigen liebenswürdigen Geſellſchaft aber hatte ich viel zu erdulden; ſie parodirten meine Verwandlungen durch märchenhafte Gebilde neckiſcher, neckender Anſpielungen.

Leiden ernſterer Art jedoch waren mir bereitet von auswärtigen Freunden, unter die ich in dem Jubel meines Herzens die Freiexemplare vertheilt hatte; ſie antworteten alle mehr oder weniger in Bonnet's Redensarten; denn ſeine Kontemplationen der Natur hatte durch ſcheinbare Faßlichkeit die Geiſter gewonnen und eine Sprache in Gang gebracht, in der man etwas

Vorbemerkung des Herausgebers.

Die unter der Bezeichnung West-östlicher Divan zusammengefaßten Gedichte erschienen vereinigt zuerst im Jahre 1819, als Goethe bereits das siebzigste Lebensjahr erreicht hatte. Ihre Entstehung fällt in die fünf vorhergegangenen Jahre. Jedoch ist ein großer Theil der nachträglich den Ausgaben des Divan von 1827 und 1837 hinzugefügten Gedichte (s. S. 378 und 379), welche sich im Ganzen auf einige 70 Nummern belaufen, erst in den zwanziger Jahren entstanden, Zusätze, welche mit Ausnahme der Paradieses-Gedichte (XII. 1 und 4 bis 7) nicht von Belang und zum Theil dem Charakter der Sammlung fremd sind. Dieser beruht wesentlich auf den Gedichten der Jahre 1814 und 1815. Diese Jahre sind nicht allein, weil numerisch die größte Anzahl der Gedichte in ihnen entstanden, als die eigentliche Geburtszeit des Divan anzusehn, sondern hauptsächlich, weil die Eigenthümlichkeit desselben, wie sie auch später noch in den Zusätzen der Jahre 1816 bis 1820 festgehalten ist, durch den Charakter jener Kriegsjahre be-

zu ſagen, ſich unter einander zu verſtehen glaubte. Zu meiner Art, mich auszudrücken, wollte ſich Niemand bequemen. Es iſt die größte Qual, nicht verſtanden zu werden, wenn man nach großer Bemühung und Anſtrengung ſich endlich ſelbſt und die Sache zu verſtehn glaubt; es treibt zum Wahnſinn, den Irrthum immer wiederholen zu hören, aus dem man ſich mit Noth gerettet hat, und peinlicher kann uns nichts begegnen, als wenn das, was uns mit unterrichteten, einſichtigen Männern verbinden ſollte, Anlaß giebt einer nicht zu vermittlenden Trennung.

Ueberdies waren die Aeußerungen meiner Freunde keineswegs von ſchonender Art, und es wiederholte ſich dem vieljährigen Autor die Erfahrung, daß man gerade von verſchenkten Exemplaren Unluſt und Verdruß zu erleben hat. Kommt Jemanden ein Buch durch Zufall oder Empfehlung in die Hand, er lieſt es, kauft es auch wol; überreicht ihm aber ein Freund mit behaglicher Zuverſicht ſein Werk, ſo ſcheint es, als ſei es darauf abgeſehen, ein Geiſtesübergewicht aufzudringen. Da tritt nun das radikale Böſe in ſeiner häßlichſten Geſtalt hervor, als Neid und Widerwille gegen frohe, eine Herzensangelegenheit vertrauende Perſonen. Mehrere Schriftſteller, die ich befragte, waren mit dieſem Phänomen der unſittlichen Welt auch nicht unbekannt.

Einen Freund und Gönner jedoch, welcher währender Arbeit ſowie nach deren Vollendung treulich eingewirkt, muß ich an dieſer Stelle rühmen. Karl von Dalberg war es, ein Mann, der wohl verdient hätte, das ihm angeborne und zugedachte Glück in friedlicher Zeit zu erreichen, die höchſten Stellen durch unermüdete Wirkſamkeit zu ſchmücken und den Vortheil derſelben mit den Seinigen bequem zu genießen. Man traf ihn ſtets rührig, theilnehmend, fördernd, und wenn man ſich auch ſeine Vorſtellungsart im Ganzen nicht zueignen konnte, ſo fand man ihn doch im Einzelnen jederzeit geiſtreich überhelfend. Bei aller wiſſenſchaftlichen Arbeit bin ich ihm viel ſchuldig geworden, weil er das mir eigenthümliche Hinſtarren auf die Natur zu bewegen, zu beleben wußte. Denn er hatte den Muth, durch gewiſſe gelenke Wortformeln das Angeſchaute zu vermitteln, an den Verſtand heranzubringen.

Eine günſtige Recenſion in den Göttinger Anzeigen, Februar 1791, konnte mir nur halb genügen. Daß ich mit ausnehmender Klarheit meinen Gegenſtand behandelt, war mir zugeſtanden; der Recenſent legte den Gang meines Vortrags kürzlich und

reinlich dar; wohin es aber deute, war nicht ausgesprochen und ich daher nicht gefördert. Da man mir nun zugab, daß ich den Weg ins Wissen von meiner Seite wohl gebahnt habe, so wünschte ich brünstig, daß man mir von dort her entgegenkäme; denn es war mir gar nichts daran gelegen, hier irgendwo Fuß zu fassen, sondern sobald als möglich durch diese Regionen unterrichtet und aufgeklärt durchzuschreiten. Da es aber nicht nach meinen Hoffnungen und Wünschen erging, so blieb ich meinen bisherigen Anstalten getreu. Herbarien wurden zu diesem Zwecke gesammelt, ich verwahrte sogar manche Merkwürdigkeit in Spiritus, ließ Zeichnungen verfertigen, Kupfertafeln stechen; Alles das sollte der Fortsetzung meiner Arbeit zu Gute kommen. Der Zweck war, die Haupterscheinung vor Augen zu bringen und die Anwendbarkeit meines Vortrags zu bethätigen. Nun ward ich aber unverhofft in ein höchst bewegliches Leben hingerissen. Meinem Fürsten folgte ich und also dem preußischen Heer nach Schlesien, in die Champagne, zur Belagerung von Mainz. Diese drei Jahre hinter einander waren auch für mein wissenschaftliches Bestreben höchst vortheilhaft. Ich sah die Erscheinungen der Natur in offner Welt und brauchte nicht erst einen zwirnsfädigen Sonnenstrahl in die finsterste Kammer zu lassen, um zu erfahren, daß Hell und Dunkel Farben erzeuge. Dabei bemerkte ich kaum die unendliche Langeweile des Feldzugs, die höchst verdrießlich ist, wenn Gefahr dagegen uns belebt und ergetzt. Ununterbrochen waren meine Betrachtungen, unausgesetzt das Aufzeichnen des Bemerkten, und mir, dem Unschreibseligen, stand der gute Genius abermals schönschreibend zur Seite, der mir in Karlsbad und früher so förderlich gewesen.

Da mir nun alle Gelegenheit entzogen war, in Büchern mich umzusehen, benutzte ich meine Druckschrift gelegentlich, daß ich gelehrte Freunde, welche der Gegenstand interessirte, bittend anging, mir zu Liebe in ihrem weit verbreiteten Lesekreis gefällig Acht zu geben, was schon über diese Materie geschrieben und überliefert wäre; denn ich war längst überzeugt, es gebe nichts Neues unter der Sonne, und man könne gar wohl in den Ueberlieferungen schon angedeutet finden, was wir selbst gewahr werden und denken oder wohl gar hervorbringen. Wir sind nur Originale, weil wir nichts wissen.

Jener Wunsch aber ward nur gar stückweis erfüllt, als mein verehrter Freund Friedrich August Wolf mir seinen Kamens-

vetter andeutete, der längst auf der Spur gewesen, die ich nun auch verfolgte. Welcher Vortheil mir dadurch geworden, weist sich zunächst aus.

Entdeckung eines trefflichen Vorarbeiters.[1])

Kaspar Friedrich Wolff, geboren zu Berlin im Jahr 1733, studirt zu Halle, promovirt 1759. Seine Dissertation Theoria generationis setzt viele mikroskopische Beobachtungen und ein ernstes, anhaltendes Nachdenken voraus, wie man sie von einem sechsundzwanzigjährigen jungen Manne kaum erwarten darf. Nun praktizirt er in Breslau, liest zugleich Physiologie und andere Kollegien im Lazareth daselbst. Nach Berlin berufen, setzt er seine Vorlesungen fort, er wünscht seinen Zuhörern einen vollständigen Begriff von der Generation zu geben, läßt deshalb 1764 einen deutschen Oktavband drucken, dessen erste Abtheilung historisch und polemisch, die zweite dogmatisch und didaktisch ist. Hierauf wird er als Akademiker nach St. Petersburg versetzt, wo er denn in den Kommentarien und Akten von 1767 bis 1792 als ein fleißiger Mitarbeiter erscheint. Alle seine Aufsätze beweisen, daß er sowol seinem Studiengange als seinen Ueberzeugungen durchaus treu geblieben bis an sein Ende, welches 1794 erfolgte. Seine Mitbrüder drücken sich folgendermaßen über ihn aus:

„Er brachte nach St. Petersburg schon den wohlbefestigten Ruf eines gründlichen Anatomen und tiefsinnigen Physiologen; einen Ruf, den er in der Folge zu erhalten und zu vermehren wußte durch die große Zahl trefflicher Aufsätze, welche in den Sammlungen der Akademie verbreitet sind. Er hatte sich schon früher berühmt gemacht durch eine tief und gründlich gedachte Probeschrift über die Zeugung und durch den Streit, in welchen er deshalb mit dem unsterblichen Haller gerieth, der, ungeachtet ihrer Meinungsverschiedenheit, ihn immer ehrenvoll und freundschaftlich behandelte. Geliebt und geschätzt von seinen Mitgenossen, sowol seines Wissens als wegen seiner Geradheit und Sanftmuth, verschied er im einundsechzigsten Jahre seines Alters, vermißt von der ganzen Akademie, bei der er seit siebenundzwanzig Jahren sich als thätiges Mitglied erwiesen hatte. Weder die Familie noch seine hinterlassenen Papiere konnten irgend

[1]) 1817. — A. d. H.

etwas liefern, woraus man einigermaßen eine umständlichere Lebensbeschreibung hätte bilden können. Aber die Einförmigkeit, in welcher ein Gelehrter einsam und eingezogen lebte, der seine Jahre nur im Studirzimmer zubrachte, giebt so wenig Stoff zu Biographie, daß wir wahrscheinlich hiebei nicht viel vermissen. Der eigentliche, bedeutende und nützliche Theil vom Leben eines solchen Mannes ist in seinen Schriften aufbewahrt, durch sie wird sein Name der Nachwelt überliefert; also indem uns eine Lebensbeschreibung abgeht, geben wir das Verzeichniß seiner akademischen Arbeiten, welches gar wohl für eine Lobrede (Eloge) gelten kann; denn es läßt mehr als die schönsten Redensarten die Größe des Verlusts empfinden, den wir durch seinen Tod erleiden."

Also schätzte und ehrte eine fremde Nation öffentlich schon vor zwanzig Jahren unsern trefflichen Landsmann, den eine herrschende Schule, mit der er sich nicht vereinigen konnte, schon früh aus seinem Vaterlande hinausgeschoben hatte, und ich freue mich, bekennen zu dürfen, daß ich seit mehr als fünfundzwanzig Jahren von ihm und an ihm gelernt habe. Wie wenig bekannt er jedoch diese Zeit in Deutschland gewesen, zeugt unser so verdiente als redliche Meckel bei Gelegenheit einer Uebersetzung des Aufsatzes: Ueber die Bildung des Darmkanals im bebrüteten Hühnchen, Halle 1812.

Möge mir die Parze vergönnen, umständlich darzulegen, wie ich seit so vielen Jahren mit und neben diesem vorzüglichen Manne gewandelt, wie ich dessen Charakter, Ueberzeugung und Lehre zu durchdringen gesucht, wie weit ich mit ihm übereinstimmen können, wie ich mich zu ferneren Fortschritten angetrieben fühlte, jedoch ihn immer dankbar im Auge behalten. Gegenwärtig ist nur von seiner Ansicht der Pflanzenverwandlung die Rede, die er schon in seiner Probeschrift und deren deutschen weitern Ausführung an den Tag legte, am Deutlichsten aber im erstgenannten akademischen Aufsatze zusammengefaßt und ausgesprochen hat. Ich nehme daher diese Stellen nach der Meckel'schen Uebersetzung hier dankbar auf und füge nur wenige Anmerkungen hinzu, um auf dasjenige hinzudeuten, was ich in der Folge ausführlicher entwickeln möchte.

Kaspar Friedrich Wolff

über Pflanzenbildung.

„Ich versuchte, die meisten Theile der Pflanzen, welche die größte Aehnlichkeit mit einander haben, deshalb leicht verglichen werden können, die Blätter nämlich, den Kelch, die Blumenblätter, die Fruchthülle, den Samen, den Stengel, die Wurzel, ihrer Entstehung nach zu erklären. Da bestätigte sich denn, daß die verschiedenen Theile, woraus die Pflanzen bestehen, einander außerordentlich ähnlich sind und deshalb ihrem Wesen und ihrer Entstehungsweise nach leicht erkannt werden. In der That bedarf es keines großen Scharfsinns, um besonders bei gewissen Pflanzen zu bemerken, daß der Kelch sich von den Blättern nur wenig unterscheidet und, um es kurz zu sagen, nichts als eine Sammlung mehrerer kleinerer und unvollkommnerer Blätter ist. Sehr deutlich sieht man dies bei mehrern jährigen Pflanzen mit zusammengesetzten Blumen, wo die Blätter allmählich desto kleiner, unvollkommner und zahlreicher werden und desto näher an einander rücken, je höher sie am Stamme stehen, bis endlich die letzten, unmittelbar unter der Blume befindlichen, äußerst klein und dicht zusammengedrängt, die Blätter des Kelches darstellen und zusammengenommen den Kelch selbst bilden.

„Nicht weniger deutlich ist auch die Fruchthülle aus mehrern Blättern zusammengesetzt, nur mit dem Unterschiede, daß die Blätter, welche im Kelche blos zusammengedrängt sind, hier mit einander verschmelzen. Die Richtigkeit dieser Meinung beweist nicht blos das Aufspringen mehrerer Samenkapseln und das freiwillige Zerfallen derselben in ihre Blätter, als in die Theile, woraus sie zusammengesetzt sind, sondern schon die bloße Betrachtung und die äußere Ansicht der Fruchthülle. Endlich sind selbst die Samen, ungeachtet sie auf den ersten Anblick nicht die geringste Aehnlichkeit mit Blättern haben, doch in der That wieder nichts als verschmolzne Blätter; denn die Lappen, in welche sie sich spalten, sind Blätter, aber unter allen der ganzen Pflanze am Unvollkommensten entwickelt, unförmlich, klein, dick, hart, saftlos und weiß. Jeder Zweifel an der Richtigkeit dieser Behauptung wird gehoben, wenn man sieht, wie diese Lappen, sobald der Samen der Erde anvertrauet wird, damit die in der mütterlichen Pflanze unterbrochene Vegetation fortgesetzt werde, sich in die vollkommensten, grünen, saftigen Blätter, die soge-

nannten Samenblätter, umwandeln. Daß aber auch die Blumenkrone und die Staubgefäße weiter nichts als modifizirte Blätter sind, wird aus einzelnen Beobachtungen wenigstens sehr wahrscheinlich. Man sieht nämlich nicht selten die Blätter des Kelches in Blumenblätter und umgekehrt diese in Kelchblätter übergehen. Wenn nun die Kelchblätter wahre Blätter, die Blumenblätter aber nichts als Kelchblätter sind, so ist es wol keinem Zweifel unterworfen, daß auch die Blumenblätter modifizirte wahre Blätter sind. Auf ähnliche Weise sieht man auch in den Linnéischen Polyandristen die Staubfäden häufig sich in Blumenblätter verwandeln und dadurch gefüllte Blumen bilden, umgekehrt aber Blumenblätter in Staubfäden übergehen, woraus sich wieder ergiebt, daß auch die Staubgefäße ihrem Wesen nach eigentlich Blätter sind. Mit einem Worte: in der ganzen Pflanze, deren Theile auf den ersten Anblick so außerordentlich von einander abweichen, sieht man, wenn man Alles reiflich erwägt, nichts als Blätter und Stengel, indem die Wurzel zu diesem gehört. Diese sind die nächsten, unmittelbaren und zusammengesetzten Theile derselben; die entfernten und einfachen, woraus diese wieder gebildet werden, sind Gefäße und Bläschen.

„Wenn also alle Theile der Pflanze, den Stengel ausgenommen, auf die Form des Blattes zurückgeführt werden können und nichts als Modifikationen derselben sind, so ergiebt sich leicht, daß die Generationstheorie der Pflanzen nicht sehr schwer zu entwickeln ist, und zugleich ist der Weg bezeichnet, den man einschlagen muß, wenn man diese Theorie liefern will. Zuerst muß durch Beobachtungen ausgemittelt werden, auf welche Weise die gewöhnlichen Blätter sich bilden, oder, was gleichbedeutend ist, wie die gewöhnliche Vegetation vor sich geht, auf welchen Gründen sie beruht und durch welche Kräfte sie wirklich wird. Ist man hierüber im Reinen, so müssen die Ursachen, die Umstände und Bedingungen erforscht werden, welche in den obern Theilen der Pflanze, wo die dem Anscheine nach neuen Erscheinungen sich darbieten und die scheinbar verschiedenen Theile sich entwickeln, die allgemeine Vegetationsweise so modifiziren, daß an der Stelle gewöhnlicher Blätter diese eigenthümlich gebildeten zum Austritt kommen. Nach diesem Plane verfuhr ich fruherhin und fand, daß alle diese Modifikationen in der allmählichen Abnahme der Vegetationskraft begründet sind, die in dem Maße sich vermindert, als die Vegetation länger fortgesetzt wird, und endlich ganz verschwindet, daß folglich das

Weſen aller dieſer Abänderungen der Blätter eine unvollkommnere Ausbildung derſelben iſt. Es war mir leicht, durch eine Menge von Verſuchen dieſe allmähliche Abnahme der Vegetation und ihrer Urſache, deren genaue Angabe hier zu weitläufig wäre, zu erweiſen und aus dieſem Fundament allein alle die neuen Phänomene, welche die Blüthen- und Fruchttheile, die ſo ſehr von den übrigen Blättern verſchieden ſcheinen, darbieten, und ſelbſt eine Menge von Kleinigkeiten zu erklären, die damit in Beziehung ſtehen.

„So findet man den Gegenſtand, wenn man die Bildungsgeſchichte der Pflanzen unterſucht; ganz verſchieden aber iſt Alles, wenn man ſich zu den Thieren wendet.“

*

Wenige Bemerkungen.

Indem ich zu Vorſtehendem Einiges zu bemerken gedenke, muß ich mich büten, nicht zu tief in die Darſtellung der Denkweiſe und Lehre des vorzüglichen Mannes, wie es wol künftig geſchehen möchte, einzugehen; ſo viel reiche hin, weiteres Nachdenken zu erregen.

Die Identität der Pflanzentheile bei aller ihrer Beweglichkeit erkennt er ausdrücklich an; doch bindert ihn ſeine einmal angenommene Erfahrungsweiſe, den letzten, den Hauptſchritt zu thun. Weil nämlich die Präformations- und Einſchachtelungslehre, die er bekämpft, auf einer bloßen außerſinnlichen Einbildung beruht, auf einer Annahme, die man zu denken glaubt, aber in der Sinnenwelt niemals darſtellen kann, ſo ſetzt er als Grundmaxime aller ſeiner Forſchungen, daß man nichts annehmen, zugeben und behaupten könne, als was man mit Augen geſehen und Andern jederzeit wieder vorzuzeigen im Stande ſei. Deshalb iſt er immer bemüht, auf die Anfänge der Lebensbildung durch mikroſkopiſche Unterſuchungen zu dringen und ſo die organiſchen Embryonen von ihrer frübſten Erſcheinung bis zur Ausbildung zu verfolgen. Wie vortrefflich dieſe Methode auch ſei, durch die er ſo viel geleiſtet hat, ſo dachte der treffliche Mann doch nicht, daß es ein Unterſchied ſei zwiſchen Sehen und Sehen, daß die Geiſtesaugen mit den Augen des Leibes in ſtetem lebendigen Bunde zu wirken baben, weil man ſonſt in Gefahr geräth, zu ſehen und doch vorbeizuſehen.

Bei der Pflanzenverwandlung sah er dasselbige Organ sich immerfort zusammenziehen, sich verkleinern; daß aber dieses Zusammenziehen mit einer Ausdehnung abwechsele, sah er nicht. Er sah, daß es sich an Volum verringere, und bemerkte nicht, daß es sich zugleich veredle, und schrieb daher den Weg zur Vollendung widersinnig einer Verkümmerung zu.

Dadurch schnitt er sich selbst den Weg ab, auf welchem er unmittelbar zur Metamorphose der Thiere gelangen konnte; dagegen spricht er entschieden aus: mit der Entwickelung der Thiere sei es ein ganz Anderes. Da aber seine Verfahrungsart die richtige ist, seine Beobachtungsgabe die genauste, da er darauf dringt, daß organische Entwickelung genau beobachtet, die Geschichte derselben jeder Beschreibung des fertigen Theils vorausgeschickt werden solle, so kommt er, obgleich mit sich selbst im Widerspruch, immer aufs Rechte.

Wenn er daher die Analogie der Form verschiedener organischen Theile des innern Thieres an einer Stelle ableugnet, so läßt er sie an der andern willig gelten. Zu Jenem wird er dadurch veranlaßt, daß er einzelne gewisse Organe, die freilich keine Gemeinschaft mit einander haben, unter einander vergleicht, z. B. Darmkanal und Leber, Herz und Gehirn; zu dem Andern hingegen wird er geführt, wenn er System gegen System hält, da ihm denn die Analogie sogleich in die Augen tritt und er sich zu dem kühnen Gedanken erhebt, daß hier wol eine Versammlung von mehreren Thieren sein könne.

Doch ich darf hier getrost schließen, da eines seiner vorzüglichsten Werke durch das Verdienst unseres verehrten Meckel's zur Kenntniß eines jeden Deutschen gelangte.

Glückliches Ereigniß.[1]

Genoß ich die schönsten Augenblicke meines Lebens zu gleicher Zeit, als ich der Metamorphose der Pflanzen nachforschte, als mir die Stufenfolge derselben klar geworden, begeistete mir diese Vorstellung den Aufenthalt von Neapel und Sizilien, gewann ich diese Art, das Pflanzenreich zu betrachten, immer mehr und mehr lieb, übte ich mich unausgesetzt daran auf Wegen und Stegen: so mußten mir diese vergnüglichen Bemühungen dadurch unschätzbar werden, indem sie Anlaß gaben zu einem

[1] 1817. — A. d. H.

der höchſten Verhältniſſe, die mir das Glück in ſpätern Jahren bereitete. Die nähere Verbindung mit Schiller bin ich dieſen erfreulichen Erſcheinungen ſchuldig, ſie beſeitigten die Mißverhältniſſe, welche mich lange Zeit von ihm entfernt hielten.

Nach meiner Rückkunft aus Italien, wo ich mich zu größerer Beſtimmtheit und Reinheit in allen Kunſtfächern auszubilden geſucht hatte, unbekümmert, was während der Zeit in Deutſchland vorgegangen, fand ich neuere und ältere Dichterwerke in großem Anſehn, von ausgebreiteter Wirkung, leider ſolche, die mich äußerſt anwiderten: ich nenne nur Heinſe's Ardinghello und Schiller's Räuber. Jener war mir verhaßt, weil er Sinnlichkeit und abſtruſe Denkweiſen durch bildende Kunſt zu veredlen und aufzuſtutzen unternahm, Dieſer, weil ein kraftvolles, aber unreifes Talent gerade die ethiſchen und theatraliſchen Paradoxen, von denen ich mich zu reinigen geſtrebt, recht im vollen hinreißenden Strome über das Vaterland ausgegoſſen hatte.

Beiden Männern von Talent verargte ich nicht, was ſie unternommen und geleiſtet; denn der Menſch kann ſich nicht verſagen, nach ſeiner Art wirken zu wollen, er verſucht es erſt unbewußt, ungebildet, dann auf jeder Stufe der Bildung immer bewußter, daher denn ſo viel Treffliches und Albernes ſich über die Welt verbreitet und Verwirrung aus Verwirrung ſich entwickelt.

Das Rumoren aber, das im Vaterland dadurch erregt, der Beifall, der jenen wunderlichen Ausgeburten allgemein, ſo von wilden Studenten als der gebildeten Hofdame gezollt ward, der erſchreckte mich; denn ich glaubte all mein Bemühen völlig verloren zu ſehen, die Gegenſtände, zu welchen, die Art und Weiſe, wie ich mich gebildet hatte, ſchienen mir beſeitigt und gelähmt. Und was mich am Meiſten ſchmerzte: alle mit mir verbundenen Freunde, Heinrich Meyer und Moritz, ſowie die im gleichen Sinne fortwaltenden Künſtler Tiſchbein und Bury ſchienen mir gleichfalls gefährdet: ich war ſehr betroffen. Die Betrachtung der bildenden Kunſt, die Ausübung der Dichtkunſt hätte ich gerne völlig aufgegeben, wenn es möglich geweſen wäre; denn wo war eine Ausſicht, jene Produktionen von genialem Werth und wilder Form zu überbieten? Man denke ſich meinen Zuſtand! Die reinſten Anſchauungen ſuchte ich zu nähren und mitzutheilen, und nun fand ich mich zwiſchen Ardinghello und Franz Moor eingeklemmt.

Moritz, der aus Italien gleichfalls zurückkam und eine Zeit lang bei mir verweilte, bestärkte sich mit mir leidenschaftlich in diesen Gesinnungen; ich vermied Schiller'n, der, sich in Weimar aufhaltend, in meiner Nachbarschaft wohnte. Die Erscheinung des Don Karlos war nicht geeignet, mich ihm näher zu führen, alle Versuche von Personen, die ihm und mir gleich nahe standen, lehnte ich ab, und so lebten wir eine Zeit lang neben einander fort.

Sein Aufsatz über Anmuth und Würde war ebenso wenig ein Mittel, mich zu versöhnen. Die Kantische Philosophie, welche das Subjekt so hoch erhebt, indem sie es einzuengen scheint, hatte er mit Freuden in sich aufgenommen; sie entwickelte das Außerordentliche, was die Natur in sein Wesen gelegt, und er, im höchsten Gefühl der Freiheit und Selbstbestimmung, war undankbar gegen die große Mutter, die ihn gewiß nicht stiefmütterlich behandelte. Anstatt sie selbstständig, lebendig vom Tiefsten bis zum Höchsten, gesetzlich hervorbringend zu betrachten, nahm er sie von der Seite einiger empirischen menschlichen Natürlichkeiten. Gewisse harte Stellen sogar konnte ich direkt auf mich deuten, sie zeigten mein Glaubensbekenntniß in einem falschen Lichte; dabei fühlte ich, es sei noch schlimmer, wenn es ohne Beziehung auf mich gesagt worden; denn die ungeheuere Kluft zwischen unsern Denkweisen klaffte nur desto entschiedener.

An keine Vereinigung war zu denken. Selbst das milde Zureden eines Dalberg, der Schiller'n nach Würden zu ehren verstand, blieb fruchtlos, ja meine Gründe, die ich jeder Vereinigung entgegensetzte, waren schwer zu widerlegen. Niemand konnte leugnen, daß zwischen zwei Geistesantipoden mehr als ein Erddiameter die Scheidung mache, da sie denn beiderseits als Pole gelten mögen, aber eben deswegen in Eins nicht zusammenfallen können. Daß aber doch ein Bezug unter ihnen stattfinde, erhellt aus Folgendem.

Schiller zog nach Jena, wo ich ihn ebenfalls nicht sah. Zu gleicher Zeit hatte Batsch durch unglaubliche Regsamkeit eine naturforschende Gesellschaft in Thätigkeit gesetzt, auf schöne Sammlungen, auf bedeutenden Apparat gegründet. Ihren periodischen Sitzungen wohnte ich gewöhnlich bei; einstmals fand ich Schiller'n daselbst, wir gingen zufällig Beide zugleich heraus, ein Gespräch knüpfte sich an, er schien an dem Vorgetragenen Theil zu nehmen, bemerkte aber sehr verständig und einsichtig

stimmt wurde. Wer beim Lesen des Divan die geistigen und politischen Strömungen, aus denen damals das neue Deutschland geboren wurde, sich gegenwärtig zu halten vermag, wird das Buch doppelt genießen: die Poesie wird ihm ihr Bild aus dem Strome der Zeit entgegenstrahlen.

Der Divan enthält jedoch keine Zeitgedichte im eigentlichen Sinne. Verglichen mit den Gelegenheits- und Kriegsliedern jener Zeit erscheinen die Goethischen als reine, von den Bedingungen der Zeit unabhängige Poesie. Mit jenen Gedichten verglichen fehlt dem Divan das große historische Gepräge. Dort ist der Zeitmoment Alles. Hier kommt die Zeit nicht als nächste, nur als entfernte Ursache (causa remota) neben andern Faktoren in Betracht. Die Gedichte des Divan sind, abgesehn von ihren besondern Einzelanlässen, hervorgewachsen aus dem glücklichen Zusammentreffen der Entwicklung des Goethischen Geistes mit der Entwicklung, welche die orientalischen Studien in Deutschland während der Napoleonischen Periode genommen hatten. Der Aufschwung dieser Studien und der Aufschwung der Jahre 1813 bis 1815 vereinigt entzündeten in Goethe's einer solchen Auffrischung bedürftigem Gemüthe das poetische Feuer, welches die Divansgedichte zeitigte.

Die orientalische Poesie im weitern Sinne war Goethe nie fremd geblieben. Die hebräische Dichtung des Alten Testaments und überhaupt die Bibel gehörten zu seinen Lieblingsstudien. Wie im Naturreiche alle höher organisirten Wesen mehrere Lebenscentren in sich tragen, so hatte Goethe's geistige Natur gleichzeitig mehrere Mittelpunkte, nach deren jedem sein Wesen ganz und ungetheilt gravitirte,

und mir ſehr willkommen, wie eine ſo zerſtückelte Art, die Natur zu behandeln, den Laien, der ſich gern darauf einließe, keineswegs anmuthen könne.

Ich erwiderte darauf, daß ſie den Eingeweihten ſelbſt vielleicht unheimlich bleibe, und daß es doch wol noch eine andere Weiſe geben könne, die Natur nicht getheilt und vereinzelt vorzunehmen, ſondern ſie wirkend und lebendig, aus dem Ganzen in die Theile ſtrebend darzuſtellen. Er wünſchte hierüber aufgeklärt zu ſein, verbarg aber ſeine Zweifel nicht; er konnte nicht eingeſtehen, daß ein Solches, wie ich behauptete, ſchon aus der Erfahrung hervorgehe.

Wir gelangten zu ſeinem Hauſe, das Geſpräch lockte mich hinein; da trug ich die Metamorphoſe der Pflanzen lebhaft vor und ließ, mit manchen charakteriſtiſchen Federſtrichen, eine ſymboliſche Pflanze vor ſeinen Augen entſtehen. Er vernahm und ſchaute das Alles mit großer Theilnahme, mit entſchiedener Faſſungskraft; als ich aber geendet, ſchüttelte er den Kopf und ſagte: „Das iſt keine Erfahrung, das iſt eine Idee.“ Ich ſtutzte, verdrießlich einigermaßen; denn der Punkt, der uns trennte, war dadurch aufs Strengſte bezeichnet. Die Behauptung aus Anmuth und Würde fiel mir wieder ein, der alte Groll wollte ſich regen; ich nahm mich aber zuſammen und verſetzte: „Das kann mir ſehr lieb ſein, daß ich Ideen habe, ohne es zu wiſſen, und ſie ſogar mit Augen ſehe.“

Schiller, der viel mehr Lebensklugheit und Lebensart hatte als ich und mich auch wegen der Horen, die er herauszugeben in Begriff ſtand, mehr anzuziehen als abzuſtoßen gedachte, erwiderte darauf als ein gebildeter Kantianer, und als aus meinem hartnäckigen Realismus mancher Anlaß zu lebhaftem Widerſpruch entſtand, ſo ward viel gekämpft und dann Stillſtand gemacht; Keiner von Beiden konnte ſich für den Sieger halten, Beide hielten ſich für unüberwindlich. Sätze wie folgender machten mich ganz unglücklich: „Wie kann jemals Erfahrung gegeben werden, die einer Idee angemeſſen ſein ſollte? Denn darin beſteht eben das Eigenthümliche der letzteren, daß ihr niemals eine Erfahrung kongruiren könne.“ Wenn er das für eine Idee hielt, was ich als Erfahrung ausſprach, ſo mußte doch zwiſchen beiden irgend etwas Vermittelndes, Bezügliches obwalten! Der erſte Schritt war jedoch gethan. Schiller's Anziehungskraft war groß, er hielt Alle feſt, die ſich ihm näherten, ich nahm Theil an ſeinen Abſichten und verſprach zu den Horen

Manches, was bei mir verborgen lag, herzugeben; seine Gattin, die ich von ihrer Kindheit auf zu lieben und zu schätzen gewohnt war, trug das Ihrige bei zu dauerndem Verständniß, alle beiderseitigen Freunde waren froh, und so besiegelten wir durch den größten, vielleicht nie ganz zu schlichtenden Wettkampf zwischen Objekt und Subjekt einen Bund, der ununterbrochen gedauert und für uns und Andere manches Gute gewirkt hat.

Nach diesem glücklichen Beginnen entwickelten sich in Verfolg eines zehnjährigen Umgangs die philosophischen Anlagen, inwiefern sie meine Natur enthielt, nach und nach; davon denke möglichst Rechenschaft zu geben, wenn schon die obwaltenden Schwierigkeiten jedem Kenner sogleich ins Auge fallen müssen. Denn Diejenigen, welche von einem höheren Standpunkte die behagliche Sicherheit des Menschenverstandes überschauen, des einem gesunden Menschen angebornen Verstandes, der weder an den Gegenständen und ihrem Bezug noch an dem eigenen Befugniß, sie zu erkennen, zu begreifen, zu beurtheilen, zu schätzen, zu benutzen, zweifelt, solche Männer werden gewiß gerne gestehen, daß ein fast Unmögliches unternommen werde, wenn man die Uebergänge in einen geläuterten, freieren, selbstbewußten Zustand, deren es tausend und aber tausend geben muß, zu schildern unternimmt. Von Bildungsstufen kann die Rede nicht sein, wohl aber von Irr-, Schleif- und Schleichwegen und sodann von unbeabsichtigtem Sprung und belebtem Aufsprung zu einer höhern Kultur.

Und wer kann denn zuletzt sagen, daß er wissenschaftlich in der höchsten Region des Bewußtseins immer wandele, wo man das Aeußere mit größter Bedächtigkeit, mit so scharfer als ruhiger Aufmerksamkeit betrachtet, wo man zugleich sein eigenes Innere mit kluger Umsicht, mit bescheidener Vorsicht walten läßt, in geduldiger Hoffnung eines wahrhaft reinen, harmonischen Anschauens? Trübt uns nicht die Welt, trüben wir uns nicht selbst solche Momente? Fromme Wünsche jedoch dürfen wir hegen, liebevolles Annähern an das Unerreichbare zu versuchen, ist nicht untersagt.

Was uns bei unsern Darstellungen zunächst gelingt, empfehlen wir längst verehrten Freunden und zugleich der deutschen nach dem Guten und Rechten hinstrebenden Jugend.

Möchten wir aus ihnen frische Theilnehmer und künftige Beförderer heranlocken und erwerben!

Zwei günſtige Recenſionen.[1])

Um die Autorſchaft iſt es eine eigene Sache! Sich um das, was man geleiſtet hat, zu viel oder zu wenig bekümmern, Eins möchte wol ein Uebel wie das Andere ſein. Freilich will der lebendige Menſch aufs Leben wirken, und ſo wünſcht er, daß ſeine Zeit nicht ſtumm gegen ihn bleibe. Ich habe mich bei äſthetiſchen Arbeiten über den Augenblick nicht zu beklagen, doch war ich mit mir ſelbſt übereingekommen und fühlte wenig Genuß am Beifall und von der Mißbilligung wenig Aerger. Jugendlicher Leichtſinn, Stolz und Uebermuth halfen über Alles weg, was einigermaßen unangenehm geweſen wäre. Und dann giebt im höhern Sinne das Gefühl, daß man das Alles allein thue und thun müſſe, daß bei dieſen Produktionen uns Niemand helfen kann, dem Geiſt eine ſolche Kraft, daß man ſich über jedes Hinderniß erheben fühlt. Auch iſt es eine freundliche Gabe der Natur, das Hervorbringen ſelbſt ein Vergnügen und ſein eigner Lohn, ſo daß man glaubt, keine weitere Anforderung machen zu dürfen.

Im Wiſſenſchaftlichen hab' ich es anders befunden; denn um hier zu irgend einer Art von Grund und Beſitz zu gelangen, erfordert's Fleiß, Mühe, Anſtrengung, und was noch mehr iſt, wir fühlen, daß hier der Einzelne nicht hinreicht. Wir dürfen nur in die Geſchichte ſehen, ſo finden wir, daß es einer Folge von begabten Männern durch Jahrhunderte durch bedurfte, um der Natur und dem Menſchenleben etwas abzugewinnen. Von Jahr zu Jahr ſehen wir neue Entdeckungen und überzeugen uns, daß hier ein grenzenloſes Feld ſei.

Wie wir alſo hier mit Ernſt arbeiten, nicht um unſerer ſelbſt, ſondern um einer würdigen Sache willen, ſo verlangen wir, indem wir die Bemühungen Anderer anerkennen, auch anerkannt zu ſein; wir ſehnen uns nach Hilfe, Theilnahme, Förderniß. Auch daran hätte es mir nicht gefehlt, wäre ich aufmerkſamer geweſen auf das, was in der gelehrten Welt vorging; allein das raſtloſe Beſtreben, mich nach allen Seiten auszubilden, das mich gerade in dem Moment überfiel, als die ungeheuren Weltbegebenheiten uns innerlich beunruhigten, äußerlich bedrängten, war Urſache, daß ich gar nicht darnach fragen konnte, was man von meinen wiſſenſchaftlichen Arbeiten halte. Daher mir denn der wunderſame Fall begegnete, daß zwei der

[1]) 1820. — H. d. H.

Metamorphose der Pflanzen sehr günstige Recensionen: eine in der Gothaischen Gelehrtenzeitung vom 23. April 1791, die andere in der Allgemeinen deutschen Bibliothek, Bd. 116. S. 477, mir erst sehr spät vor Augen kamen und, als hätte ein günstiges Geschick mir etwas Angenehmes aufsparen wollen, gerade zu der Zeit mir begegneten, als man in einem andern Felde von allen Seiten her gegen mich auf die schnödeste Weise zu verfahren sich erlaubte.

Andere Freundlichkeiten.[1])

Außer diesen Aufmunterungen belohnte mich auch die Aufnahme meiner kleinen Schrift in eine Gothaische Encyklopädie, woraus mir wenigstens hervorzugehen schien, daß man meiner Arbeit einigen Nutzen ins Allgemeine zutraue.

Jussieu hatte in seiner Einleitung zur Pflanzenlehre der Metamorphose gedacht, aber nur bei Gelegenheit der gefüllten und monstrosen Blumen. Daß hier auch das Gesetz der regelmäßigen Bildung zu finden sei, ward nicht klar.

Usteri, in der Zürcher Ausgabe des Jussieu'schen Werks 1791, verspricht in seiner Zugabe zu jener Einleitung sich über diesen Gegenstand zu erklären, indem er sagt: De Metamorphosi Plantarum egregie nuper Goethe V. Cl. egit, ejus libri analysin uberiorem dabo. Leider haben uns, mich aber besonders, die nächstfolgenden stürmischen Zeiten der Bemerkungen dieses vorzüglichen Mannes beraubt.

Willdenow, im Grundriß der Kräuterkunde 1792, nimmt keine Kenntniß von meiner Arbeit; sie ist ihm jedoch nicht unbekannt, denn er sagt pag. 343: „Das Leben der Pflanze ist also, wie Herr Goethe ganz artig sagt, ein Ausdehnen und Zusammenziehen, und jene Abwechselungen machen die verschiedenen Perioden des Lebens aus.“ Das artig kann ich mir denn wohl gefallen lassen, besonders an der ehrenvollen Stelle, wo das Citat steht; das egregie des Herrn Usteri ist denn aber doch viel artiger und verbindlicher.

Auch andere Naturforscher bezeigten mir einige Aufmerksamkeit. Batsch zum Beweise seiner Neigung und Dankbarkeit bildet eine Goethia und ist freundlich genug, sie unter Semper vivum zu setzen; sie erhielt sich aber nicht im System. Wie sie jetzt heißen mag, wüßt' ich nicht anzugeben.

[1]) 1820. — A. d. H.

Wohlwollende Männer auf dem Westerwald entdecken ein schönes Mineral und nennen es mir zu Lieb' und Ehren Goethit; denen Herren Cramer und Achenbach bin ich dafür noch vielen Dank schuldig, obgleich diese Benennung auch schnell aus der Oryktognosie verschwand. Es hieß auch Rubinglimmer, gegenwärtig kennt man es unter der Bezeichnung Pyrrhosiderit. Mir war es genug, daß bei einem so schönen Naturprodukt man auch nur einen Augenblick an mich gedacht hatte.

Einen dritten Versuch, meinem Namen in der Wissenschaft ein Denkmal zu setzen, machte in der letzten Zeit, in Erinnerung früherer guter Verhältnisse, Professor Fischer, welcher 1811 in Moskau Prodromum craniologiae comparatae herausgab, worin er Observata quaedam de osse epactali, sive Goethiano palmigradorum verzeichnet und mir die Ehre erweist, eine Abteilung des Hinterhauptsknochens, der ich bei meinen Untersuchungen einige Aufmerksamkeit geschenkt, nach meinem Namen zu nennen. Schwerlich wird auch dieser gute Wille seinen Zweck erreichen, und ich werde mir nach wie vor gefallen lassen, auch ein so freundliches Denkmal aus den wissenschaftlichen Bezeichnungen verschwinden zu sehen.

Sollte jedoch meine Eitelkeit einigermaßen gekränkt sein, daß man weder bei Blumen, Minern noch Knöckelchen meiner weiter gedenken mag, so kann ich mich an der wohltätigen Teilnahme eines höchst geschätzten Freundes genugsam erholen. Die deutsche Uebersetzung seiner Ideen zu einer Geographie der Pflanzen nebst einem Naturgemälde der Tropenländer sendet mir Alexander von Humboldt mit einem schmeichelhaften Bilde, wodurch er andeutet, daß es der Poesie auch wol gelingen könne, den Schleier der Natur aufzuheben; und wenn er es zugesteht, wer wird es leugnen? Ich hatte mich verpflichtet, meinen Dank deshalb öffentlich auszusprechen.

Und vielleicht wäre es hier gar wohl schicklich, gleichfalls dankbarlich anzuerkennen, wie manche Akademie der Wissenschaften, manche zu deren Förderniß thätige Gesellschaft mich zu ihrem Mitglied freundlich aufnehmen wollen. Und sollte man mir verargen, dieses Alles ganz unbewunden von mir selbst zu sagen, sollte man dergleichen als ein unziemliches Eigenlob ansehen, so werde nächstens Gelegenheit ergreifen, ebenso frei und ohne Hinterhalt zu erzählen, wie unfreundlich und widerwärtig man seit sechsundzwanzig Jahren meine wissenschaftlichen Bemühungen in einem verwandten Felde behandelt hat.

Nun aber zu fernern vergnüglichen Bemühungen in dem heitern Pflanzenreiche, da mir so eben, wie ich Vorstehendes zum Druck sende, abermals eine höchst erfreuliche Belohnung meines Wirkens und Ausharrens zu Theil wird! Denn ich finde in des verdientesten Kurt Sprengel's Geschichte der Botanik, eben als ich sie zur Uebersicht des Werdens einer so hochgeschätzten Wissenschaft durchschaue, auch meiner Arbeit in Ehren gedacht. Und wo kann man sich eine größere Belohnung denken, als von solchen Männern gebilligt zu werden, die man bei seinem Unternehmen immer als Protagonisten vor Augen gehabt!

Rückblick.[1])

Es ist ein großes Glück, wenn man bei zunehmenden Jahren sich über den Wechsel der Zeitgesinnung nicht zu beklagen hat. Die Jugend sehnt sich nach Theilnahme, der Mann fordert Beifall, der Greis erwartet Zustimmung, und wenn jene meist ihr beschieden Theil empfangen, so sieht sich dieser gar oft um seinen Lohn verkürzt; denn wenn er sich auch nicht selbst überlebt, so leben Andere über ihn hinaus, sie eilen ihm vor, es entwickeln, es verbreiten sich Denk- und Handelsweisen, die er nicht ahnete.

Mir dagegen ist jenes erwünschte Loos gefallen. Jünglinge gelangten auf den Weg, dessen ich mich erfreue, theils veranlaßt durch meine Vorübung, theils auf der Bahn, wie sie der Zeitgeist eröffnete. Stockung und Hemmung sind nunmehr kaum denkbar, eher vielleicht Vorteil' und Uebertreiben als Krebsgang und Stillstand. In so guten Tagen, die ich dankbar genieße, erinnert man sich kaum jener beschränkten Zeit, wo einem ernsten treuen Bestreben Niemand zu Hülfe kam. Einiges mag hier stehn als Beispiel und Andenken.

Kaum hatte mein erstes der Natur gewidmetes Werkchen einiges, und zwar unglückliches Aufsehen gemacht, als ich auf Reisen zu einem würdigen, bejahrten Mann gelangte, den ich in jedem Sinne zu verehren und, weil er mich immerfort be-

[1]) 1820. — A. d. H.

günſtigte, zu lieben hatte. Nach dem erſten heiteren Willkommen bemerkte er mir einigermaßen bedenklich, er habe gehört, daß ich Botanik zu ſtudiren anfange, wovon er mir ernſtlich abzurathen Urſache habe; denn ihm ſelbſt ſei ein Verſuch mißglückt, dieſem Zweige ſich zu nähern. Statt fröhlicher Natur habe er Nomenklatur und Terminologie gefunden und eine ſo ängſtliche Kleinlichkeitsluſt den Geiſt ertödtend und jede freiere Bewegung deſſelben hemmend und lähmend. Er rathe mir daher wohlmeinend, ich ſolle nicht die ewig blühenden Felder der Poeſie mit Provinzialflören, botaniſchen Gärten und Gewächshäuſern, am Wenigſten mit getrockneten Herbarien vertauſchen.

Ob ich nun gleich vorausſahe, wie ſchwer es werden möchte, den wohlwollenden Freund von meinen Endzwecken und Bemühungen zu unterrichten und zu überzeugen, ſo begann ich doch, ihm zu geſtehen, daß ein Heft über Metamorphoſe der Pflanzen von mir ausgegangen ſei. Er ließ mich nicht ausreden, ſondern fiel mir freudig ins Wort, nun ſei er zufrieden, getröſtet und von ſeinem Irrthum geheilt. Er ſehe wohl ein, daß ich die Sache nach Ovid's Weiſe genommen, und er freue ſich ſchon voraus, zu erfahren, wie ich die Hyazinthen, Klytien und Narziſſe gar lieblich werde ausgeſtattet haben. Das Geſpräch wandte ſich nun zu andern Dingen, die ſeinen vollkommenen Beifall hatten.

So entſchieden wurde damals verkannt, was man wollte und wünſchte; denn es lag ganz außer dem Geſichtskreiſe der Zeit. Vereinzelt behandelte man ſämmtliche Thätigkeiten; Wiſſenſchaft und Künſte, Geſchäftsführung, Handwerk und was man ſich denken mag, bewegte ſich im abgeſchloſſenen Kreiſe. Jedem Handelnden war Ernſt in ſich, deswegen arbeitete er aber auch nur für ſich und auf ſeine Weiſe, der Nachbar blieb ihm völlig fremd, und ſie entfremdeten ſich gegenſeitig. Kunſt und Poeſie berührten einander kaum, an lebendige Wechſelwirkung war gar nicht zu denken, Poeſie und Wiſſenſchaft erſchienen als die größten Widerſacher.

Indem ſich nun jeder einzelne Wirkungskreis abſonderte, ſo vereinzelte, zerſplitterte ſich auch in jedem Kreiſe die Behandlung. Nur ein Hauch von Theorie erregte ſchon Furcht; denn ſeit mehr als einem Jahrhundert hatte man ſie wie ein Geſpenſt geflohen und bei einer fragmentariſchen Erfahrung ſich doch zuletzt den gemeinſten Vorſtellungen in die Arme geworfen. Niemand wollte geſtehen, daß eine Idee, ein Begriff der Beob-

achtung zum Grunde liegen, die Erfahrung befördern, ja das Finden und Erfinden begünstigen könne.

Nun mußte es wol begegnen, daß man in Schriften oder im Gespräch irgend eine Bemerkung vorbrachte, die dergleichen braven Männern gefiel, so daß sie solche vereinzelt gern auf- und annahmen; da wurde man denn gelobt, sie nannten es einen glücklichen Wurf und schrieben mit Behagen Dem, der es mittheilte, einen gewissen Scharfsinn zu, weil Scharfsinn auch ihnen im Einzelnen wol zu Gebote stand. Sie retteten hiedurch ihre eigne Inkonsequenz, indem sie einem Anderen außerhalb der Folge irgend einen guten Gedanken zugaben.

Nacharbeiten und Sammlungen.[1])

Weil die Lehre der Metamorphose überhaupt nicht in einem selbstständigen abgeschlossenen Werke verfaßt, sondern eigentlich nur als Musterbild aufgestellt werden kann, als Maßstab, woran die organischen Wesen gehalten, wonach sie gemessen werden sollen, so war das Nächste und Natürlichste, daß ich, um tiefer in das Pflanzenreich einzudringen, mir einen Begriff der verschiedenen Gestalten und ihres Entstehens im Einzelnen auszubilden suchte. Da ich aber auch die Arbeit, die ich angefangen, schriftlich fortzusetzen und das, was ich überhaupt angedeutet hatte, ins Besondere durchzuführen dachte, so sammelte ich Beispiele des Bildens, Umbildens und Verbildens, womit die Natur so freigebig ist. Ich ließ Manches, was mir belehrend schien, abzeichnen, anfärben, in Kupfer stechen und bereitete so die Fortsetzung meiner ersten Arbeit, indem ich zugleich bei den verschiedenen Paragraphen meines Aufsatzes die auffallenden Erscheinungen fleißig nachtrug.

Durch den fördernden Umgang mit Batsch waren mir die Verhältnisse der Pflanzenfamilien nach und nach sehr wichtig geworden; nun kam mir Ulteri's Ausgabe des Jussieu'schen Werks gar wohl zu Statten; die Akotyledonen ließ ich liegen und betrachtete sie nur, wenn sie sich einer entschiedenen Gestalt näherten. Jedoch konnte mir nicht verborgen bleiben, daß die

[1]) 1820. — S. d. H.

Betrachtung der Monokotyledonen die schnellste Ansicht gewähre, indem sie wegen Einfalt ihrer Organe die Geheimnisse der Natur offen zur Schau tragen und sowol vorwärts zu den entwickeltern Phanerogamen als rückwärts zu den geheimen Kryptogamen hindeuten.

Im bewegten Leben durch fremdartige Beschäftigungen, Zerstreuung und Leidenschaft hin und wieder getrieben, begnügte ich mich, das Erworbene bei mir selbst zu bearbeiten und für mich zu nutzen. Mit Vergnügen folgte ich dem Grillenspiel der Natur, ohne mich weiter darüber zu äußern. Die großen Bemühungen Humboldt's, die ausführlichen Werke sämmtlicher Nationen gaben Stoff genug zu stiller Betrachtung. Endlich wollte sie sich mir wieder zur Thätigkeit bilden; aber als ich meine Träume der Wirklichkeit zu nähern gedachte, waren die Kupferplatten verloren, Lust und Muth, sie wieder herzustellen, fand sich nicht ein. Indessen hatte diese Vorstellungsart junge Gemüther ergriffen, sich lebhafter und folgereicher entwickelt, als ich gedacht, und nun fand ich jede Entschuldigung giltig, die meiner Bequemlichkeit zu Hilfe kam.

Wenn ich nun aber gegenwärtig, abermals nach so manchen Jahren, auf dasjenige hinschaue, was mir von jenen Bemühungen geblieben, und betrachte, was mir an getrockneten und sonst bewahrten Pflanzen und Pflanzentheilen, Zeichnungen und Kupferstichen, an Randbemerkungen zu meinem ersten Aufsatz, Kollektaneen, Auszügen aus Büchern und Beurtheilungen, sodann an vielfältigen Druckschriften vorliegt, so läßt sich recht gut übersehen, daß der Zweck, den ich vor Augen hatte, für mich in meiner Lage, bei meiner Denk- und Handlensweise unerreichbar bleiben mußte. Denn das Unternehmen war nichts Geringeres, als dasjenige, was ich im Allgemeinen aufgestellt, dem Begriff, dem inneren Anschauen in Worten übergeben hatte, nunmehr einzeln, bildlich, ordnungsgemäß und stufenweise dem Auge darzustellen und auch dem äußern Sinne zu zeigen, daß aus dem Samenkorne dieser Idee ein die Welt überschattender Baum der Pflanzenkunde sich leicht und fröhlich entwickeln könne.

Daß ein solches Werk mir aber nicht gelingen wollen, betrübt mich in diesem Augenblicke keineswegs, da seit jener Zeit

die Wissenschaft sich höher herangebildet, und fähigen Männern alle Mittel, sie zu fördern, weit reichlicher und näher an der Hand liegen. Zeichner, Maler, Kupferstecher, wie unterrichtet und kenntnißreich sind sie nicht selbst als Botaniker zu schätzen! Muß doch Derjenige, der nachbilden, wieder hervorbringen will, die Sache verstehen, tief einsehen; sonst kommt ja nur ein Schein und nicht das Naturprodukt ins Bild. Solche Männer aber sind nothwendig, wenn Pinsel, Radirnadel, Grabstichel Rechenschaft geben soll von den zarten Uebergängen, wie Gestalt in Gestalt sich wandelt; sie vorzüglich müssen erst mit geistigen Augen in dem vorbereitenden Organe das erwartete, das nothwendig folgende, in dem abweichenden die Regel erblicken.

Hier also seh' ich die nächste Hoffnung, daß, wenn ein einsichtiger, kräftiger, unternehmender Mann sich in den Mittelpunkt stellte und Alles, was zur Absicht förderlich sein könnte, mit Sicherheit anordnete, bestimmte, bildete, daß ein solches, in früherer Zeit unmöglich scheinendes Werk befriedigend müßte zu Stande kommen.

Freilich wäre hiebei, um nicht wie bisher der guten Sache zu schaden, von der eigentlichen, gesunden, physiologisch reinen Metamorphose auszugehen und alsdann erst das Pathologische, das unsichere Vor- und Rückschreiten der Natur, die eigentliche Mißbildung der Pflanzen darzustellen und hiedurch dem hemmenden Verfahren ein Ende zu machen, bei welchem von Metamorphose blos die Rede war, wenn von unregelmäßigen Gestalten und von Mißbildungen gesprochen wurde. In dem letzten Falle jedoch wird das Buch unseres vortrefflichen Jäger's als eine fördernde Vor- und Mitarbeit geschätzt werden; ja, dieser treue, fleißige Beobachter hätte allen unsern Wünschen zuvorkommen und das Werk, worauf wir hindeuten, ausarbeiten können, wenn er dem gesunden Zustand der Pflanzen so wie dem krankhaften derselben hätte folgen wollen.

Mögen einige Betrachtungen hier stehen, die ich niederschrieb, als ich mit gedachtem, das Studium höchst anregenden Werk zuerst bekannt ward.

Im Pflanzenreiche nennt man zwar das Normale in seiner Vollständigkeit mit Recht ein Gesundes, ein physiologisch Reines; aber das Abnorme ist nicht gleich als krank oder pathologisch

ohne deswegen seine Einheit zu verlieren. Der Orient bildete einen dieser Mittelpunkte; in ihm bewegte sich seine früheste Jugend, wie seine eigne Schilderung derselben zeigt; er las und schrieb das Hebräische, selbst noch im höchsten Alter, biblische Probleme beschäftigten ihn zu Anfang der siebziger Jahre des vorigen Jahrhunderts, er gab theologische Abhandlungen in Druck, und wieder andre Versuche liegen dem Aufsatz „Israel in der Wüste" (unten S. 312 flgde.) zu Grunde. Auch übersetzte er das Hohelied Salomonis. Der Koran, welcher die Grundlage des Divan bildet, zog ihn schon früh an, er dachte Mahomet zu dramatisiren, übersetzte Einzelnes aus dem Koran (s. Werke, III. 44) und fing schon in jenen Jahren an, Arabisch zu lernen, wie er später dem Professor Stickel zu Jena mittheilte. Neue Nahrung erhielt diese Richtung zu Weimar durch Herder und Eichhorn (s. unten S. 231 und 350). Letzterer machte ihn mit W. Jones' berühmtem Werke über asiatische Poesie und damit zuerst mit der persischen Dichtkunst vertraut, von welcher Goethe bisher kaum mehr als Saadi's Rosen- und Baumgarten in Olearius' weitverbreiteter Uebersetzung gekannt haben wird. Durch Herder's Uebertragungen traten ihm diese Dichter später näher, und schon im Tiefurter Journal fehlte es nicht an Proben persischer Poesie. Die Wiederaufnahme seiner Arbeit über den Zug Israel's im Frühjahr 1797 beweist, wie nah sich Goethe, selbst in jener von andern Richtungen beherrschten Zeit, dem Orient fühlte. Im Zusammenhange seines Lebens betrachtet, war jene zwischen Herrmann und Dorothea und Faust fallende Beschäftigung keine Laune, kein Abspringen oder Abirren

zu betrachten. Nur allenfalls das Monströse könnte man auf diese Seite zählen. Daher ist es in vielen Fällen nicht wohl gethan, daß man von Fehlern spricht, so wie auch das Wort Mangel andeutet, es gebe hier etwas ab; denn es kann ja auch ein Zuviel vorhanden sein oder eine Ausbildung ohne oder gegen das Gleichgewicht. Auch die Worte Mißentwickelung, Mißbildung, Verkrüppelung, Verkümmerung sollte man mit Vorsicht brauchen, weil in diesem Reiche die Natur, zwar mit höchster Freiheit wirkend, sich doch von ihren Grundgesetzen nicht entfernen kann.

Die Natur bildet normal, wenn sie unzähligen Einzelnheiten die Regel giebt, sie bestimmt und bedingt; abnorm aber sind die Erscheinungen, wenn die Einzelnheiten obsiegen und auf eine willkürliche, ja zufällig scheinende Weise sich hervorthun. Weil aber Beides nah zusammen verwandt und sowol das Geregelte als Regellose von einem Geiste belebt ist, so entsteht ein Schwanken zwischen Normalem und Abnormen, weil immer Bildung und Umbildung wechselt, so daß das Abnorme normal und das Normale abnorm zu werden scheint.

Die Gestalt eines Pflanzentheiles kann aufgehoben oder ausgelöscht sein, ohne daß wir es Mißbildung nennen möchten. Die Centifolie heißt nicht mißgebildet, ob wir sie gleich abnorm heißen dürfen; mißgebildet aber ist die durchgewachsene Rose, weil die schöne Rosengestalt aufgehoben und die gesetzliche Beschränktheit ins Weite gelassen ist.

Alle gefüllte Blumen rechnen wir zu den abnormen, und es ist wol einiger Aufmerksamkeit werth, daß dergleichen Blumen sowol fürs Auge an Schönheit als für den Geruch an Stärke und Lieblichkeit zunehmen. Die Natur überschreitet die Grenze, die sie sich selbst gesetzt hat, aber sie erreicht dadurch eine andere Vollkommenheit, deswegen wir wohl thun, uns hier so spät als möglich negativer Ausdrücke zu bedienen. Die Alten sagten τέρας, prodigium, monstrum, ein Wunderzeichen, bedeutungsvoll, aller Aufmerksamkeit werth, und in diesem Sinne hatte Linné seine Peloria sehr glücklich bezeichnet.

Ich wünschte, man durchdränge sich recht von der Wahrheit, daß man keineswegs zur vollständigen Anschauung gelangen kann, wenn man nicht Normales und Abnormes immer zugleich gegen einander schwankend und wirkend betrachtet. Einiges Einzelne in diesem Sinne möge eingeschaltet hier stehen.

Wenn Jäger (S. 7) von Mißbildung der Wurzel spricht, so erinnern wir uns dabei der gesunden Metamorphose derselben. Vor allen Dingen leuchtet ihre Identität mit Stamm und Ast in die Augen. Wir sahen über einen alten Buchenberg eine Kunststraße führen, da denn, um Fläche zu erhalten, stark abgeböscht werden mußte. Kaum hatten die uralten Wurzeln das Licht der Sonne erblickt, kaum genossen sie der belebenden Himmelsluft, als augenblicklich sie alle begrünt, ein jugendlicher Busch, erschienen. Auffallend war es zu sehen, obgleich das Aehnliche täglich beobachtet werden kann und jeder Gärtner durch die in der Erde fortlaufenden, immer wieder absatzweis aufwärts Zweig an Zweig treibenden Wurzeln seine Reinigungsarbeit unausgesetzt fortzuführen genöthigt, zugleich aber auf das wichtige Vermehrungsgeschäft hingewiesen wird.

Betrachten wir nun die Gestaltsveränderung der Wurzel, so sehen wir, daß ihre gewöhnliche faserartige Bildung sich besonders durch Anschwellen mannichfaltig verändern kann. Die Rübenform ist Jedem bekannt, so auch die Gestalt der Bollen. Letztere sind aufgeschwollene, in sich selbst abgeschlossene Wurzeln, Keim neben Keim auf der Oberfläche vertheilt. Dergleichen sind unsere eßbaren Kartoffeln, deren vielfache Fortpflanzungsart auf der Identität aller Theile beruht. Stengel und Zweig schlagen Wurzel, sobald man sie unter die Erde bringt, und so ins Unendliche fort. Uns ist ein anmuthiger Fall vorgekommen. Auf einem Grabeland entwickelte sich zwischen den Krautpflanzen auch ein Kartoffelstock, er blieb unbeachtet, die Zweige legten sich zur Erde nieder und blieben so, von den Krautblättern beschattet, in einer feuchten Atmosphäre; im Herbst zeigten sich die Stengel aufgeschwollen zu kleinen länglichen Kartoffeln, an welchen oben noch ein kleines Blattknochen hervorblickte.

Ebenso kennen wir den aufgeschwollenen Stengel über der Erde als vorbereitendes Organ, aus welchem unmittelbar die Blume entspringt, an den Kohlrabis; nicht weniger als vollendetes, befruchtetes Organ an der Ananas.

Eine stengellose Pflanze gewinnt durch bessere Nahrung einen bedeutenden Stengel. Zwischen trockenem Gestein, auf kümmerlichen, besonnten Kalkfelsen erscheint Carlina völlig acaulis, geräth sie auf einen nur wenig lockern Boden, gleich erhebt sie sich; in dem guten Gartenlande erkennt man sie nicht mehr, sie hat einen hohen Stengel gewonnen und heißt alsdann Carlina acaulis, caulescens. So nöthigt uns die Natur, Be-

ſtimmungen abzuändern und nachgiebig ihr freies Wirken und Wandeln anzuerkennen. Wie man denn auch zum Ruhm der Botanik geſtehen muß, daß ſie mit ihrer Terminologie immer ins feinere Bewegliche nachrückt, wovon uns zufällig in den letzten Stücken von Curtis' Botaniſchem Magazin merkwürdige Beiſpiele im Augenblicke bekannt werden.

Wenn der Stamm ſich theilt, wenn die Zahl der Ecken des Stengels ſich verändert, wenn eine Verbreiterung eintritt (Jäger, S. 9—20), ſo deuten dieſe drei Erſcheinungen abermals dahin, daß bei organiſchen Geſtalten mehrere gleichgebildete in, mit, neben und nach einander ſich entwickeln können und müſſen. Sie deuten auf Vielheit in der Einheit.

Jedes Blatt, jedes Auge an ſich hat das Recht, ein Baum zu ſein; daß ſie dazu nicht gelangen, bändigt ſie die herrſchende Geſundheit des Stengels, des Stammes. Man wiederholt nicht oft genug, daß jede Organiſation mancherlei Lebendiges vereinige. Schauen wir im gegenwärtigen Falle den Stengel an; dieſer iſt gewöhnlich rund oder von innen aus für rund zu achten. Eben dieſe Runde nun hält als Einheit die Einzelnheiten der Blätter, der Augen aus einander und läßt ſie in geordneter Nachfolge aufſteigen zu regelmäßiger Entwickelung bis zur Blüthe und Frucht. Wird nun eine ſolche Pflanzen-Entelechie gelähmt, wo nicht aufgehoben, ſo verliert die Mitte ihre geſetzgebende Gewalt, die Peripherie drängt ſich zuſammen, und jedes Einzelnſtrebende übt nun ſein beſonderes Recht aus.

Bei der Kaiſerkrone iſt der Fall häufig; ein verflächter, ſehr verbreiterter Stengel ſcheint aus dünnen zuſammengedrängten Rohrſtäbchen rieſenartig zu beſtehen, und derſelbe Fall kommt auch an Bäumen vor. Die Eſche ſonderlich iſt dieſer Abweichung unterworfen; hier drückt ſich aber die Peripherie nicht gleich flach gegen einander. Der Zweig erſcheint leiſtförmig und verliert am ſcharfen Ende zuerſt ſein geregeltes Wachsthum, indem oben an dem breiteren Theile die Holzbildung noch fortdauert. Der untere ſchmälere Theil wird daher zuerſt vermagert, zieht ſich ein, bleibt zurück, indem der obere kräftig fortwächſt und noch vollkommene Zweige hervorbringt, ſich aber demungeachtet, an jenen Kummer geſchmiedet, beugt. Dadurch aber entſteht die

wunderſam regelmäßige Geſtaltung eines biſchöflichen Krummſtabes, dem Künſtler ein fruchtbares Vorbild.

Merkwürdig iſt dieſe Verbreiterung auch dadurch, daß wir ſie ganz eigentlich eine Prolepſe nennen dürfen; denn wir finden dabei ein übereiltes Vordringen, um Knospe, Blüthe, Frucht herauszutreiben und zu bilden. Auf dem verflachten Stengel der Kaiſerkrone ſowie des Eiſenhütleins zeigen ſich weit mehr vollkommene Blumen, als der geſunde Stengel würde hervorgebracht haben. Der Krummſtab, welchen der verflachte Eſchenzweig hervorbringt, endigt ſich in unzählige Gemmen, die ſich aber nicht weiter entwickeln, ſondern als todter Abſchluß einer verkümmerten Vegetation ausgetrocknet verharren.

Eine ſolche Verflachung iſt bei der Celosia cristata naturgemäß; auf dem Hahnenkamme entwickeln ſich zahlloſe unfruchtbare Blüthchen, deren jedoch einige, zunächſt am Stengel, Samen bringen, welchen die Eigenſchaft der Mutterpflanze einigermaßen eingeboren iſt. Ueberhaupt finden wir, daß die Mißbildung ſich immer wieder zum Gebilde hinneigt, daß die Natur keine Regel hat, von der ſie nicht eine Ausnahme machen, keine Ausnahme macht, die ſie nicht wieder zur Regel zurückführen könnte.

Wollte man Theilung der Blätter (Jäger, S. 30) jederzeit als Mißentwickelung anſehen, ſo verkürzte man ſich den wahren Werth der Betrachtung. Wenn Blätter ſich theilen, oder vielmehr, wenn ſie ſich aus ſich ſelbſt zur Mannichfaltigkeit entwickeln, ſo iſt dieſes ein Streben, vollkommner zu werden, und zwar in dem Sinne, daß ein jedes Blatt ein Zweig ſowie jeder Zweig ein Baum zu werden gedenkt; alle Klaſſen, Ordnungen und Familien haben das Recht, ſich hiernach zu bemühen.

Unter den Farnkräutern giebt es herrlich gefiederte Blätter. Wie mächtig weiß die Palme aus dem gewöhnlich nur einblätterigen Zuſtand der Monokotyledonen ſich loszuwinden! Welcher Pflanzenfreund kennt nicht die Entwickelung der Dattelpalme, die auch bei uns von ihrer erſten Entfaltung an gar wohl heranzuziehen iſt! Ihr erſtes Blatt iſt ſo einfach wie das des türkiſchen Korns, dann theilt es ſich in zwei, und daß hier nicht eine bloße Zerreißung vorgehe, zeigt ſich dadurch, daß unten am Einſchnitt eine kleine vegetabiliſche Naht ſich befindet, um die

Zweiheit in die Einheit zusammenzuheften. Weitere Trennung geht nun vor, indem sich zugleich die Rippe verschiebt, wodurch ein vielfach eingeschnittener Zweig gebildet wird.

Von der Fächerpalme konnte ich die ganze Entwickelung bis zur Blüthe im botanischen Garten von Padua mir zueignen, woraus ohne Weiteres hervorgeht, daß hier eine gesunde, organische, geforderte, vorbereitete Metamorphose ohne Aufenthalt, Störung und falsche Richtung gewirkt habe. Besonders ist jene Naht merkwürdig, wodurch die vielfach auseinandergehenden, strahlend-lanzenförmigen Blätter an einem gemeinsamen Stiel zusammengeknüpft werden, wodurch denn eben die vollendete Fächerform entsteht. Dergleichen Erscheinungen wären zu künftiger bildlicher Darstellung dringend zu empfehlen. Merkwürdig vor Allem sind sodann die zweigartigen Blätter der Schotengewächse, deren wundersame und mannichfaltige Ausbildung und Reizbarkeit auf die höheren Eigenschaften hindeuten, die in Wurzel, Rinde, Stamm, Blüthen, Fruchthüllen und Früchten sich auf das kräftigste und heilsamste offenbaren.

Diese Theilung der Blätter nun ist einem gewissen Gesetz unterworfen, welches durch Beispiele sich leicht vor Augen stellen, durch Worte schwer ausdrücken läßt. Das einfache Blatt trennt sich unten am Stiele nach beiden Seiten, so daß es dreifach wird, das obere dieser drei Blätter trennt sich wieder am Stiele, so daß abermals ein dreifaches entsteht und man das ganze Blatt nunmehr als fünffach ansehen muß. Zu gleicher Zeit bemerkt man schon an den beiden untern Blättern, daß sie Lust haben, sich an einer Seite, und zwar an dem nach unten zu gerichteten Rand zu trennen, welches auch geschieht, und so erscheint ein siebenfaches Blatt. Diese Trennung gehet nun immer weiter, daß auch der nach oben gekehrte Rand der untern Blätter sich einschneidet und trennt, da denn ein neunfaches und immer so fort getheiltes Blatt entsteht.

Auffallend ist diese Erscheinung am Aegopodium podagraria, wovon der Liebhaber sich sogleich die ganze Sammlung verschaffen kann, wobei jedoch zu bemerken ist, daß an schattigen und feuchten Stellen die vielfache Trennung weit häufiger ist als an sonnigen und trocknen.

Auch der Rückschritt dieser Theilung kann vorkommen, wovon die wundersamste Erscheinung wol sein mag, daß eine von Neuholland sich herschreibende Akazie aus dem Samen mit gefiederten Blättern aufgeht und sich nach und nach in einzelne lanzenartige Blätter verwandelt, welches also geschieht, daß der untere Theil des Blattstieles sich breit drückt und die im Anfang noch oben verharrenden gefiederten Theile nach und nach verschlingt. Woraus wir erkennen, daß es der Natur rück- und vorwärts auf gleiche Weise zu gehen belieben kann.

An dem überhaupt höchst merkwürdigen Bryophyllum calycinum haben wir auch bemerkt, daß die etwa halbjährige Pflanze, nachdem sie ihre Blätter in drei Theile vermannichfaltiget, im Winter wieder einfache Blätter hervorgebracht und diese Einfalt bis zum zehenten Blätterpaare fortgesetzt, da dann im hohen Sommer, eben als sie einjährig war, wieder die dreifache Theilung erschien. Es ist nun abzuwarten, wie diese Pflanze, die ihre Blätter bis zur fünffachen Theilung treibt, fernerhin verfahren werde.

Zu dem abnormen Wachsthum rechnen wir auch die durch Vorsatz oder Zufall etiolirten Pflanzen. Wenn sie, ihrer Natur zuwider des Lichts beraubt, im Finstern aus dem Samen aufgehen, so verhalten sie sich theils wie unter der Erde fortlaufende Wurzeln, theils wie auf dem Boden fortkriechende Stolonen. In jenem Sinne bleiben sie immer weiß und streben immer zu, in diesem setzen sich zwar Augen an, aber das Auge veredelt sich nicht in der Folge, es findet keine Metamorphose statt. Größere Gewächse stocken. Einzeln ist Manches künftig mitzutheilen.

Das Abweißen ist meistens ein vorsätzliches Etioliren der Blätter, indem man gewisse Pflanzen absichtlich zusammenbindet, wodurch das Innere des Lichts und der Luft beraubt, widernatürliche Eigenschaften annimmt.

Der Form nach schwillt die Mittelrippe so wie verhältnißmäßig die Verzweigung derselben auf, das Blatt bleibt kleiner, weil die Zwischenräume der Verzweigung nicht ausgebildet werden.

Der Farbe nach bleibt das Blatt weiß, da es der Einwirkung des Lichts beraubt war, dem Geschmack nach bleibt es süß,

indem gerade die Operation welche das Blatt ausbreitet und grün färbt, das Bittere zu begünstigen scheint. Ebenso bleibt die Faser zart, und Alles dient dazu, es schmackhaft zu machen.

Der Fall kommt öfters vor, daß Pflanzen im Keller auswachsen. Geschieht dies z. B. an Kohlrabis, so sind die hervortreibenden Sprossen zarte, weiße Stengel, begleitet von wenigen Blattspitzen, schmackhaft wie Spargel.

Im südlichen Spanien weißt man die Palmenkronen so ab: man bindet sie zusammen, die innersten Triebe lassen sich nicht aufhalten, die Zweige nehmen zu, aber bleiben weiß. Diese werden am Palmsonntage von der höchsten Geistlichkeit getragen. In der Sixtinischen Kapelle sieht man den Papst und die Kardinäle damit geschmückt.

Frucht in Frucht. (Jäger, S. 218, eigentlich S. 221.) Nach dem Verblühen wurden im Herbst 1817 an gefüllten Mohnen kleine Mohnköpfe gefunden, welche einen völligen noch kleineren Mohnkopf in sich enthielten. Die Narbe des inneren reichte bald an die des äußeren heran, bald blieb sie entfernt dem Grunde näher. Man hat von mehreren derselben den Samen aufbewahrt, aber nicht bemerken können, daß sich diese Eigenschaft fortpflanze.

Im Jahr 1817 fand sich auf dem Acker des Adam Lorenz, Ackersmann zu Niederhausen an der Nahe, bei Kreuznach, eine wundersame Kornähre, aus welcher an jeder Seite zehn kleinere Aehren hervorsprossten. Eine Abzeichnung derselben ist uns mitgetheilt worden.

Hier könnt' ich nun noch manches Besondere, was ich zum Jägerischen Werk angemerkt, als Beispiel ferner anführen, begnüge mich jedoch, anstatt über diese Gegenstände bildlos, fragmentarisch, unzulänglich fortzuarbeiten, einen Mann zu nennen, der sich schon als Denjenigen erprobt hat, der diese Räthsel endlich lösen, der uns Alle freundlich nöthigen könne, den rechten

Weg zum Ziele bewußt einzuschlagen, auf welchem jeder treue, geistreiche Beobachter bald in der Irre hin und wieder schwankt. Daß dieser Mann unser theurer Freund, der verehrte Präsident Nees von Esenbeck sei, wird, sobald ich ihn genannt, jeder deutsche Naturforscher freudig anerkennen. Er hat sich an dem fast Unsichtbaren, nur dem schärfsten Sinne Bemerkbaren zuerst erprobt, sodann auf ein doppeltes, aus einander entwickeltes Leben hingewiesen, ferner an völlig entschiedenen Geschlechtern gezeigt, wie man bei Sonderung der Arten dergestalt zu Werke gehen könne, daß eine aus der andern sich reihenweise entwickele. Geist, Kenntnisse, Talent und Stelle, Alles beruft, berechtigt ihn, sich hier als Vermittler zu zeigen.

Er feiere mit uns den Triumph der physiologen Metamorphose, er zeige sie da, wo das Ganze sich in Familien, Familien sich in Geschlechter, Geschlechter in Sippen und diese wieder in andere Mannichfaltigkeiten bis zur Individualität scheiden, sondern und umbilden! Ganz ins Unendliche geht dieses Geschäft der Natur; sie kann nicht ruhen noch beharren, aber auch nicht Alles, was sie hervorbrachte, bewahren und erhalten. Haben wir doch von organischen Geschöpfen, die sich in lebendiger Fortpflanzung nicht verewigen konnten, die entschiedensten Reste. Dagegen entwickeln sich aus den Samen immer abweichende, die Verhältnisse ihrer Theile zu einander verändert bestimmende Pflanzen, wovon uns treue, sorgfältige Beobachter schon Manches mitgetheilt und gewiß nach und nach mehr zu Kenntniß bringen werden.

Wie wichtig alle diese Betrachtung sei, überzeugen wir uns wiederholt zum Schlusse, wenn wir noch einmal dahin zurückschauen, wo Familien von Familien sich sondern; denn auch da berührt sich Bildung und Mißbildung schon. Wer könnte uns verargen, wenn wir die Orchideen monstrose Liliaceen nennen wollten?

Verstäubung, Verdunstung, Vertropfung. [1])

Wer diese drei nah mit einander verwandte, oft gleichzeitige, mit einander verbunden erscheinende Phänomene geistig ansähe als Symptome einer unaufhaltsam vorschreitenden, von Leben zu

[1]) 1820. — A. d. H.

Leben, ja durch Vernichtung zum Leben hineilenden Organisation, der würde das Ziel nicht weit verfehlt haben. Was ich davon bemerkt, darüber gedacht, nehme hier in kurzer Zusammenstellung einen Platz.

Es mögen etwa sechzehn Jahre sein, als Professor Schelver, welcher das großherzogliche unmittelbare botanische Institut unter meiner Leitung behandelte, mir in ebendiesem Garten, auf ebendiesen Wegen, die ich noch betrete, vertraulichste Eröffnung that, daß er an der Lehre, welche den Pflanzen wie den Thieren zwei Geschlechter zuschreibt, längst gezweifelt habe und nun von ihrer Unhaltbarkeit völlig überzeugt sei.

Ich hatte das Dogma der Sexualität bei meinen Naturstudien gläubig angenommen und war deshalb jetzt betroffen, gerade das meiner Ansicht Entgegengesetzte zu vernehmen; doch konnt' ich die neue Lehre nicht für ganz lezterisch halten, da aus des geistreichen Mannes Darstellung hervorging, die Verstäubungslehre sei eine natürliche Folge der mir so werthen Metamorphose.

Nun traten mir die gegen das Geschlechtssystem von Zeit zu Zeit erregten Zweifel sogleich vor die Seele, und was ich selbst über diese Angelegenheit gedacht hatte, ward wieder lebendig; manche Anschauung der Natur, die mir nun heiterer und folgereicher entgegentrat, begünstigte die neue Vorstellungsart, und da ich ohnehin die Anwendung der Metamorphose nach allen Seiten beweglich zu erhalten gewohnt war, so fand ich auch diese Denkweise nicht unbequem, ob ich gleich jene nicht alsobald verlassen konnte.

Wer die Stellung kennt, in welcher sich damals unsere Botanik befand, wird mir nicht verargen, wenn ich Schelver'n aufs Dringendste bat, von diesen seinen Gedanken nichts laut werden zu lassen. Es war vorauszusehen, daß man ihm aufs Unfreundlichste begegnen und die Lehre der Metamorphose, welche ohnehin noch keinen Eingang gefunden hatte, von den Grenzen der Wissenschaft auf lange Zeit verbannen würde. Unsere akademische persönliche Lage rieth gleichfalls zu einer solchen Schweigsamkeit, und ich weiß es ihm Dank bis jezt, daß er seine Ueberzeugung an die meinige anschloß und, so lange er unter uns wohnte, nichts davon verlauten ließ.

Indessen hatte sich mit der Zeit auch in den Wissenschaften gar Manches verändert; eine neue Ansicht ergab sich nach der andern, Kühneres war schon ausgesprochen, als endlich Schelver

mit seiner gewagten Neuerung hervortrat, wobei sich voraussehen ließ, daß diese Lehre noch einige Zeit als offenbares Geheimniß vor den Augen der Welt daliegen werde. Gegner fanden sich, und er ward mit Protest von der Schwelle des wissenschaftlichen Tempels zurückgewiesen. So erging es auch seiner Vertheidigung, deren er sich nicht wohl enthalten konnte.

Er und seine Grille waren beseitigt und zur Ruhe gewiesen; aber das Eigene hat die gegenwärtige Zeit, daß ein ausgestreuter Same irgendwo sogleich Grund faßt; die Empfänglichkeit ist groß, Wahres und Falsches keimen und blühen lebhaft durch einander.

Nun hat durch Henschel's gewichtiges Werk die geistige Lehre einen Körper gewonnen; sie verlangt ernstlich ihren Platz in der Wissenschaft, obgleich nicht abzusehen ist, wie man ihr denselben einräumen könne. Indessen ist die Gunst für sie schon belebt; Rezensenten, anstatt von ihrem früheren Standpunkte her widersprechend zu schelten, gestehen sich bekehrt, und man muß nun abwarten, was sich weiter hervorthun wird.

Wie man jetzt nach allen Seiten hin Ultras hat, liberale sowol als königliche, so war Schelver ein Ultra in der Metamorphosenlehre; er brach den letzten Damm noch durch, der sie innerhalb des früher gezogenen Kreises gefangen hielt.

Seine Abhandlung und Vertheidigung wird man wenigstens aus der Geschichte der Pflanzenlehre nicht ausschließen können; als geistreiche Vorstellung, auch nur hypothetisch betrachtet, verdient seine Ansicht Aufmerksamkeit und Theilnahme.

Ueberhaupt sollte man sich in Wissenschaften gewöhnen, wie ein Anderer denken zu können; mir als dramatischem Dichter konnte dies nicht schwer werden, für einen jeden Dogmatikern freilich ist es eine harte Aufgabe.

---

von der ihm vorgesteckten Bahn, wie viele Literarhistoriker behaupten, sondern ein ritornar al segno, eine Einkehr bei sich, in seines Vaters Hause.

Von orientalischer Dichtung gewährte ihm in jener mittleren Zeit nur die indische, Sakontala in Forster's und Gita-Govinda in Dalberg's Uebersetzung, Befriedigung. Was ihm dagegen von persischen Dichtern, namentlich von Hafis, Einzelnes bekannt wurde, reizte mehr, als daß es befriedigte oder belehrte, obschon Herder bereits 1803 meinte, „an Hafis' Gesängen hätten wir fast genug" (Adrastea, VI. 69. Vergl. die Gaselen im Göttinger Musen-Almanach, 1801). Derjenige Orientalist, auf den der sterbende Herder, derselben Stelle zufolge, seine Hoffnungen für das Arabische und Persische setzte, Hammer, sollte dieselben, was das Persische betrifft, im höchsten Sinne erfüllen. Hammer wurde der Mystagoge, der zehn Jahre später Goethe in das Reich persischer Poesie einführte.

Fuß beim Male, unterlassen wir, die viel stärkere gleichzeitige und spätere Richtung jener Periode auf das indische Studium, zu welchem Fr. Schlegel 1808 den entscheidenden Anstoß gab, hier zu erörtern, da beide Richtungen, wenn auch Symptome derselben allgemeineren Strömung des deutschen Geistes, für unsere Zwecke auseinanderzuhalten sind. Goethe's West-östlicher Divan hat gar keinen Zusammenhang mit dem Indischen, und der Orient, der „Ost", welcher hier gemeint ist, reicht nicht über den Indus hinüber, wenn schon Goethe, die Gesammtentwicklung wundervoll überschauend (unten S. 348), seinen Horizont überhaupt weiter steckte. Der „Ost" unsers Divan ist Arabien

Schelver geht aus von dem eigentlichsten Begriff der gesunden und geregelten Metamorphose, welcher enthält, daß das Pflanzenleben, in den Boden gewurzelt, gegen Luft und Licht strebend, sich immer auf sich selbst erhebe und in stufenweiser Entwicklung den letzten abgesonderten Samen aus eigner Macht und Gewalt unbeirrt treue; das Sexualsystem dagegen verlangt zu diesem endlichen Hauptabschluß ein Aeußeres, welches mit und neben der Blüthe oder auch abgesondert von ihr als dem Innersten entgegengesetzt wahrgenommen und einwirkend gedacht wird.

Schelver verfolgt den ruhigen Gang der Metamorphose, welche dergestalt sich veredlend vorschreitet, daß alles Stoffartige, Geringere, Gemeinere nach und nach zurückbleibt und in größerer Freiheit das Höhere, Geistige, Bessere zur Erscheinung kommen läßt. Warum soll denn nicht also diese letztere Verstäubung auch nur eine Befreiung sein vom lästigen Stoff, damit die Fülle des eigentlichst Innern endlich aus lebendiger Grundkraft zu einer unendlichen Fortpflanzung sich hervorthue?

Man gedenke der Sagopalme, welche, wie der Baum gegen die Blüthe verrückt, in seinem ganzen Stamme ein Pulver manifestirt, deshalb er abgebauen, das Mehl geknetet und zu dem nahrhaftesten Mittel bereitet wird; sobald die Blüthe vorüber, ist dieses Mehl gleichfalls verschwunden.

Wir wissen, daß der blühende Berberitzenstrauch einen eigenen Geruch verbreitet, daß eine dergleichen Hecke nahe gelegene Weizenfelder unfruchtbar machen könne. Nun mag in dieser Pflanze, wie wir auch an der Reizbarkeit der Antheren sehen, eine wunderbare Eigenschaft verborgen sein; sie verstäubt sich selbst im Blühen nicht genug, auch nachher kommen aus den Zweigblättern Staubpunkte zum Vorschein, die sich sogar einzeln kelch- und kronenartig ausbilden und das herrlichste Kryptogam darstellen. Dieses ereignet sich gewöhnlich an den

Blättern vorjähriger Zweige, welche berechtigt waren, Blüthen und Früchte hervorzubringen. Frische Blätter und Triebe des laufenden Jahres sind selten auf diese abnorme Weise produktiv.

Im Spätjahr findet man die Zweigblätter der Centifolie auf der untern Seite mit leicht abzulesendem Staub überdeckt, dagegen die obere mit kahlen Stellen gezeigert ist, woran man deutlich wahrnehmen kann, wie die untere Seite ausgezehrt sei. Fände sich nun, daß bei einfachen Rosen, welche den Verstäubungsakt vollständig ausüben, dasselbe Phänomen nicht vorkäme, so würde man es bei der Centifolie ganz natürlich finden, deren Verstäubungsorgane mehr und minder aufgehoben und in Kronenblätter verwandelt sind.

Der Brand im Korn deutet uns nun auf eine letzte, ins Richtige auslaufende Verstäubung. Durch welche Unregelmäßigkeit des Wachsthums mag wol die Pflanze in den Zustand gerathen, daß sie, anstatt sich fröhlich zukeut und lebendig in vielfacher Nachkommenschaft zu entwickeln, auf einer untern Stufe verweilt und den Verstäubungsakt schließlich und verderblich ausübt?

Höchst auffallend ist es, wenn der Mais von diesem Uebel befallen wird: die Körner schwellen auf zu einem großen unförmlichen Kolben; der schwarze Staub, den sie enthalten, ist grenzenlos; die unendliche Menge desselben deutet auf die in dem gesunden Korn enthaltenen gedrängten Nahrungskräfte, die nun krankhaft zu unendlichen Einzelnheiten zerfallen.

Wir sehen daher, daß man den Antherenstaub, dem man eine gewisse Organisation nicht absprechen wird, dem Reich der Pilze und Schwämme gar wohl zueignete. Die abnorme Verstäubung hat man ja dort schon aufgenommen; ein gleiches Bürgerrecht gewähre man nun auch der regelmäßigen!

Daß aber alle organiſche Verſtäubung nach einer gewiſſen Regel und Ordnung geſchehe, iſt keinem Zweifel ausgeſetzt. Man lege einen noch nicht aufgeſchloſſenen Champignon mit abgeſchnittenem Stiel auf ein weißes Papier, und er wird in kurzer Zeit ſich entfalten, die reine Fläche dergeſtalt regelmäßig beſtäuben, daß der ganze Bau ſeiner innern und untern Falten auf das Deutlichſte gezeichnet ſei; woraus erhellt, daß die Verſtäubung nicht etwa hin und her geſchehe, ſondern daß jede Falte ihren Antheil in angeborner Richtung hergebe.

Auch bei den Inſekten ereignet ſich eine ſolche endlich zerſtörende Verſtäubung. Im Herbſte ſieht man Fliegen, die ſich innerhalb des Zimmers an die Fenſter anklammern, daſelbſt unbeweglich verweilen, erſtarren und nach und nach einen weißen Staub von ſich ſprühen. Die Hauptquelle dieſes Naturereigniſſes ſcheint da zu liegen, wo der mittlere Körper an den Hintertheil angefügt iſt; die Verſtäubung iſt ſucceſſiv und nach dem vollkommenen Tod des Thiers noch einige Zeit fortdauernd. Die Gewalt des Ausſtoßens dieſer Materie läßt ſich daraus ſchließen, daß ſie von der Mitte aus nach jeder Seite einen halben Zoll hinweggetrieben wird, ſo daß der Limbus, welcher ſich zu beiden Seiten des Geſchöpfes zeigt, über einen rheiniſchen Zoll beträgt.

Obgleich dieſe Verſtäubung nach der Seite zu am Gewöhnlichſten und am Auffallendſten iſt, ſo hab' ich doch bemerkt, daß ſie auch manchmal von den vorderen Theilen ausgeht, ſo daß das Geſchöpf, wo nicht ringsum, wenigſtens zum größten Theile von einer ſolchen Staubfläche umgeben iſt.*)

*) Aeußere Aufmerkſamkeit auf den Verſtäubungsakt abgeſtorbener Fliegen läßt mich vermuthen, daß eigentlich der hintere Theil des Inſekts aus allen Seitenporen dieſen Staub vorzüglich wegſtreuete, und zwar immer mit ſtärkerer Elaſtizität. Etwa einen Tag nach dem Tode fängt die Verſtäubung an; die Fliege bleibt feſt an der Fenſterſcheibe geklammert, und es dauert vier bis fünf Tage fort, daß der feine Staub ſeine Spur immer in größerer Entfernung zeigt, bis der entſtandene Limbus einen Zoll im Durchſchnitt erhält. Das Inſekt fällt nicht von der Scheibe als durch äußere Erſchütterung oder Berührung.

Wenn wir uns an verschiedene Denkweisen zu gewöhnen wissen, so führt es uns bei Naturbetrachtungen nicht zum Unsichern; wir können über die Dinge denken, wie wir wollen, sie bleiben immer fest für uns und andere Nachfolgende.

Diese neue Verstäubungslehre wäre nun beim Vortrag gegen junge Personen und Frauen höchst willkommen und schicklich; denn der persönlich Lehrende war bisher durchaus in großer Verlegenheit. Wenn sodann auch solche unschuldige Seelen, um durch eigenes Studium weiter zu kommen, botanische Lehrbücher in die Hand nahmen, so konnten sie nicht verbergen, daß ihr sittliches Gefühl beleidigt sei; die ewigen Hochzeiten, die man nicht los wird, wobei die Monogamie, auf welche Sitte, Gesetz und Religion gegründet sind, ganz in eine vage Lüsternheit sich auflöst, bleiben dem reinen Menschensinne völlig unerträglich.

Man hat sprachgelehrten Männern oft, und nicht ganz ungerecht, vorgeworfen, daß sie, um wegen der unerfreulichen Trockenheit ihrer Bemühungen sich einigermaßen zu entschädigen, gar gerne an verfängliche, leichtfertige Stellen alter Autoren mehr Mühe als billig verwendet. Und so ließen sich auch Naturforscher manchmal betreten, daß sie, der guten Mutter einige Blößen abmerkend, an ihr, als an der alten Baube, höchst zweideutige Belustigung fanden. Ja, wir erinnern uns, Arabesken gesehen zu haben, wo die Sexualverhältnisse innerhalb der Blumenkelche auf antike Weise höchst anschaulich vorgestellt waren.

Bei dem bisherigen System dachte sich der Botaniker übrigens nichts Arges, man glaubte daran wie an ein ander Dogma, d. h. man ließ es bestehen, ohne sich nach Grund und Herkunft genau zu erkundigen; man wußte mit dem Wortgebrauch umzuspringen, und so brauchte in der Terminologie auch auf dem neuen Wege nichts umgeändert zu werden. Andere

und Piſtill beſtünden vor wie nach, nur einen eigentlichen Geſchlechtsbezug ließe man auf ſich beruhen.

Wenden wir uns nun zur Vertropfung, ſo finden wir auch dieſe normal und abnorm. Die eigentlich ſo zu nennenden Nektarien und ihre ſich loslöſenden Tropfen kündigen ſich an als höchſt bedeutend und den verſtäubenden Organen verwandt; ja, ſie verrichten in gewiſſen Fällen gleiche Funktion, ſie ſei auch, welche ſie ſei.

Einem dieſes Jahr ungewöhnlich ſich hervorthuenden Honigthau hat ein aufmerkſamer Naturfreund Folgendes abgewonnen.

„In den letzten Tagen des Monats Juni zeigte ſich ein ſo ſtarker Honigthau, wie man ihn wenig erlebt hat. Die Witterung war vier Wochen lang kühl, manche Tage ſogar empfindlich kalt, mit abwechſelnden, meiſtentheils Strichregen; allgemeine Landregen waren ſeltener. Darauf erfolgte nun heitere Witterung mit ſehr warmem Sonnenſchein.

„Bald darnach wurde man den Honigthau an verſchiedenen Pflanzen und Bäumen gewahr. Obgleich dieſes mir und Andern einige Tage bekannt war, ſo überraſchte mich doch eine Erſcheinung. Unter denen beinah zur Blüthe vorgerückten uralten Linden, welche am Graben eine Allee bilden, hingehend, wurde ich gewahr, daß die Saalgeſchiebe, meiſt aus Thon- und Kieſelſchiefer beſtehend, womit kurz vorher die Chauſſee war überzogen worden, eine Feuchtigkeit zeigten, die von einem Sprühregen herzurühren ſchien; da ich aber nach einer Stunde wiederkam und, ohngeachtet des ſtarken Sonnenſcheins, die Flecken nicht verſchwunden waren, fand ich an einigen näher unterſuchten Steinen, daß die Punkte klebrig ſeien. Ueberdies zeigten ſich mit gleichem Safte ganz überzogene Geſchiebe, worunter vorzüglich der Kieſelſchiefer ſich ſchwarz, wie lackirt, ausnahm. Nun fiel mir auf, daß ſie in Peripherien lagen, welche ſo weit reichten, als der Baum ſeine Aeſte ausbreitete, und alſo war es deutlich, daß es von daher kommen müſſe. Bei näherer Beſchauung fand ſich denn auch, daß die Blätter alle glänzten, und die Quelle des Auftropfens ward zur Gewißheit.

„Einen Garten besuchend, fand ich einen Baum Reine-Claude, an welchem sich diese Feuchtigkeit so stark zeigte, daß an den Spitzen der Blätter fast immer ein Tropfen hing, schon in der Konsistenz eines ausgelassenen Honigs, der nicht herabfallen konnte; doch fanden sich einzelne Stellen, wo von einem obern Blatt der Tropfen auf ein unteres heruntergefallen war; dieser war immer gelblich helle, da die Tropfen, welche auf ihrem Blatte verweilten, sich mit etwas Schwarzgrau-Schmutzigem vermischt zeigten.

„Indessen hatten sich die Blattläuse zu Tausenden auf der Rückseite eingefunden, die auf der oberen Fläche waren meist aufgeklebt, so wie man auch die leeren abgestorbenen Bälge in Menge fand. Mögen sie nun hier sich verwandelt haben oder umgekommen sein, so darf man doch für gewiß annehmen, daß der Honigthau nicht von diesem Insekt erzeugt wird. Ich habe Linden getroffen, wo die Blätter wie lackirt aussahen, worauf sich aber weder Blattläuse noch Bälge zeigten.

„Diese Feuchtigkeit kommt aus der Pflanze selbst; denn gleich neben einer solchen stand eine Linde ganz ohne jene Feuchtigkeit, vermuthlich eine spätere, so wie denn auch schon blühende Linden keinen oder nur wenig Honigthau bemerken ließen.

„Den fünften Juli, nach einigen leichten, nicht lange anhaltenden Regen, während daß Bienen noch nicht blühende Linden stark umsummten, ergab sich, daß sie ihr Geschäft auf den Blättern trieben und den Honigthau auffaugten. Vielleicht hatten die Regen das Ungenießbare weggespült, und das Zurückgebliebene fanden diese Thierchen für sich nun tauglich. Diese Vermuthung ist deshalb beachtenswerth, weil nicht auf allen Linden, worauf Honigthau lag, die Bienen sich befanden.

„Noch ist zu bemerken, daß die weiße Johannisbeere mit solchem Safte belegt war, gleich nebenan die rothe nicht.

„Nach so vielen Beobachtungen konnte man wol auch einige Erklärung wagen. Der Mai hatte Zweige und Blätter zu einer ziemlichen Größe ausgebildet, der Juni war naß und kalt, hierauf mußte ein gestörtes Wachsthum erfolgen; denn alle Säfte, die in Wurzeln, Stamm und Aesten sich bewegten, wurden in Zweig' und Blätter so viel als möglich aufgenommen, aber bei äußerer kaltfeuchter Luft konnte die Ausdünstung der Blätter nicht gehörig vor sich gehen, und ein solcher lange anhaltender Zustand brachte Alles ins Stocken. Plötzlich erschien die warmen

Tage mit zwanzig bis sechsundzwanzig Grad Wärme bei trockner Luft.

„Jetzt brachen die Bäume und Pflanzen, welche Blüthen und Früchte ausgearbeitet gar manchen Stoff enthalten, in eine desto stärkere Tunnung aus; weil aber zu viel Flüssigkeit in ihnen vorhanden, so mußten jene Stoffe, die man ununtersucht und ungeschieden gar wohl Nektar nennen dürfte, auch sehr verdünnt sein, so daß Alles zusammen ausschwitzte. Die trockne Luft nahm die wässrigen Theile gleich weg und ließ die gehaltvolleren auf den Blättern zurück.

„Hiernach ziehen sich nun Blattläuse und andere Insekten, aber sie sind nicht die Ursache der Erscheinung.

„Wie der Honigthau zur Erde kommt und auf gewissen Steinen regelmäßig gespritzt, auf andern völlig überziehend bemerkt wird, scheint mir schwerer zu sagen; nur wollte bedünken, daß bei dem Hervorquellen dieses Saftes aus den Blättern in Vertiefungen, an Rippen und sonst Luft eingeschlossen werde, wozu die senkrechte Richtung der Blätter viel beitragen kann. Sonn' und Wärme mögen nun die Luft zu einer Blase ausdehnen, welche zuletzt zerspringt und die Feuchtigkeit beim Zerplatzen wegschleudert.

„Mit oben Gesagtem stimmt überein, daß an den blühenden Linden kein Honigthau zu sehen war; denn hier sind die vorbereitenden Säfte, welche im Honigthau vergeudet werden, schon zu ihrer Bestimmung gelangt und jene gegen das Gesetz erscheinende Feuchtigkeit zu ihrem edleren Zwecke gediehen.

„Spätere Linden nehmen vielleicht nicht so viel Saft auf, verarbeiten ihn mäßiger, und das Vertropfen findet nicht statt.

„Die Reine-Claude hingegen ist so recht ein Baum, an dessen Früchten wir den mannichfaltigen Zudrang von Säften gewahr werden, der sie regelmäßig ausbilden muß. Hat sich die Frucht nun erst unvollkommen entwickelt, indessen Stamm, Aeste und Zweige von Nahrung strotzten, so ward ihr eine übermäßige Vertropfung natürlich, da sie bei der gemeinen Pflaume nicht stattfand.

„Diese Gelegenheit ward benutzt, um von der klebrigen Feuchtigkeit einen Antheil zu sammeln; ich nahm gegen vierhundert Blätter, tauchte sie in Bündeln mit den Spitzen in mäßiges Wasser, ließ jedes zehn Minuten ausziehen und so bis zu Ende. Die Auflösung erfolgte, wie wenn man ein Stück Zucker in ein reines Glas Wasser hält und es gegen das Licht

ansieht: ein klarer Faden schlingt sich nach dem Boden. Gedachte Auflösung nun war schmutzig gelbgrün; sie ward Herrn Hofrath Döbereiner übergeben, welcher bei der Untersuchung Folgendes fand:

1) nicht krystallisirbaren gährungsfähigen Zucker,
2) Mucus (thierischer Schleim),
3) eine Spur Albumen und
4) eine Spur eigenthümlicher Säure.

„Ob in ihm auch Mannastoff enthalten, möge das Endresultat der Gährung, welcher ein Theil des Honigbaues unterworfen worden, ausweisen. Manna ist nämlich nicht gährungsfähig.

Jena, den 30. Juni 1820.

Döbereiner."

An manchen Pflanzen, besonders dergleichen, welche als fette zusammengerieben werden, zeigt sich eine solche Vertropfung, selbst an den frühesten Organen; die Cacalia articulata entläßt sehr starke Tropfen aus den jungen Zweigen und Blättern, die sie hervortreibt, deren Stengel zunächst abermals ein aufgeblähtes Glied bilden soll. Das Bryophyllum calycinum zeigt unter vielfachen andern Eigenthümlichkeiten auch folgende: Bestrahlt man jüngere oder ältere Pflanzen stark, Licht und Wärme sind aber nicht mächtig genug, um proportionirte Verdunstung zu bewirken, so dringen aus dem Rande der Stengelblätter zarte, klare Tropfen hervor, und zwar nicht etwa aus den Kerben, aus denen sich künftig ein junges Auge entwickelt, sondern aus den Erhöhungen zwischen denselben. Bei jungen Pflanzen verschwinden sie nach eingetretener Sonnenwärme, bei älteren gerinnen sie zu einem gummiartigen Wesen.

Um nun noch Einiges von Verdunstung zu sprechen, so finden wir, daß der Samenstaub, dem man das große Geschäft des Befruchtens aufgetragen, sogar als Dunst erscheinen kann. Denn bei einer gewissen Höhe der Sommertemperatur steigen die Staubbläschen einiger Kieferarten als unendlich kleine Luftballone in die Höhe, und zwar in solcher Masse, daß sie, mit Gewitterregen wieder herabstürzend, einen Schwefelstaub auf dem Boden zusammenlaufen scheinen.

Der Same des Lycopodium, nicht entzündbar, geht in flammenden Dunst auf.

Andere Ausdünstungen verkörpern sich an Blättern, Zweigen, Stengeln und Stämmen zuckerartig, auch als Oel, Gummi und Harz. Der Dictam, wenn man die rechte Zeit trifft, entzündet sich, und eine lebhafte Flamme leckt an Stengel und Zweigen hinauf.

An gewissen Blättern nähren sich Raupen, Fliegen, Insekten aller Art, deren zarte Ausdünstung uns ohne dieses Anzeigen nicht bemerkbar gewesen wäre.

Rezentrexen bleiben auf gewissen Blättern kugelrund und klar stehen, ohne zu verfließen, welches wir wol billig irgend einem ausgedunsteten Wesen zuschreiben, das, auf diesen Blättern verweilend, die Rezentrexen einwickelt und sie zusammenhält.

Trüb und gummiartig ist der feine Duft, der, die Haut einer gereiften Pflaume umgebend, wegen dem unterliegenden dunklen Grunde unserm Auge blau erscheint.

Daß eine gewisse uns nicht offenbarte Wechselwirkung von Pflanze zu Pflanze beliebt sowol als schädlich sein könne, ist schon anerkannt. Wer weiß, ob nicht in kalten und warmen Häusern gewisse Pflanzen gerade deshalb nicht gedeihen, weil man ihnen feindselige Nachbarn gab; vielleicht benachtheiligen sich die einen zu ihrem Nutzen der heilsamen atmosphärischen Elemente, deren Einfluß ihnen allen gegönnt war.

Blumenliebhaber behaupten, man müsse die einfachen Levkojen zwischen gefüllte setzen, um vollkommenen Samen zu erhalten; als wenn der zarte wohlriechende Duft, wo nicht befruchten, doch die Befruchtung erhöhen könne.

Selbst unter der Erde nimmt man solche Einwirkungen an. Man behauptet, schlechte Kartoffelsorten, zwischen bessere gelegt, erwiesen schädlichen Einfluß. Und was könnte man nicht für Beispiele anführen, die den guten, in seinem Geschäft aufmerk-

samen Liebhaber der schönen Welt, die er mit Leidenschaft umfaßt, bewegen, ja nöthigen, allen Erscheinungen einen durchgehenden Bezug unweigerlich zuzugestehen!

Bei Entwickelung der Insekten ist die Verdunstung höchst bedeutend. Der aus der letzten Raupenhaut sich loslösende, zwar vollkommene, aber nicht vollendete Schmetterling verwahrt, von einer neuen, seine Gestalt weissagenden Haut eingeschlossen, bei sich einen köstlichen Saft. Diesen in sich organisch kohobirend, eignet er sich davon das Köstlichste zu, indem das Unbedeutendere nach Beschaffenheit äußerlicher Temperatur verdunstet. Wir haben bei genauer Beobachtung solcher Naturwirkungen eine sehr bedeutende Gewichtsverminderung wahrgenommen, und es zeigt sich, wie solche Puppen, an kühlen Orten aufbewahrt, jahrelang ihre Entwickelung verzögern, indeß andere, warm und trocken gehalten, sehr bald zum Vorschein kommen; doch sind letztere kleiner und unansehnlicher als jene, welchen die gehörige Zeit gegönnt war.

Dieses Alles soll jedoch hier nicht gesagt sein, als wenn man Neues und Bedeutendes vorbringen wollen, sondern darauf nur hindeuten, wie in der großen Natur Alles auf einander wirkt und arbeitet, und wie sich die ersten Anfänge so wie die höchsten Erscheinungen alles Gebildeten immer gleich und verschieden erweisen.

Analogon der Verstäubung.[1])

Im Herbste 1821 fand man an einem dürren Orte eine große Raupe, wahrscheinlich eines Kupfervogels, eben im Begriff, sich auf einem wilden Rosenzweig einzuspinnen. Man brachte sie in ein Glas und that etwas Seidenwatte hinzu; von dieser bediente sie sich nur weniger Fäden zu näherer Befestigung ans Glas, und man erwartete nunmehr einen Schmetterling. Allein dieser trat nicht hervor, vielmehr bemerkte man

und Persien, vorzugsweise Persien; er mag ins Türkische übergreifen, aber nicht nach Indien. Die indische Beschaulichkeit ist dem Divan fremd. Im Gegentheil, der klare Geist desselben und sein Monotheismus sind allem indischen Wesen feindlich. Wir haben es daher für unsre Pflicht erachtet, in unsern Noten zu den Gedichten alle, oft nahe gelegenen Hinweisungen auf die, die persische Dichtung an Gehalt und Geist weit überragende indische Poesie zu vermeiden. Ein solcher Hinweis ist uns vielleicht nur Seite 224 entschlüpft.

Lediglich arabisch-persische Dichtung also, geistig vermittelt durch Calderon, hat den Anlaß zu unsern Gedichten gegeben. Es geschah dies bekanntlich (unten S. 356) zuerst durch Hafis' Divan im Jahre 1813. Die beiden Bände desselben, mit fast tausend Gedichten, von Hammer zum großen Theil in der strengen, dem Liebes- und Weinliede eignenden Gaselenform übertragen, erschlossen Goethe eine ungeahnte poetische Welt und gaben ihm zuerst eine klare Vorstellung von den Eigenthümlichkeiten persischer Lyrik. Die Heiterkeit des Gemüths, die Fülle ganz neuer dichterischer Bilder, Metaphern und Motive, das Schweben in Lust und Freude über der sinnlichen Welt auf dem Grunde eines unerschütterlichen Seelenfriedens und Gottvertrauens, wie sich dies Alles bei Hafis findet, mußte Goethe gewaltig anziehen. Die verwandten Saiten seiner Leyer mußten mit erklingen.

Dazu kam der Zeitmoment, das Jahr 1813 mit seiner Erhebung, mit seinen Erschütterungen und Hoffnungen. Vieles traf zusammen, die ersten Eindrücke zu verstärken und

nach einigen Monaten folgendes wunderſame Phänomen. Die Puppe an der Unterſeite war geborſten und hatte ihre Eier an ihrer Außenſeite verbreitet, was aber noch wunderſamer war, dieſelben einzeln zur Seite, ja gegenüber ans Glas und alſo drei Zoll geſchleudert und ſonach einen jener Verſtäubung ähnlichen Akt bewieſen. Die Eier waren voll und rund mit einiger Andeutung des darin enthaltenen Wurmes. Anfangs Aprils waren ſie eingefallen und zuſammengetrocknet. Inſektenfreunden ſind wol ähnliche Fälle bekannt.

Freundlicher Zuruf.[1]

Eine mit in dieſen Tagen wiederholt ſich aufdringende Freude kann ich am Schluſſe nicht verbergen. Ich fühle mich mit nahen und fernen ernſten, thätigen Forſchern glücklich im Einklang. Sie geſtehen und behaupten, man ſolle ein Unerforſchliches vorausſetzen und zugeben, alsdann aber dem Forſcher ſelbſt keine Grenzlinie ziehen.

Muß ich mich denn nicht ſelbſt zugeben und vorausſetzen, ohne jemals zu wiſſen, wie es eigentlich mit mir beſchaffen ſei? ſtudire ich mich nicht immerfort, ohne mich jemals zu begreifen, mich und Andere? Und doch kommt man fröhlich immer weiter und weiter!

So auch mit der Welt! Liege ſie anfang- und endelos vor uns, unbegrenzt ſei die Ferne, undurchdringlich die Nähe; es ſei ſo; aber wie weit und wie tief der Menſchengeiſt in ſeine und ihre Gebeimniſſe zu dringen vermöchte, werde nie beſtimmt noch abgeſchloſſen.

Möge nachſtehendes heitere Reimſtück in dieſem Sinne aufgenommen und gedeutet werden!

„Ins Innre der Natur —“
O, Du Philiſter! —
„Dringt kein erſchaffner Geiſt.“
Mich und Geſchwiſter
Mögt Ihr an ſolches Wort
Nur nicht erinnern;
Wir denken: Ort für Ort
Sind wir im Innern.

[1] 1820. — A. d. H.

„Glückſelig, wem ſie nur
Die äußre Schale weiſt!“
Das hör ich ſechzig Jahre wiederholen
Und fluche drauf, aber verſtohlen;
Sage mir tauſend tauſend Male,
Alles giebt ſie reichlich und gern;
Natur hat weder Kern
Noch Schale,
Alles iſt ſie mit einem Male;
Dich prüfe Du nur allerweiſt,
Ob Du Kern oder Schale ſeiſt!

[1]So eben als ich durch gegenwärtiges Heft zwei Bände, einen der Naturwiſſenſchaft überhaupt, einen der Morphologie beſonders gewidmet, abzuſchließen im Begriff ſtehe, erhalte ich von werther Hand eine Schrift, deren Beſtreben mir allzu forderlich iſt, daß ich derſelben nicht mit Vergnügen gedenken ſollte; ſie führt den Titel: Wilhelm von Schütz zur Morphologie. I. Heft. 1821.

Der Verfaſſer hat meine bisherigen Bemühungen um Naturgegenſtände wohl eingeſehen, er hat das Unternehmen, ſie auf eigene Weiſe mitzutheilen, gebilligt und entſchließt ſich nunmehr, was ihm von innerer und äußerer Welt aufgeſchloſſen worden, an Lebensereigniſſe geknüpft, durch ſie erheitert und aufgeklärt, ebenfalls zu überliefern.

Mir aber ſei vergönnt, hier abermals, was ſich zu meinen Gunſten hervorgethan, auszugsweiſe darzulegen.

„Unabläugbaren Einfluß haben Goethe's Beiträge zur Morphologie und Naturwiſſenſchaft auf die nachfolgende Reihe von Mittheilungen ausgeübt. Es fragt ſich, ob ſie ohne jene an das Licht zu fördern waren.

„Drei Eigenthümlichkeiten des Goethiſchen Unternehmens zogen mich lebhaft an und ließen mir einen bleibenden Eindruck; erſt will ich ſie anzeigen, dann von jeder beſonders ſprechen.

„Was Goethe in der Natur ſah, gewann für ihn zugleich den Charakter des Erſten.

[1] 1822. A. d. H.

„Behandlung und Anordnung macht die Wahrnehmungen zu Mittelwesen, nämlich zu schönen Fragmenten eines unendlichen, sich selbst gleichen, aber auch ungleichen Ganzen und zu abgeschlossenen einzelnen Ganzheiten.

„Die Eigenthümlichkeit ihres Gehalts unterscheidet sie von allen bisherigen Gaben spekulirender Philosophie und sinnender Naturbetrachtung.

„Die Verbindung mit Lebensereignissen bringt historischen Geist in das Unternehmen. Die geschichtliche Richtung, eine willkommene Zeiterscheinung, faßt Goethe, wie Alles, in seiner ganz besondern, nur ihm eigenthümlichen Weise auf. Hängt nun diesem Geist inniger wie andern Innen- und Außenwelt zusammen, so scheint er als wahrhaft historisch nur Selbsterlebtes bezeichnen zu können.

„Wer in der augenblicklichen Beschaffenheit irgend eines Gegenstandes die Einflüsse der umgebenden Schranke und die Entwickelung aus einem früheren Zustande gleichzeitig umspannt, der faßt dessen Geschichte und Natur ungetrennt auf; daher muß, wenn alles Geschichtliche in der Zeit gegründet ist, jenem Sinne nach alle Geschichte die eigene werden, um Geschichte zu sein.

„War Goethe dessen inne geworden, so ist es nicht unmöglich, daß dies ihn anregt, ein Werk zu beginnen, welches seine Entdeckungen im Naturgebiet und in der wissenschaftlichen Region durch Lebensereignisse in Verbindung stellt.

„Ein Verfahren der Art hat seinen eigenthümlichen Nutzen. Es ist oft weniger die Sache als die Bedingungen derselben, was Meinungsverschiedenheit stiftet.

„„Ich wünsche ganz verstanden zu werden in dem, was ich der Natur geworden, in dem, was die Natur mir geworden", sagt Goethe. „Willst Du mich nur erträglich verstehen, so mußt Du wissen, wie die Natur mich fand, und wie ich die Natur fand, als wir uns einander begegneten; dann hast Du die Geschichte und die Darstellung meiner Wahrnehmungen. Es ist glaublich, daß dies uns vereinigen werde in der Betrachtung der Phänomene, denen wir uns hingeben.""

„Wie belohnend also war es auch mir, die Geschichte des Entstehens von der Kunde mancher Dinge zu durchschauen. Hatte Goethe mich an diese Wahrnehmung hingeleitet, so genügt der Absicht, welche ich gegenwärtig hege, die Wahrneh-

mung nicht. Ich muß nach Selbsterlebtem suchen. Es quillt aus dieser Quelle etwas hervor, das an sich unbedeutend sein mag; aber es hat eine Färbung von Wahrheit davongetragen, die manchen Mangel anderer Art ersetzt."

Hierauf spricht der Verfasser von sich und den Eigenheiten seines Lebensganges, die ihn zur Wissenschaft geführt, folgendermaßen:

„Nicht Neigung, ein unfreiwilliges Lebensereigniß, das kein Widerstehen zuließ, führte mich auf das erste ursprünglichste Thun der Menschen, Bebauung des Landes. Vorher war die Einsicht in diese Beschäftigung mir ein unbegreiflicher Gegenstand gewesen. Die Theilung des Ackers in drei Felder und was davon abhängt, blieb unverstanden, noch in einem Alter und unter Verhältnissen, wo es unziemlich war. Doch ich mußte einmal ein meiner Neigung entgegengesetztes Geschäft ergreifen. Es ward begonnen nach Anleitung der neusten Lehrbücher, mit denen ich Bekanntschaft gemacht; einige glückliche Apperzeptionen und treffende Verbindungen mit Natur- und Zeitverhältnissen machten den ersten Erfolg glücklich genug. Dieß kam mehr auf Rechnung guter Benutzung des von den Umständen Dargebotenen als innerer Haltbarkeit der ergriffenen Verfahrungsweise. Die Entdeckung davon lenkte auf fast ausschließliches Beobachten der Natur, an welche sich sonstiger Verhältnisse wegen eine praktische Wirksamkeit anderer Art anschloß."

Ueber das Weitere wird man den Verfasser gerne bei ihm selbst hören; man lasse sich durch einen, dem ersten Anblick nicht sogleich klaren Stil keineswegs davon abhalten.

„Die einzelnen Wahrnehmungen Goethe's an der Natur erscheinen durch Anordnung und Behandlung als Mittelwesen, als Fragmente eines unendlichen, sich selbst gleichen, aber auch ungleichen Ganzen und zugleich als abgeschlossene einzelne Ganzheiten; dies war das Zweite, was im Eingang behauptet worden; es will sagen: Goethe trennt die Materien so scharf ab, als ob er Gegenstände, denen aller Zusammenhang fehlt, bearbeite; er wählt sie mit scheinbar größter Willkür und bringt sie dennoch in einen unverkennbaren inneren Zusammenhang, indem er sich der naturforschenden, der geschichtlichen, der poetischen und der philosophischen Richtung überläßt.

„Ungemeinen Nutzen bringt jene Absonderung einzelner Gegenstände, die alles das Fremdartige ausschließt, welches

zwar seine feineren Adern in den Stoff der Betrachtung mit hineintreibt, aber den eigenen Mittelpunkt in einem anderen Kreise zu besitzen scheint. Je mehr jedes, was ein Autor vorzutragen hat, sich von gewohnter Anschauungsweise entfernt, desto mehr wird ihm jenes Mittel frommen, seine Darstellung klar, bestimmt, geordnet und angenehm zu machen; denn er durchschaut auf diese Weise der Einzelnheiten mehrere, und ihm drängt sich dasjenige Verständniß auf, welches der Leser gleichfalls haben würde, wenn er ebenso wahrzunehmen vermöchte, was jedem einzelnen Besondern auch noch aus der Quelle eines anderen Besondern zufließt. In einander geleitet zu einem trüben Zusammenfließen dürfen die beiden Wasserriegel nicht werden, und doch auch soll keiner unablaßbar innerhalb seiner eigenen Schleusen verbleiben."

Hier begiebt sich der Verfasser zurück in das Geschichtliche; er gedenkt des Sokrates, Aristoteles, Plato, Winckelmann, und nachdem er sich über dieselben ausgesprochen, fährt er fort:

„Erneuert Winckelmann das Gefühl, mit welchem uns Plat ergreift, daß er sich noch nicht vollkommen ausgesprochen habe, daß er sich auch nie vollkommen aussprechen könne und werde, so ist Goethe der dritte Geist, den dasselbe charakterisirt, als Dichter, als Weltbeobachter, als Naturkundiger. Betrachte man, wie wenig er mystisch ist in seiner Poesie, wie er das Geheimniß nie in den Stoff legt, wie dieser vielmehr als ruhige, klare, durchaus verständliche und begreifliche Naturnothwendigkeit dem Leser nahe tritt; aber man bedenke zugleich, wie wir, wenn das Gedicht geschlossen, uns zunächst an der Pforte fühlen, jenseit welcher das große Allgeheimniß schlummert, aus dem sein Werk hervorgetreten.

„Dies erkennt man zur Noth an. Aber daß sich dasselbe wiederholt, wenn er uns an das Gebiet der Natur führt, das wollen nur Wenige Wort haben; doch ist es gerade hier am Merkwürdigsten. Ein bildliches Gleichniß versuche dieser Behauptung, welcher sich hier noch nicht Verständniß geben läßt, vorläufig Glaublichkeit zu erwerben.

„Wenn Aristoteles Licht, Plato Seele, so giebt Goethe Seele und Licht zugleich da, wo er uns in die Natur einführt.

„Dies hat mir seine naturwissenschaftliche Zeitschrift, namentlich deren Anordnungsweise, zuerst offenbart. Die einzelnen

Gegenstände stehen durch die Art, wie die besonderen Aufsätze sie behandeln, im vollen Lichte als Einzelnheiten da. Durch die Stellung, durch das Anknüpfen an Lebensereignisse, durch die Folgerungen und durch die dichterischen Einströmungen werden sie wieder in das Element einer Allen angehörigen Seele getaucht, die Ganzheiten werden gegen den Hintergrund eines gemeinschaftlichen Ganzen gestellt."

Nun schreitet der Freund zum letzten und dritten Punkt und äußert sich folgendermaßen:

„Der wesentliche Gehalt von Goethe's naturwissenschaftlichen Beiträgen, das Dritte, was der Ankündigung zufolge sich merkwürdig eingeprägt hatte, hängt innig zusammen mit Anordnung und Form bei einem solchen Geiste, dem dieses Letztere gerade dient, den Gehalt des Einzelnen nicht dem geheimnisvollen Ganzen zu entreißen.

„Aber welches ist dieses geheimnisvolle Ganze? Welches Auge erblickt es, welche Traditionen berichtet uns davon, welches Denken hat seine Gesetze verrathen? Einzelne Dinge freilich sehen wir; einzelne Ereignisse sind uns glaubwürdig berichtet worden; einzelne Wahrheiten haben uns als nicht abzuleugnende Gesetze überzeugt; kurz, das Einzelne ist am Ende unabhängig von uns da.

„Lasset uns daher den Stoff betrachten, betrachten wie er ist, wie er vor unsern Augen noch wird, und wie er geworden! So finden wir vielleicht, während sich Alles entzweit, Beschaffenheit, Gesetz und Geschichte, sämmtlich in Einem und in Einstimmung. Wir erkennen vielleicht in der Beschaffenheit das Gesetz und die Geschichte wieder; das Gesetz zeigt uns vielleicht, weshalb die Geschichte den Gang also nahm, daß die veränderte Beschaffenheit erfolgte; die Geschichte giebt uns vielleicht einen Aufschluß, wie die Gesetze entstehen. Damit wir uns nun nicht verwirren, damit wir nicht, indem wir vermeinen, wir thun dies, ein ganz Anderes vollbringen, so laßt uns treu und mit ernster Absichtslosigkeit bei dem jedesmaligen einzelnen Stoff verbleiben und ihn nicht verwirren mit einem andern, welcher allerdings mit ihm oft analog sein kann. Denn eben darum, weil ein jedes Ding auch noch ein anderes zu sein scheint als das, was es in der gegebenen Erscheinung darstellt, müssen wir es in der letzteren rein und bestimmt erhalten.

Dennoch thut aus demselben Grunde Noth, nicht ganz unerinnert zu lassen, daß dasselbe Wesen, welches uns Stoff ist, auch noch andern Geistes-kräften und Geistesbedürfnissen gleichfalls Stoff, aber Stoff anderer Art sein kann. Wir wollen sogar versuchen, unsere Betrachtung desselben zugleich dadurch fruchtbar zu machen, daß wir die Andeuten nicht unangedeutet lassen, welche Denen willkommen sein müssen, die noch ein Anderes suchen; denn allerdings bleibt uns ein großes Geheimniß im Hintergrunde. Dennoch sind wir überzeugt, daß unsere dem Einzelnen gewidmeten Betrachtungen auch jenem näher führen werden.

„Dies ist das Wesentlichste und Wichtigste, was in jedem der neusten naturwissenschaftlichen Beiträge Goethe's ausgedrückt scheint. Die Betrachtungen des Einzelnen und Gegenwärtigen stehen voran, die Urphänomene im Hintergrunde; aber sie werden dadurch weder vernachlässigt noch verkürzt, und ebenso wenig leidet Verkürzung, was nur durch Folgerung und Divination erreicht werden kann. Ja, was noch mehr ist, gerade das Sinnliche fordert das wahrhaft Uebersinnliche.

„So hat das Werk den allem Wissenswerthen sich mittheilenden Nutzen, daß es, die Hypothesen im Bereich der Naturwissenschaften einschränkend, ihnen auch in andern intellektuellen Gebieten Grenzen setzen und uns auf eine allbefriedigende Weise an feste Basen bringen wird.

„Denn damit ist es nicht geschehen, daß der Eine oder der Andere uns wieder hinweiset auf diese oder jene wirklich vorhandene Basis; es muß uns ein Glaube daran werden, der allen unseren Bedürfnissen Genüge leistet.

„Die nähere Charakteristik, wie Goethe Experiment und Hypothese in seinen physikalischen und morphologischen Beiträgen behandelt, was daraus für die Naturgeschichte sowie für alle sonstige Geistesbedürfnisse und Geistesrichtungen hervorgeht, würde sich freilich leicht hier anschließen; aber sie bleibt einem besondern spätern Versuch vorbehalten; denn das bisher Gesagte soll die Grenzen der allgemeinen Andeutungen halten und sich noch nicht zu vielseitig ausdehnen."

Vorstehendes konnte mir nicht anders als höchst willkommen sein; denn so wenig es wünschenswerth ist, daß Andere uns in unserm Thun und Lassen nachahmen, so erfreulich ist es, ja er-

baulich, wenn sie diejenigen Prinzipien, wornach wir handeln, insofern sie rein menschlich sind, in sich selbst entdecken, hiernach aber ihre Lebens- und Mittheilungsweise einzurichten geneigt werden. Durch diese Betrachtung finde ich mich bewogen, noch Einiges aphoristisch hinzuzufügen.

Das Höchste, was wir von Gott und der Natur erhalten haben, ist das Leben, die retirende Bewegung der Monas um sich selbst, welche weder Rast noch Ruhe kennt; der Trieb, das Leben zu hegen und zu pflegen, ist einem Jeden unverwüstlich eingeboren, die Eigenthümlichkeit desselben jedoch bleibt uns und Andern ein Geheimniß.

Die zweite Gunst der von oben wirkenden Wesen ist das Erlebte, das Gewahrwerden, das Eingreifen der lebendig-beweglichen Monas in die Umgebungen der Außenwelt, wodurch sie sich erst selbst als innerlich Grenzenloses, als äußerlich Begrenztes gewahr wird. Ueber dieses Erlebte können wir, obgleich Anlage, Aufmerksamkeit und Glück dazu gehört, in uns selbst klar werden; Andern bleibt aber auch dies immer ein Geheimniß.

Als Drittes entwickelt sich nun dasjenige, was wir als Handlung und That, als Wort und Schrift gegen die Außenwelt richten; dieses gehört derselben mehr an als uns selbst, so wie sie sich darüber auch eher verständigen kann, als wir es selbst vermögen, jedoch fühlt sie, daß sie, um recht klar darüber zu werden, auch von unserm Erlebten so viel als möglich zu erfahren habe. Weshalb man auch auf Jugendanfänge, Stufen der Bildung, Lebenseinzelnheiten, Anekdoten und dergleichen höchst begierig ist.

Dieser Wirkung nach außen folgt unmittelbar eine Rückwirkung, es sei nun, daß Liebe uns zu fördern suche, oder Haß uns zu hindern wisse. Dieser Konflikt bleibt sich im Leben gewiß gleich, indem ja der Mensch sich gleich bleibt und ebenso alles dasjenige, was Zuneigung oder Abneigung an seiner Art zu sein empfinden muß.

Was Freunde mit uns für uns thun, ist auch ein Erlebtes; denn es ſtärkt und fördert unſere Perſönlichkeit. Was Feinde gegen uns unternehmen, erleben wir nicht, wir erfahren's nur, lehnen's ab und ſchützen uns dagegen wie gegen Froſt, Sturm, Regen und Schloßenwetter oder ſonſt äußere Uebel, die zu erwarten ſind.

Wenn ich nun aus dem Allgemeinen ins Beſondere übergehe, ſo darf ich mein dankbares Anerkennen nicht verſchweigen einer Stelle, die ich in den Ergänzungs-Blättern zur Jenaiſchen Literatur-Zeitung Nr. 47, 1821, las:

„Recs von Sienbed's Handbuch der Botanik ſchließt ſich an Goethe's, Steffens', Schelver's, Oken's, Kieſer's, Wilbrand's botaniſche Beſtrebungen an; denn dieſe Männer zeugen, Jeder auf ſeine Weiſe, von dem nämlichen Geiſte. Wer möchte aber hier ängſtlich unterſuchen wollen, was darin Dieſem oder Jenem gehöre, oder wer gar, die gewonnene Erkenntniß wie einen äußeren todten Beſitz behandelnd, eigenſüchtig ſein Recht der Priorität geltend machen wollen, da ja Jeder vielmehr dem allgemeinen Lenker zu danken hat, wenn dieſer in unſeren Tagen Viele in dieſelbe Schule geführt und das ſtille Zuſammenwirken verſchiedener Gemüther zu einem Ziele unſerer Zeit zur unſchätzbaren Mitgabe verliehen!"

Durch einen ſolchen zur Einigkeit bei Behandlung des Rechten und Wahren rathenden und dringenden Ausruf wird die Erfüllung der Wünſche, die ich unter dem Titel: Meteore des literariſchen Himmels im Bande zur Naturwiſſenſchaft S. 88[1]) ausgeſprochen, vorbereitet und — möge der gute Genius wollen! — ganz nahe gebracht.

So wie es keine Glaubensgenoſſen geben kann ohne Entſagung beſchränkter Eigenheit, obgleich Jeder ſeine Individualität beibehält, ebenſo wenig kann in der höheren Wiſſenſchaft lebendig zuſammengewirkt und die eigentliche Verfaſſung der Naturſtadt Gottes erkannt und, inſoferne wir darin eingreifen, geregelt werden, wenn wir nicht als Bürger unſern Eigenheiten patriotiſch entſagen und uns ins Ganze dergeſtalt verſenken, daß

[1]) „Zur Naturwiſſenſchaft überhaupt", Band 1, Hft. 2, 1820. Der Aufſatz ſteht im nächſten Bande dieſer Ausgabe. — A. d. H.

unser thätigster, einzelner Antheil innerhalb dem Wohl des Ganzen völlig verschwinde und nur künftig wie verklärt in Gesellschaft mit tausend andern der Nachwelt vorschwebe.

Ferner darf ich nicht verschweigen, wie bedeutend mir eine Recension gewesen, welche über Wenderoth's Lehrbuch der Botanik in den Göttinger Anzeigen, 22. Stück, 1842, sich findet.

Referent, nachdem er die Schwierigkeiten bemerkt, in einem Lehrbuche der Botanik ideelle und reelle Pflanzenkunde zu überliefern, eilt auf den Hauptpunkt zu kommen, welcher nach seiner Ueberzeugung die Quelle des zu rügenden Schwankens fast aller neueren Werke über allgemeine Botanik sein möchte.

„Es kommt nämlich darauf an, ob wir die Pflanze in ihrer lebendigen Metamorphose, als ein Etwas, das nur im geregelten Wechsel Bestand hat, verfolgen, oder ob wir sie als ein Beharrliches und folglich Todtes in irgend einem oder einigen weit aus einander liegenden Zuständen auffassen und festhalten wollen. Die Wahl ist entscheidend. Wer sich mit Linné fürs Letztere erklärt, geht am Sichersten; wer sich aber einmal in den Umlauf der Metamorphose einläßt, darf nicht mehr stillstehn oder gar zurückschreiten. Von dem ersten Bläschen an, woraus Pilz und Alge wie das Samenkorn der höchsten Pflanze hervorgeht, muß er den Gang der Entwickelung verfolgen. Die höhern Organe der Pflanzen darf er nicht von Wurzel und Stengel, sondern einzig und allein aus dem Knoten ableiten, aus dem auch Wurzel und Stengel erst geworden. Die ganze Pflanze darf er nicht als Object der Anschauung so geradezu für ein Individuum nehmen, sondern nachforschen, wie dieselbe durch allmähliche Reihung eines Knoten an den andern, deren jeder das Vermögen hat, unter Umständen selbstständig zu vegetiren, zu der Gesammtform gelangte. Daraus geht dann ein bestimmter genetischer Begriff der Species im Pflanzenreich, welchen Viele beinahe aufgegeben, weil sie ihn auf anderm Wege vergebens gesucht, gleichsam von selbst hervor, und die Kritik der in unserer Zeit so oft behaupteten und bestrittenen Verwandlungen einer Pflanze in die andere, welche der Naturforscher, ohne aller Gewißheit zu entsagen, nicht einräumen darf, gewinnt wieder einen festen Boden."

---

ihnen eine ungewöhnliche Nachhaltigkeit und Dauer zu verleihen.

Goethe hatte so eben die ersten drei Bände seines biographischen Versuchs abgeschlossen. Diese drei Jahre hindurch geführte anstrengende Arbeit — man kann sich denken, was es heißt, ein Werk in Prosa von drei starken Oktavbänden zu concipiren, zu schreiben und alle Mühen zu tragen bis zur Fertigstellung im Druck — hatte größere poetische Produktionen von selbst verhindert; um so mehr aber war, wie einst nach der Vollendung des Wilhelm Meister, das Verlangen danach geweckt. Grade der Abschluß seiner Biographie erregte in dem Dichter die Sehnsucht nach einem neuen Leben. Die Erholung und Abspannung des Geistes, deren er bedurfte, wurden ihm zu Theil. In Hafis, der in den schrecklichen Zeiten Timur's sein ausgelassenes Lied unbekümmert angestimmt, fand der Dichter des „Ich hab' mein' Sach' auf Nichts gestellt" seine eignen Stimmungen, nur gesteigert, wieder. Auch seine Zeit schien ihm der des Timur verwandt. Die bisherigen Formen waren gefallen, neue Ordnungen noch nicht an deren Stelle getreten, die bisherigen Gegenstände des Gehorsams und der Treue in Gegenstände des Hasses und Spottes verkehrt, Empörung und Abfall legitimirt: Alles hatte sich gewandelt, und der Einzelne war gezwungen, die Umgestaltungen der kreisenden Zeit in seinem innern Forum mitzuerleben und selbst ein Andrer zu werden. Edlere Naturen drängte es, sich aus dieser wandelbaren in eine beständige, über den Zeitenwechsel erhabene Welt zu flüchten. Eine religiöse und eine vaterländisch-weihevolle Gesinnung durch-

Hier möcht' ich nun nach meiner Weise noch Folgendes anfügen: Die Idee ist in der Erfahrung nicht darzustellen, kaum nachzuweisen; wer sie nicht besitzt, wird sie in der Erscheinung nirgends gewahr; wer sie besitzt, gewohnt sich leicht, über die Erscheinung hinweg, weit darüber hinauszusehen, und kehrt freilich nach einer solchen Diastole, um sich nicht zu verlieren, wieder an die Wirklichkeit zurück und verfährt wechselsweise wol so sein ganzes Leben. Wie schwer es sei, auf diesem Wege für Didaktisches oder wol gar Dogmatisches zu sorgen, ist dem Einsichtigen nicht fremd.

Die Pflanzenkunde steht als gelehrtes Wissen künstlichmethodisch, als Kunstübung erfahrungsgemäß-praktisch sicher auf ihren Füßen; von beiden Seiten wird Niemand für sie bange. Da nun aber auch die Idee unaufhaltsam hereinwirkt, so muß der Lehrvortrag immer schwieriger werden, worin wir den vorstehenden Aeußerungen des unbekannten Freundes und Mitarbeiters vollkommen beipflichten, nicht weniger die Hoffnung, die er uns am Ende giebt, sehr gerne hegen und pflegen.

Merkwürdige Heilung eines schwer verletzten Baumes.[1])

In dem Vorhofe der Ilmenauer Wohnung des Oberforstmeisters standen von alten Zeiten her sehr starke und hohe Vogelbeerbäume, welche zu Anfang des Jahrhunderts abzusterben anfingen; es geschah die Anordnung, daß solche abgesägt werden sollten. Unglücklicherweise sägten die Holzhauer einen ganz gesunden zugleich an; dieser war schon auf zwei Drittel durchschnitten, als Einhalt geschah, die verletzte Stelle geschindelt, verwahrt und vor Luft gesichert wurde. So stand der Baum noch zwanzig Jahre, bis er im vergangenen Herbste, nachdem vorher die Endzweige zu kränkeln angefangen, durch einen Sturm an der Wurzel abbrach.

Das durch die Sorgfalt des Herrn Oberforstmeisters von Fritsch vor uns liegende Segment, zwölf Zoll hoch, läßt den ehemaligen Schnitt in der Mitte bemerken, welcher als Narbe vertieft, aber doch völlig zugeheilt ist, wie denn der Sturm der gesundeten Stelle nichts anhaben konnte.

Dieser Baum wäre nun also wol anzusehen als auf sich selbst gepfropft; denn da man nach herausgezogener Säge so-

[1]) 1822. — A. d. H.

gleich die Vorsicht brauchte, die Verletzung vor aller Luft zu bewahren, so faßte das Leben der sehr dünnen Rinde und des darunter verborgenen Splints sich sogleich wieder an und erhielt ein fortgesetztes Wachsthum.

Nicht so war es mit dem Holze; dieses, einmal getrennt, konnte sich nicht wieder lebendig verbinden; die stockenden Säfte decomponirten sich, und der sonst so feste Kern ging in eine Art von Fäulniß über.

Merkwürdig jedoch bleibt es, daß der genesene Splint kein frisches Holz ansetzen konnte und daher die Verderbniß des Kerns bis an die zwei Drittheile sich heranzieht.

Nicht so ist es mit dem gesunden Drittheile; dieses scheint fortgewachsen zu sein und so dem Stamme eine ovale Form gegeben zu haben. Der kleine Durchschnitt, über die Mitte der Jahresringe gemessen, hält 15 Zoll, der große 18 Zoll, wovon 3 als ganz gesundes Holz erscheinen.

Schema zu einem Aufsatze,
die Pflanzenkultur im Großherzogthum Weimar darzustellen.[1])

Auch diese höchst bedeutende auffallende Wirkung ist aus einem wahrhaften Leben, einem heitern, freudigen und mehrere Jahre glücklich fortgesetzten Zusammenwirken entsprungen.

Zuerst also von Belvedere, welches zur Freude der Einheimischen, zur Bewunderung der Fremden grünt und blüht.

Die Schloß- und Gartenanlage ward vom Herzog Ernst August 1730 vollendet und zu einem Lustort fürstlicher Hofhaltung gewidmet.

Die Waldungen auf den dahinter liegenden Hügeln wurden durch Spaziergänge, Erholungsorte und manche romantische Baulichkeiten anmuthig und genießbar.

Eine große Orangerie und was zu jener Zeit von solchen Gärten gefordert wurde, ward angelegt, daneben eine kleine Menagerie von meistens ausländischen Vögeln. Gärtnerei und Gartenbestellung wurden in diesem Sinne geleitet und gefördert, einige Treiberei für die Küche war nicht vergessen.

Wie aber die Kultur solcher Pflanzen, nach denen sowol

der Botaniker als der Liebhaber ästhetischer Landschaftsbildung sich umsiedt, zuerst gefordert und nach und nach immer weiter ausgebildet worden, hievon läßt sich der Gang und die natürliche Entwickelung ohne Betrachtung und Beherzigung des Schloßbrandes nicht denken.

Die höchsten Herrschaften, einer bequemen und ihrem Zustande gemäßen Wohnung beraubt, in kaum schicklichen Räumen einen interimistischen Aufenthalt findend, wandten sich gegen das Freie, wozu die verschiedenen wohleingerichteten Lustschlösser, besonders auch das heitere Ilmthal bei Weimar und dessen ältere Zier- und Nutzgartenanlagen die schönste Gelegenheit darboten.

Der Park in Dessau, als einer der ersten und vorzüglichsten berühmt und besucht, erweckte Lust der Nacheiferung, welche um desto originaler sich hervorthun konnte, als die beiden Lokalitäten sich nicht im Mindesten ähnelten; eine flache, freie, wasserreiche Gegend hatte mit einer hügelig abwechselnden nichts gemein. Man wußte ihr den eigenen Reiz abzugewinnen, und in Vergleichung beider zu untersuchen, was einer jeden zieme, gab die Freundschaft der beiden Fürsten und die öftern wechselseitigen Besuche Anlaß, so wie die Neigung zu ästhetischen Parkanlagen überhaupt durch Hirschfeld aufs Höchste gesteigert ward.

Die Anstellung des Hofgärtners Reichert in Belvedere verschaffte gar bald Gelegenheit, alle dergleichen Wünsche zu befriedigen; er verstand sich auf die Vermehrung im Großen und betrieb solche nicht nur in Belvedere, sondern legte bald einen eigenen Handelsgarten in der Nähe von Weimar an. Strauch- und Baumpflanzungen vermehrten sich daher in jedem Frühling und Herbste.

Mit der verschönten Gegend wächst die Neigung, in freier Luft des Lebens zu genießen; kleine, wo nicht verschönernde, doch nicht störende, dem ländlichen Aufenthalt gemäße Wohnungen werden eingerichtet und erbaut. Sie geben Gelegenheit zu bequemem Unterkommen von größeren und kleineren Gesellschaften, auch unmittelbaren Anlaß zu ländlichen Festen, wo das abwechselnde Terrain viele Mannichfaltigkeit bot und manche Ueberraschung begünstigte, da eine heitere Einbildungs- und Erfindungskraft vereinigter Talente sich mannichfaltig hervorthun konnte.

So erweitern sich die Parkanlagen, unmittelbar vom Schloß ausgehend, welches auch nach und nach aus seinen Ruinen

wieder wohnbar hervorsteigt, erstrecken sich das anmuthige Ilmthal hinauf und nähern sich Belvedere. Die Oberaufsicht, Leitung und Anordnung übernimmt der Fürst selbst, indessen Höchstihro Frau Gemahlin durch ununterbrochene Theilnahme und eigene sorgfältige Pflanzenpflege in die Erweiterung des Geschäftes mit eingreift.

Der Herzogin Amalia Aufenthalt in Ettersburg und Tiefurt trägt nicht wenig zu einem, man dürfte fast sagen leidenschaftlichen Bedürfniß des Landlebens bei.

Am letztgenannten Orte hatten Prinz Konstantin und Major von Knebel schon viele Jahre vorgearbeitet und zu geselligen Festen und Genüssen das anmuthigste Thal der Ilm eingeweihet.

Im Ganzen ist man überall bemüht, der Oertlichkeit ihr Recht widerfahren zu lassen, sie möglichst zu benutzen und nichts gegen ihren Charakter zu verfügen.

Im Ernstlichen geht die regelmäßige Forstkultur im Lande fort; damit verbindet sich schon die Erziehung fremder Baumarten.

Große Anpflanzungen und sonstiges Vermehren geschieht durch einsichtige Forstmänner; dadurch gewinnt man an Erfahrung, welche Pflanzen unser Klima ertragen können.

Hier wäre etwas Näheres über die rauhere Lage von Weimar und Belvedere zu sagen. Unsere Höhe ist schon bedeutend, die Nähe vom Thüringer Wald, und zwar die Lage desselben in Süden, hat nicht weniger Einfluß; die nordöstlichen und nordwestlichen Zugwinde bedrohen die Vegetation gar öfters.

Der Hofgärtner Reichert geht mit Tode ab, die Kultur der botanischen Parkpflanzen findet sich in Belvedere schon sehr gesteigert. Von dem Vorrathe fällt ein großer Theil dem Fürsten anheim, wegen eines andern Theils wird Uebereinkunft getroffen. Reichert, der Sohn, versetzt das Uebrige nach Weimar für eigene Rechnung.

Bemühungen anderer Privaten, besonders des Legationsraths Bertuch, welcher außer der Kultur seines ansehnlichen Hausgartens und Aufstellung verschiedener Monographien unter Serenissimi Direktion die Details der Parkanlagen sechzehn Jahre verwaltet.

Der Garten-Inspektor Sckell wird in Belvedere angestellt. Er und sein Bruder besorgen aufmerksam und treulichst die

Anstalt; der Sohn des Erstern wird auf Reisen geschickt, desgleichen Mehrere, welche Talent und Thätigkeit zeigen; sie kommen nach und nach zurück mit wichtigen Pflanzentransporten.

Den eigentlichen botanischen Garten dirigiren vor wie nach Ihro K. H. der Großherzog, Schloß und übrige Lustpartien werden der fürstlichen Familie eingeräumt.

Die Anschaffung kostbarer botanischer Werke in die öffentliche Bibliothek geht immer fort, ja sie vermehrt und häuft sich.

Ebenso die eifrige Vermehrung bedeutender Pflanzen neben den immerfort ankommenden Fremdlingen macht die Erweiterung in Belvedere, sowol auf dem Berg als in dem Thal gegen Mittag gelegen, höchst nöthig. In der letzten Region werden Erdbauer nach Erfindung Serenissimi angebracht, in der letzten Zeit ein Palmenhaus erbaut von überraschender Wirkung.

Häuser, worin fremde Pflanzen im Boden stehen bleiben, im Winter bedeckt werden, sogenannte Konservatorien, sind längst errichtet und werden erweitert.

Der Belvederische Pflanzengarten wird ausschließlich zu wissenschaftlichen Zwecken bestimmt, daher der Küchengarten und die Ananas-Kultur und dergleichen in eine Abtheilung des Parks bei Weimar verlegt.

Reisen Serenissimi nach Frankreich, England, den Niederlanden und der Lombardei, Besuch botanischer Gärten und eigene Prüfung der verschiedenen Anstalten und Erfindungen in denselben würden, nachrichtlich mitgetheilt, großes Interesse und Belehrung gewähren, so wie die persönliche Bekanntschaft mit Wissenschafts- und Kunstgenossen überaus förderlich erschien. Höchstdieselben werden als erstes und ordentliches Mitglied in die Gesellschaft des Gartenbaues zu London aufgenommen.

Was in Jena geschah, darf nicht übergangen werden. Schon vor vielen Jahren hatte der würdige Batsch einen Theil des Fürstengartens, nach dem Familiensystem geordnet, angepflanzt. Diese Einrichtung wurde treulich fortgesetzt durch die Professoren Schelver und Voigt; Letzterer bearbeitete den Belvederischen Katalog sowol als den Jenaischen nach genanntem System; doch kehrt man von Zeit zu Zeit wegen des unmittelbaren Verkaufes und Tausches zu der schon gewöhnlichen brauchbaren Art und Weise zurück.

Indessen schreitet die Ausbreitung der Belvederischen Anstalt unaufhaltsam fort. Zugleich läßt sich bemerken, daß bei

der Nomenklatur, der Bestimmung der Pflanzen und ihrer Arten, ja Varietäten mancher Widerstreit obwalte, der von Zeit zu Zeit durch besuchende Kenner und Kunstgenossen erneuert wird.

Indessen macht sich ein rein wissenschaftlicher Katalog, auf dessen Angabe man sich sowol zu eigener Beruhigung als bei Tausch und Verkauf bestimmt und sicher berufen könne, immer nöthiger. Dieses langwierige Geschäft, wenn es gewissenhaft behandelt werden soll, macht die Anstellung eines wissenschaftlichen Mannes eigentlich nöthig. Hiezu wird Professor Dennstedt beauftragt; er unterzieht sich der Arbeit, das erste Heft des Katalogs erscheint 1820, das zweite 1821. Hierdurch ist also nicht allein für oben aufgestellte Zwecke gesorgt, sondern auch ein Leitaden manchem unkundigen und unerfahrnen Gärtner in die Hand gegeben, um genauere Pflanzenkenntniß zu erlangen.

Ein ganz außerordentliches Verdienst hätte sich außerdem dieser Katalog noch für die Wissenschaft erwerben können, wenn man die Quantitäten über die Namen und die und da einen Accent angebracht hätte; denn jetzt hört man außen wie im Freien, von Einheimischen und Besuchenden eine Babylonische, nicht Sprach-, sondern Quantitätsverwirrung, welche besonders Denjenigen, dem die Ableitung aus dem Griechischen gegenwärtig ist, mitten zwischen den herrlichen Naturprodukten eine verdrießliche Mißstimmung erregt.

Nach Serenissimi angeborn liberalem Charakter und der wahrhaft fürstlichen Leidenschaft, Andere an allem Guten, Nützlichen Theil nehmen zu lassen, ward in dem Maße, wie Belvedere heranwuchs, auch Jena solcher Vorzüge theilhaftig. Ein neues Glashaus von vierundsiebzig Fuß Länge mit mehreren Abtheilungen, nach den neusten Erfahrungen und den daraus abgeleiteten Maximen erbaut, nahm die häufigen Geschenke an Pflanzen und Samen begierig auf. Da nun aber das Haus an und für sich selbst von den früheren Baulichen Einrichtungen einen großen Theil abschnitt, so kann aber auch die Mittbeete verlegt werden mußten, so ward eine völlige Umpflanzung des ganzen Gartens nothwendig und bei dieser Gelegenheit die Revision und verbesserte Zusammenstellung der natürlichen Familien möglich und erwünscht.

Sowol nach Belvedere also wie nach Jena dürfen wir alle Freunde der Botanik einladen und wünschten nur, ihnen einen genaueren Wegweiser an die Hand geben zu können.

Gar Manches wäre noch, ehe wir abschließen, zu erwähnen; wir gedenken nur noch einer großen Landbaumschule von fruchtbaren Stämmen, welche unter Aufsicht des Legationsrath Bertuch schon viele Jahre besteht. Unglücklicherweise verlieren wir diesen im gegenwärtigen Fache und in vielen andern unermüdlich thätigen Mann gerade in dem Augenblick, da wir unser Schema abschließen, zu dessen Ausführung er uns bei glücklicher Erinnerungsgabe im Besonderen sowie im Ganzen den besten Beistand hätte leisten können, und wir würden Vorwürfe wegen unverantwortlichen Versäumnisses bei so langem glücklichen Zusammenwirken verdienen, wäre nicht das Leben einem Jeden so prägnant, daß seine augenblickliche Thätigkeit nicht nur das Vergangene, sondern auch das Gegenwärtige zu verschlingen geeignet ist. Bleibe uns hiebei der Trost, daß gerade das Wenige und Lückenhafte, was wir gesagt, desto eher die Mitlebenden aufrufen werde, zu einer vollständigen und vollendeten Darstellung das Übrige beizutragen!

Lebens- und Formgeschichte der Pflanzenwelt von Schelver.[1])

Den Wünschen und Hoffnungen, die wir in gegenwärtigem Hefte[2]) bezüglich auf Pflanzenkunde, deren Begründung, Mittheilung, Ueberlieferung deutlich ausgesprochen, kommt hier unser alter Freund und Studiengenosse auf das Vollständigste entgegen. Mag es sein, daß eine vor zwanzig Jahren vertraulich eingeleitete und dann im Stillen immer fortgeführte Wechselwirkung und Bildung mir dieses Buch verständlicher, annehmlicher, eingreifender macht als vielleicht Andern, genug, mich hat eine solche Gabe höchlich erfreut und meinen Glauben an lebendig dauernde Verhältnisse bei fortschreitender Entwickelung beider Theile abermals gestärkt.

Wer das Büchlein in die Hand nimmt, lese zuvörderst das dritte Hauptstück über das Studium der Botanik, S. 78.

Ihm wird der schöne Gedanke entgegentreten, daß jedes Wissen, wie es sich im Menschengeschlecht manifestirt, jeder Trieb zur Erkenntniß und zur Thätigkeit als ein Lebendiges anzusehen sei, schon Alles enthaltend, was es in weltgeschichtlicher Folge sich zueignen und aus sich selbst entwickeln werde.

Hier also steht Bemerken und Aufmerken, Erblicken und

---

[1]) 1832. — A. d. H.

[2]) „Zur Morphologie", Band I. Hft. 4. 1822. — A. d. H.

Beſchauen, Erfahren und Betrachten, Sammeln und Zurechtſtellen, Ordnen und Ueberſchauen, Einſicht und Geiſteserhebung, Fülle und Methode in ſtets lebendigem Bezug. Das Erſte hat Anſpruch, zugleich das Letzte, das Unterſte das Oberſte, das Nobſte das Zarteſte zu werden, und wenn zu einer ſolchen Steigerung Jahrhunderte, vielleicht Jahrtauſende nöthig ſind, ſo wird die Betrachtung derſelben nur um deſto würdiger und werther; aber auch um ſo freier von Vorurtheil will ſie gehalten ſein. Alles, was gethan und geleiſtet worden, es ſei noch ſo gering, behält ſeinen Werth, Alles, was empfunden und gedacht worden, tritt in ſeine Würde, und Alles, wie es ins Leben trat, bleibt in der Geſchichte neben und nach einander beſtehend und lebendig.

Auf dieſe Weiſe können wir unſere Vorgänger überſchreiten, ohne ſie zu verdunkeln, mit Gleichzeitigen wetteifern, ohne ſie zu verletzen; ja, es wäre vielleicht kein Traum, zu hoffen, daß Alle, wenn ſie nur den Standpunkt recht faßten, einander in die Hände arbeiten könnten. Warum ſoll ein ideelles Vorwärtsdringen, als wenn man mit Adlerauge und -Schwinge ſich über die Atmoſphäre erheben wollte, nicht auch dasjenige Benutzen zu ſchätzen wiſſen, welches in feuchten Erdregionen verweilt und ein Auge wäffnet, um das Unendliche im Kleinen zu finden?

Ein Aufſatz unſeres Verfaſſers in eben dieſem Sinne geſchrieben: die Aufgabe der höhern Botanik, findet ſich in dem zweiten Theil des zehnten Bandes der neuen Akten der Leopoldiniſch-Carolinischen Akademie, Bonn 1821, einem vorzüglich ausgeſtatteten Volum, von deſſen Mittheilung wir ſchon in kurzer Zeit viel Vortheil gezogen.

Von dem Hopfen und deſſen Krankheit, Aufs genannt.

In Bezug auf Schkuhr's botaniſches Handbuch, 4. Thl. S. 263, und gleichen 320ſte Tafel.*)

Der Hopfen, Humulus lupulus, iſt eine dioeciſche Pflanze; die männliche Blüthe, als ſchwache Riſpe, trägt nichts zur Nutzbarkeit des Gewächſes bei, die Ranken werden ausgerottet; die weiblichen ſtehen kätzchenartig um eine Spindel. Ihr einfaches Kelchblatt bringt unten an ſeiner Rückſeite viele gelbe fettige, gewürzhaft bittere und ſtark riechende Staubkörner, welche Hopfen-

*) 1824. — R. d. H.

mehl genannt werden, hervor. Dieses ist eigentlich das Bitteringrediens des Bieres, neulich besonders wohl beachtet und Lupulin genannt.

In Böhmen überhaupt, besonders auch in Falkenau, wird der Hopfen stark gebaut, und ich vernahm daselbst Folgendes:

Der Hopfen ist einem Mißwachs ausgesetzt, welcher durch eine Art von verbundener Vertropfung und Verstäubung verursacht wird. Dieser, dem vegetabilischen Leben verderbliche Brand wird durch den Namen Ruß bezeichnet; er äußert sich auf zweierlei Weise und heißt der rothe (auch der Feuerruß) oder der schwarze. Das Krankhafte der Ranken zeigt sich im Anfang daran, daß die Blätter erst glänzend grün werden (Ausschwitzung und Vertropfung), sodann aber auf der untern, auch wol obern Seite ein schwarz abfärbender Staub hervortritt. Unzählige Blattläuse zeigen sich als Korrelat. Erscheint der Ruß früh, so schadet er dem Wachsthum der Käpfchen, später aber nicht, welches aus der Natur folgt; denn im letzten Falle hat das Blatt als vorbereitendes Organ schon seine Pflicht erfüllt, und das Auge ist kräftig hervorgewachsen.

Damit nun aber eine solche Krankheit dem Stocke fürs Künftige nicht schade, ziehen sie die Stange aus der Ranke, ohne diese abzuschneiden, die sie vielmehr auf der Erde liegen lassen, wenn sie die Käpfchen abgepflückt haben, wahrscheinlich um dem gestörten Stocke dadurch einen lebhaften Zug zu erhalten und eine Herstellung zu gewinnen.

Folgende Fragen mögen zu allgemeinern Betrachtungen führen:

1) Kommt dieses Ausschwitzen auch bei männlichen Pflanzen vor?

2) Kommt es vor bei dem Weibchen des wildwachsenden Hopfens, oder ist es ganz allein die Eigenschaft der weiblichen Pflanze des mit Sorgfalt gebauten Hopfens? Ich möchte Letzteres vermuthen. Die Pflanze selbst ist ein sehr lebensreiches, zur Fortpflanzung eilendes Geschöpf, wie man an den unzähligen Ausschößlingen, dem schnellen Trieb, dem Reichthum der Blüthe schon bemerken kann. Das naturgemäße, normale sogenannte Hopfenmehl deutet schon auf einen Ueberfluß von Saft und Kraft. Nun könnte wol irgend eine Witterungsbedingung diesen innern Reichthum allzu sehr steigern, der dann zuerst als Glanzüberzug erschiene und sich zuletzt in einem mißgebornen Staub manifestirte, von welchem uns die in dem geheimen,

kaum ſichtbaren Reiche wohl bewanderten Freunde den beſten Aufſchluß geben können.

3) Wo iſt vom Lupulin gehandelt?

Genera et Species Palmarum,

von Dr. C. F. von Martius. Fasc. I. und II.

München 1823.*)

Beide Hefte enthalten auf neunundvierzig lithographiſchen Tafeln Abbildungen verſchiedener Arten von Palmen, welche Braſilien erzeugt und dem Verfaſſer auf ſeiner vor einigen Jahren dahin unternommenen wiſſenſchaftlichen Reiſe vorgekommen.

Diejenigen Tafeln, welche das Detail von Aeſten, Blättern, Blüthen und Früchten darſtellen, ſind alle in geritzter Manier und gleichen zierlich radirten, mit glänzendem Grabſtichel ſorgfältig geendigten Kupferblättern. Von dieſer Seite betrachtet, laſſen ſie ſich unbedenklich den ſchönen oiseelegiſchen Kupfern in dem Werke des Albinus an die Seite ſtellen, erſcheinen vielleicht gar noch netter gearbeitet. Die meiſten ſind von A. Falger gefertigt; doch zeichnen ſich die Namen J. Päringer und L. Emmert gleichfalls verdienſtlich aus.

Zehen in gewöhnlicher Manier als Zeichnungen mit ſchwarzer Kreide ſauber und kräftig ausgeführte Blätter ſtellen Palmenbäume verſchiedener Art im Ganzen mit Stamm und Aeſten dar, ſchicklich begleitet von Anſichten der Gegenden, wo jene Palmenarten in Braſilien vorzüglich zu gedeihen pflegen. Sehr reiche Vordergründe machen überdem noch den Beſchauer mit andern Pflanzen und der höchſt üppigen Vegetation des Landes bekannter. Blos allgemeine Andeutung von dem, was jedes dieſer Blätter darſtellt, wird ausreichen, das Geſagte verſtändlicher zu machen.

Tab. 22. Hauptbild: Oenocarpus distichus, im Vordergrund Blätter und Strauchgewächſe. Mittelgrund und Ferne zeigen niedrig liegende Auen zwiſchen waldigen Hügeln.

Tab. 24. Astrocaryum acaule und Oenocarpus Batava erſcheinen als die Hauptbilder im Vordergrund; der landſchaftliche Grund ſtellt niedriges Ufer an ſtillfließendem Strome dar,

*) 1824. — R. d. H.

drang die Menschen. Goethe, seinem Genius folgend, rettete sich in das Reich der Poesie. Hafis und der Orient wurden das Korkwams, um eines seiner Lieblingsbilder zu gebrauchen, das ihn in der neuen Sündfluth über den Wassern hielt. Die Befreiung des Vaterlandes von dem fremden Joche, oder, nach Goethe's skeptischem Ausdrucke, von einem fremden Joche, trieb ihn, wieder neu seinem Vaterlande zu leben, wieder Dichter zu sein und so, als „Stadthalter des poetischen Geistes auf Erden", wie ihn Novalis übertreibend genannt, seine Pflicht zu erfüllen und jene Befreiung in der denkbar höchsten Weise zu feiern. Durch den Divan geschieht dies mehr als durch den Epimenides und andre eine solche Feier direkt unternehmende Werke, und die Politik ist in unsre Gedichte grade in Folge des sichtlichen Bestrebens, sie fern zu halten, um so mehr eingedrungen. Der politische Zustand der abendländischen Welt erscheint als mitgegebenes Komplement der Lyrik des Divan, und diese Mitgabe erhöht nur ihren Reiz.

So, angezogen von dem damals neu erregten wissenschaftlichen und historischen Interesse an der arabisch-persischen Poesie, erfreut, nun endlich hier aus dem Vollen schöpfen zu können, überließ sich Goethe dem orientalischen Studium, in der angedeuteten Begrenzung, zur Zeit nach der Schlacht bei Leipzig, in dem Spätherbst 1813; dasselbe wurde ihm zur wahren Herzenssache, zu einer im Stillen und anfangs verborgen gehegten Liebhaberei, zu der er aus allem Treiben des Lebens, aus allen Geschäften und von den heterogenen poetischen Arbeiten, welche die Tagesereignisse ihm aufbürdeten, wie zu seinem wahren Ele-

in welchen hinein sich von beiden Seiten reich mit Bäumen bewachsene Landzungen erstrecken.

Tab. 28. Euterpe oleracea, ebenfalls am Ufer eines Flusses, der ins Meer fällt, von woher die Fluth hereinströmt.

Tab. 33. Die zunächst ins Auge fallenden Gegenstände dieses Blatts sind Elaeis melanococca und Iriartea exorrhiza. Dann waldiger Mittelgrund und niedriges Ufer an einem Fluß oder See; ein eben dem Wasser entsteigendes Krokodil staffirt die Landschaft.

Tab. 35. Iriartea ventricosa, nebst Aussicht in eine enge Schlucht hoher und höherer Waldgebirge, aus denen ein Fluß hervorströmt, welcher im Vordergrund einen kleinen Fall macht.

Tab. 38. Zunächst Mauritia vinifera, im Hintergrund öde Hügel; die Fläche ist mit dieser Palmenart dünne besetzt.

Tab. 41. Attalea compta und Mauritia armata, dahinter fast wüste Gegend, wo nur in näherer und weiterer Ferne noch einige Bäume dieser Art zu sehen sind.

Tab. 44. Vorn Mauritia aculeata und im Grund undurchdringliches Dickicht von Bäumen, auch großblättriger baumartiger Pflanzen.

Tab. 45. Lepidocaryum gracile und Sagus taedigera in dunkler, alle Aussicht schließender Waldgegend.

Tab. 49. Corypha cerifera. Die zum Grund dienende Landschaft stellt eine reichlich mit Bäumen, besonders mit Palmen bewachsene Ebne dar, in der Ferne ragende Berggipfel.

Die Zweckmäßigkeit und das Belehrende des Inhalts dieser Blätter werden nach der geschehenen, obgleich nur kurzen Anzeige desselben wol ohne Zweifel Jedem einleuchten; es ist aber weiter noch beizufügen, daß auch der malerische Sinn und Geschmack, womit Herr von Martius die Gegenstände zum landschaftlichen Ganzen geordnet, das Lob aller Derer verdiene, welche das Werk aus dem Gesichtspunkte der Kunst anzusehn und zu beurtheilen vermögen. Nicht minder werden sich Kundige auch durch die Arbeit des Herrn Hohe befriedigt finden, welcher die zuletzt erwähnten Blätter nach denen vom Herrn von Martius eigenhändig verfertigten Vorbildern in der gewöhnlichen Kreidemanier auf die Steinplatten zeichnete.

Wir haben in Vorstehendem das nach so vielen Seiten hin verdienstliche Werk nur von einer Seite betrachtet, und zwar von der artistisch-ästhetischen; doch dürfen wir sagen, daß gerade

dieſe gar gern als Komplement des Reiſegewinns jener vorzüglichen Männer anzuſehen ſei.

Die ſchon längſt bekannte Reiſebeſchreibung der beiden würdigen Forſcher, Herren von Spix und von Martius, München 1823, gab uns vielfach willkommene Lokalanſichten einer großen Weltbreite, grandios, frei und weit; ſie verlieh uns die mannichfaltigſten Kenntniſſe einzelner Vorkommenheiten, und ſo ward Einbildungskraft und Gedächtniß vollkommen beſchäftigt. Was aber einen beſondern Reiz über jene bewegte Darſtellung verbreitet, iſt ein reines, warmes Mitgefühl an der Naturerhabenheit in allen ihren Scenen, fromm-tiefſinnig, klar empfunden und ebenſo mit deutlicher Fröhlichkeit entſchieden ausgeſprochen.

Ferner ſammelt die Phyſiognomik der Pflanzen, München 1824, von einem hohen Standpunkte unſern Blick auf das Pflanzenreich einer ſonſt unüberſehlichen Erdoberfläche, deutet auf das Beſondere, auf die klimatiſchen, die lokalen Bedingungen, unter welchen die unzähligen Vegetationsglieder gedeihen und ſich gruppenweiſe verſammeln mögen, und verſetzt uns zugleich in eine ſolche Fülle, daß nur der vollendete Botaniker ſich die einer ſprachgewandten Benennungsweiſe unterliegenden Geſtalten heranzurufen im Stande iſt.

In dem letzten, von uns ausführlicher beachteten Werke iſt nun gleichfalls, durch Hilfe einer ausgearbeiteten Kunſtſprache, das Palmengeſchlecht in ſeinen ſeltenſten Arten gelehrten Kennern reichlich vergegenwärtigt, auf den oben verzeichneten Tafeln jedoch für jeden Naturfreund geſorgt, indem des allgemeinſten Naturzuſtandes Hauptbezüge und Geſtalten, einſame oder geſellige Anſiedelung und Wohnung auf feuchtem oder trockenem, hohem oder tiefem Lande, frei oder düſter gelegen, in aller Abwechſelung vorgeſtellt und nun zugleich Kenntniß, Einbildungskraft und Gefühl angeregt und befriedigt werden, und ſo empfinden wir uns, den Kreis obgedachter Druckſchriften durchlaufend, in einem ſo weit entlegenen Weltteile durchaus als anweſend und einheimiſch.

Wirkung meiner Schrift

die Metamorphoſe der Pflanzen und weitere Entfaltung der darin vorgetragenen Idee.

1830.*)

Der ernſtliche, am Ende der Abhandlung über Metamorphoſe der Pflanzen ausgeſprochene Vorſatz, dieſes angenehme Geſchäft nicht allein weiter zu verfolgen, ſondern auch von meinen fortgeſetzten Bemühungen den Freunden der Wiſſenſchaft ausführliche Kenntniß zu geben, ward im Laufe einer ſehr bewegten Zeit gehindert und zuletzt gar vereitelt. Auch gegenwärtig würde mir es ſchwer fallen, ausführende Nachricht zu ertheilen, inwiefern jene ausgeſprochene Idee weiter gewirkt und wie dieſelbe bis auf den heutigen Tag wiederholt zur Sprache gekommen.

Ich mußte daher zu wiſſenſchaftlichen Freunden meine Zuflucht nehmen und dieſelben erſuchen, mir dasjenige, was ihnen bei fortgeſetzten Studien in dieſer Angelegenheit näher bekannt geworden, gefällig mitzutheilen. Indem ich nun aber auf dieſe Weiſe verſchiedenen Perſonen Belehrung ſchuldig geworden, deren Notizen über einzelne Punkte zuſammenzuſtellen ich in dem Fall war, auch mich ihrer eigenen Ausdrücke zu bedienen für räthlich fand, ſo erhält gegenwärtiger Aufſatz dadurch ein aphoriſtiſches Anſehen, welches ihm jedoch nicht zum Schaden gereichen dürfte, indem man auf dieſe Weiſe deſto genauer bekannt wird mit demjenigen, was ſich allenfalls unabhängig und ohne einen gewiſſen Zuſammenhang in dieſem Felde zugetragen. Durch verſchiedene Zeichen hab' ich die Aeußerungen der Freunde zu unterſcheiden die Abſicht, und zwar durch * und ( ).

Der Erſte, dem ich von meinen Gedanken und Beſtrebungen Einiges mittheilte, war Dr. Batſch; er ging auf ſeine eigne Weiſe darauf ein und war dem Vortrage nicht ungeneigt. Doch ſcheint die Idee auf den Gang ſeiner Studien keinen Einfluß

*) Veröffentlicht 1831. — A. d. H.

gehabt zu haben, ob er sich schon hauptsächlich beschäftigte, das Pflanzenreich in Familien zu sondern und zu ordnen.

Günstige Recensionen finden sich:
In den Göttinger Anzeigen. Febr. 1791.
In der Gothaischen Gelehrten-Zeitung. April 1791.
Allgemeine deutsche Bibliothek. Bd. 116.

Bei meinem damaligen öftern Besuchen von Jena und einem längeren Verweilen daselbst unterhielt ich mich von solchen mir wichtigen wissenschaftlichen Punkten wiederholt mit den dortigen vorzüglichen Männern. Unter ihnen schenkte besonders der Hofrath Dr. Johann Christian Stark, der als praktischer Arzt sich das größte Vertrauen erworben hatte, überhaupt auch ein aufmerkender, geistreicher Mann war, dieser Angelegenheit entschiedene Gunst. Nach akademischem Herkommen fand sich die Professur der Botanik ihm zugetheilt, aber nur nominaliter, als der zweiten Stelle der medizinischen Fakultät angehörig, ohne daß er von diesem Felde jemals besondere Kenntniß genommen hätte. Seinem Scharfsinn jedoch blieb das Vortheilhafte meiner Ansichten keineswegs verborgen; er wußte die von diesem Ranzereiche zu früherer Zeit erworbenen Kenntnisse hiernach zu ordnen und zu nutzen, daß ihn bald im Scherz, bald im Ernst die Versuchung anging, seiner Kominalprofessur einigermaßen Genüge zu leisten und ein botanisches Kollegium zu lesen. Schon zu dem Winterhalbenjahre 1791 kündigte er nach Ausweis des Lektionskatalogen seine Absicht folgendermaßen an: Publice introductionem in Physiologiam botanicam ex principiis Perill. de Goethe tradet; wozu ich ihm, was ich an Zeichnungen, Kupferstichen, getrockneten Pflanzen zu jenen Zwecken besaß, methodisch geordnet anvertraute, wodurch er sich in den Stand gesetzt sah, seinen Vortrag zu beleben und glücklich durchzuführen. Inwiefern der Same, den er damals ausgestreut, irgendwo gewuchert, ist mir nicht bekannt geworden; mir aber diente solches zu einem aufmunternden Beweis, daß dergleichen Betrachtungen in der Folge zu thätigem Einfluß würden gelangen können.

Indeſſen der Begriff der Metamorphoſe in Wiſſenſchaft und Literatur ſich langſam entwickelte, hatte ich ſchon im Jahre 1794 das Vergnügen, zufällig einen praktiſchen Mann völlig eingeweiht in dieſe offenbaren Naturgeheimniſſe zu finden.

Der bejahrte Dresdner Hofgärtner J. H. Seidel zeigte mir auf Anfrage und Verlangen verſchiedene Pflanzen vor, die mir wegen deutlicher Manifeſtation der Metamorphoſe aus Nachbildungen merkwürdig geworden. Ich eröffnete ihm jedoch meinen Zweck nicht, weshalb ich mir von ihm dieſe Gefälligkeit erbäte.

Kaum hatte er mir einige der gewünſchten Pflanzen hingeſtellt, als er mit Lächeln ſagte: „Ich ſehe wohl Ihre Abſicht ein und kann mehrere dergleichen Beiſpiele, ja noch auffallendere, verführen.“ Dies geſchah und erheiterte uns zu fröhlicher Verwunderung: mich, indem ich gewahrte, daß er durch eine praktiſch aufmerkende, lange Lebenserfahrung dieſe große Maxime in der mannichfaltigen Naturerſcheinung überall vor Augen zu ſchauen ſich gewöhnt hatte; ihn, als er einſah, daß ich, als Laie in dieſem Felde, eifrig und redlich beobachtend, die gleiche Gabe gewonnen hatte.

Im vertrauten Geſpräch entwickelte ſich das Weitere; er geſtand, daß er durch dieſe Einſicht fähig geworden, manches Schwierige zu beurtheilen, und zugleich für das Praktiſche glückliche Anwendung gefunden habe.

---

* Wie aber dieſe Schrift bis jetzt auf den Gang der Wiſſenſchaft in Deutſchland gewirkt hat, iſt eine höchſt verwickelte Frage, die wol nicht eher genügend zu beantworten ſein dürfte, bis ſich der Kampf der Meinungen darüber beruhigt und die Kämpfenden zu klarem Bewußtſein gelangen. Denn in der That ſcheint es mir, als habe ſich die Idee der Metamorphoſe Vieler bemächtigt, die es nicht ahnen, während Andere, die neue Lehre verkündend, nicht wiſſen, woran ſie reden. *

Es ſcheint nichts ſchwieriger zu ſein, als daß eine Idee, die in eine Wiſſenſchaft hineintritt, in dem Grade wirkſam werde, um ſich bis in das Didaktiſche zu verſchlingen und ſich

dadurch gewissermaßen erst lebendig zu erweisen. Wir wollen nun die Schritte, wie sie successiv geschehen, näher zur Kenntniß bringen.

(Dr. Friedrich Siegmund Voigt legte diese Betrachtungen im Jahre 1803 bei seinen botanischen Vorlesungen zum Grunde, erwähnte derselben auch in der ersten Ausgabe seines botanischen Wörterbuchs von demselben Jahr. In dem System der Botanik 1808 stellte er eine ausführliche Darstellung jenes Werkes in einem eigenen Kapitel mit Freiheit voran.)

---

* Zugleich findet sich jedoch entschiedene Anerkennung und glückliche Anwendung der Idee der Metamorphose zu fernerer Aus- und Umbildung der Wissenschaft in Kieser's Aphorismen aus der Physiologie der Pflanzen von 1808. Es heißt darin Seite 61 ausdrücklich, nachdem von Linné's Prolepsis die Rede gewesen: „Goethe schuf mit eigenthümlichem Geiste hieraus eine allgemeine Ansicht über die Metamorphose, und sie ist seit Langem das Umfassendste gewesen, was über die specielle Physiologie der Pflanzen ist gesagt worden." Wir dürfen diese Schrift, die sich so eng an Schellingische Philosophie schließt, nicht darnach beurtheilen, wie sie uns jetzt erscheint. Zu ihrer Zeit machte sie Aufsehn, und mit Recht; denn sie ist reich an eigenen, tief aus der Natur geschöpften Ansichten. *

(Im Jahr 1811 gab Friedrich Siegmund Voigt eine kleine Schrift heraus: Analyse der Frucht und des Samenkorns ꝛc., worin er schon Unwillen verräth, daß bis dahin noch immer kein Botaniker mit in diese Lehre einstimmen will. Seine Worte sind Seite 145: „Ich beziehe mich daher sogleich auf die unbestreitbare und von Manchem nur noch aus bloßem Trotz auf die Seite geschobene Lehre der Goethe'schen Metamorphose der Pflanzen (— Citat der Schrift unter dem Text), in welcher durch Beispiele aller Art gezeigt wird, wie die Pflanze ihrem Lebensziele durch anfängliche Ausdehnung und dann erfolgende allmähliche Zusammenziehung die höchsten Organe zu Wege bringt, welche, wie gesagt, nichts Anderes sind als die nämlichen, nur durch Wiederholung derselben Bil-

dungsaktes immer feiner, auch wol anders gefärbt, erzeugten" — — u. s. w.

„— — Die Betrachtung der Metamorphose beschränkt sich bei dem Blüthensysteme vorzüglich auf die Verwandlungsart der Blätter. Allein schon von der ersten Entwickelungsart der Pflanze an hat der berühmte Schöpfer jener Ansicht auf noch eine Bildung aufmerksam gemacht — die Knoten" — u. s. w.)

(Mit 1812 tritt uns ein Fall fernerer Anerkennung entgegen in einem Buche, welches auch recht eigentlich nur durch diese Lehre Existenz und Begründung erhalten kann: G. Fr. Jäger, Ueber die Mißbildungen der Gewächse. Hier heißt es Seite 6: „Bei beiden Propagationsarten nimmt nun die Fortentwickelung des neuen Individuums beinahe denselben Gang, der im Allgemeinen in einer stetig fortschreitenden Bildung von neuen Organen bis zur Blüthe besteht, die, wenngleich ein Ganzes für sich, doch in dem Baue ihrer Organe wieder die Verwandtschaft mit den übrigen Organen erkennen läßt, so daß alle gleichsam durch Metamorphose aus einander entstanden scheinen, worüber wir Herrn von Goethe (Citat der Schrift) eine nähere Darstellung verdanken, bei der er zugleich einzelne Mißbildungen derselben berücksichtigt hat.")

---

* Wie indessen Schelver seine Kritik der Lehre von den Geschlechtern der Pflanze (1812) ganz auf die Metamorphose stützte, wie der dadurch erregte Streit überhand nahm und in Schmähungen ausartete, ist ohne Zweifel noch gegenwärtig. Hätte man den würdigen Verfasser nicht erst durch unziemliche Behandlung seiner selbst, dann durch voreilige Ueberschätzung der Schrift seines Schülers, von der man bald zurückkam, aufs Aeußerste erbittert; hätte man sich statt dessen über den Begriff pflanzlicher Individualität verständigt, worauf Alles ankam, da Schelver von der Unmöglichkeit des Hermaphroditismus im Individuum ausging: — ich bin überzeugt, die Lehre von der Sexualität der Pflanzen würde auch so gerettet, gereinigt, befestigt worden sein, Wind und Insekten hätte man abgetreten, durch die Metamorphose reichlich entschädigt. Doch

selbst auf die Art, wie der Streit geführt ward, mußte die Metamorphose wenigstens oft zur Sprache kommen; mehr bedurfte es nicht, ihr selbst unter Schelver's Gegnern Anhänger zu gewinnen. Der junge Autenrieth ist einer derselben. *

* Kräftig wirkten ohne Zweifel einerseits die neuere deutsche Philosophie, andererseits die allmähliche Einführung des natürlichen Pflanzensystems dahin, der Metamorphose unter uns Eingang zu verschaffen. Und Letzteres knüpfte sich wiederum an das Studium der Pflanzengeographie, das seit Humboldt's Rückkehr Lieblingsbeschäftigung ward, vom natürlichen Pflanzensystem so unzertrennlich ist, daß auch der hartnäckigste Anhänger Linné's, daß selbst Wahlenberg sich bequemen mußte, wenigstens die alten Linné'schen Ordines naturales dabei zu Hilfe zu rufen. *

* Dauernden Einfluß gewannen Kieser's Mémoire sur l'organisation des plantes 1814 und der Auszug aus diesem größern Werke in deutscher Sprache von 1815. Auch von diesen Schriften darf man behaupten, daß die Metamorphose nicht blos dem fertigen Stamme aufgepfropft, sondern Grund und Seele des Ganzen ist. Und da sie sich näher an die Beobachtung halten, so tritt das Eigenthümliche der Schule, zu der sich der Verfasser bekennt, weniger störend für anders Denkende darin hervor. In Frankreich zwar ward man erst kürzlich auf Kieser aufmerksam, seitdem Brisseau-Mirbel's, seines entschiedenen Gegners, Diktatur durch Dutrochet und Andere gebrochen ward. In Deutschland aber erlangte er bald ein solches Ansehn, daß Treviranus und die Wenigen, die sich sonst noch unbefangen erhielten, mit ihren Gründen selbst gegen Kieser's offenbare Irrthümer nur langsam durchdringen konnten. Selbst noch in Nees von Esenbeck's Handbuch der Botanik von 1820 scheinen die anatomischen Untersuchungen von Moldenhawer, Treviranus und Andern gegen die Kieser'schen etwas zurückgesetzt. *

* Sodann bemühte sich Nees von Esenbeck, das Gebiet der Metamorphosenlehre in der Botanik nach einer andern Seite hin zu erweitern. Selbst in den einfachsten blattlosen Gewächsen

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
GOETHE,J.W.
3-598-50924-3
FN. 16583/70

(Die Algen des süßen Wassers 1814 — System der Pilze 1815) suchte er die Metamorphose nachzuweisen und nach den Stufen derselben jene zu ordnen. Sein spätres Handbuch der Botanik beruht auf denselben Grundansichten, die mit denen, welche von Goethe zuerst ausgesprochen, wenn nicht kongruiren, doch ziemlich nahe zusammentreffen und von ihm selbst aus dieser Quelle dankbar abgeleitet werden.

Derselbe hat außerdem durch seine sorgfältige Redaktion der Verhandlungen der Leopoldinisch-Carolinischen Akademie, durch lebhaften Antheil an der Regensburger botanischen Zeitung und andern Journalen, durch Abdruck und Uebersetzung der Brown'schen Schriften, durch Briefwechsel und mündlichen Unterricht außerordentlich gewirkt, so daß diesem vorzüglichen Manne an der Verbreitung jener naturgemäßern, lebendigern Ansicht der Pflanzenbildung der größte Antheil gebührt. *

(Friedrich Siegmund Voigt tritt in seinen Grundzügen der Naturgeschichte, 1817 und weiter, unumwunden auf und giebt Seite 433 eine abermalige Darstellung jener Schrift, frei verfaßt, auf mehrern Seiten, welche durch eine Kupfertafel, den Helleborus foetidus vorstellend, sinnlich erläutert werden.)

(Kurt Sprengel, in seiner Geschichte der Botanik, 1818, II. B. S. 302, drückt sich folgendermaßen aus: „Von Goethe trägt die Entwicklung der Pflanzentheile aus einander ungemein klar und einnehmend vor. (— Citat der Schrift.) Durch Zusammendrängen der Formen wird die Entfaltung vorbereitet; dies Grundgesetz der Vegetation führt Goethe auf überzeugende und lehrreiche Art aus. — — Daß die Nektarien meist solche Uebergangsformen von den Korollenblättern zu den Staubfäden sind, daß selbst das Pistill und das Stigma durch Rücktritt den Korollenblättern ähnlich werden und nur durch Zusammendrängung aus diesen entstehen, wird einleuchtend gemacht, wenn die Staubfäden, wo die Korollenblättchen fehlschlagen (bei einigen Thalictrum-Arten), diesen ähnlich werden. Der treffliche Geist fühlte wohl, daß die Mißbildungen und die

mente zurückkehrte. Er bemächtigte sich allmählig der ganzen arabischen und persischen Literatur, er schrieb das Arabische und eroberte die Sprache mehr im Sturm, als daß er sie genau erlernte.*) Er hatte jetzt den Archimedischen Punkt außerhalb der ihn umgebenden Welt gefunden, von welchem aus er sich dieser zu bemächtigen, den Zeitmoment zu idealisiren oder zu symbolisiren oder gegen ihn zu polemisiren vermochte. Seiner „durchgespielten Leyer" gab Hafis neue Töne. Von Anfang des Jahres 1814 an begleitete das orientalische Studium eine eigene poetische Produktion, welche den Blick aus der nächsten Enge in andre Regionen lenkte und schon dadurch befreiend wirkte. Von diesem Punkte aus wurde der Orient der deutschen Lyrik gewonnen und so die Sphäre derselben erweitert. Das Reflektirte, das von einem solchen Aneignungsprozeß unzertrennbar ist, ward durch die Stärke der erweckten poetischen Empfindung überwunden.

Das Jahr 1814 ist als erste Entstehungszeit des Divan so streng wie möglich festzuhalten, weil das Lebensbild des Dichters und die Aufeinanderfolge seiner dichterischen Epochen gänzlich verschoben werden, wenn man die Anfänge weiter zurückverlegt. Gruppe zwar läßt Goethe „während der größten Kämpfe Deutschlands 1807 bis 1814" im Orient weilen und, während Deutschland von Westen her erobert wurde, den Osten geistig erobern. Das ist durchaus falsch, er eroberte den Osten erst dann, als der Westen von Deutsch-

*) In den Unterhaltungen mit dem Kanzler Müller sagt Goethe, „bei den ungeheuren Schwierigkeiten des Erlernens dieser arabischen Sprache habe er seine Kenntniß von ihr mehr erobert durch Ueberfall als regelmäßig erworben." (S. 59, vom 24. Septb. 1823.)

Füllung der Blumen seiner Theorie sehr förderlich sind; daher kommt er auch auf diese zurück.

„Goethe's Metamorphose hatte einen so tiefen Sinn, sprach durch Einfachheit so sehr an und war so fruchtbar an den nützlichsten Folgerungen, daß man sich billig muß wundert, wenn sie weitere Erörterungen veranlaßte, obwol Mancher sich stellte, sie nicht zu achten. Einer der Ersten, der Goethe's Ideen in ein Lehrbuch aufnahm, war Friedrich Siegmund Voigt, Professer in Jena (System der Botanik, Jena 1808. 8). Sehr interessante Ideen über die Verwandtschaft der Staubfäden und der Korollenblätter sowie über das vorherrschende Zahlenverhältniß trug Johann Ludwig Georg Meinecke vor (Abhandlungen der Naturforschenden Gesellschaft in Halle, H. I. 1809). Auch Lorenz Oken führte die Metamorphose in seiner Naturphilosophie weiter aus.")

(In demselben Jahre (1818) findet sich in der Zeitschrift Isis ein Aufsatz, S. 991, der wahrscheinlich Gottfried Christian Rees von Esenbeck zum Verfasser hat; er ist überschrieben: „Von der Metamorphose der Botanik" und tritt, geschichtlich den Gegenstand einleitend, mit den Worten auf: „Theophrastos war Schöpfer der neuern Botanik, Goethe ist ihr ein freundlicher, milder Vater geworden, zu dem die Tochter, menschlich empfindend und liebend, in wohlgebildeter Leiblichkeit immer zärtlicher die Augen aufschlagen wird, je mehr sie, den ersten Kinderjahren entwachsen, den Werth ihres eignen schönen Daseins und der väterlichen Pflege erkennen lernt.

„J. W. v. Goethe's Versuch die Metamorphose der Pflanzen zu erklären. Gotha bei Ettinger. 1790. 86 S. 8°, wird uns jetzt noch näher ans Herz gelegt durch das erste Heft einer neuen periodischen Folge von wissenschaftlichen Abhandlungen unter dem gemeinschaftlichen Titel: Zur Naturwissenschaft überhaupt ꝛc.")

(Doctor H. F. Autenrieth. Disquisitio quaestionis academicae de discrimine sexuali jam in seminibus plantarum dioeciarum apparente, praemio regis ornata. Tubingae. 1821. 4°, kennt die Metamorphosen-

lehre und berührt sie S. 29, indem er sagt: „Die Art, wie in der Pflanze des Hanfes die Zeugungstheile der beiden Geschlechter gebildet sind, trifft mit dem vollig zusammen, was Goethe schon vormals ausgesprochen hat, und ich habe daher geglaubt anführen zu müssen, daß ich sowol die Antheren als die Samen mit ihren Stempeln aus den Kelchblättern habe entstehen sehen.“)

Dr. Ernst Meyer, gegenwärtig Ordinar-Professor an der Universität zu Königsberg und Director des dortigen botanischen Gartens, ein in dieser Angelegenheit früh erworbener Freund, dessen schon aber hätte gedacht werden sollen, hier aber auf Veranlassung der Jahrzahl nicht unzeitig gedenkt.

Das Glück seines persönlichen Umgangs ist mir nie geworden, aber eine einstimmende Theilnahme förderte mich schon seit den ersten Jahren.

Von einem solchen wechselsweisen Vertrauen möge genugsames Zeugniß folgende Nachweisung geben; man sehe: Goethe, Zur Naturwissenschaft, besonders zur Morphologie, im ersten Hefte des zweiten Bandes, 1823.

Hier wird man auf der 28. Seite Probleme finden, bezüglich auf Organisation überhaupt und auf vegetabilische insbesondere, welche fragweise der Herausgeber seinem einsichtigen Freunde zutraulich vorlegte. Sodann folgt auf der 31. Seite eine sinnvolle Erwiderung des geschätzten Mannes. Beiderseitige Aeußerungen möchten auch wol fernerhin als Betrachtungen anregend und vieldeutend angesehen werden.

Gedachter Freund hat übrigens, ohne in Schriften der Metamorphose ausdrücklich und umständlich zu erwähnen, seit Jahren durch reine Lehre und eifrige Fortpflanzung höchlich gefördert. Einen Beweis davon giebt nachstehendes bedeutende, von einem seiner Hörer ausgegangene Werk, dessen wir mit Vergnügen zu erwähnen haben.

* Röper's Enumeratio Euphorbiarum ist eine der seltenen Schriften, die wenig von Metamorphose reden, ihren Gegenstand aber ganz der Idee derselben gemäß behandeln und dadurch bei

) Es ist der Aufsatz „Problem und Erwiderung“; s. Abt. XXXIV dieser Ausg. — M. d. H.

anders Gesinnten um so leichter Eingang finden. Auch war der Stoff einer solchen Behandlung vor andern fähig. Schon Richard, der wahre Verfasser von Michaux's Flora boreali-americana, hatte in diesem Werke gezeigt, daß das, was Linné als einzelne Blume der Euphorbien betrachtete, sich auch als Blüthenstand oder flos compositus betrachten lasse, das vermeinte Pistill als centrale weibliche Blume, die angeblich gegliederten Stamina als ein Verticill gestielter einmänniger männlicher Blumen, die Korelle als Involucrum u. s. w. Durch Vergleichung mit dem Bau und der Entwicklungsart verwandter Gattungen suchte später Robert Brown, ingleichen Röper, vornehmlich durch Benutzung zahlreicher höchst merkwürdiger Mißbildungen, jene Ansicht zu bestätigen. *

(In dem Jahre 1823 erhielten wir ein vorzügliches Werk: Lud. H. Friedländeri De Institutione ad medicinam libri duo, tironum atque scholarum causa editi. Unter den geistvollen Anweisungen zum gründlichen medizinischen Studium widmete er auch der Botanik mehrere Paragraphen und sagt S. 102 im zweiundsechzigsten: „Das Wachsthum der Pflanze zeigt also nichts völlig Freies oder Willkürliches, sondern ein eigenthümlich entschiedenes Leben ist nur auf Zunahme gerichtet, welche theils durch Ausdehnung, theils durch Zusammenziehung bewirkt wird, dergestalt daß aus dem entwickelten Keime die Wurzel sich abwärts, der Stamm sich aufwärts begiebt und letzterer aus einer Folge von Blättern zuletzt Kelch, Krone, Staub- und Fruchtwerkzeuge, ja die Frucht selbst hervorzubringen fähig wird. Goethe, Metamorphose.“)

---

* Es ist jetzt Mode, in jedem Lehrbuch der Botanik, deren bald Legion sein wird, der Metamorphose ein Kapitelchen einzuräumen. So aber läßt sich der Geist, der das Ganze belebend durchdringen sollte, nicht einzwängen. Schriften der Art werden hier ganz zu übergehen sein, weil nur Anfänger sie zur Hand nehmen, wenn ihnen ein Kunstausdruck fehlt, den sie darin zu finden Hoffnung hegen können. *

H. F. Link. Elementa philosophiae botanicae. Berolini 1824.

Der Verfasser sagt Seite 244:

„Die Metamorphose der Pflanzen hat Goethe zum Besten vorgetragen. Die Pflanze stellt er dar als mit Ausdehnung und Zusammenziehung abwechselnd; die Blume kann als das Moment der Kontraktion angesehen werden, aber indem diese im Kelche verwaltet, dehnt sich die Krone wieder aus. Die Stamina, Antheren und der Staub sind wieder und am Meisten zusammengezogen, die Fruchthülle dagegen dehnt sich von Neuem aus, bis zu der höchsten Kontraktion des Embryons. Diese Oscillation der Natur findet sich nicht allein in mechanischen Bewegungen, wie dem Pendel, den Wellen u. s. w., sondern auch in lebendigen Körpern und den Perioden des Lebens."

Diese anscheinende Belobung unsrer Bemühungen mußte uns doch bedenklich vorkommen, indem da, wo von Gestalt und Umgestaltung eigentlich zu sprechen wäre, nur die letzte, bildlose, sublimirte Abstraktion angeführt und das höchst organische Leben den völlig form- und körperlosen allgemeinsten Naturerscheinungen zugesellt wird.

Bis zur Betrübniß aber steigerte sich unser Gefühl, da wir bei genauster Untersuchung obige Worte völlig als fremde Eindringlinge in dieses Werk eingeklemmt und zur entschiedensten Unthätigkeit verdammt sahen. Denn nicht allein braucht der Verfasser das Wort Metamorphose bei den ersten Schritten seines Vortrags und sonst (siehe das Register) in einem völlig verschiedenen Sinne, als es von uns und Andern gebraucht werden, ja in einer Bedeutung, wie es nie gebraucht werden sollte und wo es ihm selbst nicht recht passen will; denn wie soll man S. 152, 97 am Schluß verstehen: Hoc modo nulla fit metamorphosis? Alsdann fügt er jedesmal eine sogenannte Anamorphose hinzu, wodurch der eigentliche Sinn ins Unsichere getrieben wird.

Das Bedauerlichste jedoch ist, daß er die Haupt- und Schlußbildung in Blüthe und Frucht auf Linné's unhaltbare Prolepsis zurückzuführen trachtet, wobei er nicht einer, sondern ein Dutzend Prolepsen bedarf und um die Vorausverwendung künftiger Jahresknospen sich an dauernde Bäume zu halten genöthigt ist, auch ganz naiv hinzufügt: Ut prolepsis oriatur ligno robusto opus est. S. 246, 150.

Wie verhält sich's denn aber mit der einjährigen Pflanze, welche nichts vorauszunehmen hat?

Hier wird, sagen wir, durch eine sich schnell steigernde Metamorphose das vergängliche Wesen, eine zunächst dem Untergang verfallene Pflanze in den Stand gesetzt, zu Hunderten und Tausenden vorauszugeben, was, zwar wie sie schnell vergänglich, aber, eben wie sie, ohne Maß fruchtbar sein und werden soll. Nicht also eine Prolepsis der künftigen Pflanze, sondern eine Prodosis der freigebigen Natur sollte man's nennen, und so würde man sich an einem richtig ausdrückenden Worte belehren und erfreuen.

Genug, ja zu viel! Mit dem Irrthum sollte man nicht streiten; ihn anzudeuten möge hinreichen.

In dieser Reihe dürfen wir uns auch eines Namens von Bedeutung rühmen, Robert Brown's. Es ist die Art dieses großen Mannes, die Grundwahrheiten seiner Wissenschaft selten im Munde zu führen, während doch jede seiner Arbeiten zeigt, wie innig er mit ihnen vertraut ist. Daher die Klagen über die Dunkelheit seiner Schreibart. Auch über die Metamorphose hat er sich nirgends vollständig erklärt. Nur gelegentlich einmal, in einer Anmerkung zu seinem Aufsatz über die Rafflesia, spricht er es aus, daß er alle Blüthentheile für modifizirte Blätter halte, und sucht dieser Ansicht gemäß die Normalbildung der Antheren zu erläutern.

Jene hingeworfenen Worte des anerkannt größten Botanikers unsrer Zeit sind nicht auf unfruchtbaren Boden gefallen und haben, zumal in Frankreich, tief gewirkt. Namentlich scheint Aubert du Petit-Thouars, der von ihm als einer der Vertheidiger jener Ansicht gerühmt wird, sowol dieser als einer ihm ausgesprochenen günstigen Gesinnung Brown's vorzüglich die Achtung schuldig zu sein, deren er gegenwärtig in Frankreich zu genießen anfängt, und die seine trefflichen Leistungen seinen dortigen Landsleuten nicht unmittelbar abgewinnen konnten.

A. P. de Candolle, Organographie végétale. II Tomes. 1827. Paris.

Von dem Einsichten dieses vorzüglichen Mannes zu sprechen, bedienen wir uns lieber einiger Stellen aus andern Autoren; unser Uebersetzer de Gingins-Lassaraz drückt sich in seinem historischen Vorwort zu unsrer Metamorphose folgendermaßen aus:

„In der Zwischenzeit ergriff ein berühmter Botaniker, ohne Goethe's Werk zu kennen, die Angelegenheit auf seine eigne Weise, und geleitet durch ein vorzügliches Talent, dessen ganzen Werth ich nicht zu schätzen wage, gestützt auf ein tiefes Studium des Pflanzenreiches, auf eine höchst bedeutende Masse von Erfahrung und Beobachtung, trug er im Jahre 1813 in seiner Elementar-Theorie die Prinzipien der Symmetrie der Organe und die Geschichte ihrer Metamorphosen vor, welche er Degenerescenzen nannte. Diese Theorie, auf so soliden Grundlagen, hatte nicht das Schicksal des Goethe'schen Werkes zu befürchten; sie machte zahlreiche und schnelle Fortschritte in der natürlichen und philosophischen Behandlung der Vegetabilien und ward vollendet durch die Organographie der Vegetabilien, welche alle unsre Kenntnisse hierüber zusammenfaßt."

P. J. F. Turpin. Wir haben von diesem vorzüglichen Manne, der zugleich als einsichtiger Botaniker und genauster Zeichner sowol vollendeter Pflanzen als ihrer mikroskopischen Anfänge rühmlich bekannt ist, schon eben ein Motto entlehnt, das wir unter Tafel I. Band XIX der Memoiren des Museums der Naturgeschichte 1830 gefunden und hier seiner Bedeutung wegen gern wiederholen:

„Die Sachen herankommen sehen, ist das beste Mittel, sie zu erklären." Ferner äußert er anderwärts: „Die allgemeine Organisation eines lebendigen Wesens und die seiner Organe insbesondere lassen sich nur dadurch erklären, daß man Schritt vor Schritt die Folge der Entwicklung eines solchen Wesens von dem ersten Augenblicke seiner erscheinenden Bildung an bis zu dem seines Todes verfolgt." Und auch dies bleibt ein Hauptartikel der Bekenntnisse ernst wirkender Deutschen, welche sich mit Betrachtung der Natur treulich beschäftigen.

Ein bildender Künstler, der mit dem schärfsten Blick die

Unterschiede der ihm vorgelegten Gegenstände, genau wie sie sich darstellen, nachzubilden hat, wird, mit geschickter Hand sie auf die Tafel übertragend, gar bald bemerken, daß die Organe ein und derselben Pflanze nicht streng von einander gesondert sind. Er wird die Auflufung eines Organs aus dem andern und deren gesteigerte Entwicklung gewahr werden, und ihm wird es leicht sein, die stetige Folge verwandter, immer gleicher und immer veränderter Wesen mit fertiger Hand vor die Augen zu stellen.

Die französische Sprache hat unter andern Worten, die wir ihr beneiden müssen, das Wort s'acheminer, und wenn es auch ursprünglich nur heißen mochte, sich auf den Weg begeben, so fühlte doch eine geistreiche Nation, daß jeder Schritt, den der Wanderer vorwärts thut, einen andern Gehalt, eine andere Bedeutung habe als der vorhergehende, indem auf dem richtig eingeschlagenen Wege in jedem Schritt das zu erreichende Ziel schon vollkommener begriffen und enthalten ist, daher das Wort acheminement einen sittlich-lebendigen Werth in sich faßt. Man denkt sich dabei das Herankommen, das Verschreiten, aber in einem höheren Sinne. Wie denn ja die ganze Strategie eigentlich auf dem richtigsten, kräftigsten acheminement beruht.

Das Höchste, was sich hievon auf Pflanzen anwenden läßt, hat der treffliche Turpin nicht allein durch wissenschaftliches Beschauen, sondern auch künstlerische Nachbildung zu bearbeiten vielfache Gelegenheit gehabt und würde daher diesem Felde den größten Dienst leisten, wenn er seine Geschicklichkeit zu dem Zwecke einer bildlichen Darstellung der Pflanzenmetamorphose ernstlich hinleiten wollte.

Zwar enthalten die Tafeln zur Organographie des scharfsichtigen de Candolle hievon bereits auffallend belehrende Beispiele; allein wir wünschten sie vollständiger zu gedachten besondern Zwecken, möglichst genau, besonders auch durch Farben charakteristisch verdeutlicht, naturgemäß methodisch aufgestellt, welches bei den entschiedenen botanischen Einsichten des trefflichen Künstlers, bei den höchst fördernden Vorarbeiten keine der schwierigsten Unternehmungen sein möchte.

Hätten wir das Glück, in der Nähe des vollkommenen Künstlers zu leben, so würden wir ihm täglich und dringend anliegen, ihn ersuchen und auffordern, ein solches Werk zu unternehmen. Es bedürfte des wenigsten Textes und würde sich der botanischen Terminologie und ihrem Wortreichthum zur

Seite ſtellen, aber doch für ſich ſelbſt beſtehn, indem uns die Urſprache der Natur in ihren Elementen und deren ausgebreiteten Verarbeitung und Anwendung vollkommen leſerlich erſcheinen müßte.

(1827 tritt die zweite Ausgabe von Friedrich Siegmund Voigt's Lehrbuch der Botanik ans Licht. Seite 31 u. ff. wird die Darſtellung der Metamorphoſe, wie ſie in der erſten Ausgabe gegeben ward, wieder abgedruckt, doch nun noch genauer mit den Einleitungslehren der Botanik verbunden und mit vielen, aus ſeltenen Schriften und eigener Beobachtung geſammelten Beiſpielen ausgeſtattet.)

Botanik für Damen ꝛc., enthaltend eine Darſtellung des Pflanzenreichs in ſeiner Metamorphoſe von Ludwig Reichenbach. Leipzig 1828.

Der Verfaſſer, nachdem er Anſicht und Behandlungsweiſe Linné's und Jußieu's vorgetragen, wendet ſich zu meinen Bemühungen und äußert ſich darüber folgendermaßen:

„Goethe blickt tief in das innere Naturleben, und ſeine leichte Auffaſſung des Beobachteten, ſeine glückliche Deutung der Einzelnheiten für den Zuſammenhang des Ganzen, überhaupt ſeine originelle Geſammtbeſchauung der Natur veranlaſſen uns, die dritte Richtung, welche die Naturforſchung zu nehmen im Stande iſt, in ſeinem Streben lebhaft zu erkennen. Namentlich widmete er eben der Anſchauung der Pflanzenwelt und der Erforſchung ihrer Entwickelung und Entfaltung ſo viele Aufmerkſamkeit, daß wir mit vollem Rechte von ihm ſagen können, er erforſchte als Jüngling ſchon der Dryade Geheimniß, aber ein Greis mußte er werden, bevor die Welt ihn verſtand! — Zu hohem und verdienten Ruhme reifte erſt ſpät heran ſeine geiſtvolle Schrift über die Metamorphoſe der Pflanze (Gotha 1790), eine Abhandlung, von ebenſo trefflicher Beobachtungsgabe geleitet, als durch jene glückliche Deutungsgabe belebt. Dieſe Metamorphoſe, dieſe Entwicklung der Pflanze, übergetragen auf das ganze Gewächsreich, giebt die Geſetze für ideale Anordnung, für Darſtellung des lebendigen, natürlichen Zuſammenhanges, dem wir nachforſchen ſollen, ohne jemals ihn

ganz erreichen zu können. Nur die ahnungsvolle Deutung dazu belebt die Schriften des Meisters, die Ausführung bleibt Jedem überlassen, nach Maßgabe von Einsicht, Eifer und Kraft."

Dem Bestreben des vorzüglichen Mannes geben wir ausdrücklichen Beifall und fügen, um denselben zu bezeigen, nur Weniges hinzu. Eine Idee, wie sie ausgesprochen ist, wird ein wundersames Gemeingut; wer sich ihrer zu bemächtigen weiß, gewinnt ein neues Eigenthum, ohne Jemanden zu berauben; er bedient sich dessen nach eigner Art und Weise folgerecht, auch wol ohne immer daran zu denken. Dadurch aber beweist sich eben der inwohnende kräftig-lebendige Werth des erworbenen Gutes.

Der Verfasser widmet sein Werk Frauen, Künstlern und sinnigen Naturfreunden; er hofft, das Anschauen der hohen Maxime in der Natur, die Anwendung derselben im thätigen Leben durch seine Bemühungen gefördert zu sehen. Möge ihm durch ein glückliches Gelingen dafür der schönste Lohn werden!

Botanische Literatur-Blätter, zweiten Bandes drittes Heft. Nürnberg 1829. Seite 437.

Königliche Institution von Großbritannien zu London 1829. Am 30. Januar las unter Andern Herr Gilbert T. Burnett einen langen Aufsatz über die Pflanzen-Metamorphose. Dieser steht hier auszugsweise übersetzt, und es wäre zu wünschen, daß man das Ganze vor sich hätte. Er trifft zwar, wie es scheint, nicht völlig mit unsern Vorstellungen zusammen, behandelt aber doch die Angelegenheit mit Ernst und mit Umsicht.

---

* Gewiß wird eine französische Uebersetzung des Versuchs, die Metamorphose der Pflanzen zu erklären, wohlthätigen Einfluß üben. Die darin herrschende Idee ist auch jenseits des Rheins erwacht; Aubert du Petit-Thouars und Turpin in seinem Anhange zu Poiret's Leçons de Flore] geben die deutlichsten Beweise davon. Doch schweifen Beide, wie ich glaube, schon weit über die rechte Grenze hinaus und finden unter ihren Landsleuten wenig Geneigtheit. Jene einfachere,

naturgemäßere Darstellung wird offentlich Manchen versöhnen und von der andern Seite Manchen ins rechte Gleis zurückrufen."

Essai sur la Métamorphose des Plantes, par J. W. de Goethe. Traduit de l'allemand sur l'édition originale de Gotha (1790), par M. Frédéric de Gingins-Lassaraz. Genève 1829.

In einem geschichtlichen Vorworte spricht sich der Uebersetzer folgendermaßen aus:

„Es giebt zwei sehr verschiedene Arten, die Pflanzen zu betrachten; die eine, die gewöhnlichste, vergleicht alle einzelnen Pflanzen unter einander, aus welchen das ganze Reich besteht, die andere vergleicht die verschiedenen Organe unter sich, welche die Pflanzen zunächst bilden, und sucht darinne ein eigenthümliches Symptom des vegetabilen Lebens. Die erste dieser beiden Arten, die Pflanzen zu studiren, führt uns zu der Kenntniß aller Vegetabilien, welche über den Erdball verbreitet sind, ihrer natürlichen Verhältnisse, Lebensweise und Nutzen; die zweite lehrt uns die Organe der Pflanze kennen, ihre physiologischen Funktionen und die Rolle, welche sie in ihrer Lebensökonomie zu spielen haben; sie studirt den Gang der Entwickelung, die Metamorphosen, zu welchen sich die einzelnen Theile bequemen müssen; sie läßt uns in der Pflanze ein Wesen sehen, welches geboren wird, wächst, sich wieder hervorbringt und stirbt. Mit einem Wort: die eine ist die Geschichte der Pflanzen, die andere die Geschichte der Pflanze.

„Diese letzte Art, die Vegetabilien anzusehen, hat man die philosophische genannt, indem sie sich enger an die Philosophie der Natur anschließt; eigentlich aber sind diese beiden Arten, die lebendigen Wesen zu studiren, durchaus unzertrennlich. Auf keine Weise würde man die natürlichen Verhältnisse der unter sich verglichenen Vegetabilien erkennen, wenn man nicht die verschiedenen Erscheinungen zu schätzen wüßte, unter welchen die Organe sich vor unsern Augen verkleiden, und andererseits kann uns die wahre Natur der Organe nur dadurch enthüllt werden, daß wir die analogen Theile in einer großen Anzahl Vegetabilien von verschiedenen Geschlechtern vergleichen.

„Diese Betrachtungen werden dieser Uebersetzung wol Gunst

land eine Invasion erlitt.*) Ebenso verlegt K. Goedeke die Entstehung der Divansgedichte bis ins Jahr 1807.**) Aber kein einziger Vers derselben datirt vor dem Winter 1813 auf 1814. Innere und äußere Gründe ergeben dies mit Sicherheit, und es macht deshalb die Bezugnahme auf Gedichte des Divan in dem „Briefwechsel Goethe's mit einem Kinde" während der Jahre 1808 bis 1810 etwa den Eindruck, als wenn die Schlachten von Königgrätz und Sedan schon in Humboldt's „Briefen an eine Freundin" erwähnt würden.***)

Mehrere Gedichte der ersten beiden Bücher (I. 2 bis 5, 7, 8 und II. 1 bis 4), wol auch einzelne der didaktischen Bücher, entstanden so in der ersten Hälfte des Jahres 1814 zu Weimar und Berka, zum Theil mit veranlaßt durch die Lektüre der Hammer'schen „Fundgruben", Chardin's orientalischer Reise und anderer Werke, deren Goethe in seinen Noten gedenkt. Sich der orientalischen Poesie ganz hinzugeben, verhinderte ihn die patriotische Pflicht, Zeitereignisse, wie den Ausmarsch der Freiwilligen, die Einnahme von Paris und den Frieden, die Rückkehr seines Großherzogs nach Weimar u. a. m. durch Festspiele, theatralische Vorstellungen und Gedichte zu feiern. Kein deutscher Dichter

*) Gesch. der deutschen Dichtung, IV. 520.

**) Einleitung zu Bd. II. von Goethe's sämmtl. Werken. 1872. Cotta. S. XIX.

***) Die so antedatirten Gedichte, VIII. 8 und 9, 18, 39 und 47, sind in der neuesten Ausgabe des Briefwechsels, I. 229, 262 und 263 und II. 90 und 222, in Versen oder in Prosa zu finden. Die von uns S. 138 als Beleg eines früheren Gebrauchs des Wortes „auftrödeln" allegirte Stelle ist, wie wir uns leider zu spät überzeugt, offenbar erst bei der Herausgabe des Briefwechsels dem bezüglichen Divansgedichte nachträglich entnommen.

gewinnen, womit wir den geistreichen Versuch Goethe's über die Metamorphose der Pflanzen allgemeiner zu machen suchen, indem der Verlauf der Zeit und die genaue Beobachtung der Gegenstände die Wahrheit seiner Theorie mehr oder weniger bestätiget hat.

„Diesem Dichter war es vorbehalten, dessen freie, natürliche Weise in seinen literarischen Produktionen bekannt ist, auch auf das Pflanzenreich seinen geistreichen Blick zu wenden und ohne systematisches Vorurtheil uns die Pflanze in der ganzen Einfalt ihrer Natur vorzuzeigen, wie sie stillschweigend und geheimnißvoll die ewige Fähigkeit ausübt, aufzuwachsen, zu blühen und sich wieder hervorzubringen.

„Der Dichter, den natürlichen Schwung seiner Einbildungskraft zügelnd, auf eine kleine Zahl allgemein zugänglicher, aber wohlgewählter Beispiele sich stützend, verpflichtete sich, seine Leser schrittweise auf einem so einfachen als klaren Pfad zu der Ueberzeugung der Wahrheiten zu führen, von denen er sich durchdrungen fühlte. Auch ist seine Theorie im höchsten Sinne elementar und sehr geeignet, auch Diejenigen zu unterrichten und zu überzeugen, welche keine eigentliche Studien der Vegetabilien gemacht haben. Und in diesem Bezug könnte sie als Muster dienen Denjenigen, welche bemüht sind, die Kenntniß der Wesen, welche uns umgeben, allgemeiner zu verbreiten und, wie man sagt, popular zu machen."

Reichenbach's Werk ist angezeigt im Bulletin des sciences naturelles, sous la direction de M. le Baron de Ferussac. No. 5. — Mai 1830. pag. 268.

Botanik für Damen — Botanique pour les dames, les artistes et les amateurs de plantes, contenant une exposition du règne végétal dans ses métaphores (sic!) et une instruction pour étudier la science et pour former des herbiers.

Dieser Uebersetzung des Titels ist nichts weiter hinzugefügt, auch nicht die mindeste Andeutung, was das Buch allenfalls enthalten könnte. In einer kurz darauf folgenden Anzeige einer deutschen naturphilosophischen Schrift äußern die Referenten, daß sie dieselbe nur anzeigen, um nichts zu versäumen, was über irgend einen wissenschaftlichen Gegenstand gedruckt werde.

Nun aber hätte, dünkt uns, der vieljährige Einfluß jener Umwandlungslehre auf Deutschland, welche durch einen allgemein anerkannten Meister dieses Fachs schon längst in Frankreich eingeleitet und sogar neuerlich durch eine Uebersetzung unsres älteren Versuchs gleichfalls aufgefrischt worden, wohl können der Redaktion zu einigen Bemerkungen über obgenanntes Buch Anlaß geben.

Was aber den sonderbaren Druckfehler betrifft, wodurch der oben mitgetheilte Titel entstellt wird, indem statt Metamorphose Metapher gesetzt ist, so halten wir unsre Zeit für zu hoch gebildet, als daß wir dahinter eine ironische Anspielung auf die deutsche Behandlungsweise der Naturgegenstände argwöhnen sollten. Die Lehre der Metamorphose kann den Herausgebern nicht fremd sein, und es wird sie gereuen, den Abdruck nicht besser durchgesehen oder vielleicht gar sowol Redaktion als Revision dieses Kapitels Personen anvertraut zu haben, welche dem Stand der Wissenschaft völlig fremd sind.

J. P. Vaucher, Histoire physiologique des plantes d'Europe, ou Exposition des phénomènes qu'elles présentent dans les divers périodes de leur développement. 1 fort Vol. 8vo. Genève 1830.

Dieses bedeutenden Werkes, aus welchem wir seit seiner Erscheinung schon manchen Vortheil gezogen, hätten wir eigentlich hier gar nicht zu gedenken. Der Verfasser, ein umsichtiger Botaniker, erklärt die physiologischen Phänomene nach teleologischen Ansichten, welche die unsrigen nicht sind noch sein können, ob wir gleich mit Niemanden streiten, der sich derselben bedient.

Indem der Verfasser jedoch am Schlusse seiner Einleitung sich als jener Lehrart nicht geneigt erklärt, wonach Herr de Candolle in seinen didaktischen Schriften die botanische Organisation zu entwickeln unternimmt, und insofern auch unsre Ansicht, welche damit nahezu übereinstimmt, zugleich verwirft, so ergreifen wir die Gelegenheit, diese freilich sehr zarten Verhältnisse zur Sprache zu bringen.

Es ist zwar mit allem Dank zu bemerken, daß ein so wichtiger Mann wie Herr de Candolle die Identität aller Pflanzen-

theile anerkennt sowie die lebendige Mobilität derselben, sich vorwärts oder rückwärts zu gestalten und sich dadurch in grenzenlos unterschiedene Formen dem Auge darzustellen, an den vielfachsten Beispielen durchführt. Allein wir können den Weg nicht billigen, den er nimmt, um die Liebhaber des Pflanzenreichs zu der Grundidee zu führen, von deren rechtem Verständniß Alles abhängt. Nach unsrer Ansicht thut er nicht wohl, von der Symmetrie auszugehen, ja sogar die Lehre selbst mit diesem Namen zu bezeichnen.

Der würdige Mann setzt eine gewisse, von der Natur intentionirte Regelmäßigkeit voraus und nennt Alles, was mit derselben nicht übereintrifft, Aus- und Abwüchse, welche durch Fehlgeburten, außerordentliche Entwicklungen, Verkümmerungen oder Verschmelzungen jene Grundregel verschleiern und verbergen.

Gerade diese Art, sich auszudrücken, hat Herrn Vaucher abgeschreckt, und wir können es ihm nicht ganz verargen.

Denn sonach erscheint in der Pflanzenwelt die eigentliche Absicht der Natur sehr selten erfüllt; wir werden von einer Ausnahme zur andern hingewiesen und finden nicht, wo wir festen Fuß fassen sollen.

Die Metamorphose ist ein höherer Begriff, der über dem Regelmäßigen und Unregelmäßigen waltet und nach welchem ebenso gut die einfache Rose als die vielblättrige sich bildet, ebenso gut die regelmäßige Tulpe als die wunderlichste der Orchideen hervorgebracht wird.

Auf diesem Wege verdeutlicht sich alles Gelingen und Mißlingen der Naturprodukte dem Aberten; das ewig lockere Leben ist ihm anschaulich, woraus die Möglichkeit hervorgeht, daß die Pflanzen sowol in den günstigsten als ungünstigsten Umständen sich entwickeln, Art und Abart über alle Zonen verbreitet werden können.

Wenn eine Pflanze nach innern Gesetzen oder auf Einwirkung äußerer Ursachen die Gestalt, das Verhältniß ihrer Theile verändert, so ist dieses durchaus als dem Gesetz gemäß anzusehn und keine dieser Abweichungen als Miß- und Rückwuchs zu betrachten.

Mag sich ein Organ verlängern oder verkürzen, erweitern oder zusammenziehn, verschmelzen oder zerspalten, zögern oder sich übereilen, entwickeln oder verbergen, Alles geschieht nach dem einfachen Gesetz der Metamorphose, welche durch ihre Wirk-

ſamkeit ſowol das Symmetriſche als das Bizarre, das Fruchtende wie das Fruchtloſe, das Faßliche wie das Unbegreifliche vor Augen bringt.

Ein Vortrag dieſer Art würde Herrn Baucher, wenn man ſich mit ihm darüber methodiſch unter Vorlegung beweiſender Beiſpiele folgerecht unterhalten könnte, vielleicht eher zuſagen, weil dadurch die teleologiſche Anſicht nicht aufgehoben, vielmehr derſelben Hülfe geleiſtet wird.

Der Forſcher kann ſich immer mehr überzeugen, wie Wenig und Einfaches, von dem ewigen Urweſen in Bewegung geſetzt, das Allermannichfaltigſte hervorzubringen fähig iſt.

Der aufmerkſame Beobachter kann ſogar durch den äußeren Sinn das Unmöglichſcheinende gewahr werden, ein Reſultat, welches, man nenne es vorgeſehnen Zweck oder nothwendige Folge, entſchieden gebietet, vor dem geheimnißvollen Urgrunde aller Dinge uns anbetend niederzuwerfen.

Ueber die Spiraltendenz der Vegetation.

Vorarbeit. Aphoriſtiſch.

Wenn ein Fall in der Naturbetrachtung vorkommt, der uns ſtutzig macht, wo wir unſre gewöhnliche Vorſtellungs- und Denkweiſe nicht ganz hinlänglich finden, um ſolchen zu gewältigen, ſo thun wir wohl, uns umzuſehen, ob nicht in der Geſchichte des Denkens und Begreifens ſchon etwas Aehnliches verhandelt worden.

Diesmal wurden wir nun an die Homoiomerien des Anaxageras erinnert, obgleich ein ſolcher Mann zu ſeiner Zeit ſich begnügen mußte, daſſelbige durch daſſelbige zu erklären. Wir aber, auf Erfahrung geſtützt, können ſchon etwas dergleichen zu denken wagen.

Laſſen wir beiſeite, daß eben dieſe Homoiomerien ſich bei urelementaren, einfachen Erſcheinungen eher anwenden laſſen; allein hier haben wir auf einer hohen Stufe wirklich entdeckt, daß ſpirale Organe durch die ganze Pflanze im Kleinſten durchgehen, und wir ſind zugleich von einer ſpiralen Tendenz gewiß, wodurch die Pflanze ihren Lebensgang vollführt und zuletzt zum Abſchluß und Vollkommenheit gelangt.

Lehnen wir also jene Vorstellung nicht ganz als ungenügend ab und beherzigen dabei: Was ein vorzüglicher Mann einmal denken konnte, hat immer etwas hinter sich, wenn wir das Ausgesprochene auch nicht gleich uns zuzueignen und anzuwenden wissen.

Nach dieser neu eröffneten Ansicht wagen wir nun Folgendes auszusprechen. Hat man den Begriff der Metamorphose vollkommen gefaßt, so achtet man ferner, um die Ausbildung der Pflanze näher zu erkennen, zuerst auf die vertikale Tendenz. Diese ist anzusehen wie ein geistiger Stab, welcher das Dasein begründet und solches auf lange Zeit zu erhalten fähig ist. Dieses Lebensprinzip manifestirt sich in den Längenfasern, die wir als biegsame Fäden zu dem mannichfaltigsten Gebrauch benutzen; es ist dasjenige, was bei den Bäumen das Holz macht, was die einjährigen, zweijährigen aufrecht erhält, ja selbst in rankenden, kriechenden Gewächsen die Ausdehnung von Knoten zu Knoten bewirkt.

Sodann aber haben wir die Spiralrichtung zu beobachten, welche sich um jene herumschlingt.

Das vertikal aufsteigende System bewirkt bei vegetabilischer Bildung das Bestehende, seiner Zeit Solidescirende, Verharrende, die Fäden bei vorübergehenden Pflanzen, den größten Antheil am Holz bei dauernden.

Das Spiralsystem ist das Fortbildende, Vermehrende, Ernährende, als solches vorübergehend, sich von jenem gleichsam isolirend. Im Uebermaß fortwirkend, ist es sehr bald hinfällig, dem Verderben ausgesetzt; an jenes angeschlossen, verwachsen beide zu einer dauernden Einheit als Holz oder sonstiges Solide.

Keines der beiden Systeme kann allein gedacht werden; sie sind immer und ewig beisammen; aber im völligen Gleichgewicht bringen sie das Vollkommenste der Vegetation hervor.

Da das Spiralsystem eigentlich das Nährende ist und Auge nach Auge sich in demselben entwickelt, so folgt daraus, daß übermäßige Nahrung, demselben zugeführt, ihm das Uebergewicht über das vertikale giebt, wodurch das Ganze, seiner Stütze, gleichsam seines Knochenbaues beraubt, in übermäßiger Entwicklung der Augen sich übereilt und verliert.

So z. B. hab' ich die geplatteten, gewundenen Eichenzweige, welche man in ihrer höchsten Abnormität Bischofstäbe nennen kann, niemals an ausgewachsenen hohen Bäumen gefunden, sondern an gekörpften, wo den neuen Zweigen von dem alten Stamm übermäßige Nahrung zugeführt wird.

Auch andre Monstrositäten, die wir unmittelbarer vorführen werden, entstehen dadurch, daß jenes aufrechtstrebende Leben mit dem spiralen aus dem Gleichgewicht kommt, von diesem überflügelt wird, wodurch die Vertikalkonstruktion geschwächt und an der Pflanze, es sei nun das fadenartige System oder das Holz hervorbringende, in die Enge getrieben und gleichsam vernichtet wird, indem das Spirale, von welchem Augen und Knospen abhängen, beschleunigt, der Zweig des Baums abgeplattet und des Holzes ermangelnd, der Stengel der Pflanze aufgebläht und sein Inneres vernichtet wird, wobei denn immer die spirale Tendenz zum Vorschein kommt und sich im Winden und Krümmen und Schlingen darstellt. Nimmt man sich Beispiele vor Augen, so hat man einen gründlichen Text zu Auslegungen.

Die Spiralgefäße, welche längst bekannt und deren Existenz völlig anerkannt ist, sind also eigentlich nur als einzelne der ganzen Spiraltendenz subordinirte Organe anzusehen; man hat sie überall aufgesucht und fast durchaus, besonders im Splint gefunden, wo sie sogar ein gewisses Lebenszeichen von sich geben, und nichts ist der Natur gemäßer, als daß sie das, was sie im Ganzen intentionirt, durch das Einzelnste in Wirksamkeit setzt.

Diese Spiraltendenz, als Grundgesetz des Lebens, muß daher allererst bei der Entwickelung aus dem Samen sich hervorthun. Wir wollen sie zuerst beachten, wie sie sich bei den Dikotyledonen manifestirt, wo die ersten Samenblätter entschieden gepaart erscheinen; denn obgleich bei diesen Pflanzen nach dem

Dikotyledonenpaar abermals ein Pärchen schon mehr gebildeter Blätter sich übers Kreuz lagert und auch wol eine solche Ordnung eine Zeit lang fortgehen mag, so ist es doch offenbar, daß bei vielen das aufwärts folgende Stengelblättchen und das potentia oder actu hinter ihnen wohnende Auge sich mit einer solchen Sozietät nicht wohl verträgt, sondern immer eins dem andern vorzueilen sucht, woraus denn die allerwunderbarsten Stellungen entspringen und zuletzt durch eilige Annäherung aller Theile einer solchen Reihe die Annäherung zur Fruktifikation in der Blüthe und zuletzt die Entwickelung der Frucht erfolgen muß.

An der Calla entwickeln sich sehr bald die Blattrippen zu Blattstielen, runden sich nach und nach, bis sie endlich ganz gerundet als Blumenstiel hervortreten. Die Blume ist offenbar ein Blattende, das alle grüne Farbe verloren hat und, indem seine Gefäße, ohne sich zu verästeln, vom Ansatz zur Peripherie gehen, sich von außen nach innen um den Kolben windet, welcher nun die vertikale Stellung als Blüthen- und Fruchtstand behauptet.

Die Vertikaltendenz äußert sich von den ersten Anfängen des Keimens an; sie ist es, wodurch die Pflanze in der Erde wurzelt und zugleich sich in die Höhe hebt. Inwiefern sie ihre Rechte im Verfolg des Wachsthums behauptet, wird wol zu beachten sein, indem wir die rechtwinklichte alterne Stellung der dikotyledonischen Blätterpaare ihr durchaus zuschreiben, welches jedoch problematisch erscheinen möchte, da eine gewisse spirale Einwirkung im Fortsteigen nicht zu leugnen sein wird. Auf alle Fälle, wo letztere sich auch möchte zurückgezogen haben, tritt sie im Blüthenstande hervor, da sie die Achse jeder Blumengestaltung bildet, am Deutlichsten aber im Kolben und in der Spatha sich manifestirt.

Die Spiralgefäße, welche den vegetabilen Organismus allgemein durchdringen, sind durch anatomische Forschungen sowie die Abweichung ihrer Gestalt nach und nach ins Klare gesetzt worden. Von ihnen als solchen ist gegenwärtig nicht zu handeln,

da selbst angehende Pflanzenfreunde durch Kompendien davon unterrichtet sind und der zunehmende Kenner sich durch Hauptwerke, auch wol durch Anschauung der Natur selbst belehren kann.

Daß diese Gefäße den Pflanzenorganismus beleben, war längst vermuthet, ob man schon das eigentliche Wirken derselben sich nicht genug zu erklären wußte.

In der neuern Zeit nunmehr hat man ernstlich darauf gedrungen, sie als selbst lebendige anzuerkennen und darzustellen; hievon mag folgender Aufsatz ein Zeugniß geben.

Edinburgh New Philosophical Journal,

October — December 1828.

(Seite 21.)

Ueber die allgemeine Gegenwart der Spiralgefäße in dem Pflanzenbau ꝛc. durch David Don.

„Man hat allgemein geglaubt, daß man die Spiralgefäße selten in den Theilen der Fruktifikation finde, aber wiederholte Beobachtungen überzeugten mich, daß man ihnen fast in jedem Theile des Pflanzenbaues begegnet. Ich fand sie in dem Kelch, der Krone, den Staubfäden, dem Griffel der Scabiosa atropurpurea und Phlox, in dem Kelch und den Kronenblättern des Geranium sanguineum, in dem Perianthium von Sisyrinchium striatum, in den Kapseln und dem Stiel der Nigella hispanica; auch sind sie in dem Pericarpium der Onagrarien, Kompositen und Malvaceen gegenwärtig.

„In diesen Betrachtungen bin ich durch die geistreichen Bemerkungen des Herrn Lindley geführt worden, die er in der letzten Nummer des Botanical Register mittheilet, über den Bau der Samen der Collomia, welche er durch ein Geflecht von Spiralgefäßen eingewickelt uns darstellt. Diese Gefäße in den Polemoniaceen scheinen analog zu sein den Haaren oder Pappus, mit welchen die Samen gewisser Bignoniaceen, Apocineen und Malvaceen versehen sind. Aber fernere Beobachtungen wären noch nöthig, ehe wir schließen

können, daß es wahrhafte Spiralgefäße seien. Spiralgefäße sind sehr häufig in den Stengeln der Urtica nivea, Centaurea atro-purpurea, Heliopsis laevis, Helianthus altissimus, Aster Novi Belgii und salicifolius, in welchen allen sie dem nackten Auge sichtbar sind, und wonach diese Pflanzen den Liebhabern der Botanik als auffallende Beispiele der Spiralgefäße zu empfehlen wären. Die Stengel, auf zarte Weise der Länge nach gespalten und mit einem kleinen Keil am obern Ende aus einander gehalten, zeigen diese Gefäße viel deutlicher als bei einem Querbruch. Manchmal findet man diese Gefäße ihren Sitz haben in der Höhlung (pith) sowol in Malope trifida als im Heliopsis laevis; aber man kann ihren Ursprung zwischen den Holzfasern gar wohl verfolgen. In der äußern Rinde hat man keine Spur gefunden, aber in dem Splint der innern Rinde des Pinus finden sie sich sowol als in dem Albumen. Es ist mir jedoch nie gelungen, sie in den Blättern dieses Geschlechts zu entdecken, noch auch des Podocarpus, und sie scheinen überhaupt seltner in den Blättern von immergrünen Bäumen vorzukommen. Die Stengel und Blätter der Polemoniaceen, Irideen und Malvaceen sind gleichfalls mit Spiralgefäßen häufig versehen, doch aber kommen sie wol nirgends so häufig vor als in den Compositae. Selten sind sie in Cruciferae, Leguminosae und Gentianeae.

„Oefters hab' ich bemerkt, wenn ich die Spiralgefäße von den jungen mächtigen Schößlingen krautartiger Pflanzen absonderte, daß sie sich heftig bewegten. Diese Bewegung dauerte einige Sekunden und schien mir eine Wirkung des Lebensprinzips zu sein, dem ähnlich, welches in der thierischen Haushaltung stattfindet, und nicht eine blos mechanische Aktion.

„Indem ich zwischen meinem Finger einen kleinen Abschnitt der Rinde von Urtica nivea hielt, den ich so eben von dem lebenden Stamm getrennt hatte, ward meine Aufmerksamkeit auf eine besondere spiralähnliche Bewegung augenblicklich angezogen. Der Versuch ward öfter mit andern Theilen der Rinde wiederholt, und die Bewegung war in jedem Fall der ersten gleich. Es war offenbar die Wirkung einer zusammenziehenden Gewalt der lebenden Faser; denn die Bewegung hörte auf, nachdem ich die Stückchen Rinde einige Minuten in der Hand gehalten hatte. Möge diese kurze Notiz die Aufmerksamkeit der Naturforscher auf dieses sonderbare Phänomen hinleiten!"

Bulletin des sciences naturelles, Nro. 2.

Février 1829. pag. 242.

„Lupinus polyphyllus. Eine neue Art, welche Herr Douglas im Nordwesten von Amerika gefunden hat. Sie ist baumartig, lebhaft-kräftig und nähert sich Lupinus perennis et Nootkatensis, ist aber in allen Dimensionen größer und die Stengelblätter, an Zahl oft bis tausend, lanzettförmig; auch findet sich noch einiger Unterschied von jenen in der Bildung des Kelches und der Krone.

„Durch diese Pflanze veranlaßt, macht Herr Lindley aufmerksam, daß ihr Blüthenstand ein bedeutendes Beispiel giebt zu Gunsten nachfolgender Theorie: daß nämlich alle Organe einer Pflanze wirklich im Wechsel gestellt sind, und zwar in einer spiralen Richtung um den Stengel her, der die gemeinsame Achse bildet, und dieses gelte, selbst wenn es auch nicht überall genau zutreffen sollte."

Recherches anatomiques et physiologiques sur la structure intime des animaux et des végétaux et sur leur motilité; par M. H. Dutrochet. 1824.

(S. Revue française 1829, Nro. 16. pag. 100 sq.)

„Vorzüglich auf die Sensitive, welche im höchsten Grad die Phänomene der Reizbarkeit und Beweglichkeit der Pflanzen darstellt, hat der Autor seine Erfahrungen gerichtet. Das eigentliche Prinzip der Bewegung dieser Pflanze ruht in der Anschwellung, welche sich an der Base des Blattstieles befindet, und an der Einfügung der Blätter durch die pinnules. Dieses Wülstchen wird gebildet durch die Entwickelung des Rinden-Parenchyms und enthält eine große Menge kugeliger Zellen, deren Wände mit Nervenkörperchen bedeckt sind; dergleichen sind auch sehr zahlreich in den Stengelblättern, und man findet sie häufig wieder in dem Safte, welcher abfließt, wenn man einen jungen Zweig der Sensitive wegschneidet.

hat für vaterländische Zwecke damals so viel gethan wie Goethe. Alle diese Mühen konnte er zu Ende Juli 1814 von sich abschütteln, um in Wiesbaden, in den wiedergewonnenen Rheinlanden, sich selbst zu leben. Allein trat er am 25. die Reise in die seit 17 Jahren nicht besuchte Heimath an. Nun, von allen Hemmnissen befreit, brach die so lange zurückgehaltene Dichtung aus dem Innern des Dichters mit einer Spontaneität und in einer Fülle hervor, wie etwas Aehnliches in seinem eignen Leben nicht zum zweiten Mal gefunden wird. Die Bewegung in freier Luft und in dem lebendigen Verkehr mit Menschen wirkte selbst schon poetisch. Naturerscheinungen, kleine Reisevorfälle, die Erinnerungen, welche die am Wege liegenden Orte erweckten, das Leben der Straße — Alles verwandelte sich in Poesie, in Gedichte, welche, Gebilde vollendeter Kunst, schlank und leicht wie aus dem Nichts entsprungen erscheinen. Und dieser Strom unversieglicher Produktion blieb Tag für Tag derselbe, deren jeder zehn bis zwölf und mehr Gedichte verschiedenster Gattung erblühen sah. Da die genaue Entstehungszeit so vieler Divansgedichte jedoch nicht ermittelt ist, so können mit Sicherheit zu diesen Reisegedichten nur die Nummern 9 bis 12 und 16 des I., 4, 5 und 19 des IV., 2, 5, 7 und 8 des V., und 5 des IX. Buchs gezählt werden. Diese Gedichte bilden, verbunden mit andern, nicht dem Divan einverleibten, aber gleichzeitig entstandenen, namentlich dem „Neuen Kopernikus“ und dem „Jahrmarkt zu Hünefeld“ (Werke, I. 204 und II. 255) ein poetisches Reisetagebuch, wie ein ähnliches, nimmt man den Venediger Aufenthalt 1790 aus, keine der Reisen Goethe's, selbst nicht die so

„Die Entwickelung aber des Rinden-Parenchyms, welches den bedeutendsten Antheil an dem Wülstchen der Senſitive hat, umgiebt eine Mitte, die durch einen Röhrenbündel gebildet wird. Es war bedeutend, zu erfahren, welcher der beiden Theile das eigentliche Organ der Bewegung ſei; das Parenchym war weggenommen, das Blatt fuhr fort zu leben, aber es hatte die Fähigkeit verloren, ſich zu bewegen. Dieſe Erfahrung zeigt alſo, daß in dem Rindentheil der Aufblähung die Beweglichkeit vorhanden iſt, welche man, wenigſtens durch ihre Funktionen, dem Muskularſyſtem der Thiere vergleichen kann.

„Herr Dutrochet hat überdies erkannt, daß kleine hievon abgeſchnittene Theile, ins Waſſer geworfen, ſich auf die Weiſe bewegen, daß ſie eine krumme Linie beſchreiben, deren tiefe Seite jederzeit ſich nach dem Mittelpunkte des Wülſtchens richtet. Dieſe Bewegung belegt er mit dem allgemeinen Namen der Inkurvation, welche er anſieht als das Element aller Bewegungen, welche in den Vegetabilien, ja in den Thieren vorgehen. Dieſe Inkurvation zeigt ſich übrigens auf zwei verſchiedene Weiſen; die erſte nennt der Verfaſſer oscillirende Inkurvation, alſo benannt, weil ſie einen Wechſel von Beugung und Anziehung bemerken läßt; die zweite aber die fixe Inkurvation, welche keinen ſolchen Wechſel von Bewegungen zeigt; jene iſt die, die man in der Senſitive bemerkt, und dieſe bemerkt man in den Trillen und in den ſchlänglichten Stengeln der Konvolveln, der Klematis, der Bohnen u. ſ. w. Aus dieſen Beobachtungen ſchließt Herr Dutrochet, daß die Reizbarkeit der Senſitive aus einer vitalen Inkurvation ihren Urſprung nehme.“

Vorſtehende, dieſe Angelegenheit immer mehr ins Klare ſetzende Aeußerungen kamen mir dennoch ſpäter zur Kenntniß, als ich ſchon an den viel weiter ſchauenden Anſichten unſres theuren Ritter von Martius lebhaften Antheil genommen hatte. In zweien nach Jahresfriſt auf einander folgenden Vorleſungen hatte er in München und Berlin ſich umſtändlich und deutlich genug hierüber erklärt. Ein freundlicher Beſuch deſſelben, als er von dem letztern Orte zurückkam, gewährte mir in dieſer ſchwierigen Sache eine mündliche Nachweiſung, welche ſich durch charakteriſtiſche, wenn ſchon flüchtige Zeichnung noch mehr ins Klare ſetzte. Die in der Iſis, Jahrgang 1828 und 1829, ab-

gedruckten Aufsätze wurden mir nun zugänglicher, und die Nachbildung eines an jenem Orte vorgewiesenen Modells ward mir durch die Geneigtheit des Forschers und zeigte sich zur Versinnlichung, wie Kelch, Krone und die Befruchtungswerkzeuge entstehen, höchst dienlich.

Auf diese Weise war die wichtige Angelegenheit auf den Weg einer praktisch-didaktischen Ausarbeitung und Anwendung geführt, und wenn der immer fortschreitende Mann, wie er mir vertrauen wollen, um die Anfänge einer solchen allgemeinen Tendenz zu entdecken, sich bis zu den ersten Elementen der Wissenschaft, zu den Akotyledonen gewendet hat, so werden wir den ganzen Umfang der Lehre, von ihm ausgearbeitet, nach und nach zu erwarten haben.

Ich erlaubte mir indessen nach meiner Weise in der mittlern Region zu verharren und zu versuchen, wie durch allgemeine Betrachtung der Anfang mit dem Ende und das Erste mit dem Letzten, das Längstbekannte mit dem Neuen, das Feststehende mit dem Zweifelhaften in Verbindung zu bringen sei. Für diesen Versuch darf ich wol, da er nicht abzuschließen, sondern blos zu fördern die Absicht hat, den Antheil der edlen Naturforscher mir erbitten.

Wir mußten annehmen, es walte in der Vegetation eine allgemeine Spiraltendenz, wodurch, in Verbindung mit dem vertikalen Streben, aller Bau, jede Bildung der Pflanzen nach dem Gesetze der Metamorphose vollbracht wird.

Die zwei Haupttendenzen also oder, wenn man will, die beiden lebendigen Systeme, wodurch das Pflanzenleben sich wachsend vollendet, sind das Vertikalsystem und das Spiralsystem; keins kann von dem andern abgesondert gedacht werden, weil eins durch das andere nur lebendig wirkt. Aber nöthig ist es zur bestimmteren Einsicht, besonders aber zu einem deutlichern Vortrag, sie in der Betrachtung zu trennen und zu untersuchen, wo eins oder das andere walte; da es denn bald, ohne seinen Gegensatz zu überwältigen, von ihm überwältigt

wird oder sich ins Gleiche stellt, wodurch uns die Eigenschaften dieses unzertrennlichen Paares desto anschaulicher werden müssen.

Das Vertikalsystem, mächtig, aber einfach, ist dasjenige, wodurch die offenbare Pflanze sich von der Wurzel absondert und sich in gerader Richtung gegen den Himmel erhebt; es ist vorwaltend bei Monokotyledonen, deren Blätter schon sich aus geraden Fasern bilden, die unter gewissen Bedingungen sich leicht von einander trennen und als starke Fäden zu mancherlei Gebrauch haltbar sind. Wir dürfen hier nur des Phormium tenax gedenken, und so sind die Blätter der Palme durchgängig aus geraden Fasern bestehend, welche nur in frühster Jugend zusammenhängen, nachher aber, den Gesetzen der Metamorphose gemäß, in sich selbst getrennt und durch fortgesetzten Wachsthum vervielfältigt erscheinen.

Aus den Blättern der Monokotyledonen entwickeln sich öfters unmittelbar die Stengel, indem das Blatt sich aufblädt und zur hohlen Röhre wird; alsdann aber tritt an der Spitze desselben schon die Achsenstellung dreier Blattspitzen und also die Spiraltendenz hervor, woraus sodann der Blumen- und Fruchtbüschel sich erhebt, wie solcher Fall im Geschlechte der Allien sich ereignet.

Merklich jedoch ist die Vertikaltendenz auch über die Blume hinaus und des Blüthen- und Fruchtstandes sich bemächtigend. Der geradaufsteigende Stengel der Calla aethiopica zeigt eben seine Blattnatur zugleich mit der Spiraltendenz, indem sich die Blume einblättrig um die Spitze windet, durch welche jedoch die blüthen- und fruchttragende Säule vertikal hervorwächst. Ob nun um diese Säule, nicht weniger um die des Arum, des Mais und anderer, sich die Früchte in spiraler Bewegung aneinanderschließen, wie es wahrscheinlich ist, möge fernerweit untersucht werden.

Auf alle Fälle ist diese Kolumnartendenz als Abschluß des Wachsthums wohl zu beachten.

Denn wir treffen, indem wir uns bei den Dikotyledonien umsehen, diese Vertikaltendenz, wodurch die successive Entwickelung der Stengelblätter und Augen in einer Folge begünstigt wird, mit dem Spiralsystem, wodurch die Fruktifikation abge-

ſchloſſen werden ſollte, im Konflikt; eine durchgewachſene Roſe giebt hievon das ſchönſte Zeugniß.

Dagegen haben wir eben in dieſer Klaſſe die entſchiedenſten Beiſpiele von einer durchgeführten Vertikaltendenz und möglichſter Beſeitigung der gegentheiligen Einwirkung. Wir wollen nur von dem gewöhnlichſten Lein reden, welcher durch die entſchiedenſte Vertikalbildung ſich zur allgemeinen Nutzbarkeit qualifizirt. Die äußere Hülle und der innere Faden ſteigen ſtracks und innigſt vereint hinauf; man gedenke, welche Mühe es koſtet, eben dieſe Zwey vom Faden zu ſondern, wie unverweslich und unzertrennbar derſelbe iſt, wenn die äußere Hülle, ſelbſt mit dem größten Widerſtreben, den durch die Natur beſtimmten Zuſammenhang aufgeben ſoll. Zufällig hat ſich das Röſten der Pflanze einen ganzen Winter unter dem Schnee fortgeſetzt, und der Faden iſt dadurch nur ſchöner und dauerhafter geworden.

Ueberhaupt aber, was braucht es mehr Zeugniß, da wir ja unſer ganzes Leben hindurch von Leinwand umgeben ſind, welche durch Waſchen und Wiederwaſchen, durch Bleichen und Wiederbleichen endlich das elementare Anſehen reiner irdiſcher Materien als ein blendendes Weiß gewinnt und wiedergewinnt.

Hier nun auf dem Scheidepunkte, wo ich die Betrachtung der Vertikaltendenz zu verlaſſen und mich zu der Spirale zu wenden gedenke, begegnet mir die Frage, ob die alterne Stellung der Blätter, die wir an dem emporwachſenden Stengel der Dikotyledonen bemerken, dieſem oder jenem Syſtem angehöre, und ich will geſtehen, daß mir ſcheine, als ob ſie jenem, dem Vertikalſyſtem, zuzuſchreiben ſei, und daß eben durch dieſe Art des Hervorbringens das Streben nach der Höhe in ſenkrechter Richtung bewirkt werde. Dieſe Stellung nun kann in einer gewiſſen Folge, unter gegebenen Bedingungen und Einflüſſen, von der Spiraltendenz ergriffen werden, wodurch aber jene unbeſtändig erſcheint und zuletzt gar unmerklich wird, ja verſchwindet.

Doch wir treten nun auf den Standpunkt, wo wir die Spiraltendenz ohne Weiteres gewahr werden.

Ob wir gleich oben die ſo viel beobachteten Spiralgefäße zu betrachten abgelehnt haben, ob wir ſie gleich als Homoio-

merien oder das Ganze verkündende und konstituirende Theile zu schätzen wußten, so wollen wir doch hier nicht unterlassen, der elementaren mikroskopischen Pflanzen zu gedenken, welche als Oscillarien bekannt und uns durch die Kunst höchst vergrößert dargestellt worden; sie erweisen sich durchaus schraubenförmig und ihr Dasein und Wachsthum in solcher merkwürdigen Bewegung, daß man zweifelhaft ist, ob man sie nicht unter die Thiere zählen solle. Wie denn die erweiterte Kenntniß und tiefere Einsicht in die Natur uns erst vollkommen von dem Allen vergönnten, grenzenlosen und unverwüstlichen Leben ein entschiedeneres Anschauen gewähren wird; daher wir denn obenerwähntem Beobachter gar gerne glauben wollen, daß die frische Rinde einer Nessel ihm eine besondere spirale Bewegung angedeutet habe.

Um uns nun aber zur eigentlichen Spiraltendenz zu wenden, so verweisen wir auf Obiges, was von unserm Freunde von Martius ausgeführt worden, welcher diese Tendenz in ihrer Nachtvollkommenheit als Abschluß des Blüthenstandes dargestellt, und begnügen uns, einiges hierher Gehörige theils auf das Allgemeine, theils auf das Intermediäre bezüglich beizubringen, welches metbodisch vorzutragen erst künftigen denkenden Forschern möchte anheimgegeben sein.

Auffallend ist das Uebergewicht der Spiraltendenz bei den Konvolveln, welche von ihrem ersten Ursprung an weder steigend noch kriechend ihre Existenz fortsetzen können, sondern genöthigt sind, irgend ein Geradaufsteigendes zu suchen, woran sie immerfort sich windend hin in die Höhe klimmen können.

Gerade aber diese Eigenschaft giebt Gelegenheit, unsern Betrachtungen durch ein sinnliches Beispiel und Gleichniß zu Hilfe zu kommen.

Man trete zur Sommerzeit vor eine im Gartenbeden eingesteckte Stange, an welcher eine Winde, von unten an sich fortschlängelnd, in die Höhe steigt, sich fest anschließend ihren lebendigen Wachsthum verfolgt. Man denke sich nun Konvolvel und Stange, beide gleich lebendig, aus einer Wurzel aufsteigend, sich wechselsweise hervorbringend und so unaufhaltsam fortschreitend. Wer sich diesen Anblick in ein inneres Anschauen verwandeln kann, der wird sich den Begriff sehr erleichtert haben. Die rankende Pflanze sucht das außer sich, was sie sich selbst geben sollte und nicht vermag.

Das Spiralſyſtem iſt für den erſten Anblick offenbarer in den Dikotyledonen. Solches in den Monokotyledonen und weiter hinab aufzuſuchen, bleibt vorbehalten.

Wir haben die rankende Konvolvel gewählt. Gar manches Andere dergleichen wird ſich finden.

Nun ſehen wir jene Spiraltendenz in den Gäbelchen, in den Rillen.

Dieſe erſcheinen auch wol an den Enden zuſammengeſetzter Blätter, wo ſie ihre Tendenz, ſich zu rollen, gar wohl manifeſtiren.

Die eigentlichen völlig blattloſen Rillen ſind als Zweige anzuſehen, denen die Solidescenz abgeht, die, voll Saft und biegſam, eine beſondere Irritabilität zeigen.

Rille der Paſſionsblume, ſich für ſich ſelbſt zuſammenrollend.

Andere müſſen durch äußern Reiz angeregt und aufgefordert werden.

Mir iſt der Weinſtock das höchſte Muſterbild.

Man ſehe, wie die Gäbelchen ſich ausſtrecken, von irgend woher eine Berührung ſuchend; irgendwo angelehnt, faſſen ſie, klammern ſie ſich an.

Es ſind Zweige, dieſelbigen, welche Trauben tragen.

Einzelne Beeren findet man wol an den Böcklein.

Merkwürdig iſt es, daß der dritte Knoten an der Weinranke keine Rille hervorbringt; wohin das zu deuten ſei, iſt uns nicht klar geworden.

Die Spiralgefäße betrachten wir als die kleinſten Theile, welche dem Ganzen, dem ſie angehören, vollkommen gleich ſind und, als Homoiomerien angeſehen, ihm ihre Eigenheiten mittheilen und von demſelben wieder Eigenſchaft und Beſtimmung erhalten. Es wird ihnen ein Selbſtleben zugeſchrieben, die Kraft, ſich an und für ſich einzeln zu bewegen und eine gewiſſe Richtung anzunehmen. Der vortreffliche Dutrochet nennt ſie eine vitale Inkurvation. Dieſen Geheimniſſen näher zu treten, finden wir uns hier weiter nicht aufgefordert.

Gehen wir ins Allgemeine zurück: das Spiralsystem ist abschließend, den Abschluß befördernd.

Und zwar auf gesetzliche, vollendende Weise.

Sodann aber auch auf ungesetzliche, voreilende und vernichtende Weise.

Wie die gesetzliche wirke, um Blumen, Blüthen und Keime zu bilden, hat unser hochbelobter von Martius umständlich ausgeführt. Dieses Gesetz entwickelt sich unmittelbar aus der Metamorphose; aber es bedurfte eines scharfsinnigen Beobachters, um es wahrzunehmen und darzustellen. Denn wenn wir uns die Blume als einen herangezogenen, als um eine Achse sich umherschlängelnden Zweig denken, dessen Augen hier in die Enge der Einheit gebracht werden, so folgt daraus, daß sie hinter einander und nach einander im Kreise sich einfinden und sich also einfach oder vervielfacht um einander ordnen müssen.

Die unregelmäßige Spiralwirkung ist als ein übereilter, unfruchtbarer Abschluß zu denken; irgend ein Stengel, ein Zweig, ein Ast wird in den Zustand versetzt, daß der Splint, in welchem eigentlich das Spiralleben wirksam ist, vorwaltend zunimmt und daß die Holz- oder sonstige Dauerbildung nicht stattfinden kann.

Nehmen wir einen Eschenzweig vor uns, der sich in diesem Falle befindet: der Splint, der durch das Holz nicht auseinandergehalten wird, drängt sich zusammen und bewirkt eine flache vegetabilische Erscheinung; zugleich zieht sich das ganze Wachsthum zusammen, und die Augen, welche sich successiv entwickeln sollten, erscheinen nun gedrängt und endlich gar in ungetrennter Reihe; indessen hat sich das Ganze gebogen; das übrig gebliebene holzhafte macht den Rücken, und die einwärts gekehrte, einem Bischofsstabe ähnliche Bildung stellt eine höchst merkwürdige abnorme Monstrosität vor.

Wie wir uns nun aus dem Bisherigen überzeugen können, das eigentliche Pflanzenleben werde durch die Spiraltendenz

vorzüglich gefördert, so läßt sich auch nachweisen, daß die Spur derselben in dem Fertigen, Dauernden zurückbleibe.

Die in ihrer völligen Freiheit herunterhangenden frischen Fadenzweige des Lycium europaeum zeigen nur einen geraden fadenartigen Wuchs. Wird die Pflanze älter, trockner, so bemerkt man deutlich, daß sie sich von Knoten zu Knoten zu einer Windung hinneigt.

Sogar starke Bäume werden im Alter von solcher Richtung ergriffen; hundertjährige Kastanienbäume findet man an der Belvedere'schen Chaussee stark gewunden und die Starrheit der geradaufsteigenden Tendenz auf die sonderbarste Weise besiegt.

In dem Park hinter Belvedere finden sich drei schlanke hochgewachsene Stämme von Crataegus torminalis so deutlich von unten bis oben spiral gewandt, daß es nicht zu verkennen ist. Diese empfiehlt man besonders dem Beobachter.

Blumen, die vor dem Aufblühen gefaltet und spiral sich entwickelnd vorkommen; andere, die beim Vertrocknen eine Windung zeigen.

Pandanus odoratissimus windet sich spiral von der Wurzel auf.

Ophrys spiralis windet sich dergestalt, daß alle Blüthen auf eine Seite kommen.

Die Flora subterranea giebt uns Anlaß, ihre en échiquier gereihten Augen als aus einer sehr regelmäßigen Spiraltendenz hervorgehend zu betrachten.

An einer Kartoffel, welche auf eines Fußes Länge gewachsen war, die man an ihrer dichsten Stelle kaum umspannen konnte, war von dem Punkte ihres Ansatzes an aufs Deutlichste eine Spiralfolge der Augen bis auf ihren höchsten Gipfel von der Linken zur Rechten hinaufwärts zu bemerken.

Bei den Farn ist bis an ihre letzte Vollendung alles Treiben, vom horizontal liegenden Stamme ausgehend, seitlich nach oben gerichtet, Blatt und Zweig zugleich, deshalb auch die Fruchttheile tragend und aus sich entwickelnd. Alles, was wir Farn nennen, hat seine eigenthümliche spiralige Entwickelung. In immer kleinere Kreise zusammengerollt erscheinen die Zweige jenes horizontal liegenden Stockes und rollen sich auf in doppelter Richtung, einmal aus der Spirale der Rippe, dann aber aus den eingebogenen Fiedern der seitlichen Richtung von der Rippe, die Rippchen nach außen.

Siehe Reichenbach, Botanik für Damen, Seite 288.

Die Birke wächst gleich vom unterſten Stammende an, und zwar ohne Ausnahme, spiralförmig in die Höhe. Spaltet man den Stamm nach seinem natürlichen Wachsthum, so zeigt sich die Bewegung von der Linken zur Rechten bis in den Gipfel, und eine Birke, welche 60 bis 80 Fuß Höhe hat, dreht sich einauch zweimal der ganzen Länge nach um sich herum. Das weniger oder mehr Spirale, behauptet der Böttcher, entstehe daher, wenn ein Stamm der Witterung mehr oder minder ausgesetzt sei; denn ein Stamm, der frei stehe, z. E. außen an einer Brane, die beiendes der Westseite ausgesetzt ist, manifestire die Spiralbewegung weit auffallender und deutlicher als bei einem Stamme, welcher im Dicht des Holzes wachse. Vornehmlich aber kann diese Spiralbewegung an den sogenannten Reifbirken wahrgenommen werden. Eine junge Birke, die zu Reifen verbraucht werden soll, wird inmitten getrennt; folgt das Messer dem Holze, so wird der Reif unbrauchbar, denn er dreht sich, wie bei älteren Stämmen schon bemerkt worden, einauch zweimal um sich herum. Deswegen braucht der Böttcher auch eigene Instrumente, dieselben gut und brauchbar zu trennen, und dies gilt auch von Seiten der Scheite des älteren Holzes, welches zu Dauben oder sonst verbraucht wird; denn bei Trennung desselben müssen Keile von Eisen angewendet werden,

die das Holz mehr ſchneiden als ſpalten, ſonſt wird es unbrauchbar.

Daß das Wetter, Wind, Regen, Schnee große Einwirkung auf die Entwickelung der Spiralbewegung haben mag, geht daraus hervor, daß eben dieſe Reifbirken, aus dem Dickicht geſchlagen, weit weniger der Spiralbewegung unterworfen ſind als die, ſo einzeln und nicht durch Gebüſch und größere Bäume ſtehen.

Herr Oberlandjägermeiſter von Fritſch äußerte Ende Auguſt in Ilmenau, als die Spiraltendenz zur Sprache kam, daß unter den Kiefern Fälle vorkämen, wo der Stamm von unten bis oben eine gedrehte, gewundene Wirkung annehme; man habe geglaubt, da man dergleichen Bäume an der Brane gefunden, eine äußere Wirkung durch heftige Stürme ſei die Veranlaſſung; man finde aber dergleichen auch in den dichteſten Forſten, und es wiederhole ſich der Fall nach einer gewiſſen Proportion, ſo daß man ein bis etwa anderthalb Prozent im Ganzen das Vorkommen rechnen könnte.

Solche Stämme würden in mehr als einer Hinſicht beachtet, indem das Holz derſelben nicht wohl zu Scheiten geſchnitten in Klaftern gelegt werden könnte, auch ein ſolcher Stamm zu Baubolz nicht zu brauchen ſei, weil ſeine Wirkung immer fortdauernd durch ein heimliches Dreben eine ganze Kontignation aus ihren Fugen zu rücken die Gewalt habe.

Aus dem Vorigen erhellet, daß während dem Austrocknen des Holzes die Krümmung ſich fortſetzt und ſich bis zu einem hohen Grade ſteigert, wie wir im Folgenden gar manche durch Vertrocknung zuerſt entſtehende und ſichtbar werdende Spiralbewegung erkennen werden.

Die vertrockneten Schoten des Lathyrus furens, nach vollkommen abgeſchloſſener Reife der Frucht, ſpringen auf und rollen ſich jede nach auswärtſer Richtung ſtreng zuſammen. Bricht man eine ſolche Schote auf, ehe ſie vollkommen reif iſt, ſo zeigt ſich gleichfalls dieſe Schraubenrichtung, nur nicht ſo ſtark und nicht ſo vollkommen.

Die grade Richtung ähnlicher Pflanzentheile wird verſchiedentlich gleichermaßen abgelenkt. Die Schoten der im feuchten Sommer wachſenden Schwertbohnen fangen an ſich

ganz von Poesie erfüllten Schweizer Reisen 1779 und 1797 aufweisen können. Auch in Wiesbaden, Frankfurt und Heidelberg (August bis Mitte Oktober 1814) stockte die Produktion nicht wieder, obgleich abgelenkt durch umfassende prosaische Arbeiten, und ebenso sah der folgende Winter Goethe zu Weimar und Jena ganz in das orientalische Wesen gebannt. Das Jahr 1815 verlief fast genau wie das vorhergegangene. Wiederum fesselten die Tagesereignisse und die Pflichten gegen das Theater den Dichter an den Westen. Wie im vorigen Jahre zu Reil's Andenken, ordnete er überdies in diesem eine theatralische Feier zum Andenken Schiller's und Iffland's an mit neuen Festspielen und Gedichten. Jedoch schon am 27. Mai konnte er die Reise nach Wiesbaden antreten, von welcher er erst am 11. Oktober zurückkehren sollte. Von Neuem ergoß sich der Liederquell auf der Reise Tag für Tag in sprudelnder Fülle, wenn auch nicht ganz so reich wie auf der vorjährigen. Goethe selbst erstaunte über diese aufquellende Dichtung und er sprach sich zu S. Boisserée, in dessen Gesellschaft er zu Wiesbaden, Frankfurt und Heidelberg lebte, darüber aus, wie er doch so ganz zum Dichter geboren sei und sich gleichwol mit so vielen andern Dingen beschäftige. In der Zeit von Mitte September bis Mitte Oktober 1815 entstand hier, in Frankfurt und Heidelberg, der größere Theil des Buchs Suleika, außer vielen anderen Gedichten, namentlich des Schenkenbuchs.

Dem Buch Suleika ist eine besondre Erörterung zu widmen, die Erörterung des demselben zu Grunde liegenden realen Liebesverhältnisses. Lange ist die schöne, geist- und talentvolle Frau unbekannt geblieben, welcher die meisten

zu winden, einige schneckenartig, andere in vollkommener Spirale.

Die Blätter der italienischen Pappel haben sehr zarte, straffe Blattstiele. Diese, von Insekten gestochen, verlieren ihre gerade Richtung und nehmen die Spirale alsobald an, in zwei oder auch mehreren Windungen.

Schwillt das Gehäus des eingeschlossenen Insekts hiernach auf, so drängen sich die Seiten des erweiterten Stiels dergestalt an einander, daß sie zu einer Art von Vereinigung gelangen. Aber an diesen Stellen kann man das Nest leicht aus einander brechen und die frühere Gestaltung des gewundenen Stiels gar wohl bemerken.

Pappus am Samen des Erodium gruinum, der bis zur völligen Reife und Vertrocknung vertikal an der Stütze, um welche die Samen versammelt sind, sich strack gehalten, nunmehr aber sich schnell elastisch ringelt und sich dadurch selbst umherwirft.

Wir haben zwar abgelehnt, von den Spiralgefäßen als solchen besonders zu handeln, finden uns aber doch genöthigt, noch weiter zu der mikroskopischen Elementarbotanik zurückzugehen und an die Oscillarien zu erinnern, deren ganze Existenz spiral ist. Merkwürdiger vielleicht sind noch die unter dem Namen Salmacis aufgeführten, wo die Spirale aus lauter sich berührenden Kügelchen besteht.

Solche Andeutungen müssen aufs Leiseste geschehen, um uns an die ewige Kongruenz zu erinnern.

Wenn man die Stiele des Löwenzahns an einem Ende aufschlitzt, die beiden Seiten des hohlen Röhrchens sachte von einander trennt, so rollt sich jede in sich nach außen und hänget in Gefolg dessen als eine gewundene Locke spiralförmig zugespitzt [illegible], woran sich die Kinder ergetzen und wir dem tiefsten Naturgeheimniß näher treten.

Da diese Stengel hohl und saftig sind, solglich ganz als Splint angesehen werden können, die Spiraltendenz aber dem Splint als dem lebendig Fortschreitenden angehört, so wird uns hier zugleich mit der strackten vertikalen Richtung noch das verborgenste Spiralbestreben vor die Augen gebracht. Vielleicht gelänge es durch genauere, auch wol mikroskopische Behandlung, das Verflechten der Vertikal- und Spiraltextur näher kennen zu lernen.

Ein glückliches Beispiel, wie beide Systeme, mit denen wir uns beschäftigen, sich neben einander höchst bedeutend entwickeln, giebt uns die Vallisneria, wie wir solche aus den neuesten Untersuchungen des Kustoden am königlichen botanischen Garten zu Mantua, Paolo Barbieri, kennen lernen. Wir geben seinen Aufsatz auszugsweise übersetzt, mit unsern eingeschalteten und angefügten Bemerkungen, insofern wir den beabsichtigten Zwecken dadurch näher zu treten hoffen.

Die Vallisneria wurzelt im Grunde eines nicht allzu tiefen stehenden Wassers, sie blüht in den Monaten Juni, Juli und August, und zwar in getrennten Geschlechtern. Das männliche Individuum zeigt sich auf einem gradaufstrebenden Schaft, welcher, sobald er die Oberfläche des Wassers erreicht, an seiner Spitze eine vierblättrige (vielleicht dreiblättrige) Scheide bildet, worin sich die Fruchtwerkzeuge angeheftet an einem konischen Kolben befinden.

Wenn die Stamina noch nicht genugsam entwickelt sind, so ist die Hälfte der Scheide leer, und beobachtet man sie alsdann mikroskopisch, so findet man, daß die innere Feuchtigkeit sich regt, um das Wachsthum der Scheide zu befördern, und zu gleicher Zeit im Striele sich kreisförmig bewegend, zum Kolben, der die Stamina trägt, hinaufstrebt, wodurch Wachsthum und Ausdehnung des Kolbens zugleich mit dem Wachsthum der Befruchtungswerkzeuge erzweckt wird.

Durch diese Zunahme des Kolbens jedoch ist die Scheide nicht mehr hinreichend, die Stamina zu umhüllen; sie theilt sich daher in vier Theile, und die Fruchtwerkzeuge, sich von dem Kolben zu Tausenden ablösend, verbreiten sich schwimmend auf dem Wasser, anzusehen wie silberweiße Flocken, welche sich nach dem weiblichen Individuum gleichsam bemühen und bestreben.

Dieses aber steigt aus dem Grunde der Wasser, indem die Federkraft seines spiralen Stengels nachläßt, und eröffnet sodann auf der Oberfläche eine dreigetheilte Krone, worin man drei Narben bemerkt. Die auf dem Wasser schwimmenden Flocken streuen ihren Staminalstaub gegen jene Stigmen und befruchten sie; ist dieses geleistet, so zieht sich der Spiralstengel des Weibchens unter das Wasser zurück, wo nun die Samen, in einer cylindrischen Kapsel enthalten, zur endlichen Reife gelangen.

Alle die Autoren, welche von der Vallisneria gesprochen haben, erzählten die Art der Befruchtung auf verschiedene Weise. Sie sagten, der ganze Komplex der männlichen Blume löse sich los von dem kurzen, unter dem Wasser behaarlichen Stengel, von welchem er sich durch heftige Bewegung absondere und befreie. Unser Beobachter versuchte Knospen der männlichen Blumen von ihrem Stengel abzulösen und fand, daß keine auf dem Wasser hin und wieder schwamm, daß alle vielmehr zu Grund sanken. Von größerer Bedeutung aber ist die Struktur, wodurch der Stengel mit der Blume verbunden wird. Hier ist keine Artikulation zu sehen, welche sich doch bei allen Pflanzenorganen findet, die sich trennen lassen. Derselbe Beobachter untersuchte die silberweißen Flocken und erkannte sie als eigentliche Antheren; indem er den Kolben leer von allen solchen Gefäßen fand, so bemerkte er an demselben zarte Fäden, woran noch einige Antheren befestigt waren, die auf einem kleinen dreigetheilten Diskus ruhten, welches gewiß die dreigetheilten Korollen sind, worin die Antheren eingeschlossen waren.

Indem wir nun dieses merkwürdige, vielleicht an anderen Pflanzen sich wiederholende Beispiel der Betrachtung nachdenkender Naturforscher empfehlen, so können wir nicht unterlassen, diese augenfällige Erscheinung, Einiges wiederholend, ferner zu besprechen.

Die Vertikaltendenz ist hier dem männlichen Individuum eigen; der Stengel steigt ohne Weiteres gerade in die Höhe, und wie er die Oberfläche des Wassers erreicht, entwickelt sich unmittelbar die Scheide aus dem Stengel selbst, genau mit ihm verbunden, und hüllt den Kolben ein, nach Analogie der Calla und Ähnlicher.

Wir werden dadurch das Märchen los von einem Gelenke, das, ganz unnatürlich zwischen dem Stengel und der Blume angebracht, ihr die Möglichkeit verschaffen sollte, sich ab-

zulösen und lüstern auf die Freite zu gehen. An Luft und Licht und ihren Einflüssen entwickelt sich erst die männliche Blüthe, aber fest mit ihrem Stengel verbunden; die Antheren springen von ihren Stielchen und schwimmen lustig auf dem Wasser umher. Indessen mildert der Spiralstengel des Weibchens seine Federkraft, die Blume erreicht die Oberfläche des Wassers, entfaltet sich und nimmt den befruchtenden Einfluß auf. Die bedeutende Veränderung, welche nach der Befruchtung in allen Pflanzen vorgeht, und welche immer etwas auf Erstarrung hindeutet, wirkt auch hier. Die Spiralität des Stengels wird angestrengt, und dieser bewegt sich wieder zurück, wie er gekommen ist, worauf denn der Samen zur Reife gedeiht.

Gedenken wir an jenes Gleichniß, das wir oben von Stab und Konvolvel gewagt haben, geben wir einen Schritt weiter und vergegenwärtigen uns die Rebe, die sich um den Ulmbaum schlingt, so sehen wir hier das Weibliche und Männliche, das Bedürftige, das Gewährende neben einander in vertikaler und spiraler Richtung, von der Natur unsern Betrachtungen empfohlen.

Kehren wir nun ins Allgemeinste zurück und erinnern an das, was wir gleich anfangs aufstellten, das vertikal sowie das spiral strebende System sei in der lebendigen Pflanze aufs Innigste verbunden; sehen wir nun hier jenes als entschieden männlich, dieses als entschieden weiblich sich erweisen, so können wir uns die ganze Vegetation von der Wurzel auf androgynisch inigeheim verbunden vorstellen, worauf denn in Verfolg der Wandlungen des Wachsthums die beiden Systeme sich im offenbaren Gegensatz aus einander sondern und sich entschieden gegen einander über stellen, um sich in einem höhern Sinne wieder zu vereinigen.

Weimar, im Herbst 1831. [1])

[1]) Erst in den Nachgelassenen Werken 1833 erschienen. — A. d. H.

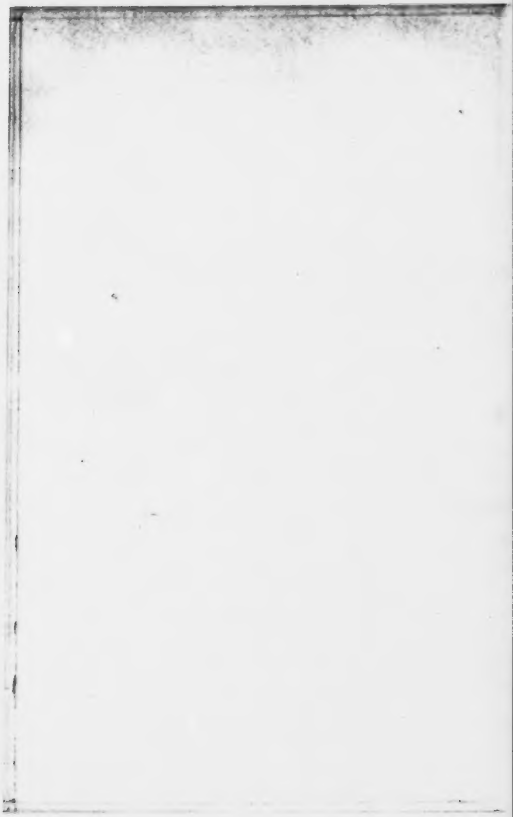

Zur Osteologie und Zoologie.

Freudig war vor vielen Jahren
Eifrig so der Geist bestrebt,
Zu erforschen, zu erfahren,
Wie Natur im Schaffen lebt.
Und es ist das ewig Eine,
Das sich vielfach offenbart;
Klein das Große, groß das Kleine,
Alles nach der eignen Art.
Immer wechselnd, fest sich haltend,
Nah und fern und fern und nah;
So gestaltend, umgestaltend –
Zum Erstaunen bin ich da.

Erſter Entwurf einer allgemeinen Einleitung in die vergleichende Anatomie, ausgehend von der Oſteologie.

Jena, im Januar 1795.*)

I.

Von den Vortheilen der vergleichenden Anatomie und von den Hinderniſſen, die ihr entgegenſtehen.

Naturgeſchichte beruht überhaupt auf Vergleichung.

Aeußere Kennzeichen ſind bedeutend, aber nicht hinreichend, um organiſche Körper gehörig zu ſondern und wieder zuſammenzuſtellen.

Anatomie leiſtet am organiſirten Weſen, was Chemie am unorganiſirten.

Die vergleichende Anatomie beſchäftigt den Geiſt mannichfaltig, giebt uns Gelegenheit, die organiſchen Naturen aus vielen Geſichtspunkten zu betrachten.

Neben Zergliederung des menſchlichen Körpers geht die der Thiere immer ſachte fort.

Die Einſicht in den Körperbau und in die Phyſiologie des Menſchen iſt durch Entdeckungen, die man an Thieren gemacht, ſehr erweitert worden.

Die Natur hat verſchiedene Eigenſchaften und Beſtimmungen unter die Thiere vertheilt; jedes zeigt ſich charakteriſtiſch ausgeſprochen. Ihr Bau iſt einfach, nothdürftig, oft in ein großes, weitſchichtiges Volum ausgedehnt.

*) Veröffentlicht 1820. — A. d. H.

Des Menschen Bau ist in zartere Ramifikationen vermannichfaltiget, reich und gedrängt ausgestattet, bedeutende Stellen in die Enge gezogen, abgesonderte Theile durch Anastomose verbunden.

Dem Beobachter liegt im Thiere das Thierische mit allen unmittelbaren Forderungen und Bedürfnissen vor Augen.

Im Menschen ist das Thierische zu höhern Zwecken gesteigert und für das Auge wie für den Geist in Schatten gestellt.

Die Hindernisse, welche der vergleichenden Anatomie bisher im Wege standen, sind mannichfaltig. Sie hat keine Grenzen, und jede blos empirische Behandlung müdet sich ab in dem weiten Umfang.

Die Beobachtungen blieben einzeln, wie sie gemacht wurden, stehen. Man konnte sich über Terminologie nicht vereinigen. Gelehrte, Stallmeister, Jäger, Fleischer ꝛc. hatten verschiedene Benennungen hergebracht.

Niemand glaubte an einen Vereinigungspunkt, an den man die Gegenstände hätte anschließen können, oder einen Gesichtspunkt, aus dem man sie anzusehen hätte.

Man wendete, wie in andern Wissenschaften so auch hier, nicht genug geläuterte Vorstellungsarten an. Entweder man nahm die Sache zu trivial und haftete blos an der Erscheinung, oder man suchte sich durch Endursachen zu helfen, wodurch man sich denn nur immer weiter von der Idee eines lebendigen Wesens entfernte. Ebenso sehr und auf gleiche Weise hinderte die fromme Denkart, da man jedes Einzelne zur Ehre Gottes unmittelbar verbrauchen wollte. Man verlor sich in leere Spekulationen, z. B. über die Seele der Thiere u. s. w.

Die Anatomie des Menschen bis in die feinsten Theile zu verfolgen, ward eine unendliche Arbeit gefordert. Ja sogar diese, der Medizin untergeordnet, konnte nur von Wenigen als ein besonderes Studium betrieben werden. Noch Wenigere hatten Neigung, Zeit, Vermögen und Gelegenheit, in der vergleichenden Anatomie etwas Bedeutendes und Zusammenhängendes zu leisten.

II.

Ueber einen aufzustellenden Typus zu Erleichterung der vergleichenden Anatomie.

Die Aehnlichkeit der Thiere unter einander und mit dem Menschen ist in die Augen fallend und im Allgemeinen anerkannt, im Besondern schwerer zu bemerken, im Einzelnen nicht immer sogleich darzuthun, öfters verkannt und manchmal gar geleugnet. Die verschiedenen Meinungen der Beobachter sind daher schwer zu vereinigen; denn es fehlt an einer Norm, an der man die verschiedenen Theile prüfen könnte; es fehlt an einer Folge von Grundsätzen, zu denen man sich bekennen müßte.

Man verglich die Thiere mit dem Menschen und die Thiere unter einander, und so war bei vieler Arbeit immer nur etwas Einzelnes erzweckt und durch diese vermehrten Einzelnheiten jede Art von Ueberblick immer unmöglicher. Beispiele aus Buffon würden sich manche vorlegen lassen. Josephi's Unternehmen und Anderer wäre in diesem Sinne zu beurtheilen. Da man nun auf solche Weise alle Thiere mit jedem und jedes Thier mit allen vergleichen mußte, so sieht man die Unmöglichkeit ein, je auf diesem Wege eine Vereinigung zu finden.

Desshalb geschieht hier ein Vorschlag zu einem anatomischen Typus, zu einem allgemeinen Bilde, worin die Gestalten sämmtlicher Thiere der Möglichkeit nach enthalten wären, und wornach man jedes Thier in einer gewissen Ordnung beschriebe. Dieser Typus müßte so viel wie möglich in physiologischer Rücksicht aufgestellt sein. Schon aus der allgemeinen Idee eines Typus folgt, daß kein einzelnes Thier als ein solcher Vergleichungskanon aufgestellt werden könne; kein Einzelnes kann Muster des Ganzen sein.

Der Mensch, bei seiner hohen organischen Vollkommenheit, darf, eben dieser Vollkommenheit wegen, nicht als Maßstab der unvollkommenen Thiere aufgestellt werden. Man verfahre vielmehr folgendermaßen.

Die Erfahrung muß uns vorerst die Theile lehren, die allen Thieren gemein sind, und worin diese Theile verschieden sind. Die Idee muß über dem Ganzen walten und auf eine

Suleika-Lieder, mindestens die in dem angegebenen Zeitraum und später gedichteten, angehören.*) Das Geheimniß dieser in dichterische Formen gekleideten Liebe und langen Freundschaft ward von beiden Seiten streng beobachtet, und erst in den funfziger Jahren ist Marianne Jung, seit dem 27. September 1814 Gattin des Geheimen-Raths von Willemer zu Frankfurt, eines langjährigen Freundes des Goethischen Hauses, als die wahre Suleika bekannt geworden. Goethe, im Alter von schon sechsundsechzig Jahren, gewann das Herz jener ausgezeichneten, damals dreißigjährigen Frau für immer, als er, wie schon im Jahre 1814, im August und September 1815 in dem Willemer'schen Landhause bei Frankfurt wochenlang verweilte. Das Glück dieser, ihm so spät zu Theil gewordenen Freundschaft kam dem Divan wundervoll zu Statten. Denn Hafis war der Liebes-Prokurator. Nur in der Form der orientalischen Gedichte, sei es in Hafis' eignen Versen, sei es in ihm nachgebildeten Strophen, konnte diese Liebe sich wahr und rein aussprechen. Die fremden Formen gestatteten eine Objektivirung der Leidenschaft, wie sie in rein deutschen Gedichten nicht zu erreichen gewesen wäre. Die gegenseitigen Liebesbekenntnisse konnten, weil durch das Medium des Orients ausgedrückt, in jedem Augenblick nur als ein geistreiches Spiel gedeutet werden. Ein halb unbewußtes Schweben zwischen Herzenserguß und dichterischer Fiktion ist diesen Gedichten eigen. Marianne von Willemer war auch als Dichterin so hochbegabt, sie besaß ein solches Verständniß für Goethe's

*) Dazu gehört jedoch nicht VIII. 17, wie unsere Note erwarten lassen könnte.

genetische Weise das allgemeine Bild abziehen. Ist ein solcher Typus auch nur zum Versuch aufgestellt, so können wir die bisher gebräuchlichen Vergleichungsarten zur Prüfung desselben sehr wohl benutzen.

Man vergleicht Thiere unter einander, Thiere zum Menschen, Menschenracen unter einander, die beiden Geschlechter wechselseitig, Hauptteile des Körpers, z. B. obere und untere Extremitäten, untergeordnete Theile, z. B. einen Wirbelknochen mit den andern.

Alle diese Vergleichungen können nach aufgestelltem Typus noch immer stattfinden, nur wird man sie mit besserer Folge und größerem Einfluß auf das Ganze der Wissenschaft vornehmen, ja dasjenige, was bisher schon geschehen, beurtheilen und die wahr gefundenen Beobachtungen an gehörigen Orten einreihen.

Nach aufgebautem Typus verfährt man bei Vergleichung auf doppelte Weise. Erstlich, daß man einzelne Thierarten nach demselben beschreibt. Ist dieses geschehen, so braucht man Thier mit Thier nicht mehr zu vergleichen, sondern man hält die Beschreibungen nur gegen einander, und die Vergleichung macht sich von selbst. Sodann kann man aber auch einen besondern Theil durch alle Hauptgattungen durch beschreiben, wodurch eine belehrende Vergleichung vollkommen bewirkt wird. Beide Arten von Monographien müßten jedoch so vollständig als möglich sein, wenn sie fruchten sollten, besonders zur letztern könnten sich mehrere Beobachter vereinigen. Doch müßte man vorerst über ein allgemeines Schema sich verständigen, worauf das Mechanische der Arbeit durch eine Tabelle befördert werden könnte, welche Jeder bei seiner Arbeit zu Grunde legte. Und so wäre er gewiß, daß er bei der kleinsten, speialsten Arbeit für Alle, für die Wissenschaft gearbeitet hätte. Bei der jetzigen Lage der Dinge ist es traurig, daß Jeder wieder von vorne anfangen muß.

III.

Allgemeinste Darstellung des Typus.

Im Vorhergehenden war eigentlich nur von komparirter Anatomie der Säugethiere gesprochen und von den Mitteln, welche das Studium derselben erleichtern könnten; jetzt aber, da

wir die Erbauung des Typus unternehmen, müssen wir uns weiter in der organischen Natur umsehen, weil wir ohne einen solchen Ueberblick kein allgemeines Bild der Säugethiere aufstellen konnten, und weil sich dieses Bild, wenn wir bei dessen Konstruktion die ganze Natur zu Rathe ziehen, künftighin rückwärts dergestalt modifiziren läßt, daß auch die Bilder unvollkommener Geschöpfe daraus herzuleiten sind.

Alle einigermaßen entwickelte Geschöpfe zeigen schon am äußern Gebäude drei Hauptabtheilungen. Man betrachte die vollendeten Insekten! Ihr Körper besteht in drei Theilen, welche verschiedene Lebensfunktionen ausüben, durch ihre Verbindung unter einander und Wirkung auf einander die organische Existenz auf einer hohen Stufe darstellen. Diese drei Theile sind das Haupt, der Mittel- und Hintertheil; die Hilfsorgane findet man unter verschiedenen Umständen an ihnen befestigt.

Das Haupt ist seinem Platze nach immer vorn, ist der Versammlungsort der abgesonderten Sinne und enthält die regierenden Sinneswerkzeuge in einem oder mehreren Nervenknoten, die wir Gehirn zu nennen pflegen, verbunden. Der mittlere Theil enthält die Organe des inneren Lebensantriebes und einer immer fortdauernden Bewegung nach außen; die Organe des inneren Lebensanstoßes sind weniger bedeutend, weil bei diesen Geschöpfen jeder Theil offenbar mit einem eignen Leben begabt ist. Der hinterste Theil enthält die Organe der Nahrung und Fortpflanzung sowie der gröberen Absonderung.

Sind nun die benannten drei Theile getrennt und oft nur durch fadenartige Röhren verbunden, so zeigt dies einen vollkommenen Zustand an. Desbald ist der Hauptmoment der successiven Raupenverwandlung zum Insekt eine successive Separation der Systeme, welche im Wurm noch unter der allgemeinen Hülle verborgen lagen, sich theilweis in einem unwirksamen, unausgesprochenen Zustand befanden; nun aber, da die Entwicklung geschehen ist, da die letzten besten Kräfte für sich wirken, so ist die freie Bewegung und Thätigkeit des Geschöpfs vorhanden und durch mannichfaltige Bestimmung und Absonderung der organischen Systeme die Fortpflanzung möglich.

Bei den vollkommenen Thieren ist das Haupt von der zweiten Abtheilung mehr oder weniger entschieden abgesondert, die dritte aber durch Verlängerung des Rückgrats mit der vordern

verbunden und in eine allgemeine Decke gehüllt; daß sie aber durch eine Scheidewand von dem mittlern System der Brust abgetheilt sei, zeigt uns die Zergliederung.

Hilfsorgane hat das Haupt, insofern sie zur Aneignung der Speisen nöthig sind; sie zeigen sich bald als getheilte Zangen, bald als ein mehr oder weniger verbundenes Kinnladenpaar.

Der mittlere Theil hat bei unvollkommenen Thieren sehr vielfache Hilfsorgane, Füße, Flügel und Flügeldecken; bei den vollkommenen Thieren sind an diesem mittlern Theile auch die mittlern Hilfsorgane, Arme oder Vorderfüße, angebracht. Der hintere Theil hat bei den Insekten in ihrem entwickelten Zustand keine Hilfsorgane, hingegen bei vollkommenen Thieren, wo die beiden Systeme angenähert und zusammengedrängt sind, stehen die letzten Hilfsorgane, Füße genannt, am hinteren Ende des dritten Systemes, und so werden wir die Säugethiere durchgängig gebildet finden. Ihr letzter oder hinterster Theil hat mehr oder weniger noch eine Fortsetzung, den Schwanz, die aber eigentlich nur als eine Andeutung der Unendlichkeit organischer Existenzen angesehen werden kann.

IV.

Anwendung der allgemeinen Darstellung des Typus auf das Besondere.

Die Theile des Thieres, ihre Gestalt unter einander, ihr Verhältniß, ihre besondern Eigenschaften bestimmen die Lebensbedürfnisse des Geschöpfs. Daher die entschiedene, aber eingeschränkte Lebensweise der Thiergattungen und Arten.

Betrachten wir nach jenem erst im Allgemeinsten aufgestellten Typus die verschiedenen Theile der vollkommensten, die wir Säugethiere nennen, so finden wir, daß der Bildungskreis der Natur zwar eingeschränkt ist, dabei jedoch, wegen der Menge der Theile und wegen der vielfachen Modifikabilität, die Veränderungen der Gestalt ins Unendliche möglich werden.

Wenn wir die Theile genau kennen und betrachten, so werden wir finden, daß die Mannichfaltigkeit der Gestalt daher

entspringt, daß diesem oder jenem Theil ein Uebergewicht über die andern zugestanden ist.

So sind zum Beispiel Hals und Extremitäten auf Kosten des Körpers bei der Giraffe begünstigt, dahingegen beim Maulwurf das Umgekehrte stattfindet.

Bei dieser Betrachtung tritt uns nun gleich das Gesetz entgegen, daß keinem Theil etwas zugelegt werden könne, ohne daß einem andern dagegen etwas abgezogen werde, und umgekehrt.

Hier sind die Schranken der thierischen Natur, in welchen sich die bildende Kraft auf die wunderbarste und beinahe auf die willkürlichste Weise zu bewegen scheint, ohne daß sie im Mindesten fähig wäre, den Kreis zu durchbrechen oder ihn zu überspringen. Der Bildungstrieb ist hier in einem zwar beschränkten, aber doch wohl eingerichteten Reiche zum Beherrscher gesetzt. Die Rubriken seines Etats, in welche sein Aufwand zu vertheilen ist, sind ihm vorgeschrieben; was er auf jedes wenden will, steht ihm bis auf einen gewissen Grad frei. Will er der einem mehr zuwenden, so ist er nicht ganz gebindert, allein er ist genöthigt, an einer andern sogleich etwas fehlen zu lassen; und so kann die Natur sich niemals verschulden oder wol gar bankrutt werden.

Wir wollen versuchen, uns durch das Labyrinth der thierischen Bildung an diesem Leitfaden durchzuhelfen, und wir werden künftig finden, daß er auch bis zu den formlosesten organischen Naturen hinabreicht. Wir wollen ihn an der Form prüfen, um ihn nachher auch bei den Kräften brauchen zu können.

Wir denken uns also das abgeschlossene Thier als eine kleine Welt, die um ihrer selbst willen und durch sich selbst da ist. So ist auch jedes Geschöpf Zweck seiner selbst, und weil alle seine Theile in der unmittelbarsten Wechselwirkung stehen, ein Verhältniß gegen einander haben und dadurch den Kreis des Lebens immer erneuern, so ist auch jedes Thier als physiologisch vollkommen anzusehen. Kein Theil desselben ist, von innen betrachtet, unnütz oder, wie man sich manchmal vorstellt, durch den Bildungstrieb gleichsam willkürlich hervorgebracht, obgleich Theile nach außen zu unnütz erscheinen können, weil der innere Zusammenhang der thierischen Natur sie so gestaltete, ohne sich um die äußeren Verhältnisse zu bekümmern. Man wird also künftig von solchen Gliedern, wie z. B. von den Eck-

Ahnen des Sus Babirussa, nicht fragen: wozu dienen sie? sondern: woher entspringen sie? Man wird nicht behaupten, einem Stier seien die Hörner gegeben, daß er stoße, sondern man wird untersuchen, wie er Hörner haben könne, um zu stoßen. Jenen allgemeinen Typus, den wir nun freilich erst konstruiren und in seinen Theilen erst erforschen wollen, werden wir im Ganzen unveränderlich finden, werden die höchste Klasse der Thiere, die Säugethiere selbst, unter den verschiedensten Gestalten in ihren Theilen höchst übereinstimmend antreffen.

Nun aber müssen wir, indem wir bei und mit dem Beharrlichen beharren, auch zugleich mit und neben dem Veränderlichen unsere Ansichten zu verändern und mannichfaltige Beweglichkeit lernen, damit wir den Typus in aller seiner Versatilität zu verfolgen gewandt seien und uns dieser Proteus nirgendhin entschlüpfe.

Fragt man aber nach den Anlässen, wodurch eine so mannichfaltige Bestimmbarkeit zum Vorschein komme, so antworten wir vorerst: Das Thier wird durch Umstände zu Umständen gebildet; daher seine innere Vollkommenheit und seine Zweckmäßigkeit nach außen.

Um nun jene Idee eines haushälterischen Gebens und Nehmens anschaulich zu machen, führen wir einige Beispiele an. Die Schlange steht in der Organisation weit oben. Sie hat ein entschiedenes Haupt, mit einem vollkommenen Hilfsorgan, einer vorne verbundenen unteren Kinnlade. Allein ihr Körper ist gleichsam unendlich, und er kann es deswegen sein, weil er weder Materie noch Kraft auf Hilfsorgane zu verwenden hat. Sobald nun diese in einer anderen Bildung hervortreten, wie z. B. bei der Eidechse nur kurze Arme und Füße hervorgebracht werden, so muß die unbedingte Länge sogleich sich zusammenziehen und ein kürzerer Körper stattfinden. Die langen Beine des Frosches nöthigen den Körper dieser Kreatur in eine sehr kurze Form, und die ungestaltete Kröte ist nach ebendiesem Gesetze in die Breite gezogen.

Hier kommt es nun darauf an, wie weit man dieses Prinzip durch die verschiedenen naturhistorischen Klassen, Geschlechter und Arten kursorisch durchführen und durch Beurtheilung des Habitus und der äußerlichen Kennzeichen die Idee im Allgemeinen anschaulich und angenehm machen wollte, damit die

Luft und der Muth gereizt würde, mit Aufmerkſamkeit und Mühe das Einzelne zu durchſuchen.

Zuerſt wäre aber der Typus in der Rückſicht zu betrachten, wie die verſchiedenen elementaren Naturkräfte auf ihn wirken, und wie er den allgemeinen äußeren Geſetzen bis auf einen gewiſſen Grad ſich gleichfalls fügen muß.

Das Waſſer ſchwellt die Körper, die es umgiebt, berührt, in die es mehr oder weniger hineindringt, entſchieden auf. So wird der Rumpf des Fiſches, beſonders das Fleiſch deſſelben aufgeſchwellt nach den Geſetzen des Elementes. Nun muß nach den Geſetzen des organiſchen Typus auf dieſe Aufſchwellung des Rumpfes das Zuſammenziehen der Extremitäten oder Hilfsorgane folgen, ohne was noch weiter für Beſtimmungen der übrigen Organe daraus entſtehen, die ſich ſpäter zeigen werden.

Die Luft, indem ſie das Waſſer in ſich aufnimmt, trocknet aus. Der Typus alſo, der ſich in der Luft entwickelt, wird, je reiner, je weniger feucht ſie iſt, deſto trockner inwendig werden, und es wird ein mehr oder weniger magerer Vogel entſtehen, deſſen Fleiſch und Knochengerippe reichlich zu bekleiden, deſſen Hilfsorgane hinlänglich zu verſorgen für die bildende Kraft noch Stoff genug übrig bleibt. Was bei dem Fiſche auf das Fleiſch gewandt wird, bleibt hier für die Federn übrig. So bildet ſich der Adler durch die Luft zur Luft, durch die Berghöhe zur Berghöhe. Der Schwan, die Ente, als eine Art von Amphibien, verrathen ihre Neigung zum Waſſer ſchon durch ihre Geſtalt. Wie wunderſam der Storch, der Strandläufer ihre Nähe zum Waſſer und ihre Neigung zur Luft bezeichnen, iſt anhaltender Betrachtung werth.

So wird man die Wirkung des Klima's, der Berghöhe, der Wärme und Kälte nebſt den Wirkungen des Waſſers und der gemeinen Luft auch zur Bildung der Säugethiere ſehr mächtig finden. Wärme und Feuchtigkeit ſchwellt auf und bringt ſelbſt innerhalb der Grenzen des Typus unerklärlich ſcheinende Ungeheuer hervor, indeſſen Hitze und Trockenheit die vollkommenſten und ausgebildetſten Geſchöpfe, ſo ſehr ſie auch der Natur und Geſtalt nach dem Menſchen entgegenſtehen, z. B. den Löwen und Tiger hervorbringen, und ſo iſt das heiße Klima allein im Stande, ſelbſt der unvollkommenen Organiſation etwas Menſchenähnliches zu ertheilen, wie z. B. im Affen und Papageien geſchieht.

Man kann auch den Typus verhältnißmäßig gegen ſich

selbst betrachten und die Vergleichung innerhalb desselben anstellen, z. B. die Vergleichung der harten und weichen Theile gegen einander. So scheinen z. B. die Ernährungs- und Zeugungsorgane weit mehr Kraft wegzunehmen als die Bewegungs- und Antriebsorgane. Herz und Lunge sitzen in einem knöchernen Gehäuse fest, anstatt daß Magen, Gedärme und Gebärmutter in einem weichen Behältnisse schwanken. Man sieht, daß der Bildungsintention nach so gut ein Brustgrat als ein Rückgrat stattfindet. Aber das Brustgrat, bei den Thieren das untere, ist, gegen das Rückgrat betrachtet, kurz und schwach. Seine Wirbelknochen sind länglicht, schmal oder breit gedrückt, und wenn das Rückgrat vollkommene oder unvollkommene Rippen zu Nachbaren hat, so stehen am Brustgrate nur Knorpel gegenüber. Das Brustgrat scheint also den sämmtlichen oberen Eingeweiden einen Theil seiner Festigkeit, den unteren hingegen seine völlige Existenz aufzuopfern, so wie selbst das Rückgrat diejenigen Rippen, welche an den Lendenwirbeln stehen könnten, der vollkommenen Ausbildung der benachbarten wichtigen weichen Theile aufopfert.

Wenden wir nun sofort das von uns ausgesprochene Gesetz auf verwandte Naturerscheinungen an, so möchte manches interessante Phänomen erklärbar sein. Der Hauptpunkt der ganzen weiblichen Existenz ist die Gebärmutter. Sie nimmt unter den Eingeweiden einen vorzüglichen Platz ein und äußert, entweder in der Wirklichkeit oder Möglichkeit, die höchsten Kräfte in Anziehung, Ausdehnung, Zusammenziehung u. s. w. Nun scheint die Bildungskraft auf diesen Theil durch alle vollkommneren Thiere so viel verwenden zu müssen, daß sie genöthigt ist, bei anderen Theilen der Gestalt kärglich zu verfahren. Daher möchte ich die mindere Schönheit des Weibchens erklären: auf die Eierstöcke war so viel zu verwenden, daß äußerer Schein nicht mehr stattfinden konnte. In der Ausführung der Arbeit selbst werden uns viele solche Fälle vorkommen, die wir hier im Allgemeinen nicht vorausnehmen dürfen.

Durch alle diese Betrachtungen steigen wir zuletzt zum Menschen herauf, und es wird die Frage sein, ob und wann wir den Menschen auf der höchsten Stufe der Organisation antreffen. Hoffentlich wird uns unser Faden durch dieses Labyrinth durchbringen und uns auch über die verschiedenen Abweichungen der menschlichen Gestalt und zuletzt über die schönste Organisation Aufschlüsse geben.

V.

Vom osteologischen Typus insbesondere.

Ob nun aber diese Vorstellungsart dem zu behandelnden Gegenstande völlig gemäß sei, kann nur dann erst geprüft und entschieden werden, wenn durch umsichtige Anatomie die Theile der Thiere gesondert und wieder mit einander verglichen worden. Auch die Methode, nach welcher wir nunmehr die Ordnung der Theile betrachten, wird künftig erst durch Erfahrung und Gelingen gerechtfertiget.

Das Knochengebäude ist das deutliche Gerüst aller Gestalten. Einmal wohl erkannt, erleichtert es die Erkenntniß aller übrigen Theile. Hier sollte nun freilich, ehe wir weiter gehen, Manches besprochen werden, z. B. wie es mit der Osteologie des Menschen gegangen. Auch sollte man über partes proprias et improprias Einiges verhandeln; doch ist uns diesmal nur gegönnt, lakonisch und aphoristisch zu verfahren.

Ohne Widerrede zu befürchten, dürfen wir vorerst behaupten, daß die Eintheilung des menschlichen Knochengebäudes blos zufällig entstanden, daher man denn bei Beschreibungen bald mehr bald weniger Knochen annahm, auch Jeder sie nach Belieben und eigner Ordnung beschrieb.

Wie es ferner nach so vielfältigen Bemühungen um die Knochenlehre des Säugethieres überhaupt aussehe, wäre sorgfältig auszumitteln, wobei denn Camper's Urtheil über die wichtigsten Schriften der vergleichenden Osteologie jeder Prüfung und Benutzung zu Statten käme.

Im Ganzen wird man sich auch bei der allgemeinen vergleichenden Osteologie überzeugen, daß sie eben aus Mangel eines ersten Vorbildes und dessen genau bestimmter Abtheilung in große Verworrenheit gerathen sei; Vicq Cotter, Duvernoy, Daubenton und Andere sind nicht frei von Verwechselung der Theile; ein Fehler, der beim Beginnen jeder Wissenschaft unvermeidlich, bei dieser aber sehr verzeihlich ist.

Gewisse beschränkende Meinungen setzten sich fest, man wollte z. B. dem Menschen seinen Zwischenknochen abstreiten. Was man dabei zu gewinnen glaubte, war wunderlich genug: hier sollte das Unterscheidungszeichen zwischen uns und dem Affen sein. Dagegen bemerkte man nicht, daß man durch indirekte Leugnung des Typus die schönste Aussicht verlor.

Ferner behauptete man eine Zeit lang, der Eckzahn des Elephanten stehe im Zwischenknochen, da er doch unabänderlich der obern Kinnlade angehört und ein genauer Beobachter gar wohl bemerken kann, daß von der obern Kinnlade sich eine Lamelle um den ungeheuren Zahn herumschlingt und die Natur keineswegs duldet, daß hier etwas gegen Gesetz und Ordnung geschehe.

Wenn wir nun ausgesprochen, daß der Mensch nicht könne fürs Thier, das Thier nicht für den Menschen als Typus aufgestellt werden, so müssen wir nunmehr das Dritte, was sich zwischen beide hineinsetzt, ungesäumt hinstellen und die Ursache unsers Verfahrens nach und nach zur Sprache bringen.

Nothwendig ist es daher, alle Knochenabtheilungen, welche nur vorkommen können, aufzusuchen und zu bemerken; hiezu gelangen wir durch Betrachtung der verschiedensten Thierarten, ja durch Untersuchung des Fötus.

Wir nehmen das vierfüßige Thier, wie es vor uns steht und das Haupt verreckt, von vorn nach hinten und bauen erst den Schädel, dann das Uebrige zusammen; die Begriffe, Gedanken, Erfahrungen, die uns hiebei leiteten, sprechen wir zum Theil aus, wir lassen sie vermuthen und theilen sie in der Folge mit; ohne Weiteres also zur Darlegung des ersten allgemeinsten Schema.

VI.

Der osteologische Typus in seiner Eintheilung zusammengestellt.

A. Das Haupt.

a. Ossa intermaxillaria.

b. Ossa maxillae superioris.

c. Ossa palatina.

Diese Knochen lassen sich in mehr als einem Sinne mit einander vergleichen: sie bilden die Base des Gesichts und

Vorderhauptes; sie machen zusammen den Gaumen aus; sie haben in der Form Vieles gemein und stehen deshalb voran, weil wir das Thier von vornen nach hinten zu beschreiben und die beiden ersten nicht allein offenbar die vordersten Theile des Thierkörpers ausmachen, sondern auch den Charakter des Geschöpfs vollkommen aussprechen, weil ihre Form die Nahrungsweise des Geschöpfes bestimmt.

d. Ossa zygomatica,
e. Ossa lacrymalia

setzen wir auf die vorhergehenden und bilden das Gesicht mehr aus; auch wird der untere Rand der Augenhöhle fertig.

f. Ossa nasi,
g. Ossa frontis

setzen wir als Decke über jene, erzeugen den oberen Rand der Augenhöhlen, die Räume für die Geruchsorgane und das Gewölbe des Vorderhirnes.

h. Os sphenoideum anterius

fügen wir dem Ganzen von unten und hinten als Base zu, bereiten dem Vorderhirne das Bette und mehreren Nerven ihre Ausgänge. Der Körper dieses Knochens ist mit dem Körper des Os posterius beim Menschen immer verwachsen.

i. Os ethmoideum,
k. Conchae,
l. Vomer,

und so kommen die Werkzeuge des Geruches an ihren Ort.

m. Os sphenoideum posterius

schließt sich an das vordere an. Die Basis des Gehirnbehälters nähert sich ihrer Vollkommenheit.

n. Ossa temporum

bilden die Wände über demselben, verbinden sich vorwärts.

o. Ossa bregmatis

decken diese Abtheilung des Gewölbes.

p. Basis ossis occipitis

vergleicht sich den beiden Sphenoideis.

q. Ossa lateralia

machen die Wände, vergleichen sich den Ossibus temporum.

r. Os lambdoideum

schließt das Gebäude, vergleicht sich den Ossibus bregmatis.

s. Ossa petrosa

enthalten die Gehörwerkzeuge und werden an dem leeren Platze eingefügt.

menſchliche und Dichter-Größe und -Eigenthümlichkeit und ſie eignete ſich von ihm und aus ſeinen orientaliſchen Quellen ſo viel an, daß ſie in ihren, von weiblicher Grazie durchhauchten, ſeelenvollen Divans-Liedern ihm völlig gleichartig erſcheint. Wie groß ihr Antheil an dem Buch Suleika iſt, wird vielleicht nie ganz feſtzuſtellen ſein; jedenfalls ſind außer Nr. 5 die Nummern 39 und 42 ihrer Feder entfloſſen.*) Köſtliche Gaben, in Schubert's und Mendelsſohn's Kompoſition als zwei der melodiſchſten Lieder Goethe's in der ganzen Welt geſungen! Welcher Genuß für Goethe, ſeine Liebe nicht nur erwidert, ſondern in ſolchen Liedern erwidert zu ſehn! Etwas Aehnliches war ihm in ſeinem Liebesleben nie widerfahren. Hatte ihm doch früher ſchon des dichteriſchen Preiſes würdig erſchienen, daß die Geliebte die ihr gewidmeten Gedichte für ihn copirte! Jene Denkmale der wunderbaren und einzigen Herbſttage 1815 nahm Goethe ungeſchmälert in ſeinen Divan als deſſen ſchönſten Schmuck hinüber. Was die Welt als Erfindung anſah, es war

*) Genauen Aufſchluß über dieſe Verhältniſſe haben wir erſt durch Herman Grimm's geiſtvollen Artikel „Goethe und Suleika" im 1. Heft der Preuß. Jahrbücher, Bd. 24 v. J. 1868, erhalten. Nach allen Seiten hin behandelt den Stoff der auf umfaſſenden Forſchungen beruhende Artikel von H. Düntzer „Goethe und Marianne von Willemer" in Weſtermann's Monatsheften, September 1870. Hier erhalten wir ein vollſtändiges Bild der Willemer und ihres Verhältniſſes zu Goethe und zum Divan. Dieſer Aufſatz theilt auch weitere, ſehr intereſſante Proben ihrer Dichtkunſt mit. Mit dem dort hinſichtlich der Gedichte des Divan Geſagten ſtimmen wir ganz überein, nur daß wir das herrliche Gedicht Nr. 18 auf Marianne beziehn, während Düntzer eine ſolche Beziehung ablehnt. Den genaueſten Einblick endlich in Goethe's damaliges Leben am Main und Neckar gewähren S. Boiſſerée's Tagebuch.

Hier endigen sich die Knochen, die das Gebäude des Hauptes ausmachen und gegen einander unbeweglich sind.

t. Kleine Knochen des Gehörwerkzeuges.

Bei der Ausführung wird gezeigt, wie diese Knochenabtheilungen wirklich existiren, wie sie noch Unterabtheilungen haben. Es wird die Proportion und das Verhältniß derselben unter einander, Wirkung auf einander, Wirkung der äußern und innern Theile dargestellt und der Typus konstruirt und mit Beispielen erläutert.

B. Der Rumpf.

I. Spina dorsalis.

a. Vertebrae colli.

Nähe des Hauptes wirkt auf die Halswirbel, besonders die ersten.

b. dorsi.

die Wirbelknochen, an denen die Rippen angesetzt sind, kleiner als die

c. lumborum,

Lendenwirbel, die frei stehen;

d. pelvis,

diese werden durch die Nähe der Beckenknochen mehr oder weniger verändert;

e. caudae

sind an Zahl sehr verschieden.

Costae:

verae,

spuriae.

II. Spina pectoralis.

Sternum.

Cartilagines.

Die Vergleichung des Rück- und Brustgrates, der Rippen und der Knorpel führt uns auf interessante Punkte.

C. Hilfsorgane.

1. Maxilla inferior.

2. Brachia,

affixa sursum vel retrorsum,

Scapula,

deorsum vel antrorsum,

Clavicula,

Humerus,

Ulna, radius,

Carpus,
Metacarpus.
Digiti.
Form, Proportion, Zahl.
3. Pedes,
affixi sursum vel advorsum;
Ossa ilium,
Ossa ischii,
deorsum vel antrorsum;
Ossa pubis,
Femur, patella,
Tibia, fibula,
Tarsus,
Metatarsus,
Digiti.
Innere:
Os hyoides
Cartilagines, plus, minus
ossificatae.

VII.

Was bei Beschreibung der einzelnen Knochen vorläufig zu bemerken sei.

Beantwortung zweier Fragen ist nothwendig:
I. Finden wir die im Typus aufgestellten Knochenabtheilungen in allen Thieren?
II. Wann erkennen wir, daß es dieselben seien?

Hinderniße.

Die Knochenbildung ist unbeständig:
a. in ihrer Ausbreitung oder Einschränkung;
b. in dem Verwachsen der Knochen;
c. in den Grenzen der Knochen gegen die Nachbaren;
d. in der Zahl;
e. in der Größe;
f. in der Form.

Die Form ist:
einfach oder ausgebildet, zusammengedrängt oder entwickelt;

blos nothdürftig oder überflüssig begabt;
vollkommen und isolirt oder zusammen verwachsen und verringert.

Vortheile.

Die Knochenbildung ist beständig:

a) daß der Knochen immer an seinem Platze steht;
b) daß er immer dieselbe Bestimmung hat.

Die erste Frage läßt sich also nur unter der Hinsicht auf die Hindernisse und unter den angezeigten Bedingungen mit Ja beantworten.

Die zweite Frage können wir auflösen, wenn wir uns der obengenannten Vortheile bedienen. Und zwar werden wir dabei folgendermaßen zu Werke gehen:

1) werden wir den Knochen an seinem Platze aufsuchen;

2) nach dem Platze, den er in der Organisation einnimmt, seine Bestimmung kennen lernen;

3) die Form, die er nach seiner Bestimmung haben kann und im Allgemeinen haben muß, determiniren;

4) die mögliche Abweichung der Form theils aus dem Begriff, theils aus der Erfahrung herleiten und abstrahiren,

5) und bei jedem Knochen diese Abweichungen in einer gewissen anschaulichen Ordnung möglichst vortragen.

Und so können wir hoffen, wenn sie sich unserm Blick entziehen, sie aufzufinden, ihre verschiedensten Bildungen unter einen Hauptbegriff zu bringen und auf diese Art die Vergleichung zu erleichtern.

A. Verschiedenheit der Einschränkung und Ausbreitung des ganzen Knochensystems.

Wir haben schon den osteologischen Typus im Ganzen dargestellt und die Ordnung festgesetzt, nach welcher wir seine Theile durchgehen wollen. Ehe wir nun aber zum Besonderen schreiten, ehe wir es wagen, die Eigenschaften auszusprechen, welche jedem Knochen im allgemeinsten Sinne zukommen, dürfen wir uns die Hindernisse nicht verbergen, welche unseren Bemühungen entgegenstehen konnten.

Indem wir jenen Typus aufstellen und zwar als eine allgemeine Norm, wonach wir die Knochen der sämmtlichen

Säugethiere zu beſchreiben und zu beurtheilen denken, ſetzen wir in der Natur eine gewiſſe Konſequenz voraus, wir trauen ihr zu, daß ſie in allen einzelnen Fällen nach einer gewiſſen Regel verfahren werde. Auch können wir darinnen nicht irren. Schon oben ſprachen wir unſre Ueberzeugung aus, in der uns jeder flüchtige Blick auf das Thierreich beſtärkt: daß ein gewiſſes allgemeines Bild allen dieſen einzelnen Geſtalten zu Grunde liege.

Allein die lebendige Natur könnte dieſes einfache Bild nicht in das Unendliche vermannichfaltigen, wenn ſie nicht einen großen Spielraum hätte, in welchem ſie ſich bewegen kann, ohne aus den Schranken ihres Geſetzes herauszutreten. Wir wollen alſo zuerſt zu bemerken ſuchen, worin die Natur bei Bildung der einzelnen Knochen ſich unbeſtändig zeigt, ſodann, worin ſie ſich beſtändig erweiſt, und es wird uns möglich ſein, auf dieſem Wege die allgemeinen Begriffe feſtzuſetzen, nach welchen jeder einzelne Knochen durch das ganze Thierreich zu finden iſt.

Die Natur iſt unbeſtändig in der Ausbreitung und Einſchränkung des Knochenſyſtems.

Das Knochengebäude kann als Theil eines organiſchen Ganzen nicht iſolirt betrachtet werden. Es ſteht mit allen übrigen Theilen, den halbharten und weichen, in Verbindung. Die übrigen Theile ſind mehr oder weniger mit dem Knochenſyſtem verwandt und fähig, in den feſten Zuſtand überzugehen.

Wir ſehen dieſes deutlich bei der Erzeugung der Knochen vor und nach der Geburt eines wachſenden Thieres, wo die Membranen, Knorpel und nach und nach die Knochenmaſſen gebildet werden; wir ſehen es bei alten Perſonen, im kranken Zuſtande, wo mehrere Theile, welche die Natur nicht mit zum Knochenſyſtem beſtimmt hat, verknöchern und zu demſelben hinübergezogen werden und daſſelbe dadurch gleichſam ausgebreitet wird.

Ebendieſes Verfahren hat ſich die Natur vorbehalten, bei Bildung der Thiere hie und da anzuwenden und die Knochenmaſſe dorthin zu bringen, wo bei anderen nur Sehnen und Muskeln ſich befinden. So hängt z. B. bei einigen Thieren (bis jetzt iſt es mir vom Pferd und Hund bekannt) mit dem Knorpel des Processus styloideus Ossis temporum ein länglicher, flacher, faſt wie eine kleine Rippe geſtalteter Knochen zuſammen, deſſen weitere Beſtimmung und Verbindung auf-

zusuchen ist. So ist bekannt, daß z. B. der Bär, einige Fledermäuse einen Knochen in der männlichen Ruthe haben, und es werden sich solcher Fälle noch mehrere finden.

Es scheint aber auch im Gegentheile die Natur ihr Knochensystem manchmal einzuschränken und hie und da etwas fehlen zu lassen, wie z. B. das Schlüsselbein mehreren Thieren völlig abgeht.

Es drängen sich uns bei dieser Gelegenheit mehrere Betrachtungen auf, bei denen aber hier zu verweilen außer der Zeit sein würde, z. B. wie der Verknöcherung gewisse Grenzen gesetzt sind, welche sie nicht überschreitet, ob man gleich nicht bemerken kann, was sie zurückhält. Ein auffallendes Beispiel zeigt sich an den Knochen, Knorpeln und Membranen des Schlundes.

So wird es uns, um nur einen Seitenblick in die weite Natur zu thun, künftig merkwürdig werden, wenn wir sehen, wie bei Fischen und Amphibien sich oft große Knochenmassen auf die Haut werfen und, wie wir bei der Schildkröte wahrnehmen, die äußeren, gewöhnlich weichen und zarten Theile in einen harten und starren Zustand übergehen.

Doch müssen wir uns vorerst in unseren engen Kreis einschließen und nur das nicht außer Acht lassen, was oben angezeigt worden, daß nämlich flüssige, weiche und ganz harte Theile in einem organischen Körper als Eins angesehen werden müssen, und daß es der Natur freistehe, bald da-, bald dorthin zu wirken.

B. Verschiedenheit des Verwachsens.

Wenn wir jene Knochenabtheilungen bei verschiedenen Thieren aufsuchen, so finden wir, daß sie nicht überall dieselbigen zu sein scheinen, sondern daß sie manchmal zusammen verwachsen, manchmal von einander getrennt, in verschiedenen Gattungen und Arten, ja sogar in verschiedenen Individuen derselben Art, besonders auch von verschiedenen Altern dieser Individuen gefunden werden, ohne daß man eben sogleich eine Ursache dieser Mannichfaltigkeit anzugeben wüßte.

Es ist dieser Punkt, so viel mir bewußt ist, noch niemals recht durchgearbeitet worden, und es sind daher die Differenzen

bei Beschreibung des menschlichen Körpers entstanden, wo sie zwar, wenn sie auch nicht förderlich sind, dennoch wegen der Beschränktheit des Gegenstandes allenfalls nicht hinderlich sein mögen.

Wollen wir nun aber unsere osteologischen Kenntnisse über die sämmtlichen Säugethiere ausbreiten, wollen wir dabei so zu Werke gehen, daß wir durch unsere Methode selbst den anderen Thierklassen, den Amphibien und Vögeln, uns nähern, ja zuletzt an ebendem Faden uns durch die ganze Reihe der organischen Körper durchfinden können, so müssen wir freilich anders zu Werke gehen und, wie das alte Sprichwort sagt, um gut zu lehren, gut unterscheiden.

Es ist bekannt, daß schon beim menschlichen Fötus und bei einem neugebornen Kinde sich mehrere Knochenabtheilungen finden als bei einem halberwachsenen, und bei diesem wieder mehr als bei einem ausgewachsenen oder veralteten Menschen.

Wie empirisch man aber zu Werke gegangen, um die menschlichen Knochen, besonders die Knochen des Kopfes, zu beschreiben, würde auffallender sein, wenn uns nicht die Gewohnheit diese fehlerhafte Methode erträglich gemacht hätte. Man versucht nämlich in einem gewissen, nicht ganz bestimmten Alter durch mechanische Hilfsmittel den Kopf auseinanderzutreiben, und was sich alsdann separirt, nimmt man als Theile an, die nun, wie sie sich zusammenbefinden, als ein Ganzes beschrieben werden.

Es scheint sehr sonderbar, daß man bei anderen Systemen, z. B. bei den Muskeln, Nerven, Gefäßen, bis auf die kleinsten Abtheilungen vorgedrungen ist und bei dem Knochengebäude sich mit einem oberflächlichen Begriff theils lange befriedigt hat, theils noch befriedigt. Was ist z. B. der Idee sowol als der Bestimmung des Os temporum und des Os petrosum mehr zuwider, als wenn man beide zusammen beschreibt? Und doch ist es lange geschehen, da uns doch die vergleichende Knochenlehre zeigen wird, daß wir, um einen deutlichen Begriff von der Bildung des Gehörorgans zu erhalten, nicht allein das Os petrosum ganz abgesondert vom Os temporum betrachten, sondern jenes sogar in zwei verschiedene Theile theilen müssen.

Werden wir nun in der Folge sehen, daß diese verschiedenen Verwachsungen der Knochen, wo nicht zufälligen — denn im organischen Körper kann nichts zufällig sein —, doch solchen Gesetzen unterworfen sind, die nicht leicht zu erkennen oder,

wenn man sie erkannt hat, nicht leicht anzuwenden sind, so bleibt uns wol nichts übrig, als, da wir durch die Ausarbeitung jenes Typus nun dazu gelangen, alle möglichen Knochenabtheilungen zu kennen, nunmehr bei Untersuchung der Skelette einer jeglichen Gattung, Art und sogar der Individuen bei unserer Beschreibung anzugeben, welche Abtheilungen verwachsen, welche noch bemerkbar und welche trennbar sind. Wir erhalten dadurch den großen Vortheil, daß wir die Theile auch alsdann noch erkennen, wenn sie uns selbst keine sichtbaren Zeichen ihrer Absonderungen mehr geben, daß uns das ganze Thierreich unter einem einzigen großen Bilde erscheint, und daß wir nicht etwa glauben, was in einer Art, ja was in einem Individuum verborgen ist, müsse demselben fehlen. Wir lernen mit Augen des Geistes sehen, ohne die wir, wie überall, so besonders auch in der Naturforschung, blind umhertasten.

So gut wir z. B. wissen, daß beim Fötus das Hinterhauptbein aus mehreren Theilen zusammengesetzt ist und uns diese Kenntniß die Bildung des vollkommen zusammengewachsenen Hinterhauptbeines begreifen und erklären hilft, so wird uns auch die Erfahrung die bei manchen Thieren noch deutlichen Knochenabtheilungen und die oft seltsame, schwer zu begreifende und selbst schwer zu beschreibende Form desselbigen Knochens an andern Thieren und vorzüglich am Menschen erläutern; ja, wir werden, wie oben schon bemerkt worden, um die schon sehr komplizirte Bildung der Säugethiere zu erklären, weiter hinabsteigen und selbst von den Amphibien, von den Fischen und weiter hinab uns Hilfsmittel zu unserer Einsicht zu verschaffen haben. Ein merkwürdiges und auffallendes Beispiel wird die untere Kinnlade geben.

C. Verschiedenheit der Grenzen.

Noch ein anderer, obgleich seltener Fall macht uns einige Hindernisse bei Aufsuchung und Anerkennung der einzelnen Knochen. Wir finden nämlich, daß sie manchmal andere Grenzen zu haben und andere Nachbaren als gewöhnlich zu berühren scheinen. — So reicht z. B. der Seitenfortsatz des Zwischenkieferknochens beim Katzengeschlecht bis an den Stirnknochen hinauf und trennt die obere Kinnlade von dem Nasenknochen.

Dagegen wird beim Ochsen die Maxilla superior vom Nasenbeine durchs Thränenbein getrennt.

Beim Affen verbinden sich die Ossa bregmatis mit dem Osse sphenoideo und trennen das Os frontis und temporum von einander.

Diese Fälle sind genauer mit ihren Umständen zu untersuchen — denn sie können nur scheinbar sein —, und zwar auf eine bei Beschreibung der Knochen näher anzugebende Weise.

D. Verschiedenheit der Zahl.

Daß die äußersten Glieder der Extremitäten auch in der Zahl verschieden sind, ist bekannt, und es folgt, daß die Knochen, welche diesen Gliedern zum Grunde liegen, gleichfalls der Zahl nach verschieden sein müssen. So finden wir die Knochenzahl der Hand- und Fußwurzel, der Mittelhand und des Mittelfußes ebenso wie die Zahl der Fingerglieder bald mehr, bald minder, und zwar dergestalt, daß, wie die einen sich vermindern, die andern auch weniger werden müssen, wie bei der einzelnen Betrachtung dieser Theile gezeigt wird.

Ebenso vermindert sich die Zahl der Wirbelknochen, sowol des Rückens, der Lenden, des Beckens als des Schwanzes; so auch die Zahl der Rippen, der wirbelförmig oder flach gestalteten Theile des Sternum; so vermindert oder vermehrt sich die Anzahl der Zähne, durch welchen letzten Unterschied sehr große Diversität in den Bau des Körpers gebracht zu sein scheint.

Doch macht uns die Beobachtung, welche die Zahl betrifft, die wenigste Mühe, weil sie die leichteste von allen ist und uns, wenn wir genau sind, nicht leicht mehr überraschen kann.

E. Verschiedenheit der Größe.

Da die Thiere von einander an Größe sehr verschieden sind, so müssen es auch ihre Knochentheile sein. Diese Verhältnisse sind dem Maß unterworfen, und sind die Messungen hier brauchbar, welche von mehreren Anatomen, besonders von Daubenton gemacht worden. Wären diese Knochentheile nicht

auch oft in ihrer Form verschieden, wie wir im Folgenden sehen werden, so würde uns der Unterschied der Größe wenig irre machen, weil z. B. ein Femur des größeren Thieres mit dem des kleinsten leicht zu vergleichen ist.

Bei dieser Gelegenheit ist eine Bemerkung zu machen, welche in das Allgemeine der Naturgeschichte eingreift. Es entsteht nämlich die Frage, ob Größe auf Bildung, auf Form Einfluß habe, und inwiefern.

Wir wissen, daß alle sehr große Thiere zugleich unförmlich sind, daß nämlich entweder die Masse über die Form zu herrschen scheint, oder daß das Maß der Glieder gegen einander kein glückliches Verhältniß habe.

Dem ersten Anblick nach sollte man denken, es müsse ebenso möglich sein, daß ein Löwe von zwanzig Fuß entstehen könnte als ein Elephant von dieser Größe, und daß sich derselbe so leicht müsse bewegen können als die jetzt auf der Erde befindlichen Löwen, wenn Alles verhältnißmäßig proportionirt wäre; allein die Erfahrung lehrt uns, daß vollkommen ausgebildete Säugethiere über eine gewisse Größe nicht hinausschreiten, und daß daher bei zunehmender Größe auch die Bildung anfange zu wanken und Ungeheuer auftreten. Selbst am Menschen will man behaupten, daß übermäßig großen Individuen etwas an Geiste abgehe, daß kleine hingegen ihn lebhafter zeigen. Man hat ferner die Bemerkung gemacht, daß ein Gesicht, im Hohlspiegel sehr vergrößert gesehen, geistlos aussehe. Eben als wenn auch in der Erscheinung nur die körperliche Masse, nicht aber die Kraft des belebenden Geistes hier vergrößert werden könnte.

F. Verschiedenheit der Form.

Es tritt nun aber die größte Schwierigkeit ein, welche daher entspringt, daß auch die Knochen verschiedener Thiere einander in der Form höchst unähnlich sind. Daher geräth der Beobachter, mag er ganze Skelette vor sich haben oder nur einzelne Theile, gar oft in Verlegenheit. Findet er die Theile außer dem Zusammenhange, so weiß er oft nicht, wofür er sie erklären soll; hat er sie aber auch erkannt, so weiß er nicht, wie er sie beschreiben und insonderheit, wie er sie vergleichen kann, da ihm bei völliger Verschiedenheit der äußeren Bildung

das Tertium comparationis zu mangeln scheint. Wer würde z. B. den Oberarm eines Maulwurfs und des Hasens für ebendenselben Theil verwandter organischer Wesen halten? Von den Arten jedoch, wie gleiche Glieder verschiedener Thiere in der Form so sehr von einander abweichen können, und die uns erst bei der Ausführung ganz deutlich werden dürften, wollen wir uns vorerst folgende vorzüglich merken.

Bei dem einen Thiere kann der Knochen einfach sein und nur gleichsam das Rudiment dieses Organes vorstellen, bei andern hingegen derselbe Knochen in seiner vollsten Ausbildung und in seiner möglichen Vollkommenheit sich finden. — So ist z. B. der Zwischenknochen des Rehes von dem Zwischenknochen des Löwens so unterschieden, daß beim ersten Anblick keine Vergleichung stattzuhaben scheint.

So kann ein Knochen zwar in einem gewissen Sinne ausgebildet, aber durch die übrige Bildung zusammengedrängt und mißgestaltet sein, daß man gleichfalls kaum wagen würde, ihn für denselbigen Knochen zu erkennen. In diesem Fall sind die Ossa bregmatis der Hörner und Geweihe tragenden Thiere gegen die Ossa bregmatis des Menschen, der Zwischenknochen des Walrosses gegen den irgend eines Raubthieres.

Ferner, aller Knochen, der blos nothdürftig seine Bestimmung erfüllt, hat auch eine bestimmtere und kenntlichere Form als derselbe Knochen, der mehr Knochenmasse zu haben scheint, als er zu eben dieser Bestimmung braucht; daher er seine Gestalt auf eine sonderbare Weise verändert, besonders aber aufgebläht wird. So machen ungeheure Sinuositäten die Flächenknochen beim Ochsen und Schweine völlig unkenntlich, da hingegen dieselben bei den Katzenarten außerordentlich schön und deutlich gefunden werden.

Noch eine Art, wodurch ein Knochen sich unseren Augen beinahe völlig verlieren kann, ist, wenn er mit einem Nachbar zusammenwächst, und zwar dergestalt, daß wegen besonderer Umstände der Nachbar mehr Knochenmaterie braucht, als ihm bei einer regelmäßigen Bildung bestimmt wäre. Dadurch wird dem andern verwachsenen Knochen so viel entzogen, daß er sich fast gänzlich verzehrt. So verwachsen die sieben Halswirbelknochen des Walfisches mit einander, und zwar dergestalt, daß man fast nur den Atlas mit einem Anhange zu sehen glaubt.

Dagegen ist das Beständigste der Plan, in welchem der Knochen jedesmal gefunden wird, und die Bestimmung, wozu

lautre Wahrheit. Nur mittelbar konnte er sich die Willemer'schen Lieder selbst zuschreiben. Es sei noch kurz bemerkt, daß Goethe seit dem September 1815 Mariannen nicht wiedersah; aber ihre Zuneigung blieb ihm. Gegenseitige Geschenke und poetische und prosaische Korrespondenz erhielten das Verhältniß bis zu Goethe's Tode lebendig.

In der Zeit von 1815 bis 1820 empfing der Divan noch reichen Zuwachs, wie namentlich das letzte Buch bezeugt. Von den 284 Gedichten sind aber ungefähr 200 auf die Jahre 1814 und 1815 zu rechnen, von welchen wiederum der größere Theil je in die zweite Halbscheid dieser Jahre fällt. Der Beweis einer erstaunlichen Produktionskraft bei so hohen Jahren, zumal eine Menge andrer Gedichte noch außerdem zur selben Zeit entstanden, namentlich politischen und satirischen Inhalts. So bilden die Jahre 1814 und 1815 einen Höhepunkt der Goethischen Lyrik.

Der warme Hauch des Orients war es, der diese Blüthen in solcher Fülle und Schönheit hervortrieb und Goethe eine zweite Jugend schenkte. Mit Hafis' Augen sah der Dichter die Welt in neuem Lichte, und nur weil und soweit poetische Motive des deutschen Lebens, in welchem er sich bewegte, ihn an verwandte des orientalischen Lebens erinnerten, stimmten sie ihn zum poetischen Schaffen. Die Gedichte sind ganz aus dem Gedanken an den Orient herausgewachsen; sie wären ohne ihn nicht entstanden. Der Divan ist deshalb nicht westlich, nicht östlich, sondern west-östlich. Selbstverständlich soll damit nicht eine unmögliche Richtung der Windrose, sondern die Kombination zweier Länder bezeichnet werden; es ist nur ein weiterer Ausdruck

er sich in einem organischen Gebäude bequemt. Wir werden daher bei unserer Ausarbeitung den Knochen jederzeit zuerst an seinem Platze aufsuchen und finden, daß er auf demselben, wenn auch verschoben, gedrückt und verrückt gefunden wird, manchmal auch zu großer Ausdehnung gelangt. Wir wollen sehen, was er dem Platze nach, den er in der Organisation einnimmt, für einer Bestimmung dienen muß. Es wird sich hieraus erkennen lassen, was er nach seiner Bestimmung für eine Form haben müsse, von der er wenigstens im Allgemeinen nicht abweichen kann.

Man wird alsdann die möglichen Abweichungen dieser Form theils aus dem Begriff, theils aus der Erfahrung herleiten und abstrahiren können.

Man wird bei jedem Knochen versuchen, die Abweichungen, in denen er sich zeigt, in einer gewissen anschaulichen Ordnung vorzutragen, dergestalt, daß man sich vom Einfachen zum Vielfachen und Ausgebildeten, oder umgekehrt, eine Reihe darlegt, je nachdem die besonderen Umstände der Deutlichkeit am Günstigsten scheinen. Man sieht leicht ein, wie wünschenswerth vollständige Monographien einzelner Knochen durch die ganze Klasse der Säugethiere wären, so wie wir oben vollständigere und genauere Beschreibung mit Rücksicht auf den auszubildenden Typus gewünscht haben.

Bei gegenwärtiger Bemühung werden wir versuchen, ob nicht ein Vereinigungspunkt sei, um welchen wir die gemachten und noch zu machenden Erfahrungen über diesen Gegenstand in einen übersehbaren Kreis vereinigen können.

VIII.

Nach welcher Ordnung das Skelett zu betrachten und was bei den verschiedenen Theilen desselben zu bemerken sei.

In der Abhandlung über diesen Gegenstand müssen die allgemeinen Bemerkungen schon vorgelegt und dem Beobachter im Ganzen bekannt sein, worauf er überhaupt zu sehen hat, und wie die Bemerkung vorzüglich anzustellen ist, damit bei der Beschreibung, wozu gegenwärtiges Schema dienen soll, nichts

vorkomme, was allen Thieren gemein ist, sondern dasjenige, worin sie von einander abweichen. So werden z. B. in der allgemeinen Beschreibung die Knochen des Hauptes, wie sie neben einander stehen und wie sie mit einander verbunden sind, beschrieben. Bei dieser einzelnen Beschreibung hingegen wird nur bemerkt, wenn sie ihre Nachbarschaft, wie manchmal geschieht, verändern.

So wird z. B. ein Beobachter wohl thun, wenn er bemerkt, ob ein Knochen des Hauptes oder ein Theil desselben sinuos sei, und dieses am Ende in der allgemeinen Anmerkung über denselben allenfalls beibringen. Mehrere solche Momente der Beschreibung werden sich im Folgenden ergeben.

Caput.

Os intermaxillare.
- Pars horizontalis s. palatina,
- Pars lateralis s. facialis,
- Margo anterior.

N. B. Man kann bei diesem sowie bei den übrigen Gesichts- und anderen Knochen, deren Gestalt sich sehr verändert, erst etwas über die allgemeine Gestalt vorausschicken, ehe man an die Gestalt der Theile geht, weil alsdann diese sich von selbst geben.

Dentes:
- spitzige,
- stumpfe,
- flache,
- flache und gekrönte.

Canales incisivi.

Hiebei fragt sich, ob der Raum zwischen dem Os inter maxillare groß oder klein ist.

Maxilla superior.
- Pars palatina s. horizontalis,
- Pars lateralis s. perpendicularis,
- Margo s. pars alveolaris,

Dentes:
- Eckzahn,
- proportionirlich klein oder groß;
- spitz,
- stumpf,

gebogen,
nach oben oder nach unten gerichtet;
Backzähne,
einfach und spiz,
zusammengesezt und breit,
mit Kronen, deren innere Knochenblättchen mit den äußeren nach einer Richtung geben,
mit labyrinthartigen Kronen,
mit sehr gedrängten Labyrinthen,
dreispizige,
flache.

Foramen infraorbitale.
Nur Foramen;
mehr oder weniger langer Kanal, dessen Austritt im Gesichte zu bemerken;
ist manchmal doppelt.

Os palatinum.
Pars horizontalis s. palatina,
Pars lateralis,
Pars posterior,
Processus hamatus,
Canalis palatinus.
Wollte man ja einmal messen und auf diese Weise eine Vergleichung anstellen, so könnte man vorgemeldete drei Knochen, die zusammen den Gaumen ausmachen, messen und ihre Länge unter einander sowie auch die Breite zur allgemeinen Länge vergleichen.

Os zygomaticum.
Seine mehr oder weniger zusammengedrängte Gestalt.
Seine Verbindung mit den benachbarten Knochen, die nicht immer gleich ist. In welchen Fällen er sinues ist und wohin sich der Sinus verbindet.

Os lacrymale.
Pars facialis,
Pars orbitalis,
Canalis.

Os nasi.
Verhältniß der Länge zur Breite. Inwiefern sie als länglicht-viereckichte Blättchen oder mit anderen Eigenschaften erscheinen. Ihre Verbindung und Nachbarschaft mit anderen Knochen, welche nicht immer gleich ist.

Die große Fontanelle, die mit der Membran zugeschlossen ist, zwischen ihm und dem benachbarten Knochen.

Os frontis.

Bei demselben ist vorzüglich wegen der Sinuum auf die innere und äußere Lamelle des Knochens zu sehen. Die äußere Lamelle geht in einer Fläche oder in einem Bogen fort, macht nach außen zu den obern Theil der Stirne, inwendig aber verläßt die innere Lamelle, indem sie sich an das Os ethmoideum festsetzt, die äußere und bildet die sogenannten Sinus frontales. Die Sinus des übrigen ganzen Knochens, die sich mit den vorhergehenden verbinden, und die Sinuosität der Fortsätze.

Die Hörner als Fortsetzung der Sinuum sind gewunden oder gerade. — Hörner, die nicht sinues sind und auch nicht auf Sinus aufsitzen.

Der Processus zygomaticus knöchern oder membranos.

Wie die Nachbarschaft des Au[illegible]pfels auf die innere Gestalt des Gehirnes wirkt und das [illegible]s ethmoideum zusammendrückt oder frei läßt.

Os ethmoideum.

Gedrückt.

In freier Ausbreitung.

Merkwürdig das Maß zur Breite der ganzen Hirnhöhle.

Beschaffenheit der Lamellen des Körpers des ganzen Siebbeines.

Vomer.

Conchae.

Einfach gewunden, sehr mannichfaltig gewunden.

Os sphenoideum anterius.

Corpus.

Seine Sinuositäten merkwürdig in Vergleich mit den Lamellen des Ossis ethmoidei.

Alae. Fragte sich, ob man sie nicht irgends wie im menschlichen Foetus getrennt fände.

Os sphenoideum posterius.

Corpus.

Alae.

Sinuositates.

Vergleichung der beiden Knochen unter einander, besonders der Flügel und der Ausdehnung derselben.

Os temporum.

Die Form der Partis squamosae. Processus zygomaticus,

mehr oder weniger lang und kurz. Merkwürdige Sinuositäten dieses Knochens.

Os bregmatis.

Die verschiedenen Gestalten; Verhältniß ihrer Größe gegen den Stirnknochen.

Os occipitis.

Basis. Vergleicht sich im Durchschnitte den beiden Ossibus sphenoideis und dem Os ethmoideum.

Partes laterales.

Processus styloidei manchmal gerade, bisweilen krumm.

Pars lambdoidea.

Bulla.

Collum.

Bulla sive marsupium, nimmt manchmal die Gestalt eines Processus mastoidei an, muß aber nicht mit demselben verwechselt werden.

Os petrosum.

Pars externa ist öfters spongios, öfters sogar sinuos, setzt sich nach außen zwischen das Os temporum und Os occipitis.

Pars interna. In diesen gehen die Gehörnerven.

Schnecke ꝛc.

Ist ein sehr fester, elfenbeinartiger Knochen.

Kleine bewegliche Knochen der Gehörwerkzeuge.

Truncus.

Vertebrae colli.

Ueberhaupt ist ihre Länge, Breite und Stärke zu bemerken.

Atlas, besonders in die Breite gebildet. Deutet auf Verwandtschaft mit den Schädelknochen.

Epistropheus. Höher und breiter Rückenfortsatz.

Vertebra tertia. Bemerken der Gestalt der Seiten- und Dornfortsätze.

Vertebra quarta. Abweichungen dieser Gestalt.

Vertebra quinta. Weitere Abweichung.

Vertebra sexta. An dieser entstehen die flügelartigen Fortsätze, von denen die stufenweisen Abweichungen der vorigen gleichsam Vorboten waren.

Vertebra septima. Kleiner knopfartiger Seitenfortsatz. Artikularfläche für die Knöpfchen der ersten Rippe.

Vertebrae dorsi.

Sie zu zählen.

Worauf bei ihnen zu sehen und wie sie von einander abweichen, ist noch näher zu bestimmen.

Die Größe und Richtung der Processuum spinosorum anzugeben.

Vertebrae lumborum.

Sie zu zählen.

Die Gestalt und Richtung der Processuum lateralium et horizontalium ist anzugeben.

Von den regelmäßigen Abweichungen ihrer Gestalt ist umständlicher zu handeln.

N. B. Wir bleiben zwar bei der gewöhnlichen Eintheilung, daß wir die Vertebrae, an welche Rippen anstoßen, Vertebrae dorsi, die übrigen aber lumborum nennen; allein wir bemerken bei den Thieren noch eine andere Eintheilung: der Rücken hat nämlich eine gewisse Mitte, von welcher sowol die Processus spinosi sich hinterwärts als die breiteren Processus sich vorwärts neigen. Diese Mitte ist gewöhnlich vor der dritten falschen Rippe.

Die Vertebrae bis zur Mitte und von da nach hinten sind zu zählen, und wenn etwas Merkwürdiges vorkommt, ist es zu notiren.

Vertebrae pelvis.

Ihre mehr- und wenigere Verwachsung ist zu bemerken.

Sie sind zu zählen.

Vertebrae caudae.

Sie sind zu zählen.

Ihre Gestalt zu bemerken.

Oft haben sie flügelartige Seitenfortsätze, die sich nach und nach verlieren, da denn der Wirbelknochen endlich in den phalangenartigen übergeht.

Costae.

Verae.

Sind zu zählen.

Ihre Länge und Stärke zu beobachten.

Ihre Beugung mehr oder weniger.

Die Abweichung ihres oberen Theiles ist zu bemerken, und was davon allgemein ist.

Der Hals nämlich wird nach und nach kürzer, das Tuberculum breiter und nähert sich mehr dem Capitulum.

Spuriae.

Wie bei den vorigen.

Sternum.

Vertebrae sterni.

Sind zu zählen.

Phalangenartig.

Flach gedrückt.

Ueberhaupt die Gestalt des Sterni, ob es lang oder kurz sei, ob die Vertebrae von vorne nach hinten sich ähnlich bleiben, oder ob in der Gestalt Abweichungen zu bemerken sind.

Inwiefern sie fest oder poros sind u. s. w.

Adminicula.

Anteriora.

Maxilla inferior.

Bei dieser hat man sich zuerst aus Beispielen an Fischen und Amphibien, aus was für Theilen sie zusammengesetzt sei, bekannt zu machen und sich allenfalls auf einer thierischen Kinnlade die Suturen und Harmonien zu zeichnen. Bei Mammalien besteht sie immer aus zwei Theilen, die manchmal sogar in der Mitte verwachsen sind.

Inwiefern es nöthig sei, von der beim Menschen gewöhnlichen Eintheilung und Terminologie abzugehen, wird noch zu überlegen sein.

Dentes.

Zehlen,

oder sind gegenwärtig.

Schneidezähne.

Eckzahn. Dessen Größe.

Backzähne. Siehe obere Kinnlade.

Media.

Scapula.

Wird die Eintheilung des menschlichen Schulterblattes zuerst beizubehalten sein.

Gestalt.

Proportion von der Länge zur Breite.

Clavicula.

Ob sie da ist oder fehlt.

Verhältniß ihrer Länge zur Breite.

Humerus.

Bei diesem und bei allen langen Knochen zu bemerken, ob die Epiphyses verwachsen sind oder nicht.

Beim Humerus zu bemerken, inwiefern seine Neigung, sich dehnen zu lassen, mehr oder weniger erscheint.

Länge.

Kürze, und was sonst noch in die Augen fallen möchte.

Ulna.

Hat ihren stärksten Theil oben und ihren schwächsten unten. Inwiefern die Röhre an Stärke dem Radius gleich kommt oder nach Art einer Fibula sich an ihn anlegt und mehr oder weniger mit ihm verwächst.

Radius.

Hat seinen stärksten Theil unten und seinen schwächsten oben, erhält ein Uebergewicht über die Ulna und wird Fulcrum. Zugleich geht die Supination verloren, und das Thier bleibt zuletzt in beständiger Pronation stehen.

Siehe Ulna.

Carpus.

Die Zahl der Knochen, und wenn sie sich vereiniget. Wo möglich zu unterscheiden, welche Knochen bleiben und welche sich verlieren. Wahrscheinlich sind die beständig, welche an den Radius und die Ulna stoßen. Wahrscheinlich sind die unbeständig, welche mit den Phalangen sich verbinden.

Ossa metacarpi.

Zahl.

Verhältniß der Länge.

Digiti.

Zahl der Phalangen; werden wahrscheinlich immer drei gefunden. Solche bei den Solidungulis und Bisulcis zu verfolgen und zu beschreiben.

Ungues, Ungulae.

Postica.

Werden mit dem Trunco verbunden durch das

Os ilium,
Os ischii,
Os pubis.

Ihre Gestalt.

Das Verhältniß der Länge zur Breite zu bemerken.

Die Theile könnten nach den menschlichen einstweilen beschrieben werden. Wäre auf die Synchondroses zu sehen, ob sie verknöchern oder durch Suturen zusammenhängen.

Femur.

Der Knochen ist oft gerade, manchmal wenig gebogen, manchmal gedreht. Dabei zu bemerken, ob die Epiphyses verwachsen oder lose sind. Bei einigen Thieren scheint noch ein dritter Trochanter zu existiren. Uebrigens werden auch hier die Theile wie bei der Beschreibung des menschlichen Femur beibehalten werden können.

Patella.

Tibia.

Selten mit der Fibula von gleicher oder annahender Stärke der Röhre.

Bei rudernden Thieren ist zu bemerken ihre größere Verstärkung und ihr völliges Uebergewicht über die Fibula bei andern.

Frage wegen der Epiphyses.

Fibula.

Steht nach außen und innen zu, wird immer schmäler bei verschiedenen Thieren, verwächst zuletzt ganz bei einigen mit der Tibia.

Die Gradationen zu bemerken und zu beschreiben, z. B. ob sie sich glatt anlegt, ob sie eine Lücke oder runde Oeffnung noch dazwischen läßt.

Tarsus.

Sind dessen Knochen zu zählen und, wie oben beim Carpus geschehen, welche allenfalls fehlen und welche vorhanden sind. Wahrscheinlich werden auch hier die Nachbaren der Tibia und Fibula beständig und Calcaneus und Astragalus vorhanden sein.

Metatarsus.

Zahl der Knochen, ihre Länge oder Kürze.

Digiti.

Zahl.

Besonders zu bemerken, welcher Digitus allenfalls fehlt, und ob man darüber ein allgemeines Gesetz finden könnte. Wahrscheinlich verschwindet der Daumen zuerst. Auch vermuthe ich, daß manchmal der Ringfinger oder Mittelfinger fehlt. Wie die Zahl der Zehen sich zu der Zahl der Finger verhält.

Phalanges.
Werden wahrſcheinlich auch immer drei gefunden.
Ungues, Ungulae.

Da der Charakter, der im Allgemeinen allen Thierknochen durch alle Geſchlechter durch zukommt, erſtlich als Reſultat der Unterſuchung wird aufgeſtellt werden können, ſo wird es bei den Beſchreibungen, die zur Uebung vorgenommen werden, eher nützlich als ſchädlich ſein, ſo zu beſchreiben, wie man vor ſich ſieht. Hält man alsdann die Beſchreibungen zuſammen, ſo findet ſich in dem, was man wiederholt hat, das Gemeinſame und bei vielen Arbeiten der allgemeine Charakter.

Dem Menſchen wie den Thieren iſt ein Zwiſchenknochen der obern Kinnlade zuzuſchreiben.

Jena, 1784.[1])

Einige Verſuche oſteologiſcher Zeichnungen ſind hier in der Abſicht zuſammengeheftet worden, um Kennern und Freunden vergleichender Zergliederungskunde eine kleine Entdeckung vorzulegen, die ich glaube gemacht zu haben.

Bei Thierſchädeln fällt es gar leicht in die Augen, daß die obere Kinnlade aus mehr als einem Paar Knochen beſtehet. Ihr vorderer Theil wird durch ſehr ſichtbare Näthe und Harmonien mit dem hinteren Theile verbunden und macht ein Paar beſondere Knochen aus.

Dieſer vorderen Abtheilung der oberen Kinnlade iſt der Name Os intermaxillare gegeben worden. Die Alten kannten ſchon dieſen Knochen,*) und neuerdings iſt er beſonders merkwürdig geworden, da man ihn als ein Unterſcheidungszeichen

*) *Galenus*, Lib. de ossibus, Cap. III.

[1]) Veröffentlicht 1820. — M. d. H.

für deutsch-persisch. So nannte Goethe später eine Reihe seiner Gedichte „chinesisch-deutsche“ und die „Römischen Elegien“ verdienten den Namen Römisch-deutsche. Mit Recht hat Lewes grade an diese Elegien erinnert, als den Divans-Gedichten analog entstanden. Sie sind ebenso mit der Erinnerung an Rom und das Alterthum, wie der Divan mit der Erinnerung an den Orient, in Deutschland gedichtet. Deutsche Erlebnisse sind in beiden Sammlungen kraft schöpferischer Phantasie neu lokalisirt und nationalisirt. Das Römische kann aus der einen so wenig ausgeschieden werden, als das Orientalische aus der andern. Man wundert sich nicht, in den Elegien Marlbrough und Friedrich dem Großen zu begegnen, weil ja der Dichter, sich nach Rom versetzend, im Uebrigen blieb, was er war. Und ebenso hat Goethe, sich im Geiste in den Orient versetzend, nicht die Pflicht überkommen, nur von Huris, Vesiren und Dulbends zu sprechen; auch in der Fremde lebt in ihm die Erinnerung an die Heimath, er hat seine Kenntnisse nicht eingebüßt, und so dürfen uns Hutten, St. Georg, der Doge von Venedig und griechische und römische Götter im Divan nicht stören. Sie widersprechen nicht der poetischen Fiktion; denn diese beläßt dem Dichter seine Seele, seine deutsche Individualität. Abgesehen davon ist auch Manches orientalisch, was nicht so scheinen möchte. Das „Amen“ z. B. S. 9 kennt der Islam sehr wohl, und die römische und griechische Götter- und Dichterwelt ist dem Orient ebenso geläufig wie uns. Plato und Aristoteles wurden in den Schulen, namentlich zu Edessa, früh gelehrt, und wir selbst verdanken den Arabern die Kenntniß griechischer Philosophie.

zwischen dem Affen und Menschen angegeben. Man hat ihn jenem Geschlechte zugeschrieben, diesem abgeleugnet,*) und wenn in natürlichen Dingen nicht der Augenschein überwiese, so würde ich schüchtern sein, aufzutreten und zu sagen, daß sich diese Knochenabtheilung gleichfalls bei dem Menschen finde.

Ich will mich so kurz als möglich fassen, weil durch bloßes Anschauen und Vergleichen mehrerer Schädel eine ohnedies sehr einfache Behauptung geschwinde beurtheilet werden kann.

Der Knochen, von welchem ich rede, hat seinen Namen daher erhalten, daß er sich zwischen die beiden Hauptknochen der oberen Kinnlade hineinschiebt. Er ist selbst aus zwei Stücken zusammengesetzt, die in der Mitte des Gesichtes an einander stoßen.

Er ist bei verschiedenen Thieren von sehr verschiedener Gestalt und verändert, je nachdem er sich vorwärts streckt oder sich zurücke zieht, sehr merklich die Bildung. Sein vorderster, breitester und stärkster Theil, dem ich den Namen des Körpers gegeben, ist nach der Art des Futters eingerichtet, das die Natur dem Thiere bestimmt hat; denn es muß seine Speise mit diesem Theile zuerst anfassen, ergreifen, abrupfen, abnagen, zerschneiden, sie auf eine oder andere Weise sich zueignen; deswegen ist er bald flach und mit Knorpeln versehen, bald mit stumpfern oder schärferen Schneidezähnen gewaffnet oder erhält eine andere, der Nahrung gemäße Gestalt.

Durch einen Fortsatz an der Seite verbindet er sich aufwärts mit der obern Kinnlade, dem Nasenknochen und manchmal mit dem Stirnbeine.

Inwärts, von dem ersten Schneidezahn oder von dem Orte aus, den er einnehmen sollte, begiebt sich ein Stachel oder eine Spina hinterwärts, legt sich auf den Gaumenfortsatz der oberen Kinnlade an und bildet selbst eine Rinne, worin der untere und vordere Theil des Vomers oder Pflugscharbeins sich einschiebt. Durch diese Spina, den Seitentheil des Körpers dieses Zwischenknochens und den vorderen Theil des Gaumenfortsatzes der obern Kinnlade werden die Kanäle (Canales incisivi oder nasopalatini) gebildet, durch welche kleine Blutgefäße und Nervenzweige des zweiten Astes des fünften Paares gehen.

*) Camper's sämmtliche kleinere Schriften, herausgegeben von Herbell Erstes Bandes zweites Stück, S. 91 und 96.
Blumenbach, De varietate generis humani nativa, pag. 33.

Deutlich zeigen sich diese drei Theile mit einem Blicke an einem Pferdeschädel auf der ersten Tafel.

A. Corpus.
B. Apophysis maxillaris.
C. Apophysis palatina.

An diesen Hauptheilen sind wieder viele Unterabtheilungen zu bemerken und zu beschreiben. Eine lateinische Terminologie, die ich mit Beihilfe des Herrn Hofrath Loder's verfertiget habe und hier beilege, wird dabei zum Leitfaden dienen können. Es hatte solche viele Schwierigkeiten, wenn sie auf alle Thiere passen sollte. Da bei dem einen gewisse Theile sich sehr zurückziehen, zusammenfließen und bei andern gar verschwinden, so wird auch gewiß, wenn man mehr ins Feinere gehen wollte, diese Tafel noch manche Verbesserung zulassen.

Os intermaxillare.

A. Corpus.
- a. Superficies anterior.
  1. Margo superior in quo Spina nasalis.
  2. Margo inferior seu alveolaris.
  3. Angulus inferior exterior corporis.
- b. Superficies posterior, qua Os intermaxillare jungitur Apophysi palatinae Ossis maxillaris superioris.
- c. Superficies lateralis exterior, qua Os intermaxillare jungitur Ossi maxillari superiori.
- d. Superficies lateralis interior, qua alterum Os intermaxillare jungitur alteri.
- e. Superficies superior.
  Margo anterior, in quo Spina nasalis. Vide 1.
  4. Margo posterior sive Ora superior canalis naso-palatini.
- f. Superficies inferior.
  5. Pars alveolaris.
  6. Pars palatina.
  7. Ora inferior canalis naso-palatini.

B. Apophysis maxillaris.
- g. Superficies anterior.
- h. Superficies lateralis interna.
  8. Eminentia linearis.

i. Superficies lateralis externa.
k. Margo exterior.
l. Margo interior.
m. Margo posterior.
n. Angulus apophyseos maxillaris.

C. Apophysis palatina.
o. Extremitas anterior.
p. Extremitas posterior.
q. Superficies superior.
r. Superficies inferior.
s. Superficies lateralis interna.
t. Superficies lateralis externa.

Die Buchstaben und Zahlen, durch welche auf vorstehender Tafel die Theile bezeichnet werden, sind bei den Umrissen und einigen Figuren gleichfalls angebracht. Vielleicht wird es hier und da nicht sogleich in die Augen fallen, warum man diese und jene Eintheilung festgesetzt und eine oder die andere Benennung gewählt hat. Es ist nichts ohne Ursache geschehen, und wenn man mehrere Schädel durchsieht und vergleicht, so wird die Schwierigkeit, deren ich oben schon gedacht, noch mehr auffallen.

Ich gehe nun zu einer kurzen Anzeige der übrigen Tafeln. Uebereinstimmung und Deutlichkeit der Figuren wird mich einer weitläuftigen Beschreibung überheben, welche ohnedies Personen, die mit solchen Gegenständen bekannt sind, nur unnöthig und verdrießlich sein würde. Am Meisten wünschte ich, daß meine Leser Gelegenheit haben möchten, die Schädel selbst dabei zur Hand zu nehmen.

Die II. Tafel stellt den vorderen Theil der oberen Kinnlade des Ochsen von oben vor, ziemlich in natürlicher Größe, dessen flacher und breiter Körper keine Schneidezähne enthält.

Die III. Tafel das Os intermaxillare des Pferdes, und zwar n. 1 um ein Drittel, n. 2 und 3 zur Hälfte verkleinert.

Tab. IV ist die Superficies lateralis interior Ossis intermaxillaris eines Pferdes, an dem der vordere Schneidezahn ausgefallen war und der nachschießende Zahn noch in dem hohlen Körper des Ossis intermaxillaris liegt.

Tab. V ist ein Fuchsschädel von dreien Seiten. Die Ca-

nales naso-palatini sind hier länglich und schon besser geschlossen wie beim Ochsen und Pferde.

Tab. VI. Das Os intermaxillare des Löwen von oben und unten. Man bemerke besonders bei n. 1 die Sutur, welche Apophysin palatinam maxillae superioris von dem Osse intermaxillari trennt.

Tab. VII. Superficies lateralis interior des Ossis intermaxillaris eines jungen Trichechus rosmarus, größerer Deutlichkeit wegen mit rother Farbe angelegt, zugleich mit dem größten Theile der Maxillae superioris.

Tab. VIII zeigt einen Affenschädel von vorn und von unten. Man sehe bei n. 2, wie die Sutur aus den Canalibus incisivis herauskommt, gegen den Hundszahn zu läuft, sich an seiner Alveole vorwärts wegschleicht und zwischen dem nächsten Schneidezahne und dem Hundszahne, ganz nah an diesem letzteren, durchgeht und die beiden Alveolen trennt.

Tab. IX und X sind diese Theile eines Menschenschädels. Am Sichtbarsten fällt das Os intermaxillare vom Menschen bei n. 1 in die Augen. Man sieht ganz deutlich die Sutur, die das Os intermaxillare von der Apophysi palatina maxillae superioris trennt. Sie kommt aus den Canalibus incisivis heraus, deren untere Oeffnung in ein gemeinschaftliches Loch zusammenfließt, das den Namen des Foraminis incisivi oder palatini anterioris oder gustativi führt, und verliert sich zwischen dem Hunds- und zweiten Schneidezahn.

Bei n. 2 ist es schon etwas schwerer zu bemerken, wie dieselbe Sutur sich in dem Nasengrunde zeigt. Es ist diese Zeichnung nicht die glücklichste; allein an den meisten Schädeln, besonders jüngeren, kann man solche sehr deutlich sehen.

Jene erste Sutur hatte schon Vesalius bemerkt*) und in seinen Figuren deutlich angegeben. Er sagt, sie reiche bis an die vordere Seite der Hundszähne, dringe aber nirgends so tief durch, daß man dafür halten könne, der obere Kinnladenknochen werde dadurch in zwei getheilt. Er weist, um den Galen zu erklären, der seine Beschreibung blos nach einem Thiere gemacht hatte, auf die erste Figur pag. 46, wo er dem menschlichen Schädel einen Hundeschädel beigefügt hat, um den an dem Thiere gleichsam deutlicher ausgeprägten Revers der Medaille

*) Vesalius, De humani corporis fabrica (Basil. 1555), Libr. I. Cap. IX. Fig. II. pag. 48, 52, 53.

dem Leser vor Augen zu legen. Die zweite Sutur, die sich im Nasengrunde zeigt, aus den Canalibus naso-palatinis herauskommt und bis in die Gegend der Conchae inferioris verfolgt werden kann, hat er nicht bemerkt. Hingegen finden sich beide in der großen Osteologie des Albin's auf der II. Tafel mit dem Buchstaben K. L. bezeichnet. Er nennt sie Suturas maxillae superiori proprias.

In Cheselden's Osteographia finden sie sich nicht, auch in John Hunter's Natural history of the human teeth ist keine Spur davon zu sehen; und dennoch sind sie an einem jeden Schädel mehr oder weniger sichtbar und, wenn man aufmerksam beobachtet, ganz und gar nicht zu verkennen.

Tab. X ist ein halber Oberkiefer eines gesprengten Menschenschädels, und zwar dessen inwendige Seite, durch welche beide Hälften mit einander verbunden werden. Es fehlten an dem Knochen, wornach er gezeichnet worden, zwei Vorderzähne, der Hunds- und erste Backenzahn. Ich habe sie nicht wollen supplirен lassen, besonders da das Fehlende hier von keiner Bedeutung war, vielmehr kann man das Os intermaxillare ganz frei sehen. Auf der Pictura lineari habe ich, was ohnstreitig Os intermaxillare ist, mit Roth getuscht. Man kann die Sutur von den Alveolen des Schneide- und Hundszahnes bis durch die Kanäle verfolgen. Jenseits der Spinae oder Apophysis palatinae, die hier eine Art von Kamm macht, kommt sie wieder hervor und ist bis an die Eminentiam linearem sichtbar, wo sich die Concha inferior anlegt.

Ich habe in der Pictura lineari ein rothes Sternchen dahin gezeichnet.

Man halte diese Tafel gegen Tab. VII, und man wird es bewundernswürdig finden, wie die Gestalt des Ossis intermaxillaris eines solchen Ungeheuers, wie der Trichechus rosmarus ist, lehren muß, denselben Knochen am Menschen zu erkennen und zu erklären. Auch Tab. VI. n. 1 gegen Tab. IX. n. 1 gehalten, zeigt dieselbe Sutur beim Löwen wie beim Menschen auf das Deutlichste. Ich sage nichts vom Affen, weil bei diesem die Uebereinstimmung zu auffallend ist.

Es wird also wol kein Zweifel übrig bleiben, daß diese Knochenabtheilung sich sowol bei Menschen als Thieren findet, ob wir gleich nur einen Theil der Grenzen dieses Knochens an unserm Geschlechte genau bestimmen können, da die übrigen verwachsen und mit der oberen Kinnlade auf das Genaueste ver-

bunden sind. So zeigt sich an den äußeren Theilen der Gesichtsknochen nicht die mindeste Sutur oder Harmonie, wodurch man auf die Muthmaßung kommen könnte, daß dieser Knochen bei dem Menschen getrennt sei.

Die Ursache scheint mir hauptsächlich darinne zu liegen: dieser Knochen, der bei Thieren so außerordentlich vorgeschoben ist, zieht sich bei dem Menschen in ein sehr kleines Maß zurück. Man nehme den Schädel eines Kindes oder Embryonen vor sich, so wird man sehen, wie die keimenden Zähne einen solchen Drang an diesen Theilen verursachen und die Beinhäutchen so spannen, daß die Natur alle Kräfte anwenden muß, um diese Theile auf das Innigste zu verweben. Man halte einen Thierschädel dagegen, wo die Schneidezähne so weit vorwärts gerückt sind und der Drang sowol gegen einander als gegen den Hundszahn nicht so stark ist. Inwendig in der Nasenhöhle verhält es sich ebenso. Man kann, wie schon oben bemerkt, die Sutur des Ossis intermaxillaris aus den Canalibus incisivis bis dahin verfolgen, wo die Ossa turbinata oder Conchae inferiores sich anlegen. Hier wirkt also der Trieb des Wachsthumes dreier verschiedenen Knochen gegen einander und verbindet sie genauer.

Ich bin überzeugt, daß Denjenigen, die diese Wissenschaft tiefer durchschauen, dieser Punkt noch erklärbarer sein wird. Ich habe verschiedene Fälle, wo dieser Knochen auch bei Thieren zum Theil oder ganz verwachsen ist, bemerken können, und es wird sich vielleicht in der Folge mehr darüber sagen lassen. Auch giebt es mehrere Fälle, daß Knochen, die sich bei erwachsenen Thieren leicht trennen lassen, schon bei Kindern nicht mehr abgesondert werden können.

Die Tafeln, die ich beifüge, sind meistens nur die ersten Versucharbeiten eines jungen Künstlers, der sich unter dem Arbeiten gebessert hat. Es ist eigentlich nur die dritte und siebente Tafel völlig nach der Camperischen Methode gearbeitet; doch habe ich nachher das Os intermaxillare verschiedener Thiere nach selbiger auf das Bestimmteste zeichnen lassen, und sollte ein solcher Beitrag zur vergleichenden Knochenlehre den Kennern interessant sein, so wäre ich nicht abgeneigt, eine Folge dieser Abbildungen in Kupfer stechen zu lassen.

Bei den Cetaceis, Amphibien, Vögeln, Fischen habe ich diesen Knochen theils auch entdeckt, theils seine Spuren gefunden.

Die außerordentliche Mannichfaltigkeit, in der er sich an

den verschiedenen Geschöpfen zeigt, verdient wirklich eine ausführliche Betrachtung und wird auch selbst Personen auffallend sein, die an dieser so dürr scheinenden Wissenschaft sonst kein Interesse finden.

Man könnte alsdann mehr ins Einzelne gehen und bei genauer, stufenweiser Vergleichung mehrerer Thiere vom Einfachsten auf das Zusammengesetztere, vom Kleinen und Eingeengten auf das Ungeheuere und Ausgedehnte fortschreiten.

Welch eine Kluft zwischen dem Os intermaxillare der Schildkröte und des Elephanten! Und doch läßt sich eine Reihe Formen dazwischen stellen, die beide verbindet. Das, was an ganzen Körpern Niemand leugnet, könnte man hier an einem kleinen Theile zeigen.

Man mag die lebendigen Wirkungen der Natur im Ganzen und Großen überseben, oder man mag die Ueberbleibsel ihrer entflohenen Geister zergliedern: sie bleibt immer gleich, immer mehr bewundernswürdig.

Auch würde die Naturgeschichte einige Bestimmungen dadurch erhalten. Da es ein Hauptkennzeichen unseres Knochens ist, daß er die Schneidezähne enthält, so müssen umgekehrt auch die Zähne, die in denselben eingefügt sind, als Schneidezähne gelten. Dem Trichechus rosmarus und dem Kameele hat man sie bisher abgesprochen, und ich müßte mich sehr irren, wenn man nicht jenem vier und diesem zwei zueignen könnte.

Und so beschließe ich diesen kleinen Versuch mit dem Wunsche, daß er Kennern und Freunden der Naturlehre nicht mißfallen und mir Gelegenheit verschaffen möge, näher mit ihnen verbunden, in dieser reizenden Wissenschaft, so viel es die Umstände erlauben, weitere Fortschritte zu thun.

Galen's Büchlein von den Knochen ist, wenn man es auch noch so ernstlich angreift, für uns schwer zu lesen und zu nutzen; man kann ihm zwar eine sinnliche Anschauung nicht ableugnen; das Skelett wird zu unmittelbarer Beschäftigung vorgezeigt, aber wir vermissen einen durchdachten methodischen Vortrag. Was in eine Einleitung gehörte, findet er zwischen die Darstellung ein, z. B. inwiefern man Natur und Harmonie unterscheiden oder für Eins nehmen solle; er wendet sich von der regelmäßigen

Struktur schnell zu den abweichenden; so hat er z. B. kaum von den Stirn- und Schädelknochen geredet, als er gleich die Difformität der Spitz- oder Kegelform umständlich abhandelt; er wiederholt sich in Verschränkungen, welches bei mündlichem Vortrag, in Gegenwart des zu demonstrirenden Körpers, wol angehen möchte, jedoch die Einbildungskraft des Lesers verwirrt; er breitet sich in Kontroversen mit Vorfahren und Gleichzeitigen aus; denn weil man damals die Knochen partienweise als ein Ganzes zusammennahm und die Theile desselben durch Zahlen unterschied, so konnte man weder einig werden, was man zusammenfassen, noch wie viel Theile man zählen solle; wie man sich denn auch noch ferner über Eigenschaft, Beziehung, Verwandtschaft entzweien mochte.

Alles dieses soll die Ehrfurcht für einen außerordentlichen Mann keineswegs vermindern, sondern uns nur rechtfertigen, wenn wir so kurz als möglich das, was uns hier berührt, zusammenfassen; dieses aber ist gegenwärtig nur, daß Galen bei Beschreibung des Schädels, und zwar offenbar des Menschenschädels, unsres Zwischenknochens gedenkt. Er sagt im dritten Kapitel: das Wangenbein (bei uns die obere Kinnlade) enthalte die Alveolen aller Zähne, außer der Schneidezähne; er wiederholt dasselbe im vierten, indem er spricht: die zwei großen Wangenbeine enthalten fast alle Zähne, wie wir schon gemeldet. Im fünften Kapitel, bei Aufzählung der Zähne, nennt er die vier vordern als Schneidezähne, thut aber des besondern Knochens nicht Erwähnung, in welchem sie eingefügt sind. Im dritten Kapitel spricht er von einer Sutur, die von der Nasenwurzel anfängt, ihren Weg an der Nase her abwärts verfolgt und zwischen dem Hundszahn und Schneidezähnen ausläuft.

Hieraus ist nun auf das Deutlichste ersichtlich, daß er den Zwischenknochen gekannt und gemeint; ob er aber solchen am Menschen gesehen, wird wol immer zweifelhaft bleiben.

Hierüber sind denn in der Folge manche Streitigkeiten entstanden, die sich kaum in den letzten Tagen entschieden haben; Einiges zur Literargeschichte dieser Differenzen lege aus älteren Kollektaneen hier zu.

Vesalius, De humani corporis fabrica (Basil. 1555), Lib. I. cap. IX. fig. 11. pag. 48, hat eine Zeichnung von der Basi cranii von unten auf anzusehen und auf dieser ganz deutlich die Sutur, welche das Os intermaxillare mit dem Osse maxillari superiori an der Apophysi palatina des letztern Knochens

verbindet, und die bei uns Ae oder Superficies lateralis exterior corporis, qua Os intermaxillare jungitur Ossi maxillari superiori, heißt. Um die von ihm angeführte Stelle deutlich zu machen, merke ich noch an, daß beim Vesal das Os zygomaticum den Namen des Ossis primi maxillae superioris, das Os unguis den Namen des Ossis secundi max. super., das Os ethmoideum den Namen des Ossis tertii max. sup. und das Os maxillare superius den Namen des Ossis quarti maxillae superioris führt. Die Stelle bei ihm heißt so:

z privatim indicatur foramen in anteriori palati sede posteriorique dentium incisoriorum regione apparens (dies ist nämlich der Ausgang von den Canalibus naso-palatinis, wo sie gleichsam ein Orificium commune bilden): ad cujus latus interdum obscura occurrit sutura, transversim aliquousque in quarto superioris maxillae osse prorepens, et a insignita.

Diese von ihm mit a bezeichnete ganz deutlich abgebildete Sutur ist die Sutur quaest. Cap. XII. fig. 11. pag. 60 hat er ebenfalls eine solche Zeichnung von der Basi cranii, an welcher er die Foramina baseos cranii beschrieben hat. Auch da kommt die Sutur vor, aber nicht so deutlich.

Leveling in seiner anatomischen Erklärung der Original-Figuren von Andreas Vesal (Ingolstadt 1783) hat die erste Vesalius'sche Figur Buch I. pag. 13. fig. 11 und erklärt pag. 14 das z und a so:

z das andere Gaumenloch oder Schneidloch. a eine bei diesem Loch öfters befindliche Naht, welche vorwärts an dem Gaumen, gleich hinter den Schneidezähnen in die Quere fortläuft. Die zweite Figur von Vesal hat Leveling pag. 16.

Die Sutur, welche Vesalius mit a bezeichnet hat, beschreibt er Lib. I. cap. IX. pag. 52 so: Ad hujus foraminis (nämlich des Canalis naso-palatini) latera interdum sutura apparet, aut potius linea, in pueris cartilagine oppleta, quae quasi ad caninorum dentium anterius latus pertingit, nusquam tamen adeo penetrans, ut hujus suturae beneficio quartum maxillae os in plura divisum censeri queat (am Rande citirt er hier Fig. I canina calvaria lit. n. pag. 46. wo die Sutur zwischen dem Osse intermaxillari und den Ossibus max. super., die wir mit keinem besondern Namen bezeichnet haben und die Margo exterior superficiei anterioris corporis heißen könnte, an einem Hundeschädel deutlich abgebildet ist): quod, ut paullo post dicam, canibus et simiis porcisque accidit, in quibus sutura

quartum os in duo dividens, non solum in palato, verum exterius in anteriori maxillae sede etiam conspicue cernitur, nullam appendicum cum suis ossibus coalitus speciem referens.

Noch eine Stelle gehört hierher, pag. 53, wo Vesal von einigen Verbesserungen redet, die er in Galen's Beschreibung dieser Knochen zu machen für nöthig gefunden:

Secundam (nämlich suturam) vero numerat (nämlich Galenus) hujus suturae partem in anteriori maxillae sede occurrentem, quae ab illa malae asperitate sursum ad medium inferioris ambitus sedis oculi pertingit. Hanc postmodum tripartito ait discindi, ac primam hujus secundae suturae partem prope magnum seu internum oculi sedis angulum exteriori in parte ad medium superciliorum, et communem frontis et maxillae suturam inquit procedere. Hac suturae parte homines destituuntur, verum in canibus caudatisque simiis est manifestissima, quamvis interim non exacte ad superciliorum feratur medium, sed ad eam tantum sedem, in qua quartum maxillae os a secundo dirimitur. Ut itaque Galenum assequaris, hanc partem ex canis petes calvaria.

Winslow, Exposition anatomique de la structure du corps humain. Tome I. nr. 282. pag. 35: Je ne parle pas ici de la séparation de cet os (de l'os maxillaire supérieur) par une petite suture transversale, derrière le trou incisif, parcequ'elle ne se trouve pour l'ordinaire que dans la jeunesse et avant l'ossification achevée.

Eustachius hat in seinen Tabulis anatomicis, die Albinus edirt hat, tab. 46. fig. 2, einen Affenschädel, von vorn her anzusehen, neben einem Menschenschädel gezeichnet und bei ersterm das Os intermaxillare sehr deutlich ausgedrückt. Albinus sagt in der Erklärung der zweiten Figur von dem Osse intermaxillari des Affen, daß er bezeichnet, blos: Os quod dentes incisores continet.

Sue im Traité d'Ostéologie de M. Monro hat weder die Sutur des Ossis intermaxillaris an der Apophysi palatina ossis maxillaris superioris gezeichnet noch beschrieben.

Die Hasenscharte, besonders die doppelte, deutet gleichfalls auf das Os incisivum; bei der einfachen spaltet sich die mittlere Sutur, welche beide Seiten vereinigt, bei der doppelten trennt

Was aber die orientalischen Namen, Bezeichnungen und Redewendungen betrifft, so sind diese integrirende, nothwendige Bestandtheile des Divan, nicht etwa äußerlich angeheftete Marken. Es heißt das Verhältniß des Dichters zu seinem Werke ganz verkennen, wenn das orientalische Kostüm als eine Maske, die Dichtung als Maskenspiel angesehen und gemeint wird, sie würde ohne solche Vermummung reiner und schöner gewirkt haben (K. Goedeke). Es kann aber da nicht von einer Verkleidung die Rede sein, wo dichterische Begeisterung spricht, wo der Dichter sein von bestimmten Weltvorstellungen erfülltes Innere in Liedern ausströmen läßt. Nur die Poesie gestattete Goethe, ganz wahr und offen zu sein; wo er wahrhaft etwas der Welt zu verkünden oder dem Einzelnen zu sagen hatte, griff er zu Metrum und Reim. Denn nur die Poesie enthält die Wahrheit des Lebens frei von den Illusionen, Täuschungen und Beschränkungen, in denen empirisches oder reines Gedanken-Leben uns befängt. In diesem Sinne vorzüglich ist der Divan und Goethe's ganze Dichtung aufzufassen.

Was ist nun dieser Divan überhaupt, was sind diese Gedichte? Nicht sind sie Uebertragung orientalischer Poesie, mindestens wo sie dieses sind, geben sie sich nicht lediglich als solche, noch sind sie Nachahmung oder Nachbildung. Ein Analogon persischer oder arabischer Dichtung hinzustellen, zeigen zu wollen, wie man in Arabien oder Persien dichte, ein Bild des Orients zu geben oder durch Musterstücke in orientalische Dichtung einzuführen, oder gar orientalische Sitten zu schildern — dies Alles lag Goethe fern oder kam doch nur beiläufig zur Geltung Was er uns im Divan

sich der Zwischenknochen von der obern Kinnlade, und weil sich alle Theile auf einander beziehen, so spaltet sich zugleich die Lippe. Sieht man nun das Os intermaxillare als ein abgesondertes an, so begreift man, wie es, um die Kur zu bewirken, herausgekneipt werden kann, ohne daß die obere Kinnlade beschädigt, zersplittert oder krankhaft affizirt werde. Die wahre Ansicht der Natur nützt jeder Praxis.

Selbst an den Schädeln ungeborner oder junger Kinder findet sich doch eine Spur, quasi rudimentum, des Ossis intermaxillaris; je unreifer die Embryonen, desto deutlicher. An einem Hydrocephalo sah ich zwei völlig abgesonderte kleine Knochenkerne, und bei erwachsenen jugendlichen Köpfen ist doch oft noch vorn am Gaum eine Sutura spuria zu merken, welche die vier Incisores gleichsam vom übrigen Limbus dentium absondert.

Jak. Sylvius sagt gar: Cranium domi habeo, in quo affabre est expressa sutura in gena superna ab osse frontis secundum nasum, per dentium caninorum alveolos, in palatum tendentem, quam praeterea aliquoties absolutissimam conspexi et spectandam auditoribus circiter 400 exhibui; und, um seinen armen Galen gegen Vesal zu retten, glaubt er, vor Alters hätten die Menschen alle ein separates Os intermaxillare gehabt, das sich nach der Hand durch Debauchen und zunehmenden Luxus der Nachwelt verloren. Das ist zwar arg, aber noch ärger ist, daß Ren. Henet in Apologia aus der ganz alten Geschichte umständlich und mühselig erweist, die alten Römer hätten damals ebenso liederlich gelebt als die jetzige Welt; er führt zu dem Behuf alle römische Leges sumtuarias an.

Ueber die vel quasi Spur eines rudimenti ossis intermaxillaris bei Foetibus habe ich mich wol nicht deutlich genug ausgedruckt. Auf der Außenseite (im Gesicht) ist sie nicht leicht merklich. Aber unten am Gaum und bei einzelnen Ossibus maxillaribus auch an der einen Nasenfläche bald mehr bald minder kenntlich. Zuweilen erhalten sich die Vestigia am Gaum auch

noch bei Adolescentibus, und in einem ſchönen Hydrocephalo iſt es von der einen Seite (aber freilich praeter naturam) ganz ſeparat, als ein einzelnes Knöchelchen. Fallopius beſchreibt es Obs. anat., pag. 35 b: Dissentio ab iis, qui publice testantur reperiri suturam sub palato per transversum ad utrumque caninum pertinentem, quae in pueris pateat, in adultis vero ita obliteretur, ut nullum ipsius relinquatur vestigium. Nam reperio, hanc divisionem vel rimam potius esse quam suturam, cum os ab osse non separetur, neque in exterioribus appareat.

Dem widerſpricht der bärbeißige Euſtachius, Ossium exam., pag. 194 sq.: die Sutur ſei auch in Erwachſenen da: et palatum supra infraque dirimit. Aber er ſcheint Fallopium nicht zu verſtehen oder nicht verſtehen zu wollen und von der Harmonia zwiſchen Parte palatina Ossis maxillaris und den Ossibus palati ſelbſt zu ſprechen.

Albinus, Icones oss. fetus, pag. 36: Os maxillare superius in parvulis saepe inveni constans ex aliquot frustulis, quae tamen cito confluunt in os unum. Tab. V. f. 3 3m: Fissura quae palatum ex transverso secat, pone dentes incisores; abiens deinde in suturae speciem.

Und ſelbſt bei Adultis in Tab. ossium, t. 1. 2. f. 1 b: Sutura ossis maxillaris propria. Aber wie geſagt, es iſt noch himmelweit vom wahren Osse intermaxillari verſchieden; etwa wie Membrana semilunaris oculi humani von Membrana nictitans des Kibitz, der ſie erſtaunlich groß hat.

Vorſtehende Auszüge aus alten und neuen Schriften, auch aus brieflichen Mittheilungen lebender Naturfreunde, geben uns ein auffallendes Beiſpiel, wie dieſelbe Sache von mehr als einer Seite betrachtet, und etwas, das in Zweifel ſchwebt, ſo gut bejaht als verneint werden kann. Was uns betrifft, ſo ſind wir völlig beruhigt, wenn wir eine vieljährige fruchtbare Ueberzeugung zum Schluſſe nochmals wiederholen: dem Menſchen wie den Thieren ſei ein Zwiſchenknochen der obern Kinnlade zuzuſchreiben.

Jena 1819.[1])

---

[1]) Veröffentlicht 1820. — A. d. H.

Die beiden nach vieljährigem Zaudern mitgetheilten Aufsätze sowie die darauf folgenden Literarnotizen wurden abgedruckt, wie sie sich in den Papieren gefunden; nun bleibt zu besserem Verständniß noch Einiges zu sagen übrig, welches in verschiedenen Abtheilungen geschehen soll.

I. Erste Anregung zu diesen Studien durch Versetzung des Weimarischen Kunst- und Naturalienkabinets nach Jena. Naturwissenschaftliche Anstalten daselbst; wissenschaftliches und praktisches Bemühen, unausgesetzte, folgerechte Behandlung.

II. Entschuldigung wegen fehlender Zeichnungen beim zweiten Aufsatz; wie es damit ergangen, und von den Mitteln, diesen Mangel zu ersetzen.

III. Von schriftlichen ausführlichen Beschreibungen, und was daraus erfolgt.

IV. Später, verneinender Nachklang zu Ende des Jahrhunderts.

V. Wie man im Bearbeiten des Hauptschema weiter verfahren.

VI. Wie man verschiedene einzelne Theile in Wirklichkeit parallel gestellt.

VII. Probeblatt einer Tabelle, um die osteologischen Erfahrungen gleich methodisch einzutragen und zweckmäßig zu sammeln.

VIII. Inwiefern von den Wirbelknochen die Schädelknochen abzuleiten seien und auch Gestalt und Funktion derüber zu erklären sein möchte.

I.

Die Weimarische Kunstkammer, vom Herzog Wilhelm Ernst im Jahre 1700 angelegt, enthielt unter andern Merkwürdigkeiten auch manche bedeutende Naturseltenheit. Wie das Erstaunen immer den ersten Reiz zur Wissenschaft giebt, so war damals das Interesse an der Thiergeschichte durch das Seltsam-Ungeheure erregt. Dieser Neigung verdanken wir die Grundlage und auffallend merkwürdige Körper unsers osteologischen Museums.

Und so drangen dergleichen Gegenstände gar bald in das Mittelland, da man kaum funfzig Jahre vorher erst in den

Küstenländern, nachdem man sich mit Gold, Gewürz und Elfenbein überfüllt hatte, auch in naturhistorischem Sinne anfing, obgleich noch sehr verworren und unvollständig, fremde Naturprodukte zu sammeln und aufzubewahren.

Wir besitzen einen völlig ausgewachsenen, wohl erhaltenen Elephantenschädel, zugleich mit der Unterkinnlade und einigen einzelnen Eckzähnen.

Die zu einer stumpfen Säule zusammengewachsenen Halswirbelknochen des Wallfisches, auch Schulterblätter des Ungeheuers, mit Schiffen bemalt, um das Wunderliche dieser breiten Knochenfläche zu erheben. Ferner sieht man zwei Rippen und eine Unterkinnlade des Riesenhauptes; sie hat eine Länge von zweiundzwanzig Leipziger Fuß, wornach man die Größe des Thiers ermessen kann.

Große Schildkrötendecken hatte man anzuschaffen auch nicht verfehlt; sodann richtete sich die Aufmerksamkeit auf andere thierische Theile, merkwürdig durch Abweichung und Umbildung solcher Gestalten, die uns gewöhnlich umgeben; Antilopenhörner aller Art und Verwandtschaft; ferner die langen, vorwärts gesenkten, spitzen Hörner des indischen Büffels, welche uns durch Kapitän Thomas Williamson's Indische Jagdstücke erst recht merkwürdig geworden. Alles dieses nebst manchen andern Dingen, als einem Krokodil, einer Riesenschlange u. s. f., wurde nach Jena gebracht als bedeutender Grund einer größeren Sammlung.

Die Vermehrung geschah nach und nach, indem die Skelette von Haus-, Feld- und Waldthieren der Umgegend angeschafft wurden. Die Geschicklichkeit des Kustos Türrbaum, der sich mit dergleichen Dingen gern beschäftigte, förderte die Anstalt in kurzer Zeit.

Da nach Entfernung des von Loderischen Kabinets sogleich Anstalt getroffen wurde, eine künftig bleibende Sammlung in demselben Lokal einzurichten, so geschahe dieses durch die Sorgfalt der Herren Ackermann und Fuchs, welche sich der Geschicklichkeit des Prosektors Homburg zu diesem Zweck zu bedienen wußten, indem sie neben der menschlichen Anatomie auch manches für Thierzergliederung Bedeutendes zugleich mit ausarbeiten ließen.

Bisher hatten alle fremde und einheimische Knochenpräparate in dem zoologischen Kabinet neben ausgestopften und in Spiritus aufbewahrten Geschöpfen Platz genommen; bei wachsender Menge jedoch fand sich Gelegenheit, einen großen Saal

einzurichten, welcher jetzt fast wieder zu klein scheint; denn durch immer wirkende Sorgfalt Ihro K. H. des Großherzogs von Sachsen-Weimar und Eisenach wurde, was von vorzüglich gebildeten Pferden dem fürstlichen Stalle oder von bedeutenden seltnen Hausthieren den ökonomischen Anstalten verloren ging, für Wissenschaft zum Vortheil verwendet und die Skelette zu genannter Anstalt eingebracht; nicht weniger, was den mit Thieren herumziehenden Fremden hie und da verunglückte, sowol in der Nähe als auch aus der Ferne herbeigeschafft, wie denn einst, bei großer Kälte, ein zu Nürnberg verendeter Tiger mit der fahrenden Post stark gefroren anlangte und noch jetzt, ausgestopft und skelettirt, unsern Museen zu vorzüglichem Schmuck gereicht.

In der neusten Zeit jedoch brachte Ihro K. H. Aufenthalt in Wien wie andern Anstalten also auch den unsrigen die bedeutendsten Vortheile. Herr Director von Schreibers ward unserm Vorhaben geneigt, und dieser ebenso kenntnißreiche als thätige und gefällige Freund hat nicht aufgehört, uns mit den wünschenswerthesten Körpern zu versehen. Wir verdanken ihm die Skelette der Gemse, des Bibers und Känguru; den Strauß und Reiher, die Gehörwerkzeuge mehrerer Vögel, wie solche in Wien auf das Netteste ausgearbeitet werden; die Skelette der Eidechse im Ganzen und in die kleinsten Theile gesondert, sowie der Schildkröte; unzählige Einzelnheiten und alle bedeutend und unterrichtend.

Der Gebrauch dieser Sammlungen war sogleich von ihrer ersten Einrichtung an bei Vorlesungen über menschliche Anatomie eingeleitet, weil auf die sich immer mehr ausbildende Zootomie nothwendig Rücksicht genommen werden mußte. Auch ich von meiner Seite versetzte nicht, belehrende Exemplare und Präparate um mich zu sammeln, in manchem Sinn zerstückte und zersplitterte Schädel und andere Knochen, um sowol vorsätzliche als zufällige Einsicht in den inneren Bau des wichtigen Knochengebäudes zu erlangen.

Die eigentliche Bestimmung aber der sowol zu meinem eignen besondern als zum öffentlichen und allgemeinen Zweck versammelten Gegenstände ward erst erfüllt, als nach allgemeinen Wünschen und längst tief gefühltem Bedürfniß die Einrichtung einer Veterinärschule beliebt wurde. Herr Professor Renner ward berufen und trat sein Amt an, ehe noch die nöthige Einrichtung gemacht werden konnte, und nun sah ich mit Vergnügen

meine sonstigen, bisher unter Staub und Moder beseitigten Präparate wieder lebendig und nützlich werden und meine Anfänge den Anfängen einer höchst bedeutenden Anstalt zu Gute kommen. Eine obgleich unterbrochene, doch nie getilgte Thätigkeit fand hierin ihre angemessenste Belohnung; denn bei jedem redlichen, ernstlichen Handeln, wenn auch anfangs Zweck und Beruf zweifelhaft scheinen sollten, finden sich beide zuletzt klar und erfüllt. Jedes reine Bemühen ist auch ein Lebendiges, Zweck sein selbst, fördernd ohne Ziel, nützend, wie man es nicht voraussehen konnte.

Und von diesen vielfachen und in einander greifenden Anstalten sei noch so viel gesagt: Für die Veterinärschule, für eine so weit aussehende Unternehmung, wurde ein hinreichendes Lokal, der sogenannte Heinrichsberg, angekauft, die nöthigen Baulichkeiten besorgt, und da glücklicherweise unter Anleitung des Herrn Hofrath Fuchs sich ein junger Mann Namens Schröter herangebildet hatte und sich im Besitz der nöthigen Eigenschaften eines Prosektors befand, so ist bei unermüdlicher Direktion des Vorstehers schon jetzt auf dem Heinrichsberge gleichfalls ein zootomisches Kabinet der übrigen Systeme des Thierkörpers, in Bezug auf jenes osteologische, im glücklichen Werden und Gedeihen; die Hauptpräparate zu didaktischen Zwecken sind, sorgfältig ausgeführt, vorhanden.

Es unterscheiden sich also in Jena drei Museen, deren Inhalt nach ihrer successiven, gewissermaßen zufälligen Entstehung nicht streng abgetheilt ist; sie greifen aber dergestalt in einander, daß sowol Direktoren als Kustoden sich wechselsweise bei vorkommenden wissenschaftlichen Bedürfnissen an Handen gehen und das Nöthige einander mittheilen. Das eine Kabinet jedoch enthält vorzüglich menschliche Anatomie, das zweite thierische Osteologie; beide befinden sich innerhalb der Räume des fürstlichen Schlosses; das dritte, bei der Veterinärschule, enthält, was sich Osteologisches vorzüglich auf Hausthiere bezieht, auch die übrigen Systeme des thierischen Körpers, Muskeln, Arterien, Venen, Lymphatisches, Nerven u. s. w.

II.

Als ich mich zu Anfang der Achtziger Jahre unter Hofrath Loder's Anleitung und Belehrung viel mit Anatomie be-

schäftigte, war mir die Idee der Pflanzenmetamorphose noch nicht aufgegangen; allein ich arbeitete eifrig auf einen allgemeinen Knochentypus los und mußte deshalb annehmen, daß alle Abtheilungen des Geschöpfes, im Einzelnen wie im Ganzen, bei allen Thieren aufzufinden sein möchten, weil ja auf dieser Voraussetzung die schon längst eingeleitete vergleichende Anatomie beruht. Hier trat nun der seltsame Fall ein, daß man den Unterschied zwischen Affen und Menschen darin finden wollte, daß man jenem ein Os intermaxillare, diesem aber keines zuschrieb; da nun aber genannter Theil darum hauptsächlich merkwürdig ist, weil die oberen Schneidezähne darin gefaßt sind, so war nicht begreiflich, wie der Mensch Schneidezähne haben und doch des Knochens ermangeln sollte, worin sie eingefügt stehen. Ich suchte daher nach Spuren desselben und fand sie gar leicht, indem die Canales incisivi vorwärts die Grenze des Knochens bezeichnen und die von da aus nach den Seiten zu auslaufenden Suturen gar wohl auf eine Absonderung der Maxilla superior hindeuten. Loder gedenkt dieser Betrachtung in seinem anatomischen Handbuch (1788), S. 89, und man dünkte sich viel bei dieser Entdeckung. Umrisse wurden gemacht, die das Behauptete klar vor Augen bringen sollten, jene kurze Abhandlung dazu geschrieben, ins Lateinische übersetzt und Camper'n mitgetheilt, und zwar Format und Schrift so anständig, daß sie der treffliche Mann mit einiger Verwunderung aufnahm, Arbeit und Bemühung lobte, sich freundlich erwies, aber nach wie vor versicherte, der Mensch habe kein Os intermaxillare.

Nun zeugt es freilich von einer besondern Unbekanntschaft mit der Welt, von einem jugendlichen Selbstsinn, wenn ein lateinhafter Schüler den Gildemeistern zu widersprechen wagt, ja, was noch thörigter ist, sie zu überzeugen gedenkt. Fortgesetzte vieljährige Versuche haben mich eines Andern belehrt, mich belehrt, daß immerfort wiederholte Phrasen sich zuletzt zur Ueberzeugung verknöchern und die Organe des Anschauens völlig verstumpfen. Indessen ist es heilsam, daß man dergleichen nicht allzu zeitig erfährt, weil sonst jugendlicher Frei- und Wahrheitssinn durch Mißmuth gelähmt würde. Sonderbar schien es, daß nicht nur die Meister auf dieser Redensart beharrten, sondern auch gleichzeitige Mitarbeiter sich zu diesem Credo bequemten.

Wir dürfen indessen nicht ermangeln, das Andenken eines jungen geschickten Zeichners Namens Waitz zu erneuern, der, in dergleichen Arbeiten geübt, sowol Umrisse als ausgeführte Nach-

bildungen fortsetzte, indem wir entschlossen waren, kleine Abhandlungen dieser Art, die etwas Bedeutendes im anatomischen Felde berühren und erregen sollten, mit sorgfältigen Kupfern drucken zu lassen. Hier sollte der bestrittene Knochen von seiner größten Einfalt und Schwäche bis zu seiner Gedrängtheit und Kraft in einer reinen Folge dargestellt werden, und wie er sich zuletzt im edelsten Geschöpfe, dem Menschen, aus Furcht, thierische Gefräßigkeit zu verrathen, schamhaft verberge.

Was aber von Zeichnungen jener Zeit übrig geblieben, werde zunächst bemerkt. Da man von dem Einfachsten zum Zusammengesetzteren, vom Schwächeren zum Stärkeren übergehen die Absicht hatte, so wählte man zuerst das Reh, wo der fragliche Knochen schwach, bügelartig und zahnlos erscheint; man ging zum Ochsen über, wo er sich verstärkt, verflächt und verbreitet. Das Kameel war seiner Zweideutigkeit wegen merkwürdig, das Pferd entschiedener in Absicht der Schneidezähne, der Eckzahn klein. Dieser ist groß und stark am Schweine, monstros an Sus babirussa, und doch behauptet überall der Zwischenknochen seine vollkommenen Rechte. Am Löwen vollgedrängt und körperhaft, mächtig durch sechs Zähne, stumpfer am Bären, vorgestreckter am Wolf; das Walroß, wegen seiner perpendikularen Gesichtslinie, wird dem Menschen ähnlich, der Affe erhebt sich noch mehr, wenn er schon artenweise in die Bestie zurücktritt, und endlich stellt der Mensch sich ein, wo sich nach allem Vorgekannten diese Knocheneintheilung nicht verkennen läßt. Diese mannichfaltigen Knochengestalten hatte man zu besserer Ein- und Uebersicht meist von oben, unten und von der Seite zeichnen lassen; sie sind reinlich und deutlich schattirt, unter Rahmen und Glas gebracht und stehen in dem Jenaischen Museum einem Jeden zur Ansicht frei. Von den an obiger Sammlung fehlenden waren zum Theil schon Skizzen gemacht, andere Körper wurden angeschafft; aber der Tod des jungen Künstlers, der sich in die Sache zu fügen gewußt, und andere Zwischenfälle störten die Vollendung des Ganzen, wie man denn bei fortdauerndem Widerspruch die Lust verlor, von einer so klaren und deutlichen Sache immerfort tauben Ohren zu predigen.

Was man aber unter den Jenaischen Abbildungen den Freunden der Wissenschaft gar wohl empfehlen darf, sind vier Zeichnungen nach dem Kassler Elephantenschädel, den ich durch Sömmerring's Gunst und Gefälligkeit zu benutzen in

den Stand gesetzt war. Dieses junge Subjekt, das in Deutschland sein Leben nicht fristen konnte, zeigt uns in seinen Resten die meisten Suturen, wenigstens an einer Seite unverwachsen; die Zeichnungen, und zwar des ganzen Schädels, sind nach gleichem Maßstabe verkleinert und von vier Seiten genommen, so daß man den Zusammenhang des Ganzen gar wohl daran erkennen kann, und was uns hier am Meisten berührt, so spielt vor allen das Os intermaxillare eine große Rolle; es schlägt sich wirklich um den Eckzahn herum, daher denn auch bei flüchtiger Beobachtung der Irrthum entstanden sein mag, der ungeheure Eckzahn sei im Os intermaxillare enthalten. Allein die Natur, die ihre großen Maximen nicht fahren läßt, am Wenigsten in wichtigen Fällen, ließ hier eine dünne Lamelle, von der obern Kinnlade ausgehend, die Wurzel des Eckzahns umgeben, um diese organischen Uranfänge vor den Anmaßungen des Zwischenknochens zu sichern.

Zu fernerer Vergleichung ließ man den großen ausgewachsenen Elephantenschädel des Museums gleichfalls zeichnen, da denn sehr wunderbar auffällt, wenn bei dem jungen Subjekt die obere Kinnlade und das Os intermaxillare schnabelartig hervorstreben und der ganze Kopf in die Länge gezogen erscheint, dagegen am ausgewachsenen das Ganze in ein beinahe regelmäßiges Quadrat einzuschließen ist.

Wie ernst es aber überhaupt mit diesen Arbeiten gewesen, erhellet auch daraus, daß nach gedachten Zeichnungen zwei Kupferplatten in klein Folio von Lips auf das Sauberste gestochen worden zum Behuf ausführlicher Abhandlungen, die man sich vorgesetzt hatte. Abdrücke davon hat man gleichfalls, Wissenschaftsfreunden zu Liebe, aufgestellt.

Nach Allem diesem wird man uns verzeihen, wenn der erste Entwurf unserer Arbeit ohne die darin beschriebenen Tafeln vorgelegt worden, besonders wenn man betrachtet, daß diese edle Wissenschaft seit jener Zeit erst recht ausgebreitet und belebt ist. Kaum wird sich ein Liebhaber finden, der nicht entweder in öffentlichen Museen oder in seiner Privatsammlung alle diejenigen Körper und Präparate besäße, von denen hier die Rede war; sollte es aber ja daran fehlen, so kann man sich aus dem bedeutenden Werke der Kraniologie des Herrn Spix aufs Beste belehren, wo Abbildung und Beschreibung die Frage völlig außer Zweifel setzen.

Wir finden zuerst Seite 19 klar und unbewunden ausge-

sprochen, daß auch am Schädel des Menschen das Os intermaxillare nicht zu leugnen sei. Ferner wird dasselbe auf den Linearzeichnungen beim Menschen sowol als den Thieren mit Nr. 13 bezeichnet. Dadurch wäre nun die Sache für ewig abgethan, wenn nicht der unserem Geschlecht eingeborne Widerspruchsgeist, wo nicht in der Sache, doch wenigstens in Ansicht und Wort Anlaß zu Verneinung des anerkanntesten Wahren zu finden wüßte. In der Methode selbst des Vortrags liegt schon der Grund des Gegensatzes: wo der Eine anfängt, hört der Andere auf, wo der Eine trennt, verbindet der Andere, so daß zuletzt bei dem Hörer ein Schwanken entsteht, ob nicht Beide Recht haben. So darf auch endlich nicht unbemerkt bleiben, daß in dem Laufe des Sprechens über diesen Gegenstand bedeutende Männer zuletzt die Frage aufwarfen, ob es denn wirklich der Mühe werth sei, darauf immer wieder zurückzukommen. Sollen wir auch hierüber aufrichtig sprechen, so ist dieses Ablehnen schlimmer als Widerspruch; denn es enthält ein Verneinen des Interesses, wodurch jedes wissenschaftliche Streben völlig aufgehoben wird.

Doch fehlte auch Aufmunterung keineswegs. So sagte Freund Sömmerring in seiner Knochenlehre 1791, S. 160: „Goethe's sinnreicher Versuch aus der vergleichenden Knochenlehre, daß der Zwischenknochen der Oberkinnlade dem Menschen mit den übrigen Thieren gemein sei, von 1785, mit sehr richtigen Abbildungen, verdiente öffentlich bekannt zu sein."

III.

Aber nicht allein mit bildlichen Darstellungen, sondern auch mit wörtlichen Beschreibungen wollte man die Arbeit ausstatten; denn Bild und Wort wetteifern unablässig, Naturgeschichte näher zu bestimmen und weiter zu verbreiten. Nun diente jenes oben aufgestellte Schema zur Grundlage, und man beschrieb den Zwischenknochen nach allen seinen Theilen durchaus in jener Ordnung, es mochte ein Thierschädel vorkommen, welcher wollte. Dadurch häufte sich aber gar vieles Papier, das man bei näherer Ansicht zu einer freien und anschaulichen Mittheilung unbrauchbar fand; hartnäckig jedoch auf dem gefaßten Vorsatz beharrend, behandelte man dies als Vorarbeit

bietet, ist mehr, es ist das Höchste, was er geben konnte: fremde Poesie dem deutschen Geiste angeeignet und in diesem wieder neu geboren. So ist der Divan ein eignes, deutsches Kunstprodukt, keine Contrefaçon, keine Nachgeburt. Eine derartige Assimilirung setzt eine innere Verwandtschaft des Herübergenommenen mit dem Eignen voraus. Nur das unsrer Humanität Gemäße oder Anzuähnlichende klingt im Divan wieder. Was unserm Wesen widerstreitet, wie das Haremsleben und die orientalische Auffassung der Liebe überhaupt, ist ihm fern geblieben, und die darin gefeierte Liebe ist, wie in den „Römischen Elegien", eine deutsche. Die lichte Klarheit unsrer Gedichte enthält nichts von dem fanatischen, nichts von dem mystischen oder beschaulichen Geiste des mahometanischen Orients. Nur gelegentlich sind diese Richtungen angedeutet, wie die Mystik in dem tiefsinnigsten aller deutschen Gedichte „Selige Sehnsucht" (I. 18).

Nur die thätige, lebendige Seite des Orients fand im Divan Ausdruck. Hafis ist der Heilige, dem sich Goethe geweiht, nicht Mewlana, dem er vielmehr opponirt. Den Divan trägt die Gottergebenheit des Orients, aber nicht sein Fatalismus, nicht sein Quietismus trotz Gervinus (Literaturgeschichte, V. S. 648). Alles drängt hier zur Freude, zum Leben, zur Liebe aus der Tiefe eines beruhigten und in Gott gefaßten Gemüths. Aus der engen Stube und aus allem Engen der Heimath nimmt der Dichter seine Hegire ins Freie der Welt, sowol zur freien Natur als zum Verkehr mit Menschen in fremden Städten, in Bädern, in Schenken, und hier entstehen seine Gedichte aus

und fing an, nach derselben zwar genaue, aber fließende und dem Stil nach wohlgefälligere Beschreibungen auszuarbeiten.

Aber alle diese Hartnäckigkeit führte nicht zum Ziel, indem die Arbeiten, mehrmals unterbrochen, keinen klaren Begriff gaben, wie dasjenige zu vollenden sei, von dessen Wahrhaftigkeit und Interesse man sich so lebhaft überzeugt hatte. Zehn Jahre waren verflossen und mehr, als meine Verbindung mit Schiller'n mich aus diesem wissenschaftlichen Beinhaus in den freien Garten des Lebens rief. Meine Theilnahme an seinen Unternehmungen, an den Horen, den Musenalmanachen, den dramatischen Versätzen und aus mir selbst hervorgerufene eigene Arbeiten, als Herrmann und Dorothea, Achilleïs, Cellini, eine neue Aussicht nach Italien und endlich eine Reise nach der Schweiz entfernten mich entschieden von jenen Arbeiten und Bearbeiten, so daß von der Zeit an Staub und Moder sich über Präparaten und Papieren aufhäuften, denen ich eine fröhliche Auferstehung an der Hand eines jüngeren Freundes zu wünschen nicht unterließ. Auch hätte ich diese Hoffnung wol erfüllt gesehen, wenn nicht gleichzeitige Menschen oft durch Umstände oder Eigenheiten, anstatt mit einander zu wirken, gegen einander zu arbeiten veranlaßt würden.

IV.

Gottlelf Fischer, ein jüngerer Mann, der mir in diesem Fache rühmlich bekannt war, gab im Jahr 1800 eine Schrift heraus: Ueber die verschiedene Form des Intermaxillarknochens in verschiedenen Thieren. Seite 17 erwähnt er meine Bemühung, indem er spricht: „Goethens sinnreicher Versuch aus der Knochenlehre, daß der Zwischenknochen der Obermaxille dem Menschen mit den übrigen Thieren gemein sei, ist mir unbekannt geblieben, und ich muß besonders bedauern, daß mir entgangen ist, seine schönen Zeichnungen über diesen Gegenstand zu sehen. Ueberhaupt wäre es zu wünschen, daß dieser seine Beobachter seine scharfsinnigen Ideen über die thierische Oekonomie, mit philosophischen durchwebt, bald der gelehrten Welt mittheilen möchte."

Hätte dieser kenntnißreiche, thätige Mann nun in Gefolg einer allgemeinen Nachricht sich mit mir in nähere Beziehung

gesetzt und sich von meinen Ueberzeugungen durchdringen können, so würde ich ihm gerne Manuskripte, Zeichnungen und Kupfer abgetreten haben, und die Sache wäre schon damals ins Gleiche gekommen, anstatt daß noch mehrere Jahre hingingen, eh eine nützliche Wahrheit konnte anerkannt werden.

V.

Als in Geiola einer treuen und fleißigen Behandlung der Pflanzenmetamorphose das Jahr 1790 mich mit erfreulichen und neuen Aussichten auch über thierische Organisation beglückte, wandte sich mein ganzes Bestreben gegen diesen Theil; ich fuhr unermüdet fort zu beobachten, zu denken und zu ordnen, wodurch sich die Gegenstände immer mehr vor mir aufklärten. Dem Seelenkenner wird es ohne weiteren geschichtlichen Beleg einleuchtend sein, daß ich durch eine produktive Leidenschaft in diese schwerste aller Aufgaben getrieben ward. Der Geist übt sich an dem würdigsten Gegenstande, indem er das Lebendige nach seinem innersten Werth zu kennen und zu zergliedern suchte; aber wie sollte ein solches Streben einen glücklichen Erfolg haben, wenn man ihm nicht seine ganze Thätigkeit hingäbe!

Da ich aber aus eignem Willen und zu eignen Zwecken in diese Regien gelangt, so mußte ich mit eignen frischen Augen sehen, und da kennt' ich bald bemerken, daß die vorzüglichsten Männer vom Handwerk wol einmal nach Ueberzeugung aus dem herkömmlichen Gleis auf die Seite bogen, aber den eingeschlagenen Hauptweg nicht verlassen, sich auf eine neue Fahrt nicht einlassen durften, weil sie ja die gebahnte Straße und zugängliche Gegenden ihrem und Anderer Vortheil gemäß zu befahren am Bequemsten fanden. Gar manche andere wunderbare Entdeckung konnte mir nicht entgehen, z. B. daß man sich auch im Sonderbaren und Schwierigen gefiel, damit nur einigermaßen etwas Merkwürdiges zum Vorschein käme.

Ich aber verharrte auf meinem Vorsatz und Gang und suchte alle Vortheile ohne Rücksicht zu nutzen, die sich beim Absondern und Unterscheiden gern und willig darbieten und unsäglich fördern, wenn wir nur nicht zu weit gehen und zu rechter Zeit wieder zu verknüpfen wissen. Die Behandlung unserer Urväter, wie wir sie bei Galen und Besal finden, konnte

hier nicht in Betrachtung gezogen werden; denn wenn man Knochenpartien, wie sie gelegentlich auseinanderfallen oder zusammenbleiben, willkürlich als ein Ganzes behandelt und die Theile dieser größeren Massen durch Zahlen unterscheidet, wer kann sich dem Sinn und Geiste nach nur einigermaßen gefördert finden? welche Umsicht könnte daraus erfolgen? Von dieser freilich unreifen Weise war man nach und nach abgekommen, hatte sie aber nicht aus Vorsatz, aus Maxime verlassen; deshalb hing noch oft zusammen, was wol nachbarlich verwachsen, aber doch nicht Theil vom Theile war, ja man verknüpfte mit wunderlichem Eigensinn, was die Zeit, die doch auch wol das Vernünftige zuläßt, geschieden hatte, wieder aufs Neue.

Indem ich nun ihrer Natur nach innerlich gleiche, in der Erscheinung aber völlig ungleiche organische Theile parallelisiren sollte, hielt ich an dem Gedanken fest, man solle die Bestimmung jedes Theils für sich und sein Verhältniß zum Ganzen zu erforschen trachten, das eigene Recht jedes Einzelnen anerkennen und die Einwirkung aufs Uebrige zugleich im Auge behalten, wodurch denn zuletzt Nothwendiges, Nützliches und Zweckmäßiges am lebendigen Wesen müßte zum Vorschein kommen.

Man erinnert sich noch der vielen Schwierigkeiten, welchen die Demonstration des menschlichen Keilbeins ausgesetzt war, und wie man weder die Form recht zu fassen, noch die Terminologie dem Gedächtniß einzuprägen so leicht fähig gewesen; sobald man aber einsah, daß es aus zwei gleichen, nur in der Form wenig von einander abweichenden Knochen zusammengesetzt sei, so vereinfachte sich Alles, und zugleich belebte sich das Ganze.

Gleicherweise ward man durch die verwickelteste aller Darstellungen, wodurch die Gehörwerkzeuge mit ihrer Umgebung zugleich demonstrirt werden sollten, an eine Trennung zu denken veranlaßt, welche sich bei Thieren gar wohl bewirken ließ, und wo man die drei Theile, die man sonst als kenntlich und in einen Körper verschmolzen betrachtete, nunmehr in drei wirklich separirte und öfter sogar zu separirende Theile auseinanderfallen sah.

Die untere Kinnlade betrachtete ich von dem Schädel ganz getrennt und zu den Hülfsorganen gehörig; sie ward auch deshalb den Armen und Beinen gleich gestellt. Nun, ob sie schon bei den Mammalien nur aus zwei Theilen zu bestehen schien, führte doch ihre Gestalt, ihre merkwürdige Beugung, die

Verbindung mit dem Oberhaupt, die aus ihr sich entwickelnden Zähne auf die Vermuthung, daß auch hier ein Komplex einzelner Knochen zu finden sei, welche, zusammengewachsen, die merkwürdige Bildung erzeugen, die einen so wunderbaren Mechanismus ausübt. Diese Vermuthung ward bestätigt durch Zergliederung eines jungen Krokodils, wobei sich zeigte, daß jede Seite aus fünf in und über einander geschobenen Knochentheilen, das Ganze also aus zehn Theilen zusammengesetzt sei. Es war belehrend und erfreulich, nach den Spuren dieser Abtheilungen auch bei Mammalien zu forschen und, wie man sie mit den Augen des Geistes zu entdecken glaubte, auf manche Kinnladen in- und auswendig aufzuzeichnen und so bestimmt den Sinnen darzubringen, was vorher die Einbildungskraft zu bezeichnen und festzuhalten kaum im Stande war.

So bereitete ich mir immer mehr eine freie Uebersicht über die Natur und machte mich fähiger, an jedem redlichen Bemühen in diesem Fach freudig und aufrichtig Theil zu nehmen. Ich erhöhte nach und nach meinen Standpunkt zu Beurtheilung wissenschaftlicher und ethischer Behandlung auch in diesen Regionen menschlicher Geschäftigkeit.

So benutzte ich viele Zeit, bis im Jahre 1795 die Gebrüder von Humboldt, die mir schon oft als Dioskuren auf meinem Lebenswege geleuchtet, einen längeren Aufenthalt in Jena beliebten. Auch bei dieser Gelegenheit strömte der Mund über, wovon das Herz voll war, und ich trug die Angelegenheit meines Typus so oft und zudringlich vor, daß man, beinahe ungeduldig, zuletzt verlangte, ich solle das in Schriften verfassen, was mir in Geist, Sinn und Gedächtniß so lebendig vorschwebte. Glücklicherweise fand sich zu selbiger Zeit ein junger, diesen Studien geneigter Freund, Maximilian Jacobi, daselbst, dem ich jenen Aufsatz, ziemlich wie er noch vorliegt, aus dem Stegreif diktirte und jene Methode mit wenig Abweichung als Grundlage meiner Studien beibehielt, wenn ich sie gleich nach und nach auf gar mancherlei Weise hätte modifiziren können. Die drei ersten Kapitel, die gegenwärtig als Entwurf daliegen, schrieb ich ausführlicher. Auch diese Bearbeitung verdiente vielleicht in der Folge mitgetheilt zu werden; denn sollte das Meiste gegenwärtig für Kundige überflüssig sein, so bedenke man, daß es immer frische Anfänger giebt, für welche ältere Anfänge immer noch neu genug sind.

VI.

In einem so weitläufigen und unübersehlichen Felde den unmittelbaren Anblick zu vervielfältigen, bequemer, ja zudringlicher zu machen, stellte man verschiedene Theile mehrerer Thiere neben einander, aber jedesmal nach anderer Ordnung. Die Halsknochen z. B. ordnete man von den längsten bis zu den kürzesten, wodurch zugleich das Gesetz ihrer Abweichung von einander sich deutlicher offenbarte; von der Giraffe bis zum Wallfisch war ein bedeutender Weg, man verirrte sich aber nicht in Vielem, sondern man suchte die wenigen Flügelmänner, die man zu diesem Zwecke bedeutend fand. Wo die natürlichen Körper fehlten, füllte man die Lücke durch Zeichnungen. Merck hatte von der Giraffe, die sich in Haag befand und befindet, eine lobenswürdige Nachbildung geliefert.

Ingleichen wurden Arm und Hände von dem Punkt an, wo sie nur einer Säule, einer Stütze zu vergleichen sind, nur zu der nothwendigsten Bewegung geschickt, bis zur Pronation und Supination, jenem den höher gestellten Thieren gegönnten, nicht genug zu bewundernden organischen Mechanismus, hingestellt.

So geschah auch mit den Beinen und Füßen von dem Punkte an, da sie als unbewegliche Tragsäulen anzusehen sind, bis dahin, wo sie in die leichtesten Schwungfedern verwandelt erscheinen, ja sogar eine Vergleichung mit den Armen in Gestalt und Funktion zulassen. Ferner sollte die Verlängerung des Armes und Beines bis zur engsten Verkürzung derselben, vom Affen bis zur Phoca, das Auge und den Geist zugleich befriedigen. Manches hievon ist geleistet, Anderes vorbereitet, Anderes zerstört und verwirrt worden. Vielleicht sehen wir unter gegenwärtiger Konstellation diesen löblichen Wunsch erfüllt und bestätigt, da solche Zusammenstellungen dadurch leicht möglich werden, daß jedes Museum unvollständige Skelette besitzt, die zu diesem Gebrauch glücklich und vortheilhaft anzuwenden sind.

Gleicherweise gab es zu bedeutenden Betrachtungen Ge-

legenheit, das Os ethmoideum zu vergleichen, von da an, wo es in seiner größten Breite und Freiheit wirkt, wie beim Tapyrus, bis dahin, wo es durch die näher an einander stehenden und in beträchtlicher Größe ausgebildeten Augenhöhlen, wie beim Affen, zusammengedrängt und der Raum der Nasenwurzel beinahe vernichtet wird.

Da man nun hiezu die gemachten und zu machenden Beobachtungen in einiger Ordnung aufzuzeichnen gedachte, damit solche Kollektaneen näher bei der Hand und nach Bedürfniß leichter zu finden und anzuordnen sein möchten, hat man eine Tabelle nach obgedachtem Schema entworfen und sie mit sich auf Reisen geführt und dadurch manches mit späteren Beobachtungen Uebereinstimmendes oder durch dieselbe zu Rektifizirendes gewonnen, wodurch eine allgemeinere Uebersicht erleichtert und eine künftige Generaltabelle verbereitet wurde.

Wollte man sodann ein Thier in sich selbst vergleichen, so durfte man nur die Kolumne perpendikular herunter lesen; sollte die Vergleichung mit andern Thieren geschehen, so las man in horizontaler Richtung, und die Gestalten wechselten ohne Beschwerde vor unserer Einbildungskraft. Wie man dabei verfahren, mag nachstehende Probe ausweisen, wie solche an Ort und Stelle aufgenommen worden, ohne weitere Revision, deswegen für den Inhalt nicht zu stehen ist.

Bei dieser Gelegenheit muß ich dankbar erkennen, wie mir in Dresden durch die Herren Vorsteher des Naturalienkabinets große Gefälligkeit erzeigt und meine Tabelle zu füllen die bequemste Gelegenheit gegeben worden. Früher wurden mir die Merckischen Fossilien zu Nutze, gegenwärtig in dem reichen Großherzoglich Darmstädtischen Museum aufbewahrt; Herrn von Sömmerring's schöne Sammlung hatte mir manchen Aufschluß gegeben, und durch Hilfe meiner Tabelle konnt' ich überall einzelne Merkwürdigkeiten theils zu Ausfüllung, theils zu Revision benutzen. Die höchst schätzenswerthe Sammlung des Herrn von Froriep kam leider erst zu einer Zeit nach Weimar, da ich diesen Studien schon entfremdet war, befindet sich noch daselbst, jetzt da ich von solchen früheren Lieblingsbeschäftigungen für immer Abschied nehmen muß.

VII.

Vertebrae, genereller Charakter und was überhaupt zu bemerken.	Löwe.
	Sehr bestimmt in ihren Formen. Die verschiedenen Abtheilungen sehr deutlich und gesondert. Die Gradationen sanft und doch ausgesprochen.
colli.	
1. Atlas.	Breite Lateralfortsätze, tiefe Cavitates glenoidales.
2. Epistropheus.	Hoher Rückenfortsatz, Proces. lat. posterior. spitz und schmal nach hinten gerichtet.
3.	Es zeigt sich eine Neigung zu flügelartigen Fortsätzen, sie entstehen von der dritten Vertebra an, indem der Proces. lat. unten einen flachen Ansatz vorwärts nach und nach gewinnt.
4.	Dieser Ansatz ist an der sechsten Vertebra am Meisten ausgesprochen, verliert sich aber an der siebenten, deren Proces. lat. seitwärts steht.
5. ꝛc.	Alle Processus spinosi der vier letzten Halsknochen stehen seitwärts.

Biber.	Dromedar.
Wie das ganze Thier unbestimmt und unproportionirt in ihren Formen.	Die Rückenwirbel gedrängt und kurz, die Halswirbel lang wie die übrigen Extremitäten des Thieres.
Im Ganzen schwach.	
Beide groß, verhältnißmäßig.	Klein verhältnißmäßig, Lateralfortsätze gleichfalls schmal, wohl proportionirt.
	Uebermäßig lang.
Der Processus spinosus ist mit dem Rückenfortsatze des Epistropheus verwachsen.	3, 4, 5 an Länge abnehmend, an Stärke gewinnend, keine Proc. spinosi, aber rauhe Erhöhungen von tendinosen Insertionen, beim fünften knopfartig; haben Proc. laterales anteriores lang und abwärts stehend, anfangs spitz. Sie werden nach unten und hinten breiter und geben zuletzt unter den Proc. lateral. post. hinunter und bilden den Flügelfortsatz des 6ten sehr ansehnlich. Dieser Knochen ist kurz und stark, hat einen kammartigen breiten Fortsatz; der 7te Wirbel kleiner, hat einen laminosen Fortsatz.
Die vier übrigen schwächlich, die Proc. spin. spongios.	

Löwe.

dorsi. Bis zur Mitte.	Elfe; die vier ersten Processus spinosi stehen perpendikulär, die sechs folgenden rückwärts, der elfte perpendikulär. Der zweite ist der höchste, der elfte sehr klein, und der Schluß des Rückens wird dadurch sicher und zierlich.
lumborum.	Neun; zwei haben Rippen; die Proc. spin. laminosi geben alle vorwärts, die Proc. later. auch, beide nehmen in schöner Proportion wie die Wirbelknochen im Ganzen hinterwärts zu.
pelvis.	Drei, vielleicht nur zwei verwachsen, sehr schmal und klein; der letzte hat rückwärts fortgesetzte Seitenfortsätze.
caudae.	Vier bis fünfe mit Seitenfortsätzen, rückwärts stehend, ohne perpendikulären Fortsatz, dreizehn bis vierzehn ins Phalangenartige übergehend, endlich ganz Phalange. Die letzte sehr kleine Phalange ist mit der vorletzten verwachsen.
Sternum.	Achte, lang, schlank, scheinen poröse Knochen, wenigstens nicht feste. Haben knorpelige Epiphyses nach unten. Länge und Schlankheit nimmt von oben herunter ab.
Vertebrae.	

Biber.	Dromedar.
Elfe, die vier ersten Proc. spin. klein und vorwärts gebogen, die neun folgenden fast gleiche Höhe, der elfte schon flach wie die der Lumborum.	Die Mitte nicht zu bestimmen, nach der 10ten oder 11ten, die Körper der Vertebrarum werden sehr klein, die Proc. spin. sehr groß. Der 4te ist der höchste, daher die Veranlassung des Höckers; die Proc. spin. haben separirte spongiöseknochige Epiphysen.
Achte; drei haben Rippen; die Proc. laminosi wachsen wie auch der Proc. lateral. nicht in schönen merklichen Stufen.	Neun oder achte; die Rippen betreffend, nicht klar. Die Proc. lam. niedrig, die Proc. later. sehr groß, die Körper klein.
Viere, mit perpendikulären Fortsätzen, die wahrscheinlich oben alle verwachsen sind; an diesem Exemplar waren die zwei ersten abgebrochen.	Viere verwachsen.
Elfe, an diesem Exemplar, das inkomplet ist, sämmtlich mit sehr großen Seitenfortsätzen, die nach hinten abnehmen; die fünf, sechs ersten haben perpendikuläre Fortsätze, die übrigen Spuren davon.	Funfzehn, aus dem Beckenknochen sehr natürlich und zierlich, mit allerlei Gestalten und Epiphysen ins Phalangenartige übergehend. Beim Kameel ist es überhaupt ebendasselbe, nur daß beim Dromedar die Art und Weise des Geschlechts nach seinem Haben und Sollen mehr bezeichnet ist.
Fünfe, jede anders gestaltet; die erste manubrienartig, die zweite und dritte phalangenartig, die vierte hat unten breite Apophysen, die fünfte wie die Spitze des Ensis gestaltet; es ist, als wenn das Menschliche sich von Weitem sehen ließe.	Fünf bis sechse, die oberste spitz, nach unten breiter, haben sämmtlich knochenartige Lateralansätze, welche den Knorpeln und Rippen entgegengehen.

unmittelbaren Anregungen des Tages. Es giebt kaum eine Gedichtsammlung, welche mehr von Lebensfreudigkeit und von dem mit jeder Richtung aufs Ideal verbundenen, edlen und berechtigten Optimismus erfüllt wäre. Als das Buch 1819 in der Epoche des Byron'schen Weltschmerzes ans Licht trat, mußte es wirken wie ein Manifest gegen alle Menschen- und Weltfeindlichkeit. Der Komponist Tomaschek zu Prag, den Goethe in Italien gekannt, traf damals das Richtige, als er es Dichtern und Künstlern als „Schulbuch gegen Weltschmerz" empfahl. Hier ist keine Spur von Selbstquälerei, von Versinken ins Subjekt. Diese Welt kennt keine Melancholie, wenn auch Schmerz und Leid, und die Sehnsucht, welche sie erfüllt, ist gesund und auf faßliche Objekte gerichtet.

Nach seiner Stellung in der Literatur reiht sich der Divan, zumal soweit jener Geist der Hoffnung und des frischen und kühnen Ergreifens der Welt sich mehr bewußt in den drei didaktischen Büchern der Betrachtungen, des Unmuths und der Sprüche ausprägt, dem bekannten Goethe-Meyer'schen Aufsatze von 1817 an über „neudeutsche, religiös-patriotische Kunst."*) Wie dieser Aufsatz war der Divan, seiner innersten Tendenz nach, eine Kriegserklärung gegen die Romantiker in Staat, Kunst und Dichtung, und es entsprach nur dieser Tendenz, daß der Divan in jenen Kreisen, namentlich zu Rom, Niebuhr's Briefen zufolge, das größte Mißfallen erregte. Es ist interessant zu beobachten, wie der Divan den Romantikern gegenüber eine Doppel-

*) Kunst und Alterthum, I. 2. S. 75 ff.

VIII.

Wir wenden uns nun zu einer Angelegenheit, die, wenn darin etwas zu entscheiden wäre, großen Einfluß auf alles vorher Gesagte ausüben müßte. Es entsteht nämlich, da so viel von Gestaltung und Umgestaltung gesprochen worden, die Frage, ob man denn wirklich die Schädelknochen aus Wirbelknochen ableiten und ihre anfängliche Gestalt ohngeachtet so großer und entschiedener Veränderungen noch anerkennen solle und dürfe. Und da bekenne ich denn gerne, daß ich seit dreißig Jahren von dieser geheimen Verwandtschaft überzeugt bin, auch Betrachtungen darüber immer fortgesetzt habe. Jedoch ein dergleichen Aperçu, ein solches Gewahrwerden, Auffassen, Vorstellen, Begriff, Idee, wie man es nennen mag, behält immerfort, man geberde sich, wie man will, eine esoterische Eigenschaft; im Ganzen läßt sich's aussprechen, aber nicht beweisen, im Einzelnen läßt sich's wol vorzeigen, doch bringt man es nicht rund und fertig. Auch würden zwei Personen, die sich von dem Gedanken durchdrungen hätten, doch über die Anwendung desselben im Einzelnen sich schwerlich vereinigen; ja, um weiter zu gehen, dürfen wir behaupten, daß der einzelne, einsame, stille Beobachter und Naturfreund mit sich selbst nicht immer einig bleibt und einen Tag um den andern klärer oder dunkler sich zu dem problematischen Gegenstande verhält, je nachdem sich die Geisteskraft reiner und vollkommner dabei hervorthun kann.

Ich hatte, um hier mich durch ein Gleichniß zu erklären, vor einiger Zeit Interesse genommen an Manuskripten des funfzehnten Jahrhunderts, durchaus in Abbreviaturen verfaßt. Ob nun gleich eine solche Entzifferung niemals mein Geschäft gewesen, so ging ich doch, aufgeregt, mit Leidenschaft an die Sache und las zu meiner Verwunderung unbekannte Schriftzüge frisch weg, die mir hätten lange räthselhaft bleiben sollen. Aber diese Zufriedenheit dauerte nicht fort; denn als ich nach einiger Zeit das unterbrochene Geschäft wiederaufnahm, bemerkte ich erst, daß ich irrthümlich eine Arbeit auf dem gewöhnlichen Gang der Aufmerksamkeit zu vollenden strebte, die mit Geist und Liebe, mit Licht und Freiheit begonnen war, und daß im Stillen nur darauf zu hoffen sei, wie jene glücklichen Eingebungen des Augenblicks sich wieder erneuern mochten.

Finden wir solchen Unterschied bei Betrachtung alter Pergamente, deren Züge doch entschieden figürt vor uns daliegen,

wie sehr muß die Schwierigkeit sich steigern, wenn wir der Natur etwas abzugewinnen gedenken, welche, ewig bewegt, das Leben, das sie verleiht, nicht erkannt wissen will! Bald zieht sie in Abbreviaturen zusammen, was in klarer Entwicklung gar wohl faßlich gewesen wäre, bald macht sie durch reihenhafte Aufzählung weitläufiger Kurrentschrift unerträgliche Langeweile; sie offenbart, was sie verbarg, und verbirgt, was sie eben jetzt offenbarte. Und wer darf sich einer so liebevollen Schärfe, einer so bescheidenen Kühnheit rühmen, daß sie ihm gern an jeder Stelle, in jedem Augenblick zu Willen wäre?

Gelangt nun aber ein solches, aller exoterischen Behandlung durchaus widerstrebendes Problem in die bewegte, ohnedies mit sich selbst beschäftigte Welt, geschehe dies auf eine methodisch-bescheidene oder geistreich-kühne Weise, so erfährt das Mitgetheilte gar oft eine kalte, vielleicht widerwärtige Aufnahme, und man sieht ein so zartes, geistiges Wesen gar nicht an seinem Platze. Macht aber auch ein neuer, vielleicht erneuter, einfacher, edler Gedanke einigen Eindruck, so wird er doch niemals rein, wie es zu wünschen wäre, fortgeführt und entwickelt. Erfinder und Theilnehmer, Lehrer und Schüler, Schüler unter einander, die Gegner gar nicht gerechnet, widerstreiten, verwirren, entfernen sich in vielspältiger Behandlung immer mehr und mehr, und zwar dies Alles deswegen, weil jeder Einzelne sich das Ganze wieder kopf- und sinnrecht machen will und es schmeichelhafter ist, irrend Original zu sein, als, die Wahrheit anerkennend, sich einer höhern Art und Weise unterzuordnen.

Wer nun ein langes Leben hindurch diesen Welt- und Wissensgang, so wie in der Geschichte also auch um sich her, bis auf den heutigen Tag beobachtet hat, ein Solcher kennt genau jene Hindernisse, weiß, wie und warum eine tiefe Wahrheit so schwer zu entwickeln und zu verbreiten ist; daher mag ihm wol zu verzeihen sein, wenn er sich nicht abermals in einen Wust von Widerwärtigkeiten hineinzuwagen Lust fühlt.

Deswegen ich denn auch nur kürzlich meine vieljährig gehegte Ueberzeugung wiederhole, daß das Oberhaupt des Säugethiers aus sechs Wirbelknochen abzuleiten sei. Drei gelten für das Hinterhaupt, als den Schatz des Gehirns einschließend und die zarten Lebensenden, fein verzweigt, in und über das Ganze und zugleich nach außen hin versendend; drei hinwieder bilden das Vorderhaupt, gegen die Außenwelt sich aufschließend, sie aufnehmend, ergreifend, erfassend.

Jene drei ersten sind anerkannt:
das Hinterhauptbein,
das hintere Keilbein und
das vordere Keilbein,
die drei letzteren aber noch anzuerkennen:
das Gaumbein,
die obere Kinnlade und
der Zwischenknochen.

Erfreut sich einer der vorzüglichen Männer, die sich bisher schon eifrig mit diesem Gegenstande befaßten, der aufgestellten Ansicht auch nur problemsweise und wendet ein paar Figuren daran, um mit wenigen Zahlen und Zeichen jeden auszumittelnden wechselseitigen Bezug und geheimes Verhältniß übersehbar zu machen, so erhielte die ohnehin nicht mehr abzuwendende Publizität sogleich eine entschiedene Richtung, und wir wagten vielleicht auch noch Einiges auszusprechen über die Art und Weise, solche Naturgeheimnisse zu beschauen und zu behandeln, um sie zuletzt, vielleicht allgemein faßlich, auf praktische Resultate hinzuleiten, wodurch denn Werth und Würde eines Gedankens doch endlich erst im Allgemeinen geschätzt und anerkannt werden kann, wie denn noch manche Mittheilung dieser Art für folgende Hefte[1]) bewahrt bleiben möge.

Specimen anatomico-pathologicum inaugurale de labii leporini congeniti natura et origine,

auctore Constant. Nicati 1822.[2])

„Wenn gleich die meisten Anatomen gegenwärtig nicht mehr daran zweifeln mögen, daß sich bei Embryonen Ossa intermaxillaria finden (wie Goethe bereits im Jahre 1786 zu beweisen sich bemühte), so giebt es doch noch immer einige Schriftsteller, welche sich nicht davon überzeugen können, und für diese sind denn die aus treuer Naturbeobachtung entnommenen Gründe zum Beweise für die Richtigkeit jener Annahme bestimmt, die der Verfasser mit Klarheit und vollständiger Sach-

[1]) Der mehrfach erwähnten Zeitschrift „Zur Naturwissenschaft überhaupt ꝛc.“. — H. d. H.
[2]) 1824. — H. d. H.

Folgen, denn die Identität aller so entschieden geformten Einzelnheiten des Typus war hiedurch gleichfalls gesichert; hier lagen die zwei Hauptpunkte, auf deren Einsicht und Anwendung bei Betrachtung organischer Naturen Alles ankam.

Im zweiten Theile der Morphologie, S. 50,[1]) steht ein Bekenntniß, wie ich erst drei, dann sechs Wirbelknochen anzuschauen und anzuerkennen veranlaßt worden. Hierin fand ich nun Hoffnung und Aussicht auf die schönste Beruhigung, bedachte möglichst die Ausbildung dieses Gedankens ins Einzelne, konnte jedoch nichts Durchgreifendes bewirken. Zuletzt sprach ich hievon vertraulich unter Freunden, welche bedächtig zustimmten und auf ihre Weise die Betrachtung verfolgten.

Im Jahre 1807 sprang diese Lehre tumultuarisch und unvollständig ins Publikum, da es ihr denn an vielem Widerstreit und einigem Beifall nicht fehlen konnte. Wie viel ihr aber die unreife Art des Vortrags geschadet, möge die Geschichte dereinst auseinandersetzen; am Schlimmsten wirkte der falsche Einfluß auf ein würdiges Prachtwerk, welches Unheil sich in der Folgezeit leider immer mehr und mehr offenbaren wird.

Mir aber bleibt gegenwärtig nur das Vergnügen, Zeuge zu werden des fortschreitenden reinen Bestrebens, womit Herr Dr. Carus das ganze organische Gebäude verfolgt und uns in dessen Geheimniß einzuweihen das Glück und die Freude haben wird. Es liegen vor mir Probedrücke der Platten zu seinem unternommenen Werke, ferner eine große Tabelle des ganzen organischen Baues vollkommnerer Thiere, sodann aber besonders noch die genetische Entwicklung des Schädels aus einer komplizirten und problematischen Bildung.

Hier fühle ich mich nun erst vollkommen beruhigt, erwarte die fernere Ausbildung mit Zutrauen und sehe den Hauptgedanken, an den sich so Vieles anschließt, für alle Zeiten gesichert, indem hier die vereinzelnde Auslegung immer aufs Ganze hinweist, nicht zertheilen kann, ohne zusammenzusetzen, und in Uebereinstimmung das Differenteste vorweist. Hier geschehen die höchsten Operationen des Geistes, an deren Uebung und Steigerung wir gewiesen sind.

---

[1]) In dem Aufsatze: „Bedeutende Förderniß durch ein einziges geistreiches Wort", Th. XXVII. 1. Abth. S. 351—354 dieser Ausg. — D. H. H.

Vorträge

über die drei ersten Kapitel des Entwurfs

einer allgemeinen Einleitung in die vergleichende Anatomie, ausgehend von der Osteologie.

1796.*)

I.

Von den Vortheilen der vergleichenden Anatomie und von den Hindernissen, die ihr entgegenstehen.

Durch ein genaues Betrachten der Aeußerlichkeiten organischer Wesen hat die Naturgeschichte an Ausbreitung und Anordnung nach und nach grenzenlos gewonnen, und es ist nun Jedem anheimgegeben, durch Aufmerksamkeit und Anstrengen sich Ueberblick des Ganzen oder Einsicht in das Besondere zu verschaffen.

Dieser glückliche Erfolg wäre aber nicht möglich gewesen, wenn die Naturforscher sich nicht bemüht hätten, die äußeren Kennzeichen reihenweis aufzustellen, welche den organischen Körpern nach ihren verschiedenen Klassen und Ordnungen, Gattungen und Arten irgend zukommen mögen.

So hat Linné die botanische Terminologie musterhaft ausgearbeitet und geordnet dargestellt, daß sie durch nachfolgende Entdeckungen und Bemühungen immer vollständiger werden konnte. So haben uns beide Forster die Kennzeichen der Vögel, Fische und Insekten vorgezeichnet und dadurch die Möglichkeit genauer und übereinstimmender Beschreibungen erleichtert.

Man wird aber nicht lange mit Bestimmung der äußern Verhältnisse und Kennzeichen sich beschäftigen, ohne das Bedürfniß zu fühlen, durch Zergliederung mit den organischen Körpern gründlicher bekannt zu werden. Denn wie es zwar löblich ist, die Mineralien auf den ersten Blick nach ihren äußern Kennzeichen zu beurtheilen und zu ordnen, so muß doch die Chemie zu einer tiefern Kenntniß das Beste beitragen.

Beide Wissenschaften aber, die Zergliederung sowol als die Chemie, haben für Diejenigen, die nicht damit vertraut sind,

*) Veröffentlicht 1820. — A. d. H.

eher ein widerliches als anlockendes Ansehn. Bei dieser denkt man sich nur Feuer und Kohlen, gewaltsame Trennung und Mischung der Körper; bei jener nur Messer, Zerstückelung, Fäulniß und einen ekelhaften Anblick auf ewig getrennter organischer Theile. Doch so verkennt man beide wissenschaftliche Beschäftigungen. Beide üben den Geist auf mancherlei Art, und wenn die eine, nachdem sie getrennt hat, wirklich wieder verbinden, ja durch diese Verbindung eine Art von neuem Leben wieder hervorbringen kann, wie z. B. bei der Gährung geschieht, so kann die andere zwar nur trennen, sie giebt aber dem menschlichen Geiste Gelegenheit, das Todte mit dem Lebenden, das Abgesonderte mit dem Zusammenhängenden, das Zerstörte mit dem Verdenden zu vergleichen, und eröffnet uns die Tiefen der Natur mehr als jede andere Bemühung und Betrachtung.

Wie nöthig es war, den menschlichen Körper zu zergliedern, um ihn näher kennen zu lernen, sahen die Aerzte nach und nach wohl ein, und immer ging das Zergliedern der Thiere neben dem Zergliedern des Menschen, obschon mit ungleichem Schritte fort. Theils wurden einzelne Bemerkungen aufgezeichnet, man verglich gewisse Theile verschiedener Thiere; allein ein übereinstimmendes Ganze zu sehen, blieb nur immer ein frommer Wunsch*) und wird es vielleicht noch lange bleiben.

Sollten wir aber nicht bewogen werden, diesen Wünschen, diesen Hoffnungen der Naturforscher entgegenzugehen, da wir selbst, wenn wir das Ganze nicht aus den Augen verlieren, auf jedem Schritte so viel Befriedigung und selbst Vortheil für die Wissenschaft zu erwarten haben?

Wem ist unbekannt, welche Entdeckungen im Körperbau des Menschen wir der Zootomie schuldig sind? So wären die Milch- und lymphatischen Gefäße sowie der Umlauf des Bluts vielleicht noch lange unbekannt geblieben, wenn ihr Entdecker sie nicht zuerst an Thieren bemerkt hätte. Und wie Vieles von Wichtigkeit wird sich nicht auf diesem Wege künftigen Beobachtern offenbaren!

Denn das Thier zeigt sich als Flügelmann, indem die Einfachheit und Einschränkung seines Baues den Charakter deutlicher ausspricht, die einzelnen Theile größer und charakteristisch in die Augen fallender sind.

*) Welsch, Summum Vindiciani sive desiderata medicinae. Aug. Vind 1676. 4.

Die menschliche Bildung aus sich selbst kennen zu lernen, ist anderseits fast unmöglich, weil die Theile derselben in einem eigenen Verhältnisse stehen, weil Manches in einander gedrängt und verborgen ist, was bei den Thieren sehr deutlich am Tage liegt, weil dieses und jenes Organ, bei den Thieren sehr einfach, bei den Menschen in einer unendlichen Komplikation oder Subdivision gefunden wird, so daß Niemand zu sagen vermöchte, ob jemals einzelnen Entdeckungen und Bemerkungen ein Abschluß werden könne.

Allein noch wäre zu wünschen, daß zu einem schnellern Fortschritte der Physiologie im Ganzen die Wechselwirkung aller Theile eines lebendigen Körpers sich niemals aus den Augen verlöre; denn blos allein durch den Begriff, daß in einem organischen Körper alle Theile auf einen Theil hinwirken und jeder auf alle wieder seinen Einfluß ausübe, können wir nach und nach die Lücken der Physiologie auszufüllen hoffen.

Die Kenntniß der organischen Naturen überhaupt, die Kenntniß der vollkommneren, welche wir im eigentlichen Sinn Thiere und besonders Säugethiere nennen; der Einblick, wie die allgemeinen Gesetze bei verschieden beschränkten Naturen wirksam sind; die Einsicht zuletzt, wie der Mensch dergestalt gebaut sei, daß er so viele Eigenschaften und Naturen in sich vereinige und dadurch auch schon physisch als eine kleine Welt, als ein Repräsentant der übrigen Thiergattungen existire: Alles dieses kann nur dann am Deutlichsten und Schönsten eingesehen werden, wenn wir nicht, wie bisher leider nur zu oft geschehen, unsere Betrachtungen von oben herab anstellen und den Menschen im Thiere suchen, sondern wenn wir von unten herauf anfangen und das einfachere Thier im zusammengesetzten Menschen endlich wieder entdecken.

Es ist hierin schon unglaublich viel gethan; allein es liegt so zerstreut, so manche falsche Bemerkungen und Folgerungen verdüstern die wahren und ächten, täglich kommt zu diesem Chaos wieder neues Wahre und Falsche hinzu, so daß weder des Menschen Kräfte noch sein Leben hinreichen, Alles zu sondern und zu ordnen, wenn wir nicht den Weg, den uns die Naturhistoriker äußerlich vorgezeichnet, auch bei der Zergliederung verfolgen und es möglich machen, das Einzelne in übersehbarer Ordnung zu erkennen, um das Ganze nach Gesetzen, die unserm Geiste gemäß sind, zusammenzubilden.

Was wir zu thun haben, wird uns erleichtert, wenn wir die Hindernisse betrachten, welche der vergleichenden Anatomie bisher im Wege gestanden.

Da schon beim Bestimmen äußerer Merkmale organischer Wesen der Naturfreund in einem unendlichen Felde zu thun hat und mit so vielen Schwierigkeiten streitet; da schon die äußere Kenntniß der vollkommneren Thiere, die über den Erdboden verbreitet sind, so viele mühsame Betrachtung erfordert und ein immer zudringendes Neue uns zerstreut und ängstigt, so konnte der Trieb, auf innere Kenntniß der Geschöpfe gleichfalls zu dringen, nicht eher allgemein werden, als bis eine äußerliche Zusammenstellung weit genug gediehen war. Inzwischen häuften sich einzelne Beobachtungen, indem man theils absichtlich untersuchte, theils die Erscheinungen, wie sie sich zufällig aufdrangen, festzuhalten wußte; da dies aber ohne Zusammenhang, ohne allgemeine Uebersicht geschah, so mußte mancher Irrthum sich einschleichen.

Noch mehr verwirrten sich aber die Beobachtungen, da sie oft einseitig aufgenommen und die Terminologie ohne Rücksicht auf gleich oder ähnlich gebaute Geschöpfe festgesetzt wurde. So ist durch die Stallmeister, Jäger und Fleischer eine Disrepanz in Benennung der äußern und innern Theile der Thiere gekommen, die uns noch bis in die besser ordnende Wissenschaft verfolgt.

Wie sehr es an einem Vereinigungspunkte gefehlt, um welchen man die große Menge Beobachtungen hätte versammeln können, wird zunächst deutlicher werden.

Auch wird der Philosoph gar bald entdecken, daß sich die Beobachter selten zu einem Standpunkte erheben, aus welchem sie so viele bedeutend bezügliche Gegenstände hätten überschauen können.

Man wendete auch hier wie in andern Wissenschaften nicht genug geläuterte Vorstellungsarten an. Nahm die eine Partei die Gegenstände ganz gemein und hielt sich ohne Nachdenken an den bloßen Augenschein, so eilte die andre, sich durch Annahme von Endursachen aus der Verlegenheit zu helfen, und wenn man auf jene Weise niemals zum Begriff eines lebendigen Wesens gelangen konnte, so entfernte man sich auf diesem Wege von eben dem Begriffe, dem man sich zu nähern glaubte.

Ebenso viel und auf gleiche Weise hinderte die fromme Vorstellungsart, da man die Erscheinungen der organischen

Welt zur Ehre Gottes unmittelbar deuten und anwenden wollte. Ferner verlor man ſich, anſtatt bei der durch unſere Sinne verbürgten Erfahrung zu bleiben, in leere Spekulationen, wie z. B. über die Seele der Thiere, und was dem ähnlich ſein mag.

Wenn man nun bei der Kürze des Lebens bedenkt, daß die menſchliche Anatomie eine unendliche Arbeit erheiſcht; daß das Gedächtniß kaum hinreicht, das Bekannte zu faſſen und zu behalten; daß überdies noch Anſtrengung genug gefordert wird, um das in dieſem Kreiſe einzeln Neuentdeckte zu kennen, auch wol perſönlich durch glückliche Aufmerkſamkeit neue Entdeckungen zu machen, ſo ſieht man deutlich, daß auch ſchon hierzu einzelne Menſchen ihr ganzes Leben widmen müſſen.

II.

Ueber einen aufzuſtellenden Typus zu Erleichterung der vergleichenden Anatomie.

Die Aehnlichkeit der Thiere, beſonders der vollkommenen unter einander, iſt in die Augen fallend und im Allgemeinen auch ſtillſchweigend von Jedermann anerkannt. Daher ließen ſich dem bloßen Augenſchein nach die vierfüßigen Thiere leicht in eine Klaſſe begreifen.

Bei der Aehnlichkeit des Affen und Menſchen, bei dem Gebrauch, den einige geſchickte Thiere von ihren Gliedern aus natürlichem Antrieb machen oder nach vorgängiger künſtlicher Uebung machen lernen, konnte man auf die Aehnlichkeit des vollkommenſten Geſchöpfes mit unvollkommeneren Brüdern gar leicht geführt werden, und es fanden von je her bei Naturforſchern und Zergliederern ſolche Vergleichungen ſtatt. Die Möglichkeit der Verwandlung des Menſchen in Vögel und Gewild, welche ſich der dichteriſchen Einbildungskraft gezeigt hatte, wurde durch geiſtreiche Naturforſcher nach endlicher Betrachtung der einzelnen Theile auch dem Verſtande dargeſtellt. So trat nun Camper lebhaft hervor, die Uebereinſtimmung der Geſtalt noch weiter hinaus und bis ins Reich der Fiſche zu verfolgen.

Dies alſo hätten wir gewonnen, ungeſcheut behaupten zu dürfen, daß alle vollkommnern organiſchen Naturen, worunter wir Fiſche, Amphibien, Vögel, Säugethiere und an der Spitze

stellung einnimmt. Sein Geist, seine ganze Weltanschauung ist der ihrigen entgegengesetzt, und auf ihr Thun und Treiben enthält er heftige und herbe Ausfälle. Andrerseits ist er ein Ausläufer der von Herder gepflegten und von den Romantikern zur höchsten Blüthe gebrachten Bestrebungen, alles Beste fremder Literatur und Volkspoesie dem Deutschen einzuverleiben. Hier geschah es von Goethe, aber in klassischem Geiste, nach einem größeren Maaßstabe, mit weiteren Perspektiven. Den großen asiatischen Problemen, welche, wie früher Jones und Niebuhr (den Vater), jetzt K. Ritter, A. Humboldt und Bunsen als Lebensaufgaben beschäftigten, nahte Goethe auf dem Wege der Poesie, das wahrhaft Bedeutungsvolle des orientalischen Daseins ergreifend und auch hier ächtes, menschenwürdiges Leben und die Völkerverwandtschaft auf dem Boden der Humanität nachweisend, welche ganz gleichzeitig die deutsche Sprachforschung wissenschaftlich entdeckte.

Der heilige Gral ist von dem Osten nach dem Abendlande auf den Monsalvatsch, aber von da zurück in den Orient gelangt. Unsere Dichtung ist ein Glied in der so vorgebildeten Kette der Wechselwirkungen zwischen Orient und Occident in Religion, Wissenschaft und Kunst. Goethe war sich dieses Kreislaufs der Ideen wohl bewußt, als er den Divan schrieb und auf die arabische Kultur in Spanien und die von derselben bestimmte Calderon'sche Dichtung als Brücke zwischen Ost und West hinwies. An die Kreuzzüge hat er in den Noten und auch andeutungsweise an Avicenna und Averroes erinnert. Die im Divan erwähnten Dichter, der Weltliteratur angehörig und jedem Gebildeten

der letzten den Menschen sehen, alle nach einem Urbilde geformt seien, das nur in seinen sehr beständigen Theilen mehr oder weniger hin und her weicht und sich noch täglich durch Fortpflanzung aus- und umbildet.

Eingenommen von der aufgefaßten Idee, wagte Camper, auf der schwarzen Lehrtafel durch Kreidestriche den Hund in ein Pferd, das Pferd in einen Menschen, die Kuh in einen Vogel zu verwandeln. Er drang darauf, daß man im Hirn des Fisches das Gehirn des Menschen erblicken solle, und erreichte durch diese geistreichen, sprungweise gewagten Vergleichungen die Absicht, den innern Sinn des Beobachters aufzuschließen, der nur allzu oft von Aeußerlichkeiten gefangen gehalten wird. Nun betrachtete man das Glied eines organischen Körpers nicht nur an und für sich, sondern gewöhnte sich, in demselben das Bild eines ähnlichen Gliedes einer verwandten organischen Natur, wo nicht zu sehen, doch zu ahnen, und begann der Hoffnung zu leben, daß ältere sowol als neuere Beobachtungen dieser Art gesammelt, durch neu ermunterten Fleiß ergänzt und zu einem Ganzen aufgestellt werden könnten.

Allein wenn man auch im Allgemeinen übereinstimmend nach einem Zweck zu arbeiten schien, so war doch manche Verwirrung im Einzelnen unvermeidlich; denn so ähnlich im Ganzen die Thiere einander auch sein mögen, so sind doch gewisse einzelne Theile bei verschiedenen Geschöpfen an Gestalt äußerst verschieden, und es mußte daher begegnen, daß öfters ein Theil für den andern gehalten, an einer unrechten Stelle gesucht oder geleugnet wurde. Die spezielleren Ausführung wird mehrere Beispiele darlegen und die Verwirrung zeigen, die uns in früheren Zeiten umfing und noch umfängt.

An dieser Verwirrung scheint besonders die Methode Schuld zu sein, welcher man sich gewöhnlich bediente, weil Erfahrung und Gewohnheit nichts weiter an die Hand gab. Man verglich z. B. einzelne Thiere unter einander, wobei für das Ganze wenig oder nichts gewonnen war. Denn gesetzt auch, man hätte den Wolf mit dem Löwen recht gut verglichen, so wären beide deshalb noch nicht mit dem Elephanten in Parallele gebracht. Und wem fällt nicht auf, daß man nach dieser Weise alle Thiere mit jedem, jedes Thier mit allen hätte vergleichen müssen? Eine Arbeit, die unendlich, unmöglich und, würde sie durch ein Wunder geleistet, unübersehbar und fruchtlos wäre.

(Hier sind Beispiele aus Buffon anzuführen und das Unternehmen Jeffrey's zu beurtheilen.)

Sollte es denn aber unmöglich sein, da wir einmal anerkennen, daß die schaffende Gewalt nach einem allgemeinen Schema die vollkommneren organischen Naturen erzeugt und entwickelt, dieses Urbild, wo nicht den Sinnen, doch dem Geiste darzustellen, nach ihm als nach einer Norm unsere Beschreibungen auszuarbeiten und, indem solche von der Gestalt der verschiedenen Thiere abgezogen wäre, die verschiedensten Gestalten wieder auf sie zurückzuführen?

Hat man aber die Idee von diesem Typus gefaßt, so wird man erst recht einsehen, wie unmöglich es sei, eine einzelne Gattung als Kanon aufzustellen. Das Einzelne kann kein Muster vom Ganzen sein, und so dürfen wir das Muster für Alle nicht im Einzelnen suchen. Die Klassen, Gattungen, Arten und Individuen verhalten sich wie die Fälle zum Gesetz; sie sind darin enthalten, aber sie enthalten und geben es nicht.

Am Wenigsten ist der Mensch bei seiner hohen organischen Vollkommenheit eben dieser Vollkommenheit wegen als Maßstab der übrigen unvollkommneren Thiere aufzustellen. Man darf die sämmtlichen Geschöpfe weder nach der Art, noch in der Ordnung, noch in den Rücksichten untersuchen und beschreiben, wie man den Menschen, sobald man blos auf ihn Rücksicht nimmt, betrachten und behandeln muß.

Alle Anmerkungen der vergleichenden Anatomie, welche bei Gelegenheit der menschlichen beigebracht werden, mögen, einzeln genommen, nützlich und dankenswerth sein, im Ganzen aber bleiben sie unvollständig und, genau betrachtet, eher zweckwidrig und verwirrend.

Wie nun aber ein solcher Typus aufzufinden, zeigt uns der Begriff desselben schon selbst an: die Erfahrung muß uns die Theile lehren, die allen Thieren gemein, und worin diese Theile bei verschiedenen Thieren verschieden sind; alsdann tritt die Abstraktion ein, sie zu ordnen und ein allgemeines Bild aufzustellen.

Daß wir hierbei nicht blos hypothetisch verfahren, sind wir durch die Natur des Geschäfts versichert. Denn indem wir uns nach Gesetzen umsehen, wornach lebendige, aus sich selbst wirkende, abgesonderte Wesen gebildet werden, so verlieren wir uns nicht ins Weite, sondern belehren uns im Innern. Daß die Natur, wenn sie ein solches Geschöpf hervorbringen will,

ihre größte Mannichfaltigkeit in die absoluteste Einheit zusammenschließen müsse, ergiebt sich aus dem Begriff eines lebendigen, entschiedenen, von allen andern abgesonderten und mit einer gewissen Spontaneität wirkenden Wesens. Wir halten uns also schon der Einheit, Mannichfaltigkeit, Zweck- und Gesetzmäßigkeit unsers Objekts versichert. Sind wir nun bedächtig und kräftig genug, mit einer einfachen, aber weitumfassenden, mit einer gesetzmäßig-freien, lebhaften, aber regulirten Vorstellungsart unserm Gegenstande zu nahen, ihn zu betrachten und zu behandeln; sind wir im Stande, mit dem Komplex von Geisteskräften, den man Genie zu nennen pflegt, der aber oft sehr zweideutige Wirkungen hervorbringt, dem gewissen und unzweideutigen Genie der hervorbringenden Natur entgegenzubringen; könnten Mehrere in einem Sinne auf den ungeheuren Gegenstand loswirken: so müßte denn doch etwas entstehen, dessen wir uns als Menschen zu erfreuen hätten.

Ob wir nun aber schon unsere Bemühung blos für anatomisch erklären, so müßte sie doch, wenn sie fruchtbar, ja wenn sie in unserm Falle überhaupt auch nur möglich sein sollte, stets in physiologischer Rücksicht unternommen werden. Man hat also nicht blos auf das Nebeneinandersein der Theile zu sehen, sondern auf ihren lebendigen, wechselseitigen Einfluß, auf ihre Abhängigkeit und Wirkung.

Denn wie die Theile, wenn sie im gesunden und lebendigen Zustand sich alle in einer wechselseitigen unaufhörlichen Wirkung umfassen und die Erhaltung der schon gebildeten Theile nur durch gebildete Theile möglich ist, so muß die Bildung selbst, wie in ihrer Grundbestimmung, so auch in ihren Abweichungen durch einen wechselseitigen Einfluß hervorgebracht und determinirt werden, worüber uns aber nur eine sorgfältige Ausführung Aufschluß und Deutlichkeit geben kann.

Bei unserer Vorarbeit zur Konstruktion des Typus werden wir vor allen Dingen die verschiedenen Vergleichungsarten, deren man sich bedient, kennen lernen, prüfen und anwenden, so wie wir auch die angestellten Vergleichungen selbst, jedoch mit großer Vorsicht wegen der darin oft vorkommenden Irrthümer, mehr nach aufgebautem Typus als zu Aufbauung desselben benutzen können.

Der Vergleichungsarten aber, deren man sich mit mehr und minderm Glücke bedient, finden sich folgende:

Vergleichung der Thiere unter einander, und zwar entweder einzeln oder theilweis.

(Anführung verschiedener Schriftsteller und Beurtheilung derselben. Buffon, Daubenton, Tyverney, Unzer, Camper, Sömmerring, Blumenbach, Schneider.)

Ebenso wurden auch Thiere zum Menschen, zwar nie im Ganzen und absichtlich, doch theilweise und zufällig verglichen.

(Hierbei abermals Autoren und Bemerkungen.)

Ferner ist man in Vergleichung der Menschenracen unter einander fleißig und aufmerksam gewesen, und man hat dadurch über die Naturgeschichte des Menschen ein heiteres Licht verbreitet.

Die Vergleichung der beiden Geschlechter mit einander ist zu tieferer Einsicht in das Geheimniß der Fortpflanzung, als des wichtigsten Ereignisses, der Physiologie unentbehrlich. Beider Objekte natürlicher Parallelismus erleichtert sehr das Geschäft, bei welchem unser höchster Begriff, die Natur könne identische Organe dergestalt modifiziren und verändern, daß dieselben nicht nur in Gestalt und Bestimmung völlig andere zu sein scheinen, sondern sogar in gewissem Sinne einen Gegensatz darstellen, bis zur sinnlichen Anschauung heranzuführen ist. Ferner hat man bei Beschreibung des menschlichen Körpers schon früher darin eine große Erleichterung gefunden, wenn man Haupttheile desselben unter einander, z. B. obere und untere Extremitäten verglich.

Kleinere Theile, z. B. Wirbelknochen, lassen sich gleichfalls mit großen Vortheile der Wissenschaft gegen einander halten, weil die Verwandtschaft der verschiedensten Gestalten sich dabei dem Beobachter auf das Lebhafteste aufdringt.

Alle diese Vergleichungsarten werden uns bei unserer Arbeit leiten, und sie mögen nach aufgestelltem Typus immer noch fort zu brauchen sein; nur wird der Beobachter alsdann den Vortheil haben, daß er seine Forschungen mehr in Bezug auf ein Ganzes anstellen kann.

III.

Ueber die Gesetze der Organisation überhaupt, insofern wir sie bei Konstruktion des Typus vor Augen haben sollen.

Um uns den Begriff organischer Wesen zu erleichtern, werfen wir einen Blick auf die Mineralkörper. Diese, in ihren

mannichfaltigen Grundtheilen so fest und unerschütterlich, scheinen in ihren Verbindungen, die zwar auch nach Gesetzen geschehn, weder Grenze noch Ordnung zu halten. Die Bestandtheile trennen sich leicht, um wieder neue Verbindungen einzugehen; diese können abermals aufgehoben werden, und der Körper, der erst zerstört schien, liegt wieder in seiner Vollkommenheit vor uns. So vereinen und trennen sich die einfachen Stoffe, zwar nicht nach Willkür, aber doch mit großer Mannichfaltigkeit, und die Theile der Körper, welche wir unorganisch nennen, sind ohngeachtet ihrer Anneigung zu sich selbst doch immer wie in einer suspendirten Gleichgültigkeit, indem die nächste, nähere oder stärkere Verwandtschaft sie aus dem vorigen Zusammenhange reißt und einen neuen Körper darstellt, dessen Grundtheile, zwar unveränderlich, doch wieder auf eine neue oder unter andern Umständen auf eine Rückzusammensetzung zu warten scheinen.

Zwar bemerkt man, daß die mineralischen Körper, insofern sie ähnliche oder verschiedene Grundtheile enthalten, auch in sehr abwechselnden Gestalten erscheinen; aber eben diese Möglichkeit, daß der Grundtheil einer neuen Verbindung unmittelbar auf die Gestalt wirke und sie sogleich bestimme, zeigt das Unvollkommene dieser Verbindung, die auch ebenso leicht wieder aufgelöst werden kann.

So sehen wir gewisse Mineralkörper blos durch das Eindringen fremder Stoffe entstehen und vergehen; schöne durchsichtige Krystalle zerfallen zu Pulver, wenn ihr Krystallisationswasser verraucht, und (ein entfernter liegendes Beispiel sei erlaubt) die zu Borsten und Haaren durch den Magnet vereinigten Eisenfeilspäne zerfallen wieder in ihren einzelnen Zustand, sobald der mächtig verbindende Einfluß entzogen wird.

Das Hauptkennzeichen der Mineralkörper, auf das wir hier gegenwärtig Rücksicht zu nehmen haben, ist die Gleichgültigkeit ihrer Theile in Absicht auf ihr Zusammensein, ihre Co- oder Subordination. Sie haben nach ihrer Grundbestimmung gewisse stärkere oder schwächere Verhältnisse, die, wenn sie sich zeigen, wie eine Art von Neigung aussehen, deswegen die Chemiker auch ihnen die Ehre einer Wahl bei solchen Verwandtschaften aufschreiben, und doch sind es oft nur äußere Determinationen, die sie da oder dorthin stoßen oder reißen, wodurch die Mineralkörper hervorgebracht werden, so wir ihnen gleich den zarten Antheil, der ihnen an dem allgemeinen Lebenshauche der Natur gerührt, keineswegs absprechen wollen.

Wie sehr unterscheiden sich dagegen organische Wesen, auch nur unvollkommene! Sie verarbeiten zu verschiedenen bestimmten Organen die in sich aufgenommene Nahrung, und zwar, das Uebrige abstoßend, nur einen Theil derselben. Diesem gewähren sie etwas Vorzügliches und Eigenes, indem sie Manches mit Manchem auf das Innigste vereinen und so den Gliedern, zu denen sie sich hervorbilden, eine das mannichfaltigste Leben bezeugende Form verleihen, die, wenn sie zerstört ist, aus den Ueberresten nicht wiederhergestellt werden kann.

Vergleichen wir nun diese unvollkommenen Organisationen mit den vollkommneren, so finden wir, daß jene, wenn sie auch die elementaren Einflüsse mit einer gewissen Gewalt und Eigenheit verarbeiten, doch die daraus entstandenen organischen Theile nicht zu der hohen Determination und Festigkeit erheben können, als es von den vollkommenern Thiernaturen geschieht. So wissen wir, um nicht tiefer herabzusteigen, daß z. B. die Pflanzen, indem sie sich in einer gewissen Folge ausbilden, ein und dasselbe Organ unter höchst verschiedenen Gestalten darstellen.

Die genaue Kenntniß der Gesetze, wornach diese Metamorphose geschieht, wird die botanische Wissenschaft, sowol insofern sie nur beschreibt, als insofern sie in die innere Natur der Pflanzen einzudringen gedenkt, gewiß weiter bringen.

Hier ist davon nur so viel zu bemerken: die uns in die Sinne fallenden organischen Theile der Pflanze, Blätter und Blumen, Staubfäden und Stempel, die verschiedensten Hüllen, und was sonst an ihr bemerkt werden mag, sind Alles identische Organe, die durch eine Succession von vegetativen Operationen nach und nach so sehr verändert und bis zum Unkenntlichen hinangetrieben werden.

Einerlei Organ kann als zusammengesetztestes Blatt ausgebildet und als Stipula in die größte Einfalt zurückgezogen werden. Ebendasselbe Organ kann sich nach verschiedenen Umständen zu einer Tragknospe oder zu einem unfruchtbaren Zweige entwickeln. Der Kelch, indem er sich übereilt, kann zur Krone werden, und die Krone kann sich rückwärts dem Kelche nähern. Dadurch werden die mannichfaltigsten Bildungen der Pflanzen möglich, und Derjenige, der bei seinen Beobachtungen diese Gesetze immer vor Augen hat, wird davon große Erleichterung und Vortheil ziehen.

Daß man bei der Geschichte der Insekten auf die Meta-

morphose derselben genau Rücksicht zu nehmen habe, und daß man ohne diesen Begriff die Oekonomie der Natur in diesem Reiche keineswegs überschen könne, war auffallender und ist früher beherzigt worden. Die Verwandlung der Insekten an und für sich genau zu betrachten und mit der Pflanzenverwandlung zu vergleichen, wird ein sehr angenehmes Geschäft sein; gegenwärtig davon nur so viel, als zu unserm Zwecke dient.

Die Pflanze erscheint fast nur einen Augenblick als Individuum, und zwar da, wenn sie sich als Samenkorn von der Mutterpflanze loslöst. In dem Verfolg des Keimens erscheint sie schon als ein Vielfaches, an welchem nicht allein ein identischer Theil aus identischen Theilen entspringt, sondern auch diese Theile durch Succession verschieden ausgebildet werden, so daß ein mannichfaltiges, scheinbar verbundenes Ganze zuletzt vor unsern Augen dasteht.

Allein daß dieses scheinbare Ganze aus sehr unabhängigen Theilen bestehe, giebt theils der Augenschein, theils die Erfahrung; denn Pflanzen, in viele Theile getrennt und zerrissen, werden wieder als ebenso viele scheinbare Ganze aus der Erde hervorsprossen.

An dem Insekt hingegen zeigt sich uns ein anderer Fall. Das von der Mutter losgetrennte abgeschlossene Ei manifestirt sich schon als Individuum; der herauskriechende Wurm ist gleichfalls eine isolirte Einheit; seine Theile sind nicht allein verknüpft, nach einer gewissen Reihe bestimmt und geordnet, sondern sie sind auch einander subordinirt; sie werden, wo nicht von einem Willen geleitet, doch von einer Begierde angeregt. Hier ist ein ausgesprochnes Oben und Unten, ein entschiedenes Vorn und Hinten, die sämmtlichen Organe sind nach einer gewissen Reihe entwickelt, so daß keins an die Stelle des andern treten kann.

Indessen ist die Raupe ein unvollkommenes Geschöpf, ungeschickt zur nothwendigsten aller Funktionen, zur Fortpflanzung, wohin sie auf dem Wege der Verwandlung nur gelangen kann.

Bei der Pflanze bemerken wir Successionen der Zustände mit Zusammensein verknüpft. Die Stengel bestehen von der Wurzel auf, indem sich die Blume schon entwickelt; das Zeugungsgeschäft geht vor sich, und die früheren, vorbereitenden Organe zeigen sich noch kräftig und lebendig; nur alsdann erst, wenn der befruchtete Same seiner Reife sich nähert, welkt das Ganze zusammen.

Bei dem Insekt ist es ganz anders. Eine jede Haut, die es abwirft, läßt es alsbald hinter sich, und aus der letzten Raupenhülle schlüpft ein entschieden abgesondertes Geschöpf; jeder folgende Zustand ist von dem vorhergehenden getrennt, kein Rückschritt möglich. Der Schmetterling kann sich nur aus der Raupe, die Blume hingegen aus und an der Pflanze entwickeln.

Betrachten wir nun die Gestalt der Raupe gegen die Gestalt des Schmetterlings, so finden wir folgenden Hauptunterschied zwischen beiden: Die Raupe besteht wie ein anderer gegliederter Wurm aus Theilen, die einander ziemlich ähnlich sind, wenn sich auch Kopf und Hintertheil einigermaßen auszeichnen. Die vorderen Füße sind wenig von den hinteren Wärzchen verschieden und die Körper in ziemlich gleiche Ringe getheilt.

Durch das fortschreitende Wachsthum wird eine Haut nach der andern zersprengt und abgelegt. Die folgende scheint sich erst wieder zu erzeugen, um, wenn sie, zu weit ausgedehnt, keine Elastizität mehr hat, abermals zu zerspringen und abzufallen. Die Raupe wird immer größer, ohne ihre Gestalt eigentlich zu verändern. Nun kömmt ihr Wachsthum endlich auf den Punkt, auf dem es nicht weiter kann, und so geht eine sonderbare Veränderung vor in dem Geschöpf. Es sucht sich eines gewissen Gespinnstes zu entledigen, das zu den Systemen seines Körpers gehörte, wobei das Ganze, wie es scheint, zugleich von allem Ueberflüssigen des der Verwandlung in edlere Organe Entgegenstehenden gereinigt wird.

Nach Maßgabe dieser Ausleerung nimmt der Körper an Länge ab, an Breite jedoch nicht verhältnißmäßig zu, und indem er in diesem Zustande seine Haut abwirft, befindet sich darunter nicht wie sonst ein dem ehemaligen Thiere ähnliches, sondern ein ganz verschiedenes Geschöpf.

Bei einer weitern Ausführung der Metamorphose der Insekten müssen nun auch die unterschiedenen Charaktere beider Zustände umständlicher angezeigt werden. Hier wenden wir uns, unserer Absicht gemäß, sogleich zu den Schmetterlingen und finden einen sehr wichtigen Unterschied gegen die Raupe. Der Körper besteht nicht mehr aus ähnlichen Theilen; die verschiedenen Ringe haben sich in Systeme zusammengeordnet, theils sind sie völlig verschwunden, theils noch kenntlich. Wir sehen drei entschiedene Abtheilungen, das Haupt mit seinen Hilfsorganen, die Brust mit den ihrigen und den Leib, an welchem

ebenfalls die Organe seiner Bestimmung sich ausgebildet haben. Ob wir nun gleich dem Wurme seine Individualität nicht absprechen konnten, so erschien er uns deswegen doch so unvollkommen, weil seine Theile gegen einander in einem gleichgiltigen Verhältnisse standen, einer ohngefähr an Werth und Würde so viel als der andere besaß und vermochte, woraus denn nichts als höchstens Nahrung und Wachsthum und gemeine Absonderung entsprang, dagegen jene Absonderungen der Gefäße und Säfte, wodurch ein neues Individuum erst hervorspringen kann, in diesem Zustande nicht möglich war. Nur erst dann, wenn durch eine langsame heimliche Wirkung die verwandlungsfähigen Organe zu ihrer höchsten Vollkommenheit gediehen, wenn bei der gehörigen Temperatur die nöthige Ausleerung und Austrocknung vor sich gegangen, dann sind die Glieder geeignet, sich zu entscheiden, aus ihrem früheren Verhältniß tretend sich von einander aufs Möglichste abzusondern, obngeachtet ihrer innerlichen Verwandtschaft bestimmte, entgegengesetzte Charaktere anzunehmen und, indem sie sich in Systeme zusammendrängen, die mannichfaltigen energischen Operationen des Lebens möglich zu machen.

So ein unvollkommenes und vergängliches Geschöpf ein Schmetterling in seiner Art, verglichen mit den Säugethieren, auch sein mag, so zeigt er uns doch durch seine Verwandlung, die er vor unsern Augen vornimmt, den Vorzug eines vollkommneren Thiers vor einem unvollkommneren; die Entschiedenheit ist es seiner Theile, die Sicherheit, daß keiner für den andern gesetzt, noch genommen werden kann, jeder vielmehr zu seiner Funktion bestimmt und bei derselben auf immer festgehalten bleibt.

Nun wollen wir noch einen flüchtigen Blick auf diejenigen Erfahrungen thun, die uns belehren, daß manche Thiere ganze verlorne Gliedmaßen wiederersetzen können. Dieser Fall kann jedoch nur bei Geschöpfen, deren Glieder gleichgiltig sind, wo eins in die Wirkung und Würde des andern nachrücken kann, eintreten, oder bei solchen, deren Natur, wie der Amphibien, durch das Element, in welchem sie leben, weicher, schwebender, nachgiebiger erhalten wird.

Daher entspringt aus der völligen Entschiedenheit der Glieder die Würde der vollkommensten Thiere und besonders des Menschen. Hier hat in der regelmäßigsten Organisation Alles bestimmte Form, Stelle, Zahl, und was auch die mannichfaltige Thätigkeit des Lebens für Abweichungen hervorbringen

mag, wird das Ganze ſich immer wieder in ſein Gleichgewicht ſtellen.

Hätten wir aber nöthig gehabt, uns durch die Betrachtung der Pflanzen- und Inſekten-Metamorphoſe heraufzuwinden, wenn wir nicht hoffen könnten, dadurch auch über die Geſtalt der vollkommnern Thiere einigen Aufſchluß zu erhalten?

Wir haben dort geſehen, daß aller Betrachtung über Pflanzen und Inſekten der Begriff einer ſucceſſiven Verwandlung identiſcher Theile neben oder nach einander zum Grunde liegen müſſe, und nun wird es uns beim Unterſuchen des Thierkörpers zum größten Vortheil gereichen, wenn wir uns den Begriff einer gleichzeitigen, von der Zeugung an ſchon beſtimmten Metamorphoſe aneignen können.

So iſt z. B. in die Augen fallend, daß ſämmtliche Wirbelknochen eines Thieres einerlei Organe ſind, und doch würde, wer den erſten Halsknochen mit einem Schwanzknochen unmittelbar vergliche, nicht eine Spur von Geſtaltsähnlichkeit finden.

Da wir nun hier identiſche und doch ſo ſehr verſchiedene Theile vor Augen ſehen und uns ihre Verwandtſchaft nicht leugnen können, ſo haben wir, indem wir ihren organiſchen Zuſammenhang betrachten, ihre Berührung unterſuchen und nach wechſelſeitiger Einwirkung forſchen, ſehr ſchöne Aufſchlüſſe zu erwarten.

Denn eben dadurch wird die Harmonie des organiſchen Ganzen möglich, daß es aus identiſchen Theilen beſteht, die ſich in ſehr zarten Abweichungen modifiziren. In ihrem Innerſten verwandt, ſcheinen ſie ſich in Geſtalt, Beſtimmung und Wirkung aufs Weiteſte zu entfernen, ja ſich einander entgegenzuſetzen, und ſo wird es der Natur möglich, die verſchiedenſten und doch nahe verwandten Syſteme durch Modifikation ähnlicher Organe zu erſchaffen und in einander zu verſchlingen.

Die Metamorphoſe jedoch wirkt bei vollkommneren Thieren auf zweierlei Art: erſtlich daß, wie wir oben bei den Wirbelknochen geſehen, identiſche Theile nach einem gewiſſen Schema durch die bildende Kraft auf die beſtändigſte Weiſe verſchieden umgeformt werden, wodurch der Typus im Allgemeinen möglich wird; zweitens daß die in dem Typus benannten einzelnen Theile durch alle Thiergeſchlechter und -Arten immerfort verändert werden, ohne daß ſie doch jemals ihren Charakter verlieren können.

geläufig, sind auch nicht erst durch Goethe bekannt geworden. Schon Reuchlin und seine Schüler wandten sich dem Studium der orientalischen Dichtung zu, welches im 17. Jahrhundert die gelehrte Familie der Vossius fortsetzte. Leyden wurde eine Pflegestätte dieser Studien. Noch jetzt erfreuen die schönen holländischen Ausgaben einzelner jener persischen Dichter aus dem 16. und 17. Jahrhundert, und seitdem waren und sind ihre Dichtungen ein Gemeingut der europäischen Nationen. Sie stammen aus jenem Zeitraum von Muhomet bis ins 14. Jahrhundert und drüber hinaus, welchen Schlosser „für die Offenbarung der Gottheit in der Zeitfolge menschlicher Geschichten" so höchst merkwürdig fand.*) Wie sehr die angedeutete Wechselwirkung durch Reisen und deren Beschreibungen gefördert worden, muß man in Goethe's Noten nachlesen, in welchen Della Valle's Schilderung (S. 331 ff.) als ein wahres Meisterstück hervorleuchtet.

Der Divan hat den Zug der Zeit nach dem Orient erheblich verstärkt. Die größeren Dichtungen des letzteren sind mehr oder weniger vollständig bearbeitet und übersetzt.**)

*) Weltgeschichte für das deutsche Volk. IV (1871). S. 7.

**) Firdusi, schon 1820 von Görres (Heldenbuch von Iran), von Rückert, von Mohl und, eine Leistung ersten Ranges, in metrischer Uebertragung von Fr. v. Schack. Hafis im Original von Herm. Brockhaus (die Ausgabe des Hafis, L. 1855) und in metrischer Uebersetzung von Rosenzweig-Schwannau (1863. 2 Bde.). Graf hat sich Saadi zugewandt und dessen Baumgarten (Wien und Leipzig 1838); auch Divan neu übersetzt, sowie Neffelmann den Rosengarten; auch erwähnen wir der französischen Uebertragung desselben von Ch. Defrémery (Le parterre des roses. Paris 1858). Ferideddin Attar's Pend Nameh ist in Silv. de Sacy's Bearbeitung (Paris 1819) bekannt (persisch und französisch). Dschami's Joseph und Suleicha in der von Vincenz Edler von Rosenzweig, Wien 1824 (persisch und deutsch). Mewlana erwartet noch eine umfassende Bearbeitung. — Den Parsi, Zoroaster, dem Zend-Avesta

Zum Beispiel des Ersten wiederholen wir das von den Wirbelknochen Hergenommene, deren jeder von den Halsknochen bis zu den Schwanzknochen seinen eigenen Charakter hat. Zum Beispiel des Andern führen wir an, daß den ersten und zweiten Halsknochen Jedermann durch alle Thiere ohnerachtet der außerordentlichen Abweichung erkennen werde, so wie der aufmerksame und fleißige Beobachter sich auch auf ebendiese Weise durch alle Wechselgestalten durchzufinden hat.

Wir wiederholen also, daß die Beschränktheit, Bestimmtheit und Allgemeinheit der durch die Fortpflanzung schon entschiedenen simultanen Metamorphose den Typus möglich macht, daß aber aus der Versatilität dieses Typus, in welchem die Natur, ohne jedoch aus dem Hauptcharakter der Theile herauszugehen, sich mit großer Freiheit bewegen kann, die vielen Geschlechter und Arten der vollkommneren Thiere, die wir kennen, durchgängig abzuleiten sind.

ΑΘΡΟΙΣΜΟΣ.

Wagt Ihr, also bereitet, die letzte Stufe zu steigen
Dieses Gipfels, so reicht mir die Hand und öffnet den freien
Blick ins weite Feld der Natur! Sie spendet die reichen
Lebensgaben umher, die Göttin, aber empfindet
Keine Sorge wie sterbliche Frauen um ihrer Geborнen
Sichere Nahrung; ihr ziemet es nicht; denn zwiefach bestimmte
Sie das höchste Gesetz, beschränkte jegliches Leben,
Gab ihm genessnes Bedürfniß, und ungemessene Gaben
Leicht zu finden, streute sie aus, und ruhig begünstigt
Sie das munitre Bemühn der vielfach bedürftigen Kinder;
Unerzogen schwärmen sie fort nach ihrer Bestimmung.

Zweck sein selbst ist jegliches Thier; vollkommen entspringt es
Aus dem Schooß der Natur und zeugt vollkommene Kinder.
Alle Glieder bilden sich aus nach ew gen Gesetzen,
Und die seltenste Form bewahrt im Geheimen das Urbild.
So ist jeglicher Mund geschickt, die Speise zu fassen,
Welche dem Körper gebührt; es sei nun schwächlich und zahnlos
Oder mächtig der Kiefer gezähnt, in jeglichem Falle
Fördert ein schicklich Organ den übrigen Gliedern die Nahrung;

Auch bewegt ſich jeglicher Fuß, der lange, der kurze.
Ganz harmoniſch zum Sinne des Thiers und ſeinem Bedürfniß.
So iſt jedem der Kinder die volle reine Geſundheit
Von der Mutter beſtimmt; denn alle lebendigen Glieder
Widerſprechen ſich nie und wirken alle zum Leben.
Alſo beſtimmt die Geſtalt die Lebensweiſe des Thieres,
Und die Weiſe zu leben, ſie wirkt auf alle Geſtalten
Mächtig zurück. So zeiget ſich feſt die geordnete Bildung,
Welche zum Wechſel ſich neigt durch äußerlich wirkende Weſen.
Doch im Innern befindet die Kraft der edlern Geſchöpfe
Sich im heiligen Kreiſe lebendiger Bildung beſchloſſen.
Dieſe Grenzen erweitert kein Gott, es ehrt die Natur ſie;
Denn nur alſo beſchränkt war je das Vollkommene möglich.

Doch im Innern ſcheint ein Geiſt gewaltig zu ringen,
Wie er durchbräche den Kreis, Willkür zu ſchaffen den Formen
Wie dem Wollen; doch was er beginnt, beginnt er vergebens.
Denn zwar drängt er ſich vor zu dieſen Gliedern, zu jenen,
Stattet mächtig ſie aus, jedoch ſchon darben dagegen
Andere Glieder, die Laſt des Uebergewichtes vernichtet
Alle Schöne der Form und alle reine Bewegung.
Siehſt Du alſo dem einen Geſchöpf beſonderen Vorzug
Irgend gegönnt, ſo frage nur gleich: wo leidet es etwa
Mangel anderswo? und ſuche mit forſchendem Geiſte!
Finden wirſt Du ſogleich zu aller Bildung den Schlüſſel.
Denn ſo hat kein Thier, dem ſämmtliche Zähne den obern
Kiefer umzäunen, ein Horn auf ſeiner Stirne getragen,
Und daher iſt den Löwen gehörnt der ewigen Mutter
Ganz unmöglich zu bilden, und böte ſie alle Gewalt auf;
Denn ſie hat nicht Maſſe genug, die Reihen der Zähne
Völlig zu pflanzen und auch Geweih und Hörner zu treiben.

Dieſer ſchöne Begriff von Macht und Schranken, von Willkür
Und Geſetz, von Freiheit und Maß, von beweglicher Ordnung,
Vorzug und Mangel erfreue Dich hoch; die heilige Muſe
Bringt harmoniſch ihn Dir mit ſanftem Zwange belehrend.
Keinen höhern Begriff erringt der ſittliche Denker,
Keinen der thätige Mann, der dichtende Künſtler; der Herrſcher
Der verdient es zu ſein, erfreut nur durch ihn ſich der Krone.
Freue Dich, höchſtes Geſchöpf der Natur, Du fühleſt Dich fähig

Ihr den höchsten Gedanken, zu dem sie schaffend sich aufschwang,
Nachzudenken. Hier stehe nun still und wende die Blicke
Rückwärts, prüfe, vergleiche und nimm vom Munde der Muse,
Daß Du schauest, nicht schwärmst, die liebliche volle Gewißheit!

Die Faulthiere und die Dickhäuligen,[1])

abgebildet, beschrieben und verglichen von Dr. G. d'Alton.

Das erste Heft von sieben, das zweite von zwölf Kupfertafeln begleitet. Bonn 1821.

Indem wir diese treffliche Arbeit vor uns sehen, gedenken wir mit besonderm Vergnügen jener Zeit, da der Verfasser noch zu den Unsrigen gehörte und eine bedeutende Gesellschaft durch geist- und kenntnißvolle Gespräche zu unterhalten, nicht weniger durch wissenschaftliche und artistische Mittheilungen zu fördern wußte. Dadurch blieb denn auch sein nachfolgendes Leben und Bemühen mit dem unsern verschlungen und vereinigt, so daß er uns auf seiner fortschreitenden Bahn niemals aus den Augen gekommen.

Sein bedeutendes Werk über die Anatomie der Pferde ward schon damals bearbeitet; und wie einem denkenden Manne bei dem Besondern das Allgemeine sich immer aufdringt, die Idee Gedanken erzeugt und der Gedanke die Ausführung erleichtert, so sind wir ihm zeither wichtige, das Ganze möglichst fördernde Arbeiten schuldig geworden.

So ist in der Entwickelungsgeschichte des Hühnchens aus dem Ei, woran er so trefflichen Theil genommen, nicht etwa ein einzeln aufgegriffener Gedanke, eine abgesonderte Bemerkung vorgelegt; das Dargestellte fließt vielmehr aus der Idee und giebt uns Erfahrungsbelege zu dem, was wir mit dem höchsten Begriff kaum zu erfassen getrauen. Gleichermaßen sind die gegenwärtigen beiden osteologischen Hefte ganz in dem Sinne der tiefsten Betrachtung, die sich durch proteische Wandelbarkeit der Formen, worin sich Gottheit Kamarupa ewig gefällt, nicht einen Moment irre machen läßt, sondern immer

[1]) 1822. K. d. H.

fortfährt, die mannichfaltigsten Erscheinungen zu deuten, ja sogar zu fordern.

Was die Einleitungen betrifft, sind wir mit dem Verfasser vollkommen einstimmig und ihm zugleich höchlich verpflichtet, daß er uns nicht allein in lang gehegten und längst anerkannten Grundsätzen bestärkt, sondern auch zugleich Wege führt, die wir selbst zu betreten nicht unternehmen konnten, auf Pfade hindeutet, worauf noch das Allerbeste zu hoffen ist.

Ebenso haben wir Ursache, mit der Darstellung und Ableitung des Einzelnen übereinzustimmen, und ergreifen nun die Gelegenheit, einige Bemerkungen, die bei uns vorzüglich aufgeregt worden, kürzlich beizubringen.

Wir theilen mit dem Verfasser die Ueberzeugung von einem allgemeinen Typus sowie von den Vortheilen einer sinnigen Nebeneinanderstellung der Bildungen; wir glauben auch an die ewige Mobilität aller Formen in der Erscheinung.

Hier kommt jedoch zur Sprache, daß gewisse Gestalten, wenn sie einmal generisirt, spezifizirt, individualisirt sind, sich hartnäckig lange Zeit durch viele Generationen erhalten und sich auch selbst bei den größten Abweichungen immer im Hauptsinne gleich bleiben.

Wir machen diese Betrachtung, um zu dem Bradypus zu kommen, von welchem Geschlecht er uns drei Arten vorführt, die in Absicht auf Proportion der Glieder keine Aehnlichkeit, und also müßte man sagen, keine Aehnlichkeit der Gestalt im Ganzen haben; aber sie haben dennoch eine Aehnlichkeit der Theile dem Sinne nach, und wir möchten hier die Worte Troxler's wiederholen: „Das Skeleton ist überhaupt das wichtigste und giltigste physiognomische Zeichen, welch ein schaffender Geist und welch eine geschaffene Welt sich im irdischen Leben durchdrangen."

Wie wollte man nun aber den Geist benennen, der sich im Geschlechte Bradypus offenbart? Wir möchten ihn einen Ungeist schelten, wenn man ein solches lebenslästerliches Wort brauchen dürfte; auf alle Weise jedoch ist es ein Geist, der sich in seiner Haupterscheinung nicht manifestiren kann, in mehr oder weniger reinem Bezug nämlich gegen die Außenwelt.

Man erlaube uns einigen poetischen Ausdruck, da überhaupt Prose wol nicht hinreichen möchte. Ein ungeheuerer Geist, wie er im Ozean sich wol als Walfisch darthun konnte, stürzt sich in ein sumpfig-kiesiges Ufer einer heißen Zone; er

verliert die Vortheile des Fisches, ihm fehlt ein tragendes Element, das dem schwersten Körper leichte Beweglichkeit durch die mindesten Organe verleiht. Ungeheuere Hilfsglieder bilden sich heran, einen ungeheueren Körper zu tragen. Das seltsame Wesen fühlt sich bald der Erde bald dem Wasser angehörig und vermißt alle Bequemlichkeit, die beide ihren entschiedenen Bewohnern zugestehen. Und es ist sonderbar genug, daß diese Sklaverei, „das innere Unvermögen, sich den äußern Verhältnissen gleich zu stellen", auch auf seine Abkömmlinge übergeht, die, obgleich im entgegengesetzten Sinne, ihre Herkunft nicht verleugnen. Man lege die Abbildungen des Riesenfaulthiers und des Ai neben einander, so wird man, überzeugt von der wechselseitigen Verwandtschaft, etwa Folgendes aussprechen:

Jener ungeheuere Koloß, der Sumpf und Kies nicht beherrschen, sich darin nicht zum Herren machen konnte, überliefert, durch welche Filiationen auch seiner Nachkommenschaft, die sich aufs trockene Land begiebt, eine gleiche Unfähigkeit, ja, sie zeigt sich erst recht deutlich, da das Geschöpf in ein reines Element gelangt, das einem inneren Gesetz, sich zu entwickeln, nicht entgegensteht. Aber wenn je ein geistloses, schwaches Leben sich manifestirt hat, so geschah es hier; die Glieder sind gegeben, aber sie bilden sich nicht verhältnißmäßig, sie schießen in die Länge; die Extremitäten, als wenn sie, ungeduldig über den vorigen stumpfen Zwang, sich nun in Freiheit erholen wollten, dehnen sich grenzenlos aus, und ihr Abschluß in den Nägeln sogar scheint keine Grenze zu haben. Die Halswirbel vermehren sich, und indem sie sich aus einander selbst erzeugen, deuten sie auf den völligen Mangel von innerem Halt, wie denn auch der Kopf sich klein und hirnlos erweist. Daher man denn wol sagen dürfte, daß in Bezug auf den eigentlichen inneren höheren Typus das Riesenfaulthier weit weniger ein Ungeheuer sei als der Ai. Merkwürdig dagegen ist, wie im Unau der animalische Geist sich schon mehr zusammengenommen, sich der Erde näher gewidmet, sich nach ihr bequemt und an das bewegliche Affengeschlecht herangebildet habe, wie man denn unter den Affen gar wohl einige findet, welche nach ihm hinweisen mögen.

Läßt man vorstehendes ins Allgemeine Deutende einigermaßen gelten, so möge hier auch noch eine besondere Betrachtung Platz finden. Schon auf dem Umschlag unires zweiten Heftes findet sich Folgendes bemerkt:

In der Tabelle, Seite 244[1]) unter Vertebrae dorsi, in einer Mitte gedacht, worüber einige Auskunft zu geben wäre. Es war nämlich an dem Rückgrat entschieden gestalteter Mannualien zu bemerken, daß die Processus spinosi von vornen nach hinten zu sich rückwärts beugten, sodann aber von hinten nach vornen zu ebendiese Processus vorwärts und also jenen entgegen gebogen waren. Wo nun beide zusammentrafen, nahm man die Mitte an und zählte von da die Rückenwirbel vorwärts und die Lendenwirbel hinterwärts. Man ist jedoch über die Bedeutung dieser Mitte in der Folge nicht ganz zur Klarheit gekommen.

Indessen erneuerte ich diese Betrachtung, als die bedeutende Anzahl Skelette neben einander vor mir lagen, und übergebe Folgendes weiterem Bedenken.

Die Dornfortsätze des Riesenfaulthiers verdienen diesen Namen nicht; denn sie sind sämmtlich platt gedrückt und zugleich alle von vorn nach hinten gerichtet; hier ist also von einer Mitte des Rückgrats gar nicht die Rede.

Dieselben Fortsätze beim Rhinoceros sind schlanker, beugen sich aber auch sämmtlich von vornen nach hinten.

Beim Obio-Elephanten ist merkwürdig, daß die vorderen Fortsätze unverhältnißmäßig groß erscheinen, nach hinten zu alle kleiner werden, doch auch sämmtlich rückwärts gebeugt sind, welche Richtung selbst die drei letzteren behalten, ob sie gleich einigermaßen verbreitert und verflächt erscheinen.

Der afrikanische Elephant erweist sich ähnlichermaßen, doch in mehrerer Proportion; die vier letzten Fortsätze verflächen sich.

Beim Nilpferd ist schon mehr Unterschied zu bemerken; die vorderen Fortsätze, theils lang und stabartig, theils kurz und verflächt, deuten alle hinterwärts; sechse aber, von hinten an gezählt, stärker verflächt, deuten vorwärts.

Der Tapir hat wie überhaupt also auch in einzelnen Theilen schöne Proportionen; die vordern längern Dornfortsätze deuten, indem sie sich verkleinern und verflächen, nach hinten; von hinten aber gezählt, finden sich acht bis neun sehr stark verflächte Fortsätze, welche, wo nicht vorwärts, doch aufwärts deuten.

Beim Schweine biegen sich die längeren vorderen Fortsätze aufwärts und hinterwärts; von hinten hervor aber zählt man schon neune, welche sich verflächen und vorwärts deuten.

[1]) Der Zeitschrift „Zur Morphologie". S. oben S. 250. – A. d. H.

Mit diesem Verflächen und Vorwärtssteigen der hinteren Dornfortsätze scheint die Verminderung der falschen Rippen vor sich zu gehen, wie es besonders bei Vergleichung des Ohio-Elephanten und des Schweins augenfällig ist; vielleicht daß beim näheren Beschauen sich noch mehr bedeutende Verhältnisse und Bezüge hervorthun.

Ich habe übrigens das Bemerkte nur flüchtig ausgesprochen, weil ja die trefflichen charakteristischen Tafeln vor Augen liegen und überhaupt auch an andern Gliedern solche Vergleichungen nunmehr leicht anzustellen sind.

Ueber die künstlerischen, aus den Tafeln hervorleuchtenden Verdienste sprechen sich die Weimar'schen Kunstfreunde folgendermaßen aus.

Das Riesenfaulthier, VII Kupfertafeln zu drei Arten.

So hinsichtlich auf Gestalt der Knochen wie auf die Ausführung derselben zeugt Alles von ungemeinem Fleiß, äußerster Sorgfalt, von ernstem Bemühen nach Deutlichkeit. Wir haben nicht leicht Abbildungen von Knochen gesehen, wo der Charakter derselben so gelungen dargestellt, so außerordentlich viel Aufmerksamkeit auf das Detail der Gestalt derselben verwendet gewesen wäre.

Höhen und Vertiefungen, Kanten und Rundungen sind überall mit großer Kunstfertigkeit und meisterhaftem Fleiß treulich dargestellt, die Behandlung im Ganzen überaus zart. Vornehmlich verdienen die Tafeln Nr. III. IV. V. einzelne Knochenstücke des Riesenfaulthiers enthaltend, dieses Lob.

Die dickhäutigen Thiere, neustes Heft, XII Tafeln zu sechs Arten.

Man kann von diesem alles Gute wiederholen, was von dem vorigen gesagt worden, ja, zum Theil ist die Ausführung noch besser gelungen; ebenso zart und reinlich und dabei von höchster Deutlichkeit. Tafel VII besonders ist so kräftig und klar, als man es nur wünschen kann; so auch einzelne Knochenstücke aus Tafel IV und IX.

Ferner muß der Gedanke, hinter den Skeletten der Pachydermen ein Schattenbild des lebenden Thiers auftreten zu lassen, als höchst geistreich gerühmt werden. Hierdurch wird erst augenfällig, warum diese Geschöpfe dickhäutig genannt sind, indem Haut und Fett, selbst im reinen Naturstand, die innere Bildung verhüllen und verstecken. Zugleich aber wird anschaulich, daß innerhalb dieser plump scheinenden Masse doch ein

durchaus gegliedertes, bewegliches, manchmal zierliches Knochengestelle sich verberge und dadurch bei einigen eine gewandte, kluge, anmuthige Bewegung möglich werde.

Und so erinnert uns denn auch der letzte Blick auf diese Tafeln durch einige Beischriften an die bedeutenden Reisen, welche der gelehrte Künstler unternommen, um eine Arbeit zu liefern, die im Einzelnen so vielen Werth mit sich bringt und aufs Ganze so großen Einfluß verspricht.

Womit wir uns denn dem alten Freunde aus der Ferne, als wäre er gegenwärtig, empfehlen und ihm bestens danken, daß er sowol durch Text als Gebild unsere Wünsche und Hoffnungen übertreffen. Wir werden diese wichtige Arbeit bei unsern Studien immer vor Augen haben und sie zugleich als Fundament und Aufbau schätzen und ehren. Möge uns gegönnt sein, öfters wieder darauf zurückzukommen, zum Zeugniß, wie sehr wir in unserem Maße dadurch gefördert worden.

Eben als wir hiermit zu schließen gedachten, kommt uns das herrliche Werk unsers Verfassers über **Pferde-Anatomie und -Gestaltung** abermals vor Augen, und indem wir uns daran aufs Neue vergnügen, glauben wir zu bemerken, wie durch das sanfte Zurückbiegen der vorderen stabartigen Dornfortsätze und das ihnen entgegengerichtete Bestreben der niedrigen flachen Fortsätze eigentlich der schöne natürliche Sattel und mit ihm das Pferd zu seiner vollkommenen Gestalt und höchsten Brauchbarkeit gebildet werde.

Fossiler Stier.[1])

Herr Dr. Jäger theilt in den **würtembergischen Jahrbüchern** für 1820, Seite 147, Nachrichten mit über fossile Knochen, welche in den Jahren 1819 und 1820 zu Stuttgart gefunden worden.

Bei Kellerausgrabung entdeckte man das Stück eines Stoßzahns vom Mammut, es lag unter einer neun Fuß hohen Schicht von rothem Lehm und einer etwa zwei Fuß hohen Gartenerde, welches auf eine Vorzeit hinweist, da der Neckar noch hoch genug stand, um dergleichen Reste nicht nur fluthend niederzulegen, sondern sie auch noch in solchem Grade zu über-

[1]) 1822. — W. d. H.

decken. An einer andern Stelle in gleicher Tiefe fand sich abermals ein großer Backzahn vom Mammut, nicht weniger Backzähne vom Nashorn. Nun zeigten sich aber auch neben gedachten Fossilien Bruchstücke von einer großen Ochsenart, die man also wol als jenen gleichzeitig ansprechen durfte. Sie wurden von Herrn Dr. Jäger gemessen und mit Skeletten jetztzeitiger Thiere verglichen; da fand er nun, um nur Eins anzuführen, daß der Hals eines fossilen Schulterblattes hundertundzwei Pariser Linien maß, eines schweizer Stiers dagegen nur neunundachtzig.

Hierauf giebt uns Derselbe Nachricht von früher gefundenen und in Kabinetten aufbewahrten Stierknochen, aus deren Vergleichung unter sich und mit Skeletten von noch lebenden Geschöpfen dieser Art er sich zu folgern getraut, daß der Altstier eine Höhe von sechs bis sieben Fuß wol erreicht habe und also bedeutend größer gewesen sei als die noch vorhandenen Arten. Welche nun aber von diesen sich der Gestalt nach jenem am Meisten annähern, wird man bei dem Berichtenden gern selbst nachsehen. Auf allen Fall läßt sich das alte Geschöpf als eine weit verbreitete untergegangene Stammrace betrachten, wovon der gemeine und indische Stier als Abkömmlinge gelten dürften.

Als wir nun diese Mittheilungen überdacht, kamen uns drei ungeheure Hornkerne zu Statten, welche schon vor mehreren Jahren im Kies der Alm bei Mellingen gefunden worden. Sie sind auf dem Jenaischen osteologischen Museum zu sehen. Der größte mißt der Länge nach 2 Fuß 6 Zoll, und dessen Umkreis, da wo er auf dem Schädelstücke aufsitzt, 1 Fuß 3 Zoll Leipziger Maß.

Nun aber kam uns unter diesen Betrachtungen Nachricht, daß im Mai 1820 auf der Torfgräberei zu Frose im Halberstädtischen etwa 10 bis 12 Fuß tief ein solches Skelett gefunden, davon aber nur der Kopf aufbewahrt worden.

Hievon giebt uns Herr Dr. Merle im Ballenstedt's Archiv für die Urwelt, B. 3, Heft 2) eine sehr charakteristische Zeichnung, verglichen mit dem Skelettkopfe eines vollständigen Stieres, welchen Derselbe sich mit einer besonderer Mühe und Sorgfalt zu bereiten wußte. Wir lassen diesen denkenden Beobachter selbst sprechen.

„Wie zwei Urkunden liegen sie nun beide vor mir, der des Urstiers als Zeugniß dessen, was die Natur von Ewigkeit

ber gewollt; der des Ochsen als Zeugniß dessen, wie weit sie es bisher mit dieser Formation gebracht. — Ich betrachte die gewaltigen Massen des Urstiers, seine kolossalen Hornkerne, seine tief eingesenkte Stirn, seine weit zur Seite herausgebauten Augenhöhlen, seine flachen, engen Gehörkammern und die tiefen Furchen, welche die Stirnsehnen eingeschnitten haben. Man vergleiche damit des neuen Schädels weit mehr nach vorn gestellte größere Augenhöhlen, sein überall mehr gewölbtes Stirn- und Nasenbein, seine weitern, mehr und reiner geschwungenen Gehörkammern, die flacheren Furchen seiner Stirn und überhaupt das viel mehr Ausgearbeitete seiner einzelnen Theile.

„Der Ausdruck des neuen Schädels ist besonnener, williger, gutmüthiger, ja verständiger, die Form im Ganzen edler; der des Urstiers roher, trotziger, starrsinniger, stumpfer. Das Profil des Urstiers, besonders in der Stirn, ist offenbar mehr schweinisch, während sich das Profil des neuen mehr dem des Pferdes nähert.

„Zwischen dem Urstier und Ochsen liegen Jahrtausende, und ich denke mir, wie das Jahrtausende hindurch vor Geschlecht zu Geschlecht immer stärkere thierische Verlangen, auch nach vorn hin bequem zu sehen, die Lage der Augenhöhlen des Urstierschädels und ihre Form allmählich verändert; wie das Bestreben, leichter, klarer und noch weiter hin zu hören, die Gehörkammern dieser Thierart erweitert und mehr nach innen gewölbt, und wie der mächtige thierische Instinkt, für Wohlsein und Nahrung immer mehr Eindrücke der sinnlichen Welt in sich aufzunehmen, die Stirn allmählich mehr gehoben hat. — Ich denke mir, wie dem Urstier unbegrenzte Räume offen standen und wie seiner rohen Gewalt das wildverschränkte Gestrüpp der Urwildniß weichen mußte, wie hinwiederum der jetzige Stier sich reichlicher, wohlgeordneter Weiden und ausgebildeter Vegetabilien erfreut; ich begreife, wie die allmählich thierische Ausbildung den jetzigen dem Joch und der Stallfütterung aneignete, wie sein Ohr der wunderbaren Menschenstimme horchte und unwillkürlich folgte, und wie sein Auge der aufrechten Menschengestalt gewohnt und geneigt ward. — Ehe der Mensch war, war der Urstier; er war wenigstens, ehe der Mensch für ihn da war. Der Umgang, die Pflege des Menschen hat des Urstiers Organisation unstreitig gesteigert. Die Kultur hat ihn als unfreies, d. i. vernunftloses und der Hilfe bedürf-

Die einheimische Dicht- schloß sich in Rückert und Platen an Goethe an, als den neuen „Herrn des Morgenlandes" (Rückert in den „Oestlichen Rosen"). „Du selbst, Du hast's in uns erregt" lautet ein Vers des Gedichts, mit welchem Platen (1821) seine Gaselen Goethe widmete. Die Nachfolge war groß.

„Alter Dichter, Du gemahnst mich als wie Hameln's Rattenfänger,
Pfeifst nach Morgen, und es folgen all' die lieben kleinen Sänger."

Von „kleinen Sängern", auf welche Immermann in diesem Distichon anspielt, sind zu nennen W. Müller (Lockenlieder, Schenkenlieder), J. B. Rousseau (s. Goedeke's Grundr., III. 627), Lenau, Daumer (Hafis), L. Schefer u. A. m., und noch 1871 richtet Emil Rittershaus (Neue Gedichte) Lieder „an Suleika". Bodenstedt's „Lieder des Mirza-Schaffy" können aber, unsres Erachtens, allein von allen jenen Dichtungen als ein Ganzes neben den Divan, wenn auch nicht

gilt die wissenschaftliche Erforschung des Orients; dies Gebiet berührt sie nicht, und wir erwähnen von M. Müller's bezüglichen Arbeiten nur seine Essays (vorzüglich I. 8), sowie M. Haug's „The religion of the Zoroastrians". Auf dem Gebiete der arabischen Dichtung sind zu nennen: Rückert's Hamasa, Amrilkais und Hariri, Ditterici's Mutanabbi und Seifaddaula, Müller's Imrulkai (Fuallakat. Halle 1850), Kosegarten's Hudsilliten (s. unten S. 233) und Ahlwardt (The Divans of the six Ancient Arabic Poets etc. London. 1870). Von Biographien Muhomet's haben wir benutzt die, von Goethe gebrauchte, von Oelsner (in Mitz's Uebersetzung, 1810), die von Weil (1843) und die dreibändige von Sprenger (1861—1865). Nord-Amerika steht der orientalischen Dichtung fern; es freut uns jedoch zu citiren: W. Rounseville Alger. The poetry of the East. Boston 1856. Vorstehende Citate, Vollständigkeit nicht bezweckend, sollen nur die große Bewegung erkennen lassen, welche gegenwärtig auf dem Gebiete arabisch-persischer Dichtung herrscht.

tiges Thier zum Fressen an der Kette und im Stalle, zum Melken unter Hund, Knüttel und Peitsche und bis zum Ochsen thierisch veredelt, d. i. gezähmt."

Um uns aber an so schönen Betrachtungen unmittelbaren Antheil zu gönnen, ereignete sich der glückliche Fall, daß in dem Torfmoore bei Hasleben, Amt Groß-Rudestedt, das ganze Skelett eines solchen Thiers im Frühjahr 1821 ausgestochen worden, welches man alsobald nach Weimar schaffte und auf einen Fußboden naturgemäß zusammenlegte, da sich denn fand, daß noch eine Anzahl von Theilen fehle; auch diese wurden auf alsbaldige neue Untersuchungen auf derselben Stelle meist entdeckt und nunmehr die Anstalt getroffen, das Ganze in Jena aufzustellen, welches mit Sorgfalt und Bemühung geschah. Die wenigen noch fehlenden Theile wurden, weil bei fortdauernder nasser Witterung die Hoffnung, sie zu erlangen, verschwand, einstweilen künstlich ergänzt, und so steht es nun der Betrachtung und Beurtheilung für gegenwärtig und künftig anheimgegeben.

Von dem Kopfe sei nachher die Rede, vorläufig setzen wir die Maße des Ganzen nach dem Leipziger Fuß hieher.

Länge von der Mitte des Kopfs bis zu Ende des Beckens 8 Fuß 6½ Zoll, Höhe vordere 6 Fuß 5½ Zoll; hintere Höhe 5 Fuß 6½ Zoll.

Herr Dr. Jäger, da er kein ganzes Skelett vor sich hatte, versuchte durch Vergleichung einzelner Knochen des fossilen Stiers mit denen unserer gegenwärtigen Zeit diesen Mangel zu ersetzen, da er denn für das Ganze ein etwas größeres Maß fand als das unsrige, das wir angegeben.

Was den Kopf unseres Exemplars betrifft, dürfen auch wir Herrn Körte's charakteristische Zeichnung als gleichlautend annehmen, nur fehlt bei dem unsrigen außer dem Os intermaxillare noch ein Theil der oberen Maxille und die Thränenbeine, welche an jenen vorhanden sind. Ebenso können wir uns auf Herrn Körte's Vergleichung mit einem voigtländischen Stier in Bezug auf den vor uns liegenden ungarischen berufen.

Denn wir haben durch die besondere Gefälligkeit des Herrn Direktor von Schreibers zu Wien das Kopfskelett eines ungarischen Ochsen erhalten; dieses ist dem Maße nach etwas größer als das voigtländische, da hingegen unser fossiler Kopf etwas kleiner zu sein scheint als der von Frose. Alles dieses

wird ſich bei genannter Behandlung, Meſſung und Vergleichung finden.

Hiernach kehren wir nun zu jenen Kortiſchen Betrachtungen wieder zurück, und indem wir ſie unſerer Ueberzeugung ganz gemäß finden, ſagen wir noch einiges Bekannte hinzu und erfreuen uns bei dieſer Gelegenheit abermals der vor uns liegenden d'Altoniſchen Blätter.

Alle einzelne Glieder der wildeſten, rohſten, völlig ungebildeten Thiere haben eine kräftige vita propria: beſonders kann man dieſes von den Sinneswerkzeugen ſagen; ſie ſind weniger abhängig vom Gehirn, ſie bringen gleichſam ihr Gehirn mit ſich und ſind ſich ſelbſt genug. Man ſehe auf der XII. d'Altoniſchen Tafel Fig. b das Profil des äthiopiſchen Schweines und betrachte die Stellung des Auges, das, als wären die Schädelbeine ausgeſchloſſen, ſich unmittelbar mit dem Hinterhauptsknochen zu verbinden ſcheint.

Hier fehlt das Gehirn beinahe ganz, wie auch in Fig. a zu bemerken iſt, und das Auge hat gerade ſo viel Leben für ſich, als zu ſeiner Funktion nöthig ſein mag. Betrachte man nun dagegen einen Tapir, Babirouſſa, Pecari, das zahme Schwein, ſo ſieht man, wie das Auge ſchon herunterrückt und zwiſchen ihm und dem Hinterhauptsknochen noch ein mäßiges Gehirn zu ſuppeniren wäre.

Gehen wir nun wieder zu dem foſſilen Stier zurück und nehmen die Kortiſche Tafel vor uns, ſo finden wir, daß bei demſelben die Kapſel des Augapfels, wenn wir ſie ſo nennen dürfen, weit zur Seite herausgetrieben iſt, ſo daß der Augapfel als ein abgeſondertes Glied an einem einzigen Nervenapparat erſcheinen müßte. Bei dem unſrigen iſt es derſelbe Fall, obgleich nur eine Kapſel völlig erhalten iſt, dagegen ſich die Augenhöhlen des voigtländiſchen ſowol als ungariſchen mit ihren etwas größeren Oeffnungen an den Kopf heranziehen und im Umriß nicht bedeutend erſcheinen.

Worin aber der größte und bedeutendſte Unterſchied zu finden ſein möchte, ſind die Hörner, deren Richtung ſich in der Zeichnung nicht ganz darſtellen läßt. Bei dem Urſtier gehen ſie zur Seite, etwas rückwärts; man bemerkt aber von ihrem Urſprung an in den Kernen gleich eine Richtung nach vorn, welche ſich erſt recht entſcheidet, als ſie ſich etwa bis auf 2 Fuß 3 Zoll entfernten; nun krümmen ſie ſich einwärts und laufen in einer ſolchen Stellung aus, daß, wenn man auf die Horn-

kerne sich die Hornschale denkt, die als sechs Zoll länger anzunehmen ist, so würden sie in solcher Richtung wieder bis gegen die Wurzel der Hornkerne gelangen, in welcher Stellung also diese sogenannten Waffen dem Geschöpfe ebenso unnütz werden müssen als die Hauzähne dem Sus Babirussa.

Vergleicht man nun hiemit den ungarischen Ochsen, den wir vor uns haben, so sieht man die Riesen der Kerne gleich eine etwas auf- und hinterwärts Richtung nehmen und mit einer sehr graziosen Wendung sich endlich zuspitzen.

Im Allgemeinen werde hier bemerkt: das Lebendige, wenn es ausläuft, so daß es, wo nicht abgestorben, doch abgeschlossen erscheint, pflegt sich zu krümmen, wie wir an Hörnern, Klauen, Zähnen gewöhnlich erblicken; krümmt nun und wendet sich's schlängelnd zugleich, so entsteht daraus das Anmuthige, das Schöne. Diese fixirte, obgleich noch immer beweglich scheinende Bewegung ist dem Auge höchst angenehm. Hogarth mußte beim Aufsuchen der einfachsten Schönheitslinie darauf geführt werden, und welchen Vortheil die Alten bei Behandlung der Fülldörner auf Kunstwerken aus diesem Gebilde gezogen, ist Jedermann bekannt. Schon einzeln, auf Basreliefen, Gemmen, Münzen sind sie erfreulich, unter sich und mit andern Gegenständen komponirt, höchst zierlich und bedeutend; und wie allerliebst schlingt sich ein solches Horn um den Arm einer wohlthätigen Göttin!

Hatte nun Hogarth die Schönheit bis in dieses Abstrakte verfolgt, so ist nichts natürlicher, als daß dies Abstrakte, wenn es dem Auge wirklich erscheint, mit einem angenehmen Eindruck überraschen müsse. Ich erinnere mich, in Sizilien auf der großen Plaine von Catanea eine kleine, nette, reinbraune Art Rindvieh auf der Weide gesehen zu haben, deren Gehörn, wenn das Thier mit freiem Blick den niedlichen Kopf emporhob, einen höchst angenehmen, ja unauslöschlichen Eindruck machte.

Daher folgt denn, daß der Landmann, dem ein so herrliches Geschöpf zugleich nützlich ist, höchst erfreut sein muß, den Kopfschmuck ganzer Heerden, dessen Schönheit er unbewußt empfindet, sich lebendig durch einander bewegen zu sehen. Wünschen wir nicht immer mit dem Nützlichen auch das Schöne verkunden, und umgekehrt dasjenige, womit wir uns nothgedrungen beschäftigen, zugleich auch geschmückt zu finden?

Wenn wir nun aus dem Vorigen gesehen haben, daß die Natur aus einer gewissen ernsten, wilden Konzentration die Hörner des Urstiers gegen ihn selbst kehrt und ihn dadurch

der Waffe gewissermaßen beraubt, deren er in seinem Naturzustande so nöthig hätte, so sahen wir zugleich, daß im gezähmten Zustand ebendiesen Hörnern eine ganz andere Richtung zu Theil wird, indem sie sich zugleich aufwärts und auswärts mit großer Eleganz bewegt. Dieser schon den Kernen eigenthümlichen Anlage fügt sich denn die äußere Hornschale mit gefälliger Nachgiebigkeit und Zierlichkeit; erst den noch kleinen Hornkern verdeckend, muß sie mit ihm bei dem Wachsthum sich ausdehnen, da sich denn eine ring- und schuppenförmige Struktur sehen läßt. Diese verschwindet, wie der Kern sich wieder zuzuspitzen anfängt; die Hornschale konzentrirt sich immer mehr, bis sie zuletzt, selbstständig über den Kern hinausragend, als konsolidirtes organisches Wesen zum Abschluß gelangt.

Hat es nun die Kultur so weit gebracht, so ist nichts natürlicher, als daß der Landmann bei sonstiger schöner Gestalt seiner Thiere auch regelmäßige Bildung der Hörner verlangt. Da nun dieses schöne, herkömmliche Wachsthum öfters ausartet, die Hörner sich ungleich vor-, rückwärts, auch wol hinabziehen, so muß einer solchen für Kenner und Liebhaber unangenehmen Bildung möglichst vorgebeugt werden.

Wie dieses zu leisten sei, kennte ich in dem Egerischen Kreise bei meinem letzten Aufenthalte bemerken; die Zucht des Hornviehs, als des wichtigsten Geschöpfs zum dortigen Feldbau, war sonst höchst bedeutend und wird noch immer, besonders in einigen Ortschaften, wohl betrieben.

Kommen nun solche Geschöpfe in den Fall, gewissem krankhaften oder unregelmäßigen Wachsthum nachzugeben und den Besitzer mit einer falschen Richtung zu bedrohen, so bedient man sich, um diesem Hauptschmuck seine vollkommene Zierde zu verleihen, einer Maschine, womit die Hörner gezügelt werden; dies ist der gebräuchliche Ausdruck, diese Operation zu bezeichnen.

Von dieser Maschine so viel: sie ist von Eisen, auch wol von Holz; die eiserne besteht aus zwei Ringen, welche, durch verschiedene Kettenglieder und ein steifes Gelenk verbunden, vermittelst einer Schraube einander genähert oder entfernt werden können; die Ringe, mit etwas Weichem überzogen, legt man an die Hörner und weiß alsdann durch Zuschrauben und Nachlassen dem Wuchs derselben die beliebige Richtung zu geben. Im Jenaischen Museum ist ein solches Instrument zu sehen.

Vorläufig aus dem Alterthum:

Ἕλικες βοές. **Camuri boum sunt, qui conversa introrsum cornua habent; laevi, quorum cornua terram spectant; his contrarii licini, qui sursum versum cornua habent.**

Jun. Philargyrius zu Virgil. Georg., III. 55.

Zweiter Urstier.[1])

In dem ersten Bande der Morphologie, S. 342[2]) ist von einem fossilen Stiere gehandelt, der im Frühjahr 1821 in dem Torfmoore bei Haßleben in Thüringen ausgestochen worden. In der Mitte des Sommers 1823 wurden abermals die Reste eines solchen Geschöpfes entdeckt. Wir schalten den Bericht ein, womit diese nicht sehr bedeutenden Ueberreste von dem sorgfältigen Beamten eingesendet worden:

„Das Gerippe lag 6 Fuß tief auf Thon oder Lecten zerstreut und nicht auf einem Platze, so daß ich den Umfang von 8 □Fuß angeben kann; wo die Ueberbleibsel vom Kopfe lagen, war ansichtlich ein eichener Stamm gewesen. Einige aus Thon gebrannte Scherben lagen etwa 4 bis 5 Fuß in eben der Tiefe davon; das Gehörn ist zerstochen worden, da es schon in Torf übergegangen. Die beifolgende Asche und Kohlen wurden in Tiefungen von 5 Fuß gefunden auf Thon und weißem Sand."

Hiernach wäre also auf eine uralte Zeit einiger Kultur zu schließen, wo man solche ungeheure Geschöpfe zum Opfer gebracht hätte, wie denn sogar die vermuthete Eiche auf einen heiligen Platz deuten könnte. Daß der Torf in einer Niederung wieder so hoch angewachsen wäre, läßt sich als naturgemäß ganz wohl zugeben, doch enthalten wir uns aller weiteren Folgerungen; vielleicht aber trifft dieses Ereigniß mit andern Erfahrungen glücklich zusammen, um in den düstern Regionen der Geschichte einen schwachen Schein leuchten zu lassen.

Wer übrigens in dieser Angelegenheit sich völlig aufzuklären denkt, der schlage Cuvier, Recherches sur les Ossements fossiles, Nouvelle Edition, Tome IV. p. 150 nach, wo er den zweiten Artikel finden wird, der von ausgegrabenen Schädeln handelt, welche dem Ochsengeschlecht anzugehören

[1]) 1824. — S. d. H.

[2]) S. vorhergehenden Aufsatz. — S. d. H.

ſcheinen, aber an Größe unſere zahmen Ochſen ſehr übertreffen, deren Gebörn auch ganz eine andere Richtung hat.

Betrachtet er dann die eilfte Tafel, wo die Figuren 1, 2, 3 und 4 einen Schädel vorſtellen, welcher mit dem unſrigen und den Körtiſchen vollkommene Aehnlichkeit hat, ſo würde hierüber nicht viel weiter zu ſagen ſein, bis wir hoffentlich das Glück haben, bei einem Beſuch des Herrn d'Alton von dem ganzen in Jena aufgeſtellten Skelett eines ſolchen Urſtiers genaue Rechenſchaft zu geben. Wobei denn auch über die zunächſt an der Stadt Weimar, nicht weniger in der Umgegend, beſonders im Tuffſtein ſich findenden foſſilen Knochen ein endlicher Abſchluß ſich ergeben wird.

Die Lepaden.[1])

Die tiefgeſchöpften und fruchtreichen Mittheilungen des Herrn Dr. Carus ſind mir von dem größten Werthe; eine Region nach der andern des grenzenloſen Naturreiches, in welchem ich Zeit meines Lebens mehr im Glauben und Ahnen als im Schauen und Wiſſen mich bewege, klärt ſich auf, und ich erblicke, was ich im Allgemeinen gedacht und geheßt, nunmehr im Einzelnen und gar Manches über Denken und Hoffen. Hierin finde ich nun die größte Belohnung eines treuen Wirkens, und mich erheitert es gar öfters, wenn ich hie und da erinnert werde an Einzelnheiten, die ich wie im Fluge wegfing und ſie niederlegte in Hoffnung, daß ſie ſich einmal irgendwo lebendig anſchließen würden, und gerade dieſe Hefte ſind geeignet, derſelben nach und nach zu gedenken.

Einige Betrachtungen über die Lepaden bring' ich dar, wie ich ſie in meinen Papieren angedeutet finde.

Jede zweiſchalige Muſchel, die ſich in ihren Wänden von der übrigen Welt abſondert, ſehen wir billig als ein Individuum an; ſo lebt ſie, ſo bewegt ſie ſich allenfalls, ſo nährt ſie ſich, pflanzt ſich fort, und ſo wird ſie verzehrt. Die Lepas anatifera, die ſogenannte Entenmuſchel, erinnert uns gleich mit ihren zwei Hauptdecken an eine Bivalve; allein ſchnell werden wir bedeutet, hier ſei von einer Mehrheit die Rede; wir finden noch zwei Hilfſchalen, nöthig, um das vielgliedrige Geſchöpf zu

[1]) Verfaßt 1823, veröffentlicht 1824. — A. d. H.

bedecken; wir sehen an der Stelle des Schlosses eine fünfte Schale, um dem Ganzen rückgratsweise Halt und Zusammenhang zu geben. Das hier Gesagte wird Jedem deutlich, der Cuvier's Anatomie dieses Geschöpfs: Mémoires du Muséum d'histoire naturelle, Tom. II. p. 100, vor sich nimmt.

Wir sehen aber hier kein isolirtes Wesen, sondern verbunden mit einem Stiele oder Schlauch, geschickt, sich irgendwo anzusaugen, dessen unteres Ende sich ausdehnt wie ein Uterus, welche Hülle des wachsenden Lebendigen sich sogleich von außen mit unerläßlichen Schaldecken zu schützen geeignet ist.

Auf der Haut dieses Schlauches also finden sich an regelmäßigen Stellen, die sich auf die innere Gestalt, auf bestimmte Theile des Thieres beziehen, präsabilirte fünf Schalenpunkte, welche, sobald sie in die Wirklichkeit eingetreten, sich bis auf einen bestimmten Grad zu vergrößern nicht ablassen.

Hierüber würde nun eine noch so lange Betrachtung der Lepas anatifera uns nicht weiter aufklären, da hingegen die Beschauung einer andern Art, die zu mir unter dem Namen Lepas polliceps gekommen, in uns die tiefsten allgemeinsten Ueberzeugungen erweckt. Hier ist nämlich bei derselben Hauptbildung die Haut des Schlauches nicht glatt und etwa nur runzlich wie bei jener, sondern rauh, mit unzähligen kleinen, erhabenen, sich berührenden, rundlichen Punkten dicht besäet. Wir aber nehmen uns die Freiheit, zu behaupten, eine jede dieser kleinen Erhöhungen sei von der Natur mit Fähigkeit begabt, eine Schale zu bilden, und weil wir dies denken, so glauben wir es wirklich bei mäßiger Vergrößerung vor Augen zu sehen. Diese Punkte jedoch sind nur Schalen in der Möglichkeit, welche nicht wirklich werden, so lange der Schlauch sein anfängliches natürliches Enaenmaß behält. Sobald aber am untern Ende das wachsende Geschöpf seine nächste Umgebung ausdehnt, so erhalten sogleich die möglichen Schalen einen Antrieb, wirklich zu werden; bei Lepas anatifera in Regel und Zahl eingeschränkt.

Nun waltet zwar bei Lepas polliceps dieses Gesetz immer noch vor, aber ohne Zahleinschränkung; denn hinter den fünf Hauptpunkten der Schalenwerdung entstehen abermals eilige Nachschalen, deren das innere wachsende Geschöpf bei Unzulänglichkeit und allzu früher Stellung der Hauptschalen zu fernerer Hülfe des Zudeckens und Sicherns bedarf.

Hier bewundern wir die Geschäftigkeit der Natur, den Mangel der ausreichenden Kraft durch die Menge der Thätig-

leiten zu erſetzen. Denn da, wo die fünf Hauptſchalen nicht bis an die Verengerung reichen, entſtehen ſogleich in allen durch ihr Zuſammentreffen gebildeten Winkeln neue Schalreihen, die, ſtufenweiſe kleiner, zuletzt eine Art von winziger Perlenſchnur um die Grenze der Ausdehnung bilden, wo ſodann aller Uebertritt aus der Möglichkeit in die Wirklichkeit durchaus verſagt iſt.

Wir erkennen daran, daß die Bedingung dieſes Schalwerdens der freie Raum ſei, welcher durch die Ausdehnung des untern Schlauchtheils entſteht, und hier bei genauer Betrachtung ſcheint es, als wenn jeder Schalpunkt ſich eile, die nächſten aufzuziehen, ſich auf ihre Koſten zu vergrößern, und zwar in dem Augenblick, ehe ſie zum Werden gelangen. Eine ſchon gewordene noch ſo kleine Schale kann von einem herankommenden Nachbar nicht aufgeſperrt werden, alles Gewordene ſetzt ſich mit einander ins Gleichgewicht. Und ſo ſieht man das in der Entenmuſchel regelmäßig gebundene, geſetzliche Wachsthum in der andern zum freiern Nachrücken aufgefordert, wo mancher einzelne Punkt ſo viel Beſitz und Raum ſich anmaßt, als er nur gewinnen kann.

So viel aber iſt auch bei dieſem Naturprodukt mit Bewunderung zu bemerken, daß ſelbſt die gewiſſermaßen aufgelöſte Regel doch im Ganzen keine Verwirrung zur Folge hat, ſondern daß die in Lepas anatifera ſo löblich und geſetzlich entſchiedenen Hauptpunkte des Werdens und Wirkens ſich auch im polliceps genau nachweiſen laſſen, nur daß man ſodann oberwärts von Stelle zu Stelle kleine Wellen ſieht, die ſich gegen einander ausdehnen, ohne hindern zu können, daß nach ihnen ſich ihresgleichen, obgleich beengt und im geringeren Maßſtabe, bilden und entwickeln.

Wer das Glück hätte, dieſe Geſchöpfe im Augenblick, wenn das Ende des Schlauches ſich ausdehnt und die Schalenwerdung beginnt, mikroſkopiſch zu betrachten, dem müßte eins der herrlichſten Schauſpiele werden, die der Naturfreund ſich wünſchen kann. Da ich nach meiner Art zu forſchen, zu meſſen und zu genießen mich nur an Symbole halten darf, ſo gehören dieſe Geſchöpfe zu den Heiligthümern, welche fetiſchartig immer vor mir ſtehen und durch ihr ſeltſames Gebilde die nach dem Regelloſen ſtrebende, ſich ſelbſt immer regelnde und ſo im Kleinſten wie im Größten durchaus gott- und menſchenähnliche Natur ſinnlich vergegenwärtigen.

Betrachtungen über eine Sammlung krankhaften Elfenbeins.[1])

Für die pathologische Knochenlehre sind die Wirkungen der Natur in den Elephantenzähnen merkwürdig, wenn bleierne oder eiserne Kugeln in dieselben gedrungen sind und die Thiere sich hernach längere oder kürzere Zeit noch am Leben erhalten haben. Die Sammlung, die vor uns liegt, giebt Gelegenheit zu verschiedenen Betrachtungen, die ich ohne weitere Vorbereitung mittheile, und das Allgemeinere, was etwa zu sagen wäre, bis zum Schluß verspare.

Nr. 1. Hier sieht man auf der Oberfläche des Zahns die Zerschmetterung, welche die nicht tief eingedrungene eiserne Kugel verursacht hat. Vielleicht lebte das Thier zu kurz, als daß die Natur den Schaden wieder ergänzen und die äußere Verletzung völlig hätte zuschließen können, welches sie sonst jederzeit zu bewirken scheint, wenn die Kugel tief genug eingesenkt ist.

Nr. 2. Ein merkwürdiges Stück! Eine Bleikugel ist in den Zahn eingedrungen, und die Natur hat die Zerstörung, die auf der Oberfläche angerichtet worden, beinahe wieder geheilt. Wir bemerken, daß um die Kugel herum eine Veränderung der Knochenmasse vorgeht; es scheint eine Art von Gerinnung zu sein, von Trennung solcher Theile, welche, innig zusammen verbunden, das Elfenbein organisch bilden. Dieses Phänomen sehen wir noch deutlicher an

Nr. 3, wo eine bräunliche Masse, welche durchscheinender ist als das Elfenbein, sich um die Kugel herum angeschlossen hat.

Diese Gerinnung aber scheint nicht allein unmittelbar um den fremden Körper herum vorzugehen, wir kennen bei Nr. 2 und 3 auch in einiger Entfernung davon und ohne anscheinenden Zusammenhang mit dem Hauptsitze der Krankheit solche durchscheinende Punkte bemerken, welche wie eine geronnene, stockende, geschiedene Materie aussehen; ein Phänomen, das wir bei

Nr. 4 noch näher kennen lernen, wo sich solche Punkte in den Fasern des Elfenbeins der Länge nach erzeugt haben. Man sieht deutlich, daß die durchscheinende Materie körnig und in sich nicht vollkommen zusammenhängend sei. Das

[1]) Gefaßt 1798, veröffentlicht 1820. — A. d. H.

Elfenbein unmittelbar daran ist an manchen Orten dergestalt verändert, daß es ein weißes, in das Milchichte ziehendes Ansehen hat, übrigens aber ist die ganze umgebende Elfenbeinmasse schön und gesund. Schade, daß dieses Stück zu klein ist und man nicht wissen kann, wo die Kugel gesessen und auf welche Entfernung von der Kugel sich diese kranke Wirkung erstreckt hat.

Nr. 5 giebt uns zur Betrachtung von einer andern Art Anlaß. Eine eiserne Kugel ist einige Linien tief in den Zahn hineingedrungen, nach außen zu ist die Wunde verwachsen, aber inwendig hat sich die Gerinnung weiter ausgebreitet. Die reine Natur des Elfenbeins ist meist zerstört, man glaubt eine Gerinnung abermals deutlich zu sehen, und es scheint, als wenn eine Art von Zerstörung des reinen Elfenbeins von gewissen Punkten aus vor sich gehe, welche, indem sie sich kreisartig verbreiten, endlich an andere Kreise stoßen, welche auf gleiche Weise gewirkt worden sind, und so wird ein größerer oder kleinerer Raum auf eine krankhafte Weise desorganisirt.

Nr. 6 zeigt uns diese vermuthete Operation deutlicher, wobei merkwürdig ist, daß sich in dem kranken Umfange auch Höhlungen befinden, welche zum Theil mit einem feinen Häutchen überzogen sind. Diese zeigen sich noch stärker bei

Nr. 7, wo die innerhalb des zerstörten Theils entstandenen Höhlen sich wieder mit feinen Knochenwärzchen anzufüllen scheinen.

Haben wir nun bisher die krankhafte Wirkung der verletzten Knochenstelle bemerkt, so betrachten wir ferner die Gegenwirkung des gesunden Ganzen. Schon bei Nr. 5 ließ sich an einigen Stellen eine Absonderung des kranken Theiles vom gesunden bemerken; Nr. 6 zeigt uns dieselbe noch deutlicher, Nr. 7 hingegen unwidersprechlich; denn nicht allein sehen wir an einer Seite die nahe Ablösung des kranken Theiles von dem daranstoßenden gesunden, sondern die mit einem Stern bezeichnete konvexe Fläche ist offenbar nicht durch einen Sägeschnitt von dem Zahn, in welchem sie sich befand, getrennt worden, sondern die Natur selbst hat sie abgelöst.

Nr. 8 bestätigt alles Vorhergesagte noch mehr, indem der kranke Theil von dem gesunden dergestalt abgelöst ist, daß er hin und wieder geschoben werden kann und also seine völlige Abgestorbenheit allem Zweifel entzieht.

Aus dem, was bisher bemerkt worden, glauben wir also folgern zu können, daß die durch den fremden Körper im ge-

an poetischem Werth ihm gleich gestellt werden. Rückert's Bedeutung ist größer für die arabische und indische Dichtung als für die persische. Der Einfluß des Divan auf ihn ist zwar unverkennbar, aber er hatte schon unabhängig von Goethe sich dem Orient in Wien unter Hammer's Leitung zugewandt und 1819 Mewlana's schönste Gaselen frei umgedichtet. Th. Moore's „Lalla Rookh" steigerte den orientalischen Geschmack in Deutschland, wie die Oper „Nurmahal" von Spontini und Schumann's „Paradies und die Peri" (s. unten S. 210, Note) beweisen; Winter's „Opferfest" und Spohr's „Jessonda" deuten nach Indien. Dagegen ist die orientalische Strömung in Frankreich über das gelobte Land nicht hinausgegangen; Chateaubriand's „Christianisme" und seine „Abenceragen", Lamartine's „Reise in den Orient" und Victor Hugo's „Orientales" haben in Deutschland nur geringen Einfluß geübt.

Der Divan hat auch auf die nicht orientalisirenden Dichter bestimmend eingewirkt, insbesondere auf H. Heine. So hoch aber die Anregungen, welche von dem Divan ausgingen, anzuschlagen sind, sein bleibender dichterischer Werth, als einer der herrlichsten Blüthen der deutschen Poesie, ist das Entscheidende. Die Gedichte haben die meisten Vorzüge der Goethischen Lyrik: den tiefen Hintergrund des in der gewähltesten, aber einfachsten Sprache Gegebenen, die unerreichte Verbindung von Natur und Kunst, die schrankenlose Herrschaft über die Form, die kunstfleißige Behandlung der Reime, die durchsichtige Klarheit, die Abwesenheit alles Pathos, aller Sentimentalität, aller Phrase, die neuen und kühn-genialen Wendungen und Formen. Alles dies wirkt hier um so wohlthuender, als

funden Zahn bewirkte Unordnung eine Stockung und Gerinnung der Säfte hervorbringe, welche sich allmählich sowol gegen die Seite, besonders aber der Länge nach verbreitet. Von der Hauptstockung sowol als auch von den entfernteren einzelnen Stockungspunkten wird zuletzt ein zusammenhängender krankhafter Raum gebildet, welcher aus vielen konzentrischen Stockungskreisen und zuletzt sogar aus untermischten Höhlungen besteht, anstatt daß das gesunde Elfenbein aus einer schönen, meist gleichen, der Länge nach sehr dicht organisirten Knochenmasse gebildet ist.

Der krankhafte Theil zeigt ferner nach den Erfahrungen, die vor uns liegen, seine Wirkungen nur auf eine gewisse Weite, die Querdurchschnitte der drei Hauptpräparate Nr. 6, 7, 8 sind sich der Breite nach ziemlich gleich; wie weit sie sich in die Länge erstrecken, läßt sich nicht sagen, genug, der gesunde Theil behauptet seine Rechte und schränkt zuletzt den kranken ein, der sich nun theils in sich selbst zu verzehren, theils durch den Einfluß des gesunden Theils sich langsam wieder anzuhäufen, jedoch immer ein fremder und abgesonderter Körper zu bleiben scheint, wobei merkwürdig ist, daß diese Knochenkrankheit nicht nach außen zu wirkt und, wie man erwarten konnte, keine unregelmäßigen Auswüchse auf die Oberfläche des Zahns hinaustreibt, so nahe sich auch die Kugel darunter befinden mag.

Hierbei bemerke ich noch, daß die Nr. 1 mit einem Stern bezeichnete Stelle eine nicht gar tiefe Verletzung des Zahns von einer eisernen Kugel zu sein scheint, welche aber gar keine krankhaften Folgen gehabt hat, und es läßt sich vermuthen, daß ein auf seiner Oberfläche verletzter Zahn keinem weitern Uebel ausgesetzt sei.

Hievon kann man sich bis zur Gewißheit überzeugen, wenn man einen ganzen Zahn ansieht, dessen vorderes Ende bei Lebzeiten des Thiers durch Gebrauch abgenutzt worden. (Ein solcher ist auf dem großherzoglichen Museo befindlich.) Man sieht an der Spitze die obern Schalen abgerieben und abgestoßen, wobei die untern sich in einem ganz gesunden Zustande befinden, ja ein ebenso glattes und gesundes Ansehen zeigen als die, welche bestimmt waren, sie zu bedecken.

Nach diesem Allen sei es vergönnt, noch einige Betrachtungen beizubringen.

Der Elephantenzahn ist im Anfange eine dünne und hohle

Scheide, die, indem sie an Wachsthum zunimmt, sich sowol innerals auswendig mit mehrern Lamellen überkleidet, welche anfangs blättrig über einander liegen, zuletzt aber als ein festes Elfenbein zusammen verkunden werden. Diese der Länge nach gerichtete Organisation zeigt uns die Ursache, warum die krankhafte Wirkung eines Theiles leichter und stärker der Länge nach wirkt, indem sie nur die Richtung der ehemaligen, nunmehr verwachsnen Lamellen zu nehmen braucht.

Was die Wirkung einer krankhaften Stelle nach der Seite zu betrifft, habe ich die Vermuthung, daß hier eine Aufblähung und Ausdehnung vor sich gehe, wodurch die nächst anstoßenden Theile des gesunden Elfenbeins zusammengedrückt werden, so daß sogar ein leerer Raum entsteht, den wir an unsern Präparaten in Höhlen vertheilt erblicken. Die ovalen Querdurchschnitte der kranken Stelle, die erst gedachten Höhlen, die krumme Richtung der anstoßenden gesunden Lamellen bei Nr. 7 machen mir diese Meinung wahrscheinlich, und wer die große Elastizität des Elfenbeins bedenkt, sowie dessen Einschwinden, wenn es trocknet, der wird ein solches Zusammen- oder, wenn man will, Auseinanderdrücken desselben nicht für unmöglich halten, besonders da eine unregelmäßig und krankhaft arbeitende Natur in organischen Körpern noch weit stärkere und gewaltsamere Wirkungen zeigt.

Wir wenden uns nun zu einem Falle, welchen näher zu beobachten auch einige interessante Präparate vor uns liegen. Es kann nämlich geschehen, daß eine Kugel in den hintern schwachen und hohlen Theil des Zahnes dringt; dann entsteht nicht allein eine ähnliche Stockung und Gerinnung, sondern weil der dadurch erregte, eben schon wahrscheinlich gemachte krankhafte Drang kein Hinderniß findet, bildet sich nach innen zu ein Knochenauswuchs, welcher vermuthlich größer wird, je längere Zeit die Natur zu dieser Operation sich nehmen kann.

Nr. 9 ist ein schönes Beispiel, wo eine Bleikugel an dem Rande einer Zahnhöhle hängen geblieben und nach und nach mit einem zitzenförmigen Aus- und Umwuchs umzogen worden.

Nr. 10 und Nr. 11 geben uns hierüber eine fernere Belehrung. Beide Stücke gehören zusammen. An der Struktur der äußern Seite bemerkt man, daß sie von einem Theile des Zahns abgeschnitten sind, der in der obern Kinnlade gesessen hat; nach außen ist ein schiefrig zitzenhafter geringer Knochen-

auswuchs bemerklich, der desto stärker nach innen ist, wo sich eine große Zitze mit vielen kleinen zeigt, die im Durchschnitt jenes geronnene, maserartige Ansehen hat, das wir schon kennen.

Merkwürdig ist auch hier, daß diese Knochenkrankheit nach der innern Höhlung so stark und nach der äußern Fläche so wenig gewirkt hat, so wie wir schon an Nr. 2 und 5 bemerken konnten, daß die krankhafte Veränderung nicht nach außen arbeitet, vielmehr die Verletzung der Oberfläche des Zahns durch die Natur gleich wieder zugeschlossen und geheilt wird.

Ob die Kugel noch innerhalb der Zitze sich befinde, oder ob dieser Knochenauswuchs auf eine andere Art von Beschädigung erfolgt sei, getraue ich mir nicht sogleich zu bestimmen. Auf alle Fälle war es der Zahn eines alten Elephanten und die Beschädigung daran gleichfalls sehr alt. Es lassen sich noch unterrichtende Vergleichungen zwischen diesem krankhaften Auswuchse und zwischen den krankhaften Stellen, die innerhalb des Zahns ohne Raum entstehen, bei näherer Beschauung anstellen.

Nr. 12. Ein Stück, woran gleichfalls sowol die äußere Fläche des Zahns als die innere nach der Höhlung zu sichtbar sind. Auch ist es wegen der deutlichen Rinde, welche den Zahn von außen zu umziehen scheint, wegen verschiedener geronnenen Stellen und sonst gestörter Organisation merkwürdig und dient zugleich zu einem Beleg verschiedener bemerkter Fälle.

Nr. 13 ist ein Stück, dessen Erscheinungen sich an die vorigen nicht anschließen. Es sieht aus, als wenn ein Zahn der Länge nach durch ein spitzes Instrument verwundet worden wäre, und so eine gestörte, konzentrisch-blättrige, sehr feine, spröde Knochenorganisation entstanden sei. Vielleicht geben künftig andere ähnliche Exemplare dem gegenwärtigen mehr Licht.

Ueberhaupt thäte man wohl, die Sammlung wo möglich noch zu erweitern, um durch eine größere Anzahl von Fällen die genauere Beurtheilung der vorliegenden möglich zu machen.

---

[1]) Vorgemeldete Sammlung verehrte ich meinem freundschaftlichen Lehrer, dessen höchst merkwürdige anatomische Sammlung eine solche Gabe nicht verschmähte; hoffentlich findet sie sich noch in dem Loder'schen Kabinet zu Moskau, und ich erlaube

[1]) 1823. — S. d. H.

mir noch einige Betrachtungen über die darin erwähnten Gegenstände.

Ueberließ ich nun schon einem Manne, dem ich so viel verpflichtet war, sehr gern eine solche freundliche Gabe, so hofft' ich doch, nach und nach mir eine ähnliche Sammlung wieder herzustellen, wie ich sie, freilich in mehreren Jahren, doch mit einiger Leichtigkeit zusammengebracht hatte. Dies wollte mir nun aber keineswegs gelingen. In Nürnberg pflegten die Kammmacher, wenn sie mit ihrer Säge auf eine solche Kugel geriethen, derselben auszuweichen und ein bedeutendes Stück ihres kostbaren Elfenbeins aufzuopfern; dieses legten sie jedoch zurück und überließen es dem Naturfreunde um ein Billiges. Allein nunmehr war mir weder dort noch sonstwo dergleichen aufzutreiben möglich, wozu denn auch das seltner gewordene Elfenbeindrechseln und das Arbeiten in diesem Material überhaupt Ursache sein mochte.

Als ich aber in alten Reisebeschreibungen die wilde und ungeschickte Art las, wie Elephanten zusammengetrieben, mit einem Regen von Kugeln überschüttet, die erlegten ihrer Zähne beraubt, andere verwundete, verletzte jedoch wieder in Freiheit gelassen wurden, so fiel mir ein, ob nicht jene Elephantenzähne, die eine so reichliche Ausbeute von krankhaftem Elfenbein geben, sich aus der wilden, wüsten Jagd herausreiben möchten, aus Zeiten, wo den Thieren gegönnt war, beschädigte Glieder lange Jahre hindurch zu heilen, und ob nicht in neueren Zeiten eine klügere, vorsichtigere Jagd geübt werden, um diese mächtigen Geschöpfe zu erlegen und zum Nutzen zu bringen, welches bei einer täglichen Verbesserung der Feuerröhre gar wohl zu erwarten stand.

Diesem Gedanken will ich keinen größeren Werth geben, indem er mir nur gelegentlich beigegangen; auch hab' ich nach wiederholt vergeblicher Nachforschung kaum versucht, dergleichen Exemplare aufzuspüren, und denke nur wieder daran, da ich vorstehendes Verzeichniß unter meinen älteren Papieren finde und solches der Aufmerksamkeit der Naturforscher und Sammler nicht unwürdig halte.

Vergleichende Knochenlehre.[1])

A. Knochen, die Gehörwerkzeuge betreffend.

Aeltere Eintheilung, da man sie als einen Theil (Partem petrosam) des Ossis temporum beschrieb. Nachtheil dieser Methode. Nachfolgende Eintheilung, als man Partem petrosam vom Osse temporum trennte und als Os petrosum beschrieb. Nicht genau genug. Die Natur zeigt uns eine dritte Art, durch die wir bei der großen Komplikation der Theile allein zum deutlichen Begriff kommen können. Nach dieser besteht das Os petrosum aus zwei besonders zu betrachtenden, in ihrem Wesen höchst verschiedenen Knochen: der Bulla und dem Osse petroso proprie sic dicendo.

Wir haben das Schläfebein schon ganz davon separirt, auch das Hinterhauptsbein schon beschrieben und fügen die Knochen, welche die Gehörwerkzeuge enthalten, nunmehr in die zwischen dem Schläfebein und dem Hinterhauptsbein befindliche Oeffnung.

Wir unterscheiden hier:

I. Bulla und
II. Os petrosum.

Sie hängen unter sich zusammen:

a) durch Verwachsung,
b) durch das Uebergreifen des Processus styloidei,
c) oder durch Beides.

Sie hängen mit dem Osse temporum und dem Osse occipitis zusammen.

Mehrere Figuren.

I. Bulla.

An ihr ist zu bemerken:

a) Meatus auditorius externus, Collum, Orificium bullae.

1) Collum, Röhre,
sehr lang beim Schwein,
minimal ab beim Ochsen,
" " " Pferde,
" " " Ziege, Schaf.

Orificium kann sie genannt werden, wenn die Oeffnung nur einem Ring gleicht.

[1]) Veröffentlicht 1821. — A. d. H.

Bei der Katze,
dem Hunde.
Verwachsen mit der Bulla, doch eine Spur der Separation.
? Junge Katzen, Hunde.
Beim Embryo des Menschen, wo der Ring sichtbar und getrennt ist.
Beim erwachsenen Menschen wird es eine Rinne, die vom Schläfbein bedeckt wird.

Man kann sich also den Meatus audit. externus als eine nach oben oder hinten gekehrte Rinne und in andern Fällen als einen nach oben oder hinten gekehrten Ring denken. Die Rinne schließt sich bei obgenannten Thieren; doch ist bemerklich, daß der nach vorn gerichtete Rand immer der stärkere ist.

Der Ring schließt sich oberwärts gleichfalls, und man merkt, das von vorn sich anschließende Ende ist gleichfalls das stärkere.

Dieser Meatus audit. externus verbindet sich außen mit den knorpligen und tendineusen Theilen des äußren Ohres, nach innen mit der Bulla, und da zeigt er jederzeit einen Rand, einen mehr oder weniger rückwärts gebogenen Limbum. An diesen legt sich das Paukenfell an und schließt das innere Ohr.

b) Bulla selbst.

Verdient diesen Namen ganz:
Bei Katzen,
Luchs.
Sie hat so wenig Knochenmaterie als möglich (Ausnahme Lapis Manati), ist rund wie aufgeblasen, durch äußern Druck nicht gebindert.

Von ihr selbst geht nur ein schwacher spitzer Processus aus, um sich mit den nächsten Tendinibus zu verbinden. Hund.

Bei Schafen und schafartigen Thieren
schon sackartiger, zwar noch wenig Knochenmaterie, dünn wie Papier, inwendig glatt. Von außen durch den Processus styloideus gedrückt.

Es geben von diesem Sacke strahlige Processus aus, die mit Tendinibus zusammenhängen.

Bei Pferden
ist die Bulla noch dünn genug, aber vom Processu styloideo influenzirt.

Auf dem Grunde derselben ziehen sich halbmondförmige Scheidewände (Dissepimenta) hinüber und herüber und machen von oben offne kleine Zellen. Ob vom Osse petroso zu trennen bei Fohlen.

Bei Ochsen.

II. Os petrosum.

a) Pars externa

setzt sich zwischen das Os temporum und Os occipitis. Enchasirt befestigt. (Ist manchmal sehr gering, z. B. bei Schweinen.)

Von ihr geht der Processus styloideus ab.

Ist von keiner sehr festen Knochenmasse, eher bei gewissen zellig.

b) Pars interna.

1) Facies cerebrum spectans

nimmt die aus dem Hirn kommenden Nerven auf. Der Rand verbunden mit dem ossificirten Tentorio cerebelli.

Foramina.

α) Inferius, constans, necessarium, pervium.

β) Superius, accidentale, coecum.

2) Facies bullam spectans.

Foramina.

Erhöhungen und Vertiefungen.

Sobald diese Theile einzeln durchgegangen, beschrieben und verglichen sind, zu bestimmen, was aus ihrer Zusammensetzung und Verbindung erfolge.

Der Raum zwischen der Bulla und dem Osse petroso. Vorhof.

Processus mastoideus vom Osse temporum und der Parte externa Ossis petrosi kann nicht mit der zitzengestalteten zelligen Bulla der Thiere (bes. Schweine) verglichen werden. Bei Thieren kommt er nicht vor. Sein Platz, sein Charakter.

Die Zitze der Thiere steht unter dem Meatu auditorio externo.

Hinter dem Processu styloideo, wenn er da ist, ist die untere Continuatio der Bulla.

Der Processus mastoideus hängt nur von vorn und den Seiten mit dem innern Osse zusammen. Das genau zu untersuchen.

B. Ulna und Radius.

Betrachtet man die Bildung beider langen Knochen im Allgemeinen, so ist die größte Stärke der Ulna nach oben, wo sie durch das Olekranon die Verbindung mit dem Oberarme hat. Die größte Stärke des Radius ist unten, wo er sich mit dem Carpus verbindet.

Wenn beide Knochen am Menſchen durch Supination neben einander gebracht ſind, ſo liegt die Ulna inwärts nach dem Körper zu, der Radius nach außen; bei den Thieren, bei denen dieſe Knochen in der Pronation verharren, befindet ſich die Ulna nach unten und hinten, der Radius nach vorn und oben; beide Knochen ſind getrennt, nach einem gewiſſen Gleichgewicht gebildet und ſehr geſchickt beweglich.

Beim Affen lang und ſchwank, wie denn deſſen Knochen überhaupt als verhältnißmäßig zu lang und zu ſchmal angeſehen werden können.

Bei fleiſchfreſſenden Thieren zierlich, proportionirlich und beweglich; ſie ließen ſich wol nach einer Stufenreihe anordnen, da denn das Katzengeſchlecht wol den Vorzug behaupten möchte. Löwe und Tiger haben eine ſehr ſchöne, ſchlanke Bildung, beim Bären wird ſie ſchon breit und ſchwer. Hund und Fiſchotter ließen ſich beſonders bezeichnen; alle haben Pronation und Supination mehr oder weniger beweglich und zierlich.

Getrennt zwar ſind Ulna und Radius noch bei verſchiedenen Thieren, beim Schwein, Biber, Marder, allein ſie liegen doch feſt auf einander und ſcheinen durch Ligamente, ja manchmal durch Verzahnung an und in einander gefügt zu ſein, daß man ſie faſt für unbeweglich halten möchte.

Bei Thieren, die nur auf Stehen, Gehen, Laufen eingerichtet ſind, gewinnt der Radius das Uebergewicht, er wird zum Fulcrum, die Ulna iſt gleichſam blos Artikulation mit dem Oberarm. Ihr Stab wird ſchwach und lehnt ſich nur an der Hinterſeite nach außen zu an den Radius an, man könnte ſie mit Recht eine Fibula nennen. So findet ſich's an der Gemſe, den Antilopen und Ochſen. Auch verwachſen beide ſchon manchmal, wie ich das Beiſpiel an einem alten Bock geſehen habe.

Bei dieſen Thieren hat der Radius ſchon eine doppelte Verbindung mit dem Humerus durch zwei Gelenkflächen, denen der Tibia ähnlich.

Beim Pferde ſind beide Knochen verwachſen, doch läßt ſich unter dem Olekranon noch eine kleine Separation und ein Interſtitium zwiſchen beiden Knochen bemerken.

Endlich, wo die Körperlaſt des Thiers groß wird, daß es viel an ſich ſelbſt zu tragen hat und Stehen, Gehen, allenfalls Laufen ſeine Beſtimmung iſt, verwachſen beide Knochen faſt

ohne Spur wie beim Kameel. Man sieht, der Radius gewinnt immer mehr Uebergewicht, die Ulna wird blos Processus anconaeus des Radius, und ihre zarte Röhre verwächst nach dem bekannten Gesetze.

Rekapituliren wir das Gesagte auf umgekehrte Weise: verwachsen und einfach, stark und schwer sind beide Knochen, wenn das Thier genug an sich selbst zu tragen hat, hauptsächlich nur steht und schreitet. Ist das Geschöpf leicht, läuft und springt es, so sind beide Knochen zwar getrennt, doch die Ulna ist gering und beide gegen einander unbeweglich. Wenn das Thier ergreift und hantiert, sind sie getrennt, mehr oder weniger von einander entfernt und beweglich, bis vollendete Prenation und Supination dem Menschen die vollkommen zierlichste und geschickteste Bewegung erlauben.

C. Tibia und Fibula

haben ungefähr ein Verhältniß gegen einander, wie Ulna und Radius; doch ist Folgendes zu bemerken.

Bei Thieren, die sich der Hinterfüße mannichfaltiger bedienen, z. B. der Phoca, sind diese beiden Knochen nicht so ungleich an Masse als bei andern. Zwar bleibt auch hier Tibia immer der stärkste Knochen, aber Fibula nähert sich ihr, beide artikuliren mit einer Epiphyse und diese sodann mit dem Femur.

Beim Biber, der durchaus ein eigen Geschöpf ausmacht, entfernen sich Tibia und Fibula in der Mitte und bilden eine ovale Oeffnung, unten verwachsen sie. Bei fünfzehichten, fleischfressenden, heftig springenden Thieren ist Fibula sehr fein, höchst zierlich beim Löwen.

Bei leicht springenden Thieren und bei allen blos schreitenden verliert sie sich ganz. Am Pferde sind die Extremitäten derselben, das obere und untere Knöpfchen, noch knöchern, das Uebrige ist tendinos.

Beim Affen sind diese beiden Knochen, wie sein übriges Knochengebäude, charakterlos, schwankend und schwach.

Zu näherem Verständniß des Vorgesagten sei noch Folgendes hinzugefügt. Als ich im Jahr 1795 den allgemeinen

osteologischen Typus nach meiner Art vollbracht hatte, regte sich der Trieb, nun auch dieser Anleitung zufolge die Knochen der Säugethiere einzeln zu beschreiben. Wollte mir hiebei zu Statten kommen, daß ich den Zwischenknochen von der obern Kinnlade gesondert hatte, so gereichte mir gleichfalls zum Vortheil, das inextrikable Jochbein als zwiefach, als ein vorderes und hinteres anzuerkennen. Auf diesem Wege sollte mir denn gelingen, das Schlafbein, das nach bisheriger Art weder Bild noch Begriff zuließ, in verschiedene Theile naturgemäß zu trennen.

Nun aber hatte ich mich schon jahrelang auf dem bisherigen Wege vergebens abgequält, ob nicht ein anderer, vielleicht der rechte sich vor mir auftun wollte. Ich gestand gern, daß der menschlichen Knochenlehre eine unendliche Genauigkeit in Beschreibung aller Theile des einzelnen Knochens, in der mannichfaltigsten Verschiedenheit seiner Ansichten nöthig sei. Der Chirurg muß mit Geistesaugen, oft nicht einmal vom Tastsinn unterstützt, die innen verletzte Stelle zu finden wissen und sieht sich daher genöthigt, durch strengste Kenntniß des Einzelnen sich eine Art von durchdringender Allwissenheit zu erwerben.

Daß jedoch eine solche Weise bei der vergleichenden Anatomie nicht zulässig sei, bemerkte ich nach manchem verfehlten Streben. Der Versuch einer solchen Beschreibung (Morphologie, S. 204)[1] läßt uns gleich dessen Anwendung auf das ganze Thierreich als unmöglich erscheinen, indem einem Jeden auffällt, daß weder Gedächtniß noch Schrift dergleichen zu fassen, noch irgend eine Einbildungskraft solches gestaltet wieder zu vergegenwärtigen fähig sein möchte.

Noch eine Bezeichnungs- und Beschreibungsart, die man durch Zahl und Maß zu bewirken gedachte, ließ für den lebendigen Vortrag sich ebenso wenig benutzen. Zahl und Maß in ihrer Nacktheit heben die Form auf und verbannen den Geist der lebendigen Beschauung. Ich versuchte daher eine andere Art des Beschreibens einzelner Knochen, jedoch im konstruktiven, in einander greifenden Zusammenhang, wovon der erste Versuch, Felsbein und Bulla von einander und zugleich vom Schlafbein zu trennen, als Beispiel gelten mag.

Wie ich sodann die Vergleichung anzustellen geneigt

[1] S. oben S. 223. — H. d. H.

eben der Stoff, die Phantastik, Verstiegenheit und vielfach hervortretende Geschmacklosigkeit der orientalischen Poesie an sich der Goethischen klassischen Behandlung widerstreben. Der Dichter ist auch hier mehr plastisch als malerisch; er vermeidet es, seinen Pinsel tief in den Farbentopf zu senken und das Fremde grade in der Pracht und Buntheit des Kolorits zu suchen. Dies überließ er Th. Moore oder Freiligrath (Löwenritt). Seine Gedichte enthalten mehr Handlung, Empfindung und Gedanken als Malerei; aber nirgends fehlen die Anregungen, in der Einbildungskraft des Lesers die orientalischen Bilder entstehen zu lassen. Gervinus' Vorwurf mangelnder Sinnlichkeit scheint uns ganz ungerechtfertigt. Wir wüßten nicht, welchen Gedichten mehr Körper zu wünschen wäre. Die stärkere Sinnlichkeit der „Römischen Elegien" oder gar des wenige Jahre vor dem Divan gedichteten „Tagebuchs" wird Niemand unsern Gedichten wünschen. Der Orient konnte in dieser Richtung verführerisch wirken; aber Goethe hat diese Klippe äußerst glücklich vermieden. Eher könnte man ihm vorwerfen, er sei bisweilen zu tief in das alltägliche Leben hinabgestiegen, wie früher in den „Venetianischen Epigrammen." Wo dies geschieht, z. B. bei Einführung des „Katzenjammers" oder bei dem Spiel mit dem „Schwänchen" im Schenkenbuch, macht doch die scherzhafte Behandlung auch solche Stoffe erträglich. Der Humor wirkt hier als Surrogat der Poesie. Den persischen Dichtern, welche gewohnt sind, das Niedrigste mit dem Höchsten zu verbinden, entnahm der westliche Dichter solche Freiheiten. Ebenso versuchte er die oft geschmacklose und fade Art, wie seine östlichen Brüder die

gewesen, und zwar auf eine kursorische Weise, davon mag der kurze zweite Aufsatz, Ulna und Radius, Tibia und Fibula darstellend, Zeugniß geben. Hier war das Skelett als lebendig, als Grundbedingung aller lebendigen höhern Gestalt gedacht und deshalb die Beziehung und Bestimmung der einzelnen Theile fest ins Auge gefaßt. Kursorisch verfuhr ich, um mich erst einigermaßen zu orientiren, und sollte diese Arbeit nur erst gleichsam einen Katalog liefern, wobei im Hintergrunde die Absicht lag, bei glücklicher Gelegenheit die zu vergleichenden Glieder in einem Museum wirklich zusammenzustellen, woraus sich von selbst ergeben müßte, daß jede Gliederreihe einen andern Vergleichungsmoment erfordern würde.

Wie bei den Hülfsorganen, Armen und Füßen, zu verfahren, darauf deutet obige Skizze. Man ging vom Starren, fast Unbeweglichen, nur in einem Sinne Brauchbaren zum Mannichfaltigst- und Geschicktest-Beweglichen, wie denn solches, noch durch mehrere Geschöpfe verfolgt, höchst erwünschte Ansichten verleihen müßte.

Wäre nun aber vom Hals die Rede, so würde man vom längsten zum kürzesten schreiten, von der Giraffe zum Wallfisch. Die Betrachtung des Siebbeins ginge von dem weitesten, unbedingtesten aus bis zum verengtesten, gedrängtesten, vom Schuppenthier bis zum Affen, vielleicht zum Vogel, da denn der Gedanke sogleich weiter gedrängt wird, wenn man sieht, wie vergrößerte Augäpfel jenen Knochen immer mehr in die Enge treiben.

Ungern brechen wir ab; wer aber erkennt nicht, welche unendliche Mannichfaltigkeit der Ansichten auf diese Weise sich ergebe und wie wir veranlaßt, ja gezwungen werden, alle übrigen Systeme zugleich mitzudenken?

Führen wir unsere Phantasie noch einen Augenblick zu denen oben näher betrachteten Extremitäten zurück, vergegenwärtigen wir uns, wie sich der Maulwurf zum lockern Erdboden, die Phoca zum Wasser, die Fledermaus zur Luft bildet, und wie uns das Knochengerüst so gut wie das lebendige umhautete Thier hievon in Kenntniß zu setzen vermag, so werden wir aufs Neue die organische Welt mit erhöhtem leidenschaftlichen Sinne zu fassen trachten.

Wenn Vorstehendes den Naturfreunden dieser unserer Tage vielleicht weniger bedeutend scheint als mir vor dreißig Jahren, — denn hat uns nicht zuletzt Herr d'Alton über alle unsre

Wünſche hinausgehoben? — ſo will ich nur geſtehen, daß ich es eigentlich dem Pſychologen widme. Ein Mann wie Herr Ernſt Stiedenroth ſollte ſeine erlangte hohe Einſicht in die Funktionen des menſchlichen Geiſteorgans und Körperzuſtandes treulich anwenden, um die Geſchichte irgend einer Wiſſenſchaft zu ſchreiben, welche denn ſymbeliſch für alle gelten würde.

Die Geſchichte der Wiſſenſchaft nimmt immer auf dem Punkte, wo man ſteht, ein gar vornehmes Anſehen; man ſchätzt wol ſeine Vorgänger und dankt ihnen gewiſſermaßen für das Verdienſt, das ſie ſich um uns erworben; aber es iſt doch immer, als wenn wir mit einem gewiſſen Mitleiden die Grenzen bedauerten, worin ſie oft unnütz, ja nachtheilend ſich abgequält; Niemand ſieht ſie leicht als Märtyrer an, die ein unwiederbringlicher Trieb in gefährliche, kaum zu überwindende Lagen geführt, und doch iſt oft, ja gewöhnlich, mehr Ernſt in den Altvätern, die unſer Daſein gegründet, als unter den genießenden, meiſtentheils vergeudenden Nachkommen.

Doch von ſolchen gewiſſermaßen hypochondriſchen Betrachtungen wenden wir uns zu höchſt erfreulichen Thätigkeiten, wo Kunſt und Wiſſenſchaft, Erkennen und Bilden ſich, auf ſehr hohem Punkte gemeinſam wirkend, zutraulich die Hände bieten.

Die Skelette der Hagelthiere,[1])

abgebildet und verglichen von d'Alten.

Erſte Abtheilung zehn Tafeln, zweite acht Tafeln.
Bonn 1823 und 1824.

Die erſte Abſicht meiner morphologiſchen Hefte war, von älteren Papieren Einiges aufzubewahren, wo nicht zum Nutzen der Gegenwart und Zukunft, doch zum Andenken eines redlichen Strebens in Betrachtung der Natur. Dieſem Sinne zufolge nahm ich vor Kurzem abermals gewiſſe oſteologiſche Fragmente zur Hand und fühlte, beſonders bei Reviſion des Abdrucks, wo uns gewöhnlich Alles klarer vorkommt, auf das Lebhafteſte, daß es nur Vorahnungen, nicht Vorarbeiten geweſen.

[1]) 1824. — A. d. H.

In eben dem Augenblick gelangte nun obgemeldetes Werk zu mir und versetzte mich aus der ernsten Region des Staunens und Glaubens in die behaglichen Gegenden des Schauens und Begreifens.

Ueberdenk' ich nun das Nagergeschlecht, dessen Knochengestalt mit angedeuteter äußerer Hülle meisterhaft auf das Mannichfaltigste gebildet vor mir liegt, so erkenn' ich, daß es zwar generisch von innen determinirt und festgehalten sei, nach außen aber zügellos sich ergehend, durch Um- und Umgestaltung sich spezifizirend, auf das Allervielfachste verändert werde.

Woran die Natur das Geschöpf eigentlich fesselt, ist sein Gebiß: was es ergreifen kann und muß, soll es zermalmen vor allen Dingen. Der unbefriedigte Zustand der Wiederkäuer entspringt aus der Unvollkommenheit des Kauens, aus der Nothwendigkeit wiederholten Zermalmens des schon halb Gekochten.

Die Nager dagegen sind in diesem Betracht höchst merkwürdig gebildet. Scharfes, aber geringes Erfassen, eilige Sättigung, auch nachher wiederholtes Abraspeln der Gegenstände, fortgesetztes, fast krampfhaft leidenschaftliches, absichtslos zerstörendes Knuspern, welches denn doch wieder in den Zweck, sich Lager und Wohnungen aufzubauen und einzurichten, unmittelbar eingreift und dadurch abermals bewährt, daß im organischen Leben selbst das Unnütze, ja das Schädliche selbst in den nothwendigen Kreis des Daseins aufgenommen, ins Ganze zu wirken und als wesentliches Bindemittel disparater Einzelnheiten gefordert wird.

Im Ganzen hat das Nagergeschlecht eine wohl proportionirte erste Anlage; das Maß, in welchem es sich bewegt, ist nicht allzu groß; die ganze Organisation ist Eindrücken aller Art geöffnet und zu einer nach allen Seiten hin richtungsfähigen Versatilität vorbereitet und geeignet.

Wir möchten dieses unstäte Schwanken von einer mangelhaften, relativ schwächlichen, wenn auch sonst in sich kräftigen Zahnung ableiten, wodurch dieses Geschlecht sich einer gewissen Willkür der Bildung bis zur Unform hinzugeben in Lederheit gelassen ist, wenn dagegen bei Raubthieren, die mit sechs Schneidezähnen abgeschlossen und einem Eckzahn begünstigt sind, alle Monstrosität unmöglich wird.

Wer aber, der sich mit solchen Untersuchungen ernstlich

abgab, hat nicht erfahren, daß eben dieses Schwanken von Form zu Unform, von Unform zu Form den redlichen Beschauer in eine Art von Wahnsinn versetzt? Denn für uns beschränkte Geschöpfe möchte es fast besser sein, den Irrthum zu fixiren, als im Wahren zu schwanken.

Versuchen wir jedoch in diesem weiten und breiten Felde ein und den andern Pfahl einzuschlagen! Ein paar Kapitalthiere, der Löwe, der Elephant, erreichen durch das Uebergewicht der vordern Extremitäten einen besonders hohen, eigentlichen Bestiencharakter; denn sonst bemerkt man überhaupt an den vierfüßigen Thieren eine Tendenz der hintern Extremitäten, sich über die vordern zu erheben, und wir glauben hierin die Grundlage zum reinen, aufrechten Stande des Menschen zu erblicken. Wie sich solches Bestreben jedoch nach und nach zur Disproportion steigern könne, ist bei dem Geschlecht der Nager in die Augen fallend.

Wollen wir aber diese Gestaltsveränderungen gründlich beurtheilen und ihren eigentlichen Anlaß zunächst erkennen, so gestehen wir den vier Elementen nach guter alter Weise den besondern Einfluß zu. Suchen wir nun das Geschöpf in der Region des Wassers, so zeigt es sich schweinartig im Uiersumpfe, als Biber sich an frischen Gewässern anbauend; alsdann, immer noch einige Feuchtigkeit bedürfend, gräbt sich's in die Erde und liebt wenigstens das Verborgene, furchtsam-neckisch vor der Gegenwart der Menschen und anderer Geschöpfe sich versteckend. Gelangt endlich das Geschöpf auf die Oberfläche, so ist es hupf- und sprunglustig, so daß sie aufgerichtet ihr Wesen treiben und sogar zweifüßig mit wunderbarer Schnelle sich hin und her bewegen.

Ins völlig Trockne gebracht, finden wir zuletzt den Einfluß der Lufthöhe und des Alles belebenden Lichtes ganz entscheidend. Die leichteste Beweglichkeit wird ihnen zu Theil, sie handeln und wirken auf das Behendeste, bis sogar ein vogelartiger Sprung in einen scheinbaren Flug übergeht.

Warum giebt uns die Betrachtung unseres einheimischen Eichhörnchens so viel Vergnügen? Weil es als die höchste Ausbildung seines Geschlechtes eine ganz besondere Geschicklichkeit vor Augen bringt. Gar zierlich behandelt es ergreiflich kleine appetitliche Gegenstände, mit denen es muthwillig zu spielen scheint, indem es sich doch nur eigentlich den Genuß dadurch vorbereitet und erleichtert. Dies Geschöpfchen, eine Nuß er-

öffnend, besonders aber einen reifen Fichtenzapfen abspeisend, ist höchst graziös und liebenswürdig anzuschauen.

Nicht aber nur die Grundgestalt verändert sich bis zum Unkenntlichen, auch die äußere Haut verhüllt diese Geschöpfe auf das Verschiedenste. Am Schwanze zeigen sich schuppen- und knorpelartige Ringe, am Körper Borsten und Stacheln, sich zum zartesten, sanftesten Felle mit bemerklichen Uebergängen endlich ausgleichend.

Bemüht man sich nun, die ferneren Ursachen solcher Erscheinungen zu entdecken, so sagt man sich: nicht allein sind es jene elementaren Einflüsse, die eine durchdringende Gewalt hier ausüben, man wird auch auf andere bedeutende Anlässe gar bald hingewiesen.

Diese Geschöpfe haben einen lebhaften Nahrungstrieb, das Organ des Ergreifens. Die zwei Vorderzähne im Ober- und Unterkiefer nahmen schon früher unsere Aufmerksamkeit in Anspruch, sie sind Alles und Jedes anzubeißen geschickt; daher denn auch dieses Geschöpf auf die verschiedenste Weise und Wege für seine Erhaltung besorgt ist. Ihr Genuß ist vielfach, einige sind auf animalische Nahrung begierig, auf vegetabilische die meisten, wobei das Nagen als ein schneidendes Vorfressen und außer dem eigentlichen Sättigungsgeschäft in gar mancher Rücksicht zu betrachten ist. Es befördert ein überflüssiges Aneignen der Nahrung zu materieller Anfüllung des Magens und kann auch wol als fortgesetzte Uebung, als unruhiger Beschäftigungstrieb, der zuletzt in Zerstörungskrampf ausartet, angesehen werden.

Nach Befriedigung des nächsten Bedürfnisses haschen sie demnach sehr lebhaft, aber sie möchten dennoch gern in sicherer Fülle wohnen; daher der Sammlertrieb und zunächst gar manche Handlung, die einer überlegten Kunstfertigkeit ganz ähnlich sehen möchte.

Wie sich nun das Gebilde der Nagethiere hin und her wiegt und keine Grenzen zu kennen scheint, so findet es zuletzt sich doch eingeschlossen in der allgemeinen Animalität und muß diesem oder jenem Thiergeschlecht sich annähern, wie es sich denn sowol gegen die Raubthiere als gegen die Wiederkäuer hinneigt, gegen den Affen wie gegen die Fledermaus, und noch gar andern dazwischen liegenden Geschlechtern sich anähnelt.

Wir könnten wir aber solche weitumsichtige Betrachtungen mit Bequemlichkeit anstellen, wären uns nicht Herrn d'Alton's

Blätter vorgelegt, bei deren Anblick Bewunderung und Benutzung immerfort einander die Hände bieten? Und wie sollen wir Lob und Dank genugsam ausdrücken, wenn diese durch so viel bedeutende Geschlechter nunmehr durchgeführte, an Reinheit und Richtigkeit sich immer gleich bleibende, an hervortretender Kraft und Ausführlichkeit sich immer steigernde Darstellung so große Dienste leistet? Sie entbehrt uns auf einmal aus dem innerverwirrenden Zustande, in den uns frühere Bemühungen gar oft versetzten, wenn wir Gerippe im Ganzen oder Einzelnen zu vergleichen suchten. Es sei nun, daß wir sie auf Reisen mehr oder weniger flüchtig oder durch ein successives Ansammeln bedächtig um uns gestellt ansahen, immer mußten wir unser Bestreben in Bezug auf ein Ganzes als unzulänglich und unbefriedigend bedauern.

Jetzo hängt es von uns ab, so große Reihen, als wir nur wünschen, vor uns zu legen, das Gemeinsame wie das Widersprechende neben einander zu betrachten und so die Fähigkeit unseres Anschauens, die Fertigkeit unserer Kombinationen und Urtheile mit Gemächlichkeit und Ruhe zu prüfen, auch insofern es dem Menschen gegeben ist, uns mit der Natur wie mit uns selbst mehr und mehr in Einklang zu setzen.

Aber jene bildlichen Darstellungen überlassen uns nicht etwa nur einem einsamen Nachdenken, sondern ein genugsamer Text dient uns zugleich als geistreiches Gespräch, wie wir denn ohne solche Mitwirkung das Vorliegende nicht mit einer gewissen Leichtigkeit und Zeitersparniß würden gewonnen haben.

Und so möchte es überflüssig sein, die wichtigen hinzugefügten Druckblätter den Freunden der Natur noch besonders zu empfehlen. Sie enthalten eine allgemeine Vergleichung der Nagethiergerippe und sodann allgemeine Bemerkungen über die äußeren Einflüsse auf die organische Entwicklung der Thiere. Wir haben sie oben bei unserer flüchtigen Darstellung treulich genutzt, aber lange nicht erschöpft, und fügen nur noch folgende Resultate hinzu.

Eine innere und ursprüngliche Gemeinschaft aller Organisation liegt zum Grunde; die Verschiedenheit der Gestalten dagegen entspringt aus den nothwendigen Beziehungsverhältnissen zur Außenwelt, und man darf daher eine ursprüngliche, gleichzeitige Verschiedenheit und eine unaufhaltsam fortschreitende Umbildung mit Recht annehmen, um die ebenso konstanten als abweichenden Erscheinungen begreifen zu können.

Ein beigelegter Schmuktitel läßt uns vermuthen, daß hier eine Abtheilung des Ganzen gemeint sei, eine Vorrede spricht deutlich aus, daß nichts Ueberflüssiges aufgenommen, daß das Werk nicht über Gebühr und Vermögen der Naturfreunde solle ausgedehnt werden, — eine Zusage, die durch das bisher Geleistete schon vollkommen erfüllt ist.

Nun aber finden wir dieser Sendung noch einige Druckblätter beigelegt, welche allerdings voranzusetzen sind, indem wir derselben zuletzt erwähnen; sie enthalten die Dedikation an Ihro des Königs von Preußen Majestät.

Hier ist mit schuldigstem Dank anerkannt, daß diese Unternehmung vom Throne her sich bedeutender Unterstützung zu erfreuen habe, ohne welche sie kaum denkbar gewesen wäre. Deshalb vereinigen sich denn auch alle Naturfreunde in ein solches dankbares Anerkennen. Und wenn wir schon lobenswerth und nützlich finden, daß die Großen der Erde dasjenige, was ein Privatmann mit Neigung und Sorgfalt gesammelt, nicht zerstreuen lassen, sondern weislich zusammengehalten dem Oeffentlichen widmen; wenn mit höchstem Dank anerkannt werden muß, Anstalten gegründet zu sehen, wo die Talente erforscht, die Fähigern gefördert und zum Zwecke geführt werden können, so ist es doch vielleicht am Preiswürdigsten, wenn eine vorkommende seltene Gelegenheit genutzt wird; wenn die Leistungen des Einzelnen, der sein ganzes Leben mühsam, vielleicht oft mühselig zubrachte, um das ihm eingeborne Talent auszubilden, um etwas als Einzelner zu schaffen, was Mehreren unmöglich gewesen wäre, gerade im rechten Augenblick der kräftigen That Anerkennung finden; wenn sogleich die höchsten Oberen und die ihnen nachgesetzten hohen Beamten die beneidenswerthe Pflicht ausüben, zur dringenden Zeit den entscheidenden Moment zu begünstigen und eine schon im Beschränkten so weit gediehene Frucht mit einer allerpreßlichen Reife zu beglücken.

Zur

Mineralogie und Geologie.

Was ich nicht erlernt hab',
Das hab' ich erwandert.

Weite Welt und breites Leben,
Langer Jahre redlich Streben,
Stets geforscht und stets gegründet,
Nie geschlossen, oft gefunden,
Aelteres bewahrt mit Treue,
Freundlich aufgefaßtes Neue,
Heitern Sinn und reine Zwecke:
Nun! man kommt wol eine Strecke.

Zur Kenntniß der böhmiſchen Gebirge.

Was ich dort gelebt, genoſſen,
Was mir all dorther entſproſſen,
Welche Freude, welche Kenntniß,
Wär' ein allzu lang Geſtändniß.
Mag' es Jeden ſo erfreuen,
Die Erfahrenen, die Neuen!

Karlsbad.[1])

Vor geraumen Jahren verweilte ich einen glücklichen Sommer an der heißen Heilquelle in Geſellſchaft des edlen, für Kunſt und Wiſſenſchaft immer thätigen von Racknitz, an deſſen Freundſchaft und Umgang ich der vergnüglichſten Belehrung genoß. Er hatte ſchon bedeutende Kenntniſſe des Mineralreichs aus der erſten Hand empfangen; die Akademie in Freiberg wirkte mächtig auf Sachſen, auf Deutſchland; unſer umſichtige junge Fürſt hatte Karl Wilhelm Voigt dorthin geſandt, um ſich theoretiſch und praktiſch zu ſolchen Geſchäften auszubilden. Auch ich ward veranlaßt, mich in dem anorganiſchen Reiche umzuſehen, deſſen Theile ſich aufzuklären ſchienen, und auf deſſen Ganzes man mit mehrerem Zutrauen hinzuſchauen wagte.

Hier am Orte fühlte ich nun zuerſt, welche große Gabe auch der geſelligen Unterhaltung durch eine ſolche aufkeimende Wiſſenſchaft mit geprüften Freunden ſowie mit Neubekannten gegeben ſei. In freier Luft, bei jedem Spaziergang, er führe nun durchs ruhige Thal oder zu ſchroffen, wilden Klippen, war Stoff und Gelegenheit zu Beobachtung, Betrachtung, Urtheil und Meinung; die Gegenſtände blieben feſt, die Anſichten bewegten ſich aufs Mannichfaltigſte.

Nöthigte ein widerwärtiges Wetter die Naturfreunde ins Zimmer, ſo hatten ſich auch da ſo viele Muſterſtücke gehäuft,

[1]) 1817. — A. d. H.

äußern Eigenschaften der Geliebten zergliedern, in einzelnen Gedichten nachzuahmen, z. B. in III. 6 und VIII. 23, welche wir missen könnten, obschon sie in einem West-östlichen Divan an ihrer Stelle sind.

Was die Sprache betrifft, so zeigt sich im Divan ein Fortschritt nach der Seite der Leichtigkeit, Durchsichtigkeit und Feinheit. Heine hatte das Aetherische, das Hingehauchte der Verse sehr richtig empfunden. In der ganzen Ausdrucksweise des Divan ist Goethe in überraschender Weise der Sprachentwicklung vorangeeilt.*) Der Einfluß des Alters, der in vielen spätern Gedichten hervortritt, ist hier nicht wahrzunehmen. Indem Goethe neuen Wein in alte Schläuche füllte, fand er selbst seine Jugend wieder. Von dieser ist der Divan, der keinen einzigen lahmen oder frostigen Vers enthält, warm durchhaucht. Alle Gedichte können zwar in einer so großen Sammlung nicht gleich gelungen sein; XI. 2 z. B. hätte nach unsrer Ansicht wohl eine Umarbeitung verdient; die Form erdrückt hier den Inhalt mehr, als daß sie ihn hervortreten ließe. Anderes, z. B. IV. 18, welche Strophe schon ganz im Charakter der Goethischen Altersdichtung gehalten ist, gehört zu den spätern, zum Theil nicht passenden Einschiebseln. Aber Alles dies verschwindet als nebensächlich in dem Geist und der Anmuth, welche jedes Buch, und jedes Buch verschieden ausstrahlt. Goedeke nennt zwar die Verse „dürftig", und es ist etwas Wahres daran je nach dem Standpunkte. Raphael's Farben-

*) Vergl. B. Litzmann, Goethe's Einfluß auf Bürger. Berlin 1871. S. 28 (Schulprogramm).

an denen man das Andenken der größten Gegenstände wieder beleben und die auch den kleinsten Theilen zu widmende Aufmerksamkeit prüfen und schärfen konnte. Hiezu war der Steinschneider Joseph Müller auf das Treufleißigste behülflich; er hatte zuerst die Karlsbader Sprudelsteine, die sich vor allen Kalksintern der Welt vortheilhaft auszeichnen, in ihrer eigenthümlichen Schönheit und Mannichfaltigkeit gesammelt, geschnitten, geschliffen und bekannt gemacht. Daneben versäumte Derselbe nicht, auch auf andere geologische Denkwürdigkeiten seine Aufmerksamkeit gleichfalls zu richten; er verschaffte die merkwürdigen, aus dem verwitternden Granit sich ablösenden Zwillingskrystalle und andere Musterstücke der an mannichfaltigen Erzeugnissen so reichen Gegend.

Die Briefe, welche hierauf der scharfblickende, bedächtige, genaue, emsige von Racknitz an den lebhaft umherschauenden, beobachtenden, erläuternden, erklärenden, meinenden und wähnenden von Veltheim schrieb und drucken ließ, dienten mir bei wiederholtem Besuch jener Urgegend zum festen Anhaltspunkte, und ich entfernte mich niemals von dem geliebten Ort ohne Gewinn an Belehrung und Bildung.

Nach einem Zwischenraum so mancher Jahre verfügte ich mich wieder dahin, ich fand die Gegend immer dieselbe, so auch den wackern Müller, an Tagen älter, in ununterbrochener Jünglingsthätigkeit; er hatte seine Studien über die ganze Gegend ausgedehnt und seine Sammlung vom Grundgebirge an durch alle Uebergänge bis zu den pseudovulkanischen Erscheinungen verbreitet. Er theilte mir einen schriftlichen Aufsatz mit, dessen Redaktion er wünschte; wir kamen über eine gewisse Anordnung überein, wie sie in dem nachstehenden Verzeichniß beliebt ist, und so wurden auch die Gedanken dieses braven Mannes, insofern ich sie mir aneignen konnte, mit meinen Ueberzeugungen verschmolzen, der daraus entsprungene Aufsatz unter Theilnahme und Mitwirkung des Doktor Riemer, der mir in ästhetischen und wissenschaftlichen Arbeiten viele Jahre treulich beigestanden, auf der Stelle verfaßt und abgedruckt.

Diese wenigen Blätter gaben seither den Besuchenden Fingerzeige, wornach sie die Gegend beschauen und sich nach eigner Sinnesweise daran belehren konnten. Möge nun auch dies erneuerte Denkmal einer von mir immer treulich fortgesetzten Bemühung nicht ohne Nutzen für unsere Nachreisenden bleiben!

Joseph Müllerische Sammlung.[1])

Die Felsen und Berge, von denen man sich in Karlsbad umgeben sieht, bestehen, was ihre Gipfel betrifft, sämmtlich, die meisten aber auch bis zu ihrem Fuß herab aus Granit, welcher feinkornig (1,2) und grobkornig (3,4) in mancherlei Abwechslung vorkommt.

Große Theile rhombischen Feldspathes zeigen sich auffallend in der grobkornigen Art. Sie deuten sowol ihrer innern Struktur als äußern Form nach auf eine Krystallisation, welche sich bald entschiedener aus. ꝛc. Denn es giebt große Massen des Karlsbader Granits, worin man vollkommene Krystalle, und zwar von sehr komplizirter Bildung antrifft (5). Es sind Dorpelkrystalle, welche aus zwei in und über einander greifenden Krystallen zu bestehen scheinen, ohne daß man jedoch den einen ohne den andern einzeln denken könnte. Ihre Form ist durch Beschreibung nicht wohl vor die Einbildungskraft zu bringen, man kann sich solche aber im Ganzen als zwei in einander gefügte rhombische Tafeln vorstellen (6, 7, 8).

Die größten, welche wir aufgefunden, sind drei Zoll lang und drittehalb Zoll breit, die kleinsten etwa von der Länge eines Zolls und in gleichem Verhältnisse breit, wiewol auch bei größeren und kleineren öfters Länge und Breite mit einander übereinkommt. Sie sind in den Granit innig verwachsen, und insofern er nicht verwitterlicher Art ist, geben sie den Platten desselben, dergleichen hier als Trittsteine vor den Häusern liegen, ein schönes porphyrartiges Ansehen, besonders wenn sie vom Regen abgespült worden. Will man sie in den Granitblöcken kennen lernen, so steige man hinter dem Hammer den Dorf- und Waldweg hinauf.

Von ihrer eigentlichen merkwürdigen Bildung aber würden wir keinen deutlichen Begriff haben, wenn der Granit, der sie enthält, nicht manchmal dergestalt verwitterte, daß die Umgebung zu Sand und Gruß zerfiele, die Krystalle selbst aber fest und unverändert zur Freiheit kämen, wobei jedoch zu beobachten ist, daß sie bald aufgelesen werden müssen, weil auch sie durch Zeit und Witterung zerfallen, wenigstens brüchig werden.

Kennen wir sie nun in ihrer einfachen Dorpelgestalt, so

[1]) 1807. — A. d. H.

finden wir sie auch mit einander auf vielfache Weise verbunden. Theils ist Tafel auf Tafel aufgewachsen, theils sind mehrere unregelmäßig zusammengehäuft. Manchmal sind zwei solcher Doppelkrystalle in Kreuzform innig vereint. Sehr selten erscheinen sie zu weißer Porzellanerde verwittert. Auch die kleinern Bruchstücke, die man von ihnen findet, behalten noch immer das Ansehen und die Eigenschaften des Feldspathes.

Hierauf legen wir um mehrerer Mannichfaltigkeit willen Musterstücke entfernterer Granitarten bei, als von Fischern (9), von Talwitz (10) und eine sonstige Abänderung (11).

Nach diesem zieht ein feinkörniger Granit, der an mehreren Orten des hiesigen Gebirges vorkommt, unsere Aufmerksamkeit an sich. Er hat eine röthliche Farbe, die an den Lepidolith erinnert, und zeigt auf dem frischen Bruche kleine braunrothe Flecken (12).

Beobachtet man diese näher und an mehreren Beispielen, so wird man bald gewahr, daß auch hier eine Krystallform angedeutet ist. Verwittert nun gar das Gestein bis auf einen gewissen Grad, so findet man, indem man es auseinanderschlägt, völlig ausgebildete Krystalle, jedoch mit der Eigenheit, daß sie nur mit einem Theile aus dem Gestein hervorragen, der andere aber in demselben fest verwachsen bleibt (13), wie uns denn kein völlig loser, vollständiger Krystall der Art jemals vorgekommen.

An Gestalt gleichen sie jenen erstenerwähnten Doppelkrystallen des Feldspathes; nur überschreiten sie selten einen Zoll, die gewöhnlichsten erreichen kaum einen halben.

Ihre Farbe ist ursprünglich braunroth, die sich auch wol äußerlich gegen das Violblaue zieht; doch gehn sie öfters in eine weiße Porzellanerde über (14). Zerschlägt man ein Stück dieses Gesteins, das man von einer ganz frischen Stelle, welche im Steinbruche erst entblößt worden, weggenommen, so findet man den Bruch der Krystalle stets vollkommen rein. Erleidet aber dieses Gestein den Einfluß der Witterung, so fängt die Veränderung von außen an, da, wo die Krystalle mit dem Muttergestein zusammenhängen, und zieht sich nach und nach gegen das Innere. Die rothe Farbe verschwindet und macht der weißen Platz, welche den ganzen Krystall endlich durchdringt, der nun aber auch zugleich seine Konsistenz verliert und beim Zerschlagen des Steins seine Form nicht mehr entschieden behalten kann.

Untersucht man ferner die Mannichfaltigkeit der Karlsbader Granite, so findet man mehrere Stellen, welche auf ein Talkartiges hindeuten. Die grüne Farbe zeigt und verbreitet sich durch das Gestein, und an den Ablosungen läßt sich ein glänzendes Fettes beobachten, das man für nephritisch ansprechen möchte.

In einem gewissen Granit, der an mehreren Orten zwischen dem andern anstebt und oft einen rothen, von Quarzkörnern durchsäten Feldspath enthält, wobei der Glimmer kaum merklich ist, finden sich Krystalle, den vorbeschriebenen ähnlich, der Größe nach nie einen Zoll erreichend, an Farbe gelbgrünlich, übrigens von völlig speckstein ähnlichem Ansehn (15). Wie nun die grüne Farbe dem ganzen Gestein angehört, so scheint sie auch ursprünglich den Krystallen eigen zu sein; denn sie bleiben sich unter allen Umständen gleich und lassen sich nicht, wie jene rothen, auf dem Uebergang in einen andern Zustand, in eine andere Farbe betreffen und beobachten. Fest und vollkommen sowol als verwittert und zerbröckelt behalten sie ihre grüne Farbe und das speckteinartige Ansehn. Niemals erreichen sie die Größe eines Zolls, doch lassen sie uns jene oben erwähnte krystallische Doppelgestalt bei dem Maß von drei Linien noch deutlich genug erblicken (16).

Wir verlassen nunmehr diese Krystallisationen und suchen den Feldspath auf, wie er auch als Masse zwischen und neben dem Granit gefunden wird. Der schönste zeigt sich in der Dorotheen-Aue als Gang; seine Flächen spiegeln sehr lebhaft, seine Farbe zieht stellenweise aus dem Fleischrothen ins Grünliche, und man durfte ihn daher gar wohl mit der Adularia vergleichen (17).

Weniger edel, doch rein und mächtig tritt er bei Talwitz neben und unter dem Granit in großen Massen hervor (18). Er verwandelt sich in dem Porzellanfeuer zu einem schönen weißen, dem Fettquarz ähnlichen Körper (19), welchen man zur Fabrikation des Steinguts zu nützen weiß.

In und an dem Granit von Engelhaus finden sich mancherlei Abweichungen. Besonders merkwürdig sind Stellen desselben, wo sich in dem Feldspath erst Quarztheile unregelmäßig eingestreut befinden, nachher aber Quarz und Feldspath zusammen einen vollkommenen Schriftgranit bilden (20).

Ebenso zeigt sich in dieser Gegend ein Feldspath, auf welchen der Glimmer Einfluß gehabt, von dendritischem Ansehn. Die Zweige breiten sich aus, zarter oder stärker, wobei der Glimmer sich bald deutlicher sehen läßt, bald sich verbirgt,

jedoch immer hie und da silberweiß in einzelnen Blättern zum Vorschein kommt (21, 22).

Bei Karlsbad, sowol diesseits als jenseits der Eger, trifft man in einem sehr feinkörnigen Granit den Glimmer an, der sich nesterweise zusammengezogen und seine nächste Umgebung völlig verlassen, welche deswegen weißer als das übrige Gestein erscheint (23). Innerhalb dieser Nester, in welchen der Glimmer mehr oder weniger undeutlich wird, fängt man den Schörl zu bemerken an, wie man denn auch dieses letztere Mineral, theils nesterweise, theils durch den Granit vertheilt, entschieden deutlich antrifft (24).

Haben wir uns bisher mit dem Urgebirg beschäftigt und an demselben theilweise Manches gefunden, was auf den Uebergang in eine andere Epoche deuten möchte, so gelangen wir nunmehr an eine Gebirgs- oder vielmehr Gesteinart, die, indem sie den vorigen nahe verwandt ist, unsere Betrachtung weiter leitet.

Feinkörniger Granit, demjenigen ähnlich, in welchem wir die Glimmernester angetroffen, enthält schmale Gänge von Hornstein (25). Sie kommen vor als Haarklüfte, sodann in der Breite einer Linie bis über zwei Zoll, gehen in dem Granit neben einander her und fassen, indem sie sich durcheinanderschlingen, größere oder kleinere Theile desselben (26).

Eine Steinart, welche diesen Hornstein vorzubereiten scheint, zeigt sich, jedoch seltner, als ein schweres weißliches Thongestein, das am Stahle Feuer giebt und sich überhaupt in seinem ganzen Wesen dem Jaspis nähert (27). Man findet es gleichfalls mit dem Granit verbunden, und es lassen sich Stücke vorweisen, woran der Uebergang in jenen vollkommenen Hornstein deutlich zu erkennen ist.

Die stärkeren Gänge des reinen Hornsteins enthalten kleine Nester von Granit, wobei zu bemerken ist, daß die Granittheile durchaus scharfkantig und keineswegs abgerundet erscheinen (28).

Nunmehr findet sich auch die Masse des Hornsteins mächtiger, welche größere oder kleinere Granittheile in sich enthält (29), die jedoch dergestalt eingesprengt und verwachsen sind, daß man die enthaltende Masse mit der enthaltenen als gleichzeitig aussprechen muß, wie denn auch dergleichen Stücke ein völlig porphyrartiges Ansehen haben.

Innerhalb dieser Steinart tritt nun auch der Kalk bedeu-

tend hervor, indem er zuerst schmale Klüfte und kleine Räume zwischen dem Granit und Hornstein als ein feiner weißer Kalkspath ausfüllet (30). Hier zeigt sich zugleich der Hornstein von einem Eisenocker durchdrungen und überzogen. Er wird im Bruche erdiger und matter und legt nach und nach seinen entschiedenen Charakter völlig ab.

Der Kalkspath nimmt überhand, so daß er zuletzt schichtweise, theils dicht, theils krystallisirt vorkommt (31). Nicht weniger findet sich ein Kalkstein von körnigem Gefüge und isabellgelber Farbe, der in größeren Partien einen Bestandtheil des Ganzen ausmacht (32), bis sich zuletzt abermals der Kalkspath als eine über zwei Zoll starke Schale, von Eisenocker durchdrungen und schwärzbraun gefärbt, an die Gebirgsart anlegt (33), mit welcher derselbe zwar fest und ursprünglich verwachsen ist, sich aber an kleinen Mustern schwerer in dieser Verbindung darstellen läßt, weil die anliegenden Schalen bei dem Zerschlagen der größeren Stücke sich leicht absondern.

Auch kommt in dieser Gesteinart der Schwefelkies vor, in dem Hornstein eingeschlossen, von Quarz durchdrungen, in unbestimmten Figuren, doch manchmal zum Viereck sich hinneigend (34).

Daß diese Gebirgsart auf der Oberfläche durchlöchert, verwittert, mit Eisenocker überzogen, in einer unscheinbaren wilden Gestalt sich finde, läßt sich aus dem Obigen schließen, wie wir denn manche einem genauen Beobachter interessante Abweichungen und Abänderungen gegenwärtig übergehen.

Dieses von der fünfundzwanzigsten bis zur vierunddreißigsten Nummer beschriebene Gestein läßt sich an Ort und Stelle kaum noch beobachten, indem es da, wo es von Alters her der Luft und Witterung ausgesetzt, frei, wie z. B. am Bernhardsfelsen, ansteht, verwittert und unscheinbar geworden ist, frischere Stellen aber nur bei Gelegenheit verschiedener Anlagen und Baue [illegible]ft und daher unsere Musterstücke gesammelt werden konnte[illegible]liche Plätze gegenwärtig verschüttet und vermauert sind. Doch wer Zeit und Aufmerksamkeit anwenden mag, kann sich überzeugen, daß gedachtes Gestein sich an den Fuß des Hirschsprunges als ein Vorgebirg anlege und den Schloßberg bilde.

Seine größte Höhe mag etwa 50 Fuß über den Fluß betragen, den es eine starke Krümmung zu machen nöthigt. Nur an und in dieser Gesteinart entspringen die warmen Wasser.

Sie erstreckt sich von der Johannisbrücke bis zum neuen Hospital in einer Länge von etwa 600 Schritt.

Innerhalb dieses Bezirks befinden sich alle warmen Brunnen, die meisten auf der linken Seite des Flusses, der stärkste und heftigste auf der rechten. Man kann sich ihren Zusammenhang auf mancherlei Weise vorstellen; genug, der oben bezeichnete ganze Bezirk ist fähig, an jeder Stelle mineralisches Wasser hervorzubringen, wovon man sich jedoch gegenwärtig, da der ganze Raum meistens bebaut und bepflastert ist, nicht leicht eine Vorstellung machen kann.

Doch lassen uns mehrere Stellen des Flußbettes selbst dieses wahre Verhältniß augenfällig werden. Unmittelbar von der Sprudeldecke den Teplfluß hinabwärts quillt an mehr als einer Stelle entwickelte Luft gewaltsam empor, sowie man von der Galerie des Neubrunnens die in dem Fluß aufsteigenden Blasen deutlich gewahr wird. Eben dieses geschieht zwischen diesen beiden Punkten, wo das Flußbette nicht durch das Mühlwehr verbaut oder von herabgeschwemmten Felsstücken und Geschieben verschüttet ist. Hiebei gedenke man, daß in der Gegend des Rathhauses vormals eine bedeutende Quelle gewesen; daß oberhalb desselben noch jetzt der Schloßbrunnen quillt; daß in den Kellern auf dem Markte sich öfters dergleichen Anzeichen hervorthun; daß man auf dem Platze selbst in früheren Zeiten, ehe das Pflaster erhöht wurde, nach einem Regen die sich unterirdisch entwickelnde Luft in Blasen aufsteigen sah. Ferner beobachte man, wie von dem Mühlbade an bis über den Bernhardsfelsen aus tausend Ritzen des Gesteins mineralisches Wasser mehr oder weniger warm hervordringt.

Wie nun dasselbe seinen irdischen Gehalt, besonders Kalk und Eisen, deren Gegenwart wir oben in dem Muttergestein dargethan haben, an freier Luft offenbaren, wie es sich selbst überbauen, Erhöhungen, Hügel, Klüfte, Kanäle und Gewölbe aus sich selbst hervorbringen, nach und nach ab- und auflösen kann und sich selbst ein Behälter zu bilden im Stande sei, besonders wenn man einer freiwirkenden Natur Jahrtausende Zeit läßt, davon kann man sich bei dem Ablauf des Sprudels und des Neubrunnens in größerem und kleinerem Maßstab einen Begriff machen.

Musterstücke dieses von uralten Zeiten her entstandenen und noch täglich vor unsern Augen entstehenden Gesteins liegen mehrere bei. Es ist ein Kalktuff, der vor allen übrigen,

welche in der bekannten Welt entstehen, sich auszeichnet, und der durch seine verschiedenen Lagen und Farben, durch die schöne Politur, die er annimmt, zuerst auf die hiesigen Steinarten aufmerksam gemacht hat.

Man kann ihn seinen Farben und seiner Härte nach betrachten und ordnen. Was die Farbe betrifft, so erscheint derjenige, der sich mit Zutritt der atmosphärischen Luft gebildet hat, braun und braunroth, indem sich die eisenhaltige Natur des Wassers offenbart und in den kleinsten Theilen des Gesteins entwickelt. Von dieser Farbe in mehr oder weniger dasjenige Gestein, das sich beim Ablauf des Sprudels, ferner an Behältern, Röhren, Rinnen und anderem Holzwerk ansetzt (35). Braunroth sind alle inkrustirte natürliche oder künstliche Körper: Blumen, Früchte, Krebse, Topfwaare, welche man absichtlich dem Anspritzen des Sprudels aussetzt, um den Kurgästen ein wunderliches Andenken von Karlsbad zu bereiten.

Weiß dagegen war der Kalkinter, der sich in einer verschlossenen Röhre bildete, die man vom Schloßbrunnen nach dem Marktbrunnen einen Winter durch hingeleitet, um das Einfrieren des letztern zu verhüten. Weiß überinterte ist durchaus das Tannenreis, das Stroh und andere Materialien, womit man in früherer Zeit die Oeffnungen unregelmäßiger Ausbrüche des Sprudels verstopfte, und welche später durch verschiedene Zufälligkeiten wieder an den Tag gekommen sind (36).

Daß diese Versinterung schichtweise geschehe, folgt aus der Sache selbst. Daß in diese Schichten, insofern sie in freier Luft gebildet werden, ein grünes vegetabilisches Wesen, eine Ulva, mit aufgenommen und einkrystallisirt werden könne, ist ebenso natürlich und läßt sich täglich mit Augen schauen (37).

Von der Entstehung der übrigen Musterstücke kann man nur muthmaßliche Rechenschaft geben. Diese verschiedenen Arten und Abänderungen sind wahrscheinlich innerhalb der Gewölbe selbst theils durch Andünstung, theils durch Anspritzung von den ältesten Zeiten her entstanden. Die vorzüglichsten Arten kamen beim Grundgraben der Kirche zum Vorschein, wobei sich denn auch noch die gegenwärtigen Musterstücke schreiben. Ihre Farben sind mannichfaltig, und ihre Härte verschieden.

Die weniger harten zeigen insgesammt durch ihre braune Farbe die Gegenwart des Eisens. Hiezu kann auch ein gelblichweißer, aus zickzack gebogenen Lagen bestehender Sprudelstein

gerechnet werden (38, 39, 40), ferner solche, an denen helle und dunkle fleischrothe Lagen abwechselnd zu sehen sind (41, 42).

Am Angenehmsten fallen die von der härtesten Art in die Augen, welche eine so schöne Politur annehmen, daß man sie für Chalcedon und Onyx halten sollte (43, 44, 45). Diese Stücke sind gewiß in den ältesten Zeiten entstanden, und daß sich solche noch gegenwärtig im Tiefsten der heißen Räume erzeugen, bleibt höchst wahrscheinlich, da hier die Natur auf eine einfache und gleiche Weise immer fortwirkt.

Die bisher vorgeführten Sinterarten haben sich an festen Punkten und Flecken, an Wänden und Gewölben erzeugt. Wir finden nun eine nicht weniger interessante Art, die aus dem Kalksinter besteht, der sich um einen frei schwimmenden und immerfort bewegten Punkt angesetzt, woraus größere oder kleinere erbsenförmige Körper entstanden, die sich nach und nach zu ganzen Massen verbunden und die sogenannten Erbsensteine gebildet, wovon sehr schöne, mit jedem andern Gestein, dem Auge nach, wetteifernde Beispiele gleichfalls im Grund der Kirche gefunden und in die Kabinette vertheilt worden (46, 47, 48).

Indem wir nun oben die Gebirgsart, an und in welcher die heißen Quellen erzeugt werden, nachher aber das Gestein, das durch die heißen Quellen erzeugt wird, zur Kenntniß gebracht, so überlassen wir dem Betrachter, über den näheren Anlaß der Erhitzung, der Elastizität des Hervorspringens und Hervorquellens dieses heilsamen Wassers weiter nachzudenken, und kehren zu jener Gesteinart des Schloßberges nochmals zurück.

Da derselbe auf der linken Seite der Tepl liegt, die Hauptquelle aber auf der rechten sich befindet, so durfte man hoffen, jenes Gestein auch hier wieder aufzufinden, welches aber in der Nähe des Sprudels, weil daselbst Alles vermauert und zugepflastert ist, nicht wohl geschehen konnte. Jedoch fand man dasselbe in der mittlern Höhe des Dreikreuzberges wieder, nur mit dem Unterschiede, daß der Hornstein mehr als Quarz erscheint und in demselben nicht allein Granitpunkte, sondern auch die Bestandtheile des Granits einzeln, Glimmer, Quarz und Feldspath, sich vertheilt befinden und dem Gestein das Ansehn eines seltenen Porphyrs geben (49).

Merkwürdig ist auch in der Nachbarschaft, da, wo der Galgenberg gleichfalls eine Art Vorgebirg, wie jenseits und weiter flußaus der Schloßberg, bildet, daß mehrgedachtes Gestein

sich theils in ein grünes (50), theils weißes (51) porphyr- oder breccienartiges Wesen verliert und zuletzt in ein wahres Konglomerat übergeht (52), dessen nahe Verwandtschaft mit dem vorhergehenden an mehreren, obgleich seltneren Musterstücken vor Augen gebracht werden kann.

Wie nun diese zuletzt beschriebenen Gebirgs- und Steinarten nur einen kleinen Raum einnehmen, so verbreitet sich die folgende über die ganze vorliegende tiefere Landschaft, abwechselnd, doch nicht in großer Mannichfaltigkeit.

Man thut dieser Gebirgsart wol Unrecht, wenn man sie mit dem Namen eines Sandsteins bezeichnet. Große Massen derselben bestehen aus einem völlig dichten Quarze von splittrigem Bruche (53), worin man sehr feine, silberweiße Glimmerblättchen bemerken kann.

Dieses Quarzgestein von einfachem Ansehn verändert sich auf mancherlei Weise. Es erscheint nun bald als eine hellere (54), bald als eine dunklere (55) Grundmasse, worin hellere Quarztheile eingefaßt sind. Diese, durchaus scharfkantig, nehmen nach und nach in der Masse dergestalt überhand, daß sie einander berühren und Hohlungen zwischen sich lassen, ja zuletzt ganz aus dem Bindungsmittel hervortreten (56), ihre scharfkantige Gestalt behalten, auch wol auf eine krystallische Bildung hindeuten und mit einander durch ein ockerartiges Wesen verbunden sind (57), ob sie gleich oft unmittelbar mit einander zusammenhängen und man auf dem Bruche die Bemerkung machen kann, daß sie in einander überfließen.

Diese sich unmittelbar, wie an mehreren, jedoch seltnern Bruchstücken gezeigt werden kann, an die frühern Epochen, und zwar nicht mechanisch, sondern chemisch anschließende Steinart ist sehr weit verbreitet. Sie zeigt sich in den Schluchten über Karlsbad, welche gegen die Tepl zu fallen; sie steigt westwärts bis an den Schloßberg heran, bildet den Fuß und einen Theil der Höhe des Galgenberges, vorzüglich aber die Hügel, an welchen her sich die Tepl nach der Eger schlingt. Ueber der Eger verbreitet sie sich weit, und jenes Gestein, das die Bergesfläche gegen Zwoda hin bedeckt, ist alles gleichen Ursprungs.

Auf diesem Wege, besonders an der neuen Chaussee, wo sich mancher entblößte Rand beobachten läßt, kann man bemerken, daß dieses Gestein theilweise sehr vielen Thon enthält, welcher an mehrern Stellen sogar das Uebergewicht gewinnt. Denn es zeigen sich große Massen und Lager, die, obgleich

gebung erscheint auch dürftig neben Rubens oder gar Makart. Aber jene Armuth birgt in sich die Fülle der Schönheit, welche freilich unser noch ganz von einseitiger Romantik beherrschtes Jahrhundert nicht immer zu empfinden vermag. Im vorigen konnte selbst ein Lessing sich von manchen Anschauungen des Rationalismus nicht frei erhalten, und in unserm wird das große Publikum Kunst und Poesie innersten Herzens nie anders begreifen als in romantischem Geiste.

Man darf an Goethe nicht das Verlangen stellen, daß er die orientalischen Versmaaße hätte nachbilden sollen. Die Divans-Gedichte sind, nach seiner Bezeichnung im Morgenblatt (1816. Nr. 71), deutsche, jedoch mit stetem „Bezug auf den Orient". Für deutsche Gedichte fehlte jede Nöthigung, zur Gaselen- und Kassiden-Form zu greifen. Goethe kannte diese Formen zwar von langer Hand aus W. Jones, aus Chardin (V. 260) und aus Hammer's Hafis, der dieselben bei den meisten Gedichten seiner Uebersetzung anwendet. Das Geheimniß jener Form war ihm nichts Neues, wonach die Einheit des Gedichts in dem wiederholten Reimworte, oder in der stetigen Wiederkehr mehrerer gleicher Reimworte, oder auch nur derselben Reimklänge, aber verschiedner Reimworte liegt und alle Bilder und Vorstellungen so gleichsam in demselben Spiegel reflektirt werden. Goethe mochte aber nicht die Vortheile des deutschen wechselnden, von den Wendungen des Gedichts bestimmten, nicht diese bestimmenden Reimes aufgeben. Er fürchtete, gleich Jean Paul, die Gefahr der äußerlichen Aneinanderreihung des Heterogensten, wie bei aufgegebenen Reimen (bouts-rimés). In

mit dem Hauptgestein von gleichem Ursprung, fast gänzlich zu einem weißen Thone verwittern.

Wir wenden unsere Betrachtung nunmehr auf die besonders zwischen dem Ausfluß der Tepl und der Egerbrücke vorkommende Verbindung dieses Gesteins mit vegetabilischen Resten (58, 59). Man findet sie in dem dichtesten Quarzgestein sowie in demjenigen, das sich einem Konglomerat vergleichen läßt. Binsen und Schilfarten scheinen hier vorzüglich niedergelegt zu sein. Doch finden sich auch Stücke von Aesten völlig in dieses Gestein verwandelt und gleichsam aufs Neue im Mineralreiche verkörpert (60). Die schwarze Farbe, womit diese Steinmasse öfters tingirt ist, während hellere Quarzkörner in ihr eingeschlossen sind, scheint sich auch von der Vegetation herzuschreiben, wovon wir uns zunächst überzeugen können, wenn wir die aus den Steinkohlengruben von Dalwitz genommenen Stücke betrachten.

Wir finden daselbst eine offenbar durch Kohle gefärbte thonige Quarzmasse (61), manchmal trummweise mit anstehenden Amethystkrystallen (62), manchmal einen solchen Trumm, begleitet von fasrigem Quarz, der gleichfalls durch Kohle gefärbt ist. Oft sitzen auf versteinertem Holze zwischen deutlicher Kohle eine Menge vollkommen ausgebildeter Bergkrystalle (63). Die Kohle daselbst ist nicht von so guter Art als die beiliegende (64).

Wenn wir diese Gruben verlassen und wieder auf die Oberfläche zurückkehren, finden wir jene Quarzbreccie, jenes Konglomerat, wovon oben die Rede gewesen, höchst grobkörnig wieder (65). Ferner zeigt sich ein grober, leicht zerreiblicher Sandstein (66) mit wenigem Thon, ein andrer dagegen (67), in welchem der Thon die Oberhand gewonnen. Hier giebt es auch große Thonlager aller Art vom Kapselthone an bis zum Porzellanthone, mit Spuren von Quarz und Glimmer (68, 69).

Hieher ordnen wir der Nachbarschaft wegen das versteinte Holz von Lessau, das sich durch seine blaulich- und weißlichgraue Farbe, durch die aufsitzenden Amethystkrystallen und durch die öfters mit Chalcedon ausgefüllten Hohlungen von allen andern versteinten Hölzern auszeichnet (70, 71).

Auch werden in jener Gegend ausgewitterte Chalcedonstücke einzeln gefunden, welche deutlich zeigen, daß sie sich vormals in Zwischenräumen irgend eines Gesteins erzeugt haben (72).

Wir haben bisher manches Quarz- und Thongestein in seinem ursprünglichen Zustande betrachtet; jetzt kommen wir in den Fall, dasselbe in einem sehr veränderten zu sehen, nämlich, indem wir die Erzeugnisse eines Erdbrandes vorlegen, der sich zwischen den Hügeln von Hebderf und weiter in den frühsten Zeiten ereignet haben mag. Es hat derselbe auf jenes Quarzgestein, auf jenes Konglomerat, auf ein schiefriges Thongestein, auf reinen Thon, vielleicht auch auf Granitgeschiebe gewirkt.

Man findet also in diesem Bezirk ein schiefriges Thongestein durch das Feuer verhärtet, so daß es am Stahle Funken giebt; seine Farbe ist rothbraun geworden (73). Dasselbe findet sich sodann etwas mehr verändert und mit Quarzpunkten durchsäet (74). Diese Punkte nehmen immer mehr überhand, so daß man bald das Quarzgestein der vierundfunfzigsten und fünfundfunfzigsten Nummer, bald Granitstücke, durch das Feuer höchst verändert, zu sehen glaubt (75, 76). Theilweise findet man es auch schiefrig (77), da es sich denn immer mehr der Erdschlacke nähert (78). Zuletzt geht es über in völlig blasige Erdschlacke, woran man kaum das Gestein, woraus sie entstanden, erkennen kann (79). Doch zeigt sich bald der Uebergang zum Porzellanjaspis an Mustern von mehrerer Härte und Schwere (80, 81); endlich der Porzellanjaspis selbst von gelber und Lilafarbe (82, 83), der schwerste und härteste Körper dieser umgebildeten Folge. Manchmal findet sich auch versteintes, durch Feuer geschieden verändertes Holz (84), das wir vorhin in seiner ursprünglichen Gestalt kennen gelernt.

An diese pseudovulkanischen Erzeugnisse scheinen sich die Erdschlacken von außerordentlicher Schwere unmittelbar anzuschließen, welche sich jedoch in ziemlicher Entfernung bei der Kobesmühle befinden (85, 86). Seltner und um desto interessanter ist der stengliche Eisenstein (87); Pseudo-Aetiten (88) und mit sehr kenntlichen Blättern durchzogener, oft aus denselben fast gänzlich bestehender Raseneisenstein (89), welcher oft so fest und schwer als obige Erdschlacke gefunden wird, leiten unsere Betrachtung wieder zu den Erzeugnissen des Wassers hinüber.

An dem linken Ufer der Eger gegen Fischern findet sich der Basalt unmittelbar an dem Granit. Eine halbe Basaltkugel liegt hier bei (90), ingleichen basaltischer Mandelstein von daher (91), ferner Basalt mit gelbem Kalkstein durchzogen (92).

Ohne weiteren Zusammenhang sind nunmehr die letzten Nummern. Basaltischer Mandelstein aus der Gegend (93); Kalkspath von geradstenglichen, abgesonderten Stücken aus dem Basalte von der Hardt (94); Klingstein von Engelhaus (95); Pechstein von daher (96); Konglomerat, sogenanntes Weißliegendes, zwischen Tepl und Theusing, welches zu Mühlsteinen verwendet wird (97); Basalt von dem sogenannten Schloßberge hinter dem Hammer (98) und Augitkrystalle in einer dem Basalt und Mandelstein ähnelnden grünlichen und röthlichen Masse (99, 100) mögen hier einzeln den Schluß machen, bis sie in der Folge an ihre Nachbarn und Verwandte näher anzuknüpfen sind.

Damit man diese Sammlung bequemer behandeln und leichter ordnen könne, fügen wir noch eine kurze Rekapitulation hinzu, wobei wir die Gelegenheit ergreifen, schließlich zu bemerken, daß die einzelnen Nummern nicht immer vollkommen mit der Beschreibung übereintreffen können, weil vorzüglich von Uebergängen die Rede ist. Will man also die Beschreibung mit den Körpern zusammenhalten, so thut man wohl, die jedesmalige Reihe vor sich zu legen, da denn, was an einem Exemplar nicht völlig zur Erscheinung kommt, an mehreren gewiß deutlich werden wird.

Rekapitulation.

1) Feinkörniger Granit von Karlsbad.
2) Dergleichen daher.
3) Grobkörniger Granit ebendaher.
4) Dergleichen.
5) Karlsbader Granit mit deutlichen Feldspathkrystallen.
6, 7, 8) Diese Krystalle isolirt.
9) Granit von Fischern.
10) Granit von Dalwitz.
11) Sonstige Abänderung.
12) Granit mit braunrothen Flecken.
13) Granit, in dem sich diese Flecken als braunrothe Krystalle zeigen.
14) Granit, in welchem diese Krystalle in Porzellanerde übergehen.

15) Granit mit ähnlichen Krystallen von spechsteinartigem Ansehen.
16) Diese Krystalle einzeln.
17) Feldspath von der Dorotheen-Aue.
18) Feldspath von Dalwitz.
19) Derselbe durchs Feuer verändert.
20) Schriftgranit von Engelhaus.
21) Dendritischer Feldspath von daher.
22) Dergleichen.
23) Glimmernester im Granit.
24) Schörlnester im Granit.
25) Granit mit Gängen von Hornstein.
26) Dergleichen mit stärkeren Gängen, die sich durchkreuzen.
27) Jaspisähnliches Thongestein.
28) Hornsteingänge, Granit enthaltend.
29) Hornsteinmasse, Granit enthaltend.
30) Voriges Gestein mit Kalkspath.
31) Kalkspath in Schichten.
32) Fabellgelber Kalkstein von körnigem Gefüge.
33) Schwarzbrauner Kalkspath.
34) Hornstein mit Schwefelkies.
35) Braunrother Kalksinter vom Ablauf des Sprudels.
36) Weißer Kalksinter aus dem Innern.
37) Kalksinter mit einkrystallisirter Ulva.
38, 39, 40) Schalen von Sprudelstein, bräunlich, mitunter festungsartig gezeichnet.
41, 42) Dergleichen mit abwechselnden hell- und dunkelfleischrothen Lagen.
43, 44, 45) Dergleichen von der härtesten Art.
46, 47, 48) Erbsensteine.
49) Gestein von porphyrartigem Ansehn.
50) Dergleichen, mehr breccienartig, grün.
51) Dergleichen, hellgelb.
52) Konglomerat, dem vorigen Gestein verwandt.
53) Quarzgestein von splitterigem Bruch.
54) Dichtes Quarzgestein, grau, mit helleren Punkten.
55) Dergleichen, schwarz, mit hellen Punkten.
56) Dergleichen mit anstehenden, durch ein ockerartiges Wesen verbundenen Quarzkörnern.
57) Dieses scheinbare Konglomerat isolirt.
58, 59) Quarzgestein mit vegetabilischen Resten.

60) Dergleichen.
61) Quarzmasse, durch Kohle völlig schwarz gefärbt, von Dalwitz.
62) Trumm, mit anstehenden Amethystkrystallen.
63) Mit vollkommen ausgebildeten Bergkrystallen.
64) Reine Kohle aus der Gegend.
65) Konglomerat von Hobbert.
66) Grober, leicht zerreiblicher Sandstein von daher.
67) Sandstein mit vorwaltendem Thon.
68, 69) Thonarten aus der Gegend.
70, 71) Versteintes Holz von Lessau.
72) Ausgewitterte Chalcedongänge von daher.
73) Durch Feuer verändertes schiefriges Thongestein.
74) Dasselbe etwas mehr verändert, mit Quarzpunkten.
75, 76) Dasselbe noch mehr verändert.
77) Sehr verändert, von schiefriger Textur.
78) Annäherung an die Erdschlacke.
79) Völlig blasige Erdschlacke.
80, 81) Uebergang in den Porzellanjaspis.
82, 83) Porzellanjaspis selbst.
84) Versteintes, durch Feuer verändertes Holz.
85, 86) Sehr schwere Erdschlacken von der Kobesmühle.
87) Stenglicher Eisenstein.
88) Pseudo-Retit.
89) Aus Blättern zusammengesinterter Raseneisenstein.
90) Halbe Basaltkugel vom linken Ufer der Eger.
91) Basaltischer Mandelstein von daher.
92) Gelber Kalkstein mit Basalt von daher.
93) Basaltischer Mandelstein.
94) Kalkspath aus dem Basalt von der Hardt.
95) Klingstein von Engelhaus.
96) Pechstein von daher.
97) Weißliegendes.
98) Basalt vom Schloßberge über dem Hammer.
99, 100) Basaltisches Gestein, mit Augitkrystallen.

Nachträge.

I.

Merkwürdig ist die sehr nahe Verwandtschaft der unter Nr. 85 aufgeführten Pseudo-Aetnen mit der schweren Erdschlacke Nr. 85 und 86; beide kommen zunächst der Kobes- (Jakobs-) mühle vor. Erstere sind basaltischer Natur. Denn indem ein äußerlich mehrseitiger Basalt verwittert, so zeigen sich die Ecken immer abgestumpfter, bis die Mitte des Durchschnitts kreisförmig wird und solche mehrschalige kugel- oder eiförmige Körper zum Vorschein kommen.

Derselbe Basalt nun ward durch einen Erdbrand geschmolzen und gab jene merkwürdigen schweren Schlacken, die einzig in ihrer Art sind, als Erzeugnisse der, wovon man sich an Ort und Stelle überzeugen und bedeutende Beispiele sowol der beiden Extreme als der Uebergänge sammeln kann.

II.

Das Nächste, dessen wir gedenken müssen, sind die höchst bedeutenden Uebergänge des Granits in einen durch Glimmer modifizirten, ramifizirten Feldspath, den wir in dem Augenblicke gewannen, als man, verwegen genug, den Felsen, aus welchem der Neubrunnen entspringt, abarbeitete, mehreren Raum und bessern Zugang für die Quellgäste zu gewinnen.

An Herrn von Leonhard.

Weimar, den 25. November 1807.[1])

Sie haben die Gefälligkeit gehabt, meinem Aufsatz über die Karlsbader geognostische Sammlung in Ihrem Taschenbuche einen schönen Platz anzuweisen, wofür ich meine Dankbarkeit dadurch ausdrücken möchte, daß ich gegenwärtig einigen Nachtrag übersende.

[1]) Veröffentlicht 1808. — A. d. H.

Unter Ihrer Anleitung tritt jene kleinere Schrift nunmehr vor ein anderes Publikum, vor das wissenschaftliche, da sie früher nur bestimmt war, ein allgemeines Interesse zu erregen und gewisse Gegenstände vor den Augen der Kenner und Nichtkenner in einer bequemern Ordnung aufzuführen, als sie bisher, mehr oder weniger bekannt, betrachtet wurden. Vielleicht könnte man, da ich mich in einem neuen Fach mit dem Publikum zu unterhalten anfange, nach meiner Legitimation fragen; doch giebt vieljährige Neigung und Beobachtung wol einiges Recht, in einer Sphäre mitzuwirken, wo ein Jeder auch mit dem geringsten Beitrag willkommen ist.

Um manches Mißverständniß zu vermeiden, sollte ich freilich vor allen Dingen erklären, daß meine Art, die Gegenstände der Natur anzusehen und zu behandeln, von dem Ganzen zu dem Einzelnen, vom Totaleindruck zur Beobachtung der Theile fortschreitet, und daß ich mir dabei recht wohl bewußt bin, wie diese Art der Naturforschung, so gut als die entgegengesetzte, gewissen Eigenheiten, ja wol gar gewissen Vorurtheilen unterworfen sei.

So gestehe ich gern, daß ich da noch oft simultane Wirkungen erblicke, wo Andere schon eine successive sehen, daß ich in manchem Gestein, das Andere für ein Konglomerat, für ein aus Trümmern zusammengeführtes und zusammengebackenes halten, ein auf Porphyrweise aus einer heterogenen Masse in sich selbst geschiedenes und getrenntes und sodann durch Konsolidation festgehaltenes zu schauen glaube. Hieraus folgt, daß meine Erklärungsart sich mehr zur chemischen als zur mechanischen hinneigt.

Gewiß würde man nach meiner Ueberzeugung über Gegenstände des Wissens, ihre Ableitung und Erklärung viel weniger streiten, wenn Jeder vor allen Dingen sich selbst kennte und wüßte, zu welcher Partei er gehöre, was für eine Denkweise seiner Natur am Angemessensten sei. Wir würden alsdann die Maximen, die uns beherrschen, ganz unbewunden aussprechen und unsere Erfahrungen und Urtheile diesem gemäß ruhig mittheilen, ohne uns in irgend einen Streit einzulassen; denn bei allen Streitigkeiten kommt am Ende doch nichts weiter heraus, als daß sich zwei entgegengesetzte, nicht zu vereinigende Vorstellungsarten recht deutlich aussprechen und Jeder auf der seinigen nur deste fester und strenger beharrt. Sollte man also mit meinen geologischen Aeußerungen sich nicht

durchaus vereinigen können, so wird man den Punkt in Betracht ziehen, von dem ich ausgehe und zu dem ich wieder zurückkehre. In diesem Sinne gedenke ich zu jenem Aufsatze einige Bemerkungen nachzubringen.

Die Mannichfaltigkeit des Granits kann man in Karlsbad neben einander in einem ziemlich engen Raume kennen lernen. Er wechselt groß-, grob- und feinkörnig mit verschiedener Proportion und Verbindungsweise der Bestandtheile öfters mit einander ab und läßt sich, sowol durch Natur als durch Menschenhand entblößt, an vielen Stellen gut genug beobachten. Sieht man alsdann, wie genau Alles zusammenhängt und wie eine durchgehend allgemeine Eigenschaft jenes Mannichfaltige verbindet, so mag man die großen Massen, die in Gestalt von Bänken, Schichten, Gängen sich an einander lehnen, neben und durch einander erscheinen, gern als gleichzeitig ansprechen. Die Fragen, welcher Granit älter oder neuer sei, ob es wol gar einen regenerirten Granit gebe, kommen uns immer bedenklicher vor; denn genau betrachtet, so entstehen solche Zweifelsfragen daher, daß man erst den Begriff des Granits zu eng gefaßt und ihn bei vielfacheren Erfahrungen nicht zu erweitern getraut und lieber bei Erklärung der Phänomene zu äußern Bedingungen und Nebenbestimmungen seine Zuflucht genommen.

Von Nummer 6, 7 und 8 kommen merkwürdige monstrose Exemplare vor. Es ist schwer, über sie etwas auszusprechen; doch glaubt man Folgendes daran zu bemerken. Der Feldspath fängt an, sich auf die bekannte Weise innerhalb der Granitmasse zu gestalten. Sehr oft, ja meistens finden sich die Krystalle völlig zusammen und bilden sich zur Hauptform aus; aber auch manchmal ergreift dieses werdende Bilden einen bildsamen Granit und nimmt ihn mit in sich auf, so daß er nunmehr als Gang, wenn man will, durch einen Krystall durchzugehen oder zwei Krystalle, zu denen beiden er gehört, als intermediäre Masse zu verbinden scheint. Wie dem auch sei, und wie man dergleichen Stücke beschreiben mag, so gewähren sie dem Beschauer diesen Vortheil, daß man daran wie an allen monstrosen Ausgeburten der Natur das Eintreten der ideellen Gestalt in die Wirklichkeit, das sich uns bei regelmäßigen, vollendeten, abgeschlossenen Formen geheimnißvoll verbirgt, wo nicht mit Augen sehen, doch mit dem Sinn und der Einbildungskraft einigermaßen erreichen kann.

Bei Nummer 12, 13 und 14 läßt sich anmerken, daß man über die rothen Krystalle, welche manchmal von einer weißen, entweder oberflächlichen oder tiefer eindringenden Schale umgeben sind, auf dreierlei Weise denken könne. Es läßt sich nämlich annehmen, daß der Krystall von Natur weiß sei, nachher im Kerne roth werde, daß diese Röthe sich nach und nach von innen heraus verbreite und endlich das Weiße gänzlich vertreibe. Man kann sich im Gegentheil vorstellen, daß der Krystall ursprünglich roth sei und das Weiße nur Zeichen einer Verwitterung, welche von außen hineinwärts wirkt. So kann man sich auch drittens denken, daß der Krystall sich gleich anfänglich sowol roth als weiß, Eines mehr als das Andere gebildet. Wir streiten mit Niemand, halten aber die erste Vorstellung für ganz unzulässig; der dritten sprechen wir nicht alle Wahrscheinlichkeit ab, sind jedoch der zweiten zugethan.

Bei Nummer 15 ist zu bemerken, daß die in dem Gestein disseminirten Quarzkörner sich bei genauerer Betrachtung zum größten Theil als doppelte sechsseitige Pyramiden zeigen.

Die Gesteinart Nummer 21 und 22 verdient eine besondere Aufmerksamkeit. Es ist ein Feldspath, auf den der Glimmer besondern Einfluß ausgeübt, so daß eine Art von dendritischer Form daher entspringt. Sieht man gewisse Stücke davon einzeln, so kann man sie gar wohl als eine Abänderung von Gneis ansprechen. Ich mache daher auf eine frühere Bemerkung eines fleißigen Mitarbeiters in diesem Fache hier aufmerksam.

In des Dr. Reuß Lehrbuch der Geognosie steht im zweiten Band, Seite 590, folgende Stelle: „Merkwürdig ist das Vorkommen vollkommener Gneisgeschiebe in dem Porphyrschiefer des Biliner Steins, da, wo er auf dem Gneis unmittelbar aufliegt, also an der Steinscheidung."

Ich besitze ein solches Stück Porphyrschiefer und zugleich ein abgesondertes Stück des hier sogenannten Gneises von der Steinscheidung. Es ist aber kein Gneis, sondern vollkommen das unter Nummer 21 und 22 aufgeführte Gestein, welches wir ein Auslaufen des Granits nennen möchten, wobei uns noch folgender Umstand bedeutend vorkommt. Dieses unser Gestein findet sich bei Engelhaus, wo bekanntlich der große Fels Porphyrschiefer oder Klingstein aufsitzt, und es ist also hier derselbe Fall wie in Bilin, nur daß bei Engelhaus die Steinscheidung noch nicht entdeckt ist. Diese sonderbare Konnexion

des Urgebirges aber mit dem Klingstein an mehreren Orten zu entdecken, wäre um so wichtiger, als die Exemplare eines solchen Vorkommens selbst in Bilin selten sind und das in meinem Exemplar eingeschlossene sogenannte Geschiebe nicht deutlich genug ist, um irgend eine vollständige Vorstellung zu erregen.

Das Gestein, dessen Folge wir von Nummer 25 bis 29 beschrieben, ist höchst wichtig und hat, obgleich schon Herr von Racknitz desselben in seinen Briefen gedenkt, doch in dieser langen Zeit die Aufmerksamkeit der Gegnerten nicht genugsam auf sich gezogen. Ob man nun gleich gegenwärtig in der Müllerischen Sammlung sehr instruktive Exemplare davon findet, die um so schätzenswerther sind, als man es in der Natur nicht ganz bequem beobachten kann, so wird es doch einigermaßen problematisch bleiben, weil es dem aufmerksamen Beschauer einen Widerspruch auszudrücken scheint.

Betrachtet man es auf dem Wege, wie ihn unsere Nummern andeuten, fängt man an dem Punkte an, wo ganz schmale Hornsteinklüfte durch einen feinkörnigen Granit durchgehen, sich nachher verbreiten, sich theilen, wieder zusammenfließen und, indem sie den Granit auf tausendfache Weise durchschneiden, vereinzelte Theile desselben in sich enthalten; betrachtet man nun weiter, wie die Hornsteinmasse zunimmt und der Granit, der vorher das Enthaltende, das Kontinens war, nunmehr das Enthaltene, das Kontentum wird, so sind wir freilich geneigt, unsere simultane Erklärungsart hier anzuwenden, und wir dürfen es um so mehr, als Diejenigen, die sich zu der successiven Erklärungsart hinneigen, zwar wegen der scharfkantigen Form der Granittheile wol eine Granitzertrümmerung annehmen, aber doch auch ein unmittelbares Eintreten der Hornsteinmasse zugeben. Ueberhaupt ist dieses ein Punkt, wo sich die beiden Vorstellungsarten nähern, indem da, wo der eine Beobachter gleichzeitig ausspricht, der andere wenigstens gleich nachzeitig zu setzen sich bewogen findet.

Uebrigens könnte man vielleicht auch das gegenwärtige Gestein ein Auslaufen des Granits nennen, indem man dadurch das Ende einer Epoche bezeichnet, anstatt daß man da, wo ein folgendes sogleich nachzuweisen ist, das Auslaufen ganz schicklich einen Uebergang nennen kann.

Ueber die Art, wie der Kalk in dieses dem Urgebirg so nah verwandte Gestein sich gefunden, wird man sich vielleicht noch weniger vereinigen. Betrachtet man den Kalkspath, wie

zehn Divans-Gedichten versuchte er jedoch ein Analogon jener Form. Die persische Gasele (Liebes- und Wein-Lied) verlangt u. A., daß die ersten beiden Verse auf einander reimen und daß der Dichter sich zu Ende des Gedichts nenne. Diesen Erfordernissen genügt Goethe nicht, und andrerseits läßt er, was der Gaselenform fremd ist, den durchgehenden Reim mit andern, theils verschiedenen, theils gleichfalls durchgehenden Reimen abwechseln. Das Letztere, die Beschränkung auf nur zwei Reime, findet sich in den Gedichten V. 3, VIII. 22 und IX. 3 u. 10. Hier verband Goethe aufs Glücklichste die Vorzüge der persischen Reim-Stetigkeit mit denen des Reimwechsels, welchen das deutsche Ohr verlangt. Die schönsten Proben dieser Kunst sind das Gedicht IV. 24, welches Gefunden überschrieben sein könnte, VIII. 51, in welchem das Erkennen, und die humoristischen Weinlieder IX. 10 u. 11, wo die Trunkenheit und der Wein selbst die Empfindung beherrschen. Man sieht, auch diese modificirte Form ist wegen ihrer Künstlichkeit nur sparsam verwendet. Denn die Gaselenform steht und fällt mit den an sinn- und schallverwandten, dem Verstande und dem Ohre durch ihre Wiederkehr gleichmäßig schmeichelnden Wörtern, sowie an unzähligen Metaphern, Wortspielen, Metonymien und Allegorien reichen orientalischen Sprachen. Alle Virtuosität Rückert's und besonders Platen's hat nicht vermocht, jene Form, gleich der des Hexameters oder Sonnetts dem deutschen Idiom zu gewinnen. W. Grimm nennt daher mit Recht Platen's Gedichte im Vergleich zu den Goethischen „kunstreiche Schnitzwerke in Elfenbein" (Zur Geich. d. Reims, S. 187), und P. Heyse,

wir ihn unter Nummer 30, 31 und 33 aufgeführt, so mag man sich wol vorstellen, daß derselbe in die Zwischenräume dieses unregelmäßigen Gesteins sich eingesintert; wobei denn aber die Frage schwer zu beantworten bleibt, woher denn der Kalk gekommen, der sich in die Tiefen dieses Gesteins so reichlich eingesenkt. Betrachtet man nun gar den isabellfarbigen körnigen Kalkstein, der bei uns mit Nummer 32 bezeichnet ist, und die Art, wie er sich keineswegs als Sinter, sondern als ein derber Bestandtheil zwischen den übrigen findet, so wird man wieder darauf gewiesen, daß wenigstens ein Theil dieses Kalks mit dem Gesteine selbst ursprünglich gleichzeitig sein möchte.

Dem sei nun, wie ihm wolle, so steht dieses Gestein in der genauesten Verbindung mit den heißen und warmen Quellen, die alle daraus hervortreten. Und wenn man auch die in demselben offenbar enthaltenen Bestandtheile, den erst erwähnten Kalk, den häufig vorkommenden Schwefelkies nicht für hinreichend halten sollte, die warmen Quellen mit ihren Ingredienzien und Bedingungen hervorzubringen, so wird man doch eine entschiedene Mitwirkung nicht leugnen können, welche schon früher, obgleich vielleicht nicht bestimmt genug, anerkannt worden.

Möchte es doch den Geologen gefallen, zu untersuchen und gelegentlich anzuzeigen, ob sich irgend sonstwo ein Gestein, demjenigen ähnlich, wie wir es von Nummer 24 bis 35 angezeigt, befinden möchte!

Was sonst noch bei jener Sammlung zu bemerken wäre, verspare ich auf ein ander Mal und gebe nur noch einige Nachricht von ein paar geologischen Merkwürdigkeiten, die mir dieses Jahr bekannt geworden.

Die erste ist ein Gneis, dessen flasrige Textur durch deutliche fleischfarbne Feldspathkrystalle hervorgebracht wird. Diese sind jenen Zwillingskrystallen ähnlich, welche wir unter den Nummern 6, 7 und 8 eingeführt haben. Nur ist dabei merkwürdig, daß, wie der Glimmer sich nach ihnen in seiner Lage bequemt, auch ihre Krystallisation nach ihm sich einigermaßen gerichtet hat. Auch lassen sie sich nicht abgesondert darstellen, sondern sind mit dem Glimmer und dem übrigen Gestein innig verbunden. Nicht gar einen Zoll lang, deuten sie, wie jene abgedachten Krystalle, auf die sechsseitige Säule sowie auf ein rhombisch Tafelartiges und machen durch Farbe und gleiche Austheilung in dem ganzen Gestein ein sehr angenehm in die

Augen fallendes Mineral. Diese Steinart findet sich zwischen Tepl und Theuing. Ich verdanke die Kenntniß derselben der Aufmerksamkeit und Gefälligkeit des Herrn Hofraths Sulzer in Ronneburg. In den geognostischen Sammlungen der Mineralogischen Gesellschaft zu Jena findet sich ein Aschaffenburger Gneis, der einige Aehnlichkeit mit dem beschriebenen, doch nicht sein angenehmes Ansehen hat.

Eine zweite geologische Merkwürdigkeit findet sich zwischen Hof und Schleiz, kurz vor dem letztern Ort, links an der Chaussee. Es zeigt sich daselbst Basalt (Urgrünstein) von der schwärzesten und härtesten Sorte, theils in unregelmäßigen Massen, theils in deutlichen Säulen, vielfach bis ins Innerste zerklüftet, und alle Klüfte, selbst die zartesten, mit Asbest ausgefüllt.

So setzt auch Asbest durch den anstehenden Thonschiefer, füllt die kleinsten Abtheilungen der Gesteinscheidungen und verbindet sich innig mit dem Gestein. Die starke Verwitterung verhinderte die nähere Einsicht bei einer flüchtigen Beobachtung, daher zu wünschen ist, daß dieser Punkt die Aufmerksamkeit reisender Geologen auf sich ziehe.

Manches Andere verspare ich für den nächsten Jahrgang und füge nur noch den Wunsch hinzu, daß die von mir nur im Allgemeinen angedeuteten Mineralien durch Ortsgenossen vom Metier nach und nach in der Kunstsprache möchten beschrieben werden. Inzwischen sind zur Erleichterung der Kenntniß von dieser Suite die bedeutendsten Exemplare in der Sammlung der Mineralogischen Gesellschaft zu Jena niedergelegt worden.

Der ich mich hiermit den Freunden der Natur und Ihnen bestens empfehle.

(S. Leonhard's Taschenbuch, zweiter Jahrgang, Seite 389.)

Freimüthiges Bekenntniß.[1])

Die Natur, kraft ihrer Allthätigkeit, wirkt in und an der Nähe, sowie von fern her und in die Ferne; beide Wirkungen

[1]) 1824. — A. d. H.

sind immerfort zu beachten, keine Beobachtungsweise darf und kann die andere verdrängen. Vorstehende Blätter, vor so viel Jahren geschrieben, sind der Nähe gewidmet; man sucht merkwürdige Naturerscheinungen aus nahe liegenden Bedingungen zu erklären, man thut es mit Recht und wird es immerfort thun.

Wenn wir aber den Ursprung der heißen Quellen unmittelbar auf der Stelle suchen und zu finden glauben, so wird dadurch Niemanden die Befugniß verkümmert, sie aus dem siedenden Abgrund unserer Erdkruste bis auf die höchsten Gebirge heiß und unverkühlt emporsprudeln zu lassen, und wenn letztere Vorstellungsart jetzt die herrschende geworden, so muß es erlaubt sein, daran blos ein historisch Phänomen zu erblicken und dagegen auch bei einer historisch-herkömmlichen, individuell-angemessenen Denkweise zu verharren, welche von ihrer Seite gewiß nicht minder die Erfahrung zu bereichern in Thätigkeit bleiben wird.

Man beachte nachgemeldeten Fall!

Auszug eines Schreibens des Herrn Barons v. Eschwege.

Lissabon, den 2 Juni 1824.

„Das problematische Phänomen, wovon man das Nähere zu wissen wünscht, steht ausführlich beschrieben in dem „Diario do Governo" vom 22. Januar 1821 und ereignete sich am Rio Douro.

„Der Besitzer eines Gartens daselbst ging um 10 Uhr Morgens aus, um den Schaden, durch heftigen Regen veranlaßt, in Augenschein zu nehmen; noch wenig Schritte vom Garten entfernt, sieht er auf einmal einen großen Fleck Landes sich erheben und auftürmen; mit furchtbarem Getöse kommt eine Wassersäule emporgeströmt, Weinpflanzungen, Keller und Häuser, welche dieser Ausbruch erreichte, wurden fortgerissen, und vier Menschen verloren dabei das Leben. Nachdem das Wasser sich verlaufen, war ein großes Loch entstanden von außerordentlicher Tiefe, welche stark rauchte. An drei andern Orten in der Nachbarschaft waren ebenfalls Ausbrüche gewesen."

Häufig niedergegangenes Regenwasser sammelt sich in Gebirgshohlen, es senkt sich in Schluchten tief hinab und sucht

ſich endlich in der nachbarlichen Ebene einen möglichen Weg zu gewaltſamer Entladung durch leichten, fruchtbaren Boden; dort ſteigt und wirkt es nach Verhältniß ſeiner Maſſe, ſeines Falles und Druckes.

Sollte hiedurch das Phänomen nicht genugſam aufgeklärt ſein? Sollte man auch hier Vulkane und Erdbeben zu Hülfe rufen?

Aechte Joſeph Müllerſche Steinſammlung,

angeboten von David Knoll zu Karlsbad.[1])

Die in Geſellſchaft des guten Joſeph Müller im Jahre 1806 angeordnete Steinſammlung zu hundert Stücken, entnommen von Karlsbad und der Umgegend, wurde zwar im Anfange von Liebhabern häufig geſucht, ſpäterhin aber weniger und ſeit mehreren Jahren gar nicht ausgegeben, da traurige Kriegsläufte jede wiſſenſchaftliche Mittheilung hinderten, ſodann auch ein hohes Alter die Thätigkeit des genannten Mannes unterbrach und lähmte. Endlich hinterließ er eine große Maſſe ungeordneter Mineralien, aus denen er ſonſt nach inhabender Kenntniß jede Sammlung einzeln zuſammenzuklauben pflegte, ohne jemals durch Sonderung des Vorraths und Anordnung deſſelben das Geſchäft ſich einigermaßen zu erleichtern. Die Luſt, einige Fundörter zu verheimlichen und überhaupt ſein Gewerb mit einer gewiſſen Dunkelheit zu umgeben, mag hiebei vorzüglich gewaltet haben.

Nun mußten die nach dem ſpäten Ableben des braven Mannes im ungeordneten Haufen vorgefundenen ſchätzbaren Mineralien Jedem unbrauchbar ſcheinen, wie es mir bei genauer perſönlicher Betrachtung ſelbſt erging, als ich dieſe mühſam und ameiſenhaft viele Jahre her zuſammengeſchleppten Schätze vor mir aufgeſchüttet liegen ſah.

Höchſt angenehm war mir daher die Nachricht, der Handelsmann David Knoll habe, aufmerkſam und thätig, den Vorrath von den Erben erlangt und ſuche nunmehr nach Anleitung einer vollſtändigen Müllerſchen Sammlung ſeine Augen zu ſchärfen, ſeine Kenntniſſe zu vermehren. Es gelang ihm bald,

[1]) 1822. — K. v. H.

das Verworrene zu sondern und abermals neue Sammlungen zu ordnen. Er meldete mir dieses zu Anfang des Jahres 1821 und fragte nach über wenige zweifelhafte Nummern; ich gab ihm von Weimar aus darüber genügende Auskunft, damit er im Stande wäre, zu Anfang der Kurzeit das früher von Joseph Müller Gelieferte abermals den Naturfreunden anzubieten und in einer gedruckten Anzeige zu erklären, wie er die gedachte Sammlung von hundert Stücken nach dem ersten, zeither mehrmals abgedruckten Katalog abzulassen bereit sei. Weil aber diese, mitunter unscheinbaren Stücke keineswegs einen Jeden anzusprechen geeignet sind, so hat er geschliffene Sprudelstein-Täfelchen, welche sich durch Farben und Zeichnung empfehlen, abgesondert, nicht weniger einzelne vorzügliche Stücke angeschliffen vorbereitet. Damit aber zuletzt auf jede Nachfrage könne gedient werden, so hat man aus diesem wohl in die Augen fallenden Material mancherlei Zimmer-, Taschen- und Putzbedürfnisse daraus gebildet, mit Stahl und Bronze garnirt, sorgsam und vielfach; wornach denn der ernsteste Geolog wie der heiterste Lebemann sich ein Andenken von Karlsbad, roh oder mehr und weniger gebildet, mitnehmen und zur Erinnerung dieser beibringenden, merkwürdigen Gegend verwahren oder Freunden und Freundinnen verehren kann.

Wenn wir nun aber, wie so oft also auch diesmal, zur Betrachtung aufgefordert werden, daß einer neuen Thätigkeit stets eine ältere zu Grunde liegt, daß für spätere Menschen von früheren gar manches Gute vorbereitet, durchgearbeitet, überliefert und übertragen wird, so kommen wir auch gegenwärtig auf unsern guten Joseph Müller zurück und erinnern uns gern, wie wir mit ihm manche Stunde durchgesprochen, Räume durchwandelt, Erdarten erforscht, Felsen angepocht, kleinere Handelsgeschäfte vollbracht und, indeß wir beiderseitigen Vortheil im Auge behielten, auch ins Allgemeine Gutes und Nützliches zu fördern getrachtet.

Da nun die im Jahre 1806 zuerst abgeschlossene verkäuflich angebotene, im Jahre 1821 als taugliche Waare wieder vorgesuchte und hergestellte Sammlung immerfort die Joseph Müllerische heißt, so ist es gewiß Manchem, der diesen Namen öfters wiederholen hört, angenehm zu erfahren, wie es um diesen Mann gestanden, welcher früheren Bildung er genossen,

wie er sich weiter herangebildet, von welcher Art seine Lebenszustände, seine Beschäftigung gewesen, und wie er endlich durch bedeutende Thätigkeit im beschränktesten Kreise sich ein dauerhaftes Andenken erworben. Hier freuen wir uns nun, seine Lebensgeschichte von ihm vernommen und von ihm selbst aufgezeichnet, bis auf den heutigen Tag wohl erhalten zu haben. Wir bringen sie gelegentlich dar, weil nach unserer Ueberzeugung Niemand so groß und Niemand so gering ist, daß nicht das mittlere Menschengeschlecht, als der zahlreichste Theil, sich davon Nutzen und Erbauung zueignen könnte.

Ferneres über Joseph Müller und dessen Sammlung.[1])

Vorwort.

Indem man beabsichtiget, den verehrten Karlsbader Kurgästen und sonstigen Freunden der Geognosie ältere und neuere Steinsammlungen, die Kenntniß sowol des bedeutenden Lokals als der Umgegend erleichternd, vorzulegen und anzubieten; so glaubt man ein höheres Interesse zu erregen, wenn man mit Wenigem vorträgt, wie es mit der Geschichte dieser, aus sorgfältigen Untersuchungen und Bearbeitungen hervorgegangenen Sammlungen sich eigentlich verhält, und wie sie auf den Grad der Vollständigkeit, deren sie sich gegenwärtig wohl rühmen dürfen, gelangt sind.

Joseph Müller, gebürtig von Liebenau in Böhmen, hatte sich wahrscheinlich in Turnau, wo die edlern Gangarten des Riesengebirges verarbeitet werden, zum Wappen- und Steinschneider gebildet und kam, seine Kunst auszuüben, nach Karlsbad, wo er auch gute Geschäfte machte. Seine Absicht war, sich daselbst niederzulassen, als im Mai des Jahres 1759 ein unglückliches Feuer den größten Theil der Stadt in die Asche legte. Er miethete sich in Schlackenwerth ein und kam nur nach

[1]) Veröffentlicht 1822. — D. h. H.

Karlsbad, um Arbeit abzuliefern oder Bestellungen anzunehmen, woran es ihm nicht fehlen konnte.

Er zeigte im hohen Alter noch Abdrücke seiner Arbeiten vor, und man erkannte daran eine große Fertigkeit, in dem ächten heraldischen Stil die kompliziertesten Familienwappen darzustellen.

Als er hierauf 1760 sich in Karlsbad niederließ, mußte es sich ereignen, daß bei dem Grundgraben so vieler Häuser gar manche Sorten Sprudelsteine zum Vorschein kamen, die er wegen ihrer Schönheit, sobald sie polirt waren, auch für eine Art von Edelsteinen ansprechen durfte, indem sie bei vollkommener Glätte und Glanz den Anschein von Chalcedon, Achat, Jaspis und antikem Jaspis nachahmten und bei viel geringerer Härte sich der Bearbeitung viel bequemer darboten.

Von besondern Vorzügen waren die aus dem Grund der Kirche ausgegrabenen, die man, um die Stadt von den Schutthaufen zu befreien, hinabwärts nach der Teplbrücke geschafft hatte, um die dorthin führende sehr üble Wegstrecke zu bessern. Sobald er dies entdeckt hatte, bot er Alles auf, sich dieses Schatzes zu bemächtigen, und erlangte wirklich die Erlaubniß, dort nachzugraben und das Verschüttete wieder in Ehre zu bringen.

Hier kam nun seine Steinschneiderei zu Hilfe; er ließ mancherlei Kleinigkeiten daraus fertigen, brachte aber dieses Mineral den Naturforschern zur näheren Kenntniß, indem er die mannichfaltigsten Abwechslungen zu sondern, zu ordnen und in zierlichen viereckten Täfelchen den Liebhabern und Kennern vorzulegen wußte.

Seit jener Zeit wird nicht leicht eine Mineraliensammlung bestehen, welche nicht dergleichen vorzuweisen hätte. Auch kam diese Steinart in solchen Ruf, daß man ihrer in vielen Schriften gedacht und ihr sogar eine eigene Abhandlung gewidmet, worin sie abgebildet und lokalisirt, auch näher beschrieben, in einem Heft klein Quart den Bibliotheken der Naturforscher willkommen gewesen, unter dem Titel: Uebelacker's System des Karlsbader Sinters, unter Vorstellung schöner und seltener Stücke. Mit illum. Kupfern. Erlangen 1782. 4°. Große Tafeln, an welchen man die Abwechslungen von Farbe in zierlichen, achatartigen Linien am Deutlichsten ersehen kann, besitzt das Kabinet der Mineralogischen Societät zu Jena.

Nachdem sich jener wackere Mann mehrere Jahre mit diesem reizenden Gegenstande beschäftigt, konnte es nicht fehlen, daß er seine aufmerksame Thätigkeit bis auf andere mineralogisch-geognostische Merkwürdigkeiten erstreckte. Die so höchst bedeutenden Zwillingskrystalle des Feldspathes war er zu sammeln und den Liebhabern zu überlassen bemüht. Hiebei konnte er nicht stehen bleiben, sondern er bemerkte die vielfachen Verschiedenheiten der Gebirgs- und Gangarten in der näheren Umgegend und suchte sie nach seiner Weise zu ordnen; wie er sie denn im Jahr 1807 nebst einem Katalog den dort sich aufhaltenden Naturfreunden verlegte.

Freilich war es ihm hier wie allen Autodidakten gar wunderlich ergangen, zu selbstgelaenen Erfahrungen zwar nicht zu verweriende, aber doch eigentlich abstruse und nicht leicht zu enthüllende Gedanken hinzuzufügen; doch war er auf eine gewisse Weise leicht zu behandeln. Man ging die Sammlung nach dem Katalog mit ihm durch und suchte sie nach geognostischen Einsichten erst zu sondern und dann aneinanderzufügen, woraus denn zuletzt diejenige geordnete Sammlung entstand, welche noch jetzt eifrigen Geognosten, welcher Meinung sie auch sein mögen, als Leitfaden dienen kann, um die Gegend, wie sie vor uns liegt, schneller kennen zu lernen und nach eigener Weise zu untersuchen.

Dergleichen Sammlungen immerfort einzurichten, hatte er ganze Lasten von Steinen bei sich angehäuft, woraus er jederzeit die erforderlichen Exemplare nach ihrem instruktiven Werth, besonders in der einmal angenommenen Größe zusammenzustellen auf das Sorgsamste verfuhr, indem er sich dazu Bretter mit abgemessenen kleinen Quadraten hatte verfertigen lassen. Und so beschäftigte er sich unaufhörlich auch sogar im hohen Alter, wo ihm die sonst so dienstfertigen Füße versagten und er, nur noch liegend, doch mit heiterem Geiste, bei dem gleichen Beruf unermüdlich verharrte, bis im Jahr 1817, im 81sten des Lebens, seinem ununterbrochenen eifrigen Bemühen ein Ziel gesteckt ward.

Gedachte ganz ungesonderte Haufen, worin die merkwürdigsten Exemplare zu finden waren, hat der Handelsmann David Knoll käuflich an sich gebracht und, um zu Aufstellung gleicher Sammlungen immer bereit zu sein, nicht versäumt, die Fundörter der einzelnen Exemplare, woraus Müller wol ein Geheimniß machte, zu erforschen, wodurch er jeden abgängigen

Artikel wieder zu ersetzen im Stand ist. Das oben erwähnte Heft, im Jahr 1807 zu Karlsbad zum ersten Mal abgedruckt, ist gegenwärtig wieder aufgelegt worden und wird mit der dazu gehörigen, oft erwähnten Sammlung Freunden der Geognosie abermals dargeboten.

Daß die Wirkung des entspringenden heißen Wassers weiter oben in dem Flusse gewesen, hatte man daran erkannt, daß bei dem Grundgraben des Komödienhauses Erbsensteine gefunden wurden. Durch die Bemühung des gedachten gegenwärtigen Besitzers wird nun klar, daß sowol die Tepl aufwärts bis zur gedachten Stelle als rechts und links derselben in vorigen Zeiten die heiße Quelle gewaltet und diese Naturwirkung nach und nach sich den Fluß hinabgezogen. Wie denn ja auch schon die Entstehung der Hygieasquelle Andeutung giebt und man darauf wird zu achten haben, inwiefern dieser Herd sich an der rechten Seite des Flusses zwar langsam, aber doch stetig hinabzieht.

Wenn nun schon in der Hauptsammlung von den Sprudelprodukten Nr. 35 bis 48 incl. die Hauptunterschiede zu finden sind, so ist es doch erfreulich, nunmehr diesen Gegenstand ganz insbesondere behandelt zu sehen. Es wird deshalb nach einem beigefügten Verzeichniß den Liebhabern eine Sammlung von funfzig rohen Stücken des Sprudelsinters angeboten, auf welchen ihre Färbung vom dunkelsten Braun bis zum klaren Weiß mit allen Mittelfärbungen und Zeichnungen vorgelegt wird.

Damit aber auch eine solche Sammlung zu ihrem ersten Interesse in ihrer ganzen Anmuth zurückkehre, so ist dieselbe in Form kleiner halbirter Ovalsteine auf das Vollkommenste polirt und edeln Steinen gleichgestellt, in welcher Art sie nun einem jeden Freunde der Natur nicht allein, sondern auch dem sich am Schmuck erfreuenden Auge vorgelegt werden und wir ihnen denn zur Belohnung und Aufmunterung des so thätigen Unternehmers und Anordners viel günstige Kunden zu wünschen haben.

Der Kammerberg bei Eger.[1])

Der Kammerbühl (Hügel), sonst auch der Kammerberg, hat seinen Namen von einem benachbarten Waldbezirke und einer dortigen Anlage weniger Häuser, die Kammer genannt. Er zeigt sich, wenn man von Franzensbrunn nach Eger geht, etwa eine halbe Stunde rechts vom Wege, wird kennlich an einem offenen Lusthäuschen auf seiner Höhe und merkwürdig durch vulkanische Produkte, aus denen er besteht. Ob sie ächte oder pseudovulkanische seien, kann die Frage entstehen; aber man neige sich, auf welche Seite man will, so wird bei diesem Falle wegen besonderer Umstände Manches problematisch bleiben.

Wir gaben zu unserer Darstellung ein Kupfer und legten dabei eine Sammlung zum Grunde.[2]) Denn wenn man gleich mit Worten Vieles leisten kann, so ist es doch wohl gethan, bei natürlichen Dingen die Sache selbst oder ein Bild vor sich zu nehmen, indem dadurch Jedermann schneller mit dem bekannt wird, wovon die Rede ist.

Indessen, ob uns gleich hier Beides abgeht,[3]) so unterlasse ich doch nicht, diesen Aufsatz mitzutheilen. Vorgänger gehabt zu haben, ist immer vortheilhaft, und so benutzte auch ich später die Schrift des verewigten von Born. Wir sehen aufmerksamer, wenn von uns gefordert wird, zu sehen, was Jene gesehen haben, und es ist immer schon genug, wenn Einer sieht, was der Andere sah, ob er es gleich vielleicht anders sieht. Was das Denken und Meinen betrifft, so ist über solche Gegenstände ohnehin keine Uebereinstimmung zu erwarten.

Wie viele Naturfreunde besuchen jährlich diese Gegenden, besteigen diese wundersame Mittelhöhe, und ohne große Schwierigkeit werden sie nach Anleitung des beigelegten Verzeichnisses eine Sammlung zusammentragen, vielleicht vollständiger als die unsrige. Besonders empfehlen wir ihnen die Nummern 11 bis 14 aufzusuchen. Bedeutend und recht ausgezeichnet sind sie selten, aber das Glück begünstigt den leidenschaftlichen, unermüdlichen Liebhaber.

---

[1]) Verfaßt 1809, veröffentlicht 1809. — A. d. H.

[2]) Beides geschah in dem Originaldruck in „Kronhard's Taschenbuch für die gesammte Mineralogie ꝛc." 1809. — A. d. H.

[3]) Die „Sammlung" folgt hier S. 350 f. und ist auch dem Wiederabdrucke dieses Aufsatzes im Zweiten Heft „Zur Naturwissenschaft überhaupt" beigefügt. — A. d. H.

selbst ein Meister der Form, bekennt, wie sehr Platen's „äußerliche Reinheit der freien Eigenheit unserer deutschen Art" geschadet und uns Formen entfremdet habe, die uns Goethe glücklich angeeignet hatte, wie den Hexameter.*) So sei Goethe auch als ein unnachahmliches, aber viel zu wenig beachtetes Vorbild wegen seiner Versbehandlung im Divan gepriesen, wegen kühner Ellipsen, wegen gewagter und sogar unmöglicher Reime (wie S. 26 „zeugtest" und „leuchtet", oder S. 91 „teutschet" und „heischet") und wegen fehlender oder überzähliger Versfüße! Denn solche, übrigens seltnen, Inkorrektheiten sind der Beweis eines überlegenen, das Untergeordnete dem Wesentlichen aufopfernden Kunstverstandes. Glätte der Form ist noch nie ein Requisit der Kunst gewesen.

Die schönsten Divansgedichte zu bezeichnen, enthalten wir uns; doch können wir nicht umhin, die reimlosen Dithyramben hervorzuheben, in welchen sich Goethe, so zu sagen, selbst übertroffen hat. Unter diesen elf Nummern (III. 3, 10, 12; VII. 1; VIII. 10, 18, 30, 38, 50; IX. 15 und XII. 10) ragen VIII. 18 und besonders 50 hervor, Gedichte, deren Kunstwerth noch fühlbarer wird, wenn man sie mit ähnlichen, z. B. den Heinischen Nordseeliedern vergleicht. Eine Eigenthümlichkeit des Divan bilden die vielen dialogisirten Gedichte, eine bis dahin so gut wie unbekannte Gattung, und gerade in ihnen, in den Dialogen mit Suleika, dem Schenken, z. B. in dem Kabinetstück „Sommernacht" (IX. 20) und in denen des XII. Buchs entfaltet der Dichter die größte Zartheit,

*) Literaturblatt zum Morgenblatt. 1830.

Läßt sich Böhmen als ein großes Thal ansehen, dessen Wasser bei Außig abfließen, so kann man den Egerdistrikt als ein kleineres denken, welches durch den Fluß dieses Namens sich seiner Wasser entledigt. Betrachten wir endlich die Gegend, von der zunächst hier die Rede ist, so erblickt unsre Einbildungskraft gar leicht an der Stelle des großen Franzensbrunner Moors einen vormaligen Gebirgssee, umgeben von Hügeln und weiterhin von Bergen, dessen gegenwärtig noch nicht völlig ausgetrockneter Boden mit einem Torflager bedeckt, mit mineralischem Alkali und andern chemischen Bestandtheilen durchdrungen ist, in welchem sich mancherlei Gasarten häufig entwickeln, wovon die sehr lebhaften und gehaltreichen mineralischen Quellen und andere physische Phänomene ein vollständiges Zeugniß ablegen.

Die Hügel und Gebirge, welche diese Moorfläche umgeben, sind sämmtlich aus der Urzeit. Granit mit großen Feldspathkrystallen, dem Karlsbader ähnlich, findet sich zunächst bei der Einsiedelei von Liebenstein. Ein feinkörniger mit gleichgemischten Theilen, der vorzüglich zum Bauen benutzt wird, bei Hohehäusel. Nicht weniger bricht Gneis bei Roßenreit. Aus Glimmerschiefer jedoch, der uns hier besonders interessirt, besteht der Rücken, welcher das Franzensbrunner Moor von dem Egerthale scheidet. Aus der Verwitterung dieses Gesteins entstand der Boden der meisten Felder dieser sanften Anhöhen, deswegen man auch allenthalben Ueberreste von Quarz findet. Die Hohle hinter Triesenhof ist in den Glimmerschiefer eingeschnitten.

Auf diesem Rücken, sanft, doch entschieden erheben, einzeln und abgesondert, liegt der von allen Seiten her gesehene Kammerbühl. Seine Lage ist an und für sich schon hoch, und um so bedeutender wird die Aussicht auf seiner Höhe.

Man versetze sich in das offne Lusthäuschen, und man findet sich in einem Kreis näherer und fernerer Hügel und Gebirge. Im Nordwesten hat man die regelmäßigen schönen und heitern Gebäude Franzensbrunn's vor sich. Wie man sich nach der Rechten wendet, erblickt man über einer weiten, wohl bebauten und bewohnten Landschaft in der Ferne den sächsischen Fichtelberg, die Karlsbader Berge, sodann näher die weit umherleuchtenden Thürme von Maria-Kulm, dann das Städtchen Königswart, wohin zu das Moor seinen Abfluß nach der Eger nimmt; dahinter den Königswarter Berg, weiter ostwärts den Tillberg, wo der Glimmerschiefer mit Granaten sich findet. Un-

gesehen in der Tiefe bleibt die Stadt Eger; auch der Fluß zeigt sich nicht. Ueber dem Thale hingegen, das er einschneidet, steht das Kloster Sankt Anna auf einer ansehnlichen Höhe, auf welcher schöne Feldfrüchte in verwittertem Glimmerschiefer gebaut werden. Hierauf folgt ein waldbewachsener Berg, der eine Einsiedelei verbirgt; in der Ferne treten sodann der Baireuther Fichtelberg und die Wunsiedler Berge hervor. Herwärts sieht man sodann das Schloß Hohberg, völlig im Abend den Kappelberg, mehrere Ansiedlungen, Dörfer und Schlösser, bis sich denn durch die Dörfer Ober- und Unter-Lohma der Kreis wieder an Franzensbrunn anschließt.

Wir befinden uns also auf dem Gipfel eines länglichten nackten Hügels, der sich von Südwesten nach Nordosten zieht; rings umher sauft er gegen seine Base flach aus; nur ist die Westseite steiler. Eben dieses flache Auslaufen macht seine Peripherie ungewiß; doch kann man sie über 2000 Schritte annehmen. Die Länge des Rückens von dem Lusthäuschen bis an den Hohlweg, in welchem noch schlackige Spuren zu finden sind, beträgt 500 Schritte. Gegen Länge und Breite ist die Höhe gering; die Vegetation behilft sich dürftig, unmittelbar auf verwitterter Schlacke.

Geht man von dem Lusthäuschen den Rücken gegen Nordosten hinab, so trifft man sogleich auf eine kleine Vertiefung, die offenbar von Menschenhänden ausgegraben ist. Hat man auf dem sanften Abhang etwa 150 Schritte zurückgelegt, so gelangt man an die Stelle, wo zum Gebrauch des Chausseebaues die Seite des Hügels ausgegraben, eine große Masse weggefördert, sein Innres aufgeschlossen und für den Betrachter ein bedeutendes Profil gewonnen worden. Der Durchschnitt, der sich hier beobachten läßt, kann an seiner höchsten Stelle etwa 30 Fuß hoch sein. Hier zeigen sich Lagen vulkanischer Produkte, regelmäßige Lagen, welche sanft, doch etwas mehr als der Hügel nach Nordosten abfallen und eine geringe Neigung von Süden nach Norden haben. Sie sind an Farbe verschieden, unten schwarz und braunroth; höher nimmt das Braunrothe überhand, weiter hinaufwärts zeigt sich die Farbe weniger ausgesprochen; da, wo sie sich der Oberfläche nähern, ziehen sie sich ins Graulichgelbe.

Höchst merkwürdig ist an diesen sämmtlichen Lagen, daß sie so sanft abfallen, daß sie ohne eine Art von Bewegung oder Unordnung ganz ruhig auf einander folgen, daß sie eine geringe

Höhe haben; denn man kann auf die 30 Fuß, welche das Ganze beträgt, ohne genau auf Schattirung zu sehen, bequem ihrer vierzig zählen.

Die Theile, aus welchen diese Lagen bestehen, sind durchaus lose, von einander abgesondert, nirgends eine kompakte, zusammenhängende Masse. Das größte und seltenste Stück, das man darin finden möchte, wird wenig über eine Elle betragen.

Manche Theile dieses wunderbaren Gemenges zeigen ihren Ursprung ganz deutlich. So findet man häufig genug Glimmerschiefer, an Farbe und Form völlig unverändert, bald fester, bald mürber. In den obern Lagen trifft man denselben öfter als in den untern geröthet an.

Seltner sind jedoch solche Stücke, welche von einer leichtflüssigen, zarten Schlacke zum Theil umgeben sind. Bei einigen dieser Art scheint der Stein selbst angegriffen und zum Theil in Schmelzung gerathen. Aller dieser Glimmerschiefer ist, wie gesagt, der Form nach unverändert; es zeigt sich keine Abrundung, ja kaum eine Abstumpfung. Die Schlacken, die auf ihm aufsitzen, sind so scharf und frisch, als wenn sie eben erst erkaltet wären.

Gleichfalls ziemlich scharfkantig sind die Theile des Glimmerschiefers, die entweder einzeln oder in mehreren Stücken, von fester Schlacke völlig eingeschlossen, gänzlich überschlackt sind. Hieraus entstehen die Kugeln, die sich, wiewol seltner, finden, und deren Form uns verführen könnte, sie für Geschiebe zu halten. Vielmehr aber hat sich die Schlacke um einen fremden Kern konsolidirt und mehr oder weniger regelmäßig kugelförmige Körper gebildet.

In den oberen Lagen, besonders den rothen, findet sich der Glimmerschiefer geröthet, mürbe, zerreiblich und wol gar in eine sehr zarte, fettig anzufühlende rothe Thonmasse verwandelt.

Den Antheil des Glimmerschiefers, den Quarz, findet man gleichfalls unverändert, meistens von außen roth, welche Farbe sich in die Klüfte hineingezogen hat. Noch verbunden mit dem Glimmerschiefer kommt er überschlackt vor, welches bei den abgesonderten Stücken nicht der Fall ist.

Nunmehr wenden wir unsre Aufmerksamkeit zur vollkommenen Schlacke, welche völlig durchgeschmolzen, ziemlich leicht, schaumartig aufgebläht, breiartig geflossen, von außen uneben, scharf und voller Höhlungen, inwendig aber öfters dichter ist. Aus ihr vorzüglich besteht der ganze Hügel. Man findet sie in

einzelnen, für sich fertig gewordenen, abgeschlossenen Stücken. Die größten von einer Elle und drüber sind selten; die spannenlangen, faustgroßen, unregelmäßig geballten. Alle sind scharf, frisch, vollständig, als wenn sie so eben erstarrt wären.

Hinabwärts finden sie sich von allen Größen und verlieren sich endlich ins Staubartige. Dieses letzte füllt alle Zwischenräume aus, so daß die ganze Masse zwar lose, aber dicht auf einander liegt. Die schwarze Farbe ist die gewöhnliche. Auch sind die Schlacken inwendig alle schwarz. Die Röthe, welche sie manchmal von außen überzieht, scheint sich von dem gerötheten, in eine Thonmasse veränderten, leicht auflöslichen Glimmerschiefer herzuschreiben, der in den rothen Lagen häufig ist, in welchen auch lose Konglomerate von gleicher Farbe vorkommen.

Alle diese Körper sind leicht zu gewinnen, indem jeder einzelne aus der Masse herausgezogen werden kann. Die Beobachtung jedoch und Sammlung hat einige Unbequemlichkeit und Gefahr; indem man nämlich zum Behuf des Chausseehaus von der Masse unten wegnimmt, so stürzen die obern Theile nach, die Wände werden steil und überhängend, dabei denn der einströmende Regen große Partien zu nahem Sturze vorbereitet.

Auf der Oberfläche des Hügels sind die Schlacken alle von bräunlicher Farbe, welche auch ziemlich ins Innre der kleineren Stücke eindringt. Das Aeußere ist durchaus stumpfer und würde auf eine andere Art von Schmelzung deuten, wenn man nicht diese Abstumpfung sowie die Farbe der Witterung, welche hier seit undenklichen Zeiten gewirkt, zuschreiben müßte.

Ob nun gleich in allen diesen Schlacken sich ihr Ursprüngliches völlig zu verlieren scheint, so findet man doch durchaus selbst in denen, welche vollkommen geflossen sind, von der untersten bis zur obersten Schicht, deutliche Stücke von Glimmerschiefer und Quarz unverändert, daß man also an dem Material, woraus sie entstanden, nicht zweifeln kann.

Versetzen wir uns nunmehr in das Lusthäuschen zurück und begeben uns von oben herunter nach der Südwestseite, so zeigt sich ein zwar ähnliches, aber doch in einem gewissen Sinn ganz entgegengesetztes Gestein. Die Südwestseite ist im Ganzen abhängiger als die Nordostseite. Inwiefern sie flötzartig sei, läßt sich nicht beurtheilen, weil hier keine Entblößung stattgefunden. Hingegen stehen besonders gegen Süden große Felspartien zu Tage, die sich in einer Direktion von dem höchsten

Punkte des Hügels bis an den Fuß desselben erstrecken. Diese Felsen sind von zweierlei Art: die obern noch völlig schlackenähnlich, so daß die einzelnen Theile von jener erstgemeldeten obersten braunen Flötlage dem äußern Ansehen nach kaum zu unterscheiden sind, durchaus porös, jedoch keineswegs scharf, lückenhaft, wie aus Knötchen zusammengesetzt. Daß dieses jedoch ihre ursprüngliche Natur sei und keine Abstumpfung obwalte, zeigt sich in den Höhlungen und Lücken, die sich hervortun, wenn man Stücke vom Felsen trennt. Hier ist das Innre dem Aeußern gleich, das Innre, wohin keine Verwitterung wirken können.

Der Hauptunterschied aber zwischen diesem als Fels anstehenden Gestein und allem vorigen ist seine größere Festigkeit und größere Schwere. So brecklicht und lose es aussieht, so schwer ist ihm etwas abzugewinnen, ob es gleich eher zu gewinnen ist als das folgende.

Dieses liegt in großen Felsmassen am Fuße des Hügels. Zwischen diesem und den vorerwähnten findet sich eine Kluft, wahrscheinlich durch frühere Steinbrüche entstanden. Denn der alte viereckte Thurm auf der Zitadelle von Eger, dessen Erbauung wol in den Zeiten der Römer zu suchen sein möchte, ist aus diesem Stein gebauen; ja, man findet in dem gegenwärtigen Felsen hier und da mehrere Löcher in einer Reihe, welche auf das Einsetzen von gabel- und kammförmigen Werkzeugen hindeuten, die vielleicht zu Bewegung der nächstgelegenen Massen dienten.

Dieses untere Gestein, von dem wir sprechen, ist der Witterung, der Vegetation, dem Hammer fast unbezwinglich. Seine Kanten sind noch immer scharf, die verschiedenen Moosüberzüge uralt, und nur mit tüchtigen Werkzeugen ist man im Stande, bedeutende Theile davon zu trennen. Es ist schwer und fest, ohne jedoch auf dem Bruche durchaus dicht zu sein. Denn ein großer Theil desselben ist auf das Feinste poros, deswegen auch der frischeste Bruch rauh und unscheinbar ist. Ja, das festeste und dichteste selbst, dessen Bruch sich uneben und splitterig zeigt, hat größere und kleine Höhlungen in sich, wie man sich selbst an kleinern Stücken überzeugen kann. Die Farbe ist durchaus lichtgrau, manchmal aus dem Blaulichen ins Gelbliche übergehend.

Nachdem wir dasjenige, was uns der äußere Sinn in dem gegenwärtigen Falle gewahr werden läßt, umständlich und deutlich vorgetragen, so ist es natürlich, daß wir auch unser Inneres

zu Rathe ziehen und versuchen, was Urtheil und Einbildungskraft diesen Gegenständen wol abgewinnen konnten.

Betrachtet man die Lage des Hammerbachs von seiner eigenen Höhe oder von Sankt Annen herunter, so bemerkt man leicht, daß er noch lange unter Wasser gestanden, als die höhern das Thal umgebenden Gebirge schon längst aus demselben hervorragten. Stellen wir uns vor, wie sich die Wasser nach und nach vermindert, so sehen wir ihn als Insel erscheinen, umspült von den Gewässern, endlich bei weitern Entweichen des Wassers als Vorgebirg, indem er auf der Nordostseite mit dem übrigen Rücken schon trocken zusammenhing, da auf der Südwestseite die Wasser des Egerthals noch mit den Wassern des gegenwärtigen Moors einen Zusammenhang hatten.

Finden wir nun bei seiner gegenwärtigen völligen Abtrocknung eine doppelte Erscheinung, ein Flötzartiges und ein Felsartiges, so sprechen wir billig von jenem zuerst, weil wir zu seiner Entstehung das Wasser nothwendig zu Hilfe rufen müssen.

Ehe wir doch zur Sache selbst gehen, bleibt uns noch eine Vorfrage zu erörtern: ob der Inhalt dieses flötzartig sich zeigenden Hügels auf der Stelle entstanden, oder ob er von ferne hieher geführt worden. Wir sind geneigt, das Erste zu bejahen; denn es müßten ungeheure Massen ähnlichen Gesteines in der Nachbarschaft sich finden, wie doch der Fall nicht ist, wenn dieser Hügel durch Strömungen hier sollte zusammengetrieben sein. Ferner finden wir den Glimmerschiefer, auf dem das Ganze ruht, noch unverändert in den Lagen. Die Produkte sind alle scharf, und besonders der umschladte Glimmerschiefer von so zartem Gewebe, daß er alles vorhergängige Treiben und Reiben ausschließt. Nichts findet man abgerundet als jene Kugeln, deren Aeußeres jedoch nicht glatt, sondern rauh überschladt ist. Will man zu deren Entstehung eine fremde Gewalt zu Hilfe rufen, so findet ja bei wiederholten Explosionen noch wirksamer Vulkane ein solches Ballotiren an manchen in den Krater zurückfallenden Materien statt.

Lassen wir also diesen Hügel an der Stelle, die er einnimmt, vulkanisch entstehen, so sind wir wegen der flachen, flötzartigen Lage seiner Schichten genöthigt, die Zeit der völligen Wasserbedeckung zu dieser Epoche anzunehmen. Denn alle Explosionen in freier Luft wirken mehr oder weniger perpendikular, und die zurückstürzenden Materialien werden, wo nicht unregel-

mäßigere, doch wenigstens viel steilere Schichten aufbauen. Explosionen unter dem Wasser, dessen Tiefe wir übrigens unbewegt und ruhig denken werden, müssen sowol wegen des Widerstandes, als auch weil die entwickelte Luft mit Gewalt in der Mitte sich den Weg nach der Höhe bahnt, gegen die Seite treiben, und das Niedersinkende wird sich in flacheren Schichten ausbreiten. Ferner geben uns die vorkommenden Umstände die Veranlassung, zu vermuthen, daß das Geschmolzene augenblicklich explodirt worden. Der unveränderte Glimmerschiefer, die vollkommene Schärfe der Schlacken, ihre Abgeschlossenheit (denn von einem zusammenhängenden Geschmolzenen ist keine Spur) scheinen diese Vermuthung zu begünstigen.

Ein und dieselbe Wirkung muß von Anfang an bis zu völliger Vollendung des gegenwärtigen Hügels fortgedauert haben. Denn wir finden von unten hinauf die Lagen sich immer auf gleiche Weise folgend. Das Wasser mag entwichen sein, wann es will, genug, es läßt sich nicht darthun, daß nachher etwa noch Explosionen in freier Luft stattgefunden.

Vielmehr findet man Anlaß, zu vermuthen, daß die Fluthen noch eine Zeit lang den untern Theil des Hügels überspült, den ausgehenden Theil der Lagen auf den höchsten Punkten weggenommen und sodann noch lange den Fuß des Hügels umspült und die leichteren Schlacken immer weiter ausgebreitet, ja zuletzt über dieselben, ganz am Auslaufen der schiefen Fläche, den durch die Verwitterung des unterstehenden Glimmerschiefers entstandenen Lehm darüber gezogen, in welchem sich keine weitre Spuren vulkanischer Produkte finden.

Ebenso scheint es uns, daß der eigentliche Krater, der Ort, woher die Explosionen gekommen, den wir südlich am Fuße des Hügels suchen würden, durch die Gewässer zugespült und vor unsern Augen verdeckt worden.

Konnten wir auf diese Weise den flötzartigen Theil dieses Hügels einigermaßen in seinem Ursprunge vergegenwärtigen, so wird dieses viel schwerer, wenn wir uns den felsartigen denken.

Stellen wir uns vor, er habe früher als der flötzartige existirt, dieses Felsgestein habe uranfänglich basaltähnlich auf dem Glimmerschiefer aufgesessen, ein Theil desselben habe, durch vulkanische Wirkung verändert und verschmolzen, zu dem Inhalt jener Flötzlage mit beigetragen, so steht entgegen, daß bei der genauesten Untersuchung keine Spur dieses Gesteins in ge-

dachten Lagen sich gefunden. Geben wir ihm eine spätere Entstehung, nachdem der übrige Hügel schon fertig geworden, so bleibt uns die Wahl, ihn von irgend einer basaltähnlichen, dem Wasser ihren Ursprung dankenden Gebirgsbildung abzuleiten oder ihm gleichfalls einen vulkanischen Ursprung mit oder nach den Flötzlagen zu geben.

Wir leugnen nicht, daß wir uns zu dieser letztern Meinung hinneigen. Alle vulkanischen Wirkungen theilen sich in Explosionen des einzelnen Geschmolzenen und in zusammenhängenden Erguß des in großer Menge flüssig Gewordenen. Warum sollten hier in diesem offenbar, wenigstens von einer Seite, vulkanischen Falle nicht auch beide Wirkungen stattgefunden haben? Sie kennen, wie uns die noch gegenwärtig thätigen Vulkane belehren, gleichzeitig sein, auf einander folgen, mit einander abwechseln, einander gegenseitig aufheben und zerstören, wodurch die komplizirtesten Resultate entstehen und verschwinden.

Was uns geneigt macht, auch diese Felsmassen für vulkanisch zu halten, ist ihre innere Beschaffenheit, die sich bei losgetrennten Stücken entdeckt. Die obern, gleich unter dem Lusthäuschen hervortretenden Felsen nämlich unterscheiden sich von den ungezweifelten Schlacken der obersten Schicht nur durch größere Festigkeit, so wie die untersten Felsmassen auf dem frischesten Bruche sich rauh und porös zeigen. Da sich jedoch in diesen Massen wenig oder keine Spur einer Abkunft vom Glimmerschiefer und Quarz zeigt, so sind wir geneigt, zu vermuthen, daß nach niedergesunkenem Wasser die Explosionen aufgehört, das konzentrirte Feuer aber an dieser Stelle die Flötzschichten nochmals durchgeschmolzen und ein kompakteres, zusammenhängenderes Gestein hervorgebracht habe, wodurch denn die Südseite des Hügels steiler als die übrigen geworden.

Doch indem wir hier von erbitzenden Naturoperationen sprechen, so bemerken wir, daß wir uns auch an einer heißen theoretischen Stelle befinden, da nämlich, wo der Streit zwischen Vulkanisten und Neptunisten sich noch nicht ganz abgekühlt hat. Vielleicht ist es daher nöthig, ausdrücklich zu erklären, was sich zwar von selbst versteht, daß wir diesem Versuch, uns den Ursprung des Kammerbühls zu vergegenwärtigen, keinen dogmatischen Werth beilegen, sondern vielmehr Jeden auffordern, seinen Scharfsinn gleichfalls an diesem Gegenstand zu üben.

Möchte man doch bei dergleichen Bemühungen immer wohl bedenken, daß alle solche Versuche, die Probleme der Natur zu lösen, eigentlich nur Konflikte der Denkkraft mit dem Anschauen sind. Das Anschauen giebt uns auf einmal den vollkommenen Begriff von etwas Geleistetem; die Denkkraft, die sich doch auch etwas auf sich einbildet, möchte nicht zurückbleiben, sondern auf ihre Weise zeigen und auslegen, wie es geleistet werden konnte und mußte. Da sie sich selbst nicht ganz zulänglich fühlt, so ruft sie die Einbildungskraft zu Hilfe, und so entstehen nach und nach solche Gedankenwesen (entia rationis), denen das große Verdienst bleibt, uns auf das Anschauen zurückzuführen und uns zu größerer Aufmerksamkeit, zu vollkommenerer Einsicht hinzudrängen.

So könnte man auch in dem gegenwärtigen Falle nach genauer Ueberlegung aller Umstände noch Manches zur Aufklärung der Sache thun. Mit Erlaubniß des Grundbesitzers würden wenige Arbeiter uns gar bald zu erfreulichen Entdeckungen verhelfen. Wir haben indeß, was Zeit und Umstände erlauben wollen, vorzuarbeiten gesucht, leider von allen Büchern und Hilfsmitteln entfernt, nicht bekannt mit dem, was vor uns über diese Gegenstände schon öffentlich geäußert worden. Möchten unsre Nachfolger dies Alles zusammenfassen, die Natur wiederholt betrachten, die Beschaffenheit der Theile genauer bestimmen, die Bedingungen der Umstände schärfer angeben, die Masse entschiedener bezeichnen und dadurch das, was ihre Vorfahren gethan, vervollständigen oder, wie man unhöflicher zu sagen pflegt, berichtigen.

Sammlung.

Die hier zum Grunde gelegte Sammlung ist in das Kabinet der Mineralogischen Sozietät zu Jena gebracht worden, wo man sie jedem Freunde der Natur mit Vergnügen vorzeigen wird, der sich solche übrigens, wenn er den Kammerbühl besucht, nach gegenwärtiger Anleitung leicht selbst wird verschaffen können.

1) Granit, kleinkörnig, von Hohebäusel.
2) Gneis von Rossenrat.

3) Glimmerschiefer ohne Quarz, von Triesenhof.
4) Glimmerschiefer mit Quarz, ebendaher.
5) Glimmerschiefer Nr. 3, durch das Feuer des Porzellanofens geröthet.
6) Glimmerschiefer Nr. 4, gleichfalls im Porzellanofen geröthet.

Man hat diesen Versuch angestellt, um deste deutlicher zu zeigen, daß der in den Schichten des Kammerbergs befindliche, mehr oder weniger geröthete Glimmerschiefer durch ein starkes Feuer gegangen.

7) Glimmerschiefer ohne Quarz, aus den Schichten des Kammerbergs. Seine Farbe ist jedoch grau und unverändert.
8) Derselbe durchs Porzellanfeuer gegangen, wodurch er röthlich geworden.
9) Gerötheter Glimmerschiefer aus den Schichten des Kammerbergs.
10) Desgleichen.
11) Desgleichen mit etwas Schlackigem auf der Oberfläche.
12) Glimmerschiefer mit angeschlackter Oberfläche.
13) Quarz im Glimmerschiefer mit angeschlackter Oberfläche.
14) Glimmerschiefer mit vollkommner Schlacke theilweise überzogen.

Bedeutende Stücke dieser Art sind selten.

15) Unregelmäßig kugelförmiges umschlacktes Gestein.
16) Quarz von außen und auf allen Klüften geröthet.
17) Glimmerschiefer, einem zerreiblichen Thone sich nähernd.
18) Fett anzufühlender rother Thon, dessen Ursprung nicht mehr zu erkennen.
19) In Schlacke übergehendes festes Gestein.
20) Dergleichen noch unscheinbarer.
21) Vollkommene Schlacke.
22) Dergleichen von außen geröthet.
23) Dergleichen von außen gebräunt, unter der Vegetation.
24) Festes, schlackenähnliches Gestein von den Felsmassen unter dem Lustbäuschen.
25) Festes, basaltähnliches Gestein, am Fuße des Hügels.

Anmuth, Schalkheit und frischen Humor. Letzterer ist die Seele der Weinlieder, welche bis dahin bei Goethe nicht vorkommen. Erst durch Hafis angeregt schlägt Goethe den Anakreontischen Ton wieder an, der seit Lessing, Gleim und Hagedorn verlassen war, an Weckherlin und an die Weinlieder, Weinsegen und Weingrüße des 15. und 16. Jahrhunderts erinnernd.*) Auch diese Richtung fand viel Nachahmer, obschon nicht jedes seit 1819 gedichtete Trinklied auf den Divan zurückzuführen ist. Dann die Sprüche! Diese Gattung verdankt Goethe und nach ihm Rückert ihre Wiederbelebung, und die neuesten Dichter pflegen sie mit Vorliebe.**) Goethe sammelte deutsche und orientalische Denksprüche, und diejenigen, in welchen er seine eignen Gedanken wiederfand oder die ihn sonst anzogen, setzte er von Neuem in Kurs, sei es ganz unverändert, sei es in Vers und Reim gebracht. Wie unsre Noten unter den Sprüchen erweisen, ist die Quelle der meisten des Divan im Orient zu suchen, und mehr noch werden sich als orientalische ergeben, sobald der Ursprung aller ermittelt sein wird. Wenn K. Goedeke (Grundr., II. 862) daher behauptet: „es wurden.... Sprüche, die ohne Zwang unter den zahmen Xenien.... stehen konnten, durch einige orientalische Wörter oder Anspielungen.... orientalisirt", so ist zu entgegnen, daß Goethe einen solchen Prozeß nie und mit keinem einzigen Gedichte oder Spruche vorgenommen, daß er vielmehr umgekehrt orientalische Waare unter deutscher Flagge entsandt hat. Wegen ihres Geistes und ihrer Herkunft aus dem sentenzenreichen Osten sind die

*) S. Haupt's und Hoffmann's Altdeutsche Blätter, I. S. 401 f.

**) J. V. Paul Heyse in seinen „Gedichten", 1. 1872. Berlin, Hertz

An Herrn von Leonhard.

Weimar, den 18. November 1808.*)

Sie werden nun bald das Publikum mit Ihrem beliebten Taschenbuch erfreuen. Vielleicht findet Nachstehendes noch Platz darin.

Bei meinem diesjährigen Aufenthalte in Karlsbad habe ich jenen Aufsatz über die Sammlung dortiger Fossilien für mich und Andre abermals nützlich gefunden. Er hat Durchreisenden und Kurzverweilenden zum Leitfaden gedient, und ich habe mich auf diesem Wege Freunden schneller und bequemer mittheilen können. Durch des Steinschneider Müller's fortgesetzte Bemühung fand man sich im Stande, sowol manches Neue hinzuzufügen, als auch von dem schon Bekannten bessere und instruktivere Exemplare einzulegen. Hiervon sowie von dem, was sonst noch beobachtet, gedacht und kontrovertirt worden, gebe ich künftig Nachricht, sobald sich Bedeutendes genug findet, das des Zusammenfassens werth wäre. Es wird mich niemals gereuen, dieser einzelnen Gegend so viel Aufmerksamkeit gewidmet zu haben, da in der Geognosie bei großer Mannichfaltigkeit doch so viel Aehnlichkeit und Uebereinstimmung herrscht und ein wohl beachteter Fall viele andere erläutert.

Nachdem ich die kurze Beschreibung des Kammerbergs bei Eger an Sie schon abgesendet, habe ich den von Bornischen Aufsatz darüber gelesen und gefunden, daß ich in der Darstellung meistens mit ihm übereinstimme; und wie könnte es auch in diesem Falle wol anders sein! In der Auslegung und Erklärung weiche ich wol einigermaßen von ihm ab, doch würde ich mich bei genauerer Untersuchung ihm wol näher finden als manchem Neueren. Worin ich aber völlig von ihm dissentire, ist der Punkt, daß er die Liebensteiner Basalte, welche durch eine Entfernung von einigen Stunden und durch verschiedene Urgebirgsarten von der Kammerberger Gegend getrennt sind, gleichfalls heranzieht und sie dadurch dem Vulkanismus aneignen möchte. Doch dies war die Art jener Zeit, daß man von der Feuerseite zu weit ging, wie man in der neuern vielleicht dem Wasser zu weite Ausdehnung gegeben hat. Doch ist ja gerade

*) Veröffentlicht 1809. — A. d. H.

Parteilichkeit für diese oder jene Ueberzeugung das, was die Menschen am Thätigsten macht. Und hat man denn nicht schon eine Vermittlung gesucht und eine gemeinschaftliche und wechselseitige Wirkung des Wassers und Feuers vorausgesetzt! Ist doch auch der Fall, den ich beobachtet, nur im Konflikt beider Elemente denkbar.

Ich traf in diesen Tagen auf die Stelle des Seneca, welche die Naturerscheinung bei Entstehung der Inseln im ägäischen Meere auf eine Weise beschreibt, die genau mit derjenigen zusammentrifft, wie ich mir die Entstehung des Kammerbergs dachte, nur daß freilich jene Naturbegebenheiten viel mächtiger, gewaltsamer und von größerem Umfange sein mochten. Der Text steht wol hier am rechten Orte. Naturalium Quaestionum Libro II. Cap. 26:

Majorum nostrorum memoria, ut Posidonius tradit, cum insula in Aegaeo mari surgeret, spumabat interdiu mare et fumus ex alto ferebatur. Nam demum prodebat ignem, non continuum sed ex intervallis emicantem, fulminum more, quotiens ardor inferius jacentis superum pondus evicerat. Deinde saxa revoluta rupesque partim illaesae, quas spiritus antequam verteretur expulerat, partim exesae et in levitatem pumicis versae; novissime cacumen exusti montis emicuit. Postea altitudini adjectum, et saxum illud in magnitudinem insulae crevit. Idem nostra memoria, Valerio Asiatico consule, iterum accidit. Quorsus haec retuli? ut appareret, nec exstinctum ignem mari superfuso, nec impetum ejus gravitate ingentis undae prohibitum exire. Ducentorum passuum fuisse altitudinem Asclepiodotus Posidonii auditor tradidit, per quam, diruptis aquis, ignis emersit.

Unter dem Einzelnen, was mir von oryktognostischen Merkwürdigkeiten begegnete, war die in kleine sechsseitige Tafeln krystallisirte Schaumerde (Karsten's Aphrit).

Es ist erinnerlich, daß zu Rubitz bei Gera ein gelblichbrauner dichter Kalkstein bricht, welcher aus kohlensaurem Kalk besteht und Rauchwacke genannt wird. Dieser Stein geht stellenweise in jene fette zerreibliche Erde über, so daß sie ihn bald zu durchdringen, bald auf ihm zu ruhen, bald zwischen ihn eingesprengt scheint, jedoch jederzeit innig mit ihm verbunden ist. Innerhalb solcher mehr oder weniger festen Stein- und Schaummasse liegen deutliche sechsseitig tafelartige Krystalle von gleichen Bestandtheilen und von gleichzeitiger Entstehung mit

den übrigen, auch sofern es ihre zarte Beschaffenheit zuläßt, aus der Masse ziemlich wohlerhalten abzusondern; da wir denn also jenen luftsauren Kalk in dreierlei Gestalten gewahr werden, erstlich als dichten Kalkstein, zweitens als ungeformte zerreibliche Erde, drittens ebendieselbe als Krystall gestaltet.

Von den Iglauer atmosphärischen Steinen ist mir auch einer zu Gesicht gekommen, innerlich ganz den früher bekannten, besonders den französischen ähnlich. Die äußere Fläche jedoch war nicht überein schwarz, sondern äußerst zart wellenartig überglast, so daß schwarze und grauliche Stellen mit einander abwechselten.

Endlich kann ich nicht mit Stillschweigen übergehen, daß ich Gelegenheit gehabt, jene Stelle an der Chaussee vor Schleiz nach Hof unter günstigen Umständen zu betrachten, auch instruktivere Stücke mit nach Hause zu nehmen; da sich denn findet, daß die kugel- und säulenförmig vorkommende Gebirgsart ein Urtrapp sei, der zwischen Serpentin und Thonschiefer ansteht, wobei denn der Asbest und Amianth, der sich durch alle Klüfte hindurchzieht, eher dem Ganzen gemäß sein möchte, als wenn man es für Basalt ansprächе.

Ich kehre bei dieser Gelegenheit nochmals zu den Liebensteiner Basalten zurück. Sie finden sich lose bei der Mühle unter der Einsiedelei. Wahrscheinlich ruhen sie unmittelbar auf Granit wie die Karlsbader. Die von mir beobachteten Stücke haben keine Säulenform, jedoch das Besondre, daß eine ihrer Seiten mehrfach eingekerbt ist, dergestalt daß es scheint, als habe die Natur bei der Entstehung eine weitere Zerklüftung dieser Blöcke intentionirt, die jedoch nicht bei einer überschnellen Solidescenz der Masse zu Stande gekommen. Ich werde künftig weiter auszuführen Gelegenheit nehmen, warum ich auf die Gestaltung der Massen überhaupt sowie auf die Gestaltung homogener oder heterogener Theile in der Masse so vielen Werth lege.

Nehmen Sie mit diesem Scherflein vorlieb und bleiben meiner fortdauernden Theilnahme gewiß!

Zur Geologie, besonders der böhmischen.[1])

What is the inference? Only this, that geology partakes of the uncertainty which pervades every other department of science.

Gieb mir, wo ich stehe!
Archimedes.
Nimm Du, wo Du stehen kannst!
Rose.

Zu der Zeit, als der Erdkörper mich wissenschaftlich zu interessiren anfing und ich seine Gebirgsmassen im Ganzen wie in den Theilen, innerlich und äußerlich kennen zu lernen mich bestrebte, in jenen Tagen war uns ein fester Punkt gezeigt, wo wir stehen sollten und wie wir ihn nicht besser wünschten; wir waren auf den Granit als das Höchste und das Tiefste angewiesen, wir respektirten ihn in diesem Sinne, und man bemühte sich, ihn näher kennen zu lernen. Da ergab sich denn bald, daß man unter demselben Namen mannichfaltiges, dem Ansehen nach höchst verschiedenes Gestein begreifen müsse; der Syenit wurde abgesondert, aber auch alsdann blieben noch unübersehbare Mannichfaltigkeiten übrig. Das Hauptkennzeichen jedoch ward festgehalten: daß er aus drei innig verbundenen, dem Gehalt nach verwandten, dem Ansehen nach verschiedenen Theilen bestehe, aus Quarz, Feldspath und Glimmer, welche gleiche Rechte des Beisammenseins ausübten; man konnte von keinem sagen, daß er das Enthaltende, von keinem, daß er das Enthaltene sei; doch ließ sich bemerken, daß bei der großen Mannichfaltigkeit des Gebildes ein Theil über den andern das Uebergewicht gewinnen könne.

Bei meinem öftern Aufenthalt in Karlsbad mußte besonders auffallen, daß große Feldspathkrystalle, die zwar selbst noch alle Theile des Granits enthielten, in der dortigen Gebirgsart überhäuft, den größten Bestandtheil desselben ausmachten. Wir wollen nur des Bezirks Eibogen gedenken, wo man sagen kann, die Natur habe sich mit der krystallinischen Feldspathbildung übernommen und sich in diesem Antheile völlig ausgegeben. Sogleich erscheint aber auch, daß die beiden andern Theile sich

[1]) 1820. — K. b. H.

von der Gemeinschaft lossagen. Der Glimmer besonders ballt sich in Kugeln, und man sieht, daß die Dreieinheit gefährdet sei. Nun fängt der Glimmer an, eine Hauptrolle zu spielen; er legt sich zu Blättern und nöthigt die übrigen Antheile, sich gleichfalls zu dieser Lage zu bequemen. Die Scheidung geht jedoch immer weiter; wir finden auf dem Wege nach Schlackenwald Glimmer und Quarz in großen Steinmassen vollkommen getrennt, bis wir endlich zu Felsmassen gelangen, die ganz aus Quarz bestehen, Flecken jedoch von einem dergestalt durchquarzten Glimmer enthalten, daß er als Glimmer kaum mehr zu erkennen ist.

Bei allen diesen Erscheinungen ist eine vollkommene Scheidung sichtbar. Jeder Theil maßt sich das Uebergewicht an, wo und wie er kann, und wir sehen uns an der Schwelle der wichtigsten Ereignisse. Denn wenn man auch dem Granit in seinem vollkommensten Urzustande einen Eisengehalt nicht ableugnen wird, so erscheint doch in der von uns betretenen abgeleiteten Epoche zuerst das Zinn und eröffnet auf einmal den übrigen Metallen die Laufbahn.

Wundersam genug tritt zugleich mit diesem Metall so manches andere Mineral hervor; der Eisenglanz spielt eine große Rolle, der Wolfram, das Scheel, der Kalk, verschieden gesäuert, als Flußspath und Apatit, und was wäre nicht noch Alles hinzuzufügen! Wenn nun in dem eigentlichen Granit kein Zinn gefunden worden, in welcher abgeleiteten Gebirgsart treffen wir denn auf diese wichtige Erscheinung? Zuerst also in Schlackenwald, in einem Gestein, welchem, um Granit zu sein, nur der Feldspath fehlt, wo aber Glimmer und Quarz sich nach Granitweise dergestalt verbunden, daß sie, friedlich gepaart, im Gleichgewicht stehen, keins für das Enthaltende, keins für das Enthaltene geachtet werden kann. Die Bergleute haben solches Gestein Greisen genannt, sehr glücklich, mit einer geringen Abweichung von Gneis. Denke man nun, daß man über Schlackenwald bei Einsiedeln Serpentin anstehend findet, daß Cölestin sich in jener Gegend gezeigt, daß die feinkörnigen Granite sowie Gneis mit bedeutenden Almandinen sich bei Marienbad und gegen die Quellen der Tepl finden, so wird man gern gestehen, daß hier eine wichtige geognostische Epoche zu studiren sei.

Dies Alles möge hier im Besondern gesagt sein, um das Interesse zu legitimiren, welches ich an der Zinnformation genommen; denn wenn es bedeutend ist, irgendwo festen Fuß zu

faſſen, ſo iſt es noch bedeutender, den erſten Schritt von da aus ſo zu thun, daß man auch wieder einen feſten Fleck betrete, der abermals zum Grund- und Stützpunkt dienen könne. Deshalb habe die Zinnformation viele Jahre betrachtet. Da nun auf dem Thüringer Wald, wo ich meine Lehrjahre antrat, keine Spur davon zu finden iſt, ſo begann ich von den Seifen auf dem Fichtelberge. In Schlackenwald war ich mehrmals, Geyer und Ehrenfriedrichsdorf kannte ich durch Charpentier und ſonſtige genaue Beſchreibung, die dort erzeugten Minern aufs Genauſte durch herrliche Stufen, die ich meinem verewigten Freunde Trebra verdanke. Von Graupen konnte ich mir genauere Kenntniß verſchaffen, von Zinnwald und Altenberg flüchtig Ueberſicht, und in Gedanken bis ans Rieſengebirge, wo ſich Spuren finden ſollen, verfolgte ich die Verkommenheiten. Von allen genannten Hauptorten bedeutende Stufenfolgen zu verſchaffen, hatte das Glück. Der Mineralienhändler Herr Mawe in London verſorgte mich mit einer vollkommen befriedigenden Sammlung aus Cornwallis, und Herrn Ritter von Gieſecke bin ich, außer einem eingreifenden Nachtrag aus den engliſchen Zinnſeifen, auch noch Malakka-Zinn ſchuldig geworden. Dies Alles liegt wohlgeordnet und erfreulich beiſammen; der Vorſatz aber, etwas Auslangendes hierüber zu liefern, erloſch in einem frommen Wunſche, wie ſo Vieles, was ich für die Naturwiſſenſchaft unternommen und ſo gerne geleiſtet hätte.

Soll nun nicht Alles verloren gehn, ſo muß ich mich entſchließen, in dieſen Heften, wie es mit andern wiſſenſchaftlichen Zweigen geſchehen, das Vorhandene mitzutheilen, um es möglichſt aneinanderzuknüpfen und vielleicht mit einigen Hauptgedanken zu beleben.

Und ſo gebe ich denn hier vorerſt das Wenige, was ich auf einem Ausflug von Teplitz nach Zinnwald notirt.

Ausflug nach Zinnwald und Altenberg.

Den 10. Juli 1813 fuhr ich gegen Abend von Teplitz ab; bis Eichwald findet man gute Chauſſee, ich gelangte dahin in ¾ Stunden. Durch das Dorf ſelbſt iſt der Weg ſchlecht

und enge Spur, hinter demselben aber hat man vor Kurzem den Weg bergauf dergestalt verbreitert und mit quergelegten Holzstämmen zur Ableitung des Wassers eingerichtet, daß er gar wohl verhältnißmäßig für gut gelten kann, wenigstens leidet eine breitere Spur keinen Anstoß, worauf doch eigentlich in Gebirgen Alles ankommt.

Um halb 8 Uhr war ich auf der Höhe von Zinnwald. Dieser Ort, durch welchen die Grenze zwischen Böhmen und Sachsen durchgeht, ist auf einem flachen Bergrücken mit zerstreuten Häusern weitläufig angelegt, die Wohnungen sind durch Wiesen getrennt, die den anstoßenden Besitzern gehören; hier sieht man wenig Bäume, und die Bergbalden kündigen sich von ferne an. Der bald auf-, bald absteigende Weg ist schlecht, und hier findet man wieder enge Spur.

Der Abend war sehr schön, der Himmel klar, die Sonne ging rein unter, und der Mond stand am Himmel. Ich kehrte in dem Gasthof ein, der einem Fleischer gehört, und fand nothdürftiges Unterkommen, ging noch auf die Halden, untersuchte die daselbst befindlichen Gangarten und unterhielt mich mit dem Steinschneider Mende, mit dem ich schon früher meine Ankunft verabredet hatte.

Den 11. Juli ging die Sonne am klarsten Himmel schon sehr früh auf. Mich wunderte, daß in einem keineswegs reinlichen und durch eine Fleischerwirthschaft noch mehr verunreinigten Hause auch nicht eine Fliege zu finden war. Es scheint also, daß diese Bergböhen ihnen nicht zusagen.

Ich ging auf die Grube Vereinigt-Zwitterfeld und fand daselbst den Steiger mit seinen Leuten über Tage mit Ausklauben beschäftigt. Hier sondern sie den Zinnstein von den anhängenden Gangarten, vorzüglich vom Wolfram, der häufig vorkommt und beim Schmelzen Unheil macht. Der Schacht ist 48 Lachter tief, ebenso viel bringt auch der Stollen ein. Sie bauen auf sogenannten Flötzen, welche aber völlig die Eigenschaft der Erzlager haben, meist ganz horizontal liegen und nur gegen das Ende einen mehreren Fall bekommen. Die Bergleute sagen: „die Flötze richten sich nach der Form des Berges"; besser würde man sich ausdrücken: „sie bringen die Form des Berges hervor." Sechs solche Hauptflötze liegen über einander, von verschiedener Mächtigkeit. Das mächtigste ist ¾ Ellen, aber nicht durchaus von gleicher Stärke: die schmälsten, von 6 bis 8 Zoll, sind die reichsten. Die Flötze bestehen

durchgängig aus Quarz, welcher von beiden Saalbändern herein gleichsam strahlenweise krystallisirt erscheint, weil er aber wenig Räume zwischen sich läßt, für derb angesehen werden kann. Zerschlägt man ihn, so sondert er sich in stengliche Stücke. Die beiden Saalbänder dieser Flötze oder Horizontallager sind krystallisirter Glimmer, und in diesen Saalbändern, vorzüglich aber in dem untersten, findet sich der Zinnstein eingesprengt; der Quarz dagegen des Flötzes ist durchaus taub, so wie auch das obere Saalband keinen Gehalt hat. Zwischen diesen Flötzen liegen zwei verschiedene Bergarten, Greisen und Sandstein (sie sprechen Sandstein aus, daß es klingt wie Sanften oder Sansten) genannt. Die erste ist aus Quarz und Glimmer gemischt, derjenigen ähnlich, woraus das Schlackenwalder Stockwerk besteht, die andere aus Quarz und Thon und daher leicht verwitterlich.

Durch diese ganze Masse nun schneiden stehende, seigere Gänge durch (sie sprechen, daß es klingt wie Stehnichen), meistens sehr schmal, höchstens 3 bis 4 Zoll breit. Sie streichen in der zweiten Stunde, sind an sich zinnhaltend und veredeln die Flötze, wo sie solche durchschneiden.

Noch eine andere Erscheinung ist das, was sie Klüfte nennen; man könnte sie auch für Gänge ansprechen. Sie streichen in der dritten Stunde, gleichfalls seiger, und schneiden Alles durch. Sie sind ellenbreit, enthalten einen weichen thonartigen Schmand, den die Bergleute Besteg nennen, und führen niemals Metall. Das Merkwürdigste dabei ist, daß sie die Flötze verwerfen. Wie nämlich eine solche Kluft auf das Flötz trifft, es sei von welcher Mächtigkeit es wolle, so schleppt sie dasselbe abwärts mit fort und verwirft es dergestalt, daß es erst 3—4—6 Lachter tiefer wieder vorkommt und auch wol wieder zu seiner vorigen Stärke gelangt.

Nachdem ich mir dieses Alles erklären und die genannten Produkte auf den Halden vorzeigen lassen, auch von jedem Musterstücke abgeschlagen, so begab ich mich mit dem Steinschneider in sein Haus. Außer einem kleinen Mineralienkabinet, das er für sich gesammelt hat, findet man bei ihm kleinere und größere Musterstücke von den Produkten des Leitmeritzer Kreises, besonders von Allem, was sich auf die Pseudovulkane bezieht; er hat eine besondere Geschicklichkeit im Zuschlagen seiner Muster, die deswegen sauber und appetitlich aussehen.

Nun ging ich mit ihm abwärts gegen Nordwest, bis an das Stollenmundloch; unterwegs fanden wir viel aufgerissenes Erdreich, in kleinen Hügeln. Hier wurden vor alten Zeiten die Tagflötze abgebaut, welche nah unter der Oberfläche lagen und zeigen, daß der ganze Berg zinnisch war, und das, was man Dammerde nennt, in den ältesten Zeiten unbedeutend.

Wir wanderten nun den Berggraben hin, welcher das Wasser dieser Höhen, wie es hier von den Pochwerken kommt, nach Altenberg leitet; er zieht sich wie gewöhnlich an dem Bergrücken her, und der Weg ist sehr angenehm, weil es immer durch Waldung geht.

Ist man ungefähr eine halbe Stunde, so überschaut man die sich abstufenden Berge und Hügel zwischen hier und der Elbe. Den Fluß sieht man zwar nicht, aber die Bergreihen drüben bei klarem Wetter ganz deutlich.

Der kleine Ort Geising wird zuerst im Thale sichtbar, die Häuser ziehen sich in dem engen Grunde herauf. Nun öffnet sich der Blick nach Altenberg, und zwar sieht man zuerst eine hohe steile Felswand; diese ist aber nicht durch Natur, sondern durch jenen großen Erdfall, Erdbruch entstanden, wodurch so viele Gruben zu Grunde gegangen.

Man muß sich vorstellen, daß die sämmtlichen Gruben an dem Abhange eines Berges gelegen, und da sie zusammengestürzt, so hat sich ein Trichter gebildet, mit Wänden von ungleicher Höhe, die vordere viel niedriger als die hintere. Sie nennen diesen Trichter nach dem gewöhnlichen bergmännischen Ausdruck die Binge.

Punkt Neune hatten wir den untern Rand erreicht. Von dem obern bis in die Tiefe mag es viel über hundert Fuß betragen. Das Gestein an den Wänden ist sowol senkrecht als auch nach allen Richtungen zerklüftet, hat äußerlich eine rothe Farbe, die sich von dem Eisengehalt des Gesteines herschreiben mag.

Unsere Absicht zu melden, ging mein Führer zu dem Bergmeister; dieser war nicht zu Hause, sondern in der Bergpredigt, indem heute gerade das Quartal Crucis eintrat mit den gewöhnlichen Feierlichkeiten.

Das Städtchen Altenberg liegt näher zusammen als Zinnwald, an einem sanften Abhange des Berges, und ist nach sächsischer Art schon natürlicher gebaut als jenes. Man sieht auch hier verschiedene Giebel. Der mit Fichten wohl be-

wachsene Geißingsberg, welcher rechter Hand in einiger Entfernung hervorragt, giebt eine angenehme Ansicht.

Da ich ausruhen wünschte, trat ich in die Kirche und fand die ganze Knapschaft im Putz und Ornat versammelt. Der Diakonus predigte in hergebrachten bergmännischen Phrasen; der Auszug aus der Kirche war nicht feierlich wie sonst, man bemerkte aber schöne Männer, besonders unter den Knappschafts-Aeltesten, fast zu groß für Bergleute.

Wir besuchten einen Handelsmann, um ein Glas Wein zu trinken; diesen fanden wir in einer sonderbaren Beschäftigung. Er hatte nämlich einen Juden bei sich, wie sie mit Ferngläsern in dem Lande herumziehen; dieser stellte ein Mikroskop auf, weil der Kaufmann die Insekten näher betrachten wollte, die ihm seine Käse leichter machen, seinen Reis mit Staub überziehen und die Rosinen verderben. Es kamen unter dem Vergrößerungsglas die abscheulichsten Thiere zum Vorschein, Mittelthiere zwischen Läusen und Käfern, durchscheinend am Leibe und den meisten Gliedern, übrigens grau; sie bewegten sich mit vieler Behendigkeit und waren von verschiedener Größe; man konnte auch ganz deutlich lange stilliegende Larven erkennen, aus denen sie hervorgeben mögen.

Man versicherte uns, daß diese Geschöpfe einen großen holländischen Käse in einigen Wochen um ein paar Pfund leichter machen; ein Mittel dagegen sei, aus Ziegelmehl einen feinen Brei zu bereiten und damit die Käse zu überstreichen; so blieben sie unangetastet. Die Ursache ist wol, weil die Luft abgehalten wird, welche diese Geschöpfe zum Leben nöthig haben.

Nun nahmen wir unsern Weg gegen die Pochwerke. Ich konnte die Steinhaufen, welche darneben aufgeschüttet waren, nicht begreifen; sie schienen aus taubem Gestein zu bestehen, wovon ich Musterstücke mitnahm und mich nach gehaltreicheren Stufen umsah. Allein ich war sehr verwundert, als ich bemerken mußte, daß diese sämmtlichen Steine, wie sie durch einander lagen, zum Pochen bestimmt bieher gefahren worden.

Weil nun alle Bergleute nach dem Bergamte gezogen waren und überhaupt heute nicht gearbeitet wurde, so war die Stadt wie ausgestorben und wir unsern eigenen Betrachtungen überlassen. Mein Führer hatte ziemliche Kenntnisse dieser Dinge, und ein alter Mann, der heranschlich, bestätigte seine Aussage, daß wirklich das ganze Gebirg zinnhaltig sei und selten einige Theile desselben vor andern vorzuziehen. Es werde deshalb

sinnvollen, durch eigne Zusätze Goethe's vermehrten Sprüche im Divan daher ganz an ihrer Stelle.

Die Noten und Abhandlungen (S. 229 flgde.) geben ein treues Bild der orientalischen Studien, welche die dichterische Produktion Goethe's begleiteten. Die Charakteristik der arabisch-persischen Poesie und der sieben größten persischen Dichter ist noch heute unübertroffen. Auch der wissenschaftliche Werth der übrigen Aufsätze, welche sich sämmtlich durch Gehalt und Sauberkeit der Form auszeichnen, ist nicht gering anzuschlagen. Diese Abhandlungen vereinigt bilden die beste Einführung in die arabisch-persische Welt. Nur würden wir den Aufsatz „Israel in der Wüste" aus der Reihe derselben hinwegwünschen, da er sachlich nicht ganz hineingehört und aus ihm ein andrer Geist redet als aus dem übrigen Divan. Seiner ganzen Tendenz nach gehört der Aufsatz dem vorigen Jahrhundert an, und schon 1797, wo ihn Goethe auf Grund älterer Entwürfe zusammenstellte, war er nicht mehr zeitgemäß. Es ist ganz unzulässig, die biblische Darstellung als reine Geschichte und Moses nur als Herrscher und Feldherrn aufzufassen und über sein eigentliches Wirken als Religionsstifter und Prophet stillschweigend hinwegzugehn. Sonst ist der Aufsatz ein Muster prosaischen Stils für derartige kritische Untersuchungen.

Die Noten unter dem Text bemühen sich, die Quellen und Anklänge der Gedichte, soweit sie zu ermitteln, in möglichster Vollständigkeit zu geben, hauptsächlich nach Wurm und Düntzer, und zugleich das Verwandte der abendländischen Literatur zur Vergleichung heranzuziehn. Daß dies ganz erreicht sei, wagen wir nicht zu behaupten. Die orientalischen Quellen der Ge-

Alles auf die Pochwerke gebracht, deren sehr viele hinunter in dem Thal gegen Geising angebracht sind.

Wir gingen von einer Halde zur andern und fanden sehr viele Abweichungen desselben Gesteines, die wir so lange aufsuchten und als Handstufen zerschlugen, bis wir zuletzt keine neue Abänderung mehr fanden. Wir traten darauf unsern Rückweg an, verfügten uns aber noch vorher an das Mundloch eines Versuchsstollens, den sie in der Gegend der Schmelzhütte treiben; dort kommt ein schöner Porphyr vor, den sie Syenit-Porphyr mit Recht nennen, weil röthliche Feldspathkrystalle in einem Grund von Hornblende liegen. Wir stiegen nun so weit wieder aufwärts, bis wir den Berggraben erreichten, und gingen auf dem kühlen Wege ganz bequem zurück.

Vom Stollenmundloch an, den Zinnwalder kahlen Berg hinauf, hatten wir dagegen in der Mittagssonne einen beschwerlichen Weg und waren wohl zufrieden, als wir um 1 Uhr in dem Gasthofe wieder anlangten.

Gegen Abend besuchte mich der Bergamtsassessor Friedrich August Schmidt von Altenberg, bedauerte, daß sie heute verhindert worden, wie sie gewünscht hätten, mich zu empfangen, daß sie mit der Bergpredigt und dem Anschnitt beschäftigt gewesen, auch erst nach meiner Abreise meine Ankunft vernommen. Ich ersuchte ihn um einige Nachrichten, die er mir denn auch ertheilte.

Das große sogenannte Stockwerk zu Altenberg hat schon 1547 und 1548 einige Brüche erfahren, der Hauptbruch geschah aber 1620, wo 36 Gruben mit 36 Göpeln zu Grunde gingen. Dieses Unglück entstand aus der Natur des Berges und des Bergbaues; denn indem der Zinngehalt durch die ganze Masse des Berges ausgetheilt ist und sich in den verschiedenen Steinarten, woraus derselbe besteht, zerstreut befindet, ohne daß sich besondere bauwürdige Gänge oder Flötze zeigten, so muß das sämmtliche Gestein weggenommen und überhaupt verpocht werden, wobei man denn, da man die entstandenen Räume nicht mit Holz wieder ausbauen kann, Bergfesten stehen läßt, um das Ganze einigermaßen zu unterstützen.

Da nun die 36 Gruben jede für sich einzeln bauten, jede so viel als möglich aus ihrem Felde herausnahm, ohne sich um das Allgemeine oder um die Nachbarn zu bekümmern, so ward der Berg nach und nach ausgehöhlt, daß er sich nicht mehr hielt, sondern zusammenstürzte.

Dieser Unfall jedoch gereichte dem Werke zum Nutzen, indem die Hauptgewerken, ausländische reiche Kaufleute, unter Beirath von klugen Sachverständigen mit vieler Mühe es dahin brachten, daß die Theilnehmer der 36 zerstörten Gruben sich in eine Gewerkschaft vereinigten, deren Antheile durch eine verhältnißmäßige Anzahl der nunmehr beliebten 128 Kuxe wiederersetzet wurden.

Diese neue Gesellschaft theilt sich nun wieder in 3 Theile:

1) große Gewerkschaft, bestehend aus den Augsburger, Nürnberger und Dresdner Gewerken;
2) kleine Gewerkschaft;
3) Prevre-Theile.

Da nun dieses Unternehmen groß und kühn war, so wußten sie sich zugleich von der Landesherrschaft viele Vortheile zu bedingen; sie stehen eigentlich nicht unter dem Bergamte, sondern unter einer Direktion von drei Personen, die sich in Dresden aufhalten; am Orte haben sie einen eigenen Faktor, der gegenwärtige heißt Löbel, der Alles besorgt. Die Kirche haben sie erbaut, die Glocken und die Uhr angeschafft, die Pochmühlen gehören ihnen zum größten Theil, auch haben sie Waldungen und ein Rittergut angekauft, so daß ihnen zu den nothwendigsten Bedürfnissen nichts abgeht. Auch besitzen sie noch einen Theil des Berges, der damals nicht zusammenstürzte, und bauen sowol unter als neben dem Bruche.

Der Bau unter dem Bruche ist sehr wunderbar, indem man sich nur versuchsweise der zusammengestürzten und zerbröckelten Steine zu bemächtigen sucht. Alles, was man gewinnt, wird zwar, wie oben gesagt, verpocht und das Zinn aus der ganzen Masse herausgewaschen, aber man sucht sich doch auch im Einzelnen von dem Mehr- oder Weniger-Gehalt dieser und jener Steinart durch den Sichertrog zu unterrichten. Sie wissen es zu einer großen Fertigkeit zu bringen und haben sich eine Terminologie gemacht, um zehn Grade der Baumürdigkeit zu unterscheiden; es sind folgende:

1. Mausedrechen.
2. 3 er.
3. 6 pf.
4. 1 gl.
5. 2 gl.
6. 4 gl.
7. 8 gl.

8. 9 gl.
9. Speciesthaler.
10. Fensterscheibe.

Merkwürdig ist es, daß sie einen neuen Bruch befürchten müssen, indem sich um die große Binge her das Gebirg abermal abgelöst hat; weil aber diese Ablösung ganz seiger ist und also, wenn auch der vordere Theil nach der Binge zu einstürzen sollte, doch die Rückwand stehen bleiben und von oben nichts nachstürzen würde, so sind sie ohne Sorgen, ja sie bedienen sich des durch die Ablösung entstandenen Raumes zu Schächten und sonstigen Bedürfnissen.

Die verschiedenen Gruben, auf denen gebaut wird, haben ein schwerer oder leichter Geschäft und können den Zentner Zinn verkaufen von 34 bis 39 Thaler, nachdem es ihnen mehr oder weniger zu gewinnen kostet.

Das Gestein des Gebirgs ist an und für sich sehr feste; daher hat ihnen das Zusammenstürzen der ungeheuern Masse den Vortheil gebracht, daß es dadurch zersplittert worden. Wie sie nun aber unter dem Bruche diese Trümmer gewinnen, ist mir zwar beschrieben worden, aber schwer zu begreifen und ohne Zeichnung nicht zu verstehen.

Wo sie im festen Gestein arbeiten, setzen sie Feuer und machen dadurch das Gestein brüchig, demohngeachtet aber bleiben immer noch große Stücke; diese werden auf ungeheuren Scheiterhaufen neben den Pochwerken abermals durchgeglüht und auf diese Weise zersprengt, daß man ihrer durchs Pochen eher Herr werden kann.

Von ihrem Schmelzprozeß wüßte ich wenig zu sagen; sie rösten die Schlicke, um den Arsenik und Schwefel wegzutreiben; übrigens macht die Vermischung von Wolfram und Eisen ihnen viel zu schaffen.

Sonntag den 12. Juli bereitete ich mich früh um sechs Uhr zur Stollenfahrt, und dieses um so lieber, als der Steiger von der Grube Vereinigt-Zwitterfeld auch die Aufsicht über den Stollen hat. Ich fuhr bis zum Stollenmundloch im Wagen und fand daselbst den gedachten Steiger und Steinschneider.

Das erste Gestein, was man mit dem Stollen durchfahren hat, ist Porphyr, der seine Gleichseitigkeit oder wenigstens sein baldiges Nachfolgen auf die Zinnformation dadurch beweist, daß Zinnflötze noch in ihn hineinsetzen. Wir fuhren bis unter den Schacht von Vereinigt-Zwitterfeld, ohngefähr 300 Lachtern. Der Stollen ist leider nicht in gerader Linie angelegt, und so ist er auch von verschiedener Höhe, deshalb unangenehm zu befahren. Auf dem Hin- und Herwege machte mich der Steiger auf alles dasjenige aufmerksam, was er mir gestern über Tage von der Natur des Gebirgs erzählt hatte; er zeigte mir die Flötze, deren Gangart, den Quarz, die Saalbänder von Glimmer, die reichen unten, die tauben oben, das Durchstreichen der stehenden Gänge, besonders aber der Klüfte, wobei ich einen höchst merkwürdigen Fall, wo ein Flötz durch die Kluft verschleppt ward, zwar mit einiger Mühseligkeit, aber doch sehr deutlich zu sehen bekam. So zeigte er mir auch eine große Weitung, da wo die Gruben Vereinigt-Zwitterfeld und Reicher Trost zusammenstoßen. Hier konnte die ganze Masse zu Gute gemacht werden, weil die Greisen stockwerkartig metallhaltig waren. Als sie diese Räume abbauten, trafen sie auf eine große Druse, in welcher sich schöne Bergkrystalle, theils einzeln theils in Gruppen fanden.

Ich konnte hiernach die gestern auf den Halden zusammengesuchten und bei dem Steinschneider angeschafften Stufen desto besser ordnen, welches sogleich geschah.

Hiebei bemerke ich noch, daß in Zinnwald auf sächsischer Seite 14 Gruben sind, alle gangbar, auf der böhmischen mehrere, aber nur 6 gangbar.

Nachdem ich also vor Tische bei dem Steinschneider die Auswahl der mir interessanten Mineralien gemacht, so wurden selbe eingepackt. Ich fuhr um halb drei Uhr ab und war drei Viertel auf Fünfe in Teplitz. Ein starkes Gewitter, welches von der Gegend über der Elbe heranzog, erreichte mich nicht, indem die Gebirge dem Zug der Wetter Hindernisse in den Weg legen.

Wenn man das Datum bemerkt, wie ich den zwölften Juli von dieser Höhe schied, so wird man verzeihen, daß ich einen mir so wichtigen Gegenstand nur flüchtig, ja verstohlen betrachtet. Es war während des Stillstandes, an welchem das Schicksal der Welt hing, ein Wagstück, nicht ohne leichtsinnige Kühnheit. Die Grenze von Sachsen und Böhmen geht durch

Zinnwald durch; um den Mineralienhändler zu besuchen, mußte ich schon Sachsen betreten; Alles, was für mich bedeutend war, lag auf dieser Seite. Und nun gar die Wanderung nach Altenberg, dem Anscheine nach geheimnißvoll unternommen, hätte mir eigentlich übele Händel zuziehen sollen. Von sächsischer Seite war jedoch kein Mann zu sehen, Alles ruhte dort im tiefsten Frieden; die östreichischen Schildwachen mußten für unverfänglich halten, wenn man mit zwei Schimmeln über die Grenze fuhre; der Mautbner hatte auch nichts dagegen einzuwenden, und so kam ich glücklich zurück durch den Weg, den ich so gut fand, weil man ihn zum Transport der Artillerie gerade jetzt verbessert hatte. Abends spät gelangte ich nach Teplitz, krank und frei, zu einigem Mißvergnügen einer heitern Gesellschaft, welche schadenfroh gehofft hatte, mich für meine Verwegenheit bestraft, als Gefangenen eskortirt, vor den kommandirenden General, meinen hohen Gönner und Freund, den Fürsten Moritz Liechtenstein und seine so lieb und werthe Umgebung gebracht zu sehen. Bedenke ich nun, daß diese ruhige Berggegend, die ich in dem vollkommensten Frieden, der aus meinem Tagebuche hervorleuchtet, verließ, schon am 27. August von dem fürchterlichsten Rückzuge überschwemmt, allen Schrecknissen des Krieges ausgesetzt, ihren Wohlstand auf lange Zeit zerrüttet sah, so darf ich den Genius segnen, der mich zu dem flüchtigen und doch unauslöschbaren Anschauen dieser Zustände trieb, die von so langer Zeit her das größte Interesse für mich gehabt hatten.

Problematisch.[1])

Der im Vorigen ausgesprochenen Hauptmaxime getreu, alle geologischen Betrachtungen vom Granit anzufangen, sodann aber auf die Uebergänge, wie mannichfaltig sie auch sein mögen, fleißig zu schauen, ward vor mehreren Jahren das Gestein in Betracht gezogen, woraus die Karlsbader Quellen entspringen. Neuere Ausbrüche desselben lassen uns darauf wieder zurückkehren, da wir denn, um unsern Vortrag einzuleiten, Folgendes bemerken.

[1]) 1820. — K. v. H.

Die hohen Gebirge, welche Karlsbad unmittelbar umgeben, sind sämmtlich Granit und also auch der Hirschsprung und der Dreikreuzberg, welche einander gegenüberstehend eine Schlucht bilden, worin sich bis auf eine gewisse Höhe zu beiden Seiten ein Uebergangsgebirg bemerken läßt, und wovon in unserm Aufsatz zur Joseph Müllerischen Sammlung Fol. 45 und folgenden des ersten Heftes[1]) schon umständlicher gesprochen worden.

Musterstücke dieses Gesteins mit seinen Abänderungen waren in der letzten Zeit schwer zu erlangen, weil Alles verbaut und durch Besitzungen umschlossen ist, die freistehenden Felsen aber von der Witterung vieler Jahre angeräuht und verändert sind. Nur in diesem Frühling, als man, um Platz zu gewinnen, sich in die Felsen an mehreren Orten hineinarbeitete und oberhalb des Mühlbads neben dem Hause „Zu den drei Sternen", nicht weniger auf dem Bernhardsfelsen Räume brach, fand sich gute Gelegenheit, bedeutend belehrende Beispiele zu gewinnen, wovon wir, bezüglich auf die Nummern der Müllerischen Sammlung, hier Einiges vorlegen und nachbringen.

Bei den drei Sternen zeigte sich ein Granit, feinkörnig, worin der Feldspath bald mehr, bald weniger aufgelöst erscheint, und dessen Oberflächen mit Eisenoxyd überzogen sind; bei genauster Betrachtung fand sich, daß es derjenige sei, durch welchen feine Haarklüfte, mit Hornstein durchdrungen, hindurchgehen (M. S., Nr. 25). An manchen Ablosungen gewahrte man Schwefelkies und hie und da zwischen dem Gestein quarzartige Tafeln, nicht gar einen Zoll breit.

Auf dem Bernhardsfelsen, wo unmittelbar hinter den Sohlen des Heiligen eine Fläche gebrochen wurde, war die Ausbeute schon reicher; man beeilte sich, aus den vorliegenden Steinmassen die besten Exemplare herauszuschlagen, ehe sie wieder eingemauert wurden. Das Gestein (M. S., Nr. 27), welches bisher selten gewesen, fand sich hier häufig und zeichnete sich jaspisähnlich aus. Es ist gelblichgrau, hat einen muschligen Bruch und hie und da zarte ockergelbe Streifen, die an den Bandjaspis erinnern; man fand es in einen feinkörnigen Granit verflochten, und es ließen sich Stellen bemerken, wo es in den vollkommenen Hornstein übergeht. Dieser fand sich denn auch in starken, obgleich unregelmäßigen Gängen

[1]) S. oben S. 316 ff. — R. d. H.

das Gestein durchziehend, so daß bald der Hornstein den Granit, bald Granit den Hornstein zu enthalten scheint; auch fanden sich Massen des Hornsteins, welcher größere oder kleine Granittheile enthält, so daß dadurch ein sonderbares porphyrartiges Ansehn entspringt.

Ferner traf man auf eine reine Masse Hornstein in grünem Thon, welcher wahrscheinlich aus verwittertem Granit entstanden war; von Schwefelkies wurden wenige Spuren bemerkt.

Der Kalkspath jedoch, den wir früher in schmalen Klüften und manchmal schichtweise an dem Granit gefunden (M. S., 30, 31), war nicht anzutreffen, der isabellgelbe Kalkstein (M. S., 32) auch nicht; der braune jedoch (M. S., 33), obgleich nicht häufig, zeigte sich wieder. Kein Stück indessen haben wir angetroffen, das, wie sie sonst vorgekommen, mit dem Granit im Zusammenhang gewesen wäre. Wir geben eine ausführliche Beschreibung dieses immer merkwürdigen Gesteins. Theils ocker-, theils nelkenbraun gefärbt, derb, durchlöchert, die größern oder kleinern Höhlungen mit weißem Kalkspath ausgefüllt. Ist matt, und nur der nelkenbraun gefärbte nähert sich dem Schimmernden bis zum Pechglänzenden; im Bruche uneben, unbestimmt eckige, ziemlich stumpfkantige Bruchstücke. Hält das Mittel zwischen weich und halbhart. Im Ganzen kann man dies Gestein für einen mit Kalk innig durchdrungenen Eisenocker ansehen.

Ein neuer Fund jedoch eines bisher noch unbekannten Gesteins verdient alle Aufmerksamkeit. Es war ein Klumpen Kalkstein, etwa einen Viertelszentner schwer, äußerlich schmutzig ockergelb, rauh und zerfressen. Inwendig schneeweiß und schimmernd. Im Bruche uneben, splittrig, unbestimmt eckige, nicht scharfkantige Bruchstücke. Besteht aus fein- und eckigstenig abgesonderten Stücken, mit einer Neigung zum höchst Zartstengligten. Das Ganze durchziehen hell ockergelb gefärbte Adern; zerspringt beim Schlagen das Bruchstück an solcher Stelle, so findet man die Fläche gleichfalls hell ockergelb gefärbt, klein traubenförmig gestaltet. Ist in kleinen Stücken durchscheinend, halbhart, spröde und leicht zersprengbar.

Aus dieser Beschreibung ist zu ersehen, daß dergleichen wol selten vorkommen mag, wenigstens befindet sich in der ansehnlichen Sammlung der Mineralogischen Gesellschaft, auch in andern Sammlungen der Nähe nichts Aehnliches; für Sinter kann man es nicht ansprechen, will man es für Marmor nehmen, so ist es wenigstens eine noch unbekannte Art. Die

Höhe des Bernhardsfelsens, wo es zwischen dem andern Gestein gefunden worden, läßt uns vermuthen, daß es auch aus der Uebergangsperiode sei, und wenn wir auch nichts weiter hierüber bestimmen, so deutet es doch abermals auf den Kalkantheil der Felsen überhaupt, daher uns denn nicht schwer fällt, den großen Kalkgehalt des Karlsbader Wassers, welcher täglich und stündlich abgesetzt wird, bis zu seinem Ursprunge zu verfolgen.

Da wir nun ober- und unterhalb des Neubrunnens jenes Uebergangsgestein gefunden, so bringen wir noch ein anderes zur Sprache, worauf wir schon früher hingedeutet (Zur Naturwissenschaft, Erstes Heft, S. 64).[1] Als man nämlich vor einigen Jahren bei dem unternommenen Hauptbau am Neubrunnen Raum um die Quelle gewinnen wollte und den Felsen abarbeitete, aus dem sie unmittelbar entsprang, traf man auf einen durch Einfluß des Glimmers dendritisch gebildeten Feldspath, ebenfalls mit Hornstein durchzogen. Nun ist solcher verzweigter Feldspath mit dem Schriftgranit nahe verwandt, beide vom Granit ausgehend und eine erste Abweichung desselben. Hier brach nun unmittelbar die heiße Quelle hervor, und wir bemerken abermals, daß hier eine dem Granit zunächst verwandte Epoche gar wohl angenommen werden könne.

Auf der rechten Seite der Tepl, wohin wir uns nun wenden, brachte uns das Abarbeiten einer ganzen Granitwand ebenmäßig den Vortheil, daß wir zu gleicher Zeit auch hier eine große Masse schwarzen Hornsteins mit Schwefelkies vorfanden, demjenigen ähnlich, welchen wir drüben am Bernhardsfelsen gefunden. Wie wir denn schon vor mehreren Jahren den Berg höher hinauf ein Analogen des bisher so umständlich behandelten Uebergangs aus dem Granit entdeckt und solches (M. S., 49) beschrieben; es findet sich über der Andreaskapelle, da, wo gegenwärtig die Prager Straße an der Seite des Dreikreuzberges hergeht.

Vergebens haben wir uns dagegen bisher bemüht, in der Nähe der eigentlichen Hauptsprudelquelle selbst dieses Gestein, wo es sich in seiner ganzen Entschiedenheit zeigen sollte, gleichfalls zu entdecken; die Nachbarschaft ist überbaut, und die Kirche lastet auf der ehemaligen Werkstatt unserer heißen Quellen;

[1] Nr. II der Nachträge oben S. 327. — A. d. H.

wir zweifeln jedoch nicht, daß dieses Gestein auch hier zum Grunde liege, und zwar nicht in allzu großer Tiefe.

Schon oben bemerkten wir vorläufig unsere Neigung, zu glauben, daß der Teplfluß über dieses Gestein hingehe, und wir fügen hinzu, daß wir vermuthen, gerade das Teplwasser bewirke die heiße, heftige Naturerscheinung. Die Gebirgsart, welche uns bisher beschäftigt, ist ein differenzirter Granit, ein solcher, in welchem eine Veränderung sich entwickelte, wodurch Einheit und Uebereinstimmung seiner Theile gestört, ja aufgehoben ward. Wir sehen also dieses Gestein als eine galvanische Säule an, welche nur der Berührung des Wassers bedurfte, um jene großen Wirkungen hervorzubringen, um mehrere natrisch-salinische Substanzen, besonders den Kalkantheil der Gebirgsart aufzulösen und siedend an den Tag zu fördern.

Uns wenigstens hat die Bemerkung wichtig geschienen, daß bei trocknem Wetter der Sprudel weniger Heftigkeit äußere als bei angeschwollenem Fluß; ja, wir sind nicht abgeneigt, zu glauben, daß, wenn man bei ganz dürrer Witterung das zurücktauchende Wehr, welches das Wasser zu den Mühlen bringt, ablassen und so das Bett oberhalb so gut wie trocken legen wollte, man sehr bald einen merklichen Unterschied in dem Hervorsprudeln der oberen heißen Wasser bemerken würde.

Daß aber auch unterwärts die Tepl über Grund und Boden laufe, welcher sich eignet, dergleichen Wirkungen hervorzubringen, läßt sich daran erkennen, daß man, auf der Mühlbadbrücke stehend oder von den Galerien des Neubrunnens hinunterschauend, die Oberfläche des Flusses mit aufsteigenden Bläschen immerfort belebt sieht.

Es sei dies Alles hier niedergelegt, um die Wichtigkeit der ersten Uebergänge des Granits in ein anderes, mehr oder weniger ähnliches oder unähnliches, ja ganz verschiedenes Gestein bemerklich zu machen. Eben dieses Differenziiren der Urgesteinart scheint die größten Wirkungen in der ältesten Zeit hervorgebracht zu haben und wol manche derselben im gewissen Sinne noch fortzusetzen. Man gebe uns zu, auch künftig die mannichfaltigen Erscheinungen aus diesem Gesichtspunkte zu betrachten.

Karl Wilhelm Nose.[1])

Dieses werthen Mannes historische Symbola, die Basalt-Genese betreffend, zur Einigung der Parteien dargeboten, erhielt ich durch ein besonderes Glück zur Aufmunterung, als ich gerade mit Redaktion einiger geologischen Papiere beschäftigt war. Die verstehenden Aufsätze verleugnen den Einfluß nicht, den diese wenigen Blätter auf mich ausgeübt; ich wagte, mich über gewisse Naturgegenstände und -Verhältnisse freier auszusprechen als bisher, ja als ein so theurer Vorgänger und Mitarbeiter, welcher, wie es sich gar leicht bemerken läßt, des neusten Vulkanismus hereinbrechende Laven fürchtend, sich auf einen alten, bewährten Urfelsboden flüchten möchte, um von dort her seine Meinung, ohne sich einer unerfreulichen Kontrovers auszusetzen, Wissenden und Wohlwollenden vorzutragen.

Es ist dieses jedoch nicht so klar und entschieden geschehen, wie es wol zu wünschen wäre, und indem wir uns mit Lesen und Wiederlesen zu unserm eignen Vortheil treulich beschäftigt, so wollen wir durch einen kurzen, geordneten Auszug den vielen Naturfreunden, welche sich gleichfalls darum bemühen dürften, einige Bequemlichkeit zu leichterer und freierer Ansicht vorbereiten.

Die Geschichte der Wissenschaft ist die Wissenschaft selbst, die Geschichte des Individuums das Individuum; deshalb soll auch hier das Geschichtliche vorwalten.

1760 oder 1763 stritten Desmarest und Montet um die Ehre vermeintlicher Entdeckung: der Basalt sei ein vulkanisches Produkt. Der erste Gedanke gehört also den Franzosen; auch leisteten sie nicht wenig schon früh genug für die Geschichte des Basaltes.

1771 und 1773 erschienen Raspe und Ferber als deutsche Vulkanisten, der Letztere jedoch sehr mäßig gesinnt. In demselbigen Decennio stimmten Charpentier, Reuß, Rößler gegen die Vulkanität, Baumer gleichfalls.

[1]) 1820. — R. d. H.

dichte VIII. 51 und IX. 10, auf welche K. Goedeke in seiner gehaltvollen Vorrede zum Divan verweist, und die Verfasser der S. 247 und 248 allegirten Stelle über den Koran, des S. 273 citirten Verses, der ersten Strophe S. 274, der beiden prosaischen Citate S. 276 bis 278, der beiden Strophen S. 284, des Citats S. 287 und dergleichen mehr müssen wir künftigen Erklärern des Divan zu entdecken überlassen.

Zum Schluß stellen wir einige Urtheile der Kritik und Literaturgeschichte über den Divan, jedoch nur in kurzen Auszügen und mehr andeutungsweise, zusammen.

Hegel: „Goethe hat sich als Greis noch, durchdrungen vom Hauch des Morgenlandes, in der poetischen Gluth des Blutes, voll unermeßlicher Seligkeit zu dieser Freiheit des Gefühls hinübergewendet, welche, selbst in der Polemik, die schönste Unbekümmertheit nicht verliert. Die Lieder seines West-östlichen Divans sind weder spielend noch unbedeutende gesellschaftliche Artigkeiten, sondern aus solch einer freien, hingebenden Empfindung hervorgegangen. Er hat darin wohl den morgenländischen Grundton in Rücksicht auf den östlichen Charakter der Situationen und Verhältnisse durchweg angeschlagen, ebenso sehr aber unserm heutigen Bewußtsein und seiner eigenen Individualität das vollkommenste Recht widerfahren lassen" (Aesthetik, I. 354 u. 476).

Vischer: „Goethe's heiteres Greisenalter hat in der entsprechenden Stimmung des freien Schwebens und Betrachtens noch einmal in diesen Formen gedichtet und sie noch einmal zur Wahrheit gemacht" (Aesthetik, III. 1372).

1771 erklärte sich Brünnich, 1777 Bergman, vom Auslande her, für die Neptunität, sowie später Kirwan. Die Gallier und Italiener im Ganzen blieben dem Feuersystem getreu, so auch bis jetzt.

Werner, in Sachsen, Schlesien, Böhmen hauptsächlich nur auf Granit und Gneis den Basalt aufgesetzt findend, mußte ihn zu den Urgebirgsarten zählen. Im Verfolg der Zeit jedoch fand man ihn gelagert auf und in einer Menge Gebirgsarten von den verschiedensten Altern, bis zu den jüngsten hinab; dies deutete auf ein spätestes Naturerzeugniß.

Es ergab sich ferner, daß die meisten gleichnamigen und insofern auch gleichgeltenden Hauptgebirgsstämme und -Züge als solche angesehen werden müssen, die zu ungleicher Zeit entstanden sind. Wem sind wol erst die wahrgenommenen Unterschiede von älterm und neuerm Granit, Syenit, Gneis, Glimmerschiefer, Trapp, Porphyr, Thonschiefer, Grauwacke, Kalkstein, Sandstein, Steinkohlen, von Konglomeraten oder Breccien sogar u. s. w. wieder vorzuzählen? Warum sollte man denn dem Basalt, wie er auch entstanden sein möge, ungleiche Zeitepochen seiner Bildung ableugnen? Und warum sollte dies nicht eben zu genauerer Beobachtung führen, wie, wann oder wo und unter welchen Bedingungen er erscheint?

In den Jahren 1789 bis 1797 findet sich Noie gleichfalls veranlaßt, diesen Gegenstand näher zu betrachten; späterhin bis auf den heutigen Tag gewann die Vorstellung, der Basalt sei in einer sehr neuen Zeit gebildet, mächtig die Oberhand. Ueberhaupt jedoch, aufs Große und Ganze gesehen, überzeugt man sich gern, daß der Basalt in Bezug auf sein zeitliches Eintreten, auf sein relatives Alter mit anderen Gebirgsarten sich, wo nicht parallelisiren, doch kombiniren lasse.

Ebenso erscheint der Basalt, wenn auf Zustände und Gestaltungen gesehen wird, unter denen die Gesteine allerhand Art vorkommen, als frisch, ursprünglich oder als verändert; ferner kommen die besondern Gestalten als einzelne Kuppen, in Pfeilern, Tafeln und Kugeln dem Basalt nicht ausschließlich zu; Granite, Porphyre, Schiefer, Sandsteine, und was nicht Alles, gestalten sich gleichfalls; daß der Basalt diese Eigenschaft in eminentem Grade besitze, erregt die Aufmerksamkeit, giebt ihm aber kein ausschließliches Vorrecht.

An Uebergängen fehlt es ihm ebenso wenig als andern Steinarten; unbezweifelt kennt man das Uebergehen der basal-

tischen Hauptmassen und Gemengtheile zum Ilon, zu Thon- und Kieselschiefer, zu Phonolith, zu Horn-, Grün- und Mandelstein, zur Wacke, Grauwacke und zu Porphyren.

Dieses Ueberschreiten oder Annähern führt uns auf die merklichen Mischungsverschiedenheiten der Basalte, indem sie bald thonige, bald quarzige, seltener talkige Grundmassen in wechselnden Verhältnissen aufzeigen. Dagegen aber beschaue man die Identität der Formen der Basalte, welche an den Felsen der verschiedensten Klimate bemerkt wird; eine so große Analogie des Baues läßt aber auch dieselben Ursachen vermuthen, die in sehr verschiedenen Epochen, unter allen Klimaten gewirkt haben; denn die mit Thonschiefern und kompakten Kalksteinen bedeckten Basalte müssen von ganz anderm Alter sein als die, welche auf Lagen von Steinkohlen und auf Geschieben ruhen. Und wie sollten Basalte vulkanisch an allen Orten und Enden völlig gleichartig entsprungen sein, da das unterirdische Feuer verschiedenartige Grundlagen zu verkochen hatte!

Ueber das erste Entstehen, über die primitive Bildung irgend einer Gebirgsart im Großen sind keine Zeugnisse vorhanden. Das vulkanische Hervorsteigen von Inseln im Meere, von Bergen auf dem Lande dagegen geschieht noch immer vor unsern Augen.

Es theilte sich zuletzt diese Wissenschaft in ein Zwiefaches: man nahm die ältesten Gebirgsarten als auf dem nassen Weg entstanden an, die neueren, die nicht Anschwemmungen sind und sich durch Gewaltsamkeit so entschieden auszeichnen, mußten für Produkte unterirdischen Feuers gelten. Wenn aber beim Vulkanismus man nicht gerade Steinkohle und Entzündliches zum Grunde legt, nicht Brennendes, sondern Hitze und Gährung erzeugendes, zuletzt auch wol in Flammen aufschlagendes, feuerfähiges Wesen, so will man sich auch gegen den grossen Neptunismus verwahren und nicht durchaus auf einen wellenschlagenden Meeresraum, sondern auf eine dichtere Atmosphäre hindeuten, wo mannichfaltige Gasarten, mit mineralischen Theilen geschwängert, durch elektrisch-magnetische Anregung auf das Entstehen der Oberfläche unseres Planeten wirken.

Dieses Appuische wird nur postulirt, weil wir den ersten Ring zu dieser unermeßlichen Gliederkette haben müssen; um Fuß zu fassen, ist dieses der Punkt, ein ideeller zwar, doch eben darum zur Um- und Uebersicht hinreichend.

Das Geschichtliche führt uns weiter. Wenn der Basalt

vulkanisch sein sollte, so mußten Grundlagen gesucht werden, woraus er entstehen können. Um die Mitte des vorigen Jahrhunderts reduzirte Guettard seine Laven, mit Einschluß der Basalte, auf eine granitische oder wenigstens granitähnliche Basis, veranlaßt durch die Wahrnehmungen in Auvergne; zehn Jahre etwa später geschah das Nämliche von Desmarest und Montet. Auch kam noch ein Spath fusible hinzu. — Wiederum so viel Zeit nachher vermehrten besonders Dolomieu und Faujas de St. Fond solche Basen mit Roche de corne, Pétrosilex, Feldspath fusible et réfractaire, die nun schon auch porphyrisch und trappartig genannt wurden, wenn sie mancherlei Gemengtheile, vorzüglich Feldspath, bei sich führten. Denselben Weg schlug 1790 Gioeni ein und erweiterte ihn.

Wir Deutschen blieben hinter den Ausländern ein Wenig zurück. Was übrigens unser Freund bedauerlich sowie ganz bescheidentlich erzählt, bequemt sich keinem Auszug; man höre den Verfasser bei sich zu Hause.

„Lasset uns jedoch desto entschiedener und derber auftreten, wo einzig Rettung zu suchen ist! Der historische Fingerzeig deutet genugsam auf das Bedürfniß, auf die Nothwendigkeit, für jedes vulkanische Produkt ein ursprüngliches Muttergestein aufzusuchen und anzugeben; ohne Substrat bleibt Alles räthselhaft und dunkel.

„Nehme man ein gutes Beispiel an einem andern mineralogischen Verfahren. Wie sich nämlich in den Steinen und Gebirgen gewisse Pflanzen und Thierformen finden ließen und dies scientifisch zu erwägen war, da betrachtete man die vegetabilischen und animalischen Organismen ebenmäßig als Grundlagen, welche vom Mineralreich aufgenommen, demselben assimilirt und dadurch verändert, d. i. hier im Allgemeinen versteinert sind. — Je mehr die Bekanntschaft mit dergleichen Urstoffen zunahm, je genauer und vollständiger man das Pflanzen- und Thierreich kennen lernte, je weiter und tiefer man darin forschte, gerade desto vollkommener bildete sich dadurch die Petrefaktenkunde aus, desto schneller und erwünschter verschwanden die Nebel und Irrungen, welche früher dabei geblendet hatten; zu sprechendem Beweise, daß es überall ein Erstes geben und als solches erkannt werden müsse, wenn ein von ihm abhängiges Zweites gehörig zu nehmen, vollständig aufzufassen, richtig zu beurtheilen und nach klassischer, unanfechtbarer Manier zu behandeln stehen soll.

„Wenn daher auch der Basalt als solcher und als Reihenführer gewisser Formationen ebenfalls für eine ursprüngliche Gebirgsart anerkannt wird, entstanden, gleich jeder andern, durch eine allgemeine Primordialursache, — die immerhin für uns unergründlich sein und bleiben möge, — in irgend einer oder mehrern Erdepochen, dann kann es nicht fehlen, man muß dabei sicherer fußen, wie bei jedem Gegentheil, und in vollerm, reinerm Lichte einhergehen.

„Der Mineralogie überkömmt nunmehr ein für immer fixirtes Ob- oder Subjekt, seiner Familie rechtsbeständig beigeordnet, dessen Beschaffenheit und Verhältnisse sammt und sonders beobachtet, erforscht und mitgetheilt, dessen mannichfaltige Prädikate vollständig aufgezählt und ermessen werden können. Die kleinste wie die größte Veränderung daran, durch Feuer, Wasser, Gase u. s. w. bewirkt, steht alsdann gehörig wahrzunehmen, mit der primitiven Eigenschaft genau zu vergleichen und auf ihre Ursache mit Sicherheit zurückzuführen.

„Wie sich nach solcher Manier die Mutationen eines Fossils auf dem sogenannten nassen Wege in den verschiedensten Gradationen bestimmt nachweisen lassen, wie der Basalt klärlich von der ersten Stufe der Verwitterung bis zur wirklichen Auflösung in einem spezifisch gearteten Lehmen wahrgenommen und verfolgt ist, ebenso sind seine Metamorphosen durch jeden modifizirten Hitzegrad theils erkenn- und reduzirbar, theils durch eine Legion von angestellten Beobachtungen darüber in der Natur deutlichst aufgezeichnet.

„Gerieth man bei dieser oder jener einzelnen Vorkommenheit auf Schwierigkeiten, schien es zweifelhaft, welcher Ursache, ob der Hitze oder Nässe, manche Erscheinung an den Basalten zuzuschreiben sei, dann bot sich ein entscheidendes Auskunftsmittel dar in der Pyrotechnik. Bekanntlich ist der Basalt mehr oder weniger schmelzbar. Unterwirft man ihn nun der Hitze, vom Roth- und Weißglühen an bis zum Schmelzen und Zerfließen hin, beobachtet man die graduirten Umformungen, welche er dadurch erhält, so ergiebt sich ein sicherer Maßstab, wornach jeder Feuereffekt auf ihn genau zu bestimmen und richtig zu beurtheilen steht, und der insbesondere dazu geeignet ist, ihn den Phänomenen derjenigen Basalte anzupassen, welche die Natur in gewissen Gegenden des Erdkreises auffinden läßt.

„Zeigt sich bei der Vergleichung solcher Naturerzeugnisse mit den pyrotechnisch bewirkten Basaltprodukten, daß beide nicht

blos ähnlich, sondern völlig gleich sind, dann schließt man mit Zuverlässigkeit, daß auf beide Arten von Produkten eine und die nämliche Ursache, d. i. Hitze gewirkt habe.

„Dergleichen Experimente, Vergleichungen und Resultate hat die mineralogische Basalthistorie seit dem Jahre 1792 aufzuweisen, und bis auf die neuste Zeit geht noch die löbliche Betrachtung und Untersuchung fort.

„Ist man nun über die Bildung gewisser Laven aus Basalt eins geworden mit sich, wenn auch nicht mit jedem Andern, so wird sich das Ordnen und Benennen der Laven, die von andern Gesteinen abstammen, ebenfalls ergeben. Nachgewiesen und anzuerkennen sind bereits Laven aus Ilyn (schmelzbarem Thonstein), Pech- und Perlstein, nebst Obsidian (welche sämmtlich den Eigennamen Bimsstein führen), aus mehrern Basalt-, Porphyr- und Schieferarten, aus Konglomeraten und (verglasurten) Sandsteinen.

„Hierdurch ist dieser Gegenstand für uns erschöpft, folglich auch eine Regel vorhanden, woran man sich zu halten und auf seinem Wege unverrückt fortzuschreiten hat. Dagegen wird aber nicht geleugnet, daß eben diese Naturereignisse noch eine problematische Seite haben, inwiefern nämlich das in der Natur vorhandene, Wärme und Hitze erzeugende Prinzip, ohne gerad in Feuer und Flamme aufzuschlagen, höchst wirksam sein und auf kryptovulkanische Ereignisse hindeuten möge. In solchen Fällen, wo das porotypische Aussehen des Basaltes zweifelhaft sein könnte, erlaubte man sich die Frage schon im Jahr 1790 aufzuwerfen, ob nicht etwa manches basaltische Gestein, im Großen und lagerweise ursprünglich feinklüftig, rissig oder löchrig gebildet worden, wie mancher Quarz und Kalkstein ebenfalls. Die Basalte der azorischen Insel Graziosa stellen etwas Aehnliches dar. Dort wechselt nämlich der dichte Basalt mit porösem und mit Mergel. Der in Mandelstein übergehende poröse Basalt hat längliche Höhlungen von zwei bis acht Linien im Durchmesser; man bemerkt nicht, daß sie in einer Richtung liegen, noch daß der poröse Felsen auf kompakten Schichten aufgelagert sei, wie dies bei den Lavaströmen des Aetna's und des Vesuv's der Fall ist. Der dasige Mergel wechselt übrigens mehr denn hundertmal mit dem Basalte, und laufen seine Lagen parallel mit denen des Basalts. Woraus geschlossen wird, daß beide Fossilien von einerlei Formation und von gemeinschaftlichem Ursprunge sind.

„Um sich die Entstehung jener Kavitäten einigermaßen zu erklären, erinnere man sich des bedeutenden Wortes: wenn große Massen von Materien aus dem flüssigen Zustand in den der Trockenheit übergehen, so kann dieses nicht ohne eine Entwickelung von Wärmestoff geschehen.

„Hier ist nun der mächtige Umfang des eigentlichen Vulkanitätsgebietes zu erwähnen. Der ganze hergige Theil des Königreichs Quito kann als ein ungeheurer Vulkan angesehen werden; ebenso ist die ganze Gruppe der kanarischen Inseln auf einen unter dem Meer befindlichen Vulkan gestellt; sodann ist der merkwürdigste Punkt zu berühren, daß alle Thatsachen zu beweisen scheinen, daß sich die vulkanischen Feuer auf den amerikanischen Inseln wie auf den Anden von Quito, in Auvergne, in Griechenland und auf dem größten Theile der Erde mitten durch primitive Gebirgsarten den Weg nach außen gebahnt haben."

Nachdem dieses Alles nun so weit geführt worden, so geschieht ein Rückblick auf die Streitigkeiten selbst, welche über den Gegenstand sich erhoben; man deutet auf das mehrfache menschliche Fehlsame, auf die Unzulänglichkeit der Individuen, die denn doch, was ihnen persönlich oder ihren Zwecken gemäß ist, gern zu einer allgemeinen Ueberzeugung umwandeln möchten. Wie das nun von je her bis auf den heutigen Tag geschehen, wird kürzlich durchgeführt und zuletzt die Anmaßlichkeit Derer abgelehnt, welche verlangen, daß man dasjenige, worüber man urtheilen wolle, selbst müsse gesehen haben. Diese bedenken nicht, daß sie doch immer dem Objekt als Subjekt, als Individuum entgegenstehen und trotz ihrer Gegenwart nur mit ihren eigenen Augen und nicht mit dem allgemeinen menschlichen Blick die Gegenstände sowol als den besonderen Zustand beschauen. Männern wie von Humboldt und von Buch wird unbedingter Dank gezollt, daß sie die Welt umreisen mochten, eben um uns eine solche Reise zu ersparen.

In den Anhängen kommt nun die wichtigste Frage vor: inwiefern wir ein Unerforschtes für unerforschlich erklären dürfen, und wie weit es dem Menschen vorwärtszugehen erlaubt sei, ehe er Ursache habe, vor dem Unbegreiflichen zurückzutreten oder davor stille zu stehen. Unsere Meinung ist: daß es dem Menschen gar wohl gezieme, ein Unerforschliches anzunehmen, daß er dagegen aber seinem Forschen keine Grenze zu setzen habe; denn wenn auch die Natur gegen den Menschen im Vortheil

steht und ihm Manches zu verheimlichen scheint, so steht er wieder gegen sie im Vortheil, daß er, wenn auch nicht durch sie durch, doch über sie hinaus denken kann. Wir sind aber schon weit genug gegen sie vorgedrungen, wenn wir zu den Urphänomenen gelangen, welche wir in ihrer unerforschlichen Herrlichkeit von Angesicht zu Angesicht anschauen und uns sodann wieder rückwärts in die Welt der Erscheinungen wenden, wo das in seiner Einfalt Unbegreifliche sich in tausend und aber tausend mannichfaltigen Erscheinungen bei aller Veränderlichkeit unveränderlich offenbart.

Der Horn.[1])

Ein freier hoher Gebirgsrücken, der auf einer flachen Höhe aufsitzt, bleibt dem Reisenden nach Karlsbad rechts und wird von dort her immer als ein ansehnlicher Berg beachtet. Seinen Gipfel habe nie bestiegen; Freunde sagen, er sei Basalt sowie die von der Fläche seines Fußes gewonnenen Steine. Sie werden zur Chausseebesserung angefahren und haben das Merkwürdige, daß sie, ohne etwa zerschlagen zu sein, einzeln klein sind, so daß eine Kinderhand die kleinern, die größern eine Knabenhand gar wohl zu fassen vermöchte. Sie werden also zwischen einem Tauben- und Gänseei hin- und wiederschwanken.

Das Merkwürdigste aber hiebei darf wohl geachtet werden, daß sie sämmtlich, genau besehen, eine entschiedene Gestalt haben, ob sie sich gleich bis ins Unendliche mannichfaltig erweisen.

Die regelmäßigsten vergleichen sich dem Schädel eines Thiers ohne untere Kinnlade; sie haben alle eine entschiedene Fläche, auf die man sie legen kann. Alsdann stehen uns drei Flächen entgegen, wovon man die obere für Stirn und Nase, die beiden Seiten für Oberkiefer und Wangen, die zwei rückwärts für die Schläfe gelten läßt, wenn die hinterste, letzte dem Hinterhaupt zugeschrieben wird. Ein Modell in diesem Sinne verfertigt zeigt einen regelmäßigen Krystall, welcher nur selten in der Wirklichkeit erscheint, der aber, sobald man diese Grundform, diese Grundintention der Natur einmal anerkannt hat, überall, auch in den unförmlichsten Individuen wiederzufinden ist. Sie stellen

[1]) 1820. — A. d. H.

sich nämlich von selbst auf ihre Base und überlassen dem Beschauer, die übrigen sechs Flächen herauszufinden. Ich habe die bedeutendern Abweichungen in Thon nachgebildet und finde, daß selbst die unregelmäßigsten sich zu einer oder der andern Mittelgestalt hinneigen. Sie scheinen nicht von der Stelle gekommen zu sein. Weder merklich abgestumpft noch abgewittert, liegen sie auf den Aeckern um den Berg wie hingezeichnet. Ein geistreicher junger Geolog sagte: es sähe aus wie ein Aerolithen-Haufen aus einer frühern, prägnanten Atmosphäre. Da wir im Grunde nicht wissen, woher diese Dinge kommen mögen, so ist es gleichviel, ob wir sie von oben oder von unten empfangen, wenn sie uns nur immer zur Betrachtung reizen, Gedanken veranlassen und zu Bescheidenheit freundlich nöthigen.

Est quaedam etiam nesciendi ars et scientia.

Hermannus.

Kammerberg bei Eger.[1])

Man wird aus unserer frühern Darstellung des Kammerbergs bei Eger sich wieder ins Gedächtniß rufen, was wir in dem vorigen Hefte (Abtheilung zur Naturwissenschaft von Seite 65 an)[2]) über einen so wichtigen Naturgegenstand gesprochen, und wie wir diese Hügelerhebung als einen reinen Vulkan angesehen, der sich unter dem Meere unmittelbar auf und aus Glimmerschiefer gebildet habe.

Als ich am 26. April dieses Jahres auf meiner Reise nach Karlsbad durch Eger ging, erfuhr ich von dem so unterrichteten als thätigen und gefälligen Herrn Polizeirath Grüner, daß man auf der Fläche des großen, zum Behuf der Chausseen ausgegrabenen Raumes des Kammerberger Vulkans mit einem Schacht niedergegangen, um zu sehen, was in der Tiefe zu finden sein möchte, und ob man nicht vielleicht auf Steinkohlen treffen dürfte.

Auf meiner Rückkehr, den 28. Mai, ward ich von dem wackern Manne aufs freundlichste empfangen; er legte mir die kurze Geschichte der Abteufung, welche doch schon fixirt worden,

[1]) 1820. – L. d. H.
[2]) S. oben S. 34 f. – L. d. H.

nicht weniger die gefundenen Mineralkörper vor. Man hatte beim Absinken von etwa 1½ Lachtern erst eine etwas festere Lava, dann die gewöhnliche völlig verschlackte in größeren und kleineren Stücken gefunden, als man auf eine lose röthliche Masse traf, welche offenbar ein durchs Feuer veränderter feiner Glimmersand war. Dieser zeigte sich theils mit kleinen Lavatrümmern vermischt, theils mit Lavabrocken fest verbunden. Unter diesem, etwa zwei Lachtern Teufe vom Tage herab, traf man auf den feinsten weißen Glimmersand, dessen man eine gute Partie ausförderte, nachher aber, weil weiter nichts zu erwarten schien, die Untersuchung aufgab. Wäre man tiefer gegangen (wobei denn freilich der feine Sand eine genaue Zimmerung erfordert hätte), so würde man gewiß den Glimmerschiefer getroffen haben, wodurch denn unsere früher geäußerte Meinung Bestätigung gefunden hätte. Bei dem ganzen Unternehmen hatte sich nur etwa ein fingerlanges Stück gefunden, welches allenfalls für Steinkohle gelten könnte.

Man besprach die Sache weiter und gelangte bis zur Höhe des ehemaligen Lusthäuschens; hier konnte man, von oben herunterschauend, gar wohl bemerken, daß am Fuße des Hügels, an der Seite nach Franzensdrunn zu, der weiße Glimmersand, auf den man in dem Schacht getroffen, wirklich zu Tage ausgehe und man auf demselben schon zu irgend einem Zwecke nachgegraben. Hieraus konnte man schließen, daß die vulkanische Höhe des Kammerbergs nur oberflächlich auf einem theils sandigen, theils staubartigen, theils schiefrig festen Glimmergrunde aufgebreitet sei. Wollte man nun etwas Bedeutendes zur Einsicht in diese Naturerscheinung mit einigem Kostenaufwand thun, so ginge man auf der Spur des am Abhange sich manifestirenden Glimmersandes mit einem Stollen gerade auf den Punkt des Hügels los, wo, gleich neben der höchsten Höhe des ehemaligen Sommerhauses, sich eine Vertiefung befindet, die man jederzeit für den Krater gehalten hat. Ein solcher Stollen hätte kein Wasser abzuleiten, und man würde die ganze vulkanische Werkstätte unterfahren und, was so selten geschehen kann, die ersten Berührungspunkte des älteren natürlichen Gebirges mit dem veränderten, geschmolzenen, aufgeblähten Gestein beobachten. Einzig in seiner Art wäre dieses Unternehmen, und wenn man zuletzt auf der hinteren Seite in der Gegend der festen Lawen wieder ans Tageslicht käme, so müßte dies für den Naturforscher eine ganz unschätzbare Ansicht sein.

Hiezu macht man uns nun, eben als ich zu schließen gedenke, die beste Hoffnung, indem versichert wird, daß auf Anrathen und Antrieb des Herrn Grafen Kaspar Sternberg, dem wir schon so viel schuldig geworden, ein solches Unternehmen wirklich ausgeführt werden solle. Ueberlege nunmehr jeder Forscher, was für Fragen er in diesem Falle an die Natur zu thun habe, welche Beantwortung zu wünschen sei!

Produkte böhmischer Erdbrände.[1])

In meiner Auslegung der Joseph Müllerischen Sammlung hab' ich verschiedener damals bekannter pseudovulkanischer Produkte gedacht und sie von Nr. 73—87 aufgeführt; es waren diejenigen, worauf bei Hohdorf und Lessau zuerst die Aufmerksamkeit der Geologen sich richtete; seit jener Zeit aber sind mehrere Punkte des Vorkommens entdeckt worden, und zwar ein sehr wichtiger gleich über vorbenannten Orten, linker Hand unmittelbar an der Chaussee, welche nach Schlackenwerth führt. Ich theile verschiedene Betrachtungen mit, die ich bei dieser Gelegenheit angestellt.

Und so kann man denn erstlich annehmen, daß die in dieser Gegend bekannt gewordenen Erdbrände am Ausgehenden ungeheurer Kohlenlager stattgefunden; denn in den aufgeschlossenen Brüchen geht das durchgebrannte Gestein, es sei der lockere, gelbe, schiefrige Porzellanjaspis oder ein anderes verändertes Mineral, bis unmittelbar unter die Oberfläche des gegenwärtigen Bodens, so daß die Vegetation ihre schwächeren und stärkeren Wurzeln darin versenkte, woraus denn auch wohl zu schließen wäre, daß diese Erdbrände zu der spätesten Epoche der Weltbildung gehören, wo die Wasser sich zurückgezogen hatten, die Hügel abgetrocknet da lagen und nach geendigtem Brande keine neue Ueberschwemmung sich ereignete.

Zu einer zweiten Betrachtung führt uns die Frage, die Jedermann aufwirft, der jenen in den Hügel eingegrabenen Bruch betritt, wo er nicht allein in einem großen Umfang, sondern auch in einer Höhe von zwanzig bis dreißig Fuß Alles

[1]) 1820. — A. d. H.

W. v. Humboldt (1816): „Er (Goethe) las uns den orientalischen nachgebildete Gedichte vor, die seinen besten früheren gleichkommen, wunderschön zum Theil" (Briefe an Welcker, S. 35).

Charl. v. Schiller (1819): „Ich habe mich mit Frau v. Stein über Goethe's Sprüche im Divan ergetzt. So viel Klarheit und Poesie und Fülle findet man darin, daß es eine immer neue, belebende Erscheinung ist. Man findet immer neue Resultate, je mehr man liest" (Briefe a. e. vertr. Fr., S. 475).

Danzel: „Es ist ein sehr genialischer Zug Goethe's, daß er, statt sich auf die Nachbildung jener pantheistischen (orientalischen) Anschauungspoesie, wie sie neuerlich Rückert mit Glück angebaut hat, einzulassen, ihre Formen von der Seite des Gemüthvollen ergreift und mit freiem, dichterischem Spiele auf andere Gegenstände überträgt, wovon die Anwendung der Vielnamigkeit Allah's auf die Geliebte das ausgebildetste und anmuthigste Beispiel ist" (Ueber Goethe's Spinozismus, S. 20).

H. Heine: „Die Verse des Divan sind so leicht, so glücklich, so hingehaucht, so ätherisch, daß man sich wundert, wie dergleichen in deutscher Sprache möglich war" (Zur Gesch. d. schönen Lit. in Deutschland, I (1837). 132 flgde.).

Cholevius: „Aus resignirter Ergebung in das, was die Tage bringen, fließt sorgenfreier, heiterster Lebensgenuß. Der Geist erfreut sich an markigen Gedanken, hochfarbiger Schilderei, tiefer Sinnbilderei, nicht minder an den Tändeleien mit Liebe und Wein, an dem behenden Witze und der Alles besiegenden Virtuosität des Wortes" (Lit.-Gesch., II. 404).

unmittelbar auf einander liegende Gestein durch Feuergluth verändert, gebacken, verschlackt, angeschmolzen findet. Ich habe mir selbst diese Frage aufgeworfen und auch Andere ausrufen hören: Was gehörte für eine Gluth dazu, um eine solche Wirkung hervorzubringen! welch eine unterliegende Masse von Brennmaterial wäre wohl nöthig gewesen, um eine solche Steinmasse durchzuglühen! Hierauf erwidern wir, daß sich Anzeigen und Andeutungen finden, daß diese Gesteinlagen, sie mochten nun aus Schieferthon oder aus sonstigen Mineralkörpern bestehen, mit vegetabilischen Resten, Braunkohlen und sonstigem genugsam vertheilten Brennbaren durchschichtet gewesen, welches also, im Falle eines Erdbrandes, gar wohl von unten nach oben, von oben auf unten, nach allen Seiten hin glimmen, die einzelnen Gesteintheile mehr oder weniger angreifen, erfassen und verändern konnte. In dem Chausseegraben links, wenn man nach mehrgedachtem Bruche zu die Schlackenwerther Chaussee hinauffährt, sieht man Kohlenstreifen durch den aufgeschwemmten Letten sich hindurchziehen; bei Lessau findet man eine, von dem Erdbrande nicht erreichte Kohlendecke zwischen dem Porcellanjaspis und der Dammerde; auch haben wir im Innern gewisser brecciger Stücke noch wahrhaften, zerreiblichen, abfärbenden Kohlenantheil gefunden, der seinen Schwefelgeruch nicht verleugnet. Dahin deuten denn ebenfalls die im Innern von entschiedenen Schlacken zu findenden zarten Gipskrystalle, welche auf den alten Kohlen- und Kalkgehalt der ursprünglichen Mineralien hindeuten. Daß in dieser Gegend überhaupt selbst die letzten Niederschläge der Thon- und sonst sich schiefernden Erden mit Vegetabilien imprägnirt gewesen, läßt sich an mehreren Orten nachweisen. Bei dem Dorfe Grünlas, am Fuße des Sandbergs, findet sich ein Brandschiefer, welcher am Lichte sowie auf Kohlen brennt und einen erdigen Theil zurücklässt. Wie von später Formation dieser aber sei, läßt sich daran erkennen, daß sich Larven von Wasserinsecten von etwa einem Zoll Größe darin entdecken lassen, Blätterartiges aber nicht.

Hiernach wenden wir uns zu einer dritten Betrachtung, welche uns durch die große Mannichfaltigkeit der Producte unserer Erdbrände abgenöthigt wird, indem wir über dreißig Exemplare zusammenlegen können, welchen man sämmtlich mehr oder weniger einen Unterschied zugestehen muß; dies aber läßt sich daher gar wohl ableiten, daß der Erdbrand, auf das verschiedenste zwischen, über und neben Brennbarem liegende Ge-

ſtein zufällig wirkend, die mannichfaltigſten Erſcheinungen hervorbringen mußte.

Hier ſteht uns aber noch eine Arbeit bevor, welche auch ſchon begonnen iſt. Bei Vulkanen ſowie bei Erdbränden iſt für den Naturforſcher die erſte Pflicht, ſich umzuſehen, ob es wol möglich ſei, die urſprüngliche Steinart zu entdecken, aus welcher die veränderte hervorgegangen. Hiermit haben wir uns in der letzten Zeit ſorgfältiger als ſonſt beſchäftigt, deßhalb ſchon eine große Anzahl Gebirgsarten im Töpferfeuer gerüſt worden, wodurch uns denn merkwürdige Erſcheinungen von widerſpenſtigem und leicht angegriffenem Geſtein vorgekommen. Wir haben davon eine Sammlung angeordnet, wobei die urſprünglichen ſowol als die durchs Feuer gegangenen Exemplare zuſammengelegt und ordnungsmäßig mit Nummern bezeichnet ſind.

Dieſe Gegenſtände ſämmtlich, wie ſie vorliegen, bekannt zu machen und zu beſchreiben, würde zu unnützer und unerfreulicher Weitläufigkeit führen; wir werden daher nach denen uns durch die Erfahrung gewordenen Andeutungen weiter ſchreiten und unter Beiſtand des Herrn Hofrath Döbereiner das Unterrichtende in überdachter Folge vorzulegen bemüht ſein.

Bildung des Erdkörpers.[1])

Deutſchland, geognoſtiſch-geologiſch dargeſtellt von Chr. Keferſtein. Weimar 1821. Eine Zeitſchrift, zwei Hefte, 1ſtes: Generalkarte von Deutſchland, zwei Durchſchnitte von Süd nach Nord. 2tes Heft: Zwei Durchſchnitte von Weſt nach Oſt. Karte von Tirol.

Den Dank, welchen Freunde der Geognoſie Herrn Keferſtein ſchuldig werden, kann ihm Niemand froher und aufrichtiger abtragen als ich, da mir ſeine bedeutende Arbeit gerade zur rechten Zeit förderlich und nützlich wird. In einem Alter, wo man Reſultate wünſcht, ohne daß man ſich ſelbſt im Stande fühlte, in manchen Fächern zu einer Vollſtändigkeit von Erfahrung zu gelangen, das Längſtvorhandene mit dem Neuentdeckten

[1]) 1822. — A. d. H.

übersehbar zu verknüpfen, ist es höchst willkommen, wenn Jüngere unsern Vorsatz leisten, unseren Wunsch erfüllen.

Wenn ich gedenke, was ich seit funfzig Jahren in diesem Fache gemüht, wie mir kein Berg zu hoch, kein Schacht zu tief, kein Stollen zu niedrig und keine Höhle labyrinthisch genug war, und nun mir das Einzelne vergegenwärtigen, zu einem allgemeinen Bilde verknüpfen möchte, so kommt mir vorliegende Arbeit, insofern sich meine Forschung auf Deutschland bezog, sehr günstig zu Statten.

Wie ich also, theils zufällig, theils vorsätzlich, mit Land- und Gebirgstrecken bekannt geworden, was ich von Erfahrungen notirt, von Zeichnungen trefflicher Künstler aufbewahrt, an Gedanken fort und fort gehegt, das Alles wird sich jetzt deutlicher und kurzgefaßter entwickeln lassen, wenn ich, Herrn Keferstein's Karten und geognostische Zeitschrift immer vor Augen habend, Aelteres und Neueres darauf beziehe, wodurch ich denn, ohne daß ich ein zusammengreifendes Ganze zu liefern im Stande wäre, doch, indem ich mich an ein Ganzes anschließe, zu einer gewissen Einheit gelangen kann.

Herrn Keferstein's Unternehmen, sobald die wohlgelungene Arbeit mir zu Augen gekommen, erregte meinen ganzen Antheil, und ich that zu Färbung der geognostischen Karte Vorschläge; worauf sich diese gründen, entwickeln wir folgendermaßen.

Man durfte sich nicht schmeicheln, eine dem Auge vollkommen gefällige ästhetische Wirkung hervorzubringen; man suchte nur die Aufgabe zu lösen, daß der Eindruck, welcher immer bunt bleiben mußte, entschieden bedeutend und nicht widerwärtig wäre. Der Hauptformation, welche Granit, Gneis, Glimmerschiefer mit allen Abweichungen und Einlagerungen enthält, ertheilte man die Karminfarbe, das reinste, schönste Roth; dem unmittelbar anstoßenden Schiefer gab man das harmonirende reine Grün; darauf dem Alpenkalk das Violette, auch dem Rothen verwandt, dem Grünen nicht widerstrebend.

Den rothen Sandstein, eine höchst wichtige, meist nur in schmalen Streifen erscheinende Bildung, bezeichnete man mit einem hervorstechenden Gelbroth; den Porphyr andeuten sollte die bräunliche Farbe, weil sie überall kenntlich ist und nichts

verdirbt. Dem Quadersandſtein eignete man das reine Gelb zu, dem bunten Sandſtein ein angenehmes Chamois; dem Muſchelkalk blieb das reine Blau, dem Juraſalk ein Spangrün und zuletzt ein kaum zu bemerkendes Blaßblau der Kreidebildung.

Dieſe Farben neben und durch einander machen keinen unangenehmeren Eindruck als irgend eine illuminirte Karte, und vorausgeſetzt, daß man ſich immer der beſten Farbeſtoffe bediene, des reinſten Auftrags befleißige, werden ſie durchaus einen freundlichen, zweckmäßigen Anblick gewähren. Auf der allgemeinen Karte von Deutſchland fühlt man die Totalität; die Karte von Tirol, wo nicht alle Farben vorkommen, iſt charakteriſtiſch; man ſagt ſich gleich, daß man nichts Zerſtückeltes, nur große Maſſen gewahre; andere Gegenden werden andere Eindrücke verleihen. Das auffallende Schwarz des Baſaltes läßt ſich in Betracht der Bedeutſamkeit dieſer Formation gar wohl vergeben.

Wird nun der intendirte geognoſtiſche Atlas auf ſolche Weiſe durchgeführt, ſo wäre zu wünſchen, daß die Freunde dieſer Wiſſenſchaft ſich vereinigten und dieſelben Farben zu Bezeichnung ebendeſſelben Geſteins anwendeten, woraus eine ſchnellere Ueberſicht hervorträte und manche Bequemlichkeit entſtünde. Wir haben deshalb umſtändlicher ausgeſprochen, daß die vorliegende Färbung urſächlich und nicht zufällig angeordnet worden. Ueberhaupt wäre noch Manches zu beſprechen, ehe man Landkarten eigens zu geologiſchen Zwecken widmen und ſtechen ließe, da denn durch gewiſſe, vom Kupferſtecher ſchon eingegrabene Zeichen auch die Hauptepochen in ihren Unterabtheilungen kenntlich zu machen wären.

Marienbad überhaupt und beſonders in Rückſicht auf Geologie.[1])

Wir haben uns ſo viele Jahre mit Karlsbad beſchäftigt, uns um die Gebirgserzeugniſſe der dortigen Gegend gemüht und erreichen zuletzt den ſchönen Zweck, das mühſam Erforſchte und ſorgfältig Geordnete auch den Nachkommen zu erhalten.

[1]) Verfaßt 1821, veröffentlicht 1822. — A. d. H.

Ein Aehnliches wünschten wir für Marienbad, wo nicht zu leisten, doch vorzubereiten, und deshalb sei ohne Weiteres zum Werke geschritten.

Zuvörderst also möge von der Lage des Stiftes Tepl die Rede sein, dessen Polhöhe 49° 58′ 53″ 0 bestimmt worden. Ferner hat man durch Erfahrung und Rechnung gefunden, daß dasselbe 242 Pariser Klafter höher als die königl. Sternwarte zu Prag gelegen sei. Ist nun zugleich ausgemittelt, daß die äußerste Felsenspitze des Podhora (Podhorn-Bergs), an dessen östlichem Fuße Tepl gelegen, um 324 Pariser Klafter über gedachte Prager Sternwarte hervorragt, so folgt die Ueberzeugung, daß man sich auf einem der höchsten Punkte von Böhmen befinde.

Dies bestätigt die weite Aussicht, deren man schon auf einer Mittelhöhe genießt, ingleichen der Lauf sämmtlicher am genannten Berg entspringenden Gewässer; denn an der östlichen Seite des Rückens gießen mehrere Quellen ihre Wasser erst ostwärts nach dem Stifte zu und laufen sodann, nachdem sie verschiedene Teiche gebildet, vereint und nun Tepl genannt, unter Karlsbad in die Eger; andere, nicht weit abliegende an der Westseite, nur durch geringe Erhöhung gesonderte Quellen ergießen dagegen sich südwärts, bis sie endlich, mit vielen Bächen und kleinen Flüssen vereinigt, in der Gegend von Pilsen den Namen Beraun erhalten.

Nun aber bemerken wir, daß nachstehender Vortrag in Gegenwart von Keferstein's erster Karte geschieht, welche gleichfalls vorzunehmen der Leser freundlichst ersucht wird.

Die Urgebirgsmasse, welche den Raum von Karlsbad bis hierher einnimmt, südwestwärts mit dem Fichtelberg, nordostwärts mit dem Erzgebirge zusammenhängt, begreift vielfache Ausweichungen des Grundgesteins und Einlagerungen verwandten Gesteins, dessen Abänderungen wir bei und um Karlsbad weitläufig behandelt, bis Schlackenwald verfolgt und nun den vortigen Punkten von hier aus entgegenzugehen gedenken. Auch hier beginnen wir den Grund einer Sammlung zu legen, indem wir einen vorläufigen Katalog mittheilen, um einen Jeden zu eigenem Aufsuchen und Forschen zu veranlassen.

Wir haben jedoch bei Verfassung des Kataloges nicht die Vortheile wie in Karlsbad, wo die Felsen überall steil, ausgesprochen von Natur oder durch Steinbrüche aufgeschlossen und

von mehreren Seiten zugänglich gefunden werden; in dem Kessel aber (wenn man das Lokal so nennen soll, worin Marienbad liegt) sowie in der Umgegend ist Alles in Rasen, Moor und Moos verhüllt, von Bäumen überwurzelt, durch Holz- und Blättererde verdeckt, so daß man nur hie und da Musterstücke hervorragen sieht. Zwar kommt das jetzige Terrassiren, die mehr gangbaren Steinbrüche und sonstige Rührigkeit des Ortes dem Forscher zu Hilfe, doch tastet er nur in der nähern und fernern Lokalität schwankend umher, bis ein weiteres Untersuchen ihm auslangende Aufschlüsse gewähren kann.

Wir bemerken jedoch vorläufig, daß große Abänderlichkeit, das Schwanken der Urbildung gegen dieses und jenes Gestalten hier auffallend und merkwürdig sei. So kommen parzielle Abweichungen vor, die wir nicht recht zu benennen wissen; nicht etwa gangweise, sondern mit der Schichtung des Granits, wie er sich in mehr oder weniger gesenkte Bänke trennt, geht eine solche veränderte Bank, parallel sich hüben und drüben anschließend, fort und zeichnet sich dadurch aus, daß sie eine mehr oder minder abweichende Steinart bildet, einen Schriftgranit, oder gegen Jaspis, Chalcedon, Achat hingeneigt, wie wir bei einzelnen Nummern andeuten wollen.

Im Ganzen aber ist hier noch auszusprechen, daß, wie die Urbildung sich in allen Welttheilen gleich verhält, also auch hier um so mehr dieselben Phänomene vorkommen müssen, welche bei Karlsbad zu bemerken gewesen, deshalb wir uns künftig auf die dort beliebten Nummern beziehen werden.

Anleitender Katalog.

Granit betrachten wir als den Grund hiesiger Höhen; man findet ihn, gegenwärtig durch Bauanlagen entblößt, anstehend als Felsmasse und zwar an dem Hauptspaziergange, wo eben die Mauer vorgezogen wird; ferner in dem gräflich Klebelsbergischen Hof, wo er gleichfalls abgestuft zu sehen war, indem man die abschließende Mauer aufzuführen sich beeilte.

Da aber diese Stellen nach und nach verbaut werden, so hat man ihn künftig in den Steinbrüchen hinter und über der Apotheke zu suchen; nach jetzigen Beobachtungen aber darf man diesen Granit als eine große gegen Norden ansteigende Masse ansehen, welche gegenwärtig in Terrassen geschnitten wird.

1) Er ist von mittelmäßigem Korn, enthält aber bedeutende Zwillingskrystalle, nicht weniger reine Quarztheile von mäßiger Größe.

2) Derselbe Granit, jedoch von einer Stelle, die leicht verwittert; die Arbeiter nennen ihn den faulen Gang.

3) Ein anderer, höchst fester Gang aber, welcher mit jenem Granit verwachsen ist, hat kaum zu unterscheidende Theile und zeigt das feinste Korn, mit größeren und kleineren grauen porphyrartigen Flecken.

4) Ein Exemplar mit einem großen ovalen porphyrartigen Flecken.

5 u. 6) Er verändert sich in ein schiefriges Wesen, wobei er jedoch durchaus kenntlich bleibt.

7 u. 8) Die schiefrige Bildung nimmt zu.

9) Auch kommen röthliche quarzartige Stellen vor, gleichfalls gangweise. Exemplar mit anstehendem Granit Nr. 1.

10) Merkwürdige Abänderung, theils porphyr-, theils breccienartig, streicht diagonal durch den von Klebelsbergischen Hof nach der Apotheke zu.

11) Erscheint aber auch mitunter dem Jaspis, Chalcedon und Hornstein sich nähernd.

12) Darin bildet sich in Klüften ein Anhauch von den allerkleinsten weißen Amethystkrystallen.

13) Dergleichen, wo sich die Amethyste größer zeigen und hie und da schon eine Säule bemerken lassen.

14) Ein Nr. 10 ähnliches Vorkommen, gegen die Mühle zu.

15) Granit mit schwarzem Glimmer und großen Feldspathkrystallen, demjenigen ähnlich, welcher in Karlsbad gegen den Hammer anstieht. Hier fand man ihn nur in großen Blöcken umherliegen, ohne seinen Zusammenhang andeuten zu können.

16) Ein loser Zwillingskrystall, welche sich hier selten aus dem Gesteine rein auszusondern pflegen; der einzige, welcher gefunden ward.

Wir wenden uns nun zu der Schlucht über dem Kreuzbrunnen, wo der Glimmer überhand nimmt; wir haben von Nr. 17 bis 21 die Uebergänge bis ins allerfeinste Korn verfolgt.

22) Dergleichen, doch etwas von Verwitterung angegriffen, deshalb von gilblichem Ansehen.

23) Rothbräune quarzartige Stelle, gangartig eintretend.

Wir wenden uns nun gegen den Hammer-Hof; an dem Hügel

24) dorthin findet sich eine Granitart feinkörnig von fettem Ansehen.

25) Fleischrother Granit, in der Nachbarschaft, mit überwiegendem Quarz.

26) Quarz und Feldspath in noch größeren Theilen.

27) Schwer zu bestimmendes Quarzgestein.

Vorgemeldetes Gestein ist mehr oder weniger zu Mauern zu gebrauchen;

28) der Granit aber, welcher zu Platten verarbeitet werden soll, wird von Sandau gebracht.

29) Eine andere dem Granit verwandte Steinart, mit vorwaltender Porzellanerde, übrigens höchst feinkornig, welcher zu Fenstergewänden, Gesimsen und sonst verarbeitet wird. Vom Sangerberg bei Petschau.

30) Reiner Quarz, an der aufsteigenden Straße von Marienbad nach Tepl.

31) Schriftgranit, ebendaselbst.

32) Granit, an Schriftgranit anstoßend.

33) Gneis, an Schriftgranit anstoßend.

34) Granit, ein Stück Glimmerkugel enthaltend, im sogenannten Sandbruch hinter dem Amthause.

35) Nach der Verwitterung übrig gebliebene Glimmerkugel.

36) Schwankendes Gestein, in der Nähe von Nr. 33.

37) Granitischer Gang in schwarzem schwer zu bestimmenden Gestein, hinter der Apotheke auf der Höhe.

38) Dasselbe als Geschiebe.

39) Das problematische Gestein Nr. 36, mit anstehendem Glimmer.

40) Gneis, aus dem Steinbruche, rechts an der Straße aufwärts nach Tepl.

41) Gneis, von der rechten Seite der Straße nach Tepl.

42) Dergleichen, von der festesten Art.

43) Auch daher, von der Marienquelle angegriffen.

44) Eine Abänderung.

45) Gneis, aus dem Steinbruch, rechts an der Straße nach Tepl.

46) Gneis, dem Glimmerschiefer nahe kommend.

47) Gneis, von Petschau, in welchem die Flasern Zwillings-

krystalle sind, durch den Einfluß des Glimmers in die Länge gezogen. Dieses Stück besitz' ich seit vielen Jahren und habe dessen auch schon früher gedacht (s. Leonhard's Taschenbuch).

47a) Aehnliches Gestein, dieses Jahr als Geschiebe unter Marienbad im Bache gefunden.

48 u. 49) Desgleichen.

50) Hornblende, mit durchgehendem Quarz, zwischen Hohdorf und Auschowitz.

51) Desgleichen.

52) Hornblende, von der festesten Art.

53) Desgleichen, von der Marienquelle angegriffen.

54) Hornblende, mit Quarz durchdrungen.

55) Hornblende, mit röthlichem Feldspath.

56) Hornblende, mit rothem Feldspath eingewachsen.

57) Hornblende, mit Andeutungen auf Almandinen.

58) Gneis, wo die Almandinen deutlicher.

59) Gneis, mit deutlichen Almandinen.

60) Hornblende mit großen Almandinen.

61) Hornblende, mit Almandinen und Quarz.

62) Dasselbe Gestein, mit kleinern Almandinen.

63) Schweres festes Gestein von schiefriger Textur, mit Almandinen, dem Smaragdit aus Tirol ähnlich; ein Geschenk des Herrn Prälaten.

64) Ein ähnliches, von der Quelle angegriffen.

65) Von derselben Formation mit vorwaltenden Almandinen und Quarz.

66) Desgleichen, mit deutlichen Almandinen.

66a) Die Almandinen isolirt.

67) Hornblende, mit feinen Almandinen, von der Quelle angegriffen.

68) Dasselbe Gestein, wo die Almandinen von außen sichtbar.

69) Dasselbe, von dem feinsten Gefüge.

70) Gebackter Quarz, an welchem die Wände der Einschnitte durchaus mit feinen krystallen besetzt sind; von einem losen Klumpen in der Gegend des Gasbades.

70a) Quarz, fast durchgängig, besonders aber auf den Klüften krystallisirt als weißer Amethyst, von der Chaussee, die nach der Flaschenfabrik führt; der Fundort bis jetzt unbekannt.

70b) Feldspath, mit Hornsteingängen, von derselben Chaussee; gleichfalls unbekannt, woher.

71) Hornblende, nicht weit unter Wischkowitz.
72) Salinischer Kalk, unmittelbar am Gneise anstehend, von Wischkowitz.
73) Derselbe, jedoch mit Andeutung des Nebengesteins.
74 u. 75) Der Einfluß des Nebengesteins thut sich mehr hervor.
76) Kalk und Nebengestein in einander geschlungen; hier manifestirt sich Schwefelkies.
77) Grauer, feinkörnig-salinischer Kalk, den Bauleuten besonders angenehm.
78) Trapsteinartiger Kalk mit unreinen Krystallen, gleichfalls von daher und den Bauleuten beliebt.
79) Etwas reinere Kalkspathkrystalle, von daher.
79a) Bergkork, welcher zuweilen zu entstehen scheint und nach feuchter Witterung in den Klüften von Wischkowitz gefunden wird.
80) Ganz weißer salinischer Marmor von Michelsberg, gegen Plan zu.
81) Grauer Kalkstein.
82) Basalt, von dem Rücken des Podhora.
83) Serpentin und Pechstein.
84) Anstoßendes Urgestein.

Vorstehendes Verzeichniß wird von Wissenschaftsverwandten, die das immer mehr besuchte und zu besuchende Marienbad betreten, gewiß freundlich aufgenommen; es ist freilich für Andere sowie für uns selbst nur als Vorarbeit anzusehen, die bei der ungünstigsten Witterung mit nicht geringer Beschwerlichkeit unternommen worden. Sie giebt zu der Betrachtung Anlaß, daß in diesem Gebirge zur Urzeit nahe auf einander folgende, in einander greifende verwandte Formationen sich bethätigt, die wir nach Grundlage, Abweichung, Sonderung, Wirkung und Gegenwirkung geordnet haben, welches freilich Alles nur als Resultat des eigenen Nachdenkens zu gleichem Nachdenken, nach überstandener Mühe zu gleicher Mühe und Weise auffordern kann.

Basalt. Zu Nummer 82.

Im Böhmischen heißt Podhora eigentlich unter dem Berge und mag in alten Zeiten nicht sowol den Berggipfel,

Carriere, der den Sufismus des Mewlana und Saadi mit der deutschen Mystik (Eckhart) vergleicht: „Die im Orient begonnene Poesie ist in Goethe's West-östlichem Divan, nach Vollendung ihres Kreislaufs durch die Völker, zu ihrem Ursprunge zurückgekehrt" (Kunst, im Zusammenh. der Kulturentwicklung, Bd. III).

Scherr: „Der Divan machte Herder's Hinweisungen auf den Orient für die deutsche Literatur erst recht fruchtbar und nährte die Idee der Weltliteratur" (Lit.-Geich., II. 251).

Sehr verschieden unter sich lauten die Aussprüche der eigentlichen Literaturgeschichtsschreiber, je nach den allgemeinen Gesichtspunkten, von welchen sie ausgehn. Gervinus, Goedeke und Gruppe verhalten sich hier vor Allem polemisch. „Der Divan", sagt Gervinus, „machte in unserer Lyrik Epoche", aber „Goethe gab damit das Signal, aus der Freude an dem Thätigen in das Quietistische mit ihm zurückzuwandeln"; „der ganze Quietismus des Alters spricht sich in jener körperlosen, nebelhaften und unfaßlichen Lyrik aus", „das Trübe und Unbegreifliche erreicht hier seine Spitze" (Geich. d. deutschen Dichtung, V. 648 flgde.). Besonnener ist Goedeke's Urtheil, nur leider getrübt durch mehrere unhaltbare Voraussetzungen,*) während Gruppe's Darstellung**) eine fast ununterbrochene Kette von Irrthümern

*) Grundriß, II. 662 u. 663, und Einleitung zu Bd. II. der Goethischen Werke, Cotta, 1872.

**) Geich der deutschen Dichtung, IV. 517 bis 522. Noch erwähnen wir beiläufig Tieck's Kritische Schriften, II. 233 und die Polemik des Nürnberger Hoffmann, Goethe's Dichterwerth, S. 214 ff.

als dessen Flanken, Seiten und Umgebung bedeutet haben, wie denn viele böhmische Ortschaften die Lokalität gar bezeichnend ausdrücken. In späterer Zeit, wo die Nationalnamen in deutsche verwandelt wurden, hat man Podhorn-Berg gesagt; dies würde aber eigentlich heißen Berg unterm Berg, wie wir ja dergleichen ähnliche pleonastische Verdoppelung belachen, wenn von einem Chapeaubas-Hut die Rede ist. Deshalb erlaube man uns die kleine Pedanterie, durchaus Podhora zu sagen, und verstehe hier zu Land immer den Podhorn-Berg darunter.

Wer zwischen dem Stifte Tepl und Marienbad reist, kommt über den Abhang dieses Berges und findet einen bis jetzt freilich höchst beschwerlichen Weg über Basaltklumpen, welche dereinst zerschlagen, sich zur bequemsten Chaussee fügen werden. Wahrscheinlich ist die Kuppe des Berges selbst, die waldbewachsen sich in der Gegend auf eine besondere Weise hervorthut, gleichfalls Basalt, und wir finden also diese merkwürdige Formation auf einem der höchsten Punkte in Böhmen. Wir haben dieses Vorkommen auf der Referstein'schen Karte von Tepl aus etwas links, ein Wenig unter dem fünfzigsten Grad, mit einem schwarzen Punkte bezeichnet.

Serpentin und Pechstein. Zu Nummer 83.

Daß in der Gegend von Einsiedel Serpentin vorkomme, daß derselbe auch einigermaßen benutzt werde, war bekannt, wie denn die Umfassung des Kreuzbrunnens daraus gearbeitet worden; daß er also mit dem Urgebirg in einem unmittelbaren Zusammenhang stehen müsse, ließ sich schließen.

Nun fand er sich auch unverhofft bei Marienbad, an der mittlern Höhe des Bergs, der, an der Südwestseite des Badeorts aufsteigend, auf einem Pfade zugänglich ist, der links von dem Thiergarten, rechts von dem Mühlbach begrenzt wird. Der Zusammenhang mit den ältesten Formationen mag sich bei besserem Wetter und günstigern Umständen auffinden lassen. Feuchtes Moos und Gestrüpp, faule Stämme und Felstrümmer waren für diesmal hinderlich; doch konnte man mit dem Gelingen der ersten Beobachtung noch immer zufrieden sein.

Man entdeckte einen Feldspath mit dunkelgrauen, schiefrigen Lamellen, von einer weißen Masse durchzogen, mit dem

lichen eingeschlossenen Quarztheilen, und man glaubte hier eine Verwandtschaft mit dem Urgebirg zu erkennen. Unmittelbar daran fand sich schwarzgrüner, schwerer Serpentin, sodann leichterer, heller grün, durchzogen mit Amianth, worauf der Pechstein folgte, gleichfalls mit Amianth durchzogen, meist schwarzbraun, seltener gelbbraun.

Die Masse des Pechsteins war durchaus in kleinere Theile getrennt, deren die größten etwa sechs Zoll an Länge betragen mochten. Jedes dieser Stücke war ringsum mit einem grauen, staubartigen, abfärbenden Ueberzug umgeben, der nicht etwa als Verwitterung in den Pechstein hineindrang, sondern nach dem Abwaschen diesen glänzend wie auf frischem Bruche sehen ließ.

Im Ganzen schienen die Stücke des Pechsteins gestaltlos, von nicht zu bestimmender, unregelmäßiger Form; doch glaubt' ich eine Anzahl auswählen zu können, welche einen vierseitigen, mehr oder weniger abgestutzten, auf einer nicht ganz horizontalen Basis ruhenden Obelisk vorstellte.

Da der Naturforscher überzeugt ist, daß Alles nach Gestalt strebt und auch das Unorganische erst für uns wahren Werth erhält, wenn es eine mehr oder weniger entschiedene Bildsamkeit auf eine oder die andere Weise offenbart, so wird man ihm vergönnen, auch bei problematischen Erscheinungen die Gestalt anzuerkennen und das, was er überall voraussetzt, auch im zweifelhaften Falle gelten zu lassen.

Dienstag den 21. August.

Nachdem wir uns denn so umständlich mit den einzelnen Felspartien beschäftigt, so möchte wol eine allgemeine landschaftliche Ansicht erfreulich sein; ich erhalte daher das Andenken einer Spazierfahrt, die mir unter gefälliger Leitung des freundlichen Hauswirths, Herrn von Breseke, höchst genußreich und unterrichtend geworden.

Es war seit Monaten der zweite ganz vollkommen reine, heitere Morgen; wir fuhren um 8 Uhr an der Ostseite des Thales die Teplet Chaussee hinauf, welche an dem rechter Hand anstehenden Gneis hergeht. Sogleich am Ende des Waldes auf der Höhe zeigte sich fruchtbares Erdreich und eine Fläche, die zunächst eine Aussicht in ferne Gegenden versprach. Wir lenkten rechts auf Hoddorf zu; hier stand der Berg Podhora links vor uns, indem wir rechts die Weite des sich ostwärts erstreckenden Pilsner Kreises übersahen. Verborgen blieben uns Stadt und

Stift Tepl. Aber nun öffnete sich gegen Süden eine unübersehbare Ferne, wo die Ortschaften Haballadrau und Mileschau zuerst in die Augen fielen; wie man aber weiter vorrückte und sich gegen Südwest ungehindert umsah, konnte man die Lage von Plan und Kuttenplan bemerken; Dürrmaul zeigte sich, und das Bergwerk Trehbacken war auf den jenseitigen Höhen deutlich zu erkennen. Die vollkommen wolkenlose Atmosphäre ließ, wenn auch durch einigen Höherauch, die ganze Gegend bis an ihre letzten Grenzen überschauen, ohne daß irgend ein augenfälliger Gegenstand sich hie oder da hervorgethan hatte.

Das ganze übersehbare Land ist anzusehen als Hügel an Hügel in immer fortdauernder Bewegung. Höhen, Abhänge, Flächen, keineswegs kontrastirend, sondern ganz in einander übergehend; daher denn Weide, Wiese, Fruchtbau, Wald immerfort abwechseln, zwar einen freien, frohen Blick gewähren, aber keinen entschiedenen Eindruck hinterlassen.

Bei solchem Anblick werden wir nun ins Allgemeine getrieben und sind genöthigt, Böhmen, wenn wir das Gesehene einigermaßen begreifen wollen, uns als einen tausend- und abertausendjährigen Binnensee zu denken. Hier fand sich nun theils eine steilere, theils eine sanftere Unterlage, worauf sich nach und nach bei rücktretendem Wasser Schlamm und Schlick absetzte, durch deren Hin- und Wiederwogen ein fruchtbares Erdreich sich vorbereitete. Thon und Kieselerde waren freilich die Hauptingredienzien, wie sie in dieser Gegend der leicht verwitternde Gneis hergiebt; da aber weiterhin südwärts, an der Grenze der Schieferbildung, der frühere Kalk schon hervortritt, so ist auch im Lande eine fernere Mischung zu vermuthen.

In seiner Abgeschlossenheit bildet Böhmen von dieser Seite einen ganz eigenen Anblick; der Pilsner Kreis, wie ich ihn heute gesehen, erscheint als eine kleine Welt deshalb ganz sonderbar, weil das in mäßigen Höhen gegen einander sich bewegende Erdreich Wälder und Fruchtbau, Wiesen und Weiden durch einander unregelmäßig dem Auge darbietet, so daß man kaum zu sagen müßte, inwiefern Höhen oder Tiefen auf eine oder die andere Weise vortheilhaft benutzt seien.

Die durchaus quellreichen Höhen, die nicht weniger wasserführenden Vertiefungen geben zu mancherlei Teichen Gelegenheit, die sich theils zur Fischerei, theils zu technischen Unternehmungen reichlich herbieten, und was sonst Alles noch aus solchem Zusammenwirken entspringen mag.

Auf unserem heutigen Wege konnte man abermals bemerken, was für alle Gegenden gilt, daß zwar die höheren, urbar gemachten Berg- und Hügelflächen zu einem mäßigen Fruchtbau Gelegenheit geben, daß aber, sowie man tiefer hinabkommt, der Vortheil sogleich bedeutend wächst, wie sich an dem sehr schön stehenden Winterkorn und dem wohlgerathenen, in die Blüthe tretenden Lein wahrnehmen ließ.

Zu bemerken ist auch hier der Konflikt klimatischer Breite und gebirgischer Höhe; denn diese Gegend, die wir heute bei herrlichem Sonnenschein durchzogen, liegt noch etwas südlicher als Frankfurt am Main, aber freilich viel höher. Denn das Stift Tepl ist 2172 Pariser Fuß über der Meeresfläche berechnet, und am gestrigen ganz heitern zwanzigsten August stand das Thermometer Mittags auf 13, das Barometer aber auf 26. 5. 1, auf einem Punkte, wohin es vom Achtzehnten an schwankend gestiegen, und von dem es den Einundzwanzigsten Nachmittags schon wieder herabgesunken war. Wir lassen dieses bedeutende Steigen und Fallen hiebei tabellarisch abdrucken und fügen zu weiterer Betrachtung den Barometer- und Thermometerstand auf der Jenaischen Sternwarte hinzu.

August.

Stift Tepl.

Tag.	Stunde.	Barometer.	Thermometer.
18. Aug.	Abends	7. — 26. 1. 9.	— 14. 3.
19. —	Früh	6. — 26. 2. 4.	— 10. 6.
— —	Mittags	12. — 26. 3. 2.	— 12. 7.
— —	Nachm.	3. — 26. 3. —	— 12. 8.
— —	Abends	7. — 26. 3. 3.	— 11. 9.
20. —	Früh	6. — 26. 3. 9.	— 5. 4.
— —	Mittags	12. — 26. 5. 1.	— 13. —
— —	Nachm.	3. — 26. 4. 10.	— 13. 7.
— —	Abends	7. — 26. 4. 10.	— 13. 4.
21. —	Früh	6. — 26. 4. 4.	— 6. 7.
— —	Mittags	12. — 26. 4. 8.	— 15. —
— —	Nachm.	3. — 26. 3. 7.	— 16. 2.

Jena.

18. Aug.	Abends	8. — 27. 9. 4.	— 14. 0.
19. —	Morg.	8. — 27. 10. 7.	— 13. 2.

Tag.		Stunde.	Barometer.			Thermometer.	
19.	Aug.	Nachm.	2.	27.	11. 4.	17.	0.
—	—	Abends	8.	28.	— —	16.	5.
20.	—	Morg.	8.	28.	0. 2.	9.	0.
—	—	Nachm.	2.	28.	0. 5.	19.	5.
—	—	Abends	8.	28.	— —	13.	8.
21.	—	Morg.	8.	28.	— —	11.	0.
—	—	Nachm.	2.	27.	11. 8.	21.	0.
—	—	Abends	8.	27.	11. 6.	14.	4.

	Pariser Fuß.
Aus vielen Beobachtungen auf der Sternwarte zu Jena folgt ihre Höhe über der Meeresfläche .	374. 4.
Nach vorläufiger Berechnung obenstehender beiden Tabellen liegt das Stift Tepl höher als Jena .	1601. 6.
Also betrüge die Höhe des Stifts über der Meeresfläche	1976. —
Nach Aleis David in seinem Heft: Bestimmung der Polhöhe des Stifts Tepl, betrüge dessen Höhe über der Meeresfläche	2172. —
Welches eine Differenz gäbe von	196. —

Welche sich wol in der Folge bei fortgesetzten, mehr konformen Beobachtungen ausgleichen wird, ob wir schon unsere Angabe von 1976 Par. Fuß für sicherer zu halten Ursache haben.

Abschluß.

Mit Bedauern fühlen wir uns hier durch die Bogenzahl ermahnt, von einer erfreulichen Lokalität, einem interessanten Gegenstand und guter Gesellschaft Abschied zu nehmen. Wenn wir auch unsern Lesern überlassen, von der Marienbader Oertlichkeit, den Vorzügen der dortigen Anlagen und Einrichtungen, dem heilsamen Einwirken der Wasser, und was von dorther sonst zu erfahren wünschenswerth ist, sich durch mehrere hievon handelnde kleinere und größere Hefte zu unterrichten, so hätte ich doch umständlicher und dankbarer gedenken sollen, wie sehr ich in meinen geologischen Zwecken von vielen Seiten her gefördert worden.

Unter Vergünstigung des Herrn Prälaten Reitenberger wurden mir vom Herrn Subprior, dem Anordner und Aufseher

des im Stifte Tepl neu errichteten Mineralienkabinets, mehrere böhmische Seltenheiten verabreicht. Herr Graf Sternberg hat mich durch seine beiden Hefte der vorweltlichen Flora, wie nicht weniger durch bedeutende Exemplare der in den Steinkohlenwerken gefundenen Pflanzenabdrücke geehrt und beglückt. Herr Kreisbaurtmann Breinl zu Pilsen versah mich reichlich mit den Eisensteinen von Rokisan, mit ausgezeichnet schönen Wavelliten und andern interessanten Mineralkörpern. Die Herren Graf Klebelsberg, Baron von Brescke, Gradl und Heitler ließen es an Beiträgen nicht ermangeln, und gern gedenk' ich auch einiger Bergleute und Steinarbeiter, die mir manches Kunsterzeugniß zutrugen.

Der Verlauf des mit der 81ten Nummer abgebrochenen Katalogs wird künftig Reisende und Kurgäste auf gar manchen interessanten Fund aufmerken lassen.

Recht und Pflicht.[1])

Wenn der Naturforscher sein Recht einer freien Beschauung und Betrachtung behaupten will, so mache er sich zur Pflicht, die Rechte der Natur zu sichern; nur da, wo sie frei ist, wird er frei sein, da, wo man sie mit Menschensatzungen bindet, wird auch er gefesselt werden.

Eins der größten Rechte und Besugnisse der Natur ist, dieselben Zwecke durch verschiedene Mittel erreichen zu können, dieselben Erscheinungen durch mancherlei Bezüge zu veranlassen. Nachstehendes diene zum Beispiel.

Schon im Jahre 1822 wurden die Naturfreunde, die sich im Marienbad geognostisch beschäftigten, auf den Einfluß hingewiesen, welchen die dort so stark wirkenden Dunstarten selbst auf das Urgestein ausübten, indem sie einige Theile desselben völlig aus- und aufzehrten, andere unverändert stehen ließen und so ein löchriges, oft blasenartiges Gestein darstellten.

---

[1]) 1824. — M. d. H.

Feldspath und Glimmer war es eigentlich, den sie feindselig behandelten, selbst die Almandine blieben nicht ausgeschlossen; der Quarz indessen blieb fest, starr und unberührt.

Im Jahr 1823 beachtete man dergleichen Vorkommen genauer; man veranlaßte eine Sammlung, welche schon an und für sich, besonders aber mit dem unversehrten Originalgestein in Vergleichung gebracht, höchst merkwürdig ist. Die aufgelösten Theile nähern sich der Porzellanerde, daher die Exemplare, indem auch der Quarz weiß ist, meistentheils ein helles Ansehen haben. Der Katalog von dem vorliegenden Gestein bildete sich folgendermaßen:

Durch das Gas des Marienbrunnens angegriffenes Grundgebirg.

1) Grobkörniger Granit mit schwarzem Glimmer;
2) feinkörniger Granit;
3) feinkörniger Granit mit schiefriger Textur;
4) ein Stück von mittlerm Korn;
5) Quarzgang, woran die Zellen des Feldspaths noch zu sehen;
6) Granit, wo der Quarz überwiegend war;
7) drei kleinere dergleichen;
8) Gneis von mittlerm Korn;
9) desgleichen etwas gröber;
10) desgleichen noch gröber Korn;
11) beinahe dasselbe, nur feiner;
12) desgleichen ganz leicht;
13) desgleichen von dem allerfeinsten;
14) Hornblende mit Almandinen;
15) gesundes Gestein, nur von außen angegriffen;
16) desgleichen mehr und schon zellig;
17) desgleichen beinahe ganz aufgezehrt;
18) ganz zellig, die Almandine nur wenig bemerkbar;
19) ein kleines Stück, mit noch aufsitzenden Almandinen;
20) völlig bimssteinartig, ohne Kennzeichen des Originalgesteins;
21) ein dem Glimmerschiefer verwandtes Gestein mit großen Almandinen, die im gesunden Zustande als schwarze Punkte sichtbar sind;

22) ausgefressener Gneis, von der rechten Seite der Straße nach Teyl;

23) porphyrartiges Gestein, als Gangart im Granit vorkommend, wo blos die feinen Gänge vom Quarz stehen geblieben;

24) besondere Aufmerksamkeit verdient ein zelliger Quarz, dessen Entstehung dadurch deutlich wird, daß man sehen kann, wie das Gas theilweise das in den Zwischenräumen noch hie und da sichtbare Eisen aufgelöst und weggenommen hat.

Böhmen,

vor Entdeckung Amerika's ein kleines Peru,

von Andr. Chr. Eichler. Prag 1820.[1])

Dieses kleine, aus fünf Bogen bestehende Heft kommt mir bei gegenwärtigen Arbeiten sehr zu Statten, denn man wird dadurch klar, was von den in der böhmischen Geschichte legendenartig aufgeführten Bergwerksreichthümern zu denken sei; man erfährt, wie die im Ganzen zwar mäßigen, aber doch immer bedeutenden Metallerzeugnisse des inneren Böhmens in früherer Zeit, bei unvollkommenen Anstalten des Bergbaues, immer doch gefruchtet, wie aber die grenzenlosen Kriegsverwüstungen mehrerer Jahrhunderte das Vorbereitete vernichtet und neuen Angriff fast unmöglich gemacht.

Was die verschiedenen Kreise liefern und leisten, wird angezeigt, dann folgt ein alphabetisches Register der Fossilien, welche in Böhmen gefunden werden; sodann aber wird auf das Nillasberger und Moldauer Erzrevier ein theilnehmender Blick geworfen und die Mittel, den Bergbau wieder ins Leben zu rufen, einsichtig angegeben.

Wir haben auf unserer diesjährigen Laufbahn viel Nutzen von diesem Büchlein gezogen, und Niemand, der mit geognostischem, geologischem, erzkognostischem Sinne Böhmen betritt, sollte es an seiner Seite vermissen.

---

[1]) 1822. — A. d. Q.

Wir haben an Keferstein's Unternehmen sehr gebilligt, daß er sich im Allgemeinen gehalten hat und so die in sich verschiedentlich abweichenden, schwankenden, wechselseitig übergehenden Abweichungen des frühesten Urgebirges mit reiner, schön rother Farbe und die Schieferbildung mit der rein grünen bezeichnet hat, einem Jeden überlassend, die Lebendigkeit so mancher Uebergänge sich aufzusuchen und zurecht zu legen; ebenso billigen wir, daß er Alles, was nicht Muschel- und Jurakalk ist, mit der Farbe des Alpenkalks violett bezeichnet.

Wie wir uns nun vorgenommen, nach solcher Anleitung dasjenige, was sich mit Farben nicht ausdrücken läßt, mit Worten nachzubringen, so geben wir Folgendes zu bemerken: Mit dem Thonschiefer kommt nicht allein ein älterer Kalk zum Vorschein, sondern es tritt noch ein eigener Umstand hervor, daß auch lebendige Wesen, wie noch jetzt, zu Auferbauung von Hügeln und Höhen mitgewirkt. In der geognostischen Karte von Deutschland finden wir von Pösneck bis Gera einen violetten Streifen zunächst an jenem Orte breiter, gegen den letzteren zugespitzt. Diese Linie, von Pösneck, Oppurg u. s. w. ist ein rauher, barter, wildgebildeter Kalkstein, meistens aus Madreporen gebildet und, so viel sich bemerken läßt, unmittelbar auf den Schiefer des Voigtlandes aufgesetzt, worauf man denn nordwärts der Orla hinabfolgend, gegen das Saalthal zu, in die Region des bunten Sandsteins gelangt, auf welchen zuletzt der Muschelkalk sich auflagert, wie gedachte Karte deutlich ausweist.

Auch in Böhmen fanden wir an zwei Orten einen solchen Kalk, der jenen Geschöpfen sein Dasein verdankt, einmal ohnfern Franzensbrunnen, an dem Wege nach Karlsbad, sodann aber bei Traunitz, eritem Dorfe von Eger nach Sandau.

Noch zu erwähnen aber haben wir eines zwar entfernten solchen Felsens, welcher als Korallenklippe in dem Urmeer von Bedeutung war; es ist der Hübichenstein am Harz, der als zweite Vignette in von Trebra's Erfahrungen vom Innern der Gebirge zu sehen ist. Eine vom Rath Kraus bei unserm Aufenthalt auf dem Harz im Großen vortrefflich gezeichnete Abbildung, welche ich noch besitze, ist hier verklemert. Freund Trebra aber spricht davon folgendermaßen: „Ein Kalkfelsen am Iberge obnweit der Kommunion-Bergstadt Grund, der so hoch und so schmal, gegen die Höhe genommen, dem Hereinsturze wol nicht entgangen sein würde, wenn nicht seine ganze

Maſſe mit Korallengewächſen, Madreporen, Fungiten und andern Waſſergeſchöpfen durchflochten wäre. Er ſteht in Maſſe da, ohne alle regelmäßig abgetheilte Lager. Die Spalten und Hohlungen oder Druſen, welche man äußerlich an ihm findet, berühren ſich nicht, laufen zum größten Theil perpendikular und nur auf ſehr kleine Längen fort."

Intereſſant wäre es, zu bemerken, an welche Formation dieſe organiſchen Reſte ſich anſchließen; die von mir beobachteten beziehen ſich aufs Uebergangsgebirge; im Flötzgebirg bin ich keinen begegnet.

Der Weg von Eger nach Sandau geht über ungeheuere Anhäufungen von Quarzgeſchieben oder vielmehr kleiner Quarztrümmer und iſt deswegen ſo wie die darauf folgende Kunſtſtraße bequem fahrbar; das am Fuß ſich ausbreitende Thal liegt ſo flach, daß man nicht zu unterſcheiden weiß, wohin die wenigen Waſſer ziehen. Kurz vor Sandau geben die leicht zertrümmerbaren Quarzfelſen zu Tage aus, hinter dem Orte erſcheinen bald hervorſtehende Reſte von Granit, die uns hier wie an mehreren Orten zeigen, daß eine große reine Quarzformation den Granit begleite.

Keferſtein ſetzt in Böhmen den rothen Sandſtein zwiſchen Poddorſam und Rakonitz, wie die gelbrothe Farbe auf der Karte deutlich ausdrückt; dieſe Formation zieht ſich nach Weſten faſt bis gegen Buchau und greift alſo aus dem Rakonitzer in den Saatzer Kreis. Nun wollen wir von einer verwandten Gebirgsart, dem Weißliegenden im benachbarten Pilſner Kreiſe, einige Kenntniß geben, ob wir gleich nicht beſtimmen können, inwiefern ſie mit dem Rothliegenden unmittelbar zuſammenſtoße.

Zwiſchen den Herrſchaften Theuſing und Breitenſtein finden ſich vom Weißliegenden drei Brüche: zu Drachau, Kamenahora (Steinberg), Bothſtuhra; ſie liefern ſeit langer Zeit Mühlſteine

in den Thatsachen und von darauf gegründeten falschen Schlüssen bildet. Eine gerechtere und umsichtigere Behandlung erfährt der Divan von Rosenkranz*) und in den Literaturgeschichten von Hillebrand (II. 260 flgde.), Vilmar (S. 484 der 11. Auflage, „Vermählung der orientalischen Stoffe mit deutschem Geiste", „Stempel der Klassicität"), J. Schmidt und H. Hettner. Der ausgezeichneten Darstellung des Letzteren (III. 3., Abth. 2. S. 547 bis 550) können wir überall nur beitreten, mit Ausnahme zweier Punkte, daß nämlich um das Jahr 1814 in Goethe's dichterischer Kraft eine plötzliche Wendung eingetreten sei und daß die „wichtigste Gruppe" des Divan dem Naturkultus der Perser gelte. Dieser wird jedoch nur in den beiden Gedichten des elften Buchs verherrlicht, während im Allgemeinen der Koran die orientalisch-religiöse Grundlage des Divan ausmacht. Auch Lewes würdigt denselben sehr richtig, wenn schon auch hier hinsichtlich der Noten sein barockes Urtheil über Goethe's Prosa hervortritt.

Reichenhall im Juni 1872.

*) Goethe und seine Werke, S. 494 ff.

für einen großen Theil von Böhmen, auch werden solche in das Ausland verführt; man bricht sie von der feinkörnigsten Art bis zu der grobkörnigsten, in welcher letzteren große Geschiebe mit eingebacken sind; das Bindungsmittel ist zum Theil Porzellanerde, sie haben die nöthige Härte und lassen sich gut schärfen.

In der Müller-Knollischen Sammlung sind sie unter Nr. 97 eingeführt. Jeder in dieser Gegend Reisende kann sich von solcher wirklich interessanten Gebirgsart die mannichfaltigsten Exemplare verschaffen, wenn er von den alten Mühlsteinen Stücke herunterschlägt, welche in der Nähe von jeder Mühle umherliegend und eingepflastert gefunden werden. In Sandau ist eine Niederlage frischer Mühlsteine.

Ferner sollen in Rokizan auch Mühlsteine gefördert werden von einer Gebirgsart, welche auch zu Schriftplatten an den Häusern her gelegt werden. Ich habe keine Beispiele davon gesehen; der Karte nach müßt' es eine neuere Formation sein, vielleicht festere Bänke des Sandsteins, der in der Gegend die Kohlen bedeckt.

Die Herrschaft Walsch im Rakoniter Kreise ist der Aufmerksamkeit des Geognosten werth; daselbst kommt Hyalith vor auf Thonschieferklüften, und zwar auf dem Schaafberge daselbst; auch finden sich in gedachter Herrschaft im Kalkschiefer größere und kleinere Fische, ja Blätter. Eine Formation, die also wohl der Oeninger zu vergleichen wäre.

Der sogenannte Bouteillenstein wird gefunden zu Kornhaus bei Schlan.

Was ich schon vor Jahren gehört, was sich mir aber nicht bestätigt hatte, daß bei Lessau zwischen Karlsbad und Schlackenwerth fossile Mammalienknochen sich gefunden hätten, ward mir wieder erzählt.

Sonntags den 29. Juli.

In der Tiefe des Thals, zwischen Gibacht und Siebdichtar, ließ Fürst Metternich einen hohen Brückenbogen errichten, um der Chaussee von beiden Seiten gelindern Abhang geben

zu können: Alles iſt noch im Werden, außer der Brücke. Als wir uns nun derſelben näherten, fanden wir einen großen, länglich-viereckten Block des feinſten Sandſteins mitten im Wege abgeladen, den wir ſogleich als ein Erzeugniß außerböhmiſcher Formation anerkannten.

Auf Erkundigung erfuhren wir, daß dieſe Maſſe von Berneck aus dem Baieriſchen hierher geſchafft ſei, beſtimmt, auf der Brücke aufgeſtellt zu werden mit bezeichnender Inſchrift, wenn man die Verbeſſerung des Wegs und die leichtere Kommunikation zu danken habe.

Die Schwierigkeit des Transports dieſer Maſſe war groß, wie ſie denn auch bei Eger ſchon einmal ſtrandete. Wir freuten uns der geologiſchen Einſicht, daß wir dieſe Steinart ſogleich ausländiſch angeſprochen, und als uns Keferſtein's Karte in den bunten Sandſtein wies, fanden wir uns durchaus befriedigt.

Brandſchiefer.

Hellbraun, zimmetfarben, biegſam bis auf einen gewiſſen Grad, in ſehr dünne Blätter zu trennen, auf ſeinen Ablöſungen zeigen ſich Larven von Waſſerthieren, auch glaubt man Grashalmen darin zu entdecken. Durch die Linſe betrachtet, ſcheint er faſt ganz aus den feinſten Glimmertheilchen zu beſtehen, daher denn auch wol ſeine Theilbarkeit.

An der Kerzenflamme leicht entzündlich, nicht lange fortbrennend, vielen Ruß entwickelnd und einen eigenthümlichen durchdringenden, aber nicht widerwärtigen Geruch. Im Töpferfeuer verliert er ſeine Biegſamkeit, ſchwillt wellenförmig auf, und ob er gleich theilweiſe zuſammenſintert, kommt doch hier ſeine grenzenloſe Theilbarkeit erſt recht zum Vorſchein.

Da unſere Freunde dieſes Mineral für intereſſant anſprachen, ſo möchten wir ſie gern an Ort und Stelle des Vorkommens hinweiſen, welches aber einige Schwierigkeit hat. Wir fanden ihn in Böhmen, Elbogner Kreis, eine Stunde über Zwodau nach Karlsbad hin; da kömmt man an einem Teich vorbei, denſelben links laſſend, bergunter, durch einzeln ſtehende Kiefern in eine Tiefe. Da führt ein Steg über ein beinahe ſtillſtehendes Waſſer, und von da an geht an einer Sandhöhe die Straße bergauf. Links iſt nun ein Kiefer- und Fichtenwald, in dieſem findet ſich funfzig bis hundert Schritte hinein eine

Schlucht, vom Waſſer geriſſen, wo dieſer Schiefer an der rechten Seite verſteht; es ſind mehrere Lager, die zuſammen wol zwei Lachter und drüber mächtig ſein können. Wenn man ſich bei vorſtehender Beſchreibung vielleicht jener Andeutungen erinnern dürfte, womit Reineke Fuchs den König Nobel zwiſchen Kreckelborn und Hüſterloh an die Stelle gewieſen, wo der wichtige Schatz zu finden ſein ſollte, ſo müſſen wir die Naturfreunde um Verzeihung bitten; man verlangte von uns die genauſte Beſtimmung, und wir haben ſie nicht anders zu geben gewußt.

Die Geſellſchaft des vaterländiſchen Muſeums in Böhmen.[1])

Wie ſehr ich mich ſeit geraumer Zeit für die böhmiſche Naturgeſchichte, beſonders Geologie und Oryktogneſie, intereſſirt, darf ich hier nicht betheuern, indem die früheren Hefte davon genugſames Zeugniß ablegen. Und ſo war mir denn bei meinen geringen, unterbrochenen, unzulänglichen Bemühungen ſchon ſeit einigen Jahren höchſt erfreulich zu vernehmen, daß in der Hauptſtadt Prag ein allgemeines Muſeum im Werke ſei, welches nicht allein die Gegenſtände der Naturgeſchichte, ſondern was auch von hiſtoriſcher und literariſcher Bedeutung iſt, in ſich aufnehmen und verſammeln werde. Nach ernſtlich thätigen Vorbereitungen kam 1818 ein proviſoriſcher Verein zu Stande, deſſen Abſichten höchſten Orts 1820 allergnädigſt genehmigt wurden. Am Ende des Jahres 1822 verſammelte ſich endlich der permanente Verein, wählte in der Perſon des Herrn Grafen Kaspar Sternberg ſich einen Präſidenten, wodurch denn die Anſtalt auf das Sicherſte gegründet erſcheint.

Die bei dieſer Gelegenheit gehaltene Rede des Herrn Obriſt Burggrafen von Kolowrat-Liebſteinsky unterrichtet uns von dem ſchon bedeutend angewachſenen Grundvermögen der Geſellſt, es ſei an Kapitalien, Verlagsartikeln, wie auch von dem bei einem ſo bedeutenden Unternehmen hinreichenden Lokale; ferner vernehmen wir die Ausdehnung des wiſſenſchaftlichen Beſitzes an Büchern, Manuſkripten und Originalurkunden, von Sammlungen, die ſich auf Geologie und Oryktogneſie des Königreiches erſtrecken, bedeutenden Herbarien und zur auswärtigen Geognoſie

[1]) 1823 — K. v. H.

Gehörigem. Es fehlt nicht an böhmischen Alterthümern und Seltenheiten aller Art, welche nun schon zum Theil in Ordnung aufgestellt sind, zum Theil aber noch Vermehrung und Anordnung erwarten.

Sodann möchten wir aus der Rede des verehrten Herrn Präsidenten nur wenige Worte ausziehen, welche auf die wechselnden Lebensschicksale eines so bedeutenden Mannes hinweisen; derselbe spricht folgendermaßen:

„Die ehrenvolle Auszeichnung, die mir durch das schmeichelhafte Zutrauen meiner Landsleute in diesem Augenblicke geworden ist, erscheint mir als ein Wink der höheren leitenden Vorsehung, welche mich nach einer fünfundzwanzigjährigen Abwesenheit aus meinem Mutterlande, nachdem die ganze Richtung meiner frühern Laufbahn durch die Unbilden der Zeit verschoben, was ich mit jugendlichem Muth für die Zukunft gebaut, für die Wissenschaften gewirkt hatte, in stürmischen Kriegstagen zerstört worden, zu dem väterlichen Herd zurückführte, um im Herbst meiner Tage auf eine unerwartete Weise die Erfüllung oft gehegter, stets mißlungener Wünsche zu erleben, mich den Wissenschaften ganz widmen zu können und auf dieser Bahn dem Vaterlande meine letzten Kräfte zu weihen.

„Für den besten Willen und die reinsten Absichten kann das Wenige, das ich seit dreizehn Jahren meines Hierseins zu leisten vermochte, Bürge sein; doch darf ich mir nicht verhehlen, daß ungeachtet des Vielen, das in kurzer Zeit für das Museum geschehen ist, noch weit mehr zu thun übrig bleibt, um diese Anstalt auf jenen Standpunkt der Zweckmäßigkeit zu erheben, der in unsern Tagen strenge Anforderung der Wissenschaften, besonders der Naturkunde, geworden ist."

Hieraus können wir uns denn die fromme tröstliche Lehre ziehen, daß, wer in sich selbst tüchtig gegründet, einen edlen Zweck im Auge hat, durch äußere Umstände zwar beschädigt und gestört, niemals aber von seinem Ziel abgelenkt werden kann, das sich ihm zuletzt oft wie durch ein Wunder selbst anbietet.

Die musterhafte Vaterlandsliebe, die sich schon so oft in Böhmen hervorgethan, auf die Hauptstadt als ihren Mittelpunkt zugewirkt und sich zu ähnlichem Zweck schon früher regsam bewiesen, sehen wir aufs Neue hier in geregelter Thätigkeit, welche nicht ohne Segen und Gedeihen bleiben kann.

Eine besondere Gunst, mich als Ehrenmitglied sogleich auf-

genommen zu sehen, empfinde ich tief und bedaure nur, daß spätern Jahren jene Regsamkeit nicht eigen ist, die mich früher innerhalb dieses Kreises beglückt. Doch soll auch das, was zu leisten mir noch Kräfte übrig bleiben, dieser hohen und würdigen Anstalt angehören und treulich gewidmet sein.

Indem ich Vorstehendes abschließe, erhalte ich die neueren Verhandlungen der Gesellschaft des vaterländischen Museums in Böhmen, und zwar das erste Heft. Da solches in die Hände aller Natur- und Wissenschaftsfreunde gelangen muß, so sage ich hier nur so viel, daß wir dadurch erfahren, was bei der ersten ordentlichen allgemeinen Versammlung den 26. Februar 1823 vorgegangen. Der Geschäftsleiter des Museums, Fürst von Lobkowitz, giebt nähere Kenntniß von dem Beginn der Gesellschaft, ihren Grundgesetzen und deren allerhöchsten Bestätigung, ein Verzeichniß der an diesem Tage gewählten Männer, dem Herrn Präsidenten und Verwaltungsausschuß, den wirkenden Mitgliedern, den Ehrenmitgliedern, wo ich meinen Namen an rühmlicher Stelle bescheiden dankbar aufgezeichnet finde. Sodann folgt eine Rede des Herrn Präsidenten, die uns besonders die Naturwissenschaft überblicken läßt, so daß ein jeder Freund derselben, er arbeite nun im Stillen, einzeln oder zu Mehreren gesellt, sich prüfen kann, ob er in diesem Geschäft das Werthe und Würdige leistet. Einige Beilagen lassen uns in ältere Zeiten zurückschieben, und die ganze Verhandlung zeugt von der Thätigkeit edler, würdiger, einsichtiger Männer, die ein so großes Geschäft mit Besonnenheit und Sicherheit übernehmen.

Denn groß ist es freilich und unübersehbar; die Gesellschaft setzt sich in den Mittelpunkt eines ausgedehnten und doch geeinigten konzentrirten Reiches, das auf beinahe tausend Quadratmeilen die Menschenmasse von dreimalhunderttundvierzig Tausend über drei Millionen enthält. Denkt man, was dazu gehört, die einzelnen Fähigen zur Bildung eines so wichtigen Zentrums heranzufordern und hier Produkte aller Art zu sammeln, dann aber wieder auf Alle hinauszuwirken, so daß der Zentralbesitz bis an die Peripherie lebendig werde, so überschaut man im Allgemeinen mit Bewunderung die übernommene Aufgabe und sieht, daß zu ihrer Lösung nicht allein wohl-

wollende und unterrichtet thätige Männer, sondern zugleich an hohen Stellen wirkende Personen, der obersten Macht näher stehende Gewalthaber erfreut werden. Und daraus folgt alsobald, daß weder Königreich noch Kaiserthum einer solchen Wirksamkeit Grenzen setzen dürfte; sie wird sich vielmehr auch auf die übrige Welt ausbreiten und, indem sie zu eigenen Zwecken verschreitet, auch als anreizendes Beispiel den übrigen vorleuchten, die sich in diesen schönen, freien Regionen zu bemühen beschäftigt sind.

Aus dem mannichfaltigen bei meinem letzten Aufenthalt in Böhmen Beobachteten und Gesammelten füge ich hier nur Weniges hinzu, das Weitere mir für die folgenden Hefte vorbehaltend.

Fossiler Backzahn, wahrscheinlich vom Mammut. Er wird schon über dreißig Jahre bei einer Familie der Stadt Eger aufbewahrt, welche die Ueberzeugung hegt, daß solcher in einem diesem Hause gehörigen Kalksteinbruch bei dem Dorfe Dölitz sei gefunden worden. Genanntes Gut sowol als der ehemalige Kalksteinbruch liegt auf einer mäßigen Höhe am linken Ufer der Eger, etwa eine Viertelstunde unter der Stadt. Der Bruch wird gegenwärtig nicht mehr benutzt und scheint oberflächlich gewesen zu sein, da man die Stätte zusammenpflügen konnte, ohne daß auf den Aeckern eine sonderliche Vertiefung merkbar geblieben wäre. Einzeln finden sich noch Stücke von dichtem Kalkstein mit entschiedenen Resten von Schalthieren, auch auf den Aeckern viele tuffirte Kalksteine, die man mit einiger Einbildungskraft für organische Gebilde halten könnte, sich aber darüber völlig zu entscheiden nicht wagen darf.

Der Zahn selbst ist ein Backzahn; er gleicht ziemlich nahe der Cuvier'schen Figur (III. Band, 3. Platte, 4. Nr.), befindet sich außer der Kinnlade und hat nur drei Abtheilungen, wovon die mittlere mit gedachter Abbildung übereinstimmt und vollkommen erhalten ist, an der vordern und hintern aber ist Einiges beschädigt. Ist nun obengedachte Figur ein Viertheil der Größe, so wird unser Exemplar etwas kleiner sein; denn es erreicht nur das Drittel des Maßes jener. Das Email ist grau und sehr gut erhalten, so wie auch die innere Ausfüllung vom reinsten und dunkelsten Schwarz erscheint.

Von diesem, nunmehr ins Prager Museum gestifteten

fossilen Backzahn besorgte ich Abgüsse, betrachtete sorgfältig die Kupfer zu Cuvier's drittem Bande und versäumte nicht, in dem dazu gehörigen Text zu studiren. Ich sendete hierauf einen Gipsabguß an Herrn d'Alton nach Bonn mit der Aeußerung: „Dieser Backzahn möchte wol zwischen die kleineren Mastodonten und größeren Tapire mitten inne zu stellen sein. Sie werden ihm seinen Platz am Sichersten anweisen." Hierauf erhielt ich folgende Antwort: „Der fossile Zahn scheint mir sehr merkwürdig. Bei einer unverkennbaren Verwandtschaft mit dem Mastodont unterscheidet er sich doch wesentlich von allen dahin gehörigen, mir bis jetzt bekannt gewordenen Formen. Höchst erwünscht und besonders wichtig sind nach meiner Ansicht an diesem schätzbaren Fragment die äußeren noch unentwickelten Lamellen, welche zu beweisen scheinen, daß überall noch ursprüngliche Entwickelungsformen vorliegen und die eigenthümliche Gestalt der Kauflächen nicht durch ein Abreiben der Spitzen entstanden. Ohne dieses besondere Merkmal könnte dieser Zahn wohl auf ein tapirartiges Thier gedeutet werden."

Wie es sich denn eigentlich damit verhalte, werden wir durch die Vorsorge der Gesellschaft des Prager Museums vernehmen, von woher uns eine Abbildung und nähere Bestimmung zugedacht ist.

Anthrazit mit gediegenem Silber. Gewiß gehört dies Fossil zu den seltenern, indem es ein Gemeng von Quarz und Anthrazit ist, in welchem gediegen Silber, Eisenoxyd und etwas Kupferoxyd vorkömmt und man meines Wissens diese Art des Vorkommens vom gediegenen Silber noch nicht kennt. Schon beim genauen Betrachten unter der Lupe erkennt man das als mikroskopisch kleine Punkte in verschiedenen Vertiefungen des Minerals liegende gediegene Silber.

Es besteht in 100 Theilen aus:

42, 5 Anthrazit,
30, 5 Quarz,
22,75 Eisenoxyd,
1, 5 Kupferoxyd,
2,37 Silber (gediegen),
99,62.

Jena. Dr. Goebel.

In die Erscheinung eines solchen Minerals an sich schon sonderbar genug, so ist das geologische Vorkommen desselben ebenfalls wunderbar zu nennen. Um sich davon einigermaßen einen Begriff zu bilden, nehme man Spezialkarten von Böhmen vor sich und betrachte den Gebirgsrücken, der den Bilmer vom Elbogner Kreise trennt und zugleich den Wasserlauf nordwärts nach der Eger, südwärts nach der Moldau entscheidet. Auf dem nördlichen Abhange im Elbogner Kreise findet man das Gut Neugenerzi, bei welchem ein Eisenhammerwerk betrieben wird, dessen gegenwärtiger Besitzer, Herr Baron Junker, auf Eisenstein mutete in dem Tepler Stiftsbezirk, nicht weit von Einsiedel, zunächst bei einem kleineren Orte, Sangerberg genannt.

Um nun die der Gewinnung des Eisensteins hinderlichen Wasser abzuleiten, wurde ein Stollen getrieben, und zwar durch festes grünsteinähnliches Gebirg. Nachdem man nun bis zehn Lachter durchgebrochen hatte, fand sich ungefähr zwei Schuh unter der Erdoberfläche ein loses, mit braunem Staub überzogenes, durchklüftetes Quarzgestein, worunter man denn auch silberhaltiges entdeckte. Dieses Vorkommen wurde jedoch durch einen Letten wieder abgeschnitten; sobald sich aber wieder ebenso loses Gestein zeigte, fand man auch wieder einigen Gehalt. Die Stufen, die man von diesem Mineral erlangen konnte, sind klein und unansehnlich und unterscheiden sich wenig von den größern unförmlichen und mit einem braunen Staube überzogenen Quarzstücken.

Betrachtet man nun das Gebirg im Ganzen, so macht Granit und Gneis die Hauptmasse, welche aber schon bei Marienbad zum Pechstein überzugehen geneigt ist und bei Einsiedel Serpentin und Amianth in bedeutenden Massen sehen läßt.

Folgesammlung,[1])

welche ich vorzüglich dem Herrn Besitzer, sodann auch eigener Forschung verdanke:

a) Serpentin vor Sangerberg;
b) Aehnliches Gestein, etwas tiefer nach Sangerberg;

---

[1]) Veröffentlicht 1824. — A. d. H.

c) Strahlstein daher;
d) Gangart im Serpentin;
e) Festes Gestein von einer Eisenzeche;
f) Eisenstein, frischer Anbruch drei Lachter unter Tage mit Andeutung von Silber;
g) Glaskopf ebendaher;
h) Gebirgsart nicht fern vom Silbergange;
hh) Gebirgsart, zunächst an dem Silbergange;
i) Quarzstein am Silbergange hinstreichend;
k) Zwanzigmarkige Erzschwärze mit Gangart;
l) Dergleichen ohne Gangart;
m) Dergleichen Silberschwärze mit etwas Weißgültig;
n) Mehrere kleine Stücke von ähnlicher Art; auch pulverisirte Silberschwärze;
o) Silberschwärze mit Uranglimmer;
p) Dergleichen im zelligen Quarz;
pp) Gangart des zelligen Quarzes ohne Silberschwärze;
q) Vier Stücke mit derselben und anderer Gangart, auch Andeutung von Silberschwärze;
r) Derber Kobalt;
s) Körniger Kobalt;
t) Soll der feinste von höchster blauer Farbe sein;
u) Zwei Wismuth;
v) Zelliger Quarz mit Silberschwärze und Uranoxyd.

Kammerbühl.

Am 30. Juli 1822 begegnete mir das Glück, mit Herrn Grafen Kaspar Sternberg, den Herren Berzelius, Pohl und Grüner den Kammerberg zu besteigen, diese ewig merkwürdige, immer wieder besuchte, betrachtete und immer wieder problematisch gefundene, weit und breit umherschauende, mäßige Erhöhung. Der vulkanische Charakter ward nicht verkannt, die Vorstellung näherte sich der schon früher (Zur Naturwissenschaft, Bd. I. S. 70[1]) gemachten, wie auch der dort natürlich befundene Vorschlag genehmigt ward. Das Nächste wurde nun sein, herzumwärts die Stunde zu bestimmen,

[1] S. oben S. 347. — A. d. H.

in welcher man den Stellen unter der Haurthöhe durchzuführen habe, um auf der Seite des weißen Sandes, der ſich nordwärts am Fuße im Felde zeigt, durch den Berg zu gehen, dergeſtalt daß man nicht zu weit weſtwärts an das feſte Geſtein gelangte. Der zu erwartende Aufſchluß wäre dann, ob man auf dem weißen Sande ununterbrochen auf der Südſeite wieder an den Tag käme, oder ob man auf eine ins Tiefere gehende feſtere oder mehr lockere Maſſe gelangte und ſich dadurch einer Eruption aus dem Innern verſicherte. Läge nun dieſer Hügel in einem eingerichteten Bergrevier, ſo würde das Unternehmen bequemer einzuleiten ſein; doch auch hier möchte es nicht an genugſamer Anordnung und Aufſicht fehlen. Gegenwärtig wären Vorarbeiten zu beſorgen, wodurch man der Ausführung um einige Schritte näher käme, von der man das Beſte hoffen darf, da an der thätigen Theilnahme des Grundbeſitzers, Herrn Grafen von Zedwitz, nicht zu zweifeln iſt.

Eger, den 6. Auguſt 1822.[1])

Wunderbares Ereigniß. Da die Ueberzeugung ſo trefflicher Männer, mit denen ich den Kammerbühl abermals beſuchte, gleichfalls eine vulkaniſche Erſcheinung hier zuzugeben geneigt ſchien, ſo mußte mir's um deſto mehr auffallen, als ein junger, munterer Badegaſt, der Naturforſchung auch auf ſeine Weiſe ergeben, von meinem untermeeriſchen Vulkane und deſſen ſucceſſiven Exploſionen, woraus ich zugleich Schmelzung und Stratifikation zu erklären gedacht, nicht ſonderlich erbaut ſchien. Mit beſcheidener Höflichkeit trug er mir ſeine Meinung vor, die dahinaus ging: hier ſei auch wie in dem übrigen Böhmen ein Pſeudovulkan zu ſchauen. Man müſſe ſich, meinte er, beim erſten Anblick der Stratifikation überzeugen, daß dieſe Gleichheit der Lagen nicht einer Folge von Eruptionen zugeſchrieben werden könne, ſondern in ſolchem Falle Alles viel tumultuariſcher und wilder ausſehen würde. Es ſeien aber Kohlen und Glimmerſchiefer, zu gehörigen Theilen vermiſcht, niedergelegt und alsdann die ganze Schichtung entzündet worden; nun laſſe ſich ſchon eher denken, daß nach dem Ausbrennen die ſämmtlichen Schichten ſo ruhig konnten über einander liegen bleiben,

[1]) Veröffentlicht 1823. — A. d. H.

Errata und Zusätze:

IV. 3 beruht auf deutschen Denksprüchen; s. Textrevision zu S. 59. Statt Dulden ist dort zu lesen dulden.

Den Schluß von V. 8 möchten wir schließlich doch in Porchat's Auffassung versiehn; s. Textrevision zu S. 86.

In der Note S. 96, drittletzte Zeile, muß es Vater heißen statt Sohn.

Von VI. 29 giebt Prof. Hitzig die neue Erklärung, daß der Spruch von dem aufs Trockene gerathenen Fische gelte, indem er übersetzt:

„Uebe Wohlthat, wirf den Fisch ins Meer;
Weiß es der Fisch nicht, der Schöpfer weiß es."

(S. Zeitschrift d. D. Morgenl. Ges., Bd. 14. S. 562 ff.)

In der Note zu VI. 51 ist Sand statt Stroh, und S. 131, Zeile 3 Andern zu lesen statt andern, endlich S. 167 in der Note zu Nr. 48, Zeile 5 von unten der Passus Ta. XLIII („Der weltenzeigende Spiegel") zu streichen.

wie man ja auch bei andern Pseudovulkanen, sobald man einen Durchschnitt wie hier im Großen übersehen könne, die früheren Schichtungen gar wohl bemerke.

Ich zeigte ihm die Schwierigkeiten, die bei dieser Erklärungsart noch übrig blieben, und trug ihm meine Hypothese als befriedigend vor, wogegen er mir neue Schwierigkeiten nachzuweisen wußte. Und so standen wir gegen einander, durch ein doppeltes Problem geschieden, durch Klüfte, die Keiner zu überschreiten sich getraute, um zu dem Andern zu gelangen; ich aber, nachdenklich, glaubte freilich einzusehen, daß es mehr Impuls als Nöthigung sei, die uns bestimmt, auf eine oder die andere Seite hinzutreten.

Hiedurch mußte bei mir eine milde, gewissermaßen versatile Stimmung entstehen, welche das angenehme Gefühl giebt, uns zwischen zwei entgegengesetzten Meinungen hin und her zu wiegen und vielleicht bei keiner zu verharren. Dadurch verdoppeln wir unsere Persönlichkeit, und in solcher Gemüthsverfassung konnte mir nachgemeldete Schrift nicht anders als höchst willkommen sein.

Ueber den Bau und die Wirkungsart der Vulkane in verschiedenen Erdstrichen.

Von Alexander von Humboldt.

Berlin 1823.*)

Genanntes Heft, von Freundes Hand verfaßt und zugesendet, nehme ich dankbarlichst auf, indem es zu keiner gelegenern Zeit bei mir anlangen konnte. Ein weit umsichtiger, tiefblickender Mann, der auch seine Gegenständlichkeit, und zwar eine grenzenlose, vor Augen hat, giebt hier aus diesem Standpunkt eine Ansicht, wie man sich von der neuern ausgedehntern vulkanischen Lehre eigentlich zu überzeugen habe.

Das Aeußerste Studium dieser wenigen Blätter, dem Buch-

*) 1823. – A. d. H.

staben und dem Sinne nach, soll mir eine wichtige Aufgabe lösen heißen, soll mich fördern, wenn ich versuche, zu denken wie ein solcher Mann, welches jedoch nur möglich ist, wenn sein Gegenständliches mir zum Gegenständlichen wird, worauf ich denn mit allen Kräften hinzuarbeiten habe. Gelingt es, dann wird es mir nicht zur Beschämung, vielmehr zur Ehre gereichen, mein Absagen der alten, mein Annehmen der neuen Lehre in die Hände eines so trefflichen Mannes und geprüften Freundes niederzulegen.

Zur Naturwissenschaft und Morphologie, zwei Bände von Goethe, findet man durch drei bedeutende Männer in der Jenaischen Allgemeinen Literatur-Zeitung, Nr. 101 und folgende, so günstig als ausführlich recensirt; der Verfasser sprach sich nach dem ersten Lesen darüber aus, wie folgt:

Und so hab' ich denn der Parze großen Dank abzustatten, daß sie mich, nicht etwa nur wie den Proteslaus, auf eine vergnügliche Nacht, sondern auf Wochen und Tage beurlaubt hat, um das Angenehmste, was dem Menschen begegnen kann, mit Heiterkeit zu genießen. Durch wohlwollende, einsichtige, vollkommen unterrichtete Männer seh' ich mich günstig geschildert, und zwar so recht durch und durch erkannt und aufgefaßt, mit Neigung das Gute, mit Schonung das Bedenkliche dargestellt — ein ehrwürdiges Beispiel, wie Scharf- und Tiefblick, mit Wohlwollen verbunden, durch Beifall wie durch Bedingen, Warnen, Berichtigen sogleich zur lebendigsten Förderniß behilflich sind.

Bekenn' ich jedoch: es hat etwas Apprehensives, wenn das, was wir leidenschaftlich wollten und allenfalls leisteten, als Bilderreihe, wie Banquo's Könige, an uns vorüberzieht; die Vergangenheit wird lebendig und stellt sich uns dar, wie wir sie selbst niemals gewahr werden konnten. Diesmal freilich nicht als leere Schattenumrisse, sondern scharf in allen Theilen ergriffen und ausgeführt.

Hiebei muß ich aber bemerken, daß jene höchst schätzenswerthe, ehrenvolle Schilderung erst nur im Allgemeinen und von ferne betrachtet werden; ich nehme sie mit in die böhmischen Bäder, um mich daran zu prüfen und zu erbauen. Schon jetzt aber fühl' ich mich, durch freundliche Forderungen angeregt,

sehr geneigt, manches Frühere wieder aufzunehmen, das mir als zerstückelt nirgendwo sich anzuschließen schien, nun aber nach solcher gegebenen Uebersicht gar wohl sein Plätzchen finden wird.

Die Punkte sodann, worüber so würdige und im Ganzen gleichdenkende Männer sich mit mir nicht vereinigen können, nochmals genau zu überlegen, den Grund einer solchen partiellen Differenz aufzusuchen, wird mir die angenehmste und lehrreichste Pflicht sein.

Zur Gegnosie und Topographie von Böhmen.[1])

Bei Betrachtung der Gegnosie von Böhmen, eines Königreichs, das sich vollkommen abgeschlossen zeigt, das, rings von Gebirgen umgeben, seine ausströmenden Gewässer fast alle nur eigenen Quellen verdankt, ist höchst merkwürdig zu beobachten, wo sich doch wol irgend eine Ausnahme finden möchte. Wir wenden uns zuerst an die Eger, die, in Baiern entsprungen, schon als bedeutendes Wasser nach Böhmen eintritt, sodann zur Wondra, dem Bache, der, gleichfalls in Baiern entspringend, doch in Böhmen als der erste sich mit der Eger vereinigt.

Müssen nun bei allen Untersuchungen der jetzigen Erdoberfläche und besonders des nutzbaren Theils, dessen Werth uns so nahe liegt, die Restagnationen des uralten Meers unsere Aufmerksamkeit reizen, so haben wir die Einbildungskraft bis zu jener Zeit zurückzuführen, wo das böhmische Binnenmeer bis an den Fichtelberg reichte und dort mit Vor- und Zurücktreten gar manche, jetzt reichlich fruchttragende Flächen bildete. Nachfolgendes möge hiezu eine Einleitung sein.

Fahrt nach Dogrod.

Freitag den 30sten Juli.[2]) Wir fuhren von Eger ab südwärts; der Weg geht durch aufgeschwemmtes Erdreich, worin

[1]) Verfaßt 1820, veröffentlicht 1821. — A. d. H.
[2]) Des Jahres 1822. — A. d. H.

sich neben den losen Kieseln auch Breccien finden. Zufällig trafen wir eine von weißen größern und kleinern Quarzstücken, durch ein Bindungsmittel von schmalem, zartem Strauseisenstein zusammengekittet.

Die Eisengruben, auf die wir unsere Fahrt richtet, sind unfern Pograd in einem aufgeschwemmten, von Glimmerschiefer herrührenden Gerölle. Die eine Grube war 16 Lachter tief. Erst trifft man auf ein weißgelbliches, thonartiges, gebrochenes Gestein; in weniger Tiefe finden sich die Eisensteine, zufällig zerstreut. Ihre Entstehung erklärt man sich wohl: ein überall flüssig verbandener Eisengehalt durchdrimat das Aufgeschwemmte und verkittet es zu größeren und kleineren Breccienmassen. Sie liegen als Knollen, oft konzentrisch anzusehen; der größte diesmal verbandene ovale mochte im Durchschnitt eine Elle sein, auch hier war das zum Grunde liegende zusammengebackene Konglomerat gar wohl erkennbar. Dieser Eisenstein ist hell- und dunkelbraun. Die Arbeiter zeigten aber auch einen eingeschlossenen weißen, den sie für besonders reichhaltig erklärten.

In diesem Konglomerat und neben demselben findet sich Holz, zerstückt, zerstreut, mit dem Gestein verwachsen, auch versteint. Wenn nun in der frühsten Zeit ein solches braunkohlenartiges Holz vom Eisengehalt ergriffen ward, so durchdrang er dasselbe und verwandelte solches in seine Natur, wovon mir sehr schöne Stücke schon in Marienbad zu Theil wurden. Es enthält in hundert Theilen 62,7 metallisches Eisen.

Man machte uns eine über dem Bach liegende Halde bemerklich; dort hatten sie einen Stollen in den abhängigen Hügel getrieben und in dem funfzehnten Lachter einen quer liegenden Baum durchfahren, der noch zu beiden Seiten anstieht. Auch hievon sind mir bedeutende Exemplare früher verehrt worden, die mich eigentlich auf diese Gegend aufmerksam gemacht.

Pograd ist eine Herrschaft, Herrn Joseph Gabler, Ritter von Adlersfeld, gehörig; das Flüßchen Wondra fließt vorbei, worin der Bach Kidron, von Kinsberg herabkommend, sich einmündet. Die Gegend ist ungleich, kleinhügelig, auf eingewurzelte ruhige Wasser der Urzeit hindeutend.

Das Flüßchen Wondra giebt uns bei geologischen Betrachtungen manchen Aufschluß, es kommt aus der Oberpfalz

und zeiget an, daß der höchste Rücken der europäischen Wasserscheide an dieser Stelle durch Baiern gehe.

Der Bach Kidron hat wahrscheinlich seinen Namen den zweiunddreißig Stationen zu danken, die sich hier dem linken Ufer nähern; diese, vor uralten Zeiten errichtet, nach aufgehobenen Klöstern in Verfall gerathen, wurden im Verlauf der letzten Jahre durch eine alte Frau, die ein gesammeltes Almosen hierzu verwendete, vollkommen wiederhergestellt. Schon im vorigen Jahre erzählte mir der Postillon von Eger auf Sandau mit frommer Bewunderung, wie das gute Mütterchen an der ersten Station bettelnd so lange verharrt und gespart, bis sie dieselbe herzustellen, Maurer, Tüncher, Maler und Vergolder zu bezahlen im Stande gewesen. Ebenso habe sie bei der zweiten verfahren, da sich denn schon reichlichere Gaben und Hülfsarbeiten hinzugesellt, bis sie nach und nach durchgerieht und nunmehr Anstalten mache, die letzte Hand daran zu legen.

Wir besuchten also den Oelberg, welcher als Schluß und Gipfel der ganzen frommen Anstalt zu betrachten ist; auch dieser wird bald fertig sein, wie man denn Alles schon dazu in Bereitschaft hielt. Sauber zugehauene Granitpfosten, worin die Latten des Geheges eingelassen werden sollen, liegen umher, und man sieht an den Splittern, daß Steinhauer daran beschäftigt sind, sie ins Reine zu arbeiten; auch finden sich frische Haufen Thonschiefer zu irgend einem Mauerwerk. Offenbar ist dieses der Granit, welcher bei Sandau gebrochen wird (Nr. 28 unsers Marienbader Verzeichnisses), wahrscheinlich durch Bittfuhren herbeigebracht, wie denn auch der eigentliche Oelbergshügel bald wieder eingehegt und den Garten Gethsemane darzustellen geeignet sein wird.

Die Jünger schlafen noch im Grase von alten Zeiten her mit bunten Gewändern, fleischfarbenen Gesichtern, braunen und schwarzen Bärten, daß man darer erschrecken könnte; der tröstende Engel nimmt noch den Gipfel ein, aber den Rücken kehrt ihm der von seiner Stelle gehobene Heiland; auch dieser ist von Stein und angemalt, nur die betenden Hände fehlen, welche gewiß nächstens restaurirt werden.

Indessen spricht in einer nächsten Halle Judas Verrath und Christi Gefangennehmung, schon aufgefrischt, die Augen lebhaft an. Und so sehen wir in frommer Beharrlichkeit eine bejahrte Bettlerin dasjenige wiederherstellen, was Mönche mit den Rücken ansahen, da sie sich selbst nicht mehr erhalten

konnten. Beobachten wir doch auch hier, wie Alles zu seinem Anfange zurückkehrt! Die ersten Stifter vieler nachher so hoch besuchten geistlichen Anstalten waren einzelne Einsiedler und Büßer; wer weiß, was sich hier für die Zukunft gründet? Nächsten Grünen Donnerstag wird sich gewiß ein großer Zulauf einfinden.

Unter diesen Betrachtungen sah man auf dem Berge gegenüber St. Laurette liegen, ein Nonnenkloster, das munter in der Gegend umherschaut, welches der Staat aber, wie so viele andere, zu sich genommen hat. Man sieht es weit und breit, denn es ist von außen frisch angeweißt.

Wir stiegen in die flache breite Tiefe hinab, welche beide Höhen scheidet; sie hatte in uralten Zeiten ein See bedeckt, dessen Wasser, den aufgelösten Glimmerschiefer hin und her schlämmend, einen den neuesten Bedürfnissen höchst willkommenen Thon absetzte. Sonst bediente man sich zu den Eger Sauerbrunnenflaschen eines ähnlichen Thons, der in der Tiefe unter Altenstein zu graben ist; nun wird er aber sowol für Franzensbrunnen als für Marienbad von hier genommen; er steht oft 20 Fuß tief unter der Oberfläche und wechselt in weißen und grauen Lagen ab. Der letztere wird zu gedachten Flaschen oder Steingut verarbeitet, welches kein wiederholtes Feuer auszuhalten braucht, dahingegen der weiße zum Töpfergeschirr höchst brauchbar ist. Er wird in mäßigen Quadraten gewonnen, ohngefähr wie der Torf; die Lagen sind ungleich und ungewiß, daher der unvermeidliche Raubbau, den man immer getadelt, beklagt und fortgesetzt hat.

Wir begaben uns auf das Schloß Kinsberg am Fuße der Höhe von Laurette; es ist auf starkdurchsauren Thonschiefer gegründet. Der ganz erhaltene, auf dem Fels unmittelbar aufruhende runde Thurm ist eines der schönsten architektonischen Monumente dieser Art, die ich kenne, und gewiß aus den besten römischen Zeiten. Er mag hundert Fuß hoch sein und steht als prächtige toskanische Kolossalsäule unmerklich kegelförmig abnehmend.

Er ist aus Thonschiefer gebaut, von welchem sich verschiedene Reihen gleichförmiger Steine horizontal herumschlingen, der Folge nach, wie sie der Bruch liefern mochte; kleine röthliche, die man fast für Ziegel halten könnte, behaupten ringförmig die mittlere Region; graue plattenartige größere bilden gleichfalls ihre Zirkel oberwärts, und so geht es ununterbrochen

bis an den Gipfel, wo die ungeschickt aufgesetzten Mauerzacken neuere Arbeit andeuten.

Den Diameter wage ich nicht zu schätzen; doch sage ich so viel, daß auf dem Oberboden des anstoßenden Wohnhauses durch eine ursprüngliche Oeffnung sich in den Thurm nothdürftig hineinschauen läßt, da man denn innerlich eine ebenso schöne Steinsetzung wie außen gewahr wird und die Mauer schätzen kann, welche zehn Fuß Leipziger Maß halten mag. Wenn man nun also den Mauern zwanzig Fuß zugesteht und den innern Raum zu vierzig annimmt, so hätte der Thurm in der Mittelhöhe etwa sechzig Fuß im Durchmesser: doch hierüber wird uns ein reisender Architekt nächstens aufklären; denn ich sage nicht zu viel: stünde dieser Thurm in Trier, so würde man ihn unter die vorzüglichsten dortigen Alterthümer rechnen; stünde er in der Nähe von Rom, so würde man auch zu ihm wallfahrten.

Der Wolfsberg.[1])

Die eigentliche Oertlichkeit dieser ansehnlichen ringsumher freien, nach dem Böhmerwalde, nach dem Innern des Königreiches hinschauenden, höchst bedeutenden Höhe ist in dem Pilsner Kreise zu suchen, ohnfern Cerneschin, einer Poststation auf dem Wege von Eger nach Prag.

Schon längst hatten merkwürdige Produkte daher meine Aufmerksamkeit erregt, aber erst dieses Jahr ward ein so wichtiger Punkt, zu dem ich selbst nicht gelangen konnte, von den Gesellen meiner Studien eifrig bestiegen und vorläufig untersucht; die Größe des Raums jedoch, die Abwechselung des Bodens, die Mannichfaltigkeit des Gesteins, die problematische Erscheinung desselben werden noch manchem Beobachter und Forscher zu schaffen geben.

Nach unserer hergebrachten Weise liefern wir vor allen Dingen ein Verzeichniß derjenigen Körper, die wir von dort gewonnen; wir ordnen sie nach unserer Art, einen jeden Nachfolger seiner eigenen Methode völlig anheimgebend. Hiebei bleibt immer unser erstes Augenmerk, das Archetypische vom

[1]) Verfaßt 1823, veröffentlicht 1824. A. d. H.

Porosprischen zu trennen und ohne Rücksicht auf andere Bestellungsarten den einmal eingeschlagenen Weg zu verfolgen. Um nun zu unserem Ziele hierin zu gelangen, bezeichnen wir vorerst mit Wenigem die Gebirgsarten, welche zwischen Marienbad und Carlsbad angetroffen wurden.

Bis zur Flaschenfabrik Hornblendeschiefer, aufgeschwemmtes Erdreich bis gegen die Teiche und weiter; bei Plan Hornblendeschiefer mit Granaten, auch ohne dieselben. Ueber Plan Granit, etwas feinkörniger als der bei Sandau und sehr verwitterlich; kurz vor Tein Thonschiefer.

Vorkommnisse des Wolfsberges.

1) Thonschiefer, ursprünglicher;
2) derselbe, durchs Feuer gegangen, heller und dunkler geröthet;
3) derselbe ganz geröthet;
4) dergleichen;
4a) schiefriger Quarzgang, durchs Feuer verändert;
4b) derselbe im natürlichen Zustande;
5) Quarzgestein, aus keilförmigen Stücken bestehend;
6) dergleichen Reilchen allein, auf den Klüften sehr geröthet;
(diese Steinart schien sehr problematisch, bis man sie in ihrem natürlichen Zustand gefunden, nämlich:)
7) stenglicher Quarz, oder vielmehr Amethystgang aus einem ursprünglichen Quarzgebirg;
8) dergleichen Krystalle einzeln;
9) ursprünglicher Basalt;
10) ursprünglicher, an Augit und Hornblendekrystallen reicher Fels;
11) dergleichen;
12) dergleichen, durchs Feuer verändert;
13) dergleichen mit anliegendem Thonschiefer;
14) bis zur blasigen Schlacke verändertes Augitgestein mit hervorstehendem deutlichen Krystall;
15) dergleichen;
16) verschlacktes und zusammengebacknes Stück;
17) von außen verschlackter, inwendig noch zu erkennender Thonschiefer;
18) dergleichen;

19) feinlöcherige Schlacke;
20) Schlacke mit größeren Löchern;
21) Augit- und Hornblendekrystalle, schwarz;
22) ähnliche, aber roth und seltener zu finden.

Nachschrift.

Leidenschaftlichen Mineralogen war es nicht zu verdenken, daß, als sie im Sommer 1823 den Wolfsberg bestiegen und dorten eine Anzahl ausgebildeter Augiten, Hornblendekrystalle von ganz besonderer Größe, theils frei und lose, ohne Spur einer Feuereinwirkung, theils an- und eingeschmolzen vor sich sahen, daß sie, sag' ich, diese sonst nur einzeln gekannten, hoch- und werthgeschätzten Körper ungenügsam zusammenrafften und solche metzenweis, um nicht zu sagen scheffelweis, ins Quartier brachten.

Von diesem Haufen sich zu trennen, wäre gar zu empfindlich gewesen, und daher führte man sie nicht ohne Umstatten nach Weimar, wo sie, zerstreut und lästig, nirgends unterzubringen waren.

Höchst erwünscht fand sich daher die Mitwirkung eines werthen Mannes, Herrn Hofraths Soret, der, in Genf und Paris studirend, sich die Verdienste neuerer Krystallographie anzueignen gewußt. Ihm, der schon durch verschiedene würdige Aufsätze in diesem Fache rühmlich bekannt geworden, schien es vorbehalten, die ungefüge Menge zu durchspähen, zu sondern und, ihre schätzbare Mannichfaltigkeit anerkennend, zu ordnen. Vorliegender Katalog, den er zu verfassen und selbst zum Druck zu befördern geneigt war, giebt von dieser Arbeit das beste Zeugniß.

Uralte neu entdeckte Naturfeuer- und Gluthspuren.[1])

Eine vorjährige Fahrt von Eger aus nach der baierischen Grenze hin ist unsern Lesern in frischem Andenken. Wir er-

[1]) Versuch 1823, veröffentlicht 1824. — S. d. H.

zählten davon Seite 137 des gegenwärtigen Stückes;[1]) nun folgte die Wiederholung vom 23. August 1823. Erst führte derselbige Weg gerade nach Postrad, da denn die Eisensteingruben abermals am Wege beschaut und sehr schöne mineralisirte Holzmasern aufgefunden wurden. Weiter ging die Fahrt über die Brücke des Baches Kidron, und wir gelangten abermals zum Oelberg. Wie zu vermuthen, fanden wir die Einrichtung desselben weiter vorgerückt, ja beinahe vollendet, leider auf das Allergeschmackloseste. Die Einhegung des Gartens Gethsemane mit Granitpfeilern und angemaltem Lattenwerk war durch eine unverschlossene Thüre abgerundet, der Heiland restaurirt am rechten Platze, der Engel gleichfalls; die Aprostel schliefen ihren langen, untheilnehmenden Schlaf; inwärts war das Stacket mit symbolischen, religios-asketischen Bildern und Inschriften dieser Art auf vielen an einander gereihten Tafeln verziert.

Von diesen kunst-, ja handwerksloſen Absurditäten wandte man sich gern auf das gegenüberstehende ältere dreiseitige Gebäude, wo hinter starken Gittern die Ereignisse jener bänglichen Nacht nach guter Kunstüberlieferung in Holz geschnitzt und angemalt dargestellt waren. Ein Engel herabschwebend, der den in Seelenleiden vor sich zur Erde gesunkenen Christus aufzurichten im Begriff ist, indessen der Kelch zwischen Beiden auf einem Felsen in der Mitte steht, nimmt sich gut aus, und das Ganze ist kunstreich komponirt, daß ich wohl wissen möchte, wornach dieses Schnitzwerk gebildet sei.

Die Aussicht auf St. Laurette in der Höhe gegenüber, auf die Thongruben in der Tiefe ward zu freundlicher Erinnerung gern begrüßt. Ich erwähne dieser Dinge umständlicher, um den Naturforschern, die sich von Eger oder von Franzensbrunn aus nach den Feuerspuren begeben möchten, unterwegs einige Unterhaltung zu versprechen.

Immer in mittägiger Richtung gelangt man nach Gesl; hier findet man ein reinliches Wirthshaus und eine hübsche Familie. Wir gaben die mitgebrachten Nahrungsmittel in Verwahrung und bestellten, was man gewähren konnte.

Von hier aus führt ein unangenehmer Weg durch einen Kieferwald, die Straße breit genug, aber so ausgefahren, daß sie bei feuchtem Wetter einen Wagen kaum durchlassen muß;

[1]) S. oben S. 414. — L. d. H.

اَلدِّيوَانُ اَلشَّرْقِيُّ

لِلْمُؤَلِّفِ اَلْغَرْبِيِّ *)

West-östlicher Divan.

In zwölf Büchern.

*) Dieser arabische Titel, welcher der ersten Ausgabe des Divan vorgesetzt, seitdem aber in allen Ausgaben fortgelassen ist, lautet in wörtlicher Uebertragung: Der östliche Divan vom westlichen Verfasser.

endlich gewinnt man einen Aufstieg, gleichfalls durch ein Kieferwäldchen, wo der Thonschiefer sogleich hervortritt und endlich auf der freien Höhe des Rehbergs gleichfalls ansteht, jedoch sich dadurch auszeichnet, daß häufige Quarzstreifen dem Ganzen ein wellenförmiges Ansehen geben.

In der Tiefe sieht man das Dorf Boden vor sich liegen; man stieg hinunter und traf die genannte Gebirgsart durchaus; man ging an dem gegen Mittag laufenden Wässerchen durchs Dorf hinauf und fand hier sehr bedeutende mit Quarz durchflaserte Thonschiefermassen, endlich große entschiedene Schlackenklumpen. An der rechten Seite des Bächleins, zuoberst des Dorfes, findet sich ein kleiner, doch merklicher Kegel, ganz aus Schlacken bestehend, eben in der Mitte eine geringe Vertiefung; die Einwohner sagen, es sei ein verschütteter Brunnen; die übrigen Seiten sind glatt und herab, beim Aufhacken treten sogleich löchrige Schlacken hervor; so vorzüglich ausgezeichnete wie die obgemeldeten im Bache fanden sich nicht. Man brachte uns kugel- und eiartig geformte Klumpen, wovon die kleineren durch Feuer angeschmolzene, mit ihrer Gebirgsrinde zusammengesinterte Hornblendekrystallen inwendig sehen ließen, die größeren aber eine bis zum Unkenntlichen durchs Feuer veränderte Grundsteinart genannt werden mußten.

Man wendet sich nun über den Abhang des Rehbergs wieder nordwärts nach Altalbenreuth; unterwegs findet man in den mindesten Wasserrissen Spuren von zerstörten Hornblendekrystallen, größer und kleiner bis zum Sande herab; übrigens ist Alles flach abhängige Weide.

Bei Altalbenreuth selbst findet sich eine sogenannte Sandgrube, womit man den Hügel aufgeschlossen, wo sich ein aufgeschwemmter vulkanischer Tuff gar wohl erkennen läßt.

So weit gingen diesmal unsere vorläufigen Betrachtungen, die wir denn bei günstiger Sommerszeit weiter fortzusetzen gedenken.

Verzeichniß der bei Boden und Altalbenreuth angetroffnen Mineralien.

1) Thonschiefer mit durchgehenden Quarzlagern, wellenförmigen Ansehns;

2) vollkommen durchgeschmolzene Schlacke, aus den Trümmern des Baches bei Boden;

3) dreiartig geflossene Schlacke vom konischen Hügel am Ende des Dorfs;

4) desgleichen;

5) bis zur Unkenntlichkeit verändertes Urgestein mit frischem Bruch;

6) desgleichen in runder Kugel;

7) vom Feuer stark angegriffene Hornblendekrystalle, mit der thonigen Gebirgsart zusammengeschmolzen.

Diese Krystalle haben einen so gewaltsamen Grad des Feuers ausgestanden, daß im Innern kleine Höhlen wie vom Wurme gestochen gebildet sind.

8) Ein Stück von einem zusammengeschwemmten und gebackenen Tuff bei Albenreuth.

Nimmt man nun, was wir über den Wolfsberg bei Cernoschin, sodann über den Fuß des Rehbergs und die Vorkommnisse bei Boden und Altalbenreuth gesprochen, endlich zusammen und vergleicht es mit denjenigen, was wir früher von dem Kammerberg bei Eger gemeldet, so findet man übereinstimmende und abweichende Erscheinungen; das Wichtigste möchte sein, daß alle unmittelbar auf dem Thonschiefer oder an denselben anstoßend zum Vorschein kommen, wie auch übrigens die Umgebung sein möge.

An und auf dem Wolfsberge haben wir außer dem Thonschiefer als archetypisch annehmen müssen Basalt und ein an Hornblendekrystallen sehr reiches Urgestein. Das Pyrotypische haben wir oben umständlich ausgeführt und zu bemerken gehabt, daß die Hornblendekrystalle zwar vom Feuer angegriffen, aber eigentlich nicht im höchsten Grade verändert, die Augitkrystalle dagegen noch ganz frisch erhalten seien.

Den Rehberg finden wir nur aus Thonschiefer bestehend, der quarzreich durch ein wellenförmiges Ansehen sich von dem des Pilsner Kreises unterscheidet. Hornblende finden wir zerstückt, zerstreut, eingeschmolzen; aber den Urfels können wir nicht nachweisen, so wenig als von dem Gestein Nr. 5, welches in größerer Tiefe anstehen muß.

Wenden wir uns nun zum Kammerberg und nehmen vor uns, was wir früher hierüber geäußert, so sagen wir, im Vergleich der beiden vorigen Erscheinungen, abweichend von unserm damaligen Vortrag: das archetypische Gestein suchen wir in jenen festen Basaltfelsen, wir nehmen an, daß Thonschiefer und Steinkohlen vermischt an dieselben angeschoben worden; dieses Gemenge, in der Folge entzündet, hat nicht nur sich selbst verschlackt und ist nach seiner früheren Schichtung auch so verändert über einander liegen geblieben, sondern die Gluth hat auch die anstoßenden Basaltfelsen ergriffen und auf den obern Theil derselben starken Einfluß gehabt, dahingegen die untersten in ihrer archetypischen Starrheit sich befinden. Durch diese Vorstellungsart, wie man auch von ihr denken möge, kommen die drei angeführten Lokalitäten, obschon eine jede ihr Eigenthümliches, je nachdem an Ort und Stelle ein anderes Frühgebirg von der Gluth verändert worden, behauptet, in eine gewisse Uebereinstimmung. Bedenkt man nun ferner, daß solche Erscheinungen in Böhmen, denen man ihre protetypische Eigenschaft nicht absprechen kann, auf dem Ausgehenden der Steinkohlen- und Braunkohlenlager sich finden, so wäre man am Ende wohl gar geneigt, diese sämmtlichen Phänomene für pseudovulkanisch anzusprechen.

So viel sei in einer Angelegenheit, die wol sobald nicht zur Entscheidung kommen möchte, für den Augenblick gesprochen.

Carte générale Orographique et Hydrographique d'Europe.

Par le Général Baron Sorriot de l'Host. Vienne 1816.[1]

Schon seit seiner ersten Erscheinung hat uns dieses Werk auf mehr als eine Weise beschäftigt. Man sieht hier den höchsten durch Europa sich schlängelnden Gebirgskamm, welcher durchgängig die Wasserscheide macht und die Flüsse entweder nach Nordwest oder Südost zu strömen nöthigt. Er beginnt am südwestlichen Ende unsers Welttheils in Spanien und bildet, einigemal hin- und hergehend, die solide Halbinsel; sodann

[1] 1822. — A. d. H.

streicht er zickzack, in größeren oder minderen Abweichungen diagonal durch die Karte, so daß wir ihn endlich nordöstlich in Rußland noch immer antreffen.

Wir haben diese Schlangenlinie, wie sie nach Deutschland hineintritt, auf die Keferstein'sche Karte gezeichnet und betrachten sie erst mit Aufmerksamkeit. Hier eine flüchtige Andeutung ihres Ganges, um die Liebhaber aufzumuntern, ihrer geognostischen Karte ein gleiches Interesse zu geben. Sie geht vom Simplon auf den Gotthard bis ans Vorarlbergische immer granitisch; dann über Schiefer und Alpenkalk in den Quadersandstein, über dem Bodensee weg und nöthigt den Rhein, von da sich westwärts zu wenden; sie tritt ins Württembergische, geht über Schiefer, rothen Sandstein auf den Schwarzwald, wo sie wieder granitisch wird und indessen links der Rhein seine Zuflüsse daher erhält, rechts die Region der Donau vorbereitet wird; sodann, als wenn sie sich besänne, daß sie von dem vorgeschriebenen Wege zu weit abgelenkt, wendet sie sich über den rothen Sandstein in den Schiefer, zieht über die Rauhe Alp, sich am Schiefer lange haltend, zwischen Ellwangen und Dinkelsbühl durch, abwechselnd über Quadersandstein, Schiefer und bunten Sandstein bis nach Rothenburg, wo eine merkwürdige Scheide gebildet ist, die ihre Wasser mittelbar in den Main und Rhein, rechts aber unmittelbar in die Donau sendet. Dann schlängelt sich die Linie durch den bunten Sandstein in den Schiefer, läßt Ansbach, Schwabach, Nürnberg links, schickt die Regnitz nach dem Main, steigt über den bunten Sandstein bis zum Granit des Fichtelbergs und sendet von dort die Nab zur Donau. Sodann wendet sie sich strachs, erst abwechselnd zwischen Schiefer und Granit, nach Böhmen und verfolgt lange, immer granitisch, die südöstliche Richtung, steigt sodann wieder gegen Nordost, bildet nordwärts die Regionen der Eger, Moldau und Elbe. Endlich tritt sie in Mähren an den Schiefer der Sudeten und gelangt zum Granit des Karpathischen Gebirges, wo wir sie bei Jablunka verlassen.

Wie fruchtbar eine solche Betrachtung sei, darf man Einsichtigen nicht erst anpreisen, doch werden sich künftig auch von unserer Seite hierüber noch manche Gedanken entwickeln lassen.

D'Aubuisson de Voissins' Geognosie,

Übersetzt von Wiemann. Erster Band. Dresden 1821. *)

Auch dieses Werk verfehlen wir nicht, sogleich in unsern Nutzen zu ziehen; es verspricht uns schon auf dem Titel eine Darstellung der jetzigen Kenntnisse in diesem Fach oder vielmehr weitem Kreise. Der erste Band liefert uns vorzüglich Nomenklatur, wodurch wir denn in den Fall gesetzt werden, uns über die Erscheinungen im Allgemeinen zu verständigen, was und wie man es vorgetragen, zu erfahren, wo wir gleich denken, beizustimmen, wo wir eine andere Vorstellung haben, solches zu bemerken; wir finden einen ernsten festen Grund und Mittelpunkt, woran sich Altes und Neues anzuschließen aufgerufen wird, das Allgemeine der Erscheinungen wird uns gesichert.

Nun, zum Ueberflusse vielleicht, bemerk' ich, daß die Hefte, Schriften und Bücher, deren ich erwähne, in einem eigenen Sinne aufgefaßt sind; denn wenn ich davon spreche, gebe ich nicht etwa eine Anzeige des Inhalts, noch eine Würdigung dessen, was sie leisten und liefern, viel weniger ein Aufzählen des Mangelnden und Nachzubringenden; dieses Alles überlasse ich andern Behörden; ich erwähne nur solcher Arbeiten, größerer oder kleinerer, insofern sie mich im Augenblicke berühren, mich fördern, einen Wunsch erfüllen oder mir eine Thätigkeit erleichtern. Ich danke ihnen daher auch als für ein Erlebtes, mir in meinem eigenen Sinne Erfreuliches; denn Allem dem, was uns widersteht oder widerstrebt, können wir unmöglich danken, als sehr spät und insofern es uns auf die rechten Wege genöthigt hat.

Wie wir Menschen in allem Praktischen auf ein gewisses Mittlere gewiesen sind, so ist es auch im Erkennen. Die Mitte, von da aus gerechnet, wo wir stehen, erlaubt wol auf- und abwärts mit Blick und Handeln uns zu bewegen, nur Anfang und Ende erreichen wir nie, weder mit Gedanken noch Thun, daher es räthlich ist, sich zeitig davon loszusagen.

---

*) 1822. A. d. H.

Ebendies gilt von der Geognoſie: das mittlere Wirken der Welt-Genese ſehen wir leidlich klar und vertragen uns ziemlich darüber; Anfang und Ende dagegen, jener in den Granit, dieſes in den Baſalt geſetzt, werden uns ewig problematiſch bleiben.

Wenn bei einem problematiſchen, verſchiedene Anſichten zulaſſenden Gegenſtand eine Vorſtellungsart didaktiſch geworden, ſo fragt ſich, was man gewinnt, indem man eine gegen die andere vertauſcht. Wenn ich ſtatt Granit-Gneis ſage Gneis-Granit, ſo wird nur evident, daß beide Gebirgsarten, als nah verwandt, in einander übergehend gefunden werden, ſo daß wir bald den einen, bald den andern Ausdruck zu gebrauchen uns veranlaßt glauben.

Wie ich darüber denke, habe ich in vorigen Heften ausgeſprochen, wobei ich verbleibe, und wenn ich auch nur dadurch einen ſtetig ableitenden Vortrag gewönne; denn Alles, was wir von der Natur prädiciren, iſt doch nur Vortrag, womit wir erſt uns, ſodann unſern Schülern genugzuthun gedenken.

Warum ich zuletzt am Liebſten mit der Natur verkehre, iſt, weil ſie immer Recht hat und der Irrthum blos auf meiner Seite ſein kann. Verhandle ich hingegen mit Menſchen, ſo irren ſie, dann ich, auch ſie wieder und immer ſo fort, da kommt nichts aufs Reine; weiß ich mich aber in die Natur zu ſchicken, ſo iſt Alles gethan.

Von Leonhard, Handbuch der Oryktognoſie.

Heidelberg 1821.*)

Ob mir gleich höhere Jahre und ein bedingtes Verhältniß zur Naturwiſſenſchaft nicht vergönnen wollen, ein ſolches Werk ſeinem Umfange und Zuſammenhange nach gehörig zu ſtudiren,

*) 1822. — A. d. H.

so habe ich es doch immer zur Seite, um durch den wohlüberdachten Vortrag mich von dem methodischen Gange, worin sich die Wissenschaft bewegt, durch den Inhalt von dem Reichthum der Erfahrung, durch die Zugaben von manchem wünschenswerthen Einzelnen bequem zu unterrichten und also, wo nicht mit Wissen und Wissenschaft gleichen Schritt zu halten, doch wenigstens dieses wichtigste, sich immer erweiternde, füllende und umorganisirende Reich nie aus dem Auge zu verlieren.

Ein abermaliges Geschenk bereitet uns der werthe Herr Verfasser in seiner Charakteristik der Felsarten, und ich rühme mich der besondern Gunst, daß er mich durch frühere einzelne Mittheilung schon jetzt, da es im Entstehen begriffen ist, Vortheil daraus zu ziehen befähigt. Acht Aushängebogen liegen vor mir, durch deren successive Betrachtung fast allein möglich wird, sich an die grenzenlose Fülle des Werks einigermaßen zu gewöhnen.

Zuerst findet man das Allgemeine festgestellt, sodann die Reihenfolge der Gebirgsarten dargelegt, wovon ich denn Granit, Syenit, Thonstein und Dolerit bis jetzt vor mir sehe.

Die Folge dieser einzelnen Mittheilung thut auf mich eine glückliche Wirkung; ich erwarte und lese die Blätter mit Leidenschaft, wie Zeitungen; Aufmerksamkeit und Interesse erhält sich von einem Sendungstage zum andern, und mir dienen diese bedeutenden Anfänge ganz eigentlich zum gründlichsten Examen. Von Manchem erwarb ich mir schon früher unmittelbare Anschauung, Anderes aber sondert sich ab, wornach ich mich noch umzuthun hätte; neue Namen werden erkannt, die Zweifel des Augenblicks sorgfältig bemerkt. Und so seh' ich ohne große Anstrengung mir manches Gute zugeeignet, mich auf manches künftige hingewiesen.

Die Luisenburg bei Alexandersbad.[1])

Unter den verschiedenen Abtheilungen des Fichtelgebirgs macht sich besonders merkwürdig ein hoher, langgestreckter Rücken, von alten Zeiten her Luisburg genannt und von Reisenden häufig besucht wegen zahlloser, alle Beschreibung und Einbil-

[1]) 1820. — A. d. H.

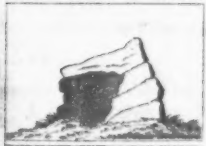

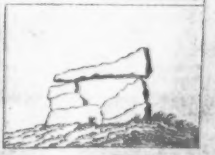

dungskraft überragender, in sich zusammengestürzter und -getürmter Felsmassen. Sie bilden ein Labyrinth, welches ich vor vierzig Jahren mühsam durchkrochen, nun aber durch architektische Gartenkunst spazierbar und im Einzelnen beschaulich gefunden. Diese Gruppen zusammen tragen gegenwärtig den Namen Luisenburg, um anzudeuten, daß eine angebetete Königin, kurz vor großen Unfällen, einige frohe und ruhige Tage hier verlebt habe.

Die ungeheure Größe der ohne Spur von Ordnung und Richtung über einander gestürzten Granitmassen giebt einen Anblick, dessengleichen mir auf allen Wanderungen niemals wieder vorgekommen, und es ist Niemanden zu verargen, der, um sich diese Erstaunen, Schrecken und Grauen erregenden chaotischen Zustände zu erklären, Fluthen und Wolkenbrüche, Sturm und Erdbeben, Vulkane und was nur sonst die Natur gewaltsam aufregen mag, hier zu Hilfe ruft.

Bei näherer Betrachtung jedoch und bei gründlicher Kenntniß dessen, was die Natur, ruhig und langsam wirkend, auch wol Außerordentliches vermag, bot sich uns eine Auflösung dieses Räthsels dar, welche wir gegenwärtig mitzutheilen gedenken.

Dieses Granitgebirge hatte ursprünglich das Eigenthümliche vor andern, aus sehr großen, theils äußerst festen, theils leicht verwitterlichen Massen zu bestehen; wie denn der Geolog gar oft gewahr wird, daß die kräftige Solidescenz des einen Theils dem nachbarlichen das Vermögen, zu einer entschiedenen Festigkeit und längeren Dauer zu gelangen, völlig entzogen hat.

Von den ursprünglichen Felsvartien, wie sie der Granitbildung gemäß aus einzelnen Blocken, Platten und Lagern bestehen, sind noch mehrere aufrecht zu finden, die aber, weil sie nichts Sonderbares darbieten, nicht wie das übrige Wunderbare beachtet werden. Außer obgemeldeter ursprünglicher Eigenschaft höchst verschiedener Festigkeit und Verwitterns mag auch noch die schiefe, gegen das Land zu einschießende Richtung und eine vom Perpendikel abweichende Neigung, gleichfalls gegen das Land hin, Ursache des Einstürzens gewesen sein. Die Wirkung aller dieser zusammentreffenden Umstände denken wir nun bildlich darzustellen.

Man mache sich vor allen Dingen mit den Buchstaben bekannt, wie sie in der obern, landschaftlichen Zeichnung an die Felsen geschrieben sind, und denke vorerst, daß die verschiedenen

Steinmassen a, b, c, d, e zusammen eine aufrechtstehende, gegen den Horizont etwas zugeneigte Felspartie bilden. Nun verwittere eine der mittleren Massen a, so wird die obere b herunterrutschen und sich ohngefähr in bb niederlegen, sodann verwittere die untere hintere c, und der Obelisk d wird, seinem Uebergewicht nach, herunterstürzen und sich in dd aufstellen; die Masse e wäre allein an ihrem Platz unverrückt und unverändert liegen geblieben.

Eine nur wenig in ihrer Hauptform von der vorigen abweichende, aufrechtstehende Granitpartie bringen wir dem Beschauer in den kleineren Feldern gleichfalls vor Augen. Die vordere Spalte zeigt sie in ihrer Integrität, die andere aber verwittert, verschoben und verstürzt. Hier bedienen wir uns des Vortheils, ohne Buchstaben zu verfahren, indem wir das Verwitternde mit Schattenstrichen bedeckt, wodurch denn das Uebriggebliebene und Dislocirte sogleich in der nächsten Kolumne in die Augen fällt.

Die Basaltsteinbrüche am Rückersberge bei Oberkassel am Rhein.

Aus Nöggerath's: „Das Gebirg in Rheinland-Westphalen, nach mineralogischem und chemischem Bezuge".

2. Band. S. 250 ff. [1])

Diese Beschreibung eines merkwürdigen Steinbruchs, der uns in das Innere einer beziehungsvollen Basaltbildung hineinblicken läßt, hat so viel Anziehendes, daß wir sie größerntheils mit den eigenen Worten des anschauungs- und erwägungsreichen Verfassers aus dem neuesten Bande seines lehrreichen Werkes ausziehen und hier mittheilen wollen. Während wir so auf die leichteste Weise um den Dank unserer Leser zu werben scheinen, dürfen wir nicht verschweigen, wie uns der freundlich gesinnte Verfasser selbst noch einen Schritt weiter gefördert hat, als er in der gedachten Schrift, den in solchen Forschungen geübtesten Leser im Auge, der Darstellung angemessen fand. Es

[1]) 1824. — A. d. H.

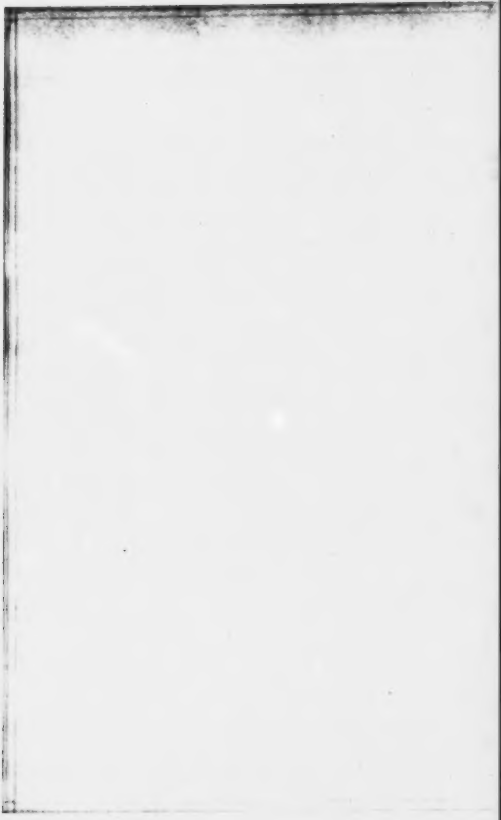

ist nämlich in der Geognosie dem menschlichen Geist eine herrliche Pflegerin fortbildender Anschauung eröffnet, die sich bei manchen wahrhaft berufenen Beobachtern oft zu einer wundersamen Höhe steigert und sie in dem naturgemäßesten Sinne fernsehend macht. An einer kleinen abgerissenen Stelle eines Gehänges, in der Finsterniß einer engen Kluft, eines Steinbruchs, eines Bergwerks sehen sie Schichtungen und Gänge des Gebirgs weit nach allen Himmelsgegenden hin streichen und fallen, ahnen den Ausgang einer Formation oder erkennen jenseits eines weiten Thals ihren durch einen Strom unterbrochenen Fortgang, daß ein Dritter, dem dergleichen Gabe und Uebung nicht verliehen wurde, sich darüber wol verwundern könnte. Es ist dann erfreulich, in der idealen Darstellung der Fortgangslinien, nach welchen der Geognost im Geiste seinen Gegenstand von dem Punkte der Beobachtung aus weiter verfolgt, eine Stütze der Anschauung zu erhalten, und darum müssen wir es unserm Freunde Dank wissen, daß er uns zur Erläuterung seiner naturgetreuen Schilderung und Abbildung des gedachten Steinbruchs noch mit einer solchen idealen Zeichnung des ganzen Zusammenhangs, zu dessen Erkenntniß die Betrachtung dieses Fragments Anleitung giebt, versehen wollte. Wir werden, nachdem wir das Nöthige aus dem vor uns liegenden Bericht ausgehoben haben, zuletzt unsere Leser auf diese Zugabe aufmerksam machen müssen.

Die Darstellung rheinischer Basaltberge ist selbst nach Breislak's der Physiognomik des Basalts ausschließlich gewidmetem Atlas*) noch keineswegs entbehrlich geworden, da dieser (auf Tafel 26) nur ein einziges Bild eines rheinischen Basaltbergs, des sogenannten Unkeler Steinbruchs bei Oberwinter, und zwar nach einem „beispiellos schlechten, vor beinahe einem halben Jahrhunderte gefertigten Originale" liefert, in welchem man kaum eine flüchtige Aehnlichkeit mit dem Umrisse des Bruchs, aber auch nicht einmal eine Vergleichbarkeit mit dem wirklichen Vorkommen des Basalts in demselben erkennen kann.

„Und doch bieten die Rheingegenden so große und ausgezeichnete Dinge dieser Art, wie vielleicht wenig andere Länder,

*) Atlas geologique, ou vues d' amas de colonnes basaltiques faisant suite aux Institutions Geologiques de Scipion Breislak. Milan 1818. Quer-fol.

worauf die Aufmerksamkeit der Gebirgsforscher früher und fortdauernder gerichtet war. Die konzentrisch-schaligen, kugelförmigen Bildungen am Rückersberge bei Oberkaſſel, die aus plattgedrückten Sphäroiden zuſammengeſetzten Säulen in dem ſogenannten Käfekeller bei Bertrich haben erſtere an Größe des Gebildes, letztere ſelbſt in ihrer Art wol nirgendwo bekannte Analogien; die vollkommenen Säulenbildungen am Mendeberge bei Linz brauchen rückſichtlich ihrer ſchlanken Taille und ihrer Größe keinem andern ähnlichen exotiſchen Vorkommen nachzuſtehen, und die gegliederten Säulen in der Felſenhöhle bei der Kapelle auf der Landskrone am Ahrfluſſe ſind wol ebenſo ausgezeichnet wie jene am Rieſendamm in Irland."

So eröffnet uns denn der Herr Verfaſſer eine willkommene Galerie rheiniſcher Baſaltberge und -Steinbrüche mit der von Herrn Bergrath Senff ſehr geſchickt aufgenommenen, auch ſauber in Stein gedruckten Zeichnung des Baſaltvorkommens in dem oben erwähnten Steinbruch am Rückersberge bei Oberkaſſel.

„Nördlich von den höhern Baſalt- und Domitkegeln, welche das eigentliche Siebengebirge konſtituiren, werden die aus dem Gebirge kommenden und ſich nach dem Rheine hin öffnenden, alſo mehr oder weniger von Oſten nach Weſten ſtreichenden Thäler immer ſeltener, oder ſie ſchneiden doch weniger tief ein; die Berge werden dadurch, zugleich bei fortwährend abnehmender Höhe, mehr langgezogen rückenartig und verlaufen ſich mit ihrem Fuße in die Ebene. Ein ſolcher Rücken zieht ſich faſt parallel dem Rheine, in beiläufig viertelſtündiger Entfernung von demſelben ab, längſt dem Dorfe Oberkaſſel vorbei bis nach Ramersdorf, wo er durch ein Thal, doch nicht völlig, von der übrigen, noch mehr nördlichen Bergmaſſe getrennt iſt. Der mehr ſüdlich gelegene Theil dieſes Rückens iſt 438 Fuß über dem Rheinſpiegel hoch und führt den Namen Kaſſeler Ley, der mehr nördliche, 320 Fuß hohe Theil iſt dagegen unter dem Namen des Rückersberges bekannt.

„Baſalt bildet die Maſſe dieſes ganzen Rückens, deſſen Hauptgehänge nach Weſten, nach dem Rheinthale hin gerichtet iſt. Am obern Theile des Gehänges gehen die Felſen als ſteile Bergwände zu Tage aus, der untere Theil hat eine mäßige Abdachung. Sowol an der ſogenannten Kaſſeler Ley als am Rückersberge findet ſich eine große Anzahl Steinbrüche, welche meiſt erſt im letzten Decennium angelegt worden ſind

und insbesondere Material zum Festungsbau und zum Straßenpflaster der benachbarten Städte liefern. Bei der Schiffahrt auf dem Rheine oder vom linken Ufer des Flusses aus gewahrt man diese Steinbrüche schon in bedeutender Ferne; sie geben sich durch entblößte Stellen an dem dicht bewaldeten Gehänge deutlich zu erkennen. Auf Taf. I[1]) liefern wir ein Bild des am Höchsten auf dem Rückersberger Gehänge gelegenen Steinbruchs, welcher dem Fürsten zu Salm-Dyck zugehört und Im Rauchloche genannt wird.

„Die Entblößung, wie sie das Bild darstellt, bietet eine senkrechte Wand dar, welche 70—80 Fuß hoch sein mag. Der Zeichner hat seine Stellung ungefähr 10—15 Schritt von derselben, in der Nähe eines großen Haufens von Steinbruchsschutt, welcher zum Theil links auf dem Bilde im Vorgrunde erscheint, genommen. Wie die Zeichnung näher angiebt, spricht sich eine Zerklüftung in dicken Platten in der Basaltmasse vorzüglich aus. Die Platten liegen auf der südlichen Seite des Bruches, rechts auf dem Bilde, konzentrisch-schalig um einander und bilden auf diese Weise im Profil ein Kreissegment oder vielmehr einen Halbkreis von dem außerordentlich großen Durchmesser der Höhe der ganzen Steinbruchstraße. Nach Norden hin, links auf dem Bilde, legen sich die plattenförmigen Absonderungen dagegen, wenigstens im Profil, mehr horizontal.

„Wenn man vor der Steinbruchstraße steht, so fallen die in der Sohle des Bruchs befindlichen Platten, wie das Bild zeigt, gegen den Beschauer, also gegen Westen. Verläßt man nun diesen Steinbruch, immer bergabwärts gehend, und besucht nach und nach die tiefer am Gehänge liegenden Steinbrüche, so bleibt das Fallen noch eine Strecke abwärts immer nach derselben Himmelsgegend gekehrt, aber es verliert stets mehr und mehr an den Graden seines Einschießens und wird auf einer gewissen Höhe vom Gipfel des Rückens abwärts ganz horizontal; hierauf noch tiefer am Gehänge herunter erscheint das Fallen endlich, also vom Beschauer abwärts gekehrt, zuerst mit einem Einschießen von wenigen Graden, welches aber bis zum Fuße des Berges immer an Steilheit zunimmt und am Fuße selbst endlich fast senger wird. — Nach Norden hin von dem abgebildeten Steinbruch, etwa 6—7 Minuten Weges von demselben abgelegen, ebenfalls am westlichen Gehänge des Rückens und ohngefähr dort, wo derselbe bald sein nördliches Ende erreicht,

[1]) „Zur Naturwissenschaft überhaupt", zwischen S. 124 u. 125 des zweiten Bandes. — A. d. H.

befindet sich ziemlich hoch am Berge noch ein anderer Steinbruch, der zwar theilweise verschüttet ist und daher in seinen Absonderungen nicht ganz deutlich beobachtet werden kann, aber dennoch ein ähnliches Bild in dieser Beziehung darstellt, wie der abgebildete am Rauchloche. Der Unterschied besteht vorzüglich darin, daß der von den konzentrisch-schalig um einander liegenden Platten im Profil gebildete Halbkreis in seiner Ausbildung jenem am Rauchloche entgegengesetzt ist, so daß durch ein ohne Wendung gedachtes Aneinanderschieben dieser beiden Halbkreise ein ganzer gebildet werden würde.

„Kann man bei einem solchen Verhalten der Hauptabsonderungen in der ganzen Basaltmasse des Rückersbergs wol annehmen, daß die erwähnten kugelsegmentartigen Gebilde selbstständig sind, oder hat es nicht viel mehr für sich, solche blos als Theile einer enorm großen Kugel oder vielmehr ellipsoidischen Bildung, welche im Großen der ganzen Masse des Bergrückens zukömmt, zu betrachten? Wir glauben, daß dieser letztern Ansicht jeder Beobachter zugethan sein wird, der die sämmtlichen Steinbrüche des Gehänges rücksichtlich der Hauptabsonderungen genau untersucht und unter einander vergleicht. Aber das ist eine andere Frage: ob die ungeheuer große ellipsoidische Bildung in ihrem Ursprunge ganz vollkommen abgeschlossen und überall gerundet, und nicht, wie sie jetzt erscheint, zerbrochen war. Eine genügende Antwort vermögen wir darauf nicht zu geben. War das Ellipsoid ursprünglich vollkommen, d. h. in sich selbst geschlossen, so ist das gegenwärtige Gehänge, welches das Ellipsoid nach einer Richtung schräg durchsetzt und daher Blicke in das Innere des Gebildes und Beobachtungen über dessen Zusammenfügung verstattet, späterer Entstehung; und damit hängt auch die Annahme zusammen, daß der Bergrücken ursprünglich höher und sogar nothwendig fast noch einmal so hoch gewesen sein mußte, als er gegenwärtig ist, weil die längste horizontale Achse des Ellipsoids, welche durch den Steinbruch am Rauchloche geht, nicht fern vom dermaligen Gipfel des Berges liegt. Die vertikale Achse des in seiner Integrität gedachten Ellipsoids muß alsdann, auch selbst in der Voraussetzung, daß der Basalt unterhalb der Thalsohle, wenigstens in gleichartiger Absonderung, nicht tiefer mehr niedersetzt, zwischen 500—600 Fuß betragen, da wir die Höhe des Rückersberges zu 320 Fuß angenommen haben. Die längste der horizontalen Achsen muß aber nothwendig noch viel größer sein, da schon die

Entfernung der beiden Brüche, worin sich die halbkreisförmigen Profile zeigen, allein 6—7 Minuten Wegs beträgt und dieses gewiß noch nicht die Länge dieser ganzen Achse ausmacht. Am nördlichen Ende des Rückens mag wol ebenfalls ein Stück des Ellipsoids, durch die spätere Abdachung und Thalbildung veranlaßt, fehlen, oder es setzt in einen andern vorliegenden Rücken, der Ennert genannt, noch über, welcher auch Basalt zur Masse hat, aber nicht durch Steinbrüche aufgeschlossen ist. Ebenso kann das Ellipsoid nach seiner längsten Achse südlich des Rauchlocher Steinbruchs in den Kasseler Leyberg sich noch weit erstrecken; der immer größer werdende und dadurch auf kleinen Räumen weniger bemerkbare Bogen und überhaupt minder vollkommene Entblößungen nach dieser Seite hin verhindern, daß dieses Verhältniß hier, auf Autopsie gegründet, näher nachgewiesen werden kann.

„Um das durch die plattenförmige Bildung als Produkt der Hauptabsonderung entstehende Bild von der ganzen Rückersberger Basaltmasse nicht undeutlich zu machen, erwähnen wir erst hier einer zweiten Absonderung in Säulen, welche mit jener vereinigt vorkömmt, aber im Ganzen genommen weniger deutlich und vollkommen, auch insoweit seltener ist, als die Absonderungsklüfte, welche Platten produciren, weit näher zusammen liegen als jene, welche Säulen darstellen. Die Platten sind 3—18 Zoll dick, die irregular vielseitigen Säulen hingegen zwölf und noch mehrere Fuß. Die weniger bestimmten, aber doch meist mehr geöffneten Absonderungsklüfte, welche die Säulen hervorbringen, stehen immer senkrecht auf denjenigen Klüften, welche die Platten darstellen, so daß sich also stets die einen nach den andern richten und Säulen in Platten gespalten oder aus vielen über einander liegenden Platten zusammengesetzt sind. Dort, wo die Plattenabsonderung auf einem beschränkten Raum horizontal erscheint, steht mithin die Säulenabsonderung vertikal; wo letztere horizontal ist, zeigt sich diese dagegen vertikal u. s. w. Die Klüfte beider Art sind mit ocherigem Gelbeisenstein entweder ganz ausgefüllt oder doch wenigstens damit bekleidet. Nach dem Tage hin wird die Säulenabsonderung dadurch immer mehr ausgesprochen, daß die zu ihrer Darstellung erforderlichen Klüfte häufiger sich einfinden, und es erscheinen daher als Produkt beider Absonderungen an manchen Stellen kleinere Massen von fast gleichen Dimensionen, die durch den Einfluß der Verwitterung an den Kanten sich abrunden und unvollkommen kugelig werden.

„Der Basalt vom Rückersberge bildet also gewissermaßen einen Uebergang von Plattenbasalt in Säulenbasalt. Ueberhaupt scheint aller Basalt mehr oder weniger die Tendenz zur Säulen- und Plattenbildung zugleich in sich zu bewahren; an der einen Lokalität spricht sich diese, an der andern jene Art der Absonderung nur deutlicher aus. Auch bei den ausgezeichnetsten und längsten Säulen finden sich noch, jedoch erst in entfernterm Distanzen, Absonderungen, welche auf die Seitenflächen der Säulen rechtwinklig sind und deren Endflächen bilden; sie entsprechen also denjenigen Absonderungen, welche anderwärts häufiger und in größerer Annäherung vorkommen und so den Plattenbasalt darstellen. Wenn die Absonderungsklüfte des Basalts im Kleinen gebogen erscheinen, so verschwindet gewöhnlich eine Art derselben fast ganz, und wir erhalten alsdann sogenannte Kugelbasalte, aus konzentrisch um einander liegenden Schalen gebildet. Auf kleinere Bildungen der Art ist man wol aufmerksam gewesen und hat sie lange schon in den Lehrbüchern aufgeführt; für etwas Außerordentliches ward aber die konzentrisch-schalige Basaltkugel von 45 Fuß Umfang angesehen, welche Faujas Saint Fond in Vivarais in der Gegend des Städtchens Bradelle anstehend fand, und wovon uns Breislak eine Abbildung geliefert hat; und doch ist diese nur als ein winziger Zwerg gegen das ungeheure Ellipsoid des Rückersberges zu betrachten. Wenn man näher auf diese großen kugelförmigen Gebilde beim Basalte achtet, so werden sie sich gewiß sehr häufig finden und bald mehr konzentrisch-schalig, bald mehr konzentrisch-strahlig, bald Beides zugleich sein, je nachdem die eine oder die andere Art der Absonderungsklüfte oder beide zugleich sich deutlich aussprechen. Deuten nicht die Basaltsäulen auf der Insel Staffa, welche, wie Banks sich ausdrückt, im Aeußeren ihrer Gruppirung eine Schifform darstellen, auf eine zum Theil zerstörte kugelige oder ellipsoidische Form hin? Eine schönere Basaltkugel, welche einen ganzen Felsen darstellt und sowol die konzentrisch-strahlige als auch die konzentrisch-schalige Absonderung, erstere jedoch vorwaltend zeigt, kann man sich kaum denken, als sie nach der Breislak'schen Abbildung der St. Sandoux-Felsen (Amas basaltique de Pereneire en Auvergne) in der Natur darstellt.*)"

*) „Le Grand d'Aussy (Voyage d' Auvergne, Paris 1788. S. 481) schildert diesen Basaltberg in folgender Art: „Supposez des millions de poutres

Verfolgen wir nun den aufgeschlossenen Theil des Rückersberges auf der zweiten Tafel, so ergänzt sich uns in einer idealen, nach einer der Ansicht in Taf. I rechtwinklig entgegengesetzten Durchschnittsebene entworfnen Darstellung das Bild des großen Basalt-Ellipsoids,*) das sich wie ein kleiner Trabant der Erde an der Oberfläche derselben gebildet zu haben scheint.

ab. Steinbruchsstraße, 70—80 Par. Fuß hoch.
ag. Plateau des Rückersberges.
bc. Westliches Gehänge des Rückersberges.
abd. Senkrechte Höhe desselben über dem Rheinspiegel = 320 Par. Fuß.
ef. Aufgeschwemmtes und Dammerde nach dem Rheine hin.
edf. Niveau des Rheins.

Geognostisches Tagebuch der Harzreise.[1])

Den 8. Aug. 1784.

Ueber Mühlhausen nach Dingelstädt Kalkgebirge, Leimen in den Plänen. Hinter Duderstadt fängt der rothe Sandstein an, der in dünnen Lagern mit Letten dazwischen liegt und sehr brüchig und verwitterlich ist. Das Erdreich, das aus dieser Verwitterung entsteht, bringt stark gedüngt gute Früchte.

Kurz vor Lauterberg in der Gegend von ..... erscheinen zuerst bloßstehende Felsen von einem rauhen, porösen, ein sande basalte, d' une longueur très-considerable; que quelques-unes soient taillées à quatre pans, quelques-autres à huit, tout le reste à cinq, à six ou à sept; couchez-les tous à plat l' un sur l' autre, mais de façon qu' une de leurs extremités etant tournée vers vous toutes s'inclinent un peu pour aboutir par l' autre bout vers un même point: enfin quand votre imagination les aura ainsi entassées par milliards, que leur système ou leur arrangement tende à faire une montagne en boule: et vous aurez alors, dans la plus exacte vérité, la roche de St. Sandoux." Rözgerath.

*) Die Durchschnittsebene ist hierbei von O. nach W. gelegt, nach der darzu horizontalen und nach der vertikalen Achse des Ellipsoids. Es kann gerade nicht verkürzt werden, daß, wie in der Zeichnung angenommen, dieser Schnitt vollkommene Kreise in den Profilen der konzentrischen Schalen gehalte; es könnte alsdann müßten natürlich die Kreise etwas gedrückt (ellipsoidisch) erscheinen. Das Wesentliche der bildlichen Darstellung würde aber dadurch keine Veränderung erleiden.

[1]) Bisher ungedruckt. — A. d. H.

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
GOETHE,J.W.
3-598-50924-3
FN. 16584/71

diges Ansehen habenden Kalkstein; ich vermuthe, daß der Sandstein drauf ruht; denn dieser K.-Stein ruht unmittelbar auf der grauen Wacke bei der Königshütte, in welcher Gegend auch ein Kalkstein in kleinen Lagen zum Vorschein kommt, der sehr flü[illegible] und zum Zuschlag beim Eisenschmelzen gebraucht wird[illegible] e graue Wacke an dieser Seite ist glimmerig.

Auf der Königshütte schmelzen sie Eisenstein von Elbingerode, Lerbach und Andreasberg. Der erste ist sehr dichte und mit hochrothen Punkten und Theilen einer Jaspisart gemischt. Der letzte kommt nur klein dahin.

Von der Königshütte nach der Scharzfelser Höhle. Man kann die Gr. Wacke unter dem Kalk bemerken. NB. Diese Kalkfelsen, ob sie gleich aus über einander liegenden Bänken bestehen, haben das Ansehen eines ganzen Gebirges, und die Gängflüsse, die durchstreichen, sind sichtbarer als die Flözflüsse. Das Scharzfelser Schloß steht auf diesem Gestein. Nach Osterode zu in der Gegend von ..... war ein Gipsbruch zu sehen, der sehr schöne Formen hatte. Der Gips geht an der linken Seite der Teufelsbäder immer fort bis Osterode, wo er auf der Landseite sehr hohe Felsen macht; was für Flözlager zwischen ihm und der Gr. W. liegen, wage ich nicht zu entscheiden. An dem Platze, wo die Teufelsbäder sind, geht eine Hauptveränderung vor. (Ich wünschte, daß Jemand das Verhältniß des Kalksteines, von dem oben gesprochen, des Gipses und der Gr. Wacke wohl untersuchte. S. vielleicht Voigtens Gutachten).

Von Osterode herauf war mir merkwürdig der erste Hügel, der aus Geschiebe von Quarz, Hornstein, Jaspis in einem gelblichen Leimen bestehet.

Dann erscheint auf einmal eine grünlich röthliche Gesteinart, die ich Jaspis nennen will, sehr brüchig; eine Abänderung desselben Gesteins, wie Hornstein anzusehen, folgte, und diese veränderte sich wieder.

Graue W. darauf. Ein Steinbruch, an dem keine Lagen zu erkennen sind, dann wieder eine thonige Gesteinart, die sich so zu sagen ins Unendliche theilt. Dann wieder Gr. W. Dann der grüne thonige Stein mit Kalkspathpunkten. Dann wieder Gr. W., die bis Klausthal hinauf dauert, nach dem Wildemann auf dem Zuge am Fuße des Badstuben-Berges eine Felspartie hinter einem Hause, die K.[1]) zeichnete; darnach ist das Modell zu fertigen.

[1]) Der Maler Krauß. — A. d. H.

Den 1. Sept. Rammelsberg.

Vid. Trebraischen Durchschnitt.

Die Schieferblätter des Lieg[illegible]en stehn mehr auf dem Kopfe als die des Hangenden, den B[illegible]binauf legen sie sich immer mehr. Oben im Steinbruche liegen die Tafeln mit den Bänken. NB. Die Klüfte, die die Tafeln trennen, streichen alle hor. 4—5.

Den 2. Sept.

Schieferbruch bei Goslar. Gegen Zellerfeld. Die Hauptablosungen der Tafeln streichen gleichfalls hor. 4—5. Die durchsetzenden, den Rhombus formirenden Klüfte hor. 9—10. Diese gehen mehr oder weniger durch die Gänge durch, sind vielfältig und oft mit Kalkspath durchzogen.

NB. Ritzen, die diagonal durchschneiden. Wenig bemerkbare Flötzklüfte.

Schwefelkies.

Vor Goslar nach dem Lande zu steht eine Sandsteinklippe frei, sie hat sich blosstehend erhalten, da die benachbarten verwittert sind. Das Streichen ihrer langen Seiten, von der N. eine zeichnete, ist hor. 9. Der Fels besteht aus ganz feinem, sehr gleichem Sande und hält durch kein merkliches Bindemittel zusammen. Aeußerlich überzieht er sich mit einer Art Kruste, die ihn vor dem völligen Auseinanderfallen bewahrt, ist aber leicht abzuschaben und zu zerbröckeln; in Ritzen, die durch ihn durchgehen, haben sich Quarzadern erzeugt, die den Stein einigermaßen befestigen. In einer ohnfern davor liegenden Sandgrube, die Sandkuhle genannt, wird der Sandstein mit der leichtesten Mühe abgekratzt und zerklopft.

Gleich daran vorwärts gegen das Land ist ein Kalkbruch, der Kalkstein steht in schmalen, von einer Hand bis zu einigen fingerbreiten Blättern auf dem Kopfe. Merkwürdig war ein Gang, der hor. 9 wi[illegible] die Ablosungen der Blätter strich und mit Gesteinen [?] vom Harz, Sand und dergleichen ausgefüllt war, womit auch der Berg selbst bedeckt war, es also ganz natürlich zuging. Er ist ein Lachter mächtig.

Von der Messingshütte an der Oker hinauf links sogleich ein Felsenschiefer, wo die Flötzlager sehr sichtbar scheinen.

Der Ziegenrücken ein Granitfels. Die Ablosungen der Bänke streichen hor. 12. Es finden sich Schlacken am großen Hutberg, wo es zweifelhaft wird, woher sie kommen. Man

I.

Moganni Nameh.

Buch des Sängers.

Zwanzig Jahre ließ ich gehn
Und genoß, was mir beschieden,
Eine Reihe, völlig schön,
Wie die Zeit der Barmeciden.

1.

Hegire.

Nord und West und Süd zersplittern,
Throne bersten, Reiche zittern,
Flüchte Du, im reinen Osten
Patriarchenluft zu kosten!
Unter Lieben, Trinken, Singen
Soll Dich Chiser's Quell verjüngen.

I. Buch des Sängers, nach Hafis, der auf das Alphabet seiner Gaselen-Bücher das Buch des Sängers und das des Schenken folgen läßt. — Buch heißt dem Orientalen jede Schrift über eine bestimmte Materie, besehe sie auch nur aus ein paar Blättern (Diez' Denkw., II. 51).

Der Sänger ist bei Hafis eine angeredete Person wie der Schenke, bei Goethe dagegen der Dichter selbst, dem sein Schicksal, seine Zwecke und seine Kunst bei Eröffnung der ganzen Sammlung zum Gegenstande der Dichtung gereichen. In den Noten zum Divan (Abschn. Künftiger Divan) nennt Goethe dies Buch auch das des Dichters.

Zwanzig im Motto drückt nur allgemein die lange Dauer der Epoche aus, die „völlig schöne Reihe" von Jahren, deren Genuß den Dichter zu den nachfolgenden Liedern begeistert. — Zeit der Barmeciden bezeichnet sprichwörtlich eine gesegnete Epoche, wie Goethe selbst in seinen Noten zum Divan (Abschnitt Kalipben) sich ausdrückt, „eine Zeit lokalen, lebendigen

glaubt, man habe ehemals die Rammelsberger Erze heraufgebracht und oben geschmolzen. Dergleichen Schlackenstellen sollen sich viele finden.

Am Treppenstein stehen die Granitwände perpendikular, die Klüfte streichen hor. 3, die Gegenklüfte hor. 11.

Dachschiefer liegt oben um die Klippe, ohne daß man ihn anstehen findet, auch findet man häufig das quarzartige bräunliche Gestein, ohngefähr wie das am Arendsberge auch auf Granit aufsitzt.

Im Oderthal herabwärts nach der Hütte stehen fast perpendikular Schieferwände, deren Klüfte hor. 3 streichen.

Den 3. Sept.

Von der Messingshütte ab den Arendsberg hinauf. Zuerst findet sich viel Geschiebe in der Dammerde. Wie wir in gewisse Höhe kamen, ließ ich mich durch die Angabe verführen, als ob Schiefer und Granit abwechseln. Ich sah den Scheidungspunkt nicht genau und sah balde darauf, daß der Berg aus einer Gesteinart bestehe, die völlig quarzhaft ist, sich aber wie der härtere Schiefer rhombisch und keilförmig trennt. Nr. 1. Flötz- und Gangklüfte sind gleich sichtbar. Das Streichen der Hauptklüfte konnte ich nicht recht unterscheiden. Es ist dieses Gestein gar sehr zerklüftet und die kleinsten Ablosungen braun beschlagen, deswegen man es leicht für den Schiefer halten kann. Der Granit schien mir hier als verwitterter Sand von der oberen Höhe des Bergs herabgeschlemmt, ich konnte ihn nicht anstehn finden. Auf einer Wiese gegen das Kuhlager zu, wo sich das Gebirg wendet, findet sich eine schwarzgrauliche Gesteinart, Nr. 2, der ich keinen Namen geben mag. Sie schlägt am Stahle nicht Feuer und ist näher zu untersuchen. Den Weg weiter hin gegen den Sandbrinken steht diese Gesteinart fest im Wege an.

Klüfte hor. 6 und 3.

Granit. Dann die Quarzart wieder.

Klüfte hor. 9—10, durchschneidende 12.

Oben auf dem Sandbrinken beim Eingang einer Höhle die linke Seite anstehender Granit, die rechte schwarzgraues Gestein. Auch an dessen Seite Granit, die Grenze sehr verwittert.

Ueber den Wildenplatz Drachthal. Das schwarze Gestein Nr. 2 wenig verändert, nach und nach geht es in den Jaspis-

schiefer über, die Lerchenköpfe hinauf kommt es wieder, sodann das Quarzige Nr. 1 wieder, das endlich in die Steinart der Hanskühnenburg übergeht, das auch wieder mit etwas Thonigem abwechselt.

Das Eckerthal, das den Quitschenberg und den kleinen Brocken scheidet, streicht hor. 1.

Die Richtung, welche die Klippen oben auf dem Brocken nehmen, ist hor. 12.

Den 4. Sept.

Die Arendsberger Klippen richten sich auch mit einander hor. 12.

Nach den Wernigeröder Feuersteinen das feste Thongestein.

Bei Schierke in der Bude nach dem Serpentine zu suchen angefangen, bis Elend nichts gefunden. Bei Elend eine Gesteinart, die sich ihm nähert.

Den 5. Sept. früh.

Die Schnarcher.

Es zogen verschiedene Klippen den Magnet. NB. In einer Kluft zwischen zwei Granitklippen auf den Feuersteinen ward die Magnetnadel irre, sie ward nicht scharf von den Felsen angezogen, vielmehr richtete sie sich schief gegen dieselbe. Sie kehrte sich beständig nach der Sonne, es war drei Uhr nach Mittag. —

Die Klippen des Barenbergs, die ins Thal sehen, sind Jaspisschiefer.

Von Elend bis Bude hinunter erst dieser Schiefer anstehend, sodann Marmor. Bei Königshof wieder Schiefer in der Höhe auf dem Wege nach Elbingerode. Graue Wacke. Dann Kalk.

Die Bude durchsuchten wir, fanden erst nichts als Granit und Schiefer, dann Marmor mit Thongestein, reinen Marmor, grünl., rötblichen. —

Blanken Wermke. Eisensteinsgrube. Reich. Eisenstein bis 70 Pfd. im Zentner, von Tage hineingebaut, in Bänke zerklüftet, die Ablosungen stark mit Schwefelkies angelaufen, mit Quarz durchsetzt, strengflüssig. Aus der Bude sind die Steine gezeichnet h.

Den 6. Septb. früh.

Früh von Elbingerode. Vor dem Städtchen eine alte Grube, der Kronprinz. Auf der Halde Schiefer fast wie Nr. 2, sie wollen Anzeigen auf Kupfer und Silber gehabt haben. Bald im Wege eine Art grauer Wacke.

Bomsberg. Eisensteingrube, das Liegende Schiefer, das Hangende Kuhriemen mit Versteinerungen, der Eisenstein soll flözweise liegen. Schieferlager dazwischen. Einige Zoll mächtig auch stärker. Zweifel, daß es Flözlager seien.

Der Eisenstein ist hier kalkartig. Der Kuhriemen enthält Eisen.

NB. Der blanke Wormke, von dem gestern, ist wegen der Kiese und seiner Strengflüssigkeit untauglich zu Stab- und Gußeisen; sie brauchen ihn nur zum Granuliren, soll bis 80 Pfd. im Zentner halten.

Büchenberg guter Eisenstein, 70 Pfd. im Z., streicht den Gang hor. 5; so streicht der Eisenstein bis gegen den Hartenberg, Wernigeröder J. immer fort, und sind oft taube Mittel dazwischen. Der Eisenstein bricht 7 Lachter mächtig.

Man muß sich hier auf der Grenze des Schiefers und des Kalkes, wo der Eisenstein liegt, Alles so durchwachsen als möglich denken.

Das E. St. ist zerklüftet wie ein Fels selbst. Gangklüfte hor. 12 sind sehr sichtb.

Man weiß aus Versuchen an der Wernigeröder Grenze, daß der Eisenstein gegen Mitternacht abseßt.

Rother Jaspis, Kalkspath. Den letzteren müssen sie aushalten, weil man ihn auf der Hütte nicht haben will.

Q. warum? Da doch der beste Eisenstein mit dem K.-Sp. verloren geht und der Kalksp. beim Schmelzen Vortheil brächte.

Der Eisenst. ist sehr feste, wird mit Bohren und Feuersetzen gewonnen.

Stollen-Grube. Die Bänke schießen gegen Mittag ein wie in dem Vorigen. Kuhriemen durch und mit dem Eisen St.

Gräfenhagens-Berg. Binge. Das Liegende und Hangende am Deutlichsten zu sehen, das L. Schiefer, das H. Kalk. Der Gang streicht zwischen 5—6, ist 5 Lachter mächtig und trennt sich in die Teufe in Bänken, in der Thonlage wie das Liegende, die Querklüfte hor. 12.

Den 7. Septb.

Von Elbingerode heraus Marmor, eine halbe Stunde davon nach der Susenburg zu am Dulborns-Kopf, der auch Marmor ist, fand sich eine quarzige Gesteinart, die weiter hin über Schnapphahns-Grund häufiger vorkommt; es ist ein graulicher Quarz, in den weiße Quarzkörner eingesprengt sind (a); in dem nächsten Wäldchen scheint wieder Schiefer zu wechseln, auf der Susenburg steht dieses Gestein aus dem Schiefer und setzt mit einem Rücken bis an die Bude hinab, die merklichen Trennungen desselben streichen hor. 7, und das Fallen der Bänke ist gegen Abend. Man hält diese Felsen gemeiniglich für die Mauern einer alten Burg. Das Gestein ist genauer zu untersuchen und zu beschreiben. Die Bude muß ihren Lauf an diesem festen Rücken ändern, da sie vorher eine Bucht in den Thonschiefer gegraben hat. Obengedachtes Gestein ist fast ganz quarziger Mischung; reiner weißer Quarz, in Gängen, Klüften und ganz Klumpen durchsetzt es und giebt ihm ein rauhes Ansehen.

Hinaufwärts den Fluß linker Hand steht der merkwürdige Porphyrfels. S. Zeichnung. Er hat in seiner Gestalt viel Granitähnliches, nur sind weder die stehenden Klippen noch die abgestürzten so abgerundet wie beim Granit, vielmehr noch immer scharf eckig, und bleiben es auch meist, selbst im Flusse. Die Gesteinart selbst näher zu bestimmen.

Am Fuße der Susenburg steht ein schwärzl. Quarzgestein mit weißl. Punkten, das näher zu untersuchen.

Wahrscheinlich sind die Felsen rechts der Bude, die ich nicht näher besehen konnte, auch eine schieferige Quarzart.

Die Bude hinab wechselt es immer, daß der Schiefer thoniger oder quarziger wird, sich mehr blättert oder springt.

Nach einem mühsam durchkletterten Waldabhange eine Porphyrart, die der gesuchten ziemlich ähnlich ist, links in der Bude anstehend gefunden (b).

Darauf folgt Marmor, aus dem eine quarzige Klippe hervorsteht; überhaupt ist viel Quarz in diesem Kalkstein. Gestern davon ein Schieferbruch, schwarz glänzend, sehr dünn blätterig, aber auch ins Unebnliche rhombisch zerspringend. Gestein, das sich gegen dem Rübeland zeigt, auch porphyrartig (c).

Unter Neu-Werk eine Viertelstunde trafen wir an der rechten Seite des Flusses das Gestein, das wir suchten.

Es steht in sehr zerklüfteten Bänken, die hor. 12 streichen.

Viel ist zusammengestürzt, Alles durchaus scharfkantig (d). — Weiterhin der Schieferbruch am Kubberge.

Ferner eine Thonart mit Kalkspathpunkten (e) — ferner eine quarzige Gesteinart in sehr flach liegenden Bänken, etwa 25 Grad.

An dem Mühlgraben über Wendefurt eine Schieferart, sehr geschwungen und mit Quarzgängen durchzogen. Man sieht, daß die starke Quarzbeimischung Schuld an der Unregelmäßigkeit des Schiefers ist.

Den 8ten.

Von Wendefurt hinabwärts an der Bude. Die Gesteinarten, die wir bisher gefunden hatten, kamen zum Theil wieder und wechselten ab. Unter Ludwigshütte eine grünlich-quarzige Gesteinart mit dunkelgrünen und hellweißen Flimmern. Sie bricht in rhombischen Tafeln, deren Klüfte hor. 6 streichen. Die Querklüfte hor. 12 (f). Dasselbe Gestein, stärker gemischt, das man, ohne die Verwandschaft mit dem vorigen und folgenden hier zu sehen und zu kennen, für Granit halten sollte (g). Das quarzartige schiefrige Gestein dauert immerfort. Spaltet und blättert sich mehr oder weniger, wird dunkler und heller, ohne Abänderungen, die bemerkt zu werden verdienten.

Wol eine Stunde unter Trefeburg entdeckt' ich weiße Steine im Flusse, deren blendende Weiße mich beweg, einen aufzuheben, ob ich ihn schon für Quarz hielt. Ich entdeckte, daß es ganz weißer Feldspath sei, in dem manchmal Kiespunkte vorkommen. Der Fischer sagte, es sei den Fluß hinauf, aber noch unter Trefeburg, auf einem solchen Gange gebaut worden, und die im Flusse liegenden Kiesel seien das Gestein, das man aus der Grube geschafft. Ich erinnerte mich der Adularia des Pini, und es wird näher zu untersuchen sein. Weiterhin immer das Quarzgestein. Bald fest bald schiefrig, im Ganzen rhombisch, manchmal die Rhomben in geschwungene Blätter getheilt; ich fand einen Felsen, der an der Seite durch Wasser und Wetter angegriffen war, er war gegittert. Das Wetter hatte die weicheren Schiefertheile verzehrt, und die Quarzklüfte waren stehen geblieben.

Die Schiefer setzten hor. 12 durch den Fluß, ihre Schärfen waren sehr glatt, doch nur wenig abgestumpft. Dieser Charakter bleibt ihnen durchaus, auch den Bruchstücken bleibt im Wasser ihr vielfantiges schönes Ansehen. †

Am Engen Weg (so wird der Ort genannt, wo die Bude sich zwischen engere Felsen hineindrängt) fand sich die Scheidung zwischen Granit und Schiefer.

Der Schiefer war breiter ausgewaschen wie das Thal bisher. Der Granit schloß sich an und machte den engen Durchgang. Die vorstehende Fläche, wo das Wasser anschlägt, streicht hor. 12.

In der Nähe der Scheidung ist das O. Sch. Gestein sehr steif, rhombisch, manchmal mit geschwungenen Blättern (†) (ist sehr schwer, schwarzgrau, giebt Feuer am Stahle, aber nur wenig, an der äußern Seite glänzend wie lackirt (h)), er ist in nichts von dem zu unterscheiden, der weiter oben vorkommt (i). Unmittelbar am Granit wird das Gestein ganz quarzartig (k), (woran wirklich schon ein Stückchen Granit geblieben), darneben mischt er sich mehr (l) und wird gleich völlig Granit (m), hat vom Wasser die isabellgelbe Farbe, wird gleich daran weißer (n). Diese Veränderungen werden kaum einen Fuß breit einnehmen. Ich fand die Spuren eines Ganges von Schörl oder Hornblende, der an der abgespülten Seite berging. Die Schörl-Ablosung sieht noch an der entblößten Seite her, und im Quarz waren Schörltrümmer eingesprengt (o). (Unter dem Kessel fanden sich Stücke eines schwärzlichen hornblendischen Granits, doch selten (p)). NB. In der Nähe des Granits färbte sich der Quarz im Schiefer rotd. NB. Die ausführlichere Beschreibung des Granits unter dem Roßtrapp steht auf einem aparten Blatte.

Den 10.

Besahen wir die freistehenden Klippen der ..... genannt. Es sind übergebliebene Wände eines Sandsteingebirgs, die theils der mittlere, der festere Theil mögen gewesen sein, theils auch an der Luft verhärtet worden. In ihren Trennungen und Spaltungen haben sie viel Aehnliches mit dem Granit, welches meine Meinung bestätigt, daß ein Theil der Granitformen von dem Quarztheile herrühren; das Streichen der Wände ist hor. 9—10, haben ihr Fallen in Morgen. Die einzelnen Massen sind nicht so wohl abgerundet wie der Granit, sondern durchlöchert und zerfressen anzusehen, auch zerklüftet und zersprengt.

Ein Theil dieser Felsenstücke besteht aus einer festeren Quarzmasse, andere aus leicht zerreiblichem Sande, wieder andere sind von einer Quarzkruste überzogen, inwendig leicht zerreiblich.

Wieder andere mit feineren Quarzadern durch den zerreiblichen Stein durchsetzt.

Ein Kalkstein, sehr zerklüftet; die Blätter, theils horizontal, theils mit einer geringen Neigung gegen Morgen, streichen hor. 9—10. Der Lage des Hügels nach ist es zweideutig, ob sie auf dem Sande oder der Sand auf ihnen ruhe.

Gestaltung großer anorganischer Massen.[1])

Von einer geringen, fast unscheinbaren Naturwirkung, die wir als Experiment täglich wiederholen können, von einer partiellen Zerstörung urweltlicher Gebirgsarten geben wir zu einer der ungeheuersten Wirkungen über, die unsern Geist erheben und durch Anschauung in die Vorzeit versetzen soll. Wir sprechen von der Gestaltung der Schneemassen auf den höchsten Gebirgen.

Fischer: Bergreisen, 2ter Thl. S. 153. „Serac, eine große parallelepipedisch geformte Masse Schnee. In solche regelmäßige Formen theilen sich die Lawinen, wenn sie eine Zeit lang gelegen haben."

Joseph Hamel: Beschreibung zweier Reisen auf den Montblanc. Wien 1821. „Zwanzig Minuten nach 7 Uhr erreichten wir die erste der drei Schnee-Ebenen, welche zwischen dem Dome du Goute und dem Mont Maudit (einer Felsenreihe, welche die östliche Schulter des Montblanc bildet) eine nach der andern von Norden nach Süden folgen. Hier hat man nahe zur Rechten auf dem Dome die ungeheuren in die Luft ragenden Eismassen, Seracs genannt, welche man vom Chamounythal aus sehr gut sieht. Der Himmel, welcher dunkelblaue Farbe zeigt, erschien neben diesen blendend weißen Eisthürmen fast schwarz.

„Diese Benennung Serac kommt von einer Art im Thal verfertigter weißer Molkenkäse, der in parallelepipedischen Formen gepreßt wird und nachgehends beim Trocknen an den Rändern Risse bekommt, wodurch er diesen Eismassen in etwas ähnlich sieht. Vielleicht kommt der Name des Käses von Serum, Molke."

---

[1]) 1824. — K. d. H.

Bei diesen, freilich nicht ganz hinreichenden Relationen machten wir in Gefolg vieljähriger Gebirgsbeobachtung nachstehende Betrachtung: Die Schneemassen, sobald sie solidesciren und aus einem staub- und flockenartigen Zustande in einen festen übergehen, trennen sich in regelmäßige Gestalten, wie es die Massen des Mineralreichs thaten und noch thun. Sie stehen als große Wände auf den Berggipfeln wie die mauer-, thurm- und säulenartigen Granitmassen auf den Bergreihen. Wahrscheinlich aber sind diese großen blanken Eiswände nicht in völlig ebenen, ununterbrochnen Flächen eingeschlossen, sondern sie haben, gleich jenen Käsen, denen sie verglichen werden, Risse, Einschnitte und, nach unserer Vorstellungsart, nicht zufällige, sondern regelmäßige.

Betrachten wir am Harze die großen emporstehenden Klippen, z. B. Arendsklint und die Wernigeröder Feuersteine, so wird eine gemeine Einbildungskraft gar nicht zu schelten sein, wenn sie solche als Käse oder Kuchen über einander gethürmt anspräche. Nicht allein alle Felsarten des Urgebirges, sondern bis herauf zum bunten Sandstein und weiter haben das Bedürfniß, sich in mannichfachen, regelmäßigen Richtungen zu trennen, so daß Parallelepipeden entstehen, welche wieder in der Diagonale sich zu durchschneiden die Geneigtheit haben. Diesem allgemeinen Gesetze habe ich vor vierzig Jahren am Harze nachgespürt und bewahre davon die schönsten Zeichnungen eines trefflichen Künstlers, und war schon damals nicht abgeneigt, zu glauben, daß diese großen inneren Trennungen der Gebirgsmassen sich auf tellurische und kosmische Wirkungen beziehen möchten, wovon die südnördliche uns längst bekannt war, die westöstliche aber erst neuerlich offenbart worden ist.

Um sich aber von solcher Gestaltung der Steinmassen den Begriff zu erleichtern, so fingire man, daß ein Gitterwerk durch sie durchgehe, und zwar sechsseitig, wodurch so viele einzelne Körper abgeschnitten werden, kubisch, parallelepipedisch, rhombisch, rhomboidisch, säulen- oder plattenförmig, welcher Art es auch wäre.

Hiebei muß man sich aber sagen, diese Trennung sei anzusehen als ideell, als potentia, der Möglichkeit nach, und sei daher theilweise sowol an eine ewige Ruhe gebunden als einer früheren oder späteren Erscheinung anheimgegeben; da denn nicht alle intentionirten Sonderungen jedesmal zur Wirklichkeit gelangen und man sie vielleicht nur hie und da actu in der

Gegenwart vorzeigen kann, indem an großen Gebirgskörpern oben angedeutete Formen bald einzeln ausgebildet hervortreten, bald aber in große Massen verschlungen und darin versteckt gedacht werden müssen.

Durch diesen Begriff kommt auch der Zeichner ganz allein zur Fähigkeit, Felsenwände und Gipfel richtig und wahrhaft darzustellen, indem er das Unsichtbare durch das Sichtbare sich verdeutlicht und den allgemeinen Charakter im Kleinen wie im Ungeheuren durchzuführen vermag. Die Urgestaltung wird ihm klar, er begreift, wie dasselbe Gestein bald als Platte, Säule und doch auch als Wand erscheinen könne, und wie allen diesen Phänomenen eine verwandte Form zum Grunde liege.

Eine solche hypothetische Gebirgsdarstellung haben wir auf einer Tafel versucht, deren Raum mit gegitterten Linien durchzogen, ein landschaftliches Bild aber, dem man diese Grundzüge kaum anmerkt, in dieses Gewebe hineingezeichnet ist.

Von der oben erwähnten, 1784 sorgfältig mit manchen Aufopferungen durchgeführten Harzreise haben wir sehr schöne, noch jetzt wohl erhaltene schwarze Kreidezeichnungen, meist in Groß-Folioblättern mitgebracht. Verkleint können sie nicht werden; der Aufwand, sie in Kupfer stechen zu lassen, war abschreckend; nun aber wären sie lithographisch vielleicht eher mitzutheilen, nur wird ein sehr gewandter, mit charakteristischem Geiste begabter Künstler, der Sache kundig, liebevoll sich damit zu beschäftigen haben.

Einstweilen stehe das Verzeichniß hier an passender Stelle.

1) Teufelskanzel und Hexenaltar auf dem Brocken; meisterhaft charakteristischer Umriß, hinreichend schattirt.

2) Arendsklint, eine Felsgruppe vom Brocken nordwestwärts; hievon stellt diese Nummer mit den drei folgenden einzelne Klippen vor Augen. Umriß einer großen Felsmasse, mit wenig vertikalen und vielen horizontalen Abtheilungen.

3) Desgleichen, doch von ganz anderer Natukonstruktion als die vorhergehende; die Hauptmasse mit Aufmerksamkeit ausgeführt.

4) Kleinere Zeichnung, den Granit kugel- und säulenförmig zugleich vorstellend.

5) Abermals eine Felsmasse von Arendsklint, sorgfältiger Umriß und zur nöthigen Deutlichkeit schattirt.

6) Ein Schnarcher, einer der schönen Granitfelsen, die auf dem Barenberge in der Nähe von Schierke stehen. Der Punkt

ist bemerkt, wo dieser Fels die Magnetnadel verändert. Genauer Umriß, durch Schattirung hervorgehoben.

7) Wernigeröder Feuerstein; der Hauptgegenstand von oben herein charakteristisch ausgeführt.

8) Bei der Susenburg an der Bude, quarzreiches, porphyrartiges Gestein; sorgfältiger Umriß der Hauptpartien.

9) Der Punkt, wo die Bude von oben herab aus dem Schiefergebirg auf den Granit stößt und durch denselben hindurchdringt. Kleine Zeichnung, auf der Grenze beider Gesteinarten genommen, wenig kolorirt. Der sehr quarzhaltige Thonschiefer ist blaulich, der Granit röthlich angewaschen.

10) Aus der Höhe in der Schlucht weiter abwärts, wo die Bude sehr gedrängt ein Becken macht. Man bemerkt den bei hohem Wasser durch das vorbeiströmende Floßholz ausgewaschenen Granit.

11) Granitfelsen, vom linken Ufer der Bude, unter dem Roßtrapp; gehörig schattirte Zeichnung.

12) Desgleichen. In der Höhe der Felsen des Roßtrapps selbst, Umriß; der Vordergrund charakteristisch schattirt.

13) Ein desgleichen aus dem Budethal emporsteigender Granitfelsen; vollkommen ausgeführte Zeichnung.

14) Granitklippe im Ockerthal, zum Begriff von verborgenen und offenbaren Zerklüftungen sehr dienlich.

15) Kieselschieferklippe an der Ocker, merkwürdig wegen den horizontalen und vertikalen Ablösungen. Charakteristische Skizze.

16) Marmor mit Quarz durchzogen, die Kalktheile wittern aus, der Quarz bleibt stehen; dies giebt dem Fels ein ganz eigen ausgefressenes Ansehen. Aus der innern, unangegriffenen Masse lassen sich bedeutende Tafeln schneiden und schön poliren. Ockerthal?

17) Der Hübichenstein, Kalkfelsen am Iberge in der Nähe der Bergstadt Grund, eigentlich ein Korallenfels, an welchem auch die tellurischen Trennungen, obgleich unregelmäßig, zu bemerken sind. Vollkommen ausgeführte Zeichnung. Die zweite Vignette in dem wichtigen Werke unseres abgeschiedenen Freundes von Trebra ist eine leichte Skizze nach der mit der größten Sorgfalt vollkommen ausgeführten Zeichnung.

18) Hans-Kühnenburg; Sandstein, völlig ausgeführte charakteristische Zeichnung.

Dort im Reinen und im Rechten
Will ich menschlichen Geschlechten
In des Ursprungs Tiefe dringen,
Wo sie noch von Gott empfingen
Himmelslehr' in Erdesprachen
Und sich nicht den Kopf zerbrachen.

Wo sie Väter hoch verehrten,
Jeden fremden Dienst verwehrten;
Will mich freun der Jugendschranke:
Glaube weit, eng der Gedanke,
Wie das Wort so wichtig dort war,
Weil es ein gesprochen Wort war.

Wesens und Wirkens". Jene Abkömmlinge des Giafar Barmek bekleideten unter Harun Raschid siebzehn Jahre hindurch das Befrat, zeichneten sich aber zugleich als Feldherren und als Beförderer der Wissenschaften aus. Giafar der Zweite ragte zugleich hervor unter den Schriftstellern seiner Zeit (v. Wurm, S. 19 bis 23). Ein arabischer Dichter sang nach dem plötzlichen Sturze der Barmeliden:

„O, Söhne Barmek's, wo sind Eure Tage!
Die Welt war, als Ihr lebtet, eine Braut;
Seit Ihr gestürzt, ist elend ihre Lage,
Als arme Wittwe wird sie nun geschaut."
(S. Auszüge aus Saaledi in d. Zeitschr. f. Morgenl. Gesellsch., Bd. VI. S. 48 ff. Nr. 252.)

Bekannt ist Klinger's Geschichte Giafar's des Barmeziden (1792), welche 1795 in Karlsbad sogar Goethe selbst zugeschrieben wurde (vgl. dessen Brief an Schiller vom 8. Juli 1795).

1. Hegire, das erste Gedicht dieses Buchs, trägt ebenso wie Nr. 14 (Dreistigkeit) das Datum: Weimar, den 31. December 1814. — Hedschra (franz. hégire) heißt die Flucht (exodus); Mahomet's Flucht aus Mekka (15. Juli 622 n. Chr.), nicht seine Geburt oder sein Abscheiden, begründet die mahometanische Zeitrechnung, weil der Islam erst von da an allgemeinere Verbreitung fand (Ideen, II. 280 f.). So steht hier die Ueberschrift in doppeltem Sinne: als Flucht des Dichters in den Orient und als Anfang einer neuen Zeitrechnung, einer glücklicheren Epoche. Chiser ist der prophetische Zeitgenosse und Reisegefährte des Moses, der Hüter des Jugendquells, des Wassers des Lebens, das Alexander d. Gr. vergebens suchte.

Mit ewiger Jugend ausgestattet, durchwandert er noch immer die Welt, das Vorbild des ewigen Juden (s. Rückert's Gedicht Chidher). Durch einen Becher aus Chiser's Quell versüßte sich Hafis (s. Hammer's Vorrede zu Hafis' Divan. I. S. XXIII. XXVII., und 151, Note 3), und aus derselben Fontaine de jouvence schöpfte der abendländische Dichter.

Die drei ersten Strophen enthalten die Gegensätze, welche die „Flucht" motiviren: in der ersten den europäischen Umwälzungen der Jahre 1813—1815 die poetische Wiedergeburt des Dichters, und in der zweiten und dritten der modernen Kultur der naive Glaube der Vorzeit entgegengestellt, wo Gott unmittelbar zu den Führern der Völker sprach, den Patriarchen, Moses, Ma-

19) Graue Wacke, in der Nähe vom Wilden Mann, flötzartig gelagert; sorgfältigst ausgeführte Zeichnung.

20) Eingang zu der Baumannshöhle; klein Quer-Folio, angetuscht, die Marmormassen in ihrem charakterlosen Charakter wohl ausgedrückt.

21) Eisengrube in Thonschiefer vom Tage herein; Eisenstein und Gebirgsart sind so vermischt, daß gewissermaßen nur ein Raubbau stattfindet.

22) Festung auf dem Regenstein, in den Sandstein eingegraben; das Ganze zerstört und verwittert; klein Quer-Folio.

23) Höhlen auf dem Regenstein; skizzirt, nicht sonderlich charakteristisch.

24) Die alte Burg bei Langenstein. Flüchtige, aber klare Zeichnung, die Gebirgsart nicht charakteristisch.

25) Die Klause bei Goslar; Sandstein; charakteristisch.

26) Teufelsmauer bei Thale gegen Quedlinburg; so merkwürdig als schön gezeichnet, die Nothwendigkeit des Einstürzens mancher Gebirgsarten unter gewissen Umständen vor Augen gestellt.

27) Gipswände bei Osterode; reinlich umrissen und angetuscht, den schwachen Charakter dieser Gesteinart glücklich aussprechend.

Vorgemeldete Sammlung ist, wie man sieht, nach einer gewissen Ordnung gereiht; sie führt vom Granit des Brockens bis zum Gipsfelsen von Osterode, freilich weder vollkommen in geologischer noch geographischer Folge. Doch würde sie in beiden Rücksichten schon vollständiger werden, wenn man eine vorräthige doppelte Anzahl von kleineren, weniger ausgeführten Umrissen, Skizzen und manchen flüchtigen Entwurf dazwischen legen wollte, welches um so instruktiver sein würde, weil jedes dieser Blätter, wenn auch mit weniger Zeitaufwand, doch immer zu jenem ausgesprochenen Zwecke mit Ueberlegung gefertigt worden. Ein lakonisches gleichfalls übrig gebliebenes Tagebuch würde dabei noch weiter behilflich sein.

Von jenen kleineren Zeichnungen bemerke folgende:

a) Hexenaltar auf dem Brocken, in geschichteter Lage; noch vor funfzig Jahren glaubte man hier eine durch Menschenhände aufgerichtete Mauer zu erblicken.

b) Arendsklint; eine auf regelmäßigem Naturpiedestal aufgerichtete Felsensäule.

c) Unter dem Roßtrapp an der Bude; flüchtige Skizze, die steil aufstrebenden Felsenpartien sehr gut ausdrückend.

d) Treppensteig, an der Ocker; regelmäßig rechtwinklig getrennte Granitmasse.

e) Unter dem Treppensteig am Wasser; an unförmliche Granitmassen anstoßende sanft geneigte regelmäßige Bänke desselben Gesteins.

f) Ziegenrücken im Ockerthale; beinahe vertikale Bänke, horizontal und diagonal durchschnitten.

g) Kalkhöhle, von oben erleuchtet; malerischer Effekt.

h) Versteinerungslagen unter Grauwackebänken, am Schulenberg auf dem Oberharz.

i) Küttelsthaler Gipsbrüche; kleines Musterstück, die horizontale und vertikale schwankende Durchklüftung dieser Gesteinart darstellend.

k) Klause bei Goslar; in den Sandstein gegraben, merkwürdig wegen regelmäßiger, doch schwankender Zerklüftung.

l) Rammelsberg bei Goslar; meisterhafte kleine Zeichnung, den ödesten, trostlosesten Zustand auf der Oberfläche metallischer Naturschätze vergegenwärtigend.

Gebirgsgestaltung im Ganzen und Einzelnen.

Ehe wir auf unserm bezeichneten Wege nunmehr weiterschreiten, fassen wir in einem Rückblick dasjenige zusammen, wovon bisher gehandelt worden.

Große anorganische Massen gestalten sich solidescirend, und zwar regelmäßig. Wir gebrauchten ein Gitterwerk als Gleichniß und gaben den Katalog einer Sammlung von Zeichnungen, zu diesem Zwecke vor vielen Jahren aufgenommen und bis jetzt sorgfältig aufbewahrt.

Den Augenblick der Solidescenz hat man als höchst bedeutend zu betrachten. Solidescenz ist der letzte Akt des Werdens, aus dem Flüssigen durchs Weiche zum Festen hingeführt, das Gewordene abgeschlossen darstellend.

Im Solidesciren, im Uebergang aus dem Weichen in das

Starre, ergiebt sich eine Scheidung, sie sei nun dem Ganzen angehörig, oder sie ereigne sich im Innersten der Massen.

Jene Urdurchgitterung, wie wir, das Obgesagte ins Kurze zu fassen, die Erscheinung actu, die Vermuthung potentia nennen wollen, geschah niemals ohne Sonderung, denn alle Gebirgsmassen sind mehr oder weniger zusammengesetzt; daher entstanden gleichzeitige Gänge (dieses unzulängliche Wort müssen wir einstweilen gebrauchen), Gänge, die mit Gesteinabtheilungen parallel gehen, diese mögen nun vertikal aufgerichtet stehen und deshalb als Wände gelten oder, unter verschiedenen Winkeln geneigt, bald mit den Namen Bänke und endlich wol gar Lager bezeichnet werden. Diese Gänge sprechen wir als gleichzeitig mit der Gebirgsmasse an. Wer einen Schriftgranitgang in einer Granitmasse eingeschlossen, ihrem Fallen und Streichen genau folgend, mit Augen gesehen hat, der wird den Sinn begreifen, den wir in diese Worte legen.

Jene Scheidung wird also von der Hauptgestaltung mit fortgerissen und fügt sich in die Richtungen jenes Gitterwerks.

So viel sei vorläufig von einer Angelegenheit gesagt, die schon tausendfach mit mehr oder weniger Glück ausgesprochen worden. Man erinnere sich der Füllungstheorie, welche so überhand nahm, daß eines werthen Mannes, von Charpentier's, verständige Bemühungen abgelehnt, beseitigt, mißgeachtet, vergessen und zuletzt gar nur durch Hohnrede wieder zur Erinnerung gebracht wurden. Eine Wiederaufnahme der Arbeiten eines höchst sinnigen Vorjahrs würde gerade jetzt einen guten Eindruck machen und vielleicht von erfreulichen Folgen sein.

Aber gleichzeitig mit jener Scheidung, die dem Ganzen folgen muß, geht im Innersten der Massen noch eine besondere vor, welche den eigentlichen Charakter der Gebirgsart ausspricht, und dieses ist, was wir porphyrartig nennen. Auch hier wie dort sondert sich das Reinste oder vielmehr Homogenste nicht sowol vom Unreinen als vielmehr vom Fremdartigen, das Einfachere vom Zusammengesetzten, das Enthaltene vom Enthaltenden, und zwar so, daß man oft die Identität beider nachweisen kann. Unzählige Beispiele, vom Granit bis zum letzten Gips und Kalkstein, sind den Freunden dieses Wissens bekannt. Sehr oft ist das Enthaltene dem Enthaltenden nahe verwandt. Die

Karlsbader und Elbogner Zwillingskrystalle sind eigentlich krystallisirter Granit; die großen Granaten oder Almandine von Tirol sind offenbar krystallisirter Glimmerschiefer, die Eisengranaten krystallisirter Eisenglimmer.

Wie nun diese Gestaltungen sich selbst in beengender Masse hervorthun, so werden noch mehr die durch geistige Auflösung befreiten, auf leeren Gebirgsklüften und Schluchten herungeführten Urtheilchen sich noch reiner abtrennen und die gleichartigen sich einander zugesellen. Hier haben wir alsdann die ganz reinen Krystallbildungen, an denen wir uns höchlich erfreuen, unser Wissen daran bilden und ordnen können.

Auch jene porphyrartigen Erscheinungen habe ich sorgfältig gesammelt, und wie sich das oben Behauptete in einzelnen Beispielen ausspricht, verdient wol eine besondere Behandlung. Jedoch finde eine chemische Erfahrung hier einstweilen Platz.

Ich erhielt ein Glas Opodeldoc von gleichartiger, trüb durchscheinender Masse, worin aber runde, weiße krystallisirte Körperchen in kleiner Erbsengröße schwebend gehalten werden. Bei einer nähern Erkundigung vernahm ich, daß dieses Glas erst vor drei Wochen bereitet worden. Schon am zweiten und dritten Tage zeigen sich Pünktchen, die sich nach und nach vergrößern und eine krystallinische Form annehmen, an welchen jedoch im Verlauf der Zeit kein weiterer Wachsthum zu bemerken ist.

Ferner hat sich gefunden, daß in kleineren Gläsern die Kryställchen häufiger und kleiner als Hirsenkörner entstehen, wodurch wir belehrt werden, daß sogar das Maß der Räumlichkeiten auf die Krystallbildung entschiedenen Einfluß hat, und zugleich auf manches orykognostische Vorkommen hingewiesen sind.

Auf diesem Wege jedoch begegnen wir einem andern Phänomen, das uns bei seiner Unerforschlichkeit nicht losläßt. Solidescenz ist mit Erschütterung verbunden. Nur selten kommt dies Ereigniß, seiner Zartheit wegen, zur unmittelbaren entschiedenen Anerkennung.

„Derjenige, welcher bei dem Versuch, das Quecksilber gefrieren zu machen, die Glasröhre in der Hand hielt, fühlte in

dem Augenblick, als das Metall seinen flüssigen Zustand verlor, eine plötzliche Erschütterung; und eine ganz ähnliche Erscheinung findet beim Festwerden des Phosphors statt."

So zeigt sich auch Solidescenz durch Erschütterung. Ein Glas Wasser, nahe am Gefrieren durch einen Schlag erschüttert, krystallisirt sogleich.

Gedenken wir an dieser Stelle, wenn sie auch weit abzuliegen scheinen, der Chladni'schen Versuche, wo die Erschütterung, regelmäßig geleitet, zugleich mit dem Ton eine Gestalt hervorbringt. Auf Glastafeln ist das Phänomen Jedermann bekannt, vielleicht nicht Allen folgendes:

Wasser, auf flachen, geränderten Glastellern, mit Semen Lycopodii bestreut und durch einen Violinbogen angeregt, giebt in vielfältigen Abtheilungen die Erscheinung gegitterter Flächen und eines entschiedenen Gewebes, so daß der umsichtig thätige Heusinger dessen in seiner Hypbologie gedenken könnte. Purkinje, ein merkwürdiger Forscher unsrer Zeit, hat mir solches Gewebe durch eine scharfsinnige Vorrichtung auf Glastäfelchen fixirt und freundlichst mitgetheilt.

Die entoptischen Erscheinungen lassen sich gleichfalls hier anschließen; durch schnelle Veränderung der Temperatur solidescirt ja in den Glastäfelchen eine sonst vorüberfliegende Gestaltung.

Bedeutend hab' ich immer die Betrachtung gefunden, die uns das makro-mikromegische Verfahren der Natur einzusehen fähig macht; denn diese thut nichts im Großen, was sie nicht auch im Kleinen thäte, bewirkt nichts im Verborgenen, was sie nicht auch am Tageslicht offenbarte.

Daß der Thonschiefer im Großen von Quarzgängen häufig durchsetzt werde, ist bekannt; nun aber traf ich eine dergleichen Gebirgsart, deren mäßige tragbare Massen nach einem gewissen Streichen von Quarzgängen durchzogen waren, indessen schiefrige Ablosungen diese Massen rechtwinklig auf die Richtung der Gänge zu schmalen Täfelchen trennten und so natürliche Durchschnitte vor Augen legten.

Ich lege ein solches Thonschiefertäfelchen vor mich, so daß der darauf sich zeigende etwa sechs Linien starke Quarzgang in horizontaler Richtung sei, ein schmälerer etwa eine

Linie breiter Gang kommt auf dem ersteren im Winkel von etwa 45 Graden an, wird sogleich nach dem Perpendikel zu gebrochen, geht sichtlich durch den stärkeren hindurch, kehrt unterwärts in die erste Richtung zurück und setzt parallel mit der Eintrittslinie seinen Weg weiter fort. Hier gebrauche ich, wie man sieht, eine bekannte Terminologie, deren man sich bedient, um das Phänomen anzuzeigen, wenn das Licht oder dessen sogenannter Strahl aus dem dünneren Mittel ins dichtere und von da wieder ins dünnere übergeht.

Und fürwahr, wären unsere Täfelchen in Linearzeichnungen auf eine Kupferplatte gebracht, so würde Jedermann glauben, es seien aus einem physikalischen Kompendium jene auf die Lehre von Brechung des Lichts bezüglichen Figuren kopirt worden.

Doch wollen wir die Analogie nicht weiter treiben, sondern nur erzählen, was wir vor uns sehen: der schwächere Gang auf dem stärkeren, vertikal im rechten Winkel anlangend, scheint von seinem Wege nicht abgelenkt; doch geben, genau betrachtet, zwei Gänge niemals durch einander, ohne daß sie einigermaßen in ein Schwanken geriethen und eine leise Wirkung solches Zusammentreffens andeuteten.

Der Fall, welcher selten vorkommt, daß der schwächere Gang den stärkeren verschiebt, deutet auf die Erfahrung, daß ein ganz leeres Klüftchen den Gang aus seiner Richtung bringt, ihn aber nicht rückwärts lenkt, sondern vorwärts zu schieben die Eigenschaft hat.

Einen einzigen Fall hab' ich gefunden, wo der schwächere Gang, den stärkeren vertikal durchkreuzend, ihn beinahe um seine Breite niederdrückt.

Im Thonschiefer finden wir durchaus die reinsten Beispiele zu dieser Lehre; der Kieselschiefer hingegen ist so vielfach durchzogen und durchklüftet, daß bedeutende Beispiele nicht herauszuheben sind. Der Marmor bietet uns ähnliche Betrachtungen dar, nur ist Alles leichtfertiger und unsicherer; doch fehlt es auch hier nicht an einer gewissen konsequenten Bestimmtheit.

Ein merkwürdiges Beispiel, wodurch die Erschütterung bei der Solidescenz uns vor Augen gebracht wird, ist der allbekannte Florentinische Ruinenmarmor. Wahrscheinlich ent-

sprang er aus einer eingesunterten Gangart, die an einer Seite sich bandartig zu bilden im Begriff war, als ein gewisses Zucken die zarten Streifen mit vertikalen Klüftchen durchschnitt und die horizontalen Linien bedeutend verrückte, daß die einen höher gehoben, die andern niedergehalten wurden, wodurch uns denn die Gestalt einer lückenhaften Mauer vor Augen tritt. Indessen war am entgegengesetzten Saalband die Masse dreiartig in Bewegung; diese, von jenen Erklüftungen wenig erleidend, erscheint nun bei geschnittenen und polirten Tafeln über der Landschaft als Bewölkung, wer es dafür will gelten lassen; doch gleicht diese Stelle bei vorzüglichen Exemplaren ganz deutlich dem sogenannten orientalischen Alabaster, einem buntgestreiften, durchscheinenden Kalkspath.

Ferner besitz' ich andere Beispiele desselben Marmors, wie sie mir nur einmal vorgekommen. Die Masse nämlich, wie sie aus hellerem Grunde zu mehr oder weniger hellern Bestandtheilen sich sondert, hatte nicht die Tendenz wie vorige, sich bandartig zu bilden, sondern mag unbestimmt durch Scheidung neben einander schwimmend, bei der Solidescenz von Erschütterung ergriffen, durch unzählige sichtbare Klüftchen durchkreuzt worden sein.

Nun sieht man die verschiedenfarbigen gesonderten Bestandtheile gradlinig in bestimmte Räumchen eingefaßt, in Dreiecken, Vierecken, Alles meist rhombisch, spitz- und stumpfwinklig.

Aehnliche Erscheinungen finden wir im Großen; denn man darf den erdbenannten Ruinenmarmor und dessen Durchschnittstäfelchen mit einem Durchschnitt vom Riegelsdorfer Flötz vergleichen, so wird man die große Aehnlichkeit bewundern.

Alles dieses ist nur gesagt, daß die Natur nicht später gewaltsame Mittel anzuwenden braucht, um dergleichen Erscheinungen mechanisch hervorzubringen, sondern daß sie in ihren ersten Anlagen ewige, aber ruhende Kräfte besitzt, die, in der Zeit hervorgerufen, bei genugsamer Vorbereitung das Ungeheure so wie das Zarteste zu bilden vermögen.

Der bei Ilmenau vorkommende Bandjaspis giebt uns von einer gleichen Naturwirkung schöne Beispiele. Die einzelnen

dreifingerbreiten Stücke zeigen eine sehr regelmäßige Streifenbildung, graubräunlich dunkel auf hellerem Grunde. An vielen Stücken ist diese Linearzeichnung unverrückt, an anderen aber bleibt zwar das parallele Verhältniß durchaus rein, allein die Linien sind wie durch einen kleinen Schreck im Augenblicke der Solidescenz verschoben und also erstarrt, daß sie nunmehr ein gelindes treppenartiges Steigen und Fallen vorweisen. Was wir also vorher an einem leicht determinabeln Kalkgestein gesehen haben, erblicken wir nunmehr an einem festen quarzigen Thongestein.

Von einer heftigern Erschütterung in einem solchen Augenblicke giebt uns der Trümmerachat einen bedeutenden Beleg. Hier ist auch die erste Tendenz zum Bandartigen unverkennbar, durch eine Störung jedoch ward sie aufgehoben und in einzelne Stücke zertheilt; die Chalcedonmasse jedoch, die allen Achaten zum Grunde liegt, in dem Augenblicke noch weich, erstarrte zugleich mit den Trümmern, die sie enthielt, und so ist uns ein schönes Mineral vorbereitet worden.

Ich besitze eine Tafel Altdorfer Marmor, drei Fuß lang, zwei breit, deren ausgeschweifte Form darauf hindeutet, daß sie früher fürstliche Gemächer verziert hat, und sie verdiente diese Ehre wohl; denn auf einem grauen Grunde liegt Ammonshorn an Ammonshorn; die Schale des Ganzen ist noch deutlich sichtbar, der vordere Theil von der Grundmasse ausgefüllt, der hintere reiner weißer Kalkspath. Jedem Naturfreund ist dieser Marmor von Altdorf bekannt, mir aber wurde an diesem Stücke zuerst Folgendes bedeutend. Es gehen zarte Klüfte quer durch das Ganze durch, die, wenn sie auf ein Schneckengehäus treffen, solches um einige Linien verschieben; an anderen einzelnen Musterstücken fand sich auch wol der Fall, daß die Schnecke auf vier Zwölftheile eines Pariser Zolls verschoben war.

Das, was wir also am Bandjaspis, am Florentiner Marmor erblickten, fordert uns hier abermals zur Betrachtung auf; hier liegt es dem Anblick deutlich vor, daß das Ganze noch weich, noch determinabel in einem gewissen Grade von Erhar-

schung muß gewesen sein, als die schmalen mit einer gilblichen Masse ausgefüllten Klüfte in grader Richtung, obgleich wellenförmig, durch das Ganze hindurch liefen und Alles, was sie durchschnitten, von der Stelle schoben. Außer dieser Hauptmasse geben fünf kleinere, die ich durch Vermittelung des Herrn Professor Schweigger's einer alten wackern Freundin, der Frau Burgemeisterin Baureis in Nürnberg, verdanke, mit welcher, wie früher mit ihrem Gatten, durch manche Zeit hindurch ein naturwissenschaftlicher Verkehr statt gefunden, eine ähnliche Anschauung.

Von einem solchen Halbgewordenen, Gestörten und wieder zum Ganzen Gefügten haben die Geognosten schon manche Beispiele angeführt, und man wird mit einiger Aufmerksamkeit noch viel mehrere finden, und manches sogenannte Breccienartige wird hierher zu zählen sein. Die Quarzfelsen am Rheinufer unmittelbar unter der Rochus-Kapelle gehören hierher; scharfkantige Quarztrümmer sind durch eine frische, flüssige, kräftige Quarzmasse zu dem festesten Gestein verbunden, wie wir ja auch im Organischen ersehen, daß ein geheilter Knochen vor einem Bruche an derselben Stelle sicherer ist als an benachbarten gefunden.

Herrn von Hoff's geologisches Werk.[1])

Wenn man das Studium dieses trefflichen Werkes antritt, so scheint es uns gleich, man setze sich zu Rath, und ein umsichtiger, seinem Gegenstande mit Liebe zugethaner Referent trüge den fraglichen Fall umständlich und zugleich gewissenhaft vor, dergestalt daß er zwar wünscht, seine Kollegen von seiner Meinung zu überzeugen, aber nicht den mindesten Versuch macht, sie zu überreden.

Uns hat dieses Werk aus tiefer Wintereinsamkeit in die weite Welt geführt und angeregt, aus eigener Erfahrung folgende zustimmende Beiträge freundlichst mitzutheilen.

---

1) Bisher ungedruckt. — A. d. H.

Zu Herrn von Hoff's Geschichte der Erdoberfläche, Seite 427.

1. Aufmerksamkeit auf Granitblöcke in Thüringen.
   a) Granitblock bei dem Baume von Münchholzhausen,
   b) dergl. im Mühltdale,
   c) dergl. bei Eckartsberga,
   d) schönster Gneis bei Denstedt, vielleicht, obgleich nicht mit vollkommener Ueberzeugung, vom Thüringer Wald herzuschreiben.
2. Geschiebe jenseits des Thüringer Waldgebirges, und was sich davon beschreiben möchte.
   a) Zwischen Dessau und Potsdam,
   b) bei Potsdam,
   c) um Berlin selbst,
   d) im Mecklenburgischen,
   e) Danziger.

*

Hypothese von Bergr. Voigt in Ilmenau als Eistransport, inwiefern sie geachtet werden.

Notiz durch Hrn. v. Preen von großen, durch den Sund einströmenden Eismassen, Granitblöcke heranführend.

Weimar, den 17. Jänner 1827.

Zu Seite 427.

Als ich vor mehr als vierzig Jahren nach Thüringen gelangte und durch die Freiberger Akademie nun Lust und Liebe zur Gebirgs- und Mineralkenntniß ausgebreitet fand, ergriff auch mich diese Leidenschaft, und ich ward mit andern gleichzeitig Strebenden zur genausten Aufmerksamkeit auf diese Gegenstände gefordert. Wir kannten recht gut unsere Lage auf den Höhen eines Flözgebirges, um deste mehr fiel uns die Erscheinung auf, daß Granitblöcke sich hie und da hervorthaten.

Unter einem Baume am Weg gegen Münchholzhausen lag ein solcher, wahrscheinlich aus den Aeckern dahin gewälzter Klump, den wir aus Verehrung gegen seine urgebirgliche Herkunft nach Weimar schafften, um ein ansehnliches Gefäß daraus zu formen.

Ein anderer gleichfalls abgerundeter Block ward im Mühlthale entdeckt, und weil er im Kalkschutte beraaben nicht groß genug geschätzt ward, nur mit Umständen nach Jena gebracht,

Will mich unter Hirten mischen,
An Oasen mich erfrischen,
Wenn mit Karawanen wandle,
Shawl, Kaffee und Moschus handle;
Jeden Pfad will ich betreten
Von der Wüste zu den Städten.

Bösen Felsweg auf und nieder
Trösten, Hafis, Deine Lieder,
Wenn der Führer mit Entzücken
Von des Maulthiers hohem Rücken
Singt, die Sterne zu erwecken
Und die Räuber zu erschrecken.

Will in Bädern und in Schenken,
Heil'ger Hafis, Dein gedenken,
Wenn den Schleier Liebchen lüftet,
Schüttelnd Ambralocken düftet.
Ja, des Dichters Liebeslüftern
Mache selbst die Huris lüstern!

---

homet. — Des Ursprungs Tiefe für Urzeit. — Die Sprüche der Väter (Buch des Ogluy, Nr. 77 und 78; Tieg' Denkm., I. S. 184) bildeten eine eigne Sammlung „dem Koran zur Seite", als dem ersten geschriebenen Buche. Deswegen haben nach Rückert Bemerkung zur 23. Makame des Hariri) arabische Grammatiker und Lexikographen sich längere Zeit unter den Beduinen aufgehalten, um die Reinheit der Sprache aus der Quelle zu schöpfen und das dem Hirtenmunde Abgelauschte in ihre gelehrten Werke niederzulegen." So trieb es auch den abendländischen Dichter

„Aus den Städten in die Wüste
Zum Umgang mit den freien Leuten,
Welche wohnen unter den Häuten, (d. h. Zelten)
Um zu lernen ihre Sitten, die ungefärbten."
(Aus der angeführten Makame.)

Die Heimath der arabischen Dichtung ist die Wüste, ihre Jugend fällt in die Zeit des freien Beduinenlebens. Das nomadische Hirtenleben und die Karawanen-Reise stehen daher oben der prosaischen Seßhaftigkeit des Abendlandes gegenüber. Strophe 4 und folgende oben sind zu ergänzen aus den Strophen 3 bis 5 des 1. Gedichts im Buch des Unmuths.

Der Binnenreim in Str. 3 mit dem sich wiederholenden Schlußwort findet sich auch in Buch Suleika, Nr. 23 (Dialog zwischen Hatem und Mädchen, Str. 4). Vergl. Wilh. Grimm, zur Geschichte des Reims, S. 146.

Zu Str. 5 vergl., was Goethe in den „Noten" (Abschn. Uebersicht) anführt, daß noch jetzt „Kameel- und Maulthier-Treiber Hafis' Gedichte, unbewußt mehr als bewußt, fortsingen". — Die Sterne zu erwecken, durch den Gesang die Sterne hervorzulocken (Dünzer), aber vom Morgenstern, ihn wachend erwarten, also gleichsam ihn wecken, nicht von ihm geweckt werden, nach Psalm 57, 9: „Wache auf die Harfe, ich will den Morgenstern erwecken" (Wurm). Der Ausdruck bezeichnet

wo er noch vor der Thüre der Museen liegt. Merkwürdiger als beide erschienen jedoch dergleichen Blöcke an dem Schloß zu Eckartsberga, welche noch als Musterstücke in meiner Sammlung liegen, wegen großer, wohl ausgesprochener Bestandtheile, besonders wegen eines sehr lebhaft rothen Feldspathes, der gar wohl in die Augen fällt und an den Granit, woraus die Obelisken bestehen, erinnert.

Diesen sämmtlich erwähnten Stellen zunächst lag freilich der Thüringer Wald, von woher in früheren fluthenden, strömenden Zeiten gar gehäufte und bedeutende Geschiebe bis in unsere Gegenden geführt wurden, und man mochte zunächst gar wol jenen großen Wirkungen auch dieses wunderbare Vorkommen zuschreiben.

Begeben wir uns jedoch weiter nach Norden, wo vom Urgebirg keine Spur mehr vorhanden ist, wo der Boden aufgeschwemmt, mehr oder weniger sandig gefunden wird, so wird das Vorkommen solcher Geschiebe immer häufiger, bis uns zuletzt der Heilige Damm als eine schwerfällige Düne entgegentritt.

Kehren wir südlicher zurück, so wird zwischen Dessau und Potsdam der naturforschende Reisende durch die frischen Bruchstücke zerschlagener Urgebirgsarten in Verwunderung gesetzt und kommt in Versuchung, sich mit einer ausgesuchten Sammlung derselben zu belasten. In der Gegend um Potsdam ist es derselbe Fall, sowie um Berlin; von dort her haben mir junge Freunde sehr schöne Sammlungen gesendet, wovon ich hier in Kurzem nähere Nachricht gebe und zugleich bemerke, daß man dieses Gestein zu bearbeiten angefangen, wie es denn theilweise auch gar wohl verdienen mag.

Wenden wir uns nunmehr weiter nordwärts, so finden wir im Mecklenburgischen unserer Wißbegierde gar treulich vorgearbeitet; denn dort hat der Landesfürst bedeutende Anstalten zum Schneiden und Schleifen solcher umherliegenden Blöcke schon längst angelegt, wodurch uns die herrlichsten Prachttafeln, wie sie kaum das Alterthum liefert, zu Gute kommen, wobei die Bemerkung am Platze ist, daß diese Blöcke für desto kostbarer gelten können, als die festesten, die Kerntheile eines zerstörten Urgebirgs in ihnen vor uns liegen.

Schon ist der Granit schön und bedeutungsvoll, jedoch mehr erfreulich sogar ein Gneis mit Almandinen, an welchem der Grund sowol als die eingestreuten Krystalle eine völlig gleiche Politur annehmen.

Einzig in seiner Art ist jedoch ein neuerlich gefundener Block, welcher zerschnitten und polirt eine unter dem allgemeinen Namen nicht zu begreifende Gebirgsart darstellt; sie würde allenfalls eine cyanite Porphyrart mit großen Almandinkrystallen genannt werden können. Sie ist nicht geschichtet, hingegen ist in der gleich ausgetheilten Masse Hornblende, Feldspath und Quarz, obgleich innigst vereinigt, wohl zu erkennen; große nach außen nicht freibegrenzte Almandinpunkte geben dem übrigen ernsthaften Stein ein prächtiges Ansehen. Hievon sollen für den Großherzog von Mecklenburg bedeutende Tafeln geschnitten sein; ich erhielt von dem Kammerherrn von Preen, einem unglücklicherweise uns zu früh entrissenen Freund und Mitarbeiter, eine den Charakter hinreichend aussprechende länglich viereckige Tafel.

Gleichfalls der höchsten Aufmerksamkeit werth ist eine Gesteinart, die man breccienartig nennen kann, indem sie mit dem englischen Puddingstone viel Verwandtschaft hat, nur daß sie quarzhafter ist und die bindende Masse nicht auflöslich wie bei jenem. In den großherzoglichen Zimmern steht ein kleiner Untertisch von diesem Gestein, an welchem man zu sehen glaubt, daß bei Solidescenz des Ganzen die einzelnen scheinbaren Kiesel auch noch weich oder bald erhärtet gewesen, denn sie sind durch klüftige Spalten und mit einer feineren Quarzmasse durchzogen. Schon früher waren einige Naturforscher geneigt, auch die Puddingsteine nicht für ein Konglomerat, sondern für eine porphyrartige Erzeugung zu halten, welcher Meinung wir auch nach sonst bekannter Sinnesart beizupflichten geneigt waren. Auch hievon ist mir ein schönes unterrichtendes Stück durch meine mecklenburgischen Freunde geworden.

Da in den mecklenburgischen Fabriken kleine Steinmuster mitgetheilt werden, so können Freunde der Natur sich wenigstens theilweise von dem, was wir sagen, durch Anschauung überzeugen.

Bei Beschauung dieser und der vorgenannten preußischen Geschiebe enthält man sich nicht, sie für ausländisch zu erklären; die Aehnlichkeit mit den nordisch überseeischen Felsgebilden ist allzu auffallend, als daß man sich die Verwandtschaft verleugnen könnte; es fragt sich nur, wie man durch die Untiefen des baltischen Meeres, durch welche Gewalt und auf welche Art und Weise man sie wieder herüber aufs trockne deutsche Land schafft.

Dergleichen Musterstücke von Geschieben sind mir denn auch durch Freunde geworden bis Danzig hinauf, wo ebenso

schöner rother Feldspath in großer Masse, verbunden mit den übrigen unverkennbaren Granittheilen, zum Vorschein kommt.

Bergrath Voigt zu Ilmenau, ein eigener Mann, dessen Denk- und Sinnesweise, dessen Behandlungsart der Geognosie wol geschildert zu werden verdiente, dürfte sich eines gewissen natürlichen Sinnes rühmen, der ohne großes Nachsinnen und Forschen, ohne allgemeine Grundsätze, doch immer an Ort und Stelle, wenn es nur die Vulkanität nicht betraf, die Reinheit seines glücklichen Auges bewies, so wie seine Meinung immer einen Beweis von frischer Sinnlichkeit gab. Dieser, als wir uns lange über die wunderbaren Erscheinungen der Blöcke, über Thüringen und über die ganze nördliche Welt ausgebreitet, öfters besprachen und wie angehende Studirende das Problem nicht los werden konnten, gerieth auf den Gedanken, diese Blöcke durch große Eistafeln herantragen zu lassen; denn da es unleugbar schien, daß zu gewissen Urzeiten die Ostsee bis ans sächsische Erzgebirg und an den Harz herangegangen sei, so dürfe man natürlich finden, daß bei lauerer Frühlingstagen in Süden die großen Eistafeln aus Norden herangeschwommen seien und die großen Urgebirgsblöcke, wie sie unterwegs an hereinstürzenden Felswänden, Meerengen und Inselgruppen aufgeladen, hierher abgesetzt hätten. Wir bildeten mehr oder weniger dieses Phänomen in der Einbildungskraft aus, ließen uns die Hypothese eine Zeit lang gefallen, dann scherzten wir darüber, Voigt aber konnte von seinem Ernst nicht lassen, und ich glaube, er hat irgend wo den Gedanken abdrucken lassen.

Dem sei nun aber, wie ihm wolle, in diesen letzten Jahren erhielt ich von meinem nicht genug zu belobenden Freunde, dem Kammerherrn von Preen, die Nachricht, daß bei eintretendem Frühling große Eismassen, mit Granit beladen, den Sund hereingeschwommen seien.

Geologische Probleme und Versuch ihrer Auflösung.[1])

1.

Horizontal liegende Flötze, welche sich an steilen Felswänden oberhalb fortsetzen, werden durch Hebung einer solchen Bergwand erklärt.

---

[1]) In den Nachgelassenen Werken 1833 veröffentlicht. — H. d. H.

Wir sagen: in frühster Zeit jener Entstehungen war alles Dynamische kräftiger als späterhin, die Anziehungskraft der Theile größer. Die niedergehenden Elemente des Flötzes senkten sich zwar nieder und belegten die Fläche, aber in gleicher Maße wurden sie angezogen von den Seitenwänden der nahestehenden Berge, so daß sie nicht allein an sehr steilen Flächen, sondern sogar an überhängenden sich festsetzen und die weitere Füllung des Raums abwarten konnten.

2.

Die auf großen Flächen weit entfernten Granitmassen haben auch zu vielem Nachdenken Gelegenheit gegeben.

Wir halten dafür, daß die Erklärung des Phänomens auf mehr als eine Weise geschehen müsse.

Die, besonders an der savoyischen Seite, an dem Genfersee sich befindenden Blöcke, die nicht abgerundet, sondern scharfkantig sind, wie sie vom höchsten Gebirg losgerissen worden, erklärt man, daß sie bei dem tumultuarischen Aufstand der weit rückwärts im Land gelegenen Gebirge seien dahin geschleudert worden.

Wir sagen, es habe eine Epoche großer Kälte gegeben, etwa zur Zeit, als die Wasser das Kontinent noch bis auf tausend Fuß Höhe bedeckten und der Genfersee zur Thauzeit noch mit den nordischen Meeren zusammenhing.

Damals gingen die Gletscher des savoyer Gebirgs weit tiefer herab, bis an den See, und die noch bis auf den heutigen Tag von den Gletschern niedergehenden langen Steinreihen, mit dem Eigennamen Gouffrelinien bezeichnet, konnten ebenso gut durch das Arve- und Dranse-Thal herunterziehen und die oben sich ablösenden Felsen unabgestumpft und unabgerundet in ihrer natürlichen Schärfe bis an den See bringen, wo sie uns noch heut zu Tag bei Thonon schaarenweis in Verwunderung setzen.

3.

Die im nördlichen Deutschland umherliegenden Granit- und andere Urgebirgsblöcke haben einen verschiedenen Ursprung.

Der nunmehr zu einem bedeutenden Kunstwerk verarbeitete Landgrafenstein giebt uns das sicherste Zeugniß, daß es dem nördlichen Deutschland am Urgebirg nicht fehlte.

Wir behaupten, daß theils zusammenhängende theils einzeln stehende Klippen in dieser weiten und breiten Landschaft wahrscheinlich aus dem Wasser hervorragten, daß besonders der Heilige Damm die Ueberreste anzeigt einer solchen Urgebirgsreihe, welche so wie das Uebrige weiter ins Land hinein, zum größeren Theil auflöslich, nur in ihren festesten Theilen den zerstörenden Jahrtausenden entgangen ist. Daher sind die dort gefundenen, seit geraumer Zeit bearbeiteten Steine von so großer Schönheit und Werth, weil sie uns das Festeste und Edelste geognostischer Gegenstände seit Jahrtausenden verlegen.

4.

Wenn ich nun schon bisher zu meinen Ableitungen oder, wenn man will, Erklärungen hohen Wasserstand und starke Kälte bedurfte, so sieht man wohl, daß ich geneigt bin, den Einfluß zuzugestehen, den man den nordischen Gewässern und Gewaltstürmen auf diese Phänomene bisher auszusprechen schon geneigt war.

Wenn eine große Kälte bei tausend Fuß Höhe des allgemeinen Wasserstandes einen großen Theil des nördlichen Deutschlands durch eine Eisfläche verband, so läßt sich denken, was beim Aufthauen die durch einander getriebenen Eisschollen für eine Zerstörung anrichten und wie sie bei nördlichen, nordwest- und östlichen Stürmen die auf die Schollen niedergestürzten Granitblöcke weiter gegen Süden führen mußten.

Wenn nun zuerst diese erste Urgebirgsmasse im nördlichen Deutschland gerettet ist (welches vorzüglich durch die ägyptischen Verwitterungen, welche bis auf den heutigen Tag fortgehen und die Fläche immer mehr zur Fläche, die Wüste immer mehr zur Wüste machen, geschehen muß), so wird man sich zu erklären haben, daß man jenem Herüberführen auch aus den überbaltischen Regionen durch das Eis nicht abgeneigt ist; denn es gehen noch bis auf den heutigen Tag große Eismassen in den Sund ein, welche die von dem felsigen Ufer abgerissenen Urgebirgsmassen mit sich heranbringen.

Allein diese Wirkung ist nur als sekundär anzusehen. Indem wir im nördlichen Deutschland die Urgebirgsarten der nördlichsten Reiche erkennen, so folgt noch nicht, daß sie dort hergekommen; denn dieselbigen Arten des Urgebirgs können so hüben wie drüben zu Tage ausgegangen sein. Ist doch das Urgebirg eben deshalb so respektabel, weil es sich überall gleich-

sieht und man Granit und Gneis aus Brasilien, wie mir die Exemplare zu Handen gekommen sind, von dem europäisch-nördlichen nicht zu unterscheiden vermöchte.

Wunderliche Art der Erklärungslustigen! Was fest und unerschütterlich ist, soll erst werden und sich bewegen; was ewig fort sich bewegt und verändert, soll stationär sein und bleiben, und das Alles blos, damit etwas gesagt werde.

Die Sache mag sein, wie sie will, so muß geschrieben stehen, daß ich diese vermaledeite Polterkammer der neuen Weltschöpfung verfluche! Und es wird gewiß irgend ein junger geistreicher Mann aufstehen, der sich diesem allgemeinen verrückten Konsens zu widersetzen Muth hat.

Im Ganzen denkt kein Mensch, daß wir als sehr beschränkte, schwache Personen uns um das Ungeheure beschäftigen, ohne zu fragen, wie man ihm gewachsen sei. Denn was ist die ganze Heberei der Gebirge zuletzt als ein mechanisches Mittel, ohne dem Verstand irgend eine Möglichkeit, der Einbildungskraft irgend eine Thulichkeit zu verleihen? Es sind blos Worte, schlechte Worte, die weder Begriff noch Bild geben. Hiemit sei genug gesagt, wo nicht zu viel!

Das Schrecklichste, was man hören muß, ist die wiederholte Versicherung, **die sämmtlichen Naturforscher seien hierin derselben Ueberzeugung.** Wer aber die Menschen kennt, der weiß, wie das zugeht: gute, tüchtige, kühne Köpfe putzen durch Wahrscheinlichkeiten sich eine solche Meinung heraus; sie machen sich Anhänger und Schüler, eine solche Masse gewinnt eine literarische Gewalt, man steigert die Meinung, übertreibt sie und führt sie mit einer gewissen leidenschaftlichen Bewegung durch. — Hundert und aber hundert wohldenkende, vernünftige Männer, die in andern Fächern arbeiten, die auch ihren Kreis wollen lebendig wirksam, geehrt und respektirt sehen, was haben sie Besseres und Klügeres zu thun, als Jenen ihr Feld zu lassen und ihre Zustimmung zu dem zu geben, was sie nichts angeht? Das heißt man alsdann: **allgemeine Uebereinstimmung der Forscher!**

Ich habe dieses, was ich hier sage, in concreto an ganz würdigen Männern gesehen; ihre Sache war: im Felde der Naturlehre ihr Fach, ihr Geschäft, ihre Erfahrungen und Wissen

zu innigen, zu isoliren, zu vervollständigen und durchzuarbeiten. Hier waren sie vortrefflich, durch Unterscheiden und Ordnen belehrend, ihr Urtheil sicher, genug höchst schätzenswerth; in andern Fächern aber waren sie ganz gemein: was der Tag hatte, was der Tag brachte, was allenfalls in Kompendien und Zeitschriften stand, das wußten sie, das billigten sie, nahmen aber auch nicht den geringsten weitern Teil daran.

Verschiedene Bekenntnisse.[1])

Wo der Mensch im Leben hergekommen, die Seite, von welcher er in ein Fach hereingekommen, läßt ihm einen bleibenden Eindruck, eine gewisse Richtung seines Ganges für die Folge, welches natürlich und nothwendig ist.

Ich aber habe mich der Gegnosie befreundet, veranlaßt durch den Flötzbergbau. Die Konsequenz dieser über einander geschichteten Massen zu studiren, verwandte ich mehrere Jahre meines Lebens. Diesen Ansichten war die Wernerische Lehre günstig, und ich hielt mich zu derselben, wenn ich schon recht gut zu fühlen glaubte, daß sie manche Probleme unaufgelöst liegen ließ.

Der Ilmenauer Bergbau veranlaßte nähere Beobachtung der sämmtlichen thüringischen Flötze; vom Todtliegenden bis zum obersten Flötzkalke, hinabwärts bis zum Granit.

Diese Art des Anschauens begleitete mich auf Reisen; ich bestieg die schweizer und savoyer hohen Gebirge, erstere wiederholt; Tirol und Graubündten blieben mir nicht fremd, und ich ließ mir gefallen, daß diese mächtigen Massen sich wohl dürften aus einem Lichtnebel einer Kometenatmosphäre krystallisirt haben. Doch enthielt ich mich eigentlich allgemeinerer geologischen Betrachtungen, bestieg den Vesuv und Aetna, versäumte aber nicht, die ungeheure gewaltsame Ausdehnung der Erdbrände in Gefolg so grenzenloser Kohlenlager zu beachten, und war geneigt, beide mehr oder weniger als Hauptschweren der Erdoberfläche anzusehen.

Ich legte doch hierauf keinen Werth, kehrte zu den thüringischen Flötzen zurück und habe nun das Vergnügen, daß im vergangenen Oktober unser Salinendirektor Glenck in der Tiefe

[1]) Verfaßt 1830, veröffentlicht in den Nachgelassenen Werken 1833. — A. d. H.

eines Bohrlochs von 1170 Fuß Steinsalz, und zwar in ganz reiner Gestalt dem Bruchstücke nach, theils körnig, theils blättrig angetroffen.

Die Sicherheit, womit dieser treffliche Mann zu Werke ging, in Ueberzeugung, daß die Flötzlagen des nördlichen Deutschlands vollkommen jenen des südlichen gleich seien, bestätigte meinen alten Glauben an die Konsequenz der Flötzbildung und vermehrte den Unglauben in Betreff des Hebens und Drängens, Aufwälzens und Quetschens (refoulement), Schleuderns und Schmeißens, welches mir nach meinem obigen Bekenntnisse durchaus widerwärtig von je her erscheinen mußte.

Nun aber lese ich in den neuesten französischen Tagesblättern, daß dieses Heben und Schieben nicht auf einmal, sondern in vier Epochen geschehen. Voraus wird gesetzt, daß unter dem alten Meere Alles ruhig und ordentlich zugegangen, daß aber zuerst der Jurakalk und die ältesten Versteinerungen in die Höhe gehoben worden, nach einiger Zeit denn das sächsisch-böhmische Erzgebirg, die Pyrenäen und Apenninen sich erhoben haben, sodann aber zum dritten und letzten Mal die höchsten Berge Savoyens und also der Montblanc hervorgetreten seien. Dieses von Herrn Elie de Beaumont vorgetragene System wird am 28. Oktober 1829 der französischen Akademie von der Untersuchungskommission zu beifälliger Aufnahme und Förderung bestens empfohlen. Ich aber leugne nicht, daß es mir gerade vorkommt, als wenn irgend ein christlicher Bischof einige Wedams für kanonische Bücher erklären wollte.

Da ich hier nur Konfessionen niederschreibe, so ist nur von mir und meiner Denkweise die Rede. Es ist nicht das erste Mal in meinem Leben, daß ich das, was Andern denkbar ist, unmöglich in meine Denk- und Fassungskraft aufzunehmen vermag.

Wenn ich aber zu meinem Anfang zurückkehre und nun ihr Werk betrachte, so seh' ich, daß sie von der allgemeinsten Seite in dieses Geschäft hereingegangen sind; Astronomie, physische Geographie, Physik, Chemie und was sonst noch allgemein ist, waltet über das Ganze und dient zu Unterstützung jeder ihrer Schritte. Ich hatte schon Kenntniß von der ersten Ausgabe und beschäftige mich dankbar mit der gegenwärtigen, ungewiß, was ich daraus mir aneignen und in meine gegen diese ungeheuren Allgemeinheiten beinahe abgeschlossenen Richtungen werde benutzen können. Auf alle Fälle sind einige

Kapitel mir schon höchst belehrend gewesen, da ihre ausgebreiteten Studien sich über das Neueste der Entdeckungen erstrecken, denen ich in meiner Lage nicht folgen kann.

Die Verlegenheit kann vielleicht nicht größer gedacht werden als die, in der sich gegenwärtig ein funfzigjähriger Schüler und treuer Anhänger der sowol gegründet scheinenden als über die ganze Welt verbreiteten Wernerischen Lehre finden muß, wenn er, aus seiner ruhigen Ueberzeugung aufgeschreckt, von allen Seiten das Gegentheil derselben zu vernehmen hat.

Der Granit war ihm bisher die feste, unerschütterte Basis, auf welcher die ganze bekannte Erdoberfläche ihren Ruhestand nahm; er suchte sich die Einlagerungen und Ausweichungen dieses wichtigen Gesteins deutlich zu machen; er schritt über Schiefer und Urkalk, unterwegs auch wol Porphyr antreffend, zum rothen Sandstein und musterte von da manches Flöz zeitgemäß, wie es die Erscheinungen andeuten wollten. Und so wandelte er auf dem ehemals wasserbedeckten, nach und nach entwässerten Erdboden in folgerechter Beruhigung. Traf er auf die Gewalt der Vulkane, so erschienen ihm solche nur als noch immer fortdauernde, aber oberflächliche Spältingswirkung der Natur. Nun aber scheint Alles ganz anders herzugehen; er vernimmt, Schweden und Norwegen möchten sich wol gelegentlich aus dem Meere eine gute Strecke emporgehoben haben; die ungarischen Bergwerke sollten ihre Schätze von unten auf einströmenden Wirkungen verdanken, und der Porphyr Tirols solle den Alpenkalk durchbrochen und den Dolomit mit sich in die Höhe genommen haben — Wirkungen freilich der tiefsten Vorzeit, die kein Auge jemals in Bewegung gesehen, noch weniger irgend ein Ohr den Tumult, den sie erregten, vernommen hat.

Was sieht denn hier also ein Mitglied der alten Schule? Uebertragungen von einem Phänomen zum andern, sprungweis angewendete Induktionen und Analogien, Assertionen, die man auf Treu' und Glauben annehmen soll.

Wiederholt viele Jahre schaut' ich mir die Felsen des Harzes, des Thüringer Waldes, Fichtelgebirges, Böhmens, der Schweiz und Savoyens an, eh ich auszusprechen wagte: unser Ur- oder Grundgebirg habe sich aus der ersten großen

chaotischen Infusion krystallinisch gebildet, und seien also alle jene Zacken und Hörner, alle Bergrücken und die zwischen ihnen leer gebliebenen Thäler und Schluchten nicht zu bewundern oder sonst woher abzuleiten als aus jener ersten großen Naturwirkung. Ebenso betrachtete ich ferner das Uebergangsgebirg und konnte durchaus das Bestreben selbst der größten Massen zu gewissen Gestaltungen nicht mehr zweifelhaft finden. Die dem Ursprung gleichzeitigen Gänge und die Verrückungen derselben klärten sich auf; die Uebergänge, Anlagerungen, und was sonst vorkommen konnte, ward sorgfältig und wiederholt beobachtet, bis zuletzt die Flötze, sogar mit ihrem Inhalt von Kohlenversteinerungen, sich naturgemäß rationell anschlossen, wobei man freilich nicht übereilt verfahren durfte.

Alles, was ich hier ausspreche, hab' ich wiederholt und anhaltend geschaut; ich habe, damit ja die Bilder im Gedächtniß sich nicht auslöschen, die genauesten Zeichnungen veranstaltet, und so hab' ich, bezüglich auf den Theil der Erde, den ich beobachtet, immer Regelmäßigkeit und Folge, und zwar übereinstimmend an mehreren Orten und Enden gefunden.

Nach diesem Lebens- und Untersuchungsgange, wo nur Beständiges zu meinem Anschauen gekommen, da denn selbst der problematische Basalt als geregelt und in der Folge nothwendig erscheinen mußte, kann ich denn meine Sinnesweise nicht ändern zu Lieb' einer Lehre, die von einer entgegengesetzten Anschauung ausgeht, wo von gar nichts Festem und Regelmäßigem mehr die Rede ist, sondern von zufälligen, unzusammenhängenden Ereignissen. Nach meinem Anschauen baute sich die Erde aus sich selbst aus; hier erscheint sie überall geborsten und diese Klüfte aus unbekannten Tiefen von unten herauf ausgefüllt.

Durch dieses Bekenntniß gedenk' ich keineswegs mich als Widersacher der neuern Lehre zu zeigen, sondern auch hier die Rechte meines gegenständlichen Denkens zu behaupten, wobei ich denn wol zugeben will, daß, wenn ich von je her wie die Neueren, die mit so großer Uebereinstimmung ihre Thesis behaupten, auch aus Auvergne oder wol gar von den Anden meine Anschauung hätte gewinnen und das, was mir jetzt als Ausnahme in der Natur vorkommt, mir als Regel hätte eindrücken können, ich wol auch in völligem Einklang mit der jetzt gangbaren Lehre mich befunden hätte.

Gar Manches wäre noch zu sagen; allein ich schließe,

Wolltet Ihr ihm dies beneiden
Oder etwa gar verleiden,
Wisset nur, daß Dichterworte
Um des Paradieses Pforte
Immer leise klopfend schweben,
Sich erbittend ew'ges Leben!

2.

Segenspfänder.

Talisman in Karneol,
Gläub'gen bringt er Glück und Wohl;
Steht er gar auf Onyx' Grunde,
Küß ihn mit geweihtem Munde!
Alles Uebel treibt er fort,
Schützet Dich und schützt den Ort,
Wenn das eingegrabne Wort
Allah's Namen rein verkündet,
Dich zu Lieb' und That entzündet.
Und besonders werden Frauen
Sich am Talisman erbauen.

---

aber wol nur das Singen zum Himmel hinan (wie in III. 16), wobei die Sterne personifizirt werden. — Die Räuber zu erschrecken, da der Gesang die Wachsamkeit der Karawane zeigt.

Mit obigen Schlußversen vergl. im Buch des Paradieses das Gedicht Anklang, Gebrauch des Dichters mit einer mahomedanischen Paradieses-Jungfrau, einer Huri, während das alt-persische Paradies von Peris bevölkert ist. — Wegen der ersten Fassung der vierten Strophe siehe Textrevision.

1. Segenspfänder. Dies Gedicht führt gleich den drei zunächst folgenden weiter ein in die Sitten, den Glauben und Aberglauben der im Eingange geschilderten primitiven Welt. Die ersten fünf Gedichte dieses Buchs stehen dadurch in einem nähern Zusammenhange. — Der durch Mahomet gestürzte Sternglaube lebte fort in Talismanen und konstellirten Steinen. Im Einzelnen beruht obiges Gedicht Segenspfänder ganz auf Hammer's Aufsatz „Ueber die Talismane der Moslimen in den „Fundgruben des Orients", Bd. IV. S. 155 bis 168 (1814). Hiernach ist der Gebrauch jener Zauber- und Schutzmittel ursprünglich von Indien zu den Persern und Arabern gelangt. „Heute, heißt es weiter, besteht der Unterschied zwischen Talismanen und Amuleten darin, daß der jenen die Inschrift auf Stein, bei diesen auf Papier geschrieben ist, daß jene größtentheils nur von Frauen („und besonders werden Frauen") am Gürtel oder Busen, diese von Männern, und zwar meistentheils von Soldaten als Skapulier oder en baudrier (als Wehrgehänge) getragen werden." Auf der dort ange-

indem ich die Meinung eines Wohlwollenden oder vielmehr die Art, sich auszudrücken, mir zu eigen gemacht; er hat mich über mich selbst mehr aufgeklärt, den Grund und die Folge meines Daseins mich besser fühlen lassen, als ich ohne dies kaum je erreicht hätte.

Unbeschadet des Glaubens an eine fortschreitende Kultur, ließ sich, wie in der Weltgeschichte, so in der Geschichte der Wissenschaften, gar wohl bemerken, daß der menschliche Geist sich in einem gewissen Kreise von Denk- und Vorstellungsarten herumbewege. Man mag sich noch so sehr bemühen, man kommt nach vielen Umwegen immer in demselben Kreise auf einen gewissen Punkt zurück.

Pater Kircher, um gewisse geologische Phänomene zu erklären, setzt mitten im Erdball ein Pyrophylacium an und daneben herum manche Hydrophylacien. Da ist denn Alles fertig und bei der Hand. Die kalten Quellen entspringen fern von der Feuergluth, die lauen schon etwas näher, die heißen ganz nahe, und diese müßten einen unendlichen Grad von Hitze annehmen, daß sie noch siedend bleiben, nachdem sie einige tausend Fuß sich durch das festeste Grundgestein durchgeschlungen haben. Braucht man einen Vulkan, so läßt man die Gluth selbst durch die geborstene Erde durchbrechen, und Alles geht seinen natürlichen Gang.

Dieser älteren anfänglichen Vorstellung ist die neuere ganz gleich. Man nimmt eine Feuergluth an unter unserm Ur- und Grundgebirge, die hie und da sich andeutet, ja hervorbricht und überall hervorbrechen würde, wenn die Urgebirgsmassen nicht so schwer wären, daß sie nicht gehoben werden können. Und so sucht man überall problematische Data dahin zu deuten, daß dieses ein oder das andere Mal geschehen sei.

Kircher's Pyrophylacium ist in allen Ehren und Würden wiederhergestellt; das Hydrophylacium ist auch gleich wieder bei der Hand: die lauen und heißen Quellen sind oben schon erklärt, und diese Erklärung des Jesuiten im siebzehnten Jahrhundert ist so faßlich, daß in der ersten Hälfte des achtzehnten der Verfasser der Amusemens des eaux de Spa, zu Verständigung und Unterhaltung der dortigen Kurgäste, sie zwischen Liebes- und Spielabenteuern und andern romanhaften Ereignissen mit der größten Gemüthsruhe und Sicherheit vorträgt.

Anhang und Bemerkungen.

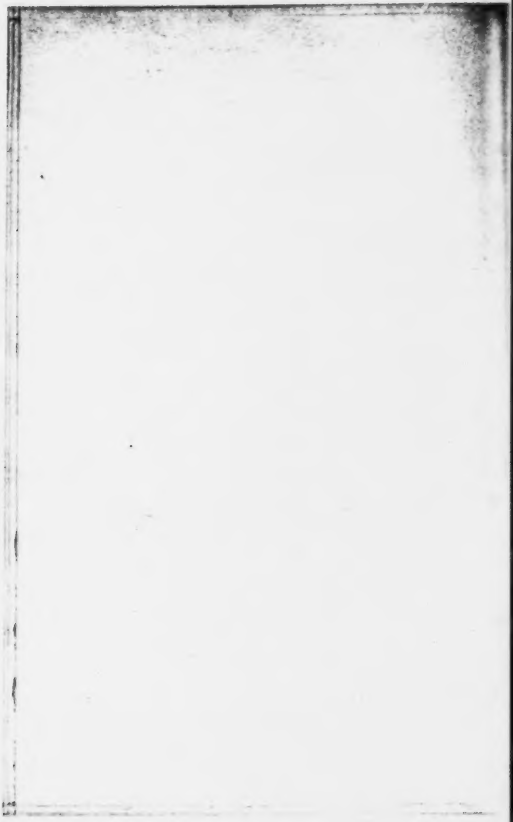

Zur Morphologie.

1. Den Gedanken der Metamorphose der Pflanzen von 1831 vorangestellten griechischen Motto's (S. 2) hat Goethe selbst lange vorher in einem Briefe an Schiller vom 15. Dezember 1795 mit den Worten wiedergegeben: „Leider sind es öfter die Meinungen über die Dinge als die Dinge selbst, wodurch die Menschen getrennt werden."

2. Daß mit den Stunden der Gefahr (S. 6) auf die Plünderung von Weimar nach der Schlacht bei Jena angespielt wird, ist aus dem Datum ersichtlich. Vgl. Vorbemerkung, S. IX.

3. Zu S. 7—10 vgl. Einleitung, S. LXf., LXVIIf., LXXIV.

4. Die Erziehung der Seidenwürmer (S. 11) hatte G. bereits im Elternhause kennen gelernt, wie in der Einleitung S. XXXIVf. bemerkt ist.

5. Ueber G.'s Theilnahme an Lavater's Physiognomik (S. 12) vgl. Einleitung, S. XXXVf.

6. Ueber G.'s Theilnahme an Herder's Ideen (S. 13) vgl. Einleitung, S. LXIV, XCIXf.

7. „Agrumen" (S. 22. § 22), sagt G., „ist von mir aus dem Italiänischen herübergenommen worden. Man bezeichnet hiermit die ganze Sippschaft der Zitronen, Pomeranzen u. s. w. und hat dadurch den Vortheil, aus dem gewöhnlichen Leben einen leichten bezeichnenden Ausdruck in die Wissenschaft herüberzunehmen" (Goethe's Briefe an Soret. Herausgegeben von Hermann Uhde. 1877, S. 51).

8. Den vom Standpunkte der gegenwärtigen Wissenschaft unverständlichen Satz, „daß die Geschlechtstheile der Pflanzen durch die Spiralgefäße wie die übrigen Theile hervorgebracht werden“ (S. 34. § 60), führt Alfred Kirchhoff (Die Idee der Pflanzenmetamorphose bei Wolff und Goethe, S. 30) auf eine Aeußerung des oben S. 24 erwähnten, als Begründer der Moorkunde berühmten Hedwig zurück, nach welcher, da „nur die Spiralgefäße in Pflanzentheilen, die man in Farblösungen stelle, den Farbstoff aufsteigen ließen, man zugeben müsse, „daß von ihnen alle an der Pflanze vorkommende Haupttheile besorgt werden und herkommen.“

9. Auch die (S. 35. § 64 f.) ausgesprochene irrthümliche Ansicht, daß die Befruchtung vor sich gehe durch Aufsaugung des in den „Staubfügelchen“ enthaltenen „höchst feinen Saftes“, und nicht vielmehr durch Berührung oder Vereinigung der Pollenkörnchen und Eizellen, wird von Kirchhoff (a. a. O.) auf dieselbe Quelle zurückgeführt, indem Hedwig geäußert hatte, „daß „zum Austrieb der Befruchtungskraft“ Feuchtigkeit nöthig sei und daß jedes Pollenkörnchen durch die Feuchtigkeit der Narbenspitze „zur Erfüllung seines Daseins“ angetrieben werde, daß dagegen im Inneren des Griffels sich nie ein Pollenkörnchen finde.“

10. Der Aufsatz „Geschichte meines botanischen Studiums“ (S. 57—75) ist eine neue Bearbeitung und Erweiterung der zwei nachfolgenden Aufsätze, welche im Ersten Hefte „Zur Morphologie“ 1817 erschienen und der daselbst wiederabgedruckten „Metamorphose der Pflanzen“ unmittelbar vorangestellt sind.

Geschichte meines botanischen Studiums.

„Sogleich bei meinem Eintritt in den edlen Weimarischen Lebenskreis ward mir der unschätzbare Gewinn zu Theil, Studen- und Stadtluft mit Land-, Wald- und Gartenatmosphäre zu vertauschen. Schon der erste Winter gewährte die raschen Freuden der Jagd, von welchen ausruhend man die langen Abende nicht nur mit allerlei merkwürdigen Abenteuern der Wildbahn, sondern auch mit Unterhaltung über die nöthige Holzkultur zubrachte. Denn die weimarische Jägerei bestand aus trefflichen Forstmännern, unter welchen der Name Schell in Segen bleibt; junge Edelleute, wovon ich den zu früh verstorbenen Wedel bedauernd nenne, folgten derselben Spur. Eine Revision sämmtlicher Waldreviere, gegründet auf Vermessung, war schon voll-

bracht und für lange Zeit eine Eintheilung der jährlichen Schläge vorgesehn.

„Auch das Land fing in ökonomischer Hinsicht an sich zu regen, man strebte nach Kultur der Futterkräuter, die Trift war mit einiger Einschränkung bedroht; unter Gutsherrn, Verwaltern und Pächtern fanden sich erfahrne und nachdenkende Männer; alles Wollen und Bestreben war frisch, neu und hoffnungsreich.

„Die Stadt Weimar selbst besaß einen Mann, der in mehr als einer Hinsicht Hochachtung verdiente. Doktor Buchholz, Besitzer der einzigen Apotheke, wohlhabend und lebenslustig, richtete mit ruhmwürdiger Lernbegierde seine Thätigkeit auf Naturwissenschaften, er suchte sich die tüchtigsten Gehilfen, wie denn der treffliche Göttling aus dieser Offizin als gebildeter Scheidekünstler hervorging. Jede neue, vom Aus- oder Inland entdeckte chemisch-physische Merkwürdigkeit ward unter des Prinzipals Augen nachahmend hervorgebracht und Freunden der Naturwissenschaften auf das Liberalste mitgetheilt. Ebenso verhielt er sich zur Pflanzenkunde, indem er, von dem beschränkten Kreise offizineller Gewächse ausgehend, sich über das ganze wissenschaftliche Reich zu verbreiten suchte, auch in seinen Gärten bedeutende, zu jener Zeit seltene Pflanzen anzubauen unternahm.

„Dieses Mannes Thätigkeit lenkte der junge, schon früh Wissenschaften sich hingebende Fürst allgemeinerem Gebrauch und Belehrung zu, indem er große, sonnige Gartenflächen, in der Nachbarschaft von schattigen und feuchten Plätzen, einer botanischen Anstalt widmete, wozu denn ältere, wohl erfahrne Hofgärtner mit Eifer sogleich die Hand boten. Die noch vorhandenen Katalogen dieser Anstalt zeugen von dem Eifer, womit dergleichen Anfänge betrieben wurden.

„Unter solchen Umständen war auch ich genöthigt, über botanisches Wissen immer mehr und mehr Aufklärung zu suchen. Linné's Terminologie, die Fundamenta, worauf das Kunstgebäude sich erheben sollte, Johann Geßner's Dissertationen zu Erklärung Linnéischer Elemente, Alles in einem schmächtigen Hefte vereinigt, begleiteten mich auf Wegen und Stegen, und noch heute erinnert mich ebendasselbe Heft an die frischen, glücklichen Tage, in welchen jene gehaltreichen Blätter mir zuerst eine neue Welt aufschlossen. Linné's Philosophie der Botanik war mein tägliches Studium, und so rückte ich immer weiter vor in Kenntniß und Umsicht, indem ich mir das Ueberlieferte möglichst anzueignen suchte.

„Wie es mir dabei ergangen, und wie ein so fremdartiger Unterricht auf mich gewirkt, kann vielleicht im Verlauf dieser Mittheilungen deutlich werden; vorläufig aber will ich bekennen, daß nach Shakespeare und Spinoza auf mich die größte Wirkung von Linné ausgegangen, und zwar gerade durch den Widerstreit, zu welchem er mich aufforderte. Denn indem ich sein scharfes, geistreiches Absondern, seine treffenden, zweckmäßigen, oft aber willkürlichen Gesetze in mich aufzunehmen versuchte, ging in meinem Innern ein Zwiespalt vor: das, was er mit Gewalt aus einander zu halten suchte, mußte nach dem innersten Bedürfniß meines Wesens zur Vereinigung anstreben.

„Besondern Vortheil brachte mir jedoch die Nähe der Akademie Jena, wo die Wartung offizineller Pflanzen seit geraumer Zeit mit Ernst und Fleiß behandelt wurde. Die Professoren Prätorius, Schlegel und Rolfink erwarben durch Einrichtung botanischer Anstalten sich um die Wissenschaft großes Verdienst, Ruppe's Flora Jenensis erschien 1718, und nicht allein am Orte selbst, sondern auch in der Gegend verbreitete sich das frohe Naturstudium.

„In Ziegenhain hatte sich eine Familie Dietrich besonders hervorgethan; der Stammvater derselben, sogar von Linné bemerkt, hatte von diesem hochverehrten Manne ein eigenhändiges Schreiben aufzuweisen, durch welches Diplom er sich wie billig in den botanischen Adelstand erhoben fühlte. Nach seinem Ableben setzte der Sohn die Geschäfte fort, welche hauptsächlich darin bestanden, daß die sogenannten Lektionen, nämlich Bündel wöchentlich blühender Gewächse, Lehrenden und Lernenden von allen Seiten herangeschafft wurden. Die joviale Wirksamkeit des Mannes verbreitete sich bis Weimar, und so ward ich nach und nach mit der Jenaischen reichen Flora bekannt.

„Noch einen größeren Einfluß aber auf meine Belehrung hatte der Enkel Friedrich Gottlieb Dietrich. Als wohlgebauter Jüngling von regelmäßig angenehmer Gesichtsbildung schritt er vor mit frischer Jugendkraft und Luft, sich der Pflanzenwelt zu bemeistern; sein glückliches Gedächtniß hielt alle die seltsamen Benennungen fest und reichte sie ihm jeden Augenblick zum Gebrauche dar; seine Gegenwart sagte mir zu, da ein offner, freier Charakter aus Wesen und Thun hervorleuchtete, und so ward ich bewogen, auf einer Reise nach Karlsbad ihn mitzuführen.

„Unterwegs ergriff er mit Eifer und Spürkraft alle Kräuter, Blumen und Blüthen, die er jedesmal in den Wagen an Ort

und Stelle vorwies und benannte, wodurch ſich mir ein neues Leben in dieſer ſchönen Welt hervorthat. Hier drang ſich nun dem unmittelbaren Anſchauen gewaltig an und auf, wie jede Pflanze ihre Gelegenheit ſucht, wie ſie eine Lage fordert, wo ſie in Fülle und Freiheit erſcheinen könne.

„Bergeshöhe, Thalestiefe, Licht, Schatten, Trockenheit, Feuchte, und wie die Bedingungen alle heißen mögen, Geſchlechte und Arten verlangen ſie, um mit völliger Kraft und Menge hervorzuſprießen; ſie markten wol mit der Natur, laſſen ſich zuletzt zur Varietät hinreißen, ohne jedoch das urſprüngliche Recht erworbener Geſtalt völlig aufzugeben. Abndungen hievon berührten mich in der freien Welt, und neue Klarheit ſchien mir aufzugehen über Gärten und Bücher.

„In vergnüglichem Erinnern mag ich noch gerne gedenken, mit wie frohem Erſtaunen wir die Arnica montana nach erſtiegener voigtländiſcher Bergeshöhe an ſanften, ſonnigen Abhängen feuchter, aber nicht ſumpfiger Wieſen herrſchend, ja wüthend erblickten, und wie angenehm zu gleicher Zeit mannichfaltige Gentianen uns begegneten.

„In Karlsbad ſelbſt war der junge rüſtige Mann mit Sonnenaufgang im Gebirge, reichliche Lektionen brachte er mir ſodann an den Brunnen, ehe ich noch meine Becherzahl geleert hatte; alle Mitgäſte nahmen Theil, die, welche ſich dieſer ſchönen Wiſſenſchaft befleißigten, beſonders: ſie ſahen ihre Kenntniſſe auf das Anmuthigſte angeregt, wenn ein ſchmucker Landknabe im kurzen Weſtchen daherlief, große Bündel von Kräutern und Blumen vorweiſend, ſie alle mit Namen griechiſchen, lateiniſchen Urſprungs und barbariſcher Verketzerung bezeichnend; ein Phänomen, das bei Männern, auch wol bei Frauen vielen Antheil erregte.

„Sein folgender Lebensgang war ſolchen Anfängen gleich; er blieb unermüdet auf dieſer Bahn, ſo daß er, als Schriftſteller rühmlichſt bekannt, mit der Doktorwürde geziert, den großherzoglichen Gärten in Eiſenach bis jetzt mit Eifer und Ehre vorſteht.

„Indem ich nun durch dieſen jungen Mann meine Erfahrung ſchnell erweitert, meine Kenntniß der Pflanzengeſtalt, ihrer Mannichfaltigkeit und Eigenheit immer zunehmen ſah, auch mein lebendiges Gedächtniß die bezeichneten Benennungen leicht feſtſtellt, war mir durch einen zweiten Jüngling fernere wünſchenswerthe Belehrung zugedacht.

„Batsch, der Sohn eines in Weimar durchaus geliebten und geschätzten Vaters, hatte seine Studienzeit in Jena sehr wohl benutzt, sich den Naturwissenschaften eifrig ergeben, und es so weit gebracht, daß er nach Köstritz berufen wurde, um die ansehnliche gräflich Reußische Naturaliensammlung zu ordnen und ihr eine Zeit lang vorzustehen. Sodann kehrte er nach Weimar zurück, wo ich ihn denn auf der Schlittschuhbahn, dem Versammlungsorte guter Gesellschaft, mit Vergnügen kennen lernte, seine zarte Bestimmtheit und ruhigen Eifer gar bald zu schätzen wußte und in freier Bewegung mich mit ihm über höhere Ansichten der Pflanzenkunde und über die verschiedenen Methoden, dieses Wissen zu behandeln, freimüthig und anhaltend besprach.

„Seine Denkweise war meinen Wünschen und Forderungen höchst angemessen: die Ordnung der Pflanzen nach Familien in aufsteigendem, sich nach und nach entwickelndem Fortschritt war sein Augenmerk. Diese naturgemäße Methode, auf die Linné mit frommen Wünschen hingedeutet, wobei französische Botaniker unabläßig beharrten, sollte nun einen unternehmenden jüngern Mann zeitlebens beschäftigen, und wie froh war ich, meinen Theil daran aus der ersten Hand zu gewinnen!

„Aber nicht allein von zwei Jünglingen, sondern auch von einem bejahrten vorzüglichen Manne sollte ich unbeschreiblich gefördert werden. Hofrath Büttner hatte seine Bibliothek nach Jena gebracht, und ich, durch das Vertrauen meines Fürsten, der sich diesen Schatz und uns angeeignet hatte, beauftragt, Anordnung und Aufstellung nach dem eigenen Sinne des in Besitz bleibenden Sammlers einzuleiten, erhielt mit demselben ein fortwährendes Verkehr. Er, eine lebendige Bibliothek, bereitwillig, auf jede Frage umständliche, auslangende Antwort und Auskunft zu geben, unterhielt sich über Botanik mit Vorliebe.

„Hier verleugnete er nicht, sondern bekannte vielmehr mit einiger Leidenschaft, daß er als Zeitgenosse Linné's mit diesem ausgezeichneten, die ganze Welt mit seinem Namen erfüllenden Manne still gewetteifert, dessen System niemals angenommen, vielmehr sich bemüht habe, die Anordnung der Gewächse nach Familien zu bearbeiten, von den einfachsten, fast unsichtbaren Anfängen in das Zusammengesetzteste und Ungeheuerste fortschreitend. Ein Schema hiervon zeigte er gern, mit eigener Hand zierlich geschrieben, worin die Geschlechter nach diesem Sinne gereiht erschienen, mir zu großer Erbauung und Beruhigung."

Amulete sind dergleichen
Auf Papier geschriebne Zeichen;
Doch man ist nicht im Gedränge
Wie auf edlen Steines Enge,
Und verzönnt ist frommen Seelen,
Längre Verse hier zu wählen.
Männer hängen die Papiere
Gläubig um als Stapuliere.

Die Inschrift aber hat nichts hinter sich;
Sie ist sie selbst und muß Dir Alles sagen,
Was hinterdrein mit redlichem Behagen
Du gerne sagst: Ich sag' es! Ich!

Doch Abraxas bring' ich selten!
Hier soll meist das Fratzenhafte,
Das ein düstrer Wahnsinn schaffte,
Für das Allerhöchste gelten.
Sag' ich Euch absurde Dinge,
Denkt, daß ich Abraxas bringe!

Ein Siegelring ist schwer zu zeichnen,
Den höchsten Sinn im engsten Raum;
Doch weißt Du hier ein Aechtes anzueignen,
Gegraben steht das Wort, Du denkst es kaum.

---

bestreten Tafel sind Babylonische Talismane und Amulete abgedruckt. — Die die Inschrift erklärende Strophe betont den Gegensatz der an sich bedeutungsvollen Worte (besonders Verse des Koran, andre Gebetsformeln und die Namen Gottes) zu blos magischen Bildern oder Worten. „Ich sag' es! Ich!", von Devisen und Wahlsprüchen. — Wegen der Abraxas vergl. Lessing (Werke, Bd. XI. S. 220 ff. ed. Lachmann): „So nennen die Antiquare eine Art von geschnittenen Steinen, auf welchen sich gnostische Bilder oder Aufschriften befinden. — Es sind blos zusammengenommene griechische Buchstaben, die nach ihrem valore numerico 365, als die Zahl der Tage im Jahr, ausmachen. $A = 1$, $\beta = 2$, $\rho = 100$, $\alpha = 1$, $\sigma = 200$, $\alpha = 1$, und $\xi = 60$. Denn es wird ebensowol Abrasax als Abraxas ausgesprochen. — Die Abraxas erklärt Winckelmann für unnütz, in Absicht der Kunst in Betrachtung gezogen zu werden." S. das. S. 222 auch den Unterschied von Karneol und Onyx. — Siegelringe mit solchen oder andern edlen Steinen waren Attribute der Könige und Propheten, vor allen Salomo's und Mahomet's. — Im engsten Raum (Str. 5) wie in der 3. Str. auf edlen Steines Enge. — Während die Talismane auf dem Steine gelesen werden, sind die Siegel verkehrt gestochen; die Inschrift ist daher erst beim Abdruck zu lesen. Hieraus sind die Schlußverse zu beziehen: ist der Stich, trotz des engen Raums, gelungen, so steht „das Wort gegraben,

Entſtehen des Aufſatzes über Metamorphoſe der Pflanzen.

„Bei allem Vorgeſagten hatte ich nicht unterlaſſen, auf dem von Linné bezeichneten Wege fortzuſchreiten, auf welchem jedoch Manches mich, wo nicht irre machte, doch zurückhielt. Botaniſche Terminologie auf die Gegenſtände anzuwenden, war mein gewiſſenhaftes Bemühen; dabei fand ich leider ſehr oft große Störung. Wenn ich zum Beiſpiel an demſelben Stengel erſt ein entſchiedenes Blatt ſah, das nach und nach zur Stipula ward, wenn ich an derſelben Pflanze erſt rundliche, dann eingekerbte, zuletzt beinahe gefiederte Blätter entdeckte, verlor ich den Muth, irgendwo einen Pfahl einzuſchlagen oder wol gar eine Grenzlinie zu ziehen. Die ſchwerſte Aufgabe ſchien mir jedoch, Genera mit Sicherheit zu bezeichnen, ihnen die Species unterzuordnen. Wie es vorgeſchrieben war, wußte ich wohl, allein wie ſollte ich eine ſichere Anwendung hoffen, da man ſeit Linné's Zeiten manche Geſchlechter in ſich getrennt und zerſplittert, woraus hervorzugehen ſchien, daß der erfahrenſte und ſcharfſichtigſte Mann mit der Natur nicht einig werden könnte. Der Konflikt, in welchem die Varietäten und Spielarten mit den Hauptarten ſelbſt befangen ſind, machte mich abermals bedenklich. Niemand leugnete, daß eine reichlich zufließende Nahrung den unter gewiſſen Bedingungen einer Pflanze wohl zukommenden Charakter völlig aufzuheben vermögend ſei. Und was ſollte man von ſo vielen regelloſen Mißbildungen halten?

„Ich glaubte daher deutlich zu erkennen, daß Linné und ſeine Nachfolger ſich wie Geſetzgeber betragen, die, weniger bekümmert um das, was iſt, als das, was ſein ſollte, keineswegs die Natur und das Bedürfniß der Staatsbürger beachten, ſondern vielmehr die ſchwere Aufgabe zu löſen bemüht ſind, wie ſo viele unbändige, von Haus aus grenzenloſe Weſen zuſammen einigermaßen beſtehen könnten. Betrachtete ich nun in dieſem Sinne das Unternehmen Linné's, wie es mir in dem belobten und beliebten Hefte vorlag, ſo fühlte ich immer mehr Ehrfurcht für dieſen einzigen Mann, immer mehr Hochachtung für ſeine Nachfolger, welche die von ihm ergriffenen Zügel nicht aus den Händen gelaſſen, ſondern auf ſeine Weiſe ſich am Regimente zu erhalten gewußt.

„Da konnte mir denn ein ruhiger, beſcheidener Blick ſogleich die Einſicht gewähren, daß ein ganzes Leben erforderlich ſei, um die unendlich freie Lebensthätigkeit eines einzigen Naturreichs zu

überschauen und zu ordnen, gesetzt auch, ein eingebornes Talent berechtige, begeistere hiezu. Dabei fühlte ich aber, daß für mich noch ein anderer Weg sein möchte, analog meinem übrigen Lebensgange. Die Erscheinungen des Wandelns und Umwandelns organischer Geschöpfe hatten mich mächtig ergriffen, Einbildungskraft und Natur schienen hier mit einander zu wetteifern, wer verwegner und konsequenter zu verfahren wisse.

„Wie ich deshalb auf solche Beweglichkeit immer aufmerksamer geworden und ihr, besonders auf Reisen, bei veränderter geographischen Breite, barometrischer Berghöhe und sonstigen Bedingungen sehr emsig nachgegangen, davon geben die Notizen, die ich von meiner Italiänischen Reise zu überliefern begonnen, zuerst einleitenden Bericht; der nächste Band wird klar machen, wie ich auf eine kindliche Weise den Begriff der Pflanzenmetamorphose gefaßt, wie ich mit Freude, ja mit Entzücken denselben in Neapel und Sizilien liebevoll nachgehangen, ihn überall angewendet und von dem Vorgefallenen an Herder'n als von einem gefundenen evangelischen Groschen enthusiastische Nachricht gegeben. Dies wird daselbst ausführlich zu lesen sein.

„Nicht weniger werde ich umständlicher ausführen, wie ich bei meinem zweiten Aufenthalt in Rom die üppige, sich auf jede Weise leicht fortpflanzende, sich selbst überbietende Vegetation beobachtet, gar manche Stunde auf Betrachtung und Zeichnung mehrerer, in unserm Klima nicht leicht vorkommenden Durch- und Ueberwüchse zugebracht, dabei mir die Lehre, wie ich sie nachmals aufgestellt, ziemlich ausgesonnen. Von diesem Allen kann ich aus meinen Tagebüchern genugsame Rechenschaft geben, unbekümmert, ob man aus diesen reinen Bekenntnissen gegen mich, als wären sie Zeugnisse meines Irrthums, kecklich, wie es leider in andern Fällen schon geschehen, argumentiren und einen heitern, freien Weg zur Naturwahrheit mir und Andern mit hergebrachtem, überliefertem Wortkram zu verkümmern Anstalt mache.

„Nach Deutschland endlich zurückgetrieben, unwiederbringlich aus dem herrlichen Kunstelement geworfen, der Verzweiflung übergeben, fühlte ich Werth und Würde des Naturelements desto lebhafter. Da suchte ich Heil und Behagen, ergriff mit Leidenschaft alle frühere Fäden, die mich an Naturforschung und ihre Freunde knüpfen sollten, und eine meiner ersten Arbeiten war der Aufsatz, welcher, nunmehr abermals abgedruckt, sich als bekannt und nach fast dreißig Jahren endlich im Kreise der Wissenschaft aufgenommen Freunden und Bewerkern lebendiger Naturwir-

kungen zu Gunſt und Huld aufs Neue gar zu gern empfehlen möchte."

Durch die neuerdings von Hermann Uhde herausgegebenen Briefe Goethe's an Soret ſind wir nun in den Stand geſetzt, einzelne Stadien der neuen Bearbeitung der botaniſchen Konfeſſion von 1831 zu verfolgen und die urſprünglichen Pläne mit dem vorliegenden Werke zu vergleichen. Am 11. Mai 1828 finden wir zum erſten Mal die Abſicht ausgeſprochen, „die Metamorphoſe" zu überſetzen, worauf G., wie er ſagt, ſich zu freuen alle Urſach hat. Er beſchäftigte ſich zu dem Ende viel mit de Candolle's „Organographie", aus welchem Werke Auszüge beabſichtigt waren. Am 3. Auguſt ſendet er an Soret folgende Dispoſition:

„1) Ein Vorwort, worin erzählt wird, wie ich auf den Gedanken gekommen, dieſen Theil der Naturlehre zu erforſchen und hervorzuheben.

2) Die Metamorphoſe ſelbſt.

3) Eine kurze Geſchichte, wie ſeit Anno 1792 gedachte Lehre in Deutſchland Einfluß genommen und auch in Frankreich ſich entfaltet. Sämmtlich mit Ihrer Ueberſetzung an der Seite.

4) Das Kapitel aus der Organographie[1]) Sur la Symétrie des plantes, das heißt: Von der geſetzmäßigen Pflanzen Bildung, im Original und mit meiner Ueberſetzung an der Seite.

Dazu noch einzelnes daher Bezügliche aus eben dieſem Werke, vielleicht auch Einiges, was der Verfaſſer in der Théorie élémentaire hierüber ausgeſprochen.

5) Hierauf wenige Noten zu Verſtändniß und Ausgleichung kleiner Differenzen, welche eigentlich nur aus der Verſchiedenheit beider Sprachen entſpringen.

6) Wunſch und Ausſicht, was durch dieſes Alles auf das botaniſche Wiſſen zu wirken ſei.

7) Wenn es räthlich befunden wird, wenige Worte aus der höheren Naturlehre, wo wir den Vortheil haben, daß wir beinahe ganz in der Terminologie ſprechen können, in welcher Herr Couſin[2]) ſeine jetzt abgeſchloſſenen Vorleſungen über Geſchichte der Philoſophie vorgetragen hat."

---

[1]) Von de Candolle; das ohne Zweifel gemeinte Kapitel iſt im Original überſchrieben: „De la Symetrie végétale".

[2]) Ueber ihn vgl. Goethe's Briefe an Soret, S. 46 f., und den Aufſatz „Analyſe und Syntheſe", Bd. XXXIV, „Der Naturwiſſenſchaft im Allgemeinen".

Am 11. Oktober sendet er „einige Bogen der Einleitung", und vom 19. Februar 1829 findet sich auf einem „vereinzelten Blatte" folgende neue Disposition:

„(1) 3) Geschichte der Studien des Verfassers.
(3) 4) Wirkung des Büchleins bis auf die neuste Zeit.
5) Aesthetische Pflanzenbetrachtung.
(4) 6) De Candolle: Théorie élémentaire de la Botanique.
(5) 7) Dessen Kapitel: Sur la Symétrie des plantes.
8) Noten zu besserem Verständniß und zu Ausgleichung kleiner Differenzen der Denkweisen und Sprachen.
(Schwierigkeiten . . . . . .)
9) Aussichten und Einfluß dieser Lehren zu weitern Einsichten ins botanische Studium. — Monographie auf Morphologie gestützt.
10) Weinbau. Neu vorgeschlagene Methode; Prüfung derselben aus der Morphologie hergeleitet.
11) Ersparniß der Figuren, durch Bezug auf de Candolle's und Anderer Werke." [1])

Diese Disposition läßt den Einfluß des vorangegangenen Aufenthalts in Dornburg nicht verkennen, da Goethe sich daselbst mit dem Weinbau und den zu seiner Verbesserung von einem „klugen Berliner" (Recht) gemachten Vorschlägen beschäftigte, wie fast alle von dort entsendeten Briefe bezeugen.

Am 19. Juli 1830 schreibt G. an Soret: „Obgleich, theuerster Herr und Freund, der Jenaische Abdruck unserer Arbeiten noch immer stockt" — die Stockungen waren, wie aus Brief vom 25. August hervorgeht, durch den Verleger veranlaßt, der Druck wurde von Frommann in Jena besorgt —, „so übersende doch die schon bekannte Konfession meiner botanischen Studien, neu durchgesehen zugleich mit Ihrer schon abgeschlossenen

[1]) Der Herausgeber der Briefe G.'s an S. bemerkt zu diesem „vereinzelten Blatt": „Die eingeklammerten Zahlen sind von Goethe's Hand mit Bleistift geändert; neben Nr. 8 hatte ebenfalls Goethe eine, leider völlig verwischte Bemerkung geschrieben. Nur das Wort „Schwierigkeiten" war noch zu entziffern."

Ueberſetzung. Es ſind in derſelben auch die ehemals überhüpften Seiten miteingebracht und Alles möglichſt geordnet." Endlich ſchreibt er am 11. Auguſt: „Ich habe indeſſen den zweiten Nachtrag von der Wirkung des Büchleins, von der Belebung der Idee, und was ſich hierauf beziehen möchte, auch ſchon meiſt in guter Ordnung und Ausführung, ſo daß, wenn Sie mit demjenigen, was ſchon in Ihren Händen iſt, ſich abgefunden haben, alsdann keine Stockung eintreten kann." Darauf folgen nur noch Einzelnheiten, die wir zugehörigen Orts erwähnen. Am 18. Mai 1831 ſendet Goethe „den Abſchluß der mühſamen Arbeit zur Korrektur" und am 12. Juni „endlich die letzten Aushängebogen mit dem Titel".

11. Bei der Mittheilung, daß der Enzian das erſte Geſchlecht war, welches G. im eigentlichen Sinne anzog (S. 59 f.), erinnert man ſich des Umſtandes, daß auch Felix in den „Wanderjahren" (Buch I. Kap. 3. Th. XVIII.) „von den wunderbaren Genzianen angezogen ward".

12. Rhizotomen (S. 60) — ῥιζότομοι, Wurzelausſchneider oder Wurzelſammler — nannte man in Griechenland die Pharmazeuten, deren vorzüglichſte Beſchäftigung die Zubereitung von Pflanzenſäften war (Kopp, Geſchichte der Chemie, II. 104).

13. Dr. Buchholz führte die Experimente (S. 60) auch der Freitagsgeſellſchaft, welche ſich bei G. verſammelte, vor. Vgl. Tag- und Jahreshefte 1796, Abſ. 160.

14. Ueber den Einfluß Spinoza's (S. 61) vgl. Einleitung, S. LXIX—LXXII, LXXIV ff., über denjenigen Linné's ebenda S. LXXVIII ff. In Bezug auf Letzteren iſt noch eine Aeußerung G.'s im Brief an Zelter vom 7. November 1816 intereſſant: „Dieſe Tage hab' ich wieder Linné geleſen und bin über dieſen außerordentlichen Mann erſchrocken. Ich habe unendlich viel von ihm gelernt, nur nicht Botanik."

15. Daß G. die Bekanntſchaft des jungen Friedrich Gottlieb Dietrich (S. 62) kurz vor ſeiner erſten Reiſe nach Karlsbad, welcher ein Ausflug ins Fichtelgebirge voranging, 1785 machte und ihn alsbald dorthin mitnahm, iſt bereits in der Einleitung, S. CVIII bemerkt. Ueber den Verkehr mit G. hat Dietrich ſelbſt bisher ungedruckte Memoiren geſchrieben, aus denen Herr Profeſſor Ferdinand Cohn unter Anderm mittheilt

— was bei der Bedeutung, welche die insektenfressenden Pflanzen durch die Arbeiten Darwin's gewonnen haben, von besonderem Interesse ist —, daß Goethe eben auf jener Reise mit Dietrich die Drosera rotundifolia L. zu beobachten Gelegenheit hatte, „in deren Blättern kleine Insekten eingeschlossen waren". Dietrich erzählt: „Auf einem ziemlich hohen Berg, dem sogenannten Ochsenkopf, sahen wir in einer nur wenig tiefer liegenden, von grotesk geformten Felsen umschlossenen Bergwiese einen purpurrothen Fleck, der schon in der Ferne Bewunderung erregte. Goethe sagte: das ist mir ein unerklärliches Phänomen, wir wollen hinabgehen und an Ort und Stelle die Sache näher betrachten und genau untersuchen. Da wir an der Stelle ankamen, fanden wir einen Sumpf (Torfmoor) mit torfliebenden Laubmoosen dicht angefüllt. Auf diesen Torfmoosen hatte sich die kleine Drosera rotundifolia L. in ungeheurer Menge angesiedelt und die andern Gewächse verdrängt, so daß fast der ganze Torfmoor wie mit einem Purpurteppich bedeckt erschien. Die Wurzelblätter dieser niedlichen Pflanze breiten sich stern- oder rosettenförmig auf den Torfwiesen aus, sind roth, gestielt, kreisrund, löffelförmig ausgehöhlt, die Oberfläche sowie die Stiele mit rothen, reizbaren Drüsen verziert und besonders des Morgens mit einer glänzenden Feuchtigkeit, gleichsam wie mit Thau überzogen, daher der deutsche Name Sonnenthau. . . . Häufig kam auch eine kleine zierliche Pflanze vor, Vaccinium Oxycoccus L., deren fadenförmige Stengel auf den Torfmoosen liegen und mit lieblichen rothen Blumen sich schmücken. Beide Pflanzen, die ich mit Moosballen aus dem Sumpfe hob und zur näheren Anschauung und Beobachtung vorzeigte, gewährten den Herren große Freude und belehrende Unterhaltung. Goethe, der damals sein Werk (Versuch, die Metamorphose der Pflanzen zu erklären) angefangen hatte" — das ist natürlich ein chronologischer Irrthum Dietrich's —, „suchte sich näher mit den Pflanzen zu befreunden, nahm eine Drosera rotundifolia in die Hand und sprach sich über die wunderbare Gestalt und regelmäßige Stellung der mit reizbaren Drüsenhaaren besetzten Blätter belehrend aus, insonderheit über die Irritabilität der Pflanzen im Allgemeinen. Wir fanden einige Sonnenthaupflanzen, in deren Blättern kleine Insekten von den Drüsenhaaren eingeschlossen waren und bemerkten zugleich, daß, so lange die eingeschlossenen Insekten leben und durch die Bewegung ihres Körpers und der Füße die Drüsen reizen, die Haare desto kräftiger und fester sich zusammenziehen

und nicht eher wieder aufrichten, als bis das Insekt getödtet ist. Auch hat man versucht, durch sanftes Berühren der Drüsen mit einer Borste die Reizbarkeit zu erregen. . .“ (Deutsche Rundschau, Juni 1876, S. 444).

16. „Die ganze Stelle, welche ich auf Rousseau [S. 65 bis 68] beziehe“, sendet G. am 14. Oktober 1830 an Soret und bemerkt dazu, daß sie „neu und also erst zu übersetzen ist“. Vgl. auch Einleitung, S. CVII.

17. Ueber sein Verhältniß zur botanischen Terminologie (S. 68) schreibt G. in ähnlichem Sinne an Graf Sternberg unter dem 18. Januar 1828, indem er die Beschreibung einer Pflanze mit den Worten schließt: „Der Botaniker, der diese Pflanze selbst beobachtet, wird über meine Beschreibung lächeln; ich habe mir die botanische Terminologie, so sehr ich sie bewundere, niemals zueignen können.“

18. Wer an sich erfuhr (S. 72, Z. 1) bis immer peinlicher und belasteter (S. 74, Z. 2) findet sich auch fast gleichlautend in der „Italiänischen Reise“, in den dem sich wiederholenden Briefe, Neapel, den 17. Mai 1787, folgenden „Störenden Naturbetrachtungen“ und in dem dem Briefe vom 14. April 1788 folgenden „Bericht“.

19. Der erhabene Reisende (S. 73) war wol König Ludwig von Baiern.

20. Das (S. 73) beschriebene Phänomen eines durchgewachsenen Nelkenstocks, welches auch im §. 105 der „Metamorphose“ beschrieben wird, erwähnt G. zweimal in Nr. 73 u. 74 des Briefwechsels mit Knebel und fügt an erster Stelle hinzu, er habe sie sorgfältig gezeichnet, auch die Anatomie davon in die kleinsten Theile. Daß derartige Phänomene, mit welchen G. zuerst durch die „Abhandlung von dem Ursprung und der Erzeugung proliferirender Blumen ꝛc.“ von D. J. Hill bekannt wurde (vgl. Briefe an Frau v. Stein, III. 210), für die Entwickelung der Idee der Metamorphose von großer Bedeutung waren, ist in der Einleitung, S. CXVIf. bemerkt. In dem an zweiter Stelle erwähnten Briefe an Knebel äußert G., seine Hypothese werde durch das merkwürdige Phänomen zur Gewißheit.

21. Wie ein Poet....in flüchtigem Vorübergehen

eine solche bedeutende Entdeckung habe gewinnen können (S. 74), darüber verwunderte sich insbesondere de Candolle, sowol in seiner Organographie végétale (II. 243) als auch namentlich in einer Kritik der de Gingins-Lassaraz'schen Uebersetzung der „Metamorphose der Pflanzen" in Bibl. univers., Tom. XL. 1829, S. 262, worauf G. durch Soret aufmerksam gemacht wurde. Es heißt daselbst: „es sei eine bemerkenswerthe Thatsache in der Geschichte der Wissenschaft, wenn man sehe, wie ein großer Dichter, für einen Augenblick aus der gewohnten Bahn weichend, einen Blick auf das Pflanzenreich werfe und „en passant" dort eine wichtige Entdeckung mache. Der Dichter „devenu momentanément botaniste" sei eine auffallende Erscheinung" u. s. w. — Soret war damit umgegangen, eine Widerlegung dieser Bemerkungen zu schreiben, insbesondere auszuführen, wie G. „ni en passant ni un instant", sondern sehr planvoll sich mit den Naturwissenschaften beschäftigt habe" (Goethe's Briefe an Soret, S. 125). Das bestätigt auch ein Brief G.'s an Riemer vom 8. Januar 1831. Indem er ihn den „beikommenden deutschen Aufsatz" zu lesen ersucht, womit er „die Geschichte seines botanischen Lebenslaufes abschließen möchte", fügt er hinzu: „Eigentlich ist es eine stille Polemik gegen einige Albernheiten der Genfer, gegen die Herr S. sich schon auflehnen wollte, wie Sie aus dem französischen Blatte sehen. Da ich aber dergleichen Fehden nicht liebe, so will ich lieber mit einer ruhigen Parade diese Unzulänglichkeiten ablaufen lassen." Daß damit S. 74, Z. 9 v. u. bis S. 75, Z. 16 unseres Textes gemeint ist, welches Stück Goethe im Briefe an Soret vom 12. Januar „die Erklärung" nennt, womit er den ersten botanisch-biographischen Nachtrag zu schließen wünsche, ist ersichtlich.

22. Der vollständige Titel des ersten der hier (S. 76) erwähnten Aufsätze lautet: „Einfache Nachahmung der Natur, Manier, Stil"; er erscheint in der vorliegenden Ausgabe unter den „Italiänischen Reisefragmenten". Im Allgemeinen sei hier bemerkt, daß Goethe nur selten Büchertitel wörtlich wiedergiebt.

23. Der Römische Kunstfreund (S. 79) war, wie Riemer (Mittheilungen über Goethe, II. 315) bemerkt, Wilhelm Tischbein.

24. Ueber die Abfassungszeit und die Bezüge der Elegie (S. 80—82), welche unter der Ueberschrift „Metamorphose der Pflanzen" in die Gedichtsammlung aufgenommen ist, vgl. Werke, Th. II. S. 227.

25. Der Aufsatz „Glückliches Ereigniß“ (S. 90—94) erschien gleichzeitig im Ersten Heft Zur Morphologie und im „Morgenblatt“, Nr. 216 u. 217 den 9. u. 10. September 1817. Im Uebrigen vgl. hierzu die Vorbemerkung, S. XIf. — Mit dem ebengenannten Aufsatze schließt das Erste Heft „Zur Morphologie“, und das Zweite beginnt mit dem Gedichte „Urworte. Orphisch.“ Vgl. Werke, Th. II. S. 242 ff.

26. Mit Bezug auf die S 96 und vorher S. 83 erwähnten günstigen Recensionen, welche auch S. 146 wiederkehren, bemerken wir, daß G. im Briefe an Eichstädt vom 28. April 1817 von einer Recension in der Jenaischen Allgemeinen Literatur-Zeitung spricht, welche bald nach der Edition der Metamorphose der Pflanzen erschienen sein soll, die wir jedoch in den Jahrgängen bis 1794, in welchem Jahre die Recension in der Allgemeinen deutschen Bibliothek erschien, nicht aufzufinden vermochten. Außerdem hatte G. Kenntniß von einer Recension in der „Hamburger Zeitung“, deren er im Briefe vom 17. Mai 1791 an Karl August Erwähnung thut.

27. Etwas glücklicher als der Goethia (S. 96), welche Batsch in seiner „Synopsis universalis analytica generum plantarum etc.“ Jenae 1793, S. 74 an Stelle der Septas Loureirii konstituirt, der IV. Linnéischen Klasse zuzählt, S. 60 näher beschreibt und in seiner natürlichen Pflanzeneintheilung unter der Ordnung Scrophulariae aufführt, erging es der Goethea, womit Martius und Nees v. Esenbeck eine neue brasilische Pflanzengattung aus der Malvenfamilie benannten. (Vgl. „Goethe's Naturwissenschaftliche Korrespondenz“. Herausgegeben von Bratranek, I. 335 u. II. 30). Nees v. Esenbeck schrieb eine Abhandlung über die Goethea, führt als Species derselben Goethea cauliflora und Goethea semperflorens auf und theilt G. unter dem 13. Februar 1824 mit: „Die Pflanzengattung Goethea ist nun schon in de Candolle's Synopsis systematis naturalis regni vegetabilis übergegangen und darf, da dieses Werk wol ein Jahrhundert hindurch als Kodex der Botaniker gelten wird, ihre Rechte durch hinlängliche Verjährung gesichert glauben“ (a. a. O. II. 34, 55, 88). Die erwähnte Gattung wird in de Candolle's „Prodromus system. nat. regn. veget.“, I. 501, unter der Ordnung Byttneriaceae aufgeführt.

28. Das Mineral Goethit (S. 97) trägt auch jetzt noch diesen Namen. Es ist, außer den von G. angeführten Be-

zeichnungen auch unter dem Namen Rad eisenerz bekannt, und seine chemische Formel ist nach moderner Schreibweise $H_3 Fe_2 O_4$.

29. Die zu Humboldt's Ideen zu einer Geographie der Pflanzen ꝛc. (S. 97) gehörige Profilkarte sollte erst nachkommen. G., ungeduldig, wie er in den „Annalen" bemerkt, seine völlige Erkenntniß eines solchen Werkes aufgehalten zu sehen, unternahm gleich nach Humboldt's Angaben, einen gewissen Raum mit Höhenmaßen an der Seite in ein landschaftliches Bild zu verwandeln. Das Tableau erschien 1813 im 41. Bande der „Allgemeinen geographischen Ephemeriden", herausgegeben von F. J. Bertuch, mit der Unterschrift: „Höhen der alten und neuen Welt bildlich verglichen." Das Landes-Industrie Comptoir veranstaltete einen Sonderabdruck, und in Paris wurde es in demselben Jahre nachgestochen. Vgl. „Annalen", Abs. 640. — G. gab zu ersterem folgende „Erklärung" in einem Schreiben an den Herausgeber der „Ephemeriden":

„Ew. Wohlgeb. haben aus meinen Skizzen neulich eine hervorgesucht, die schon mehrere Jahre verfertigt ist. Sie gedenken solche dem Publikum vorzulegen, und ob ich gleich durch Ihre Wahl schon überzeugt bin, daß Sie derselben eine günstige Aufnahme versprechen, so halte ich es doch für räthlich, zu Erklärung und Entschuldigung derselben Einiges zu eröffnen. Ich glaube dies nicht besser thun zu können, als wenn ich erzähle, wie dieser leichte, anspruchelose Entwurf entstanden ist.

„Im Jahre 1807 sendete mir unser vortrefflicher Alexander von Humboldt seine „Ideen zu einer Geographie der Pflanzen, nebst einem Naturgemälde der Tropenländer". Die schmeichelhafte Zueignung, womit er mir diesen kostbaren Band widmete,[1]) erfüllte mich mit Vergnügen und Dankbarkeit. Ich verschlang das Werk und wünschte es mir und Andern sogleich völlig genießbar und nützlich zu machen, woran ich dadurch einigermaßen gehindert wurde, daß meinem Exemplar der damals noch nicht fertige Plan abging. Schnell zog ich an die beiden Seiten eines länglichen Viereckes die Skale der 4000 Toisen und fing nach Maßgabe des Werks vom Chimboraffo herein die Berahöhen einzuzeichnen an, die sich unter meiner Hand wie zufällig zu einer Landschaft bildeten. Antisana, Cotopari, die Meierei, Micuipampa, Quito, Mexiko an seinen Seen, kamen an ihre Stelle, der höchsten Palme gab ich einen in die Augen fallenden Platz und bezeichnete sodann von unten hinauf die

[1]) Vgl. Einleitung, S. XXIX.

3.

Freisinn.

Laßt mich nur auf meinem Sattel gelten!
Bleibt in Euren Hütten, Euren Zelten!
Und ich reite froh in alle Ferne,
Ueber meiner Mähne nur die Sterne.

Er hat Euch die Gestirne gesetzt
Als Leiter zu Land und See,
Damit Ihr Euch daran ergetzt,
Stets blickend in die Höh.

4.

Talismane.

Gottes ist der Orient!
Gottes ist der Occident!
Nord- und südliches Gelände
Ruht im Frieden seiner Hände.

Du denkst es kaum". — Ein Onyx war das Erkennungszeichen zwischen Rustem und seinem Sohne Sohrab (in Firdusi's Schah Nameh).

3. Freisinn. Der erste Spruch verdankt seine Entstehung der Beschreibung einer Reise zu Pferde durch den Kaukasus von Engelhardt (Fundgruben, IV. S. 26 bis 37). Darin S. 36: „Menschen, die blos durch die Bande des Bluts und einer gemeinsamen Sprache locker zu einem Volke vereinigt, in völliger Ungebundenheit freudig die wohlgeübte Kraft des Armes gebrauchen, um zu erlangen, was ihnen gelüstet, und die in solche Freiheit ihr ganzes Glück setzen, — wo finden wir diese auf unserm Kontinent außer im Kaukasus?" — „so daß wir den Mann loben möchten, der einst einen Antrag zur Unterwürfigkeit mit der kurzen Antwort zurückwies: über seiner Mähne sehe er nur den Himmel" (bei Warm ungenau „die Sterne").

Der zweite Spruch begründet die Antwort aus dem Koran (Sure 98, V. 21), nach Hammer's Uebersetzung: Er hat Euch die Gestirne gesetzt als Leiter in der Finsternis zu Land und See. Goethe fand diesen Spruch in großen Lettern (S. 1 der Fundgruben, Bd. I., 1809) als Motto dem Aufsatze Hammer's „Ueber die Sternbilder der Araber" vorgesetzt. — Die letzten beiden Verse, Goethe's Zuthat, wiederholen sein früheres Wort:

„Die Sterne, die begehrt man nicht,
Man freut sich ihrer Pracht."

4. Talismane. Auch der vorige Spruch wäre dazu zu rechnen, wie solche überhaupt im Diwan zerstreut sind (s. Nr. 1 des Buchs der Sprüche).

Grenze der Palmen und Pisangs, der Cinchona, ingleichen der Baumarten, Phanerogamen und Kryptogamen, und um zu bedeuten, daß wir vom Flußbette, ja von der Meeresfläche zu zählen anfingen, ließ ich unten ein Krokodil herausblicken, das zu dem Uebrigen etwas kolossal gerathen sein mag.

„Als ich mit der Tages- und Lichtseite der Tropenländer so weit fertig war, gab ich der alten Welt die subordinirte Schattenseite. Hier verfuhr ich der Komposition wegen umgekehrt, indem ich den höchsten Berg, den Montblanc, voranstellte, und das Jungfrauhorn, sodann den Pic von Teneriffa und zuletzt den Aetna folgen ließ. Die Höhe des Gotthard's, des Hosniz an dem Fuße desselben, die Dole, der Brocken, die Schneekoppe anzudeuten, schien mir hinreichend, weil die dazwischen fallenden Höhen gar leicht von jedem Liebhaber angezeichnet werden können. Als dies geschehen, zog ich die beiden Schneelinien, welche, da die höchsten Gebirge der neueren Welt in einer heißeren, die der alten hingegen in einer kälteren Himmelsgegend sich befinden, auch gar sehr an Höhe unterschieden sein müssen.

„Diejenigen Männer, welche die höchsten Höhen in beiden Welttheilen erklommen, persönlich anzudeuten, wagte ich kleine Figuren auf die beiden Punkte zu stellen, und ließ den Luftschiffer Gay-Lussac nach seiner Angabe in Regionen schweben, wohin vor wenigen Jahren nur die Einbildungskraft den Menschen hinzuheben wagte.

„Eine leichte Illumination sollte diese landschaftliche Darstellung noch besser auseinandersetzen, und so entstand das Bildchen, dem Sie einige Aufmerksamkeit geschenkt haben.

„Mehr wüßte ich nicht zu sagen; nur bemerke ich, daß solche symbolische Darstellungen, welche eigentlich nur eine sinnliche Anschauung der tabellarischen Behandlung hinzufügen, billig mit Nachsicht aufgenommen werden. Sie machen eigentlich weder an ein künstliches noch wissenschaftliches Verdienst Anspruch; dem Kenntnißreichen dienen sie zur heitern Wiederholung dessen, was er schon weiß, dem Anfänger zur Ermunterung, dasjenige künftig genauer kennen zu lernen, was er hier zum ersten Male und im Allgemeinen erfahren hat.

„Weimar, den 8. April 1813. Goethe."

30. Das Werk von Dr. G. F. Jäger (S. 104): „Ueber die Mißbildungen der Gewächse, ein Beitrag zur Geschichte und Theorie der Mißentwickelungen organischer Körper", erschien 1814.

31. Henschel's Werk (S. 112): „Von der Sexualität der Pflanzen" 1820, welches die genannte Lehre bekämpfte, verdient nichts weniger als G.'s ihm beigelegtes Epitheton „gewichtig". Die Sexualität der Pflanzen unterliegt in der heutigen Wissenschaft keinem Zweifel. Der Aufsatz „Verstäubung, Verdunstung, Vertropfung" erklärt übrigens den „Spruch in Prosa": „Alles Lebendige bildet eine Atmosphäre um sich her".

32. Die Anmerkung S. 115 findet sich auf dem Umschlag des Dritten Heftes „Zur Morphologie" und gab Nees von Esenbeck Veranlassung zu einem Aufsatz: „Conferven-Bildung aus todten Fliegenleibern", in den „Verhandl. d. Kaiserl. Leop.-Karolin. Akad. d. Naturf.", Vol. XV. P. II, welcher neben einer gleichfalls durch G. angeregten Betrachtung über „Antherieum Sternbergianum Schult." als Separatabdruck unter dem Titel: „Mittheilungen aus der Pflanzenwelt, von Goethe", erschien.

33. Das Gedicht S. 123 f. ist unter der Ueberschrift: „Allerdings. Dem Physiker", in die Gedichtsammlung, Th. II. S. 237 aufgenommen. Die gesperrt gedruckten Verse lauten bei ihrem Verfasser Albrecht v. Haller in dem „Die Falschheit menschlicher Tugenden" überschriebenen Gedichte: „In's Inn're der Natur dringt kein erschaffner Geist, Zu glücklich, wann sie noch die äuss're Schale weis't."

34. So eben, als ich (S. 124, Z. 12) bis aphoristisch hinzuzufügen (S. 130, Z. 5) ist dem Vierten Hefte „Zur Morphologie" entnommen. (In dem dem ersten Bande dieser Zeitschrift beigefügten Register ist auf jenen Aufsatz mit den Worten „Wilhelm von Schütz' einstimmendes Verfahren" hingewiesen.) Dasselbe gilt von den Sprüchen S. 130 f. Vgl. Vorbemerkung, S. XII.

35. Auf die zunächst folgenden, an die Erwähnung von Recensionen angeknüpften Betrachtungen S. 131 ff. weist das erwähnte Register mit den Worten hin: „Aufruf zur Einigkeit des Zusammenwirkens" und „Erschwerter botanischer Lehrvortrag".

36. Im Anschluß an den Aufsatz Lebens- und Formgeschichte der Pflanzenwelt von Schelver (S. 139 f.) lassen wir, da er die letzte der botanischen Arbeiten im Ersten Bande „Zur Morphologie" bildet, die dem Register vorangestellten Sätze folgen: „Auf dem Umschlage des ersten Heftes ist geäußert, man werde Sorge tragen, daß nach einer gewissen Anzahl Bogen die

zwei neben einander fortschreitenden Abtheilungen[1]) in zwei proportionirte Bände können gesammelt werden. Mit dem gegenwärtigen vierten Heft hat man den Abdruck dergestalt auszugleichen gesucht, daß nunmehr zwei Alphabete jedes einen Band füllen. „Sowol für diesen Fall als auch, wenn man eine solche Abtheilung nicht belieben wollte, geben wir des Inhalts Uebersicht, und zwar also hier zur Morphologie."

37. Den Aufsatz: Von dem Hopfen und dessen Krankheit, Rutz genannt (S. 140—142), sandte G. als Beilage eines Briefes an Nees von Esenbeck unter dem 29. September 1823; die betreffende Briefstelle lautet: „Beilegen muß ich noch ein Hopfenblatt, vom Rutz, wie man es nennt, angegriffen, mit einer kurzen Notiz, die ich in Böhmen aufgesetzt habe; ich füge Fragen hinzu, über die Sie mich geschwinder aufklären, als ich mich selbst durch Nachschlagen und Nachdenken fördern könnte" (Naturw. Korrespondenz, II. 69). Nees von Esenbeck antwortete mit einer kleinen Abhandlung: „Ueber Rutz, Mehlthau und Honigthau, mit Bezug auf den Rutz des Hopfens", welche wie der obige Aufsatz Goethe's im 2ten Hefte des II. Bandes „Zur Morphologie" zum Abdruck gelangte. Ueber denselben Gegenstand erschien a. a. O. „Noch etwas über den Rutz des Hopfens" vom Bergmeister Lößl.

38. Mit dem Aufsatze Genera et Species Palmarum (S. 142 bis 144) schließt die Reihe der in G.'s Zeitschrift erschienenen botanischen Abhandlungen, und es bleibt nur noch hinzuzufügen, daß G. einen Auszug aus „Wilhelm von Schütz' Zur Morphologie 2tes Heft", mit welchem der Zweite Band seiner Zeitschrift eröffnet wird, mit den Worten einleitet:

„Wie das allgemein Wahre einem Jeden besonders wahr geworden, muß man von ihm selbst vernehmen. Folgende Stellen reizen gewiß jeden Denker, sie im Zusammenhange zu lesen."

39. Der Aufsatz Wirkung meiner Schrift die Metamorphose der Pflanzen ꝛc. (S. 145—165) wurde dem Wiederabdruck derselben von 1831 beigefügt. Ueber die erheblichen Textesverschiedenheiten vgl. die Textrevision.

40. Nees von Esenbeck sandte sein „System der Pilze und Schwämme" (S. 151) am 12. Mai 1816 an G. (Naturw.

[1]) „Zur Morphologie" und „Zur Naturwissenschaft überhaupt".

Korrespondenz, II. 14). Das Exemplar, welches uns vorgelegen hat, trägt die Jahreszahl 1817.

41. Mit de Candolle's „Organographie végétale" (S. 157) wurde G. 1828 bekannt. Am 11. Mai wünscht er den Titel des Werkes zu kennen und verspricht sich von demselben, nachdem es ihn bereits seit acht Tagen beschäftigt hatte, im Briefe an Soret vom 21. Juni den größten Nutzen für die neue Herausgabe seiner „Metamorphose". Er nennt es „ein merkwürdiges, gerade zu unsern Zwecken nützliches und nothwendiges Werk: man belehrt sich, wie weit die Erfahrung gelangt ist, inwiefern man das Wissen zusammengebracht hat und es wissenschaftlich aufzustellen bemüht ist. Hier tritt nun der Mensch methodisirend der Natur gegenüber, und in der Methode das Individuum mit den Gleichgesinnten.

„Da macht es sich denn diesmal gar hübsch: Herr de Candolle, welcher vom Besondern ins Allgemeine geht, behandelt uns Andere, die wir vom Allgemeinen ins Besondere trachten, nicht unfreundlich,[1]) und gar viele der beiderseitigen Enuntiationen, wie sie sich begegnen, sind gleichlautend; an wenig Stellen erscheint ein Widerstreit, welcher keiner Auflösung bedarf; es sind nur zwei verschiedene Sprachen, und man versteht sich wohl.

„Wenn wir, mein Bester, zu unsern Vorsätzen Athem gewinnen, so wird uns dieses Werk von größtem Nutzen sein, und gerade jetzt kommt es mir sehr zu Statten; ich mag es aufschlagen, wo ich will, so erinnert es mich an die alte befreundete, ewig bildende und umbildende Natur, woher wir das Leben empfingen und wohin wir es wieder zurückgeben." Ebenso spricht er am 28. Juni seine Bewunderung aus, wie de Candolle „alle die unendlichen Einzelheiten zu behandeln weiß. Auch wird mir immer klärer, wie er die Intentionen ansieht, in denen ich mich fortbewege und die in meinem kurzen Aufsatze über die Metamorphose zwar deutlich genug ausgesprochen sind, deren Bezug aber auf die Erfahrungs-Botanik, wie ich längst weiß, nicht deutlich genug hervorgeht.

„Wie er ins Licht zu setzen sei, wird uns denn gar wohl gelingen, wenn es in den Sternen geschrieben ist, daß unser gemeinsames Unternehmen zu Stande kommen soll." — Am 2. Juli sendet G. die Abschrift einer Stelle aus jenem Werke an Soret, um zu zeigen, „wie Herr de Candolle zwei Schalen ein-

[1]) Organographie végétale, II. 243 spricht de Candolle von der „manière véritablement admirable dont M. Goethe .... a comme devine l'organisation végétale".

ander gegenüberstellt und die beiderseitige Methode vereinigen zu wollen den Vorsatz ausspricht,“[1]) und schreibt am 10. Juli, „daß dieses Werk zu unsern Zwecken höchst förderlich ist und daß es uns den besten Anlaß giebt, jene zwei wichtigen Vorstellungsweisen bei Behandlung der Natur in ein glückliches und faßliches Gleichgewicht zu bringen.“[2]) D. C. ist schon so weit vorgegangen, daß kein Widerstreit irgend entstehen kann, nur hie und da wird eine Ausgleichung kleiner Differenzen nöthig wie bei jeder Annäherung, und dies wird Alles diplomatisch, zierlich und galant zu bewirken sein; ich will im Deutschen möglichst das Maß zu halten suchen, und die französische Uebersetzung mag sodann unserm Vortrag die sicherste Vollendung geben.“ Am 14. Juli schreibt er, de Candolle's Organographie und Voigt's System der Botanik dienen ihm statt einer vollständigen Bibliothek, und am 3. August hat er beide Theile der Organographie völlig durchgelesen.

Wir haben diese Briefstellen wiedergegeben, um den Unterschied zwischen dem auch in den oben mitgetheilten Dispositionen zum Ausdruck gelangten Plan und der wirklichen Ausführung vor Augen zu legen. G. nimmt in dem vorliegenden Werke nur sehr wenig Bezug auf de Candolle und mehr, um die Unzulänglichkeit der Behandlungsweise desselben als seine eigene Uebereinstimmung mit ihm aufzuweisen, wie S. 163f. Vgl. auch Goethe's Briefe an Soret, S. 82.

42. Wegen des Gallimatthias „métaphores“ (S. 162) statt métamorphoses hatte G., wie nach einer Mittheilung von Hermann Uhde aus einem Briefe Soret's an Ersteren vom 2. März 1831 hervorgeht, Feruſſac „ursprünglich scharf angegriffen, weil er Unwissenheit, ja Böswilligkeit hinter jener Verunstaltung zu erblicken glaubte. Nun stellte Soret am genannten Tage vor, es könne sich sehr wohl lediglich um einen Druckfehler handeln, was um so wahrscheinlicher sei, als dergleichen Bücheranzeigen häufig rein fabrikmäßig angefertigt und vom Chefredakteur kaum revidirt würden; Feruſſac werde muthmaßlich an der Sache völlig unschuldig sein, und dann sei der Angriff gegen ihn ein Schlag ins Wasser“. G. gab auch Soret nach einem Briefe vom 3. März „wegen der bedenklichen Stelle völlig Recht“ und ersucht ihn „avec beaucoup de reserve in französischer Sprache aufzusetzen, was in diesem Falle schicklich

[1]) A. a. O. II. 242ff.
[2]) Vgl. hierzu unsere Einleitung, S. LIXf.

sein möchte, welche ich nachher ins Deutsche übersetzen will. Wir müssen unsern guten Ruf zu erhalten suchen." G. findet dann, daß Soret's „Behandlung der bedenklichen Stelle fürtrefflich sei. Die französische Sprache eignet sich unvergleichlich zu solchen diplomatischen Aeußerungen", während er selbst bei der Uebersetzung ins Deutsche, „um einigermaßen höflich zu sein, mehr Worte bedurft hat" (Goethe's Briefe an Soret, S. 132—135).

43. Auf Vaucher (S. 163) wurde G., wie der Herausgeber der Briefe an Soret S. 102 mittheilt, eben durch Diesen aufmerksam gemacht.

44. Der Aufsatz Ueber die Spiraltendenz der Vegetation (S. 165—169) liegt noch in einer kürzeren Fassung vor und bildet den Schluß der Metamorphose der Pflanzen von 1831; er lautet daselbst folgendermaßen:

Ueber die Spiraltendenz.

„Bei den Zusammenkünften deutscher Naturforscher zu München und Berlin gelang es unserm so kenntniß- als geistreichen Ritter von Martius, durch einige wissenschaftliche Vorträge alles bisher für die Morphologie in der Pflanzenwelt Gewonnene in sich selbst abzuschließen, indem er auf die Tendenz der Gewächse, wodurch Blüthe und Fruchtstand eigentlich gebildet und bestimmt wird, aufmerksam machte, und die wir die Spiraltendenz nennen möchten. Er drückt sich darüber, wie uns die Jahrgänge der Isis 1828 und 1829 vermelden, folgendermaßen aus:

„„Dieser Fortschritt in Kenntniß des Pflanzenlebens ist das Resultat jener morphologischen Ansicht, welche man die Metamorphose der Pflanzen benennt.

„„Alle Organe der Blüthe: Kelch, Krone, Staubfäden und Fruchtknoten, sind umgestaltete Blätter.

„„Sie sind also im Wesen gleiche, nur durch die Potenz ihrer Metamorphose verschiedene Blätter.

„„Die Konstruktion einer Blüthe beruht demgemäß auf einer für jede Gattung eigenthümlichen Stellung und Anordnung einer gewissen Anzahl metamorphosirter Blätter.

„„Diese, innerlich identisch, äußerlich vielgestaltet, lagern sich gegen das Ende eines Zweiges oder auch Blüthenstiels um eine gemeinsame Achse her, bis sie in Vereinigung und gegenseitiger Bindung Stillstand gefunden haben."

„So weit nur das Allernothwendigste mit den eigenen

Worten und wir hoffen, auch hier im Sinne des edlen Verfassers aufgefaßt. Wir fügen noch so viel hinzu:

„Der meisterhafte Darsteller arbeitet sodann die Angelegenheit dergestalt durch, daß er diese nach Zahl und Maß geordneten organischen Bewegungen des an sich Gleichen und äußerlich völlig Verschiedenen organische Umläufe nennen darf, auch ihren regelmäßigen sowol als ungeregelten Erscheinungen durch Bestimmungen aller Art so nahe dringt, daß er wagen kann, eine symbolische Bezeichnung für die Einzelnheiten zu unternehmen und ein neues natürliches System darauf zu erbauen.

„Das Studium der angeführten Aufsätze, eine mündliche vertraute Unterhaltung mit dem vorzüglichen Manne, ein zu Versinnlichung dieser problematischen Naturwirkung ausgedachtes Modell befähigten uns, diese bedeutenden Ansichten zu verfolgen und eine Ueberzeugung zu gewinnen, welche wir kein Bedenken tragen hier mitzutheilen, wenn wir Nachstehendes zu besserm Verständniß eingeschaltet haben.

„Dem Botaniker überhaupt, besonders dem anatomirenden, sind die Spiralgefäße genugsam bekannt; sie werden in ihrer Mannichfaltigkeit beobachtet, unterschieden und benannt, wenngleich ihre eigentliche Bestimmung für problematisch gehalten wird. Wir aber betrachten sie hier als die kleinsten Theile, welche dem Ganzen, dem sie angehören, vollkommen gleich sind und, als Homoiomerien anzusehen, ihm ihre Eigenheiten mittheilen und von demselben wieder Eigenschaft und Bestimmung erhalten. Es wird ihnen ein Selbstleben zugeschrieben, die Kraft, sich an und für sich zu bewegen und eine gewisse Richtung anzunehmen; der vortreffliche Dutrochet nennt dieses eine vitale Incurvation.

„Indem wir nun die Betrachtung solcher konstituirenden Theile beseitigen, verfolgen wir jetzt den Gang unsres Vortrags.

„Wir mußten annehmen: es walte in der Vegetation eine allgemeine Spiraltendenz, wodurch, in Verbindung mit dem vertikalen Streben, aller Bau, jede Bildung der Pflanzen nach dem Gesetze der Metamorphose vollbracht wird.

„Die zwei Haupttendenzen also oder, wenn man will, die beiden lebendigen Systeme, wodurch das Pflanzenleben sich wachsend vollendet, sind das Vertikalsystem und das Spiralsystem; keins kann von dem andern abgesondert gedacht werden, weil nur eins durch das andere lebendig wirkt. Aber nöthig ist es, zur bestimmteren Einsicht, besonders zu einem Vortrag, sie in der

Betrachtung zu trennen und zu untersuchen: wie denn eins oder das andere waltet, bald seinen Gegensatz überwältigt, bald von ihm überwältigt wird oder sich mit ihm ins Gleiche zu stellen weiß, wodurch uns die Eigenschaften dieses unzertrennlichen Paares desto anschaulicher werden müssen.

„Die Vertikaltendenz äußert sich von den ersten Anfängen des Keimens an; sie ist es, wodurch die Pflanze in der Erde wurzelt und zugleich sich in die Höhe hebt; sie verharrt vom Anfang bis zum Ende und manifestirt sich zugleich als solidescirend, es sei nun in langgestreckten Fasern und Fäden oder selbst in der strackten, starr aufgerichteten Bildung des Holzes. Auch ist es dieselbe Naturkraft, welche unaufhaltsam von Knoten zu Knoten in die Höhe oder sonst fortschiebt, die einzelnen Spiralgefäße mit sich fortreißt und so, indem sie Leben nach Leben fördert und steigert, eine Kontinuität des Ganzen sogar in rankenden und kriechenden Gewächsen folgerecht hervorbringt.

„Im Blüthenstande zeigt sie sich jedoch am Entschiedensten, indem sie die Achse jeder Blumengestaltung bildet. Am Besten aber fällt sie in die Augen, wenn sie im Kolben, in der Spatha sich als Stab und Stütze der endlichen Erfüllung deutlich erweist; deshalb man denn auch bei den neueren Ansichten die vertikale Tendenz immer im Auge zu behalten und sie als das männlich stützende Prinzip anzusehen hat.

„Die Spiraltendenz dagegen wollen wir als das eigentlich produzirende Lebensprinzip ansehen; es ist mit jenem innigst verwandt, aber vorzugsweise auf die Peripherie angewiesen; sie kann indeß auch gleich bei der ersten Keimung schon eintreten, wie wir an dem Beispiel einiger Winden wahrzunehmen haben.

„Jedoch erweist sie sich am Auffallendsten bei Endigungen und Abschlüssen. Wie denn die sogenannten zusammengesetzten Blätter öfters in Cirren und Brillen auslaufen, auch ganze Zweiglein, in welchen die saftigen Gefäße überhand nehmen, die Solidescenz aber vermißt wird, als Gabeln, Böcklein u. dgl. in schnellerer oder langsamerer Krümmung erscheinen.

„Bei Monokotyledonen macht sie sich im Laufe des Wachsthums seltener augenfällig. Die Vertikal- oder Longitudinaltendenz scheint zu überwiegen. Blätter und Stengel werden durch gerade Fasern in die Länge getrieben, und so ist mir weder Cirrus noch Brille in dieser großen Pflanzenabtheilung begegnet.

„Wie aber auch in dem Fortschritt des Pflanzenwachsthums die Spiraltendenz sich verbergen oder irgend merklich hervorbringen mag, so herrscht sie doch zuletzt bei aller Blüthen- und

Fruchtſtellung, wo ſie, ihren Mittelpunkt tauſendfältig umſchlingend, das Wunder bewirkt, daß eine einzelne Pflanze zuletzt befähigt wird, eine unendliche Vermehrung aus ſich ſelbſt herauszuſchöpfen.

„Womit wir denn wieder zu unſerm Anfange zurückkehren und die urſprünglichen Worte, die uns zuerſt auf ſo mannichfaltige Gedanken geführt, wieder in Erinnerung bringen.

„Giebt uns nun das Vorgelegte die erwünſchte Aufklärung über das regelmäßige Pflanzengebilde, ſo leiſten dieſelben Maximen das Gleiche zu Beurtheilung der mannichfaltigſten, aus dem Geſetz der beſtimmten Formen heraustretenden Mißwüchſe, wie ſich dem weiter Denkenden und Forſchenden gar wohl offenbaren wird.

„Auf der nähern Unterſuchung beruht nun die zugleich tiefere und beſtimmtere Kenntniß, welche zu erlangen wir die beſte Hoffnung haben, da Ritter von Martius ſelbſt dieſe wichtige Angelegenheit weiter fortzuführen nicht unterlaſſen kann und junge Männer kräftig und ausführlich die bemerkbaren und berechenbaren Beſtimmungen der Umläufe durchzuarbeiten bemüht ſind. Wie wir denn einen Aufſatz, welcher in dem erſten Theile des funfzehnten Bandes der Akten der Leopoldiniſch-Karoliniſchen Geſellſchaft erſcheint, vorläufig nur im Allgemeinen mit Bewunderung anzuerkennen haben.

„Die Abhandlung iſt überſchrieben: ‚Vergleichende Unterſuchung über die Ordnung der Schuppen an den Tannenzapfen, als Einleitung zur Unterſuchung der Blattſtellung überhaupt, von Dr. Alexander Braun.‘“

„Uns aber bleibt nur der Wunſch anzufügen: Dem Wiſſen, welches auf dieſem Wege abermals in unendliche Einzelnheiten getrieben wird, möge es an innerer Konzentration nicht fehlen, damit die allgemeine Ueberſicht ſo reicher Erfahrung innerhalb des Kreiſes einer faßlich überlieferten Wiſſenſchaft bewirkt und erhalten werde.“

Endlich findet ſich auf der letzten Seite der Metamorphoſe der Pflanzen von 1831 folgender

Appendice.

„Annales des Sciences Naturelles. Février 1831.

„Au moment où nous étions sur le point de terminer notre travail qui ne nous a laissé qu'une seule page vacante

dans la dernière feuille, nous avons appris que M. Geoffroy de St. Hilaire avoit eu la complaisance de concentrer en peu de pages, dans le journal cité plus haut, les recherches qu'il a pris la peine de faire amicalement, pour reconnoître et suivre la marche de nos travaux dans le champ des sciences naturelles. Nous nous réjouissons d'avance en pressentant que l'exposition et les aveux renfermés dans notre premier appendice lui pourront être agréables, c'est pourquoi nous lui recommandons avec reconnaissance non seulement l'essai désigné, mais encore tout le reste de l'ouvrage."

Dieser „Appendice" ist von Soret ins Französische übersetzt aus folgendem Original G.'s, welches Uhde im „Anhang" zu den Briefen Goethe's an Soret S. 185 mittheilt:

„So eben als wir unsre Arbeit abzuschließen gedenken und uns nur noch eine Seite übrig bleibt, erfahren wir, daß in obgedachter Zeitschrift Herr Geoffroy de St. Hilaire die Freundlichkeit hatte, auf wenigen Blättern die Bemühungen zu konzentriren, die er, unsern Gang in dem Felde der Naturwissenschaften zu erforschen und zu verfolgen, sich freundlichst gegeben. Wir freuen uns voraus zu sehen, daß ihm die ausführliche Darstellung und die Bekanntnisse, wie wir solche in unseren ersten Nachtrag hingelegt, willkommen sein werden, deshalb wir ihm gedachten Aufsatz sowie das ganze Heft hiermit dankbar zum Besten empfehlen wollen."

Goethe begleitete diese Zeilen mit folgender Zuschrift an Soret, datirt Weimar, den 19. Mai 1831: „Durch die drei letzten Blätter des beikommenden Heftes, welches ich so eben von Paris erhalte, werd' ich veranlaßt, die letzte, uns noch übrige Seite zu einer Anerkennung jener Artigkeit zu benutzen, und zwar, da für beide Sprachen nicht Raum ist, nur die französische Uebersetzung, um welche ich hiemit ersuche, abdrucken zu lassen. Da dieser Nachsatz eigentlich unmittelbar an einen Franzosen gerichtet ist, so sollte eine solche Anomalie sogar gut aufgenommen werden" (a. a. O. S. 140).

45. Mit Bezug auf das Gleichniß von Konvolvel und Stange (S. 176), an welches G. auch S. 185 erinnert, heißt es in dem Konzept eines für den Grafen Sternberg bestimmten Briefes: „Freilich paßt dieses Gleichniß auch nicht ganz; denn im Anfang mußte die Schlingpflanze sich um den sich erhebenden Stamm in kaum merklichen Kreisen herumwinden. Je

Er, der einzige Gerechte,
Will für Jedermann das Rechte.
Sei von seinen hundert Namen
Dieser hochgelobet! Amen.

Mich verwirren will das Irren;
Doch Du weißt mich zu entwirren.
Wenn ich handle, wenn ich dichte,
Gieb Du meinem Weg die Richte!

Ob ich Ird'sches denk' und sinne,
Das gereicht zu höherem Gewinne.
Mit dem Staube nicht der Geist zerstoben,
Dringet, in sich selbst gedrängt, nach oben.

Wie jener ist der erste Spruch dem Koran entnommen, zunächst aber den „Fundgruben des Orients“; auf dem Titelblatt aller Bände dieses Werks steht als Motto:

„Sag: Gottes ist der Orient, und Gottes ist der Occident;
Er leitet, wen er will, den wahren Pfad.
Koran, Sure II.“

Vergl. Psalm 24, 1: „Die Erde ist des Herrn, und was darinnen ist, der Erdboden, und was darauf wohnet.“ Dieses Psalms gedachte Goethe im Anblick des südlichen Geländes zu Neapel am 3. März 1787: „Die Erde ist überall des Herrn“ (Ital. Reise). — Streng genommen, müßte statt Nord- gelesen werden Nord-; doch wäre die Forderung pedantisch. Das Ohr verlangt hier nicht den Umlaut, geleitet durch den Anklang an zusammengesetzte Bezeichnungen der Windrose.

Der zweite Spruch gehört der dritten Kategorie von Talismanen an, welche den Namen Gottes und des Propheten (Fundgr., II, 160 ff.) enthalten. Er preist von den hundert Namen Gottes den 29sten: Der Allgerechte.

Die drei letzten Sprüche fallen unter die zweite Kategorie, nämlich die Formeln des Gebetes und der Zuflucht (daf., S. 159), obgleich zu dem Spruche „Mich verwirren will das Irren“ das mahometanische Vater-Unser, die erste Sure des Koran in dem Schlusse: „Sollst uns leiten auf graden Pfad, Derer, denen Du nicht zürnend gnädig ward, und die nicht irren,“ benutzt sein kann. — Noch mehr als dieser bezieht sich der folgende „Ob ich Ird'sches denk' und sinne“ auf des Dichters persönliche Anliegen, auf die nachfolgenden Gedichte. Der Spruch bezeichnet des Dichters ideale, oder besser symbolische Auffassung alles Realen, wodurch er den orientalischen Mystikern sich verwandt fühlt. In sich selbst gedrängt, weil konzentriert durch Denken und Sinnen. Nach oben d. h. zu Gott.

Der letzte Spruch ist das Gebet, mit welchem Saadi die Vorrede zum Rosenthal eröffnet. Olearius, der dies Gedicht (Gülistan) und Lokman's Gedichte und Fabeln 1660 zuerst veröffentlichte, übersetzt den Anfang folgendermaßen:

„Im Namen des barmherzigen Erbarmers! Lob sei dem Großmächtigsten und Allerhöchsten Gott. Ihm gehorsamen, ist ein Mittel,

mehr er sich aber der obern zartern Spitze näherte, desto schneller mußte die Schneckenlinie sich drehen, um endlich in einem Kreise auf einem Punkte sich zu versammeln: dem Tanze ähnlich, wo man sich in der Jugend gar oft Brust an Brust, Herz an Herz mit den liebenswürdigsten Kindern selbst wider Willen gedrückt sah. Verzeihung diesem Anthropomorphism!" (Briefw. mit Sternberg, S. 283; vgl. auch unsere Einleitung, S. CXXIVf.)

46. **Lathyrus furens** (S. 181); eine Pflanze dieses Namens scheint nicht zu existiren, wenigstens ist es uns nicht gelungen, weder durch umfangreiche literarische Hilfsquellen noch durch Befragen lebender botanischer Autoritäten, dieselbe zu ermitteln; auch haben wir keine Species von Lathyrus gefunden, deren Lautverwandtschaft mit Sicherheit auf die Spur des vermuthlichen Fehlers führte, so wenig wie die sehr allgemein gehaltene Charakterisirung im Texte geeignet ist, dahin zu leiten.

47. **Der Bericht über die Arbeit des Paolo Barbieri** (S. 183, Z. 17—S. 184, Z. 15 v. u.) ist entnommen der „Biblioteca Italiana, o sia giornale di letteratura, scienze ed arti compilato da vari letterati", Tom. LVII. 1830, S. 419f.

---

48. **Zur Osteologie und Zoologie** (S. 187) haben wir die nachfolgenden Aufsätze betitelt, abweichend von den anderen Ausgaben, welche nur „Osteologie" setzen, und rechtfertigen einerseits das Wörtchen „Zur" mit der Analogie des Goethe'schen Gesammttitels der botanischen und osteologischen Schriften „Zur Morphologie", wie in den einleitenden Worten des ersten Bandes derselben jene als „fragmentarische Sammlung" bezeichnet werden, andererseits „und Zoologie" sowol mit dem Inhalte an sich als auch damit, daß G. selbst in dem oben erwähnten Register die hierher gehörigen Aufsätze unter der Abtheilung „Zoologie" zusammenfaßt.

49. **Freudig war vor vielen Jahren** ꝛc. (S. 188), in die Gedichtsammlung unter der Ueberschrift „Parabase" aufgenommen (Th. II. S. 227).

50. **Den Aufsatz Erster Entwurf einer allgemeinen Einleitung** ꝛc. (S. 189) haben wir, wie G. selbst es gethan, abweichend von den anderen Ausgaben dem über den Zwischenkieferknochen vorangestellt, weil sonst kleine Text-

veränderungen nothwendig geworden wären, welche jene sich in der That gestattet haben, wie die Textrevision ergiebt.

51. Seit der Veröffentlichung der Abhandlung über den Zwischenknochen (S. 221) hat sich die Jahreszahl 1786 in allen Ausgaben erhalten, und dieselbe wird auch fast in allen späteren Citaten bis auf die jüngste Zeit angegeben. Daß aber 1784 nicht blos die Zeit der Entdeckung des Zwischenknochens, sondern auch die Abfassungszeit des Aufsatzes über denselben ist, dafür liegt in der Einleitung zu den osteologischen Schriften das Beweismaterial vor.

Uebrigens hat jene Jahreszahl ein eigenthümliches Schicksal gehabt: G. citirt in dem vorliegenden Theil S. 241 eine Aeußerung Sömmerring's, welcher die Abhandlung in das Jahr 1785 setzt, was von Seiten des Letztern begreiflich ist, da er sie wol erst zu Anfang dieses Jahres gesehen hatte. Denn G. sandte dieselbe am 19. Dezember 1784 an Merck mit dem Wunsche, daß sie „auf der Reise zu Camper'n bei Sömmerringen durchginge", und Letzterer schickte sie Merck am 27. Januar 1785 wieder. In dem dem XX. Bande der Ausgabe Goethe'scher Werke von 1819 beigefügten chronologischen Verzeichniß derselben ist die Abhandlung sogar unter dem Jahre 1790 aufgeführt, während in dem den späteren Ausgaben angehängten Verzeichniß die richtige Jahreszahl 1784 sich findet.

52. Der junge Künstler (S. 227) ist der S. 238 genannte Waitz.

53. Der Titel der Schrift des Renatus Henet (S. 232) lautet: Apologia adversus Jac. Sylvii depulsionum anatomicarum calumnias pro Andr. Vesalio. 1555.

54. Die brieflichen Mittheilungen (S. 233) von S. 232, Z. 8 bis S. 233, Z. 25 sind, wie Virchow (Goethe als Naturforscher, S. 75) bereits bemerkt hat, zwei Briefen von Blumenbach an Sömmerring mit geringen Abänderungen entnommen. (Vgl. Sömmerring's Leben und Verkehr mit seinen Zeitgenossen von Rud. Wagner. Erste Abtheilung, S. 297—299.) Auf diese Briefe scheint folgende Stelle in G.'s Brief vom 6. März 1785 an Sömmerring (a. a. O. S. 84) hinzudeuten: „Des Herrn Professor Blumenbach's Briefe waren mir sehr angenehm. Sie werden leicht glauben, daß sie mich in meiner einmal gefaßten Idee noch mehr bestärkt haben."

55. Auf die Abhandlung S. 234—254 weist das Specialregister des 2ten Hefts „Zur Morphologie“ mit dem Worte „Nachträge“ hin.

56. Abbildungen der Elephantenschädel (S. 238 f.) unter dem Titel: „Zur vergleichenden Osteologie von Goethe. Mit Zusätzen und Bemerkungen von Dr. Ed. d'Alton. Mit 3 Kupfertafeln“, erschienen in der ersten Abtheilung des XII. Bandes der „Verhandlungen der Kaiserlich Leopoldinisch-Karolinischen Akademie der Naturforscher“. Den Abbildungen liegt eine von Lips gestochene Tafel und Zeichnungen zum Grunde, welche G. der Akademie zum Geschenk gemacht hatte. Von ihm selbst sind darin einige Stellen aus der Morphologie und eine Stelle aus einem Briefe an Nees von Esenbeck vom 2. Febr. 1824. (Vgl. a. a. O. S. 328 und den Briefwechsel mit Nees v. Esenbeck hierüber in „Goethe's Naturwissenschaftliche Korrespondenz“, II. 37—89).

57. Das Werk von Spix (S. 240): „Cephalogenesis seu capitis ossei structura, formatio et significatio per omnes classes, familias ac aetates digesta, atque tabulis illustrata, legesque simul psychologicae, cranioscopiae ac physiognomiae inde derivatae“, erschien 1815.

58. Sömmerring's Knochenlehre (S. 241) bildet den Ersten Theil seines Werkes „Vom Baue des menschlichen Körpers“. Auch Gotthelf Fischer behauptet in seiner (S. 242) erwähnten Schrift: „Im Menschen findet sich keine Spur des Intermaxillarknochens“ (S. 15).

59. Die Bearbeitung der drei ersten Kapitel (S. 245) sind die S. 257 beginnenden „Vorträge ꝛc.“, welche das Dritte Heft „Zur Morphologie“ eröffnen.

60. G.'s Hoffnung, von seinen Zeichnungen zum Zwischenknochen Einiges durch die Kaiserlich Leopoldinisch-Karolinische Akademie der Naturforscher, deren damaliger Präsident Nees von Esenbeck zu Bonn war, benutzt zu finden (S. 255), ging erst sieben Jahre später in Erfüllung. Er hatte jene nebst einer zweiten Lipsischen Kupferplatte Ende Februar 1824 der Akademie zum Geschenk gemacht und wünscht in dem Begleitschreiben vom 29. Februar an den Präsidenten, „sowol Platte als Blätter für ein Geschenk unter den Lebendigen zu achten, wenn es schon, dem Aufräumen und Entsagen nach, einer testamentarischen Anordnung ganz ähnlich sieht. Der frühere oder spätere Gebrauch hängt ganz von Ihrer Entscheidung

ab. Noch Manches, was nicht gleich zur Hand ist, wird nachfolgen". Nees von Esenbeck dankte in einem offiziellen Schreiben im Namen der Akademie am 9. März und theilt G. am 20. Juli mit: „Für die folgende (zweite) Abtheilung (des XII. Bdes) rüste ich nun die Tafeln, die zum Zwischenkieferknochen gehören, vor und werde sie Ew. Excellenz zu gehöriger Zeit zur Prüfung vorlegen, das Weitere im Stillen hoffend." Allein die Ausführung wurde durch die schlechten Finanzverhältnisse der Akademie verzögert, und erst als der König von Preußen derselben eine angemessene Erhöhung ihrer Einkünfte bewilligte, darf Nees von Esenbeck, wie er am 2. November 1826 schreibt, wieder „daran denken, die Tafeln über den Zwischenkieferknochen in einer solchen Ausführung besorgen zu lassen, daß sie der ersten, welche Euer Excellenz der Akademie zum Geschenk gemacht haben, einigermaßen zur Seite stehen dürfen". Am 8. Dezember 1828 schreibt Nees v. Esenbeck: „Der nächste Band, nämlich Vol. XV. P. I wird Ihre Lehre vom Zwischenkieferknochen enthalten", und gegen Ende des folgenden Jahres gingen Goethe Probedrucke der von van de Velde in München gestochenen Tafeln zur Beurtheilung zu. Sie eröffneten endlich nebst der aus der „Morphologie" fast wörtlich aufgenommenen Abhandlung über den Zwischenkieferknochen die erste Abtheilung des 1831 erschienenen XV. Bandes der „Verhandlungen der Kaiserlich Leopoldinisch-Karolinischen Akademie der Naturforscher". Die Redaktion schickte folgende Bemerkung voraus:

„Der gegenwärtige Aufsatz, im Jahre 1786 [sic!] bereits verfaßt und seinem Inhalte nach durch Privatmittheilung zuerst einzelnen Naturforschern bekannt, ist erst im Jahr 1817[1]) in der Schrift „Zur Morphologie", I. Band mit einem Theil der übrigen vergleichend-anatomischen Arbeiten des ruhmvollen Verfassers ohne Abbildungen zu allgemeiner Kenntniß gekommen; allein es war der Akademie vorbehalten, diese denkwürdige und den Naturforschern wichtig gewordene Urkunde vollständig und in ihrer ursprünglichen Gestalt mit den bildlichen Erläuterungen mitzutheilen. Die Untersuchungen über den Zwischenkiefer der Thiere haben seither eine große Breite erlangt, während die gegenwärtigen Abbildungen mit Recht die dem Menschen näher stehenden und zu vergleichenden Thiere betreffen. Wir glauben indeß den Freunden der Naturforschung sicherlich einen Dienst zu erweisen, wenn wir von Goethe's Arbeiten nur in ihrer ursprünglichen

[1]) Auch dies ist unrichtig, da die Abhandlung erst 1820 im Zweiten Hefte veröffentlicht wurde.

Gestalt und mit den bildlichen Anschauungen, die ihr zur Grundlage dienten, wiedergeben und in Gefolg derselben einige schätzbare Mittheilungen umsichtiger Zergliederer namhaft machen."

Die bedeutendsten Abweichungen bestehen in den Tafeln und deren Beschreibung. Es finden sich daselbst fünf Tafeln, enthaltend die Intermaxillartheile des Ochsen, Rehes, Kameeles, Pferdes, Babirussa, Löwen, Eisbären, Wolfs, Walrosses, nebst Affen- und Menschenschädeln. (Vgl. auch oben S. CXXXV das unter dem 19. Dezember 1784 von Goethe an Merck mitgetheilte Verzeichniß der Zeichnungen und S. 239.)

61. Ueber die Halsbandgeschichte (S. 255) vgl. „Annalen", Abs. 16.

62. Ueber die Lehre von der Wirbelgestalt der Schädelknochen, welche im Jahre 1807 tumultuarisch und unvollständig ins Publikum sprang (S. 256), vgl. Einleitung, S. CXLIIff.

63. Das Werk von Dr. Carus (S. 256) ist das „Von den Ur-Theilen des Schalen- und Knochengerüstes", von welchem Derselbe im Vierten Hefte der G.'schen Zeitschrift S. 338–341 eine Uebersicht giebt. G. läßt derselben nachstehende Aeußerung folgen:

„Da vorgemeldetes Werk erst zu Ostern 1823 vollendet und ausgegeben werden kann, so wird die Ungeduld aller Naturfreunde, wie wir überzeugt sind, mit der unsrigen wetteifern und Jeder sich auf den Empfang desselben zum Freundlichsten bereiten."

Im Ersten Hefte des Zweiten Bandes der „Morphologie", S. 17–27, bespricht Carus die „Urform der Schalen kopfloser und bauchfüßiger Weichthiere" und giebt im zweiten Hefte S. 84–95 die „Einleitung" zu seinem damals noch ungedruckten Werke.

64. Die Vorträge (S. 257–272) bilden den letzten der osteologischen Aufsätze des Dritten Heftes des Ersten Bandes „Zur Morphologie", auf dessen Umschlag die Zeilen stehen:

Pulchra sunt quae videmus,
Quae scimus pulchriora,
Longe pulcherrima quae ignoramus.

Sie sind eine Variation des Ausspruchs von Nicolaus Steno: Pulchra quae videntur, pulchriora quae sciuntur, longe pulcherrima quae ignorantur.

65. Das Gedicht *ΑΘΡΟΙΣΜΟΣ* (S. 272ff.) hat in der Gedichtsammlung die Ueberschrift „Metamorphose der Thiere" (Th. II. S. 230ff.).

66. Von dem Werke d'Alton's, welcher eine Zeit lang in Weimar lebte (S. 274), „Naturgeschichte des Pferdes", erschien 1810 der erste, 1816 der zweite Theil, welcher sich mit der Anatomie der Pferde beschäftigt. Vgl. auch S. 279. In den „Beiträgen zur Entwickelungsgeschichte des Hühnchens im Ei" (S. 274) von Chr. Pander, Würzburg 1817, sind die Radirungen von d'Alton.

67. G. wiederholt die Worte Troxler's (S. 275) insofern, als er sie bereits auf dem Umschlag des zweiten Heftes „Zur Morphologie" gebracht hatte.

68. Unter dem Ohio-Elephanten (S. 277) ist Cuvier's Mastodont gemeint.

69. Im Jahre 1820 (S. 279) erschien kein „Württembergisches Jahrbuch", sondern 1821 der 3te und 4te Jahrgang zusammen. Der Aufsatz, auf welchen G. Bezug nimmt, führt den Titel: „Ueber einige fossile Knochen, welche im Jahr 1819 und 1820 zu Stuttgart und im Jahr 1820 zu Cannstadt gefunden worden sind. Von Dr. Georg Jäger."

70. Lepaden (S. 287) ist ein von Linné für jene Schalthiere gebildeter Name; er begriff darunter alle zu den Cirripedien gehörenden Seichöpfe (vgl. Philippi, Handbuch der Conchyliologie ꝛc., und Cuvier, Règne animal, Vol. IX. pag. 254: Mollusques cirrhopodes).

71. Daß der Aufsatz „Vergleichende Knochenlehre" (S. 296—300) entweder in der vorliegenden oder einer wenig davon abweichenden Fassung älteren Datums als seine Veröffentlichung ist, ergiebt sich aus den Nachsätzen zu demselben (S. 301ff.), aus denen zugleich folgt, daß er nicht vor 1795 verfaßt worden ist. Vielleicht geschah dies 1802, wenn die Mittheilung in den „Annalen" (Abs. 325): „Auch die vergleichende Knochenlehre, die ich besonders mit mir immer in Gedanken herumführte, hatte großen Theil an meinen beschäftigten Stunden", zu jener Abhandlung in Beziehung gesetzt werden darf.

Im Uebrigen sei in Betreff der osteologischen Schriften nicht blos auf die spezielle Einleitung zu denselben, sondern auch auf die zweite Hälfte der allgemeinen, „Goethe's Verhältniß zur Naturwissenschaft ꝛc.", verwiesen.

Zur Mineralogie und Geologie.

72. Die Hefte „Zur Naturwissenschaft überhaupt", welche die Aufsätze Zur Mineralogie und Geologie enthalten, eröffnet, neben dichterischen Mottos, von denen zwei (S. 310) diesen vorangestellt sind, ein „Vorwort", welches sich zum kleineren Theil auf geologische, zum größeren auf optische Abhandlungen bezieht. In den bisherigen Ausgaben ist nur der letztere Theil abgedruckt und diesen vorangestellt. Da wir eine solche Zerreißung nicht für statthaft halten, so bringen wir das ganze Vorwort in dem die optischen Arbeiten enthaltenden (XXXVI.) Bande und lassen hier nur der Vollständigkeit halber den auf die geologischen Aufsätze bezüglichen Theil folgen:

„Indem ich die auf Bildung und Umbildung organischer Naturen sich beziehenden älteren Papiere an einander zu reihen und einigermaßen brauchbar zu machen gedenke, kommt gar manches Andere zur Hand, welches abzulehnen nicht räthlich scheint. Denn mich belehrte die Erfahrung, daß der eifrigste Liebhaber im wissenschaftlichen Felde gerade so wenig vollbringt, weil er erst ein Fach durchzuarbeiten und abzuschließen gedenkt, um das Geleistete dem Publikum mit Zutrauen vorlegen zu können. Gar manches andere Verwandte jedoch drängt sich unterdessen heran; auch das ist nicht zu entbehren, es wird aufgefaßt, behandelt, bearbeitet, aber zuletzt auch wieder beseitigt, das Interesse wendet sich wo anders hin, und jeder einzelne Theil des Kreises kommt erst nach Jahren ernstlich wieder an die Reihe.

„Jährliche Sommerreisen erneuerten die Neigung zur Geologie, manche Bemerkung, die im Reiche des Wissens hätte fruchten können, liegt unbenutzt seit langer Zeit bei mir. Zur Kenntniß der böhmischen Gebirge habe Manches zusammengetragen und besonders die Zinnformation beachtet; ich lasse daher manchen früheren Aufsatz abdrucken, um spätere daran zu schließen.

„Das vielleicht nie zu lösende Räthsel: die Entstehung der Gänge, liegt mir immer im Sinne, und ich kann mich nicht enthalten, lieber nur eine Annäherung an das Verständniß zu versuchen, als mich mit faßlich scheinenden Erklärungen einzuschläfern. Hievon wünsche gleichfalls Rechenschaft zu geben."

73. Die „Briefe (S. 312) über das Karlsbad und die Naturprodukte der Gegend“ von Rackwitz, welchen G. 1786 in Karlsbad kennen lernte, erschienen 1778.

74. Den schriftlichen Aufsatz (S. 312), hier unter dem Titel „Joseph Müllerische Sammlung“ (S. 313 ff.) verfaßte G. 1807. Er erschien in demselben Jahre zu Karlsbad unter dem Titel: „Sammlung zur Kenntniß der Gebirge von und um Karlsbad, angezeigt und erläutert von Goethe“, mit folgendem Vorwort:

„Von der Sammlung, welche Joseph Müller, Wappen- und Edelsteinschneider in Karlsbad, den Freunden der Geognosie hiemit anbietet, ist in dem Intelligenzblatt der Jenaischen Literatur-Zeitung Nummer 94 des Jahres 1806 Erwähnung geschehen. Man hat gegenwärtig die dort schon eingeführte Ordnung im Ganzen beibehalten, und nur in einzelnen Nummern einige Veränderung beliebt, wobei jedoch die Zahl derselben auf Einhundert festgesetzet bleibt. In den vorliegenden Blättern suche man keine Beschreibung, welche ohne das Anschauen der natürlichen Körper einen deutlichen Begriff geben könnte; vielmehr wird vorausgesetzt, daß man in- oder außerhalb Karlsbad die Sammlung als einen Text vor Augen habe, wenn man aus diesem Kommentar einigen Vortheil ziehen und sich in den Stand setzen will, des Verfassers Absichten zu erkennen und zu benutzen.“

75. Der in vorstehender Anmerkung erwähnte Aufsatz G.'s aus der Jenaischen Literatur-Zeitung ist folgender:

Zu Freunde der Geognosie.

„Die Direktion der Herzogl. Mineralogischen Societät zu Jena hat mit Herrn Joseph Müller zu Karlsbad die Abrede genommen, daß er die von ihm bisher mit vieler Sorgfalt zusammengebrachten Bergarten, Sprudelsteine u. s. w., welche Derselbe in größeren und kleineren Sammlungen versendet, künftig in der Ordnung des nachstehenden Schemas numeriren und den Liebhabern mittheilen wolle. Die Absicht ist hierbei, theils, daß die zusammengehörigen Stücke unter eine Rubrik gestellt werden, theils, daß die Aufmerksamkeit sich auf einige bisher wenig geachtete Produkte hinlenke, nicht weniger, daß Liebhaber, welche geognostische Beschreibungen der dortigen Gegenden herausgeben oder einander schriftlich mittheilen wollen, sich auf gedachtes

Verzeichniß und seine Nummern beziehen können. Das Ganze hat man in acht Rubriken getheilt, welche mit den ersten auf einander folgenden Buchstaben bezeichnet sind.

A.

Ur- und Uebergangsgranite.

1) Granit von Fischern.
2) Vom Dreikreuzberge.
3) Vom Schloßberge.
4) Abänderungen von daher.
5) Granit mit einliegenden großen Feldspathkrystallen (Porphyrgranit).
6, 7, 8) Isolirte Krystalle aus dieser Formation, theils Zwillings- theils Drillingskrystalle, von verschiedener Größe.
9) Granit von der Dorotheen-Aue.
10) Von Stahlsruhe.
11) Vom Hirschsprung.
12) Granit von neuerer Bildung, welcher braune thonartige Flecken enthält.
13) Dergleichen, in welchem sich die erwähnten braunen Flecken mehr zu Krystallen ausgebildet zeigen.
14) Dergleichen, woran sich die Krystalle in sechseitigen violblauen Tafeln darstellen, wozu jedoch nöthig ist, daß die Stücke einige Verwitterung erlitten haben.
15) Eine ähnliche Gebirgsart, worin gedachte sechseitige Tafeln in Speckstein übergegangen sind und der Feldspath aufgelöst erscheint.
16) Erwähnte speckſteinartige Krystalle einzeln, ohne Mutter.

B.

Uebergangsgranite aus der Nachbarschaft.

17) Granit von Engelhaus.
18) Schriftgranit von daher.
19) Granit mit vielem Stangenschörl, aufgelöstem Feldspath und Glimmer.
20) Dergleichen mit ziemlich großen Nestern von derbem Schörl jenseits der Egerbrücke.
21) Feinkörniger Granit mit anstehendem Feldspathe, mit wenigem Glimmer, von Dalwitz.
22) Dergleichen mit anstehendem Schörl.
23) Isolirte Stücke Feldspath von daher.
24) Durch Porzellanfeuer veränderter Feldspath.

C.

Uebergangsgebirg, an dessen Fuß die heißen Quellen des Karlsbades entstehen und sich verbreiten.

25) Kleinkörniger Granit, mit schmalen Hornsteingängen durchzogen.

26) Hornstein, worin der Granit nesterweis vorkommt.

27) Granit, in welchem der Hornstein gangweis durchsetzt, der Hornstein selbst aber Granit in kleinen Partien und Punkten enthält.

28) Isolirter Hornstein aus dieser Gebirgsart von splitterigem Bruche.

29) Dergleichen von unvollkommen großmuschligem Bruche.

30) Rauchgrauer, splittrigen Feldspath, wenigen Schwefelkies und Quarz umfassender Hornstein.

31) Granit mit abwechselnden Schichten von dichtem Kalkstein, in welchen beiden sowie im Hornstein selbst die Klüfte mit weißem Kalkspath ausgefüllt erscheinen.

32) Dergleichen mit theils ocker-, theils röthlichbraun gefärbtem Kalkstein.

33) Die bisher beschriebene Gebirgsart in ihrem ganzen Charakter mit anstehendem eisenschüssigem Kalkstein in starken Lagen.

34) Noch ein belehrendes Stück zu dieser Suite.

D.

Sprudelstein.

35) Dunkel ockergelb von blasiger Oberfläche, wie er sich am Tage erzeugt.

36) Dergl. von fasrigem Bruche mit einkrystallisirter Ulva.

37, 38, 39) Schalen von dergleichen, welche insgesammt durch ihre braune Farbe die Gegenwart des Eisens zeigen.

40) Gelblich weißer, aus festungsartig gebogenen Lagen bestehender Sprudelstein.

41, 42) Dergleichen mit abwechselnden hell- und dunkelfleischrothen Lagen.

43, 44, 45) Sprudelsteine von der härtesten Art, höchst wahrscheinlich aus dem Tiefsten, von verschiedenen Zeichnungen, die unter allen die schönste Politur annehmen.

46, 47, 48, 49, 50) Erbsensteine von verschiedener Größe der Körner und abwechselnder Färbung.

Im Athemholen sind zweierlei Gnaden:
Die Luft einziehn, sich ihrer entladen;
Jenes bedrängt, dieses erfrischt;
So wunderbar ist das Leben gemischt.
Du danke Gott, wenn er Dich preßt,
Und dank ihm, wenn er Dich wieder entläßt!

5.

Vier Gnaden.

Daß Araber an ihrem Theil
Die Weite froh durchziehen,
Hat Allah zu gemeinem Heil
Der Gnaden vier verliehen.

---

ihm näher zu kommen: Ihm Lob- und Danklagen, vermehret seine Wohlthaten über uns. Ein jeglicher Athem, den man in sich zeucht, hilft zur Verlängerung des Lebens, und der wieder aus uns gehet, erfreuet den Geist. Darum sind im Athemholen des Menschen zweyerley Gnaden, und für jegliche soll man von Herzen danken" (nach der Ausg. von 1686).

Herder hatte diese Worte bereits in Verse gebracht:

„Lob sei dem ewigen Gott! Ihm nahet, wer ihm gehorchet;
Wer ihm danket, genießt zwiefach des Gebenden Huld;
Wie der Athem, der in uns zieht, das Leben erweitert,
Wie der Athem, den wir wieder vernehmen, erquickt."

Wurm (S. 39) führt noch eine andre metrische Uebersetzung aus Wieland's Merkur (1782) an.

Die neueste von Resselmann (Saadi's Rosengarten, Berlin 1864, S. 5) lautet:

„Jeder Athemzug, den wir einziehn,
Wirkt auf das Leben erneuend,
Und wenn wir ihn ausstoßen,
Auf das Wesen erfreuend.

Daher werden wir in jedem Athemzuge
Zwei Gnadengaben, und in jeder Gabe
Einen Grund zum Danken haben."

Das Pressen und Entlassen der beiden Schlußverse oben entspricht dem Züchtigen und Loslassen Lukas 23, 16.

5. Vier Gnaden, verfaßt den 6. Februar 1814 (oder 1815?) und bereits gedruckt im Morgenblatt vom 21. März 1816. — Chardin in seiner Reise (1735. T. V. p. 256) erzählt, daß die Araber meinen, Gott habe sie vor andern

E.

Quarzformation in scheinbarer Brecciengestalt, zuletzt in Sandstein übergehend.

51) Rauchgrau gefärbter Quarz am Egerfluß.

52) Dergleichen, worin hie und da hellere Quarzpunkte erscheinen.

53) Dergleichen von gelblichgrauer Farbe mit gräulichblauen Quarzpunkten.

54) Dergleichen bläulichgrau.

55) Dergleichen, mit schwarzem, durch Kohle gefärbtem Grund mit häufigen hellbläulichweißen Quarzpunkten.

56) Dergleichen mit einem Ansatze von scharfkantigen, theils unter sich theils durch Eisenocker verbundenen Quarzkörnern, und daher brecienähnlich.

57) Gedachte brecienähnliche Masse für sich.

58) Exemplare von dieser Formation mit deutlichen Resten von Vegetation.

59) Ein dergleichen, mehr von Pflanzen durchdrungen, deren Gestalt unkenntlicher ist.

60) Ein ähnliches instruktives Exemplar.

61) Durch Kohle gefärbte thonichte Quarzmasse mit anstehenden Amethystkrystallen aus den Kohlengruben von Dalwitz.

62) Ein Trumm dichten, durch Kohle gefärbten Quarzes, an welchem zu beiden Seiten fasiger Quarz, gleichfalls durch Kohle gefärbt, anliegt.

63) Dichter durch Kohle gefärbter Quarz, auf welchem zwischen Braunkohle eine Menge vollkommen ausgebildeter Bergkrystalle liegt.

64) Braunkohle selbst von daher.

---

65) Quarz-Brecie über Hohdorf.

66) Dergleichen, einem groben Sandstein ähnlich.

67) Dergleichen mit überwiegender Thonmasse.[1])

69) Feiner Töpferthon, der Porzellanerde sich nähernd, von Zeltitz.

70) Dergleichen verhärtet.

71) Holzstein von bläulichweißer Farbe, von Lessau, mit aufsitzenden weißen Amethystkrystallen.

---

[1]) Nr. 68 fehlt im Original.

72) Dergleichen mit Spuren von Schilf und Farnkräutern, von daher.

F.

Pseudovulkanische Produkte, welche mit der vorhergehenden Rubrik parallel gehen und als aus derselben entstanden zu betrachten sind.

73) Gebrannter Thon.
74) Dergleichen mit noch sichtbaren Quarzpunkten.
75) Dergleichen, dem Porzellanjaspis sich annähernd.
76) Durch Erdbrand veränderter Holzstein.
77) Durch Erdbrand veränderte Gebirgsart, die ursprünglich jene Quarz-Breccie gewesen zu sein scheint.
78) Dergleichen mehr verändert.
79) Dergleichen in schiefriger Gestalt.
80) Erdschlacke.
81, 82, 83) Wahre Uebergänge zum Porzellanjaspis.
84) Porzellanjaspis selbst.

85, 86, 87) Erdschlacken, sehr eisenhaltig und außerordentlich schwer. Von der Kobesmühle.
88, 89) Pseudo-Aetiten.

G.

Basalt und Mandelstein.

90) Eine halbe Basaltkugel vom linken Ufer der Eger gegen Fischern.
91) Basaltischer Mandelstein von daher.
92) Basalt mit gelbem Kalkstein durchzogen.
93) Basaltischer Mandelstein.
94) Kalkspath von geradstenglichen abgesonderten Stücken aus dem Basalt von der Hardt.

H.

Verschiedene Gebirgsarten aus jenen Gegenden.

95) Klingstein von Engelhaus.
96) Pechstein von daher.
97) Konglomerat, sogenanntes Weißliegendes, zwischen Tepl und Theusing, zu Mühlsteinen verwendet.
98) Scheinbare Breccie vom Galgenberge.

99) Basalt über dem Hammer, vom sogenannten alten Schlosse.

100) Augiten in einer basaltähnlichen Thonmasse.

„Nach vorstehender Ordnung werden also künftig die Sammlungen numerirt und mit einem Abdrucke des gegenwärtigen Blattes wohlgepackt versendet. Die Größe der Exemplarien ist gegen 3 Zoll, der Preis 12 Rthlr. sächsisch oder verhältnißmäßig in Banknoten nach dem Courè.

„Die Adresse:

Herrn Joseph Müller,
Wappen- und Edelstein-Schneider im Karlsbad.

„Auch wird jeder Freund der Geognosie, welcher jene Gegenden selbst besucht, sich gern von diesem jugendlichen Greise auf den anzustellenden Wanderungen begleiten lassen, von dessen Leben und Verdiensten um diesen Theil der Naturforschung bald an einem schicklichen Orte Nachricht ertheilt werden soll. Hieraus vorläufig so viel:

„Er ist 1727 zu Liebenau im Bunzlauer Kreise geboren, wo sich wegen der in den benachbarten Gebirgen befindlichen Carneole und Chalcedone schon in früheren Zeiten Steinschneider hinzogen. Nach manchen Wanderungen in Deutschland und einigemal verändertem Wohnsitze in Böhmen ward er in Karlsbad als Bürger aufgenommen. Er übte daselbst seine Kunst, ward aufmerksam auf die Sprudelsteine und fing an sie zu schleifen. Nachdem die Freiberger Schule die Aufmerksamkeit auf Gebirgsarten erregt hatte, fing er an, auch diese seinen Sammlungen beizulegen. Er gewann das Vertrauen des Hofrath Becher's und ward diesem würdigen Manne und seinem Wohnorte auf manche Weise nützlich. Durch unermüdete Betrachtungen und Nachforschungen stellte er in seiner Einbildungskraft ein Bild des älteren und mittleren Zustandes der Karlsbader Quellen auf, das auch für Den interessant sein muß, der sich mit seinen theoretischen Ansichten nicht durchaus vereinigen könnte. Auch hievon soll am schicklichen Orte ein Abriß gegeben werden; uns sei genug, auf diesen interessanten Mann aufmerksam gemacht zu haben und zum Schlusse anzuzeigen, daß die Jenaische Mineralogische Gesellschaft denselben zu ihrem auswärtigen ordentlichen Mitgliede ernannt habe."

76. Die Nachträge (S. 327) wurden erst 1817 der wiederabgedruckten „Joseph Müllerischen Sammlung" angefügt. Dieser letztere Aufsatz wurde auch 1808 in Leonhard's „Taschenbuch für die gesammte Mineralogie" abgedruckt. G. sandte ihm die Schrift am 28. September 1807 mit dem Bemerken zu, daß „sie nicht in den Buchhandel gekommen, vielmehr bis jetzt nur zu einem Privatzweck gedient hat". Außerdem erschienen Separatabdrucke 1817, 1827, besorgt von Knoll, welchem G. hierzu im Brief vom 23. März 1827 die Erlaubniß gab, und 1832.

77. Das Schreiben An Herrn von Leonhard (S. 327 bis 333), welches, wie in der Note unter dem Text bemerkt ist, 1808 in Leonhard's Taschenbuch veröffentlicht wurde, ließ G. 1824 im Zweiten Heft des Zweiten Bandes „Zur Naturwissenschaft überhaupt" abermals abdrucken und schloß die beiden unmittelbar folgenden Stücke (S. 333—335) an dasselbe an. Der Abschnitt von „Unter Ihrer Anleitung" (S. 328, Z. 1) bis „zurückkehre" (S. 329, Z. 3) aus dem Schreiben An Herrn von Leonhard findet sich auch in dem an Diesen gerichteten Briefe vom 12. Oktober 1807 und stimmt mit dem vorliegenden Texte überein (Aus unserer Zeit in meinem Leben, von K. E. von Leonhard, I. 190 f.).

78. Der in den übrigen Ausgaben fehlende Aufsatz: Aechte Joseph Müllerische Steinsammlung (S. 335—337), steht im Vierten Hefte „Zur Naturwissenschaft überhaupt" S. 335 bis 338. Die Nachricht, daß David Knoll die Müller'sche Sammlung käuflich an sich gebracht habe (S. 335), erfuhr G. 1820 während seines Aufenthalts in Karlsbad, wie aus seinem Briefe an Jenen vom 8. Januar 1821 hervorgeht.

79. Der Aufsatz: Ferneres über Joseph Müller ꝛc. (S. 337, Z. 11—S. 340, Z. 5), ist dem Wiederabdruck der „Joseph Müllerischen Sammlung" von 1832 entnommen. Es ist ersichtlich, daß der auf Seite 340 folgende Abschnitt hinter dem Strich in keinem unmittelbaren Zusammenhange mit dem Früheren steht, daß er vielmehr einen Theil des Vorworts der in Hirzel's „Neuestem Verzeichniß einer Goethe-Bibliothek" S. 102 erwähnten gleichfalls 1832 erschienenen Schrift: „David Knoll'sche Sammlung von Sprudelsteinen, roh oder geschliffen, angezeigt und eingeführt von Goethe" bildet, welches Goethe mit Brief vom 6. Januar 1832 an Knoll sandte. Die bisherigen Ausgaben haben jenen Theil des „Vorworts" dem vorangehenden Aufsatze „ohne Unterscheidung ange-

hängt", und da uns die erwähnte Schrift zur Zeit nicht zugänglich war, so trennten wir wenigstens den fraglichen Abschnitt von dem vorangehenden Aufsatze durch einen Strich. Nachdem wir nunmehr in genannte Schrift Einsicht nehmen konnten, tragen wir den ersten, im Texte fehlenden Absatz des Vorworts hier nach:

„Ein neues Verdienst um diese höchst interessanten Erzeugnisse der heißen Quelle hat Herr Knoll sich dadurch erworben, daß er sowol die verschiedenen Abweichungen des Sprudelsteins als auch besonders die Lokalität, wo derselbe zum Vorschein kommt, zu erforschen gesucht hat."

Das auf das Vorwort folgende „Verzeichniß", zu welchem Goethe in dem erwähnten Briefe an Knoll bemerkt: „Hierauf würde das Verzeichniß der 50 Stücke folgen, welches Sie selbst am Besten revidiren werden. Sie haben so viel Sorgfalt auf die Stellung der Exemplare nach ihren Eigenschaften und Farben gewendet, daß ich Ihnen das Weitere gern überlassen kann" — lautet folgendermaßen:

„1) Kalksinter, braunroth, vom Ablauf des Sprudels.

2) Dergleichen, braunroth, von daher.

3) Dergleichen, braunroth, mit einkrystallisirter Ulva, von daher.

4) Dergleichen, rothgelb, vom Ablauf des Neubrunnens.

5) Sprudelschale, lichtbraun, von glattmuschligem Bruch, aus dem Grunde des Gartenhauses nächst der Johannisbrücke, N. C. 476.

6) Dergleichen, etwas dunkler, mit lichteren Stellen, von splitterreichem Bruch, von daher.

7) Dergleichen, noch dunkler, mit lichteren Stellen, von splitterreichem Bruch, von daher.

8) Kalksinter, dunkelbraun, etwas porös, aus dem Grunde des Hauses zum „Römer" in der Geweihdiggasse, N. C. 501.

9) Dergleichen, schwarzbraun, dicht, aus dem Grunde der Kirche.

10) Dergleichen, braunroth, schön gezeichnet, von daher.

11) Sprudelschale, dunkelbraun punktirt, aus dem Grunde des Dampfbadgebäudes.

12) Dergleichen, dunkelbraun punktirt, mit lichtbraunen Lagen, von daher.

13) Dergleichen, weiß, mit licht- und dunkelbraunen Lagen, von daher.

14) Dergleichen, weiß, mit wenig braunen Lagen, von daher.

15) Dergleichen, fleischroth, mit weißen Lagen, aus dem Grunde des Rathhauses.

16) Dergleichen, fleischroth, mit breiteren weißen Lagen, aus dem Grunde des Gasthauses zu den „Drei Fasanen" in der Kirchengasse, Nr. 222 und 223.

17) Dergleichen, weiß, mit schmalen, lichtfleischrothen Lagen von erdigem Bruch, aus dem Grunde der Kirche.

18) Dergleichen, weiß, erdig, aus dem Grunde des Hauses zum „Samson" in der Mühlbadgasse, N. C. 23.

19) Kalkfinter, gelblichweiß, dicht, von glattmuschligem Bruch, aus dem Innern des Sprudels.

20) Dergleichen, weiß, von feinkörnigem Bruch, mitunter etwas durchsichtig, aus dem Hause zur „Giraffe" auf dem Markte, N. C. 499.

21) Dergleichen, in Lagen mit Klüften, aus dem Grunde des Sprudelsaalgebäudes.

22) Sprudelschale, leberbraun, durchsichtig, mit licht- und dunklen Lagen, aus dem Grunde der Kirche.

23) Dergleichen, mit perlblauen und röthlichen Lagen, von daher.

24) Dergleichen, weiß, von daher.

25) Dergleichen, weiß, röthlich eingesprengt, von daher.

26) Dergleichen, weißgelb, von splitterreichem Bruch, aus dem Grunde des Hauses zur „eisernen Thüre" nächst der Kirche, N. C. 147.

27) Dergleichen, weißgelb, mit röthlichen undurchsichtigen Lagen, von daher.

28) Dergleichen, graugelb, undurchsichtig, mit schmalen röthlichen Lagen, aus dem Grunde des Feuerlöschrequisiten-Magazins nächst der Kirche.

29) Dergleichen, graugelb, mit honiggelben Lagen, von daher.

30) Dergleichen, lichtgrau, mit dunkleren, schmalen, kaum sichtbaren Lagen, von daher.

31) Dergleichen, lichtblau, durchsichtig eingesprengt, mitunter gestreift, von daher.

32) Dergleichen, weiß, mit gelben und braunen, an der Oberfläche des Gesteins dicht neben einander laufenden bandartigen, schmalen Lagen, aus dem Grunde des Sprudelgebäudes.

33) Kalkfinter, rothgelb, moosartig geformt, mitunter röhrenförmig durchlöchert, aus dem Grunde des Hauses zum „Falken" in der Geweihdiggasse, N. C. 485.

34) Dergleichen, gelblichweiß, von daher.

nicht mit aufgenommen wurde. Die Schrift oder vielmehr das „Schreiben des Ignaz Ritter von Born an Franz Grafen von Kinsky“ (1773), von welchem in dem zweiten, in Leonhard's Taschenbuch fehlenden Absatz die Rede ist, hat G. bald nach der Absendung des Aufsatzes „Der Kammerberg bei Eger“, welche wol noch im September erfolgte (vgl. Leonhard, Aus unserer Zeit, I. 203), gelesen, wie aus dem nachfolgenden, in dem Taschenbuche desselben Jahrgangs abgedruckten, in den übrigen Ausgaben fehlenden Schreiben: „An Herrn von Leonhard“ (S. 352—354), hervorgeht. In den Heften „Zur Naturwissenschaft“ ist nur die Stelle aus Seneca, dem „Kammerberg bei Eger“ folgend, abgedruckt, deren sehr verschiedene Lesarten in der Ausgabe des Seneca von Fickert zusammengestellt sind.

81. Zu den beiden Sprüchen von Archimedes und Rose (S. 355) gesellt sich in den „Sprüchen in Prosa“ Nr. 231 G.'s eigenes Diktum: „Behaupte, wo Du stehst!“

82. Das Scheel (S. 356) ist ein Synonym für das Metall Wolfram, nach dem Chemiker Scheele so genannt; es ist ohne Zweifel, da das Metall überhaupt nicht gediegen vorkommt, eigentlich Scheelit gemeint, welcher wolframsaurer Kalk ist, während das von G. angeführte Mineral Wolfram (oder Wolframit) seiner chemischen Zusammensetzung nach wolframsaures Eisen- und Manganoxydul ist.

83. Von dem Interesse, welches G. an der Zinnformation genommen (S. 356), zeugen unter Anderm Nr. 428 bis 435 im Briefwechsel mit Knebel vom 11. bis 29. Januar 1814, worin G. Diesem seine Aufzeichnungen über die Zinnformation mittheilt, die K. nicht genug zu rühmen weiß. Vgl. auch Leonhard, Aus unserer Zeit, I. 400 f., 403, 460 u. 488.

84. Vom Mineralienhändler Mawe (S. 357) liegt uns ein Bericht über seine Expedition nach Cornwall im Oktober 1817 vor in Form eines im Besitze des Herrn von Loeper befindlichen englischen Briefes an Goethe. Derselbe ist ins Deutsche übersetzt und mit Korrekturen von Goethe's Hand versehen. Ihm folgt nachstehende

Bemerkung und Wunsch.

„Die Jenaische Mineralogische Gesellschaft, vor Allen aber Präsident und Director, haben mit dem größten Vergnügen den Antheil gesehen, welchen Herr Mawe an ihren Arbeiten nehmen

will. Die Nachricht von seiner letzten Expedition ward sogleich ins Deutsche übersetzt, wovon hiebei eine Abschrift folgt. Vielleicht geht sie Herr Mawe mit einem Kenner beider Sprachen durch, und wir erfahren, ob wir ihn recht verstanden haben.

„Wir würden diesen Aufsatz sodann in die Schriften der Gesellschaft aufnehmen, so wie alles Uebrige, was Herr Mawe mitzutheilen geneigt wären.

„Eine kleine Sammlung bedeutender Mineralien unseres Deutschlands lege ich aus meinem eigenen Kabinet zusammen, um solche als Probestücke zu übersenden. Möchte ich balde die Nachricht erhalten, auf welchem Weg mit dem mindesten Kosten dies geschehen kann, vielleicht wartet man das Frühjahr ab. Mit den besten Wünschen und Empfehlungen.

„Einige theoretische Betrachtungen über die fraglichen Gegenstände werden zu seiner Zeit auch mitgetheilt werden.

„Jena, den 21sten Dezember 1817. J. W. Goethe."

85. **Saalbänder** (S. 359) **nennt man die Grenz- oder Berührungsflächen der Gangmasse und des Nebengesteins.**

86. **Der oft wiederkehrende Ausdruck: die Gänge streichen in der zweiten oder einer andern Stunde** (S. 359), **d. h. sie haben die und die Himmelerichtung, erklärt sich aus der Einrichtung des bergmännischen Kompasses.** Derselbe besteht aus einem Horizontalring, welcher in 2mal 12 Theile oder Stunden eingetheilt ist. Die Stunden 12 entsprechen der Nord-Südlinie, welche eine feste Lage hat, die Stunden 6 der Ost-Westlinie u. s. w. Um nun die Himmelerichtung oder das Streichen eines Ganges zu bestimmen, denke man sich eine in der Gangfläche gezogene Horizontallinie, halte ihr die festliegende Nord-südlinie parallel und konstatire, auf welchem Theilstrich des Gradbogens die Nordspitze der Magnetnadel sich einstellt. Dann zähle man die Anzahl der Grade von diesem Theilstriche bis zum nächsten Endpunkte der festliegenden Nord-Südlinie und bemerke, ob man dabei von der Nordspitze der Magnetnadel aus in östlicher oder westlicher Richtung gegangen ist, so erhält man auf diese Weise die Data zur Bestimmung des Streichens der Gänge (Credner, Elemente der Geologie, 3te Aufl., S. 318).

87. **Stehende oder seigere Gänge** (das.) **sind senkrechte.**

88. **Göpel** (S. 360) **ist ein senkrechtes Hebezeug, um große Lasten aus dem Schachte zu Tage zu fördern.**

89. „Gewerkschaft (S. 363) nennt man eine Anzahl Interessenten, welche sich zur Bebauung eines Bergwerks verbunden haben, welche eine Zeche oder Grube nach einer gemachten Verloosung, die aus 128 Loosen oder Kuxen besteht, mit gemeinschaftlichen Kosten betreiben und den Ertrag der Grube nach eben dieser Vertheilung unter sich theilen" (Richter, Berg- und Hüttenlexikon).

90. Sichertrog (daf.) ist eine flache Mulde zum Verwaschen des Erzschlichs, in welche „das zu Mehl gepochte Erz nach einem gewissen Gewichte eingelegt und mit Wasser geschlämmt wird, während dessen man mit der Hand an den Trog schlägt, wo sich die schweren Theile zu Boden setzen, die leichtern aber durch öfteres Hin- und Herschwenken zu der Oeffnung herausgespült werden" (Richter, a. a. O.; Sanders, Wörterbuch der deutschen Sprache).

91. Rose's Historische Symbola, die Basalt-Genese betreffend (S. 371), worüber sich in die „Annalen" ein kleiner Irrthum eingeschlichen hat, indem G. dort (Abs. 999) die „Symbola" und die „Basalt-Genese" als zwei verschiedene Schriften anführt, erschien 1820. Die von S. 374—377 unter Anführungsstrichen wiedergegebenen Sätze bilden so wenig wie die vorhergehenden einen wörtlichen Auszug; erstere erstrecken sich bei Rose von S. 20—40. G. nahm an Rose's Schriften deshalb so großes Interesse, weil Dieser einen Ausgleich in dem zwischen Vulkanisten und Neptunisten gewaltig wogenden Streite über die Entstehung des Basalts versuchte, welcher G. selbst sehr lebhaft interessirte (vgl. Einleitung, S. CLXXXff.). Letzterer erkannte bald, daß die 1821 zu Bonn anonym erschienene „Kritik der geologischen Theorie, besonders der von Breislak und jeder ähnlichen" und „Fortgesetzte Kritik" 1822 ebenfalls von Rose herrührten, und ersuchte am 23. August 1823 Nees von Esenbeck um Auskunft über Alter, Beschäftigung und Lebensweise dieses Mannes, welche Ersterer am 5. September ertheilte (Naturw. Korrespondenz, II. 59, 61—65). Aus genannter Schrift machte G. Auszüge, deren er auch im Brief an Nees von Esenbeck vom 29. September erwähnt (daf. S. 67), und welche uns Herr von Loeper wie so vieles Andere aus seinem Besitze zur Verfügung gestellt hat. Da sie indessen bei gedrängtester Kürze fast wörtlich und stellenweise kaum zu verstehen sind, wenn man nicht Rose's Buch vor Augen hat, so glaubten wir auf den Abdruck verzichten zu sollen.

Den Turban erſt, der beſſer ſchmückt
Als alle Kaiſerkronen;
Ein Zelt, das man vom Orte rückt,
Um überall zu wohnen;

Ein Schwert, das tüchtiger beſchützt
Als Fels und hohe Mauern;
Ein Liedchen, das gefällt und nützt,
Worauf die Mädchen lauern.

Und Blumen ſing' ich ungeſtört
Von ihrem Shawl herunter;
Sie weiß recht wohl, was ihr gehört,
Und bleibt mir hold und munter.

Und Blum' und Früchte weiß ich Euch
Gar zierlich aufzutiſchen;
Wollt Ihr Moralien zugleich,
So geb' ich von den friſchen.

Völkern mit vier Vorzügen begünſtigt: mit einem Turban (Tulbend), der beſſer ziere als die Tiaren der Könige, mit Zelten, die ſchöner ſeien als Häuſer, mit Schwertern, die ſie beſſer beſchützten als die Schlöſſer andrer Völker, endlich mit Liedern, welche die Bücher und Pandekten der umliegenden Völker überträfen, wie die Araber überhaupt die Dichtkunſt als die Quelle der Wiſſenſchaft betrachten. Die erſten drei Strophen enthalten jene Worte in Verſe gebracht. — Die Verſe über den Turban ſind im Buch Suleika (Ged. 14: „Komm, Liebchen") weiter ausgeführt. — Der Sinn der vierten Strophe iſt nach Liebeſſ (III. 174): „Unbeſorgt, daß meine Geliebte (Sie) es übel nehme, ſinge ich jenen andern Mädchen Lieder vor, wofür ſie mich durch Blumen, von ihren Shawls gelöſt, belohnen." Dieſe Auffaſſung iſt zu künſtlich. Ihr Shawl iſt nicht der der „Mädchen", ſondern der Geliebten; deſſen Anblick begeiſtert den Dichter, die ſchön gewirkten Blumen des Shawls werden ihm zu dichteriſchen Blumen, welche die Geliebte als ihr gehörig erkennt. Er ſingt ſeine Lieder von den Blumen ab, gleichſam wie eine Melodie von Noten. Vergl. Werke, II. S. 70:

Jede kennt die Töne, die ſie erregte.

Das Beiwort friſch im letzten Verſe entſpricht dem Bilde von Früchten. Die Moral unſers Dichters wird ſich von aller Kopfhängerei und mönchiſchem Trübſinn frei erhalten; fehlen darf ſie nicht, wie kein orientaliſcher Divan der didaktiſchen Spruch-Poeſie entbehrt. Die arabiſche Literatur wimmelt vielmehr von Sententiae morales (ſ. z. B. Fundgruben, II. 300). Goethe zielt darauf ſcherzhaft hin, wie er auch in der Schlußſtrophe des Gedichts Tagebuch verlangt, daß „zuletzt bei jeder Dichtungsweiſe Moralien uns ernſtlich fördern ſollen."

92. Das Unternehmen (S. 380f.), welches G. vorschlägt und wovon Derselbe auch S. 410f. spricht, um einen sicheren Aufschluß über den Kammerberg zu gewinnen, wurde vom Grafen Sternberg, obwol schon 1820 begonnen (vgl. Briefw. und mündlicher Verkehr zwischen Goethe und dem Rath Grüner, S. 15f.), erst im Jahre 1834 ernstlich betrieben und durch volle vier Jahre fortgesetzt (vgl. Briefw. mit Sternberg, S. 53). Sternberg äußerte nach dem Tode G.'s gegen Grüner: da Goethe ihm den Kammerbühl als Erbschaft hinterlassen habe, so wolle er sie auch unbedingt antreten und seinen Willen vollziehen (Verkehr mit Grüner, S. 247). Ueber den Kammerberg vgl. auch unten S. 523.

93. Der Schmelzversuche im Töpferfeuer (S. 383) erwähnt G. in den „Annalen" (Abs. 996) mit dem Bedauern, „die chemischen Erfolge nicht in der eingeleiteten Ordnung des Katalogs aufbewahrt zu haben...."

94. Eine von der vorliegenden ein Wenig abweichende Fassung des Katalogs der Marienbader Gebirgsarten (S. 388 bis 391) hat nach einem von G. erhaltenen Manuskripte, datirt: „Marienbad, den 12. Juli 1823", Dr. C. J. Heidler veröffentlicht in der Schrift: „Pflanzen- und Gebirgsarten von Marienbad ꝛc." Prag 1857 (S. 56—63).

95. Graf Sternberg war es, welcher, wie aus G.'s Brief an Diesen vom 10. September 1823 hervorgeht, die Naturfreunde in Marienbad (S. 397), wo G. in den Sommermonaten 1821, 1822 und 1823 weilte, auf den Einfluß der Gabarten auf das Urgestein hinwies.

96. Von dem fossilen Backzahn (S. 407), von welchem G. auch in den „Annalen" spricht und welcher ihm am 18. Juni 1822 von Grüner vorgelegt wurde, erzählt Dieser (a. a. O. S. 74): „Der Schmelz des Zahnes war so frisch, als ob er so eben aus der Kinnlade des lebenden Thieres gerissen worden wäre." Auf die Bemerkung Grüner's, er wolle, weil er zum sammelnden Mitgliede des böhmischen Museums ernannt sei, diesem den Zahn übermitteln, äußerte G., er möge mit der Absendung nicht eilig sein und den Zahn bis zu seiner Rückkunft von Marienbad verwahren; von dort aus schrieb Dieser ihm unter dem 19. Juni 1822: „Der fossile Zahn steckt mir in

den Gliedern, ich wünschte Ihrem Patriotismus einige Milderung" (vgl. auch Grüner, a. a. O. S. 122).

97. Die Addition der Bestandtheile des Anthrazits mit gediegenem Silber (S. 408), welchen G. auf Grüner's Verwendung erhielt, ergiebt nicht 99,62, sondern 98,27. Daß in der That die gesammten Ergebnisse der Analyse vorliegen und nur ein Irrthum in der Addition stattgefunden hat, wird dadurch wahrscheinlich, daß jene bei Grüner (a. a. O. S. 123), dem G. eine Abschrift übersandte, mit unserm Texte übereinstimmt und dort auch die richtige Summe 98,27 angegeben ist.

98. Die in den übrigen Ausgaben fehlende Folgesammlung (S. 409f.), welche G. theilweise dem Besitzer der St. Amalien-Silberzeche zu Sangerberg, Freiherrn von Junker-Vigatto verdankt, steht im Zweiten Hefte des Zweiten Bandes „Zur Naturwissenschaft überhaupt", S. 148f. Ihr geht ein Aufsatz von dem eben Genannten „Ueber die Auffindung und den Fortgang des Freiherrlich von Junker-Vigattoischen Bergbaues auf der St. Amalien-Silberzeche zu Sangerberg" voraus, wobei auf den früheren kleinen Aufsatz „Anthrazit ꝛc." verwiesen ist.

99. Der Besuch des Kammerbühls am 30. Juli 1822 (S. 410) ist näher beschrieben von Grüner (a. a. O. S. 91f.).

100. Ueber die sehr ausführliche Recension in der Jenaischen Allgemeinen Literatur-Zeitung 1823 sprach sich G. in geringer Abweichung von dem vorliegenden Texte (S. 413) im Brief an Nees von Esenbeck vom 10. Juni 1825 aus. Die Punkte, worüber sich die Recensenten mit G. nicht vereinigen können (S. 414), beziehen sich auf die im Aufsatze „Problematisch" S. 370 ausgesprochene Ansicht über den Ursprung der heißen Quellen, den G. auf elektro-chemischem Wege zu erklären geneigt ist. (Vgl. Einleitung, S. CLXXVIII). Der dem Texte entsprechende Abschnitt im Brief an Nees von Esenbeck lautet: „Ferner ist in mir bei so viel Uebereinstimmung und Billigung das, was mich im Stillen oft beunruhigt, abermals rege geworden, daß ich nämlich beim Bilden der Erdoberfläche dem Feuer nicht so viel Einfluß zugestehen kann, als gegenwärtig von der ganzen naturforschenden Welt geschieht. Ich prüfe mich schon längst und glaube die Ursache darin zu finden: daß bis jetzt keine leitende Idee in mir aufgegangen ist, die mich durch dieses Labyrinth hindurchzuführen und ein der höheren

Anſchauung korreſpondirendes Wahre mir zu entwickeln vermocht hätte. Ungeſäumt werd' ich alſo das angeführte Werk vor die Hand nehmen, damit zu guter Stunde mir endlich Befriedigung und Freude geboren ſei" (Goethe's Naturwiſſenſchaftliche Korreſpondenz, II. 53f.).

101. Das Verzeichniß der Vorkommniſſe des Wolfsberges (S. 419f.) iſt mit geringer Abweichung abgedruckt in der oben erwähnten Schrift von Heidler (S. 63ff.) und trägt das Datum: Marienbad, den 19. Auguſt 1823.

102. Auf S. 424 finden wir den Kammerberg nun zum vierten Male erwähnt, und hier ändert G. ſeine Anſicht des vulkaniſchen Urſprungs des Kammerberges und iſt geneigt, ihn für pſeudovulkaniſch anzuſprechen. Es folgt hieraus, daß in den „Annalen" eine chronologiſche Verwechslung vorliegt, wenn G. daſelbſt unter dem Jahre 1820 (Abſ. 993) erzählt, daß er „zu der Ueberzeugung des Bergrath Reuß wieder zurückkehren und dieſes problematiſche Phänomen für pſeudovulkaniſch anſprechen mußte". Denn bei der Beſteigung des Kammerberges im Jahre 1820 theilt G. mit, daß „ſich nur etwa ein fingerlanges Stück gefunden hatte, welches allenfalls für Steinkohle gelten konnte", und beharrt bei ſeiner früher (1808) geäußerten Meinung (S. 380). Gegen Grüner, mit dem G. am 28. Mai 1820 den Kammerberg beſtieg und der dieſen für pſeudovulkaniſch erklären wollte, äußerte er nur: „Wir ſind nicht ſo geſchwind damit fertig. Dieſer Kammerberg wird ſo lange problematiſch bleiben, bis er nicht von der Sohle des mir gezeigten feinen Glimmerſandes aufwärts gegen den vermeintlichen Krater bis zu Tage durchfahren ſein wird." Auch bei der Beſteigung am 30. Juli 1822 (S. 410f.) ſah G. ſich veranlaßt, bei ſeiner früheren Meinung zu bleiben, wobei er ausdrücklich auf den Aufſatz von 1808 hinweiſt und gegenüber der Anſicht eines jungen, munteren Badegaſtes, der den Kammerberg für einen Pſeudovulkan hielt, bemerkt, daß die Ueberzeugung ſeiner Gefährten, Graf Sternberg, Berzelius, Pohl (und Grüner), gleichfalls eine vulkaniſche Erſcheinung zuzugeben geneigt ſchien (S. 411). Berzelius äußerte bei jener Beſteigung des Kammerbergs: „Dieſer Vulkan gleicht ganz genau jenen in der Auvergne" (Grüner, a. a. O. S. 91). Alſo änderte G. erſt im Jahre 1823 bei der Vergleichung des Wolfsberges, des Rehberges, deſſen Beſteigung bei Grüner a. a. O. S. 165ff.

beſchrieben iſt, und der pſeudovulkaniſchen Vorkommniſſe bei Baden und Altalbenreuth mit dem Kammerberg ſeine frühere richtige Anſicht über dieſen und erklärte ihn für pſeudovulkaniſch (vgl. auch Briefwechſel mit Sternberg, S. 109f.).

103. Die Abſchnitte „Wenn bei einem problematiſchen ꝛc.“ und „Warum ich zuletzt ꝛc.“ (S. 427) gehören nicht zu dem denſelben vorangehenden Aufſatze, ſondern ſind in den Heften „Zur Naturwiſſenſchaft überhaupt“ getrennt durch den Aufſatz „Marie-Steine“, welcher in unſrer Ausg. in der „Farbenlehre“ zum Abdruck gelangt.

104. Zu ſeiner für ihn charakteriſtiſchen Erklärungsweiſe (vgl. Einleitung, S. CLXXVIf.) der trümmerhaften Granitmaſſen der Luiſenburg bei Alexandersbad (S. 428—431) bemerkt G. in den „Annalen“ (Abſ. 990), er zweifle, „daß eine ſo ruhige Anſicht dem turbulenten Zeitalter genügen werde“.

105. Der Aufſatz: Die Baſaltſteinbrüche am Rückersberge ꝛc. (S. 431—438), der in den bisherigen Ausgaben fehlt, ſteht im Zweiten Hefte des Zweiten Bandes „Zur Naturwiſſenſchaft überhaupt“ (S. 125—136). Wir haben ihn der Vollſtändigkeit halber aufgenommen, obſchon er zum größeren Theil nur eine Wiedergabe aus einem andern Werke iſt.

106. Die Reiſe nach dem Harz, auf welcher das bisher ungedruckte Geognoſtiſche Tagebuch (S. 438—447) entſtand, war die dritte, welche G. dorthin unternahm. Von derſelben liegen Briefe an Frau von Stein vom 8. Auguſt (aus Dingelſtedt) bis 6. September (aus Elbingerode) und an Herder vom 8. Auguſt (ſ. Briefe an Frau von Stein, III. 80) und 6. September aus den genannten Orten vor (Aus Herder's Nachlaß, I. 80f.). Das Manuſkript iſt in der von der Offizin angenommenen Orthographie wiedergegeben, die darin offen gelaſſenen Stellen ſind es auch im Texte; zweifelhafte Lesarten ſind von einem Fragezeichen begleitet. Ueber das Einzelne ſ. die Textreviſion. Das Manuſkript gewährt deshalb ein beſonderes Intereſſe, weil G. in dem darauf folgenden Aufſatze „Geſtaltung großer anorganiſcher Maſſen“ ſich wiederholt darauf beruft, daher wir auch beide zuſammengeſtellt haben. Auf den Abdruck eines exiſtirenden Verzeichniſſes einer „Folge der Gebirgsarten des Harzes“ mit der Jahreszahl 1785 glaubten wir verzichten zu ſollen.

107. Ueber den Ausdruck die Klüfte streichen hor. (hora = Stunde) 4—5 (S. 440) und diesem ähnliche häufig vorkommende ſ. oben Anm. 86.

108. Drachthal (S. 441, Z. 2 v. u.) iſt dieſer Ort im Manuſkript geſchrieben, höchſt wahrſcheinlich aber iſt Trogthal gemeint.

109. Reich. Eiſenſtein (S. 442). Es iſt aus den nachfolgenden Worten erſichtlich, daß es reicher oder reichhaltiger Eiſenſtein heißen ſoll. Im Manuſkript iſt hinter dem ch eine Lücke, und dann folgt ein Haken, der ein Fragment eines s ſein könnte, aber wol als ein lapsus calami angeſehen werden darf.

110. Bomshey (S. 443). Auf älteren Karten vom Harze finden ſich um Elbingerode herum viele Ortsbezeichnungen, deren letzte Silbe hay lautet, unter Anderen auch Bohmshay, welches alſo wol der von G. gebrauchte Name ſein wird.

111. Kuhriemen (daſ.) heißt „im Bergbaue eine Art eines armen und leichtflüſſigen Eiſenerzes, welches gelb oder braun und auf ſeinen Flächen ockerhaft iſt, abfärbt und wegen ſeines geringen Gehalts den reichen Eiſenſteinen ſtatt des Fluſſes zugeſchlagen wird“ (Adelung, Wörterbuch der hochdeutſchen Mundart).

112. Wernigeröder J. (daſ.). Das J, welches im Manuſkript nicht deutlich als ſolches zu leſen iſt, dürfte eine Bezeichnung von Grenzſteinen ſein.

113. Die Abkürzung E. St. (daſ.) bedeutet offenbar Eiſenſteinlager.

114. Aushalten (daſ.), bergmänniſcher Ausdruck für ausſondern.

115. Ueber Feuerſetzen (daſ.) ſ. oben S. 364; über Binge (ebendaſ.) vgl. S. 360.

116. Die in dem Aufſatze Geſtaltung großer anorganiſcher Maſſen (S. 447) enthaltenen Gedanken beſchäftigten G. ſchon früh und vielfach, wie er ſelbſt S. 448 erzählt. So ſcheint auf ihn auch ein Brief an Leonhard vom 9. März 1814 hinzudeuten. Zu der genannten Abhandlung kann ferner

ein Theil des in dieser Ausgabe zuerst gedruckten Aufsatzes: „Mein Verhältniß zu der Wissenschaft, besonders der Geologie“ (Th. XXVII. Abth. 1. S. 335f.), als Disposition angesehen werden; auch liegt uns durch die Güte des Herrn von Loeper ein Manuskript vor, welches als ein Fragment des Entwurfs zu jenem Aufsatze betrachtet werden kann und insbesondere von dem Gefrieren des Wassers und der Krystallisation handelt.

Auch der zweite Theil unseres Aufsatzes Gebirgsgestaltung im Ganzen und Einzelnen (S. 452—459) ist jedenfalls eine Bearbeitung verschiedener, zu verschiedenen Zeiten abgefaßter Entwürfe. Einen derselben, datirt: Weimar, d. 18. Septbr. 1817, dem letzten Theile der obengenannten Abhandlung entsprechend, verdanken wir gleichfalls Herrn von Loeper. Er lautet:

Gestörte Formation.

„Zu diesem Begriff haben wir schon Worte. Wir sagen Trümmer-Porphyr, Trümmer-Achat ꝛc. und drücken dadurch auf eine mechanische Weise aus, was wir vor Augen sehen. Ein Gestein, das ein Ganzes war, scheint zertrümmert und ist doch wieder ein Ganzes. Wir nennen dieses künftig[1]) gestörte Formation; ein Gestein wollte sich bilden, es ward gestört und bildete sich doch. Wir müssen von allem mechanischen Zerstören durchaus absehen; durch irgend einen physischen Reiz ward ein Werdendes geschreckt, im Innersten erschüttert, aber nicht zerbrochen, um Weniges verschoben, aber nicht gewaltsam verrückt. Es lassen sich diese Erscheinungen bis aufs Zarteste nachweisen.

„Elektrische, galvanische, nicht Schläge, sondern Entwickelungen aus einem Innern, dessen Trennung und Suchen bei der Solidescenz zu einem abermaligen Trennen und Suchen aufgefordert wird. Zu diesem Anschaun müssen wir uns erheben, welches bei der gegenwärtigen Lage der physischen Chemie gar nicht einmal schwer werden darf.

„Unter die gestörten Gebirgsarten rechne ich die ägyptische Breccie. Es sollte ein grüner Jaspis entstehen; dessen heterogene Theile jedoch vereinigten sich nicht, und so ging eine Scheidung vor, ein Gerinnen, wodurch Theile sich sonderten und in einem Zustand an einander fügten, der wieder eine Art Vereinigung erlaubte, ja forderte. Eins der schönsten Beispiele zu unseren Zwecken!

[1]) Hier folgt im Manuskript nochmals „künftig“.

Gestörte Bildung.

„Auch hier sollte ein Bandjaspis entstehen, aber zu viel fremde Theile hinderten die Bildung. Ein rother Feldspath mit jenem carneolartigen Schein drängt sich dazwischen, und das Ganze sieht trümmerhaft.

„Wahrscheinlich russisch.

Trümmer-Porphyr zu Ilmenau, im Kathssteinbruche.

„Ein in seinem Werden gestörter Porphyr, welcher in manchen Exemplaren vom Todtliegenden nicht mehr zu unterscheiden ist. Man muß eine Folge von Beispielen vor sich haben, um sich bis zur Anschauung zu erheben: was gleichzeitig und nachzeitig sein könnte, was anfangs einer gestörten Entwickelung und zuletzt einer zusammengeschobenen Masse ähnlich sieht. Hier das obere Beispiel, das niedere soll nachgewiesen werden."

117. Der erste Band des Werkes von Hoff's (S. 459 bis 463), „Geschichte der durch Ueberlieferung nachgewiesenen natürlichen Veränderungen der Erdoberfläche", auf welchen sich der hier zum ersten Mal gedruckte Aufsatz G.'s bezieht, erschien im Jahre 1822. Er behandelt die durch das Wasser hervorgerufenen Veränderungen und war in Uebereinstimmung mit G.'s Anschauungen, so daß er ihm „neuen Reiz gab" („Annalen", Abs. 1126). Dagegen spricht er (Briefw. mit Sternberg, S. 145) von dem „bösen Humor, in den ihn von Hoff's tumultuirender zweiter Band versetzt hatte", welcher, im Jahre 1824 erschienen, von den durch Vulkane und Erdbeben hervorgebrachten Veränderungen der Erdoberfläche handelt. Auf S. 425—427 des ersten Bandes bespricht Hoff das Vorkommen von zerstreut liegenden Felsen und bemerkt auf letzterer, daß schon Anneberg („Bemerkungen wegen einiger Veränderungen der Erdfläche überh. und besond. im kalten Landstriche. In den Abhandl. d. Schwed. Akad. i. Jahr 1765") die Felsen für bewegliche Geschiebe erkannte und der Meinung war, daß das Eis und vielleicht das Meer selbst dieselben heben und verrücken könne. Wie der vorliegende Aufsatz G.'s (vgl. über denselben unsere Einleitung, S. CLXXXIV) in inniger Beziehung steht zu dem folgenden Geologische Probleme ꝛc. (S. 463 bis 467; vgl. Einleitung, S. CLXXXIff.), so schließt sich an ersteren noch eine kleine Abhandlung über die Eiszeit, welcher wir mit der gütigen Erlaubniß des Herrn von Loeper hier eine Stelle gönnen:

Hausmann's Vorlesung in der Königl. Societät der Wissenschaften zu Göttingen.

„De origine saxorum, per Germaniae septentrionalis regiones arenosas dispersorum,[1]) kommt uns zu diesen Betrachtungen sehr erwünscht. Es ist eine vorzügliche Darstellung der von ihrer Stelle enthobenen, an manchen entfernten Stellen theils abgekanteten theils abgerundeten, abgesetzten Niedergebirgstrümmern, woran sich obiges Heft gar belehrend anschließt.

„Setze ich nun bekannt voraus, was jene beiden Männer[2]) uns umständlich dargestellt, so bekenne ich mich zu der längst ausgesprochenen, wieder bestrittenen Meinung,[3]) daß wir diese Erscheinung einem hohen Frostzustande des Erdbodens zu danken haben. Anstatt zu fürchterlich undenkbaren Aufstürzungen auf den tiefsten Abgründen (Aufstürzungen, wir müssen ein so seltsames Wort bilden, da die Franzosen bei dieser Gelegenheit das Wort refoulement brauchen) und bei Umhersprengung die Einbildungskraft zu nöthigen: so lasse ich bei noch hohem Wasserstand der Erde die Gletscher noch weiter nach dem Lande und dem Genfersee sich ausdehnen.

„Auf die Eismeere stürzen noch täglich große Felsmassen herunter, diese werden noch täglich von dem vorschiebenden Eise fortgeschoben und gelangen endlich auf einen Boden, weit entfernt von ihrem Ursprunge. Auf diese Weise konnten sie im Thal der Arve recht gut heruntergelangen, sich im Rhonethal südwestlich ausbreiten und endlich bei erwärmter Atmosphäre an dem Ufer des Genfersee niedersinken.

„Was die ähnlichen Erscheinungen in Norddeutschland betrifft, so trete ich, wie schon gesagt, auf die Seite Derer, welche sie durch ein aufgethautes Eis herüberführen lassen. Hierin bestärkte mich die mir vor mehrern Jahren zugekommene Nachricht, daß bei eintretendem Frühjahr große Granitmassen auf Eisschollen in den Sund geführt worden. Der mecklenburgische Kammerherr Herr von Preen gab mir diese Nachricht in einem Briefe, der sich noch unter meinen Heften finden

---

[1]) Der Vortrag wurde am 25. August 1827 gehalten (Commentationes Societatis Regiae Scientiarum Gottingensis Recentiores. Vol. VII. 1828 – 1832).

[2]) Unter dem einen derselben ist v. Hoff zu verstehen.

[3]) Was G. hierbei im Sinne hatte, dürfte schwer zu entscheiden sein, da die beifällige Idee in jener Allgemeinheit, wie in der Einleitung bemerkt ist, zuerst von ihm ausgesprochen und sein eigener Aufsatz darüber erst in den „nachgelassenen Werken" 1833 veröffentlicht worden ist. Vgl. übrigens vor. Stück.

wird. Sein frühzeitiger unglücklicher Tod unterbrach das schöne fruchtbare Verhältniß. Zerstreut durch andere Neigungen und Sorgen, versäumt' ich weitere Erkundigung. Ob hievon schon etwas öffentlich bekannt geworden, weiß ich nicht; aber ein so höchst interessantes Faktum möchte wol von den Anwohnern jener Gegenden leichter zu verificiren sein, als daß das Königreich Schweden sachte sachte sich aus dem Meere noch immer hervorhebe."[1])

Es liegt uns noch ein anderes, über die Eiszeit handelndes Manuskript vor mit der Aufschrift „Benutzte Vorarbeit", eben eine „Vorarbeit" zu dem Aufsatze „Geologische Probleme ꝛc.", dessen zwei Absätze S. 464, Z. 20—32 fast wörtlich mit dem Manuskript übereinstimmen. Das Blatt trägt das Datum „W. d. 5. Nov. 1829", und dieses Jahr dürfte wol auch als die Abfassungszeit des genannten Aufsatzes angesehen werden.

118. Zu den jungen Freunden (S. 461) gehörte auch Franz Nicolovius, durch welchen Goethe im Jahre 1819 eine „Beschreibung der Gebirgs-Arten, welche in der Umgegend von Berlin als Geschiebe und abgerundete Blöcke vorkommen," erhielt.

119. Ueber die in dem Aufsatze Verschiedene Bekenntnisse (S. 467) sich wiederholende Bekämpfung des Vulkanismus vgl. Einleitung, S. CLXXVff.

120. Pater Kircher setzte die S. 471 erwähnten Ansichten aus einander in dem Dialog: „Iter extaticum in mundum atubterraneum" (1657). Cap. III: „Iter subterraneum". Außer einem Feuer- und Wasserreservoir im Innern der Erde nimmt er auch ein Luftreservoir oder Aerophylacium an. G. hat diese Ansichten auch in der Zahmen Xenie: „Je mehr man kennt, je mehr man weiß" ꝛc. (Werke, Th. II. S. 393) bespöttelt.

[1]) So steht auch auf dem Umschlag dieses Manuskripts mit Bezug auf Hoff's Werk zu S. 447 von Goethe's Hand: „Daß ganz Schweden sich in die Höhe hebe. Temperaturs Mittel." Dagegen prüft für die Bedeutung, welche er dem Eise beilegte, abermals an derselben Stelle die Bemerkung: „Das Eis spielt eine größere Rolle, als man denkt."

6.

Geständniß.

Was ist schwer zu verbergen? Das Feuer!
Denn bei Tage verräth's der Rauch,
Bei Nacht die Flamme, das Ungeheuer.
Ferner ist schwer zu verbergen auch
Die Liebe; noch so stille gehegt,
Sie doch gar leicht aus den Augen schlägt.
Am Schwersten zu bergen ist ein Gedicht;
Man stellt es untern Scheffel nicht.
Hat es der Dichter frisch gesungen,
So ist er ganz davon durchdrungen;
Hat er es zierlich, nett geschrieben,
Will er, die ganze Welt soll's lieben.
Er liest es Jedem froh und laut,
Ob es uns quält, ob es erbaut.

---

6. Geständniß, verfaßt zu Frankfurt a. M. am 27. Mai 1815, einem sehr liederreichen Tage, und im folgenden Jahre gedruckt im Damen-Taschenbuch a. d. J. 1817 unter dem Titel: Drei Fragen, wie das vorige und das knüpft diesmal an einen westlichen Spruch an. Agricola (Sprichw. 1529. II. 133. Nr. 663. bei Latendorf S. 124) sagt: „Vier Ding lassen sich nicht bergen: das Feuer, denn wo Feuer ist, daist auch Rauch dann viertens die Liebe; „denn sie ist blind und meinet, es sehe sie Niemand." Wurm führt, was die Liebe anbetrifft, auch orientalische Parallelstellen an. Als Drittes fügt Goethe dann das Lied hinzu, gleichsam zur Rechtfertigung des ganzen Divans, erinnernd an eine ähnliche Wendung in der letzten seiner Römischen Elegien. — Das Bild des Scheffels ist der Bibel entnommen (Matth., 5. 15. und Marcus, 4. 21), ebenso das flamma fumo proxima ei fa. nasce dal fumo; dagegen im persischen: „Moschus und Liebe können nicht verborgen werden" (Touti Nameh von Assn. 1822. S. 259), und im englischen: Love and a cough cannot be hid (also hier auch der Husten, wie bei Agricola).

Zur Reviſion des Textes.

Verglichen sind folgende Drucke:

M. **Zur Morphologie. Von Goethe.**
N. **Zur Naturwissenschaft überhaupt. Von Goethe.**
Beide unter dem gemeinschaftlichen Titel: „Zur Naturwissenschaft überhaupt, besonders zur Morphologie. Erfahrung, Betrachtung, Folgerung, durch Lebensereignisse verbunden." 4 Bde. 8. } Stuttgard u. Tübingen in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Je 2 Bde. 1817—1824.

P. J. W. von Goethe: Versuch über die Metamorphose der Pflanzen. Uebersetzt von Friedrich Soret, nebst geschichtlichen Nachträgen. Stuttgart, in der Cotta'schen Buchhandlung. 1831. 8.

Nebst der gegenüber gedruckten französischen Uebersetzung:

E. J. W. de Goethe: Essai sur la Metamorphose des Plantes. Traduit par Frédéric Soret, et suivi de notes historiques. Stuttgart, J. G. Cotta, libraire. 1831. 8.

T. (Taschenausgabe.) **Goethe's Werke.** Vollständige Ausgabe letzter Hand. 51., 55., 58. u. 60. Band. Unter des durchlauchtigsten deutschen Bundes schützenden Privilegien. Stuttgart und Tübingen, in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. 1833. 1842. (Goethe's nachgelassene Werke. 11., 15., 18. u. 20. Band.) 16.

O. Dieselbe Ausgabe. Octav. 1834. 1842.

C. (Classikerausgabe.) **Goethe's sämmtliche Werke in vierzig Bänden.** Vollständige neugeordnete Ausgabe. 36. und 40. Band. Unter des durchlauchtigsten deutschen Bundes schützenden Privilegien. Stuttgart und Tübingen. J. G. Cotta'scher Verlag. 1840. Schiller-Format.

Q. (Quartausgabe.) **Goethe's poetische und prosaische Werke in** Zwei Bänden. Mit elf Stahlstichen. Unter den schützenden Privilegien sämmtlicher Staaten des deutschen Bundes. Zweiten Bandes zweiter Theil. Stuttgart und Tübingen. J. G. Cotta'scher Verlag. 1847. Lexikon-format.

G. **Goethes Sämmtliche Werke.** Vollständige Ausgabe in fünfzehn Bänden. Mit Einleitungen von Karl Goedeke. 14. Band. Stuttgart. Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. 1872. 8.

Außerdem erste Drucke einzelner Aufsätze, selbstständig oder in anderen Zeitschriften erschienen, Separatdrucke derselben und Manuskripte, die alle zugehörigen Orts angegeben sind.

Zur Morphologie.

Seite Zeile

1. 1 v. o. Zur Morphologie nach M, in den andern Drucken fehlt Zur.
2. 1/2 v. o. Tab griechische Motto: *Ταραασσει* ꝛc. nach P; fehlt in den übrigen Drucken.
5. 1 v. o. Außer der vorliegenden Ueberschrift haben T, O, C, Q noch Einleitendes.
6. 13 v. u. vieljährige; T und G vieljährigen.
8. 13 v. u. andern; T und G anderer.
10. 8 v. o. mehrer; T mehrerer.
11. 2 v. o. Hinter Sammlung stellen C, T, O, Q und G ein: „des ersten Heftes zur Morphologie)"; derartige Verweisungen haben wir, als nicht von Goethe herrührend, unter den Text gesetzt.
15. 1 v. o. Mit dem Aufsatze Die Metamorphose der Pflanzen ist noch verglichen der erste Druck (V): J. W. von Goethe Herzoglich Sachsen-Weimarischen Geheimenraths Versuch die Metamorphose der Pflanzen zu erklären. Gotha, bey Carl Wilhelm Ettinger. 1790.
16. 1—2 v. o. Tab Motto: Non quidem etc. haben nur V und G.
17. 3 v. o. nur, hat V hinter der, fehlt bei G ganz.
18. 1 v. u. gewirkt; C, T, O und Q bewirkt.
19. 9 v. u. wo, nach P; die übrigen Drucke da.
20. 6 v. o. nachweisen; V und G beweisen.
27. 17 v. u. Wachsthum; V Zunahme.
32. 17 v. o. vielen; V und G viel.
33. 4 v. o. auf der; C, T, O auf die.
17 v. o. welchem; so nur G, alle übrigen Drucke welchen, E: la ressemblance des nectaires et de la feuille voisine qui les recouvre.
20 v. o. eben, nach P; alle übrigen Drucke oben; E: nous venons de dire.
34. 10 v. o. allem; V und G allen.
17 v. o. vorstellen; V u. G denken.
35. 4 v. o. nunmehr losgelßß, P und G; die andern Drucke nun mehr losgelßß, E: enfin . . entièrement libre.
8 v. u. Staubsäden; T Staubfaden.
39. 10 v. o. ohnerachtet; T unerachtet, und so öfter.
13 v. u. völlig fehlt in C, T, O und Q.

40. 12 v. o. **nun mehr, alle Drucke, außer P und G nunmehr.** Vgl. oben S. 25, 8. 56.
11 v. o. **gangen** fehlt in T.
9 v. u. **sie völlig; T, O und Q sich völlig.**
41. 11 v. o. **etwas Weniges, nach P; alle anderen Drucke: etwas weniger.**
42. 10 v. o. **begleitenden, nach P; E: qui l'accompagnent, alle anderen Drucke** beikleidenden; vgl. S. 41, 3. 2 v. u., wo alle **begleiten** haben.
47. 9 v. o. **Centro, nach M, V und P; die übrigen Ausgaben Centrum.**
48. 13 v. u. **Ziel, nach V, M, P und G; die anderen Ausgaben Ziele.**
49. 17 v. o. **Bemerkung, nach V, M u. P; die übrigen Ausgaben Bemerkungen. E: aes observations.**
19 v. o. **weitern** fehlt in T.
55. 1 v. o. **Der Titel Verfolg, nach M, steht dort vor Schicksal der Handschrift (S. 73, 3. 17); seit T hierher versetzt, was sich damit rechtfertigt, daß „Geschichte meines botanischen Studiums" der „Metamorphose der Pflanzen" folgt, während in M ersterer Aufsatz vorausgeht. In P lautet der Schmutztitel: Nachträge und Zusätze.**
56. 1/2 v. o. **Das Motto, P entnommen, fehlt in den übrigen Ausgaben.**
57. 1 v. o. **Geschichte meines botanischen Studiums; P Der Verfasser theilt die Geschichte seiner botanischen Studien mit. Vgl. Anhang und Bemerkungen, S. 476ff.**
10 v. o. **in der Maße; alle Drucke außer G in dem Maße.** Ersteres kommt bei Goethe häufiger vor.
8—9 v. u. **Unser Text in Uebereinstimmung mit T—G. In P lautet der Absatz folgendermaßen: „Der Verfasser gedachten Werkchens hat hierüber schon in seinen morphologischen Heften Nachricht gegeben; indem er aber hier am Orte das Nöthige und Schickliche beibringen möchte, bittet er sich die Erlaubniß aus, in der ersten Person einen bescheidenen Vortrag zu eröffnen." Diese Fassung ist offenbar nur für die französische Uebersetzung berechnet, da Goethe ja zu dem deutschen Publikum in erster Person zu sprechen von je her gewohnt war.**
60. 8 v. o. **Allgemeinsten; alle Drucke außer G Allgemeinen.**
9 v. o. **nun; C nur.**
12 v. o. **oder; C und.**
61. 3—2 v. u. **nach M, seit T in den Werken; fehlt in P. Vgl. Vorbemerkung, S. XIIIf.**
63. 7 v. o. **Becherzahl, nach M und G; P und die andern Ausgaben Becher. E: le nombre de gobelets prescrit, worauf und hervorzugehen scheint, daß im Manuskript „Becherzahl" stand, wie in M.**
64. 8—10 v. o. **nach M, seit T in den Werken, fehlt in P; vgl. Vorbemerkung, S. XIIIf.**
13 v. o. **ansehnliche, nach M, C, T und G; P, O und Q ansehnliche.**
10 v. o. **Schrittschuhbahn, nach P (vgl. Werke, Bd. XXII. S. 194 u. Anm. 546 nebst Bd. XXIII. 3. 13, 3. 9. v. u.), C—Q Schlittschuhbahn.**
14 v. u. **hindeuten, nach P und T—Q; G mit M hingedeutet.**
65. 10 v. u. **erweiterten, nach P; T—G erheiterten.**
66. 3 v. o. **von Formen, nach P; T—G der Formen.**
67. 9 v. o. **gekannt, nach P; T—G bekannt.**
68. 4 v. o. **die Moose; G diese Moose.**
11 v. u. **demungeachtet; T dessenungeachtet, und so öfter.**
11/10 v. u. **um . . genugzuthun mit T—Q; P um . . genug thun.**

71. 18 v. o. sich fehlt in P.
72. 14 v. o. forderte; T fordert.
1 v. u. haben; G haben. Vgl. oben Anhang ꝛc., S. 487, Anm. 18.
74. 4 v. o. 1790; P und E 1792.
76. 13 v. o. Kunſt: Manier und Stil, nach M; T–Q Kunſt: Einfache Nachahmung der Natur, Manier und Stil, bei G fehlt und.
78. 10 v. u. jenem, M, Q und G; T, C und O jenen.
83. 9 v. u. während, nach M. Seit T während der. Vgl oben S. 91, Z. 7, und Werke, Bd. XXVII, Abth. 1, S. 362, zu Abſ. 460.
86. 17 v. u. unſer ſo verdiente als redliche Meckel, nach M und T–Q: G unſer ſo verdienter als redlicher.
6 v. u. deutſchen; T deutſcher.
89. 4 v. o. Urſache; G Urſachen.
90. 10 v. u. bis S. 94, letzte Zeile. Glückliches Ereigniß. Unter dieſem Titel ſteht der Aufſatz in der hier vorliegenden Faſſung in M und im „Morgenblatt“ (MB) von 1817, Nr. 216 u. 217. (Vgl. Anhang ꝛc., S. 489, Anm. 25. Unter der Ueberſchrift ſteht in MB noch: „Von Goethe. Zur Naturwiſſenſchaft überhaupt, beſonders zur Morphologie.“
7 v. u. begeiſtete; MB begeiſterte.
93. 12 v. u. kund; MB kund.
4 v. u. ihr; in M und MB Druckfehler ich.
95. 1 v. o. Zwei günſtige Recenſionen, mit G; alle übrigen Drucke Drei ꝛc.; thatſächlich werden aber nur zwei Recenſionen erwähnt. Vgl. auch Z. 1 v. u. dieſer Seite, wo alle Drucke zwei haben.
9 v. u. war, erfordert offenbar die Konſtruktion und der Sinn; ſo auch G; die anderen Drucke waren.
97. 8 v. o. denen; T den.
6 v. o. dieß. M, T, O und G; C und Q heißt.
4 v. o. Pyrrhoſiderit; die übrigen Drucke in falſcher Bildung Pyroſiderit. Die erſten beiden Silben ſind nicht unmittelbar von πῦρ, ſondern von πυῤῥός abgeleitet.
12 v. o. Prodromum; G Prodromus.
11 v. o. Hinterhauptsknochens; O Hinterhauptknochens.
4 v. u. werde nächſtens; die übrigen Ausgaben werde ich nächſtens, willkürlich, da dieſe Auslaſſung bei Goethe häufig.
98. 12 v. o. Rückblick, die Ueberſchrift feit T; fehlt in M.
11 v. o. beſchieden; G beſcheiden.
104. 12 v. u. Blattkrönchen, M und G; T–Q Blattkörnchen.
107. 12 v. u. fünffach; G fünffachen.
108. 12 v. o. erſchien; C und Q erſcheint.
110. 12 v. u. nach und nach; das zweite nach fehlt in T.
zu, M, O, C, Q; T und G zur.
4 v. u. gleichzeitige; T gleichzeitig.
115. 2 v. u. Limbus ſtatt Nimbus der übrigen Drucke, mit G; vgl. dieſe Seite Z. 16 v. u., wo alle Limbus ſchreiben.
116. 10 v. u. Beluſtigung; T Beluſtigungen.
117. 1 v. o. vor wie nach, mit M; die anderen Ausgaben nach wie vor.
10 v. u. denen; G den.
11 v. u. bilden, hingehend; T, O und Q bildend hingehen.
10 v. u. vorher; G zuvor.
118. 2/3 v. u. in Zweig; T zu Zweig.
120. 13 v. o. dem, fehlt C–Q.

122. 4/5 v. o. kolobirend; T und O colobirend.
11 v. o. doch; G jedoch.
123. 7 v. o. Aprill; G April.
9 v. u. Innre. Vgl. Werke, Bd. II, S. 227. M—Q Innere. G Innrn.
124. 2 v. o. äußre. Vgl. daselbst; M äußere, T—G äußre.
13 v. o. bis S. 131, Z. 6 v. o. fehlt in den bisherigen Ausgaben, steht in M, welchem die Ueberschrift: Als Einleitung.
131. 7 v. o. Der Abschnitt Wenn ich ꝛc. trägt in M die Ueberschrift Botanik. Er ist in den übrigen Ausgaben in den Aufsatz „Wirkung meiner Schrift ꝛc." eingeschaltet und beginnt daselbst mit den Worten: Auch darf ich mein dankbares Anerkennen ꝛc.
12/13 v. u. im Bande zur Naturwissenschaft S. 88, nach M; fehlt in den übrigen Ausgaben.
132. 4 v. o. bis S. 133, Z. 18 v. o. ist in den bisherigen Ausgaben gleichfalls in den eben erwähnten Aufsatz eingeschaltet.
134. 9 v. o. faßte, alle Drucke; vielleicht ein Druckfehler statt fachte?
14 v. o. über die Mitte; G über der Mitte.
20 v. o. aus, fehlt in T.
135. 2 v. o. gefordert; T und G gefördert.
21/22 v. o. Parkanlagen, mit G; M—Q Parkenanlagen; vgl. diese Seite, Z. 2 v. u. und S. 136, Z. 4 v. u., wo auch M Parkanlagen hat.
2 v. u. erweitern; T, O und Q erweiterten.
136. 6/5 v. u. Hausgartens; M Hausgarten.
3/4 v. u. Serenissimi, M und G; T—Q des Fürsten.
137. 4/5 v. o. vor wie nach, M und G; T—Q nach wie vor.
13 v. o. Serenissimi, M und G; T—Q des Großherzogs; desgl. Z. 19 v. u. und S. 138, Z. 17 v. u.
138. 3 v. u. also. M und G; T—Q als.
139. 18 v. o. Der Aufsatz Lebens- und Formgeschichte ꝛc. ist in den übrigen Ausgaben in: „Wirkung meiner Schrift ꝛc." eingeschaltet.
20/19 v. u. in gegenwärtigem Hefte, nach M, fehlt in den Ausgaben.
140. 10 v. u. Der Aufsatz Von dem Hopfen ꝛc., in M; fehlt in den bisherigen Ausgaben.
142. 16/15 v. u. Palmenbäume. M und G; T—Q Palmbäume.
3/2 v. u. landschaftliche; T landwirthschaftliche.
143. 1/2 v. o. Die Ueberschrift ist fett T; in P lautet dieser Theil Wirkung dieser Schrift und ꝛc.
146. 3—5 v. o. nach P; fehlt in den Ausgaben.
7 v. o. meinem; T und Q meinen.
148. 7 v. o. Jahr; G Jahre.
10 v. o. jedoch, nach P; fehlt in allen Ausgaben.
13 v. o. Physiologie der Pflanzen; alle Drucke falsch Philosophie der Pflanze.
18 v. o. sich, fehlt bei G.
150. 14 v. u. andere Denkende, P und T—Q; G Andersdenkende.
153. 11 v. o. Jahrzahl, P und T—Q; G Jahreszahl.
18 v. o. 1823, unsere Korrektur; die andern Drucke 1822.
12 v. u. verweisen die bisherigen Ausgaben auf die Stelle, welche der Aufsatz „Problem und Erwiderung" bei ihnen einnimmt.
155. 3/4 v. u. ein Dutzend, nach P; die anderen Ausgaben eines Dutzend.
4 v. u. um die, nach P; die anderen Ausgaben wegen der.
157. 2 v. o. 1827; P Druckfehler 1817.
14 v. u. schon eben ein Motto entlehnt, nach P; die Ausgaben und ein Motto angeeignet; ſ. zu S. 56.

157. 6 v. u. vor; G für.
159. 8 v. u. verdienten; T und G verdientem.
161. 13 v. o. Organe, alle Ausgaben; nur P Pflanzen. E organes.
19 v. o. Pflanze; P Pflanzen, E hat den Singular.
21 v. o. ihrer; P seiner.
5 v. u. verkleiden; P umkleiden; E: se déguisent.
andererseits; P andermärts; E: d'un autre côté.
2 v. u. vergleichen; P unterscheiden; E: par la comparaison des parties etc.
162. 3—5 v. o. indem der Verlauf der Zeit und die genaue Beobachtung der Gegenständ die Wahrheit seiner Theorie mehr oder weniger bestätiget hat; P sinnlos: indem der Verlauf der Zeit die genaue Beobachtung der Gegenstände mehr oder weniger wahrhaft befunden worden. E: le temps et l'observation des faits ayant plus ou moins constaté la vérité de sa théorie.
12 v. o. Der Dichter, fehlt in P; E: le poète.
15 v. o. sich stützend; P verlassend (sich helfend); E: appuyé.
16 v. o. aufrinnen; P durch einen; E: par (une route).
zu, fehlt in P; E: vers (l'évidence des vérités).

Wie man sieht, ist diese aus dem Original des Gegenfüßlers Parau wörtlich wiedergegebene, ins Deutsche übertragene Stelle arg verrumpirt, und wir folgten daher den in allen Ausgaben gleichlautenden Verbesserungen, um sie eher, als sie sich möglichst genau an das französische Original anschließen, bis auf die unteren wenigen Stellen, bei denen von der deutschen Uebersetzung des Originaldrucks (P) abzuweichen dem Grund zu sein schien. Daß diese Stelle übrigens von einem des Deutschen sehr wenig Mächtigen übertragen wurde, daraus weist unter Anderm beispielsweise die Wiedergabe des Wortes par mit „durch" hin.

16/17 v. u. als Muster dienen Denjenigen, nach P; die anderen Ausgaben setzen denjenigen voran.
17 v. u. welche bemüht sind, nach P; die anderen Ausgaben denen daran liegt; E: qui sont jaloux.
15 v. u. popular, nach P—O; Q und G populär.

In P folgen hier noch zwei Absätze, welche wir, da sie sich nur auf die Uebersetzung und den Uebersetzer beziehen, wie die übrigen Ausgaben nicht in den Text aufgenommen haben. Sie lauten:

„Vorgemeldete Uebersetzung wird nunmehr, da das Original hier wieder abgedruckt ist, von wissenschaftlichen Kennern beider Sprachen beurtheilt werden, und man wird finden, daß man sich, um verständlich zu sein, meistens solcher Ausdrücke bediente, die dem gegenwärtigen Standpunkt der Wissenschaft angehören.

„Der gegenwärtige Uebersetzer erlaubt sich von seinen Bestrebungen Folgendes zu sagen: Da er das Glück hatte, vor einigen Jahren die Lehrstunden des berühmten de Candolle zu besuchen, und auch in der Folge nicht unterließ, sich mit der Naturgeschichte zu beschäftigen, ist [sie!] nicht völlig fremd mit den Grundsätzen der Pflanzenphysiologie und der Terminologie, die sich darauf befestet. Aber er hat diese Kenntnisse mehr als gelüftlich denn als vortheilhaft ansehen können, da der erste Vortrag der Metamorphose selbe viel früher ist als die Schöpfung des gegenwärtigen physiologischen

Systems; so hat er oft mit Sorgfalt diejenigen Ausdrücke vermieden, welche gegenwärtig allgemein angenommen sind, um desto treuer den Sinn des Originals in einer genauen, unter den Augen des Verfassers bearbeiteten Uebersetzung zu liefern."

162. 19 v. u. dieselbe, wie der Sinn erfordert, nach T korrigirt; alle übrigen Drucke dieselben.

164. 2 v. o. unterschiedene; G unterschiedenen.

165. Nach Z. 3 v. o. folgt in P nachstehender Absatz:

„Hätte ich hier mit Deutschen allein zu reden, so würde ich weiter fortfahren und mich frei, in einer für sie verständlichen Sprache, als mit übereinstimmenden Geistern, vergnüglich unterhalten. Weil ich aber auf der Gegenseite eine französische Uebersetzung erwarten muß, so breche ich lieber ab, um bei jener, überall völlige Klarheit in Gedanken und Ausdruck fordernden Nation nicht in den Verdacht mystischer Träumereien zu gerathen."

167. 7 v. o. Eschenzweige; O und C Aeschenzweige, T, Q und G Aschenzweige, eine dialektische Form, welche bei Goethe in Briefen bisweilen vorkommt, z. B. an Karl August vom 25. Januar 1781: er habe einen Raben von den hohen Aschen mit seiner guten Flinte heruntergeworfen. Die Beibehaltung jener Form entsprach jedoch nicht den Grundsätzen der Offizin, und es dürfte auch zweifelhaft sein, daß Goethe sich diese Licenz in der Schriftsprache genommen hätte. Es kann ein Setzer des Schreibenden oder ein Druckfehler sein, wenn Aschenzweige im Manuskript gestanden hat.

8 v. o. Bischofstäbe, T–Q; G Bischofsstäbe.

169. 11 v. u. Onagrarien, so richtig im englischen Original; die übrigen Ausgaben Anagrarien.

173. 4 v. o. auf den; T und O: auf dem.

174. 10 v. o. des, so auch G; T–Q der; desgl. Z. 10 v. u.

181. 10 v. u. Folgenden; T und O Vorigen.

182. 11 v. u. dem, mit G; T–Q den.

183. 17/18 v. o. wurzelt im Grunde eines nicht allzu tiefen stehenden Wassers, sie
19 v. o. und zwar in getrennten Geschlechtern
21 v. o. sobald er die Oberfläche des Wassers erreicht
22 v. o. (vielleicht dreiblättrige)

sind Goethe's Zusätze zu der Uebertragung aus dem italiänischen Original. Vgl. Nachtrag zc. S. 501, Anm. 47.

---

187. 1 v. o. Zur Osteologie und Zoologie. Seit T Separattitel: Osteologie. Ueber unsern Zusatz s. oben S. 501, Anm. 44.

189. 2 v. o. 1795; O 1796.

190. 20 v. o. Vorstellungsarten, M Druckfehler Verstellungsarten.

193. 8 v. o. entwickelte, nach M; T–G entwickelten.

195. 21 v. o. wol gar, M–Q; G gar wohl.

196. 1 v. o. des, M und T–Q; G der.

200. 10 v. u. Schema, M–Q; G Schema's.

201. 3 v. o. vornen; G vorn.

204. 1 v. u. zwar, mit T, O, Q und G; fehlt in M und O.

205. 4 v. o. darinnen; G darin.

208. 12 v. o. Naturforschung; G Natur.
210. 9 v. o. große nach M; T–G großen.
211. 9 v. o. Hasen; M–Q; G Hasen.
10 v. o. Löwen; nach M; T–G Löwen.
214. 4 v. u. länglich-viereckichte, nach M; T–Q länglich viereckige, G länglich viereckigte.
215. 16 v. o. innere; Q jüngere.
17 u. 2 v. o. zusammengedrückt, M und O; T, C, Q und G zusammengedrückt.
217. 13 v. u. und; G oder.
218. 5 v. u. beizubehalten; T beizubehalten.
219. 19 v. u. wenn; G wann.
221. 12 v. o. Mit dem Aufsatz über den Zwischenknochen ist nach verglichen A= „Verhandlungen [Nova Acta] der Kaiserl. Leopold.-Carol. Akademie der Naturforscher", Bd. XV. S. 1–48; vgl. oben S. 503, Anm. 60. Die aus der Verschiedenheit der Talis herrührenden Anweichungen sind nicht in die Lesarten aufgenommen. Der Titel lautet in A Ueber den Zwischenkiefer des Menschen und der Thiere, von Goethe.
14 v. o. 1784; die anderen Drucke fälschlich 1786. Vgl. oben S. 502, Anm. 51.
2 v. u. ein, fehlt in A.
222. 4 v. o. daß sich; C, Q und G: daß ich.
223. 2 v. o. auf der ersten Tafel, fehlt in A.
3–2 v. o. fehlt in A.
14 v. o. Verbesserung; A Verbesserungen.
11 v. u. Vide]., fehlt in A.
224. 13–12 und 9 v. o. fehlen in A.
10 v. u. übrigen, fehlt in A und M. In A muß das Wort übrigens fehlen, weil vorher keine Tafel besprochen war.
225. 2 v. u. 1555; die übrigen Drucke falsch 1558; vgl. S. 229, Z. 5 v. u., wo alle richtig 1555 schreiben.
1 v. u. 53; A 55.
226. 3 v. o. Albin's, nach M; die anderen Ausgaben Albinus.
4/5 v. o. II und K. L. unser Zusatz (nach des Albinus „Tabulae ossium humanorum"); in M Lücken, in den übrigen Ausgaben fehlen außerdem die Worte: auf der Tafel mit dem Buchstaben.
9 v. u. Hundszahnes, so von uns korrigirt statt Hundezahnes aller Drucke, weil Goethe erstere Form sonst ausschließlich braucht; vgl. S. 225, Z. 13, 15 v. o., S. 226, Z. 16 v. o., S. 227, Z. 14 v. o., S. 229, Z. 13 v. u., dagegen S. 225, Z. 2 v. u. Hundeschädel.
8 v. u. Apophysis korrigirt statt Apophysi aller Drucke, nicht weil die Konstruktion von jenseits mit dem Dat. bei Goethe nicht verbürgt erscheint, sondern weil Tieser auf eine im Deutschen den Dat. regierende Präposition im Lateinischen den Akk. folgen läßt, weshalb wir annehmen, daß das a nur durch ein Versehen ausgefallen ist.
227. 14 v. o. darinne, nach A und M; die übrigen Ausgaben darin.
4 v. o. Hinter bei in A den eingeschaltet.
3–2 v. u. fehlen in A.
228. 1 v. o. den, fehlt in A.
12 v. u. er; A es.
229. 9 v. u. und Schneidezähnen; G und den Schneidezähnen.
230. 15 v. o. a; A hat a, desgl. Z. 16 v. o., 18, 17 u. 13 v. u.

230. 17 v. u. Vesalius'sche; A Vesal'sche.
231. 4 v. o. 53; A 43.
7 v. o. vero; C vere.
10 v. o. inferioris; G inferiores.
11 v. o. sit; A Druckfehler sit.
17 v. u. pas, fehlt in A.
maxillaire, nach dem Original; so auch G; M maxilliare, A—Q maxillare.
11 v. u. bei ersten; A bei dem ersten.
232. 6 v. o. zersplittert; A zersplittert.
oder, M, O und A; T, C, Q und G und.
13 v. u. Debauchen; A Ausschweifungen.
8 v. u. römische, A und M; die anderen Ausgaben römischen.
233. 6 v. o. patent, alle Drucke, außer M und A: patet, dagegen Z. 7 obliteratur, separatur, alle Drucke, außer M und A: separatur. In der Ausgabe des Falloppi von 1562: patet, obliteratur, separatur.
8 v. o.
13 v. o. Falloppium, alle Drucke, außer G den Fallopius.
12/12 v. u. vicitans; C und Q vicitans.
234. 1 v. o. Die beiden . . mitgetheilten Aufsätze; G Der oben . . mitgetheilte Aufsatz; vgl. oben S. 502, Anm. 50.
10/11 v. o. beim zweiten Aufsatz, fehlt bei G.
16/17 v. o. lautet in A Wie es mit den Zeichnungen ergangen.
235. 13 v. o. wornach; G wonach.
21 v. o. Kapitän . . . Williamson's, A—Q; M Capitain . . . Williamson, G des Kapitän . . . Williamson.
19 v. u. wurde; A wurden.
17 v. u. Loderischen; A Loder'schen.
10 v. u. geschabe, nach A und M; die anderen Ausgaben geschah.
6 v. u. Bedeutende, nach M; die anderen Bedeutende.
4 v. u. fremde und einheimische, nach M; die anderen fremden und einheimischen. Wir werden solche und ähnliche Verschiedenheiten der Drucke nicht weiter angeben, da es zu weit führen würde; unsere Ausgabe richtet sich in diesen Dingen nach dem Original.
236. 14 v. o. Ihre; A Ihre.
237. 17 v. o. herausgebildet; A herausgebildet.
238. 12 v. o. eingefügt, nach A; die anderen Drucke eingefugt.
19 v. o. (1788), S. 89. T, O und Q; M, C und G 1787. S. 89, A 1797. S. 39. Die erste Auflage erschien 1788, die zweite 1800; vgl. auch „Annalen", Abt. 24.
239. 11 v. o. fehlen die ersten vier Worte in A.
18 v. o. monströs; A monströs.
doch, fehlt in A.
20 v. u. perpendikulären; A perpendikulären.
240. 17 v. u. auch, fehlt in A. — Hinter daß in A schon damals eingeschaltet.
11 v. u. Hinter Arbeit in A früher eingeschaltet.
9 v. u. wird; A konnte.
3 v. u. sollte es aber ja daran fehlen, so kann; A überdies konnte.
241. 12 v. u. verdiente; G verdiene.
13 v. u. Die Ausgaben haben hier den willkürlichen Zusatz: „[siehe auch Goethe's Werke (sfolgt Verweisung auf den Aufsatz Philosophie zoologique etc.)] wo mit Dank erwähnt wird, daß die mehrgedachten Tafeln in den Verhandlungen der Kaiserlich Leo-

7.

Elemente.

Aus wie vielen Elementen
Soll ein ächtes Lied ſich nähren,
Daß es Laien gern empfinden,
Meiſter es mit Freuden hören?

Liebe ſei vor allen Dingen
Unſer Thema, wenn wir ſingen!
Kann ſie gar das Lied durchdringen,
Wird's um deſto beſſer klingen.

Dann muß Klang der Gläſer tönen
Und Rubin des Weins erglänzen!
Denn für Liebende, für Trinker
Winkt man mit den ſchönſten Kränzen.

Waffenklang wird auch gefedert,
Daß auch die Trommete ſchmettre,
Daß, wenn Glück zu Flammen lodert,
Sich im Sieg der Held vergöttre.

---

7. Elemente. Gedichtet zu Weimar den 22. Juli 1814 (nach der Handſchrift), zuerſt gedruckt u. d. T. Liederkoſt in den Gedichten der Zelterſchen Liedertafel (Berlin 1918, S. 317). Das handſchriftliche Original hat die Ueberſchrift: Buchſtabe Sin. Gafele XIII. Das Gedicht ſollte alſo urſprünglich das 13te des XI. Buchs bilden, ſofern das Alphabet der Bücher ganz ausgefüllt wurde. — Jones hebt von den Arten der morgenländiſchen Poeſie beſonders das Liebeslied, das Heldengedicht und die Satire hervor. Goethe fügt das von Haſis mit Vorliebe kultivierte Schenkenlied oder Weinlied hinzu, mehr um eine Vierzahl zu gewinnen, als um die Gegenſtände ſeines Divan zu erſchöpfen. Die Liebe findet hier im III. und VIII. Buch, der Wein im IX., der Haß (Unmuth) im V. Buch, dagegen der Preis der Helden, wenn man das VII. Buch (des Timur) ausnimmt, nur in dem herrlichen, dem Divan der Hudſailiten entnommenen Kampfgedichte ſeinen Ausdruck, welches Goethe in den Noten (Abſchn. Araber) mittheilt. — In Str. 2, V. 2 heißt es dem Sinne nach: „Kann das Lied ſie gar durchdringen". — Rubin des Weins nach Haſis: „Bring des Weins Rubin" (Buch. Nr. XII) und „Wackern Trinkern gilt Nektar der Reb' als Rubin" (Dal. LXXIV). — Den Gedanken der fünften Strophe hat Goethe ſelten ausgeſprochen; doch finden ſich in ſeinen Lenien und unten, V. 8. Str. 2, einige Belege. Ein andres Beiſpiel giebt die Unterhaltung Goethe's mit A. W. Schlegel vom Jahre 1804, von welcher Crabb Robinſon berichtet (Diary, Reminiscences and Correspondence. Lond. 1869. I. 108 sq.). Hier ſagte Goethe, als von der Sakontala die Rede war: „Eigentlich aber haſſe ich alles Orienta-

poldinisch-Carolinischen Akademie der Naturforscher zu Bonn aufgenommen worden, und zwar in der ersten Abtheilung des 15ten Bandes)".

241. 8 v. u. weiter, fehlt in A; G näher.
242. 10 v. o. Präparaten und Papieren; A Präparate und Papiere.
11 v. u. Goethe; A Goethe's.
243. 4 v. o. ed; A ehe.
13 bis v. o. geschichtlichen, fehlt in A.
244. 4 v. o. größeren Massen; A größern Masse.
15 v. u. zugleich; G zuletzt.
10 v. u. Hinter bei in A den eingeschaltet.
9 v. u. und wo, in M und A fehlt wo, in den übrigen Ausgaben fehlt und.
1 v. u. schien; M schienen.
245. 13 v. u. Geist; A Geiste.
246. 15 v. o. organischen fehlt in T, C, Q und G.
245-246. 1 v. o. haben die Ausgaben den Zusatz „Tabelle, um die osteologischen Erfahrungen gleich methodisch einzutragen und zweckmäßig zu sammeln", nach S. 234, Nr. VII.
250. 4 v. u. Sternum; G sterni.
3 v. u. Vertebrae, fehlt bei G.
252. 11 v. o. darüber, fehlt in A.
253. 17 v. o. erneuert; A erneuerter.
3 v. u. und, fehlt bei G.
254. 5 v. o. letzteren; A letzten.
23 bis v. o. wie denn noch bis bleiben möge, nach M; fehlt in allen Ausgaben.
255. 5 v. o. Zur Morphologie, I. Thl. S. 199ff., nach M; statt dessen haben die Ausgaben: In dem vorhin Mitgetheilten.
16 v. o. haben T–Q den Zusatz: „(Siehe die Anmerkung auf Seite ...)".
256. 2 v. o. Im zweiten Theile der Morphologie, S. 50, nach M; statt dessen haben die Ausgaben: Unter dem Titel: Bedeutende Förderniß durch ein einziges geistreiches Wort (folgt, mit Ausnahme von Q, Verweisung auf den betreffenden Band).
9 v. u. an den; M: an dem.
257. 17 v. o. reihenweis, nach M, O und C; T und Q reihenwärts; G reihenweise.
259. 17 v. u. Repräsentant; M Druckfehler Repräsentat.
264. 6 v. u. zu, M–Q; G nur.
269. 2 v. o. alsbald; G alsobald.
272. 2 v. u. gezähnt; Werke, Bd. II, S. 230 gezahnt.
273. 8 v. o. zeigt, wie Werke a. a. O.; die anderen Drucke zeigt.
274. 11 v. u. Häubchens; T und O Häbnchens.
276. 1 v. u. Hinter Heftes haben die Ausgaben den Zusatz: zur Morphologie.
277. 17 v. u. verbreitert, nach M und G; T–Q verbreitet.
280. 12 bis v. o. das alte Geschöpf, nach M und G; T–Q der alte Stier.
282. 6 v. o. Groß-Rudestedt; M Großen Rudestedt, T–Q Großrudestedt, G Großrudelstedt.
9 v. o. einen, mit M; T–G einem.
10 v. u. Höhe vordere; G vordere Höhe.
9 v. u. jenen; G jenem.
283. 12 v. u. entfernten, mit M–Q; G entfernen.

384. 2 v. o. iſt, ſo würden ſie ... gelangen, nach M; T—G iſt, ſie ... gelangen würden.
11 v. o. Hinter ſie ſchiebt G ſehr ohne Autorität ein.
385. 12 v. o. hinaustragend, ſo auch G; M zuletzt, wo ſie ... zuletzt ... hinaustragend, T—Q zuletzt, wo ſie ... hinaustragt. Wir vermuthen, daß Goethe zuerſt den Relativſatz, dann die Partizipialkonſtruktion gewählt hat und die Worte wo ſie zu ſtreichen vergaß.
14 v. u. Hinter Machtthum haben die Ausgaben den allerdings ſachgemäßen Zuſatz der Hörner; fehlt in M.
386. 1—4 v. o. nach M, fehlt in allen Ausgaben außer G.
8 v. o. In dem erſten Bande der Morphologie, S. 342 iſt, nach M; ſtatt deſſen die Ausgaben Wir haben ſachen.
387. 13 v. u. Hinter Hefte haben T—G den Zuſatz (zur Morphologie).
389. 11 v. o. vergrößern; M vergrößen.
11 v. u. Wellen, unſere Konjektur ſt. Welten aller Drucke; es bedarf keiner Rechtfertigung, da letzteres Wort in dieſem Zuſammenhange wol als ſinnlos anerkannt werden darf. Von der Richtigkeit der Goethe'ſchen Darſtellung unter Annahme unſerer Konjektur überzeugt man ſich übrigens leicht durch Abbildungen der genannten Thiere in Cuvier's Règne animal, Vol. IX.
396. 1 v. o. Vergleichende Knochenlehre; dieſe Ueberſchrift nur in M und G.
2 v. o. A. fehlt in M und G, fehlt in T—Q.
Knochen, die Gehörwerkzeuge betreffend, nach M; die anderen Ausgaben Die Knochen der Gehörwerkzeuge; bei G fehlt Die.
397. 17 v. o. tendinenſen, nach M; C tendinoſen, G tendinöſen.
17/18 v. o. nach innen, korrigirt mit G; die anderen Drucke haben den Fehler nach immer.
398. 13 v. u. (bei Schweine), nach M; die anderen Ausgaben beſonders der Schweine.
4 v. u. B. nur bei G; beſgl. C S. 300, Z. 13 v. o.
401. 6/10 v. u. (Morphologie, S. 204), nach M; die übrigen Ausgaben haben eine Verwirrung auf ihrem Text.
408. 10 v. u. Zerſtörungskampf, mit M und G; T—Q Zerſtreuungskampf.

Zur Mineralogie und Geologie.

309. 1/2 v. o. Zur Mineralogie und Geologie; ſeit T Separattitel: Mineralogie und Geologie; Zur unſer Zuſatz, vgl. oben S. 501, Anm. 48.
310. 1—10 v. o. Die Notizen nach N; fehlen in den Ausgaben an dieſer Stelle.
311. 9 v. o. Mit dem Aufſatz Karlsbad iſt noch verglichen: J, der Separatdruck ohne Jahrzahl (1827. Siehe Hirzel „Neueſtes Verzeichniß einer Goethe-Bibliothek", S. 93, und oben S. 514, Anm. 79).
10 v. o. vergnügtchen; J vergnügtchen.
9 v. u. mit Neudekannten alle Drucke; doch hat uns ein Exemplar N vorgelegen, in welchem mit fehlte.

311. 6 v. u. zu; J und G zur.
312. 9/4 v. o. Steinschneider; J Steinschleifer, auch hat uns ein Exemplar N verschlagen, in welchem die letztere Lesart vorkommt.
1 v. u. In J setzt Goethe als Unterschrift.
313. 1 v. o. Mit dem Aufsatz Joseph-Müllersche Sammlung, S. 313—320, sind außer den oben genannten Drucken noch verglichen: 1) J (s. zu S. 313), 2) S = Sammlung zur Kenntniß der Gebirge von und um Karlsbad angelegt und erläutert von Goethe. 1807, 3) L = Tertsche Ausgabe in „Leonhard's Taschenbuch für die gesammte Mineralogie", 1808, S. 3—32. — Ueber das „Verwort" zu vergleichen vgl. oben S. 505 Anm. 74.
315. 20 v. u. Krystallisationen; J Krystallisation.
19 v. u. nützen; G nutzen.
317. 14 v. u. Hinter an schaltet J fehlerhaft den ein.
5 v. u. anlege; J anlegt.
4 v. u. bilde; J bildet.
1 v. u. Wasser, nach N alle Ausgaben; S. L und J Wässer.
318. 16 v. u. beobachte; C und Q beobachtet.
8 v. u. ein; J einen.
319. 14 v. o. Töpferwaare; J Töpferwaaren.
16 v. o. wunderfames; J wunderbares.
320. 1 v. u. flußauf; J flußaufwärts.
321. 9/4 v. o. vorhergehenden; T und Q vorübergehenden.
18 v. o. nun, fehlt in J.
322. 7 v. o. Hinter sich schaltet J mit ein.
9 v. u. verteinte; J und G verteinerte, bzgl. Z. 5 v. u.
7 v. u. Amethyskrystallen nach S. L. N und J; die Ausgaben Amethystkrystalle; ersteres findet sich nach Sanders (Wörterb. d. deutschen Sprache) häufiger vorkommende Pluralbildung.
323. 15 v. u. versteintes; J versteinertes.
12 v. u. Feuer geschieden verändertes, nach J; N Alles in einem Worte; in den anderen Drucken fehlt geschieden.
325. 17 v. u. Schalen von Sprudelstein; J Sprudelschale.
326. 11 v. o. verteintes; J verteinertes, bzgl. Z. 21.
12 v. u. Hinter Pseudo-Aetit setzt in T—Q Gerade, daß wir nicht aufgenommen haben, weil es in den Originaldrucken fehlt. Man nennt Geoden Mineralsekretionen innerhalb kugelförmiger Hohlräume.
11 v. u. Nasseisenstein; L Thoneisenstein.
10 v. u. Basaltisches Gestein; T—Q Eisenthon.
327. 9 v. u. Mit dem Aufsatz An Herrn von Leonhard ist außer den am Kopfe dieser Lesrevision genannten Drucken verglichen L. = Leonhard's Taschenbuch rc. 1808. Während der betreffende Bogen unter der Presse war, ist uns durch die Güte des Herrn von Loeper ein von Goethe korrigirtes Manuskript des genannten Aufsatzes zu Händen gekommen, dessen von letzterem abweichende Stellen wir unter der Bezeichnung Ms. wiedergeben; dasselbe ist datirt vom 15. November.
8 v. u. An Herrn von Leonhard, fehlt in L und Ms.
6 v. u. Sie; Ms. Ew. Wohlgeboren.
328. 1 v. o. lautet im Ms. Ueberhaupt tritt jene kleine Schrift nunmehr unter Ihres Anleitung.
4 v. o. Hinter als schaltet Ms. in der ein.
13 v. o. daß; Ms. wie.
14 v. o. fortschreitet; Ms. fortschreite.

328. 11 v. o. daß; Ms. wie.
bin; Ms. sei.
17 v. o. wie; Ms. daß.
so gut als; Ms. so wie.
18 v. o. Eigenheiten; A Eigenschaften.
wol gar; W.. vielleicht.
20 v. u. in, fehlt in C.
19 v. u. zu schauen glaube; Ms. erblicke.
14 v. u. hinneigt; Ms. hinneige.
13/11 v. u. Gewiß würde man . . . streiten; Ms. Da man nun . . . streiten würde.
3 v. u. doch; Ms. auch.
1 v. u. Ms. setzt sich hinter durchaus (S. 229, Z. 1).
329. 7 v. o. mit; Ms. in.
12 v. o. in Gestalt von Bänken; Ms. als Bänke.
15 v. o. ansprechen, nach L, so auch Ms.; die anderen Drucke aussprechen.
18 und o. solche Zweifelsfragen; Ms. viele Schwierigkeiten.
20 v. o. gefaßt; Ms. genommen.
bei vielfacheren Erfahrungen nicht; Ms. nachher (nicht ist offenbar nur durch ein Versehen fortgelassen).
21–29 v. o. und lieber bei Erklärung der Phänomene zu äußern Bedingungen und Nebenbestimmungen seine Zuflucht genommen; Ms. vielmehr zu neuen äußern Bedingungen seine Zuflucht genommen. (Zwischen vielmehr und zu stehen noch folgende eingerückte zwei Zeilen: „auf eine geistige Weise vergegenwärtigen will", die und jedoch eine Korrektur zu einer andern, früheren, aufgegebenen Fassung zu sein scheinen, zu den Worten, welche wie der ganze Passus, dem sie angehören, durchstrichen sind: „denken oder sprechen will").
25 v. u. bis zu Ende der Seite lautet in Ms.: „Von 6, 7 und 8 kommen merkwürdige monstrose Exemplare vor, z. B. zwei jener tafelförmigen Krystalle, jeder nur an einer Seite ausgebildet, werden durch einen Granitgang verbunden, der durch sie hindurchgeht, aber wenn man an das Entstehen denken will, so werden gleichsam zwei Hälften durch eine bajonischen liegende Granitmasse getrennt, sich zu finden; oder wenn man lieber will, die sich eben bildende Form des Krystalls nahm die bezeichnete liegende bildsame Granitmasse in sich auf. Doch wird man immer, je weiter und genauer man das Wesen und das Werden unorganischer Naturen beschreiben will, die Unzulänglichkeit der Worte und Begriffe gewahr werden. Ja sogar ist es merkwürdig, daß wir, indem wir die äußere Gestalt und die Beschaffenheit eines gewordenen Wesens beschreiben wollen, wir [sie!] oft genöthigt sind, uns solcher Ausdrücke zu bedienen, die der eigentlichen Natur des Gegenstandes zuwider sind. Beispiele hievon werden sich künftig anführen lassen, und sie sind um so bedeutender, als sie zeigen können, daß selbst die hohe Ausbildung einer Terminologie, einer wissenschaftlichen Sprache für die wahre Einsicht gefährlich werden kann."
29 v. u. Vortheil; T Hauptvortheil.
330. 2 v. o. entweder oberflächlichen oder tiefer eindringenden, fehlt in Ms.
330 v. o. ursprünglich; Ms. von Ursprung aus.
2 v. o. auf und folgt in Ms. daß.

330. 11 v. o. auch; Ma. dann.
12 v. o. sowol . . als; Ma. theils . . theils.
18—19 v. o. lautet in Ma.: „Bei Nr. 15 ist zu bemerken, daß in dem Granit, der die spießrutenähnlichen Krystalle enthält, welche jedoch nicht parallelisirt, sondern ursprünglich scheinen, zugleich Quarzkörner häufig disseminirt sind, welche sich zum größten Theil als doppelsechsseitige Pyramiden zeigen."
28/29 v. u. gewisse Stücke davon einzeln; Ma. manche Stücke abgetrennt.
19 v. u. als; Ma. für.
18 v. u. eine, fehlt in L, Ma., C, Q und G; fehlt in N, T und O.
17 v. u. fleißigen; O Druckfehler heißigen.
Mitarbeiters; Ma. Arbeiters.
15 v. u. des, nach N in allen Ausgaben; fehlt in L und Ma.
10 v. u. Hinter solches folgt in Ma. merkwürdiges.
und zugleich; Ma. nicht weniger.
7 v. u. angeführte; Ma. beschriebene.
5 v. u. Tiefes; Ma. Ruck.
4/3 v. u. Fels Porphyrschiefer oder Klingstein; L und Ma. Fels des Porphyrschiefers oder Klingsteins.
1 v. u. Hinter ist folgt in Ma.: „welches Verdienst zu erwerben einem jungen rüstigen Geologen bevorsteht."

331. 1 v. o. aber, fehlt in Ma.
an mehreren Orten; Ma. in mehreren Fällen.
4 v. o. Hinter erregen folgt in Ma.: „ein Mineralienhändler würde dabei sein Conto finden, indem wohl jeder Geognost ein solches Exemplar zu besitzen wünschen würde."
12/13 v. o. einigermaßen problematisch bleiben; Ma. immer den Erklärern Noth machen.
14 v. o. aufmerksamen, fehlt in Ma.
16 v. o. ihn, fehlt in Ma.
17 v. o. fängt man an dem Punkte an, wo; Ma. von dem Punkte, wo.
19 v. o. verbreiten, nach L und N; alle Ausgaben außer O verbreitern; so auch in einem Exemplar N und in Ma.
19 v. u. Kontinens; L Kontinent.
15 v. u. zwar; Ma. doch. Auf scharfkantigen folgt in Ma. spitzwinkligen.
14 v. u. annehmen fehlt in Ma.
12 v. u. Auf zugeben folgt in Ma. werden.
11 v. u. Beobachter, fehlt in Ma., daher einfach der Sinn gesetzt.
10 v. u. gleich, nach N alle Ausgaben; fehlt in L und Ma.
9—4 v. u. lautet in Ma.: „Uebrigens wollen wir aufrichtig hier gestehen, daß wir auch den gegenwärtigen Gelehrten ein Auslaufen des Granits nennen möchten, indem wir dadurch das Ende einer Epoche bezeichnen, die man bezeugen keinen Uebergang nennen kann, weil ein folgendes nicht sogleich nachzuweisen ist."
3 v. u. vielleicht, fehlt in Ma.
1 v. u. weniger; Ma. schwerer.

332. 2 v. o. Hinter dieses folgt in Ma. zusammengesetzten.
4 v. o. der; Ma. um.
so reichlich, fehlt in Ma.; L Druckf. reinlich.
6 v. o. eingesenkt; Ma. einzusenken. Dann folgt beifügt: „da in der ganzen Gegend sonst keine Spur davon zu finden".
isabellfarbigen; Ma. isabellfarbenen.

332. 11 v. o. Hinter mächte folgt in Ma. noch nachstehender Satz: „Uebrigens sieht man bei diesem Falle, wie genau der Gang, da etwas Abgeleitetes zu erkennen und anzunehmen, wo der Andere ein Ursprüngliches vorzunehmen glaubt. Der umgekehrte Fall ist schon seltner."

11 v. o. Hinter „Quellen" schließt in Ma. der Satz, und dann: Es treten alle daraus hervor; und . . .

10 v. o. in demselben; Ma. darin.

Bestandtheile; Ma. Ingredienzien; bis im Texte nun folgenden Worte bis S. 16 Schwefelkies (incl.) fehlen in Ma.

17/10 v. o. mit ihren Ingredienzien und Bedingungen, fehlt in Ma.

9—17 v. u. fehlen in Ma.

11 v. u. Hinter Merkwürdigkeiten hat Ma. noch hier noch.

12 v. u. flasrige; T, C und Q fasrige.

9 v. u. und, fehlt in Ma.

7/6 v. u. auch ihre Krystallisation nach ihm sich einigermaßen gerichtet hat, nach N alle Ausgaben; L setzt sich vor auch; Ma. sie sich auch bei ihrer Krystallisation nach ihm einigermaßen gerichtet zu haben scheinen.

4 v. u. Ma. beginnt den Satz: Sie sind nicht gar einen Zoll lang, deuten, wie . .

3 v. u. ein; Ma. das.

2 v. u. rhombisch, fehlt Ma. und dann: Tafelartige.

333. 3 v. o. Hofrath, nach N; L Hofrath.

4—7 v. o. lauten in Ma.: „Unter allen Arten meiner gegenwärtigen Sammlungen findet sich nur ein Stück, ohne Bezeichnung des Orts, worin der Feldspat sich auch der crystallinischen Form nähert, jedoch nur theilweise undeutlich und unregelmäßig."

9 v. o. letztern; Ma. letzten.

10 v. o. (Urgrünstein), nach N alle Ausgaben; fehlt in L und Ma.

12 v. o. Innerste; Ma. Kleinste.

13 v. o. selbst die zartesten, fehlt in Ma.; hinter Adern folgt derselbe: „und Amiant dergestalt ausgefüllt, daß sie auf mannigfache verzweigt erscheinen."

13—20 v. o. lauten in Ma.: „So setzt auch Asbest und Amiant durch den anstehenden Thonschiefer durch und macht den Bestandtheil in den Gebirgsabtheilungen bis in die kleinste Abtheilung. Es wäre zu wünschen, daß Jemand dieses nicht gewöhnliche Vorkommen genau beobachtete und zugleich die umliegende Gegend mit in Betracht zöge." Damit endet unser Konzept.

18 v. o. verhinderter; L hinderte.

14 v. u. nur, das letzte Wort der Zeile, fehlt in L.

10 v. u. Suite, nach L; die Ausgaben mit N Seite.

7/6 v. u. nach N u. L, auch G; fehlt in den anderen Ausgaben; in L und N als Unterschrift: Goethe.

5 v. u. nach N; fehlt in den Ausgaben.

334. 11 v. o. historisch, nach N und G; T—Q historisches.

4 v. u. welche, N und G; T—Q welches.

335. 9 v. o. Der Aufsatz: Nachte Joseph Müllerische Steinsammlung ꝛc. nach N, fehlt in den bisherigen Ausgaben.

337. 11 v. o. Mit dem Aufsatz, Fernerer über Joseph Müller ꝛc. (Numero den Ausgaben T—G nach der Originaldruck verglichen K = „Joseph Müllerische, jetzt David Knellische Sammlung zur Kenntniß der Gebirge von und um Karlsbad, angelegt und erläutert von Goethe. 1807, erneut 1832."

337, 19—338, 2 v. o. Das Vorwort, nach K, fehlt in den bisherigen Ausgaben.
338. 2 v. o. Sprudelsteine; K Sprudelstein.
11 v. o. Edelsteinen, nach K und O; T, C und Q Edelsteine, G Edelstein.
14 v. o. Bearbeitung; K Bereitung.
viel, nach K; fehlt in den Ausgaben.
17 v. o. Hinter um schalten die Ausgaben T—G zugleich ein, welches Wort in K nicht steht.
19 v. u. Steinschneiderei, nach K; T—G Steinschneidekunst.
15 v. u. vierecken; K mol Druckfehler verecken.
339. 13 v. o. zwar; G gar.
4 v. u. ganz, nach K; T—G ganze.
340. 1—10. o. Das oben erwähnte Heft ist dargeboten, nach K; fehlt in den Ausgaben. — Ueber den nun folgenden Abschnitt dieser Seite, welcher ein Theil des Vorworts zu dem 1832 erschienenen Büchlein ist: „David Knoll'sche Sammlung von Sprudelsteinen, roh oder geschliffen, angezeigt und eingeführt von Goethe. Prag 1832" (Hirzel, Kraebels Verzeichniß rc., S. 102), vgl. Anhang und Bemerkungen, S. 514, Anm. 78.
341. 1 v. o. Mit dem Aufsatz: Der Kammerberg bei Eger, ist außer N und den Ausgaben T—G noch der erste Druck in L, = Brenhard's Taschenbuch rc. vom 1809, verglichen.
12 v. o. geben, nach K; L geben, T—G gäben. — Hinter Darstellung schalten T—G gerne ein.
13 v. o. legten, K—G; L liegen.
20 v. o. bis Ende der Seite fehlen in L.
342. 20 v. o. Kosseneit haben wir hier und sonst noch Alteren Karten statt Kosseretit gesetzt, welch letztere Schreibung wir nirgends finden.
10 v. u. Driesenhof statt Driesenhof, gilt das so eben Gesagte.
343. 14 v. o. lauft, nach L und N; T—G läuft.
344. 10 v. u. breitartig; in C Druckfehler breitartig.
346. 12 v. o. können; C und Q kann.
17 v. u. dienten; C dient; Q bringen.
348. 12 v. u. weitre, nach L und N; T—G weiteren.
352. 1 v. o. Der Aufsatz: An Herrn von Leonhard, steht in dessen „Taschenbuch rc. 1809". Wir haben auch dazu ein Manuskript (Ms.), welches erst nach dem Drucke verglichen können. Die Ueberschrift haben wir im Anschluß an den früheren Brief gesetzt, sie fehlt in L und Ms.
1 v. o. 15. November; Ms. 28. November.
4 v. o. Sie; Ms. Ew. Wohlgeboren, ebenso 8. 15 v. u.
12 v. u. meistens mit ihm, L; Ms. mit ihm meistens.
353. 11 v. o. möchten L; Ms. mochten.
12 v. o. — 8. 13 v. u. Das Citat aus Seneca steht auch in N, fehlt in Ms.
10 v. u. bis S. 354, 8. 3 stehen auf einem besonderen Blatte. In dem Hauptkonzepte heißt es statt dessen: „Die Rauchmasse, ein dichter fester kohlensaurer Kalkstein, findet sich, indem er in jene fette gerwöhnliche Erde nach und nach übergeht; da er denn theilweise abstürzt, theilweise nicht. Nun finden sich in dem dichteren Gesteine sowol als in dem zarteren, mehreren Uebergange deutliche hohlseitig tafelartige Krystalle von gleichzeitiger Entstehung mit der übrigen Masse, auch von derselben, insofern es ihre zarte Beschaffenheit zuläßt, förmlich abzusondern. Sollte dieses Phänomen schon bekannt sein, so bitte diese Stelle wegzustreichen."
354. 13/14 v. o. 927 .. nach, L; Ms. zwischen .. und.

354. 9/10 u. fehlt in Ma.; in L als Unterschrift Goethe.
357. 4 u. o. Hinter habe schalten C und Q ich ein.
3 u. o. Ehrenfriedrichsdorf, alle Drucke; ist ohne Zweifel Ehrenfriedersdorf gemeint, wie auch Goethe den Ort im Briefe an Leonhard vom 5. Mai 1814 nennt.
2 u. o. flüchtig, nach N; T–G flüchtige.
1 u. o. Hinter hatte schalten T–Q ich ein.
1 u. u. in diesen Heften, fehlt in G.
1 u. u. ⁵/₆; T ⁵/₆.
359. 17 u. o. Siehnichen, nach N und G; T–Q Stehnichs.
361. 10 u. o. ganz, fehlt in G.
364. 14 u. u. demungeachtet aber, N und G; O dessen ungeachtet aber; C, T und Q dessen ungeachtet.
365. 13 u. u. Hinter Seite haben N, T, O und G auf, was wol als Druckf. angesehen werden darf, da zwei Worte vorher auf steht.
4 u. u. Hinter Datum schalten T–Q 1813 ein; vgl. S. 357, Z. 3 u. u.
367. 9/7 u. o. Fol. 45 und folgenden des ersten Heftes, nach N. Die Ausgaben verweisen hier auf ihren eigenen Text, wie G, oder lassen jene Worte gänzlich fort, wie C.
368. 10 u. o. her; T, C und Q das.
369. 11/12 u. o. (Zur Naturwissenschaft, Erstes Heft, S. 64), nach N; fehlt in G; T–Q Nachträge II.
370. 4 u. u. im gewissen; G in gewissem.
371. 9 u. o. ja als, mit N, T, O und G; C und Q nachdem. } Der Text ist offenbar etwas verderbt.
9 u. o. Hinter Mitarbeiter schalten C und Q auf- getreten ein. } Letzteres ist gemeint.
8 u. u. Wonter, nach Rose, S. Nonnet heraus Drucke; Grüners ist gemeint.
3 u. u. Decennio, mit N, O und G; T, C und Q Decennium.
373. 11 u. u. grassen, nach N; T–G krassen.
375. 17 u. o. zurückzuführen; N Druckfehler zurückführen.
378. 13 u. o. Hinter habe schalten C–Q ich ein.
379. 13 u. o. zu; G zur.
8 u. o. Vor Hermannus setzt C Godofr., G Godofredus.
10/9 u. o. in dem . . . en), nach N; fehlt in den Ausgaben.
381. 3 u. o. Kaspar; N fälschlich Carl.
382. 1 u. o. Hinter ausrufen ist N zu.
11 u. u. Wie von, N, T und O; C, Q und G Von wie.
383. 10 u. o. denen, nach N und G; T–Q den.
10 u. u. Die Ueberschrift: Bildung des Erdkörpers, nach N; fehlt in den Ausgaben.
11 u. u. Hinter 1826 schalten die Ausgaben C–G Heft ein.
384. 3 u. o. Hinter was ich schalten T–Q mich ein; der Gebrauch des Wortes mühen in derselben Satzart wie das Folgende, kommt aber auch sonst bei Goethe vor.
386. 4 u. o. also; G aber.
389. 1 u. u. Flasern; G Fasern.
390. 3 u. o. (I. Leonhard's Taschenbuch), fehlt bei G.
392. 5 u. o. Berg unterm Berg; mit N, G; T–Q Berg unter dem Berg.
394. 20. o. Sabatiadran und Millischau; die Schreibung Sabatiadra und Millischau, welche N–G haben, fanden wir nirgends.
8 u. o. hatte; G hätte.
396. 9 u. o. dem . . Einwirken, T und G; die andern Drucke des . . Einwirkens.
401. 13 u. u. Drachau, mit C und G; N, T, O und Q Trachau.

404. 13 v. o. Hefte, nach N; T–G Aufsätze.
405. 14 v. o. allerhöchsten; T allerhöchsten.
9 v. u. tausend, mit G korrigirt statt hundert der anderen Drucke. Vielleicht ist der Fehler dadurch entstanden, daß im Manuskript Ziffern standen und so eine Null fortgelassen wurde.
407. 12 v. o. folgenden Hefte; G Folge.
408. 6 v. o. Tapire haben wir mit G nach der gleichen Stelle im Briefe Goethe's an Sternberg vom 14. 1. 1823 statt Tapir der anderen Drucke gesetzt.
409. 2 v. o. sonderbar, wie N, T und O; C, Q und G wunderbar.
6 v. u. Der Abschnitt Folgesammlung in N, fehlt in den Ausgaben.
410. 3/4 v. u. (Zur Naturwissenschaft. Bd. I. S. 76) fehlt in T–Q; bei G Verweisung auf den eigenen Text.
413. 12 v. o. Hinter Zeitung schalten T und O 1823 ein.
414. 11 v. u. Reflagnationen; N hat den Singular, während doch als Prädikat reisen folgt.
4 v. u. Hinter Juli schalten T, C, Q und G 1822 ein.
416. 9 v. o. erzählte; C und Q erzählt.
1 v. u. den, mit N und G; T–Q dem.
418. 10 v. u. Cernoschin haben wir statt Czerlochin der anderen Drucke verbessert.
420. 7 v. u. Vorstehender, N und G; T–Q ein.
421. 1 v. o. davon Seite 137 des gegenwärtigen Stückes, nach N; T–G sie unter dem Titel: Fahrt nach Pegrah.
2 v. o. vom, mit N und G; T–Q am.
422. 10 v. u. Hornblendekrystallen, mit N (siehe zu S. 222, Z. 7 v. u.); T, O, C und G: Hornlende-Krystalle; Q Hornlende-Krystall.
10 v. u. selbst, fehlt in G.
425. 15 v. o. rechts; N links.
426. 4 v. u. Blick; G Blicken.
427. 3 v. o. jener, mit C und G; N, T, O und Q jenen.
14 v. o. in vorigen Heften, nach N; T–G bereits.
6 v. u. Der Ueberschrift nach N; T–Q Handbuch der Oryktognosie. Von Leonhard; G Handbuch der Oryktognosie. Von C. C. von Leonhard.
430. 3/4 v. o. architektische, nach N–Q; G architektonische.
9 v. u. einschießende, nach N, T, O und G; C und Q einschließende.
431. 18 v. o. Der Aufsatz: Die Basaltsteinbrüche ꝛc. in N, fehlt in den bisherigen Ausgaben.
437. 18 v. u. daß . . . Ellipsoid, nach N; Koxgerath: die . . . Ellipsoide.
438. 14 v. o. Geognostisches Tagebuch der Harzreise, bisher ungedruckt; vgl. die Bemerkungen zu demselben S. 524f.
12 v. u. entnommen; in N Druckfehler entnommen.
441. 5 v. u. schwarzgrauen, im Manuskript sehr undeutlich, hinter u eine Lücke, und dann folgt ein Haken, der als das Fragment eines p angesehen werden kann, so daß, da ein g nicht stehen ist, das Wort auch schwarzgrauen gelesen werden könnte, was aber kaum einen Sinn gibt; vgl. S. 14 v. u.
442. 12 v. o. Werningerode . . Im Manuskript ist immer Werningerode geschrieben; vgl. aber S. 448, Z. 15 v. o. und S. 450, Z. 3 v. o.
445. 4 v. o. Statt in ist im Manuskript eher ist zu lesen, aber auch dies nicht deutlich; ersteres erfordern offenbar der Sinn.
447. 8 v. u. weiter, fehlt in G.
449. 20 v. o. Verkleint, mit N und G; T–Q Verkleinert.

450. 18 v. u. den, nach N; T—G der.
4 v. u. Hinter Trebra haben die Ausgaben seit T eingeschaltet: „(Erfahrungen vom Innern der Gebirge, Dessau und Leipzig 1785. Fol.)."
451. 1 v. o. Graue Backe; G Grauwacke.
452. 11/12 v. o. Schulenberg; N Truchseßer Schulenburg.
18 v. u. Die Ueberschrift Gebirgsgestaltung im Ganzen und Einzelnen fehlt in G.
458. 9 v. o. Obgesagte; G Obengesagte.
11 v. o. den, nach N; T—G dem.
454. 18 v. u. zeigen; G zeigten.
455. 18 v. o. Hyphologie, nach N; T—Q Histologie (Hyphologie), G Histologie; der Titel des Buches lautet: „System der Histologie", da aber Hyphologie den Sinn wiedergiebt, wenngleich das Wort als wissenschaftlicher Terminus nicht gebräuchlich ist, so hielten wir uns zu einer Aenderung nicht befugt.
458. 4 v. u. Florentiner; G Florentinischen.
459. 5/6 v. o. Professor Schweigger's, nach N; T—Q Professors Schweigger; G Professor Schweigger.
7 v. o. Burgermeisterin, mit N, T, O und G; C und Q Burgermeisterin.
9/10 v. o. Die Worte eine ähnliche Anschauung fehlen in N, T und O; unzweifelhaft ist das Object, welches eben durch diese Worte ergänzt werden soll, nur aus Versehen fortgeblieben, daher wir uns der seit C hergestellten Ergänzung anschließen.
14 v. u. an benachbarten; N—Q am benachbarten, G an der benachbarten.
12 v. u. Der Aufsatz Herrn von Hoff's geologisches Werk, war bisher ungedruckt.
461. 5 v. o. der, fehlt in Ma. (= Manuscript).
15 v. o. Heilige; Ma. Heutige.
20 v. o. Dessau haben wir in die in Ma. offen gelassene Stelle nach S. 460, Z. 11 eingefügt.
6 v. u. Hinter als setze in Ma. ein.
462. 4 v. o. cyanite; Ma. cianythe.
13 v. o. einem; Ma. einen.
13 v. o. den; Ma. dem.
17 v. o. Puddingstone; Ma. Poutingston, vergl. Z. 17 v. u. Poutingstone.
20 v. o. welchem; Ma. welchen.
21 v. o. Solidescenz; Ma. Solitescenz.
12 v. u. kleine, unsere Emendation, die der Sinn offenbar erfordert; Ma. keine.
4 v. u. baltischen; Ma. baldischen.
463. 14 v. o. gerieth auf den Gedanken; Ma. auf den Gedanken gerieth.
17/18 v. u. Hinter aufgeladen setze in Ma. und.
16 v. u. hätten; Ma. hätte.
464. 3 v. o. nahestehenden, nach O; die anderen Ausgaben nachstehenden.
479. 7 v. o. Geschichte, nach M; vgl. Sinders, Wörterbuch ꝛc., II. 2. S. 949. Sp. 2. Anm.
496. 16 v. u. 1828 und 1829; im Original (P) irrthümlich 1827 und 1828, vgl. Einleitung, S. CXXIV.

Dann zuletzt ist unerläßlich,
Daß der Dichter Manches hasse,
Was unleidlich ist und häßlich,
Nicht wie Schönes leben lasse.

Weiß der Sänger dieser Viere
Urgewalt'gen Stoff zu mischen,
Hafis gleich wird er die Völker
Ewig freuen und erfrischen.

8.

Erschaffen und Beleben.

Hans Adam war ein Erdenkloß,
Den Gott zum Menschen machte;
Doch dacht' er aus der Mutter Schooß
Noch vieles Ungeschlachte.

Die Elohim zur Nas' hinein
Den besten Geist ihm bliesen.
Nun schien er schon was mehr zu sein;
Denn er fing an zu niesen.

---

lische (d. h. die indischen Formlosigkeiten). Ich bin froh, daß ich etwas hassen kann; denn sonst zerstört man in Gefahr, aus leidiger Angewöhnung Alles relativ gut zu finden — und das zerstört alle wahre Empfindung". — Da Goethe Anfangs „Hafis" — standirte, so lautete der vorletzte Vers ursprünglich: „Wird er wie Hafis die Völker" (Goethe's Brief an Eichstädt Nr. 182). — Mit der letzten Strophe vergl. Schiller's Punschlied.

8. Erschaffen und Beleben. Gedichtet zu Berka a. d. Ilm, den 21. Juni 1814, nach d. Handschrift, von Zelter bereits am 11. Dec. desselben Jahrs in Nic.' Liedertafel 1818. S. 116 unmittelbar vor I. 7 abgedruckt. Beide Gedichte fanden dadurch sogleich weitre Verbreitung auch durch das von Heitel herausgegebene „Liederbuch der heiligen drei Könige. Zweite Sammlung. Breslau", als Nr. 48 und 49.

Den drei ersten Strophen liegt sowol die Mosaische Erzählung von der Erschaffung des Menschen, als der Koran (Sure IV) und die arabische Sage zu Grunde. Gott schuf hienach den Menschen aus schwarzer Erde und trockenem Thon und befahl dann dem Geiste, hineinzufahren. Der Geist ging durch den Mund ein in die Brust, in das Herz, stieg von da in den Kopf, und als er ins Gehirn gelangt war, da niese Adam und öffnete die Augen (s. die Quellen bei Worm, S. 44). Zu Str. 2. vergl. 1. Mos., 2, 7; Str. 4 ist dagegen Hafisisch.

Perſonenregiſter.

Achenbach, Heinrich Adolph, Oberpfarrer zu Siegen. 97.

Ackermann, Johann Fidelis, Profeſſor der Anatomie u. Chirurgie in Jena, ſpäter in Heidelberg (1765—1815). 235.

Adelung, Johann Chriſtoph, der Sprachforſcher (1732—1806). 525.

Agaſſiz, Louis Johann Rudolph, der Naturforſcher (1807—1873). CLXXXIII.

Alberß, Joh. Abraham, Arzt in Bremen (1772—1821). CXLIV.

Albinus, Bernhard Siegfried, der Anatom, Profeſſor zu Leyden (1696—1770). 142. 226. 231. 233. 539.

Alton, Johann Wilhelm Eduard d', Anatom, Archäolog und Kupferſtecher, Profeſſor der Archäologie in Bonn (1772—1840). XX. C. 274. 283. 287. 2021. 306. 403. 503. 506.

Anaxagoras. 165.

Anna Amalie, Herzogin von Sachſen-Weimar-Eiſenach (1739—1807). XLI. 136.

Archimedes. 355. 518.

Ariſtoteles. 127.

Asclepiodotus, ſtoiſcher Philoſoph. 353.

Aſtruc, Jean, Profeſſor der Medizin zu Toulouſe, dann zu Paris (1684 bis 1766). 77.

Aubuiſſon de Boiſſinß, Jean François d', Geolog u. Civilingenieur (1769 bis 1841). 426.

Auerbach, Berthold. LXXVI.

Autenrieth, Johann Hermann Ferdinand v., Profeſſor der Medizin zu Tübingen (1772—1835). 150. 152.

Ballenſtedt, Johann Georg Juſtus, evangeliſcher Prediger u. geologiſcher Schriftſteller (1756—1840). 280.

Banks, Joſeph, Baronet, engliſcher Naturhiſtoriker und Reiſender (1743 bis 1820). 437.

Bartieri, Paolo, Kustos am königl. botanischen Garten zu Mantua. 183. 501.
Batsch, August Johann Georg Karl, Professor der Medizin und Philosophie, Direktor der naturforschenden Gesellschaft zu Jena (1761—1802). XIII. CXIII. 51. 64. 92. 96. 100. 137. 145. 490. 489.
Batty, weimarischer Landeskommissarius. CLVI.
Baumer, Johann Wilhelm, Professor der Medizin, Bergrath und Landphysikus zu Erfurt und Gießen (1719—1788). 371.
Baurits, Frau Bürgermeister, zu Nürnberg. 457.
Bayle, Pierre, philosophischer Schriftsteller (1647—1706). LXIX.
Beaumont, Jean Baptiste Armand Louis Leonce Elie de, Professor der Geologie an der Bergwerksschule u. am College de France (1798—1874). 468.
Becher, Johann Philipp, nassauischer, dann preußischer Oberbergrath (1752 bis 1831). 513.
Bergman, Tobern Olof, der schwedische Chemiker (1735—1784). 372.
Bernays, Michael. CLII.
Bertuch, Friedrich Johann Justin, Legationsrath zu Weimar (1747—1822). 136. 139. 490.
Berzelius, Johann Jakob, Freiherr von, der schwedische Chemiker (1779—1848). 410. 523.
Biedermann, Woldemar Freiherr v. XXXII.
Blumenbach, Johann Friedrich, Professor der Medizin in Göttingen (1752 bis 1840). CXIX. CXXXI. CXXXVII. CXLf. 222. 265. 502.
Böhlau, Hermann, Verlagsbuchhändler in Weimar. LXXXII.
Boerhave, Hermann, der holländische Arzt (1668—1738). XXXIV.
Böttiger, Karl August, Direktor des Gymnasiums zu Weimar, nachmals Studien-Direktor zu Dresden (1760—1835). CLII.
Bojanus, Ludwig H. v., Professor d. Anatomie zu Wilna (1776—1827). CXLIII. CXLVI.
Bonnet, Charles, naturwissenschaftlicher und philosophischer Schriftsteller (1720 bis 1793). LI. 82.
Born, Ignaz, Edler v., Mineralog. Hofrath bei der Hofkammer des Münz- u. Bergwesens in Wien (1742—1791). 341. 352. 518.
Bratranek, F. Th. XXI. 489.
Braun, Alexander, Prof. der Botanik zu Berlin (1805—1877). CXVI. CXXII. 499.
Breinl, Kreishauptmann zu Pilsen. 397.
Breislak, Scipio, Geolog, Prof. der Mathem. u. Physik zu Neapel, nachmals in Neapel, in Rom und Mailand lebend (1748—1826). 432. 457. 530.
Breteche, Baron von, Hauswirth in Marienbad. 393. 397.
Brisseau-Mirbel, Charles François, Professor der Botanik zu Paris (1776 bis 1854). 150.

Brown, Robert (1773–1858), der Botaniker. 154. 156.
Brünnich (oder Brünig), Morten Thrane, Professor d. Naturgesch. u. Oberberghauptmann in Norwegen (1737–1827). 372.
Bruhns, Karl. XXX.
Brune, Guerbano. LXIX f.
Buch, Leopold von, der Geolog (1774–1853). CLXXV. 377.
Buchholz, Wilhelm Heinrich Sebastian, Dr., Hofapotheker zu Weimar (1734 bis 1798). XXII. XLI. 60. 477. 485.
Büttner, Christian Wilhelm, Natur- und Sprachforscher, Prof. in Göttingen, Hofrath, zuletzt praeceptor in Jena (1716–1801). CVII. CX. 64. 490.
Buffon, Georg Ludwig Le Clerc, Graf v., der Naturforscher (1707–1788). XXXIII. 12. 191. 263. 265.
Buonarotti, Michel Angelo. XXX. XLVIII f.
Burnett, Gilbert Thomas, Professor der Botanik am Kgl. Institut zu Arnheim (1800 bis 1835). 160.
Bury, Friedrich, Maler aus Hanau (gest. 1793). 91.

Camper, Peter, der holländische Anatom (1722–1789). CXXVIII f. CXXII. CXXIII f. CXXVII–CXL. 12. 199. 222. 227. 236. 261 f. 263. 302.
Candolle, Aug. Pyrame de, der Botaniker (1778–1841). CXV. 157. 158. 163. 483 f. 486 f. 494 f. 537.
Caro, E. (französischer Schriftsteller). LX. LXIII. LXXI f.
Carus, Karl Gustav, Professor u. Leibarzt zu Dresden (1789–1869). XX. CIV f. CL. 256. 297. 305.
Cellini, Benvenuto, Goldarbeiter und Bildhauer (1500–1571). XLVIII.
Chamisso, Adalbert v., der Dichter (1781–1838). XXX.
Charpentier, Johann Friedrich Wilhelm Toussaint v., zuletzt Berghauptmann in Freiberg (1738–1805). CLVII. 357. 371. 451.
Charpentier, Johann v., Sohn des Vorigen, Director der Saline zu Bex im Waadtlande und Honorarprof. der Min. zu Lausanne (1786–1855). CLXXXIII f.
Cheselden, William, Anatom u. Chirurg (1688–1752). 236.
Chladni, Ernst Florens Friedrich, der Physiker (1756–1827). 70. 415.
Claudius, Matthias (genannt Asmus oder der „Wandsbecker Bote") (1740 bis 1815). XCIX.
Cohn, Ferdinand. 485.
Colner, Balcher, Arzt u. Anatom, Stadtphysikus in Nürnberg (1534–1576). CXXIX. 190.
Cotta, Heinrich, Director der Forstakademie zu Tharandt (1763–1844). IX.
Cousin, Victor, der französische Philosoph (1792–1867). 492.

Cramer, Ludwig Wilhelm, Dr., herzogl. sachsen-hildburgh. u. Hofgerichtsrath (1755—1802). 97.
Credner, Hermann. 319.
Cuvier. XI. XX. LX. LXIII. XCII. XCVIf. CLXI. CLXXXIV. 266. 286. 306. 342.

Dalberg, Karl Theodor Anton Maria Freiherr von und zu, Dr. jur., Koadjutor, dann Kurfürst zu Mainz, Fürst-Primas des Rheinbundes und Großherzog von Frankfurt (1744—1817). 63. 92.
Darwin, Charles. LXI—LXIV. LXVI. LXXVII. LXXXIXf. XCIII. XCVIf. CV. 486.
Daubenton, Louis Jean Marie, Fortsetzer (1716—1800). 12. 199. 209. 265.
David, Martin Alois, Professor der Astronomie und Direktor der Sternwarte zu Prag (1757—1836). 296.
Dennstedt, August Wilhelm, Professor d. Botanik zu Belvedere bei Weimar. 138.
Desmarest, Nicolas, französischer Physiker (1725—1815). 371. 374.
Diderot, Dionys, der Encyclopädist (1713—1784). 12.
Dietrich (Familie) zu Ziegenhain. 62. 478.
Dietrich, Friedrich Gottlieb, Prof. der Botanik und Garten-Inspektor zu Eisenach (1768—1850). XIII. CVIII. 62f. 478. 485f.
Döbereiner, Johann Wolfgang, Professor der Chemie in Jena, Geh. Hofrath (1780—1849). XXII. XXIV. 120. 363.
Dohrn, Anton. LXII.
Dolomieu, Teodat Guy Sildain Tancrède Gratet de, Geolog u. Reisender (1750—1801). 374.
Don, David, englischer Botaniker. 169.
Douglas, engl. Botaniker (1799—1833). 171f.
Du Bois-Reymond, Emil. LXIIf.
Dünzer, Heinrich. XLI. CXLVII.
Dürrhaum, Joh. Martin, Kastos bei ethnologischen Museums zu Jena. 235.
Dutrochet, René Joachim Henri, Physiolog (1774—1847). 130. 171f. 177. 497.
Duverney, Joseph Guichard, Professor der Anatomie zu Paris (1648—1730). 199. 265.

Ebers, J. J. F. XXIV.
Ehrmann, Johann Peter (1792—1854). XX. XXXII. XXXVI. LIX. LXXVI. LXXXVI. XCVII. CXVII. CLXXVI. CLXXVIII.
Ehrmann, Johann Friedr., Prof. der Medizin zu Straßburg (1710—1797). XXXIII.
Eichler, Andreas Chrysogon, Polizei-Oberkommissär zu Teplitz (1762—1841). 309.

Eichstädt, Heinrich Karl Abraham, Geh. Hofrath, Prof. der Philosophie und Oberbibliothekar zu Jena (1772—1848). 499.
Emmert, L., Kupferstecher. 142.
Ernst August, Herzog von Weimar (1688—1748). 134.
Eschwege, Wilhelm Ludwig v., Bergamts-Assessor zu Riegelsdorf in Hessen, Generaldirektor der brasilianischen Goldbergwerke, Oberberghauptmann v. Portugal (1777—1855). 354.
Ettinger, Karl Wilhelm, Verlagsbuchhändler in Gotha. CXII. 77.
Eustachius (Eustachi), Bartolomeo, Anatom, † 1574 zu Rom. 231. 233.

Falger, M., Kupferstecher. 142.
Falk, Johannes Daniel, Dichter (1768—1826). XLV. XCIX.
Fallopius (oder Fallopia), Gabriel, Prof. d. Anatomie u. Chirurgie zu Padua (1523—1562). 233. 340.
Faujas de St. Fond, Barthélemi, Prof. der Geologie am Museum der Naturgesch. zu Paris (1741—1819). 374. 437.
Ferber, Johann Jakob, Prof. der Physik u. Naturgesch. in Mitau, nachmals in Petersburg (1743—1790). 48. 371.
Feruſſac, André Etienne Just Pascal Joseph François d'Audebard Baron de, Naturforscher (1781—1836). 162. 496.
Fickert, Karl Rudolph. 518.
Fischer, Christian August, Professer der schönen Literatur zu Würzburg (1771 bis 1829). 447.
Fischer, Gotthelf (von Waldheim), Prof. der Naturgesch. u. Bibliothekar an der Centralschule zu Mainz, I. russischer Staatsrath u. Vicepräsident der medizinisch-chirurgischen Akad. zu Moskau (1771—1853). 97. 242. 503.
Fleischer, Gerhard, Verlagsbuchhändler in Leipzig. 77.
Forster, Johann Reinhold, der Naturforscher und Reisende (1729—1798). 257.
Forster, Johann Georg Adam, des Vorigen Sohn (1754—1794). CXXVIII. CXXX. 257.
Frese, Julius. CXX. CXLI.
Friedländer, Ludwig Hermann, Professer der Medizin zu Halle (1790—1851). 154.
Friedrich Wilhelm III., König von Preußen. 398.
Fritsch, Friedrich August, Freiherr v., Oberforstmeister, Oberlandjägermeister zu Weimar (1768—1833). 132. 181.
Frommann, Buchhändler in Jena († 1836). 494.
Froriep, Ludwig Friedrich v., Dr. med., Prof. in Jena, Halle, der Chirurgie und Geburtshülfe in Tübingen, Obermedizinalrath zu Weimar (1779—1847). CXLI. 247.

Fuchs, Johann Friedrich, Dr. med., Hofrath u. Professor der Anatomie zu Jena (1774–1839). 235. 237.

Fürstenberg, Friedr. Wilh. Franz v., Minister zu Münster (1729–1811). XXXV.

Gaßer, Joseph, Ritter von Ehrenfeld. 415.

Gärtner, Joseph, Prof. d. Anatomie zu Tübingen, nachmals d. Botanik zu Petersburg u. Direktor des bot. Gartens und des naturhist. Kabinets daselbst (1732–1793). 43.

Galenus, Claudius, der griechische Arzt und Anatom im 2. Jahrh. n. Chr. 221. 225. 228. 231 f. 243.

Gay-Lussac, Joseph Louis, der französische Chemiker (1778–1850). 491.

Gegenbaur, Karl. CXLVIII ff.

Gehler, Joh. Samuel Traugott, Privatdocent d. Mathematik u. Dr. jur. (1751–1795). XXIII.

Geoffroy St. Hilaire, Etienne de, Professor der Zoologie zu Paris (1772 bis 1844). XI. XXI. LX. LXIII. CV. CXIV. 500.

Geoffroy St. Hilaire, Isidore de, des Vorigen Sohn, Prof. d. Zoologie an der Fakultät d. Wissenschaften zu Paris (1805–1861). LX. LXIII.

Gessner, Johannes, Prof. d. Mathematik u. Physik zu Zürich (1709–1790). 61. 477.

Gleditsch, Ritter von. 357.

Gingins-Lassaraz, Frederic de. CXXIII. 157. 161. 488. 537.

Gioeni, Joseph, Prof. d. Naturgeschichte zu Catania (1747–1822). 374.

Gleichen-Rußworm, Wilhelm Friedrich Freiherr v., Naturforscher (1717–1783). CVII.

Glenck, Karl Christian Friedrich, Salinendirektor zu Gotha (1779–1845). 467.

Göbel, Karl Christoph Traugott Friedemann, Prof. der Pharmazie in Jena, dann in Dorpat (1794–1851). 408.

Göschen, Georg Joachim, Verlagsbuchhändler zu Leipzig. CXII. 76.

Goethe. IX–XVI. XIX–CLXII. CLXVI–CLXX. CLXXV–CLXXXIV. 96. 124–128. 129. 131. 148. 149 f. 151–153. 157–159. 161 f. 241. 254. 413. 475 f. 483–486. 500–506. 508. 514 f. 517–525. 527 ff. 533 ff. 538 ff. 542 ff. 548 ff.

Göttling, Johann Friedrich August, Dr. med., Professor der Chemie, Pharmazie und Technologie zu Jena (1753–1809). XXII. 60 f. 477.

Goethe, Goethe's Turner. CXLVII.

Graberg, Johannes Martin, schwedischer Botaniker. LXXX.

Grudl, Zacharias, Brunneninspektor in Marienbad. 397.

Grämer, Joseph Sebastian, Magistrats- u. Kriminalrath zu Eger (gest. 1864). 379. 410. 521 f. 523.

Guettard, Jean Etienne, Mineralog (1715–1786). 374.

Haberle, Karl Konstantin, zuletzt Prof. d. Botanik in Pest (1764—1832). XLIV.
Hädel, Ernst. LXIII. LXIV. XCII. XCIV.
Haller, Albrecht v., der Physiolog (1708—1777). XXXIII f. LI. CXIII. 85. 492.
Hamel, Joseph. 447.
Hausmann, Johann Friedr. Ludwig, Prof. in Göttingen (1782—1859). 528.
Hedwig, Johannes, Professor der Medizin u. Botanik in Leipzig (1730 bis 1799). CXXIV. 24. 476.
Hegel, Georg Wilhelm Friedrich, der Philosoph (1770—1831). CXLV.
Heidler, Karl Joseph, Edler v. Heilbronn, Arzt zu Marienbad und Prag (1792—1866). 307. 521. 523.
Heinroth, Johann Christian August, Dr. med., Prof. der psychischen Therapie zu Leipzig (1773—1843). LVI.
Heinse, Johann Jakob Wilhelm, der Dichter (1746—1803). 91.
Helmholtz, Hermann. L. LXI.
Hener, Renatus, Arzt zu Lindau, studirte in Italien unter Besalius. 232. 502.
Henschel, August Wilhelm Eduard Theodor, Arzt und Privatdocent in Breslau (1790—1856). 112. 492.
Herbell, J. F. Mich. 222.
Herder. XXII. XXXIX. XLI. XLIII. LIV. LXIV. LXVII. XCIX f. CXXX. CXXXIII ff. CXLf. CXLVII. CLIII. CLXXXIII. 13. 475. 482. 524.
Hesiodus. CLXXI.
Heusinger, Karl Friedrich, Dr. med., Militärarzt, Professor d. Medizin in Jena, der Anatomie u. Physiol. in Würzburg, dann in Marburg (geb. 1792). 455.
Hill, John, engl. Botaniker und Apotheker (1716—1775). 487.
Hirschfeld, Christian Caj. Lorenz, Prof. der Philosophie und d. schönen Wissenschaften zu Kiel, um die Kunstgärtnerei besonders verdient (1742—1792). 133.
Hirzel, Heinrich, Prof. d. Logik u. Mathematik in Zürich, nachmals d. Philosophie das. (1766—1833). XXX.
Hirzel, Salomon (1804—1877). XIV. 514.
Hoff, Karl Ernst Adolph von, Geolog, zuletzt Direktor der wissenschaftlichen und Kunstsammlungen zu Gotha (1771—1837). XIV. CLXXXIII. 459 f. 587 ff.
Hogarth, Wilhelm, Künstler zu London (1698—1764). LII. 284.
Hohe, Friedrich, Lithograph und Maler. 143.
Homburg, Karl Friedrich, Professor zu Jena. 235.
Homer. XLIX.
Humboldt, Alexander von. XX. XXIX f. CLI. CLIX. CLXXV. 97. 101. 150. 245. 377. 412. 490 f.

Humboldt, Wilhelm von. CLI. 245.
Hunter, John, Anatom und Chirurg zu London (1728—1793). 220.
Hutton, James, Geolog (1726—1797). CLXXV.
Huxley, Thomas. CXLVIII.

Jacobi, Friedr. Heinrich, der Philosoph (1743—1819). XXXI. LXXI. CLf.
Jacobi, Maximilian, Dr. med., des Vorigen Sohn. CLI. 245.
Jäger, Georg Friedrich von, Professor der Naturgeschichte am Gymnasium zu Stuttgart (1785—1866). LXXXII. 102. 105f. 109. 149. 279. 280. 282. 491. 506.
Jahn, Otto, Philolog und Archäolog, Prof. zu Bonn (1813—1869). XI.
Jessen, Karl F. W. CXVIII.
Joseph, Joh. Wilhelm, Prof. der Anatomie, Chirurgie und Geburtshilfe zu Rostock (1763—1845). 191. 263.
Junker-Bigatto, Klemens Freiherr v., kgl. baier. Kämmerer. 409. 522.
Jussieu, Antoine Laurent de, Prof. der Botanik zu Paris (1748—1836). CXIII. 96. 100. 159.

Kahlert, A. XXIV.
Kalb, Charlotte v., geb. v. Ostheim (1761—1843). CXLVII.
Kant. LVI. LXV. LXXVII. CII.
Kapp, Christian Erhard, Arzt (1730—1824). XXXII.
Karl August, Großherzog von Weimar (1757—1828). XX. XXII. XXXIX 60 XLII. XLVI. CVII. CXIII. CXXVII. CXXXIII. CXLII. CL. CLIII. CLVI. CLXVII. 489.
Karsten, Dietr. Ludw. Gustav, Mineralog, Oberbergrath im Ministerium zu Berlin (1768—1810). 353.
Kauffmann, Marie Anna Angelika, verehel. Zucchi, Malerin in Rom (1741 bis 1807). 73.
Kecht, J. Sm. (gest. 1825). 484.
Keferstein, Christian, Geolog, Justizkommissar zu Halle (1784—1866). 383f. 386. 392. 400f.
Keil, Robert. XXII. XLI. LV. CVI. CXXVIII. CLIV.
Kielmeyer, Karl Friedrich v., Prof. d. Medizin u. Chemie zu Tübingen (1765 bis 1844). CLI.
Kieser, Dietrich Georg, Stadtphysikus in Nordheim, Prof. d. Medizin in Jena (1779—1862). 131. 148. 150.
Kinsky, Franz Joseph Graf v., Österr. General (1739—1805). 518.
Kircher, Athanasius, Jesuit, lehrt in Würzburg Weltweisheit, Mathemat., hebr. u. syr. Sprache, dann in Avignon, zuletzt in Rom (1601—1680). 471. 529.
Kirchhoff, Alfred. CXII. CXVI. CXVIIIf. CXXIIIf. 476.

Kirchmann, Julius v. LVI. LXV. CIII.
Kirwan, Richard, englischer Chemiker u. Geolog (1750—1812). 372.
Klebelsberg, Franz, Graf, Gubernial-Vicepräsident in Böhmen. 387 f. 397.
Klettenberg, Susanne Katharine v. (1723—1774). XXXIII.
Knebel, Karl Ludwig v., Major, seit 1804 in Jena privatisirend (1744—1834). IX. XX. XXII f. XXXVII. XXXIX. XLVI. LII. LV. LXIV. LXXI f. XCI. CVIII. CX. CXIV. CXXXII. CXL. CL. CLVI. CLIX. CLXVIII f. CLXXIX. CLXXXIII. 136. 487.
Knoll, David, Mineralienhändler zu Karlsbad. 335. 339. 402. 514 f. 548 f.
Köpke, Ernst, Director der Ritterakademie zu Brandenburg a. d. H., Mitglied des Domkapitels. CXLVII.
Körner, Christian Gottfried, der Freund Schiller's (1756—1831). XLIII. LIV.
Körte, Wilhelm, Dr., Schriftsteller zu Halberstadt (1776—1846). XCII f. XCVI. 280. 282 f. 287.
Kolowrat-Liebsteinsky, Johann, Burggraf von, Feldmarschall-Lieutenant. 404.
Konstantin, Friedrich Ferdinand, Prinz zu Weimar (1758—1793). 136.
Kopp, Hermann. 455.
Kraus, Georg Melchior, Maler, Director des Zeichneninstituts in Weimar, Rath (1737—1806). CLXVI. 400. 429.

Lamarck, Chevalier Jean Baptiste Ant. Pierre Monet de, der Naturforscher (1744—1829). LXIV. XCII.
Lavater, Joh. Kaspar (1741—1801). XXX. XXXV f. CXXVII f. 12. 475.
Lecoq, Botaniker. LXIII.
Le Grand d' Aussy. 437.
Leonardo da Vinci. XXX. CLX.
Leonhard, Karl Cäsar, Ritter von, zuletzt Professor der Geognosie zu Heidelberg (1779—1862). CLXVIII. CLXXIX. 327. 352. 390. 427 f. 514. 517. 525. 543. 547.
Leveling. 230.
Lewes, Georg Henry (der englische Biograph Goethe's). CXX. CXLI. CXLVII. CLII.
Liechtenstein, Moriz Joseph, Fürst v., österreich. Feldmarschall-Lieutenant (1775 bis 1819). 368.
Lindley, John, Professor der Botanik zu London (1799—1865). 169. 171.
Link, Heinrich Friedrich, Dr. med., Professor der Zoologie, Botanik u. Chemie in Rostock, dann Professor der Botanik in Breslau und zuletzt in Berlin (1767—1851). 155.
Linné. XIII f. XXVIII. XXXIII f. LXXVIII. LXXX. CVII f. CXIII. 17. 31. 48—50. 61. 62. 64—67. 69. 103. 132. 148. 150. 154 f. 159. 257. 477 f. 480 f. 485. 506.

Lips, Johann Heinrich, schweiz. Zeichner, Maler und Kupferstecher (1758 bis 1817). 240. 503.

Littrow, Joseph Johann Oder v., der Astronom, Direktor der Sternwarte zu Wien (1781—1840). CLVII.

Lobkowitz, August Longin Fürst von, Herzog zu Raudnitz, österreich. Staatsmann, Hof- und Kammerpräsident im Münz- und Bergwesen (1797—1841). 406.

Lobstein, Johann Friedrich, Professor der Medizin zu Straßburg (1736—1784). XXXIII.

Loder, Justus Christian v., Prof. der Medizin in Jena und Geh. Hofrath, dann in Halle, zuletzt Leibarzt u. Staatsrath in Moskau (1753 bis 1832). XXIf. CXXVII. CXXX. CXXXIII f. CXL. CLII. 12. 223. 237f. 294.

Löbel, Faktor in Altenburg. 363.

Loeper, Gustav von. XIVf. XXXIII. LIV. CLXI. CLXVIIIf. 518. 520. 526.

Löhl, Bergmeister. 493.

Lorenz, Adam, Ackermann zu Niederhausen. 109.

Loureiro, Johann de, portugies. Botaniker (1715—1796). 489.

Lucrez, der römische Dichter. XLV.

Ludwig, Christian Gottlieb, Prof. der Medizin zu Leipzig (1709—1773). XXXIII.

Ludwig I., König von Baiern. 487.

Ludwig XIV., König von Frankreich. 77.

Lyell, Charles, der Geolog (1797—1875). LXXXIV. CLXXVII. CLXXXf.

Mahr, Joh. Christian, Berginspektor zu Ilmenau (1787—1868). LXXXII.

Mallet, Benoit de, französischer Diplomat u. Reisender (1656—1738). CLXXII.

Martius, Karl Friedrich, Prof. der Botanik zu Montpellier (geb. 1806). CVI.

Martius, Karl Friedrich Philipp v., Dr. med., Mitglied der baier. wissenschaftl. Expedition nach Brasilien, Direktor des botanischen Gartens in München (1794—1868). XX. CXIV. 142f. 172. 176. 178. 489. 496. 499.

Maton, John, Mineralog, Mineralienhändler in London u. Reisender (1764 bis 1829). 357. 518f.

Meckel, Johann Friedrich, Prof. der Anatomie u. Physiologie zu Halle (1781 bis 1833). 86. 90.

Meding, H. LXIII.

Meinecke, Johann Ludwig Georg, Professor der Technologie in Halle (1781 bis 1823). 152.

Mende, Steinschneider. 358.

Merck, Johann Heinrich, Kriegsrath in Darmstadt und Schriftsteller (1741 bis 1791). XXVII. XXXVIIIf. XLI. LIV. CVIf. CXXVIIIff. CXXXI. CXL. CLIII. CLV—CLIX. CLXVI. 12. 246f. 502. 505.

Doch mit Gebein und Glied und Kopf
Blieb er ein halber Klumpen,
Bis endlich Noah für den Tropf
Das Wahre fand, den Humpen.

Der Klumpe fühlt sogleich den Schwung,
Sobald er sich benetzet,
So wie der Teig durch Säuerung
Sich in Bewegung setzet.

So, Hafis, mag Dein holder Sang,
Dein heiliges Exempel
Uns führen bei der Gläser Klang
Zu unsres Schöpfers Tempel!

9.

Phänomen.

Wenn zu der Regenwand
Phöbus sich gattet,
Gleich steht ein Bogenrand
Farbig beschattet.

In der Handschrift führt das Gedicht die Ueberschrift: Die 18. Gasele des Buchstaben Dal, und diese Gasele enthält bei Hafis (Hammer, I. 234) die Verse:

Die Säuerung von Adam's Stoff.
Nichts Anders ist der Trinker Thun.

Diese sind daher die Quelle unsers Gedichts (vergl. auch das. I. 106 und 417). „Ohne jene Säuerung," sagt Hammer in der Note zu dieser Stelle, „bliebe der Mensch ein abgeschmackter, ungegohrner Klumpen" — ein Ausdruck, den Goethe in Strophe 3 und 4 rezipirte, indem er zugleich den ersten Menschen durch den Vornamen Hans (wie der Dichter Sandy den Tod Hans Mors nannte) volksthümlich individualisirte. — V. 1 der letzten Strophe lautete Anfangs, aus dem bei Nr. 7 angegebenen Grunde: „So soll, Hafis, Dein holder Sang". — Die sofische Nutzanwendung der Schlußstrophe ist klar. Vergl. aus dem Buch des Schenken Nr. 4: Der Trinkende blickt Gott frischer ins Angesicht. — Weitliche Anklänge bei Geb. Frank (Hafis. 2): „Der Wein, der das adamisch Röslein (den Menschen) lauten macht" und im Motto zum Uhland-Kerner'schen Sonntagsblatt 1807: „Es soll uns noch verdampfen der wasserreiche Erdenkloß" (Weinlied).

9. Phänomen. Dies und die drei folgenden Gedichte, von welchen in der 1. Ausg. die Nr. 11 unserer Nr. 9 voraufging (geändert in der A. L. H.), sind

Metternich, Fürst v., Klemens Wenzel Nepomuk Lothar, der östreich. Diplomat (1773—1859). 402.

Meyer, Ernst Heinrich Friedrich, Dr., Professor u. Director des botanischen Gartens zu Königsberg (1791—1856). 153.

Meyer, Johann Heinrich, Professor an der Zeichnenschule zu Weimar, Director und Hofrath (1759—1832). XXV. XLVII. CLXXVIII. 91.

Michaux, Andrè, Botaniker und Reisender (1746—1802). 154.

Michelet, Karl Ludwig. CXLV.

Mohl, Hugo v., Prof. der Botanik zu Tübingen (1805—1872). CXXVI.

Molbenhawer, Johann Jakob Paul, Professor der Botanik in Kiel (1766 bis 1827). 150.

Monro, Alexander, Professor der Anatomie u. Chirurgie zu Edinburgh (1697 bis 1767). 231.

Montet, Jacques, Chemiker und Geolog (1722—1782). 371. 374. 548.

Morgenstern, Karl v., Professor der Philologie zu Halle, der Beredsamkeit am Athenäum zu Danzig, dann zu Dorpat (1770—1852). XLV.

Moritz, Karl Philipp, zuletzt Professor an der Akademie der bildenden Künste zu Berlin (1757—1793). CXI. 91 f.

Moses. CLXXI.

Müller, Joseph, Steinschneider zu Karlsbad (1734—1817). CLXIII. 312 f. 325—329. 367 ff. 381. 402. 508. 513 f.

Müller, Johannes, der Physiolog (1801—1858). LIII. CLII.

Müller, Karl Wilhelm, Dr. XXI. CXV.

Müller, Theodor Adam Heinrich Friedrich v., Kanzler zu Weimar (1779—1849). CVI. CLIV. CLXXIX.

Mundt, Theodor, Schriftsteller, Prof. der allgem. Literatur und Geschichte in Breslau, dann Prof. und Universitätsbibliothekar zu Berlin (1808 bis 1861). XL.

Nägeli, Karl. LXXX. CXXVI.

Nees von Esenbeck, Christian Gottfried, Professor der Botanik in Erlangen, dann in Bonn, zuletzt in Breslau (1776—1858). LXXX. 110. 131. 150. 489. 492 f. 503 f. 520. 522.

Newton. X. LIX.

Ricati, Konstantinus. 254.

Nicolovius, Franz, Generalprokurator in Köln. 529.

Nöggerath, Johann Jakob, Prof. der Mineralogie u. d. Bergwerkswissenschaften zu Bonn, Mitglied des Oberbergamts (geb. 1788). 431. 438.

Nose, Karl Wilhelm, Dr. med., privatisirender Gelehrter und geologischer Schriftsteller zu Godesberg bei Bonn (1763—1835). 355. 371 f. 520.

Oken, Lorenz, Professor der Naturwissenschaft in Jena, dann in Zürich (1779 bis 1851). CXL. CXLII—CXLVIII. 131.

Orpheus. CLXXI.

Ostander, Friedrich Benjamin, Prof. der Entbindungskunst in Göttingen (1759—1822). CXL.

Ovid. XXVIII. CLXXI. 99.

Owen, Richard. CXLI. CXLVIII.

Päringer, J., Kupferstecher. 142.

Pander, Christian. C.

Petit-Thouars, Louis Marie Aubert du, französischer Botaniker und Reisender (1758—1831). 156. 160.

Philippi. 506.

Pini, Ermenegilde, Architekt und Mineralog zu Mailand (1739—1825). CLXVII. 445.

Plato. XX. 127.

Playfair, Prof. der Naturwiss. zu Edinburgh (1748—1819). CLXXXII. CLXXXIV.

Pohl, Emanuel, Professor d. Naturgesch. u. Technologie in Prag, dann Prof. d. Medizin in Wien (1782—1824). 410. 523.

Poiret, Jean Louis Marie, Naturforscher und Reisender (1755—1834). 160.

Poisson, Simeon Denis, der Mathematiker und Physiker (1781—1840). CLXXVII.

Portland, Herzogin von, Gemahlin des britischen Staatsmannes William Henry Cavendish Bentinck Herzog v. —. 65.

Posidonius, stoischer Philosoph aus Apamea in Syrien, lehrte zu Rhodus (135 bis 51 v. Chr.). 353.

Prätorius, Hieronymus, Prof. der Ethik und Politik, dann der Physik zu Jena, bekleidete später verschiedene theolog. Aemter zu Würzburg, Weimar, Schleusingen und Schmalkalden (1595—1651). 62. 478.

Preen, A. v., Kammerherr zu Rostock (gest. 1822). 460. 462f. 528.

Purkinje, Johann Evangelista, Professor der Physiologie in Breslau, dann in Prag (1787—1869). 455.

Racknitz, Joseph Friedrich Freiherr v., Hofmarschall in Dresden (1744—1818). 311f. 508.

Raspe, Rudolph Erich, Prof. d. Alterthümer u. Aufseher der Antiquitäten und des Münzkabinets zu Kassel, nachmals bei den Bergwerken in Cornwallis angestellt (1737—1794). 371.

Redouté, Pierre Joseph, Blumenmaler (1759—1840). 67.

Reichenbach, Heinrich Gottlieb Ludwig, Professor der Naturgesch. a. d. medizinisch-chirurg. Akad. zu Dresden u. Direktor d. bot. Gartens (geb. 1793). CXIV. 159. 163. 180.
Reichert, Johann, Hofgärtner zu Belvedere bei Weimar. 135 f.
Reifenstein, Joh. Friedrich, sachsen-gothaischer u. russischer Hofrath, Direktor d. Erziehungs-Instituts für russ. Künstler zu Rom (1719—1783). 73.
Reitenberger, Karl, Prälat zu Tepl (1783—1860). 396.
Renner, Theobald, Professor der vergl. Anatomie und Direktor der Thierarzneischule zu Jena (1779—1850). XX. 236.
Reuß, Franz Ambrosius, Dr. med., Bergrath zu Bilin (1761—1830). 330. 371.
Reuß, Heinrich XIII., Fürst v. R.-Plauen (1747—1817). XXIII.
Richard, Louis Claude Marie, Prof. an d. medizinischen Schule zu Paris (1754 bis 1821). 154.
Richter, Karl Fr. 320.
Riemer, Friedrich Wilhelm, Dr., Hofrath, Gymnasialprofessor u. Bibliothekar zu Weimar (1774—1845). XXIV f. XLIV f. XLVII. LXXII. LXXXIII. CXLII. 312. 486.
Rochlitz, Johann Friedrich, Schriftsteller (1789—1842). X.
Rodenberg, Julius. LXIII.
Röper, Johann, Professor d. Botanik zu Basel, nachmals zu Rostock. 153 f.
Rögler, Karl Anton, Oberbergwerksinspektor in Böhmen. 371.
Rolfink, Werner, Professor der Anatomie in Jena (1599—1673). 62. 478.
Rousseau, Jean Jacques. CVI f. 65. 67. 487.
Rumeberg, Ephraim Otto, Direktor der Landvermessungskommission in Finnland (1722—1770). 537.
Ruppe, Heinrich Bernhard, Botaniker (1668—1719). 62. 478.

Sachs, Julius. LXIX. CXV. CXIX—CXXV.
Saint-Hilaire, Auguste de, Professor der Botanik in Paris (1779—1853). CVI. CXII f.
Salm-Dyck, Fürst zu. 434.
Sanders, Daniel. 530. 550.
Saussure, Horace Benoît de (der Aeltere), Prof. d. Naturgesch. zu Paris (1740 bis 1799). CLVI.
Schade, Oskar. XXIV.
Scheele, Karl Wilhelm, der schwedische Chemiker (1742—1778). 318.
Schelling, Friedr. Wilhelm Joseph, der Philosoph (1775—1854). CXVIII. CXXII.
Schelver, Friedrich Joseph, Professor der Philosophie in Jena, nachmals der Medizin zu Heidelberg (1778—1833). XIII. 111 ff. 131. 137. 139. 149 f. 492.

Schiller. XL. XX. XXV. XXIX. XLVIII ff. LIV. LVIII. LXVIII. LXXXIII. CXLVII. 91 ff. 242. 473.

Schimper, Karl Friedrich, Botaniker u. Geolog (1803—1867). CXXII. CXXIV.

Schuhr, Christian, Botaniker, Universitätsbuchhändler zu Wittenberg (1741 bis 1811). 140.

Schlegel, Paul Marquard, Professor d Medizin u. Direktor des bot. Gartens in Jena (1605—1653). 62. 478.

Schleiden, Matthias Jakob. XXX. CXV—CXIX. CXXII. CXXVI.

Schlotheim, Ernst Friedr. Baron v., der Geolog (1764—1832). CLIX.

Schmidt, Friedrich August, Bergamtsassessor zu Altenberg. 362.

Schmidt, Oskar. LXIV.

Schneider, Joh. Gottlob, Philolog u. Naturforscher, Professor der Beredsamkeit zu Breslau (1750—1822). 265.

Schöll, Adolph. XX. XXXI—XXXV. LXX.

Schreibers, Karl, Ritter v., Direktor der vereinigten Naturalienkabinette zu Wien (1779—1857). 236. 282.

Schröter, Friedrich, Professor zu Jena. 237.

Schütz, Christian Wilhelm v., Herr auf Reichenwalde, Ritterschaftsdirektor der Neumark, zuletzt in Dresden (1776—1847). XII. 125. 492 f.

Schweigger, Johann Salomon Christoph, Professor am Polytechnikum zu Nürnberg, nachm. Professor der Physik u. Chemie in Halle (1779—1857). 459.

Sckell, Forstmann in Weimar. 58. 476.

Sckell, Johann und Christian (Brüder), Gartenin spektoren zu Belvedere bei Weimar. 136.

Seidel, Johann Heinrich, Hofgärtner zu Dresden (1744—1815). 147.

Seneca, L. Annaeus, der römische Philosoph († 65 n. Chr.). 353. 513.

Shakespeare. XIV. LIV—LXXVIII. 61. 478.

Sintenis. XLV.

Smith, William, Geolog (1770—1839). CLIX.

Sömmerring, Samuel Thomas v., der Anatom (1755—1830). XX. XXVII. CXXVIII. CXXXI. CXXXIII. CXXXV. CXXXVII. CXLI. 12. 239. 241. 247. 265. 502.

Soret, Friedrich Jakob, Erzieher des Prinzen Karl Alexander von Weimar, Hofrath (1795—1865). XXI. CXIV. 420. 475. 483 f. 487 f. 494 ff. 500.

Sorriot de St Hoft, Andreas Baron, österreich. Generalmajor. 424.

Soulavie, J. L. Giraud, Abbé, verläßt den geistlichen Stand während der Revolution, an der er Theil nimmt; Ministerresident in Genf; Schriftsteller (1752—1813). CLXV.

Spielmann, Jakob Reinhold, Prof. der Medizin zu Straßburg (1722—1783). XXII. XXXIII.

Spinoza. XIV. XXXI. LXIX—LXXII. LXXIV ff. LXXVIII f. CXXXII. 61. 478. 485.

Spix, Johann Baptist v., Dr. med., Konservator der zoologisch-zootomischen Sammlung der Akademie d. Wissenschaften zu München (1781—1826). 144. 240. 503.

Sprengel, Kurt, Dr., Prof. d. Medizin u. d. Botanik, Direktor des bot. Gartens zu Halle (1766—1833). 98. 151.

Stahr, Adolph Wilhelm Theodor (1805—1876). XXXVIII.

Stark, Johann Christian (der Aeltere), weimar. geh. Hofrath u. Leibarzt, Prof. der Medizin in Jena (1753—1811). 146.

Steffens, Heinrich, Prof. d. Physik und philosophischen Naturlehre in Halle, dann in Berlin (1773—1845). 131.

Stein, Charlotte Albertine Ernestine v., geb. v. Schardt (1742—1829). XI. XXII. XLI f. XLIV. LXIV. LXX. LXXVIII. CVIII f. CXIX f. CXXVII. CXXXIII. CLIV f. CLX f. CLXVII f. CLXXV. 487. 524.

Stein, Friedrich Konstantin, Freiherr v., der Vorigen Sohn, Generallandschaftspräsident von Schlesien (1773—1844). XXIV. CLXXIV.

Stenø, Nicolaus, Arzt u. Theolog, lange Zeit Prof. der Anatomie zu Kopenhagen (1638—1686). CLIX. 505.

Sternberg, Kaspar, Graf v., Geh. Rath der Hochstifte Regensburg u. Freising, Majoratsherr zu Bergina, naturhistorischer Schriftsteller (1761—1838). XXI. LVIII. CVI f. CIX. CLV. 381. 397. 404. 410. 497. 500. 521. 523 f. 527.

Stiebenroth, Ernst, Prof. d. Philosophie zu Greifswalde. 303.

Sue, Jean Joseph, Chirurg, Prof. der Anatomie am Collège de Chirurgie, Chef der Charité, Prof. an der Akademie für Malerei und Skulptur zu Paris (1710—1792). 231.

Sulzer, Friedrich Gabriel, Geh. Hofrath u. Arzt zu Neuneburg (1749—1830). 333.

Swieten, Gerard Freiherr von, Prof. d. Medizin zu Leyden, nachmals Leibarzt Maria Theresia's u. Direktor d. Medizinalwesens der österreich. Monarchie (1700—1772). XXXIV.

Sylvius, Jakob, Anatom (1478—1555). 232. 502.

Theophrastos, der Schüler des Aristoteles. 152.

Tischbein, Joh. Heinrich Wilhelm, Direktor der Malerakademie zu Neapel, zuletzt in Hamburg und Eutin (1751—1829). 91. 468.

Thorwaldsen (1770—1844). XXIX.

Tournefort, Joseph Pitton de, Prof. d. Botanik am Jardin des Plantes zu Paris (1656—1708). 66.

Trebra, Friedr. Wilhelm Heinrich v., zuletzt Oberberghauptmann in Freiberg (1740—1819). 357. 400. 450. 550.

Treviranus, Ludolf Christian, Dr. med., nach einander Prof. d. Bot. in Rostock, Breslau, Bonn (1779—1864). 150.

Trexler, Ignaz Paul Vitalis, geb. aus Münster, Arzt zu Lucern, nachmals Prof. d. Philosophie u. Gesch. in Lucern, dann zu Basel und später zu Bern (1780—1866). 273. 506.

Turpin, Pierre Jean François, Botaniker u. Pflanzenmaler (1775—1840). 137 f. 160.

Uebelacker, Franz. 336.

Uhde, Hermann. 475. 483. 495. 500.

Unger, Johann August, Arzt zu Hamburg u. Altona, nachmals Prof. zu Rinteln (1727—1799). 265.

Usteri, Paulus, Lehrer am medizinisch-chirurgischen Institut zu Zürich u. Aufseher des bot. Gartens, Staatsrath des Kantons Zürich (1769—1831). CXIII. 96. 100.

Varnhagen von Ense, Karl August Ludwig Philipp (1785—1859). XL.

Vaucher, Jean Pierre, Botaniker, Prof. der Theologie zu Genf (1763—1841). LXXV. 163 ff. 496.

Velbe, van de. 504.

Veltheim, August Ferdinand Graf von, Privatgelehrter zu Harbcke im Magdeburgischen (1741—1801). 312.

Venetz, Ignaz, Ober-Ingenieur des Kantons Wallis (1788—1859). CLXXXII.

Vesalius, Andreas, der Anatom (1513—1564). CXIII. CXLII. 223. 230 ff. 243. 502.

Vicq-d'Azyr, Felix, Anatom und Physiolog zu Paris (1748—1793). CXI.

Virchow, Rudolph. XXXIV. XXXVI. CXLI. CXLVII f. 502.

Vogt, Karl. CLXXVII.

Voigt, Christian Gottlob v., Oberkammerpräsident zu Weimar (1743—1819). CLV.

Voigt, Friedrich Siegmund, Professor der Botanik u. Director d. botan. Gartens zu Jena (1781—1850). 137. 148. 151 f. 159.

Voigt, Johann Karl Wilhelm, Bergrath zu Ilmenau (1752—1821). CLIV. CLVI. CLXXXIII. 311. 439. 460. 463.

Voltaire. CLIX. CLXXI.

Wackenroder, Heinrich Wilhelm Ferdinand, Prof. d. Pharmazie zu Jena (1798—1854). XXI.

Wagner, Karl, Dr. XXVII. XXXVIII.

Wagner, Rudolph. CXXXIII. 502.

Wahlenberg, Georg, Botaniker u. Geolog, Demonstrator d. Botanik zu Upsala (1784—1847). 150.

Walz, Johann Christian Wilhelm, Lehrer am Zeichneninstitute zu Weimar. CXXXIII. 238. 502.

Wallace, Alfred. LXII.

Weber, W. J., Prof. d. Anatomie zu Bonn. CXLI.
Webel, Otto Joachim Moritz, Kammerherr und Oberforſtmeiſter zu Weimar. 59. 476.
Welſch, Georg Hieronymus, Mediciner u. Philolog zu Augsburg (1624—1677). 259.
Wenderoth, Georg Wilhelm Franz, Prof. der Botanik zu Marburg. 132.
Werner, Abraham Gottlob, der Freiberger Geolog (1750—1817). CLX CLXXV. CLXXIX. 372. 467. 469.
Whewell, William, Prof. der Mineralogie, dann der Moraltheologie zu Cambridge, Vice-Kanzler der Univerſität (1794—1866). CLVII. CLIX f.
Wieland. XXXVIII. CVI.
Wiemann, Johann Gottlieb, Kalkulator bei der Kriegsverwaltungskammer in Dresden (1790—1862). 426.
Wigand, Albert. CXV. CXVIII CXXI.
Wilbrand, Johann Bernhard, Prof. d. Anatomie und Phyſiologie zu Gießen (1779—1846). 131.
Wilhelm Ernſt, Herzog von Weimar. 254.
Wildenow, Karl Ludwig, Prof. der Naturgeſch. am medizin.-chirurg. Kollegium zu Berlin, dann Profeſſor d. Medizin an der dortigen Univerſität (1765 bis 1812). CXIII. 96.
Williamſon, Thomas, Kapitän. 235.
Winckelmann, Johann Joachim (1717—1763). 127.
Winckler, Johann Heinrich, Prof. der griech. und römiſchen Sprache und der Phyſik zu Leipzig (1703—1770). XXXII.
Winslow, Jakob Benignus, Anatom (1669—1760). 231.
Wolf, Friedrich Auguſt, der Philolog (1759—1824). CLII. 84.
Wolff, Kaſpar Friedrich, Prof. d. Anatomie u. Phyſiologie zu Petersburg (1735 bis 1794). L. CXVIf. CXVIII. 85. 87. 476.

Zelter, Karl Friedrich, der Komponiſt (1758—1832). IXf. XIV. CXII. 495.

Berichtigungen und Zusätze.

S. CLXIV, Z. 13/14. Im Manuskript steht: jenem einsamen stummen Ähe.

S. CLXXII, Z. 22. Im Manuskript steht fälschlich: Jellamet.

„ 225, Z. 1 v. u. lies II. statt 11.

„ 229, „ 4 „ „ desgl.

„ 230, „ 19 „ „ desgl.

„ 231, „ 18 „ „ „ 73 statt 35.

Druck von G. Bernstein in Berlin.

Goethe's Werke.

Nach den vorzüglichsten Quellen revidirte Ausgabe.

Vierunddreissigster Theil.

Zur Meteorologie. — Zur Naturwissenschaft im Allgemeinen. — Naturwissenschaftliche Einzelnheiten.

Mit Einleitung und Anmerkungen herausgegeben

von

F. Kalischer.

Berlin.

Gustav Hempel.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Druck von G. Bernstein in Berlin.

Im Nebel gleichen Kreis
Seh' ich gezogen;
Zwar iſt der Bogen weiß,
Doch Himmelsbogen.

So ſollſt Du, muntrer Greis,
Dich nicht betrüben:
Sind gleich die Haare weiß,
Doch wirſt Du lieben!

10.

Liebliches.

Was doch Buntes dort verbindet
Mir den Himmel mit der Höhe?
Morgennebelung verblindet
Mir des Blickes ſcharfe Sehe.

Sind es Zelte des Veſires,
Die er lieben Frauen baute?
Sind es Teppiche des Feſtes,
Weil er ſich der Liebſten traute?

---

auf der Reiſe entſtanden, auf der Hegire, welche der Dichter auch äußerlich im Sommer 1814, ſowie im folgenden Jahre, von Thüringen an den Rhein und Main unternahm. — Nr. 9 wurde veranlaßt bei der Ausfahrt am 25. Juli 1814 durch einen im Morgennebel ſich zeigenden, farbloſen Regenbogen. Der verwandten Erſcheinung des Mond-Regenbogens erwähnt Goethe in dem Schweizer Reiſebrief vom 24. Oktober 1779 und Schiller in Wilhelm Tell II. 2: ſogar eines doppelten:

„Ein Regenbogen mitten in der Nacht!
Es iſt das Licht des Mondes, das ihn bildet.
Das iſt ein ſeltſam wunderbares Zeichen!“

Ebenſo wird dem Dichter hier das „ſeltſam wunderbare Zeichen“, das Phänomen, zu einem guten Reiſe- und Liebes-Omen.

Die in den Schlußverſen, ſpricht der Dichter auch in Nr. 24 des Buchs Suleika vom Schnee ſeines Scheitels. — Gedruckt wurde das Gedicht zuerſt im Damen-Taſchenbuch a. d. J. 1817, S. VII.

10. Liebliches. An demſelben Montag-Morgen, wie das vorige Gedicht, entſtanden, nur ſpäter, in der Nähe von Erfurt, beim Anblick der Rohnfelder auf Erfurter Gebiet. — Sehe (Str. 1), Sehkraft, vielfach im Gebrauch der Dichter (Gellert, Klopſtock, Kotzegarten, Stolberg, Voß). —

Inhalt.

(Die mit einem * bezeichneten Aufsätze fehlen ganz oder zum Theil in allen bisherigen Ausgaben der Werke Goethe's, der mit einem † bezeichnete ist hier überhaupt zuerst gedruckt.)

Seite

Einleitung VII

Zur Meteorologie.

Wolkengestalt nach Howard 3
Vorwort 3
Tagebuch 5
Howard's Ehrengedächtniß 21
Howard's Terminologie 23
Luke Howard to Goethe 26
*Vorbetrachtung 28
Luke Howard an Goethe 29
*Meteorologische Nachschrift 37
Versuch einer Witterungslehre 47
Einleitendes und Allgemeines 47
Barometer 49
Thermometer 51
Manometer 51
Die Windfahne 53
Atmosphäre 53
Wasserbildung 56
Wolkenbildung 56
Elektrizität 57

Winderzeugung 57
Jahreszeiten 58
Mittellinie 59
Sogenannte Oscillation 62
Wiederaufnahme 63
Bändigen und Entlassen der Elemente 64
Analogie 66
Anerkennung des Gesetzlichen 67
Selbstprüfung 67

Zur Naturwissenschaft im Allgemeinen.

Die Natur 71
Der Versuch als Vermittler von Objekt und Subjekt . . 74
Vorschlag zur Güte 83
Meteore des literarischen Himmels 84
Erfinden und Entdecken 90
Allgemeine Betrachtung über den Einfluß des Ursprungs wissenschaftlicher Entdeckungen 92
Zwischenrede 93
Einwirkung der neueren Philosophie 93
Anschauende Urtheilskraft 97
Bedenken und Ergebung 98
Bildungstrieb 100
Problem und Erwiderung 101
Bedeutende Förderniß durch ein einziges geistreiches Wort I. Bd. XXVII. 1. S. 351.
Ueber die Anforderungen an naturhistorische Abbildungen im Allgemeinen und an osteologische insbesondere. . . . 113
Das Sehen in subjektiver Hinsicht, von Purkinje 1819 . . 119
Ernst Stiedenroth, Psychologie zur Erklärung der Seelenerscheinungen. Erster Theil. Berlin 1824 128
Ueber Mathematik und deren Mißbrauch, sowie das periodische Vorwalten einzelner wissenschaftlicher Zweige . 130

Analyſe und Syntheſe 141
Erläuterung zu dem aphoriſtiſchen Aufſatz „Die Natur“ . 144
Principes de Philosophie Zoologique. Par Mr. Geoffroy de Saint-Hilaire. Paris 1830. 146

Naturwiſſenſchaftliche Einzelnheiten.

*Phyſiognomiſche Fragmente 177
Ideen zu einer Phyſiognomik der Gewächſe, von Alexander von Humboldt 188
*Gemälde der organiſchen Natur in ihrer Verbreitung auf der Erde, von Wilbrand und Ritgen 193
Friedrich Siegmund Voigt, Syſtem der Natur und ihrer Geſchichte. 195
*Mineralogiſche Geſellſchaft 195
*Jenaiſche Muſeen und Sternwarte 197
*Zwei deutſche Alterthümer 201
Johann Kunckel 204
*Leben und Verdienſte des Doktor Joachim Jungius, Rektors zu Hamburg 208
Architektoniſch-naturhiſtoriſches Problem 223
Phyſiſch-chemiſch-mechaniſches Problem 230

Anhang und Bemerkungen 233
*Goethe zu Howard's Ehren 236
†Erläuterung zu „Howard's Wolkenformen“ (aus der „Inſtruktion für die ſämmtlichen Beobachter der Großherzoglichen meteorologiſchen Anſtalten“) 240
*Urſprüngliche Faſſung des Aufſatzes „Zwei deutſche Alterthümer“ (oben S. 201) 268

Zur Reviſion des Textes 283
Perſonenregiſter 291

Einleitung.

Goethe's Intereſſe an der Meteorologie ging, wie natürlich, von den augenfälligſten Erſcheinungen unſeres Luftkreiſes aus, von den wunderlichen, die Phantaſie erregenden Wolkengebilden. In den Berichten ſeiner früheſten Reiſen, wie beiſpielsweiſe der Schweizerreiſe des Jahres 1779, fehlen Schilderungen jener ephemeren Geſtaltungen nicht. Von dieſem Punkte aus verbreitete ſich ſein Intereſſe über alle atmoſphäriſchen Phänomene. Denn ihre ſcheinbare Zügelloſigkeit, die vergeblichen Bemühungen, ſie einem Geſetze zu unterwerfen, mußten ſeinen überall den ruhenden Pol in der Erſcheinungen Flucht ſuchenden Geiſt auf das Lebhafteſte anregen, ſelbſt nach dem Geſetze zu forſchen. Dabei verdient vielleicht hervorgehoben zu werden, daß ein rein individueller Grund den Antrieb verſtärkt haben mag. Denn wie die Abnahme der Tageslängen deprimirend auf ſeine Stimmung wirkte,[1]) ſo litt er in ungewöhnlicher Weiſe unter den Umbilden der Witterung; und wem iſt es nicht aufgefallen, daß in dem Briefwechſel unſeres großen Dichterpaares, der an kunſtwiſſenſchaftlichem Gehalt ohne Gleichen daſteht, ſo oft vom Wetter die Rede iſt wie es die Arbeitskraft und Arbeitsluſt der erhabenen Geiſter in nicht geringem Grade beeinflußt! Bei Schiller iſt dies im Hinblick auf ſeine Kränklichkeit begreiflicher; Goethe's Natur aber muß an und für ſich in hohem Maße feinfühlig gegen die Veränderungen des Zuſtandes der Atmoſphäre geweſen ſein; er gehörte wol zu den wenigen Menſchen, welche den Barometerſtand unmittelbar empfinden.[2]) Den Launen der Witterung nachzuſpüren, das Geſetzliche darin aufzuſuchen, war für ihn daher ebenſo ſehr gleichſam eine häusliche Angelegenheit als eine Sache des Verſtandes, und in der richtigen Erkenntniß, daß in den Schwankungen des Barometers eine der wichtigſten Manifeſtationen der Zuſtandsänderungen der Atmoſphäre liege und dieſe ſich darin am Treueſten abſpiegeln, wich jenes Inſtrument kaum von ſeiner Seite. „Ich bin auf meine neuen Baro- und Thermometers" — die er bei dem

1) Vgl. Eckermann's Geſpräche ꝛc., III. 18
2) Vgl. unten S. 41.

Nordhäuser Wetterpropheten hatte bestellen lassen — „verlangender als jemals", schreibt er am 19. November 1784; er will sie zu sich ins Haus hängen und die Beobachtung mit dem fürstlichen Freunde theilen;[1]) auch benutzte er zuweilen das „Wetterbeobachtungs-Museum" des Dr. Siewer in Oberweimar.[2]) Allein er war in diesen Beobachtungen nicht so glücklich wie auf anderen Gebieten der Naturwissenschaft, zumal da der Zustand der Meteorologie ihm nicht das wissenschaftliche Material darbot, welches seine Art der Naturbetrachtung zu weiteren Forschungen hätte einladen können; den ganzen Komplex der Witterungskunde, wie er tabellarisch durch Zahlen und Zeichen aufgestellt wird, zu erfassen oder auf irgend eine Weise daran Theil zu nehmen, war, wie er selbst uns sagt, seiner Natur unmöglich. Erst als Howard für die den Dichter am Lebhaftesten interessirenden Erscheinungen der Wolkengebilde eine wissenschaftliche Kunstsprache erfand, um sie nach bestimmten Gruppen zu unterscheiden, leuchtete ihm ein Hoffnungsstrahl, in dem Wechsel der atmosphärischen Phänomene einen festen Punkt zu finden, und fühlte er sich ermuthigt, an dem „dargereichten Faden" fortzuspinnen. Wie er uns selbst erzählt, wurde er durch den Großherzog auf Howard's Terminologie aufmerksam gemacht, und zwar höchst wahrscheinlich 1815 nach einem Aufsatze in Gilbert's „Annalen" von diesem Jahre: „Versuch einer Naturgeschichte und Physik der Wolken von Lukas Howard, frei bearbeitet von Gilbert", den er sich am 25. Mai 1816 von Döbereiner „zur Wiederansicht" erbittet. Bald schwebte über seiner ganzen naturhistorischen Beschäftigung die Howardsche Wolkenlehre; sie ward in der Folge fleißig auf die atmosphärischen Erscheinungen angewendet, und nach ihr werden mannichfache Zeichnungen entworfen.[3]) Freilich war mit der Howardschen Terminologie im Grunde nur eine übersichtliche Registrirung von Thatsachen gegeben; allein eine treffende wissenschaftliche Terminologie ist an und für sich von Werth, da sie nicht nur die allgemeine Verständigung erleichtert, sondern bisweilen selbst zum Ausgangspunkt für eine weitere Erkenntniß dienen kann, wie es in unserem Falle die Vergleichung der Barometerstände mit den Gestalten der Wolken war.[4]) Goethe erkannte darin einen besonderen Werth der Howard'schen

1) Briefwechsel mit Karl August, I. 32. Vgl. Goethe's Briefe an Frau v. Stein, III. 119.
2) Vgl. Briefe an Frau v. Stein, III. 41.
3) Vgl. Tag- und Jahreshefte, Abs. 875, 901, 944, 1100
4) Vgl. unten S. 20 und 58; Tag- und Jahreshefte, Abs. 901 u. 964.

Terminologie, welche sich bald allgemeine Geltung verschafft und bis auf den heutigen Tag erhalten hat.

Seit der Erfindung des Barometers war die Erforschung der Ursache der Schwankungen desselben aber, was dasselbe ist, der Aenderungen des Luftdrucks ein Angelpunkt aller meteorologischen Untersuchungen, da man wohl erkannte, daß damit die Witterungsverhältnisse überhaupt in innigster Beziehung stehen. Zur Erklärung derselben griff man zu den sonderbarsten Hypothesen. Wie in den frühsten Zeiten schrieb man auch nach der Erfindung des Barometers den Gestirnen einen Einfluß auf die Witterung zu, und am Längsten erhielt sich der Mond in der Rolle eines Wettermachers, welche er nicht nur im Volksglauben, sondern auch in der Meinung einiger Naturforscher auch heute noch nicht ausgespielt hat. Kant — um nicht weiter zurückzugreifen —, anknüpfend an einen Ausspruch Lichtenberg's: „Der Mond sollte keinen Einfluß auf die Witterung haben, hat ihn aber doch", bestreitet einen direkten Einfluß, meint aber, man könne einen indirekten zulassen, wenn man jenseits der Luftgrenze eine imponderable Materie annimmt, welche unter dem Einfluß des Mondes durch ihre Affinität (also auf chemischem Wege) die Elastizität der Luft ändere.[1]) Eine imponderable Materie nehmen wir allerdings in dem durch den Weltraum verbreiteten Aether an, aber für die von Kant hypothetisch aufgestellten Einflüsse bietet die Erfahrung keinen Anhalt. Freilich muß der Einfluß des Mondes auf die Atmosphäre, da sie ein bewegliches Element ist, sich in einer täglichen Fluth und Ebbe äußern, und manche Naturforscher glauben in der That darin eine nicht unwesentliche Ursache der Barometerschwankungen sehen zu sollen; aber nach den Berechnungen von Laplace und Bouvard ist dieser Einfluß so außerordentlich gering, daß er von dem der Sonne, von den durch die Erwärmung hervorgerufenen Luftströmungen völlig verdeckt wird, und Goethe lehnt daher mit Recht jene Wirkungen zur Erklärung der Barometerschwankungen ab.

Vom Monde verlegte man die Ursache der Aenderungen des Luftdrucks ins Innere der Erde. Vulkanische Kräfte rief man herbei, und nach dem Vorgange Woodward's sprach Meinecke im Jahre 1823 die Ansicht aus, daß der Erdboden bald Luft absorbire, bald wieder entlasse — welchen Prozeß er mit dem Namen des Athmens bezeichnete —, wodurch das Barometer

1) Kant, Etwas über den Einfluß des Mondes auf die Witterung. Im Maiheft der Berliner Monatsschrift vom 1794.

bald finke bald ſteige.[1]) So wenig indeſſen dieſe Hypotheſe ſich den Beifall der Wiſſenſchaft erwerben konnte, ſo wenig kann es Goethe's eigener Hypotheſe gezollt werden, daß die Anziehungskraft der Erde periodiſch veränderlich ſei — wofür er das Bild eines Pulſirens oder eines Ein- und Ausathmens gebrauchte —, und wenn dieſelbe größer werde, die Schwere oder den Druck der Luft vermehre, wenn ſie kleiner werde, denſelben vermindere und dadurch bald ein Steigen bald ein Sinken des Barometers bewirke. Trotz mancher Zweifel, die Goethe zuweilen an ſeiner meteorologiſchen Hypotheſe anſtiegen,[2]) hatte er doch großes Zutrauen zu ihr, ſo daß er ſie in ſehr vielen Briefen aus den Zwanziger Jahren ausſprach und zuletzt in dieſem ſeinem „Glaubens- und Ueberzeugungsbekenntniß“ völlig beſtärkt wurde.[3])

Oeffentlich ſprach er ſie zuerſt im Jahre 1816 im Eingang der „Italiäniſchen Reiſe“ aus, in dem auf dem Brenner den 8. September Abends geſchriebenen Briefe.[4]) Allein es darf vielleicht bezweifelt werden, daß der Brief damals in der vorliegenden Faſſung geſchrieben worden ſei; denn am 9. Dezember 1822 ſchreibt Goethe an Schultz, daß er dieſe Vorſtellungsart, die Urſache der Barometerſchwankungen ſei *tellurisch*, ſei auf eine Veränderlichkeit der Anziehungskraft der Erde zurückzuführen, ſchon *mehrere Jahre* mit ſich herumtrage, und ſo auch jetzo nur mit Scheu und gleichſam zufällig ausgeſprochen habe. Auffallend bleibt es, daß weder Goethe auf jene Stelle der „Italiäniſchen

1) Vgl. Kämtz, Lehrbuch der Meteorologie, I. 101 f.; III. 533 f. — Wenn Dänger in dem von ihm herausgegebenen Briefwechſel zwiſchen Goethe und Staatsrath Schultz (S. 352, Note 6 bemerkt, Meinecke habe die von Goethe ſpäter weiter ausgeführte und mit ganz beſonderer Vorliebe verfolgte Anſicht einer Einwirkung der Erde auf das Barometer, eines Ein- und Ausathmens derſelben, als eine ihm *eigenthümliche* vorgetragen, ſo muß ſeiner Behauptung ein Irrthum zu Grunde liegen, da Goethe's Hypotheſe doch eine andere iſt. Goethe macht nicht die Annahme, daß die Erde Luft *abſorbire*, wie etwa eine Flüſſigkeit ein Gas abſorbirt und unter andern Umſtänden wieder entläßt, ſondern, wie im Texte ausgeführt wird, daß in Folge der veränderlichen *Anziehungskraft* der Erde der Luftdruck bald größer bald geringer werde. Nach Meinecke ändert ſich der Luftdruck in Folge einer Vermehrung oder Verminderung des Luft*quantums* über der Erdoberfläche, nach Goethe bleibt dieſes *unverändert*, und nur die Erdanziehung variirt: die hypothetiſche Urſache der Schwankungen des Luftdrucks iſt alſo nach Meinecke eine *phyſikaliſche*, nach Goethe aber eine *mechaniſche* im engern Sinne. Merkwürdig bleibt freilich die Uebereinſtimmung im Gebrauch des Bildes für den Vorgang nach Beider Vorſtellung; aber es lag doch auch der Auffaſſung Meinecke's ſehr nahe.

2) Vgl. Briefw. mit Schultz, S. 275.

3) A. a. O. S. 379. Vgl. S. 362, 290, 304, 308, 323.

4) Theil XXIV. S. 11 f.

Reiſe" hinweiſt, noch auch Schultz durch dieſes Werk, ſondern erſt durch den im Erſten Hefte des Zweiten Bandes „Zur Naturwiſſenſchaft überhaupt" erſchienenen Aufſatz „Meteorologiſche Nachſchrift" auf Goethe's meteorologiſche Hypotheſe aufmerkſam wurde.[1]) Trotzdem erſcheint uns dieſelbe in der „Italiäniſchen Reiſe" beinahe ſchärfer und gegen gewiſſe Einwände gewappneter aufzutreten als in den meteorologiſchen Abhandlungen. Eine Vermuthung über eine beſtimmte Urſache, welche die Variabilität der Erdanziehung bewirken könnte, ſpricht Goethe freilich nirgends aus, und auch in der „Italiäniſchen Reiſe" äußert er ſich nur allgemein, „daß ſie ſich durch innere nothwendige, vielleicht auch äußere zufällige Urſachen bald vermehrt, bald vermindert"; aber gegen den ſtillſchweigend gemachten Einwand, weshalb nicht auch andere Erſcheinungen von jener Veränderlichkeit Kunde geben, hat er daſelbſt die allerdings nicht überzeugende Entgegnung zur Hand: „Mögen alle andern Verſuche, dieſe Oscillation darzuſtellen, zu beſchränkt und roh ſein, die Atmoſphäre iſt zart und weit genug, um uns von jenen ſtillen Wirkungen zu unterrichten." Allein wir müſſen bekennen, daß Goethe's Hypotheſe uns nicht in Uebereinſtimmung mit der allgemeinen Vorſtellung von der Anziehungskraft zu ſtehen ſcheint. Denn da nach dem Gravitationsgeſetze die Anziehung zweier Körper auf einander proportional ihrer Maſſe iſt, ſo muß unter ſonſt gleichen Umſtänden die Anziehung dieſelbe bleiben, ſo lange die Maſſe ungeändert bleibt. Wohl ließe ſich unter der Vorausſetzung eines flüſſigen Erdkerns und im Innern der Erde vor ſich gehender Fluktuationen der Fall einer periodiſchen lokalen Veränderlichkeit denken; aber das hieße, Hypotheſe auf Hypotheſen bauen. Vielmehr haben die unabläſſig nach verbeſſerten Methoden fortſchreitenden Beobachtungen immer unzweideutiger gelehrt, daß im letzten Grunde die Temperaturdifferenzen, welche ab- und aufſteigende Luftſtröme, deren ſeitliches Eindringen in niedere und ſeitliche Ausbreitung in höheren Schichten der Atmoſphäre, ein Mehr oder Minder ihres Feuchtigkeitsgehalts, Bewölkung, Niederſchlag und Winde bedingen, deren Stärke und Richtung wiederum theils von den Druckdifferenzen der Luft an verſchiedenen Orten

1) Das naturwiſſenſchaftliche Heft, in welchem der Aufſatz erſchien, trägt die Jahrzahl 1823, aber es war, wie ſich aus den gewechſelten Briefen ergiebt, bereits im letzten Viertel 1822 in Schultz' Händen. Der Brief von Schultz, worin er zuerſt ſeinen Beifall über Goethe's Hypotheſe ausſprach, iſt nicht bekannt (vgl. a. a. O. S. 861, Note 1); aber daß in demſelben nicht auf die „Italiäniſche Reiſe" Bezug genommen war, darf wol aus dem oben erwähnten Antwortſchreiben Goethe's vom 9. Dezember 1822 geſchloſſen werden.

gleicher Höhe, theils, wie Dove's Arbeiten unzweifelhaft gelehrt haben, von der Umdrehung der Erde abhängt, — daß also die Temperaturdifferenzen und die Wechselbeziehungen aller genannten Faktoren zu einem allgemeinen Verständniß der Barometerschwankungen ausreichen, daß die atmosphärischen Erscheinungen sich zum Theil der Rechnung unterwerfen lassen, wenn es auch bei der Komplizirtheit der Verhältnisse, der Mannichfaltigkeit der meteorologischen Elemente nicht gelingt, jeden einzelnen Fall in die Fessel des Gesetzes zu schlagen. Nur beiläufig darf hier bemerkt werden, daß einige Naturforscher auch andere kosmische Ursachen als die direkte Wirkung der Sonnenwärme zur Erklärung gewisser Witterungsphänomene nicht ausschließen. So werden von Einigen die Perioden der Sonnenflecken-Maxima in Beziehung gesetzt zu gewitterreichen Jahren und von Andern die Sternschnuppenschwärme des August und November, die Perseiden und Leoniden, verantwortlich gemacht für die kalten Tage des Februar und für die Maifröste, indem jene bei ihrem Vorübergang vor der Sonne eine geringe Sonnenfinsterniß bewirken. Lamont schreibt die täglichen Barometerschwankungen einer kosmischen Kraft zu, die, verschieden von der Schwere, ihren Sitz in der Sonne hat und die er vorläufig als identisch mit der Elektrizität annimmt.[1])

Im letzten Viertel des vorigen Jahrhunderts, als Goethe sich der Meteorologie zuzuwenden begann, war dieselbe erst eine im Aufkeimen begriffene Wissenschaft, ward sie eben aus den Cabanen der Schiffer, aus dem Waldrevier des Jägers, aus den Fluren und Auen des Landmannes und Gärtners in die Pflanzstätten der Wissenschaften verlegt. Wie mächtig auch seitdem unsere Kenntniß fortgeschritten ist, — im Vergleich zu dem, was uns noch zu erforschen übrig bleibt, ist sie gering. Denn es giebt kaum eine Wissenschaft, an welcher so viele praktische Lebensinteressen hängen als an der Meteorologie, und von der eben jene es so wünschenswerth machen, eine astronomische Kenntniß zu erlangen, um einen Ausdruck Du Bois-Reymond's[2]) zu gebrauchen, oder, genügsamer zu reden, die Fähigkeit, von gegebenen Prämissen die Folge der atmosphärischen Ereignisse wenigstens für kurze Zeit mit Sicherheit vorherzusagen. Allein davon sind wir noch sehr weit entfernt, und es kann daher nicht in Erstaunen setzen, daß bei den vergeblichen Bemühungen, in den Witterungserscheinungen

1) Poggendorff, Annalen, Bd. 114, S. 351.
2) Vgl. Ueber die Grenzen des Naturerkennens, 4. Aufl., S. 25.

Roth und weiß, gemischt, gesprenkelt,
Wüßt' ich Schönres nicht zu schauen;
Doch wie, Hafis, kommt Dein Schiras
Auf des Nordens trübe Gauen?

Ja, es sind die bunten Mohne,
Die sich nachbarlich erstrecken
Und, dem Kriegsgott zum Hohne,
Felder streifweis freundlich decken.

Möge stets so der Gescheute
Nutzend Blumenzierde pflegen,
Und ein Sonnenschein wie heute
Klären sie auf meinen Wegen!

11.

Zwiespalt.

Wenn links an Baches Rand
Kupido flötet,
Im Felde rechter Hand
Mavors drommetet,
Da wird dorthin das Ohr
Lieblich gezogen,
Doch um des Liedes Flor
Durch Lärm betrogen.

Dein Schiras (Str. 3), da der zum Opium benutzte Mohn dem Orient angehört. Vgl. Goethe's Farbenlehre, § 54: „Am 19. Juni 1799 bemerkten wir sehr deutlich an den Blumen des orientalischen Mohns, die vor allen andern eine sehr mächtig rothe Farbe haben, etwas Flammenähnliches, das sich in ihrer Nähe zeigte" (Bd. 37. S. 29, und Bd. 40. S. 20 der 40bdg. Ausg.). Schiras war Hafis' Geburtsort, von dem er selbst im 48. Rubaiat singt: es „hat in dem schönen Schiras, dem Ruhm durch ihn ist erschollen, Euer Hafis Mahomet einstens das Tagslicht erblickt" (Hammer, II. 536). Schiras' Blumen sind sprichwörtlich, wie Niebuhr's Eulen (Chardin, V. 270, Note k). — **Nachbarlich** (Str. 4), von einem Nachbar zum andern, von Acker zu Acker sich erstreckend. Oder nachbarlich an Weimar?

11. Zwiespalt. Am folgenden Tage, 26. Juli 1814, entstanden. Die Stationen auch dieses Festtages bezeichnen Gedichte: Der neue Kopernikus (Werke, I. 204), mit den „Wäldern" und „Bergen" des Tiefurter Waldes, der Jahrmarkt zu Hünfeld (das., II. 250) und das folgende des Abends

bindende Gesetzmäßigkeit aufzufinden, manche abenteuerliche Hypothese aufgestellt wurde. Noch immer spotten die zahlreichen Ausnahmefälle, die scheinbare Willkür im Eintreten und Verlaufe der Witterungsphänomene der Gesetze und Regeln; noch möchte man mit Karl August ausrufen: „Der Zustand der Meteorologie giebt uns Ursache zum Verzweifeln; bald darf man glauben, daß sie mit Händen zu greifen wäre, augenblicks darauf ist ein anscheinender Anhaltepunkt wie eine Wolke zerflossen";[1]) noch mag mancher eifrige Meteorolog im Geheimen mit ihm beten: „Gott lasse mich einige Klarheit in dieser verworrenen Wissenschaft noch erleben";[2]) noch endlich gilt Goethe's Spottverslein:

„Laß regnen, wenn es regnen will,
Dem Wetter seinen Lauf;
Denn wenn es nicht mehr regnen will,
So hört's von selber auf",

oder, wie es nach einer andern Version, welche er einer Dame ins Stammbuch geschrieben haben soll, als diese in einer Audienz bei ihm die Geistesgegenwart verlor und von dem gerade herrschenden Regenwetter zu sprechen anfing, heißt:

„Es regnet, wenn es regnen soll,
Und regnet seinen Lauf,
Und wenn's genug geregnet hat,
So hört es wieder auf."[3])

Allein in Wahrheit ist zum Verzweifeln kein Grund, und wenn auch die Fortschritte auf diesem Gebiete der Natur der Sache nach langsam gemacht werden, so ist doch die Hoffnung, die Schwierigkeiten zu überwinden und zu dem ersehnten Ziele zu gelangen, keineswegs unbegründet. Offenbar giebt es kein besseres Mittel, der Natur auch in dem Walten des Elementes, auf dessen Grunde wir leben, ihre Gesetze abzulauschen, als die Vermehrung der Beobachtungsörter und damit der Beobachtungen selbst, und wenn wir sehen, daß das Netz der meteorologischen Stationen sich immer weiter und in immer engeren Maschen über die Erde ausbreitet, so ist es nicht mehr als billig, auch hier der Verdienste unseres großen Dichters zu gedenken; denn ein praktischer Gewinn der Theilnahme, welche er der Meteorologie zuwandte, war seine Mitwirkung bei Errichtung einer Anzahl meteorologischer Stationen im Großherzogthum Weimar, für

1) Briefwechsel mit Goethe, II. 290.
2) L. a. O., II. 190.
3) Vgl. XI. III. S. 197.

deren Beobachter er selbst die Instruktionen, von denen wir alsbald reden werden, aufsetzte, und als Poggendorff von der Berliner Akademie mit meteorologischen Beobachtungen betraut wurde und auch an die Weimarischen Anstalten eine Einladung zur Theilnahme an dem Unternehmen erging, äußerte Goethe: „Wir glauben das Nöthige beitragen zu können, ich bin verlangend über die mannichfaltigen Erfahrungen; denn sie haben ihr Netz weit ausgespannt. Sodann wäre neugierig, ob sie auf den Gedanken kommen, auch auf den Meeren in gewisser Entfernung korrespondirende Beobachtungen anzustellen; mir würde das sehr bedeutend sein, doch wollt' ich mich unmittelbar nicht einmischen, es ergiebt sich vielleicht auf andere Weise."[1])

Was die eben erwähnten Instruktionen betrifft, welche nur handschriftlich existiren, so verdanken wir der Schlesischen Gesellschaft für vaterländische Kultur in Breslau, welcher Goethe sie wahrscheinlich 1824 zusandte, einen Einblick in dieselben. Sie enthalten, wie der Name besagt, zunächst Vorschriften über die Art, wie die großherzoglichen Meteorologen ihre Beobachtungen in die Tabellen einzutragen hätten, und sind im Allgemeinen diesen besonderen Verhältnissen so eng angepaßt, daß ein Abdruck in dem vorliegenden Theile kaum geeignet gewesen wäre und auch aus offizinellen Gründen unterbleiben mußte. Dagegen glaubten wir die einem Anhange zu den Instruktionen zugehörige Erläuterung zu Howard's Wolkenformen nicht vorenthalten zu sollen, und können nicht umhin, der Schlesischen Gesellschaft für die bereitwilligst ertheilte Erlaubniß, jene zum Abdruck zu bringen, hier unsern besondern Dank auszusprechen. Da wir indessen erst nach der Stereotypirung des gesammten Textes des vorliegenden Bandes ermittelten, daß sich die Instruktionen, welche aus Weimar nicht zu erlangen waren, im Besitze der genannten Gesellschaft befinden, so konnte das erwähnte Stück nicht mehr in den Text, sondern nur in die darauf folgenden Anmerkungen eingefügt werden, woselbst auch alle etwaigen Zweifel an der Authentizität der Instruktionen beseitigt sein dürften und über alle Einzelnheiten nach Kräften Aufschluß ertheilt ist.[2])

Unter dem Titel „Zur Naturwissenschaft im Allgemeinen" sind diejenigen Aufsätze vereinigt, welche seit der vierzigbändigen Ausgabe, nur in etwas andrer Reihenfolge, unter

1) Briefwechsel mit Schulz, S. 275; vgl. Briefwechsel mit Sternberg, S. 113.
2) Unten S. 237 ff., Anm. 6 und 10.

demſelben zuſammengefaßt werden, mit Ausnahme der die Ueberſchrift „Bedeutende Förderniß durch ein einziges geiſtreiches Wort“ führenden Abhandlung, welche bereits in den XXVII. Theil dieſer Ausgabe unter „Biographiſche Einzelnheiten“ aufgenommen worden iſt. Bei der Wahl der Reihenfolge war die größere oder geringere inhaltliche Zuſammengehörigkeit in erſter Linie maßgebend; doch bekennen wir unſer Bedauern, Goethe's Behandlung des Streites zwiſchen Cuvier und Geoffroy St. Hilaire nicht an die Abtheilung „Zur Oſteologie und Zoologie“ des vorigen Theiles angeſchloſſen zu haben, woſelbſt dieſer Aufſatz wol eine geeignetere Stelle gefunden hätte, wenngleich ſein Intereſſe ein allgemeineres iſt und derſelbe daher auch im vorliegenden Theile nicht am unrechten Platze ſteht. Unſer ſpät gefaßter Entſchluß, den Aufſatz der genannten Abtheilung einzuverleiben, konnte aus offizinellen Rückſichten nicht mehr zur Ausführung gelangen. Da ſein wiſſenſchaftlicher Werth in der Einleitung zum vorigen Theile gewürdigt worden iſt und die folgenden Anmerkungen ſich eingehend über ihn wie über die anderen Aufſätze dieſer Rubrik auslaſſen, ſo bliebe hierüber an dieſer Stelle nichts zu ſagen übrig.

Den „Naturwiſſenſchaftlichen Einzelnheiten“ iſt eine Anzahl von Aufſätzen eingereiht, welche in die bisherigen Ausgaben nicht aufgenommen ſind. Da auch über ſie die Anmerkungen ſich verbreiten, ſo dürfen wir uns im Allgemeinen begnügen, ſie hier zu nennen:

1. „Phyſiognomiſche Fragmente“ (S. 177 ff.). Darunter ſind natürlich nur diejenigen Goethe'ſchen Beiträge zu Lavater's „Phyſiognomik“ enthalten, welche nicht bereits an anderer Stelle dieſer Ausgabe Aufnahme gefunden haben, und nur ſolche, für welche Goethe's Autorſchaft ſicher verbürgt iſt und nicht blos vermuthet wird. Daß Goethe's Antheil an Lavater's „Phyſiognomik“ ſich niemals vollſtändig wird feſtſtellen laſſen, wird Jeder zugeben, und es war daher dem Herausgeber hier vor Allem Beſchränkung geboten. Während nun die Authentizität der drei erſten Artikel (S. 177—182) durch Lavater's und zum Theil Goethe's eigenes Zeugniß verbürgt iſt, ſind die beiden folgenden bisher nicht mit Beſtimmtheit Goethe zugeſchrieben worden. So ſagt S. Hirzel (Neueſtes Verzeichniß einer Goethe-Bibliothek, S. 16) von denſelben, es ſcheine darin Einiges von Goethe zu ſein; allein uns ſcheint die Quelle, auf welche ſich dieſe Annahme ſtützt,[1]) genügend, um ſie

1) Goethe's Briefe an Lavater, S. 10.

ganz Goethe zuzuerkennen, womit nicht gesagt ist, daß Lavater's Hand nicht hier wie anderswo gewaltet habe. Ueberdies liegt in Bezug auf „Brutus" ein neueres Zeugniß in einem Briefe Goethe's an Lavater vor, worin Ersterer unter Anderem „nächstens Brutus" verspricht.[1]) Darauf macht auch Ludwig Hirzel in seiner Abhandlung: „Goethe's Antheil an Lavater's Physiognomik" aufmerksam, worin derselbe auch den Nachweis geführt hat, daß der Artikel „Carolus von Hedlinger" von Goethe ist.[2]) was bisher gänzlich verborgen geblieben war. Auf Grund dieses Fundes ist der genannte Artikel in den vorliegenden Band aufgenommen worden. Näheren Aufschluß geben die Anmerkungen S. 265 ff., Nr. 72—76.

2. „Gemälde der organischen Natur ꝛc." (S. 194) war bisher mit Ausnahme des letzten Absatzes (S. 195) nicht in die Werke übergegangen. Vgl. S. 267, Nr. 78.

3. „Mineralogische Gesellschaft" (S. 195 ff.). Vgl. S. 267, Nr. 79.

4. „Jenaische Museen und Sternwarte" (S. 197 ff.). Vgl. S. 268, Nr. 80.

5. „Zwei deutsche Alterthümer" (S. 201 ff.). Von dem ersten der beiden Artikel sind auch die ursprünglichen Fassungen aus Dorow's „Denkmale ꝛc." im Anhange wiedergegeben und damit für die Textrevision ein Manuskript von Riemer's Hand, mit Goethe's Unterschrift, verglichen, das wir unserem verehrten Mitarbeiter G. v. Loeper verdanken. Vgl. S. 268 ff., Nr. 81.

6. „Leben und Verdienste des Doktor Joachim Jungius ꝛc." (S. 208 ff.). Diese Fragmente haben wir von manchen sinnentstellenden Fehlern, welche namentlich Goethe's knappe Auszüge aus Jungius' Werken enthalten, befreit. Vgl. S. 271 ff., Nr. 83—94.

Was endlich die Oekonomie des vorliegenden Bandes betrifft, so gilt das in der Vorbemerkung zum XXXIII. Theile Gesagte, nur daß hier bei den meist von einander unabhängigen vereinzelten Aufsätzen den Anmerkungen anstatt der Einleitung ein verhältnißmäßig größerer Umfang einzuräumen war.

Berlin, im Oktober 1877.

Dr. E. Kalischer.

1) Der junge Goethe. Mit einer Einleitung v. Michael Bernays. III. 114.
2) Zeitschrift für deutsches Alterthum ꝛc. Neue Folge, Bd. IX. Heft 2, S. 254 ff.

Zur Meteorologie.

Wolkengeſtalt nach Howard.[1])

Vorwort.

Indem man ſich zu einem Vortrag über irgend einen Gegenſtand anſchickt, ſo iſt es wohlgethan, zu bedenken und ſodann Andern mitzutheilen, wie man auf die Betrachtung gerade dieſes Gegenſtandes gekommen und unter welchen Umſtänden man demſelben nach und nach mehrere Aufmerkſamkeit zu widmen angeregt worden.

Mit kindlichem, jugendlich-friſchem Sinn, bei einer ſtädtiſch-häuslichen Erziehung, blieb dem ſehnſuchtsvollen Blick kaum eine andere Ausflucht als gegen die Atmoſphäre. Der Sonnenaufgang war durch Nachbarshäuſer beſchränkt, deſto freier die Abendſeite, wie denn auch der Spaziergang ſich wol eher in die Nacht verlängert, als daß er dem Tag zuvorkommen ſollte. Das Abglimmen des Lichtes bei heiteren Abenden, der farbige Rückzug der nach und nach verſinkenden Helle, das Andringen der Nacht beſchäftigte gar oft den einſamen Müſſiggänger. Bedeutende Gewitterregen und Hagelſtürme, die auch meiſt von der Weſtſeite heranziehen, erregten entſchiedene Aufmerkſamkeit, und es ſind noch frühere Zeichnungen übrig in ſeltſamen Wolkengebilden verſchiedener Jahreszeiten. Weder dem Auge des Dichters noch des Malers können atmoſphäriſche Erſcheinungen jemals fremd werden, und auf Reiſen und Wanderungen ſind ſie eine bedeutende Beſchäftigung, weil von trocknem und klaren Wetter auf dem Lande ſowie zur See von einem günſtigen Winde das ganze Schickſal einer Ernſt- oder Luſtfahrt oft allein abhängt.

[1]) 1820. — A. d. H.

In meinen Tagebüchern bemerkte ich daher manchmal eine Folge von atmosphärischen Erscheinungen, dann auch wieder einzelne bedeutende Fälle; das Erfahrne jedoch zusammenzustellen, fehlten mir Umsicht und wissenschaftliche Verknüpfungszweige. Erst als J. K. H. der Großherzog einen eigenen Apparat zur Meteorologie auf dem Rücken des Ettersberges errichten ließen, machten Höchstdieselben mich aufmerksam auf die von Howard bezeichneten und unter gewisse Rubriken eingetheilten Wolkengestaltungen. Ich verfehlte nicht, aus der Erinnerung, was mir früher bekannt geworden, hervorzurufen, und erneuerte meine Aufmerksamkeit auf Alles, was in der Atmosphäre den Augen bemerkbar sein konnte. Ich ergriff die Howardische Terminologie mit Freuden, weil sie mir einen Faden darreichte, den ich bisher vermißt hatte. Den ganzen Komplex der Witterungskunde, wie er tabellarisch durch Zahlen und Zeichen aufgestellt wird, zu erfassen oder daran auf irgend eine Weise Theil zu nehmen, war meiner Natur unmöglich; ich freute mich daher, einen integrirenden Theil derselben meiner Neigung und Lebensweise angemessen zu finden, und weil in diesem unendlichen All Alles in ewiger, sicherer Beziehung steht, Eins das Andere hervorbringt oder wechselsweise hervorgebracht wird, so schärfte ich meinen Blick auf das dem Sinne der Augen Erfaßliche und gewöhnte mich, die Bezüge der atmosphärischen und irdischen Erscheinungen mit Barometer und Thermometer in Einklang zu setzen, ohne dergleichen Instrumente jederzeit bei der Hand zu haben.

Wenn ich nun die Howardische Terminologie und die von ihm selbst ausgehende kurze belehrende Darstellung mir zu eigen machte, sogleich aber wieder an die Natur ging und die verschiedenen Wolkenformen auf dem Papier nachzubilden suchte, so erweckte ich auch jüngere Männer, welche von der Zeit an mit geschärfter Aufmerksamkeit das Gleiche thaten. Forster's Arbeiten durfte ich nicht vernachlässigen, und Manches war daraus zu lernen; allein seine Figuren sind meistens nur den Howardischen nachgebildet, keineswegs charakteristisch noch naturgemäß; auch wendet er sich zu schnell gegen eine Theorie, die nach meiner Ansicht doch immer nur ein Mehr oder Weniger ist.

Ich mußte daher bei meiner alten Art verbleiben, die mich nöthigt, alle Naturphänomene in einer gewissen Folge der Entwickelung zu betrachten und die Uebergänge vor- und rückwärts aufmerksam zu begleiten. Denn dadurch gelangte ich

ganz allein zur lebendigen Uebersicht, aus welcher ein Begriff sich bildet, der sodann in aufsteigender Linie der Idee begegnen wird.

Eine frische Aufmunterung genoß ich zuletzt durch Herrn Brandes und dessen Beiträge zur Witterungskunde. Hier zeigt sich, wie ein Mann, die Einzelnheiten ins Ganze verarbeitend, auch das Zielloseste zu nutzen weiß. Ich war dadurch angeregt, Manches aus meinen Papieren mitzutheilen, das vielleicht, mit schon Vorhandenem zusammengeknüpft, von Werth sein konnte; da ich aber gleich darauf eine Badereise bei der glücklichsten, eine schöne Dauer versprechenden Witterung unternahm, so entschloß ich mich, die atmosphärischen Erscheinungen in der strengsten Folge zu beobachten und zu verzeichnen, um zu sehen und darzustellen, wie es sich mit dem Konflikt der obern und untern Region, der austrocknenden und anfeuchtenden, verhalte.

Tagebuch.

Sonntag den 23. April 1820, bis Schleiz.

Stand in Jena, früh des Morgens um 5 Uhr, das Barometer 28″ 2‴, 5.

Am ganz reinen Himmel vor Sonnenaufgang einige Streifen im Osten, die sich, wie sie herankam, in Cirrus auflösten, ebenso die übrigen, im Norden und Zenith schwebenden Streifen. Die Nebel aus der Saale verließen sogleich in die Luft, legten sich an die Berge, schlugen als Thau nieder; das Wenige, was emporkam, zeigte sich auch gleich als leichtere Streifen. Gegen Süden zu fahrend, sah man am Horizont in der Gegend der böhmischen und Fichtelgebirge gleiche Streifen, aber gedrängter über einander.

Der Wind war Nord-Ost-Ost. Aufmerksamkeit verdiente nunmehr, daß alle diese Streifen die Neigung zeigten, in Cirrus überzugehen; denn sie lockerten und theilten sich in sich selbst, indem sie doch ihre horizontale Ausdehnung und Lage behielten. Bei wachsender Höhe des Sonnenstandes ließ sich ferner bemerken, daß sie eine Art von Annäherung gegen einander ausübten, in Verbindung traten und Formen bildeten, die man

für Stratus anzusprechen hatte. Diese, obgleich an ihrer Base ziemlich horizontal, als aufliegend auf einer Luftschicht, die sie trug, fingen doch an, ihren oberen Umriß aufzublähen, in verschiedene Erhöhungen zu gestalten und dadurch das Recht zu erlangen, für Cumulus zu gelten.

Hier sah man nun die drei Hauptbildungen gleichzeitig und konnte die Möglichkeit ihrer Koexistenz bei dem höchsten Barometerstand gar wohl begreifen.

Eine solche Schaar von unten mehr oder weniger verflächten, oben ausgerundeten, geballten Luftkörpern hatte durchaus, vereinzelt und unzusammenhängend, gegen zwölf Uhr den ganzen Himmel eingenommen und schien bei fortdauerndem Nordostwind mit geringer Bewegung gegen Süden nicht abzunehmen.

Gegen Abend jedoch ließ sich ganz deutlich bemerken, daß sie nach und nach von der Luft aufgezehrt wurden, und zwar, wie sie reihenweis sackte nach Süden zogen, entwickelte sich meist die unterhalb ziehende Wolke gegen die obere und verband sich mit ihr, indeß diese nichts dabei gewann, indem auch sie von ihren oberen Theilen nach der höheren Luft sich einzeln auflösend abgab und sie sich endlich allesammt zerstreuten.

So war nach Sonnenuntergang gar bald der ganze Himmel rein und hatte diese bedeutende Feuchtigkeit sich in der Atmosphäre aufgelöst.

Es war der vierte Tag nach dem ersten Viertel des Mondes. Dieser Tag war auf der Fahrt bis Schleiz zugebracht.

Montag den 24. April, bis Hof.

War die Folge des gestrigen Tages und der vergangenen Nacht gar wohl zu beobachten.

Die Luft hatte alle Feuchtigkeit in sich aufgenommen, es entstand daher bei Sonnenaufgang eine Art von Höherauch, den man an entfernten Gegenständen, auch an einem blassern Himmelsblau gar wohl bemerken konnte. Es zeigen sich nach und nach zarte horizontale Streifen, in die sich der Höherauch zusammenzieht, sie überdecken den ganzen Himmel, zugleich manifestiren sie ihre cirröse Tendenz, sie lockern sich aus einander und zeigen sich als Reihen von Schäfchen. Ein Theil des Höherauchs ist als Thau niedergegangen. Der Nordostwind strömt heftig, schon löst sich der obere Umriß aller

Nun flötet's immer voll
Im Kriegesthunder;
Ich werde rasend, toll,
Ist das ein Wunder?
Fort wächst der Flötenton,
Schall der Posaunen;
Ich irre, rase schon,
Ist das zu staunen?

12.

Im Gegenwärtigen Vergangnes.

Ros' und Lilie morgenthaulich
Blüht im Garten meiner Nähe;

---

in Fulda entstandne Gedicht Im Gegenwärtigen Vergangnes. Diese Gedichte bilden so ein poetisches Reise-Tagebuch. — Den Zwiespalt zwischen Liebe und Krieg, zwischen Cupido und Mars, riefen Eindrücke der Reise hervor. Ihn deutet bereits das vorhergehende Gedicht in Str. 4 an, und ebenso nahm Goethe auf dem Jahrmarkte zu Hünfeld an demselben Tage zuerst Soldaten und sonstige Erscheinungen des Krieges wahr. Auch zu diesem Gedicht hat das Leben und die Dichtung Hafis' das Motiv, der in der 13. Gasele des Buch's Schirnemeh Diwan sagt: „Wer könnte sicher bleiben,
Wenn dort Sohre Lauten schlaget,
Und Merih die Waffen traget."
Wozu Hammer II. 75) bemerkt: „Wie ist's möglich, hienieden ruhig zu sein, wenn Sohre, d. i. Venus, beständig mit ihrer Laute lärmet und Mars mit seinen Waffen klirret, wenn Liebe und Krieg das Leben der Sterblichen unter sich theilen?" Das deutsche Sprichwort zwar sagt: „Zu der Pfeife gehöret eine Laute", Musae quando sonant, somitum bene tympana donant (Reander's deutsche Sprichw. 9. J. 1585, bei Latendorf S. 44). — Kriegesthunder. Thunder oder Tunder ist oberdeutsche Form für Donner; Brant im Narrenschiff hat stets Tunder, ebenso Kaisersberg Tunderklapf, Tunderschlag s. Grimm unter „Donner". Wieckerlin braucht Tunder. Jenes Thunder hält zusammen mit dem englischen thunder. Der Reim oben bestimmt die Aussprache; danach ist die Form hier jedoch die deutsche. — Die vier Schlußverse sind eine Wiederholung der vier vorangehenden Verse; der orientalische Parallelismus der Sätze zeigt sich besonders in den Schlußfragen: „Ich werde rasend, toll, ist das ein Wunder?" und: „Ich irre, rase schon, ist das zu staunen?" Sanders Unterh. am häusl. Herd, 1856, II. Nr. 67 nimmt deswegen an, die vier letzten Verse seien als verderbteste Lesart der vier vorhergehenden anzusehen, die aus Versehen stehen geblieben. Wir können dem nicht beitreten; es liegt hier in der Wiederholung zugleich eine natürliche Steigerung. Aehnlich so oft in der Bibel, z. B. Hosea, 6. 1. und Jes. Sirach. 25. 6. — Die Posaune ist die Kriegsposaune.

12. Im Gegenwärtigen Vergangnes. Wie gesagt, am Abend des 30. Juli 1814 zu Fulda entstanden oder doch niedergeschrieben. Denn das

Streifen flammig auf, ja es steigen aus demſelben einzelne Säulen wie Rauch aus den Eſſen hervor, die aber doch oben ſich wieder zur Schicht legen, als wenn ſie ihren vorigen Zuſtand wieder annehmen wollten. Alle dieſe Bemühungen gelten aber nicht gegen den Nordoſt, der mit Heftigkeit bläſt; keine Wolke vermag ſich mehr zu ballen, gegen Mittag ſchon iſt der ganze Himmel rein. Im Gaſthof zum „Hirſchen“ in Hof konnte man die bewegliche Wetterfahne vom ſcharfen Oſt weßweiſe auf Norden deutend beobachten. Der Mond ſtand am Himmel, nur wenige Wolken erſchienen am Horizonte, und der Nacht blieb kaum übrig, das ſie aufzuleſen hätte.

Dienſtag den 25. April, bis Alexandersbad.

Vor Sonnenaufgang leichte Streifen an dem ganzen Horizont hin, die ſich erhoben und verflochten, ſobald ſie hervortrat. Die Fahne, vollkommen in Nord, ſtand unbeweglich; mit wachſendem Tag häuften ſich die Wolken. In Alexandersbad ſtand das Barometer 28 Zoll weniger $1^1/_2$ Linie, welches nach der Höhe des Orts ſchön Wetter andeutet. Nach Tiſche bewölkte ſich der Himmel immer mehr, die Wolken ſchienen in tieferer Regien zu ſchweben, Natur und Geſtalt des Stratus anzunehmen, auch war das Barometer eine halbe Linie gefallen. Um 8 Uhr war der Himmel ziemlich klar, doch lag im Süden eine langgeſtreckte, dichte Wolke, die ſich aber nach und nach aufzuzehren ſchien.

Mittwoch den 26. April, bis Eger.

Das Barometer war etwas geſunken; demohngeachtet war vor Sonnenaufgang der Himmel ganz rein, nur wenige Streifen am Horizont im Norden. Windſtille vor und nach Sonnenaufgang; die Hähne krähten. Den ganzen Morgen bis zu Mittag der Himmel völlig rein. In Eger vernahmen wir, das Barometer ſei gefallen, aber ohne nähere Beſtimmung. Der Himmel blieb den ganzen Tag rein und ſo auch vollkommen in der Nacht; der Mond ſchien hell, und die Sterne funkelten; ein Nordoſtwind hatte den ganzen Tag fortgedauert. Jedoch bei wachſender Nacht zeigte ſich eine große, obgleich nicht verdichtete Wolkenmaſſe, welche, von Oſten heraufſteigend, den ganzen Himmel mit einzelnem Gewölk überzog.

Donnerstag den 27. April, bis Marienbad.

Ebenso verhielt es sich Morgens bei Sonnenaufgang. Der ganze Himmel war mit einzelnem, einander berührendem Gewölk bedeckt, davon sich ein Theil in die obere Luft auflöste, ein anderer aber so zottig und grau herunterhing, daß man jeden Augenblick erwartete, ihn als Regen niederfallen zu sehn.

Auf dem Wege nach Sandau, wo wir gegen Südost fuhren, sahen wir die sämmtlichen Wolkenphänomene in ihrer charakteristischen Mannichfaltigkeit, Abgesondertheit, Verbindung und Uebergängen, als ich sie nie gesehen, und zwar in solcher Fülle, daß der ganze Himmel davon überdeckt war. Das leichteste Gespinnst der Federwolke des Cirrus stand ruhig am obersten Himmel, ganze Reihen von Cumulus zogen, doppelt und dreifach über einander, parallel mit dem Horizonte dahin, einige drängten sich in ungeheure Körper zusammen, und indem sie an ihrem oberen Umriß immer abgezupft und der allgemeinen Atmosphäre zugeeignet wurden, so ward ihr unterer Theil immer schwerer, stratusartiger, grau und undurchscheinend, sich niedersenkend und Regen drohend. Eine solche Masse zog sich uns über das Haupt hin, und es fielen wirklich einige Tropfen. Da nun Alles dieses in der mittlern Luft vorging, war uns die Aussicht auf den Horizont nicht versagt. Wir sahen auf dem ganzen Halbkreis der entferntesten böhmischen Gebirge ein über einander gethürmtes Amphitheater von Cumulus liegen, davon die einzelnen wolligen Massen durch kräftigen Sonnenschein in Licht und Schatten gesetzt wurden. Der Wind hatte sich geändert, es war ein Südwest, der aber nun die untere Region zu afficiren schien. Und so dauerte der Konflikt zwischen der Atmosphäre und den Wolken den ganzen Tag über. Nach Sonnenuntergang jedoch und Aufgang des Mondes hatte sich der Himmel ganz aufgeklärt, so daß nur ganz leichte Cirrusstreifen zu sehen waren.

Freitag den 28. April, bis Eger.

Bei Sonnenaufgang ganz klarer Himmel, in Westen Nebelwand, die sich nach und nach heranzog, indem sich der Ostwind in Westwind umlegte; der ganze Himmel überzog sich wieder, aber leicht.

Auf dem Wege nach Eger sahen wir abermals ein herrliches, höchst unterrichtendes Schauspiel vor uns, zu dessen Erinnerung ich Folgendes allgemeiner bezeichne.

Der Cumulus kann seiner Natur gemäß vorerst in einer mittlern Region schwebend angesehen werden, eine Menge desselben zieht in langen Reihen hinter einander hin, oben ausgezackt, in der Mitte bauchig, unten geradlinig, als wenn sie auf einer Luftschicht aufsägen. Steigt nun der Cumulus, so wird er von der obern Luft ergriffen, die ihn auflöst und in die Region des Cirrus überführt; sinkt er sich, so wird er schwerer, grauer, unempfänglicher dem Lichte, er ruht auf einer horizontalen, gestreckten Wolkenbase und verwandelt sich unten in Stratus. Diese Erscheinung sahen wir in der größten Mannichfaltigkeit an dem Halbkreise des westlichen Himmels vorgehen, bis die untere schwere Wolkenschicht, von der Erde angezogen, genöthigt war, in Regenstrichen niederzugehen. Aber auch diese behielten einen leichten, lustigen Charakter, indem sie, schief und in sich selbst gekrümmt, nach der Erde gerichtet, bald abzuregnen schienen, bald eine Zeit lang in der Höhe schwebend verweilten, endlich aber strich- und streifenweise vertikal in die Höhe stiegen, sich mit oberen stratusartigen Wolken verbanden und wieder zu ihrem ersten Ursprung zurückkehrten.

Indessen sahen wir am ganzen westlichen Horizont unzählbare solche Regenschauer einzeln über Felder und Hügel niedergehn, wie uns denn auch ein solcher, dem Landmann höchst erwünschter Regenstrich vorüberstreifend benetzte.

Durch den Flor sowie durch die Zwischenräume dieser wässerigen Ergießungen sahen wir den Fichtelberg mit Allem, was ihm angehört, von einer schweren Masse festliegender Wolkenballen überlagert. Im Egerkreise war der Regen allgemein gewesen. Gegen Abend klärte sich's wieder auf.

Sonnabend den 29. April, bis Karlsbad.

War der ganze Himmel überzogen; es mußte im Elbogner Kreise gestern und die Nacht viel geregnet haben, wie man am Weg und Aeckern sah; die Sonne zeigte sich im Mittag, der Wind war Nordwest, und sodann ereignete sich das aufsteigende Spiel: Stratus verwandelte sich in Cumulus, Cumulus in Cirrus, wie wir in vorigen Tagen das niedersteigende beobachtet

hatten. Der Himmel war mit Wolken aller Art bedeckt, jedoch der Abend freundlich.

Sonntag den 30. April, Karlsbad.

Das alte Spiel vom Auflösen und Verkörpern der Wolken, ohne Resultat.

Montag den 1. Mai.

Mit Nordwind zogen untere und obere Wolken, jede in ihrer Region gegen Süden, die untern stratus-, die obern cirrusartig. Diesen kam vom südlichen Berge ein Wolkenzug in einer mittleren Region entgegen, welches Phänomen ich der Anziehungskraft der oberen Wolkenreihe zuschreibe; denn der südliche Zug war, so wie er in die mittlere Region trat, sogleich an dem obern Umriß aufgelöst, mit den höheren Wolken vereinigt und mußte, zu ihnen gesellt, nach Süden zurückkehren. Es war merkwürdig und seltsam anzuschauen. Dergleichen mag freilich nur in hohen Gebirgsgegenden vorkommen. Um Mittag leichter Schnee, gegen Abend gelinder Westwind.

Dienstag den 2. Mai.

Der Konflikt der obern und untern Luftregion, der Trockne und Feuchte, endigte sich in ein leichtes Schneegestöber, von Zeit zu Zeit wiederholt.

Mittwoch den 3. Mai.

Es hatte gegen Morgen geschneit. Früh um fünf Uhr war der Schnee auf den Straßen, Platten und sonst Steinen geschmolzen; er hatte sich aber gehalten auf Holzstämmen, Brettern, Schindeln und auf den Planen der Fuhrleute. Den Tag über forttauernder Wolkenkonflikt, sich manchmal in Schnee auflosend.

Donnerstag den 4. Mai.

Im Ganzen wie gestern, gegen Mittag starker, dichter Schneesturm, welcher wol eine Stunde anhielt. Darauf wieder Sonnenblicke.

Freitag den 5. Mai.

Um die Phänomene des Wettstreits der obern und untern Luft in größerer Breite zu sehen, als die Karlsbader

Himmelsenge erlaubt, erstieg ich den Schloßberg und ging sodann den Schlackenwalter Weg hinauf bis zu Findlater's Monument.

Auf diesem Gange läßt sich der Ellbogner Kreis bis gegen das Egerland westlich und das Erzgebirge nördlich übersehen.

Es graupelte stark, und der ganze Himmel war auf mannichfaltige ungleiche Weise überdeckt. Einherziehende Wolken, die man wol mußte für Stratus gelten lassen, obgleich von denen im Spätsommer und Herbst bemerkten sehr unterschieden; sie waren viel leichter anzusehen und zogen in einer höhern Region daher, welche sich nach dem Maßstabe jener frühern Bemerkungen an Ort und Stelle gar wohl hätte bezeichnen lassen. Sie mochten in der Region schweben, in welcher sonst die Cumulus einhergehen; sie lösten sich, von Nordwest heranziehend, bald da bald dort in Graupelschauer auf, welche Land und Gebirge wechselsweise bedeckten und frei ließen. Von Süden stiegen mächtige Cumulus auf, die sich aber, sobald sie sich jenem Zuge näherten, mit demselben sogleich vereint offenbar mit fortzogen und als Graupelschauer mit niedergingen. Sonnenblicke erheiterten das Land. Sogleich aber waren bald von Westen bald von Süden der ganze Himmelsgegenden bedeckt und solche graue, mehr Nebel- als Wolkenzüge in Anmarsch, wie ich solche vom Hammer her, das Teplthal herunter, auf der Rückseite des Karlsbader Gebirgs kommen sah.

Alles dieses aber ging dem Augenschein nach in einer höhern Region vor, als wir den wässerigen Nimbus zu sehen gewohnt sind. Welches sich auch dadurch erweist, daß von eben diesen nebelhaften Wolkenzügen immerfort Theile cirrusartig aufgenommen werden, woraus sich ergiebt, daß das Barometer hoch stehen muß. Ich will nun sehen, ob meine Vermuthung sich bestätigt, daß nämlich dieser Konflikt sich zu Gunsten der obern Luft und des trocknenden Prinzips entscheiden werde. Wie ich denn mich vielleicht hiezu verfahren lasse, weil ich für meine übrige Badezeit schönes Wetter wünsche, zugleich aber auch das umgekehrte Phänomen von jenem, was ich vom 23sten April bis zum 28sten erlebet, rückwärts zu erleben hoffe. Welches denn auch Abends 4½ Uhr geschah.

Denn als ich die Höhe des westlichen Berges bei Gottel's Sommerwohnung erreicht hatte, erblickte ich in Westen über dem Erzgebirge eine Reihe Cumulus liegen, doch aber schwebend und von leichterer Natur. Im Nordosten über dem Gebirg

eine von der Sonne beschienene Wolkenwand, weiß leuchtend und glänzend; graue Streifen, die an ihr herabgingen, zeigten, daß sie sich auch in Graupeln auflöste, sowie sie sich oben rauchartig in die Luft verlor. In Osten ragten bergartig hinter dem Horizont herauf einzelne und festgeballete Cumulus.

Von Süden zogen über den Scheitel hin charakterlose Wolken, an denen man theilweise die Gestalt der übrigen sehen konnte.

Alle das Gewölk jedoch, wie es oben beschrieben, verzog sich oder versank, so daß bei Sonnenuntergang der Himmel beinahe, zu Nacht aber völlig rein und wolkenlos war.

Sonnabend den 6. Mai.

Völlig klarer Himmel, aber nicht lange; denn der Wolkenzug von Norden her begann schon wieder und verbreitete sich nach und nach, jedoch in abgesonderten Partien, über den ganzen Himmel. Dergleichen den ganzen Tag über, Abend helle.

Sonntag den 7. Mai.

Prächtiger Windbaum vor der aufgehenden Sonne, bis in den Zenith sich erstreckend, nach oben und der Seite ast- und zweigartig verbreitete Schäfchen, flecken- und streifenartig über dem übrigen Himmel. Milde Luft, schöner Sonnenschein. Gegen Mittag, mit Südwestwind, schien der ganze Himmel mit Wolken überzogen. Nach Tische auf dem Schlackenwerther Wege einen kalten Westwind sehr unangenehm empfunden. Der Himmel war von Gebirg zu Gebirg überwölkt, aber doch. Nachts um 11 Uhr gewaltsamer Regenguß, der wol eine Stunde dauerte.

Montag den 8. Mai.

Lustbaum vor der Sonne. Der obere Himmel leicht bewölkt, der untere schwerer. Leichte Cumulus von Westen über den Dreikreuzberg herziehend. Der obere Himmel und die aufzehrende Gewalt der trocknenden Luft scheint die Uebergewalt zu behalten.

Dienstag den 9. Mai.

Heller Himmel, jedoch mit leichten Streifen höherauchartig bedeckt; Sonne sehr heiß, die Atmosphäre sich nach und nach bewölkend.

Mittag Wind, unzusammenhängend bewölkte Atmosphäre, wenige Regentropfen, klare Nacht.

Mittwoch den 10. Mai.

Höherauch, Schäfchen, dann wieder aufgeklärter Himmel, die Sonne brannte heiß, der Himmel überwolkte sich. Streifregen, es donnerte um 1 Uhr, sodann von Zeit zu Zeit, der Himmel reinigte sich. Vollkommen klarer Himmel bei Sonnenuntergang, obschon Südwestwind.

Donnerstag den 11. Mai, Himmelfahrtfest.

Vollkommen heiterer Himmel, obschon Westwind. Einzelne Wolken, im Ganzen aber der höhere Himmel leicht gestreift. Gegen Abend ein Phänomen, welches ich noch nicht bemerkt. Gegen Westen in der Höhe Cirrusstreifen, doch wahrscheinlich nicht so hoch als sonst gewöhnlich; denn kleine, leichte, wollige Wölkchen, vom östlichen Gebirge herziehend, wurden, wie sie sich jener Region näherten, aufgelöst und in vertikale Streifen verwandelt; doch konnte man bemerken, daß sie sich auch unverwandelt zwischen jene Streifen hineinzogen, ihre wollige Gestalt noch eine Weile behaltend. Wahrscheinlich ging dies auf der Grenze der obern und mittlern Region vor.

Mit einem so anhaltenden, aufmerksamen Beschauen des Himmels war auch bisher das Vergnügen an dem Zustand der Erde verbunden. Im Ganzen thut einen sehr angenehm bemerkbaren Effekt der bei einem so hohen Sonnenstande, unter dem funfzigsten Grad, weit zurückgehaltene Frühling. Es ist, als wenn bei ihrem Erwachen die Bäume verwundert wären und beschämt, sich schon so weit im Jahre zu finden und von ihrer Seite noch so sehr zurück zu sein. Mit jedem Tag eröffnen sich neue Knospen, und die eröffneten entwickeln sich weiter.

Sehr lieblich ist es daher, gegen Sonnenuntergang die Prager Straße hinabzugehen; alle unbelaubten Bäume, bisher unbemerkbar, wenigstens unbemerkt, kommen nach und nach

zur Erscheinung, wie sie ihre Blätter entfalten und, vom Sonnenlichte vom Rücken her beschienen, als völlig durchscheinend in ihrer eigenthümlichen Form dargestellt und kenntlich werden. Das junge, gelbliche Grün scheint völlig durchsichtig, und an diesem stufenweis wachsenden Genusse kann man sich gewiß noch vierzehn Tage ergehn; denn vor Pfingsten wird das völlige Grün kaum entwickelt sein. Die Gemüsegärten beschäftigen sich gleichfalls noch mit Vorbereitungen; die Wintersaat steht schön, ob es gleich in vier Wochen nicht geregnet hat; der späte Schnee scheint ihr genutzt zu haben, und die Berge sind niemals ohne Thau. Der verlängerte Tag giebt auch eine höchst angenehme Empfindung, besonders in dieser Schlucht, die um fünf Uhr schon beschattet ist, wenn man auf der Höhe noch einige Stunden des freundlichen Sonnenscheins genießt.

Dem diesjgen Frühling gewährt auch noch ein ganz eigenes angenehmes Anieben, daß Blüthen und Blätter zugleich hervortreten; dadurch erscheint der Schwarzdorn, die Kirsche, der Apfel als ganz anderer, fremder Busch und Baum, die weißen Blüthen nehmen sich zwischen dem munteren Laub gar anmuthig aus.

Freitag den 12. Mai.

Mit Streifen leicht bedeckter Himmel, kein reines Blau in der ganzen Atmosphäre, Windstille, mit einer Andeutung auf Südwind. Die gestrige Beobachtung war heute viel entschiedener. Die von Süden heranziehenden mehr flockig als geballten Wolken wurden in Streifen und lang sich emporziehende Fäden aufgelöst, und auch diesmal schien die Operation viel niedriger als sonst vorzugehen, auch sah man den hieraus entstehenden Cirrus von anderer Art als den gewöhnlichen beben; denn die emporsteigenden Fäden und gekrümmte leichte Streifen verwandelten sich an ihrem obern Ende schon wieder in Wölkchen, bis sich denn der Himmel nach und nach überzog. Nach Tische, auf einer Fahrt über Hohndorf und Lessau, vermehrte sich bei schwüler Luft die Menge und Schwere der Wolken. Gegen Abend war in Weiten an dem Erzgebirge her ein meilenlanger Nimbus, der in vielen Strömungen niederging. Ich habe davon sogleich einen Entwurf gemacht, welchem ich den Versuch einer beschreibenden Erklärung hinzufüge. Die Wetterwolke zog von Westen gegen Osten und zeigte an ihrem

unteren Bauche deutliche kurze Streifen, welche in gleicher Richtung vorwärts den Strich führten. Die Wolke hingegen, wie sie vorrückte, unterlag im Einzelnen der Erdanziehung, und es senkten sich ganz vertikale Gußstrahlen herunter, wie an dem Ende rechter Hand zu sehen. Diese schienen jedoch mit der Erde in solchen Kontakt und Verbindung zu kommen, daß sie mit ihrem untern Ende an dem Boden festhielten, der die Feuchtigkeit an sich saugte, indeß die Wolke weiter zog und das obere Ende dieser Schläuche mit fortnahm, deshalb sie zu einer schiefen Richtung genöthigt wurden, wie an den zwei folgenden nach der linken Hand hin zu sehen. Nun hatten aber andere solche früher niedergegangene Strömungen durch das Fortziehen der Wolke ihren Zusammenhalt mit der Erde verloren und schwebten losgelassen hoch über dem Horizont, wie die Zeichnung angiebt.

Das Merkwürdigste jedoch war ein solcher Schlauch, der, obgleich der letzte, doch der stärkste, mit dem untern Theil entschieden an der Erde festhielt, indeß der obere fortgezogen wurde, wodurch ein gekrümmtes Aufsteigen, wie links neben dem Dörfchen zu sehen, bewirkt ward.

Sonnabend den 13. Mai.

Wie gestern, schwül heranziehende Wolken, aufgelöst und sich wieder vereinigend; fortdauernde Abwechselung.

Sonntag den 14. Mai.

Wie gestern, nur daß die Cumulus ihre eigenthümliche geballte Gestalt mehr behielten. Nicht unangenehme Schwüle.

Montag den 15. Mai.

Ganz früh meist heiterer Himmel. Um sechs Uhr dichter, starker Nebelzug, der über den ganzen Himmel hin sich nach Norden bewegte, bald aber die Atmosphäre wieder völlig frei ließ. Leicht Gewölk, doppelter Wolkenzug. Abends in Westen Cumulus, Abendroth.

Dienstag den 16. Mai.

Der ganze Himmel leicht, aber grau überwölkt, weder Sonne noch Atmosphäre zu sehen; gegen sieben Uhr Nordwind, getrennte Wolken, ein unterer, von Süden herankommender

Zug in die höhere Region aufgelöst. Abwechselnde Bedeckung und Aufklärung des Himmels; nach sechs Uhr Sprühregen; sodann bei Untergang der Sonne im Südosten purpurgraue Regenwolken, in denen man die Iris theilweise stehen sah.

Mittwoch den 17. Mai.

In der Nacht starker Regenguß, der Morgen bewölkt, von Zeit zu Zeit Streifregen. Wolkenzug nach Osten. Den Tag über mit Streifregen fortgesetzt, Abends der Himmel völlig rein; doch war die Sonne mit Abendroth untergegangen.

Venus und der Mond über dem Hirschsprung.

Donnerstag den 18. Mai.

Früh ganz klarer Himmel, nach und nach leichte Cirrus, um Mittag seltene, höchst auffallende Erscheinung, die mich aus der Enge auf eine freie Stätte rief. Von Westen herauf mit entschiedenem Südwind zogen lange, zarte Cirrusstreifen, einzeln und vereinigt; im Vorwärtsziehn krümmten sie das vordere Ende zu kleinen Wölkchen, etwas niedriger zogen unbestimmte weiße Wölkchen, die von jenen Streifen mit aufgenommen wurden; sonst standen noch alle Arten von Cirrus am bläulichen Himmel, Schäfchen, gegitterte Streifen, Alles in Bewegung und Verwandlung.

Der Himmel überwölkte sich nach und nach. Von der Prager Straße angesehen, zeigten sich die Wolken in mancherlei Formen, doch immer Auflösung drohend. Abends acht Uhr unter Blitz und Donner Regengüsse.

Freitag den 19. Mai.

Klarer Morgen, doch bald wieder leicht bewölkt, fortgesetzte Bewolkung den ganzen Tag über. Abends, den Schlackenwerther Weg herabfahrend, vielfache, Gewitter drohende Wolkengestaltung. Um die untergehende Sonne trübe Atmosphäre und ein weißer, hie und da farbiger Kreis, theilweise deutlicher und undeutlicher zu bemerken. Nachts gewaltiger Regenguß, mit Donner und Blitz.

Sonnabend den 20. Mai.

Bedeckter Himmel, nach und nach gebrochen, Sonnenblicke, laue Luft.

Hinten an, bebuſcht und traulich,
Steigt der Felſen in die Höhe;
Und mit hohem Wald umzogen
Und mit Ritterſchloß gekrönet,
Lenkt ſich hin des Gipfels Bogen,
Bis er ſich dem Thal verſöhnet.

Und da duftet's wie vor Alters,
Da wir noch von Liebe litten
Und die Saiten meines Pſalters
Mit dem Morgenſtrahl ſich ſtritten,
Wo das Jagdlied aus den Büſchen
Fülle runden Tons entbauchte,
Anzufeuern, zu erfriſchen,
Wie's der Buſen wollt' und brauchte.

Nun die Wälder ewig ſproſſen,
So ermuthigt Euch mit dieſen!
Was Ihr ſonſt für Euch genoſſen,
Läßt in Andern ſich genießen.
Niemand wird uns dann beſchreien,
Daß wir's uns alleine gönnen!
Nun in allen Lebensreihen
Müſſet Ihr genießen können.

Und mit dieſem Lied und Wendung
Sind wir wieder bei Hafiſen;
Denn es ziemt, des Tags Vollendung
Mit Genießern zu genießen.

Gedicht giebt die Empfindungen wieder, die Eiſenach im Dichter auf der Durchreiſe des Morgens erweckt hatte: die Erinnerung an die früheſte Weimariſche Zeit, in welcher die Wartburg, das Ritterſchloß der erſten Strophe, ſeinen Lieblingsaufenthalt bildete, und an die im Eiſenachiſchen verlebten Jugend (3. Strophe). Wie dem Dichter hier das Gegenwärtige mit dem Vergangnen verſchmolz, ſo auch am Tage vorher zu Erfurt, welches andre Erinnerungen geweckt hatte; dieſe ſind niedergelegt in dem Gedicht IV. 19 (Buch der Betrachtungen): „Sollt' einmal durch Erfurt fahren ꝛc.", welches in der Schlußſtrophe den Gedanken der Ueberſchrift unſers Gedichts enthält: „Und ſo wollen wir

Uns der Gegenwart erfreuen,
Das Vergangne mitgenießen."

Schon vorher in dem dritten Bande von Dichtung und Wahrheit (Buch 14) hatte Goethe bei der Schilderung ſeiner Lahn- und Rheinreiſe die

Sonntag den 21. Mai.

In der Nacht ſtärkſter Platzregen, des Morgens ſchwächer bis neun Uhr; Regenwolken mit ſtarkem Nordoſtwind vorüberziehend, desgleichen den ganzen Tag. Abends nach ſieben Uhr gewaltſamer, allgemeiner Landregen, die ganze Nacht durch.

Montag den 22. Mai.

Früh um neun Uhr Andeutung einer Ausheilung, welche auch mit Abſätzen erfolgte; die untere Atmoſphäre ward durch vorüberziehende und aufſteigende Nebel immer getrübt. Bei durchbrechnen Momenten beobachtete man höhere Wolken, welche ſich ſteter zeigten. Dasſelbige abwechſelnd bis zur Nacht.

Dienſtag den 23. Mai.

Cumulus, weit und hoch ſtehend, hellweiß und geballt. Regenwolken drunter herziehend, ſelten Donner, wenig Regen.

Mittwoch den 24. Mai.

Wie geſtern; doch mehr zum Regen geneigt und von Zeit zu Zeit Regen mit Donner begleitet. So dauerte es über Mittag bis gegen fünf Uhr, wie wir auf einer Fahrt nach dem Horn erfuhren. Nun klärte es ſich auf, und Abends acht Uhr ſtand der Mond hell am Himmel, ſpäter durch ſehr leichte Wölkchen getrübt.

Donnerſtag den 25. Mai.

Heiterer Morgen, leichtes Gewölk den Tag über. Starker Wolkenzug in der höhern Region von Südweſt her. Sehr warm, ruhiger Abend. Herrliche Mondnacht.

Freitag den 26. Mai.

Heller Morgen. Windſtöße. Mehr bewölkt. Um drei Uhr ſanfter Regen, Donner. Abwechſelnd bis Abend. Schöne Mondnacht, nicht ſo klar wie geſtern.

Sonnabend den 27. Mai.

Wolliger Cumulus in Cirrus aufgelöst, dieser sich an einander reihend und steigend, jener wieder sich ballend und sinkend. Diese Erscheinungen glaubte man in drei Etagen über einander vorgehen zu sehen. Immer mehr zur Auflösung der Wolken und zur Heiterkeit geneigt.

Sonntag den 28. Mai. Rückreise.

Früh vier Uhr allgemeiner Landregen; um sechs Uhr bricht sich der Himmel, ohne jedoch Blau sehen zu lassen. Der Regen pausirt. Starker Wolkenzug vom Erzgebirge her, desgleichen über den Horn in die Teplregion. Neun Uhr. Der Regen beginnt wieder, wird sehr stark mit Nordwest.

Zehn Uhr deckt er nebelartig ferne und verhältnißmäßig auch nahe Gegenstände. Elf Uhr. Auf der Höhe von Maria-Kulm bemerkte man, daß die Himmelsgegend über dem Fichtelgebirg sich aufhellt. Mittag. Unendliche Nebel- und Regenwolken ziehen, vom Nordwest herbeigebracht, am Erzgebirge hin, auch über den Horn in die Teplregion. Ganz Böhmen überdeckt von Gewölk, niedrig schwebend, grau, flockig, zottig, ungestalt, in jedem Momente sich in Wassergüsse aufzulösen drohend. Indessen auf dem sich aufklärenden, langgestreckten Rücken des Fichtelgebirges ruhen gelagert Cumuli, nicht ganz fest geballt. Drei Uhr. Im Nordwesten hellt sich's immer mehr auf, nach und nach klärt sich daselbst der Himmel; die Sonne tritt hervor. Auch im Süden wird's rein. Wenige Wölkchen, vom West getrieben, ziehen leise auf ihrer Bahn. Cirrus in der obern blauen Luft.

Von da an unerfreulicher West, bald gegen Norden bald gegen Süden sich umsetzend, Regenschauer bringend, austrocknend, widerwärtig zu beobachten. Dieser Zustand dauerte bis den 24. Juni, da sich denn mit Nordost das Wetter bestätigte und der Himmel sich aufklärte.

Zu besserem Verständniß der in vorstehendem Aufsatz gebrauchten Ausdrücke wird nachträglich angezeigt, daß in Uebereinstimmung mit Männern, welche die Sache bisher bearbeitet, angenommen wird, es gebe drei Luftregionen, die obere, mittlere

und untere, welcher man die vierte, die unterſte, noch hinzufügen kann. Die Herrſchaft der obern Region manifeſtirt ſich durch trocknes, helles Wetter, die Atmoſphäre iſt in einem Zuſtande, daß ſie Feuchtigkeit in ſich aufnehmen, tragen, emporheben kann, es ſei nun, daß ſie das Wäſſrige zertheilt in ſich enthalte, oder daß ſie ſolches verändert, in ſeine Elemente getrennt in ſich aufnehme. Dieſer Zuſtand der Atmoſphäre wird durch die größte Barometerhöhe offenbart, und wir erfreuen uns eines ſchönen, beſtändigen Wetters; der Himmel iſt klar, in gewiſſen Weltgegenden ganz wolkenlos und hochblau. In dieſe Regien gehören alle Cirrusarten, die man mit verſchiedenen Namen bezeichnen kann.

Die mittlere Regien iſt die des Cumulus; in ihr wird eigentlich der Konflikt bereitet, ob die obere Luft oder die Erde den Sieg erhalten ſoll. Dieſe Region hat die Eigenſchaft, daß ſie zwar viel Feuchtes in ſich aufnehmen kann, allein nicht in vollkommener Auflöſung; es vereinigt ſich zwar zu einer leichten, aber doch dichten Körperlichkeit und erſcheint uns geballt, gehäuft und nach oben in beſtimmten Formen ausgebogt und begrenzt; unterwärts haben dieſe Wolkenhaufen eine horizontale Grundlinie, wodurch eine dritte Region angedeutet wird, auf welcher ſie wie auf einer Schicht auf einem Elemente ruhen und ſchweben.

Gewinnt nun die obere Region, ihre trocknende, Waſſer auflöſende, in ſich aufnehmende Gewalt, die Oberhand, ſo werden dieſe geballten Maſſen an ihrem oberen Saum aufgelöſt, aufgezupft, ſie ziehen ſich flockenweiſe in die Höhe und erſcheinen als Cirrus und verſchwinden zuletzt in dem unendlichen Raum. Ueberwindet nun aber die untere Region, welche die dichteſte Feuchtigkeit an ſich zu ziehen und in fühlbaren Tropfen darzuſtellen geneigt iſt, ſo ſenkt ſich die horizontale Baſis des Cumulus nieder, die Wolke dehnt ſich zum Stratus, ſie ſteht und zieht ſchichtweiſe und ſtürzt endlich im Regen zu Boden, welche Erſcheinung zuſammen Nimbus genannt wird.

Wie wir nun von oben herunter geſtiegen ſind, ſo kann man wieder von unten hinauf ſteigen, ſo daß ſich dichte Nebel erheben und in der untern Luft ſchwere Schichten bilden, die ſich aber doch wieder an ihrem oberen Theile ballen, höher dringen und zuletzt nach und nach in die obere Luft aufgelöſt werden.

Man nimmt dieſe drei Regionen als Norm an, bemerkt

aber dabei, daß die Disposition der obersten Luft, alle Feuchtigkeit in sich vollkommen aufzunehmen, auch bis zur Erde herunter steigen könne, da denn jeder Dunst- und Nebelstreif sogleich in Cirrus aufgelöst und sodann verflüchtigt wird.

Und so mag sich auch der eigentliche Stratus, diese horizontal gebildete Masse, einmal höher erheben als das andere Mal, der Jahrszeit, der Polhöhe und der Bergeshöhe gemäß. Auch der Cumulus schwebt bald höher bald tiefer; im Ganzen bleiben aber diese Wolkengestalten immer stufenweise über einander, wie man gar wohl sehen kann, wenn sich alle vier Erscheinungen dem Beobachter auf einmal darbieten.

Diese vier Hauptbestimmungen, Cirrus, Cumulus, Stratus und Nimbus, habe unverändert beibehalten, überzeugt, daß im Wissenschaftlichen überhaupt eine entschiedene lakonische Terminologie, wodurch die Gegenstände gestempelt werden, zum größten Vortheil gereiche. Denn wie ein Eigenname den Mann von einem jeden Andern trennt, so trennen solche Termini technici das Bezeichnete ab von allem Uebrigen. Sind sie einmal gut gefunden, so soll man sie in alle Sprachen aufnehmen, man soll sie nicht übersetzen, weil man dadurch die erste Absicht des Erfinders und Begründers zerstört, der die Absicht hatte, etwas fertig zu machen und abzuschließen. Wenn ich „Stratus" höre, so weiß ich, daß wir in der wissenschaftlichen Wolkengestaltung verfuren, und man unterhält sich darüber nur mit Wissenden. Ebenso erleichtert eine solche beibehaltene Terminologie den Verkehr mit fremden Nationen. Auch bedenke man, daß durch diesen patriotischen Purismus der Stil um nichts besser werde; denn da man ohnehin weiß, daß in solchen Aufsätzen diesmal nur von Wolken die Rede sei, so klingt es nicht gut, „Haufenwolke" ꝛc. zu sagen und das Allgemeine beim Besondern immer zu wiederholen. In andern wissenschaftlichen Beschreibungen ist dies ausdrücklich verboten.

Die Zwischenerscheinungen dagegen, welche Howard durch Verbindung jener drei Benennungen bezeichnet, habe ich nicht gebraucht, auch nicht übersetzt, sondern sie nach ihrem Vorkommen und Erscheinen jedesmal angedeutet und beschrieben, weil die Mannichfaltigkeit so groß ist, daß solche zu bestimmen keine Terminologie vermag und nur die Einbildungskraft mehr verwirrt, als ihr nachzuhelfen. Wie man das gar oft bei meteorologischen Tabellen fühlt, bei denen eine Kolumne für die Wolkengestaltung angebracht ist. Der Einsichtige, dem es

um Anſchauung und nicht um Worte zu thun iſt, wird die Schwierigkeit in der Praxis ſelbſt gar leicht entdecken.

Schließlich bemerken wir noch den Hauptpunkt, daß der Sieg der oberen Regien, die Herrſchaft der Trockniß, durch den Oſtwind und den ihm zugetheilten Nordwind, der Sieg der untern Regien, der ſich auf die Erde beziehenden Feuchte, durch den Weſt und den ihm verbündeten Südwind angedeutet, begleitet und bewirkt werde.

Und nun, da man vor je her die Poeſie als wohlgeſchickt zu ſummariſchen Darſtellungen gehalten, ſo folge noch zum Ehrengedächtniß unſers Meiſters die Grundlehre, damit ſie ſich immer mehr verbreite, in wohlmeinende Reime verfaßt.

„Die Welt, ſie iſt ſo groß und breit,
Der Himmel auch ſo hehr und weit,
Ich muß das Alles mit Augen faſſen,
Will ſich aber nicht recht denken laſſen."

Dich im Unendlichen zu finden,
Mußt unterſcheiden und dann verbinden;
Drum danket mein beflügelt Lied
Dem Manne, der Wolken unterſchied.

Howard's Ehrengedächtniß.

Wenn Gottheit Kamarupa, hoch und hehr,
Durch Lüfte ſchwankend wandelt leicht und ſchwer,
Des Schleiers Falten ſammelt, ſie zerſtreut,
Am Wechſel der Geſtalten ſich erfreut,
Jetzt ſtarr ſich hält, dann ſchwindet wie ein Traum,
Da ſtaunen wir und trau'n dem Auge kaum.

Nun regt ſich kühn des eignen Bildens Kraft,
Die Unbeſtimmtes zu Beſtimmtem ſchafft;
Da droht ein Leu, dort wogt ein Elephant,
Kameeles Hals, zum Drachen umgewandt;
Ein Heer zieht an, doch triumphirt es nicht,
Da es die Macht am ſteilen Felſen bricht;
Der treuſte Wolkenbote ſelbſt zerſtiebt,
Eh er die Fern' erreicht, wohin man liebt.

Er aber, Howard, giebt mit reinem Sinn
Uns neuer Lehre herrlichſten Gewinn;
Was ſich nicht halten, nicht erreichen läßt,
Er faßt es an, er hält zuerſt es feſt,
Beſtimmt das Unbeſtimmte, ſchränkt es ein,
Benennt es treffend! — Sei die Ehre Dein! —
Wie Streife ſteigt, ſich ballt, zerflattert, fällt,
Erinnre dankbar Deiner ſich die Welt!

Stratus.

Wenn von dem ſtillen Waſſerſpiegelplan
Ein Nebel hebt den flachen Teppich an,
Der Mond, dem Wallen des Erdreichs vereint,
Als ein Geſpenſt Geſpenſter bildend ſcheint,
Dann ſind wir Alle, das geſtehn wir nur,
Erquickt', erfreute Kinder, o Natur!

Dann hebt ſich's wol am Berge, ſammlend breit
An Streife Streifen; ſo umdüſtert's weit
Die Mittelhöhe, Beidem gleich geneigt,
Ob's fallend wäſſert oder luftig ſteigt.

Cumulus.

Und wenn darauf zu höherer Atmoſphäre
Der tüchtige Gehalt berufen wäre,
Steht Wolke hoch, zum Herrlichſten geballt,
Verkündet, feſtgebildet, Machtgewalt,
Und was Ihr fürchtet und auch wol erlebt,
Wie's oben drohet, ſo es unten bebt.

Cirrus.

Doch immer höher ſteigt der edle Drang!
Erlöſung iſt ein himmliſch leichter Zwang.
Ein Aufgehäuftes, flockig löſt ſich's auf,
Wie Schäflein trippelnd, leicht gekämmt zu Hauf.
So fließt zuletzt, was unten leicht entſtand,
Dem Vater oben ſtill in Schooß und Hand.

Nimbus.

Nun laßt auch niederwärts, durch Erdgewalt
Herabgezogen, was ſich hoch geballt,
In Donnerwettern wütend ſich ergebn,
Heerſchaaren gleich entrollen und verwehn! —
Der Erde thätig-leidendes Geſchick! —
Doch mit dem Bilde hebet Euren Blick:
Die Rede gebt herab, denn ſie beſchreibt;
Der Geiſt will aufwärts, wo er ewig bleibt.

Und wenn wir unterſchieden haben,
Dann müſſen wir lebendige Gaben
Dem Abgeſonderten wieder verleihen
Und uns eines Folgelebens erfreuen.

So, wenn der Maler, der Poet,
Mit Howard's Sondrung wohl vertraut,
Des Morgens früh, am Abend ſpät
Die Atmoſphäre prüfend ſchaut,

Da läßt er den Charakter gelten;
Doch ihm ertheilen luſtige Welten
Das Uebergängliche, das Milde,
Daß er es faſſe, fühle, bilde.

Howard's Terminologie.[1])

Wenn man die Lehre Howard's beim Beobachten wohl nutzen will, ſo muß man die von ihm bezeichneten Unterſchiede feſt im Auge behalten und ſich nicht irre machen laſſen, wenn gewiſſe ſchwankende Erſcheinungen vorkommen; man übe ſich vielmehr, dieſelben auf die Hauptrubriken zurückzuführen.

Howard's Terminologie wird hier aufgeſtellt in der Ordnung, wie die verſchiedenen Wolkenformen Bezug auf die Erde oder auf die höhern Regionen haben mögen.

[1]) Veröffentlicht in den Nachgelaſſenen Werken 1833. — A. d. H.

Stratus.

Hierunter werden alle diejenigen Wolken begriffen, welche sich streifen- oder schichtenweise zunächst auf die Erde beziehen. Von dem Nebelstreif an, der sich vom Sumpf oder feuchten Wiesen erhebt und darüber eine Zeit lang schweben bleibt, bis zu den Streifen und Schichten, welche theils die Seiten der Berge theils ihre Gipfel bedecken, kann Alles mit diesem Namen bezeichnet werden. Da nun, wie gesagt, die horizontal gelagerten Wolken eine nächste Beziehung auf die Erde haben, so läßt sich bemerken, daß sie diese Form nur bis auf eine gewisse atmosphärische Höhe behalten. Ich vermuthe, daß sie nicht über 1200 Toisen, das heißt höchstens bis an unsere Schneelinie gelangen.

In dem Thal, wo die Reuß nach dem Vierwaldstätter See fließt, bab' ich sie gesehen, da denn diese Streifen, wie Soffitten von Coulisse zu Coulisse, so vom Felsen der einen Seite zum Fels der andern horizontal herübergezogen waren.

Eine bedeutende Zeichnung hievon ist noch in meiner Sammlung.

Wenn nun diese Wolkenschichten nur in einer gewissen Höhe statthaben, so müssen sie auch, sobald das Barometer steigt, eine Veränderung der Form erleiden. Wir sehen daher unterwärts die Wolke noch streifen- und schichtweise horizontal schweben, aufwärts aber entwickeln sich gedrängte, geballte Massen in vertikaler Richtung nach der Höhe.

Strato-cumulus

heißt diese Erscheinung, wie sie hier beschrieben worden: wenn nämlich beide Wolkenbestimmungen, der schon abgehandelte Stratus und der folgende Cumulus, noch zusammenhängen und keine Absonderung zwischen ihnen stattfindet.

Cumulus

werden solche aufgethürmte Wolkenmassen genannt, wenn sie für sich am Horizont heraufziehen und ihre eigene Bewegung verfolgen. Dies sind freilich die herrlichen Erscheinungen, welche eigentlich den Namen Wolke verdienen. Sie sind es, welche in Indien mit unendlicher Gestaltveränderung von Süden nach Norden ziehen und, über die ganze Halbinsel streifend, Schritt vor Schritt bis zu den Gebirgen hinan die un-

geheuren periodischen Regen ausschütten. Auf diesen Wolkenzug ist das vortreffliche Gedicht Megha-Duta gerichtet, welches uns erst neuerlich von Kalkutta mitgetheilt worden. Auf den Gebirgen, welche Sachsen und Böhmen trennen, läßt sich diese Erscheinung oft auf das Vollständigste bemerken. Erreicht aber Cumulus die ihm gleichfalls vorgeschriebene Höhe der Atmosphäre, oder erhebt sich der Barometerstand, so zeigt sich eine neue Umwandlung. Wir bemerken, daß der obere Theil dieser Wolken, aufgezehrt und zu Flocken gekämmt, höheren Luftregionen zugeführt wird. Wenn diese Flocken sich unmittelbar aus der starren Wolke entwickeln und noch nicht von ihr getrennt sind, erhält die Erscheinung den Kunstnamen:

Cirro-cumulus.

Dagegen, wenn diese leichten Wölkchen, die bei uns Schäfchen heißen, für sich am Himmel stehen oder hinziehen, werden sie

Cirrus

genannt. Dieser aber erscheint in vielerlei Gestalten, welche der Beobachter wohl kennen muß, um nicht irre zu werden. Bekannt sind sie einem Jeden, wenn sie wie eine Heerde hinter einander dahinziehender Schäfchen oder, gelockter Baumwolle gleich, in mehr oder minder wiederholten Reihen sich zeigen. Manchmal aber scheint der Himmel wie mit Besemen gekehrt, und die luftigen Wolkenstreifen haben keine bestimmte Richtung gegen einander, sondern streichen zufällig und seltsam durch die höhere Atmosphäre. Ferner ist ein seltener, aber schöner Anblick, wenn ein großer Theil des Himmels gegittert erscheint. Alle diese Fälle lassen sich mit dem Namen Cirrus bezeichnen, sowie auch jene leicht hinschwebenden Wolken, die so gern am Mond vorüberziehen. In der Folge wird sich für Alles dieses eine unterabtheilende Terminologie finden, nur muß man erst eine Weile beobachtet haben, damit man nicht voreilig mit Bestimmungen ins Unendliche gehe und den ganzen Unterschied wieder aufhebe.

Nachzuholen ist nun

Strato-cirrus.

Es kann nämlich der Fall vorkommen, besonders zur Winterzeit, daß die auf den Bergrücken, zum Beispiel auf

dem Ettersberg, ruhenden Streifschichten, ohne sich erst zum Cumulus zu ballen, gleich luftig abgelöst und als Cirrus in die obere Region abgeführt werden; alsdann tritt gedachte Benennung ein.

Zuletzt stehe:

Nimbus.

Mit diesem Namen wird der Fall bezeichnet, wenn sich im Sommer gewitterhaft über große Landesbreiten eine düstere Wolke heranwälzt und unten schon abregnet, indessen ihr oberer Saum noch von der Sonne beschienen wird.

So weit Howard!

Wenn ich nun zunächst einen Terminus, der noch zu fehlen scheint, vorschlagen sollte, so wäre es:

Paries,

die Wand. Wenn nämlich ganz am Ende des Horizontes Schichtstreifen so gedrängt über einander liegen, daß kein Zwischenraum sich bemerken läßt, so schließen sie den Horizont in einer gewissen Höhe und lassen den obern Himmel frei. Bald ist ihr Umriß bergrückenartig, so daß man eine entfernte Gebirgsreihe zu sehen glaubt, bald bewegt sich der Kontur als Wolke, da denn eine Art Cumulo-stratus daraus entsteht.

Luke Howard to Goethe.[1])

A biographical sketch.

Eine Uebersetzung dieser höchst schätzbaren, vor Kurzem an mich gelangten Handschrift wird im nächsten Hefte zur Wissenschaftslehre[2]) den ersten Platz finden, gewiß zur Freude aller wahren Weisheitsliebenden; vorläufig darüber Folgendes:

Wie sehr mich die Howard'sche Wolkenbestimmung angezogen, davon zeugt manches Blatt des wissenschaftlichen Bandes, wohin auch eigentlich diese Nachricht gehörte. Wie sehr mir die Formung des Formlosen, ein gesetzlicher Gestaltenwechsel des Unbegrenzten erwünscht sein mußte, folgt aus meinem gan-

[1]) 1822. — A. d. H.

[2]) Im Ersten Hefte des Zweiten Bandes „Zur Naturwissenschaft überhaupt". — A. d. H.

13.

Lied und Gebilde.

Mag der Grieche seinen Thon
Zu Gestalten drücken,
An der eignen Hände Sohn
Steigern sein Entzücken!

Aber uns ist wonnereich,
In den Euphrat greifen
Und im flüss'gen Element
Hin und wieder schweifen.

Löscht' ich so der Seele Brand,
Lied, es wird erschallen:
Schöpft des Dichters reine Hand,
Wasser wird sich ballen.

Eigenthümlichkeit jener Empfindungsweise hervorgehoben: „die Empfindung der Vergangenheit und Gegenwart in Eins. — Sie ist in vielen meiner größern und kleinern Arbeiten ausgedrückt und wirkt im Gedicht immer wohlthätig." Die sich in den Jahrgängen ihrer Bestände immer erneuernden Wälder werden dem alternden Dichter zum Bilde der sich aus ihrem Schooße stets verjüngenden Menschheit, und in dieser Betrachtung findet er auch sein Alter genußreich (Str. 3: „Nun in allen Lebenstreiben"). Knüpft er damit an Hafis an, von dem Hammer (I. S. LXXVIII.) sagt: „Keiner versteht zu genießen und zu lieben wie Hafis", so ist sein Genießen doch ein veredeltes und vergeistigtes. — Versöhnen (Strophe 1) im Sinne von ausgleichen; ähnlich im Faust. 2. Thl. (Werke, XIII. S. 213. Z. 13, u. S. 223. Z. 23). — Diesem Lied und Wendung Hendiadys für dieser Liebeswendung.

13. Lied und Gebilde. Dies Gedicht, bereits 1818 unter Zelter's Tafelliedern (S. 430) gedruckt, preist, gleich den beiden folgenden, das Dichten. Auch in diesen orientalischen Gedichten, in deren scheinbar verschwimmendem Elemente, dasst der Dichter, unbeschadet der Plastik griechischer Kunst, seinen Stoff zu gestalten:

„Sel'gem Herzen, frommen Händen
Faßt sich die bewegte Welle
Herrlich zu krystallner Kugel."
(Epirotde. Werke, I. S. 276).

zen Bestreben in Wissenschaft und Kunst; ich suchte mich von dieser Lehre zu durchdringen, befleißigte mich einer Anwendung derselben zu Haute wie auf Reisen, in jeder Jahreszeit und auf bedeutend verschiedenen Barometerhöhen; da fand ich denn durch jene sondernde Terminologie immer Forderniß, wenn ich sie unter mannichfachen Bedingungen im Uebergange und Verschmelzen studirte. Ich entwarf manches Bild nach der Natur und suchte das Bewegliche dem Begriff gemäß auf Blättern zu fixiren, berief Künstler dazu und bin vielleicht bald im Stande, eine Reihe von charakteristisch befriedigenden Abbildungen zu liefern, wovon bis jetzt ein durchgängiger Mangel bedauert wird.

Da aber bei wachsender Ueberzeugung, daß Alles, was durch den Menschen geschieht, in ethischem Sinne betrachtet werden müsse, der sittliche Werth jedoch nur aus dem Lebensgange zu beurtheilen sei, ersuchte ich einen stets thätigen, gefälligen Freund, Herrn Hüttner in London, mir wo möglich, und wären es auch nur die einfachsten Linien von Howard's Lebenswege zu verschaffen, damit ich erkennte, wie ein solcher Geist sich ausgebildet, welche Gelegenheit, welche Umstände ihn auf Pfade geführt, die Natur natürlich anzuschauen, sich ihr zu ergeben, ihre Gesetze zu erkennen und ihr solche naturmenschlich wieder vorzuschreiben.

Meine Strophen zu Howard's Ehren waren in England übersetzt und empfahlen sich besonders durch eine aufklärende rhythmische Einleitung; sie wurden durch den Druck bekannt, und also durfte ich hoffen, daß irgend ein Wohlwollender meinen Wünschen begegnen werde.

Dieses ist denn auch über mein Erwarten geschehen, indem ich einen eigenhändigen Brief von Luke Howard erhalte, welcher eine ausführliche Familien-, Lebens-, Bildungs- und Gesinnungsgeschichte, mit der größten Klarheit, Reinheit und Offenheit geschrieben, freundlichst begleitet und mir davon öffentlichen Gebrauch zu machen vergönnt. Es giebt vielleicht kein schöneres Beispiel, welchen Geistern die Natur sich gern offenbart, mit welchen Gemüthern sie innige Gemeinschaft fortdauernd zu unterhalten geneigt ist.

Gleich beim Empfang dieses liebenswürdigen Dokumentes ward ich unwiderstehlich angezogen und verschaffte mir durch Uebersetzung den schönsten Genuß, wie es denn das nächste wissenschaftliche Heft zu zieren bestimmt ist.

Vorbetrachtung.[1])

Der Inhalt jener zwei ersten Bände meiner Naturbetrachtungen war vieljährig und unter gar mannichfaltigen Zuständen abgefaßt, daher in gewissem Sinne ungleich. Zwar immer ernstlich auf die Sache gerichtet, erschien der Vortrag bald friedlich, still beschauend, bald aber auch unmuthig und gegen Widerstand ankämpfend. Zunächst aber hoffen wir nun hierin mehr Gleichheit zu halten und uns durch Reinheit und Ruhe der hohen Kultur würdig zu erzeigen, die uns das erste Viertel des Jahrhunderts hoffen läßt.

Die höchste Kultur aber, welche diesen letzten Zeiten gegönnt sein möge, erwiese sich wol darin, daß alles Würdige, dem Menschen eigentlich Werthe in verschiedenen Formen neben einander müßte bestehen können und daß daher verschiedene Denkweisen, ohne sich verdrängen zu wollen, in einer und derselben Region ruhig neben einander fortwandelten.

Freilich kann dies von irdischen Verhältnissen keineswegs gelten, denn in der eigentlichen Erdenwelt wirken zwei mächtige Parteien, wovon die eine das herkömmliche Regiment behalten und behaupten, die andere es ergreifen und sich zueignen möchte; beide werden einander noch genugsam zu schaffen machen.

Alles aber, was sich aufs Ewige bezieht und uns im Erdenleben als Bild und Gleichniß des Unvergänglichen vorschwebt, sollte sich von Rechts wegen außer Streit setzen, obgleich auch hier manches Hinderniß obwaltet. Denn indem wir durch unsere Denk- und Empfindungsweise auch äußere Verhältnisse gründen, eine Gesellschaft um uns bilden oder uns an sie anschließen, so wird ein Inneres zum Aeußerlichen; ein solches, wohl aufgenommen oder feindlich bestritten, muß erhalten, es muß vertheidigt werden, und so sind wir auf einmal vom Geistlichen ins Weltliche, vom Himmlischen ins Irdische und vom ewigen Unwandelbaren in das zeitliche Wechselhafte zurückgezogen.

Eben deshalb aber werden wir bei Mittheilung unserer Arbeiten deste wachsamer auf uns sein und lieber das, worauf wir beharren, einfach bezeichnen, als uns mit anders Gesinnten in Widerspruch und Streit einlassen.

[1]) 1823. — A. d. H.

Glücklicherweise, was man kaum zufällig nennen dürfte, liegt uns vorerst ein Aufsatz zur Hand, woraus hervorgeht, wie einem zarten Gemüthe, das mit sich selbst und der Welt in Frieden lebt, ganz ungesucht die schönsten Resultate sich ergeben.

Luke Howard an Goethe.

„Der gerühmte Schriftsteller, den ich so zum ersten Mal und ohne weitere Zeremonien anspreche, verlangt, wie ich von seinem Freund in London vernehme, zur Mittheilung an das deutsche Publikum einige Nachricht über Denjenigen, welcher den Versuch schrieb über die Wolkenbildung. Da Niemand wahrscheinlich so gut vorbereitet ist, dasjenige mitzutheilen, welches gegenwärtig zu diesem Zwecke dienlich sein möchte, als ich selbst, und verschiedene Ursachen sich finden, jetzt, wo man es verlangt hat, damit nicht zurückhalten, so füge ich einen Aufsatz bei, welchen ich mir die Freiheit nahm, auf die natürlichste Weise, wie mir scheint, zu schreiben, nämlich in der ersten Person. Da mich jedoch drängende Geschäfte und die Nothwendigkeit, Gegenwärtiges morgen abzusenden, bestürmen, so habe ich der Hand eines nahen Freundes überlassen, die reine Abschrift meines Manuskriptes zu fertigen.

„Tottenham Green, bei London, den 21sten des 2ten Monats 1822."

„In London ward ich geboren den 28sten des 11ten Monats (November) 1772 von achtbaren Voreltern; damit meine ich zuerst und vorzüglich, daß mein Vater, Robert Howard, mein Großvater desselbigen Namens und, wie ich auch nur irgend habe erfahren können, mein Urgroßvater Personen von Rechtlichkeit und ehrwürdig in ihrem Stande waren, als Handelsleute nämlich und Manufakturisten. Sie waren verheirathet an Personen, welche an gleiche Hochachtung Anspruch machten; sodann aber soll mein Ururgroßvater, Gravely Howard, nach einer Familienüberlieferung sein Vermögen zu Grunde gerichtet oder auf irgend eine Weise seine Güter, in Berkshire gelegen, verloren haben, indem er sich an die Sache Jakob's des Zweiten hielt und ihm nach Irland folgte.

„Sein Sohn, Stanley Howard, ward ein Quäker und ließ sich in England nieder, indem er sich an die Gesellschaft an-

schloß, die man nun gewöhnlich mit dem Namen der Freunde bezeichnet. Dadurch erhielten die Beschäftigungen seiner Abkömmlinge eine neue Richtung, wenn sie anders bei seinem Bekenntnisse bleiben wollten; denn die Gesetze der Freunde schließen die Glieder der Gesellschaft vom Kriegs- und Kirchenstande aus und also fast gänzlich von Staatsstellen und -Ehren; aber meines Erachtens entschädigen sie dieselben, indem sie ihnen mehr Muße und Anlaß geben, solche freiwillige Geschäfte zu übernehmen, wodurch in diesem Lande vernünftiger Freiheit ein Mann, der das Gemüth dazu hat, im Allgemeinen nach Maßgabe seiner Kräfte dem Vaterlande und der Menschheit hinreichende Dienste leisten kann.

„Ich war sieben Jahre in einer großen lateinischen Schule zu Burford, nahe bei Oxford, unter einem Freund, einem trefflichen Mann und guten Klassiker, der aber von der alten Schule die Art hatte, Diejenigen zu spornen, die nicht geschwind genug lernen konnten, und Diejenigen, die es vermochten, zu sehr ihrem eigenen Schritt zu überlassen. Für mich hatte dies die Folge, daß ich immer noch mehr Latein lernte, als ich die Zeit her auch bei vernachlässigten Studien habe verlernen können; in der Mathematik aber war ich so vernachlässigt, daß ich in Mitte so mannichfaltiger Beschäftigungen zeither den Weg dahin niemals habe finden können.

„Meine Ansprüche auf einen Mann von Wissenschaft sind daher nur gering; weil ich aber mit Beobachtungsfähigkeit geboren war, so fing ich an, davon Gebrauch zu machen, so gut ich ohne Führer vermochte; denn Wissenschaft war damals noch nicht wie gegenwärtig ein Theil von jedes Kinds Vergnügen und Erhebung, dessen Eltern ihm Bücher und Spielsachen zu verschaffen im Stande waren.

„Hiernach also zogen die vielen Nordlichter jener Jahre meine Aufmerksamkeit auf sich; ich hielt merkwürdige seltene Wolkenbildung in der Einbildungskraft fest, machte Versuche über das Gefrieren des Wassers, welche sich mit dem Zerspringen meines Glasgefäßes endigten; ferner erinnere ich mich genau des merkwürdigen Hoberauchs von 1783 sowie auch ganz deutlich der verdüsternden Erscheinungen des glänzenden Meteors im achten Monat gedachten Jahres.

„Ich verließ die Schule, und nach wenig Monaten ging ich in den mühsamen Lehrdienst eines Apothekers in einem Städtchen bei Manchester. Pharmazie war hier ein Theil meiner

Hauptbeschäftigung; in den kurzen Zwischenstunden aber bemühte ich mich um französische Sprache, Chemie, Botanik u. s. w. Die Werke Lavoisier's und seiner Mitarbeiter wirkten auf Viele von uns wie die aufgehende Sonne nach mezzotintischem Mondschein; aber Chemie hat sich jetzt mit der Mathematik verlobt und beweist sich nun etwas spröder gegen ihre vorigen Verehrer.

„Nach London in meinem 22sten Jahre zurückgekehrt, fuhr ich auf derselbigen Linie des von mir einmal gewählten Geschäftes fort. Aber hier begegnete mir ein Unfall, welcher mir beinahe verderblich gewesen wäre: ich fiel von der Leiter auf eine Flasche, die ich in meiner linken Hand hielt, gefüllt mit einer Auflösung von Arsenik; die Arterie des Arms war getroffen durch einen tiefen und weiten Einschnitt in die Hand unter dem Gelenk, und das Gift drang ungehindert in die Wunde. Ich gedenke dieses Umstandes, weil ich nicht gewiß bin, noch manchmal davon zu leiden; denn es folgten mehrere Tage starke Blutflüsse periodisch zu gewisser Zeit des Nachmittags, da denn die Wundärzte sich nicht anders zu helfen wußten, als die Arterie zu unterbinden, worauf denn die Heilung eintrat und eine Genesung nach einigen Jahren allmählich erfolgte.

„In der Zwischenzeit meines unthätigen Lebens, wozu ich nun genöthigt war, ward ich zwischen andern Untersuchungen aufmerksam auf die Eigenschaften des Blumenstaubs, wenn man ihn auf Wasser und Weingeist unter dem Mikroskop betrachtet. Ueber welchen Gegenstand im Jahr 1800 ein Aufsatz von mir vor der Linnéischen Societät gelesen ward.

„Im Jahre 1798 trat ich in Geschäftsverbindung mit meinem immer innigsten Freund William Allen, einem Manne, dessen Name überall geehrt wird, wo Wissenschaft und Bildung Aufnahme gefunden haben und Gelegenheit gaben, zwischen Menschen von verschiedenen Nationen Verkehr zu eröffnen. Mein eigentliches Geschäft in dieser Verbindung war, ein damals neu eingerichtetes Laboratorium in Plaistow, wenig Meilen von London, zu besorgen; da ich denn, meiner Pflicht nach von einem Werk zum andern gehend, oft unter freiem Himmel zu sein genöthigt, die sonst gewohnten Beobachtungen wieder aufnahm und über die Ansichten der Atmosphäre und meteorologische Register zu schreiben anfing.

„Mein Freund Allen und ich gehörten zu einer auserlesenen philosophischen Gesellschaft, welche vierzehntägig im Winter in

London zusammenkam; jedes Mitglied war verpflichtet, der Reihe nach einen Versuch zur Prüfung vorzulegen oder eine Buße zu bezahlen. Dieser Verpflichtung gemäß fand ich mich veranlaßt, der Gesellschaft unter andern weniger originellen Papieren den Versuch über die Wolken vorzulegen. Man hielt ihn öffentlicher Mittheilung werth, und er ward in Tilloch's Philosophischem Magazin abgedruckt, dessen Herausgeber zu unsern Mitgliedern gehörte. Umstände haben längst diese kleine Brüderschaft aufgelöst, die, so lange sie bestand, sich die Askesian Society nannte, „von ἄσκησις, exercitatio", und ich glaube, daß Manche, die sich dazu mit Eifer hielten, jenen Exercitien gar manchen Vortheil im wissenschaftlichen Charakter schuldig geworden.

„Hier hat nun mein ehrwürdiger und allzu parteiischer Freund die Uebersicht des im Betracht der Wissenschaft thätigsten und bemerkenswerthesten Theils meines Lebens; und da er nun gesehen, wie die Perle, die er schätzt, aus der Muschel genommen worden, und nun auch die Schale gesicht hat, um sie als Perlmutter in seinem Kabinet aufzustellen, so möchte er vielleicht unangenehm überrascht sein, wenn es doch nur zuletzt eine Austerschale wäre.

„Mein vorgemeldeter trefflicher Freund Allen und ich, nachdem wir sieben Jahre zusammen gearbeitet hatten, trennten uns mit wechselseitiger Zufriedenheit; er behielt sein Interesse in London in den dortigen Einrichtungen, und ich wählte zu Theilnehmern zwei Männer, deren ungemeines Verdienst an ihren verschiedenen Stellen als Aufseher bei dem ersten Unternehmen ihnen das Recht gab, als Prinzipale zu erscheinen. Unter ihrer unmittelbaren Sorge nun, durch die Kraft ihres Fleißes und Geschicklichkeit gewann das Laboratorium einen festen Charakter und ist bis auf den heutigen Tag vorwärts gegangen, nur mit verändertem Lokale, das nunmehr in Stratford, Grafschaft Esser, gelegen. Es beschäftigt über dreißig Arbeiter und liefert in großen Quantitäten verschiedene chemische Produkte, deren der Arzt bedarf und mancher andere Künstler bedarf.

„Nun möcht' es aber wunderlich scheinen, daß ich bei so guter Gelegenheit nichts als Chemiker herausgegeben. Die Antwort auf eine solche Frage möchte kurz und entscheidend sein: C'est notre métier! Wir leben von Ausübung der Chemie als einer Kunst, nicht um sie als Wissenschaft dem Publikum mitzutheilen. Der glückliche Erfolg unserer Arbeiten bei der kräftigen Mitbewerbung, welcher der geistreiche Mann hier nicht ent-

geben kann, hängt davon ab, daß wir, so lange es nur thunlich iſt, ausſchließlich die neuen Vortheile und Handgriffe benutzen, die uns im Praktiſchen bekannt werden. In ſolcher Lage und da wir Söhne haben, die in unſern Stellen dereinſt folgen ſollen, lehnen wir ab, unſere Behandlungsweiſe irgend Jemand mitzutheilen; dadurch erhalten und fördern wir eine Anſtalt, die in der That nützlich und bedeutend für ein Land iſt, das zum größten Theil von ihrem Daſein nichts weiß. Dabei darf man wol behaupten, daß ſelbſt die Fortſchritte der chemiſchen Wiſſenſchaft mehr gefördert als zurückgehalten werden durch ein ſolches Betragen, indem wir immer fort im Stande ſind, dem experimentirenden Chemiker ein oder das andere Material im vollkommenen Zuſtand zu überliefern.

„Gleiche Urſachen, mit einem unveränderten Gefallen an dem Gegenſtande, haben meinen Zuſammenhang mit der Wiſſenſchaft auf den einzigen Zweig der Meteorologie begrenzt. Ich habe neuerlich die Reſultate von zehnjährigen Beobachtungen geordnet in einem Werk, zwei Bände 8°, betitelt: Das Klima von London. Ich ſende es nach Weimar und wünſche demſelben bei ſeiner Ankunft eine freundliche Aufnahme. Darin bin ich ſo frei mit den Jahrszeiten umgegangen als früher mit den Wolken, und ich darf mir ſchmeicheln, daß auch hier eine zunehmende Aufmerkſamkeit auf den Gegenſtand das Reſultat geworden. Es hat eine freundliche Aufnahme gefunden, und ſeit ſeiner Erſcheinung bin ich als Mitglied der Königl. Sozietät, wohin ich noch andere Aufſätze geſendet habe, vorgeſchlagen und aufgenommen worden.

„Sollte man hier aber noch zu fragen bewogen ſein, wie ich ohne ein Geſchäft, das meine ganz beſondere Aufmerkſamkeit erfordere und wenig zur Wiſſenſchaft beitrage, wie ich es einrichte, meine Zeit zuzubringen, ſo könnt' ich wol verſchiedene Urſachen meiner Unthätigkeit anführen, noch außer einer ſchwachen Geſundheit, wovon ſchon die Rede war.

„Ich bin nämlich ein Mann von häuslichen Gewohnheiten, glücklich in meiner Familie und mit wenigen Freunden, die ich nur mit Widerſtreben für andere Zirkel verlaſſe. Und hier ſcheint mir der Ort, zu gedenken, daß ich 1796 in den verehlichten Stand trat mit Mariabella, Tochter von Johann Eliot von London, einem Ehrenmann, Mitglied der Geſellſchaft der Freunde; wir haben fünf lebende Kinder, drei Söhne und zwei Töchter, wovon das älteſte nahe einundzwanzig Jahre zählt; ſie

sind alle bis daher zu Hause erzogen und in der Nachbarschaft, daß die Periode ihres Heranwachsens uns eine Quelle von Vergnügen und wechselseitigem Lieberwerden sein mußte, welches meinen eigenen guten Eltern fehlte, da ihre Kinder so weit under vertheilt waren, und dennoch bin ich sehr viel im Leben' der Sorge und dem Schutz eines trefflichen Vaters schuldig geworden.

„Da nun aber der Mann so deutlich vor Dir steht, so darf ich wol auch mit einem Mal die wahre Ursache aussprechen, warum er vergleichungsweise unfruchtbar für die Wissenschaft ist, zugleich aber die Quelle seiner größten Schmerzen und höchsten Vergnügungen aufdecken. — Mit einem Wort nun: er ist ein Christ, und der praktische Sinn, in welchem er seine Religion erfaßt, vergönnt ihm in der That nur wenig Zeit für ihn selbst.

„Ich bitte, mein Freund, nicht zu stutzen, als wenn etwas Enthusiastisches folgen sollte; ich versuche vielmehr mich deutlich zu machen. Christenthum ist bei mir nicht eine Anzahl Begriffe, worüber man spekuliren könnte, oder eine Reihe von Zeremonien, womit man sein Gewissen beschwichtigt, wenn man auch sonst an Handlungen nichts Gutes aufzuweisen hätte: es ist kein System, durch Gewalt vorgeschrieben, durch menschliche Gesetze bekräftigt, zu dessen Bekenntniß man Andere durch Zwang nöthigen oder sie durch Kunst anlocken könnte, es ist vielmehr der gerade, reine Weg zum Frieden der Seele, zur Glückseligkeit, vorgezeichnet in der Schrift, besonders im Neuen Testament, es ist die Methode, wodurch der Mensch, welcher durch Sündigen ein Feind Gottes geworden ist, nach redlichem Bereuen ihm wieder versöhnt wird durch Jesus Christ, dessen Opfer und Vermittelung, sodann aber, solcher Weise durch ihn erlöst, an ihn glaubend, fähig wird, dem inwohnenden Bösen zu widerstehen, aufgelegt zu guten Werken, durch geheime Hülfe und Einfluß des heiligen Gottesgeistes.

„Betracht' ich nun meine Religion in diesem Lichte und fühle nach dieser Weise, daß sie Gesetz meines Lebens und meiner Neigungen geworden, so kann ich mich nicht entschließen, um mein selbst willen zu leben, da die Freuden jenes Lebenslaufes zehnfach größer sind als Alles, was mir sonst angeboten werden könnte.

„Auszubreiten daher gute Grundsätze, Moralität zu befördern und sorgfältige Erziehung der Jugend, auf Erhaltung der

Ordnung und Disziplin in der Gesellschaft der Freunde, zu Beilegung aller Streitigkeiten mitzuwirken, zu Auferbauung der Bedrängten an Leib und Seele beizutragen, dies ist die Natur des Beitrebens und der Vereine, welchen ich nun herkömmlich angehöre.

„Da ich nun auch einige Leichtigkeit der Feder erworben habe, bin ich zufrieden, sie oft in solchen Diensten zu benutzen, woher weder Ruhm noch Vortheil entspringen kann, und wobei wahrscheinlich die auf diese Weise entstandenen Hefte nach wenigen Jahren keinem gewissen Autor mehr zuzuschreiben sind.

„Bin ich deshalb ein Thor nach Goethe's Schätzung? Ich glaube nicht. Denn so gewiß, als die gegenwärtige Welt wirklich ist, so gewiß wird nach Diesem auch eine sein, wo Jeder gerichtet werden wird nach den Thaten, die er hier gethan hat. Auf dieser Zukunft beruhen meine Hoffnungen, und daraus fließt die mäßige Schätzung des Gegenwärtigen, versichert, daß, wenn ich bis ans Ende verharre, ich meinen Lohn empfangen werde.

„Da ich nun recht gut weiß, daß die Welt in jedem andern Charakter mich wohl entbehren kann, so bin ich zufrieden, darin meistentheils als Christ beschäftigt zu sein. Die Wissenschaft wird ohnehin vorwärts gehen, denn es finden sich viele Arbeiter; die nützlichen Künste werden sich der Vollkommenheit nähern (die schädlichen, denk' ich, sind schon ganz daran, ihren Meridian zu verlassen); das Menschengeschlecht wird zunehmen, die Erde bevölkert werden, wie sich es gegenwärtig nicht wohl von ihr behaupten läßt, und indessen Geschlechter vorwärts gehen, wird der Verstand der Menschen erleuchteter werden, und Der, so die Welt regiert, wird nicht zugeben, daß ihre Herzen verderben bleiben. Nein! die christliche Religion in aufrichtiger Ausübung wird sich über die Nationen verbreiten und der Zustand der Menschen überhaupt [verbessert] werden. Theilweise ist dies schon auf einen unberechenbaren Grad geschehen, sowol im sittlichen als bürgerlichen Sinne; Kriege werden aufhören mit anderm erniedrigendem Aberglauben und verderblichen Praktiken; die Gesellschaft wird eine neue Gestalt gewinnen, allgemeines Uebereinstimmen und wechselseitiges gutes Bedienen zwischen Nationen und Individuen wird an die Stelle treten der gegenwärtigen Selbstheit und Mißstimmung. Mag's doch sein, daß zwischen Alles dieses irgend eine Periode von Gegenwirkung und Verfolgung der Guten eintrete, zuletzt wird immer

über diese geprüfte und glückliche Gesellschaft der Sohn Gottes, welcher sein Leben hingab als das Mittel, die Welt zu bilden, in Frieden regieren, bis das Ende kommt. Dann wird ein geringer Glaube, welcher in diesem Leben zur Tugend reifte, die stolzesten Denkmale der Gewalt menschlichen Verstandes überwiegend gefunden werden. O, welch ein edles Gedicht könnte sich aus einem solchen Gegenstand entwickeln! Doch ich träume! Unser eigener Milton, so hoch er sich erhob, hatte keine Schwingen, dorthin zu reichen. Und sehr weislich wendete er „die Gedanken, die sich freiwillig in harmonischen Maßen bewegten", mehr die äußerlichen Umstände zu imaginiren, als daß er versucht hätte, die Substanz göttlicher Dinge zu entwickeln. Denn diese begreift nach Allem doch am Besten, wer mit demüthigem Herzen und Gebet zu Gott um sein Licht in dieser Angelegenheit die klare kräftige Prose des Alten und Neuen Testaments in sich aufnimmt.

„Hiernach wird es meinen Freund nicht wundern, daß ich mich für die allgemeine Verbreitung der heiligen Schriften erkläre und wirklich sehr viele Zeit abwechselnd den Geschäften der britischen und ausländischen Bibelgesellschaft zuwende, von deren Kommittirten in London ich ein Mitglied bin, wie auch mein Vater war, vom Ursprung dieses Unternehmens bis zu seinem Tode.

„Schließlich, sollte ein Mann wie dieser und so beschäftigt ferner den Antheil von Goethe sich erhalten können, so werden Briefe freundlich aufgenommen und jede schuldige Genugthuung seinen Fragen und Wünschen erfolgen.

Nachschrift.

„Was die zerstreuten Aufsätze betrifft, auf die ich Anspruch machen könnte als Versuche verschiedener Art, so sind es die Artikel: Benn und Woolmann, beides biographisch, und Quakers, historisch, in Rees' Cyklopädie; diese nebst den Artikeln Wolken und Thau waren meine Beiträge zu gedachtem Werk, mit dessen ehrenwerthem und aufrichtigem Herausgeber ich lange das Vergnügen der Bekanntschaft genoß.

L. H."

14.

Dreistigkeit.

Worauf kommt es überall an,
Daß der Mensch gesundet,
Jeder höret gern den Schall an,
Der zum Ton sich rundet?

Alles weg, was Deinen Lauf stört!
Nur kein düster Streben!
Eh er singt und eh er aufhört,
Muß der Dichter leben.

Und so mag des Lebens Erzklang
Durch die Seele dröhnen!
Fühlt der Dichter sich das Herz bang,
Wird sich selbst versöhnen.

15.

Derb und Tüchtig.

Dichten ist ein Uebermuth,
Niemand schelte mich!
Habt getrost ein warmes Blut,
Froh und frei wie ich!

---

14. **Dreistigkeit.** Gedichtet, wie I. 1 (Hegire), am 24. Dezember 1814, und u. d. T. Entschluß S. 406 der Zelterschen „Liedertafel" 1818 gedruckt. — Nach diesem, Hafis mit Spinoza vereinigenden Vivere memento soll die wahre Dichtung aus dem gesunden Leben hervorgehn. „Leben erst muß Leben geben" und „Autoren sollten erst gesunden" (Werke, II. 379 und 347). Vergl. auch die in dem Gedicht Rechenschaft (bes., I. 88) gegen alle Dreusler, Aechzer und Aechzer ausgegebne Parole. — V. 7. Eh er singt und eh er aufhört, ein wahres Wunder erlaubter Ellipsen; daß singt Verkürzung ist für „zu singen anfängt", ergiebt das gegenübergestellte aufhört; ebensowenig schadet vor aufhört das Fehlen des aus dem vorausgegangenen singt zu supplirenden zu singen.

15. **Derb und Tüchtig.** Verfaßt am 26. Juli 1814, auf der Reise, also gleichzeitig mit I. 11 und 12, dem vorigen Gedichte verwandt und den bekannten Spruch des Gedichts Rechenschaft:

Meteorologische Nachschrift.[1])

Ueberall, wo von Witterungskunde die Rede ist, beklagt man sich über Mangel von Resultaten, welche doch bei Mannichfaltigkeit, ja Vollständigkeit der wohleingerichteten tabellarischen Kolumnen zu erwarten wären. Von meinem Standpunkte aus habe ich hierüber Folgendes zu sagen. Nach herkömmlicher Art zu denken, zu forschen und zu handeln, wähle ich mir bei jeder Untersuchung einen Punkt aus dem Ganzen, und zwar den gewissesten, damit ich hier erst Fuß fasse, das Zweifelhafte der Zeit, dem Zufall und der Thätigkeit forschender Geister, welche den Augenblick zu benutzen verstehn, getrost überlassend, in stiller Ahnung eines zusammenwirkenden großen Komplexes indessen verharrend.

Beschaut man die meteorologischen Tabellen, so fällt in die Augen, daß der Barometerstand als Grund des Ganzen angesehen wird; dieser giebt uns denn sogleich das große Resultat der Höhenbestimmung, welches mit geübtem Takte anzuerkennen ist; denn es wirkt unschätzbar bei jeder Betrachtung des Erdbodens, wir mögen uns als wohnend, reisend, beobachtend, folgernd verhalten. Wir sehen uns nach und nach von den Ungleichheiten der Erdoberfläche unterrichtet, worauf denn doch zuletzt alle Geographie, Hydrographie und die grenzenlosen Mannichfaltigkeiten statistischer Erkenntniß beruhen.

Betrachten wir nun die vergleichenden Tabellen höher und niedriger gelegener Orte, so bemerken wir schon an den Zahlverhältnissen des barometrischen Steigens und Fallens eine große Uebereinstimmung, welche den Höhenbezug eines Punkts zum andern jederzeit andeutet; sieht man aber diese Erfahrung graphisch dargestellt und versinnlicht, so stutzt man über das vollkommen proportionirte Auf- und Niedersteigen der Quecksilbersäule von dem höchsten bis zum tiefsten Punkte, wie mir z. B. von der Meeresfläche bis etwa zweitausend Fuß über derselben dieses Naturereigniß vor Augen liegt. Dies geht so weit, daß man bei genauer Beachtung die Stunden entdeckt, wo dieser oder jener Beobachter fehlerhaft eingeschrieben.

Ich machte mir nun zur Pflicht, diese Naturwirkung in den engsten Schranken zu betrachten, alles Uebrige, jedoch mit Maß und Ziel, abweisend. Dabei mußte mich sonderbar begünstigen, daß selbst Männer, dieser Wissenschaft ganz ergeben,

[1]) 1823. — W. d. H.

auf ähnliche Weise verfahren, wie denn nicht nur das Einwirken entfernter Planeten beseitigt wird, ja sogar das des nahen Mondes problematisch erscheint. Wenn wir nun die Einwirkung der Sonne einstweilen nur als Wärme erregend annehmen, so bleibt uns zuletzt die Erde allein übrig; wir suchen nun also die Ursachen der Barometerveränderungen nicht außerhalb, sondern innerhalb des Erdballes; sie sind nicht kosmisch, nicht atmosphärisch, sondern tellurisch. Auf dieser Hypothese verharren wir, bis uns ein anderes Licht aufgeht, und sagen: die Erde verändert ihre Anziehungskraft und zieht also mehr oder weniger den Dunstkreis an; dieser hat weder Schwere, noch übt er irgend einen Druck aus, sondern stärker angezogen scheint er mehr zu drücken und zu lasten; die Anziehungskraft geht aus von der ganzen Erdmasse, wahrscheinlich vom Mittelpunkt bis zu der uns bekannten Oberfläche, sodann aber vom Meere an bis zu den höchsten Gipfeln und darüber hinaus abnehmend und sich zugleich durch ein mäßig-beschränktes Pulsiren offenbarend.

Vorstehendes, durch mündliche, schriftliche, tvographische und bildliche Mittheilungen veranlaßt, beruhe auf sich, bis wir in den Fall kommen, weitere Erfahrungen hierher zu beziehen.

Die nächste Erscheinung, die wir nun mit dem Barometerstand in Verbindung bringen dürfen, ist die Wolkenbildung, deren Bedeutsamkeit uns erst durch Howard offenbar geworden. Sobald ich mich von der Wichtigkeit dieser Lehre überzeugt hatte, ließ ich nicht ab, sie täglich und stündlich in ihren Gegensätzen und Uebergängen zu studiren; wie ich denn, in dem obern Erkerzimmer der „Tanne" zu Jena wohnend, in Scherz und Ernst meine Sagazität zu prüfen trachtete, indem ich beim Aufwachen durch meinen Diener den Barometerstand anzeigen ließ und daraus die Wolkenbildung errieth oder umgekehrt aus der Wolkenbildung den Barometerstand, welche Enträthselung zwar Anfangs nicht vollkommen, zuletzt aber genugsam befriedigend gelingen wollte.

Wie sich die Wolkengestalten nach dem wechselnden Barometerstande bilden, und wie der Reisende, vom flachern Lande Berghöhen ersteigend, die atmosphärischen Erscheinungen immer entschiedener findet, dieses ist schon beispielsweise im ersten

Band S. 100 folgerecht aufgeführt;[1]) diesmal hab' ich nur einzelne Fälle in Marienbad angemerkt, Freunden dieser himmlischen Angelegenheiten mitzutheilen.

Marienbad, Donnerstag den 20. Juni 1822.

Früh 7½ Uhr stand eine hohe Wolkenwand in Süden, von Osten nach Westen reichend, gegen beide Seiten zu abnehmend. Sie fing an sich zu regen, sich streifenartig abzutheilen, am oberen Rande sich zu ballen, in Flocken sich aufzulösen und bei frischem Nordwind sich gegen Osten zu ziehen. Der Himmel war klar, die Wand theilte sich streifenweis, man sah die schönste Bläue hindurch. Nun überwölkte sie steigend bis an und über den Zenith, endlich sogar bis über den nördlichen Horizont den ganzen Himmel, der leicht bedeckt war, die Sonne gemildert, auch mitunter überschattet.

Freitag am 21. Juni 1822.

Ein Cumulus der hohen Region ward nicht etwa theilweise zerzupft, sondern löste sich, seine Gestalt behaltend, in Cirrus auf und schien in derselben Stelle beharrend nach und nach zu verschwinden; eigentlich aber und genau beobachtet, wird gleichsam ein Vorhang weggezogen, und ohngefähr die vorige Wolkengestalt steht als Cirrus scheinbar etwas weiter hinten; die Wolke hat ihre Körperlichkeit während einer geringen Bewegung verloren.

Montag den 24. Juni.

Ein Heer von Cumulus hochgehend, auf keiner untern Luftschicht aufliegend, also an der Base keine Andeutung von Stratus, vielmehr an allen Rändern sich in Cirrus auflösend. Die aufgelösten Flocken werden von nachziehenden Cumulus wieder aufgenommen. So bewegte sich Alles von Westen nach Osten, da im Norden vollkommen Himalayagebirge hinter den ernsten Fichtenhöhen mächtig emporstanden.

Jene schwebenden Cumulus ragnen ab von höchster Höhe, leicht ätherisch. Graue florartige Streifen senken sich nieder, wodurch man den blaulichen Himmel und hintere sonnenbeleuchtete Cumulus deutlich erblickt.

[1]) Oben S. 5 ff. — A. d. H.

Dienstag den 25. Juni.

Der Regen hatte einen leicht vorüberziehenden, streifen- und dunstartigen Habitus.

Donnerstag den 27. Juni.

Auf einer Frühfahrt nach Königswart sah ich mächtige, von der Morgensonne gefärbte Cumulus über dem Fichtelgebirge. Nebelstreifen waren indeß von der Fläche des Egerkreises aufgestiegen, dämpften den untern Theil jener und ließen den obern in blauer Luft ganz deutlich sehen, so wie auch unterwärts Berge und Ferne im klaren Morgenlicht standen. Es war ein sehr erfreulicher Anblick.

Leider war zu Anfang des Monats das Barometer auf der Sternwarte des Stiftes Tepl gebrochen, daher ich den Quecksilberstand in diesen Tagen nicht, wie ich wol gewünscht hätte, anzuzeigen vermag.

Noch läßt sich bei Betrachtung der Wolkengestalten Folgendes bemerken: daß sie über hohen Bergregionen bei relativ übereinstimmendem Barometerstande viel charakteristischer und ausdrücklicher sind als in den niederen Gegenden und im flachen Lande. So kann z. B. der Beobachter die sogenannten Windbäume, die leichteste und schönste Art von Cirrus, bei völlig klarem Himmel und Sonnenschein über die ganze Atmosphäre verbreitet sehen.

Auch geht aus den letzten genauen Beschreibungen hervor, daß dort mehrere Erscheinungen verbunden sein können und ein leises, durchscheinendes, netzartiges Abregnen unmittelbar aus dem Cumulus öfters stattfindet.

An die Barometererscheinungen knüpfen wir nunmehr das Nächste, was der Wolkengestalt entspricht, die Verneinung des Wasserentstehens und die Bejahung desselben. Hoher Barometerstand hebt die Wasserbildung auf, die Atmosphäre vermag die Feuchte zu tragen oder sie in ihre Elemente zu zerlegen; niederer Barometerstand läßt eine Wasserbildung zu, die oft grenzenlos zu sein scheint. Nach unserer Terminologie würden wir

alle sagen: zeigt die Erde sich mächtig, vermehrt sie ihre Anziehungskraft, so überwindet sie die Atmosphäre, deren Inhalt ihr nun ganz angehört; was allenfalls darin zu Stande kommt, muß als Thau, als Reif herunter, der Himmel bleibt klar in verhältnißmäßigem Bezug.

Ferner bleibt der Barometerstand in fortwährendem Verhältniß zu den Winden, das hohe Quecksilber deutet auf Nord- und Ostwinde, das niedere auf West- und Südwinde; bei dem ersten wirft sich die Feuchtigkeit ans Gebirg, bei dem zweiten vom Gebirg ins Land.

Und so hätten wir schon Vieles an die vermehrte oder verminderte Anziehungskraft der Erde angeknüpft, und man sieht, daß fast alle Kolumnen der eingeführten Tabellen beachtet sind, nur eine von großer Bedeutung fehlt noch: die des Thermometerstandes.

Von welcher Wichtigkeit der Jahreszeiten-Wechsel und der davon abhängenden Kälte und Wärme für die Welt ist, bedarf nicht eines Hervorhebens, da unser Dasein, das Dasein alles höhern Lebendigen davon abhängt. Zu unsern gegenwärtigen Zwecken jedoch genügt es, die beiden Instrumente, Thermometer und Barometer, neben einander zu betrachten.

Nur wenige Menschen empfinden unmittelbar den Barometerstand, alle mittelbar durch die Witterung, die er andeutet; Jedermann hingegen empfindet völlig wie das Thermometer, das Steigen und Fallen desselben ist identisch mit unserer Hautempfindung. Auch ohne daß ein Instrument uns an Kälte oder Wärme zu mahnen brauchte, wissen wir ohngefähr, wie die Atmosphäre, die uns umgiebt, jedesmal temperirt sei; nur der Unterrichtete wünscht zu Bestätigung seines Gefühls das Mehr oder Weniger durch künstliche Vorrichtung zu erfahren. Es ist also dem Menschen nicht zu verargen, wenn er die thermometrische Anstalt der barometrischen gleich, ja höher schätzt, und wir denken ihr auch von Werth und Würde nichts abzumarkten.

Hier ist aber die Frage: inwiefern die jedesmal gradweis angezeigte Wirkung von Wärme und Kälte mit der zu gleicher Zeit angezeigten Schwere und Leichtigkeit in irgend einem Verhältniß stehe, und wir sagen vorerst: in keinem! Denn wenn

das Quecksilber des Thermometers sich einmal in gewisser Jahreszeit unter den Gefrierpunkt begeben hat, so bleibt es unter demselben im schwankenden Steigen und Fallen, bis es endlich sich wieder über den Nullgrad erhebt und von da an, im Heben und Sinken gleichfalls wechselnd, der warmen Jahreszeit, so lange sie herrscht, gehorchen muß. Daß diese Erscheinung vom Gehen und Kommen der Sonne, also von einer äußern Einwirkung einzig und allein abhange, ist außer allen Zweifel gesetzt. Das Barometer unterdessen kümmert sich weder um Nähe noch Ferne jenes großen weltbewegenden Gestirnes, es steigt und fällt im Sommer wie im Winter, erreicht dieselbe Höhe, gelangt zur selbigen Tiefe in beiden Jahreszeiten und übt ungestört seine großen Hauptwirkungen aus, die Wasserbildung der Atmosphäre zu befördern oder zu verneinen. Diese Phänomene werden sodann nur in ihrer äußern Erscheinung einigermaßen bedingt, der Regen fällt als Schnee nieder, so gut wie das Wasser zu Eis erstarrt.

Hierauf glauben wir denn das Barometer und mit ihm den Erdball von allen übrigen äußeren Einwirkungen befreit zu haben, welche nur insofern, als nichts in der Welt ganz einzeln steht, sondern immer in gewissen Bezügen auf das Nächste Einfluß ausübt und erleidet, höher beachtet werden können.

Verziehen sei es nach Allem diesem, wenn wir so ganz entschieden und unserer Sache so gewiß scheinend einen hypothetischen Vertrag aussprechen; es ist nichts weiter dabei gemeint, als daß man die Gründe für seine Gesinnung frei von aller Bedenklichkeit und ohne Rücksichten darlege, überzeugt, daß Alles, was ihr entgegensteht, sie modifizirt, unsicher macht, ohnehin bei verwaltendem verneinendem Trieb des Menschengeistes geschäftig hervortreten werde.

Meine eigentliche Absicht aber war, versuchsweise auf einen Fadenknaul hinzudeuten, woran man sich aus dem sinnverwirrenden Labyrinth unserer üblichen meteorologischen Tabellen herauswinden möge. Hiezu eröffnet sich nun die schönste Hoffnung, da es brieflich und mündlich schon längst zu mir gelangt ist, daß Männer vom Fache, die den Werth des Lebens und den Unwerth einer überbauten Empirie kennen, sich nach einer gewissen Einheit umsehen, woran das Uebrige sich anschließen, woraus dasselbe sich folgern ließe; solchen hab' ich also durch Vorstehendes entgegenzukommen getrachtet.

Die erste Sorgfalt wäre daher darauf zu wenden, daß man

Nachrichten von Barometerständen sammelte, die gleichzeitig in gleichen Meridianen und Breitengraden angestellt wären, und da würde es alsbald viel Aufklärung verleihen, wenn man die Erfahrungen sogleich in graphischen Darstellungen vor Augen legte. Diese, in der Art, wie sie auf der Jenaischen Sternwarte monatlich gefertigt werden, nebst andern, von Freunden uns mitgetheilten zeigten bereits die erstaunenswürdigste Konsequenz des Steigens und Fallens an höher und tiefer liegenden Orten; sie gaben zu anhaltendem Nachdenken Gelegenheit und erweckten die bisher weitläufiger ausgeführten Gedanken.

Da nun aber in Reisebeschreibungen, akademischen und sonstigen Heften naturforschender Gesellschaften, auch andern Blättern und Schriften schon genugsame Data zu finden sind, so konnte man mit eifrigem Bestreben, wenn auch anfangs nur fragmentarisch, doch gewiß in kurzer Zeit zu einer schönen Vorüberzeugung gelangen.

Das so eben Mitgetheilte war geschrieben, ja zum Theil schon abgedruckt, als die vergleichende graphische Darstellung der Barometerstände verschiedener Orte während des Monats December 1822, gezeichnet von Ludwig Schrön, Kondukteur der Jenaischen Sternwarte, mir vollendet zu Handen kam und die davon gehegte Hoffnung vollkommen erfüllte. Dieses Blatt unterscheidet sich von den monatlich gefertigten, welche die sämmtlichen Rubriken der meteorologischen Tabellen symbolisch enthalten, dadurch, daß es nur den Barometerveränderungen gewidmet und deshalb auch zu unsern Zwecken höchst dienlich ist.

Schon ist gedachte Darstellung, verbunden mit den gesammelten meteorologischen Beobachtungen vom Jahre 1822, dem Publikum vorgelegt und den Freunden der Wissenschaft zu Handen. Ich mache daher in Bezug auf das Vorgesagte nur wenige Bemerkungen.

Die niedriger liegenden Orte, London, Boston, Karlsruhe, Halle, Jena und Wien, sind sich verhältnißmäßig in ihren Barometerständen so ähnlich, daß sie in einander greifen und ohngeachtet aller angewandten Sorgfalt in Unterscheidungszeichen und Farben doch nur mit einiger Bemühung entwirrt werden können.

Die beiden am Niedrigsten gelegenen, Boston und London, zeichnen sich dadurch aus, daß das Barometer von der größten

Tiefe langsam, aber stetig bis zu großer Höhe steigt, ein gradliniges Steigen und Fallen immer beibehält, die Veränderungen gewöhnlich im rechten Winkel oder in einem sich diesem nähernden spitzen oder stumpfen vollbringt und ohne übergängliche Schwingungen auf- und abbewegt, in welchen Gang sich denn die Linien beider Ortschaften, wie vorauszusetzen ist, nahe begleiten.

Die vier übrigen Orte, Karlsruhe, Halle, Jena und Wien, zeigen eine sich gleichfalls begleitende, aber weniger charakteristische Uebereinstimmung; die graphische Linie bewegt sich meist in stumpfen Winkeln und schleift sich gleichsam nur auf und ab.

Die zwei höher gelegenen Orte, Wartburg und Ilmenau, geben den Mittelcharakter zu dem nachfolgenden; das Auf- und Absteigen der barometrischen Linie erweist sich schon einigermaßen rascher und lebhafter als die vorhergehenden.

Am Allermerkwürdigsten schließen die Beobachtungen von Tepl, und wir sehen viele spitze Gipfel, die aus einem schnellen Steigen und unmittelbaren Sinken gebildet sind. Obgeachtet dieser Eigenheiten begleitet, im Ganzen betrachtet, auch diese Linie die oberen.

Wird man uns nun verargen, wenn wir das Vorgesagte zu unsern Gunsten auslegen und unsere Vorstellung folgendermaßen ausdrücken?

Wenn von Boston bis London, von da über Karlsruhe nach Wien, ferner durch Böhmen nach Thüringen das Steigen und Fallen des Barometers immer analog bleibt, so kann dies unmöglich von einer äußern Ursache abhangen, sondern muß einer innern zugeschrieben werden, welches sich bei übereinstimmenden gleichzeitigen Beobachtungen an vielen Orten noch deutlicher ergeben muß. Das Pulsiren, das Aus- und Einathmen der tellurischen Schwerkraft bleibt in gewissen, von der Natur vorgeschriebenen Grenzen, aber im Steigen und Fallen durchaus dasselbe, nur daß in den tiefsten Lagen die Wirkung bedächtiger und gleichmäßiger, auf den Höhen rascher und lebhafter vor sich geht.

Da diese graphische Darstellung jedem Freunde der Wissenschaft vor Augen kommen kann, so fügen wir noch folgenden Wunsch hinzu. Mit den relativen Bergeshöhen haben sich Viele beschäftigt und uns dieselben auf mancherlei Tafeln vielfach dargestellt; möge doch nun auch ein fähiger munterer Mann uns mit vergleichenden barometrischen Tabellen wie vorliegende

zu Hilfe kommen, nur lasse er, wie wir künftig auch thun werden, die allgewöhnlichen und einander nur verwirrenden Orte weg und stelle nur die Hauptdifferenzen dar.

Wie belehrend wird es sein, wenn wir von dem Barometerstand auf den höchsten Bergen vergleichende Kenntniß erhalten, wie es denn vom St. Bernhard thunlich ist; wobei wir uns denn nicht erwehren zu bemerken, daß nach der Analogie vorliegenden Blattes ein schnelles Steigen und Fallen sich mit zunehmender Höhe so bedeutend vermehrt, daß es endlich auf Oscillation hinauslaufen müsse, welche von aufmerksamen Reisenden auch schon beobachtet worden.

Gar manches Andere liegt so nah, daß wir fürchten müssen, der scharfsinnige Leser nimmt es uns verweg, ehe wir in den folgenden Heften den Versuch, die Aufgabe weiter zu lösen, selbst unternehmen; doch kann in solchem Falle von Furcht nicht die Rede sein, wünschenswerth ist es vielmehr, und wir werden jede Theilnahme stets dankbar anerkennen.

Wie wir nun oben die Ursachen der Barometerveränderungen tellurisch genannt haben, so möchten wir hinwieder die Gewitterzüge topisch, d. i. örtlich nennen und können daher nicht anders als billigen, daß eine Hallische Gesellschaft auf die Gewitter im Besondern zu achten unternommen. Diese werthen Mitarbeiter in dem schönen Naturfache werden aus Nachfolgendem ersehen, wie diese erhabenen und furchtbaren Erscheinungen sich gegen die bedeutend abgeschlossene Lokalität von Böhmen verhalten, und wie von dortigen Korrespondenten gar wichtige Notizen und Aufschlüsse zu hoffen seien.

Ueber die Gewitterzüge in Böhmen. Nach Dlask: Naturgeschichte Böhmens, mit Bemerkungen des Herrn Grafen Kaspar Sternberg und nach eigenen Erfahrungen.

*

Dlask, S. 516: „Das Gewitter aus Süden ist bei uns äußerst blitzreich, gewöhnlich ohne sonderlichen Sturm, von großer Ausbreitung, mit viel Regen."

Wer sich einen Begriff von Zug und Wirkung solcher Gewitter machen will, nehme die Karte von Böhmen vor sich, und er wird den südlichen Winkel sogleich anschauen, in welchem die

zwei Grenzgebirge sich, von Nordost und von Nordwest gegen einander ziehend, hier vereinigen. Kommt nun ein Gewitter mit erwärmter Luft an dieser Seite nach Böhmen herüber, so zieht es sich rechts und links dem Gebirge nach, beide Schaaren vereinigen sich wieder, um über das Land hinüberzugehen. Hier kommt nun Alles darauf an, wie stark und inhaltschwer die heranziehenden Wolkenmassen sind. Selten aber sind sie so mächtig, daß sie, obgleich von der größten Ausbreitung, in die Mitte von Böhmen gelangen.

„Die Westgewitter geben sehr viel Wasser, häufiger Sturm und seltener Blitze. Sie ziehen aber oft tief und dunkel, mit hoher Ausbreitung."

Diese kommen bei niedrigem Barometerstande mit dem eigentlichen Regenwinde, vom Fichtelberg und voigtländischen Gebirg; ihre wasserschwangern Wolken, tief gesenkt, legen sich links an das Erzgebirge, rechts an den Böhmerwald, ergreifen den Zwischenzug, aus welchem der Bielberg hervorragt, ziehen über die Herrschaft Königswart bis Tepl und wickeln auch die niedern Berge, wie den Horn über Eibogen, mit Nebel und Regen ein. Sie gelangen selten bis in die Mitte von Böhmen.

Beschreibung eines solchen siehe Goethe, Zur Naturwissenschaft, Thl. I. S. 119.[1])

„Die Nordwest- und Nordgewitter hageln am Häufigsten, nicht immer mit Sturm."

Man erinnere sich, wie auf dem Erzgebirge, Teplitz gegenüber, die schwersten Wolken wochenlang ruhen; sobald sie sich aber einmal zu einem Zuge südwärts entschließen, ergreifen sie gleich den Mileschauer und werden von dem niedern Mittelgebirge angezogen; daher entsteht im Allgemeinen ein ruhiger Niederschlag, ein Landregen.

„Am Schönsten stellen sich die Gewitter aus Osten dar, mit ihren sehr hohen, oben blendend weißen, schneegebirgähnlichen Wolken. Sie gehen fast immer hoch, hageln sehr oft und ziehen langsam mit wenig Sturm in die Breite."

Sie kommen bei hohem Barometerstande vom Riesengebirg, ihre Wolken steigen deshalb gar herrlich gebaut in die Höhe und ziehen sich auseinander, mehr ihren Gehalt nach oben aufgelöst als nach unten niedergesetzt zu sehen.

---

[1]) Eben S. 18. — A. d. H.

Sollte jeder Stunde Pein
Bitter schmecken mir,
Würd' ich auch bescheiden sein,
Und noch mehr als Ihr.

Denn Bescheidenheit ist fein,
Wenn das Mädchen blüht;
Sie will zart geworben sein,
Die den Rohen flieht.

Auch ist gut Bescheidenheit,
Spricht ein weiser Mann,
Der von Zeit und Ewigkeit
Mich belehren kann.

Dichten ist ein Uebermuth!
Treib' es gern allein.
Freund' und Frauen, frisch von Blut,
Kommt nur auch herein!

Mönchlein ohne Kapp' und Kutt'
Schwatz' nicht auf mich ein!
Zwar Du machest mich kaput,
Nicht bescheiden, nein!

„Nur die Lumpe sind bescheiden;
Brave freuen sich der That"

in Beziehung auf dichterische Thaten weiter ausführend. Es ist, wie das vorhergehende, ganz deutsch, frei von orientalischen Anschauungen oder Bildern. Nur in dem Ausfall gegen die Mönchlein ohne Kapp' und Kutt' (Str. 6 fühlte der Dichter sich als zweiter Hutten, aber auch als Ulrich Hutten, wie die Verse des an dem Spätabende desselben Tages zu Fulda verfaßten Gedichts V. 4 (Buch des Unmuths) zeigen:

„Hatten auch und Ulrich Hutten
Mußten ganz bestimmt sich rüsten
Gegen braun' und blaue Kutten;
Meine gehn wie andre Christen".

Der letzte Vers erklärt unser „ohne Kapp' und Kutt'". Es sind dies wesentlich die Katholiken, Romantiker, Nazarener in Kunst, Wissenschaft und Dichtung. Diejenigen, von denen es in den Zahmen Xenien heißt:

„Der Gottes-Erdelichten Saal
Verdüstern sie zum Jammerthal;
Daran entdecken wir geschwind,
Wie jämmerlich sie selber sind" (Werke, III. 263).

War nun bisher von Gewittern die Rede, welche vom Grenzgebirge Böhmens nach dem innern Lande ziehen, so fragt es sich: entspringen denn auch im Lande selbst Gewitter, die sich auf die Grenze werfen? oder: wie verhält sich's mit solchen, die in der Mitte des Landes unvermuthet niederstürzen und große Verwüstungen anrichten, worüber man in Chroniken so viele Klagen hört? Herr Graf Kaspar von Sternberg könnte bei der Lage seiner Besitzungen und bei erfahrungsreicher Umsicht hierüber die beste Auskunft beliebig ertheilen.

Versuch einer Witterungslehre. 1825.[1])

Einleitendes und Allgemeines.

Das Wahre, mit dem Göttlichen identisch, läßt sich niemals von uns direkt erkennen, wir schauen es nur im Abglanz, im Beispiel, Symbol, in einzelnen und verwandten Erscheinungen; wir werden es gewahr als unbegreifliches Leben und können dem Wunsch nicht entsagen, es dennoch zu begreifen.

Dieses gilt von allen Phänomenen der faßlichen Welt; wir aber wollen diesmal nur von der schwer zu fassenden Witterungslehre sprechen.

Die Witterung offenbart sich uns, insofern wir handelnde, wirkende Menschen sind, vorzüglich durch Wärme und Kälte, durch Feuchte und Trockne, durch Maß und Uebermaß solcher Zustände, und das Alles empfinden wir unmittelbar, ohne weiteres Nachdenken und Untersuchen.

Nun hat man manches Instrument ersonnen, um eben jene uns täglich anfechtenden Wirkungen dem Grade nach zu versinnlichen; das Thermometer beschäftiget Jedermann, und wenn er schmachtet oder friert, so scheint er in gewissem Sinne beruhigt, wenn er nur sein Leiden nach Réaumur oder Fahrenheit dem Grade nach aussprechen kann.

Nach dem Hygrometer wird weniger gesehen. Nässe und Dürre nehmen wir täglich und monatlich auf, wie sie eintreten. Aber der Wind beschäftiget Jedermann; die vielen aufgesteckten Fahnen lassen einen Jeden wissen, woher er komme und wohin er gehe; jedoch was es eigentlich im Ganzen heißen solle, bleibt hier wie bei den übrigen Erscheinungen ungewiß.

[1]) Veröffentlicht in den Nachgelassenen Werken 1833. — D. h. H.

Merkwürdig ist es aber, daß gerade die wichtigste Bestimmung der atmosphärischen Zustände von dem Tagesmenschen am Allerwenigsten bemerkt wird; denn es gehört eine kränkliche Natur dazu, um gewahr zu werden, es gehört schon eine höhere Bildung dazu, um zu beobachten diejenige atmosphärische Veränderung, die uns das Barometer anzeigt.

Diejenige Eigenschaft der Atmosphäre daher, die uns so lange verborgen blieb, da sie bald schwerer bald leichter, in einer Folgezeit an demselbigen Ort oder zu gleicher Zeit an verschiedenen Orten, und zwar in verschiedenen Höhen sich manifestirt, ist es, die wir denn doch in neuerer Zeit immer an der Spitze aller Witterungsbeobachtungen sehen und der auch wir einen besondern Vorzug einräumen.

Hier ist nun vor allen Dingen der Hauptpunkt zu beachten, daß Alles, was ist oder erscheint, dauert oder vorübergeht, nicht ganz isolirt, nicht ganz nackt gedacht werden dürfe; Eines wird immer noch von einem Anderen durchdrungen, begleitet, umkleidet, umhüllt; es verursacht und es leidet Einwirkungen, und wenn so viele Wesen durcheinanderarbeiten, wo soll am Ende die Einsicht, die Entscheidung herkommen, was das Herrschende, was das Dienende sei, was voranzugeben bestimmt, was zu folgen genöthigt werde? Dieses ist's, was die große Schwierigkeit alles theoretischen Behauptens mit sich führt, hier liegt die Gefahr, Ursache und Wirkung, Krankheit und Symptome, That und Charakter zu verwechseln.

Da bleibt nun für den ernst Betrachtenden nichts übrig, als daß er sich entschließe, irgendwo den Mittelpunkt hinzusetzen und alsdann zu sehen und zu suchen, wie er das Uebrige peripherisch behandle. Ein Solches haben auch wir gewagt, wie sich aus dem Folgenden weiter zeigen wird.

Eigentlich ist es denn die Atmosphäre, in der und mit der wir uns gegenwärtig beschäftigen. Wir leben darin als Bewohner der Meeresufer, wir steigen nach und nach hinauf bis auf die höchsten Gebirge, wo es zu leben schwer wird; allein mit Gedanken steigen wir weiter, wir wagten den Mond, die Mitplaneten und ihre Monde, zuletzt die gegen einander unbewußten Gestirne als mitwirkend zu betrachten, und der Mensch, der Alles nothwendig auf sich bezieht, unterläßt nicht, sich mit dem Wahne zu schmeicheln, daß wirklich das All, dessen Theil er freilich ausmacht, auch einen besondern merklichen Einfluß auf ihn ausübe.

Daher, wenn er auch die astrologischen Grillen, als regiere der gestirnte Himmel die Schicksale der Menschen, verständig aufgab, so wollte er doch die Ueberzeugung nicht fahren lassen, daß, wo nicht die Fixsterne, doch die Planeten, wo nicht die Planeten, doch der Mond die Witterung bedinge, bestimme und auf dieselbe einen regelmäßigen Einfluß ausübe.

Alle dergleichen Einwirkungen aber lehnen wir ab; die Witterungserscheinungen auf der Erde halten wir weder für kosmisch noch planetarisch, sondern wir müssen sie nach unsern Prämissen für rein tellurisch erklären.

Barometer.

Bei allen meteorologischen Beobachtungen wird der Barometerstand als Hauptphänomen, als Grund aller Wetterbetrachtungen angesehen. Auch ich bin der Ueberzeugung, daß man darin ganz richtig verfahre.

Das Quecksilber, in der luftleeren, beberförmigen Glasröhre auf einer gewissen Höhe gehalten, überzeugt uns längst von einem entschiedenen Druck, von einer Schwere, Elastizität, oder wie man es nennen will, der durchsichtigen, durchscheinenden Materie, welche den uns umgebenden Raum erfüllt.

An dem Meeresufer steht das Quecksilber am Höchsten; wie wir uns aber berganwärts bewegen, wird es nach und nach fallen; in jeder Region aber, wo wir eine Zeit lang verweilen, ist ein temporäres Steigen und Fallen bemerklich; dieses beschränkt sich in einen kleinen Höheraum, welcher am Meeresufer etwa 30 Linien und auf hohen Gebirgen etwa 20 Linien beträgt. Dieses geringe Steigen und Fallen ist nun an jedem Orte der Gegenstand unserer unausgesetzten Beobachtungen, deren unzählige angestellt und sorgfältig aufgezeichnet werden, womit man denn tagtäglich auf das fleißigste fortfährt. Dabei ist allgemein bekannt, daß bei unveränderter Oertlichkeit das Steigen des Merkurs klares, heiteres, trockenes, das Sinken trübes, feuchtes, stürmisches Wetter andeute.

Nach so vielen sorgfältigen Bemühungen aber ist man doch nicht dazu gelangt, etwas Regelmäßiges in diesem Abund Aufsteigen zu bemerken; es geschieht zwar genau innerhalb der bestimmten Raumeshöhe, aber Zeit und Augenblick der Wiederkehr auf denselbigen Punkt ist nicht vorauszusehen.

Um aber hierin etwas festsetzen, ja vorhersagen zu können,

hat man sich nach allen Seiten umgethan, Mond und Planeten, Tag und Nacht, Jahreszeiten und Jahreszirkel zu Hilfe gerufen und sich dadurch nur immer in größere Labyrinthe verwickelt; man spricht von Ebbe und Fluth in der Atmosphäre, welche an den barometrischen Bewegungen mit Ursache sein sollen.

Nun hat sich aber erst neuerlich bei genauer Betrachtung der auf der Jenaischen Sternwarte gefertigten vergleichenden Darstellungen bemerken lassen, daß gedachtes Steigen und Fallen an verschiedenen, näher und ferner, nicht weniger in unterschiedenen Längen, Breiten und Höhen gelegenen Beobachtungsorten einen fast parallelen Gang habe.

(Fr. Daniell. Meteorological Essays. London 1823, p. 112. Barometers, situated at great distances from each other, often rise and fall together with great regularity. — It has been observed, that this unison of action extent farther in the direction of the latitude, than in that of the longitude.)

Man nehme, um sich hievon zu überzeugen, die von Dr. Schön ausgearbeitete graphische Darstellung vor Augen (siehe den 4ten Jahrgang der Meteorologischen Beobachtungen im Großherzogthum Weimar, im Verlag des Industrie-Comptoirs 1824), wo die mittlern Barometerstände von Jena, Weimar, Schöndorf, Wartburg und Ilmenau vom Jahre 1823 über einander gezeichnet sind, und es wird alsobald die Gleichheit solcher Bewegung augenfällig sein.

Ebenso haben wir später gefunden, daß die Bewegungslinien von Frankenheim und Ilmenau einander vollkommen decken, obgleich jenes 700 Fuß höher über der Meeresfläche liegt und die eine sich einen Zoll höher als die andere bewegt. Ja, die Bewegungslinie des Bernhardsberges ist mit den untigen gleichmäßig und gleichzeitig gefunden worden. Auf diese Uebereinstimmung ist nun im Allgemeinen hinzuarbeiten, da selbst unter den verschiedensten Meridianen wie unter den verschiedensten Breiten die größte Uebereinstimmung herrscht.

Wenn nun die Barometerstände der verschiedensten Orte das Aehnliche, wo nicht das Gleiche besagen, so scheinen wir dadurch berechtigt, allen außeririschen Einfluß auf die Quecksilberbewegung abzulehnen, und wir wagen auszusprechen, daß hier keine kosmische, keine atmosphärische, sondern eine tellurische Ursache obwalte.

Denn es ist anerkannt und bestätigt, daß alle Schwere

von der Anziehungskraft der Erde abhängig sei; übt nun die Luft, insofern sie körperlich ist, eine Schwerkraft, einen vertikalen Druck aus, so geschieht es vermöge dieser allgemeinen Attraktion; vermindert und vermehrt sich daher der Druck, diese Schwere, so folgt daraus, daß die allgemeine Anziehungskraft sich vermehre, sich vermindere.

Nehmen wir also mit den Physikern an, daß die Anziehungskraft der ganzen Erdmasse von der uns unerforschten Tiefe bis zu dem Meeresufer und von dieser Grenze der uns bekannten Erdoberfläche bis zu den höchsten Bergzipfeln und darüber hinaus erfahrungsgemäß nach und nach abnehme, wobei aber ein gewisses Auf- und Absteigen, Aus- und Einathmen sich ergebe, welches denn zuletzt vielleicht nur durch ein geringes Pulsiren ihre Lebendigkeit andeuten werde.

Thermometer.

Obgedachte Schrönische Tabelle legt uns vor Augen, wie das Thermometer seinen eigenen Gang geht, ohne mit dem Barometerstande auch nur die mindeste Gemeinschaft anzudeuten. Vom Januar bis in den August steigt es und senkt sich wieder bis in den Dezember, ohne daß man mit dem Barometerstand irgend eine Spur von Wechselwirkung entdecken konnte.

Wird nun das Barometer durch die Schwere der Atmosphäre bedingt, das Thermometer hingegen durch den fernern oder nähern Bezug der Erde zur Sonne, leugnen wir, daß beide Wirksamkeiten unmittelbar auf einander einfließen, so müssen wir doch zugestehen, daß wir sie bei Witterungserscheinungen nicht ohne Verhältniß denken können; dieses aber suchen wir darin, daß jedes von seiner Seite auf ein drittes wirkt, auf die materielle, gleichfalls für sich bestehende Atmosphäre, und hier liegt nun das Wichtigste, das Schwerste in Beurtheilung der Wetterbeobachtung.

Manometer.

Dieses Instrument, schon von Otto von Guericke erfunden, nachher auf mannichfache Weise verändert und verbessert, ward erst in seinen Wirkungen dem Barometer gleich geachtet, nachher von demselben getrennt und wird bei atmosphärischen Beobachtungen nicht mehr zu Rathe gezogen.

Außer dem vertikalen sogenannten Druck der Luft, wovon das Barometer uns Kenntniß giebt, kann dieselbe auch in einem verdichtetern oder verdünntern Zustande existiren. Auf das Barometer hat dieses keinen merklichen Einfluß, ob man gleich denken sollte, daß eine verdünnte Luftsäule weniger lasten sollte als eine verdichtete; man müßte sich denn die eine sehr viel höher und die andere sehr viel niedriger denken. So scheint mir, daß nach meinen Prämissen die Sache folgendergestalt angesehen werden könnte.

Das Steigen und Fallen des Barometers, verursacht durch die vermehrte oder verminderte Anziehungskraft der Erde, hat eine allgemeine tellurische Ursache; dahingegen die Verdünnung und Verdichtung der Luft, durch Erwärmung bewirkt, nur lokal ist und in Bezug aufs große Ganze von keiner Bedeutung.

Da jedoch auch bei uns die Verdunstung sowie der Niederschlag, Wasserverneinung und Wasserbildung, von der höchsten Bedeutung bleibt, so beruhigt sich der Beobachter dabei, daß Thermometer und Hygrometer diesen Forschungen völlig genugthun, weil die Wärme als Ursache der Verdunstung, das Feuchte hingegen als die entgegengesetzte zu betrachten ist, also dasjenige, was durch das Manometer gesucht wird, hierdurch genugsam offenbart wird.

Das Barometer giebt uns eine unmittelbare Andeutung von einer großen Naturerscheinung, von der ab- und zunehmenden Schwere der atmosphärischen Masse; daher darf dieses, was wir hier vor Augen sehen, ein Grundphänomen genannt werden; dagegen sind die Erscheinungen des Manometers als komplizirt und abgeleitet zu betrachten, weshalb über seine Andeutungen immerfort Zweifel entstehen.

Die möglichst luftfreie Kugel denke man sich in einem gewissen Gleichgewicht auf der atmosphärischen Masse ruhend und schwebend; sie hebt sich und senkt sich, je nachdem das Element schwerer und leichter wird. Ihre Bewegung entspringt aus derselbigen Ursache wie die des Barometers, aber als abgeleitet kann sie mit dem Originalphänomen nicht Schritt halten und wird also mit dem Barometer gradweise nicht zu vergleichen sein.

Es sinkt mit dem sinkenden Barometer; aber es ist nicht

sensibel genug, um gleich wieder mit ihm zu steigen. Es steigt und besinnt sich erst wieder, ehe es jenem nachsinkt.

Wenden wir ja darauf, unter den Phänomenen ist ein großer Unterschied: das Urphänomen, das reinste, widerspricht sich nie in seiner ewigen Einfalt; das abgeleitete erduldet Stockungen, Friktionen und überliefert uns nur Undeutlichkeiten.

Die Windfahne.

In diesem Sinne ist die Windfahne gleichfalls ein unsicheres und sehr wenig die augenblicklichste Luftbewegung andeutendes Instrument. Wie man auch die Friktion vermindern mag, so bleibt eine mechanische Reibung immer übrig. Das Schlimmste aber ist, daß sie dem Westwinde immer mehr gehorcht als den übrigen Winden; denn er ist der stärkste, und mit den Jahren biegt sich endlich durch die Gewalt die Spindel, wenn die Fahne groß und schwer ist; sie senkt sich deswegen nach Osten, und der Wind kann sich schon eine Weile umgelegt haben, ehe sie sich entschließt, ihre Stellung zu verändern. Den Wolkenzug anstatt der Windfahne zu beobachten, wird immer das Sicherste bleiben; denn man erfährt nicht allein, welcher Wind in der untern Region herrscht, sondern man wird zugleich aufmerksam auf das, was in der obern vorgeht, wo man denn oft Ruhe und Stille bemerkt, wenn unterwärts Zug und Bewegung sich spüren läßt.

Atmosphäre.

Der aufmerksame Beobachter der Witterungsbegebenheiten wird von vielen Seiten her auf den Gedanken getrieben: die den Erdball umgebende Atmosphäre nehme nicht nur, wie das Barometer ausweist, von der Meeresfläche aufwärts an Dichtigkeit, Schwere, Elastizität in stetiger Folge nach und nach ab, hinunterwärts aber zu, sondern es seien eben in diesem atmosphärischen Raume gewisse geheime kenzentrische Kreise abgeschlossen, die sich, als besonders geeigenschaftet, gelegentlich manifestiren. Was und wie es auch damit sei, wir bemerken Folgendes.

Und zwar suchen wir Gelegenheit, zuerst vor die große

Wilbrandisch-Ritgenische Karte zu treten, indem diese solchen allgemeinen Betrachtungen besonders günstig ist; wir sehen darauf die Schneelinie bezeichnet, wie sie sich von ihrer Höhe unter dem Aequator nach Norden und Süden aufs Meer legt und so über und neben sich das Eis ungeschmolzen bewahrt. Hier sehen wir also eine entschiedene Zone, in welcher die auf dem höchstmöglichen Punkt am Erdkreis wachsende Wärme die Solidescenz des Wassers nicht hindern kann, und wir werden darauf geführt, unter und über derselben noch mehrere dergleichen Luftgürtel aufzusuchen.

Betrachten wir nun zu diesem Zwecke das Verhältniß lebendiger Wesen zu derselben, so finden wir, daß Geschöpfe bis an sie herangehen und deshalb aber auch Verkünder werden, wenn dieselbe nach Anlaß der Jahreszeiten herabsteigt. Ich nehme das Beispiel von den Finken und erinnere mich, als wir im September 1797 auf Maria-Einsiedeln verweilten und ein in der Nacht gefallener Schnee in einer gewissen mittleren Höhe des Gebirges liegen geblieben war, sogleich jene zarten Vögel, um so viel herabweichend, den Vogelstellern unzählig in die Netze fielen und Pilgern sowie Reisenden als eine schmackhafte Speise zu Gute kamen.

Und so manifestirt sich an allen gebirgigen Orten dem aufmerksamen Beobachter eine mit der Jahreszeit nach und nach niedersinkende Schneelinie, die nach eintretenden Umständen eine gewisse Linearhöhe beobachtet. Eine dergleichen zieht sich am großen Ettersberge über Weimar her, läßt Lützendorf unter sich, die Marke in Obeliskenform über sich und wird am kleinen Ettersberge unscheinbar. Hier bleibt der erste Schnee eine Zeit lang liegen, obgleich die Lage des Bergbanges gegen Mittag gelenkt ist.

Dieses Phänomen wiederholte sich mehrere Jahre, und mir wurden aus Thüringen andere Beispiele bekannt, wobei freilich zur Sprache kam, daß außer der barometrischen Höhe noch die Lage gegen diese oder jene Himmelsgegend, die Nachbarschaft zu andern Bergen, sonstige Expositionen, vielleicht die Gebirgsart in Betracht zu ziehen sei.

Ohne diese Bemerkungen abzulehnen, fand ich doch Ursache, auf jene erste Lehre von den konzentrischen Kreisen der Atmosphäre gar manches Phänomen zu beziehen.

So sei noch Eins bemerkt: die gewaltsamen Stürme, die im letzten Dezember nah an der Erde wütheten, wurden dem

Beobachter zu Frankenheim auf der Rhön, welcher über zweitausend Fuß über der Meeresfläche geſtellt iſt, keineswegs in dem in der Tiefe herrſchenden Grade fühlbar, wie ſeine eingereichten genauen Tabellen beweiſen. Und gerade mag der Sturm deshalb ſo fürchterlich wüthen, weil er ſich an die Oberfläche des Meeres und der Erde ſchmiegt und in geringer Höhe allerwärts erzeugt, während er von Weitem herzukommen und in undenkbarer Eile heranzuwüthen ſcheint.

Dergleichen atmoſphäriſche Kreiſe laſſen ſich auch aus der Wolkengeſtaltung vermuthen; ſehr ſelten wird ein Cumulus bei uns an ſeinem untern Rande geballt oder in einiger Ausſackung gebildet erſcheinen; vielmehr legt er ſich gewöhnlich flach und ruht mit einer ſtratusähnlichen Baſis gleichſam auf einem fremdartigen ſchwereren Elemente, das ihn zu einer horizontalen Geſtaltung nöthigt, ſo wie umgekehrt in einer gewiſſen Höhe, etwa zweitauſend Fuß über der Meeresfläche, der Cumulus unten wie oben ausgezackt iſt, auch bei ſteigendem Barometer ſogleich an allen Enden in Cirrus aufgeleckert wird.

Wie dem auch ſei, ſo geht daraus hervor, daß die verſchiedenen atmoſphäriſchen Etagen auf Waſſerbildung und -Verneinung, auf Wolkengeſtaltung, auf das Niedergeben derſelben als Regen oder ihre Auflöſung zu Schäfchen einen verſchiedenen Bezug haben.

So wenig man ſich nun anmaßen darf, die jedesmalige Höhe des Kreiſes über dieſem oder jenem Ort zu beſtimmen, ſo tragen wir doch kein Bedenken, ſolche relative Atmoſphären anzunehmen, wenn wir uns in dem Labyrinthe der Witterungsbeobachtung mit einigem vernünftigen Behagen ergehen wollen.

Als einwirkend auf dieſe Atmoſphäre und deren vermuthliche Kreiſe werden nun die beiden großen Mächte gegen einander über geſtellt, die ſich uns durch das Barometer und Thermometer offenbaren; ſie werden nach jener oben ausgeſprochenen Maxime als von einander vollkommen unabhängig erklärt, um deſto reiner zu faſſen, wie durch ſie die atmoſphäriſchen Zuſtände beſtimmt werden.

Man verzeihe Wiederholungen; dieſe ſind in ſolchem Falle unerläßlich, wo man am einfachen Grunde feſthalten und die Mannichfaltigkeit der Erſcheinung darauf zurückführen will.

Indeſſen ſtehe hier eine allgemeine Warnung, welche für alle Kapitel der Naturforſchung gilt, hier aber beſonders be-

herzigt zu werden verdient: man hüte sich, Ursache und Wirkung zu verwechseln, besonders aber das Barometer von atmosphärischen Ereignissen abhängig zu machen. Worauf man aber höchst aufmerksam zu sein Ursache hat, das sind die Korrelate, die Bezüge, die sich als Resultate neben- und zusammenwirkender Thätigkeiten hervorthun.

Wasserbildung.

In der Atmosphäre schwebt immerfort durch Verdunstung und sonst erzeugtes Wasser; es wird selbst bei den heitersten Tagen, als Dunst gleichmäßig ausgetheilt, in dem überirdischen Raume getragen, in den untern Regionen dichter, in den obern klarer, wie uns in den tiefern Lokalitäten das weißliche Himmelblau überzeugt, welche Farbe denn immer dunkler und gesättigter wird, je höher wir bergan steigen.

Diese fortdauernde Tendenz der Wasserbildung verschafft uns einen respirablen Luftraum; der niedere Barometerstand begünstigt sie, der höhere verneint sie; hier ist die erste am Meisten in die Sinne fallende Erscheinung, auf die wir bei Wetterbeobachtungen zu merken pflegen.

Wolkenbildung.

Durch Howard's glücklichen Gedanken, die Wolkenbildungen zu sondern, zu charakterisiren, zu benennen, sind wir mehr, als man glauben konnte, gefördert; Cirrus deutet auf hohen Barometerstand, Cumulus auf mittleren, Stratus auf niedern, Nimbus auf den niedrigsten Zustand, wobei zugleich zu bemerken ist, daß die atmosphärische Hebe zugleich mit wirksam ist, wie denn wol der Fall vorkommen kann, daß der Cumulus oben sich in Cirrus auflöst, unten zum Stratus sich verflächt und dieser näher an der Erde zum Nimbus übergeht.

Deiner Phrasen leeres Was
Treibet mich davon,
Abgeschliffen hab' ich das
An den Sohlen schon.

Wenn des Dichters Mühle geht,
Halte sie nicht ein!
Denn wer einmal uns versteht,
Wird uns auch verzeihn.

16.

All-Leben.

Staub ist eins der Elemente,
Das Du gar geschickt bezwingest,
Hafis, wenn zu Liebchens Ehren
Du ein zierlich Liedchen singest.

Denn der Staub auf ihrer Schwelle
Ist dem Teppich vorzuziehen,
Dessen goldgewirkte Blumen
Mahmud's Günstlinge beknien.

Später sah Goethe sich genöthigt, Worte wie:
„Auch mir kann es an Ulrich Hutten,
An Franz von Sickingen nicht fehlen" (ebenda, II. 386 u. 388),
gegen Mönchlein mit Kapp' und Kutt' zu richten. Auch der Schenke warnte den Dichter schon vor den Mönchen (IX. 29), und Hafis rief:
„O Pred'ger, ferne, ferne bleib
Von mir und schwatz nicht weiter!" (Buchst. Mim, XL.)
Da das Dichten ein gesteigertes Selbstbewußtsein voraussetzt, so ist ein bescheidnes Dichten ein innrer Widerspruch.
Treib' (Str. 5, V. 2) ist erste Person: Ich treib' es gern allein.

16. All-Leben. Noch auf der Reise bei Nacht am 29. Juli 1814 gedichtet oder konzipirt. Nach Dorbel's Kalender erreichte die Wärme an diesem Tage in Jena 22 Grad und sank dann in Folge des nächtlichen Gewitters am 30. auf 19 Grad. — Die Feier des Staubes in diesem Gedichte ist ächt orientalisch. Hafis besonders verwendet den Staub im Bilde, wie die drei ersten Strophen dies ausführen. Es schweben dabei Stellen vor wie (zu Str. 2):
„Von dieser Welt und von der andern
Springet nichts ihm (Hafisen) ins Aug' als
Der Staub der Schwelle Deiner Thüre"
(Buchst. Ta, LXVII, wozu Hammer Tibull, I. 1 zitirt: Et sedeo duros janitor ante foros);

Elektrizität.

Diese darf man wohl und im höchsten Sinne problematisch ansprechen. Wir betrachten sie daher vorerst unabhängig von allen übrigen Erscheinungen; sie ist das durchgehende allgegenwärtige Element, das alles materielle Dasein begleitet und ebenso das atmosphärische; man kann sie sich unbefangen als Weltseele denken. Inwiefern sie sich nun ruhig verhält, sodann aber durch den geringsten Anlaß gestimmt wird, sich bald von dieser bald von jener Seite zu zeigen, einen oder den andern Pol herauszukehren, sich anzuhäufen und von da sich unbemerkt wieder zu zerstreuen oder aber wol mit den gewaltsamsten und wunderbarsten Explosionen sich zu manifestiren, darüber möchte wol schwer sein durch Erfahrung nachzukommen, ob sich schon nicht leugnen läßt, daß Barometer- und Thermometerstände darauf bedeutend einfließen mögen.

Winderzeugung.

Ist gleichfalls vorerst als von dem Barometerstand abhängig zu achten; Ost und Nord haben Bezug auf hoben, West und Süd auf niedern Quecksilberstand.

Eben diese Hauptverhältnisse erscheinen oft in einem unerklärlichen Schwanken; aber auch hier muß uns das früher Festgesetzte als Regel zu Hilfe kommen, um uns durch die Irrwege der Erfahrung zu begleiten.

Der Wolkenzug läßt uns alle Windfahnen entbehren, und bei demselben kommt vorerst wieder der Zustand verschiedener atmosphärischer Regionen in Betracht.

Der Westwind ist der untern Region besonders angehörig; bezeichnen wir einen Fall statt vieler.

Bei niederem Barometerstand sei der Himmel zum großen Theil überzogen, graue Regenwolken ziehen mit gelindem Westwind langsam einher; dieses kann bei gleich tiefem Barometerstande mehrere Tage anhalten; das Barometer steigt, der Wolkenzug von Westen nach Osten dauert langsam fort, doch bleibt von den oberen Wolkensäumen nach und nach etwas zurück, löst sich auf und begiebt sich in höhere Regionen; endlich stecken

ganze Massen, verharren als Cumulus, lehnen sich als Wand an die Gebirge. Ueberdeckt auch manchmal eine Wolkenmasse den Himmel, so bleibt sie getrennt, die Nacht ist mondenklar, die Wolken stehen beinahe still, sie bewegen sich nur ganz gelind unter einander.

Jahreszeiten.

Diese muß man von seinem Standpunkte aus besonders beobachtet haben, um genugsame Prämissen zu künftiger Dijudikatur vorkommender Fälle sich zu erwerben.

So sehr auch in jeder Jahreszeit Verdunstung des Meeres und der Erdoberfläche, insofern sie beeist oder frei ist, vor sich geht, so ist sie doch im Sommer bei uns stärker als im Winter; daher denn an langen Tagen das Phänomen nicht selten ist, daß beim höchsten Barometerstande sich allmählich nach Aufgang der Sonne die Atmosphäre mit Dünsten füllt, die sich zu Wolkengestalten zusammengeben, welche man als leichte, schwebende, ringsum ausgezackte Cumulus ansprechen möchte. Ich habe sie um Mittag den ganzen Himmel einnehmen sehen; allein sie schweben jede für sich und, obgleich mit nur geringen Zwischenräumen, verschmelzen sie nicht in einander; bald nach Sonnenuntergang aber ist Alles verschwunden; es sei nun, daß sie als Thau niedergegangen oder sich pbysisch, vielleicht chemisch in der Atmosphäre aufgelöst haben, um nach kurzer Nacht bei frühem Morgen das vorige Spiel wieder anzufangen, welches die herrlichsten Ansichten kurz vor und gleich nach Sonnenaufgang gewährt. Man sieht leichte Nebelstreifen emporsteigen, sich bald in Cirrus auflösen oder auch wol einen Gebirgsrücken als Cumulus überthürmen, wozu das geringste Niedergehen des Barometers sogleich Anlaß geben kann.

Noch ein Beispiel ist nöthig, um zu zeigen, wie verschiedene Jahreszeiten verschiedene Phänomene, bei immer fortdauerndem Grundgesetz, zum Vorschein bringen.

Wir pflegen bei feuchten und unfreundlichen Sommermonaten uns gewöhnlich mit dem Herbst zu trösten; auch giebt die Erfahrung, daß wir im September und October die meisten, wo nicht schönen, doch regenlosen, für den Reisenden, Ackerbemühten, Spaziergänger und andere im Offenen beschäftigte

Personen leidlichen Tage haben. Schreiben wir nun dem Barometerstand auf die Witterung einen immer gleichen Einfluß zu, so scheint es wunderbar, daß, obschon in gedachten Monaten das Quecksilber wie in den übrigen sich über und unter der Mittellinie bewegt, doch die Witterung immer schön, gut und wenigstens leidlich bleibt.

Hier müssen wir nun mit unsern Betrachtungen gerade wieder zur untern Atmosphäre unsere Aufmerksamkeit wenden und aussprechen: sie selbst steht in verschiedenem Verhältniß zu den verschiedenen Jahreszeiten. Oben ist dargestellt worden, wie im Sommer bei langen Tagen eine große, überschwängliche Ausdünstung vor sich gehe, worüber selbst die höchst elastische Luft kaum Herr werden kann.

Werden hingegen die Tage kürzer, wird die Ausdünstung, durch Sonnenwärme verursacht, immer geringer, so kämpft eine mehr oder weniger elastische Luft mit besserem Gedeihen gegen die in der Atmosphäre schwebenden Dünste. Steht das Barometer über der Mittellinie, so ist die Luft alsobald rein; steigt es höher, so haben wir die schönsten Tage; steigt es wieder herab unter die Mittellinie, so geben die Wolken nicht gleich in Regen über: sie ziehen vorbei, es zeigen sich abwechselnd freundliche Sonnenblicke; eine belebende Wärme, die mit dem niederen Barometerstand sich wohl verträgt, kann sich verbreiten, und man ist in freier Luft noch immer behaglich; steigt aber das Barometer glücklicherweise, so ist mit dem Ostwind ein heiterer Himmel unverzüglich da, und wer im Freien lebt, genießt der schönsten Tage, die sich an vergangene, mäßig heitere und immer genießbare Stunden wohlthätig anschließen.

Mittellinie.

Aus vorgemeldeten, gar verschiedenen auf die Witterung einfließenden Umständen, welche noch mit vielen andern Bedenklichkeiten vermehrt werden könnten, ist ersichtlich, daß alle Diejenigen, welche zu stillem Hausgebrauch sich das Barometer beschauen und dadurch von der nächsten Witterung einige Kenntniß zu erlangen wünschen, gar oft in Verworrenheit und Unsicherheit gerathen möchten. Bemerken wir daher Folgendes:

Auf Barometern früherer Zeit, wie solche die sogenannten

Italiäner herumtrugen, und wie sie noch an manchen Orten gefunden werden, sehen wir auf dem Zolltäfelchen eine gewisse Linie gezogen, woneben geschrieben steht: **unbeständig**. Ueber derselben finden wir stufenweis **schön** und sodann **beständig** Wetter angezeigt, unterhalb ist **trüb, Regen** und **Sturm** angemerkt. Diese Bestimmungen sämmtlich hat man auf neuern Barometern als empirisch unzuverlässig und unwürdig weggelassen, und zwar mit Recht, indem eine allgemeine, auf allen Barometern gleichmäßig bestimmte Linie für die verschiedensten Ortslagen nicht hinreichte und selten zutreffen konnte.

Gleichwol ist es für den Tagesgebrauch solcher Personen, die einige allgemeine Kunde des nächst bevorstehenden Wetters zu erlangen wünschen, oder welche sich von der schon eingetretenen Witterung Rechenschaft zu geben gedenken, zweckmäßig, daß wenigstens die **Mittellinie** auf ihren Barometern bemerkt werde.

Es bezeichnet aber diese Linie den aus mehrjährigen, gehörig beobachteten Barometerständen eines Ortes berechneten Durchschnitt, mithin die für diese Stände gezogene Mitte, deswegen sie denn auch den Indifferenzpunkt gewissermaßen darstellt, von wo alle Veränderungen ausgehen.

Wenn man für jede höhere und tiefere Ortslage ein solcher Mittelstand erst auszuforschen ist, so giebt die Berechnung sowol als auch die Erfahrung die Auskunft, daß bei uns in Weimar 27 Zoll 6 Linien ungefähr diese Grenze zu ziehen ist.

Sie kann mit Recht als den veränderlichen Zustand andeutend angesehen werden; denn da man nie voraus wissen kann, ob das Quecksilber darüber steigen oder darunter fallen werde, so kann man sich doch versichert halten, daß das Quecksilber im Steigen auf einen klaren, heitern, im Sinken auf einen bewölkten Zustand hindeute. Steht das Barometer sehr hoch, so hat man beständig Wetter angenommen, wenn schon Beständigkeit vom Barometer auf keiner Stufe zu erwarten steht; da jedoch von dieser Höhe (bei uns 28 Zoll) das Quecksilber mehrere Tage sich niedersenken und auf- und abbewegen kann, ohne daß es sich unter die Mittellinie herunterläßt, so ist das bessere Wetter im gewissen Sinne beständig; aber es ist nicht beständiger als das trübe, regerische, stürmische Wetter, wenn das Quecksilber **unter** gedachter Linie sich auf- und abbewegt, ohne sie zu überschreiten.

Es ist leicht einzusehen, welche Vortheile ein solcher Fingerzeig dem harmlosen Beobachter bringt, der keine Ansprüche an höhere wissenschaftliche Mittheilungen zu machen denkt, sondern sich nur in diesem Labyrinthe nach einem Leitfaden und nach einem festen Punkte umsieht, woran er denselben besten kann.

Auf wohlgearbeiteten Barometern zu Ende des vorigen Jahrhunderts findet sich die Mittellinie noch; allein da, wie gesagt, eine allgemeine Linie für die verschiedensten Ortslagen nicht hinreicht, so muß dieser Indifferenzpunkt auf den Barometern eines jeden Ortes besonders bestimmt werden, wornber Folgendes zu sagen wäre:

„Am Einfachsten gelangt man zum Zweck, wenn man bei unbekanntem Höhenunterschied zweier Orte sich mit einem andern Beobachter in Rapport setzt, welcher die Mittellinie für sein Instrument schon besitzt. Bei dem bemerkten parallelen Gang des Barometers würden schon wenige, während einiger Tage an verabredeten Stunden zu machende Beobachtungen genügen, um zu erkennen, um wie viel dort unter oder über der bekannten Mittellinie das Quecksilber stand, wonach man denn hier die Mittellinie um ebenso viel unter oder über den hier beobachteten Ständen ziehen würde.

„Ist aber der Höhenunterschied beider Orte bekannt und zeigen beide Barometer neben einander hangend gleiche Stände, so ist die neue Mittellinie nach der bereits bekannten unmittelbar zu bestimmen. Denn läge der Ort, wo die Mittellinie gesucht wird, etwa 80 Pariser Fuß höher als der andere Ort, wo man diese Linie bereits ausgemittelt hat, so würde die neue Mittellinie um 1 Pariser Linie tiefer zu bestimmen sein. Und so nach Verhältniß an allen übrigen Orten.

„In Ermangelung dieser Hilfsmittel wird der Durchschnitt regelmäßiger Beobachtungen die Mittellinie ergeben, und zwar um so genauer, je länger man beobachtet; denn während nur eines Jahres kann man sich bei drei täglichen Beobachtungen freilich um 1 Pariser Linie und mehr irren."

Haben wir nun das Vorgesagte gemerkt, wissen wir uns an die Mittellinie zu halten, haben wir beobachtet, wie hoch und wie tief auf unserm Barometer das Quecksilber zu steigen

und dann auch auf eine Reihe von Zeit wieder zu fallen pflegt, so müssen wir Folgendes im Auge behalten.

Das Steigen und Fallen des Barometers deutet auf eine Ursache, deren Wirkung erst später hervortritt, wie denn vieljährige in ein und demselben Lokal bei unverrücktem Barometer täglich und stündlich angestellte Beobachtungen zur Ueberzeugung hinführen, daß man vierundzwanzig Stunden vorher die Witterung voraussagen könne.

Nimmt man dieses auch nicht für so ganz entschieden an, da in der täglichen Erscheinung auch irgend ein Schwanken gar wohl zum Vorschein kommen könnte, so kann man doch versichert sein, daß es in der Hauptsache nie trügen werde.

Sogenannte Oscillation.

Außer der bisher behandelten, weder an Jahres- noch Tageszeit gebundenen Bewegung des Merkurs in der Glasröhre ist uns in der neuern Zeit durch mannichfache Beobachtungen eine andere Bewegung des Quecksilbers in der Röhre bekannt geworden, welche ihre Bestimmung in vierundzwanzig Stunden durchläuft.

Die verschiedenen in Europa angestellten Beobachtungen zeigen diese Bewegung nicht unmittelbar; wir übergehen sie jetzt und halten uns an Beobachtungen, die unter dem Aequator auf dem Meer angestellt worden, wo das Phänomen aufs Deutlichste hervorzutreten scheint.

Wir legen eine Stelle aus Simonow's Beschreibung einer Entdeckungsreise, Wien 1824, zum Grunde, welche folgendermaßen lautet:

S. 33. „Die Erscheinungen, die sich nach diesen Beobachtungen auf dem Barometer zeigten und die bisher selten untersucht wurden, bestehen darin, daß das Quecksilber an jedem Tage allmählich bis zum höchsten Grade des Barometers steigt und von diesem wieder langsam zu fallen anfängt. Dieses Steigen und Fallen des Quecksilbers im Barometer geschieht zweimal in vierundzwanzig Stunden. Nämlich um neun Uhr in der Frühe und Abends um dieselbe Stunde (steht es am höchsten), Nachmitternacht und Nachmittag auf dem niedrigsten Punkte."

(Voyage d'Alexandre de Humboldt. Tom. III. p. 2, 3: „Les oscillations du mercure dans le baromètre indiquent l'heure presque comme une horloge." p. 310: „Les deux minima barométriques coincident presque avec les époques les plus chaudes et les plus froides du jour et de la nuit.")

Auch hier gedenken wir uns nach gewohnter Art an das Gewiſſeſte zu halten, um nach und nach dem Ungewiſſen deſto eher beizukommen.

Ganz deutlich iſt in Vorſtehendem ausgeſprochen, daß um Nachmittag und Nachmitternacht das Barometer auf dem niedrigſten Punkte ſtehe; daß um neun Uhr früh und Abends um dieſelbe Stunde es am Höchſten ſtehe, mußten wir durch eine Parentheſe ausſprechen, da es uns nur zufällig ausgelaſſen ſcheint.

Hierauf nun fußend, lehnen wir alle äußern Einflüſſe abermals ab und ſagen: dieſe Erſcheinung iſt telluriſch. Wir ſtellen uns vor, daß innerhalb der Erde eine rotirende Bewegung ſei, welche den ungeheuren Ball in vierundzwanzig Stunden um ſich ſelbſt herum nöthigt, und die man ſich als lebendige Schraube ohne Ende verſinnlichen mag.

Aber dieſes iſt nicht genug; dieſe Bewegung hat ein gewiſſes Pulſiren, ein Zu- und Abnehmen, ohne welches keine Lebendigkeit zu denken wäre; es iſt gleichfalls ein regelmäßiges Ausdehnen und Zuſammenziehen, das ſich in vierundzwanzig Stunden wiederholt, am Schwächſten Nachmittag und Nachmitternacht wirkt und Morgens neun Uhr und Abends um dieſelbe Stunde die höchſte Stufe erreicht.

Wiederaufnahme.

Hiernach werden alſo zwei Grundbewegungen des lebendigen Erdkörpers angenommen und ſämmtliche barometriſche Erſcheinungen als ſymboliſche Aeußerung derſelben betrachtet.

Zuerſt deutet uns die ſogenannte Oscillation auf eine geſetzmäßige Bewegung um die Achſe, wodurch die Umdrehung der Erde hervorgebracht wird, woraus denn Tag und Nacht erfolgt. Dieſes Bewegende ſenkt ſich in vierundzwanzig Stunden zweimal und erhebt ſich zweimal, wie ſolches aus mannich-

faltigen bisherigen Beobachtungen hervorgeht; wir versinnlichen sie uns als lebendige Spirale, als belebte Schraube ohne Ende; sie bewirkt als anziehend und nachlassend das tägliche Steigen und Fallen des Barometers unter der Linie; dort wo die größte Erdmasse sich umrollt, muß sie am Bemerklichsten sein, gegen die Pole sich vermindern, ja null werden, wie auch schon von Beobachtern ausgesprochen ist. Diese Rotation hat auf die Atmosphäre entschiedenen Einfluß: Klarheit und Regen erscheinen tagtäglich abwechselnd, wie die Beobachtungen unter dem Aequator deutlich beweisen.

Die zweite allgemein bekannte Bewegung, die wir einer vermehrten oder verminderten Schwerkraft gleichfalls zuschreiben und sie einem Ein- und Ausathmen vom Mittelpunkte gegen die Peripherie vergleichen, — diese darzuthun, haben wir das Steigen und Fallen des Barometers als Symptom betrachtet.

Bändigen und Entlassen der Elemente.

Indem wir nun Vorstehendes unablässig durchzudenken, anzuwenden und zu prüfen bemüht sind, werden wir durch manches eintretende Ereigniß immer weiter geführt; man lasse uns daher in Betracht des Gesagten und Ausgeführten noch Folgendes vortragen.

Es ist offenbar, daß das, was wir Elemente nennen, seinen eigenen, wilden, wüsten Gang zu nehmen immerhin den Trieb hat. Insofern sich nun der Mensch den Besitz der Erde ergriffen hat und ihn zu erhalten verpflichtet ist, muß er sich zum Widerstand bereiten und wachsam erhalten. Aber einzelne Vorsichtsmaßregeln sind keineswegs so wirksam, als wenn man dem Regellosen das Gesetz entgegenzustellen vermöchte, und hier hat uns die Natur aufs Herrlichste vorgearbeitet, und zwar indem sie ein gestaltetes Leben dem Gestaltlosen entgegensetzt.

Die Elemente daher sind als kolossale Gegner zu betrachten, mit denen wir ewig zu kämpfen haben und sie nur durch die höchste Kraft des Geistes, durch Muth und List im einzelnen Fall bewältigen.

Die Elemente sind die Willkür selbst zu nennen; die Erde möchte sich des Wassers immerfort bemächtigen und es zur

Solidescenz zwingen, als Erde, Fels oder Eis in ihren Umfang nöthigen. Ebenso unruhig möchte das Waſſer die Erde, die es ungern verließ, wieder in ſeinen Abgrund reißen. Die Luft, die uns freundlich umhüllen und beleben ſollte, rafft auf einmal als Sturm daher, uns niederzuſchmettern und zu erdrücken. Das Feuer ergreift unaufhaltſam, was von Brennbarem, Schmelzbarem zu erreichen iſt. Dieſe Betrachtungen ſchlagen uns nieder, indem wir ſolche ſo oft bei großem, unerſetzlichem Unheil anzuſtellen haben. Herz und Geiſt erhebend iſt dagegen, wenn man zu ſchauen kommt, was der Menſch ſeinerſeits gethan hat, ſich zu waffnen, zu wehren, ja ſeinen Feind als Sklaven zu benutzen.

Das Höchſte jedoch, was in ſolchen Fällen dem Gedanken gelingt, iſt, gewahr zu werden, was die Natur in ſich ſelbſt als Geſetz und Regel trägt, jenem unzezügelten, geſetzloſen Weſen zu imponiren. Wie viel iſt nicht davon zu unſerer Kenntniß gekommen! Hier dürfen wir nur des Nächſten gedenken.

Die erhöhte Anziehungskraft der Erde, von der wir durch das Steigen des Barometers in Kenntniß geſetzt ſind, iſt die Gewalt, die den Zuſtand der Atmoſphäre regelt und den Elementen ein Ziel ſetzt; ſie widerſteht der übermäßigen Waſſerbildung, den gewaltſamſten Luftbewegungen; ja, die Elektrizität ſcheint dadurch in der eigentlichſten Indifferenz gehalten zu werden.

Niederer Barometerſtand hingegen entläßt die Elemente, und hier iſt vor allen Dingen zu bemerken, daß die untere Region der Kontinentalatmoſphäre Neigung habe, von Weſten nach Oſten zu ſtrömen; Feuchtigkeit, Regen, Güſſe, Wellen, Wogen, Alles zieht milder oder ſtürmiſcher oſtwärts, und wo dieſe Phänomene unterwegs auch entſpringen mögen, ſo werden ſie ſchon mit der Tendenz, nach Oſten zu dringen, geboren.

Hiebei deuten wir noch auf einen wichtigen bedenklichen Punkt. Wenn nämlich das Barometer lange tief geſtanden hat und die Elemente des Gehorſams ganz entwöhnt ſind, ſo kehren ſie nicht alſobald bei erhöhter Barometerbewegung in ihre Grenzen zurück; ſie verfolgen vielmehr noch einige Zeit das vorige Gleis, und erſt nach und nach, wenn der obere Himmel ſchon längſt zu ruhiger Entſchiedenheit gekommen, giebt ſich das in den untern Räumen Aufgeregte in das erwünſchte Gleichgewicht. Leider werden wir auch von dieſer letzten Periode zunächſt betroffen und haben beſonders als Meeranwohner und

Schiffahrende großen Schaden davon. Der Schluß des Jahres 1824, der Anfang des gegenwärtigen giebt davon die traurigste Kunde; West und Südwest erregen, begleiten die traurigsten Meeres- und Küstenereignisse.

Ist man nun einmal auf dem Wege, seine Gedanken ins Allgemeine zu richten, so findet sich kaum eine Grenze; gar geneigt wären wir daher, das Erdbeben als entbundene tellurische Elektrizität, die Vulkane als erregtes Elementarfeuer anzusehen und solche mit den barometrischen Erscheinungen im Verhältniß zu denken. Hiermit aber trifft die Erfahrung nicht überein; diese Bewegungen und Ereignisse scheinen besonderen Lokalitäten, mit mehr- oder minderer Wirkung in die Ferne, ganz eigens anzugehören.

Analogie.

Hat man sich vermessen, wie man wol gelegentlich verführt wird, ein größeres oder kleineres wissenschaftliches Gebäude aufzuführen, so thut man wohl, zu Prüfung desselben sich nach Analogien umzusehen; befolg' ich aber diesen Rath im gegenwärtigen Falle, so finde ich, daß die vorstehende Ausführung derjenigen ähnelt, welche ich bei dem Vortrag der Farbenlehre gebraucht.

In der Chromatik nämlich setze ich Licht und Finsterniß einander gegenüber; diese würden zu einander in Ewigkeit keinen Bezug haben, stellte sich nicht die Materie zwischen beide: diese sei nun undurchsichtig, durchsichtig oder gar belebt, so wird Helles und Dunkles an ihr sich manifestiren und die Farbe sogleich in tausend Bedingungen an ihr entstehen.

Ebenso haben wir nun Anziehungskraft und deren Erscheinung, Schwere, an der einen Seite, dagegen an der andern Erwärmungskraft und deren Erscheinen, Ausdehnung, als unabhängig gegen einander über gestellt; zwischen beide hinein setzten wir die Atmosphäre, den von eigentlich sogenannten Körperlichkeiten leeren Raum, und wir sehen, je nachdem obengenannte beide Kräfte auf die feine Luftmaterialität wirken, das, was wir Witterung nennen, entstehen und so das Element, in dem und von dem wir leben, aufs Mannichfaltigste und zugleich Gesetzlichste bestimmt.

Treibt der Wind von ihrer Pforte
Wolken Staubs behend vorüber,
Mehr als Moschus sind die Düfte
Und als Rosenöl Dir lieber.

Staub, den hab' ich längst entbehret
In dem stets umhüllten Norden;
Aber in dem heißen Süden
Ist er mir genugsam worden.

Doch schon längst, daß liebe Pforten
Mir auf ihren Angeln schwiegen!
Heile mich, Gewitterregen,
Laß mich, daß es grunelt, riechen!

Wenn jetzt alle Donner rollen,
Und der ganze Himmel leuchtet,
Wird der wilde Staub des Windes
Nach dem Boden hingefeuchtet.

Und sogleich entspringt ein Leben,
Schwillt ein heilig, heimlich Wirken,
Und es grunelt und es grünet
In den irdischen Bezirken.

(zu Str. 3:) „O Morgenwind —
Bring mir's vom hochbeglückten Staub,
Vom Staub der Thür der Freundin" (a. a. O., I).

und: „Das Blut des Safrans ist zwar schön und lieblich,
Der Staub, von ihrem Fuß zermalmt, ist besser"
(Hr. XVI).

Mahmud (Z. 4, Str. 1) ohne Beziehung als Fürsten-Name. — Str. 5 knüpft wieder an Str. 3 an. — Grunelu (Str. 5 u. 7), v.: Goethe auch hier (VIII. 38) und im Faust (Werke, XIII. S. 118) gebraucht, bedeutet, gleich dem baierischen grünseln, den frischen Grasgeruch des Bodens nach dem Regen; Schmeller (II. 113) führt an: „auf einen Wetterregen grünelt es gar schön." Vergl. in der Iphigenie (III. 3): Die Erde „dampft erquickenden Geruch" und im Werther (Br. vom 16. Junius) bei dem Gewitterregen: „der erquickende Wohlgeruch stieg in aller Fülle einer warmen Luft zu uns auf." Ein Engländer schildert dies Grunelu im Orient: then there rises from the ground a cool and penetrating aroma, the scent of the dry soil saturated. Für den „ersten, zarten Pflanzentrieb, der über dem Sande erscheint", giebt es im Arabischen ein eigenes Wort (Zeitschr. d. deutschen Morgenl. Gesellsch., VI. S. 305).

Anerkennung des Geſetzlichen.

Bei dieſer, wie man ſieht, höchſt komplizirten Sache glauben wir dabei ganz richtig zu verfahren, daß wir uns erſt am Gewiſſeſten halten; dies iſt nun dasjenige, was in der Erſcheinung in gleichmäßigem Bezug ſich öfters wiederholt und auf eine ewige Regel hindeutet. Dabei dürfen wir uns nur nicht irre machen laſſen, daß das, was wir als zuſammenwirkend, als übereinſtimmend betrachtet haben, auch zu Zeiten abzuweichen und ſich zu widerſprechen ſcheint. Beſonders iſt ſolches nöthig in Fällen wie dieſer, wo man bei vielfältiger Verwickelung Urſache und Wirkung ſo leicht verwechſelt, wo man Korrelate als wechſelſeitig beſtimmend und bedingend anſieht. Wir nehmen zwar ein Witterungsgrundgeſetz an, achten aber deſto genauer auf die unendlichen phyſiſchen, geologiſchen, topographiſchen Verſchiedenheiten, um uns die Abweichungen der Erſcheinung wo möglich deuten zu können. Hält man feſt an der Regel, ſo findet man ſich auch immer in der Erfahrung zu derſelben zurückgeführt; wer das Geſetz verkennt, verzweifelt an der Erfahrung; denn im allerhöchſten Sinne iſt jede Ausnahme ſchon in der Regel begriffen.

Selbſtprüfung.

Während man mit dem Wageſtück, wie vorſtehender Aufſatz, beſchäftigt iſt, kann man nicht unterlaſſen, ſich auf mancherlei Weiſe ſelbſt zu prüfen, und es geſchieht dies am Allerbeſten und Sicherſten, wenn man in die Geſchichte zurückſieht.

Alle Forſcher, wenn man auch nur bei denjenigen ſtehen bleibt, welche nach der Wiederherſtellung der Wiſſenſchaften gearbeitet haben, fanden ſich genöthigt, mit demjenigen, was die Erfahrung ihnen dargebracht, ſo gut als möglich zu gebahren. Die Summe des wahrhaft Bekannten ließ in ihrer Breite gar manche Lücken, welche denn, weil Jeder zum Ganzen ſtrebt, bald mit Verſtand bald mit Einbildungskraft auszufüllen Dieſer und Jener bemüht war. Wie die Erfahrung wuchs, wurde das, was die Einbildungskraft gefabelt, was der Verſtand voreilig geſchloſſen hatte, ſogleich beſeitigt; ein reines Faktum ſetzte ſich an die Stelle, und die Erſcheinungen zeigten ſich nach und nach

immer mehr wirklich und zu gleicher Zeit harmonischer. Ein einziges Beispiel stehe hier statt aller.

Von dem frühsten Unterricht meiner Lehrjahre bis auf die neuern Zeiten erinnere ich mich gar wohl, daß der große und unproportionirte Raum zwischen Mars und Jupiter Jedermann auffallend gewesen und zu gar mancherlei Auslegungen Gelegenheit gegeben. Man sehe unseres herrlichen Kant's Bemühungen, sich über dieses Phänomen einigermaßen zu beruhigen.

Hier lag also ein Problem, man darf sagen, am Tage; denn der Tag selbst verbarg, daß sich hier mehrere kleine Gestirne um sich selbst bewegten und die Stelle eines größeren dem Raum angehörigen Gestirns auf die wundersamste Weise eingenommen hatten.

Dergleichen Probleme liegen zu Tausenden innerhalb des Kreises der Naturforschung, und sie würden sich früher auflösen, wenn man nicht zu schnell verführe, um sie durch Meinungen zu beseitigen und zu verdüstern.

Indessen behauptet Alles, was man Hypothese nennt, ihr altes Recht, wenn sie nur das Problem, besonders wenn es gar keiner Auflösung fähig scheint, einigermaßen von der Stelle schiebt und es dahin versetzt, wo das Beschauen erleichtert wird. Ein solches Verdienst hatte die antiphlogistische Chemie; es waren dieselben Gegenstände, von denen gehandelt wurde; aber sie waren in andere Stellen, in andere Reihen gerückt, so daß man ihnen auf neue Weise von andern Seiten beikommen konnte.

Was meinen Versuch betrifft, die Hauptbedingungen der Witterungslehre für tellurisch zu erklären und einer veränderlichen pulsirenden Schwerkraft der Erde die atmosphärischen Erscheinungen in gewissem Sinne zuzuschreiben, so ist er von derselben Art. Die völlige Unzulänglichkeit, so konstante Phänomene den Planeten, dem Monde, einer unbekannten Ebbe und Fluth des Luftkreises zuzuschreiben, ließ sich Tag für Tag mehr empfinden, und wenn ich die Vorstellung darüber nunmehr vereinfacht habe, so kann man dem eigentlichen Grund der Sache sich um so viel näher glauben.

Denn ob ich gleich mir nicht einbilde, daß hiemit Alles gefunden und abgethan sei, so bin ich doch überzeugt: wenn man auf diesem Wege die Forschungen fortsetzt und die sich hervorthuenden nähern Bedingungen und Bestimmungen genau beachtet, so wird man auf etwas kommen, was ich selbst weder denke, noch denken kann, was aber sowol die Auflösung dieses Problems als mehrerer verwandten mit sich führen wird.

Zur Naturwissenschaft im Allgemeinen.

Die Natur.

Aphoriſtiſch.

(Um das Jahr 1780.)*)

Natur! Wir ſind von ihr umgeben und umſchlungen — unvermögend, aus ihr herauszutreten, und unvermögend, tiefer in ſie hineinzukommen. Ungebeten und ungewarnt nimmt ſie uns in den Kreislauf ihres Tanzes auf und treibt ſich mit uns fort, bis wir ermüdet ſind und ihrem Arme entfallen.

Sie ſchafft ewig neue Geſtalten; was da iſt, war noch nie, was war, kommt nicht wieder: Alles iſt neu und doch immer das Alte.

Wir leben mitten in ihr und ſind ihr fremde. Sie ſpricht unaufhörlich mit uns und verräth uns ihr Geheimniß nicht. Wir wirken beſtändig auf ſie, und haben doch keine Gewalt über ſie.

Sie ſcheint Alles auf Individualität angelegt zu haben, und macht ſich nichts aus den Individuen. Sie baut immer und zerſtört immer, und ihre Werkſtätte iſt unzugänglich.

Sie lebt in lauter Kindern, und die Mutter, wo iſt ſie? — Sie iſt die einzige Künſtlerin: aus dem ſimpelſten Stoff zu den größten Kontraſten; ohne Schein der Anſtrengung zu der größten Vollendung — zur genaueſten Beſtimmtheit, immer mit etwas Weichem überzogen. Jedes ihrer Werke hat ein eigenes Weſen, jede ihrer Erſcheinungen den iſolirteſten Begriff, und doch macht Alles Eins aus.

Sie ſpielt ein Schauſpiel; ob ſie es ſelbſt ſieht, wiſſen

*) Im „Journal von Tiefurt“ 1782 erſchienen. — A. d. H.

wir nicht, und doch spielt sie's für uns, die wir in der Ecke stehen.

Es ist ein ewiges Leben, Werden und Bewegen in ihr, und doch rückt sie nicht weiter. Sie verwandelt sich ewig, und ist kein Moment Stillestehen in ihr. Fürs Bleiben hat sie keinen Begriff, und ihren Fluch hat sie ans Stillestehen gehängt. Sie ist fest. Ihr Tritt ist gemessen, ihre Ausnahmen selten, ihre Gesetze unwandelbar.

Gedacht hat sie und sinnt beständig; aber nicht als ein Mensch, sondern als Natur. Sie hat sich einen eigenen allumfassenden Sinn vorbehalten, den ihr Niemand abmerken kann.

Die Menschen sind alle in ihr und sie in allen. Mit Allen treibt sie ein freundliches Spiel und freut sich, je mehr man ihr abgewinnt. Sie treibt's mit Vielen so im Verborgenen, daß sie's zu Ende spielt, ehe sie's merken.

Auch das Unnatürlichste ist Natur; auch die plumpste Philisterei hat etwas von ihrem Genie. Wer sie nicht allenthalben sieht, sieht sie nirgendwo recht.

Sie liebt sich selber und haftet ewig mit Augen und Herzen ohne Zahl an sich selbst. Sie hat sich auseinandergesetzt, um sich selbst zu genießen. Immer läßt sie neue Genießer erwachsen, unersättlich, sich mitzutheilen.

Sie freut sich an der Illusion. Wer diese in sich und Andern zerstört, den straft sie als der strengste Tyrann. Wer ihr zutraulich folgt, den drückt sie wie ein Kind an ihr Herz.

Ihre Kinder sind ohne Zahl. Keinem ist sie überall karg, aber sie hat Lieblinge, an die sie viel verschwendet und denen sie viel aufopfert. Ans Große hat sie ihren Schutz geknüpft.

Sie spinnt ihre Geschöpfe aus dem Nichts hervor und sagt ihnen nicht, woher sie kommen und wohin sie gehen. Sie sollen nur laufen; die Bahn kennt sie.

Sie hat wenige Triebfedern, aber nie abgenutzte, immer wirksam, immer mannichfaltig.

Ihr Schauspiel ist immer neu, weil sie immer neue Zuschauer schafft. Leben ist ihre schönste Erfindung, und der Tod ist ihr Kunstgriff, viel Leben zu haben.

Sie hüllt den Menschen in Dumpfheit ein und spornt ihn ewig zum Lichte. Sie macht ihn abhängig zur Erde, träg und schwer, und schüttelt ihn immer wieder auf.

Sie giebt Bedürfnisse, weil sie Bewegung liebt. Wunder,

daß sie alle diese Bewegung mit so Wenigem erreicht. Jedes Bedürfniß ist Wohlthat, schnell befriedigt, schnell wieder erwachsend. Giebt sie eins mehr, so ist's ein neuer Quell der Lust; aber sie kommt bald ins Gleichgewicht.

Sie sent alle Augenblicke zum längsten Lauf an und ist alle Augenblicke am Ziele.

Sie ist die Eitelkeit selbst, aber nicht für uns, denen sie sich zur größten Wichtigkeit gemacht hat.

Sie läßt jedes Kind an sich künsteln, jeden Thoren über sich richten, Tausende stumpf über sich hingehen und nichts sehen, und hat an Allen ihre Freude und findet bei Allen ihre Rechnung.

Man gehorcht ihren Gesetzen, auch wenn man ihnen widerstrebt; man wirkt mit ihr, auch wenn man gegen sie wirken will.

Sie macht Alles, was sie giebt, zur Wohlthat; denn sie macht es erst unentbehrlich. Sie säumet, daß man sie verlange; sie eilet, daß man sie nicht satt werde.

Sie hat keine Sprache noch Rede; aber sie schafft Zungen und Herzen, durch die sie fühlt und spricht.

Ihre Krone ist die Liebe. Nur durch sie kommt man ihr nahe. Sie macht Klüfte zwischen allen Wesen, und Alles will sich verschlingen. Sie hat Alles isolirt, um Alles zusammenzuziehen. Durch ein paar Züge aus dem Becher der Liebe hält sie für ein Leben voll Mühe schadlos.

Sie ist Alles. Sie belohnt sich selbst und bestraft sich selbst, erfreut und ängst sich selbst. Sie ist rauh und gelinde, lieblich und schrecklich, kraftlos und allgewaltig. Alles ist immer da in ihr. Vergangenheit und Zukunft kennt sie nicht. Gegenwart ist ihr Ewigkeit. Sie ist gütig. Ich preise sie mit allen ihren Werken. Sie ist weise und still. Man reißt ihr keine Erklärung vom Leibe, trunt ihr kein Geschenk ab, das sie nicht freiwillig giebt. Sie ist listig, aber zu gutem Ziele, und am Besten ist's, ihre List nicht zu merken.

Sie ist ganz und doch immer unvollendet. So wie sie's treibt, kann sie's immer treiben.

Jedem erscheint sie in einer eigenen Gestalt. Sie verbirgt sich in tausend Namen und Termen, und ist immer dieselbe.

Sie hat mich hereingestellt, sie wird mich auch herausführen. Ich vertraue mich ihr. Sie mag mit mir schalten.

Sie wird ihr Werk nicht haſſen. Ich ſprach nicht von ihr.
Nein, was wahr iſt und was falſch iſt, Alles hat ſie geſprochen.
Alles iſt ihre Schuld, Alles iſt ihr Verdienſt! —

Der Verſuch als Vermittler von Objekt und Subjekt.

1793.*)

Sobald der Menſch die Gegenſtände um ſich her gewahr wird, betrachtet er ſie in Bezug auf ſich ſelbſt, und mit Recht. Denn es hängt ſein ganzes Schickſal davon ab, ob ſie ihm gefallen oder mißfallen, ob ſie ihn anziehen oder abſtoßen, ob ſie ihm nutzen oder ſchaden. Dieſe ganz natürliche Art, die Sachen anzuſehen und zu beurtheilen, ſcheint ſo leicht zu ſein, als ſie nothwendig iſt, und doch iſt der Menſch dabei tauſend Irrthümern ausgeſetzt, die ihn oft beſchämen und ihm das Leben verbittern.

Ein weit ſchwereres Tagewerk übernehmen Diejenigen, deren lebhafter Trieb nach Kenntniß die Gegenſtände der Natur an ſich ſelbſt und in ihren Verhältniſſen unter einander zu beobachten ſtrebt; denn ſie vermiſſen bald den Maßſtab, der ihnen zu Hilfe kam, wenn ſie als Menſchen die Dinge in Bezug auf ſich betrachteten. Es fehlt ihnen der Maßſtab des Gefallens und Mißfallens, des Anziehens und Abſtoßens, des Nutzens und Schadens; dieſem ſollen ſie ganz entſagen, ſie ſollen als gleichgiltige und gleichſam göttliche Weſen ſuchen und unterſuchen, was iſt, und nicht, was behagt. So ſoll den ächten Botaniker weder die Schönheit noch die Nutzbarkeit der Pflanzen rühren, er ſoll ihre Bildung, ihr Verhältniß zu dem übrigen Pflanzenreiche unterſuchen; und wie ſie alle von der Sonne hervorgelockt und beſchienen werden, ſo ſoll er mit einem gleichen ruhigen Blicke ſie alle anſehen und überſehen und den Maßſtab zu dieſer Erkenntniß, die Data der Beurtheilung nicht aus ſich, ſondern aus dem Kreiſe der Dinge nehmen, die er beobachtet.

Sobald wir einen Gegenſtand in Beziehung auf ſich ſelbſt und in Verhältniß mit andern betrachten und denſelben nicht

*) Veröffentlicht 1823. — A. d. H.

unmittelbar entweder begehren oder verabſcheuen, ſo werden wir mit einer ruhigen Aufmerkſamkeit uns bald von ihm, ſeinen Theilen, ſeinen Verhältniſſen einen ziemlich deutlichen Begriff machen können. Je weiter wir dieſe Betrachtungen fortſetzen, je mehr wir Gegenſtände unter einander verknüpfen, deſto mehr üben wir die Beobachtungsgabe, die in uns iſt. Wiſſen wir in Handlungen dieſe Erkenntniſſe auf uns zu beziehen, ſo verdienen wir klug genannt zu werden. Für einen jeden wohl organiſirten Menſchen, der entweder von Natur mäßig iſt oder durch die Umſtände mäßig eingeſchränkt wird, iſt die Klugheit keine ſchwere Sache; denn das Leben weiſt uns bei jedem Schritte zurecht. Allein wenn der Beobachter eben dieſe ſcharfe Urtheilskraft zur Prüfung geheimer Naturverhältniſſe anwenden, wenn er in einer Welt, in der er gleichſam allein iſt, auf ſeine eigenen Tritte und Schritte Acht geben, ſich vor jeder Uebereilung hüten, ſeinen Zweck ſtets in Augen haben ſoll, ohne doch ſelbſt auf dem Wege irgend einen nützlichen oder ſchädlichen Umſtand unbemerkt vorbei zu laſſen; wenn er auch da, wo er von Niemand ſo leicht kontrolirt werden kann, ſein eigner ſtrengſter Beobachter ſein und bei ſeinen eifrigſten Bemühungen immer gegen ſich ſelbſt mißtrauiſch ſein ſoll: ſo ſieht wol Jeder, wie ſtreng dieſe Forderungen ſind und wie wenig man hoffen kann, ſie ganz erfüllt zu ſehen, man mag ſie nun an Andere oder an ſich machen. Doch müſſen uns dieſe Schwierigkeiten, ja man darf wol ſagen, dieſe hypothetiſche Unmöglichkeit, nicht abhalten, das Möglichſte zu thun, und wir werden wenigſtens am Weitſten kommen, wenn wir uns die Mittel im Allgemeinen zu vergegenwärtigen ſuchen, wodurch vorzügliche Menſchen die Wiſſenſchaften zu erweitern gewußt haben, wenn wir die Abwege genau bezeichnen, auf welchen ſie ſich verirrt und auf welchen ihnen manchmal Jahrhunderte eine große Anzahl von Schülern folgten, bis ſpätere Erfahrungen erſt wieder den Beobachter auf den rechten Weg einleiteten.

Daß die Erfahrung, wie in Allem, was der Menſch unternimmt, ſo auch in der Naturlehre, von der ich gegenwärtig vorzüglich ſpreche, den größten Einfluß habe und haben ſolle, wird Niemand leugnen, ſo wenig als man den Seelenkräften, in welchen dieſe Erfahrungen aufgefaßt, zuſammengenommen, geordnet und ausgebildet werden, ihre hohe und gleichſam ſchöpferiſch unabhängige Kraft abſprechen wird. Allein wie

diese Erfahrungen zu machen und wie sie zu nutzen, wie unsere Kräfte auszubilden und zu brauchen, das kann weder so allgemein bekannt noch anerkannt sein.

Sobald Menschen von scharfen, frischen Sinnen auf Gegenstände aufmerksam gemacht werden, findet man sie zu Beobachtungen so geneigt als geschickt. Ich habe dieses oft bemerken können, seitdem ich die Lehre des Lichts und der Farben mit Eifer behandele und, wie es zu geschehen pflegt, mich auch mit Personen, denen solche Betrachtungen sonst fremd sind, von dem, was mich so eben sehr interessirt, unterhalte. Sobald ihre Aufmerksamkeit nur rege war, bemerkten sie Phänomene, die ich theils nicht gekannt, theils übersehen hatte, und berichtigten dadurch gar oft eine zu voreilig gefaßte Idee, ja gaben mir Anlaß, schnellere Schritte zu thun und aus der Einschränkung herauszutreten, in welcher uns eine mühsame Untersuchung oft gefangen hält.

Es gilt also auch hier, was bei so vielen andern menschlichen Unternehmungen gilt, daß nur das Interesse Mehrerer, auf einen Punkt gerichtet, etwas Vorzügliches hervorzubringen im Stande sei. Hier wird es offenbar, daß der Neid, welcher Andere so gern von der Ehre einer Entdeckung ausschließen möchte, daß die unmäßige Begierde, etwas Entdecktes nur nach seiner Art zu behandeln und auszuarbeiten, dem Forscher selbst das größte Hinderniß sei.

Ich habe mich bisher bei der Methode, mit Mehreren zu arbeiten, zu wohl befunden, als daß ich nicht solche fortsetzen sollte. Ich weiß genau, wem ich dieses und jenes auf meinem Wege schuldig geworden, und es soll mir eine Freude sein, es künftig öffentlich bekannt zu machen.

Sind uns nun blos natürliche aufmerksame Menschen so viel zu nützen im Stande, wie allgemeiner muß der Nutzen sein, wenn unterrichtete Menschen einander in die Hände arbeiten! Schon ist eine Wissenschaft an und für sich selbst eine so große Masse, daß sie viele Menschen trägt, wenn sie gleich kein Mensch tragen kann. Es läßt sich bemerken, daß die Kenntnisse gleichsam wie ein eingeschlossenes, aber lebendiges Wasser sich nach und nach zu einem gewissen Niveau erheben, daß die schönsten Entdeckungen nicht sowol durch Menschen als durch die Zeit gemacht werden; wie denn eben sehr wichtige Dinge zu gleicher Zeit von zweien oder wol gar mehreren geübten Denkern gemacht werden. Wenn also wir in jenem

17.

Schwarzer Schatten iſt über dem Staub
Der Geliebten Gefährte;
Ich machte mich zum Staube,
Aber der Schatten ging über mich hin.

Sollt' ich nicht ein Gleichniß brauchen,
Wie es mir beliebt,
Da uns Gott des Lebens Gleichniß
In der Mücke giebt?

Sollt' ich nicht ein Gleichniß brauchen,
Wie es mir beliebt,
Da mir Gott in Liebchens Augen
Sich im Gleichniß giebt?

---

17. Aus Goethe's Nachlaß im Jahre 1837 an dieſer Stelle eingerückt (Werke, Quartausg., I. 1. S. 341). — Die Verſe ſchließen ſich an das vorhergegangene Staub-Gedicht glücklich an. Die 1. Strophe iſt Umbildung eines Diſtichons aus dem Divan (Nr. 40) des hochgebildeten, perſiſch dichtenden Sultans Selim I. (1512 bis 1520); es lautet bei Diez (Denkwürdigkeiten, I. 256, und Anfug. 143):

„Es iſt ein ſchwarzer Schatten, der meiner ſchlanken Geliebten Gefährte iſt.
Vor Begierde oder Treue bin ich zu Erde geworden; ſie iſt aber doch mein Staub nicht."

Bei Diez ſteht zwar im erſten Verſe: „Geliebten Gefährde nicht iſt"; die Unrichtigkeit dieſer Uebertragung ergiebt ſich jedoch aus Diez's Note. Hammer's Ueberſetzung in ſeinem Latiſ lautet ſehr verſchieden. Der Kaiſer war ein Schüler des Dichters Dſchami, und in deſſen Liebesliedern finden ſich folgende Vorbilder:

„Staub auf Deinem Wege ward ich; ſtolze Zeder, tritt einher!
Ehe Du kommſt eines Tages und meinen Staub nicht findeſt mehr."

und:

„Wie der Staub an ihres Weges Rande war ich ganz verachtet;
Doch den Staub zu ehren, hat ſie ihrer Gnade werth erachtet."
(Rückert's Uebertragung in d. Zeitſchr. d. deutſchen Morgenl. Geſellſch., II. 31 u. 35.)

Auch Hafis ſpricht vom Haupte, daß zum Staub wird des Geliebten (Buchſtabe Ja. III).

Obiges Bild vom Schatten iſt uns geläufig in der Redensart: Jemand folgen wie ſein Schatten (velut umbra sequi. Erasmi Ad.). — Die beiden letzten Strophen ſollen den Gebrauch jenes den Menſchen ſcheinbar herabwürdigenden Bildes vor uns Abendländern rechtfertigen.

ersten Fall der Gesellschaft und den Freunden so Vieles schuldig sind, so werden wir in diesem der Welt und dem Jahrhundert noch mehr schuldig, und wir können in beiden Fällen nicht genug anerkennen, wie nothig Mittheilung, Besitz, Erinnerung und Widerspruch sei, um uns auf dem rechten Wege zu erhalten und vorwärts zu bringen.

Man hat daher in wissenschaftlichen Dingen gerade das Gegentheil von dem zu thun, was der Künstler räthlich findet; denn er thut wohl, sein Kunstwerk nicht öffentlich sehen zu lassen, bis es vollendet ist, weil ihm nicht leicht Jemand rathen noch Beistand leisten kann; ist es hingegen vollendet, so hat er alsdann den Tadel oder das Lob zu überlegen und zu beherzigen, solches mit seiner Erfahrung zu vereinigen und sich dadurch zu einem neuen Werke auszubilden und vorzubereiten. In wissenschaftlichen Dingen hingegen ist es schon nützlich, jede einzelne Erfahrung, ja Vermuthung öffentlich mitzutheilen, und es ist höchst räthlich, ein wissenschaftliches Gebäude nicht eher aufzuführen, bis der Plan dazu und die Materialien allgemein bekannt, beurtheilt und ausgewählt sind.

Wenn wir die Erfahrungen, welche vor uns gemacht worden, die wir selbst oder Andere zu gleicher Zeit mit uns machen, vorsätzlich wiederholen und die Phänomene, die theils zufällig theils künstlich entstanden sind, wieder darstellen, so nennen wir dieses einen Versuch.

Der Werth eines Versuchs besteht vorzüglich darin, daß er, er sei nun einfach oder zusammengesetzt, unter gewissen Bedingungen mit einem bekannten Apparat und mit erforderlicher Geschicklichkeit jederzeit wieder hervorgebracht werden könne, so oft sich die bedingten Umstände vereinigen lassen. Wir bewundern mit Recht den menschlichen Verstand, wenn wir auch nur ebenhin die Kombinationen ansehen, die er zu diesem Endzwecke gemacht hat, und die Maschinen betrachten, die dazu erfunden worden sind und, man darf wol sagen, täglich erfunden werden.

So schätzbar aber auch ein jeder Versuch, einzeln betrachtet, sein mag, so erhält er doch nur seinen Werth durch Vereinigung und Verbindung mit andern. Aber eben zwei Versuche, die mit einander einige Aehnlichkeit haben, zu vereinigen und zu verbinden, gehört mehr Strenge und Aufmerksamkeit, als selbst scharfe Beobachter oft von sich gefordert haben. Es können zwei Phänomene mit einander verwandt sein, aber doch noch

lange nicht so nah, als wir glauben. Zwei Versuche können scheinen aus einander zu folgen, wenn zwischen ihnen noch eine große Reihe stehen müßte, um sie in eine recht natürliche Verbindung zu bringen.

Man kann sich daher nicht genug in Acht nehmen, aus Versuchen nicht zu geschwind zu folgern; denn beim Uebergang von der Erfahrung zum Urtheil, von der Erkenntniß zur Anwendung ist es, wo dem Menschen gleichsam wie an einem Passe alle seine inneren Feinde auflauern, Einbildungskraft, Ungeduld, Vorschnelligkeit, Selbstzufriedenheit, Steifheit, Gedankenform, vorgefaßte Meinung, Bequemlichkeit, Leichtsinn, Veränderlichkeit, und wie die ganze Schaar mit ihrem Gefolge heißen mag: alle liegen hier im Hinterhalte und überwältigen unversehens sowol den händelnden Weltmann als auch den stillen, vor allen Leidenschaften gesichert scheinenden Beobachter.

Ich möchte zur Warnung dieser Gefahr, welche größer und näher ist, als man denkt, hier eine Art von Paradoxon aufstellen, um eine lebhaftere Aufmerksamkeit zu erregen. Ich wage nämlich zu behaupten, daß ein Versuch, ja mehrere Versuche in Verbindung nichts beweisen, ja daß nichts gefährlicher sei, als irgend einen Satz unmittelbar durch Versuche bestätigen zu wollen, und daß die größten Irrthümer eben dadurch entstanden sind, daß man die Gefahr und die Unzulänglichkeit dieser Methode nicht eingesehen. Ich muß mich deutlicher erklären, um nicht in den Verdacht zu gerathen, als wollte ich nur etwas Sonderbares sagen.

Eine jede Erfahrung, die wir machen, ein jeder Versuch, durch den wir sie wiederholen, ist eigentlich ein isolirter Theil unserer Erkenntniß; durch öftere Wiederholung bringen wir diese isolirte Kenntniß zur Gewißheit. Es können uns zwei Erfahrungen in demselben Fache bekannt werden, sie können nahe verwandt sein, aber noch näher verwandt scheinen, und gewöhnlich sind wir geneigt, sie für näher verwandt zu halten, als sie sind. Es ist dieses der Natur des Menschen gemäß, die Geschichte des menschlichen Verstandes zeigt uns tausend Beispiele, und ich habe an mir selbst bemerkt, daß ich diesen Fehler oft begehe.

Es ist dieser Fehler mit einem andern nahe verwandt, aus dem er auch meistentheils entspringt. Der Mensch erfreut sich nämlich mehr an der Vorstellung als an der Sache, oder wir müssen vielmehr sagen: der Mensch erfreut sich nur einer Sache,

insofern er sich dieselbe vorstellt; sie muß in seine Sinnesart passen, und er mag seine Vorstellungsart noch so hoch über die gemeine erheben, noch so sehr reinigen, so bleibt sie doch gewöhnlich nur ein Versuch, viele Gegenstände in ein gewisses faßliches Verhältniß zu bringen, das sie, streng genommen, unter einander nicht haben; daher die Neigung zu Hypothesen, zu Theorien, Terminologien und Systemen, die wir nicht mißbilligen können, weil sie aus der Organisation unsers Wesens nothwendig entspringen.

Wenn von einer Seite eine jede Erfahrung, ein jeder Versuch ihrer Natur nach als isolirt anzusehen sind und von der andern Seite die Kraft des menschlichen Geistes Alles, was außer ihr ist und was ihr bekannt wird, mit einer ungeheuern Gewalt zu verbinden strebt, so sieht man die Gefahr leicht ein, welche man läuft, wenn man mit einer gefaßten Idee eine einzelne Erfahrung verbinden oder irgend ein Verhältniß, das nicht ganz sinnlich ist, das aber die bildende Kraft des Geistes schon ausgesprochen hat, durch einzelne Versuche beweisen will.

Es entstehen durch eine solche Bemühung meistentheils Theorien und Systeme, die dem Scharfsinn der Verfasser Ehre machen, die aber, wenn sie mehr, als billig ist, Beifall finden, wenn sie sich länger, als recht ist, erhalten, dem Fortschritte des menschlichen Geistes, den sie in gewissem Sinne befördern, sogleich wieder hemmend und schädlich werden.

Man wird bemerken können, daß ein guter Kopf nur desto mehr Kunst anwendet, je weniger Data vor ihm liegen; daß er, gleichsam seine Herrschaft zu zeigen, selbst aus den vorliegenden Datis nur wenige Günstlinge herauswählt, die ihm schmeicheln; daß er die übrigen so zu ordnen versteht, daß sie ihm nicht geradezu widersprechen, und daß er die feindseligen zuletzt so zu verwickeln, zu umspinnen und beiseite zu bringen weiß, daß wirklich nunmehr das Ganze nicht mehr einer freiwirkenden Republik, sondern einem despotischen Hofe ähnlich wird.

Einem Manne, der so viel Verdienst hat, kann es an Verehrern und Schülern nicht fehlen, die ein solches Gewebe historisch kennen lernen und bewundern und, insofern es möglich ist, sich die Vorstellungsart ihres Meisters eigen machen. Oft gewinnt eine solche Lehre dergestalt die Ueberhand, daß man für frech und verwegen gehalten würde, wenn man an ihr zu zweifeln sich erkühnte. Nur spätere Jahrhunderte würden sich an ein

solches Heiligthum wagen, den Gegenstand einer Betrachtung dem gemeinen Menschensinne wieder vindiciren, die Sache etwas leichter nehmen und von dem Stifter einer Sekte das wiederholen, was ein witziger Kopf von einem großen Naturlehrer sagt: er wäre ein großer Mann gewesen, wenn er weniger erfunden hätte.

Es möchte aber nicht genug sein, die Gefahr anzuzeigen und vor derselben zu warnen. Es ist billig, daß man wenigstens seine Meinung eröffne und zu erkennen gebe, wie man selbst einen solchen Abweg zu vermeiden glaubt, oder ob man gefunden, wie ihn ein Anderer vor uns vermieden habe.

Ich habe vorhin gesagt, daß ich die unmittelbare Anwendung eines Versuchs zum Beweis irgend einer Hypothese für schädlich halte, und habe dadurch zu erkennen gegeben, daß ich eine mittelbare Anwendung derselben für nützlich ansehe, und da auf diesen Punkt Alles ankommt, so ist es nöthig, sich deutlich zu erklären.

In der lebendigen Natur geschieht nichts, was nicht in einer Verbindung mit dem Ganzen stehe, und wenn uns die Erfahrungen nur isolirt erscheinen, wenn wir die Versuche nur als isolirte Facta anzusehen haben, so wird dadurch nicht gesagt, daß sie isolirt seien; es ist nur die Frage: Wie finden wir die Verbindung dieser Phänomene, dieser Begebenheiten?

Wir haben eben gesehen, daß Diejenigen am Ersten dem Irrthume unterworfen waren, welche ein isolirtes Faktum mit ihrer Denk- und Urtheilskraft unmittelbar zu verbinden suchten. Dagegen werden wir finden, daß Diejenigen am Meisten geleistet haben, welche nicht abließen, alle Seiten und Modifikationen einer einzigen Erfahrung, eines einzigen Versuches nach aller Möglichkeit durchzuforschen und durchzuarbeiten.

Da Alles in der Natur, besonders aber die allgemeinern Kräfte und Elemente in einer ewigen Wirkung und Gegenwirkung sind, so kann man von einem jeden Phänomene sagen, daß es mit unzähligen andern in Verbindung stehe, wie wir von einem frei schwebenden leuchtenden Punkte sagen, daß er seine Strahlen nach allen Seiten aussende. Haben wir also einen solchen Versuch gefaßt, eine solche Erfahrung gemacht, so können wir nicht sorgfältig genug untersuchen, was unmittelbar an ihn grenzt, was zunächst auf ihn folgt. Dieses ist's, worauf wir mehr zu sehen haben, als auf das, was sich auf ihn bezieht. Die Vermannichfaltigung eines jeden einzelnen Versuches

ist also die eigentliche Pflicht eines Naturforschers. Er hat gerade die umgekehrte Pflicht eines Schriftstellers, der unterhalten will. Dieser wird Langeweile erregen, wenn er nichts zu denken übrig läßt; jener muß rastlos arbeiten, als wenn er seinen Nachfolgern nichts zu thun übrig lassen wollte, wenn ihn gleich die Disproportion unseres Verstandes zu der Natur der Dinge zeitig genug erinnert, daß kein Mensch Fähigkeiten genug habe, in irgend einer Sache abzuschließen.

Ich habe in den zwei ersten Stücken meiner optischen Beiträge eine solche Reihe von Versuchen aufzustellen gesucht, die zunächst an einander grenzen und sich unmittelbar berühren, ja, wenn man sie alle genau kennt und übersieht, gleichsam nur einen Versuch ausmachen, nur eine Erfahrung unter den mannichfaltigsten Ansichten darstellen.

Eine solche Erfahrung, die aus mehreren andern besteht, ist offenbar von einer höhern Art. Sie stellt die Formel vor, unter welcher unzählige einzelne Rechnungsexempel ausgedrückt werden. Auf solche Erfahrungen der höheren Art loszuarbeiten, halt' ich für höchste Pflicht des Naturforschers, und dahin weist uns das Exempel der vorzüglichsten Männer, die in diesem Fache gearbeitet haben.

Diese Bedächtlichkeit, nur das Nächste ans Nächste zu reihen oder vielmehr das Nächste aus dem Nächsten zu folgern, haben wir von den Mathematikern zu lernen, und selbst da, wo wir uns keiner Rechnung bedienen, müssen wir immer so zu Werke gehen, als wenn wir dem strengsten Geometer Rechenschaft zu geben schuldig wären.

Denn eigentlich ist es die mathematische Methode, welche wegen ihrer Bedächtlichkeit und Reinheit gleich jeden Sprung in der Assertion offenbart, und ihre Beweise sind eigentlich nur umständliche Ausführungen, daß dasjenige, was in Verbindung vorgebracht wird, schon in seinen einfachen Theilen und in seiner ganzen Folge da gewesen, in seinem ganzen Umfange übersehen und unter allen Bedingungen richtig und unumstößlich erfunden worden. Und so sind ihre Demonstrationen immer mehr Darlegungen, Rekapitulationen als Argumente. Da ich diesen Unterschied hier mache, so sei es mir erlaubt, einen Rückblick zu thun.

Man sieht den großen Unterschied zwischen einer mathematischen Demonstration, welche die ersten Elemente durch so viele Verbindungen durchführt, und zwischen dem Beweis, den ein kluger Redner aus Argumenten führen könnte. Argumente

können ganz isolirte Verhältnisse enthalten und dennoch durch Witz und Einbildungskraft auf einen Punkt zusammengeführt und der Schein eines Rechts oder Unrechts, eines Wahren oder Falschen überraschend genug hervorgebracht werden. Ebenso kann man zu Gunsten einer Hypothese oder Theorie die einzelnen Versuche gleich Argumenten zusammenstellen und einen Beweis führen, der mehr oder weniger blendet.

Wem es dagegen zu thun ist, mit sich selbst und Andern redlich zu Werke zu gehen, der wird auf das Sorgfältigste die einzelnen Versuche durcharbeiten und so die Erfahrungen der höheren Art auszubilden suchen. Diese lassen sich durch kurze und faßliche Sätze aussprechen, neben einander stellen, und wie sie nach und nach ausgebildet worden, können sie geordnet und in ein solches Verhältniß gebracht werden, daß sie so gut als mathematische Sätze entweder einzeln oder zusammengenommen unerschütterlich stehen.

Die Elemente dieser Erfahrungen der höheren Art, welches viele einzelne Versuche sind, können alsdann von Jedem untersucht und geprüft werden, und es ist nicht schwer zu beurtheilen, ob die vielen einzelnen Theile durch einen allgemeinen Satz ausgesprochen werden können; denn hier findet keine Willkür statt.

Bei der andern Methode aber, wo wir irgend etwas, das wir behaupten, durch isolirte Versuche gleichsam als durch Argumente beweisen wollen, wird das Urtheil öfters nur erschlichen, wenn es nicht gar in Zweifel stehen bleibt. Hat man aber eine Reihe Erfahrungen der höheren Art zusammengebracht, so übe sich alsdann der Verstand, die Einbildungskraft, der Witz an denselben, wie sie nur mögen; es wird nicht schädlich, ja, es wird nützlich sein. Jene erste Arbeit kann nicht sorgfältig, emsig, streng, ja pedantisch genug vorgenommen werden; denn sie wird für Welt und Nachwelt unternommen. Aber diese Materialien müssen in Reihen geordnet und niedergelegt sein, nicht auf eine hypothetische Weise zusammengestellt, nicht zu einer systematischen Form verwendet. Es steht alsdann einem Jeden frei, sie nach seiner Art zu verbinden und ein Ganzes daraus zu bilden, das der menschlichen Vorstellungsart überhaupt mehr oder weniger bequem und angenehm sei. Auf diese Weise wird unterschieden, was zu unterscheiden ist, und man kann die Sammlung von Erfahrungen viel schneller und reiner vermehren, als wenn man die späteren Versuche wie Steine, die nach einem geendigten Bau herbeigeschafft werden, unbenutzt beiseite legen muß.

Die Meinung der vorzüglichsten Männer und ihr Beispiel läßt mich hoffen, daß ich auf dem rechten Wege sei, und ich wünsche, daß mit dieser Erklärung meine Freunde zufrieden sein mögen, die mich manchmal fragen, was denn eigentlich bei meinen optischen Bemühungen meine Absicht sei. Meine Absicht ist: alle Erfahrungen in diesem Fache zu sammeln, alle Versuche selbst anzustellen und sie durch ihre größte Mannichfaltigkeit durchzuführen, wodurch sie denn auch leicht nachzumachen und nicht aus dem Gesichtskreise so vieler Menschen hinausgerückt sind. Sodann die Sätze, in welchen sich die Erfahrungen von der höheren Gattung aussprechen lassen, aufzustellen und abzuwarten, inwiefern sich auch diese unter ein höheres Prinzip rangiren. Sollte indeß die Einbildungskraft und der Witz ungeduldig manchmal vorauseilen, so giebt die Verfahrungsart selbst die Richtung des Punktes an, wohin sie wieder zurückzukehren haben.

Vorschlag zur Güte.[1])

Die Natur gehört sich selbst an, Wesen dem Wesen; der Mensch gehört ihr, sie dem Menschen. Wer mit gesunden, offnen, freien Sinnen sich hineinfühlt, übt sein Recht aus, ebenso das frische Kind als der ernsteste Betrachter. Wundersam ist es daher, wenn die Naturforscher sich im ungemessenen Felde den Platz unter einander bestreiten und eine grenzenlose Welt sich wechselsweise verengen möchten.

Erfahren, schauen, beobachten, betrachten, verknüpfen, entdecken, erfinden sind Geistesthätigkeiten, welche tausendfältig, einzeln und zusammengenommen, von mehr oder weniger begabten Menschen ausgeübt werden. Bemerken, sondern, zählen, messen, wägen sind gleichfalls große Hilfsmittel, durch welche der Mensch die Natur umfaßt und über sie Herr zu werden sucht, damit er zuletzt Alles zu seinem Nutzen verwende.

Von diesen genannten sämmtlichen Wirksamkeiten und vielen andern verschwisterten hat die gütige Mutter Niemanden ausgeschlossen. Ein Kind, ein Idiot macht wol eine Bemerkung, die dem Gewandtesten entgeht, und eignet sich von dem großen Gemeingut heiter unbewußt sein beschieden Theil zu.

[1]) Verfaßt 1817, veröffentlicht 1820. — A. d. H.

Bei der gegenwärtigen Lage der Naturwissenschaft muß daher immer wiederholt zur Sprache kommen, was sie fördern und was sie hindern kann, und nichts wird förderlicher sein, als wenn Jeder an seinem Platze festhält, weiß, was er vermag, ausübt, was er kann, Andern dagegen die gleiche Befugniß zugesteht, daß auch sie wirken und leisten. Leider aber geschieht, wie die Sachen stehen, dies nicht ohne Kampf und Streit, indem nach Welt- und Menschenweise feindselige Kräfte wirken, ausschließende Besitzungen sich festbilden und Verkümmerungen mancher Art, nicht etwa im Verborgenen, sondern öffentlich eintreten.

Auch in diesen unsern Blättern konnte Widerspruch und Widerstreit, ja sogar heftiger nicht vermieden werden; doch wünsche nichts mehr, als daß die feindlichen Elemente sich nach und nach daraus immer mehr entfernen. Weil ich aber für mich und Andere einen freiern Spielraum, als man uns bisher gegönnt, zu erringen wünsche, so darf man mir und den Gleichgesinnten keineswegs verargen, wenn wir dasjenige, was unsern rechtmäßigen Forderungen entgegensteht, scharf bezeichnen und uns nicht mehr gefallen lassen, was man seit so vielen Jahren herkömmlich gegen uns verübte.

Damit aber desto schneller alle widerwärtige Geistesaufregung verklinge, so geht unser Vorschlag zur Güte dahin, daß doch ein Jeder, er sei auch, wer es wolle, seine Befugniß prüfen und sich fragen möge: Was leistest Du denn eigentlich an Deiner Stelle, und wozu bist Du berufen? Wir thun es jeden Tag, und diese Hefte sind die Bekenntnisse darüber, die wir so klar und rein, als der Gegenstand und die Kräfte es erlauben, ungestört fortzusetzen gedenken.

Meteore des literarischen Himmels.[1])

Priorität. Antizipation. Präokkupation. Plagiat. Poseß. Usurpation.

Den lateinischen Ursprung vorstehender Wörter wird man ihnen nicht verargen, indem sie Verhältnisse bezeichnen, die gewöhnlich nur unter Gelehrten stattfinden; man wird viel-

[1]) Verfaßt 1817, veröffentlicht 1820. — A. d. H.

mehr, da sie sich schwerlich übersetzen lassen, nach ihrer Bedeutung forschen und diese recht ins Auge fassen, weil man sonst weder in alter noch neuer Literargeschichte, ebenso wenig als in der Geschichte der Wissenschaften, irgend entschiedene Schritte zu thun, noch weniger Andern seine Ansichten über mancherlei wiederkehrende Ereignisse bestimmt mitzutheilen vermag. Ich halte deshalb zu unserm Vorsatze sehr gerathen, ausführlich anzuzeigen, was ich mir bei jenen Worten denke und in welchem Sinne ich sie künftig brauchen werde; und dies geschehe redlich und ohne weitern Rückhalt. Die allgemeine Freiheit, seine Ueberzeugungen durch den Druck zu verbreiten, möge auch mir zu Statten kommen.

Priorität.

Von Kindheit auf empfinden wir die größte Freude über Gegenstände, insofern wir sie lebhaft gewahr werden; daher die neugierigen Fragen der kleinen Geschöpfe, sobald sie nur irgend zum Bewußtsein kommen. Man belehrt und befriedigt sie für eine Zeit lang. Mit den Jahren aber wächst die Lust am Ergrübeln, Entdecken, Erfinden, und durch solche Thätigkeit wird nach und nach Werth und Würde des Subjekts gesteigert. Wer sodann in der Folge, beim Anlaß einer äußern Erscheinung, sich in seinem innern Selbst gewahr wird, der fühlt ein Behagen, ein eigenes Vertrauen, eine Lust, die zugleich eine befriedigende Beruhigung giebt; dies nennt man entdecken, erfinden. Der Mensch erlangt die Gewißheit seines eigenen Wesens dadurch, daß er das Wesen außer ihm als seinesgleichen, als gesetzlich anerkennt. Jedem Einzelnen ist zu verzeihen, wenn er hierüber glorirt, indem die ganze Nation Theil nimmt an der Ehre und Freude, die ihrem Landsmann geworden ist.

Antizipation.

Sich auf eine Entdeckung etwas zu Gute thun, ist ein edles, rechtmäßiges Gefühl. Es wird jedoch sehr bald gekränkt; denn wie schnell erfährt ein junger Mann, daß die Altvordern ihm zuvorgekommen sind! Diesen erregten Verdruß nennen die Engländer sehr schicklich mortification; denn es ist eine wahre Ertödtung des alten Adam's, wenn wir unser beson-

deres Verdienst aufgeben, uns zwar in der ganzen Menschheit selbst hochschätzen, unsere Eigenthümlichkeit jedoch als Opfer hinliefern sollen. Man sieht sich unwillig doppelt, man findet sich mit der Menschheit und also mit sich selbst in Rivalität.

Indessen läßt sich nicht widerstreben. Wir werden auf die Geschichte hingewiesen; da erscheint uns ein neues Licht. Nach und nach lernen wir den großen Vortheil kennen, der uns dadurch zuwächst, daß wir bedeutende Vorgänger hatten, welche auf die Folgezeit bis zu uns heran wirkten. Uns wird ja dadurch die Sicherheit, daß wir, insofern wir etwas leisten, auch auf die Zukunft wirken müssen, und so beruhigen wir uns in einem heitern Ergeben.

Geschieht es aber, daß eine solche Entdeckung, über die wir uns im Stillen freuen, durch Mitlebende, die nichts von uns sowie wir nichts von ihnen wissen, aber auf denselben bedeutenden Gedanken gerathen, früher in die Welt gefördert wird, so entsteht ein Mißbehagen, das viel verdrießlicher ist als im vorhergehenden Falle. Denn wenn wir der Vorwelt auch noch zur Noth einige Ehre gönnen, weil wir uns späterer Vorzüge zu rühmen haben, so mögen wir den Zeitgenossen nicht gern erlauben, sich einer gleichen genialen Begünstigung anzumaßen. Dringen daher zu derselben Zeit große Wahrheiten aus verschiedenen Individuen hervor, so giebt es Händel und Kontestationen, weil Niemand so leicht bedenkt, daß er auf die Mitwelt denselben Bezug hat wie zu Vor- und Nachwelt. Personen, Schulen, ja Völkerschaften führen hierüber nicht beizulegende Streitigkeiten.

Und doch ziehen manchmal gewisse Gesinnungen und Gedanken schon in der Luft umher, so daß Mehrere sie erfassen können. Immanet aër sicut anima communis quae omnibus praesto est et qua omnes communicant invicem. Quapropter multi sagaces spiritus ardentes subito ex aëre persentiscunt, quod cogitat alter homo. Oder, um weniger mystisch zu reden: gewisse Vorstellungen werden reif durch eine Zeitreihe. Auch in verschiedenen Gärten fallen Früchte zu gleicher Zeit vom Baume.

Weil aber von Mitlebenden, besonders von denen, die in einem Fach arbeiten, schwer auszumitteln ist, ob nicht etwa Einer von dem Andern schon gewußt und ihm also verstohlen vorgegriffen habe, so tritt jenes ideelle Mißbehagen ins ge-

18.

Selige Sehnsucht.

Sagt es Niemand, nur den Weisen,
Weil die Menge gleich verhöhnet!
Das Lebend'ge will ich preisen,
Das nach Flammentod sich sehnet.

In der Liebesnächte Kühlung,
Die Dich zeugte, wo Du zeugtest,
Ueberfällt Dich fremde Fühlung,
Wenn die stille Kerze leuchtet.

Nicht mehr bleibest Du umfangen
In der Finsterniß Beschattung,
Und Dich reißet neu Verlangen
Auf zu höherer Begattung.

Des Lebens Gleichniß in der Mücke ist in dem folgenden Gedicht weiter ausgeführt. In Grunde liegt Saadi's Vorrede zum Rosenthal (Clearus, S. 3: „O Nachtigall, lerne die Liebe zu Gott von der Mücke, welche um das Licht kreuzt, stille schweigt und sich darinnen verbrennet". Vergl. auch Saadi's Baumgarten, III. Kap. 23.

Gottes Gleichniß in Liedchens Augen. Hafis sagt: „Schmäht Du den Herrn, so schau ihr in die Augen", wozu Hammer bemerkt: Wer an Gott nicht glaubt, schaue ihr in die Augen (Hammer's Hafis. II. 296). Vergl. im Buch der Parabeln die Schlußstrophe (X. 10).

18. Selige Sehnsucht. Datirt: **W. B. (Wiesbaden) den 31. Juli 1814** (Handschrift), bereits 1815 gedruckt u. d. T. Vollendung, letztes der im Damen-Taschenbuch a. d. J. 1817 mitgetheilten zwölf Gedichte. In der Handschrift ist es überschrieben: Buch Saad. Gasele I. Die erste Gasele dieses Buchs in Hafis' Diwan bildet in der That die Grundlage unsers Gedichts. Hafis endigt:

„Kennt wol der Pöbel
Großer Perlen Zahlwerth?
Gieb die köstlichen Juwelen
Nur den Eingeweihten!"

und diesem Schlusse entspricht Goethe's Anfang, sowie der weitre Verlauf des Gedichts den vorausgegangnen Versen des Hafis:

„Wie die Kerze brennt die Seele;
Hell an Liebesflammen
Und mit reinem Sinne hab' ich
Meinen Leib geopfert.
Bis Du nicht wie Schmetterlinge
Aus Begier verbrennest,
Kannst Du nimmer Rettung finden
Von dem Gram der Liebe." (Hammer, II. 94.)

meine Leben, und eine höhere Gabe wird, wie ein anderer irdiſcher Beſitz, zum Gegenſtand von Streit und Hader. Nicht allein das betroffene Individuum ſelbſt, ſondern auch ſeine Freunde und Landsleute ſtehen auf und nehmen Antheil am Streit. Unheilbarer Zwieſpalt entſpringt, und keine Zeit vermag das Leidenſchaftliche von dem Ereigniß zu trennen. Man erinnere ſich der Händel zwiſchen Leibniz und Newton; bis auf den heutigen Tag ſind vielleicht nur die Meiſter in dieſem Fache im Stand, ſich von jenen Verhältniſſen genaue Rechenſchaft zu geben.

Präokkupation.

Daher iſt die Grenze, wo dieſes Wort gebraucht werden darf, ſchwer auszumitteln; denn die eigentliche Entdeckung und Erfindung iſt ein Gewahrwerden, deſſen Ausbildung nicht ſogleich erfolgt. Es liegt in Sinn und Herz; wer es mit ſich herumträgt, fühlt ſich gedrückt. Er muß davon ſprechen, er ſucht Andern ſeine Ueberzeugungen aufzudringen, er wird nicht anerkannt. Endlich ergreift es ein Fähiger und bringt es mehr oder weniger als ſein Eigenes vor.

Bei dem Wiedererwachen der Wiſſenſchaften, wo ſo Manches zu entdecken war, half man ſich durch Logogryphen. Wer einen glücklichen, folgereichen Gedanken hatte und ihn nicht gleich offenbaren wollte, gab ihn verſteckt in einem Worträthſel ins Publikum. Späterhin legte man dergleichen Entdeckungen bei den Akademien nieder, um der Ehre eines geiſtigen Beſitzes gewiß zu ſein, woher denn bei den Engländern, die wie billig aus Allem Nutzen und Vortheil ziehen, die Patente den Urſprung nahmen, wodurch auf eine gewiſſe Zeit die Nachbildung irgend eines Erfundenen verboten wird.

Der Verdruß aber, den die Präokkupation erregt, wächſt höchſt leidenſchaftlich; er bezieht ſich auf den Menſchen, der uns bevortheilt, und nährt ſich in unverſöhnlichem Haß.

Plagiat

nennt man die gröbſte Art von Okkupation, wozu Kühnheit und Unverſchämtheit gehört, und auch wol deshalb eine Zeit lang glücken kann. Wer geſchriebene, gedruckte, nur nicht allzu bekannte Werke benutzt und für ſein Eigenthum ausgiebt,

wird ein Plagiarier genannt. Armseligen Menschen verzeihen wir solche Kniffe; werden sie aber, wie es auch wol geschieht, von talentvollen Personen ausgeübt, so erregt es in uns auch bei fremden Angelegenheiten ein Mißbehagen, weil durch schlechte Mittel Ehre gesucht worden, Ansehn durch niedriges Beginnen.

Dagegen müssen wir den bildenden Künstler in Schutz nehmen, welcher nicht verdient, Plagiarier genannt zu werden, wenn er schon vorhandene, gebrauchte, ja bis auf einen gewissen Grad gesteigerte Motive nochmals behandelt.

Die Menge, die einen falschen Begriff von Originalität hat, glaubt ihn deshalb tadeln zu dürfen, anstatt daß er höchlich zu loben ist, wenn er irgend etwas schon Vorhandenes auf einen höhern, ja den höchsten Grad der Bearbeitung bringt. Nicht allein den Stoff empfangen wir von außen, auch fremden Gehalt dürfen wir uns aneignen, wenn nur eine gesteigerte, wo nicht vollendete Form uns angehört.

Ebenso kann und muß auch der Gelehrte seine Vorgänger benutzen, ohne jedesmal ängstlich anzudeuten, woher es ihm gekommen; versäumen wird er aber niemals, seine Dankbarkeit gelegentlich auszudrücken gegen die Wohlthäter, welche die Welt ihm aufgeschlossen, es mag nun sein, daß er ihnen Ansicht über das Ganze oder Einsicht ins Einzelne verdankt.

Poseß.

Nicht Alle sind Erfinder, doch will Jedermann dafür gehalten sein; um so verdienstlicher handeln Diejenigen, welche gern und gewissenhaft anerkannte Wahrheiten fortpflanzen. Freilich folgen darauf auch weniger begabte Menschen, die am Einzelernten festhalten, am Herkömmlichen, am Gewohnten. Auf diese Weise bildet sich eine sogenannte Schule und in derselben eine Sprache, in der man sich nach seiner Art versteht, sie deswegen aber nicht ablegen kann, ob sich gleich das Bezeichnete durch Erfahrung längst verändert hat.

Mehrere Männer dieser Art regieren das wissenschaftliche Gildewesen, welches wie ein Handwerk, das sich von der Kunst entfernt, immer schlechter wird, je mehr man das eigentümliche Schauen und das unmittelbare Denken vernachlässigt.

Da jedoch dergleichen Personen von Jugend auf in solchen

Glaubensbekenntnissen unterrichtet sind und im Vertrauen auf ihre Lehrer das mühsam Erworbene in Beschränktheit und Gewohnheit hartnäckig behaupten, so läßt sich Vieles zu ihrer Entschuldigung sagen, und man empfinde ja keinen Unwillen gegen sie! Derjenige aber, der anders denkt, der vermitteln will, mache sich deutlich, daß nur ein ruhiges, folgerechtes Gegenwirken die Hindernisse, die sie in den Weg legen, obgleich spät, doch endlich überwinden könne und müsse.

Usurpation.

Jede Besitzergreifung, die nicht mit vollkommenem Recht geschieht, nennen wir Usurpation, deswegen in Kunst und Wissenschaft im strengen Sinne Usurpation nicht stattfindet; denn um irgend eine Wirkung hervorzubringen, ist Kraft nöthig, welche jederzeit Achtung verdient. Ist aber, wie es in Allem, was auf die Menschen sittlich wirkt, leicht geschehen kann, die Wirkung größer, als die Kraft verdiente, so kann Demjenigen, der sie hervorbringt, weder verdacht werden, wenn er die Menschen im Wahn läßt oder auch wohl sich selbst mehr dünkt, als er sollte.

Endlich kommt ein auf diese Weise erhaltener Ruf bei der Menge gelegentlich in Verdacht, und wenn sie sich darüber gar zuletzt aufklärt, so schilt sie auf einen solchen usurpirten Ruhm, anstatt daß sie auf sich selbst schelten sollte; denn sie ist es ja, die ihn ertheilt hat.

Im Aesthetischen ist es leichter, sich Beifall und Namen zu erwerben; denn man braucht nur zu gefallen, und was gefällt nicht eine Weile? Im Wissenschaftlichen wird Zustimmung und Ruhm immer bis auf einen gewissen Grad verdient, und die eigentliche Usurpation liegt nicht in Ergreifung, sondern in Behauptung eines unrechtmäßigen Besitzes. Diese findet statt bei allen Universitäten, Akademien und Sozietäten. Man hat sich einmal zu irgend einer Lehre bekannt, man muß sie behaupten, wenn man auch ihre Schwächen empfindet. Nun heiligt der Zweck alle Mittel, ein Unger Repertorium weiß die Angehörigen emporzuheben. Fremdes Verdienst wird beseitigt, die Wirkung durch Verneinen, Verschweigen gelähmt. Besonders macht sich das Falsche dadurch stark, daß man es mit oder ohne Bewußtsein wiederholt, als wenn es das Wahre wäre.

Unredlichkeit und Arglist wird nun zuletzt der Hauptcharakter dieses falsch und unrecht gewordenen Besitzes. Die Gegenwirkung wird immer schwerer; Scharfsinn verläßt geistreiche Menschen nie, am Wenigsten, wenn sie Unrecht haben. Hier sehen wir nun oft Haß und Grimm in dem Herzen Neustrebender entstehen, es zeigen sich die heftigsten Aeußerungen, deren sich die Usurpatoren, weil das schwachgesinnte, schwankende Publikum, dem es nach tausend Unschicklichkeiten endlich einfällt, einmal für Schicklichkeit zu stimmen, dergleichen Schritte beseitigen mag, zu ihrem Vortheil und zu Befestigung des Reiches gar wohl zu bedienen wissen.

Erfinden und Entdecken.[1])

Es ist immer der Mühe werth, nachzudenken, warum die vielfachen und harten Kontestationen über Priorität bei Entdecken und Erfinden beständig fortdauern und aufs Neue entstehen.

Zum Entdecken gehört Glück, zum Erfinden Geist, und beide können Beides nicht entbehren.

Dieses spricht aus und beweist, daß man ohne Ueberlieferung, unmittelbar persönlich Naturgegenstände oder deren Eigenschaften gewahr werden könne.

Das Erkennen und Erfinden sehen wir als den vorzüglichsten selbst erworbenen Besitz an und brüsten uns damit.

Der kluge Engländer verwandelt ihn durch ein Patent sogleich in Realitäten und überhebt sich dadurch alles verdrießlichen Ehrenstreites.

Aus Obigem aber ersehen wir, wie sehr wir von Autorität, von Ueberlieferung abhängen, daß ein ganz frisches eigenthümliches Gewahrwerden so hoch geachtet wird; deshalb auch Niemand zu verargen ist, wenn er nicht aufgeben will, was ihn vor so vielen Andern auszeichnet.

John Hunter, Spitzlingsohn eines Landgeistlichen, ohne Unterricht bis ins sechzehnte Jahr heraufgewachsen, wie er sich ans Wissen bezieht, gewinnt schnell das Vergnügen von vielen Dingen, er entdeckt dieses und jenes durch geniale Uebersicht und Folgerung; wie er sich aber darauf gegen Andere etwas

[1]) In den Nachgelassenen Werken 1833 erschienen. — A. d. H.

zu Gute thut, muß er zu seiner Verzweiflung erfahren, daß das Alles schon entdeckt sei.

Endlich, da er als Professor seines viel ältern Bruders, Professors der Anatomie, wirklich im menschlichen Körperbau etwas Neues entdeckt, der Bruder aber in seinen Vorlesungen und Programmen davon Gebrauch macht, ohne seiner zu gedenken, entsteht in ihm ein solcher Haß, es ergiebt sich ein Zwiespalt zwischen Beiden, der zum öffentlichen Skandal wird und nach großem, ruhmvoll durcharbeitetem Leben auf dem Todbette sich nicht ausgleichen läßt.

Solche Verdienste des eignen Gewahrwerdens sehen wir uns durch Zeitgenossen verkümmert, daß es Noth thäte, Tag und Stunde nachzuweisen, wo uns eine solche Offenbarung geworden. Auch die Nachkommen bemühen sich, Ueberlieferungen nachzuweisen; denn es giebt Menschen, die, um nur etwas zu thun, das Wahre schelten und das Falsche loben und sich aus der Negation des Verdienstes ein Geschäft machen.

Um sich die Priorität zu bewahren einer Entdeckung, die er nicht aussprechen wollte, ergriff Galilei ein geistreiches Mittel: er versteckte seine Erfindung anagrammatisch in lateinische Verse, die er sogleich bekannt machte, um sich im Falle ohne Weiteres dieses öffentlichen Geheimnisses bedienen zu können.

Ferner ist Entdecken, Erfinden, Mittheilen, Benutzen so nah verwandt, daß Mehrere bei einer solchen Handlung als eine Person können angesehen werden. Der Gärtner entdeckt, daß das Wasser in der Pumpe sich nur auf eine gewisse Höhe heben läßt; der Physiker verwandelt eine Flüssigkeit in die andere, und ein großes Geheimniß kommt an den Tag; eigentlich war jener der Entdecker, dieser der Erfinder. Ein Kosak führt den reisenden Pallas zu der großen Masse gediegenen Eisens in der Wüste; jener ist Erfinder, dieser der Aufdecker zu nennen; es trägt seinen Namen, weil er es uns bekannt gemacht hat.

Ein merkwürdiges Beispiel, wie die Nachwelt irgend einem Verfahren die Ehre zu rauben geneigt ist, sehen wir an den Bemühungen, die man sich gab, Christoph Colomb die Ehre der Entdeckung der neuen Welt zu entreißen. Freilich hatte die Einbildungskraft den westlichen Ozean schon längst mit Inseln und Land bevölkert, daß man sogar in der ersten düstern Zeit lieber eine ungeheure Insel untergehen ließ, als daß man diese Räume leer gelassen hätte. Freilich waren die Nachrichten

von Asien her schon weit herangerückt; Kühngesinnten und Wagehälsen genügte die Küstenschiffahrt nicht mehr, durch die glückliche Unternehmung der Portugiesen war die ganze Welt in Erregung; aber es gehörte denn doch zuletzt ein Mann dazu, der das Alles zusammenfaßte, um Fabel und Nachricht, Wahn und Ueberlieferung in Wirklichkeit zu verwandeln.

Allgemeine Betrachtung über den Einfluß des Ursprungs wissenschaftlicher Entdeckungen.[1])

Eine höchst wichtige Betrachtung in der Geschichte der Wissenschaften ist die, daß sich aus den ersten Anfängen einer Entdeckung Manches in den Gang des Wissens heran- und durchzieht, welches den Fortschritt hindert, sogar öfters lähmt.

Die Gelegenheit der Entdeckung ist freilich höchst wichtig, und die Anfänge geben zu Benennungen Anlaß, die an und für sich selbst nicht schädlich sind. Elektrizität erhielt vom Bernstein ihren Namen, und zwar ganz mit Recht; weil aber hierdurch dem Bernstein diese Eigenschaft zugeeignet wurde, so dauerte es lange, bis man ihm das Glas an die Seite und entgegen setzte.

So hat auch jeder Weg, durch den wir zu einer neuen Entdeckung gelangen, Einfluß auf Ansicht und Theorie. Wir erwehren uns kaum, zu denken: was uns zu einer Erscheinung geleite, sei auch der Beginn, die Ursache derselben; dabei beharren wir, anstatt von der umgekehrten Seite heranzugehen und die Probe auf unsere erste Ansicht zu machen, um das Ganze zu gewinnen.

Was würden wir von dem Architekten sagen, der durch eine Seitenthüre in einen Palast gekommen wäre und nun bei Beschreibung und Darstellung eines solchen Gebäudes Alles auf diese erste untergeordnete Seite beziehen wollte? Und doch geschieht dies in den Wissenschaften jeden Tag. In der Geschichte müssen wir es zugeben; schwer aber wird uns, zu bekennen, daß wir selbst noch in solchen Dunkelheiten befangen sind.

[1]) 1820. — A. d. H.

Zwiſchenrede.[1])

Nachſtehende Aufſätze ſind ebenſo wenig als die vorhergehenden für Theile eines ganzen ſchriftſtelleriſchen Werkes anzuſehen. Nach abwechſelnden Anſichten, unter dem Einfluß entgegengeſetzter Gemüthsſtimmungen verfaßt, zu verſchiedenen Zeiten niedergeſchrieben, konnten ſie nimmermehr zur Einheit gedeihen. Die Jahrzahl läßt ſich nicht hinzufügen, theils weil ſie nicht immer bemerkt war, theils weil ich, gegen meine eigenen Papiere mich als Redakteur verhaltend, das Ueberflüſſige und manches Unbedachte daraus verbannen durfte. Demohngeachtet iſt Einiges geblieben, wofür ich nicht einſtehe: Widerſprüche und Wiederholungen ließen ſich nicht vermeiden, wenn das damit unzertrennbar Verknüpfte nicht gänzlich zerſtört werden ſollte.

Und ſo können dieſe Hefte[2]) denn doch, als Theile eines menſchlichen Lebens, für Zeugniſſe gelten, durch wie vielerlei Zuſtände Derjenige ſich durchzuarbeiten hat, der ſich, mehr als es zum praktiſchen Wandel nothwendig wäre, vielſeitig auszubilden gedrängt iſt, dem Wahlſpruch ſich ergebend:

Willſt Du ins Unendliche ſchreiten,
Geh im Endlichen nach allen Seiten!

Oder wie es ſonſt heißt:

Natura infinita est,
sed qui symbola animadverterit
omnia intelliget
licet non omnino.

Einwirkung der neueren Philoſophie.

Für Philoſophie im eigentlichen Sinne hatte ich kein Organ; nur die fortdauernde Gegenwirkung, womit ich der eindringenden Welt zu widerſtehen und ſie mir anzueignen ge-

[1]) 1820. — A. d. H.
[2]) „Zur Morphologie." — A. d. H.

nöthigt war, mußte mich auf eine Methode führen, durch die ich die Meinungen der Philosophen eben auch, als wären es Gegenstände, zu fassen und mich daran auszubilden suchte. Brucker's Geschichte der Philosophie liebte ich in meiner Jugend fleißig zu lesen; es ging mir aber dabei wie Einem, der sein ganzes Leben den Sternhimmel über seinem Haupte drehen sieht, manches auffallende Sternbild unterscheidet, ohne etwas von der Astronomie zu verstehen, den großen Bären kennt, nicht aber den Polarstern.

Ueber Kunst und ihre theoretischen Forderungen hatte ich mit Moritz in Rom viel verhandelt; eine kleine Druckschrift zeugt noch heute von unserer damaligen fruchtbaren Dunkelheit. Fernerhin bei Darstellung des Versuchs der Pflanzenmetamorphose mußte sich eine naturgemäße Methode entwickeln; denn als die Vegetation mir Schritt für Schritt ihr Verfahren vorbildete, konnte ich nicht irren, sondern mußte, indem ich sie gewähren ließ, die Wege und Mittel anerkennen, wie sie den eingehülltesten Zustand zur Vollendung nach und nach zu befördern weiß. Bei physischen Untersuchungen drängte sich mir die Ueberzeugung auf, daß bei aller Betrachtung der Gegenstände die höchste Pflicht sei, jede Bedingung, unter welcher ein Phänomen erscheint, genau aufzusuchen und nach möglichster Vollständigkeit der Phänomene zu trachten, weil sie doch zuletzt sich an einander zu reihen oder vielmehr über einander zu greifen genöthigt werden und vor dem Anschauen des Forschers auch eine Art Organisation bilden, ihr inneres Gesammtleben manifestiren müssen. Indeß war dieser Zustand immerfort nur dämmernd, nirgends fand ich Aufklärung nach meinem Sinne; denn am Ende kann doch nur ein Jeder in seinem eignen Sinne aufgeklärt werden.

Kant's Kritik der reinen Vernunft war schon längst erschienen, sie lag aber völlig außerhalb meines Kreises. Ich wohnte jedoch manchem Gespräch darüber bei, und mit einiger Aufmerksamkeit konnte ich bemerken, daß die alte Hauptfrage sich erneuere, wie viel unser Selbst und wie viel die Außenwelt zu unserm geistigen Dasein beitrage. Ich hatte beide niemals gesondert, und wenn ich nach meiner Weise über Gegenstände philosophirte, so that ich es mit unbewußter Naivetät und glaubte wirklich, ich habe meine Meinungen vor Augen. Sobald aber jener Streit zur Sprache kam, mochte ich mich gern auf diejenige Seite stellen, welche dem Menschen am Meisten Ehre

macht, und gab allen Freunden vollkommen Beifall, die mit Kant behaupteten, wenngleich alle unsere Erkenntniß mit der Erfahrung angehe, so entspringe sie darum doch nicht eben alle aus der Erfahrung. Die Erkenntnisse a priori ließ ich mir auch gefallen sowie die synthetischen Urtheile a priori; denn hatte ich doch in meinem ganzen Leben, dichtend und betrachtend, synthetisch und dann wieder analytisch verfahren; die Systole und Diastole des menschlichen Geistes war mir, wie ein zweites Athemholen, niemals getrennt, immer pulsirend. Für Alles dieses jedoch hatte ich keine Worte, noch weniger Phrasen; nun aber schien zum ersten Mal eine Theorie mich anzulächeln. Der Eingang war es, der mir gefiel; ins Labyrinth selbst konnt' ich mich nicht wagen; bald hinderte mich die Dichtungsgabe bald der Menschenverstand, und ich fühlte mich nirgend gebessert.

Unglücklicherweise war Herder zwar ein Schüler, doch ein Gegner Kant's, und nun befand ich mich noch schlimmer; mit Herder'n konnt' ich nicht übereinstimmen, Kanten aber auch nicht folgen. Indessen fuhr ich fort, der Bildung und Umbildung organischer Naturen ernstlich nachzuforschen, wobei mir die Methode, womit ich die Pflanzen behandelt, zuverlässig als Wegweiser diente. Mir entging nicht, die Natur beobachte stets analytisches Verfahren, eine Entwicklung aus einem lebendigen, geheimnißvollen Ganzen, und dann schien sie wieder synthetisch zu handeln, indem ja völlig fremd scheinende Verhältnisse einander angenähert und sie zusammen in eins verknüpft wurden. Aber- und abermals kehrte ich daher zu der Kantischen Lehre zurück; einzelne Kapitel glaubt' ich vor andern zu verstehen und gewann gar Manches zu meinem Hausgebrauch.

Nun aber kam die Kritik der Urtheilskraft mir zu Handen, und dieser bin ich eine höchst frohe Lebensepoche schuldig. Hier sah ich meine disparatesten Beschäftigungen neben einander gestellt, Kunst- und Naturerzeugnisse, eins behandelt wie das andere, ästhetische und teleologische Urtheilskraft erleuchteten sich wechselsweise.

Wenn auch meiner Vorstellungsart nicht eben immer dem Verfasser sich zu fügen möglich werden konnte, wenn ich hie und da etwas zu vermissen schien, so waren doch die großen Hauptgedanken des Werks meinem bisherigen Schaffen, Thun und Denken ganz analog; das innere Leben der Kunst sowie der Natur, ihr beiderseitiges Wirken von innen heraus war im Buche deutlich ausgesprochen. Die Erzeugnisse dieser zwei unend-

sichen Welten sollten um ihrer selbst willen da sein, und was neben einander stand, wohl für einander, aber nicht absichtlich wegen einander.

Meine Abneigung gegen die Endursachen war nun geregelt und gerechtfertigt; ich konnte deutlich Zweck und Wirkung unterscheiden, ich begriff auch, warum der Menschenverstand Beides oft verwechselt. Mich freute, daß Dichtkunst und vergleichende Naturkunde so nah mit einander verwandt seien, indem beide sich derselben Urtheilskraft unterwerfen. Leidenschaftlich angeregt, ging ich auf meinen Wegen nur desto rascher fort, weil ich selbst nicht wußte, wohin sie führten, und für das, was und wie ich mir's zugeeignet hatte, bei den Kantianern wenig Anklang fand. Denn ich sprach nur aus, was in mir aufgereift war, nicht aber, was ich gelesen hatte. Auf mich selbst zurückgewiesen, studirte ich das Buch immer hin und wieder. Noch erfreuen mich in dem alten Exemplar die Stellen, die ich damals anstrich, sowie dergleichen in der Kritik der Vernunft, in welche tiefer einzudringen mir auch zu gelingen schien; denn beide Werke, aus einem Geist entsprungen, deuten immer eins aufs andere. Nicht ebenso gelang es mir, mich den Kantischen anzunähern; sie hörten mich wol, konnten mir aber nichts erwidern, noch irgend förderlich sein. Mehr als einmal begegnete es mir, daß Einer oder der Andere mit lächelnder Verwunderung zugestand, es sei freilich ein Analogen Kantischer Vorstellungsart, aber ein seltsames.

Wie wunderlich es denn auch damit gewesen sei, trat erst hervor, als mein Verhältniß zu Schiller'n sich belebte. Unsere Gespräche waren durchaus produktiv oder theoretisch, gewöhnlich Beides zugleich: er predigte das Evangelium der Freiheit, ich wollte die Rechte der Natur nicht verkürzt wissen. Aus freundschaftlicher Neigung gegen mich, vielleicht mehr als aus eigner Ueberzeugung, behandelte er in den ästhetischen Briefen die gute Mutter nicht mit jenen harten Ausdrücken, die mir den Aufsatz über Anmuth und Würde so verhaßt gemacht hatten. Weil ich aber, von meiner Seite hartnäckig und eigensinnig, die Vorzüge der griechischen Dichtungsart, der darauf gegründeten und von dort herkommenden Poesie nicht allein hervorhob, sondern sogar ausschließlich diese Weise für die einzig rechte und wünschenswerthe gelten ließ, so ward er zu schärferem Nachdenken genöthigt, und eben diesem Konflikt verdanken wir die Aufsätze über naive und sentimentale Poesie. Beide Dichtungs-

Keine Ferne macht Dich schwierig,
Kommst geflogen und gebannt,
Und zuletzt, des Lichts begierig,
Bist Du, Schmetterling, verbrannt.

Und so lang' Du das nicht hast,
Dieses: Stirb und werde!
Bist Du nur ein trüber Gast
Auf der dunklen Erde.

Aehnlicher Stellen giebt es viele bei Hafis, z. B.

„Nimm als Beute an, o Licht,
Jeden Genuß der Schmetterlingsliebe!" (daſ., I. 206);

„Und ein Schmetterling mein verbranntes Herz wär'" (daſ., 364);

und:

„Der Schmetterling brennet am Licht
Im Genusse der Liebe." (daſ., II. 37.)

Anwendungen desſelben Bildes finden ſich bei ſehr vielen perſiſchen Dichtern (Hundgruben, II. 314, und Wurm, S. 58 ff.). Saadi ſagt im Baumgarten (III. Kap. 3. Von der Liebe): „Verbrennt die Mücke nicht im Licht, und iſt das nicht beſſer für ſie, als wenn ſie ohne die Kerze in einer Ecke ſterben ſollte?" Dſchelaleddin Rumi erhebt das Bild zum Ausdruck der Gottesliebe:

„Wirft ſich der Schmetterling des Nachts in Kerzenſchein,
Werft auch Euch in Gottes Feuermeer hinein!"
(Ueberſetzung Tholuck's in „Blüthenſammlung", S. 71.)

Ebenſo hat Goethe Hafis' Verſe nur zum Ausgangspunkt eines Höheren und Allgemeineren genommen, von dem Gedanken des Opfers irdiſcher Liebe zu dem des Lebens im Tode ſich erhebend. Orientaliſch iſt der Gedanke; er erfüllt das ganze Neue Teſtament, und den Koran kaum weniger. Dieß zitirt den arabiſchen Spruch des Edubeſir: „Begehre den Tod, damit Dir geſchenkt werde das Leben" (Denkw., I. 7, und Anfug ꝛc. S. 35). Aber auch Sokrates ſagte: „Ich ſuchte den Urheber des Lebens und fand den Tod."

Die fünfte Zeile der 2. Strophe iſt das Licht des höheren Lebens, der irdiſchen Liebe entgegengeſtellt. Grade die Neigung iſt als der Punkt angeſehen, wo Leben und Tod ſich ſcheiden. — Als Gäſte auf Erden (Str. 5) bezeichnet uns ſchon Hippokrates: „Der Menſch in der Welt gleicht dem Gaſte, der in ein Haus kommt, wo Verhängniß und Schickſal der Hauswirth iſt"; aber unter den Orientalen ebenſo Firduſi:

„Die Welt iſt ein Gaſthof, pack auf, geh fort!
Hier geht ein Alter, ein Neuer kommt dort"
(Schah-Nameh. VII. 1791 in Rückert's Ueberſetzung).

Die Handſchrift lieſt Strophe 1. V. 4. Flammenſchein, was uns an dieſer Stelle vorzüglicher dünkt als der Flammentod der Drucke.

weisen sollten sich bequemen, einander gegenüberstehend sich wechselsweise gleichen Rang zu vergönnen.

Er legte hierdurch den ersten Grund zur ganzen neuen Aesthetik; denn hellenisch und romantisch und was sonst noch für Synonyma mochten aufgefunden werden, lassen sich alle dorthin zurückführen, wo vom Uebergewicht reeller oder ideeller Behandlung zuerst die Rede war.

Und so gewöhnt' ich mich nach und nach an eine Sprache, die mir völlig fremd gewesen, und in die ich mich um desto leichter finden konnte, als ich durch die höhere Vorstellung von Kunst und Wissenschaft, welche sie begünstigte, mir selbst vernehmer und reicher dünken mochte, da wir Andern vorher uns von den Popularphilosophen und von einer andern Art Philosophen, der ich keinen Namen zu geben weiß, gar unwürdig mußten behandeln lassen.

Weitere Fortschritte verdank' ich besonders Niethammer'n, der mit freundlichster Beharrlichkeit mir die Haupträthsel zu entsiegeln, die einzelnen Begriffe und Ausdrücke zu entwickeln und zu erklären trachtete. Was ich gleichzeitig und späterhin Fichte'n, Schellingen, Hegel'n, den Gebrüdern von Humboldt und Schlegel schuldig geworden, möchte künftig dankbar zu entwickeln sein, wenn mir gegönnt wäre, jene für mich so bedeutende Epoche, das letzte Zehend des vergangenen Jahrhunderts, von meinem Standpunkte aus, wo nicht darzustellen, doch anzudeuten, zu entwerfen.

Anschauende Urtheilskraft.

Als ich die Kantische Lehre, wo nicht zu durchdringen, doch möglichst zu nutzen suchte, wollte mir manchmal dünken, der köstliche Mann verfahre schalkhaft ironisch, indem er bald das Erkenntnißvermögen aufs Engste einzuschränken bemüht schien, bald über die Grenzen, die er selbst gezogen hatte, mit einem Seitenwink hinausdeutete. Er mochte freilich bemerkt haben, wie anmaßend und naseweis der Mensch verfährt, wenn er behaglich, mit wenigen Erfahrungen ausgerüstet, sogleich unbesonnen abspricht und voreilig etwas festzusetzen, eine Grille, die ihm durchs Gehirn läuft, den Gegenständen aufzudringen trachtet.

Deswegen beſchränkt unſer Meiſter ſeinen Denkenden auf eine reflektirende, diskurſive Urtheilskraft, unterſagt ihm eine beſtimmende ganz und gar. Sodann aber, nachdem er uns genugſam in die Enge getrieben, ja zur Verzweiflung gebracht, entſchließt er ſich zu den liberalſten Aeußerungen und überläßt uns, welchen Gebrauch wir von der Freiheit machen wollen, die er einigermaßen zugeſteht. In dieſem Sinne war mir folgende Stelle höchſt bedeutend:

„Wir können uns einen Verſtand denken, der, weil er nicht wie der unſrige diskurſiv, ſondern intuitiv iſt, vom ſynthetiſch Allgemeinen, der Anſchauung eines Ganzen als eines ſolchen, zum Beſondern geht, das iſt, von dem Ganzen zu den Theilen. — Hierbei iſt gar nicht nöthig zu beweiſen, daß ein ſolcher intellectus archetypus möglich ſei, ſondern nur, daß wir in der Dagegenhaltung unſeres diskurſiven, der Bilder bedürftigen Verſtandes (intellectus ectypus) und der Zufälligkeit einer ſolchen Beſchaffenheit auf jene Idee eines intellectus archetypus geführt werden, dieſe auch keinen Widerſpruch enthalte.“

Zwar ſcheint der Verfaſſer hier auf einen göttlichen Verſtand zu deuten, allein wenn wir ja im Sittlichen durch Glauben an Gott, Tugend und Unſterblichkeit uns in eine obere Region erheben und an das erſte Weſen annähern ſollen, ſo dürft' es wol im Intellektuellen derſelbe Fall ſein, daß wir uns durch das Anſchauen einer immer ſchaffenden Natur zur geiſtigen Theilnahme an ihren Produktionen würdig machten. Hatte ich doch erſt unbewußt und aus innerem Trieb auf jenes Urbildliche, Typiſche raſtlos gedrungen, war es mir ſogar geglückt, eine naturgemäße Darſtellung aufzubauen, ſo konnte mich nunmehr nichts weiter verhindern, das Abenteuer der Vernunft, wie es der Alte vom Königsberge ſelbſt nennt, muthig zu beſtehen.

Bedenken und Ergebung.

Wir können bei Betrachtung des Weltgebäudes in ſeiner weiteſten Ausdehnung, in ſeiner letzten Theilbarkeit uns der Vorſtellung nicht erwehren, daß dem Ganzen eine Idee zum

Grunde liege, wornach Gott in der Natur, die Natur in Gott von Ewigkeit zu Ewigkeit ſchaffen und wirken möge. Anſchauung, Betrachtung, Nachdenken führen uns näher an jene Geheimniſſe. Wir erdreiſten uns und wagen auch Ideen; wir beſcheiden uns und bilden Begriffe, die analog jenen Uranfängen ſein möchten.

Hier treffen wir nun auf die eigene Schwierigkeit, die nicht immer klar ins Bewußtſein tritt, daß zwiſchen Idee und Erfahrung eine gewiſſe Kluft befeſtigt ſcheint, die zu überſchreiten unſere ganze Kraft ſich vergeblich bemüht. Demohngeachtet bleibt unſer ewiges Beſtreben, dieſen Hiatus mit Vernunft, Verſtand, Einbildungskraft, Glauben, Gefühl, Wahn und, wenn wir ſonſt nichts vermögen, mit Albernheit zu überwinden.

Endlich finden wir bei redlich fortgeſetzten Bemühungen, daß der Philoſoph wol möchte Recht haben, welcher behauptet, daß keine Idee der Erfahrung völlig kongruire, aber wohl zugiebt, daß Idee und Erfahrung analog ſein können, ja müſſen.

Die Schwierigkeit, Idee und Erfahrung mit einander zu verbinden, erſcheint ſehr hinderlich bei aller Naturforſchung; die Idee iſt unabhängig von Raum und Zeit, die Naturforſchung iſt in Raum und Zeit beſchränkt; daher iſt in der Idee Simultanes und Succeſſives innigſt verbunden, auf dem Standpunkt der Erfahrung hingegen immer getrennt, und eine Naturwirkung, die wir der Idee gemäß als ſimultan und ſucceſſiv zugleich denken ſollen, ſcheint uns in eine Art Wahnſinn zu verſetzen. Der Verſtand kann nicht vereinigt denken, was die Sinnlichkeit ihm geſondert überlieferte, und ſo bleibt der Widerſtreit zwiſchen Aufgefaßtem und Ideirtem immerfort unaufgelöſt.

Deshalb wir uns denn billig zu einiger Befriedigung in die Sphäre der Dichtkunſt flüchten und ein altes Liedchen mit einiger Abwechſelung erneuern:

So ſchauet mit beſcheidnem Blick
Der ewigen Weberin Meiſterſtück,
Wie ein Tritt tauſend Fäden regt,
Die Schifflein hinüber, herüber ſchießen,
Die Fäden ſich begegnend fließen,
Ein Schlag tauſend Verbindungen ſchlägt!

Das hat sie nicht zusammengebettelt;
Sie hat's von Ewigkeit angezettelt,
Damit der ewige Meistermann
Getrost den Einschlag werfen kann.

Bildungstrieb.

Ueber dasjenige, was in genannter wichtigen Angelegenheit gethan sei, erklärt sich Kant in seiner Kritik der Urtheilskraft folgendermaßen: „In Ansehung dieser Theorie der Epigenesis hat Niemand mehr sowol zum Beweise derselben als auch zur Gründung der ächten Prinzipien ihrer Anwendung zum Theil durch die Beschränkung eines zu vermessenen Gebrauchs derselben geleistet als Herr Blumenbach."

Ein solches Zeugniß des gewissenhaften Kant's regte mich an, das Blumenbachische Werk wieder vorzunehmen, das ich zwar früher gelesen, aber nicht durchdrungen hatte. Hier fand ich nun meinen Kaspar Friedrich Wolff als Mittelglied zwischen Haller und Bonnet auf der einen und Blumenbach auf der andern Seite. Wolff mußte zum Behuf seiner Epigenese ein organisches Element voraussetzen, woraus alsdann die zum organischen Leben bestimmten Wesen sich ernährten. Er gab dieser Materie eine vim essentialem, die sich zu Allem füge, was sich selbst hervorbringen wollte und sich dadurch zu dem Range eines Hervorbringenden selbst erhob.

Ausdrücke der Art ließen noch Einiges zu wünschen übrig; denn an einer organischen Materie, und wenn sie noch so lebendig gedacht wird, bleibt immer etwas Stoffartiges kleben. Das Wort Kraft bezeichnet zunächst etwas nur Physisches, sogar Mechanisches, und das, was sich aus jener Materie organisiren soll, bleibt uns ein dunkler undegreiflicher Punkt. Nun gewann Blumenbach das Höchste und Letzte des Ausdrucks, er anthropomorphosirte das Wort des Räthsels und nannte das, worvon die Rede war, einen nisus formativus, einen Trieb, eine heftige Thätigkeit, wodurch die Bildung bewirkt werden sollte.

Betrachten wir das Alles genauer, so hätten wir es kürzer, bequemer und vielleicht gründlicher, wenn wir eingestünden, daß wir, um das Vorhandene zu betrachten, eine vorhergegangene

Thätigkeit zugeben müſſen, und daß, wenn wir uns eine Thätigkeit denken wollen, wir derſelben ein ſchicklich Element unterlegen, worauf ſie wirken konnte, und daß wir zuletzt dieſe Thätigkeit mit dieſer Unterlage als immerfort zuſammen beſtehend und ewig gleichzeitig vorhanden denken müſſen. Dieſes Ungeheure perſonificirt, tritt uns als ein Gott entgegen, als Schöpfer und Erhalter, welchen anzubeten, zu verehren und zu preiſen wir auf alle Weiſe aufgefordert ſind.

Kehren wir in das Feld der Philoſophie zurück und betrachten Evolution und Epigeneſie nochmals, ſo ſcheinen dies Worte zu ſein, mit denen wir uns nur hinhalten. Die Einſchachtelungslehre wird freilich einem Hervorgebildeten gar bald widerlich; aber bei der Lehre eines Auf- und Annehmens wird doch immer ein Aufnehmendes und Aufzunehmendes vorausgeſetzt, und wenn wir keine Präformation denken mögen, ſo kommen wir auf eine Prädelineation, Prädetermination, auf ein Präſtabiliren, und wie das Alles heißen mag, was vorausgehen müßte, bis wir etwas gewahr werden könnten.

So viel aber getraue ich mir zu behaupten, daß, wenn ein organiſches Weſen in die Erſcheinung hervortritt, Einheit und Freiheit des Bildungstriebes ohne den Begriff der Metamorphoſe nicht zu faſſen ſei.

Zum Schluß ein Schema, um weiteres Nachdenken aufzuregen:

Stoff.
Vermögen.
Kraft.
Gewalt.
Streben.
Trieb.
Form.

} Leben.

Problem und Erwiderung.

Nachſtehende fragmentariſche Blätter notirte ich ſtellenweiſe auf meinen Sommerfahrten im Gefolge manches Geſprächs, einſamen Nachdenkens und zuletzt angeregt durch eines jungen Freundes geiſtreiche Briefe.

Das hier Angedeutete auszuführen, in Verbindung zu bringen, die hervortretenden Widerſprüche zu vergleichen, fehlte mir darauf an Sammlung, die ein folgerechtes Denken allein möglich macht; ich hielt es daher für räthlich, das Manuſkript an den Theilnehmenden abzuſenden, ihn zu erſuchen, dieſe paradoxen Sätze als Text oder ſonſtigen Anlaß zum eigenen Betrachten anzuſehen und mir Einiges darüber zu vermelden, welches denn, wie es geſchehen, als Zeugniß reiner Sinn- und Geiſtesgemeinſchaft hier einrücke.

Weimar, den 17. März 1823.[1])

Probleme.

Natürlich Syſtem, ein widerſprechender Ausdruck.

Die Natur hat kein Syſtem; ſie hat, ſie iſt Leben und Folge aus einem unbekannten Zentrum, zu einer nicht erkennbaren Grenze. Naturbetrachtung iſt daher endlos, man mag ins Einzelnſte theilend verfahren oder im Ganzen nach Breite und Höhe die Spur verfolgen.

Die Idee der Metamorphoſe iſt eine höchſt ehrwürdige, aber zugleich höchſt gefährliche Gabe von oben. Sie führt ins Formloſe, zerſtört das Wiſſen, löſt es auf. Sie iſt gleich der vis centrifuga und würde ſich ins Unendliche verlieren, wäre ihr nicht ein Gegengewicht zugegeben: ich meine den Spezulationstrieb, das zähe Beharrlichkeitsvermögen deſſen, was einmal zur Wirklichkeit gekommen, eine vis centripeta, welcher in ihrem tiefſten Grunde keine Aeußerlichkeit etwas anhaben kann. Man betrachte das Geſchlecht der Erika!

Da nun aber beide Kräfte zugleich wirken, ſo müßten wir ſie auch bei didaktiſcher Ueberlieferung zugleich darſtellen, welches unmöglich ſcheint.

Vielleicht retten wir uns nicht aus dieſer Verlegenheit als abermals durch ein künſtliches Verfahren.

Vergleichung mit den natürlich immer fortſchreitenden Tönen und der in die Oktaven eingeengten gleichſchwebenden Tempera-

[1]) Im demſelben Jahre veröffentlicht. — A. d. H.

tur. Wodurch eine entſchieden durchgreifende höhere Muſik, zum Trutz der Natur, eigentlich erſt möglich wird.

Wir müßten einen künſtlichen Vortrag eintreten laſſen. Eine Symbolik wäre aufzuſtellen! Wer aber ſoll ſie leiſten? wer das Geleiſtete anerkennen?

Wenn ich dasjenige betrachte, was man in der Botanik Genera nennt und ſie, wie ſie aufgeſtellt ſind, gelten laſſe, ſo wollte mir doch immer vorkommen, daß man ein Geſchlecht nicht auf gleiche Art wie das andere behandeln könne. Es giebt Geſchlechter, möcht' ich ſagen, welche Charakter haben, den ſie in allen ihren Species wieder darſtellen, ſo daß man ihnen auf einem rationellen Wege beikommen kann; ſie verlieren ſich nicht leicht in Varietäten und verdienen daher wol mit Achtung behandelt zu werden; ich nenne die Gentianen, der umſichtige Botaniker wird deren mehrere zu bezeichnen wiſſen.

Dagegen giebt es charakterloſe Geſchlechter, denen man vielleicht kaum Species zuſchreiben darf, da ſie ſich in grenzenloſe Varietäten verlieren. Behandelt man dieſe mit wiſſenſchaftlichem Ernſt, ſo wird man nie fertig, ja man verwirrt ſich vielmehr an ihnen, da ſie jeder Beſtimmung, jedem Geſetz entſchlüpfen. Dieſe Geſchlechter hab' ich manchmal die Liederlichen zu nennen mich erkühnt und die Roſe mit dieſem Epithet zu belegen gewagt, wodurch ihr freilich die Anmuth nicht verkümmert werden kann; beſonders möchte Rosa canina ſich dieſen Vorwurf zuziehen. — —

Der Menſch, wo er bedeutend auftritt, verhält ſich geſetzgebend, vorerſt im Sittlichen durch Anerkennung der Pflicht, ferner im Religioſen, ſich zu einer beſondern innern Ueberzeugung von Gott und göttlichen Dingen bekennend, ſodann auf derſelben analoge, beſtimmte äußere Zeremonien beſchränkend. Im Regiment, es ſei friedlich oder kriegeriſch, geſchieht das Gleiche: Handlung und That ſind nur von Bedeutung, wenn er ſie ſich ſelbſt und Andern vorſchrieb; in Künſten iſt es daſſelbe: wie der Menſchengeiſt ſich die Muſik unterwarf, ſagt Vorſtehendes; wie er auf die bildende Kunſt in den höchſten Epochen,

durch die größten Talente wirkend, seinen Einfluß bethätigte, ist zu unserer Zeit ein offenbares Geheimniß. In der Wissenschaft deuten die unzähligen Versuche zu systematisiren, zu schematisiren dahin. Unsere ganze Aufmerksamkeit muß aber darauf gerichtet sein, der Natur ihr Verfahren abzulauschen, damit wir sie durch zwängende Vorschriften nicht widerspenstig machen, aber uns dagegen auch durch ihre Willkür nicht vom Zweck entfernen lassen.

Erwiderung.

„Vorstehende Blätter erneuern, zunächst in Beziehung auf Botanik, eine alte ernste Frage, die unter verschiedenen Gestalten bei jeder Forschung uns in den Weg tritt. Denn in ihrem tiefern Grunde ist es gewiß dieselbe Frage, die den Mathematiker ängstigt, wenn er den Kreis zu berechnen, den Philosophen, wenn er die sittliche Freiheit vor der Nothwendigkeit zu retten, den Naturforscher, wenn er die lebendige Welt, die ihn umfluthet, zu befestigen so sich gedrungen wie gehindert fühlt. Das Prinzip verständiger Ordnung, das wir in uns tragen, das wir als Siegel unsrer Macht auf Alles prägen möchten, was uns berührt, widerstrebt der Natur. Und um die Verwirrung aufs Höchste zu steigern, fühlen wir uns zugleich nicht nur genöthigt, uns als Glieder der Natur zu bekennen, sondern auch berechtigt, eine stete Regel in ihrer scheinbaren Willkür vorauszusetzen. So ist denn auch natürliches System ein widersprechender Ausdruck; allein das Bestreben, diesen Widerspruch zu lösen, ist ein Naturtrieb, den selbst die anerkannte Unmöglichkeit, ihn zu befriedigen, nicht auslöschen würde.

„Wir wollen nicht fragen, ob es einen Standpunkt geben müsse, von welchem aus, wenn er uns zugänglich wäre, Natur und System als Bild- und Gegenbild einander entsprechend erscheinen würden. Wir wollen nicht untersuchen, ob dieser Standpunkt, wenn er existirt, dem Menschen durchaus unerreichbar sei. Erreicht ist er noch nicht, das ist gewiß; was immer die Naturforscher, namentlich die Botaniker in ihrem Bezirk versucht haben, den angedeuteten Widerspruch zu lösen: bald waren es mehr oder minder die Natur beengende Systeme, bald mehr oder minder die Wissenschaft mystificirende Naturverkündigungen.

„Linné's Leiſtungen ſind früher in dieſen Heften,[1]) auch wol an andern Orten treffend gewürdigt. Seine Zeit liegt ſchon weiter zurück, die Botanik hat ſeitdem vielleicht den größten Umſchwung erfahren, deſſen ſie fähig war: Beides erleichtert die richtige Schätzung Linnéiſcher Botanik und ihrer Bedeutſamkeit für Naturwiſſenſchaft überhaupt.

„Neuer unter uns iſt die Idee der Metamorphoſe; ſie beherrſcht noch mit der Gewalt des erſten Eindrucks die Gemüther, deren ſie ſich bemächtigte; weit ſchwerer, wenn nicht unmöglich iſt daher ſchon jetzt vorauszuſehen, wohin ſie die Wiſſenſchaft führen werde. An Zeichen fehlt es indeſſen nicht, welche befürchten laſſen, daß man auch ihr, wie früher dem Sexualſyſtem, eine Zeit lang unbedingt huldigen und zu einem Aeußerſten fortſchreiten werde, von dem abermals nur der reine Gegenſatz ins Gleichgewicht zurückrufen kann.

„Die Idee der Metamorphoſe iſt eine höchſt ehrwürdige, aber zugleich höchſt gefährliche Gabe von oben. Sie führt ins Formloſe, zerſtört das Wiſſen, löſt es auf. Sie iſt gleich einer vis centrifuga und würde ſich ins Unendliche verlieren, wäre ihr nicht ein Gegengewicht zugegeben. — So warnt uns Goethe ſelbſt, nachdem er die erſtarrte Wiſſenſchaft durch den Götterfunken jener Idee neu belebt, vor den Gefahren, welche dieſe Gabe mit ſich führt. So erkannte einſt Linné, nachdem er das Chaos, das er vorfand, geordnet, zuerſt die wahre Bedeutung ſeines Syſtems und warnte ſeine Schüler, wiewol vergeblich, vor deſſen Mißbrauch.

„Das unerläßliche Gegengewicht wird nun näher bezeichnet. Es iſt der Spezifikationstrieb, das zähe Beharrlichkeitsvermögen deſſen, was einmal zur Wirklichkeit gekommen, eine vis centripeta, welcher in ihrem tiefſten Grunde keine Aeußerlichkeit etwas anhaben kann.

„Wir begegnen hier einem zweiten Widerſpruch, der dem erſten völlig analog iſt, doch ſo, daß beide in umgekehrtem Verhältniß zu einander ſtehen. In der Forderung eines natürlichen Syſtems ſcheint der menſchliche Verſtand ſeine Grenzen zu überſchreiten, ohne doch die Forderung ſelbſt aufgeben zu können. Ein Beharrlichkeitsvermögen in der Natur ſcheint

[1]) „Zur Morphologie". — A. d. H.

den Strom des Lebens hemmen zu wollen; und doch ist in ihr etwas Beharrliches, der unbefangene Beobachter muß es anerkennen. Als auffallendere Beispiele dafür in der Pflanzenwelt möchte ich am Liebsten solche Pflanzen nennen, die man ihrer reinen Eigenthümlichkeit wegen mit andern nicht einmal in eine Gattung, oft kaum in eine Familie vereinigen kann. Dahin gehören Aphyteia Hydnora, Buxbaumia aphylla, Isoëtes lacustris, Schmidtia utriculosa, Aphyllanthes monspeliensis, Coris monspeliensis, Hippuris vulgaris, Adoxa Moschatellina, Tamarindus indica, Schizandra coccinea, Xanthorrhiza apiifolia und sehr viele andere.

„Verfolgen wir aber diese Analogie beider an sich selbst, wie es scheint, unauflöslichen Widersprüche, so überrascht uns wol die Hoffnung, daß vielleicht gegenseitig der eine im andern seine Lösung finde.

„Der Mensch, wo er bedeutend auftritt, verhält sich gesetzgebend. — Allein er mag nicht immer herrschen; oft zieht er vor, in Liebe sich hinzugeben und von geheimer Neigung beherrschen zu lassen. Indem er so der Natur sich zuwendet, entsteht ein höchst glückliches Verhältniß: das gegenseitige Widerstreben hört auf; sie läßt ihr tiefstes Geheimniß ahnend durchschauen, und ihm ist das erweiterte Leben Ersatz für das Opfer nie zu befriedigender Ansprüche.

„Die Natur dagegen hat kein System, sie hat, sie ist Leben und Folge aus einem unbekannten Zentrum zu einer nicht erkennbaren Grenze. — Allein was sie im Ganzen versagt, gestattet sie desto williger im Einzelnen. Jedes besondere Naturwesen beschreibt außer dem großen Kreislauf alles Lebens, an dem es Theil hat, noch eine engere, ihm eigenthümliche Bahn, und das Charakteristische derselben, welches sich aller Abweichungen ungeachtet in einem Umlaufe wie in dem andern durch die fortgesetzte Reihe der Geschlechter ausspricht, dies beharrlich Wiederkehrende im Wechsel der Erscheinungen bezeichnet die Art. Aus innigster Ueberzeugung behaupte ich fest: gleicher Art ist, was gleiches Stammes ist. Es ist unmöglich, daß eine Art aus der andern hervorgehe; denn nichts unterbricht den Zusammenhang des nach einander Folgenden in der Natur, gesondert besteht allein das ursprünglich neben einander Gestellte; und dies ist es, von dem unser Text sagt, daß man ihm auf rationellem Wege beikommen könne. Was von den Abweichungen zu halten sei, die in

19.

Thut ein Schilf sich doch hervor,
Welten zu versüßen!
Möge meinem Schreibe-Rohr
Liebliches entfließen!

---

19 ist ein selbstständiger Schluß, eine Art Syllog. — Orientalische Grundlagen sind u. a. Hafis:

„Was für ein feines Rohr, Hafis, ist Deine Feder!
Sie träget Früchte, süß wie Honig und wie Zucker" (Ta, XVI),

und Saadi von sich selber: „Die Worte, welche aus seinem Rohre geflossen, werden für Zucker geachtet" (Rosenthal, Vorrede). Da die Perser nicht mit Gänsekielen, sondern mit Rohren schreiben, so lag die Vergleichung mit dem Zuckerrohr nahe.

einzelnen oder auch mehrern Umläufen des Lebens vorkommen, und die man Varietäten, Abarten nennt, wollen wir unten näher beleuchten. Wer aber sie für Arten nimmt, darf das Schwankende des ihnen willkürlich zugeschriebenen Charakters nicht der Natur beimessen oder gar daraus auf ein Schwanken der Arten überhaupt schließen. Auch dem Einwurf ist zu begegnen, daß zuweilen, wenn auch selten, ganz dieselben Formen in den entlegensten, durch Meere, Wüsten und Schneegebirge geschiedenen Ländern sich wiederholen. Die Annahme einer gemeinsamen Abstammung wäre hier in der That genungen, könnte man nicht von dem ersten Thierpaar, von der ersten Mutterpflanze jeder Art noch einen Schritt weiter hinabsteigen bis zum spezifischen Entstehungsgrunde derselben im Schooß der Alles erzeugenden Erde. Dieser bald ängstlich vermiedene bald besinnungslos gethane Schritt rechtfertigt nicht nur obigen Begriff der Art, sondern macht ihn allererst nicht blos auf Thiere und Pflanzen, nein, auf jedes Naturwesen ohne Ausnahme anwendbar. Doch hier ist nicht der Ort, diesen weitläuftigen Gegenstand zu erschöpfen.

„Will nun der Botaniker sich als Gesetzgeber geltend machen, so wendet er sich mit Recht an die Arten der Pflanzen, bestimmt und ordnet sie, so gut er kann, in irgend ein Fachwerk. Allein er thut Unrecht, sobald er mit gleicher Schärfe den Kreis der Metamorphose theilt, die lebendige Pflanze terminologisch zerstückelt. Will er sich der Natur in Liebe ergeben, so mag die Idee der Metamorphose ihn sicher leiten, so lange sie ihn nicht verführt, Arten in Arten hinüberzuziehen, das wahrhaft Gesonderte mystisch zu verflößen. Von einem System des Organismus, von einer Metamorphose der Arten, von beiden kann nur symbolisch die Rede sein. Es ist ein gefährlicher Irrthum, ist Götzendienst des Verstandes oder der Natur, das Symbol mit der Sache selbst zu verwechseln, die es bedeutet.

„Hüten wir uns aber vor diesem Mißbrauch, so macht eine Symbolik vielleicht das Unmögliche möglich und setzt uns in den Stand, das Zugleichwirken der beiden Kräfte, die unser Text bezeichnet, auch bei didaktischer Ueberlieferung zugleich darstellen zu können. Wie es mit dieser Symbolik gemeint sei, erläutert die überaus glückliche Vergleichung der Botanik mit der Musik. Wir können aber diese Vergleichung noch etwas weiter ausdehnen, um noch mehr Licht in den Fokus zu sammeln,

„Aufs Genaueste sind die neben einander liegenden Töne nach ihren Intervallen bestimmt; nie wird man von den bekannten vierundzwanzig Tonarten eine ausschließen oder zu ihnen eine neue hinzuthun können, und mit mathematischer Strenge beherrscht der Generalbaß die Harmonie. Um so freier bewegt sich die Melodie, das eigentliche Leben der Töne; Takt und Tempo streben umsonst, sie zu fesseln. Beide in der Tonwissenschaft (die von Melodie eigentlich gar nichts weiß) unmittelbar zu vereinigen, wäre wenigstens ebenso schwer, wo nicht unmöglich, als in der Botanik eine unmittelbare Vereinigung des Systems mit der Idee der Metamorphose. Aber die wahre Vermittlerin ist die Kunst. Die Kunst der Töne, die höhere Musik ertrotzt von der Natur die Gesetzlichkeit, erschmeichelt das Fließende von der Theorie.

„Wenn es nun ferner heißt: wir müßten einen künstlichen Vortrag eintreten lassen, eine Symbolik wäre aufzustellen, so ist hier offenbar das Wort Kunst in einem höheren Sinne genommen, als die Botaniker ihm beizulegen gewohnt sind, wenn sie von künstlichen, das heißt logischen Systemen reden. Die Wissenschaft, da sie nun einmal nicht ganz zur Kunst sich veredeln kann, soll wenigstens dieser so weit als möglich durch eine Symbolik sich nähern.

„Es sei mir vergönnt, hier an eine Stelle aus der Farbenlehre zu erinnern, welche den Grundgedanken vorstehender Fragmente vielleicht besser erläutert als Alles, was eine fremde Hand darüber beibringen kann. In den Betrachtungen über Farbenlehre und Farbenbehandlung der Alten lesen wir folgendermaßen: „„Da im Wissen sowol als in der Reflexion kein Ganzes zusammengebracht werden kann, weil jenem das Innere, dieser das Aeußere fehlt, so müssen wir uns die Wissenschaft nothwendig als Kunst denken, wenn wir von ihr irgend eine Art von Ganzheit erwarten. Und zwar haben wir diese nicht im Allgemeinen, im Ueberschwänglichen zu suchen, sondern wie die Kunst sich immer ganz in jedem einzelnen Kunstwerk darstellt, so sollte die Wissenschaft sich auch jedesmal ganz in jedem einzelnen Behandelten erweisen.

„„Um aber einer solchen Forderung sich zu nähern, müßte man keine der menschlichen Kräfte bei wissenschaftlicher Thätigkeit ausschließen. Die Abgründe der Ahndung, ein sicheres Anschauen der Gegenwart, mathematische Tiefe, physische Genauigkeit, Höhe der Vernunft, Schärfe des Verstandes, bewegliche,

ſehnſuchtsvolle Phantaſie, liebevolle Freude am Sinnlichen, nichts kann entbehrt werden zum lebhaften, fruchtbaren Ergreifen des Augenblickes, wodurch ganz allein ein Kunſtwerk, von welchem Gehalt es auch ſei, entſtehen kann."

„Wie aber wäre eine künſtliche Behandlung der Botanik in dieſem Sinne möglich als nur durch Symbolik? Sie allein vermittelt das Widerſtrebende, ohne Eins im Andern zu vernichten oder Alles in charakterloſe Allgemeinheit zu verfließen.

„Zuvörderſt möchte es darauf ankommen, ſowol die Arten in ihrer Beſonderheit und Standhaftigkeit als auch das Leben in ſeiner Alleinheit und Beweglichkeit unwiderruflich anzuerkennen. Sodann, aber nicht ohne dieſe Bedingung, wäre ein Pflanzenſyſtem nach dem Typus der Metamorphoſe, eine Geſchichte des Pflanzenlebens nach dem Typus des Syſtems zu verſuchen. Beide dienten einander zu ſymboliſcher Bezeichnung deſſen, was der Verſtand in die Natur nicht hineintragen, was die Natur dem Verſtande nicht enthüllen kann. Auch müßten beide im genaueſten Gleichgewicht auftreten, äußerlich zwar geſchieden, doch innen von demſelben Geiſte ſo ganz durchdrungen, daß jedes im andern ſeinen Grundſtein wie Schlußſtein fände.

„Als Schema ſolcher ſymboliſcher Naturwiſſenſchaft der Pflanzenwelt bietet ſich die Ellipſe dar. Die Metamorphoſe des Lebens und die Beharrlichkeit der Arten wären ihre Brennpunkte. Anbend gedacht, möchten die Radien, welche von dem einen Brennpunkte bis zum Umfang hinausſtrahlen, das Syſtem der Pflanzen andeuten, welches, ausgehend vom Zentrum der einfachſten infuſoriellen Pflanzenform, ringsum, doch nicht gleich weit nach allen Seiten, hinaustritt. Als Bahn einer geregelten Bewegung gedacht, möchte ſie das Leben der Urpflanze bezeichnen, den Umfang, der alle wirklichen und möglichen Radien einſchließt. Im einen Falle wäre dieſes, im andern jenes Zentrum das urſprünglich beſtimmende, welchem aber, damit ſich der Kreis zur Ellipſe erweitere, das gegenüberſtehende ſymboliſch vermittelnde Zentrum niemals fehlen dürfte.

„So viel zur Andeutung der geforderten Symbolik. Wer aber ſoll ſie leiſten? wer das Geleiſtete anerkennen? Die zweite Frage möchte immerhin unbeantwortet bleiben, wüßten wir nur für die erſte Rath. Allein wie die Botanik heutiges Tages daſteht, wird morgen oder übermorgen noch

Keiner die Aufgabe lösen. Es fehlt ihr noch das innere Gleichgewicht. Die Metamorphose ist im Verhältniß zur Kenntniß der Arten noch viel zu wenig bearbeitet, als daß ein ihr entsprechendes System schon jetzt gelingen könnte. Möchte man sich daher der voreiligen Versuche, ein Pflanzensystem gleichsam zu errathen, lieber ganz enthalten und sich überzeugen, daß ein symbolisch natürliches Pflanzensystem von selbst nach und nach hervortreten werde in dem Maße, in welchem unsre Erkenntniß der pflanzlichen Entwickelung und Umbildung unserer weit vorausgeeilten Kenntniß der besondern Pflanzenformen wiederum nachkommt. Goethe selbst hat das Gemälde des Pflanzenlebens mit wenigen kräftigen Zügen entworfen, und wie viel ist damit auch für das System bereits gewonnen! An uns ist es nun, das Gemälde weiter auszuführen, wenn wir jemals zu einem ausgeführteren symbolisch natürlichen System gelangen wollen.

„Um nur Einiges hervorzuheben: wie wenig untersucht ist noch immer das Verhältniß der Wurzel zum Stengel und beider zu dem, was sie vermittelt! Nicht minder das Verhältniß des Blatts zum Internodium und beider zum vermittelnden Knoten. Ferner der Bau und die Bedeutung des Knotens an sich und seiner Umbildung einerseits in die Kollektivknoten der Knospen, Zwiebeln u. s. w., andererseits in die Halbknoten der vereinzelten Blätter dikotyledonischer Pflanzen, bei denen ursprünglich je zwei Blätter zu einem Vollknoten gehören. Ferner das Verhältniß der Ramifikation des Stengels zur Inflorescenz, welche die Natur durch den merkwürdigen Gegensatz der anthesis basiflora und centriflora auseinanderhält und damit den wahren Kulminationspunkt jedes einzelnen Umlaufes der Metamorphose bezeichnet. Sodann die Bedeutung der Normalzahlen der Theile in aufsteigender Folge der Organe. Bei den Blättern die Bedeutung der sogenannten Afterblätter, stipulae, welche so wichtig sind, daß sie oft sicherer als Frucht oder Blumen die Verwandtschaft der Pflanzen bezeichnen. Beim Stengel das Aufrechtstehen oder Niederliegen, die Windung nach der rechten oder linken Seite. Doch ich breche ab, da ich vergeblich das Ende suchen würde.

„Wer soll das Alles leisten, zumal wenn man sich einbildet, es sei auf dieser Seite schon genug geschehen? Wenn ich aber die Schriften eines Jussieu, eines Robert Brown studire und mit Bewunderung erkenne, wie diese Männer, ihrem Genius

vertrauend, wenigſtens die und da ſo gearbeitet haben, als ob Alles, was wir noch vermiſſen, längſt fertig ihnen zu Gebot geſtanden hätte, ſo glaube ich auch in der Botanik an die Möglichkeit einer kunſtmäßigen Behandlung und enthalte mich nicht, einen einzigen ihrer tiefen und ſichern Blicke in die Verwandtſchaften der Pflanzen höher zu achten als all jene bei uns aufwuchernden Syſteme. Mögen wir doch der Hoffnung leben, daß in der verjüngten Wiſſenſchaft auch unter uns Männer aufſtehen werden, die mit jenen ſich vergleichen oder ſie gar übertreffen werden. Sie als Vorbilder zu verſchmähen, weil ſie Ausländer ſind, wird man uns nie überreden.

„Schließlich noch ein paar Worte über die beiden Sätze der Fragmente, die von charakteriſtiſchen und charakterloſen Pflanzengattungen handeln. Je leichter jene ſich fügen, deſto ſchwerer iſt mit dieſen fertig zu werden. Wer ſie aber mit Ernſt und anhaltendem Eifer beobachtet und des angebornen, durch Uebung ausgebildeten Taktes nicht ganz ermangelt, der wird ſicherlich, weit entfernt, an ihnen ſich zu verwirren, die wahrhaften Arten und deren Charakter aus aller Mannichfaltigkeit der Formen gar bald herausfinden. Wer iſt je in Verſuchung gerathen, eine Rosa canina, welche Form, Farbe und Bekleidung ſie auch angenommen habe, mit einer Rosa cinnamomea, arvensis, alpina, rubiginosa zu verwechſeln? Dagegen die Uebergänge der Rosa canina in die ſogenannte Rosa glaucescens, dumetorum, collina, aciphylla und zahlloſe andere, die man zu voreilig zu Arten hat erheben wollen, täglich vorkommen, ja wol gar aus einer und derſelben Wurzel auf jüngern oder ältern, beſchnittenen oder unbeſchnittenen Stämmen ſich zeigen. Sollte aber wirklich in irgend einer formenreichen Gattung durchaus keine Grenze, welche die Natur ſelbſt achtet, zu finden ſein, was hindert uns dann, ſie als eine einzige Art, alle ihre Formen als ebenſo viele Abarten zu behandeln? So lange der Beweis fehlt, der ſchwerlich je zu führen, daß überhaupt in der Natur keine Art beſtehe, ſondern daß jede, auch die entfernteſte Form durch Mittelglieder aus der andern hervorgehen könne, ſo lange muß man uns jenes Verfahren ſchon gelten laſſen.

„Damit ſoll aber keineswegs das Studium der Varietäten als überflüſſig oder gar verderblich abgelehnt werden. Man mache nur nicht mehr und nicht weniger aus ihnen, als Natur und Wiſſenſchaft fordern. Dann iſt nichts leichter, als ihnen

den rechten Platz anzuweisen, zugleich nichts nothwendiger, um das Gebäude der Wissenschaft zu vollenden.

„Die Mannichfaltigkeit der Arten fand ihren Gegensatz in der Einheit des Lebens. Gleichwie nun das Leben, abweichend von der mittlern Norm der Gesundheit, doch stets seiner alten Regel treu, in Krankheit ausartet, so schweift jede Art, abweichend von der mittlern Norm des Gewohnten, doch stets ihrem Charakter treu, in mehr oder weniger Varietäten hinüber. Und wie das System der Arten und die Metamorphose des Lebens sich gegenseitig zu symbolischer Erläuterung dienen, so werden wir die vegetative Krankheit nicht eher verstehen lernen, bis wir die Varietäten ihr gegenübergestellt, diese nicht eher zu ordnen wissen, bis wir das Wesen jener klarer durchschauet haben. Die Wissenschaft kann auch hier einer vermittelnden Symbolik nicht entbehren; in der Natur selbst verschlingen sich krankhafte Mißbildung und gesunde Abart ebenso unauflöslich in einander, wie beim normalen Zustande der Formen und des Lebens die Formen lebendig sich an einander reihen, das Leben seine höhern Pulse in den Formen zu erkennen giebt.

„Auch diese Ansicht fügt sich bequem in das obige Schema. Die unendliche Mannichfaltigkeit der Varietäten verhält sich zu der bestimmten, wiewol unbekannten Zahl der wirklich vorhandenen Arten, wie sich die Radien, mittelst deren der Mathematiker den Kreis in Grade theilt, zu der Unendlichkeit denkbarer Radien verhalten. Und die eine absolute Gesundheit, die wir vorauszusetzen genöthigt sind, verhält sich zu den Krankheiten sowol einer beschleunigten als verzögerten Metamorphose so, wie sich irgend ein gesetzter Umkreis in bestimmtem Abstande von seiner Mitte zu der Unendlichkeit der Kreise verhält, die enger oder weiter um jeden Punkt gedacht werden können.

„Zu dem letzten Satze der Fragmente noch etwas hinzuzufügen scheint überflüssig. Muß ich doch befürchten, daß ich ohnehin schon zu viel gesagt, die klaren Gedanken des Textes durch die Menge der Worte vielleicht absichtslos getrübt habe. Doch wie konnte ich so schmeichelhafter Aufforderung widerstehen? Mag nun der Meister den Schüler belehren oder nach alter Sitte ihn vertreten.

Ernst Meyer."

Ueber die Anforderungen an naturhiſtoriſche Abbildungen im Allgemeinen und an oſteologiſche insbeſondere.[1])

„Wenn überall, wo der wörtlichen Darſtellung ein beſtimmtes Bild der Formen zum Grunde liegt, das Bedürfniß einer figürlichen Nachbildung erkannt wird, ſo ſind Abbildungen beſonders da unentbehrlich, wo beſtimmte Formen mit einander verglichen und aus der verſchiedenen äußeren Geſtalt eine innere Gleichheit oder umgekehrt bei einer allgemeinen Uebereinſtimmung der Bildung die Verſchiedenheiten der einzelnen Formen gezeigt und daraus gefolgert werden ſollen. Auch beſchränkt ſich die wörtliche Darſtellung nur auf die Anſichten und den Geſichtspunkt des Beobachters, aus welchem derſelbe die Gegenſtände betrachtet; dahingegen gute Abbildungen auch dem einſeitigen Beobachter eigene beſondere und allgemeine Vergleichungen geſtatten.

„Die beſchreibende Darſtellung allein iſt nur ſo lange zureichend, als von allgemeinen in Beziehung auf bekannte Formen die Rede iſt, oder die Bedeutung und die Funktionen der Theile zu bezeichnen und aus den Eigenſchaften zu erkennen ſind. In dieſem Falle können auch unvollkommne Abbildungen für brauchbar gelten. Sollte aber die Funktion der Theile und ihre verſchiedene Bedeutung nur von der Form ſelbſt abgeleitet werden, wie bei oſteologiſchen Vergleichungen, ſo iſt die Richtigkeit der Folgerung nur durch eine getreue Abbildung zu erweiſen. Da aber in dieſem Falle die Abbildungen die Stelle der Natur ſelbſt vertreten, ſo müſſen ſie, um ſich behaupten zu können, ihre Giltigkeit durch Naturwahrheit, das iſt, durch Merkmale bezeichnen, die ihre Beglaubigung in ſich tragen.

„Da wir aber unter den räumlichen Verhältniſſen der Körper, ihrer Größe, Lage und Geſtalt, wie Treviranus (Biologie, B. VI, S. 424) richtig bemerkt, dieſe Attribute der Körper, als Attribute und als Verhältniſſe derſelben, nur erkennen, indem wir ſie zugleich auf unſere übrigen Sinne, beſonders den des Getaſtes beziehen, und da dieſes Beziehen nur durch Urtheile geſchieht, die jedoch das Reſultat eines angebornen, bewußtlos bei allen Individuen auf gleiche Art wirkens-

[1]) 1822. — H. d. H.

den Vermögens sind, so könnten in diesem Verhältniß nur plastische Nachbildungen die Stelle der Natur vertreten. Was jedoch die rohen Natursinne nur in ihrer Gemeinschaft vermögen, das vermag das gebildete Auge auch allein zu erfassen, indem es die den Körpern nur mittelbar zukommenden Eigenschaften nach ihren Gesetzen zu erkennen und zu ermessen befähigt ist.

„Diese Eigenschaften der Körper, deren richtige Kenntniß und Anwendung auch einer Zeichnung die völlige Bedeutsamkeit eines erhabenen Körpers zu geben vermögen, sind die regelmäßigen Wirkungen von Licht und Schatten und der Linien- und Luftperspective, wonach ein tüchtiger Plastiker, wie dies öfters bei Porträtgemälden geschehen ist, nach einer vollkommnen Abbildung einen Körper modelliren kann, der in allen äußeren Verhältnissen und Formen dem Original der Zeichnung ebenso ähnlich ist, als eine nach diesem Modell unter gleicher Beleuchtung und gleichem Gesichtspunkt gefertigte Zeichnung der ersten Abbildung gleich sein wird. Die übereinstimmende Wirkung der Beleuchtung und der Linien- und Luftperspective ist demnach auch das charakteristische Merkmal der Vollkommenheit aller naturhistorischer Abbildungen. Es kann daher eine Verschiedenheit der artistischen Darstellung von der wissenschaftlichen nicht angenommen werden. Die strengste Beobachtung dieser Regeln ist für den Zweck der einen wie der andern gleich erforderlich, und nur der Mangel zulänglicher Talente hat die Wissenschaft genöthigt, zur Erreichung ihrer Zwecke andere Wege einzuschlagen.

„Der große Albin, der dieses Verhältniß richtig erkannte, hat uns allein Abbildungen gegeben, die ein ewiges Muster der Nachahmung bleiben werden. Es muß für Muthwillen eines jugendlich aufstrebenden Genies angesehen werden, daß P. Camper, der in allen Zweigen der bildenden Künste große Fertigkeit besaß, sich gegen Albin's Tafeln erklärte und zuerst die Anforderung aussprach, die sich bis auf unsere Zeit erhalten hat, daß alle naturhistorischen Gegenstände nicht perspektivisch, sondern zum Behufe der Vergleichung jeder Theil aus seinem Mittelpunkte angesehen und gezeichnet werden müsse. Daß diese Methode an sich nicht richtig sei und eine solche mit Schatten und Licht ausgeführte Zeichnung niemals dem Charakter des Gegenstandes entsprechen kann, um so weniger, als der Gegenstand in seinen Formen

mannichfaltiger und im Ganzen größer iſt, bedarf wol keines weiteren Beweiſes. Außer dem, daß auch dieſe Methode uns nicht der Mühe überhebt, einen Gegenſtand, der einer beſondern Vergleichung unterworfen werden ſoll, von mehrern Seiten abzubilden, wird Jeder, der die Regeln der Perſpektive vollkommen inne hat, bei Vergleichung einer Zeichnung nach Albin's Methode leicht den Geſichtspunkt auffinden, aus welchem er ſeine Vergleichungen zu machen und die Verhältniſſe mit eben der Gewißheit zu beurtheilen hat, wie bei einer Zeichnung nach Camper's Manier, die überhaupt nur einer ungeübten Hand zur Nachbildung einzelner Theile zu empfehlen iſt. Denn die einfache Vorrichtung eines mit einem Bleiſtift verbundenen Winkelmeſſers reicht hier hin, von einem ſoliden Körper, wie z. B. einem Knochen, einen ſichern Umriß zu verfertigen, ſo wie ſich auch mit Hilfe einer aus einer einfachen Glasſcheibe beſtehenden und mit einem beweglichen, rohrartigen Abſehen verbundenen Camera clara die innern Verhältniſſe eines Gegenſtandes hinlänglich genau beſtimmen laſſen. Die Ueberzeugung, daß zur Vollkommenheit aller Umriſſe wie zu ihrem Verſtändniſſe die Kenntniß der Perſpektive unerläßlich iſt, muß uns auch die Unzulänglichkeit des Camper'ſchen Verfahrens klar machen.

„Dieſe Methode ſollte endlich einer noch mangelhafteren weichen, die dadurch, daß ſie mit Punkten, Linien und Winkeln operirt, Anſprüche auf geometriſche Beſtimmtheit der Verhältniſſe macht und uns zugleich auch die Reſultate der Vergleichungen zuzumeſſen unternimmt. Allein da hier alle Punkte eines runden Körpers, aus welchen die Linien gezogen ſind, nur willkürlich angenommen werden, aber keineswegs mit Beſtimmtheit anzugeben ſind und als auf einer Fläche liegend dargeſtellt werden, ſo iſt dieſe Art der Vergleichung auch nicht einmal auf Zeichnungen anwendbar, die nach ſolcher Methode verfertiget ſind, noch viel weniger zu Vergleichungen derſelben mit der Natur.

„Da aber eine Vergleichung organiſcher Körper nur in Bezug auf die Bedeutung der Verſchiedenheit gedacht werden kann und die allgemeine Beobachtung dahin ſchon feſt ſteht, daß ſich in der ganzen Natur nicht zwei Körper auffinden laſſen, die ſich in dem Grade wie zwei Abdrücke einer Form gleichen, ja in den höheren Organiſationen nicht ſelten die nächſten unmittelbaren Nachkommen größere Verſchiedenheiten zeigen als die entfernteren Glieder verwandter Geſchlechter, ſich auch nicht einmal

zwei Blätter eines Baumes vollkommen gleich sind, so ist nicht wohl zu begreifen, was durch ein solches Verfahren ausgemittelt werden soll. Diese Methode ist ebenso ungeschickt zum Nachzeichnen wie zum Vergleichen, da das Auge zum Messen der Verhältnisse nur der horizontalen und vertikalen Linie bedarf.

„Nicht weniger ungegründet ist die von einem andern Naturforscher ausgesprochene Meinung, daß die Dinge nicht nachzubilden seien, wie sie erscheinen, sondern wie sie an sich sind. Es ist schwer zu begreifen, was unter dieser Forderung nur verstanden werden soll, da die Rede von Abbildungen ist, die einzig anzuzeigen bestimmt sind, wie man sich die Gegenstände vorzustellen habe. Was die Dinge außer ihrer Erscheinung an sich sind, kann nicht wohl ein Gegenstand der bildlichen Darstellung sein. Sollte aber dadurch gefordert werden, zu zeigen, wie die Dinge in ihrem Zusammenhange äußerlich und innerlich zugleich betrachtet erscheinen, als seien sie durchsichtig, was auch durch Durchschnitte gezeigt werden kann, so stände dann auch diese Forderung unserer Methode, die Gegenstände in der Einheit ihres Charakters von einem Standpunkte aus betrachtet zu zeichnen, nicht entgegen.

„Da aber hier die Richtigkeit der Vergleichung die Vollkommenheit der Zeichnung voraussetzt, ja die Fähigkeit der ersteren auf das Vermögen der letzteren sich gewissermaßen gründet, so ist jedem Naturforscher die vollständigste Kenntniß von Licht und Schatten und den Linien- und Luftperspektiven unerläßlich, da man ohne den vollkommensten Besitz dieser Kenntnisse weder richtige mikroskopische Beobachtungen machen kann, indem diese keine Ueberzeugung durchs Getaste gestatten, noch irgend eine Abbildung richtig zu beurtheilen vermag. Die vollkommenste Kenntniß der Gesetze des Sehens, woraus hier das Wesen der Erscheinungen erkannt wird, und wodurch die Dinge ebenso zu unsern Sinnen sprechen, wie sie durch ihre der Außenwelt zugekehrten Sinne sich entwickelt haben, kann in der Naturforschung nicht als eine unwesentliche Aeußerlichkeit betrachtet und abgelehnt werden, da wir das Innere nur in der äußern Erscheinung aufzufassen vermögen, sowie dagegen auch die höhere Kunst ihr Ziel, der Darstellung Leben zu schaffen, niemals durch bloße Nachahmung der todten Form erreichen kann, wenn sie die Bedeutung der Formen nicht im Innern zu erfassen vermag.

„Um dieser Anforderung auf eine bequeme Weise zu ge-

II.

Hafis Nameh.

Buch Hafis.

Sei das Wort die Braut genannt,
Bräutigam der Geist!
Diese Hochzeit hat gekannt,
Wer Hafisen preist.

1.

Beiname.

Dichter.

Mahomet Schems-ed-din, sage,
Warum hat Dein Volk, das hehre,
Hafis Dich genannt?

II. Buch Hafis. Das dem Hafis gewidmete Buch. Dieser größte Lyriker der persischen Dichter, geboren zu Schiras am Anfang des 14. Jahrhunderts (des achten der Hedschra), hieß, wie der Anfang des nachfolgenden Gedichts ergiebt, Mahomet, mit dem Ehrennamen Schems-ed-din, d. i. Sonne des Glaubens, und dem Dichternamen Hafis, d. i. der Bewahrende, nämlich der den Koran im Gedächtniß Bewahrende. Die Kenntniß der Ueberſetzung ſeines Divan von Hammer (Stuttgart u. Tüb. 1812) war entſcheidend für Goethe's orientaliſche Studien und Dichtungen. Deshalb iſt mit Recht allein von allen Dichtern ihm, von dem Freiligrath ſagt:

„Der Tauſendmahn des Oſtens ſchäumet
In Deines Liedes goldnem Becher,"

ein ganzes Buch geweiht.

Das Motto iſt Umbildung des dem Divan des Hafis von Hammer vorgeſetzten Motto (aus der Gaſele 109 des Buchſtaben Dal):

nügen, empfehlen wir im Zeichnen wenig geübten Naturforſchern für kleine Gegenſtände die Camera lucida, wozu das kleinſte Stahlblättchen mit dem beſten Erfolg zu gebrauchen iſt, für größere Gegenſtände die Camera clara. Für große Objekte aber, die ſich nur in gewiſſer Ferne als ein Ganzes überſehen laſſen, wäre ein mit Netzfäden überſpannter Rahmen und ein mit einem unverrückbaren Abſehen beſetztes Zeichenbrett, auf dem ſich die dem Netzrahmen entſprechenden Quadrate in beliebiger Größe zum Zeichnen gezogen finden, allen andern Vorrichtungen vorzuziehen. Es bedarf wol kaum der Erwähnung, daß hier der Gegenſtand vollkommen richtig hinter dem Rahmen aufgeſtellt angenommen wird. Thiere unmittelbar nach dem Leben zu zeichnen, kann nur von geübter Hand unternommen werden. Weniger Geübten kann ein nach einer Abbildung gemachter Entwurf zur bequemeren Ausführung nach dem Leben dienen.

d'Alton."

Indem nun der Meiſter ausſpricht, was er von ſich ſelbſt und Seinesgleichen fordert, dabei aber nachſichtig die Jüngeren, Heranſtrebenden belehrt und ihnen techniſche Hilfsmittel zugeſteht, ja empfiehlt, betrachten wir ſeine beiden neuen Hefte mit abermaliger Bewunderung und wüßten, wenn wir unſern Beifall in Worte faſſen ſollten, nur das zu wiederholen, was wir von dem vorigen ausgeſprochen haben.

Wir ſehen hier die Raubthiere und Wiederkäuer ebenſo behandelt wie das Rieſenfaulthier und die Dickhäutigen. Der Künſtler ſetzt ſich an die Stelle der Natur und, was in dieſem Falle noch mehr iſt, an die Stelle der Muſeen und giebt uns Kenntniß von ihren in der Welt weit umher verbreiteten und zerſtreuten Schätzen.

Möge doch die Anerkennung ſo großer Verdienſte bei ſeiner fernern Arbeit dem unermüdeten Manne immer gegenwärtig ſein!

Das bei den Pachydermen ſchon eingeführte Geſpenſt der äußeren Geſtalt wird auch bei den Wiederkäuern, im höchſten Grad aber bei den fleiſchfreſſenden Thieren bedeutend, indem die Behaarung aller Körpertheile nach ihrem verſchiedenſten Charakter ausgedrückt iſt und zugleich als Grund dem Skelett zur Folie dient.

Tief eingreifend in Kunst und Wissenschaft wird diese Arbeit fortwirken, wie wir denn von vielfachen Betrachtungen nur eine hier berühren.

Schon im ersten Bande der Morphologie, S. 347,[1]) haben wir das Profil des äthiopischen Schweins (d'Alton's Pachydermen, Tab. XII. Fig. b) in Betrachtung gezogen und die vorragenden Augenhöhlen bei monstroser Stellung gegen das Hinterhaupt zu als ein Zeichen der Wildheit und Rohheit des Geschöpfes angesehen.

Es geschah dieses bei Gelegenheit, als wir von dem Schädel eines Urstiers zu sprechen hatten, an welchem die Augenkapseln weiter vorspringend und höher hinaufgerückt erschienen als an dem größten zahmen ungarischen Ochsen; einen verwandten Fall brachte uns die bildende Kunst entgegen.

An dem Elgin'schen Pferdekopf, einem der herrlichsten Reste der höchsten Kunstzeit, finden sich die Augen frei hervorstehend und gegen das Ohr gerückt, wodurch die beiden Sinne, Gesicht und Gehör, unmittelbar zusammenzuwirken scheinen und das erhabene Geschöpf durch geringe Bewegung sowol hinter sich zu hören als zu blicken fähig wird. Es sieht so übermächtig und geisterartig aus, als wenn es gegen die Natur gebildet wäre, und doch, jener Beobachtung gemäß, hat der Künstler eigentlich ein Urpferd geschaffen, mag er solches mit Augen gesehen oder im Geiste verfaßt haben; uns wenigstens scheint es im Sinne der höchsten Poesie und Wirklichkeit dargestellt zu sein.

Das Venetianische verliert wirklich dagegen und gerade dadurch, daß das Auge weiter vom Ohr, weiter vom Hinterhaupt abrückt, ob wir gleich nicht so gering von ihm denken als der englische Maler Haydon in seiner Comparaison entre la tête d'un des chevaux de Venise et la tête du cheval d'Elgin du Parthenon. Lond. 1818.

Ob seine Behauptung, das Athenienſische Pferd stimme in seinen Hauptteilen mit den ächten arabischen Racenpferden zusammen, richtig sei, wünschten wir von Herrn d'Alton, als dem kompetentesten Richter, bekräftigt zu sehen.

Sollte man nachlesen, was wir K. u. A., B. II. H. 2, S. 93, über beide Pferdeköpfe gesagt haben, so wird man es hier gleichfalls anwendbar finden. Gegenwärtig sind so manche Abgüsse dieses unschätzbaren Restes in Deutschland, daß Freunde der Kunst, der Natur und des Alterthums gar wohl das An-

[1]) Theil XXXIII. S. 283. — A. d. H.

ſchauen deſſelben ſich verſchaffen können; daß uns dadurch ein neuer Natur- und Kunſtgriff mitgetheilt werde, möchte unter Einſichtigen wol keine Frage ſein.

Das Sehen in ſubjektiver Hinſicht, von Purkinje. 1819.[1])

Den löblichen Gebrauch, bedeutende Schriften gleich zum erſten Mal in Gegenwart eines Schreibenden zu leſen und ſogleich Auszüge mit Bemerkungen, wie ſie im Geiſte erregt wurden, flüchtig zu diktiren, unterließ ich nicht bei obgenanntem Hefte und brachte kurſoriſch dieſe Angelegenheit bis gegen das Ende.

Meinem erſten Vorhaben, ausführlicher hierüber zu werden, muß ich zwar entſagen; den weitläufigen Auszug aus einer Schrift, die gegenwärtig in allen Händen iſt, leg' ich beiſeite und führe vom Text nur an, was Veranlaſſung zu den nächſten Bemerkungen gab, indeß ich noch gar manche, welche noch bedeutende Nacharbeiten gefordert hätten, gleichfalls zurücklaſſe, in Hoffnung, daß das gegenwärtig Mitgetheilte nicht ohne Wirkung bleiben werde.

Noch iſt zu bemerken, daß die Seitenzahl immer eine Stelle des Textes ankündige, in Klammern aber meine Bemerkungen eingeſchloſſen ſind.

S. 7. Jeder Sinn kann durch Beobachtung und Experimente ſowol in ſeinem Eigenleben als in ſeiner eigenthümlichen Reaktion gegen die Außenwelt aufgefaßt und dargeſtellt werden, jeder iſt gewiſſermaßen ein Individuum; daher die Spezifizität, das zugleich Fremde und Eigene in den Empfindungen.

[Das Anerkennen eines Neben-, Mit- und Ineinander-Seins und -Wirkens verwandter lebendiger Weſen leitet uns bei jeder Betrachtung des Organismus und erleuchtet den Stufenweg vom Unvollkommenen zum Vollkommenen.

Die wunderſame Erfahrung, daß ein Sinn an die Stelle des andern einrücken und den entbehrten vertreten könne, wird uns eine naturgemäße Erſcheinung, und das innigſte Geflecht der verſchiedenſten Syſteme hört auf, als Labyrinth den Geiſt zu verwirren.]

[1]) Verfaßt 1820–1821, veröffentlicht 1824. – K. v. H.

Der einzige Weg in dieser Forschung ist strenge sinnliche Abstraktion und Experimente am eigenen Organismus. Beide sind wichtige Zweige der physikalischen Kunst überhaupt und fordern eine eigene Richtung der Aufmerksamkeit, eine eigene und methodische Folge von Abhärtungen, Uebungen und Fertigkeiten. Es giebt Gegenstände der Naturforschung, die nur auf diesem Wege erwirt werden können, von denen wir außerdem kaum eine Ahnung hätten.

[Wir wünschen dem Verfasser Glück, daß er die Disposition, dieses Geschäft zu unternehmen und auf den hohen Grad durchzuführen, von der Natur empfangen, und erfreuen uns an der Versicherung, daß diese anhaltenden und bedenklichen Versuche seinem Organ keineswegs geschadet und daß er auch im ethischen Sinne sich auf alle Weise diesem Unternehmen gewachsen erzeigt. „Man muß tüchtig geboren sein, um ohne Kränklichkeit auf sein Inneres zurückzugeben." Gesundes Hineinblicken in sich selbst, ohne sich zu untergraben, nicht mit Wahn und Fabelei, sondern mit reinem Schauen in die unerforschte Tiefe sich wagen, ist eine seltene Gabe, aber auch die Resultate solcher Forschung für Welt und Wissenschaft ein seltenes Glück.

Wir danken dem Verfasser für seine kühne und wichtige Arbeit, eben wie wir das Verdienst trefflicher Reisenden anerkennen, welche jede Art von Entbehrung und Noth übernehmen, um uns dadurch einer gleichen Mühe und Qual zu überheben. Nicht ein Jeder hat nöthig, diese Versuche persönlich zu wiederholen, wie sich der wunderliche Wahn gerade im Physischen eingeschlichen hat, daß man Alles mit eignen Augen sehen müsse, wobei man nicht bedenkt, daß man die Gegenstände auch mit eignen Vorurtheilen sieht. Nichts aber ist nöthiger, als daß man lerne, eigenes Thun und Vollbringen an das anzuschließen, was Andere gethan und vollbracht haben: das Produktive mit dem Historischen zu verbinden.

Damit nun gerade dieses Büchlein um so mehr Zutrauen finde, so wollen wir ohne die Anmaßung, des Verfassers Arbeiten einer Prüfung zu unterwerfen, vielmehr das, worin wir, durch identische und analoge Erfahrungen geleitet, mit ihm völlig übereinstimmen, auf eine Weise hinzufügen, welche wir dem Zweck am Vortheilhaftesten glauben.]

S. 9. Ich habe einiges hierher Gehörige gefunden, was mir neu scheint, oder was wenigstens von mir mehr als anderswo ins Einzelne verfolgt wurde.

S. 10. Für jetzt beschränke ich mich nur auf den Gesichtssinn.

[Indem ein Naturfreund, der sich um alle Sinne bekümmert, sich auf einen Sinn beschränkt, wird er sich aufklärender Andeutungen ins Allgemeine nicht enthalten können, er wird nach mehreren Seiten hinweisen und das Entfernscheinende zu verknüpfen suchen. Daß er zuerst aus dem Gesichtssinne herauswirkt und ihn für diesmal zum Mittelpunkt der übrigen macht, ist mir um so viel erfreulicher, weil es auch gerade derjenige Sinn ist, durch welchen ich die Außenwelt am Verzüglichsten ergreife.]

S. 10. Die Licht-Schattenfigur des Auges.

[Hier gleich beim Eintritt begrüßen wir den Verfasser aufs Freundlichste, betheuernd vollkommene Uebereinstimmung mit seinen Ansichten, Einklang mit seiner Methode, Zusammentreffen mit Ziel und Zweck.

Auch wir betrachten Licht und Finsterniß als den Grund aller Chroageneſie, sind überzeugt, daß Alles, was innen ist, auch außen sei, und daß nur ein Zusammentreffen beider Wesenheiten als Wahrheit gelten dürfe.]

S. 11. Ich stelle mich mit geschlossenen Augen in hellen Sonnenschein, das Angesicht senkrecht gegen die Sonne. Nun fahre ich mit gestreckten, etwas aus einander gehaltenen Fingern vor den Augen hin und her, daß sie abwechselnd beschattet und beleuchtet werden. Auf dem sonst bei der bloßen Schließung der Augenlider vorhandenen gleichmäßig gelbrothen Gesichtsfelde erscheint nun eine schöne regelmäßige Figur, die sich jedoch anfangs sehr schwer fixiren und näher bestimmen läßt, bis man sich nach und nach in ihr mehr orientirt.

[Da ich bei vieljähriger Forschung über die innigste Entstehung und über das ausgebreitete Erscheinen der Farbenwelt meine Augen nicht geschont, so sind mir manche Phänomene, welche der Verfasser deutlich entwickelt und in Ordnung aufstellt, jedoch nur zufällig und wankend, vorgekommen. Auch gegenwärtig, da ich diesem edlen Sinn nichts Außerordentliches mehr zumuthen darf, finde ich mich keineswegs berufen, dergleichen Versuche abermals vorzunehmen und durch eigne Erfahrungen zu bestätigen, sondern beruhige mich gern bei seinem glaubwürdigen zusammenhängenden Vortrag. Da jedoch, wie er selbst versichert und ich auch überzeugt bin, diese Phänomene als allgemeine Bedingung des Sehens zu betrachten sind, so wird es an Personen nicht fehlen, die dergleichen entweder schon

gewahr geworden oder, in der Folge sie zufällig, vielleicht auch vorsätzlich gewahr werdend, diese so schön sich ausbildende Lehre immer mehr sicherstellen.

Und so können wir denn auch vorläufig gedenken, daß der rühmlich bekannte Hofkupferstecher Herr Schwerdgeburth gleichfalls ein empfängliches Auge hat, dergleichen Erscheinungen leicht und öfters gewahr zu werden. Sie setzten ihn sonst in Furcht, als ob das einem Jeden und ihm besonders höchst werthe Organ dadurch gefährdet sei. Nun aber nahm er Theil an den beruhigenden Purkinje'schen Erfahrungen, er zeichnete die Phänomene, wie sie ihm gewöhnlich vorschweben. Ich habe das Blatt zu gelegentlicher Vergleichung der Purkinje'schen Tafel beigefellt.]

S. 37. Nun sei mir erlaubt, die Analogie der dargestellten Phänomene mit anderen Naturerscheinungen aufzuzeigen. So lange eine Beobachtung im Reiche der Naturkunde isolirt steht, so lange sie nicht in mehrfache Beziehungen zu andern mehr oder weniger wichtigen Erfahrungen und Anwendungen gekommen ist und durch Einwirken in das übrige System eine Art Charakter und Rang erworben hat, ist sie immer in Gefahr, längere Zeit ganz unbeachtet zu bleiben oder, wenn sie sich anfangs durch eine neue Erscheinungsweise aufgedrungen hat, wieder in Vergessenheit zu gerathen. Nur wenn im ununterbrochenen Entwickelungsgange des Wissens die ihr nächst verwandten Gegenstände mehrfach auf sie deuten und sie endlich in die ihr gebührende Stelle aufnehmen, erst dann wird sie in dem ihr zukommenden Lichte der Wissenschaft stehen, um nie wieder in die Finsterniß der Verborgenheit zurückzukehren.

[Wir sagen dem Verfasser aufrichtigsten Dank, daß er diese köstlichen Worte so frei und treulich ausspricht; ohne Befolgung des Sinnes derselben blüht kein Heil in unserer Wissenschaft.

Zwei Behandlungsarten dagegen sind zu Hinderniß und Verspätung die traurigsten Werkzeuge: entweder man nähert und verknüpft himmelweit entfernte Dinge in düsterer Phantasie und witziger Motivik, oder man vereinzelt das Zusammengehörige durch zersplitternden Unverstand, bemüht sich, nah verwandte Erscheinungen zu sondern, jeder ein eigen Gesetz unterzulegen, woraus sie zu erklären sein soll.

Fern bleibe von uns dieses falsche Beginnen, halten wir aber um desto mehr zusammen, weil wir es Andern keineswegs untersagen können.]

S. 38. Die beschriebenen Figuren im Inneren des Auges

wecken in mir unwiderleblich die Erinnerung an die Chladni'schen Klangfiguren, und zwar vorzüglich an ihre primäre Form. Ich unterschiede nämlich bei diesen, ebenso wie ich oben die verschiedenen Ordnungen der Würfelfelder als primäre, die aus ihrer wechselseitigen Beschränkung entstehenden Linien als sekundäre Formen unterschied, auch bei den Chladni'schen Figuren primäre und sekundäre Gestaltungen. Die ersteren werden durch die bewegten Stellen des tonenden Körpers, die anderen durch die ruhenden konstituirt. Mit letzteren hat sich vorzüglich Chladni beschäftigt.

[Wenn wir vorher im Allgemeinen mit dem Verfasser vollkommen übereinstimmten, so freuen wir uns gar sehr, in besonderer Anwendung gleichfalls mit ihm zusammenzutreffen.

Im dritten Hefte unserer Mittheilungen zur Naturlehre, Seite 167,[1]) konnten wir bei Behandlung der entoptischen Erscheinungen uns nicht enthalten, sie den Chladni'schen Tonfiguren zu vergleichen. Da wir nun die große Aehnlichkeit beider ausgesprochen, so geben wir gern zu, daß im Auge ein Analogon vorgehe, und wir drücken uns darüber folgendermaßen aus: Alles, was den Raum füllt, nimmt, insofern es feldescirt, sogleich eine Gestalt an; diese regelt sich mehr oder weniger und hat gegen die Umgebung gleiche Bezüge mit andern gleichgestalteten Wesen. Wenn nun die Chladni'schen Figuren nach eingewirkter Bewegung erst schweben, beben, oscilliren und dann sich beruhigen, so zeigt der entoptische Nubus gleiche Empfindlichkeit gegen die Wirkung des Lichts und die atmosphärische Gegenwirkung.

Wagen wir noch einen Schritt und sprechen: Das entoptische Glas, welches wir ja auch als Linse darstellen können, vergleicht sich dem Auge; es ist ein fein getrübtes Wesen, sensibel für direkten und obliquen Widerschein und zugleich für die zartesten Uebergänge empfindlich. Die Achtfigur im Auge deutet auf das Aehnliche; sie zeigt ein organisches Kreuz, welches hervorzubringen Hell und Dunkel abwechseln müssen. Noch nähere Verhältnisse werden sich entdecken.]

S. 43. Ueberall, wo entgegengesetzte, kontinuirlich wirkende Kräfte einander beschränken, entsteht im Wechselsiege der einen über die andere Periodismus in der Zeit, Oscillation im Raume; jener als Vorherrschen der einen Kraft über die andere in verschiedenen Momenten, diese wegen Ueberwiegen der einen und Zurücktreten der andern an verschiedenen Orten, so daß auch bei

[1]) „Zur Naturwissenschaft überhaupt". Abschnitt XXX. „Chladni's Tonfiguren". — L. d. H.

einer scheinbaren äußeren Ruhe dennoch die innigste Bewegung in und zwischen den Begrenzungspunkten stattfinden kann.

S. 92. Die Blendungsbilder.

Es ist ein unabweisbarer Glaube des Naturforschers, daß einer jeden Modifikation des Subjektiven innerhalb der Sinnensphäre jedesmal eine im Objektiven entspreche. Gewiß sind die Sinne die feinsten und erregbarsten Messer und Reagenten der ihnen gehörigen Qualitäten und Verhältnisse der Materie [Hört!], und wir müssen innerhalb des individuellen Kreises des Organismus ebenso die Gesetze der materiellen Welt erforschen, wie der Physiker äußerlich durch mannichfaltigen Apparat.

Könnte das Subjektive alle Materie so innig oder noch inniger durchdringen, wie es die Nervenmasse durchdrungen hält, so würden wahrscheinlich unzählbare neue höchst zarte Modifikationen derselben zur Erscheinung kommen, von denen man es jetzt kaum wagen möchte, eine Ahnung zu fassen.

S. 103. Das Blendungsgebild verhält sich gegen das äußere Licht wie ein trübes Mittel, was aber in gehöriger Finsterniß selbst leuchtend ist.

[Hier, wo die Blendungsbilder zur Sprache kommen, ist wol billig dessen zu gedenken, was hierüber Goethe in seinem Entwurf der Farbenlehre, und zwar in dessen erster Abtheilung, durchaus, besonders aber §. 23 u. f. f. von gesunden Augen, §. 121 u. f. w. aber von krankhaften umständlich angezeigt hat.]

S. 145. Einheit beider Gesichtsfelder. Doppelsehen.

[Aus eigner Erfahrung kann ich Folgendes anführen und vorschlagen. Man nehme irgend ein Rohr vor das eine Auge und schaue damit, indem man das andere offen behält, gegen einen Stern, so wird man ihn nur einfach erblicken. Nun wende man das Rohr von dem Stern ab, so wird derselbe dem freien Auge gleichfalls einfach erscheinen. Nun führe man das Rohr sachte gegen den Stern zu, und es wird derselbe auch am Rande des Gesichtsfeldes abermals und also doppelt erscheinen. Wenn man diese Operation vorsichtig macht, so kann man das doppelte Bild ziemlich weit von einander bringen und in das Gesichtsfeld des Rohres auffassen, wobei man in dem Wahne steht, man sehe sie beide wirklich durch das Rohr. Es dauert aber nicht lange, so ziehen sie gegen einander und decken sich. Schließt man zur Zeit, wo man den Stern doppelt durchs Rohr zu sehen glaubt, das äußere Auge, so verschwindet ganz natürlich die Doppelerscheinung, und nur der eine Stern ist sichtbar.

Da ich von Jugend auf meine Augen ſehr leicht in den Zuſtand des Schielens verſetzen kann, ſo ergetzte ich mich manchmal an folgendem Phänomen. Ich ſtellte eine Kerze vor mich hin, und, die Augen ins Schielen gewendet, ſah ich zwei, welche ich, ſo lange mir beliebte, auseinanderhalten konnte. Nun aber nahm ich zwei Kerzen und ſah daher, ſie anſchielend, vier. Dieſe konnte ich jedoch nicht auseinanderhalten, denn die zwei mittlern bewegten ſich gegen einander und deckten ſich gar bald, ſo daß ich nunmehr drei ſah, deren Beſchauung ich nach Belieben verlängern konnte.]

S. 149. Ich denke mir die Möglichkeit dieſer Erſcheinung auf folgende Weiſe. Jedes Auge kann, ſo lange das Bewußtſein ganz in deſſen beſondere Begrenztheit verſunken iſt, als ein eigenes Individuum genommen werden, welches in Beziehung auf die Außenwelt ſein Vornen, Oben und Unten, ſein Links und Rechts hat. Daſſelbe gilt von dem Taſtſinne. Alle dieſe Begriffe aber ſind relativ und gelten nur in Rückſicht des Subjekts und ſeines räumlichen Verhältniſſes zum Objekte.

[Das räumliche Verhältniß des Subjekts zum Objekte iſt durchaus von der größten Bedeutung. Hierher gehört das Phänomen, daß eine Erbſe zwiſchen kreuzweis gelegten Fingern einer Hand doppelt empfunden wird, und fällt dieſe Erſcheinung mit dem Schielen völlig zuſammen. Nun hat jeder Finger ſein Rechts und Links, ſein Hüben und Drüben, welches zugleich der ganzen Hand angehört. Wenn alſo der eine Finger die Kugel an der linken Seite fühlt, der andere aber an der rechten Seite, ſo iſt es keine Täuſchung, ſondern es deutet ganz eigentlich konſequente Bildung des Subjekts zum Objekt an, ohne welche das erſtere letzteres keineswegs faſſen noch mit ihm in Verbindung treten könnte.

Eine unnatürliche Richtung gegen die Außenwelt anderer Art iſt auch hier, da beſonders vom ſubjektiven Sehen die Rede iſt, zu bemerken. Wenn man, auf einer Höhe ſtehend, bei klarem Himmel einen weiten Geſichtskreis überſieht, ſo blicke man alsdann niedergebückt durch die Füße oder lehne ſich über irgend eine Erderhöhung hinterwärts und ſchaue ſo, in beiden Fällen gleichſam auf dem Kopf ſtehend, nach der Gegend, ſo wird man ſie in der allerhöchſten Farbenpracht erblicken, wie nur auf dem ſchönſten Bilde des geübteſten, trefflichſten Malers, übrigens nicht etwa umgekehrt, ſondern völlig wie beim aufrechten Stande, nur, glaub' ich mich zu erinnern, etwas in die Breite gezogen.]

S. 166. Das Nachbild. Imagination, Gedächtniß des Gesichtssinnes.

S. 167. Das Nachbild ist genau von dem Blendungsbilde zu unterscheiden. Das Nachbild wird nur durch freie Thätigkeit längere Zeit festgehalten und verschwindet, sobald der Wille nachläßt, kann aber von demselben wieder hervorgerufen werden; das Blendungsbild schwebt unwillkürlich dem Sinne vor, verschwindet und erscheint wieder aus objektiven Gründen.

S. 168. Besonders lebhaft ist das Nachbild bei erhöhter Seelenthätigkeit; das Blendungsbild hingegen pflegt bei nervöser Stimmung in allbenischem Zustande länger nachzuhalten und verschwindet desto schneller, je energischer das Organ vom Leben durchströmt wird.

S. 169. Ich glaube, daß man durch Uebung, indem man nach ergreifender Anschauung des Gegenstandes das Nachbild immer länger und inniger festhielte, dasselbe wol der den Sinn befangenden Realität des Urbildes nahe bringen könnte, welche Uebung als Vorbildung des Gedächtnisses und der Einbildungskraft nicht unwichtig sein dürfte.

S. 170. Zunächst diesem ließe sich behaupten, daß Gedächtniß und Einbildungskraft in den Sinnesorganen selbst thätig sind, und daß jeder Sinn sein ihm eigenthümlich zukommendes Gedächtniß und Einbildungskraft besitze, die, als einzelne begrenzte Kräfte, der allgemeinen Seelenkraft unterworfen sind.

[Von der Produktivität solcher innern vor die Augen gerufenen Bilder bliebe mir Manches zu erzählen. Ich hatte die Gabe, wenn ich die Augen schloß und mit niedergesenktem Haupte mir in der Mitte des Sehorgans eine Blume dachte, so verharrte sie nicht einen Augenblick in ihrer ersten Gestalt, sondern sie legte sich aus einander, und aus ihrem Innern entfalteten sich wieder neue Blumen aus farbigen, auch wol grünen Blättern; es waren keine natürliche Blumen, sondern phantastische, jedoch regelmäßig wie die Rosetten der Bildhauer. Es war unmöglich, die hervorquellende Schöpfung zu fixiren, hingegen dauerte sie so lange, als mir beliebte, ermattete nicht und verstärkte sich nicht. Dasselbe kennt' ich hervorbringen, wenn ich mir den Fierrath einer buntgemalten Scheibe dachte, welcher denn ebenfalls aus der Mitte gegen die Peripherie sich immerfort veränderte, völlig wie die in unsern Tagen erst erfundenen Kaleidoskope. Ich erinnere mich nicht, inwiefern bei dieser regelmäßigen Bewegung eine Zahl zu bemerken gewesen, vermuthlich

Hafis.

Ich ehre,
Ich erwidre Deine Frage.
Weil in glücklichem Gedächtniß
Des Korans geweiht Vermächtniß
Unverändert ich verwahre
Und damit so fromm gebahre,
Daß gemeinen Tages Schlechtniß
Weder mich noch Die berühret,
Die Prophetenwort und -Samen
Schätzen, wie es sich gebühret;
Darum gab man mir den Namen.

Dichter.

Hafis, drum, so will mir scheinen,
Möcht' ich Dir nicht gerne weichen;
Denn, wenn wir wie Andre meinen,
Werden wir den Andern gleichen.
Und so gleich' ich Dir vollkommen,
Der ich unsrer heil'gen Bücher
Herrlich Bild an mich genommen,
Wie auf jenes Tuch der Tücher
Sich des Herren Bildniß drückte,
Mich in stiller Brust erquickte,
Trotz Verneinung, Hindrung, Raubens,
Mit dem bessern Bild des Glaubens.

„Keiner hat noch Gedanken
Wie Hafis entschleiert.
Seit die Locken der Wortbraut
Sind gekräuselt worden."

Vergl. dazu Hammer's Hafis, I. 308. Note 4.

1. Beiname, gedichtet zu Berka den 28. Juni 1814 und zuerst als Nr. VI. S. IX. des Damen-Taschenb. a. d. J. 1817 gedruckt. — Vergl. Abschnitt Hafis in Goethe's Noten und das eben unter II. Buch Hafis Gesagte. Hafis, dem Auswendigwisser des Koran, stellt sich der westliche Dichter als bibelfest zur Seite. Von seiner Bibelkenntniß geben alle seine Schriften durch ihre von biblischen Elementen gesättigte Sprache Kunde. Goethe war, wie es im 1. Gesange seines „Hermann" heißt, „vom hohen Werthe der heiligen Schriften durchdrungen" und in einem Gedichte vom 24. Dezember 1814 vergleicht er sich den heiligen drei Königen:

aber bezog ſie ſich auf den Achtſtrahl; denn nicht weniger Blätter hatten die oben gemeldeten Blumen. Mit andern Gegenſtänden fiel mir nicht ein, den Verſuch zu machen; warum aber dieſe bereitwillig von ſelbſt hervortraten, mochte darin liegen, daß die vieljährige Betrachtung der Pflanzenmetamorphoſe ſowie nachheriges Studium der gemalten Schemen mich mit dieſen Gegenſtänden ganz durchdrungen hatte; und hier tritt hervor, was Herr Purkinje ſo bedeutend anregt. Hier iſt die Erſcheinung des Nachbildes, Gedächtniß, produktive Einbildungskraft, Begriff und Idee, Alles auf einmal im Spiel und manifeſtirt ſich in der eignen Lebendigkeit des Organs mit vollkommener Freiheit ohne Vorſatz und Leitung.

Hier darf nun unmittelbar die höhere Betrachtung aller bildenden Kunſt eintreten; man ſieht deutlicher ein, was es heißen wolle, daß Dichter und alle eigentliche Künſtler geboren ſein müſſen. Es muß nämlich ihre innere produktive Kraft jene Nachbilder, die im Organ, in der Erinnerung, in der Einbildungskraft zurückgebliebenen Idole freiwillig, ohne Vorſatz und Wollen lebendig hervortun, ſie müſſen ſich entfalten, wachſen, ſich ausdehnen und zuſammenziehn, um aus flüchtigen Schemen wahrhaft gegenſtändliche Weſen zu werden.

„Wie beſonders die Alten mit dieſen Idolen begabt geweſen ſein müſſen, läßt ſich aus Demokrit's Lehre von den Idolen ſchließen. Er kann nur aus der eignen lebendigen Erfahrung ſeiner Phantaſie darauf gekommen ſein."

Je größer das Talent, je entſchiedener bildet ſich gleich anfangs das zu producirende Bild. Man ſehe Zeichnungen von Raphael und Michel Angelo, wo auf der Stelle ein ſtrenger Umriß das, was dargeſtellt werden ſoll, vom Grunde losloſt und körperlich einfaßt. Dagegen werden ſpätere, obgleich treffliche Künſtler auf einer Art von Taſten ertappt; es iſt öfters, als wenn ſie erſt durch leichte, aber gleichgültige Züge aufs Papier ein Element erſchaffen wollen, woraus nachher Kopf und Haar, Geſtalt und Gewand und was ſonſt noch wie aus dem Ei das Hühnchen ſich bilden ſolle. Von noch ſpäteren Künſtlern finden ſich wunderbare Beiſpiele. Ich beſitze eine verdienſtvolle Federzeichnung, wo bei Anbetung der Hirten Mutter und Kind, Joſeph und die Schäfer, ja Ochs und Eſel doppelt und dreifach durch einander ſpielen. Doch muß man geſtehen, daß ein geiſtreicher Künſtler mit Geſchmack bei dieſer Gelegenheit verfahren und den vorſchwebenden Traum ſo gut als möglich zu fixiren

gesucht. Und so wird sich immer die Entschiedenheit des eingebornen Talents gegen die Velleität eines Dilettanten beweisen, und man sieht daher, wie höchst Recht jene Kunstlehrer haben, welche das Skizziren verwerfen und den scharfen Federumriß einer weichlichen Kreidezeichnung vorziehen. Alles kommt darauf an, das Eigenleben des Auges und der korrespondirenden Finger zu der entschiedensten verbündeten Wirksamkeit heranzusteigern.]

Ernst Stiedenroth, Psychologie zur Erklärung der Seelenerscheinungen. Erster Theil. Berlin 1824.[1])

Von je her zählte ich unter die glücklichen Ereignisse meines Lebens, wenn ein bedeutendes Werk gerade zu der Zeit mir in die Hand kam, wo es mit meinem gegenwärtigen Bestreben übereinstimmte, mich in meinem Thun bestärkte und also auch förderte. Oft fanden sich dergleichen aus höherem Alterthume; gleichzeitige jedoch waren die wirksamsten; denn das Allernächste bleibt doch immer das Lebendigste.

Nun begegnet mir dieser angenehme Fall mit obgenanntem Buche. Es langt bei mir durch die Geneigtheit des Verfassers zeitig an und trifft mich gerade in dem Augenblick, da ich die Bemerkungen über Purkinje, die schon mehrere Jahre bei mir gelegen, endlich zum Druck absende.

Die Philosophen vom Fach werden das Werk beurtheilen und würdigen; ich zeige nur kürzlich an, wie es mir damit ergangen.

Wenn man sich einen Zweig denkt, der, einem sanft hinabgleitenden Bache überlassen, seinen Weg so genöthigt als willig verfolgt, vielleicht von einem Stein augenblicklich aufgehalten, vielleicht in irgend einer Krümmung einige Zeit verweilend, sodann aber, von der lebendigen Welle fortgetragen, immer wieder unaufhaltsam im Zuge bleibt, so vergegenwärtigt man sich die Art und Weise, wie die folgerechte und folgenreiche Schrift auf mich gewirkt.

Der Verfasser wird am Besten einsehen, was ich eigentlich damit sagen wollte; denn schon früher habe ich an mancher Stelle den Unmuth geäußert, den mir in jüngeren Jahren die

[1]) 1824. — A. d. H.

Lehre von den untern und obern Seelenkräften erregte. In dem menſchlichen Geiſte ſowie im Univerſum iſt nichts oben noch unten, Alles fordert gleiche Rechte an einen gemeinſamen Mittelpunkt, der ſein geheimes Daſein eben durch das harmoniſche Verhältniß aller Theile zu ihm manifeſtirt. Alle Streitigkeiten der Aeltern und Neuern bis zur neuſten Zeit entſpringen aus der Trennung deſſen, was Gott in ſeiner Natur vereint hervorgebracht. Recht gut wiſſen wir, daß in einzelnen menſchlichen Naturen gewöhnlich ein Uebergewicht irgend eines Vermögens, einer Fähigkeit ſich hervorthut, und daß daraus Einſeitigkeiten der Vorſtellungsart nothwendig entſpringen, indem der Menſch die Welt nur durch ſich kennt und alſo, naiv anmaßlich, die Welt durch ihn und um ſeinetwillen aufgebaut glaubt. Daher kommt denn, daß er ſeine Hauptfähigkeiten an die Spitze des Ganzen ſetzt, und was an ihm das Mindere ſich findet, ganz und gar ableugnen und aus ſeiner eignen Totalität hinausſtoßen möchte. Wer nicht überzeugt iſt, daß er alle Manifeſtationen des menſchlichen Weſens, Sinnlichkeit und Vernunft, Einbildungskraft und Verſtand, zu einer entſchiedenen Einheit ausbilden müſſe, welche von dieſen Eigenſchaften auch bei ihm die vorwaltende ſei, der wird ſich in einer unerfreulichen Beſchränkung immerfort abquälen und niemals begreifen, warum er ſo viele hartnäckige Gegner hat, und warum er ſich ſelbſt ſogar manchmal als augenblicklicher Gegner aufſtößt.

So wird ein Mann, zu den ſogenannten exakten Wiſſenſchaften geboren und gebildet, auf der Höhe ſeiner Verſtandesvernunft nicht leicht begreifen, daß es auch eine exakte ſinnliche Phantaſie geben könne, ohne welche doch eigentlich keine Kunſt denkbar iſt. Auch um denſelben Punkt ſtreiten ſich die Schüler einer Gefühls- und Vernunftsreligion; wenn die letzteren nicht eingeſtehen wollen, daß die Religion vom Gefühl anfange, ſo wollen die erſten nicht zugeben, daß ſie ſich zur Vernünftigkeit ausbilden müſſe.

Dies und dergleichen ward bei mir durch obgemeldetes Werk erregt. Jeder, der es lieſt, wird auf ſeine Weiſe Vortheil davon haben, und ich kann erwarten, daß bei näherer Betrachtung es noch oft mir als Text zu mancher glücklichen Note Gelegenheit geben werde.

Hier eine Stelle, wo sich das Gebiet des Denkens unmittelbar an das Feld des Dichtens und Bildens anschließt, wohin wir oben einige Blicke gewagt haben.

„Es geht aus dem Bisherigen hervor, daß das Denken Reproduktion voraussetzt. Die Reproduktion richtet sich nach der jedesmaligen Bestimmtheit der Vorstellung. Auf der einen Seite wird daher für ein tüchtiges Denken eine hinreichend scharfe Bestimmtheit der gegenwärtigen Vorstellung vorausgesetzt, auf der andern Reichthum und angemessene Verbindung des zu Reproducirenden. Diese Verbindung des zu Reproducirenden, wie sie für das Denken taugt, wird selbst großentheils erst im Denken gestiftet, wiefern aus Mehrerem das Entsprechende eine besondere Verbindung durch das nähere Verhältniß seines Inhalts eingeht. Das tüchtige Denken in jeder Weise wird daher ganz abhängen von der Zweckmäßigkeit der Reproduktion, deren man fähig ist. Wer in dieser Hinsicht nichts Rechtes verrichtig hat, der wird nichts Rechtes leisten. Wessen Reproduktionen dürftig sind, der wird Geistesarmuth zeigen; wessen Reproduktionen einseitig sind, der wird einseitig denken; wessen Reproduktionen ungeordnet und verworren sind, der wird den hellen Kopf vermissen lassen, und so im Uebrigen. Das Denken also macht sich nicht etwa aus Nichts, sondern es setzt eine hinreichende Vorbildung, Vorverbindung und da, wo es Denken im engern Sinn ist, eine der Sache entsprechende Verbindung und Ordnung der Vorstellungen voraus, wobei sich die erforderliche Vollständigkeit von selbst versteht." Stiedenroth, Psychologie, S. 140.

Ueber Mathematik und deren Mißbrauch,

sowie das periodische Vorwalten einzelner wissenschaftlicher Zweige.

Das Recht, die Natur in ihren einfachsten, geheimsten Ursprüngen sowie in ihren offenbarsten, am Höchsten auffallenden Schöpfungen auch ohne Mitwirkung der Mathematik zu betrachten, zu erforschen, zu erfassen, mußte ich mir, meine Anlagen und Verhältnisse zu Rathe ziehend, gar früh schon anmaßen. Für mich habe ich es mein Leben durch behauptet,

Was ich dabei geleiſtet, liegt vor Augen; wie es Andern frommt, wird ſich ergeben.

Ungern aber habe ich zu bemerken gehabt, daß man meinen Beſtrebungen einen falſchen Sinn untergeſchoben hat. Ich hörte mich anklagen, als ſei ich ein Widerſacher, ein Feind der Mathematik überhaupt, die doch Niemand höher ſchätzen kann als ich, da ſie gerade das leiſtet, was mir zu bewirken völlig verſagt worden. Hierüber möchte ich mich gern erklären und wähle dazu ein eignes Mittel, ſolches durch Wort und Vortrag anderer, bedeutender und namhafter Männer zu thun.

I.

D'Alembert.

„Was die mathematiſchen Wiſſenſchaften betrifft, ſo muß uns ihre Natur und ihre Vielzahl keineswegs imponiren.

„Der Einfalt ihres Gegenſtandes ſind ſie vorzüglich ihre Gewißheit ſchuldig. Sogar muß man bekennen, daß, da die verſchiedenen Theile der Mathematik nicht einen gleich einfachen Gegenſtand behandeln, alſo auch eine eigentliche Gewißheit, diejenige nämlich, welche auf nothwendig wahren und durch ſich ſelbſt evidenten Prinzipien beruht, allen dieſen Abtheilungen weder gleich noch auf gleiche Weiſe zukommt. Mehrere derſelben, an phyſiſche Prinzipien ſich lehnend, d. h. an Erfahrungswahrheiten oder bloße Hypotheſen, haben, ſo zu ſagen, nur eine Erfahrungsgewißheit oder eine bloße Vorausſetzung. Um alſo genau zu ſprechen, ſind nur diejenigen Abtheilungen, welche die Berechnung der Größen und allgemeinen Eigenſchaften des Raumes behandeln, d. h. die Algebra, die Geometrie, die Mechanik, diejenigen, welche man als mit dem Stempel der Evidenz beglaubigt anſehen kann. Sogar iſt in dem Lichte, das dieſe Wiſſenſchaften unſerm Geiſte verleihen, eine Art Abſtufung und einige Schattirung zu beobachten. Je weiter der Gegenſtand iſt, den ſie umfaſſen, auf eine allgemeine und abſtrakte Weiſe betrachten, deſto mehr ſind ihre Prinzipien von Wolken frei. Deshalb die Geometrie einfacher iſt als die Mechanik und beide einfacher als die Algebra.

„Man wird alſo wol darin übereinkommen, daß die ſämmt-

lichen mathematischen Kenntnisse nicht auf gleiche Weise den Geist befriedigen. Schreiten wir weiter und untersuchen ohne Vorliebe, worauf denn eigentlich diese Kenntnisse sich beschränken! Bei dem ersten Anblick fürwahr erscheinen sie in sehr großer Zahl und sogar gewissermaßen unerschöpflich; betrachtet man sie aber alle beisammen und nimmt eine philosophische Zählung vor, so bemerkt man, daß wir lange nicht so reich sind, als wir glaubten. Ich spreche hier nicht von der geringen Anwendung, von dem wenigen Gebrauch, den man von diesen Wahrheiten machen kann, — dies wäre vielleicht ein sehr schwaches Argument, das man gegen diese Wahrheiten aufstellen könnte; ich rede von diesen Wahrheiten an sich selbst betrachtet. Was wollen denn die meisten dieser Axieme bedeuten, worauf die Geometrie so stolz ist? Sie sind eigentlich nur der Ausdruck einer einfachen Idee durch zwei verschiedene Zeichen oder Worte. Derjenige, der sagt, daß 2 mal 2 4 sei, hat der mehr Kenntniß als Derjenige, welcher sagen möchte, 2 mal 2 ist 2 mal 2? Die Ideen des Ganzen, der Theile, des Größeren, des Kleineren, sind sie nicht, eigentlich zu reden, dieselbe einfache und einwohnende Idee, indem man die eine nicht haben kann, ohne daß die übrigen alle sich zu gleicher Zeit darstellen? Schon haben einige Philosophen bemerkt, daß wir gar manchen Irrthum dem Mißbrauch der Worte verdanken. Ist es vielleicht derselbige Mißbrauch, woher die Axiome sich ableiten? Uebrigens will ich hierdurch den Gebrauch derselben nicht durchaus verdammen; nur wünsche ich, bemerklich zu machen, worauf er sie einschränkt. Dadurch sollen nämlich die einfachen Ideen uns durch Gewohnheit mehr eigen werden, damit sie uns mehr bei der Hand seien, wenn wir sie auf verschiedene Weise zu brauchen denken. Ich sage fast ebendasselbe, obgleich mit schicklichen Einschränkungen, von den mathematischen Theoremen. Ohne Vorurtheil betrachtet, schmelzen sie zu einer sehr kleinen Zahl ursprünglicher Wahrheiten zusammen. Man unterziehe eine Folge von geometrischen Propositionen, die eine aus der andern hergeleitet ist, so daß zwei nachbarliche Sätze sich unmittelbar und ohne Zwischenraum berühren, so wird man gewahr werden, daß sie alle zusammen nur die erste Proposition sind, die sich, so zu sagen, in stetiger Folge, nach und nach in dem Uebergang einer Konsequenz zur andern entstellt, die aber doch eigentlich durch diese Verkettung nicht vermannichfaltigt werden ist, sondern nur sich verschiedenen Formen bequemt hat. Es ist ungefähr, als

wenn man einen ſolchen Satz durch eine Sprache ausdrücken wollte, die ſich unmerklich von ihrem Urſprung entfernt hat, und daß man ihn nach und nach auf verſchiedene Weiſe darſtellte, welche die verſchiedenen Zuſtände, durch welche die Sprache gegangen iſt, bezeichnete. Einen jeden dieſer Zuſtände würde man in ſeinem unmittelbaren Nachbar wiedererkennen, aber in weiterer Entfernung würde man ihn nicht mehr anerkennen, ob er gleich immer von dem nächſtvorhergehenden Zuſtande abhängt, wie denn auch immer dieſelbige Idee ausgedrückt werden ſollte. Ebenſo kann man die Verkettung mehrerer geometriſcher Wahrheiten als Ueberſetzungen anſehen, mehr oder weniger verſchieden, mehr oder weniger verflochten, aber immer denſelbigen Satz, oft dieſelbe Hypothese ausdrückend. Dieſe Ueberſetzungen ſind übrigens ſehr vortheilhaft, weil ſie uns befähigen, von dem Theorem, das ſie ausſprechen, den verſchiedenſten Gebrauch zu machen, Gebrauch, mehr oder weniger ſchätzenswerth nach dem Maßſtab ſeiner Wichtigkeit und Ausdehnung. Geben wir aber auch einer ſolchen mathematiſchen Ueberſetzung eines Grundſatzes einen wirklichen Werth zu, ſo muß man doch anerkennen, daß dieſes Verdienſt urſprünglich der Propoſition ſelbſt einwohnt. Dies nun lehrt uns empfinden, wie viel wir den erfindenden Geiſtern ſchuldig ſind, welche, einige jener Grundwahrheiten entdeckend, die als Quelle, als Originale von manchen andern gelten, die Geometrie wirklich bereichert und ihren Beſitz erweitert haben."

II.

Le Globe, Nr. 104. S. 325.

Traité de Physique par Despretz.

„Die Werke des Herrn Biot haben in Frankreich nicht wenig dazu beigetragen, die Wiſſenſchaften auf mathematiſche Weiſe zu behandeln. Und gewiß bleibt das phyſikaliſche Werk dieſes Verfaſſers ein vorzügliches, und die Theorien der Akuſtik und Elektrizität ſind Meiſterſtücke der Darlegung und des Stils.

„Zugleich aber muß man bekennen, daß in dieſem Buche

eine Vorliebe für den Calcul, ein Mißbrauch der Mathematik herrſcht, wodurch die Wiſſenſchaft Schaden leidet. So ſind z. B. die Formeln der Dichtigkeiten der Gasarten unentwirrbar und ſowol mühſelig für Den, der lernen will, als ganz und gar unnütz in der Anwendung.

„Heut zu Tage legt man gewöhnlich bei dem öffentlichen Unterricht entweder die letzte Ausgabe des Traktats von Hauy, das Werk von Herrn Beudant oder den Auszug von Herrn Biot unter. Die beiden Erſten haben mit viel zu viel Einzelnheiten die Theorie der Kryſtalle entwickelt, und es iſt leicht zu begreifen, wie der ehrwürdige Hauy ſich habe hinreißen laſſen, um mit Wohlgefallen aus ſeinen eignen Entdeckungen ein beſonderes Kapitel der Phyſik zu machen; Herr Beudant aber ſcheint nicht zu entſchuldigen.

„Der Auszug des Herrn Biot, ob er gleich keine Berechnung enthält, hat faſt dieſelben Fehler wie das große Werk. Von Seiten des Stils ſogar bleibt es ein merkwürdig literariſches Studium, dieſes phyſikaliſche Buch. Herr Biot hat ſich bemüht, ohne irgend eine algebraiſche Analyſe die Formeln des Calculs in der Darſtellung der Phänomene wiederzugeben. Man findet kein X; übrigens iſt dieſer Auszug vollkommen mathematiſch und für den Anfänger allzu ermüdend. Man vergißt nur zu oft, wenn man Elementarwerke niederſchreibt, daß die Hauptſache ſolcher Werke ſei: Andere zu unterrichten und nicht ſelbſt zu glänzen.“

Dieſe Stelle aus einer höchſt bedeutenden franzöſiſchen Zeitſchrift giebt die deutlichſten Beiſpiele von Mißbrauch der Mathematik. Eben dieſe Vorliebe für die Anwendung von Formeln macht nach und nach dieſe zur Hauptſache. Ein Geſchäft, das eigentlich nur zu Gunſten eines Zweckes geführt werden ſollte, wird nun der Zweck ſelbſt, und keine Art von Abſicht wird erfüllt. Wir erinnern hier, was wir auf gleiche Weiſe bei der Gelegenheit geſagt haben, wo wir die grenzenloſen Zauberformeln anklagten, womit der Grundſatz von Polariſation des Lichtes dünenartig zugedeckt wurde, ſo daß Niemand mehr unterſcheiden konnte, ob ein Körper oder ein Wrack darunter begraben lag.

Ein anderes Gravamen, welches man gegen wissenschaftliche Behandlung aufzuführen hat, ist dieses, daß gewisse einzelne Fächer von Zeit zu Zeit ein Uebergewicht in der Wissenschaft nehmen, welches freilich nur durch die Zeit ins Gleiche gebracht werden kann. Das neu hervorstrebende, frisch aufstrebende Erkenntniß erregt die Menschen zur Theilnahme. Männer, die durch vorzügliche Beschäftigungen sich in solchen Fächern hervorgethan, arbeiten sie sorgfältig aus, sie gewinnen sich Schüler, Mit- und Nacharbeiter, und so schwillt ein gewisser Theil des Ganzen zum Hauptrunke auf, indessen die übrigen schon in ihre Grenzen als Theilnehmer einer Gesammtheit zurückgetreten sind.

Doch ist im höheren ethischen Sinne hieran eigentlich nichts auszusetzen; denn die Geschichte der Wissenschaften lehrt uns, daß gerade diese Vorliebe fürs Neue und noch Unbekannte das Glück der Entdeckung sei, das einen Einzigen begünstigte und nun das lebhafte Zugreifen Mehrerer zur Folge hat, die hier mitwirken und am Besitz der Kenntniß wie an der Freude des Ruhms auch ihren Antheil mit wegnehmen möchten.

Gerade dieses ist es, was ein solches Kapitel schnell zur Klarheit und Vollkommenheit heraufhebt. Streitigkeiten, die bei den verschiedenen Denkweisen der Menschen unvermeidlich sind, lassen die Aufgabe nicht allzu bald zur Beruhigung kommen, und unsre Kenntnisse werden auf eine bewundernswürdige Weise bereichert.

Und so habe ich denn auch seit vielen Jahren die einzelnen Zweige der Naturwissenschaft sich entwickeln gesehen. Jede unerwartete Entdeckung, interessirt als Zeitungsneuigkeit die Welt; nun aber wird sie durchgearbeitet, durchgeprüft, durchgestritten, niemals erschöpft, zuletzt aber doch eingeordnet und beseitigt.

Man bedenke, daß bei meiner Geburt gerade die Elektrizität eine solche Würde der allgemeinen Theilnahme behauptete. Man denke sich, was nach und nach bis auf die letzte Zeit hervortrat, und man wird sich überzeugen, daß die wichtigsten Erscheinungen nach und nach der allgemeinen Aufmerksamkeit sich entzogen, theils weil für den neugierigen Theil des Publikums die auffallenden Versuche sich nach und nach erschöpften, theils weil man sich in höheren Resultaten zu beruhigen Ursache hatte, theils aber auch, weil das Eine, erst Isolirte nach und

nach, indem es dem Verwandten sich anschloß, sich darin verlor und seine Selbstständigkeit aufgab.

Hier ist aber der Fall, worüber der französische Kritiker sich beklagt. So lange nämlich ein solcher Theil des unendlichen Wissens vorwaltet, so verdrückt er die übrigen, und wie alle Disproportion erregt er dem Ueberschauenden eine mißbehagliche Stimmung.

Schon der Franzose bemerkt, daß die ausführliche Bearbeitung der Krystallographie über das Nachbarwissen sich einiges Uebergewicht zu verschaffen gewußt. Und wir fügen hinzu, daß einige Zeit erforderlich sein wird, bis diese höchst bedeutende Rubrik sich in sich selbst selbstständig vollendet sieht, damit sie sich beaueme, als Hilfswissenschaft in die verwandten Fächer einzuwirken. Es soll ihr alsdann gar gern erlaubt sein, auch aus dem verwandten Wissen sich, was ihr beliebt, herüberzunehmen und sich damit reichlich auszustatten.

Es liegt in jedem Menschen und ist ihm von Natur gegeben, sich als Mittelpunkt der Welt zu betrachten, weil doch alle Radien von seinem Bewußtsein ausgehen und dahin wieder zurückkehren. Darf man daher vorzüglichen Geistern eine gewisse Eroberungssucht, eine Aneignungsbegierde wol verargen?

Um uns dem Einzelnen zu nähern, bemerken wir, daß gerade die Mineralogie im Fall sei, vom benachbarten allgemeineren Wissen aufgezehrt zu werden, so daß sie einige Zeit für ihre Selbstständigkeit wird zu kämpfen haben. Der Krystallograph macht sich darin zum Herrn und Meister, und zwar nicht ganz mit Unrecht. Denn da die Gestalt immer das Höchste bleibt, warum sollte man ihm verargen, auch das Anorganische nur, insofern es gestaltet ist, zu erkennen, zu schätzen und zu ordnen?

Der Chemiker, gerade im Gegensatz, mag sich um das Gebildete wenig bekümmern; er spürt den allgemeinen Gesetzen der Natur nach, insofern sie sich auch im Mineralreich offenbaren. Ihm ist Gestaltetes, Mißgestaltetes, Ungestaltetes auf gleiche Weise unterworfen. Nur die Frage sucht er zu beantworten: Wie bezieht sich das Einzelne auf jene ewige, unendliche Angel, um die sich Alles, was ist, zu drehen hat?

Mögen doch Beide, Krystallograph und Chemiker, in ihren Bemühungen unablässig fortfahren; jedem Freunde des Wissens und der Wissenschaft steht es denn doch am Ende frei, welchem

2.

Anklage.

Wißt Ihr denn, auf wen die Teufel lauern
In der Wüste, zwischen Fels und Mauern?
Und, wie sie den Augenblick erpassen,
Nach der Hölle sie entführend fassen?
Lügner sind es und der Bösewicht.

Der Poete, warum scheut er nicht,
Sich mit solchen Leuten einzulassen!

Weiß denn Der, mit wem er geht und wandelt,
Er, der immer nur im Wahnsinn handelt?
Grenzenlos, von eigensinn'gem Lieben,
Wird er in die Oede fortgetrieben,
Seiner Klagen Reim', in Sand geschrieben,
Sind vom Winde gleich verjagt;
Er versteht nicht, was er sagt,
Was er sagt, wird er nicht halten.

„Dieweil er willig
Dem Stern, der offenbar wahrhaft erschienen,
Auf allen Wegen war bereit zu dienen" (Werke, II. 420).

Ebenso war es, wenn auch eine beabsichtigte Paradoxie, doch für ihn innre Wahrheit, wenn er sagte: „Wer ist denn noch heut zu Tage ein Christ, wie Christus ihn haben wollte? Ich allein vielleicht" (Unterh. mit Müller, S. 138 vom 7. Juni 1830).

Jenes Tuch der Lücher ist dasjenige der heiligen Veronika. Bd. XXVI. S. 319 und 326 seiner Werke (40bdge Ausg.) spricht Goethe näher von der bildlichen Darstellung des „auf dem Tuche Veronika's abgedruckten Heilandsgesichtes." Die Legende war auch im Orient bekannt (s. Wurm).

2. Anklage — trägt das Datum des 10. März 1815. — Dies und die beiden folgenden Gedichte bilden ein zusammengehöriges Ganzes. Der Anfang ist dem Koran entnommen, der Sure 26, Die Poeten. Hier heißt es V. 220 bis 223: „Soll ich Dir sagen, auf wen die Teufel niedersteigen?
Sie steigen nieder auf die Lügner und den Bösewicht.
Die Poeten folgen ihnen und lassen sich von ihnen betrügen."
Deßhalb galten bis zu Mahomet alle Gedichte als Eingebungen des Teufels (s. Nr. 72 der Auszüge aus Saalebi; Zeitschr. d. Morgenl. Gesellsch., V. S. 179 ff.).
Der Koran fährt dann fort (V. 224 u. 225):
„Siehst Du denn nicht, wie sie, durch alle Thäler schweifend, nimmer ruhn
Und Dinge sagen, die sie nimmer thun?"

Wirkungskreiſe er ſich hingeben, oder was er von derther für den ſeinigen zu nutzen ſucht.

Uebrigens könnten wir wol bald im Ernſt, bald im Scherz die Oryktognoſie noch von einer Seite betrachten, und zwar von der geologiſchen. Wollte man den Geologen tadeln, welcher aufträte, ſeine Wiſſenſchaft für ſelbſtſtändig zu erklären, alle einzelnen Mineralien, ihre Kryſtallgeſtalten ſowie ihre übrigen äußerlichen Kennzeichen, ihre innern chemiſchen Eigenſchaften, und was aus einer ſolchen Bearbeitung hervorgeht, Alles nur inſofern für werth und wichtig zu halten, als ſie, auf dem Erdball vorkommend, ſich in einer gewiſſen Folge und unter gewiſſen Umſtänden darſtellen? Es würde ſogar dieſe Behandlungsweiſe, zu der ja ſchon ſo Vieles vorgearbeitet iſt, den verwandten Wiſſenſchaften, in welchen ſie jetzt nur als beiläufig gilt, von großem Vortheil ſein; wie denn ein jeder neuer Standpunkt auch zu neuen Geſichtspunkten befähigt und auf der Peripherie eines jeden Kreiſes unendliche zu denken ſind, die in gar manchen Beziehungen unter einander ſtehen.

Alles, was hier gewiſſermaßen gelobt und getadelt, gewünſcht und abgelehnt worden, deutet doch auf das unaufhaltſam fortſchreitende Wirken und Leben des menſchlichen Geiſtes, der ſich aber vorzüglich an der That prüfen ſollte, wodurch ſich denn erſt alles Schwankende und Zweifelhafte zur löblichſten Wirklichkeit konſolidirt.

III.

Ritter Ciccolini in Rom an Baron von Zach in Genua.

„Dieſer Brief, mein Herr Baron, handelt von Aufzeichnung und Theorie horizontaler Sonnenuhren, welche als der Pivot gnomoniſcher Wiſſenſchaft zu betrachten iſt. Ich ſetze mir zum Hauptzweck, eine Methode wieder friſch zu beleben, die, wo nicht vergeſſen, doch verlaſſen worden, ob ſie gleich den Vorzug verdient vor allen andern, die man in gnomoniſchen Werken vorträgt.

„Damit man aber jene beſſere Methode nach ihrem Werth ſchätzen lerne, will ich auch die andere vortragen, deren man

sich allgemein bedient; ich werde ihre Fehler zeigen und diese sogar möglichst zu mindern suchen, um, wie ich hoffe, deutlich zu machen, daß ungeachtet dieser Verbesserungen ihr die weniger bekannte Methode vorzuziehen sei, als einfacher, eleganter und leichter anzuwenden. Deshalb ich denn einen Platz für sie wieder zu erobern hoffe in den Abhandlungen über Sonnenuhren, welche man in der Folge herausgeben wird, und man giebt deren sehr oft heraus."

Hier sucht nun der Verfasser dasjenige ausführlich zu leisten, was er sich vorgenommen, indem er die Mängel der bestrittenen Methode weitläufig an den Tag legt, sodann aber mit Wenigem das Verfahren, das er begünstigt, vorträgt und sich darauf im Allgemeinen äußert, wie folgt:

„Man wird nicht leugnen, daß diese Konstruktion sehr einfach und selbst sehr zierlich sei, weil sie uns horizontale Sonnenuhren liefert durch Vermittlung eines einzigen gleichschenkligen Triangels, einer symmetrischen, leicht aufzuzeichnenden Figur. Wundern muß ich mich daher, daß man ihrer in den Abhandlungen der Gnemonik nicht gedenkt, die in Frankreich und Italien herauskommen, da man in Frankreich oder England kurz vor der Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts jene Konstruktion schon erfunden hatte. Wußte man etwa nichts von diesem schönen Verfahren in Frankreich und Italien, oder vernachlässigte man dasselbe? Vielleicht weil die großen Analytiker des vorigen Jahrhunderts, um die beiden gedachten Linien zu finden und zu beweisen, die analytische Methode anwendeten und dadurch, was leicht war, erschwerten? Leider ist dies noch immer der Fehler mehrerer Mathematiker unserer Tage.

„In Werken über die Gnomonik, wie sie vor Kurzem herauskamen, macht man von neuen Theorien Gebrauch, die man von der analytischen Geometrie entlehnt, ohne zu bemerken, daß man das Einfache durch das Zusammengesetzte zu erklären denkt. Bei dieser Gelegenheit sage ich mit La Grange: ‚Dies nutzt zu weiter nichts als zur Uebung im Calcul.' Und fürwahr, dieser großsprecherische Aufwand ist ein unnützer Luxus am falschen Platze. Der Wissenschaft der Gnemonik genügt die Lehre von der Kugel, der zwei Trigonometrien und der Kegelschnitte; durch diese Mittel löst man alle Probleme dieses Geschäftes. Aber die Mode siegt, und der Mißbrauch, um nicht zu sagen die Thorheit, ist wirklich auf den Gipfel ge-

langt, und dieſe Uebertriebenheit dehnt ſich unglücklicherweiſe über alle Wiſſenſchaften aus; die wahren Einſichtigen ſeufzen und klagen, ſpotten wol auch manchmal, wie ſolches vor Kurzem ein ausgezeichneter Gelehrter gethan, welcher ein bändereiches Werk eines großen Geometers die Apokalypſe der Mathematiker nannte.

„Ein anderer Gelehrter, dem ich bei ſeiner Arbeit die Bemerkung machte, daß ein gewiſſer Uebergang einer Gleichung in die andere, bei Löſung eines gewiſſen Problems, mir nicht klar noch zuläſſig ſchiene, antwortete mir ſehr leichtfertig: ‚Was wollt Ihr? Ich habe die Schwierigkeit wohl gemerkt, aber die Zeit drängte mich, und da ich ſah, daß die Herren N., N., N. und N. ſich in ihren Werken noch größere Sprünge erlaubten, ſo habe ich, um aus der Verlegenheit zu kommen, auch einen Salto mortale gewagt.‘

„Ich für meinen Theil bin kein Feind der Analyſe, im Gegentheil, ohne grade an den Rang des Mathematikers Anſpruch zu machen, liebe ich ſie ſehr, und ich werde niemals irgend Jemand rathen, die kleinlichen Methoden des Clavius, des Tacquet und Anderer dieſer Art zu befolgen; aber ich wünſchte gar ſehr, daß alle Mathematiker in ihren Schriften des Geiſtes und der Klarheit eines La Grange ſich bedienen möchten!“

Die vorſtehend überſetzte Stelle enthält eine doppelte Anklage des mathematiſchen Verfahrens; zuerſt, daß man nicht etwa nur die höheren und komplizirteren Formeln im praktiſchen Leben eintreten laſſe, wenn die erſten einfachen nicht hinreichen, ſondern daß man ohne Noth jene ſtatt dieſer eintreten läßt und dadurch das aufgegebene Geſchäft erſchwert und verſpätet.

Es kommt dieſer Fall in manchen ſowol wiſſenſchaftlichen als weltlichen Dingen vor, wo das Mittel zum Zweck wird. Und es iſt dieſes ein politiſches Hilfsmittel, um da, wo man wenig oder nichts thut, die Menſchen glauben zu machen, man thue viel, da dann die Geſchäftigkeit an die Stelle der Thätigkeit tritt.

Jene Perſonen, welche mit verwickelten Mitteln einfache Zwecke zu erlangen ſuchen, gleichen dem Mechaniker, der eine

umständliche Maschine erfand, um den Pfropf aus einer Bouteille zu ziehen, welches denn freilich durch zwei Menschenarme und Hände gar leicht zu bewirken ist. Und gewiß leistet die einfache Geometrie mit ihren nächsten Rubriken, da sie dem gemeinen Menschenverstand näher liegt, schon sehr viel, hauptsächlich auch im geistigen Sinne deshalb, weil der Menschenverstand unmittelbar auf die Zwecke dringt, das Nützliche fordert und die Umwege abzuschneiden sucht. Obiges Beispiel, von den Sonnenuhren abgenommen, möge uns statt einer umständlichen Erklärung gelten.

Der zweite Vorwurf aber, welchen jener Römische Freund den Mathematikern macht, ist der schwerste, der ihnen, ja einem Jeden, welcher Wissenschaften behandelt, zu machen ist, nämlich die Unredlichkeit. Wenn in weltlichen Geschäften, wo von Mein und Dein in jedem Sinne die Rede ist, von Erreichung besonderer Zwecke, wo sich Gegenwirkungen denken lassen, sich nicht stets mit Redlichkeit verfahren läßt, so mag der erlangte Gewinn hiebei zur Entschuldigung dienen und die Vorwürfe, die man sich allenfalls machen könnte, möglichst aufwiegen; aber in wissenschaftlicher Angelegenheit, wo nichts Besonderes, nichts Augenblickliches stattfinden, sondern Alles unaufhaltsam ins Allgemeine, ins Ewige fortwirken soll, ist es höchst verwerflich. Denn da in jedem Geschäft und also auch im wissenschaftlichen die beschränkten Individualitäten genugsame Hinderniß geben, und Starrsinn, Dünkel, Neid und Rivalität den Fortschritten in mannichfachem Sinne hinderlich sind, so tritt zuletzt die Unredlichkeit zu allen diesen widerwärtigen Leidenschaften hinzu und kann wol ein halbes Jahrhundert Entdeckungen verdüstern und, was schlimmer ist, die Anwendung derselben zurückdrängen.

Artikuliren wir nun jene Anklage nochmals, indem wir sie in Zusammenhang und Betrachtung stellen:

D'Alembert vergleicht in der von uns übersetzten ersten Stelle eine Folge von geometrischen Propositionen, deren eine aus der andern hergeleitet ist, einer Art von Uebersetzung aus einem Idiom in ein anderes, das sich aus dem ersten fortgebildet hätte, in welcher Verkettung aber eigentlich doch nur die erste Proposition enthalten sein müßte, wenn schon mehr verdeutlicht und der Benutzung zugänglicher gemacht. Wobei denn vorausgesetzt wird, daß bei einem ohnehin bedenklichen Unternehmen die größte Stetigkeit beobachtet werde. Wenn

nun aber unſer Römiſcher Freund, indem er einen gewiſſen Uebergang einer Gleichung in die andere bei Löſung eines gewiſſen Problems nicht klar noch zuläſſig findet, und der Gelehrte, der dieſe Arbeit verfaßt, nicht allein geſteht, daß er dieſe Schwierigkeit wohl gemerkt habe, ſondern da auch zur Sprache kommt, daß mehrere Gildeglieder in ihren Werken ſich noch größere Sprünge erlauben, ſo frage ich an, welches Zutrauen man auf die Reſultate jener Zauberformeln haben könne, und ob es nicht, beſonders dem Laien, zu rathen ſei, ſich an die erſte Propoſition zu halten und dieſe, ſo weit Erfahrung und Menſchenverſtand reicht, zu unterſuchen und das Gefundene zu nutzen, das aber, was außer ſeinem Bereich iſt, völlig abzulehnen!

Und ſo möge denn zur Entſchuldigung, ja zur Berechtigung des Geſagten das Motto dienen, womit der vorzügliche Mann, dem wir die oben ſtehende Mittheilung ſchuldig ſind, im wiſſenſchaftlichen Felde vorangeht und Unſchätzbares leiſtet, ſich in ſeinem Thun und Laſſen wie mit einer Aegide beſchirmt:

Sans franc-penser en l'exercice des lettres,
Il n'y a ni lettres, ni sciences, ni esprit, ni rien.

Plutarque.

Weimar, den 12. November 1826.[1])

Analyſe und Syntheſe.[2])

Herr Viktor Couſin, in der dritten dieſjährigen Vorleſung über die Geſchichte der Philoſophie, rühmt das achtzehnte Jahrhundert vorzüglich deshalb, daß es ſich in Behandlung der Wiſſenſchaften beſonders der Analyſe ergeben und ſich vor übereilter Syntheſe, d. h. vor Hypotheſen in Acht genommen; jedoch, nachdem er dieſes Verfahren faſt ausſchließlich gebilligt, bemerkt er noch zuletzt, daß man die Syntheſe nicht durchaus zu verſäumen, ſondern ſich von Zeit zu Zeit mit Vorſicht wieder zu derſelben zu wenden habe.

Bei Betrachtung dieſer Aeußerungen kam uns zuvörderſt

[1]) In den Nachgelaſſenen Werken 1833 erſchienen. — A. d. H.
[2]) Verfaßt 1829, veröffentlicht in den Nachgelaſſenen Werken 1833. — A. d. H.

in den Sinn, daß selbst in dieser Hinsicht dem neunzehnten Jahrhundert noch Bedeutendes übrig geblieben; denn es haben die Freunde und Bekenner der Wissenschaften aufs Genaueste zu beachten, daß man versäumt, die falschen Synthesen, d. h. also die Hypothesen, die uns überliefert worden, zu prüfen, zu entwickeln, ins Klare zu setzen und den Geist in seine alten Rechte, sich unmittelbar gegen die Natur zu stellen, wieder einzusetzen.

Hier wollen wir zwei solcher falschen Synthesen namhaft machen, die Dekomposition des Lichtes nämlich und die Polarisation desselben. Beides sind hohle Worte, die dem Denkenden gar nichts sagen und die doch so oft von wissenschaftlichen Männern wiederholt werden.

Es ist nicht genug, daß wir bei Beobachtung der Natur das analytische Verfahren anwenden, d. h. daß wir aus einem irgend gegebenen Gegenstande so viel Einzelnheiten als möglich entwickeln und sie auf diese Weise kennen lernen, sondern wir haben auch eben diese Analyse auf die vorhandenen Synthesen anzuwenden, um zu erforschen, ob man denn auch richtig, ob man der wahren Methode gemäß zu Werke gegangen.

Wir haben deshalb das Verfahren Newton's umständlich auseinandergesetzt. Er begeht den Fehler, ein einziges und noch dazu verkünsteltes Phänomen zum Grunde zu legen, auf dasselbe eine Hypothese zu bauen und aus dieser die mannichfaltigsten, grenzenlosesten Erscheinungen erklären zu wollen.

Wir haben uns bei der Farbenlehre des analytischen Verfahrens bedient und möglichst alle Erscheinungen, wie sie nur bekannt sind, in einer gewissen Folge dargestellt, um zu versuchen, inwiefern hier ein Allgemeines zu finden sei, unter welches sie sich allenfalls unterordnen ließen, und glauben also, jener Pflicht des neunzehnten Jahrhunderts vorgearbeitet zu haben.

Ein Gleiches thaten wir, um jene Phänomene sämmtlich darzustellen, welche sich bei verdorbener Spiegelung ereignen. Beides überlassen wir einer näheren oder entfernteren Zukunft mit dem Bewußtsein, jene Untersuchungen wieder an die Natur zurückgewiesen und ihnen die wahre Freiheit wiedergegeben zu haben.

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
GOETHE,J.W.
3-598-50924-3
FN. 1658/72

Wir wenden uns zu einer andern, allgemeineren Betrachtung. Ein Jahrhundert, das sich blos auf die Analyse verlegt und sich vor der Synthese gleichsam fürchtet, ist nicht auf dem rechten Wege; denn nur beide zusammen, wie Aus- und Einathmen, machen das Leben der Wissenschaft.

Eine falsche Hypothese ist besser als gar keine; denn daß sie falsch ist, ist gar kein Schade, aber wenn sie sich befestigt, wenn sie allgemein angenommen, zu einer Art von Glaubensbekenntniß wird, woran Niemand zweifeln, welches Niemand untersuchen darf, dies ist eigentlich das Unheil, woran Jahrhunderte leiden.

Die Newton'sche Lehre mochte vorgetragen werden; schon zu seiner Zeit wurden die Mängel derselben ihr entgegengesetzt, aber die übrigen großen Verdienste des Mannes, seine Stellung in der bürgerlichen und gelehrten Welt ließen den Widerspruch nicht aufkommen. Besonders aber haben die Franzosen die größte Schuld an der Verbreitung und Verknöcherung dieser Lehre. Diese sollten also im neunzehnten Jahrhundert, um jenen Fehler wieder gut zu machen, eine frische Analyse jener verwickelten und erstarrten Hypothese begünstigen.

Die Hauptsache, woran man bei ausschließlicher Anwendung der Analyse nicht zu denken scheint, ist, daß jede Analyse eine Synthese voraussetzt. Ein Sandhaufen läßt sich nicht analysiren; bestünd' er aber aus verschiedenen Theilen, man setze Sand und Gold, so ist das Waschen eine Analyse, wo das Leichte weggeschwemmt und das Schwere zurückgehalten wird.

So beruht die neuere Chemie hauptsächlich darauf, das zu trennen, was die Natur vereinigt hatte; wir heben die Synthese der Natur auf, um sie in getrennten Elementen kennen zu lernen.

Was ist eine höhere Synthese als ein lebendiges Wesen? und was haben wir uns mit Anatomie, Physiologie und Psychologie zu quälen, als um uns von dem Komplex nur einigermaßen einen Begriff zu machen, welcher sich immerfort herstellt, wir mögen ihn in noch so viele Theile zerfleischt haben!

Eine große Gefahr, in welche der Analytiker geräth, ist deshalb die: wenn er seine Methode da anwendet, wo keine Synthese zu Grunde liegt. Dann ist seine Arbeit ganz eigentlich ein Bemühen der Danaiden, und wir sehen hiervon die traurigsten Beispiele. Denn im Grunde treibt er doch eigentlich sein Geschäft, um zuletzt wieder zur Synthese zu gelangen. Liegt aber bei dem Gegenstand, den er behandelt, keine zum Grunde, so bemüht er sich vergebens, sie zu entdecken. Alle Beobachtungen werden ihm immer nur hinderlich, je mehr sich ihre Zahl vermehrt.

Vor Allem also sollte der Analytiker untersuchen oder vielmehr sein Augenmerk dahin richten, ob er denn wirklich mit einer geheimnißvollen Synthese zu thun habe, oder ob das, womit er sich beschäftigt, nur eine Aggregation sei, ein Nebeneinander, ein Miteinander, oder wie das Alles modificirt werden könnte. Einen Argwohn dieser Art geben diejenigen Kapitel des Wissens, mit denen es nicht vorwärts will. In diesem Sinne konnte man über Geologie und Meteorologie gar fruchtbare Betrachtungen anstellen.

Erläuterung zu dem aphoristischen Aufsatz „Die Natur".

(Seite 71 ff. dieses Bandes.)

Goethe an den Kanzler v. Müller.

Jener Aufsatz ist mir vor Kurzem aus der brieflichen Verlassenschaft der ewig verehrten Herzogin Anna Amalia mitgetheilt worden; er ist von einer wohlbekannten Hand geschrieben, deren ich mich in den achtziger Jahren in meinen Geschäften zu bedienen pflegte.

Daß ich diese Betrachtungen verfaßt, kann ich mich faktisch zwar nicht erinnern, allein sie stimmen mit den Vorstellungen wohl überein, zu denen sich mein Geist damals ausgebildet hatte. Ich möchte die Stufe damaliger Einsicht einen Komparativ nennen, der seine Richtung gegen einen noch nicht erreichten Superlativ zu äußern gedrängt ist. Man spürt die Neigung zu einer Art von Pantheismus, indem den Welterscheinungen ein unerforschliches, unbedingtes, humoristisches, sich selbst wider-

sprechendes Wesen zum Grunde gedacht ist, und mag als Spiel, dem es bitterer Ernst ist, gar wohl gelten.

Die Erfüllung aber, die ihm fehlt, ist die Anschauung der zwei großen Triebräder aller Natur: der Begriff von Polarität und von Steigerung, jene der Materie, insofern wir sie materiell, diese ihr dagegen, insofern wir sie geistig denken, angehörig: jene ist in immerwährendem Anziehen und Abstoßen, diese in immer strebendem Aufsteigen. Weil aber die Materie nie ohne Geist, der Geist nie ohne Materie existirt und wirksam sein kann, so vermag auch die Materie sich zu steigern, so wie sich's der Geist nicht nehmen läßt, anzuziehen und abzustoßen; wie Derjenige nur allein zu denken vermag, der genugsam getrennt hat, um zu verbinden, genugsam verbunden hat, um wieder trennen zu mögen.

In jenen Jahren, wohin gedachter Aufsatz fallen möchte, war ich hauptsächlich mit vergleichender Anatomie beschäftigt und gab mir 1786 unsägliche Mühe, bei Anderen an meiner Ueberzeugung: **dem Menschen dürfe der Zwischenknochen nicht abgesprochen werden**, Theilnahme zu erregen. Die Wichtigkeit dieser Behauptung wollten selbst sehr gute Köpfe nicht einsehen, die Richtigkeit leugneten die besten Beobachter, und ich mußte, wie in so vielen andern Dingen, im Stillen meinen Weg für mich fortgehen.

Die Versatilität der Natur im Pflanzenreiche verfolgte ich unablässig, und es glückte mir Anno 1787 in Sizilien, die Metamorphose der Pflanzen so im Anschauen wie im Begriff zu gewinnen. Die Metamorphose des Thierreichs lag nahe dran, und im Jahre 1790 offenbarte sich mir in Venedig der Ursprung des Schädels aus Wirbelknochen; ich verfolgte nun eifriger die Konstruktion des Typus, diktirte das Schema im Jahre 1795 an Max Jacobi in Jena und hatte bald die Freude, von deutschen Naturforschern mich in diesem Fache abgelöst zu sehen.

Vergegenwärtigt man sich die hohe Ausführung, durch welche die sämmtlichen Naturerscheinungen nach und nach vor dem menschlichen Geiste verkettet worden, und liest alsdann obigen Aufsatz, von dem wir ausgingen, nochmals mit Bedacht, so wird man nicht ohne Lächeln jenen Komparativ, wie ich ihn nannte, mit dem Superlativ, mit dem hier abgeschlossen wird, vergleichen und eines funfzigjährigen Fortschreitens sich erfreuen.

Weimar, 24. Mai 1828.

Doch sein Lied, man läßt es immer walten,
Da es doch dem Koran widerspricht.
Lehret nun Ihr, des Gesetzes Kenner,
Weisheit-fromme, hochgelahrte Männer,
Treuer Mosleminen feste Pflicht!

Hafis insbesondre schaffet Aergernisse,
Mirza sprengt den Geist ins Ungewisse:
Saget, was man thun und lassen müsse!

3.

Fetwa.

Hafis' Dichterrüge, sie bezeichnen
Ausgemachte Wahrheit unauslöschlich,
Aber hie und da auch Kleinigkeiten
Außerhalb der Grenze des Gesetzes.
Willst Du sicher gehn, so mußt Du wissen,
Schlangengift und Theriak zu sondern —
Doch der reinen Wollust edler Handlung
Sich mit frohem Muth zu überlassen
Und vor solcher, der nur ew'ge Pein folgt,
Mit besonnenem Sinn sich zu bewahren,
Ist gewiß das Beste, um nicht zu fehlen.
Dieses schrieb der arme Ebusuud Euch.
Gott verzeih ihm seine Sünden alle!

Bei Goethe: „Was er sagt, wird er nicht halten."

Wahnsinn, nach dem Spruch: amantes amentes.

Reim' in Sand geschrieben, vergl. das vorletzte Gedicht des Buchs Suleika (VIII, 50).

Mirza oder Mirsa ist der Name von drei hervorragenden persischen Dichtern (Wurm, S. 65).

3. Fetwa. Die Entstehung fällt in den Juli 1814. — Fetwa heißt noch heute die Sentenz, der Richterspruch, und noch heute schließen die Fetwa mit der Bitte um Vergebung der Sünden. Der nachstehende ist ein solcher Richterspruch des Ebusuud Efendi, unter Soliman I., also zu Luther's Zeit, Mufti (Scheich Islam) zu Konstantinopel, der die in dem vorhergehenden Gedichte (II. 3) angedeutete Frage: ob der Diwan des Hafis göttliche Ge-

Principes de Philosophie Zoologique.

Discutés en Mars 1830 au sein de l'académie royale des sciences par Mr. **Geoffroy de Saint-Hilaire.** Paris 1830.

I. Abschnitt.

Bei einer Sitzung der französischen Akademie am 22. Februar dieses Jahrs begab sich ein wichtiger Vorfall, der nicht ohne höchst bedeutende Folgen bleiben kann. In diesem Heiligthum der Wissenschaften, wo Alles in Gegenwart eines zahlreichen Publikums auf das Anständigste vorzugehen pflegt, wo man mit der Mäßigung, ja der Verstellung wohlerzogener Personen sich begegnet, bei Verschiedenheit der Meinungen nur mit Maß erwidert, das Zweifelhafte eher beseitigt als bestritten, hier ereignet sich über einen wissenschaftlichen Punkt ein Streit, der persönlich zu werden droht, aber genau besehen weit mehr bedeuten will.

Es offenbart sich hier der immer fortwährende Konflikt zwischen den zwei Denkweisen, in die sich die wissenschaftliche Welt schon lange trennt, der sich auch zwischen unsern nachbarlichen Naturforschern immerfort hinschlich, nun aber diesmal merkwürdig heftig sich hervorthut und ausbricht.

Zwei vorzügliche Männer, der perpetuirliche Sekretär der Akademie, Baron Cuvier, und ein würdiges Mitglied, Geoffroy de Saint Hilaire, treten gegen einander auf; der Erste aller Welt, der Zweite den Naturforschern rühmlichst bekannt; seit dreißig Jahren Kollegen an *einer* Anstalt, lehren sie Naturgeschichte am Jardin des Plantes, in dem unübersehbaren Felde Beide eifrigst beschäftigt, erst gemeinschaftlich arbeitend, aber nach und nach durch Verschiedenheit der Ansichten getrennt und sich eher ausweichend.

Cuvier arbeitet unermüdlich als Unterscheidender, das Vorliegende genau Beschreibender und gewinnt sich eine Herrschaft über eine unermeßliche Breite. Geoffroy de Saint-Hilaire hingegen ist im Stillen um die Analogien der Geschöpfe und ihre geheimnißvollen Verwandtschaften bemüht; Jener geht

aus dem Einzelnen in ein Ganzes, welches zwar vorausgeſetzt, aber als nie erkennbar betrachtet wird; Dieſer hegt das Ganze im innern Sinne und lebt in der Ueberzeugung fort, das Einzelne könne daraus nach und nach entwickelt werden. Wichtig aber iſt zu bemerken, daß Manches, was Dieſem in der Erfahrung klar und deutlich nachzuweiſen gelingt, von Jenem dankbar aufgenommen wird; ebenſo verſchmäht Dieſer keineswegs, was ihm von dort her einzeln Entſchiedenes zukommt; und ſo treffen ſie auf mehreren Punkten zuſammen, ohne daß ſie ſich deshalb Wechſelwirkung zugeſtehen. Denn eine Vorausſchauung, Vorahnung des Einzelnen im Ganzen will der Trennende, Unterſcheidende, auf der Erfahrung Beruhende, von ihr Ausgehende nicht zugeben. Dasjenige erkennen und kennen zu wollen, was man nicht mit Augen ſieht, was man nicht greifbar darſtellen kann, erklärt er nicht undeutlich für eine Anmaßung. Der Andere jedoch, auf gewiſſe Grundſätze haltend, einer hohen Leitung ſich überlaſſend, will die Autorität jener Behandlungsweiſe nicht gelten laſſen.

Nach dieſem einleitenden Vortrag wird uns nunmehr wol Niemand verargen, wenn wir das Obengeſagte wiederholen: hier ſind zwei verſchiedene Denkweiſen im Spiele, welche ſich in dem menſchlichen Geſchlecht meiſtens getrennt und dergeſtalt vertheilt finden, daß ſie, wie überall, ſo auch im Wiſſenſchaftlichen ſchwer zuſammen verbunden angetroffen werden und, wie ſie getrennt ſind, ſich nicht wohl vereinigen mögen. Ja, es geht ſo weit, daß wenn ein Theil von dem andern auch etwas nutzen kann, er es doch gewiſſermaßen widerwillig aufnimmt. Haben wir die Geſchichte der Wiſſenſchaften und eine eigne lange Erfahrung vor Augen, ſo möchte man befürchten, die menſchliche Natur werde ſich von dieſem Zwieſpalt kaum jemals retten können. Wir führen das Vorhergeſagte noch weiter aus.

Der Unterſcheidende wendet ſo viel Scharfſichtigkeit an, er bedarf einer ununterbrochenen Aufmerkſamkeit, einer bis ins Kleinſte durchdringenden Gewandtheit, die Abweichungen der Geſtalten zu bemerken, und zuletzt gleichfalls der entſchiedenen Geiſtesgabe, dieſe Differenzen zu benennen, daß man ihm nicht wohl verargen kann, wenn er hierauf ſtolz iſt, wenn er dieſe Behandlungsweiſe als die einzig gründliche und richtige ſchätzen mag.

Sieht er nun gar den Ruhm, der ihm deshalb zu Theil ward, darauf beruhen, ſo möchte er nicht leicht über ſich ge-

winnen, die anerkannten Vorzüge mit einem Andern zu theilen, der sich, wie es scheint, die Arbeit leichter gemacht hat, ein Ziel zu erreichen, wo eigentlich nur für Fleiß, Mühe, Anhaltsamkeit der Kranz dargeboten werden sollte.

Freilich glaubt Derjenige, der von der Idee ausgeht, sich auch etwas einbilden zu dürfen, er, der einen Hauptbegriff zu fassen weiß, dem sich die Erfahrung nach und nach unterordnet, der in sicherer Zuversicht lebt, er werde das, was er hie und da gefunden und schon im Ganzen ausgesprochen hat, gewiß in einzelnen Fällen wieder antreffen. Einem so gestellten Manne haben wir wol auch eine Art von Stolz, ein gewisses inneres Gefühl seiner Vorzüge nachzusehen, wenn er von seiner Seite nicht nachgiebt, am Wenigsten aber eine gewisse Geringschätzung ertragen kann, die ihm von der Gegenseite öfters, wenn auch auf eine leise, mäßige Art erzeigt wird.

Was aber den Zwiespalt unheilbar macht, dürfte wol Folgendes sein. Da der Unterscheidende durchaus sich mit dem Faßlichen abgiebt, das, was er leistet, belegen kann, keine ungewöhnlichen Ansichten fordert, niemals, was paradox erscheinen möchte, verträgt, so muß er sich ein großeres, ja ein allgemeines Publikum erwerben; dagegen Jener sich mehr oder weniger als Eremiten findet, der selbst mit Denjenigen, die ihm beipflichten, sich nicht immer zu vereinigen weiß. Schon oft ist in der Wissenschaft dieser Antagonismus hervorgetreten, und es muß sich das Phänomen immer wieder erneuern, da, wie wir eben gesehen, die Elemente hiezu sich immer getrennt neben einander fortbilden und, wo sie sich berühren, jederzeit eine Explosion verursachen.

Meist geschieht dies nun, wenn Individuen verschiedener Nationen, verschiedenen Alters oder in sonstiger Entfernung der Zustände auf einander wirken. In gegenwärtigem Falle erscheint jedoch der merkwürdige Umstand, daß zwei Männer, im Alter gleich vorgerückt, seit achtunddreißig Jahren Kollegen an einer Anstalt, so lange Zeit auf einem Felde in verschiedenen Richtungen verkehrend, sich einander ausweichend, sich duldend, Jeder für sich fortwirkend, die feinste Lebensart ausübend, doch zuletzt einem Ausbruch, einer endlichen öffentlichen Widerwärtigkeit ausgesetzt und unterworfen werden.

Nachdem wir nun eine Zeit lang im Allgemeinen verweilt, so ist es nun sachgemäß, dem Werke, dessen Titel wir oben angezeigt haben, näher zu treten.

Seit Anfang März unterhalten uns schon die Pariser

Tagesblätter von einem solchen Vorfall, indem sie sich dieser oder jener Seite mit Beifall zuneigen. In einigen folgenden Sessionen dauerte der Widerstreit fort, bis endlich Geoffroy de Saint-Hilaire den Umständen angemessen findet, diese Diskussionen aus jenem Kreise zu entfernen und durch eine eigene Druckschrift vor das größere Publikum zu bringen.

Wir haben gedachtes Heft durchgelesen und studirt, dabei aber manche Schwierigkeit zu überwinden gehabt und uns deshalb zu gegenwärtigem Aufsatz entschlossen, damit uns Mancher, der gedachte Schrift in die Hand nimmt, freundlich danken möge, daß wir ihm zu einiger Einleitung verhelfen. Deshalb stehe denn hier als Inhalt des fraglichen Werks die Chronik dieser neusten französischen akademischen Streitigkeiten.

Den 15. Februar 1830 (S. 35)
trägt Geoffroy de Saint-Hilaire einen Rapport vor über einen Aufsatz, worin einige junge Leute Betrachtungen anstellen, die Organisation der Mollusken betreffend, freilich mit besonderer Vorliebe für die Behandlungsart, die man a priori nennt, und wo die unité de composition organique als der wahre Schlüssel zu den Naturbetrachtungen gerühmt wird.

Den 22. Februar (S. 53)
tritt Baron Cuvier mit seiner Gegenrede auf und streitet gegen das anmaßliche einzige Prinzip, erklärt es für ein untergeordnetes und spricht ein anderes aus, welches er für höher und für fruchtbarer erklärt.

In derselben Sitzung (S. 73)
improvisirt Geoffroy de Saint-Hilaire eine Beantwortung, worin er sein Glaubensbekenntniß noch unbewundener ausdrückt.

Sitzung vom 1. März (S. 81).
Geoffroy de Saint-Hilaire liest einen Aufsatz vor in demselben Sinne, worin er die Theorie der Analogien als neu und höchst brauchbar darzustellen sucht.

Sitzung vom 22. März (S. 109).
Derselbe unternimmt, die Theorie der Analogien auf die Organisation der Fische nützlich anzuwenden.

In derselben Session (S. 139)
sucht Baron Cuvier die Argumente seines Gegners zu entkräften, indem er an das Os hyoides, welches zur Sprache gekommen war, seine Behauptungen anknüpft.

Sitzung vom 29. März (S. 163).

Geoffroy de Saint-Hilaire vertheidigt seine Ansichten des Os hyoides und fügt einige Schlußbetrachtungen hinzu.

Die Zeitschrift Le Temps in der Nummer vom 5. März giebt ein für Geoffroy de Saint-Hilaire günstiges Resumé aus unter der Rubrik: „Auf die Lehre von der philosophischen Uebereinstimmung der Wesen bezüglich." Der National thut in der Nummer vom 22. März das Gleiche.

Geoffroy de Saint-Hilaire entschließt sich, die Sache aus dem Kreise der Akademie herauszunehmen, läßt das bisher Vorgefallene zusammen drucken und schreibt dazu einen Vorbericht: „Ueber die Theorie der Analogien" und datirt solchen vom 15. April.

Hierdurch nun setzt er seine Ueberzeugung hinlänglich ins Klare, so daß er unsern Wünschen, die Angelegenheit möglichst allgemein verständlich vorzuführen, glücklich entgegenkommt, wie er auch in einem Nachtrag (S. 27) die Nothwendigkeit der Verhandlung in Druckschriften behauptet, da bei mündlichen Diskussionen das Recht wie das Unrecht zu verhallen pflege.

Ganz genehmigt aber den Ausländern, erwähnt er mit Zufriedenheit und Beistimmung dessen, was die Deutschen und die Edinburgher in diesem Fache geleistet, und bekennt sich als ihren Alliirten, woher denn die wissenschaftliche Welt sich bedeutende Vortheile zu versprechen hat.

Hier aber lassen wir zunächst einige nach unsrer Weise aus dem Allgemeinen ins Besondere wechselnde Bemerkungen folgen, damit für uns der möglichste Gewinn sich daraus ergebe.

Wenn uns in der Staaten-, so auch in der Gelehrtengeschichte gar manche Beispiele begegnen, daß irgend ein besonderes, oft geringes und zufälliges Ereigniß eintritt, das die bisher verhüllten Parteien offen einander gegenüberstellt, so finden wir hier denselben Fall, welcher aber unglücklicherweise das Eigne hat, daß gerade der Anlaß, der diese Kontestationen hervorgerufen, ganz spezieller Art ist und die Angelegenheit auf Wege leitet, wo sie von einer grenzenlosen Verwirrung bedroht wird, indem die wissenschaftlichen Punkte, die zur Sprache kommen, an und für sich weder ein bedeutendes Interesse erregen, noch dem größten Theile des Publikums klar werden können; daher es denn wol verdienstlich sein müßte, den Streit auf seine ersten Elemente zurückzuführen.

Da aber Alles, was sich unter Menschen im höheren Sinne ereignet, aus dem ethischen Standpunkte betrachtet, beschaut und beurtheilt werden muß, zunächst aber die Persönlichkeit, die Individualität der fraglichen Personen vorzüglich zu beachten ist, so wollen wir uns vor allen Dingen mit der Lebensgeschichte der beiden genannten Männer, wenn auch nur im Allgemeinsten, bekannt machen.

Geoffroy de Saint-Hilaire, geboren 1772, wird als Professor der Zoologie im Jahre 1793 angestellt, und zwar als man den Jardin du Roi zu einer öffentlichen Lehrschule bestimmt. Bald nachher wird Cuvier gleichfalls zu dieser Anstalt berufen; Beide arbeiten zutraulich zusammen, wie es wohlmeinende Jünglinge pflegen, unbewußt ihrer innern Differenz.

Geoffroy de Saint-Hilaire gesellt sich im Jahre 1798 zu der ungeheuer-problematischen Expedition nach Aegypten und wird dadurch seinem Lehrgeschäft gewissermaßen entfremdet; aber die ihm inwohnende Gesinnung, aus dem Allgemeinen ins Besondere zu gehen, befestigt sich nur immermehr, und nach seiner Rückkunft, bei dem Antheil an dem großen ägyptischen Werke, findet er die erwünschteste Gelegenheit, seine Methode anzuwenden und zu nutzen.

Das Vertrauen, das seine Einsichten sowie sein Charakter erworben, beweist sich in der Folge abermals dadurch, daß ihn das Gouvernement im Jahr 1810 nach Portugal sendet, um dort, wie man sich ausdrückt, die Studien zu organisiren; er kommt von dieser ephemeren Unternehmung zurück und bereichert das Pariser Museum durch manches Bedeutende.

Wie er nun in seinem Fache unermüdet zu arbeiten fortfährt, so wird er auch von der Nation als Biedermann anerkannt und im Jahr 1815 zum Deputirten erwählt. Dies war aber der Schauplatz nicht, auf welchem er glänzen sollte, niemals bestieg er die Tribüne.

Die Grundsätze, nach welchen er die Natur betrachtet, spricht er endlich in einem 1818 herausgegebenen Werke deutlich aus und erklärt seinen Hauptgedanken: „die Organisation der Thiere sei einem allgemeinen, nur hie und da modificirten Plan, woher die Unterscheidung derselben abzuleiten sei, unterworfen".

Werden wir uns nun zu seinem Gegner.

Georg Leopold Cuvier, geboren 1769 in dem damals noch württembergischen Mömpelgard; er gewinnt hiebei genauere

Kenntniß der deutschen Sprache und Literatur; seine entschiedene Neigung zur Naturgeschichte giebt ihm ein Verhältniß zu dem trefflichen Kielmeyer, welches auch nachher aus der Ferne fortgesetzt wird. Wir erinnern uns, im Jahr 1797 frühere Briefe Cuvier's an den genannten Naturforscher gesehen zu haben, merkwürdig durch die in den Text charakteristisch und meisterhaft eingezeichneten Anatomien von durchforschten niedern Organisationen.

Bei seinem Aufenthalt in der Normandie bearbeitet er die Linnéische Klasse der Würmer, bleibt den Pariser Naturfreunden nicht unbekannt, und Geoffroy de Saint-Hilaire bestimmt ihn, nach der Hauptstadt zu kommen. Sie verbinden sich zu der Herausgabe mehrerer Werke zu didaktischen Zwecken, besonders suchen sie eine Anordnung der Säugethiere zu gewinnen.

Die Vorzüge eines solchen Mannes bleiben ferner nicht unbeachtet; er wird 1795 bei der Centralschule zu Paris angestellt und als Mitglied des Instituts in dessen erste Klasse aufgenommen. Für den Bedarf jener Schule giebt er im Jahre 1798 heraus: Tableaux élémentaires de l'historie naturelle des animaux. 8.

Er erhält die Stelle eines Professors der vergleichenden Anatomie und gewinnt sich durch seinen Scharfblick die weite, klare Uebersicht, durch einen hellen, glänzenden Vortrag den allgemeinsten und lautesten Beifall. Nach Daubenton's Abgang wird ihm dessen Platz beim Collège de France, und von Napoleon anerkannt, tritt er zum Departement des öffentlichen Unterrichts. Als ein Mitglied desselben reist er durch Holland und einen Theil von Deutschland, durch die als Departemente dem Kaiserthum damals einverleibten Provinzen, die Lehr- und Schulanstalten zu untersuchen; sein erstatteter Bericht ist beizuschaffen. Vorläufig ward mir bekannt, er habe darin die Vorzüge deutscher Schulen vor den französischen herauszusetzen nicht unterlassen.

Seit 1813 wird er zu höhern Staatsverhältnissen berufen, in welchen er nach der Bourbonen Rückkehr beständig wird und bis auf den heutigen Tag in öffentlicher sowol als wissenschaftlicher Wirksamkeit fortfährt.

Seine Arbeiten sind unübersehbar, sie umfassen das ganze Naturreich, und seine Darstellungen dienen auch uns zur Kenntniß der Gegenstände und zum Muster der Behandlung. Nicht

allein das grenzenlose Reich der lebendigen Organisationen hat er zu erforschen und zu ordnen getrachtet, auch die längst ausgestorbenen Geschlechter danken ihm ihre wissenschaftliche Wiederauferstehung.

Wie genau er denn auch das ganze menschliche Weltwesen kenne und in die Charaktere der vorzüglich Mitwirkenden einzudringen vermöge, gewahrt man in den Ehrendenkmälern, die er verstorbenen Gliedern des Instituts aufzurichten weiß, wo denn zugleich seine so ausgebreiteten Uebersichten aller wissenschaftlichen Regionen zu erkennen sind.

Verziehen sei das Skizzenhafte dieser biographischen Versuche; hier war nicht die Rede, die allenfalls Theilnehmenden zu unterrichten, ihnen etwas Neues vorzulegen, sondern sie nur an dasjenige zu erinnern, was ihnen von beiden würdigen Männern längst bekannt sein mußte.

Nun aber möchte man wol fragen: welche Ursache, welche Befugniß hat der Deutsche, von diesem Streit nähere Kenntniß zu nehmen, ja, vielleicht als Partei sich zu irgend einer Seite zu gesellen? Darf man aber wohl behaupten, daß jede wissenschaftliche Frage, wo sie auch zur Sprache komme, jede gebildete Nation interessire, wie man denn auch wol die szientifische Welt als einen einzigen Körper betrachten darf, so ist hier nachzuweisen, daß wir diesmal besonders aufgerufen sind.

Geoffroy de Saint-Hilaire nennt mehrere deutsche Männer als mit ihm in gleicher Gesinnung begriffen; Baron Cuvier dagegen scheint von unsern deutschen Bemühungen in diesem Felde die ungünstigsten Begriffe sich gebildet zu haben; es äußert sich Derselbe in einer Eingabe vom 5. April (Seite 24 in der Note) folgendermaßen: „Ich weiß wohl, ich weiß, daß für gewisse Geister hinter dieser Theorie der Analogien, wenigstens verworrenerweise, eine andere sehr alte Theorie sich verbergen mag, die, schon längst widerlegt, von einigen Deutschen wieder hervorgesucht worden, um das pantheistische System zu begünstigen, welches sie Naturphilosophie nennen.“ Diese Aeußerung Wort für Wort zu kommentiren, den Sinn derselben deutlich zu machen, die fromme Unschuld deutscher Naturdenker klar hinzulegen, bedürfte es wol auch eines Oktavbändchens; wir wollen in der Folge suchen, auf die kürzeste Weise unsern Zweck zu erreichen.

Die Lage eines Naturforschers wie Geoffroy de Saint-Hilaire ist freilich von der Art, daß es ihm Vergnügen machen

muß, von den Bemühungen deutscher Forscher einigermaßen unterrichtet zu sein, sich zu überzeugen, daß sie ähnliche Gesinnungen hegen wie er, daß sie auf demselben Wege sich bemühen, und daß er also von ihrer Seite sich umsichtigen Beifall und, wenn er es verlangt, hinreichenden Beistand zu erwarten hat. Wie denn überhaupt in der neuern Zeit es unsern westlichen Nachbarn niemals zu Schaden gedieh, wenn sie von deutschem Forschen und Bestreben einige Kenntniß nahmen.

Die deutschen Naturforscher, welche bei dieser Gelegenheit genannt werden, sind: Kielmeyer, Meckel, Oken, Spix, Tiedemann, und zugleich werden unsrer Theilnahme an diesen Studien dreißig Jahre zugestanden. Allein ich darf wol behaupten, daß es über funfzig sind, die uns schon mit wahrhafter Neigung an solche Untersuchungen gekettet sehen. Kaum erinnert sich noch Jemand außer mir jener Anfänge, und mir sei gegönnt, hier jener treuen Jugendforschungen zu erwähnen, wodurch sogar einiges Licht auf gegenwärtige Streitigkeiten fallen könnte.

„Ich lehre nicht, ich erzähle." (Montaigne.)

Weimar, im September 1830.[1])

II. Abschnitt.

„Ich lehre nicht, ich erzähle", damit schloß ich den ersten Abschnitt meiner Betrachtungen über das genannte Werk; nun aber sind' ich, um den Standpunkt, woraus ich beurtheilt werden möchte, noch näher zu bestimmen, rathsam, die Worte eines Franzosen hier vorzusetzen, welche besser als irgend etwas Anderes die Art, womit ich mich verständlich zu machen suche, kürzlich aussprechen möchten.

„Es giebt geistreiche Männer, die eine eigne Art des Vortrags haben; nach ihrer Weise fangen sie an, sprechen zuerst von sich selbst und machen sich nur ungern von ihrer Persönlichkeit los. Ehe sie Euch die Resultate ihres Nachdenkens vorlegen, fühlen sie ein Bedürfniß, erst aufzuzählen, wo und wie dergleichen Betrachtungen ihnen zukamen."

Werde mir deshalb in diesem Sinne zugegeben, den Gang der Geschichte jener Wissenschaften, denen ich meine Jahre gewidmet, ohne weitere Anmaßung synchronistisch mit meinem Leben, freilich nur im Allgemeinsten zu behandeln.

[1]) Zur selben Zeit veröffentlicht. — A. d. H.

Hiernach also wäre zu erwähnen, wie früh ein Anklang der Naturgeschichte, unbestimmt, aber eindringlich auf mich gewirkt hat. Graf Buffon gab gerade in meinem Geburtsjahr, 1749, den ersten Theil seiner Histoire naturelle heraus und erregte großen Antheil unter den damals französischer Einwirkung sehr zugänglichen Deutschen. Die Bände folgten jahrweise, und so begleitete das Interesse einer gebildeten Gesellschaft mein Wachsthum, ohne daß ich mehr als den Namen dieses bedeutenden Mannes sowie die Namen seiner eminenten Zeitgenossen wäre gewahr werden.

Graf Buffon, geboren 1707. Dieser vorzügliche Mann hatte eine heitere freie Uebersicht, Lust am Leben und Freude am Lebendigen des Daseins; frisch interessirt er sich für Alles, was da ist. Lebemann, Weltmann, hat er durchaus den Wunsch, im Belehren zu gefallen, im Unterrichten sich einzuschmeicheln. Seine Darstellungen sind mehr Schilderungen als Beschreibungen; er führt die Kreatur in ihrer Ganzheit vor, besonders gern in Bezug auf den Menschen, deswegen er diesem die Hausthiere gleich folgen läßt. Er bemächtigt sich alles Bekannten; die Naturforscher nicht allein weiß er zu nutzen, der Resultate aller Reisenden versteht er sich zu bedienen. Man sieht ihn in Paris, dem großen Mittelpunkte der Wissenschaften, als Intendanten des sehr bedeutenden königlichen Kabinets, begünstigt im Aeußern, wohlhabend, in den Grafenstand erhoben und sich auch so vornehm als anmuthig gegen seine Leser betragend.

Auf diesem Standpunkt weiß er sich aus dem Einzelnen das Umfassende zu bilden, und wenn er auch, was uns hier zunächst berührt, in dem zweiten Band Seite 544 niederschreibt: „Die Arme des Menschen gleichen auf keine Weise den Vorderfüßen der Thiere, so wenig als den Flügeln der Vögel", so spricht er, im Sinne der natürlich hinblickenden, die Gegenstände, wie sie sind, aufnehmenden Menge. Aber in seinem Innern entwickelt sich's besser; denn im vierten Bande Seite 379 sagt er: „Es giebt eine ursprüngliche und allgemeine Verzeichnung, die man sehr weit verfolgen kann," und somit hat er die Grundmaxime der vergleichenden Naturlehre ein für allemal festgesetzt.

Man verzeihe diese flüchtigen, fast frevelhaft eilenden Worte, womit wir einen so verdienten Mann vorüberführen; es ist genug, uns zu überzeugen, daß, ohngeachtet der grenzenlosen Einzelnheiten, denen er sich hingiebt, er nicht verfehlte, ein Um-

4.

Der Deutſche dankt.

Heil'ger Ehrfurcht, haſt's getroffen!
Solche Heil'ge wünſchet ſich der Dichter;
Denn gerade jene Kleinigkeiten
Außerhalb der Grenze des Geſetzes
Sind das Erdtheil, wo er übermüthig,
Selbſt im Kummer luſtig, ſich beweget.
Schlangengift und Theriak muß
Ihm das Eine wie das Andre ſcheinen.
Tödten wird nicht Jenes, Dies nicht heilen;
Denn das wahre Leben iſt des Handelns
Ew'ge Unſchuld, die ſich ſo erweiſet,
Daß ſie Niemand ſchadet als ſich ſelber.

---

heimniſſe oder dem Koran zuwiderlaufende erotiſche und bachantiſche Gedichte enthalte? — von Rechts wegen dahin entſcheid:

„Die Gedichte Hafiens enthalten viele ausgemachte und unumſtößliche Wahrheiten; aber hie und da finden ſich auch Kleinigkeiten, die wirklich außer den Grenzen des Geſetzes liegen. Das Sicherſte iſt, dieſe Verſe wohl von einander zu unterſcheiden, Schlangengift nicht für Theriak anzunehmen, ſich nur der reinen Wolluſt guter Handlungen zu überlaſſen und vor jener, welche ewige Pein nach ſich zieht, zu verwahren. Dies ſchrieb der arme Ehſunb, dem Gott ſeine Sünden verzeihen wolle!" (Hammer's Vorrede zu Hafis' Diwan, XXXIV.) Dieſer „muſterhafte Fetwa", wie ihn Hammer nennt, entſpricht ganz der mündlichen Vorſchrift Mahomet's: „Das Recht wird erklärt, und das Unrecht wird erklärt; zwiſchen Beiden liegen aber viele Dinge, die eine verſchiedne Auslegung zulaſſen" (Sunna, Nr. 239). Auch Leſſing, um den Occident dem Orient gegenüberzuſtellen, zeigt im Anfange des 7. Stücks ſeiner Dramaturgie, zunächſt nur an der dramatiſchen Poeſie, daß ſie ihren „Vorwurf entweder diesſeits oder jenſeits der Grenzen des Geſetzes" wähle; es gebe Dinge in den ſittlichen Betrügen des Menſchen, welche „zu unbeträchtlich" ſeien, um „unter der eigentlichen Aufſicht des Geſetzes zu ſtehn." Dies ſind die Kleinigkeiten unſrer Gedichte, oben Nr. 3 und 4.

Mit S. 6. vergl. Firdusi (XII. 182): „Anſtatt des Theriaks ſtreut er Gift." Theriak iſt das Univerſal-Heilmittel, beſonders gegen Schlangenbiß, von ſtereotypem bildlichen Gebrauch, wie wir auch im Deutſchen die Redensart haben: „Der Knoblauch iſt der Bauern Theriak" (der Krämer hieß zu Luther's Zeit der Trieckelmann, d. h. Theriakkrämer).

4. Der Deutſche dankt. Gleichzeitig mit Nr. 3 entſtanden, Abſchluß der Trilogie (Nr. 2 bis 4). — Den Verſen 10 bis 13 liegt eine Stelle des perſiſchen Dichters Ferid-ed-din Attar zu Grunde, welche in der Ueberſetzung von Sylv. de Sacy lautet: „Le bien ou le mal que fait un homme, c'est à lui-même qu'il le fait". (Pend Nameh, Kap. 22.) Nach Koran, 41. 45.

fassendes anzuerkennen. Gewiß ist: wenn wir jetzt seine Werke durchgehen, so finden wir, daß er aller Hauptprobleme sich bewußt war, mit welchen die Naturlehre sich beschäftigt, ernstlich bemüht, sie, wenn auch nicht immer glücklich, aufzulösen; dabei leidet die Ehrfurcht, die wir für ihn empfinden, nicht im Mindesten, wenn man einsieht, daß wir Späteren, als hätten wir manche der dort aufgeworfenen Fragen schon vollkommen gelöst, nur allzu frühzeitig triumphiren. Dem Allen ungeachtet müssen wir gestehen, daß, wenn er sich eine höhere Ansicht zu gewinnen suchte, er die Hilfe der Einbildungskraft nicht verschmähte, wodurch denn freilich der Beifall der Welt merklich zunahm, er aber sich von dem eigentlichen Element, woraus die Wissenschaft gebildet werden soll, einigermaßen entfernte und diese Angelegenheiten in das Feld der Rhetorik und Dialektik hinüberzuführen schien.

Suchen wir in einer so bedeutenden Sache immer deutlicher zu werden!

Graf Buffon wird als Oberaufseher des Jardin du Roi angestellt; er soll eine Ausarbeitung der Naturgeschichte darauf gründen. Seine Tendenz geht in das Ganze, insofern es lebt, ineinanderwirkt und sich besonders auf den Menschen bezieht.

Für das Detail bedarf er eines Gehilfen und beruft Daubenton, einen Landsmann.

Dieser faßt die Angelegenheit von der entgegengesetzten Seite, ist ein genauer, scharfer Anatomiker. Dieses Fach wird ihm viel schuldig; allein er hält sich dergestalt am Einzelnen, daß er auch das Nächstverwandte nicht aneinanderfügen mag.

Leider veranlaßt diese ganz verschiedene Behandlungsart auch zwischen diesen beiden Männern eine nicht herzustellende Trennung. Wie sie sich auch mag entschieden haben, genug, Daubenton nimmt seit dem Jahre 1768 keinen Teil mehr an der Buffonschen Naturgeschichte, arbeitet aber emsig für sich allein fort, und nachdem Buffon im hohen Alter abgegangen, bleibt der gleichfalls bejahrte Daubenton an seiner Stelle und zieht sich in Geoffroy de Saint-Hilaire einen jüngern Mitarbeiter heran. Dieser wünscht sich einen Gesellen und findet ihn in Cuvier. Sonderbar genug, auch sich in diesen beiden gleichfalls höchst verdienten Männern im Stillen die gleiche Differenz entwickelt, nur auf einer höheren Stufe. Cuvier hält sich entschieden und in einem systematisch ordnenden Sinne ans Einzelne; denn eine größere Uebersicht leitet schon und nöthigt

zu einer Methode der Aufstellung. Geoffroy, seiner Denkart gemäß, sucht ins Ganze zu dringen, aber nicht wie Buffon ins Vorhandene, Bestehende, Ausgebildete, sondern ins Wirkende, Werdende, sich Entwickelnde. Und so nährt sich heimlich der abermalige Widerstreit und bleibt länger verborgen als der ältere, indem höhere gesellige Bildung gewisse Konvenienzen, schweigende Schonungen den Ausbruch ein Jahr nach dem andern hinhalten, bis denn doch endlich eine geringe Veranlassung die nach außen und innen künstlich getrennte Elektrizität der Leydner Flasche, den geheimen Zwiespalt durch eine gewaltige Explosion offenbart.

Fahren wir jedoch fort, über jene vier so oft genannten und in der Naturwissenschaft immer wieder zu nennenden Männer unsre Betrachtungen anzustellen, wenn wir uns auch einigermaßen wiederholen sollten; denn sie sind es, die, allen Uebrigen unbeschadet, als Stifter und Beförderer der französischen Naturgeschichte vorleuchten und den Kern bilden, aus welchem sich so manches Wünschenswerthe glücklich hervorthut, seit fast einem Jahrhunderte der wichtigen Anstalt vorgesetzt, dieselbe vermehrend, benutzend und auf alle Weise die Naturgeschichte fordernd, die synthetische und analytische Behandlungsweise der Wissenschaft repräsentirend. Buffon nimmt die Außenwelt, wie er sie findet, in ihrer Mannichfaltigkeit als ein zusammengehörendes, bestehendes, in wechselseitigen Bezügen sich begegnendes Ganze. Daubenton, als Anatom, fortwährend im Trennen und Sondern begriffen, hütet sich, irgend das, was er einzeln gefunden, mit einem Andern zusammenzufügen; sorgfältig stellt er Alles neben einander hin, mißt und beschreibt ein Jedes für sich.

In demselben Sinne, nur mit mehr Freiheit und Umsicht, arbeitet Cuvier; ihm ist die Gabe verliehen, grenzenlose Einzelnheiten zu bemerken, zu unterscheiden, unter einander zu vergleichen, sie zu stellen, zu ordnen und sich dergestalt großes Verdienst zu erwerben.

Aber auch er hat eine gewisse Apprehension gegen eine höhere Methode, die er denn doch selbst nicht entbehrt und, obgleich unbewußt, dennoch anwendet, und so stellt er in einem höheren Sinne die Eigenschaften Daubenton's wieder dar. Ebenso möchten wir sagen, daß Geoffroy einigermaßen auf Buffon zurückweist. Denn wenn Dieser die große Synthese der empirischen Welt gelten läßt und in sich aufnimmt, sich aber zugleich mit allen Merkmalen, die sich ihm zum Behuf der Unterscheidung

darbieten, bekannt macht und sie benutzt, so tritt Geoffroy bereits der großen abstrakten, von Jenem nur geahneten Einheit näher, erschrickt nicht vor ihr und weiß, indem er sie auffaßt, ihre Ableitungen zu seinem Vortheil zu nutzen.

Vielleicht kommt der Fall in der Geschichte des Wissens und der Wissenschaft nicht wieder vor, daß an dem gleichen Ort, auf ebenderselben Stelle, in Bezug auf dieselben Gegenstände, Amt und Pflicht gemäß, durch so lange Zeit eine Wissenschaft im beständigen Gegensatze von so höchst bedeutenden Männern wäre gefördert worden, welche, anstatt durch die Einheit der ihnen vorgelegten Aufgabe sich zu einer gemeinsamen Bearbeitung, wenn auch aus verschiedenen Gesichtspunkten, einladen zu lassen, nicht durch den Gegenstand, sondern durch die Art, ihn anzusehen, bis zu feindseligem Widerstreit hingerissen gegen einander auftreten. Ein so merkwürdiger Fall aber muß uns Allen, muß der Wissenschaft selbst zum Besten gereichen! Möge doch Jeder von uns bei dieser Gelegenheit sagen, daß Sondern und Verknüpfen zwei unzertrennliche Lebensakte sind. Vielleicht ist es besser gesagt, daß es unerläßlich ist, man möge wollen oder nicht, aus dem Ganzen ins Einzelne, aus dem Einzelnen ins Ganze zu gehen, und je lebendiger diese Funktionen des Geistes, wie Aus- und Einathmen, sich zusammen verhalten, desto besser wird für die Wissenschaften und ihre Freunde gesorgt sein.

Wir verlassen diesen Punkt, um darauf wieder zurückzukehren, wenn wir nur erst von denjenigen Männern gesprochen haben, die in den siebziger und achtziger Jahren des vorigen Hunderts uns auf dem eigens eingeschlagenen Wege förderten.

Petrus Camper, ein Mann von ganz eignem Beobachtungs- und Verknüpfungsgeiste, der mit dem aufmerksamen Beschauen zugleich eine glückliche Nachbildungsgabe verband und so durch Reproduktion des Erfahrenen dieses in sich selbst belebte und sein Nachdenken durch Selbstthätigkeit zu schärfen wußte.

Seine großen Verdienste sind allgemein anerkannt; ich erwähne hier nur seiner Faciallinie, wodurch das Vorrücken der Stirn, als Gefäß des geistigen Organs, über die untere, mehr thierische Bildung anschaulicher und dem Nachdenken angeeigneter worden.

Geoffroy giebt ihm das herrliche Zeugniß Seite 149 in

der Note: „Ein weitumfassender Geist, hochgebildet und immerfort nachdenkend; er hatte von der Uebereinstimmung organischer Systeme so ein lebhaftes und neues Gefühl, daß er mit Vorliebe alle außerordentlichen Fälle aufsuchte, wo er einen Anlaß fände, sich mit Problemen zu beschäftigen, eine Gelegenheit, Scharfsinn zu üben, um sogenannte Anomalien auf die Regel zurückzuführen." Und was ließe sich nicht Alles hinzufügen, wenn hier mehr als Andeutung sollte geliefert werden!

Hier möchte nun der Ort sein, zu bemerken, daß der Naturforscher auf diesem Wege am Ersten und Sichersten den Werth, die Würde des Gesetzes, der Regel erkennen lernt. Sehen wir immerfort nur das Geregelte, so denken wir, es müsse so sein, von je her sei es also bestimmt und deswegen stationär. Sehen wir aber die Abweichungen, Mißbildungen, ungeheure Mißgestalten, so erkennen wir, daß die Regel zwar fest und ewig, aber zugleich lebendig sei, daß die Wesen zwar nicht aus derselben heraus, aber doch innerhalb derselben sich ins Unförmliche umbilden können, jederzeit aber, wie mit Zügeln zurückgehalten, die unausweichliche Herrschaft des Gesetzes anerkennen müssen.

Samuel Thomas Sömmerring, ward durch Camper angeregt. Ein höchst fähiger, zum Schauen, Bemerken, Denken aufgeweckter, lebendiger Geist. Seine Arbeit über das Gehirn und der höchst sinnige Ausspruch: der Mensch unterscheide sich von den Thieren hauptsächlich dadurch, daß die Masse seines Gehirns den Rumpf der übrigen Nerven in einem hohen Grad überwiege, welches bei den übrigen Thieren nicht stattfinde, war höchst folgereich.

Und was gewann nicht in jener empfänglichen Zeit der gelbe Fleck im Mittelpunkte der Retina für eine Theilnahme! Wie viel wurden in der Folge die Sinnesorgane, das Auge, das Ohr seinem Einblick, seiner nachbildenden Hand schuldig!

Sein Umgang, ein briefliches Verhältniß zu ihm war durchaus erweckend und fördernd. Ein neues Faktum, eine frische Ansicht, eine tiefere Erwägung wurden mitgetheilt und jede Wirksamkeit aufgeregt. Alles Aufkeimende entwickelte sich schnell, und eine frische Jugend ahnete die Hindernisse nicht, die sich ihr entgegenzustellen auf dem Wege waren.

Johann Heinrich Merck, als Kriegszahlmeister im Hessen-Darmstädtischen angestellt, verdient auf alle Weise, hier

genannt zu werden. Er war ein Mann von unermüdeter geistiger Thätigkeit, die sich nur deswegen nicht durch bedeutende Wirkungen auszeichnete, weil er als talentvoller Dilettant nach allen Seiten hingezogen und getrieben wurde. Auch er ergab sich der vergleichenden Anatomie mit Lebhaftigkeit, wo ihm denn auch ein zeichnerisches Talent, das sich leicht und bestimmt auszudrücken wußte, glücklich zu Hilfe kam.

Die eigentliche Veranlassung jedoch hierzu gaben die merkwürdigen Fossilien, auf die man in jener Zeit erst eine wissenschaftliche Aufmerksamkeit richtete, und welche mannichfaltig und wiederholt in der Flußregion des Rheins ausgegraben wurden. Mit habsüchtiger Liebhaberei bemächtigte er sich mancher vorzüglichen Exemplare, deren Sammlung nach seinem Ableben in das großherzoglich hessische Museum geschafft und eingeordnet und auch daselbst durch den einsichtigen Kustos von Schleiermacher sorgfältig verwahrt und vermehrt worden.

Mein inniges Verhältniß zu beiden Männern steigerte zuerst bei persönlicher Bekanntschaft, sodann durch fortgesetzte Korrespondenz meine Neigung zu diesen Studien; deshalb suchte ich meiner angebornen Anlage gemäß vor allen Dingen nach einem Leitfaden oder, wie man es auch nennen möchte, nach einem Punkt, wovon man ausginge, eine Maxime, an der man sich halten, einen Kreis, aus welchem nicht abzuirren wäre.

Ergeben sich nun heutiges Tags in unserem Felde auffallende Differenzen, so ist nichts natürlicher, als daß diese damals sich noch mehr und öfter hervorthun mußten, weil Jeder, von seinem Standpunkt ausgehend, Jedes zu seinen Zwecken, Alles zu Allem nützlich anzuwenden bemüht war.

Bei der vergleichenden Anatomie im weitesten Sinne, insofern sie eine Morphologie begründen sollte, war man denn doch immerfort so mit den Unterschieden wie mit den Uebereinstimmungen beschäftigt. Aber ich bemerkte gar bald, daß man sich bisher ohne Methode nur in die Breite bemüht habe; man verglich, wie es gerade vorkam, Thier mit Thier, Thiere mit Thieren, Thiere mit Menschen, woraus eine unübersehbare Weitläufigkeit und eine sinnbetäubende Verworrenheit entstand, indem es theils allenfalls paßte, theils aber ganz und gar sich nicht fügen wollte.

Nun legt' ich die Bücher beiseite und ging unmittelbar

an die Natur, an ein übersehbares Thierskelett; die Stellung auf vier Füßen war die entschiedenste, und ich fing an, von vorne nach hinten der Ordnung nach zu untersuchen.

Hier fiel der Zwischenknochen vor allen als der vorderste in die Augen, und ich betrachtete ihn daher durch die verschiedensten Thiergeschlechter.

Aber ganz andere Betrachtungen wurden eben dazumal rege. Die nahe Verwandtschaft des Affen zu dem Menschen nöthigte den Naturforscher zu peinlichen Ueberlegungen, und der vortreffliche Camper glaubte den Unterschied zwischen Affen und Menschen darin gefunden zu haben, daß jenem ein Zwischenknochen der oberen Kinnlade zugetheilt sei, diesem aber ein solcher fehle.

Ich kann nicht ausdrücken, welche schmerzliche Empfindung es mir war, mit Demjenigen in entschiedenem Gegensatz zu stehen, dem ich so viel schuldig geworden, dem ich mich zu nähern, mich als seinen Schüler zu bekennen, von dem ich Alles zu lernen hoffte.

Wer sich meine damaligen Bemühungen zu vergegenwärtigen die Absicht hätte, findet, was schriftlich verfaßt worden, in dem ersten Bande dessen, was ich zur Morphologie geliefert habe, und welche Mühe man sich gegeben, auch bildlich, worauf doch Alles ankommt, die verschiedenen abweichenden Gestalten jenes Knochens zu verzeichnen, läßt sich nunmehr aus den Verhandlungen der Kaiserlich Leopoldinisch-Karolinischen Akademie der Naturforscher ersehen, wo sowol der Text wieder abgedruckt, als die dazu gehörigen, lange Jahre im Verborgenen gebliebenen Tafeln freundlichst aufgenommen worden. Beides findet sich in der ersten Abtheilung des funfzehnten Bandes.

Doch ehe wir jenen Band aufschlagen, hab' ich noch etwas zu erzählen, zu bemerken und zu bekennen, welches, wenn es auch nicht von großer Bedeutung wäre, doch unseren strebenden Nachkommen zum Vortheil gereichen kann.

Nicht allein die ganz frische Jugend, sondern auch der schon herangebildete Mann wird, sobald ihm ein prägnanter, folgerechter Gedanke aufgegangen, sich mittheilen, bei Andern eine gleiche Denkweise anregen wollen.

Ich merkte daher den Mißgriff nicht, da ich die Abhandlung, die man so eben finden wird, ins Lateinische übersetzt, mit theils umrissenen, theils ausgeführten Zeichnungen ausge-

stattet, an Peter Camper zu übersenden die unbesonnene Gutmüthigkeit hatte. Ich erhielt darauf eine sehr ausführliche, wohlwollende Antwort, worin er die Aufmerksamkeit, die ich diesen Gegenständen geschenkt, höchlich lobte, die Zeichnungen zwar nicht mißbilligte, wie aber solche Gegenstände besser von der Natur abzunehmen seien, guten Rath ertheilte und einige Vortheile zu beachten gab. Er schien sogar über diese Bemühung etwas verwundert, fragte, ob ich dieses Heft etwa abgedruckt haben wollte, zeigte die Schwierigkeiten wegen der Kupfer umständlich an, auch die Mittel, sie zu überwinden. Genug, er nahm als Vater und Gönner allen billigen Antheil an der Sache.

Aber davon war nicht die geringste Spur, daß er meinen Zweck bemerkt habe, seiner Meinung entgegenzutreten und irgend etwas Anderes als ein Programm zu beabsichtigen. Ich erwiderte bescheiden und erhielt noch einige ausführliche, wohlwollende Schreiben, genau beseben, nur materiellen Inhalts, die sich aber keineswegs auf meinen Zweck bezogen, dergestalt, daß ich zuletzt, da diese eingeleitete Verbindung nichts fördern konnte, sie ruhig fallen ließ, ohne jedoch daraus, wie ich wol hätte sollen, die bedeutende Erfahrung zu schöpfen, daß man einen Meister nicht von seinem Irrthum überzeugen könne, weil er ja in seine Meisterschaft aufgenommen und dadurch legitimirt ward.

Verloren sind leider mit so vielen andern Dokumenten jene Briefe, welche den tüchtigen Zustand jenes hohen Mannes und zugleich meine gläubige jüngerhafte Deferenz sehr lebhaft vergegenwärtigen müßten.

Aber noch ein anderes Mißgeschick betraf mich; ein ausgezeichneter Mann, Johann Friedrich Blumenbach, der sich mit Glück der Naturwissenschaft gewidmet, auch besonders die vergleichende Anatomie durchzuarbeiten begonnen, trat in seinem Kompendium derselben auf Camper's Seite und sprach dem Menschen den Zwischenknochen ab. Meine Verlegenheit wurde dadurch aufs Höchste gesteigert, indem ein schätzbares Lehrbuch, ein vertrauenswürdiger Lehrer meine Gesinnungen, meine Absichten durchaus beseitigen sollte.

Aber ein so geistreicher, fort untersuchender und denkender Mann konnte nicht immer bei einer vorgefaßten Meinung verharren, und ich bin ihm bei traulichen Verhältnissen über diesen Punkt wie über viele andere eine theilnehmende Belehrung

schuldig geworden, indem er mich benachrichtigte, daß der Zwischenknochen bei wasserköpfigen Kindern von der obern Kinnlade getrennt, auch bei dem doppelten Wolfsrachen als krankhaft abgesondert sich manifestire.

Nun aber kann ich jene damals mit Protest zurückgewiesenen Arbeiten, welche so viele Jahre im Stillen geruht, hervorrufen und für dieselben mir einige Aufmerksamkeit erbitten.

Auf die erwähnten Abbildungen habe ich mich zunächst vollkommener Deutlichkeit wegen zu berufen, noch mehr aber auf das d'Altenische große osteologische Werk hinzudeuten, wo eine weit größere, freiere, ins Ganze gehende Uebersicht zu gewinnen ist.

Bei Allem diesem aber hab' ich Ursache, den Leser zu ersuchen, sämmtliches bisher Gesagte und noch zu Sagende als mittelbar oder unmittelbar bezüglich auf den Streit jener beiden trefflichen französischen Naturforscher, von welchem gegenwärtig immer die Rede bleibt, durchaus anzusehn.

Sodann darf ich voraussetzen, man werde jene so eben bezeichnete Tafeln vor sich zu nehmen und sie mit uns durchzugehen geneigt sein.

Sobald man von Abbildungen spricht, versteht sich, daß eigentlich von Gestalt gehandelt werde, im gegenwärtigen Falle aber sind wir unmittelbar auf die Funktion der Theile hingewiesen; denn die Gestalt steht in Bezug auf die ganze Organisation, wozu der Theil gehört, und somit auch auf die Außenwelt, von welcher das vollständig organisirte Wesen als ein Theil betrachtet werden muß. In diesem Sinne also gehen wir ohne Bedenken weiter zu Werke.

Auf der ersten Tafel sehen wir diesen Knochen, welchen wir als den vordersten des ganzen Thierbaues erkennen, auf verschiedene Weise gestaltet; eine nähere Betrachtung läßt uns bemerken, daß durch ihn die nöthigste Nahrung dem Thiere zugeeignet werde; so verschieden daher die Nahrung, so verschieden wird auch dieses Organ gestaltet sein. Bei dem Reh finden wir einen leichten, zahnlosen, knöchernen Bügel, um Grashalmen und Blattzweige mäßig abzurupfen. An dem Ochsen sehen wir ohngefähr dieselbige Gestalt, nur breiter, plumper, kräftiger, nach Maßgabe der Bedürfnisse des Geschöpfes. In der dritten Figur haben wir das Kameel, welches schafartig eine gewisse, beinah monstrose Unentschiedenheit zeigt, so daß

der Zwischenknochen von der obern Kinnlade, Schneidezahn von Eckzahn kaum zu unterscheiden sind.

Auf der zweiten Tafel zeigt sich das Pferd mit einem bedeutenden Zwischenknochen, sechs abgestumpfte Schneidezähne enthaltend; der hier, bei einem jungen Subjekt, unentwickelte Eckzahn ist der obern Kinnlade vollkommen zugeeignet.

Bemerkenswerth ist an der zweiten Figur derselben Tafel die obere Kinnlade des Sus babirussa, von der Seite betrachtet; hier sieht man in der obern Kinnlade den wunderbaren Eckzahn ganz eigentlich enthalten, indem dessen Alveole an den schweinartig bezahnten Zwischenkiefer kaum anstreift und nicht die mindeste Einwirkung auf denselben bemerken läßt.

Auf der dritten Tafel schenken wir unsre Aufmerksamkeit der dritten Figur, dem Wolfsgebiß. Der vorgeschobene, mit sechs tüchtigen scharfen Schneidezähnen versehene Zwischenknochen unterscheidet sich an Figura b durch eine Sutur sehr deutlich von der obern Kinnlade und läßt, obgleich sehr vorgeschoben, die genaue Nachbarschaft mit dem Eckzahne ersehen. Das Löwengebiß, mehr zusammengezogen, zahnkräftiger und gewaltsamer, zeigt jene Unterscheidung und Nachbarschaft noch genauer. Des Eisbärs gleiches Vordergebiß, mächtig, aber unbehülflich, plump, eine charakterlose Bildung, auf alle Fälle weniger zum Ergreifen als zum Zerknirschen fähig; die Canales palatini breit und offen, von jener Sutur aber keine Spur, die man jedoch im Geiste zeichnen und ihr den Lauf anweisen wird.

Auf der vierten Tafel Trichechus rosmarus giebt zu mancherlei Betrachtungen Anlaß. Das große Uebergewicht der Eckzähne gebietet dem Zwischenknochen, zurückzutreten, und das widerwärtige Geschöpf erhält dadurch ein menschenähnliches Ansehn. Fig. 1, eines schon erwachsenen Thieres verkleinerte Abzeichnung, läßt den abgesonderten Zwischenknochen deutlich sehen; auch beobachtet man, wie die mächtige, in der obern Kinnlade gegründete Wurzel bei fortwachsendem Hinaufstreben eine Art Geschwulst auf der Wangenfläche hervorbrachte. Die Figuren 2 und 3 sind nach einem jungen Thiere gleicher Größe gebildet. Bei diesem Exemplar ließ sich der Zwischenknochen völlig von der obern Kinnlade sondern, da alsdann der Eckzahn in seiner der obern Kinnlade ganz allein angehörigen Alveole ungestört zurückbleibt.

Nach Allem diesem dürfen wir kühnlich behaupten, daß der große Elephantenzahn gleichfalls in der obern Kinnlade wurzele;

wobei wir zu bedenken haben, daß bei der ungeheuren Forderung, die hier an die obere Kinnlade geſchieht, der benachbarte Zwiſchenknochen, wo nicht zur Bildung der ungeheuren Alveolen, doch zu deren Verſtärkung eine Lamelle hergeben ſollte.

So viel haben wir bei ſorgfältiger Unterſuchung mehrer Exemplare auszufinden geglaubt, wenn auch ſchon die im 12. Bande vorgeſtellten Schädelabbildungen hierin keine Entſcheidung herbeiführen.

Denn hier iſt es, wo uns der Genius der Analogie als Schutzengel zur Seite ſtehen möge, damit wir eine an vielen Beiſpielen erprobte Wahrheit nicht in einem einzigen, zweifelhaften Fall verkennen, ſondern auch da dem Geiſt gebührende Ehre erweiſen, wo es ſich uns in der Erſcheinung entziehen möchte.

Auf der fünften Tafel iſt Affe und Menſch einander entgegengeſtellt. Was den letzteren betrifft, ſo iſt nach einem beſondern Präparat Trennung und Verſchmelzung des gedachten Knochens deutlich genug angegeben. Vielleicht wären beide Geſtalten, als Ziel der ganzen Abhandlung, mannichfaltiger und klarer abzubilden und gegen einander zu ſtellen geweſen. Aber gerade zuletzt, in der prägnanteſten Zeit, ſtockte Neigung und Thätigkeit in jenem Fache, ſo daß wir ſchon dankbar anerkennen müſſen, wenn eine hochzuverehrende Sozietät der Naturforſcher dieſe Fragmente ihrer Aufmerkſamkeit würdigen und das Andenken redlicher Bemühungen in dem unzerſtörbaren Körper ihrer Akten aufbewahren wollen.

Noch aber müſſen wir unſre Leſer um fortgeſetzte Aufmerkſamkeit bitten; denn, von Herrn Geoffroy ſelbſt veranlaßt, haben wir noch ein anderes Organ in ebendieſem Sinne zu betrachten.

Die Natur bleibt ewig reſpektabel, ewig bis auf einen gewiſſen Punkt erkennbar, ewig dem Verſtändigen brauchbar. Sie wendet uns gar mannichfaltige Seiten zu; was ſie verbirgt, deutet ſie wenigſtens an; dem Beobachter wie dem Denker giebt ſie vielfältigen Anlaß, und wir haben Urſache, kein Mittel zu verſchmähen, wodurch ihr Aeußeres ſchärfer zu bemerken und ihr Inneres gründlich zu erforſchen iſt. Wir nehmen daher zu unſern Zwecken ohne Weiteres die Funktion in Schutz.

Funktion, recht begriffen, iſt das Daſein in Thätigkeit gedacht, und ſo beſchäftigen wir uns, von Geoffroy ſelbſt aufgerufen, mit dem Arme des Menſchen, mit den Vorderfüßen des Thieres.

Und so kann der alte Dichter hoffen,
Daß die Hurís ihn im Paradiese
Als verklärten Jüngling wohl empfangen.
Heil'ger Ebusund, hast's getroffen!

5.

Fetwa.

Der Mufti las des Mísri Gedichte,
Eins nach dem andern, alle zusammen,
Und wohlbedächtig warf sie in die Flammen;
Das schöngeschriebne Buch, es ging zunichte.

Verbrannt sei Jeder, sprach der hohe Richter,
Wer spricht und glaubt wie Mísri — er allein
Sei ausgenommen von des Feuers Pein:
Denn Allah gab die Gabe jedem Dichter;
Mißbraucht er sie im Wandel seiner Sünden,
So seh' er zu, mit Gott sich abzufinden!

---

5. Fetwa. Das vorige (Nr. 3) enthielt die Freisprechung der Gedichte, dies die des Dichters, dagegen die Verurtheilung der Gedichte. Von den mystischen, zwar mit christlichen Elementen erfüllten, aber zugleich überaus anspruchsvollen Poesien des berühmten türkischen Dichters Mísri führt Wurm (nach Toderini's Lit. der Türken) u. a. folgende Verse an:

Ich bin das vortreffliche Siegel der sichtbaren und unsichtbaren Dinge.
Ich habe mein einziges Wesen für alle Geschöpfe gegeben.
Ich bin immer bei Jesus, und mit ihm komme ich immer überein.
Ich bin der Mísri, der für sich selbst von Mísri (d. h. Aegypten) König gewesen ist.
Tiefsinnig sind meine Aussprüche; aber sie lassen nach ihrer geheimen Deutung ein ewiges Geheimniß."

Der Mufti sollte entscheiden, ob diese und andere Verse des Mísri dem Koran zuwiderlaufen oder nicht; er gab das Fetwa: „Die Bedeutung und der Sinn derselben ist Niemand bekannt als Gott und Mísri", und Verkaufs-Exemplaren der Gedichte ward eine Warnung vorgesetzt, welche schloß: „Nachdem der Mufti diese Gedichte und Sätze gelesen hatte, so warf er sie ins Feuer und gab dies Fetwa von sich: Wer also redet und glaubt wie Mísri Efendi, der soll verbrannt werden, Mísri Efendi ausgenommen; denn über Diejenigen, die von der Begeisterung ergriffen sind, kann kein Fetwa ergehn" (s. Wurm, S. 71 bis 73).

Obiges Fetwa führt bereits Hammer (Werke, II. 311) aus des Demetri Kantemir Geschichte des Osman. Reichs an.

Ohne gelehrt scheinen zu wollen, beginnen wir von Aristoteles, Hippokrates und Galen, nach dem Bericht des Letzteren. Die heiteren Griechen schrieben der Natur einen allerliebsten Verstand zu. Habe sie doch Alles so artig eingerichtet, daß man das Ganze immer vollkommen finden müsse. Den kräftigen Thieren verleihe sie Klauen und Hörner, den schwächeren leichte Beine. Der Mensch aber sei besonders versorgt durch seine vielthätige Hand, wodurch er statt Hörner und Klauen sich Schwert und Spieß anzuschaffen wisse. Ebenso ist der Zweck, warum der Mittelfinger länger sei als die übrigen, recht lustig zu vernehmen.

Wollen wir jedoch nach unsrer Art weiter fortschreiten, müssen wir das große d'Altonische Werk vor uns legen und aus dessen Reichthum die Belege zu unsern Betrachtungen entnehmen.

Den Vorderarm des Menschen, die Verbindung desselben mit der Hand und welche Wunder hier geleistet werden, nehmen wir als allgemein bekannt an. Es ist nichts Geistiges, was nicht in diesen Bereich fiele.

Betrachte man hiernach die reißenden Thiere, wie ihre Klauen und Krallen nur zum Aneignen der Nahrung geschickt und geschäftig sind, und wie sie, außer einigem Spieltrieb, dem Zwischenknochen untergeordnet und die Knechte des Freßwerkzeugs bleiben.

Die fünf Finger sind bei dem Pferde in einen Huf geschlossen; wir sehen dies in geistiger Anschauung, wenn uns nicht auch einmal durch irgend eine Monstrosität die Theilbarkeit des Hufes in Finger davon überzeugte. Dieses edle Geschöpf bedarf keines gewaltsamen Anschreißens seiner Nahrung; eine luftige, nicht allzu feuchte Weide befördert sein freies Dasein, welches eigentlich nur einer grenzenlosen Bewegung von hin- und herschwärmendem, behaglichen Muthwillen geeignet zu sein scheint, welche Naturbestimmung denn auch der Mensch zu nützlichen und leidenschaftlichen Zwecken gar wohl zu gebrauchen weiß.

Betrachten wir nun diesen Theil aufmerksam durch die verschiedensten Thiergattungen, so finden wir, daß die Vollkommenheit desselben und seiner Funktionen zunimmt und abnimmt, je nachdem Pronation und Supination mehr oder weniger leicht und vollständig ausgeübt werden kann. Solchen Vortheil besitzen in mehr oder minderem Grade gar viele Thiere; da

sie aber den Vorderarm nothwendig zum Stehen und Fortschreiten benutzen, so existiren sie die meiste Zeit in der Pronation, und da auf diese Weise der Radius mit dem Daumen, welchem er organisch verbunden ist, nach innen gekehrt wird, so wird derselbe, als den eigentlichen Schwerpunkt bezeichnend, nach Beschaffenheit der Umstände bedeutender, ja zuletzt fast alleinig an seiner Stelle.

Zu den beweglichsten Vorderarmen und den geschicktesten Händen können wir wol die des Eichhörnchens und verwandter Nagethiere zählen. Ihr leichter Körper, insofern er zur aufrechten Stellung mehr oder weniger gelangt, und die hüpfende Bewegung lassen die Vorderhände nicht plump werden. Es ist nichts anmuthiger anzusehn als das Eichhörnchen, das einen Tannzapfen abschält; die mittlere Schale wird ganz rein weggeworfen, und es wäre wohl der Beobachtung werth, ob diese Geschöpfe nicht die Samenkörner in der Spiralfolge, wie sie sich entwickelt haben, abknuspern und sich zueignen.

Hier können wir schicklich der beiden vorstehenden Nagezähne dieser Familie gedenken, die, im Zwischenknochen enthalten, auf unsern Tafeln nicht dargestellt worden, aber desto mannichfaltiger in den d'Altonischen Heften vorgeführt sind.

Höchst merkwürdig scheint es zu sein, daß durch eine geheimnißvolle Uebereinstimmung bei vollkommener Thätigkeit der Hand auch zugleich die Vorderzähne eine höhere Kultur bekommen. Denn während diese bei andern Thieren die Nahrung ergreifen, so wird sie hier von den Händen auf geschickte Weise zum Mund gebracht, wodurch nunmehr die Zähne blos zum Nagen determinirt werden und so dieses einigermaßen technisch wird.

Hier aber werden wir in Versuchung geführt, jenes oben ausgesprochene griechische Dictum nicht sowol zu wiederholen, als weiterschreitend abzuändern. „Die Thiere werden von ihren Gliedern tyrannisirt," möchten wir sagen, indem sie sich zwar derselben zu Verlängerung und Fortpflanzung ihres Daseins ohne Weiteres bedienen; da jedoch die Thätigkeit einer jeden solchen Bestimmung auch ohne Bedürfniß immer fortwährt, so müssen deshalb die Nagethiere, wenn sie gesättigt sind, zu zerstören anfangen, bis endlich diese Tendenz durch den Biber ein Analogen vernünftiger Architektonik hervorbringt.

Doch auf diese Weise dürfen wir nicht fortfahren, weil wir uns ins Grenzenlose verlieren müßten, deswegen wir uns kurz zusammenfassen.

Wie das Thier sich immer weiter zum Stehen und Gehen bestimmt fühlt, desto mehr wird der Radius an Kraft zunehmen, dem Körper der Ulna von seiner Masse abziehen, so daß dieß zuletzt fast verschwindet und nur das Olekranon als nothwendigste Artikulation mit dem Oberarme übrig bleibt. Gehe man die vorliegenden d'Altonischen Bildnisse durch, so wird man hierüber gründliche Betrachtungen anstellen und immer zuletzt an diesem Theil und anderen das Dasein, das sich durch die Gestalt hervorthut, in lebendiger, verhältnißmäßiger Funktion erblicken.

Nun aber haben wir des Falles zu gedenken, wo noch hinreichende Andeutung des Organs übrig ist, auch da, wo alle Funktion völlig aufhört, welches uns auf einer neuen Seite in die Geheimnisse der Natur zu dringen befähigt.

Man nehme das Heft d'Alton's d. J., die straußartigen Vögel vorstellend, zur Hand und betrachte von der ersten bis zur vierten Tafel, vom Skelette des Straußes bis zu dem des neuholländischen Kasuars, und bemerke, wie sich der Vorderarm stufenweise zusammenzieht und vereinfacht.

Ob nun gleich dieses Organ, welches den Menschen eigentlich zum Menschen, den Vogel zum Vogel macht, zuletzt auf das Sonderbarste abbrevirt erscheint, daß man dasselbe als eine zufällige Mißbildung ansprechen könnte, so sind doch die sämmtlichen einzelnen Gliedmaßen daran gar wohl zu unterscheiden; das Anlegen ihrer Gestalt ist nicht zu verkennen, ebenso wenig, wie weit sie sich erstrecken, wo sie sich einfügen und, obgleich die vordersten sich an Zahl verringern, die überbleibenden ihre bestimmte Nachbarschaft nicht aufgeben.

Diesen wichtigen Punkt, den man bei Untersuchung der höheren thierischen Osteologie ins Auge fassen muß, hat Geoffroy vollkommen richtig eingesehen und entschieden ausgedrückt, daß man irgend einen besondern Knochen, der sich uns zu verbergen scheint, am Sichersten innerhalb der Grenzen seiner Nachbarschaft entdecken könne.

Von einer andern Hauptwahrheit, die sich hier unmittelbar anschließt, ist er gleichfalls durchdrungen: daß nämlich die haushältische Natur sich einen Etat, ein Budget vorgeschrieben, in dessen einzelnen Kapiteln sie sich die vollkommenste Willkür vorbehält, in der Hauptsumme jedoch sich völlig treu bleibt, indem, wenn an der einen Seite zu viel ausgegeben werden, sie es der andern abzieht und auf die entschiedenste Weise sich ins

Gleiche stellt. Diese beiden sichern Wegweiser, denen unsre Deutschen seit so manchen Jahren so viel verdankt, sind von Herrn Geoffroy dergestalt anerkannt, daß sie ihm auf seinem wissenschaftlichen Lebensgange jederzeit die besten Dienste leisten, wie sie denn überhaupt den traurigen Behelf der Endursachen völlig beseitigen werden.

So viel sei genug, um anzudeuten, daß wir keine Art der Manifestation des labyrinthischen Organismus außer Acht lassen dürfen, wenn wir durch Anschauung des Aeußeren zur Einsicht in das Innerste gelangen wollen.

Aus dem bisher Verhandelten ist ersichtlich, daß Geoffroy zu einer hohen, der Idee gemäßen Denkweise gelangt sei. Leider bietet ihm seine Sprache auf manchen Punkten nicht den richtigen Ausdruck, und da sein Gegner sich im gleichen Falle befindet, so wird dadurch der Streit unklar und verworren. Wir wollen suchen, diesen Umstand bescheidentlich aufzuklären. Denn wir möchten diese Gelegenheit nicht versäumen, bemerklich zu machen, wie ein bedenklicher Wortgebrauch bei französischen Vorträgen, ja bei Streitigkeiten vortrefflicher Männer zu bedeutenden Irrungen Veranlassung giebt. Man glaubt in reiner Prosa zu reden, und man spricht schon tropisch; den Tropen wendet Einer anders an als der Andere, führt ihn in verwandtem Sinne weiter, und so wird der Streit unendlich und das Räthsel unauflöslich.

Matériaux. Dieses Wortes bedient man sich, um die Theile eines organischen Wesens auszudrücken, die zusammen entweder ein Ganzes oder einen untergeordneten Theil des Ganzen ausmachen. In diesem Sinne würde man den Zwischenknochen, die obere Kinnlade, das Gaumenbein Materialien nennen, woraus das Gewölbe des Rachens zusammengesetzt ist; ebenso den Knochen des Oberarms, die beiden des Vorderarms und die mannichfaltigen der Hand als Materialien betrachten, woraus der Arm des Menschen, der Vorderfuß des Thieres zusammengesetzt ist.

Im allgemeinsten Sinne bezeichnen wir aber durch das Wort Materialien unzusammenhängende, wol auch nicht zusammengehörige, ihre Bezüge durch willkürliche Bestimmung erhaltende Körper. Balken, Bretter, Latten sind Materialien einer Art, aus denen man gar mancherlei Gebäude und so denn auch z. B. ein Dach zusammenfügen kann. Ziegeln, Kupfer, Blei, Zink haben mit jenen gar nichts gemein und werden doch nach Umständen das Dach abzuschließen nöthig.

Wir müssen daher dem französischen Wort **matériaux** einen viel höheren Sinn unterlegen, als ihm zukommt, ob es gleich ungern geschieht, weil wir die Folgen voraussehen.

Composition. Ein gleichfalls unglückliches Wort, mechanisch mit dem vorigen mechanischen verwandt. Die Franzosen haben solches, als sie über Künste zu denken und zu schreiben anfingen, in unsre Kunstlehren eingeführt; denn so heißt es, der Maler komponire sein Gemälde; der Musikus wird sogar einfür allemal Komponist genannt, und doch, wenn Beide den wahren Namen eines Künstlers verdienen wollen, so setzen sie ihre Werke nicht zusammen, sondern sie entwickeln irgend ein inwohnendes Bild, einen höhern Anklang natur- und kunstgemäß.

Ebenso wie in der Kunst ist, wenn von der Natur gesprochen wird, dieser Ausdruck herabwürdigend. Die Organe komponiren sich nicht als vorher fertig, sie entwickeln sich aus und an einander zu einem nothwendigen, ins Ganze greifenden Dasein. Da mag denn von Funktion, Gestalt, Farbe, Maß, Masse, Gewicht oder von andern Bestimmungen, wie sie heißen mögen, die Rede sein, Alles ist beim Betrachten und Forschen zulässig; das Lebendige geht ungestört seinen Gang, pflanzt sich weiter, schwebt, schwankt und erreicht zuletzt seine Vollendung.

Embranchement ist gleichfalls ein technisches Wort des Zimmerhandwerks und drückt aus, die Balken und Sparren in und an einander zu fügen. Ein Fall, wo dieses Wort zulässig und ausdrücklich erscheint, ist, wenn es gebraucht wird, um die Verzweigung einer Straße in mehrere zu bezeichnen.

Wir glauben hier im Einzelnen sowie im Ganzen die Nachwirkung jener Epoche zu sehen, wo die Nation dem Sensualism hingegeben war, gewohnt, sich materieller, mechanischer, atomistischer Ausdrücke zu bedienen; da denn der forternde Sprachgebrauch zwar im gemeinen Dialog hinreicht, sobald aber die Unterhaltung sich ins Geistige erhebt, den höheren Ansichten vorzüglicher Männer offenbar widerstrebt.

Noch ein Wort führen wir an, das Wort **plan**. Weil sich, um die Materialien wohl zu kompeniren, eine gewisse voraus überdachte Anordnung nöthig macht, so bedienen jene sich des Wortes plan, werden aber sogleich dadurch auf den Begriff eines Hauses, einer Stadt geleitet, welche, noch so vernünftig angelegt, immer noch keine Analogie zu einem organischen Wesen darbieten können. Dennoch brauchen sie unbedacht Gebäude

und Straßen als Gleichniß; da denn zugleich der Ausdruck unité du plan zum Mißverständnisse, zum Hin- und Wiedersprechen Anlaß giebt und die Frage, worauf Alles ankommt, durchaus verdüstert wird.

Unité du type würde die Sache schon näher auf den rechten Weg geleitet haben, und dies lag so nahe, indem sie das Wort type im Kontext der Rede gar wohl zu brauchen wissen, da es eigentlich obenan stehen und zur Ausgleichung des Streites beitragen sollte.

Wiederholen wir zunächst nur, daß Graf Busson schon im Jahre 1753 drucken läßt, er bekenne sich zu einem dessin primitif et général — qu'on peut suivre très-loin — sur lequel tout semble avoir été conçu. Tome IV. p. 379.

„Was bedarf es weiter Zeugniß?"

Hier aber möchte es der Ort sein, zu der Streitigkeit, von der wir ausgingen, wieder zurückzukehren und ihre Folgen nach der Zeitreihe, insofern es uns möglich ward, vorzutragen.

Erinnern wird man sich, daß dasjenige Heft, welches unser Vorstehendes veranlaßte, vom 15. April 1830 datirt ist. Die sämmtlichen Tagesblätter nehmen sogleich Kenntniß von der Sache und sprechen sich für und dawider aus.

Im Monat Juni bringen die Herausgeber der Revue encyclopédique die Angelegenheit zur Sprache, nicht ohne Gunst für Geoffroy. Sie erklären dieselbe für europäisch, d. h. in- und außerhalb des wissenschaftlichen Kreises bedeutend. Sie rücken einen Aufsatz des vorzüglichen Mannes in extenso ein, welcher allgemein gekannt zu sein verdient, da er kurz und zusammengefaßt, wie es eigentlich gemeint sei, ausspricht.

Wie leidenschaftlich der Streit behandelt werde, sieht man daraus, daß am 19. Juli, wo die politische Gährung schon einen hohen Grad erreicht hatte, diese weit abliegende wissenschaftlich-theoretische Frage solche Geister beschäftigt und aufregt.

Dem sei nun, wie ihm sei, wir werden durch diese Kontrovers auf die innern besondern Verhältnisse der französischen Akademie der Wissenschaften hingewiesen; denn daß diese innere Mißhelligkeit nicht eher laut geworden, davon mag Folgendes wol die Ursache gewesen sein.

In den früheren Zeiten waren die Sitzungen der Akademie geschlossen; nur die Mitglieder fanden sich ein und diskutirten über Erfahrungen und Meinungen. Nach und nach ließ man Freunde der Wissenschaften als Zuhörer freundlich herein, andere

Zudringende konnten in der Folge nicht wohl abgehalten werden, und so sah man sich endlich in Gegenwart eines bedeutenden Publikums.

Wenn wir den Weltlauf mit Sorgfalt betrachten, so erfahren wir, daß alle öffentlichen Verhandlungen, sie mögen religiös, politisch oder wissenschaftlich sein, früher oder später durchaus formell werden.

Die französischen Akademisten enthielten sich deshalb, wie in guter Gesellschaft herkömmlich, aller gründlichen und zugleich heftigen Kontrovers; man diskutirte nicht über die Verträge, sie wurden an Kommissionen zur Untersuchung gegeben und nach deren Gutachten behandelt, worauf denn einem oder dem andern Aufsatz die Ehre widerfuhr, in die Memoiren der Akademie aufgenommen zu werden. So viel ist es, was uns im Allgemeinen bekannt geworden.

Nun aber wird in unserem Falle gemeldet, die einmal ausgebrochene Streitigkeit werde auch auf ein solches Herkommen bedeutenden Einfluß haben.

In der Akademiesitzung vom 19. Juli vernehmen wir einen Nachklang jener Differenzen, und nun kommen sogar die beiden perpetuirlichen Sekretäre Cuvier und Arago in Konflikt.

Bisher war, wie wir vernommen haben, die Gewohnheit, in einer jeden folgenden Session nur die Rubriken der vorhergehenden vorgetragenen Nummern zu referiren und freilich dadurch Alles zu beseitigen.

Der andere perpetuirliche Sekretär Arago macht jedoch gerade diesmal eine unerwartete Ausnahme und trägt die von Cuvier eingelegte Protestation umständlich vor. Dieser reprotestirt jedoch gegen solche Neuerungen, welche großen Zeitaufwand nach sich ziehen müßten, indem er sich zugleich über die Unvollständigkeit des eben vorgetragenen Resumés beklagt.

Geoffroy de Saint-Hilaire widerspricht; es werden die Beispiele anderer Institute angeführt, wo dergleichen mit Nutzen geschehe.

Dem wird abermals widersprochen, und man hält es zuletzt für nöthig, diese Angelegenheit weiterer Ueberlegung anheimzugeben.

In einer Sitzung vom 11. Oktober liest Geoffroy einen Aufsatz über die besonderen Formen des Hinterhauptes der Krokodile und des Teleosaurus; hier wirft er nun Herrn

Cuvier eine Versäumniß in Beobachtung dieser Theile vor; der Letztere steht auf, sehr wider seinen Willen, wie er versichert, aber durch diese Vorwürfe genöthigt, um solche nicht stillschweigend zuzugeben. Uns ist dieses ein merkwürdiges Beispiel, welchen großen Schaden es bringe, wenn der Streit um höhere Ansichten bei Einzelnheiten zur Sprache kommt.

Bald darauf erfolgt eine Session, deren wir mit den eignen Worten des Herrn Geoffroy hier gedenken wollen, wie er sich darüber in der Gazette Medicale vom 23. Oktober vernehmen läßt.

„Gegenwärtige Zeitung und andere öffentlichen Blätter hatten die Neuigkeit verbreitet, jene zwischen Herrn Cuvier und mir entsponnene Streitigkeit sollte in der nächsten akademischen Sitzung wieder aufgenommen werden. Man eilte herbei, um die Entwicklungen meines Gegners zu vernehmen, welche er über das Felsbein der Krokodile vorläufig angekündigt hatte.

„Der Saal war mehr als gewöhnlich angefüllt, und man glaubte unter den Zuhörern nicht nur solche zu sehen, welche, von reinem Interesse beseelt, aus den wissenschaftlichen Gärten herankommen; man hatte vielmehr Neugierige zu bemerken und Aeußerungen eines Athenienser Parterres von ganz abweichenden Gesinnungen zu vernehmen.

„Dieser Umstand, Herrn Cuvier mitgetheilt, bewog ihn, den Vortrag seines Aufsatzes auf eine andere Sitzung zu verschieben.

„Von seinem anfänglichen Vorhaben in Kenntniß gesetzt, hielt ich mich zu antworten bereit, war es aber nun sehr zufrieden, diese Sache dergestalt sich auflösen zu sehen. Denn einem wissenschaftlichen Wettkampfe zieh' ich vor, meine Folgerungen und Schlüsse bei der Akademie zu hinterlegen.

„Meinen Aufsatz hatte ich niedergeschrieben in der Absicht, wenn ich aus dem Stegreife über die Angelegenheit gesprochen hätte, denselben zur Aufbewahrung dem akademischen Archiv anzuvertrauen mit der Bedingung: ne varietur."

Seit jenen Ereignissen ist nun schon ein Jahr vorüber, und man überzeugt sich aus dem Gesagten, daß wir auf die Folge einer so bedeutenden wissenschaftlichen Explosion, selbst nach der großen politischen, aufmerksam geblieben. Jetzt aber, damit das Vorstehende nicht ganz veralte, wollen wir nur so viel erklären, daß wir glauben bemerkt zu haben, es werden

die wissenschaftlichen Untersuchungen in diesem Felde zeither bei unsern Nachbarn mit mehr Freiheit und auf eine geistreichere Weise behandelt.

Von unsern deutschen Theilnehmenden haben wir folgende Namen erwähnt gefunden: Bojanus, Carus, Kielmeyer, Meckel, Oken, Spix, Tiedemann. Darf man nun voraussetzen, daß die Verdienste dieser Männer anerkannt und genutzt werden, daß die genetische Denkweise, deren sich der Deutsche nun einmal nicht entschlagen kann, mehr Kredit gewinne, so können wir uns gewiß von jener Seite einer fortgesetzten, theilnehmenden Mitarbeit erfreuen.[1])

[1]) Im März 1832 veröffentlicht. — A. d. H.

Naturwissenschaftliche Einzelnheiten.

6.

Unbegrenzt.

Daß Du nicht enden kannſt, das macht Dich groß,
Und daß Du nie beginnſt, das iſt Dein Loos.
Dein Lied iſt drehend wie das Sternengewölbe,
Anfang und Ende immerfort daſſelbe,
Und was die Mitte bringt, iſt offenbar
Das, was zu Ende bleibt und Anfangs war.

Du biſt der Freuden ächte Dichterquelle,
Und ungezählt entfließt Dir Well' auf Welle.
Zum Küſſen ſtets bereiter Mund,
Ein Bruſtgeſang, der lieblich fließet,
Zum Trinken ſtets gereifter Schlund,
Ein gutes Herz, das ſich ergießet.

Und mag die ganze Welt verſinken,
Hafis, mit Dir, mit Dir allein
Will ich wetteifern! Luſt und Pein
Sei uns, den Zwillingen, gemein!
Wie Du zu lieben und zu trinken,
Das ſoll mein Stolz, mein Leben ſein.

Nun töne, Lied, mit eignem Feuer!
Denn Du biſt älter, Du biſt neuer.

---

6. Unbegrenzt, z. d. T. Hafis zuerſt im Damentaſchenbuch a. d. J. 1817 (S. VIII) als Nr. V gedruckt. — Goethe charakteriſirt hier in der 1. Strophe Hafis in derſelben Weiſe wie Hammer (Vorrede zu deſſen Divan. XXXV), nur daß er preiſt, wo Jener tadelt oder doch nur ſehr bedingt lobt. Hammer ſagt: „Wein und Liebe, Schenken und Mädchen, Roſen und Nachtigallen, Frühling und Jugend, Genuß und Trennung, Frömmler-Verſpottung und Kloſterhohn, Schönheitspreis und Dichterſeligkeit ſind die Pole, um die ſich die Welt Hafiens zwiſchen Sonnen und Monden, Morgenſternen und Plejaden jauchzend herumdreht." (S. oben, S. 3.) Den Mangel an Entwicklung und Zuſammenhang betont Hammer nicht weniger als Goethe: „Die Einheit eines ſchönen Ganzen, die Vollendung des Kunſtwerks in einem Guſſe werdet Ihr in Hafiens Gedichten faſt überall vermiſſen; wenn Ihr hingegen das ſchöne Gebäude auflöſet und die einzelnen Verſe verſtreut, ſo möget Ihr dieſelben als ſo viele köſtliche Perlen mit Vergnügen bewundern."

Du biſt älter, Du biſt neuer. — älter, da Goethe's Muſe ſchon die höchſte Reife erlangt hatte vor ſeiner Bekanntſchaft mit Hafis; neuer, nach der hiſtoriſchen Stellung der Dichter. Vergl. Goethe's Aeußerung bei S. Boiſſerée, I. 264. H. H.

Physiognomische Fragmente.

Vier männliche Silhouetten, bloße Umrisse in Ovalen.[1])

Daß zwischen jedem Paar dieser Silhouetten auffallender Kontrast ist, wird bald bemerkt werden.

1) Reine Erkenntnißkraft ohne hohen Scharf- und Tiefsinn. Viel feine Beurtheilung, Geschmack, gefällige Sprache. Demuth mit allen verwandten Eigenschaften. Leser, suche Dir sie zu entwickeln, spüre sie im Einzelnen auf!

2) Richtiger, scharfer Verstand, Zutrauen zu sich selbst, ohne genug Kraft, Liebe und Güte, daher leicht in leere Eitelkeit ausartend. Man vergleiche den obern und untern Theil des Kopfes, wie viel jener verspricht, wie wenig dieser hält; wie Alles, was oben vordringt, Theil zu nehmen und zu wirken scheint, schon in der Nase zu Gleichgiltigkeit übergeht und unten in kalte Selbstigkeit absinkt. Uebrigens glückliche Beweglichkeit.

3) Hat eine allgemeine Gedehntheit der Züge; nichts Schiefes, aber auch nichts Kräftiges. Eine reine, gute, in sich selbst wohnende Seele.

4) Festigkeit und kräftige Gewißheit sein selbst bis zum Trutz ohne Eitelkeit. Die Verhältnisse der Dinge zu sich fühlt er richtig; daher unbeweglich in Meinungen. Antheil, Liebe, Güte, nicht im Allgemeinen, aber auch desto treuer, wohin er sich bestimmt hat.

Die Nase des Ersten ist sicherlich demüthiger als des Vierten, aber nicht so verständig.

Bemerkenswerth ist der vierfache Unterschied des Ueber-

[1]) 1776. — H. d. H.

gangs von der Stirn zur Nase. Der schwächste für Verstand ist offenbar 3, der stärkste für Einbildungskraft 1, der stärkste für Verstand 2, für Witz 4.

Durch die angezeichneten Linien, die aber nicht genau genug sind, sollte die Form des Umrisses zum Theil bestimmt werden. — Die Zeit wird's zeigen, daß der Punkt der Berührung solcher Linien — viel von dem Grade der Denkkraft und besonders der Beschaffenheit und dem Maße der innern Triebkraft der Menschen — bestimmen wird.

Nachstehende Vignette eines sehr lebhaften, frühzeitigen Kindes, welcher Eindruck aber durch den beim Stillesitzen zurücksinkenden Mund, der in der Kopie noch mehr gewichen ist, hier fast gänzlich verloren geht; doch sind immer im Ganzen noch Spuren genug von Adel und Feinheit überblieben.

Eingang.[1])

Der Geschlechtsunterschied des Menschen von den Thieren bezeichnet sich schon lebhaft im Knochenbau. Wie unser Haupt auf Rückenmark und Lebenskraft aufsitzt! Wie die ganze Gestalt als Grundpfeiler des Gewölbes dasteht, in dem sich der Himmel bewiegeln soll! Wie unser Schädel sich wölbet, gleich dem Himmel über uns, damit das reine Bild der ewigen Sphären drinnen kreisen könne! Wie dieser Behälter des Gehirns den größten Theil unsers Kopfes ausmacht! Wie über den Kiefern alle Empfindungen auf- und absteigen und sich auf den Lippen versammeln! Wie das Auge, das beredteste von allen Organen, wo nicht Worte, doch bald der freundlichen Liebehingebenheit bald der grimmigen Anstrengung der Wangen und aller Abschattungen dazwischen bedarf, um auszudrücken, ach, nur um zu stammeln, was die innersten Tiefen der Menschheit durchdringt!

Und wie nun der Thierbau gerade das Gegentheil davon ist! Der Kopf an den Rückgrat nur angehängt! Das Gehirn, Ende des Rückenmarks, hat nicht mehr Umfang, als zu Auswirkung der Lebensgeister und zu Leitung eines ganz gegenwärtig sinnlichen Geschöpfes nöthig ist. Denn ob wir ihnen gleich Erinnerung und überlegte Entscheidung nicht absprechen

[1]) Vom Zweiten Abschnitt des Zweiten Bandes der „Physiognomischen Fragmente ꝛc." Lavater's, 1776. — A. d. H.

können, so liegt jene doch eher, ich möchte sagen, in primis viis der Sinne, und diese entspringt aus dem Drange des Augenblicks und dem Uebergewichte eines oder des andern Gegenstandes.

Schnauze und Rachen sind die vorzüglichsten Theile eines Kopfs, der meist zum Spüren, Kauen und Schlingen da ist. Die Muskeln sind flach und fest gespannt, mit einer groben rauhen Haut überzogen, Alles feinerer Ausdrucks unfähig.

Hier nichts weiter davon; denn ich bedenke, daß ich nur von Schädeln zu reden habe.

An ihrem Unterschiede, der den bestimmten Charakter der Thiere bezeichnet, kann man am Stärksten sehen, wie die Knochen die Grundfesten der Bildung sind und die Eigenschaften eines Geschöpfes umfassen. Die beweglichen Theile formen sich nach ihnen, eigentlicher zu sagen, mit ihnen und treiben ihr Spiel nur insoweit es die festen vergönnen.

Diese Anmerkung, die hier unleugbar ist, wird bei der Anwendung auf die Verschiedenheit der Menschenschädel großen Widerspruch zu leiden haben.

Thierschädel.[1])

Aristoteles von der Physiognomik.

Denn es ist nie ein Thier gewesen, das die Gestalt des einen und die Art des andern gehabt hätte, aber immer seinen eignen Leib und seinen eignen Sinn. So nothwendig bestimmt jeder Körper seine Natur. Wie denn auch ein Kenner die Thiere nach ihrer Gestalt beurtheilt, der Reiter die Pferde, der Jäger die Hunde. Wenn das wahr ist, wie's denn ewig wahr bleibt, so giebt's eine Physiognomik.

I.

Die Zahmheit der Last- und weidenden Thiere bezeichnet sich durch die langen, ebenen, seicht gegen einander laufenden, einwärts gebogenen Linien.

Man sehe 1) das Pferd, 3) den Esel, 5) den Hirschen, 6) das Schwein, 7) das Kameel.

[1]) 1778. — W. d. H.

Gerubige Würde, harmloser Genuß ist der ganze Zweck der Gestalt dieser Häupter.

Die eingebogne Linie vom Augknochen zur Nase bei 1 und 3 bezeichnet Duldung.

An 6 die ab- — leise einwärts gehende, schnell wieder gerad' werdende — Starrsinn.

An allen bemerke man den schweren und übermäßig breiten Hinterkiefer und empfinde, wie die Begierde des Kauens und Wiederkauens da ihren Sitz hat.

4) Der Ochs — Duldung, Widerstand, schwere Beweglichkeit, stumpfer Fraß.

15) Der Widder. Stieres Widerhalten und stumpfer Stoßtrieb.

II.

Die Gestalt der gierigen Thiere ohne Grausamkeit; das Ratzengeschlecht, das ich das Diebsgeschlecht nennen möchte, ist wieder sehr bedeutend. Hier sind nur zwei davon.

16) Der Biber. 19) Die größte Feldmaus. Die leicht aufgebogenen, flach gewölbten Linien, die wenigen Flächen, das Spitze, Feine — bezeichnet Leichtigkeit der Bemerkung des sinnlichen Gegenstandes, schnelles Ergreifen, Begierde und Furchtsamkeit, daher List. Der oft schwache Unterkiefer, die vordern, spitzig gebognen Zähne haben ihre Bestimmung zum Nagen und Kosten; sie sind fähig, das angepackte Lebloſe sich kräftig schmecken zu lassen, aber nichts Widerstehendes, Lebendiges gewaltig zu fassen und zu verderben.

III.

An dieses Geschlecht grenzt unter den Raubthieren einigermaßen 12) der Fuchs. Er ist schwach gegen seine folgende Verwandte. Die so flache Abweichung vom Schädel bis zur Nase, der mit dieser Linie fast parallel laufende Unterkiefer gäben der Gestalt was Unkräftiges, wenigstens Gleichgiltiges, wenn nicht der etwas vor aufwärts geschweifte Oberkiefer und die spitzen, abgerissnen Zähne eine geringe Grausamkeit sehen ließen.

An diesem und den folgenden Köpfen haben die Hirschschädel, ob sie gleich in den Modifikationen von einander abgehen, doch das gemein, daß sie größer, stärker, abgesonderter sind als bei den vorigen Geschlechtern, daß sie einen vorzüg-

lichen Theil des Korpes ausmachen, Feſtigkeit und Stärke bezeichnen.

13) Der Hund hat ſchon mehr Feſtes; zwar was Gemeines, Unbedeutendes — (ich ſpreche unrichtig; Alles, auch das Alltäglichſte, auch das Mittelmäßigſte, iſt ſo bedeutend als das Ausgezeichneteſte — aber die Bedeutung iſt nicht ſo auffallend. — — Unbedeutendes alſo, das heißt — nicht ſehr Frappantes —). Das Abgehen des Schädels vom Augenknochen zeigt, möcht' ich ſagen, Beſtimmtheit der Sinneskraft. Der Rachen iſt mehr zu einer ruhigen als grauſamen oder gierigen Gefräßigkeit gemacht, ob er gleich etwas von beiden hat. Mich dünkt, daß ich, beſonders im Augenknochen und in deſſen Verhältniß zur Naſe — eine gewiſſe Treue und Geradheit entdecke. Die geringe Verſchiedenheit des

14) Wolfes iſt ſchon ſehr merkwürdig. Der Einbug oben im Scheitel, die Rundung über dem Augknochen, die von da aus zur Schnauze wieder gerad' abgehenden Linien deuten ſchon auf heftigere Bewegungen. Hiezu kömmt bei

10) dem Bären noch mehr Breite und mehr Feſtigkeit und Widerhalt; bei

8) dem Tiger beſondere Schnelligkeit in der Spitze des Hinter- und Breite des Vordertheils. Man ſehe den Gegenſatz an den Laſt- und Weidethieren. Hinten zur Kraft des Nackens der aufliegende Hebel; flachrund der Schädel, Wohnſitz leichter Vorſtellung und gieriger Grauſamkeit. Die Schnauze breit und voll Kraft; der Rachen gewölbter Vorhof der Höllen, erfaſſend, flammernd, zermalmend, verſchlingend.

Wäre 9) der Löwe beſſer gezeichnet; aber ſchon im Buffon, woraus dieſe kopirt ſind, ſteht juſt dieſer herrliche Schädel am Unbeſtimmteſten gebildet. —

Wie merkwürdig auch ſchon ſo der länglichſtumpfe Hinterkopf!

Die Wölbung wie edel, der Abgang der anſtoßenden Linien wie ſanft! — des Schnauzbeins Niederſteigen wie ſchnell, wie kräftig! Der Vorderkopf wie gepackt! ſtark! ruhig und gewaltig! werth der ſpezialſten Vergleichung mit dem Tiger! Wie wenig, wie viel ſind beide verſchieden!

Nur ein Wort von 17) der Katze. Aufmerkſame Genäſchigkeit.

Unter Allen — wie zeichnet ſich 2) der Elephant aus! am Meiſten Schädel, am Meiſten Hinterhaupt und am Meiſten

Stirn — wie wahrer, natürlicher Ausdruck von Gedächtniß, Verstand, Klugheit, Kraft und — Delikatesse! —

11) Die Fischotter — ein ungestalter Kopf — zum Fraße deutlich bestimmt.

16) Der Biber — hat außer der Struktur des Schädels im Profile in seinem Instinkte nichts Diebisches. Der Biber hat mehr überlegenden Verstand als List. Von allen Schädeln hat keiner einen so sanften, ungebogenen, so eckigen, so horizontalen Umriß bis zur Nase wie der Biber.

20) Das Stachelschwein — hat etwas Biberähnliches im Obertheile des Umrisses, ist aber sehr verschieden in Ansehung der Zähne, besonders im obern Kiefer.

18) Die Hyäne.. ist durch das Hinterhaupt von allen sehr merklich verschieden. Dieser Kopf zeigt bei Menschen, wenn er hart und massiv ist, und wenn er nicht die ganze Wölbung des Kopfes ausmacht — Hartsinn und Herzenskraft. — Im Ganzen scheint dies Profil eine eisenmäßige Hartnäckigkeit auszudrücken.

Schwache, thörichte Menschen.[1])

Vier Thorenköpfe, drei männliche, ein weiblicher.

1) Nicht der Umriß der Stirn, nicht die Nase — aber wiederum der offne große Mund — die eckige Unterlippe so nah überm länglichtrunden Kinn hervorragend — und die gefaltete Lockerheit — zeigt entsetzliche Dummheit.

Das ist mein Urtheil. Ein äußerst scharfsichtiger Freund urtheilt folgendergestalt: „Die Gestalt dieses wahnwitzigen Menschen ist wie ein Baumblatt, das der Mehlthau auch nur auf einem einzigen Punkte traf; von dem Orte aus verzieht sich die Form; nach dem Orte hin verziehen sich die Linien, und so zucken hier nach dem verschobnen Gehirne all' die übrigen Züge.

„Gehinderte Wirkung also ist sichtlich an diesem Profile.

„Ein beschäftigter Mensch; zwar kleinlich und ängstlich beschäftigt, hypochondrisch ausgetrocknet, durch Wollust entschnellkraftet; kurzsichtig von Natur und schwach. — Um die Schläfe

[1]) 1776. — K. v. H.

ist der Sitz seiner Thorheit, wo die ohne das ärmlich wirkenden Geister verrauchten." —

2) Ist blos Grimasse. Ein Theil der Stirn und die Nase könnten eines witzreichen, klugen, festen Mannes sein. Bemerkt wieder die vielfältige Lockerheit — und den offnen Mund.

3) In der untern Hälfte des Gesichtes — welche Gedehntheit, Fläche, Unangespanntheit! — und dann abermals wieder offner Mund; besonders die Unterlippe mit dem flachen Kinne! Stirn und Auge haben nichts Albernes, nichts Dummes. Man decke Nase und Mund — ob nicht Aug' und Augbraunen und die Ecke der Stirn was Großes erwarten lassen?

4) Das gepreßte Auge, der offne Mund und das lockere Kinn im Verhältnisse zum Hals sind Zeichen oder Spuren der Lockerheit — und wiederum die herabgehende Entfernung des Mundes von dem sich heraufziehenden Nasenläppchen. — Das Uebrige find' ich gut.

Brutus.*)[1]

Welche Kraft ergreift Dich mit diesem Anblicke! Schau die unerschütterliche Gestalt, diesen ausgebildeten Mann und diesen zusammengeknoteten Drang! Sieh das ewige Bleiben und Ruhen auf sich selbst! Welche Gewalt und welche Lieblichkeit! Nur der mächtigste und reinste Geist hat diese Bildung ausgewirkt.

Eherner Sinn ist hinter der steilen Stirne befestigt, er packt sich zusammen und arbeitet vorwärts in ihren Höckern, jeder wie die Buckeln auf Fingal's Schild von beischendem Schlacht- und Thatengeiste schwanger. Nur Erinnerung von Verhältnissen großer Thaten ruht in den Augenknochen, wo sie durch die Naturgestalt der Wölbungen zu anhaltendem mächtig wirksamen Antheil zusammengestrengt wird. Doch ist für Liebe und Freundschaft in der Fülle der Schläfe ein gefälliger Sitz überblieben. — Und die Augen! dahin blickend. Als des Edlen, der vergebens die Welt außer sich sucht, deren Bild in ihm wohnt,

*) Wer das Original dieser Platte von Westermann nach Rubens haben kann lege es zu dieser Betrachtung und vergleiche es dann physiognomisch mit beiden hier angestigten.

[1] 1778. — A. d. H.

zürnend und theilnehmend. Wie scharf und lang das obere Augenlid, wie voll, wie sanft das untere! Welche gelinde kraftvolle Erhabenheit der Nase! Wie bestimmt die Kuppe, ohne fein zu sein, und die Größe des Nasenloches und des Nasenläppchens, wie lindert sie das Angespannte des Uebrigen! Und eben in diesen untern Theilen des Gesichts wohnt eine Ahndung, daß dieser Mann auch Sammlung gelassener Eindrücke fähig sei. In der Ableitung des Muskels zum Munde herab schwebt Geduld, in dem Munde ruht Schweigen, natürliche liebliche Selbstgelassenheit, die feinste Art des Trutzes. Wie ruhig das Kinn ist, und wie kräftig ohne Gierigkeit und Gewaltsamkeit sich so das Ganze schließt!

Betrachte nur den äußern Umriß! wie gedrängt markig! und wiederholt die Ebenheit der Stirne, die Wirksamkeit des Augenknochens, den gefällig festen Raum an der Seite des Auges, die Stärke der Wangen, die Fülle des Mundes und des Kinns anschließende Kraft.

Ich habe geendigt und schaue wieder und fange wieder von vornen an!

Mann verschlossener That! langsam reifender, aus tausend Eindrücken zusammen auf einen Punkt gewirkter, auf einen Punkt gedrängter That! In dieser Stirne ist nichts Gedächtniß, nichts Urtheil, es ist ewig gegenwärtiges, ewig wirkendes, nie ruhendes Leben, Drang und Weben! Welche Fülle in den Wölbungen aller Theile! Wie angespannt das Ganze! Dieses Auge faßt den Baum bei der Wurzel.

Ueber allen Ausdruck ist die reine Selbstigkeit dieses Mannes. Beim ersten Anblicke scheint was Verderbendes Dir entgegenzustreben. Aber die treuherzige Verschlossenheit der Lippen, die Wangen, das Auge selbst! — Groß ist der Mensch, in einer Welt von Großen. Er hat nicht die hinlässige Verachtung des Tyrannen, er hat die Anstrengung Dessen, der Widerstand findet, Dessen, der sich im Widerstande bildet; der nicht dem Schicksale, sondern großen Menschen widerstrebt; der unter großen Menschen geworden ist. Nur ein Jahrhundert von Trefflichen konnte den Trefflichsten durch Stufen hervorbringen.

Er kann keinen Herrn haben, kann nicht Herr sein. Er hat nie seine Lust an Knechten gehabt. Unter Gesellen mußt' er leben, unter Gleichen und Freien. In einer Welt voll Freiheit edler Geschöpfe würd' er in seiner Fülle sein. Und daß

das nun nicht so ist, schlägt im Herzen, drängt zur Stirne, schließt den Mund, bohrt im Blicke! Schaut hier den Gordischen Knoten, den der Herr der Welt nicht lösen konnte!

Carolus von Hedlinger.[1])

Erst ein Wort von dem Charakter und einige Anekdoten aus dem Leben dieses würdigen Mannes.

Hedlinger, der berühmte schweizerische Medailleur, dessen Arbeiten alle — über sein Zeitalter erhaben sind — — Er hatte, wie mir Leute, die Menschen kennen und ihn persönlich kannten, versicherten — einen starken, herrlich gebauten Körper und eine feste Gesundheit, die er auch bei einer höchst einförmigen frugalen Lebensart bis ans Ende behielt.

Er kam in einem Alter in sein Vaterland zurück, wo er noch Geistes- und Sinneskräfte genug für die größten und vortrefflichsten seiner Werke hatte. Aber er ging heim — um noch ruhig und geräuschlos Gott und seiner Freiheit zu leben.

Einsam wohnte er auf einer angenehmen Anhöhe in einem Hause, das nach seinem Geschmacke ausgebildet und durch mit Meisterstücken mancherlei Art, mit Sinnbildern und Inschriften geschmückt war. Stille lebt' er da, von einem Paar alter Freunde besucht — und von allen Fremden, die sein Vaterland durchreiseten.

Gleichförmigkeit, unerschütterliche Ruhe und Heiterkeit, Gebet und Fleiß und Stille — das war sein Leben.

Er hatte eine sehr ausgebreitete Belesenheit; „aber manches Buch," sagte er einst zu seinem Freunde Hotze, von dem ich diese Anekdoten alle herhabe, „warf ich ins Feuer, nachdem ich's gelesen hatte." — Mit Entzücken las er die besten Schriften der alten und neuen Dichter und Weisen — aber auch mit Entzücken die Geschichte des seligen Bruder Claus — und das lohn' ihm Gott! Auf seinem Hausaltar lagen seine Meß-Andachten und — darf ich's sagen? — von Lavater's Erbauungsschriften einige — freundlich neben einander.

Er hatte eine weite, viel fassende Seele — sanftes Gefühl für Alles, was wahr, groß und schön ist —, und sein Herz war einfältig genug, Alles hinzulegen, was Ruhe störet, ohne Glück-

[1]) 1777. — A. d. H.

7.

Nachbildung.

In Deine Reimart hoff' ich mich zu finden,
Das Wiederholen soll mir auch gefallen;
Erst werd' ich Sinn, sodann auch Worte finden;
Zum zweiten Mal soll mir kein Klang erschallen,
Er müßte denn besondern Sinn begründen,
Wie Du's vermagst, Begünstigter vor Allen!

Denn wie ein Funke, fähig, zu entzünden
Die Kaiserstadt, wenn Flammen grimmig wallen,
Sich winderzeugend glühn von eignen Winden,
Er, schon erloschen, schwand zu Sternenballen:
So schlang's von Dir sich fort mit ew'gen Gluthen,
Ein deutsches Herz von Frischem zu ermuthen.

Zugemessne Rhythmen reizen freilich,
Das Talent erfreut sich wol darin;
Doch wie schnelle widern sie abscheulich,
Hohle Masken ohne Blut und Sinn.
Selbst der Geist erscheint sich nicht erfreulich,
Wenn er nicht, auf neue Form bedacht,
Jener todten Form ein Ende macht.

---

7. Nachbildung. Das Gedicht besteht aus zwei selbstständigen Hälften, von denen die zweite (Strophe 3) der ersten (Strophe 1 u. 2) zu widersprechen scheint. In Zusammenhang gebracht, lassen sie ganz bestimmt Goethe's Stellung dem Hafis gegenüber erkennen. Seine orientalischen Gedichte geben sich nicht als eine Kopie, als eine rhythmische, sondern als eine freie deutsche Reproduktion. Das Wesentliche ist die poetische Begeisterung des Herzens (Schlußvers der 2. Strophe), welche Hafis in ihm entzündet hat. Mit dieser ist eine streng formelle Nachbildung (Strophe 3) unvereinbar. Strophe 3 wiederholt nur allgemeiner und schärfer die im Sonnett (Werke, II. S. 249) gegen die Nachbildung von Sonnetten erhobenen Bedenken. Daß jedoch mit der Aneignung des fremden Inhalts und Tons auch eine Herübernahme des fremden Kolorits, also auch eines formalen Elements verbunden sein wird, entwickelt die 1. Strophe, damit Goethe's mittlern Standpunkt kennzeichnend, der, vom Sinn ausgehend, auch das Technische der orientalischen Poesie, z. B. die durchgehenden Reime oder Reim-Wiederholungen, nicht verschmäht, aber sich scheut, seine Gedichte, wie Platen und Rückert, in das Prokrustesbett der strengen Gaselenform zu spannen. — In IV. 8, 25, 34, sowie in VIII. 3, IX. 4 u. a. m. ist jene Form jedoch genau beobachtet.

seligkeit zu befördern. Er ergriff, behielt, und benutzte dennoch nur, was ihm wahr und beruhigend schien.

In allen seinen Werken, wo nur Anlaß dazu war, athmet der Geist des Weisen und des Christen. Man erinnere sich an die Reverse zu seinen eigenen Köpfen: den Vorhang, hinter den sich Der verschließt, dem Nosce te ipsum ein theures, heiliges Gotteswort ist, — den Brennspiegel, der Sonnenstrahlen faßt und ein Herz auf dem Altar entzündet, das Deo gratias! sein schwedisches Lagom (schlecht und recht).

Jeder Zug von seiner Hand, die flüchtigste Zeichnung, auch nur eine geschlungene Chiffer war Ausdruck seines Charakters — Einfalt und Adel, Natur und bedeutungsvolle ruhige Größe!

In seinem ganzen Aeußerlichen war er sehr simpel; den Ritterstern auf seinem Kleide sah man beinahe nie. — Er trug ihn, wie Asmus sagt, auf bloßer Brust.

Sein erstes tägliches Morgengeschäfte war, den öffentlichen Gottesdienst zu besuchen — weder rauhes Land noch harter Winter noch tiefer Schnee noch heulender Sturm hielten den ehrwürdigen Greis davon ab.

Zu Hause war er immer beschäftigt, und immer ohne Geschäfte, wenn ein Freund zu ihm kam. O, wie er den mit wallender Freud' empfing! Mit jenem unbeschreiblich sanften Lächeln, das Keiner, der nicht Menschenfreund ist, nachäffen kann, und das Liebe, Achtung und Vertrauen auf den ersten Blick einflößte.

Nie, sagte mir Herr D. Hoze, hab' ich den Greis so jugendlich froh gesehen, als wenn von Jünglingen die Rede war, die in irgend einer Sphäre aus dem alltäglichen Handwerksgeleise heraustraten und etwas Großes und Nützliches zu wagen begannen.

Er genoß die zärtlichsten Freuden des häuslichen Glücks. Seine Kindeskinder spielten um ihn her, daß es eine Lust war. Nur in seinem letzten Lebensjahr entzog er sich dieser Gesellschaft. Man befragte ihn endlich darum; er sagte: „Ich fühle die Bürde des höchsten Alters auf mir und will nicht durch meinen Trübsinn Eure Freuden verdunkeln." — Der Greis, der doch lauter Heiterkeit und Liebe war!

Ein paar Monate vor seinem Ende reichte er mir, fährt mein Freund fort, den Abdruck einer unvollendeten Medaille mit den Worten: „Dies ist meine letzte Arbeit — und mein

Bild!" Es war ein Todtenkopf mit der Unterschrift Lagom. Nur Hedlinger wissen mit dem Gedanken des Todes so vertraulich umzugehen.

In seinen letzten Lebensmonaten nahm er jeden Abend von seiner Familie Abschied. —

Wenige Tage vor seinem Ende erhielt er die Nachricht aus Schweden, daß und wie sein König am Schlagflusse gestorben. „Das hat zu lange gedauert," sagte er, „der König lebte ja noch zehn Minuten. Ich bitte meinen Gott täglich, daß er mich schnell hinwegnehme und in einem Augenblicke, daß es Niemand sieht."

Eines Morgens, da der Greis zur gewohnten Stunde nicht erschien, um in die Kirche zu gehen, öffnete man sein Schlafzimmer und fand ihn bald angekleidet auf seinem Angesicht an der Erde liegend — todt. —

Und nun nah' ich mich mit einer Thräne der Ehrfurcht und Liebe — zu den — ach! wie unvollkommenen Bildern dieses mir von Person ach! leider unbekannten — und durch Alles, was ich von ihm sah und weiß — so theuren — beinahe heiligen Mannes.

Das erste*) (des III. Bandes XLVII. Tafel) hat was Schiefes, gemein Bürgerliches — und kömmt mir blos wie Larve seines Gesichtes in der Höhe des männlichen Alters vor. Diese Schiefheit ist offenbar nicht Naturfehler — nur Fehler der Zeichnung. Das Gesicht ist nicht gebogen genug; wär', im Profil anzusehen, zu steif gerade. Nur zwischen und über den Augenbraunen, in der Gegend der Nasenwurzel, im Blicke des Auges ist noch was von Hedlinger's Künstlergeiste. Die Nase enthält viel Kraft zur Bestimmtheit.

Die Unterlippe hat wenig Ausdruck von der unbeschreiblichen Feinheit und Reinheit aller seiner Arbeiten. Das Ganze hat etwas von der Schlauheit eines schweizerischen Demagogen, das er gar nicht war.

Last uns zu einem zweiten Bilde (des III. Bandes XLVIII. Tafel)**) fortschreiten, das mehr Wahrheit zu haben scheint — einmal gewiß mehr weise, ruhige, fromme Einfalt, mehr Redlichkeit, mehr geprüfte Erfahrung. Aber ach! auch da ist beinah überall weg das unaussprechlich liebenswürdige Redlichkeitsheitere, das den Mund des Originalgemäldes, nach welchem dies kopirt

*) Das mit der Unterschrift Carolus von Hedlinger 1783.
**) Es ist die ohne Unterschrift mit dem Kreuz auf der Brust.

ist, umschwebte. Dennoch wollt' ich diesem Gesichte voll Innigkeit und Durchblick meine Seele vertrauen.

Carolus Hedlinger. Zween Umrisse. (Dritte Tafel.)*)

Kunstfertigkeit, Kunstsinn, Kunstadel, Kunstfleiß, Treue, Einfalt, Frömmigkeit sind im obern Gesichte ganz bestimmt gezeichnet. Die Nase, ohn' alle Staatsfeinheit — beinah etwas gemein Bürgerliches — besonders im untern Umrisse. In der Gegend zwischen den Augenbraunen sitzt der Kunstsinn — der Fleiß in den Querfurchen der Stirne? Das Edle, Innige, Auffassende des Mundes — weg in diesem Umrisse. Bürgerlich ist auch der ganze Umriß, so wie er von der Parucke — begrenzt wird.

2) Wie das Hedlinger sein könne, begreif' ich nicht, wenn die vorhergehenden Gesichter einigermaßen wahr waren. Könnt's, däucht's Einen, wol sein — wenn man diese nicht gesehen hätte. Wäre unstreitig mehr Poesie, Großheit, Geistesblick drin. Aber weg ist der alte, ehrliche, bescheidene, fromme Eidesgenoß.

Von allen Porträten aber dieses wahrhaft edeln und großen Mannes ist keines, das die Reinheit, Eleganz, den Adel und die unaussprechlich einfache Hoheit seines Stils ausdrücke — wie seine Medaille, wovon die Vignette Kopei ist.

Wenn nachstehendes Profil, auch nur der Hauptform nach, ähnlich wäre — es hätte vollkommen das Gepräge aller seiner Arbeiten.

Berlin: **Ideen zu einer Physiognomik der Gewächse**, von **Alexander von Humboldt.** Vorgelesen in der öffentlichen Sitzung der Königlich Preußischen Akademie der Wissenschaften am 30. Januar 1806. 29 S. 8.[1])

Nachdem der erste sehnliche Wunsch erfüllt war, den trefflichen und kühnen Naturforscher von seiner müh- und gefahr-

*) Des III. Bandes XLIX. Tafel.

[1]) 1806. — A. d. H.

vollen Reife wieder bei den Seinen zu wissen, so mußte der zweite sogleich lebhaft entstehen und Jedermann höchst begierig sein auf eine Mittheilung aus der Fülle der eroberten Schätze. Hier empfangen wir die erste Gabe, in einem kleinen Gefäß sehr köstliche Früchte.

Wenn wir uns ins Wissen, in die Wissenschaft begeben, geschieht es denn doch nur, um desto ausgerüsteter ins Leben wiederzukehren; und so erscheint uns hier das im Einzelnen so kümmerlich ängstliche botanische Studium in seiner Verklärung auf einem Gipfel, wo es uns einen lebhaften und einzigen Genuß gewähren soll.

Nachdem Linné ein Alphabet der Pflanzengestalten ausgebildet und uns ein bequem zu benutzendes Verzeichniß hinterlassen; nachdem die Jussieu das große Ganze schon naturgemäßer aufgestellt, scharfsinnige Männer immerfort mit bewaffnetem und unbewaffnetem Auge die unterscheidenden Kennzeichen aufs Genauste bestimmen und die Philosophie uns eine belebte Einheit einer höheren Ansicht verspricht: so thut hier der Mann, dem die über die Erdfläche vertheilten Pflanzengestalten in lebendigen Gruppen und Massen gegenwärtig sind, schon vorauseilend den letzten Schritt und deutet an, wie das einzelne Erkannte, Eingeebene, Angeschaute in völliger Pracht und Fülle dem Gemüth zugeeignet, und wie der so lange geschichtete und rauchende Holzstoß durch einen ästhetischen Hauch zur lichten Flamme belebt werden könne.

Glücklicherweise sind in dieser kleinen Schrift die Hauptresultate so zusammengedrängt, daß wir unsere Leser mit einem Auszug erfreuen, ja wir dürfen wol sagen, erquicken können; denn alles das Beste und Schönste, was man von Vegetation jemals unter freiem und schönem Himmel gesehen, wird wieder in der Seele lebendig und die Einbildungskraft geschickt gemacht und aufgeregt, dasjenige, was uns durch künstliche Anstalten, durch mehr oder weniger unzulängliche Bilder und Beschreibungen überliefert worden, sich auf das Kräftigste und Erfreulichste zu vergegenwärtigen.

„Sechzehn Pflanzenformen bestimmen hauptsächlich die Physiognomie der Natur. Ich zähle nur diejenigen auf, welche ich bei meinen Reisen durch beide Welttheile und bei einer vieljährigen Aufmerksamkeit auf die Vegetation der verschiedenen Himmelsstriche zwischen dem 55. Grade nördlicher und dem 12. Grade südlicher Breite beobachtet habe.

„Wir beginnen mit den Palmen, der höchsten und edelsten aller Pflanzengestalten. Denn ihr haben stets die Völker — und die früheste Menschenbildung war in der asiatischen Palmenwelt oder in dem Erdstriche, der zunächst an die Palmenwelt grenzt, — den Preis der Schönheit zuerkannt. Hohe, schlanke, geringelte, bisweilen stachliche Schäfte mit anstrebendem, glänzendem, bald gefächertem bald gefiedertem Laube. Die Blätter sind oft grasartig gekräuselt. Der glatte Stamm erreicht bis 180 Fuß Höhe.

„Zu den Palmen gesellt sich in allen Welttheilen die Pisang- oder Bananenform — die Scitamineen der Botaniker, Heliconia, Amomum, Strelitzia —, ein niedriger, aber saftreicher, fast krautartiger Stamm, an dessen Spitze sich dünn und locker gewebte, zart gestreifte, seidenartig glänzende Blätter erheben. Pisanggebüsche sind der Schmuck feuchter Gegenden. Auf ihrer Frucht beruht die Nahrung aller Bewohner des heißen Erdgürtels.

„Malvenform (Sterculia, Hibiscus, Lavatera, Ochroma). Kurze, aber kolossalisch dicke Stämme mit zartwolligen, großen, herzförmigen, oft eingeschnittenen Blättern und prachtvollen, oft purpurrothen Blüthen. Zu dieser Pflanzengruppe gehört der Affenbrodbaum, Adansonia digitata, der bei 12 Fuß Höhe 30 Fuß Durchmesser hat, und der wahrscheinlich das größte und älteste organische Denkmal auf unserem Planeten ist. In Italien fängt die Malvenform bereits an, der Vegetation einen eigenthümlichen südlichen Charakter zu geben.

„Dagegen entbehrt unsere gemäßigte Zone im alten Kontinent leider auch die zart gefiederten Blätter, die Form der Mimosen (Gleditsia, Porleria, Tamarindus). Den Vereinigten Staaten von Nordamerika, in denen unter gleicher Breite die Vegetation mannichfaltiger und üppiger als in Europa ist, fehlt diese schöne Form nicht. Bei den Mimosen ist eine schirmartige Verbreitung der Zweige, fast wie bei den italiänischen Pinien, gewöhnlich. Die tiefe Himmelsbläue des Trevenklimas, durch die zart gefiederten Blätter schimmernd, ist von überaus malerischem Effekte.

„Eine meist afrikanische Pflanzengruppe sind die Heidekräuter; dahin gehören auch die Andromeda, Passerinen und Gnidien, eine Gruppe, die mit der der Nadelhölzer einige Aehnlichkeit hat und eben deshalb mit dieser durch die Fülle glockenförmiger Blüthen desto reizender kontrastirt. Die baum-

artigen Heidekräuter, wie einige andere afrikanische Gewächse, erreichen das nördliche Ufer des Mittelmeers. Sie schmücken Wälschland und die Cistusgebüsche des südlichen Spaniens. Am Uferrande wachsend habe ich sie auf den afrikanischen Inseln, am Abhange des Pik's von Teyde, gesehen.

„Dem neuen Kontinent ist eigenthümlich die Kaktusform, bald kugelförmig bald gegliedert, bald in hohen, vieleckigen Säulen wie Orgelpfeifen aufrecht stehend. Diese Gruppe bildet den höchsten Kontrast mit der Gestalt der Liliengewächse und der Bananen.

„Wie diese grüne Oasen in den pflanzenleeren Wüsten bilden, so beleben die Orchideen den trockenen Stamm der Tropenbäume und die ödesten Felsenritzen. Die Vanillenform zeichnet sich durch hellgrüne, saftvolle Blätter und durch vielfarbige Blüthen von wunderbarem Baue aus. Diese Blüthen gleichen bald den geflügelten Insekten, bald den zarten Vögeln, welche der Duft der Honiggefäße anlockt.

„Blattlos wie fast alle Kaktusarten ist die Form der Kasuarinen, einer Pflanzengestalt, blos der Südsee und Ostindien eigen, Bäume mit schachtelhalmähnlichen Zweigen. Doch finden sich auch in anderen Weltgegenden Spuren dieses mehr sonderbaren als schönen Typus.

„So wie in den Pisanggewächsen die höchste Ausdehnung, so ist in den Kasuarinen und in den Nadelhölzern die höchste Zusammenziehung der Blattgefäße. Tannen, Thuja und Zypressen bilden eine nordische Form, die in den Tropen selten ist. Ihr ewig frisches Grün erheitert die öde Winterlandschaft.

„Parasitisch, wie bei uns Moose und Flechten, überziehen in der Tropenwelt außer den Orchideen auch die Potosgewächse den alternden Stamm der Waldbäume. Saftige, krautartige Stengel mit großen, bald pfeilförmigen bald gefingerten bald länglichen, aber stets dickadrigen Blättern. Blumen in Scheiden.

„Zu dieser Arumform gesellt sich die Form der Lianen, beide in heißen Erdstrichen von Südamerika in vorzüglicher Kraft der Vegetation. (Paullinia, Banisteria, Bignonien.) Unser rankender Hopfen und unsere Weinreben erinnern an diese Pflanzengestalt der Tropenwelt. Am Orinoko haben die blattlosen Zweige der Baubinien oft 40 Fuß Länge. Sie fallen theils senkrecht aus dem Gipfel hoher Swietenien herab, theils sind sie schräg wie Masttaue ausgespannt, und die Tigerkatze

hat eine bewundernswürdige Geschicklichkeit, daran auf- und abzuklettern.

„Mit den biegsamen, sich rankenden Lianen, mit ihrem frischen und leichten Grün kontrastirt die selbstständige Form der bläulichen Aloegewächse; Stämme, wenn sie vorhanden sind, fast ungetheilt, enggeringelt und schlangenartig gewunden. An dem Gipfel sind saftreiche, fleischige, lang zugespitzte Blätter strahlenartig zusammengehäuft. Die hochstämmigen Aloegewächse bilden nicht Gebüsche, wie andere gesellschaftlich lebende Pflanzen. Sie stehen einzeln in dürren Ebenen und geben der Tropengegend dadurch oft einen eigenen melancholischen (man möchte sagen afrikanischen) Charakter.

„Wie die Aloeform sich durch ernste Ruhe und Festigkeit, so charakterisirt sich die Grasform, besonders die Physiognomie der baumartigen Gräser durch den Ausdruck fröhlicher Leichtigkeit und beweglicher Schlankheit. Bambusgebüsche bilden schattige Bogengänge in beiden Indien. Der glatte, oft geneigt hinschwebende Stamm der Tropengräser übertrifft die Höhe unserer Erlen und Eichen.

„Mit der Gestalt der Gräser ist auch die der Farnkräuter in den heißen Erdstrichen veredelt. Baumartige, oft 35 Fuß hohe Farnkräuter haben ein palmenartiges Ansehn; aber ihr Stamm ist minder schlank, kürzer, schuppig-rauher als der der Palmen. Das Laub ist zarter, locker gewebt, durchscheinend und an den Rändern sauber ausgezackt. Diese kolossalen Farnkräuter sind fast ausschließlich den Tropen eigen, aber in diesen ziehen sie ein gemäßigtes Klima dem ganz heißen vor.

„Noch nenne ich die Form der Liliengewächse (Amaryllis, Pancratium) mit schilfartigen Blättern und prachtvollen Blüthen, eine Form, deren Hauptvaterland das südliche Afrika ist; ferner die Weidenform, in allen Welttheilen einheimisch und, wo Salix fehlt, in den Banksien und einigen Proteen wiederholt; Myrtengewächse (Metrosideros, Eucalyptus, Escallonia), Melastomen- und Lorbeerform.

„Am glühenden Sonnenstrahl des tropischen Himmels gedeihen die herrlichsten Gestalten der Pflanzen. Wie im kalten Norden die Baumrinde mit dünnen Flechten und Laubmoosen bedeckt ist, so beleben dort Cymbidium und duftende Vanille den Stamm der Anakardien und der riesenmäßigen Feigenbäume. Das frische Grün der Pothosblätter und der Dra-

kantien kontrastirt mit den vielfarbigen Blüthen der Orchideen. Rankende Bauhinien, Passifloren und gelb blühende Banisterien umschlingen den Stamm der Walddäume. Zarte Blumen entfalten sich aus den Wurzeln der Theobroma wie aus der dichten und rauhen Rinde der Crescentien und der Gustavia. Bei dieser Fülle von Blüthen und Blättern, bei diesem üppigen Wuchse und der Verwirrung rankender Gewächse wird es dem Naturforscher oft schwer, zu erkennen, welchem Stamme Blüthen und Blätter zugehören. Ein einziger Baum, mit Paullinien, Bignonien und Dendrobium geschmückt, bildet eine Gruppe von Pflanzen, welche, von einander getrennt, einen beträchtlichen Erdraum bedecken würden."

Jedermann wird nunmehr lebhaft bemüht sein, diese kleine Schrift in ihrer ganzen Ausdehnung zu lesen und mit ungeduldigster Sehnsucht dem nächst versprochenen ersten Theil jener Reisebeschreibung, der das Naturgemälde der Tropenwelt umfassen soll, entgegensehen.

Gemälde der organischen Natur in ihrer Verbreitung auf der Erde von **Wilbrand** und **Ritgen**; lithographirt von Päringer.[1])

Der Versuch, zwar sinnliche, aber dem Auge keineswegs faßliche Gegenstände durch symbolische Darstellung vor den Blick zu bringen und der Einbildung, dem Gedächtniß, dem Verstand das Uebrige anheimzugeben, ist oft wiederholt worden und wird sich immer erneuern; diesmal ist er in einem hohen Grade den Unternehmenden gelungen.

Auf einer nach Leipziger Maß 4 Fuß 4 Zoll langen, 1 Fuß 10 Zoll hohen Tafel sehen wir zuerst ein 8 Zoll hohes Meer. Die Horizontlinie über demselben geht vom 90. Grad nördlicher bis zum 90. Grad südlicher Breite. In der Mitte zeigt sich die Aequatorialgegend, die reichste an mannichfaltigem Leben, welches sich von hier aus nach allen Seiten verbreitet, und so senkt sich dagegen aus der Mitte die Schneelinie in einer Kurve von ihrem höchsten Punkte nieder, bis sie sich zuletzt

[1]) 1822. — A. d. H.

rechts und links aufs Meer legt, im Süden früher, im Norden später. Ueber ihr geben die höchsten Schnee- und Eisgipfel, besonders, da hier auch die Himalayagebirge dargestellt sind, einen imposanten Anblick. Nun werden durch Linien, die sich auf das Zentrum des Ganzen, welches unmittelbar auf der Meeresfläche angenommen ist, beziehen, unterwärts die Fische, rechts die Thiere, links die Pflanzen bezeichnet und ihr klimatisches Leben angedeutet.

Gedächtniß und Einbildungskraft sind sogleich erregt, alle Erfahrungen, die uns reisende Naturforscher überliefert, werden an symbolischer Stelle alsobald wieder lebendig, Erde und Meer in jedem Sinne bevölkert. Hat man diese große Tafel einmal an der Wand befestigt, so mag man sie nicht wieder entbehren, auch das kleine erläuternde Büchlein hat man immer gern zur Hand.

Beiden Männern ist Glück zu wünschen, daß sie sich gefunden, erkannt und zur Mitarbeit vereinigt haben, wobei es ihnen höchlich zu Statten kam, daß ein geschickter Techniker sich bei der Ausführung gleichfalls untadelhaft bewies.

Daß die Färbung glücklich sei und den Begriff, den man fassen soll, erleichtere, muß gleichfalls gerühmt werden, deshalb zu wünschen ist, alle Exemplare möchten so gut illuminirt sein wie dasjenige, was wir vor uns haben.

---

[1]) **Gemälde der organischen Natur in ihrer Verbreitung auf der Erde, von Wilbrand und Ritgen** in Gießen, haben wir schon in dem letzten Hefte, obgleich nur im Vorübergehen gerühmt, und wir können, da es bisher immerfort an der Wand aufgeheftet geblieben, vollkommen die Eigenschaft desselben rühmend wiederholen, daß es bei jeder Erd- und Naturbetrachtung die schönste Beihilfe darreichte. Wie denn auch gar manche Personen, die von dem bedeutenden Anblick aufgeregt werden, ein gleiches Exemplar zu besitzen gewünscht.

Nun findet sich aber dieses Bild nur unilluminirt im Handel, welches jedoch dem Beschauer nicht genügt, da hier die Farbe ganz allein die charakteristischen Verhältnisse auseinandersetzen kann. Ich gebe dieses den werthen Herren Verfassern des wichtigen Werks zu bedenken und frage an, ob

[1]) 1823. — A. d. H.

8.

An Hafis.

Hafis, Dir sich gleich zu stellen,
Welch ein Wahn!
Rauscht doch wol auf Meereswellen
Rasch ein Schiff hinan,
Fühlet seine Segel schwellen,
Wandelt kühn und stolz;
Will's der Ozean zerschellen,
Schwimmt's, ein morsches Holz.
Dir in Liedern, leichten, schnellen,
Wallet kühle Fluth.
Siedet auf zu Feuerwellen;
Mich verschlingt die Gluth.
Doch mir will ein Dünkel schwellen,
Der mir Kühnheit giebt:
Hab' doch auch im sonnenhellen
Land gelebt, gelicbt!

Die ersten 2 Strophen von Nr. 7 enthalten durchgehende Reime, mit Ausnahme der beiden Schlußverse, darunter zwei sog. rührende oder reiche Reime, das wiederholte finden. Die Anwendung ist aber eine erlaubte, weil bei drei- und mehrfachem Reim auch Reimworte ganz gleicher Bedeutung vorkommen können, ferner weil finden das erste Mal bildlich für vertraut machen (außerdem auch Reflexivum), das zweite Mal im eigentlichen Sinne gebraucht ist. Aus demselben Grunde übersetzt Rückert in Firdusi's Schah Nameh (VII. B. 1835) korrekt:

„Er kam heraus aus dem Thor wie ein Sturm (sinnlich),
Die Kraft auf der Schulter, das Haupt voll Sturm (geistig)."

Vergl. Wilh. Grimm, zur Geschichte des Reims. Berlin 1852, wo die Lehre von den rührenden Reimen an der ältern deutschen Dichtung S. 1, 2, 4, 11 ff. tief und erschöpfend nachgewiesen ist. (S. auch Rückert, Makamen, 1836, I. S. 140.) — Winderzeugend, vgl. in „Herrmann und Dorothea" Ges. 3: der Brand, „erzeugend sich selber den Zugwind". — Der Funke, der zu Sternenhallen schwand, ist Hafis. Mit Dünger (Komm., II. 157) konstruiren wir den Satz: „wie ein Funke die Kaiserstadt zu entzünden mag (ist, er aber, wenn die Flammen wüthen, längst erloschen zu Sternenhallen schwand." Prediger Sal., II. 24: „Aus einem Funken wird ein großes Feuer" (C. Schulze, Bibl. Sprichw., Nr. 151.) — Die Schlußreime der 1. Strophe wiederholen sich fast genau so in der 1. Strophe des Buchs des Unmuths. — Wildern in Strophe 3 intransitiv häufig (I. Sanders, II. 1296b), auch bei Goethe in einer Lesart v. Jan. 1815 (Werke, III. 273). Gebräuchlicher ist das Kompositum umwildern.

9. An Hafis. Gedichtet am 29. Dezember 1815, doch erst aus Goethe's Nachlaß 1837 gedruckt (Quart-Ausg., I. S. 343). — In den epigrammati-

und Voigt und besitzt in allen Fächern der Naturgeschichte, was zum akademischen Vortrag nöthig ist. Es wird desselben hier gedacht, weil der mineralogische Theil große Vorzüge hat und sich neben den Sammlungen der mineralogischen Gesellschaft aufgestellt befindet.

Diese Sozietät ward im Jahr 1798 von ihrem noch gegenwärtigen Direktor Herrn Bergrath Lenz gestiftet und zählt zwol in Deutschland als in den übrigen europäischen Reichen, ja sogar in entfernten Welttheilen ansehnliche Mitglieder, deren geneigte Beiträge reichlich eintreffen.

Außer bedeutenden Schenkungen von geognostischen und mineralogischen Suiten verschiedener Gegenden erhielt das Sozietäts-Kabinet durch die Gunst des letzt verstorbenen Präsidenten, Fürsten von Gallitzin, die ganze Sammlung, welche dieser für Mineralogie so enthusiastische Kenner durch mehrere Jahre zusammengebracht, worunter sich sowol die instruktivsten als prächtigsten Exemplare befanden.

Mit einer ähnlichen, ja gewissermaßen gleichen Stiftung begnadigten Se. Durchl. der Herzog von Weimar das Institut, als Höchstdieselben im vorigen Jahre ein großes Kabinet in Leipzig ankauften und nach Jena bringen ließen.

Bei einem so großen Ueberflusse und bei Verdoppelung mancher Gegenstände war es dringend, für eine überschaubare Ordnung zu sorgen. Die sämmtlichen Mineralien wurden auf einen Flügel des herzoglichen Schlosses zusammengestellt, woselbst sich nun eine auserlesene, nach dem Werner'schen System geordnete Sammlung befindet, welche aus den lehrreichsten und prächtigsten, zum Theil einzigen Stücken besteht. Außer diesem findet sich abermals eine vollständige systematische Sammlung zum Zwecke der unterrichtenden Demonstration, nicht weniger mehrere Suiten und eine Reihe solcher Körper, an welchen die äußeren Kennzeichen nachgewiesen werden.

Da unser Durchlauchtigster Herzog zu gleicher Zeit die neueren Statuten der Gesellschaft zu konfirmiren und sie dadurch zu einer öffentlichen, unter Ihro Schutz stehenden Sozietät zu erheben geruhten, so ist der Eifer sämmtlicher Theilnehmenden aufs Neue belebt und die Nutbarkeit dieses Institutes für die hier Studirenden gesichert worden.

Die sonntägigen Zusammenkünfte in dem Saale des fürstlichen Schlosses geben Gelegenheit zum Vortrag eigener Ausarbeitungen, zum Beschauen der neuangekommenen Körper und

zum Mittheilen neuer Entdeckungen, da die monatlichen und jährlichen öffentlichen und feierlichen Zusammenkünfte nur weiter ausgebreitete Zwecke haben. Eine schon ansehnliche Bücher-sammlung schließt sich an diese Einrichtung an, wie denn überhaupt die ehemalige Büttner'sche, nun auch derzeitige Bibliothek zu diesem Fach insbesondere sowie zum Unterricht in der Naturgeschichte überhaupt sehr wünschenswerthe Hilfsmittel bereit hält.

Jenaische Museen und Sternwarte.[1]

Die beiden vergangenen Jahre verdienen, als für die Jenaischen Museen höchst bedeutend, ausgezeichnet zu werden, da im Laufe derselben Seine Durchlaucht unser gnädigst regierender Herzog und der Frau Erbprinzessin Kaiserliche Hoheit in Förderung gedachter Anstalten zusammen wetteiferten. Besonders war der physisch-chemische Apparat ein Hauptaugenmerk. Ihn zu vervollständigen, wurde planmäßiger Bedacht genommen. Unter Anderen erhielt der Hofmechanikus Körner den Auftrag, für eine tadelfreie Luftpumpe zu sorgen.

Was er geleistet, wird hier im Risse mit seiner Erklärung und Auslegung dem wissenschaftlichen Publikum mitgetheilt.[2]

So Vieles auch die Universität Jena durch die Huld ihres erhabenen Fürsten in dem letzten Jahrzehend erhalten hatte, was zur zeitgemäßen Ausbildung jedes wissenschaftlichen Strebens erforderlich schien, so fehlte ihr doch noch eine mit guten und feststehenden Instrumenten versehene Sternwarte. Der Mangel einer solchen Anstalt war schon mehrmals zur Sprache gebracht worden; aber andere gelehrte Institute nahmen die Gnade unseres Herzogs auf eine dringendere Weise in Anspruch. Im Jahr 1811 lenkte sich jedoch die Fürsorge Sr. Durchlaucht auch auf dies Bedürfniß, indem Höchstdieselben beschlossen, einen kleinen astronomischen Instrumentenapparat, der

[1] 1814. — A. d. H.

[2] Hier folgt im Original, dem „Intelligenzblatt der Jenaischen Allgemeinen Literatur-Zeitung", die von Körner verfaßte Beschreibung seiner Luftpumpe. — A. d. H.

sich seither in Weimar befand, auf eine schickliche Weise in Jena aufstellen zu lassen und zugleich einen neuen Lehrer der Astronomie und Mathematik in der Person des Herrn D. von Münchow hier anstellten. Zur Vervollständigung dieses Apparats bewilligten Se. Durchlaucht der Herzog von Gotha der anzulegenden Sternwarte auf Ersuchen ein neues vierfüßiges Passagerohr und einen zweifüßigen Quadranten. Das Jahr 1811 verstrich mit der Aufsuchung schicklicher Plätze und den bei Mehreren angeknüpften Unterhandlungen zum Ankauf. Kenner der praktischen Astronomie wissen, daß hohe Gebäude zur Aufstellung feststehender Instrumente durchaus nicht taugen, weil sie, wie die Erfahrung bei allen älteren Sternwarten gezeigt hat, mit jeder Veränderung der Temperatur und Feuchtigkeit der Luft sich auf eine, dem unbewaffneten Sinne zwar unmerkliche, in astronomischen Vergrößerungswerkzeugen allerdings aber wahrnehmbare Art bewegen; alte Thürme und andere in Vorschlag gebrachte Gebäude waren deshalb nicht brauchbar. Man mußte sich vielmehr nach einem Platz umsehen auf ebener Erde und über Steingrund gelegen, um sichere Fundamente zu erhalten; von ziemlich freier Aussicht nach den meisten Himmelsgegenden, von ganz freier aber nach wenigstens einer Seite des Meridians zur Aufstellung eines hinlänglich weit entfernten Mittagzeichens; endlich nach einem vom Geräusch der Straßen entfernten und doch der Stadt so nahe liegenden Platz, daß der mit der Aufsicht der Sternwarte beauftragte Lehrer der Akademie in der Nähe derselben wohnen konnte. Zwischen allen diesen Forderungen schien mehr als andere sich derjenige Platz in einem gerechten Mittel zu halten, auf welchem die neue Sternwarte im Jahr 1812 erbauet worden ist. Dieser Platz, ein Garten, zu dem ein Haus gehört, welches der berühmte Schiller als damaliger Professor in Jena zwei Sommer mit seiner Familie bewohnt hat, liegt, vom Marktplatz an gerechnet, südwestlich bei der Stadt, zwischen dem Engelgatter und dem Leutherer, an einer Schlucht, durch welche sich ein Theil des Leutrabaches um unsere Stadt hinzieht. Das Gebäude der Sternwarte ist einfach und nach der Ansicht aufgeführt worden, daß man daran nur gleichsam ein Gehäuse für die Instrumente haben wollte, eine Ansicht, die schon vor hundert Jahren Herrebow nach den Grundsätzen seines Lehrers, des berühmten Astronomen Römer, gefaßt hatte, indem er in seiner Basis Astronomiae, Cap. XVI. §. 356, sagt: Promisi me hic probaturum,

vile quodvis tugurium in loco patente satis aptum esse etiam optimo observatorio Astronomico. Facit equidem splendor et magnificentia domus cujusdam ad observatorii ornatum atque elegantiam, sed ad ejusdem bonitatem nihil. Praecipua namque cura habenda est instrumentorum immobilium, quae in certo loco ac situ perennatura ita constitui oportet, ut vel ipsa, vel ipsorum pinnacidia aequabili revolutione mensuras indicent ac determinent. Atque hoc unicum instrumentorum genus ad observatorium proprie pertinere arbitror, imo ipsum observatorii corpus constituere, cui deinceps aedificium *ad instar vestimenti*, pro injuriis coeli ab instrumentis, observationibus atque ipso observatore arcendis circumponere atque adaptare oportet; quod proinde aedificium satis bonum fuerit, si etiam omni magnificentia destitutum suo satis fecerit officio etc. Außer dem Observationszimmer, welches nahe an 25 Fuß lang und 18 Fuß (weimarisch Maß, der Fuß = 125 Pariser Linien) breit ist, enthält die Sternwarte östlich neben jenem Zimmer noch ein kleines heizbares Kabinet, welches dem Beobachter zum Arbeitszimmer und zum Aufenthalt zwischen den Beobachtungszeiten dienen kann. Von der Seite dieses Kabinets stößt die Sternwarte an das vorhin erwähnte, zur Wohnung für den Astronomen eingerichtete Gartenhaus, mit dessen westlicher Seite die nördliche der Sternwarte einen Winkel von ungefähr 102 Graden macht. In der westlichen Hälfte des Observationszimmers steht das von dem Herzoge von Gotha geschenkte vierfüßige Passagerohr auf einem mit größter Sorgfalt gelegten Fundamente. Man hat nämlich dies Fundament über einer 16 Fuß unter der Fläche des Gartens liegenden Schicht zwar mürben, aber dichten Sandsteins (der im Leutrathal zu Tage ausgeht) mit einem einzigen, 10 Fuß langen und $4^1/_2$ Fuß breiten, auf seiner unteren und oberen Seite parallel zugehauenen, wagerecht gelegten Stein angefangen. Ueber diesen Stein sind ohne Kalkverband wagerechte Lagen von je zwei bis drei ebenso zugehauenen Steinen bis zur Ebene des Gartens aufgeschichtet worden. Alle diese Schichten überdeckt aber zu oberst wieder ein einziger Stein von der Größe des untersten, dessen obere Fläche streng nach der Wasserwage abgeebnet wurde. Auf diesem Stein stehen, durch eigene Schwere

fest, die beiden Sandsteinpfeiler, zwischen welchen das Durchgangsrohr hängt. Der größeren Stabilität wegen sind drei Seitenflächen eines jeden dieser Pfeiler bis beinahe zum Punkte der Aufhängung des Rohrs so zugehauen worden, daß sie mit der Horizontalebene nach außen zu stumpfe Winkel bilden. Der Himmel ist in der Ebene des Meridians ungefähr 172° frei. Auf der südlichen Seite ist der Horizont in dieser Ebene durch einen, hinter dem Dorfe Winzerle von der Sternwarte ungefähr 17,000 Fuß entfernt liegenden Bergrücken begrenzt, auf welchem das Meridianzeichen aufgestellt werden kann. Die Begrenzung des Meridians auf der nördlichen Seite hindert nicht, die Kulmination der Capella auch unter dem Pole zu beobachten. Neben dem Passagerohr steht gleichfalls an einem tiefgegründeten Sandsteinpfeiler eine Bulliamy'sche, acht Tage gehende Uhr mit rostförmigem Pendel, deren Räder in Steinen laufen. Das Gewicht dieser Uhr hängt in einem, unterhalb ihres Gehäuses in die Erde gehenden Kanal, um allen Einfluß der Bewegungen desselben auf die Bewegung des Pendels, wenn es die Höhe seiner Linse passirte, auszuschließen. Die östliche Hälfte des Observationszimmers enthält einen sich unter dem Dache endenden, 17 Fuß tief gegründeten, unter der Erde von Bruchsteinen, über derselben aber von gehauenen Steinen mit Kalk pyramidenförmig aufgemauerten Pfeiler, auf dessen oberster Platte ein Winkelmesser seinen Stand erhalten soll. Ein durch Trieb und gezähnten Bogen drehbarer Thurm überdeckt diesen Pfeiler. Auf der Südseite hat die Sternwarte einen Ausgang in den Garten. Vor demselben befindet sich auf einem von Steinen gelegten Auftritt so viel Raum, als zur Aufstellung bloßer Sehinstrumente erforderlich ist. Die Aussicht von der Fläche des zur Sternwarte gehörigen Gartens ist, mit Ausnahme der durch das Wohnhaus gedeckten nordöstlichen Seite des Himmels, fast überall bis zur Grenze der sichern Refraktionen frei oder doch frei zu machen. Der bereits vorhandene Instrumentenvorrath der Sternwarte besteht, außer den schon erwähnten Instrumenten, nämlich dem vierfüßigen Passagerohr, dem zweifüßigen Quadranten, der Bulliamy'schen Pendeluhr und außer den nothwendigen Barometern, Thermometern und Hygrometern aus folgenden Stücken:

1) einem Emery'schen Chronometer Nr. 1161 (dessen sich Herr von Zach auf einer Reise nach Bremen bediente, s. Monatl. Corr. 1801, 3. Bd. S. 224), 2) einem zweifüßigen Achromaten

von Ramsden, 3) einem achtfüßigen Spiegeltelestop von Schrader, 4) einem fünfzolligen Spiegelsextanten von Baumann, 5) einem Kometensucher von Körner.

Zu diesen Instrumenten kommen noch auf Bestellung der Herzoglichen, zur Oberaufsicht der Museen und gelehrten Anstalten verordneten Kommission ein sechsfüßiger Achromat mit parallatischem Gestelle und ein achtzehnzolliger Vervielfältigungskreis. Beide Instrumente wird Herr Mechanikus Körner zu Weimar anfertigen, dessen Geschicklichkeit unsere Sternwarte theils den bessern Zustand einiger vorhandener Instrumente, theils einige Apparate zur Handhabung und genauen Berichtigung derselben schon verdankt.

Die mit dem 3. September 1813, dem Geburtstage des allverehrten Stifters der Sternwarte, angefangenen Beobachtungen konnten bis jetzt nur den genauen Stand des Passagerohrs und die Kenntniß des Ganges der Uhren beabsichtigen. Sollten von den Resultaten der in Zukunft noch anzustellenden Beobachtungen einige zum Wachsthum der Wissenschaft dienlich scheinen, so sollen sie bekannt gemacht werden. Alsdann wird man es auch nicht an den besonderen Nachrichten fehlen lassen, die zur richtigen Beurtheilung des Standes und Gebrauchs der Instrumente nur immer erforderlich sein könnten.

Zwei deutsche Alterthümer.[1])

1.

Im September 1809 wurden von ungefähr bei Köstritz einige antiquarische Seltenheiten entdeckt und ausgegraben, unter denen sich auch der auf Tafel 11, Nr. 1 abgebildete Schneckenkörper befand. Eine Abbildung eines ähnlichen Instruments erinnert man sich nicht, irgendwo gesehen zu haben. Ein tönendes Instrument scheint es bestimmt gewesen zu sein; die schnecken- oder hornartige Biegung desselben scheint von der Form der Blasinstrumente hergenommen zu sein; daß der Einschnitt durchläuft, nähert dasselbe unsern Schellen, daß dasselbe nicht geschlossen ist, unsern Stimmgabeln, und man darf nur einen

[1]) 1813. — A. d. H.

kleinen Stein hineinwerfen und schütteln, so giebt es einen Ton wie unsere Kuhglocken, und es ist glaublich, daß der Zweck solcher Instrumente eher auf diese Weise als durch äußeres Anschlagen erreicht worden ist. So mögen es wol beim Gottesdienste gebrauchte Klanginstrumente gewesen sein.

Die Verhandlungen der ersten deutschen Konzilien leiten auf eine erklärende Spur dieser Schneckenkörper. Der Indiculus Superstitionum et Paganiarum, welcher damals gefertiget wurde, und in welchem die abergläubischen heidnischen Gebräuche, die noch unter den Christen im Schwange gingen und deren sie sich nicht entwöhnen konnten, aufgezählt werden, ja wovon sich einige sogar bis auf unsere Zeiten fortgepflanzet haben, leitet dahin. Es ist in dessen 22stem Artikel die Rede von Tempestatibus, Cornibus et Coeleis, welches nach meiner Meinung zu paraphrasiren und zu übersetzen sein möchte: Von dem abergläubischen Gebrauche, welcher bei Gewittern üblich ist, daß man mit Hörnern und schneckenförmigen Instrumenten ein Getöse macht.

In ähnlichen Fällen beim Abnehmen und Verfinstern des Mondes waren unter den rohen Völkern*) solche Scharivaris gebräuchlich, und was die Gewitter betrifft, so ist das Läuten der Glocken an mehreren Oertern bei den Katholiken noch immer in Uebung.

Falckenstein**) ist zwar nicht gerade dieser Meinung, er führt sie aber doch an und läßt sie als wahrscheinlich gelten. Was die Coeleas betrifft, scheint er mir dagegen sehr in Irrthum zu sein, daß er sie für schneckentreppige Kirchthürme hält, auf welche man gestiegen, um durch Blasen der Hörner das Ungewitter zu vertreiben.

Es ist sehr wahrscheinlich, daß die bei Köstrin gefundenen Klanginstrumente diese Coeleae sind und daher alle Aufmerksamkeit der Alterthumsfreunde verdienen. Sie sind mit großer Kunst gegossen und setzen also eine Gießerei voraus, die wir wol schwerlich damals in wendischen Landen vermuthen können.

Schon in den früheren römischen Zeiten***) hatten die Hermunduren (Thüringer) einen Handelsweg durch das Saal- und Rednitzthal nach der Donau eröffnet und durften selbst bis

*) Vergl. Allgem. Historie der Reisen, 3. Bd. S. 240, 13. Bd. S. 145, 15. Bd. S. 550.

**) Prodrom. Antiquit. Nordgav., p. 261.

***) Mannert's Anleit. zur mittleren Geographie, S. 99; Tacitus, Germania, c. 15 et 41; Herodian, L. I. c. 3 et 6.

Augsburg ihre Waaren bringen, da andere Völker nur bis an die Grenze gelassen wurden, und es kann wol sein, daß sie damals bei ihrem Tauschhandel auch manches Metallische, Guß- und andere Waaren mit zurückgenommen, vielleicht auch Manches dort auf Bestellung machen lassen, wie das in der Natur der Sache liegt.

Doch scheinet mir, daß der Ursprung dieser Schneckeninstrumente nicht so weit zu suchen sei. Durch Attila verdrängt, zog sich eine Masse Metallarbeiter aus Steiermark bis dahin, wo gegenwärtig Nürnberg erbaut ist, und es scheinen besonders Gießereien aller Art gar bald dort florirt zu haben, ja die Nußigen, welche daselbst noch heutiges Tages eine große Gilde ausmachen, mögen wol in ununterbrochener Reihe von jenen Emigranten abstammen. Sollte ich daher eine Vermuthung aussprechen, so würde ich sagen, daß es mir wahrscheinlich vorkomme, diese Instrumente seien vor Karl dem Großen zu Nürnberg gegossen und zur Zeit der Konzilien, welche alle abergläubische Handlungen verfolgten, vergraben und somit für unsere Zeiten aufgehoben worden.

Aus dem Gehalte des Metalls ist nicht zu bestimmen, welcher Nation dieses Instrument angehört hat. Der zum größten Theil edle Rest (aerugo nobilis), womit dasselbe überzogen ist, hat die Eigenschaft, daß er das damit bedeckte Metall vor weiterer Oxydation sichert, und es kann deswegen sehr lange in der Erde liegen, ohne daß seine Form zerstört wird. Die Vollkommenheit des Gusses jedoch, durch die sie hervorgebracht sind, deutet auf eine hohe technische Kultur der Arbeiter, welche solche Instrumente verfertigten. Das Erz selbst, aus welchem dieselben gegossen sind, ist eine Mischung aus Kupfer und Zink, in welcher aber das Kupfer die Oberhand behalten. Zinn ist wahrscheinlich nicht darinne enthalten, Silber würde höchst wenig und wahrscheinlich nur zufällig beigemischt sein.

* * *

2.

Im April 1811 wurden unterhalb Dornburg*) an der Jenaischen Straße acht größere und kleinere Armringe, wie

*) Dornburg, in Urkunden ehemals Thorenburg, Thornesburch, Thornburg und A. 1006 Thuriburi in Vita S. Norberti, Cotollario I. p. 292, in Actis S. S. ad 6. Jun. geschrieben, soll, wie Einige meinen, seinen

Rhode dergleichen beschreibt,*) nur stärker, breiter, oft länger im Gewinde, durch Zufall aufgefunden und ausgegraben. Bei fortgesetztem Nachgraben fanden sich mehrere Kleinigkeiten zierlich von Drahte geformt, die Zierrathen eines weiblichen Putzes oder eines Altares etwa gewesen zu sein scheinen, zwei vermuthliche Streithämmer, die jedoch mehr schmalen Opferbeilen gleichen, was sie auch wol gewesen sind, und die wahrscheinliche Brustdecke oder Brustberge eines Weibes, vielleicht einer Priesterin (abgebildet auf Tafel II, Nr. 2), Knochen von geopferten, jedoch nur kleinen Thieren, Ziegen, Lämmern ꝛc., und ein zum Opfer gehöriges Wassergefäß, welches aber von den Arbeitern aus Unvorsichtigkeit zerschlagen worden ist. Ich habe ein ähnliches Putz- oder Bruststück noch nirgends abgebildet gefunden und überlasse es den Kennern und Liebhabern der Antiquitäten, mich und Viele mit mir von dem Gebrauche dieses schon erhaltenen alten wendisch-serbischen oder cimbrischen Kunstwerkes zu belehren. Es ist von geschlagenem, sehr starken Drahte, von eben dem Metalle, aus welchem das Klanginstrument und die Opferbeile gegossen sind, mit eben jenem edeln Rost überzogen und glänzt, wenn es angeschliffen wird, wie Gold.

Johann Runkel.[1])

Geboren zu Schleswig 1630, wandte sich, ohne studirt zu haben, von der Apothekerkunst zur Chemie, wo er denn in einer noch alchymistisch düstern Zeit mit seltsamen Meinungen hervortrat, welche nicht eben günstig aufgenommen wurden; doch mußt' er als ein praktisch gewandter Mann bei seiner

Namen von der dortigen Verehrung des Gottes Thor haben. Das dort aber noch aufbewahrte Idol ist seiner Draperie nach keineswegs der Gott Thor, sondern offenbar ein wendisch-serbischer Götze. Dornburg wurde mit als eine Feste erbaut gegen die Sorben. Schmidt's Reichshistorie. S. 66. Gensler, Geschichte des Ganes Grabfeld, 2. Th. S. 107. Dar, Thor, Thaur heißt aber in mehreren Sprachen ein Berg. S. Schreiter, Beitr. zur Geschichte der Wenden (Breslau 1807), S. 3. Uebrigens vergl. Falkenstein's Thüring. Chronik, 2. Th. 2. Th. S. 790, Hoyer, Georg. Jenens., p. 137, Grotsch. Descript. Saxon. Inf. p. 13, Eccard. Hist. Germ. Prim. Sax. sup., p. 145 et 147.

*) Cimbrisch-Holsteinische Antiquitäten, Remarquen, S. 137 und 145. Vergl. Major's Beweis, daß die Cimbren Wenden (1692), S. 69, Krnkiel's Cimbrische Alterthümer, S. 200.

[1]) 1823. — A. d. H.

lustigen, Geheimes forschenden Fürsten und Herren guten Eingang finden. Zuerst am lauenburgischen Hofe, dann zu Dresden, zu Berlin und endlich in Schweden angestellt, hinterließ er seine Erfahrungen in dem Quartbande: Die vollkommene Glasmacherkunst, einem zwar vielfach wichtigen und nützlichen, aber doch schwer zugänglichen Buche. Ich erinnere mich aus früherer Zeit, bei flüchtiger Ansicht niemals klug daraus geworden zu sein; gegenwärtig neu angeregt, habe ich es genauer betrachtet und denke durch Nachstehendes den Kunstfreunden einen freieren Eingang zu eröffnen.

Kunckel's Werk enthält von ihm selbst Weniges, aber an sich Bedeutendes und durch die Stellung noch bedeutender Erscheinendes.

Die Grundlage des Ganzen macht ein Traktat des Antonius Neri über gedachte Kunst. Dieser Mann, von Florenz gebürtig, war zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts in voller Thätigkeit und mochte zu Muran, wo schon seit zweihundert Jahren die Glaskunst blühte, den Grund seiner Kenntnisse und Fertigkeiten gelegt haben. Sodann hielt er sich in Antwerpen, ferner in Pisa und Florenz auf, zu einer Zeit, wo man überall mit den Venetianern zu wetteifern anfing. Von der Richtung seiner Studien und Beschäftigungen giebt uns das Büchlein genugsames Zeugniß. Aus dem Italiänischen ward es zuerst ins Lateinische, dann ins Deutsche übersetzt und hierauf von Kunckel zum Grunde seiner eigenen Arbeiten und Bemerkungen gelegt; es besteht aus sieben Büchern, deren jedem eine Folge von Kunckel's Anmerkungen hinzugefügt ist.

Das erste beschäftigt sich ordnungsgemäß mit den Ingredienzien des Glases, dem Kali, der Soda, dem Quarz, und zeigt, wie man vollkommenes und gemeines Glas machen solle. Sodann werden mancherlei Arten angegeben, wie man das Glas färben könne. Kunckel's Anmerkungen bestätigen, berichtigen und erweitern den Text.

Das zweite Buch geht schon auf komplizirtere Glasfärbung und handelt deshalb von den Reagentien, womit die Metalle aufgelöst und verkalkt werden. Die kurzen Anmerkungen billigen theils das angerühmte Verfahren, theils deuten sie auf den kürzeren Weg.

Das dritte Buch fährt fort, sich mit Färbung des Glases zu beschäftigen; die Anmerkungen hadern mit dem Ver-

9.

Offenbar Geheimniß.

Sie haben Dich, heiliger Hafis,
Die mystische Zunge genannt
Und haben, die Wortgelehrten,
Den Werth des Worts nicht erkannt.

Mystisch heißest Du ihnen,
Weil sie Närrisches bei Dir denken
Und ihren unlautern Wein
In Deinem Namen verschenken.

Du aber bist mystisch rein,
Weil sie Dich nicht verstehn,
Der Du, ohne fromm zu sein, selig bist!
Das wollen sie Dir nicht zugestehn.

---

schen Versen Ins Einzelne und Ins Weite (Werke, II. 307 u. 308) braucht Goethe dasselbe Bild von den geschwätzenden Schülern wie hier, dort indeß nicht in Bezug auf sich selbst, sondern auf dichterische Unzulänglichkeiten Anderer. — Das sonnenhelle Land des Schlusses ist nicht etwa Italien, sondern der Sinn ist allgemeiner: theile ich mit Dir nicht das Talent, so habe ich doch wie Du Licht, Liebe und Leben genossen.

9. Offenbar Geheimniß. Entstanden in Jena d. 10. Dezember 1814. — Hammer führt aus den orientalischen Biographen und Kommentatoren des Hafis an (Vorrede zu dessen Divan, XIII und XV), daß Hafis wegen des geheimnißvollen Sinnes seiner Dichtungen die mystische Zunge genannt werde. Sein persischer Biograph Dewletschech sagt nach Hammer: „Hafis' Worte sind dem äußern Sinne nach einfach und ungeschminkt, haben aber tiefe, die Wahrheit ergründende Bedeutung und die höchste Vollendung. Poesie ist sein lieblichster Verdienst; denn er ist nicht minder berühmt durch das, was er in der Redekunst des Koran und in der Ästetik metaphysischen Orthodoxie schwere Strupel; nur indem sie die sinnlichen Bilder für übersinnliche Allegorien, Hafis' Sprache für mystische Sprache erklärte, glaubte sie seine Lieder vor dem Volke rechtfertigen zu können (s. Hammer's Vorrede, XXXII und XXXIII). Goethe lehnt diese Auffassung ab. Nicht deshalb werde Hafis mystisch genannt, weil seine Worte, allegorisch gedeutet, mit den Lehren der Mystik, Scheiche, Ulemas, Fekis übereinstimmen, sondern aus dem entgegengesetzten Grunde: weil die Schriftgelehrten und Pharisäer ihre eigene Unlauterkeit seinem reinen Preise der Gedichte nicht begreifen und sie eine von der Formel der Lehre unab-

fasser, daß seine Vorschriften irre führen, obgleich manches Gute zugestanden wird.

Das vierte Buch handelt vom Bleiglas und den dadurch zu erzeugenden Farben, auch noch von einigen andern Färbungen und Bedingungen. Kunckel verwirft das Bleiglas als allzu weich und zeigt, was bei dem übrigen zu bedenken sei.

Das fünfte Buch lehrt in Gefolg des vorigen, wie die natürlichen Edelsteine nachzuahmen, ja an Schönheit zu übertreffen, obgleich an Härte nicht zu erreichen. Kunckel ist hierüber sehr unzufrieden, weil die Paste zu schwer sei und doch keine rechte Politur annehme; dann fügt er einige Berichtigungen und Erleichterungen hinzu.

Das sechste Buch trägt nun die Bereitung des Schmelzwerkes, neuerlich Email genannt, deutlich vor, womit Kunckel so zufrieden ist, daß er um dieses Buches willen das ganze Werk eigentlich zu schätzen versichert; dabei gesteht er, mit Vergnügen sämmtliche Versuche durchprobirt zu haben, wovon auch seine Anmerkungen Zeuge sind.

Das siebente Buch endlich handelt von Lackfarben, sodann vom Ultramarin; zuletzt wendet sich der Vortrag zur Glaskunst wieder zurück, da denn auch Kunckel das Seinige hinzufügt.

Hierauf folgt nun eine besondere Zugabe, welche unterweist und anleitet, wie man sowol Gläser als Flüsse oder künstliche Edelsteine zur größten Perfektion und Härte bringen solle, deswegen denn auch ein hiezu erforderlicher Glasofen vorgeschrieben ist. Am Schlusse wird ausgeführt, wie man Dubletten fertigen und erkennen möge.

Diese erste Abtheilung ist nun geschlossen, und es folgen darauf Christoph Merret's Anmerkungen über die Bücher des Antonius Neri. Merret, ein englischer Arzt und Chemiker, schrieb um die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts Noten zu Anton Neri in englischer Sprache, welche sodann Andreas Frisius nebst dem Werke des Antonius Neri in das Alles vermittelnde Latein übertrug und 1668 herausgab, wodurch denn die Uebersetzung weiter ins Deutsche gefördert ward.

Der Engländer macht seine Anmerkungen nach den Paragraphen, die durch Neri's ganzes Werk durchgehen. Kunckel, welcher in seinen früheren Anmerkungen sich auf Merret öfters mit Beifall bezogen, berichtigt noch Einiges auf wenig Blättern und fügt eine Anmerkung über Bereitung der Pottasche hinzu,

damit man des orientalischen oder spanischen Materials entbehren könne.

Hierauf folgt nun der Glasmacherkunst zweiter Theil, an Blättern etwa halb so stark als der erste; auch dieser enthält mehr Fremdes als Eigenes. Die erste Abtheilung handelt vom Glasbrennen, Vergolden und Malen; das Traktätlein schreibt sich von einem guten, aber anonymen Nürnberger Glasmaler her, welcher sich H. J. S. unterzeichnet. Es sind hundert Experimente, offenbar aus langer entschiedener Erfahrung, einfach vorgelegt mit wenig eingeschobenen Anmerkungen Kunckel's, welcher noch einige Rezepte hinzufügt.

Die andere Abtheilung enthält eine Anweisung zur holländischen weißen und bunten Töpferglasur und Malerwerk (fayence), welche Kunckel selbst nicht ohne große Mühe, Unkosten und Aufopferung zusammengebracht; dann folgt noch eine Zugabe von dem kleinen Glasblasen mit der Lampe.

Die dritte Abtheilung enthält funfzig Experimente, von Kunckel zwar nicht erfunden, aber nachprobirt, nebst einigen Zugaben.

Den völligen Schluß macht als Anhang ein Sendbrief, aus dem Englischen übersetzt, handelnd von der Kenntniß der Edelsteine, und was dahin gerechnet ist. Ein Register über das ganze Werk ist hinzugefügt, bequem zu benutzen, weil die Seitenzahl durch beide Theile durchgeht.

Aus diesem kurzen Inhaltsverzeichniß wird der sinnige Leser alsbald gewahr werden, wie ein kollektives, aus vielen Theilen zusammengesetztes Werk durch einen tüchtigen, erfahrenen, seiner Sache gewissen, praktisch ausgebildeten Mann zur Einheit umgeschaffen worden, und wir dürfen uns schmeicheln, daß aufmerksamen Kunstverwandten sich nur desto lieber und leichter mit dem Einzelnen zu befreunden willkommene Gelegenheit gegeben sei.

Denn obgleich in dem chemischen Fache wie in so vielen andern seit einem halben Jahrhunderte das Unerwartete geschehen, so muß doch immer unterhaltend und belehrend bleiben, rückwärts zu schauen und historisch zu erkennen, was unsere Vorfahren geleistet, wie weit ihr Wissen vorwärts gedrungen, und wo es gestockt. Hiedurch finden wir uns denn aufs Neue angeregt, hie und da die angedeuteten Wege zu verfolgen.

Die sich gegenwärtig wieder hervortuende Glasmalerei wird hiebei nicht ohne Vortheile bleiben; die Kunst ist nicht

sowol verloren als deren Ausübung eingeengt und erschwert, wodurch wir aufgefordert werden, uns nach einzelnen wohl erprobten Handgriffen umzuthun. Der jetzt ins Ganze wirkende Chemiker verfolgt so große Zwecke, daß er sich um das Einzelne, neben dem Weg Liegende nicht emsig bekümmern kann, und so gelingt nicht Alles und Jedes, was im Laufe der Erfahrungen und Versuche gefordert wird. Lange vermißten wir die trüben Scheiben, die bei hellem Grunde Gelb, bei dunklem Blau zeigen; ebenso konnten wir nicht mit Gewißheit zu enteptisirten Gläsern gelangen. Beide Körper können nunmehr den Freunden der Chromatik nach Lust und Belieben zugestellt werden, wie das Weitere nächstens auszuführen ist.

Leben und Verdienste des Doktor Joachim Jungius, Rektors zu Hamburg.[1])

Die Veranlassung, dem Leben und Wirken dieses vorzüglichen Mannes nachzuforschen, gab mir Herr de Candolle, welcher in der Vorrede zu seiner Organographie Seite VII sich folgendermaßen äußert: „Plusieurs naturalistes allemands, en tête desquels il faut citer dans les temps anciens le botaniste Jungius, et parmi les modernes — — Goethe, ont appelé l'attention sur la symétrie de la composition des plantes."

Diese letzten unterstrichenen Worte wußte ich mir nicht anders zu deuten, als daß damit die Metamorphose der Pflanzen gemeint sei, und ich mußte daher Verlangen tragen, mit einem so edlen Vorgänger bekannt zu werden. Uebrigens hatte Willdenow in dem Kapitel seines botanischen Lehrbuchs, wo er die Geschichte dieser Wissenschaft kürzlich abhandelt, von ihm mit wenigen, aber bedeutenden Worten gesprochen, indem er sagt: „Wenn man diesem Mann in der Art zu studiren gefolgt wäre, so hätte man hundert Jahre eher dahin gelangen können, wo man gegenwärtig ist." Nun entschloß ich mich, seine Werke anzugeben, um mir einen nähern unmittelbaren Begriff zu bilden. Wie mir dies aber auch gelungen sein möchte, will ich hier niederschreiben zu einstweiligem Gedächtniß.

[1]) Diese Fragmente, wol in größeren Zwischenräumen der Jahre 1828–1831 niedergeschrieben, gelangten 1850 zur Veröffentlichung. — A. d. H.

Joachim Jungius, geboren zu Lübeck 1587, mag bei dem in dortiger Gegend zu jener Zeit schon wohl organisirten Schulwesen im Studium der alten Sprachen sowie der kräftigen deutschen aufgewachsen sein. Daß es ihm auch an ästhetisch-moralischem Sinne nicht gemangelt, können wir daraus abnehmen, wenn man uns berichtet, er habe in seiner frühsten Jugend sogar Tragödien zu schreiben unternommen.

Besonders konnte es ihm an den allgemeinsten metaphysisch-dialektischen Elementen nicht gefehlt haben; denn sein Lebensbeginn fiel in eine, freilich seit der Reformation durch manches Unheil verspätete, auch selbst in ihrem Verlauf stürmisch gestörte Epoche. Der Menschenverstand, dessen Ausbildung auf einer reinen Kenntniß der Außenwelt beruht, drängte sich zum Anschauen der lebendigen Umgebung und forderte, nebst dem Worte, mit welchem man bisher sehr freigebig gewesen war, auch etwas Wirkliches zu empfangen. Das wahre Genie kämpfte um seine Freiheit mit einer hohlen Dialektik, welche die allgemein wohlbekannte, dem Menschen eingeborne Widersprechungslust zu Kunst und Handwerk erhoben hatte, wodurch denn der Irrthum aller Art gehegt und technisch gefördert werden konnte.

Vorzüglich aber sehen wir ihn der Mathematik ergeben; denn wir finden ihn im Jahr 1609, und also in einem Alter von zweiundzwanzig Jahren, als Professor derselben zu Gießen. Wie man mit dem Unterrichte dieser Wissenschaft damals verfahren, davon giebt uns eine unter seinen hinterlassenen Werken aufbewahrte Geometria empirica den deutlichsten Beweis. Er gab solche 1627 heraus als Professor zu Rostock. In den damaligen höchst unruhigen und zugleich prägnanten Zeiten glaubte man die Schüler nicht schnell genug ins Praktische führen zu können; deshalb legte man auch den mathematischen Verträgen das Sinnlichanschaubare zum Grund und operirte in diesen Anfängen so weit fort, als nöthig schien, den Sinn einer anwendbaren Geometrie bei den Lernenden zu wecken und sodann einem jeden nach dem Maß seiner Kräfte die Benutzung des Ueberlieferten für seine Zwecke zu überlassen.

Die Professur zu Gießen legte er im Jahr 1614 nieder, und wir sehen ihn ganzer zehn Jahre nach damals fahrender Lern- und Lehrart die Studien wandernd betreiben, sich an verschiedenen Orten aufhalten und befleißigen; sogar versucht er's mit der Theologie, doch hat er sich endlich entschieden der Medizin hingegeben und erscheint zuletzt 1624 wieder

in Padua, wo er den Rang eines Doktors der Arzneikunst erlangt.

Dieses zehnjährige Bemühen eines talentvollen Mannes giebt uns zu gar manchen Betrachtungen Anlaß.

Die guten Köpfe der damaligen Zeit fanden sich auf einem Scheidepunkte, wo die Frage war, ob sie der bisherigen Verwirrung, wo hauptsächlich die Worte und Wendungen gegolten, wo der menschliche Geist sich in sich selbst in allen seinen innern Bezügen abgemüdet, gleichfalls Meister werden, oder ob sie jene Geistesübungen und Fertigkeiten zu der Natur, zu der Erfahrung hinwenden wollten.

Jungius hatte sich nun die Medizin als Gewerb' erwählt, und hier sah er sich unmittelbar in die Natur getrieben, und einmal in diesem freien Felde, fühlte sein weit umblickender Geist den Drang, sich nach allen Richtungen auszubreiten.

Ein Zeugniß aber, wie sehr er jene dialektischen Geistesübungen durchgearbeitet und gekannt, liefert uns die Logica Hamburgensis; sie trat zwar erst 1638 ans Licht, aber man kann leicht denken, daß ein solches Werk durchs ganze Leben mußte vorbereitet sein. Wollte er zu Padua den medizinischen Doktorgrad erlangen, so setzt es voraus, daß er in einer auf den italiänischen Akademien höchst geübten Dialektik sich müsse eine gewisse Meisterschaft erworben haben, während ihn von der andern Seite sein innigst reeller Charakter, sein ergriffener Beruf als Arzt auf die Natur und ihre Gebilde hauptsächlich hinwiesen.

Betrachten wir nun, was er in Naturstudien geleistet, so läßt sich ohne Weiteres denken und einsehen, daß er das Ganze zu gewältigen sich nicht anmaßen konnte; auch gelang ihm nicht, irgend ein Werk dieser Art selbst herauszugeben, er mußte es seinen Schülern überlassen, die bei seinem Leben mit der herzlichsten Anhänglichkeit neben und mit ihm wirkten, nach seinem Tode aber eine Treue bewiesen, welche als musterhaft in Erstaunen und Rührung versetzt. So kam sein Werk Doxoscopiae Physicae minores zu Hamburg 1662, also fünf Jahre nach seinem Tode, heraus; der sorgfältige Herausgeber nennt sich M. F. H., und es fragt sich, ob man seinen Namen wird entdecken können. Er giebt in einem Vorberichte Rechenschaft, wie er bei dieser Ausgabe verfahren, welche die größte Pietät und Deferenz für seinen Autor beweist. An dem Werke selbst bewundert man sowol Fleiß als Umsicht eines Mannes, welcher

freilich funfzig Jahre seines Lebens damit zugebracht, sich und Andere im Denken und Erkennen zu steigern. In diesem Werke nähert er sich, nach und nach aus den Reichen der Metaphysik herabsteigend, der Erfahrungsphysik und gelangt zuletzt bis zur Chemie und der Harmonie der Töne.

Die angenehmsten Spuren, wie er in den Naturreichen sich umgesehen, finden wir aber in dem Leben der Insekten. Sein Buch, das unter dem Titel Historia Verminm 1691 herauskam, besteht aus lauter einzelnen Bemerkungen, welche mit Bezeichnung des Tags, der Stunde, auch öfters des Jahres angemerkt worden, durchaus in dem liebenswürdigen Sinne eines ruhig beschauenden Naturfreundes, der in dem Gefühl, eine solche grenzenlose Masse sei nicht zu ordnen, sich Zeit seines ganzen Lebens ununterbrochen mit dem Gegenstande beschäftigt, den er nicht abzuschließen gedenkt.

Zu Padua finden wir ihn schon von den in jenen Gegenden leicht zu beobachtenden Seidenwürmern und deren Entwickelung angezogen. Nicht weniger reizt ihn bei seiner Rückkehr die Bienenzucht; es ist nicht wahrscheinlich, daß er sich selbst damit abgegeben, aber mit Bienenvätern unterhielt er ein genaues Verhältniß, wie er denn zwei verschiedene Meinungen wegen gewisser Behandlungsarten ohne Weiteres überliefert. Ferner läßt sich bemerken, daß man damals einer zweideutigen Entwickelung der Insekten aus organischen und unorganischen Stoffen nicht abgeneigt war. Diese Bemühungen, ob sie gleich durch das ganze Leben durchgehen, erscheinen doch in gewissen Jahren häufiger und lebhafter, z. B. 1612.

Die Aufmerksamkeit besonders auf die an Blättern erzeugten Insekten dauert bis ans Ende seines Lebens fort, wo er noch rühmt, daß treue, thätige Schüler ihm solche angestochene Eichenblätter von einem Spaziergange zurückgebracht. Uebrigens scheint er die Verwandlung der Insekten lediglich als ein Naturereigniß betrachtet zu haben, ohne zu bemerken, welch ein großes Geheimniß uns hier augenfällig dargebracht wird.

Den an Wänden umherstockenden Raupen, welche schwellen, aufplatzen und Würmer, die sich nachher einspinnen, sehen lassen, scheint er auch nicht ganz auf den Grund gekommen zu sein. Durchaus aber sieht man eine heitere, oft sehr lebhafte Freude an solchen Erscheinungen der organischen Natur.

An die Mineralogie scheint er nicht in der Wirklichkeit sehr herangegangen zu sein; auch war er dazu an keinem seiner

Aufenthaltsorte sonderlich begünstigt. Aber er hielt sich an die tüchtigsten Schriftsteller dieses Faches. Die Alten sind ihm bekannt, er behandelt sie kritisch und naturgemäß; unter den Neuern fördert ihn Agricola, Matthesius, gerade solche Männer, welche wie er sich mit der Natur unmittelbar zu berathen verstanden. Die unzulänglichen Eintheilungen sind ihm hinderlich, er sucht sich ins Klare zu setzen, ohne daß es ihm gelingt; aber im Einzelnen bleibt es merkwürdig, wohin er seine Aufmerksamkeit wendet. Es sind immer Gegenstände, welche als seltsam genug die Einbildungskraft anregen und die Neugier beschäftigen.

Schon wie das Pflanzenreich in den Doroskopien behandelt wird, macht höchst aufmerksam; die Sorgfalt des Autors, Erfahrungen auf einzelnen Blättern zu notiren, tritt uns hier entgegen, und wir kennen gar bald den daraus entspringenden Vortheil. Es sind hier nach dem Alphabet geordnete einzelne Zettel, sämmtlich bestimmt, die Pflanzen zu sondern und zu vereinigen, den rechten Gebrauch der Namen mehr festzusetzen, und wir sahen hierin gerade dieselbige Bemühung, die noch immer fortdauert: das fast Ununterscheidbare zu unterscheiden, im Sondern genau zu sein, damit man im Verknüpfen auch wieder genau sein könne und hoffen dürfe, sie in größern und kleinern Gruppen zu versammeln.

Wenn uns nun die Bemühungen dieses außerordentlichen Mannes zuerst nur als Kollektaneen dargeboten werden, so ist es wirklich ein großes Glück, daß sein Heft der botanischen Grundlehre, Isagoge phytoscopica, wie er sie seinen Schülern zu überliefern pflegte, nach Exemplaren, die er selbst noch spät mit Fleiß durchgesehen und bereichert hatte, uns übrig geblieben sind und durch seinen treuen Schüler und Nachkommen Johann Vageius im Jahre 1678, also geraume Zeit nach seinem Tode, welcher 1657 erfolgte, herausgegeben worden.

Dieses Heft von 47 Seiten in kleinem Quart, wonach Jungius seinen botanischen Lehrvortrag zu halten pflegte, ist anzusehen als seine botanische Terminologie, wornach die Pflanze in ihren Theilen naturgemäß, wie sie sich dem Auge darstellt, beschrieben wird. Man erkennt daran einen klar sehenden, die Gegenstände genau betrachtenden Mann, der die organische Natur in einer gewissen Folge und Vollständigkeit zu behandeln im Falle ist. Allein es findet sich auch nicht die geringste Spur dessen, was wir Metamorphose der Pflanzen genannt haben;

keine Andeutung, daß ein Organ sich aus dem andern entwickele, durch Umgestaltung seiner Verwandtschaft seine Identität mit dem vorhergehenden verberge, verleugne und sich in Bestimmung wie in Bildung in dem Grade verändere, daß keine Vergleichung nach äußern Kennzeichen mehr mit dem vorhergehenden stattfinden könne.

Das, was dem Ehrenmanne deutlich vor Augen liegt, sieht er, erkennt er und beschreibt es an Ort und Stelle; wie aber etwas Ausweichendes, etwas der Regel Widersprechendes vorkommt, weiß er dasselbe nicht zurecht zu legen, er läßt es vielmehr stehen, wie sich's darstellt, gedenkt desselben und beschreibt es denn auch.

So sagt er Seite 6, Nr. 31: Planta difformiter foliata est cujus folia in imo caule, aut circa radicem sita ab iis, quae reliquo cauli adhaerent, notabiliter discrepant, ita, ut non paulatim mutetur figura.

Ita in Smyrnio circa radicem foliatura (Blattwuchs) est triangulata e foliis particularibus fissi marginis, instar Apii: in caule folia simplicia margine integro caulem absque petiolo amplectentia.

In Campanula minima folia circa imum caulem lata; reliqua oblonga et angusta.

In Ranunculo fluviatili folia sub aquis capillacea, extra aquam rotunda.

Aus dem erstern Paragraphen geht hervor, daß er sich in die unvollkommene Gestalt der Kotyledonen und auch wol der darauf folgenden Blätter nicht finden konnte, daß er von einer allgemeinen gesetzlichen Folge der Pflanzengestaltung keinen Begriff hatte. Es muß gar zu oft vorkommen, daß die in den Samenhüllen eingeschlossenen Kotyledonen sehr viel einfacher gebildet sind als selbst die unmittelbar nachfolgenden, welches für einen Pflanzenfreund nichts Auffallendes hat, wo eine Vermannichfaltigung der unmittelbar nach den Kotyledonen folgenden Blätter sich alsobald beeilt findet.

Die Beispiele, die er in den folgenden zwei Absätzen beibringt, könnten ins Unendliche vermehrt werden, und wenn er in dem vierten Absatz des Flußranunkels erwähnt, so bringt er einen Fall bei, der auf ganz andern Bedingungen beruht; man sieht aber daraus, daß von ihm als einem Scharfblickenden das, was man unregelmäßig nennt, klar erkannt wurde, daher ihm nicht zu verargen ist, wenn er es dabei bewenden ließ.

Warum ich die Frage, ob Jungius die Metamorphose, wie wir sie kennen, gedacht habe, für wichtig halte, beantworte ich durch die Bemerkung, daß es in der Geschichte der Wissenschaften höchst bedeutend ist, wann eine durchdringende belebende Maxime ausgesprochen worden.

Nun aber ist nicht allein von Wichtigkeit, daß Jungius jene Maxime nicht ausgesprochen hat; vielmehr ist höchst bedeutend, daß er sie gar nicht hat aussprechen können, welches wir ganz kühnlich behaupten.

Der menschliche Geist macht solche Sprünge nicht. Denke man sich den Anfang des siebzehnten Jahrhunderts, wo die Tendenz zu reiner Naturbeobachtung sich in Baco so lebhaft aussprach und sich allem Verallgemeinern ausschließend entgegensetzte. Man sehe, wie Baco selbst, wenn von Pflanzen die Rede ist, sich nur äußerlich und zwar kümmerlich dagegen verhält. Für ihn war es der Sache, dem Sinn gemäß, sich an das zu halten, was man sah, was sich offen zeigte; das Innere, nicht etwa Abstrakte, sondern Urlebendige, durfte man gar nicht berühren; denn sonst wäre man ja gleich wieder ins Mentale, in das von innen heraus Bildende, hypothesirend anthropomorphisch Gescholtene, streng zu Vermeidende gerathen.

Nachdem ich dieses geschrieben, lese ich die Isagoge nochmals durch, um redlich zu referiren, ob ich nur eine Spur finden kann von dem, wovon hier eigentlich die Rede ist.

Nun darf ich sagen, daß ich die Werke des vortrefflichen Mannes, geerbten als Rektor des Hamburgischen Gymnasiums 1657, eben aufgezogt durch vorgemeldete Stelle, aufs Genauere durchstudirt und mich in den Stand gesetzt habe, von ihm und seinen schätzenswerthen Bemühungen genaue Rechenschaft zu geben. Hier tritt nun aber gerade der Fall ein, daß er als ein wahrer, löblicher, die Einzelnheiten wohl unterscheidender Naturforscher eine wohlgeordnete Botanik zu gründen verstand, deshalb das beste Zeugniß unser trefflicher Wildenow.

Jungius, nur ein Jahr später geboren als Descartes, kam in die merkwürdige aufkeimende Zeit, wo Baco auf die

Natur hingewiesen und Descartes das Denken als den Grund alles Bewußtseins festgestellt hatte; und wie er sogar bei der Geometrie vom Empirischen, vom Faßlichen ausging, so betrachtete er auch in der Natur die Erscheinungen an sich selbst aufs Genauste, aber man sieht nicht, daß er zu einer höheren Ansicht irgend Anlage gefühlt hätte. Die Ordnung, die er sucht, nähert das Insektenreich einer gewissen Faßlichkeit, wie er sich denn auch dabei wie in Allem seiner Vorgänger bedient und sie anführt; doch beklagt er sich, daß ihm dieselben mehr Worte als Realitäten überliefert haben.

In der Beobachtung selbst wendet er sich nun gegen auffallend nützliche Geschöpfe: auf die Seidenraupe, Bienen und die ihnen verwandten Wespen, Hummeln, Hornissen u. dergl.

Die Betrachtung der Raupen folgt, und die Pflanzen, wo sie gefunden worden, werden jederzeit genannt, besonders auch die Chrysaliden und die Schmetterlinge beachtet; seine Erfahrungen sind mit allen Umständen und Nebenumständen gleich einem Tagebuche niedergeschrieben. Auch auf die Seidenwürmer wendet er zu Padua seine Aufmerksamkeit, doch sieht das Ganze immer nur wie Kollektaneen aus; die Bemerkungen waren auf einzelne Blätter geschrieben, numerirt (fragt sich, ob von ihm selbst oder seinen Herausgebern).

Leider ist die letzte Hälfte dieses Werkes in einem Brande zu Hamburg untergegangen. An seinen botanischen Arbeiten kann ich gleiche Liebe und Fleiß nicht bemerken.

Zu untersuchen, ob die Ordnung der Pflanzen nach dem Alphabet von ihm oder seinen Herausgebern herrührt.

Seine Vorrede, wie man die Pflanzen ordnen solle, zu studiren.

Ferner, was er von dem Namen der Pflanzen gesagt, und wie er sich nach dem Alphabet praktisch benommen. Bis jetzt wenigstens kann ich auch hier keine höhere zusammenfassende Ansicht gewahr werden. Aufmerksamkeit auf das Besondere, Unterscheidungsgabe und daher auch richtiges Zusammenstellen, wobei ihm denn seine dialektisch-philosophische Bildung sehr zu Statten kommt, indem er für alle Schritte, die er thut, seine Ursachen anzugeben weiß.

Selbst die Anerkennung Willdenow's deutet darauf, daß die eigentliche Wissensbotanik wäre beschleunigt und früher zu

10.

Wink.

Und doch haben sie Recht, die ich schelte;
Denn daß ein Wort nicht einfach gelte,
Das müßte sich wol von selbst verstehn.
Das Wort ist ein Fächer! Zwischen den Stäben
Blicken ein Paar schöne Augen hervor.
Der Fächer ist nur ein lieblicher Flor,
Er verdeckt mir zwar das Gesicht;
Aber das Mädchen verbirgt er nicht,
Weil das Schönste, was sie besitzt,
Das Auge, mir ins Auge blitzt.

11.

An Hafis.

Was Alle wollen, weißt Du schon
Und hast es wohl verstanden;
Denn Sehnsucht hält von Staub zu Thron
Uns All' in strengen Banden.

---

hängige Gottseligkeit nicht zugestehn wollen. Ebenso nannte Goethe zur selben Zeit Shakespeare einen wahren Naturfrommen, der sein reines Innere, ohne Bezug auf eine bestimmte Religion, religiös entwickeln können (Werke, 1840. Bd. 35. S. 376). Auch stellte er seinen eignen, nicht nur in den Augen der Ulemas bedenklichen Römischen Elegien das Motto voran: ‚Inquo meo nullum carmine crimen erit'. d. h. treiet lauter an meine Gedichte heran! — Das Oxymoron der Ueberschrift, nach dem Titel eines spanischen Theaterstücks (wonach auch Gotter's Oeffentlich Geheimniß), gehört zu einer der Wendungen Goethe's, denen man auf Tritt und Schritt begegnet. s. z. B. Werke, I. 147 (Geheimnißvoll offenbar), II. 230 (öffentlich Geheimniß), XIII. 177 (offenbar Geheimniß) u. s. w.

10. Wink, im Anschluß an das vorige Gedicht. Wurm bringt hiezu folgende Stelle aus Saadi's Baumgarten (S. 83) bei: „Jede meiner Regeln in diesem Buche ist wie eine Decke, über das Angesicht einer schönen Frau gebreitet; — unter jedem Buchstaben ist eine Auslegung verborgen, wie ein schönes Bild sich unter einer Decke und der Mond hinter Wolken verbirgt."

11. An Hafis. In der 1. Ausgabe (1819) schloß das Buch Hafis mit Nr. 10, während unser Gedicht, Nr. 11, in die Noten, Abschnitt Künftiger

ihrem Zweck gekommen, wenn man auf seinem Wege fortgefahren wäre. Wir dürfen daraus schließen, daß er in einer reinen überschauenden Weise die Pflanzen und ihre Gestaltungen betrachtet. Aber daraus folgt noch nicht, daß die höhere Idee ihm aufgegangen sei. Behauptete man dies, so würde man die ganze Geschichte der Naturstudien umkehren, und man müßte dem ganzen Beobachter- und Forschergeschlecht eine unglaubliche Stumpfheit zuschreiben, wenn schon damals auch nur ein Hauch, nur ein Wink dieser Denkweise hätte hervortreten können, da sie ja in unseren Tagen noch nicht durchaus lebendig ergriffen wird.

Eine große Schwierigkeit, welche uns bei Unterhaltung, bei Mittheilung über wissenschaftliche Gegenstände in den Weg tritt, wird nicht genug beachtet, ob wir gleich die Folgen derselben sehr lebhaft empfinden. Sie besteht nämlich darin, daß man kaum deutlich machen kann, worin doch der Unterschied liegt, wenn man mit einem Manne, einer Schule wegen des Resultats völlig einig ist, und nur über den Weg, dahin zu gelangen, sich nicht vereinigen kann.

Herr de Candolle bekennt sich zu einer Lehre, welche die Identität aller Pflanzenorgane zugesteht, und macht selbst deren Umwandlung in unzählige Formen deutlich; aber er geht von einer ursprünglichen Symmetrie aus, nimmt das Regelmäßige als gefordert an und sieht doch das Unregelmäßige auf das Aeußerste jenes Gesetz überwiegen.

Nach Allem diesem darf man nun behaupten, daß es nicht wohlgethan sei, den Ausdruck Symmetrie an die Spitze einer vorzutragenden Pflanzenlehre zu stellen; genau betrachtet, liefe die Geschichte der Wissenschaft Gefahr, in unauflösliche Zweifel und Zweideutigkeit verwickelt zu werden.

Es nimmt unserem werthen Manne an seinem Verdienste gar nichts, daß er 1587 geboren worden und im besten Sinne seiner Zeit die erste Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts durch gewirkt hat.

Bedenke man doch, daß er mit Baco von Verulam gleichzeitig lebte und wirkte, und was war denn die Maxime dieses außerordentlichen Mannes, als: man müsse das Vorhandene kennen lernen „den sämmtlichen Bedingungen seines Daseins gemäß", das Unterscheiden und das genaue Darstellen des Unterschiedenen sei die wahre Naturlehre; und hat er nicht eben durch diese gewaltig vorgetragene Lehre viel gewirkt? Und wirkt er nicht noch auf das Herrlichste, wenn wir „die Einseitigkeit seiner Lehre begreifen" und seine Aufgabe des bloßen Beobachtens erkennend, den Geist gleichfalls wirken lassen, indem wir zugleich erfahren und untersuchen?

Die Ueberzeugung, daß Alles fertig und vorhanden sein müsse, wenn man ihm die gehörige Aufmerksamkeit schenken solle, hatte das Jahrhundert ganz umnebelt, man mußte sogar die Farben als völlig fertig im Lichte annehmen, wenn man ihnen einige Realität zuschreiben wollte, und so ist diese Denkweise als die natürlichste und bequemste aus dem siebzehnten ins achtzehnte, aus dem achtzehnten ins neunzehnte Jahrhundert übergegangen und wird so fort nach ihrer Weise nützlich wirken und das Bestehende uns klar und deutlich vorführen, indeß die ideelle Denkweise das Ewige im Vorübergehenden schauen läßt und wir uns nach und nach dadurch auf den rechten Standpunkt, wo Menschenverstand und Philosophie sich vereinigen werden, erhoben sehen.

In den Deroskopien nimmt am Ende der Physik der Ton und also Harmonie nur wenige Blätter ein; daß er aber auch hierin sich ernstlich umgethan, davon zeugt ein glücklicherweise auf uns gekommenes Heft oder Büchlein, worin er sich hierüber methodisch vernehmen läßt. Es besteht aus drei Bogen klein Quart und ist überschrieben: Joachimi Jungii Lubecensis Harmonica. Am Ende ist von dem Herausgeber, wahrscheinlich dem wackern Vogelius selbst, bemerkt, dieser Abdruck sei aus einem nachgeschriebenen Hefte, welches der Autor im Jahre 1655 selbst durchgesehen und mit eigener Hand verbessert, herausgegeben.

Herausgabe seiner Schriften.

Jungius hatte im Testament eine Stiftung gemacht und die Administration derselben vertrauten Personen übergeben, auch diese wichtige Angelegenheit wohl eingeleitet, wie nämlich seine vielfältigen, in großer Ordnung hinterlassenen Papiere nach und nach sollten herausgegeben werden. Wie damit verfahren worden und was sich dabei ereignet, gedenken wir umständlicher darzulegen.

Schema zum Vortrag des Ganzen.

Veranlassung.
Geburt.
Erste Studien, wahrscheinlich Professor der Mathematik zu Gießen.
Zwischenzeit.
Padua.
Dialektik, Bedingung der Studien jener Zeit.
Später herausgegebene Logik.
Doktor der Medizin.
An die Natur gewiesen.
Reine Erfahrung.
Ein gesunder Blick des gebildeten Menschenverstandes.
Mineralien.
Insekten.
Botanik.
Verarbeiten, Doroskopien.
Methodischer Vortrag, Isagoge.
Rühmliche Erwähnung durch Willdenow.
Durch Sprengel.
Beider Zeugnisse für ihn als einen reinen Beobachter,
Bemerkenden,
Sondernden
Und nach äußern Kennzeichen Ordnenden.
Sein Zeitalter.
Erste Hälfte des 17. Jahrhunderts.
Baco's Lehre.

Auf das Wirkliche gerichtet.
Auf Unterscheiden und Gegeneinanderstellen.
Methode der Anwendung.
Bezüge der äußern Kennzeichen.

Auf Symmetrie im gewöhnlichen Sinne war weder Beobachtung noch Methode gerichtet, viel weniger im Sinne der Metamorphose.

Wie die Aufmerksamkeit des Herrn de Candolle auf diesen Mann gerichtet worden, ergiebt sich vielleicht in der Folge.

Schriften dieses Mannes sind selten.

Vollständig besitzt sie der Theil der Jenaischen Universitätsbibliothek, welche ehemals die Büttner'sche, nachher die herzogliche Schloßbibliothek ward.

Das Verzeichniß wird aufgeführt und bei der Gelegenheit der Tonlehre gedacht, welche in obigen Vortrag nicht gut passen würde.

Von der treuen und sorgfältigen Ausgabe seiner Schriften nach dessen Tode, von seiner Stiftung deshalb, von der Treue seiner Schüler und der sorgfältigen Aufsicht des Magistrats.

W., den 3. März 1831.

Joachim Jungius, geboren zu Lübeck 1587.
Professer der Mathematik 1609—1614.
Wird Doktor zu Padua 1624.
Wird ausübender Arzt zu Helmstädt 1625.
" " zu Rostock?
Erscheint als Professor zu Hamburg 1632.
Giebt seine Logik heraus 1638.
Programm der Mathematik zu empfehlen, beigedruckt der 5. Ausgabe der Geometria empirica 1655.
Stirbt als Rektor des Gymnasiums zu Hamburg 1657.

Joachim Jungius' Werke.

Jucundum est spectare quo modo profecerint sensim summa etiam ingenia.

1) Geometria empirica, herausgegeben 1627 zu Rostock.
2) Logica Hamburgensis 1638, als Rektor des Gym-

nasiums zu Hamburg. (Nur diese beiden kamen bei seinen Lebzeiten heraus, sein Tod erfolgte 1657.)

3) Doxoscopiae Physicae minores 1662 zu Hamburg. Herausgeber Martinus Fogelius. 2. Auflage 1679, wozu die beiden unter Nr. 6 und 7 bezeichneten Schriften sogleich mit herausgegeben wurden. (Die folgenden sind aus seinen, wie es scheint, sehr ordentlich gehaltenen Kollektaneen durch Schüler und Nachfahrer mit großer Sorgfalt herausgegeben worden.)

4) Mineralia 1689. Hamburg.

5) Historia vermium 1691.

6) Harmonica.

7) Isagoge phytoscopica 1678.

8) Germania superior. Hamburg 1685.

Die erste Ausgabe der Geometria empirica war 1627 zu Rostock.

Die zweite von Tassius 1642 zu Hamburg. Man ließ bei dieser die Figuren weg und forderte von den Studirenden, sie sollten sich solche selbst herstellen.

Die dritte 1649.

Die vierte ohne Jahrzahl.

Die fünfte 1689. Durch Bemühung Heinrich Sievers', Professors der Mathematik zu Hamburg. Man fügte die Figuren wieder hinzu, weil sich Niemand mehr die Mühe geben wollte, sie auszusinnen.

Berichtigung.

Auf dem Titelblatt von Joachim Jungius' Mineralia, herausgegeben 1689 von Vagetius, ist sein Todesjahr 1667 angegeben; daß dieses ein Druckfehler und 1657 heißen müsse, ist sehr bald dargethan. Die Umschrift um sein Porträt vor den Doroskopien lautet deutlich: Natus Lubecae anno Christi MDLXXXVII. Mortuus Hamburgi Septuagenarius anno MDCLVII. Hier trifft die Jahrzahl mit dem angegebenen Alter überein; auch sagt gleich die erste Annotation des Herausgebers, M. Fogelius, daß des Verfassers Absicht, mit diesem Werk bei Lebzeiten hervorzutreten, durch den Tod sei vereitelt worden.

Seite	Jahr	
66.	1627.	Raupennester bemerkt.
„	s. a.	Nestod.
68.	1634.	Ova ignota.
69.	1632.	Erucae natae.
71.	1642.	Papiliones palliarii.
74.	„	Eruca hesperidis, Beobachtung fortgesetzt vom 19. Juni (bis) 3. Juli.
87.	„	9. März (bis) 4. Juli.
96.	1627.	4. Juli.
98.	1642.	Eruca latitatrix.
102.	1621.	Papilio Vibrio lucernarius.
103.	1622.	Eruca rosacea glauca, Juni 10. — August 15.
108.	„	Eruca virgata.
109.	1625.	August, Helmstädt und Braunschweig. Eruca Esulae.
111.	1631.	August.
114.	„	Patavii inventa et descripta.
116.	„	„ „
„	„	Eruca Boraginis.
118.	1642.	Eruca Hystrix.
119.	„	„
120.	1631.	Eruca Hystrix.
122.	1642.	Eruca hirsuta.
123.	1646.	Omnivora.
„	1630.	„ „
„	1631.	Eruca Hystrix.
131.	1627.	Eruca raphani.
„	1621.	„ livida.
143.	„	Bombyx zu Padua.
144.	„	„ „ Lübeck.
150.	„	Stufenweises Steigern des Aristoteles.
161.	1623.	Weißhaarige Läuse.
165.	1646.	Pediculi pruni.
169.	„	„
180.	1650.	Schon entzündete Schale.
„	1651.	Galläpfel.

Frühere Beobachtungen sind bemerkt 1621 und 1622, also noch bei dem Aufenthalt auf genannter Akademie. Ferner 1625 zu Helmstädt und Braunschweig. (Einige zu Padua ohne Jahr gefunden und beschrieben.) Wie er diese Beob-

achtungen durchaus fortgesetzt, findet man an der Jahrzahl 1642, wo er schon zu Hamburg Rektor gewesen. (Auch findet sich eine Beobachtung von 1632 zu Hamburg.) Alle diese Datums sind in der Ordnung zu rangiren, um seine Aufmerksamkeit in gleicher Folge zu bezeugen. Anno 1650 nennt er seine wackern Schüler, die ihm die Auswüchse der Eichenblätter zugetragen hatten.

Joachim Jungius' Isagoge.

Scheidepunkt der Wurzel und der aufsteigenden Pflanze.

Seite		
2.	4.	Limes communis. Fundus plantae dicitur Graecis *πυθμην*.
6.	31.	Planta difformiter foliata.
8.	11.	Pl. quae confusum caulem gerit. Discrepat a natura.
10.	3.	Plures habere fundos dicitur bis 13 nicht glücklich.
13.	3.	Pl. sola radice foliata. (Fundus überhaupt höchst procifer.)
	7.	Caulis ante ima folia enascitur.
	8.	Caulis secundum quid. Caulis determinatus.
	14.	Theoremata. Blatt- und Keimstellung.
	17.	Rami et Petioli. Keine unterscheidende Terminologie.
	19.	Differentiae. Gleichfalls.
	21.	Flori fructum nonnumquam proxime subjectum. Zweifel, was Blüthe oder Frucht sei.
	8.	Cymae coloratae.
24.	22.	Foeuliare etc. Wahrscheinlich sind die Nektarien gemeint.
	25.	Cap. XV, XVI, XVII. Flores perfecti, imperfecti.
	30.	Cap. 18. Flos compositus. Secundum quid. 19. Absolute.
	32.	Cap. 20. Flos natura plenus.
	34.	Cap. 21. Per accidens pl.

Joachimi Jungii Isagoge phytoscopica.

Seite		
1.		Aggenerare. Limes communis.
2.		Fundus plantae (πυθμην).
4.	16.	Nota.
6.	31.	Plantae difformiter foliata. Smyrnium. Distinctio!
9.		Confusa germinatio. Cactus.
11.		Planta simplex et multiplex!
20.		Frumentum turcicum flores disjuncti.
24.	22.	Aliquid confusum.
23.	23.	Ambigunt.
25.	5.	Julus.
"	7.	Stylus deest. Succedaneum aliquid.
27.		An compositi.
39.		Interdum loco Staminum. Foliolum oblongum.
40.	8.	Stylo carent. Succedaneum.
42.	5.	Umbella densa.
44.	4.	Pappus ex flore fit sicut etc.

Architektoniſch-naturhiſtoriſches Problem. [1])

Nach meiner Rückkehr aus Sizilien fand ſich in Neapel noch Manches nachzuholen, was in dem Drange des ſüdlichen Lebens verſäumt worden war; dahin gehörte denn auch der Tempel des Jupiter Serapis bei Puzzuol, an deſſen übrig gebliebenen Säulen ſich ein unerklärliches Phänomen dem Erd- und Naturforſcher längſt bemerklich machte.

Am 19. Mai 1787 verfügten wir uns dahin; ich betrachtete mir alle Umſtände genau und ſetzte gar bald bei mir feſt, wie die Erſcheinung zu erklären ſei. Was ich ſchon damals in mein Tagebuch ſchrieb und aufzeichnete, will ich nach ſo geraumer Zeit mit Allem, was mir zeither bekannt geworden, hier in anſchaulicher Folge in Bezug auf eine wohlgerathene Kupfertafel getreulich vortragen.

Die Lage des Tempels, eigentlich aber ſeiner noch vorhandenen Ueberreſte, iſt nordwärts von Puzzuol, etwa zwei-

[1]) 1823. — W. u. H.

hundert Toisen von der Stadt entfernt; er lag unmittelbar am Meer, etwa funfzehn Fuß über den Wasserspiegel erhöht.

Noch immer nimmt das Mauerwerk einen Raum ein von fünfundzwanzig Toisen ins Gevierte; davon gehen ab die Zellen der Priester ringsum, so daß für den innern Hof, einen umgebenden Säulengang mitgerechnet, neunzehn Toisen übrig bleiben. In der Mitte findet sich eine runde Erhöhung, mit vier steilen Stufen zu ersteigen; sie hat zehn und eine halbe Toise im Durchschnitt und trug auf Säulen einen runden durchsichtigen Tempel ohne Zelle.

Die Zahl der freistehenden Säulen daran war sechzehn, den Hof umgaben sechsunddreißig, und da einer jeden Säule auch eine Statue zugetheilt worden, so mußten zweiundfunfzig derselben in diesem mäßigen Raume Platz finden. Denke man sich nun das Ganze korinthischer Ordnung, wie die Proportionen der Säulen, desgleichen die noch umherliegenden Gesimsglieder beweisen, so wird man gestehen, daß es hier auf eine große Prachtwirkung angesehen war. Diese ward noch dadurch erhöht, daß der Stoff edel, Massen sowol als Bekleidung Marmor gewesen; wie denn die engen Priesterzellen und die seltsamen Reinigungszimmer Alles von köstlichem Marmor getäfelt, geplattet und eingerichtet gefunden worden.

Alle diese Kennzeichen, vorzüglich auch der Plan, näher betrachtet, deuten eher auf das dritte als zweite Jahrhundert; der Werth gemeldeter architektonischen Zierrathen, welcher am Sichersten entscheiden würde, ist uns nicht mehr gegenwärtig.

Noch ungewisser bleibt die Epoche, wann dieser Tempel durch vulkanische Asche und sonstigen feurigen Auswurf verschüttet worden; doch geben wir von dem, was man noch sieht, sowie von dem, was man sich zu folgern erlaubt, in Bezug auf die Kupfertafel nunächst Rechenschaft.

In dem oberen Felde derselben sieht man einen Aufriß des Tempels in seiner Integrität, und zwar den Hof im Durchschnitt genommen; die vier hohen Säulen des Portikus standen im Grunde des Hofs vor dem Allerheiligsten; man sieht ferner den von einem Säulengang umgebenen Hof und dahinter die priesterlichen Gemächer.

Daß der Tempel in einer uns unbekannten Epoche des Mittelalters verschüttet wurde, ist kein Wunder. Man nehme den Plan der Campi Phlegraei vor sich und betrachte Krater an Krater, Erhöhung und Vertiefung immerfort wechselnd, so

TEMPEL DES JUPITER SERAPIS ZU PUZZUOLO.

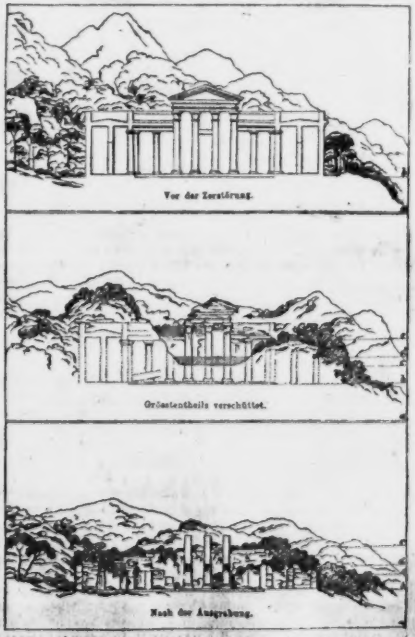

Vor der Zerstörung.

Größtentheils verschüttet.

Nach der Ausgrabung.

Es thut so weh, so wohl hernach,
Wer sträubte sich dagegen?
Und wenn den Hals der Eine brach,
Der Andre bleibt verwegen.

Verzeihe, Meister, wie Du weißt,
Daß ich mich oft vermesse,
Wenn sie das Auge nach sich reißt,
Die wandelnde Zypresse!

Wie Wurzelfasern schleicht ihr Fuß
Und buhlet mit dem Boden,
Wie leicht Gewölk verschmilzt ihr Gruß,
Wie Ost-Gekos' ihr Oden.

Das Alles drängt uns ahndevoll,
Wo Lock' an Locke kräuselt,
In brauner Fülle ringelnd schwoll,
Sodann im Winde säuselt.

Nun öffnet sich die Stirne klar,
Dein Herz damit zu glätten,
Vernimmst ein Lied so froh und wahr,
Den Geist darin zu betten.

Divan, S. 399 ff., mit folgender Bemerkung eingeführt wurde: „Wenn Kenner im nachstehenden Liede Hafisens Bild einigermaßen erblicken wollen, so würde den Mißkünder dieser Versuch ganz besonders erfreuen." — Der „Mißkünder" stellt sich hier dar als Schüler und Nachfolger des Hafis und gesteht, daß Alles, was des Meisters Gedichte besingen, — Liebe, Wein, Belehrung Jüngerer, Verkehr mit Weisen, Lob des Schahs und des Besitz, — auch Leben und Dichtung des westlichen Dichters erfülle. — In der 3. Strophe ist zu supplieren: wie es eben auch Dir geschehen ist. Wandelnde Zypresse ist feststehendes Bild der orientalischen Dichter für die schlanke Geliebte und ihren schwebenden Gang (mehrere Beispiele bei Wurm). Im Tooti Nameh (34. Erzähl.) wird ein Mädchen geschildert:

Ihr glänzendes Antlitz wie der vierzehntägige Mond,
Ihre kohlschwarzen Locken der dunkelsten Nacht,
Ihr Wuchs schlank wie eine Zypresse";

und Dschami singt in den Liebesliedern:

„Meine Seele ging, mein Herz ging mit der wandelnden Zypresse,
Als sie an mir vorüberschritt, wie ich es nie vergesse."
(Rückert's Uebers. in d. Zeitschr. d. Morgenl. Gesellsch. II. 86.)

wird man sich überzeugen, daß der Boden hier niemals zur Ruhe gekommen. Unser Tempel liegt nur anderthalb Stunden vom neuen Berge (Monte nuovo), der im September 1538 zu einer Höhe von tausend Fuß emporgewachsen, entfernt und gar nur eine halbe von der Solfatara, welche noch immer brennt und glüht.

Man beschaue nun das mittlere Bild und denke sich den niedergehenden dichten Aschenregen, so werden die Priesterwohnungen, davon bedeckt, zu Hügeln anschwellen, der freie Hof hingegen wird nur bis zu einer gewissen Höhe angefüllt werden. Dadurch verblieb in der Mitte eine Vertiefung, welche sich nur zwölf Fuß über den alten Boden erhub, aus welchem die übrig gebliebenen Hauptsäulen, auch wol der obere Theil der Säulen des Umgangs hie und da hervorragten.

Der Bach, der zur Reinigung durch den Tempel geführt war, wovon die ausgegrabenen Rinnen und Röhren, die wunderlich durchschnittenen Marmorbänke genugsam zeugen, das mit Sorgfalt hergeleitete Wasser, das noch jetzt nicht fern vorbeifließt, bildete stockend einen Teich, der denn etwa fünf Fuß hoch gewesen sein und in dieser Höhe die Säulen des Portikus bespült haben mag.

Innerhalb dieses Gewässers entstehen Pholaden und fressen den griechischen Cipollinmarmor ringsum an, und zwar völlig in der Wasserwage.

Wie viele Jahre dieser Schatz verborgen geblieben, ist unbekannt, wahrscheinlich bedeckte sich der Wall rings umher; auch ist die Gegend überhaupt so ruinenreich, daß die wenigen hervorragenden Säulen kaum die Aufmerksamkeit an sich ziehen mochten.

Endlich aber fanden neuere Architekten hier eine erwünschte Fundgrube. Man leitete das Wasser ab und unternahm eine Ausgrabung, nicht aber, um das alte Monument wieder herzustellen; es wurde vielmehr als Steinbruch behandelt und der Marmor bei dem Bau von Caserta, der 1752 begann, verbraucht.

Dies ist denn auch die Ursache, warum der aufgeräumte Platz so wenig gebildete Reste sehen läßt und die drei Säulen, auf gereinigtem geplatteten Boden stehend, unsere Aufmerksamkeit besonders auf sich ziehen. Diese sind es denn, die in der ganzen Höhe von zwölf Fuß über dem Boden völlig rein gesehen werden, sodann aber fünf Fuß weiter hinauf von Pholaden zerfressen sind. Bei näherer Untersuchung hat man

das Maß der durch diese Geschöpfe bewirkten Vertiefungen vier Zoll gefunden und die Schalenreste unverletzt herausgezogen.

Seit jener Zeit des Aufgrabens und Benutzens scheint jedoch weiter nichts angeführt worden zu sein: denn das Werk: Antichità di Puzzuolo, ein Folio-Band, in welchem bildliche Darstellungen und Text, Beides in Kupfer gestochen, gefunden werden, zwar ohne Jahrzahl, aber bei der Vermählung Ferdinand's IV. mit Karolinen von Oestreich, also im Jahr 1768 dem hohen Paare gewidmet, zeigt auf der funfzehnten Tafel den damaligen Zustand ungefähr so, wie wir ihn auch gefunden, und wie eine Zeichnung, durch Herrn Verschaffelt 1790 verfertigt, welche auf hiesiger Großherzoglichen Bibliothek aufbewahrt, denselben Gegenstand der Hauptsache nach übereinstimmend vorlegt.

Auch das bedeutende Werk: Voyage pittoresque, ou description des Royaumes de Naples et de Sicile, und zwar in dem zweiten Theile des ersten Bandes, beschäftigt sich gleichfalls von Seite 167 an mit unserem Tempel. Der Text ist schätzenswerth und giebt mancherlei gute Nachrichten, wenn er uns gleich zu keinem Ziele führt. Zwei Abbildungen gedachter Seite gegenüber sind nach flüchtigen Skizzen willkürlich zu gefälligem Schein ausgeführt, aber doch der Wahrheit nicht ganz entfremdet.

Weniger Gutes läßt sich von der in demselbigen Werk zu Seite 172 gehörigen Restauration sagen, wie es die Herausgeber selbst eingestehen; es ist blos eine phantastische Theaterdekoration, viel zu geräumig und kolossal, da dieses ganze heilige Gebäude, wie schon die Dimensionen anzeigen, in sehr mäßigen Verhältnissen aufgeführt, obgleich überflüssig verziert war.

Hiervon kann man sich durch den Grundriß überzeugen, welcher im erstgenannten Werk Antichità di Puzzuolo, Tafel XVI, eingeschaltet und in dem Voyage pittoresque zu Seite 170 kopirt erscheint.

Aus Allem diesem aber ist ersichtlich, daß für einen geschickten und gewandten Architekten hier noch viel zu thun bleibe: genauere Maßangabe, als wir liefern konnten, deßhalb Revision des Grundrisses nach Anleitung obgenannter Werke, genaue Untersuchung der noch umherliegenden Trümmer, kennerhafte Beurtheilung des Geschmacks daran, woraus die Zeit der Erbauung am Ersten abzuleiten wäre, kunstgemäße Restauration

des Ganzen sowol als des Einzelnen im Sinn der Epoche, in welcher das Gebäude errichtet worden.

Dem Antiquar wäre dadurch vorgearbeitet, der von seiner Seite die Art des Gottesdienstes, welche hier geübt wurde, nachweisen möchte; blutig muß er gewesen sein, denn es finden sich noch eherne Ringe im Fußboden, woran man die Stiere geheftet, deren Blut abzuleiten, die umhergehenden Rinnen bestimmt gewesen; ja, es findet sich im Zentrum der Mittelerhöhung eine gleiche Oeffnung, wodurch das Opferblut abfließen konnte. Uns scheint dies Alles auf eine spätere Zeit, auf einen geheimnißvollen, düstern Götzendienst hinzudeuten.

Nach Allem diesem kehr' ich zu dem Hauptzwecke zurück, den Pholadenlöchern, die man wol ungezweifelt solchen Thieren zuschreiben muß. Wie sie da hinaufgereicht und nur einen gewissen Streifen um die Säulen angenagt, entwickelt unsere oben gegebene Erklärung; sie ist lokal und bringt mit dem geringsten Aufwande die Sache zur Klarheit und wird sich gewiß des Beifalls später Naturforscher zu erfreuen haben.

Man scheint in dieser Angelegenheit, wie so oft geschieht, von falscher Voraussetzung ausgegangen zu sein. Die Säulen, sagte man, sind von Pholaden angefressen, diese leben nur im Meere, das Meer muß also so hoch gestiegen und die Säulen eine Zeit lang von ihm umgeben worden sein.

Eine solche Schlußfolge darf man nur umkehren und sagen: Eben weil man die Wirkung von Pholaden hier mehr als dreißig Fuß über dem Meeresspiegel findet und sich ein zufälliger Teich hier oben nachweisen läßt, so müssen Pholaden, von welcher Art sie auch seien, im süßen oder doch durch vulkanische Asche angesalzten Wasser existiren können. Und hier spreche ich im Allgemeinen unbedenklich aus: eine Erklärung, die sich auf eine neue Erfahrung stützt, ist achtungswerth.

Denke man sich nun gegentheils in der dunkelsten Pfaffen- und Ritterzeit das mittelländische Meer dreißig Fuß über seinen wagerechten Stand sich erhebend, — welche Veränderungen müßten die sämmtlichen Ufer in ihren Zuständen erfahren haben? Wie viel Buchten müßten erweitert, wie viel Landstrecken zerwühlt, wie manche Häfen ausgefüllt werden? Und das Gewässer sollte noch überdies längere Zeit in diesem Stande geblieben sein? Davon wäre aber in keiner Chronik, in keiner Fasten-, Stadt-, Kirchen- oder Klostergeschichte Meldung geschehen, da doch in allen Jahrhunderten nach der Römer Herr-

schaft Nachrichten und Ueberlieferungen niemals völlig abreißen!

Hier unterbricht man uns aber und ruft: „Was streitet Ihr? Mit wem streitet Ihr? Hat denn irgend Jemand behauptet, jene Meereswallung habe sich so spät, während unserer christlichen Zeitrechnung ereignet? Nein, sie gehört früheren Jahren an, vielleicht gar dem poetischen Kreise."

Es sei! Wir ergeben uns gern, da wir Streit und Widerstreit nicht lieben; für uns ist's genug, daß ein Tempel, im dritten Jahrhundert erbaut, wol schwerlich konnte in dem Maße vom Meere jemals überschwemmt worden sein.

Und so will ich denn nur noch, auf beiliegende Tafel mich beziehend, Einiges wiederholen und wenige Bemerkungen hinzufügen. Auf der obern Abtheilung wie auf den übrigen ist a die Linie der Meeresfläche, b die geringe Erhöhung des Tempels über dieselbe.

Auf dem mittleren Bilde ist unsere Ueberzeugung ausgedrückt: die Linie c deutet auf die Verschüttung des Tempelhofes und den Grund des Teiches, d auf die Höhe des Wasserstandes in demselbigen Teiche; zwischen beiden Punkten war den gefräßigen Muscheln der Aufenthalt vergönnt; e sodann deutet auf den Wall, der bei der Verschüttung sich über und um den Tempel hinlegte, wie man denn Säulen und Mauerwerk im durchschnittenen Terrain punktirt sieht.

Im unteren Felde, wo sich die ausgegrabenen Räume zeigen, korrespondiren die von Pholaden angefressenen punktirten Säulenhöhen mit dem vormaligen Teiche c d und machen die Absicht unserer Erklärung vollkommen deutlich; nur ist zu bemerken, daß man in der Wirklichkeit das umgebende Mauerwerk des Tempels nicht so frei, wie hier um der Uebereinstimmung willen gezeichnet worden, sondern verschüttet antreffen wird, da man zu jener Zeit nur das Nächgraben so weit verfolgte, als man Ausbeute für seine Zwecke vorfand.

Sollte ich nun noch etwas hinzufügen, so hätte ich die Ursachen anzugeben, warum ich nicht längst mit dieser Erklärung hervorgetreten. In diesem wie in andern Fällen hatte ich mich selbst überzeugt und fühlte keinen Beruf, in dieser widersprechenden Welt auch Andere überzeugen zu wollen. Als ich meine Italiänische Reise herausgab, hielt ich gerade diese Stelle meines Hefts zurück, weil mir eine solche Ausführung mit dem Uebrigen nicht zu passen schien, auch im Tagebuch der Haupt-

gedanke nur angedeutet und mit wenigen Federzügen erläutert war.

Nun treffen aber in diesen letzten Zeiten zwei Umstände zusammen, die mich zu dieser Eröffnung bestimmen und sie möglich machen; ein so freundlicher als genial-gewandter Baumeister zeichnete nach meinen geringen Andeutungen die parallelisirende Tafel, welche ohne weitere umständliche Ausführung, nur von wenig Worten begleitet, die Sache schon ins Klare gesetzt hätte; sie wird, sehr sauber von Schwerdgeburth gestochen, Naturfreunden genugthun.

Zugleich aber regte mich auf, daß Herr von Hoff in seinem unschätzbaren Werke, wodurch er dem sinnigen Naturforscher so viele unnöthige Fragen, Untersuchungen, Folgerungen und Antworten erspart, auch des gegenwärtigen Falles gedenken mochte. Bedächtig setzt er das Problematische aus einander und wünscht eine weniger desperate Erklärung als jene, die eine Erhöhung des Mittelmeers zu einem so winzigen Zwecke für nöthig erachtet. Diesem würdigen Manne sei denn zuvörderst gegenwärtiger Aufsatz gewidmet, mit Vorbehalt, unseren verpflichteten Dank für die große, durchgreifende Arbeit öfters, und zwar bei Gelegenheit anderer bedeutenden Punkte unbewunden auszusprechen.

Physisch-chemisch-mechanisches Problem.[1])

Im Jahre 1821 entzündete der Blitz eine bei Greifswalde nahgelegene Windmühle und beschädigte einige Flügel. Als man die Mühle wiederherstellen wollte und alle Theile derselben durchforschte, fand man in der Welle eine Oeffnung, zu einer Höhlung führend, aus welcher man zweihundertundachtzig schwarze Kugeln nach und nach herauszog, alle von gleicher Größe.

Hiervon erhielt Herr Bergrath Lenz einige, und eine halbe ward Herrn Hofrath Döbereiner zur Untersuchung überlassen, welcher folgendes Resultat mittheilte: „Sie hat die Gestalt eines elliptischen Sphäroids, dessen große Achse 18, und dessen kleine Achse 17 Pariser Linien beträgt. Ihre Masse ist schwarzgrau, dicht (nicht porös), von spröder Beschaffenheit und kleine kaum

[1]) 1823. — A. d. H.

erkennbare Holzspäne eingesprengt enthaltend. Auf der Oberfläche erscheint sie schalig. Sie verhält sich chemisch theils wie Braunkohle, theils wie geröstetes Holz. Denn sie wird von Ammoniak und noch leichter von einer Auflösung von Aetzkali im Wasser fast ganz, bis auf die eingesprengten Holzspäne, zu einer dunkelbraunen Flüssigkeit aufgelöst und verbrennt, wenn sie unter dem Zutritt der Luft stark genug erhitzt wird, anfangs flammend und zuletzt glühend, wobei die Produkte des verbrennenden Holzes, nämlich Kohlensäure, Wasser und eine alkalisch reagirende Asche, gebildet werden. Die Substanz jener Kugel ist also blos verändertes Holz der Welle, worin sie gefunden worden."

Ein so seltsames Phänomen zu erklären, wird sich wol jeder Naturfreund gedrungen fühlen, und da begegnet uns denn sogleich die erste Frage: Hat der Blitz hier mitgewirkt, oder gab er blos Gelegenheit zur Reparatur der Mühle und zur Entdeckung des Phänomens?

Nehmen wir Jenes an, so könnte man sagen, daß die Welle vom Blitz getroffen und durchdrungen worden, daß die Holzsubstanz von der Elektrizität zermalmt, geschmolzen, halb verkohlt und zuletzt von der negativen, die Materie kugelig gestaltenden elektrischen Thätigkeit sphärisch ausgebildet worden. Diese Kugeln wären alsdann ein polares Seitenstück zu Lichtenberg's elektrischen Figuren und den Blitzröhren, die man als durch positive Elektrizität gebildet ansehen darf.

Eine andere Erklärungsart, welche den Blitz nicht zu Hilfe nimmt, wird folgendermaßen vorgetragen:

Betrachtet man jene Halbkugel näher, so sieht man, daß sie aus Partikelchen, die sich nach und nach angelegt, gebildet worden, und findet sie aus einer Schale und einem Kern bestehend. Die Schale ist ohngefähr einen guten Viertelzoll stark, der Kern unregelmäßig. Untersucht man die Schale näher, so findet man sie aus vielen Theilchen zusammengefügt, die aber so fest an einander hängen, daß wir sie als zu einem Ganzen gehörig müssen gelten lassen. Der Kern, manchmal aus mehreren Stücken bestehend, ist zwar dieselbe Masse, doch jedes Stück für sich ein zusammenhängendes Ganze. Nun stellen wir uns vor, daß, als die Welle anfing zu faulen, sich Klümpchen bildeten, die jetzigen Kerne, welche mit zunehmender Fäulniß der Welle auch zunahmen und durch das beständige Umdrehen sich zu Kugeln gestalteten; woraus hervorgeht, daß eine gewisse An-

ziehungskraft der Mulmtheile stattgefunden und diese Körper sich auf physischem Wege durch Vereinigung getrennter, aber homogener Theile bei einer gleichförmig anhaltenden Rotation gebildet.

Daß auch hienach das Problem nicht vollkommen gelöst sei, will man gerne zugeben; ein weiteres Nachforschen zu veranlassen, stehe hier Folgendes:

Man meldet uns zu gleicher Zeit, daß bei Thorn derselbe Fall vorgekommen, wo jedoch die Kugeln viel größer gefunden worden; eine genauere Nachricht von dort her wäre höchst wünschenswerth.

Hier wäre Gelegenheit, wo eine Akademie der Wissenschaften fruchtbar eintreten könnte, indem sie die Besitzer von Wind- und Wassermühlen auf einen solchen Fall aufmerksam machte, damit derjenige Müller, der eine alte Welle zu repariren oder gar wegzunehmen hätte, genau aufpaßte, ob eine solche Hohlung und ebenso gebildete Kugeln sich in derselben befänden. Verspräche man ihm einen Beitrag zu der neuen Welle oder, was in großen Verhältnissen unbedeutend wäre, eine neue Welle gratis, so könnte er verpflichtet werden, die Kugeln abzuliefern, die Umstände genau anzuzeigen, die alte Welle nicht zu Scheitholz zu spalten, sondern sie einer wissenschaftlichen Untersuchung zu überlassen. Zu unserer Zeit, wo Naturfreunde sich überall verbreiten, müßte wol in jeder Gegend eine unterrichtete Person, ein Gutsbesitzer, Amtmann, Pfarrer, Physikus, Förster, Landbaumeister und wer sonst noch sich befinden, der, aufmerksam auf einen solchen Fall, sich ernstlicher Betrachtung unterzöge.

Höchst merkwürdig ist hierbei, daß die Kugeln von gleicher Größe gefunden werden, welches auf langsame Fäulniß, immer gleichen Umschwung, einen nach und nach entstehenden gleich hohlen cylindrischen Raum hindeutet. Woraus man sich denn überzeugt, daß nur genauere Erfahrungen das Problematische des Falles aufzulösen würden geeignet sein.

Anhang und Bemerkungen.

Zur Meteorologie.

1. Wie in der Einleitung muthmaßend ausgesprochen ist, war es der Aufsatz über Howard's Wolkenbestimmungen in Gilbert's Annalen von 1815, auf den Goethe vom Großherzog hingewiesen wurde (S. 4), welchem er bald darauf am 17. Januar 1816 schreibt: „Die Wolkenerscheinungen werden stark studirt und Musterbilder der verschiedenen Fälle aufgesucht. Nächstens hoffe den Kursus in der größten Vollkommenheit vorzustellen."

2. Bei Forster's Arbeiten (S. 4) ist zunächst wol an dessen „Untersuchung über die Wolken und andere Erscheinungen der Atmosphäre" (A. d. Engl., Leipzig 1819) zu denken, worin Howard's Ansichten näher entwickelt sind.

3. Brandes' Beiträge zur Witterungskunde (S. 5) erschienen 1820. Die Aufmunterung von seiner Seite geschah später auch durch schriftliche Mittheilungen, nachdem er sich behufs Gründung eines meteorologischen Journals an den Großherzog gewandt hatte, worüber G. mit diesem in den Jahren 1820—1822 mehrere Briefe wechselte. G. setzte sich darauf, nachdem unter seiner Mitwirkung mehrere meteorologische Stationen im Großherzogthum Weimar errichtet waren, wie er an Karl August am 13. Januar 1822 schreibt, mit Brandes, der damals in Breslau Professor war, in Verbindung, vernimmt laut Brief vom 26. März 1822 gute Aufnahme und hofft eine Erwiderung der Jenaischen meteorologischen Tabellen. (Vgl. auch Brandes' Briefe an G. in dessen „Naturwissenschaftliche Korrespondenz", I. 61—69).

4. Zu dem Meteorologischen Tagebuch (S. 5—18) vgl. „Annalen" 1820, Abt. 987. Die Schilderung des Wetters am „Himmelfahrtfeste" (S. 13 f.) kehrt theilweise fast gleichlautend

Und wenn die Lippen ſich dabei
Aufs Niedlichſte bewegen,
Sie machen Dich auf einmal frei,
In Feſſeln Dich zu legen.

Der Athem will nicht mehr zurück,
Die Seel' zur Seele fliehend,
Gerüche winden ſich durchs Glück,
Unſichtbar, wolkig ziehend.

Doch wenn es allgewaltig brennt,
Dann greifſt Du nach der Schale:
Der Schenke läuft, der Schenke kömmt
Zum erſt- und zweiten Male.

Sein Auge blitzt, ſein Herz erbebt,
Er hofft auf Deine Lehren,
Dich, wenn der Wein den Geiſt erhebt,
Im höchſten Sinn zu hören.

Ihm öffnet ſich der Welten Raum,
Im Innern Heil und Orden,
Es ſchwillt die Bruſt, es bräunt der Flaum,
Er iſt ein Jüngling worden.

Dein Herz zu glätten (Strophe 6); in den Noten (Abſchn. Uebergang von Tropen zu Gleichniſſen) führt Goethe unter den gewagteſten Tropen des Orients die Stirn der Schönen als Glättſtein der Herzen an.

Lied (Strophe 6); die Gabe des Geſanges iſt eine beſondre Zierde der Suleika unſers Diwan (I. Buch Suleika).

Athem (Strophe 8), vergl. Rückert, Note 6 zur 17. Makame des Hariri: „Eine Haupteigenſchaft der Schönheit und Jugend iſt bei den Dichtern die Friſche des Mundes, der kühle Athem, der von ſchönen und reinen Zähnen kommt."

Gerüche (Strophe 9), namentlich Moſchusgerüche ſind unentbehrlich für den Orient. Goethe ſpielt oft darauf an. In Geheimſchrift des Buchs Suleika iſt z. B. das Meer der Lieder der Geliebten geruchvoll überweht.

Der Schenke läuft, der Schenke kömmt (Strophe 9) erinnert an jenes frühere: der Page lief, der Knabe kam (Werke, I. 229).

Strophe 11. Der Welten Raum öffnet ſich dem Jüngling eben in Folge der Lehren des Hafis. — Orden, im Sinne von Ordnung, wie 2. Moſes, 28. 10. — Der ſproſſende Bart heißt ſprichwörtlich Flaum der Schönheit (Nr. 1145 der Ausſprüche aus Saalebi in d. Zeitſchr. d. Morgenl. Geſellſch., IX. 900 ff.).

wieder im Briefe an Zelter von demselben Datum. Es ist das Stück: „Im Ganzen thut einen sehr angenehm bemerkbaren Effekt“ bis „kaum entwickelt sein“, welchem in dem genannten Briefe die Worte vorangehen: „Die obere austrocknende Luft hat gesiegt, alle Wolken sind verschwunden, der heutige Himmelfahrtstag ist ein wahres Himmelsfest.“ (Vgl. die Textrevision.)

5. Von dem Gedichte Howard's Ehrengedächtniß (S. 21) erschienen zuerst 1820 im dritten Hefte „Zur Naturwissenschaft überhaupt“ nur die vier Strophen Stratus, Cumulus, Cirrus und Nimbus. Auf Ansuchen Londoner Freunde verfaßte G., wie er in den „Annalen“ mittheilt, 1821 noch drei Strophen als Einleitung, da, wie ihm Hüttner schrieb, „in London Niemand Spürkraft genug besitze, die Beziehung des Gedichtes auf Howard ausfindig zu machen“. G. erhielt bald eine englische Uebersetzung dieses Gedichtes, die ihm zeigte, daß er auch den Sinn der Engländer getroffen und ihnen mit der Hochschätzung ihres Landsmannes Freude gemacht („Annalen“, Abs. 1056), und ließ sie nebst dem gegenüberstehenden Original, dem die zwei Strophen „Die Welt ꝛc.“ (in die Werke unter der Ueberschrift „Atmosphäre“ aufgenommen) vorangeschickt wurden, im vierten Hefte „Zur Naturwissenschaft überhaupt“ 1822 drucken. Der englische Uebersetzer fügte dem Gedichte eine Erläuterung bei: „Lines by Goethe in Honour of Howard“, welche G. an genannter Stelle nebst nachstehender Uebersetzung folgen ließ:

Goethe zu Howard's Ehren.

„Die drei ersten Strophen waren bisher nicht gedruckt und sind nur durch ein günstiges Ereigniß in unsere Hände gekommen. — Goethe hatte bemerkt, daß wirklich etwas an seinem Gedicht zu Ehren Howard's mangle, und schrieb, um solches aufzuklären und zu vollenden, drei Strophen als Einleitung.

„In der ersten Strophe wird die indische Gottheit Kamaruva (wearer of shapes at will) als das geistige Wesen dargestellt, welches nach eigener Lust, die Gestalten beliebig zu verwandeln, auch hier sich wirksam erweist, die Wolken bildet und umbildet.

„In der zweiten Strophe wird sodann die Funktion der menschlichen Einbildungskraft vorgetragen, welche nach eingebornem Trieb allem ungebildeten Zufälligen jederzeit irgend eine nothwendige Bildung zu geben trachtet, welches wir denn auch daran erkennen,

daß sie sich die Wolken gern als Thiere, streitende Heere, Festungen und dergleichen denkt, wie solches Shakespeare einigemal glücklich benutzt hat. Die gleiche Operation nehmen wir an fleckigen Mauern und Wänden öfters vor und glauben da und dort, wo nicht regelmäßige Gestalten, doch Zerrbilder zu erblicken. Zugleich wird auf Megha-Duta, den Wolkenboten, angespielt, indem dieses herrliche Gedicht in allen seinen Theilen hierher gehört.

„Und so wird denn in der dritten Strophe, damit nichts vermißt werde, Howard's Name ausgesprochen und sein Verdienst anerkannt, daß er eine Terminologie festgestellt, an die wir uns beim Eintheilen und Beschreiben atmosphärischer Phänomene durchaus halten können.

„Diese Benennungsweise nun ist angekündigt und ausgesprochen in der vorletzten Zeile, wie folgt:

Wie Streife steigt. Sich ballt. Zerflattert. Fällt.
Stratus. Cumulus. Cirrus. Nimbus."

Darauf folgen die drei Schlußstrophen (S. 23), welche in die Gedichtsammlung unter der Ueberschrift „Wohl zu merken!" aufgenommen sind.

6. Der Aufsatz: Howard's Terminologie (S. 23) entstand wahrscheinlich im Wesentlichen in der vorliegenden Fassung im Jahre 1821, wurde aber später einer nochmaligen Redaktion unterworfen und mit einigen Zusätzen versehen. Er bildete einen Theil der „Instruktion für die sämmtlichen Beobachter der Großherzoglichen meteorologischen Anstalten", welche G. in den „Annalen" unter dem Jahre 1821 (Abs. 1109) erwähnt, die aber nur handschriftlich existirt. Schon die Erwähnung an dieser Stelle macht es im höchsten Grade wahrscheinlich, daß G. selbst die Instruktion verfaßt oder daß ihm wenigstens der größte Theil zufällt. Diese Annahme stützt schon v. Biedermann in der Anmerkung zu dem genannten Abs. der „Annalen" mit dem Hinweis, daß G. auch laut Brief an den Großherzog vom 14. Dezember 1817 die Instruktion für die Meteorologen des Ettersberges aufgesetzt hat. Ferner sagt Posselt in den einleitenden Worten zu den „Meteorologischen Beobachtungen des Jahres 1822 ꝛc. im Großherzogthum Sachsen-Weimar-Eisenach ꝛc." (Erster Jahrgang), woselbst auch eine Beobachtungsreihe aus dem Jahre 1821 mitgetheilt wird: „Damit die verschiedenen Beobachter den Stand der Instrumente und die dabei jederzeit stattfindenden Erscheinungen und Veränderungen der Witterung nach einerlei Plan aufzeichnen können, ist unter

der Direktion Sr. Excellenz des Herrn Geheimen Rath v. Goethe, unter dessen Ministerium diese Angelegenheiten gestellt sind, eine Instruktion ausgearbeitet worden, worin genau bestimmt ist, zu welcher Zeit und auf welche Weise die Beobachtungen in die dazu besonders gestochenen Tabellen eingetragen werden müssen, und worauf man bei den mannichfaltigen Phänomenen unsers Dunstkreises seine Aufmerksamkeit vorzüglich zu richten habe." Hieran schließt sich eine Stelle aus G.'s Brief an den Großherzog vom 19. April 1821: „Mir ist gemeldet worden, daß Höchstdieselben bei Ihro Aufenthalt in Jena mehr Aufmerksamkeit auf die außerordentlichen und zufälligen Meteore den Himmelskundigen empfohlen. Ich habe sogleich eine Anordnung getroffen, wodurch der Zweck größtentheils erreicht [sic] und zu jedem Monatsbericht auch hierüber Bemerkungen erfolgen können.[1]) Nächstens überreiche eine Abschrift, welche Höchstdieselben auch wohl Ihren anderen Meteorologen mitzutheilen geruhen." In der That finden sich auch in der Instruktion einige Paragraphen, in denen von Beobachtung und Einzeichnung der „meist zufälligen Meteore" [unter „Meteore" im Allgemeinen sind Niederschläge aller Art verstanden] die Rede ist, als da sind: „Höfe um Sonne und Mond, Morgen- und Abendröthe, Regenbogen, Fallsterne und Feuerkugeln, Wetterleuchten, Nordlicht und andere Meteore", und eine Anweisung zur Beobachtung solcher Phänomene erging auch sogleich brieflich von G. an Posselt an demselben Tage, von welchem der eben erwähnte Brief an den Großherzog datirt ist. Endlich dürfen wir wol als das wichtigste Zeugniß für G.'s Autorschaft der Instruktion Folgendes ansehen. G. sandte diese der Schlesischen Gesellschaft für vaterländische Kultur, und in dem darüber erstatteten Bericht in den „Bulletins der naturwissenschaftlichen Sektion" der Gesellschaft von 1824 wird die Instruktion als von G. „abgefaßt" genannt. Dieses Zeugniß ist deshalb schwerwiegend, weil G. mit der Schlesischen Gesellschaft durch Friedrich von Stein, der damals ihr Präses war, in Verbindung trat. So schreibt er an den Großherzog unter dem 13. Januar 1822: „Mit der Schlesisch vaterländischen Gesellschaft, wo Brandes als Mitglied der physikalischen Sektion von Zeit zu Zeit seine Beobachtungen vorträgt, setzen wir uns durch Friedrich von Stein in gleiches Verhältniß." In dem Berichte des Referenten dürfen wir

1) Die Tabellen wurden, wie Posselt a. a. O. S. 4 mittheilt, monatlich an G. eingesandt, von welchem sie an die Sternwarte in Jena gelangten, um zur gemeinschaftlichen Vergleichung benutzt zu werden.

somit ein unmittelbares Zeugniß Friedrich's von Stein, der es wissen konnte, und ein mittelbares von G. selbst erblicken. Die Schlesische Gesellschaft, welche sich der wohlverdienten Hochschätzung G.'s zu erfreuen hatte und über die er, wie in dem Berichte vom 16. Dezember 1825 mitgetheilt wird, gegen Friedrich von Stein äußerte, „daß ihm kein gemeinnütziger Verein bekannt sei, wo mit solcher Ausdauer und mit solchem Erfolge so mannichfaltige Zwecke verfolgt würden, wie es wirklich in der Schlesischen Gesellschaft für vaterländische Kultur stattfindet", stellte uns das von A. Temler auf der Sternwarte zu Jena kollationirte Manuskript bereitwilligst zur Verfügung. Es trägt auf dem Umschlag die Jahrzahl 1824, die aber nur der Zeitpunkt der Zusendung oder der Anfertigung der Kopie oder beides sein kann, aber gewiß nicht das Jahr der Abfassung. Da wir nun den zur Veröffentlichung am Meisten geeigneten Theil desselben, nämlich eine ausführliche Erläuterung zu „Howard's Wolkenformen" mit der gütigen Erlaubniß der Schlesischen Gesellschaft unten zum Abdruck bringen (vgl. die Einleitung), so glaubten wir, jene an der Spitze unserer Anmerkungen zu dem genannten Aufsatze, als dessen Fortsetzung sie angesehen werden kann, durch den möglichst vollständigen Nachweis, daß G. selbst die Instruktion verfaßt habe, legitimiren zu sollen, welche Autorschaft übrigens in Bezug auf die „Erläuterung" am Wenigsten angezweifelt werden dürfte.

7. In den bisherigen Ausgaben ist „Howard's Terminologie" zwischen die beiden ersten Abschnitte S. 4 unseres Textes eingeschaltet, worin wir jedoch schon deshalb nicht folgen konnten, weil G. mit sich selbst im Widerspruche erschiene, da er in den dem „Meteorologischen Tagebuche" folgenden Erläuterungen (S. 20) bemerkt, er habe nur die „vier Hauptbestimmungen, Cirrus, Cumulus, Stratus und Nimbus", aber nicht „die Zwischenerscheinungen, welche Howard durch Verbindung der drei Benennungen [Cirrus, Cumulus und Stratus] bezeichnet, gebraucht". Im Uebrigen würde die Einschaltung auch nicht unserem Grundsatze der Wiedergabe des ursprünglichen Textes entsprochen haben.

8. Der Ausdruck Soffitten (S. 24) ist der Theatersprache entnommen und bezeichnet „die bemalten Leinwandstreifen, welche oberhalb der Coulissen, senkrecht herabhängend, wagerecht von einer Seite der Bühne zur andern gehen"; er ist in demselben Sinne wie hier von G. auch in der „Reise in die Schweiz" gebraucht (vgl. Werke, Th. XXVI. S. 131, 134 und 200).

9. Das dem Kalidasa zugeschriebene Gedicht Megha-Duta (S. 25) erhielt G. in der englischen Uebersetzung von Wilson 1817 und bemerkt hierzu in den „Annalen" unter diesem Jahre (Abs. 945): „Man hatte sich mit Wolken und Wolkenformen so lange getragen und konnte nun erst diesem Wolkenboten in seinen tausendfältig veränderten Gestalten mit desto sichrerer Anschauung im Geiste folgen." Er erwähnt oder bespricht das Gedicht auch a. a. O. 1821 (Abs. 1063), in den „Noten und Abhandlungen" zum „West-östlichen Divan" (Werke, Th. IV. S. 361) und in dem Aufsatze „Indische und chinesische Dichtung" (Werke, Th. XXIX. S. 811).

10. Ueber den neuen Terminus Paries, welchen G. zur Vervollständigung der Wolkenbezeichnungen vorschlägt (S. 26), schreibt ihm Brandes am 10. November 1825: „Mit großem Interesse habe ich gelesen, daß Ew. Excellenz die Arten der Wolkengestalten durch eine neue, Paries, bereichert haben. Allerdings verdient diese Form, welche wol bisher zu dem Stratus zugezählt wurde und die ich wegen ihrer stets gleichbleibenden Form als Wolkenkamm unterschied, als besondere Form hervorgehoben zu werden. Sobald ich fand, daß dieses durch Ew. Excellenz geschehen war, habe ich diese Wolkenart mehrfach beobachtet, und ich finde, daß es wohl verdiene, noch eine Zwischenform zu unterscheiden, welche zwischen Paries und Stratus steht. Sie nähert sich am Meisten dem Stratus, aber ist gar nicht mit dem Cumulo-Stratus zu verwechseln, und sie nähert sich der Paries durch ihren scharf nach oben hin abgeschnittenen Kamm. Gewöhnlich bildet sie mehrfach unter einander geschichtete Lagen. Ich habe übrigens diese Form nicht häufig beobachtet." Die erste öffentliche Erwähnung des G.'schen Terminus Paries geschah in dem oben genannten Berichte der naturwissenschaftlichen Sektion der Schlesischen Gesellschaft, ging von hier in Kastner's „Archiv für die gesammte Naturlehre" (III. 457) und daraus in Kämtz' „Lehrbuch der Meteorologie" (1831, I. 289) über. In die neueren Lehrbücher der Meteorologie ist jener Terminus nicht aufgenommen.

Wir lassen nunmehr die Erläuterung aus der mehrfach erwähnten Instruktion folgen:

„Die symbolische Darstellung der Wolkenformen bringt die verschiedenen Umwandlungen, wie sie vorgetragen worden, zum Anschauen.

„Der Nebel erhebt sich flach gestreift über stehendem Wasser

und bildet in größerer Höhe den Stratus, in der Ferne sieht man den Cumulus sich häufen. Berühren sich beide benannte Wolkenarten unmittelbar, so ist es Strato-cumulus. Die Streifen, welche man unter dem Cumulus schweben sieht, gehören zum Stratus, stehen tief und decken nur für das Auge des Beschauers den Cumulus. Cirro-cumulus ist gleichfalls angedeutet, sowie der Cirrus, welcher völlig in die Höhe strebt.

„Nachdem man sich dieses durch Beschauen des Himmels eingeprägt hat, kann zur nähern Erläuterung Folgendes dienen.

„Der Stratus findet sich am Häufigsten auf Flüssen und Seen sowie auf Wiesen; jedoch kommt er auch auf Feldern vor. Sobald sich der Nebel vom Boden losgerissen und eine ausgebreitete, flache, horizontale oder doch wenig geneigte Gestalt angenommen hat, kann er Stratus genannt werden, so wie nicht minder der aus Städten und Dörfern, besonders des Morgens aufsteigende Dampf sich meist bald in Stratus verwandelt. Die untere Begrenzung des Stratus ist stets horizontal, während die obere zuweilen von der horizontalen Ebene abweicht. Erscheint uns der Stratus im Zenith, so hat er das Ansehen eines mehr oder weniger verdichteten trüben Dunstes, welchen man trübe Luft zu nennen pflegt; wobei jedoch diese Wolken tief hängen und an einzelnen Stellen, die Sonnenstrahlen durchlassend, zu erkennen geben, daß diese Wolkenform keine beträchtliche Dicke erreiche. Erscheint er uns aber am Horizont, so hat er vermöge seiner geringen Dicke und da er in seinem vertikalen Querschnitt gesehen wird, das Ansehen eines schmalen dunklen Streifes. Je mehr sich nun diese Wolkenform dem Zenith naht, desto mehr nimmt sie an Breite und Durchsichtigkeit zu. Man bemerkt bei dieser Wolkenform oft sehr deutlich, wie darüber hinziehender Cumulus an der untern Seite seine Dunstbläschen mehr auflösend dem Stratus mittheilt, dessen Form vergrößert und sich selbst ganz oder zum Theil auflöst.

„Strato-cumulus. Die Form entsteht aus dem Cumulus, wenn mehrere derselben sich an einander reihen und über einander thürmen, so daß zwischen den einzelnen Cumulus das Blau des Himmels nicht mehr zu sehen ist und die dünnen Grenzen der Cumulus von gewöhnlich weißer oder weißlich-grauer Farbe eine dunkele Farbe annehmen, indem die Cumulus sich mit einander zu vermengen scheinen. Diese Formen hat der Strato-cumulus vorzüglich im Zenith. Naht er sich hingegen dem Horizont, so

sieht man deutlich den aneinandergelehnten und übereinandergethürmten Cumulus, wie er sich verdichtend Regen zu bringen droht. Gewöhnlich geht auch diese Art des Strato-cumulus in Nimbus über. Ferner wird Strato-cumulus gebildet, wenn sich aneinanderreihender Cumulus an seiner obern Spitze eine abgeplattete Form annimmt und so seine Gestalt als Halbkugel oder Gebirgsmasse verliert und eine aus Cumulus und Stratus zusammengesetzte Gestalt annimmt. Oft entsteht auch Strato-cumulus, wenn Strato-cirrus sich verdichtet, vergrößert, indem mehr Dunst sichtbar niedergeschlagen wird, so sich senkt, um allmählich in Cumulus überzugehen. Er erscheint dann minder dick und nicht so aufgethürmt, als vorhin beschrieben, gleichsam als kleiner, im Entstehen begriffener Cumulus, welcher sich in einer Schicht legend an seinen Grenzen verwischt und so dem Himmel ein graugeflecktes Ansehen giebt.

„Der Cumulus zeigt sich in seiner einfachsten Gestalt als Halbkugel, die mehr unten horizontal abgeplattet und nach oben halbkugelig oder kegelförmig zugespitzt ist. Durch Bewegungen der Luft verliert er jedoch diese einfache Gestalt mehr oder weniger, besonders wenn vom Wind mehrerer Cumulus zusammengetrieben wird. Er zeichnet sich jedoch stets durch seine untere horizontale Begrenzung, durch die über derselben befindliche haufenförmige Aufschichtung und durch seine große Dichtigkeit, welche besonders in der Mitte stattfindet, aus. Diese Form erkennt man am Leichtesten aus der Beleuchtung durch die Sonne, indem die Grenzen dieser Wolke sehr wenig dicht sind, während die Mitte bedeutende Dicke erreicht, durch welche die Sonnenstrahlen nicht hindurchdringen können und der Wolke eine dunkel- oder gar schwärzlich-graue Farbe geben, da jene Grenzen hellgrau oder weiß erscheinen. Bei stärkerer Bewegung der Luft erscheinen theils die obern Theile des Cumulus übergelehnt, theils werden sie ganz losgerissen und scheinen in Cirrus übergehen zu wollen, ob sie gleich noch zum Cumulus und später erst zum Cirro-cumulus gerechnet werden müssen. Erscheint der Cumulus am Horizont, so gleicht er einem Gebirge, dessen Gipfel glänzend beleuchtet und nach dem Fuß zu grau schattirt sind.

„Cirro-cumulus entsteht auch aus dem Cirrus, wenn sich mehr sichtbarer Dunst niederschlägt. Dadurch werden die verschiedenen Gestalten des Cirrus verwaschener, zusammengeflossener, stumpfer; die feinen, scharfen Fäden des Belegelehrten und der Windbäume beim Cirrus erhalten jetzt das Ansehen eines flatternden Flachskolbens, wo der Kolben dem entstehenden kleinen

Cumulus ähnlich ist und die einzelnen flatternden Fäden nicht mehr unterschieden werden können. Die kleinen, scharfbegrenzten Schäfchen des Cirrus werden größer, verwaschener, tiefer, unförmlicher und erhalten die Gestalt des sehr kleinen entstehenden Cumulus. Die Schäfchen des Cirro-cumulus scheinen also ihrer Gestalt nach zu dem Cumulus zu gehören, sind aber ihrer Natur nach mehr dem Cirrus verwandt. Sie sind meist in Reihen neben und hinter einander geordnet und stehen zwischen dem Cumulus und Cirrus inne. In manchen Fällen scheint der Cirro-cumulus gleichsam durch ein Gerinnen des Cirrus zu entstehen. Die feinen Streifen des Cirrus zerreißen, ziehen sich zusammen, verwischen sich und erhalten so die Gestalt einer geronnenen Flüssigkeit. Auch ist die Form des Cirro-cumulus den aufthauenden Fenstern ähnlich, wo die einzelnen Blumen, Bäume u. s. w. verwischt und sehr undeutlich geworden sind. Vom Strato-cirrus unterscheidet sich diese Wolkenform noch dadurch, daß sie sich nicht in einer Schicht befindet, und daß folglich, am Horizont gesehen, dieser Cirro-cumulus nicht als ein schmaler Streifen, sondern in abgerissenen kleinen schmalen Wölkchen erscheint.

„Der Cirrus erscheint auch als sogenannter Wetterbaum, dessen Zweige aus parallelen und divergirenden feinen Streifen bestehen, oder als herabhängende Locken, wo die Fäden oft seltsam gedreht und verwirret sind, und wo meistens die Fäden aus einem etwas dichtern Punkte entspringen. Der Cirrus ist meist die erste Wolke, welche sich nach ganz heiterem Himmel wieder zeigt, und oft die letzte bei der Auflösung des Cirro-cumulus und anderer Wolkenformen in unsichtbaren Dunst. Er zeichnet sich durch seine größte Höhe, dadurch, daß er die leichteste, schwächste, durchsichtigste und feinste Wolkenform ist, und daß er endlich fast stets aus feinen Fäden von verschiedener Richtung und Lage, wo jedoch die horizontale die vorherrschende ist, oder aus krausen durchsichtigen Häufchen besteht. Er erreicht nach Dalton eine Höhe von einer halben, ja einer ganzen deutschen Meile.

„Der Strato-cirrus besteht aus flachen Wolkenblättchen, auch wol aus kurzen, faserigen Theilen, die doch schon verdichteter aussehen als der eigentliche Cirrus. Er bildet allemal eine horizontale Schicht und oft eine weit ausgedehnte Schicht, die, wenn er über uns steht, als aus einer Menge zarter Wölkchen bestehend erscheint, am Horizont aber, wo wir seinen vertikalen Querschnitt sehen, als eine lange dichte Wolke von sehr geringer Breite, oft nur wie ein sehr langer horizontaler Stab sich zeigt.

Da die kleinen Wolken, aus welchen er besteht, oft in einem den ganzen Himmel weißlich bedeckenden Nebel bestehen und bisweilen ganz in nebelige Umgebung zu fließen scheinen, so bildet er einen Uebergang zu einer Art von Stratus, der als horizontal ausgebreiteter Nebel über uns steht. Er kann aber auch den Uebergang zum Cumulus machen, wenn seine leichten, faserigen und federigen Theile sich verdichten und das dickere, dunklere Ansehen des Cumulus annehmen, der dann zwar nicht ganz in seiner halbkugeligen Gestalt erscheint, aber doch offenbar aus zusammengehaltenen Stücken besteht.

„Der Nimbus entsteht meist aus Strato-cumulus, und wenn er sich dem Horizont nahet, sieht man deutlich, wie der untere Theil sich in Regen ergießt, während der obere ein lockeres, federiges Ansehen annimmt. Oft erscheint über demselben eine Schicht Strato-cirrus, welcher meist nach erfolgter Vereinigung mit dem obern Theil des Strato-cumulus in Regen übergeht."

11. Das Stück Luke Howard to Goethe (S. 26) steht genau so, wie im Texte wiedergegeben, im Vierten Hefte „Zur Morphologie", und der daselbst angekündigte biographical scetch im Ersten Hefte des Zweiten Bandes „Zur Naturwissenschaft überhaupt", welchem die in den bisherigen Ausgaben fehlende Vorbetrachtung (S. 28) vorausgeschickt ist.

12. Howard las seinen Versuch über die Wolken (S. 32), „On the modifications of clouds", 1803. Aus Tilloch's Philosophical Magazine etc. (Nr. 62) ging er theilweise in die Bibl. Britannique etc., Vol. 27. p. 185 f. über, und danach wurde er in Gilbert's „Annalen der Physik" 1805, Bd. 21. S. 137 f. unter dem Titel „Ueber die Modifikation der Wolken, mit einigen Zusätzen von Pictet", übertragen. G. lernte ihn aber erst, wie in der Einleitung bemerkt ist, 1815 nach der Fassung in Gilbert's Annalen von diesem Jahre (Bd. 51. S. 1—42) kennen, welche eine freie Bearbeitung des Herausgebers nach dem aus Rees' Cyklopädie in Nicholson's Journal of Natural Philosophy etc. von 1812 übergegangenen Abdruck darstellt.

13. Die Meteorologische Nachschrift (S. 37) folgt im Ersten Hefte des Zweiten Bandes „Zur Naturwissenschaft überhaupt" auf Toffelt's Recension des Werkes von Howard „The climate of London", welches G., wie aus Howard's Selbstbiographie ersichtlich und in den „Annalen" (1822, Abt. 1116) mitgetheilt wird, vom Verfasser erhielt. Der nicht in die Werke über-

gegangene Aufsatz, welchen wir im Anschluß an das Register zu genanntem Heft betitelt haben, beginnt im Original mit den Worten „In vorstehendem Aufsatz, so wie überall" ꝛc. (vgl. Textrev.).

14. Bei der Bemerkung, daß die Gleichförmigkeit des barometrischen Steigens und Fallens so weit geht, daß man bei genauer Beachtung die Stunden entdeckt, wo dieser oder jener Beobachter fehlerhaft eingeschrieben (S. 37), darf man an bestimmte, von G. selbst kontrolirte Fälle denken. Ein ähnliches Beispiel führt er später im Brief an den Staatsrath Schultz vom 29. Juni 1829 und gleichlautend an Sternberg unter demselben Datum an. „Ein Beobachter hatte einen unverhältnißmäßig tieferen Barometerstand als ein anderer angegeben; es fand sich bei genauerer Untersuchung, daß der Erste die ganze Nacht durch beobachtet hatte, der Andere nur bis 10 Uhr. Der tiefste Stand war Morgens um 3 Uhr, und früh, wo der Zweite wieder zu beobachten anfing, war das Queckſilber schon wieder um ein Gutes gestiegen."

15. Ueber die Hypothese, daß die Ursachen der Barometerveränderungen tellurisch seien (S. 38), welche im „Versuch einer Witterungslehre" weiter ausgeführt wird, vgl. die Einleitung.

16. Der Wolkenbeobachtung im Erker der „Tanne" (S. 38) gedenkt G. in den „Annalen" 1818, Abſ. 964 mit den Worten: „Ich beachtete sie [die Wolkenerscheinungen] nach Howard in Bezug auf den Barometer und gewann mancherlei Einsicht."

17. Von Dlaſk's Werk (S. 45), „Versuch einer Naturgeſchichte Böhmens mit besonderer Rücksicht auf Technologie. Für Freunde der Vaterlandskunde", erschien der erste hier herangezogene Theil 1822.

18. Dem Wunsche G.'s, Auskunft zu ertheilen, ob auch im Innern Böhmens Gewitter entſpringen (S. 47), kam Graf Sternberg alsbald nach, indem er mit Brief vom 16. November 1823 eine kleine Abhandlung, „Ueber die Gewitterzüge in Böhmen" sandte, welche G. im 2ten Hefte des II. Bandes „Zur Naturwiſſenschaft überhaupt" (S. 212—217) abdrucken ließ.

19. Es iſt ersichtlich, daß der Versuch einer Witterungslehre (S. 47), welcher erſt in den „Nachgelaſſenen Werken" 1833 veröffentlicht wurde, eine weitere Durchführung

Und wenn Dir kein Geheimniß blieb,
Was Herz und Welt enthalte,
Dem Denker winkst Du treu und lieb,
Daß sich der Sinn entfalte.

Auch daß vom Throne Fürstenhort
Sich nicht für uns verliere,
Giebst Du dem Schah ein gutes Wort
Und giebst es dem Vesire.

Das Alles kennst und singst Du heut
Und singst es morgen eben:
So trägt uns freundlich Dein Geleit
Durchs rauhe, milde Leben.

Dem Inhalte der fünf letzten Strophen entsprechen die Worte Hammer's in dessen Divan, Vorrede, XV über Hafis: „Er pflog beständigen Umgang mit Gelehrten und Derwischen, und oft auch mit Becherhadern und Besiren, am Liebsten aber mit wohlerzogenen Jünglingen."

der in der „Meteorologischen Nachschrift" (S. 37) niedergelegten Ansichten ist. Erwähnt oder angedeutet finden wir ihn zuerst im Brief an Schultz vom 31. Mai 1825, wobei G. bemerkt: „Leider bedarf dieser Aufsatz noch eines zweiten Durcharbeitens, und ich werde ihn deshalb so bald nicht mittheilen können." Dann etwas später in einem Briefe an Nees v. Esenbeck von demselben Jahre (ohne Datum). G. nennt den Aufsatz entworfen und theilweise ausgeführt, er soll ihn vor allen Dingen mit ihm selbst einig machen „und kann späterhin ein Denkmal bleiben, wie ein Mensch sich bemüht hat, dem Unerforschlichen beizukommen" (Naturwissenschaftliche Korrespondenz, II. 143). In Eckermann's Gespräch vom 2. Juni 1823 (III. 15) heißt es: „G. ist im Begriff, die Theorie einer Witterungslehre auszuarbeiten, wobei er das Steigen und Fallen des Barometers gänzlich den Wirkungen des Erdballs und dessen Anziehung und Entlassung der Atmosphäre zuschreiben wird", womit, wenn das Datum richtig ist, nicht die „Meteorologische Nachschrift" gemeint sein kann, da dieser Aufsatz, obwol das naturwissenschaftliche Heft, in welchem er erschien, die Jahrzahl 1823 trägt, bereits 1822 geschrieben wurde und gegen Ende dieses Jahres in Schultz' Händen war (vgl. die Einleitung). In Bezug auf den Inhalt des Ganzen verweisen wir endlich auch auf G.'s Brief an Zelter vom 5. Oktober 1828 (V. 106 ff.), wo G. auf Zelter's Wunsch seine Witterungslehre kurz und übersichtlich vorträgt.

20. **Das von Otto von Guericke erfundene Manometer** (S. 51) beruht auf dem dem Archimedischen Prinzipe entsprechenden aërostatischen Gesetze, daß jeder Körper in der Luft so viel von seinem Gewichte verliert, als das Gewicht des von ihm aus der Stelle gedrängten Luftvolumens beträgt. Es folgt daraus, daß ein größerer Körper in der Luft leichter erscheinen muß als ein gleich schwerer von geringerem Volumen, und um so leichter, je dichter die Luft ist, in welcher er abgewogen wird. Denkt man sich demnach einen Körper von größerem Volumen, etwa eine hohle geschlossene Glaskugel an einem Wagebalken für einen gewissen Dichtigkeitszustand der Luft äquilibrirt vermittels eines kleinen massiven Gewichts, so wird die Kugel steigen, wenn die Luft dichter, sinken, wenn diese dünner wird. Ist das Gewicht ein Laufgewicht, so kann durch Verschiebung desselben die Kugel neuerdings äquilibrirt und aus der Größe der Verschiebung die Dichtigkeitsänderung bestimmt werden. Solche Apparate nennt man indessen jetzt meist Dasymeter, während man unter Manometer bekanntlich Apparate versteht, welche dazu dienen, den

Druck eines Gases oder Dampfes in einem geschlossenen Raume zu messen, wie z. B. die Spannung des Dampfes im Dampfkessel.

21. Ueber die Wilbrandisch-Ritgenische Karte (S. 54) vgl. „Naturwissenschaftliche Einzelnheiten", S. 193 ff.

22. In dem uns vorliegenden Exemplar der „Beschreibung einer neuen Entdeckungsreise in das südliche Eismeer" (Wien 1824) von Simonow lautet der letzte Satz der S. 62 unseres Textes: „Nämlich um neun Uhr in der Frühe und Abends um dieselbe Stunde erreicht das Quecksilber den höchsten Grad des Barometers, und gegen drei Uhr Nachmittags und um dieselbe Stunde nach Mitternacht steht es auf dem niedrigsten Grade", während G., wie er S. 63 bemerkt, in seinem Exemplar eine Lücke fand, die er durch die in Parenthese gesetzten Worte ausfüllte. Eine Abschrift dieser Stelle sandte er auch mit Brief vom 30. April 1824 an Sternberg, worin die bei uns in Parenthese gesetzten Worte fehlen, dagegen der letzte Theil unseres Satzes lautet: „Nach Mitternacht (und Mittags) steht es auf dem niedrigsten Grade."

23. Zur Erläuterung des Hinweises auf die Witterungsverhältnisse der Jahre 1824 und 1825 (S. 66) diene folgende Stelle aus Kämtz' Lehrbuch der Meteorologie (II. 383): „Das Jahr 1824 und der darauf folgende Winter von 1825 werden noch lange in schrecklichem Andenken für viele Bewohner von Europa bleiben. Die schreckliche Ueberschwemmung des Rheins, dann die Sturmfluthen in Petersburg, späterhin in Schleswig und Holstein waren . . . Folgen der vorhergehenden lange Zeit anhaltenden Stürme aus SW. Dabei war das Barometer sehr unruhig, . . . die Regen so häufig, daß besonders im südlichen Deutschland allenthalben, selbst auf Straßen und Märkten Quellen hervorbrachen. Die Wärme der Wintermonate war dabei größer als im Mittel." Auch in Amerika und Afrika wütheten di. Elemente in den genannten Jahren auf ähnliche Weise (vgl. a. a. O. S. 384 ff.).

24. Kant's Bemühungen, sich über den großen und unproportionirten Raum zwischen Mars und Jupiter zu beruhigen (S. 68), sind niedergelegt in seiner „Allgemeinen Naturgeschichte und Theorie des Himmels ꝛc." von 1755. Er erklärt die Größe des Zwischenraums der Planeten aus der Größe ihrer Massen und betrachtet den vermeintlich leeren Raum zwischen den Planeten als den Raum, in welchem die nach seiner und einige Decennien später von Laplace aufgestellten Hypothese

ursprünglich im gasförmigen Zustande existirende Masse enthalten war, aus welcher die Planeten sich gebildet haben. Der Jupiter bedurfte als der größte Planet des größten Bildungsraumes, resp. der größten Gasmenge, daher seine große Entfernung von Mars (I. 324 ff. der Ausgabe von Hartenstein). Indessen ist das von Kant erörterte Problem eigentlich keines, da bekanntlich in jenem Raume eine große Anzahl kleiner Planeten entdeckt worden sind — im Ganzen kennt man gegenwärtig einhundertundfünfundsiebzig Planetoiden, der 175ste wurde am 2. Okt. 1877 aufgefunden —, und jedes Jahr neue Entdeckungen in dieser Richtung bringt. Ceres und Pallas wurden noch zu Lebzeiten Kant's, 1801—1802 entdeckt, und G. kannte außerdem noch Juno und Vesta, 1804 und 1807. Darauf bezieht sich denn auch G.'s „Spruch in Prosa" (872): „In den großen leeren Weltraum zwischen Mars und Jupiter legte er [Lichtenberg] auch einen heitern Einfall. Als Kant sorgfältig bewiesen hatte, daß die beiden genannten Planeten Alles aufgezehrt und sich zugeeignet hätten, was nur in diesen Räumen zu finden gewesen von Materie, sagte Jener scherzhaft, nach seiner Art: ‚Warum sollte es nicht auch unsichtbare Welten geben?' — Und hat er nicht vollkommen wahr gesprochen? Sind die unentdeckten Planeten nicht der ganzen Welt unsichtbar, außer den wenigen Astronomen, denen wir auf Wort und Rechnung glauben müssen?"

25. Bei der Bemerkung, daß man Probleme oft vorschnell durch Meinungen beseitige und verdüstere (S. 68), dürfen wir unter Andern an das griechische Motto auf dem Titelblatt des vorigen Bandes und unsere Bemerkung hierzu und an G.'s Aeußerung in dem in unserer Einleitung zur Mineralogie und Geologie zum ersten Mal gedruckten Fragment erinnern: „Auch sucht man gewöhnlicher Dokumente zur Meinung als umgekehrt" (Th. XXXIII. S. CLXXII).

26. Unter antiphlogistischer Chemie (S. 68) versteht G. den durch Lavoisier's Arbeiten über die Verbrennung, als deren Träger derselbe den Sauerstoff erkannte, herbeigeführten Sturz der Phlogistontheorie, welche auf der Annahme beruhte, daß in den brennbaren Körpern ein eigenthümlicher Feuerstoff, das Phlogiston, enthalten sei, in dessen Entweichen der Verbrennungsprozeß bestehe. Es war Lavoisier's und anderer Forscher „antiphlogistische Chemie" bekanntlich der Ausgangspunkt zur Entwickelung der gesammten Chemie der Gegenwart.

Zur Naturwissenschaft im Allgemeinen.

27. Das Fragment Die Natur (S. 71 ff.) erschien 1782 im 32sten Stück des „Journal von Tiefurt" (vgl. Hirzel, „Verzeichniß ꝛc.", S. 23). Wie aus G.'s Zuschrift an den Kanzler von Müller (ob. S. 144 f.) ersichtlich, erinnerte Ersterer sich im Jahre 1828 nicht mehr, daß er diese Betrachtungen verfaßt hatte, wiewol Inhalt und Handschrift des ihm aus der „brieflichen Verlassenschaft" der Herzogin Amalia mitgetheilten Manuskripts dafür sprach. Auf das Unzweifelhafteste wird indeß G.'s Autorschaft, welche ja durch innere Gründe gesichert ist, auch äußerlich durch eine Notiz aus Knebel's Tagebuch verbürgt, welche wir unserem verehrten Mitarbeiter G. v. Loeper verdanken. Knebel erhielt am 20. Januar 1783 Brief aus Weimar und „Journals" und bemerkt wörtlich: „G.'s Fragment über die Natur hatte tiefen Eindruck auf mich. Es ist meisterhaft und groß. Es bestärkt mich in der Liebe." Unter den „Journals" sind demnach Nummern des Tiefurter zu verstehen, worunter sich das 32ste Stück befand.

28. Nach einer Vermuthung Riemer's (Mittheilungen über Goethe, II. 368) war es unter Anderm Der Versuch als Vermittler von Objekt und Subjekt (S. 74), welchen G. mit Brief vom 30. August 1794 an Schiller sandte. Allein dies ist nicht wahrscheinlich, da vielmehr G. denselben erst am 10. Januar 1798 eingesandt zu haben scheint. Indem er von seinen Arbeiten zur Farbenlehre, von der Anhäufung und Ordnung des Materials spricht, fügt er hinzu: „Ich lege einen kleinen Aufsatz bei, der ungefähr vier bis fünf Jahre alt sein kann; es wird Sie gewiß unterhalten, zu sehen, wie ich die Dinge damals nahm." Im Briefe vom 19. Januar 1798 prüft Schiller den Aufsatz an den Kantischen Kategorien und versieht ihn, wie sich aus G.'s Brief an Riemer vom 10. September 1822 ergiebt, mit Randschriften. Unzweifelhaft ist der vorliegende Aufsatz gemeint, den G. im Briefe vom 18. Juli 1798 „den älteren Aufsatz über die Kautelen des Beobachters" und Schiller am 27. August desselben Jahres „über die Methode bei den Naturwissenschaften" nennt. Es ist in jedem Falle hieraus ersichtlich, daß ihm die Ueberschrift, welche er nun trägt, erst bei der Veröffentlichung und, wie bereits von Biedermann („Annalen", S. 559) bemerkt, wahrscheinlich auf Riemer's Vorschlag gegeben wurde.

29. An den Aufsatz **Meteore des literarischen Himmels** (S. 84) denkt G. ohne Zweifel, wenn er an Zelter am 7. Nov. 1816 schreibt: „Die sämmtlichen Narrheiten von Prä- und Postokkupationen, von Plagiaten und Halbentwendungen sind mir so klar und erscheinen mir läppisch. Denn was in der Luft ist, und was die Zeit fordert, das kann in hundert Köpfen auf einmal entspringen, ohne daß einer dem andern abborgt. [Vgl. ob. S. 86.] Aber — hier wollen wir Halt machen; denn es ist mit dem Streit über Priorität wie über Legitimität: es ist Niemand früher und rechtmäßiger, als wer sich erhalten kann." Im Uebrigen sind ähnliche Gedanken wie in dem vorliegenden Aufsatze auch sonst von G. mehrfach ausgesprochen worden, wie in den Sprüchen in Prosa Nr. 287, 645, 903 und in dem Aufsatze „Erfinden und Entdecken", oben S. 90 ff.

30. Den Kunstgriff **Galilei's** (S. 91) erwähnt G. auch in der „Geschichte der Farbenlehre", in dem Abschnitt „Newton's Verhältniß zur Sozietät" (Th. XXXVI), und auch oben (S. 87) ist bei der **Präokkupation** und den **Logogryphen** an diesen Fall zu denken.

31. **Die ungeheure Insel, welche man untergehen ließ** (S. 91), ist die Atlantis, deren Existenz im atlantischen Ozean eine alte Sage behauptete und welche nach Plato's Darstellung im „Kritias" und „Timäus" in einem Tage und einer Nacht durch Ueberschwemmung und Erdbeben der Untergang ereilte. Nach der Entdeckung Amerika's hat man sie vielfach mit diesem Erdtheil in Verbindung gebracht.

32. Der lateinische Spruch S. 93 ist eine kleine Variation eines Ausspruchs des Thomas Campanella in dessen Werk „De sensu rerum et magia", 1620, mit welchem sich G. 1817 neuerdings beschäftigte (vgl. „Annalen", Abt. 943). Er steht gegen Ende des vierten und letzten Buches, welches über Magie handelt, und lautet: . . . Scientia haec infinita est, sed qui Symbola animadvertit omnia intelligit licet non omnino. Die Fassung, in welcher G. dieses Dictum auf ein Stammbuchblatt für den Staatsrath Schulz am 14. August 1817 schrieb, lautet: Scientia infinita est: sed qui symbola animadverterit omnia intelligit licet non omnino.

33. Nach einer Mittheilung in den „Annalen" unter dem

Jahre 1817 (Abt. 924): „Ich bearbeite mit Neigung das zweite Heft der Morphologie und betrachte geschichtlich den Einfluß der Kantischen Lehre auf meine Studien", dürfte, wenn nicht die Abfassung, so doch die Redaktion des Aufsatzes Einwirkung der neueren Philosophie (S. 93) und der drei folgenden eben in das Jahr 1817 fallen.

34. Brucker's (S. 94) Historia critica philosophiae a mundi incunabulis etc. 5 Voll. 1742–1744 mit einem 6ten Band als Anhang, desgleichen ein Auszug aus diesem Werke, Institutiones hist. philosophiae, usui academ. juventutis adornatae 1747, waren lange Zeit als Handbücher im Gebrauch (Allgemeine deutsche Biographie, III. 397).

35. Die kleine Druckschrift (S. 94) ist wol die aus Unterhaltungen mit G. hervorgegangene von Moritz: „Ueber die bildende Nachahmung des Schönen", 1788, aus welcher G. einige Auszüge in der „Italiänischen Reise" (Zweiter Römischer Aufenthalt, Th. XXIV. S. 489 ff.) mittheilt.

36. Ich . . . glaubte wirklich, ich sähe meine Meinungen vor Augen (S. 94). Diese Worte G.'s erinnern an diejenigen, welche er Schiller gegenüber in dem berühmten Gespräch äußerte: „Das kann mir sehr lieb sein, daß ich Ideen habe, ohne es zu wissen, und sie sogar mit Augen sehe" („Glückliches Ereigniß", Th. XXXIII. S. 93).

37. Als Gegner Kant's trat Herder (S. 95) besonders in seiner „Metakritik zur Kritik der reinen Vernunft" (1799) und in der „Kalligone" (1800) auf.

38. Zu dem, was G. sowol hier (S. 95 f.) als auch in dem folgenden Aufsatze Anschauende Urtheilskraft (S. 97 f.) sagt, vgl. unsere Einleitung zum XXXIII. Theil, S. LXXIV ff. und CII f. Der Gedanke, daß wir uns durch das Anschauen einer immer schaffenden Natur zur geistigen Theilnahme an ihren Produktionen würdig machten (S. 98), erinnert an einige Verse in dem Gedichte ΑΦΟΡΙΣΜΟΣ (Th. XXXIII. S. 273 f.), deren Schlußpassus lautet:

„Freue Dich, höchstes Geschöpf der Natur, Du fühlest Dich fähig,
Ihr den höchsten Gedanken, zu dem sie schaffend sich aufschwang, Nachzudenken."

39. **Die Kluft zwischen Idee und Erfahrung** (S. 99) bildete bekanntlich theilweise das Thema des ersten, oben erwähnten Gespräches zwischen G. und Schiller, welches zum dauernden Freundschaftsbunde des Dichterpaares führte (vgl. „Glückliches Ereigniß", Th. XXXIII. S. 93).

40. **Blumenbach's nisus formativus** oder Bildungstrieb (S. 100) verliert von seinem mystischen Charakter, welcher, an die „Lebenskraft" erinnernd, diesem Begriffe in seinem Werke „Ueber den Bildungstrieb und das Zeugungsgeschäft" 1781, anhaftet, nach der Definition in dessen „Geschichte und Beschreibung der Knochen des menschlichen Körpers" 1786 (S. 15), wonach er nicht mehr für eine qualitas occulta gehalten werden soll als die Gesetze der Schwere, der Attraktion u. a. m.

41. **Ueber Evolution** oder **Einschachtelungslehre** einerseits, **Epigenese** oder **Entwickelung** andererseits (S. 101), worin G. mit Kaspar Friedrich Wolff zusammentraf, haben wir in der Einleitung zum XXXIII. Theil, S. XLIX ff., CXII bis CXVIII gesprochen. Hier sei noch dem „Spruch in Prosa" Nr. 882 eine Stelle gegönnt: „Der Begriff von Entstehen ist uns ganz und gar versagt: daher wir, wenn wir etwas werden sehen, denken, daß es schon da gewesen sei. Deßhalb kommt das System der Einschachtelung uns begreiflich vor."

42. **Ueber die ersten Abschnitte der Probleme** (S. 102) vgl. Th. XXXIII, S. LXXIX f., XCIII f. Was unter der Forderung: Eine Symbolik wäre aufzustellen (S. 103), zu verstehen sei, darüber belehrt uns Nr. 273 der „Sprüche in Prosa": „Das ist die wahre Symbolik, wo das Besondere das Allgemeinere repräsentirt, nicht als Traum und Schatten, sondern als lebendig augenblickliche Offenbarung des Unerforschlichen". Und hat G. diese „Symbolik" durch seine Metamorphose der Pflanzen nicht in gewissem Sinne geleistet? Vgl. auch Nr. 743, und zu dem letzten Abschnitt der „Probleme" auf S. 103 f. vgl. Nr. 779 der „Sprüche in Prosa".

43. **Das bei den Pachydermen schon eingeführte Gerüst der äußeren Gestalt** (S. 117), d. h. hinter den Skeletten ein Schattenbild des lebenden Thiers auftreten zu lassen, rühmt G. in der Besprechung der d'Alton'schen Hefte

„Die Faulthiere und die Tichäutigen" als höchst geistreich. (Werke, Th. XXXIII. S. 278).

44. Die Abhandlung über den Elgin'schen und den Venetianischen Pferdekopf (S. 118) in „Ueber Kunst und Alterthum", II. 2. S. 88—98 ist wol nicht von Goethe, sondern von Heinrich Meyer.

45. Der Auszüge aus Purkinje's Werk: „Beiträge zur Kenntniß des Sehens in subjektiver Hinsicht" (S. 119) gedenkt G. in den „Annalen" unter dem Jahre 1820, Abs. 1060, und der Noten dazu 1821, Abs. 1099. An Staatsrath Schultz schreibt er am 10. Januar 1821 über Purkinje: „Ich habe ihn schon ausgezogen und beschäftige mich nunmehr mit Noten und Einschaltungen, um seine Bemühungen an die unsrigen anzuknüpfen"; desgleichen am 10. März und am 12. Juni 1822: „Ein Auszug aus Purkinje mit hinzugefügten Bemerkungen liegt schon seit einem Jahre bei mir."

46. Gegen den wunderlichen Wahn, ... daß man Alles mit eignen Augen sehen müsse (S. 120), wendet sich G. in ganz ähnlichen Ausdrücken in dem Aufsatze über Rose's „Historische Symbola ꝛc." „ ... Zuletzt [wird] die Anmaßlichkeit Derer abgelehnt, welche verlangen, daß man dasjenige, worüber man urtheilen wolle, selbst müsse gesehen haben. Diese bedenken nicht, daß sie doch immer dem Objekt als Subjekt, als Individuum entgegenstehen und trotz ihrer Gegenwart nur mit ihren eigenen Augen und nicht mit dem allgemeinen menschlichen Blick die Gegenstände sowol als den besonderen Zustand beschauen. Männern wie von Humboldt und von Buch wird unbedingter Dank gezollt, daß sie die Welt umreisen mochten, eben um uns eine solche Reise zu ersparen" (Werke, Th. XXXIII. S. 377).

47. Die physiologisch-optischen Phänomene, welche Schwerdgeburth wie Purkinje wahrnahm (S. 122), erwähnt G. auch in den „Annalen", Abs. 1099, und im Briefe an Schultz vom 12. Juni 1822, wie auch daselbst von des Ersteren Aufzeichnung derselben die Rede ist. Ueber ähnliche subjektive Erscheinungen, die Knebel an sich wahrgenommen, berichtet Dieser unter dem 20. Januar 1825 an G.

48. Die Vergleichung der entoptischen Erscheinungen mit den Chladni'schen Tonfiguren (S. 123)

findet sich in dem gleichnamigen Abschnitt (XXX) des Aufsatzes „Entoptische Farben" (Werke, Th. XXXVI).

49. Nach Demokrit's Lehre von den Idolen (S. 127) erfolgen die Gesichtswahrnehmungen dadurch, daß von den sichtbaren Dingen Ausflüsse von derselben Gestalt ausgehen, welche Bilder sich im Auge durch das Medium der Luft abspiegeln. Auf diesem Grunde entwickelte er ferner die Lehre von den Idolen als guten und bösen Geistern.

50. Im Allgemeinen zustimmend, in manchem Einzelnen unbefriedigt äußert sich G. über Stiedenroth's Psychologie ꝛc. (S. 128) auch in den „Sprüchen in Prosa", Nr. 357, aus dem Jahre 1825. Die dort gerügten Mängel erkennt Stiedenroth in seinem Briefe an G. vom 30. April 1825 an und hofft sie im zweiten Theil, den er G. mit jenem Briefe zusandte, ausgeglichen zu haben (G.'s Naturwissenschaftliche Korrespondenz, II. 350 ff.). Vgl. auch G.'s Brief an Schultz vom 24. Juni 1824 und die zusammenfassende Bemerkung in Th. XXXIII, S. 303. Im Uebrigen äußert sich G. in ganz ähnlicher Weise wie hier über Sinn und Zweck seiner Besprechung von Schriften Anderer Th. XXXIII, S. 426:

„Nun, zum Ueberflusse vielleicht, bemerk' ich, daß die Hefte, Schriften und Bücher, deren ich erwähne, in einem eigenen Sinne aufgefaßt sind; denn wenn ich davon spreche, gebe ich nicht etwa eine Anzeige des Inhalts, noch eine Würdigung dessen, was sie leisten und liefern, viel weniger ein Aufzählen des Mangelnden und Nachzubringenden; dieses Alles überlasse ich andern Behörden; ich erwähne nur solcher Arbeiten, größerer oder kleinerer, insofern sie mich im Augenblicke berühren, mich fördern, einen Wunsch erfüllen oder mir eine Thätigkeit erleichtern. Ich danke ihnen daher auch als für ein Erlebtes, mir in meinem eigenen Sinne Erfreuliches; denn Allem dem, was uns widersteht oder widerstrebt, können wir unmöglich danken, als sehr spät und insofern es uns auf die rechten Wege genöthigt hat."

51. Zu der Lehre von den untern und obern Seelenkräften (S. 129) der ältern Psychologie, welche Stiedenroth wie die Lehre von den Vermögen überhaupt, die durch Kant in starrer Weise ausgebildet, durch Herbart gestürzt wurde, bekämpft, citiren wir einige Sätze aus Stiedenroth's Werk, S. 12: „Die Macht der Sinne und der sinnlichen Begier bestimmte die

Psychologen, die unteren Vermögen durch den Namen der Sinnlichkeit zusammenzufassen, der als Inbegriff der oberen Vermögen die Vernunft gegenüberstehen sollte. Der Mensch sollte jedoch der Vernunftwelt wie seiner eigentlichen Heimath angehören, der Sinnenwelt nur wie ein Gast ... Die Vernunft ward daher als das Eigenthümliche des Menschen anerkannt und den Thieren abgesprochen" ꝛc. Ferner S. 14: „Das untere Vorstellungsvermögen theilte man in Sinnlichkeit, Einbildungskraft und Gedächtniß" ꝛc.

52. Mathematik und deren Mißbrauch (S. 130) bildet in den „Wanderjahren" (1. Buch, 10. Kap.) das Thema der ersten Unterhaltung nach Wilhelm's Ankunft bei Makarie'n. Daß der Dichter eben den vorliegenden Aufsatz an jener Stelle im Sinne hat, ergiebt sich aus den einleitenden Worten, welche der Astronom seiner Vorlesung vorausschickt. „In solchen Fällen, wo man irgend eine Mißbilligung, einen Tadel, auch nur ein Bedenken aussprechen soll, nehme ich nicht gern die Initiative; ich suche mir eine Autorität, bei welcher ich mich beruhigen kann, indem ich finde, daß mir ein Anderer zur Seite steht ... Deswegen bring' ich hier einiges Geschriebene, sogar Uebersetzungen mit; denn ich traue in solchen Dingen meiner Nation so wenig als mir selbst; eine Zustimmung aus der Ferne und Fremde scheint mir mehr Sicherheit zu geben. — Er fing nunmehr," fährt der Dichter in seiner Erzählung fort, „nach erhaltener Erlaubniß folgendermaßen zu lesen an", giebt aber, wie bekannt, das Gelesene dort nicht wieder, sondern bemerkt: „Die Papiere, die uns vorliegen, gedenken wir an einem andern Orte abdrucken zu lassen ..."

Wie G.'s Aeußerungen über Mathematik überhaupt sehr zahlreich sind, so hat er auch seine Hochschätzung dieser Wissenschaft wie am vorliegenden Orte (S. 131) mehrfach zu erkennen gegeben, und seine Polemik wendet sich nur gegen den Mißbrauch, welcher nach seiner Meinung in manchen Abschnitten der Physik mit der Mathematik getrieben wird. Unter Anderm sei hier auf die „Sprüche in Prosa", Nr. 914, 1005—1011, Eckermann's Gespräche, I. 184 f., und den Abschnitt „Verhältniß zur Mathematik" im didaktischen Theil der Farbenlehre (Werke, Th. XXXV) verwiesen. G. versuchte selbst, sich durch Prof. Wiedeburg in die Mathematik, zunächst in die Algebra, einführen zu lassen, schreibt aber nach dem Beginn am 21. Mai 1786 an Frau

III.

Uschk Nameh.

Buch der Liebe.

Sage mir,
Was mein Herz begehrt!
Mein Herz iſt bei Dir;
Halt es werth!

1.

Muſterbilder.

Hör und bewahre
Sechs Liebespaare!
Wortbild entzündet, Liebe ſchürt zu:
  Ruſtan und Rodawu.
Unbekannte ſind ſich nah:
  Juſſuf und Suleika.
Liebe, nicht Liebesgewinn:
  Ferhad und Schirin.

III. Buch der Liebe. — Zu dem Motto zitirt Wurm die Verſe des Hafis (Ta. LXX):

„Sieh, mein Herz lebt vor der Thüre,
Halt es doch in Preis und Ehren!“

1. Muſterbilder, u. d. T. Liebesmuſter bereits im Damentaſchenbuch a. d. J. 1817 (S. XII) als Nr. VIII gedruckt. — Ruſtan und Rodawu verweiſen auf Firduſi's Schah Nameh. Jedoch liegt eine Verwechslung zu Grunde. Die Eltern Ruſtan's oder Ruſtem's, des perſiſchen Herkules, ſind Sal und Rodawu oder Rudabe (Rückert). — Wortbild, da die gegenſeitige Liebe Beider nur in Folge der Beſchreibungen Anderer

v. Stein: „Sie [die Algebra] macht noch ein grimmig Gesicht; doch denke ich, es soll mir auch ein Geist aus diesen Chiffren sprechen, und wenn ich den nur einmal vernehme, so wollen wir uns schon durchhelfen.“ Und am 23. Mai gleichfalls aus Jena: „Ich muß noch einige Tage bleiben, es ist mir so ruhig und still hier, und ich möchte doch die vier Species in der Algebra durchbringen. Es wird Alles darauf ankommen, daß ich mir selbst einen Weg suche, über diese steilen Mauern zu kommen. Vielleicht treffe ich irgendwo eine Lücke, durch die ich mich einschleiche. Uebrigens hat Wiedeburg eine treffliche Methode.“ Indessen mag die Algebra wie die Mathematik überhaupt wol stets ihr grimmig Gesicht für unsern Dichter behalten haben (vgl. Dessen Brief an Naumann vom 18. Januar 1826 in „Goethe's Naturwissenschaftliche Korrespondenz“, II. 8). Wie sehr er aber selbst bestrebt war, Mathematik und Mathematiker zu fördern, das zeigt ein erst neuerdings bekannt gewordener Brief G.'s an Chr. G. v. Voigt vom 29. Dezember 1798, worin Dr. Stahl zu einem Extraordinariat in Jena empfohlen wird. G. bekennt, daß er seine Wissenschaft nicht zu beurtheilen vermag, stellt ihm aber das Zeugniß eines klaren Kopfes aus und schließt: „Da es eine wahre Wohlthat für die Jugend ist, Mathematik so viel als möglich zu verbreiten und zu erleichtern, so möchte sein Gesuch und seine Person wol Aufmerksamkeit verdienen“ (Die Grenzboten 1877, Nr. 38, S. 443).

53. Die Stelle von d'Alembert (S. 131 f.) ist seinem Discours préliminaire de l'encyclopédie (1754), abgedruckt in den Melanges de littérature d'histoire et de philosophie, Tom. I. p. 43, entnommen. Einige daraus fortgelassene Sätze sind für das Vorgetragene ohne wesentliche Bedeutung. Anklingend an einen von d'Alembert in der vorliegenden Stelle ausgesprochenen Gedanken (S. 132), heißt es in G.'s Unterhaltungen mit dem Kanzler v. Müller (S. 108): „Ihre [der Mathematik] ganze Sicherheit ist weiter nichts als Identität. Zweimal zwei ist nicht vier, sondern es ist eben zweimal zwei, und das nennen wir abkürzend vier. Vier ist aber durchaus nichts Neues. Und so geht es immerfort bei ihren Folgerungen, nur daß man in den höhern Formeln die Identität aus den Augen verliert ...“

54. Der Brief Ciccolini's an Zach (S. 137) findet sich in der von Letzterem herausgegebenen Correspondance astro-

nomique, géographique, hydrographique et statistique. 1826. Vol. XIV. H. 1, S. 53. Ciccolini's Ausspruch über La Grange (S. 139) citirt G. auch mit einer kleinen Aenderung des Ausdrucks in Nr. 996 der „Sprüche in Prosa", und im Anschluß an diesen gefeierten Namen heißt es in Nr. 950 derselben: „Der Mathematiker ist nur insofern vollkommen, als er ein vollkommener Mensch ist, als er das Schöne des Wahren in sich empfindet; dann erst wird er gründlich, durchsichtig, umsichtig, rein, klar, anmuthig, ja elegant wirken. Das Alles gehört dazu, um La Grange ähnlich zu werden." Vgl. auch Eckermann, II. 44.

55. Das Motto (S. 141) ist das der eben erwähnten Correspondance etc.

56. Cousin's Vorlesungen (S. 141), über welche G. sich mehrfach äußert, so bei Eckermann, II. 49, 67; III. 176, 198, in Müller's „Unterhaltungen", S. 114, Briefwechsel mit Reinhard, S. 279 u. a., gaben auch Veranlassung zu dem Spruch in Prosa Nr. 964: „Man rühmt das achtzehnte Jahrhundert, daß es sich hauptsächlich mit Analyse abgegeben; dem neunzehnten bleibt nun die Aufgabe, die falschen obwaltenden Synthesen zu entdecken und deren Inhalt aufs Neue zu analysiren." Vgl. auch hierzu Goethe's Briefe an Soret, herausgegeben von Hermann Uhde, S. 46 f. Ueber die methodologische Bedeutung dieser auch an anderen Orten von G. geäußerten Gedanken haben wir in unserer Einleitung zum vorigen Theile, S. LIX ff., gesprochen.

57. Zu den zwei falschen Synthesen (S. 142) vgl. Nr. 832 der „Sprüche in Prosa". Eine sachliche Besprechung aller die Farbenlehre betreffenden Aeußerungen bleibt einem andern Orte vorbehalten.

58. Aus- und Einathmen (S. 143) wird als Bild sehr häufig von G. gebraucht, so oben S. 44, 51, 64, 95, 138, „Farbenlehre", I. Didaktischer Theil, §. 739 und „Wanderjahre", Zweites Buch, Zehntes Kap. gegen Ende.

59. Neben G.'s Abhandlungen selbst über den akademischen Streit zwischen Cuvier und Geoffroy St.-Hilaire (S. 146 ff.) deutlich genug von der Lebhaftigkeit, mit welcher er dieser bedeutungsvollen wissenschaftlichen Diskussion folgte, so liegt doch noch eine Anzahl anderer Zeugnisse vor,

deren theilweise Wiedergabe die beste Erläuterung sein und zugleich als Ergänzung unserer eigenen Betrachtungen hierüber in der Einleitung zum vorigen Theile dienen dürfte. Am Bekanntesten ist wol das von Eckermann mitgetheilte Gespräch G.'s mit Soret vom 2. August 1830, welches mit dem Mißverständniß beginnt, daß Soret die ihm von G. entgegengerufenen Worte: „der Vulkan ist zum Ausbruch gekommen", auf die Julirevolution, worüber am genannten Tage Nachrichten in Weimar eingelaufen waren, bezieht, während Letzterer den naturwissenschaftlichen Streit im Sinne hat. Nach den in neuester Zeit bekannt gewordenen Briefen G.'s an Soret scheint aber, wie der Herausgeber derselben, H. Uhde, mit Recht bemerkt, Eckermann's Mittheilung nicht genau zu sein und in jenem Bericht „die Wiedergabe des Gesammt-Eindrucks mehrerer Gespräche" vorzuliegen (vgl. dessen Ausführung a. a. O. S. 165 f.). G. schreibt nämlich am 11. August an Soret: „Ich erinnere mich nicht, inwiefern Sie noch vor Ihrer Abreise Kenntniß genommen haben von dem offenbaren Widerstreit, der zwischen Bar. Cuvier und Geoffroy de St.-Hilaire in der französischen Akademie entstanden ist. Seit beinahe vierzig Jahren leben und arbeiten sie neben einander, nicht eines Sinnes, und sprechen es heftig aus gerade zu einer Zeit, wo ganz andere Konflikte das Interesse der Menschheit aufrufen. Ich habe, um mein selbst und der guten Sache willen, einen Aufsatz unternommen, um die Angelegenheit ins Klare zu setzen; es ist dies schwer, denn beide Parteien streiten gewissermaßen im Dunkeln; ich will sehen, ob es mir gelingt, das Feld zu erhellen. Es kommt auch wol eine Zeit zurück, wo man den wissenschaftlichen Angelegenheiten die Aufmerksamkeit wieder gönnen mag." Es ist hiernach unwahrscheinlich, daß, wenn das Gespräch jenen effektvollen Anfang gehabt hätte, G. neun Tage darauf sich überhaupt nicht mehr sollte erinnert haben, inwiefern Soret von dem akademischen Streite Kenntniß genommen. Wie es auch sei, so wird der Werth der folgenden Auslassungen G.'s in jenem Gespräche nicht im Mindesten beeinträchtigt: „Die Sache ist von der höchsten Bedeutung, und Sie können sich keinen Begriff machen, was ich bei der Nachricht von der Sitzung des 19. Juli empfinde. [Vgl. oben S. 171 f.] Wir haben jetzt an Geoffroy de Saint Hilaire einen mächtigen Alliirten auf die Dauer. Ich sehe aber zugleich daraus, wie groß die Theilnahme der französischen wissenschaftlichen Welt an dieser Angelegenheit sein muß, indem trotz der furchtbaren politischen Aufregung die Sitzung

des 19. Juli dennoch bei einem gefüllten Hause stattfand. Das Beste aber ist, daß die von Geoffroy in Frankreich eingeführte synthetische Behandlungsweise der Natur jetzt nicht mehr rückgängig zu machen ist. Die Angelegenheit ist durch die freien Diskussionen in der Akademie, und zwar in Gegenwart eines großen Publikums, jetzt öffentlich geworden, sie läßt sich nicht mehr an geheime Ausschüsse verweisen und bei geschlossenen Thüren abthun und unterdrücken. Von nun an wird auch in Frankreich bei der Naturforschung der Geist herrschen und über die Materie Herr sein. Man wird Blicke in große Schauungsmaximen thun, in die geheimnißvolle Werkstatt Gottes. — Was ist auch im Grunde aller Verkehr mit der Natur, wenn wir auf analytischem Wege blos mit einzelnen materiellen Theilen uns zu schaffen machen und wir nicht das Athmen des Geistes empfinden, der jedem Theile die Richtung vorschreibt und jede Ausschweifung durch ein inwohnendes Gesetz bändigt oder sanktionirt!

Ich habe mich seit funfzig Jahren in dieser großen Angelegenheit abgemüht, anfänglich einsam, dann unterstützt und zuletzt zu meiner großen Freude überragt durch verwandte Geister. Als ich mein erstes Aperçu vom Zwischenknochen an Peter Camper schickte, ward ich zu meiner innigsten Betrübniß völlig ignorirt. Mit Blumenbach ging es mir nicht besser, obgleich er nach persönlichem Verkehr auf meine Seite trat. Dann aber gewann ich Gleichgesinnte an Sömmerring, Oken, d'Alton, Carus und andern gleich trefflichen Männern. Jetzt ist nun auch Geoffroy de Saint-Hilaire entschieden auf unserer Seite und mit ihm alle seine bedeutenden Schüler und Anhänger Frankreichs. Dieses Ereigniß ist für mich von ganz unglaublichem Werth, und ich juble mit Recht über den endlich erlebten allgemeinen Sieg einer Sache, der ich mein Leben gewidmet habe, und die ganz vorzüglich auch die meinige ist."

Die erste Nachricht von einer schriftlichen Behandlung dieser Angelegenheit finden wir im Briefe G.'s an Boisserée vom 27. Juli: „Mich beschäftigt jetzt die im Kreise der Akademie zwischen Geoffroy St.-Hilaire und Baron Cuvier ausgebrochene Streitigkeit; sie ist für die Naturwissenschaften von großer Bedeutung. Ich suche in einem Aufsatze für mich und meine Nächsten diese Angelegenheit, die sich aufs Widerwärtigste zu verwirren droht, ins Klare zu setzen und darin zu erhalten." Es folgt dann chronologisch die oben mitgetheilte Stelle aus

G.'s Brief an Soret vom 11. August, woran sich folgende aus Brief vom 25. August schließt: „Die akademisch-französische, durch das politische Interesse jetzt so übertäubte Streitigkeit fährt fort, mich zu interessiren; das Ereigniß ist für die Wissenschaft bedeutender, als man denken möchte. Man wird jedoch dabei nach allen Seiten hingewiesen, und es ist keine geringe Aufgabe, sich dergestalt zu rüsten, daß man wagen dürfte, sich dreinzumischen. Auf alle Fälle jedoch macht es mir Vergnügen, eine so wichtige Angelegenheit wieder aufzunehmen, vor der ich mich, aufrichtig zu sagen, bisher gescheut habe." Und an Knebel am 12. September: „Die Händel in der französischen Akademie zwischen Cuvier und Geoffroy de St.-Hilaire haben mich aufgeregt, und da ich wegen der Soretischen Uebersetzung meiner Metamorphose mich ohnehin wieder ins Naturfach einlassen mußte, so fand ich mich auf halbem Weg und bereite einen Aufsatz, der seine Wirkung, den Gegenstand ins Klare zu setzen, nicht verfehlen möge. Geoffroy merkt und ahnet, daß er in den Deutschen Alliirte findet; ihn darüber aufzuklären und uns von der rechten Seite zu zeigen, ist eigentlich meine Absicht. Was auch daraus entstehe, man muß immer da beizutragen suchen, wo man im Augenblicke glaubt nützlich sein zu können.

„Jene im Februar entstandene Akademie-Streitigkeit ward freilich im Juli stark übertäubt, und auch wir kommen in eine Lage, wo es aussieht, als wenn wir auf den Kopf gestellt werden könnten, so daß die Kephalopoden, worüber jener Streit begann, uns zur schlimmen Vorbedeutung werden könnten."

Ohne auf die Details der Diskussion einzugehen, bemerken wir im Anschluß an diese Briefstelle, daß Geoffroy in der Akademiesitzung vom 15. Februar (S. 149) die Ansicht zweier jüngeren Naturforscher beifällig vortrug, wonach man die Mollusken, insbesondere die Kephalopoden (Tintenfische ꝛc.) als Wirbelthiere betrachten könnte, deren unterer Rumpftheil nach hinten zurückgebogen wäre, der Art, daß das Becken gegen den Nacken zu liegen käme. In der Sitzung vom 22. Februar (ibid.) las Cuvier ein Memoire: „Considérations sur les mollusques et en particulier sur les céphalopodes", worin er mit Hilfe von Zeichnungen nachzuweisen suchte, daß, wenn man die Forderungen jener Hypothese erfüllte, die meisten inneren Organe der Kephalopoden gerade die entgegengesetzte Lage als diejenigen der Wirbelthiere haben. Geoffroy's improvisirte Beantwortung geht nicht näher auf Cuvier's Einwände ein, sondern verspricht für die nächste

Sitzung eine Vertheidigung seiner Theorie der Analogien (S. 149), welche Letzterer gleichfalls angegriffen hatte.

Der erste Abschnitt der Recension des Werkes von Geoffroy erschien im September 1830 in den „Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik, herausgegeben von der Societät für wissenschaftliche Kritik zu Berlin." G. hatte die Freude, eine Uebersetzung desselben in den „Annales des sciences naturelles" 1831 (Tom. 22, p. 179 ff.) unter dem Titel: „Réflexions de Goethe sur les débats scientifiques de mars 1830 dans le sein de l'Académie des Sciences, publiées à Berlin dans les Annales de critique scientifique", zu sehen, welche der Redaktion nach einer Bemerkung derselben von Geoffroy zuging. Ihm folgt ein von Letzterem verfaßter Aufsatz: „Sur des écrits de Goethe lui donnant des droits au titre de savant naturaliste", für welchen G. seine Dankbarkeit in dem „Appendice" der „Metamorphose der Pflanzen" von 1831 erwies (s. Werke, Th. XXXIII. S. 499 f.).

60. Geoffroy's Werk von 1818 (S. 151) ist die „Philosophie anatomique", über welche Cuvier 1821 folgendermaßen urtheilte: „L'anatomie comparative rendue à sa dignité par l'esprit philosophique; un grand mouvement imprimé à la science; les rapports les plus délicats saisis; une extrême hardiesse dans les conceptions, justifiée par des découvertes imprévues et en quelque sorte merveilleuses; le crâne des animaux vertébrés incontestablement ramené à une structure uniforme et ses variations à des lois" (Biographie universelle, Artikel Geoffroy). Später freilich äußerte sich Cuvier weniger lobend.

61. Der Briefe Cuvier's (S. 152) gedenkt G. in der „Reise in die Schweiz" unter dem 10. September 1797 (Werke, Th. XXVI. S. 89).

62. Cuvier's Ehrendenkmäler (S. 153) erschienen als „Recueil des éloges historiques lus dans les séances publiques de l'Institut de France" 1819 u. 1827 in 3 Vol. Einen Theil derselben hatte er 1826 G. gesandt, worüber Dieser unter dem 5. August des genannten Jahres an Zelter schreibt: „Von Baron Cuvier habe gleichfalls eine interessante Sendung: es sind die besondern Abdrücke seiner in der Akademie neuerlichst gehaltenen Vorträge, theils wissenschaftliche Uebersichten, theils sogenannte Elogen, nach dem Tod einzelner Männer Darstellung ihres Wesens

und Wirkens. Wenn man sie nach einander mit Ruhe liest, so erstaunt man über den Reichthum des wissenschaftlichen Gehaltes, über das bewegte Leben, wodurch dieser zusammengeführt wird, wie über die Klarheit und Faßlichkeit des Vortrags; der Gelehrte, der Welt- und Geschäftsmann treten vereint auf." Jedenfalls ist es auch diese „freundliche Mittheilung ... von Herrn Cuvier", welche G. wieder, wie er an Reinhard unter dem 20. September 1826 schreibt, „in die Naturbetrachtungen gezogen haben".

63. Von der Fortsetzung des vorliegenden Aufsatzes, dem II. Abschnitt (S. 154), spricht G. bereits im Brief an Boisserée vom 3. Oktober 1830: „Ueber den naturwissenschaftlichen Streit in Paris finden Sie eine Andeutung in den „Jahrbüchern". Die Fortsetzung ist geschrieben und bedarf jetzt nur einer sinnigen Redaktion. Doch sind diese wissenschaftlichen Händel nicht von der Art, zur Zeit so großer Ereignisse ein lebhaftes Interesse zu unterhalten. Ich arbeite unterdessen im Stillen fort; denn diese Differenz der Ansichten wird im Fortgange der Wissenschaften immer wieder hervortreten." Noch weniger Neigung, die Fortsetzung zu veröffentlichen, spricht sich in dem Schreiben vom 20. März 1831 an Denselben aus: „Ich weiß nicht, ob es zu Ihrer Kenntniß gekommen, daß ich an dem Streit, der sich zwischen Cuvier und Geoffroy de St.-Hilaire trotz aller akademischen Konvenienzen hervorthat, durch ein Wort in der „Berliner Monatsschrift" gestreift habe. Ich werde mich hüten, weiter zu gehen, obgleich alle wissenschaftlichen Dinge unter den fürchterlichsten politischen Bewegungen immer so gut ihren Gang fortsetzen als Schuster, Schneider ꝛc. ihre Handwerke unter Krieg und Noth fortführen." Und an Varnhagen von Ense am 5. August: „Jener Aufsatz über die Händel der französischen Naturforscher hat, wie Sie wissen, wunderlam ergriffen. Die synthetische Partei findet in uns Deutschen vollkommene Alliirte, und mich haben manche Sendungen, Zeitungs- und Journal-Artikel noch tiefer in die Sache sehen lassen, woraus denn freilich erhellt, daß man am Besten thut, sich zurückzuhalten. Damals, als ich Ihnen den ersten Versuch zuschickte, war das Interesse bei mir auf einen hohen Grad lebendig, und ich diktirte sogleich eine Fortsetzung, die mich in die Zeiten Buffon's und Daubenton's zurückführte. Nun aber bin ich weit davon abgelenkt und durch die dazwischen getretenen Pariser Verworrenheiten in mein Kämmerlein zurückgedrängt. Führ' ich weiter fort, was ich nicht gern aufgeben möchte, so

send' ich es zu beliebigem Gebrauch." Dagegen am 5. Januar 1832 an Denselben: „Den Aufsatz über die französischen wissenschaftlichen Händel, die jetzt vor der großen Bewegung wenigstens unsern Augen entschwunden, habe ich damals gleich fortgesetzt mit demselben Motto. Er ist weitläufig und wunderlich geworden, und doch keineswegs erschöpfend; an Hin- und Herdeuten hat es nicht gefehlt. Ich sende es nächstens; wüßten Sie zu Ihren Zwecken es nicht zu benutzen, so erbitte ich mir solches wieder zurück." Und endlich am 20. Februar: „Gegenwärtiges soll auch nur vermelden, daß jene Betrachtungen über die naturhistorischen französischen Händel fortgesetzt, mit der nächsten Fahrpost zu Ihnen abgehen. Diese Hefte sind nur zu lange liegen geblieben; ein gewisser Unglaube ließ mich damit zaudern. Sollten sie bei der wunderlichen Form zu Ihren Zwecken nicht tauglich befunden werden, so erbitte ich sie mir ohne Weiteres zurück, und lassen Sie solche außer Ihrem geschlossenen Kreise Niemand sehen."

Die hohe wissenschaftliche Bedeutung des akademischen Streites, der nicht am Wenigsten dem Interesse, das ihm G. zuwandte, indem er rasch durchschaute, um wie weittragende Prinzipien es sich dabei handelte, seine Berühmtheit oder richtiger vielleicht seine Popularität verdankt, sowie die Pietät gegen G.'s letzte schriftstellerische Arbeit wird es rechtfertigen, daß wir, wenn auch nicht alle, so doch die wichtigsten Aeußerungen unseres Dichters über Dieselbe hier zusammengestellt haben. Es erhellt, daß im Wesentlichen dabei die Frage, ob Konstanz der Arten, welche Cuvier, oder Transmutation, welche Geoffroy vertrat, die der Beobachtung und dem wissenschaftlichen Denken gemäße Annahme sei, zum Austrag kommen sollte. Wenn es uns gelungen ist, in der Einleitung zum vorigen Theile die Ansicht zu begründen, daß G. sich zur Transmutationslehre oder Descendenztheorie bekannte und somit als ein Vorläufer Darwin's anzusehen ist, so begreift man die Lebhaftigkeit der Theilnahme, welche er jener wissenschaftlichen Diskussion schenkte. Denn Geoffroy's Sache war, wie er selbst in dem oben mitgetheilten Eckermann'schen Gespräche sagt, seine eigene, der er sein Leben gewidmet. Nichts kann daher irriger sein als die Meinung des nunmehr verstorbenen berühmten Biologen K. E. v. Baer, daß G. gleichsam aus persönlichem Mitgefühl für Geoffroy Partei nahm. „Es scheint ihn schmerzlich berührt zu haben," sagt Baer in seinen „Studien aus dem Gebiete der Naturwissenschaften", Zweite Hälfte, S. 269, „daß der naturphilosophisch strebsame, aber unklare Geoffroy so schlagend

zurückgewiesen wär." Allerdings hatte Cuvier, „der große Naturkenner", wie ihn G. einmal nennt, Geoffroy gegenüber nicht nur in manchen Einzelnheiten Recht behalten, sondern auch in den Augen der von ihm beherrschten Schule einen allgemeinen Sieg davongetragen. Aber abgesehen davon, daß nur Baer's Meinung, daß G. „wahrscheinlich von dem Inhalte dieses Streites keine vollkommene Kenntniß hatte und namentlich den vollständigen Bericht über denselben in den Annales des sciences naturelles schwerlich vor Augen gehabt haben wird", entschieden zurückgewiesen müssen, da G., wie wir oben sahen, sehr wohl den Ausgangspunkt des Streites über die Kephalopoden, auf welchen sich Baer namentlich bezieht, und, wie seine Recension selbst genugsam zeigt, den ganzen Verlauf desselben genau kannte und sicherlich auch den 19. Band der Annales, worin Cuvier's Abhandlung über die Kephalopoden (welche übrigens nebst der „improvisirten Beantwortung" Geoffroy's auch im April-Heft der Revue encyclopédique abgedruckt ist, das G. zweifellos kannte; vgl. unten Anm. 71) enthalten ist, wie den 22sten (s. oben S. 261), vor Augen hatte, so darf behauptet werden, daß es G. nicht darauf ankam, wer in den Einzelnheiten Recht habe. „Uns", sagt G. (oben S. 173), „ist dieses ein merkwürdiges Beispiel, welchen großen Schaden es bringe, wenn der Streit um höhere Ansichten bei Einzelnheiten zur Sprache kommt." Ihm war es um die von Geoffroy vertretenen Ideen und Prinzipien zu thun, welche sein eigenes naturwissenschaftliches Denken beherrschten und alle seine Leistungen auf dem Gebiete der organischen Naturwissenschaften durchdringen.

Der Schrift Geoffroy's: „Principes de Philosophie Zoologique", welche der G.'schen Arbeit zu Grunde liegt, konnten wir leider nicht habhaft werden; sie wurde übrigens nur in wenigen Exemplaren gedruckt.

64. Das Citat aus Buffon (S. 155, Z. 8 u. 7 v. u.) wiederholt sich S. 171, Z. 11 f.

65. Zur Ergänzung des geschichtlichen Ueberblicks über das Schicksal der Abhandlung über den Zwischenknochen (S. 161 ff.) verweisen wir auf unsere Einleitung zum vorigen Theile, S. CXXX bis CXLI.

66. Ueber jenes griechische, von Anaxagoras herrührende Dictum (S. 167) schreibt G. am 17. März 1832 an W. v. Hum-

holdt: „Die Thiere werden durch ihre Organe belehrt, sagten die Alten. Ich setze hinzu: die Menschen gleichfalls, sie haben jedoch den Vorzug, ihre Organe wieder zu belehren.“ Und ähnlich lautet Nr. 561 der Sprüche in Prosa: „Das Thier wird durch seine Organe belehrt; der Mensch belehrt die seinigen und beherrscht sie.“

67. Das Heft d'Alton's über die straußartigen Vögel (S. 168) erschien 1827.

68. Die im Namen Geoffroy's erwähnten wichtigen Punkte und Hauptwahrheiten (S. 168 f.) hat G. selbst mit fast gleichlautenden Worten in seinem Aufsatze über den osteologischen Typus (Th. XXXIII. S. 271 f., 208, 195) ausgesprochen.

69. Ueber das Unpassende der Ausdrücke Matériaux und Composition (S. 169 f.) äußert sich G. in demselben Sinne und aus demselben Anlaß auch in Eckermann's Gespräch vom 20. Juni 1831 (III. 243 f.).

70. „Was bedarf es weiter Zeugniß?“ (S. 171) ist eine Reminiscenz an Ev. Matth. 26, 65 und Luc. 22, 71: „Was bedürfen wir weiter Zeugniß?“ In der Parallelstelle Marc. 14, 63 heißt es „Zeugen“ statt „Zeugniß“.

71. Die Revue encyclopédique bringt die Angelegenheit im Junihefte zur Sprache (S. 171), gelegentlich der Ankündigung der „Principes de Philosophie Zoologique“, nachdem, wie erwähnt, das Aprilheft Cuvier's Memoire über die Kephalopoden und Geoffroy's Replik gebracht hatte.

Naturwissenschaftliche Einzelnheiten.

72. G.'s Autorschaft der ersten drei Stücke der „Physiognomischen Fragmente“ (S. 177–182), welche dem „Zweiten Versuch“ der Lavater'schen „Physiognomik“ entnommen sind, ist verbürgt durch Lavater's Bemerkung im „Dritten Versuch“, S. 28: „Seite 125. 126 [d. i. Vier männliche Silhouetten ꝛc.], die Einleitung 137. 138 [d. i. Eingang] auch das XIII. Fragment von Thierschädeln [S. 179–182] von Goethe.“ In Bezug auf letzteren

Nur für einander da:
Medschnun und Leila
Liebend im Alter sah
Dschemil auf Boteinah.
Süße Liebeslaune:
Salomo und die Braune!
Hast Du sie wohl vermerkt,
Bist im Lieben gestärkt.

---

entstanden war. — Schürzu, d. h. schärt, vermehrt die Glut des Herzens (Sanders unter „schüren" führt an: zuschüren und Zuschürer, Anbeter).

Das zweite Paar, Jussuf und Suleika, ist das berühmteste. Jussuf ist der Joseph der Bibel, der die Liebe der Gemahlin Potiphar's verschmähte. Dschami hat den Liebesroman Beider in einem großen Epos besungen, der in seiner ersten Hälfte der biblischen Erzählung entspricht, in der zweiten jedoch auf Grund des Koran (12. Sure) verschieden endet. — Nah waren sich Beide, ohne sich zu kennen, in Potiphar's Hause, während Suleika bereits den ihr im Traum erschienenen Jussuf liebte und suchte.

Ferhad und Schirin, das dritte Liebespaar, bekannt durch Hammer's Schirin sein persisches romantisches Gedicht nach morgenl. Quellen, 2. Thl. Leipzig 1809). S. auch Fundgruben, III. 91 u. 92. Der Bildhauer Ferhad verlor den Verstand, als er die armenische Prinzessin Schirin, die Gemahlin des Schah Kosru von Persien, erblickte. Beide starben für einander, er, sich selbst tödtend bei der falschen Nachricht ihres Todes, sie, als nach Ferhad's und Kosru's Tode der Schah ihre Liebe erzwingen wollte. Daher nicht Liebesgewinn. — Noch berühmter ist das vierte Liebespaar, Medschnun und Leila, gefeiert in Dschami's so benanntem Roman, welcher in Hartmann's Uebersetzung 1808 (Amsterdam, 2. Thl.) erschienen war. Medschnun starb in Liebeswahnsinn, und Leila folgte ihm bald. Sein Name ist sprichwörtlich geworden. Mit Recht nennt ihn Wurm den Orlando furioso des Orients (S. 94, und Dies' Denkw. I, S. 54. Note 3). Die zuletzt genannten drei Liebespaare werden in Dschami's Jussuf und Suleika (Gesang 10) gefeiert. Die Liebe von Medschnun und Leila aber ist Gegenstand von beinah zwanzig größeren romantischen Epen des Orients (s. Wollheim's Nat.-Lit. der Völker des Orients, II. S. 133. Note 3). — Dschemil und Boteinah sind das durch Treue hervorragende Liebespaar. „Dschemil und Boteinah bleiben bis ins höchste Alter leidenschaftlich verbunden," sagt Goethe in den Noten, Absch. Allgemeinstes. — Das sechste Liebespaar endlich sind Salomo und Balkis, die Königin von Saba nach 1. Könige, 10. Doch kann auch die Hirtin des Hohenliedes gemeint sein.

Aufsatz liegen auch G.'s eigene Worte in Eckermann's Gespräch vom 17. Febr. 1829 (II.49) vor: "„Was in Lavater's Physiognomik über Thierschädel vorkommt, ist von mir."

73. Vier Thorenköpfe ꝛc. (S. 182.), aus dem „Zweiten Versuch" S. 183, und Brutus (S. 183 f.), ebenda S. 256 ff. G. schreibt an Lavater im Juni 1775 (S. 10 der Briefsammlung): „Hab' gestern ein Bischen über die vier Wahnsinnigen und Brutus geklimpert. Bruder, Bruder, wie schwer ist's, das todte Kupfer zu beleben, wo der Charakter durch mißverstandene Striche nur durchschimmert, und wo man immer schwankt, warum das was bedeutet und doch nichts bedeutet. Beim Leben wie anders!" Ferner im Herbst aus Frankfurt („Der junge Goethe", III. 113, 114): „Von Dir verlang' ich vor allen Dingen .... Dafür versprech' ich nächstens 1) Hedlinger 2) Brutus." (Vgl. „Goethes anteil an Lavaters Physiognomik", von Ludwig Hirzel in der „Zeitschrift für deutsches Alterthum und deutsche Litteratur." Neue Folge, Neunten Bandes zweites Heft. 1877. S. 257 f.).

74. Mit vorstehender Hinweisung haben wir zugleich die Quelle angegeben, in welcher der Nachweis geführt ist, daß „Carolus von Hedlinger" (S. 185—188), entnommen dem „Dritten Versuch" (S. 174 ff.) der Lavater'schen „Physiognomik", G. zum Autor hat. Das wichtigste Zeugniß, welches Hirzel (a. a. O. S. 254) anführt, ist das von Albrecht von Haller, welcher in der Recension der Lavater'schen Physiognomik bemerkt: „Karl von Hedlinger, der treffliche Stempelschneider, dessen sittliches Lob Hr. Goethe hier giebt"; dieses Zeugniß wird gestützt durch die so eben mitgetheilte Briefstelle aus „Der junge Goethe" (vgl. Hirzel, a. a. O. S. 254—257).

75. Ueber Hogarth (S. 185 f.) vgl. „Dichtung und Wahrheit", IV. 67 u. 193 (Nr. 700 der Anmerkungen v. Loeper's) und Ludwig Hirzel a. a. O.

76. In Bezug auf das Nosce te ipsum (S. 186) (*Γνῶθι σεαυτόν*, Erkenne Dich selbst), bekennt G. einmal, daß es ihm von je her „immer verdächtig vorkam, als eine List geheim verbündeter Priester, die den Menschen durch unerreichbare Forderungen verwirren und von der Thätigkeit gegen die Außenwelt zu einer innern falschen Beschaulichkeit verleiten wollten. Der Mensch

kennt nur sich selbst, insofern er die Welt kennt, die er nur in sich und sich nur in ihr gewahr wird" („Bedeutende Förderniß durch ein einziges geistreiches Wort", Th. XXVII. 1. Abth. S. 352). G.'s Aeußerungen über jenes, altehrwürdige Diktum sind zusammengestellt in v. Loeper's Note zu Nr. 456 der „Sprüche in Prosa" (Werke, Th. XIX).

77. Die Besprechung von Humboldt's Ideen zu einer Physiognomik der Gewächse (S. 188) erschien 1806 in der Jenaischen Allgemeinen Literatur-Zeitung, S. 489—492. Die ausgezogenen Stellen folgen nicht unmittelbar auf einander, sondern sind zum Theil durch G.'s eigene Wendungen mit einander verknüpft.

78. Gemälde der organischen Natur . . . von Wilbrand und Ritgen (S. 193) erwähnt G. auch in den „Annalen" 1822, Abt. 1123. Die bisherigen Ausgaben verbinden die beiden Besprechungen, von denen die erstere im Vierten Heft des Ersten Bandes, die letztere im Ersten Heft des Zweiten Bandes „Zur Morphologie" erschien, zu einer, in der Art, daß sie die beiden Absätze S. 194, Z. 15 v. u. bis S. 195, Z. 5 fortlassen.

79. Der Aufsatz Mineralogische Gesellschaft (S. 195) bildet einen Abschnitt des Berichts über die praktischen Anstalten auf der Universität Jena, welcher 1805 im Intelligenzblatt der Jen. Allgem. Literatur-Zeitung (Nr. 39, 8. April) erschien. Daß ersterer von G. ist, ergiebt sich aus folgenden Zeugnissen. Am 28. März 1805 schreibt G. an Voigt: „Um Ew. Excellenz heute nicht zu einem unbequemen Ausgang zu veranlassen, sende ich die akademischen Aufsätze zurück, wobei ich nichts zu erinnern wüßte. Der botanische ist sehr gut gefaßt; wenn Eichstädt's Hand nicht mit dabei ist, so hat Schelver in kurzer Zeit seinen schriftlichen Vortrag außerordentlich gebessert.

„Den mineralogischen Theil will ich beschaffen..."

Am 28. März sendet Voigt an Eichstädt „drei Portionen des Aufsatzes über die praktischen Institute zurück" und fügt hinzu: „Ich wollte heute des Herrn G. R. v. Goethe Meinung selbst vernehmen; er schickt aber Alles mit beiliegendem Blättchen wieder zurück, woraus Sie wenigstens seinen Beifall ersehen werden." Und am 4. April: „Ew. Wohlgeboren erhalten die fortgesetzte „Nachricht ꝛc." mit wenigem Zusatz über die Mineralogische Gesellschaft (welche Herr G. R. v. Goethe verfaßt hat) hierbei wieder zurück."

80. G.'s Autorschaft des Aufsatzes Jenaische Museen und Sternwarte (S. 197 ff.), wie er hier mit Ausschluß der Beschreibung der Körner'schen Luftpumpe aus dem Intelligenzblatt der Jen. Allgem. Literatur-Zeitung 1814, Januar, abgedruckt ist, wird verbürgt durch einen Brief G.'s an Karl August vom 19. Februar 1814. (G.'s Briefe an Eichstädt, herausgegeben von v. Biedermann, S. 317; vgl. a. a. O. Nr. 168, 169 u. 171).

81. Der Aufsatz „Zwei deutsche Alterthümer" (S. 201 ff.), mit Abbildungen, erschien 1812 anonym in den „Curiositäten der physisch-literarisch-artistisch-historischen Vor- und Mitwelt ꝛc.", Zweiter Band, S. 212—266. Die vorliegende Fassung des 1. Abschnitts, über die Kötriger Ausgrabungen, ist hervorgegangen aus zwei Niederschriften G.'s vom September 1809 und Mai 1810, zu deren Abdruck er Dorow, dem Herausgeber der „Denkmale germanischer und römischer Zeit in den Rheinisch-Westfälischen Provinzen", im Mai 1821 die Erlaubniß gab, und welche wir nachstehend folgen lassen. Im Schreiben vom Mai 1821 an Letztern bemerkt G.: „Absurditäten, welche so häufig eingemischt werden, verwirren nur Frage und Untersuchung und führen zu nichts. Dieses ist aber meistens der Fehler unserer Alterthumsforscher, daß sie ganz fremdartige Dinge herandringen und den trüben Tag mit Finsterniß überziehen. Was meinen Aufsatz über die Klanginstrumente (denn das sind die aufgefundenen Alterthümer gewiß) betrifft, so will ich ihm keinen höhern als hypothetischen Werth beilegen; so viel aber bin ich überzeugt, daß nur auf diesem Wege das Zuverlässige allenfalls gefunden werden könnte." Die beiden Niederschriften lauten a. a. O. 1823, Erster Band, S. 89—92:

„Die großen schneckenförmigen Körper sind allerdings problematisch; doch möchte ich sie entschieden für Klanginstrumente erklären. Sie sind aus einem Erze gegossen, das unserm Pinchbeck gleicht und, wie das Messing, eine Mischung aus Kupfer und Zink ist, nur daß der Antheil des Kupfers darin die Oberhand behält. Zinn ist wahrscheinlich nicht darin enthalten; Silber würde höchst wenig und wahrscheinlich nur zufällig beigemischt sein.

„Daß diese tönenden Instrumente schnecken- oder hornartig gebogen sind, scheint von der Form der Blasinstrumente hergenommen; daß sie einen Einschnitt haben, der inwendig durchläuft, nähert sie unsern Schellen, daß sie nicht geschlossen sind, unsern Stimmgabeln. Man darf nur einen kleinen Stein hineinwerfen und sie schütteln, so geben sie einen Ton wie unsere

Kuhglocken. Vielleicht wurde durch äußeres Anschlagen der Ton herausgelockt; vielleicht faßte man eins in jede Hand und schlug beide zusammen, da sie dann einen guten und, weil das eine kleiner ist als das andere, einen harmonischen Ton von sich geben konnten. Zu kriegerischen Klangzeichen scheinen sie mir nicht geeignet zu sein, eher zu religiösen oder vielleicht profanen Festen. Es findet sich keine Spur von einem Oehre, daß man sie angehangen habe. Wollte man sagen, sie könnten an einem Stricke um den Hals gehängt worden sein, so müßte man sich denselben stark denken, weil sie sonst bei der geringsten Bewegung wegen des Klaffens der Schnecke abgerutscht wären.

„Genau betrachtet, scheinen sie auf alle Fälle zu den Ringen, Triangeln, Klapperblechen, Zimbeln und Schellen zu gehören, womit ungebildetere Völker ein Scharivari statt Musik bei ihren Feierlichkeiten hervorbrachten. Indessen ist keinem der Alterthumsfreunde, der sie bisher gesehen, in natura etwas dergleichen vorgekommen. Ob in antiquarischen Schriften ähnliche Gegenstände beschrieben oder abgebildet sind, wird man unverzüglich nachsehen.

„Welcher Nation und welcher Zeit sie angehören, ist schwer zu bestimmen. Der Gehalt des Metalls wird darüber wenig Auskunft geben, weil dieser an allen dergleichen Dingen nicht sonderlich variirt. Der zum größten Theil edle Rost, womit sie überzogen sind, hat die Eigenschaft, daß er das damit bedeckte Metall vor weiterer Oxydation sichert, und es kann daher sehr lange in der Erde liegen, ohne daß seine Form zerstört wird.

„Die Vollkommenheit des Gusses jedoch, durch den sie hervorgebracht sind, deutet auf eine hohe technische Kultur der Arbeiter, welche solche verfertigten.

„Ob man sie nun deshalb für deutschen oder römischen Ursprungs halten soll, darüber wäre weiter zu denken und zu forschen.

„Um jedoch einige Vermuthungen weiter auszubilden, so wäre wünschenswerth, zu erfahren, was überhaupt schon früher im Voigtlande und besonders um Köstritz von Alterthümern ausgegraben worden, und vorzüglich, ob sich etwas darunter befindet, das eine menschliche oder Thiergestalt nachbildet, wodurch man am Ersten auf die Epochen würde geleitet werden, wann dergleichen verfertigt worden."

Im Mai 1810, fährt Torow fort, machte G. folgenden Nachtrag:

„Die im September vorigen Jahres bei Köstritz ausgegrabenen metallnen schneckenförmigen Körper scheinen allerdings beim Gottesdienst gebrauchte Klanginstrumente gewesen zu sein. Ich glaube

eine nähere Spur von denselben entdeckt zu haben, und zwar in den Verhandlungen der ersten deutschen Konzilien. Der Indiculus superstitionum et paganiarum, welcher zu jener Zeit gefertigt worden und worin die abergläubischen heidnischen Gebräuche, die noch unter den Christen im Schwange gingen, ja, wovon sich einige bis auf unsere Zeiten fortgepflanzt haben, verzeichnet sind, [leitet dahin].

„Der zweiundzwanzigste Artikel spricht: De tempestatibus, cornibus et cocleis, welches nach meiner Ueberzeugung zu übersetzen und zu paraphrasiren sein möchte: Von dem abergläubischen Gebrauche, bei Gewittern mit Hörnern und schneckenförmigen Instrumenten ein Getöse zu machen.

„In ähnlichen Fällen war beim Abnehmen und Verfinstern des Mondes unter den rohen Völkern dergleichen im Gebrauche, und das Läuten der Glocken bei Gewittern ist unter den Katholiken noch immer üblich.

„Von Falckenstein, dessen Nordgauische Alterthümer ich vor mir habe, ist auf der 290sten Seite des Prodromus zwar nicht gerade dieser Meinung, aber er führt sie doch an und läßt sie als wahrscheinlich gelten. Was die Cocleas betrifft, scheint er mir dagegen sehr im Irrthum zu sein, daß er sie für schneckentreppige Kirchthürme hält, auf welche man gestiegen, um durch Blasen der Hörner das Ungewitter zu vertreiben.

„Mir ist dagegen höchst wahrscheinlich, daß die in Köstritz gefundenen Klanginstrumente diese Cocleae sind und daher alle Aufmerksamkeit der Alterthumsfreunde verdienen.

„Sie sind mit großer Kunst gegossen und setzen also eine Gießerei voraus, die wir wol schwerlich damals in wendischen Landen vermuthen können.

„Schon zu den frühern römischen Zeiten hatten die Hermunduren einen Handelsweg durch das Saal- und Rednitzthal nach der Donau eröffnet und durften selbst bis Augsburg ihre Waare bringen, da andere Völker nur bis an die Grenze kommen durften. Daß sie damals bei ihrem Tauschhandel auch manches Metallische, Guß- und andere Waaren mit zurückgenommen, vielleicht auch Manches dort auf Bestellung machen lassen, liegt in der Natur des Handelsverkehrs.

„Doch scheint mir, daß der Ursprung unserer Schneckeninstrumente nicht so weit zu suchen sei. Durch Attila bedrängt, zog sich eine Masse Metallarbeiter aus Steiermark bis dahin, wo nach der Zeit Nürnberg erbaut ist, und es scheinen besonders

Gießereien aller Art gar bald daselbst florirt zu haben; ja, die Nußigen, welche zu Nürnberg noch heutiges Tages eine große Gilde ausmachen, mögen wol in ununterbrochener Reihe von jenen Emigranten abstammen. Sollte ich daher eine Vermuthung aussprechen, so würde ich sagen, daß es mir wahrscheinlich vorkomme, diese Instrumente seien vor Karl dem Großen zu Nürnberg gegossen und zur Zeit der Konzilien, welche alle abergläubischen Handlungen verfolgten, vergraben und so für unsere Zeiten aufgehoben worden. Die Stätte, wo man sie gefunden, giebt vielleicht zu weiteren Vermuthungen Anlaß."

Auch in den „Annalen" unter dem Jahre 1809, Abt. 740, spricht G. von den Köstritzer Ausgrabungen, den Forschungen, welche er daran knüpfte und einem schriftlichen Aufsatze über diese Gegenstände, welcher von dem fürstlich reußischen Besitzer freundlich aufgenommen, wogegen ihm ein Exemplar der gefundenen räthselhaften Alterthümer verehrt ward. Die früheste Erwähnung derselben seitens G.'s findet sich in Dessen Brief an Voigt vom 2. Septemb.r 1809.

82. Die neue Anregung zum Studium von Kunckel's „Ars vitraria experimentalis" oder Die vollkommene Glasmacherkunst (S. 205) erfuhr G. während seines Besuches bei Fikentscher in Redwitz, August 1822, wie die Notizen vom 15ten und 16ten ergeben, und wo er sich vornahm, „eine Uebersicht dieses Werks zu geben" (Werke, Th. XXVII, 1. Abth. S. 349 f; vgl. auch „Annalen" 1822, Abt. 1135). Dort machte er auch wiederholte Versuche zur Herstellung enteptisirter Gläser (S. 208).

83. G.'s Fragmente über Jungius (S. 208) wurden von Guhrauer in seiner Schrift „Joachim Jungius und sein Zeitalter" 1850 veröffentlicht. Die Veranlassung zum Studium dieses Mannes hat G. selbst an die Spitze seines Entwurfs gestellt — die in dem Citat aus de Candolle fortgelassenen Worte lauten: l'illustre poëte —, und die älteste Spur dieser Beschäftigung finden wir in G.'s Brief an Soret vom 2. Juli 1828: „Den alten Joachim Jungius, dessen seltene Schriften, auf die er uns hinweist, sich auf der Jenaischen Bibliothek glücklicherweise befinden, studir' ich sehr ernsthaft, um zu erfahren, was ich mit diesem grauen Vorgänger gemein habe; bisher war er mir unbekannt geblieben." Guhrauer druckt in seiner „Einleitung" zu den Fragmenten unter Anderm einen Brief G.'s an Hofrath Voigt in Jena und einen

an Lappenberg ab, deren Wiedergabe hier wol angemessen erscheinen dürfte. Der erstere[1]) lautet:

„Ew. Wohlgeboren übersende in Gefolg unseres neulichen Gesprächs einen Theil der Arbeiten des wieder ins Leben gerufenen Jungius, und zwar denjenigen, der Sie besonders interessiren kann. Um Sie nicht durch die große Masse der metaphysischen Doxoskopien abgeschreckt zu sehen, bemerke, daß Sie bei dem ersten blauen Zeichen finden werden, welche Art von Betrachtung und Behandlung er den Pflanzen gewidmet; doch ist durch das dritte Zeichen das eigentliche Werkchen angedeutet, dem er wahrscheinlich seine neue Auferstehung verdankt: Isagoge Phytoscopica, nach einem Hefte abgedruckt, welches er selbst sorgfältig durchgesehen. Es däucht mir höchst merkwürdig, welch eine Klarheit der Naturansichten sich darin hervorthut. Er muß sich alle jene historisch-polemisch-kritisch-metaphysischen Irrsale gegen das Ende seines Lebens beseitigt haben. Das mittlere blaue Zeichen weist auf eine Darstellung harmonischer Tonverhältnisse; merkwürdig, wie der Mann nach allen Seiten hin sich ausgebreitet! Auch diese wenigen Bogen sind nach einem Exemplare abgedruckt, das der Autor zwei Jahre vor seinem Tode revidirte."

Lappenberg, Archivar im Hamburger Senate, übersandte G. seine Schrift: „Ueber die Entstehung der bürgerlichen Verfassung Hamburg's" als Programm zur dritten Jubelfeier der Hamburgischen Verfassung, worauf G. von Weimar den 14. Januar 1829 mit einem, Dornburg den 28. Juli 1828 datirten, Schreiben antwortete, dessen auf Jungius bezügliche Stelle lautet:

„Ew. Wohlgeboren konnten freilich nicht denken, daß Ihre würdige, auf die Ursprünge der Hamburger Verfassung sich beziehende Arbeit mich mitten in der Betrachtung früherer Zeiten dieser großen und seit so viel Jahren höchst bedeutenden Stadt antreffen würde.

„Diese räthselhaften Worte eiligst aufzuklären, habe zu vermelden, daß die Naturforscher seit einiger Zeit auf die Verdienste des Joachim Jungius, welcher, nachdem er das Amt eines Rektors und Professors in Hamburg gegen dreißig Jahre geführt, 1657 mit Tode abgegangen, besonders aufmerksam geworden.

„Ich war so glücklich, die sämmtlichen seltenen Schriften dieses trefflichen Mannes in unsern Bibliotheken anzutreffen, eben als

1) Das Konzept dieses Schreibens, bemerkt Fuhrmann, lag den Goethe'schen Papieren, doch ohne Bezeichnung des Datums, bei. (Es ist aus Dornburg den 28. Juli 1828.)

vorigen Sommer ein ländlicher Aufenthalt mir die Muße gab, mich auf dergleichen Studien zu konzentriren, und zwar in dem Grade, daß es mir gelang, über dessen Leben, Thätigkeit und daher entsprungene Schriften einen Aufsatz wenigstens zu entwerfen, welchen, näher durchgedacht, mit verwandten Heften ich gelegentlich herauszugeben gedenke.

„Die erste Hälfte des 17. Jahrhunderts, eine für die Naturwissenschaften höchst wichtige Epoche, mußte ich mir bei dieser Gelegenheit vergegenwärtigen, um zu gewahren, wie sich ein tüchtiger Mann als Zeitgenosse Baco's von Verulam, Descartes', Galilei's und anderer Heroen jener Tage benommen und sich doch wieder auf seinem Lebens-, Studien- und Lehrgange unabhängig und originell gehalten habe.

„Zu gleicher Zeit mußte bemerklich werden, auf welchen Grad die Schulanstalten sich schon damals in Hamburg gesteigert hatten, da neben einem dergleichen Manne von solchen Kenntnissen und Lehrmethoden eine Anzahl tüchtiger Kollegen und beflissener Schüler nothwendig zu denken sind.

„Ein gleich würdiger Zustand ergiebt sich denn auch nach seinem Tode, wo die Gewissenhaftigkeit Bewunderung verdient, mit der man seine hinterlassenen Schriften (denn die meisten sind nach seinem Ableben edirt) behandelt und herausgegeben hat. Nicht weniger giebt die Administration seiner auf diesen Zweck gerichteten Stiftung sowol den soliden Vorstehern als den wohlwollenden Arbeitern das beste Zeugniß."

Endlich verweisen wir mit Guhrauer auf G.'s Brief an Riemer vom 3. März 1831 als auf die „jüngste Spur der Beschäftigung mit dem Jungius gewidmeten Denkmale": „Hierbei, mein Theuerster, die untern guten Jungius betreffenden Papiere. Denken Sie bei der gefällig unternommenen Arbeit den flüchtigen Entwurf zu einem methodischen Vortrage nochmals durch. Wenn man die Wiederholungen beseitigt, so wird das Uebrige meist brauchbar sein, indem man es umstellt und das Zusammengehörige vereinigt. Ich arbeite indessen, um den Hauptpunkt zu völliger Klarheit hindurchzuführen.

„Da ich mich durch Ihre Theilnahme vollkommen erleichtert fühle, so seh' ich erst wieder, wie angenehm eine solche Arbeit ist, welche zu denken giebt, indem sie unterrichtet."

84. G.'s biographische Angaben über Jungius sind nicht genau; wir berichtigen sie nach Guhrauer, welchem zufolge Jungius

den Rang eines Doktors der Arzneikunde zu Padua nicht im Jahre 1624, wie G. sagt (S. 209 f.), erlangt, sondern am 22. Dezember 1618. Sein Aufenthalt in Italien dauert überhaupt nur bis zur Hälfte des Jahres 1619, und er kehrt gegen Ende August nach Rostock zurück, woselbst er seine medizinischen Studien begonnen hatte.

85. Der Herausgeber der Doxoscopiae etc., M. F. H. (S. 210), ist Martinus Fogelius Hamburgensis (deutsch Vogel), wie G. selbst in der Uebersicht der Werke des Jungius unter Nr. 3 (S. 220) richtig angiebt.

86. Daß Jungius nur ein Jahr später geboren als Descartes, wie es in unserm Text (S. 214) heißt, ist natürlich nicht richtig, da er vielmehr neun Jahre früher geboren ist (1587) als Descartes, dessen Geburtsjahr 1596 ist.

87. Chrysaliden (S. 215) nennt man die bunten, oft goldglänzenden Schmetterlingspuppen.

88. G.'s Bemerkungen über de Candolle's Symmetriegesetz (S. 216) finden sich bereits im Wesentlichen gleichlautend in Theil XXXIII. S. 163 f.

89. Jungius' Erwähnung durch Willdenow (S. 218) hat G. bereits oben S. 208 u. 215 angeführt. Sprengel nennt ihn in seiner „Geschichte der Botanik", II. 1818, S. 27—29, und nach einer Bemerkung Guhrauer's (a. a. O. S. 208) hat auch A. v. Humboldt in Ulseri's „Annalen der Botanik", I. 87—91, auf ihn hingewiesen. Nunmehr ist ihm in Sachs' „Geschichte der Botanik" ein ehrenvoller Platz eingeräumt.

90. Jungius' Tonlehre (S. 219) gab Veranlassung zur Anfrage G.'s an Zelter (in einer Nachschrift zum Briefe vom 27. Juli 1828): „Was für ein musikalisches System in der ersten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts gegolten und dergestalt ausgesprochen gewesen, daß es ein Hamburger Rektor jener Zeit seinen Schülern auf drei gedruckten Bogen überliefern können." Nach Zelter's Erwiderung vom 4. August kehrt dieses Thema wie Jungius überhaupt wieder in den Briefen vom 9. u. 11. August, 23. Oktober, 16., 22. u. 29. Dezember 1828 u. vom 2. Januar 1829.

91. Wir haben bereits früher bemerkt, daß Jungius nicht 1624, sondern gegen Ende des Jahres 1618 zu Padua Doktor wird (S. 219). Nach Helmstädt wurde er als Professor der Mathematik gegen Ende 1624 berufen und trat im Juni 1625 die Professur an, ging aber in Folge der Kriegsverhältnisse (Tilly's Erscheinen in den braunschweigischen Landen) nach Braunschweig, wo er als Arzt praktizirte. Nach einem kurzen Aufenthalte in Wolfenbüttel und Lübeck wurde er im September 1626 abermals nach Rostock als Professor der Mathematik berufen und erhielt vor Ende 1628 den Ruf als Rektor des Johanneums und des akademischen Gymnasiums zu Hamburg, in welches Amt er am 19. März 1629 eingeführt wurde.

92. Die vollständigen Titel der Werke des Joachim Jungius (S. 219) sind aufgeführt bei Guhrauer, S. 313 ff. Außer den von G. angegebenen nennt Guhrauer noch einige andere kleinere Schriften.

93. Die Isagoge phytoscopica (S. 220) ist nach Guhrauer, S. 139 u. 313, 1679 erschienen.

94. Die Notizen aus der Isagoge (S. 222 f.) sind meist Ueberschriften oder Anfangsworte einzelner Paragraphen und sollten G. höchst wahrscheinlich nur als Erinnerungszeichen dienen, auf welche Stellen er bei fernerer Bearbeitung besondere Rücksicht zu nehmen hätte. So will beispielsweise die unter „S. 10" angeführte Notiz sagen: von Plures habere etc. [§. 3] bis §. 13 nicht glücklich, sc. dargestellt.

95. Mit dem Tempel des Jupiter Serapis bei Puzzuol (S. 223 ff.) hat sich eine sehr große Anzahl von Forschern beschäftigt. Bis Lyell nahmen die meisten Geologen an, daß das Niveau des Meeres gestiegen, daß der Tempel somit eine Zeit lang theilweise überschwemmt gewesen und dann wieder trocken gelegt sei, indem das Meer sich zurückzog. Lyell dagegen, der sehr eingehende Studien über diese Tempelruinen anstellte (vgl. Dessen „Lehrbuch der Geologie ꝛc.", übersetzt von Hartmann, I. 389—389) und überhaupt keinen stichhaltigen Beweis für Veränderungen des Meeresniveau findet (a. a. O. I. 398), sucht die Erklärung des vorliegenden Problems, theilweise unterstützt von Urkunden, die wir unten anführen, in der Senkung des Bodens, auf welchem

2.

Noch ein Paar.

Ja, Lieben iſt ein groß Verdienſt!
Wer findet ſchöneren Gewinnſt
Du wirſt nicht mächtig, wirſt nicht reich,
Jedoch den größten Helden gleich.
Man wird, ſo gut wie vom Propheten,
Von Wamik und von Asra reden.
Nicht reden wird man, wird ſie nennen:
Die Namen müſſen Alle kennen.
Was ſie gethan, was ſie geübt,
Das weiß kein Menſch. Daß ſie geliebt,
Das wiſſen wir. Genug geſagt,
Wenn man nach Wamik und Asra fragt!

3.

Leſebuch.

Wunderlichſtes Buch der Bücher
Iſt das Buch der Liebe;
Aufmerkſam hab' ich's geleſen:
Wenig Blätter Freuden,
Ganze Hefte Leiden;
Einen Abſchnitt macht die Trennung.

---

2. Noch ein Paar. Zuerſt in den Noten zum Divan (S. 401). Abſchnitt Künftiger Divan, mit folgenden Worten mitgetheilt: „Wamik und Asra z. B., von denen ſich außer den Namen keine weitere Nachricht findet, könnten folgendermaßen eingeführt werden: ...“; dann an dieſer Stelle in der A. L. H. — Der Roman dieſes Liebespaares fällt in die Zeit vor Mahomet; die Handſchriften des ſeine Schickſale darſtellenden romantiſchen Gedichts wurden aus Fanatismus zerſtört (ſ. Hammer's Geſch. der ſchönen Redekünſte Perſiens. S. 35); nur eine türkiſche Bearbeitung iſt erhalten (Wurm. S. 97).

3. Leſebuch. Nachbildung der Verſe des Nifami, der unter Soliman I. (1519 bis 1566) das Amt der „hohen Namenszeichnung“ verſah:

„Die Kunſt der Liebe anfangend, las ich mit dieſer Aufmerkſamkeit, in dieſen Kapiteln
Ein mit Texten der Leiden und mit Abſchnitten der Trennung angefülltes Buch.
Es hatte ins Kurze gezogen die Kapitel der Vereinigung, aber vom Kummer

der Tempel stand, unter die Oberfläche des Meeres und in der lange Zeit darauf, nachdem die Pholaden ihr Bohrgeschäft verrichtet hatten, erfolgten Erhebung (daselbst S. 394 u. 396), und seitdem figurirt der Serapistempel bei Puzzuoli in den neueren Lehrbüchern der Geologie als Beweismittel für abwechselnde Senkungen und Hebungen des Bodens. G. wurde, wie er selbst erzählt (S. 230), zum Theil durch Hoff's „Geschichte der Veränderungen der Erdoberfläche", deren erster Theil 1822 erschien, worin das Problem auf S. 455—459 besprochen wird, veranlaßt, den Gegenstand, welcher ihn in Neapel lebhaft beschäftigt hatte, wieder aufzunehmen, und wir theilen im Folgenden zur Vervollständigung oder Erläuterung der in dem vorliegenden Aufsatze ausgesprochenen Ideen die bezüglichen Stellen der Briefe mit, welche G. hierüber mit Hoff wechselte. Am 9. Februar 1823 schrieb ihm G.:

„Ich wünschte Ihrem höchst willkommenen Werke einiges Einzelne bekräftigend zu erwidern, dies wollte mir nicht sogleich gelingen; nun aber kann ich sagen, daß bei fleißigem und aufmerksamem Lesen in diesen Winterabenden ich aus der Lethe meiner Vergangenheit recht Erfreuliches zu diesem Zweck herausgefischt habe, worunter ich eine ganz befriedigende Auflösung des Räthseltempels zu Puzzuol, wovon ich Zeichnung und Erklärung in meinen Papieren fand, wol zuerst nennen darf. Die Blätter datiren sich: Neapel, Sonnabend den 19. Mai 1787, also nach meiner Rückkehr von Sizilien; ich ließ beim Abdruck meiner Reisebeschreibung diese Stelle weg, weil ich ein Kupfer dazu nothwendig fand. Die von einem Architekten deshalb entworfene Tafel liegt schon einige Jahre unter andern Papieren und wäre ohne Ihre Anregung vielleicht verloren gegangen. Es läßt sich die Erscheinung gar wohl örtlich deuten, ohne daß man das Mittelmeer seit den Zeiten Diokletian's etliche und dreißig Fuß über sein Niveau bei Puzzuol zu bemühen braucht. Wunderlich genug, daß gewisse Köpfe solche desperate Erklärungsweisen für ganz bequem und natürlich finden. Ich müßte den übrigen Raum dieses Blattes mit Ausrufungszeichen füllen, um meine Gesinnungen über die desperaten Erklärungsweisen auszudrücken, womit bald ganze Reiche erhoben, bald das Meer aufsteigend, bald Kontinente zum Versinken verdammt werden; ist mir's doch, als wenn Neptun und Pluto nach Christi Geburt mit einander wetteiferten."

Hoff bemerkt hierauf in seiner Erwiderung vom 4. März:

„Zur Erklärung eines an sich so kleinen Phänomens große, ans Unbegreifliche grenzende und durch sonst nichts nachgewiesene Naturerscheinungen zu Hilfe nehmen, schien mir immer zum Mindesten verwegen, und kleine lokale Phänomene, die es auf eine erträgliche Weise erklärt hätten, konnte ich — das muß ich bekennen — nicht finden. Wie erfreulich und willkommen muß mir daher nicht Ew. Excellenz — des großen Erforschers der Natur und Kunst — eigene Lokalbeobachtung sein! O lassen Sie solche doch ja nicht verloren gehen!"

G. sendet am 2. Juni den Aufsatz im Revisionsbogen und wünscht, Hoff möchte, woran ihm sehr viel gelegen ist, „die Auflösung des Problems nicht verwerfen, wenigstens ist durch diese Blätter und das sie begleitende Kupfer ein entscheidender Schritt gethan; verbindet sich ein reisender Architekt mit einem Antiquar, so ergiebt sich alsdann das Weitere."

Hoff erwidert am 7. Juni:

„Wie Alles, was von Ew. Excellenz kommt, Licht und Klarheit, treues Wiedergeben der Natur — der körperlichen wie der geistigen — ist, so strahlt auch aus Ihrer Schilderung des Puzzuolischen Phänomens und aus Ihrer Entwickelung seiner Anlässe ein so lange vergebens gesuchtes Licht entgegen. Wenn man erwägt, welches Dunkel auf der Geschichte des unteren Theils von Italien, ganz besonders in Hinsicht auf Naturbegebenheiten, durch den ganzen Zeitraum vom 3. oder 4. bis zum 12. Jahrhunderte liegt, so muß man sich billig hüten, an der Möglichkeit ziemlich bedeutender vulkanischer Phänomene und Verschüttungen in dieser denselben unaufhörlich unterworfenen Gegend, während dieses Zeitraums, blos um deswillen zu zweifeln, weil gerade bestimmte Nachrichten davon nicht vorhanden sind. Nun ist die Verschüttung, welche Ew. Excellenz für den Serapistempel annehmen, und deren es bedarf, um das sich von Ihnen gedachte Lokal hervorzubringen, noch gar nicht von solcher Größe, daß sie ein großes Aufsehen in der Welt hätte erregen müssen. Sie ist noch lange kein Monte Nuovo, und es mögen leicht manche Veränderungen in der äußeren Bodengestalt der Campi Phlegraei in jenem Zeitraume vorgegangen sein, zu denen uns die historischen Data fehlen und immer fehlen werden. Mir wenigstens leuchtet dieses vollkommen ein.

„Ob gegen die Vermuthung, daß Pholaden auch in einem

Gewässer leben können, welches gerade nicht geographisch patentirtes Meerwasser ist, etwas Erhebliches eingewendet werden kann, darüber zu urtheilen kommt mir nicht zu. Indessen scheinen mir doch, so viel ich von der Sache weiß, gar noch nicht genügende Erfahrungen vorhanden zu sein, um über die Möglichkeit mit einem entscheidenden, begründeten Nein abzusprechen. Im Gegentheil scheint mir mit der von Ew. Excellenz aufgestellten Muthmaßung in einer interessanten Verbindung die Beobachtung zu stehen, welche jetzt die Geognosten so sehr beschäftigt, daß man in manchen Schichten aufgeschwemmten Landes die fossilen Ueberbleibsel von Meergeschöpfen mit denen von Süßwasserthieren u. s. w. vermengt antrifft."

Wie hier, so schließt sich Hoff der G.'schen Erklärung in dem 1824 erschienenen zweiten Theile seines oben genannten Werkes S. 203 f. mit folgenden Worten an:

„Goethe, der diese räthselhaften Erscheinungen an Ort und Stelle mit dem Blicke des Naturforschers und Kunstkenners zugleich selbst beobachtet hat, giebt die einfachste und natürlichste Auflösung des Räthselhaften darin, indem er Veränderungen der nur erwähnten Art [Verschüttung] zugiebt, die in jener Zeit die Umgegend von Puzzuoli getroffen haben mögen. Die Ansicht, die der große Mann von diesen Erscheinungen gefaßt hat, wird Jeder für naturgemäß und aufklärend erkennen müssen; so würde sie uns — auch unbestochen durch die freundlichen und ehrenden Worte, welche er bei dieser Gelegenheit an uns gerichtet hat, — immer erschienen sein. Eine im Wesentlichen mit Goethe's Vorstellung gleiche Ansicht haben Pini (Opusculi scelti, Vol. 22. p. 84) und der erste unter den italiänischen Geognosten, Brocchi (Notizia di alcune osservazioni fisiche fatte nell tempio di Serapide a Puzzuoli, in Biblioteca italiana, T. 14 (1819). p. 193. Man sehe auch hierüber Breislak in den Voyages physiques dans la Campanie, T. 2. p. 159 f.) von den am Tempel von Puzzuoli vorgegangenen Veränderungen gefaßt. Wie Goethe glauben auch diese, daß dort in später Zeit durch Verschüttung eine Lagune gebildet worden sei, deren Wasser den aus dem Schutte hervorragenden Theil der Marmorsäulen umgeben und den Pholaden zugänglich gemacht habe. Brocchi bemüht sich zugleich, zu zeigen, daß auch ein in seinen Bestandtheilen nicht vollkommen dem Meerwasser gleiches und nur leicht gesalzenes Wasser diese Thiere nähren könne. Der einzige Unterschied zwischen den Ansichten Goethe's und

Brocchi's ist, daß der Letztere die Trümmerhaufen, die den Tempel verschüttet und die Lagunen umgeben haben, den Alluvionen zuschreibt. Wir müssen aber gestehen, daß Goethe's Vorstellung von vulkanischen Wirkungen, welche dort das Verschütten bewirkt hätten, uns um deswillen mehr naturgemäß zu sein scheint, weil sich aus der ganzen Erscheinung und dem geringen Alter der Veränderungen am Serapistempel ergiebt, daß sie in einem kürzern Zeitraume hervorgebracht worden sein müssen, als man für Bildung so hoher Alluvionen annehmen darf."

96. Die ersten neun Zeilen des vorliegenden Aufsatzes (S. 223) bis „zu erklären sei" scheinen nach Riemer's „Mittheilungen ꝛc." (II. 266) dem Tagebuch entnommen zu sein; nur folgten hier auf die Schlußworte des ersten Absatzes noch folgende: „nämlich von Pholaden eingefressene Vertiefungen in einer Höhe von fünf Fuß über dem Erdboden."

97. Wahrscheinlich bebuschte sich der Wall ꝛc. (S. 226). Lyell (a. a. O. I. 392): „Da der obere Theil der Säulen von Büschen versteckt war, so hatte er die Aufmerksamkeit der Antiquare nicht auf sich gezogen; als man aber im Jahre 1750 die Erde entfernte, sah man, daß sie ein Theil von einem prachtvollen Gebäude waren ...."

98. Die Schalenreste (S. 227) gehören vorzugsweise dem Lithodomus lithophagus L. (Meerdattel, Steinbohrer) oder Mytilus lithophagus an.

99. Der Verfasser des Werkes Antichità di Pozzuolo (S. 227) ist Paoli.

100. Davon wäre aber in keiner Chronik ꝛc. (S. 228). Die Urkunden, auf welche Lyell, abgesehen von rein geognostischen Gründen, seine Annahme einer abwechselnden Senkung und Hebung des Bodens um Puzzuoli stützt, sind zunächst folgende Berichte, welche, eine Beschreibung der Entstehung des Monte Nuovo vom Jahre 1538 darstellend, durch Hamilton's Campi Phlegraei (p. 70 f.) bekannt wurden und die wir nach dem bei Lyell befindlichen Auszuge (I. 396 f.) wiedergeben. Der erste Bericht von genanntem Jahre ist von Falconi geschrieben und enthält folgende Stelle: „Es sind nun zwei Jahre, seitdem zu Puzzuoli, Neapel und in

der Nachbarschaft häufige Erdbeben gewesen sind. Am Tage und in der Nacht vor dem Ausbruch (des Monte Nuovo) wurden ungefähr zwanzig stärkere und schwächere Stöße wahrgenommen. — Am nächsten Morgen (nach der Bildung des Monte Nuovo) verließen die armen Bewohner von Puzzuoli ihre Häuser u. s. w., einige mit ihren Kindern auf dem Arm, andere mit Säcken beladen, die ihre Habseligkeiten enthielten, noch andere eine Menge sehr verschiedenartiger Vögel mit wegnehmend, die zu Anfang des Ausbruchs todt niedergefallen waren, andere endlich die Fische aufsuchend, die sich in Menge an dem Ufer fanden, welches von dem Meer, das sich auf lange Zeit zurückgezogen hatte, trocken gelegt worden war .... Das Meer hatte sich auf der Seite von Bajä zurückgezogen und einen bedeutenden Strich verlassen, so daß die Küste fast gänzlich trocken erschien, welches von der Menge ausgeworfener Asche und Bimssteinbruchstücke herrührte. Ich sah zwei Quellen in den neuerlich entdeckten Ruinen, eine vor dem der Königin gehörigen Hause, welche heiß und salzig ist u. s. w." Die andere Nachricht aus demselben Jahre von Pietro Giacomo di Toledo beginnt folgendermaßen: „Es sind nun zwei Jahre her, seitdem diese Provinz der Campagna von Erdbeben heimgesucht worden ist, und zwar die Umgegend von Puzzuoli mehr als andere Punkte; allein am 27. und 28. September (1538) hörten zu Puzzuoli die Erdbeben weder Tag noch Nacht auf. Die zwischen dem Averner See, dem Monte Barbaro und dem Meere liegende Ebene wurde ein Wenig in die Höhe gehoben, und es entstanden manche Spalten in derselben, aus welchen Wasser hervorkam. Zu gleicher Zeit trocknete die unmittelbar am Meere liegende, ungefähr 200 Schritte breite Ebene ab, so daß die Fische auf dem Sande zurückblieben und von den Bewohnern Puzzuoli's aufgegriffen wurden ..."

Endlich hat der Abt Jorio vor etwa vierzig Jahren die Ansicht, daß der Boden, auf dem der Serapistempel stand, sich seit Anfang des 15. Jahrhunderts zu heben begonnen hat, an der Hand von Dokumenten vertheidigt, durch deren eines vom Oktober 1503 Ferdinand und Isabella der Universität zu Puzzuoli einen Landstrich zusichern, „wo das Meer abtrocknet" (che va seccando el mare), deren anderes, in lateinischer Sprache am 23. Mai 1511 geschrieben, der Stadt einen gewissen Landstrich um Puzzuoli zusichert, wo das Meer abgetrocknet ist (desiccatum). (Lyell, a. a. O. II. 222; vgl. auch Schleiden, „Das Meer" 1867, S. 413).

101. Die erste Nachricht über den merkwürdigen Fund in der durch den Blitz entzündeten Windmühle bei Greifswalde (S. 230) sandte Lenz an G. am 29. November 1822, und am 1. Dezember desselben Jahres theilte Döbereiner die Resultate seiner Analyse mit, zugleich mit dem Wortlaute der aus Greifswalde vom 12. November eingegangenen Nachricht: „Im Jahre 1821 im August zündete der Blitz eine nahe bei Greifswalde gelegene Windmühle und beschädigte einige Flügel. Der Windmüller wollte seine Mühle herstellen, und da fand er in der Welle eine Oeffnung, in welcher er 280 sphäroidische Kugeln entdeckte, und zwar alle von gleicher Größe. Weit größer waren aber jene, welche man unter eben diesen Umständen ohnweit ihnen fand."

102. Das Resultat der Untersuchung der halben Kugel (daf.) lautet in dem genannten Schreiben Döbereiner's: „Der Achsendurchmesser jener Halbkugel beträgt 18, der Aequatorialdurchmesser derselben aber 17 Par. Linien.

„Die Substanz der Kugel ist ziemlich homogen und von schwarzgrauer Farbe. Chemisch verhält sie sich wie Braunkohle. Sie löst sich nämlich fast ganz in alkalischen Flüssigkeiten auf, ist brennbar und liefert beim Verbrennen die Produkte des verbrennenden Holzes (oder der verbrennenden Braunkohle), nämlich Kohlensäure, Wasser und eine alkalisch reagirende Asche."

103. Die erste Erklärung des Phänomens (S. 231), welche die Mitwirkung des Blitzes in Anspruch nimmt, rührt von Döbereiner her, welcher in dem obigen Briefe schreibt: „Jene Kugeln sind also aus der Holzsubstanz der von dem Blitze getroffenen Welle hervorgegangen, dadurch, daß sie (die Holzsubstanz) von der Elektrizität zermalmt, geschmolzen, halb verkohlt und zuletzt, wahrscheinlich von der negativen (die Materie kugelig gestaltenden) elektrischen Thätigkeit, zu Kugeln ausgeformt wurde. Diese Kugeln sind ein (polares) Seitenstück zu den Blitzröhren, welche durch die positive El. gebildet zu sein scheinen." Am 6. April 1823 sendet Lenz an G. einen Brief aus Greifswalde, der „der Döbereiner'schen Analyse widerspricht", und darauf schreibt G. am 30. April an Döbereiner:

„Ew. Wohlgeboren erhalten hiebei einige Blätter, worauf Sie finden werden:

„1) die Geschichte der Greifswalder Kugeln und deren Untersuchung,

„2) Ew. Wohlgeboren Auslegung dieses Phänomens,

„3) eine andere Auslegung, von dorther gesandt.

„Ehe ich diese Theile in Zusammenhang bringe und einen kleinen Aufsatz für mein wissenschaftliches Heft daraus bilde, wollte bei Ew. Wohlgeboren nachfragen, ob Sie vielleicht diese Zeit her die Sache weiter bedacht oder sonst etwas darüber vernommen hätten; welches mir gefällig mitzutheilen bitte."

104. Daß derselbe Fall bei Thorn vorgekommen (S. 232), meldete gleichfalls Lenz am 29. November 1822.

Zur Revision des Textes.

Verglichen sind folgende Drucke:

M. Zur Morphologie. Von Goethe. } Stuttgart u. Tübingen, in der
N. Zur Naturwissenschaft überhaupt. } J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Je 2 Bde. 1817—1824.
Von Goethe.
Beide unter dem gemeinschaftlichen Titel: „Zur Naturwissenschaft überhaupt, besonders zur Morphologie. Erfahrung, Betrachtung, Folgerung, durch Lebensereignisse verbunden." 4 Bde. 8.

T. (Taschenausgabe.) Goethe's Werke. Vollständige Ausgabe letzter Hand. 33., 50., 51. u. 60. Band. Unter des durchlauchtigsten deutschen Bundes schützenden Privilegien. Stuttgart und Tübingen, in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. 1830. 1833. 1842. (Goethe's nachgelassene Werke. 10., 11., 20. Band.) 16.

O. Dieselbe Ausgabe. Oktav. 1830. 1833. 1834. 1842.

C. (Classikerausgabe.) Goethe's sämmtliche Werke in vierzig Bänden. Vollständige neugeordnete Ausgabe. 32. und 40. Band. Unter des durchlauchtigsten deutschen Bundes schützenden Privilegien. Stuttgart und Tübingen. J. G. Cotta'scher Verlag. 1840. Schiller-Format.

Q. (Quartausgabe.) Goethe's poetische und prosaische Werke in Zwei Bänden. Erster Band. Stuttgart und Tübingen. Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. 1836. (Zweiter Titel: Des Ersten Bandes Erste Abtheilung. — Goethe's poetische und prosaische Werke in Zwei Bänden. Mit elf Stahlstichen. Unter den schützenden Privilegien sämmtlicher Staaten des deutschen Bundes. Zweiten Bandes zweiter Theil. Stuttgart und Tübingen. J. G. Cotta'scher Verlag. 1847. Lexikon-Format.

G. Goethe's sämmtliche Werke. Vollständige Ausgabe in funfzehn Bänden. Mit Einleitungen von Karl Goedeke. 14. Band. Stuttgart. Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. 1872. 8.

Außerdem erste Drucke einzelner Aufsätze, in anderen Werken oder Zeitschriften erschienen, und Manuskripte, die alle zugehörigen Orts angegeben sind.

Zur Meteorologie.

Seite	Zeile	
1.		Zur Meteorologie; die Ausgaben seit T Meteorologie; Zur ist unser Zusatz. Vgl. Bd. XXXIII. S. 501. Anm. 48.
3.	4 v. u.	klaren nach N; T—G klarem.
4.	5 v. o.	J. K. H. nach N; G schreibt aus Ihre Königliche Hoheit; C—Q Se. K. H.
5.	15 v. o.	verzeichnen, alle außer C u. Q vergleichen.
	16 v. o.	Die Ueberschrift Tagebuch haben wir wie G auf Grund des Registers zu N, welches auf dieses Stück mit jenem Worte hinweist, aufgenommen. In den anderen Ausgaben fehlt sie.
8.	10 v. u.	nun nach N, T, Q; C, G und G nur.
12.	2 v. o.	herabgingen Nu. G; T—Q herabhingen; vgl. S. 8, Z. 5.
	16 v. o.	Dergleichen nach N u. G; die anderen Desgleichen.
13.	13 v. o.	Himmelsadrieff N—C, Q u. G Himmelsadrieff.
	7 v. u.	und beschämt, fehlt im Briefe an Zelter (vgl. oben Anmerkung Nr. 4).
	6 v. u.	sehr, im Br. an Zelter weit.
14.	1 v. o.	vom, im Br. an Zelter von dem.
	4-7 v. o.	Das junge, gelbliche Grün ..... entwickelt sein; im Brief an Zelter: „Das Grün ist so jung, gilblich und völlig durchsichtig; an dem wachsenden Genuß kann man sich gewiß noch vierzehn Tage ergetzen. Denn selbst zu Pfingsten wird das erste Grün noch nicht völlig entwickelt sein."
	9 v. o.	Hinter „gleich" schalten T—G früher ein, fehlt in N.
15.	10 v. o.	hat nach N; T—G hatte.
	4 v. o.	wie an dem Ende rechter Hand zu sehen, nach N, fehlt in den Ausgaben, wie die folgenden Zusätze, welche sich auf die in N beigefügte Zeichnung beziehen.
18.	4 v. u.	An die Spitze des Abschnitts „Zu besserem Verständniß ꝛc." setzt G als Ueberschrift: „Zur Erläuterung".
20.	13 v. o.	Hinter „Auge" schalten C, Q u. G ich ein.
21.	13-16 v. o.	Die ersten vier Verse: „Die Welt ꝛc." nach N, fehlen in den Ausgaben an dieser Stelle.
	15 v. u.	Die Ueberschrift „Howard's Ehrengedächtniß" setzen die Ausgaben an die Spitze der vorhergehenden Strophe; wir folgen N.
23.	10 v. u.	Den Aufsatz „Howard's Terminologie" schalten die Ausgaben in den Aufsatz „Volksgestalt nach Howard" (S. 3) zwischen die ersten zwei Absätze der Seite 4 unseres Textes ein (vgl. Anm. 7). Wir konnten mit denselben noch die im Besitze der Schlesischen Gesellschaft für vaterländische Kultur als Manuskript befindliche „Instruktion für die Beobachter der meteorologischen Anstalten im Großherzogthum Weimar" vergleichen (vgl. Anm. 6), deren Varianten wir unter der Bezeichnung Ms notiren.
	10 v. u.	Terminologie; Ms Wolkenformen.
	9 v. u.	Hinter „Howard's" setzt Ms noch: „welcher die mannichfaltigen Formen der Wolken durch Benennung sonderte."
24.	11-19 v. o.	Von „Ich vermuthe" bis „Sammlung" fehlt in Ms.
	17 v. o.	stets T—G; G Festen.
	4 v. u.	eigentlich fehlt in Ms.
	4 v. u.	—S. 25, Z. 5, von „sie sind ꝛc." bis „bemerken" fehlt in Ms.
25.	5 v. o.	Erreicht; Ms Erreichet.
	10 v. o.	sich steht in Ms hinter „unmittelbar."

25. 16 v. u. Belemen; Mo Beleu. — 15 v. u. Wolkenstreifen; Mo Wolkenstriche. — 1 v. u. Winterzeit; Mo Winterszeit.

26. 1 v. o. Ettersberg; Mo Ettersberge. — 2 v. o. abgelöst; Ms aufgelöst. — 3 v. o. die obere; Ms der obern. 8 v. o. heranwälzt; Mo hinanwälzt. — abregnet; Mo abgeregnet. — 10 v. o. Saum; Mo Raum. — 15 v. o. Horizontes; Ms Horizonte.

14 v. u. Sowol die Ueberschrift „Luke Howard“ als die darauf folgenden 4 Zeilen nach M, fehlen in den Ausgaben, für erstere haben sie die bei uns S. 22, Z. 6 nach N gesetzte Ueberschrift.

7/6 v. u. „davon zeugt“ bis „gehörter“ nach M, fehlt in den Ausgaben.

27. 12 v. o. Da aber nach M; T—G Indeß.

16 v. o. Hinter „möglich“ schalten C, Q u. G „etwa“ ein.

2/1 v. u. wie es denn ꝛc. nach M; T—G denn ich nun durch nachfolgende Mittheilung auch anderen bereiten möchte.

28—29. 5 v. o. Der Abschnitt „Vorbetrachtung“ nach N fehlt in den Ausgaben.

29. 7 v. u. Urgroßvaters, N, T u. O; C, Q u. G Urgroßvater.

30. 22 v. u. zeither; G seither.

31. 13 v. u. William N—Q; G Wilhelm.

34. 13 v. u. Jesus Christ N—Q; G. . . . Christus.

35. 10 v. u. verbessert, Zusatz seit C, daher wir's in Klammern gesetzt, fehlt in N, T, O.

7 v. u. erniedrigenden nach N; T—G erniedrigenden.

36. 7 v. u. es N, C u. G; fehlt in T, O u. Q.

3 v. u. und aufrichtigem N u. G; fehlt in T—Q.

37. Der Aufsatz „Meteorologische Nachschrift“ nach N, fehlt in den bisherigen Ausgaben. Er beginnt daselbst mit den Worten: „In vorstehendem Aufsatz so wie überall“, indem er sich an eine von Pastell verfaßte Recension des Howard'schen Werks: The Climate of London anschließt. Die Ueberschrift nach dem Register zu dem betreffenden Heft.

45. 6 v. u. Das Gewitter . . . ist; in dem daselbst citirten Werke von Diaß Die Gewitter . . . sind.

46. 10 v. o. häufiger; a. a O. heftiger.

12 v. u. Milleschauer sc. Berg; N Mellischauer (vgl. Theil XXXIII. S. 394, Z. 2).

48. 7 v. u. wagten; nur C wagen.

51. 19 v. u. es nach O (vgl. Z. 21 v. u.); die anderen Ausgaben er.

55. 8 v. o. heranzumühen, T, O u. G; C u. Q heranzutoben.

59. 1 v. o. leidlichen; O leidliche.

60. 4 v. o. stufenweis; G stufenweise.

64. 8 v. u. sie, außer uns nur G; T bis Q es, aber dieser Fehler rührt wol daher, daß beim Diktiren „Gesetz“ in der Erinnerung lag.

entgegensetzt nach O; d. and. Ausg. entgegenstellt.

Zur Naturwissenschaft im Allgemeinen.

69. Der Titel seit T in allen Ausgaben.

71. 2 v. o. Apheristisch alle Ausg.; Tf (Journ. v. Tiefurt) Fragment.

7/8 v. o. sich mit und; nur G und mit sich.

6 v. u. hinter „genauesten“ hat Tf noch Bestimmung und.

72. 1 v. o. sie's; Tf sie es.

6/7 v. o. ans Stillestehen gehängt; Tf an den Stillstand geheftet.

Wiedersehn, ein klein Kapitel,
Fragmentarisch! Bände Kummers,
Mit Erklärungen verlängert,
Endlos, ohne Maaß!
O Nisami! — Doch am Ende
Hast den rechten Weg gefunden.
Unauflösliches, wer löst es?
Liebende, sich wiederfindend!

4.

Ja, die Augen waren's, ja, der Mund,
Die mir blickten, die mich küßten.
Hüfte schmal, der Leib so rund,
Wie zu Paradieses Lüsten!
War sie da? Wo ist sie hin?
Ja, sie war's, sie hat's gegeben,
Hat gegeben sich im Fliehn
Und gefesselt all mein Leben.

5.

Gewarnt.

Auch in Locken hab' ich mich
Gar zu gern verfangen,
Und so, Hafis, wär's wie Dir
Deinem Freund ergangen!

Hatte es die Erklärungen verlängert ohne Ende und Maaß.
O Nischani! Am Ende hat Dich auf den rechten Weg geführt der Meister der Liebe.
Auf unauflösliche Fragen kommt nur dem Geliebten die Antwort zu."
(Diez' Denkw., II. 371.)

Wunderlich braucht Goethe viel und gern und zwar im ältern Sinne von wunderbar, wie es gebraucht wird von Hans Sachs und im Kirchenliede der ältern Zeit.

4. Eine erst 1827 in die A. L. Z. an dieser Stelle eingerückte Strophe. — Hüfte schmal: das persische Frauenideal ist schlank, während das türkische sich durch Formenfülle auszeichnet (s. Faust, 2. Theil, XIII. S. 101).

5. Gewarnt. Hafis beginnt die Gasele LXI des Buchs. Ta:
„In Deinem Locken-Netz hat sich mein Herz verstricket"
und die LXVII ebenda:

72. 10 v. o. eigenen fehlt in Tf.
13 v. o. allen; Tf Allem.
14 v. o. treibt's; Tf treibt es, ebenso in den analogen Fällen.
16/17 v. o. auch die plumpste Philisterei hat etwas von ihrem Genie, fehlt in Tf.
18 v. o. nirgendwo; Tf nirgendswo.
19 v. o. liebt sich selber; Tf liebet sich selbst.
20 v. o. auseinandergesetzt; Tf auseinandergesetzet.
21 v. o. Genießen; Tf Genießende.
18 v. u. zerstört; Tf zerstöret.
10 v. u. sie ist in Tf nicht gesperrt.
1 v. u. Wunder; Tf ein Wunder.
73. 5 v. o. Kauf; Tf Laufe.
6 v. o. Ziele; Tf Ziel.
10 v. o. sich, beide Male alle außer G sie. — über, alle außer Tf an.
14 v. o. mit und gegen in Tf nicht gesperrt.
19 v. u. sich, alle außer G sie.
12 v. u. ihr; Tf ihre.
6 v. u. treibt; Tf treibet.
4 v. u. im; Tf hinter
1 v. u. hinter „ihr" folgt in Tf noch an.
77. 21 v. u. Andere, N Druckfehler anern.
79. 13 v. u. daß sie, nach N; T—Q wie sie.
81. 2 v. u. Beweis, N u. G; T—Q Beweise.
84. 12 v. o. hinter „Blättern" schaltet G „zur Naturwissenschaft" ein.
13/15 v. o. „doch wünsche" bis „entfernen" nach M. fehlt in den Ausgab. außer bei G, wo „ich" hinter „wünsche" (S. 15) eingeschaltet ist.
13 v. u. es N u. G; T—Q er.
87. 3 v. u. und auch nach N; T—G und die auch.
92. 7/8 v. o. Die Ueberschrift lautet in T—G „Einfluß des ꝛc.", sie fehlt ganz in M., dagegen weist das betreffende Register mit den Worten „Allgemeine Betrachtung" auf dieses Stück hin. Deshalb haben wir mit Rücksicht auf den Inhalt und nach dem Vorgange der ausl. Ausg. die vorliegende Fassung gewählt.
10 v. o. Wissenschaften; C u. Q haben den Singular.
90. 4 v. o. Einfluß nach M; T—G Einflüsse.
11 v. o. Demohngeachtet nach M; T—Q Dessenungeachtet, G Demungeachtet.
15 v. o. Hinter „Hefte" schaltet G („Zur Morphologie") ein.
94. 12 v. o. fruchtbaren; G fruchtbaren.
15 v. o. für; C u. Q vor.
96. 20 v. o. Zu „Kantischen" fügen C u. Q „Schülern" zu.
100. 6 v. o. wichtigen nach M; die andern wichtigen.
13 v. o. Kant's nach M; die andern Kant.
14 v. o. Kaspar; M u. T fälschlich Christoph.
102. 2/3 v. o. fehlte mir nach M; T—G fehlte es mir.
8 v. o. welches denn nach M; T—G welches ich denn.
103. 10 v. o. welche Charakter haben nach M.; T—G in einen Sb. d.
105. 1 v. o. Hinter „Heften" schaltet T—Q „Zur Morphologie)" ein, welche Worte wir wie sonst unter den Text gesetzt haben.
108. 3 v. u. Ahnung, nach M; T—G Ahnung.
109. 11 v. o. Alleinheit alle Ausg., nur C Allgemeinheit.
29 v. o. symbolischer alle Ausg., nur C symbolischen.
112. 14 v. u. verhalten unsere Correctur S. verhalt aller Drucke.
114. 21 v. u. naturhistorischer nach M.; T—G naturhistorischen.
116. 8/7 v. u. abgelehnt; M Druckfehler abgelehet.
6 v. u. vermögen; C u. Q vermochten.

118. 4 v. o. Schon im ersten Bande ꝛc. nach M, T u. O; C u. Q Schon früher und dann Verweisung auf den eigenen Text, G ohne Verweisung.
10 v. o. dieser; G diese.
4 v. u. gleichfalls alle Ausg., nur G gleich.
119. 4 v. o. Die Ueberschrift nach M u. G; T—Q. Ueber das ꝛc.
120. 20 v. u. gerathen. Nur wenn ich in dem daselbst citirten Werke von Purkinje Pk. gerathen, die im.
17/16 v. u. ein dann wird sie im . . . stehen; Pk wo sie dann erst im . . . steht.
123. 13 v. o. Im dritten Hefte unserer Mittheilungen M, T O u. G; C u. Q In unseren Mittheilungen.
6 v. u. Periodismus; Pk Periodicität.
5 v. u. jener; Pk jene. (Wir begnügen uns mit der Angabe dieser wesentlicheren Varianten zwischen G.'s Auszug und dem Original.)
124. 21/20 v. u. was hierüber Goethe in seinem Entwurf der Farbenlehre, M u. G; T—Q was ich hierüber in meinem Entwurf einer Farbenlehre. Thatsächlich lautet der Titel im Original: Entwurf einer Farbenlehre.
18 v. o. hat M u. G; T—Q, Vorstehendem entsprechend, habe.
126. 10 v. u. natürliche, M u. G; T—Q natürlichen.
127. 15 v. o. eigentliche, nach M; T—G eigentlichen.
129. 9 v. u. Vernunftsreligionen, M; T—G Vernunftreligionen.
4 v. u. seine, M, T, O u. G; C u. Q seiner.
130. 1 v. o. Hinter „Stelle" schalten T—G „S. 140." ein; vgl. Z. 10 v. u.
13 v. u. engern, M—Q; G innern; erstere auch im Original, den Ausführungen desselben entsprechend.
11/10 v. u. Stiedenrodt, Psychologie, S. 140, nach M, fehlt in den Ausgaben.
8/7 v. u. wissenschaftlicher, O; die and. wissenschaftlichen.
132. 18 v. o. Ideen, T—Q; G hat den Singular.
16/15 v. u. worauf er sie einschränkt; d'Alembert a. a. O. (Anm. 53, oben S. 256) à quoi il se réduit.
134. 11 v. u. von nach O; die andern Ausgaben vom.
136. 5 v. o. verrückt T, O u. C; Q verrückt; G erdrückt; verdrücken ist nach Sanders meist mundartlich st. niederdrücken, zerdrücken; aber es ist kein Grund, zu zweifeln, daß G8. das Wort wirklich gebraucht hat.
140. 19 v. u. und fehlt bei G.
145. 18 v. o. Zwischenknochen; O Zwischenkieferknochen.
20 v. u. Richtigkeit. So auch die Berliner Sammlung der Briefe G.'s, die Ausg. hier u. Z. 21 v. u. Wichtigkeit.
146. Mit dem Aufsatz „Principes etc." ist noch verglichen der Originaldruck J = Jahrb. f. wissenschaftl. Kritik, herausg. v. d. Societät f. w. K. Berlin 1830 2. B. Sept. Nr. 52 53.
4 v. o. Die Ueberschrift „I. Abschnitt" fehlt in J.
149. 12 v. u. ausdrückt; J ausdruckt (wol nur Druckfehler), die Ausgaben ausspricht.
152. 14 v. u. desselben; J, C u. Q derselben.
156. 8 v. o. Allen nach J; T—G allem.
157. 18 v. u. Ganze; G Ganzes.
160. 17 v. o. worden T—G; J werden (wol Druckfehler).
161. 8 v. o. dem; J den.
22 v. o. Hinter „habe" in C u. Q Hinweisung auf ihren Text.
168. 20 v. o. bezeichnete nach J; T—G bezeichneten.
164. 16 v. o. Figura nach J; T—G figure.
165. 5 v. o. mehrer nach J; T—G mehrerer.

165. 7 v. o. **12 unsere Verbesserung:** J–O 14; **die Schadelabbildungen erschienen eben im 12. Bande.**
166. 10 v. u. **behäglichen** J; T–Q **behäglichem**; G **behaglichem.**
167. 13/12 v. u. **oben ausgesprochene nach** J, **fehlt in den Ausgaben.**
168. 15 v. o. **d. J., G „dieses Jahres", aber nicht richtig:** vgl. Anm. 67.
169. 2 v. o. **verdankt** J, T, O u. G; C u. Q **verdanken;** selbstverständlich ist zu ersteren „haben" zu ergänzen.
170. 13 v. u. **Sensualism** nach J; G **Sensualismus.**
173. 4 v. o. **Und** C, Q u. G; J, T u. O **Und,** Schreib- oder Druckf.
11 v. o. **öffentlichen** nach J; T–G **öffentliche.**
174. Die Ausgaben schließen mit dem Datum: „Weimar, im März 1832", welches in J fehlt.

Naturwissenschaftliche Einzelnheiten.

177-188. 9 v. u. „Physiognomische Fragmente", aus Lavater's gleichnamigem Werke, fehlen in den bisherigen Ausgaben.
188. Mit dem Aufsatze „Ideen zu einer Physiognomik der Gewächse ꝛc.", in den bisherigen Ausgaben den „Recensionen in die Jenaische Allgemeine Literatur-Zeitung" einverleibt, ist noch das Original J L, „Jenaische Allgemeine Literatur-Zeitung" 1806, verglichen. T u. O (Bd. 55) sind zu Goethe's Lebzeiten 1830 erschienen und daher als die späteren Drucke unserm Texte zu Grunde gelegt.
180. 4 v. o. Hinter „hier" folgt in JL nun.
19 v. u. **Gemüth; JL Gefühl.**
190. 2 v. o. **Pflanzengestalten; JL Druckf. Pflanzgestalten.**
191. 3 v. u. **Swieteniem; JL u. T Schwietenien.**
192. 16 v. u. **saft nach Humboldt's Absand.; JL -G ost.**
4 v. u. **dünnen T–G und Humboldt's Absand.; JL dürren.**
194. 15 v. u.–S. 195, Z. 5. Nach **M.** fehlt in den bisherigen Ausgaben.
195. 16 v. u. Zwischen „indem" und „nicht" steht in M wir, offenbar ein Druck, der sich aus dem „wir" Z. 17 v. u. leicht erklärt.
4 v. u. Der Aufsatz „Mineralogische Gesellschaft", dem Intelligenzbl. d. Jen. Allg. Lit.-Zeit. entnommen, fehlt in den bisher. Ausg. Dergl. der hierher Quelle enthaltende „Jenaische Museen und Sternwarte".
201. Dergl. „Zwei deutsche Alterthümer", aus den „Curiositäten der physisch-literarisch-artistisch-historischen Vor- und Mitwelt ꝛc." Kurzer „Curiositäten ꝛc." Einleit., der Titel des Werkes lautet „Anleitung zur Geographie der mittleren Zeiten."
203. 3 v. u. **Zinn**, verbessert nach Textor, „Denkmale ꝛc." vgl. Anm. 81; in den „Curositäten" steht an dieser Stelle sowol als auch in der folgenden Zeile Zinn.
208. 6 v. o. **um**, mit T, O u. G; N, C u. Q an.
13 v. o. In dem Aufsatze „Leben und Verdienste des Doctor Joachim Jungius ꝛc.", veröffentlicht 1850 in Guhrauer's „Joachim Jungius und sein Zeitalter", in die seitdem erschienenen Ausgaben aber nicht aufgenommen, geben wir in Folgendem die von Guhrauer in Anmerkungen mitgetheilten sämmtlichen Lesarten des Manuscripts unter der Bezeichnung Ms wieder. In den Text gekommen sind G's eigenhändige Verbesserungen.
13 v. o. gemeint; Ms verstanden.
12 9 v. u. Uebrigens hatte Willkenow . . . von ihm mit wenigen, aber bedeutenden Worten gesprochen; Ms Wildenow . . . spricht von ihm.

209. 3 v. o. im Studium der alten Sprachen ꝛc.: Nr in den alten Sprachen, so wie in der kräftigen deutschen.
21 v. u. Vorzüglich aber sehen wir ihn der Mathematik ergeben; Nr an den allgemeinsten (durchstr. ersten) metaphysischen (durchstr. philosophischen) Elementen mag er ihm daher eben so wenig gefehlt haben; keineswegs scheint er auch der Mathematik ergeben.
2 v. u. endlich; Nr zuletzt (durchstr.)
210. 18/19 v. o. sie trat . . . denken . . . Nr (durchstr.) wo er sich in allem, was damals nur gefordert werden konnte, höchst gewandt fühlte, wie man sich denn leicht denken kann . . .
14/13 v. u. daß er das Ganze zu gewältigen ꝛc.; Nr daß er sich in denselben nicht genügen konnte.
6 v. u. der sorgfältige Herausgeber; Nr der werthe Mann.
211. 1 v. o. funfzig; Nr siebzig. — zugebracht; Nr beschäftigt.
4 v. o. gelangt, unsere Korrektur, Gubrauer: gelang.
212. 18 v. o. festzusetzen; Nr bestimmen (festzusetzen, festzustellen, mit Bleistift von G.)
17 v. u. zuerst; Nr oft.
9 v. u. Dieses Heft ꝛc. Nr Bei Lesung dieses sechs Bogen starken Heftleins, das ich zu beurtheilen mir nicht anmaße, ist mir durchaus, als wenn ich zwischen der Terminologie und der Philosophie mich in der Mitte befände und von beiden einen lebendigen Einfluß auf mich gewahr würde. (Am Rande mit Bleistift von G.)
5 v. u. beschrieben wird. Nr So vorzüglich er also in der aufmerkenden Unterschied und [Lücke] beobachtenden Botanik gewesen sein mag und also hauptsächlich auf die Symmetrie der Pflanzen, woran, als einem Geregelten, der Beobachter am sichersten sich festhält, schöne und vollkommene Anschauung hatte (sic) . . . Allein was die Metamorphose betrifft, ist auch nicht die mindeste Spur in seinen Werken überdauft, auch nicht da, wo man sie, wie ich höre, gefunden haben will, in der Isagoge, anzutreffen. Ich lese, um mich vollkommen zu überzeugen, eben diese Isagoge nochmals durch und sage nur folgendes . . .
2 v. u. Allein . . . auch nicht die geringste Spur; Nr Allein . . . nicht eine Spur.
213. 2 v. o. seiner Verwandtschaft. So haben wir mit Gubr. belassen, obschon wir einen Fehler vermuthen und es wol heißen sollte, „durch Umgestaltung seine Verwandtschaft, seine Identität . . . verberge".
11/10 v. u. welches . . . nichts Auffallendes hat; Nr (ausgestrichen) besonders bei einjährigen der Fall ist.
2 v. u. wurde; Gubr. würde.
216. 3 v. o. überschauenden; Nr übersichtigen (durchstrichen).
18/19 v. o. nur über den Weg ꝛc. Nr Nur über den Weg, wodurch sie hinführen, über den Gebrauch, den sie davon machen.
15 v. u. Zu „Decandolle" Nr „Bereits gedruckt in dem Aufsatze über Decandolle." Vgl. oben Lnn. 88.
13 v. u. unzählige; Gubr. unzähligen. Vgl. Lb. XXXIII. S. 164, Z. 3.

216. 10 v. u. Zu „überwiegen“ Nr Da ich jedoch hier noch nicht schließen darf, so gedenke ich auf historischem Wege mehr Aufklärung in die Angelegenheit zu bringen. Man darf behaupten —

5 v. u. Zu „verwickelt zu werden“ Nr durchstreichen: „Nachstehender Aufsatz wird hiezu Rechenschaft zu geben suchen.“ (Mit Bleistift) „Sprengel.“ Vorher „Gedruckt! (s. a. O.)“.

218. 9 v. o. Zu „Schema zum Vortrag des Ganzen“ Nr Links unten a. Rande: „dieses ist nun von mir vollständiger nachzubringen“.

222. 14. 15 v. o. gerit. Discropat a natura unsere Verbesserung nach der langage; Guhr. gerat. Discropata Natura.

11 v. u. proxime, unsere Korrektur; Guhr proxinae.

1 v. u. Per accidens; Guhr. ein Wort.

223. 13 v. o. Stylus docet, unsere Korrektur; Guhr. Stylus docet.

18 v. o. Pappus ex flore fit sicut etc. unsere Korrektur; Guhr. Pappus etc. floreacit sicut etc.

6/5 v. u. anschaulicher N u. G; T—Q anschaulichere.

224. 15 v. u. wann. T u. G; N, O, C u. Q wenn. „wann“ im Sinne von „wann“ kommt auch sonst zuweilen bei G. vor.

226. 5 v. u. geplatteten; Q u. G. geplattetem.

229. 5 v. u. selbst N u. G; T—Q fest.

243. 15 v. u. In dem Satze: „Er zeichnet sich ꝛc.“ fehlt offenbar das Wörtchen „auf“ im Pl/tpr.

268. 13 v. u. Mit den beiden Niederschriften über die Kötschauer Ausgrabungen haben wir zwei im Besitze von Loeper's befindliche mit Goethe's eigenhändiger Unterschrift versehene Manuskripte, datirt: Jena den 27. September 1809, und: Jena den 14. März 1810, verglichen (= Ma). Dem Eingange der ersteren gedruckt vorliegenden Niederschrift geht in Ma noch voran: „Jene bei Kötzing neuerlich gefundenen, durch Herrn Prof. Sturm mir mitgetheilten Antiquitäten geben Veranlassung zu folgenden Bemerkungen. — Die kleineren Dinge sind meistens von bekannter Art: elastische schlangenförmige Ringe, Spange, Nadel. Nur ein einziges kleines habe befindliches Stück verdiente vielleicht noch eine nähere Betrachtung und Auslegung.“

13 v. u. großen; Ma größeren; — schneckenförmigen fehlt in Ma.

269. 1 v. o. hinter „Lon“ folgt in Ma noch „aus ihr“, offenbar irrthümlich statt aus ihnen.

3/4 v. o. weil . . . ist; Ma wenn . . . war.

18 v. o. daher; Ma deswegen.

12 v. u. zu denken und zu forschen; Ma zu forschen und zu denken.

6 v. u. würde geleitet werden; Ma geleitet wird.

Der Schluß dieses Mittus lautet: „Ein Nachtrag zu gegenwärtigem flüchtigen Aufsatz, der, um nicht verspätet zu werden, ohne Hülfsmittel geschrieben wurde, wird, sobald die nöthigen Schriften zusammengebracht sind, sogleich erfolgen.“

270. 6/7 v. o. Die eingeklammerten Worte „leitet dahin“ haben wir nach S. 202, Z. 12/13 zugefügt; sie fehlen bei Dorow und in Ma.

13 v. o. In ähnlichen Fällen war ꝛc. Ma In ähnlichen Fällen, beim Abnehmen und Verfinstern des Mondes, waren ꝛc.

16 v. o. üblich; Ma in Uebung.

12/11 v. u. Hermunduren; Ma Hermunturen.

1 v. u. nach der Zeit; Ma gegenwärtig.

Personenregister.

(Nur den im Personenregister zu Th. XXXIII nicht erwähnten Namen Verstorbener, welche nicht als allgemein bekannt vorausgesetzt wurden, sind biographische Notizen beigefügt.)

Agricola, Georg, der Mineralog (1490—1555) 212.
Albinus 114 f.
Alembert, Jean Lerond d', der Mathematiker und Encyclopädist (1717—1783) 131, 140, 256.
Allen, William, Lehrer der Chemie und Physik zu London (1770—1843) 91 f.
Alton, Johann Wilhelm Eduard d' 117 f., 163, 166 ff., 252, 259, 265.
Anaxagoras 264.
Anna Amalia, Herzogin von Weimar 249.
Arago, Dominique François Jean, der Astronom und Physiker (1786—1858) 172.
Aristoteles 166, 221.
Arnkiel, Trogillus, Pastor und Propst zu Apenrade, General-Superintendent von Holstein († 1715) 204.
Ärnus (Matthias Claudius) 186.
Attila 203, 270.

Baco von Verulam (1561—1626) 214, 217 f., 273.
Baer, Karl Ernst von, der Biolog (1792—1876) 263 f.
Baumann 201.
Beier, Adrian, Archidiakonus zu Jena († 1600) 204.
Benn, Wilhelm, presbyterianischer Prediger in England (1600—1630) 367.
Bernays, Michael XV.
Beudant, François Sulpice, Mathematiker, Physiker und Mineralog (1787—1850) 134.
Biedermann, Woldemar Freiherr von 237, 268.
Biot, Jean Baptiste, der französische Physiker (1774—1862) 133 f.
Blumenbach, Johann Friedrich 100, 162, 252, 259.
Boisserée, Johann Sulpiz Melchior (1783—1854) 259, 262.
Bojanus, Ludwig 174.
Bonnet, Charles 103.
Bouvard, Alexis, Pariser Astronom (1766—1843) IX.
Brandes, Heinrich Wilhelm, Prof. d. Mathematik in Breslau, dann der Physik in Leipzig (1777—1834) V, 235, 238, 240.
Breislak, Scipion 278.
Brocchi, Giovanni Battista, ital. Dichter, Naturforscher und Reisender (1772—1826) 278 f.
Brown, Robert 110.

Brucker, Johann Jakob, Philosoph (1696—1770) 94, 251.
Brutus XV, 185, 266.
Buch, Leopold von 258.
Büttner, Christian Wilhelm 197, 219.
Buffon, Georg Ludwig Le Clerc Graf von 155 ff., 171, 181, 203, 261.
Buonarotti, Michel Angelo 127.

Campanella, Thomas, italienischer Philosoph (1568—1639) 250.
Camper, Peter 114 f., 156 f., 161 f., 259.
Candolle, Aug. Pyrame de 208, 216, 219, 271, 274.
Carus, Karl Gustav 174, 259.
Chladni, Ernst Florens Friedrich 123, 253.
Ciccolini, Lodovico, Malteser-Ritter, Professor der Astronomie zu Bologna und Direktor der Sternwarte dal. († 1767) 137, 256 f.
Clavius, Christoph, Jesuit, Lehrer der Mathematik am Kollegium seines Ordens zu Rom (1538—1612) 139.
Columbus 91.
Cousin, Victor 141, 297.
Cuvier XIV, 146, 149, 151 ff., 156 f., 172 f., 257—265.

Dalton, John, der Physiker (1766—1844) 243.
Daniell, John Frederic, Professor der Chemie am Kings College zu London (1790—1845) 50.
Darwin, Charles 283.
Daubenton, Louis Jean Marie 152, 156 f., 262.
Demokrit 127, 254.
Descartes 214 f., 273 f.
Desgretz, Cäsar Manassès, Professor der Physik zu Paris (1789—1863) 133.
Diokletian, römischer Kaiser 276.
Dlask, Laurentius Albrecht 45, 245, 285.
Döbereiner, Johann Wolfgang VIII, 230, 281.
Doerr, Wilhelm, Staatsmann, Direktor der Verwaltungen für Altertumskunde in den rheinisch-westfälischen Provinzen (1790—1846) XVI, 268 f.
Dove, Heinrich Wilhelm XII.
Du Bois-Reymond, Emil XII.
Düntzer, Heinrich X.

Ecard, Johann Georg, Professor in Helmstädt, dann Bibliothekar zu Hannover und Würzburg (1674—1730) 204.
Eckermann, Johann Peter VII, 246, 257 f., 265 f.
Eichstädt, Heinrich Karl Abraham 267 f.
Elgin, Thomas Bruce, Lord, der Kunstsammler (1766—1841) 118, 253.
Eliot, John 33.
Emery, Josiah, Mechaniker in London († 1794) 200.

Fahrenheit, Gabriel Daniel, der Physiker (1686—1736) 47.
Falkenstein, Johann Heinrich von, Historiker (1682—1760) 202, 204, 270.
Falconi 270.
Ferdinand IV., König von Neapel, als König beider Sizilien Ferd. I. 227.
Ferdinand V., der Katholische, König von Aragonien und Kastilien 280.
Fichte 97.
Fischer, Wolfgang Kaspar, Mitbesitzer einer Glashütte in Neuwied (1770—1887) 271.
Findlater, James, Earl of F. and Seafield 11.
Fogelius, Marinus (Vogel), gräflicher Arzt und Professor der Logik und Metaphysik am Gymnasium zu Hamburg (1634—1675) 210, 220, 274.

Forster, Thomas Ignatius Maria, englischer Privatgelehrter (1789—1850) 4, 235.
Frisius, Andreas 206.

Galenus, Claudius 166.
Galilei 91, 250, 273.
Gallitzin, Dimitri Fürst, Staatsmann († 1803) 196.
Gensler, Johann Andreas, General-Superintendent in Hildburghausen (1748—1839) 204.
Geoffroy St. Hilaire, Etienne de XIV, 146, 149, 153, 156 ff., 165, 168 f. 171 ff., 257—265.
Gilbert, Ludwig Wilhelm, Professor der Physik und Chemie zu Halle (1769—1824) VIII, 244.
Goethe VII—XVI, 26, 35 f., 46, 105, 110, 124, 144, 195, 208, 235—240, 244—279, 281, 287—290.
Gotte, Handelsmann zu Karlsbad 11.
Grotrich 304.
Guericke, Otto von 51, 246.
Gubrauer, Gottschalk Eduard, Literarhistoriker (1809—1854) 271 f., 273 ff., 288 f.

Haller, Albrecht von 100, 268.
Hamilton, William, Sir, Alterthumsforscher (1730—1803) 279.
Hartenstein, Gustav 248.
Hartmann, Karl Friedrich Alexander, Mineralog 275.
Haun, René Just, der französische Mineralog (1743—1822) 134.
Haydon, Benjamin Robert, englischer Historienmaler (1786—1846) 118.
Heidinger, Johann Karl von, der schweizer Medailleur (1691—1771) XV, 185, 187 f., 266.
Hegel 97.
Herbart 254.
Herder 95, 251.
Herodian, Geschichtschreiber der römischen Kaiserzeit 202.
Hippokrates 166.
Hirzel, Ludwig XV, 266.
" Salomon XV, 249.
Hoff, Karl Ernst Adolph von 230, 276 ff.
Horrebow, Peter, Professor d. Mathematik zu Kopenhagen (1679—1764) 198.
Hope, Dr., Arzt (1729—1801) 185 f., 266.
Howard, Lukas, Meteorolog, 1772—1864) VIII f., XIV, 31, 20 ff., 26 f., 36. 38, 56, 235 ff., 239, 244 f.
" Robert, dessen Vater } 29.
" Gratwein, des Vorigen Urgroßvater }
" Stanley, des Vorigen Sohn
" Mariabella, geb. Eliot, Lukas' Gattin 23.
Hüttner, Johann Christian, berühmter Reisender, als Schriftsteller in London lebend, Translator bei der Staatskanzlei (1766—1847) 27, 295.
Humboldt, Alexander von 63, 97, 188, 253, 267, 274, 288.
" Wilhelm von 97, 264.
Hunter, John 90.

Isabella, Gemahlin Ferdinand's des Katholischen 280.

Jacobi, Max 145.
Jakob II., König von England 29.
Jamo, Abt 280.
Juncker, Christian, Schulmann und vielseitiger Schriftsteller, zuletzt Director des Gymnasiums zu Altenburg (1668—1714) 202.
Jungius, Joachim XVI, 208 ff., 212, 214, 217—220, 222 f., 271—275.

Jussieu, Bernard de (1699—1776) und Antoine Laurent de 110, 189.

Kämtz, Ludwig Friedrich, Professor der Physik zu Halle, dann zu Dorpat X, 240, 247.
Kalidasa, indischer Dichter im 1sten Jahrh. v. Chr. 240.
Kant IX, 68, 94 f., 97. 100, 247 ff., 251, 254.
Karl August VIII, XII, 4, 196 f., 235. 237 f., 268.
Karl der Große 211, 271.
Karoline von Oestreich, Gemahlin Ferdinand's IV 227.
Kästner, Karl Wilhelm Gottlob, Professor der Chemie und Physik, zuletzt in Erlangen (1783—1857) 240.
Kielmeyer, Karl Friedrich von 152, 154, 174.
Knebel, Karl Ludwig von 249, 253, 260.
Körner, Joh. Christian Friedr., Mechaniker zu Jena (1778—1847) 197, 201, 268.
Kunckel v. Löwenstern, Johann, der Alchymist (1630—1702) 204—207, 271.

La Grange 138 f., 257.
Lamont, Johann XII.
Laplace, IX, 247.
Lappenberg, Archivar zu Hamburg 272.
Lavater, Johann Kaspar XV, 178, 185, 265 f.
Lavoisier 31, 248.
Leibniz 87.
Lenz, Johann Georg, Bergrath zu Jena (1748—1822) 196, 230, 261 f.
Lichtenberg, Georg Christoph, der Physiker (1744—1799) IX, 231, 248.
Linné 105, 152, 189.
Loeper, Gustav von XVI, 249, 266 f., 290.
Lyell, Charles 273, 279 f.

Major, Jo. Daniel, Professor der Medizin zu Kiel und holsteinischer Leibarzt (1634—1693) 204.
Maria Paulowna, Großherzogin von Weimar und Großfürstin von Rußland 197.
Matthesius, Johann, Rektor, dann Pastor zu Joachimsthal in Böhmen (1504—1565) 212.
Meckel, Johann Friedrich 154, 174.
Meinecke, Johann Ludwig Georg IX f.
Merck, Johann Heinrich 158.
Merret, Christoph, prakt. Arzt in London (1614—1695) 206.
Meyer, Ernst 112.
— Heinrich 253.
Milton 36.
Montaigne, Michel Eyquem de, der französische Philosoph (1533—1592) 154.
Morus, Karl Philipp 94, 251.
Müller, Theodor von, Kanzler 144, 249, 257.
Münchow, Karl Dietrich von, Professor der Philosophie zu Jena, dann der Astronomie, Mathematik und Physik zu Bonn (1778—1806) 198.

Napoleon I. 152.
Naumann, Karl Friedrich, Mineralog 256.
Nees von Esenbeck 246.
Neri, Antonius, Priester aus Florenz († 1614) 205 f.
Newton 87, 141 f., 250.
Nicholson, William, Civilingenieur und Literat in London (1753—1815) 244.
Niethammer, Friedrich Immanuel, Professor der Philosophie u. Theologie zu Jena, dann zu Landshut und München (1766—1848) 97.
Nolte, Karl Wilhelm 253.

Norbertus Sanctus, Bußprediger und Stifter des Prämonstratenserordens († 1134) 203.

Oken 154. 174. 259.

Päringer, J. 193.
Pallas, Peter Simon, der Reisende (1741—1811) 91.
Paoli 279.
Pictet, Marc Auguste, Professor und Präsident der Akademie zu Genf, Direktor der Sternwarte (1752—1825) 244.
Plin. Grunenzelide 278.
Plato 250.
Plutarch 141.
Poggendorff, Johann Christian, der Berliner Physiker (1796—1877) XIII.
Poselt, Johann Friedrich, Professor der Mathematik und Astronomie zu Jena (1794—1825) 237. 244. 285.
Purkinje, Johann Evangelista, Professor der Physiologie zu Breslau, dann zu Prag (1787—1869) 119. 122. 127 f., 253. 287.

Ramsden, Jesse, Mechaniker und Optiker in London (1735—1800) 201.
Raphael 127.
Réaumur, René Antoine Ferchault de, der Physiker (1683—1757) 47.
Rees, Abraham, Professor der Mathematik, dann der Theologie und Prediger in London (1743—1825) 96. 244.
Reinhard, Karl Friedrich Graf von, Staatsmann (1761—1837) 257. 262.
Rhode, Christ. Dettl. 204.
Riemer, Friedrich Wilhelm XVI. 249. 273.
Ritgen, Ferdinand August v., Prof. der Medizin zu Gießen (1787—1867) 54. 193 f. 247. 267.
Römer, Olof, der Astronom (1644—1710) 198.
Rubens 183.

Sachs, Julius 274.
Schelling 97.
Scheiner, Friedrich Joseph 267.
Schiller VII. 96. 249. 251 f.
Schlegel, Gebrüder, August Wilhelm v. u. Karl Wilhelm Friedrich v. 97.
Schleiden, Matthias Jakob 260.
Schleiermacher, Ernst Christian Friedrich Adam, Direktor des Museums zu Darmstadt (1735—1844) 160.
Schmidt, Joachim Erdmann, Professor der Rechte zu Jena († 1776) 204.
Schrader 201.
Schreiter, Christoph, Pfarrer zu Elterlein im sächs. Erzgebirge (1748—1814) 204.
Schrön, Ludwig, Gehilfe, später Direktor der Sternwarte und Professor der Mathematik zu Jena (1799—1875) 49. 50.
Schultz, Christoph Friedrich Ludwig, Staatsrath zu Berlin (1781—1834) XI. XIII. 245 f., 250. 253.
Schwerdgeburth, Karl August, Kupferstecher in Weimar (1785—1866) 122. 230. 253.
Shakespeare 237.
Sievers (oder Siver), **Heinrich**, Professor der Mathematik in Hamburg (1636—1691) 220.
Siewer VIII.
Simonow, Iwan Michailowitsch, Prof. d. Astronomie an der Universität zu Kasan (1785—1855) 62. 247.
Sömmerring, Samuel Thomas 159. 220.
Soret, Friedrich Jakob 257 f., 260. 271.

Aber Zöpfe flechten sie
Nun aus langen Haaren,
Unterm Helme fechten sie,
Wie wir wohl erfahren.

Wer sich aber wohl besann,
Läßt sich so nicht zwingen:
Schwere Ketten fürchtet man,
Nennt in leichte Schlingen.

6.

Versunken.

Voll Locken kraus ein Haupt so rund! —
Und darf ich dann in solchen reichen Haaren
Mit vollen Händen hin und wieder fahren,
Da fühl' ich mich von Herzensgrund gesund.
Und küss' ich Stirne, Bogen, Auge, Mund,
Dann bin ich frisch und immer wieder wund.
Der fünfgezackte Kamm, wo sollt' er stocken?
Er kehrt schon wieder zu den Locken.
Das Ohr versagt sich nicht dem Spiel,

„Immer bin ich betrunken
Vom Hauche Deiner krausen Locken."

Von den patriotischen, in Männertracht, unterm Helme mitkämpfenden Frauen gefangen zu werden, meint der Dichter, wäre leichte Gefangenschaft im Vergleich mit Liebesbanden, die Gefahr der krausen Lockenköpfe größer als die der geflochtenen langen Zöpfe. Letztere kamen als deutsche Frauentracht 1814 auf. Vielleicht sind die Helme auch nur auf eine Hutfracht der Frauen zu beziehen, wie solche im Geschmacke des Mittelalters schon zu Ende des vorigen Jahrhunderts, besonders als Reithut getragen wurde (s. das Bild Nr. 13 im Berliner Archiv der Zeit, 1796. Bd. II. S. 596).

6. Versunken, von Goethe schon am 4. August 1815 Sulpiz Boisserée vorgelesen (S. B. I. S. 257). — Ein Spiel in der Weise der orientalischen Dichter. — Bogen (V. 5) sind die Augenbrauen. — Der fünfgezackte Kamm ist die Hand. Grimm (V. 103 d) zitirt auch eine abendländische Anwendung desselben Bildes. Vergl. Hafis (2. Ode des Buchst. Ta):

„Hast Du mit Deinem Kamme
Gekämmt die Ambralocken?
Denn Moschus haucht der Ostwind, die Erde duftet Ambra!"
(fehlt bei Hammer.)

Spix, Johann Baptist von 154, 174.
Sprengel, Kurt 218, 274.
Stahl, Konrad Dietrich Martin, Professor der Mathematik zu Jena, zuletzt in München (1771–1833) 256.
Stein, Charlotte von VIII, 256.
Stein, Friedrich von 236 f.
Sternberg, Kaspar Graf von XIII, 45, 47, 245, 247.
Stiedenroth, Ernst 128, 130, 254.

Tacitus 202.
Tacquet, Andreas, Jesuit, Lehrer der Mathematik in den Ordenskollegien zu Löwen und Antwerpen (1612–1660) 139.
Tassius, Johann Arnold, Professor der Mathematik am Gymnasium zu Hamburg (1585–1644) 220.
Temler, A., Privatdozent zu Jena († 1837) 239.
Tiedemann, Friedrich, Professor der vergl. Anatomie und Physiologie zu Heidelberg (1781–1861) 154, 174.
Tilloch, Alexander, Herausgeber des Philosophical Magazine and Journal (1759–1825) 33, 244.
Tilly, der Feldherr des dreißigjährigen Krieges 275.
Toledo, Petrus Jacobus de, Leibarzt d. Vicekönigs v. Neapel (16. Jahrh.) 280.
Treviranus, Ludolf Christian 113.

Uhde, Hermann 257 f.
Ulseri, Paulus 274.

Vagetius, Johann, Professor der Logik und Metaphysik zu Hamburg (1633–1694) 212, 217, 220.
Varnhagen von Ense 262.
Verschaffelt, Maximilian von, Zeichner und Architekt (1754–1818) 227.
Voigt, Christian Gottlob von 196, 256, 267, 271.
Friedrich Siegmund 195, 271.
Vulliamy 200.

Werner, Abraham Gottlob 196.
Westermann 183.
Wiedeburg, Johann Ernst Basilius, Professor der Philosophie u. Mathematik zu Jena (1733–1789) 255 f.
Wilbrand, Johann Bernhard 54, 193 f., 247, 267.
Willdenow, Karl Ludwig 214 f., 218, 274.
Wilson, Horace Hayman, Prof. des Sanskrit in Oxford (1786–1860) 240.
Wolff, Kaspar Friedrich 100, 252.
Woodward, John, Professor der Medizin zu London (1665–1728) IX.
Woolmann 26.

Zach, Franz Xaver Freiherr von, der Astronom, Begründer der Sternwarte bei Gotha (1754–1832) 137, 300, 256.
Zelter, Karl Friedrich 230, 246, 250, 261, 274, 284.

Goethe's Werke.

Nach den vorzüglichsten Quellen revidirte Ausgabe.

Fünfunddreissigster Theil.

Beiträge zur Optik. — Versuch, die Elemente der Farbenlehre zu entdecken. — Zur Farbenlehre: Didaktischer und Polemischer Theil.

Mit Einleitung und Anmerkungen herausgegeben von

H. Kalischer.

Berlin.

Gustav Hempel.

BIBLIOTHECA
REGIA

Druck von G. Bernstein in Berlin.

Inhalt.

Einleitung des Herausgebers . . . . . Seite IX

Beiträge zur Optik.

Erstes Stück. 1791.

Einleitung 3
I. Prismatische Erscheinungen im Allgemeinen 12
II. Besondere prismatische Versuche 14
III. Uebersicht und weitere Ausführung 18
IV. Rekapitulation 25
V. Ueber den zu diesen Versuchen nöthigen Apparat und besonders über die mit diesem Stücke ausgegebenen Karten 27
VI. Beschreibung der Tafeln 32

Zweites Stück. 1792.

VII. Beschreibung eines großen Prisma 35
VIII. Von den Strahlungen 37
IX. Graue Flächen, durchs Prisma betrachtet 38
X. Farbige Flächen, durchs Prisma betrachtet 40
XI. Nacherinnerung 46
Erklärung der Kupfertafel 47

Versuch, die Elemente der Farbenlehre zu entdecken.[1]

Von weißen, schwarzen, grauen Körpern und Flächen 51
Von farbigen Flächen 55
Uebergang zur Streitfrage 62
Rekapitulation.
Von weißen, schwarzen, grauen Körpern und Flächen 65
Von farbigen Flächen 66
Uebergang zur Streitfrage 67

Zur Farbenlehre.

Zueignung 71
Vorwort 73

1) Hier zum ersten Mal gedruckt.

Seite

Entwurf einer Farbenlehre.

Des Ersten Bandes Erster, Didaktischer Theil.

Einleitung 83

Erste Abtheilung.

Physiologische Farben 90
I. Licht und Finsterniß zum Auge 91
II. Schwarze und weiße Bilder zum Auge 93
III. Graue Flächen und Bilder 98
IV. Blendendes farbloses Bild 99
V. Farbige Bilder 102
VI. Farbige Schatten 107
VII. Schwach wirkende Lichter 113
VIII. Subjektive Hefe 115
Pathologische Farben. Anhang 117

Zweite Abtheilung.

Physische Farben 125
IX. Dioptrische Farben 127
X. Dioptrische Farben der ersten Klasse 127
XI. Dioptrische Farben der zweiten Klasse. Refraktion 136
Subjektive Versuche 140
XII. Refraktion ohne Farbenerscheinung 140
XIII. Bedingungen der Farbenerscheinung 140
XIV. Bedingungen, unter welchen die Farbenerscheinung zunimmt 143
XV. Ableitung der angezeigten Phänomene 146
XVI. Abnahme der farbigen Erscheinung 152
XVII. Graue Bilder, durch Brechung verrückt 153
XVIII. Farbige Bilder, durch Brechung verrückt 155
XIX. Achromasie und Hyperchromasie 163
XX. Vorzüge der subjektiven Versuche. Uebergang zu den objektiven Objektive Versuche 166 167
XXI. Refraktion ohne Farbenerscheinung 168
XXII. Bedingungen der Farbenerscheinung 169
XXIII. Bedingungen des Zunehmens der Erscheinung 173
XXIV. Ableitung der angezeigten Phänomene 176
XXV. Abnahme der farbigen Erscheinung 177
XXVI. Graue Bilder 178
XXVII. Farbige Bilder 178
XXVIII. Achromasie und Hyperchromasie 179
XXIX. Verbindung objektiver und subjektiver Versuche 181
XXX. Uebergang 183

Seite

XXXI. Katoptrische Farben 185
XXXII. Paroptische Farben 191
XXXIII. Epoptische Farben 200

Dritte Abtheilung.

Chemische Farben 215
XXXIV. Chemischer Gegensatz 216
XXXV. Ableitung des Weißen 217
XXXVI. Ableitung des Schwarzen 218
XXXVII. Erregung der Farbe 218
XXXVIII. Steigerung 222
XXXIX. Kulmination 224
XL. Balanciren 225
XLI. Durchwandern des Kreises 226
XLII. Umkehrung 227
XLIII. Fixation 228
XLIV. Mischung. Reale 230
XLV. Mischung. Scheinbare 231
XLVI. Mittheilung. Tactliche 234
XLVII. Mittheilung. Scheinbare 237
XLVIII. Entstehung 238
XLIX. Nomenklatur 242
L. Mineralien 244
LI. Pflanzen 245
LII. Würmer, Insekten, Fische 249
LIII. Vögel 253
LIV. Säugethiere und Menschen 255
LV. Physische und chemische Wirkungen farbiger Beleuchtung 258
LVI. Chemische Wirkung bei der dioptrischen Achromasie . . 260

Vierte Abtheilung.

Allgemeine Ansichten nach innen 262
Wie leicht die Farbe entsteht 262
Wie energisch die Farbe sei 263
Wie entschieden die Farbe sei 264
Mischung der beiden Seiten 264
Steigerung ins Rothe 265
Verbindung der gesteigerten Enden 266
Vollständigkeit der mannichfaltigen Erscheinung 266
Uebereinstimmung der vollständigen Erscheinung 267
Wie leicht die Farbe von einer Seite auf die andre zu wenden . . 267
Wie leicht die Farbe verschwindet 268
Wie fest die Farbe bleibt 268

Seite

Fünfte Abtheilung.

Nachbarliche Verhältniße 269
Verhältniß zur Philosophie 269
Verhältniß zur Mathematik 271
Verhältniß zur Technik des Färbers 273
Verhältniß zur Physiologie und Pathologie 274
Verhältniß zur Naturgeschichte 274
Verhältniß zur allgemeinen Physik 275
Verhältniß zur Tonlehre 278
Schlußbetrachtung über Sprache und Terminologie 279

Sechste Abtheilung.

Sinnlich-sittliche Wirkung der Farbe 282
Gelb 283
Rothgelb 285
Gelbroth 286
Blau 286
Rothblau 287
Blauroth 288
Roth 288
Grün 290
Totalität und Harmonie 291
Charakteristische Zusammenstellungen 293
Gelb und Blau 294
Gelb und Purpur 294
Blau und Purpur 294
Gelbroth und Blauroth 295
Charakterlose Zusammenstellungen 295
Bezug der Zusammenstellungen zu Hell und Dunkel 296
Historische Betrachtungen 297
Aesthetische Wirkung 300
Helldunkel 300
Streben zur Farbe 302
Haltung 303
Kolorit 304
Kolorit des Orts 304
Kolorit der Gegenstände 305
Charakteristisches Kolorit 306
Harmonisches Kolorit 307
Aechter Ton 308
Falscher Ton 308
Schwaches Kolorit 309
Das Bunte 309

Seite
Furcht vor dem Theoretischen 310
Letzter Zweck 310
Gründe 310
Pigmente 312
Allegorischer, symbolischer, mystischer Gebrauch der Farbe 313
Zugabe 315
Schlußwort 322

Enthüllung der Theorie Newton's.

Des Ersten Bandes Zweiter, polemischer Theil.

Einleitung 327
Zwischenrede 331

Der Newtonischen Optik

Erstes Buch. Erster Theil. 334
Erste Proposition. Erstes Theorem 334
Beweis durch Experimente 337
Erster Versuch 339
Zweiter Versuch 344
Zweite Proposition. Zweites Theorem 357
Dritter Versuch 358
Vierter Versuch 361
Fünfter Versuch 363
Sechster Versuch 371
Siebenter Versuch 381
Achter Versuch 392
Rekapitulation der acht ersten Versuche 398
Dritte Proposition. Drittes Theorem 401
Neunter Versuch 401
Zehnter Versuch 404
Newton's Rekapitulation der zehn ersten Versuche 405
Uebersicht des Nächstfolgenden 412
Vierte Proposition. Erstes Problem 414
Eilfter Versuch 415
Fünfte Proposition. Viertes Theorem 419
Zwölfter Versuch 419
Dreizehnter Versuch 421
Vierzehnter Versuch 423
Sechste Proposition. Fünftes Theorem 427
Funfzehnter Versuch 430
Siebente Proposition. Sechstes Theorem 431
Sechzehnter Versuch 434
Achte Proposition. Zweites Problem 436

Seite

Der Newtonischen Optik

Erstes Buch. Zweiter Theil 437
Erste Proposition. Erstes Theorem 438
Erster Versuch 439
Zweiter Versuch 447
Dritter Versuch 448
Vierter Versuch 454
Zweite Proposition. Zweites Theorem 455
Fünfter Versuch 457
Sechster Versuch 461
Definition 464
Dritte Proposition. Erstes Problem 466
Siebenter Versuch 466
Achter Versuch 468
Vierte Proposition. Drittes Theorem 472
Fünfte Proposition. Viertes Theorem 478
Neunter Versuch 478
Zwölfter Versuch 481
Eilfter Versuch 487
Zehnter Versuch 488
Glieder des zehnten Versuchs 488
Dreizehnter Versuch 489
Vierzehnter Versuch 492
Funfzehnter Versuch 494
Sechste Proposition. Zweites Problem 501
Siebente Proposition. Fünftes Theorem 502
Achte Proposition. Drittes Problem 503
Sechzehnter Versuch 504
Neunte Proposition. Viertes Problem 507
Zehnte Proposition. Fünftes Problem 507
Siebzehnter Versuch 508
Eilfte Proposition. Sechstes Problem 524
Abschluß 525
Tafeln 527

Anhang und Bemerkungen (worin die „Erklärung der zu Goethe's Farbenlehre gehörigen Tafeln" abgedruckt ist) 529

Zur Revision des Textes 611
Register s. Theil XXXVI.

Einleitung des Herausgebers.

Kaum hatte Goethe der Welt, welche ihn bis dahin nur als Dichter gekannt, mit seiner Metamorphose der Pflanzen ein Räthsel aufgegeben, als er ihr mit den 1791 und 1792 erschienenen Beiträgen zur Optik eine neue Ueberraschung bereitete. Aber während die erstere Schrift wenig verstanden und daher kaum beachtet wurde oder allenfalls wunderliche Deutungen über sich ergehen lassen mußte, forderte die letztere zum Widerspruch heraus. Denn Goethe hatte darin zwar nur eine Anzahl optischer Phänomene, wie sie ein Prisma zeigt, beschrieben, welche, Perlen gleich sich an einander reihend, in dieser Mannichfaltigkeit noch nicht bekannt waren, und deren Darstellung durch die Schönheit und Eleganz des Ausdrucks auch eine ästhetische Wirkung nicht verfehlen konnte, aber zugleich durchblicken lassen, daß ihm Newton's Theorie doch nicht so gegründet scheine, als die überwiegende Mehrzahl der Physiker annehme, ja daß es Phänomene gebe, welche der in so hohem Ansehen stehenden Theorie widersprechen oder wenigstens sich aus ihr nicht erklären lassen.[1]) Hierzu gehörte, daß ein schmaler schwarzer Streifen auf weißem Grunde, in geeigneter Entfernung durch ein Prisma betrachtet, in die Regenbogenfarben aufgelöst erscheint, gleichwie ein weißer Streifen auf schwarzem Grunde, nur daß die Farben in entgegengesetzter Ordnung auf einander folgen. Letzterer Fall erschien in Uebereinstimmung mit Newton's Theorie, nach welcher bekanntlich das weiße Licht zusammengesetzt ist aus verschiedenen farbigen, d. h. natürlich, aus verschiedene Farbenempfindungen erregenden Lichtarten von verschiedener Brechbarkeit, welche daher durch das Prisma in verschiedenem Grade von ihrem Wege abgelenkt und so aus einander gelegt werden. Wie aber könne das Schwarze, die Negation des Lichts, die Finsterniß, in Farben aufgelöst erscheinen? Goethe erzählt, daß er Jeden, der diese letzte Erfahrung zum ersten Mal machte, über diese beiden Versuche

1) Beiträge zur Optik, §. 56.

Hier iſt nicht Fleiſch, hier iſt nicht Haut,
So zart zum Scherz, ſo liebeviel!
Doch wie man auf dem Köpfchen kraut,
Man wird in ſolchen reichen Haaren
Für ewig auf und nieder fahren.
So haſt Du, Hafis, auch gethan;
Wir fangen es von vornen an.

7.

Bedenklich.

Soll ich von Smaragden reden,
Die Dein Finger niedlich zeigt?
Manchmal iſt ein Wort vonnöthen,
Oft iſt's beſſer, daß man ſchweigt.

Alſo ſag' ich, daß die Farbe
Grün und augerquicklich ſei,
Sage nicht, daß Schmerz und Narbe
Zu befürchten nah dabei.

Immerhin! Du magſt es leſen!
Warum übſt Du ſolche Macht?
„So gefährlich iſt Dein Weſen,
Als erquicklich der Smaragd."

Der Schlußvers von Nr. 6 kommt ähnlich öfter bei Goethe vor, z. B. im Schluſſe des Spruchs: „Chriſtkindlein trägt die Sünden der Welt" (Werke, II. 351).

7. Bedenklich. Das Bedenkliche liegt in dem Gegenſatz zwiſchen der Heilung der Augen durch die Grüne des Smaragds und der Verwundung, welche der den Smaragd tragende Finger, die ſchöne Hand dem Herzen bringt. Im 6. Kapitel I. Buchs der Wahlverwandtſchaften heißt es von Ottilie, ſie ſei ein wahrer Augentroſt: „Denn, wenn der Smaragd durch ſeine herrliche Farbe dem Geſicht wohlthut, ja ſogar einige Heilkraft an dieſem edlen Sinn ausübe, ſo wirkt die menſchliche Schönheit noch mit weit größerer Gewalt auf den äußeren und inneren Sinn" (Werke, XV. 59). Jene wohlthätige Wirkung war auch den Alten bekannt, weshalb der Smaragd in höherm Werthe ſtand als der Rubin. Auch der Ring des Polykrates war ein Smaragd (ſ. Leſſing, VIII. S. 74 f.).

erstaunt und die vergeblichen Bemühungen gesehen habe, das Phänomen aus der bisherigen Theorie zu erklären;[1]) aber schwerlich konnten dies Solche sein, welche mit der Optik genügend vertraut waren. Er selbst erklärte das Phänomen, wie wir seinen Aeußerungen entnehmen zu dürfen glauben, im Sinne der Newton'schen Theorie insofern richtig, als er die Farbenentstehung nicht aus dem schwarzen Streifen, sondern aus den diesen begrenzenden Theilen der weißen Fläche oder, wie er sich ausdrückt, aus den farbigen Ausstrahlungen der Ränder ableitete, und wich nur darin von der alten Theorie ab, daß er die Entstehung des Grün aus einer Vermischung des Gelb und Blau erklärte,[2]) während jene das prismatische Grün als eine einfache Farbe ansieht; eine Frage jedoch, die bis in die neueste Zeit hinein eine offne und daher auch für Goethe's Beiträge ohne Folgen war.[3]) Indessen hatte Goethe jene Erklärungsart doch nicht rein ausgesprochen; er nannte nicht ausdrücklich die weißen Ränder, sondern sprach nur allgemein von den Ausstrahlungen beider Ränder, und da von der verschiedenen Brechbarkeit des Lichts, welche den Angelpunkt der Newton'schen Optik bildet und der Erklärung aller prismatischen Phänomene zu Grunde liegt, überhaupt nicht gesprochen, dagegen wiederholt betont war, daß jede regelmäßige Abwechslung von Licht und Schatten auch regelmäßige Farben durchs Prisma hervorbringe,[4]) so lag der Schluß nahe, daß Goethe auch den Rändern der schwarzen Fläche, dem Dunklen in seiner Wechselwirkung mit dem Hellen, ein ursächliches Verhältniß zur Farbenentstehung zuschrieb. So war die Gegnerschaft zu den in der Optik herrschenden Anschauungen, wenn auch nicht ausdrücklich ausgesprochen, doch deutlich erkennbar gemacht.

Unter allen Gebieten der Physik aber gab es, abgesehen von der Mechanik im engern Sinne, keines, welches als so fest und sicher gegründet erachtet wurde als die Optik, keines, welches durch Anwendung selbst der elementaren Mathematik durch eine gleiche Bündigkeit und Präzision ausgezeichnet war. Die Entgegnungen blieben auch nicht lange aus. Der Rezensent in der „Jenaer Literatur-Zeitung" (1792. Nr. 31) und Gren in seinem „Journal der Physik" (1793. VII, 3) bemerkten unter Anerkennung der lichtvollen Darstellung und der Vermannichfaltigung der in

1) Beiträge zur Optik, §. 56, 67.
2) Das., §. 30, 58 f.
3) S. unten S. XXXVII.
4) Beiträge zur Optik, §. 42, 44, 54.

den Beiträgen beschriebenen Versuche, über deren Richtigkeit kein Zweifel sich erhob, daß das besprochene Phänomen keineswegs problematisch sei, sondern sich durchaus im Sinne der Newton'schen Theorie, wie oben angedeutet, erklären lasse. Gren besonders machte darauf aufmerksam, daß Newton selbst schon jene Randerscheinungen erläutert hat und bei seinen Nachfolgern kein Zweifel über den Grund derselben obwaltete. Nachdem Newton das Aussehen des in verschiedenen Entfernungen vom Prisma auf einem Schirm aufgefangenen Spektrums beschrieben und die Erklärung hierzu gegeben, macht er hiervon Anwendung auf die farbigen Ränder der durch ein Prisma gesehenen Objekte und fährt fort: „Betrachtet man durch ein Prisma einen weißen Gegenstand, der von einem schwarzen umgeben ist, so werden die Ränder aus dem eben angegebenen Grund gefärbt erscheinen; betrachtet man dagegen einen schwarzen Gegenstand, der von einem weißen umgeben ist, so hat man die Farben, welche sich durchs Prisma zeigen, dem Lichte des weißen Gegenstandes, welches sich in die Theile des schwarzen verbreitet, zuzuschreiben.“[1]) Goethe schrieb eine Antikritik gegen den Rezensenten der Jenaer Literatur-Zeitung, veröffentlichte sie aber nicht; im polemischen Theil seiner Farbenlehre (§. 597 ff.) bespricht er den Abschnitt der Newton'schen Optik, in welchem die eben citirte Stelle vorkommt, verweist aber in Bezug auf den fraglichen Punkt auf die Erklärung zur neunten und zehnten der zu seiner Farbenlehre gehörigen Tafeln,[2]) woselbst zwar eine ausführliche Besprechung, aber eine eigentliche Widerlegung der von dem genannten Rezensenten im Sinne Newton's gegebnen Erklärung so wenig zu finden ist als im historischen Theil,[3]) wo dieser Punkt gleichfalls zur Sprache kommt.

Aber Goethe war nicht gesonnen, den Kampfplatz zu räumen. Er hatte bereits im Jahre 1790 die Ueberzeugung gewonnen, daß Newton's Lehre falsch sei, zwar auf Grund einer irrthümlichen Auffassung der aus dem Fundamentalsatze der Newton'schen Optik von der verschiedenen Brechbarkeit des Lichts sich ergebenden Folgerungen, aber eben weil er von vornherein einen falschen Gesichtspunkt eingenommen und sofort eine andere Anschauung über die Entstehung der Farben bei sich festgesetzt hatte, so vermochte

1) Optice, 1706, Part. II. Lib. II. Prop. VIII. Prob. III. p. 136.
2) Siehe unten S. 600 ff.
3) Werke, Th. XXXVI, Abschnitt „Johannes Rigaud“.

keine Ueberredungskunst unterrichteter Physiker ihn von seinem Irrthum zu überzeugen; vielmehr bestärkte ihn Alles, was er hörte und sah, in seiner neugewonnenen Ansicht, und so ward dem Dichter, der sich bereits auf so vielen Gebieten der Naturwissenschaft heimisch fühlte, im Bewußtsein seiner folgenreichen Entdeckungen in anderen Zweigen derselben, abermals, wie er sagt, eine Entwickelungskrankheit eingeimpft, die auf Leben und Thätigkeit den größten Einfluß haben sollte.[1]) Hier war ihm denn auch ein anderes Verhalten vorgeschrieben als gegenüber der Aufnahme, welche die Metamorphose der Pflanzen erfahren hatte. In dieser Schrift hatte er einen neuen schöpferischen Gedanken ausgesprochen, ein Fundament gelegt, und er konnte schweigen und abwarten, bis die Zeit reif geworden, ihn zu verstehen, und eine große Wissenschaft rasch und mächtig sich auf demselben aufbaute. Gegenüber der Farbenlehre aber galt es ihm nicht sowol, Neues zu schaffen, als vielmehr Altes zu zerstören, eine alte Burg, womit er Newton's Optik vergleicht, niederzureißen und den Schutt fortzuschaffen und Aelteres wieder zu Ehren zu bringen, — denn der Grundgedanke seiner Farbenlehre, daß die Farbe aus einer Wechselwirkung des Hellen und Dunklen entstehe, war, wie Goethe selbst nachzuweisen unternahm, seit dem griechischen Alterthum bis auf Newton's Zeit allgemein verbreitet gewesen. Hier war ferner sein künstlerisches Interesse in Mitleidenschaft gezogen: er war, wie er wiederholt bekannt, vom malerischen Kolorit ausgegangen, er wollte das Gesetz der Kunstharmonie finden[2]) und sah sich vergebens nach Hilfe in Newton's Theorie um, von welcher der bildende Künstler wenig Vortheil ziehen konnte.[3]) Da er von Kindheit auf in den Werkstätten der Maler aus- und einging, da er sich in der Ausübung dieser Kunst, zu welcher er sich ganz eigentlich berufen glaubte, selbst versuchte,[4]) so wird es uns nicht wundern, die Spuren seines Interesses für Farbenphänomene aller Art und Alles, was damit zusammenhängt, schon in seinen frühsten Aufzeichnungen, wie in den „Ephemeriden",[5]) zu finden. Aber nirgends bot sich zu solchen Forschungen mehr Gelegenheit und Anre-

1) Werke, Bd. XXXVI. Achter „Confession des Verfassers"; vgl. „Tag- und Jahreshefte" 1790, Bd. 20.

2) Vgl. „Campagne in Frankreich", Bd. XXV, S. 170.

3) „Beiträge zur Optik, § 19; vgl. „Einleitung in die Propyläen", Bd. XXVIII, S. 15.

4) Vgl. „Confession des Verfassers".

5) Briefe und Aufsätze von Goethe aus den Jahren 1766—1786, herausgegeben durch K. Schulz, S. 79.

gung, als in den Kunststempeln und unter dem Himmel Italiens, und so begegnen wir ihnen ab und zu in seinen Berichten und hören, daß er allerlei Spekulationen über Farben gemacht habe, welche ihm sehr anliegen, weil das der Theil ist, von dem er bisher am Wenigsten begriff. „Ich sehe," fährt er fort, „daß ich mit einiger Uebung und anhaltendem Nachdenken auch diesen schönen Genuß der Weltoberfläche mir werde zueignen können".[1]) Doch ein eingehendes Studium der physikalischen Optik, von welcher er nähere Belehrung erhoffte, konnte erst nach der Rückkehr aus Italien erfolgen, und er zögerte nicht, sondern konnte schon im April 1789 dem Herzog melden, daß er in einsamen und mitunter schlaflosen Stunden den ganzen Kreis der Farbenlehre glücklich durchlaufen sei, daß er die Hauptfäden ziehen konnte und nun wie eine Spinne das Werk mit Fleiß zu vollbringen anfange.[2]) Inzwischen glaubte er, wie gesagt, entdeckt zu haben, daß Newton sich geirrt hätte, und schreibt den 1. Juni 1791 an Jacobi: „Eine neue Theorie des Lichts, des Schattens und der Farben, an der ich schreibe und die ich in einem Vierteljahre auszuarbeiten gedenke, wird Dir Freude machen"; und kaum hatte er das erste Stück der Beiträge zur Optik beendet, als er auch, wie er Knebel am 5. Oktober mittheilt, schon am zweiten Stück arbeitete, welches im Frühling des folgenden Jahres, von einer Tafel begleitet, herauskam. Während er hiermit beschäftigt ist, schreibt er an Jacobi am 2. April 1792: „Ich bin wieder einmal gleich jenem Propheten mit dem Mußtopfe dahin vom Genius geführt worden, wo ich nicht hinwollte;[3]) die Optik und besonders der Theil von den Farben beschäftigt mich mehr, als billig ist, daß ich alles Andere darüber liegen lasse und fast vergesse. Dagegen ist es mir auch eine besondere Freude, in einem so durchgearbeiteten Fache so viel scharfsichtigen Beobachtern an der Ferse Nachlese zu halten."

Und indem wir weiter den Spuren seiner chromatischen Beschäftigung nachgehen, welche wir in seinen Werken wie in den Briefen zahlreich antreffen, finden wir an ihm denselben [illegible]en Ernst zu bewundern, welcher ihn bei jedem Unternehm[illegible] künstlerischer wie wissenschaftlicher Natur erfüllte, dieselbe

1) Italienische Reise, Zweiter Römischer Aufenthalt, 1. März 1788.

2) Briefwechsel mit Karl August, I. 141 f.

3) Hier darf man sich der in Bezug auf seine Neigung zur Ausübung der bildenden Kunst gethanen Aeußerung erinnern: „So genau ist es, daß die falschen Tendenzen den Menschen öfters mit größerer Lebendigkeit entzünden als die wahrhaften, und daß er demjenigen weit eifriger nachstrebt, was ihm mißlingen muß, als was ihm gelingen könnte." (Kunst d. Verfassers.)

Hingebung und Liebe zu dem Gegenstande, dieselbe Ausdauer, Beharrlichkeit und Ueberwindung aller Schwierigkeiten, um zum Ziele zu gelangen. „Das einmal erregte Interesse behauptete sein Recht, die Produktion ging ihren Gang, ohne sich durch Kanonenkugeln und Feuerballen im Mindesten stören zu lassen".[1]) So waren es denn auch vorzugsweise chromatische Arbeiten, welche ihn während der Campagne in Frankreich beschäftigten. Ein eben beobachtetes optisches Phänomen, dessen er auch in einem späteren chromatischen Aufsatz gedachte, erläutert er dem Fürsten Reuß, bringt es zu Papier und zeichnet die dazu gehörigen Figuren; in Luxemburg, in Trier bringt er seine Elaborate in Ordnung, gewinnt mehr Einsicht in die optischen Phänomene,[2]) so daß er an Knebel aus dem Lager bei Hans am 27. September 1792 schreiben konnte, daß er in Opticis einige schöne Vorschritte gethan habe. Und bei der Lebhaftigkeit, mit der ihn der Gegenstand beschäftigte, ist es natürlich genug, daß auch die Pempelforter Freunde und im folgenden Jahre, in welchem ihn die Farbenlehre wieder an den Rhein begleitete,[3]) auch sein Schwager Schlosser einen Vortrag seiner Farbenlehre „aushalten" mußten.[4]) Anfangs mochten ihn wol auch Liebhaberneigungen an die Farbenlehre fesseln; aber bald war ihm die Beschäftigung mit derselben zum „Geschäft" geworden.[5]) An Sömmerring schreibt er am 16. Juli 1794: „In das Farbenreich bin ich nach und nach so weit hineingerückt, daß ich fast den Ort nicht mehr sehe, von dem ich ausgegangen bin. Ich höre nicht auf, zu experimentiren und die Experimente zu ordnen, und das Ganze erscheint mir nicht mehr unendlich, ob ich gleich noch Zeit genug brauchen werde, um das Einzelne nach Würden durchzuarbeiten."

Als Jacobi ihm ein Gerücht mittheilte, wonach Goethe jene Beschäftigung ganz aufgegeben haben sollte, erwidert er am 29. Dezember 1794: „Der Dir gesagt hat, ich habe meine optischen Studien aufgegeben, weiß nichts von mir und kennet mich nicht. Sie gehen immer gleichen Schrittes mit meinen übrigen Arbeiten, und ich bringe nach und nach einen Apparat

1) Campagne in Frankreich, S. 34.
2) Campagne in Frankreich, S. 14, 45, 101, 107, 122 u. ö. m.
3) Tag- und Jahreshefte 1793, Bd. 28.
4) Campagne in Frankreich, S. 153, und „Belagerung von Mainz" (Bd. XXVI, S. 269.
5) Confessionen des Verfassers. Vgl. Goethe's Brief an Schiller vom 17. Dezember 1796.

zusammen, wie er wol noch nicht beisammen gewesen ist. Die Materie, wie Du weißt, ist höchst interessant und die Bearbeitung eine solche Uebung des Geistes, die wir vielleicht auf keinem andern Wege geworden wäre. Die Phänomene zu erhaschen, sie zu Versuchen zu fixiren, die Erfahrungen zu ordnen und die Vorstellungsarten darüber kennen zu lernen, bei dem ersten so aufmerksam, bei dem zweiten so genau als möglich zu sein, beim dritten vollständig zu werden und beim vierten vielseitig genug zu bleiben, dazu gehört eine Durcharbeitung seines lieben Ichs, von deren Möglichkeit ich auch sonst nur keine Idee gehabt habe . . .“

In diesem Jahre hatte er den Versuch, die Elemente der Farbenlehre zu entdecken, geschrieben, welcher hier zum ersten Male gedruckt vorliegt. Es ist dies ohne Zweifel dieselbe Abhandlung, welche, wie Goethe mittheilt, Karl von Dalberg mit durchgehenden Randbemerkungen versah,[1] die auch in dem uns vorliegenden Manuskripte enthalten sind. Die Darlegung seiner Ansicht über das Weiße und Schwarze, über die Grund- und Mischfarben strebt sichtlich dem Kernpunkte der ganzen Abhandlung zu, dem Nachweis nämlich, um dessen willen sie überhaupt geschrieben zu sein scheint, daß sich aus Pigmenten kein reines Weiß, sondern nur ein Grau darstellen lasse. Allein man darf wol sagen, daß Goethe damit etwas bestreitet, was eigentlich nie von dem Begründer der optischen Wissenschaft behauptet worden ist. Denn wenn auch Newton Unrecht hat, zuweilen mit Pigmenten wie mit den Farben des Spektrums zu operiren, was Goethe wiederholt rügt,[2] wenn auch seine Ausdrucksweise allerdings hier und da etwas sonderbar klingt, so versäumt er dennoch nicht, auf den Unterschied zwischen Farbstoffen und Spektralfarben hinzuweisen, und gesteht zu, daß sich aus ersteren kein Weiß zusammensetzen lasse. Newton kommt es an jener Stelle hauptsächlich darauf an, den Nachweis zu führen, daß Grau nur im Grade der Hellung, aber nicht der Qualität nach vom Weiß unterschieden ist. Und wenn, wie es in der That der Fall ist, ein weißer Körper durch Verdunkelung denselben Eindruck auf unser Auge macht wie ein grauer Körper durch stärkere Beleuchtung, so darf man wol Newton's Proposition als erwiesen ansehen. Letztere erhält auch eine mehr objektive Bestätigung dadurch, daß, wie Goethe selbst in den Beiträgen zur Optik

1) Konfession des Verfassers. Vgl. unten S. 583.
2) So z. B. §. 169 u. 627 des polemischen Theils der Farbenlehre.

(§. 96) angiebt, die Erscheinungen, welche eine graue Fläche auf schwarzem Grunde, durch ein Prisma betrachtet, zeigt, dieselben sind wie die einer weißen Fläche auf dunklem Grunde, nur daß sie der Natur der Sache nach nicht gleich scharf hervortreten. Der hier besprochene Punkt kehrt natürlich im Hauptwerke mit größerer Ausführlichkeit wieder, und der von Goethe gemachte Einwand ist der vorliegenden Abhandlung zum Theil wörtlich entnommen.

Worauf es indessen vorzugsweise ankommt, ist die von Goethe hier nur gestreifte Frage, welche zu den nothwendigsten Konsequenzen des Newton'schen Prinzips gehört, ob Weiß sich aus den Farben des Spektrums zusammensetzen lasse, und darauf werden wir zurückkommen müssen.

Vergleicht man die bisher vernommenen Auslassungen und diejenigen, welche sonst noch in die ersten Jahre der optischen Studien fallen, mit den Prinzipien des Hauptwerks, so findet man, daß Goethe der Hauptsache nach seine Farbenlehre in Gedanken bereits fertig hatte. Seine Ansicht über die Entstehung der Farbe hatte er schon in den Beiträgen angedeutet, so daß er daselbst (§. 73) in seinem Sinne nicht mit Unrecht sagen konnte, daß in den wenigen Erfahrungen, die er vorgetragen, „der Grund zu allem Künftigen schon gelegt ist, und daß es beinahe nur Entwicklung sein wird, wenn wir in der Folge das durch das Prisma entdeckte Gesetz in allen Linsen, Glaskugeln und andern mannichfaltig geschliffenen Gläsern, in Wassertropfen und Dünsten, ja endlich mit dem bloßen Auge unter gewissen gegebenen Bedingungen entdecken werden." Seinen Gegensatz zu Newton, seine Ansicht über Grundfarben und Mischfarben, die wir in dem Versuch ausgeführt finden, hatte er am 15. Juli 1793 im Lager bei Marienborn folgendermaßen formulirt.

„Newtonische Lehre.

„1. Das Licht ist zusammengesetzt: heterogen.
„2. Das Licht ist aus farbigen Lichtern zusammengesetzt.
„3. Das Licht wird durch Refraktion, Reflexion und Inflexion dekomponirt.
„4. Es wird in sieben, vielmehr in unzählige dekomponirt.
„5. Wie es dekomponirt worden, kann es wieder zusammengesetzt werden.
„6. Die apparenten Farben entstehen nicht durch eine Determination des Lichts von außen, nicht durch eine Modifikation durch Umstände.

„Resultate meiner Erfahrungen.

„1. Das Licht ist das einfachste, unzerlegteste, homogenste Wesen, das wir kennen. Es ist nicht zusammengesetzt.

„2. Am Allerwenigsten aus farbigen Lichtern. Jedes Licht, das eine Farbe angenommen hat, ist dunkler als das farblose Licht. Das helle kann nicht aus Dunkelheit zusammengesetzt sein.

„3. Inflexion, Retraktion, Reflexion sind drei Bedingungen, unter denen wir oft apparente Farben erblicken; aber alle drei sind mehr Gelegenheit zur Erscheinung als Ursache derselben. Denn alle drei Bedingungen können ohne Farbenerscheinung existiren. Es giebt auch noch andere Bedingungen, die sogar bedeutender sind, als z. B. die Mäßigung des Lichts, die Wechselwirkung des Lichts auf die Schatten.

„4. Es giebt nur zwei reine Farben, Blau und Gelb; eine Farbeigenschaft, die beiden zukommt, Roth, und zwei Mischungen, Grün und Purpur; das Uebrige sind Stufen dieser Farben oder unreine.

„5. Weder aus apparenten Farben kann farbloses Licht, noch aus farbigen Pigmenten ein weißes zusammengesetzt werden. Alle aufgestellte Experimente sind falsch oder falsch angewendet.

„6. Die apparenten Farben entstehen durch Modifikation des Lichts durch äußere Umstände. Die Farben werden an dem Lichte erregt, nicht aus dem Lichte entwickelt. Hören die Bedingungen auf, so ist das Licht farblos wie vorher, nicht weil die Farben wieder in dasselbe zurückkehren, sondern weil sie cessiren. Wie der Schatten farblos wird, wenn man die Wirkung des zweiten Lichtes hinwegnimmt." [1])

Die Absicht ferner, den Begriff der Polarität, der Aktivität und Passivität, des Positiven und Negativen auf die Farben anzuwenden, hat Goethe bereits in einem Briefe an Sömmerring vom 2. Juli 1792 ausgesprochen und damit zugleich das stets festgehaltene Bestreben, die Farbenlehre „mit dem Kreis der übrigen Naturerscheinungen zu verbinden".[2]) Am 18. Mai 1794 endlich konnte er dem Herzog mit lebhafter Freude melden, daß

1) Briefw. mit Jacobi, S. 167 ff. Vgl. zum letzten Satze unten S. 107, §. 62 f.
2) Sömmerring's Leben und Verkehr ꝛc., von Rudolph Wagner. S. 121. Vgl. „Einleitung in die Propyläen", S. 15.; Briefw. mit Jacobi, S. 222 und „Konfession des Verfassers".

er „die Phänomene der Farben, wie sie das Prisma, die Vergrößerungsgläser ꝛc. zeigen, auf das einfachste Prinzipium reduzirt habe.“ Nichtsdestoweniger bedurfte es einer harten Arbeit von achtzehn Jahren, ehe den Beiträgen zur Optik die „Farbenlehre“ folgen konnte. Goethe hatte sich die Arbeit nicht leicht gemacht. Man begreift, welche Ueberwindung es den Dichter, der sich der Tragweite seiner naturwissenschaftlichen Entdeckungen, die er im freien Verkehr mit der Natur seinen reinen, offenen Sinnen verdankte, bewußt war, gekostet haben mag, sich in die nebst dem kleinen Löchlein von ihm so vielfach verspottete dunkle Kammer zurückzuziehen, um Newton's Versuche redlich zu wiederholen und des Lichtes Räthsel zu lösen, wobei ihn die Sonne nicht selten im Stich ließ.[1]) Die Schwierigkeiten mehrten sich mit der Einsicht in die Einzelnheiten der Phänomene. „Es ist bald gesagt: man solle genau beobachten!“ schreibt er an Schiller, als er mit den Erscheinungen der sogenannten Inflexion oder Beugung des Lichts beschäftigt war, „ich verdenke es aber keinem Menschen, wenn er geschwind mit einer hypothetischen Enunziation die Erscheinungen beiseite schafft. Ich will im gegenwärtigen Falle Alles, was nur an mir ist, zusammennehmen und brauchen, es ist aber auch nöthig. Dagegen sehe ich wohl, daß es vielleicht der letzte Knoten ist, der mich noch bindet, durch dessen Auflösung wahrscheinlich die schönste Freiheit über das Ganze zu erringen ist.“[2]) So glaubte er sich oftmals dem Ziele nahe, um es alsbald wieder sich weiter fortrücken zu sehen. Denn wenn auch seine theoretischen Ansichten im Allgemeinen fest standen, wenn er auch das Ganze von seinem Gesichtspunkte zu überschauen vermochte, so ließ sich doch das Einzelne um so schwerer unterbringen und bewältigen. Und hier sah er sich vergebens nach Theilnehmern, nach Mitarbeitern unter den Fachmännern um, während er sich, wie natürlich, der Theilnahme anderer Gelehrten und der Unterstützung fürstlicher Gönner erfreute. Aber der Physiker fehlte, was Goethe nicht tief genug beklagen konnte. „Mir aber machte es den unangenehmsten Eindruck,“ fügt er dem in Heidelberg geführten Gespräch mit Schlosser hinzu,[3]) „daß ich, aus dem schrecklichsten Kriegszustand wieder ins nützige Privatleben zurückkehrend, nicht einmal hoffen sollte auf eine friedliche Theilnahme an einem Unternehmen, das mich so sehr

1) Briefwechsel mit Knebel, I. 304.
2) Briefwechsel mit Schiller, dritte Ausgabe, II. 207.
3) Belagerung von Mainz, S. 263.

beschäftigte und das ich der ganzen Welt nützlich und interessant wähnte." Lichtenberg bekundete zwar im Anfang Interesse, so daß Goethe einen Briefwechsel über optische Dinge mit ihm unterhielt, aber bald erkaltete es, und Eifferer hatte sich 1795 zu beklagen, daß Lichtenberg in der neuen Ausgabe von Erxleben's Naturlehre nicht einmal der in den Optischen Beiträgen niedergelegten Versuche erwähnt.[1]) So sank ihm wol zuweilen der Muth; denn die Theilnahme Meyer's konnte nur eine einseitige, das künstlerische Interesse berücksichtigende, diejenige Schiller's nur auf das Allgemeine gerichtet sein. Zwar hielt er sich gerade an der Theilnahme dieser Freunde aufrecht, und als ihm Schiller rieth: „Ich glaube, Sie thun wohl, wenn Sie jetzt, nachdem Sie vergebens auf einen Begleiter und Mitforscher gewartet haben, sich auch nach keinem mehr umsehen und Ihr Geschäft still für sich vollenden, um alsdann mit dem Fertigen, so weit es auf Ihrem Wege sich bringen läßt, auf einmal hervorzutreten,"[2]) antwortet er am 24. Januar 1798: „Erst seit ich mir fest vorgenommen habe, außer Ihnen und Meyer mit Niemanden mehr über die Sache zu konferiren, seit der Zeit habe ich erst Freude und Muth; denn die so oft vereitelte Hoffnung von Theilnahme und Mitarbeit Anderer setzt Einen immer um einige Zeit zurück." Aber die Schwierigkeiten traten immer wieder hervor; am 20. Januar 1798 schreibt er an Schiller: „Die Arbeit war unsäglich, die doch nun schon acht Jahre dauert, da ich kein Organ zur Behandlung der Sache mitbrachte, sondern mir es immer in und zu der Erfahrung bilden mußte." Zwei Jahre darauf bekennt er, daß der Vortrag über seine Farbenlehre, welchen er den Göttinger Professoren hielt, bei seiner noch nicht vollständigen Beherrschung des Gegenstandes weder ihm noch ihnen zur Befriedigung ausschlagen konnte,[3]) und noch im Jahre 1806, in welchem der Druck der Farbenlehre endlich beginnen konnte, nahm die Betrachtung der Erscheinungsmittel und Bedingungen der physischen Farben alle seine Geisteskräfte in Anspruch.[4]) In diesem Jahre trat jedoch die Theilnahme eines Physikers hinzu, und Goethe bekennt, daß Seebeck seine Einsicht in die Physik überhaupt und besonders in die Farbenlehre nicht wenig förderte,[5]) während die Mittwochsvorlesungen,

1) Briefw. mit Schiller, I. 106.
2) Das., II. 20.
3) Tag- und Jahreshefte 1801, Abs. 262.
4) Das., Abs. 587.
5) Das., Abs. 578, 593, 719.

8.

Liedchen, ach, im ſtarren Bande
Zwängen ſich die freien Lieder,
Die im reinen Himmelslande
Munter flogen hin und wieder.
Allem iſt die Zeit verderblich,
Sie erhalten ſich allein:
Jede Zeile ſoll unſterblich,
Ewig wie die Liebe ſein!

9.

Was wird mir jede Stunde ſo bang? —
Das Leben iſt kurz, der Tag iſt lang.
Und immer ſehnt ſich fort das Herz,
Ich weiß nicht recht, ob himmelwärts;
Fort aber will es, hin und hin,
Und möchte vor ſich ſelber fliehn.
Und fliegt es an der Liebſten Bruſt,
Da ruht's im Himmel unbewußt;
Der Lebestrudel reißt es fort,
Und immer hängt's an einem Ort;
Was es gewollt, was es verlor,
Es bleibt zuletzt ſein eigner Thor.

— V. 3 u. 4 der erſten Strophe kehren, aus dem Subjektiven ins Objektive übertragen, in dem Gedichte an Ottilien von Goethe wieder: „denn geſchwätzig ſind die Zeiten, und ſie ſind auch wieder ſtumm" (Werke, II. 440).

8. Eine erſt 1827 in Bd. 5 der A. L. H. an dieſer Stelle eingerückte Strophe. Düntzer (Komm., II. 164) bezieht ſie mit Recht auf die zuſammengebundenen Lieder des Diwan, vorzüglich wol des Buchs Suleika. Mit dieſer Strophe hätte Hatem-Goethe den Diwan Suleika-Willemer überſchicken können, als dieſer 1819 zuerſt im Druck erſchien. Das Himmelsland und das Hin- und Herfliegen der Gedichte erklären ſich dann ſelbſt. Aus einer ähnlichen Empfindung floß das bekannte Gedicht Vorklage (Werke, I. 18) und das Diwanslied VIII. 32.

9. Gedichtet den 22. Juli 1813, zuerſt 1821 mit den Wanderjahren gedruckt (unpaginirt), dann 1827 in Bd. 5 der A. L. H. als Nr. 6 im Buch der Sprüche, endlich ſeit 1827 (I. 6. 345) an dieſer Stelle. — Wahrſcheinlicher Ausdruck der Unruhe des Herzens, welches im Strudel des Lebens

welche er um jene Zeit hielt und die vorzugsweise die Farbenlehre zum Gegenstande hatten, ihm bei der definitiven Redaktion wünschenswerthe Anregungen gegeben haben dürften; denn er hielt, wie er erzählt, niemals einen Vortrag, ohne daß er dabei gewonnen hätte; „gewöhnlich gingen mir unterm Sprechen neue Lichter auf, und ich erfand im Flusse der Rede am Gewissesten." [1]

Indessen waren die chromatischen Studien durch Schiller's Theilnahme auf das Mächtigste neu belebt worden. Wie hoch Goethe dieselbe schätzte, zeigt das zartsinnige Denkmal, welches er dieser Thätigkeit des „unersetzlichen" Freundes gegen das Ende der „Konfession" setzte; wie hingebend Schiller's Theilnahme, wie groß sein Einfluß, vor welchem jede andere Einwirkung in den Hintergrund tritt, auf die Gestaltung und Rundung der Farbenlehre war, darüber belehrt uns fast jede Seite des Briefwechsels. Zwar kann Schiller nicht umhin, Goethe's anhaltende wissenschaftliche Beschäftigung zu bedauern, weil die poetische dabei zu kurz komme; aber er macht keinen Versuch, ihn eines Andern zu überreden, da er „den Nutzen und die Nothwendigkeit davon einsehe." [2] Goethe konnte nun, „wie es Zeit, Umstände und Neigung erlauben, immer sachte fortarbeiten", [3] und das Jahr 1798 weist kaum einen Brief auf, in welchem nicht die Farbenlehre einen Gegenstand der Besprechung bildete und in welchem Schiller nicht den Wünschen des Freundes, ihm von der theoretischen Seite beizustehen, entgegenkomme. Goethe erreichte dies seinerseits auch dadurch, daß er Schiller's Interesse von der philosophischen Seite zu steigern suchte, indem er „die Phänomene und hypothetischen Enunziationen über die Farbenlehre" nach den Kant'schen Kategorien aufstellte, an welchen Schiller zwei Aufsätze Goethe's, darunter ohne Zweifel den später unter dem Titel „Der Versuch als Vermittler von Objekt und Subjekt" veröffentlichten, geprüft hatte. In diesem „Blatt", welches Goethe dem Freunde am 14. Febr. 1798 sandte, war die Eintheilung der Farben in drei Klassen, wie sie uns vorliegt, in die physiologischen, physischen und chemischen, ausgesprochen, während von der Berücksichtigung der Kategorien, welche Schiller wiederholt anempfahl und Goethe sich vorsetzte, [4] in der Farben-

1) Campagne in Frankreich, S. 133.
2) Briefwechsel, II. 57. Vgl. auch Schiller's Brief an Goethe vom 16. Juli 1798 im „Archiv für Literaturgeschichte", Bd. VIII, Heft 1 (1879), S. 119, mitgetheilt von H. v. Loeper.
3) Briefwechsel mit Schiller, II, 21.
4) Tagebuch, II. 14—18, 35 ff.

lehre mol kaum Spuren sich entdecken lassen. Goethe fügte zu jener Dreitheilung hinzu: „Wenn man diese Eintheilung auch nicht weiter als zum Vortrage geben will, so kann sie doch nicht entbehrt werden, und bis jetzt weiß ich keine andere zu machen ...

„Alles rückt in übersehbare Ordnung zusammen, und ich werde mich hüten, irgend einen Theil auszuarbeiten, bis ich an meinem Schema nichts mehr zu bessern weiß; dann ist aber auch die Arbeit so gut als gethan. Ich bitte Sie um gefälligen Beistand durch Einstimmung und Opposition; die letzte ist mir immer nöthig, niemals aber mehr, als wenn ich in das Feld der Philosophie übergehe, weil ich mich darin immer mit Tasten behelfen muß." Also endlich am Ende in dem Freunde auch der philosophische Leitstern für diese Arbeit nur allzu früh.

Außer jener Dreitheilung, welche die Farbenphänomene selbst, ihr Verhältniß zum menschlichen Auge, zu Licht und Finsterniß und zu den Körpern zu bedingen schienen, war noch eine andere, äußerliche, die Methode des Vortrages betreffende zu machen: die Trennung in den didaktischen, polemischen und historischen Theil, welche unter Anregung Schiller's zu Stande kam. Mit Bezug auf die gegen Ende November 1798 während Goethe's Anwesenheit in Jena geführte Unterhaltung über die Farbenlehre findet Schiller zu bemerken, „daß ein Hauptmoment in der Methode sein wird, den rein faktischen sowie den polemischen Theil aufs Strengste von dem hypothetischen unterschieden zu halten, daß die Evidenz des Falles und die des Newton'schen Falsums nicht in das Problematische der Erklärung verwickelt werde, und daß es nicht scheine, als wenn jene auch so wie diese einen gewissen Glauben postulire. Es liegt zwar schon in Ihrer Natur, die Sache und die Vorstellung wohl zu trennen; aber demungeachtet ist es kaum zu vermeiden, daß man eine gangbar gewordene Vorstellungsweise nicht zuweilen den Dingen selbst unterschiebt und aus einem bloßen Instrument für das Denken eine Realursache zu machen geneigt ist.

„Ihre lange Arbeit mit den Farben und der Ernst, den Sie darauf verwendet, muß mit einem nicht gemeinen Erfolg belohnt werden. Sie müssen, da Sie es können, ein Muster aufstellen, wie man physikalische Forschungen behandeln soll, und das Werk muß durch seine Behandlung ebenso belehrend sein als durch seine Ausbeute für die Wissenschaft."

Goethe sah jedoch sofort, daß er die Forderung, die Fakta ohne jeden hypothetischen Hintergrund darzustellen, nicht würde erfüllen können, daß ihm die von Schiller verlangte Sonderung

nicht gelingen würde, und antwortete hierauf: „Die Behandlungsart, die Sie den chromatischen Arbeiten vorschreiben, bleibt freilich mein höchster Wunsch, doch fürchte ich fast, daß sie wie jede andere Idee unerreichbar sein wird; das Mögliche wird durch Ihre Theilnahme hervorgebracht werden. Jedermann hält die Absonderung der Hypothese vom Fakto sehr schwer; sie ist aber noch schwerer, als man gewöhnlich denkt, weil jeder Vortrag selbst, jede Methode schon hypothetisch ist.

„Da Sie als ein Dritter nunmehr nach und nach meinen Vortrag anhören, so werden Sie das Hypothetische vom Faktischen besser trennen, als ich es nun für die Zukunft je vermag, weil sich gewisse Vorstellungsarten doch bei mir festgesetzt und gleichsam faktisirt haben. Ferner ist Ihnen das interessant, woran ich mich schon matt und müde gedacht habe, und Sie finden die Hauptpunkte, worauf das Meiste ankommt, eher heraus.“ [1])

Und wie trifft es gerade hier zu, daß jeder Vortrag selbst, jede Methode schon hypothetisch ist! Leugnet doch Goethe im Allgemeinen Newton's Versuche ebenso wenig, als über die Richtigkeit seiner eignen Beobachtungen ein Streit obwaltet! Aber die Deutung, welche Beide ihren Versuchen geben, ist gänzlich verschieden, und diese prinzipielle Verschiedenheit äußert sich sofort in der Methode, läßt sich Schritt für Schritt in der Behandlung, ja in der Reihenfolge der Behandlung der einzelnen Abschnitte der Farbenlehre verfolgen, wie wir nur mit Wenigem andeuten wollen.

Newton will die verschiedene Brechbarkeit des Lichts erweisen, um daraus die Farbenentstehung überhaupt abzuleiten, und führt uns sogleich in medias res, indem er ein zur Hälfte roth, zur Hälfte blau gefärbtes Papier durchs Prisma betrachtet und findet, daß die beiden Felder gegen einander verrückt erscheinen. Goethe dagegen, der zu seinen Erklärungen sehr häufig die rein subjektiven Elemente der Farbenphänomene braucht, beginnt mit den physiologischen Farben: er reflektirt zwar die eben angeführte Erscheinung nicht, aber erklärt sie als eine Täuschung, als eine Wirkung der an den verschiedenfarbigen Flächen auftretenden verschiedenen Farbensäume, welche die eine zu verkürzen, die andere zu vergrößern scheinen und so den Schein einer Verrückung aus der gegenseitigen horizontalen Lage hervorbringen. Seine Theorie der Nebenbilder, welche er zur Erklärung der prismatischen Farbenphänomene braucht, schließt sich an die Irradiation an, welche ihre Stelle in dem physiologischen Abschnitt

1) Briefwechsel, II. 151 ff.

findet. Da Goethe ferner die Entstehung der Farben aus der Wechselwirkung zwischen Licht und Finsterniß ableitet, so beginnt er das Kapitel über die physischen Farben mit der Lehre von den trüben Mitteln und betrachtet aus demselben Grund bei den dioptrischen Farben der zweiten Klasse zuerst die farbigen Randerscheinungen, und solche Beziehungen lassen sich leicht in größerer Anzahl auffinden.

Interessen nahm der Erfolg jener wissenschaftlichen Unterhaltungen unsers Dichterpaares bald feste Gestalt an; im Jahre 1800 war Goethe die Haupteintheilung der Farbenlehre in die drei Hauptmassen, die didaktische, polemische und historische, zuerst ganz klar geworden und hatte sich entschieden;[1] aber wie oft er auch das Ziel seines Strebens vor Augen zu sehen glaubte, wie früh wir auch vernehmen, daß „der Vortrag sich immer mehr reinigt und das Ganze sich unglaublich simplifizirt, wie es natürlich ist, da eigentlich Elementarerscheinungen abgehandelt werden,"[2] wie oft wir auch in mannichfachen Wendungen hören, daß er in der Ausarbeitung der Farbenlehre einen „tüchtigen Ruck" gethan: es sollte noch ein Jahrzehnd hingehen, ehe das Werk in die Welt hinausgesandt werden konnte. Diese lange Verzögerung mochte er schwerlich geahnt haben, als er am 30. Dezember 1799 an Sömmerring schrieb: „An der Farbenlehre habe ich immer fortgearbeitet. Den Stoff habe ich im Engen und Klaren, über die Form des Vortrags bin ich auch mit mir völlig einig, es kommt nun jetzt auf die Ausführung an, die dann freilich von Muse, Stimmung und Glück abhängt."

Unter diesen drei Erfordernissen zur Ausführung war wol das letzte am Wenigsten erfüllt: der Mangel eines von vornherein glücklichen Angreifens des Gegenstandes machte die Bewältigung des Materials so schwierig und verschuldete wol zumeist die lange Dauer der Arbeit. Goethe hatte nämlich die drei Hauptmassen der Farbenlehre ziemlich gleichzeitig in Angriff genommen, ohne sich der Nothwendigkeit einer Sonderung bewußt zu sein; er hatte ferner, wie er sagt, ehe er „der Sache gewachsen war, immer wieder einmal schriftlich angesetzt, sie zu behandeln und zu überliefern. Dadurch gewann ich jedes Mal. Nun aber liegen von einem Kapitel manchmal drei Aufsätze vor, wovon der erste die Erscheinungen und Versuche lebhaft darstellt, der

1) Tag- und Jahresshefte, Abs. 210.
2) Briefw. mit Schiller, I. 249.

zweite eine bessere Methode hat und besser geschrieben ist, der dritte auf einem höhern Standpunkte beides zu vereinigen sucht und doch den Nagel nicht auf den Kopf trifft. Was ist nun mit diesen Versuchen zu thun? sie auszusaugen, gehört Muth und Kraft, und Resolution, sie zu verbrennen; denn Schade ist's immer. Wenn ich fertig bin, insofern ich fertig werden kann, so wünsche ich mir sie gewiß wieder, um mich mir selbst historisch zu vergegenwärtigen, und ich komme nicht zum Ziel, wenn ich sie nicht vertilge." Aber er hatte unmittelbar vorher ausgesprochen: „Ich stehe doch genug, um mein vergangenes Wesen und Treiben historisch als das Schicksal eines Dritten anzusehen. Die naive Unfähigkeit, Ungeschicklichkeit, die passionirte Heftigkeit, das Zutrauen, der Glaube, die Mühe, der Fleiß, das Schleppen und Schleifen und dann wieder der Sturm und Drang, das Alles macht in den Papieren und Akten eine recht interessante Ansicht; aber unbarmherzig exzerpire ich nur und ordne das auf meinem jetzigen Standpunkt Brauchbare; das Uebrige wird auf der Stelle verbrannt. Man darf die Schlacken nicht schonen, wenn man endlich das Metall heraus haben will." [1])

Aber diese Schlackenreinigung war am Ende nicht die letzte, wie sie nicht die erste war. Er hatte schon fünf Jahre vorher für nöthig gefunden, Ordnung in den chromatischen Papieren zu machen, um das bisher Gethane recht zu übersehen. „Ich hatte nämlich", schreibt er am 10. Januar 1798 an Schiller, „von Anfang an Akten geführt und dadurch sowol meine Irrthümer als meine richtigen Schritte, besonders aber alle Versuche, Erfahrungen und Einfälle konservirt; nun habe ich diese Volumina auseinandergerennt, Papiersäcke machen lassen, diese nach einem gewissen Schema rubrizirt und Alles hineingesteckt, wodurch ich denn meinen Vorrath zu einem jeden Kapitel desto besser übersehen kann — wobei ich alle unnütze Papiere zerstören kann —, indem ich das Nützliche abionire und zugleich das Ganze rekapitulire. Jetzt hinterdrein sehe ich erst, wie toll die Unternehmung war, und werde mich wohl hüten, mich jemals wieder in etwas Aehnliches einzulassen. Denn selbst jetzt, da ich mich so weit durchgearbeitet habe, bedarf es noch einer großen Arbeit, bis ich mein Material zu einer reinen Darstellung bringe. Indessen habe ich dabei sehr an Ausbildung gewonnen. Denn ohne diese seltsame Theilnahme wäre es meiner Natur kaum vergönnt gewesen, einen Blick in diese Fächer zu thun."

1) Briefwechsel mit Schiller, II. 391 f.

Wie hier, so spricht er auch sonst den Wunsch aus, nur erst einen Theil der chromatischen Akten verbrennen zu können, und man begreift diesen mühseligen Arbeiten gegenüber, die übrigens auch große Geldopfer forderten — die Instrumente zur Farbenlehre, erzählt er einmal, hätten ihn über zweitausend Gulden gekostet[1] —, daß er oft „ein wahres Bedürfniß fühlte, das Farbenwesen endlich einmal los zu werden", und oft „keinen andern Wunsch hegte, als von der Chromatik entbunden zu sein,"[2] daß diese Arbeit, die er doch nicht von sich abwälzen konnte, da sie ihm wie eine „unabtragbare Schuld"[3] anlag, zuletzt eine so große Last war, daß er den 16. Mai 1810, in welchem Jahre die Farbenlehre in zwei Bänden erschien, als glücklichen Befreiungstag ansah, an welchem er sich in den Wagen setzte, um nach Böhmen zu fahren.[4]

Es ist nicht schwer, sich vorzustellen, welches Aufsehen und

1) Briefwechsel und mündlicher Verkehr zwischen Goethe und Grüner, S. 18.
2) Briefwechsel mit Schiller, II. 145 f.
3) Das., S. 390.
4) Tag- und Jahreshefte, Abs 749. — Wir wollen bei dieser Gelegenheit mittheilen nicht verhehlen, daß die Verlagshandlung ein Exemplar der „Farbenlehre" besitzt, dessen I. Bd. die Jahreszahl 1808 trägt, während es doch nicht dem leisesten Zweifel unterliegt, daß beide Bände erst 1810 in den Buchhandel kamen. Auch bei Hirzel ist das Werk nur unter diesem Jahre aufgeführt. Da nun ein Druckfehler nicht anzunehmen ist, so erklärt sich dies wol folgendermaßen. Im Jahre 1808 wurde der Druck beider Bände, wie in den „Annalen" (Abs 585) mitgetheilt wird, zugleich begonnen. Die Oktober-lage verursachten nur eine geringe Unterbrechung (das. Abs. 591 f.), und am 14. Januar 1807 konnte Goethe an Knebel schreiben, daß er „mit dem didaktischen Theil der Farbenlehre, dem eigentlichen Entwurf derselben, nunmehr Gott sei's gedankt! fertig sei". Am Ende des Jahres waren neben fünf Bogen des II. Theils dreißig Aushängebogen des I. Theils, d. i. außer dem didaktischen die kleinere Hälfte des polemischen Theils in seinen Händen (das., Abs. 642), und Goethe versandte solche sogar an nähere Freunde, wie an Reinhart, durch welchen Cuvier das Werk Anfangs Oktober erhielt (Briefw. mit Reinhard, S. 15). So konnte denn der Verfasser sowol als der Verleger hoffen, das ganze Werk im folgenden Jahre gedruckt zu sehen; Ersterer nahm auch im Briefe an Zelter vom 4. Mai 1807 keine längere Frist in Aussicht, und in dieser Zuversicht wird der Titel mit der Jahreszahl 1808 gedruckt und später nicht für alle Exemplare geändert worden sein. Daß indessen die Hoffnung nicht erfüllt wurde, lag natürlich zunächst daran, daß andere Arbeiten dazwischentraten, daß Goethe, wie er in dem so eben citirten Briefe an Zelter schreibt, „auf gar zu vielerlei Weise unterbrochen worden", daß er Manches, was bereits zum Druck bestimmt war, nochmals umzuarbeiten für gut fand (Briefw. mit Reinhard, S. 29), und daß schließlich weder der polemische noch der historische Theil so rasch, als erwartet worden war, vorrückte, so daß der Abschluß des ersteren auch erst 1810 erfolgte (Annalen, Abs. 748). „Zuletzt noch, wo Alles zusammentreffen" sollte, machte die Farbenlehre, wie Goethe am 10. Mai an Voigt und am 7ten an Karl August schrieb, „mancherlei Noth", „viel Unruhe und Mühe".

Erstaunen dieses Werk in der wissenschaftlichen Welt erregen mußte. Denn es trat mit keinem geringeren Anspruch auf als mit dem, an die Stelle der alten, so wohl wie kaum eine andere Disiplin begründet scheinenden Theorie des großen Briten eine neue zu setzen, es glaubte in der leidenschaftlichsten Sprache seine Schläge so vernichtend zu führen, es triumphirte in so unerschütterlicher Siegesgewißheit über den Gegner, daß man es wol Niemandem verdenken kann, der, wenn er auch noch so gut ausgerüstet mit den Kenntnissen der Optik, in höchster Verehrung vor Goethe's Genius an dessen Farbenlehre herantritt, von Zweifeln gequält wird, die sich religiösen Skrupeln vergleichen lassen, wie sie das Erwachen des freien selbstständigen Denkens im Konflikt mit den durch Erziehung eingeimpften religiösen Vorstellungen in der menschlichen Seele hervorrufen, bis sich der prägnante Punkt gefunden, von welchem Irrthum und Wahrheit sich leidenschaftslos übersehen läßt.

Das Erstaunen der Physiker mußte um so größer sein, als die Farbenlehre der Mathematik unterworfen war, welche Goethe nicht nur nicht berücksichtigen konnte, sondern am Liebsten gänzlich ausgeschlossen sehen wollte, obschon die Mittel der elementaren Mathematik für die wissenschaftliche Darstellung der Farbenlehre innerhalb weiter Grenzen im Allgemeinen genügen. Denn daß es eine Physik ohne Mathematik gebe, wie Goethe sagt, kann doch nur insofern zugegeben werden, als der Mathematiker aus den Händen des Physikers die Phänomene, Beobachtungen und Versuche nimmt, um sie durch Maß und Zahl zu fixiren und zu umgrenzen. Sicherlich sind, abgesehen von der Mechanik im engern Sinne, mehr Entdeckungen ohne Mathematik gemacht worden, als mit Hülfe derselben; aber bei der Entdeckung der Thatsachen als solcher befriedigt sich unser Kausalitätsbedürfniß nicht, sondern es verlangt, daß wir zu den Kräften aufsteigen, und erst, wenn wir ihre Wirkungen bestimmt haben nach Maß und Zahl und Gewicht, erst dann glauben wir die höchste Stufe der Erkenntniß erreicht zu haben, welche uns beschieden ist. Denn darin unterscheidet sich die materielle Welt von der geistigen, daß sich die Theile der ersteren überall als extensive Größen darstellen, welche die Anwendung der Mathematik unentbehrlich machen. Hat diese Einsicht eine neue Aera für die organischen Naturwissenschaften hervorgerufen, dringt mit ihrer Hülfe die Physiologie siegreich vor und erobert ein bis dahin verschlossenes Gebiet nach dem andern, hat sie selbst einen glücklichen Versuch gemacht, die räthselhaften Regionen einer genaueren Erkenntniß

zu erschließen, um wie viel mehr werden ihre Sphäre die Erscheinungen der materiellen Welt sein, um wie viel erfolgreicher wird sie sich hier bewegen! Geräth doch Goethe selbst in die Mathematik, indem er die Brechung des Lichts demonstrirt, und ruft er doch selbst im Eingang der Farbenlehre und gegen Schluß des didaktischen Theils die Hülfe des Mathematikers herbei!

Eine Folge des geforderten Ausschlusses aller mathematischen Betrachtungsweise ist es auch, daß Goethe die Ausdrücke Strahlen, Strahlenbündel, Strahlencylinder u. s. w. verwirft oder nur in sehr beschränkter Weise damit zu operiren gestattet (D. 310, 401 u. a. m.),[1] während er selbst an Stelle derselben vom Licht im Allgemeinen, so auch beispielsweise vom sich kreuzenden Lichte redet (D. 309, 365, 397 u. a. m.) oder viel häufiger sich dafür des Ausdrucks Bild, und zwar in so unbestimmter Weise bedient, daß darunter zuweilen der leuchtende Gegenstand zu verstehen ist. Denn so sagt er, das prismatische Spektrum entstehe durch Verrückung eines Bildes. Aber das Bild, sobald es erscheint oder auf der Fläche projizirt ist, wird nicht wirklich verrückt, sondern erscheint so im Vergleich zu der Lage, welche es einnehmen würde, wenn das Licht nicht durch das Prisma gegangen wäre, wogegen Goethe von der Sonne selbst sagt, sie wirke hier, indem sie scheint und strahlt, als ein Bild (D. 369). Aber wie können wir uns denn das Zustandekommen eines Bildes anschaulicher vorstellen als durch scheinbare oder wirkliche Vereinigung von Strahlen, wenn wir auch unter einem einzelnen Strahl nichts weiter als die Fortpflanzungsrichtung des Lichts verstehen? Wenden wir doch auch die Gesetze des Kreises, der Kugel auf die Wirklichkeit an, obschon es hier keinen Kreis, keine Kugel im mathematischen Sinne giebt.

Diese Bemerkungen glaubten wir dem Folgenden vorausschicken zu sollen, um nicht weitläufig zu werden, wenn wir in der Darlegung der Goethe'schen Farbenlehre und ihres Verhältnisses zur Newton'schen von Bildern, im Sinne der ersteren, oder, nach Bedürfniß, von Strahlen reden, ohne sonst, um nicht den Boden, auf welchem Goethe steht, zu verlassen, die Hülfe der Mathematik in Anspruch zu nehmen.

Newton glaubte aus seinen Versuchen schließen zu müssen, daß die weiße Körperfarbe wie das weiße Sonnenlicht zusammengesetzt sei aus verschiedenfarbigen Lichtarten, welche, wenn das

1) Hier wie im Folgenden beziehen sich die eingeklammerten Zahlen auf die Paragraphen der Farbenlehre, und zwar auf den didaktischen Theil, wenn D., auf den polemischen, wenn P. vorangeht.

Licht durch ein Prisma hindurchgeht, in Folge ihrer verschiedenen Brechbarkeit unter gewissen Bedingungen jenes Farbenbild hervorbringen, welches man das Spektrum nennt. Blickt man demnach in geeigneter Entfernung durch ein Prisma nach einer weißen Fläche von geringer Ausdehnung, so wird dieselbe in Farben aufgelöst erscheinen; ist die Fläche groß oder nähert sich ihr der Beobachter, so werden nur die Ränder sich gefärbt zeigen. Goethe bekennt mit der ihm eigenen Offenheit, daß, als er eben im Begriff war, dem Hofrath Büttner das von diesem geliehene Prisma auf wiederholtes Drängen des ungeduldigen Mannes wiederzusenden und doch noch geschwind durch ein Prisma sehen wollte, was er seit seiner frühesten Jugend nicht gethan hatte, ihm „nicht mehr gegenwärtig war, auf welche Weise Alles bunt" erscheinen müßte. Eben befand er sich in einem völlig geweißten Zimmer, er erwartete, als er das Prisma vor die Augen nahm, eingedenk der Newton'schen Theorie, die ganze weiße Wand nach verschiedenen Stufen gefärbt zu sehen. Aber wie verwundert war er, als die durchs Prisma angeschaute weiße Wand nach wie vor weiß blieb, daß nur da, wo ein Dunkles daran stieß, sich eine mehr oder weniger entschiedene Farbe zeigte. „So bedurfte keiner langen Ueberlegung," fährt er fort, „so erkannte ich, daß eine Grenze nothwendig sei, um Farben hervorzubringen, und ich sprach wie durch einen Instinkt sogleich vor mich laut aus, daß die Newton'sche Lehre falsch sei." [1])

Allein Goethe sah, was er nach der Newton'schen Theorie sehen mußte. Diese leugnet nicht, daß Farben durchs Prisma nur da erscheinen, wo ein Helles an ein Dunkles grenzt; aber sie bestreitet, daß die gegenseitige Begrenzung des Hellen und Dunklen in einem ursächlichen Verhältniß zur Farbenerzeugung stehe, und erkennt ihr nur den Werth einer Bedingung zu, welche bewirkt, daß das Farbenbild in die Erscheinung trete, ebenso wie die größere Entfernung des Beobachters von einer weißen Fläche geringer Ausdehnung nur Bedingung ist, um das Farbenbild verlängert oder die ganze Fläche in Farben aufgelöst zu sehen. Jeder Physiker sagte ihm, daß die Phänomene aus der Newton'schen Theorie erklärt seien. Denn von jedem Punkte der weißen Fläche gehen Strahlen so vieler Lichtarten aus, als es Grade der Brechbarkeit giebt; die stärker gebrochenen des einen Punktes werden mit den weniger gebrochenen Strahlen des benachbarten sich kreuzen und durch dieses Ineinandergreifen wiederum Weiß hervorbringen, nur an den Rändern

1) Confessions des Verfassers.

werden einerseits die am Wenigsten, andererseits die am Stärksten brechbaren Lichtarten ungedeckt bleiben, und daher muß der ein Rand gelbroth, der andere blauviolet gefärbt erscheinen, die Mitte aber weiß bleiben. Goethe blieb jedoch bei seiner Meinung, und so nahm die Farbenlehre von einem Irrthume, von einer mißverständlichen Auffassung der Konsequenzen, welche sich aus der Newton'schen Theorie ergeben, ihren Ursprung.

Goethe bestritt also von diesem Augenblicke an, daß das weiße Licht zusammengesetzt sei und aus Lichtarten verschiedener Brechbarkeit bestehe, daß die Farben aus dem Lichte stammen, leitet vielmehr die Farbenentstehung aus einer Wechselwirkung von Licht und Finsterniß, von Hell und Dunkel, von Licht und Nichtlicht ab. Einen Grund zu dieser Annahme mochte Goethe zunächst darin finden, daß jede Farbe dunkler ist als Weiß, und er nennt daher die Farben Halblichter, Halbschatten, schreibt ihnen allen ein Schattenhaftes, σκιερόν, zu. Nach der Newton'schen Theorie muß natürlich die Farbe dunkler sein als das Weiße, da sie nur ein Theil des Lichts ist. Da nun Finsterniß nur eine Negation, Beraubung des Lichts, aber nichts Positives ist, da sie so wenig wie Kälte ein physikalischer Begriff ist, und wie diese wenig Wärme, so jene wenig Licht, und demnach auch Licht und Nichtlicht nichts Anderes bedeutet als Licht, so folgt hieraus im Sinne Goethe's, daß die Farbe aus Schwächung, aus Mäßigung des Lichts entstehe (D. 312). Da jedoch durch Licht und Finsterniß, durch Schwarz und Weiß, also durch Beraubung, Schwächung des Lichts, durch Verdunkelung des Weißen an und für sich Schatten oder Grau entsteht, so muß es noch eine spezifische Ursache geben, welche die Farben hervorbringt, und diese findet Goethe in den trüben Mitteln. Blickt man nämlich durch ein trübes Mittel nach einem hellen farblosen Licht, so erscheint dieses gelb und geht bei Zunahme der Trübe in Gelbroth und Rubinroth über. „Wird hingegen durch ein trübes, von einem darauffallenden Lichte erleuchtetes Mittel die Finsterniß gesehen, so erscheint uns eine blaue Farbe, welche immer heller und blässer wird, je mehr sich die Trübe des Mittels vermehrt, hingegen immer dunkler und satter sich zeigt, je durchsichtiger das Trübe werden kann, ja bei dem mindesten Grad der reinsten Trübe als das schönste Violet dem Auge fühlbar wird" (D. 150f.). Diese Erscheinung an trüben Mitteln nennt Goethe ein „Urphänomen", welches keine weitere Erklärung zulasse, und sie bildet den Grund- und Eckstein seiner Theorie; daß „auf dem reinen Begriff vom Trüben die ganze Farben-

10.

Schlechter Troſt.

Mitternachts weint' und ſchluchzt' ich,
Weil ich Dein entbehrte.
Da kamen Nachtgeſpenſter,
Und ich ſchämte mich.
„Nachtgeſpenſter," ſagt' ich,
Schluchzend und weinend
Findet Ihr mich, dem Ihr ſonſt
Schlafendem vorüberzogt.
Große Güter vermiſſ' ich.
Denkt nicht ſchlimmer von mir,
Den Ihr ſonſt weiſe nanntet;
Großes Uebel betrifft ihn!" —
Und die Nachtgeſpenſter
Mit langen Geſichtern
Zogen vorbei,
Ob ich weiſe oder thörig,
Völlig unbekümmert.

---

doch immer hängt an einem Ort. Mehr orientaliſch ſpricht dieſelbe Empfindung ſich aus in der Gaſele Hatem, Nr. 22 des Buchs Suleika. — Thöricht iſt die Liebe nach den Schlußverſen ſowol dieſes als des folgenden Gedichts. — Vers 2 iſt pointirte Variante des vita brevis, ars longa.

10. Schlechter Troſt. Zu Eiſenach am 24. Mai 1815, einem ſehr liederreichen Tage, entſtanden. Dort war wol das erſte Nachtquartier auf der Reiſe von Weimar nach Wiesbaden. — Das Gedicht führt den Vers von Hafis (Bucht. vom. II. weiter aus:

„Des Blutes halb, das geſtern Nachts
Geſloſſen iſt von meinen Augen.
War vor den Nachtgeſichtern ich
Im Falle mich zu ſchämen." (Hammer, II. 132.)

oder:

„Des Bluts, das geſtern Nachts gefloſſen
Aus meines Auges kleinem Haus,
Muß ich mich vor den Träumen ſchämen,
Die wandeln durch der Nächte Graus."
(Von Rosenzweig-Schwannau, II. 185. 1813.)

Vurm allegirt auch Hafis, 4. 13—17. — In der 9. Erzählung des Tuti Nameh kommt Chodſcheſte, als die Nacht hereingebrochen, ſchluchzend und weinend zum Vorzeigen.

lehre beruhe",[1]) wird er nicht müde in den mannichfachsten Wendungen zu wiederholen, und aus ihm leitet er alle Farbenerscheinungen ab. „Allein diesem „Urphänomen" kann keineswegs die Würde eines Prinzips zuerkannt werden, da es bei Weitem nicht alle Fälle umfaßt. So erscheint die Sonne oft, wenn sie hoch über dem Horizonte stehend durch mehr oder weniger dichtes Gewölk blickt, silberweiß, ebenso durch ein mattgeschliffenes Glas oder durch einen dunkelfarbigen Flor gesehen. Und wenn die Ableitung der blauen Farbe allgemeine Geltung hätte, so müßte beispielsweise die Farbe des Himmels auf hohen Bergen sich zum Violeten neigen, da die Trübe der Luft immer reiner wird; aber aus den Bestimmungen Sauſſure's vermittelst seines Kyanometers geht unzweifelhaft hervor, daß dies nicht der Fall ist, daß vielmehr, wie auch die einfache Beobachtung zeigt, das Himmelsblau immer dunkler wird und zuletzt in Schwarz übergeht. Noch viel weniger läßt sich die Mannichfaltigkeit der Erscheinungen, welche gefärbte trübe Mittel — denn trüb können wir ja alle Mittel nennen, da wir ein absolut durchsichtiges nicht kennen, „empirisch betrachtet, ist das Durchsichtigste selbst schon der erste Grad des Trüben" (D. 148, 178)[2]) — hervorbringen, jenem „Urphänomen" unterordnen, wie z. B., daß ein dünnes durchsichtiges Goldblättchen, gegen einen dunklen Grund betrachtet, die Goldfarbe zeigt, gegen die Sonne gehalten grün, daß der Cassius'sche Goldpurpur, um ein anderes Beispiel zu wählen, in gewisser Konzentration im auffallenden Lichte braun, im durchgehenden purpurfarben erscheint. Vielmehr scheint

1) Tag- und Jahreshefte 1821, Abs. 1100.

2) In Wahrheit sind die beschriebenen Erscheinungen allgemein nur bei den eigentlich so genannten trüben Medien, das sind, nach der Definition von Brücke: „Gemenge zweier oder mehrerer Medien von verschiedenem Brechungsvermögen, bei welchen die einzelnen Partikelchen so klein sind, daß sie nicht als solche in die Augen fallen, sondern nur dadurch wahrgenommen werden, daß sie die Durchsichtigkeit des Ganzen schwächen, sowol indem ein Theil des Lichts an ihren Grenzflächen reflectirt, als auch weil das durchgehende Licht durch die Brechung theilweise zerstreut wird". Aber eben für diese, zu denen natürlich die Luft gehört, da ja in ihr Wassertheilchen und andere kleine Körperchen schweben, hat Brücke („Ueber die Farben, welche trübe Medien im auffallenden und durchfallenden Lichte zeigen", in Poggendorff's „Annalen", LXXXVIII. 363, und: „Die Physiologie der Farben für die Zwecke der Kunstgewerbe", §. 101, ausgehend von der Zusammensetzung des Sonnenlichts in Verbindung mit der Wellentheorie, eine befriedigende Erklärung der Farbenerscheinungen mit mathematischer Begründung gegeben. Er zeigt (a. zuerst a. O. S. 364), daß diese Medien in Folge der vielfachen Reflexionen an den kleinen trübenden Theilchen gegen einander und nach der Oberfläche, vorausgesetzt, daß dieselben an Zahl und große eine gewisse Grenze nicht überschreiten, blau im reflectirten und gelbroth oder roth im durchgehenden Lichte erscheinen müssen.

das Verhalten der trüben Mittel gleichfalls zu Gunsten der Newton'schen Theorie zu sprechen, wonach viele Körper die eine in dem weißen Lichte, von dem sie beleuchtet sind, enthaltene Lichtart vorzugsweise reflektiren, die andere vorzugsweise durchlassen. So läßt sich das Blau des Himmels, wie es uns erscheint, wenn die Sonne über dem Horizont steht und die Luft verhältnißmäßig rein ist, daraus ableiten, daß die in ihr schwebenden trübenden Theilchen, mögen sie nun in Form von kleinen Bläschen oder, was durch neuere Untersuchungen von Tyndall wahrscheinlicher geworden ist, in Form von äußerst feinen Wassertröpfchen vorhanden sein, vorzugsweise das blaue Licht reflektiren, das rothe und gelbe hindurchlassen. Aus letzterem Verhalten erklärt sich die Morgen- und Abenddämmerung, wie die weißliche Farbe des Firmaments erscheint, wenn die Trübung der Luft stärker wird, indem die Wassertheilchen sich vergrößern, Nebel- und Wolkenbildung veranlassen und dann keiner Lichtart vorzugsweise den Durchgang gestatten, sondern jede gleichmäßig reflektiren. Und da wir einen Körper nur sehen, insofern er Licht in unser Auge sendet, was bedeutet denn: ein erleuchtetes trübes Mittel, gegen einen dunklen Grund gesehen, zeige eine blaue Farbe, anders als, es reflektire uns blau erscheinendes Licht? Goethe wendet hiergegen ein, daß dieses Blau „aus der Tiefe" komme (P. 675); freilich wohl, aber doch nur insofern es auch von den tiefer liegenden trübenden Theilchen reflektirt wird; denn wo sollte es sonst herkommen, oder wie könnte es sonst gesehen werden, da doch im Hintergrunde die Finsterniß ist? Wenn aber, was Goethe an einer andern Stelle als Stütze seiner Ansicht anführt, solche Mittel vor einem hellen Grunde nicht blau erscheinen, so rührt dies daher, daß das von dem hellen Grunde reflektirte weiße Licht sich der blauen Farbe beimischt und diese gegen jenes verschwindet. So erscheint der untere Theil einer Kerzen- oder Alkoholflamme, gegen einen dunklen Grund gesehen, blau (D. 159), gegen einen hellen nicht. Giebt man aber der Alkoholflamme eine größere Tiefe von mehreren Zollen, so erscheint der untere Theil derselben, auch gegen einen helleren Grund gesehen, blau, weil von der dicken Schicht nur ein sehr kleiner Theil des weißen Lichts hindurchgelassen wird, und deswegen verschwindet die blaue Farbe erst, wenn man den hellen Grund stärker, durch Sonnenlicht erleuchtet.[1]) Ob endlich Goethe selbst nicht die Würde der trüben Mittel als eines Prinzips erschüttert hat, indem er einmal bemerkt, daß

1) Vgl. Wilde, „Geschichte der Optik", II. 207.

die Trübe der Mittel oft eine nothwendige Bedingung zur Farbenerscheinung ist? (D. 691.)

Indessen wendet Goethe die Lehre von den trüben Mitteln auch zur Ableitung der dioptrischen Farben der zweiten Klasse, d. h. der bei der Refraktion entstehenden Farben an. Da jedoch der Anblick einer ausgedehnten weißen Fläche durchs Prisma keine Farbe gewährt außer „an den Rändern da, wo sich eine solche Fläche gegen einen hellern oder dunklern Gegenstand abschneidet," so spricht Goethe als „Haupterfahrung" aus: „Es müssen Bilder verrückt werden, wenn eine Farbenerscheinung sich zeigen soll", indem nach seiner Terminologie Bilder „durch Verbindung von Rand und Fläche entstehen" (D. 197 f.). Diese Verrückung des Bildes müsse dergestalt geschehen, „daß seine helle Grenze über die dunkle, die dunkle Grenze aber über die helle, das Bild über seine Begrenzung, die Begrenzung über das Bild scheinbar hingeführt werde" (D. 208).

Allein wie gegen die behauptete prinzipielle Bedeutung der Phänomene an trüben Mitteln, so wandte man auch gegen diese „Haupterfahrung" ein, daß die Verrückung nicht das Wesentliche sei; denn eine solche findet auch durch parallele Medien, z. B. durch einen gläsernen Würfel statt, ohne daß sich Farben zeigen. Goethe selbst beseitigt diese Schwierigkeit nicht. Im polemischen Theil giebt er eine sehr klare Demonstration des Newton'schen neunten Versuchs (P. 197 f.). Dort fällt das Licht senkrecht auf eine Kathetenfläche eines gleichschenkligen Prismas, so daß es an der Hypothenusenfläche total reflektirt wird und nach dem Durchgang durch die andere Kathetenfläche ein Bild entwirft. Dieses Bild ist farblos, trotzdem es doch im Sinne der Goethe'schen Theorie verrückt wurde, und Goethe bemerkt hierzu nur: „es hat noch keine Determination zu irgend einer Farbe erlitten" (P. 198).

Goethe demonstrirt nun diese Verrückung zunächst an einer Konvexlinse. Blickt man durch eine solche nach einem weißen Rund auf dunklem Grunde, wie solches die zweite der zur Farbenlehre gehörigen Tafeln enthält, so erhält man in gewisser Stellung der Linse und des Auges des Beobachters ein vergrößertes Bild, welches mit einem blauen Rande eingefaßt ist: hält man dagegen die Linse in solcher Entfernung, daß das Bild verkleinert erscheint, so sieht man es von einem gelben Rande umgeben. In dem erstern Falle ist nun, wie Goethe sich ausdrückt, der helle Rand gegen die dunkle, in dem andern der dunkle Rand gegen die helle Fläche scheinbar geführt (D. 203).

und die blaue Farbenerscheinung soll sich nun daraus erklären, daß wir im ersten Falle das Dunkle gleichsam durch ein trübes Mittel noch dem dunklen Grunde blicken, die gelbe daraus, daß wir im zweiten Falle das Weiße, das Helle durch ein trübes Mittel sehen (D. 239).

Johannes Müller macht hier den naheliegenden Einwand, daß das Dunkle sich doch nicht über ein Helles ausbreiten könne; „denn dunkel ist physiologisch, worauf doch Alles in diesen Fragen zuletzt zurückkommt, nur derjenige Theil des Auges, wo die Nervenhaut im Zustande der Ruhe empfunden wird“.[1]) Aber lassen wir selbst jene Meinung einen Augenblick gelten und sehen auch davon ab, daß eigentlich durch eine Linse keine Verrückung, sondern nur eine Vergrößerung oder Verkleinerung des Bildes stattfindet, so tritt die Unzulässigkeit der eben vernommenen Erklärungsart hier in mehrfachem Sinne evident hervor.[2]) Goethe hat sich leider niemals darüber ausgesprochen, wie er sich denn die Einwirkung der trüben Mittel auf das Licht denke; aber es kann kein Zweifel obwalten, daß man sich dieselbe als materiell vorzustellen habe, wenn überhaupt die Goethe'sche Theorie den Charakter einer physikalischen einigermaßen an sich tragen soll. Eben hier liegt ein prinzipieller Differenzpunkt zwischen dieser und der Newton'schen Theorie. Newton schreibt der Substanz des Prismas, durch welches das bekannte Spektrum entworfen wird, keinen andern Einfluß auf das weiße Licht zu, als daß es die in diesem enthaltenen verschiedenen Strahlengattungen in Folge ihrer verschiedenen Brechbarkeit auseinanderlegt. Daher kann es auch nicht überraschen oder erscheint es vielmehr als notwendig, daß, wie verschieden auch die Ausdehnung der durch verschiedene brechende Medien entworfenen Spektra und deren Theile ist, dennoch, vorausgesetzt, daß erstere farblos sind, die Ordnung, in welcher die einzelnen Farben im Spektrum sich folgen, bei gleicher Lage des brechenden Winkels des Prismas dieselbe ist. Im Sinne der Goethe'schen Theorie aber, welche die diverse Refrangibilität des Lichts leugnet, bleibt nichts Anderes übrig, als der Prismensubstanz eine überall wesentlich gleiche spezifische Einwirkung auf das Licht zuzuerkennen. Und nun soll, wie bereits Helmholtz bemerkt,[3]) bei dem obigen subjektiven Versuch mit der Linse oder dem analogen mit dem Prisma (D. 204) das vergrößerte

1) Müller, „Handbuch der Physiologie“, II. 300.
2) Physiologische Optik, S. 167; „Ueber Goethe's naturwissenschaftliche Arbeiten“, in den „Popularen wissenschaftlichen Vorträgen“, Heft I. S. 51 f.

Bild wie ein materielles Mittel wirken, obschon jenes Bild nur ein **virtuelles**, nur der geometrische Ort ist, in welchem die rückwärts gezogenen gebrochenen Strahlen sich schneiden, und welches daher keinen andern physikalischen Werth hat als ein von einem ebenen Spiegel durch Reflexion entworfenes Bild!

Ueberdies sind die Erscheinungen an Linsen, wie bald nach dem Erscheinen der **Farbenlehre** mehrere Rezensenten derselben einwarfen, keineswegs vollständig angegeben. Denn wenn man jenes weiße Rund auf dunklem Grunde außerhalb der Brennweite der Linse hält, so erblickt das Auge des Beobachters in gewisser Entfernung hinter der Linse das Bild in der Luft schwebend, **vergrößert** und dennoch mit einem **gelben** Rande eingefaßt. In diesem Falle wie in dem oben als ersten beschriebenen hat also eine „Verrückung" in demselben Sinne stattgefunden, und dennoch ist der Erfolg ein entgegengesetzter! Dies beweist, daß der obige Versuch nur einen ganz speziellen Fall einer Farbenerscheinung darstellt, dem nun und nimmer die Würde eines fundamentalen Prinzips zugesprochen werden kann, und damit fällt auch die Deutung, welche Goethe den analogen prismatischen Erscheinungen giebt, zusammen (D. 312 ff).

Die Lehre von dem Zusammenhange der verrückten Bilder und der trüben Mittel oder von der Wirkungsweise verrückter Bilder als trüber Mittel spricht Goethe, um die Entstehung des prismatischen Spektrums zu erklären, wenn die bisher angestellten mannichfachen Bedingungen noch nicht hinreichen, in anderer Form durch seine Hypothese der **Nebenbilder** aus, über deren Ursache und Natur keine Klarheit zu gewinnen ist. „Es entstehet," sagt Goethe, „wenn die Refraktion auf ein Bild wirkt, an dem Hauptbilde ein Nebenbild, und zwar scheint es, daß das wahre Bild einigermaßen zurückbleibe und sich dem Verrücken gleichsam widersetze" (D. 232).

Bedenkt man nun, daß nach Goethe ein Bild nur durch Verbindung von Rand und Fläche entsteht, so sieht man von vornherein nicht recht, wie man noch Haupt- und Nebenbilder unterscheiden könne, und beachtet man ferner die Aeußerung des §. 227: „Dieses Bild [das Hauptbild] wird durch Refraktion verrückt, aber nicht vollkommen, nicht rein, nicht scharf verrückt, sondern unvollkommen, dergestalt daß ein Nebenbild entstehet," so glaubt man annehmen zu dürfen, daß diese Substitution des Nebenbildes nichts Anderes ausdrücken soll, als daß das prismatische Bild nicht ganz deutlich, sondern etwas verwaschen erscheint, was allerdings nicht bestritten ist. Erwägt man aber die zweite

Hälfte des §. 232: „Ein Nebenbild aber in der Richtung, wie das Bild durch Refraktion über sich selbst und über den Grund hin bewegt wird, eilt vor, und zwar schmäler oder breiter, wie oben schon ausgeführt worden", und beachtet ebendiese Ausführung, §. 212—216, worin die bei der Verrückung eines Bildes vorausgehende breitere Farbe Saum, die an der Grenze zurückbleibende schmälere Rand genannt wird, so daß, wenn eine dunkle Grenze gegen das Helle bewegt wird, der gelbe breitere Saum vorangeht, der schmälere gelbrothe Rand mit der Grenze folgt, wenn dagegen die helle Grenze gegen das Dunkle rückt, der breitere violete Saum vorausgeht und der schmälere blaue Rand folgt, — hält man all dies gegen einander, so wäre man fast geneigt, die Nebenbilder eben für diese farbigen Säume und Ränder selbst anzusehn. Nur in diesem Falle wäre die Hypothese der Nebenbilder, welche wie trübe Mittel wirken sollen, nicht mit einem Widerspruch behaftet. Denn da ein Nebenbild nur in der Richtung der Verrückung des Hauptbildes entstehen soll (D. 232), so würde sich innerhalb der Goethe'schen Lehre die Entstehung des Gelben erklären lassen an der Seite, „wo der voreilende Saum des trüben Nebenbildes sich vom Dunklen über das Helle zieht" (D. 239), wie aber an der entgegengesetzten Seite das Violete (D. 241) entstehen und sich aus den bisher vorgetragenen „Grundphänomenen" erklären solle, ist nicht zu ersehen, da doch dort kein Nebenbild vorhanden ist.[1])

Hier steht die Goethe'sche Farbenlehre vor einer neuen Schwierigkeit, indem sie sich gezwungen sieht, freilich ohne es besonders hervorzuheben, der Grenze als solcher eine geheimnißvolle Kraft, Farben hervorzubringen, beizulegen, was besonders deutlich an mehreren Stellen des polemischen Theils hervortritt. Bei den Erscheinungen an Linsen und den analogen am Prisma konnte doch, wenn auch in sehr gezwungener Weise, die Entstehung des gelben Randes aus der bei der Brechung stattfindenden Verrückung des Dunklen gegen das Helle hin erklärt werden, so daß das Dunkle über dem Hellen wie ein trübes Mittel wirke. Dies ist aber im Folgenden nicht mehr der Fall.

Newton eröffnet nämlich den zweiten Theil des ersten

1) Schopenhauer (Ueber das Sehn und die Farben, Zweite Auflage, S. 65 ff. und „Parerga und Paralipomena", Zweite Auflage, S. 344 ff.) bemerkt hier in der That eine Lücke und nimmt in Folge dessen zwei Nebenbilder an.

Buches seiner Optik mit einem Versuche, bei welchem Sonnenlicht in bekannter Weise in ein dunkles Zimmer tritt und durch ein großes Prisma gebrochen wird. Das gebrochene Licht ist in der Mitte weiß und entwirft, nachdem es durch eine zweite kleine Oeffnung hindurchgegangen ist, auf einem dahinter gestellten Schirm das bekannte Farbenbild. Hier ist also nach der Goethe'schen Terminologie nur das helle Sonnenbild verrückt, aber kein Dunkles ist über das Helle geführt, und dennoch zeigen sich hinter der Oeffnung Farben, und dies soll lediglich dadurch geschehn, daß das Licht durch jene Oeffnung hindurchgegangen ist! „Warum", ruft Goethe aus, „wird denn das refrangirte Licht, das weiß auf der Tafel Gl [worin sich die mehrfach erwähnte Oeffnung H befindet] ankommt, farbig, als weil die Grenze der Ritze H oben und unten die prismatischen Farben hervorbringt!" (P. 356.) Dieselbe unerklärliche Wirkung des Randes an und für sich, der Grenze als solcher muß die Goethe'sche Farbenlehre überall da annehmen, wo in das durch ein Prisma gebrochene, aber noch weiß erscheinende Licht ein dunkler Körper gehalten wird, dessen Schatten sich alsdann von farbigen Rändern umgeben zeigt, oder wo überhaupt an den Grenzen eines in die weiße Mitte des gebrochenen Lichts gehaltenen Körpers Farben hervortreten (P. 386, 525, 527, 530; vgl. 120).

Aber ebendiese weiße Mitte des durch ein großes Prisma hindurchgegangenen oder nahe hinter demselben aufgefangenen Sonnenlichts ist es, gegen welche sich Goethe's Polemik hauptsächlich richtet oder durch welche er das Fundament der Newton'schen Theorie erschüttert sieht; denn wenn die Farben im weißen Lichte enthalten sind und in Folge ihrer verschiedenen Brechbarkeit auseinandergelegt werden, wie läßt sich jene weiße Mitte erklären? Nun, diese scheindare Schwierigkeit löst sich offenbar in derselben Weise auf wie jene, welche Goethe darin zu sehen glaubte, daß eine ausgedehnte weiße Fläche, durchs Prisma betrachtet, unverändert und nur an den Rändern gefärbt erscheint. Auch die Strahlen des gebrochnen Sonnenlichts greifen in einander, so daß sie wiederum Weiß bilden, und das Bild erscheint nur an den Rändern gefärbt; je weiter aber der Weg ist, den sie vom Prisma nach dem Schirm zurückzulegen haben, desto mehr können sie auseinandertreten, bis schließlich die gesammte Farbenfolge des Spektrums erscheint.

Man ersieht hieraus, in welchem Sinne Goethe berechtigt ist, zu verlangen, wie er es so häufig thut, die prismatische Erscheinung nicht als fertig, sondern als werdend zu betrachten

(D. 334; P. 87, 101, 527 u. a. m.). Sie ist allerdings nicht fertig, aber nicht in dem Sinne, daß sie nun durch eine fremde ihr nicht innewohnende Ursache entwickelt werden müßte, sondern nur in dem Sinne, daß gleichsam eine Auswicklung vor sich geht. Daß dagegen die Erscheinung ihrem Wesen nach durch Brechung vollendet ist, ergiebt sich unter Anderm auch aus dem oben erwähnten Hervortreten von Farben, sobald in die weiße Mitte des gebrochenen Lichts ein undurchsichtiger Körper gehalten wird, sei es nun, daß sein Schatten farbig umrändert erscheint, sei es, daß, indem er einen Theil des Lichts auffängt, der Rest sich farbig zeigt, während ja keine dieser Phänomene im ungebrochenen Lichte hervortritt. Ja, es will uns scheinen, als ob nach dem Goethe'schen „Urphänomen" die prismatische Erscheinung ihrem Wesen nach erst recht im Prisma selbst zu Stande kommen müßte.

Vielleicht hätte Goethe keine Veranlassung gehabt, Newton den so oft wiederholten Vorwurf zu machen, daß er die prismatische Erscheinung fälschlich als eine fertige, vollendete ansehe, wenn Ersterer das Grün als eine einfache Farbe angesehn und nicht, verleitet durch die Wirkung von Pigmenten, irrthümlich geglaubt hätte, aus dem reinen prismatischen Gelb und Blau setze sich Grün zusammen. Nach Goethe entsteht im Spektrum Grün nur dann, wenn der gelbe Saum den blauen Rand erreicht, was z. B. bei genügender Entfernung des Schirmes vom Prisma geschehen soll (D. 214, 330; P. 109 u. a. m.). Aber wie wir nun wissen, geben jene Farben nur dann Grün, wenn sie selbst schon grünlich sind; aus dem einfachen prismatischen Gelb und Blau jedoch läßt sich Grün nicht zusammensetzen.[1])

Diese Frage bildet indeß nur einen kleinen Theil einer viel umfassenderen, einer Kardinalfrage der Newton'schen Optik, ob sich nämlich die einzelnen farbigen Theile des Spektrums von einander sondern lassen. Die Lösung dieser Aufgabe stellt sich Newton in der vierten Proposition und findet sie in dem dazu gehörigen elften Versuch (P. 239 ff.), in welchem er Prismen und Linsen zugleich anwendet. Aber überall, wo Newton in seinen Versuchen Prismen und Linsen verbindet, verweist uns Goethe auf den supplementaren Theil der Farbenlehre, in welchem dieser Gegenstand nebst manchen anderen behandelt werden sollte. Allein dieser supplementare Theil ist bekanntlich nie erschienen,[2])

[1]) Vgl. Helmholtz, „Ueber die Theorie der zusammengesetzten Farben", in Müller's „Archiv für Anatomie ꝛc.", 1852. S. 461 ff., und „Physiologische Optik", S. 273, 276.

[2]) Vgl. unten Anhang und Bemerkungen, Nr. 19 und 178.

obwol wir wissen, daß Goethe jenen Gegenstand schriftlich bearbeitet hat, wie er denn 1822 von Henning, einem Anhänger seiner Farbenlehre, welcher in Berlin hierüber Vorlesungen hielt, einen älteren Aufsatz über Prismen in Verbindung mit Linsen überlieferte,[1]) dessen Schicksal uns nicht bekannt geworden ist. Da sich aber eine möglichst vollkommene Sonderung der einzelnen Theile des Spektrums, also die Darstellung homogenen Lichts aus demselben, wie bereits Newton sah, nur durch eine Kombination von Prismen und Linsen herbeiführen läßt, durch welche Helmholtz „die Reinigung des farbigen Lichts auf die möglichst zu erreichende Spitze treiben" konnte,[2]) Goethe jedoch über diese Verhältnisse nicht zu völliger Klarheit gekommen zu sein scheint, so hat er wahrscheinlich ein ganz reines Spektrum nie vor Augen gehabt. Er bringt auch nichts zu einer Widerlegung des ersten Versuchs vor, sondern bekämpft nur Newton's Vorstellung, durch welche er den Vorgang bei der Sonderung des homogenen Lichts anschaulich machen will, als wunderlich und „krude" (P. 245). Nur daraus, daß Goethe nicht mit einem völlig reinen Spektrum, d. i. mit einem solchen, in dem die einzelnen farbigen Theile hinlänglich gesondert sind, operirt habe, erklärt es sich, daß er das Resultat der drei folgenden Versuche Newton's (P. 248—287) und die diesen entsprechende **zweite Proposition** nebst dem dazu gehörigen **fünften Versuche des zweiten Theils des ersten Buchs** (P. 406—444), durch welche Newton nachzuweisen sich bemüht, daß das **homogene Licht durch ein** Prisma zwar abermals gebrochen, aber nicht wieder in Farben auseinandergelegt, in seiner Farbe durch wiederholte Refraktion nicht verändert werde, bestreitet. Goethe findet auch an den wiederholt gebrochenen farbigen Theilen des Spektrums verschiedenfarbige Ränder, obwol er selbst einmal sogar von mit Pigmenten gefärbten Flächen zugiebt, daß sie, durch ein Prisma betrachtet, wenn nur die Farben recht rein sind, kaum die Spur eines andersfarbigen Randes zeigen (D. 268). Da wir indessen keinen Körper kennen, der nur Licht einer einzigen Art aussendet, so sind natürlich Versuche an Körperfarben nicht maßgebend, um gegen die Homogeneität des Lichts Zeugniß abzulegen.

In ebendieser Weise, indem Goethe davon ausgeht, daß stets bei Verrückung von Bildern an diesen farbige Ränder ent-

1) Tag- und Jahreshefte. Abs. 1128.

2) S. „Ueber Hrn. D. Brewster's neue Analyse des Sonnenspektrum", in Poggendorff's „Annalen", LXXXVI. 501; Physiol. Optik, S. 261 ff. und den Vortrag „Ueber Goethe's naturwissenschaftliche Arbeiten", S. 47.

stehen, und zwar verschieden nach Art und Ausdehnung, je nach der Farbe des verrückten Bildes, sucht er auch das Experimentum crucis zu deuten, jenen Versuch, durch welchen Newton bekanntlich die verschiedene Brechbarkeit und damit die Zusammensetzung des weißen Sonnenlichts auf das Evidenteste zu erweisen glaubte, und von welchem Goethe selbst sagt, daß er unter allen zu demselben angestellten Versuchen „den meisten Schein für sich hat" (P. 114). Newton läßt hier das in ein dunkles Zimmer eintretende und durch ein Prisma gebrochene Licht zum Theil durch eine in dem nahe hinter dem Prisma aufgestellten Schirm befindliche kleine Oeffnung hindurchgehn und auf einem zweiten Schirm das Spektrum entwerfen. Durch die in diesem angebrachte Oeffnung tritt ein Theil des letztern hindurch, wird von einem nahe hinter dieselbe gestellten Prisma abermals gebrochen und auf einem Schirme aufgefangen, und nun findet Newton, daß der durch das erste Prisma stärker gebrochene Theil auch nach dem Durchgang durch das zweite Prisma ebenfalls stärker gebrochen erscheine. Durch Drehung des ersten Prismas um seine Achse konnte bewirkt werden, daß nach und nach alle Theile des Lichts durch die Oeffnungen hindurchtraten, und der Erfolg war stets derselbe. Goethe aber läßt diesen Versuch nicht als Beweis einer verschiedenen Brechbarkeit gelten, sondern deutet die Erscheinung, die er nicht leugnet (P. 124), so, daß eine vermehrte Verrückung und damit eine Verlängerung des ganzen Spektrums sowol als seiner einzelnen Theile stattfindet (P. 126, 128 ff.). Da nun „bei Verrückung des hellen Bildes der gelbrothe Rand keineswegs in der Maße nachfolgt, in welcher der violete Saum vorausgeht, so ist es eigentlich dieser, der sich von jenem entfernt" (P. 127; vgl. 137). Vergebens fragt man nach dem Grunde, weshalb denn der violete Saum vorstrebt, der gelbrothe nachfolgt (P. 129), warum im siebenten Versuch (P. 138 ff.) das violete Bild sich viel weiter herunterzieht als das rothe (P. 140), warum in dem mit Vi o bezeichneten Theil des genannten Versuchs (P. 155) das Violete sich vom Gelbrothen ablöst. Ist es nicht eben in Folge der größeren Brechbarkeit des Violetten, und läßt sich die stärkere Verrückung desselben, das Phänomen, daß der violete Saum voreilt, nicht deutlicher in Newton's Sprache übertragen, daß eben das Violete stärker gebrochen wird? Und würde man hinzufügen, daß dasselbe, was beim Rothen und Violeten beobachtet wird, sich auch mit jedem anderen Theile des Spektrums ereignet, daß auch die gelbrothen Strahlen, wenn sie wie im Ex-

11.

Genügſam.

„Wie irrig wähneſt Du,
Aus Liebe gehöre das Mädchen Dir zu!
Das könnte mich nun gar nicht freuen:
Sie verſteht ſich auf Schmeicheleien."

Dichter.

Ich bin zufrieden, daß ich's habe!
Mir diene zur Entſchuldigung:
Liebe iſt freiwillige Gabe,
Schmeichelei Huldigung.

12.

Gruß.

O wie ſelig ward mir!
Im Lande wandl' ich,
Wo Hudhud über den Weg läuft.
Des alten Meeres Muſcheln
Im Stein ſucht' ich, die verſteinten;
Hudhud lief einher,
Die Krone entfaltend,
Stolzirte, neckiſcher Art,
Ueber das Todte ſcherzend,
Der Lebend'ge.*

---

11. Genügſam. Mehr abendländiſche Zurechtweiſungen des die Treue der Geliebten anfechtenden Dritten finden ſich in den zahmen Xenien, IV, und im Gedicht Vertrauen (Werke, II. 374 und 260), ſowie das Gegenſtück in Nr. 64 der Benet. Epigramme.

12. Gruß. Datirt, gleich mehreren Divans-Gedichten, Frankfurt a. M. den 27. Mai 1815. — In dieſem Gedichte und in den beiden folgenden lebt wieder die Sage auf von Hudhud, dem Wiedehopf, dem Liebesboten zwiſchen Salomo und der arabiſchen Königin Balkis von Saba, auf welche Goethe ſcherzhaft in ſeiner Wirkung in die Ferne (Werke, I. 258) anſpielt. Die bekannte Erzählung der Bibel (1. Könige, 10. und 2. Chronik, 9), ausgeführter im Koran (vergl. Morgenblatt vom 26. April 1815), wurde wol durch Hammer's Vorrede zu Hafis (I. S. XXXVI) und Diez' Denkwürdigkeiten (I. S. 115)

perimentum crucis abermals durch ein Prisma gehen, verschieden gebrochen erscheinen, indem der gelbe Theil voreilt, der rothe folgt; daß die zwei Hälften des weißen Papierstreifens im ersten Theil des siebenten Versuches oder des weißen Fadens, dessen sich Newton bisweilen an jenes Stelle bediente, auch aus ihrer horizontalen Lage verrückt erschienen, wenn sie mit irgend zwei anderen verschiedenen Farben beleuchtet waren, und zwar um so stärker auseinandergerissen, je weiter die Farben im Spektrum von einander entfernt liegen: so würde die Goethe'sche Theorie diese Erscheinungen für eine Täuschung erklären, welche die auch bei wiederholter Brechung der von Newton als gesondert oder homogen angesehenen Theile des Spektrums entstehenden farbigen Ränder hervorrufen (vgl. P. 137), oder sich mit einem so allgemeinen Ausdruck wie „Determinabilität des Farbenbildes" (P. 155) begnügen, worunter sich doch nichts Bestimmtes denken läßt.

Wenn das weiße Sonnenlicht aus Lichtarten verschiedener Brechbarkeit, welche die verschiedenen Farbenempfindungen erregen, besteht und in jene zerlegbar ist, so muß auch umgekehrt Weiß aus den farbigen Lichtarten sich zusammensetzen lassen, und den Nachweis dieses Satzes unternimmt Newton durch eine Reihe von Versuchen, welche gleichsam den Schlußstein jenes Theils der „Optik" bilden, in welchem er durch eine in der Geschichte der Physik vielleicht beispiellos dastehende Fülle und Mannichfaltigkeit von Experimenten die verschiedene Brechbarkeit und Zusammensetzung des Sonnenlichts erwiesen zu haben glauben durfte. Er stellt z. B. ein weißes Blatt Papier so auf, daß es von dem reflektirten Lichte des Spektrums erleuchtet wird, und findet, daß es, wenn es nur von einer oder einigen Farben erleuchtet ist, denjenigen Farbenton annimmt, welcher aus der Mischung derselben resultirt, daß es dagegen weiß erscheint wenn es von allen Farben zugleich erleuchtet wird (P. 510). Goethe aber, der den Farben ein ihnen ihrer Natur nach einwohnendes κακόν zuschreibt, giebt natürlich nicht zu, daß auf diese Weise Weiß entsteht, sondern nur Grau, welches er, wie wir gesehen haben, nicht blos dem Grade der Hellung nach von Weiß verschieden betrachtet (P. 513 f.). Beim zehnten Versuch, wo Newton Prismen und Linsen zugleich anwendet, um die Zusammensetzung des Weißen aus den Farben des Spektrums zu erhärten, verweist uns Goethe auf seinen supplementaren Theil. In anderen Fällen jedoch kann Dieser nicht leugnen, daß durch das Zusammenwirken aller Farben des Spektrums im Auge der Eindruck des Weißen entsteht, und es ist oft schwierig,

wenn nicht unmöglich, einen sachlichen Unterschied zwischen Goethe's und Newton's Behauptung zu entdecken. Dies gilt namentlich bei der „Verbindung objektiver und subjektiver Versuche", wobei der Beobachter durch ein Prisma nach dem objektiv entworfenen Spektrum sieht und bei geeigneter Lage des Prismas in gewisser Entfernung ein rundes, weißes Sonnenbild erblickt. Goethe bestreitet nicht, daß dieses farblos oder „völlig weiß" erscheint, und erklärt die Erscheinung als „den Indifferenzpunkt und die nahe Umwendung der begrenzenden Farben in den Gegensatz" (P. 544, vgl. 143. 145; P. 350—355).

Noch viel unzulässiger erscheint Goethe's Erklärungsart bei dem dreizehnten Versuch, wo Newton Licht durch zwei einander so parallel gestellte Prismen, daß der brechende Winkel des einen dem Basiswinkel des andern zugekehrt ist, hindurchtreten läßt und die Mitte des Bildes in Folge des Zusammentreffens und Ineinandergreifens aller Farben weiß erscheint, während jedes einzelne Prisma für sich in derselben Entfernung ein vollständiges Spektrum entwirft. Goethe erklärt dies daraus, daß das Blaue und Blaurothe einerseits, welches an der Grenze des einen Prismas entsteht, das an der Grenze des andern Prismas entstehende Gelbrothe und Gelbe andererseits „aufhebt und neutralisirt" (P. 554). Abgesehen davon, daß zwischen dieser „Neutralisirung" und dem Zusammentreffen oder der Vereinigung der Farben im Newton'schen Sinne keine sachliche Differenz zu erkennen ist, tritt hier noch die besondere Schwierigkeit hervor, daß Goethe das Blaue und Gelbrothe einerseits und das Blaurothe und Gelbe andererseits sich aufheben, während er sonst aus Blau und Gelb Grün und aus Blauroth und Gelbroth Purpur entstehen läßt. Da nun das Roth nach Goethe keine eigentliche Farbe, sondern nur eine Eigenschaft ist, die sowol dem Blauen als dem Gelben zukommt,[1]) so sieht man nicht ein, wie die beiden eigentlichen Farben, wenn eine derselben ein „röthliches Ansehen" hat, und lediglich deshalb eine so gänzlich verschiedene Wirkung äußern können, daß sie nicht wieder eine Mischfarbe hervorbringen, sondern sich (zu Weiß) „neutralisiren".

1) S. oben S. XVII und unten S. 86. Die Auffassung des Rothen innerhalb der Goethe'schen Farbenlehre scheint uns noch von einer andern Schwierigkeit begleitet zu sein. Am Gelben entsteht das Rothe, wenn die Trübe des Mittels sich vermehrt, dagegen wird die blaue Farbe durch Vermehrung der Trübe des Mittels immer heller und blässer (D. 151), und doch soll andererseits die blaue Farbe durch „Verdichtung und Verdunkelung" ein röthliches Ansehen erhalten (unten S. 86, D. 517[; P. 660), trotzdem Roth heller erscheint als Blau.

Auf das Unzweideutigste aber hat Goethe im folgenden von ihm selbst ersonnenen Versuche anerkannt, daß aus der Vereinigung der Farben des Spektrums Weiß hervorgehe. Er entwirft drei Spektra, so daß das Gelbrothe des einen sich mit dem Violetten des anderen vereinigt und Purpur darstellt, und diesen bringt er mit dem Grünen eines dritten Spektrums auf eine Stelle. „Diese Stelle wird alsdann farblos, hell und, wenn man will, weiß erscheinen, weil auf derselben sich die wahre Farbentotalität vereinigt, neutralisirt und jede Spezifikation aufhebt." Wenn aber Goethe fortfährt: „Daß man an einer solchen Stelle das σχιερόν nicht bemerken würde, liegt in der Natur, indem die Farben, welche auf diese Stelle fallen, drei Sonnenbilder und also eine dreifache Erleuchtung hinter sich haben" (P. 556), und damit auch in diesem Versuche, ebenso wie in vielen anderen, nur die Entstehung des Grau aus den Farben des Spektrums, welches sich freilich durch Erleuchtung zum Eindruck des Weißen steigern lasse, nachgewiesen sieht, so liegt in jenem Satze, wie bereits Pfaff bemerkte,[1]) offenbar ein Irrthum. Denn jene weiße Stelle wird ja nicht durch drei ganze Sonnenbilder, sondern nur durch drei Theile dreier Sonnenbilder erleuchtet, deren Lichtintensität zusammengenommen nicht verschieden sein kann von der Lichtintensität eines einzigen Sonnenbildes, dessen Ausdehnung gleich ist der Ausdehnung jener drei Theile. Die Erleuchtung ist also wie bei einem Spektrum keine dreifache, sondern eine einfache.

Wenn es der Vorzug einer Theorie ist, aus einem Prinzip alle Erscheinungen ohne Substitution neuer Annahmen zu erklären und abzuleiten, so laßt sich dieser der Goethe'schen Farbenlehre nicht zuerkennen. Haben wir schon innerhalb des Gebiets der physischen Farben gesehen, welche Mannichfaltigkeit von Bedingungen zur Erklärung derselben nöthig wird, ja daß der Schatten, die Begrenzung selbst als wirkende Ursache auftritt, so lassen sich jene Grundsätze auf die chemischen oder die natürlichen Farben der Körper nicht einmal anwenden. So sinnreich daher auch Goethe's zahlreiche Bemerkungen über die Beziehungen der chemischen Natur der Körper zu ihren Farben sind, so macht er doch nicht einmal einen Versuch, dieselben auf ein physikalisches Prinzip zurückzuführen. Ja, es findet sich darin insbesondere ein Grundsatz ausgesprochen, welcher nicht in Uebereinstimmung zu sein

1) Ueber Newton's Farbentheorie, Herrn von Goethe's Farbenlehre ꝛc., S. 34.

scheint mit jenem physikalischen „Grundphänomen", welches die Ableitung der blauen Farbe demonstriren soll. Diese soll bekanntlich überall da entstehen, wo „durch ein erleuchtetes trübes Mittel die Finsterniß gesehen wird". Im Gebiete der chemischen Farben wird aber für jede Farbe, um gesehen zu werden, ein Licht im Hintergrunde gefordert (P. 677; D. 583).

Hingegen kann die Newton'sche Optik auch die natürlichen Farben der Körper aus einem obersten physikalischen Prinzip von der Konstitution des weißen Sonnenlichts ableiten. Es ist eine Erfahrungsthatsache, daß alle Körper das auf sie auffallende Licht mehr oder weniger schwächen, nicht alles Licht zurückwerfen, also theilweise in sich aufnehmen oder, wie der Kunstausdruck lautet, absorbiren. Nehmen wir nun an, was sich experimentell nachweisen läßt, daß diese Absorptionsfähigkeit der Körper verschieden ist für die verschiedenen das weiße Licht zusammensetzenden Lichtarten, so ist klar, daß ein Körper bei Tagesbeleuchtung in demjenigen Farbenton erscheint, welcher aus den von ihm nicht absorbirten Lichtarten resultirt. Ein durchsichtiger Körper also erscheint z. B. roth, weil er vorzugsweise die schwächer brechbaren, blau, weil er vorzugsweise die stärker brechbaren Lichtstrahlen hindurchläßt; ein undurchsichtiger erscheint in diesen Farben, weil er die ihnen entsprechenden Lichtarten vorzugsweise reflektirt, die andern größtentheils absorbirt. Hierher gehört auch die bekannte Erfahrung, daß die Kombination eines rothen und grünen Glases fast gar kein Licht hindurchläßt, so daß das Gesichtsfeld dunkel erscheint. Das rothe Glas läßt vorzugsweise die rothen Strahlen hindurch und absorbirt größtentheils die übrigen. Da nun das grüne Glas die auf sie fallenden rothen Strahlen absorbirt, so geht durch beide auf einander gelegte Gläser fast gar kein Licht hindurch. Goethe möchte dies daraus erklären — wenigstens giebt er diese Erklärung für das Verhalten verschiedenfarbiger Flüssigkeiten —, „daß ein noch allenfalls durchscheinendes Mittel, wenn es doppelt genommen wird, undurchsichtig werde" (P. 668); aber wenn man zwei rothe oder zwei grüne Gläser auf einander legt, so erscheint das Gesichtsfeld nicht dunkel, sondern in dem Farbenton des Glases. Die Absorptionserscheinungen eröffnen uns ferner einen Einblick in den Grund, weshalb wol aus der Mischung von prismatischen Farben, aber nicht, worauf Goethe wiederholt großes Gewicht legt, aus Farbstoffen sich Weiß zusammensetzen läßt, sondern bei der Mischung derselben, seien sie flüssig oder pulverförmig, nur Grau resultirt. Denn wenn wir prismatische Farben zusammen-

bringen, so ist die Mischfarbe wirklich die Summe derselben; mischen wir aber farbige Flüssigkeiten, so gehen durch die Mischung nur diejenigen Lichtarten hindurch, welche von keiner der ersteren absorbirt werden, die Mischfarbe entspricht also nicht der Summe derjenigen Lichtarten, welche jede Flüssigkeit für sich durchläßt; und Aehnliches gilt von pulverförmigen Pigmenten.[1])

Goethe führt zur Erklärung dieses Resultats an, daß der Farbe das ihr gemäß ihrer Natur anhaftende Schattige, ihr σκιερόν, nicht genommen werden könne; damit ist aber nicht in Uebereinstimmung, daß, wie wir gesehen haben, aus den prismatischen Farben sich unzweifelhaft Weiß zusammensetzen läßt. Und daß dies wirklich der Fall ist, dafür mag zu den oben angeführten experimentellen Beweisen noch der Versuch von Münchow hinzugefügt werden, welcher das Prisma vor einem von diesem entworfenen Spektrum vermittelst eines Uhrwerks oszilliren läßt. Man erblickt alsdann einen weißen Streifen, der nur an den Enden, wo die Bewegung sich umkehrt, in geringem Maße gefärbt erscheint.[2]) Und endlich hat in neuester Zeit Lavaud de Lestrade die Rekomposition des Weiß aus den Farben des Spektrums dadurch erzielt, daß er dieselben nach einem doppelseitigen convexen Spiegel reflektiren ließ. Indem er nun das von diesem reflektirte Licht auf einem Schirm auffing, erhielt er einen hellen weißen Streifen.[3])

Es ergiebt sich endlich aus der Newton'schen Theorie die Nothwendigkeit und das Verständniß für die Abhängigkeit der Körperfarben von der Beleuchtung, welcher sie ausgesetzt werden, und umgekehrt erscheint dieselbe als ein erneuter Beweis für die Zusammensetzung des Sonnenlichts. Insbesondere aber müssen wir das Verhalten der Körper bei homogener Beleuchtung zu den stärksten Gegenbeweisen gegen die Goethe'sche Farbenlehre betrachten. Ein homogenes Licht erhalten wir, wenn wir in einer Alkoholflamme etwas Kochsalz verdampfen lassen, wodurch dieselbe bekanntlich intensiv gelb gefärbt wird. Man sollte man nach der Goethe'schen Theorie, nach welcher das Gelbe „dem Lichte zunächst" steht, erwarten, daß die Körperfarben sich bei dem gelben Natriumlicht nicht wesentlich anders verhalten würden als bei Tageslicht. Aber weit davon entfernt, hören bei jener Beleuchtung vielmehr alle Farbenunterschiede auf, und es bleiben

1) Vgl. Helmholtz, „Physiol. Optik", S. 284.
2) Vgl. Feußner, „Naturwissenschaftl. Jahrbuch für Geschichte ...", I. 1878, S. 173.
3) Comptes rendus [illegible] de l'Acad. des sciences. Paris. LXXXVI (1878). Nr. 1. p. 61.

nur noch Unterschiede der Helligkeit wahrnehmbar. Hell erscheinen diejenigen Körper, welche das gelbe Licht theilweise reflektiren, dunkel diejenigen, welche es nicht thun. Wir erkennen hieraus zugleich, daß es unter allen uns bekannten Körpern keinen giebt, welcher ausschließlich eine Lichtart reflektirt, dessen Farbe also homogen wäre; vielmehr sind alle uns bekannten Körperfarben Mischfarben.

Wir haben im Vorstehenden, nicht aus Neigung, sondern einer Pflicht gehorchend, die wichtigsten Momente hervorgehoben, welche nach unserer Ueberzeugung gegen Goethe's Farbenlehre und für die mit geringen Ausnahmen von allen Fachmännern stets festgehaltene Theorie Newton's sprechen. Mehr ins Einzelne zu gehen, konnte hier unsere Aufgabe nicht sein, welche vielmehr den diesem Bande angefügten „Bemerkungen" überlassen bleiben mußte, so daß diese unsere Einleitung gewissermaßen ergänzen. Aber auch dort erschien es überflüssig, auf alles Einzelne noch besonders die Aufmerksamkeit des Lesers zu lenken, wenn wir Wiederholungen möglichst vermeiden sollten: denn da die Erscheinungen stets aus denselben Gesichtspunkten betrachtet werden, da Goethe die Newton'sche Theorie stets aus denselben Gesichtspunkten und insbesondere aus seiner Auffassung von der Natur der Farbe bekämpft, so ergiebt sich auch aus den Hauptmomenten das Für und Wider im Einzelnen von selbst. „Denn", so sagt Goethe selbst, „so stark das Werk ist, und so wunderlich es im Einzelnen aussehen mag, so ist es doch durchaus konsequent, und das, was es eigentlich bringt und will, läßt sich sehr kurz fassen, ja es wiederholt sich gewissermaßen selbst auf jedem Bogen."[1])

So hoch auch Goethe den inneren Werth seiner Farbenlehre schätzte — stellte er sie ja über seine dichterischen Leistungen und glaubte in diesem Punkt allein unter allen Mitlebenden die Wahrheit zu besitzen[2]) —, die Physiker hat sie sich nicht geneigt gemacht, wie sehr auch die Philosophen — und merkwürdigerweise finden wir hier die sonst einander so feindlich gegenüberstehenden im Bunde — Schelling, Hegel und seine Schule einerseits, Schopenhauer andererseits und andere Männer verschiedener Berufsklassen bis in die neueste Zeit hinein, darunter besonders Grävell, bemüht waren, ihr Eingang zu verschaffen. Noch während des Druckes begann Reinhard die Farbenlehre ins Französische zu

1) Goethe's Briefwechsel mit Reinhard, S. 88.
2) Vgl. Eckermann, Gespräche, II. 59; Briefwechsel und mündlicher Verkehr zwischen Goethe und Grüner, S. 105.

übersetzen[1]) und bemühte sich sowol durch persönliche Propaganda in Paris als auch indem er Villers in Göttingen zu einer Uebersetzung anregte, vergebens, die Farbenlehre nach Frankreich zu verpflanzen.[2]) So willig Goethe auch bei näheren und ferneren Freunden und Verehrern Gehör fand,[3]) so müßten wir dennoch unter hervorragenden zeitgenössischen Physikern als Anhänger der Farbenlehre außer Seebeck, der 1811 die Grundzüge einer mit der Goethe'schen nahe übereinstimmenden Farbenlehre entwarf[4]) so daß sein späteres geheimnißvolles Bekenntniß gegen Schopenhauer[5]) befremdend erscheint, obwol er, wie wir aus Goethe's Briefwechsel mit Zelter wissen, als Mitglied der Berliner Akademie allerdings vermied, sich über diesen Gegenstand zu äußern),[6]) nur noch Schweigger zu nennen,[7]) und wie Dieser an Döbereiner schrieb, hielt Kämtz als Privatdozent in Halle Vorlesungen über Optik, „und zwar ganz mathematisch und doch mit Beziehung auf Goethe's Ansichten".[8]) Auch Johannes Müller, der große Physiolog, welcher sich in seinem 1826 erschienenen Werke „Zur vergleichenden Physiologie des Gesichtssinnes des Menschen und der Thiere ꝛc." mit einiger Einschränkung zu Goethe's Farbenlehre bekannte und deren physikalische Grundsätze zu verbessern suchte, hat diese doch später fallen lassen.[9])

Niemand, der die ungeheuren, länger als ein halbes Leben auf die Lehre von den Farben verwandten Bemühungen Goethe's überblickt, der die Zuversicht kennt, mit welcher der Dichter dieser so geliebten und gepflegten Schöpfung seines Geistes die Anerkennung verhieß, vermöchte sich eines Gefühls tiefer Wehmuth zu erwehren, wenn er ihn zuletzt die resignirten Worte gegen Johannes Müller aussprechen hört: „Die Divergenzen der Forscher sind unvermeidlich, auch überzeugt man sich bei längerem Leben von der Unmöglichkeit irgend einer Art des Ausgleichens;

1) Tag- und Jahreshefte 1807, Abs. 642.

2) S. oben S. XXV Anm. 4, unten S. 576, Nr. 116 und den Briefwechsel mit Reinhart, S. 10 f., 15, 84 f., 91 ff.; vgl. auch das. S. 90 u. 98.

3) Die näheren Freunde zu nennen, wäre überflüssig; vgl. die bestimmenden Zuschriften, welche Goethe von fernerstehenden über seine Farbenlehre erhielt, in Dessen „Naturwissenschaftl. Corresp.", I, 368; II, 271 f., 294 ff.

4) Schweigger's Journal für Physik und Chemie, I, St. 4. Vgl. auch den Brief des Staatsraths Schultz vom 8. Febr. 1813 an Goethe, im Briefwechsel, S. 189.

5) Vgl. Schopenhauer's Brief an Fräulein Medon bei Gwinner und Frauenstädt, „Arthur Schopenhauer. Von ihm. Ueber ihn". S. 64.

6) Briefwechsel mit Zelter, VI, 379, 391.

7) Vgl. „Goethe's Naturwissenschaftl. Corresp.", II, 312.

8) Das. I, 310.

9) Handbuch der Physiologie, II, 399.

denn indem alles Urtheil aus den Prämissen entspringt und, genau besehen, Jedermann von besonderen Prämissen ausgeht, so wird im Abschluß jederzeit eine gewisse Differenz bleiben, die dem einzelnen Wissenden angehört und erst recht von der Unendlichkeit des Gegenstandes zeugt, mit dem wir uns beschäftigen . . . ";[1]) oder wie in einem Eckermann'schen Gespräch (III. 201): „Die Irrthümer meiner Gegner sind seit einem Jahrhundert zu allgemein verbreitet, als daß ich auf meinem einsamen Wege hoffen könnte, noch diesen oder jenen Gefährten zu finden. Ich werde allein bleiben: Ich komme mir oft vor wie ein Mann in einem Schiffbruch, der ein Brett ergreift, das nur einen Einzigen zu tragen im Stande ist." Unerfüllt blieb die Hoffnung, welche auf Henning, der eine „Einleitung" zu seinen in Berlin gehaltenen Vorlesungen über Goethe's Farbenlehre veröffentlichte, und andere Mitglieder der Hegel'schen Schule gesetzt worden war; voll Unmuth mußte Goethe wahrnehmen, daß seine Farbenlehre im großen Publikum nicht einmal die Verbreitung gefunden hatte, welche er erwarten zu dürfen meinte,[2]) und es war nur eine geringe letzte Freude, als er wenige Wochen vor dem Lebensende die Nachricht von der zu Prag erfolgten „Einführung seiner Farbenlehre in die übrigen physikalischen Kapitel" erhielt.[3])

Es läßt sich einigermaßen begreifen, daß Goethe, so tief durchdrungen von der Wahrheit seiner Lehre und von dem hohen Werthe der Arbeit eines halben Lebens und andererseits überzeugt von der Befangenheit und Verblendung der Anhänger Newton's, die nach seiner Meinung nicht sehen wollten, was sich „beinahe mit Händen greifen" lasse, immer erbitterter wurde und mit Invektiven gegen die „Newtonianer" nicht eben geizte, daß er im Punkte der Farbenlehre kaum einen Widerspruch ertragen konnte, sondern, wie Schopenhauer einmal sagt,[4]) „die unbedingteste Beistimmung verlangte, und nichts darüber noch darunter". Wohl darf man bedauern, daß Goethe's Sprache gegen Newton so heftig, so leidenschaftlich war; aber wir rechten nicht mit der großen, gewaltigen Natur eines Goethe, der so unvergängliche Schätze der Menschheit überliefert hat, davon sie zehren

1) Naturwissenschaftl. Korrespondenz, I. 398.
2) Vgl. Briefwechsel mit Zelter, V. 199 ff.; Eckermann schreibt an Goethe am 14. September 1830, daß man von der Existenz seiner Farbenlehre in Genf nichts wisse. (Gespräche, II. 157).
3) Briefwechsel u. mündlicher Verkehr mit Grüner, S. 243 ff.; Briefwechsel mit Zelter, VI. 404.
4) Ueber das Sehn und die Farben, 2. Aufl., S. 6.

wird, so lange das Gefühl des Edlen, Schönen und Wahren sie beseelt; er glaubte sich gekränkt, glaubte sich durch die Newton'sche Theorie „froherer und vortheilhafterer Benutzung mehrerer Jahre“ beraubt,[1] und wir dürfen um so mehr ausgesöhnt sein, als er selbst eine Aussöhnung versuchte, als er „den Manen Newton's, insofern er sie beleidigt haben könnte, eine hinlängliche Ehrenerklärung zu thun“[2] unternahm. Hier steht ein wahrhaft Großer einem Großen gegenüber; man verzeiht auch einem Schopenhauer sein verletzendes Auftreten, zumal da eine gewisse Derbheit einmal zu seiner Natur gehört zu haben scheint. Aber wenn auch solche Anhänger und Vertheidiger der Farbenlehre, die man kaum unter die Dii minorum gentium rechnen kann, sich eine Sprache gegen Newton wie gegen Ihresgleichen herausnehmen und die hervorragendsten und verdienstvollsten Männer der Wissenschaft, welche die Streitfrage in ruhigem und würdigem Tone behandelten, mit Schmähungen überhäufen, so wird man an das lateinische Sprüchlein erinnert, welches keineswegs auch anderen Wesen gestattet, was einem Jupiter erlaubt ist.

Man muß sich übrigens erinnern, welche Erfahrungen Goethe mit seinen frühesten naturwissenschaftlichen Entdeckungen gemacht hat, wie diese Jahrzehnde als unfruchtbare Samenkörner auf dem Boden der Wissenschaft ruhten, um dann freilich aufzukeimen und emporzuwachsen zu üppiger Blüthe und reifer Frucht und den Ruhm des genialen Schöpfers, wenn auch spät, zu verkünden. Was Wunder, daß Goethe der Farbenlehre ein ähnliches Schicksal wie der Metamorphose der Pflanzen prophezeihte! Wenn es aber mit jener nicht so geworden ist wie mit dieser,[3] wenn hier die Häupter der Wissenschaft sich willig beugten und das Verdienst des großen Urhebers des Gedankens in vollem Umfang anerkannten, dort die Anerkennung versagten, so wird man nicht glauben, daß die Physiker ungerecht gegen Goethe seien und in durch Gewohnheit und Zunftstolz erlangter Befangenheit sich vor einer vermeintlichen Wahrheit verschließen.

Sollte man nun aber wünschen, daß die Farbenlehre nicht geschrieben worden wäre? Dies wäre schon um des Dichters selbst willen, um der hohen Befriedigung willen, die ihm die chromatischen Studien gewährten und die er gar oft in Gesprächen und Briefen zu erkennen giebt, ein durchaus ungerecht-

1) Unten S. 326.
2) Siehe die Farbenlehre, Abschn. „Newton's Persönlichkeit“.
3) Vgl. „Nachträge zur Farbenlehre“, Abschn. „Aeltere Einleitung“ (B. XXXVI).

fertigter Wunsch. Denn wie ihm die Naturwissenschaft überhaupt stets eine Zufluchtsstätte war, in die er sich zurückzog vor den Gewitterstürmen des bewegten Zeitalters, wo er ausruhte und seine Kräfte sammelte, so hielt er sich insbesondere an den chromatischen Studien immer fest wie an einem Balken im Schiffbruch;[1]) er fand in ihnen „vorzüglich eine Uebung des Geistes, eine Beruhigung der Leidenschaften",[2]) und als er am 11. Mai 1810 der Frau von Stein mittheilen konnte, daß die zwei Bände der Farbenlehre mit ihren Tafeln nunmehr nach Leipzig wandern werden, fügt er über seine hierher gehörigen Studien hinzu: „Es reut mich nicht, ihnen so viel Zeit aufgeopfert zu haben. Ich bin dadurch zu einer Kultur gelangt, die ich mir von einer andern Seite schwerlich verschafft hätte."

Aber dies ist es keineswegs allein, was uns die Farbenlehre lieb und werth macht, sondern sie hat einen unbestrittenen hohen wissenschaftlichen Werth. Wir reden nicht von dem ästhetischen Theil der Farbenlehre — hier lauschen wir einfach der Stimme des künstlerischen Genies —, sondern wir wollen auf die wissenschaftliche Bedeutung des physiologischen Theils hinweisen. Denn es braucht kaum gesagt zu werden, daß die Opposition nur den physikalischen Sätzen gilt; aber „Goethe's große Verdienste um die Farbenlehre betreffen nicht die Hauptfrage von den Ursachen der prismatischen Farben",[3]) sondern seine Ausblicke in die Physiologie des Gesichtssinnes, und es ist nicht zu viel gesagt, daß er damit der Urheber einer neuen Wissenschaft, der physiologischen Optik, wurde. Vor Goethe hatte man kaum versucht, die eigene Thätigkeit des Auges und seine Beziehungen zur Außenwelt in eine wissenschaftliche Form zu bringen; man betrachtete die physiologischen Farbenphänomene, welche Goethe so anschaulich beschrieben hat, als zufällige, die man, eben weil ihnen keine Gesetzmäßigkeit zugeschrieben wurde, nicht wissenschaftlich zu bewältigen unternahm, und die gesammte Optik war ausschließlich eine physikalische Disziplin. Durch Goethe aber wurden zuerst die subjektiven Gesichtsphänomene „zum endlichen Heil der Physiologie als Gesichtswahrheiten erkannt und führten zu den wesentlichen, dem Sinne selbst einwohnenden Energien".[4]) In Anerkennung der physiologischen Leistung war auch die zeitgenössische Kritik fast

1) Tag- und Jahreshefte 1793, Abs 40.
2) Briefwechsel mit Schiller. I. 360.
3) Johannes Müller, „Handbuch der Physiologie", II. 200.
4) Derselbe, „Zur vergleichenden Physiologie des Gesichtssinnes", S. XV.

„Hudhud," sagt' ich, „fürwahr,
Ein schöner Vogel bist Du!
Eile doch, Wiedehopf!
Eile, der Geliebten
Zu verkünden, daß ich ihr
Ewig angehöre!
Hast Du doch auch
Zwischen Salomo
Und Saba's Königin
Ehemals den Kuppler gemacht!"

13.

Hudhud sprach: „Mit einem Blicke
Hat sie Alles mir vertraut,
Und ich bin von Eurem Glücke
Immer, wie ich's war, erbaut.
Liebt Ihr doch! — In Trennungsnächten
Seht, wie sich's in Sternen schreibt,
Daß, gesellt zu ew'gen Mächten,
Glanzreich Eure Liebe bleibt!"

---

angefrischt. Salomo, der die Sprache aller Vögel verstand (Rückert, Note 6 zur 22. Makame des Hariri. 1826), benutzte den kleinsten der Vögel, die upupa (Fundgr. I. 404), den wachsamen, durch sein Ortsgedächtniß ausgezeichneten Wiedehopf zu so wichtigen Verrichtungen. So erhebt der Dichter auch den deutschen Vogel, als er ihn bei Frankfurt, auf dem ehemaligen Meer- oder Seeboden zwischen Taunus, Odenwald und Donnersberg Muschel-Versteinerungen suchend, erblickt, zu seinem Liebesboten. Desselben gedenkt Goethe auch in den noch ungedruckten Briefen an Marianne von Willemer. Vergl. auch den Brief an Meyer, Wiesbaden den 5. Juli 1815: „Uebrigens sind Steine und Metalle das Geformteste, was mir begegnet" (Riemer, Br. 105). — Die Krone entfaltend, wie ein kleiner Zaunkönig; denn diese Krone deutete auf seinen hohen Rang.

„Wer sich ausweiset als Propheten,
Trägt auf dem Scheitel eine Krone,"

sagt der Wiedehopf in Attar's Vogelgesprächen.

Auch bei Hafis kommt Hudhud wiederholt vor (s. Beispiele bei Diez, S. 102).

13. Fortsetzung des vorigen, jedoch erst aus dem Nachlaß 1837 (I. 1. 345) an dieser Stelle eingerückt. — Zu den Versen 5 bis 8 ist zu vergleichen die letzte Strophe der Vollmondnacht im Buch Suleika (VIII. 44).

einig, und unser Dichter erreichte damit einen so unmittelbaren Erfolg wie mit keiner seiner anderen naturwissenschaftlichen Arbeiten.

Die Anregungen, welche der physiologische Theil der Goethe'schen Farbenlehre gab, waren von höchster Bedeutung; an sie schloß sich nicht nur Schopenhauer's Schrift über das Sehn und die Farben, die ja in ihrem physiologischen Theil unzweifelhaft viel Vortreffliches enthält, sondern sie übten auch Einfluß auf die Arbeiten von Hinly, Troxler, besonders aber auf Purkinje, und gelangten zum höchsten Ausdruck in dem Wirken und Schaffen des größten Physiologen, unseres Johannes Müller. Mit Hinly, mit welchem Goethe 1802 persönlich verkehrte, wurde, wie Dieser selbst erzählt, „gar Vieles über das subjektive Sehen und die Farbenerscheinung verhandelt. Oft verloren wir uns so tief in den Text, daß wir über Berg und Thal bis in die tiefe Nacht herumwanderten".[1] Wie verbunden sich Purkinje unserm Dichter fühlte, zeigt sich nicht nur innerhalb seiner Werke, sondern auch darin, daß er ihm den zweiten Band seiner „Beiträge zur Kenntniß des Sehens in subjektiver Hinsicht" widmete.[2] Johannes Müller endlich gedenkt der Einwirkung der Goethe'schen Farbenlehre auf seine eigenen Arbeiten so oft, daß wir zu den bereits vernommenen Aeußerungen an dieser Stelle nur noch Einiges nachtragen können. „Ich meines Theils", sagt er in dem schon mehrfach genannten 1826 erschienenen Werke „Zur vergleichenden Physiologie des Gesichtssinnes ꝛc." [S. 395], „trage kein Bedenken, zu bekennen, wie sehr viel ich den Anregungen durch die Goethe'sche Farbenlehre verdanke, und kann wol sagen, daß ohne mehrjährige Studien derselben, in Verbindung mit der Anschauung der Phänomene selbst, die gegenwärtigen Untersuchungen wol nicht entstanden wären." In diesem Werke ist aber nichts Geringeres ausgesprochen als das Gesetz von den spezifischen Sinnesenergien, die Grundlage der gesammten Physiologie.[3] Müller sandte es an Goethe, begleitet von einem den 5. Februar 1826 datirten Briefe, aus welchem wir nicht umhin können einige Stellen mitzutheilen:

„. . . . Auch ich erscheine unter den Vielen, die Ihnen Zeugniß geben wollen, wie sie des Meisters Lehre wohl begriffen, aber, was mir ein größeres Vertrauen einflößt, in Angelegenheiten, die Ihnen sehr am Herzen liegen, in Angelegenheiten der Farbenlehre und der Lehre von der Metamorphose. Nachdem

1. Zur- und Jahreshefte 1862. XIV, 323; vgl. auch „Goethe's Naturwissenschaftliche Anschauung" I, 198.
2. S. unten S. 339, Anm. 30.
3. S. unten S. LII und 507, Anm. 22.

viele Jahre lang Ihre naturwissenschaftlichen Forschungen mir Institutionen gewesen sind sowol der Methode als des Inhalts für meine Bestrebungen, in die Geheimnisse der lebenden Natur auf beschaulichem und forschendem Wege einzudringen, sollte mir am Ende auch das Glück zu Theil werden, auch öffentlich davon Rechenschaft zu geben, wie eine Aussaat, die in allen Zweigen der Naturwissenschaft die herrlichsten Früchte dem scheidenden und bleibenden Geschlecht entlockt, noch größere dem kommenden entlocken wird, auf den Einzelnen gewirkt, und was ich diesen Förderungen Alles verdanke. . . . Ich muß es Ihrer Güte und Nachsicht anheimstellen, ob Ihnen die Lust bleiben wird, diese Beitragsgeschenke eines bisher schweigsamen und unbekannten Schülers in der Nähe zu betrachten und zu prüfen. Wie Sie mit dieser Erscheinung zufrieden sein werden, im Fall Sie diese Erläuterungen auf einer von Ihnen selbst gebrochenen Bahn Ihrer Durchsicht und Prüfung würdigen sollten? . . . Ich finde einen so engen Zusammenhang zwischen dem, was Sie uns gegeben, und dem, was ich daraus habe weiter bilden können, daß ich so kühn sein könnte, für alle Folgen Sie selbst verantwortlich zu machen. . . .

„Auch die Abhandlung zur Physiologie der Insekten werden Sie nicht lesen, ohne sich mancher von Ihnen selbst gemachten Andeutungen zu erinnern. Aber in diesem Punkte der Naturwissenschaft ist die Wahrheit und der Gedanke schon so sehr eins geworden und durchgedrungen, daß man nicht mehr fragen kann, was des Einen und was des Andern ist, und nur dankbar in seinen Bestrebungen des Urhebers und Helfers zum Besten sich erinnern muß. Hat es bei einem sicher fortschreitenden, bei dem alten ängstlich beharrenden Stande auch an feindlicher Begegnung nicht gefehlt, so wären Sie doch vielleicht gegen die jüngere Mitwelt, welcher zunächst das Ferment angehört, ungerecht, zu glauben, der Nachwelt nur sei die Stimme über das der Zeit Vorgegriffene vorbehalten. Nein, Sie müssen es in Ihren Tagen noch erleben, wie man sich auch im Gebiete der Wissenschaft der unverlorenen zeugenden Mittheilung als an einem schönen heitern Tage der Besinnung allseitig erfreut. Sie müssen sich überzeugen, wie der Naturforscher auch einem Geschlechte vorangeht, das, ihn zu begreifen, folgte. Sehen wir doch sogar auf französischem Boden die Lehre von der Metamorphose der Pflanzen in ihrer Ausbildung bis zur geschlechtslosen Zeugung . . . sich entwickeln. Daß Ihnen allseitig diese Freude werde, ist einer meiner sehnlichsten Wünsche, ja es darf mein größter

sein; ist er doch eins mit dem gerechten für den Sieg der Wahrheit.

„Daß es nun bald auch in den übrigen Gebieten der Sinnesphysiologie zu tagen anfangen werde, ist gewiß zu erwarten. Die Aussaat ist geschehen, wer kann ihre unendlichen Folgen aufhalten? Ich selbst gehe mit manchen Entwürfen um, auch in der Physiologie des Gehörs ein Wenig zu räumen, habe schon manchen blind sich endigenden Seitenweg oder ins Weite führende Irrgänge verlassen. Hätten Sie uns doch auch in diesem Gebiete einige leitende Gänge mitgetheilt! . . . . Sind wir aber einmal von den Außenseiten in das Wesen nur eines Sinnes eingedrungen, so muß der Gedanke ja auch in durch die von der Physik erbauten Zugänge zur Physiologie der andern Sinne führen. An mir soll nichts verloren sein, und werde ich sogleich getroffen, wenn der Punkt berührt wird, worauf es in der Betrachtung einer Sache allein ankommt. . . ."[1])

Und wie der Grundgedanke der Farbenlehre zu der so fruchtbaren Erkenntniß führte, daß, um sie mit Müller's eigenen Worten, welche er im Anschluß an Goethe's und der ihm folgenden Physiologen Arbeiten gebraucht, auszusprechen, „das Auge, indem es gegen jeden Reiz in seinen Energien leuchtend ist, auch jedweden Reiz leuchtend oder farbig sieht",[2]) welche Erkenntniß in Müller's Gesetz erweitert und auf die anderen Sinne ausgedehnt wurde, so bieten auch Goethe's Ausführungen im Einzelnen überraschende Aufschlüsse über die physiologischen Gesichtsphänomene dar, wie in der Lehre von den Nachbildern und den farbigen Schatten. Da über das Einzelne unsere dem Texte folgenden Bemerkungen sich verbreiten, so sei hier nur noch erwähnt, daß Goethe der E.te war, der die durchgehends subjektive Natur der farbigen Schatten erkannte und sie als Kontrasterscheinungen auffaßte, nachdem Rumford diese Erklärung für „manche Fälle" hat gelten lassen,[3]) wovon Goethe übrigens keine Kenntniß gehabt zu haben scheint.

Ebenso durch Goethe neu gewonnene Erkenntniß der physiologischen Momente der Farbenlehre und der hohe Werth, den wir selbst diesem Theile beizumessen haben, führt uns schließlich zu dem Versuch, einige Aufschlüsse zu erlangen, wie Goethe zu seiner Auffassung der Natur der Farben gekommen, und der Quelle des physikalischen Irrthums nachzuspüren.

1) Goethe's Naturwissenschaftliche Correspondenz, I. 399 ff.

2) Zur vergleichenden Physiologie des Gesichtssinnes, § XVI.

3) An account of some experiments upon coloured shadows. Philosophical Transactions, LXXXIV (1794), p. 125.

Goethe war, wie er oftmals bekennt, die Gesetze des malerischen Kolorits und der Farbenharmonie zu suchen ausgegangen und hatte zu dem Ende das Studium der Farbenlehre unternommen. Bei Darstellung und Betrachtung von Malerwerken spielt nun aber die Art der Vertheilung von Licht und Schatten die einflußreichste Rolle, indem sie nicht nur mitwirkt, die Illusion des Körperlichen zu erzielen, sondern auch den über das ganze Bild ausgegossenen Farbenton mitbestimmt. Der Maler ist keineswegs im Stande, die Helligkeit und Farbe der Naturgegenstände getreu nachzuahmen, sondern nur den Eindruck hervorzubringen, den jene auf den Beobachter machen. Bedingt durch die dem Maler zu Gebote stehenden Farbstoffe und durch die Beleuchtung, bei welcher Gemälde betrachtet zu werden pflegen, sind beispielsweise seine Landschaften in Sonnenbeleuchtung, objektiv betrachtet, unendlich viel dunkler, seine Mondscheinlandschaften außerordentlich viel heller als die entsprechenden Scenerien in der Natur,[1]) und seine technische Aufgabe besteht demnach darin, das Verhältniß der Helligkeitsunterschiede wiederzugeben. Daher muß bei einfachen landschaftlichen Gegenständen, wo dieses Verhältniß am klarsten hervortritt, der Lichtseite, wie Goethe bemerkt,[2]) immer das Gelbe und Gelbrothe, der Schattenseite das Blaue und Blaurothe zugetheilt werden. Diesem Gegensatz von Licht und Schatten geht somit der Gegensatz von warmen und kalten Farben parallel oder ist gleichsam darin ausgesprochen, und wir finden ihn in Goethe's Begriff der Polarität, der polaren Gegensätze, welche Gelb und Blau bilden, wieder. Wie wir hiermit sagen wollen, daß Goethe diese Grundansicht seiner Farbenlehre aus der Betrachtung der Kunstwerke gewonnen habe, so glauben wir auch seine Aeußerung, er habe (in Italien) die unmittelbare Verwandtschaft des Blauen mit dem Schwarzen[3]) oder, wie er oftmals sagt, mit dem Schatten bemerkt, auf dieselbe Quelle zurückführen zu sollen. Wir sind daher zu der Annahme geneigt, daß sein Ausruf, die Newton'sche Hypothese sei falsch, den er that, als er die weiße Wand seines Zimmers betrachtete und nicht sah, was er sehen zu müssen glaubte, nicht so „instinktiv" war, als er meinte, sondern daß sich seine Anschauung über Natur und Entstehung der Farbe bei ihm bereits mehr oder weniger bewußt festgesetzt hatte.

Von hervorragendster Wichtigkeit für die Malerei ist ferner

1) Vgl. Näheres hierüber bei Helmholtz, „Optisches über Malerei", in den „Populären wissenschaftlichen Vorträgen", Heft III. 69 ff.
2) Campagne in Frankreich, S. 171.
3) Vgl. „Konfession des Verfassers".

die Luftperspektive, die künstlerische Darstellung des Lustlichts, welches je nach dem Grade der Trübe der Luft so verschiedene Abstufungen zeigt und in ebenso fein nuancirten Tönen die Gegenstände selbst erscheinen läßt. Auch sie scheint Goethe erst in Italien eingehender studirt zu haben. „Indessen versäumte ich nicht", erzählt er,[1] „die Herrlichkeit der atmosphärischen Farben zu betrachten, wobei sich die entschiedenste Stufenfolge der Luftperspektive, die Bläue der Ferne sowie näher Schatten auffallend bemerken ließ."

Die atmosphärischen Farben erklärte schon Leonardo da Vinci aus den zwischen dem dunkeln Himmelsraum und uns lagernden Luftmassen, und Goethe erkannte sie an und für sich richtig als eine Wirkung trüber Medien. „Die Luftperspektive ruht eigentlich auf dem wichtigen Satz, daß alle durchsichtigen Mittel einigermaßen trübe sind. Die Atmosphäre ist also immer mehr oder weniger trüb. Besonders zeigt sie diese Eigenschaft in den südlichen Gegenden bei hohem Barometerstand, trockenem Wetter und wolkenlosem Himmel, wo man eine sehr merkliche Abstufung wenig auseinanderstehender Gegenstände beobachten kann" (D. 868 f.). Goethe hatte demnach diese Beobachtung nur zu verallgemeinern, um zu seinem „Urphänomen" zu gelangen. „Die Luftperspektive beruht auf der Lehre von den trüben Mitteln. Wir sehen den Himmel, die entfernten Gegenstände, ja die nahen Schatten blau. Zugleich erscheint uns das Leuchtende und Beleuchtete stufenweise gelb bis zur Purpurfarbe" (D. 872). Erinnern wir uns, daß die blaue Farbe an trüben Medien durch wiederholte Reflexionen entsteht, weshalb der Maler „seine Spiegelungen immer in einem etwas blauern Tone halten muß als die Objekte, von denen das gespiegelte Licht ausgeht",[2] bedenken wir ferner, daß mit den Gesetzen der Farben trüber Medien „das Verhalten des Grundes gegen die Malerfarben zusammenhängt", daß „lichte Farben, in dünner nicht vollkommen deckender Schicht auf einen dunkeln Grund aufgetragen, ins Bläuliche fallende sogenannte kalte Tinten geben, weil sie als trübe Medien wirken und das dadurch erzeugte Blau sich ihrer spezifischen Farbe zugesellt",[3] so hatte es seinen guten Grund, daß Goethe der Lehre von den trüben Mitteln eine so hohe Bedeutung zuerkannte; und wenn sie auch nicht so umfassend und so grundlegend für die

1) Confession des Verfassers.
2) Stark in Posselt's „Annalen", LXXXVIII, 366.
3) Bucke, „Die Polychromie der Farben für die Zwecke der Kunstgewerbe", S. 90; vgl. unten S. 133 f. Goethe's Beobachtung am Portrait.

Farbenlehre erscheint, als er meinte, so ist man doch durch ihn aufmerksamer auf diese Phänomene und zu einem eingehenderen Studium derselben angeregt worden, und seine Beobachtungen hierüber sind an und für sich von bleibendem Werthe. Die Hauptsache aber, worauf es uns hier ankommt, ist, darauf hinzuweisen, von wie eingreifender Wichtigkeit die Phänomene an trüben Mitteln gerade für die Malerei sind, und in welchem Umfange sie hier zur Geltung kommen. Nehmen wir hinzu, daß zwar die Farben der Qualität nach innerhalb weiter Grenzen der Helligkeit einen unveränderten Eindruck auf das Auge machen, daß aber, was Goethe bemerkt haben mochte, bei sehr gesteigerter Helligkeit alle Farben ihr Aussehen ändern und in verschiedenen Abstufungen schließlich in Weiß überzugehen scheinen,[1]) so geben wir vielleicht nicht fehl, wenn wir annehmen, daß alle diese Momente mitgewirkt haben, um in Goethe die Ansicht, die Farben entständen aus Mäßigung, Schwächung des Lichts, und die trüben Mittel seien die Ursachen der Farbenspezifikation, zu befestigen, bei welcher Gelegenheit wir nicht unterlassen wollen, die Meinung Müller's anzuführen, daß „die Hauptsätze der Goethe'schen Farbentheorie auf dem Mißverständniß beruhen, in welchem sich Goethe in Hinsicht des Dunkeln und Schwarzen als etwas Positiven befindet".[2])

Der Maler hat, wie bereits gesagt, keineswegs die Aufgabe und ist auch gar nicht im Stande, die Natur objektiv nachzuahmen, sondern muß, um den Eindruck der Wirklichkeit oder der Naturwahrheit in uns hervorzurufen, ganz abgesehen von seiner Individualität, seiner künstlerischen Konzeption, die subjektiven Momente, die physiologischen Zustände des Auges berücksichtigen. Er muß z. B. in Sonnenlandschaften die Farben so vertheilen, daß der Anblick demjenigen des durch sehr helle natürliche Beleuchtung abgestumpften Auges entspricht, in Mondlandschaften so, wie sie dem durch schwache Beleuchtung sehr empfänglich gewordenen Auge entsprechen; er muß die subjektiven Phänomene der Irradiation, der farbigen Schatten, des simultanen Kontrastes u. s. w. objektiv nachahmen, um den Schein der Wirklichkeit zu erzielen. Zur Beobachtung der entsprechenden Naturwirkungen bot sich unserm Dichter ebenfalls vorzüglich in Italien Gelegenheit. „Beim Sciroccohimmel", erzählt er, „bei den purpurnen Sonnenunter-

1) Vgl. Helmholz, „Ueber Hrn. D. Brewster's neue Analyse des Sonnenlichts", in Poggendorff's „Annalen", LXXXVI. 520, und „Physiologische Optik", S. 233 f.

2) „Handbuch der Physiologie, II. 399.

gängen waren die schönsten meergrünen Schatten zu sehen, denen ich um so mehr Aufmerksamkeit schenkte, als ich schon in der ersten Jugend bei frühem Studiren, wenn der Tag gegen das angezündete Licht heranwuchs, diesem Phänomen meine Bewunderung nicht entziehen konnte."[1]) Dem entsprechend heißt es über das „Kolorit des Orts" (D. 872): „In manchen Fällen tritt sogleich die physiologische Forderung der Farben ein, und eine ganz farblose Landschaft wird durch diese mit und gegen einander wirkenden Bestimmungen vor unserm Auge völlig farbig erscheinen." Welche großartige Wirkung die künstlerisch vollendete Darstellung der „physiologischen Forderung", insbesondere des simultanen Kontrastes zu erzielen vermag, darüber belehren uns vorzüglich die großen Niederländer, wie Rembrandt, van Dyk, Teniers, Ostade u. A. Der Ausgangspunkt der Goethe'schen Farbenlehre dürfte nicht am Wenigsten den hohen Werth erklären, welchen er dem physiologischen Theil beilegte, und die Stelle, welche er demselben an der Spitze seines Werkes anwies. Und wie er in der physiologischen Thätigkeit des Auges die Harmonie der Farben begründet fand und als der Erste das wahre Prinzip der Farbenharmonie aufstellte, so verschmilzt, wie im Kreise, das Ende mit dem Anfang des Werkes, wo „zuerst das Verhältniß des großen Gegensatzes von Licht und Finsterniß zum Auge in Betrachtung kommt".

„Die sechste Abtheilung [des didaktischen Theils der Farbenlehre] ist der sinnlich-sittlichen Wirkung der Farbe gewidmet, woraus zuletzt die ästhetische hervorgeht. Hier treffen wir auf den Maler, dem zu Liebe eigentlich wir uns in dieses Feld gewagt, und so schließt sich das Farbenreich in sich selbst ab, indem wir wieder auf die physiologischen Farben und auf die naturgemäße Harmonie der sich einander fordernden, der sich gegenseitig entsprechenden Farben gewiesen werden."[2]) Die großen Meister ihrer Kunst erfüllten deren technische Erfordernisse und trafen das Rechte gleichsam instinktiv; sie überlieferten ihre Schöpfungen nur als Beispiele zur Nachahmung ohne theoretische Erkenntniß,[3]) so daß gar Vieles nur dem Zufall überlassen zu sein schien. Daher ist die „Furcht, ja die ent-

1) Konfession des Verfassers.

2) Materie und Uebersicht des Goethe'schen Werkes zur Farbenlehre (Werke, Bd. XXIX, S. 293, 294); vgl. den didakt. Theil der Farbenl. insbesondere §. 901—939.

3) Vgl. auch „Beiträge zur Optik", §. 19, und „Gesch. d. Farbenlehre", Artikel „Menge".

schiedene Abneigung", welche die Maler „gegen alle theoretische Betrachtungen über die Farbe und was zu ihr gehört", zeigten, erklärlich; „denn das bisher sogenannte Theoretische war grundlos, schwankend und auf Empirie hindeutend" (D. 800). Goethe aber hat die technischen Erfordernisse des Malers in ein System gebracht und theoretisch begründet, indem er sie auf die physiologischen Zustände des Auges zurückführte, und daraus erklärt sich der Beifall, welchen seine Farbenlehre bei den Künstlern fand, auf deren Bedürfnisse die Newton'sche Theorie, da sie lediglich die physikalische Seite der Farben behandelte, natürlicherweise nicht die mindeste Rücksicht nahm. Fand ja Goethe, daß der Maler Runge unabhängig von ihm auf gleichen Wegen wandelte und ihm Manches vorweggenommen hätte! Von Riedel wird das Bekenntniß erzählt, „daß er, ein der Newton'schen Theorie frühe irrig geworden, sich in langjährigem Suchen eine eigene Farbenlehre mühsam erdacht gehabt und nicht wenig erfreut gewesen sei, am endlichen Ziele seiner Mühen den Verfasser des „Jahrmarktes von Plundersweilern" schon vergnügt am selben Ziele ausruhen zu sehen".[1]) Schweigger schreibt am 22. Mai 1827 an Goethe über einen jüngeren Mann, den er als einen guten und eifrigen Experimentator im physikalischen sowol als chemischen Fache empfiehlt: „Seine Liebe zum Malen und Zeichnen führte ihn zum eifrigen Studium der Farbenlehre, wobei ihm natürlich die Newton'schen Ansichten (obwol er ein guter, auch mit höherer Analysis vertrauter Mathematiker ist) so wenig genügen konnten, als wol je Einem, der mit Malerei sich beschäftigte."[2]) Der Architekturmaler Beckmann, Professor an der Berliner Akademie, „war ein bezeisterter Anhänger der Goethe'schen Farbenlehre";[3]) von den in Rom lebenden Malern sollen die gegen Ende der Funfziger Jahre unternommenen Versuche Gräfell's, die Goethe'sche Farbenlehre zu rechtfertigen, freudig begrüßt worden sein;[4]) der als Koloriſt berühmte Maler Caſtlake überſetzte den didaktiſchen Theil der Farbenlehre ins Engliſche und empfahl ihn ſeinen Landsleuten, und in Deutſchland erhob Joh. Karl Bähr in den er-

1) Joh. Karl Bähr, „Vorträge über Newton's und Goethe's Farbenlehre, gehalten im Künſtler-Verein zu Dresden", 1853, S. 83.
2) Goethe's Naturwiſſenſchaftliche Korreſpondenz, II, 211 f.
3) Bähr, a. a. O. S. 7.
4) Daſelbſt.

wähnten Vorträgen im Namen der Kunstgenossen seine Stimme für Goethe's Farbenlehre.[1])

Haben wir im Vorstehenden gleichsam historisch den Weg angedeutet, auf welchem Goethe nach unserer Meinung zu den Grundsätzen seiner Farbenlehre gelangt ist, so bleibt uns noch übrig, die psychologischen Gründe aufzusuchen, welche ihn bei jenen beharren ließen. Da möchten wir denn in Erinnerung dessen, was wir an einem anderen Orte über Goethe's Naturbetrachtung gesagt haben,[2]) die Ueberzeugung aussprechen, daß dieselbe Eigenthümlichkeit seines Geistes, welche ihn zu den so erfolgreichen Entdeckungen auf dem Gebiete der organischen Naturwissenschaften führte, zugleich die Quelle seines Irrthums in der Farbenlehre war. Liegt der Reiz der Goethe'schen Poesie vorzüglich darin, daß sie, als ein Produkt der reinen Anschauung, nicht durchsetzt von begrifflichen Elementen, ihren Gegenstand in vollkommenster Objektivität darstellt, so ist es nur naturgemäß, daß er auch das Gebiet der Wissenschaft dem Reiche der unmittelbaren sinnlichen Anschauung unterordnen möchte, daß den Dichter, wie Helmholtz treffend bemerkt,[3]) „der Schritt in das Reich der Begriffe, welcher nothwendig gemacht werden muß, wenn wir zu den Ursachen der Naturerscheinungen aufsteigen wollen, zurückschreckt". Begabt mit lebhaftester, antiker Sinnlichkeit, worin er die Kraft seines Genies fühlte und wir Alle den Zauber seiner Dichtkunst erkennen, geht ihm nichts darüber und haben Begriffe selbst für ihn nur dann einen besonderen Werth, wenn sie der unmittelbare Ausdruck einer sinnlichen Anschauung sind. So soll auch der Physiker „sich eine Methode bilden, die dem Anschauen gemäß ist; er soll sich hüten, das Anschauen in Begriffe . . . zu verwandeln . . ." (D. 716).

Bei seiner Geistesart konnte Goethe auch keine Neigung zur Philosophie haben, welche für ihn nur einen methodologischen Werth hatte, insofern sie ihn in der objektiven Richtung seines Geistes erhielt und bestärkte.[4]) Er bekennt: „Für Philosophie

1) Uebrigens wollen wir auch nicht unterlassen, eines Gegners unter den Künstlern zu gedenken, nämlich des Malers Matthäus Klotz (vgl. dessen „Grundliche Farbenlehre", München 1816, obwol Goethe ihn anfangs mit seinen eigenen Ueberzeugungen in Uebereinstimmung wähnte. Vgl. Goethe's Briefwechsel mit Jacobi, S. 240, und Geschichte der Farbenl., Abschn. „Statt des versprochenen supplementaren Theils".

2. Vgl. „Goethe's Verhältniß zur Naturwissenschaft" ꝛc., Einleitung zu Bd. XXXIII, insbesondere S. LIV ff.

3) Ueber Goethe's naturwissenschaftliche Arbeiten, Vortrag, S. 43.

4) Vgl. Briefwechsel mit Schiller, II. 37.

im eigentlichen Sinne hatte ich kein Organ, nur die fortdauernde Gegenwirkung, womit ich der eindringenden Welt zu widerstehen und sie mir anzueignen genötigt war, mußte mich auf eine Methode führen, durch die ich die Meinungen der Philosophen eben auch, als wären es Gegenstände, zu fassen und mich daran auszubilden suchte“;[1] und an Schiller schreibt er einmal: „Die Philosophie zerstört bei mir die Poesie, und das wol deshalb, weil sie mich ins Objekt treibt, indem ich mich nie rein spekulativ erhalten kann, sondern gleich zu jedem Satze eine Anschauung suchen muß und deshalb gleich in die Natur hinaus fliehe.“[2] Da nun aber das lebhafte sinnliche Erfassen der Gegenstände einen Vorzug seines Geistes und die Quelle seiner dichterischen Schöpfungen bildet, so hatte er eine Scheu, darüber hinaus zu den letzten Gründer der Erscheinungen aufzusteigen, deren Auffindung allein dasjenige Element der Wissenschaft ausmacht, welches man Theorie nennt und wodurch wir uns eben zu einer philosophischen Betrachtungsweise erheben. Sein intuitiver Geist bleibt daher bei einer sinnlichen Wahrnehmung, die bei ihm gleichsam zu einer künstlerischen Anschauung wird, als einem Letzten der menschlichen Erkenntniß stehen, wo der analysirende Verstand noch unbefriedigt nach einem höheren Prinzipe forscht; er erblickt da „Urphänomene“, über denen nichts in der Erscheinung liege, wo das Kausalitätsbedürfniß des reflektirenden Verstandes noch nach einer höheren Ursache fragt; er statuirt die Grenze der Wissenschaft, von welcher der Physiker „in das Reich der Theorie, wo nicht eintreten, doch einblicken könne“ (D. 720),[3] wo dieser sich erst recht getrieben fühlt, in das Reich der Theorie einzutreten. „Das Höchste, wozu der Mensch gelangen kann,“ sagt er bei Eckermann, „ist das Erstaunen, und wenn ihn das Urphänomen in Erstaunen setzt, so sei er zufrieden; ein Höheres kann es ihm nicht gewähren, und ein Weiteres soll er nicht dahinter suchen; hier ist die Grenze. Aber den Menschen ist der Anblick eines Urphänomens gewöhnlich noch nicht genug, sie denken, es müsse noch weiter gehen, und sie sind den Kindern ähnlich, die, wenn sie in einen Spiegel gucken, ihn sogleich umwenden, um zu sehen, was auf der andern Seite ist.“[4]

1) Werke, Bd. XXXIV. S. 93 f.
2) Briefwechsel mit Schiller, II. 351.
3) Ebrliche in Prosa, Nr. 918: „Wenn ich mich beim Urphänomen zuletzt beruhige, so ist es doch auch nur Resignation; aber es bleibt ein großer Unterschied, ob ich mich an den Grenzen der Menschheit resignire oder innerhalb einer zufälligen Beschränktheit meines dermalen Individuums.“
4) Eckermann, Gespräche, II. 50 f.

Hudhud auf dem Palmenſteckchen,
Hier im Eckchen,
Niſtet ängſtlich, wie ſcharmant!
Und iſt immer vigilant.

14.

Schön und köſtlich iſt die Gabe,
Wohl enträthſelt das Verlangen;
Daß die Weide ſie empfangen,
Bleibet aber ungewiß.

Wäre das nicht nachzubringen?
Was er ſittſam nicht entraubte,
Wenn ſie ſich's nun ſelbſt erlaubte!
Hudhud, geh und melde dies!

15.

Ergebung.

„Du vergehſt und biſt ſo freundlich,
Verzehrſt Dich und ſingſt ſo ſchön?"

---

14. Aus des Dichters Nachlaß, ohne Angabe einer Beziehung, in die Gedichte an Perſonen 1837 (I. 1. 300) eingefügt, ſchließt ſich hier gleichfalls an.

15. Ergebung, datirt: Frankfurt a. M. 27. Mai 1815, und u. d. T. Theilnahme zuerſt 1816 im Damentaſchenbuch a. d. J. 1817 als Nr. IX gedruckt, jedoch ohne die letzten vier Zeilen, welche erſt 1827 in der A. L. H. angefügt wurden. — Das ſchöne Bild der verbrennenden Kerze kehrt bei den orientaliſchen Dichtern vielfach wieder. Hafis ſagt in ſeinem Diwan (Buchſt. Ga, II):

„Verbrenn der Kerze gleich im Herd,
Und ſei vergnügt."

Dazu bemerkt Hammer: „Lerne von der Kerze zugleich lachen und weinen; denn die Kerze taucht heitern Glanzes durch die Flamme, wenn ſie zugleich in heißen Thränen zerſchmilzt." (Hafis, II. 31.) Ferner Hafis: „Die Kerzen will ich mich des Nachts für Dich verbrennen!" (Ta, LXL.) Andre Beiſpiele bei Wurm (102 bis 104).

Die Schlußſtrophe von Nr. 15 iſt Umbildung der Strophe von Hafis (Buchſt. Lam, I):

Betrachten wir hiernach Goethe's naturwissenschaftliche Arbeiten, zunächst die der organischen Natur gewidmeten, so werden wir finden, daß er sich überall bei der Beobachtung der Phänomene und ihrer reinen objektiven Darstellung begnügte, eine theoretische Begründung aber nicht versuchte. Freilich sind es Beobachtungen von größter Tragweite, welche unter sich unzählige andere Erscheinungen begreifen und ihre Anwendung auf unermeßliche Gebiete zulassen; aber dennoch sind sie nicht das der menschlichen Erkenntniß gegebene Letzte. Allein eben weil Goethe's Beobachtungen große Gebiete der Wissenschaft umfassen, das Dunkel ringsumher erhellen und die weitesten Aussichten in neue Regionen eröffnen, und weil seiner Beobachtung gleichsam das Wesen des Gegenstandes sich erschloß, so konnte er wol verleitet werden, in dem Faktischen, der Empirie selbst das theoretische Element zu erblicken.

„Es giebt eine zarte Empirie," sagt er, „die sich mit dem Gegenstand innigst identisch macht und dadurch zur eigentlichen Theorie wird . . ."[1] Nicht anders ist es in der Farbenlehre. Auch hier ging Goethe nicht darauf aus, eine physikalische Theorie der Farben zu geben, sondern es war ihm nur „darum zu thun, unzählige Erfahrungen ins Enge zu bringen, sie zu ordnen, ihre Verwandtschaft, Stellung gegen einander und neben einander aufzufinden, sich selbst und Andern faßlich zu machen".[2] Auch hier bleibt er bei der sinnlichen Wahrnehmung, bei einem an sich bedeutenden Phänomen, dem sich viele andere unterordnen, stehen und begnügt sich damit, es zur Ableitung der letztern anzuwenden, ohne zu versuchen, auch jenes auf ein höheres Prinzip zurückzuführen. Goethe's Trieb war, sagt Schopenhauer,[3] dem wir übrigens nur in diesen Aeußerungen an und für sich, aber nicht in Anbetracht des Zusammenhanges, in welchem sie sich finden, zustimmen können, „Alles rein objektiv aufzufassen und wiederzugeben. Damit aber war er dann sich bewußt, das Seinige gethan zu haben, und vermochte gar nicht darüber hinauszugehen. Daher kommt es, daß wir in seiner Farbenlehre bisweilen eine bloße Beschreibung finden, wo wir eine Erklärung erwarten. So schien ihm denn auch hier eine richtige und vollständige Darlegung des objektiven Hergangs der Sache das letzte Erreichbare. Demgemäß ist die allgemeinste und oberste Wahrheit seiner ganzen Farbenlehre eine ausge-

1) Sprüche in Prosa, Nr. 906.
2) Belagerung von Mainz, S. 209.
3) Parerga und Paralipomena, Zweite Aufl., II. 135.

sprochene objektive Thatsache, die er selbst ganz richtig [?] Urphänomen benennt. Damit hielt er Alles für gethan: ein richtiges „so ist's" war ihm überall das letzte Ziel; ohne daß ihn nach einem „so muß es sein" verlangt hätte." Der Umstand, daß alle Farben dunkler als Weiß sind, die Beobachtung der Phänomene der Luftperspektive, deren Bedeutsamkeit er an den malerischen Kunstwerken studirt hatte und welche er in der Trübung der Luft begründet fand, die Wahrnehmung der zarten Veränderungen, welche die Farbentöne bei verhältnißmäßig geringer Aenderung der Trübe zeigen, genügten, um die Entstehung der Farben aus der Wechselwirkung von Licht und Finsterniß abzuleiten und die Erscheinung an trüben Mitteln als ein „Urphänomen" anzusehen. „Das Höchste wäre, zu begreifen, daß alles Faktische schon Theorie ist. Die Bläue des Himmels offenbart uns das Grundgesetz der Chromatik. Man suche nur nichts hinter den Phänomenen; sie selbst sind die Lehre."[1]) Aber offenbar fühlt sich der reflektirende Verstand hier noch nicht befriedigt, sondern fragt nach der Ursache der Erscheinung an trüben Mitteln, und erst wenn alle Versuche, sie auf ein Allgemeineres zurückzuführen, dem sie sich als spezieller Fall unterordneten, scheitern, erst dann hält er sich berechtigt, sie als ein Grundgesetz auszusprechen und — zu resigniren. Allein hierüber entscheidet nicht die bloße Beobachtung, sondern zunächst der Versuch. Aber wir wissen, daß Goethe dem Versuch nicht diejenige Beweiskraft zuschrieb, welche der Physiker ihm beizumessen gewohnt ist. Er hat hierüber ein ausführliches Glaubensbekenntniß in dem Aufsatz: „Der Versuch als Vermittler von Objekt und Subjekt" abgelegt, dessen Hauptgedanke, daß sich durch Versuche unmittelbar nichts beweisen lasse, gewiß oft, ja vielleicht meist zutrifft. Hat ja unser Dichter selbst in seiner Polemik gegen Newton eine außerordentlich lehrreiche Illustration jenes Satzes gegeben, indem er die Versuche selbst nicht bestreitet, aber ihnen eine andere Deutung giebt als ihr Urheber, so daß der verdienstvolle Physiker Moser, obwol ein Anhänger der Newton'schen Optik, in Bezug auf die Lehren der beiden großen Gegner sagen zu dürfen glaubte: „Es ist gewiß, daß, wenn man die Gründe der einen Partei auf diesem Gebiete vernimmt und die der andern damit vergleicht, so sieht man in keinem Falle eine Nothwendigkeit, sich für die eine oder die andere ausschließlich zu entscheiden; und kein Experiment ist mir

1) Sprüche in Prosa, Nr. 914.

bekannt, welches die Anhänger der einen Partei gegen die der andern vorzugsweise beunruhigen dürfte." [1]) Aber dennoch glauben wir, daß es im Allgemeinen schlimm um die Physik bestellt wäre, wenn es sich so verhielte, und daß es im Besonderen auch in der Optik Versuche entscheidender Natur giebt. Denn, um nicht von unserm Gegenstande abzuschweifen, wenn es beispielsweise gelingt — und daß es gelungen ist, haben wir oben (S. XXXVIII) mitgetheilt —, die einzelnen Theile des Spektrums so zu isoliren, daß ihr Licht, aber und abermals durch ein Prisma gebrochen, unverändert in der Farbe erscheint und, objektiv auf einem Schirm aufgefangen, an verschiedenen Stellen desselben sich zeigt, oder, subjektiv betrachtet, einen verschiedenen Ort im Raume einzunehmen scheint, so wüßten wir nicht, was sich gegen den hieraus gezogenen Schluß von der Zusammensetzung des Sonnenlichts und der verschiedenen Brechbarkeit seiner Bestandtheile vorbringen ließe. Hierzu ist allerdings die dunkle Kammer und das foramen exiguum erforderlich; denn wie der Chemiker, um einen Körper zu analysiren und seine Bestandtheile zu ermitteln, nicht mit großen Massen, sondern mit möglichst kleinen Mengen arbeitet, so muß auch der Physiker, der die Eigenschaften des Lichts ermitteln will, alles nicht zum Versuche nothwendige Licht ausschließen. Gewiß ist Goethe's Forderung, jeden Versuch zu vermannichfaltigen oder ihn unter zahlreichen Modifikationen anzustellen, wie schon Baco verlangte, und worin Goethe selbst sehr erfinderisch war, durchaus gerechtfertigt; aber oft wird in der Physik nicht die „Vereinigung und Verbindung" der Versuche unter einander,[2]) sondern, wie obiges Beispiel zeigt, gerade ihre Isolirung erfordert. Wer aber wollte es Dem, der,

Aus Morgenduft gewebt und Sonnenklarheit,
Der Dichtung Schleier aus der Hand der Wahrheit

empfing, verargen, daß er die „dunkle Kammer" haßte und auch Anderen, sie zu fliehen, rieth! Anders jedoch ist die Wahrheit der Kunst, ein anderer Pfad führt meist zur Wahrheit in der Wissenschaft. Denn „die Kunst schließt sich in ihren einzelnen Werken ab, die Wissenschaft erscheint uns grenzenlos". Allein, „da im Wissen sowol als in der Reflexion kein Ganzes zusammengebracht werden kann, weil jenem das Innre, dieser das Aeußere fehlt, so müssen wir uns", fordert

1) Meier „Ueber Goethe's Leistungen in der Farbenlehre" in den „Abhandlungen der königl. preußischen Gesellschaft zu Königsberg", 1854, S. 114.
2) Vgl. Werke Bd. XXXIV, S. 77.

Goethe im Anschluß an seine so eben vernommenen Worte, „die Wissenschaft nothwendig als Kunst denken, wenn wir von ihr irgend eine Art von Ganzheit erwarten. Und zwar haben wir diese nicht im Allgemeinen, im Ueberschwänglichen zu suchen, sondern wie die Kunst sich immer ganz in jedem einzelnen Kunstwerk darstellt, so sollte die Wissenschaft sich auch jedesmal ganz in jedem einzelnen Behandelten erweisen.“[1]) Aber diese Forderung, meinen wir, kann annähernd nur in der Wissenschaft der organischen Natur erfüllt werden. Denn wie ein Kunstwerk sich als den unmittelbaren Ausdruck einer Idee darstellt, so kann auch dort in der größten Mannichfaltigkeit die innere Einheit, in dem Einzelobjekte eine Art von Unendlichkeit, in der Erscheinung die Idee angeschaut werden. Daher begegnen wir dem Naturforscher Goethe in seiner wahren Größe überall da, wo sein so hervorragendes, dem künstlerischen Schauen analoges Beobachtungstalent zur Geltung kommt, in den organischen Naturwissenschaften, daher auch im Physiologischen, wo die reine Beobachtung, ja die Selbstbeobachtung so wichtig und erfolgreich ist und oft zu sicherern Resultaten führt als der Versuch.[2]) Goethe trete also, wie wir glauben, darin, daß er die mechanischen Naturwissenschaften einer ähnlichen Behandlungsweise fähig hielt wie die organischen; es entspricht dies aber seiner natürlichen Anlage und Begabung, seinem kräftigen, lebendigen, sinnlichen Anschauen. Wie kann das Sonnenlicht zusammengesetzt sein, da es sich dem Sinne mit unbezwinglicher Gewalt als einfach darstellt? „Gott hat die Natur einfältig gemacht,“ das ist ein zu dem Grundzug seines Wesens stimmendes Wort, „sie aber suchen viel Künste.“[3]) Da Goethe sich seiner Geistesanlage, durch welche er zu seinen Entdeckungen im Gebiete der organischen Naturwissenschaften gelangte, wohl bewußt war, so setzte er auch unbegrenztes Vertrauen in die Anschauung, ja in das bloße Schauen und in das edle Organ, welches ihm die Welt in einer Herrlichkeit wie selten einem andern Sterblichen offenbarte. „Die Naturbetrachtungen“, schreibt er an Schiller am 15. November 1796, „freuen mich sehr. Es scheint eigen, daß zuletzt eine Art von subjektivem Ganzen herauskommen muß. Es wird, wenn Sie wollen, eigentlich die Welt des Auges, die durch Gestalt und Farbe erschöpft wird. Denn wenn ich recht Acht

1) Betrachtungen über Farbenlehre und Farbenbehandlung der Alten, Th. XXXVI, S. 85 f.

2) Vgl. Müller's nähere Ausführungen über diesen Punkt: „Zur vergleichenden Physiologie des Gesichtssinnes“, XIX ff. u. S. 20–34.

3) Goethe's Briefwechsel mit Sternberg, S. 91.

gebe, so brauche ich die Hilfsmittel anderer Sinne nur sparsam, und alles Räsonnement verwandelt sich in eine Art von Darstellung." So war denn unser Dichter von der in mannichfachen Variationen ausgesprochenen Ueberzeugung durchdrungen: „Der Mensch an sich selbst, insofern er sich seiner gesunden Sinne bedient, ist der größte und genaueste physikalische Apparat, den es geben kann, und das ist eben das größte Unheil der neuern Physik, daß man die Experimente gleichsam vom Menschen abgesondert hat und blos in dem, was künstliche Instrumente zeigen, die Natur erkennen, ja, was sie leisten kann, dadurch beschränken und beweisen will."[1] Aber wenn man auch dieser Ansicht im Prinzipe zustimmen kann, so ist es doch gewiß, daß die „Künste" sehr oft nothwendig sind, um durch Isolirung, Sonderung der Phänomene das Gesetzmäßige und die in ihnen wirkenden Kräfte zu erkennen, und daß die Natur in der That sich des Schleiers nicht berauben ließe, daß sie gar Vieles dem Geiste nicht offenbart hätte, wäre es ihr nicht abgezwungen mit Hebeln und mit Schrauben.

Wir möchten also das Wort des Ausgleichs darin finden, daß Goethe im physikalischen Theil seiner Farbenlehre keine Theorie gegeben, sondern nur die Phänomene, wie sie sich der unmittelbaren Anschauung darbieten, an einander gereiht und verknüpft hat; daß diese, um mit Schopenhauer[2] zu reden, eine systematische Darstellung der Thatsachen sind, daß aber Goethe in dieser Folge von Erfahrungen und Versuchen selbst, der ganzen Anlage seines Wesens nach, das theoretische Band erblickte. An seiner Darstellung derselben wird sich ein reiner Sinn stets erfreuen; aber es bleibt auch ohnedies genug, was uns die Farbenlehre lieb und werth macht. Wie der ästhetische Theil derselben uns den Künstler und tiefen Kunstkenner offenbart, so erfährt er in dem physiologischen Theil seine wissenschaftliche Begründung. Wir haben die Bedeutung des letzteren, welchen Meyer[3] ein Meisterstück nennt, das seinen Werth nie verlieren kann, bereits charakterisirt; es bleibt uns endlich die höchst bedeutende Geschichte der Farbenlehre, mit welcher diese Ausgabe Goethe's Werke abschließt und welche vielfache Bewunderung gefunden hat.

Berlin, im Juli 1878. Dr. S. Kalischer.

1) Gespräche in Proſa, Nr. 864 und Nr. 556, 760.
2) Ueber das Sehen und die Farben. 2. Aufl. S. 3.
3) Abhandlungen der deutsch. Gesellschaft zu Königsberg. 1854, S. 109.

Beiträge zur Optik.

Erstes Stück 1791.

Einleitung.

§. 1.

Gegen die Reize der Farben, welche über die ganze sichtbare Natur ausgebreitet sind, werden nur wenig Menschen unempfindlich bleiben. Auch ohne Bezug auf Gestalt sind diese Erscheinungen dem Auge gefällig und machen an und für sich einen vergnügenden Eindruck. Wir sehen das einfache Grün einer frischgemähten Wiese mit Zufriedenheit, ob es gleich nur eine unbedeutende Fläche ist, und ein Wald thut in einiger Entfernung schon als große einförmige Masse unserm Auge wohl.

§. 2.

Reizender als dieses allgemeine grüne Gewand, in welches sich die ganze vegetabilische Natur gewöhnlich kleidet, sind jene entschiedenern Farben, womit sie sich in den Stunden ihrer Hochzeitfeier schmückt. Sie tritt aus ihrer alltäglichen Gleichgiltigkeit hervor und zeigt endlich, was sie lange vorbereitet, unserm Auge. Sie wirkt auf einmal, schnell, zu dem größten Zwecke. Die Dauer künftiger Geschlechter wird entschieden, und wir sehen in diesem Augenblicke die schönsten und muntersten Blumen und Blüthen.

§. 3.

Wie angenehm beleben bunte und gescheckte Thiere die Wälder und die Wiesen! Wie ziert der Schmetterling die Staude, der Vogel den Baum! Ein Schauspiel, das wir

Nordländer freilich nur aus Erzählungen kennen. Wir staunen, als hörten wir ein Märchen, wenn der entzückte Reisende uns von einem Palmenwalde spricht, auf den sich ein Flug der größten und buntesten Papageien niederläßt und zwischen seinen dunkeln Aesten sich wiegt.

§. 4.

Ebenso wird es uns, wenn wir eine Zeitlang in dem schönen Italien gelebt, ein Märchen, wenn wir uns erinnern, wie harmonisch dort der Himmel sich mit der Erde verbindet und seinen lebhaften Glanz über sie verbreitet. Er zeigt uns meist ein reines, tiefes Blau; die auf- und untergehende Sonne giebt uns einen Begriff vom höchsten Roth bis zum lichtesten Gelb; leichte hin und wieder ziehende Wolken färben sich mannichfaltig, und die Farben des himmlischen Gewölbes theilen sich auf die angenehmste Art dem Boden mit, auf dem wir stehen. Eine blaue Ferne zeigt uns den lieblichsten Uebergang des Himmels zur Erde, und durch einen verbreiteten reinen Duft schwebt ein lebhafter Glanz in tausendfachen Spiegelungen über der Gegend. Ein angenehmes Blau färbt selbst die nächsten Schatten; der Abglanz der Sonne entzückt uns von Blättern und Zweigen, indeß der reine Himmel sich im Wasser zu unsern Füßen spiegelt. Alles, was unser Auge übersieht, ist so harmonisch gefärbt, so klar, so deutlich, und wir vergessen fast, daß auch Licht und Schatten in diesem Bilde sei. Nur selten werden wir in unsern Gegenden an jene paradiesischen Augenblicke erinnert, und ich lasse einen Vorhang über dieses Gemälde fallen, damit es uns nicht an ruhiger Betrachtung störe, die wir nunmehr anzustellen gedenken.

§. 5.

Wenn wir die Körper, aus denen die Welt besteht, im Bezuge auf Farben betrachten, so können wir leicht bemerken, daß diese bunten Erscheinungen, die bei gewissen Veränderungen des Körpers so leicht entstehen und verschwinden, nicht etwa zufällig sind, sondern von beständigen Gesetzen abhangen. Gewisse Farben sind gewissen Geschöpfen eigen, und jede Veränderung der äußerlichen Erscheinung läßt uns auf eine innere wesentliche Veränderung schließen. Die Rose verbleicht, indem sie verblüht, und die bunte Farbe des Waldes verkündigt uns die rauhe Jahreszeit.

§. 6.

Von diesen Erfahrungen geleitet, schließen wir, daß es mit andern Wirkungen der Natur ebenso beschaffen sei. Indem wir den Himmel blau sehen, schreiben wir der Luft eine blaue Eigenschaft zu und nehmen an, daß wir diese alsdann erst gewahr werden, wann wir eine große Luftmasse vor uns haben. Wir erklären auch die blaue Farbe der Berge auf diese Weise, ob wir gleich bei näherer Aufmerksamkeit leicht bemerken, daß wir mit dieser Erklärung nicht auslangen; denn wäre sie richtig, so müßten die entferntesten Berge am Dunkelblauesten erscheinen, weil sich zwischen uns und ihnen die größte Luftmasse befindet. Wir bemerken aber gerade das Gegentheil; denn nur in einer gewissen Entfernung erscheinen die Berge im schönen hohen Blau, da die entfernteren immer heller werden und sich zuletzt ins Weißliche verlieren.

§. 7.

Eine andere Lufterscheinung giebt uns noch mehr zu denken. Es verbreitet ein Gewitter über die Gegend einen traurigen Schleier, die Sonne bescheint ihn, und es bildet sich in diesem Augenblick ein Kreis der angenehmsten und lebhaftesten Farben. Diese Erscheinung ist so wunderbar erfreulich an sich selbst und so tröstlich in dem Augenblicke, daß jugendlich empfindende Völker eine niedersteigende Botschaft der Gottheit, ein Zeichen des geschlossenen Friedensbundes zwischen Göttern und Menschen darin zu erkennen glaubten.

§. 8.

Die beständigen Farben dieser Erscheinung und ähnlicher Phänomene lassen uns ein sehr einfaches und beständiges Gesetz vermuthen, das auch zum Grunde anderer Phänomene zu liegen scheint. Schon das Kind findet in der Seifenblase ein buntes Spielwerk, und den Knaben blendet die glänzende Farbenerscheinung, wenn er durch ein besonders geschliffenes Glas die Welt ansieht. Der Jüngling beobachtet, vergleicht, zählt und findet, daß sich die unendliche Abweichung der Farbenharmonie in einem kleinen Kreise nahe beisammen übersehen lasse; und damit es ja am Gegensatze nicht fehle, so werden diese Farben, die bisher so angenehm waren, so manche Ergetzlichkeit gewährten, dem Manne in dem Augenblicke hinderlich

Dichter.

Die Liebe behandelt mich feindlich!
Da will ich gern geſtehn:
Ich ſinge mit ſchwerem Herzen.
Sieh doch einmal die Kerzen,
Sie leuchten, indem ſie vergehn!

Eine Stelle ſuchte der Liebe Schmerz,
Wo es recht wüſt und einſam wäre;
Da fand er denn mein ödes Herz
Und niſtete ſich in das leere.

16.

Unvermeidlich.

Wer kann gebieten den Vögeln,
Still zu ſein auf der Flur?
Und wer verbieten zu zappeln
Den Schafen unter der Schur?

„Dein Schmerz fand's nirgends ſo
Wie in dem Herzen wüſte,
Deswegen hat er ſich
Ins enge Herz geniſtet" (Hammer, II. 131).

In der Ueberſetzung von Rosenzweig (II. 183):

„Keinen Ort, der wüſter wäre
Als mein Innres, fand der Gram;
Drum er auch zum Abſteigsorte
Mein beklommnes Herz ſich nahm."

16. Unvermeidlich, datirt: Wiesbaden, 31. Auguſt 1814, zuerſt gedruckt 1816 im Taſchenbuch a. d. J. 1817 als Nr. X u. d. T. Ungeduld. — Das Motiv und die beiden erſten Verſe ſind Hafis (Buchſt. Schin, XXII) entnommen:

„Sag nicht: Unterdrücke den Odem
Oder ſchweige jetzt ſtill!
Wer kann wol gebieten den Vögeln,
Still zu ſein auf der Flur?
Wenn nach Deinem Zeichen ſich dürfte,
Wo iſt dann die Geduld?"

Vergl. Virkes (Bib. Lorberbaum, S. 23): „Wer will es den Verliebten verargen, wenn ſie ſchon unterweilen ein Wenig böſelen (böſeliren, ſich närriſch geberden); ſie ſind nicht bei ſich ſelber"; dagegen Langbein:

„Haltet nur nach Schafsgebrauch
Eurem Scherer ſtille!" (Gedichte, 1788, S. 256.)

und verdrießlich, wenn er sich entfernte Gegenstände durch Hilfe künstlicher Gläser näher bringen und die leuchtenden Körper, die in dem unendlichen Raume geordnet sind, genauer beobachten will.

§. 9.

Von diesen schönen und, wie gesagt, unter gewissen Umständen unbequemen Erscheinungen sind seit den ältesten Zeiten nachdenkende Menschen gereizt worden, sie theils genauer zu beobachten, theils sie durch künstliche Versuche unter verschiedenen Umständen zu wiederholen, ihrer Ursache und ihren Verhältnissen näher zu bringen. Die Geschichte der Optik lehrt uns, wie langsam es damit zuging.

§. 10.

Jedermann weiß, daß vor mehr als hundert Jahren ein tiefsinniger Mann sich mit dieser Materie beschäftigte, mancherlei Erfahrungen anstellte, ein Lehrgebäude, gleichsam als eine Feste mitten im Felde dieser Wissenschaft, errichtete und durch eine mächtige Schule seine Nachfolger nöthigte, sich an diese Partei anzuschließen, wenn sie nicht besorgen wollten, ganz und gar verdrängt zu werden.

§. 11.

Indessen hat es doch dieser Lehre nicht an Widersachern gefehlt, und es steht von Zeit zu Zeit einer und der andere wieder auf, obgleich die meisten, gleich als hätten sie verwegen die Lade des Bundes angerührt, aus der Reihe der Lebendigen verschwinden.

§. 12.

Demungeachtet kann man sich nicht leugnen, daß große und wichtige Einwendungen gegen das Newton'sche System gemacht worden. Ob sie widerlegt sind, bleibt noch eine Frage; denn wer wäre stolz genug, in einer so verwickelten Sache sich zum Richter aufzuwerfen!

§. 13.

Es würde sogar verwegen sein, sich in jenen Streit zu mischen, wenn nicht Derjenige, der in dieser Wissenschaft einige Vorschritte machen will, zu seiner eigenen Belehrung die an-

gefochtenen Punkte untersuchen müßte. Dieses wird schwer, weil die Versuche verwickelt und beschwerlich nachzumachen sind, weil die Theorie abstrakt ist und die Anwendung derselben ohne die genaueste Einsicht in die höhere Rechenkunst nicht beurtheilt werden kann.

§. 14.

Diese Schwierigkeiten würden mich muthlos gemacht haben, wenn ich nicht bedacht hätte, daß reine Erfahrungen zum Fundament der ganzen Naturwissenschaft liegen sollten; daß man eine Reihe derselben aufstellen könne, ohne auf irgend einen weitern Bezug Rücksicht zu nehmen; daß eine Theorie nur erst alsdann schätzenswerth sei, wenn sie alle Erfahrungen unter sich begreift und der praktischen Anwendung derselben zu Hilfe kommt; daß endlich die Berechnung selbst, wenn sie nicht, wie so oft geschehen ist, vergebene Bemühung sein soll, auf sicheren Datis fortarbeiten müsse. In dieser Ueberzeugung entschloß ich mich, den physikalischen Theil der Lehre des Lichtes und der Farben ohne jede andere Rücksicht vorzunehmen und gleichsam für einen Augenblick zu supponiren, als wenn in demselben noch Vieles zweifelhaft, noch Vieles zu erfinden wäre.

§. 15.

Meine Pflicht war daher, die bekannten Versuche aufs Genaueste nochmals anzustellen, sie zu analysiren, zu vergleichen und zu ordnen, wodurch ich in den Fall kam, neue Versuche zu erfinden und die Reihe derselben vollständiger zu machen. Da ich dem lebhaften Wunsche nicht widerstehen konnte, wenigstens mein Vaterland auf diese Wissenschaft aufmerksamer zu sehen, als es bisher gewesen, so habe ich gesorgt, daß man so leicht und bequem als möglich die Erfahrungen selbst anstellen könne, von denen die Rede sein wird, und ich werde am Ende dieses Aufsatzes noch besonders von dem Gebrauche der kleinen Tafeln sprechen, welche zugleich ausgegeben werden.

§. 16.

Wir haben in diesen letzten Jahren eine Wissenschaft unglaublich erweitert gesehen, und sie erweitert sich zu unsrer Freude und zu unserm Nutzen gleichsam noch jeden Tag; ich meine die Chemie. Aber welch ein allgemeines Bestreben der

scharfsichtigsten Männer wirkt nicht in derselben! welche Mannichfaltigkeit von Erfahrungen! welche genaue Untersuchung der Körper, auf die man wirkt, welche scharfe Prüfung der Instrumente, durch die man wirkt! welche methodische Fortschritte, welche glückliche Benutzung zufälliger Erscheinungen! welche Kühnheit in Hypothesen, welche Lebhaftigkeit in Bestreitung derselben! wie viele in diesem Konflikt beiden Parteien gleichsam abgedrungene Erfindungen! welche unparteiische Benutzung desjenigen, was durch allgemeine Bemühung nicht Einem, sondern Allen gehört!

§. 17.

Es wird Manchem, der den Fleiß und die Sorgfalt kennt, mit welchen die Optik schon durchgearbeitet worden, vielleicht sonderbar vorkommen, wenn ich dieser Wissenschaft auch noch eine solche Epoche zu wünschen mich unterfange. Wenn man sich aber erinnert, wie oft sich scheinbare Hypothesen in der Vorstellung der Menschen festsetzten, sich lange darin behaupteten und nur durch ein ungeheures Uebergewicht von Erfahrungen endlich verbannt werden konnten; wenn man weiß, wie leicht eine flache bildliche Vorstellung von der Einbildungskraft aufgenommen wird und der Mensch sich so gerne überredet, er habe die wahren Verhältnisse mit dem Verstande gefaßt; wenn man bemerkt hat, wie behaglich er oft das zu begreifen glaubt, was er nur weiß: so wird man, besonders in unserm Jahrzehend, wo die verjährtesten Rechte bezweifelt und angegriffen werden, verzeihlich finden, wenn Jemand die Dokumente untersucht, auf welche eine wichtige Theorie ihren Besitz gegründet hat.

§. 18.

Man wird es mir um so mehr verzeihen, da ich unfälligerweise und durch andere Wege in den Kreis dieser Wissenschaft gelangt bin, als diejenigen sind, durch die man sich ihr gewöhnlich nähert. Durch den Umgang mit Künstlern von Jugend auf und durch eigene Bemühungen wurde ich auf den wichtigen Theil der Malerkunst, auf die Farbengebung aufmerksam gemacht, besonders in den letzten Jahren, da die Seele ein lebhaftes, freudiges Bild der harmonischfarbigen Welt unter einem reinen glücklichen Himmel empfing. Denn wenn Jemand Ursach hat, sich um die Wirkungen und Verhältnisse der Farben zu bekümmern, so ist es der Maler, der sie

überall suchen, überall finden, sie versetzen, verändern und abstufen muß; dahingegen der Optiker seit langer Zeit beschäftigt ist, sie zu verbannen, seine Gläser davon zu reinigen und nun seinen höchsten Endzweck erreicht hat, da das Meisterwerk der bis auf einen hohen Grad farblosen Sehröhre in unsern Zeiten endlich gelungen ist.

§. 19.

Der bildende Künstler konnte von jener Theorie, woraus der Optiker bei seinen negativen Bemühungen die vorkommenden Erscheinungen noch allenfalls erklärte, wenig Vortheil ziehen. Denn ob er gleich die bunten Farben des Prisma mit den übrigen Beobachtern bewunderte und die Harmonie derselben empfand, so blieb es ihm doch immer ein Räthsel, wie er sie über die Gegenstände austheilen sollte, die er nach gewissen Verhältnissen gebildet und geordnet hatte. Ein großer Theil der Harmonie eines Gemäldes beruht auf Licht und Schatten; aber das Verhältniß der Farben zu Licht und Schatten war nicht so leicht entdeckt, und doch konnte jeder Maler bald ansehen, daß blos durch Verbindung beider Harmonien sein Gemälde vollkommen werden könne, und daß es nicht genug sei, eine Farbe mit Schwarz oder Braun zu vermischen, um sie zur Schattenfarbe zu machen. Mancherlei Versuche bei einem von der Natur glücklich gebildeten Auge, Uebung des Gefühls, Ueberlieferung und Beispiele großer Meister brachten endlich die Künstler auf einen hohen Grad der Vortrefflichkeit, ob sie gleich die Regeln, wornach sie handelten, kaum mittheilen konnten, und man kann sich in einer großen Gemäldesammlung überzeugen, daß fast jeder Meister eine andere Art, die Farben zu behandeln, gehabt hat.

§. 20.

Es ist hier der Ort nicht, diese Materien weiter auszuführen und zu untersuchen, welchen allgemeinen Gesetzen diese verschiedenen Behandlungen unterworfen sein könnten. Ich bemerke hier nur ein Hauptgesetz, welches die Künstler entdeckten, ein solches, das mit dem Gesetze des Lichtes und des Schattens gleichen Schritt hielt und sich an dasselbe auf das Innigste anschloß; es war das Gesetz der sogenannten warmen und kalten Tinten. Man bemerkte, daß gewisse Farben, neben einander gestellt, ebenso einen großen Effekt machten

als tiefer Schatten neben dem hellsten Lichte; und daß diese Farben ebenso gut Abstufungen erlitten als der Schatten durch die Widerscheine. Ja, es fand sich, daß man blos durch die Gegeneinanderstellung der Farben gleichsam ohne Schatten ein sehr vollkommenes Gemälde hervorbringen könnte, wie uns noch jetzt reizende Bilder der größten Meister Beispiele geben.

§. 21.

Mit allen diesen Punkten, deren hier nur im Vorbeigehen gedacht wird, werden wir uns in der Folge mehr beschäftigen, wenn wir erst eine Reihe Erfahrungen durchgegangen sind. Dieses erste gegenwärtige Stück wird die einfachsten prismatischen Versuche enthalten, wenige, aber merkwürdige Versuche, die zwar nicht alle neu, aber doch nicht so bekannt sind, als sie es zu sein verdienten. Es sei mir erlaubt, eh ich sie vortrage, das Allgemeinere vorauszuschicken.

§. 22.

Den Zustand des Raums um uns, wenn wir mit offenen gesunden Augen keine Gegenstände erblicken, nennen wir die Finsterniß. Wir denken sie abstrakt ohne Gegenstand als eine Verneinung; sie ist, wie die Ruhe, den Müden willkommen, den Munteren unangenehm.

§. 23.

Das Licht hingegen können wir uns niemals in abstracto denken, sondern wir werden es gewahr als die Wirkung eines bestimmten Gegenstandes, der sich in dem Raume befindet und durch eben diese Wirkung andere Gegenstände sichtbar macht.

§. 24.

Licht und Finsterniß führen einen beständigen Streit mit einander; Wirkung und Gegenwirkung beider ist nicht zu verkennen. Mit ungeheurer Elastizität und Schnelligkeit eilt das Licht von der Sonne zur Erde und verbannt die Finsterniß; ebenso wirft ein jedes künstliche Licht in einem proportionirten Raume. Aber sobald diese unmittelbare Wirkung wieder aufhört, sogleich die Finsterniß wieder ihre Gewalt und stellt sich in Schatten, Dämmerung und Nacht sogleich wieder her.

§. 25.

Die Oberflächen der Körper, die uns sichtbar werden, haben außer ihren Eigenschaften, welche wir durchs Gefühl erkennen, noch eine, welche dem Gefühl gewöhnlich nicht unterworfen ist; wir nennen diese Eigenschaft Farbe. In diesem allgemeinen Sinne nennen wir Schwarz und Weiß so gut als Blau, Gelb und Roth mit allen ihren Mischungen eine Farbe. Wenn wir aber genauer aufmerken, so werden wir leicht finden, daß wir jene beiden ersteren von den letztern abzusondern haben.

§. 26.

Die Wirkung des Lichts auf ungefärbte Wassertropfen, welche sich vor einem dunkeln Grunde befinden, zeigt uns eine Erscheinung von Gelb, Blau und Roth mit verschiedenen Mischungen; ein ungefärbtes prismatisches Glas läßt uns ein ähnliches Phänomen an allen Gegenständen erblicken. Diese Farben, welche an der Oberfläche der Körper nicht bleibend sind, sondern nur unter gewissen Umständen gesehen werden, möchte ich absolute Farben nennen, die mit ihnen korrespondirenden Oberflächen farbige Körper.

§. 27.

Wir bemerken, daß wir allen absoluten Farben körperliche Repräsentanten stellen können, welche, ob sie gleich nicht in dem Glanze wie jene erscheinen, dennoch sich ihnen in einem hohen Grade nähern und eine gewisse Verwandtschaft anzeigen.

§. 28.

Sind diese farbigen Körper von der Art, daß sie ihre Eigenschaften ungefärbten oder anders gefärbten Körpern leicht mittheilen, so nennen wir sie färbende Körper oder nach dem Vorschlage Herrn Hofraths Lichtenberg Pigmente.*)

§. 29.

Wie wir nun auf diese Weise farbige Körper und Pigmente theils finden, theils bereiten und mischen können, welche

*) Erxleben's Naturlehre, fünfte Auflage, S. 315.

die prismatischen Farben so ziemlich repräsentiren, so ist das reine Weiß dagegen ein Repräsentant des Lichts, das reine Schwarz ein Repräsentant der Finsterniß, und in jenem Sinne, wie wir die prismatische Erscheinung farbig nennen, ist Weiß und Schwarz keine Farbe; aber es giebt so gut ein weißes als schwarzes Pigment, mit welchem sich diese Erscheinung auf andere Körper übertragen läßt.

§. 30.

Unter den eigentlich farbigen Erscheinungen sind nur zwei, die uns einen ganz reinen Begriff geben, nämlich Gelb und Blau. Sie haben die besondere Eigenschaft, daß sie zusammen vermischt eine dritte Farbe hervorbringen, die wir Grün nennen.

§. 31.

Dagegen kennen wir die rothe Farbe nie in einem ganz reinen Zustande; denn wir finden, daß sie sich entweder zum Gelben oder zum Blauen hinneigt.

§. 32.

Von den übrigen Mischungen und Abstufungen wird erst in der Folge die Rede sein können.

I.

Prismatische Erscheinungen im Allgemeinen.

§. 33.

Das Prisma, ein Instrument, welches in den Morgenländern so hoch geachtet wird, daß sich der chinesische Kaiser den ausschließenden Besitz desselben gleichsam als ein Majestätsrecht vorbehält, dessen wunderbare Erscheinungen uns in der ersten Jugend auffallen und in jedem Alter Verwunderung erregen, ein Instrument, auf dem beinahe allein die bisher angenommene Farbentheorie beruht, ist der Gegenstand, mit dem wir uns zuerst beschäftigen werden.

§. 34.

Das Prisma ist allgemein bekannt, und es ist kaum nöthig zu sagen, daß solches ein länglicher gläserner Körper sei, dessen

beide Endflächen aus gleichen, parallel stehenden Triangeln gebildet sind. Parallele Kanter gehen rechtwinklig von den Winkeln beider Endflächen aus, verbinden diese Endflächen und bilden drei gleiche Seiten.

§. 35.

Gewöhnlich sind die Dreiecke, durch welche die Gestalt des Prisma bestimmt wird, gleichseitig und folglich auch alle Winkel derselben gleich und jeder von sechzig Graden. Es sind diese zum Gebrauch ganz bequem und können bei unsern Versuchen nicht entbehrt werden. Doch wird es auch nöthig sein, solche Prismen anzuwenden, deren Basis ein gleichschenkliger spitzwinkliger Triangel ohngefähr von funfzehn bis zwanzig Graden ist. Rechtwinklige und stumpfwinklige Prismen lassen wir vorerst unberührt.

§. 36.

Wenn wir ein gewöhnliches gleichseitiges Prisma vor die Augen nehmen, so erscheinen uns die Gegenstände auf eine mannichfaltige Weise gefärbt; die Erscheinung ist blendend und manchen Augen schmerzhaft. Ich muß daher wünschen, daß Diejenigen, welche an meinen Bemühungen Antheil nehmen möchten und nicht gewohnt sind, durch das Prisma zu sehen, zuerst ihr Auge daran üben, theils um sich an die Erscheinung zu gewöhnen, theils die Verwunderung, welche die Neuheit derselben erregt, einigermaßen abzustumpfen. Denn sollen Versuche methodisch angestellt und in einer Reihe vorgetragen werden, so ist es nöthig, daß die Seele des Beobachters aus der Zerstreuung sich sammle und von dem Staunen zur Betrachtung übergehe.

§. 37.

Man nehme also zuerst das Prisma vor, betrachte durch Dasselbe die Gegenstände des Zimmers und der Landschaft; man halte den Winkel, durch den man sieht, bald oberwärts bald unterwärts; man halte das Prisma horizontal oder vertikal, und man wird immer dieselbigen Erscheinungen wahrnehmen. Die Linien werden im gewissen Sinne gebogen und gefärbt sein; schmale kleine Körper werden ganz farbig erscheinen und gleichsam farbige Strahlen von ihnen ausfahren; man wird Gelb, Roth, Grün, Blau, Violet und Pfirsichblüth bald

hier und da erblicken; alle Farben werden harmoniren; man wird eine gewisse Ordnung wahrnehmen, ohne sie genau bestimmen zu können, und ich wünsche, daß man diese Erscheinungen so lange betrachte, bis man selbst ein Verlangen empfindet, das Gesetz derselben näher einzusehen und sich aus diesem glänzenden Labyrinthe herauszufinden. Alsdann erst wünschte ich, daß man zu den nachstehenden Versuchen übergienge und sich gefallen ließe, der Demonstration mit Aufmerksamkeit zu folgen und das, was erst Spiel war, zu einer ernsthaften Beschäftigung zu machen.

II.

Besondere prismatische Versuche.

§. 38.

Ein durchsichtiger Körper kann im allgemeinen Sinne prismatisch heißen, wenn zwei Flächen desselben in einem Winkel zusammenlaufen. Wir haben auch bei einem jeden Prisma nur auf diesen Winkel, welcher gewöhnlich der brechende Winkel genannt wird, zu sehen, und es kommen bei den Versuchen, welche gegenwärtig angestellt werden, nur zwei Flächen in Betracht, welche durch denselben verbunden werden. Bei einem gleichwinkligen Prisma, dessen drei Flächen gleich sind, denken wir uns die eine Fläche weg oder bedecken sie mit einem schwarzen Papiere, um uns zu überzeugen, daß sie vorerst weiter keinen Einfluß hat. Wir kehren bei den folgenden Versuchen den brechenden Winkel unterwärts, und wenn wir auf diese Weise die Erscheinungen genau bemerkt haben, so können wir nachher denselben hinaufwärts und auf beide Seiten kehren und die Reihe von Versuchen wiederholen.

§. 39.

Mit dem auf die angezeigte Weise gerichteten Prisma beschaut der Beobachter nochmals zuerst alle Gegenstände, die sich in seinem Gesichtskreise befinden. Er wird überall bunte Farben erblicken, welche gleichsam den Regenbogen auf mannichfaltige Weise wiederholen.

§. 40.

Er wird besonders diese Farben an horizontalen Rändern und kleinen Gegenständen am Lebhaftesten wahrnehmen, indem

von ihnen gleichsam Strahlen ausfahren und sich aufwärts und niederwärts erstrecken. Horizontale Linien werden zugleich gefärbt und gebogen sein; an vertikalen läßt sich keine Farbe bemerken, und nur bei genauer Beobachtung wird man finden, daß zwei vertikale Parallellinien unterwärts sich ein Wenig gegen einander zuneigen.

§. 41.

Man betrachte den reinen blauen Himmel durch das Prisma, man wird denselben blau sehen und nicht die mindeste Farbenspielung an demselben wahrnehmen. Ebenso betrachte man reine einfärbige oder schwarze und weiße Flächen, und man wird sie, wenn das Prisma rein ist, kaum ein Wenig dunkler als mit bloßen Augen sehen, übrigens aber gleichfalls keine Farbenspielung bemerken.

§. 42.

Sobald an dem reinen blauen Himmel sich nur das mindeste Wölkchen zeigt, so wird man auch sogleich Farben erblicken. Ein Stern am Abendhimmel wird sich sogleich als ein buntes Flämmchen und jeder bemerkliche Flecken auf irgend einer farbigen Fläche sogleich bunte Farben durch das Prisma zeigen. Ebendeswegen ist der vorstehende Versuch mit großer Vorsicht anzustellen, weil eine schwarze und weiße wie auch jede gefärbte Fläche selten so rein ist, daß nicht z. B. in dem weißen Papiere ein Knötchen oder eine Faser, an einer einförmigen Wand irgend eine Erhobenheit sich befinden sollte, wodurch eine geringe Veränderung von Licht und Schatten hervorgebracht wird, bei der sogleich Farben sichtbar werden.

§. 43.

Um sich davon zu überzeugen, nehme man die Karte Nr. 1 vor das Prisma, und man wird sehen, wie die Farben sich an die wurmförmig gezogenen Linien anschmiegen; man wird ein übereinstimmendes, aber ein verworrenes und zum Theil undeutliches Farbenspiel bemerken.

§. 44.

Um sogleich einen Schritt weiter zu gehen und sich zu überzeugen, daß eine regelmäßige Abwechselung von Licht und Schatten auch regelmäßige Farben durchs Prisma hervorbringe,

Stell' ich mich wol ungeberdig,
Wenn mir die Wolle kauft?
Nein! Die Ungeberden entzwingt mir
Der Scherer, der mich zerzauft.

Wer will mir wehren, zu singen
Nach Luft zum Himmel hinan,
Den Wolken zu vertrauen,
Wie lieb sie mir's angethan?

17.

Geheimes.

Ueber meines Liebchens Aeugeln
Stehn verwundert alle Leute;
Ich, der Wissende, dagegen
Weiß recht gut, was das bedeute.

Denn es heißt: ich liebe Diesen,
Und nicht etwa Den und Jenen.
Lasset nur, Ihr guten Leute,
Euer Wundern, Euer Sehnen!

Ja, mit ungeheuren Mächten
Blicket sie wol in die Runde;
Doch sie sucht nur zu verkünden
Ihm die nächste süße Stunde.

Die Schlußstrophe könnte Goethe's frühesten Liedern entnommen scheinen; aber die orientalischen Dichter rufen gleichfalls die Wolken zu Zeugen ihrer Liebe an.

17. Geheimes, trägt das Datum des vorigen Gedichts und wurde zuerst 1816 im Damentaschenbuch a. d. J. 1817 als Nr. XI u. d. T. Glückliches Geheimniß gedruckt. —
Zu Grunde liegt Hafis (Buchst. Dal. CX):
„Ueber meines Liebchens Aeugeln
Staunen alle Unerfahrne;
Ich bin so, wie ich erscheine,
Während sie es anders wissen."
Hatem's Blicke führen dieselbe Sprache im Buch Suleika, VIII. 9.

so betrachte man Nr. 2, worauf schwarze und weiße Vierecke regelmäßig abwechseln. Man wird mit Vergnügen ein Viereck wie das andere gefärbt sehen, und es wird noch mehr Aufmerksamkeit erregen, wenn man die Karte dergestalt vor das Prisma hält, daß die Seiten der Vierecke mit der Achse des Prisma parallel laufen. Man wird durch die bloße veränderte Richtung ein verändertes Farbenspiel auf der Karte entstehen sehen.

Man halte ferner die Karten Nr. 20 und 21 dergestalt vor das Prisma, daß die Linien parallel mit der Achse laufen; man nehme Nr. 22 horizontal, perpendikular, diagonal vor das Glas, und man wird immer veränderte Farben erblicken, wenngleich die Karten nur schwarze und weiße Flächen zeigen, ja sogar wenn nur die Richtung derselben gegen das Prisma verändert wird.

§. 45.

Um diese wunderbare Erscheinungen näher zu analysiren, nehmen wir die Karte Nr. 3 vor das Glas, und zwar so, daß der weiße Streifen derselben parallel mit der Achse gerichtet sei; wir bemerken alsdann, wenn das Blatt ohngefähr eine Elle vom Prisma entfernt steht, einen reinen wenig gebogenen Regenbogenstreifen, und zwar die Farben völlig in der Ordnung, wie wir sie am Himmel gewahr werden, oben Roth, dann herunterwärts Gelb, Grün, Blau, Violet. Wir finden in gedachter Entfernung den weißen Streifen ganz aufgehoben, gebogen, farbig und verbreitert. Die Karte Nr. 3 zeigt die Farbenordnung und Gestalt dieser Erscheinung.

§. 46.

An die Stelle jener Karte nehmen wir die folgende Nr. 4, und es wird uns in derselben Lage der schwarze Streif eine ähnliche farbige Erscheinung zeigen; nur werden die Farben an derselben gewissermaßen umgekehrt sein. Wir sehen zu unterst Gelb, dann folgt hinaufwärts Roth, sodann Violet, sodann Blau. Der schwarze Streifen ist ebenso gut wie der weiße gebogen, verbreitert und von strahlenden Farben völlig aufgehoben. Die Karte Nr. 6 zeigt ohngefähr, wie er sich dem Auge darstellt.

§. 47.

Wir haben bei den vorigen Experimenten gesehen, daß sich die Ordnungen der Farben gewissermaßen umkehren; wir

müssen diesem Gesetze weiter nachspüren. Wir nehmen deswegen die Karte Nr. 7 vor das Prisma, und zwar dergestalt, daß der schwarze Theil oben, der weiße Theil unten befindlich ist, und wir werden sogleich an dem Rande zwischen beiden einen rothen und gelben Streifen erblicken, ohne daß sich an diesem Rande eine Spur von Blau, Grün oder Violet finden ließe. Die Karte Nr. 8 zeigt uns diesen farbigen Rand gemalt.

§. 48.

Höchst merkwürdig ist es nun, wenn wir die Karte Nr. 7 umkehren, dergestalt daß das Schwarze unten und das Weiße sich oben befindet: in diesem Augenblicke zeigt uns das Prisma an dem Rande, der uns vorhin gelb und roth erschien, einen blau und violeten Streifen, wie die Karte Nr. 9 denselben zeigt.

§. 49.

Besonders auffallend ist es, wenn wir die Karte Nr. 7 dergestalt vor das Prisma bringen, daß der Rand zwischen Schwarz und Weiß vertikal vor uns steht. Wir werden denselben alsdann ungefärbt erblicken; wir dürfen aber nur mit der geringsten Bewegung ihn hin und wieder neigen, so werden wir bald Roth bald Blau in dem Augenblicke sehen, wenn das Schwarze oder das Weiße bald oben bald unten sich befindet. Diese Erfahrungen führen uns natürlich zu den folgenden Versuchen.

§. 50.

Auf der Karte Nr. 10 sind zwei schwarze und zwei weiße Vierecke kreuzweise angebracht, so daß sich Schwarz und Weiß wechselsweise über einander befindet. Die Wirkung des Prisma bleibt auch hier wie bei den vorigen Beobachtungen sich gleich, und wir sehen nunmehr die verschiedenfarbigen Streifen neben einander auf einer Linie, wie sie Nr. 11 zeigt, und der Begriff von dem Gegensatze wird uns immer einleuchtender.

§. 51.

Um diesen völlig zur Klarheit zu bringen, nehmen wir die Karte Nr. 3 wieder vor das Prisma und halten sie dergestalt, daß der darauf befindliche weiße Streifen vertikal vor uns steht. Wir werden sogleich die rothe und gelbe Farbe oben, die blaue und violete unten erblicken, und der Zwischenraum

des Streifens wird weiß erscheinen, so wie es die Karte Nr. 12 angiebt.

§. 52.

Betrachten wir auf eben die Weise die Karte Nr. 4, so sehen wir die Erscheinung abermals umgekehrt, indem an dem schwarzen Streifen das Blaue und Violete sich oben, das Roth und Gelbe sich unten zeigt und gleichfalls das Schwarze in der Mitte unverändert erscheint. Nr. 13 zeigt uns auch diese Farben in ihrer Ordnung und Entfernung.

III.

Uebersicht und weitere Ausführung.

§. 53.

Das Prisma zeigt den Augen Desjenigen, der durch dasselbe sieht, alle farbige oder unfarbige Flächen in denselben Zustande, wie er sie mit dem bloßen Auge sieht, ohne weitere Veränderung, als daß sie wegen Stärke und Düsternheit des Glases ein Wenig dunkler erscheinen, welches aber auch schon der Fall bei gläsernen Tafeln ist.

§. 54.

Das Prisma zeigt nur Farben da, wo Licht und Schatten horizontal wechseln; deswegen zeigt es gewöhnlich an allen horizontalen Rändern Farben, weil kaum ein Rand zu denken ist, wo nicht auch Abweichung der Farbe oder des Lichts und des Schattens von einem Gegenstande zum andern existirt.

(Ich merke hier zu mehrerer Deutlichkeit an, was erst in der Folge weiter ausgeführt werden kann, daß an den Rändern, wo farbige Gegenstände an einander stoßen, das Prisma gleichfalls die Farben nach dem bisherigen Gesetze zeigt, nämlich nur insofern, als eine Farbe, die über der andern steht, dunkler oder heller ist.)

§. 55.

Das Prisma zeigt die Farben nicht auf einander folgend, sondern einander entgegengesetzt. Da auf diesem Grundsatze Alles beruht, so ist es nothwendig, die Versuche, die wir schon gesehen haben, in dieser Rücksicht nochmals zu wiederholen.

§. 56.

Wenn wir den Versuch, welcher den horizontalen weißen Streifen ganz gefärbt und die fünf Farben in einer Folge zeigt, einen Augenblick bewundern, so hilft uns doch bald die alte Theorie, und wir können uns diesen horizontalen Papierstreifen als eine Oeffnung eines Fensterladens, als die Wirkung eines hereinfallenden, in die fünf oder sieben Farben gebrochenen Lichtstreifens vorstellen. Wenn wir aber den schwarzen Streifen auf weiß Papier vor uns nehmen, so verwundern wir uns um desto mehr, da wir auch diesen schwarzen Streifen völlig aufgehoben und die Finsterniß sowol als das Licht in Farben verwandelt sehen. Ich habe fast einen Jeden, der diese letzte Erfahrung zum ersten Male machte, über diese beiden Versuche erstaunt gesehen; ich habe die vergeblichen Bemühungen gesehen, das Phänomen aus der bisherigen Theorie zu erklären.

§. 57.

Wir dürfen aber nur eben diese schwarzen und weißen Streifen vertikal halten und die Versuche des §. 51 und 52 wiederholen, so wird sich uns gleich das Räthsel aufschließen. Wir sehen nämlich alsdann die obern und untern Ränder völlig von einander getrennt, wir sehen den schwarzen und weißen Stab in der Mitte und bemerken, daß bei jenen ersten Versuchen der horizontale schwarze und weiße Stab nur deswegen ganz gefärbt war, weil er zu schmal ist und die farbigen Ausstrahlungen beider Ränder einander in der Mitte des Stabes erreichen können.

§. 58.

Da diese Strahlungen, wie hier nur im Vorbeigehn bemerkt werden kann, in der Nähe des Prisma geringer sind als in der Entfernung, so bringe man nur den horizontalen weißen Streif nahe ans Prisma, und man wird die getrennten farbigen Ränder so gut als in dem vertikalen Zustande und das reine Weiß und Schwarz in der Mitte des Streifes erblicken; man entferne ihn darauf, und man wird bald in dem Weißen das Gelbe, in dem Schwarzen das Violete herunterstrahlen und sowol Weiß als Schwarz völlig aufgehoben sehen. Man entferne beide Karten noch weiter, und man

wird in der Mitte des weißen Streifes ein schönes Papageigrün erblicken, weil Gelb und Blau sich strahlend vermischen. Ebenso werden wir in der Mitte des schwarzen Streifens in gedachter Entfernung ein schönes Pfirschblüth sehen, weil die Strahlungen des Violeten und Rothen sich mit einander vereinigen. Ich füge zu noch größerer Deutlichkeit ein Schema hier bei, wie an gedachten Stellen die Farben stehen müssen.

§. 59.

Gesetz der farbigen Ränder, wie solche durchs Prisma erscheinen, wenn, wie bei allen bisherigen Versuchen vorausgesetzt wird, der brechende Winkel unterwärts gekehrt ist.

Schema 1.	Schema 2.
Weiß auf Schwarz	Schwarz auf Weiß
Roth	Blau
Gelb	Violet
†††	†††
Blau	Roth
Violet	Gelb

Ist der Körper, an dem die Ränder erscheinen, breit genug, so kann der mit ††† bezeichnete Raum eine proportionirliche Breite haben; ist der Körper schmal oder es vermehrt sich die Strahlung durch Entfernung, so entsteht an dem Orte, der mit ††† bezeichnet ist, in dem ersten Falle Grün, in dem andern Pfirschblüth, und das Schema sieht alsdenn so aus:

Schema 3.	Schema 4.
Weiß auf Schwarz	Schwarz auf Weiß
Roth	Blau
Gelb	Violet
Grün	Pfirschblüth
Blau	Roth
Violet	Gelb

Nun ist in beiden Fällen zu bemerken, daß die Mischungen Grün und Pfirschblüth bei starken Strahlungen dergestalt prädominiren, daß sie die Farben, woraus sie zusammengesetzt sind, gänzlich aufheben; doch wird dieses erst in dem eigenen Kapitel von der Strahlung genauer ausgeführt werden.

§. 60.

Da die bisher allgemein verbreiteten Prismen alle gleichseitig sind und sehr starke Strahlungen hervorbringen, so habe ich mich in meinem Vortrage darnach gerichtet, damit die Versuche sogleich desto allgemeiner angestellt werden können; allein die ganze Demonstration zieht sich ins Kürzere zusammen und erhält sogleich den höchsten Grad von Evidenz, wenn man sehr spitze Prismen von 10 bis 15 Graden gebraucht. Es zeigen sich alsdenn die Farben viel reiner an den Rändern selbst einer schmalen horizontalen Linie.

§. 61.

So kann man z. B. die beiden Karten Nr. 20 und 21 durch ein spitzwinkliges Prisma ansehen, und man wird den feinen blauvioleten und gelbrothen Streif an allen entgegengesetzten Rändern erblicken. Nimmt man dagegen ein gleichseitiges Prisma, so geben beide Karten, die sich nur durch die verschiedenen Breiten der weißen und schwarzen Streifen unterscheiden, zwei ganz verschiedene Farbenspiele, welche sich aus den Schemen 3 und 4 und der ihnen beigefügten Bemerkung leicht erklären lassen. Die Karte Nr. 20 erklärt sich nach dem Schema Nr. 3, Weiß auf Schwarz, und es zeigt solche in einer Entfernung von ohngefähr 2 Fuß Hochroth, Papageigrün, Violet, und es läßt sich ein Punkt finden, wo man ebenso wenig Blau als Gelb bemerkt. Dagegen ist die Karte Nr. 21 als Schwarz auf Weiß anzusehen; sie zeigt in gedachter Entfernung Blau, Pfirschblüth und Gelb, und es läßt sich gleichfalls eine Entfernung finden, wo man kein Hochroth und kein Violet erblickt.

§. 62.

Die Karte 19 zeigt uns, wenn wir sie nah genug an das Prisma halten, an dem breiten Streifen noch Blau, Violet, Hochroth und Gelb, wenn an dem schmälern Streifen das Hochroth schon durch das Violete überwältigt und zu einem hellen Pfirschblüth verändert ist. Diese Erfahrung zeigt sich noch deutlicher, wenn man den breiten Streif noch einmal so breit macht, welches mit ein paar Pinselstrichen geschehen kann, als warum ich die Liebhaber ersuche. Ein ähnlicher, sehr auffallender Versuch findet bei den Fensterrahmen statt, voraus-

gesetzt, daß man den freien Himmel hinter ihnen sieht; der starke Querstab des Kreuzes wird von oben herein blau, violet, hochroth und gelb erscheinen, wenn die kleinen Stäbe nur blau, violet und gelb sind.

§. 63.

Diese Reihe von Experimenten, deren eins sich an das andere anschließt, entwickelt die Phänomene der Farben, wie sie uns durch das Prisma erscheinen, wenn die Ränder, an denen sie gesehen werden, entschieden Schwarz auf Weiß sind. Grau auf Schwarz, Weiß und Grau läßt uns zarte und sonderbare Phänomene sehen, ebenso die übrigen Farben, gegen Schwarz und Weiß, gegen einander selbst gehalten und durchs Prisma betrachtet. In dem nächsten Stücke dieser Beiträge werden auch diese Wirkungen umständlich ausgeführt werden, und es sollte mir angenehm sein, wenn die Sagazität des größten Theils meiner Leser mir voreilte, ja wenn die wichtigsten Punkte, die ich noch später vorzutragen habe, von einigen entdeckt würden, eh sie durch mich bekannt werden; denn es liegt in dem Wenigen, was schon gesagt ist, in diesen geringen, einem Spielwerk ähnlich sehenden Tafeln der Grund mancher schönen Folge und der Erklärung manches wichtigen Phänomens. Gegenwärtig kann ich nur noch einen Schritt weiter thun.

§. 64.

Unsere bisherigen Versuche beschäftigten sich nur mit gradlinichten Rändern, und es war nothwendig, um das Prinzipium, wornach sie gefärbt erscheinen, auf das Einfachste und Faßlichste darzustellen. Wir können nunmehr, ohne Furcht uns zu verwirren, uns auch an gebogene Linien, an zirkelrunde Gegenstände wagen.

§. 65.

Man nehme die Karte Nr. 19 nochmals zur Hand und halte sie in der Diagonale vor das Prisma, dergestalt daß die Kreuze als Andreaskreuze erscheinen: man wird die Farben in der Folge des vierten Schemas erblicken, und alle Linien werden gefärbt erscheinen. Es zeigen sich also hier abermals alle Ränder farbig, sobald sie nur im Mindesten vom Perpendikel abweichen. Nimmt man die Karte Nr. 25 nahe vor

das Prisma, so findet man die Ränder des schwarzen und weißen Zirkels von oben herunter und von unten hinauf halbmondförmig nach denen Schemen 1 und 2 gefärbt, und das Schwarze und Weiße zeigt sich noch in der Mitte, wie die Karte Nr. 17 es angiebt. Der schwarz und weiße Kreis sind beide ringsum gefärbt aus eben der Ursache, aus welcher ein Andreaskreuz oder ein weiß oder schwarzes Viereck, dessen Diagonale perpendikular vors Prisma gehalten würde, ganz gefärbt erscheinen muß, weil sie nämlich aus Linien bestehen, die alle vom Perpendikel abweichen. Man wird dieses Gesetz hier um so deutlicher erblicken, als die farbigen Ränder der Zirkel zu beiden Seiten schmal sind, hingegen der obere und untere sehr verbreitert erscheinen; denn natürlicherweise können die Seitenränder als Perpendikularlinien angesehen werden, die sich gradweise dem Horizont zuneigen und insofern immer mit vermehrter Strahlung erscheinen. Man versäume nicht, auch diese Karte vor allen Dingen mit dem spitzwinklichten Prisma zu betrachten.

§. 66.

Man entferne sich sodann von der Karte Nr. 23 ohngefähr um 2 Fuß und betrachte sie durch das gleichseitige Prisma; man wird, wie ehemals die schmalen Streifen, nunmehro auch diese runde schwarz und weißen Bilder völlig gefärbt sehen, und zwar, wie solches die Karte Nr. 18 zeigt, nach dem Schema Nr. 3 und 4. Es fällt nunmehr deutlich in die Augen, daß der schwarze so gut als der weiße Gegenstand durch die farbigen Ausstrahlungen der Ränder uns völlig gefärbt erscheint und daß wir die Ursache dieses Phänomens nirgends anders zu suchen haben.

§. 67.

Es muß uns bei der weißen, nach dem Schema Nr. 3 durchs Prisma veränderten und zugleich sehr in die Länge gezogenen runden Figur das Spectrum Solis des Newton's einfallen, und wir glauben einen Augenblick die Wirkung eines durch ein Loch im Fensterladen gespaltenen Lichtstrahls zu erblicken; wenn wir aber gleich darneben einen Strahl der Finsterniß annehmen, und denselben so gut als das Licht in fünf oder sieben Farben spalten müssen, so sehen wir leicht, daß wir auf dem Wege sind, in große Verwirrungen zu gerathen,

§. 68.

Ich habe noch einen weiten Weg zu machen, eh ich an das Experiment gelange, wo ein durch einen Fensterladen in eine dunkle Kammer geworfener Lichtstrahl ein Phänomen zeigt, dem ähnlich, das wir auf unserer Karte erblicken. So viel aber leidet die Reihe der Demonstration hier anzuführen.

§. 69.

Man bringe eine zirkelrunde weiße Fläche, von welcher Größe man will, auf eine schwarze Tafel: man wird in einer ihrer Größe proportionirten Entfernung erst die Ränder farbig und dann den Kreis ganz gefärbt sehen. Wären Tafel und Kreis sehr groß, so sähe man dieselben erst in einer großen Ferne ganz gefärbt, theils weil sich die Strahlung durch Entfernung vermehrt, theils weil der Gegenstand im Auge kleiner erscheint. Genauere Bestimmung von allen diesen und, ich kann hoffen, sogar bis auf einen gewissen Grad Maß und Berechnung wird das Kapitel liefern, das eigens von der Strahlung handeln soll.

§. 70.

Man sehe nun also an dem reinen Himmel nach Sternen, nach dem Monde, ja nach der Sonne, wenn man vorher ihre mächtigen Strahlen durch eine angeräucherte Scheibe gemäßigt hat, man sehe jedes Loch in einem Fensterladen, in einem Schirm, der gegen das Licht gestellt ist, durch das Prisma an: man wird alle diese Gegenstände nach dem Schema Nr. 3 gefärbt erblicken, und wir werden aus dem Vorigen die Ursache leicht angeben können, warum leuchtende Körper oder helle Oeffnungen, die entweder durch Entfernung sehr verkleinert werden oder an sich klein sind, ganz und gar gefärbt erscheinen und die Strahlungen an ihren Rändern sich in einander verlieren müssen, da weiße Flächen, die nur schwache Repräsentanten sind, schon jene Wirkung hervorbringen.

§. 71.

Da ich nunmehr Alles gesagt habe, was für den Anfang zu sagen war, so würde ich mich nur selbst wiederholen müssen, wenn ich das Vorgetragene weiter auslegen wollte. Ich überlasse daher dem Nachdenken meiner Leser, das hinzuzuthun,

was der Methode meines Vortrags wider meinen Willen an Klarheit abgehen mag: denn ich habe bemerken können, wie schwer es, schon mündlich und mit allen Geräthschaften versehen, sei, den Vortrag dieser in mehr als einem Sinne befremdenden Versuche durchzuführen. So viel bin ich überzeugt, daß es jedem denkenden Menschen Freude machen wird, sich mit diesen Anfängen bekannt zu machen, besonders wenn er die Folgerungen, die sich daraus ziehen lassen, entweder ahndet oder entdeckt.

IV.

Rekapitulation.

§. 72.

Ich wiederhole nunmehr kürzlich theils die Erfahrungen selbst, theils diejenigen Sätze, welche unmittelbar daraus folgen. Die Ordnung, wie sie hier hinter einander stehen, ist mehr oder weniger willkürlich, und es wird mir angenehm sein, wenn meine Leser die Paragraphen dieses Kapitels genau prüfen, sie mit dem Vorhergehenden vergleichen und sie alsdann nach eigner Methode an einander reihen. Erst künftig, wenn wir diese Lehre auf mehr als eine Weise bearbeitet haben, können wir hoffen, dieselbe rein und natürlich zu entwickeln.

1) Schwarze, weiße und einfärbige reine Flächen zeigen durchs Prisma keine Farben. §. 41.

2) An allen Rändern zeigen sich Farben. §. 37, 40, 42, 43.

3) Die Ränder zeigen Farben, weil Licht und Schatten an denselben an einander grenzet. §. 44, 54.

4) Wenn farbige Flächen an einander stoßen, unterwerfen auch sie sich diesem Gesetze und zeigen Farben, insofern eine heller oder dunkler ist als die andere. §. 54.

5) Die Farben erscheinen uns strahlend an den Rändern. §. 37, 45, 46.

6) Sie erscheinen strahlend nach dem Schwarzen wie nach dem Weißen, nach dem Dunkeln wie nach dem Hellen zu.

7) Die Strahlungen geschehen nach dem Perpendikel, der auf die Achse des Prismas fällt. §. 45, 46, 47, 48.

8) Kein Rand, der mit der Achse des Prismas perpendikular steht, erscheint gefärbt. §. 49.

18.

Geheimstes.

„Wir sind emsig, nachzuspüren,
Wir, die Anekdotenjäger,
Wer Dein Liebchen sei, und ob sie
Nicht auch habest viele Schwäger.

„Denn, daß Du verliebt bist, sehn wir,
Mögen Dir es gerne gönnen;
Doch daß Liebchen so Dich liebe,
Werden wir nicht glauben können."

Ungehindert, liebe Herren,
Sucht sie auf! Nur hört das Eine:
Ihr erschrecket, wenn sie dasteht;
Ist sie fort, Ihr kos't dem Scheine.

---

18. Geheimstes. Eins der dunkelsten Gedichte des Divan. Die dritte Strophe, welche eben das Geheimste enthalten muß, scheint uns auf einen höhern Sinn zu weisen und dafür zu sprechen, daß, wenn Hafis einmal sagt: „und dieser Wein wahrhaftig ist nicht bildlich", die Geliebte in unserm Gedichte umgekehrt bildlich verstanden werden muß. Die Worte:

„Ihr erschrecket, wenn sie dasteht;
Ist sie fort, Ihr kos't dem Scheine,"

sind uns wenigstens nur verständlich, wenn bezogen auf die Wahrheit, vor der Jeder erschrickt, und in deren Abwesenheit wir eben „dem Scheine kosen". Das Gedicht wäre dann ein orientalisches Gegenstück zu der kleinen Parabel: Immer Mädchen (Werke, II. 291) oder auch betitelt: Stets Derselbe. Denn hier ist die grüßende Geliebte nach dem Schlußverse die Wahrheit. Tünger hat bei der Erklärung jenes Gedichts verwiesen auf Weisheit Salomonis, 6. 13—17: „Denn die Weisheit ist schön und unvergänglich und läßet sich gern sehen von Denen, die sie liebhaben, und läßet sich finden von Denen, die sie suchen. Ja, sie begegnet und giebt sich selbst zu erkennen Denen, die sie gernhaben" u. s. w. Die Antwort, welche der Dichter den Anekdotenjägern ertheilt, bestände dann in dem Hinweis auf das dichterische Ideal (die vorgehaltene Huri, VIII. 23), zugleich in der zweiten Hälfte des Gedichts auf den dichterischen Beruf. Dem Dichter ist es der höchste Lohn, daß sein Name genannt, daß sein Gedicht gesungen werde. So hat der Dichter zwar eine Geliebte, aber keine Schwäger (K. 4). Die Frage war real, die Antwort ideell gemeint. — Anekdotengeschwätz, Schwäger erwähnt auch Hafis (Rubaiat. XVII u. LXVI). Vergl. auch daf. Elif, I:

„Kann ein Geheimniß bleiben
Der Stoff der allgemeinen Sage?
Wünschest Du Ruhe, Hafis,
Folge dem löblichen Rath:
Hältst Du das Liebchen finden,
Verlaß die Welt und laß sie gehen!"

9) Alle Ränder, die mit der Achse des Prismas parallel gehen, erscheinen gefärbt.

10) Alle schmale Körper, die mit der Achse des Prisma eine parallele Richtung haben, erscheinen ganz gefärbt und verbreitert. §. 37.

11) Ein runder Körper erscheint elliptisch, dergestalt daß sein größter Diameter auf der Achse des Prisma perpendikular steht. §. 65, 66, 67.

12) Alle Linien, die mit der Achse des Prisma parallel gehen, erscheinen gebogen. §. 40.

13) Alle Parallellinien, die auf der Achse des Prisma vertikal stehen, scheinen sich gegen den brechenden Winkel zu ein Wenig zusammenzuneigen. §. 40.

14) Je schärfer und stärker Licht und Schatten am Rande mit einander grenzt, desto stärker erscheinen die Farben.

15) Die farbigen Ränder zeigen sich im Gegensatz. Es stehen zwei Pole unveränderlich einander gegenüber. §. 48, 49, 50, 53.

16) Die beiden entgegengesetzten Pole kommen darin mit einander überein, daß jeder aus zwei leicht zu unterscheidenden Farben besteht, der eine aus Roth und Gelb, der andere aus Blau und Violet. §. 51, 52.

17) Die Strahlungen dieser Farben entfernen sich vom Rande, und zwar strahlen Roth und Violet nach dem Schwarzen, Gelb und Blau nach dem Weißen zu.

18) Man kann diese Pole unendlich von einander entfernt denken. §. 51, 52.

19) Man kann sie einander unendlich nahe denken. §. 45, 46.

20) Erscheinen uns die beiden Pole an einem weißen Körper, der sich gegen einen schwarzen Grund befindet, und hat derselbe eine verhältnißmäßige Größe, daß die farbigen Strahlungen der Ränder sich erreichen können, so entsteht in der Mitte ein Papageigrün. §. 59.

21) Erscheinen sie uns an einem schwarzen Körper, der auf einem weißen Grunde steht, unter gedachter Bedingung, so steht in der Mitte derselben ein Pfirschblüth. §. 59.

22) Sowol schwarze als weiße Körper können unter diesen Umständen ganz farbig erscheinen. §. 45, 46, 66.

23) Sonne, Mond, Sterne, Oeffnung des Fensterladens erscheinen durchs Prisma nur farbig, weil sie als kleine helle Körper auf einem dunkeln Grunde anzusehen sind. §. 67.

24) Sie erscheinen elliptisch, dergestalt daß die Farbenstrahlungen und folglich auch der große Diameter der Ellipse auf der Achse des Prismas vertikal steht. §. 66, 67.

§. 73.

Ich sollte zwar hier vielleicht noch, ehe ich schließe, einige allgemeine Betrachtungen anstellen und in die Ferne hindeuten, wohin ich meine Leser zu führen gedenke. Es kann dieses aber wol erst an dem Ende des folgenden Stückes geschehen, weil dasjenige, was ich hier allenfalls sagen könnte, doch immer noch als unbelegt und unerwiesen erschienen müßte. So viel kann ich aber denjenigen Beobachtern, welche gern vorwärts dringen mögen, sagen, daß in den wenigen Erfahrungen, die ich vorgetragen habe, der Grund zu allem Künftigen schon gelegt ist, und daß es beinahe nur Entwicklung sein wird, wenn wir in der Folge das durch das Prisma entdeckte Gesetz in allen Linsen, Glaskugeln und andern mannichfaltig geschliffenen Gläsern, in Wassertropfen und Dünsten, ja endlich mit dem bloßen Auge unter gewissen gegebenen Bedingungen entdecken werden.

V.

Ueber den zu diesen Versuchen nöthigen Apparat und besonders über die mit diesem Stücke ausgegebenen Karten.

§. 74.

Sobald ich mir vornahm, die Erfahrungen über die Entstehung der prismatischen Farben dem Publikum vorzulegen, empfand ich gleich den Wunsch, sie so schnell als möglich wenigstens in meinem Vaterlande bekannt und ausgebreitet zu sehen. Da hierbei Alles auf den Augenschein ankommt, so war es nöthig, zu sorgen, daß Jedermann mit der größten Leichtigkeit dazu gelangen könne; es wollte weder eine Beschreibung noch ausgemalte Kupfertafeln, die der Schrift angefügt würden, zu diesem Zwecke hinreichen. Ich beschloß also, die großen Tafeln, welche ich zu meinen Versuchen verfertigt, im Kleinen nachahmen zu lassen und dadurch sowol einen Jeden sogleich durch das Anschauen zu überzeugen, als auch

ein lebhafteres Interesse zu erregen. Diejenigen Liebhaber, die einen ernsthafteren Antheil daran nehmen, werden nun leicht die Tafeln 1, 2, 3, 4, 7, 10, 14, 19, 20, 21, 22, 23 in beliebig großem Format nachmachen lassen, und die Versuche alsdann mit desto mehr Bequemlichkeit und größerm Succeß wiederholen. Ja, sie werden durch eigenes Nachdenken noch mehrere Abwechselungen erfinden können, als ich für diesmal anbringen konnte. Denn jede schwarze Figur auf weißem Grunde und jede weiße auf schwarzem Grunde bringt neue Erscheinungen hervor, die man ins Unendliche vervielfältigen kann. Ich empfehle besonders Andreaskreuze, Sterne u. dergl., nicht weniger alle Arten von Mustern, die durch Abwechselung von schwarz und weißen Vierecken entstehen, welche letztere oft, wie die Karte Nr. 22 zeigt, von dreierlei Seiten verschiedene farbige Phänomene darstellen.

§. 75.

Man wird, indem man selbst dergleichen Versuche erfindt, immer mehr von der Konsequenz desjenigen überzeugt werden, was oben vorgetragen worden ist. Um die Abwechselung des Oben und Unten der beiden farbigen Pole recht deutlich einzusehen, verfertige man sich einen schwarzen Stern auf weißund einen weißen Stern auf schwarzem Grunde und durchbohre ihn mit einer Nadel dergestalt, daß man ihn auf derselben wie auf einer Achse herumdrehen kann. Während des Drehens beobachte man denselben durchs Prisma, und man wird diesen Versuch mit Vergnügen und Nachdenken wiederholen.

§. 76.

Ich habe meinen Vortrag dergestalt eingerichtet, daß die Versuche durch jedes gewöhnliche gleichseitige Prisma angestellt werden können, wenn es nur von weißem Glase ist; ja, selbst mit einem Prisma von grünlichem Glase lassen sie sich anstellen, wenn man die geringe Tinctur, welche die Farbe verursacht, bei der Beobachtung in Gedanken abrechnen will.

§. 77.

Zu der völligen Evidenz der vorgetragenen Sätze gehört aber, daß man ein spitzwinkliges Prisma von zehn bis zwanzig Graden anwende. Es kann ein jeder Glasschleifer solche leicht

aus einer ſtarken Glastafel verfertigen, und wenn ſie auch nur einen ſtarken Zoll hoch und einige Zoll breit ſind, ſo daß man nur mit einem Auge durchſieht, indem man das andere zuſchließt, ſo ſind ſie vorerſt hinreichend. Ich werde aber dafür ſorgen, daß Prismen von reinem Glaſe und nach genau beſtimmtem Maße an Liebhaber mit den folgenden Stücken ausgegeben werden können. Wie denn überhaupt der nöthige Apparat zu den anzuſtellenden Verſuchen nach und nach wachſen wird, ſo genau ich auch zu Werke gehen werde, die Verſuche zu ſimpliſiciren.

§. 78.

Da ſich aber doch der Fall oft ereignen kann, daß dieſe kleine Schrift mit denen dazu gehörigen Tafeln an Orte gelangt, wo keine Prismen vorhanden ſind, ſo habe ich farbige Tafeln hinzugefügt, um dem Beobachter wenigſtens auf einige Weiſe zu Hülfe zu kommen und ihm, bis er ſich nach einem Prisma umgeſehen, einſtweilen verſtändlich zu ſein. Auch Demjenigen, der das nöthige Inſtrument beſitzt, werden dieſe gemalte Karten nicht unnütz ſein. Er kann ſeine Beobachtungen damit vergleichen und überzeugt ſich eher von dem Geſetz einer Erſcheinung, welche er vor ſich auf dem Papier ſchon fixirt ſieht.

§. 79.

Ich muß aber freilich hier zum Voraus bemerken, daß man die Farben dieſer Tafeln nicht mit den abſoluten Farben der prismatiſchen Erſcheinungen in Abſicht ihrer Schönheit vergleichen möge; denn es ſind dieſelben nur wie jeder andere Holzſchnitt bei einem wiſſenſchaftlichen Buche anzuſehen, der weder künſtlich noch gefällig, ſondern blos mechaniſch und nützlich iſt.

§. 80.

Nur die unmittelbare Nähe einer Kartenfabrik macht es möglich, dieſe Tafeln ſo, wie ſie ſind, um einen Preis zu liefern, der Niemand abſchrecken wird, und es war hier nicht die Frage, ein Werk für Bibliotheken auszuarbeiten, ſondern einer kleinen Schrift die möglichſte Ausbreitung zu verſchaffen.

§. 81.

Man wird daher dieſen Tafeln Manches nachſehen, wenn man ſie zur Deutlichkeit nützlich findet. Ich werde bemüht

seln, in der Folge diese Tafeln vollkommner zu machen und sie auch einzeln ausgeben, damit jeder Liebhaber eine solche durch den Gebrauch leicht zerstörte Sammlung sich verbessert wieder anschaffen kann. Ich füge noch einige Beobachtungen hinzu, damit man bei diesen Karten in den anzustellenden Erfahrungen nicht gestört werde.

§. 82.

Es ist die Absicht, daß der Beobachter das Prisma, dessen Winkel unterwärts gekehrt ist, in der rechten Hand halte, bei den anzustellenden Erfahrungen die schwarz und weißen Karten zuerst etwa einen halben Fuß hinter dem Prisma entfernt halte, indem er solche mit der linken Hand an der Seite, wo die Nummern befindlich sind, ergreift und die Nummern mit dem Daumen zudeckt.

§. 83.

Da einige Karten nicht allein vertikal, sondern auch horizontal gehalten werden müssen, so versteht sich's von selbst, daß man sich gewöhnt, sie auf die eine wie auf die andre Weise zu wenden. Man entferne alsdann das Prisma nach und nach bis zur Weite von zwei Fuß oder so weit, bis die Zeichnung der Karten undeutlich wird; man bringe sie wieder herbei und gewöhne sich selbst nach und nach an die verschiedenen Phänomene.

§. 84.

Wer diese schwarze und weiße Tafeln in größerm Format nachahmt, wird diese Erscheinung in größerer Entfernung und mit mehr Bequemlichkeit beobachten können.

§. 85.

Zum Verständniß des §. 65, 66, 67 lege man die drei Karten Nr. 23, 17 und 18 dergestalt vor sich, daß die schwarze Hälfte zur linken Seite des Beobachters bleibt; die Nummern an diesen Karten mögen aufgeklebt sein, wie sie wollen.

§. 86.

Die Tafeln Nr. 16, 24, 25, 26, 27 werden erst in den folgenden Stücken nöthig werden.

§. 87.

So wie auch der Versuch mit der Tafel Nr. 14 in der Reihe des gegenwärtigen Vortrags nicht Platz nehmen konnte; indessen kann man denselben einstweilen zur Belustigung anstellen. Wenn man die Tafel Nr. 14 durch das Prisma betrachtet, so wird die abgebildete Fackel einem angezündeten Lichte ähnlich erscheinen, wie die 15te Tafel solches darstellt. Sehn wir bei Nachtzeit ein angezündetes Licht auch nur mit bloßen Augen, so werden wir die Spitze desselben roth und gelb, den untern Theil derselben blau sehen. Diese Farben werden sich in einem ungeheuren Grade verstärken, wenn wir das brennende Licht durch ein Prisma betrachten. Inwiefern sich diese Erfahrung an die übrigen von uns bisher beobachteten anschließt, wird sich erst künftig zeigen.

§. 88.

Ich wiederhole nochmals, daß die Beschreibung der Versuche, besonders des zweiten Kapitels, nur alsdann mit den Erfahrungen übereinstimmen könne, wenn der Beobachter den sogenannten brechenden Winkel unterwärts gekehrt hat und so die Gegenstände betrachtet. Wie sich die Farben alsdann zeigen, geben die gemalten Karten an; die Ausdrücke: oben, unten, horizontal, perpendikular, beziehen sich auf diese Richtung. Sie würden sich, wenn man den gedachten Winkel nunmehr auch nach oben, nach der rechten oder linken Hand wendete, folgendermaßen verändern:

Der Winkel des Prisma gekehrt

nach unten	nach oben	nach der Rechten	nach der Linken
unten	oben	rechts	links
oben	unten	links	rechts
horizontal	horizontal	perpendikular	perpendikular
perpendik.	perpendik.	horizontal	horizontal.

Man sieht leicht, daß, wenn man sich diese Richtung des Prisma in einem Kreise denkt, sich das Oben und Unten, Rechts und Links auf ein Innen und Außen beziehe, welches sich deutlicher ergeben wird, wenn wir dereinst Versuche durch Linsen anstellen werden.

VI.

Beschreibung der Tafeln.

Da es möglich wäre, daß ungeachtet aller angewendeten Mühe und beobachteten Genauigkeit eine falsche Nummer auf eine Karte getragen würde, so füge ich hier nochmals eine Beschreibung der Tafeln hinzu und ersuche jeden Beobachter, sie hiernach zu revidiren.

Nr. 1. Schwarze wurmförmige Züge auf weißem Grunde.

Nr. 2. Schwarze und weiße kleine Vierecke.

Wird horizontal und diagonal vor das Prisma gehalten.

Nr. 3. Ein weißer Stab auf schwarzem Grunde.

Nr. 4. Ein schwarzer Stab auf weißem Grunde.

Diese beiden Nummern braucht der Beobachter sowol horizontal als vertikal.

Nr. 5. Ein Regenbogenstreif auf schwarzem Grunde.

Nr. 6. Ein umgewendeter Regenbogenstreif auf weißem Grunde.

Diese beiden Tafeln legt man horizontal vor sich, und zwar so, daß der Rücken des Bogens aufwärts gekehrt ist.

Nr. 7. Eine halb schwarz halb weiße Tafel.

Der Beobachter bedient sich derselben, daß bald das Schwarze bald das Weiße unten steht.

Nr. 8. Eine halb schwarz halb weiße Tafel mit einem roth und gelben Streif.

Wir legen sie dergestalt vor uns, daß sich das Schwarze oben befindet.

Nr. 9. Eine halb schwarz halb weiße Tafel mit einem blauen und violeten Streif.

Wir legen sie dergestalt vor uns, daß das Schwarze sich unten befindet.

Nr. 10. Zwei schwarze und zwei weiße längliche Vierecke übers Kreuz gestellt.

Wir können sie horizontal, perpendikular, diagonal vors Prisma nehmen.

Nr. 11. Zwei schwarze und weiße länaliche Vierecke übers Kreuz gestellt mit einem rothen, gelben, blauen und violeten Rande.

Wir legen sie dergestalt vor uns, daß der rothe und gelbe Rand unter dem Schwarzen, der blaue und gelbe über dem Schwarzen sich befindet.

Nr. 12. Ein weißer Stab auf schwarzem Grunde mit farbigen Enden.

Wir halten ihn perpendikular vor uns, so daß der rothe und gelbe Rand oben, der blaue und violete unten sich befindet.

Nr. 13. Ein schwarzer Stab auf weißem Grunde mit bunten Enden.

Wir betrachten ihn dergestalt, daß das blaue und violete Ende sich oben, das rothe und gelbe sich unten befindet.

Nr. 14. Die Gestalt einer Fackel, Weiß auf Schwarz.

Nr. 15. Ebendieselbe Gestalt mit Farben, wie sie durchs Prisma erscheinen.

Nr. 16. Eine Tafel halb schwarz halb weiß, auf dem schwarzen Theile eine weiße Rundung mit gelber Einfassung, auf dem weißen Theile eine schwarze Rundung mit blauer Einfassung.

Diese Tafel erklärt sich erst in dem folgenden Stücke.

Nr. 17. Eine halb weiß halb schwarze Tafel, auf jedem Theile eine elliptische Figur mit abwechselnden Farben, in deren Mitte man noch Schwarz und Weiß erkennt.

Nr. 18. Eine gleichfalls getheilte schwarz und weiße Tafel mit völlig farbigen elliptischen Figuren.

Diese beiden letzten Tafeln legt der Beobachter horizontal vor sich, dergestalt daß der schwarze Theil sich zu seiner linken Hand befindet.

Nr. 19. Zwei Horizontallinien, von einer Vertikallinie durchkreuzt.

Man kann sie horizontal, vertikal und diagonal vor das Prisma halten.

Nr. 20. Schmale weiße Streifen auf schwarzem Grunde.

Nr. 21. Schmale schwarze Streifen auf weißem Grunde.

Diese beiden Tafeln werden vors Prisma gebracht, dergestalt daß die Streifen mit der Achse des Prisma parallel laufen.

Nr. 22. Gebrochene schwarze und weiße Linien.

Man kann diese Karte sowol horizontal als vertikal und diagonal vor das Prisma bringen.

Nr. 23. Eine schwarz und weiß getheilte Tafel; auf dem schwarzen Theile ein weißes Rund, auf dem weißen ein schwarzes Rund.

Ich wünsche, daß der Beobachter, wenn die ganze Sammlung vor ihm liegt, diese Nummer an die Stelle von Nr. 16

und diese hierher lege; denn das ist eigentlich die Ordnung, wie sie gehören. Es versteht sich aber, daß die Nummern selbst nicht verändert werden, weil die gegenwärtige Tafel in meinem Vortrage auch als Nr. 23 aufgeführt ist.

Nr. 24. Auf einer weißen Tafel in der Mitte ein schwarzer Streif, auf der einen Seite viele Punkte um ein Zentrum, auf der andern eine Zirkelfigur mit einem Kreuze und Punkten.

Nr. 25. Auf einer weißen Tafel zwei Vierecke, eins mit geraden, das andere mit gebogenen Seiten.

Nr. 26. Linearzeichnungen mit Buchstaben.

Nr. 27. Auf einem schwarzen Grunde zwei weiße Triangel, mit den Spitzen gegen einander gekehrt, mit bunten Rändern.

Diese vier letztern Tafeln sowie Nr. 16 werden erst in den folgenden Stücken erklärt.

Die Sorgfalt, womit ich die Tafeln hier abermals durchgegangen, ist, wie ich überzeugt bin, nur für den Anfang nöthig. Man wird sich gar bald in diese Tafeln auch ohne Nummern finden und sie ohne Anweisung gebrauchen lernen, da bei allen diesen Versuchen ein ganz einfaches Prinzipium nur auf verschiedene Weise angewendet wird.

Zweites Stück. 1792.

VII.

Beschreibung eines großen Prisma.

Als ich die schwarzen und weißen kleinen Tafeln mit dem ersten Stücke dieser Beiträge dem Publiko vorlegte, hatte ich die Absicht, meinen Lesern dadurch die anzustellenden Beobachtungen bequem zu machen. Ich hoffte, sie würden sich ein Prisma leicht anschaffen und alsdann die Erfahrungen, die ich beschrieb, ohne weitere Umstände wiederholen können.

Allein es hat sich gezeigt, daß die Prismen beinahe gänzlich aus dem Handel verschwunden sind, und daß viele Liebhaber dieses sonst so gemeine Instrument wenigstens für den Augenblick nicht finden können.

Auch hatte ich angezeigt, daß die gleichseitigen gläsernen Prismen wegen der starken Strahlung, welche sie besonders in einiger Entfernung hervorbringen, dem Beobachter oft hinderlich seien.

Ich habe gewünscht, daß man die von mir angegebenen Erfahrungen mit sehr spitzwinkligen Prismen von funfzehn bis zwanzig Graden wiederholen möge, als durch welche die Ränder sehr zart gefärbt und nur mäßig strahlend erscheinen, auch der weiße Raum zwischen beiden seine unverfälschte Reinheit behält.

Man hatte gehofft, sowol gewöhnliche gläserne Prismen als gedachte gläserne Keile mit dem gegenwärtigen zweiten Stücke auszugeben; aber es hat auch nicht glücken wollen, die gemachten Bestellungen zur rechten Zeit abgeliefert zu sehen.

Ich finde es daher nöthig, meinen Lesern eine andere einfache Maschine zu empfehlen, welche ihnen sowol bei Wieder-

Wißt Ihr, wie Schehâb-ed-din
Sich auf Arafat entmantelt,
Niemand haltet Ihr für thörig,
Der in ſeinem Sinne handelt.

Wenn vor Deines Kaiſers Throne
Oder vor der Vielgeliebten
Je Dein Name wird geſprochen,
Sei es Dir zu höchſtem Lohne!

Darum war's der höchſte Jammer,
Als einſt Medſchnun ſterbend wollte,
Daß vor Leila ſeinen Namen
Man forthin nicht nennen ſollte.

Die Erklärung der 4. Strophe enthält eine Erzählung von Lagrange in den Fundgruben, IV. 170. Der Schech-Borbeter, der Oberſte der Sofis, Schehab-ed-din, als er im Jahre 628 zum letzten Mal auf den heiligen Berg Arafat bei Mekka gepilgert war und vor allem Volk dort betete, ſprach in ſeiner Demuth: „Glaubſt Du, bei Gott den Rang einzunehmen, den dieſe Leute Dir zuſchreiben? Glaubſt Du, daß heute nach Dir Nachfrage iſt vor dem Gegenſtande Deiner Liebe?" Da erſchien der Schech Farebh, der in dem Heiligthum war, und ſagte: „Angenehme Nachricht Deinem Herzen! Lege Deine Kleider ab (um Deine Erkenntlichkeit zu bezeigen); es iſt Nachfrage nach Dir geweſen vor dem Gegenſtande Deiner Zärtlichkeit, trotz aller Deiner Unvollkommenheiten."

Der in ſeinem Sinne handelt, iſt hiernach ein Solcher, dem es in ſeiner Demuth genügt, daß ſeiner vor dem Kaiſer oder vor der Geliebten gedacht wird, wie des Schehab-ed-din vor Gott.

In der Demuth und Entſagung noch weiter gehend, hatte Medſchnun, worauf die letzte Strophe ſich bezieht, auf die Frage, ob er etwas an Leila zu beſtellen habe, geantwortet: „Es iſt unnöthig, daß meiner gedacht werde, wo ſie iſt" (Saadi's Baumgarten, III. 3. S. 44 in Olearius' Reiſebeſchreibung). — Entmanteln (Strophe 4) analog entkleiden (engl. to dismantle). — Wegen Arafat i. Chardin, 7. 425.

In dem Maskenzug zum 18. Dez. 1818 (Werke, XI. 1. 329) hatte Goethe die 5. Strophe, vermehrt durch die Verſe, welche den Anfang einer weggefallenen Strophe gebildet zu haben ſcheinen:

„Solchen Augenblick verehre,
Wenn das Glück Dir ſolchen günnte!"

bereits vor dem Erſcheinen des Divan verwendet.

holung der Versuche des ersten Stückes als bei Prüfung derer, die ich erst in der Folge vorlegen werde, manche Dienste leisten wird. Es ist diese Maschine ein aus zwei starken geschliffenen, reinen Glastafeln zusammengesetztes Prisma, welches bei Versuchen mit reinem Wasser angefüllt wird.

Die Größe der Tafeln ist zwar willkürlich, doch wünschte ich, daß sie wenigstens einen rheinischen Fuß lang und acht rheinische Zoll hoch sein möchten. Diese länglich viereckten Tafeln werden durch zwei bleierne Dreiecke in einem Winkel von 60 Graden verbunden, der untere Rand mit Fensterblei verwahrt und alle Fugen wohl verkittet, auch werden die obern Ränder der Gläser mit Fensterblei eingefaßt, um dadurch das Ganze besser zusammenzuhalten. Ein geschickter Glaser wird ein solches Prisma und jeder Tischer das Gestelle leicht verfertigen. Es ist diese Maschine auf beistehender Tafel abgebildet und zu Ende des gegenwärtigen Stücks eine genaue Beschreibung angefügt, welche diese Abbildung deutlich erklärt.

Ein solches prismatisches Gefäß hat den Vorzug, daß man durch solches bequem nach großen und kleinen Tafeln sehen und die Erscheinung der farbigen Ränder ohne Anstrengung der Augen beobachten kann. Ferner erscheinen auch wegen der weniger refrangirenden Kraft des Wassers die Ränder schmal gefärbt, und es ist also ein solches Prisma, obgleich von 60 Graden, zu eben dem Endzwecke als ein spitzer gläserner Keil zu gebrauchen, obgleich dieser wegen der Reinheit sowol der farbigen Ränder als des weißen Zwischenraums den Vorzug verdient.

Man wird so viel als möglich reines Wasser zu den Versuchen nehmen, und auch dieses nicht zu lange in dem Gefäße stehen lassen, vielmehr nach geendigter Beobachtung das Wasser ausschöpfen und das Gefäß mit einem reinen Tuche auswischen und abtrocknen, weil sonst das Glas gerne anläuft, besonders die geschliffenen Tafeln, welche man wegen ihrer Stärke und Reinheit vorzüglich zu wählen hat, leicht blind werden.

Ein solches Gefäß ist zu allen prismatischen Versuchen brauchbar, zu einigen unentbehrlich, und ich wünschte, daß diejenigen meiner Leser, welche Neigung haben, dem Faden meines Vortrags zu folgen, sich je eher je lieber damit versehen möchten.

VIII.

Von den Strahlungen.

§. 89.

Ich habe mich schon mehrmalen des Wortes Strahlungen bedient, und es ist nöthig, daß ich mich vorläufig über dasselbe erkläre, damit es wenigstens einstweilen gelte, bis wir es vielleicht in der Folge gegen ein schicklicheres vertauschen können.

Wir haben uns in dem ersten Stücke überzeugt, daß uns das Prisma keine Farben zeigt als an den Rändern, wo Licht und Finsterniß an einander grenzen. Wir haben bemerkt, daß durch sehr spitzwinklige Prismen diese farbigen Ränder nur schmal gesehen werden, da sie hingegen sowol nach dem Schwarzen als dem Weißen zu sich sehr verbreitern, wenn der brechende Winkel, die refrangirende Kraft des Mittels oder die Entfernung des Beobachters zunimmt.

§. 90.

Dieses Phänomen, wenn mir nämlich ein farbiger Rand durchs Prisma da erscheint, wo ich ihn mit bloßen Augen nicht sahe, und dieser farbige Rand sich von dem Schwarzen nach dem Weißen und von dem Weißen nach dem Schwarzen zu erstreckt, nenne ich die Strahlung und drücke dadurch gleichsam nur das Phänomen an sich selbst aus, ohne noch irgend auf die Ursache desselben deuten zu wollen.

§. 91.

Da die farbigen Erscheinungen an den Rändern die Grenze des Randes selbst ungewiß machen und die Zeichen, die man sich durch Nadeln oder Punkte festistellen will, auch gefärbt und verzogen werden, so ist die Beobachtung mit einiger Schwierigkeit verknüpft. Durch einen gläsernen Keil von ohngefähr 10 Graden erscheinen beide farbige Ränder sehr zart, unmittelbar am Schwarzen gegen das Weiße zu. Der blaue Saum ist sehr schön hochblau und scheint mit einem feinen Pinsel auf den weißen Rand gezeichnet zu sein. Einen Ausfluß des Strahls nach dem Schwarzen zu bemerkt man nicht ohne die größte Aufmerksamkeit, ja, man muß gleichsam überzeugt sein, daß man ihn sehen müsse, um ihn zu finden. Dagegen ist an

dem andern Rande das Hochrothe gleichfalls sichtbar, und das Gelbe strahlt nur schwach nach dem Weißen zu. Verdoppelt man die Keile, so sieht man nun deutlich das Violete nach dem Schwarzen, das Gelbe nach dem Weißen zu sich erstrecken, und zwar beide in gleichem Maße. Das Blaue und Rothe wird auch breiter, aber es ist schon schwerer zu sagen, ob sich jenes in das Weiße, dieses in das Schwarze verbreitet.

§. 92.

Vielleicht läßt sich in der Folge das, was uns gegenwärtig durch das Auge zu beobachten schwer fällt, auf einem andern Wege finden und näher bestimmen. So viel aber können wir inzwischen bemerken, daß das Blaue wenig in das Weiße, das Rothe wenig in das Schwarze, das Violete viel in das Schwarze, das Gelbe viel in das Weiße hereinstrahlet. Da nun unter der Bedingung, wie wir das Prisma beständig halten, die beiden starken Strahlungen abwärts, die beiden schwächern hinaufwärts gehen, so wird sowol ein schwarzer Gegenstand auf weißem Grunde als ein weißer auf schwarzem Grunde oben wenig und unten viel gewinnen.

Ich brauche daher das Wort Rand, wenn ich von dem schmäleren blauen und rothen Farbenstreife, dagegen das Wort Strahlung, wenn ich von dem breiteren violeten und gelben spreche, obgleich jene schmalen Streifen auch mäßig strahlen und sich verbreitern und die breiteren Strahlungen von den Rändern unzertrennlich sind.

So viel wird vorerst hinreichen, um den Gebrauch dieses Wortes einigermaßen zu rechtfertigen und meinem Vortrage die nöthige Deutlichkeit zu geben.

IX.

Graue Flächen, durchs Prisma betrachtet.

§. 93.

Wir haben in dem ersten Stücke nur schwarz und weiße Tafeln durchs Prisma betrachtet, weil sich an denselben die farbigen Ränder und Strahlungen derselben am Deutlichsten anerkennen. Gegenwärtig wiederholen wir jene Versuche mit grauen Flächen und finden abermals die Wirkungen des bekannten Gesetzes.

§. 94.

Haben wir das Schwarze als Repräsentanten der Finsterniß, das Weiße als Repräsentanten des Lichtes angesehen, so können wir sagen, daß das Graue den Schatten repräsentire, welcher mehr oder weniger von Licht und Finsterniß partizipirt und also manchmal zwischen beiden in der Mitte steht.

§. 95.

Der Schatten ist dunkel, wenn wir ihn mit dem Lichte, er ist hell, wenn wir ihn mit der Finsterniß vergleichen, und so wird sich auch eine graue Fläche gegen eine schwarze als hell, gegen eine weiße als dunkel verhalten.

§. 96.

Grau auf Schwarz wird uns also durchs Prisma alle die Phänomene zeigen, die wir in dem ersten Stücke dieser Beiträge durch Weiß auf Schwarz hervorgebracht haben. Die Ränder werden nach eben dem Gesetze gefärbt und strahlen in eben der Breite, nur zeigen sich die Farben schwächer und nicht in der höchsten Reinheit.

§. 97.

Ebenso wird Grau auf Weiß die Ränder sehen lassen, welche hervorgebracht wurden, wenn wir Schwarz auf Weiß durchs Prisma betrachteten.

§. 98.

Verschiedene Schattirungen von Grau, stufenweise an einander gesetzt, je nachdem man das Dunklere oben oder unten hinbringt, [werden] entweder nur Blau und Violet oder nur Roth und Gelb an den Rändern zeigen.

§. 99.

Eben diese grauen Schattirungen, wenn man sie horizontal neben einander betrachtet und die Ränder durchs Prisma besieht, wo sie oben und unten an eine schwarze oder weiße Fläche stoßen, werden sich nach den uns bekannten Gesetzen färben.

§. 100.

Die zu diesem Stücke bestimmte Tafel wird ohne weitere Anleitung dem Beobachter die Bequemlichkeit verschaffen, diese Versuche unter allen Umständen anzustellen.

X.

Farbige Flächen, durchs Prisma betrachtet.

§. 101.

Eine farbige große Fläche zeigt keine prismatische Farben, eben wie schwarze, weiße und graue Flächen, es müßte denn zufällig oder vorsätzlich auch auf ihr Hell und Dunkel abwechseln. Es sind also auch nur Beobachtungen durchs Prisma an farbigen Flächen anzustellen, insofern sie durch einen Rand von einer andern verschieden tingirten Fläche abgesondert werden.

§. 102.

Es kommen alle Farben, welcher Art sie auch sein mögen, darin überein, daß sie dunkler als Weiß und heller als Schwarz erscheinen. Wenn wir also vorerst kleine farbige Flächen gegen schwarze und weiße Flächen halten und betrachten, so werden wir Alles, was wir bei grauen Flächen bemerkt haben, hier abermals bemerken können; allein wir werden zugleich durch neue und sonderbare Phänomene in Verwunderung gesetzt und angereizt, folgende genaue Beobachtungen anzustellen.

§. 103.

Da die Ränder und Strahlungen, welche uns das Prisma zeigt, farbig sind, so kann der Fall kommen, daß die Farbe des Randes und der Strahlung mit der Farbe einer farbigen Fläche homogen ist; es kann aber auch im entgegengesetzten Falle die Fläche mit dem Rande und der Strahlung heterogen sein. In dem ersten identifizirt sich der Rand mit der Fläche und scheint dieselbe zu vergrößern, in dem andern verunreiniget er sie, macht sie undeutlich und scheint sie zu verkleinern. Wir wollen die Fälle durchgehen, wo dieser Effekt am Sonderbarsten auffällt.

§. 104.

Man nehme die beiliegende Tafel horizontal vor sich und betrachte das rothe und blaue Viereck auf schwarzem Grunde neben einander auf die gewöhnliche Weise durchs Prisma, so werden, da beide Farben heller sind als der Grund, an beiden sowol oben als unten gleiche farbige Ränder und Strahlungen entstehen, nur werden sie dem Auge des Beobachters nicht gleich deutlich erscheinen.

§. 105.

Das Rothe ist verhältnißmäßig gegen das Schwarze viel heller als das Blaue, die Farben der Ränder werden also an dem Rothen stärker als an dem Blauen erscheinen, welches wenig von dem Schwarzen unterschieden ist.

§. 106.

Der obere rothe Rand wird sich mit der Farbe des Vierecks identifiziren, und so wird das rothe Viereck ein Wenig hinaufwärts vergrößert scheinen; die gelbe herabwärts wirkende Strahlung aber wird von der rothen Fläche beinahe verschlungen und nur bei der genauesten Aufmerksamkeit sichtbar. Dagegen ist der rothe Rand und die gelbe Strahlung mit dem blauen Viereck heterogen. Es wird also an dem Rande eine schmutzig rothe und hereinwärts in das Viereck eine schmutzig grüne Farbe entstehen, und so wird beim ersten Anblicke das blaue Viereck von dieser Seite zu verlieren scheinen.

§. 107.

An dem untern Rande der beiden Vierecke wird ein blauer Rand und eine violete Strahlung entstehen und die entgegengesetzte Wirkung hervorbringen; denn der blaue Rand, der mit der rothen Fläche heterogen ist, wird das Gelbrothe — denn ein solches muß zu diesem Versuche gewählt werden — beschmutzen und eine Art von Grün hervorbringen, so daß das Rothe von dieser Seite verkürzter scheint, und die violete Strahlung des Randes nach dem Schwarzen zu wird kaum bemerkt werden.

§. 108.

Dagegen wird der blaue Rand sich mit der blauen Fläche identifiziren, ihr nicht allein nichts nehmen, sondern vielmehr

noch geben und solche durch die violete Strahlung dem Anscheine nach noch mehr verlängern.

§. 109.

Die Wirkung der homogenen und heterogenen Ränder, wie ich sie gegenwärtig genau beschrieben habe, ist so mächtig und so sonderbar, daß einem jeden Beobachter beim ersten Anblicke die beiden Vierecke aus der horizontalen Linie heraus und im entgegengesetzten Sinne aus einander gerückt scheinen, das rothe hinaufwärts, das blaue herabwärts. Doch wird bei näherer Betrachtung diese Täuschung sich bald verlieren, und man wird die Wirkung der Ränder, wie ich sie angezeigt, bald genau bemerken lernen.

§. 110.

Es sind überhaupt nur wenige Fälle, wo diese Täuschung stattfinden kann; sie ist sehr natürlich, wenn man zu dem rothen Viereck ein mit Zinnober, zu dem blauen ein mit Indig gefärbtes Papier anwendet. Dieses ist der Fall, wo der blaue und rothe Rand da, wo er homogen ist, sich unmerklich mit der Fläche verbindet, da, wo er heterogen ist, die Farbe des Vierecks nur beschmutzt, ohne eine sehr deutliche Mittelfarbe hervorzubringen. Das rothe Viereck muß nicht so sehr ins Gelbe fallen, sonst wird oben der dunkelrothe Rand sichtbar; es muß aber von der andern Seite genug vom Gelben haben, sonst wird die gelbe Strahlung zu sichtbar. Das Blaue darf nicht um das Mindeste heller sein, sonst wird der rothe und gelbe Rand sichtbar, und man kann die untere violete Strahlung nicht mehr als die verrückte Gestalt des hellblauen Vierecks ansehen. Und so mit den übrigen Umständen, die dabei vorkommen.

§. 111.

Ich habe gesucht, auf der beiliegenden Tafel die Töne der Farben derjenigen zu wählen, daß die Täuschung in einem hohen Grade hervorgebracht werde; weil es aber schwer ist, ein Papier so dunkelblau, als die Farbe hier erforderlich ist, egal anzustreichen, so werden einzelne Liebhaber entweder durch sorgfältige Färbung des Papiers oder auch durch Muster von Scharlach und blauem Tuche diesen Versuch nach seiner anstellen können.

Ich wünsche, daß alle Diejenigen, denen es um diese Sache Ernst wird, sich die hierbei anzuwendende geringe Mühe nicht möchten reuen lassen, um sich fest zu überzeugen, daß die farbigen Ränder selbst in diesem Falle einer geschärften Aufmerksamkeit nie entgehen können. Auch findet man schon auf unserer Tafel Gelegenheit, sich alle Zweifel zu benehmen.

§. 112.

Man betrachte das weiße, neben dem blauen stehende Viereck auf schwarzem Grunde, so werden an dem weißen, welches hier an der Stelle des rothen steht, die entgegengesetzten Ränder in ihrer höchsten Energie in die Augen fallen. Es erstreckt sich an demselben der rothe Rand fast noch mehr als am rothen selbst über das Blaue hinauf; der untere blaue Rand aber ist in seiner ganzen Schöne sichtbar, dagegen verliert es sich in dem blauen Viereck durch Identifikation. Die violete Strahlung hinabwärts ist viel deutlicher an dem weißen als an dem blauen.

§. 113.

Man sehe nun herauf und herab, vergleiche das rothe mit dem weißen, die beiden blauen Vierecke mit einander, das blaue mit dem rothen, das blaue mit dem weißen, und man wird die Verhältnisse dieser Flächen zu ihren Rändern deutlich einsehen.

§. 114.

Noch auffallender erscheinen die Ränder und ihre Verhältnisse zu den farbigen Flächen, wenn man die farbigen Vierecke und das schwarze auf weißem Grunde betrachtet: denn hier fällt jene Täuschung völlig weg, und die Wirkungen der Ränder sind so sichtbar, als wir sie nur in irgend einem andern Falle gesehen haben. Man sehe zuerst das blaue und rothe Viereck durchs Prisma an. An beiden entsteht der blaue Rand nunmehr oben, dieser, homogen mit dem Blauen, verbindet sich mit demselben und scheint es in die Höhe zu heben, nur daß der hellblaue Rand oberwärts schon zu sichtbar ist. Das Violete ist auch herabwärts ins Blaue deutlich genug. Eben dieser obere blaue Rand ist nun mit dem rothen Viereck heterogen, er ist kaum sichtbar, und die violete Strahlung bringt, verbunden mit dem Gelbroth, eine Pfirschblüthfarbe hervor.

§. 115.

Wenn nun auch gleich in diesem Falle die obern Ränder dieser Vierecke nicht horizontal erscheinen, so erscheinen es die untern desto mehr; denn indem beide Farben gegen das Weiße gerechnet dunkler sind, als sie gegen das Schwarze hell waren, so entsteht unter beiden der rothe Rand mit seiner gelben Strahlung, er erscheint unter dem gelbrothen Viereck in seiner ganzen Schönheit und unter dem blauen beinahe, wie er unter dem schwarzen erscheint, wie man bemerken kann, wenn man die darunter gesetzten Vierecke und ihre Ränder mit den obern vergleicht.

§. 116.

Um nun diesen Versuchen die größte Mannichfaltigkeit und Deutlichkeit zu geben, sind Vierecke von verschiedenen Farben in der Mitte der Tafel, halb auf die schwarze, halb auf die weiße Seite aufgeklebt. Man wird sie, nach jenen uns man bei farbigen Flächen gemeinsam bekannt geworden Gesetzen, an ihren Rändern verschiedentlich gefärbt finden, und die Vierecke werden in sich selbst entzwei gerissen und hinauf- oder hinunterwärts gerückt scheinen. Da nun das Phänomen, das wir vorhin an einem rothen und blauen Viereck auf schwarzem Grunde bis zur Täuschung gesehen haben, uns an zwei Hälften eines Vierecks von gleicher Farbe sichtbar wird, wie es denn an dem mennigrothen kleinen Viereck am Allerauffallendsten ist, so werden wir dadurch abermals auf die farbigen Ränder, ihre Strahlungen und auf die Wirkungen ihrer homogenen oder heterogenen Natur zu den Flächen, an denen sie erscheinen, aufmerksam gemacht.

§. 117.

Ich überlasse den Beobachtern die mannichfaltigen Schattirungen der halb auf Schwarz halb auf Weiß befindlichen Vierecke selbst zu vergleichen und bemerke nur noch die scheinbare konträre Versetzung, da Roth und Gelb auf Schwarz hinaufwärts, auf Weiß herunterwärts, Blau auf Schwarz herunterwärts und auf Weiß hinaufwärts gezogen scheinen.

§. 118.

Es bleibt mir, ehe ich schließe, noch übrig, die schon bekannten Versuche noch auf eine Art zu vermannichfaltigen,

Es stelle der Beobachter die Tafel dergestalt vor sich daß sich der schwarze Theil oben und der weiße unten befindet; er betrachte durchs Prisma eben jene Vierecke, welche halb auf schwarzem halb auf weißem Grunde stehen, nun horizontal neben einander; er wird bemerken daß das rothe Viereck durch einen Ansatz zweier rothen Ränder gewinnt, er wird bei genauer Aufmerksamkeit die gelbe Strahlung von oben herein auf der rothen Fläche bemerken; die untere gelbe Strahlung nach dem Weißen zu wird aber viel deutlicher sein.

§. 119.

Oben an dem gelben Viereck ist der rothe Rand sehr merklich, die gelbe Strahlung identifizirt sich mit der gelben Fläche, nur wird solche etwas schöner dadurch. Der untere Rand hat nur wenig Roth, und die gelbe Strahlung ist sehr deutlich. Das hellblaue Viereck zeigt oben den dunkelrothen Rand sehr deutlich, die gelbe Strahlung vermischt sich mit der blauen Farbe der Fläche und bringt ein Grün hervor; der untere Rand geht in eine Art von Violet über, die gelbe Strahlung ist blaß. An dem blauen Viereck ist der obere rothe Rand kaum sichtbar, die gelbe Strahlung bringt herunterwärts ein schmutziges Grün hervor; der untere rothe Rand und die gelbe Strahlung zeigen sehr lebhafte Farben.

§. 120.

Wenn man nun in diesen Fällen bemerkt, daß die rothe Fläche durch einen Ansatz auf beiden Seiten zu gewinnen, die dunkelblaue wenigstens von einer Seite zu verlieren scheint, so wird man, wenn man die Pappe umkehrt, daß der weiße Theil oben und der schwarze unten sich befindet, das umgekehrte Phänomen erblicken.

§. 121.

Denn da nunmehr die homogenen Ränder und Strahlungen an den blauen Vierecken entstehen und sich mit ihnen verbinden, so scheinen sie beide vergrößert, ja ein Theil der Flächen selbst schöner gefärbt, und nur eine genaue Beobachtung wird die Ränder und Strahlungen von der Farbe der Fläche selbst unterscheiden lehren. Das Gelbe und Rothe dagegen werden nunmehr von den heterogenen Rändern eingeschränkt. Der obere blaue Rand ist an beiden fast gar nicht sichtbar,

IV.

Teſkir Nameh.

Buch der Betrachtungen.

1.

Höre den Rath, den die Leyer tönt!
Doch er nützet nur, wenn Du fähig biſt.
Das glücklichſte Wort, es wird verhöhnt,
Wenn der Hörer ein Schiefohr iſt.

„Was tönt denn die Leyer?“ Sie tönet laut:
Die ſchönſte, das iſt nicht die beſte Braut;
Doch wenn wir Dich unter uns zählen ſollen,
So mußt Du das Schönſte, das Beſte wollen.

2.

Fünf Dinge.

Fünf Dinge bringen fünfe nicht hervor;
Du, dieſer Lehre öffne Du Dein Ohr!
Der ſtolzen Bruſt wird Freundſchaft nicht entſproſſen;
Unhöflich ſind der Niedrigkeit Genoſſen;

IV. Buch der Betrachtungen.

1. Aus dem Juli 1814. — Dieſe beiden Strophen ſind als Motto oder Proœmium des ganzen Buchs anzuſehn, nach Hafis (Buchſt. Ja. LXXI):

„Höre den Rath, den die Leyer tönet!
Doch er nützet nur, wenn Du fähig biſt.“

Dazu Mewlana: „Verſieh mit neuen Ohren Dich, o Thor!
Denn nicht verſteht mein Wort ein Eſelsohr.“
(Roſen. Meſnewi. 1849. S. 141).

2. Fünf Dinge. Datirt: Jena den 15. Dezember 1814. — In dem Pend Nameh von Ferid-ed-din Attar kommen wiederholt beſtimmte, zu

die violete Strahlung zeigt sich als ein schönes Pfirschblüth auf dem Rothen, als ein sehr blasses auf dem Gelben, die beiden untern Ränder sind grün, an dem Rothen schmutzig, lebhaft an dem Gelben; die violete Strahlung bemerkt man unter dem Rothen sehr wenig, mehr unter dem Gelben.

§. 122.

Es lassen sich diese Versuche noch sehr vervielfältigen, wie ich denn hier die farbigen Ränder der dunkelrothen, hochgelben, grünen und hellblauen Vierecke, die sich auf der einen Seite der Tafel gleichfalls zwischen dem Schwarzen und Weißen befinden, nicht umständlich beschreibe und hererzähle, da sie sich jeder Beobachter leicht selbst deutlich machen und sich aufs Neue überzeugen kann, daß die farbigen Vierecke neben einander deswegen durchs Prisma verschoben erscheinen, weil der Ansatz der homogenen und heterogenen Ränder eine Täuschung hervorbringt, die wir nur durch eine sorgfältige Reihe von Erfahrungen rektifiziren können.

XI.

Nacherinnerung.

Ich beschließe hiermit vorerst den Vortrag jener prismatischen Erfahrungen, welche ich die subjektiven nennen darf, indem die Erscheinungen in dem Auge des Beobachters vorgehen, wenn ohne Prisma an den Objekten, welche gesehen werden, eine Spur des Phänomens nicht leicht zu entdecken ist.

Es leiten sich alle diese Versuche von einer einzigen Erfahrung ab, nämlich, daß wir nothwendig zwei entgegengesetzte Ränder vor uns stellen müssen, wenn wir sämmtliche prismatische Farben auf einmal sehn wollen, und daß wir diese Ränder verhältnißmäßig an einander rücken müssen, wenn die von einander getrennten, einander entgegengesetzten Erscheinungen sich verbinden und eine Farbenfolge durch einen gemischten Uebergang darstellen sollen.

Ich habe meine Bemühungen nur darauf gerichtet, die einfachen Erfahrungen in so viele Fälle zu vermannichfaltigen, als es mir jetzt möglich war und nützlich schien, und ich hoffe, daß man meine Arbeit nicht deswegen geringer schätzen wird,

weil sich alle von mir vorgetragenen Versuche auf einen einzigen wieder zurückbringen lassen. Die unzähligen Operationen der Rechenkunst lösen sich auf wenige Formeln reduzirt, und die Magnetnadel zeigt uns eben darum den Weg von einem Ende des Meers zum andern, sie hilft uns aus den verworrensten unterirdischen Labyrinthen, läßt uns über Thäler und Flüsse das Maß finden und giebt uns zu vielen ergetzlichen Kunststücken Anlaß, eben weil sie sich unveränderlich nach einem einfachen Gesetze richtet, das auf unserm ganzen Planeten gilt und also überall ein gewisses Hier und Dort angiebt, das der menschliche Geist in allen Fällen zu bemerken und auf unzählige Art anzuwenden und zu benutzen versteht.

Ein solches Gesetz kann gefunden, deutlich gemacht und tausendfältig angewendet werden, ohne daß man eine theoretische Erklärungsart gewählt oder gewagt hat.

Darf ich mir schmeicheln, in einer so durchgearbeiteten Materie, als die Lehre von den Farben ist, etwas Nützliches und Zweckdienliches zu leisten, so kann ich es nur alsdann, wenn ich die vielen Versuche, welche bezüglich auf Entstehung der Farben von so vielen Beobachtern angestellt worden und die überall zerstreut liegen, zusammenbringe und sie nach ihrer natürlichen Verwandtschaft ohne weitere Rücksicht in Ordnung stelle.

Man wird mir verzeihen, wenn ich nicht gleich anzeige, woher ich sie nehme, wo und wie sie bisher vorgetragen worden, wie man sie zu erklären gesucht, und ob sie dieser oder jener Theorie günstig scheinen. Was für Kenner überflüssig ist, dürfte den Liebhaber verwirren, und leicht werden Streitigkeiten erregt, die man so viel als möglich zu vermeiden hat. Sind die Materialien einmal beisammen, so ergiebt sich die Anwendung von selbst.

Ebenso wird man mir vergeben, wenn ich langsamer vorwärts gehe, als ich mir es anfangs vorgesetzt, und um keinen Fehltritt zu thun, meine Schritte zusammenziehe.

Erklärung der Kupfertafel.

Das zusammengesetzte hohle Prisma ist hier schwebend vorgestellt. Man kann seine zwei undurchsichtigen bleiernen Seiten von den durchsichtigen gläsernen leicht unterscheiden,

und man weiß, daß die Oberfläche nicht zugeschlossen ist. Man sieht das schmale Fensterblei, durch welches das ganze Instrument verbunden wird, indem solches an allen Kanten hingeführt und wohl verkittet ist. Es schwebt das Prisma über seinem Gestelle, dieses hat zwei Seitenbretter, welche mit Leisten eingefaßt sind, um das Prisma zu empfangen. Die eine Leiste ist kurz und einfach, die andere länger und eingeschnitten. Dieser Einschnitt dient, wenn das Prisma unmittelbar an den Brettern niedergelassen ist und auf den Leisten ruht, eine ausgeschnittene Pappe vor die eine Fläche des Prisma zu schieben und dadurch Versuche hervorzubringen, welche mir in den folgenden Stücken vorlegen werden.

Die erst beschriebenen Seitenbretter sind durch bewegliche Zapfen mit zwei Pfosten verbunden und können durch eine Schraube an die Pfosten angezogen oder von denselben entfernt und also dem Prisma genau angepaßt werden.

Die beiden Pfosten stehen auf einem Boden von starkem Holz, das einwärts vertieft ist, damit das aus dem prismatischen Gefäß allenfalls auströpfelnde Wasser aufgefangen werde. Die Leisten der oben beschriebenen Seitenbretter gehen unterwärts nicht zusammen, damit das Wasser ungehindert abträufeln könne.

Ich empfehle nochmals den Liebhabern dieses leicht zu verfertigende Instrument und ersuche sie, solches an einem offenen Fenster den Sonnenstrahlen auszusetzen. Man wird zum Voraus manche merkwürdige Erscheinung gewahr werden, die ich erst später in ihrer Reihe aufführen kann.

Verſuch,

die

Elemente der Farbenlehre

zu entdecken.

Von weißen, schwarzen, grauen Körpern und Flächen.

1.

Es scheint nichts leichter zu sein, als sich deutlich zu machen, was man eigentlich unter Weiß verstehe, und sich darüber mit Andern zu vereinigen; und doch ist es außererdentlich schwer, aus Ursachen, welche nur nach und nach entwickelt und erst am Ende dieser kleinen Abhandlung ins Klare gesetzt werden können. Ich erbitte mir eine parteilose Aufmerksamkeit für die Methode und den Gang meines Vortrags.

2.

Wir nehmen zuerst einen durchsichtigen, farblosen Körper, z. B. das Wasser vor uns, und wir bemerken (die Refraktion abgerechnet), daß wir durch eine gewisse Masse desselben die Gegenstände ihrer Gestalt und Farbe nach deutlich erkennen, so daß ein Körper auf seinem höchsten Grade der Durchsichtigkeit für das Auge gleichsam kein Körper mehr ist und nur durch das Gefühl entdeckt werden kann.

3

Es gehe nun das reinste Wasser in seinen kleinsten Theilen in Festigkeit und zugleich in Undurchdringlichkeit über, und wir werden sodann den Schnee haben, dessen Anhäufung uns die reinste Fläche darstellt, welche uns nunmehr einen vollkommenen und unzerstörlichen Begriff des Weißen giebt. Ebenso verwandeln sich durchsichtige Krystalle, z. B. des Glauberischen Wundersalzes, wenn ihnen ihr Krystallisationswasser entgeht, in ein blendend weißes Pulver.

4.

Diese Körper gehen nun unter veränderten Umständen aus dem weißen undurchsichtigen Zustande in den Zustand der farblosen Durchsichtigkeit wieder zurück. So leiten wir die weißen Körper von den durchsichtigen farblosen ab; wir leiten sie zur Durchsichtigkeit wieder zurück, und diese unmittelbare Verwandtschaft, diese Rückkehr in den durchsichtigen Zustand ist aller unserer Aufmerksamkeit werth.

5.

Außer denen weißen Körpern, welche wir aus durchsichtigen entstehen und wieder in solche übergehen sehen, giebt es ihrer viele, welche in den weißen Zustand versetzt werden können, theils durch Wasser, Licht und Luft, welche Operation wir Bleichen nennen, wodurch alle Theile, die wir einigermaßen farbig nennen können, aus ihnen ausgezogen und abgesondert werden, theils durch heftig wirkende Mittel, wodurch eine ähnliche Operation vor sich geht.

6.

Alle diese Wirkungen, wovon der Chemiker nähere Rechenschaft zu geben hat, bringen einen Effekt hervor, der uns zugleich mit dem Begriff vom Weißen den Begriff von unbedingter Reinheit und Einfachheit eindrückt, so daß wir auch im Sittlichen den Begriff von Weiß mit dem Begriff von Einfalt, Unschuld, Reinigkeit verbunden haben.

7.

Das Weiße hat die größte Empfindlichkeit gegen das Licht, eine Eigenschaft, welche von den Naturforschern genau am bemerkt und auf verschiedene Art bestimmt und ausgedrückt worden ist. Uns sei genug, hier anzuführen, daß eine weiße Fläche (worunter wir künftig diejenige verstehen, welche dem frisch gefallenen Schnee am Nächsten kömmt) unter allen andern Flächen, sie mögen grau, schwarz oder farbig sein, wenn solche neben ihr einem gleichen Lichte ausgesetzt sind, die hellste ist, dergestalt, daß ihr Eindruck auf das Auge in der finstersten Nacht noch sichtbar bleibt oder doch am Letzten verschwindet.

8.

Eine gleiche Empfindlichkeit hat das Weiße gegen alle Berührung anderer abfärbender Körper, sie mögen schwarz, grau oder sonst farbig sein; der mindeste Strich, der mindeste Flecken wird auf dem Weißen bemerkt. Alles, was nicht weiß ist, zeigt sich im Augenblicke auf dem Weißen, und es bleibt also der Probirstein für alle übrigen Farben und Schattirungen.

9.

Wenn wir nun dagegen das Schwarze aufsuchen, so können wir solches nicht wie das Weiße herleiten.

Wir suchen und finden es als einen festen Körper, und zwar am Häufigsten als einen solchen, mit dem eine Holzverbrennung vorgegangen. Die Kohle ist dieser merkwürdige Körper, der uns diesen Begriff am Strengsten gewährt.

10.

Versetzen wir nun durch irgend eine chemische Operation einen erst durchsichtigen Liquor in den Zustand, daß wir ihn schwarz nennen, so finden wir, statt das Weiße in Durchsichtigkeit übergehn, gerade die entgegengesetzte Eigenschaft. Man kann einen schwarzen Liquor verfertigen, der nicht trüb, sondern in kleinen Massen durchsichtig genug ist; aber er wird einen weißen Gegenstand, den wir durch ihn anblicken, verdunkeln. — Sobald die Masse einigermaßen verstärkt wird, läßt er kein Bild, kein Licht mehr hindurch.

11.

So ist auch die Eigenschaft einer schwarzen Fläche eine gänzliche Unempfindlichkeit gegen das Licht.

Ein schwarzer Körper macht zwar, um mit den Alten zu reden, so gut die Grenze des Lichts als ein anderer (terminat lucem). Die Lichtstrahlen kehren auch von demselbigen in unser Auge zurück. Denn wir sehen einen schwarzen Körper so gut als einen anderen. Wenn sie aber von einem weißen Körper in der größten Energie zurückkehren, so kehren sie von einem schwarzen mit der geringsten Energie zurück. So ist denn auch ein schwarzer Körper unter allen denjenigen, die neben ihm einem gleichen Lichte ausgesetzt werden, der dunkelste, und der Eindruck desselben aufs Auge verschwindet bei successiver Verminderung des Lichtes am Geschwindesten.

12.

Nehmen wir nun irgend zwei Körper, die wir für schwarz und weiß erkennen, und mischen sie, aufs Feinste gerieben, unter einander, so nennen wir das daraus entstehende Pulver grau. Haben wir nun vorher gesehen, daß Schwarz und Weiß die strengsten Gegensätze sind, die wir vielleicht kennen, daß Schwarz und Weiß in ihrem höchsten und reinsten Zustande gedacht und dargestellt werden können, so ist offenbar, daß, da wir nun den Zustand eines Körpers, der aus beiden gemischt ist, grau nennen, das Schwarze und das Weiße aus dem Grauen gesondert, niemals aber aus dem Grauen entstehen können. Denn wenn z. B. die Kreide von dem Magnet angezogen würde, so könnte man sie mit leichter Mühe von der Kohle separiren, und beide Pulver würden nunmehr neben einander in ihrer höchsten Reinheit sich befinden. Wenn ich eine graue Leinwand auf die Bleiche bringe, so entsteht nicht das Weiße aus dem Grauen, sondern die Leinwand wird weiß, wenn alle die fremden, feinen, dem Pflanzenstoff anhängenden farbigen oder graulichen Theile durch Wasser, Licht und Luft hinweggenommen und die leinenen Fäden in der höchsten Reinheit dargestellt werden.

13.

Das Graue muß also die nothwendige Eigenschaft haben, daß es heller als schwarz und dunkler als weiß sei. Weiß und Schwarz sind nicht die äußersten Enden eines Zustandes, den wir grau nennen, sondern Grau entsteht aus Vermischung oder Verbindung jener beiden Gegensätze.

14.

Man vergleicht also billig das Weiße mit dem Lichte, weil es das Helleste ist, was wir kennen, und das Schwarze mit der Finsterniß, weil uns nichts Dunkleres bekannt ist, das Graue mit dem Schatten, der, so lange keine völlige Beraubung des Lichts vorgeht, gewöhnlich grau erscheint.

15.

Es ist hier der Ort, zu bemerken, daß eine Verminderung des Lichts, welchem eine weiße Fläche ausgesetzt ist, oder eine Beschattung derselben anzusehen ist, als wurde die Fläche

mehr oder weniger mit einer schwarzen durchsichtigen Tusche überstrichen, daraus dann ein Grau entsteht, wie wir es auch bei Zeichnungen nachahmen. Ein weißes Papier, das im Schatten liegt, könnte gegen Alles, was neben ihm liegt, noch für weiß gelten; es ist aber in diesem Zustande eigentlich grau und zeigt sich besonders als ein solches gegen ein weißes Papier, das dem vollen Lichte ausgesetzt ist. Ein schwarzer Körper, den man dem Lichte aussetzt, wird eigentlich grau, weil es einerlei ist, ob man ihm mehr Licht giebt oder ihn mit einem weißen Körper vermischt. Das Weiße kann nie schwarz, das Schwarze nie weiß werden; sind sie im Grauen vermischt, so muß dem Weißen erst der schwarze Theil, dem Schwarzen der weiße Theil genommen werden; alsdann sind beide wieder in ihrem reinen Zustande, und das Grau hört auf zu sein, so wie der Knoten aufhört zu sein, wenn man die beiden Enden des Bandes, aus denen er geknüpft war, wieder von einander löst.

16.

Schließlich bemerke ich, daß wir alle Körper und Pigmente, welche entweder weiß, schwarz oder grau sind farblos nennen, weil sie uns nur das Helle und Dunkle, gleichsam in abstracto durch Anstrengen und Abspannen des Auges, ohne Nebenbegriff, ohne ein Verhältniß gegen einander als das Verhältniß des strengsten Gegensatzes und der gleichgiltigsten Vermischung darstellen. Weder Schwarz noch Weiß für sich noch neben einander noch in Vermischung lassen dem Auge die mindeste Spur jenes Reizes empfinden, welchen uns farbige Flächen gewähren; so daß vielmehr eine Fläche, auf welcher wir Schwarz, Weiß und Grau verbunden sehen, das Traurigste ist, was wir nur erblicken können.

Wir gehen nun zu den Körpern und Flächen über, welche wir eigentlich farbig nennen.

Von farbigen Flächen.

17.

Wir kennen nur zwei ganz reine Farben, welche, ohne einen Nebeneindruck zu geben, ohne an etwas Anderes zu erinnern, von uns wahrgenommen werden. Es sind

Gelb und Blau.

Ein Böſewicht gelangt zu keiner Größe;
Der Neidiſche erbarmt ſich nicht der Blöße;
Der Lügner beſitzt vergeblich Treu' und Glauben.
Das halte feſt und Niemand laß Dir's rauben!

3.

Fünf andere.

Was verkürzt mir die Zeit?
Thätigkeit!
Was macht ſie unerträglich lang?
Müßiggang!
Was bringt in Schulden?
Harren und Dulden!
Was macht gewinnen?
Nicht lange beſinnen!
Was bringt zu Ehren?
Sich wehren!

---

mühende oder zu vermeidende Dinge in der Drei-, Vier- oder Fünfzahl vor, z. B. chap. 32: „de 4 choses qui sont les fruits de 4 autres," und chap. 33: „de 4 choses qui en entraînent infailliblement 4 autres." Vergl. oben I. 5, 6, 7. Unſer Gedicht iſt Wiedergabe des chap. 46 des Pend Nameh, welches in der Uebertragung von Silvestre de Sacy lautet:

„Cinq sortes de choses ne sont jamais le produit de cinq autres, et ne ressemblent en proverbe: grave dans ta mémoire cet avis que tu regois de moi. L'amitié ne se trouve point dans le coeur des rois; c'est une vérité indubitable confirmée par le témoignage des hommes instruits. Tu ne verras point de politesse dans les hommes d'une condition vile, et un homme d'un mauvais caractère ne parviendra point à la grandeur. L'envieux qui regarde avec jalousie la fortune d'autrui, pourroit-il avoir l'odorat sensible au parfum de la compassion? Le menteur qui ne parle jamais suivant la vérité, ne mérite pas qu'on attende de lui aucune fidélité." (Fundgruben, II. 222 f.)

Die Fünfzahl liebt aber ebenſo auch die abendländiſche Dichtung. Gottfried von Straßburg verlangt in ſeinen Minneliedern (5, 12) vor der Minne fünf Dinge: Reinheit, Keuſchheit, Milde, Demuth, Geduld. Henſch zitirt bei Grimm, IV. 1. Sp. 503) führt den deutſchen Spruch an: „Viele fünf Stück ſind zu fliehen und meiden: nicht alle Gedanken offentlich ſagen, nicht all ſein Vermögen herfürzeigen, nicht alles Liebs wollen haben, nicht Alles was Einer geſehen, ſagen, nicht Alles thun, was er kann."

Niemand oben Dativ für: vom Niemand.

3. Fünf andere. Am folgenden Tage gedichtet, als weibliches Gegenſtück des vorigen Gedichts. — Der Schluß erinnert an den der zahmen Xenia

Sie stehen einander entgegen, wie alle uns bekannte entgegengesetzte Dinge oder Eigenschaften.

Die reine Existenz der einen schließt die reine Existenz der anderen völlig aus. Dennoch haben sie eine Neigung gegen einander als zwei entgegengesetzte, aber nicht widersprechende Wesen. Jede einzeln betrachtet, macht einen bestimmten und höchst verschiedenen Effekt; neben einander gestellt, machen sie einen angenehmen Eindruck aufs Auge; mit einander vermischt, befriedigen sie den Blick. Diese gemischte Farbe nennen wir

Grün.

Dieses Grün ist die Wirkung der beiden vermischten, aber nicht vereinigten Farben. In vielen Fällen lassen sie sich sondern und wiederum zusammensetzen.

18.

Wir kehren zurück und betrachten die beiden Farben Gelb und Blau abermals in ihrem reinen Zustande und finden, daß sie uns heller und dunkler ohne Veränderung ihrer Eigenheit dargestellt werden können. Wir nehmen z. B. rein aufgelöstes Gummi Gutta und streichen davon auf ein Papier. Sobald es getrocknet, überstreichen wir einen Theil zum zweiten Mal u. s. f., und wir werden finden, daß, je mehr Farbetheile das Papier bedecken, je dunkler die Farbe wird.

Eben diesen Versuch machen wir mit feingeriebenem und dilluirten Berliner Blau.

19.

Wir können zwar auch die helle Farbe dunkler erscheinen machen, wenn wir das Papier vorher mit einer leichtern oder stärkern Tusche überziehen und dann die Farbe darübertragen. Allein von der Vermischung der Farben mit Schwarz und Weiß darf bei uns nicht die Rede sein.

Hier fragt sich's nur: Sind die Farbetheile näher oder entfernter beisammen, jedoch in völliger Reinheit? Die schönsten Beispiele wird uns der Chemiker durch mehr oder weniger gefärbte Tinkturen liefern.

20.

Auf obgemeldete Weise verstärken wir aber die Farbe nicht lange, so finden wir, daß sie sich noch auf eine andere

Art verändert, die wir nicht blos durch dunkler ausdrücken können. Das Blaue nämlich sowol als das Gelbe nehmen einen gewissen Schein an, der, ohne daß die Farbe heller werde als vorher, sie lebhafter macht; ja, man möchte beinah sagen, sie ist wirksamer und doch dunkler. Wir nennen diesen Effekt

Roth.

So ist ein reines trockenes Stück Gummi Gutta auf dem frischen Bruch orangenfarb. Man lege es gegen ein Stück Siegellack, das wir für schön roth erkennen, und man wird wenig Unterschied sehen. Blut mit Wasser vermischt erscheint uns gelb. Die Platina-Auflösung in Königswasser, welche sehr verdünnt gelb erscheint, wird bei mehrer Sättigung mennigfarb.

So schimmert das Berliner Blau, der ächte Indig auf dem Bruch ins Violete. Ich besitze einen sehr konzentrirten Indig, dessen Bereitung mir unbekannt ist, der in seinem trocknen Zustande beinah ins Kupferrothe fällt und das Wasser mit dem schönsten, reinsten Blau färbt.

21.

Roth nehmen wir also vorerst als keine eigene Farbe an, sondern kennen es als eine Eigenschaft, welche dem Gelben und Blauen zukommen kann. Roth steht weder dem Blauen noch dem Gelben entgegen, es entsteht vielmehr aus ihnen; es ist ein Zustand, in den sie versetzt werden können, und zwar, wie wir hier vorläufig sehen, durch Verdichtung und durch Aneinandersetzung ihrer Theile.

22.

Man nehme nun das Gelbrothe und das Blaurothe, beides auf seiner höchsten Stufe und Reinheit, man vermische beide, so wird eine Farbe entstehen, welche alle anderen an Pracht und zugleich an Lieblichkeit übertrifft. Es ist der

Purpur,

der so viele Nuancen haben kann, als es Uebergänge vom Gelbrothen zum Blaurothen giebt. Die Vermischung geschieht am Reinsten und Vollkommensten bei prismatischen Versuchen; die Chemie wird uns die Uebergänge sehr interessant zeigen.

23.

Wir kennen also nur folgende Farben und Verbindungen

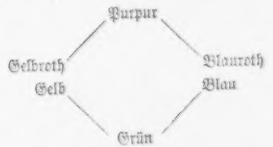

und stellen dieses Schema in einem Farbenkreise hierneben vor.

24.

Wir kennen, wie oben schon gesagt, keine Verdunkelung dieser Farben durch Schwarz, welche immer zugleich eine Beschmutzung mit sich führt und unnöthig die Zahl der Abstufungen vermehrt.

25.

Wir enthalten uns gleichfalls der Vermischung mit Weiß, obgleich diese unschuldiger ist und bei trocknen Pigmenten ohngefähr das wäre, was das Zugießen des Wassers bei farbigen Tinkturen ist.

26.

Jene oben angesetzten, in unserem Schema aufgestellten Farben erkennen wir für die einzigen reinen, welche existiren können. Sobald man verschränkte Vermischungen, z. B. Purpur und Grün, Blauroth und Gelb, Gelbroth und Blau, vermischt, entstehen alsobald schmutzige Farben. Der Maler bedient sich ihrer bei Nachahmung natürlicher Gegenstände, der Färber bei Hervorbringung der Modefarben.

27.

Wir haben aber noch auf einen merkwürdigen Umstand Acht zu geben. Sobald wir alle Farben des Schemas in einer gewissen Proportion zusammenmischen, so entsteht eine Un-

farbe daraus. Man könnte dieſes a priori ſagen; denn da die Farben eben dadurch Farben ſind, daß ſie beſondere Kriteria haben, die unſer Auge unterſcheidet, ſo folgt, daß ſie in einer ſolchen Vermiſchung, wo keines dieſer Kriterien hervorſticht, eine Unfarbe hervorbringen werde, auf ein weißes Papier geſtrichen, uns völlig den Begriff von Grau giebt, wie uns ein daneben geſtrichener Fleck von Tuſche überzeugen kann.

28.

Alle Körper und Flächen nun, welche dergeſtalt mit einfachen oder gemiſchten Farben erſcheinen, haben die Eigenſchaft gemein, welche alle unſere Aufmerkſamkeit verdient: daß ſie dunkler als Weiß und heller als Schwarz ſind und ſich alſo von dieſer Seite mit dem Grauen vergleichen laſſen.

29.

Dieſes zeigt ſich aufs Deutlichſte, wenn wir abermals zu den durchſichtigen Körpern zurückkehren.

Man nehme jedes reines Waſſer in einer gläſernen Flaſche oder in einem Gefäße mit gläſernem Boden, man vermiſche mit dem Waſſer irgend einen leicht auflöslichen farbigen Körper, ſo wird das darunter gelegte weiße Papier uns zwar einen höchſt anmuthigen Eindruck machen, dabei aber ſchon bei der geringſten Farberſcheinung ſogleich dunkler als vorher ausſehen. Wir können dieſes Dunkle ſo weit treiben, daß nach und nach durch mehrere Beimiſchung eines ſolchen auflöslichen Farbenſtoffes die Tinktur endlich völlig undurchſichtig wird und kaum einen Schein der unterliegenden weißen Fläche oder eines andern Lichts durchläßt.

30.

Dieſe Annäherung an das Schwarze, an das Undurchſichtige, folgt natürlich aus der Eigenſchaft der Farbe, daß ſie dunkler als Weiß iſt, und daß ſie durch Anhäufung ihrer Maſſe zur Undurchſichtigkeit und zur Annäherung an das Schwarze kann gebracht werden, obgleich eine Farbe als ſolche, wie ſich aus Begriffen derſelben ſchon herleiten und durch Verſuche darthun läßt, ſo wenig Schwarz als Weiß werden kann.

31.

Da es von der höchſten Wichtigkeit iſt, daß wir die Erfahrung, alle farbigen Flächen ſeien dunkler als die weißen, die mit ihnen einem gleichen Licht ausgeſetzt ſind, recht faſſen, ſo bemerken wir nur, was an einem andern Orte umſtändlicher auszuführen iſt: daß die reizende Energie, womit farbige Körper auf unſre Augen wirken, mit der Helligkeit, womit das Weiße auf das Auge wirkt, nicht zu verwechſeln ſei. Eine orangenfarbige Fläche neben einer weißen wirkt gewaltſamer auf das Auge als jene, nicht weil ſie heller iſt, ſondern weil ſie einen eignen Reiz beſitzt, da das Weiße uns heller, aber nur gleichgiltig erſcheinet. Von verſchiedenen Wirkungen der Farbe auf die Augen und das Gemüth wird beſonders zu handeln ſein.

32.

Man nehme zwei Flaſchen von dem reinſten Glaſe; man gieße in beide reines deſtillirtes Waſſer, man bereite ſich nach dem oben angegebenen Schema farbige Tinkturen, die ſich chemiſch nicht dekomponiren, ſondern ſich friedlich vermiſchen; man tröpfle in eine von den Flaſchen gleich viel von jeden hinein, und man beobachte das Phänomen, das entſtehen wird. Das durchſichtige Waſſer wird gefärbt werden, wie die Liquoren hineinkommen; nach den verſchiedenen Miſchungen wird die gemiſchte Farbe erſcheinen; ja, man wird zuletzt ein unfarbiges Waſſer unter verſchiedenen Proportionen der Liquoren hervorbringen können. Allein Niemand wird behaupten, daß dieſes Waſſer nun ſo hell ſei als das in der Flaſche, in welche keine farbige Liquoren eingetröpfelt worden. Was hat man alſo gethan? So lange man harmoniſche Tinkturen hineingoß, hat man das Waſſer gefärbt, und da man widerſprechende Farben hineinbrachte, hat man das Waſſer beſchmutzt; man hat ihm eine Unfarbe mitgetheilt; man hat ihm aber von ſeiner Hellung und, wenn ich ſo ſagen darf, von ſeiner ſpezifiſchen Durchſichtigkeit genommen. Dieſes wird um ſo deutlicher, wenn die Doſe der Farben, welche man in das Waſſer eintröpfelt, verſtärkt wird, wo man bald eine dunkelgraue oder bräunliche in geringer Maſſe ſchon undurchſichtige Tinktur erhalten wird. Man denke ſich nun dieſes dergeſtalt gefärbte Waſſer in Schnee verwandelt, ſo wird man ſchwerlich behaupten, daß er ſo weiß als der natürliche werden könne.

33.

Wir haben eben ſchon die Wirkung der Farbenmiſchung geſehen und können auch nun hier daraus folgern und weitergehen. Alle Farben zuſammengemiſcht bringen eine Unfarbe hervor, die ſo temperirt werden kann, daß ſie uns den Eindruck von Grau, den Eindruck eines farbloſen Schattens macht, welcher nur immer dunkler wird, je reiner man farbige Pigmente und in je verſtärkterem Grade man ſie genommen.

34.

Dieſe Unfarbe aber muß jederzeit dunkler als Weiß und heller als Schwarz ſein; denn da jede einzelne Farbe ebendieſe Eigenſchaft mit dem Grauen gemein hat, ſo können ſie ſolche, unter einander gemiſcht, nicht verlieren, ſondern ſämmtliche Farben, welche die Eigenſchaft eines Schattens haben, müſſen, wenn durch Vermiſchung die Kriteria aufgehoben werden, die Eigenſchaft eines farbloſen Schattens annehmen.

Dieſes zeigt ſich uns unter jeder Bedingung, unter allen Umſtänden wahr.

35.

Man mag die Farben unſres Schemas als Pulver oder naß durcheinandermiſchen, ſo werden ſie, auf ein weißes Papier gebracht, unter jedem Lichte dunkler erſcheinen als das Papier; man mag unſer Schema auf ein Schwungrad anbringen und die Scheiben nunmehr mit Gewalt umdrehen, ſo wird der vorher durch verſchiedene Farben ſich auszeichnende Ring grau, dunkler als das Weiße, heller als das Schwarze erſcheinen (welches man am Deutlichſten ſehen kann, wenn man die Mitte weiß läßt und einen ſchwarzen Kranz außen um das Schema zieht). So viel tauſend Maler haben ihre Paletten ſo oft geputzt, und keinem iſt es je gelungen, noch wird ihm gelingen, durch die Vermiſchung aller Farben ein reines Weiß hervorzubringen. Viele tauſend Färber haben oft alle Arten von Farbenbrühen zuſammengegoſſen, und niemals iſt das hineingetauchte Tuch weiß hervorgezogen worden. Ja, ich darf dreiſt ſagen: man erdenke ſich Verſuche, von welcher Art man wolle, ſo wird man niemals im Stande ſein, aus farbigen Pigmenten ein weißes Pigment zuſammenzuſetzen, das neben oder auf vollkommen reinem Schnee oder Pulver nicht grau oder bräunlich erſcheine.

Uebergang zur Streitfrage.

36.

Hier könnten wir die gegenwärtige Abhandlung schließen, weil uns nichts übrig zu sein scheint, was in der Reihe dieser Darstellungen noch weiter abginge, wenn uns nicht die Frage aufgeworfen werden könnte: woher denn nun die Idee, ein weißes Pigment aus farbigen Pigmenten zusammenzusetzen, ihren Ursprung genommen habe. Wir geben davon folgende Rechenschaft.

37.

Newton glaubte aus den farbigen Phänomenen, welche wir bei der Refraktion unter gewissen Bedingungen gewahr werden, folgern zu müssen, daß das farblose Licht aus mehrern farbigen Lichtern zusammengesetzt sei; er glaubte es beweisen zu können. Seinem Scharfsinn blieb nicht verborgen, daß, wenn dieses wahr sei, auch wahr sein müsse, daß Weiß aus farbigen Pigmenten zusammengesetzt werden kann. Er sagt daher:*) die weißen und alle grauen Farben zwischen Weiß und Schwarz können aus Farben zusammengesetzt werden.

38.

Wer meiner obigen Ausführung mit Aufmerksamkeit gefolgt ist, wird sogleich einsehen, daß diese Proposition nicht rein und richtig ausgesprochen ist. Denn es ist zwar der Erfahrung gemäß, es kann aus vielen Versuchen dargestellt werden, daß aus Vermischung aller Farben ein Grau hervorgebracht werden könne. Es ist auch nichts natürlicher, als daß es von uns abhange, dieses Grau so hell zu machen, als es uns beliebt. Allein es folgt aus dem Begriff des Grauen selbst, daß Grau niemals Weiß werden, daß Grau nicht mit dem Weißen auf diese Art verglichen werden könne. Analysirt man jene Proposition, so heißt sie: Das Weiße in seinem ganz reinen Zustande sowie im Zustande, wenn es mit Schwarz gemischt ist, kann aus allen Farben zusammengesetzt werden. Das Letzte leugnet Niemand. Das Erste ist unmöglich. Wir wollen nun sehen, was sein Experiment beweist.

*) Newton, Opt., Prop. V. Theorem. IV. Libr. I. Part. II.

39.

Ehe Newton daſſelbe vorträgt, präludirt er ſchon, daß alle farbige Pulver einen großen Theil des Lichtes, von dem ſie erleuchtet werden, in ſich ſchlucken und auslöſchen. Er giebt davon eine Urſache an, die er aus prismatiſchen Verſuchen herleitet. Was er daraus folgert, ſetze ich mit ſeinen eigenen Worten hieher. „Deswegen iſt nicht zu erwarten, daß aus der Vermiſchung ſolcher Pulver eine helle und leuchtende Weiße entſtehe, wie die Weiße des Papiers iſt, ſondern eine dunkle und trübe Weiße, wie aus der Vermiſchung des Lichts und der Finſterniß oder aus Schwarz und Weiß entſtehen mag; nämlich eine graue oder dunkle Mittelfarbe, wie die Farbe der Nagel, der Aſche, der Steine, des Mörtels, des Kothes und dergleichen. Und eine ſolche weißlich-dunkle Farbe habe ich aus farbigen, unter einander gemiſchten Pulvern öfters hervorgebracht.“

40.

Man ſieht aus dieſen Worten ganz deutlich, daß er nichts anders beweiſt, als was wir ſchon zugegeben haben, daß nämlich Grau aus Miſchung aller Farben entſtehen könne. Denn wer ſieht nicht, daß das Wort Weiß hier ganz willkürlich gebraucht wird und eigentlich ganz unnütz und überflüſſig daſteht. Ja, ich darf kühnlich fragen, welchem Beobachter und Theoriſten unſerer Zeit man erlauben würde, zu ſagen: „weiß wie Aſche, Mörtel und Koth“!

41.

Ich übergehe daher die Erzählung, wie Newton aus Mennige, Grünſpan, Bergblau und Karmin ein Rothweiß zuſammengemiſcht hat. Ich bemerke nur, daß die meiſten dieſer Pigmente, beſonders trocken gerieben, eine grauliche, mehlige Eigenſchaft an ſich haben. Jeder, der Luft hat, dergleichen Pigmente durch einander zu reiben, wird es gar leicht dahin bringen, ſich ein Pulver zu verſchaffen, das er mit der Aſche vergleichen kann.

42.

Da er nun alſo bis dahin nur den einen Theil ſeiner Propoſition bewieſen, daß nämlich Grau aus allen Farben zuſammengeſetzt werden könne, welches aber in der Reihe ſeiner

Demonstration von keiner Bedeutung, von keinem Gewicht gewesen wäre, so muß er, da er Weiß nicht aus den Farben zusammensetzen kann, wenigstens das zusammengesetzte Grau weiß zu machen suchen. Dieses zu erreichen, nimmt er folgende Wendung: „Es können auch — fährt er fort — diese dunklen oder graulichen Mittelfarben“ (hier ist das Wort Weiß weggelassen, da es doch in der Proposition steht, auch bisher immer gebraucht worden; allein der Widerspruch wäre zu offenbar!) „aus Weiß und Schwarz in verschiedenen Mischungen hervorgebracht werden, und folglich sind sie von den wirklichen weißen nicht der Art der Farben nach, sondern nur im Grade der Hellung verschieden; und damit sie gänzlich weiß werden, wird nichts weiter erfordert, als daß ihr Licht vermehrt werde. Wenn nun also diese Farben nur durch Vermehrung des Lichts zu einer vollkommenen Weiße gebracht werden können, so folgt daraus, daß sie von derselben Art seien, wie die besten weißen, und daß sie von ihnen in nichts unterschieden sind als blos in der Menge des Lichts.“

43.

Ich rufe eine unparteiische Kritik zur Beurtheilung dieser Wendung auf. Hier ist Newton selbst genöthiget, Schwarz und Weiß als zwei entgegengesetzte Körper anzunehmen. Aus diesen mischt er ein Grau zusammen, und dieses Grau will er wieder nur durch ein verstärktes Licht zu Weiß machen. Wird er denn jemals auch durch das verstärkteste Licht das Weiße, z. B. die Kreide, wieder so weiß machen, als sie war, ehe sie mit dem Schwarzen, z. B. mit der Kohle, gemischt war? Und fällt das Falsche dieser Behauptung nicht gleich in die Augen, sobald das Grau aus mehr Schwarz als Weiß gemischt ist? Wir wollen nun sehen, wie er auch diese Assertion zu beweisen gedenkt.

44.

Er nimmt ein hellgraues Pulver und legt es in die Sonne, legt nicht weit davon ein weißes Papier in den Schatten, vergleicht beide mit einander, und da, besonders wenn sie von ferne betrachtet, beide einen gleichen Eindruck auf das Auge machen, so folgert er daraus, das graue Pulver sei nun durch das vermehrte Licht weiß geworden. Auch hier wird man ohne scharfsinnige Untersuchung leicht bemerken,

daß das hellgraue Pulver nicht dadurch weiß geworden, daß man es dem Sonnenlichte ausgesetzt, ſondern daß das weiße Papier grau geworden, weil man es in den Schatten gelegt, und daß man alſo hier eigentlich nun Grau und Grau vergleiche. Ich habe oben jederzeit bemerkt und darauf beſtanden, daß farbige und farbloſe Körper, wenn man ſie auf hell und dunkel vergleichen will, beide einem gleichen Grade von Hellung ausgeſetzt werden müſſen. Und folgt nicht dieſes aus der Natur der Vergleichung ſelbſt? Ja, wo würde jemals etwas vergleichbar oder meßbar ſein, wenn man ſo verfahren wollte! Wenn ein Mann ſich gegen ein Kind bückt oder das Kind auf den Tiſch hebt, wird nun geſagt werden können, eins ſei ſo groß als das andre? Heißt das meſſen, wenn man die Kriterien des Unterſchieds gegen einander aufhebt?

45.

Ich artikulire alſo hier wiederholt: daß die Newton'ſche Propoſition falſch und kaptiös geſtellt, auch von ihm keineswegs durch Experimente erwieſen worden, ja, daß vielmehr ſeine Experimente ſowol als ſeine dürre Worte beweiſen: daß aus farbigen Pigmenten ebenſo wie aus Weiß und Schwarz nur ein Grau zuſammengeſetzt werden könne, das mit dem reinen Weißen, wie es uns ſehr viele Körper darſtellen, unter einerlei Hellung verglichen, jederzeit dunkler als daſſelbe erſcheint, wie es unter eben dieſer Bedingung gegen Schwarz jederzeit heller erſcheinen muß. Es gründet ſich dieſe Behauptung auf die Begriffe der Dinge ſelbſt, mit denen wir umgehen, auf mehrere übereinſtimmende Erfahrungen. Sie fließen aus einem, wie mir dünkt, ganz natürlichen Raiſonnement her, und mir bleibt weiter nichts übrig, als ſie einer ſcharfen Prüfung zu überlaſſen.

Rekapitulation.

Von weißen, ſchwarzen, grauen Körpern und Flächen.

1) Schwierigkeit, ſich zu erklären und zu vereinigen, was man unter Weiß verſtehe.

2) Der Vortrag fängt mit Betrachtung einiger Eigenſchaften der durchſichtigen farbloſen Körper an.

4.

Lieblich iſt des Mädchens Blick, der winket,
Trinkers Blick iſt lieblich, eh er trinket,
Gruß des Herren, der befehlen konnte,
Sonnenſchein im Herbſt, der Dich beſonnte.'
Lieblicher als Alles dieſes habe
Stets vor Augen, wie ſich kleiner Gabe
Dürft'ge Hand ſo hübſch entgegendränget,
Zierlich dankbar, was Du reichſt, empfänget!
Welch ein Blick, ein Gruß, ein ſprechend Streben!
Schau es recht, und Du wirſt immer geben!

5.

Und was im Pend Nameh ſteht,
Iſt Dir aus der Bruſt geſchrieben:
Jeden, dem Du ſelber giebſt,
Wirſt Du wie Dich ſelber lieben.
Reiche froh den Pfennig hin,
Häufe nicht ein Goldvermächtniß!
Eile, freudig vorzuziehn
Gegenwart vor dem Gedächtniß!

„Gut verloren — Etwas verloren!" (Werke, III. 259), der in älterer deutſcher Faſſung ſchon bei Lappius (1545) unter Nr. 566 ſich findet.

4. Gedichtet auf der Reiſe in Thüringen den 26. Juli 1814, gleichzeitig mit I. 11 und 12, und 1817, ſeinem Inhalt entſprechend, zu wohlthätigem Zweck für die Krieger gedruckt in Gubitz' Gaben der Milde (II. 1) u. d. T. Wonne des Gebens.

5. Verfaßt und gedruckt wie das vorige Gedicht. — Die Stelle in Feridh-din's Pend Nameh, Kap. 69, auf welche das Gedicht verweiſt, lautet in S. de Sacy's Ueberſetzung: „As-tu fait quelque aumône, que ce soit ta main elle-même qui la distribue, que tes richesses distribuées par toi-même soient un legs pour la subsistance du pauvre. Il y a plus de mérite à donner une drachme de sa propre main qu'à en laisser cent après sa mort" (Fundgr., II. 495). Es iſt dieſe Lehre ganz dem Fatalismus des Orients entſprechend, und geſteigert erſcheint dieſelbe im 72. Kapitel: Du dépouillement, du renoncement universel. — V. 3 u. 4 ſind nur ein anderer Ausdruck der Sprüche Apoſtelgeſch. 20, 35: „Geben iſt ſeliger denn Nehmen", und 2. Korinther, 9, 7: „Einen fröhlichen Geber hat Gott lieb". Mahomet ſagt

3) Ein solcher Körper, der in seinen kleinsten Theilen in Undurchsichtigkeit übergeht, wird weiß.

4) Ein solcher Körper kann wieder in den Zustand der farblosen Durchsichtigkeit zurückgeführt werden.

5) Viele Körper werden weiß, indem man sie bleicht.

6) Alle weiße Körper geben uns einen Begriff von Reinheit und Einfachheit.

7) Das Weiße hat die größte Empfindlichkeit gegen das Licht. Eine weiße Fläche ist die hellste unter allen, die mit ihr einem gleichen Lichte ausgesetzt sind.

8) Das Weiße ist gegen alle Berührung anderer abfärbender Körper sehr empfindlich.

9) Das Schwarze kann nicht wie das Weiße hergeleitet werden; es wird uns als ein fester, undurchsichtiger Körper bekannt.

10) Ein schwarzer klarer Liquor ist in geringer Masse undurchsichtig.

11) Eine schwarze Fläche ist die unempfindlichste gegen das Licht und die dunkelste aller, die neben ihr einer gleichen Hellung ausgesetzt werden.

12) Aus dem Schwarzen und Weißen entsteht das Graue.

13) Das Graue hat die Eigenschaft, heller als Schwarz und dunkler als Weiß zu sein.

14) Man vergleicht das Weiße mit dem Lichte, das Schwarze mit der Finsterniß und das Graue mit dem Schatten.

15) Wenn man eine weiße Fläche in den Schatten legt, oder sie mehr oder weniger mit Tusche überstreicht, bringt man einerlei Effekt hervor: sie scheint oder wird dadurch grau.

16) Alle Körper und Pigmente, welche schwarz, weiß oder grau sind, werden farblos genannt.

Von farbigen Flächen.

17) Wir kennen nur zwei Grundfarben, Gelb und Blau. Aus ihrer Mischung entsteht Grün.

18) Jene beiden Farben können durch Aneinanderdrängen ihrer Theile dunkler gemacht werden.

19) Von Vermischung mit Schwarz oder Weiß darf hier die Rede nicht sein.

20) Blau und Gelb verstärkt, werden beide roth.

21) Roth wird vorerst als keine eigene Farbe angenommen.

22) Das Gelbrothe und Blaurothe vermischt, bringt Purpur hervor.

23) Schema der Farben, ihrer Abstufungen, Uebergänge und Verbindung.

24) Verdunklung der Farben durch Schwarz wird abermals widerrathen.

25) Gleichfalls Vermischung derselben mit Weiß.

26) Verschränkte Vermischungen bringen schmutzige Farben hervor.

27) Alle Farben, in einer gewissen Proportion vermischt, bringen eine Unfarbe hervor.

28) Alle Farben haben die Eigenschaft, daß sie dunkler als Weiß und heller als Schwarz sind.

29) Durchsichtige farbige Liquoren machen ein farbloses Wasser immer dunkler,

30) nähern sich bei mehrer Sättigung der Undurchsichtigkeit, daher dem Schwarzen.

31) Die reizende Energie, womit die Farben auf unsre Augen wirken, ist wohl von der gleichgiltigen Helligkeit des Weißen zu unterscheiden.

32) Die Eigenschaft der Farben, dunkler als Weiß und heller als Schwarz zu sein, kommt natürlich auch der Unfarbe zu, welche aus Mischung aller Farben entsteht.

33) Sie macht daher den Eindruck von Grau.

34) Dieses zeigt sich uns unter jeder Bedingung wahr.

35) Verschiedene Beispiele.

Uebergang zur Streitfrage.

36) Frage, woher die Idee, ein weißes Pigment aus farbigen Pigmenten zusammenzusetzen, ihren Ursprung genommen habe.

37) Newton bemerkt, daß, wenn ein weißes Licht aus farbigen Lichtern zusammengesetzt sein solle, auch ein weißes Pigment aus farbigen Pigmenten entstehen müsse. Er bejaht diese Proposition in dem Gang seiner Demonstrationen.

38) Das Unreine und Unrichtige dieser Proposition folgt aus der umständlichen Ausführung, die wir bisher geliefert.

39) Wie Newton bei seinem Versuche präludirt. Er gesteht selbst, nur ein Rothweiß hervorgebracht zu haben.

40) Das Wort Weiß ist also ganz willkürlich gebraucht und steht unnütz, sowol in der Proposition als in der Ausführung.

41) Bemerkung der Pigmente, aus welchen Newton ein aschgraues Pulver hervorbringt.

42) Er nimmt nun die Wendung, durch vermehrtes Licht ein hellgraues Pulver heller erscheinen zu machen, und behauptet: das beste Weiß sei vom Grauen nicht der Art nach unterschieden.

43) Eine unparteiische Kritik wird zur Beurtheilung dieser Wendung aufgefordert und der Hauptpunkt, worauf die Entscheidung beruht, nochmals eingeschärft.

44) Er sucht seine Assertion dadurch zu beweisen, indem er ein hellgraues Pulver in die Sonne legt und solches mit einem weißen, aber im Schatten gelegenen Papier vergleicht. Heißt das messen, wenn man die Kriterien des Unterschieds gegen einander aufhebt?

45) Artikulirte Wiederholung der diesseitigen Behauptungen.

Zur Farbenlehre.

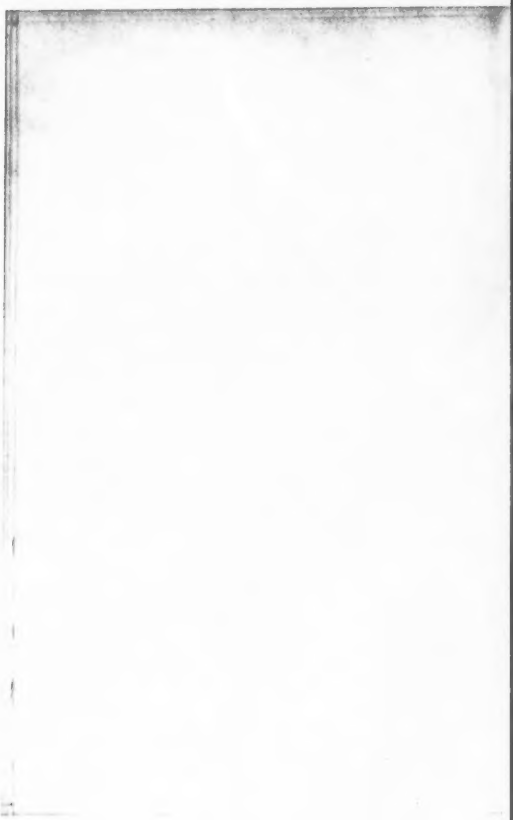

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
GOETHE,J.W.
3-598-50924-3
FN. 16586/73

Der Durchlauchtigſten Herzogin und Frauen

Luiſen,

Regierenden Herzogin

von

Sachſen-Weimar und Eiſenach.

Durchlauchtigſte Herzogin!
Gnädigſte Frau!

Wäre der Inhalt des gegenwärtigen Werkes auch nicht durchaus geeignet, Ew. Durchlaucht vorgelegt zu werden, könnte die Behandlung des Gegebenen bei ſchärferer Prüfung kaum genugthun, ſo gehören doch dieſe Bände Ew. Durchlaucht ganz eigentlich an und ſind ſeit ihrer früheren Entſtehung Höchſtdenenſelben gewidmet geblieben.

Denn hätten Ew. Durchlaucht nicht die Gnade gehabt, über die Farbenlehre ſowie über verwandte Naturerſcheinungen einem mündlichen Vortrag Ihre Aufmerkſamkeit zu ſchenken, ſo hätte ich mich wol ſchwerlich im Stande gefunden, mir ſelbſt Manches klar zu machen, manches Auseinanderliegende zuſammenzufaſſen und meine Arbeit, wo nicht zu vollenden, doch wenigſtens abzuſchließen.

Wenn es bei einem mündlichen Vortrage möglich wird, die Phänomene sogleich vor Augen zu bringen, Manches in verschiedenen Rücksichten wiederkehrend darzustellen, so [illegible] dieses freilich ein großer Vortheil, welchen das geschriebene, das gedruckte Blatt vermißt. Möge jedoch dasjenige, was auf dem Papier mitgetheilt werden konnte, Höchstdieselben zu einigem Wohlgefallen an jene Stunden erinnern, die mir unvergeßlich bleiben, so wie mir ununterbrochen alles das mannichfaltige Gute vorschwebt, das ich seit längerer Zeit und in den bedeutendsten Augenblicken meines Lebens mit und vor vielen Andern Ew. Durchlaucht verdanke.

Mit innigster Verehrung mich unterzeichnend

Ew. Durchlaucht

Weimar, den 30. Januar 1808.

unterthänigster J. W. v. Goethe.

Vorwort.

Ob man nicht, indem von den Farben gesprochen werden soll, vor allen Dingen des Lichtes zu erwähnen habe, ist eine ganz natürliche Frage, auf die wir jedoch nur kurz und aufrichtig erwidern: es scheine bedenklich, da bisher schon so viel und mancherlei von dem Lichte gesagt worden, das Gesagte zu wiederholen oder das oft Wiederholte zu vermehren.

Denn eigentlich unternehmen wir umsonst, das Wesen eines Dinges auszudrücken. Wirkungen werden wir gewahr, und eine vollständige Geschichte dieser Wirkungen umfaßte wol allenfalls das Wesen jenes Dinges. Vergebens bemühen wir uns, den Charakter eines Menschen zu schildern; man stelle dagegen seine Handlungen, seine Thaten zusammen, und ein Bild des Charakters wird uns entgegentreten.

Die Farben sind Thaten des Lichts, Thaten und Leiden. In diesem Sinne können wir von denselben Aufschlüsse über das Licht erwarten. Farben und Licht stehen zwar unter einander in dem genauesten Verhältniß, aber wir müssen uns beide als der ganzen Natur angehörig denken; denn sie ist es ganz, die sich dadurch dem Sinne des Auges besonders offenbaren will.

Ebenso entdeckt sich die ganze Natur einem andern Sinne. Man schließe das Auge, man öffne, man schärfe das Ohr, und vom leisesten Hauch bis zum wildesten Geräusch, vom einfachsten Klang bis zur höchsten Zusammenstimmung, von dem heftigsten leidenschaftlichen Schrei bis zum sanftesten Worte der Vernunft ist es nur die Natur, die spricht, ihr Dasein, ihre Kraft, ihr Leben und ihre Verhältnisse offenbart, so daß ein Blinder, dem das unendlich Sichtbare versagt ist, im Hörbaren ein unendlich Lebendiges fassen kann.

So spricht die Natur hinabwärts zu andern Sinnen, zu bekannten, verkannten, unbekannten Sinnen; so spricht sie mit sich selbst und zu uns durch tausend Erscheinungen. Dem Aufmerksamen ist sie nirgends todt noch stumm; ja, dem starren Erdkörper hat sie einen Vertrauten zugegeben, ein Metall, an dessen kleinsten Theilen wir dasjenige, was in der ganzen Masse vorgeht, gewahr werden sollten.

So mannichfaltig, so verwickelt und unverständlich uns oft diese Sprache scheinen mag, so bleiben doch ihre Elemente immer dieselbigen. Mit leisem Gewicht und Gegengewicht wägt sich die Natur hin und her, und so entsteht ein Hüben und Drüben, ein Oben und Unten, ein Zuvor und Hernach, wodurch alle die Erscheinungen bedingt werden, die uns im Raum und in der Zeit entgegentreten.

Diese allgemeinen Bewegungen und Bestimmungen werden wir auf die verschiedenste Weise gewahr, bald als ein einfaches Abstoßen und Anziehen, bald als ein aufblickendes und verschwindendes Licht, als Bewegung der Luft, als Erschütterung des Körpers, als Säurung und Entsäurung; jedoch immer als verbindend oder trennend, das Dasein bewegend und irgend eine Art von Leben beförderud.

Indem man aber jenes Gewicht und Gegengewicht von ungleicher Wirkung zu finden glaubt, so hat man auch dieses Verhältniß zu bezeichnen versucht. Man hat ein Mehr und Weniger, ein Wirken ein Widerstreben, ein Thun ein Leiden, ein Vordringendes ein Zurückhaltendes, ein Heftiges ein Mäßigendes, ein Männliches ein Weibliches überall bemerkt und genannt, und so entsteht eine Sprache, eine Symbolik, die man auf ähnliche Fälle als Gleichniß, als nahoerwandten Ausdruck, als unmittelbar passendes Wort anwenden und benutzen mag.

Diese universellen Bezeichnungen, diese Natursprache auch auf die Farbenlehre anzuwenden, diese Sprache durch die Farbenlehre, durch die Mannichfaltigkeit ihrer Erscheinungen zu bereichern, zu erweitern und so die Mittheilung höherer Anschauungen unter den Freunden der Natur zu erleichtern, war die Hauptabsicht des gegenwärtigen Werkes.

Die Arbeit selbst zerfällt sich in drei Theile. Der erste giebt den Entwurf einer Farbenlehre. In demselben sind die unzähligen Fälle der Erscheinungen unter gewisse Hauptphänomene zusammengefaßt, welche nach einer Ordnung auf-

6.

Reitest Du bei einem Schmied vorbei,
Weißt nicht, wann er Dein Pferd beschlägt;
Siehst Du eine Hütte im Felde frei,
Weißt nicht, ob sie Dir ein Liebchen hegt;
Einem Jüngling begegnest Du, schön und kühn,
Er überwindet Dich künftig oder Du ihn.
Am Sichersten kannst Du vom Nebstock sagen,
Er werde für Dich was Gutes tragen.
So bist Du denn der Welt empfohlen;
Das Uebrige will ich nicht wiederholen.

7.

Den Gruß des Unbekannten ehre ja!
Er sei Dir werth als alten Freundes Gruß.
Nach wenig Worten sagt Ihr Lebewohl!
Zum Osten Du, er westwärts, Pfad an Pfad —
Kreuzt Euer Weg nach vielen Jahren drauf
Sich unerwartet, ruft Ihr freudig aus:

---

in der Sunna (Sundgr., I. 277. Nr. 446): „Was wir als Almosen zurücklassen, ist kein Theil der Erbschaft". — Das B. 6 betrifft, so kennt man das Wort Newton's: „Durch Testament schenken ist nicht schenken", und ebenso spricht Kant (V. 891) von „den Wohlthaten, die man mit kalter Hand beweist" (d. h. durch Dispositionen nach dem Tode, mortis causa). Umgekehrt das gemüthlose italienische Sprichwort: „Chi dona prima la morte, in capo gli sta data una mazzocca" (Schlag mit dem Stock) (Castagna, prov. G. 46).

Gedächtniß in V. 8 ist eben das Andenken nach dem Tode. Goethe selbst zeichnete sich während seines ganzen Lebens durch Wohlthätigkeit aus. Betrachtungen, welche er über seine Erlebnisse auf diesem Gebiete angestellt, findet man in dem Artikel Der deutsche Silblas, in Kunst und Alterth. v. J. 1831 (Werke, 1840. 33. 305 f.). Vergl. auch Lessing's Sinngedicht Die Wohlthaten (Nr. 39).

6. Entstanden in Frankfurt a. M. den 27. Mai 1815. — Wiederum vier Dinge, aber vier ungewisse. Rath für den Reisenden. — Eine Quelle hierfür ist nicht aufzufinden.

7. Erst 1827 dem Divan eingereiht. — Mahomet in der Sunna (Sundgruben, I. S. 174. Nr. 260) hat die Erwiderung des Grußes als das Wegerecht anbefohlen. Im Deutschen ist das Sprichwort bekannt:

geführt werden, die zu rechtfertigen der Einleitung überlassen bleibt. Hier aber ist zu bemerken, daß, ob man sich gleich überall an die Erfahrungen gehalten, sie überall zum Grunde gelegt, doch die theoretische Ansicht nicht verschwiegen werden konnte, welche den Anlaß zu jener Aufstellung und Anordnung gegeben.

Ist es doch eine höchst wunderliche Forderung, die wol manchmal gemacht, aber auch selbst von Denen, die sie machen, nicht erfüllt wird: Erfahrungen solle man ohne irgend ein theoretisches Band vortragen und dem Leser, dem Schüler überlassen, sich selbst nach Belieben irgend eine Ueberzeugung zu bilden. Denn das bloße Anblicken einer Sache kann uns nicht fördern. Jedes Ansehen geht über in ein Betrachten, jedes Betrachten in ein Sinnen, jedes Sinnen in ein Verknüpfen, und so kann man sagen, daß wir schon bei jedem aufmerksamen Blick in die Welt theoretisiren. Dieses aber mit Bewußtsein, mit Selbstkenntniß, mit Freiheit und, um uns eines gewagten Wortes zu bedienen, mit Ironie zu thun und vorzunehmen, eine solche Gewandtheit ist nöthig, wenn die Abstraktion, vor der wir uns fürchten, unschädlich und das Erfahrungsresultat, das wir hoffen, recht lebendig und nützlich werden soll.

Im zweiten Theil beschäftigen wir uns mit Enthüllung der Newtonischen Theorie, welche einer freien Ansicht der Farbenerscheinungen bisher mit Gewalt und Ansehen entgegengestanden; wir bestreiten eine Hypothese, die, ob sie gleich nicht mehr brauchbar gefunden wird, doch noch immer eine herkömmliche Achtung unter den Menschen behält. Ihr eigentliches Verhältniß muß deutlich werden, die alten Irrthümer sind wegzuräumen, wenn die Farbenlehre nicht wie bisher hinter so manchem anderen besser bearbeiteten Theile der Naturlehre zurückbleiben soll.

Da aber der zweite Theil unsres Werkes seinem Inhalte nach trocken, der Ausführung nach vielleicht zu heftig und leidenschaftlich scheinen möchte, so erlaube man uns hier ein heiteres Gleichniß, um jenen ernsteren Stoff vorzubereiten und jene lebhafte Behandlung einigermaßen zu entschuldigen.

Wir vergleichen die Newtonische Farbentheorie mit einer alten Burg, welche von dem Erbauer anfangs mit jugendlicher Uebereilung angelegt, nach dem Bedürfniß der Zeit und Umstände jedoch nach und nach von ihm erweitert und aus-

gestattet, nicht weniger bei Anlaß von Fehden und Feindseligkeiten immer mehr befestigt und gesichert worden.

So verfuhren auch seine Nachfolger und Erben. Man war genöthigt, das Gebäude zu vergrößern, hier daneben, hier daran, dort hinaus zu bauen, genöthigt durch die Vermehrung innerer Bedürfnisse, durch die Zudringlichkeit äußerer Widersacher und durch manche Zufälligkeiten.

Alle diese fremdartigen Theile und Zuthaten mußten wieder in Verbindung gebracht werden durch die seltsamsten Galerien, Hallen und Gänge. Alle Beschädigungen, es sei von Feindes Hand oder durch die Gewalt der Zeit, wurden gleich wiederhergestellt. Man zog, wie es nöthig ward, tiefere Gräben, erhöhte die Mauern und ließ es nicht an Thürmen, Erkern und Schießscharten fehlen. Diese Sorgfalt, diese Bemühungen brachten ein Vorurtheil von dem hohen Werthe der Festung hervor und erhielten's, obgleich Bau- und Befestigungskunst die Zeit über sehr gestiegen waren und man sich in andern Fällen viel bessere Wohnungen und Waffenplätze einzurichten gelernt hatte. Vorzüglich aber hielt man die alte Burg in Ehren, weil sie niemals eingenommen worden, weil sie so manchen Angriff abgeschlagen, manche Befehdung vereitelt und sich immer als Jungfrau gehalten hatte. Dieser Name, dieser Ruf dauert noch bis jetzt. Niemanden fällt es auf, daß der alte Bau unbewohnbar geworden. Immer wird von seiner vortrefflichen Dauer, von seiner köstlichen Einrichtung gesprochen. Pilger wallfahrten dahin; flüchtige Abrisse zeigt man in allen Schulen herum und empfiehlt sie der empfänglichen Jugend zur Verehrung, indessen das Gebäude bereits leer steht, nur von einigen Invaliden bewacht, die sich ganz ernsthaft für gerüstet halten.

Es ist also hier die Rede nicht von einer langwierigen Belagerung oder einer zweifelhaften Fehde. Wir finden vielmehr jenes achte Wunder der Welt schon als ein verlassenes, Einsturz drohendes Alterthum und beginnen sogleich von Giebel und Dach herab es ohne weitere Umstände abzutragen, damit die Sonne doch endlich einmal in das alte Ratten- und Eulennest hineinscheine und dem Auge des verwunderten Wanderers offenbare jene labyrinthisch zusammenhängende Bauart, das enge Nothdürftige, das zufällig Aufgedrungene, das absichtlich Gekünstelte, das kümmerlich Geflickte. Ein solcher Einblick ist aber alsdann nur möglich, wenn eine

Mauer nach der andern, ein Gewölbe nach dem andern fällt und der Schutt, so viel sich thun läßt, auf der Stelle hinweggeräumt wird.

Dieses zu leisten und wo möglich den Platz zu ebnen, die gewonnenen Materialien oder so zu ordnen, daß sie bei einem neuen Gebäude wieder benutzt werden können, ist die beschwerliche Pflicht, die wir uns in diesem zweiten Theile auferlegt haben. Gelingt es uns nun mit froher Anwendung möglichster Kraft und Geschickes, jene Bastille zu schleifen und einen freien Raum zu gewinnen, so ist keinesweges die Absicht, ihn etwa sogleich wieder mit einem neuen Gebäude zu überbauen und zu belästigen; wir wollen uns vielmehr desselben bedienen, um eine schöne Reihe mannichfaltiger Gestalten vorzuführen.

Der dritte Theil bleibt daher historischen Untersuchungen und Vorarbeiten gewidmet. Aeußerten wir oben, daß die Geschichte des Menschen den Menschen darstelle, so läßt sich hier auch wohl behaupten, daß die Geschichte der Wissenschaft die Wissenschaft selbst sei. Man kann dasjenige, was man besitzt, nicht rein erkennen, bis man das, was Andre vor uns besessen, zu erkennen weiß. Man wird sich an den Vorzügen seiner Zeit nicht wahrhaft und redlich freuen, wenn man die Vorzüge der Vergangenheit nicht zu würdigen versteht. Aber eine Geschichte der Farbenlehre zu schreiben oder auch nur vorzubereiten, war unmöglich, so lange die Newtonische Lehre bestand. Denn kein aristokratischer Dünkel hat jemals mit solchem unerträglichen Uebermuthe auf Diejenigen herabgesehen, die nicht zu seiner Gilde gehörten, als die Newtonische Schule von je her über Alles abgesprochen hat, was vor ihr geleistet war und neben ihr geleistet ward. Mit Verdruß und Unwillen sieht man, wie Priestley in seiner Geschichte der Optik und so Manche vor und nach ihm das Heil der Farbenwelt von der Epoche eines gespalten sein sollenden Lichtes her datiren und mit hohem Augbraun auf die Aeltern und Mittleren herabsehen, die auf dem rechten Wege ruhig hingingen und im Einzelnen Beobachtungen und Gedanken überliefert haben, die wir nicht besser anstellen können, nicht richtiger fassen werden.

Von Demjenigen nun, der die Geschichte irgend eines Wissens überliefern will, können wir mit Recht verlangen, daß er uns Nachricht gebe, wie die Phänomene nach und nach

bekannt geworden, was man darüber phantaſirt, gewähnt, gemeint und gedacht habe. Dieſes Alles im Zuſammenhange vorzutragen, hat große Schwierigkeiten, und eine Geſchichte zu ſchreiben, iſt immer eine bedenkliche Sache. Denn bei dem redlichſten Vorſatz kommt man in Gefahr, unredlich zu ſein; ja, wer eine ſolche Darſtellung unternimmt, erklärt zum Voraus, daß er Manches ins Licht, Manches in Schatten ſetzen werde.

Und doch hat ſich der Verfaſſer auf eine ſolche Arbeit lange gefreut. Da aber meiſt nur der Vorſatz als ein Ganzes vor unſerer Seele ſteht, das Vollbringen aber gewöhnlich nur ſtückweiſe geleiſtet wird, ſo ergeben wir uns darein, ſtatt der Geſchichte Materialien zu derſelben zu liefern. Sie beſtehen in Ueberſetzungen, Auszügen, eigenen und fremden Urtheilen, Winken und Andeutungen, in einer Sammlung, der, wenn ſie nicht allen Forderungen entſpricht, doch das Lob nicht mangeln wird, daß ſie mit Ernſt und Liebe gemacht ſei. Uebrigens mögen vielleicht ſolche Materialien, zwar nicht ganz unbearbeitet, aber doch unverarbeitet, dem denkenden Leſer um deſto angenehmer ſein, als er ſelbſt ſich nach eigener Art und Weiſe ein Ganzes daraus zu bilden die Bequemlichkeit findet.

Mit gedachter dritten hiſtoriſchen Theil iſt jedoch noch nicht Alles gethan. Wir haben daher noch einen vierten ſupplementaren hinzugefügt. Dieſer enthält die Reviſion, um derentwillen vorzüglich die Paragraphen mit Nummern verſehen worden. Denn indem bei der Redaktion einer ſolchen Arbeit Einiges vergeſſen werden kann, Einiges beſeitigt werden muß, um die Aufmerkſamkeit nicht abzuleiten, Anderes erſt hinterdrein erfahren wird, auch Anderes einer Beſtimmung und Berichtigung bedarf, ſo ſind Nachträge, Zuſätze und Verbeſſerungen unerläßlich. Bei dieſer Gelegenheit haben wir denn auch die Citate nachgebracht. Sodann enthält dieſer Band noch einige einzelne Aufſätze, z. B. über die atmoſphäriſchen Farben, welche, indem ſie in dem Entwurf zerſtreut vorkommen, hier zuſammen und auf einmal vor die Phantaſie gebracht werden.

Führt nun dieſer Aufſatz den Leſer in das freie Leben, ſo ſucht ein anderer das künſtliche Wiſſen zu befördern, indem er den zur Farbenlehre künftig nöthigen Apparat umſtändlich beſchreibt.

Schließlich bleibt uns nur noch übrig, der Tafeln zu gedenken, welche wir dem Ganzen beigefügt. Und hier werden wir freilich an jene Unvollſtändigkeit und Unvollkommenheit

erinnert, welche unſer Werk mit allen Werken dieſer Art gemein hat.

Denn wie ein gutes Theaterſtück eigentlich kaum zur Hälfte zu Papier gebracht werden kann, vielmehr der größere Theil deſſelben dem Glanz der Bühne, der Perſönlichkeit des Schauſpielers, der Kraft ſeiner Stimme, der Eigenthümlichkeit ſeiner Bewegungen, ja dem Geiſte und der guten Laune des Zuſchauers anheimgegeben bleibt, ſo iſt es noch viel mehr der Fall mit einem Buche, das von natürlichen Erſcheinungen handelt. Wenn es genoſſen, wenn es genutzt werden ſoll, ſo muß dem Leſer die Natur entweder wirklich oder in lebhafter Phantaſie gegenwärtig ſein. Denn eigentlich ſollte der Schreibende ſprechen und ſeinen Zuhörern die Phänomene, theils wie ſie uns ungeſucht entgegenkommen, theils wie ſie durch abſichtliche Vorrichtungen nach Zweck und Willen dargeſtellt werden können, als Text erſt anſchaulich machen; alsdann würde jedes Erläutern, Erklären, Auslegen einer lebendigen Wirkung nicht ermangeln.

Ein höchſt unzulängliches Surrogat ſind hiezu die Tafeln, die man deralcichen Schriften beizulegen pflegt. Ein freies phyſiſches Phänomen, das nach allen Seiten wirkt, iſt nicht in Linien zu faſſen und im Durchſchnitt anzudeuten. Niemand fällt es ein, chemiſche Verſuche mit Figuren zu erläutern; bei den phyſiſchen, nah verwandten iſt es jedoch hergebracht, weil ſich Eins und das Andre dadurch leiſten läßt. Aber ſehr oft ſtellen dieſe Figuren nur Begriffe dar: es ſind ſymboliſche Hilfsmittel, hieroglyphiſche Ueberlieferungsweiſen, welche ſich nach und nach an die Stelle des Phänomens, an die Stelle der Natur ſetzen und die wahre Erkenntniß hindern, anſtatt ſie zu befördern. Entbehren konnten auch wir der Tafeln nicht; doch haben wir ſie ſo einzurichten geſucht, daß man ſie zum didaktiſchen und polemiſchen Gebrauch getroſt zur Hand nehmen, ja, gewiſſe derſelben als einen Theil des nöthigen Apparats anſehen kann.

Und ſo bleibt uns denn nichts weiter übrig, als auf die Arbeit ſelbſt hinzuweiſen und nur vorher noch eine Bitte zu wiederholen, die ſchon ſo mancher Autor vergebens gethan hat und die beſonders der deutſche Leſer neuerer Zeit ſo ſelten gewährt:

Si quid novisti rectius istis,
Candidus imperti; si non, his utere mecum!

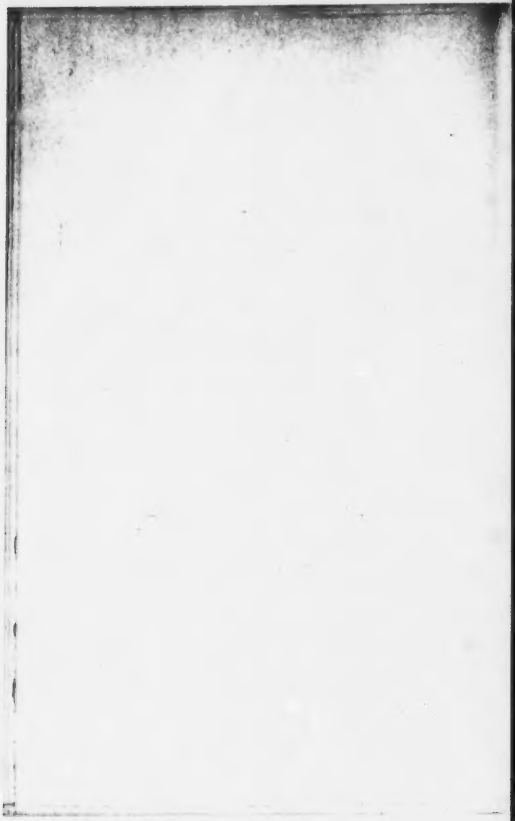

Entwurf einer Farbenlehre.

Si vera nostra sunt aut falsa, erunt talia, licet nostra per vitam defendimus. Post fata nostra pueri qui nunc ludunt, nostri judices erunt.

Des

Ersten Bandes Erster,

Didaktischer Theil.

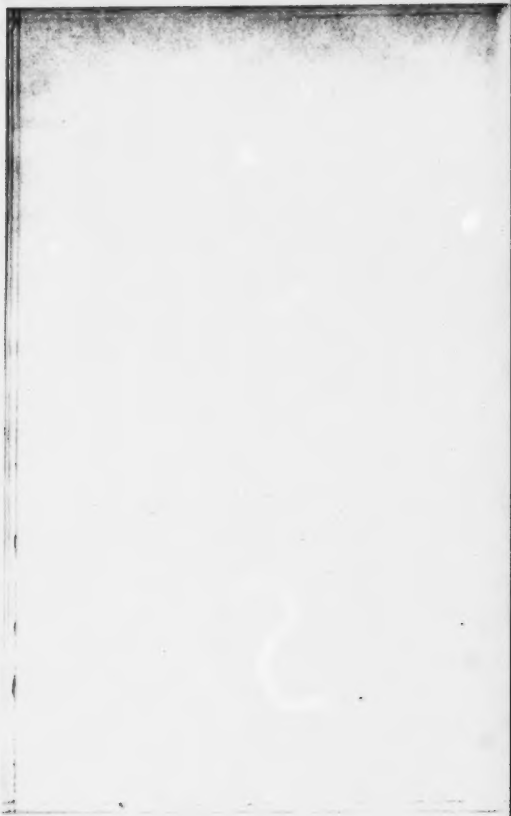

Einleitung.

Die Luſt zum Wiſſen wird bei dem Menſchen zuerſt dadurch angeregt, daß er bedeutende Phänomene gewahr wird, die ſeine Aufmerkſamkeit an ſich ziehen. Damit nun dieſe dauernd bleibe, ſo muß ſich eine innigere Theilnahme finden, die uns nach und nach mit den Gegenſtänden bekannter macht. Alsdann bemerken wir erſt eine große Mannichfaltigkeit, die uns als Menge entgegendringt. Wir ſind genöthigt, zu ſondern, zu unterſcheiden und wieder zuſammenzuſtellen, wodurch zuletzt eine Ordnung entſteht, die ſich mit mehr oder weniger Zufriedenheit überſehen läßt.

Dieſes in irgend einem Fache nur einigermaßen zu leiſten, wird eine anhaltende ſtrenge Beſchäftigung nöthig. Deswegen finden wir, daß die Menſchen lieber durch eine allgemeine theoretiſche Anſicht, durch irgend eine Erklärungsart die Phänomene beiſeite bringen, anſtatt ſich die Mühe zu geben, das Einzelne kennen zu lernen und ein Ganzes zu erbauen.

Der Verſuch, die Farbenerſcheinungen auf- und zuſammenzuſtellen, iſt nur zweimal gemacht worden, das erſte Mal von Theophraſt, ſodann von Boyle. Dem gegenwärtigen wird man die dritte Stelle nicht ſtreitig machen.

Das nähere Verhältniß erzählt uns die Geſchichte. Hier ſagen wir nur ſo viel, daß in dem verfloſſenen Jahrhundert an eine ſolche Zuſammenſtellung nicht gedacht werden konnte, weil Newton ſeiner Hypotheſe einen verwickelten und abgeleiteten Verſuch zum Grund gelegt hatte, auf welchen man die übrigen zudringenden Erſcheinungen, wenn man ſie nicht verſchweigen und beſeitigen konnte, künſtlich bezog und ſie in ängſtlichen Verhältniſſen unterſtellte, wie etwa ein Aſtronom verfahren müßte, der aus Grille den Mond in die Mitte

unſeres Syſtems ſetzen möchte. Er wäre genöthigt, die Erde, die Sonne mit allen übrigen Planeten um den ſubalternen Körper herumzubewegen und durch künſtliche Berechnungen und Vorſtellungsweiſen das Irrige ſeines erſten Annehmens zu verſtecken und zu beſchönigen.

Schreiten wir nun in Erinnerung deſſen, was wir oben vorwortlich beigebracht, weiter vor. Dort ſetzten wir das Licht als anerkannt voraus, hier thun wir ein Gleiches mit dem Auge. Wir ſagten, die ganze Natur offenbare ſich durch die Farbe dem Sinne des Auges. Nunmehr behaupten wir, wenn es auch einigermaßen ſonderbar klingen mag, daß das Auge keine Form ſehe, indem Hell, Dunkel und Farbe zuſammen allein dasjenige ausmachen, was den Gegenſtand vom Gegenſtand, die Theile des Gegenſtandes von einander fürs Auge unterſcheidet. Und ſo erbauen wir aus dieſen Dreien die ſichtbare Welt und machen dadurch zugleich die Malerei möglich, welche auf der Tafel eine weit vollkommner ſichtbare Welt, als die wirkliche ſein kann, hervorzubringen vermag.

Das Auge hat ſein Daſein dem Licht zu danken. Aus gleichgiltigen thieriſchen Hilfsorganen ruft ſich das Licht ein Organ hervor, das ſeinesgleichen werde, und ſo bildet ſich das Auge am Lichte fürs Licht, damit das innere Licht dem äußeren entgegentrete.

Hierbei erinnern wir uns der alten joniſchen Schule, welche mit ſo großer Bedeutſamkeit immer wiederholte, nur von Gleichem werde Gleiches erkannt, wie auch der Worte eines alten Myſtikers, die wir in deutſchen Reimen folgendermaßen ausdrücken möchten:

Wär' nicht das Auge ſonnenhaft,
Wie könnten wir das Licht erblicken?
Lebt' nicht in uns des Gottes eigne Kraft,
Wie könnt' uns Göttliches entzücken?

Jene unmittelbare Verwandtſchaft des Lichtes und des Auges wird Niemand leugnen; aber ſich beide zugleich als Eins und daſſelbe zu denken, hat mehr Schwierigkeit. Indeſſen wird es faßlicher, wenn man behauptet, im Auge wohne ein ruhendes Licht, das bei der mindeſten Veranlaſſung von innen oder von außen erregt werde. Wir können in der Finſterniß durch Forderungen der Einbildungskraft uns die hellſten Bilder hervorrufen. Im Traume erſcheinen uns die Gegen-

Er iſt es! Ja, da war's! Als hätte nicht
So manche Tagefahrt zu Land und See,
So manche Sonnenkehr ſich dreingelegt.
Nun tauſchet Waar' um Waare, theilt Gewinn!
Ein alt Vertrauen wirke neuen Bund —
Der erſte Gruß iſt viele Tauſend werth;
Drum grüße freundlich Jeden, der begrüßt!

8.

Haben ſie von Deinen Fehlen
Immer viel erzählt
Und, für wahr ſie zu erzählen,
Vielfach ſich gequält.
Hätten ſie von Deinem Guten
Freundlich Dir erzählt,
Mit verſtändig treuen Winken,
Wie man Beſſres wählt, —
O, gewiß, das Allerbeſte
Blieb mir nicht verhehlt,
Das fürwahr nur wenig Gäſte
In der Klauſe zählt.
Nun als Schüler mich, zu kommen,
Endlich auserwählt,
Lehret mich der Buße Frommen,
Wenn der Menſch gefehlt.

„Guter Gruß, guter Dank" (Maſon. Weish. des Volks, S. 160) und „Guter Gruß, gute Antwort" (Simrock, Sprüche, Nr. 814). Aehnlich beginnt ein Gedicht von Bouterweck: „Ein deutſcher Gruß iſt Goldes werth" (Götz. Muſ.-Alm. 1790, S. 207). — In Proſa, wenn auch mit andrer Tendenz, findet man das Gedicht wieder in Goethe's Brief an Sternberg (Briefw., Nr. 10) vom 13. Jänner 1823: „Sollte man wünſchen, ſich früher gekannt zu haben? Hierauf ward erwidert: Wenn zwei Reiſende, aus zwei entfernten Gegenden nach einem Punkt zuſammentreffend, ſich endlich auf demſelben antreffen, ihren Erwerb vergleichen und das einſeitig Gewonnene wohlwollend austauſchen, ſo möcht' es wol vortheilhafter ſein, als wenn ſie die Reiſe zuſammen angetreten und vollbracht hätten."

8. Erſt 1827 (A. L. H.) eingefügt. — Die Form mit dem durchgehenden zweiten Reime weiſt das Gedicht dem Divan zu. Düntzer (Komm., II. 173) rechnet es jedoch zu den polemiſchen Gedichten, welche durch Pustkuchen's falſche Wanderjahre und ähnliche Angriffe von theologiſcher Seite hervor-

ſtände wie am vollen Tage. Im wachenden Zuſtande wird uns die leiſeſte äußere Lichteinwirkung bemerkbar; ja, wenn das Organ einen mechaniſchen Anſtoß erleidet, ſo ſpringen Licht und Farben hervor.

Vielleicht aber machen hier Diejenigen, welche nach einer gewiſſen Ordnung zu verfahren pflegen, bemerklich, daß wir ja noch nicht einmal entſchieden erklärt, was denn Farbe ſei. Dieſer Frage möchten wir gar gern hier abermals ausweichen und uns auf unſere Ausführung berufen, wo wir umſtändlich gezeigt, wie ſie erſcheine. Denn es bleibt uns auch hier nichts übrig, als zu wiederholen: die Farbe ſei die geſetzmäßige Natur in Bezug auf den Sinn des Auges. Auch hier müſſen wir annehmen, daß Jemand dieſen Sinn habe, daß Jemand die Einwirkung der Natur auf dieſen Sinn kenne; denn mit dem Blinden läßt ſich nicht von der Farbe reden.

Damit wir aber nicht gar zu ängſtlich eine Erklärung zu vermeiden ſcheinen, ſo möchten wir das Erſtgeſagte folgendermaßen umſchreiben. Die Farbe ſei ein elementares Naturphänomen für den Sinn des Auges, das ſich wie die übrigen alle durch Trennung und Gegenſatz, durch Miſchung und Vereinigung, durch Erhöhung und Neutraliſation, durch Mittheilung und Vertheilung und ſo weiter manifeſtirt und unter dieſen allgemeinen Naturformeln am Beſten angeſchaut und begriffen werden kann.

Dieſe Art, ſich die Sache vorzuſtellen, können wir Niemand aufdringen. Wer ſie bequem findet wie wir, wird ſie gern in ſich aufnehmen. Ebenſo wenig haben wir Luſt, ſie künftig durch Kampf und Streit zu vertheidigen. Denn es hatte von je her etwas Gefährliches, von der Farbe zu handeln, dergeſtalt daß einer unſerer Vorgänger gelegentlich gar zu äußern wagt: Hält man dem Stier ein rothes Tuch vor, ſo wird er wüthend; aber der Philoſoph, wenn man nur überhaupt von Farbe ſpricht, fängt an zu raſen.

Sollen wir jedoch nunmehr von unſerem Vortrag, auf den wir uns berufen, einige Rechenſchaft geben, ſo müſſen wir vor allen Dingen anzeigen, wie wir die verſchiedenen Bedingungen, unter welchen die Farbe ſich zeigen mag, geſondert. Wir fanden dreierlei Erſcheinungsweiſen, dreierlei Arten von Farben oder, wenn man lieber will, dreierlei Anſichten derſelben, deren Unterſchied ſich ausſprechen läßt.

Wir betrachteten alſo die Farben zuerſt, inſofern ſie

dem Auge angehörten und auf einer Wirkung und Gegenwirkung deſſelben beruhen; ferner zogen ſie unſere Aufmerkſamkeit an ſich, indem wir ſie an farbloſen Mitteln oder durch deren Beihülfe gewahrten; zuletzt aber wurden ſie uns merkwürdig, indem wir ſie als den Gegenſtänden angehörig denken konnten. Die erſten nannten wir phyſiologiſche, die zweiten phyſiſche, die dritten chemiſche Farben. Jene ſind unaufhaltſam flüchtig, die andern vorübergehend, aber allenfalls verweilend, die letzten feſtzuhalten bis zur ſpäteſten Dauer.

Indem wir ſie nun in ſolcher naturgemäßen Ordnung, zum Behuf eines didaktiſchen Vortrags, möglichſt ſonderten und auseinanderhielten, gelang es uns zugleich, ſie in einer ſtetigen Reihe darzuſtellen, die flüchtigen mit den verweilenden und dieſe wieder mit den dauernden zu verknüpfen und ſo die erſt ſorgfältig gezogenen Abtheilungen für ein höheres Anſchauen wieder aufzuheben.

Hierauf haben wir in einer vierten Abtheilung unſerer Arbeit, was bis dahin von den Farben unter mannichfaltigen beſondern Bedingungen bemerkt worden, im Allgemeinen ausgeſprochen und dadurch eigentlich den Abriß einer künftigen Farbenlehre entworfen. Gegenwärtig ſagen wir nur ſo viel voraus, daß zur Erzeugung der Farbe Licht und Finſterniß, Helles und Dunkles oder, wenn man ſich einer allgemeineren Formel bedienen will, Licht und Nichtlicht gefordert werde. Zunächſt am Licht entſteht uns eine Farbe, die wir Gelb nennen, eine andere zunächſt an der Finſterniß, die wir mit dem Worte Blau bezeichnen. Dieſe beiden, wenn wir ſie in ihrem reinſten Zuſtand dergeſtalt vermiſchen, daß ſie ſich völlig das Gleichgewicht halten, bringen eine dritte hervor, welche wir Grün heißen. Jene beiden erſten Farben können aber auch jede an ſich ſelbſt eine neue Erſcheinung hervorbringen, indem ſie ſich verdichten oder verdunkeln. Sie erhalten ein röthliches Anſehen, welches ſich bis auf einen ſo hohen Grad ſteigern kann, daß man das urſprüngliche Blau und Gelb kaum darin mehr erkennen mag. Doch läßt ſich das höchſte und reine Roth, vorzüglich in phyſiſchen Fällen, dadurch hervorbringen, daß man die beiden Enden des Gelbrothen und Blaurothen vereinigt. Dieſes iſt die lebendige Anſicht der Farbenerſcheinung und -Erzeugung. Man kann aber auch zu dem ſpecifiſirt fertigen Blauen und Gelben ein fertiges Roth annehmen und rückwärts durch Miſchung her-

vorbringen, was wir vorwärts durch Intensiren bewirkt haben. Mit diesen drei oder sechs Farben, welche sich bequem in einen Kreis einschließen lassen, hat die elementare Farbenlehre allein zu thun. Alle übrigen ins Unendliche gehenden Abänderungen gehören mehr in das Angewandte, gehören zur Technik des Malers, des Färbers, überhaupt ins Leben.

Sollen wir sodann noch eine allgemeine Eigenschaft aussprechen, so sind die Farben durchaus als Halblichter, als Halbschatten anzusehen, weshalb sie denn auch, wenn sie zusammengemischt ihre specifischen Eigenschaften wechselseitig aufheben, ein Schattiges, ein Graues hervorbringen.

In unserer fünften Abtheilung sollten sodann jene nachbarlichen Verhältnisse dargestellt werden, in welchen unsere Farbenlehre mit dem übrigen Wissen, Thun und Treiben zu stehen wünschte. So wichtig diese Abtheilung ist, so mag sie vielleicht gerade ebendeswegen nicht zum Besten gelungen sein. Doch wenn man bedenkt, daß eigentlich nachbarliche Verhältnisse sich nicht eher aussprechen lassen, als bis sie sich gemacht haben, so kann man sich über das Mißlingen eines solchen ersten Versuches wohl trösten. Denn freilich ist erst abzuwarten, wie Diejenigen, denen wir zu dienen suchten, denen wir etwas Gefälliges und Nützliches zu erzeigen dachten, das von uns möglichst Geleistete aufnehmen werden, ob sie sich es zueignen, ob sie es benutzen und weiterführen, oder ob sie es ablehnen, wegdrängen und nothdürftig für sich bestehen lassen. Indessen dürfen wir sagen, was wir glauben und was wir hoffen.

Vom Philosophen glauben wir Dank zu verdienen, daß wir gesucht, die Phänomene bis zu ihren Urquellen zu verfolgen, bis dorthin, wo sie blos erscheinen und sind, und wo sich nichts weiter an ihnen erklären läßt. Ferner wird ihm willkommen sein, daß wir die Erscheinungen in eine leicht übersehbare Ordnung gestellt, wenn er diese Ordnung selbst auch nicht ganz billigen sollte.

Den Arzt, besonders denjenigen, der das Organ des Auges zu beobachten, es zu erhalten, dessen Mängeln abzuhelfen und dessen Uebel zu heilen berufen ist, glauben wir uns vorzüglich zum Freunde zu machen. In der Abtheilung von den physiologischen Farben, in dem Anhange, der die pathologischen andeutet, findet er sich ganz zu Hause. Und wir werden gewiß durch die Bemühungen jener Männer, die

zu unserer Zeit dieses Fach mit Glück behandeln, jene erste, bisher vernachlässigte und, man kann wol sagen, wichtigste Abtheilung der Farbenlehre ausführlich bearbeitet sehen.

Am Freundlichsten sollte der Physiker uns entgegenkommen, da wir ihm die Bequemlichkeit verschaffen, die Lehre von den Farben in der Reihe aller übrigen elementaren Erscheinungen vorzutragen und sich dabei einer übereinstimmenden Sprache, ja fast derselbigen Worte und Zeichen wie unter den übrigen Rubriken zu bedienen. Freilich machen wir ihm, insofern er Lehrer ist, etwas mehr Mühe; denn das Kapitel von den Farben läßt sich künftig nicht wie bisher mit wenig Paragraphen und Versuchen abthun; auch wird sich der Schüler nicht leicht so frugal, als man ihn sonst bedienen mögen, ohne Murren abspeisen lassen. Dagegen findet sich späterhin ein anderer Vortheil. Denn wenn die Newtonische Lehre leicht zu lernen war, so zeigten sich bei ihrer Anwendung unüberwindliche Schwierigkeiten. Unsere Lehre ist vielleicht schwerer zu fassen, aber alsdann ist auch Alles gethan; denn sie führt ihre Anwendung mit sich.

Der Chemiker, welcher auf die Farben als Kriterien achtet, um die geheimern Eigenschaften körperlicher Wesen zu entdecken, hat bisher bei Benennung und Bezeichnung der Farben manches Hinderniß gefunden; ja, man ist noch einer näheren und feineren Betrachtung bewogen worden, die Farbe als ein unsicheres und trügliches Kennzeichen bei chemischen Operationen anzusehen. Doch hoffen wir sie durch unsere Darstellung und durch die vorgeschlagene Nomenklatur wieder zu Ehren zu bringen und die Ueberzeugung zu erwecken, daß ein Werdendes, Wachsendes, ein Bewegliches, der Umwendung Fähiges nicht betrieglich sei, vielmehr geschickt, die zartesten Wirkungen der Natur zu offenbaren.

Blicken wir jedoch weiter umher, so wandelt uns eine Furcht an, dem Mathematiker zu mißfallen. Durch eine sonderbare Verknüpfung von Umständen ist die Farbenlehre in das Reich, vor den Gerichtsstuhl des Mathematikers gezogen worden, wohin sie nicht gehört. Dies geschah wegen ihrer Verwandtschaft mit den übrigen Gesetzen des Sehens, welche der Mathematiker zu behandeln eigentlich berufen war. Es geschah ferner dadurch, daß ein großer Mathematiker die Farbenlehre bearbeitete und, da er sich als Physiker geirrt hatte, die ganze Kraft seines Talents aufbot, um

diesem Irrthum Kenntniß zu verschaffen. Wird Beides eingesehen, so muß jedes Mißverständniß bald gehoben sein, und der Mathematiker wird gern besonders die physische Abtheilung der Farbenlehre mit bearbeiten helfen.

Dem Techniker, dem Färber hingegen muß unsre Arbeit durchaus willkommen sein. Denn gerade Diejenigen, welche über die Phänomene der Färberei nachdachten, waren am Wenigsten durch die bisherige Theorie befriedigt. Sie waren die Ersten, welche die Unzulänglichkeit der Newtonischen Lehre gewahr wurden. Denn es ist ein großer Unterschied, von welcher Seite man sich einem Wissen, einer Wissenschaft nähert, durch welche Pforte man hereinkommt. Der ächte Praktiker, der Fabrikant, dem sich die Phänomene täglich mit Gewalt aufdringen, welcher Nutzen oder Schaden von der Ausübung seiner Ueberzeugungen empfindet, dem Geld- und Zeitverlust nicht gleichgiltig ist, der vorwärts will, von Anderen Geleistetes erreichen, übertreffen soll; er empfindet viel geschwinder das Hohle, das Falsche einer Theorie als der Gelehrte, dem zuletzt die hergebrachten Worte für baare Münze gelten, als der Mathematiker, dessen Formel immer noch richtig bleibt, wenn auch die Unterlage nicht zu ihr paßt, auf die sie angewendet worden. Und so werden auch wir, da wir von der Seite der Malerei, von der Seite ästhetischer Färbung der Oberflächen in die Farbenlehre hereingekommen, für den Maler das Dankenswertheste geleistet haben, wenn wir in der sechsten Abtheilung die sinnlichen und sittlichen Wirkungen der Farbe zu bestimmen gesucht und sie dadurch dem Kunstgebrauch annähern wollen. Ist auch hierbei, wie durchaus, Manches nur Skizze geblieben, so soll ja alles Theoretische eigentlich nur die Grundzüge andeuten, auf welchen sich hernach die That lebendig ergehen und zu gesetzlichem Hervorbringen gelangen mag.

Erste Abtheilung.

Physiologische Farben.

1.

Diese Farben, welche wir billig obenan setzen, weil sie dem Subjekt, weil sie dem Auge theils völlig, theils größtens zugehören, diese Farben, welche das Fundament der ganzen Lehre machen und uns die chromatische Harmonie, worüber so viel gestritten wird, offenbaren, wurden bisher als außerwesentlich, zufällig, als Täuschung und Gebrechen betrachtet. Die Erscheinungen derselben sind von frühern Zeiten her bekannt; aber weil man ihre Flüchtigkeit nicht haschen konnte, so verbannte man sie in das Reich der schädlichen Gespenster und bezeichnete sie in diesem Sinne gar verschiedentlich.

2.

Also heißen sie colores adventicii nach Boyle, imaginarii und phantastici nach Rizzetti, nach Buffen couleurs accidentelles, nach Scherffer Scheinfarben; Augentäuschungen und Gesichtsbetrug nach Mehreren, nach Hamberger vitia fugitiva, nach Darwin ocular spectra.

3.

Wir haben sie physiologische genannt, weil sie dem gesunden Auge anghören, weil wir sie als die nothwendigen Bedingungen des Sehens betrachten, auf dessen lebendiges Wechselwirken in sich selbst und nach außen sie hindeuten.

4.

Wir fügen ihnen sogleich die pathologischen hinzu, welche, wie jeder abnorme Zustand auf den gesetzlichen, so auch hier auf die physiologischen Farben eine vollkommenere Einsicht verbreiten.

I.

Licht und Finsterniß zum Auge.

5.

Die Retina befindet sich, je nachdem Licht oder Finsterniß auf sie wirken, in zwei verschiedenen Zuständen, die einander völlig entgegenstehen.

6.

Wenn wir die Augen innerhalb eines ganz finstern Raums offen halten, so wird uns ein gewisser Mangel empfindbar. Das Organ ist sich selbst überlassen, es zieht sich in sich selbst zurück, ihm fehlt jene reizende befriedigende Berührung, durch die es mit der äußern Welt verbunden und zum Ganzen wird.

7.

Wenden wir das Auge gegen eine stark beleuchtete weiße Fläche, so wird es geblendet und für eine Zeit lang unfähig, mäßig beleuchtete Gegenstände zu unterscheiden.

8.

Jeder dieser äußersten Zustände nimmt auf die angegebene Weise die ganze Netzhaut ein, und insofern werden wir nur einen derselben auf einmal gewahr. Dort (6) fanden wir das Organ in der höchsten Abspannung und Empfänglichkeit, hier (7) in der äußersten Ueberspannung und Unempfindlichkeit.

9.

Gehen wir schnell aus einem dieser Zustände in den andern über, wenn auch nicht von einer äußersten Grenze zur andern, sondern etwa nur aus dem Hellen ins Dämmernde, so ist der Unterschied bedeutend, und wir können bemerken, daß die Zustände eine Zeit lang dauern.

10.

Wer aus der Tageshelle in einen dämmrigen Ort übergeht, unterscheidet nichts in der ersten Zeit; nach und nach stellen sich die Augen zur Empfänglichkeit wieder her, starke früher als schwache, jene schon in einer Minute, wenn diese sieben bis acht Minuten brauchen.

11.

Bei wissenschaftlichen Beobachtungen kann die Unempfänglichkeit des Auges für schwache Lichteindrücke, wenn man aus dem Hellen ins Dunkle geht, zu sonderbaren Irrthümern Gelegenheit geben. So glaubte ein Beobachter, dessen Auge sich langsam herstellte, eine ganze Zeit, das faule Holz leuchte nicht um Mittag, selbst in der dunkeln Kammer. Er sah nämlich das schwache Leuchten nicht, weil er aus dem hellen Sonnenschein in die dunkle Kammer zu gehen pflegte und erst später einmal so lange darin verweilte, bis sich das Auge wiederhergestellt hatte.

Ebenso mag es dem Doktor Wall mit dem elektrischen Scheine des Bernsteins gegangen sein, den er bei Tage, selbst im dunkeln Zimmer, kaum gewahr werden konnte.

Das Nichtsehen der Sterne bei Tage, das Bessersehen der Gemälde durch eine doppelte Röhre ist auch hieher zu rechnen.

12.

Wer einen völlig dunkeln Ort mit einem, den die Sonne bescheint, verwechselt, wird geblendet. Wer aus der Dämmerung ins nicht blendende Helle kommt, bemerkt alle Gegenstände frischer und besser; daher ein ausgeruhtes Auge durchaus für mäßige Erscheinungen empfänglicher ist.

Bei Gefangenen, welche lange im Finstern gesessen, ist die Empfänglichkeit der Retina so groß, daß sie im Finstern (wahrscheinlich in einem wenig erhellten Dunkel) schon Gegenstände unterscheiden.

13.

Die Netzhaut befindet sich bei dem, was wir sehen heißen, zu gleicher Zeit in verschiedenen, ja in entgegengesetzten Zuständen. Das höchste, nicht blendende Helle wirkt neben dem völlig Dunkeln. Zugleich werden wir alle Mittelstufen des Helldunkeln und alle Farbenbestimmungen gewahr.

14.

Wir wollen gedachte Elemente der sichtbaren Welt nach und nach betrachten und bemerken, wie sich das Organ gegen dieselben verhalte, und zu diesem Zweck die einfachsten Bilder vornehmen.

II.

Schwarze und weiße Bilder zum Auge.

15.

Wie sich die Netzhaut gegen Hell und Dunkel überhaupt verhält, so verhält sie sich auch gegen dunkle und helle einzelne Gegenstände. Wenn Licht und Finsterniß ihr im Ganzen verschiedene Stimmungen geben, so werden schwarze und weiße Bilder, die zu gleicher Zeit ins Auge fallen, diejenigen Zustände neben einander bewirken, welche durch Licht und Finsterniß in einer Folge hervorgebracht wurden.

16.

Ein dunkler Gegenstand erscheint kleiner als ein heller von derselben Größe. Man sehe zugleich eine weiße Rundung auf schwarzem, eine schwarze auf weißem Grunde, welche nach einerlei Zirkelschlag ausgeschnitten sind, in einiger Entfernung an, und wir werden die letztere etwa um ein Fünftel kleiner als die erste halten. Man mache das schwarze Bild um so viel größer, und sie werden gleich erscheinen.

17.

So bemerkte Tycho de Brahe, daß der Mond in der Konjunktion (der finstere) um den fünften Theil kleiner erscheine als in der Opposition (der volle helle). Die erste Mondsichel scheint einer größern Scheibe anzugehören als der an sie grenzenden dunkeln, die man zur Zeit des Neulichtes manchmal unterscheiden kann. Schwarze Kleider machen die Personen viel schmäler aussehen als helle. Hinter einem Rand gesehene Lichter machen in den Rand einen scheinbaren Einschnitt. Ein Lineal, hinter welchem ein Kerzenlicht hervorblickt, hat für uns eine Scharte. Die auf- und untergehende Sonne scheint einen Einschnitt in den Horizont zu machen.

18.

Das Schwarze als Repräsentant der Finsterniß läßt das Organ im Zustande der Ruhe, das Weiße als Stellvertreter des Lichts versetzt es in Thätigkeit. Man schlösse vielleicht aus gedachtem Phänomen (16), daß die ruhige Netzhaut, wenn sie sich selbst überlassen ist, in sich selbst zusammengezogen sei

und einen kleinern Raum einnehme als in dem Zustande der Thätigkeit, in den sie durch den Reiz des Lichtes versetzt wird.

Kepler sagt daher sehr schön: Certum est, vel in retina caussa picturae vel in spiritibus caussa impressionis exsistere dilatationem lucidorum. Paralip. in Vitellionem, p. 220. Pater Scherffer hat eine ähnliche Muthmaßung.

19.

Wie dem auch sei, beide Zustände, zu welchen das Organ durch ein solches Bild bestimmt wird, bestehen auf demselben örtlich und dauern eine Zeit lang fort, wenn auch schon der äußere Anlaß entfernt ist. Im gemeinen Leben bemerken wir es kaum; denn selten kommen Bilder vor, die sehr stark von einander abstechen. Wir vermeiden diejenigen anzusehn, die uns blenden. Wir blicken von einem Gegenstand auf den andern, die Succession der Bilder scheint uns rein, wir werden nicht gewahr, daß sich von dem vorhergehenden etwas ins nachfolgende hinüberschleicht.

20.

Wer auf ein Fensterkreuz, das einen dämmernden Himmel zum Hintergrunde hat, Morgens beim Erwachen, wenn das Auge besonders empfänglich ist, scharf hinblickt und sodann die Augen schließt oder gegen einen ganz dunkeln Ort hinsieht, wird ein schwarzes Kreuz auf hellem Grunde noch eine Weile vor sich sehen.

21.

Jedes Bild nimmt seinen bestimmten Platz auf der Netzhaut ein, und zwar einen größern oder kleinern nach dem Maße, in welchem es nahe oder fern gesehen wird. Schließen wir das Auge sogleich, wenn wir in die Sonne gesehen haben, so werden wir uns wundern, wie klein das zurückgebliebene Bild erscheint.

22.

Kehren wir dagegen das geöffnete Auge nach einer Wand und betrachten das uns vorschwebende Gespenst in Bezug auf andre Gegenstände, so werden wir es immer größer erblicken, je weiter von uns es durch irgend eine Fläche auf-

9.

Märkte reizen Dich zum Kauf;
Doch das Wissen bläbet auf.
Wer im Stillen um sich schaut,
Lernet, wie die Lieb' erbaut.
Bist Du Tag und Nacht beflissen,
Viel zu hören, viel zu wissen,
Horch an einer andern Thüre,
Wie zu wissen sich gebühre!
Soll das Rechte zu Dir ein,
Fühl in Gott was Rechts zu sein!
Wer von reiner Lieb' entbrannt,
Wird vom lieben Gott erkannt.

---

gerufen wurden (s. z. B. Werke. II. 386 ff.). Die Tendenz wäre dann eine ironische, und die vier Schlußverse würden sagen: jetzt endlich, wo ich alt und grau geworden, wollen sie mich in die Schule nehmen, und da bleibt mir nur übrig, Buße zu thun.

Doch kennen die Verse auch als eine ernsthafte Betrachtung verstanden werden, in dem Sinne, daß nicht das Verhalten der Fehler, sondern wohlwollende Belehrung den Menschen bessert: als Schüler aufgenommen, bin ich jetzt zur wahren Buße gelangt. Es könnte, was den Dichter selbst anbetrifft, seine Stellung z. B. gemeint sein zu den Brüdern Boisserée und zur ältern deutschen Maler- und Baukunst. — Der Schlußsatz ist schwierig zu konstruiren: „Nun, da sie mich als Schüler auserwählt haben, — um zu ihnen (in die Klause des vorhergegangenen Verses) zu kommen, — erfahre ich das Frommen, den Segen der Buße nach begangnem Fehler." Die Herausgeber haben die Dunkelheit des Gedichts gefühlt und z. B. in der Quart-Ausgabe (1837) nach „zählt" ein Komma gesetzt oder Lied (wie in den neuesten Cottaschen Ausgaben) geschrieben: Lied' (Liede). Zu obigem Gebrauch des kommen vergl. Goethe an Zelter (III. 319): „Daß Du mit unserm Griesgram näher zu leben kommst."

9. Auch dies Gedicht ist erst 1827 hinzugekommen. Es ist gleichsam eine Reihe von Denksprüchen über das Thema, daß das Wissen ohne Liebe keinen Werth hat. — Unter den Märkten (V. 1) versteht Tünzer die Lehrstühle der Wissenschaft; doch die Zuhörer und Schüler sind wol nicht als Käufer der Wissenschaft anzusehen. Das Wort ist daher in der eigentlichen Bedeutung von Bücher-Märkten zu verstehen, von Büchermessen, wie in der 5. Strophe des gleichzeitigen Gedichts „Auf den Kauf" (Werke, II. 247). — Vers 3 und 4 beruhen auf dem Spruch der Bibel (1. Korinther, 8. 1): „Das Wissen bläset auf, aber die Liebe bessert", wonach (sprichwörtlich): „Viel Wissen macht Kopfweh" (Simrock, Sprüche, Nr. 5771) oder auch:

„Wer alle Bücher ausstudirt,
Wird leichtlich verführt."

gefangen wird. Dieses Phänomen erklärt sich wol aus dem perspektivischen Gesetz, daß uns der kleine nähere Gegenstand den größern entfernten zudeckt.

23.

Nach Beschaffenheit der Augen ist die Dauer dieses Eindrucks verschieden. Sie verhält sich wie die Herstellung der Netzhaut bei dem Uebergang aus dem Hellen ins Dunkle (10) und kann also nach Minuten und Sekunden abgemessen werden und zwar viel genauer, als es bisher durch eine geschwungene brennende Lunte, die dem hinblickenden Auge als ein Zirkel erscheint, geschehen konnte.

24.

Besonders auch kommt die Energie in Betracht, womit eine Lichtwirkung das Auge trifft. Am Längsten bleibt das Bild der Sonne; andre mehr oder weniger leuchtende Körper lassen ihre Spur länger oder kürzer zurück.

25.

Diese Bilder verschwinden nach und nach, und zwar indem sie sowol an Deutlichkeit als an Größe verlieren.

26.

Sie nehmen von der Peripherie herein ab, und man glaubt bemerkt zu haben, daß bei viereckten Bildern sich nach und nach die Ecken abstumpfen und zuletzt ein immer kleineres rundes Bild vorschwebt.

27.

Ein solches Bild, dessen Eindruck nicht mehr bemerklich ist, läßt sich auf der Retina gleichsam wieder beleben, wenn wir die Augen öffnen und schließen und mit Erregung und Schonung abwechseln.

28.

Daß Bilder sich bei Augenkrankheiten vierzehn bis siebzehn Minuten, ja länger auf der Retina erhielten, deutet auf äußerste Schwäche des Organs, auf dessen Unfähigkeit, sich wiederherzustellen, so wie das Vorschweben leidenschaftlich geliebter oder verhaßter Gegenstände aus dem Sinnlichen ins Geistige deutet.

Augenblicke hin und wieder zu schweben. Diese Erscheinung, welche die damaligen Beobachter nicht erklären konnten, war das im Auge zurückgebliebene, gegen den hellen Himmel in ein helles verwandelte Bild des dunkeln Drachen.

Bei optischen, besonders chromatischen Versuchen, wo man oft mit blendenden Lichtern, sie seien farblos oder farbig, zu thun hat, muß man sich sehr vorsehen, daß nicht das zurückgebliebene Spektrum einer vorhergehenden Beobachtung sich mit in eine folgende Beobachtung mische und dieselbe verwirrt und unrein mache.

31.

Diese Erscheinungen hat man sich folgendermaßen zu erklären gesucht. Der Ort der Retina, auf welchen das Bild des dunkeln Kreuzes fiel, ist als ausgeruht und empfänglich anzusehen. Auf ihn wirkt die mäßig erhellte Fläche lebhafter als auf die übrigen Theile der Netzhaut, welche durch die Fensterscheiben das Licht empfingen und, nachdem sie durch einen so viel stärkern Reiz in Thätigkeit gesetzt worden, die graue Fläche nur als dunkel gewahr werden.

32.

Diese Erklärungsart scheint für den gegenwärtigen Fall ziemlich hinreichend; in Betrachtung künftiger Erscheinungen aber sind wir genöthigt, das Phänomen aus höhern Quellen abzuleiten.

33.

Das Auge eines Wachenden äußert seine Lebendigkeit besonders darin, daß es durchaus in seinen Zuständen abzuwechseln verlangt, die sich am Einfachsten vom Dunkeln zum Hellen und umgekehrt bewegen. Das Auge kann und mag nicht einen Moment in einem besondern, in einem durch das Objekt spezifizirten Zustande identisch verharren. Es ist vielmehr zu einer Art von Opposition genöthigt, die, indem sie das Extrem dem Extreme, das Mittlere dem Mittleren entgegensetzt, sogleich das Entgegengesetzte verbindet und in der Succession sowol als in der Gleichzeitigkeit und Gleichörtlichkeit nach einem Ganzen strebt.

34.

Vielleicht entsteht das außerordentliche Behagen, das wir bei dem wohlbehandelten Helldunkel farbloser Gemälde und

ähnlicher Kunstwerke empfinden, vorzüglich aus dem gleichzeitigen Gewahrwerden eines Ganzen, das von dem Organ sonst nur in einer Folge mehr gesucht als hervorgebracht wird und, wie es auch gelingen möge, niemals festgehalten werden kann.

III.

Graue Flächen und Bilder.

35.

Ein großer Theil chromatischer Versuche verlangt ein mäßiges Licht. Dieses können wir sogleich durch mehr oder minder graue Flächen bewirken, und wir haben uns daher mit dem Grauen zeitig bekannt zu machen, wobei wir kaum zu bemerken brauchen, daß in manchen Fällen eine im Schatten oder in der Dämmerung stehende weiße Fläche für eine graue gelten kann.

36.

Da eine graue Fläche zwischen Hell und Dunkel innen steht, so läßt sich das, was wir oben (29) als Phänomen vorgetragen, zum bequemen Versuch erheben.

37.

Man halte ein schwarzes Bild vor eine graue Fläche und sehe unverwandt, indem es weggenommen wird, auf denselben Fleck; der Raum, den es einnahm, erscheint um Vieles heller. Man halte auf eben diese Art ein weißes Bild hin, und der Raum wird nachher dunkler als die übrige Fläche erscheinen. Man verwende das Auge auf der Tafel hin und wieder, so werden in beiden Fällen die Bilder sich gleichfalls hin und her bewegen.

38.

Ein graues Bild auf schwarzem Grunde erscheint viel heller als dasselbe Bild auf weißem. Stellt man beide Fälle neben einander, so kann man sich kaum überzeugen, daß beide Bilder aus einem Topf gefärbt seien. Wir glauben hier abermals die große Regsamkeit der Netzhaut zu bemerken und

den stillen Widerspruch, den jedes Lebendige zu äußern gedrungen ist, wenn ihm irgend ein bestimmter Zustand dargeboten wird. So setzt das Einathmen schon das Ausathmen voraus und umgekehrt, so jede Systole ihre Diastole. Es ist die ewige Formel des Lebens, die sich auch hier äußert. Wie dem Auge das Dunkle geboten wird, so fordert es das Helle; es fordert Dunkel, wenn man ihm Hell entgegenbringt, und zeigt eben dadurch seine Lebendigkeit, sein Recht, das Objekt zu fassen, indem es etwas, das dem Objekt entgegengesetzt ist, aus sich selbst hervorbringt.

IV.

Blendendes farbloses Bild.

39.

Wenn man ein blendendes völlig farbloses Bild ansieht, so macht solches einen starken dauernden Eindruck, und das Abklingen desselben ist von einer Farbenerscheinung begleitet.

40.

In einem Zimmer, das möglichst verdunkelt worden, habe man im Laden eine runde Oeffnung, etwa drei Zoll im Durchmesser, die man nach Belieben auf- und zudecken kann; durch selbige lasse man die Sonne auf ein weißes Papier scheinen und sehe in einiger Entfernung starr das erleuchtete Rund an; man schließe darauf die Oeffnung und blicke nach dem dunkelsten Orte des Zimmers, so wird man eine runde Erscheinung vor sich schweben sehen. Die Mitte des Kreises wird man hell, farblos, einigermaßen gelb sehen, der Rand aber wird sogleich purpurfarben erscheinen.

Es dauert eine Zeit lang, bis diese Purpurfarbe von außen herein den ganzen Kreis zudeckt und endlich den hellen Mittelpunkt völlig vertreibt. Kaum erscheint aber das ganze Rund purpurfarben, so fängt der Rand an, blau zu werden, das Blaue verdrängt nach und nach hereinwärts den Purpur. Ist die Erscheinung vollkommen blau, so wird der Rand dunkel und unfärbig. Es währet lange, bis der unfärbige Rand völlig das Blaue vertreibt und der ganze Raum unfärbig wird. Das Bild nimmt sodann nach und

nach ab, und zwar dergestalt, daß es zugleich schwächer und kleiner wird. Hier sehen wir abermals, wie sich die Netzhaut durch eine Succession von Schwingungen gegen den gewaltsamen äußern Eindruck nach und nach wiederherstellt (25, 26).

41.

Die Verhältnisse des Zeitmaßes dieser Erscheinung habe ich an meinem Auge, bei mehrern Versuchen übereinstimmend, folgendermaßen gefunden.

Auf das blendende Bild hatte ich fünf Sekunden gesehen, darauf den Schieber geschlossen; da erblickt' ich das farbige Scheinbild schwebend, und nach dreizehn Sekunden erschien es ganz purpurfarben. Nun vergingen wieder neunundzwanzig Sekunden, bis das Ganze blau erschien, und achtundvierzig, bis es mir farblos vorschwebte. Durch Schließen und Oeffnen des Auges belebte ich das Bild immer wieder (27), so daß es sich erst nach Verlauf von sieben Minuten ganz verlor.

Künftige Beobachter werden diese Zeiten kürzer oder länger finden, je nachdem sie stärkere oder schwächere Augen haben (23). Sehr merkwürdig aber wäre es, wenn man demungeachtet durchaus ein gewisses Zahlenverhältniß dabei entdecken könnte.

42.

Aber dieses sonderbare Phänomen erregt nicht sobald unsre Aufmerksamkeit, als wir schon eine neue Modifikation desselben gewahr werden.

Haben wir, wie oben gedacht, den Lichteindruck im Auge aufgenommen und sehen in einem mäßig erleuchteten Zimmer auf einen hellgrauen Gegenstand, so schwebt abermals ein Phänomen vor uns, aber ein dunkles, das sich nach und nach von außen mit einem grünen Rande einfaßt, welcher ebenso wie vorher der purpurne Rand sich über das ganze Rund hineinwärts verbreitet. Ist dieses geschehen, so sieht man nunmehr ein schmutziges Gelb, das, wie in dem vorigen Versuche das Blau, die Scheibe ausfüllt und zuletzt von einer Unfarbe verschlungen wird.

43.

Diese beiden Versuche lassen sich kombiniren, wenn man in einem mäßig hellen Zimmer eine schwarze und weiße Tafel

neben einander hinsetzt und, so lange das Auge den Lichteindruck behält, bald auf die weiße bald auf die schwarze Tafel scharf hinblickt. Man wird alsdann im Anfange bald ein purpurnes bald ein grünes Phänomen und so weiter das Uebrige gewahr werden. Ja, wenn man sich geübt hat, so lassen sich, indem man das schwebende Phänomen dahin bringt, wo die zwei Tafeln an einander stoßen, die beiden entgegengesetzten Farben zugleich erblicken, welches um so bequemer geschehen kann, als die Tafeln entfernter stehen, indem das Spektrum alsdann größer erscheint.

44.

Ich befand mich gegen Abend in einer Eisenschmiede, als eben die glühende Masse unter den Hammer gebracht wurde. Ich hatte scharf darauf gesehen, wendete mich um und blickte zufällig in einen offenstehenden Kohlenschoppen. Ein ungeheures purpurfarbnes Bild schwebte nun vor meinen Augen, und als ich den Blick von der dunkeln Oeffnung weg nach dem hellen Bretterverschlag wendete, so erschien mir das Phänomen bald grün bald purpurfarben, je nachdem es einen dunklern oder hellern Grund hinter sich hatte. Auf das Abklingen dieser Erscheinung merkte ich damals nicht.

45.

Wie das Abklingen eines umschriebenen Glanzbildes verhält sich auch das Abklingen einer totalen Blendung der Retina. Die Purpurfarbe, welche die vom Schnee Geblendeten erblicken, gehört hieher sowie die ungemein schöne grüne Farbe dunkler Gegenstände, nachdem man auf ein weißes Papier in der Sonne lange hingesehen. Wie es sich näher damit verhalte, werden Diejenigen künftig untersuchen, deren jugendliche Augen um der Wissenschaft willen noch etwas auszustehen fähig sind.

46.

Hieher gehören gleichfalls die schwarzen Buchstaben, die im Abendlichte roth erscheinen. Vielleicht gehört auch die Geschichte hieher, daß sich Blutstropfen auf dem Tische zeigten, an den sich Heinrich der Vierte von Frankreich mit dem Herzog von Guise, um Würfel zu spielen, gesetzt hatte.

V.

Farbige Bilder.

47.

Wir wurden die phyſiologiſchen Farben zuerſt beim Abklingen farbloſer blendender Bilder ſowie auch bei abklingenden allgemeinen farbloſen Blendungen gewahr. Nun finden wir analoge Erſcheinungen, wenn dem Auge eine ſchon ſpezifizirte Farbe geboten wird, wobei uns Alles, was wir bisher erfahren haben, immer gegenwärtig bleiben muß.

48.

Wie von den farbloſen Bildern, ſo bleibt auch von den farbigen der Eindruck im Auge, nur daß uns die zur Oppoſition aufgefordernte und durch den Gegenſatz eine Totalität hervorbringende Lebendigkeit der Netzhaut anſchaulicher wird.

49.

Man halte ein kleines Stück lebhaft farbigen Papiers oder ſeidnen Zeuges vor eine mäßig erleuchtete weiße Tafel, ſchaue unverwandt auf die kleine farbige Fläche und hebe ſie, ohne das Auge zu verrücken, nach einiger Zeit hinweg, ſo wird das Spektrum einer andern Farbe auf der weißen Tafel zu ſehen ſein. Man kann auch das farbige Papier an ſeinem Orte laſſen und mit dem Auge auf einen andern Fleck der weißen Tafel hinblicken, ſo wird jene farbige Erſcheinung ſich auch dort ſehen laſſen; denn ſie entſpringt aus einem Bilde, das nunmehr dem Auge angehört.

50.

Um in der Kürze zu bemerken, welche Farben denn eigentlich durch dieſen Gegenſatz hervorgerufen werden, bediene man ſich des illuminirten Farbenkreiſes unſerer Tafeln, der überhaupt naturgemäß eingerichtet iſt und auch hier ſeine guten Dienſte leiſtet, indem die in demſelben diametral einander entgegengeſetzten Farben diejenigen ſind, welche ſich im Auge wechſelsweiſe fordern. So fordert Gelb das Violete, Orange das Blaue, Purpur das Grüne, und umgekehrt. So fordern ſich alle Abſtufungen wechſelsweiſe, die einfachere Farbe fordert die zuſammengeſetztere, und umgekehrt.

51.

Oefter, als wir denken, kommen uns die hieher gehörigen Fälle im gemeinen Leben vor, ja, der Aufmerksame sieht diese Erscheinungen überall, da sie hingegen von dem ununterrichteten Theil der Menschen wie von unsern Verfahren als flüchtige Fehler angesehen werden, ja, manchmal gar, als wären es Vorbedeutungen von Augenkrankheiten, sorgliches Nachdenken erregen. Einige bedeutende Fälle mögen hier Platz nehmen.

52.

Als ich gegen Abend in ein Wirthshaus eintrat und ein wohlgewachsenes Mädchen mit blendend weißem Gesicht, schwarzen Haaren und einem scharlachrothen Mieder zu mir ins Zimmer trat, blickte ich sie, die in einiger Entfernung vor mir stand, in der Halbdämmerung scharf an. Indem sie sich nun darauf hinwegbewegte, sah ich auf der mir entgegenstehenden weißen Wand ein schwarzes Gesicht, mit einem hellen Schein umgeben, und die übrige Bekleidung der völlig deutlichen Figur erschien von einem schönen Meergrün.

53.

Unter dem optischen Apparat befinden sich Brustbilder von Farben und Schattirungen, denen entgegengesetzt, welche die Natur zeigt, und man will, wenn man sie eine Zeit lang angeschaut, die Scheingestalt alsdann ziemlich natürlich gesehen haben. Die Sache ist an sich selbst richtig und der Erfahrung gemäß; denn in obigem Falle hätte mir eine Mohrin mit weißer Binde ein weißes Gesicht schwarz umgeben hervorgebracht; nur will es bei jenen gewöhnlich klein gemalten Bildern nicht Jedermann glücken, die Theile der Scheinfigur gewahr zu werden.

54.

Ein Phänomen, das schon früher bei den Naturforschern Aufmerksamkeit erregt, läßt sich, wie ich überzeugt bin, auch aus diesen Erscheinungen ableiten.

Man erzählt, daß gewisse Blumen im Sommer bei Abendzeit gleichsam blitzen, phosphoresziren oder ein augenblickliches Licht ausströmen. Einige Beobachter geben diese Erfahrungen genauer an.

Dieses Phänomen selbst zu sehen, hatte ich mich oft bemüht, ja sogar, um es hervorzubringen, künstliche Versuche angestellt.

Am 19. Jun. 1799, als ich zu später Abendzeit bei der in eine klare Nacht übergehenden Dämmerung mit einem Freunde im Garten auf- und abging, bemerkten wir sehr deutlich an den Blumen des orientalischen Mohns, die vor allen andern eine sehr mächtig rothe Farbe haben, etwas Flammenähnliches, das sich in ihrer Nähe zeigte. Wir stellten uns vor die Stauden hin, sahen aufmerksam darauf, konnten aber nichts weiter bemerken, bis uns endlich bei abermaligem Hin- und Wiedergehen gelang, indem wir seitwärts darauf blickten, die Erscheinung so oft zu wiederholen, als uns beliebte. Es zeigte sich, daß es ein physiologisches Farbenphänomen und der scheinbare Blitz eigentlich das Scheinbild der Blume in der geforderten blaugrünen Farbe sei.

Wenn man eine Blume gerad ansieht, so kommt die Erscheinung nicht hervor; doch müßte es auch geschehen, sobald man mit dem Blick wankte. Schielt man aber mit dem Augenwinkel hin, so entsteht eine momentane Doppelerscheinung, bei welcher das Scheinbild gleich neben und an dem wahren Bilde erblickt wird.

Die Dämmerung ist Ursache, daß das Auge völlig ausgeruht und empfänglich ist, und die Farbe des Mohns ist mächtig genug, bei einer Sommerdämmerung der längsten Tage noch vollkommen zu wirken und ein gefordertes Bild hervorzurufen.

Ich bin überzeugt, daß man diese Erscheinung zum Versuche erheben und den gleichen Effekt durch Papierblumen hervorbringen könnte.

Will man indessen sich auf die Erfahrung in der Natur vorbereiten, so gewöhne man sich, indem man durch den Garten geht, die farbigen Blumen scharf anzusehen und sogleich auf den Sandweg hinzublicken; man wird diesen alsdann mit Flecken der entgegengesetzten Farbe bestreut sehen. Diese Erfahrung glückt bei bedecktem Himmel, aber auch selbst beim hellsten Sonnenschein, der, indem er die Farbe der Blume erhöht, sie fähig macht, die geforderte Farbe mächtig genug hervorzubringen, daß sie selbst bei einem blendenden Lichte noch bemerkt werden kann. So bringen die Päonien schön grüne, die Kalendeln lebhaft blaue Spektra hervor.

10.

Wie ich so ehrlich war,
Hab' ich gefehlt
Und habe Jahre lang
Mich durchgequält;
Ich galt und galt auch nicht;
Was sollt' es heißen?
Nun wollt' ich Schelm sein,
Thät mich befleißen;
Das wollt' mir gar nicht ein,
Mußt' mich zerreißen.
Da dacht' ich: ehrlich sein
Ist doch das Beste;
War es nur kümmerlich,
So steht es feste.

11.

Zu genießen weiß im Prachern
Abraham's geweihtes Blut;
Seh' ich sie im Bajar schachern,
Kaufen wohlfeil, kaufen gut.

Vergl. auch Goethe's Spruch in Prosa Nr. 940: „Mit dem Wissen wächst der Zweifel", und Erasmi Adagia: „Nihil insanius quam multa scire" (ed. Messerschmidt, S. 153). — Auch der Weiseste wird von der Liebe lernen (B. 3 u. 4), und überhaupt wird, wer sich noch so weise dünkt, von seiner Umgebung, von Andern Weisheit lernen (B. 4 bis 8). — Die vier schönen Schlußverse erklären sich selbst. Vergl. damit den Spruch: „Wer Recht will thun immer und mit Lust, Der hege wahre Lieb' in Sinn und Brust" (Werke, II. 332). — Als besondre Denkverse übersandte Goethe a) die ersten beiden Verse, b) Vers 5 bis 8, c) V. 9 und 10 am 29. August 1829 an seine Freundin Adele Schopenhauer.

10. Ebenfalls 1827 hinzugekommen. — Amplifikation alter deutscher Sprichwörter: „Ehrlich währt am Längsten. Schuftig lebt in Aengsten" (Lüntzer) und: „Ehrlich macht reich, aber langsam geht's her" (von Burm zitirt, nach dem Anhange zu den Kunderten Baterns von Schmeller, München 1831).

11. Aus Goethe's Nachlaß 1837 (I. 1. S. 347) hier eingerückt, wiedergegeben in Frankfurt a. M. und wol in der Judengasse empfangene Eindrücke. — Prachern ein niederdeutsches Wort, welches auch in Dietz'

55.

So wie bei den Versuchen mit farbigen Bildern auf einzelnen Theilen der Retina ein Farbenwechsel gesetzmäßig entsteht, so geschieht dasselbe, wenn die ganze Netzhaut von einer Farbe afficirt wird. Hievon können wir uns überzeugen, wenn wir farbige Glasscheiben vors Auge nehmen. Man blicke eine Zeit lang durch eine blaue Scheibe, so wird die Welt nachher dem befreiten Auge wie von der Sonne erleuchtet erscheinen, wenn auch gleich der Tag grau und die Gegend herbstlich farblos wäre. Ebenso sehen wir, indem wir eine grüne Brille weglegen, die Gegenstände mit einem röthlichen Schein überglänzt. Ich sollte daher glauben, daß es nicht wohlgethan sei, zu Schonung der Augen sich grüner Gläser oder grünen Papiers zu bedienen, weil jede Farbspezifikation dem Auge Gewalt anthut und das Organ zur Opposition nöthigt.

56.

Haben wir bisher die entgegengesetzten Farben sich einander successiv auf der Retina fordern sehen, so bleibt uns noch übrig, zu erfahren, daß diese gesetzliche Forderung auch simultan bestehen könne. Malt sich auf einem Theile der Netzhaut ein farbiges Bild, so findet sich der übrige Theil sogleich in einer Disposition, die bemerkten korrespondirenden Farben hervorzubringen. Setzt man obige Versuche fort und blickt z. B. vor einer weißen Fläche auf ein gelbes Stück Papier, so ist der übrige Theil des Auges schon disponirt, auf gedachter farbloser Fläche das Violete hervorzubringen. Allein das wenige Gelbe ist nicht mächtig genug, jene Wirkung deutlich zu leisten. Bringt man aber auf eine gelbe Wand weiße Papiere, so wird man sie mit einem violeten Ton überzogen sehen.

57.

Ob man gleich mit allen Farben diese Versuche anstellen kann, so sind doch besonders dazu Grün und Purpur zu empfehlen, weil diese Farben einander auffallend hervorrufen. Auch im Leben begegnen uns diese Fälle häufig. Blickt ein grünes Papier durch gestreiften oder geblümten Musselin hindurch, so werden die Streifen oder Blumen röthlich erscheinen.

Durch grüne Schaltern ein graues Haus gesehen, erscheint gleichfalls röthlich. Die Purpurfarbe an dem bewegten Meer ist auch eine geforderte Farbe. Der beleuchtete Theil der Wellen erscheint grün in seiner eigenen Farbe und der beschattete in der entgegengesetzten purpurnen. Die verschiedene Richtung der Wellen gegen das Auge bringt ebendie Wirkung hervor. Durch eine Oeffnung rother oder grüner Vorhänge erscheinen die Gegenstände draußen mit der geforderten Farbe. Uebrigens werden sich diese Erscheinungen dem Aufmerksamen überall, ja bis zur Unbequemlichkeit zeigen.

58.

Haben wir das Simultane dieser Wirkungen bisher in den direkten Fällen kennen gelernt so können wir solche auch in den umgekehrten bemerken. Nimmt man ein sehr lebhaft orange gefärbtes Stückchen Papier vor die weiße Fläche, so wird man, wenn man es scharf ansieht, das auf der übrigen Fläche geforderte Blau schwerlich gewahr werden. Nimmt man aber das orange Papier weg und erscheint an dessen Platz das blaue Scheinbild, so wird sich in dem Augenblick, da dieses völlig wirksam ist, die übrige Fläche wie in einer Art von Wetterleuchten mit einem röthlichgelben Schein überziehen und wird dem Beobachter die produktive Forderung dieser Gesetzlichkeit zum lebhaften Anschauen bringen.

59.

Wie die geforderten Farben da, wo sie nicht sind, neben und nach der fordernden leicht erscheinen, so werden sie erhöht da, wo sie sind. In einem Hofe, der mit grauen Kalksteinen gepflastert und mit Gras durchwachsen war, erschien das Gras von einer unendlich schönen Grüne, als Abendwolken einen röthlichen, kaum bemerklichen Schein auf das Pflaster warfen. Im umgekehrten Falle sieht Derjenige, der bei einer mittleren Helle des Himmels auf Wiesen wandelt und nichts als Grün vor sich sieht, öfters die Baumstämme und Wege mit einem röthlichen Scheine leuchten. Bei Landschaftmalern, besonders denjenigen, die mit Aquarellfarben arbeiten, kommt dieser Ton öfters vor. Wahrscheinlich sehen sie ihn in der Natur, ahmen ihn unbewußt nach, und ihre Arbeit wird als unnatürlich getadelt.

60.

Dieſe Phänomene ſind von der größten Wichtigkeit, indem ſie uns auf die Geſetze des Sehens hindeuten und zu künftiger Betrachtung der Farben eine nothwendige Vorbereitung ſind. Das Auge verlangt dabei ganz eigentlich Totalität und ſchließt in ſich ſelbſt den Farbenkreis ab. In dem vom Gelben geforderten Violeten liegt das Rothe und Blaue, im Orange das Gelbe und Rothe, dem das Blaue entſpricht; das Grüne vereinigt Blau und Gelb und fordert das Rothe, und ſo in allen Abſtufungen der verſchiedenſten Miſchungen. Daß man in dieſem Falle genöthigt werde, drei Hauptfarben anzunehmen, iſt ſchon früher von den Beobachtern bemerkt worden.

61.

Wenn in der Totalität die Elemente, woraus ſie zuſammenwächſt, noch bemerklich ſind, nennen wir ſie billig Harmonie, und wie die Lehre von der Harmonie der Farben ſich aus dieſen Phänomenen herleite, wie nur durch dieſe Eigenſchaften die Farbe fähig ſei, zu äſthetiſchem Gebrauch angewendet zu werden, muß ſich in der Folge zeigen, wenn wir den ganzen Kreis der Beobachtungen durchlaufen haben und auf den Punkt, wovon wir ausgegangen ſind, zurückkehren.

VI.

Farbige Schatten.

62.

Ehe wir jedoch weiter ſchreiten, haben wir noch höchſt merkwürdige Fälle dieſer lebendig geforderten, neben einander beſtehenden Farben zu beobachten, und zwar, indem wir unſre Aufmerkſamkeit auf die farbigen Schatten richten. Um zu dieſen überzugehen, wenden wir uns vorerſt zur Betrachtung der farbloſen Schatten.

63.

Ein Schatten, von der Sonne auf eine weiße Fläche geworfen, giebt uns keine Empfindung von Farbe, ſo lange die Sonne in ihrer völligen Kraft wirkt. Er ſcheint ſchwarz oder, wenn ein Segenlicht hinzudringen kann, ſchwächer, halberhellt, grau.

64.

Zu den farbigen Schatten gehören zwei Bedingungen: erstlich, daß das wirksame Licht auf irgend eine Art die weiße Fläche färbe, zweitens, daß ein Gegenlicht den geworfenen Schatten auf einen gewissen Grad erleuchte.

65.

Man setze bei der Dämmerung auf ein weißes Papier eine niedrig brennende Kerze; zwischen sie und das abnehmende Tageslicht stelle man einen Bleistift aufrecht, so daß der Schatten, welchen die Kerze wirft, von dem schwachen Tageslicht erhellt, aber nicht aufgehoben werden kann, und der Schatten wird von dem schönsten Blau erscheinen.

66.

Daß dieser Schatten blau sei, bemerkt man alsobald; aber man überzeugt sich nur durch Aufmerksamkeit, daß das weiße Papier als eine röthlich gelbe Fläche wirkt, durch welchen Schein jene blaue Farbe im Auge gefordert wird.

67.

Bei allen farbigen Schatten daher muß man auf der Fläche, auf welche er geworfen wird, eine erregte Farbe vermuthen, welche sich auch bei aufmerksamerer Betrachtung wohl erkennen läßt. Doch überzeuge man sich vorher durch folgenden Versuch.

68.

Man nehme zur Nachtzeit zwei brennende Kerzen und stelle sie gegen einander auf eine weiße Fläche; man halte einen dünnen Stab zwischen beiden aufrecht, so daß zwei Schatten entstehen; man nehme ein farbiges Glas und halte es vor das eine Licht, also daß die weiße Fläche gefärbt erscheine, und in demselben Augenblick wird der von dem nunmehr färbenden Lichte geworfene und von dem farblosen Lichte beleuchtete Schatten die geforderte Farbe anzeigen.

69.

Es tritt hier eine wichtige Betrachtung ein, auf die wir noch öfters zurückkommen werden. Die Farbe selbst ist ein Schattiges (σκιερόν), deswegen Kircher vollkommen Recht

hat, sie lumen opacatum zu nennen, und wie sie mit dem Schatten verwandt ist, so verbindet sie sich auch gern mit ihm, sie erscheint uns gern in ihm und durch ihn, sobald der Anlaß nur gegeben ist; und so müssen wir bei Gelegenheit der farbigen Schatten zugleich eines Phänomens erwähnen, dessen Ableitung und Entwickelung erst später vorgenommen werden kann.

70.

Man wähle in der Dämmerung den Zeitpunkt, wo das einfallende Himmelslicht noch einen Schatten zu werfen im Stande ist, der von dem Kerzenlichte nicht ganz aufgehoben werden kann, so daß vielmehr ein doppelter fällt, einmal vom Kerzenlicht gegen das Himmelslicht und sodann vom Himmelslicht gegen das Kerzenlicht. Wenn der erstere blau ist, so wird der letztere hochgelb erscheinen. Dieses hohe Gelb ist aber eigentlich nur der über das ganze Papier von dem Kerzenlicht verbreitete gelbröthliche Schein, der im Schatten sichtbar wird.

71.

Hievon kann man sich bei dem obigen Versuche mit zwei Kerzen und farbigen Gläsern am Besten überzeugen, so wie die unglaubliche Leichtigkeit, womit der Schatten eine Farbe annimmt, bei der nähern Betrachtung der Widerscheine und sonst mehrmals zur Sprache kommt.

72.

Und so wäre denn auch die Erscheinung der farbigen Schatten, welche den Beobachtern bisher so viel zu schaffen gemacht, bequem abgeleitet. Ein Jeder, der künftighin farbige Schatten bemerkt, beobachte nur, mit welcher Farbe die helle Fläche, worauf sie erscheinen, etwa tingirt sein möchte. Ja; man kann die Farbe des Schattens als ein Chromatostop der beleuchteten Flächen ansehen, indem man die der Farbe des Schattens entgegenstehende Farbe auf der Fläche vermuthen und bei näherer Aufmerksamkeit in jedem Falle gewahr werden kann.

73.

Wegen dieser nunmehr bequem abzuleitenden farbigen Schatten hat man sich bisher viel gequält und sie, weil sie meistentheils unter freiem Himmel beobachtet wurden und

vorzüglich blau erſchienen, einer gewiſſen heimlich blauen und blau färbenden Eigenſchaft der Luft zugeſchrieben. Man kann ſich aber bei jenem Verſuche mit dem Kerzenlicht im Zimmer überzeugen, daß keine Art von blauem Schein oder Widerſchein dazu nöthig iſt, indem man den Verſuch an einem grauen trüben Tag, ja hinter zugezogenen weißen Vorhängen anſtellen kann, in einem Zimmer, wo ſich auch nicht das mindeſte Blaue befindet, und der blaue Schatten wird ſich nur um deſto ſchöner zeigen.

74.

Sauſſure ſagt in der Beſchreibung ſeiner Reiſe auf den Montblanc:

„Eine zweite nicht unintereſſante Bemerkung betrifft die Farben der Schatten, die wir trotz der genauſten Beobachtung nie dunkelblau fanden, ob es gleich in der Ebene häufig der Fall geweſen war. Wir ſahen ſie im Gegentheil von neunundfunfzigmal einmal gelblich, ſechsmal blaß bläulich, achtzehnmal farbenlos oder ſchwarz und vierunddreißigmal blaß violet.

„Wenn alſo einige Phyſiker annehmen, daß dieſe Farben mehr von zufälligen, in der Luft zerſtreuten, den Schatten ihre eigenthümlichen Nuancen mittheilenden Dünſten herrühren, nicht aber durch eine beſtimmte Luft- oder reflektirte Himmelsfarbe verurſacht werden, ſo ſcheinen jene Beobachtungen ihrer Meinung günſtig zu ſein.“

Die von de Sauſſure angezeigten Erfahrungen werden wir nun bequem einrangiren können.

Auf der großen Höhe war der Himmel meiſtentheils rein von Dünſten. Die Sonne wirkte in ihrer ganzen Kraft auf den weißen Schnee, ſo daß er dem Auge völlig weiß erſchien, und ſie ſahen bei dieſer Gelegenheit die Schatten völlig farbenlos. War die Luft mit wenigen Dünſten geſchwängert, und entſtand dadurch ein gelblicher Ton des Schnees, ſo folgten violete Schatten, und zwar waren dieſe die meiſten. Auch ſahen ſie bläuliche Schatten, jedoch ſeltener, und daß die blauen und violeten nur blaß waren, kam von der hellen und heiteren Umgebung, wodurch die Schattenſtärke gemindert wurde. Nur einmal ſahen ſie den Schatten gelblich, welches, wie wir oben (70) geſehen haben, ein Schatten iſt, der von einem farbloſen Gegenlichte geworfen und von dem färbenden Hauptlichte erleuchtet worden.

75.

Auf einer Harzreise im Winter stieg ich gegen Abend vom Brocken herunter; die weiten Flächen auf- und abwärts waren beschneit, die Heide von Schnee bedeckt, alle zerstreut stehenden Bäume und vorragenden Klippen, auch alle Baum- und Felsenmassen völlig bereift; die Sonne senkte sich eben gegen die Oderteiche hinunter.

Waren den Tag über bei dem gelblichen Ton des Schnees schon leise violete Schatten bemerklich gewesen, so mußte man sie nun für hochblau ansprechen, als ein gesteigertes Gelb von den beleuchteten Theilen widerschien.

Als aber die Sonne sich endlich ihrem Niedergang näherte und ihr durch die stärkeren Dünste höchst gemäßigter Strahl die ganze mich umgebende Welt mit der schönsten Purpurfarbe überzog, da verwandelte sich die Schattenfarbe in ein Grün, das nach seiner Klarheit einem Meergrün, nach seiner Schönheit einem Smaragdgrün verglichen werden konnte. Die Erscheinung ward immer lebhafter, man glaubte sich in einer Feenwelt zu befinden, denn Alles hatte sich in die zwei lebhaften und so schön übereinstimmenden Farben gekleidet, bis endlich mit dem Sonnenuntergang die Prachterscheinung sich in eine graue Dämmerung und nach und nach in eine mond- und sternhelle Nacht verlor.

76.

Einer der schönsten fälle farbiger Schatten kann bei dem Vollmonde beobachtet werden. Der Kerzen- und Mondenschein lassen sich völlig ins Gleichgewicht bringen. Beide Schatten können gleich stark und deutlich dargestellt werden, so daß beide Farben sich vollkommen balanciren. Man setzt die Tafel dem Scheine des Vollmondes entgegen, das Kerzenlicht ein Wenig an die Seite, in gehöriger Entfernung, vor die Tafel hält man einen undurchsichtigen Körper; alsdann entsteht ein doppelter Schatten, und zwar wird derjenige, den der Mond wirft und das Kerzenlicht bescheint, gewaltig rothgelb, und umgekehrt der, den das Licht wirft und der Mond bescheint, vom schönsten Blau gesehen werden. Wo beide Schatten zusammentreffen und sich zu einem vereinigen, ist er schwarz. Der gelbe Schatten läßt sich vielleicht auf keine Weise auffallender darstellen. Die unmittelbare Nähe des blauen, der dazwischentretende schwarze Schatten machen die Erscheinung

desto angenehmer. Ja, wenn der Blick lange auf der Tafel verweilt, so wird das geforderte Blau das fordernde Gelb wieder gegenseitig fordernd steigern und ins Gelbrothe treiben, welches denn wieder seinen Gegensatz, eine Art von Meergrün hervorbringt.

77.

Hier ist der Ort, zu bemerken, daß es wahrscheinlich eines Zeitmomentes bedarf, um die geforderte Farbe hervorzubringen. Die Retina muß von der fordernden Farbe erst recht affizirt sein, ehe die geforderte lebhaft bemerklich wird.

78.

Wenn Taucher sich unter dem Meere befinden und das Sonnenlicht in ihre Glocke scheint, so ist alles Beleuchtete, was sie umgiebt, purpurfarbig (wovon künftig die Ursache anzugeben ist); die Schatten dagegen sehen grün aus. Ebendasselbe Phänomen, was ich auf einem hohen Berge gewahr wurde (75), bemerken sie in der Tiefe des Meers, und so ist die Natur mit sich selbst durchaus übereinstimmend.

79.

Einige Erfahrungen und Versuche, welche sich zwischen die Kapitel von farbigen Bildern und von farbigen Schatten gleichsam einschieben, werden hier nachgebracht.

Man habe an einem Winterabende einen weißen Papierladen inwendig vor dem Fenster eines Zimmers: in diesem Laden sei eine Oeffnung, wodurch man den Schnee eines etwa benachbarten Daches sehen könne; es sei draußen noch einigermaßen dämmrig, und ein Licht komme in das Zimmer: so wird der Schnee durch die Oeffnung vollkommen blau erscheinen, weil nämlich das Papier durch das Kerzenlicht gelb gefärbt wird. Der Schnee, welchen man durch die Oeffnung sieht, tritt hier an die Stelle eines durch ein Gegenlicht erhellten Schattens oder, wenn man will, eines grauen Bildes auf gelber Fläche.

80.

Ein andrer sehr interessanter Versuch mache den Schluß. Nimmt man eine Tafel grünen Glases von einiger Stärke und läßt darin die Fensterstäbe sich spiegeln, so wird man sie

doppelt sehen, und zwar wird das Bild, das von der untern Fläche des Glases kommt, grün sein, das Bild hingegen, das sich von der obern Fläche herleitet und eigentlich farblos sein sollte, wird purpurfarben erscheinen.

An einem Gefäß, dessen Boden spiegelartig ist, welches man mit Wasser füllen kann, läßt sich der Versuch sehr artig anstellen, indem man bei reinem Wasser erst die farblosen Bilder zeigen und durch Färbung desselben sodann die farbigen Bilder produziren kann.

VII.

Schwach wirkende Lichter.

81.

Das energische Licht erscheint rein weiß, und diesen Eindruck macht es auch im höchsten Grade der Blendung. Das nicht in seiner ganzen Gewalt wirkende Licht kann auch noch unter verschiedenen Bedingungen farblos bleiben. Mehrere Naturforscher und Mathematiker haben die Stufen desselben zu messen gesucht. Lambert, Bouguer, Rumford.

82.

Jedoch findet sich bei schwächer wirkenden Lichtern bald eine Farbenerscheinung, indem sie sich wie abklingende Bilder verhalten (39).

83.

Irgend ein Licht wirkt schwächer, entweder wenn seine Energie, es geschehe, wie es wolle, gemindert wird, oder wenn das Auge in eine Dispostion geräth, die Wirkung nicht genugsam erfahren zu können. Jene Erscheinungen, welche objektiv genannt werden können, finden ihren Platz bei den physischen Farben. Wir erwähnen hier nur des Uebergangs vom Weißglühen bis zum Rothglühen des erhitzten Eisens. Nicht weniger bemerken wir, daß Kerzen auch bei Nachtzeit, nach Maßgabe, wie man sie vom Auge entfernt, röther scheinen.

84.

Der Kerzenschein bei Nacht wirkt in der Nähe als ein gelbes Licht; wir können es an der Wirkung bemerken, welche

auf die übrigen Farben hervorgebracht wird. Ein Blaßgelb ist bei Nacht wenig von dem Weißen zu unterscheiden; das Blaue nähert sich dem Grünen und ein Rosenfarb dem Orangen.

85.

Der Schein des Kerzenlichts bei der Dämmrung wirkt lebhaft als ein gelbes Licht, welches die blauen Schatten am Besten beweisen, die bei dieser Gelegenheit im Auge hervorgerufen werden.

86.

Die Retina kann durch ein starkes Licht dergestalt gereizt werden, daß sie schwächere Lichter nicht erkennen kann (11). Erkennt sie solche, so erscheinen sie farbig; daher sieht ein Kerzenlicht bei Tage röthlich aus, es verhält sich wie ein abklingendes; ja, ein Kerzenlicht, das man bei Nacht länger und schärfer ansieht, erscheint immer röther.

87.

Es giebt schwach wirkende Lichter, welche demungeachtet eine weiße, höchstens hellgelbliche Erscheinung auf der Retina machen, wie der Mond in seiner vollen Klarheit. Das faule Holz hat sogar eine Art von bläulichem Schein. Dieses Alles wird künftig wieder zur Sprache kommen.

88.

Wenn man nahe an eine weiße oder grauliche Wand Nachts ein Licht stellt, so wird sie von diesem Mittelpunkt aus auf eine ziemliche Weite erleuchtet sein. Betrachtet man den daher entstehenden Kreis aus einiger Ferne, so erscheint uns der Rand der erleuchteten Fläche mit einem gelben, nach außen rothgelben Kreise umgeben, und wir werden aufmerksam gemacht, daß das Licht, wenn es scheinend oder widerscheinend nicht in seiner größten Energie auf uns wirkt, unserm Auge den Eindruck vom Gelben, Röthlichen und zuletzt sogar vom Rothen gebe. Hier finden wir den Uebergang zu den Höfen, die wir um leuchtende Punkte auf eine oder die andre Weise zu sehen pflegen.

12.

Frage nicht, durch welche Pforte
Du in Gottes Stadt gekommen,
Sondern bleib am ſtillen Orte,
Wo Du einmal Platz genommen!

Schaue dann umher nach Weiſen
Und nach Mächt'gen, die befehlen!
Jene werden unterweiſen,
Dieſe That und Kräfte ſtählen.

Wenn Du nützlich und gelaſſen
So dem Staate treu geblieben,
Wiſſe, Niemand wird Dich haſſen,
Und Dich werden Viele lieben.

Und der Fürſt erkennt die Treue,
Sie erhält die That lebendig;
Dann bewährt ſich auch das Neue
Nächſt dem Alten erſt beſtändig.

Und verbringſt Du, kräftig milde,
Deiner Laufbahn reine Kreiſe,
Wirſt Du auch zum Muſterbilde
Jüngeren nach Deiner Weiſe.

Denkwürdigkeiten vorkommt, erklärt Sanders als: „betteln, mit zudringlichem Pochen, ohne ſich abweiſen zu laſſen" (II. 578); dort finden ſich reichliche Zitate. Goethe braucht das Wort in Nr. 672 des Briefw. mit Zelter und in Nr. 534 desjenigen mit Knebel. Hamann war daſſelbe ſehr geläufig; ſ. deſſen Werke, IV. S. 242. 268 („prachertolge Modelprache") u. 411, und eine klaſſiſche Anwendung des Zeitworts „prachern" findet ſich in Bürger's Gedicht: Der Kaiſer und der Abt.

12. Zum 30. Mai 1815 in Wiesbaden gedichtet, nebſt noch zwei Strophen, welche bereits bei den Gedichten (Bd. III. S. 334) unter der Ueberſchrift An Kirms und von Schardt Aufnahme gefunden. Nur die erſten vier Strophen wurden 1827 in den Divan (A. l. H.) eingerückt. Im Feuilleton der Berliner Nationalzeitung vom 26. März 1868 (Nr. 143) erſchien das Gedicht nach dem Original vollſtändig in ſieben Strophen. Die beiden letzten rein perſönlichen (Bd. III. S. 334) ſind darin durch einen Strich von den fünf erſten getrennt, weshalb es ſich rechtfertige, dieſelben als eine beſondre Nummer den perſönlichen Gedichten einzureihen, dagegen die dorthin nicht gehörige allgemeinere fünfte Strophe, wie oben zuerſt geſchieht, in den Divan aufzunehmen. Die Veranlaſſung zu dem ganzen Gedichte gab das auf den 30. Mai 1815 fallende fünfzigjährige Dienſtjubiläum der genannten beiden Weimariſchen Beamten.

VIII.

Subjektive Höfe.

89.

Man kann die Höfe in subjektive und objektive eintheilen. Die letzten werden unter den physischen Farben abgehandelt, nur die ersten gehören hieher. Sie unterscheiden sich von den objektiven darin, daß sie verschwinden, wenn man den leuchtenden Gegenstand, der sie auf der Netzhaut hervorbringt, zudeckt.

90.

Wir haben oben den Eindruck des leuchtenden Bildes auf die Retina gesehen und wie es sich auf derselben vergrößert; aber damit ist die Wirkung noch nicht vollendet. Es wirkt nicht allein als Bild, sondern auch als Energie über sich hinaus; es verbreitet sich vom Mittelpunkte aus nach der Peripherie.

91.

Daß ein solcher Nimbus um das leuchtende Bild in unserm Auge bewirket werde, kann man am Besten in der dunkeln Kammer sehen, wenn man gegen eine mäßig große Oeffnung im Fensterladen hinblickt. Hier ist das helle Bild von einem runden Nebelschein umgeben.

Einen solchen Nebelschein sah ich mit einem gelben und gelbrothen Kreise umgeben, als ich mehrere Nächte in einem Schlafwagen zubrachte und Morgens bei dämmerndem Tageslichte die Augen aufschlug.

92.

Die Höfe erscheinen am Lebhaftesten, wenn das Auge ausgeruht und empfänglich ist. Nicht weniger vor einem dunkeln Hintergrund. Beides ist die Ursache, daß wir sie so stark sehen, wenn wir Nachts aufwachen und uns ein Licht entgegengebracht wird. Diese Bedingungen fanden sich auch zusammen, als Descartes im Schiff sitzend geschlafen hatte und so lebhafte farbige Scheine um das Licht bemerkte.

93.

Ein Licht muß mäßig leuchten, nicht blenden, wenn es einen Hof im Auge erregen soll, wenigstens würden die Höfe

eines blendenden Lichtes nicht bemerkt werden können. Wir sehen einen solchen Glanzhof um die Sonne, welche von einer Wasserfläche ins Auge fällt.

94.

Genau beobachtet, ist ein solcher Hof an seinem Rande mit einem gelben Saume eingefaßt. Aber auch hier ist jene energische Wirkung noch nicht geendigt, sondern sie scheint sich in abwechselnden Kreisen weiter fort zu bewegen.

95.

Es giebt viele Fälle, die auf eine kreisartige Wirkung der Retina deuten, es sei nun, daß sie durch die runde Form des Auges selbst und seiner verschiedenen Theile oder sonst hervorgebracht werde.

96.

Wenn man das Auge von dem innern Augenwinkel her nur ein Wenig drückt, so entstehen dunklere oder hellere Kreise. Man kann bei Nachtzeit manchmal auch ohne Druck eine Succession solcher Kreise gewahr werden, von denen sich einer aus dem andern entwickelt, einer vom andern verschlungen wird.

97.

Wir haben schon einen gelben Rand um den von einem nah gestellten Licht erleuchteten weißen Raum gesehen. Dies wäre eine Art von objektivem Hof (88).

98.

Die subjektiven Höfe können wir uns als den Konflikt des Lichtes mit einem lebendigen Raume denken. Aus dem Konflikt des Bewegenden mit dem Bewegten entsteht eine undulirende Bewegung. Man kann das Gleichniß von den Ringen im Wasser hernehmen. Der hineingeworfene Stein treibt das Wasser nach allen Seiten, die Wirkung erreicht eine höchste Stufe, sie klingt ab und gelangt im Gegensatz zur Tiefe. Die Wirkung geht fort, kulminirt aufs Neue, und so wiederholen sich die Kreise. Erinnert man sich der konzentrischen Ringe, die in einem mit Wasser gefüllten

Trinkgläse entstehen, wenn man versucht, einen Ton durch Reiben des Randes hervorzubringen, gedenkt man der intermittirenden Schwingungen beim Abklingen der Glocken, so nähert man sich wol in der Vorstellung demjenigen, was auf der Retina vorgehen mag, wenn sie von einem leuchtenden Gegenstand getroffen wird, nur daß sie als lebendig schon eine gewisse kreisartige Disposition in ihrer Organisation hat.

99.

Die um das leuchtende Bild sich zeigende helle Kreisfläche ist gelb mit Roth geendigt. Darauf folgt ein grünlicher Kreis, der mit einem rothen Rande geschlossen ist. Dies scheint das gewöhnliche Phänomen zu sein bei einer gewissen Größe des leuchtenden Körpers. Diese Höfe werden größer, je weiter man sich von dem leuchtenden Bilde entfernt.

100.

Die Höfe können aber auch im Auge unendlich klein und vielfach erscheinen, wenn der erste Anstoß klein und mächtig ist. Der Versuch macht sich am Besten mit einer auf der Erde liegenden, von der Sonne beschienenen Goldflinter. In diesen Fällen erscheinen die Höfe in bunten Strahlen. Jene farbige Erscheinung, welche die Sonne im Auge macht, indem sie durch Baumblätter dringt, scheint auch hieher zu gehören.

Pathologische Farben.

Anhang.

101.

Die physiologischen Farben kennen wir nunmehr hinreichend, um sie von den pathologischen zu unterscheiden. Wir wissen, welche Erscheinungen dem gesunden Auge zugehören und nöthig sind, damit sich das Organ vollkommen lebendig und thätig erzeige.

102.

Die krankhaften Phänomene deuten gleichfalls auf organische und physische Gesetze; denn wenn ein besonderes leben-

diges Wesen von derjenigen Regel abweicht, durch die es gebildet ist, so strebt es ins allgemeine Leben hin, immer auf einem gesetzlichen Wege, und macht uns auf seiner ganzen Bahn jene Maximen anschaulich, aus welchen die Welt entsprungen ist und durch welche sie zusammengehalten wird.

103.

Wir sprechen hier zuerst von einem sehr merkwürdigen Zustande, in welchem sich die Augen mancher Personen befinden. Indem er eine Abweichung von der gewöhnlichen Art, die Farben zu sehen, anzeigt, so gehört er wol zu den krankhaften; da er aber regelmäßig ist, öfter vorkommt, sich auf mehrere Familienglieder erstreckt und sich wahrscheinlich nicht heilen läßt, so stellen wir ihn billig auf die Grenze.

104.

Ich kannte zwei Subjekte, die damit behaftet waren, nicht über zwanzig Jahr alt; Beide hatten blaugraue Augen, ein scharfes Gesicht in der Nähe und Ferne, bei Tages- und Kerzenlicht, und ihre Art, die Farben zu sehen, war in der Hauptsache völlig übereinstimmend.

105.

Mit uns treffen sie zusammen, daß sie Weiß, Schwarz und Grau nach unsrer Weise benennen; Weiß sahen sie Beide ohne Beimischung. Der Eine wollte bei Schwarz etwas Bräunliches und bei Grau etwas Röthliches bemerken. Ueberhaupt scheinen sie die Abstufung von Hell und Dunkel sehr zart zu empfinden.

106.

Mit uns scheinen sie Gelb, Rothgelb und Gelbroth zu sehen: bei dem letzten sagen sie, sie sähen das Gelbe gleichsam über dem Roth schweben, wie lasirt. Karmin, in der Mitte einer Untertasse dicht aufgetrocknet, nannten sie Roth.

107.

Nun aber tritt eine auffallende Differenz ein. Man streiche mit einem genetzten Pinsel den Karmin leicht über die weiße Schale, so werden sie diese entstehende helle Farbe der Farbe des Himmels vergleichen und solche Blau nennen. Zeigt man ihnen

daneben eine Rose, so nennen sie diese auch blau und können bei allen Proben, die man anstellt, das Hellblau nicht von dem Rosenfarb unterscheiden. Sie verwechseln Rosenfarb, Blau und Violet durchaus; nur durch kleine Schattirungen des Helleren, Dunkleren, Lebhafteren, Schwächeren scheinen sich diese Farben für sie von einander abzusondern.

108.

Ferner können sie Grün von einem Dunkelorange, besonders aber von einem Rothbraun nicht unterscheiden.

109.

Wenn man die Unterhaltung mit ihnen dem Zufall überläßt und sie blos über vorliegende Gegenstände befragt, so geräth man in die größte Verwirrung und fürchtet wahnsinnig zu werden. Mit einiger Methode hingegen kommt man dem Gesetz dieser Gesetzwidrigkeit schon um Vieles näher.

110.

Sie haben, wie man aus dem Obigen sehen kann, weniger Farben als wir; daher denn die Verwechselung von verschiedenen Farben entsteht. Sie nennen den Himmel rosenfarb und die Rose blau, oder umgekehrt. Nun fragt sich: sehen sie Beides blau oder Beides rosenfarb? sehen sie das Grün orange oder das Orange grün?

111.

Diese seltsamen Räthsel scheinen sich zu lösen, wenn man annimmt, daß sie kein Blau, sondern an dessen Statt einen diluirten Purpur, ein Rosenfarb, ein helles reines Roth sehen. Symbolisch kann man sich diese Lösung einstweilen folgendermaßen vorstellen.

112.

Nehmen wir aus unserm Farbenkreise das Blaue heraus, so fehlt uns Blau, Violet und Grün. Das reine Roth verbreitet sich an der Stelle der beiden ersten, und wenn es wieder das Gelbe berührt, bringt es anstatt des Grünen abermals ein Orange hervor.

113.

Indem wir uns von dieser Erklärungsart überzeugt halten, haben wir diese merkwürdige Abweichung vom gewöhnlichen Sehen Akyanoblepsie genannt und zu besserer Einsicht mehrere Figuren gezeichnet und illuminirt, bei deren Erklärung wir künftig das Weitre beizubringen gedenken. Auch findet man daselbst eine Landschaft, gefärbt nach der Weise, wie diese Menschen wahrscheinlich die Natur sehen, den Himmel rosenfarb und alles Grüne in Tönen vom Gelben bis zum Braunrothen, ungefähr wie es uns im Herbst erscheint.

114.

Wir sprechen nunmehr von krankhaften sowol als allen widernatürlichen, außernatürlichen, seltenen Affektionen der Retina, wobei ohne äußeres Licht das Auge zu einer Lichterscheinung disponirt werden kann, und behalten uns vor, des galvanischen Lichtes künftig zu erwähnen.

115.

Bei einem Schlag aufs Auge scheinen Funken umherzusprühen. Ferner, wenn man in gewissen körperlichen Dispositionen, besonders bei erhitztem Blute und reger Empfindlichkeit, das Auge erst sachte, dann immer stärker drückt, so kann man ein blendendes, unerträgliches Licht erregen.

116.

Operirte Staarkranke, wenn sie Schmerz und Hitze im Auge haben, sehen häufig feurige Blitze und Funken, welche zuweilen acht bis vierzehn Tage bleiben oder doch so lange, bis Schmerz und Hitze weicht.

117.

Ein Kranker, wenn er Ohrenschmerz bekam, sah jederzeit Lichtfunken und Kugeln im Auge, so lange der Schmerz dauerte.

118.

Wurmkranke haben oft sonderbare Erscheinungen im Auge, bald Feuerfunken bald Lichtgespenster bald schreckhafte Figuren, die sie nicht entfernen können. Bald sehen sie doppelt.

119.

Hypochondristen sehen häufig schwarze Figuren, als Fäden, Haare, Spinnen, Fliegen, Wespen. Diese Erscheinungen zeigen sich auch bei anfangendem schwarzen Staar. Manche sehen halbdurchsichtige kleine Röhren, wie Flügel von Insekten, Wasserbläschen von verschiedener Größe, welche beim Heben des Auges niedersinken, zuweilen gerade so in Verbindung hängen wie Froschlaich und bald als völlige Sphären bald als Linsen bemerkt werden.

120.

Wie dort das Licht ohne äußeres Licht, so entspringen auch diese Bilder ohne äußere Bilder. Sie sind theils vorübergehend, theils lebenslänglich dauernd. Hiebei tritt auch manchmal eine Farbe ein; denn Hypochondristen sehen auch häufig gelbrothe schmale Bänder im Auge, oft heftiger und häufiger am Morgen oder bei leerem Magen.

121.

Daß der Eindruck irgend eines Bildes im Auge einige Zeit verharre, kennen wir als ein physiologisches Phänomen (23); die allzu lange Dauer eines solchen Eindrucks hingegen kann als krankhaft angesehen werden.

122.

Je schwächer das Auge ist, desto länger bleibt das Bild in demselben. Die Retina stellt sich nicht sobald wieder her, und man kann die Wirkung als eine Art von Paralyse ansehen (28).

123.

Von blendenden Bildern ist es nicht zu verwundern. Wenn man in die Sonne sieht, so kann man das Bild mehrere Tage mit sich herumtragen. Boyle erzählt einen Fall von zehn Jahren.

124.

Das Gleiche findet auch verhältnißmäßig von Bildern, welche nicht blendend sind, statt. Büsch erzählt von sich selbst, daß ihm ein Kupferstich vollkommen mit allen seinen Theilen bei siebzehn Minuten im Auge geblieben.

125.

Mehrere Personen, welche zu Krampf und Vollblütigkeit geneigt waren, behielten das Bild eines hochrothen Kattuns mit weißen Muscheln viele Minuten lang im Auge und sahen es wie einen Flor vor Allem schweben. Nur nach langem Reiben des Auges verlor sich's.

126.

Scherffer bemerkt, daß die Purpurfarbe eines abklingenden starken Lichteindrucks einige Stunden dauern könne.

127.

Wie wir durch Druck auf den Augapfel eine Lichterscheinung auf der Retina hervorbringen können, so entsteht bei schwachem Druck eine rothe Farbe und wird gleichsam ein abklingendes Licht hervorgebracht.

128.

Viele Kranke, wenn sie erwachen, sehen Alles in der Farbe des Morgenroths wie durch einen rothen Flor; auch wenn sie am Abend lesen und zwischendurch einnicken und wieder aufwachen, pflegt es zu geschehen. Dieses bleibt minutenlang und vergeht allenfalls, wenn das Auge etwas gerieben wird. Dabei sind zuweilen rothe Sterne und Kugeln. Dieses Rothsehen dauert auch wol eine lange Zeit.

129.

Die Luftfahrer, besonders Zambeccari und seine Gefährten, wollen in ihrer höchsten Erhebung den Mond blutroth gesehen haben. Da sie sich über die irdischen Dünste emporgeschwungen hatten, durch welche wir den Mond und die Sonne wol in einer solchen Farbe sehen, so läßt sich vermuthen, daß diese Erscheinung zu den pathologischen Farben gehöre. Es mögen nämlich die Sinne durch den ungewohnten Zustand dergestalt affizirt sein, daß der ganze Körper und besonders auch die Retina in eine Art von Unrührbarkeit und Unreizbarkeit verfällt. Es ist daher nicht unmöglich, daß der Mond als ein höchst abgestumpftes Licht wirke und also das Gefühl der rothen Farbe hervorbringe. Den Hamburger Luftfahrern erschien auch die Sonne blutroth.

Wenn die Luftfahrenden zusammen sprechen und sich kaum hören, sollte nicht auch dieses der Unreizbarkeit der Nerven ebenso gut als der Dünne der Luft zugeschrieben werden können?

130.

Die Gegenstände werden von Kranken auch manchmal vielfärbig gesehen. Boyle erzählt von einer Dame, daß sie nach einem Sturze, wobei ein Auge gequetscht worden, die Gegenstände, besonders aber die weißen, lebhaft bis zum Unerträglichen schimmern gesehen.

131.

Die Aerzte nennen Chrupsie, wenn in typhischen Krankheiten, besonders der Augen, die Patienten an den Rändern der Bilder, wo Hell und Dunkel an einander grenzen, farbige Umgebungen zu sehen versichern. Wahrscheinlich entsteht in den Liquoren eine Veränderung, wodurch ihre Achromasie aufgehoben wird.

132.

Beim grauen Staar läßt eine stark getrübte Krystallinse den Kranken einen rothen Schein sehen. In einem solchen Falle, der durch Elektrizität behandelt wurde, veränderte sich der rothe Schein nach und nach in einen gelben, zuletzt in einen weißen, und der Kranke fing an, wieder Gegenstände gewahr zu werden, woraus man schließen konnte, daß der trübe Zustand der Linse sich nach und nach der Durchsichtigkeit nähere. Diese Erscheinung wird sich, sobald wir mit den physischen Farben nähere Bekanntschaft gemacht, bequem ableiten lassen.

133.

Kann man nun annehmen, daß ein gelbsüchtiger Kranker durch einen wirklich gelb gefärbten Liquor hindurchsehe, so werden wir schon in die Abtheilung der chemischen Farben verwiesen, und wir sehen leicht ein, daß wir das Kapitel von den pathologischen Farben nur dann erst vollkommen ausarbeiten können, wenn wir uns mit der Farbenlehre in ihrem ganzen Umfang bekannt gemacht; deßhalb sei es an dem Gegenwärtigen genug, bis wir später das Angedeutete weiter ausführen können.

134.

Nur möchte hier zum Schlusse noch einiger besondern Dispositionen des Auges vorläufig zu erwähnen sein.

Es giebt Maler, welche, anstatt daß sie die natürliche Farbe wiedergeben sollten, einen allgemeinen Ton, einen warmen oder kalten, über das Bild verbreiten. So zeigt sich auch bei Manchen eine Vorliebe für gewisse Farben, bei Andern ein Ungefühl für Harmonie.

135.

Endlich ist noch bemerkenswerth, daß wilde Nationen, ungebildete Menschen, Kinder eine große Vorliebe für lebhafte Farben empfinden, daß Thiere bei gewissen Farben in Zorn gerathen, daß gebildete Menschen in Kleidung und sonstiger Umgebung die lebhaften Farben vermeiden und sie durchgängig von sich zu entfernen suchen.

13.

Woher ich kam? Es ist noch eine Frage,
Mein Weg hierher, der ist mir kaum bewußt;
Heut nun und hier am himmelfrohen Tage
Begegnen sich, wie Freunde, Schmerz und Lust.
O, süßes Glück, wenn Beide sich vereinen!
Einsam, wer möchte lachen, möchte weinen?

---

13. Trägt das Datum: Franzensbrunnen, den 13. September 1818; in den Divan 1827 aufgenommen. Obige Stelle empfahl sich für die Strophe, weil 12 u. 13 mit derselben Frage beginnen, welche bei dem vorigen Gedicht in der Form des Verbots erscheint. — Daß der Mensch nicht weiß, woher er kommt und wohin er geht, ist eine alte Reflexion. Vergl. den deutschen Spruch:

Ich lebe, und weiß nicht wie lang';
Ich sterbe, und weiß nicht wann;
Ich fahre, ich weiß nicht wohin,
Mich wundert, daß ich fröhlich bin.“

Luther hat diesen Spruch in der Predigt über das Ev. Johannis, XIV und XV (Wittenberg 1538) ins Positive umgesetzt, daß nicht in den drei Versen in wohl verändernd und schließend: „Mich wundert's, daß ich noch traurig bin.“

So sagt auch Goethe im Egmont: „Wohin es geht, wer weiß es? Erinnert er sich doch kaum, woher er kam“ (II. 2); im Aufsatz Die Natur (1788): „Sie (die Natur) sagt ihnen nicht, woher sie kommen und wohin sie gehen“ (Werke, 1840, Bd. 40. S. 287); im Logengedicht (Werke, II. 434):

„Ihr fraget nicht, woher ich sei,
Wer Alle sind von oben“,

und Rückert (Weisheit des Brahmanen, VIII. 38):

„Woher ich kam, wohin ich gehe, weiß ich nicht,
Doch dies: Von Gott zu Gott, ist meine Zuversicht.“

Auch im Französischen stellt man dieselben Schicksalsfragen:

„D'où nous venons, on n'en sait rien,
Où nous allons, le sait-on bien?“

(George Sand, Lettres d'un Voyageur, II. chap. 9.)

Bibelsprüche liegen zu Grunde. Sprüche Sal., 20. 24: „Jedermanns Gänge kommen vom Herrn; welcher Mensch verstehet seinen Weg?“ und der Anfang des 14. Kap. des Ev. Joh., die Frage der Jünger: „Wie können wir den Weg wissen?“

Aber auch Hafis sagt:

„Weshalb ich kam, und wo ich gewesen,
Ist immer noch dunkel“ (Wim. XIX).

Im vorigen Gedicht will Goethe jene Fragen durch das Wirken in der Gottesstadt, in diesem durch die Hingabe an das Glück der Liebe, an ihre Schmerzen und Freuden, beschwichtigt wissen. Wegen dieser Tendenz wäre die Strophe besser dem Buch der Liebe zuzuweisen.

Zweite Abtheilung.

Physische Farben.

136.

Physische Farben nennen wir diejenigen, zu deren Hervorbringung gewisse materielle Mittel nöthig sind, welche aber selbst keine Farbe haben und theils durchsichtig, theils trüb und durchscheinend, theils völlig undurchsichtig sein können. Dergleichen Farben werden also in unserm Auge durch solche äußere bestimmte Anlässe erzeugt oder, wenn sie schon auf irgend eine Weise außer uns erzeugt sind, in unser Auge zurückgeworfen. Ob wir nun schon hiedurch denselben eine Art von Objektivität zuschreiben, so bleibt doch das Vorübergehende, Nichtfestzuhaltende meistens ihr Kennzeichen.

137.

Sie heißen daher auch bei den frühern Naturforschern colores apparentes, fluxi, fugitivi, phantastici, falsi, variantes. Zugleich werden sie speciosi und emphatici wegen ihrer auffallenden Herrlichkeit genannt. Sie schließen sich unmittelbar an die physiologischen an und scheinen nur um einen geringen Grad mehr Realität zu haben. Denn wenn bei jenen vorzüglich das Auge wirksam war und wir die Phänomene derselben nur in uns, nicht aber außer uns darzustellen vermochten, so tritt nun hier der Fall ein, daß zwar Farben im Auge durch farblose Gegenstände erregt werden, daß wir aber auch eine farblose Fläche an die Stelle unserer Retina setzen und auf derselben die Erscheinung außer uns gewahr werden können, wobei uns jedoch alle Erfahrungen auf das Bestimmteste überzeugen, daß hier nicht von fertigen, sondern von werdenden und wechselnden Farben die Rede sei.

138.

Wir ſehen uns deshalb bei dieſen phyſiſchen Farben durchaus im Stande, einem ſubjektiven Phänomen ein objektives an die Seite zu ſetzen und öfters durch die Verbindung beider mit Glück tiefer in die Natur der Erſcheinung einzudringen.

139.

Bei den Erfahrungen alſo, wobei wir die phyſiſchen Farben gewahr werden, wird das Auge nicht für ſich als wirkend, das Licht niemals in unmittelbarem Bezuge auf das Auge betrachtet, ſondern wir richten unſere Aufmerkſamkeit beſonders darauf, wie durch Mittel, und zwar farbloſe Mittel, verſchiedene Bedingungen entſtehen.

140.

Das Licht kann auf dreierlei Weiſe unter dieſen Umſtänden bedingt werden. Erſtlich, wenn es von der Oberfläche eines Mittels zurückſtrahlt, da denn die katoptriſchen Verſuche zur Sprache kommen. Zweitens, wenn es an dem Rande eines Mittels her ſtrahlt. Die dabei eintretenden Erſcheinungen wurden ehemals perioptiſche genannt; wir nennen ſie paroptiſche. Drittens, wenn es durch einen durchſcheinenden oder durchſichtigen Körper durchgeht, welches die dioptriſchen Verſuche ſind. Eine vierte Art phyſiſcher Farben haben wir epoptiſche genannt, indem ſich die Erſcheinung ohne vorgängige Mittheilung (ἐποπτεύω) auf einer farbloſen Oberfläche der Körper unter verſchiedenen Bedingungen ſehen läßt.

141.

Beurtheilen wir dieſe Rubriken in Bezug auf die von uns beliebten Hauptabtheilungen, nach welchen wir die Farben in phyſiologiſcher, phyſiſcher und chemiſcher Rückſicht betrachten, ſo finden wir, daß die katoptriſchen Farben ſich nahe an die phyſiologiſchen anſchließen, die paroptiſchen ſich ſchon etwas mehr ablöſen und gewiſſermaßen ſelbſtſtändig werden, die dioptriſchen ſich ganz eigentlich phyſiſch erweiſen und eine entſchieden objektive Seite haben; die epoptiſchen, obgleich in ihren Anfangen auch nur apparent, machen den Uebergang zu den chemiſchen Farben.

142.

Wenn wir also unsern Vortrag stetig nach Anleitung der Natur fortführen wollten, so dürften wir nur in der jetzt eben bezeichneten Ordnung auch fernerhin verfahren; weil aber bei didaktischen Vorträgen es nicht sowol darauf ankommt, dasjenige, wovon die Rede ist, aneinanderzuknüpfen, vielmehr solches wohl auseinanderzusondern, damit erst zuletzt, wenn alles Einzelne vor die Seele gebracht ist, eine große Einheit das Besondere verschlinge, so wollen wir uns gleich zu den dioptrischen Farben wenden, um den Leser alsbald in die Mitte der physischen Farben zu versetzen und ihm ihre Eigenschaften auffallender zu machen.

IX.

Dioptrische Farben.

143.

Man nennt dioptrische Farben diejenigen, zu deren Entstehung ein farbloses Mittel gefordert wird, dergestalt daß Licht und Finsterniß hindurchwirken, entweder aufs Auge oder auf entgegenstehende Flächen. Es wird also gefordert, daß das Mittel durchsichtig oder wenigstens bis auf einen gewissen Grad durchscheinend sei.

144.

Nach diesen Bedingungen theilen wir die dioptrischen Erscheinungen in zwei Klassen und setzen in die erste diejenigen, welche bei durchscheinenden trüben Mitteln entstehen, in die zweite aber solche, die sich alsdann zeigen, wenn das Mittel in dem höchst möglichen Grade durchsichtig ist.

X.

Dioptrische Farben der ersten Klasse.

145.

Der Raum, den wir uns leer denken, hätte durchaus für uns die Eigenschaft der Durchsichtigkeit. Wenn sich nun derselbe dergestalt füllt, daß unser Auge die Ausfüllung nicht

gewahr wird, so entsteht ein materielles, mehr oder weniger körperliches, durchsichtiges Mittel, das luft- und gasartig, flüssig oder auch fest sein kann.

146.

Die reine durchscheinende Trübe leitet sich aus dem Durchsichtigen her. Sie kann sich uns also auch auf gedachte dreifache Weise darstellen.

147.

Die vollendete Trübe ist das Weiße, die gleichgiltigste, hellste, erste undurchsichtige Raumerfüllung.

148.

Das Durchsichtige selbst, empirisch betrachtet, ist schon der erste Grad des Trüben. Die ferneren Grade des Trüben bis zum undurchsichtigen Weißen sind unendlich.

149.

Auf welcher Stufe wir auch das Trübe vor seiner Undurchsichtigkeit festhalten, gewährt es uns, wenn wir es in Verhältniß zum Hellen und Dunkeln setzen, einfache und bedeutende Phänomene.

150.

Das höchst energische Licht, wie das der Sonne, des Phosphors in Lebensluft verbrennend, ist blendend und farblos. So kommt auch das Licht der Fixsterne meistens farblos zu uns. Dieses Licht aber durch ein auch nur wenig trübes Mittel gesehen, erscheint uns gelb. Nimmt die Trübe eines solchen Mittels zu oder wird seine Tiefe vermehrt, so sehen wir das Licht nach und nach eine gelbrothe Farbe annehmen, die sich endlich bis zum Rubinrothen steigert.

151.

Wird hingegen durch ein trübes, von einem darauffallenden Lichte erleuchtetes Mittel die Finsterniß gesehen, so erscheint uns eine blaue Farbe, welche immer heller und blässer wird, je mehr sich die Trübe des Mittels vermehrt, hingegen immer dunkler und satter sich zeigt, je durchsichtiger das Trübe werden kann, ja, bei dem mindesten Grad der reinsten Trübe als das schönste Violet dem Auge fühlbar wird.

152.

Wenn diese Wirkung auf die beschriebene Weise in unserm Auge vorgeht und also subjektiv genannt werden kann, so haben wir uns auch durch objektive Erscheinungen von derselben noch mehr zu vergewissern. Denn ein so gemäßigtes und getrübtes Licht wirft auch auf die Gegenstände einen gelben, gelbrothen oder purpurnen Schein, und ob sich gleich die Wirkung der Finsterniß durch das Trübe nicht ebenso mächtig äußert, so zeigt sich doch der blaue Himmel in der Camera obscura ganz deutlich auf dem weißen Papier neben jeder andern körperlichen Farbe.

153.

Wenn wir die Fälle durchgehn, unter welchen uns dieses wichtige Grundphänomen erscheint, so erwähnen wir billig zuerst der atmosphärischen Farben, deren meiste hieher geordnet werden können.

154.

Die Sonne, durch einen gewissen Grad von Dünsten gesehen, zeigt sich mit einer gelblichen Scheibe. Oft ist die Mitte noch blendend gelb, wenn sich die Ränder schon roth zeigen. Beim Heerrauch (wie 1794 auch im Norden der Fall war) und noch mehr bei der Disposition der Atmosphäre, wenn in südlichen Gegenden der Scirocco herrscht, erscheint die Sonne rubinroth mit allen sie im letzten Falle gewöhnlich umgebenden Wolken, die alsdann jene Farbe im Widerschein zurückwerfen.

Morgen- und Abendröthe entsteht aus derselben Ursache. Die Sonne wird durch eine Röthe verkündigt, indem sie durch eine größere Masse von Dünsten zu uns strahlt. Je weiter sie heraufkommt, desto heller und gelber wird der Schein.

155.

Wird die Finsterniß des unendlichen Raums durch atmosphärische, vom Tageslicht erleuchtete Dünste hindurch angesehen, so erscheint die blaue Farbe. Auf hohen Gebirgen sieht man am Tage den Himmel königsblau, weil nur wenig feine Dünste vor dem unendlichen finstern Raum schweben; sobald man in die Thäler herabsteigt, wird das Blaue heller,

bis es endlich in gewissen Regionen und bei zunehmenden Dünsten ganz in ein Weißblau übergeht.

156.

Ebenso scheinen uns auch die Berge blau; denn indem wir sie in einer solchen Ferne erblicken, daß wir die Lokalfarben nicht mehr sehen und kein Licht von ihrer Oberfläche mehr auf unser Auge wirkt, so gelten sie als ein reiner finsterer Gegenstand, der nun durch die dazwischentretenden trüben Dünste blau erscheint.

157.

Auch sprechen wir die Schattentheile näherer Gegenstände für blau an, wenn die Luft mit feinen Dünsten gesättigt ist.

158.

Die Eisberge hingegen erscheinen in großer Entfernung noch immer weiß und eher gelblich, weil sie immer noch als hell durch den Dunstkreis auf unser Auge wirken.

159.

Die blaue Erscheinung an dem untern Theil des Kerzenlichtes gehört auch hieher. Man halte die Flamme vor einen weißen Grund, und man wird nichts Blaues sehen, welche Farbe hingegen sogleich erscheinen wird, wenn man die Flamme gegen einen schwarzen Grund hält. Dieses Phänomen erscheint am Lebhaftesten bei einem angezündeten Löffel Weingeist. Wir können also den untern Theil der Flamme für einen Dunst ansprechen, welcher, obgleich unendlich fein, doch vor der dunklen Fläche sichtbar wird: er ist so fein, daß man bequem durch ihn lesen kann; dahingegen die Spitze der Flamme, welche uns die Gegenstände verdeckt, als ein selbstleuchtender Körper anzusehen ist.

160.

Uebrigens ist der Rauch gleichfalls als ein trübes Mittel anzusehen, das uns vor einem hellen Grunde gelb oder röthlich, vor einem dunklen aber blau erscheint.

161.

Wenden wir uns nun zu den flüssigen Mitteln, so finden wir, daß ein jedes Wasser, auf eine zarte Weise getrübt, denselben Effekt hervorbringe.

162.

Die Infusion des nephritischen Holzes (der Guilandina Linnaei), welche früher so großes Aufsehen machte, ist nur ein trüber Liquor, der im dunklen hölzernen Becher blau aussehen, in einem durchsichtigen Glase aber, gegen die Sonne gehalten, eine gelbe Erscheinung hervorbringen muß.

163.

Einige Tropfen wohlriechender Wasser, eines Weingeistfirnisses, mancher metallischen Solutionen können das Wasser zu solchen Versuchen in allen Graden trübe machen. Seifenspiritus thut fast die beste Wirkung.

164.

Der Grund des Meeres erscheint den Tauchern bei hellem Sonnenschein purpurfarb, wobei das Meerwasser als ein trübes und tiefes Mittel wirkt. Sie bemerken bei dieser Gelegenheit die Schatten grün, welches die geforderte Farbe ist (78).

165.

Unter den festen Mitteln begegnet uns in der Natur zuerst der Opal, dessen Farben wenigstens zum Theil daraus zu erklären sind, daß er eigentlich ein trübes Mittel sei, wodurch bald helle bald dunkle Unterlagen sichtbar werden.

166.

Zu allen Versuchen aber ist das Opalglas (vitrum astroides, girasole) der erwünschteste Körper. Es wird auf verschiedene Weise verfertigt und seine Trübe durch Metallkalke hervorgebracht. Auch trübt man das Glas dadurch, daß man gepülverte und kalzinirte Knochen mit ihm zusammenschmelzt, deswegen man es auch Beinglas nennt; doch geht dieses gar zu leicht ins Undurchsichtige über.

167.

Man kann dieſes Glas zu Verſuchen auf vielerlei Weiſe zurichten; denn entweder man macht es nur wenig trüb, da man denn durch mehrere Schichten über einander das Licht vom hellſten Gelb bis zum tiefſten Purpur führen kann, oder man kann auch ſtark getrübtes Glas in dünnern und ſtärkeren Scheiben anwenden. Auf beide Arten laſſen ſich die Verſuche anſtellen; beſonders darf man aber, um die hohe blaue Farbe zu ſehen, das Glas weder allzu trüb noch allzu ſtark nehmen. Denn da es natürlich iſt, daß das Finſtere nur ſchwach durch die Trübe hindurchwirke, ſo geht die Trübe, wenn ſie zu dicht wird, gar ſchnell in das Weiße hinüber.

168.

Fenſterſcheiben durch die Stellen, an welchen ſie blind geworden ſind, werfen einen gelben Schein auf die Gegenſtände, und eben dieſe Stellen ſehen blau aus, wenn wir durch ſie nach einem dunklen Gegenſtande blicken.

169.

Das angerauchte Glas gehört auch hieher und iſt gleichfalls als ein trübes Mittel anzuſehen. Es zeigt uns die Sonne mehr oder weniger rubinroth, und ob man gleich dieſe Erſcheinung der ſchwarzbraunen Farbe des Rußes zuſchreiben könnte, ſo kann man ſich doch überzeugen, daß hier ein trübes Mittel wirke, wenn man ein ſolches mäßig angerauchtes Glas, auf der vordern Seite durch die Sonne erleuchtet, vor einen dunklen Gegenſtand hält, da wir denn einen blaulichen Schein gewahr werden.

170.

Mit Pergamentblättern läßt ſich in der dunkeln Kammer ein auffallender Verſuch anſtellen. Wenn man vor die Oeffnung des eben von der Sonne beſchienenen Fenſterladens ein Stück Pergament befeſtigt, ſo wird es weißlich erſcheinen; faßt man ein weites hinzu, ſo entſteht eine gelbliche Farbe, die immer zunimmt und endlich bis ins Rothe übergeht, je mehr man Blätter nach und nach hinzufügt.

171.

Einer ſolchen Wirkung der getrübten Kryſtallinſe beim grauen Staar iſt ſchon oben gedacht (132).

172.

Sind wir nun auf diesem Wege schon bis zu der Wirkung eines kaum noch durchscheinenden Trüben gelangt, so bleibt uns noch übrig, einer wunderbaren Erscheinung augenblicklicher Trübe zu gedenken.

Das Porträt eines angesehenen Theologen war von einem Künstler, welcher praktisch besonders gut mit der Farbe umzugehen wußte, vor mehrern Jahren gemalt worden. Der hochwürdige Mann stand in einem glänzenden Sammtrocke da, welcher fast mehr als das Gesicht die Augen der Anschauer auf sich zog und Bewunderung erregte. Indessen hatte das Bild nach und nach durch Lichterdampf und Staub von seiner ersten Lebhaftigkeit Vieles verloren. Man übergab es daher einem Maler, der es reinigen und mit einem neuen Firniß überziehen sollte. Dieser fängt nun sorgfältig an, zuerst das Bild mit einem feuchten Schwamm abzuwaschen; kaum aber hat er es einigemal überfahren und den stärksten Schmutz weggewischt, als zu seinem Erstaunen der schwarze Sammtrock sich plötzlich in einen hellblauen Plüschrock verwandelt, wodurch der geistliche Herr ein sehr weltliches, obgleich altmodisches Ansehn gewinnt. Der Maler getraut sich nicht weiter zu waschen, begreift nicht, wie ein Hellblau zum Grunde des tiefsten Schwarzen liegen, noch weniger, wie er eine Lasur so schnell könne weggescheuert haben, welche ein solches Blau, wie er vor sich sah, in Schwarz zu verwandeln im Stande gewesen wäre.

Genug, er fühlte sich sehr bestürzt, das Bild auf diesen Grad verdorben zu haben; es war nichts Geistliches mehr daran zu sehen, als nur die vielgelockte runde Perücke, wobei der Tausch eines verschossenen Plüschrocks gegen einen trefflichen neuen Sammtrock durchaus unerwünscht blieb. Das Uebel schien indessen unheilbar, und unser guter Künstler lehnte mißmuthig das Bild gegen die Wand und legte sich nicht ohne Sorgen zu Bette.

Wie erfreut aber war er den andern Morgen, als er das Gemälde wieder vornahm und den schwarzen Sammtrock in völligem Glanze wieder erblickte. Er konnte sich nicht enthalten, den Rock an einem Ende abermals zu benetzen, da denn die blaue Farbe wieder erschien und nach einiger Zeit verschwand.

Als ich Nachricht von diesem Phänomen erhielt, begab

ich mich sogleich zu dem Wunderbilde. Es ward in meiner Gegenwart mit einem feuchten Schwamme überfahren, und die Veränderung zeigte sich sehr schnell. Ich sah einen zwar etwas verschossenen, aber völlig hellblauen Plüschrock, auf welchem an dem Aermel einige braune Striche die Falten andeuteten.

Ich erklärte mir dieses Phänomen aus der Lehre von den trüben Mitteln. Der Künstler mochte seine schon gemalte schwarze Farbe, um sie recht tief zu machen, mit einem besondern Firniß lasiren, welcher beim Waschen einige Feuchtigkeit in sich sog und dadurch trübe ward, wodurch das unterliegende Schwarz sogleich als Blau erschien. Vielleicht kommen Diejenigen, welche viel mit Firnissen umgehen, durch Zufall oder Nachdenken auf den Weg, diese sonderbare Erscheinung den Freunden der Naturforschung als Experiment darzustellen. Mir hat es nach mancherlei Proben nicht gelingen wollen.

173.

Haben wir nun die herrlichsten Fälle atmosphärischer Erscheinungen sowie andre geringere, aber doch immer genugsam bedeutende aus der Haupterfahrung mit trüben Mitteln hergeleitet, so zweifeln wir nicht, daß aufmerksame Naturfreunde immer weiter gehen und sich üben werden, die im Leben mannichfaltig vorkommenden Erscheinungen auf eben diesem Wege abzuleiten und zu erklären, so wie wir hoffen können, daß die Naturforscher sich nach einem hinlänglichen Apparat umsehen werden, um so bedeutende Erfahrungen den Wißbegierigen vor Augen zu bringen.

174.

Ja, wir möchten jene im Allgemeinen ausgesprochene Haupterscheinung ein Grund- und Urphänomen nennen, und es sei uns erlaubt, hier, was wir darunter verstehen, sogleich beizubringen.

175.

Das, was wir in der Erfahrung gewahr werden, sind meistens nur Fälle, welche sich mit einiger Aufmerksamkeit unter allgemeine empirische Rubriken bringen lassen. Diese subordiniren sich abermals unter wissenschaftliche Rubriken,

14.

Es geht Eins nach dem Andern hin,
Und auch wol vor dem Andern;
Drum laßt uns rasch und brav und kühn
Die Lebenswege wandern!
Es hält Dich auf, mit Seitenblick
Der Blumen viel zu lesen;
Doch hält nichts grimmiger zurück,
Als wenn Du falsch gewesen.

15.

Behandelt die Frauen mit Nachsicht!
Aus krummer Rippe ward sie erschaffen,
Gott konnte sie nicht ganz grade machen.
Willst Du sie biegen, sie bricht;

Schmerz und Lust, wie Freunde (V. 4), vergl. Michaelis' Apodhtegmata, Nr. 1379:

„Wohl und Wehe sind Geschwisterkinder";

und das ebenso schließende neugriechische Liedes-Ekolion bei Goethe (II. 478,):

„Lachen, Weinen, Lust und Schmerz
Sind Geschwisterkinder."

14. Gleichfalls erst 1827 aufgenommen. — In der Strophe ist ein Vers des geistlichen Liedes von Joh. Pappus, Vertrauen auf Gott, anfangend: „Ich hab' mein Sach' Gott heimgestellt," selbstständig fortgesponnen. Der Vers lautet:

„Man trägt Eins nach dem Andern hin,
Wol aus den Augen, aus dem Sinn!"

Eins nach dem Andern, d. h. Einen nach dem Andern.

Goethe zitierte den Vers in der Fassung seines Gedichts auch in dem Briefe an Knebel (I. 10): „Es geht Eins nach dem Andern hin, singt die christliche Kirche" (vergl. Düntzer, Freundesbilder, S. 430. Note 4), und wenig verändert in dem Gedicht Gleichgewinn (gedruckt 1821):

„Geht Einer mit dem Andern hin",

dessen drei folgende Verse von obigen V. 2—4 sich durch nur geringe Varianten unterscheiden. Wurm führt hiezu aus den Fundgruben (V. 213) die Verse von Dschelal-ed-din Rumi an:

„Heut stirbt Dieser, morgen Jener;
Froh benutz Gelegenheit!
Denn jetzt ist der Augenblick
Auf der Erde gut zu handeln."

15. Die Fundgruben des Orients bringen im I. Bde. S. 144 ff. und S. 277 ff. Auszüge aus der Sunna, d. h. aus der mündlichen Ueberlieferung Mahomet's. Darunter findet sich als Nr. 300 wörtlich folgende

welche weiter hinaufdeuten, wobei uns gewisse unerläßliche Bedingungen des Erscheinenden näher bekannt werden. Von nun an fügt sich Alles nach und nach unter höhere Regeln und Gesetze, die sich aber nicht durch Worte und Hypothesen dem Verstande, sondern gleichfalls durch Phänomene dem Anschauen offenbaren. Wir nennen sie Urphänomene, weil nichts in der Erscheinung über ihnen liegt, sie aber dagegen völlig geeignet sind, daß man stufenweise, wie wir vorhin hinaufgestiegen, von ihnen herab bis zu dem gemeinsten Falle der täglichen Erfahrung niedersteigen kann. Ein solches Urphänomen ist dasjenige, das wir bisher dargestellt haben. Wir sehen auf der einen Seite das Licht, das Helle, auf der andern die Finsterniß, das Dunkle; wir bringen die Trübe zwischen beide, und aus diesen Gegensätzen, mit Hülfe gedachter Vermittlung, entwickeln sich, gleichfalls in einem Gegensatz, die Farben, deuten aber alsbald durch einen Wechselbezug unmittelbar auf ein Gemeinsames wieder zurück.

176.

In diesem Sinne halten wir den in der Naturforschung begangenen Fehler für sehr groß, daß man ein abgeleitetes Phänomen an die obere Stelle, das Urphänomen an die niedere Stelle setzte, ja sogar das abgeleitete Phänomen wieder auf den Kopf stellte und an ihm das Zusammengesetzte für ein Einfaches, das Einfache für ein Zusammengesetztes gelten ließ, durch welches Hinterstzuvörderst die wunderlichsten Verwicklungen und Verwirrungen in die Naturlehre gekommen sind, an welchen sie noch leidet.

177.

Wäre denn aber auch ein solches Urphänomen gefunden, so bleibt immer noch das Uebel, daß man es nicht als ein solches anerkennen will, daß wir hinter ihm und über ihm noch etwas Weiteres aufsuchen, da wir doch hier die Grenze des Schauens eingestehen sollten. Der Naturforscher lasse die Urphänomene in ihrer ewigen Ruhe und Herrlichkeit dastehen; der Philosoph nehme sie in seine Region auf, und er wird finden, daß ihm nicht in einzelnen Fällen, allgemeinen Rubriken, Meinungen und Hypothesen, sondern im Grund- und Urphänomen ein würdiger Stoff zu weiterer Behandlung und Bearbeitung überliefert werde.

XI.

Dioptrische Farben der zweiten Klasse.

Refraktion.

178.

Die dioptrischen Farben der beiden Klassen schließen sich genau an einander an, wie sich bei einiger Betrachtung sogleich finden läßt. Die der ersten Klasse erschienen in dem Felde der trüben Mittel, die der zweiten sollen uns nun in durchsichtigen Mitteln erscheinen. Da aber jedes empirisch Durchsichtige an sich schon als trüb angesehen werden kann, wie uns jede vermehrte Masse eines durchsichtig genannten Mittels zeigt, so ist die nahe Verwandtschaft beider Arten genugsam einleuchtend.

179.

Doch wir abstrahiren vorerst, indem wir uns zu den durchsichtigen Mitteln wenden, von aller ihnen einigermaßen beiwohnenden Trübe und richten unsre ganze Aufmerksamkeit auf das hier eintretende Phänomen, das unter dem Kunstnamen der Refraktion bekannt ist.

180.

Wir haben schon bei Gelegenheit der physiologischen Farben dasjenige, was man sonst Augentäuschungen zu nennen pflegte, als Thätigkeiten des gesunden und richtig wirkenden Auges gerettet (2), und wir kommen hier abermals in den Fall, zu Ehren unserer Sinne und zu Bestätigung ihrer Zuverlässigkeit Einiges auszuführen.

181.

In der ganzen sinnlichen Welt kommt Alles überhaupt auf das Verhältniß der Gegenstände unter einander an, vorzüglich aber auf das Verhältniß des bedeutendsten irdischen Gegenstandes, des Menschen, zu den übrigen. Hierdurch trennt sich die Welt in zwei Theile, und der Mensch stellt sich als ein Subjekt dem Objekt entgegen. Hier ist es, wo sich der Praktiker in der Erfahrung, der Denker in der Spekulation abmüdet und einen Kampf zu bestehen aufgefordert ist, der

durch keinen Frieden und durch keine Entscheidung geschlossen werden kann.

182.

Immer bleibt es aber auch hier die Hauptsache, daß die Beziehungen wahrhaft eingesehen werden. Da nun unsre Sinne, insofern sie gesund sind, die äußern Beziehungen am Wahrhaftesten aussprechen, so können wir uns überzeugen, daß sie überall, wo sie dem Wirklichen zu widersprechen scheinen, das wahre Verhältniß desto sichrer bezeichnen. So erscheint uns das Entfernte kleiner, und eben dadurch werden wir die Entfernung gewahr. An farblosen Gegenständen brachten wir durch farblose Mittel farbige Erscheinungen hervor und wurden zugleich auf die Grade des Trüben solcher Mittel aufmerksam.

183.

Ebenso werden unserm Auge die verschiedenen Grade der Dichtigkeit durchsichtiger Mittel, ja sogar noch andre physische und chemische Eigenschaften derselben bei Gelegenheit der Refraktion bekannt und fordern uns auf, andre Prüfungen anzustellen, um in die von einer Seite schon eröffneten Geheimnisse auf physischem und chemischem Wege völlig einzudringen.

184.

Gegenstände, durch mehr oder weniger dichte Mittel gesehen, erscheinen uns nicht an der Stelle, an der sie sich nach den Gesetzen der Perspektive befinden sollten. Hierauf beruhen die dioptrischen Erscheinungen der zweiten Klasse.

185.

Diejenigen Gesetze des Sehens, welche sich durch mathematische Formeln ausdrücken lassen, haben zum Grunde, daß, so wie das Licht sich in gerader Linie bewegt, auch eine gerade Linie zwischen dem sehenden Organ und dem gesehenen Gegenstand müsse zu ziehen sein. Kommt also der Fall, daß das Licht zu uns in einer gebogenen oder gebrochenen Linie anlangt, daß wir die Gegenstände in einer gebogenen oder gebrochenen Linie sehen, so werden wir alsbald erinnert, daß die dazwischenliegenden Mittel sich verdichtet, daß sie diese oder jene fremde Natur angenommen haben.

186.

Diese Abweichung vom Gesetz des geradlinigen Sehens wird im Allgemeinen die Refraktion genannt, und ob wir gleich voraussetzen können, daß unsre Leser damit bekannt sind, so wollen wir sie doch kürzlich von ihrer objektiven und subjektiven Seite hier nochmals darstellen.

187.

Man lasse in ein leeres kubisches Gefäß das Sonnenlicht schräg in der Diagonale hineinscheinen, dergestalt daß nur die dem Licht entgegengesetzte Wand, nicht aber der Boden erleuchtet sei; man gieße sodann Wasser in dieses Gefäß, und der Bezug des Lichtes zu demselben wird sogleich verändert sein. Das Licht zieht sich gegen die Seite, wo es herkommt, zurück, und ein Theil des Bodens wird gleichfalls erleuchtet. An dem Punkte, wo nunmehr das Licht in das dichtere Mittel tritt, weicht es von seiner geradlinigen Richtung ab und scheint gebrochen, deswegen man auch dieses Phänomen die Brechung genannt hat. So viel von dem objektiven Versuche.

188.

Zu der subjektiven Erfahrung gelangen wir aber folgendermaßen. Man setze das Auge an die Stelle der Sonne, das Auge schaue gleichfalls in der Diagonale über die eine Wand, so daß es die ihm entgegenstehende jenseitige innere Wandfläche vollkommen, nichts aber vom Boden sehen könne. Man gieße Wasser in das Gefäß, und das Auge wird nun einen Theil des Bodens gleichfalls erblicken, und zwar geschieht es auf eine Weise, daß wir glauben, wir sehen noch immer in gerader Linie; denn der Boden scheint uns heraufgehoben, daher wir das subjektive Phänomen mit dem Namen der Hebung bezeichnen. Einiges, was noch besonders merkwürdig hiebei ist, wird künftig vorgetragen werden.

189.

Sprechen wir dieses Phänomen nunmehr im Allgemeinen aus, so können wir, was wir oben angedeutet, hier wiederholen, daß nämlich der Bezug der Gegenstände verändert, verrückt werde.

190.

Da wir aber bei unserer gegenwärtigen Darstellung die objektiven Erscheinungen von den subjektiven zu trennen gemeint sind, so sprechen wir das Phänomen vorerst subjektiv aus und sagen, es zeige sich eine Verrückung des Gesehenen oder des zu Sehenden.

191.

Es kann nun aber das unbegrenzt Gesehene verrückt werden, ohne daß uns die Wirkung bemerklich wird. Verrückt sich hingegen das begrenzt Gesehene, so haben wir Merkzeichen, daß eine Verrückung geschieht. Wollen wir uns also von einer solchen Veränderung des Bezuges unterrichten, so werden wir uns vorzüglich an die Verrückung des begrenzt Gesehenen, an die Verrückung des Bildes zu halten haben.

192.

Diese Wirkung überhaupt kann aber geschehen durch parallele Mittel; denn jedes parallele Mittel verrückt den Gegenstand und bringt ihn sogar im Perpendikel dem Auge entgegen. Merklicher aber wird dieses Verrücken durch nicht parallele Mittel.

193.

Diese können eine völlig sphärische Gestalt haben, auch als konvexe oder als konkave Linsen angewandt werden. Wir bedienen uns derselben gleichfalls bei unsern Erfahrungen. Weil sie aber nicht allein das Bild von der Stelle verrücken, sondern dasselbe auch auf mancherlei Weise verändern, so gebrauchen wir lieber solche Mittel, deren Flächen zwar nicht parallel gegen einander, aber doch sämmtlich eben sind, nämlich Prismen, die einen Triangel zur Base haben, die man zwar auch als Theile einer Linse betrachten kann, die aber zu unsern Erfahrungen deshalb besonders tauglich sind, weil sie das Bild sehr stark von der Stelle verrücken, ohne jedoch an seiner Gestalt eine bedeutende Veränderung hervorzubringen.

194.

Nunmehr, um unsre Erfahrungen mit möglichster Genauigkeit anzustellen und alle Verwechslung abzulehnen, halten wir uns zuerst an

Subjektive Versuche,

bei welchen nämlich der Gegenstand durch ein brechendes Mittel von dem Beobachter gesehen wird. Sobald wir diese der Reihe nach abgehandelt, sollen die objektiven Versuche in gleicher Ordnung folgen.

XII.

Refraktion ohne Farbenerscheinung.

195.

Die Refraktion kann ihre Wirkung äußern, ohne daß man eine Farbenerscheinung gewahr werde. So sehr auch durch Refraktion das unbegrenzt Gesehene, eine farblose oder einfach gefärbte Fläche verrückt werde, so entsteht innerhalb derselben doch keine Farbe. Man kann sich hievon auf mancherlei Weise überzeugen.

196.

Man setze einen gläsernen Kubus auf irgend eine Fläche und schaue im Perpendikel oder im Winkel darauf, so wird die reine Fläche dem Auge völlig entgegengehoben, aber es zeigt sich keine Farbe. Wenn man durchs Prisma einen rein grauen oder blauen Himmel, eine rein weiße oder farbige Wand betrachtet, so wird der Theil der Fläche, den wir eben ins Auge gefaßt haben, völlig von seiner Stelle gerückt sein, ohne daß wir deshalb die mindeste Farbenerscheinung darauf bemerken.

XIII.

Bedingungen der Farbenerscheinung.

197.

Haben wir bei den vorigen Versuchen und Beobachtungen alle reinen Flächen, groß oder klein, farblos gefunden, so bemerken wir an den Rändern da, wo sich eine solche Fläche gegen einen hellern oder dunklern Gegenstand abschneidet, eine farbige Erscheinung.

198.

Durch Verbindung von Rand und Fläche entstehen Bilder. Wir sprechen daher die Haupterfahrung dergestalt aus: Es müssen Bilder verrückt werden, wenn eine Farbenerscheinung sich zeigen soll.

199.

Wir nehmen das einfachste Bild vor uns, ein helles Rund auf dunklem Grunde A. An diesem findet eine Verrückung statt, wenn wir seine Ränder von dem Mittelpunkte aus scheinbar nach außen dehnen, indem wir es vergrößern. Dieses geschieht durch jedes konvexe Glas, und wir erblicken in diesem Falle einen blauen Rand B.

200.

Den Umkreis ebendesselben Bildes können wir nach dem Mittelpunkte zu scheinbar hineinbewegen, indem wir das Rund zusammenziehen, da alsdann die Ränder gelb erscheinen C. Dieses geschieht durch ein konkaves Glas, das aber nicht, wie die gewöhnlichen Lorgnetten, dünn geschliffen sein darf, sondern einige Masse haben muß. Damit man aber diesen Versuch auf einmal mit dem konveren Glas machen könne, so bringe man in das helle Rund auf schwarzem Grunde eine kleinere schwarze Scheibe. Denn vergrößert man durch ein konveres Glas die schwarze Scheibe auf weißem Grund, so geschieht dieselbe Operation, als wenn man ein weißes Rund verkleinerte; denn wir führen den schwarzen Rand nach dem weißen zu, und wir erblicken also den gelblichen Farbenrand zugleich mit dem blauen D.

201.

Diese beiden Erscheinungen, die blaue und gelbe, zeigen sich an und über dem Weißen. Sie nehmen, insofern sie über das Schwarze reichen, einen röthlichen Schein an.

202.

Und hiermit sind die Grundphänomene aller Farbenerscheinung bei Gelegenheit der Refraktion ausgesprochen, welche denn freilich auf mancherlei Weise wiederholt, variirt, erhöht, verringert, verbunden, verwickelt, verwirrt, zuletzt aber

immer wieder auf ihre urſprüngliche Einfalt zurückgeführt werden können.

203.

Unterſuchen wir nun die Operation, welche wir vorgenommen, ſo finden wir, daß wir in dem einen Falle den hellen Rand gegen die dunkle, in dem andern den dunkeln Rand gegen die helle Fläche ſcheinbar geführt, Eins durch das Andre verdrängt, Eins über das Andre weggeſchoben haben. Wir wollen nunmehr ſämmtliche Erfahrungen ſchrittweiſe zu entwickeln ſuchen.

204.

Rückt man die helle Scheibe, wie es beſonders durch Prismen geſchehen kann, im Ganzen von ihrer Stelle, ſo wird ſie in der Richtung gefärbt, in der ſie ſcheinbar bewegt wird, und zwar nach jenen Geſetzen. Man betrachte durch ein Prisma die in a befindliche Scheibe dergeſtalt, daß ſie nach b verrückt erſcheine, ſo wird der obere Rand nach dem Geſetz der Figur B blau und blauroth erſcheinen, der untere nach dem Geſetz der Scheibe C gelb und gelbroth. Denn im erſten Fall wird das helle Bild in den dunklen Rand hinüber- und in dem andern der dunkle Rand über das helle Bild gleichſam hineingeführt. Ein Gleiches gilt, wenn man die Scheibe von a nach c, von a nach d und ſo im ganzen Kreiſe ſcheinbar herumführt.

205.

Wie ſich nun die einfache Wirkung verhält, ſo verhält ſich auch die zuſammengeſetzte. Man ſehe durch das horizontale Prisma a b nach einer hinter demſelben in einiger Entfernung befindlichen weißen Scheibe in e, ſo wird die Scheibe nach f erhoben und nach dem obigen Geſetz gefärbt ſein. Man hebe dies Prisma weg und ſchaue durch ein vertikales c d nach ebendem Bilde, ſo wird es in h erſcheinen und nach ebendemſelben Geſetze gefärbt. Man bringe nun beide Prismen über einander, ſo erſcheint die Scheibe nach einem allgemeinen Naturgeſetz in der Diagonale verrückt und gefärbt, wie es die Richtung e g mit ſich bringt.

206.

Geben wir auf diese entgegengesetzten Farbenränder der Scheibe wohl Acht, so finden wir, daß sie nur in der Richtung ihrer scheinbaren Bewegung entstehen. Ein rundes Bild läßt uns über dieses Verhältniß einigermaßen ungewiß; ein viereckiges hingegen belehrt uns klärlich darüber.

207.

Das viereckte Bild a, in der Richtung a b oder a d verrückt, zeigt uns an den Seiten, die mit der Richtung parallel gehen, keine Farben; in der Richtung a c hingegen, da sich das Quadrat in seiner eignen Diagonale bewegt, erscheinen alle Grenzen des Bildes gefärbt.

208.

Hier bestätigt sich also jener Ausspruch (203 f.), ein Bild müsse dergestalt verrückt werden, daß seine helle Grenze über die dunkle, die dunkle Grenze aber über die helle, das Bild über seine Begrenzung, die Begrenzung über das Bild scheinbar hingeführt werde. Bewegen sich aber die geradlinigen Grenzen eines Bildes durch Refraktion immerfort, daß sie nur neben einander, nicht aber über einander ihren Weg zurücklegen, so entstehen keine Farben, und wenn sie auch bis ins Unendliche fortgeführt würden.

XIV.

Bedingungen, unter welchen die Farbenerscheinung zunimmt.

209.

Wir haben in dem Vorigen gesehen, daß alle Farbenerscheinung bei Gelegenheit der Refraktion darauf beruht, daß der Rand eines Bildes gegen das Bild selbst oder über den Grund gerückt, daß das Bild gleichsam über sich selbst oder über den Grund hingeführt werde. Und nun zeigt sich auch bei vermehrter Verrückung des Bildes die Farbenerscheinung in einem breitern Maße, und zwar bei subjektiven Versuchen, bei denen wir immer noch verweilen, unter folgenden Bedingungen.

210.

Erſtlich, wenn das Auge gegen parallele Mittel eine ſchiefere Richtung annimmt.

Zweitens, wenn das Mittel aufhört, parallel zu ſein und einen mehr oder weniger ſpitzen Winkel bildet.

Drittens durch das verſtärkte Maß des Mittels; es ſei nun, daß parallele Mittel am Volumen zunehmen oder die Grade des ſpitzen Winkels verſtärkt werden, doch ſo, daß ſie keinen rechten Winkel erreichen.

Viertens durch Entfernung des mit brechenden Mitteln bewaffneten Auges von dem zu verrückenden Bilde.

Fünftens durch eine chemiſche Eigenſchaft, welche dem Glaſe mitgetheilt, auch in demſelben erhöht werden kann.

211.

Die größte Verrückung des Bildes, ohne daß deſſelben Geſtalt bedeutend verändert werde, bringen wir durch Prismen hervor, und dies iſt die Urſache, warum durch ſo geſtaltete Gläſer die Farbenerſcheinung höchſt mächtig werden kann. Wir wollen uns jedoch bei dem Gebrauch derſelben von jenen glänzenden Erſcheinungen nicht blenden laſſen, vielmehr die oben feſtgeſetzten einfachen Anfänge ruhig im Sinne behalten.

212.

Diejenige Farbe, welche bei Verrückung eines Bildes vorausgeht, iſt immer die breitere, und wir nennen ſie einen Saum; diejenige Farbe, welche an der Grenze zurückbleibt, iſt die ſchmälere, und wir nennen ſie einen Rand.

213.

Bewegen wir eine dunkle Grenze gegen das Helle, ſo geht der gelbe breitere Saum voran, und der ſchmälere gelbrothe Rand folgt mit der Grenze. Rücken wir eine helle Grenze gegen das Dunkle, ſo geht der breitere violete Saum voraus, und der ſchmälere blaue Rand folgt.

214.

Iſt das Bild groß, ſo bleibt deſſen Mitte ungefärbt. Sie iſt als eine unbegrenzte Fläche anzuſehen, die verrückt, aber nicht verändert wird. Iſt es aber ſo ſchmal, daß unter

Läßt Du sie ruhig, sie wird noch krümmer;
Du guter Adam, was ist denn schlimmer? —
Behandelt die Frauen mit Nachsicht!
Es ist nicht gut, daß Euch eine Rippe bricht.

16.

Das Leben ist ein schlechter Spaß,
Dem fehlt's an Dies, Dem fehlt's an Das,
Der will nicht wenig, Der zu viel,
Und Kann und Glück kommt auch ins Spiel.
Und hat sich's Unglück drein gelegt,
Jeder, wie er nicht wollte, trägt.
Bis endlich Erben mit Behagen
Herrn Kannicht-Willnicht weiter tragen.

Mahnung: „Behandelt die Frauen mit Nachsicht; denn das Weib ward erschaffen aus einer krummen Rippe, und die beste von ihnen trägt die Spuren der krummen Rippe. Wenn Du sie gerade machen willst, so brichst Du sie, und wenn Du sie ruhig läßt, so hört sie nicht auf, krumm zu sein. Behandelt mit Nachsicht die Frauen!" Auch hier stimmt die Tradition des Islam mit der Mosaischen überein (vergl. 1. Mose. 2, 21 und 22.) Die Nachsicht den Frauen gegenüber befiehlt Mahomet auch in der Sunna (a. a. O., Nr. 629) mit den Worten: „Niemand von Euch schlage sein Weib!" — Zu V. 2 und 3 vergl. Erasmi Adagia (S. 870): „lignum tortum haud unquam rectum". Goethe las das Gedicht S. Boisserée bereits am 4. August 1815 vor (G. B., I, 257).

16. Erst 1827 in den Divan eingefügt, wol wegen der Verwandtschaft mit der folgenden Betrachtung, da sie ganz occidentalisch ist. Dünzer erinnert an das Wort des Horaz, daß Niemand aus diesem Leben wie ein gesättigter Gast scheide. Der scherzhaften Behandlung des ernsthaften Thema's vom irdischen Loose des Menschen entspricht die volksthümliche Bildung des Herrn Kannicht-Willnicht. Doktor Nolens-volens (Erasmi Ad., S. 60) heißt Hans Wurst in einem Singspiel von Mitius (zu Wien 1754 aufgeführt). Rückert bildet »Makamen des Hariri«, 2, 31 den Habegern von Fürchtenicht, und nach Lauxheim giebt es „zwei Vögel, sie sind bekannt,

Sie heißen Habich und Hättich."

M. Hildebrandt (Grimm's Wörterb., V, 168) allegirt reiche Beispiele zu unserm Kannicht; denn schon Luther braucht, wie ihringlich ein Hans Kannichts vorkommt, ferner die Bildungen: ein Kannalles, Weißnichts, Nichtskönnig und die bekannteren Taugenichts, Habenichts.

obgedachten vier Bedingungen der gelbe Saum den blauen Rand erreichen kann, ſo wird die Mitte völlig durch Farben zugedeckt. Man mache dieſen Verſuch mit einem weißen Streifen auf ſchwarzem Grunde; über einem ſolchen werden ſich die beiden Extreme bald vereinigen und das Grün erzeugen. Man erblickt alsdann folgende Reihe von Farben:

Gelbroth
Gelb
Grün
Blau
Blauroth.

215.

Bringt man auf weiß Papier einen ſchwarzen Streifen, ſo wird ſich der violete Saum darüber hindrängen und den gelbrothen Rand erreichen. Hier wird das dazwiſchenliegende Schwarz ſo wie vorher das dazwiſchenliegende Weiß aufgehoben und an ſeiner Stelle ein prächtig reines Roth erſcheinen, das wir oft mit dem Namen Purpur bezeichnet haben. Nunmehr iſt die Farbenfolge nachſtehende:

Blau
Blauroth
Purpur
Gelbroth
Gelb.

216.

Nach und nach können in dem erſten Falle (214) Gelb und Blau dergeſtalt übereinandergreifen, daß dieſe beiden Farben ſich völlig zu Grün verbinden und das farbige Bild folgendermaßen erſcheint:

Gelbroth
Grün
Blauroth.

Im zweiten Falle (215) ſieht man unter ähnlichen Umſtänden nur:

Blau
Purpur
Gelb.

Welche Erſcheinung am Schönſten ſich an Fenſterſtäben zeigt, die einen grauen Himmel zum Hintergrunde haben.

217.

Bei Allem diesem lassen wir niemals aus dem Sinne, daß diese Erscheinung nie als eine fertige, vollendete, sondern immer als eine werdende, zunehmende und in manchem Sinn bestimmbare Erscheinung anzusehen sei. Deswegen sie auch bei Negation obiger fünf Bedingungen (210) wieder nach und nach abnimmt und zuletzt völlig verschwindet.

XV.

Ableitung der angezeigten Phänomene.

218.

Ehe wir nun weiter gehen, haben wir die erstgedachten ziemlich einfachen Phänomene aus dem Vorhergehenden abzuleiten oder, wenn man will, zu erklären, damit eine deutliche Einsicht in die folgenden, mehr zusammengesetzten Erscheinungen dem Liebhaber der Natur werden könne.

219.

Vor allen Dingen erinnern wir uns, daß wir im Reiche der Bilder wandeln. Beim Sehen überhaupt ist das begrenzt Gesehene immer das, worauf wir vorzüglich merken, und in dem gegenwärtigen Falle, da wir von Farbenerscheinung bei Gelegenheit der Refraktion sprechen, kommt nur das begrenzt Gesehene, kommt nur das Bild in Betrachtung.

220.

Wir können aber die Bilder überhaupt zu unsern chromatischen Darstellungen in primäre und sekundäre Bilder eintheilen. Die Ausdrücke selbst bezeichnen, was wir darunter verstehen, und Nachfolgendes wird unsern Sinn noch deutlicher machen.

221.

Man kann die primären Bilder ansehen erstlich als ursprüngliche, als Bilder, die von dem anwesenden Gegenstande in unserm Auge erregt werden, und die uns von seinem wirklichen Dasein versichern. Diesen kann man die sekundären

Bilder entgegensetzen als abgeleitete Bilder, die, wenn der Gegenstand weggenommen ist, im Auge zurückbleiben, jene Schein- und Gegenbilder, welche wir in der Lehre von physiologischen Farben umständlich abgehandelt haben.

222.

Man kann die primären Bilder zweitens auch als direkte Bilder ansehen, welche wie jene ursprünglichen unmittelbar von dem Gegenstande zu unserm Auge gelangen. Diesen kann man die sekundären als indirekte Bilder entgegensetzen, welche erst von einer spiegelnden Fläche aus der zweiten Hand uns überliefert werden. Es sind dieses die katoptrischen Bilder, welche auch in gewissen Fällen zu Doppelbildern werden können.

223.

Wenn nämlich der spiegelnde Körper durchsichtig ist und zwei hinter einander liegende parallele Flächen hat, so kann von jeder Fläche ein Bild ins Auge kommen, und so entstehen Doppelbilder, insofern das obere Bild das untere nicht ganz deckt, welches auf mehr als eine Weise der Fall ist.

Man halte eine Spielkarte nahe vor einen Spiegel. Man wird alsdann zuerst das starke lebhafte Bild der Karte erscheinen sehen, allein den Rand des ganzen sowol als jedes einzelnen darauf befindlichen Bildes mit einem Saume verbrämt, welcher der Anfang des zweiten Bildes ist. Diese Wirkung ist bei verschiedenen Spiegeln nach Verschiedenheit der Stärke des Glases und nach vorgekommenen Zufälligkeiten beim Schleifen gleichfalls verschieden. Tritt man mit einer weißen Weste auf schwarzen Unterkleidern vor manchen Spiegel, so erscheint der Saum sehr stark, wobei man auch sehr deutlich die Doppelbilder der Metallknöpfe auf dunklem Tuche erkennen kann.

224.

Wer sich mit andern, von uns früher angedeuteten Versuchen (80) schon bekannt gemacht hat, der wird sich auch hier eher zurecht finden. Die Fensterstäbe, von Glastafeln zurückgeworfen, zeigen sich doppelt und lassen sich bei mehrerer Stärke der Tafel und vergrößertem Zurückwerfungswinkel gegen das Auge völlig trennen. So zeigt auch ein Gefäß voll

Waſſer mit flachem, ſpiegelndem Boden die ihm vorgehaltnen Gegenſtände doppelt und nach Verhältniß mehr oder weniger von einander getrennt, wobei zu bemerken iſt, daß da, wo beide Bilder einander decken, eigentlich das vollkommen lebhafte Bild entſteht, wo es aber auseinandertritt und doppelt wird, ſich nun mehr ſchwache, durchſcheinende und geſpenſterhafte Bilder zeigen.

225.

Will man wiſſen, welches das untere und welches das obere Bild ſei, ſo nehme man gefärbte Mittel, da denn ein helles Bild, das von der untern Fläche zurückgeworfen wird, die Farbe des Mittels, das aber von der obern zurückgeworfen wird, die geforderte Farbe hat. Umgekehrt iſt es mit dunklen Bildern, weswegen man auch hier ſchwarze und weiße Tafeln ſehr wohl brauchen kann. Wie leicht die Doppelbilder ſich Farbe mittheilen laſſen, Farbe hervorrufen, wird auch hier wieder auffallend ſein.

226.

Drittens kann man die primären Bilder auch als Hauptbilder anſehen und ihnen die ſekundären als Nebenbilder gleichſam anfügen. Ein ſolches Nebenbild iſt eine Art von Doppelbild, nur daß es ſich von dem Hauptbilde nicht trennen läßt, ob es ſich gleich immer von demſelben zu entfernen ſtrebt. Von ſolchen iſt nun bei den prismatiſchen Erſcheinungen die Rede.

227.

Das unbegrenzt durch Refraktion Geſehene zeigt keine Farbenerſcheinung (195). Das Geſehene muß begrenzt ſein. Es wird daher ein Bild gefordert, dieſes Bild wird durch Refraktion verrückt, aber nicht vollkommen, nicht rein, nicht ſcharf verrückt, ſondern unvollkommen, dergeſtalt, daß ein Nebenbild entſtehet.

228.

Bei einer jeden Erſcheinung der Natur, beſonders aber bei einer bedeutenden, auffallenden, muß man nicht ſtehen bleiben, man muß ſich nicht an ſie heften, nicht an ihr kleben, ſie nicht iſolirt betrachten, ſondern in der ganzen Natur um-

hersehen, wo sich etwas Aehnliches, etwas Verwandtes zeigt; denn nur durch Zusammenstellen des Verwandten entsteht nach und nach eine Totalität, die sich selbst ausspricht und keiner weitern Erklärung bedarf.

229.

Wir erinnern uns also hier, daß bei gewissen Fällen Refraktion unleugbare Doppelbilder hervorbringt, wie es bei dem sogenannten isländischen Krystalle der Fall ist. Dergleichen Doppelbilder entstehen aber auch bei Refraktion durch große Bergkrystalle und sonst, — Phänomene, die noch nicht genugsam beobachtet sind.

230.

Da nun aber in gedachtem Falle (227) nicht von Doppel-, sondern von Nebenbildern die Rede ist, so gedenken wir einer von uns schon dargelegten, aber noch nicht vollkommen ausgeführten Erscheinung. Man erinnere sich jener frühern Erfahrung, daß ein helles Bild mit einem dunklen Grunde, ein dunkles mit einem hellen Grunde schon in Absicht auf unsre Retina in einer Art von Konflikt stehe (16). Das Helle erscheint in diesem Falle größer, das Dunkle kleiner.

231.

Bei genauer Beobachtung dieses Phänomens läßt sich bemerken, daß die Bilder nicht scharf vom Grunde abgeschnitten, sondern mit einer Art von grauem, einigermaßen gefärbtem Rande, mit einem Nebenbild erscheinen. Bringen nun Bilder schon in dem nackten Auge solche Wirkungen hervor, was wird erst geschehen, wenn ein dichtes Mittel dazwischentritt! Nicht das allein, was uns im höchsten Sinne lebendig erscheint, übt Wirkungen aus und erleidet sie, sondern auch Alles, was nur irgend einen Bezug auf einander hat, ist wirksam auf einander, und zwar oft in sehr hohem Maße.

232.

Es entstehet also, wenn die Refraktion auf ein Bild wirkt, an dem Hauptbilde ein Nebenbild, und zwar scheint es, daß das wahre Bild einigermaßen zurückbleibe und sich dem Verrücken gleichsam widersetze. Ein Nebenbild aber in der Richtung, wie das Bild durch Refraktion über sich selbst und

über den Grund hin bewegt wird, eilt vor, und zwar schmäler oder breiter, wie oben schon ausgeführt worden (212—216).

233.

Auch haben wir bemerkt (224), daß Doppelbilder als halbirte Bilder, als eine Art von durchsichtigem Gespenst erscheinen, so wie sich die Doppelschatten jedesmal als Halbschatten zeigen müssen. Diese nehmen die Farbe leicht an und bringen sie schnell hervor (69). Jene gleichfalls (80). Und eben der Fall tritt auch bei den Nebenbildern ein, welche zwar von dem Hauptbilde nicht ab-, aber auch als halbirte Bilder aus demselben hervortreten und daher so schnell, so leicht und so energisch gefärbt erscheinen können.

234.

Daß nun die prismatische Farbenerscheinung ein Nebenbild sei, davon kann man sich auf mehr als eine Weise überzeugen. Es entsteht genau nach der Form des Hauptbildes. Dieses sei nun gerade oder im Bogen begrenzt, gezackt oder wellenförmig, durchaus hält sich das Nebenbild genau an den Umriß des Hauptbildes.

235.

Aber nicht allein die Form des wahren Bildes sondern auch andre Bestimmungen desselben theilen sich dem Nebenbilde mit. Schneidet sich das Hauptbild scharf vom Grunde ab, wie Weiß auf Schwarz, so erscheint das farbige Nebenbild gleichfalls in seiner höchsten Energie. Es ist lebhaft, deutlich und gewaltig. Am Allermächtigsten aber ist es, wenn ein leuchtendes Bild sich auf einem dunkeln Grunde zeigt, wozu man verschiedene Vorrichtungen machen kann.

236.

Stuft sich aber das Hauptbild schwach von dem Grunde ab, wie sich graue Bilder gegen Schwarz und Weiß oder gar gegen einander verhalten, so ist auch das Nebenbild schwach und kann bei einer geringen Differenz von Tinten beinahe unmerklich werden.

237.

So ist es ferner höchst merkwürdig, was an farbigen Bildern auf hellem, dunklem oder farbigem Grunde beobachtet

wird. Hier entsteht ein Zusammentritt der Farbe des Nebenbildes mit der realen Farbe des Hauptbildes, und es erscheint daher eine zusammengesetzte, entweder durch Uebereinstimmung begünstigte oder durch Widerwärtigkeit verkümmerte Farbe.

238.

Ueberhaupt aber ist das Kennzeichen des Doppel- und Nebenbildes die Halbdurchsichtigkeit. Man denke sich daher innerhalb eines durchsichtigen Mittels, dessen innre Anlage, nur halbdurchsichtig, nur durchscheinend zu werden, schon oben ausgeführt ist (147), man denke sich innerhalb desselben ein halbdurchsichtiges Scheinbild, so wird man dieses sogleich für ein trübes Bild ansprechen.

239.

Und so lassen sich die Farben bei Gelegenheit der Refraktion aus der Lehre von den trüben Mitteln gar bequem ableiten. Denn wo der voreilende Saum des trüben Nebenbildes sich vom Dunklen über das Helle zieht, erscheint das Gelbe; umgekehrt, wo eine helle Grenze über die dunkle Umgebung hinaustritt, erscheint das Blaue (150, 151).

240.

Die voreilende Farbe ist immer die breitere. So greift die gelbe über das Licht mit einem breiten Saume; da, wo sie aber an das Dunkle grenzt, entsteht nach der Lehre der Steigerung und Beschattung das Gelbrothe als ein schmälerer Rand.

241.

An der entgegengesetzten Seite hält sich das gedrängte Blau an der Grenze; der vorstrebende Saum aber, als ein leichtes Trübes über das Schwarze verbreitet, läßt uns die violete Farbe sehen, nach ebendenselben Bedingungen, welche oben bei der Lehre von den trüben Mitteln angegeben worden, und welche sich künftig in mehreren andern Fällen gleichmäßig wirksam zeigen werden.

242.

Da eine Ableitung wie die gegenwärtige sich eigentlich vor dem Anschauen des Forschers legitimiren muß, so ver-

langen wir von Jedem, daß er sich nicht auf eine flüchtige, sondern gründliche Weise mit dem bisher Vorgeführten bekannt mache. Hier werden nicht willkürliche Zeichen, Buchstaben, und was man sonst belieben möchte, statt der Erscheinungen hingestellt; hier werden nicht Redensarten überliefert, die man hundertmal wiederholen kann, ohne etwas dabei zu denken, noch Jemanden etwas dadurch denken zu machen, sondern es ist von Erscheinungen die Rede, die man vor den Augen des Leibes und des Geistes gegenwärtig haben muß, um ihre Abkunft, ihre Herleitung sich und Andern mit Klarheit entwickeln zu können.

XVI.

Abnahme der farbigen Erscheinung.

243.

Da man jene vorschreitenden fünf Bedingungen (210), unter welchen die Farbenerscheinung zunimmt, nur rückgängig annehmen darf, um die Abnahme des Phänomens leicht einzusehen und zu bewirken, so wäre nur noch dasjenige, was dabei das Auge gewahr wird, kürzlich zu beschreiben und durchzuführen.

244.

Auf dem höchsten Punkte wechselseitiger Deckung der entgegengesetzten Ränder erscheinen die Farben folgendermaßen (216):

Gelbroth	Blau
Grün	Purpur
Blauroth	Gelb.

245.

Bei minderer Deckung zeigt sich das Phänomen folgendermaßen (214, 215):

Gelbroth	Blau
Gelb	Blauroth
Grün	Purpur
Blau	Gelbroth
Blauroth	Gelb.

Hier erscheinen also die Bilder noch völlig gefärbt; aber diese Reihen sind nicht als ursprüngliche, stetig sich aus einander entwickelnde, stufen- und kalenartige Reihen anzusehen, sie können und müssen vielmehr in ihre Elemente zerlegt werden, wobei man denn ihre Natur und Eigenschaft besser kennen lernt.

246.

Diese Elemente aber sind (199, 200, 201):

Gelbroth	Blau
Gelb	Blauroth
Weißes	Schwarzes
Blau	Gelbroth
Blauroth	Gelb.

Hier tritt nun das Hauptbild, das bisher ganz zugedeckt und gleichsam verloren gewesen, in der Mitte der Erscheinung wieder hervor, behauptet sein Recht und läßt uns die sekundäre Natur der Nebenbilder, die sich als Ränder und Säume zeigen, völlig erkennen.

247.

Es hängt von uns ab, diese Ränder und Säume so schmal werden zu lassen, als es uns beliebt, ja noch Refraktion übrig zu behalten, ohne daß uns deswegen eine Farbe an der Grenze erschiene.

Dieses nunmehr genugsam entwickelte farbige Phänomen lassen wir denn nicht als ein ursprüngliches gelten, sondern wir haben es auf ein früheres und einfacheres zurückgeführt und solches aus dem Urphänomen des Lichtes und der Finsterniß, durch die Trübe vermittelt, in Verbindung mit der Lehre von den sekundären Bildern abgeleitet, und so gerüstet, werden wir die Erscheinungen, welche graue und farbige Bilder, durch Brechung verrückt, hervorbringen, zuletzt umständlich vortragen und damit den Abschnitt subjektiver Erscheinungen völlig abschließen.

XVII.

Graue Bilder, durch Brechung verrückt.

248.

Wir haben bisher nur schwarze und weiße Bilder auf entgegengesetztem Grunde durchs Prisma betrachtet, weil sich

an denselben die farbigen Ränder und Säume am Deutlichsten ausnehmen. Gegenwärtig wiederholen wir jene Versuche mit grauen Bildern und finden abermals die bekannten Wirkungen.

249.

Nannten wir das Schwarze den Repräsentanten der Finsterniß, das Weiße den Stellvertreter des Lichts (18), so können wir sagen, daß das Graue den Halbschatten repräsentire, welcher mehr oder weniger an Licht und Finsterniß Theil nimmt und also zwischen beiden inne steht (36). Zu unserm gegenwärtigen Zwecke rufen wir folgende Phänomene ins Gedächtniß.

250.

Graue Bilder erscheinen heller auf schwarzem als auf weißem Grunde (33) und erscheinen in solchen Fällen als ein Helles auf dem Schwarzen größer, als ein Dunkles auf dem Weißen kleiner (16).

251.

Je dunkler das Grau ist, desto mehr erscheint es als ein schwaches Bild auf Schwarz, als ein starkes Bild auf Weiß, und umgekehrt: daher giebt Dunkelgrau auf Schwarz nur schwache, dasselbe auf Weiß starke, Hellgrau auf Weiß schwache, auf Schwarz starke Nebenbilder.

252.

Grau auf Schwarz wird uns durchs Prisma jene Phänomene zeigen, die wir bisher mit Weiß auf Schwarz hervorgebracht haben; die Ränder werden nach ebender Regel gefärbt, die Säume zeigen sich nur schwächer. Bringen wir Grau auf Weiß, so erblicken wir ebendie Ränder und Säume, welche hervorgebracht wurden, wenn wir Schwarz auf Weiß durchs Prisma betrachteten.

253.

Verschiedene Schattirungen von Grau, stufenweise an einander gesetzt, werden, je nachdem man das Dunklere oben- oder unterhin bringt, entweder nur Blau und Violet oder nur Roth und Gelb an den Rändern zeigen.

17.

Das Leben ist ein Gänsespiel:
Je mehr man vorwärts gehet,
Je früher kommt man an das Ziel,
Wo Niemand gerne stehet.

Man sagt, die Gänse wären dumm;
O, glaubt mir nicht den Leuten!
Denn eine sieht einmal sich 'rum,
Mich rückwärts zu bedeuten.

Ganz anders ist's in dieser Welt,
Wo Alles vorwärts drücket:
Wenn Einer stolpert oder fällt,
Keine Seele rückwärts blicket.

18.

„Die Jahre nahmen Dir, Du sagst, so Vieles:
Die eigentliche Lust des Sinnespieles;
Erinnerung des allerliebsten Landes
Von gestern, weit- und breiten Landes
Durchschweifen frommt nicht mehr; selbst nicht von oben
Der Ehren anerkannte Zier, das Loben,
Erfreulich sonst. Aus eignem Thun Behagen
Quillt nicht mehr auf, Dir fehlt ein dreistes Wagen!
Nun wüßt' ich nicht, was Dir Besondres bliebe!"

Mir bleibt genug! Es bleibt Idee und Liebe!

---

17. Zu Jena am 15. Dezember 1814 entstanden; schon 1819 in den Divan aufgenommen. — Das Gänsespiel ist der Gänsemarsch, das Hintereinanderhergehen nach Art der „dummen" Gänse. Vergl.: „Es geht Eins nach dem Andern hin" (oben Nr. 14) und das „Jacet ecce Tibullus" (Werke, II. 360. 6). Sanders faßt obiges Gänsespiel eigentlich als eine Art Würfelspiel (II. 2. 1187). Es mag ein so benanntes Würfelspiel geben; aber Goethe's kleine Parabel kann sich hierauf (besonders wegen Str. 2) nicht beziehn.

18. Erst 1827 eingerückt. — Daß die Jahre, die früher brachten, im Alter nehmen, ist eine alte Klage. Horaz (Epistein, übersetzt von Wieland, II. 296) hat ihr klassischen Ausdruck gegeben:

254.

Eine Reihe grauer Schattirungen, horizontal an einander gestellt, wird, wie sie oben oder unten an eine schwarze oder weiße Fläche stößt, nach den bekannten Regeln gefärbt.

255.

Auf der zu diesem Abschnitt bestimmten, von jedem Naturfreund für seinen Apparat zu vergrößernden Tafel kann man diese Phänomene durchs Prisma mit einem Blicke gewahr werden.

256.

Höchst wichtig aber ist die Beobachtung und Betrachtung eines grauen Bildes, welches zwischen einer schwarzen und einer weißen Fläche dergestalt angebracht ist, daß die Theilungslinie vertikal durch das Bild durchgeht.

257.

An diesem grauen Bilde werden die Farben nach der bekannten Regel, aber nach dem verschiedenen Verhältnisse des Hellen zum Dunklen auf einer Linie entgegengesetzt erscheinen. Denn indem das Graue zum Schwarzen sich als hell zeigt, so hat es oben das Rothe und Gelbe, unten das Blaue und Violete. Indem es sich zum Weißen als dunkel verhält, so sieht man oben den blauen und violeten, unten hingegen den rothen und gelben Rand. Diese Beobachtung wird für die nächste Abtheilung höchst wichtig.

XVIII.

Farbige Bilder, durch Brechung verrückt.

258.

Eine farbige große Fläche zeigt innerhalb ihrer selbst so wenig als eine schwarze, weiße oder graue irgend eine prismatische Farbe, es müßte denn zufällig oder vorsätzlich auf ihr Hell und Dunkel abwechseln. Es sind also auch nur Beobachtungen durchs Prisma an farbigen Flächen anzustellen, insofern sie durch einen Rand von einer andern verschieden tingirten Fläche abgesondert werden, also auch nur an farbigen Bildern.

259.

Es kommen alle Farben, welcher Art ſie auch ſein mögen, darin mit dem Grauen überein, daß ſie dunkler als Weiß und heller als Schwarz erſcheinen. Dieſes Schattenhafte der Farbe (σκιερόν) iſt ſchon früher angedeutet worden (69) und wird uns immer bedeutender werden. Wenn wir alſo vorerſt farbige Bilder auf ſchwarze und weiße Flächen bringen und ſie durchs Prisma betrachten, ſo werden wir Alles, was wir bei grauen Flächen bemerkt haben, hier abermals finden.

260.

Verrücken wir ein farbiges Bild, ſo entſteht wie bei farbloſen Bildern, nach ebenden Geſetzen, ein Nebenbild. Dieſes Nebenbild behält, was die Farbe betrifft, ſeine urſprüngliche Natur bei und wirkt auf der einen Seite als ein Blaues und Blaurothes, auf der entgegengeſetzten als ein Gelbes und Gelbrothes. Daher muß der Fall eintreten, daß die Scheinfarbe des Randes und des Saumes mit der realen Farbe eines farbigen Bildes homogen ſei; es kann aber auch im andern Falle das mit einem Pigment gefärbte Bild mit dem erſcheinenden Rand und Saum ſich heterogen finden. In dem erſten Falle identifizirt ſich das Scheinbild mit dem wahren und ſcheint daſſelbe zu vergrößern, dahingegen in dem zweiten Falle das wahre Bild durch das Scheinbild verunreinigt, undeutlich gemacht und verkleinert werden kann. Wir wollen die Fälle durchgehen, wo dieſe Wirkungen ſich am Sonderbarſten zeigen.

261.

Man nehme die zu dieſen Verſuchen vorbereitete Tafel vor ſich und betrachte das rothe und blaue Viereck auf ſchwarzem Grunde neben einander nach der gewöhnlichen Weiſe durchs Prisma, ſo werden, da beide Farben heller ſind als der Grund, an beiden ſowol oben als unten gleiche farbige Ränder und Säume entſtehen, nur werden ſie dem Auge des Beobachters nicht gleich deutlich erſcheinen.

262.

Das Rothe iſt verhältnißmäßig gegen das Schwarze viel heller als das Blaue. Die Farben der Ränder werden alſo an dem Rothen ſtärker als an dem Blauen erſcheinen, welches

hier wie ein Dunkelgraues wirkt, das wenig von dem Schwarzen unterſchieden iſt (251).

263.

Der obere rothe Rand wird ſich mit der Zinnoberfarbe des Vierecks identifiziren, und ſo wird das rothe Viereck hinaufwärts ein Wenig vergrößert erſcheinen; der gelbe herabwärtsſtrebende Saum aber giebt der rothen Fläche nur einen höhern Glanz und wird erſt bei genauerer Aufmerkſamkeit bemerkbar.

264.

Dagegen iſt der rothe Rand und der gelbe Saum mit dem blauen Viereck heterogen; es wird alſo an dem Rande eine ſchmutzig rothe und hereinwärts in das Viereck eine ſchmutzig grüne Farbe entſtehen, und ſo wird beim flüchtigen Anblick das blaue Viereck von dieſer Seite zu verlieren ſcheinen.

265.

An der untern Grenze der beiden Vierecke wird ein blauer Rand und ein violeter Saum entſtehen und die entgegengeſetzte Wirkung hervorbringen. Denn der blaue Rand, der mit der Zinnoberfläche heterogen iſt, wird das Gelbrothe beſchmutzen und eine Art von Grün hervorbringen, ſo daß das Rothe von dieſer Seite verkürzt und hinaufgerückt erſcheint und der violete Saum nach dem Schwarzen zu kaum bemerkt wird.

266.

Dagegen wird der blaue Scheinrand ſich mit der blauen Fläche identifiziren, ihr nicht allein nichts nehmen, ſondern vielmehr noch geben, und dieſelbe wird alſo dadurch und durch den violeten benachbarten Saum dem Anſcheine nach vergrößert und ſcheinbar heruntergerückt werden.

267.

Die Wirkung der homogenen und heterogenen Ränder, wie ich ſie gegenwärtig genau beſchrieben habe, iſt ſo mächtig und ſo ſonderbar, daß einem flüchtigen Beſchauer beim erſten Anblicke die beiden Vierecke aus ihrer wechſelſeitig horizontalen Lage geſchoben und im entgegengeſetzten Sinne verrückt ſchei-

nen, das Rothe hinaufwärts, das Blaue herabwärts. Doch Niemand, der in einer gewissen Folge zu beobachten, Versuche an einander zu knüpfen, aus einander herzuleiten versteht, wird sich von einer solchen Scheinwirkung täuschen lassen.

268.

Eine richtige Einsicht in dieses bedeutende Phänomen wird aber dadurch erleichtert, daß gewisse scharfe, ja ängstliche Bedingungen nöthig sind, wenn diese Täuschung stattfinden soll. Man muß nämlich zu dem rothen Viereck ein mit Zinnober oder dem besten Mennig, zu dem blauen ein mit Indig recht satt gefärbtes Papier besorgen. Alsdann verbindet sich der blaue und rothe prismatische Rand da, wo er homogen ist, unmerklich mit dem Bilde; da, wo er heterogen ist, beschmutzt er die Farbe des Vierecks, ohne eine sehr deutliche Mittelfarbe hervorzubringen. Das Roth des Vierecks darf nicht zu sehr ins Gelbe fallen, sonst wird oben der dunkelrothe Scheinrand zu sehr bemerklich; es muß aber von der andern Seite genug vom Gelben haben, sonst wird die Veränderung durch den gelben Saum zu deutlich. Das Blaue darf nicht hell sein, sonst wird der rothe Rand sichtbar, und der gelbe Saum bringt zu offenbar ein Grün hervor, und man kann den untern violetten Saum nicht mehr für die verrückte Gestalt eines hellblauen Vierecks ansehen oder ausgeben.

269.

Von Allem diesem wird künftig umständlicher die Rede sein, wenn wir vom Apparate zu dieser Abtheilung handeln werden. Jeder Naturforscher bereite sich die Tafeln selbst, um dieses Taschenspielerstückchen hervorbringen zu können und sich dabei zu überzeugen, daß die farbigen Ränder selbst in diesem Falle einer geschärften Aufmerksamkeit nicht entgehen können.

270.

Indessen sind andere mannichfaltige Zusammenstellungen, wie sie unsre Tafel zeigt, völlig geeignet, allen Zweifel über diesen Punkt jedem Aufmerksamen zu benehmen.

271.

Man betrachte dagegen ein weißes, neben dem blauen stehendes Viereck auf schwarzem Grunde, so werden an dem

weißen, welches hier an der Stelle des rothen steht, die entgegengesetzten Ränder in ihrer höchsten Energie sich zeigen. Es erstreckt sich an demselben der rothe Rand fast noch mehr als oben am rothen selbst über die Horizontallinie des blauen hinauf; der untere blaue Rand aber ist an dem weißen in seiner ganzen Schöne sichtbar; dagegen verliert er sich in dem blauen Viereck durch Identifikation. Der violete Saum hinabwärts ist viel deutlicher an dem weißen als an dem blauen.

272.

Man vergleiche nun die mit Fleiß über einander gestellten Paare gedachter Vierecke, das rothe mit dem weißen, die beiden blauen Vierecke mit einander, das blaue mit dem rothen, das blaue mit dem weißen, und man wird die Verhältnisse dieser Flächen zu ihren farbigen Rändern und Säumen deutlich einsehen.

273.

Noch auffallender erscheinen die Ränder und ihre Verhältnisse zu den farbigen Bildern, wenn man die farbigen Vierecke und das schwarze auf weißem Grunde betrachtet. Denn hier fällt jene Täuschung völlig weg, und die Wirkungen der Ränder sind so sichtbar, als wir sie nur in irgend einem andern Falle bemerkt haben. Man betrachte zuerst das blaue und rothe Viereck durchs Prisma. An beiden entsteht der blaue Rand nunmehr oben. Dieser, homogen mit dem blauen Bilde, verbindet sich demselben und scheint es in die Höhe zu heben, nur daß der hellblaue Rand oberwärts zu sehr absticht. Der violete Saum ist auch herabwärts ins Blaue deutlich genug. Ebendieser obere blaue Scheinrand ist nun mit dem rothen Viereck heterogen, er ist in der Gegenwirkung begriffen und kaum sichtbar. Der violete Saum indessen bringt, verbunden mit dem Gelbrothen des Bildes, eine Pfirsichblüthfarbe zuwege.

274.

Wenn nun aus der angegebenen Ursache die oberen Ränder dieser Vierecke nicht horizontal erscheinen, so erscheinen die untern desto gleicher; denn indem beide Farben, die rothe und die blaue, gegen das Weiße gerechnet, dunkler sind, als sie gegen das Schwarze hell waren, welches besonders von

der letztern gilt, so entsteht unter beiden der rothe Rand mit seinem gelben Saume sehr deutlich. Er zeigt sich unter dem gelbrothen Bilde in seiner ganzen Schönheit und unter dem dunkelblauen beinahe, wie er unter dem schwarzen erschien; wie man bemerken kann, wenn man abermals die über einander gesetzten Bilder und ihre Ränder und Säume vergleicht.

275.

Um nun diesen Versuchen die größte Mannichfaltigkeit und Deutlichkeit zu geben, sind Vierecke von verschiedenen Farben in der Mitte der Tafel dergestalt angebracht, daß die Grenze des Schwarzen und Weißen vertikal durch sie durchgeht. Man wird sie, nach jenen uns überhaupt und besonders bei farbigen Bildern genugsam bekannt gewordenen Regeln, an jedem Rand zwiefach gefärbt finden, und die Vierecke werden in sich selbst entzwei gerissen und hinauf- oder herunterwärts gerückt erscheinen. Wir erinnern uns hiebei jenes grauen, gleichfalls auf der Grenzscheidung des Schwarzen und Weißen beobachteten Bildes (257).

276.

Da nun das Phänomen, das wir vorhin an einem rothen und blauen Viereck auf schwarzem Grunde bis zur Täuschung gesehen haben, das Hinauf- und Hinabrücken zweier verschieden gefärbten Bilder uns hier an zwei Hälften eines und desselben Bildes von einer und derselben Farbe sichtbar wird, so werden wir dadurch abermals auf die farbigen Ränder, ihre Säume und auf die Wirkungen ihrer homogenen und heterogenen Natur hingewiesen, wie sie sich zu den Bildern verhält, an denen die Erscheinung vorgeht.

Ich überlasse den Beobachtern, die mannichfaltigen Schattirungen der halb auf Schwarz, halb auf Weiß angebrachten farbigen Vierecke selbst zu vergleichen, und bemerke nur noch die widersinnige scheinbare Verzerrung, da Roth und Gelb auf Schwarz hinaufwärts, auf Weiß herunterwärts, Blau auf Schwarz herunterwärts, und auf Weiß hinaufwärts gezogen scheinen, welches doch Alles dem bisher weitläuftig Abgehandelten gemäß ist.

277.

Man stelle der Beobachter die Tafel dergestalt vor sich, daß die vorgedachten, auf der Grenze des Schwarzen und

Weißen ſtehenden Vierecke ſich vor ihm in einer horizontalen Reihe befinden und daß zugleich der ſchwarze Theil oben, der weiße aber unten ſei. Er betrachte durchs Prisma jene Vierecke, und er wird bemerken, daß das rothe Viereck durch den Anſatz zweier rothen Ränder gewinnt; er wird bei genauer Aufmerkſamkeit den gelben Saum auf dem rothen Bilde bemerken, und der untere gelbe Saum nach dem Weißen zu wird völlig deutlich ſein.

278.

Oben an dem gelben Viereck iſt der rothe Rand ſehr merklich, weil das Gelbe als hell gegen das Schwarz genugſam abſticht. Der gelbe Saum identifizirt ſich mit der gelben Fläche, nur wird ſolche etwas ſchöner dadurch; der untere Rand zeigt nur wenig Roth, weil das helle Gelb gegen das Weiße nicht genugſam abſticht. Der untere gelbe Saum aber iſt deutlich genug.

279.

An dem blauen Viereck hingegen iſt der obere rothe Rand kaum ſichtbar; der gelbe Saum bringt herunterwärts ein ſchmutziges Grün im Bilde hervor; der untere rothe Rand und der gelbe Saum zeigen ſich in lebhaften Farben.

280.

Bemerkt man nun in dieſen Fällen, daß das rothe Bild durch einen Anſatz auf beiden Seiten zu gewinnen, das dunkelblaue von einer Seite wenigſtens zu verlieren ſcheint, ſo wird man, wenn man die Pappe umkehrt, ſo daß der weiße Theil ſich oben, der ſchwarze ſich unten befindet, das umgekehrte Phänomen erblicken.

281.

Denn da nunmehr die homogenen Ränder und Säume an den blauen Vierecken oben und unten entſtehen, ſo ſcheinen dieſe vergrößert, ja ein Theil der Bilder ſelbſt ſchöner gefärbt, und nur eine genaue Beobachtung wird die Ränder und Säume von der Farbe der Fläche ſelbſt unterſcheiden lehren.

282.

Das gelbe und rothe dagegen werden in dieſer Stellung der Tafel von den heterogenen Rändern eingeſchränkt und

die Wirkung der Lokalfarbe verkümmert. Der obere blaue Rand ist an beiden fast gar nicht sichtbar. Der violete Saum zeigt sich als ein schönes Pfirschblüth auf dem rothen, als ein sehr blasses auf dem gelben; die beiden untern Ränder sind grün, an dem rothen schmutzig, lebhaft an dem gelben; den violeten Saum bemerkt man unter dem rothen wenig, mehr unter dem gelben.

283.

Ein jeder Naturfreund mache sich zur Pflicht, mit allen den vorgetragenen Erscheinungen genau bekannt zu werden, und halte es nicht für lästig, ein einziges Phänomen durch so manche bedingende Umstände durchzuführen. Ja, diese Erfahrungen lassen sich noch ins Unendliche durch Bilder von verschiedenen Farben auf und zwischen verschiedenfarbigen Flächen vervielfältigen. Unter allen Umständen aber wird jedem Aufmerksamen deutlich werden, daß farbige Vierecke neben einander nur deswegen durch das Prisma verschoben erscheinen, weil ein Ansatz von homogenen und heterogenen Rändern eine Täuschung hervorbringt. Diese ist man nur alsdann zu verbannen fähig, wenn man eine Reihe von Versuchen neben einander zu stellen und ihre Uebereinstimmung darzuthun genugsame Geduld hat.

Warum wir aber vorstehende Versuche mit farbigen Bildern, welche auf mehr als eine Weise vorgetragen werden konnten, gerade so und so umständlich dargestellt, wird in der Folge deutlicher werden. Gedachte Phänomene waren früher zwar nicht unbekannt, aber sehr verkannt, deswegen wir sie zu Erleichterung eines künftigen historischen Vortrags genau entwickeln mußten.

284.

Wir wollen nunmehr zum Schlusse den Freunden der Natur eine Vorrichtung anzeigen, durch welche diese Erscheinungen auf einmal deutlich, ja in ihrem größten Glanze gesehen werden können.

Man schneide aus einer Pappe fünf, ungefähr einen Zoll große, völlig gleiche Vierecke neben einander aus, genau in horizontaler Linie. Man bringe dahinter fünf farbige Gläser in der bekannten Ordnung; Orange, Gelb, Grün, Blau, Violet. Man befestige diese Tafel in einer Oeffnung der

Camera obscura, so daß der helle Himmel durch sie gesehen wird oder daß die Sonne darauf scheint, und man wird höchst energische Bilder vor sich haben. Man betrachte sie nun durchs Prisma und beobachte die durch jene Versuche an gemalten Bildern schon bekannten Phänomene, nämlich die theils begünstigenden, theils verkümmernden Ränder und Säume und die dadurch bewirkte scheinbare Verrückung der spezifisch gefärbten Bilder aus der horizontalen Linie.

Das, was der Beobachter hier sehen wird, folgt genugsam aus dem früher Abgeleiteten, daher wir es auch nicht einzeln abermals durchführen, um so weniger, als wir auf diese Erscheinungen zurückzukehren noch öfteren Anlaß finden werden.

XIX.

Achromasie und Hyperchromasie.

285.

In der frühern Zeit, da man noch Manches, was in der Natur regelmäßig und konstant war, für ein bloßes Abirren, für zufällig hielt, gab man auf die Farben weniger Acht, welche bei Gelegenheit der Refraktion entstehen, und hielt sie für eine Erscheinung, die sich von besondern Nebenumständen herschreiben möchte.

286.

Nachdem man sich aber überzeugt hatte, daß diese Farbenerscheinung die Refraktion jederzeit begleite, so war es natürlich, daß man sie auch als innig und einzig mit der Refraktion verwandt ansah und nicht anders glaubte, als daß das Maß der Farbenerscheinung sich nach dem Maße der Brechung richten und beide gleichen Schritt mit einander halten müßten.

287.

Wenn man also nicht gänzlich, doch einigermaßen das Phänomen einer stärkeren oder schwächeren Brechung der verschiedenen Dichtigkeit der Mittel zuschrieb, wie denn auch reinere atmosphärische Luft, mit Dünsten angefüllte, Wasser, Glas nach ihren steigenden Dichtigkeiten die sogenannte

Brechung, die Verrückung des Bildes vermehren, so mußte man kaum zweifeln, daß auch in selbiger Maße die Farbenerscheinung sich steigern müsse, und man glaubte völlig gewiß zu sein, daß bei verschiedenen Mitteln, welche man im Gegensinne der Brechung zu einander brachte, sich, so lange Brechung vorhanden sei, die Farbe zeigen, sobald aber die Farbe verschwände, auch die Brechung aufgehoben sein müsse.

288.

In späterer Zeit hingegen ward entdeckt, daß dieses als gleich angenommene Verhältniß ungleich sei, daß zwei Mittel das Bild gleich weit verrücken und doch sehr ungleiche Farbensäume hervorbringen können.

289.

Man fand, daß man zu jener physischen Eigenschaft, welcher man die Refraktion zuschrieb, noch eine chemische hinzuzudenken habe (210), wie wir solches künftig, wenn wir uns chemischen Rücksichten nähern, weiter auszuführen denken, so wie wir die nähern Umstände dieser wichtigen Entdeckung in der Geschichte der Farbenlehre aufzuzeichnen haben. Gegenwärtig sei Folgendes genug.

290.

Es zeigt sich bei Mitteln von gleicher oder wenigstens nahezu gleicher Brechungskraft der merkwürdige Umstand, daß ein Mehr und Weniger der Farbenerscheinung durch eine chemische Behandlung hervorgebracht werden kann: das Mehr wird nämlich durch Säuren, das Weniger durch Alkalien bestimmt. Bringt man unter eine gemeine Glasmasse Metalloxyde, so wird die Farbenerscheinung solcher Gläser, ohne daß die Refraktion merklich verändert werde, sehr erhöht. Daß das Mindere hingegen auf der alkalischen Seite liege, kann leicht vermuthet werden.

291.

Diejenigen Glasarten, welche nach der Entdeckung zuerst angewendet worden, nennen die Engländer Flint- und Crownglas, und zwar gehört jenem ersten die stärkere, diesem zweiten die geringere Farbenerscheinung an.

19.

Sollt' einmal durch Erfurt fahren,
Das ich sonst so oft durchschritten,
Und ich schien, nach vielen Jahren,
Wohlempfangen, wohlgelitten.

Wenn mich Alten alte Frauen
Aus der Bude froh begrüßet,
Glaubt' ich, Jugendzeit zu schauen,
Die einander wir versüßet.

Das war eine Bäckerstochter,
Eine Schusterin daneben,
Eule keineswegs Jene,
Diese wußte wohl zu leben.

„Multa ferunt anni venientes commoda secum,
Multa recedentes adimunt",

woran sich Goethe's Gedicht Die Jahre (Werke, II. 263) eng anschließt, gleichsam eine Variante des obigen.

Unter den Gütern, welche die Jahre dem Dichter genommen haben, zählt V. 2 die Freude am Liebe und V. 3 die Liebes-Tändelei auf. Was heißt Sinnenspiel? Ist es identisch mit Sinnenspiel? Heinse (Hildegard, I. 194) erwähnt „ein bloßes neues Anzen», höchstens ein Sinnenspiel". Wir nehmen das Wort wie Vorspiel, Gedankenspiel. Den Sinnenspiel denken und sinnen entspricht Gedankenspiel und obiges Sinnelspiel (Sinngedicht). — Der allerliebste Tand ist ebensowenig klar. In den Orphischen Urworten (II, 843) bezeichnet der Dichter alle Zufälligkeiten des Lebens in gleicher Weise: „Es ist ein Tand und wird so durchgetandelt." Durch das ironische Beiwort allerliebst ist hier aber wol speziell die Liebeständelei charakterisirt. — Die weitern Verse, mit ihren fortgesetzten Enjambements, sind deutlich. Der Dichter giebt die empirische Seite des Lebens auf für die ideelle, er hört auf zu existiren, um zu existiren (vergl. oben Note zu I. 18). Tauscht er Idee für Sinnenspiel, Liebe für Liebestand, so ist sein Verlust nur Gewinn. Ebenso sagt Tschelal-ed-din Rumi:

„Verzichte auf die Welt, daß Herr der Welt Du seiest!"

und:

„Verzicht' auf Weltensel', daß Seel' und Welt Du schauest!"
(Hammer, Gesch. d. schönen Redekünste, S. 194 u. 195.)

Auch in den Sprüchen in Prosa (Nr. 869) nannte Goethe seinen Besitz Idee und Liebe, und bei Dante findet sich derselbe Gedanke dahin verändert: „Der fühlt schon die Kälte des Todes, der nicht mehr arbeitet und liebt."

19. Entstanden am 25. Juli 1814, also gleichzeitig mit I. 9 und 10, nach welchen Gedichten obiges Reiselied auch in das erste Buch einzurücken gewesen wäre; zuerst 1827 aus Goethe's Nachlaß in den Divan und zwar an dieser Stelle (Cottaausg., I. 1. 248) aufgenommen. — Die Jugendzeit der

292.

Zu unserer gegenwärtigen Darstellung bedienen wir uns dieser beiden Ausdrücke als Kunstwörter und nehmen an, daß in beiden die Refraktion gleich sei, das Flintglas aber die Farbenerscheinung um ein Drittel stärker als das Crownglas hervorbringe, wobei wir unserm Leser eine gewissermaßen symbolische Zeichnung zur Hand geben.

293.

Man denke sich auf einer schwarzen Tafel, welche hier des bequemeren Vortrags wegen in Kasen getheilt ist, zwischen den Parallellinien a b und c d fünf weiße Vierecke. Das Viereck Nr. 1 stehe vor dem nackten Auge unverrückt auf seinem Platz.

294.

Das Viereck Nr. 2 aber sei durch ein vor das Auge gehaltenes Prisma von Crownglas g um drei Kasen verrückt und zeige die Farbensäume in einer gewissen Breite; ferner sei das Viereck Nr. 3 durch ein Prisma von Flintglas h gleichfalls um drei Kasen heruntergerückt, dergestalt daß es die farbigen Säume nunmehr um ein Drittel breiter als Nr. 2 zeige.

295.

Ferner stelle man sich vor, das Viereck Nr. 4 sei eben wie das Nr. 2 durch ein Prisma von Crownglas erst drei Kasen verrückt gewesen, dann sei es aber durch ein entgegengestelltes Prisma h von Flintglas wieder auf seinen vorigen Fleck, wo man es nun sieht, gehoben worden.

296.

Hier hebt sich nun die Refraktion zwar gegen einander auf; allein da das Prisma h bei der Verrückung durch drei Kasen um ein Drittel breitere Farbensäume, als dem Prisma g eigen sind, hervorbringt, so muß bei aufgehobener Refraktion noch ein Ueberschuß von Farbensaum übrig bleiben, und zwar im Sinne der scheinbaren Bewegung, welche das Prisma h dem Bilde ertheilt, und folglich umgekehrt, wie wir die Farben an den herabgerückten Nummern 2 und 3 erblicken.

Dieſes Ueberſchießende der Farbe haben wir Hyperchromaſie genannt, woraus ſich denn die Achromaſie unmittelbar folgern läßt.

297.

Denn geſetzt, es wäre das Viereck Nr. 5 von ſeinem erſten ſupponirten Platze wie Nr. 2 durch ein Prisma von Crownglas g um drei Kaſen heruntergerückt worden, ſo dürfte man nur den Winkel eines Prismas von Flintglas h verkleinern, ſolches im umgekehrten Sinne an das Prisma g anſchließen, um das Viereck Nr. 5 zwei Kaſen ſcheinbar hinaufzuheben, wobei die Hyperchromaſie des vorigen Falles wegfiele, das Bild nicht ganz an ſeine erſte Stelle gelangte und doch ſchon farblos erſchiene. Man ſieht auch an den fortpunktirten Linien der zuſammengeſetzten Prismen unter Nr. 5, daß ein wirkliches Prisma übrig bleibt und alſo auch auf dieſem Wege, ſobald man ſich die Linien krumm denkt, ein Okularglas entſtehen kann, wodurch denn die achromatiſchen Ferngläſer abgeleitet ſind.

298.

Zu dieſen Verſuchen, wie wir ſie hier vortragen, iſt ein kleines, aus drei verſchiedenen Prismen zuſammengeſetztes Prisma, wie ſolche in England verfertigt werden, höchſt geſchickt. Hoffentlich werden künftig unſre inländiſchen Künſtler mit dieſem nothwendigen Inſtrumente jeden Naturfreund verſehen.

XX.

Vorzüge der ſubjektiven Verſuche. Uebergang zu den objektiven.

299.

Wir haben die Farbenerſcheinungen, welche ſich bei Gelegenheit der Refraktion ſehen laſſen, zuerſt durch ſubjektive Verſuche dargeſtellt und das Ganze in ſich dergeſtalt abgeſchloſſen, daß wir auch ſchon jene Phänomene aus der Lehre von den trüben Mitteln und Doppelbildern ableiteten.

300.

Da bei Vorträgen, die sich auf die Natur beziehen, doch Alles auf Sehen und Schauen ankommt, so sind diese Versuche um desto erwünschter, als sie sich leicht und bequem anstellen lassen. Jeder Liebhaber kann sich den Apparat ohne große Umstände und Kosten anschaffen, ja, wer mit Pappe arbeiten einigermaßen umzugehen weiß, einen großen Theil selbst verfertigen. Wenige Tafeln, auf welchen schwarze, weiße, graue und farbige Bilder auf hellem und dunkelm Grunde abwechseln, sind dazu hinreichend. Man stellt sie unverrückt vor sich hin, betrachtet bequem und anhaltend die Erscheinungen an dem Rande der Bilder; man entfernt sich, man nähert sich wieder und beobachtet genau den Stufengang des Phänomens.

301.

Ferner lassen sich auch durch geringe Prismen, die nicht von dem reinsten Glase sind, die Erscheinungen noch deutlich genug beobachten. Was jedoch wegen dieser Glasgeräthschaften noch zu wünschen sein möchte, wird in dem Abschnitt, der den Apparat abhandelt, umständlich zu finden sein.

302.

Ein Hauptvortheil dieser Versuche ist sodann, daß man sie zu jeder Tageszeit anstellen kann, in jedem Zimmer, es sei nach einer Weltgegend gerichtet, nach welcher es wolle; man braucht nicht auf Sonnenschein zu warten, der einem nordischen Beobachter überhaupt nicht reichlich gewogen ist.

Die objektiven Versuche

303.

verlangen hingegen nothwendig den Sonnenschein, der, wenn er sich auch einstellt, nicht immer den wünschenswerthen Bezug auf den ihm entgegengestellten Apparat haben kann. Bald steht die Sonne zu hoch bald zu tief, und doch auch nur kurze Zeit in dem Meridian des am Besten gelegenen Zimmers. Unter dem Beobachten weicht sie; man muß mit dem Apparat nachrücken, wodurch in manchen Fällen die Versuche unsicher werden. Wenn die Sonne durchs Prisma scheint, so offenbart

ſie alle Ungleichheiten, innere Fäden und Bläschen des Glaſes, wodurch die Erſcheinung verwirrt, getrübt und mißfärbig gemacht wird.

304.

Doch müſſen die Verſuche beider Arten gleich genau bekannt ſein. Sie ſcheinen einander entgegengeſetzt und gehen immer mit einander parallel; was die einen zeigen, zeigen die andern auch, und doch hat jede Art wieder ihre Eigenheiten, wodurch gewiſſe Wirkungen der Natur auf mehr als eine Weiſe offenbar werden.

305.

Sodann giebt es bedeutende Phänomene, welche man durch Verbindung der ſubjektiven und objektiven Verſuche hervorbringt. Nicht weniger gewähren uns die objektiven den Vortheil, daß wir ſie meiſt durch Linearzeichnungen darſtellen und die innern Verhältniſſe des Phänomens auf unſern Tafeln vor Augen legen können. Wir ſaumen daher nicht, die objektiven Verſuche ſogleich dergeſtalt vorzutragen, daß die Phänomene mit den ſubjektiv vorgeſtellten durchaus gleichen Schritt halten, deswegen wir auch neben der Zahl eines jeden Paragraphen die Zahl der früheren in Parentheſe unmittelbar anfügen. Doch ſetzen wir im Ganzen voraus, daß der Leſer ſich mit den Tafeln, der Forſcher mit dem Apparat bekannt mache, damit die Zwillings-Phänomene, von denen die Rede iſt, auf eine oder die andere Weiſe dem Liebhaber vor Augen ſeien.

XXI.

Refraktion ohne Farbenerſcheinung.

306 (195, 196).

Daß die Refraktion ihre Wirkung äußere, ohne eine Farbenerſcheinung hervorzubringen, iſt bei objektiven Verſuchen nicht ſo vollkommen als bei ſubjektiven darzuthun. Wir haben zwar unbegrenzte Räume, nach welchen wir durchs Prisma ſchauen und uns überzeugen können, daß ohne Grenze keine Farbe entſtehe; aber wir haben kein unbegrenzt Leuchtendes,

welches wir könnten aufs Prisma wirken lassen. Unser Licht kommt uns von begrenzten Körpern, und die Sonne, welche unsre meisten objektiven prismatischen Erscheinungen hervorbringt, ist ja selbst nur ein kleines begrenzt leuchtendes Bild.

307.

Indessen können wir jede größere Oeffnung, durch welche die Sonne durchscheint, jedes größere Mittel, wodurch das Sonnenlicht aufgefangen und aus seiner Richtung gebracht wird, schon insofern als unbegrenzt ansehen, indem wir blos die Mitte der Flächen, nicht aber ihre Grenzen betrachten.

308 (197).

Man stelle ein großes Wasserprisma in die Sonne, und ein heller Raum wird sich in die Höhe gebrochen an einer entgegengesetzten Tafel zeigen und die Mitte dieses erleuchteten Raumes farblos sein. Ebendasselbe erreicht man, wenn man mit Glasprismen, welche Winkel von wenigen Graden haben, den Versuch anstellt. Ja, diese Erscheinung zeigt sich selbst bei Glasprismen, deren brechender Winkel sechzig Grad ist, wenn man nur die Tafel nahe genug heranbringt.

XXII.

Bedingungen der Farbenerscheinung.

309 (198).

Wenn nun gedachter erleuchteter Raum zwar gebrochen, von der Stelle gerückt, aber nicht gefärbt erscheint, so sieht man jedoch an den horizontalen Grenzen desselben eine farbige Erscheinung. Daß auch hier die Farbe blos durch Verrückung eines Bildes entstehe, ist umständlicher darzuthun.

Das Leuchtende, welches hier wirkt, ist ein Begrenztes, und die Sonne wirkt hier, indem sie scheint und strahlt, als ein Bild. Man mache die Oeffnung in dem Laden der Camera obscura so klein, als man kann, immer wird das ganze Bild der Sonne hereindringen. Das von ihrer Scheibe herströmende Licht wird sich in der kleinsten Oeffnung kreuzen und den Winkel machen, der ihrem scheinbaren Diameter gemäß ist. Hier kommt ein Konus mit der Spitze außen an,

und inwendig verbreitert sich diese Spitze wieder, bringt ein durch eine Tafel aufzufassendes rundes, sich durch die Entfernung der Tafel auf immer vergrößerndes Bild hervor, welches Bild nebst allen übrigen Bildern der äußeren Landschaft auf einer weißen gegengehaltenen Fläche im dunklen Zimmer umgekehrt erscheint.

310.

Wie wenig also hier von einzelnen Sonnenstrahlen oder Strahlenbündeln und -Büscheln, von Strahlenspindern, -Stäben, und wie man sich das Alles vorstellen mag, die Rede sein kann, ist augenfallend. Zu Bequemlichkeit gewisser Linear-darstellungen nehme man das Sonnenlicht als parallel einfallend an; aber man wisse, daß dieses nur eine Fiktion ist, welche man sich gar wohl erlauben kann da, wo der zwischen die Fiktion und die wahre Erscheinung fallende Bruch unbedeutend ist. Man hüte sich aber, diese Fiktion wieder zum Phänomen zu machen und mit einem solchen fingirten Phänomen weiter fort zu operiren.

311.

Man vergrößere nunmehr die Oeffnung in dem Fensterladen, so weit man will, man mache sie rund oder viereckt, ja, man öffne den Laden ganz und lasse die Sonne durch den völligen Fensterraum in das Zimmer scheinen, — der Raum, den sie erleuchtet, wird immer so viel größer sein, als der Winkel, den ihr Durchmesser macht, verlangt, und also ist auch selbst der ganze durch das größte Fenster von der Sonne erleuchtete Raum nur das Sonnenbild plus der Weite der Oeffnung. Wir werden hierauf zurückzukehren künftig Gelegenheit finden.

312 (139).

Fangen wir nun das Sonnenbild durch konvexe Gläser auf, so ziehen wir es gegen den Fokus zusammen. Hier muß nach den oben ausgeführten Regeln ein gelber Saum und ein gelbrother Rand entstehen, wenn das Bild auf einem weißen Papiere aufgefangen wird. Weil aber dieser Versuch blendend und unbequem ist, so macht er sich am Schönsten mit dem Bilde des Vollmonds. Wenn man dieses durch ein konvexes Glas zusammenzieht, so erscheint der farbige Rand

in der größten Schönheit; denn der Mond sendet an sich schon ein gemäßigtes Licht, und er kann also um desto eher die Farbe, welche aus Mäßigung des Lichts entsteht, hervorbringen, wobei zugleich das Auge des Beobachters nur leise und angenehm berührt wird.

313 (200).

Wenn man ein leuchtendes Bild durch konkave Gläser auffaßt, so wird es vergrößert und also ausgedehnt. Hier erscheint das Bild blau begrenzt.

314.

Beide entgegengesetzte Erscheinungen kann man durch ein konveres Glas sowol simultan als successiv hervorbringen, und zwar simultan, wenn man auf das konvere Glas in der Mitte eine undurchsichtige Scheibe klebt und nun das Sonnenbild auffängt. Hier wird nun sowol das leuchtende Bild als der in ihm befindliche schwarze Kern zusammengezogen, und so müssen auch die entgegengesetzten Farbenerscheinungen entstehen. Ferner kann man diesen Gegensatz successiv gewahr werden, wenn man das leuchtende Bild erst bis gegen den Fokus zusammenzieht, da man denn Gelb und Gelbroth gewahr wird, dann aber hinter dem Fokus dasselbe sich ausdehnen läßt, da es denn sogleich eine blaue Grenze zeigt.

315 (201).

Auch hier gilt, was bei den subjektiven Erfahrungen gesagt worden, daß das Blaue und Gelbe sich an und über dem Weißen zeige, und daß beide Farben einen röthlichen Schein annehmen, insofern sie über das Schwarze reichen.

316 (202, 203).

Diese Grunderscheinungen wiederholen sich bei allen folgenden objektiven Erfahrungen, so wie sie die Grundlage der subjektiven ausmachten. Auch die Operation, welche vorgenommen wird, ist ebendieselbe: ein heller Rand wird gegen eine dunkle Fläche, eine dunkle Fläche gegen eine helle Grenze geführt. Die Grenzen müssen einen Weg machen und sich gleichsam über einander drängen, bei diesen Versuchen wie bei jenen.

317 (204).

Lassen wir also das Sonnenbild durch eine größere oder kleinere Oeffnung in die dunkle Kammer, fangen wir es durch ein Prisma auf, dessen brechender Winkel hier wie gewöhnlich unten sein mag, so kommt das leuchtende Bild nicht in gerader Linie nach dem Fußboden, sondern es wird an eine vertikal gesetzte Tafel hinaufgebrochen. Hier ist es Zeit, des Gegensatzes zu gedenken, in welchem sich die subjektive und objektive Verrückung des Bildes befindet.

318.

Sehen wir durch ein Prisma, dessen brechender Winkel sich unten befindet, nach einem in der Höhe befindlichen Bilde, so wird dieses Bild heruntergerückt, anstatt daß ein einfallendes leuchtendes Bild von demselben Prisma in die Höhe geschoben wird. Was wir hier der Kürze wegen nur historisch angeben, läßt sich aus den Regeln der Brechung und Hebung ohne Schwierigkeit ableiten.

319.

Indem nun also auf diese Weise das leuchtende Bild von seiner Stelle gerückt wird, so gehen auch die Farbensäume nach den früher ausgeführten Regeln ihren Weg. Der violette Saum geht jederzeit voraus und also bei objektiven hinaufwärts, wenn er bei subjektiven herunterwärts geht.

320 (205).

Ebenso überzeuge sich der Beobachter von der Färbung in der Diagonale, wenn die Verrückung durch zwei Prismen in dieser Richtung geschieht, wie bei dem subjektiven Falle deutlich genug angegeben; man schaffe sich aber hiezu Prismen mit Winkeln von wenigen, etwa funfzehn Graden.

321 (206, 207).

Daß die Färbung des Bildes auch hier nach der Richtung seiner Bewegung geschehe, wird man einsehen, wenn man eine Oeffnung im Laden von mäßiger Größe viereckt macht und das leuchtende Bild durch das Wasserprisma gehen läßt erst die Ränder in horizontaler und vertikaler Richtung, sodann in der diagonalen.

322 (208).

Wobei sich denn abermals zeigen wird, daß die Grenzen nicht neben einander weg, sondern über einander geführt werden müssen.

XXIII.

Bedingungen des Zunehmens der Erscheinung.

323 (209).

Auch hier bringt eine vermehrte Verrückung des Bildes eine stärkere Farbenerscheinung zuwege.

324 (210).

Diese vermehrte Verrückung aber hat statt:

1) Durch schiefere Richtung des auffallenden leuchtenden Bildes auf parallele Mittel.

2) Durch Veränderung der parallelen Form in eine mehr oder weniger spitzwinklige.

3) Durch verstärktes Maß des Mittels, des parallelen oder winkelhaften, theils weil das Bild auf diesem Wege stärker verrückt wird, theils weil eine der Masse angehörige Eigenschaft mit zur Wirkung gelangt.

4) Durch die Entfernung der Tafel von dem brechenden Mittel, so daß das heraustretende gefärbte Bild einen längeren Weg zurücklegt.

5) Zeigt sich eine chemische Eigenschaft unter allen diesen Umständen wirksam, welche wir schon unter den Rubriken der Achromasie und Hyperchromasie näher angedeutet haben.

325 (211).

Die objektiven Versuche geben uns den Vortheil, daß wir das Werdende des Phänomens, seine successive Genese außer uns darstellen und zugleich mit Linearzeichnungen deutlich machen können, welches bei subjektiven der Fall nicht ist.

326.

Wenn man das aus dem Prisma heraustretende leuchtende Bild und seine wachsende Farbenerscheinung auf einer entgegengehaltenen Tafel stufenweise beobachten und sich Durchschnitte von diesem Konus mit elliptischer Base vor

Augen stellen kann, so läßt sich auch das Phänomen auf seinem ganzen Wege zum Schönsten folgendermaßen sichtbar machen. Man erregt nämlich in der Linie, in welcher das Bild durch den dunklen Raum geht, eine weiße feine Staubwolke, welche durch feinen, recht trocknen Haarpuder am Besten hervorgebracht wird. Die mehr oder weniger gefärbte Erscheinung wird nun durch die weißen Atomen aufgefangen und dem Auge in ihrer ganzen Breite und Länge dargestellt.

327.

Ebenso haben wir Linearzeichnungen bereitet und solche unter unire Tafeln aufgenommen, wo die Erscheinung von ihrem ersten Ursprunge an dargestellt ist, und an welchen man sich deutlich machen kann, warum das leuchtende Bild durch Prismen so viel stärker als durch parallele Mittel gefärbt wird.

328 (212).

An den beiden entgegengesetzten Grenzen steht eine entgegengesetzte Erscheinung in einem spitzen Winkel auf, die sich, wie sie weiter in dem Raume vorwärts geht, nach Maßgabe dieses Winkels verbreitet. So strebt in der Richtung, in welcher das leuchtende Bild verrückt worden, ein violetter Saum in das Dunkle hinaus, ein blauer schmälerer Rand bleibt an der Grenze. Von der andern Seite strebt ein gelber Saum in das Helle hinein, und ein gelbrother Rand bleibt an der Grenze.

329 (213).

Hier ist also die Berührung des Dunklen gegen das Helle, des Hellen gegen das Dunkle wohl zu beachten.

330 (214).

Eines großen Bildes Mitte bleibt lange ungefärbt, besonders bei Mitteln von minderer Dichtigkeit und geringerem Maße, bis endlich die entgegengesetzten Säume und Ränder einander erreichen, da alsdann bei dem leuchtenden Bild in der Mitte ein Grün entsteht.

331 (215).

Hierbei nun die objektiven Versuche gewöhnlich nur mit dem leuchtenden Sonnenbilde gemacht wurden, so ist es ob-

Und ſo wollen wir beſtändig,
Wetteifern mit Haſſen,
Uns der Gegenwart erfreuen,
Das Vergangne mitgenießen.

20.

Vor den Wiſſenden ſich ſtellen,
Sicher iſt's in allen Fällen!
Wenn Du lange Dich gequälet,
Weiß er gleich, wo Dir es fehlet;
Auch auf Beifall darfſt Du hoffen;
Denn er weiß, wo Du's getroffen.

21.

Freigebiger wird betrogen,
Geizhafter ausgefogen,
Verſtändiger irrgeleitet,
Vernünftiger leer geweitet,

zweiten Strophe fiel hauptſächlich in die achtziger Jahre, als der Koadjutor Dalberg zu Erfurt reſidirte. Dr. Borberger hat der thatſächlichen Grundlage des Gedichts näher nachgeſpürt und ermittelt, daß die Schuſterin der dritten Strophe eine ihrer Zeit als ſchöne Schuſterin weithin bekannte Schuhmacherfrau Vogel zu Erfurt, welche auch die Frankfurter Meſſen bezog, geweſen ſein müſſe. — Eule keineswegs Jene iſt, nach ihm Anſpielung auf Ophelia's Worte im Hamlet (IV. 5): „Sie ſagen, die Eule war eine Bäckerstochter". (Jahrb. der k. Akad. zu Erfurt. Neue Folge. Heft VI. 1870. S. 63.) — Der Schluß berechtigt, auch dieſem Gedicht, wie I. 12, die Ueberſchrift zu geben: Im Gegenwärtigen Vergangnes.

20. Erſt 1827 dem Divan eingefügt. Eine Maxime, welche Goethe zu eigner Förderung ſein Leben hindurch beobachtet hat. Auf dem Gebiet der Naturwiſſenſchaften empfand er deren Werth noch in ſeinen letzten Jahren im Verkehr mit A. v. Humboldt. — Agricola (Sprichw., 1529, S. 46 zu Nr. 379) ſagt: „signum sapientis est posse docere", und: „quodcumque parum novit, nemo docere potest." Chardin (s. 165) führt die perſiſche Sentenz an: „aimer à interroger les sages, c'est déjà la moitié de la sagesse."

21. Spruchformeln über der Welt Lauf, ebenſo in älterer deutſcher Manier, wie in orientaliſcher (ſ. oben Note zu Nr. 2). — Leer geweitet, d. h. ausgeweitet bis zur Leere, zum Nichts. Die Vernunft wird durch Vernünfteln zerſtört (Werke, II. 235, 2) und:

„Das Wahre klären ſie an den Dingen,
Bis Niemand mehr dran glaubt" (daſ., III. 272, 7).

sektiver Versuch mit einem dunklen Bilde bisher fast gar nicht vorgekommen. Wir haben hierzu aber auch eine bequeme Vorrichtung angegeben. Jenes große Waſſerprisma nämlich stelle man in die Sonne und klebe auf die äußere oder innere Seite eine runde Papierscheibe, so wird die farbige Erscheinung abermals an den Rändern vorgehen, nach jenem bekannten Gesetz entspringen: die Ränder werden erscheinen, sich in jener Maße verbreitern und in der Mitte der Purpur entstehen. Man kann neben das Rund ein Viereck in beliebiger Richtung hinzufügen und sich von dem oben mehrmals Angegebenen und Ausgesprochenen von Neuem überzeugen.

332 (216).

Nimmt man von dem gedachten Prisma diese dunklen Bilder wieder hinweg, wobei jedoch die Glastafeln jedesmal sorgfältig zu reinigen sind, und hält einen schwachen Stab, etwa einen starken Bleistift, vor die Mitte des horizontalen Prisma, so wird man das völlige Uebereinandergreifen des violeten Saums und des rothen Randes bewirken und nur die drei Farben, die zwei äußern und die mittlere, sehen.

333.

Schneidet man eine vor das Prisma zu schiebende Pappe dergestalt aus, daß in der Mitte derselben eine horizontale längliche Oeffnung gebildet wird, und läßt alsdann das Sonnenlicht hindurchfallen, so wird man die völlige Vereinigung des gelben Saumes und des blauen Randes nunmehr über das Helle bewirken und nur Gelbroth, Grün und Violet sehen; auf welche Art und Weise, ist bei Erklärung der Tafeln weiter auseinandergesetzt.

334 (217).

Die prismatische Erscheinung ist also keineswegs fertig und vollendet, indem das leuchtende Bild aus dem Prisma hervortritt. Man wird alsdann nur erst ihre Anfänge im Gegensatz gewahr; dann wächst sie, das Entgegengesetzte vereinigt sich und verschränkt sich zuletzt aufs Innigste. Der von einer Tafel aufgefangene Durchschnitt dieses Phänomens ist in jeder Entfernung vom Prisma anders, so daß weder von einer stetigen Folge der Farben noch von einem durchaus gleichen Maß derselben die Rede sein kann, weshalb der Lieb-

haber und Beobachter sich an die Natur und unsre naturgemäßen Tafeln wenden wird, welchen zum Ueberfluß eine abermalige Erklärung sowie eine genugsame Anweisung und Anleitung zu allen Versuchen hinzugefügt ist.

XXIV.

Ableitung der angezeigten Phänomene.

335 (218).

Wenn wir diese Ableitung schon bei Gelegenheit der subjektiven Versuche umständlich vorgetragen, wenn Alles, was dort gesagt hat, auch hier gilt, so bedarf es keiner weitläuftigen Ausführung mehr, um zu zeigen, daß dasjenige, was in der Erscheinung völlig parallel geht, sich auch aus ebendenselben Quellen ableiten lasse.

336 (219).

Daß wir auch bei objektiven Versuchen mit Bildern zu thun haben, ist eben umständlich dargethan worden. Die Sonne mag durch die kleinste Oeffnung hereinscheinen, so dringt doch immer das Bild ihrer ganzen Scheibe hindurch. Man mag das größte Prisma in das freie Sonnenlicht stellen, so ist es doch immer wieder das Sonnenbild, das sich an den Rändern der brechenden Flächen selbst begrenzt und die Nebenbilder dieser Begrenzung hervorbringt. Man mag eine vielfach ausgeschnittene Pappe vor das Wasserprisma schieben, so sind es doch nur die Bilder aller Art, welche, nachdem sie durch Brechung von ihrer Stelle gerückt worden, farbige Ränder und Säume und in denselben durchaus vollkommene Nebenbilder zeigen.

337 (220).

Haben uns bei subjektiven Versuchen stark von einander abstechende Bilder eine höchst lebhafte Farbenerscheinung zuwege gebracht, so wird diese bei objektiven Versuchen noch viel lebhafter und herrlicher sein, weil das Sonnenbild von der höchsten Energie ist, die wir kennen, daher auch dessen Nebenbild mächtig und, ungeachtet seines sekundären getrübten und verdunkelten Zustandes, noch immer herrlich und glänzend

sein muß. Die vom Sonnenlicht durchs Prisma auf irgend einen Gegenstand geworfenen Farben bringen ein gewaltiges Licht mit sich, indem sie das höchst energische Urlicht gleichsam im Hintergrunde haben.

338 (258).

Inwiefern wir auch diese Nebenbilder trüb nennen und sie aus der Lehre von den trüben Mitteln ableiten dürfen, wird Jedem, der uns bis hieher aufmerksam gefolgt, klar sein, besonders aber Dem, der sich den nöthigen Apparat verschafft, um die Bestimmtheit und Lebhaftigkeit, womit trübe Mittel wirken, sich jederzeit vergegenwärtigen zu können.

XXV.

Abnahme der farbigen Erscheinung.

339 (245).

Haben wir uns bei Darstellung der Abnahme unserer farbigen Erscheinung in subjektiven Fällen kurz fassen können, so wird es uns erlaubt sein, hier noch kürzer zu verfahren, indem wir uns auf jene deutliche Darstellung berufen. Nur Eines mag wegen seiner großen Bedeutung, als ein Hauptmoment des ganzen Vortrags, hier dem Leser zu besonderer Aufmerksamkeit empfohlen werden.

340 (244—247).

Der Abnahme der prismatischen Erscheinung muß erst eine Entfaltung derselben vorangehen. Aus dem gefärbten Sonnenbilde verschwinden in gehöriger Entfernung der Tafel vom Prisma zuerst die blaue und gelbe Farbe, indem beide über einander greifen, völlig, und man sieht nur Gelbroth, Grün und Blauroth. Nähert man die Tafel dem brechenden Mittel, so erscheinen Gelb und Blau schon wieder, und man erblickt die fünf Farben mit ihren Schattirungen. Rückt man mit der Tafel noch näher, so treten Gelb und Blau völlig aus einander, das Grüne verschwindet, und zwischen den gefärbten Rändern und Säumen zeigt sich das Bild farblos. Je näher man mit der Tafel gegen das Prisma zurückt, desto schmäler werden gedachte Ränder und Säume, bis sie endlich an und auf dem Prisma null werden.

XXVI.

Graue Bilder.

341 (248).

Wir haben die grauen Bilder als höchſt wichtig bei ſubjektiven Verſuchen dargeſtellt. Sie zeigen uns durch die Schwäche der Nebenbilder, daß ebendieſe Nebenbilder ſich jederzeit von dem Hauptbilde beſchreiben. Will man nun die objektiven Verſuche auch hier parallel durchführen, ſo könnte dieſes auf eine bequeme Weiſe geſchehen, wenn man ein mehr oder weniger matt geſchliffenes Glas vor die Oeffnung hielte, durch welche das Sonnenbild hereinfällt. Es würde dadurch ein gedämpftes Bild hervorgebracht werden, welches nach der Refraktion viel mattere Farben als das von der Sonnenſcheibe unmittelbar abgeleitete auf der Tafel zeigen würde, und ſo würde auch von dem höchſt energiſchen Sonnenbilde nur ein ſchwaches, der Dämpfung gemäßes Nebenbild entſtehen; wie denn freilich durch dieſen Verſuch dasjenige, was uns ſchon genugſam bekannt iſt, nur noch aber und abermal bekräftigt wird.

XXVII.

Farbige Bilder.

342 (260).

Es giebt mancherlei Arten, farbige Bilder zum Behuf objektiver Verſuche hervorzubringen. Erſtlich kann man farbiges Glas vor die Oeffnung halten, wodurch ſogleich ein farbiges Bild hervorgebracht wird. Zweitens kann man das Waſſerprisma mit farbigen Liquoren füllen. Drittens kann man die von einem Prisma ſchon hervorgebrachten emphatiſchen Farben durch proportionirte kleine Oeffnungen eines Bleches durchlaſſen und alſo kleine Bilder zu einer zweiten Refraktion vorbereiten. Dieſe letzte Art iſt die beſchwerlichſte, indem bei dem beſtändigen Fortrücken der Sonne ein ſolches Bild nicht feſtgehalten, noch in beliebiger Richtung betrachtet werden kann. Die zweite Art hat auch ihre Unbequemlichkeiten, weil nicht alle farbige Liquoren ſchön hell und klar zu bereiten

sind. Daher die erste um so mehr den Vorzug verdient, als die Physiker schon bisher die von dem Sonnenlicht durchs Prisma hervorgebrachten Farben, diejenigen, welche durch Linsen und Gläser erzeugt werden, und die, welche schon auf Papier oder Tuch fixirt sind, bei der Demonstration als gleichwirkend gelten lassen.

343.

Da es nun also blos darauf ankommt, daß das Bild gefärbt werde, so gewährt uns das schon eingeführte große Wasserprisma hierzu die beste Gelegenheit; denn indem man vor seine großen Flächen, welche das Licht ungefärbt durchlassen, eine Pappe vorschieben kann, in welche man Oeffnungen von verschiedener Figur geschnitten, um unterschiedene Bilder und also auch unterschiedene Nebenbilder hervorzubringen, so darf man nur vor die Oeffnungen der Pappe farbige Gläser befestigen, um zu beobachten, welche Wirkung die Refraktion im objektiven Sinne auf farbige Bilder hervorbringt.

344.

Man bediene sich nämlich jener schon beschriebenen Tafel (284) mit farbigen Gläsern, welche man genau in der Größe eingerichtet, daß sie in die Falten des großen Wasserprismas eingeschoben werden kann. Man lasse nunmehr die Sonne hindurchscheinen, so wird man die hinaufwärts gebrochenen farbigen Bilder jedes nach seiner Art gesäumt und gerändert sehen, indem sich diese Säume und Ränder an einigen Bildern ganz deutlich zeigen, an andern sich mit der spezifischen Farbe des Glases vermischen, sie erhöhen oder verkümmern, und Jedermann wird sich überzeugen können, daß hier abermals nur von diesem von uns subjektiv und objektiv so umständlich vorgetragenen einfachen Phänomen die Rede sei.

XXVIII.

Achromasie und Hyperchromasie.

345 (285–290).

Wie man die hyperchromatischen und achromatischen Versuche auch objektiv anstellen könne, dazu brauchen wir nur,

nach Allem, was oben weitläuftig aufgeführet worden, eine kurze Anleitung zu geben, besonders da wir voraussetzen können, daß jenes erwähnte zusammengesetzte Prisma sich in den Händen des Naturfreundes befinde.

346.

Man lasse durch ein spitzwinkliges Prisma von wenigen Graden, aus Crownglas geschliffen, das Sonnenbild dergestalt durchgehen, daß es auf der entgegengesetzten Tafel in die Höhe gebrochen werde; die Ränder werden nach dem bekannten Gesetz gefärbt erscheinen, das Violete und Blaue nämlich oben und außen, das Gelbe und Gelbrothe unten und innen. Da nun der brechende Winkel dieses Prismas sich unten befindet, so setze man ihm ein anderes proportionirtes von Flintglas entgegen, dessen brechender Winkel nach oben gerichtet sei. Das Sonnenbild werde dadurch wieder an seinen Platz geführt, wo es denn durch den Ueberschuß der farberregenden Kraft des herabführenden Prismas von Flintglas nach dem Gesetze dieser Herabführung wenig gefärbt sein, das Blaue und Violete unten und außen, das Gelbe und Gelbrothe oben und innen zeigen wird.

347.

Man rücke nun durch ein proportionirtes Prisma von Crownglas das ganze Bild wieder um Weniges in die Höhe, so wird die Hyperchromasie aufgehoben, das Sonnenbild vom Platze gerückt und doch farblos erscheinen.

348.

Mit einem aus drei Gläsern zusammengesetzten achromatischen Objektivglase kann man ebendiese Versuche stufenweise machen, wenn man es sich nicht reuen läßt, solches aus der Hülse, worein es der Künstler eingenietet hat, herauszubrechen. Die beiden konvexen Gläser von Crownglas, indem sie das Bild nach dem Fokus zusammenziehen, das konkave Glas von Flintglas, indem es das Sonnenbild hinter sich ausdehnt, zeigen an dem Rande die hergebrachten Farben. Ein Konvexglas mit dem Konkavglase zusammengenommen, setzt die Farben nach dem Gesetz des letztern. Sind alle drei Gläser zusammengesetzt, so mag man das Sonnenbild nach dem Fokus zusammenziehen oder sich dasselbe hinter dem Brenn-

punkte ausdehnen lassen, niemals zeigen sich farbige Ränder, und die von dem Künstler intendirte Achromasie bewährt sich hier abermals.

349.

Da jedoch das Crownglas durchaus eine grünliche Farbe hat, so daß besonders bei großen und starken Objektiven etwas von einem grünlichen Schein mit unterlaufen und sich daneben die geforderte Purpurfarbe unter gewissen Umständen einstellen mag, welches uns jedoch bei wiederholten Versuchen mit mehreren Objektiven nicht vorgekommen, so hat man hierzu die wunderbarsten Erklärungen ersonnen und sich, da man theoretisch die Unmöglichkeit achromatischer Ferngläser zu beweisen genöthigt war, gewissermaßen gefreut, eine solche radikale Verbesserung leugnen zu können, wovon jedoch nur in der Geschichte dieser Erfindungen umständlich gehandelt werden kann.

XXIX.

Verbindung objektiver und subjektiver Versuche.

350.

Wenn wir oben angezeigt haben, daß die objektiv und subjektiv betrachtete Refraktion im Gegensinne wirken müsse (318), so wird daraus folgen, daß, wenn man die Versuche verbindet, entgegengesetzte und einander aufhebende Erscheinungen sich zeigen werden.

351.

Durch ein horizontal gestelltes Prisma werde das Sonnenbild an eine Wand hinaufgeworfen. Ist das Prisma lang genug, daß der Beobachter zugleich hindurchsehen kann, so wird er das durch die objektive Refraktion hinaufgerückte Bild wieder heruntergerückt und solches an der Stelle sehen, wo es ohne Refraktion erschienen wäre.

352.

Hierbei zeigt sich ein bedeutendes, aber gleichfalls aus der Natur der Sache herfließendes Phänomen. Da nämlich,

wie schon so oft erinnert worden, das objektiv an die Wand geworfene gefärbte Sonnenbild keine fertige noch unveränderliche Erscheinung ist, so wird bei obgedachter Operation das Bild nicht allein für das Auge heruntergezogen, sondern auch seiner Ränder und Säume völlig beraubt und in eine farblose Kreisgestalt zurückgebracht.

353.

Bedient man sich zu diesem Versuche zweier völlig gleichen Prismen, so kann man sie erst neben einander stellen, durch das eine das Sonnenbild durchfallen lassen, durch das andre aber hindurchsehen.

354.

Geht der Beschauer mit dem zweiten Prisma nunmehr weiter vorwärts, so zieht sich das Bild wieder hinauf und wird stufenweise nach dem Gesetz des ersten Prismas gefärbt. Tritt der Beschauer nun wieder zurück, bis er das Bild wieder auf den Nullpunkt gebracht hat, und geht sodann immer weiter von dem Bilde weg, so bewegt sich das für ihn rund und farblos gewordene Bild immer weiter herab und färbt sich im entgegengesetzten Sinne, so daß wir dasselbe Bild, wenn wir zugleich durch das Prisma hindurch und daran her sehen, nach objektiven und subjektiven Gesetzen gefärbt erblicken.

355.

Wie dieser Versuch zu vermannichfaltigen sei, ergiebt sich von selbst. Ist der brechende Winkel des Prismas, wodurch das Sonnenbild objektiv in die Höhe gehoben wird, größer als der des Prismas, wodurch der Beobachter blickt, so muß der Beobachter viel weiter zurücktreten, um das farbige Bild an der Wand so weit herunterzuführen, daß es farblos werde, und umgekehrt.

356.

Daß man auf diesem Wege die Achromasie und Hyperchromasie gleichfalls darstellen könne, fällt in die Augen, welches wir weiter auseinanderzusetzen und auszuführen dem Liebhaber wol selbst überlassen können, so wie wir auch andere komplizirte Versuche, wobei man Prismen und Linsen zugleich

anwendet, auch die objektiven und subjektiven Erfahrungen auf mancherlei Weise durch einander mischt, erst späterhin darlegen und auf die einfachen, uns nunmehr genugsam bekannten Phänomene zurückführen werden.

XXX.

Uebergang.

357.

Wenn wir auf die bisherige Darstellung und Ableitung der dioptrischen Farben zurücksehen, können wir keine Reue empfinden, weder daß wir sie so umständlich abgehandelt, noch daß wir sie vor den übrigen physischen Farben, außer der von uns selbst angegebenen Ordnung, vorgetragen haben. Doch gedenken wir hier an der Stelle des Uebergangs unsern Lesern und Mitarbeitern deshalb einige Rechenschaft zu geben.

358.

Sollten wir uns verantworten, daß wir die Lehre von den dioptrischen Farben, besonders der zweiten Klasse, vielleicht zu weitläuftig ausgeführt, so hätten wir Folgendes zu bemerken. Der Vortrag irgend eines Gegenstandes unsres Wissens kann sich theils auf die innre Nothwendigkeit der abzuhandelnden Materie, theils aber auch auf das Bedürfniß der Zeit, in welcher der Vortrag geschieht, beziehen. Bei dem unsrigen waren wir genöthigt, beide Rücksichten immer vor Augen zu haben. Einmal war es die Absicht, unsre sämmtlichen Erfahrungen sowie unsre Ueberzeugungen nach einer lange geprüften Methode vorzulegen; sodann aber mußten wir unser Augenmerk darauf richten, manche zwar bekannte, aber doch verkannte, besonders auch in falschen Verknüpfungen aufgestellte Phänomene in ihrer natürlichen Entwicklung und wahrhaft erfahrungsmäßigen Ordnung darzustellen, damit wir künftig bei polemischer und historischer Behandlung schon eine vollständige Vorarbeit zu leichterer Uebersicht ins Mittel bringen könnten. Daher ist denn freilich eine größere Umständlichkeit nöthig geworden, welche eigentlich nur dem gegenwärtigen Bedürfniß zum Opfer gebracht wird. Künftig, wenn man erst das Einfache als einfach, das Zusammen-

gesetzte als zusammengesetzt, das Erste und Obere als ein solches, das Zweite, Abgeleitete auch als ein solches anerkennen und schauen wird: dann läßt sich dieser ganze Vortrag ins Engere zusammenziehen, welches, wenn es uns nicht selbst noch glücken sollte, wir einer heiter thätigen Mit- und Nachwelt überlassen.

359.

Was ferner die Ordnung der Kapitel überhaupt betrifft, so mag man bedenken, daß selbst verwandte Naturphänomene in keiner eigentlichen Folge oder stetigen Reihe sich an einander schließen, sondern daß sie durch Thätigkeiten hervorgebracht werden, welche verschränkt wirken, so daß es gewissermaßen gleichgiltig ist, was für eine Erscheinung man zuerst, und was für eine man zuletzt betrachtet, weil es doch nur darauf ankommt, daß man sich alle möglichst vergegenwärtige, um sie zuletzt unter einem Gesichtspunkt, theils nach ihrer Natur, theils nach Menschenweise und Bequemlichkeit zusammenzufassen.

360.

Doch kann man im gegenwärtigen besondern Falle behaupten, daß die dioptrischen Farben billig an die Spitze der physischen gestellt werden, sowol wegen ihres auffallenden Glanzes und übrigen Bedeutsamkeit als auch, weil, um dieselben abzuleiten, Manches zur Sprache kommen mußte, welches uns zunächst große Erleichterung gewähren wird.

361.

Denn man hat bisher das Licht als eine Art von Abstraktum, als ein für sich bestehendes und wirkendes, gewissermaßen sich selbst bedingendes, bei geringen Anlassen aus sich selbst die Farben hervorbringendes Wesen angesehen. Von dieser Vorstellungsart jedoch die Naturfreunde abzulenken, sie aufmerksam zu machen, daß bei prismatischen und andern Erscheinungen nicht von einem unbegrenzten bedingenden, sondern von einem begrenzten bedingten Lichte, von einem Lichtbilde, ja von Bildern überhaupt, hellen oder dunklen die Rede sei: dies ist die Aufgabe, welche zu lösen, das Ziel, welches zu erreichen wäre.

Der Harte wird umgangen,
Der Gimpel wird gefangen:
Beherrsche diese Lüge,
Betrogener betrüge!

22.

Wer befehlen kann, wird loben,
Und er wird auch wieder schelten;
Und das muß Dir, treuer Diener,
Eines wie das Andre gelten.

Denn er lobt wol das Geringe,
Schilt auch, wo er sollte loben;
Aber bleibst Du guter Dinge,
Wird er Dich zuletzt erproben.

Und so halt's auch, Ihr Hohen,
Gegen Gott, wie der Geringe:
Thut und leidet, wie sich's findet,
Bleibt nur immer guter Dinge!

Ueber das Zeitwort weiten s. Sanders, II. 2. 1550b und a. — Die Antithese des Schlußverses braucht schon Lessing's Nathan in der Erzählung von den drei Ringen (IV. 7): Betrogene Betrüger! Das Betrügen besagt hier nichts anders als das sich wehren oder am Schlusse von Nr. 3: mit gleicher Münze heimzahlen.

22. Bereits dem Divan von 1819 angehörig und ganz dem orientalischen Sinne gemäß, nicht minder dem abendländischen. — Vergl. das Gedicht Lebenskunst (Werke, II. 260):

„Ueber Wetter- und Herren-Launen
Runzle niemals die Augenbraunen!"

den Spruch: „Herren Gunst, Frauen Lieb' wie Aprilen Wetter" (Neander, ed. Latendorf, S. 16; Michaelis' Apophthegm., Nr. 308:

„Der ist weise und wohlgelehrt,
Der alle Dinge zum Besten kehrt;"

und Jesus Sirach, 30, 23: „Ein fröhlich Herz ist des Menschen Leben". — In V. 2. Strophe 3 ist nach wie der Geringe zu ergänzen: gegen Euch Hohe.

362.

Was bei dioptrischen Fällen, besonders der zweiten Klasse, nämlich bei Refraktionsfällen vorgeht, ist uns nunmehr genugsam bekannt und dient uns zur Einleitung ins Künftige.

363.

Die katoptrischen Fälle erinnern uns an die phyſiologischen, nur daß wir jenen mehr Objektivität zuſchreiben und ſie deshalb unter die phyſischen zu zählen uns berechtigt glauben. Wichtig aber iſt es, daß wir hier abermals nicht ein abſtraktes Licht, ſondern ein Lichtbild zu beachten finden.

364.

Gehen wir zu den paroptischen über, ſo werden wir, wenn das Frühere gut gefaßt worden, uns mit Verwundrung und Zufriedenheit abermals im Reiche der Bilder finden. Beſonders wird uns der Schatten eines Körpers als ein ſekundäres, den Körper ſo genau begleitendes Bild manchen Aufſchluß geben.

365.

Doch greifen wir dieſen fernern Darſtellungen nicht vor, um, wie bisher geſchehen, nach unſerer Ueberzeugung regelmäßigen Schritt zu halten.

XXXI.

Katoptrische Farben.

366.

Wenn wir von katoptrischen Farben ſprechen, ſo deuten wir damit an, daß uns Farben bekannt ſind, welche bei Gelegenheit einer Spiegelung erſcheinen. Wir ſetzen voraus, daß das Licht ſowol als die Fläche, wovon es zurückſtrahlt, ſich in einem völlig farbloſen Zuſtand befinde. In dieſem Sinne gehören dieſe Erſcheinungen unter die phyſischen Farben. Sie entſtehen bei Gelegenheit der Reflexion, wie wir oben die dioptrischen der zweiten Klaſſe bei Gelegenheit der Refraktion hervortreten ſahen. Ohne jedoch weiter im Allgemeinen zu verweilen, wenden wir uns gleich zu den beſondern Fällen und

zu den Bedingungen, welche nöthig sind, daß gedachte Phänomene sich zeigen.

367.

Wenn man eine feine Stahlsaite vom Rädchen abnimmt, sie ihrer Elastizität gemäß verworren durcheinanderlaufen läßt und sie an ein Fenster in die Tageshelle legt, so wird man die Höhen der Kreise und Windungen erhellt, aber weder glänzend noch farbig sehen. Tritt die Sonne hingegen hervor, so zieht sich diese Helligung auf einen Punkt zusammen, und das Auge erblickt ein kleines glänzendes Sonnenbild, das, wenn man es nahe betrachtet, keine Farbe zeigt. Geht man aber zurück und faßt den Abglanz in einiger Entfernung mit den Augen auf, so sieht man viele kleine, auf die mannichfaltigste Weise gefärbte Sonnenbilder, und ob man gleich Grün und Purpur am Meisten zu sehen glaubt, so zeigen sich doch auch bei genauerer Aufmerksamkeit die übrigen Farben.

368.

Nimmt man eine Lorgnette und sieht dadurch auf die Erscheinung, so sind die Farben verschwunden so wie der ausgedehntere Glanz, in dem sie erscheinen, und man erblickt nur die kleinen leuchtenden Punkte, die wiederholten Sonnenbilder. Hieraus erkennt man, daß die Erfahrung subjektiver Natur ist, und daß sich die Erscheinung an jene anschließt, die wir unter dem Namen der strahlenden Höfe eingeführt haben (109).

369.

Allein wir können dieses Phänomen auch von der objektiven Seite zeigen. Man befestige unter eine mäßige Oeffnung in dem Laden der Camera obscura ein weißes Papier und halte, wenn die Sonne durch die Oeffnung scheint, die verworrene Drahtsaite in das Licht, so daß sie dem Papiere gegenübersteht. Das Sonnenlicht wird auf und in die Ringe der Drahtsaite fallen, sich aber nicht, wie im konzentrirenden menschlichen Auge, auf einem Punkte zeigen, sondern weil das Papier auf jedem Theile seiner Fläche den Abglanz des Lichtes aufnehmen kann, in haarförmigen Streifen, welche zugleich bunt sind, sehen lassen.

370.

Dieser Versuch ist rein katoptrisch; denn da man sich nicht denken kann, daß das Licht in die Oberfläche des Stahls hineindringe und etwa darin verändert werde, so überzeugen wir uns leicht, daß hier blos von einer reinen Spiegelung die Rede sei, die sich, insofern sie subjektiv ist, an die Lehre von den schwach wirkenden und abklingenden Lichtern anschließt, und insofern sie objektiv gemacht werden kann, auf ein außer dem Menschen Reales, sogar in den leisesten Erscheinungen hindeutet.

371.

Wir haben gesehen, daß hier nicht allein ein Licht, sondern ein energisches Licht, und selbst dieses nicht im Abstrakten und Allgemeinen, sondern ein begrenztes Licht, ein Lichtbild nöthig sei, um diese Wirkung hervorzubringen. Wir werden uns hiervon bei verwandten Fällen noch mehr überzeugen.

372.

Eine polirte Silberplatte giebt in der Sonne einen blendenden Schein von sich; aber es wird bei dieser Gelegenheit keine Farbe gesehen. Ritzt man hingegen die Oberfläche leicht, so erscheinen bunte, besonders grüne und purpurne Farben unter einem gewissen Winkel dem Auge. Bei ziselirten und guillochirten Metallen tritt auch dieses Phänomen auffallend hervor; doch läßt sich durchaus bemerken, daß, wenn es erscheinen soll, irgend ein Bild, eine Abwechselung des Dunklen und Hellen bei der Abspiegelung mitwirken müsse, so daß ein Fensterstab, der Ast eines Baumes, ein zufälliges oder mit Vorsatz aufgestelltes Hinderniß eine merkliche Wirkung hervorbringt. Auch diese Erscheinung läßt sich in der Camera obscura objektivren.

373.

Läßt man ein polirtes Silber durch Scheidewasser dergestalt anfressen, daß das darin befindliche Kupfer aufgelöst und die Oberfläche gewissermassen rauh werde, und läßt alsdann das Sonnenbild sich auf der Platte spiegeln, so wird es von jedem unendlich kleinen erhöhten Punkte einzeln zurückglänzen und die Oberfläche der Platte in bunten Farben erscheinen.

Ebenso, wenn man ein schwarzes ungeglättetes Papier in die Sonne hält und aufmerksam darauf blickt, sieht man es in seinen kleinsten Theilen bunt in den lebhaftesten Farben glänzen.

374.

Diese sämmtlichen Erfahrungen deuten auf ebendieselben Bedingungen hin. In dem ersten Falle scheint das Lichtbild von einer schmalen Linie zurück, in dem zweiten wahrscheinlich von scharfen Kanten, in dem dritten von sehr kleinen Punkten. Bei allen wird ein lebhaftes Licht und eine Begrenzung desselben verlangt. Nicht weniger wird zu diesen sämmtlichen Farberscheinungen erfordert, daß sich das Auge in einer proportionirten Ferne von den reflektirenden Punkten befinde.

375.

Stellt man diese Beobachtungen unter dem Mikroskop an, so wird die Erscheinung an Kraft und Glanz unendlich wachsen; denn man sieht alsdann die kleinsten Theile der Körper, von der Sonne beschienen, in diesen Reflexionsfarben schimmern, die, mit den Refraktionsfarben verwandt, sich nun auf die höchste Stufe ihrer Herrlichkeit erheben. Man bemerkt in solchem Falle ein wurmförmig Buntes auf der Oberfläche organischer Körper, wovon das Nähere künftig vorgelegt werden soll.

376.

Uebrigens sind die Farben, welche bei der Reflexion sich zeigen, vorzüglich Purpur und Grün, woraus sich vermuthen läßt, daß besonders die streifige Erscheinung aus einer zarten Purpurlinie bestehe, welche an ihren beiden Seiten theils mit Blau theils mit Gelb eingefaßt ist. Treten die Linien sehr nahe zusammen, so muß der Zwischenraum grün erscheinen, — ein Phänomen, das uns noch oft vorkommen wird.

377.

In der Natur begegnen uns dergleichen Farben öfters. Die Farben der Spinnewebe setzen wir denen, die von Stahlplatten widerscheinen, völlig gleich, ob sich schon daran nicht so gut als an dem Stahl die Undurchdringlichkeit beglaubigen läßt, weswegen man auch diese Farben mit zu den Refraktionserscheinungen hat ziehen wollen.

378.

Beim Perlemutter werden wir unendlich feine, neben einander liegende organische Fibern und Lamellen gewahr, von welchen, wie oben beim geritzten Silber, mannichfaltige Farben, vorzüglich aber Purpur und Grün, entspringen mögen.

379.

Die changeanten Farben der Vogelfedern werden hier gleichfalls erwähnt, obgleich bei allem Organischen eine chemische Vorbereitung und eine Aneignung der Farbe an den Körper gedacht werden kann, wovon bei Gelegenheit der chemischen Farben weiter die Rede sein wird.

380.

Daß die Erscheinungen der objektiven Höfe auch in der Nähe katoptrischer Phänomene liegen, wird leicht zugegeben werden, ob wir gleich nicht leugnen, daß auch Refraktion mit im Spiele sei. Wir wollen hier nur Einiges bemerken, bis wir noch völlig durchlaufenem theoretischen Kreise eine vollkommnere Anwendung des uns alsdann im Allgemeinen Bekannten auf die einzelnen Naturerscheinungen zu machen im Stande sein werden.

381.

Wir gedenken zuerst jenes gelben und rothen Kreises an einer weißen oder graulichen Wand, den wir durch ein nah gestelltes Licht hervorgebracht (88). Das Licht, indem es von einem Körper zurückscheint, wird gemäßigt, das gemäßigte Licht erregt die Empfindung der gelben und ferner der rothen Farbe.

382.

Eine solche Kerze erleuchte die Wand lebhaft in unmittelbarer Nähe. Je weiter der Schein sich verbreitet, desto schwächer wird er; allein er ist doch immer die Wirkung der Flamme, die Fortsetzung ihrer Energie, die ausgedehnte Wirkung ihres Bildes. Man könnte diese Kreise daher gar wohl Grenzbilder nennen, weil sie die Grenze der Thätigkeit ausmachen und doch auch nur ein erweitertes Bild der Flamme darstellen.

383.

Wenn der Himmel um die Sonne weiß und leuchtend iſt, indem leichte Dünſte die Atmoſphäre erfüllen, wenn Dünſte oder Wolken um den Mond ſchweben, ſo ſpiegelt ſich der Abglanz der Scheibe in denſelben. Die Höfe, die wir alsdann erblicken, ſind einfach oder doppelt, kleiner oder größer, zuweilen ſehr groß, oft farblos, manchmal farbig.

384.

Einen ſehr ſchönen Hof um den Mond ſah ich den 15. November 1799 bei hohem Barometerſtande und dennoch wolkigem und dunſtigem Himmel. Der Hof war völlig farbig, und die Kreiſe folgten ſich wie bei ſubjektiven Höfen ums Licht. Daß er objektiv war, konnte ich bald einſehen, indem ich das Bild des Mondes zuhielt und der Hof dennoch vollkommen geſehen wurde.

385.

Die verſchiedene Größe der Höfe ſcheint auf die Nähe oder Ferne des Dunſtes von dem Auge des Beobachters einen Bezug zu haben.

386.

Da leicht angehauchte Fenſterſcheiben die Lebhaftigkeit der ſubjektiven Höfe vermehren und ſie gewiſſermaßen zu objektiven machen, ſo ließe ſich vielleicht mit einer einfachen Vorrichtung bei recht raſch kalter Winterzeit hiervon die nähere Beſtimmung auffinden.

387.

Wie ſehr wir Urſache haben, auch bei dieſen Kreiſen auf das Bild und deſſen Wirkung zu dringen, zeigt ſich bei dem Phänomen der ſogenannten Nebenſonnen. Dergleichen Nachbarbilder finden ſich immer auf gewiſſen Punkten der Höfe und Kreiſe und ſtellen das wieder nur begrenzter dar, was in dem ganzen Kreiſe immerfort allgemeiner vorgeht. An die Erſcheinung des Regenbogens wird ſich dieſes Alles bequemer anſchließen.

388.

Zum Schluſſe bleibt uns nichts weiter übrig, als daß wir die Verwandtſchaft der katoptriſchen Farben mit den paroptiſchen einleiten.

Die paroptiſchen Farben werden wir diejenigen nennen, welche entſtehen, wenn das Licht an einem undurchſichtigen farbloſen Körper her ſtrahlt. Wie nahe ſie mit den dioptriſchen der zweiten Klaſſe verwandt ſind, wird Jedermann leicht einſehen, der mit uns überzeugt iſt, daß die Farben der Refraktion blos an den Rändern entſtehen. Die Verwandtſchaft der katoptriſchen und paroptiſchen aber wird uns in dem folgenden Kapitel klar werden.

XXXII.

Paroptiſche Farben.

389.

Die paroptiſchen Farben wurden bisher perioptiſche genannt, weil man ſich eine Wirkung des Lichts gleichſam um den Körper herum dachte, die man einer gewiſſen Biegbarkeit des Lichtes nach dem Körper hin und vom Körper ab zuſchrieb.

390.

Auch dieſe Farben kann man in objektive und ſubjektive eintheilen, weil auch ſie theils außer uns, gleichſam wie auf der Fläche gemalt, theils in uns unmittelbar auf der Retina erſcheinen. Wir finden bei dieſem Kapitel das Vortheilhafteſte, die objektiven zuerſt zu nehmen, weil die ſubjektiven ſich ſo nah an andre, uns ſchon bekannte Erſcheinungen anſchließen, daß man ſie kaum davon zu trennen vermag.

391.

Die paroptiſchen Farben werden alſo genannt, weil, um ſie hervorzubringen, das Licht an einem Rande her ſtrahlen muß. Allein nicht immer, wenn das Licht an einem Rande her ſtrahlt, erſcheinen ſie; es ſind dazu noch ganz beſondre Nebenbedingungen nöthig.

392.

Ferner iſt zu bemerken, daß hier abermals das Licht keineswegs in abstracto wirke (361), ſondern die Sonne ſcheint an einem Rande her. Das ganze von dem Sonnenbild ausſtrömende Licht wirkt an einer Körpergrenze vorbei

und verursacht Schatten. An diesen Schatten, innerhalb derselben werden wir künftig die Farbe gewahr werden.

393.

Vor allen Dingen aber betrachten wir die hieher gehörigen Erfahrungen in vollem Lichte. Wir setzen den Beobachter ins Freie, ehe wir ihn in die Beschränkung der dunklen Kammer führen.

394.

Wer im Sonnenschein in einem Garten oder sonst auf glatten Wegen wandelt, wird leicht bemerken, daß sein Schatten nur unten am Fuß, der die Erde betritt, scharf begrenzt erscheint; weiter hinauf, besonders um das Haupt, verfließt er sanft in die helle Fläche. Denn indem das Sonnenlicht nicht allein aus der Mitte der Sonne herströmt, sondern auch von den beiden Enden dieses leuchtenden Gestirnes übers Kreuz wirkt, so entsteht eine objektive Parallaxe, die an beiden Seiten des Körpers einen Halbschatten hervorbringt.

395.

Wenn der Spaziergänger seine Hand erhebt, so sieht er an den Fingern deutlich das Auseinanderweichen der beiden Halbschatten nach außen, die Verschmalerung des Hauptschattens nach innen, Beides Wirkungen des sich kreuzenden Lichtes.

396.

Man kann vor einer glatten Wand diese Versuche mit Stäben von verschiedener Stärke sowie auch mit Kugeln wiederholen und vervielfältigen: immer wird man finden, daß je weiter der Körper von der Tafel entfernt wird, desto mehr verbreitet sich der schwache Doppelschatten, desto mehr verschmälert sich der starke Hauptschatten, bis dieser zuletzt ganz aufgehoben scheint, ja die Doppelschatten endlich so schwach werden, daß sie beinahe verschwinden, wie sie denn in mehrerer Entfernung unbemerklich sind.

397.

Daß dieses von dem sich kreuzenden Lichte herrühre, davon kann man sich leicht überzeugen, so wie denn auch der

Schatten eines zugespitzten Körpers zwei Spitzen deutlich zeigt. Wir dürfen also niemals außer Augen lassen, daß in diesem Falle das ganze Sonnenbild wirke, Schatten hervorbringe, sie in Doppelschatten verwandle und endlich sogar aufhebe.

398.

Man nehme nunmehr statt der festen Körper ausgeschnittene Oeffnungen von verschiedener bestimmter Größe neben einander und lasse das Sonnenlicht auf eine etwas entfernte Tafel hindurchfallen, so wird man finden, daß das helle Bild, welches auf der Tafel von der Sonne hervorgebracht wird, größer sei als die Oeffnung, welches daher kommt, daß der eine Rand der Sonne durch die entgegengesetzte Seite der Oeffnung noch hindurchscheint, wenn der andre durch sie schon verdeckt ist. Daher ist das helle Bild an seinen Rändern schwächer beleuchtet.

399.

Nimmt man viereckte Oeffnungen, von welcher Größe man wolle, so wird das helle Bild auf einer Tafel, die neun Fuß von den Oeffnungen steht, um einen Zoll an jeder Seite größer sein als die Oeffnung, welches mit dem Winkel des scheinbaren Sonnendiameters ziemlich übereinkommt.

400.

Daß ebendiese Randerleuchtung nach und nach abnehme, ist ganz natürlich, weil zuletzt nur ein Minimum des Sonnenlichtes vom Sonnenrande übers Kreuz durch den Rand der Oeffnung einwirken kann.

401.

Wir sehen also hier abermals, wie sehr wir Ursache haben, uns in der Erfahrung vor der Annahme von parallelen Strahlen, Strahlenbüscheln und -Bündeln und dergleichen hypothetischen Wesen zu hüten (309, 310).

402.

Wir können uns vielmehr das Scheinen der Sonne oder irgend eines Lichtes als eine unendliche Abspiegelung des beschränkten Lichtbildes vorstellen, woraus sich denn wohl

ableiten läßt, wie alle viereckte Oeffnungen, durch welche die Sonne scheint, in gewissen Entfernungen, je nachdem sie größer oder kleiner sind, ein rundes Bild geben müssen.

403.

Obige Versuche kann man durch Oeffnungen von mancherlei Form und Größe wiederholen, und es wird sich immer dasselbe in verschiedenen Abweichungen zeigen, wobei man jedoch immer bemerken wird, daß im vollen Lichte und bei der einfachen Operation des Herscheinens der Sonne an einem Rand keine Farbe sich sehen lasse.

404.

Wir wenden uns daher zu den Versuchen mit dem gedämpften Lichte, welches nöthig ist, damit die Farbenerscheinung eintrete. Man mache eine kleine Oeffnung in den Laden der dunklen Kammer, man fange das übers Kreuz eindringende Sonnenbild mit einem weißen Papiere auf, und man wird, je kleiner die Oeffnung ist, ein desto matteres Licht erblicken, und zwar ganz natürlich, weil die Erleuchtung nicht von der ganzen Sonne, sondern nur von einzelnen Punkten, nur theilweise gewirkt wird.

405.

Betrachtet man dieses matte Sonnenbild genau, so findet man es gegen seine Ränder zu immer matter und mit einem gelben Saume begrenzt, der sich deutlich zeigt, am Deutlichsten aber, wenn sich ein Nebel oder eine durchscheinende Wolke vor die Sonne zieht, ihr Licht mäßiget und dämpft. Sollten wir uns nicht gleich hiebei jenes Hofes an der Wand und des Scheins eines nahe davor stehenden Lichtes erinnern? (88.)

406.

Betrachtet man jenes oben beschriebene Sonnenbild genauer, so sieht man, daß es mit diesem gelben Saume noch nicht abgethan ist, sondern man bemerkt noch einen zweiten blaulichen Kreis, wo nicht gar eine hofartige Wiederholung des Farbenraums. Ist das Zimmer recht dunkel, so sieht man, daß der zunächst um die Sonne erhellte Himmel gleichfalls einwirkt; man sieht den blauen Himmel, ja sogar die ganze Landschaft auf dem Papiere und überzeugt sich abermals, daß hier nur von dem Sonnenbilde die Rede sei.

23.

An Schah Sedschan und Seinesgleichen.

Durch allen Schall und Klang
Der Transoxanen
Erkühnt sich unser Sang
Auf Deine Bahnen!
Uns ist für gar nichts bang,
In Dir lebendig;
Dein Leben daure lang',
Dein Reich beständig!

---

23. **An Schah Sedschan und Seinesgleichen.** Hafis lebte in der Regierungszeit dieses Schah aus der Dynastie Mosaffer, welche Persien von 1318 bis 1392 beherrschte (J. Hammer's Vorrede zu Hafis' Divan, I. S. IX und X); dann erlag sie Timur. Als seinen Gönner und als milden, die Wissenschaften beschützenden Regenten preist Hafis den Schah Sedschan (eig. Schedschaa) wiederholt, z. B.:

„Sieht in die Zeit des Schahs Schedschaa,
Die Zier des Rechts, der Weisheit" (Buchst. Ha. I);

besonders im Buchst. Dal. CLXII:

„Von dem goldverspendenden Schwerte
Strahlte Sieg an jenem Tage,
Als Er, wie die Sonne der Sterne,
Tausende allein geschlagen.
Seines Lebens, seiner Regierung
Dauer fleh, o Herz, vom Herrn!"

Goethe vergleicht sich mit Hafis und versteht unter Seinesgleichen in der Ueberschrift unzweifelhaft seinen eignen Fürsten, den Herzog Karl August, im Kriege 1814 Führer eines deutschen Bundeskorps. — Durch den Klang der Transoxanen bedeutet: durch den Lärm des Krieges, genauer: durch den der Janitscharenmusik. Aus Transoxanien (Tieck: Dentw., II. 218. Note), dem Lande jenseits des Oxus, der großen Bucharei (Wollheim, II. 269), stammt jene Musik nach Goethe's Quellen (Buch Kabus, S. 731. Note 1). Vergl. Briefwechsel mit Zelter, II. 361. Goethe deutet daher auf denselben Zwiespalt wie in dem so benannten Gedichte oben I. 11. — Die ersten 4 Verse lauten in Goethe's Prosa zu Anfang eines Briefes an den Herzog vom 19. Febr. 1814: „Ihrer Durchlaucht sind so schnell zu den wichtigsten Bestimmungen vorgerückt (d. i. zu jener Führerschaft und zur Eroberung Hollands), daß wir Andern, an der Stelle Gebliebenen kaum in der Ferne und Höhe gedankenweise folgen können." — Der 5. V. abgekürzt für: so lange ich in Dir lebendig bin. — Die Segenswünsche am Schlusse entsprechen genau den von Tieck erwähnten orientalischen: „Dein Leben daure lange! Dein Reich daure beständig!" (Betrachtungen über das Buch des Kabus, S. 240.)

407.

Nimmt man eine etwas größere viereckte Oeffnung, welche durch das Hineinstrahlen der Sonne nicht gleich rund wird, so kann man die Halbschatten von jedem Rande, das Zusammentreffen derselben in den Ecken, die Färbung derselben nach Maßgabe obgemeldeter Erscheinung der runden Oeffnung genau bemerken.

408.

Wir haben nunmehr ein parallaktisch scheinendes Licht gedämpft, indem wir es durch kleine Oeffnungen scheinen ließen; wir haben ihm aber seine parallaktische Eigenschaft nicht genommen, so daß es abermals Doppelschatten der Körper, wenngleich mit gedämpfter Wirkung hervorbringen kann. Diese sind nunmehr diejenigen, auf welche man bisher aufmerksam gewesen, welche in verschiedenen hellen und dunkeln, farbigen und farblosen Kreisen auf einander folgen und vermehrte, ja gewissermaßen unzählige Höfe hervorbringen. Sie sind oft gezeichnet und in Kupfer gestochen worden, indem man Nadeln, Haare und andre schmale Körper in das gedämpfte Licht brachte, die vielfachen, hofartigen Doppelschatten bemerkte und sie einer Aus- und Einbiegung des Lichtes zuschrieb und dadurch erklären wollte, wie der Kernschatten aufgehoben und wie ein Helles an der Stelle des Dunkeln erscheinen könne.

409.

Wir aber halten vorerst daran fest, daß es abermals parallaktische Doppelschatten sind, welche mit farbigen Säumen und Höfen begrenzt erscheinen.

410.

Wenn man Alles dieses nun gesehen, untersucht und sich deutlich gemacht hat, so kann man zu dem Versuche mit den Messerklingen schreiten, welches nur ein Aneinanderrücken und parallaktisches Uebereinandergreifen der uns schon bekannten Halbschatten und Höfe genannt werden kann.

411.

Zuletzt hat man jene Versuche mit Haaren, Nadeln und Drähten in jenem Halblichte, das die Sonne wirkt, so wie

im Halblichte, das sich vom blauen Himmel herschreibt und auf dem Papiere zeigt, anzustellen und zu betrachten, wodurch man der wahren Ansicht dieser Phänomene sich immer mehr bemeistern wird.

412.

Da nun aber bei diesen Versuchen Alles darauf ankommt, daß man sich von der parallaktischen Wirkung des scheinenden Lichtes überzeuge, so kann man sich das, worauf es ankommt, durch zwei Lichter deutlicher machen, wodurch sich die zwei Schatten über einander führen und völlig sondern lassen. Bei Tage kann es durch zwei Oeffnungen am Fensterladen geschehen, bei Nacht durch zwei Kerzen; ja, es giebt manche Zufälligkeiten in Gebäuden beim Auf- und Zuschlagen von Laden, wo man diese Erscheinungen besser beobachten kann als bei dem sorgfältigsten Apparate. Jedoch lassen sich alle und jede zum Versuch erheben, wenn man einen Kasten einrichtet, in den man oben hineinsehen kann und dessen Thüre man sachte anlehnt, nachdem man vorher ein Doppellicht einfallen lassen. Daß hierbei die von uns unter den physiologischen Farben abgehandelten farbigen Schatten sehr leicht eintreten, läßt sich erwarten.

413.

Ueberhaupt erinnre man sich, was wir über die Natur der Doppelschatten, Halblichter und dergleichen früher ausgeführt haben; besonders aber mache man Versuche mit verschiedenen neben einander gestellten Schattirungen von Grau, wo jeder Streif an seinem dunklen Nachbar hell, am hellen dunkel erscheinen wird. Bringt man Abends mit drei oder mehreren Lichtern Schatten hervor, die sich stufenweise decken, so kann man dieses Phänomen sehr deutlich gewahr werden, und man wird sich überzeugen, daß hier der physiologische Fall eintritt, den wir oben weiter ausgeführt haben (58).

414.

Inwiefern nun aber Alles, was von Erscheinungen die paroptischen Farben begleitet, aus der Lehre vom gemäßigten Lichte, von Halbschatten und von physiologischer Bestimmung der Retina sich ableiten lasse, oder ob wir genöthigt seien werden, zu gewissen innern Eigenschaften des Lichts unsere

Zuflucht zu nehmen, wie man es bisher gethan, mag die Zeit lehren. Hier sei es genug, die Bedingungen angezeigt zu haben, unter welchen die paroptischen Farben entstehen, so wie wir denn auch hoffen können, daß unsere Winke auf den Zusammenhang mit dem bisherigen Betrug von Freunden der Natur nicht unbeachtet bleiben werden.

415.

Die Verwandtschaft der paroptischen Farben mit den dioptrischen der zweiten Klasse wird sich auch jeder Denkende gern ausbilden. Hier wie dort ist von Rändern die Rede, hier wie dort von einem Lichte, das an dem Rande her scheint. Wie natürlich ist es also, daß die paroptischen Wirkungen durch die dioptrischen erhöht, verstärkt und verherrlicht werden können! Doch kann hier nur von den objektiven Refraktionsfällen die Rede sein, da das leuchtende Bild wirklich durch das Mittel durchscheint; denn diese sind eigentlich mit den paroptischen verwandt. Die subjektiven Refraktionsfälle, da wir die Bilder durchs Mittel sehen, stehen aber von den paroptischen völlig ab und sind auch schon wegen ihrer Reinheit von uns gepriesen worden.

416.

Wie die paroptischen Farben mit den katoptrischen zusammenhängen, läßt sich aus dem Gesagten schon vermuthen; denn da die katoptrischen Farben nur an Rissen, Punkten, Stahlsaiten, zarten Fäden sich zeigen, so ist es ungefähr derselbe Fall, als wenn das Licht an einem Rande her schiene. Es muß jederzeit von einem Rande zurückscheinen, damit unser Auge eine Farbe gewahr werde. Wie auch hier die Beschränkung des leuchtenden Bildes so wie die Mäßigung des Lichtes zu betrachten sei, ist oben schon angezeigt worden.

417.

Von den subjektiven paroptischen Farben führen wir nur noch Weniges an, weil sie sich theils mit den physiologischen theils mit den dioptrischen der zweiten Klasse in Verbindung setzen lassen und sie größtentheils kaum hieher zu gehören scheinen, ob sie gleich, wenn man genau aufmerkt, über die ganze Lehre und ihre Verknüpfung ein erfreuliches Licht verbreiten.

418.

Wenn man ein Lineal dergestalt vor die Augen hält, daß die Flamme des Lichts über dasselbe hervorscheint, so sieht man das Lineal gleichsam eingeschnitten und schartig an der Stelle, wo das Licht hervorragt. Es scheint sich dieses aus der ausdehnenden Kraft des Lichtes auf der Retina abdrücken zu lassen (18).

419.

Dasselbige Phänomen im Großen zeigt sich beim Aufgang der Sonne, welche, wenn sie rein, aber nicht allzu mächtig aufgeht, also daß man sie noch anblicken kann, jederzeit einen scharfen Einschnitt in den Horizont macht.

420.

Wenn man bei grauem Himmel gegen ein Fenster tritt, so daß das dunkle Kreuz sich gegen denselben abschneidet, wenn man die Augen alsdann auf das horizontale Holz richtet, ferner den Kopf etwas vorwärtsbiegen, zu blinzen und aufwärts zu sehen anfängt, so wird man bald unten an dem Holze einen schönen adelrothen Saum, oben über demselben einen schönen hellblauen entdecken. Je dunkelgrauer und gleicher der Himmel, je dämmernder das Zimmer und folglich je ruhiger das Auge, desto lebhafter wird sich die Erscheinung zeigen, ob sie sich gleich einem aufmerksamen Beobachter auch bei hellem Tage darstellen wird.

421.

Man biege nunmehr den Kopf zurück und blinke mit den Augen dergestalt, daß man den horizontalen Fensterstab unter sich sehe, so wird auch das Phänomen umgekehrt erscheinen. Man wird nämlich die obere Kante gelb und die untre blau sehen.

422.

In einer dunkeln Kammer stellen sich die Beobachtungen am besten an. Wenn man vor die Oeffnung, vor welche man gewöhnlich das Sonnenmikroskop schraubt, ein weißes Papier heftet, wird man den untern Rand des Kreises blau, den obern gelb erblicken, selbst indem man die Augen ganz

offen hat oder sie nur insofern zublinzt, daß kein Hof sich mehr um das Weiße herum zeigt. Biegt man den Kopf zurück, so sieht man die Farben umgekehrt.

423.

Diese Phänomene scheinen daher zu entstehen, daß die Feuchtigkeiten unsres Auges eigentlich nur in der Mitte, wo das Sehen vorgeht, wirklich achromatisch sind, daß aber gegen die Peripherie zu und in unnatürlichen Stellungen, als Auf- und Niederbiegen des Kopfes, wirklich eine chromatische Eigenschaft, besonders wenn scharf absetzende Bilder betrachtet werden, übrig bleibe. Daher diese Phänomene zu jenen gehören mögen, welche mit den dioptrischen der zweiten Klasse verwandt sind.

424.

Aehnliche Farben erscheinen, wenn man gegen schwarze und weiße Bilder durch den Nadelstich einer Karte sieht. Statt des weißen Bildes kann man auch den lichten Punkt im Bleche des Ladens der Camera obscura wählen, wenn die Vorrichtung zu den paroptischen Farben gemacht ist.

425.

Wenn man durch eine Röhre durchsieht, deren untre Oeffnung verengt oder durch verschiedene Ausschnitte bedingt ist, erscheinen die Farben gleichfalls.

426.

An die paroptischen Erscheinungen aber schließen sich meines Bedünkens folgende Phänomene näher an. Wenn man eine Nadelspitze nah vor das Auge hält, so entsteht in denselben ein Doppelbild. Besonders merkwürdig ist aber, wenn man durch die zu paroptischen Versuchen eingerichteten Messerklingen hindurch und gegen einen grauen Himmel sieht. Man blickt nämlich wie durch einen Flor, und es zeigen sich im Auge sehr viele Fäden, welches eigentlich nur die wiederholten Bilder der Klingenschärfen sind, davon das eine immer von dem folgenden successiv oder wol auch von dem gegenüber wirkenden parallaktisch bedingt und in eine Fadengestalt verwandelt wird.

427.

So iſt denn auch noch ſchließlich zu bemerken, daß wenn man durch die Klingen nach einem lichten Punkt im Fenſterladen hinſieht, auf der Retina dieſelben farbigen Streifen und Höfe wie auf dem Papiere entſtehen.

428.

Und ſo ſei dieſes Kapitel gegenwärtig um ſo mehr geſchloſſen, als ein Freund übernommen hat, daſſelbe nochmals genau durchzuexperimentiren, von deſſen Bemerkungen wir bei Gelegenheit der Reviſion der Tafeln und des Apparats in der Folge weitere Rechenſchaft zu geben hoffen.

XXXIII.

Epoptiſche Farben.

429.

Haben wir bisher uns mit ſolchen Farben abgegeben, welche zwar ſehr lebhaft erſcheinen, aber auch bei aufgehobener Bedingung ſogleich wieder verſchwinden, ſo machen wir nun die Erfahrung von ſolchen, welche zwar auch als vorübergehend beobachtet werden, aber unter gewiſſen Umſtänden ſich dergeſtalt fixiren, daß ſie auch nach aufgehobenen Bedingungen, welche ihre Erſcheinung hervorbrachten, beſtehen bleiben und alſo den Uebergang von den phyſiſchen zu den chemiſchen Farben ausmachen.

430.

Sie entſpringen durch verſchiedene Veranlaſſungen auf der Oberfläche eines farbloſen Körpers, urſprünglich, ohne Mittheilung, Färbe, Taufe (ἐπωχή), und wir werden ſie nun von ihrer leiſeſten Erſcheinung bis zu ihrer hartnäckigſten Dauer durch die verſchiedenen Bedingungen ihres Entſtehens hindurch verfolgen, welche wir zu leichterer Ueberſicht hier ſogleich ſummariſch anführen.

431.

Erſte Bedingung. Berührung zweier glatten Flächen harter durchſichtiger Körper.

Erſter Fall: wenn Glasmaſſen, Glastafeln, Linſen an einander gedrückt werden.

Zweiter Fall: wenn in einer ſoliden Glas-, Kryſtall- oder Gipsmaſſe ein Sprung entſteht.

Dritter Fall: indem ſich Lamellen durchſichtiger Steine von einander trennen.

Zweite Bedingung. Wenn eine Glasfläche oder ein geſchliffner Stein angehaucht wird.

Dritte Bedingung. Verbindung von beiden obigen, daß man nämlich die Glastafel anhaucht, eine andre drauf legt, die Farben durch den Druck erregt, dann das Glas abſchiebt, da ſich denn die Farben nachziehen und mit dem Hauche verfliegen.

Vierte Bedingung. Blaſen verſchiedener Flüſſigkeiten, Seife, Schokolade, Bier, Wein, feine Glasblaſen.

Fünfte Bedingung. Sehr feine Häutchen und Lamellen mineraliſcher und metalliſcher Auflöſungen; das Kalkhäutchen, die Oberfläche ſtehender Waſſer, beſonders eiſenſchüſſiger; ingleichen Häutchen von Oel auf dem Waſſer, beſonders von Firniß auf Scheidewaſſer.

Sechste Bedingung. Wenn Metalle erhitzt werden. Anlaufen des Stahls und andrer Metalle.

Siebente Bedingung. Wenn die Oberfläche des Glaſes angegriffen wird.

432.

Erſte Bedingung, erſter Fall. Wenn zwei konvexe Gläſer oder ein Konver- und Planglas, am Beſten ein Konver- und Hohlglas, ſich einander berühren, ſo entſtehn konzentriſche farbige Kreiſe. Bei dem gelindeſten Druck zeigt ſich ſogleich das Phänomen, welches nach und nach durch verſchiedene Stufen geführt werden kann. Wir beſchreiben ſogleich die vollendete Erſcheinung, weil wir die verſchiedenen Grade, durch welche ſie durchgeht, rückwärts alsdann deſto beſſer werden einſehen lernen.

433.

Die Mitte iſt farblos; daſelbſt, wo die Gläſer durch den ſtärkſten Druck gleichſam zu einem vereinigt ſind, zeigt ſich ein dunkelgrauer Punkt, um denſelben ein ſilberweißer Raum, alsdann folgen in abnehmenden Entfernungen verſchiedene

isolirte Ringe, welche sämmtlich aus drei Farben, die unmittelbar mit einander verbunden sind, bestehen. Jeder dieser Ringe, deren etwa drei bis vier gezählt werden können, ist inwendig gelb, in der Mitte purpurfarben und auswendig blau. Zwischen zwei Ringen findet sich ein silberweißer Zwischenraum. Die letzten Ringe gegen die Peripherie des Phänomens stehen immer enger zusammen. Sie wechseln mit Purpur und Grün, ohne einen dazwischen bemerklichen silberweißen Raum.

434.

Wir wollen nunmehr die successive Entstehung des Phänomens vom gelindesten Druck an beobachten.

435.

Beim gelindesten Druck erscheint die Mitte selbst grün gefärbt. Darauf folgen bis an die Peripherie sämmtlicher konzentrischen Kreise purpurne und grüne Ringe. Sie sind verhältnißmäßig breit, und man sieht keine Spur eines silberweißen Raums zwischen ihnen. Die grüne Mitte entsteht durch das Blau eines unentwickelten Zirkels, das sich mit dem Gelb des ersten Kreises vermischt. Alle übrigen Kreise sind bei dieser gelinden Berührung breit, ihre gelben und blauen Ränder vermischen sich und bringen das schöne Grün hervor. Der Purpur aber eines jeden Ringes bleibt rein und unberührt; daher zeigen sich sämmtliche Kreise von diesen beiden Farben.

436.

Ein etwas stärkerer Druck entfernt den ersten Kreis von dem unentwickelten um etwas Weniges und isolirt ihn, so daß er sich nun ganz vollkommen zeigt. Die Mitte erscheint nun als ein blauer Punkt; denn das Gelbe des ersten Kreises ist nun durch einen silberweißen Raum von ihr getrennt. Aus dem Blauen entwickelt sich in der Mitte ein Purpur, welcher jederzeit nach außen seinen zugehörigen blauen Rand behält. Der zweite, dritte Ring, von innen gerechnet, ist nun schon völlig isolirt. Kommen abweichende Fälle vor, so wird man sie aus dem Gesagten und noch zu Sagenden zu beurtheilen wissen.

437.

Bei einem ſtärkern Druck wird die Mitte gelb, ſie iſt mit einem purpurfarbenen und blauen Rand umgeben. Endlich zieht ſich auch dieſes Gelb völlig aus der Mitte. Der innerſte Kreis iſt gebildet, und die gelbe Farbe umzieht deſſen Rand. Nun erſcheint die ganze Mitte ſilberweiß, bis zuletzt bei dem ſtärkſten Druck ſich der dunkle Punkt zeigt und das Phänomen, wie es zu Anfang beſchrieben wurde, vollendet iſt.

438.

Das Maß der konzentriſchen Ringe und ihrer Entfernungen bezieht ſich auf die Form der Gläſer, welche zuſammengedrückt werden.

439.

Wir haben oben bemerkt, daß die farbige Mitte aus einem unentwickelten Kreiſe beſtehe. Es findet ſich aber oft bei dem geringſten Druck, daß mehrere unentwickelte Kreiſe daſelbſt gleichſam im Keime liegen, welche nach und nach vor dem Auge des Beobachters entwickelt werden können.

440.

Die Regelmäßigkeit dieſer Ringe entſpringt aus der Form des Konvexgläſes, und der Durchmeſſer des Phänomens richtet ſich nach dem größern oder kleinern Kugelſchnitt, wornach eine Linſe geſchliffen iſt. Man ſchließt daher leicht, daß man durch das Aneinanderdrücken von Planglaſern nur unregelmäßige Erſcheinungen ſehen werde, welche wellenförmig nach Art der gewäſſerten Seidenzeuge erſcheinen und ſich von dem Punkte des Drucks aus nach allen Enden verbreiten. Doch iſt auf dieſem Wege das Phänomen viel herrlicher als auf jenem und für einen Jeden auffallend und reizend. Stellt man nun den Verſuch auf dieſe Weiſe an, ſo wird man völlig wie bei dem oben beſchriebenen bemerken, daß bei geſtindem Druck die grünen und purpurnen Wellen zum Vorſchein kommen, beim ſtärkeren aber Streifen, welche blau, purpurn und gelb ſind, ſich iſoliren. In dem erſten Falle berühren ſich ihre Außenſeiten, in dem zweiten ſind ſie durch einen ſilberweißen Raum getrennt.

441.

Ehe wir nun zur fernern Bestimmung dieses Phänomens übergehen, wollen wir die bequemste Art, daſſelbe hervorzubringen, mittheilen.

Man lege ein großes Konvexglas vor ſich auf den Tiſch gegen ein Fenſter und auf daſſelbe eine Tafel wohlgeſchliffenen Spiegelglaſes, ungefähr von der Größe einer Spielkarte, ſo wird die bloße Schwere der Tafel ſie ſchon dergeſtalt andrücken, daß eins oder das andre der beſchriebenen Phänomene entſteht, und man wird ſchon durch die verſchiedene Schwere der Glastafel, durch andre Zufälligkeiten, wie z. B. wenn man die Glastafel auf die abhängende Seite des Konvexglaſes führt, wo ſie nicht ſo ſtark aufdrückt als in der Mitte, alle von uns beſchriebenen Grade nach und nach hervorbringen können.

442.

Um das Phänomen zu bemerken, muß man ſchief auf die Fläche ſehen, auf welcher uns daſſelbe erſcheint. Aeußerſt merkwürdig iſt aber, daß, wenn man ſich immer mehr neigt und unter einem ſpitzeren Winkel nach dem Phänomen ſieht, die Kreiſe ſich nicht allein erweitern, ſondern aus der Mitte ſich noch andre Kreiſe entwickeln, von denen ſich, wenn man perpendikulär auch durch das ſtärkſte Vergrößerungsglas darauf ſah, keine Spur entdecken ließ.

443.

Wenn das Phänomen gleich in ſeiner größten Schönheit erſcheinen ſoll, ſo hat man ſich der äußerſten Reinlichkeit zu befleißigen. Macht man den Verſuch mit Spiegelglasplatten, ſo thut man wohl, lederne Handſchuh anzuziehen. Man kann bequem die innern Flächen, welche ſich auf das Genaueſte berühren müſſen, vor dem Verſuche reinigen und die äußern bei dem Verſuche ſelbſt unter dem Drücken rein erhalten.

444.

Man ſieht aus Obigem, daß eine genaue Berührung zweier glatten Flächen nöthig iſt. Geſchliffene Gläſer thun den beſten Dienſt. Glasplatten geben die ſchönſten Farben, wenn ſie an einander feſtſitzen, und aus ebendieſer Urſache

24.

Höchste Gunst.

Ungezähmt, so wie ich war,
Hab' ich einen Herrn gefunden
Und, gezähmt nach manchem Jahr,
Eine Herrin auch gefunden.
Da sie Prüfung nicht gespart,
Haben sie mich treu gefunden
Und mit Sorgfalt mich bewahrt
Als den Schatz, den sie gefunden;
Niemand diente zweien Herrn,
Der dabei sein Glück gefunden;
Herr und Herrin sehn es gern,
Daß sie Beide mich gefunden,
Und mir leuchtet Glück und Stern,
Da ich Beide sie gefunden.

25.

Gar viele Länder hab' ich bereist,
Gesehen Menge von Menschen allermeist,
Die Winkel sogar hab' ich wohl bedacht,
Ein jeder Halm hat mir Körner gebracht:
Gesegnete Stadt nie solche geschaut,
Huris auf Huris, Braut auf Braut!

---

24. **Höchste Gunst**, datirt Frankfurt a. M., 27. Mai 1815, mit dem durchgehenden Reim **gefunden**. — Im orientalischen Sinne müßten unter Herr und Herrin der Schenke und die Geliebte verstanden werden. Saki und Suleika's Buch des Schenken, Nr. 15, ferner VIII. 23. Str. 10, und Hafis. Buchst. Tal. CXXVI. der den Freund seinen **Schatz** nennt). Wegen der Unterbrinnung des Gedichts hier im **Buch der Betrachtungen**, und zwar nach den beiden Gedichten Nr. 22 und 23, sowie wegen der Ueberschrift wird unter dem Herrn wiederum der Fürst des Dichters, dagegen unter der Herrin die Geliebte zu verstehen sein. Das entspricht auch dem Stil der liebesdichte abendländischer Ritterzeit. Diese Doppelherrschaft beglückt, unbeschadet des Spruchs des Evangelii (Matth. 6, 24), welchen Vers 9 variirt. — **Glück und Stern** im vorletzten Verse, Hendiadys für **Glücksstern**.

25. **Aus Goethe's Nachlaß** hier 1837 (Quartausg. I. 1. S. 349) eingerückt. — Es sind die von Goethe in Verse gebrachten Worte, welche der persische Gesandte zu Petersburg Mirza Abul Hassan aus Schiras im

soll das Phänomen an Schönheit wachsen, wenn sie unter die Luftpumpe gelegt werden und man die Luft auspumpt.

445.

Die Erscheinung der farbigen Ringe kann am Schönsten hervorgebracht werden, wenn man ein konvexes und konkaves Glas, die nach einerlei Kugelschnitt geschliffen sind, zusammenbringt. Ich habe die Erscheinung niemals glänzender gesehen als bei dem Objektivglase eines achromatischen Fernrohrs, bei welchem das Crownglas mit dem Flintglase sich allzu genau berühren mochte.

446.

Merkwürdig ist die Erscheinung, wenn unaleichartige Flächen, z. B. ein geschliffner Krystall an eine Glasplatte gedrückt wird. Die Erscheinung zeigt sich keineswegs in großen fließenden Wellen, wie bei der Verbindung des Glases mit dem Glase, sondern sie ist klein und zackig und gleichsam unterbrochen, so daß es scheint, die Fläche des geschliffenen Krystalls, die aus unendlich kleinen Durchschnitten der Lamellen besteht, berühre das Glas nicht in einer solchen Kontinuität, als es von einem andern Glase geschieht.

447.

Die Farbenerscheinung verschwindet durch den stärksten Druck, der die beiden Flächen so innig verbindet, daß sie nur einen Körper auszumachen scheinen. Daher entsteht der dunkle Punkt in der Mitte, weil die gedrückte Linse auf diesem Punkte kein Licht mehr zurückwirft, so wie ebendersselbe Punkt, wenn man ihn gegen das Licht sieht, völlig hell und durchsichtig ist. Bei Nachlassung des Drucks verschwinden die Farben allmählich, und völlig, wenn man die Flächen von einander schiebt.

448.

Ebendiese Erscheinungen kommen noch in zwei ähnlichen Fällen vor. Wenn ganze durchsichtige Massen sich von einander in dem Grade trennen, daß die Flächen ihrer Theile sich noch hinreichend berühren, so sieht man dieselben Kreise und Wellen mehr oder weniger. Man kann sie sehr schön hervorbringen, wenn man eine erhitzte Glasmasse ins Wasser

taucht, in deren verſchiedenen Riſſen und Sprüngen man die Farben in mannichfaltigen Zeichnungen bequem beobachten kann. Die Natur zeigt uns oft daſſelbe Phänomen an geſprungenem Bergkryſtall.

449.

Häufig aber zeigt ſich dieſe Erſcheinung in der mineraliſchen Welt an ſolchen Steinarten, welche ihrer Natur nach blättrig ſind. Dieſe urſprünglichen Lamellen ſind zwar ſo innig verbunden, daß Steine dieſer Art auch völlig durchſichtig und farblos erſcheinen können; doch werden die innerlichen Blätter durch manche Zufälle getrennt, ohne daß die Berührung aufgehoben werde; und ſo wird die uns nun genugſam bekannte Erſcheinung öfters hervorgebracht, beſonders bei Kalkſpathen, bei Fraueneis, bei der Adularia und mehrern ähnlich gebildeten Mineralien. Es zeigt alſo eine Unkenntniß der nächſten Urſachen einer Erſcheinung, welche zufällig ſo oft hervorgebracht wird, wenn man ſie in der Mineralogie für ſo bedeutend hielt und den Exemplaren, welche ſie zeigten, einen beſondern Werth beilegte.

450.

Es bleibt uns nur noch übrig, von der höchſt merkwürdigen Anwendung dieſes Phänomens zu ſprechen, wie ſie uns von den Naturforſchern überliefert worden. Wenn man nämlich, anſtatt die Farben bei reflektirtem Lichte zu betrachten, ſie bei durchfallendem Licht beobachtet, ſo ſollen an derſelben Stelle die entgegengeſetzten, und zwar auf ebendie Weiſe, wie wir ſolche oben phyſiologiſch als Farben, die einander fordern, angegeben haben, erſcheinen. An der Stelle des Blauen ſoll man das Gelbe, und umgekehrt, an der Stelle des Rothen das Grüne u. ſ. w. ſehen. Die näheren Verſuche ſollen künftig angegeben werden, um ſo mehr, als bei uns über dieſen Punkt noch einige Zweifel obwalten.

451.

Verlangte man nun von uns, daß wir über dieſe bisher vorgetragenen optiſchen Farben, die unter der erſten Bedingung erſcheinen, etwas Allgemeines ausſprechen und dieſe Phänomene an die frühern phyſiſchen Erſcheinungen anknüpfen ſollten, ſo würden wir folgendermaßen zu Werke gehen.

452.

Die Gläser, welche zu den Versuchen gebraucht werden, sind als ein empirisch möglichst Durchsichtiges anzusehen. Sie werden aber nach unsrer Ueberzeugung durch eine innige Berührung, wie sie der Druck verursacht, sogleich auf ihren Oberflächen, jedoch nur auf das Leiseste getrübt. Innerhalb dieser Trübe entstehn sogleich die Farben, und zwar enthält jeder Ring das ganze System; denn indem die beiden entgegengesetzten, das Gelb und Blau, mit ihren rothen Enden verbunden sind, zeigt sich der Purpur, das Grüne hingegen, wie bei dem prismatischen Versuch, wenn Gelb und Blau sich erreichen.

453.

Wie durchaus bei Entstehung der Farbe das ganze System gefordert wird, haben wir schon früher mehrmals erfahren, und es liegt auch in der Natur jeder physischen Erscheinung, es liegt schon in dem Begriff von polarischer Entgegensetzung, wodurch eine elementare Einheit zur Erscheinung kommt.

454.

Daß bei durchscheinendem Licht eine andre Farbe sich zeigt als bei reflektirtem, erinnert uns an jene dioptrischen Farben der ersten Klasse, die wir auf ebendiese Weise aus dem Trüben entspringen sahen. Daß aber auch hier ein Trübes obwalte, daran kann fast kein Zweifel sein; denn das Aneinandergreifen der glattesten Glasplatten, welches so stark ist, daß sie fest an einander hängen, bringt eine Halbvereinigung hervor, die jeder von beiden Flächen etwas an Glätte und Durchsichtigkeit entzieht. Den völligen Ausschlag aber möchte die Betrachtung geben, daß in der Mitte, wo die Linse am Festesten auf das andre Glas aufgedrückt und eine vollkommene Vereinigung hergestellt wird, eine völlige Durchsichtigkeit entstehe, wobei man keine Farbe mehr gewahr wird. Jedoch mag Alles dieses seine Bestätigung erst nach vollendeter allgemeiner Uebersicht des Ganzen erhalten.

455.

Zweite Bedingung. Wenn man eine angehauchte Glasplatte mit dem Finger abwischt und sogleich wieder an-

haucht, ſieht man ſehr lebhaft durch einander ſchwebende Farben, welche, indem der Hauch abläuft, ihren Ort verändern und zuletzt mit dem Hauche verſchwinden. Wiederholt man dieſe Operation, ſo werden die Farben lebhafter und ſchöner und ſcheinen auch länger als die erſten Male zu beſtehen.

456.

So ſchnell auch dieſes Phänomen vorübergeht und ſo konfus es zu ſein ſcheint, ſo glaub' ich doch Folgendes bemerkt zu haben. Im Anfange erſcheinen alle Grundfarben und ihre Zuſammenſetzungen. Haucht man ſtärker, ſo kann man die Erſcheinung in einer Folge gewahr werden. Dabei läßt ſich bemerken, daß, wenn der Hauch im Ablaufen ſich von allen Seiten gegen die Mitte des Glaſes zieht, die blaue Farbe zuletzt verſchwindet.

457.

Das Phänomen entſteht am Leichteſten zwiſchen den zarten Streifen, welche der Strich des Fingers auf der klaren Fläche zurücklaßt, oder es erfordert eine ſonſtige, gewiſſermaßen rauhe Dispoſition der Oberfläche des Körpers. Auf manchen Gläſern kann man durch den bloßen Hauch ſchon die Farbenerſcheinung hervorbringen, auf andern hingegen iſt das Reiben mit dem Finger nöthig; ja, ich habe geſchliffene Spiegelgläſer gefunden, von welchen die eine Seite angehaucht ſogleich die Farben lebhaft zeigte, die andre aber nicht. Nach den überbliebenen Facetten zu urtheilen, war jene ehmals die freie Seite des Spiegels, dieſe aber die innere, durch das Queckſilber bedeckte geweſen.

458.

Wie nun dieſe Verſuche ſich am Beſten in der Kälte anſtellen laſſen, weil ſich die Platte ſchneller und reiner anhauchen läßt und der Hauch ſchneller wieder abläuft, ſo kann man auch bei ſtarkem Froſt, in der Kutſche fahrend, das Phänomen im Großen gewahr werden, wenn die Kutſchenfenſter ſehr rein geputzt und ſämmtlich aufgezogen ſind. Der Hauch der in der Kutſche ſitzenden Perſonen ſchlägt auf das Zarteſte an die Scheiben und erregt ſogleich das lebhafteſte Farbenſpiel. Inwiefern eine regelmäßige Succeſſion darin ſei, habe ich

nicht bemerken können. Beſonders lebhaft aber erſcheinen die Farben, wenn ſie einen dunklen Gegenſtand zum Hintergrunde haben. Dieſer Farbenwechſel dauert aber nicht lange; denn ſobald ſich der Hauch in ſtärkere Tropfen ſammelt oder zu Eisnadeln gefriert, ſo iſt die Erſcheinung alsbald aufgehoben.

459.

Dritte Bedingung. Man kann die beiden vorhergehenden Verſuche des Druckes und Hauches verbinden, indem man nämlich eine Glasplatte anhaucht und die andre ſogleich darauf drückt. Es entſtehen alsdann die Farben wie beim Drucke zweier unangehauchten, nur mit dem Unterſchiede, daß die Feuchtigkeit hie und da einige Unterbrechung der Wellen verurſacht. Schiebt man eine Glasplatte von der andern weg, ſo lauft der Hauch farbig ab.

460.

Man könnte jedoch behaupten, daß dieſer verbundene Verſuch nichts mehr als die einzelnen ſage; denn wie es ſcheint, ſo verſchwinden die durch den Druck erregten Farben in dem Maße, wie man die Gläſer von einander abſchiebt, und die behauchten Stellen laufen alsdann mit ihren eignen Farben ab.

461.

Vierte Bedingung. Farbige Erſcheinungen laſſen ſich faſt an allen Blaſen beobachten. Die Seifenblaſen ſind die bekannteſten, und ihre Schönheit iſt am Leichteſten darzuſtellen. Doch findet man ſie auch beim Weine, Bier, bei geiſtigen reinen Liquoren, beſonders auch im Schaume der Schokolade.

462.

Wie wir oben einen unendlich ſchmalen Raum zwiſchen zwei Flächen, welche ſich berühren, erforderten, ſo kann man das Häutchen der Seifenblaſe als ein unendlich dünnes Blättchen zwiſchen zwei elaſtiſchen Körpern anſehen; denn die Erſcheinung zeigt ſich doch eigentlich zwiſchen der innern, die Blaſe auftreibenden Luft und zwiſchen der atmoſphäriſchen.

463.

Die Blaſe, indem man ſie hervorbringt, iſt farblos; dann fangen farbige Züge wie des Marmorpapieres an, ſich ſehen

zu laſſen, die ſich endlich über die ganze Blaſe verbreiten oder vielmehr um ſie herumgetrieben werden, indem man ſie aufbläſt.

464.

Es giebt verſchiedene Arten, die Blaſe zu machen; frei, indem man den Strohhalm nur in die Auflöſung taucht und die hangende Blaſe durch den Athem auftreibt. Hier iſt die Entſtehung der Farbenerſcheinung ſchwer zu beobachten, weil die ſchnelle Rotation keine genaue Bemerkung zuläßt und alle Farben durch einander gehen. Doch läßt ſich bemerken, daß die Farben am Strohhalm anfangen. Ferner kann man in die Auflöſung ſelbſt blaſen, jedoch vorſichtig, damit nur eine Blaſe entſtehe. Sie bleibt, wenn man ſie nicht ſehr auftreibt, weiß; wenn aber die Auflöſung nicht allzu wäſſrig iſt, ſo ſetzen ſich Kreiſe um die perpendikulare Achſe der Blaſe, die gewöhnlich grün und purpurn abwechſeln, indem ſie nah an einander ſtoßen. Zuletzt kann man auch mehrere Blaſen neben einander hervorbringen, die noch mit der Auflöſung zuſammenhangen. In dieſem Falle entſtehen die Farben an den Wänden, wo zwei Blaſen einander platt gedrückt haben.

465.

An den Blaſen des Schokoladenſchaums ſind die Farben faſt bequemer zu beobachten als an den Seifenblaſen. Sie ſind beſtändiger, obgleich kleiner. In ihnen wird durch die Wärme ein Treiben, eine Bewegung hervorgebracht und unterhalten, die zur Entwicklung, Succeſſion und endlich zum Ordnen des Phänomens nöthig zu ſein ſcheinen.

466.

Iſt die Blaſe klein oder zwiſchen andern eingeſchloſſen, ſo treiben ſich farbige Züge auf der Oberfläche herum, dem marmorirten Papiere ähnlich; man ſieht alle Farben unſres Schemas durch einander ziehen, die reinen, geſteigerten, gemiſchten, alle deutlich hell und ſchön. Bei kleinen Blaſen dauert das Phänomen immerfort.

467.

Iſt die Blaſe größer, oder wird ſie nach und nach iſolirt dadurch, daß die andern neben ihr zerſpringen, ſo bemerkt

man bald, daß dieſes Treiben und Ziehen der Farben auf etwas abwecke. Wir ſehen nämlich auf dem höchſten Punkte der Blaſe einen kleinen Kreis entſtehen, der in der Mitte gelb iſt; die übrigen farbigen Züge bewegen ſich noch immer wurmförmig um ihn her.

468.

Es dauert nicht lange, ſo vergrößert ſich der Kreis und ſinkt nach allen Seiten hinab. In der Mitte behält er ſein Gelb, nach unten und außen wird er purpurfarben und bald blau. Unter dieſem entſteht wieder ein neuer Kreis von ebendieſer Farbenfolge. Stehen ſie nahe genug beiſammen, ſo entſteht aus Vermiſchung der Endfarben ein Grün.

469.

Wenn ich drei ſolcher Hauptkreiſe zählen konnte, ſo war die Mitte farblos, und dieſer Raum wurde nach und nach größer, indem die Kreiſe mehr niederſanken, bis zuletzt die Blaſe zerplatzte.

470.

Fünfte Bedingung. Es können auf verſchiedene Weiſe ſehr zarte Häutchen entſtehen, an welchen man ein ſehr lebhaftes Farbenſpiel entdeckt, indem nämlich ſämmtliche Farben entweder in der bekannten Ordnung oder mehr verworren durch einander laufend geſehen werden. Das Waſſer, in welchem ungelöſchter Kalk aufgelöſt worden, überzieht ſich bald mit einem farbigen Häutchen. Ein Gleiches geſchieht auf der Oberfläche ſtehender Waſſer, vorzüglich ſolcher, welche Eiſen enthalten. Die Lamellen des feinen Weinſteins, die ſich, beſonders von rothem franzöſiſchen Weine, in den Bouteillen anlegen, glänzen von den ſchönſten Farben, wenn ſie auf ſorgfältige Weiſe losgeweicht und an das Tageslicht gebracht werden. Oeltropfen auf Waſſer, Branntwein und andern Flüſſigkeiten bringen auch dergleichen Ringe und Flämmchen hervor. Der ſchönſte Verſuch aber, den man machen kann, iſt folgender. Man gieße nicht allzu ſtarkes Scheidewaſſer in eine flache Schale und tropfe mit einem Pinſel von jenem Firniß darauf, welchen die Kupferſtecher brauchen, um während des Aetzens gewiſſe Stellen ihrer Platten zu decken. Sogleich entſteht unter lebhafter Bewegung ein Häutchen,

das sich in Kreise ausbreitet und zugleich die lebhaftesten Farbenerscheinungen hervorbringt.

471.

Sechste Bedingung. Wenn Metalle erhitzt werden, so entstehen auf ihrer Oberfläche flüchtig auf einander folgende Farben, welche jedoch nach Belieben festgehalten werden können.

472.

Man erhitze einen polirten Stahl, und er wird in einem gewissen Grad der Wärme gelb überlaufen. Nimmt man ihn schnell von den Kohlen weg, so bleibt ihm diese Farbe.

473.

Sobald der Stahl heißer wird, erscheint das Gelbe dunkler, höher und geht bald in den Purpur hinüber. Dieser ist schwer festzuhalten; denn er eilt sehr schnell ins Hochblaue.

474.

Dieses schöne Blau ist festzuhalten, wenn man schnell den Stahl aus der Hitze nimmt und ihn in Asche steckt. Die blau angelaufnen Stahlarbeiten werden auf diesem Wege hervorgebracht. Fährt man aber fort, den Stahl frei über dem Feuer zu halten, so wird er in Kurzem hellblau, und so bleibt er.

475.

Diese Farben ziehen wie ein Hauch über die Stahltafel, eine scheint vor der andern zu fliehen; aber eigentlich entwickelt sich immer die folgende aus der vorhergehenden.

476.

Wenn man ein Federmesser ins Licht hält, so wird ein farbiger Streif quer über die Klinge entstehen. Der Theil des Streifes, der am Tiefsten in der Flamme war, ist hellblau, das sich ins Blaurothe verliert. Der Purpur steht in der Mitte, dann folgt Gelbroth und Gelb.

477.

Dieses Phänomen leitet sich aus dem vorhergehenden ab; denn die Klinge nach dem Stiele zu ist weniger erhitzt als

an der Spitze, welche ſich in der Flamme befindet; und ſo müſſen alle Farben, die ſonſt nach einander entſtehen, auf einmal erſcheinen, und man kann ſie auf das Beſte fixirt aufbewahren.

478.

Robert Boyle giebt dieſe Farbenſucceſſion folgendermaßen an: a florido flavo ad flavum saturum et rubescentem (quem artifices sanguineum vocant), inde ad languidum, postea ad saturiorem cyaneum. Dieſes wäre ganz gut, wenn man die Worte languidus und saturior ihre Stellen verwechſeln ließe. Inzwiſchen die Bemerkung richtig iſt, daß die verſchiedenen Farben auf die Grade der folgenden Härtung Einfluß haben, laſſen wir dahingeſtellt ſein. Die Farben ſind hier nur Anzeichen der verſchiedenen Grade der Hitze.

479.

Wenn man Blei kalcinirt, wird die Oberfläche erſt grau-lich. Dieſes grauliche Pulver wird durch größere Hitze gelb und ſodann orange. Auch das Silber zeigt bei der Erhitzung Farben. Der Blick des Silbers beim Abtreiben gehört auch hieher. Wenn metalliſche Gläſer ſchmelzen, entſtehen gleichfalls Farben auf der Oberfläche.

480.

Siebente Bedingung. Wenn die Oberfläche des Glaſes angegriffen wird. Das Blindwerden des Glaſes iſt uns oben ſchon merkwürdig geweſen. Man bezeichnet durch dieſen Ausdruck, wenn die Oberfläche des Glaſes dergeſtalt angegriffen wird, daß es uns trüb erſcheint.

481.

Das weiße Glas wird am Erſten blind, desgleichen gegoſſenes und nachher geſchliffenes Glas, das blauliche weniger, das grüne am Wenigſten.

482.

Eine Glastafel hat zweierlei Seiten, davon man die eine die Spiegelſeite nennt. Es iſt die, welche im Ofen oben liegt, an der man rundliche Erhöhungen bemerken kann. Sie iſt glätter als die andere, die im Ofen unten liegt und an welcher man manchmal Kritzen bemerkt. Man nimmt des-

wegen gern die Spiegelseite in die Zimmer, weil sie durch die von innen anschlagende Feuchtigkeit weniger als die andre angegriffen und das Glas daher weniger blind wird.

483.

Dieses Blindwerden oder Trüben des Glases geht nach und nach in eine Farbenerscheinung über, die sehr lebhaft werden kann, und bei welcher vielleicht auch eine gewisse Succession oder sonst etwas Ordnungsgemäßes zu entdecken wäre.

484.

Und so hätten wir denn auch die physischen Farben von ihrer leisesten Wirkung an bis dahin geführt, wo sich diese flüchtigen Erscheinungen an die Körper festsetzen, und wir wären auf diese Weise an die Grenze gelangt, wo die chemischen Farben eintreten, ja gewissermaßen haben wir diese Grenze schon überschritten; welches für die Stetigkeit unsres Vortrags ein gutes Vorurtheil erregen mag. Sollen wir aber noch zu Ende dieser Abtheilung etwas Allgemeines aussprechen und auf ihren innern Zusammenhang hindeuten, so fügen wir zu dem, was wir oben (451—454) gesagt haben, noch Folgendes hinzu.

485.

Das Anlaufen des Stahls und die verwandten Erfahrungen könnte man vielleicht ganz bequem aus der Lehre von den trüben Mitteln herleiten. Polirter Stahl wirft mächtig das Licht zurück. Man denke sich das durch die Hitze bewirkte Anlaufen als eine gelinde Trübe; sogleich müßte daher ein Hellgelb erscheinen, welches bei zunehmender Trübe immer verdichteter, gedrängter und röther, ja zuletzt purpur- und rubinroth erscheinen muß. Wäre nun zuletzt diese Farbe auf den höchsten Punkt des Dunkelwerdens gesteigert, und man dächte sich die immer fortwaltende Trübe, so würde diese nunmehr sich über ein Finsteres verbreiten und zuerst ein Violet, dann ein Dunkelblau und endlich ein Hellblau hervorbringen und so die Reihe der Erscheinungen beschließen.

Wir wollen nicht behaupten, daß man mit dieser Erklärungsart völlig auslange; unsre Absicht ist vielmehr, nur auf den Weg zu deuten, auf welchem zuletzt die Alles umfassende Formel, das eigentliche Wort des Räthsels, gefunden werden kann.

26.

Firdusi

spricht.

O Welt, wie schamlos und boshaft bist Du!
Du nährst und erziehest und tödtest zugleich.

Nur wer von Allah begünstiget ist,
Der nährt sich, erzieht sich, lebendig und reich.

Was heißt denn Reichthum? — Eine wärmende Sonne,
Genießt sie der Bettler, wie wir sie genießen!
Es möge doch Keinen der Reichen verdrießen
Des Bettlers im Eigensinn selige Wonne!

Mai 1816 zum Lobe von Petersburg niedergeschrieben hatte: „Ich bin durch die ganze Welt gereist, bin lange mit vielen Personen umgegangen, jeder Winkel gewährte mir einigen Nutzen, jeder Halm eine Lehre, und doch habe ich keinen Ort gesehen dieser Stadt vergleichbar, noch ihren schönen Huriis. Der Segen Gottes ruhe immer auf ihr!“ (S. Goethe's Noten, Abschn. Neuere, Neueste.) Die Worte des Gesandten sind jedoch ein Citat aus Saadi's Gedichten, des Dichters von Schiras. Dessen Verse lauten bei Chardin (V. 374):

„J'ai fait plusieurs fois le tour des parties du monde,
J'en ai considéré à loisir les divers habitans,
Il n'y a point d'endroit où je n'aie fait quelque profit,
En chaque grange j'ai pris un épi pour l'apporter;
Mais je n'ai trouvé des gens humbles et pars nullo part comme à
Schiraz!“

Mit Bezug auf Stambul wird der letzte Vers, verbunden mit dem ersten, auch bei Diez angeführt (Denkw., II. 356).

26. Firdusi spricht. Diese Ueberschrift bezieht sich nur auf den ersten, dem Schah Nameh entnommenen Spruch, welchen Goethe in den Fundgruben (II. 64) finden konnte:

„O Welt! Wie schamlos und boshaft Du bist!
Du nährst und erziehest und tödtest zugleich.“

Der zweite Spruch ist die dadurch veranlaßte Entgegnung Goethe's. — Das lebendig und reich bildet den Gegensatz zu dem Tödten des Firdusi. Denn Allah ist der Ernährer, der Père nourricier nach Chardin (I. 62 und 238). — Der dritte Spruch scheint an das reich des zweiten anzuknüpfen, ist jedoch als ein Spruch für sich anzusehen, der im orientalischen Sinne den Reichthum nicht in der Fülle der Gaben, sondern in der Genügsamkeit findet, so daß auch der Bettler reich genannt werden kann. Der Spruch knüpft an Nr. 4 und 5 oben an, andrerseits auch an Stellen des Buchs Suleika, z. B. an den Schluß von Nr. 14 und 16 daselbst.

Dritte Abtheilung.

Chemische Farben.

486.

So nennen wir diejenigen, welche wir an gewissen Körpern erregen, mehr oder weniger fixiren, an ihnen steigern, von ihnen wieder wegnehmen und andern Körpern mittheilen können, denen wir denn auch deshalb eine gewisse immanente Eigenschaft zuschreiben. Die Dauer ist meist ihr Kennzeichen.

487.

In diesen Rücksichten bezeichnete man früher die chemischen Farben mit verschiedenen Beiwörtern. Sie hießen colores proprii, corporei, materiales, veri, permanentes, fixi.

488.

Wie sich das Bewegliche und Vorübergehende der physischen Farben nach und nach an den Körpern fixire, haben wir in dem Vorhergehenden bemerkt und den Uebergang eingeleitet.

489.

Die Farbe fixirt sich an den Körpern mehr oder weniger dauerhaft, oberflächlich oder durchdringend.

490.

Alle Körper sind der Farbe fähig, entweder daß sie an ihnen erregt, gesteigert, stufenweise fixirt oder wenigstens ihnen mitgetheilt werden kann.

XXXIV.

Chemischer Gegensatz.

491.

Indem wir bei Darstellung der farbigen Erscheinung auf einen Gegensatz durchaus aufmerksam zu machen Ursache hatten, so finden wir, indem wir den Boden der Chemie betreten, die chemischen Gegensätze uns auf eine bedeutende Weise begegnend. Wir sprechen hier zu unsern Zwecken nur von denjenigen, den man unter dem allgemeinen Namen von Säure und Alkali zu begreifen pflegt.

492.

Wenn wir den chromatischen Gegensatz nach Anleitung aller übrigen physischen Gegensätze durch ein Mehr oder Weniger bezeichnen, der gelben Seite das Mehr, der blauen das Weniger zuschreiben, so schließen sich diese beiden Seiten nun auch in chemischen Fällen an die Seiten des chemisch Entgegengesetzten an. Das Gelb und Gelbrothe widmet sich den Säuren, das Blau und Blaurothe den Alkalien; und so lassen sich die Erscheinungen der chemischen Farben, freilich mit noch manchen andern eintretenden Betrachtungen, auf eine ziemlich einfache Weise durchführen.

493.

Da übrigens die Hauptphänomene der chemischen Farben bei Säuerungen der Metalle vorkommen, so sieht man, wie wichtig diese Betrachtung hier an der Spitze sei. Was übrigens noch weiter zu bedenken eintritt, werden wir unter einzelnen Rubriken näher bemerken, wobei wir jedoch ausdrücklich erklären, daß wir dem Chemiker nur im Allgemeinsten vorgearbeitet gedenken, ohne uns in irgend ein Besonderes, ohne uns in die zarten chemischen Aufgaben und Fragen mischen oder sie beantworten zu wollen. Unsre Absicht kann nur sein, eine Skizze zu geben, wie sich allenfalls nach unserer Ueberzeugung die chemische Farbenlehre an die allgemeine physische anschließen könnte.

XXXV.

Ableitung des Weißen.

494.

Wir haben hiezu schon oben bei Gelegenheit der dioptrischen Farben der ersten Klasse (155 ff.) einige Schritte gethan. Durchsichtige Körper stehen auf der höchsten Stufe unorganischer Materialität. Zunächst daran fügt sich die reine Trübe, und das Weiße kann als die vollendete reine Trübe angesehen werden.

495.

Reines Wasser zu Schnee krystallisirt erscheint weiß, indem die Durchsichtigkeit der einzelnen Theile kein durchsichtiges Ganzes macht. Verschiedene Salzkrystalle, denen das Krystallisationswasser entweicht, erscheinen als ein weißes Pulver. Man könnte den zufällig undurchsichtigen Zustand des rein Durchsichtigen Weiß nennen, so wie ein zermalmtes Glas als ein weißes Pulver erscheint. Man kann dabei die Aufhebung einer dynamischen Verbindung und die Darstellung der atomistischen Eigenschaft der Materie in Betracht ziehn.

496.

Die bekannten unzerlegten Erden sind in ihrem reinen Zustand alle weiß. Sie gehen durch natürliche Krystallisation in Durchsichtigkeit über. Kieselerde in den Bergkrystall, Thonerde in den Glimmer, Bittererde in den Talk; Kalkerde und Schwererde erscheinen in so mancherlei Spathen durchsichtig.

497.

Da uns bei Färbung mineralischer Körper die Metallkalke vorzüglich begegnen werden, so bemerken wir noch zum Schlusse, daß angehende gelinde Säurungen weiße Kalke darstellen, wie das Blei durch die Essigsäure in Bleiweiß verwandelt wird.

XXXVI.

Ableitung des Schwarzen.

498.

Das Schwarze entſpringt uns nicht ſo uranfänglich wie das Weiße. Wir treffen es im vegetabiliſchen Reiche bei Halbverbrennungen an, und die Kohle, der auch übrigens höchſt merkwürdige Körper, zeigt uns die ſchwarze Farbe. Auch wenn Holz, z. B. Bretter, durch Licht, Luft und Feuchtigkeit ſeines Brennlichen zum Theil beraubt wird, ſo erſcheint erſt die graue, dann die ſchwarze Farbe. Wie wir denn auch animaliſche Theile durch eine Halbverbrennung in Kohle verwandeln können.

499.

Ebenſo finden wir auch bei den Metallen, daß oft eine Halbverndation ſtattfindet, wenn die ſchwarze Farbe erregt werden ſoll. So werden durch ſchwache Säuerung mehrere Metalle, beſonders das Eiſen, ſchwarz, durch Eſſig, durch gelinde ſaure Gährungen, z. B. eines Reisdekokts u. ſ. w.

500.

Nicht weniger läßt ſich vermuthen, daß eine Ab- oder Rückſäuerung die ſchwarze Farbe hervorbringe. Dieſer Fall iſt bei der Entſtehung der Tinte, da das in der ſtarken Schwefelſäure aufgelöſte Eiſen gelblich wird, durch die Galluseinfuſion aber zum Theil entſäuert, nunmehr ſchwarz erſcheint.

XXXVII.

Erregung der Farbe.

501.

Als wir oben in der Abtheilung von phyſiſchen Farben trübe Mittel behandelten, ſahen wir die Farbe eher als das Weiße und Schwarze. Nun ſetzen wir ein gewordnes Weißes, ein gewordnes Schwarzes fixirt voraus und fragen, wie ſich an ihm die Farbe erregen laſſe.

502.

Auch hier können wir sagen: ein Weißes, das sich verdunkelt, das sich trübt, wird gelb, das Schwarze, das sich erhellt, wird blau.

503.

Auf der aktiven Seite, unmittelbar am Lichte, am Hellen, am Weißen entsteht das Gelbe. Wie leicht vergilbt Alles, was weiße Oberflächen hat, das Papier, die Leinwand, Baumwolle, Seide, Wachs; besonders auch durchsichtige Flauren, welche zum Brennen geneigt sind, werden leicht gelb, d. h. mit andern Worten, sie gehen leicht in eine gelinde Trübung über.

504.

So ist die Erregung auf der passiven Seite am Finstern, Dunkeln, Schwarzen sogleich mit der blauen oder vielmehr mit einer röthlich blauen Erscheinung begleitet. Eisen in Schwefelsäure aufgelöst und sehr mit Wasser diluirt, bringt in einem gegen das Licht gehaltnen Glase, sobald nur einige Tropfen Gallus dazukommen, eine schöne violete Farbe hervor, welche die Eigenschaften des Rauchtopases, das Oxyminon eines verbrannten Purpurs, wie sich die Alten ausdrücken, dem Auge darstellt.

505.

Ob an den reinen Erden durch chemische Operationen der Natur und Kunst ohne Beimischung von Metallkalken eine Farbe erregt werden könne, ist eine wichtige Frage, die gewöhnlich mit Nein beantwortet wird. Sie hängt vielleicht mit der Frage zusammen, inwiefern sich durch Oxydation den Erden etwas abgewinnen lasse.

506.

Für die Verneinung der Frage spricht allerdings der Umstand, daß überall, wo man mineralische Farben findet, sich eine Spur von Metall, besonders von Eisen zeigt, wobei man freilich in Betracht zieht, wie leicht sich das Eisen oxydire, wie leicht der Eisenkalk verschiedene Farben annehme, wie unendlich theilbar derselbe sei und wie geschwind er seine Farbe mittheile. Demungeachtet wäre zu wünschen, daß neue Ver-

suche hierüber angestellt und die Zweifel entweder bestärkt oder beseitigt würden.

507.

Wie dem auch sein mag, so ist die Rezeptivität der Erden gegen schon vorhandne Farben sehr groß, worunter sich die Alaunerde besonders auszeichnet.

508.

Wenn wir nun zu den Metallen übergehen, welche sich im unorganischen Reiche beinahe privativ das Recht, farbig zu erscheinen, zugeeignet haben, so finden wir, daß sie sich in ihrem reinen, selbstständigen, regulinischen Zustande schon dadurch von den reinen Erden unterscheiden, daß sie sich zu irgend einer Farbe hinneigen.

509.

Wenn das Silber sich dem reinen Weißen am Meisten nähert, ja das reine Weiß, erhöht durch metallischen Glanz, wirklich darstellt, so ziehen Stahl, Zinn, Blei u. s. w. ins bleiche Blaugraue hinüber, dagegen das Gold sich zum reinen Gelben erhöht, das Kupfer zum Rothen hinanrückt, welches unter gewissen Umständen sich fast bis zum Purpur steigert, durch Zink hingegen wieder zur gelben Goldfarbe hinabgezogen wird.

510.

Zeigen Metalle nun im gediegenen Zustande solche spezifische Determinationen zu diesem oder jenem Farbenausdruck, so werden sie durch die Wirkung der Oxydation gewissermaßen in eine gemeinsame Lage versetzt. Denn die Elementarfarben treten nun rein hervor, und obgleich dieses und jenes Metall zu dieser oder jener Farbe eine besondere Bestimmbarkeit zu haben scheint, so wissen wir doch von einigen, daß sie den ganzen Farbenkreis durchlaufen können, von andern, daß sie mehr als eine Farbe darzustellen fähig sind, wobei sich jedoch das Zinn durch seine Unfarblichkeit auszeichnet. Wir geben künftig eine Tabelle, inwiefern die verschiedenen Metalle mehr oder weniger durch die verschiedenen Farben durchgeführt werden können.

511.

Daß die reine glatte Oberfläche eines gediegenen Metalles bei Erhitzung von einem Farbenhauch überzogen wird, welcher mit steigender Wärme eine Reihe von Erscheinungen durchläuft, deutet nach unserer Ueberzeugung auf die Zähigkeit der Metalle, den ganzen Farbenkreis zu durchlaufen. Am Schönsten werden wir dieses Phänomen am polirten Stahl gewahr; aber Silber, Kupfer, Messing, Blei, Zinn lassen uns leicht ähnliche Erscheinungen sehen. Wahrscheinlich ist hier eine oberflächliche Säurung im Spiele, wie man aus der fortgesetzten Operation, besonders bei den leichter verkalklichen Metallen schließen kann.

512.

Daß ein geglühtes Eisen leichter eine Säurung durch saure Mauren erleidet, scheint auch dahin zu deuten, indem eine Wirkung der andern entgegenkommt. Noch bemerken wir, daß der Stahl, je nachdem er in verschiedenen Epochen seiner Farbenerscheinung gehärtet wird, einigen Unterschied der Elastizität zeigen soll, welches ganz naturgemäß ist, indem die verschiedenen Farbenerscheinungen die verschiedenen Grade der Hitze andeuten.

513.

Geht man über diesen oberflächlichen Hauch, über dieses Häutchen hinweg, beobachtet man, wie Metalle in Massen penetrativ gesäuert werden, so erscheint mit dem ersten Grade Weiß oder Schwarz, wie man beim Bleiweiß, Eisen und Quecksilber bemerken kann.

514.

Fragen wir nun weiter nach eigentlicher Erregung der Farbe, so finden wir sie auf der Plusseite am Häufigsten. Das oft erwähnte Anlaufen glatter metallischer Flächen geht von dem Gelben aus. Das Eisen geht bald in den gelben Ocker, das Blei aus dem Bleiweiß in den Massikot, das Quecksilber, aus dem Aethiops in den gelben Turbith hinüber. Die Auflösungen des Goldes und der Platina in Säuren sind gelb.

515.

Die Erregungen auf der Minusſeite ſind ſeltner. Ein wenig gefirnißtes Kupfer erſcheint blau. Bei Bereitung des Berliner Blau ſind Alkalien im Spiele.

516.

Ueberhaupt aber ſind dieſe Farbenerſcheinungen von ſo beweglicher Art, daß die Chemiker ſelbſt, ſobald ſie ins Feinere gehen, ſie als trügliche Kennzeichen betrachten. Wir aber können zu unſern Zwecken dieſe Materie nur im Durchſchnitt behandeln und wollen nur ſo viel bemerken, daß man vielleicht die metalliſchen Farbenerſcheinungen, wenigſtens zum didaktiſchen Behuf, einſtweilen ordnen könne, wie ſie durch Säurung, Aufſäurung, Abſäurung und Entſäurung entſtehen, ſich auf mannichfaltige Weiſe zeigen und verſchwinden.

XXXVIII.

Steigerung.

517.

Die Steigerung erſcheint uns als eine Inſichſelbſtdrängung, Sättigung, Beſchattung der Farben. So haben wir ſchon oben bei farbloſen Mitteln geſehen, daß wir durch Vermehrung der Trübe einen leuchtenden Gegenſtand vom leiſeſten Gelb bis zum höchſten Rubinroth ſteigern können. Umgekehrt ſteigert ſich das Blau in das ſchönſte Violet, wenn wir eine erleuchtete Trübe vor der Finſterniß verdünnen und vermindern (150, 151).

518.

Iſt die Farbe ſpezifizirt, ſo tritt ein Aehnliches hervor. Man laſſe nämlich Stufengefäße aus weißem Porcellan machen und fülle das eine mit einer reinen gelben Feuchtigkeit, ſo wird dieſe von oben herunter bis auf den Boden ſtufenweiſe immer rother und zuletzt orange erſcheinen. In das andre Gefäß gieße man eine blaue reine Solution; die oberſten Stufen werden ein Himmelblau, der Grund des Gefäßes ein ſchönes Violet zeigen. Stellt man das Gefäß in die Sonne,

so ist die Schattenseite der obern Stufen auch schon violet. Wirft man mit der Hand oder einem andern Gegenstande Schatten über den erleuchteten Theil des Gefäßes, so erscheint dieser Schatten gleichfalls röthlich.

519.

Es ist dieses eine der wichtigsten Erscheinungen in der Farbenlehre, indem wir ganz greiflich erfahren, daß ein quantitatives Verhältniß einen qualitativen Eindruck auf unsre Sinne hervorbringe. Und indem wir schon früher bei Gelegenheit der letzten epoptischen Farben (485), unsre Vermuthungen eröffnet, wie man das Anlaufen des Stahls vielleicht aus der Lehre von trüben Mitteln herleiten könnte, so bringen wir dieses hier abermals ins Gedächtniß.

520.

Uebrigens folgt alle chemische Steigerung unmittelbar auf die Erregung. Sie geht unaufhaltsam und stetig fort; wobei man zu bemerken hat, daß die Steigerung auf der Plusseite die gewöhnlichste ist. Der gelbe Eisenocker steigert sich sowol durchs Feuer als durch andre Operationen zu einer sehr hohen Röthe. Massikot wird in Mennige, Turbith in Zinnober gesteigert, welcher letztere schon auf eine sehr hohe Stufe des Gelbrothen gelangt. Eine innige Durchdringung des Metalls durch die Säure, eine Theilung desselben ins empirisch Unendliche geht hierbei vor.

521.

Die Steigerung auf der Minusseite ist seltner, ob wir gleich bemerken, daß, je reiner und gedrängter das Berliner Blau oder das Kobaltglas bereitet wird, es immer einen röthlichen Schein annimmt und mehr ins Violete spielt.

522.

Für diese unmerkliche Steigerung des Gelben und Blauen ins Rothe haben die Franzosen einen artigen Ausdruck, indem sie sagen, die Farbe habe einen œil de rouge, welches wir durch einen „röthlichen Blick" ausdrücken könnten.

XXXIX.

Kulmination.

523.

Sie erfolgt bei fortschreitender Steigerung. Das Rothe, worin weder Gelb noch Blau zu entdecken ist, macht hier den Zenith.

524.

Suchen wir ein auffallendes Beispiel einer Kulmination von der Plusseite her, so finden wir es abermals beim anlaufenden Stahl, welcher bis in den Purpurzenith gelangt und auf diesem Punkte festgehalten werden kann.

525.

Sollen wir die vorhin (516) angegebene Terminologie hier anwenden, so würden wir sagen, die erste Säurung bringe das Gelbe hervor, die Auffaurung das Gelbrothe; hier entstehe ein gewisses Summum, da denn eine Abfaurung und endlich eine Entfaurung eintrete.

526.

Hohe Punkte von Säurung bringen eine Purpurfarbe hervor. Gold, aus seiner Auflösung durch Zinnauflösung gefällt, erscheint purpurfarben. Das Oxyd des Arseniks mit Schwefel verbunden, bringt eine Rubinfarbe hervor.

527.

Wiefern aber eine Art von Abfäurung bei mancher Kulmination mitwirke, wäre zu untersuchen; denn eine Einwirkung der Alkalien auf das Gelbrothe scheint auch die Kulmination hervorzubringen, indem die Farbe gegen das Minus zu in den Zenith genöthigt wird.

528.

Aus dem besten ungarischen Zinnober, welcher das höchste Gelbroth zeigt, bereiten die Holländer eine Farbe, die man Vermillon nennt. Es ist auch nur ein Zinnober, der sich aber der Purpurfarbe nähert, und es läßt sich vermuthen, daß man durch Alkalien ihn der Kulmination näher zu bringen sucht.

27.

Dschelal-ed-din Rumi
spricht.

Verweilst Du in der Welt, sie flieht als Traum;
Du reisest, ein Geschick bestimmt den Raum;
Nicht Hitze, Kälte nicht vermagst Du festzuhalten,
Und was Dir blüht, sogleich wird es veralten.

28.

Suleika
spricht.

Der Spiegel sagt mir: ich bin schön.
Ihr sagt, zu altern, sei auch mein Geschick.
Vor Gott muß Alles ewig stehn;
In mir liebt ihn, für diesen Augenblick!

---

27. Dschelal-ed-din Rumi spricht. Es ist uns so wenig wie Wurm gelungen, die hier dem genannten mystischen Dichter in den Mund gelegten Worte aufzufinden. Insbesondere finden sie sich nicht in der schönen Auswahl seiner Poesien bei Hammer (Geschichte der schönen Redekünste, noch bei Reisen (Mesnevi oder Versepaare des Scheich Memlana). Wie die Zitate aus diesem Dichter zu Nr. 18 oben ergeben, vertritt derselbe vorzugsweise den Gedanken der Weltentsagung. In seinem zweiten Divan (Buchst. Ja) heißt es:

„Wenn Du nicht sterben, sondern bleiben willst,
Verzicht auf Leib und Seel' und Herz, und bau nicht,
Verzicht auf Glaub', Ungläuben, Lieb' und Haß,
Verzicht auf Liebe selbst und auf das Dasein.
Alsdann gelangst zu Gottes Eigenschaften!
Verzichte auf die Zeit. Du bist die Zeit.
Weil Du nur sogelangst zum ew'gen Dasein" (a. a. O., S. 195).

Uebrigens hatte Goethe schon 1815 den obigen Spruch, jedoch aus dem Nihilistischen, Pessimistischen ins Positive übertragen, in seine Gedichte, Abth. Sprichwörtlich (Werke, II. 338 u. 339), aufgenommen.

Jener weltfeindlichen Anschauung läßt Goethe in

28. Suleika widersprechen. Ihre Schönheit widerlegt die Lehre von der Nichtigkeit der Welt; denn Gott verwirklicht durch dieselbe das Ewige in der Zeit. — Ihr sagt, d. h. Dschelal-ed-din Rumi und Die ihm gleich denken. — Die beiden letzten Verse sind Suleika's Entgegnung. Pd. Wolff macht hierzu auf folgende Bemerkung des persischen Kommentators Surury aufmerksam: „Die Schönheit des Weibes ist ein Strahl Gottes und nicht der Geliebten. Der Mystiker erblickt das Angesicht der göttlichen Schönheit auf der Schaubühne jeder einzelnen Kreatur und liebt, weil er in der Schönheit die Offenbarung der Herrlichkeiten der göttlichen Namen sieht" (Orient und Occident, I. 321).

529.

Vegetabilische Säfte sind, auf diese Weise behandelt, ein in die Augen fallendes Beispiel. Kurkuma, Orlean, Safflor und andre, deren färbendes Wesen man mit Weingeist ausgezogen und nun Tinkturen von gelber, gelb- und hyazinthrother Farbe vor sich hat, gehen durch Beimischung von Alkalien in den Zenith, ja drüber hinaus nach dem Blaurothen zu.

530.

Kein Fall einer Kulmination von der Minusseite ist mir im mineralischen und vegetabilischen Reiche bekannt. In dem animalischen ist der Saft der Purpurschnecke merkwürdig, von dessen Steigerung und Kulmination von der Minusseite her wir künftig sprechen werden.

XI.

Balanciren.

531.

Die Beweglichkeit der Farbe ist so groß, daß selbst diejenigen Pigmente, welche man glaubt spezifizirt zu haben, sich wieder hin- und herwenden lassen. Sie ist in der Nähe des Kulminationspunktes am Merkwürdigsten, und wird durch wechselsweise Anwendung der Säuren und Alkalien am Auffallendsten bewirkt.

532.

Die Franzosen bedienen sich, um diese Erscheinung bei der Färberei auszudrücken, des Wortes virer, welches von einer Seite nach der andern wenden heißt, und drücken dadurch auf eine sehr geschickte Weise dasjenige aus, was man sonst durch Mischungsverhältnisse zu bezeichnen und anzugeben versucht.

533.

Hievon ist diejenige Operation, die wir mit dem Lackmus zu machen pflegen, eine der bekanntesten und auffallendsten.

Lackmus ist ein Farbematerial, das durch Alkalien zum Roth-blauen spezifizirt worden. Es wird dieses sehr leicht durch Säuren ins Rothgelbe hinüber- und durch Alkalien wieder herübergezogen. Inwiefern in diesem Fall durch zarte Versuche ein Kulminationspunkt zu entdecken und festzuhalten sei, wird Denen, die in dieser Kunst geübt sind, überlassen, so wie die Färbekunst, besonders die Scharlachfärberei, von diesem Hin- und Herwenden mannichfaltige Beispiele zu liefern im Stande ist.

XLI.

Durchwandern des Kreises.

534.

Die Erregung und Steigerung kommt mehr auf der Plus- als auf der Minusseite vor. So geht auch die Farbe bei Durchwanderung des ganzen Wegs meist von der Plusseite aus.

535.

Eine stetige in die Augen fallende Durchwanderung des Wegs vom Gelben durchs Rothe zum Blauen zeigt sich beim Anlaufen des Stahls.

536.

Die Metalle lassen sich durch verschiedene Stufen und Arten der Oxydation auf verschiedenen Punkten des Farbenkreises spezifiziren.

537.

Da sie auch grün erscheinen, so ist die Frage, ob man eine stetige Durchwanderung aus dem Gelben durchs Grüne ins Blaue und umgekehrt in dem Mineralreiche kennt. Eisenkalk mit Glas zusammengeschmolzen, bringt erst eine graue, bei verstärktem Feuer eine blaue Farbe hervor.

538.

Es ist wol hier am Platz, von dem Grünen überhaupt zu sprechen. Es entsteht vor uns vorzüglich im atomistischen

Sinne und zwar völlig rein, wenn wir Gelb und Blau zusammenbringen; allein auch schon ein unreines beschmutztes Gelb bringt uns den Eindruck des Grünlichen hervor. Gelb mit Schwarz macht schon Grün; aber auch dieses leitet sich davon ab, daß Schwarz mit dem Blauen verwandt ist. Ein unvollkommnes Gelb wie das Schwefelgelb zieht uns den Eindruck von einem Grünlichen. Ebenso werden wir ein unvollkommenes Blau als grün gewahr. Das Grüne der Weinflaschen entsteht, so scheint es, durch eine unvollkommene Verbindung des Eisenkalks mit dem Glase. Bringt man durch größere Hitze eine vollkommenere Verbindung hervor, so entsteht ein schönes blaues Glas.

539.

Aus Allem diesem scheint so viel hervorzugehen, daß eine gewisse Kluft zwischen Gelb und Blau in der Natur sich findet, welche zwar durch Verschränkung und Vermischung atomistisch gehoben und zum Grünen verknüpft werden kann, daß aber eigentlich die wahre Vermittlung vom Gelben und Blauen nur durch das Rothe geschieht.

540.

Was jedoch dem Unorganischen nicht gemäß zu sein scheint, das werden wir, wenn von organischen Naturen die Rede ist, möglich finden, indem in diesem letzten Reiche eine solche Durchwandrung des Kreises vom Gelben durchs Grüne und Blaue bis zum Purpur wirklich vorkommt.

XLII.

Umkehrung.

541.

Auch eine unmittelbare Umkehrung in den geforderten Gegensatz zeigt sich als eine sehr merkwürdige Erscheinung, wovon wir gegenwärtig nur Folgendes anzugeben wissen.

542.

Das mineralische Chamäleon, welches eigentlich ein Braunsteinoxyd enthält, kann man in seinem ganz trocknen

Zustande als ein grünes Pulver ansehen. Streut man es in Wasser, so zeigt sich in dem ersten Augenblick der Auflösung die grüne Farbe sehr schön; aber sie verwandelt sich sogleich in die dem Grünen entgegengesetzte Purpurfarbe, ohne daß irgend eine Zwischenstufe bemerklich wäre.

543.

Derselbe Fall ist mit der sympathetischen Tinte, welche auch als ein röthlicher Liquor angesehen werden kann, dessen Austrocknung durch Wärme die grüne Farbe auf dem Papiere zeigt.

544.

Eigentlich scheint hier der Konflikt zwischen Trockne und Feuchtigkeit dieses Phänomen hervorzubringen, wie, wenn wir uns nicht irren, auch schon von den Scheidekünstlern angegeben worden. Was sich weiter daraus ableiten, woran sich diese Phänomene anknüpfen lassen, darüber können wir von der Zeit hinlängliche Belehrung erwarten.

XLIII.

Fixation.

545.

So beweglich wir bisher die Farbe, selbst bei ihrer körperlichen Erscheinung gesehen haben, so fixirt sie sich doch zuletzt unter gewissen Umständen.

546.

Es giebt Körper, welche fähig sind, ganz in Farbestoff verwandelt zu werden, und hier kann man sagen, die Farbe fixire sich in sich selbst, beharre auf einer gewissen Stufe und spezifizire sich. So erstrecken Farbematerialien aus allen Reichen, deren besonders das vegetabilische eine große Menge darbietet, worunter doch einige sich besonders auszeichnen und als die Stellvertreter der andern angesehen werden können, wie auf der aktiven Seite der Krapp, auf der passiven der Indig.

547.

Um diese Materialien bedeutend und zum Gebrauch vortheilhaft zu machen, gehört, daß die färbende Eigenschaft in ihnen innig zusammengedrängt und der färbende Stoff zu einer unendlichen empirischen Theilbarkeit erhoben werde, welches auf allerlei Weise und besonders bei den genannten durch Gährung und Fäulniß hervorgebracht wird.

548.

Diese materiellen Farbenstoffe fixiren sich nun wieder an andern Körpern. So werfen sie sich im Mineralreich an Erden und Metallkalke, sie verbinden sich durch Schmelzung mit Gläsern und erhalten hier bei durchscheinendem Licht die höchste Schönheit, so wie man ihnen eine ewige Dauer zuschreiben kann.

549.

Vegetabilische und animalische Körper ergreifen sie mit mehr oder weniger Gewalt und halten daran mehr oder weniger fest, theils ihrer Natur nach, wie denn Gelb vergänglicher ist als Blau, oder nach der Natur der Unterlagen. An vegetabilischen dauern sie weniger als an animalischen, und selbst innerhalb dieser Reiche giebt es abermals Verschiedenheit. Flachs- oder baumwollnes Garn, Seide oder Wolle zeigen gar verschiedene Verhältnisse zu den Färbestoffen.

550.

Hier tritt nun die wichtige Lehre von den Beizen hervor, welche als Vermittler zwischen der Farbe und dem Körper angesehen werden können. Die Färbebücher sprechen hievon umständlich. Uns sei genug, dahin gedeutet zu haben, daß durch diese Operationen die Farbe eine nur mit dem Körper zu verwüstende Dauer erhält, ja sogar durch den Gebrauch an Klarheit und Schönheit wachsen kann.

XLIV.

Mischung.

Reale.

551.

Eine jede Mischung setzt eine Spezifikation voraus, und wir sind daher, wenn wir von Mischung reden, im atomistischen Felde. Man muß erst gewisse Körper auf irgend einem Punkte des Farbenkreises spezifizirt vor sich sehen, ehe man durch Mischung derselben neue Schattirungen hervorbringen will.

552.

Man nehme im Allgemeinen Gelb, Blau und Roth als reine, als Grundfarben fertig an. Roth und Blau wird Violet, Roth und Gelb Orange, Gelb und Blau Grün hervorbringen.

553.

Man hat sich sehr bemüht, durch Zahl-, Maß- und Gewichtsverhältnisse diese Mischungen näher zu bestimmen, hat aber dadurch wenig Ersprießliches geleistet.

554.

Die Malerei beruht eigentlich auf der Mischung solcher spezifizirten, ja individualisirten Farbenkörper und ihrer unendlichen möglichen Verbindungen, welche allein durch das zarteste, geübteste Auge empfunden und unter dessen Urtheil bewirkt werden können.

555.

Die innige Verbindung dieser Mischungen geschieht durch die reinste Theilung der Körper durch Reiben, Schlemmen u. s. w., nicht weniger durch Säfte, welche das Staubartige zusammenhalten und das Unorganische gleichsam organisch verbinden: dergleichen sind die Oele, Harze u. s. w.

556.

Sämmtliche Farben zusammengemischt behalten ihren allgemeinen Charakter als ἄπειρον, und da sie nicht mehr neben

einander gesehen werden, wird keine Totalität, keine Harmonie empfunden, und so entsteht das Grau, das, wie die sichtbare Farbe, immer etwas dunkler als Weiß und immer etwas heller als Schwarz erscheint.

557.

Dieses Grau kann auf verschiedene Weise hervorgebracht werden. Einmal, wenn man aus Gelb und Blau ein Smaragdgrün mischt und alsdann so viel reines Roth hinzubringt, bis sich alle drei gleichsam neutralisirt haben. Ferner entsteht gleichfalls ein Grau, wenn man eine Skala der ursprünglichen und abgeleiteten Farben in einer gewissen Proportion zusammenstellt und hernach vermischt.

558.

Daß alle Farben zusammengemischt Weiß machen, ist eine Absurdität, die man nebst andern Absurditäten schon ein Jahrhundert gläubig und dem Augenschein entgegen zu wiederholen gewohnt ist.

559.

Die zusammengemischten Farben tragen ihr Dunkles in die Mischung über. Je dunkler die Farben sind, desto dunkler wird das entstehende Grau, welches zuletzt sich dem Schwarzen nähert. Je heller die Farben sind, desto heller wird das Grau, welches zuletzt sich dem Weißen nähert.

XLV.

Mischung.

Scheinbare.

560.

Die scheinbare Mischung wird hier um so mehr gleich mit abgehandelt, als sie in manchem Sinne von großer Bedeutung ist und man sogar die von uns als real angegebene Mischung für scheinbar halten könnte. Denn die Elemente, woraus die zusammengesetzte Farbe entsprungen ist, sind nur zu klein, um einzeln gesehen zu werden. Gelbes und blaues Pulver zusammengerieben erscheint dem nackten Auge grün,

wenn man durch ein Vergrößerungsglas noch Gelb und Blau von einander abgesondert bemerken kann. So machen auch gelbe und blaue Streifen in der Entfernung eine grüne Fläche, welches Alles auch von der Vermiſchung der übrigen ſpezifizirten Farben gilt.

561.

Unter dem Apparat wird künftig auch das Schwungrad abgehandelt werden, auf welchem die ſcheinbare Miſchung durch Schnelligkeit hervorgebracht wird. Auf einer Scheibe bringt man verſchiedene Farben im Kreiſe neben einander an, dreht dieſelben durch die Gewalt des Schwunges mit größter Schnelligkeit herum und kann ſo, wenn man mehrere Scheiben zubereitet, alle möglichen Miſchungen vor Augen ſtellen, ſo wie zuletzt auch die Miſchung aller Farben zum Grau naturgemäß auf oben angezeigte Weiſe.

562.

Phyſiologiſche Farben nehmen gleichfalls Miſchung an. Wenn man z. B. den blauen Schatten (65) auf einem leicht gelben Papiere hervorbringt, ſo erſcheint derſelbe grün. Ein Gleiches gilt von den übrigen Farben, wenn man die Vorrichtung darnach zu machen weiß.

563.

Wenn man die im Auge verweilenden farbigen Scheinbilder (39 ff.) auf farbige Flächen führt, ſo entſteht auch eine Miſchung und Determination des Bildes zu einer andern Farbe, die ſich aus beiden herſchreibt.

564.

Phyſiſche Farben ſtellen gleichfalls eine Miſchung dar. Hieher gehören die Verſuche, wenn man bunte Bilder durchs Prisma ſieht, wie wir ſolches oben (258—284) umſtändlich angegeben haben.

565.

Am Meiſten aber machten ſich die Phyſiker mit jenen Erſcheinungen zu thun, welche entſtehen, wenn man die prismatiſchen Farben auf gefärbte Flächen wirft.

566.

Das, was man dabei gewahr wird, iſt ſehr einfach. Erſtlich muß man bedenken, daß die prismatiſchen Farben viel lebhafter ſind als die Farben der Fläche, worauf man ſie fallen läßt. Zweitens kommt in Betracht, daß die prismatiſche Farbe entweder homogen mit der Fläche oder heterogen ſein kann. Im erſten Fall erhöht und verherrlicht ſie ſolche und wird dadurch verherrlicht, wie der farbige Stein durch eine gleichgefärbte Folie. Im entgegengeſetzten Falle beſchmutzt, ſtört und zerſtört eine die andre.

567.

Man kann dieſe Verſuche durch farbige Gläſer wiederholen und das Sonnenlicht durch dieſelben auf farbige Flächen fallen laſſen, und durchaus werden ähnliche Reſultate erſcheinen.

568.

Ein Gleiches wird bewirkt, wenn der Beobachter durch farbige Gläſer nach gefärbten Gegenſtänden hinſieht, deren Farben ſodann nach Beſchaffenheit erhöht, erniedrigt oder aufgehoben werden.

569.

Läßt man die prismatiſchen Farben durch farbige Gläſer durchgehen, ſo treten die Erſcheinungen völlig analog hervor, wobei mehr oder weniger Energie, mehr oder weniger Helle und Dunkle, Klarheit und Reinheit des Glaſes in Betracht kommt und manchen zarten Unterſchied hervorbringt, wie jeder genaue Beobachter wird bemerken können, der dieſe Phänomene durchzuarbeiten Luſt und Geduld hat.

570.

So iſt es auch wol kaum nöthig, zu erwähnen, daß mehrere farbige Gläſer über einander, nicht weniger ölgetränkte, durchſcheinende Papiere alle und jede Arten von Miſchung hervorbringen und dem Auge nach Belieben des Experimentirenden darſtellen.

571.

Schließlich gehören hieher die Lasuren der Maler, wodurch eine viel geistigere Mischung entsteht, als durch die mechanisch atomistische, deren sie sich gewöhnlich bedienen, hervorgebracht werden kann.

XLVI.

Mittheilung.

Sittliche.

572.

Wenn wir nunmehr auf gedachte Weise uns Farbematerialien verschafft haben, so entsteht ferner die Frage, wie wir solche farblosen Körpern mittheilen können, deren Beantwortung für das Leben, den Gebrauch, die Benutzung, die Technik von der größten Bedeutung ist.

573.

Hier kommt abermals die dunkle Eigenschaft einer jeden Farbe zur Sprache. Von dem Gelben, das ganz nah am Weißen liegt, durchs Orange und Mennigfarbe zum Reinrothen und Karmin, durch alle Abstufungen des Violetten bis in das sattreste Blau, das ganz am Schwarzen liegt, nimmt die Farbe immer an Dunkelheit zu. Das Blaue, einmal spezifizirt, läßt sich verdünnen, erhellen, mit dem Gelben verbinden, wodurch es Grün wird und sich nach der Lichtseite hinzieht. Keinesweges geschieht dies aber seiner Natur nach.

574.

Bei den physiologischen Farben haben wir schon gesehen, daß sie ein Minus sind als das Licht, indem sie beim Abklingen des Lichteindrucks entstehen, ja zuletzt diesen Eindruck ganz als ein Dunkles zurücklassen. Bei physischen Versuchen belehrt uns schon der Gebrauch trüber Mittel, die Wirkung trüber Nebenbilder, daß hier von einem gedämpften Lichte, von einem Uebergang ins Dunkle die Rede sei.

V.

Kendsch Nameh.

Buch des Unmuths.

1.

„Wo haſt Du das genommen?
Wie konnt' es zu Dir kommen?
Wie aus dem Lebensplunder
Erwarbſt Du dieſen Zunder,
Der Funken letzte Gluthen
Von Friſchem zu ermuthen?"

Euch mög' es nicht bedünkeln,
Es ſei gemeines Fünkeln!
Auf ungemeſſner Ferne,
Im Ozean der Sterne,
Mich hatt' ich nicht verloren,
Ich war wie neu geboren.

Von weißer Schafe Wogen
Die Hügel überzogen,
Umſorgt von ernſten Hirten,
Die gern und ſchmal bewirthen,
So ruhig liebe Leute,
Daß Jeder mich erfreute.

V. Buch des Unmuths.

1. Gegenſtück zu dem Eröffnungs-Gedicht I. 1. — Der Zunder der 1. Strophe iſt, wie in der parallelen 2. Strophe von II. 7, Nachbildung, nicht allein auf Hafis, ſondern allgemein auf die orientaliſche Poeſie zu beziehen. — In Strophe 3 möchte man ſtatt „gern und ſchmal" leſen „gern, doch ſchmal". Ruhig ebenda bezieht ſich auf Leute (ruhige, liebe Leute). — Das Stöhnen der Kameele iſt ſprichwörtlich (Arabb. prov., II. 424

575.

Bei der chemiſchen Entſtehung der Pigmente werden wir daſſelbe bei der erſten Erregung gewahr. Der gelbe Hauch, der ſich über den Stahl zieht, verdunkelt ſchon die glänzende Oberfläche. Bei der Verwandlung des Bleiweißes in Maſſikot iſt es deutlich, daß das Gelbe dunkler als Weiß ſei.

576.

Dieſe Operation iſt von der größten Zartheit und ſo auch die Steigerung, welche immer fortwächſt, die Körper, welche bearbeitet werden, immer inniger und kräftiger färbt und ſo auf die größte Feinheit der behandelten Theile, auf unendliche Theilbarkeit hinweiſt.

577.

Mit den Farben, welche ſich gegen das Dunkle hinbegeben, und folglich beſonders mit dem Blauen können wir ganz an das Schwarze hinanrücken; wie uns denn ein recht vollkommnes Berliner Blau, ein durch Vitriolſäure behandelter Indig faſt als Schwarz erſcheint.

578.

Hier iſt es nun der Ort, einer merkwürdigen Erſcheinung zu gedenken, daß nämlich Pigmente in ihrem höchſt geſättigten und gedrängten Zuſtande, beſonders aus dem Pflanzenreiche, als erſtgedachter Indig oder auf ſeine höchſte Stufe geführter Krapp, ihre Farbe nicht mehr zeigen; vielmehr erſcheint auf ihrer Oberfläche ein entſchiedener Metallglanz, in welchem die phyſiologiſch geforderte Farbe ſpielt.

579.

Schon jeder gute Indig zeigt eine Kupferfarbe auf dem Bruch, welches im Handel ein Kennzeichen ausmacht. Der durch Schwefelſäure bearbeitete aber, wenn man ihn dick aufſtreicht oder eintrocknet, ſo daß weder das weiße Papier noch die Porzellanſchale durchwirken kann, läßt eine Farbe ſehen, die dem Orange nah kommt.

580.

Die hochpurpurfarbne ſpaniſche Schminke, wahrſcheinlich aus Krapp bereitet, zeigt auf der Oberfläche einen vollkomm-

nen grünen Metallglanz. Streicht man beide Farben, die blaue und rothe, mit einem Pinsel auf Porzellan oder Papier aus einander, so hat man sie wieder in ihrer Natur, indem das Helle der Unterlage durch sie hindurchscheint.

581.

Farbige Liquoren erscheinen schwarz, wenn kein Licht durch sie hindurchfällt, wie man sich in parallelepipedischen Blechgefäßen mit Glasboden sehr leicht überzeugen kann. In einem solchen wird jede durchsichtige farbige Infusion, wenn man einen schwarzen Grund unterlegt, schwarz und farblos erscheinen.

582.

Macht man die Vorrichtung, daß das Bild einer Flamme von der untern Fläche zurückstrahlen kann, so erscheint diese gefärbt. Hebt man das Gefäß in die Höhe und läßt das Licht auf druntergehaltenes weißes Papier fallen, so erscheint die Farbe auf diesem. Jede helle Unterlage, durch ein solches gefärbtes Mittel gesehen, zeigt die Farbe desselben.

583.

Jede Farbe also, um gesehen zu werden, muß ein Licht im Hinterhalte haben. Daher kommt es, daß je heller und glänzender die Unterlagen sind, desto schöner erscheinen die Farben. Zieht man Lackfarben auf einen metallisch glänzenden weißen Grund, wie unsre sogenannten Folien verfertigt werden, so zeigt sich die Herrlichkeit der Farbe bei diesem zurückwirkenden Licht so sehr als bei irgend einem prismatischen Versuche. Ja, die Energie der physischen Farben beruht hauptsächlich darauf, daß mit und hinter ihnen das Licht immerfort wirksam ist.

584.

Lichtenberg, der zwar seiner Zeit und Lage nach der hergebrachten Vorstellung folgen mußte, war doch ein zu guter Beobachter und zu geistreich, als daß er das, was ihm vor Augen erschien, nicht hätte bemerken und nach seiner Weise erklären und zurechtlegen sollen. Er sagt in der Vorrede zu Delaval: „Auch scheint es mir aus andern Gründen — wahrscheinlich, daß unser Organ, um eine Farbe zu empfin-

den, etwas von allem Licht (weißes) zugleich mit empfinden müsse."

585.

Sich weiße Unterlagen zu verschaffen, ist das Hauptgeschäft des Färbers. Farbloſen Erden, besonders dem Alaun, kann jede spezifizirte Farbe leicht mitgetheilt werden. Besonders aber hat der Färber mit Produkten der animalischen und der Pflanzenorganisation zu schaffen.

586.

Alles Lebendige strebt zur Farbe, zum Besondern, zur Spezifikation, zum Effekt, zur Undurchsichtigkeit bis ins Unendlichfeine. Alles Abgelebte zieht sich nach dem Weißen, zur Abstraktion, zur Allgemeinheit, zur Verklarung, zur Durchsichtigkeit.

587.

Wie dieses durch Technik bewirkt werde, ist in dem Kapitel von Entziehung der Farbe anzudeuten. Hier bei der Mittheilung haben wir vorzüglich zu bedenken, daß Thiere und Vegetabilien im lebendigen Zustande Farbe an ihnen hervorbringen und solche daher, wenn sie ihnen völlig entzogen ist, um desto leichter wieder in sich aufnehmen.

XLVII.

Mittheilung.

Scheinbare.

588.

Die Mittheilung trifft, wie man leicht sehen kann, mit der Mischung zusammen, sowol die wahre als die scheinbare. Wir wiederholen deshalb nicht, was oben so viel als nöthig ausgeführt worden.

589.

Doch bemerken wir gegenwärtig umständlicher die Wichtigkeit einer scheinbaren Mittheilung, welche durch den Widerschein geschieht. Es ist dieses zwar sehr bekannte, doch immer

ahnungsvolle Phänomen dem Physiker wie dem Maler von der größten Bedeutung.

590.

Man nehme eine jede spezifizirte farbige Fläche, man stelle sie in die Sonne und lasse den Widerschein auf andre farblose Gegenstände fallen. Dieser Widerschein ist eine Art gemäßigten Lichts, ein Halblicht, ein Halbschatten, der außer seiner gedämpften Natur die spezifische Farbe der Fläche mit abspiegelt.

591.

Wirft dieser Widerschein auf lichte Flächen, so wird er aufgehoben, und man bemerkt die Farbe wenig, die er mit sich bringt. Wirft er aber auf Schattenstellen, so zeigt sich eine gleichsam magische Verbindung mit dem σκιερόν. Der Schatten ist das eigentliche Element der Farbe, und hier tritt zu demselben eine schattige Farbe beleuchtend, färbend und belebend. Und so entsteht eine ebenso mächtige als angenehme Erscheinung, welche dem Maler, der sie zu benutzen weiß, die herrlichsten Dienste leistet. Hier sind die Vorbilder der sogenannten Reflexe, die in der Geschichte der Kunst erst später bemerkt werden, und die man seltner als billig in ihrer ganzen Mannichfaltigkeit anzuwenden gewußt hat.

592.

Die Scholastiker nannten diese Farben colores notionales und intentionales; wie uns denn überhaupt die Geschichte zeigen wird, daß jene Schule die Phänomene schon gut genug beachtete, auch sie gehörig zu sondern wußte, wennschon die ganze Behandlungsart solcher Gegenstände von der unsrigen sehr verschieden ist.

XLVIII.

Entziehung.

593.

Den Körpern werden auf mancherlei Weise die Farben entzogen, sie mögen dieselben von Natur besitzen, oder wir

mögen ihnen solche mitgetheilt haben. Wir sind daher im Stande, ihnen zu unserm Vortheil zweckmäßig die Farbe zu nehmen; aber sie entflieht auch oft zu unserm Nachtheil gegen unsern Willen.

594.

Nicht allein die Grunderden sind in ihrem natürlichen Zustande weiß, sondern auch vegetabilische und animalische Stoffe können, ohne daß ihr Gewebe zerstört wird, in einen weißen Zustand versetzt werden. Da uns nun zu mancherlei Gebrauch ein reinliches Weiß höchst nöthig und angenehm ist, wie wir uns besonders gern der leinenen und baumwollenen Zeuge ungefärbt bedienen, auch seidene Zeuge das Papier und Anderes uns desto angenehmer sind, je weißer sie gefunden werden, weil auch ferner, wie wir oben gesehen das Hauptfundament der ganzen Färberei weiße Unterlagen sind: so hat sich die Technik, theils zufällig theils mit Nachdenken, auf das Entstehen der Farbe aus diesen Stoffen so einig geworfen, daß man hierüber unzählige Versuche gemacht und gar manches Bedeutende entdeckt hat.

595.

In dieser völligen Entziehung der Farbe liegt eigentlich die Beschäftigung der Bleichkunst, welche von Mehreren empirischer oder methodischer abgehandelt worden. Wir geben die Hauptmomente hier nur kürzlich an.

596.

Das Licht wird als eines der ersten Mittel, die Farbe den Körpern zu entziehen, angesehen, und zwar nicht allein das Sonnenlicht, sondern das bloße gewaltlose Tageslicht. Denn wie beide Lichter, sowol das direkte von der Sonne als auch das abgeleitete Himmelslicht, die Bononischen Phosphoren entzünden, so wirken auch beide Lichter auf gefärbte Flächen. Es sei nun, daß das Licht die ihm verwandte Farbe ergreife, sie, die so viel Flammenartiges hat, gleichsam entzünde, verbrenne, und das an ihr Spezifizirte wieder in ein Allgemeines auflöse, oder daß eine andre, uns unbekannte Operation geschehe, genug, das Licht übt eine große Gewalt gegen farbige Flächen aus und bleicht sie mehr oder weniger. Doch zeigen auch hier die verschiedenen Farben eine ver-

schiedene Zerstörlichkeit und Dauer, wie denn das Gelbe, besonders das aus gewissen Stoffen bereitete hier zuerst davonfliegt.

597.

Aber nicht allein das Licht, sondern auch die Luft und besonders das Wasser wirken gewaltig auf die Entziehung der Farbe. Man will sogar bemerkt haben, daß wohl befeuchtete, bei Nacht auf dem Rasen ausgebreitete Garne besser bleichen als solche, welche, gleichfalls wohl befeuchtet, dem Sonnenlicht ausgesetzt werden. Und so mag sich denn freilich das Wasser auch hier als ein Auflösendes, Vermittelndes, das Zufällige Aufhebendes und das Besondre ins Allgemeine Zurückführendes beweisen.

598.

Durch Reagentien wird auch eine solche Entziehung bewirkt. Der Weingeist hat eine besondre Neigung, dasjenige, was die Pflanzen färbt, an sich zu ziehen und sich damit, oft auf eine sehr beständige Weise, zu färben. Die Schwefelsäure zeigt sich, besonders gegen Wolle und Seide, als farbeentziehend sehr wirksam, und wem ist nicht der Gebrauch des Schwefeldampfes da bekannt, wo man etwas vergilbtes oder befleckte Weiß herzustellen gedenkt!

599.

Die stärksten Säuren sind in der neuern Zeit als kürzere Bleichmittel angerathen worden.

600.

Ebenso wirken im Gegensinne die alkalischen Reagentien, die Laugen an sich, die in Seife mit Lauge verbundenen Oele und Fettigkeiten u. s. w., wie dieses Alles in den ausdrücklich zu diesem Zwecke verfaßten Schriften umständlich gefunden wird.

601.

Uebrigens möchte es wol der Mühe werth sein, gewisse zarte Versuche zu machen, inwiefern Licht und Luft auf das Entziehen der Farbe ihre Thätigkeit äußern. Man könnte vielleicht unter luftleeren, mit gemeiner Luft oder besondern Luftarten gefüllten Glocken solche Farbstoffe dem Licht aussetzen, deren Flüchtigkeit man kennt, und beobachten, ob sich

nicht an das Glas wieder etwas von der verflüchtigten Farbe anſetzte oder ſonſt ein Niederſchlag ſich zeigte, und ob alsdann dieſes Wiedererſcheinende dem Unſichtbargewordnen völlig gleich ſei, oder ob es eine Veränderung erlitten habe. Geſchickte Experimentatoren erfinnen ſich hierzu wol mancherlei Vorrichtungen.

602.

Wenn wir nun alſo zuerſt die Naturwirkungen betrachtet haben, wie wir ſie zu unſern Abſichten anwenden, ſo iſt noch Einiges zu ſagen von dem, wie ſie feindlich gegen uns wirken.

603.

Die Malerei iſt in dem Falle, daß ſie die ſchönſten Arbeiten des Geiſtes und der Mühe durch die Zeit auf mancherlei Weiſe zerſtört ſieht. — Man hat daher ſich immer viel Mühe gegeben, dauernde Pigmente zu finden und ſie auf eine Weiſe unter ſich ſo wie mit der Unterlage zu vereinigen, daß ihre Dauer dadurch noch mehr geſichert werde, wie uns hiervon die Technik der Malerſchulen genugſam unterrichten kann.

604.

Auch iſt hier der Platz, einer Halbkunſt zu gedenken, welcher wir in Abſicht auf Färberei ſehr Vieles ſchuldig ſind, ich meine die Tapetenwirkerei. Indem man nämlich in den Fall kam, die zarteſten Schattirungen der Gemälde nachzuahmen und daher die verſchiedenſt gefärbten Stoffe oft neben einander zu bringen, ſo bemerkte man bald, daß die Farben nicht alle gleich dauerhaft waren, ſondern die eine eher als die andre dem gewobenen Bilde entzogen wurde. Es entſprang daher das eifrigſte Beſtreben, den ſämmtlichen Farben und Schattirungen eine gleiche Dauer zu verſichern, welches beſonders in Frankreich unter Colbert geſchah, deſſen Verfügungen über dieſen Punkt in der Geſchichte der Färbekunſt Epoche machen. Die ſogenannte Schönfärberei, welche ſich nur zu einer vergänglichen Anmuth verpflichtete, ward eine beſondre Gilde; mit deſto größerm Ernſt hingegen ſuchte man diejenige Technik, welche für die Dauer ſtehn ſollte, zu begründen.

So wären wir bei Betrachtung des Entſtehens, der Flüchtigkeit und Vergänglichkeit glänzender Färbenerſcheinungen

wieder auf die Forderung der Dauer zurückgekehrt und hätten auch in diesem Sinne unsern Kreis abermals abgeschlossen.

XLIX.

Nomenklatur.

605.

Nach dem, was wir bisher von dem Entstehen, dem Fortschreiten und der Verwandtschaft der Farben ausgeführt, wird sich besser übersehen lassen, welche Nomenklatur künftig wünschenswerth wäre, und was von der bisherigen zu halten sei.

606.

Die Nomenklatur der Farben ging, wie alle Nomenklaturen, besonders aber diejenigen, welche sinnliche Gegenstände bezeichnen, vom Besondern aus ins Allgemeine und vom Allgemeinen wieder zurück ins Besondre. Der Name der Spezies ward ein Geschlechtsname, dem sich wieder das Einzelne unterordnete.

607.

Dieser Weg konnte bei der Beweglichkeit und Unbestimmtheit des frühern Sprachgebrauchs zurückgelegt werden, besonders da man in den ersten Zeiten sich auf ein lebhafteres sinnliches Anschauen verlassen durfte. Man bezeichnete die Eigenschaften der Gegenstände unbestimmt, weil sie Jedermann deutlich in der Imagination festhielt.

608.

Der reine Farbenkreis war zwar enge, er schien aber an unzähligen Gegenständen spezifizirt und individualisirt und mit Nebenbestimmungen bedingt. Man sehe die Mannichfaltigkeit der griechischen und römischen Ausdrücke (Zweiter Band, Seite 54—59),[1]) und man wird mit Vergnügen dabei gewahr werden, wie beweglich und faßlich die Worte beinahe durch den ganzen Farbenkreis herum gebraucht worden.

1) „Zur Farbenlehre" 1810. S. Th. XXXVI dieser Ausg., „Materialien zur Geschichte der Farbenlehre". I. Abth. Abschn. „Farbenbenennungen ꝛc.". — A. d. H.

609.

In späteren Zeiten trat durch die mannichfaltigen Operationen der Färbekunst manche neue Schattirung ein. Selbst die Modefarben und ihre Benennungen stellten ein unendliches Heer von Farbenindividualitäten dar. Auch die Farbenterminologie der neuern Sprachen werden wir gelegentlich aufführen, wobei sich denn zeigen wird, daß man immer auf genauere Bestimmungen ausgegangen und ein Fixirtes, Spezifizirtes auch durch die Sprache festzuhalten und zu vereinzelnen gesucht hat.

610.

Was die deutsche Terminologie betrifft, so hat sie den Vortheil, daß wir vier einsilbige, an ihren Ursprung nicht mehr erinnernde Namen besitzen, nämlich Gelb, Blau, Roth, Grün. Sie stellen nur das Allgemeinste der Farbe der Einbildungskraft dar, ohne auf etwas Spezifisches hinzudeuten.

611.

Wollten wir in jeden Zwischenraum zwischen diesen vieren noch zwei Bestimmungen setzen, als Rothgelb und Gelbroth, Rothblau und Blauroth, Gelbgrün und Grüngelb, Blaugrün und Gründlau, so würden wir die Schattirungen des Farbenkreises bestimmt genug ausdrücken; und wenn wir die Bezeichnungen von Hell und Dunkel hinzufügen wollten, ingleichen die Beschmutzungen einigermaßen andeuten, wozu uns die gleichfalls einsilbigen Worte Schwarz, Weiß, Grau und Braun zu Diensten stehen, so würden wir ziemlich auslangen und die vorkommenden Erscheinungen ausdrücken, ohne uns zu bekümmern, ob sie auf dynamischem oder atomistischem Wege entstanden sind.

612.

Man könnte jedoch immer hiebei die spezifischen und individuellen Ausdrücke vortheilhaft benutzen, so wie wir uns auch des Worts Orange und Violet bedienten. Ingleichen haben wir das Wort Purpur gebraucht, um das reine, in der Mitte stehende Roth zu bezeichnen, weil der Saft der Purpurschnecke, besonders wenn er seine Leinwand durchdrungen hat, vorzüglich durch das Sonnenlicht zu dem höchsten Punkte der Kulmination zu bringen ist.

L.

Mineralien.

613.

Die Farben der Mineralien sind alle chemischer Natur, und so kann ihre Entstehungsweise aus dem, was wir von den chemischen Farben gesagt haben, ziemlich entwickelt werden.

614.

Die Farbenbenennungen stehen unter den äußern Kennzeichen obenan, und man hat sich im Sinne der neuern Zeit große Mühe gegeben, jede vorkommende Erscheinung genau zu bestimmen und festzuhalten; man hat aber dadurch, wie uns dünkt, neue Schwierigkeiten erregt, welche beim Gebrauch manche Unbequemlichkeit veranlassen.

615.

Freilich führt auch dieses, sobald man bedenkt, wie die Sache entstanden, seine Entschuldigung mit sich. Der Maler hatte von je her das Vorrecht, die Farbe zu handhaben. Die wenigen spezifizirten Farben standen fest, und dennoch kamen durch künstliche Mischungen unzählige Schattirungen hervor, welche die Oberfläche der natürlichen Gegenstände nachahmten. War es daher ein Wunder, wenn man auch diesen Mischungsweg einschlug und den Künstler anrief, gefärbte Musterflächen aufzustellen, nach denen man die natürlichen Gegenstände beurtheilen und bezeichnen könnte! Man fragte nicht: wie geht die Natur zu Werke, um diese und jene Farbe auf ihrem innern, lebendigen Wege hervorzubringen? sondern: wie belebt der Maler das Todte, um ein dem Lebendigen ähnliches Scheinbild darzustellen? Man ging also immer von Mischung aus und kehrte auf Mischung zurück, so daß man zuletzt das Gemischte wieder zu mischen vornahm, um einige sonderbare Spezifikationen und Individualisationen auszudrücken und zu unterscheiden.

616.

Uebrigens läßt sich bei der gedachten eingeführten mineralischen Farbenterminologie noch Manches erinnern. Man

In schauerlichen Nächten,
Bedrohet von Gefechten,
Das Stöhnen der Kameele
Durchdrang das Ohr, die Seele,
Und Derer, die sie führen,
Einbildung und Stolziren.

Und immer ging es weiter,
Und immer ward es breiter,
Und unser ganzes Ziehen,
Es schien ein ewig Fliehen,
Blau, hinter Wüst' und Heere,
Der Streif erlogner Meere.

2.

Keinen Reimer wird man finden,
Der sich nicht den besten hielte,
Keinen Fiedler, der nicht lieber
Eigne Melodieen spielte.

Und ich konnte sie nicht tadeln;
Wenn wir Andern Ehre geben,
Müssen wir uns selbst entadeln.
Lebt man denn, wenn Andre leben?

---

und 501, prov. 315 und 229). — Einbildung und Stolziren (Strophe 4) und Wüst' und Heere (Strophe 5). Hendiadys für eingebildetes Stolziren und Wüstenheere. — Der Schlußvers zielt auf die Fata Morgana. Dies Wüstentrugbild heißt arabisch „Serab", und in Sure 24 des Koran werden die Handlungen der Ungläubigen für ein bloßes Serab erklärt.

2. Trägt das Datum des 26. Juli und des 23. Dezember 1814. — Erst mit diesem Gedicht beginnt der Unmuth, die Polemik, der in Reime gebrachte Verdruß (I. Werke. II. 378. 1). In dem Jahre dieses Gedichts schrieb Goethe an Frau von Grotthuß: „Möchten die Teutschen bei diesem Anlaß (der Befreiung vom französischen Joche) den zweiten Schritt thun, ihre Verdienste wechselseitig anzuerkennen, in Wissenschaft und Kunst, nicht, wie bisher, einander ewig widerstrebend, endlich auch gemeinsam wirken, und wie jetzt die ausländische Sklaverei, so auch den innern Parteisinn ihrer neidischen Approchensionen unter einander besiegen!" Gegen diesen Parteisinn und Neid ist das Gedicht gerichtet, wie er sich zeigt unter Dichtern und Musikern (Strophe 1), unter den Staatsmännern in den Vorzimmern der Fürsten (Strophe 3), wo die der alten

hat nämlich die Benennungen nicht, wie es doch meistens möglich gewesen wäre, aus dem Mineralreich, sondern von allerlei sichtbaren Gegenständen genommen, da man doch mit größerem Vortheil auf eigenem Grund und Boden hätte bleiben können. Ferner hat man zu viel einzelne spezifische Ausdrücke aufgenommen und, indem man durch Vermischung dieser Spezifikationen wieder neue Bestimmungen hervorzubringen suchte, nicht bedacht, daß man dadurch vor der Imagination das Bild und vor dem Verstand den Begriff völlig aufhebe. Zuletzt stehen denn auch diese gewissermaßen als Grundbestimmungen gebrauchten einzelnen Farbenbenennungen nicht in der besten Ordnung, wie sie etwa von einander sich ableiten, daher denn der Schüler jede Bestimmung einzeln lernen und sich ein beinahe todtes Positives einprägen muß. Die weitere Ausführung dieses Angedeuteten stünde hier nicht am rechten Orte.

LI.

Pflanzen.

617.

Man kann die Farben organischer Körper überhaupt als eine höhere chemische Operation ansehen, weswegen sie auch die Alten durch das Wort Kochung (πέψις) ausgedrückt haben. Alle Elementarfarben sowol als die gemischten und abgeleiteten kommen auf der Oberfläche organischer Naturen vor, dahingegen das Innere, man kann nicht sagen, unfarbig, doch eigentlich mißfarbig erscheint, wenn es zu Tage gebracht wird. Da wir bald an einem andern Orte von unsern Ansichten über organische Natur Einiges mitzutheilen denken, so stehe nur dasjenige hier, was früher mit der Farbenlehre in Verbindung gebracht war, indessen wir zu jenen besondern Zwecken das Weitere vorbereiten. Von den Pflanzen sei also zuerst gesprochen.

618.

Die Samen, Bulben, Wurzeln und was überhaupt vom Lichte ausgeschlossen ist oder unmittelbar von der Erde sich umgeben befindet, zeigt sich meistentheils weiß.

619.

Die im Finstern aus Samen erzogenen Pflanzen sind weiß oder ins Gelbe ziehend. Das Licht hingegen, indem es auf ihre Farben wirkt, wirkt zugleich auf ihre Form.

620.

Die Pflanzen, die im Finstern wachsen, setzen sich von Knoten zu Knoten zwar lange fort; aber die Stengel zwischen zwei Knoten sind länger als billig: keine Seitenzweige werden erzeugt, und die Metamorphose der Pflanzen hat nicht statt.

621.

Das Licht versetzt sie dagegen sogleich in einen thätigen Zustand: die Pflanze erscheint grün, und der Gang der Metamorphose bis zur Begattung geht unaufhaltsam fort.

622.

Wir wissen, daß die Stengelblätter nur Vorbereitungen und Vorbedeutungen auf die Blumen- und Fruchtwerkzeuge sind, und so kann man in den Stengelblättern schon Farben sehen, die von Weitem auf die Blume hindeuten, wie bei den Amaranten der Fall ist.

623.

Es giebt weiße Blumen, deren Blätter sich zur größten Reinheit durchgearbeitet haben, aber auch farbige, in denen die schöne Elementarerscheinung hin- und wiederspielt. Es giebt deren, die sich nur theilweise vom Grünen auf eine höhere Stufe losgearbeitet haben.

624.

Blumen einerlei Geschlechts, ja einerlei Art finden sich von allen Farben. Rosen und besonders Malven z. B. geben einen großen Theil des Farbenkreises durch, vom Weißen ins Gelbe, sodann durch das Rothgelbe in den Purpur und von da in das Dunkelste, was der Purpur, indem er sich dem Blauen nähert, ergreifen kann.

625.

Andere fangen ſchon auf einer höhern Stufe an, wie z. B. die Pflanze, welche von dem Gelbrothen ausgehen und ſich in das Violete hinüberziehen.

626.

Doch ſind auch Farben bei Arten, Gattungen, ja Familien und Klaſſen, wo nicht beſtändig, doch herrſchend, beſonders die gelbe Farbe; die blaue iſt überhaupt ſeltner.

627.

Bei den ſaftigen Hüllen der Frucht geht etwas Aehnliches vor, indem ſie ſich von der grünen Farbe durch das Gelbliche und Gelbe bis zu dem höchſten Roth erhöhen, wobei die Farbe der Schale die Stufen der Reife andeutet. Einige ſind ringsum gefärbt, einige nur an der Sonnenſeite, in welchem letzten Falle man die Steigerung des Gelben ins Rothe durch größere An- und Uebereinanderdrängung ſehr wohl beobachten kann.

628.

Auch ſind mehrere Früchte innerlich gefärbt, beſonders ſind purpurrothe Säfte gewöhnlich.

629.

Wie die Farbe ſowol oberflächlich auf der Blume als durchdringend in der Frucht ſich befindet, ſo verbreitet ſie ſich auch durch die übrigen Theile, indem ſie die Wurzeln und die Säfte der Stengel färbt, und zwar mit ſehr reicher und mächtiger Farbe.

630.

So geht auch die Farbe des Holzes vom Gelben durch die verſchiedenen Stufen des Rothen bis ins Purpurfarbene und Braune hinüber. Blaue Hölzer ſind mir nicht bekannt; und ſo zeigt ſich ſchon auf dieſer Stufe der Organiſation die aktive Seite mächtig, wenn in dem allgemeinen Grün der Pflanzen beide Seiten ſich balanciren mögen.

631.

Wir haben oben geſehen, daß der aus der Erde dringende Keim ſich mehrentheils weiß und gelblich zeigt, durch Ein-

wirkung von Licht und Luft aber in die grüne Farbe übergeht. Ein Aehnliches geschieht bei jungen Blättern der Bäume, wie man z. B. an den Birken sehen kann, deren junge Blätter gelblich sind und beim Austreiben einen schönen gelben Saft von sich geben. Nachher werden sie immer grüner, so wie die Blätter von andern Bäumen nach und nach in das Blaugrüne übergehen.

632.

So scheint auch das Gelbe wesentlicher den Blättern anzugehören als der blaue Antheil; denn dieser verschwindet im Herbste, und das Gelbe des Blattes scheint in eine braune Farbe übergegangen. Noch merkwürdiger aber sind die besonderen Fälle, da die Blätter im Herbste wieder rein gelb werden und andre sich bis zu dem höchsten Roth hinauf steigern.

633.

Uebrigens haben einige Pflanzen die Eigenschaft, durch künstliche Behandlung fast durchaus in ein Farbematerial verwandelt zu werden, das so fein, wirksam und unendlich theilbar ist als irgend ein anderes. Beispiele sind der Indigo und Krapp, mit denen so viel geleistet wird. Auch werden Flechten zum Färben benutzt.

634.

Diesem Phänomen steht ein anderes unmittelbar entgegen, daß man nämlich den färbenden Theil der Pflanzen ausziehen und gleichsam besonders darstellen kann, ohne daß ihre Organisation dadurch etwas zu leiden scheint. Die Farben der Blumen lassen sich durch Weingeist ausziehen und tingiren denselben; die Blumenblätter dagegen erscheinen weiß.

635.

Es giebt verschiedene Bearbeitungen der Blumen und ihrer Säfte durch Reagentien. Dieses hat Boyle in vielen Experimenten geleistet. Man bleicht die Rosen durch Schwefel und stellt sie durch andre Säuren wieder her. Durch Tabakrauch werden die Rosen grün.

LII.

Würmer, Insekten, Fische.

636.

Von den Thieren, welche auf den niedern Stufen der Organisation verweilen, sei hier vorläufig Folgendes gesagt. Die Würmer, welche sich in der Erde aufhalten, der Finsterniß und der kalten Feuchtigkeit gewidmet sind, zeigen sich mißfarbig, die Eingeweidewürmer, von warmer Feuchtigkeit im Finstern ausgebrütet und genährt, unfärbig; zu Bestimmung der Farbe scheint ausdrücklich Licht zu gehören.

637.

Diejenigen Geschöpfe, welche im Wasser wohnen, welches als ein obgleich sehr dichtes Mittel dennoch hinreichendes Licht hindurchläßt, erscheinen mehr oder weniger gefärbt. Die Zoophyten, welche die reinste Kalkerde zu beleben scheinen, sind meistentheils weiß; doch finden wir die Korallen bis zum schönsten Gelbroth hinauf gesteigert, welches in andern Wurmgehäusen sich bis nahe zum Purpur hinanhebt.

638.

Die Gehäuse der Schalthiere sind schön gezeichnet und gefärbt; doch ist zu bemerken, daß weder die Landschnecken noch die Schale der Muscheln des süßen Wassers mit so hohen Farben gezlert sind als die des Meerwassers.

639.

Bei Betrachtung der Muschelschalen, besonders der gewundenen, bemerken wir, daß zu ihrem Entstehen eine Versammlung unter sich ähnlicher, thierischer Organe sich wachsend vorwärts bewegte und, indem sie sich um eine Achse drehten, das Gehäuse durch eine Folge von Riefen, Rändern, Rinnen und Erhöhungen nach einem immer sich vergrößernden Maßstab hervorbrachten. Wir bemerken aber auch zugleich, daß diesen Organen irgend ein mannichfaltig färbender Saft beiwohnen mußte, der die Oberfläche des Gehäuses, wahrscheinlich durch unmittelbare Einwirkung des Meerwassers, mit farbigen Linien, Punkten, Flecken und Schattirungen epochenweis bezeich-

nete und so die Spuren seines steigenden Wachsthums auf der Außenseite dauernd hinterließ, indeß die innere meistens weiß oder nur blaß gefärbt angetroffen wird.

640.

Daß in den Muscheln solche Säfte sich befinden, zeigt uns die Erfahrung auch außerdem genugsam, indem sie uns dieselben noch in ihrem flüssigen und färbenden Zustande darbietet, wovon der Saft des Tintenfisches ein Zeugniß giebt, ein weit stärkeres aber derjenige Purpursaft, welcher in mehreren Schnecken gefunden wird, der von Alters her so berühmt ist und in der neuern Zeit auch wol benutzt wird. Es giebt nämlich unter den Eingeweiden mancher Würmer, welche sich in Schalgehäusen aufhalten, ein gewisses Gefäß, das mit einem rothen Safte gefüllt ist. Dieser enthält ein sehr stark und dauerhaft färbendes Wesen, so daß man die ganzen Thiere zerknirschen, kochen und aus dieser animalischen Brühe doch noch eine hinreichend färbende Feuchtigkeit herausnehmen konnte. Es läßt sich aber dieses farbgefüllte Gefäß auch von dem Thiere absondern, wodurch denn freilich ein konzentrirterer Saft gewonnen wird.

641.

Dieser Saft hat das Eigene, daß er, dem Licht und der Luft ausgesetzt, erst gelblich, dann grünlich erscheint, dann ins Blaue, von da ins Violete übergeht, immer aber ein höheres Roth annimmt und zuletzt durch Einwirkung der Sonne, besonders wenn er auf Batist aufgetragen worden, eine reine hohe rothe Farbe annimmt.

642.

Wir hätten also hier eine Steigerung von der Minusseite bis zur Kulmination, die wir bei den unorganischen Fällen nicht leicht gewahr wurden; ja, wir können diese Erscheinung beinahe ein Durchwandern des ganzen Kreises nennen, und wir sind überzeugt, daß durch gehörige Versuche wirklich die ganze Durchwanderung des Kreises bewirkt werden könne; denn es ist wol kein Zweifel, daß sich durch wohl angewendete Säuren der Purpur vom Kulminationspunkte herüber nach dem Scharlach führen ließe.

643.

Diese Feuchtigkeit scheint von der einen Seite mit der Begattung zusammenzuhängen, ja sogar finden sich Eier, die Anfänge künftiger Schalthiere, welche ein solches färbendes Wesen enthalten. Von der andern Seite scheint aber dieser Saft auf das bei höher stehenden Thieren sich entwickelnde Blut zu deuten. Denn das Blut läßt uns ähnliche Eigenschaften der Farbe sehen. In seinem verdünntesten Zustande erscheint es uns gelb, verdichtet, wie es in den Adern sich befindet, roth, und zwar zeigt das arterielle Blut ein höheres Roth wahrscheinlich wegen der Säurung, die ihm beim Athemholen widerfährt; das venöse Blut geht mehr nach dem Violetten hin und zeigt durch diese Beweglichkeit auf jenes uns genugsam bekannte Steigern und Wandern.

644.

Sprechen wir, ehe wir das Element des Wassers verlassen, noch Einiges von den Fischen, deren schuppige Oberfläche zu gewissen Farben öfters theils im Ganzen theils weiß theils fleckenweis spezifizirt ist, noch öfter ein gewisses Farbenspiel zeigt, das auf die Verwandtschaft der Schuppen mit den Gehäusen der Schalthiere, dem Perlenmutter, ja selbst der Perle hinweist. Nicht zu übergehen ist hierbei, daß heißere Himmelsstriche, auch schon in das Wasser wirksam, die Farben der Fische hervorbringen, verschönern und erhöhen.

645.

Auf Otahiti bemerkte Forster Fische, deren Oberflächen sehr schön spielten, besonders im Augenblick, da der Fisch starb. Man erinnere sich hierbei des Chamäleons und andrer ähnlichen Erscheinungen, welche beretnst zusammengestellt diese Wirkungen deutlicher erkennen lassen.

646.

Noch zuletzt, obgleich außer der Reihe, ist wol noch das Farbenspiel gewisser Mollusken zu erwähnen sowie die Phosphorescenz einiger Seegeschöpfe, welche sich auch in Farben spielend verlieren soll.

647.

Wenden wir nunmehr unsre Betrachtung auf diejenigen Geschöpfe, welche dem Licht und der Luft und der trocknen Wärme angehören, so finden wir uns freilich erst recht im lebendigen Farbenreiche. Hier erscheinen uns an trefflich organisirten Theilen die Elementarfarben in ihrer größten Reinheit und Schönheit. Sie deuten uns aber doch, daß ebendiese Geschöpfe noch auf einer niedern Stufe der Organisation stehen, eben weil diese Elementarfarben noch unverarbeitet bei ihnen hervortreten können. Auch hier scheint die Hitze viel zu Ausarbeitung dieser Erscheinung beizutragen.

648.

Wir finden Insekten, welche als ganz konzentrirter Farbenstoff anzusehen sind, worunter besonders die Coccusarten berühmt sind; wobei wir zu bemerken nicht unterlassen, daß ihre Weise, sich an Vegetabilien anzusiedeln, ja in dieselben hineinzunisten, auch zugleich jene Auswüchse hervorbringt, welche als Beizen zu Befestigung der Farben so große Dienste leisten.

649.

Am Auffallendsten aber zeigt sich die Farbengewalt, verbunden mit regelmäßiger Organisation, an denjenigen Insekten, welche eine vollkommene Metamorphose zu ihrer Entwickelung bedürfen, an Käfern, vorzüglich aber an Schmetterlingen.

650.

Diese letztern, die man wahrhafte Ausgeburten des Lichtes und der Luft nennen könnte, zeigen schon in ihrem Raupenzustand oft die schönsten Farben, welche, spezifizirt wie sie sind auf die künftigen Farben des Schmetterlings deuten; eine Betrachtung, die, wenn sie künftig weiter verfolgt wird, gewiß in manches Geheimniß der Organisation eine erfreuliche Einsicht gewähren muß.

651.

Wenn wir übrigens die Flügel des Schmetterlings näher betrachten und in seinem netzartigen Gewebe die Spuren eines

Arme es entdecken, und ferner die Art, wie dieser gleichsam verflüchtete Arm durch zarte Federn bedeckt und zum Organ des Allgemeins bestimmt worden, so glauben wir ein Gesetz gewahr zu werden, wonach sich die große Mannichfaltigkeit der Färbung richtet, welches künftig näher zu entwickeln sein wird.

652.

Daß auch überhaupt die Hitze auf Größe des Geschöpfes, auf Ausbildung der Form, auf mehrere Herrlichkeit der Farben Einfluß habe, bedarf wol kaum erinnert zu werden.

LIII.

Vögel.

653.

Je weiter wir nun uns gegen die höhern Organisationen bewegen, desto mehr haben wir Ursache, flüchtig und vorübergehend nur Einiges hinzustreuen. Denn Alles, was solchen organischen Wesen natürlich begegnet, ist eine Wirkung von so vielen Prämissen, daß, ohne dieselben wenigstens angedeutet zu haben, nur etwas Unzulängliches und Gewagtes ausgesprochen wird.

654.

Wie wir bei den Pflanzen finden, daß ihr Höheres, die ausgebildeten Blüthen und Früchte, auf dem Stamme gleichsam gewurzelt sind und sich von vollkommneren Säften nähren, als ihnen die Wurzel zuerst zugebracht hat; wie wir bemerken, daß die Schmarotzerpflanzen, die das Organische als ihr Element behandeln, an Kräften und Eigenschaften sich ganz vorzüglich beweisen, so können wir auch die Federn der Vögel in einem gewissen Sinne mit den Pflanzen vergleichen. Die Federn entspringen als ein Letztes aus der Oberfläche eines Körpers, der noch viel nach außen herzugeben hat, und sind deswegen sehr reich ausgestattete Organe.

655.

Die Kiele erwachsen nicht allein verhältnißmäßig zu einer ansehnlichen Größe, sondern sie sind durchaus gefüllet, wodurch

sie eigentlich zu Federn werden, und manche dieser Ausästungen, Befederungen sind wieder subdividirt, wodurch sie abermals an die Pflanzen erinnern.

656.

Die Federn sind sehr verschieden an Form und Größe, aber sie bleiben immer dasselbe Organ, das sich nur nach Beschaffenheit des Körpertheiles, aus welchem es entspringt, bildet und umbildet.

657.

Mit der Form verwandelt sich auch die Farbe, und ein gewisses Gesetz leitet sowol die allgemeine Färbung als auch die besondre, wie wir sie nennen möchten, diejenige nämlich, wodurch die einzelne Feder scheckig wird. Dieses ist es, woraus alle Zeichnung des bunten Gefieders entspringt, und woraus zuletzt das Pfauenauge hervorgeht. Es ist ein Aehnliches mit jenem, das wir bei Gelegenheit der Metamorphose der Pflanzen früher entwickelt, und welches darzulegen wir die nächste Gelegenheit ergreifen werden.

658.

Nöthigen uns hier Zeit und Umstände, über dieses organische Gesetz hinauszugehen, so ist doch hier unsre Pflicht, der chemischen Wirkungen zu gedenken, welche sich bei Färbung der Federn auf eine uns nun schon hinlänglich bekannte Weise zu äußern pflegen.

659.

Das Gefieder ist allfarbig, doch im Ganzen das gelbe, das sich zum Rothen steigert, häufiger als das blaue.

660.

Die Einwirkung des Lichts auf die Federn und ihre Farben ist durchaus bemerklich. So ist z. B. auf der Brust gewisser Papageien die Feder eigentlich gelb. Der schuppenartig hervortretende Theil, den das Licht bescheint, ist aus dem Gelben ins Rothe gesteigert. So sieht die Brust eines solchen Thiers hochroth aus; wenn man aber in die Federn bläst, erscheint das Gelbe.

Und ſo fand ich's denn auch juſte
In gewiſſen Antichambern,
Wo man nicht zu ſondern wußte
Mäuſedreck von Koriandern.

Das Geweine wollte haſſen
Solche rüſt'ge neue Beſen,
Dieſe dann nicht gelten laſſen,
Was ſonſt Beſen war geweſen.

Und wo ſich die Völker trennen,
Gegenſeitig im Verachten,
Keins von beiden wird bekennen,
Daß ſie nach Demſelben trachten.

---

und der neuen Schule ſich unter einander befehden (Strophe 4), endlich unter den Völkern. — Strophe 5 iſt beſonders gegen den einſeitigen Franzoſenhaß gerichtet. — Die Schlußſtrophe fordert zur Selbſterkenntniß auf: wer derartige Ueberhebung des Einen über den Andern ſtrenge tadelt, möge zuvor in ſeinen eigenen Busen greifen. — Der Anfang (V. 1 und 2) iſt wörtlich entnommen aus Cicero: „Athue nominem cognovi poetam, qui sibi non optimus videretur" (Tuscul. V. 22. Vergl. Erasm. Ad. 406: „Agnus agnum odit"). Das deutſche Sprichwort ſagt: „Jeder meint, ſein Kuckuck ſinge wie eine Nachtigall" (aus: Lohrengel, Altes Gold. Deutſche Sprichwörter. Klaußthal 1840; auch bei Simrock), das arabiſche: „Wer ſelbſt Märchen erzählt, liebt nicht den Märchenerzähler", und Ebn Amak: „Geiſtreich wie ein Irrſinn, eingebildet wie ein Sänger"; Einbildungen des Sängers ſind daher ſprichwörtlich. (Nr. 297 der Auszüge aus Saaleb. Zeitſchr. d. Morg. Geſellſch., VI. S. 48 f.). — Str. 3 iſt ironiſch-bitter gemeint. Goethe will gerade das Gegentheil.

Mäuſedreck von Koriandern (Strophe 3); ſchon vierzig Jahre früher im Vater Brey läßt Goethe den Hauptmann ſagen:

„Es geht, geht Alles durch einander,
Wie Mäuſedreck und Koriander."

Der Koriander, als Gewürz gebrauchter Same der ſo benannten Doldenpflanze, heißt deutſch der Kalander (J. Grimm, V. 50), daher der Volksſcherz bei Fiſchart vom Bauern, „der ein Kalender für (verordneten) Koriander kauft" (bei, erwähnt von K. Hildebrand). Luther ſpricht von der Bauernart, welche ſeine Lieder im Druck erfahren: „denn es will ja der Mäuſe Miſt unter dem Pfeffer ſein" (1535), eine ſprichwörtliche Redensart, die auch Lappius (Germ. Adag., 1545) unter Nr. 137 anführt: „Etiam coriandrum inter olera" (Gemüſe). Umgekehrt iſt in dem Gedicht eines arabiſchen Poeten der Koriander der ſchlechte Beſtandtheil der Miſchung: „Honig angeſetzt, dem ſchwarzer Koriander beigemiſcht" (Auszüge aus Saaleb., a. a. O., V. Nr. 134). Obiger deutſchen Redensart entſpricht dagegen die orientaliſche: „In Roſenduft gebeut kein Knoblauch" (Diez' Denkw., I. 188, Nr. 91). — Der Strophe 4 liegt das ſchon bei Hans Sachs vorkommende Sprichwort zu Grunde: „neue Beſen kehren gut" mit dem Zuſatz: „doch die alten halten die Hütte rein". Daſſelbe Bild, jedoch mit Parteinahme gegen die neuen Beſen, braucht Goethe in den Z. Xenien (Werke, II. 300):

661.

So iſt durchaus der unbedeckte Theil der Federn von dem im ruhigen Zuſtand bedeckten höchlich unterſchieden, ſo daß ſogar nur der unbedeckte Theil, z. B. bei Raben, bunte Farben ſpielt, der bedeckte aber nicht, nach welcher Anleitung man die Schwanzfedern, wenn ſie durch einander geworfen ſind, ſogleich wieder zurechtlegen kann.

LIV.

Säugethiere und Menſchen.

662.

Hier fangen die Elementarfarben an, uns ganz zu verlaſſen. Wir ſind auf der höchſten Stufe, auf der wir nur flüchtig verweilen.

663.

Das Säugthier ſteht überhaupt entſchieden auf der Lebensſeite. Alles, was ſich an ihm äußert, iſt lebendig. Von dem Innern ſprechen wir nicht, alſo hier nur Einiges von der Oberfläche. Die Haare unterſcheiden ſich ſchon dadurch von den Federn, daß ſie der Haut mehr angehören, daß ſie einfach, fadenartig, nicht geäſtet ſind. An den verſchiedenen Theilen des Körpers ſind ſie aber auch nach Art der Federn kürzer, länger, zarter und ſtärker, farblos oder gefärbt, und dies Alles nach Geſetzen, welche ſich ausſprechen laſſen.

664.

Weiß und Schwarz, Gelb, Gelbroth und Braun wechſeln auf mannichfaltige Weiſe, doch erſcheinen ſie niemals auf eine ſolche Art, daß ſie uns an die Elementarfarben erinnerten. Sie ſind alle vielmehr gemiſchte, durch organiſche Kochung bezwungene Farben und bezeichnen mehr oder weniger die Stufenhöhe des Weſens, dem ſie angehören.

665.

Eine von den wichtigſten Betrachtungen der Morphologie, inſofern ſie Oberflächen beobachtet, iſt dieſe, daß auch bei den vierfüßigen Thieren die Flecken der Haut auf die innern

Theile, über welche sie gezogen ist, einen Bezug haben. So willkürlich übrigens die Natur dem flüchtigen Anblick hier zu wirken scheint, so konsequent wird dennoch ein tiefes Gesetz beobachtet, dessen Entwicklung und Anwendung freilich mit einer genauen Sorgfalt und treuen Theilnehmung vorbehalten ist.

666.

Wenn bei Affen gewisse nackte Theile bunt, mit Elementarfarben erscheinen, so zeigt dies die weite Entfernung eines solchen Geschöpfs von der Vollkommenheit an: denn man kann sagen, je edler ein Geschöpf ist, je mehr ist alles Stoffartige in ihm verarbeitet; je wesentlicher seine Oberfläche mit dem Innern zusammenhängt, desto weniger können auf derselben Elementarfarben erscheinen. Denn da, wo Alles ein vollkommenes Ganzes zusammen ausmachen soll, kann sich nicht hier und da etwas Spezifisches absondern.

667.

Von dem Menschen haben wir wenig zu sagen; denn er trennt sich ganz von der allgemeinen Naturlehre los, in der wir jetzt eigentlich wandeln. Auf des Menschen Inneres ist so viel verwandt, daß seine Oberfläche nur sparsamer begabt werden konnte.

668.

Wenn man nimmt, daß schon unter der Haut die Thiere mit Interkutanmuskeln mehr belastet als begünstigt sind; wenn man sieht, daß gar manches Ueberflüssige nach außen strebt, wie z. B. die großen Ohren und Schwänze, nicht weniger die Haare, Mähnen, Zotten: so sieht man wohl, daß die Natur Vieles abzugeben und zu verschwenden hatte.

669.

Dagegen ist die Oberfläche des Menschen glatt und rein und läßt bei den vollkommensten außer wenigen mit Haar mehr gezierten als bedeckten Stellen die schöne Form sehen; denn im Vorbeigehen sei es gesagt: ein Ueberfluß der Haare an Brust, Armen, Schenkeln deutet eher auf Schwäche als auf Stärke; wie denn wahrscheinlich nur die Poeten, durch den Anlaß einer übrigens starken Thiernatur verführt, mitunter solche haarige Helden zu Ehren gebracht haben.

670.

Doch haben wir hauptsächlich an diesem Ort von der Farbe zu reden. Und so ist die Farbe der menschlichen Haut in allen ihren Abweichungen durchaus keine Elementarfarbe, sondern eine durch organische Kochung höchst bearbeitete Erscheinung.

671.

Daß die Farbe der Haut und Haare auf einen Unterschied der Charaktere deute, ist wol keine Frage, wie wir ja schon einen bedeutenden Unterschied an blonden und braunen Menschen gewahr werden, wodurch wir auf die Vermuthung geleitet worden, daß ein oder das andere organische System vorwaltend eine solche Verschiedenheit hervorbringe. Ein Gleiches läßt sich wol auf Nationen anwenden, wobei vielleicht zu bemerken wäre, daß auch gewisse Farben mit gewissen Bildungen zusammentreffen, worauf wir schon durch die Rohrenphysiognomien aufmerksam geworden.

672.

Uebrigens wäre wol hier der Ort, der Zweiflerfrage zu begegnen, ob denn nicht alle Menschenbildung und Farbe gleich schön und nur durch Gewohnheit und Eigendünkel eine der andern vorgezogen werde. Wir getrauen uns aber in Gefolg Alles dessen, was bisher vorgekommen, zu behaupten, daß der weiße Mensch, d. h. derjenige, dessen Oberfläche vom Weißen ins Gelbliche, Bräunliche, Röthliche spielt, kurz dessen Oberfläche am Gleichgültigsten erscheint, am Wenigsten sich zu irgend etwas Besondrem hinneigt, der schönste sei. Und so wird auch wol künftig, wenn von der Form die Rede sein wird, ein solcher Gipfel menschlicher Gestalt sich vor das Anschauen bringen lassen; nicht als ob diese alte Streitfrage hierdurch für immer entschieden sein sollte — denn es giebt Menschen genug, welche Ursache haben, diese Deutsamkeit des Aeußern in Zweifel zu setzen —, sondern daß dasjenige ausgesprochen werde, was aus einer Folge von Beobachtung und Urtheil einem Sicherheit und Beruhigung suchenden Gemüthe hervorspringt. Und so fügen wir zum Schluß noch einige auf die elementarchemische Farbenlehre sich beziehende Betrachtungen bei.

LV.

Physische und chemische Wirkungen farbiger Beleuchtung.

673.

Die physischen und chemischen Wirkungen farbloser Beleuchtung sind bekannt, so daß es hier unnöthig sein dürfte, sie weitläuftig auseinanderzusetzen. Das farblose Licht zeigt sich unter verschiedenen Bedingungen, als Wärme erregend, als ein Leuchten gewissen Körpern mittheilend, als auf Säurung und Entsäurung wirkend. In der Art und Stärke dieser Wirkungen findet sich wol mancher Unterschied, aber keine solche Differenz, die auf einen Gegensatz hinwiese, wie solche bei farbigen Beleuchtungen erscheint, wovon wir nunmehr kürzlich Rechenschaft zu geben gedenken.

674.

Von der Wirkung farbiger Beleuchtung als Wärme erregend wissen wir Folgendes zu sagen: An einem sehr sensiblen sogenannten Luftthermometer beobachte man die Temperatur des dunklen Zimmers. Bringt man die Kugel darauf in das direkt hereinscheinende Sonnenlicht, so ist nichts natürlicher, als daß die Flüssigkeit einen viel höhern Grad der Wärme anzeige. Schiebt man alsdann farbige Gläser vor, so folgt auch ganz natürlich, daß sich der Wärmegrad vermindre, erstlich weil die Wirkung des direkten Lichts schon durch das Glas etwas gehindert ist, sodann aber vorzüglich, weil ein farbiges Glas, als ein Dunkles, ein wenigeres Licht hindurchläßt.

675.

Hiebei zeigt sich aber dem aufmerksamen Beobachter ein Unterschied der Wärmeerregung, je nachdem diese oder jene Farbe dem Glase eigen ist. Das gelbe und gelbrothe Glas bringt eine höhere Temperatur als das blaue und blaurothe hervor, und zwar ist der Unterschied von Bedeutung.

676.

Will man diesen Versuch mit dem sogenannten prismatischen Spektrum anstellen, so bemerke man am Thermometer

erst die Temperatur des Zimmers, lasse alsdann das blaufärbige Licht auf die Kugel fallen, so wird ein etwas höherer Wärmegrad angezeigt, welcher immer wächst, wenn man die übrigen Farben nach und nach auf die Kugel bringt. In der gelbrothen ist die Temperatur am Stärksten, noch stärker aber unter dem Gelbrothen.

Macht man die Vorrichtung mit dem Wasserprisma, so daß man das weiße Licht in der Mitte vollkommen haben kann, so ist dieses zwar gebrochne, aber noch nicht gefärbte Licht das wärmste; die übrigen Farben verhalten sich hingegen, wie vorher gesagt.

677.

Da es hier nur um Andeutung, nicht aber um Ableitung und Erklärung dieser Phänomene zu thun ist, so bemerken wir nur im Vorbeigehen, daß sich am Spektrum unter dem Rothen keineswegs das Licht vollkommen abschneidet, sondern daß immer noch ein gebrochnes, von seinem Wege abgelenktes, sich hinter dem prismatischen Farbenbilde gleichsam herschleichendes Licht zu bemerken ist, so daß man bei näherer Betrachtung wol kaum nöthig haben wird, zu unsichtbaren Strahlen und deren Brechung seine Zuflucht zu nehmen.

678.

Die Mittheilung des Lichtes durch farbige Beleuchtung zeigt dieselbige Differenz. Den Bononischen Phosphoren theilt sich das Licht mit durch blaue und violete Gläser, keineswegs aber durch gelbe und gelbrothe; ja, man will sogar bemerkt haben, daß die Phosphoren, welchen man durch violete und blaue Gläser den Glühschein mitgetheilt, wenn man solche nachher unter die gelben und gelbrothen Scheiben gebracht, früher verlöschen als die, welche man im dunklen Zimmer ruhig liegen läßt.

679.

Man kann diese Versuche wie die vorhergehenden auch durch das prismatische Spektrum machen, und es zeigen sich immer dieselben Resultate.

680.

Von der Wirkung farbiger Beleuchtung auf Säurung und Entsäurung kann man sich folgendermaßen unterrichten.

Man ſtreiche feuchtes, ganz weißes Hornſilber auf einen Papierſtreifen; man lege ihn ins Licht, daß er einigermaßen grau werde und ſchneide ihn alsdann in drei Stücke. Das eine lege man in ein Buch als bleibendes Muſter, das andre unter ein gelbrothes, das dritte unter ein blaurothes Glas. Dieſes letzte Stück wird immer dunkelgrauer werden und eine Entſäurung anzeigen. Das unter dem gelbrothen Befindliche wird immer heller grau, tritt alſo dem erſten Zuſtand vollkommnerer Säurung wieder näher. Von beiden kann man ſich durch Vergleichung mit dem Muſterſtücke überzeugen.

681.

Man hat auch eine ſchöne Vorrichtung gemacht, dieſe Verſuche mit dem prismatiſchen Bilde anzuſtellen. Die Reſultate ſind denen bisher erwähnten gemäß, und wir werden das Nähere davon ſpäterhin vortragen und dabei die Arbeiten eines genauen Beobachters benutzen, der ſich bisher mit dieſen Verſuchen ſorgfältig beſchäftigte.

LVI.

Chemiſche Wirkung bei der dioptriſchen Achromaſie.

682.

Zuerſt erſuchen wir unſre Leſer, dasjenige wieder nachzuſehen, was wir oben (285—298) über dieſe Materie vorgetragen, damit es hier keiner weitern Wiederholung bedürfe.

683.

Man kann alſo einem Glaſe die Eigenſchaft geben, daß es, ohne viel ſtärker zu refrangiren als vorher, d. h. ohne das Bild um ein ſehr Merkliches weiter zu verrücken, dennoch viel breitere Farbenſäume hervorbringt.

684.

Dieſe Eigenſchaft wird dem Glaſe durch Metallkalke mitgetheilt. Daher Mennige, mit einem reinen Glaſe innig zuſammengeſchmolzen und vereinigt, dieſe Wirkung hervorbringt. Flintglas (291) iſt ein ſolches mit Bleikalk bereitetes Glas. Auf dieſem Wege iſt man weiter gegangen und hat

die sogenannte Spießglanzbutter, die sich nach einer neuern Bereitung als reine Flüssigkeit darstellen läßt, in linsenförmigen und prismatischen Gefäßen benutzt, und hat eine sehr starke Farbenerscheinung bei mäßiger Refraktion hervorgebracht und die von uns sogenannte Hyperchromasie sehr lebhaft dargestellt.

685.

Bedenkt man nun, daß das gemeine Glas, wenigstens überwiegend, alkalischer Natur sei, indem es vorzüglich aus Sand und Laugensalzen zusammengeschmolzen wird, so möchte wol eine Reihe von Versuchen belehrend sein, welche das Verhältniß völlig alkalischer Liquoren zu völligen Sauren auseinandersetzten.

686.

Wäre nun das Maximum und Minimum gefunden, so wäre die Frage, ob nicht irgend ein brechend Mittel zu erdenken sei, in welchem die von der Refraktion beinah unabhängig auf- und absteigende Farbenerscheinung bei Verrückung des Bildes völlig null werden könnte.

687.

Wie sehr wünschenswerth wäre es daher für diesen letzten Punkt sowol als für unsre ganze dritte Abtheilung, ja für die Farbenlehre überhaupt, daß die mit Bearbeitung der Chemie unter immer fortschreitenden neuen Ansichten beschäftigten Männer auch hier eingreifen und das, was wir beinahe nur mit rohen Zügen angedeutet, in das Feinere verfolgen und in einem allgemeinen, der ganzen Wissenschaft zusagenden Sinne bearbeiten möchten.

Vierte Abtheilung.

Allgemeine Ansichten nach innen.

688.

Wir haben bisher die Phänomene fast gewaltsam aus einander gehalten, die sich theils ihrer Natur nach theils dem Bedürfniß unsres Geistes gemäß immer wieder zu vereinigen streben. Wir haben sie nach einer gewissen Methode in drei Abtheilungen vorgetragen und die Farben zuerst bemerkt als flüchtige Wirkung und Gegenwirkung des Auges selbst, ferner als vorübergehende Wirkung farbloser, durchscheinender, durchsichtiger, undurchsichtiger Körper auf das Licht, besonders auf das Lichtbild; endlich sind wir zu dem Punkte gelangt, wo wir sie als dauernd, als den Körpern wirklich einwohnend zuversichtlich ansprechen konnten.

689.

In dieser stetigen Reihe haben wir, so viel es möglich sein wollte, die Erscheinungen zu bestimmen, zu sondern und zu ordnen gesucht. Jetzt, da wir nicht mehr fürchten, sie zu vermischen oder zu verwirren, können wir unternehmen, erstlich das Allgemeine, was sich von diesen Erscheinungen innerhalb des geschlossenen Kreises prädiciren läßt, anzugeben, weitens anzudeuten, wie sich dieser besondre Kreis an die übrigen Glieder verwandter Naturerscheinungen anschließt und sich mit ihnen verkettet.

Wie leicht die Farbe entsteht.

690.

Wir haben beobachtet, daß die Farbe unter mancherlei Bedingungen sehr leicht und schnell entstehe. Die Empfind-

lichkeit des Auges gegen das Licht, die geſetzliche Gegenwirkung der Retina gegen daſſelbe bringen augenblicklich ein leichtes Farbenſpiel hervor. Jedes gemäßigte Licht kann als farbig angeſehen werden, ja wir dürfen jedes Licht, inſofern es geſehen wird, farbig nennen. Farbloſes Licht, farbloſe Flächen ſind gewiſſermaßen Abſtraktionen; in der Erfahrung werden wir ſie kaum gewahr.

691.

Wenn das Licht einen farbloſen Körper berührt, von ihm zurückprallt, an ihm her, durch ihn durch geht, ſo erſcheinen die Farben ſogleich; nur müſſen wir hierbei bedenken, was ſo oft von uns urgirt worden, daß nicht jene Hauptbedingungen der Refraktion, der Reflexion u. ſ. w. hinreichend ſind, die Erſcheinung hervorzubringen. Das Licht wirkt zwar manchmal dabei an und für ſich, öfters aber als ein beſtimmtes, begrenztes, als ein Lichtbild. Die Trübe der Mittel iſt oft eine nothwendige Bedingung, ſo wie auch Halb- und Doppelſchatten zu manchen farbigen Erſcheinungen erfordert werden. Durchaus aber entſteht die Farbe augenblicklich und mit der größten Leichtigkeit. So finden wir denn auch ferner, daß durch Druck, Hauch, Rotation, Wärme, durch mancherlei Arten von Bewegung und Veränderung an glatten reinen Körpern ſowie an farbloſen Liquoren die Farbe ſogleich hervorgebracht werde.

692.

In den Beſtandtheilen der Körper darf nur die geringſte Veränderung vor ſich gehen, es ſei nun durch Miſchung mit andern oder durch ſonſtige Beſtimmungen, ſo entſteht die Farbe an den Körpern oder verändert ſich an denſelben.

Wie energiſch die Farbe ſei.

693.

Die phyſiſchen Farben und beſonders die prismatiſchen wurden ehemals wegen ihrer beſondern Herrlichkeit und Energie colores emphatici genannt. Bei näherer Betrachtung aber kann man allen Farberſcheinungen eine hohe Emphaſe zuſchreiben, vorausgeſetzt, daß ſie unter den reinſten und vollkommenſten Bedingungen dargeſtellt werden.

684.

Die dunkle Natur der Farbe, ihre hohe gefättigte Qualität ist das, wodurch sie den ernsthaften und zugleich reizenden Eindruck hervorbringt, und indem man sie als eine Bedingung des Lichtes ansehen kann, so kann sie auch das Licht nicht entbehren als der mitwirkenden Ursache ihrer Erscheinung, als der Unterlage ihres Erscheinens, als einer aufscheinenden und die Farbe manifestirenden Gewalt.

Wie entschieden die Farbe sei.

695.

Entstehen der Farbe und Sichentscheiden ist eins. Wenn das Licht mit einer allgemeinen Gleichgiltigkeit sich und die Gegenstände darstellt und uns von einer bedeutungslosen Gegenwart gewiß gemacht, so zeigt sich die Farbe jederzeit spezifisch, charakteristisch, bedeutend.

696.

Im Allgemeinen betrachtet, entscheidet sie sich nach zwei Seiten. Sie stellt einen Gegensatz dar, den wir eine Polarität nennen und durch ein + und — recht gut bezeichnen können.

Plus.	Minus.
Gelb.	Blau.
Wirkung.	Beraubung.
Licht.	Schatten.
Hell.	Dunkel.
Kraft.	Schwäche.
Wärme.	Kälte.
Nähe.	Ferne.
Abstoßen.	Anziehen.
Verwandtschaft mit Sauren.	Verwandtschaft mit Alkalien.

Mischung der beiden Seiten.

697.

Wenn man diesen spezifizirten Gegensatz in sich vermischt, so heben sich die beiderseitigen Eigenschaften nicht auf; sind

Und das grobe Selbstempfinden
Haben Leute hart gescholten,
Die am Wenigsten verwinden,
Wenn die Andern was gegolten.

3.

Mit der Deutschen Freundschaft
Hat's keine Noth,
Aergerlichster Feindschaft
Steht Höflichkeit zu Gebot;
Je sanfter sie sich erwiesen,
Hab' ich immer frisch gedroht,
Ließ mich nicht verdrießen
Trübes Morgen- und Abendroth,
Ließ die Wasser fließen,
Fließen zu Freud' und Noth.
Aber mit allem Diesen
Blieb ich mir selbst zu Gebot.
Sie Alle wollten genießen,
Was ihnen die Stunde bot;
Ihnen hab' ich's nicht verwiesen,
Jeder hat seine Noth.
Sie lassen mich Alle grüßen,
Und hassen mich bis in Tod.

„Was lassen sie denn übrig zuletzt,
Jene unbescheidnen Boten?
Behauptet doch Heute stets und fest,
Gestern sei nicht gewesen!"

Zu Strophe 5 vergl. den Spruch Goethe's: „Stämme wollen gegen Stämme kochen" u. s. w. (Werke, II. 348. 6).

3. Aus dem Nachlasse 1837 (Quartausg., I. 1. S. 349) hier eingerückt; bereits entstanden den 19. März 1818 zu Jena in der Laune „im Sturm und Regen" (s. den Brief an Zelter von diesem Tage, Nr. 313). Der zweite Reim ist durch das ganze Gedicht festgehalten, von V. 5 an auch der erste, jedoch wechseln die Reimworte. Dem Inhalte nach gehört das Gedicht in die Reihe der Invektiven (Bd. III. S. 289 ff.). — V. 2. Hat's keine Noth, d. h. die Freundschaft wird ihnen nicht schwer, da sie nur Maske der Feindschaft ist. Dem Anfang entspricht der epigrammatische Schluß. — V. 5 und 6 will

ſie aber auf den Punkt des Gleichgewichts gebracht, daß man keine der beiden beſonders erkennt, ſo erhält die Miſchung wieder etwas Spezifiſches fürs Auge, ſie erſcheint als eine Einheit, bei der wir an die Zuſammenſetzung nicht denken. Dieſe Einheit nennen wir Grün.

698.

Wenn nun zwei aus derſelben Quelle entſpringende entgegengeſetzte Phänomene, indem man ſie zuſammenbringt, ſich nicht aufheben, ſondern ſich zu einem dritten angenehm Bemerkbaren verbinden, ſo iſt dies ſchon ein Phänomen, das auf Uebereinſtimmung hindeutet. Das Vollkommnere iſt noch zurück.

Steigerung ins Rothe.

699.

Das Blaue und Gelbe läßt ſich nicht verdichten, ohne daß zugleich eine andre Erſcheinung mit eintrete. Die Farbe iſt in ihrem lichteſten Zuſtand ein Dunkles; wird ſie verdichtet, ſo muß ſie dunkler werden, aber zugleich erhält ſie einen Schein, den wir mit dem Worte röthlich bezeichnen.

700.

Dieſer Schein wächſt immerfort, ſo daß er auf der höchſten Stufe der Steigerung prävalirt. Ein gewaltſamer Lichteindruck klingt purpurfarben ab. Bei dem Gelbrothen der prismatiſchen Verſuche, das unmittelbar aus dem Gelben entſpringt, denkt man kaum mehr an das Gelbe.

701.

Die Steigerung entſteht ſchon durch farbloſe trübe Mittel, und hier ſehen wir die Wirkung in ihrer höchſten Reinheit und Allgemeinheit. Farbige ſpezifizirte durchſichtige Liquoren zeigen dieſe Steigerung ſehr auffallend in den Stufengefäßen. Dieſe Steigerung iſt unaufhaltſam ſchnell und ſtetig; ſie iſt allgemein und kommt ſowol bei phyſiologiſchen als phyſiſchen und chemiſchen Farben vor.

Verbindung der gesteigerten Enden.

702.

Haben die Enden des einfachen Gegensatzes durch Mischung ein schönes und angenehmes Phänomen bewirkt, so werden die gesteigerten Enden, wenn man sie verbindet, noch eine anmuthigere Farbe hervorbringen; ja, es läßt sich denken, daß hier der höchste Punkt der ganzen Erscheinung sein werde.

703.

Und so ist es auch; denn es entsteht das reine Roth, das wir oft um seiner hohen Würde willen den Purpur genannt haben.

704.

Es giebt verschiedene Arten, wie der Purpur in der Erscheinung entsteht: durch Uebereinanderführung des violeten Saums und gelbrothen Randes bei prismatischen Versuchen, durch fortgesetzte Steigerung bei chemischen, durch den organischen Gegensatz bei physiologischen Versuchen.

705.

Als Pigment entsteht er nicht durch Mischung oder Vereinigung, sondern durch Fixirung einer Körperlichkeit auf dem hohen kulminirenden Farbenpunkte. Daher der Maler Ursache hat, drei Grundfarben anzunehmen, indem er aus diesen die übrigen sämmtlich zusammensetzt. Der Physiker hingegen nimmt nur zwei Grundfarben an, aus denen er die übrigen entwickelt und zusammensetzt.

Vollständigkeit der mannichfaltigen Erscheinung.

706.

Die mannichfaltigen Erscheinungen auf ihren verschiedenen Stufen fixirt und neben einander betrachtet, bringen Totalität hervor. Diese Totalität ist Harmonie fürs Auge.

707.

Der Farbenkreis ist vor unsern Augen entstanden, die mannichfaltigen Verhältnisse des Werdens sind uns deutlich.

Zwei reine urſprüngliche Gegenſätze ſind das Fundament des Ganzen. Es zeigt ſich ſodann eine Steigerung, wodurch ſie ſich beide einem dritten nähern; dadurch entſteht auf jeder Seite ein Tiefſtes und ein Höchſtes, ein Einfachſtes und Bedingteſtes, ein Gemeinſtes und ein Edelſtes. Sodann kommen zwei Vereinungen (Vermiſchungen, Verbindungen, wie man es nennen will) zur Sprache, einmal der einfachen anfänglichen und ſodann der geſteigerten Gegenſätze.

Uebereinſtimmung der vollſtändigen Erſcheinung.

708.

Die Totalität neben einander zu ſehen, macht einen harmoniſchen Eindruck aufs Auge. Man hat hier den Unterſchied zwiſchen dem phyſiſchen Gegenſatz und der harmoniſchen Entgegenſtellung zu bedenken. Der erſte beruht auf der reinen, nackten, urſprünglichen Dualität, inſofern ſie als ein Getrenntes angeſehen wird; die zweite beruht auf der abgeleiteten, entwickelten und dargeſtellten Totalität.

709.

Jede einzelne Gegeneinanderſtellung, die harmoniſch ſein ſoll, muß Totalität enthalten. Hievon werden wir durch die phyſiologiſchen Verſuche belehrt. Eine Entwicklung der ſämmtlichen möglichen Entgegenſtellungen um den ganzen Farbenkreis wird nachſtens geleiſtet.

Wie leicht die Farbe von einer Seite auf die andre zu wenden.

710.

Die Beweglichkeit der Farbe haben wir ſchon bei der Steigerung und bei der Durchwanderung des Kreiſes zu bedenken Urſache gehabt; aber auch ſogar hinüber und herüber werfen ſie ſich nothwendig und geſchwind.

711.

Physiologische Farben zeigen sich anders auf dunklem als auf hellem Grund. Bei den physikalischen ist die Verbindung des objektiven und subjektiven Versuchs höchst merkwürdig. Die epoptischen Farben sollen beim durchscheinenden Licht und beim auffcheinenden entgegengesetzt sein. Wie die chemischen Farben durch Feuer und Alkalien umzuwenden, ist seines Orts hinlänglich gezeigt worden.

Wie leicht die Farbe verschwindet.

712.

Was seit der schnellen Erregung und ihrer Entscheidung bisher bedacht worden, die Mischung, die Steigerung, die Verbindung, die Trennung sowie die harmonische Forderung, Alles geschieht mit der größten Schnelligkeit und Bereitwilligkeit; aber ebenso schnell verschwindet auch die Farbe wieder gänzlich.

713.

Die physiologischen Erscheinungen sind auf keine Weise festzuhalten; die physischen dauern nur so lange, als die äußre Bedingung währt; die chemischen selbst haben eine große Beweglichkeit und sind durch entgegengesetzte Reagentien herüber- und hinüberzuwerfen, so sogar aufzuheben.

Wie fest die Farbe bleibt.

714.

Die chemischen Farben geben ein Zeugniß sehr langer Dauer. Die Farben durch Schmelzung in Gläsern fixirt, so wie durch Natur in Edelsteinen, trotzen aller Zeit und Gegenwirkung.

715.

Die Färberei fixirt von ihrer Seite die Farben sehr mäßig. Und Pflanzentheile, welche durch Reagentien sonst leicht herüber und hinübergeführt werden, lassen sich durch Beizen zur größten Beständigkeit an und in Körper übertragen.

Fünfte Abtheilung.

Nachbarliche Verhältniſſe.

Verhältniß zur Philoſophie.

716.

Man kann von dem Phyſiker nicht fordern, daß er Philoſoph ſei; aber man kann von ihm erwarten, daß er ſo viel philoſophiſche Bildung habe, um ſich gründlich von der Welt zu unterſcheiden und mit ihr wieder im höhern Sinne zuſammenzutreten. Er ſoll ſich eine Methode bilden, die dem Anſchauen gemäß iſt; er ſoll ſich hüten, das Anſchauen in Begriffe, den Begriff in Worte zu verwandeln und mit dieſen Worten, als wären's Gegenſtände, umzugehen und zu verfahren; er ſoll von den Bemühungen des Philoſophen Kenntniß haben, um die Phänomene bis an die philoſophiſche Region hinanzuführen.

717.

Man kann von dem Philoſophen nicht verlangen, daß er Phyſiker ſei, und dennoch iſt ſeine Einwirkung auf den phyſiſchen Kreis ſo nothwendig und ſo wünſchenswerth. Dazu bedarf er nicht des Einzelnen, ſondern nur der Einſicht in jene Endpunkte, wo das Einzelne zuſammentrifft.

718.

Wir haben früher (175 ff.) dieſer wichtigen Betrachtung im Vorbeigehen erwähnt und ſprechen ſie hier, als am ſchicklichen Orte, nochmals aus. Das Schlimmſte, was der Phyſik ſowie mancher andern Wiſſenſchaft widerfahren kann, iſt, daß man das Abgeleitete für das Urſprüngliche

hält und, da man das Ursprüngliche aus Abgeleiteten nicht ableiten kann, das Ursprüngliche aus dem Abgeleiteten zu erklären sucht. Dadurch entsteht eine unendliche Verwirrung, ein Wortkram und eine fortdauernde Bemühung, Ausflüchte zu suchen und zu finden, wo das Wahre nur irgend hervortritt und mächtig werden will.

719.

Indem sich der Beobachter, der Naturforscher auf diese Weise abquält, weil die Erscheinungen der Meinung jederzeit widersprechen, so kann der Philosoph mit einem falschen Resultate in seiner Sphäre noch immer operiren, indem kein Resultat so falsch ist, daß es nicht als Form ohne allen Gehalt auf irgend eine Weise gelten könnte.

720.

Kann dagegen der Physiker zur Erkenntniß desjenigen gelangen, was wir ein Urphänomen genannt haben, so ist er geborgen und der Philosoph mit ihm; er, denn er überzeugt sich, daß er an die Grenze seiner Wissenschaft gelangt sei, daß er sich auf der empirischen Höhe befinde, wo er rückwärts die Erfahrung in allen ihren Stufen überschauen und vorwärts in das Reich der Theorie, wo nicht eintreten, doch einblicken könne. Der Philosoph ist geborgen, denn er nimmt aus des Physikers Hand ein Letztes, das bei ihm nun ein Erstes wird. Er bekümmert sich nun mit Recht nicht mehr um die Erscheinung, wenn man darunter das Abgeleitete versteht, wie man es entweder schon wissenschaftlich zusammengestellt findet, oder wie es gar in empirischen Fällen zerstreut und verworren vor die Sinne tritt. Will er ja auch diesen Weg durchlaufen und einen Blick ins Einzelne nicht verschmähen, so thut er es mit Bequemlichkeit, anstatt daß er bei anderer Behandlung sich entweder zu lange in den Zwischenregionen aufhält oder sie nur flüchtig durchstreift, ohne sie genau kennen zu lernen.

721.

In diesem Sinne die Farbenlehre dem Philosophen zu nähern, war des Verfassers Wunsch und wenn ihm solches in der Ausführung selbst aus mancherlei Ursachen nicht gelungen sein sollte, so wird er bei Revision seiner Arbeit, bei

Rekapitulation des Vorgetragenen sowie in dem polemischen und historischen Theile dieses ziel immer im Auge haben und später, wo Manches deutlicher wird auszusprechen sein, auf diese Betrachtung zurückkehren.

Verhältniß zur Mathematik.

722.

Man kann von dem Physiker, welcher die Naturlehre in ihrem ganzen Umfange behandeln will, verlangen, daß er Mathematiker sei. In den mittleren Zeiten war die Mathematik das vorzüglichste unter den Organen, durch welche man sich der Geheimnisse der Natur zu bemächtigen hoffte, und noch ist in gewissen Theilen der Naturlehre die Meßkunst, wie billig, herrschend.

723.

Der Verfasser kann sich keiner Kultur von dieser Seite rühmen und verweilt auch deshalb nur in den von der Meßkunst unabhängigen Regionen, die sich in der neuern Zeit weit und breit aufgethan haben.

724.

Wer bekennt nicht, daß die Mathematik als eins der herrlichsten menschlichen Organe der Physik von einer Seite sehr Vieles genutzt! Daß sie aber durch falsche Anwendung ihrer Behandlungsweise dieser Wissenschaft gar Manches geschadet, läßt sich auch nicht wohl leugnen, und man findet's hier und da nothdürftig eingestanden.

725.

Die Farbenlehre besonders hat sehr viel gelitten, und ihre Fortschritte sind äußerst gehindert worden, daß man sie mit der übrigen Optik, welche der Meßkunst nicht entbehren kann, vermengte, da sie doch eigentlich von jener ganz abgesondert betrachtet werden kann.

726.

Dazu kam noch das Uebel, daß ein großer Mathematiker über den physischen Ursprung der Farben eine ganz falsche

Vorstellung bei sich festsetzte und durch seine großen Verdienste als Meßkünstler die Fehler, die er als Naturforscher begangen, vor einer in Vorurtheilen stets befangnen Welt auf lange Zeit sanktionirte.

727.

Der Verfasser des Gegenwärtigen hat die Farbenlehre durchaus von der Mathematik entfernt zu halten gesucht, ob sich gleich gewisse Punkte deutlich genug ergeben, wo die Beihilfe der Meßkunst wünschenswerth sein würde. Wären die vorurtheilsfreien Mathematiker, mit denen er umzugehen das Glück hatte und hat, nicht durch andre Geschäfte abgehalten gewesen, um mit ihm gemeine Sache machen zu können, so würde der Behandlung von dieser Seite einiges Verdienst nicht fehlen. Aber so mag denn auch dieser Mangel zum Vortheil gereichen, indem es nunmehr des geistreichen Mathematikers Geschäft werden kann, selbst aufzusuchen, wo denn die Farbenlehre seiner Hilfe bedarf und wie er zur Vollendung dieses Theils der Naturwissenschaft das Seinige beitragen kann.

728.

Ueberhaupt wäre es zu wünschen, daß die Deutschen, die so vieles Gute leisten, indem sie sich das Gute fremder Nationen aneignen, sich nach und nach gewöhnten, in Gesellschaft zu arbeiten. Wir leben zwar in einer diesem Wunsche gerade entgegengesetzten Epoche. Jeder will nicht nur original in seinen Ansichten, sondern auch im Gange seines Lebens und Thuns von den Bemühungen Anderer unabhängig, wo nicht sein, doch, daß er es sei, sich überreden. Man bemerkt sehr oft, daß Männer, die freilich Manches geleistet, nur sich selbst, ihre eigenen Schriften, Journale und Kompendien zitiren, anstatt daß es für den Einzelnen und für die Welt viel vortheilhafter wäre, wenn Mehrere zu gemeinsamer Arbeit gerufen würden. Das Betragen unserer Nachbarn, der Franzosen, ist hierin musterhaft, wie man z. B. in der Vorrede Cuvier's zu seinem Tableau élémentaire de l'Histoire naturelle des animaux mit Vergnügen sehen wird.

729.

Wer die Wissenschaften und ihren Gang mit treuem Auge beobachtet hat, wird sogar die Frage aufwerfen, ob es denn vortheilhaft sei, so manche, obgleich verwandte Be-

schäftigungen und Bemühungen in einer Person zu vereinigen, und ob es nicht bei der Beschränktheit der menschlichen Natur genug sei z. B. den aufsuchenden und findenden von dem behandelnden und anwendenden Manne zu unterscheiden. Haben sich doch die himmelbeobachtenden und sternaufsuchenden Astronomen von den bahnberechnenden, das Ganze umfassenden und näher bestimmenden in der neuern Zeit gewissermaßen getrennt! Die Geschichte der Farbenlehre wird uns zu diesen Betrachtungen öfter zurückführen.

Verhältniß zur Technik des Färbers.

730.

Sind wir bei unsern Arbeiten dem Mathematiker aus dem Wege gegangen, so haben wir dagegen gesucht, der Technik des Färbers zu begegnen. Und obgleich diejenige Abtheilung, welche die Farben in chemischer Rücksicht abhandelt, nicht die vollständigste und umständlichste ist, so wird doch sowol darin als in dem, was wir Allgemeines von den Farben ausgesprochen, der Färber weit mehr seine Rechnung finden als bei der bisherigen Theorie, die ihn ohne allen Trost ließ.

731.

Merkwürdig ist es, in diesem Sinne die Anleitungen zur Färbekunst zu betrachten. Wie der katholische Christ, wenn er in seinen Tempel tritt, sich mit Weihwasser besprengt und vor dem Hochwürdigen die Kniee beugt und vielleicht alsdann ohne sonderliche Andacht seine Angelegenheiten mit Freunden bespricht oder Liebesabenteuern nachgeht, so fangen die sämmtlichen Färbelehren mit einer respektvollen Erwähnung der Theorie gesetzend an, ohne daß sich auch nachher nur eine Spur fände, daß etwas aus dieser Theorie herflösse, daß diese Theorie irgend etwas erleuchte, erläutere und zu praktischen Handgriffen irgend einen Vortheil gewähre.

732.

Dagegen finden sich Männer, welche den Umfang des praktischen Färbewesens wohl eingesehen, in dem Falle, sich mit der herkömmlichen Theorie zu entzweien, ihre Blößen

mehr oder weniger zu entdecken und ein der Natur und Erfahrung gemäßeres Allgemeines aufzusuchen. Wenn uns in der Geschichte die Namen Castel und Gülich begegnen, so werden wir hierüber weitläuftiger zu handeln Ursache haben, wobei sich zugleich Gelegenheit finden wird, zu zeigen, wie eine fortgesetzte Empirie, indem sie in allem zufälligen umhergreift, den Kreis, in den sie gebannt ist, wirklich ausläuft und sich als ein hohes Vollendetes dem Theoretiker, wenn er klare Augen und ein redliches Gemüth hat, zu seiner großen Bequemlichkeit überliefert.

Verhältniß zur Physiologie und Pathologie.

733.

Wenn wir in der Abtheilung, welche die Farben in physiologischer und pathologischer Rücksicht betrachtet, fast nur allgemein bekannte Phänomene überliefert, so werden dagegen einige neue Ansichten dem Physiologen nicht unwillkommen sein. Besonders hoffen wir seine Zufriedenheit dadurch erreicht zu haben, daß wir gewisse Phänomene, welche isolirt standen, zu ihren ähnlichen und gleichen gebracht und ihm dadurch gewissermaßen vorgearbeitet haben.

734.

Was den pathologischen Anhang betrifft, so ist er freilich unzulänglich und inkoharent. Wir besitzen aber die vortrefflichsten Männer, die nicht allein in diesem Fache höchst erfahren und kenntnißreich sind, sondern auch zugleich wegen eines so gebildeten Geistes verehrt werden, daß es ihnen wenig Mühe machen kann, diese Rubriken umzuschreiben und das, was ich angedeutet, vollständig auszuführen und zugleich an die höheren Einsichten in den Organismus anzuschließen.

Verhältniß zur Naturgeschichte.

735.

Insofern wir hoffen können, daß die Naturgeschichte auch nach und nach sich in eine Ableitung der Naturerscheinungen

4.

Befindet sich Einer heiter und gut,
Gleich will ihn der Nachbar peinigen;
So lang' der Tüchtige lebt und thut,
Möchten sie ihn gerne steinigen.
Ist er hinterher aber todt,
Gleich sammeln sie große Spenden,
Zu Ehren seiner Lebensnoth
Ein Denkmal zu vollenden;
Doch ihren Vortheil sollte dann
Die Menge wohl ermessen:
Gescheiter wär's, den guten Mann
Auf immerdar vergessen.

---

sagen: „Meine Haltung ist, ihrer Sanftmuth unerachtet, dieselbe geblieben, möchte ich mir dadurch auch Verdrießlichkeiten zuziehen, trübe Tage (V. 7 und 8); ich wartete, bis die Wasser verliefen" (V. 9 und 10). Das letzte Bild beruht auf Jesus Sirach, 41, 11: „Alle Wasser fließen ins Meer", ist aber zugleich der an der Tanne vorbeifließenden Saale unmittelbar entnommen. Aehnliche Aeußerungen in den Annalen u. J. 1818: „Ich ließ es aber seinen Gang geben, schon gewohnt, daß deutsche Publikum erst stutzen zu sehen" (über die ersten Gedichte des Divan). — Mit V. 12 vergl. Goethe's Gespräch mit Boisserée vom 3. Aug. 1814 (S. Boisserée, I. 355): „Der Mensch, der Gewalt über sich selbst hat und behauptet, leistet das Schwerste und Größte", unter Hinweis auf das Gedicht Die Geheimnisse. Strophe 23 und 24 (Werke, I. 139). Die Schlußverse erinnern an den Spruch, den sich Goethe aus einem Stammbuche notirt hatte:

„Alle Vögel, die mich hassen,
Müssen mich doch sitzen lassen";

und an die 8. Xenie (II. 370): „Ich bin Euch Sämmtlichen zur Last."

4. Datirt: Weimar 7. Febr. 1815. — Da Goethe am folgenden Tage an Knebel schreibt (Briefw., Nr. 480): „für die mitgetheilten orientalischen Perlen danke zum Allerschönsten. Ich habe sie sogleich mit aufgereiht," so hat Düntzer (Freundesbilder, S. 576) mit Recht vermuthet, daß das obige sowie das dasselbe Datum führende Gedicht Nr. 49 des Buchs Suleika als jene Perlen anzusehen seien. Jedenfalls hat sie der Dichter neu gefaßt. — Ein bestimmtes Denkmal hatte Goethe wol nicht im Sinne. Vergl. jedoch seinen etwas älteren Spruch:

„Ja, wer Eure Verehrung nicht kennte!
Euch, nicht ihm baut Ihr Monumente" (II. 336).

— Im Schlußverse statt immerdar zu verlangen immer zu, wäre mehr als pedantisch.

aus höhern Phänomenen entwickelt wird, so glaubt der Verfasser auch hiezu Einiges angedeutet und vorbereitet zu haben. Indem die Farbe in ihrer großen Mannichfaltigkeit sich auf der Oberfläche lebendiger Wesen dem Auge darstellt, so ist sie ein wichtiger Theil der äußeren Zeichen, wodurch wir gewahr werden, was im Innern vorgeht.

736.

Zwar ist ihr von einer Seite wegen ihrer Unbestimmtheit und Verschiedenheit nicht allzu viel zu trauen; doch wird eben diese Beweglichkeit, insofern sie sich uns als eine konstante Erscheinung zeigt, wieder ein Kriterium des beweglichen Lebens, und der Verfasser wünscht nichts mehr, als daß ihm Frist gegönnt sei, das, was er hierüber wahrgenommen, in einer Folge, zu der hier der Ort nicht war, weitläuftiger auseinanderzusetzen.

Verhältniß zur allgemeinen Physik.

737.

Der Zustand, in welchem sich die allgemeine Physik gegenwärtig befindet, scheint auch unserer Arbeit besonders günstig, indem die Naturlehre durch rastlose, mannichfaltige Behandlung sich nach und nach zu einer solchen Höhe erhoben hat, daß es nicht unmöglich scheint, die grenzenlose Empirie an einen methodischen Mittelpunkt heranzuziehen.

738.

Dessen, was zu weit von unserm besondern Kreise abliegt, nicht zu gedenken, so finden sich die Formeln, durch die man die elementaren Naturerscheinungen, wo nicht dogmatisch, doch wenigstens zum didaktischen Behufe ausspricht, durchaus auf dem Wege, daß man sieht, man werde durch die Uebereinstimmung der Zeichen bald auch nothwendig zur Uebereinstimmung im Sinne gelangen.

739.

Treue Beobachter der Natur, wenn sie auch sonst noch so verschieden denken, werden doch darin mit einander übereinkommen, daß Alles, was erscheinen, was uns als ein Phäno-

men begegnen solle, müsse entweder eine ursprüngliche Entzweiung, die einer Vereinigung fähig ist, oder eine ursprüngliche Einheit, die zur Entzweiung gelangen könne, andeuten und sich auf eine solche Weise darstellen. Das Geeinte zu entzweien, das Entzweite zu einigen, ist das Leben der Natur; dies ist die ewige Systole und Diastole, die ewige Synkrisis und Diakrisis, das Ein- und Ausathmen der Welt, in der wir leben, weben und sind.

740.

Daß dasjenige, was wir hier als Zahl, als Eins und Zwei aussprechen, ein höheres Geschäft sei, versteht sich von selbst, so wie die Erscheinung eines Dritten, Vierten, sich ferner Entwickelnden immer in einem höhern Sinne zu nehmen, besonders aber allen diesen Ausdrücken eine ächte Anschauung unterzulegen ist.

741.

Das Eisen kennen wir als einen besondern von andern unterschiedenen Körper; aber es ist ein gleichgiltiges, uns nur in manchem Bezug und zu manchem Gebrauch merkwürdiges Wesen. Wie wenig aber bedarf es, und die Gleichgiltigkeit dieses Körpers ist aufgehoben. Eine Entzweiung geht vor, die, indem sie sich wieder zu vereinigen strebt und sich selbst aufsucht, einen gleichsam magischen Bezug auf ihresgleichen gewinnt, und diese Entzweiung, die doch nur wieder eine Vereinigung ist, durch ihr ganzes Geschlecht fortsetzt. Hier kennen wir das gleichgiltige Wesen, das Eisen; wir sehen die Entzweiung an ihm entstehen, sich fortpflanzen und verschwinden und sich leicht wieder aufs Neue erregen; nach unserer Meinung ein Urphänomen, das unmittelbar an der Idee steht und nichts Irdisches über sich erkennt.

742.

Mit der Elektrizität verhält es sich wieder auf eine eigne Weise. Das Elektrische, als ein Gleichgiltiges, kennen wir nicht. Es ist für uns ein Nichts, ein Null, ein Nullpunkt, ein Gleichgiltigkeitspunkt, der aber in allen erscheinenden Wesen liegt und zugleich der Quellpunkt ist, aus dem bei dem geringsten Anlaß eine Doppelerscheinung hervortritt, welche nur insofern erscheint, als sie wieder verschwindet. Die Be-

dingungen, unter welchen jenes Hervortreten erregt wird, sind nach Beschaffenheit der besondern Körper unendlich verschieden. Von dem gröbsten mechanischen Reiben sehr unterschiedener Körper an einander bis zu dem leisesten Nebeneinanderseyn zweier völlig gleichen, nur durch weniger als einen Hauch anders determinirten Körper ist die Erscheinung rege und gegenwärtig, so auffallend und mächtig, und zwar dergestalt bestimmt und geeignet, daß wir die Formeln der Polarität, des Plus und Minus, als Nord und Süd, als Glas und Harz schicklich und naturgemäß anwenden.

743.

Diese Erscheinung, ob sie gleich der Oberfläche besonders folgt, ist doch keineswegs oberflächlich. Sie wirkt auf die Bestimmung körperlicher Eigenschaften und schließt sich an die große Doppelerscheinung, welche sich in der Chemie so herrschend zeigt, an Oxydation und Desoxydation, unmittelbar wirkend an.

744.

In diese Reihe, in diesen Kreis, in diesen Kranz von Phänomenen auch die Erscheinungen der Farbe heranzubringen und einzuschließen, war das Ziel unseres Bestrebens. Was uns nicht gelungen ist, werden Andre leisten. Wir fanden einen uranfänglichen ungeheuren Gegensatz von Licht und Finsterniß, den man allgemeiner durch Licht und Nichtlicht ausdrücken kann; wir suchten denselben zu vermitteln und dadurch die sichtbare Welt aus Licht, Schatten und Farbe herauszubilden, wobei wir uns zu Entwickelung der Phänomene verschiedener Formeln bedienten, wie sie uns in der Lehre des Magnetismus, der Elektrizität, des Chemismus überliefert werden. Wir mußten aber weiter gehen, weil wir uns in einer höhern Region befanden und mannichfaltigere Verhältnisse auszudrücken hatten.

745.

Wenn sich Elektrizität und Galvanität in ihrer Allgemeinheit von dem Besondern der magnetischen Erscheinungen abtrennt und erhebt, so kann man sagen, daß die Farbe, obgleich unter ebenden Gesetzen stehend, sich doch viel höher erhebe und, indem sie für den edlen Sinn des Auges wirksam ist, auch ihre Natur zu ihrem Vortheile darthue. Man vergleiche

das Mannichfaltige, das aus einer Steigerung des Gelben und Blauen zum Rothen, aus der Verknüpfung dieser beiden höheren Enden zum Purpur, aus der Vermischung der beiden niedern Enden zum Grün entsteht. Welch ein ungleich mannichfaltigeres Schema entspringt hier nicht, als dasjenige ist, worin sich Magnetismus und Elektrizität begreifen lassen. Auch stehen diese letzteren Erscheinungen auf einer niedern Stufe, so daß sie zwar die allgemeine Welt durchdringen und beleben, sich aber zum Menschen im höheren Sinne nicht heraufbegeben können, um von ihm ästhetisch benutzt zu werden. Das allgemeine einfache physische Schema muß erst in sich selbst erhöht und vermannichfaltigt werden, um zu höheren Zwecken zu dienen.

746.

Man rufe in diesem Sinne zurück, was durchaus von uns bisher sowol im Allgemeinen als Besondern von der Farbe prädizirt worden, und man wird sich selbst dasjenige, was hier nur leicht angedeutet ist, ausführen und entwickeln. Man wird dem Wissen, der Wissenschaft, dem Handwerk und der Kunst Glück wünschen, wenn es möglich wäre, das schöne Kapitel der Farbenlehre aus seiner atomistischen Beschränktheit und Abgesondertheit, in die es bisher verwiesen, dem allgemeinen dynamischen Flusse des Lebens und Wirkens wiederzugeben, dessen sich die jetzige Zeit erfreut. Diese Empfindungen werden bei uns noch lebhafter werden, wenn uns die Geschichte so manchen wackern und einsichtsvollen Mann vorführen wird, dem es nicht gelang, von seinen Ueberzeugungen seine Zeitgenossen zu durchdringen.

Verhältniß zur Tonlehre.

747.

Ehe wir nunmehr zu den sinnlich-sittlichen und daraus entspringenden ästhetischen Wirkungen der Farbe übergehen, ist es der Ort, auch von ihrem Verhältnisse zu dem Ton Einiges zu sagen.

Daß ein gewisses Verhältniß der Farbe zum Ton stattfinde, hat man von je her gefühlt, wie die öftern Vergleichungen, welche theils vorübergehend theils umständlich genug angestellt worden, beweisen. Der Fehler, den man hierbei begangen, beruhet nur auf Folgendem.

748.

Vergleichen laſſen ſich Farbe und Ton unter einander auf keine Weiſe; aber beide laſſen ſich auf eine höhere Formel beziehen, aus einer höhern Formel beide, jedoch jedes für ſich, ableiten. Wie zwei Klüfte, die auf einem Berge entſpringen, aber unter ganz verſchiedenen Bedingungen in zwei ganz entgegengeſetzte Weltgegenden laufen, ſo daß auf dem beiderſeitigen ganzen Wege keine einzelne Stelle der andern verglichen werden kann, ſo ſind auch Farbe und Ton. Beide ſind allgemeine elementare Wirkungen, nach dem allgemeinen Geſetz des Trennens und Zuſammenſtrebens, des Auf- und Abſchwankens, des Hin- und Wiederwägens wirkend, doch nach ganz verſchiedenen Seiten, auf verſchiedene Weiſe, auf verſchiedene Zwiſchenelemente, für verſchiedene Sinne.

749.

Möchte Jemand die Art und Weiſe, wie wir die Farbenlehre an die allgemeine Naturlehre angeknüpft, recht faſſen und dasjenige, was uns entgangen und abgegangen, durch Glück und Genialität erſetzen, ſo würde die Tonlehre nach unſerer Ueberzeugung an die allgemeine Phyſik vollkommen anzuſchließen ſein, da ſie jetzt innerhalb derſelben gleichſam nur hiſtoriſch abgeſondert ſteht.

750.

Aber eben darin läge die größte Schwierigkeit, die für uns gewordene poſitive, auf ſeltſamen empiriſchen, zufälligen, mathematiſchen, äſthetiſchen, genialiſchen Wegen entſprungene Muſik zu Gunſten einer phyſikaliſchen Behandlung zu zerſtören und in ihre erſten phyſiſchen Elemente aufzulöſen. Vielleicht wäre auch hierzu auf dem Punkte, wo Wiſſenſchaft und Kunſt ſich befinden, nach ſo manchen ſchönen Vorarbeiten Zeit und Gelegenheit.

Schlußbetrachtung über Sprache und Terminologie.

751.

Man bedenkt niemals genug, daß eine Sprache eigentlich nur ſymboliſch, nur bildlich ſei und die Gegenſtände niemals unmittelbar, ſondern nur im Widerſcheine ausdrücke. Dieſes iſt beſonders der Fall, wenn von Weſen die Rede iſt, welche an die Erfahrung nur herantreten und die man mehr

Thätigkeiten als Gegenstände nennen kann, dergleichen im Reiche der Naturlehre immerfort in Bewegung sind. Sie lassen sich nicht festhalten, und doch soll man von ihnen reden; man sucht daher alle Arten von Formeln auf, um ihnen wenigstens gleichnißweise beizukommen.

752.

Metaphysische Formeln haben eine große Breite und Tiefe; jedoch sie würdig auszufüllen, wird ein reicher Gehalt erfordert, sonst bleiben sie hohl. Mathematische Formeln lassen sich in vielen Fällen sehr bequem und glücklich anwenden; aber es bleibt ihnen immer etwas Steifes und Ungelenkes, und wir fühlen bald ihre Unzulänglichkeit, weil wir, selbst in Elementarfällen, sehr früh ein Inkommensurables gewahr werden; ferner sind sie auch nur innerhalb eines gewissen Kreises besonders hiezu gebildeter Geister verständlich. Mechanische Formeln sprechen mehr zu dem gemeinen Sinn; aber sie sind auch gemeiner und behalten immer etwas Rohes. Sie verwandeln das Lebendige in ein Todtes; sie tödten das innere Leben, um von außen ein unzulängliches heranzubringen. Korpuskularformeln sind ihnen nahe verwandt; das Bewegliche wird starr durch sie, Vorstellung und Ausdruck ungeschlacht. Dagegen erscheinen die moralischen Formeln, welche freilich zartere Verhältnisse ausdrücken, als bloße Gleichnisse und verlieren sich denn auch wol zuletzt in Spiele des Witzes.

753.

Könnte man sich jedoch aller dieser Arten der Vorstellung und des Ausdrucks mit Bewußtsein bedienen und in einer mannichfaltigen Sprache seine Betrachtungen über Naturphänomene überliefern, hielte man sich von Einseitigkeit frei und faßte einen lebendigen Sinn in einen lebendigen Ausdruck, so ließe sich manches Erfreuliche mittheilen.

754.

Jedoch wie schwer ist es, das Zeichen nicht an die Stelle der Sache zu setzen, das Wesen immer lebendig vor sich zu haben und es nicht durch das Wort zu tödten! Dabei sind wir in den neuern Zeiten in eine noch größere Gefahr gerathen, indem wir aus allem Erkenn- und Sichtbaren Ausdrücke und Terminologien herübergenommen haben, um unsre An-

schauungen der einfacheren Natur auszudrücken. Astronomie, Kosmologie, Geologie, Naturgeschichte, ja Religion und Physik werden zu Hülfe gerufen, und wie oft wird nicht das Angemeine durch ein Besonderes, das Elementare durch ein Abgeleitetes mehr zugedeckt und verdunkelt als aufgehellt und näher gebracht. Wir kennen das Bedürfniß recht gut, wodurch eine solche Sprache entstanden ist und sich ausbreitet: wir wissen auch, daß sie sich in einem gewissen Sinne unentbehrlich macht; allein nur ein mäßiger anspruchsloser Gebrauch mit Ueberzeugung und Bewußtsein kann Vortheil bringen.

755.

Am Wünschenswerthesten wäre jedoch, daß man die Sprache, wodurch man die Einzelnheiten eines gewissen Kreises bezeichnen will, aus dem Kreise selbst nähme, die einfachste Erscheinung als Grundformel behandelte und die mannichfaltigern von daher ableitete und entwickelte.

756.

Die Nothwendigkeit und Schicklichkeit einer solchen Zeichensprache, wo das Grundzeichen die Erscheinung selbst ausdrückt, hat man recht gut gefühlt, indem man die Formel der Polarität, dem Magneten abgeborgt, auf Elektrizität u. s. w. hinübergeführt hat. Das Plus und Minus, was an dessen Stelle gesetzt werden kann, hat bei so vielen Phänomenen eine schickliche Anwendung gefunden; ja, der Tonkünstler ist, wahrscheinlich ohne sich um jene andern Fächer zu bekümmern, durch die Natur veranlaßt worden, die Hauptdifferenz der Tonarten durch Majeur und Mineur auszudrücken.

757.

So haben auch wir seit langer Zeit den Ausdruck der Polarität in die Farbenlehre einzuführen gewünscht; mit welchem Rechte und in welchem Sinne, mag die gegenwärtige Arbeit ausweisen. Vielleicht finden wir künftig Raum, durch eine solche Behandlung und Symbolik, welche ihr Anschauen jederzeit mit sich führen müßte, die elementaren Naturphänomene nach unsrer Weise an einander zu knüpfen und dadurch dasjenige deutlicher zu machen, was hier nur im Allgemeinen und vielleicht nicht bestimmt genug ausgesprochen worden.

Sechste Abtheilung.

Sinnlich-sittliche Wirkung der Farbe.

758.

Da die Farbe in der Reihe der uranfänglichen Naturerscheinungen einen so hohen Platz behauptet, indem sie den ihr angewiesenen einfachen Kreis mit entschiedener Mannichfaltigkeit ausfüllt, so werden wir uns nicht wundern, wenn wir erfahren, daß sie auf den Sinn des Auges, dem sie vorzüglich zugeeignet ist, und durch dessen Vermittelung auf das Gemüth in ihren allgemeinsten elementaren Erscheinungen, ohne Bezug auf Beschaffenheit oder Form eines Materiels, an dessen Oberfläche wir sie gewahr werden, einzeln eine specifische, in Zusammenstellung eine theils harmonische theils charakteristische, oft auch unharmonische, immer aber eine entschiedene und bedeutende Wirkung hervorbringe, die sich unmittelbar an das Sittliche anschließt. Deshalb denn Farbe, als ein Element der Kunst betrachtet, zu den höchsten ästhetischen Zwecken mitwirkend genutzt werden kann.

759.

Die Menschen empfinden im Allgemeinen eine große Freude an der Farbe. Das Auge bedarf ihrer, wie es des Lichtes bedarf. Man erinnre sich der Erquickung, wenn an einem trüben Tage die Sonne auf einen einzelnen Theil der Gegend scheint und die Farben daselbst sichtbar macht. Daß man den farbigen Edelsteinen Heilkräfte zuschrieb, mag aus dem tiefen Gefühl dieses unaussprechlichen Behagens entstanden sein.

760.

Die Farben, die wir an den Körpern erblicken, sind nicht etwa dem Auge ein völlig Fremdes, wodurch es erst zu dieser Empfindung gleichsam gestempelt würde; nein, dieses Organ

ist immer in der Disposition selbst Farben hervorzubringen, und genießt einer angenehmen Empfindung, wenn etwas der eignen Natur Gemäßes ihm von außen gebracht wird, wenn seine Bestimmbarkeit nach einer gewissen Seite hin bedeutend bestimmt wird.

701.

Aus der Idee des Gegensatzes der Erscheinung, aus der Kenntniß, die wir von den besondern Bestimmungen desselben erlangt haben, können wir schließen, daß die einzelnen Farbeindrücke nicht verwechselt werden können, daß sie spezifisch wirken und entschieden spezifische Zustände in dem lebendigen Organ hervorbringen müssen.

702.

Eben auch so in dem Gemüth. Die Erfahrung lehrt uns, daß die einzelnen Farben besondre Gemüthsstimmungen geben. Von einem geistreichen Franzosen wird erzählt: Il prétendoit que son ton de conversation avec Madame étoit changé depuis qu'elle avoit changé en cramoisi le meuble de son cabinet qui étoit bleu.

703.

Diese einzelnen bedeutenden Wirkungen vollkommen zu empfinden, muß man das Auge ganz mit einer Farbe umgeben, z. B. in einem einfarbigen Zimmer sich befinden, durch ein farbiges Glas sehen. Man identifizirt sich alsdann mit der Farbe; sie stimmt Auge und Geist mit sich unisono.

704.

Die Farben von der Plusseite sind Gelb, Rothgelb (Orange), Gelbroth (Mennig, Zinnober). Sie stimmen regsam, lebhaft, strebend.

Gelb.

705.

Es ist die nächste Farbe am Licht. Sie entsteht durch die gelindeste Mäßigung desselben, es sei durch trübe Mittel

oder durch schwache Zurückwerfung von weißen Flächen. Bei den prismatischen Versuchen erstreckt sie sich allein breit in den lichten Raum und kann dort, wenn die beiden Pole noch abgesondert von einander stehen, ehe sie sich mit dem Blauen zum Grünen vermischt, in ihrer schönsten Reinheit gesehen werden. Wie das chemische Gelb sich an und über dem Weißen entwickelt, ist gehörigen Orts umständlich vorgetragen worden.

766.

Sie führt in ihrer höchsten Reinheit immer die Natur des Hellen mit sich und besitzt eine heitere, muntere, sanft reizende Eigenschaft.

767.

In diesem Grade ist sie als Umgebung, es sei als Kleid, Vorhang, Tapete, angenehm. Das Geld in seinem ganz ungemischten Zustande giebt uns, besonders wenn der Glanz hinzukommt, einen neuen und hohen Begriff von dieser Farbe, so wie ein starkes Gelb, wenn es auf glänzender Seide, z. B. auf Atlas erscheint, eine prächtige und edle Wirkung thut.

768.

So ist es der Erfahrung gemäß, daß das Gelbe einen durchaus warmen und behaglichen Eindruck mache. Daher es auch in der Malerei der beleuchteten und wirksamen Seite zukommt.

769.

Diesen erwärmenden Effekt kann man am Lebhaftesten bemerken, wenn man durch ein gelbes Glas, besonders in grauen Wintertagen, eine Landschaft ansieht. Das Auge wird erfreut, das Herz ausgedehnt, das Gemüth erheitert; eine unmittelbare Wärme scheint uns anzuwehen.

770.

Wenn nun diese Farbe, in ihrer Reinheit und hellem Zustande angenehm und erfreulich, in ihrer ganzen Kraft aber etwas Heiteres und Edles hat, so ist sie dagegen äußerst empfindlich und macht eine sehr unangenehme Wirkung, wenn sie beschmutzt oder einigermaßen ins Minus gezogen wird.

5.

Uebermacht, Ihr könnt es spüren,
Ist nicht aus der Welt zu bannen;
Mir gefällt, zu konversiren
Mit Gescheiten, mit Tyrannen.

Da die dummen Eingeengten
Immerfort am Stärksten pochten,
Und die Halben, die Beschränkten
Gar zu gern uns unterjochten,

Hab' ich mich für frei erkläret
Von den Narren, von den Weisen;
Diese bleiben ungestöret,
Jene möchten sich zerreißen;

Denken, in Gewalt und Liebe
Müßten wir zuletzt uns gatten,
Machen mir die Sonne trübe
Und erhitzen mir den Schatten.

Hafis auch und Ulrich Hutten
Mußten ganz bestimmt sich rüsten
Gegen braun' und blaue Kutten;
Meine gehn wie andre Christen.

---

5. Niedergeschrieben in Fulda den 26. Juli 1814, Abends 8 Uhr. — Eine Kriegserklärung gegen alle Halbheit und Mittelmäßigkeit. Da doch die Welt nicht ohne Tyrannen, politische oder geistige, bestehen könne, wie die Geschichte der Zeit beweise (V. 1), so ziehe er diese Mächtigen den Unterjochten vor. Die dummen Eingeengten (2. Strophe), welche gleichwol die Anmaßlichen seien (Strophe 3. V. 2), und die von den Tyrannen Bedrückten, und ebenso stehen die Halben und Beschränkten, Borurten, im Gegensatz zu den Gescheiten der 1. Strophe. Jenen Eingeengten und Beschränkten giebt der Dichter den Laufpaß (Strophe 3), mögen sie Weise sein oder Narren. Unter den Letztern sind wol wieder die Romantiker und die Anhänger der neuen Kunstrichtung, welche Goethe gern als den Übrigen betrachtet hätten, die Nazarener und poetischen Neu-Katholiken zu verstehen, wie aus der folgenden Gleichstellung mit Hafis und Hutten sich ergiebt. Vergl. die Anmerkung zu Derb und Tüchtig (I. 13), einem Gedichte, welches das Datum des vorigen trägt und auch im Inhalt und in der ganzen Tendenz mit ihm übereinstimmt. Vergl. namentlich die Mönchlein ohne Kapp' und Kutt' der 6. Strophe daselbst. Die braunen Kutten (Strophe 5) sind

So hat die Farbe des Schwefels, die ins Grüne fällt, etwas Unangenehmes.

771.

Wenn die gelbe Farbe unreinen und unedlen Oberflächen mitgetheilt wird, wie dem gemeinen Tuch, dem Alt und dergleichen, worauf sie nicht mit ganzer Energie erscheint, entsteht eine solche unangenehme Wirkung. Durch eine geringe und unmerkliche Bewegung wird der schöne Eindruck des Feuers und Goldes in die Empfindung des Kothigen verwandelt und die Farbe der Ehre und Wonne zur Farbe der Schande, des Abscheus und Mißbehagens umgekehrt. Daher mögen die gelben Hüte der Bankerottirer, die gelben Ringe auf den Mänteln der Juden entstanden sein; ja, die sogenannte Hahnreifarbe ist eigentlich nur ein schmutziges Gelb.

Rothgelb.

772.

Da sich keine Farbe als stillstehend betrachten läßt, so kann man das Gelbe sehr leicht durch Verdichtung und Verdunklung ins Röthliche steigern und erheben. Die Farbe wächst an Energie und erscheint im Rothgelben mächtiger und herrlicher.

773.

Alles, was wir vom Gelben gesagt haben, gilt auch hier, nur im höhern Grade. Das Rothgelbe giebt eigentlich dem Auge das Gefühl von Wärme und Wonne, indem es die Farbe der höhern Gluth sowie den mildern Abglanz der untergehenden Sonne repräsentirt. Deswegen ist sie auch bei Umgebungen angenehm und als Kleidung in mehr oder minderm Grade erfreulich oder herrlich. Ein kleiner Blick ins Rothe giebt dem Gelben gleich ein ander Ansehn, und wenn Engländer und Deutsche sich noch an blaßgelben hellen Lederfarben genügen lassen, so liebt der Franzose, wie Pater Castel schon bemerkt, das ins Roth gesteigerte Gelb, wie ihn überhaupt an Farben Alles freut, was sich auf der aktiven Seite befindet.

Gelbroth.

774.

Wie das reine Gelb sehr leicht in das Rothgelbe hinübergeht, so ist die Steigerung dieses letzten ins Gelbrothe nicht aufzuhalten. Das angenehme heitre Gefühl, das uns das Rothgelbe noch gewährt, steigert sich bis zum unerträglich Gewaltsamen im hohen Gelbrothen.

775.

Die aktive Seite ist hier in ihrer höchsten Energie, und es ist kein Wunder, daß energische, gesunde, rohe Menschen sich besonders an dieser Farbe erfreuen. Man hat die Neigung zu derselben bei wilden Völkern durchaus bemerkt. Und wenn Kinder, sich selbst überlassen, zu illuminiren anfangen, so werden sie Zinnober und Mennig nicht schonen.

776.

Man darf eine vollkommen gelbrothe Fläche starr ansehen, so scheint sich die Farbe wirklich ins Organ zu bohren. Sie bringt eine unglaubliche Erschütterung hervor und behält diese Wirkung bei einem ziemlichen Grade von Dunkelheit.

Die Erscheinung eines gelbrothen Tuches beunruhigt und erzürnt die Thiere. Auch habe ich gebildete Menschen gekannt, denen es unerträglich fiel, wenn ihnen an einem sonst grauen Tage Jemand im Scharlachrock begegnete.

777.

Die Farben von der Minusseite sind Blau, Rothblau, und Blaureth. Sie stimmen zu einer unruhigen, weichen und sehnenden Empfindung.

Blau.

778.

So wie Gelb immer ein Licht mit sich führt, so kann man sagen, daß Blau immer etwas Dunkles mit sich führe.

779.

Diese Farbe macht für das Auge eine sonderbare und fast unaussprechliche Wirkung. Sie ist als Farbe eine Energie;

allein sie steht auf der negativen Seite und ist in ihrer höchsten Reinheit gleichsam ein reizendes Nichts. Es ist etwas Widersprechendes von Reiz und Ruhe im Anblick.

780.

Wie wir den hohen Himmel, die fernen Berge blau sehen, so scheint eine blaue Fläche auch vor uns zurückzuweichen.

781.

Wie wir einen angenehmen Gegenstand, der vor uns flieht, gern verfolgen, so sehen wir das Blaue gern an, nicht weil es auf uns dringt, sondern weil es uns nach sich zieht.

782.

Das Blaue giebt uns ein Gefühl von Kälte, so wie es uns auch an Schatten erinnert. Wie es vom Schwarzen abgeleitet sei, ist uns bekannt.

783.

Zimmer, die rein blau austapezirt sind, erscheinen gewissermaßen weit, aber eigentlich leer und kalt.

784.

Blaues Glas zeigt die Gegenstände im traurigen Licht.

785.

Es ist nicht unangenehm, wenn das Blau einigermaßen vom Plus partizipirt. Das Meergrün ist vielmehr eine liebliche Farbe.

Rothblau.

786.

Wie wir das Gelbe sehr bald in einer Steigerung gefunden haben, so bemerken wir auch bei dem Blauen dieselbe Eigenschaft.

787.

Das Blaue steigert sich sehr sanft ins Rothe und erhält dadurch etwas Wirksames, ob es sich gleich auf der passiven

Seite befindet. Sein Reiz ist aber von ganz andrer Art als der des Rothgelben. Er belebt nicht sowol, als daß er unruhig macht.

788.

So wie die Steigerung selbst unaufhaltsam ist, so wünscht man auch mit dieser Farbe immer fortzugehen, nicht aber, wie beim Rothgelben, immer thätig vorwärts zu schreiten, sondern einen Punkt zu finden, wo man ausruhen könnte.

789.

Sehr verdünnt kennen wir die Farbe unter dem Namen Lila; aber auch so hat sie etwas Lebhaftes ohne Fröhlichkeit.

Blauroth.

790.

Jene Unruhe nimmt bei der weiterschreitenden Steigerung zu, und man kann wol behaupten, daß eine Tapete von einem ganz reinen gesättigten Blauroth eine Art von unerträglicher Gegenwart sein müsse. Deswegen es auch, wenn es als Kleidung, Band oder sonstiger Zierrath vorkommt, sehr verdünnt und hell angewendet wird, da es denn seiner bezeichneten Natur nach einen ganz besondern Reiz ausübt.

791.

Indem die hohe Geistlichkeit diese unruhige Farbe sich angeeignet hat, so dürfte man wol sagen, daß sie auf den unruhigen Staffeln einer immer vordringenden Steigerung unaufhaltsam zu dem Kardinalpurpur hinaufstrebe.

Roth.

792.

Man entferne bei dieser Benennung Alles, was im Rothen einen Eindruck von Gelb oder Blau machen könnte. Man denke sich ein ganz reines Roth, einen vollkommenen,

auf einer weißen Porzellanschale aufgetrockneten Karmin. Wir haben diese Farbe ihrer hohen Würde wegen manchmal Purpur genannt, ob wir gleich wohl wissen, daß der Purpur der Alten sich mehr nach der blauen Seite hinzog.

793.

Wer die prismatische Entstehung des Purpurs kennt, der wird nicht parador finden, wenn wir behaupten, daß diese Farbe theils actu theils potentia alle andern Farben enthalte.

794.

Wenn wir beim Gelben und Blauen eine strebende Steigerung ins Rothe gesehen und dabei unsre Gefühle bemerkt haben, so läßt sich denken, daß nun in der Vereinigung der gesteigerten Pole eine eigentliche Beruhigung, die wir eine ideale Befriedigung nennen möchten, stattfinden könne. Und so entsteht bei physischen Phänomenen diese höchste aller Farbenerscheinungen aus dem Zusammentreten zweier entgegengesetzten Enden, die sich zu einer Vereinigung nach und nach selbst vorbereitet haben.

795.

Als Pigment hingegen erscheint sie uns als ein Fertiges und als das vollkommenste Roth in der Cochenille, welches Material jedoch durch chemische Behandlung bald ins Plus bald ins Minus zu führen ist und allenfalls im besten Karmin als völlig im Gleichgewicht stehend angesehen werden kann.

796.

Die Wirkung dieser Farbe ist so einzig wie ihre Natur. Sie giebt einen Eindruck sowol von Ernst und Würde als von Huld und Anmuth. Jenes leistet sie in ihrem dunklen verdichteten, dieses in ihrem hellen verdünnten Zustande. Und so kann sich die Würde des Alters und die Liebenswürdigkeit der Jugend in eine Farbe kleiden.

797.

Von der Eifersucht der Regenten auf den Purpur erzählt uns die Geschichte Manches. Eine Umgebung von dieser Farbe ist immer ernst und prächtig.

798.

Das Purpurglas zeigt eine wohlerleuchtete Landschaft in furchtbarem Lichte. So müßte der Farbeton über Erd' und Himmel am Tage des Gerichts ausgebreitet sein.

799.

Da die beiden Materialien, deren sich die Färberei zur Hervorbringung dieser Farbe vorzüglich bedient, der Kermes und die Cochenille, sich mehr oder weniger zum Plus und Minus neigen, auch sich durch Behandlung mit Säuren und Alkalien herüber- und hinüberführen lassen, so ist zu bemerken, daß die Franzosen sich auf der wirksamen Seite halten, wie der französische Scharlach zeigt, welcher ins Gelbe zieht, die Italiener hingegen auf der passiven Seite verharren, so daß ihr Scharlach eine Ahnung von Blau behält.

800.

Durch eine ähnliche alkalische Behandlung entsteht das Karmesin, eine Farbe, die den Franzosen sehr verhaßt sein muß, da sie die Ausdrücke sot en cramoisi, méchant en cramoisi als das Aeußerste des Abgeschmackten und Bösen bezeichnen.

Grün.

801.

Wenn man Gelb und Blau, welche wir als die ersten und einfachsten Farben ansehen, gleich bei ihrem ersten Erscheinen, auf der ersten Stufe ihrer Wirkung zusammenbringt, so entsteht diejenige Farbe, welche wir Grün nennen.

802.

Unser Auge findet in derselben eine reale Befriedigung. Wenn beide Mutterfarben sich in der Mischung genau das Gleichgewicht halten, dergestalt, daß keine vor der andern bemerklich ist, so ruht das Auge und das Gemüth auf diesem Gemischten wie auf einem Einfachen. Man will nicht weiter, und man kann nicht weiter. Deswegen für Zimmer, in denen man sich immer befindet, die grüne Farbe zur Tapete meist gewählt wird.

Totalität und Harmonie.

803.

Wir haben bisher zum Behuf unsres Vortrages angenommen, daß das Auge genöthigt werden könne, sich mit irgend einer einzelnen Farbe zu identifiziren; allein dies möchte wol nur auf einen Augenblick möglich sein.

804.

Denn wenn wir uns von einer Farbe umgeben sehen, welche die Empfindung ihrer Eigenschaft in unserm Auge erregt und uns durch ihre Gegenwart nöthigt, mit ihr in einem identischen Zustande zu verharren, so ist es eine gezwungene Lage, in welcher das Organ ungern verweilt.

805.

Wenn das Auge die Farbe erblickt, so wird es gleich in Thätigkeit gesetzt, und es ist seiner Natur gemäß, auf der Stelle eine andre so unbewußt als nothwendig hervorzubringen, welche mit der gegebenen die Totalität des ganzen Farbenkreises enthält. Eine einzelne Farbe erregt in dem Auge durch eine spezifische Empfindung das Streben nach Allgemeinheit.

806.

Um nun diese Totalität gewahr zu werden, um sich selbst zu befriedigen, sucht es neben jedem farbigen Raum einen farblosen, um die geforderte Farbe an demselben hervorzubringen.

807.

Hier liegt also das Grundgesetz aller Harmonie der Farben, wovon sich Jeder durch eigene Erfahrung überzeugen kann, indem er sich mit den Versuchen, die wir in der Abtheilung der physiologischen Farben angezeigt, genau bekannt macht.

808.

Wird nun die Farbentotalität von außen dem Auge als Objekt gebracht, so ist sie ihm erfreulich, weil ihm die Summe seiner eignen Thätigkeit als Realität entgegenkommt. Es sei also zuerst von diesen harmonischen Zusammenstellungen die Rede.

809.

Um sich davon auf das Leichteste zu unterrichten, denke man sich in dem von uns angegebenen Farbenkreise einen beweglichen Diameter und führe denselben im ganzen Kreise herum, so werden die beiden Enden nach und nach die sich fordernden Farben bezeichnen, welche sich denn freilich zuletzt auf drei einfache Gegensätze zurückführen lassen.

810.

Gelb fordert Rothblau,
Blau fordert Rothgelb,
Purpur fordert Grün,

und umgekehrt.

811.

Wie der von uns supponirte Zeiger von der Mitte der von uns naturmäßig geordneten Farben wegrückt, ebenso rückt er mit dem andern Ende in der entgegengesetzten Abstufung weiter, und es läßt sich durch eine solche Vorrichtung zu einer jeden fordernden Farbe die geforderte bequem bezeichnen. Sich hiezu einen Farbenkreis zu bilden, der nicht wie der unsre abgesetzt, sondern in einem stetigen Fortschritte die Farben und ihre Uebergänge zeigte, würde nicht unnütz sein; denn wir stehen hier auf einem sehr wichtigen Punkt, der alle unsre Aufmerksamkeit verdient.

812.

Würden wir vorher bei dem Beschauen einzelner Farben gewissermaßen pathologisch affizirt, indem wir zu einzelnen Empfindungen fortgerissen, uns bald lebhaft und strebend, bald weich und schmelzend, bald zum Edlen emporgehoben, bald zum Gemeinen herabgezogen fühlten, so führt uns das Bedürfniß nach Totalität, welches unserm Organ eingeboren ist, aus dieser Beschränkung heraus; es setzt sich selbst in Freiheit, indem es den Gegensatz des ihm aufgedrungenen Einzelnen und somit eine befriedigende Ganzheit hervorbringt.

813.

So einfach also diese eigentlich harmonischen Gegensätze sind, welche uns in dem einen Kreise gegeben werden, so wichtig ist der Wink, daß uns die Natur durch Totalität zur

Freiheit heraufzuheben angelegt ist und daß wir diesmal eine Naturerscheinung zum ästhetischen Gebrauch unmittelbar überliefert erhalten.

814.

Indem wir also aussprechen können, daß der Farbenkreis, wie wir ihn angegeben, auch schon dem Triff nach eine angenehme Empfindung hervorbringe, ist es der Ort, zu gedenken, daß man bisher den Regenbogen mit Unrecht als ein Beispiel der Farbentotalität angenommen; denn es fehlt demselben die Hauptfarbe, das reine Roth, der Purpur, welcher nicht entstehen kann, da sich bei dieser Erscheinung so wenig als bei dem hergebrachten prismatischen Bilde das Gelbroth und Blauroth zu erreichen vermögen.

815.

Ueberhaupt zeigt uns die Natur kein allgemeines Phänomen, wo die Farbentotalität völlig beisammen wäre. Durch Versuche läßt sich ein solches in seiner vollkommnen Schönheit hervorbringen. Wie sich aber die völlige Erscheinung im Kreise zusammenstellt, machen wir uns am Besten durch Pigmente auf Papier begreiflich, bis wir, bei natürlichen Anlagen und nach mancher Erfahrung und Uebung, uns endlich von der Idee dieser Harmonie völlig penetrirt und sie uns im Geiste gegenwärtig fühlen.

Charakteristische Zusammenstellungen.

816.

Außer diesen rein harmonischen, aus sich selbst entspringenden Zusammenstellungen, welche immer Totalität mit sich führen, giebt es noch andre, welche durch Willkür hervorgebracht werden, und die wir dadurch am Leichtesten bezeichnen, daß sie in unserm Farbenkreise nicht nach Diametern, sondern nach Chorden aufzufinden sind, und zwar zuerst dergestalt, daß eine Mittelfarbe übersprungen wird.

817.

Wir nennen diese Zusammenstellungen charakteristisch, weil sie sämptlich etwas Bedeutendes haben, das sich uns

mit einem gewissen Ausdruck aufdringt, aber uns nicht befriedigt, indem jedes Charakteristische nur dadurch entsteht, daß es als ein Theil aus einem Ganzen heraustritt, mit welchem es ein Verhältniß hat, ohne sich darin aufzulösen.

818.

Da wir die Farben in ihrer Entstehung sowie deren harmonische Verhältnisse kennen, so läßt sich erwarten, daß auch die Charaktere der willkürlichen Zusammenstellungen von der verschiedensten Bedeutung sein werden. Wir wollen sie einzeln durchgehen.

Gelb und Blau.

819.

Dieses ist die einfachste von solchen Zusammenstellungen. Man kann sagen, es sei zu wenig in ihr; denn da ihr jede Spur von Roth fehlt, so geht ihr zu viel von der Totalität ab. In diesem Sinne kann man sie arm und, da die beiden Pole auf ihrer niedrigsten Stufe stehn, gemein nennen. Doch hat sie den Vortheil, daß sie zunächst am Grünen und also an der realen Befriedigung steht.

Gelb und Purpur.

820.

Hat etwas Einseitiges, aber Heiteres und Prächtiges. Man sieht die beiden Enden der thätigen Seite neben einander, ohne daß das stetige Werden ausgedrückt sei.

Da man aus ihrer Mischung durch Pigmente das Gelbrothe erwarten kann, so stehn sie gewissermaßen anstatt dieser Farbe.

Blau und Purpur.

821.

Die beiden Enden der passiven Seite mit dem Uebergewicht des obern Endes nach dem aktiven zu. Da durch Mischung beider das Blaurothe entsteht, so wird der Effekt dieser Zusammenstellung sich auch gedachter Farbe nähern.

„Aber nenn uns doch die Feinde!"
Niemand soll sie unterscheiden;
Denn ich hab' in der Gemeinde
Schon genug daran zu leiden.

6.

Mich nach- und umzubilden, mißzubilden,
Versuchten sie seit vollen funfzig Jahren;
Ich dächte doch, da konntest Du erfahren,
Was an Dir sei in Vaterlands Gefilden.
Du hast getollt zu Deiner Zeit mit wilden,
Dämonisch-genialen jungen Schaaren,
Dann sachte schlossest Du von Jahr zu Jahren
Dich näher an die Weisen, Göttlich-Milden.

7.

Wenn Du auf dem Guten ruhst,
Nimmer werd' ich's tadeln;
Wenn Du gar das Gute thust,
Sieh, das soll Dich adeln!

---

die deutschen Mönche, die Gegner Hutten's, die blauen die Gegner des Haß, die Scheiche und Derwische mit blauem Ordenskleide, entgegengesetzt den Rothen, welchen Haß, obgleich selbst ein Blauer, sich lieber zurechnete (s. Hammer's Haß, I. 272. Note). Dazu Haß' Verse:

„Mein rosenfarbner Aster hab
Den blauen die Erlaubniß nicht" (Buchst. Dal. LIX),

und:

„Reiche das Glas und schenke den Wein,
Die bläuliche Kutte hinweg!" (Buchst. Elif. V.)

6. Erst aus dem Nachlasse 1837 in den Divan eingefügt, wol aus dem Anfang der zwanziger Jahre. — Der Dichter lernte sich selbst kennen aus der Gegenwirkung des Publikums. Die vier Schlußverse überblicken auf Grund dieser Erkenntniß den zurückgelegten Weg von dem Sturm und Drang bis zum Divan, dem vorliegenden Werke. — Das Göttlich im letzten Verse ist eine Steigerung des Dämonischen im drittletzten. — Vergl. die Zahmen Xenien „Lasset walten ꝛc." und „Seit sechzig Jahren ꝛc." (Werke, II. 360. 1. und 353. 5).

7. Dies Gedicht ist Fulda den 26. Juli 1814, 9 Uhr, datirt. — Es ist, wie die gleichgetönten 1. 15 („Grad und frei wie ich") und Nr. 8 dieses Buchs („Hab' ich mich für frei erkläret"), die Unabhängigkeits-Erklärung des auf der Hegire begriffenen Dichters („Leb' ich frei — Strophe 1). — Die 1. und 2. Strophe erklärt am Besten das Distichon:

Gelbroth und Blauroth.

822.

Haben zusammengestellt als die geſteigerten Enden der beiden Seiten etwas Erregendes, Hohes. Sie geben uns die Vorahnung des Purpurs, der bei phyſikaliſchen Verſuchen aus ihrer Vereinigung entſteht.

823.

Dieſe vier Zuſammenſtellungen haben alſo das Gemeinſame, daß ſie, vermiſcht die Zwiſchenfarben unſeres Farbenkreiſes hervorbringen würden, wie ſie auch ſchon thun, wenn die Zuſammenſtellung aus kleinen Theilen beſteht und aus der Ferne betrachtet wird. Eine Fläche mit ſchmalen blau und gelben Streifen erſcheint in einiger Entfernung grün.

824.

Wenn nun aber das Auge Blau und Gelb neben einander ſieht, ſo befindet es ſich in der ſonderbaren Bemühung, immer Grün hervorbringen zu wollen, ohne damit zu Stande zu kommen und ohne alſo im Einzelnen Ruhe oder im Ganzen Gefühl der Totalität bewirken zu können.

825.

Man ſieht alſo, daß wir nicht mit Unrecht dieſe Zuſammenſtellungen charakteriſtiſch genannt haben, ſo wie denn auch der Charakter einer jeden ſich auf den Charakter der einzelnen Farben, woraus ſie zuſammengeſtellt iſt, beziehen muß.

Charakterloſe Zuſammenſtellungen.

826.

Wir wenden uns nun zu der letzten Art der Zuſammenſtellungen, welche ſich aus dem Kreiſe leicht herausfinden laſſen. Es ſind nämlich diejenigen, welche durch kleinere Chorden angedeutet werden, wenn man nicht eine ganze Mittelfarbe, ſondern nur den Uebergang aus einer in die andere überſpringt.

827.

Man kann diese Zusammenstellungen wol die charakterlosen nennen, indem sie zu nahe an einander liegen, als daß ihr Eindruck bedeutsam werden könnte. Doch behaupten die meisten immer noch ein gewisses Recht, da sie ein Fortschreiten andeuten, dessen Verhältniß aber kaum fühlbar werden kann.

828.

So drücken Gelb und Gelbroth, Gelbroth und Purpur, Blau und Blauroth, Blauroth und Purpur die nächsten Stufen der Steigerung und Culmination aus und können in gewissen Verhältnissen der Massen keine üble Wirkung thun.

829.

Gelb und Grün hat immer etwas Gemein-Heiteres, Blau und Grün aber immer etwas Gemein-Widerliches, deswegen unsre guten Vorfahren diese letzte Zusammenstellung auch Narrenfarbe genannt haben.

Bezug der Zusammenstellungen zu Hell und Dunkel.

830.

Diese Zusammenstellungen können sehr vermannichfaltigt werden, indem man beide Farben hell, beide Farben dunkel, eine Farbe hell, die andre dunkel zusammenbringen kann, wobei jedoch, was im Allgemeinen gegolten hat, in jedem besondern Falle gelten muß. Von dem unendlich Mannichfaltigen, was dabei stattfindet, erwähnen wir nur Folgendes.

831.

Die aktive Seite mit dem Schwarzen zusammengestellt, gewinnt an Energie, die passive verliert. Die aktive mit dem Weißen und Hellen zusammengebracht, verliert an Kraft, die passive gewinnt an Heiterkeit. Purpur und Grün mit Schwarz sieht dunkel und düster, mit Weiß hingegen erfreulich aus.

832.

Hierzu kommt nun noch, daß alle Farben mehr oder weniger beschmutzt, bis auf einen gewissen Grad unkenntlich

gemacht und ſo theils unter ſich ſelbſt theils mit reinen Farben zuſammengeſtellt werden können, wodurch zwar die Verhältniſſe unendlich variirt werden, wobei aber doch Alles gilt, was von dem Reinen gegolten hat.

Hiſtoriſche Betrachtungen.

833.

Wenn in dem Vorhergehenden die Grundſätze der Farbenharmonie vorgetragen worden, ſo wird es nicht zweckwidrig ſein, wenn wir das dort Ausgeſprochene in Verbindung mit Erfahrungen und Beiſpielen nochmals wiederholen.

834.

Jene Grundſätze waren aus der menſchlichen Natur und aus den anerkannten Verhältniſſen der Farbenerſcheinungen abgeleitet. In der Erfahrung begegnet uns Manches, was jenen Grundſätzen gemäß, Manches, was ihnen widerſprechend iſt.

835.

Naturmenſchen, rohe Völker, Kinder haben große Neigung zur Farbe in ihrer höchſten Energie und alſo beſonders zu dem Gelbrothen. Sie haben auch eine Neigung zum Bunten. Das Bunte aber entſteht, wenn die Farben in ihrer höchſten Energie ohne harmoniſches Gleichgewicht zuſammengeſtellt worden. Findet ſich aber dieſes Gleichgewicht durch Inſtinkt oder zufällig beobachtet, ſo entſteht eine angenehme Wirkung. Ich erinnere mich, daß ein heſſiſcher Offizier, der aus Amerika kam, ſein Geſicht nach Art der Wilden mit reinen Farben bemalte, wodurch eine Art von Totalität entſtand, die keine unangenehme Wirkung that.

836.

Die Völker des ſüdlichen Europa's tragen zu Kleidern ſehr lebhafte Farben. Die Seidenwaaren, welche ſie leichten Kaufs haben, begünſtigen dieſe Neigung. Auch ſind beſonders die Frauen mit ihren lebhafteſten Miedern und Bändern immer mit der Gegend in Harmonie, indem ſie nicht

im Stande sind, den Glanz des Himmels und der Erde zu überscheinen.

837.

Die Geschichte der Färberei belehrt uns, daß bei den Trachten der Nationen gewisse technische Bequemlichkeiten und Vortheile sehr großen Einfluß hatten. So sieht man die Deutschen viel in Blau gehen, weil es eine dauerhafte Farbe des Tuches ist, auch in manchen Gegenden alle Landleute in grünem Zwillich, weil dieser gedachte Farbe gut annimmt. Möchte ein Reisender hierauf achten, so würden ihm bald angenehme und lehrreiche Beobachtungen gelingen.

838.

Farben, wie sie Stimmungen hervorbringen, fügen sich auch zu Stimmungen und Zuständen. Lebhafte Nationen, z. B. die Franzosen, lieben die gesteigerten Farben, besonders der aktiven Seite; gemäßigte, als Engländer und Deutsche, das Stroh- oder Ledergelb, wozu sie Dunkelblau tragen. Nach Würde strebende Nationen, als Italiener und Spanier, ziehen die rothe Farbe ihrer Mäntel auf die passive Seite hinüber.

839.

Man bezieht bei Kleidungen den Charakter der Farbe auf den Charakter der Person. So kann man das Verhältniß der einzelnen Farben und Zusammenstellungen zu Gesichtsfarbe, Alter und Stand beobachten.

840.

Die weibliche Jugend hält auf Rosenfarb und Meergrün, das Alter auf Violet und Dunkelgrün. Die Blondine hat zu Violet und Hellgelb, die Brünette zu Blau und Gelbroth Neigung, und sämmtlich mit Recht.

Die römischen Kaiser waren auf den Purpur höchst eifersüchtig. Die Kleidung des chinesischen Kaisers ist Orange mit Purpur gestickt. Zitronengelb dürfen auch seine Bedienten und die Geistlichen tragen.

841.

Gebildete Menschen haben einige Abneigung vor Farben. Es kann dieser theils aus Schwäche des Organs theils aus

Unsicherheit des Geschmacks geschehen, die sich gern in das völlige Nichts flüchtet. Die Frauen gehen nunmehr fast durchgängig weiß und die Männer schwarz.

842.

Ueberhaupt aber steht hier eine Beobachtung nicht am unrechten Platze, daß der Mensch, so gern er sich auszeichnet, sich auch ebenso gern unter Seinesgleichen verlieren mag.

843.

Die schwarze Farbe sollte den Venezianischen Edelmann an eine republikanische Gleichheit erinnern.

844.

Inwiefern der trübe nordische Himmel die Farben nach und nach vertrieben hat, ließe sich vielleicht auch noch untersuchen.

845.

Man ist freilich bei dem Gebrauch der ganzen Farben sehr eingeschränkt, dahingegen die beschmutzten, getödteten, sogenannten Modefarben unendlich viele abweichende Grade und Schattirungen zeigen, wovon die meisten nicht ohne Anmuth sind.

846.

Zu bemerken ist noch, daß die Frauenzimmer bei ganzen Farben in Gefahr kommen, eine nicht ganz lebhafte Gesichtsfarbe noch unscheinbarer zu machen, wie sie denn überhaupt genöthigt sind, sobald sie einer glänzenden Umgebung das Gleichgewicht halten sollen, ihre Gesichtsfarbe durch Schminke zu erhöhen.

847.

Hier wäre nun noch eine artige Arbeit zu machen übrig, nämlich eine Beurtheilung der Uniformen, Livreen, Lokarden und andrer Abzeichen nach den oben aufgestellten Grundsätzen. Man könnte im Allgemeinen sagen, daß solche Kleidungen oder Abzeichen keine harmonischen Farben haben dürfen. Die Uniformen sollten Charakter und Würde haben; die Livreen können gemein und ins Auge fallend sein. An Beispielen von guter und schlechter Art würde es nicht fehlen, da der Farbenkreis eng und schon oft genug durchprobirt worden ist.

Aesthetische Wirkung.

848.

Aus der sinnlichen und sittlichen Wirkung der Farben sowol einzeln als in Zusammenstellung, wie wir sie bisher vorgetragen haben, wird nun für den Künstler die ästhetische Wirkung abgeleitet. Wir wollen auch darüber die nöthigsten Winke geben, wenn wir vorher die allgemeine Bedingung malerischer Darstellung, Licht und Schatten, abgehandelt, woran sich die Farbenerscheinung unmittelbar anschließt.

Helldunkel.

849.

Das Helldunkel, clair-obscur, nennen wir die Erscheinung körperlicher Gegenstände, wenn an denselben nur die Wirkung des Lichtes und Schattens betrachtet wird.

850.

Im engern Sinne wird auch manchmal eine Schattenpartie, welche durch Reflexe beleuchtet wird, so genannt; doch wir brauchen hier das Wort in seinem ersten, allgemeinern Sinne.

851.

Die Trennung des Helldunkels von aller Farbenerscheinung ist möglich und nöthig. Der Künstler wird das Räthsel der Darstellung eher lösen, wenn er sich zuerst das Helldunkel unabhängig von Farben denkt und dasselbe in seinem ganzen Umfange kennen lernt.

852.

Das Helldunkel macht den Körper als Körper erscheinen, indem uns Licht und Schatten von der Dichtigkeit belehrt.

853.

Es kommt dabei in Betracht das höchste Licht, die Mittelinte, der Schatten und bei dem letzten wieder der eigene Schatten des Körpers, der auf andre Körper geworfene Schatten, der erhellte Schatten oder Reflex.

854.

Zum natürlichsten Beispiel für das Helldunkel wäre die Kugel günstig, um sich einen allgemeinen Begriff zu bilden, aber nicht hinlänglich zum ästhetischen Gebrauch. Die verfließende Einheit einer solchen Rundung führt zum Nebulistischen. Um Kunstwirkungen zu erwecken, müssen an ihr Flächen hervorgebracht werden, damit die Theile der Schatten- und Lichtseite sich mehr in sich selbst absondern.

855.

Die Italiener nennen dieses il piazzoso: man könnte es im Deutschen das Flächenhafte nennen. Wenn nun also die Kugel ein vollkommenes Beispiel des natürlichen Helldunkels wäre, so würde ein Vieleck ein Beispiel des künstlichen sein, wo alle Arten von Lichtern, Halblichtern, Schatten und Reflexen bemerklich wären.

856.

Die Traube ist als ein gutes Beispiel eines malerischen Ganzen im Helldunkel anerkannt, um so mehr als sie ihrer Form nach eine vorzügliche Gruppe darzustellen im Stande ist; aber sie ist blos für den Meister tauglich, der das, was er auszuüben versteht, in ihr zu sehen weiß.

857.

Um den ersten Begriff faßlich zu machen, der selbst von einem Vieleck immer noch schwer zu abstrahiren ist, schlagen wir einen Kubus vor, dessen drei gesehene Seiten das Licht, die Mittelstinte und den Schatten abgesondert neben einander vorstellen.

858.

Jedoch um zum Helldunkel einer zusammengesetztern Figur überzugehen, wählen wir das Beispiel eines aufgeschlagenen Buches, welches uns einer größern Mannichfaltigkeit näher bringt.

859.

Die antiken Statuen aus der schönen Zeit findet man zu solchen Wirkungen höchst zweckmäßig gearbeitet. Die Lichtpartien sind einfach behandelt, die Schattenseiten desto mehr

unterbrochen, damit sie für mannichfaltige Reflexe empfänglich würden, wobei man sich des Beispiels vom Vieleck erinnern kann.

860.

Beispiele antiker Malerei geben hierzu die Herkulanischen Gemälde und die Aldobrandinische Hochzeit.

861.

Moderne Beispiele finden sich in einzelnen Figuren Raphael's, an ganzen Gemälden Correggio's, der niederländischen Schule, besonders des Rubens.

Streben zur Farbe.

862.

Ein Kunstwerk schwarz und weiß kann in der Malerei selten vorkommen. Einige Arbeiten von Polydor geben uns davon Beispiele, so wie unsre Kupferstiche und geschabten Blätter. Diese Arten, insofern sie sich mit Formen und Haltung beschäftigen, sind schätzenswerth; allein sie haben wenig Gefälliges fürs Auge, indem sie nur durch eine gewaltsame Abstraktion entstehen.

863.

Wenn sich der Künstler seinem Gefühl überläßt, so meldet sich etwas Farbiges gleich. Sobald das Schwarze ins Blauliche fällt, entsteht eine Forderung des Gelben, das denn der Künstler instinktmäßig vertheilt und theils rein in den Lichtern theils gerötet und beschmutzt als Braun in den Reflexen zu Belebung des Ganzen anbringt, wie es ihm am räthlichsten zu sein scheint.

864.

Alle Arten von Camayen oder Farb' in Farbe laufen doch am Ende dahin hinaus, daß ein geforderter Gegensatz oder irgend eine fertige Wirkung angebracht wird. So hat Polydor in seinen schwarz und weißen Freskogemälden ein gelbes Gefäß oder sonst etwas der Art eingeführt.

865.

Ueberhaupt streben die Menschen in der Kunst instinktmäßig jederzeit nach Farbe. Man darf nur täglich beobachten, wie Zeichenlustige von Tische oder schwarzer Kreide auf weiß Papier zu farbigem Papier sich steigern, dann verschiedene Kreiden anwenden und endlich ins Pastell übergehen. Man sah in unsern Zeiten Gesichter mit Silberfilz gezeichnet, durch rothe Backchen belebt und mit farbigen Kleidern angethan, ja Silhouetten in bunten Uniformen. Paolo Uccello malte farbige Landschaften zu farblosen Figuren.

866.

Selbst die Bildhauerei der Alten konnte diesem Trieb nicht widerstehen. Die Aegypter strichen ihre Basreliefs an. Den Statuen gab man Augen von farbigen Steinen. Zu marmornen Köpfen und Extremitäten fügte man porphyrne Gewänder, so wie man bunte Kalkfinter zum Sturze der Brustbilder nahm. Die Jesuiten verfehlten nicht, ihren heiligen Aloysius in Rom auf diese Weise zusammenzusetzen, und die neuste Bildhauerei unterscheidet das Fleisch durch eine Tinktur von den Gewändern.

Haltung.

867.

Wenn die Linearperspektive die Abstufung der Gegenstände in scheinbarer Größe durch Entfernung zeigt, so läßt uns die Luftperspektive die Abstufung der Gegenstände in mehr oder minderer Deutlichkeit durch Entfernung sehen.

868.

Ob wir zwar entfernte Gegenstände nach der Natur unsres Auges nicht so deutlich sehen als nähere, so ruht doch die Luftperspektive eigentlich auf dem wichtigen Satz, daß alle durchsichtigen Mittel einigermaßen trübe sind.

869.

Die Atmosphäre ist also immer mehr oder weniger trüb. Besonders zeigt sie diese Eigenschaft in den südlichen Gegenden bei hohem Barometerstand, trocknet Wetter und wolken-

losem Himmel, wo man eine sehr merkliche Abstufung wenig auseinanderstehender Gegenstände beobachten kann.

870.

Im Allgemeinen ist diese Erscheinung Jedermann bekannt; der Maler hingegen sieht die Abstufung bei den geringsten Abständen oder glaubt sie zu sehen. Er stellt sie praktisch dar, indem er die Theile eines Körpers, z. B. eines völlig vorwärts gekehrten Gesichtes, von einander abstuft. Hiebei behauptet Beleuchtung ihre Rechte. Diese kommt von der Seite in Betracht, so wie die Haltung von vorn nach der Tiefe zu.

Kolorit.

871.

Indem wir nunmehr zur Farbengebung übergehen, setzen wir voraus, daß der Maler überhaupt mit dem Entwurf unserer Farbenlehre bekannt sei und sich gewisse Kapitel und Rubriken, die ihn vorzüglich berühren, wohl zu eigen gemacht habe; denn so wird er sich im Stande befinden, das Theoretische sowol als das Praktische im Erkennen der Natur und im Anwenden auf die Kunst mit Leichtigkeit zu behandeln.

Kolorit des Orts.

872.

Die erste Erscheinung des Kolorits tritt in der Natur gleich mit der Haltung ein; denn die Luftperspective beruht auf der Lehre von den trüben Mitteln. Wir sehen den Himmel, die entfernten Gegenstände, ja die nahen Schatten blau. Zugleich erscheint uns das Leuchtende und Beleuchtete stufenweise gelb bis zur Purpurfarbe. In manchen Fällen tritt sogleich die physiologische Forderung der Farben ein, und eine ganz farblose Landschaft wird durch diese mit und gegen einander wirkenden Bestimmungen vor unserm Auge völlig farbig erscheinen.

Hast Du aber Deinen Zaun
Um Dein Gut gezogen,
Leb' ich frei und lebe traun
Keineswegs betrogen.

Denn die Menschen, sie sind gut,
Würden besser bleiben,
Sollte nicht, wie's Einer thut,
Auch der Andre treiben.
Auf dem Weg, da ist's ein Wort,
Niemand wird's verdammen:
Wollen wir an einen Ort,
Nun, wir gehn zusammen!

Vieles wird sich da und hie
Uns entgegenstellen;
In der Liebe mag man nie
Helfer und Gesellen;
Geld und Ehre hätte man
Gern allein zur Spende;
Und der Wein, der treue Mann,
Der entzweit am Ende.

Hat doch über solches Zeug
Hafis auch gesprochen,
Ueber manchen dummen Streich
Sich den Kopf zerbrochen;
Und ich seh' nicht, was es frommt,
Aus der Welt zu laufen,
Magst Du, wenn's zum Schlimmsten kommt,
Aus einmal Dich raufen!

„Dieser ist mir der Freund, der mit mir Strebendem wandelt;
Läßt er zum Sitzen mich ein, stehl' ich für heute mich weg."
(Werke, II. 171. Nr. 57.)

Düntzer vermeist zu Strophe 3, V. 2 und 3, auf die Z. Xenie: Liebe leidet nicht Gesellen (II. 346. 1), und auf Tasso (13. 171). — Die Xur in Nr. 17 dieses Buchs ist noch drastischer als in unserm Schlußverse das Ausraufen der Haare. Tappius (Germ. Adag., 1545. Nr. 339) führt die Redensart an: „Entlauf Dir doch selbst nit!"

Kolorit der Gegenſtände.

873.

Lokalfarben ſind die allgemeinen Elementarfarben, aber nach den Eigenſchaften der Körper und ihrer Oberflächen, an denen wir ſie gewahr werden, ſpezifizirt. Dieſe Spezifikation geht bis ins Unendliche.

874.

Es iſt ein großer Unterſchied, ob man gefärbte Seide oder Wolle vor ſich hat. Jede Art des Bereitens und Webens bringt ſchon Abweichungen hervor. Rauhigkeit, Glatte, Glanz kommen in Betrachtung.

875.

Es iſt daher ein der Kunſt ſehr ſchädliches Vorurtheil, daß der gute Maler keine Rückſicht auf den Stoff der Gewänder nehmen, ſondern nur immer gleichſam abſtrakte Falten malen müſſe. Wird nicht hierdurch alle charakteriſtiſche Abwechslung aufgehoben, und iſt das Porträt von Leo X. deshalb weniger trefflich, weil auf dieſem Bilde Sammt, Atlas und Mohr neben einander nachgeahmt ward?

876.

Bei Naturprodukten erſcheinen die Farben mehr oder weniger modifizirt, ſpezifizirt, ja individualiſirt, welches bei Steinen und Pflanzen, bei den Federn der Vögel und den Haaren der Thiere wohl zu beobachten iſt.

877.

Die Hauptkunſt des Malers bleibt immer, daß er die Gegenwart des beſtimmten Stoffes nachahme und das Allgemeine, Elementare der Farbenerſcheinung zerſtöre. Die höchſte Schwierigkeit findet ſich hier bei der Oberfläche des menſchlichen Körpers.

878.

Das Fleiſch ſteht im Ganzen auf der aktiven Seite; doch ſpielt das Blauliche der paſſiven auch mit herein. Die Farbe iſt durchaus ihrem elementaren Zuſtande entrückt und durch Organiſation neutraliſirt.

879.

Das Kolorit des Ortes und das Kolorit der Gegenstände in Harmonie zu bringen, wird nach Betrachtung dessen, was von uns in der Farbenlehre abgehandelt worden, dem geistreichen Künstler leichter werden, als bisher der Fall war, und er wird im Stande sein, unendlich schöne, mannichfaltige und zugleich wahre Erscheinungen darzustellen.

Charakteristisches Kolorit.

880.

Die Zusammenstellung farbiger Gegenstände sowol als die Färbung des Raums, in welchem sie enthalten sind, soll nach Zwecken geschehen, welche der Künstler sich vorsetzt. Hiezu ist besonders die Kenntniß der Wirkung der Farben auf Empfindung sowol im Einzelnen als in Zusammenstellung nöthig. Deshalb sich denn der Maler von dem allgemeinen Qualitäten sowol als von den besondern Gegensätzen penetriren soll, wie er denn überhaupt wohl inne haben müßte, was wir von den Eigenschaften der Farben gesagt haben.

881.

Das Charakteristische kann unter drei Hauptrubriken begriffen werden, die wir einstweilen durch das Mächtige, das Sanfte und das Glänzende bezeichnen wollen.

882.

Das erste wird durch das Uebergewicht der aktiven, das zweite durch das Uebergewicht der passiven Seite, das dritte durch Totalität und Darstellung des ganzen Farbenkreises im Gleichgewicht hervorgebracht.

883.

Der mächtige Effekt wird erreicht durch Gelb, Gelbroth und Purpur, welche letzte Farbe auch noch auf der Blauseite zu halten ist. Wenig Violet und Blau, noch weniger Grün ist anzubringen. Der sanfte Effekt wird durch Blau, Violet und Purpur, welcher jedoch auf die Rothseite zu führen ist, hervorgebracht. Wenig Gelb und Gelbroth, aber viel Grün kann stattfinden.

884.

Wenn man also diese beiden Effekte in ihrer vollen Bedeutung hervorbringen will, so kann man die geforderten Farben bis auf ein Minimum ausschließen und nur so viel von ihnen sehen lassen, als eine Ahnung der Totalität unweigerlich zu verlangen scheint.

Harmonisches Kolorit.

885.

Obgleich die beiden charakteristischen Bestimmungen nach der eben angezeigten Weise auch gewissermaßen harmonisch genannt werden können, so entsteht doch die eigentliche harmonische Wirkung nur alsdann, wenn alle Farben neben einander im Gleichgewicht angebracht sind.

886.

Man kann hiedurch das Glänzende sowol als das Angenehme hervorbringen, welche beide jedoch immer etwas Allgemeines und in diesem Sinne etwas Charakterloses haben werden.

887.

Hierin liegt die Ursache, warum das Kolorit der meisten Neuern charakterlos ist; denn indem sie nur ihrem Instinkt folgen, so bleibt das Letzte, wohin er sie führen kann, die Totalität, die sie mehr oder weniger erreichen, dadurch aber zugleich den Charakter versäumen, den das Bild allenfalls haben könnte.

888.

Hat man hingegen jene Grundsätze im Auge, so sieht man, wie sich für jeden Gegenstand mit Sicherheit eine andre Farbenstimmung wählen läßt. Freilich fordert die Anwendung unendliche Modifikationen, welche dem Genie allein, wenn es von diesen Grundsätzen durchdrungen ist, gelingen werden.

Reiner Ton.

889.

Wenn man das Wort Ton oder vielmehr Tonart auch noch künftig von der Musik borgen und bei der Farbengebung brauchen will, so wird es in einem bessern Sinne als bisher geschehen können.

890.

Man würde nicht mit Unrecht ein Bild von mächtigem Effekt mit einem musikalischen Stücke aus dem Dur-ton, ein Gemälde von sanftem Effekt mit einem Stücke aus dem Mollton vergleichen, so wie man für die Modifikation dieser beiden Haupteffekte andre Vergleichungen finden könnte.

Falscher Ton.

891.

Was man bisher Ton nannte, war ein Schleier von einer einzigen Farbe über das ganze Bild gezogen. Man nahm ihn gewöhnlich gelb, indem man aus Instinkt das Bild auf die mächtige Seite treiben wollte.

892.

Wenn man ein Gemälde durch ein gelbes Glas ansieht, so wird es uns in diesem Ton erscheinen. Es ist der Mühe werth, diesen Versuch zu machen und zu wiederholen, um genau kennen zu lernen, was bei einer solchen Operation eigentlich vorgeht. Es ist eine Art Nachtbeleuchtung, eine Steigerung, aber zugleich Verdüsterung der Plusseite und eine Beschmutzung der Minusseite.

893.

Dieser unächte Ton ist durch Instinkt aus Unsicherheit dessen, was zu thun sei, entstanden, so daß man anstatt der Totalität eine Uniformität hervorbrachte.

Schwaches Kolorit.

894.

Ebendieſe Unſicherheit iſt Urſache, daß man die Farben der Gemälde ſo ſehr gebrochen hat, daß man aus dem Grauen heraus und in das Graue hinein malt und die Farbe ſo leiſe behandelt als möglich.

895.

Man findet in ſolchen Gemälden oft die harmoniſchen Gegenſtellungen recht glücklich, aber ohne Muth, weil man ſich vor dem Bunten fürchtet.

Das Bunte.

896.

Bunt kann ein Gemälde leicht werden, in welchem man blos empiriſch, nach unſichern Eindrücken die Farben in ihrer ganzen Kraft neben einander ſtellen wollte.

897.

Wenn man dagegen ſchwache, obgleich widrige Farben neben einander ſetzt, ſo iſt freilich der Effekt nicht auffallend. Man trägt ſeine Unſicherheit auf den Zuſchauer hinüber, der denn an ſeiner Seite weder loben noch tadeln kann.

898.

Auch iſt es eine wichtige Betrachtung, daß man zwar die Farben unter ſich in einem Bilde richtig aufſtellen könne, daß aber doch ein Bild bunt werden müſſe, wenn man die Farben in Bezug auf Licht und Schatten falſch anwendet.

899.

Es kann dieſer Fall um ſo leichter eintreten, als Licht und Schatten ſchon durch die Zeichnung gegeben und in derſelben gleichſam enthalten iſt, dahingegen die Farbe der Wahl und Willkür noch unterworfen bleibt.

Furcht vor dem Theoretischen.

900.

Man fand bisher bei den Malern eine Furcht, ja eine entschiedene Abneigung gegen alle theoretische Betrachtungen über die Farbe und was zu ihr gehört, welches ihnen jedoch nicht übel zu deuten war. Denn das bisher sogenannte Theoretische war grundlos, schwankend und auf Empirie hindeutend. Wir wünschen, daß unsre Bemühungen diese Furcht einigermaßen vermindern und den Künstler anreizen mögen, die aufgestellten Grundsätze praktisch zu prüfen und zu beleben.

Letzter Zweck.

901.

Denn ohne Uebersicht des Ganzen wird der letzte Zweck nicht erreicht. Von Allem dem, was wir bisher vorgetragen, durchdringe sich der Künstler. Nur durch die Einstimmung des Lichtes und Schattens, der Haltung, der wahren und charakteristischen Farbengebung kann das Gemälde von der Seite, von der wir es gegenwärtig betrachten, als vollendet erscheinen.

Gründe.

902.

Es war die Art der ältern Künstler, auf hellen Grund zu malen. Er bestand aus Kreide und wurde auf Leinwand oder Holz stark aufgetragen und polirt. Sodann wurde der Umriß aufgezeichnet und das Bild mit einer schwärzlichen oder bräunlichen Farbe ausgetuscht. Dergleichen auf diese Art zum Koloriren vorbereitete Bilder sind noch übrig von Leonardo da Vinci, Fra Bartolommeo und mehrere von Guido.

903.

Wenn man zur Kolorirung schritt und weiße Gewänder darstellen wollte, so ließ man zuweilen diesen Grund stehen. Tizian that es in seiner spätern Zeit, wo er die große Sicher-

heit hatte und mit wenig Mühe viel zu leisten wußte. Der weißliche Grund wurde als Mitteltinte behandelt, die Schatten aufgetragen und die hohen Lichter aufgesetzt.

904.

Beim Koloriren war das untergelegte, gleichsam getuschte Bild immer wirksam. Man malte z. B. ein Gewand mit einer Lasurfarbe, und das Weiße schien durch und gab der Farbe ein Leben, so wie der schon früher zum Schatten angelegte Theil die Farbe gedämpft zeigte, ohne daß sie gemischt oder beschmutzt gewesen wäre.

905.

Diese Methode hatte viele Vortheile. Denn an den lichten Stellen des Bildes hatte man einen hellen, an den beschatteten einen dunkeln Grund. Das ganze Bild war vorbereitet; man konnte mit leichten Farben malen, und man war der Uebereinstimmung des Lichtes mit den Farben gewiß. Zu unsern Zeiten ruht die Aquarellmalerei auf diesen Grundsätzen.

906.

Uebrigens wird in der Oelmalerei gegenwärtig durchaus ein heller Grund gebraucht, weil Mitteltinten mehr oder weniger durchsichtig sind und also durch einen hellen Grund einigermaßen belebt, so wie die Schatten selbst nicht so leicht dunkel werden.

907.

Auf dunkle Gründe malte man auch eine Zeit lang. Wahrscheinlich hat sie Tintoret eingeführt; ob Giorgione sich derselben bedient, ist nicht bekannt. Tizian's beste Bilder sind nicht auf dunkeln Grund gemalt.

908.

Ein solcher Grund war rothbraun, und wenn auf denselben das Bild aufgezeichnet war, so wurden die stärksten Schatten aufgetragen, die Lichtfarben impastirte man auf den hohen Stellen sehr stark und vertrieb sie gegen den Schatten zu; da denn der dunkle Grund durch die verdünnte Farbe als Mitteltinte durchsah. Der Effekt wurde beim Ausmalen

durch mehrmaliges Uebergehen der lichten Partien und Aufsetzen der hohen Lichter erreicht.

909.

Wenn diese Art sich besonders wegen der Geschwindigkeit bei der Arbeit empfiehlt, so hat sie doch in der Folge viel Schädliches. Der energische Grund wächst und wird dunkler; was die hellen Farben nach und nach an Klarheit verlieren, giebt der Schattenseite immer mehr und mehr Uebergewicht. Die Mitteltinten werden immer dunkler und der Schatten zuletzt ganz finster. Die stark aufgetragenen Lichter bleiben allein hell, und man sieht nur lichte Flecken auf dem Bilde, wovon uns die Gemälde der Bolognesischen Schule und des Caravaggio genugsame Beispiele geben.

910.

Auch ist nicht unschicklich, hier noch zum Schlusse des Lasirens zu erwähnen. Dieses geschieht, wenn man eine schon aufgetragene Farbe als hellen Grund betrachtet. Man kann eine Farbe dadurch fürs Auge mischen, sie steigern, ihr einen sogenannten Ton geben; man macht sie dabei aber immer dunkler.

Pigmente.

911.

Wir empfangen sie aus der Hand des Chemikers und Naturforschers. Manches ist darüber aufgezeichnet und durch den Druck bekannt geworden; doch verdiente dieses Kapitel von Zeit zu Zeit neu bearbeitet zu werden. Indessen theilt der Meister seine Kenntnisse hierüber dem Schüler mit, der Künstler dem Künstler.

912.

Diejenigen Pigmente, welche ihrer Natur nach die dauerhaftesten sind, werden vorzüglich ausgesucht; aber auch die Behandlungsart trägt viel zur Dauer des Bildes bei. Deswegen sind so wenig Farbenkörper als möglich anzuwenden und die simpelste Methode des Auftrags nicht genug zu empfehlen.

913.

Denn aus der Menge der Pigmente ist manches Uebel für das Kolorit entsprungen. Jedes Pigment hat sein eigenthümliches Wesen in Absicht seiner Wirkung aufs Auge, ferner etwas Eigenthümliches, wie es technisch behandelt sein will. Jenes ist Ursache, daß die Harmonie schwerer durch mehrere als durch wenige Pigmente zu erreichen ist; dieses, daß chemische Wirkung und Gegenwirkung unter den Farbekörpern stattfinden kann.

914.

Ferner gedenken wir noch einiger falschen Richtungen, von denen sich die Künstler hinreißen lassen. Die Maler begehren immer nach neuen Farbekörpern und glauben, wenn ein solcher gefunden wird, einen Vorschritt in der Kunst gethan zu haben. Sie tragen großes Verlangen, die alten mechanischen Behandlungsarten kennen zu lernen, wodurch sie viel Zeit verlieren, wie wir uns denn zu Ende des vorigen Jahrhunderts mit der Wachsmalerei viel zu lange gequält haben. Andre gehen darauf aus, neue Behandlungsarten zu erfinden, wodurch denn auch weiter nichts gewonnen wird. Denn es ist zuletzt doch nur der Geist, der jede Technik lebendig macht.

Allegorischer, symbolischer, mystischer Gebrauch der Farbe.

915.

Es ist oben umständlich nachgewiesen worden, daß eine jede Farbe einen besondern Eindruck auf den Menschen mache und dadurch ihr Wesen sowol dem Auge als Gemüth offenbare. Daraus folgt sogleich, daß die Farbe sich zu gewissen sinnlichen, sittlichen, ästhetischen Zwecken anwenden lasse.

916.

Einen solchen Gebrauch also, der mit der Natur völlig übereinträfe, könnte man den symbolischen nennen, indem die Farbe ihrer Wirkung gemäß angewendet würde und das wahre Verhältniß sogleich die Bedeutung aussprächе. Stellt man z. B. den Purpur als die Majestät bezeichnend auf, so

wird wol kein Zweifel sein, daß der rechte Ausdruck gefunden worden; wie sich Alles dieses schon oben hinreichend auseinandergesetzt findet.

917.

Hiermit ist ein anderer Gebrauch nahe verwandt, den man den allegorischen nennen könnte. Bei diesem ist mehr Zufälliges und Willkürliches, ja man kann sagen, etwas Konventionelles, indem uns erst der Sinn des Zeichens überliefert werden muß, ehe wir wissen, was es bedeuten soll, wie es sich z. B. mit der grünen Farbe verhält, die man der Hoffnung zugetheilt hat.

918.

Daß zuletzt auch die Farbe eine mystische Deutung erlaube, läßt sich wol ahnen. Denn da jenes Schema, worin sich die Farbenmannichfaltigkeit darstellen läßt, solche Urverhältnisse andeutet, die sowol der menschlichen Anschauung als der Natur angehören, so ist wol kein Zweifel, daß man sich ihrer Bezüge gleichsam als einer Sprache auch da bedienen könne, wenn man Urverhältnisse ausdrücken will, die nicht ebenso mächtig und mannichfaltig in die Sinne fallen. Der Mathematiker schätzt den Werth und Gebrauch des Triangels; der Triangel steht bei dem Mystiker in großer Verehrung; gar Manches läßt sich im Triangel schematisiren und die Farbenerscheinung gleichfalls, und zwar dergestalt daß man durch Verdopplung und Verschränkung zu dem alten geheimnißvollen Sechseck gelangt.

919.

Wenn man erst das Auseinandergehen des Gelben und Blauen wird recht gefaßt, besonders aber die Steigerung ins Rothe genugsam betrachtet haben, wodurch das Entgegengesetzte sich gegen einander neigt und sich in einem Dritten vereinigt, dann wird gewiß eine besondere geheimnißvolle Anschauung eintreten, daß man diesen beiden getrennten, einander entgegengesetzten Wesen eine geistige Bedeutung unterlegen könne, und man wird sich kaum enthalten, wenn man sie unterwärts das grün und oberwärts das Roth hervorbringen sieht, dort an die irdischen, hier an die himmlischen Ausgeburten der Elohim zu gedenken.

8.

Als wenn das auf Namen ruhte,
Was sich schweigend nur entfaltet!
Lieb' ich doch das schöne Gute,
Wie es sich aus Gott gestaltet!

Jemand lieb' ich, das ist nöthig;
Niemand hass' ich; soll ich hassen,
Auch dazu bin ich erbötig,
Hasse gleich in ganzen Massen.

Willst sie aber näher kennen?
Sieh aufs Rechte, sieh aufs Schlechte!
Was sie ganz fürtrefflich nennen,
Ist wahrscheinlich nicht das Rechte.

Denn das Rechte zu ergreifen,
Muß man aus dem Grunde leben,
Und salbadrisch auszuschweifen,
Dünket mich ein seicht Bestreben.

Wohl, Herr Knitterer, er kann sich
Mit Zersplitterer vereinen,
Und Verwitterer alsdann sich
Allenfalls der Beste scheinen!

---

8. Datiert: den 27. Juli und 23. Dezember 1814. — Wiederum, wie oben Nr. 2, gegen das Parteiwesen der Dichter und Künstler gerichtet. — Dem sich schweigend entfaltenden, wie ein göttliches Geheimnis in der Brust des Dichters entstehenden Kunstwerke ist gegenübergestellt die äußerliche Frage, ob es klassisch sei, ob romantisch, ob altdeutsch u. s. w. Es ist eben „was Anonymes dabei" (Werke, II. 337. 9). — Mit den Schlußversen von Strophe 3 vergl. die paradoxe, von Riemer (Briefe, S. 349) berichtete, auf die Nibelungen bezügliche Äußerung Goethe's aus dem Winter 1814: „Eigentlich ist das, was nicht gefällt, das Rechte." — Strophe 4 stellt dem Leben aus dem Grunde (sanditas) tieferer Geister (I. oben I, 14 und die Schlußverse von IV. 9) die Seichtheit (V. 4) der Tagesrichtungen entgegen, deren Repräsentanten dann in Str. 5 als kleinlich Zerstörende humoristisch bezeichnet werden. Ein Knitterer heißt ursprünglich und noch schweizerisch ein Pfuscher (Grimm, V. 1447); hier liegt jedoch die Vorstellung vom Zerknittern des Papiers zu Grunde. — Jene Zer-

920.

Doch wir thun beſſer, uns nicht noch zum Schluſſe dem Verdacht der Schwärmerei auszuſetzen, um ſo mehr als es, wenn unſre Farbenlehre Gunſt gewinnt, an allegoriſchen, ſymboliſchen und myſtiſchen Anwendungen und Deutungen dem Geiſte der Zeit gemäß gewiß nicht fehlen wird.

Zugabe.

Das Bedürfniß des Malers, der in der bisherigen Theorie keine Hilfe fand, ſondern ſeinem Gefühl, ſeinem Geſchmack, einer unſichern Ueberlieferung in Abſicht auf die Farbe völlig überlaſſen war, ohne irgend ein phyſiſches Fundament gewahr zu werden, worauf er ſeine Ausübung hätte gründen können, dieſes Bedürfniß war der erſte Anlaß, der den Verfaſſer vermochte, in eine Bearbeitung der Farbenlehre ſich einzulaſſen. Da nichts wünſchenswerther iſt, als daß dieſe theoretiſche Ausführung bald im Praktiſchen genutzt und dadurch geprüft und ſchnell weitergeführt werde, ſo muß es zugleich höchſt willkommen ſein, wenn wir finden, daß Künſtler ſelbſt ſchon den Weg einſchlagen, den wir für den rechten halten.

Ich laſſe daher zum Schluß, um hiervon ein Zeugniß abzugeben, den Brief eines talentvollen Malers, des Herrn Philipp Otto Runge, mit Vergnügen abdrucken, eines jungen Mannes, der, ohne von meinen Bemühungen unterrichtet zu ſein, durch Naturell, Uebung und Nachdenken ſich auf die gleichen Wege gefunden hat. Man wird in dieſem Briefe, den ich ganz mittheile, weil ſeine ſämmtlichen Glieder in einem innigen Zuſammenhange ſtehen, bei aufmerkſamer Vergleichung gewahr werden, daß mehrere Stellen genau mit meinem Entwurf übereinkommen, daß andere ihre Deutung und Erläuterung aus meiner Arbeit gewinnen können, und daß dabei der Verfaſſer in mehreren Stellen mit lebhafter Ueberzeugung und wahrem Gefühle mir ſelbſt auf meinem Gange vorgeſchritten iſt. Möge ſein ſchönes Talent praktiſch bethätigen, wovon wir uns Beide überzeugt halten, und möchten wir bei fortgeſetzter Betrachtung und Ausübung mehrere gewogene Mitarbeiter finden.

„Wolfgast, den 3. Juli 1806.

„Nach einer kleinen Wanderung, die ich durch unsere anmuthige Insel Rügen gemacht hatte, wo der stille Ernst des Meeres von den freundlichen Halbinseln und Thälern, Hügeln und Felsen auf mannichfaltige Art unterbrochen wird, fand ich zu dem freundlichen Willkommen der Meinigen auch noch Ihren werthen Brief, und es ist eine große Beruhigung für mich, meinen herzlichen Wunsch in Erfüllung gehen zu sehen, daß meine Arbeiten doch auf irgend eine Art ansprechen möchten. Ich empfinde es sehr, wie Sie ein Bestreben, was auch außer der Richtung, die Sie der Kunst wünschen, liegt, würdigen, und es würde ebenso albern sein, Ihnen meine Ursachen, warum ich so arbeite, zu sagen, als wenn ich bereden wollte, die meinige wäre die rechte.

„Wenn die Praktik für Jeden mit so großen Schwierigkeiten verbunden ist, so ist sie es in unsern Zeiten im höchsten Grade. Für Den aber, der in einem Alter, wo der Verstand schon eine große Oberhand erlangt hat, erst anfängt, sich in den Anfangsgründen zu üben, wird es unmöglich, ohne zu Grunde zu gehen, aus seiner Individualität heraus sich in ein allgemeines Bestreben zu versetzen.

„Derjenige, der, indem er sich in der unendlichen Fülle von Leben, die um ihn ausgebreitet ist, verliert und unwiderstehlich dadurch zum Nachbilden angereizt wird, sich von dem totalen Eindrucke ebenso gewaltig ergriffen fühlt, wird gewiß auf ebendie Weise, wie er in das Charakteristische der Einzelnheiten eingeht, auch in das Verhältniß, die Natur und die Kräfte der großen Massen einzudringen suchen.

„Wer in dem beständigen Gefühl, wie Alles bis ins kleinste Detail lebendig ist und auf einander wirkt, die großen Massen betrachtet, kann solche nicht ohne eine besondere Konnexion oder Verwandtschaft sich denken, noch viel weniger darstellen, ohne sich auf die Grundursachen einzulassen. Und thut er dies, so kann er nicht eher wieder zu der ersten Freiheit gelangen, wenn er sich nicht gewissermaßen bis auf den reinen Grund durchgearbeitet hat.

„Um es deutlicher zu machen, wie ich es meine: ich glaube, daß die alten deutschen Künstler, wenn sie etwas von der Form gewußt hätten, die Unmittelbarkeit und Natürlichkeit des Ausdrucks in ihren Figuren würden verloren haben,

bis sie in dieser Wissenschaft einen gewissen Grad erlangt hätten.

„Es hat manchen Menschen gegeben, der aus freier Faust Brücken und Hängewerke und gar künstliche Sachen gebaut hat. Es geht auch wol eine Zeit lang; wenn er aber zu einer gewissen Höhe gekommen und er von selbst auf mathematische Schlüsse verfällt, so ist sein ganzes Talent fort, er arbeite sich denn durch die Wissenschaft durch wieder in die Freiheit hinein.

„So ist es mir unmöglich gewesen, seit ich zuerst mich über die besondern Erscheinungen bei der Mischung der drei Farben verwunderte, mich zu beruhigen, bis ich ein gewisses Bild von der ganzen Farbenwelt hatte, welches groß genug wäre, um alle Verwandlungen und Erscheinungen in sich zu schließen.

„Es ist ein sehr natürlicher Gedanke für einen Maler, wenn er zu wissen begehrt, indem er eine schöne Gegend sieht oder auf irgend eine Art von einem Effekt in der Natur angesprochen wird, aus welchen Stoffen gemischt dieser Effekt wiederzugeben wäre. Dies hat mich wenigstens angetrieben, die Eigenheiten der Farben zu studiren und ob es möglich wäre, so tief einzudringen in ihre Kräfte, damit es mir deutlicher würde, was sie leisten, oder was durch sie gewirkt wird, oder was auf sie wirkt. Ich hoffe, daß Sie mit Schonung einen Versuch ansehen, den ich blos aufschreibe, um Ihnen meine Ansicht deutlich zu machen, die, wie ich doch glaube, sich praktisch nur ganz auszusprechen vermag. Indeß hoffe ich nicht, daß es für die Malerei unnütz ist oder nur entbehrt werden kann, die Farben von dieser Seite anzusehen; auch wird diese Ansicht den physikalischen Versuchen, etwas Vollständiges über die Farben zu erfahren, weder widersprechen, noch sie unnöthig machen.

„Da ich Ihnen hier aber keine unumstößlichen Beweise vorlegen kann, weil diese auf eine vollständige Erfahrung begründet sein müssen, so bitte ich nur, daß Sie auf Ihr eignes Gefühl sich reduziren möchten, um zu verstehen, wie ich meinte, daß ein Maler mit keinen andern Elementen zu thun hätte als mit denen, die Sie hier angegeben finden.

„1) Drei Farben, Gelb, Roth und Blau, giebt es bekanntlich nur; wenn wir diese in ihrer ganzen Kraft annehmen und stellen sie uns wie einen Zirkel vor, z. B. (siehe die Tafeln)

Roth

Orange Violet

Gelb Blau

Grün

so bilden sich aus den drei Farben Gelb, Roth und Blau drei Uebergänge, Orange, Violet und Grün (ich heiße Alles Orange, was zwischen Gelb und Roth fällt, oder was von Gelb oder Roth aus sich nach diesen Seiten hinneigt), und diese sind in ihrer mittleren Stellung am Brillantesten und die reinen Mischungen der Farben.

„2) Wenn man sich ein bläuliches Orange, ein röthliches Grün oder ein gelbliches Violet denken will, wird Einem so zu Muthe wie bei einem südwestlichen Nordwinde. Wie sich aber ein warmes Violet erklären läßt, giebt es im Versolg vielleicht Materie.

„3) Zwei reine Farben, wie Gelb und Roth, geben eine reine Mischung Orange. Wenn man aber zu solcher Blau mischt, so wird sie beschmutzt, also daß, wenn sie zu gleichen Theilen geschieht, alle Farbe in ein unscheinendes Grau aufgehoben ist.

„Zwei reine Farben lassen sich mischen; zwei Mittelfarben aber heben sich einander auf oder beschmutzen sich, da ein Theil von der dritten Farbe hinzugekommen ist.

„Wenn die drei reinen Farben sich einander aufheben in Grau, so thun die drei Mischungen, Orange, Violet und Grün, dasselbe in ihrer mittlern Stellung, weil die drei Farben wieder gleich stark darin sind.

„Da nun in diesem ganzen Kreise nur die reinen Uebergänge der drei Farben liegen und sie durch ihre Mischung nur den Zusatz von Grau erhalten, so liegt außer ihnen zur größern Verunreinigung noch Weiß und Schwarz.

„4) Das Weiß macht durch seine Beimischung alle Farben matter und wenn sie gleich heller werden, so verlieren sie doch ihre Klarheit und Feuer.

„5) Schwarz macht alle Farben schmutzig, und wenn es

solche gleich dunkler macht, so verlieren sie ebensowol ihre Reinheit und Klarheit.

„6) Weiß und Schwarz mit einander gemischt giebt Grau.

„7) Man empfindet sehr leicht, daß in dem Umfang von den drei Farben nebst Weiß und Schwarz der durch unsre Augen empfundene Eindruck der Natur in seinen Elementen nicht erschöpft ist. Da Weiß die Farben matt und Schwarz sie schmutzig macht, werden wir daher geneigt, ein Hell und Dunkel anzunehmen. Die folgenden Betrachtungen werden uns aber zeigen, inwiefern sich hieran zu halten ist.

„8) Es ist in der Natur außer dem Unterschied von Heller und Dunkler in den reinen Farben noch ein andrer wichtiger auffallend. Wenn wir z. B. in einer Helligkeit und in einer Reinheit rothes Tuch, Papier, Tafft, Atlas oder Sammet, das Rothe des Abendrothes oder rothes durchsichtiges Glas annehmen, so ist da noch ein Unterschied, der in der Durchsichtigkeit oder Undurchsichtigkeit der Materie liegt.

„9) Wenn wir die drei Farben Roth, Blau und Gelb undurchsichtig zusammenmischen, so entsteht ein Grau, welches Grau ebenso aus Weiß und Schwarz gemischt werden kann.

„10) Wenn man diese drei Farben durchsichtig also mischt, daß keine überwiegend ist, so erhält man eine Dunkelheit, die durch keine von den andern Theilen hervorgebracht werden kann.

„11) Weiß sowol als Schwarz sind beide undurchsichtig oder körperlich. Man darf sich an den Ausdruck weißes Glas nicht stoßen, womit man klares meint. Weißes Wasser wird man sich nicht denken können, was rein ist, so wenig wie klare Milch. Wenn das Schwarze blos dunkel machte, so könnte es wol klar sein; da es aber schmutzt, so kann es solches nicht.

„12) Die undurchsichtigen Farben stehen zwischen dem Weißen und Schwarzen; sie können nie so hell wie Weiß und nie so dunkel wie Schwarz sein.

„13) Die durchsichtigen Farben sind in ihrer Erleuchtung wie in ihrer Dunkelheit grenzenlos, wie Feuer und Wasser als ihre Höhe und ihre Tiefe angesehen werden kann.

„14) Das Produkt der drei undurchsichtigen Farben, Grau, kann durch das Licht nicht wieder zu einer Reinheit kommen, noch durch eine Mischung dazu gebracht werden; es verbleicht entweder zu Weiß oder verkohlt sich zu Schwarz.

„15) Drei Stücken Glas von den drei reinen durchsichtigen Farben würden, auf einander gelegt, eine Dunkelheit hervorbringen, die tiefer wäre als jede Farbe einzeln, nämlich so: drei durchsichtige Farben zusammen geben eine farblose Dunkelheit, die tiefer ist als irgend eine von den Farben. Gelb ist z. E. die helleste und leuchtendste unter den drei Farben, und doch, wenn man zu ganz dunklem Violet so viel Gelb mischt, bis sie sich einander aufheben, so ist die Dunkelheit in hohem Grade verstärkt.

„16) Wenn man ein dunkles durchsichtiges Glas, wie es allenfalls bei den optischen Gläsern ist, nimmt und von der halben Dicke eine polirte Steinkohle und legt beide auf einen weißen Grund, so wird das Glas heller erscheinen; verdoppelt man aber beide, so muß die Steinkohle stille stehen wegen der Undurchsichtigkeit; das Glas wird aber bis ins Unendliche sich verdunkeln, obwol für unsre Augen nicht sichtbar. Eine solche Dunkelheit können ebenfalls die einzelnen durchsichtigen Farben erreichen, so daß Schwarz dagegen nur wie ein schmutziger Fleck erscheint.

„17) Wenn wir ein solches durchsichtiges Produkt der drei durchsichtigen Farben auf die Weise verdünnen und das Licht durchscheinen ließen, so wird es auch eine Art Grau geben, die aber sehr verschieden von der Mischung der drei undurchsichtigen Farben sein würde.

„18) Die Helligkeit an einem klaren Himmel bei Sonnenaufgang dicht um die Sonne herum oder vor der Sonne her kann so groß sein, daß wir sie kaum ertragen können. Wenn wir nun von dieser dort vorkommenden farblosen Klarheit, als einem Produkt von den drei Farben, auf diese schließen wollten, so würden diese so hell sein müssen und so sehr über unsere Kräfte weggerückt, daß sie für uns dasselbe Geheimniß blieben wie die in der Dunkelheit versunkenen.

„19) Nun merken wir aber auch, daß die Helligkeit oder Dunkelheit nicht in den Vergleich oder Verhältniß zu den durchsichtigen Farben zu setzen sei wie das Schwarz und Weiß zu den undurchsichtigen. Sie ist vielmehr eine Eigenschaft und eins mit der Klarheit und mit der Farbe. Man stelle sich einen reinen Rubin vor, so dick oder so dünn man will, so ist das Rot eins und dasselbe und es ist also nur ein durchsichtiges Rot, welches hell oder dunkel wird, je nachdem es vom Licht erweckt oder verlassen wird. Das Licht entzündet

natürlich ebenso das Produkt dieser Farben in seiner Tiefe und erhebt es zu einer leuchtenden Klarheit, die jede Farbe durchscheinen läßt. Diese Erleuchtung, der sie fähig ist, indem das Licht sie zu immer höherem Brand entzündet, macht, daß sie oft unbemerkt um uns wogt und in tausend Verwandlungen die Gegenstände zeigt, die durch eine einfache Mischung unmöglich waren, und Alles in seiner Klarheit läßt und noch erhöht. So können wir über die gleichgültigsten Gegenstände oft einen Reiz verbreitet sehen, der meist mehr in der Erleuchtung der zwischen uns und dem Gegenstand befindlichen Luft liegt als in der Beleuchtung seiner Formen.

„20) Das Verhältniß des Lichts zur durchsichtigen Farbe ist, wenn man sich darein vertieft, unendlich reizend, und das Entzünden der Farben und das Verschwimmen in einander und Wiedererstehen und Verschwinden ist wie das Odemholen in großen Pausen von Ewigkeit zu Ewigkeit vom höchsten Licht bis in die einsame und ewige Stille in den allertiefsten Tönen.

„21) Die undurchsichtigen Farben stehen wie Blumen da, gegen, die es nicht wagen, sich mit dem Himmel zu messen, und doch mit der Schwachheit von der einen Seite, dem Weißen, und dem Bösen, dem Schwarzen, von der andern zu thun haben.

„22) Diese sind aber gerade fähig, wenn sie sich nicht mit Weiß noch Schwarz vermischen, sondern dünn darüber gezogen werden, so anmuthige Variationen und so natürliche Effekte hervorzubringen, daß sich an ihnen gerade der praktische Gebrauch der Ideen halten muß, und die durchsichtigen am Ende nur wie Geister ihr Spiel darüber haben und nur dienen, um sie zu heben und zu erhöhen in ihrer Kraft.

„Der feste Glaube an eine bestimmte geistige Verbindung in den Elementen kann dem Maler zuletzt einen Trost und Heiterkeit mittheilen, die er auf keine andre Art zu erlangen im Stande ist; da sein eignes Leben sich so in seiner Arbeit verliert und Materie, Mittel und Ziel in eins zuletzt in ihm eine Vollendung hervorbringt, die gewiß durch ein stets fleißiges und getreues Bestreben hervorgebracht werden muß, so daß es auch auf Andere nicht ohne wohlthätige Wirkung bleiben kann.

„Wenn ich die Stoffe, womit ich arbeite, betrachte, und halte sie an den Maßstab dieser Qualitäten, so weiß ich

bestimmt, wo und wie ich sie anwenden kann, da kein Stoff, den wir verarbeiten, ganz rein ist. Ich kann mich hier nicht über die Praktik ausbreiten, weil es erstlich zu weitläuftig wäre, auch ich blos im Sinne gehabt habe, Ihnen den Standpunkt zu zeigen, von welchem ich die Farben betrachte."

Schlußwort.

Indem ich diese Arbeit, welche mich lange genug beschäftigt, doch zuletzt nur als Entwurf gleichsam aus dem Stegreife herauszugeben im Falle bin und nun die vorstehenden gedruckten Bogen durchblättere, so erinnere ich mich des Wunsches, den ein sorgfältiger Schriftsteller vormals geäußert, daß er seine Werke lieber zuerst ins Konzept gedruckt sähe, um alsdann aufs Neue mit frischem Blick an das Geschäft zu gehen, weil alles Mangelhafte uns im Drucke deutlicher entgegengekommt als selbst in der saubersten Handschrift.

Um wie lebhafter mußte bei mir dieser Wunsch entstehen, da ich nicht einmal eine völlig reinliche Abschrift vor dem Druck durchgehen konnte, da die successive Redaktion dieser Blätter in eine Zeit fiel, welche eine ruhige Sammlung des Gemüths unmöglich machte.

Wie Vieles hätte ich daher meinen Lesern zu sagen, wovon sich doch Manches schon in der Einleitung findet! Ferner wird man mir vergönnen, in der Geschichte der Farbenlehre auch meiner Bemühungen und der Schicksale zu gedenken, welche sie erduldeten.

Hier aber stehe wenigstens eine Betrachtung vielleicht nicht am unrechten Orte, die Beantwortung der Frage: Was kann Derjenige, der nicht im Fall ist, sein ganzes Leben den Wissenschaften zu widmen, doch für die Wissenschaften leisten und wirken? Was kann er als Gast in einer fremden Wohnung zum Vortheile der Besitzer ausrichten?

Wenn man die Kunst in einem höhern Sinne betrachtet, so möchte man wünschen, daß nur Meister sich damit abgäben, daß die Schüler auf das Strengste geprüft würden, daß Liebhaber sich in einer ehrfurchtsvollen Annäherung glücklich fühlten. Denn das Kunstwerk soll aus dem Genie entspringen, der Künstler soll Gehalt und Form aus der Tiefe seines eigenen Wesens hervorrufen, sich gegen den Stoff be-

herrschend verhalten und sich der äußern Einflüsse nur zu seiner Ausbildung bedienen.

Wie aber dennoch aus mancherlei Ursachen schon der Künstler den Dilettanten zu ehren hat, so ist es bei wissenschaftlichen Gegenständen noch weit mehr der Fall, daß der Liebhaber etwas Erfreuliches und Nützliches zu leisten im Stande ist. Die Wissenschaften ruhen weit mehr auf der Erfahrung als die Kunst, und zum Erfahren ist gar Mancher geschickt. Das Wissenschaftliche wird von vielen Seiten zusammengetragen und kann vieler Hände, vieler Köpfe nicht entbehren. Das Wissen läßt sich überliefern, diese Schätze können vererbt werden, und das von Einem Erworbene werden Manche sich zueignen. Es ist daher Niemand, der nicht seinen Beitrag den Wissenschaften anbieten dürfte. Wie Vieles sind wir nicht dem Zufall, dem Handwerk, einer augenblicklichen Aufmerksamkeit schuldig! Alle Naturen, die mit einer glücklichen Sinnlichkeit begabt sind, Frauen, Kinder, sind fähig, uns lebhafte und wohlgefaßte Bemerkungen mitzutheilen.

In der Wissenschaft kann also nicht verlangt werden, daß Derjenige, der etwas für sie zu leisten gedenkt, ihr das ganze Leben widme, sie ganz überschaue und umgehe, welches überhaupt auch für den Eingeweihten eine hohe Forderung ist. Durchsucht man jedoch die Geschichte der Wissenschaften überhaupt, besonders aber die Geschichte der Naturwissenschaft, so findet man, daß manches Vorzüglichere von Einzelnen in einzelnen Fächern, sehr oft von Laien geleistet worden.

Wohin irgend die Neigung, Zufall oder Gelegenheit den Menschen führt, welche Phänomene besonders ihm auffallen, ihm einen Antheil abgewinnen, ihn festhalten, ihn beschäftigen, immer wird es zum Vortheil der Wissenschaft sein. Denn jedes neue Verhältniß, das an den Tag kommt, jede neue Behandlungsart, selbst das Unzulängliche, selbst der Irrthum ist brauchbar oder aufregend und für die Folge nicht verloren.

In diesem Sinne mag der Verfasser denn auch mit einiger Beruhigung auf seine Arbeit zurücksehen; in dieser Betrachtung kann er wol einigen Muth schöpfen zu dem, was zu thun noch übrig bleibt, und, zwar nicht mit sich selbst zufrieden, doch in sich selbst getrost, das Geleistete und zu Leistende einer theilnehmenden Welt und Nachwelt empfehlen.

Multi pertransibunt et augebitur scientia.

Erklärung der Theorie Fresnel's.

Daß nur immer in Erneuung
Jeder täglich Neues höre,
Und zugleich auch die Zerstreuung
Jeden in sich selbst zerstöre!

Dies der Landsmann wünscht und liebet,
Mag er Deutsch, mag Teutsch sich schreiben,
Und das Lied nur heimlich piepet:
Also war es und wird bleiben.

---

splitterung und Zerstreuung (Strophe 6), ein Corollarium des frühern nur literarisch-öffentlichen Lebens, hat Goethe selbst wiederholt besehdet; es war das Herzeleid seines Alters. Ebenso war Niebuhr obige Strophe 6 ganz zu Dank geschrieben. Vergl. Goethe's Sprüche in Prosa, Nr. 23, und seine Worte vom 25. Januar 1823 (Riemer, Briefe, S. 346): „Es ist unglaublich, was die Deutschen sich durch das Journal- und Tagblattvergetteln für Schaden thun", und aus älterer Zeit (Werke, 1840, Bd. 26, S. 17): „Alle Vergnügungen, selbst das Theater soll nur zerstreuen, und die große Neigung des lesenden Publikums zu Journalen und Romanen entsteht eben daher, weil jene immer, und diese meist Zerstreuung in die Zerstreuung bringen" — fast wörtlich oben Strophe 6. Ebenso später W. Hauff (die Bücher und die Lesewelt, IV): „Und diese unselige Zersplitterung durch alle Zweige! — Die Schriftsteller zersplittern ihr Talent in Almanache und Zeitschriften — und das Publikum zersplittert sich." —

Das Deutsch und Teutsch (Arndt) der letzten Strophe versetzt ganz in das Jahr 1814 (s. „An die T. und D." Werke, III. 281). — Es ist fraglich, wessen Lied heimlich piepet: das des Dichters oder das der Gegner? Das Lied des Dichters — dann wäre der Sinn: gegen jene Philister kann mein Lied nicht aufkommen, sie führen das große Wort; das der Gegner — dann wäre der Sinn: ihren Liedern fehlt es an Kraft, eben als Folge der Zersplitterung und Zerstreuung. Jünger nimmt Ersteres an. Bei näherer Prüfung gewinnt aber die zweite Annahme mehr für sich; denn Goethe war weit entfernt von der Maßlosigkeit, sein Lied für ein heimlich piependes zu halten. Dem widerspricht der freie und überquellende Ton, so der ganzen Goethischen Polemik, als besonders seines Divan, wie er sich z. B. ausprägt in Dreistigkeit (I. 14), Derb und Tüchtig (I. 15) und im Sturm des Uebermuths von Nr. 18 dieses Buchs. Sein Lied wird erschallen (oben, I. 13), wird klingen (I. 7), während das jener Drucker (Werke, I. 90) nicht voll zu Gehör gelangt, wie es der Landsmann gleichfalls liebt. Dagegen von Goethe's Gedichten gilt die Xenie (Werke, III. 254, Nr. 19):

„Einige wandeln zu ernst, die Andern schreiten verwegen;
Wenige gehen den Schritt, wie ihn das Publikum hält."

Enthüllung der Theorie Newton's.

Dico ego, tu dicis, sed denique dixit et ille,
Dictaque post toties non nisi dicta vides.

Des

Ersten Bandes Zweiter,

Polemischer Theil.

Einleitung.

1.

Wenn wir in dem erſten Theile den didaktiſchen Schritt ſo viel als möglich gehalten und jedes eigentlich Polemiſche vermieden haben, ſo konnte es doch hie und da an mancher Mißbilligung der bis jetzt herrſchenden Theorie nicht fehlen. Auch iſt jener Entwurf unſerer Farbenlehre ſeiner innern Natur nach ſchon polemiſch, indem wir eine Vollſtändigkeit der Phänomene zuſammenzubringen und dieſe dergeſtalt zu ordnen geſucht haben, daß Jeder genöthigt ſei, ſie in ihrer wahren Folge und in ihren eigentlichen Verhältniſſen zu betrachten, daß ferner künftig Denjenigen, denen es eigentlich nur darum zu thun iſt, einzelne Erſcheinungen herauszuheben, um ihre hypothetiſchen Ausſprüche dadurch aufzuſtutzen, ihr Handwerk erſchwert werde.

2.

Denn ſo ſehr man auch bisher geglaubt, die Natur der Farbe gefaßt zu haben, ſo ſehr man ſich einbildete, ſie durch eine ſichre Theorie auszuſprechen, ſo war dies doch keineswegs der Fall, ſondern man hatte Hypotheſen an die Spitze geſetzt, nach welchen man die Phänomene künſtlich zu ordnen wußte und eine wunderliche Lehre kümmerlichen Inhalts mit großer Zuverſicht zu überliefern verſtand.

3.

Wie der Stifter dieſer Schule, der außerordentliche Newton, zu einem ſolchen Vorurtheile gelangt, wie er es bei ſich feſtgeſetzt und Andern verſchiedentlich mitgetheilt, davon wird uns die Geſchichte künftig unterrichten. Gegenwärtig nehmen wir ſein Werk vor, das unter dem Titel der Optik bekannt

ist, worin er seine Ueberzeugungen schließlich niederlegte, indem er dasjenige, was er vorher geschrieben, anders zusammenstellte und aufführte. Dieses Werk, welches er in späten Jahren herausgab, erklärt er selbst für eine vollendete Darstellung seiner Ueberzeugungen. Er will davon kein Wort ab-, keins dazugethan wissen und veranstaltet die lateinische Uebersetzung desselben unter seinen Augen.

4.

Der Ernst, womit diese Arbeit unternommen, die Umständlichkeit, womit sie ausgeführt war, erregte das größte Zutrauen. Eine Ueberzeugung, daß dieses Buch unumstößliche Wahrheit enthalte, machte sich nach und nach allgemein, und noch gilt es unter den Menschen für ein Meisterstück wissenschaftlicher Behandlung der Naturerscheinungen.

5.

Wir finden daher zu unserm Zwecke dienlich und nothwendig, dieses Werk theilweise zu übersetzen, auszuziehen und mit Anmerkungen zu begleiten, damit Denjenigen, welche sich künftig mit dieser Angelegenheit beschäftigen, ein Leitfaden gesponnen sei, an dem sie sich durch ein solches Labyrinth durchwinden können. Ehe wir aber das Geschäft selbst antreten, liegt uns ob, Einiges vorauszuschicken.

6.

Daß bei einem Vortrag natürlicher Dinge der Lehrer die Wahl habe, entweder von den Erfahrungen zu den Grundsätzen oder von den Grundsätzen zu den Erfahrungen seinen Weg zu nehmen, versteht sich von selbst; daß er sich beider Methoden wechselsweise bediene, ist wol auch vergönnt, ja manchmal nothwendig. Daß aber Newton eine solche gemischte Art des Vortrags zu seinem Zweck advokatenmäßig mißbraucht, indem er das, was erst eingeführt, abgeleitet, erklärt, bewiesen werden sollte, schon als bekannt annimmt und sodann aus der großen Masse der Phänomene nur diejenigen heraussucht, welche scheinbar und nothdürftig zu dem einmal Ausgesprochenen passen, dies liegt uns ob, anschaulich zu machen und zugleich darzuthun, wie er diese Versuche ohne Ordnung, nach Belieben anstellt, sie keineswegs rein vorträgt, ja, sie vielmehr nur immer vermannichfaltigt und über ein-

ander schichtet, so daß zuletzt der beste Kopf ein solches Chaos lieber gläubig verehrt, als daß er sich zur unabsehlichen Mühe verpflichtete, jene streitenden Elemente versöhnen und ordnen zu wollen. Auch würde dieses völlig unmöglich sein, wenn man nicht vorher, wie von uns mit Sorgfalt geschehen, die Farbenphänomene in einer gewissen natürlichen Verknüpfung nach einander aufgeführt und sich dadurch in den Stand gesetzt hätte, eine künstliche und willkürliche Stellung und Entstellung derselben anschaulicher zu machen. Wir können uns nunmehr auf einen natürlichen Vortrag sogleich beziehen und so in die größte Verwirrung und Verwicklung ein heiteres Licht verbreiten. Dieses ganz allein ist es, wodurch die Entscheidung eines Streites möglich wird, der schon über hundert Jahre dauert und, so oft er erneuert worden, von der triumphirenden Schule als verwegen, frech, ja als lächerlich und abgeschmackt weggewiesen und unterdrückt wurde.

7.

Wie nun eine solche Hartnäckigkeit möglich war, wird sich unsern Lesern nach und nach aufklären. Newton hatte durch eine künstliche Methode seinem Werk ein dergestalt strenges Ansehn gegeben, daß Kenner der Form es bewunderten und Laien davor erstaunten. Hiezu kam noch der ehrwürdige Schein einer mathematischen Behandlung, womit er das Ganze aufzustutzen wußte.

8.

An der Spitze nämlich stehen Definitionen und Axiome, welche wir künftig durchgehen werden, wenn sie unsern Lesern nicht mehr imponiren können. Sodann finden wir Propositionen, welche das immer wiederholt festsetzen, was zu beweisen wäre; Theoreme, die solche Dinge aussprechen, die Niemand schauen kann; Experimente, die unter veränderten Bedingungen immer das Vorige wiederbringen und sich mit großem Aufwand in einem ganz kleinen Kreise herumdrehen; Probleme zuletzt, die nicht zu lösen sind, wie das Alles in der weiteren Ausführung umständlich darzuthun ist.

9.

Im Englischen führt das Werk den Titel: Opticks, or a treatise of the reflections, refractions, inflections and

colours of light. Obgleich das englische Wort optics ein etwas naiveres Ansehen haben mag als das lateinische optica und das deutsche Optik, so drückt es doch ohne Frage einen zu großen Umfang aus, den das Werk selbst nicht ausfüllt. Dieses handelt ausschließlich von Farbe, von farbigen Erscheinungen. Alles Uebrige, was das natürliche oder künstliche Sehen betrifft, ist beinahe ausgeschlossen, und man darf es nur in diesem Sinne mit den optischen Lektionen vergleichen, so wird man die große Masse eigentlich mathematischer Gegenstände, welche sich dort findet, vermissen.

10.

Es ist nöthig, hier gleich zu Anfang diese Bemerkung zu machen; denn eben durch den Titel ist das Vorurtheil entstanden, als wenn der Stoff und die Ausführung des Werkes mathematisch sei, da jener blos physisch ist und die mathematische Behandlung nur scheinbar; ja, beim Fortschritt der Wissenschaft hat sich schon längst gezeigt, daß, weil Newton als Physiker seine Beobachtungen nicht genau anstellte, auch seine Formeln, wodurch er die Erfahrungen aussprach, annulanalisch und falsch befunden werden mußten; welches man überall, wo von der Entdeckung der achromatischen Fernröhre gehandelt wird, umständlich nachlesen kann.

11.

Diese sogenannte Optik, eigentlicher Chromatik, besteht aus drei Büchern, von welchen wir gegenwärtig nur das erste, das in zwei Theile getheilt ist, polemisch behandeln. Wir haben uns bei der Uebersetzung meistens des englischen Originals in der vierten Ausgabe, London 1730, bedient, das in einem natürlichen, naiven Stil geschrieben ist. Die lateinische Uebersetzung ist sehr treu und genau, wird aber durch die römische Sprachweise etwas pomphafter und dogmatischer.

12.

Da wir jedoch nur Auszüge liefern und die sämmtlichen Newtonischen Tafeln nachstechen zu lassen keinen Beruf fanden, so sind wir genöthigt, uns öfters auf das Werk selbst zu beziehen, welches diejenigen unserer Leser, die bei der Sache wahrhaft interessirt sind, entweder im Original oder in der Uebersetzung zur Seite haben werden.

13.

Die wörtlich überſetzten Stellen, in denen der Gegner ſelbſt ſpricht, haben wir mit größerer Schrift, unſre Bemerkungen aber mit derjenigen, die unſre Leſer ſchon gewohnt ſind, abdrucken laſſen.

14.

Uebrigens haben wir die Sätze, in welche unſre Arbeit ſich theilen ließ, mit Nummern bezeichnet. Es geſchieht dieſes hier, ſo wie im Entwurf der Farbenlehre, nicht um dem Werke einen Schein höherer Konſequenz zu geben, ſondern blos um jeden Bezug, jede Hinweiſung zu erleichtern, welches dem Freunde ſowol als dem Gegner angenehm ſein kann. Wenn wir künftig den Entwurf citiren, ſo ſetzen wir ein E. vor die Nummer des Paragraphen.

Zwiſchenrede.

15.

Vorſtehendes war geſchrieben und das Nachſtehende zum größten Theil, als die Frage entſtand, ob es nicht räthlich ſei, mit Wenigem gleich hier anzugeben, worin ſich denn die Meinung, welcher wir zugethan ſind, von derjenigen unterſcheidet, die von Newton herſtammend, ſich über die gelehrte und ungelehrte Welt verbreitet hat.

16.

Wir bemerken zuerſt, daß diejenige Denkweiſe, welche wir billigen, uns nicht etwa eigenthümlich angehört oder als eine neue, nie vernommene Lehre vorgetragen wird. Es finden ſich vielmehr von derſelben in den frühern Zeiten deutliche Spuren; ja, ſie hat ſich immer, durch alle ſchwankenden Meinungen hindurch, ſo manche Jahrhunderte her lebendig erhalten und iſt von Zeit zu Zeit wieder ausgeſprochen worden, wovon uns die Geſchichte weiter unterrichten wird.

17.

Newton behauptet, in dem weißen farbloſen Lichte überall, beſonders aber in dem Sonnenlicht, ſeien mehrere farbige

(die Empfindung der Farbe erregende) verschiedene Lichter wirklich enthalten, deren Zusammensetzung das weiße Licht (die Empfindung des weißen Lichts) hervorbringe.

18.

Damit aber diese Lichter zum Vorschein kommen, setzt er dem weißen Licht gar mancherlei Bedingungen entgegen: durchsichtige Körper, welche das Licht von seiner Bahn ablenken, undurchsichtige, die es zurückwerfen, andre, an denen es her geht; aber diese Bedingungen sind ihm nicht einmal genug. Er giebt den brechenden Mitteln allerlei Formen, den Raum, in dem er experirt, richtet er auf mannichfaltige Weise ein, er beschränkt das Licht durch kleine Oeffnungen, durch winzige Spalten und bringt es auf hunderterlei Art in die Enge. Dabei behauptet er nun, daß alle diese Bedingungen keinen andern Einfluß haben, als die Eigenschaften, die Fertigkeiten (fits) des Lichtes rege zu machen, so daß dadurch sein Innres aufgeschlossen werde und, was in ihm liegt, an den Tag komme.

19.

Jene farbigen Lichter sind die integrirenden Theile seines weißen Lichtes. Es kommt durch alle obgemeldeten Operationen nichts zu dem Licht hinzu, es wird ihm nichts genommen, sondern es werden nur seine Fähigkeiten, sein Inhalt geoffenbart. Zeigt es nun bei der Refraktion verschiedene Farben, so ist es divers refrangibel; auch bei der Reflexion zeigt es Farben, deswegen ist es divers reflexibel u. s. w. Jede neue Erscheinung deutet auf eine neue Fähigkeit des Lichtes, sich aufzuschließen, seinen Inhalt herzugeben.

20.

Die Lehre dagegen, von der wir überzeugt sind und von der wir diesmal nur insofern sprechen, als sie der Newtonischen entgegensteht, beschäftigt sich auch mit dem weißen Lichte. Sie bedient sich auch äußerer Bedingungen, um farbige Erscheinungen hervorzubringen. Sie setzt aber diesen Bedingungen Werth und Würde zu; sie bildet sich nicht ein, Farben aus dem Licht zu entwickeln; sie sucht uns vielmehr zu überzeugen, daß die Farbe zugleich von dem Lichte und von dem, was sich ihm entgegenstellt, hervorgebracht werde.

21.

Alſo, um nur des Refraktionsfalles, mit dem ſich Newton in der Optik vorzüglich beſchäftigt, hier zu gedenken, ſo iſt es keineswegs die Brechung, welche die Farben aus dem Licht hervorlockt; vielmehr bleibt eine zweite Bedingung unerläßlich, daß die Brechung auf ein Bild wirke und ſolches von der Stelle wegrücke. Ein Bild entſteht nur durch Grenzen; dieſe Grenzen überſieht Newton ganz, ja er leugnet ihren Einfluß. Wir aber ſchreiben dem Bilde ſowol als ſeiner Umgebung, der hellen Mitte ſowol als der dunkeln Grenze, der Thätigkeit ſowol als der Schranke in dieſem Falle vollkommen gleiche Wirkung zu. Alle Verſuche ſtimmen uns bei, und je mehr wir ſie vermannichfaltigen, deſto mehr wird ausgeſprochen, was wir behaupten, deſto klarer, deſto klarer wird die Sache. Wir gehen vom Einfachen aus, indem wir einen ſich wechſelſeitig entſprechenden Gegenſatz zugeſtehen und durch Verbindung deſſelben die farbige Welt hervorbringen.

22.

Newton ſcheint vom Einfacheren auszugehen, indem er ſich blos ans Licht halten will; allein er ſetzt ihm auch Bedingungen entgegen ſo gut wie wir, nur daß er denſelben ihren integrirenden Antheil an dem Hervorgebrachten ableugnet. Seine Lehre hat nur den Schein, daß ſie monadiſch oder unitariſch ſei. Er legt in ſeine Einheit ſchon die Mannichfaltigkeit, die er herausbringen will, welche wir aber viel beſſer aus der eingeſtandenen Dualität zu entwickeln und zu konſtruiren glauben.

23.

Wie er nun zu Werke geht, um das Unwahre wahr, das Wahre unwahr zu machen, das iſt jetzt unſer Geſchäft zu zeigen, und der eigentliche Zweck des gegenwärtigen polemiſchen Theils.

Der Newtoniſchen Optik

Erſtes Buch.

Erſter Theil.

Erſte Propoſition. Erſtes Theorem.

Lichter, welche an Farbe verſchieden ſind, dieſelben ſind auch an Refrangibilität verſchieden, und zwar gradweiſe.

24.

Wenn wir gleich von Anfang willig zugeſtehen, das Werk, welches wir behandeln, ſei völlig aus einem Guſſe, ſo dürfen wir auch bemerken, daß in den vorſtehenden erſten Worten, in dieſer Propoſition, die uns zum Eintritt begegnet, ſchon die ganze Lehre wie in einer Nuß vorhanden ſei, und daß auch zugleich jene kaptiöſe Methode völlig eintrete, wodurch uns der Verfaſſer das ganze Buch hindurch zum Beſten hat. Dieſes zu zeigen, dieſes anſchaulich und deutlich zu machen, dürfen wir ihm nicht leicht ein Wort, eine Wendung hingehen laſſen, und wir erſuchen unſre Leſer um die vollkommenſte Aufmerkſamkeit, dafür ſie ſich denn aber auch von der Knechtſchaft dieſer Lehre auf ewige Zeiten befreit fühlen werden.

25.

Lichter — Mit dieſem Plural kommt die Sub- und Obrepſion, deren ſich Newton durch das ganze Werk ſchuldig macht, gleich recht in den Gang. Lichter, mehrere Lichter! und was denn für Lichter?

9.

Medschnun heißt — ich will nicht sagen,
Daß es grad ein Toller heiße;
Doch Ihr müßt mich nicht verklagen,
Daß ich mich als Medschnun preise.

Wenn die Brust, die redlich volle,
Sich entladet, Euch zu retten,
Ruft Ihr nicht: „Das ist der Tolle,
Holet Stricke, schaffet Ketten!“

Und wenn Ihr zuletzt in Fesseln
Seht die Klügeren verschmachten,
Sengt es Euch wie Feuernesseln,
Das vergebens zu betrachten.

10.

Hab' ich Euch denn je gerathen,
Wie Ihr Kriege führen solltet?
Schalt ich Euch nach Euren Thaten,
Wenn Ihr Friede schließen wolltet?

---

9. Der Name des Medschnun (vergl. oben Note zu III. 1) dient sprichwörtlich zur Bezeichnung des Wahnsinnigen, ursprünglich des wahnsinnig Liebenden, des vom Dämon Besessenen (Wurm, 148 und 129, und Diez, Unters. S. 360). Toll und tapfer sind im Persischen und Türkischen Synonyma (Chardin, 8. 125). Als Dichter legt sich auch Goethe dies Epitheton bei. Ebenso nennt sich Hafis einen Rasenden (Buchst. Ra. XII). Vergl. Goethe's Benet. Epigr., Nr. 58:

„Jene Menschen sind toll, so sagt Ihr ....
Mir auch scheinen sie toll: doch redet ein Toller in Freiheit
Weise Sprüche, wenn (während) ach, Weisheit im Sklaven verstummt?“

im Werther: „wie man alle außerordentliche Menschen, die etwas Großes wirkten, von jeher für Trunkene und Wahnsinnige ausschreien mußte“; im Faust: „Die thöricht genug ihr volles Herz nicht wahrten, ...
Hat man von je gekreuzigt und verbrannt“ (XII. 34).

Vergebens, im letzten Verse, d. h. ohne sie befreien zu können. — Nach einer Mittheilung aus Riemer's Nachlaß ist obiges Gedicht speziell als Ausdruck des Unmuths darüber zu betrachten, daß des Dichters Rathschläge in den Preßangelegenheiten, namentlich wegen Oken's Isis, nicht befolgt wurden.

10. Bedarf nicht der Erklärung. Ein ächt Goethisches Manifest mit dem Gepräge jener Kriegsjahre, ein: Placem natura docuit! Gleichwol ist es Wurm gelungen, folgende orientalische Parallelstellen zu ermitteln: aus

welche an Farbe verſchieden ſind — In dem erſten und zweiten Verſuche, welche zum Beweis dienen ſollen, führt man uns farbige Papiere vor, und diejenigen Wirkungen, die von dort her in unſer Auge kommen, werden gleich als Lichter behandelt. Offenbar ein hypothetiſcher Ausdruck; denn der gemeine Sinn beobachtet nur, daß uns das Licht mit verſchiedenen Eigenſchaften der Oberflächen bekannt macht; daß aber dasjenige, was von dieſen zurückſtrahlt, als ein verſchiedenartiges Licht angeſehen werden könne, darf nicht vorausgeſetzt werden.

Genug, wir haben ſchon farbige Lichter fertig, ehe noch von einem farbloſen die Rede geweſen. Wir operiren ſchon mit farbigen Lichtern, und erſt hinterdrein vernehmen wir, wie und wo etwa ihr Urſprung ſein möchte. Daß aber hier von Lichtern die Rede nicht ſein könne, davon iſt Jeder überzeugt, der den Entwurf unſerer Farbenlehre wohl erwogen hat. Wir haben nämlich genugſam dargethan, daß alle Farbe einem Licht und Nicht-Licht ihr Daſein ſchuldig ſei, daß die Farbe ſich durchaus zum Dunkeln hinneige, daß ſie ein *σκοτεῖνον* ſei, daß, wenn wir eine Farbe auf einen hellen Gegenſtand hinwerfen, es ſei auf welche Weiſe es wolle, wir denſelben nicht beleuchten, ſondern beſchatten. Mit ſolchem Schattenlicht, mit ſolcher Halbfinſterniß fängt Newton ſehr künſtlich ſeinen ganzen Vortrag an, und kein Wunder, daß er Diejenigen, die ihm ſein Erſtes zugeben, von nun an im Dunkeln oder Halbdunkeln zu erhalten weiß.

26.

dieſelben ſind auch an Refrangibilität — Wie ſpringt doch auf einmal dieſes abſtrakte Wort hervor! Freilich ſteht es ſchon in den Axiomen, und der aufmerkſam gläubige Schüler iſt bereits von dieſen Wundern durchdrungen und hat nicht mehr die Freiheit, dasjenige, was ihm vorgeführt wird, mit einigem Mißtrauen zu unterſuchen.

27.

verſchieden — Die Refrangibilität macht uns alſo mit einem großen Geheimniß bekannt. Das Licht, jenes Weſen, das wir nur als eine Einheit, als einfach wirkend gewahr werden, wird uns nun als ein Zuſammengeſetztes, aus ver-

schiedenartigen Theilen Bestehendes, auf eine verschiedene Weise Wirkendes dargestellt.

Wir geben gern zu, daß sich aus einer Einheit, an einer Einheit ein Diverses entwickeln, eine Differenz entstehen könne; allein es giebt gar verschiedene Arten, wie dieses geschehen mag. Wir wollen hier nur zweier gedenken: erstens, daß ein Gegensatz hervortritt, wodurch die Einheit sich nach zwei Seiten hin manifestirt und dadurch großer Wirkungen fähig wird; zweitens, daß die Entwickelung des Unterschiedenen stetig in einer Reihe vorgeht. Ob jener erste Fall etwa bei den prismatischen Erscheinungen eintreten könne, davon hat Newton nicht die mindeste Vermuthung, ob ihn gleich das Phänomen oft genug zu dieser Auslegungsart hindrängt. Er bestimmt sich vielmehr ohne Bedenken für den zweiten Fall. Es ist nicht nur eine diverse Refrangibilität, sondern sie wirkt auch

28.

gradweise — Und so ist denn gleich ein auf und aus einander folgendes Bild, eine Skala, ein aus verschiedenen Theilen, aber aus unendlichen bestehendes, in einander fließendes und doch separables, zugleich aber auch inseparables Bild fertig, ein Gespenst, das nun schon hundert Jahre die wissenschaftliche Welt in Ehrfurcht zu erhalten weiß.

29.

Sollte in jener Proposition etwas Erfahrungsgemäßes ausgesprochen werden, so konnte es allenfalls heißen: Bilder, welche an Farbe verschieden sind, erscheinen durch Refraktion auf verschiedene Weise von der Stelle bewegt. Indem man sich dergestalt ausdrückte, spräche man denn doch das Phänomen des ersten Versuchs allenfalls aus. Man könnte die Erscheinung eine diverse Refraktion nennen und alsdann genauer nachforschen, wie es denn eigentlich damit aussehe. Aber daß wir sogleich zu den Idiotäten, zu den Seiten geführt werden, daß wir den Beweis derselben mit Gefallen aufnehmen sollen, ja, daß wir nur darauf eingehen sollen, sie uns beweisen zu lassen, ist eine starke Forderung.

Beweis durch Experimente.

30.

Wir möchten nicht gern gleich von Anfang unſre Leſer durch irgend eine Paraderie ſcheu machen; wir können uns aber doch nicht enthalten, zu behaupten, daß ſich durch Erfahrungen und Verſuche eigentlich nichts beweiſen läßt. Die Phänomene laſſen ſich ſehr genau beobachten, die Verſuche laſſen ſich reinlich anſtellen, man kann Erfahrungen und Verſuche in einer gewiſſen Ordnung aufführen, man kann eine Erſcheinung aus der andern ableiten, man kann einen gewiſſen Kreis des Wiſſens darſtellen, man kann ſeine Anſchauungen zur Gewißheit und Vollſtändigkeit erheben, und das, dächte ich, wäre ſchon genug. Folgerungen hingegen zieht Jeder für ſich daraus; beweiſen läßt ſich nichts dadurch, beſonders keine Ibilitäten und Keiten. Alles, was Meinungen über die Dinge ſind, gehört dem Individuum an, und wir wiſſen nur zu ſehr, daß die Ueberzeugung nicht von der Einſicht, ſondern von dem Willen abhängt, daß Niemand etwas begreift, als was ihm gemäß iſt und was er deswegen zugeben mag. Im Wiſſen wie im Handeln entſcheidet das Vorurtheil Alles, und das Vorurtheil, wie ſein Name wohl bezeichnet, iſt ein Urtheil vor der Unterſuchung. Es iſt eine Bejahung oder Verneinung deſſen, was unſre Natur anſpricht oder ihr widerſpricht; es iſt ein freudiger Trieb unſres lebendigen Weſens nach dem Wahren wie nach dem Falſchen, nach Allem, was wir mit uns im Einklang fühlen.

31.

Wir bilden uns alſo keinesweges ein, zu beweiſen, daß Newton Unrecht habe; denn jeder atomiſtiſch Geſinnte, jeder am Hergebrachten Feſthaltende, jeder vor einem großen alten Namen mit heiliger Scheu Zurücktretende, jeder Bequeme wird viel lieber die erſte Propoſition Newton's wiederholen, darauf ſchwören, verſichern, daß Alles erwieſen und bewieſen ſei, und unſere Bemühungen verwünſchen.

Ja, wir geſtehen es gerne, daß wir ſeit mehreren Jahren oft mit Widerwillen dieſes Geſchäft aufs Neue vorgenommen haben. Denn man könnte ſich's wirklich zur Sünde rechnen, die ſelige Ueberzeugung der Newtoniſchen Schule, ja, überhaupt

die himmlische Ruhe der ganzen halbunterrichteten Welt in und an dem Kredit dieser Schule zu stören und in Unbehaglichkeit zu setzen. Denn wenn die sämmtlichen Meister die alte starre Konfession immer auf ihren Lehrstühlen wiederholen, so imprimiren sich die Schüler jene kurzen Formeln sehr gerne, womit das Ganze abgethan und beiseite gebracht wird, indessen das übrige Publikum diese selige Ueberzeugung gleichsam aus der Luft aufschnappt; wie ich denn die Anekdote hier nicht verschweigen kann, daß ein solcher Glücklicher, der von den neueren Bemühungen etwas vernahm, versicherte: Newton habe das Alles schon gesagt und besser, er wisse nur nicht, wo.

32.

Indem wir uns nun also zu den Versuchen wenden, so bitten wir unsre Leser, auf den ersten sogleich alle Aufmerksamkeit zu richten, den der Verfasser durch einen salto mortale gleich zu Anfang wagt und uns ganz unerwartet in medias res hineinreißt, wobei wir, wenn wir nicht wohl Acht haben, überrascht werden, uns verwirren und sogleich die Freiheit des Urtheils verlieren.

33.

Diejenigen Freunde der Wissenschaft, die mit den subjektiven dioptrischen Versuchen der zweiten Klasse, die wir umständlich genug vorgetragen und abgeleitet, gehörig bekannt sind, werden sogleich einsehen, daß Newton hier nicht auf eine Weise verfährt, die dem Mathematiker geziemt. Denn dieser setzt, wenn er belehren will, das Einfachste voraus und baut aus den begreiflichsten Elementen sein bewundernswürdiges Gebäude zusammen. Newton hingegen stellt den komplizirtesten subjektiven Versuch, den es vielleicht giebt, an die Spitze, verschweigt seine Herkunft, hütet sich, ihn von mehreren Seiten darzustellen, und überrascht den unvorsichtigen Schüler, der, wenn er einmal Beifall gegeben, sich in dieser Schlinge gefangen hat, nicht mehr weiß, wie er zurück soll.

Dagegen wird es Demjenigen, der die wahren Verhältnisse dieses ersten Versuchs einsieht, leicht sein, sich auch vor den übrigen Fesseln und Banden zu hüten, und wenn sie ihm früher durch Ueberlieferung umgeworfen worden, sie mit freudiger Energie abzuschütteln.

Erster Versuch.

34.

Ich nahm ein schwarzes länglichtes steifes Papier, das von parallelen Seiten begrenzt war, und theilte es durch eine perpendikuläre Linie, die von einer der längern Seiten zu der andern reichte, in zwei gleiche Theile. Einen dieser Theile strich ich mit einer rothen, den andern mit einer blauen Farbe an; das Papier war sehr schwarz und die Farben stark und satt aufgetragen, damit die Erscheinung desto lebhafter sein möchte.

35.

Daß hier das Papier schwarz sein müsse, ist eine ganz unnöthige Bedingung. Denn wenn das Blaue und Rothe stark und dick genug aufgetragen ist, so kann der Grund nicht mehr durchblicken, er sei, von welcher Farbe er will. Wenn man jedoch die Newtonische Hypothese kennt, so sieht man ungefähr, was es heißen soll. Er fordert hier einen schwarzen Grund, damit ja nicht etwas von seinem supponirten unzerlegten Licht durch die aufgetragenen Farben als durchfallend vermuthet werden könne. Allein, wie schon gezeigt ist, steht die Bedingung hier ganz unnütz, und nichts verhindert mehr die wahre Einsicht in ein Phänomen oder einen Versuch als überflüssige Bedingungen. Eigentlich heißt Alles nichts weiter als: man verschaffe sich zwei gleiche Vierecke von rothem und blauem steifen Papier und bringe sie genau neben einander.

Wollte nun der Verfasser fortfahren, seinen Versuch richtig zu beschreiben, so mußte er vor allen Dingen die Lage, Stellung, genug die Lokalität dieses zweifarbigen Papiers genau angeben, anstatt daß sie jetzt der Leser erst aus dem spätern Folgenden nach und nach mühsam und nicht ohne Gefahr, sich zu vergreifen, einzeln zusammensuchen muß.

36.

Dieses Papier betrachtete ich durch ein gläsernes massives Prisma, dessen zwei Seiten, durch welche

das Licht zum Auge gelangte, glatt und wohl polirt waren und in einem Winkel von ungefähr sechzig Graden zusammenstießen, den ich den brechenden Winkel nenne. Und indem ich also nach dem Papier schaute, hielt ich das Prisma gegen das Fenster dergestalt, daß die langen Seiten des Papiers und das Prisma sich parallel gegen den Horizont verhielten, da denn jene Durchschnittslinie, welche die beiden Farben trennte, gegen denselben rechtwinklicht gerichtet war —

37.

Im Englischen steht anstatt rechtwinklicht parallel, welches offenbar ein Druckfehler ist. Denn die langen Seiten des farbigen Papiers und die Durchschnittslinie können nicht zugleich parallel mit dem Horizont sein. Im Lateinischen steht perpendikular, welches an sich ganz richtig ist; da aber nicht von einem Grundrisse, sondern einem räumlichen Verhältnisse die Rede ist, so versteht man leicht vertikal darunter, wodurch der Versuch in Konfusion geriethe. Denn das farbige Papier muß flach liegen, und die kurzen Seiten müssen, wie wir angeben, mit dem Horizont oder, wenn man will, mit der Fensterbank einen rechten Winkel machen.

38.

— und das Licht, das von dem Fenster auf das Papier fiel, einen Winkel mit dem Papier machte, demjenigen gleich, in welchem das Papier das Licht nach dem Auge zurückwarf.

39.

Wie kann man sagen, daß das allgemeine Tageslicht — denn hier scheint nicht vom Sonnenlichte die Rede zu sein — einen Winkel mit dem Papier mache, da es von allen Enden hier darauf fällt! Auch ist die Bedingung ganz unnöthig; denn man könnte die Vorrichtung ebenso gut an der Seite des Fensters machen.

40.

Jenſeits des Prismas war die Fenſterbrüſtung mit ſchwarzem Tuche beſchlagen, welches alſo ſich im Dunkeln befand, damit kein Licht von daher kommen konnte, das etwa an den Kanten des Papiers vorbei zu dem Auge gelangt wäre, ſich mit dem Lichte des Papiers vermiſcht und das Phänomen unſicher gemacht hätte.

41.

Warum ſagt er nicht lieber: jenſeits des farbigen Papiers? denn dieſes kommt ja näher an das Fenſter zu ſtehen, und das ſchwarze Tuch ſoll nur dazu dienen, um dem farbigen Papier einen dunkeln Hintergrund zu verſchaffen. Wollte man dieſe Vorrichtung gehörig und deutlich angeben, ſo würde es auf folgende Weiſe geſchehen: Man beſchlage den Wandraum unter einer Fenſterbank bis an den Fußboden mit ſchwarzem Tuche, man verſchaffe ſich ein Parallelogramm von Pappe und überziehe es zur Hälfte mit rothem, zur Hälfte mit blauem Papier, welche beide an der kurzen Durchſchnittslinie zuſammenſtoßen. Dieſe Pappe bringe man flachliegend, etwa in der halben Höhe der ſchwarzbeſchlagenen Fenſterbrüſtung vor derſelben dergeſtalt an, daß ſie dem etwas weiter abſtehenden Beobachter wie auf ſchwarzem Grunde erſcheine, ohne daß von dem Geſtell, worauf man ſie angebracht, etwas zu ſehen ſei. Ihre längeren Seiten ſollen ſich zur Fenſterwand parallel verhalten, und in derſelben Richtung halte der Beobachter auch das Prisma, wodurch er nach gedachtem Papier hinblickt, einmal den brechenden Winkel aufwärts und ſodann denſelben unterwärts gekehrt.

Was heißt nun aber dieſe umſtändliche Vorrichtung anders als: man bringe das oben beſchriebene doppelfarbige Papier auf einen ſchwarzen Grund, oder man klebe ein rothes und ein blaues Viereck horizontal neben einander auf eine ſchwarz grundirte Tafel und ſtelle ſie vor ſich hin; denn es iſt ganz gleichgiltig, ob dieſer ſchwarze Grund auch einigermaßen erleuchtet ſei und allenfalls ein dunkles Grau vorſtelle, das Phänomen wird immer daſſelbe ſein. Durch die ſämmtlichen Newtoniſchen Verſuche jedoch geht eine ſolche pedantiſche

Genauigkeit, alles nach seiner Hypothese unzerlegte Licht zu entfernen und dadurch seinen Experimenten eine Art von Reinlichkeit zu geben, welche, wie wir noch genugsam zeigen werden, durchaus nichtig ist und nur zu unnützen Forderungen und Bedingungen die Veranlassung giebt.

42.

Als diese Dinge so geordnet waren, fand ich, indem ich den brechenden Winkel des Prismas aufwärts kehrte und das farbige Papier scheinbar in die Höhe hob, daß die blaue Hälfte durch die Brechung höher gehoben wurde als die rothe Hälfte. Wenn ich dagegen den brechenden Winkel unterwärts kehrte, so daß das Papier durch die Brechung herabgezogen schien, so war die blaue Hälfte tiefer heruntergeführt als die rothe; —

43.

Wir haben in unserm Entwurf der Farbenlehre die dioptrischen Farben der zweiten Klasse und besonders die subjektiven Versuche umständlich genug ausgeführt, besonders aber im 18. Kapitel von Paragraph 258 bis 284 auf das Genaueste dargethan, was eigentlich vorgeht, wenn farbige Bilder durch Brechung verrückt werden. Es ist dort auf das Klarste gezeigt, daß an farbigen Bildern, eben wie an farblosen, farbige Ränder entstehen, welche mit der Fläche entweder gleichnamig oder ungleichnamig sind, in dem ersten Falle aber die Farbe der Fläche begünstigen, in dem andern sie beschmutzen und unscheinbar machen; und dieses ist es, was einem leichtsinnigen oder von Vorurtheilen benebelten Beobachter entgeht und was auch den Autor zu der unzeitigen Folgerung verführte, wenn er ausruft:

44.

— deshalb in beiden Fällen das Licht, welches von der blauen Hälfte des Papiers durch das Prisma zum Auge kommt, unter denselben Umständen eine größere Refraktion erleidet als das Licht, das von

der rothen Hälfte kommt und folglich refrangibler iſt als dieſes.

45.

Dies iſt nun der Grund- und Eckſtein des Newtoniſchen optiſchen Werks, ſo ſieht es mit einem Experiment aus, das dem Verfaſſer ſo viel zu bedeuten ſchien, daß er es aus hunderten herausgab, um es an die Spitze aller chromatiſchen Erfahrungen zu ſetzen. Wir haben ſchon (S. 298) bemerkt, wie kaptiös und taſchenſpielerisch dieſer Verſuch angegeben worden: denn wenn die Erſcheinung einigermaßen täuſchen ſoll ſo muß das Rothe ein Zinnoberroth und das Blaue ſehr dunkelblau ſein. Nimmt man Hellblau, ſo wird man die Täuſchung gleich gewahr. Und warum iſt denn Niemanden eingefallen, noch eine andre verfängliche Frage zu thun? Nach der Newtoniſchen Lehre iſt das Gelbroth am Wenigſten refrangibel, das Blauroth am Meiſten; warum nimmt er denn alſo nicht ein violetes Papier neben das rothe, ſondern ein dunkelblaues? Wäre die Sache wahr, ſo müßte die Verſchiedenheit der Refrangibilität bei Gelbroth und Violet weit ſtärker ſein als bei Gelbroth und Blau. Allein hier findet ſich der Umſtand, daß ein violetes Papier die prismatiſchen Ränder weniger verſteckt als ein dunkelblaues, wovon ſich jeder Beobachter nunmehr nach unſrer umſtändlichen Anleitung leicht überzeugen kann. Wie es dagegen um die Newtoniſche Beobachtungsgabe und um die Genauigkeit ſeiner Experimente ſtehe, wird Jeder, der Augen und Sinn hat, mit Verwunderung gewahr werden; ja, man darf dreiſt ſagen: wer hätte einen Mann von ſo außerordentlichen Gaben, wie Newton war, durch ein ſolches Hokuspokus betriegen können, wenn er ſich nicht ſelbſt betrogen hätte? Nur Derjenige, der die Gewalt des Selbſtbetruges kennt und weiß, daß er ganz nahe an die Unredlichkeit grenzt, wird allein das Verfahren Newton's und ſeiner Schule ſich erklären können.

46.

Wir wollen nur noch mit Wenigem auf die Newtoniſche Figur, die elfte ſeiner zweiten Tafel, welche bei ihm ſelbſt nachzuſehen wäre, die Aufmerkſamkeit erregen. Sie iſt perſpektiviſch konfus gezeichnet und hat nebenher noch etwas merkwürdig Kaptiöſes. Die zweifarbige Pappe iſt hier durch

Dunkel und Hell unterschieden, die rechtwinklichte Lage ihrer Fläche gegen das Fenster ist ziemlich deutlich angegeben; allein das durchs Prisma bewaffnete Auge steht nicht an der rechten Stelle; es müßte in einer Linie mit der Durchschnittslinie der gefärbten Pappe stehen. Auch ist die Verrückung der Bilder nicht glücklich angegeben; denn es sieht aus, als wenn sie in der Diagonale verrückt würden, welches doch nicht ist; denn sie werden nur, je nachdem der brechende Winkel gehalten wird, vom Beobachter ab- oder zum Beobachter zugerückt. Was aber höchst merkwürdig ist, darf Niemanden entgehen. Die verrückten, nach der Newtonischen Lehre divers refrangirten Bilder sind mit Säumen vorgestellt, die im Original an dem dunkeln Theil undeutlich, an dem hellen Theil sehr deutlich zu sehen sind, welches letzte auch die Tafeln zur lateinischen Uebersetzung zeigen. Wenn also bei diesem Experimente nichts weiter geschieht, als daß ein Bild weiter gerückt werde als das andre: warum läßt er denn die Bilder nicht in ihren Linien eingeschlossen, warum macht er sie breiter, warum giebt er ihnen verfließende Säume? Er hat also diese Säume wohl gesehen: aber er konnte sich nicht überzeugen, daß diesen Säumen und keinesweges einer diversen Refrangibilität das Phänomen zuzuschreiben sei. Warum erwähnt er denn im Texte dieser Erscheinung nicht, die er doch sorgfältig, obgleich nicht ganz richtig, in Kupfer stechen läßt? Wahrscheinlich wird ein Newtonianer darauf antworten: Das ist eben noch von dem undekomponirten Lichte, das wir niemals ganz los werden können und das hier sein Unwesen treibt.

Zweiter Versuch.

47.

Inwiefern auch dieser Versuch auf einer Täuschung beruhe wie der vorige, ist nunmehr unsre Pflicht klar zu machen. Wir finden aber diesmal gerathener, den Verfaßer nicht zu unterbrechen, sondern ihn ausreden zu lassen, alsdann aber unsre Gegenrede im Zusammenhange vorzutragen.

48.

Um das vorgemeldete Papier, dessen eine Hälfte blau, die andre roth angestrichen und welches steif

Und so hab' ich auch den Fischer
Ruhig sehen Netze werfen,
Brauchte dem gewandten Tischer
Winkelmaaß nicht einzuschärfen.

Aber Ihr wollt besser wissen,
Was ich weiß, der ich bedachte,
Was Natur, für mich beflissen,
Schon zu meinem Eigen machte.

Fühlt Ihr Euch dergleichen Stärke,
Nun, so fördert Eure Sachen!
Seht Ihr aber meine Werke,
Lernet erst: so wollt' er's machen!

11.

Wanderers Gemüthsruhe.

Uebers Niederträchtige
Niemand sich beklage!
Denn es ist das Mächtige,
Was man Dir auch sage.

Saadi's Baumgarten, S. 63: „Ein Wortlänger, als er die (meine) Sprüche hörte, konnte anders nicht, als dieselben hoch erheben und preisen. — Es ist wol, sprach er, eine tiefe Ueberlegung und ein großer Verstand: es handelt vom Gottesdienst, Gehorsam und guten Vermahnungen, nicht aber von tapfern Zügen, Krieg und Streit; denn das ist ein Werk, das andern Leuten obliegt. — Weiß er nicht, denke ich, daß mir der Kopf nach dem Kriege nicht stehet? Wäre es aber, so sollte es mir auch an keinen Worten gebrechen"; aus Buch Kabus, S. 410: „Wenn Du in der Welt keinen Verdruß haben willst, so laß Dein Gesicht nur immer auf Deine eignen Sachen gerichtet sein." — Mit dem Anfang vergl. Ovid, Heroid., 13, 48: „Bella gerant alii, Protesilaus amet", und Riemer, Briefe, S. 346. — Der Schluß wiederholt sich in dem gleichzeitigen kleinen Gedichte Demuth (Werke, II. 260): „Betracht' ich meine Siebensachen,
Seh' ich, was ich hätt' sollen machen."

Tischer, die ursprüngliche und richtigere Form, von Goethe auch sonst gebraucht. — Sich Stärke fühlen (Strophe 4, V. 1), ein oft vorkommender Gallizismus.

11. Wanderers Gemüthsruhe. Trägt das Datum: 19. November 1814. — Das Niederträchtige; der Prophet pflegte zu sagen: „Gott, ich flüchte mich zu Dir vor der Niederträchtigkeit und allen

wie Pappe war, wickelte ich einen Faden ſchwarzer Seide mehrmals um, dergeſtalt, daß es ausſah, als wenn ſchwarze Linien über die Farbe gezogen wären oder als wenn ſchmale ſchwarze Schatten darauf fielen. Ich hätte ebenſo gut ſchwarze Linien mit einer Feder ziehen können; aber die Seide bezeichnete feinere Striche.

49.

Dieſes ſo gefärbte und liniirte Papier befeſtigte ich an eine Wand, ſo daß eine Farbe zur rechten, die andere zur linken Hand zu ſtehen kam. Genau vor das Papier, unten wo die beiden Farben zuſammentrafen, ſtellte ich ein Licht, um das Papier ſtark zu beleuchten; denn das Experiment war bei Nacht angeſtellt.

50.

Die Flamme der Kerze reichte bis zum untern Rande des Papiers oder um ein Weniges höher. Dann, in der Entfernung von ſechs Fuß und ein oder zwei Zoll von dem Papier an der Wand, richtete ich eine Glaslinſe auf, welche vier und einen viertel Zoll breit war, welche die Strahlen, die von den verſchiedenen Punkten des Papiers herkämen, auffaſſen und in der Entfernung von ſechs Fuß, ein oder zwei Zoll auf der andern Seite der Linſe, in ſo viel andern Punkten zuſammenbringen und das Bild des farbigen Papiers auf einem weißen Papier, das dorthin geſtellt war, abbilden ſollte, auf die Art, wie die Linſe in einer Ladenöffnung die Bilder der Objekte draußen auf einen weißen Bogen Papier in der dunkeln Kammer werfen mag.

51.

Das vorgedachte weiße Papier ſtand vertikal zu dem Horizont und parallel mit der Linſe. Ich bewegte daſſelbe manchmal gegen die Linſe, manchmal von ihr weg, um die Plätze zu finden, wo die Bilder der blauen und rothen Theile des Papiers am Deutlichſten erſcheinen würden. Dieſe Plätze konnte ich leicht erkennen an den Bildern der ſchwarzen Linien, die ich hervorgebracht hatte, indem ich die Seide um das Papier wand. Denn die Bilder dieſer feinen und zarten Linien, die ſich wegen ihrer Schwärze wie ein Schatten auf der Farbe abſetzten, waren dunkel und kaum ſichtbar, außer wenn die Farbe an jeder Seite einer jeden Linie ganz deutlich begrenzt war. Deswegen bezeichnete ich ſo genau als möglich die Plätze, wo die Bilder der blauen und rothen Hälfte des farbigen Papiers am Deutlichſten erſchienen. Ich fand, daß, wo die rothe Hälfte ganz deutlich war, die blaue Hälfte verworren erſchien, ſo daß ich die darauf gezogenen ſchwarzen Linien kaum ſehen konnte; im Gegentheil, wo man die blaue Hälfte deutlich unterſcheiden konnte, erſchien die rothe verworren, ſo daß die ſchwarzen Linien darauf kaum ſichtbar waren. Zwiſchen den beiden Orten aber, wo dieſe Bilder ſich deutlich zeigten, war die Entfernung ein und ein halber Zoll. Denn die Entfernung des weißen Papiers von der Linſe, wenn das Bild der rothen Hälfte ſehr deutlich erſchien, war um einen und einen halben Zoll größer als die Entfernung des weißen Papiers von der Linſe, wann das Bild der blauen Hälfte ſehr deutlich war. Daraus folgern wir, daß, indem das Blaue und Rothe gleichmäßig auf die Linſe fiel, doch

das Blaue mehr durch die Linse gebrochen wurde als das Rothe, so daß es um anderthalb Zoll früher konvergirte, und daß es deswegen refrangibler sein müsse.

52.

Nachdem wir den Verfasser angehört, seine Verrichtung wohl kennen gelernt und das, was er dadurch zu bewirken glaubt, vernommen haben, so wollen wir unsre Bemerkungen zu diesem Versuche unter verschiedenen Rubriken vorbringen und denselben in seine Elemente zu zerlegen suchen, worin der Hauptvortheil aller Kontrovers mit Newton bestehen muß.

53.

Unsre Betrachtungen beziehen sich also 1) auf das Vorbild, 2) auf die Beleuchtung, 3) auf die Linse, 4) auf das gewirkte Abbild und 5) auf die aus den Erscheinungen gezogene Folgerung.

54.

1) Das Vorbild. Ehe wir mit der aus dem vorigen Versuch uns schon bekannten doppelfarbigen Pappe weiter operiren, so müssen wir sie und ihre Eigenschaften uns erst näher bekannt machen.

55.

Man bringe mennigrothes und saftblaues Papier neben einander, so wird jenes hell, dieses aber dunkel und, besonders bei Nacht, dem Schwarzen fast ähnlich erscheinen. Wickelt man nun schwarze Faden um beide oder zieht man schwarze Linien darüberher, so ist offenbar, daß man mit bloßem Auge die schwarzen Linien auf dem hellrothen in ziemlicher Entfernung erkennen wird, wo man ebendiese Linien auf dem blauen noch nicht erkennen kann. Man denke sich zwei Männer, den einen im scharlachrothen, den andern im dunkelblauen Rocke, beide Kleider mit schwarzen Knöpfen; man lasse sie beide neben einander eine Straße heran gegen den Beobachter kommen, so wird dieser die Knöpfe des rothen Rocks viel eher sehen als die des blauen, und die beiden Personen müssen schon nahe sein, wenn beide Kleider mit ihren Knöpfen gleich deutlich dem Auge erscheinen sollen.

56.

Um daher das richtige Verhältniß jenes Verſuches einzuſehen, vermannichfaltige man ihn. Man theile eine viereckte Fläche in vier gleiche Quadrate, man gebe einem jeden eine beſondre Farbe, man ziehe ſchwarze Striche über ſie alle hin, man betrachte ſie in gewiſſer Entfernung mit bloßem Auge oder mit einer Lorgnette, man verändre die Entfernung, und man wird durchaus finden, daß die ſchwarzen Fäden dem Sinne des Auges früher oder ſpäter erſcheinen, keineswegs weil die verſchiedenen farbigen Gründe beſondre Eigenſchaften haben, ſondern blos inſofern, als der eine heller iſt als der andre. Nun aber, um keinen Zweifel übrig zu laſſen, wickle man weiße Fäden um die verſchiedenen farbigen Papiere, man ziehe weiße Linien darauf, und die Falle werden nunmehr umgekehrt ſein. Ja, um ſich völlig zu überzeugen, ſo abſtrahire man von aller Farbe und wiederhole das Experiment mit weißen, ſchwarzen, grauen Papieren, und immer wird man ſehen, daß blos der Abſtand des Hellen und Dunkeln Urſache der mehrern oder wenigern Deutlichkeit ſei. Und ſo werden wir es auch bei dem Verſuche, wie Newton ihn vorſchlägt, durchaus antreffen.

57.

2) Die Beleuchtung. Man kann das aufgeſtellte Bild durch eine Reihe angezündeter Wachskerzen, welche man gegen die Linſe zu verdeckt, ſehr ſtark beleuchten, oder man bringt drei Wachskerzen unmittelbar an einander, ſo daß ihre drei Dochte gleichſam nur eine Flamme geben. Dieſe verdeckt man gegen die Linſe zu und läßt, indem man beobachtet, einen Gehilfen die Flamme ganz nahe an dem Bilde ſachte hin und wieder führen, daß alle Theile deſſelben nach und nach lebhaft erleuchtet werden. Denn eine ſehr ſtarke Erleuchtung iſt nöthig, wenn der Verſuch einigermaßen deutlich werden ſoll.

58.

3) Die Linſe. Wir ſehen uns hier genöthigt, einiges Allgemeine vorauszuſchicken, was wir ſowol an dieſem Orte als auch künftig zur richtigen Einſicht in die Sache bedürfen.

59.

Jedes Bild bildet ſich ab auf einer entgegengeſetzten

glatten Fläche, wohin seine Wirkung in gerader Linie gelangen kann. Auch erscheint es auf einer rauhen Fläche, wenn die einzelnen Theile des Bildes ausschließlich von einzelnen Theilen der entgegengesetzten Fläche zurückgesendet werden. Bei einer kleinen Oeffnung in der Camera obscura bilden sich die äußern Gegenstände auf einer weißen Tafel umgekehrt ab.

60.

Bei einer solchen Abbildung wird der Zwischenraum als leer gedacht: der ausgefüllte aber durchsichtige Raum verrückt die Bilder. Die Phänomene, welche bei Verrückung der Bilder durch Mittel sich aufdringen, besonders die farbigen Erscheinungen, sind es, die uns hier besonders interessiren.

61.

Durch Prismen von dreiseitiger Base und durch Linsen werden diejenigen Operationen vollbracht, mit denen wir uns besonders beschäftigen.

62.

Die Linsen sind gleichsam eine Versammlung unendlicher Prismen, und zwar konvere eine Versammlung von Prismen, die mit dem Rücken an einander stehen, konkave eine Versammlung von Prismen, die mit der Schneide an einander stehen, und in beiden Fällen um ein Zentrum versammelt, mit krummlinigen Oberflächen.

63.

Das gewöhnliche Prisma, mit dem brechenden Winkel nach unten gekehrt, bewegt die Gegenstände nach dem Beobachter zu; das Prisma mit dem brechenden Winkel nach oben gekehrt, rückt die Gegenstände vom Beobachter ab. Wenn man sich diese beiden Operationen im Kreise herum denkt, so verengt das erste den Raum um den Beobachter her, das zweite erweitert ihn. Daher muß ein konveres Glas im subjektiven Fall vergrößern, ein konkaves verkleinern; bei der Operation hingegen, die wir die objektive nennen, geschieht das Gegentheil.

64.

Die konvere Linse, mit der wir es hier eigentlich zu thun

haben, bringt die Bilder, welche durch sie hineinfallen, ins Enge. Das bedeutendste Bild ist das Sonnenbild. Läßt man es durch die Linse hindurchfallen und fängt es bald hinter derselben mit einer Tafel auf, so sieht man es zuerst bei wachsender Entfernung der Tafel immer mehr sich verkleinern, bis es auf eine Stelle kommt, wo es nach Verhältniß der Linse seine größte Kleinheit erreicht und am Deutlichsten gesehen wird.

65.

Schon früher zeigt sich bei diesen Versuchen eine starke Hitze und eine Entzündung der entgegengehaltenen Tafel, besonders einer schwarzen. Diese Wirkung äußert sich ebenso gut hinter dem Bildpunkte der Sonne als vor demselben; doch kann man sagen, daß ihr Bildpunkt und der mächtigste Brennpunkt zusammenfalle.

66.

Die Sonne ist das entfernteste Bild, das sich bei Tage abbilden kann. Darum kommt es auch zuerst durch die Operation der Linse entschieden und genau begrenzt zusammen. Will man die Wolken auf der Tafel deutlich sehen, so muß man schon weiter rücken. Die Berge und Wälder, die Häuser, die unächst stehenden Bäume, alle bilden sich stufenweise später ab, und das Sonnenbild hat sich hinter seiner Bildstelle schon wieder sehr stark ausgedehnt, wenn die nahen Gegenstände sich erst an ihrer Bildstelle zusammendrängen. So viel sagt uns die Erfahrung in Absicht auf Abbildung äußerer Gegenstände durch Linsen.

67.

Bei dem Versuche, den wir gegenwärtig beleuchten, sind die verschiedenfarbigen Flächen, welche mit ihren schwarzen Fäden hinter der Linse abgebildet werden sollen, neben einander. Sollte nun eine früher als die andre deutlich erscheinen, so kann die Ursache nicht in der verschiedenen Entfernung gesucht werden.

68.

Newton wünscht seine diverse Refrangibilität dadurch zu beweisen; wir haben aber schon oben bei Betrachtung des

Vorbild des auseinandergeſetzt daß eigentlich nur die verſchiedene Deutlichkeit der auf verſchiedenfarbigen Gründen angebrachten Bilder die Urſache der verſchiedenen Erſcheinungen hinter der Linſe ſei. Daß dieſes ſich alſo verhalte, haben wir näher zu zeigen.

69.

Wir beſchreiben zuerſt die Vorrichtung, welche wir gemacht um bei dem Verſuche ganz ſicher zu gehen. Auf einem horizontal gelegten Geſtelle findet ſich an einem Ende Gelegenheit, das Vorbild einzuſchieben. Vor demſelben in einer Vertiefung können die Lichter angebracht werden. Die Linſe iſt in einem vertikalen Brett befeſtigt, welches ſich auf dem Geſtelle hin und wieder bewegen läßt. Innerhalb des Geſtells iſt ein beweglicher Rahmen, an deſſen Ende eine Tafel aufgerichtet iſt, worauf die Abbildung vor ſich geht. Auf dieſe Weiſe kann man die Linſe gegen das Vorbild oder gegen die Tafel, und die Tafel entweder gegen beide zu- oder von beiden abrücken, und die drei verſchiedenen Theile, Vorbild, Linſe und Tafel, ſtehn vollkommen parallel gegen einander. Hat man den Punkt, der zur Beobachtung günſtig iſt, gefunden, ſo kann man durch eine Schraube den innern Rahmen feſthalten. Dieſe Vorrichtung iſt bequem und ſicher, weil Alles zuſammenſteht und genau auf einander paßt. Man ſucht nun den Punkt, wo das Abbild am Deutlichſten iſt, indem man Linſe und Tafel hin und her bewegt. Hat man dieſen gefunden, ſo fängt man die Beobachtung an.

70.

4) Das Abbild. Newton führt uns mit ſeiner hellrothen und dunkelblauen Pappe, wie er pflegt, in medias res, und wir haben ſchon oben bemerkt, daß erſt das Vorbild vermannichfaltigt und unterſucht werden müſſe, um zu erfahren, was man von dem Abbild erwarten könne. Wir gehen daher folgendermaßen zu Werke. Wir bringen auf eine Pappe vier Vierecke in ein größeres Viereck zuſammen, ein ſchwarzes, ein weißes, ein dunkelgraues und ein hellgraues. Wir ziehen ſchwarze und weiße Striche darüber hin und bemerken ſie ſchon mit bloßem Auge nach Verſchiedenheit des Grundes mehr oder weniger. Doch da Newton ſelbſt ſeine ſchwarzen Fäden Bilder nennt, — warum macht er denn den Verſuch nicht mit wirk-

lichen kleinen Bildern? Wir bringen daher auf die vier oben benannten Vierecke helle und dunkle kleine Bilder, gleichfalls Vierecke oder Scheiben oder Figuren wie die der Spielkarten, an, und diese so ausgerüstete Pappe machen wir zum Vorbilde. Nun können wir zuerst zu einer sichern Prüfung desjenigen fortschreiten, was wir von dem Abbilde zu erwarten haben.

71.

Ein jedes von Kerzen erleuchtetes Bild zeigt sich weniger deutlich, als es beim Sonnenschein geschehen würde, und ein solches von Kerzen erleuchtetes Bild soll hier gar noch durch eine Linse gehen, soll ein Abbild hergeben, das deutlich genug sei, um eine bedeutende Theorie darauf zu gründen.

72.

Erleuchten wir nun jene unsere beneidete Pappe so stark als möglich und suchen ihr Abbild auch möglichst genau durch die Linse auf die weiße Tafel zu bringen, so sehen wir immer doch nur eine stumpfe Abbildung. Das Schwarze erscheint als ein dunkles Grau, das Weiße als ein helles Grau, das dunkle und helle Grau der Pappe sind auch weniger zu unterscheiden als mit bloßem Auge. Ebenso verhält es sich mit den Bildern. Diejenigen, welche sich, dem Hellen und Dunkeln nach, am Stärksten entgegensetzen, diese sind auch die deutlichsten. Schwarz auf Weiß, Weiß auf Schwarz läßt sich gut unterscheiden: Weiß und Schwarz auf Grau erscheint schon matter, obgleich noch immer in einem gewissen Grade von Deutlichkeit.

73.

Bereiten wir uns nun ein Vorbild von farbigen Quadraten an einander, so muß uns zum Voraus gegenwärtig bleiben, daß wir im Reich der halbbeschatteten Flächen sind, und daß das farbige Papier sich gewissermaßen verhalten wird wie das graue. Dabei haben wir uns zu erinnern, daß die Farben beim Kerzenlicht anders als bei Tage erscheinen. Das Violete wird grau, das Hellblaue grünlich, das Dunkelblaue fast schwarz, das Gelbe nähert sich dem Weißen, weil auch das Weiße gelb wird, und das Gelbrothe wächst auch nach seiner Art, so daß also die Farben der aktiven Seite

auch hier die helleren und wirksameren, die der passiven hingegen die dunkleren und unwirksameren bleiben. Man hat also bei diesem Versuch besonders die Farben der passiven Seite hell und energisch zu nehmen, damit sie bei dieser Kontroperation etwas verlieren können. Bringt man nun auf diese farbigen Flächen kleine schwarze, weiße und graue Bilder, so werden sie sich verhalten, wie es jene angezeigten Eigenschaften mit sich bringen. Sie werden deutlich sein, insofern sie als Hell und Dunkel von den Farben mehr oder weniger abstechen. Ebendasselbe gilt, wenn man auf die schwarzen, weißen und grauen so wie auf die farbigen Flächen farbige Bilder bringt.

74.

Wir haben diesen Apparat der Vorbilder, um zur Gewißheit zu gelangen, bis ins Ueberflüssige vervielfältigt. Denn dadurch unterscheidet sich ja blos der Experimentirende von Dem, der zufällige Erscheinungen, als wären's zusammenhängende Begebenheiten, anblickt und anstaunt. Newton sucht dagegen seinen Schüler immer nur an gewissen Bedingungen festzuhalten, weil veränderte Bedingungen seiner Meinung nicht günstig sind. Man kann daher die Newtonische Darstellung einer perspektivisch gemalten Theaterdekoration vergleichen, an der nur aus einem einzigen Standpunkte alle Linien zusammentreffend und passend gesehen werden. Aber Newton und seine Schüler leiden nicht, daß man ein Wenig zur Seite trete, um in die offnen Kulissen zu sehen. Dabei versichern sie dem Zuschauer, den sie auf seinem Stuhle festhalten, es sei eine wirklich geschlossene und undurchdringliche Wand.

75.

Wir haben bisher referirt, wie wir die Sache bei genauer Aufmerksamkeit gefunden, und man sieht wol, daß einerseits die Täuschung dadurch möglich ward, daß Newton zwei farbige Flächen, eine helle und eine dunkle, mit einander vergleicht und verlangt, daß die dunkle leisten soll, was die helle leistet. Er führt sie uns vor nur als an Farbe verschieden und macht uns nicht aufmerksam, daß sie auch am Helldunkel verschieden sind. Wie er aber andrerseits sagen kann, Schwarz auf Blau sei alsdann sichtbar gewesen, wenn Schwarz auf Roth nicht mehr erschien, ist uns ganz und gar unbegreiflich.

76.

Wir haben zwar bemerkt, daß, wenn man für die weiße Tafel die Stelle gefunden hat, wo sich das Abbild am Deutlichsten zeigt, man mit derselben noch etwas Weniges vor- und rückwärts gehen kann, ohne der Deutlichkeit merklich Abbruch zu thun. Wenn man jedoch etwas zu weit vor- oder zu weit zurückgeht, so nimmt die Deutlichkeit der Bilder ab, und wenn man sie unter sich vergleicht, geschieht es in der Maße, daß die stark vom Grunde abstechenden sich länger als die schwach abstechenden erhalten. So sieht man Weiß auf Schwarz noch ziemlich deutlich, wenn Weiß auf Grau undeutlich wird. Man sieht Schwarz auf Mennigroth noch einigermaßen, wenn Schwarz auf Indigblau schon verschwindet, und so verhält es sich mit den übrigen Farben durch alle Bestimmungen unserer Vorbilder. Daß es aber für das Abbild eine Stelle geben könne, wo das weniger abstechende deutlich, das mehr abstechende undeutlich sei, davon haben wir noch keine Spur entdecken können, und wir müssen also die Newtonische Assertion blos als eine beliebige, aus dem vorgefaßten Vorurtheil entsprungene, blos mit den Augen des Geistes gesehene Erscheinung halten und angeben. Da der Apparat leicht ist und die Versuche keine großen Umstände erfordern, so sind Andre vielleicht glücklicher, etwas zu entdecken, was wenigstens zu des Beobachters Entschuldigung dienen könne.

77.

5) Folgerung. Nachdem wir gezeigt, wie es mit den Prämissen stehe, so haben wir unres Bedünkens das vollkommenste Recht, die Folgerung ohne Weiteres zu leugnen. Ja wir ergreifen diese Gelegenheit, den Leser auf einen wichtigen Punkt aufmerksam zu machen, der noch öfters zur Sprache kommen wird. Es ist der, daß die Newtonische Lehre durchaus zu viel beweist. Denn wenn sie wahr wäre, so könnte es eigentlich gar keine dioptrischen Fernröhre geben, wie denn auch Newton aus seiner Theorie die Unmöglichkeit ihrer Verbesserung folgerte; ja, selbst unserm bloßen Auge müßten farbige Gegenstände neben einander durchaus verworren erscheinen, wenn sich die Sache wirklich so verhielte. Denn man denke sich ein Haus, das in vollem Sonnenlichte stände; es hätte ein rothes ziegeldach, wäre gelb angestrichen, hätte grüne

In dem Schlechten waltet es
Sich zu Hochgewinne,
Und mit Rechtem schaltet es
Ganz nach seinem Sinne.

Wandrer! — Gegen solche Noth
Wolltest Du Dich sträuben?
Wirbelwind und trocknen Koth,
Laß sie drehn und stäuben!

12.

Wer wird von der Welt verlangen,
Was sie selbst vermißt und träumet,
Rückwärts oder seitwärts blickend,
Stets den Tag des Tags versäumet?
Ihr Bemühn, ihr guter Wille
Hinkt nur nach dem raschen Leben,
Und was Du vor Jahren brauchtest,
Möchte sie Dir heute geben.

Niederträchtigkeiten, die darauf folgen" (Nr. 56 der Sunna, Fundgruben, I. 154); und Dschami sagt in Rückert's Uebersetzung:

„An Marzipan
Vom Tisch des Niederträchtigen zerbricht man sich den Zahn."
(Zeitschr. d. Morgenl. Gesellsch., II. 37.)

Goethe nennt es sonst das Gemeine, wie in dem Spruche in Prosa Nr. 309: „Das Gemeine muß man nicht rügen; denn das bleibt sich ewig gleich." Nach Pred. Salomo, 6. 10, soll der Mensch nicht hadern mit dem, „das ihm zu mächtig ist." — Den Schlußversen liegt zu Grunde das von Diez (Unfug und Betrug, S. 226) aus dem Suche Kabus angeführte Distichon:

„Ich suche Einsamkeit, wenn die Welt sich wie Wirbel drehet;
Kehricht des Glücks ist schlechter als der Welt schlechtester Staub."

12. Gleichfalls eine Unabhängigkeits-Erklärung von der Welt. — Im dritten Verse ist zu suppliren ein die. Darum zitirt hiezu den Vers von Montenebbi: „Keinem hat noch die Zeit gegeben, was er begehrte". Vergl. Goethe's Sprüche in Prosa, Nr. 311: „Es ist so viel gleichzeitig Tüchtiges und Treffliches auf der Welt; aber es berührt sich nicht."

Schaltern, hinter den einen Fenſtern blaue Vorhänge, und ein Frauenzimmer ginge im violeten Kleide zur Thüre heraus. Betrachteten wir nun das Ganze mit ſeinen Theilen aus einem gewiſſen Standpunkte, wo wir es auf einmal ins Auge faſſen könnten, und die Ziegel wären uns recht deutlich, wir wendeten aber das Auge ſogleich auf das Frauenzimmer, ſo würden wir die Form und die Falten ihres Kleides keineswegs beſtimmt erblicken, wir müßten vorwärts treten, und ſähen wir das Frauenzimmer deutlich, ſo müßten uns die Ziegel wie im Nebel erſcheinen, und wir hätten dann auch, um die Bilder der übrigen Theile ganz beſtimmt im Auge zu haben, immer etwas vor- und etwas zurücktreten, wenn die erſcheinende, im zweiten Experiment erwieſen ſein ſollende diverſe Refrangibilität ſtattfände. Ein Gleiches gilt von allen Augengläſern, ſie mögen einfach oder zuſammengeſetzt ſein, nicht weniger von der Camera obſcura.

78.

Ja, daß wir eine dem zweiten Newtoniſchen Experiment unmittelbar verwandte Inſtanz beibringen, ſo erinnern wir unſre Leſer an jenen optiſchen Kaſten, in welchem ſtark erleuchtete Bilder von Hauptſtädten, Schlöſſern und Plätzen durch eine Linſe angeſehen und verhältnißmäßig vergrößert, zugleich aber auch ſehr klar und deutlich erblickt werden. Man kann ſagen, es ſei hier der Newtoniſche Verſuch ſelbſt, nur in größerer Mannichfaltigkeit ſubjektiv wiederholt. Wäre die Newtoniſche Hypotheſe wahr, ſo könnte man unmöglich den hellblauen Himmel, das hellgrüne Meer, die gelb- und blaugrünen Bäume, die gelben Häuſer, die rothen Ziegeldächer, die bunten Kutſchen, Livreen und Spaziergänger neben einander zugleich deutlich erblicken.

79.

Noch einiger andern wunderlichen Konſequenzen, die aus der Newtoniſchen Lehre herfließen, müſſen wir erwähnen. Man gedenke der ſchwarzen Bilder auf verſchiedenfarbigen, an Hellung nicht allzu ſehr von einander unterſchiedenen Flächen. Nun fragen wir, ob das ſchwarze Bild denn nicht auch das Recht habe, ſeine Grenze zu beſtimmen, wenn es durch die Linſe durchgegangen iſt. Zwei ſchwarze Bilder, eins auf rothem, das andre auf blauem Grunde, werden beide gleich

gebrochen; denn dem Schwarzen schreibt man doch keine diverse Refrangibilität zu. Kommen aber beide schwarze Bilder mit gleicher Deutlichkeit auf der entgegengehaltenen weißen Tafel an, so möchten wir doch wissen, wie sich der rothe und blaue Grund geberden wollten, um ihnen die einmal scharf bezeichneten Grenzen streitig zu machen. Und so stimmt denn auch die Erfahrung mit dem, was wir behaupten, vollkommen überein, so wie das Unwahre und Ungehörige der Newtonischen Lehre immer mächtiger in die Augen springt, je länger man sich damit, es sei nun experimentirend oder nachdenkend, beschäftigt.

80.

Fragt man nun gar nach farbigen Bildern auf farbigem Grund, so wird der prätendirte Versuch und die daraus gezogene Folgerung ganz lächerlich; denn ein rothes Bild auf blauem Grunde könnte niemals erscheinen, und umgekehrt. Denn wenn es der rothen Grenze beliebte, deutlich zu werden, so hätte die blaue keine Lust, und wenn diese sich endlich bequemte, so wär es jener nicht gelegen. Fürwahr, wenn es mit den Elementen der Farbenlehre so beschaffen wäre, so hätte die Natur dem Sehen, dem Gewahrwerden der sichtbaren Erscheinungen auf eine saubre Weise vorgearbeitet.

81.

So sieht es also mit den beiden Experimenten aus, auf welche Newton einen so großen Werth legte, daß er sie als Grundpfeiler seiner Theorie an die erste Stelle des Werkes brachte, welches zu ordnen er sich über dreißig Jahre Zeit nahm. So beschaffen sind zwei Versuche, deren Unrund die Naturforscher seit hundert Jahren nicht einsehn wollten, obgleich das, was wir vorgebracht und eingewendet haben, schon älteres in Druckschriften dargelegt, behauptet und eingeschärft worden, wie uns davon die Geschichte umständlicher belehren wird.

Zweite Proposition. Zweites Theorem.

Das Licht der Sonne besteht aus Strahlen von verschiedener Refrangibilität.

82.

Nachdem wir also schon farbige Lichter kennen gelernt, welche sogar durch das matte Kerzenlicht aus den Oberflächen farbiger Körper herausgelockt werden, nachdem man uns das Abgeleitete oder erst Abzuleitende schon bekannt gemacht, so wendet sich der Verfasser an die rechte Quelle, zur Sonne nämlich, als demjenigen Lichte, das wir gern für ein Urlicht annehmen.

83.

Das Licht der Sonne also, heißt es, besteht aus Strahlen von verschiedener Refrangibilität. Warum wird denn aber hier der Sonne vorzüglich erwähnt? Das Licht des Mondes, der Sterne, einer jeden Kerze, eines jeden hellen Bildes auf dunklem Grunde ist in dem Fall, uns die Phänomene zu zeigen, die man hier der Sonne als eigenthümlich zuschreibt. Sei es auch, daß man sich der Sonne zu den Versuchen, welche wir die objektiven genannt haben, wegen ihrer mächtigen Wirkung bediene, so ist dies ein Umstand, der für den Experimentator günstig ist, aber keineswegs eine Grunderscheinung, an die man eine Theorie anlehnen könnte.

84.

Wir haben deswegen in unserm Entwurfe bei den dioptrischen Versuchen der zweiten Klasse die subjektiven vorangestellt, weil sich aus denselben deutlich machen läßt, daß hier keineswegs von Licht noch Lichtern, sondern von einem Bilde und dessen Grenzen die Rede sei; da denn die Sonne vor keinem andern Bilde, ja nicht vor einem hell- oder dunkelgrauen auf schwarzem Grunde den mindesten Vorzug hat.

85.

Jedoch nach der Newtonischen Lehre sollen ja die Farben im Lichte stecken, sie sollen daraus entwickelt werden. Schon

der Titel des Werkes deutet auf diesen Zweck hin. Schon dort werden wir auf die colours of light hingewiesen, auf die Farben des Lichtes, wie sie denn auch die Newtonianer bis auf den heutigen Tag zu nennen pflegen. Kein Wunder also, daß dieser Satz auch hier also gestellt wird! Lasset uns jedoch untersuchen, wie der Verfasser dieses Fundament seiner chromatischen Lehre mit acht Experimenten zu beweisen denkt, indem er das dritte bis zum zehnten diesem Endzwecke widmet, welche wir nunmehr der Reihe nach durchgehen.

Dritter Versuch.

86.

Wir verfolgen des Verfassers Vortrag hier nicht von Wort zu Wort; denn es ist dieses der allgemein bekannte Versuch, da man durch eine kleine Oeffnung des Fensterladens das Sonnenbild in eine dunkle Kammer fallen läßt, solches durch ein horizontal gestelltes Prisma, dessen brechender Winkel nach unten gerichtet ist, auffängt; da denn das Bild an die entgegengesetzte Wand in die Höhe gebrochen, nicht mehr farblos und rund, sondern länglich und farbig erscheint.

87.

Wie es eigentlich mit diesem Phänomen beschaffen sei, wissen alle Theilnehmende nunmehr genau, welche dasjenige wohl inne haben, was von uns über die dioptrischen Farben der zweiten Klasse überhaupt, vorzüglich aber über die objektiven vom 20. bis 24. Kapitel umständlich vorgetragen worden, so wie wir uns deshalb noch besonders auf unsre zweite, fünfte und sechste Tafel berufen. Es ist daraus klar, daß die Erscheinung, wie sie aus dem Prisma tritt, keinesweges eine fertige sei, sondern daß sie, je näher und je weiter man die Tafel hält, worauf sie sich abbilden soll, immer neue Verhältnisse zeigt. Sobald man dieses eingesehen hat, so bedarf es gegen dieses dritte Experiment, ja gegen die ganze Newtonische Lehre keines Streites mehr; denn der Meister sowol als die Schüler stellen den Versuch, auf den sie ihr größtes Gewicht legen, völlig falsch vor, wie wir solches auf unserer Tafel, welche mit VI a bezeichnet ist, vor die Augen bringen.

88.

Sie geben nämlich, der Wahrheit ganz zuwider, vor, das Phänomen sei, wie es aus dem Prisma herauskomme, fertig, man sehe die Farben in dem verlängerten Bilde gleich in derselben Ordnung und Proportion; in dieser Ordnung und Proportion wachse nun das Bild bei mehr entfernter Tafel immer an Länge, bis es da, wo sie es endlich festzuhalten belieben, ungefähr um fünfmal länger ist als breit. Wenn sie nun dies Bild auf diese Stelle fixirt, beobachtet, gemessen und auf allerlei Weise gehandhabt haben, so ziehen sie den Schluß: Wenn in dem runden Bilde, das sie den Abalonz eines Strahls nennen, alle Theile gleich refrangibel wären, so müßten sie nach der Refraktion alle an dem gleichen Orte anlangen und das Bild also noch immer erscheinen wie vorher. Nun aber ist das Bild länglicht, es bleiben also einige Theile des sogenannten Strahls zurück, andre eilen vor, und also müssen sie in sich eine verschiedene Determinabilität durch Refraktion und folglich eine diverse Refrangibilität haben. Ferner ist dieses Bild nicht weiß, sondern vielfarbig und läßt eine auf einander folgende bunte Reihe sehen, daher sie denn auch schließen, daß jene angenommenen divers refrangiblen Strahlen auch diverse Farben haben müssen.

89.

Hierauf antworten wir gegenwärtig nichts weiter, als daß das ganze Räsonnement auf einen falsch dargestellten Versuch gebaut ist, der sich in der Natur anders zeigt als im Buche; wobei hauptsächlich in Betrachtung kommt, daß das prismatische Bild, wie es aus dem Prisma tritt, keineswegs eine stetige farbige Reihe, sondern eine durch ein weißes Licht getrennte farbige Erscheinung darstellt. Indem nun also Newton und seine Schüler dieses Phänomen keineswegs, wie sie es hätten thun sollen, entwickelten, so mußte ihnen auch seine eigentliche Natur verborgen bleiben und Irrthum über Irrthum sich anhäufen. Wir machen besonders auf das, was wir jetzt vortragen werden, den Leser aufmerksam.

90.

Newton, nachdem er die Erscheinung sorgfältig gemessen und mancherlei dabei vorkommende Umstände, nur die rechten nicht, beobachtet, fährt fort:

Die verschiedene Größe der Oeffnung in dem Fensterladen und die verschiedene Stärke der Prismen, wodurch die Strahlen durchgehen, machen keine merkliche Veränderung in der Länge des Bildes.

91.

Diese beiden Assertionen sind völlig unwahr, weil gerade die Größe des Bildes sowie die Größe des Winkels des gebrauchten Prismas vorzüglich die Ausdehnung der Länge des Bildes gegen seine Breite bestimmt und verschieden macht. Wir werden der ersten dieser beiden Wirkungen eine Figur auf unsern Tafeln widmen und hier das Nöthige zur näheren Einsicht des Verhältnisses aussprechen.

92.

Unsern aufmerksamen Lesern ist bekannt, daß, wenn ein helles Bild verrückt wird, der gelbrothe Rand und der gelbe Saum in das Bild hinein, der blaue Rand und der violete Saum hingegen aus dem Bilde hinaus strebe. Der gelbe Saum kann niemals weiter gelangen als bis zum entgegengesetzten blauen Rande, mit dem er sich zum Grün verbindet, und hier ist eigentlich das Ende des innern Bildes. Der violete Saum geht aber immer seiner Wege fort und wird von Schritt zu Schritt breiter. Nimmt man also eine kleine Oeffnung und verrückt das Lichtbild so lange, daß es nunmehr um fünf Theile länger als breit erscheint, so ist dies keineswegs die Normallänge für größere Bilder unter gleicher Bedingung. Denn man bereite sich eine Pappe oder ein Blech, in welchem mehrere Oeffnungen von verschiedener Größe oben an einer Horizontallinie anstehen; man schiebe diese Vorrichtung vor das Wasserprisma und lasse auf diese sämmtlichen Oeffnungen nun das Sonnenlicht fallen, und die durch das Prisma gebrochenen Bilder werden sich an der Wand in jeder beliebigen Entfernung zeigen, jedoch so, daß, weil sie alle an einer Horizontallinie obenan stehen, der violete Saum bei keinem Bilde länger sein kann als beim andern. Ist nun das Bild größer, so hat es ein andres Verhältniß zu diesem Saume, und folglich ist seine Breite nicht so oft in der Länge enthalten als am kleinen Bilde. Man kann diesen Versuch auch subjektiv sehr bequem machen, wenn man auf eine schwarze Tafel

weiße Scheiben von verschiedener Größe neben einander klebt, die aber, weil man gewöhnlich den brechenden Winkel unterwärts hält, unten auf einer Horizontallinie aufstehen müssen.

93.

Daß ferner die Stärke des Prismas, d. h. die Vergrößerung seines Winkels, eine Differenz in der Länge des Bildes zur Breite machen müsse, wird Jedermann deutlich sein, der das, was wir im 210. und 321. Paragraph, und zwar im dritten Punkte angedeutet und im Gange des Vortrages weiter ausgeführt haben, gegenwärtig hat, daß nämlich eine Hauptbedingung einer stärkern Färbung sei, wenn das Bild mehr verrückt werde. Da nun ein Prisma von einem größern Winkel das Bild stärker verrückt als ein anderes von einem kleinern, so wird auch die Farbenerscheinung, unter übrigens gleichen Bedingungen, sehr verschieden sein. Wie es also mit diesem Experiment und seiner Beweiskraft beschaffen sei, werden unsre Leser nun wol ohne Weitres vollkommen einsehen.

Vierter Versuch.

94.

Der Beobachter blickt nun durch das Prisma gegen das einfallende Sonnenbild oder gegen die blos durch den Himmel erleuchtete Oeffnung und kehrt also den vorigen objektiven Versuch in einen subjektiven um, wogegen nichts zu sagen wäre, wenn wir dadurch nur einigermaßen gefördert würden. Allein das subjektive Bild wird hier so wenig auf seine Anfänge zurückgeführt als vorher das objektive. Der Beobachter sieht nur das verlängerte stetig gefärbte Bild, an welchem der violete Theil abermals der längste bleibt.

95.

Leider verhehlt uns der Verfasser bei dieser Gelegenheit abermals einen Hauptpunkt, daß nämlich die Erscheinung geradezu die umgekehrte sei von der, die wir bisher an der Wand erblickten. Bemerkt man dieses, so kann man die Frage aufwerfen: Was würde denn geschehen, wenn das Auge

sich an die Stelle der Tafel setzte? würde es denn die Farben in ebender Ordnung sehen, wie man sie auf der Tafel erblickt, oder umgekehrt? und wie ist denn eigentlich im Ganzen das Verhältniß?

96.

Diese Frage ist schon zu Newton's Zeiten aufgeworfen worden, und es fanden sich Personen, die gegen ihn behaupteten, das Auge sehe gerade die entgegengesetzte Farbe, wenn es hinwärts blicke, von der, welche herwärts auf die Tafel oder auch auf ein Auge falle, das sich an die Stelle der Tafel setzte. Newton lehnt nach seiner Weise diesen Einwurf ab, anstatt ihn zu heben.

97.

Das wahre Verhältniß aber ist dieses: Beide Bilder haben nichts mit einander gemein. Es sind zwei ganz verschiedene Bilder, das eine heraufwärts, das andere herunterwärts bewegt, und also gesetzmäßig verschieden gefärbt.

98.

Von der Koexistenz dieser zwei verschiedenen Bilder, wovon das objektive heraufwärts, das subjektive herunterwärts gefärbt ist, kann man sich auf mancherlei Weise überzeugen. Jedoch ist folgender Versuch wol der bequemste und vollkommenste. Man lasse mittelst einer Oeffnung des Fensterladens von etwa zwei bis drei Zoll das Sonnenbild durch das große Wasserprisma auf ein weißes, feines, über einen Rahmen gespanntes Papier hinaufwärts gebrochen in der Entfernung anlangen, daß die beiden gefärbten Ränder noch von einander abstehen, das Grün noch nicht entstanden sondern die Mitte noch weiß sei. Man betrachte dieses Bild hinter dem Rahmen; man wird das Blaue und Violete ganz deutlich oben, das Gelbrothe und Gelbe unten sehen. Man schaue man neben dem Rahmen hervor, und man wird durch das Prisma das hinuntergerückte Bild der Fensteröffnung umgekehrt gefärbt sehen.

Damit man aber beide Bilder über und mit einander erblicke, so bediene man sich folgenden Mittels. Man mache das Wasser im Prisma durch einige Tropfen Seifenspiritus dergestalt trübe, daß das Bild auf dem Papierrahmen nicht unerkenntlich, das Sonnenlicht aber dergestalt gemäßigt werde,

daß es dem Auge erträglich sei. Man mache alsdann, indem man sich hinter den Rahmen stellt, an dem Ort, wo sich das gebrochene und gefärbte Bild abbildet, ins Papier eine kleine Oeffnung und schaue hindurch, und man wird wie vorher das Sonnenbild hinabgerückt sehen. Nun kann man, wenn die in das Papier gemachte Oeffnung groß genug ist, etwas zurücktreten und zugleich das objektive, durchscheinende, aufwärts gefärbte Bild und das subjektive, das sich im Auge darstellt, erblicken; ja, man kann mit einiger Auf- und Abbewegung des Papiers die gleichnamigen und ungleichnamigen Ränder beider Erscheinungen zusammenbringen, wie es beliebig ist, und indem man sich von der Koexistenz der beiden Erscheinungen überzeugt, überzeugt man sich zugleich von ihrem ewig beweglichen und werdend wirksamen Wesen. Man erinnere sich hierbei jenes höchst merkwürdigen Versuchs (E. 350—354) und familiarisire sich mit demselben, weil wir noch öfters auf ihn zurückkommen müssen.

Fünfter Versuch.

99.

Auch diesen Versuch betrachtet Newton nur durch den Nebel des Vorurtheils. Er weiß nicht recht, was er sieht, noch was aus dem Versuche folgt. Doch ist ihm die Erscheinung zum Behuf seiner Beweise außerordentlich willkommen, und er kehrt immer wieder auf dieselbe zurück. Es wird nämlich das Spektrum, das heißt jenes verlängerte farbige Bild der Sonne, welches durch ein horizontales Prisma im dritten Experiment hervorgebracht worden, durch ein vertikal stehendes Prisma aufgefangen und durch selbiges nach der Seite gebrochen, da es denn völlig wie vorher, nur etwas vorwärts gebogen, erscheint, so nämlich, daß der violete Theil vorausgeht.

100.

Newton schließt nun daraus folgendermaßen:

Läge die Ursache der Verlängerung des Bildes in der Brechung etwa dergestalt, daß die Sonnen-

13.

Sich selbst zu loben, ist ein Fehler;
Doch Jeder thut's, der etwas Gutes thut;
Und ist er dann in Worten kein Verhehler,
Das Gute bleibt doch immer gut.

Laßt doch, Ihr Narren, doch die Freude
Dem Weisen, der sich weise hält,
Daß er, ein Narr wie Ihr, vergeude
Den abgeschmackten Dank der Welt!

14.

Glaubst Du denn, von Mund zu Ohr
Sei ein redlicher Gewinnst?
Ueberlieferung, o Du Thor,
Ist auch wol ein Hirngespinnst!
Nun geht erst das Urtheil an:
Dich vermag aus Glaubensketten
Der Verstand allein zu retten,
Dem Du schon Verzicht gethan.

---

13. Vom 5. Januar 1816, doch erst 1827 hier in den Divan eingerückt. — Die Verse knüpfen an einen türkischen Vers an, den Diez (Denkw., II. 54) angemerkt:

„Daß der Mensch seine Vorzüge beweise, ist geziemlich;
Allein sich selbst zu loben, ist ein Fehler."

Goethe reagiert gegen den alten Spruch „Eigenlob stinkt" (schon bei Agricolai hier aus dem Gesichtspunkte, daß jede gute That sich lobt und die Worte des Selbstlobes daran nichts ändern können; ebenso in Nr. 18 des Buchs Suleika:

„Selbstlob, nur dem Neide stinkt's!
Wohlgeruch Freunden
Und eignem Schmack!"

sowie in den Sprüchen in Prosa, Nr. 125.

Das Verzeuden des Danks in der zweiten Strophe besagt, daß, wer sich selbst lobe, allerdings den Dank der Welt für die gute That in die Schanze schlage, durch den Verlust dieses „abgeschmackten" Danks jedoch nichts einbüße.

14. Auch der Glaube an Traditionen bedarf des prüfenden Urtheils. Vergl. unten VI. 37. Die drei Schlußverse sind gegen das sacrificio dell' intelletto gerichtet. Fast wörtlich stimmt Goethe mit Lessing (Anti-Goeze) überein: „Ihr

strahlen durch sie zerstreut, zersplittert und ausgeweitet würden, so müßte ein solcher Effekt durch eine zweite Refraktion abermals hervorgebracht und das lange Bild, wenn man seine Länge durch ein zweites Prisma, parallel mit dessen Achse auffängt, abermals in die Breite gezogen und wie vorher auseinandergeworfen werden. Allein dieses geschieht nicht, sondern das Bild geht lang, wie es war, heraus und neigt sich nur ein Wenig; daher sich folgern läßt, daß die Ursache der Erscheinung auf einer Eigenschaft des Lichtes beruhe, und daß diese Eigenschaft, da sie sich nun in so viel farbigen Lichtern einmal manifestirt, nun keine weitere Einwirkung annehme, sondern daß das Phänomen nunmehr unveränderlich bleibe, nur daß es sich bei einer zweiten Refraktion etwas niederbückt, jedoch auf eine der Natur sehr gemäße Weise, indem auch hier die mehr refrangibeln Strahlen, die violeten, vorausgehen und also auch ihre Eigenheit vor den übrigen sehen lassen.

101.

Newton begeht hierbei den Fehler, den wir schon früher gerügt haben, und den er durch sein ganzes Werk begeht, daß er nämlich das prismatische Bild als ein fertiges, unveränderliches ansieht, da es doch eigentlich immer nur ein werdendes und immer abänderliches bleibt. Wer diesen Unterschied wohl gefaßt hat, der kennt die Summe des ganzen Streites und wird unsre Einwendungen nicht allein einsehen und ihnen beipflichten, sondern er wird sie sich selbst entwickeln. Auch haben wir schon in unserm Entwurfe dafür gesorgt (205—207), daß man das Verhältniß dieses gegenwärtigen Phänomens bequem einsehen könne, wozu auch unsre zweite Tafel das Ihrige beitragen wird. Man muß nämlich Prismen von wenigen Graden, z. B. von funfzehn anwenden, wobei man das Werden des Bildes deutlich beobachten kann. Verrückt man subjektiv nun durch ein Prisma das Bild dergestalt, daß es in die

Höhe gehoben erscheint, so wird es in dieser Richtung gefärbt. Man sehe nun durch ein andres Prisma, daß das Bild im rechten Winkel nach der Seite gerückt erscheint, so wird es in dieser Richtung gefärbt sein; man bringe beide Prismen nunmehr kreuzweise über einander, so muß das Bild nach einem allgemeinen Gesetze sich in der Diagonale verrücken und sich in dieser Richtung färben; denn es ist in einem wie in dem andern Falle ein werdendes, erst entstehendes Gebilde. Denn die Ränder und Säume entstehen blos in der Linie des Verrückens. Jenes gebückte Bild Newton's aber ist keineswegs das aufgefangene erste, das nach der zweiten Refraktion einen Reverenz macht, sondern ein ganz neues, das nunmehr in der ihm nugenöthigten Richtung gefärbt wird. Man kehre übrigens zu unsern angeführten Paragraphen und Tafeln nochmals zurück, und man wird die völlige Ueberzeugung dessen, was wir sagen, zum Gewinn haben.

Und auf diese Weise vorbereitet, gehe man nun bei Newton selbst die sogenannte Illustration dieses Experiments und die derselben gewidmeten Figuren und Beschreibungen durch, und man wird einen Fehlschluß nach dem andern entdecken und sich überzeugen, daß jene Proposition keinesweges durch dieses Experiment irgend ein Gewicht erhalten habe.

102.

Indem wir nun, ohne unsere Leser zu begleiten, ihnen das Geschäft für einen Augenblick selbst überlassen, müssen wir auf die sonderbaren Wege aufmerksam machen, welche der Verfasser nunmehr einzuschlagen gedenkt.

103.

Bei dem fünften Versuche erscheint das prismatische Bild nicht allein gesenkt, sondern auch verlängert. Wir wissen dieses aus unsern Elementen sehr gut abzuleiten; denn indem wir, um das Bild in der Diagonale erscheinen zu lassen, ein zweites Prisma nöthig haben, so heißt das ebenso viel, als wenn die Erscheinung durch ein gedoppeltes Prisma hervorgebracht wäre. Da nun eine der vorzüglichsten Bedingungen der zu verbreiternden Farbenerscheinung das verstärkte Maß des Mittels ist (E. 210), so muß also auch dieses Bild, nach dem Verhältniß der Stärke der angewendeten Prismen, mehr in die Länge gedehnt erscheinen. Man habe diese Ableitung

beständig ins Auge, indem wir deutlich zu machen suchen, wie künstlich Newton es anlegt, um zu seinem Zwecke zu gelangen.

Unsern Lesern ist bekannt, wie man das bei der Refraktion entstehende farbige Bild immer mehr verlängern könne, da wir die verschiedenen Bedingungen hierzu umständlich ausgeführt. Nicht weniger sind sie überzeugt, daß, weil bei der Verlängerung des Bildes die farbigen Ränder und Säume immer breiter werden und die gegen einander gestellten sich immer inniger zusammendrängen, daß durch eine Verlängerung des Bildes zugleich eine größere Vereinigung seiner entgegengesetzten Elemente vorgehe. Dieses erzählen und behaupten wir gerne, ganz einfach, wie es der Natur gemäß ist.

Newton hingegen muß sich mit seiner ersonnenen Unnatur viel zu schaffen machen, Versuche über Versuche, Fiktionen über Fiktionen häufen, um zu blenden, wo er nicht überzeugen kann.

Seine zweite Proposition, mit deren Beweis er sich gegenwärtig beschäftigt, lautet doch, das Sonnenlicht bestehe aus verschieden refrangiblen Strahlen. Da diese verschiedenen Lichtstrahlen und Lichter integrirende Theile des Sonnenlichtes sein sollen, so begreift der Verfasser wohl, daß die Forderung entstehen könne und müsse, diese verschiedenen Wesen doch auch abgesondert und deutlich vereinzelt neben einander zu sehen.

Schon wird das Phänomen des dritten Experiments, das gewöhnliche Spektrum, so erklärt, daß es die auseinandergeschobenen verschiedenen Lichter des Sonnenlichts, die auseinandergezogenen verschiedenfarbigen Bilder des Sonnenbildes zeige und manifestire. Allein bis zur Absonderung ist es noch weit hin. Eine steigende Reihe in einander greifender, aus einander gleichsam quellender Farben zu trennen, zu zerschneiden, zu zerreißen, ist eine schwere Aufgabe, und doch wird Newton in seiner vierten Proposition mit dem Problem hervortreten: Man solle die heterogenen Strahlen des zusammengesetzten Lichtes von einander absondern. Da er sich hierdurch etwas Unmögliches aufgiebt, so muß er freilich bei Zeiten anfangen, um den unaufmerksamen Schüler nach und nach überlisten zu können. Man gebe wohl Acht, wie er sich hierbei benimmt.

104.

Aber daß man den Sinn dieses Experiments desto deutlicher einsehe, muß man bedenken, daß die Strahlen, welche von gleicher Brechbarkeit sind, auf einen Zirkel fallen, der der Sonnenscheibe entspricht, wie es im dritten Experiment bewiesen worden.

105.

Wenn es bewiesen wäre, ließe sich nichts dagegen sagen; denn es wäre natürlich: wenn die Theile, die von der Sonne herfließen, verschieden refrangibel wären, so müßten einige, ob sie gleich von einer und derselben Sonnenscheibe herkommen, nach der Refraktion zurückbleiben, wenn die andern vorwärtsgehen. Daß die Sache sich aber nicht so verhalte, ist uns schon bekannt. Nun höre man weiter.

106.

Unter einem Zirkel verstehe ich hier nicht einen vollkommenen geometrischen Zirkel, sondern irgend eine Kreisfigur, deren Länge der Breite gleich ist, und die den Sinnen allenfalls wie ein Zirkel vorkommen könnte.

107.

Diese Art von Vor- und Nachklage, wie man es nennen möchte, geht durch die ganze Newtonische Optik. Denn erst spricht er etwas aus und setzt es fest; weil es aber mit der Erfahrung nur scheinbar zusammentrifft, so limitirt er seine Proposition wieder so lange, bis er sie ganz aufgehoben hat. Diese Verfahrungsart ist schon oft von den Gegnern relevirt worden; doch hat sie die Schule weder einsehen können, noch eingestehen wollen. Zu mehrerer Einsicht der Frage nehme man nun die Figuren 4, 5, 6, 7 unserer siebenten Tafel vor sich.

In der vierten Figur wird das Spektrum dargestellt, wie es Newton und seine Schüler, oft kaptiös genug, als eine zwischen zwei Parallellinien eingefaßte, oben und unten abgerundete lange Figur vorstellen, ohne auf irgend eine Farbe Rücksicht zu nehmen. Figur 5 ist dagegen die Figur, welche zu der gegenwärtigen Darstellung gehört.

108.

Man lasse also den obern Kreis für die brechbarsten Strahlen gelten, welche von der ganzen Scheibe der Sonne herkommen und auf der entgegengesetzten Wand sich also erleuchtend abmalen würden, wenn sie allein wären. Der untere Kreis bestehe aus den wenigst brechbaren Strahlen, wie er sich, wenn er allein wäre, gleichfalls erleuchtend abbilden würde. Die Zwischenkreise mögen sodann diejenigen sein, deren Brechbarkeit zwischen die beiden äußern hineinfällt, und die sich gleichfalls an der Wand einzeln zeigen würden, wenn sie einzeln von der Sonne kämen und auf einander folgen könnten, indem man die übrigen auffinge. Nun stelle man sich vor, daß es noch andre Zwischenzirkel ohne Zahl gebe, die vermöge unzähliger Zwischenarten der Strahlen sich nach und nach auf der Wand zeigen würden, wenn die Sonne nach und nach jede besondre Art herunterschickte. Da nun aber die Sonne sie alle zusammen von sich sendet, so müssen sie zusammen als unzählige gleiche Zirkel sich auf der Wand erleuchtend abbilden, aus welchen, indem sie nach den verschiedenen Graden der Refrangibilität ordnungsgemäß in einer zusammenhängenden Reihenfolge ihren Platz einnehmen, jene länglichte Erscheinung zusammengesetzt ist, die ich in dem dritten Versuche beschrieben habe.

109.

Wie der Verfasser diese hypothetische Darstellung, die Hieroglyphe seiner Ueberzeugung, keinesweges aber ein Bild der Natur benutzt, um die Bücklinge seines Spectrums deutlicher zu machen, mag der wißbegierige Leser bei ihm selbst nachsehen. Uns ist gegenwärtig nur darum zu thun, das Unstatthafte dieser Vorstellung deutlich zu machen. Hier sind keineswegs Kreise, die in einander greifen; eine Art von

Täuschung kann blos entstehen, wenn das refrangirte Bild rund ist, wodurch denn auch die Grenzen des farbigen Bildes, als eines Nebenbildes, rundlich erscheinen, da doch eigentlich der Fortschritt der verschiedenen Abtheilungen des farbigen Bildes bei den prismatischen Versuchen immer in Parallellinien geschieht, welche die Linie des Vorschreitens jederzeit in einem rechten Winkel durchschneiden. Wir haben, um dieses deutlich zu machen, auf unserer fünften und sechsten Tafel angenommen, daß ein viereckes Bild verrückt werde; da man sich denn von dem parallelen Verrücken der verschiedenen farbigen Reihen einen deutlichen Begriff machen kann. Wir müssen es daher abermals wiederholen: hier kann weder von in einander greifenden fünf noch sieben noch unzähligen Kreisen die Rede sein, sondern an den Grenzen des Bildes entstehet ein rother Rand, der sich in den gelben verliert, ein blauer Rand, der sich in den violeten verliert. Erreicht bei der Schmäle des Bildes oder der Stärke der Refraktion der gelbe Saum den blauen Rand über das weiße Bild, so entsteht Grün; erreicht der violete Saum den gelbrothen Rand über das schwarze Bild, so entsteht Purpur. Das kann man mit Augen sehen, ja, man möchte sagen, mit Händen greifen.

110.

Nicht genug aber, daß Newton seine verschieden refrangibeln Strahlen zwar aus einander zerrt, aber doch ihre Kreise noch in einander greifen läßt, er will sie, weil er wohl sieht, daß die Forderung entsteht, noch weiter aus einander bringen. Er stellt sie auch wirklich in einer zweiten Figur abgesondert vor, läßt aber immer noch die Grenslinien stehen, so daß sie getrennt und doch zusammenhängend sind. Man sehe die beiden Figuren, welche Newton auf seiner dritten Tafel mit 15 bezeichnet. Auf unsrer siebenten giebt die sechste Figur die Vorstellung dieser vorgeblichen Auseinanderzerrung der Kreise, worauf wir künftig abermals zurückkommen werden.

111.

Worauf wir aber den Forscher aufmerksam zu machen haben, ist die Stelle, womit der Autor zu dem folgenden Experiment übergeht. Er hatte nämlich zwei Prismen über einander gestellt, ein Sonnenbild durch jedes durchfallen lassen, um beide zugleich durch ein vertikales Prisma aufzufangen und nach der Seite zu biegen. Wahrscheinlich war dieses

letztere nicht lang genug, um zwei vollendete Spektra aufzufassen; er rückte also damit nahe an die ersten Prismen heran und findet, was wir lange kennen und wissen, auch nach der Refraktion zwei runde und ziemlich farblose Bilder. Dies irrt ihn aber gar nicht; denn anstatt einzusehen und einzugestehen, daß seine bisherige Darstellung durchaus falsch sei, sagte er ganz naiv und unbewunden:

112.

Uebrigens würde dieses Experiment einen völlig gleichen Erfolg haben, man mag das dritte Prisma gleich hinter die beiden ersten oder auch in größere Entfernung stellen, so daß das Licht im ersten Falle, nachdem es durch die beiden vordern Prismen gebrochen worden, von dem dritten entweder weiß und rund oder gefärbt und länglicht aufgenommen werde.

113.

Wir haben also hier auf einmal ein durch das Prisma durchgegangenes und gebrochenes Farbenbild, das noch weiß und rund ist, da man uns doch bisher dasselbe durchaus als länglicht, auseinandergezogen und völlig gefärbt dargestellt hatte. Wie kommt nun auf einmal das Weiße durch die Hinterthür herein? wie ist es abgeleitet? ja, wie ist es nach dem bisher Vorgetragenen nur möglich? Dies ist einer von den sehr schlimmen Advokatenstreichen, wodurch sich die Newtonische Optik so sehr auszeichnet. Ein gebrochnes und doch weißes, ein zusammengesetztes und durch Brechung in seine Elemente nicht gesondertes Licht haben wir nun auf einmal durch eine beiläufige Erwähnung erhalten. Niemand bemerkt, daß durch die Erscheinung dieses Weißen der ganze bisherige Vortrag zerstört ist, daß man ganz wo anders ausgehen, ganz wo andere anfangen müsse, wenn man zur Wahrheit gelangen will. Der Verfasser fährt vielmehr auf seinem einmal eingeschlagenen Wege ganz ruhig fort und hat nun außer seiner grünen Mitte des fertigen Gespenstes auch noch eine weiße Mitte des erst werdenden, noch unfarbigen Gespenstes, er hat ein langes Gespenst, er hat ein rundes und operirt nun mit beiden wechselweise, wie es ihm beliebt, ohne daß

die Welt, die hundert Jahre seine Lehre nachbetet, den Taschenspielerstreich gewahr wird, vielmehr Diejenigen, die ihn ans Licht bringen wollen, verfolgt und übel behandelt.

Denn sehr künstlich ist diese Bemerkung hier angebracht, indem der Verfaßer diese weiße Mitte, welche hier auf einmal in den Vortrag hereinspringt, bei dem nächsten Versuch höchst nöthig braucht, um sein Hokuspokus weiter fortzusetzen.

Sechster Versuch.

114.

Haben wir uns bisher lebhaft, ja mit Heftigkeit vorgesehen und verwahrt, wenn uns Newton zu solchen Versuchen berief, die er versäßlich und mit Bewußtsein ausgesucht zu haben schien, um uns zu täuschen und zu einem übereilten Beifall zu verführen, so haben wir es gegenwärtig noch weit ernstlicher zu nehmen, indem wir an jenen Versuch gelangen, durch welchen sich Newton selbst zuerst von der Wahrheit seiner Erklärungsart überzeugte, und welcher auch wirklich unter allen den meisten Schein vor sich hat. Es ist dieses das sogenannte Experimentum crucis, wobei der Forscher die Natur auf die Folter spannte, um sie zu dem Bekenntniß deßen zu nöthigen, was er schon vorher bei sich festgesetzt hatte. Allein die Natur gleicht einer standhaften und edelmüthigen Person, welche selbst unter allen Qualen bei der Wahrheit verharrt. Steht es anders im Protokoll, so hat der Inquisitor falsch gehört, der Schreiber falsch niedergeschrieben. Sollte darauf eine solche untergeschobene Aussage für eine kleine Zeit gelten, so findet sich doch wol in der Folge noch Jemand, welcher sich der gekränkten Unschuld annehmen mag; wie wir uns denn gegenwärtig gerüstet haben, für unsere Freundin diesen Ritterdienst zu wagen. Wir wollen nun zuerst vernehmen, wie Newton zu Werke geht.

115.

In der Mitte zweier dünnen Bretter machte ich runde Oeffnungen, ein drittel Zoll groß, und in den Fensterladen eine viel größere. Durch letztere ließ ich

in mein dunkles Zimmer einen breiten Strahl des Sonnenlichtes herein, ich setzte ein Prisma hinter den Laden in den Strahl, damit er auf die entgegengesetzte Wand gebrochen würde, und nahe hinter das Prisma befestigte ich eines der Bretter dergestalt, daß die Mitte des gebrochnen Lichtes durch die kleine Oeffnung hindurchging und das übrige von dem Rande aufgefangen wurde.

116.

Hier verfährt Newton nach seiner alten Weise. Er giebt Bedingungen an, aber nicht die Ursache derselben. Warum ist denn hier auf einmal die Oeffnung im Fensterladen groß, und wahrscheinlich das Prisma auch groß, ob er es gleich nicht meldet? Die Größe der Oeffnung bewirkt ein großes Bild, und ein großes Bild fällt auch nach der Refraktion mit weißer Mitte auf eine nah hinter das Prisma gestellte Tafel. Hier ist also die weiße Mitte, die er am Schluß des vorigen Versuches (112) heimlich hereingebracht. In dieser weißen Mitte operirt er; aber warum geschieht er denn nicht, daß sie weiß ist? warum läßt er diesen wichtigen Umstand errathen? Doch wol darum, weil seine ganze Lehre zusammenfällt, sobald dieses ausgesprochen ist.

117.

Dann in einer Entfernung von zwölf Fuß von dem ersten Brett befestigte ich das andre dergestalt, daß die Mitte des gebrochenen Lichtes, welche durch die Oeffnung des ersten Brettes hindurchfiel, nunmehr auf die Oeffnung dieses zweiten Brettes gelangte, das übrige aber, welches von der Fläche des Brettes aufgefangen wurde, das farbige Spektrum der Sonne daselbst zeichnete.

118.

Wir haben also hier abermals eine Mitte des gebrochenen Lichtes und diese Mitte ist, wie man aus dem Nachstoß deutlich

sieht, grün: denn das übrige soll ja das farbige Bild darstellen. Uns werden zweierlei Mitten, eine farblose und eine grüne gegeben, in denen und mit denen wir nach Belieben operiren, ohne daß man uns den Unterschied im Mindesten anzeigt, und einen so bedeutenden Unterschied, auf den Alles ankommt. Wem hier über die Newtonische Verfahrungsweise die Augen nicht aufgehn, dem möchten sie wol schwerlich jemals zu öffnen sein. Doch wir brechen ab; denn die angegebene genaue Vorrichtung ist nicht einmal nöthig, wie wir bald sehen werden, wenn wir die Illustration dieses Versuchs durchgehen, zu welcher wir uns sogleich hinwenden und eine Stelle des Textes überschlagen, deren Inhalt ohnehin in dem Folgenden wiederholt wird. Dem bessern Verständniß dieser Sache widmen wir unsre zwölfte Tafel, welche daher unsere Leser zur Hand nehmen werden. Sie finden auf derselben unter andern zwei Figuren, die eine falsch, wie sie Newton angiebt, die andre wahr, so daß sie das Experiment rein darstellt. Beiden Figuren geben wir einerlei Buchstaben, damit man sie unmittelbar vergleichen könne.

119.

Es soll F eine etwas große Oeffnung im Fensterladen vorstellen, wodurch das Sonnenlicht zu dem ersten Prisma A B C gelange, worauf denn das gebrochne Licht auf den mittlern Theil der Tafel D E fallen wird. Dieses Lichtes mittlerer Theil gehe durch die Oeffnung G durch und falle auf die Mitte der zweiten Tafel d e und bilde dort das länglichte Sonnenbild, wie wir solches oben im dritten Experimente beschrieben haben.

120.

Das erste Mal ist also, wie oben schon bemerkt worden, der mittlere Theil weiß, welches hier abermals vom Verfasser nicht angezeigt wird. Nun fragen wir: Wie geht es denn zu, daß jener auf der Tafel D E anlangende weiße Theil, indem er durch die Oeffnung G durchgeht, auf der zweiten Tafel d e ein völlig gefärbtes Bild hervorbringt? Darauf müßte man denn doch antworten: es geschahe durch die Beschränkung,

15.

Und wer franzet oder britet,
Italienert oder teutschet:
Einer will nur wie der Andre,
Was die Eigenliebe heischet.

Denn es ist kein Anerkennen,
Weder Vieler, noch des Einen,
Wenn es nicht am Tage fördert,
Wo man selbst was möchte scheinen.

Morgen habe denn das Rechte
Seine Freunde wohlgesinnet,
Wenn nur heute noch das Schlechte
Vollen Platz und Gunst gewinnet!

Wer nicht von dreitausend Jahren
Sich weiß Rechenschaft zu geben,
Bleib' im Dunkeln unerfahren,
Mag von Tag zu Tage leben!

---

macht Euch lächerlich durch den Widerspruch Eures Thuns; denn Ihr schmäht und lästert diese Vernunft, deren Ihr doch selbst zu Euern Beweisen und Widerlegungen nicht entbehren könnt." Zugleich ist die Strophe dem Islam gemäß, da dieser, außer dem Koran und der Ueberlieferung, das Licht der Vernunft als dritte Glaubensquelle kennt (Oelsner, Mahomet, S. 181).

15. Auch dies Gedicht ist ein ächtes Kind der Zeit, wo es guter Ton wurde, die französischen Moden durch englische oder altdeutsche zu ersetzen. Das Gedicht schließt sich daher an Nr. 2 oben an. Uebrigens drangen britische Fremdwörter selbst in unsre Gedichte ein. — Strophe 2 findet sich in Prosa wieder in einem Briefe Goethe's an den Minister Voigt, vom 29. März 1818 (Nr. 233, wo sich mit Beziehung auf die Folgen des Wartburgfestes und die Kotzebue'schen Händel die Stelle findet: „Daß Euer Excellenz, nach aufgewendeter Sorge und Mühe, wenigstens ohne Schaden geendigt, ist in dieser lieben deutschen Zeitlichkeit schon dankenswerth, wo Jeder dem Andern den heutigen Tag verkümmern muß, um nur nothdürftig selbst etwas zu gelten." Mit der in jedem Betracht klassischen dritten Strophe vergl. die Xenie (Werke, II. 353. 3):

„Die Deutschen sind ein gut Geschlecht,
Ein Jeder sagt: (ich) will nur, was recht.
Recht aber soll vorzüglich heißen:
Was ich und meine Gevattern preisen!"

welche nach der Refraktion das Lichtbild in der kleinen Oeffnung G erleidet. Dadurch aber wäre auch zugleich schon eingestanden, daß eine Beschränkung, eine Begrenzung der prismatischen Farbenerscheinung nothwendig sei: welches jedoch in dem zweiten Theile dieses Buches hartnäckig geleugnet werden soll. Diese Verhältnisse, diese nothwendigen und unerläßlichen Bedingungen muß Newton verschweigen, er muß den Leser, den Schüler im Dunkeln erhalten, damit ihr Glaube nicht wankend werde. Unsre Figur setzt dagegen das Faktum aufs Deutlichste aus einander, und man sieht recht wohl, daß so gut durch Wirkung des Randes der ersten Oeffnung als des Randes der zweiten gefärbte Säume entstehen, welche, da die zweite Oeffnung klein genug ist, indem sie sich verbreitern, sehr bald über einander greifen und das völlig gefärbte Bild darstellen. Nach dieser Vorrichtung schreitet Newton zu seinem Zweck.

121.

Nun kann man jenes farbige Bild, wenn man das erste Prisma A B C langsam auf seiner Achse hin- und herbewegt, auf der Tafel d e nach Belieben herauf- und herabführen, und wenn man auf derselben gleichfalls eine Oeffnung g anbringt, jeden einzelnen farbigen Theil des gedachten Bildes der Ordnung nach hindurchlassen. Inzwischen stelle man ein zweites Prisma a b c hinter die zweite Oeffnung g und lasse das durchgehende farbige Licht dadurch abermals in die Höhe gebrochen werden. Nachdem dieses also gethan war, bezeichnete ich an der aufgestellten Wand die beiden Orte M und N, wohin die verschiedenen farbigen Lichter geführt wurden, und bemerkte, daß, wenn die beiden Tafeln und das zweite Prisma fest und unbeweglich blieben, jene beiden Stellen, indem man das erste Prisma um seine Achse drehte, sich immerfort veränderten. Denn wenn der untre Theil des Bildes, das sich auf der Tafel d e zeigte, durch

die Oeffnung g geführt wurde, so gelangte er nach einer untern Stelle der Wand M; ließ man aber den obern Theil desselben Lichtes durch gedachte Oeffnung g fallen, so gelangte derselbe nach einer obern Stelle der Wand N; und wenn ein mittlerer Theil hindurchging, so nahm er auf der Wand gleichfalls die Mitte zwischen M und N ein; wobei man zu bemerken hat, daß, da an der Stellung der Oeffnungen in den Tafeln nichts verändert wurde, der Einfallswinkel der Strahlen auf das zweite Prisma in allen Fällen derselbige blieb. Demungeachtet wurden bei gleicher Incidenz einige Strahlen mehr gebrochen als die andern, und die im ersten Prisma durch eine größere Refraktion weiter vom Wege abgenöthigt waren, auch diese wurden durch das zweite Prisma abermals am Meisten gebrochen. Da das nun auf eine gewisse und beständige Weise geschah, so muß man die einen für refrangibler als die andern ansprechen.

122.

Die Ursache, warum sich Newton bei diesem Versuche zweier durchlöcherten Bretter bedient, spricht er selbst aus, indem er nämlich dadurch zeigen will, daß der Einfallswinkel der Strahlen auf das zweite Prisma bei jeder Bewegung des ersten derselbige blieb; allein er übersieht oder verbirgt uns, was wir schon oben bemerkt, daß das farbige Bild erst hinter der Oeffnung des ersten Brettes entstehe, und daß man seinen verschiedenen Theilen, indem sie durch die Oeffnung des zweiten Brettes hindurchgehen, immer noch den Vorwurf einer verschiedenen Incidenz auf das zweite Prisma machen könne.

123.

Allein wir gehören nicht zu Denjenigen, welche der Incidenz bei diesen Versuchen bedeutende Wirkung zuschreiben, wie es mehrere unter Newton's frühern Gegnern gethan haben; wir erwähnen dieses Umstands nur, um zu zeigen, daß man sich

bei diesem Versuche wie bei andern gar wohl von ängstlichen Bedingungen losmachen könne. Denn die doppelten Bretter sind in gegenwärtigem Falle sehr beschwerlich; sie geben ein kleineres schwächeres Bild, mit welchem nicht gut noch scharf zu operiren ist. Und obgleich das Resultat zuletzt erscheint, so bleibt es doch oft wegen der Komplikation der Vorrichtung schwankend, und der Experimentirende ist nicht leicht im Fall, die ganze Anstalt mit vollkommener Genauigkeit einzurichten.

124.

Wir suchen daher der Erscheinung, welche wir nicht leugnen, auf einem andern Wege beizukommen, um sowol sie als das, was uns der folgende Versuch darstellen wird, an unsere früher begründeten Erfahrungen anzuknüpfen; wobei wir unsre Leser um besondre Aufmerksamkeit bitten, weil wir uns zunächst an der Achse befinden, um welche sich der ganze Streit umdreht, weil hier eigentlich der Punkt ist, wo die Newtonische Lehre entweder bestehen kann oder fallen muß.

125.

Die verschiedenen Bedingungen, unter welchen das prismatische Bild sich verlängert, sind unsern Lesern, was sowol subjektive als objektive Fälle betrifft, hinlänglich bekannt (E. 210, 324). Sie lassen sich meist unter eine Hauptbedingung zusammenfassen, daß nämlich das Bild immer mehr von der Stelle gerückt werde.

126.

Wenn man nun das durch das erste Prisma gegangene und auf der Tafel farbig erscheinende Bild ganz, mit allen seinen Theilen auf einmal, durch ein zweites Prisma im gleichen Sinne hindurchläßt und es auf dem Wege abermals verrückt, so hebt man es in die Höhe, und indem man es verlängert man es. Was geschieht aber bei Verlängerung des Bildes? Die Distanzen der verschiedenen Farben erweitern sich, die Farben ziehen sich in gewissen Proportionen weiter aus einander.

127.

Da bei Verrückung des hellen Bildes der gelbrothe Rand keineswegs in der Maße nachfolgt, in welcher der violete Saum vorausgeht, so ist es eigentlich dieser, der sich von

jenem entfernt. Man messe das ganze durch das erste Prisma bewirkte Spectrum: es habe z. B. drei Zoll, und die Mitte der gelbrothen Farbe sei etwa von der Mitte der violeten um zwei Zoll entfernt; man refrangire nun dieses ganze Spectrum abermals durch das zweite Prisma, und es wird eine Länge von etwa neun Zoll gewinnen. Daher wird die Mitte der gelbrothen und violeten Farbe auch viel weiter von einander abstehen als vorher.

128.

Was von dem ganzen Bilde gilt, das gilt auch von seinen Theilen. Man fange das durchs erste Prisma hervorgebrachte farbige Bild mit einer durchlöcherten Tafel auf und lasse dann die aus verschiedenen farbigen isolirten Bildern bestehende Erscheinung auf die weiße Tafel fallen, so werden diese einzelnen Bilder, welche ja nur ein unterbrochenes ganzes Spectrum sind, den Platz einnehmen, den sie vorher in der Folge des Ganzen behauptet hatten.

129.

Nun fange man dieses unterbrochene Bild gleich hinter der durchlöcherten Tafel mit einem Prisma auf und refrangire es zum zweiten Mal, so werden die einzelnen Bilder, indem sie weiter in die Höhe steigen, ihre Distanzen verändern und besonders das Violete, als der vorstrebende Saum, sich in stärkerer Proportion als die andern entfernen. Es ist aber weiter nichts, als daß das ganze Bild gesetzmäßig verlängert worden, von welchem im letztern Fall nur die Theile gesehen werden.

130.

Bei der Newtonischen Vorrichtung ist dieses nicht so deutlich, doch bleiben Ursache und Resultat immer dieselbigen; er mag die Bilder einzeln, indem er das erste Prisma bewegt, durchs zweite hindurchführen: es sind immer Theile des ganzen farbigen Bildes, die ihrer Natur getreu bleiben.

131.

Hier ist also keine diverse Refrangibilität, es ist nur eine wiederholte Refraktion, eine wiederholte Verrückung, eine vermehrte Verlängerung, nichts mehr und nichts weniger.

132.

Zu völliger Ueberzeugung mache man den Versuch mit einem dunklen Bilde. Bei demselben ist der gelbe Saum vorstrebend und der blaue Rand zurückbleibend. Alles, was bisher vom violetten Theile prädizirt worden, gilt nunmehr vom gelben, was vom gelbrothen gesagt worden, gilt vom blauen. Wer dieses mit Augen gesehen und recht erwogen hat, dem wird nun wol die vermeinte Bedeutsamkeit dieses Hauptversuches wie ein Nebel verschwinden. Wir wollen auf unsrer zwölften Tafel und bei Erläuterung derselben noch Alles nachholen, was zu mehrerer Deutlichkeit nöthig scheinen möchte, so wie wir auch den zu diesem Versuche nöthigen Apparat noch besonders beschreiben werden.

133.

Wir fügen hier nur noch die Bemerkung hinzu, wie kaptios Newton die Sache vorträgt (121), wenn er sagt, bei der zweiten Refraktion sei das rothe Bildchen nach dem untern Theil der Wand, das violete nach dem obern gelangt. (Im Englischen steht went, im Lateinischen pergebat.) Denn es verhalt sich keineswegs also. Zowol der gelbrothe Theil als der violete steigen beide nach der zweiten Refraktion in die Höhe, nur entfernt sich der letzte von dem ersten in der Maße, wie das Bild gewachsen wäre, wenn man es ganz und nicht in seinen Theilen refrangirt hätte.

134.

Da nun aber dieser Versuch gar nichts im Hinterhalte hat, nichts beweist, nicht einmal abgeleitet oder erklärt zu werden braucht, sondern nichts als ein schon bekanntes Phänomen selbst ist: da die Sache sich nach dem, was wir in unserm Entwurfe dargelegt, leicht abthun läßt, so könnte man uns den Einwurf machen und die Frage erregen, warum wir denn nicht direkt auf diesen eingebildeten Haupt- und Grundversuch zugegangen, das Unstatthafte der daraus gezogenen Argumente nachgewiesen, anstatt mit so vielen Umständen der Newtonischen Deduktion Schritt vor Schritt zu folgen und den Verfasser durch seine Irrwege zu begleiten. Hierauf antworten wir, daß wenn davon die Rede ist, ein eingewurzeltes Vorurtheil zu zerstören, man keineswegs seinen Zweck erreicht, indem

man blos das Hauptapercu überliefert. Es ist nicht genug, daß man zeigt, das Haus sei baufällig und unbewohnbar, denn es könnte doch immer noch gestützt und nothdürftig eingerichtet werden: ja, es ist nicht genug, daß man es einreißt und zerstört: man muß auch den Schutt wegschaffen, den Platz abräumen und ebnen. Dann möchten sich allenfalls wol Liebhaber finden, einen neuen kunstgemäßen Bau aufzuführen.

135.

In diesem Sinne fahren wir fort, die Versuche zu vermannichfaltigen. Will man das Phänomen, von welchem die Rede ist, recht auffallend machen, so bediene man sich folgender Anstalt. Man bringe zwei gleiche Prismen hart neben einander und stelle ihnen eine Tafel entgegen, auf welcher zwei kleine runde Oeffnungen horizontal neben einander in einiger Entfernung eingeschnitten sind; man lasse aus dem einen Prisma auf die eine Oeffnung den gelbrothen Theil des Bildes und aus dem andern Prisma den violeten Theil auf die andere Oeffnung fallen; man fange die beiden verschiedenfarbigen Bilder auf einer dahinter stehenden weißen Tafel auf, und man wird sie horizontal neben einander sehen. Nun ergreife man ein Prisma, das groß und lang genug ist, beide Bildchen aufzufassen, und bringe dasselbe horizontal nahe hinter die durchlöcherte Tafel und breche beide Bildchen zum zweiten Mal, so daß sie sich auf der weißen Tafel abermals abbilden. Beide werden in die Höhe gerückt erscheinen, aber ungleich, das violete weit höher als das gelbrothe, wovon uns die Ursache aus dem Vorigen bekannt ist. Wir empfehlen diesen Versuch allen übrig bleibenden Newtonianern, um ihre Schüler in Erstaunen zu setzen und im Glauben zu stärken. Wer aber unserer Darstellung ruhig gefolgt ist, wird erkennen, daß hier an einzelnen Theilen auch nur das geschehe, was an den ganzen Bildern geschehen würde, wenn zwei derselben, wovon das eine tiefer als das andere stünde, eine zweite Refraktion erlitten. Es ist dieses Letzte ein Versuch, den man mit dem großen Wasserprisma recht gut anstellen kann.

136.

Genöthigt finden wir uns übrigens, noch eines Umstandes zu erwähnen, welcher besonders bei dem folgenden Versuch zur Sprache kommen wird, und der auch bei dem gegenwärtigen

mit eintritt, ob er hier gleich nicht von so großer Bedeutung ist. Man kann nämlich die durch die objektive prismatische Wirkung entstandenen Bilder als immer werdende und bewegliche ansehen, so wie wir es durchaus gethan haben. Mit diesen kann man nicht operiren, ohne sie zu verändern. Man kann sie aber auch, wie besonders Newton thut, wie wir aber nur mit der größten Einschränkung und für einen Augenblick thun, als fertig ansehen und mit ihnen operiren.

137.

Sehen wir nun die einzelnen durch eine durchlöcherte Tafel durchgegangenen Bilder als fertig an, operiren mit denselben und verrücken sie durch eine zweite Refraktion, so muß das eintreten, was wir überhaupt von Verrückung farbiger Bilder dargethan haben. Es müssen nämlich an ihnen abermals Ränder und Säume entstehen, aber entweder durch die Farbe des Bildes beeinträchtigte oder verkümmerte. Das isolirte gelbrothe Bild nehmen wir aus dem einwärts strebenden gelbrothen Rande; an seiner untern Grenze wird es durch einen gleichnamigen neuen Rand an Farbe verstärkt, das allenfalls entspringende Gelb verliert sich, und an der entgegengesetzten Seite kann wegen des Widerspruchs kein Blau und folglich auch kein Violet entstehen. Das Gelbrothe bleibt also gleichsam in sich selbst zurückgedrängt, erscheint kleiner und geringer, als es sein sollte. Das violete Bild hingegen ist ein Theil des aus dem ganzen Bilde hinausstrebenden violeten Saumes. Es wird allenfalls an seiner untern Grenze ein Wenig verkümmert und hat oben die völlige Freiheit, vorwärts zu gehen. Dieses mit jenen obigen Betrachtungen zusammengenommen, läßt auf ein weiteres Vorrücken des Violeten auch durch diesen Umstand schließen. Jedoch legen wir hierauf keinen allzu großen Werth, sondern führen es nur an, damit man sich bei einer so komplizirten Sache eines jeden Nebenumstandes erinnere; wie man denn, um sich von der Entstehung dieser neuen Ränder zu überzeugen, nur den gelben Theil des Bildes durch eine Oeffnung im Brette durchführen und alsdann zum zweiten Mal hinter demselben refrangiren mag.

Siebenter Versuch.

138.

Hier läßt der Verfasser durch zwei neben einander gestellte Prismen zwei Spectra in die dunkle Kammer fallen. Auf einen horizontalen schmalen Streifen Papier trifft nun die rothe Farbe des einen Spektrums und gleich daneben die violete Farbe des andern. Nun betrachtet er diesen doppelt prismatisch gefärbten Streifen durch ein zweites Prisma und findet das Papier gleichsam auseinandergerissen. Die blaue Farbe des Streifens hat sich nämlich viel weiter herumgegeben als die rothe; es versteht sich, daß der Beobachter durch ein Prisma blickt, dessen brechender Winkel nach unten gekehrt ist.

139.

Man sieht, daß dies eine Wiederholung des ersten Versuches werden soll, welcher dort mit körperlichen Farben angestellt war, hier aber mit Flächen angestellt wird, die eine scheinbare Mittheilung durch apparente Farben erhalten haben. Der gegenwärtige Fall, die gegenwärtige Vorrichtung ist doch von jenen himmelweit unterschieden, und wir werden, da wir das Phänomen nicht leugnen, es abermals auf mancherlei Weise darzustellen, aus unsern Quellen abzuleiten und das Hohle der Newtonischen Erklärung darzuthun suchen.

140.

Wir können unsere erstgemeldete (135) Vorrichtung mit zwei Prismen neben einander beibehalten. Wir lassen das rothe und violete Bildchen neben einander auf die hintere weiße Tafel fallen, so daß sie völlig horizontal stehen. Man nehme nun das horizontale Prisma vor die Augen, den brechenden Winkel gleichfalls unterwärts gekehrt, und betrachte jene Tafel; sie wird auf die bekannte Weise verrückt sein, allein zugleich wird man einen bedeutenden Umstand eintreten sehen: das rothe Bild nämlich rückt nur insofern von der Stelle, als die Tafel verrückt wird; seine Stelle auf der Tafel hingegen behält es genau. Mit dem violeten Bilde verhält es sich nicht so; dieses verändert seine Stelle, es zieht sich viel

weiter herunter, es steht nicht mehr mit dem rothen Bilde auf einer horizontalen Linie.

141.

Sollte es den Newtonianern möglich sein, auch künftig noch die Farbenlehre in die dunkle Kammer einzusperren, ihre Schüler in die Gängelbank einzuzwängen und ihnen jeden Schritt freier Beobachtung zu versagen, so wollen wir ihnen auch diesen Versuch besonders empfohlen haben, weil er etwas Ueberraschendes und Imponirendes mit sich führt. Uns aber muß angelegen sein, die Verhältnisse des Ganzen deutlich zu machen und bei dem gegenwärtigen Versuche zu leisten, was bei dem vorigen bestanden werden.

142.

Newton verbindet hier zum ersten Mal die objektiven Versuche mit den subjektiven. Es hätte ihm also geziemt, den Hauptversuch (S. 350—356) zuerst aufzustellen und vorzutragen, dessen er nach seiner Unmethode erst viel später erwähnt, wo das Phänomen, weit entfernt, zur wahren Einsicht in die Sache etwas beizutragen, nur wieder neue Verwirrungen anzurichten im Fall ist. Wir setzen voraus, daß Jedermann diesen Versuch gesehen habe, daß Jedermann, den die Sache interessirt, so eingerichtet sei, um ihn, so oft die Sonne scheint, wiederholen zu können.

143.

Dort wird also das länglichte Farbenbild durch ein Prisma an die Wand in die Höhe geworfen; man nimmt sodann ein völlig gleiches Prisma, den brechenden Winkel unterwärts gekehrt, hält es vor die Augen und tritt nahe vor das Bild auf der Tafel. Man sieht es wenig verändert: aber je weiter man zurücktritt, desto mehr zieht es sich, nicht allein herabwärts, sondern auch in sich selbst zusammen, dergestalt daß der violete Saum immer kürzer wird. Endlich erscheint die Mitte weiß und nur die Grenzen des Bildes gefärbt. Steht der Beobachter genau so weit als das erste Prisma, wodurch das farbige Bild entstand, so erscheint es ihm nunmehr subjektiv farblos. Tritt er weiter zurück, so färbt es sich im umgekehrten Sinne herabwärts. Ist man doppelt so weit zurückgetreten, als das erste Prisma von der Wand steht, so sieht man mit

freiem Auge das aufstrebende, durch das zweite Prisma aber das herabstrebende umgekehrte gleich stark gefärbte Bild, woraus so viel abermals erhellt, daß jenes erste Bild an der Wand keineswegs ein fertiges, im Ganzen und in seinen Theilen unveränderliches Wesen sei, sondern daß es seiner Natur nach zwar bestimmt, aber doch wieder bestimmbar, und zwar bis zum Gegensatz bestimmbar gefunden werde.

144.

Was nun von dem ganzen Bilde gilt, das gilt auch von seinen Theilen. Man fasse das ganze Bild, ehe es zur gedachten Tafel gelangt, mit einer durchlöcherten Zwischentafel auf, und man stelle sich so, daß man zugleich das ganze Bild auf der Zwischentafel und die einzelnen verschiedenfarbigen Bilder auf der Haupttafel sehen könne. Nun beginne man den vorigen Versuch. Man trete ganz nahe zur Haupttafel und betrachte durchs horizontale Prisma die vereinzelt über einander stehenden farbigen Bilder; man wird sie, nach Verhältniß der Nähe, nur wenig vom Platze gerückt finden. Man entferne sich nunmehr nach und nach, und man wird mit Bewunderung sehen, daß das rothe Bild sich nur insofern verrückt, als die Tafel verrückt scheint, daß sich hingegen die obern Bilder, das violete, blaue, grüne, nach und nach herab gegen das rothe ziehen und sich mit diesem verbinden, welches denn zugleich seine Farbe, doch nicht völlig, verliert und als ein ziemlich rundes einzelnes Bild dasteht.

145.

Betrachtet man nun, was indessen auf der Zwischentafel vorgegangen, so sieht man, daß sich das verlängerte farbige Bild für das Auge gleichfalls zusammengezogen, daß der violete Saum scheinbar die Oeffnung verlassen, vor welcher diese Farbe sonst schwebte, daß die blaue, grüne, gelbe Farbe gleichfalls verschwunden, daß die rothe zuletzt auch völlig aufgehoben ist und fürs Auge nur ein weißes Bild auf der Zwischentafel steht. Entfernt man sich noch weiter, so färbt sich dieses weiße Bild umgekehrt, wie schon weitläuftig ausgeführt worden (143).

146.

Man beobachte nun aber, was auf der Haupttafel ge-

16.

Sonſt, wenn man den heiligen Koran zitirte,
Nannte man die Sure, den Vers dazu,
Und jeder Moslim, wie ſich's gebührte,
Fühlte ſein Gewiſſen in Reſpekt und Ruh.
Die neuen Derwiſche wiſſen's nicht beſſer,
Sie ſchwatzen das Alte, das Neue dazu;
Die Verwirrung wird täglich größer.
O, heiliger Koran! O, ewige Ruh!

17.

Der Prophet

ſpricht.

Aergert's Jemand, daß es Gott gefallen,
Mahomet zu gönnen Schutz und Glück,
An den ſtärkſten Balken ſeiner Hallen,
Da befeſtig' er den derben Strick,
Knüpfe ſich daran! Das hält und trägt.
Er wird fühlen, daß ſein Zorn ſich legt.

Die letzte Strophe findet ihr Pendant in den Sprüchen in Proſa, Nr. 358:

„Den einzelnen Verkehrtheiten des Tags ſollte man immer nur große weltgeſchichtliche Maſſen entgegenſetzen." — Weder Viele noch des Einen der zweiten Strophe knüpft an den dritten Vers der erſten Strophe; weder Viele (der Andre von Strophe 1) noch Einer werden anerkannt. — Von Tag zu Tage (Schlußvers), dem in dem.

16. Erſt 1827 hier eingerückt, ein Stoßſeufzer, veranlaßt, wie es ſcheint, durch die Entwickelung der neueren Theologie, die den Alt-Bibelgläubigen und Bibelfeſten über den Kopf wuchs. Gegen Schleiermacher gerichtet? Oder etwa gegen Rehmer? Sehr wohl könnte Rehmer's Agape obige Strophe veranlaßt haben (ſ. Werke, III. 189, und die Note daſelbſt).

17. Datirt: Weimar, den 23. Februar 1815. — Uebertragung der 22. Sure des Koran: Die Wallfahrt. „Wen es ärgert, daß Gott dem Mahomet Schutz und Hilfe angedeihen läßt, der gehe und befeſtige einen Strick an den Balken ſeines Hauſes und knüpfe ſich daran: er wird fühlen, daß ſein Zorn ſich legt" (Mahomet von L. C. Deidner, 1850, S. 317. Note 1). Ganz ebenſo endigt Timon ſeine Rede an die Athener bei Plutarch (Antonius, Kap. 70), und auch Marius erwiderte dem Teutonen, der mit ihm kämpfen wollte: „Wenn Du des Lebens müde biſt, geh und hänge Dich auf!" Daher ſprichwörtlich: „Cur non suspendis te?" (Erasmi AA., S. 585.)

schieht. Das einzige dort übrige, noch etwas röthliche Bild fängt nun auch an, sich am obern Theile stark roth, am untern blau und violet zu färben. Bei dieser Umkehrung vermögen die verschwundenen Bilder des obern Theils nicht sich einzeln wiederherzustellen. Die Färbung geschieht an dem einzig übrig gebliebenen untern Theil, an der Base, an dem Kern des Ganzen.

147.

Wer diese sich einander entsprechenden Versuche genau kennt, der wird sogleich einsehen, was es für eine Bewandniß mit den zwei horizontal neben einander gebrachten Bildern (140) und deren Verrückung habe, und warum sich das Violete von der Linie des Rothen entfernen müssen, ohne deshalb eine diverse Refrangibilität zu beweisen. Denn wie alles dasjenige, was vom ganzen Bilde gilt, auch von den einzelnen Theilen gelten muß, so gilt von zwei Bildern neben einander und von ihren Theilen ebendasselbe; welches wir nun durch Darstellung und Entwickelung der Newtonischen Vorrichtung noch umständlicher und unwidersprechlicher zeigen wollen.

148.

Man stelle einen schmalen, etwa fingerbreiten Streifen weiß Papier, quer über einen Rahmen befestigt, in der dunklen Kammer dergestalt auf, daß er einen dunklen Hintergrund habe, und lasse nun von zwei neben einander gestellten Prismen von einem die rothe Farbe, vom andern die violete oder auch wol blaue auf diesen Streifen fallen; man nehme alsdann das Prisma vors Auge und sehe nach diesem Streifen: das Rothe wird an demselben verharren, sich mit dem Streifen verrücken und nur noch feuriger roth werden. Das Violete hingegen wird das Papier verlassen und als ein geistiger, jedoch sehr deutlicher Streif tiefer unten über der Finsterniß schweben. Abermals eine sehr empfehlenswerthe Erscheinung für Diejenigen, welche die Newtonische Taschenspielerei fortzusetzen gedenken, höchlich bewundernswerth für die Schüler in der Lauftank.

149.

Aber damit man vom Staunen zum Schauen übergehen möge, geben wir folgende Vorrichtung an. Man mache den

gedachten Streifen nicht sehr lang, nicht länger, als daß beide Bildertheile, jedes zur Hälfte, darauf Platz haben. Man mache die Wangen des Rahmens, an die man den Streifen befestigt, etwas breit, so daß die andre Hälfte der Bilder, der Länge nach getheilt, darauf erscheinen könnte. Man sieht nun also beide Bilder zugleich mit allen ihren Schattirungen, das eine höher, das andere tiefer, zu beiden Seiten des Rahmens. Man sieht nun auch einzelne Theile nach Belieben, z. B. Gelbroth und Blauroth von beiden Seiten auf dem Papierstreifen. Nun ergreife man jene Versuchsweise. Man blicke durchs Prisma nach dieser Vorrichtung, so wird man zugleich die Veränderung der ganzen Bilder und die Veränderung der Theile gewahr werden. Das höhere Bild, welches dem Streifen die rothe Farbe mittheilt, zieht sich zusammen, ohne daß das Rothe seine Stelle auf dem Rahmen, ohne daß die rothe Farbe den Streifen verlasse. Das niedrigere Bild aber, welches die violete Farbe dem Streifen mittheilt, kann sich nicht zusammenziehen, ohne daß das Violete seine Stelle auf dem Rahmen und folglich auch auf dem Papier verlasse. Auf dem Rahmen wird man sein Verhältniß zu den übrigen Farben noch immer erblicken, neben dem Rahmen aber wird der vom Papier sich herunterbewegende Theil wie in der Luft zu schweben scheinen. Denn die hinter ihm liegende Finsterniß ist für ihn ebenso gut eine Tafel, als es der Rahmen für das auf ihn geworfene und auf ihm sich verändernde objektive Bild ist. Daß dem also sei, kann man daraus aufs Genauste erkennen, daß der herabschwebende isolirte Farbenstreif immer mit seiner gleichen Farbe im halben Spektrum an der Seite schritt hält, mit ihr horizontal steht, mit ihr sich herabzieht und endlich, wenn jene verschwunden ist, auch verschwindet. Wir werden dieser Vorrichtung und Erscheinung eine Figur auf unsrer zwölften Tafel widmen, und so wird Demjenigen, der nach uns experimentiren, nach uns die Sache genau betrachten und überlegen will, wol kein Zweifel übrig bleiben, daß dasjenige, was wir behaupten, das Wahre sei.

150.

Sind wir so weit gelangt, so werden wir nun auch diejenigen Versuche einzusehen und einzuordnen wissen, welche Newton seinem siebenten Versuche, ohne ihnen jedoch eine

Zahl zu geben, hinzufügt. Doch wollen wir selbige sorgfältig bearbeiten und sie zu Bequemlichkeit künftigen Allegirens mit Nummern versehen.

151.

Man erinnere sich vor allen Dingen jenes fünften Versuches, bei welchem zwei übers Kreuz gehaltene Prismen dem Spektrum einen Bückling abzwangen, wodurch die diverse Refrangibilität der verschiedenen Strahlen erwiesen werden sollte, wodurch aber nach uns blos ein allgemeines Naturgesetz, die Wirkung in der Diagonale bei zwei gleichen im rechten Winkel anregenden Kräften, ausgesprochen wird.

152.

Gedachten Versuch können wir nun gleichfalls durch Verbindung des Subjektiven mit dem Objektiven anstellen und geben folgende Vorrichtung dazu an, welche sowol dieses als die nachstehenden Experimente erleichtert. Man weise zuerst durch ein vertikal stehendes Prisma das verlängerte Sonnenbild seitwärts auf die Tafel, so daß die Farben horizontal neben einander zu stehen kommen; man halte nunmehr das zweite Prisma horizontal wie gewöhnlich vor die Augen, so wird, indem das rothe Ende des Bildes an seinem Platze verharrt, die violete Spitze ihren Ort auf der Tafel scheinbar verlassen und sich in der Diagonale herunterneigen. Also vorbereitet, schreite man zu den zwei von Newton vorgeschlagenen Versuchen.

153.

VII a. Jenem von uns angegebenen vertikalen Prisma füge man ein andres gleichfalls vertikales hinzu, dergestalt, daß zwei längliche farbige Bilder in einer Reihe liegen. Diese beiden zusammen betrachte man nun abermals durch ein horizontales Prisma, so werden sie sich beide in der Diagonale neigen, dergestalt, daß das rothe Ende feststeht und gleichsam die Achse ist, worum sich das Bild herumdreht; wodurch aber weiter nichts ausgesprochen wird, als was wir schon wissen.

154.

VII b. Aber eine Vermannichfaltigung des Versuches ist

demungeachtet noch angenehm. Man stelle die beiden vertikalen Prismen dergestalt, daß die Bilder über einander fallen, jedoch im umgekehrten Sinne, so daß das gelbrothe des einen auf das violete des andern, und umgekehrt, falle; man betrachte nun durch das horizontale Prisma diese beiden fürs nackte Auge sich deckenden Bilder, und sie werden sich für das bewaffnete nunmehr kreuzweise über einander neigen, weil jedes in seinem Sinn diagonal bewegt wird. Auch dieses ist eigentlich nur ein kurioser Versuch: denn es bleibt unter einer wenig verschiedenen Bedingung immer dasselbe, was wir gewahr werden. Mit den folgenden beiden verhält es sich ebenso.

155.

VII c. Man lasse auf jenen weißen Papierstreifen (148) den rothen und violeten Theil der beiden prismatischen farbigen Bilder auf einander fallen; sie werden sich vermischen und eine Purpurfarbe hervorbringen. Nimmt man nunmehr ein Prisma vor die Augen, betrachtet diesen Streifen, so wird das Violete sich von dem Gelbrothen ablösen, heruntersteigen, die Purpurfarbe verschwinden, das Gelbrothe aber stehen zu bleiben scheinen. Es ist dieses dasselbige, was wir oben (149) neben einander gesehen haben, und für uns kein Beweis für die diverse Refraktion, sondern nur für die Determinabilität des Farbenbildes.

156.

VII d. Man stelle zwei kleine runde Papierscheiben in geringer Entfernung neben einander und werfe den gelbrothen Theil des Spektrums durch ein Prisma auf die eine Scheibe, den blaurothen auf die andre, der Grund dahinter sei dunkel. Diese so erleuchteten Scheiben betrachte man durch ein Prisma, welches man dergestalt hält, daß die Refraktion sich gegen den rothen Zirkel bewegt; je weiter man sich entfernt, je näher rückt das Violete zum Rothen hin, trifft endlich mit ihm zusammen und geht sogar darüber hinaus. Auch dieses Phänomen wird Jemand, der mit dem bisher beschriebenen Apparat umzugehn weiß, leicht hervorbringen und abzuleiten verstehen.

Alle diese dem siebenten Versuche angehängte Versuche sind, so wie der siebente selbst, nur Variationen jenes ob- und subjektiven Hauptversuches (E. 350—356). Denn es ist ganz

einerlei, ob ich das objektiv an die Wand geworfene prismatische Bild, im Ganzen oder theilweise, in sich selbst zusammenziehe, oder ob ich ihm einen Bücklinq in der Diagonale abzwinge. Es ist ganz einerlei, ob ich dies mit einem oder mit mehreren prismatischen objektiven Bildern thue, ob ich es mit den ganzen Bildern oder mit den Theilen vornehme, ob ich sie neben einander, über einander, verschränkt oder sich theilweise deckend richte und schiebe: immer bleibt das Phänomen eins und dasselbe und spricht nichts weiter aus, als daß ich das in einem Sinn, z. B. aufwärts, hervorgebrachte objektive Bild durch subjektive im entgegengesetzten Sinn, z. B. herabwärts, angewendete Refraktion zusammenziehen, aufheben und im Gegensatze färben kann.

157.

Man sieht also hieraus, wie sich eigentlich die Theile des objektiv entstandenen Farbenbildes zu subjektiven Versuchen keineswegs gebrauchen lassen, weil in solchem Falle sowol die ganzen Erscheinungen als die Theile derselben verändert werden und nicht einen Augenblick dieselbigen bleiben. Was bei solchen Versuchen für eine Komplikation obwalte, wollen wir durch ein Beispiel anzeigen und etwas oben Geäußertes dadurch weiter ausführen und völlig deutlich machen.

158.

Wenn man jenen Papierstreifen in der dunklen Kammer mit dem rothen Theile des Bildes erleuchtet und ihn alsdann durch ein zweites Prisma in ziemlicher Nähe betrachtet, so verläßt die Farbe das Papier nicht, vielmehr wird sie an dem obern Rande sehr viel lebhafter. Woher entspringt aber diese lebhaftere Farbe? Blos daher, weil der Streifen nunmehr als ein helles rothes Bild wirkt, welches durch die subjektive Brechung oben einen gleichnamigen Rand gewinnt und also erhöht an Farbe erscheint. Ganz anders verhält sich's, wenn der Streifen mit dem violeten Theile des Bildes erleuchtet wird. Durch die subjektive Wirkung zieht sich zwar die violete Farbe von dem Streifen weg (148. 149), aber die Hellung bleibt ihm einigermaßen. Dadurch erscheint er in der dunklen Kammer wie ein weißer Streif auf schwarzem Grunde und färbt sich nach dem bekannten Gesetz, indessen das herabgesunkene violete Schemen dem Auge gleichfalls ganz deutlich

vorschwebt. Hier ist die Natur abermals durchaus konsequent, und wer unsern didaktischen und polemischen Darstellungen gefolgt ist, wird hieran nicht wenig Vergnügen finden. Ein Gleiches bemerkt man bei dem Versuche VII d.

159.

Ebenso verhält es sich in dem oben beschriebenen Falle (144), da wir die einzelnen über einander erscheinenden farbigen Bilder subjektiv herabziehen. Die farbigen Schemen sind es nur, die den Platz verlassen; aber die Hellung, die sie auf der weißen Tafel erregt haben, kann nicht aufgehoben werden. Diese farblosen hellen zurückbleibenden Bilder werden nunmehr nach den bekannten subjektiven Gesetzen gefärbt und bringen Dem, der mit dieser Erscheinung nicht bekannt ist, eine ganz besondere Konfusion in das Phänomen.

160.

Auf das vorhergehende, vorzüglich aber auf unsern hundertundfünfunddreißigsten Paragraph bezieht sich ein Versuch, den wir nachbringen. Man habe im Fensterladen horizontal nahe neben einander zwei kleine runde Oeffnungen. Vor die eine schiebe man ein blaues, vor die andere ein gelbrothes Glas, wodurch die Sonne hereinscheint. Man hat also hier wie dort (135) zwei verschiedenfarbige Bilder neben einander. Nun fasse man sie mit einem Prisma auf und werfe sie auf eine weiße Tafel. Hier werden sie nicht ungleich in die Höhe gerückt, sondern sie bleiben unten auf einer Linie; aber genau besehen, sind es zwei prismatische Bilder, welche unter dem Einfluß der verschiedenen farbigen Gläser stehen und also insofern verändert sind, wie es nach der Lehre der scheinbaren Mischung und Mittheilung nothwendig ist.

161.

Das eine, durch das gelbe Glas fallende Spektrum hat seinen obern violeten Schweif fast gänzlich eingebüßt; der untere gelbrothe Saum hingegen erscheint mit verdoppelter Lebhaftigkeit; das Gelbe der Mitte erhöht sich auch zu einem Gelbrothen, und der obere blaue Saum wird in einen grünlichen verwandelt. Dagegen behält jenes durch das blaue Glas gehende Spektrum seinen violeten Schweif völlig bei;

das Blaue ist deutlich und lebhaft, das Grüne zieht sich herunter, und statt des Gelbrothen erscheint eine Art Purpur.

162.

Stellt man die gedachten beiden Versuche entweder neben einander oder doch unmittelbar nach einander an, so überzeugt man sich, wie unrecht Newton gehandelt habe, mit den beweglichen physischen Farben und den fixirten chemischen ohne Unterschied zu operiren, da sie doch ihrer verschiedenen Natur nach ganz verschiedene Resultate hervorbringen müssen, wie wir wol hier nicht weiter auseinanderzusetzen brauchen.

163.

Auch jenen objektiv-subjektiven Versuch (E. 350—354) mit den eben gedachten beiden verschiedenen prismatischen Farbenbildern vorzunehmen, wird belehrend sein. Man nehme wie dort das Prisma vor die Augen, betrachte die Spektra erst nahe, dann entferne man sich von ihnen nach und nach; sie werden sich beide, besonders das blaue, von oben herein zusammenziehen, das eine endlich ganz gelbroth, das andere ganz blau erscheinen und, indem man sich weiter entfernt, umgekehrt gefärbt werden.

164.

So möchte denn auch hier der Platz sein, jener Vorrichtung abermals zu gedenken, welche wir schon früher (E. 284) beschrieben haben. In einer Pappe sind mehrere Quadrate farbigen Glases angebracht: man erhellet sie durch das Sonnen-, auch nur durch das Tageslicht, und wir wollen hier genau anzeigen, was gesehen wird, wenn man an ihnen den subjektiven Versuch macht, indem man sie durch das Prisma betrachtet. Wir thun es um so mehr, als diese Vorrichtung künftig bei subjektiver Verrückung farbiger Bilder den ersten Platz einnehmen und mit einiger Veränderung und Zusatzen beinahe allen übrigen Apparat entbehrlich machen wird.

165.

Zuvörderst messe man jene Quadrate, welche aus der Pappe herausgeschnitten werden sollen, sehr genau ab und überzeuge sich, daß sie von einerlei Größe sind. Man bringe alsdann die farbigen Gläser dahinter, stelle sie gegen den

grauen Himmel und betrachte sie mit bloßem Auge. Das gelbe Quadrat als das helle wird am Größten erscheinen (E. 16). Das grüne und blaue wird ihm nicht viel nachgeben, hingegen das gelbrothe und violete als die dunkelsten werden sehr viel kleiner erscheinen. Diese physiologische Wirkung der Farben, insofern sie heller oder dunkler sind, nur beiläufig zu Ehren der großen Konsequenz natürlicher Erscheinungen.

166.

Man nehme sodann ein Prisma vor die Augen und betrachte diese neben einander gestellten Bilder. Da sie spezifizirt und chemisch fixirt sind, so werden sie nicht, wie jene des Spektrums, verändert oder gar aufgehoben, sondern sie verharren in ihrer Natur, und nur die begünstigende oder verkümmernde Wirkung der Ränder findet statt.

167.

Obgleich Jeder diese leichte Vorrichtung sich selbst anschaffen wird, ob wir schon dieser Phänomene öfters gedacht haben, so beschreiben wir sie doch wegen eines besondern Umstands hier kürzlich, aber genau. Am gelben Bilde sieht man deutlich den obern hochrothen Rand, der gelbe Saum verliert sich in der gelben Fläche; am untern Rande entsteht ein Grün, doch sieht man das Blaue sowie ein mäßig herausstrebendes Violet ganz deutlich. Beim Grünen ist Alles ungefähr dasselbige, nur matter, gedämpfter, weniger Gelb, mehr Blau. Am Blauen erscheint der rothe Rand bräunlich und stark abgesetzt, der gelbe Saum macht eine Art von schmutzigem Grün, der blaue Rand ist sehr begünstigt und erscheint fast in der Größe des Bildes selbst. Er endigt in einen lebhaften violeten Saum. Diese drei Bilder, gelb, grün und blau, scheinen sich stufenweise herabzusenken und einem Unaufmerksamen die Lehre der diversen Refrangibilität zu begünstigen. Nun tritt aber die merkwürdige Erscheinung des Violeten ein, welche wir schon oben (45) angedeutet haben. Verhältnißmäßig zum Violeten ist der gelbrothe Rand nicht widersprechend; denn Gelbroth und Blauroth bringen bei apparenten Farben Purpur hervor. Weil nun hier die Farbe des durchscheinenden Glases auch auf einem hohen Grade von Reinheit steht, so verbindet sie sich mit dem an ihr entspringenden gelbrothen Rand; es entsteht

eine Art von bräunlichem Purpur, und das Violete bleibt mit seiner obern Grenze unverrückt, indeß der untere violete Saum sehr weit und lebhaft herabwärts strebt. Daß ferner das gelbrothe Bild an der obern Grenze begünstigt wird und also auf der Linie bleibt, versteht sich von selbst, so wie daß an der untern wegen des Widerspruchs kein Blau und also auch kein daraus entspringendes Violet entstehen kann, sondern vielmehr etwas Schmutziges daselbst zu sehen ist.

168.

Will man diese Versuche noch mehr vermannichfaltigen, so nehme man farbige Fensterscheiben und klebe Bilder von Pappe auf dieselben. Man stelle sie gegen die Sonne, so daß diese Bilder dunkel auf farbigem Grund erscheinen, und man wird die umgekehrten Ränder, Säume und ihre Vermischung mit der Farbe des Glases abermals gewahr werden. Ja, man mag die Vorrichtung vermannichfaltigen, so viel man will, so wird das Falsche jenes ersten Newtonischen Versuchs und aller der übrigen, die sich auf ihn beziehen, dem Freunde des Wahren, Geraden und Folgerechten immer deutlicher werden.

Achter Versuch.

169.

Der Verfasser läßt das prismatische Bild auf ein gedrucktes Blatt fallen und wirft sodann durch die Linie des zweiten Experiments diese farbig erleuchtete Schrift auf eine weiße Tafel. Hier will er denn auch wie dort die Buchstaben im blauen und violeten Licht näher an der Linie, die im rothen aber weiter von der Linie deutlich gesehen haben. Der Schluß, den er daraus zieht, ist uns schon bekannt, und wie es mit dem Versuche, welcher nur der zweite, jedoch mit apparenten Farben, wiederholt ist, beschaffen sein mag, kann sich Jeder im Allgemeinen vorstellen, dem jene Ausführung gegenwärtig geblieben. Allein es treten noch besondere Umstände hinzu, die es räthlich machen, auch den gegenwärtigen Versuch genau durchzumachen, und zwar dabei in der Ordnung zu verfahren, welche wir bei jenem zweiten der Sache gemäß gefunden, damit man völlig einsehe, inwiefern diese beiden

Versuche parallel gehen und inwiefern sie von einander abweichen.

170.

1) Das Vorbild (54—57). In dem gegenwärtigen Falle ziehen die Lettern der Druckschrift anstatt jener schwarzen Fäden, und nicht einmal so vortheilhaft: denn sie sind von den apparenten Farben mehr oder weniger überlasirt. Aber der von Newton hier wie dort vernachlässigte Hauptpunkt ist dieser: daß die verschiedenen Farben des Spektrums an Hellung ungleich sind. Denn das prismatische Sonnenbild zerfällt in zwei Theile, in eine Tag- und Nachtseite. Gelb und Gelbroth stehen auf der ersten, Blau und Blauroth auf der zweiten. Die unterliegende Druckschrift ist in der gelben Farbe am Deutlichsten, im Gelbrothen weniger; denn dieses ist schon gedrängter und dunkler. Blauroth ist durchsichtig, verdünnt, aber beleuchtet wenig. Blau ist gedrängter, dichter, macht die Buchstaben trüber, oder vielmehr seine Trübe verwandelt die Schwärze der Buchstaben in ein schönes Blau, deswegen sie vom Grunde weniger abstechen. Und so erscheint nach Maßgabe so verschiedener Wirkungen diese farbig beleuchtete Schrift, dieses Vorbild an verschiedenen Stellen verschieden deutlich.

171.

Außer diesen Mängeln des hervorgebrachten Bildes ist die Newtonische Vorrichtung in mehr als einem Sinne unbequem. Wir haben daher eine neue ersonnen, die in Folgendem besteht. Wir nehmen einen Rahmen, der zu unserm Gestelle (69) paßt, überziehen denselben mit Seidenpapier, worauf wir mit starker Tusche verschiedene Züge, Punkte u. dgl. kalligraphisch anbringen und sodann den Grund mit feinem Oel durchsichtig machen. Diese Tafel kommt völlig an die Stelle des Vorbildes zum zweiten Versuche. Das prismatische Bild wird von hinten darauf geworfen, die Linse ist nach dem Zimmer zu gerichtet und in gehöriger Entfernung steht die zweite Tafel, worauf die Abbildung geschehen soll. Eine solche Vorrichtung hat große Bequemlichkeiten, indem sie diesen Versuch dem zweiten gleichstellt, auch sogar darin, daß die Schattenstriche rein schwarz dastehen und nicht von den prismatischen Farben überlasirt sind.

18.

Timur

spricht.

Was? Ihr mißbilliget den kräft'gen Sturm
Des Uebermuths, verlogne Pfaffen?
Hätt' Allah mich bestimmt zum Wurm,
So hätt' er mich als Wurm geschaffen.

Eine ähnliche Parömie führt Wahl (das Sprichwort der hebräisch-aramäischen Literatur, I. 1871. S. 137) aus dem Talmud an: „Wenn Du erwürgt sein willst, so laß Dich an einen großen Baum hängen!"

18. Diese Strophe endlich, erst 1827 hinzugekommen, drückt, wie Nr. 17, den positiv gewordenen Unmuth aus, den Uebermuth, das Selbstgefühl des Dichters den Angriffen von theologischer Seite (Pustkuchen) gegenüber. — Das verlogen kommt ebenso bei Jesaias, 30. 9, vor. — Dem Namen Timur, der sonst im Divan (s. Buch des Timur) eine Maske für Napoleon bildet, fehlt hier eine solche Beziehung.

172.

Hier drängt sich uns abermals auf, daß durchaus das experimentirende Verfahren Newton's deshalb tadelhaft ist, weil er seinen Apparat mit auffallender Ungleichheit einmal zufällig ergreift, wie ihm irgend etwas zur Hand kommt, dann aber mit Komplikation und Ueberkünstelung nicht fertig werden kann.

173.

Ferner ist hier zu bemerken, daß Newton sein Vorbild behandelt, als wär' es unveränderlich wie das Vorbild des zweiten Versuchs, da es doch wandelbar ist. Natürlicherweise läßt sich das hier auf der Rückseite des durchsichtigen Papiers erscheinende Bild, durch ein entgegengesetztes Prisma angesehen, auf den Nullpunkt reduziren und sodann völlig umkehren. Wie sich durch Linsen das prismatische Bild verändern läßt, erfahren wir künftig, und wir halten uns um so weniger bei dieser Betrachtung auf, als wir zum Zwecke des gegenwärtigen Versuchs dieses Bild einstweilen als ein fixes annehmen dürfen.

174.

2) Die Beleuchtung (57). Die apparenten Farben bringen ihr Licht mit; sie haben es in und hinter sich. Aber doch sind die verschiedenen Stellen des Bildes nach der Natur der Farben mehr oder weniger beleuchtet und daher jenes Bild der überfärbten Druckschrift höchst ungleich und mangelhaft. Ueberhaupt gehört dieser Versuch sowie der zweite ins Fach der Camera obscura. Man weiß, daß alle Gegenstände, welche sich in der dunklen Kammer abbilden sollen, höchst erleuchtet sein müssen. Bei der Newtonischen sowie bei unsrer Vorrichtung aber ist es keine Beleuchtung des Gegenstandes, der Buchstaben oder der Züge, sondern eine Beschattung derselben, und zwar eine ungleiche; deshalb auch Buchstaben und Züge als ganze Schatten in helleren oder dunkleren Halbschatten und Halblichtern sich ungleich darstellen müssen. Doch hat auch in diesem Betracht die neuere Vorrichtung große Vorzüge, wovon man sich leicht überzeugen kann.

175.

3) Die Linse (58—69). Wir bedienen uns ebenderselben,

womit wir den zweiten Versuch anstellten, wie überhaupt des ganzen dort beschriebenen Apparates.

176.

4) Das Abbild (70—76). Da nach der Newtonischen Weise schon das Vorbild sehr ungleich und undeutlich ist, wie kann ein deutliches Abbild entstehen? Auch legt Newton, unsern angegebenen Bestimmungen gemäß, ein Bekenntniß ab, wodurch er, wie öfters geschieht, das Resultat seines Versuches wieder aufhebt. Denn ob er gleich zu Anfang versichert, er habe sein Experiment im Sommer bei dem hellsten Sonnenschein angestellt, so kommt er doch zuletzt mit einer Nachklage und Entschuldigung, damit man sich nicht wundern möge, wenn die Wiederholung des Versuchs nicht sonderlich gelänge. Wir hören ihn selbst:

177.

Das gefärbte Licht des Prismas war aber doch noch sehr zusammengesetzt, weil die Kreise, die ich in der zweiten Figur des fünften Experiments beschrieben habe, sich in einander schoben und auch das Licht von glänzenden Wolken, zunächst bei der Sonne, sich mit diesen Farben vermischte; ferner weil das Licht durch die Ungleichheiten in der Politur des Prismas unregelmäßig zersplittert wurde. Um aller dieser Nebenumstände willen war das farbige Licht, wie ich sagte, noch so mannichfaltig zusammengesetzt, daß der Schein von jenen schwachen und dunklen Farben, dem Blauen und Violeten, der auf das Papier fiel, nicht so viel Deutlichkeit gewährte, um eine gute Beobachtung zuzulassen.

178.

Das Unheil solcher Reservationen und Restriktionen geht durch das ganze Werk. Erst versichert der Verfasser, er habe bei seinen Vorrichtungen die größte Vorsicht gebraucht, die hellsten Tage abgewartet, die Kammer hermetisch verfinstert,

die vortrefflichsten Prismen ausgewählt, und dann will er sich hinter Zufälligkeiten flüchten, daß Wolken vor der Sonne gestanden, daß durch eine schlechte Politur das Prisma unsicher geworden sei. Der homogenen, nie zu homogenisirenden Lichter nicht zu gedenken, welche sich einander verwirren, verunreinigen, in einander greifen, sich stören und niemals das sind, noch werden können, was sie sein sollen. Mehr als einmal muß uns daher jener berühmte theatralische Hetman der Kosacken einfallen, welcher sich ganz zum Newtonianer geschickt hatte. Denn ihn würde es vortrefflich kleiden, mit großer Behaglichkeit auszurufen: „Wenn ich Zirkel sage, so mein' ich eben, was nicht rund ist; sage ich gleichartig, so heißt das immer noch zusammengesetzt, und sag' ich weiß, so kann es fürwahr nichts Anders heißen als schmutzig."

179.

Betrachten wir nunmehr die Erscheinung nach unserer Anstalt, so finden wir die schwarzen Züge deutlicher oder undeutlicher, nicht in Bezug auf die Farben, sondern aufs Hellere oder Dunklere derselben, und zwar sind die Stufen der Deutlichkeit folgende: Gelb, Grün, Blau, Gelbroth und Blauroth; da denn die beiden letztern, je mehr sie sich dem Rande, dem Dunklen nähern, die Züge immer undeutlicher darstellen.

180.

Ferner ist hierbei ein gewisser Bildpunkt offenbar, in welchem so wie auf der Fläche, die ihn parallel mit der Linse durchschneidet, die sämmtlichen Abbildungen am Deutlichsten erscheinen. Indessen kann man die Linse von dem Vorbilde ab- und zu dem Vorbilde zurücken, so daß der Unterschied beinahe einen Fuß beträgt, ohne daß das Abbild merklicher undeutlich werde.

181.

Innerhalb dieses Raumes hat Newton operirt, und nichts ist natürlicher, als daß die von den helleren prismatischen Farben erleuchteten Züge auch da schon oder noch sichtbar sind, wenn die von den dunkleren Farben erleuchteten oder vielmehr beschatteten Züge verschwinden. Daß aber, wie Newton behauptet, die von den Farben der Tagseite beleuch-

teten Buchstaben alsdann undeutlich werden, wenn die von der Nachtseite her beschienenen deutlich zu sehen sind, ist einfür allemal nicht wahr, so wenig wie beim weiten Experimente, und Alles, was Newton daher behaupten will, fällt zusammen.

182.

5) Die Folgerung. Gegen diese bleibt uns nach Allem dem, was bisher ausgeführt und dargethan worden, weiter nichts zu wirken übrig.

183.

Ehe wir aber uns aus der Gegend dieser Versuche entfernen, so wollen wir noch einiger andern erwähnen, die wir bei dieser Gelegenheit anzustellen veranlaßt worden. Das zweite Experiment so energisch als möglich darzustellen, brachten wir verschiedenfarbige, von hinten wohl erleuchtete Scheiben an die Stelle des Vorbildes und fanden, was vorauszusehen war, daß sich die durch ausgeschnittene Pappe oder sonst auf denselben abzeichnenden dunklen Bilder auch nur nach der verschiedenen Helle oder Dunkelheit des Grundes mehr oder weniger auszeichneten. Dieser Versuch führte uns auf den Gedanken, gemalte Fensterscheiben an die Stelle des Vorbildes zu setzen, und Alles fand sich einmal wie das andre Mal.

184.

Hievon war der Uebergang zur Zauberlaterne ganz natürlich, deren Erscheinungen mit dem zweiten und achten Versuche Newton's im Wesentlichen zusammentreffen; überall spricht sich die Wahrheit der Natur und unserer naturgemäßen Darstellung sowie das Falsche der Newtonischen verkünstelten Vorstellungsart energisch aus.

185.

Nicht weniger ergriffen wir die Gelegenheit, in einer portativen Camera obscura an einem Festtage bei dem hellsten Sonnenschein die buntgeputzten Leute auf dem Spaziergange anzusehen. Alle neben einander sich befindenden variegirten Kleider waren deutlich, sobald die Personen in den Bildpunkt oder in seine Region kamen; alle Muster zeigten sich genau, es mochte blos Hell und Dunkel oder beides mit Farbe oder

Farbe mit Farbe wechseln. Wir können also hier abermals kühn wiederholen, daß alles natürliche und künstliche Sehen unmöglich wäre, wenn die Newtonische Lehre wahr sein sollte.

186.

Der Hauptirrthum, dessen Beweis man durch den achten sowie durch die zwei ersten Versuche erzwingen will, ist der, daß man farbigen Flächen, Farben, wenn sie als Massen im Malersinne erscheinen und wirken, eine Eigenschaft zuschreiben möchte, vermöge welcher sie, nach der Refraktion, früher oder später in irgend einem Bildpunkt anlangen; da es doch keinen Bildpunkt ohne Bild giebt und die Aberration, die bei Verrückung des Bildes durch Brechung sich zeigt, blos an den Rändern vorgeht, die Mitte des Bildes hingegen nur in einem äußersten Falle affizirt wird. Die diverse Refrangibilität ist also ein Märchen. Wahr aber ist, daß Refraktion auf ein Bild nicht rein wirkt, sondern ein Doppelbild hervorbringt, dessen Eigenschaft wir in unserm Entwurf genugsam klar gemacht haben.

Rekapitulation
der acht ersten Versuche.

187.

Da wir nunmehr auf einen Punkt unserer polemischen Wanderung gekommen sind, wo es vortheilhaft sein möchte, still zu stehen und sich umzuschauen nach dem Weg, welchen wir zurückgelegt haben, so wollen wir das Bisherige zusammenfassen und mit wenigen Worten die Resultate darstellen.

188.

Newton's bekannte, von Andern und uns bis zum Ueberdruß wiederholte Lehre soll durch jene acht Versuche bewiesen sein. Und gewiß, was zu thun war, hat er gethan; denn im Folgenden findet sich wenig Neues; vielmehr sucht er nur von andern Seiten her seine Argumente zu bekräftigen. Er vermannichfaltigt die Experimente und nöthigt ihnen immer neue Bedingungen auf. Aus dem schon Abgehandelten zieht

er Folgerungen, ja er geht polemisch gegen Andersgesinnte zu Werke. Doch immer dreht er sich nur in einem engen Kreise und stellt seinen kümmerlichen Hausrath bald so bald so zurechte. Kennen wir den Werth der hinter uns liegenden acht Experimente, so ist uns in dem Folgenden Weniges mehr fremd. Daher kommt es auch, daß die Ueberlieferung der Newtonischen Lehre in den Kompendien unserer Experimentalphysik so lakonisch vorgetragen werden konnte. Mehrgedachte Versuche gehen wir nun einzeln durch.

189.

In dem dritten Versuche wird das Hauptphänomen, das prismatische Spektrum, unrichtig als Skale dargestellt, da es ursprünglich aus einem Entgegengesetzten, das sich erst später vereinigt, besteht. Der vierte Versuch zeigt uns ebendiese Erscheinung subjektiv, ohne daß wir mit ihrer Natur tiefer bekannt würden. Im fünften neigt sich gedachtes Bild durch wiederholte Refraktion etwas verlängert zur Seite. Woher diese Neigung in der Diagonale sowie die Verlängerung sich herschreibe, wird von uns umständlich dargethan.

190.

Der sechste Versuch ist das sogenannte experimentum crucis, und hier ist wol der Ort, anzuzeigen, was eigentlich durch diesen Ausdruck gemeint sei. Crux bedeutet hier einen in Kreuzesform an der Landstraße stehenden Wegweiser, und dieser Versuch soll also für einen solchen gelten, der uns vor allem Irrthum bewahrt und unmittelbar auf das Ziel hindeutet. Wie es mit ihm beschaffen, wissen Diejenigen, die unserer Ausführung gefolgt sind. Eigentlich gerathen wir dadurch ganz ins Stecken und werden um nichts weiter gebracht, nicht einmal weiter gewiesen. Denn im Grunde ist es nur ein idem per idem. Refrangirt man das ganze prismatische Bild in derselben Richtung zum zweiten Mal, so verlängert es sich, wobei aber die verschiedenen Farben ihre vorigen Entfernungen nicht behalten. Was auf diese Weise am Ganzen geschieht, geschieht auch an den Theilen. Im Ganzen rückt das Violete viel weiter vor als das Rothe, und ebendasselbe thut das abgesonderte Violete. Dies ist das Wort des Räthsels, auf dessen falsche Auflösung man sich bisher so viel zu Gute gethan hat. In dem siebenten Versuche werden ähnliche

subjektive Wirkungen gezeigt und von uns auf ihre wahren Elemente zurückgeführt.“

191.

Hatte sich nun der Verfasser bis dahin beschäftigt, die farbigen Lichter aus dem Sonnenlichte herauszuzwingen, so war schon früher eingeleitet, daß auch körperliche Farben eigentlich solche farbige Lichttheile von sich schicken. Hiezu war der erste Versuch bestimmt, der eine scheinbare Verschiedenheit in Verrückung bunter Quadrate auf dunklem Grund vors Auge brachte. Das wahre Verhältniß haben wir umständlich gezeigt und gewiesen, daß hier nur die Wirkung der prismatischen Ränder und Säume an den Grenzen der Bilder die Ursache der Erscheinung sei.

192.

Im zweiten Versuche wurden auf gedachten bunten Flächen kleinere Bilder angebracht, welche, durch eine Linie auf eine weiße Tafel geworfen, ihre Umrisse früher oder später daselbst genauer bezeichnen sollten. Auch hier haben wir das wahre Verhältniß umständlich auseinandergesetzt, so wie bei dem achten Versuch, welcher, mit prismatischen Farben angestellt, dem zweiten zu Hilfe kommen und ihn außer Zweifel setzen sollte. Und so glauben wir durchaus das Verfängliche und Falsche der Versuche sowie die Nichtigkeit der Folgerungen enthüllt zu haben.

193.

Um zu diesem Zwecke zu gelangen, haben wir immerfort auf unsern Entwurf hingewiesen, wo die Phänomene in naturgemäßerer Ordnung aufgeführt sind. Ferner bemerkten wir genau, wo Newton etwas Unvorbereitetes einführt, um den Leser zu überraschen. Nicht weniger suchten wir zugleich die Versuche zu vereinfachen und zu vermannichfaltigen, damit man sie von der rechten Seite und von vielen Seiten sehen möge, um sie durchaus beurtheilen zu können. Was wir fernerhin noch gethan und geleistet, um zu unserm Endzweck zu gelangen, darüber wird uns der günstige Leser und Theilnehmer selbst das Zeugniß geben.

Dritte Proposition. Drittes Theorem.

Das Licht der Sonne besteht aus Strahlen, die verschieden refleribel sind, und die am Meisten refrangiblen Strahlen sind auch die am Meisten refleriblen.

194.

Nachdem der Verfasser uns genugsam überzeugt zu haben glaubt, daß unser weißes reines, einfacher helles Licht aus verschiedenen farbigen dunklen Lichtern insgeheim gemischt sei, und diese innerlichen Theile durch Refraktion hervorgenöthigt zu haben wähnt, so denkt er nach, ob nicht auch noch auf andere Weise diese Operation glücken möchte, ob man nicht durch andere verwandte Bedingungen das Licht nöthigen könne, seinen Busen aufzuschließen.

195.

Der Refraktion ist die Reflexion nahe verwandt, so daß die erste nicht ohne die letzte vorkommen kann. Warum sollte Reflexion, die sonst so mächtig ist, nicht auch diesmal auf das unschuldige Licht ihre Gewalt ausüben? Wir haben eine diverse Refrangibilität; es wäre doch schön, wenn wir auch eine diverse Reflexibilität hätten. Und wer weiß, was sich nicht noch Alles fernerhin daran anschließen läßt! Daß nun dem Verfasser der Beweis durch Versuche, wozu er sich nunmehr anschickt, vor den Augen eines gewarnten Beobachters ebenso wenig als seine bisherigen Beweise gelingen werde, läßt sich voraussehen, und wir wollen von unserer Seite zur Aufklärung dieses Fehlgriffs das Möglichste beitragen.

Neunter Versuch.

196.

Wie der Verfasser hierbei zu Werke geht, ersuchen wir unsere Leser in der Optik selbst nachzusehen; denn wir gedenken, anstatt uns mit ihm einzulassen, anstatt ihm zu folgen und ihn Schritt vor Schritt zu widerlegen, uns auf eigenem

Wege um die wahre Darstellung des Phänomens zu bemühen. Wir haben zu diesem Zweck auf unserer achten Tafel die einundzwanzigste Figur der vierten Newtonischen Tafel zum Grunde gelegt, jedoch eine naturgemäßere Abbildung linearisch ausgedrückt, auch zu besserer Ableitung des Phänomens die Figur fünfmal nach ihren steigenden Verhältnissen wiederholt, wodurch die in dem Versuch vorgeschriebene Bewegung gewissermaßen vor Augen gebracht und, was eigentlich vorgehe, dem Beschauenden offenbar wird. Uebrigens haben wir zur leichtern Uebersicht des Ganzen die Buchstaben der Newtonischen Tafeln beibehalten, so daß eine Vergleichung sich bequem anstellen läßt. Wir beziehen uns hierbei auf die Erläuterung unserer Kupfertafeln, wo wir noch Manches über die Unzulänglichkeit und Persönlichkeit der Newtonischen Figuren überhaupt beizubringen gedenken.

197.

Man nehme nunmehr unsere achte Tafel vor sich und betrachte die erste Figur. Bei F trete das Sonnenbild in die finstre Kammer, gehe durch das rechtwinklichte Prisma ABC bis auf dessen Base M, von da an gehe es weiter durch, werde gebrochen, gefärbt und male sich auf die uns bekannte Weise auf einer unterliegenden Tafel als ein längliches Bild GH. Bei dieser ersten Figur erfahren wir weiter nichts, als was uns schon lange bekannt ist.

198.

In der zweiten Figur trete das Sonnenbild gleichfalls bei F in die dunkle Kammer, gehe in das rechtwinklichte Prisma ABC und spiegle sich auf dessen Boden M dergestalt ab, daß es durch die Seite AC heraus nach einer unterliegenden Tafel gehe und daselbst das runde und farblose Bild N aufwerfe. Dieses runde Bild ist zwar ein abgeleitetes, aber ein völlig unveränd'rtes; es hat noch keine Determination zu irgend einer Farbe erlitten.

199.

Man lasse nun, wie die dritte Figur zeigt, dieses Bild N auf ein zweites Prisma VXY fallen, so wird es beim Durchgehen ebendas leisten, was ein originares oder von jedem Spiegel zurückgeworfenes Bild leistet; es wird nämlich nach

der uns genugſam bekannten Weiſe auf der entgegengeſtellten Tafel das längliche gefärbte Bild pt abmalen.

200.

Man laſſe nun nach unſrer vierten Figur den Apparat des erſten Prismas durchaus wie bei den drei erſten Fällen und faſſe mit einem zweiten Prisma VXY auf eine behutſame Weiſe nur den obern Rand des Bildes N auf, ſo wird ſich zuerſt auf der entgegengeſetzten Tafel der obere Rand p des Bildes pt blau und violet zeigen, dahingegen der untere t ſich erſt etwas ſpäter ſehen läßt, nur dann erſt, wenn man das ganze Bild N durch das Prisma VXY aufgefaßt hat. Daß man ebendieſen Verſuch mit einem direkten oder von einem Planſpiegel abgeſpiegelten Sonnenbilde machen könne, verſteht ſich von ſelbſt.

201.

Der grobe Irrthum, den hier der Verfaſſer begeht, iſt der, daß er ſich und die Seinigen überredet, das bunte Bild GH der erſten Figur habe mit dem farbloſen Bilde N der zweiten, dritten und vierten Figur den innigſten Zuſammenhang, da doch auch nicht der mindeſte ſtattfindet. Denn wenn das bei der erſten Figur in M anlangende Sonnenbild durch die Seite BC hindurchgeht und nach der Refraktion in GH gefärbt wird, ſo iſt dieſes ein ganz anderes Bild als jenes, das in der zweiten Figur von der Stelle M nach N zurückgeworfen wird und farblos bleibt, bis es, wie uns die dritte Figur überzeugt, in pt auf der Tafel, blos als käme es von einem direkten Lichte, durch das zweite Prisma gefärbt abgebildet wird.

202.

Bringt man nun, wie in der vierten Figur gezeichnet iſt, ein Prisma ſehr ſchief in einen Theil des Bildes (200), ſo geſchieht daſſelbe, was Newton durch eine langſame Drehung des erſten Prismas um ſeine Achſe bewirkt — eine von den ſcheinbaren Feinheiten und Akkurateſſen unſeres Experimentators.

203.

Denn wie wenig das Bild, das bei M durchgeht und auf der Tafel das Bild GH bildet, mit dem Bilde, das bei M zurückgeworfen und farblos bei N abgebildet wird, gemein habe,

VI.

Hikmet Nameh.

Buch der Sprüche.

1.

Talismane werd' ich in dem Buch zerſtreuen;
Das bewirkt ein Gleichgewicht.
Wer mit gläubiger Nadel ſticht,
Ueberall ſoll gutes Wort ihn freuen.

2.

Vom heut'gen Tag, von heut'ger Nacht
Verlange nichts,
Als was die geſtrigen gebracht!

VI. Buch der Sprüche. — Hikmet drückt Weisheit, Philoſophie und Wiſſenſchaft aus (Chardin, 5. 149). — Von den 59 Sprüchen ſind die Nummern 6 bis 13 und 57 bis 59 1827, 43, 47 und 56 erſt 1837 hinzugekommen.

1. Die Araber befragen den Koran mit der Nadel ſtechend. Wegen der ähnlichen chriſtlichen Orakelfrage ſ. Goethe's Noten zum Divan, Abſchn. Buch-Orakel, und Strehlke, Note in Bd. II der Goethiſchen Werke, S. 155. Der Prophet unterſagte den Gläubigen alles Hören von Wahrſagungen, alles Loosbefragen, und geſtattete nur glückbringende Worte, die zufällig gefunden werden. Hiezu wird bak, ſomit erlaubte, Befragen des Koran, Fal, gerechnet (Hundgruben, I. 364). — Siehe die Talismane, oben I. 3 und 4.

2. Inſchrift auf einem Karawanſerai zu Iſpahan, von Chardin (S. 38) notirt: „Ne roquérez point de ce jour et de cette nuit votre chose que ce que l'on a eu auparavant." Vergl. unten VIII. 1.

wird nun Jedermann deutlich sein. Allein noch auffallender ist es, wenn man bei der fünften Figur den Gang der Linien verfolgt. Man wird alsdann sehen, daß da, wo das Bild M nach der Refraktion den gelben und gelbrothen Rand G erzeugt, das Bild N nach der Refraktion den violeten p erzeuge, und umgekehrt, wo das Bild M den blauen und blaurothen Rand H erzeugt, das Bild N, wenn es die Refraktion durchgegangen, den gelben und gelbrothen Rand t erzeuge; welches ganz natürlich ist, da einmal das Sonnenbild F in dem ersten Prisma herunterwärts und das abgeleitete Bild M in N hinaufwärts gebrochen wird. Es ist also nichts als die alte, uns bis zum Ueberdruß bekannte Regel, die sich hier wiederholt und welche nur durch die Newtonischen Subtilitäten, Verworrenheiten und falschen Darstellungen dem Beobachter und Denker aus den Augen gerückt wird. Denn die Newtonische Darstellung auf seiner vierten Tafel, Figur 21, giebt blos das Bild mit einer einfachen Linie an, weil der Verfasser, wie es ihm beliebt, bald vom Sonnenbild bald vom Licht bald vom Strahle redet; und gerade im gegenwärtigen Falle ist es höchst bedeutend, wie wir eben bei der vierten Figur unserer achten Tafel gezeigt haben, die Erscheinung als Bild, als einen gewissen Raum einnehmend zu betrachten. Es würde leicht sein, eine gewisse Vorrichtung zu machen, wo alles das Erforderliche auf einem Gestelle fixirt beisammen stünde, welches nöthig ist, damit man durch eine sachte Wendung das Phänomen hervorbringen und das Verfängliche und Unzulängliche des Newtonischen Versuchs dem Freunde der Wahrheit vor Augen stellen könne.

Zehnter Versuch.

204.

Auch hier wäre es noth, daß man einige Figuren und mehrere Blätter Widerlegung einem Versuch widmete, der mit dem vorigen in genauem Zusammenhang steht. Aber es wird nun Zeit, daß wir dem Leser selbst etwas zutrauen, daß wir ihm die Freude gönnen, jene Verworrenheiten selbst zu entwickeln. Wir übergeben ihm daher Newton's Text und die daselbst angeführte Figur. Er wird eine umständliche Dar-

stellung, eine Illustration, ein Scholion finden, welche zusammen weiter nichts leisten, als daß sie den neunten Versuch mit mehr Bedingungen und Umständlichkeiten belasten, den Hauptpunkt unfaßlicher machen, keineswegs aber einen bessern Beweis gründen.

205.

Dasjenige, worauf hierbei Alles ankommt, haben wir schon umständlich herausgesetzt (201), und wir dürfen also hier dem Beobachter, dem Beurtheiler nur kürzlich zur Pflicht machen, daran festzuhalten, daß die beiden prismatischen Bilder, wovon das eine nach der Spiegelung, das andere nach dem Durchgang durch das Mittel hervorgebracht wird, in keiner Verbindung, in keinem Verhältniß zusammen stehen, jedes vielmehr für sich betrachtet werden muß, jedes für sich entspringt, jedes für sich aufgehoben wird, so daß alle Beziehung unter einander, von welcher uns Newton so gern überreden möchte, als ein leerer Wahn, als ein beliebiges Märchen anzusehen ist.

Newton's Rekapitulation der zehn ersten Versuche.

206.

Wenn wir es von unserer Seite für nöthig und vortheilhaft hielten, nach den acht ersten Versuchen eine Uebersicht derselben zu veranlassen, so thut Newton dasselbige auf seine Weise nach dem zehnten, und indem wir ihn hier zu beobachten alle Ursache haben, finden wir uns in dem Falle, unsern Widerspruch abermals zu artikuliren. In einem höchst verwickelten Perioden drängt er das nicht Zusammengehörende neben und über einander, dergestalt daß man nur mit innerster Kenntniß seines bisherigen Verfahrens und mit genauester Aufmerksamkeit dieser Schlinge entgehen kann, die er hier, nachdem er sie lange zurecht gelegt, endlich zusammenzieht. Wir ersuchen daher unsere Leser, dasjenige nochmals mit Geduld in anderer Verbindung anzuhören, was schon öfter vorgetragen worden; denn es ist kein ander Mittel, seinen bis zum Ueberdruß wiederholten Irrthum zu vertilgen, als daß man das Wahre gleichfalls bis zum Ueberdruß wiederhole.

207.

Findet man nun bei allen diesen mannichfaltigen Experimenten, man mache den Versuch mit reflektirtem Licht, und zwar sowol mit solchem, das von natürlichen Körpern (Exper. 1, 2), als auch mit solchem, das von spiegelnden (Exper. 9) zurückstrahlt; —

208.

Hier bringt Newton unter der Rubrik des reflektirten Lichtes Versuche zusammen, welche nichts gemein mit einander haben, weil es ihm darum zu thun ist, die Reflexion in gleiche Würde und Wirkung mit der Refraktion, was Farbenhervorbringen betrifft, zu setzen. Das spiegelnde Bild im neunten Experiment wirkt nicht anders als ein direktes, und sein Spiegeln hat mit Hervorbringung der Farbe gar nichts zu thun. Die natürlichen gefärbten Körper des ersten und zweiten Experiments hingegen kommen auf eine ganz andere Weise in Betracht. Ihre Oberflächen sind spezifizirt, die Farbe ist an ihnen fixirt, das daher reflektirende Licht macht diese ihre Eigenschaften sichtbar, und man will nur, wie auch schon früher geschehen, durch das Spiel der Terminologie hier abermals andeuten, daß von den natürlichen Körpern farbige Lichter, aus dem farblosen Hauptlicht durch gewisse Eigenschaften der Oberfläche herausgelockte Lichter, reflektiren, welche sodann eine diverse Refraktion erdulden sollen. Wir wissen aber besser, wie es mit diesem Phänomen steht, und die drei hier angeführten Experimente imponiren uns weder in ihrer einzelnen falschen Darstellung noch in ihrer gegenwärtigen erzwungenen Zusammenstellung.

209.

— oder man mache denselben mit gebrochenem Licht, es sei nun, bevor die ungleich gebrochenen Strahlen durch Divergenz von einander abgesondert sind, bevor sie noch die Weiße, welche aus ihrer Zusammensetzung entspringt, verloren haben, also bevor sie noch einzeln, als einzelne Farben erscheinen (Exper. 5); —

210.

Bei dieser Gelegenheit kommen uns die Nummern unserer Paragraphen sehr gut zu Statten; denn es würde Schwierigkeit haben, am fünften Versuche das, was hier geäußert wird, aufzufinden. Es ist eigentlich nur bei Gelegenheit des fünften Versuches angebracht, und wir haben schon dort auf das Einschalten dieses kontrebanden Punktes alle Aufmerksamkeit erregt. Wie künstlich bringt Newton auch hier das Wahre gedämpft herein, damit es ja sein Falsches nicht überleuchte. Man merke sein Bekenntniß! Die Brechung des Lichtes ist also nicht allein hinreichend, um die Farben zu sondern, ihnen ihre anfängliche Weiße zu nehmen, die ungleichen Strahlen einzeln als einzelne Farben erscheinen zu machen; es gehört noch etwas Anderes dazu, und zwar eine Divergenz. Wo ist von dieser Divergenz bisher auch nur im Mindesten die Rede gewesen? Selbst an der angeführten Stelle (112) spricht Newton wol von einem gebrochnen und weißen Lichte, das noch rund sei, auch daß es gefärbt und länglich erscheinen könne; wie aber sich eins aus dem andern entwickele, eins aus dem andern herfließe, darüber ist ein tiefes Stillschweigen. Nun erst in der Rekapitulation spricht der kluge Mann das Wort Divergenz als im Vorbeigehen aus, als etwas, das sich von selbst versteht. Aber es versteht sich neben seiner Lehre nicht von selbst, sondern es zerstört solche unmittelbar. Es wird also oben (112) und hier abermals zugestanden, daß ein Licht, ein Lichtbild, die Brechung erleiden und nicht völlig farbig erscheinen könne. Wenn dem so ist, warum stellen denn Newton und seine Schüler Brechung und völlige Farbenerscheinung als einen und denselben Akt vor? Man sehe die erste Figur unserer siebenten Tafel, die durch alle Kompendien bis auf den heutigen Tag wiederholt wird: man sehe so viele andere Darstellungen, sogar die ausführlichsten, z. B. in Martin's Optik: wird nicht überall Brechung und vollkommene Divergenz aller sogenannten Strahlen gleich am Prisma vorgestellt? Was heißt denn aber eine noch vollendeter Brechung eintretende spätere Divergenz? Es heißt nur gestehen, daß man unredlich zu Werke geht, daß man etwas einschieben muß, was man nicht brauchen und doch nicht leugnen kann.

211.

Auch oben (112) geht Newton unredlich zu Werke, indem

er das gebrochene Lichtbild für weiß und rund anglebt, da es zwar in der Mitte weiß, aber doch an den Rändern gefärbt und schon einigermaßen länglich erscheint. Daß die Farbenerscheinung blos an den Rändern entstehe, daß diese Ränder divergiren, daß sie endlich über einander greifen und das ganze Bild bedecken, daß hierauf Alles ankomme, daß durch dieses simple Phänomen die Newtonische Theorie zerstört werde, haben wir zu unserem eigenen Ueberdruß hundertmal wiederholt. Allein wir versäumen hier die Gelegenheit nicht, eine Bemerkung beizubringen, wodurch der Starrsinn der Newtonianer einigermaßen entschuldigt wird. Der Meister nämlich kannte recht gut die Umstände, welche seiner Lehre widerstrebten. Er verschwieg sie nicht, er verhüllte, er versteckte sie nur; doch erwähnt war derselben. Brachte man nun nachher den Newtonianern einen solchen Umstand als der Lehre widerstreitend vor, so versicherten sie, der Meister habe das Alles schon gewußt, aber nicht darauf geachtet, seine Theorie immerfort für gegründet und unumstößlich gehalten, und so müßten denn doch wol diese Dinge von keiner Bedeutung sein. Was uns betrifft, so machen wir auf das Bekenntniß: Refraktion thue es nicht allein, sondern es gehöre Divergenz dazu, aber und abermals aufmerksam, indem wir uns in der Folge des Streites noch manchmal darauf werden beziehen müssen.

212.

— oder nachdem sie von einander gesondert worden und sich gefärbt zeigen (Exper. 6, 7, 8); —

213.

Wem durch unsere umständliche Ausführung nicht klar geworden, daß durch gedachte drei Experimente nicht das Mindeste geleistet und dargethan ist, mit dem haben wir weiter nichts mehr zu reden.

214.

— man experimentire mit Licht, das durch parallele Oberflächen hindurchgegangen, welche wechselseitig ihre Wirkung aufheben (Exper. 10):

215.

Ein Sonnenbild, das rechtwinklicht durch parallele Oberflächen hindurchgegangen ist, findet sich wenig verändert und bringt, wenn es nachher durch ein Prisma hindurchgeht, völlig diejenige Erscheinung hervor, welche ein unmittelbares leistet. Das zehnte Experiment ist wie so viele andere nichts als eine Verkünstelung ganz einfacher Phänomene, vermehrt nur die Masse dessen, was überschaut werden soll, und steht auch hier in dieser Rekapitulation ganz müssig.

216.

— findet man, sage ich, bei allen diesen Experimenten immer Strahlen, welche, bei gleichen Incidenzen auf dasselbe Mittel, ungleiche Brechungen erleiden, —

217.

Niemals findet man Strahlen, man erklärt nur die Erscheinungen durch Strahlen; nicht eine ungleiche, sondern eine nicht ganz reine, nicht scharf abgeschnittene Brechung eines Bildes findet man, deren Ursprung und Anlaß wir genugsam entwickelt haben. Daß Newton und seine Schule dasjenige mit Augen zu sehen glauben, was sie in die Phänomene hineintheoretisirt haben, das ist es eben, worüber man sich beschwert.

218.

— und das nicht etwa durch Zersplitterung oder Erweiterung der einzelnen Strahlen, —

219.

Hier wird eine ganz unrichtige Vorstellung ausgesprochen. Newton behauptet nämlich, dem farbigen Lichte begegne das nicht, was dem weißen Lichte begegnet; welches nur Der behaupten kann, der unaufmerksam ist und auf zarte Differenzen nicht achtet. Wir haben umständlich genug gezeigt, daß einem farbigen Bilde ebendas bei der Brechung begegne, was einem weißen begegnet, daß es an den Rändern gesetzmäßig prismatisch gefärbt werde.

220.

— noch durch irgend eine zufällige Ungleichheit der Refraktion (Exper. 5 u. 6); —

221.

Daß die Farbenerscheinung bei der Refraktion nicht zufällig, sondern gesetzmäßig sei, dieses hat Newton ganz richtig eingesehen und behauptet. Die Geschichte wird uns zeigen, wie dieses wahre Aperçu seinem Falschen zur Base gedient; wie uns denn dort auch noch Manches wird erklärbar werden.

222.

— findet man ferner, daß die an Brechbarkeit verschiedenen Strahlen von einander getrennt und sortirt werden können, und zwar sowol durch Refraktion (Exper. 3) als durch Reflexion (Exper. 10), —

223.

Im dritten Experiment sehen wir die Farbenreihe des Spektrums; daß das aber getrennte und sortirte Strahlen seien, ist eine bloße hypothetische und, wie wir genugsam wissen, höchst unzulängliche Erklärungsformel. Im zehnten Experiment geschieht nichts, als daß an der einen Seite ein Spektrum verschwindet, indem an der andern Seite ein neues entsteht, das sich jedoch weder im Ganzen noch im Einzelnen keineswegs von dem ersten herschreibt, nicht im Mindesten mit demselben zusammenhängt.

224.

— und daß diese verschiedenen Arten von Strahlen jede besonders bei gleichen Incidenzen ungleiche Refraktion erleiden, indem diejenigen, welche vor der Scheidung mehr als die andern gebrochen wurden, auch nach der Scheidung mehr gebrochen werden (Exper. 6 u. ff.); —

225.

Wir haben das sogenannte experimentum crucis, und was Newton demselben noch irgend zur Seite stellen mag,

ſo ausführlich behandelt und die dabei vorkommenden verfänglichen Umſtände und verdeckten Bedingungen ſo ſorgfältig ins Klare und Klare gebracht, daß uns hier nichts zu wiederholen übrig bleibt, als daß bei jenem Experiment, welches uns den wahren Weg weiſen ſoll, keine diverſe Refrangibilität im Spiel iſt, ſondern daß eine wiederholte fortgeſetzte Refraktion nach ihren ganz einfachen Geſetzen immer fort und weiter wirkt.

226.

— findet man endlich, daß, wenn das Sonnenlicht durch drei oder mehrere kreuzweis geſtellte Prismen nach und nach hindurchgeht, diejenigen Strahlen, welche in dem erſten Prisma mehr gebrochen waren als die andern, auf dieſelbe Weiſe und in demſelben Verhältniß in allen folgenden Prismen abermals gebrochen werden: —

227.

Hier iſt abermals ein Kreuz, an das der einfache Menſchenſinn geſchlagen wird; denn es iſt auch hier derſelbe Fall wie bei dem experimentum crucis. Bei dieſem iſt es eine wiederholte fortgeſetzte Refraktion auf geradem Wege im Sinne der erſten; beim fünften Verſuch aber iſt es eine wiederholte fortgeſetzte Refraktion nach der Seite zu, wodurch das Bild in die Diagonale und nachher zu immer weiterer Senkung genöthigt wird, wobei es denn auch wegen immer weiterer Verrückung an Länge zunimmt.

228.

— ſo iſt offenbar, daß das Sonnenlicht eine heterogene Miſchung von Strahlen iſt, deren einige beſtändig mehr refrangibel ſind als andre; welches zu erweiſen war.

229.

Uns iſt nur offenbar, daß das Sonnenbild ſo gut wie jedes andre helle oder dunkle, farbige oder farbloſe, inſofern es ſich vom Grunde auszeichnet, durch Refraktion an dem Rand ein farbiges Nebenbild erhält, welches Nebenbild unter gewiſſen Bedingungen wachſen und das Hauptbild zudecken kann.

230.

Daß Newton aus lauter falschen Prämissen keine wahre Folgerung ziehen konnte, versteht sich von selbst. Daß er durch seine zehn Experimente nichts bewiesen, darin sind gewiß alle aufmerksame Leser mit uns einig. Der Gewinn, den wir von der zurückgelegten Arbeit ziehen, ist erstlich, daß wir eine falsche, hohle Meinung los sind, zweitens, daß wir die Konsequenz eines früher (E. 178—356) abgeleiteten Phänomens deutlich einsehen, und drittens, daß wir ein Muster von sophistischer Entstellung der Natur kennen lernten, das nur ein außerordentlicher Geist wie Newton, dessen Eigensinn und Hartnäckigkeit seinem Genie gleich kam, aufstellen konnte. Wir wollen nun, nachdem wir so weit gelangt, versuchen, ob wir zunächst unsre Polemik uns und unsern Lesern bequemer machen können.

Uebersicht des Nächstfolgenden.

231.

Wenn wir uns hätten durch die Newtonische Rekapitulation überzeugen lassen, wenn wir geneigt wären, seinen Worten Beifall zu geben, seiner Theorie beizutreten, so würden wir uns verwundern, warum er denn die Sache nicht für abgethan halte, warum er fortfahre, zu beweisen, ja, warum er wieder von vorn anfange. Es ist daher eine Uebersicht desto nöthiger, was und wie er es denn eigentlich beginnen will, damit uns deutlich werde, zu welchem Ziele er nun eigentlich hinschreitet.

232.

Im Allgemeinen sagen wir erst hierüber so viel. Newton's Lehre war der naturforschenden Welt lange Zeit nur aus dem Briefe an die Londner Societät bekannt; man untersuchte, man beurtheilte sie hiernach mit mehr oder weniger Fähigkeit und Glück. Der Hauptsatz, daß die aus dem weißen heterogenen Licht geschiedenen homogenen Lichter unveränderlich seien und bei wiederholter Refraktion keine andere Farbe als ihre eigene zeigten, ward von Mariotte bestritten, der wahr-

ſcheinlich, indem er das experimentum crucis unterſuchte, bei der zweiten Refraktion die fremden Farbenränder der kleinen farbigen Bildchen bemerkt hatte. Newton griff alſo nach der Ausflucht: jene durch den einfachen prismatiſchen Verſuch geſonderten Lichter ſeien nicht genugſam geſondert, hierzu gehöre abermals eine neue Operation, und ſo ſind die vier nächſten Verſuche zu dieſem Zweck erſonnen und gegen dieſen Widerſacher gerichtet, gegen welchen ſie in der Folge auch durch Desaguliers gebraucht werden.

233.

Zuerſt alſo macht er aufs Neue wunderbare Anſtalten, um die verſchiedenen in dem heterogenen Licht ſteckenden homogenen Lichter, welche bisher nur gewiſſermaßen getrennt worden, endlich und ſchließlich völlig zu ſcheiden, und widmet dieſem Zweck den elften Verſuch. Dann iſt er bemüht, abermals vor Augen zu bringen und einzuſchärfen, daß dieſe nunmehr wirklich geſchiedenen Lichter bei einer neuen Refraktion keine weitre Veränderung erleiden. Hiezu ſoll der zwölfte, dreizehnte und vierzehnte Verſuch dienſtlich und hilfreich ſein.

234.

Wie oft ſind uns nicht ſchon jene beiden Propoſitionen wiederholt worden; wie entſchieden hat der Verfaſſer nicht ſchon behauptet, dieſe Aufgaben ſeien gelöſt: und hier wird Alles wieder von vorn vorgenommen, als wäre nichts geſchehen! Die Schule hält ſich deshalb um ſo ſichrer, weil es dem Meiſter gelungen, auf ſo vielerlei Weiſe dieſelbe Sache darzuſtellen und zu befeſtigen. Allein genauer betrachtet, iſt ſeine Methode die Methode der Regentraufe, die durch wiederholtes Tropfen auf dieſelbige Stelle den Stein endlich aushöhlt; welches denn doch zuletzt ebenſo viel iſt, als wenn es gleich mit tüchtiger, wahrer Gewalt eingeprägt wäre.

235.

Um ſodann zu dem Praktiſchen zu gelangen, ſchärft er die aus ſeinem Wahn natürlich herzuleitende Folgerung nochmals ein, daß bei gleicher Incidenz des zuſammengeſetzten, heterogenen Lichts nach der Brechung jeder geſonderte homogene Strahl ſein beſonderes Richtungsverhältniß habe, ſo daß alſo dasjenige, was vorher beiſammen geweſen, nunmehr unwiederbringlich von einander abgeſondert ſei.

3.

Wer geboren in böſ'ſten Tagen,
Dem werden ſelbſt die böſen behagen.

4.

Nie etwas ſei leicht,
Weiß, Der es erfunden und Der es erreicht.

5.

Das Meer flutbet immer,
Das Land behält es nimmer.

„Denn der Tag, den Du ereileſt,
Iſt nicht beſſer als der heut'ge",
und den ſpätern Spruch: „liegt Dir Geſtern" u. ſ. w. (Werke, II. 377).

3. Den Sprüchen der Väter Buches Ogbuz. Diez' Denkw., I. S. 199) entnommen. Nr. 190 daſ. lautet: „Wer keine guten Tage erlebt hat, der hält ſchlimme für gute."

4. Ebendaher entnommen (a. a. O., S. 195). Nr. 139 lautet: „Das Leichte von der Sache kennt ihr Urheber; darum hat er auch den Vortheil davon."

5. Ein bei den perſiſchen Dichtern oft gebrauchtes Bild. Der Rival Enweri's, der Dichter Sahir Farjabi (Geſch. der ſchönen Redek. von Hammer, S. XLIII), ſagt in einer dort angeführten Kaſide:

„Und wenn das Meer auch jahrlang Wogen ſchlägt,
So wirft es doch aus Uer nie die Perlen."

Anwendung dieſes Bildes von der dringenden Fluth und wiedernehmenden Ebbe des Meeres iſt unten der Spruch Nr. 55 von der Liebes-Leidenſchaft. Eine Beſchränkung deſſelben enthält dagegen das von Chardin (I. 218) berichtete perſiſche Sprichwort: „Das Meer ſelbſt muß dem Schah zurückgeben, was es ihm genommen." Schon in den Weiſſagungen des Bakis (1798. ſagte Goethe (II. 157. Nr. 5):

„Hier iſt Felſen und Land, und dort ſind Felſen und Wellen!
Welcher der Größere ſei, redet die Parze nur aus."

236.

Hieraus leitet er nun zum Behuf der Praxis, wie er glaubt, unwiderleglich ab, daß die dioptrischen Fernröhre nicht zu verbessern seien. Die dioptrischen Fernröhre sind aber verbessert worden, und nur wenige Menschen haben sogleich rückwärts geschlossen, daß eben deshalb die Theorie falsch sein müsse; vielmehr hat die Schule, wie es uns in der Geschichte besonders interessiren wird, bei ihrer völligen theoretischen Ueberzeugung noch immer versichert, die dioptrischen Fernröhre seien nicht zu verbessern, nachdem sie schon lange verbessert waren.

237.

So viel von dem Inhalt des ersten Theils von hier bis ans Ende. Der Verfasser thut weiter nichts, als daß er das Gesagte mit wenig veränderten Worten, das Versuchte mit wenig veränderten Umständen wiederholt; weswegen wir uns denn abermals mit Aufmerksamkeit und Geduld zu waffnen haben.

238.

Schließlich führt Newton sodann das von ihm eingerichtete Spiegeltelekop vor, und wir haben ihm und uns Glück zu wünschen, daß er, durch eine falsche Meinung beschränkt, einen so wahrhaft nützlichen Ausweg gefunden. Gestehen wir es nur: der Irrthum, insofern er eine Nöthigung enthält, kann uns auch auf das Wahre hindrängen, so wie man sich vor dem Wahren, wenn es uns mit allzu großer Gewalt ergreift, gar zu gern in den Irrthum flüchten mag.

Vierte Proposition. Erstes Problem.

Man soll die heterogenen Strahlen des zusammengesetzten Lichts von einander absondern.

239.

Wie mag Newton hier abermals mit dieser Aufgabe hervortreten? Hat er doch oben schon versichert, daß die homogenen Strahlen von einander gesondert (212), daß sie

von einander getrennt und sortirt worden (222)! Nur zu wohl fühlt er bei den Einwendungen seines Gegners, daß er früher nichts geleistet, und gesteht nun auch, daß es nur gewissermaßen geschehen. Deshalb bemüht er sich aufs Neue mit einem weitläuftigen Vortrag, mit Aufgabe des

Elften Versuchs,

mit Illustration der zu demselben gehörigen Figur und bewirkt dadurch ebenso wenig als vorher; nur verwickelt er die Sache nach seiner Weise dergestalt, daß nur der Wohlunterrichtete darin klar sehen kann.

240.

Indem nun dies Alles nach schon abgeschlossener Rekapitulation geschieht, so läßt sich denken, daß nur dasjenige wiederholt wird, was schon dagewesen. Wollten wir, wie bisher meist geschehen, Wort vor Wort mit dem Verfasser kontrovertiren, so würden wir uns auch nur wiederholen müssen und unsern Leser aufs Neue in ein Labyrinth führen, aus dem er sich schon mit uns herausgewickelt hat. Wir erwählen daher eine andere Verfahrungsart; wir gedenken zu zeigen, daß jene Aufgabe unmöglich zu lösen sei, und brauchen hiezu nur an das zu erinnern, was von uns schon an mehreren Stellen, besonders zum fünften Versuch, umständlich ausgeführt worden.

241.

Alles kommt darauf an, daß man einsehe, die Sonne sei bei objektiven prismatischen Experimenten nur als ein leuchtendes Bild zu betrachten; daß man ferner gegenwärtig habe, was vorgeht, wenn ein helles Bild verrückt wird. An der einen Seite erscheint nämlich der gelbrothe Rand, der sich hineinwärts, nach dem Hellen zu, ins Gelbe verliert, an der andern der blaue Rand, der sich hinauswärts, nach dem Dunkeln zu, ins Violete verliert.

242.

Diese beiden farbigen Seiten sind ursprünglich getrennt, gesondert und geschieden; dagegen ist das Gelbe nicht vom Gelbrothen, das Blaue nicht vom Blaurothen zu trennen. Verbreitert man durch weitere Verrückung des Bildes diese

Ränder und Säume dergestalt, daß Gelb und Blau einander ergreifen, so mischt sich das Grün, und die auf eine solche Weise nunmehr entstandene Reihe von Farben kann durch abermalige Verlängerung des Bildes so wenig auseinandergeschieden werden, daß vielmehr die innern Farben, Gelb und Blau, sich immer mehr über einander schieben und sich zuletzt im Grünen völlig verlieren, da denn statt sieben oder fünf Farben nur drei übrig bleiben.

243.

Wer diese von uns wiederholt vorgetragene Erscheinung recht gefaßt hat, der wird das Newtonische Benehmen ohne Weiteres beurtheilen können. Newton bereitet sich ein sehr kleines leuchtendes Bild und verrückt es durch eine wunderliche Vorrichtung dergestalt, daß er es fünfundsiebzigmal länger als breit will gefunden haben. Wir gestehen die Möglichkeit dieser Erscheinung zu; allein was ist dadurch gewonnen?

244.

Die eigentliche Verlängerung eines hellen großen oder kleinen Bildes bewirkt nur der äußere violete Saum; der innre gelbe verbindet sich mit dem blauen Rande und geht aus dem Bilde nicht heraus. Daher folgt, daß bei gleicher Verrückung ein kleines Bild ein ander Verhältniß seiner Breite zur Länge habe als ein großes, welches Newton gern leugnen möchte, weil es freilich seiner Lehre geradezu widerspricht (90—93).

245.

Hat man den wahren Begriff recht gefaßt, so wird man das Falsche der Newtonischen Vorstellung gleich erkennen, die wir (P. 103—110) genugsam erörtert haben. Gegenwärtig bringen wir Folgendes bei. Nach Newton besteht das verlängerte Bild aus lauter in einander greifenden Kreisen, welche in dem weißen Sonnenbilde, sich gleichsam deckend, über einander liegen und nun wegen ihrer diversen Refrangibilität durch die Refraktion aus einander geschoben werden. Nun kommt er auf den Gedanken, wenn man die Diameter der Kreise verkleinerte und das prismatische Bild so viel als möglich verlängerte, so würden sie nicht mehr wie beim größren

Bilde über einander greifen, sondern sich mehr von einander entfernen und aus einander treten. Um sich dieses zu versinnlichen, stelle man eine Säule von Spezieséthalern und eine andere von ebenso viel Groschen neben einander auf den Tisch, lege sie um und schiebe sie in gleicher Richtung sacht aus einander, und zwar daß die Mittelpunkte der Thaler und Groschen jederzeit gegen einander über liegen, und man wird bald sehen, daß die Groschen schon lange von einander abgesondert sind, wenn die Peripherien der Thaler noch über einander greifen. Auf eine so krude Weise hat sich Newton die diverse Refrangibilität seiner homogenen Strahlen gedacht, so hat er sie abgebildet; man sehe seine 10te und 22ste Figur und auf unserer siebenten Tafel Figur 5, 6, 7. Allein da er bei allem Zerren des Bildes weder in dem vorigen Versuche noch beim gegenwärtigen die Farben auseinandersondern kann, so faßt er in der Zeichnung die Kreise immer noch mit punktirten Linien ein, so daß sie als gesondert und nicht gesondert auf dem Papier angedeutet sind. Da flüchtet man sich denn hinter eine andere Supposition; man versichert, daß es nicht etwa fünf oder sieben, sondern unendliche homogene Strahlen gebe. Hat man also diejenigen, die man erst für nachbarlich annahm, von einander abgesondert, so tritt immer ein Zwischenstrahl gleich hervor und macht die mühselige, schon als glücklich gelungen angegebene Operation abermals unmöglich.

246.

Auf dieses elfte Experiment hin, ohne solches im Mindesten zu untersuchen, hat man die Möglichkeit einer vollkommnen Absonderung jener homogenen supponirten Strahlen in Schulen fortgelehrt und die Figuren nach der Hypothese, ohne die Natur oder den Versuch zu fragen, keklich abgebildet. Wir können nicht umhin, den Troisten Paragraph der Erxleben'schen Naturlehre hier Wort vor Wort abdrucken zu lassen, damit man an diesem Beispiel sehe, wie verwegen ein kompilirender Kompendienschreiber sein muß, um ein unbearbeitetes oder falsch bearbeitetes Kapitel fertig zu machen.

„Das farbige Licht besteht aus so viel Kreisen, als Farben darin sind, wovon der eine roth, der andre orangegelb u. s. w., der letzte violet ist, und die in einander in den farbigen Streifen zusammenfließen. Jeder dieser Kreise ist das Bild

der Sonne, das von solchem Lichte, dessen Brechbarkeit verschieden ist, auch nicht an einen Ort fallen kann. Weil aber diese Kreise so groß sind, daß sie nur deswegen in einander zusammenfließen, so kann man sie dadurch kleiner machen, daß man ein erhobenes Glas zwischen das Prisma und das Loch im Fensterladen hält; dann stellt sich jedes einfache Licht in Gestalt kleiner runder Scheiben einzeln vor, in einer Reihe über einander; 75 Fig. a ist das rothe, b das violete Licht."

In gedachter Figur nun sind die sieben Lichter als sieben Zirkelchen ganz rein und ruhig über einander gesetzt, eben als wenn sie doch irgend Jemand einmal so gesehen hätte; die verbindenden Strichelchen sind weggelassen, welche Newton denselben klüglich doch immer beigegeben. Und so steht diese Figur ganz sicher zwischen andern mathematischen Linearzeichnungen und Abbildungen mancher zuverlässigen Erfahrung, und so hat sie sich durch alle Lichtenbergische Ausgaben erhalten.

247.

Daß wir über dieses elfte Experiment schneller als über die andern weggehen, dazu bewegt uns außer obgemeldeten Ursachen auch noch folgende. Newton verbindet hier zum ersten Mal Prisma und Linse, ohne uns auch nur im Mindesten belehrt zu haben, was denn eigentlich vorgehe, wenn man mit diesen so nah verwandten und so sehr verschiedenen Instrumenten zusammen operire. Diesmal will er durch ihre Verbindung seine märchenhaften Lichter sondern, in der Folge wird er sie auf ebendem Weg vereinigen und sein weißes Licht daraus wiederherstellen, welches letztere Experiment besonders mit unter diejenigen gehört, deren die Newtonianer immer im Triumph erwähnen. Wir werden daher, sobald wir einen schicklichen Ruhepunkt finden, deutlich machen, was eigentlich vorgeht, wenn man zu einem Versuche Prismen und Linsen vereinigt. Ist dieses geschehen, so können wir das elfte Experiment wieder vorführen und sein wahres Verhältniß an den Tag bringen, wie wir denn auch bei Gelegenheit der Kontroverß des Desaguliers gegen Mariotte dieses Versuchs abermals zu gedenken haben.

Fünfte Proposition. Viertes Theorem.

Das homogene Licht wird regelmäßig, ohne Erweiterung, Spaltung oder Zerstreuung der Strahlen refrangirt, und die verworrene Ansicht der Gegenstände, die man durch brechende Mittel im heterogenen Lichte betrachtet, kommt von der verschiedenen Refrangibilität mehrerer Arten von Strahlen.

248.

Der erste Theil dieser Proposition ist schon früher durch das fünfte Experiment genugsam erwiesen worden; —

249.

Daß das fünfte Experiment nichts bewies, haben wir umständlich dargethan.

250.

— und die Sache wird durch nachstehende Versuche noch deutlicher werden.

251.

Durch unsre Bemerkung wird noch deutlicher werden, daß die Behauptung grundlos und unerweislich ist.

Zwölfter Versuch.

252.

Ein schwarzes Papier —

253.

Warum ein schwarzes Papier? Zu diesem Zweck ist jede durchlöcherte Tafel von Holz, Pappe oder Blech vollkommen geeignet; vielleicht auch wieder ein schwarzes Papier, um recht vorsichtig zu scheinen, daß kein störendes Licht mitwirke.

254.

Ein schwarzes Papier, worin eine runde Oeffnung befindlich war, deren Durchmesser etwa den fünften oder sechsten Theil eines Zolls hatte, —

255.

Warum war die Oeffnung so klein? Doch nur, daß die Beobachtung schwerer und jeder Unterschied unbemerklicher wäre.

256.

— stellte ich so, daß es ein Bild aus homogenem Lichte, so wie wir es in der vorhergehenden Proposition beschrieben haben, aufnahm und ein Theil dieses Lichts durch die Oeffnung durchging. Dann fing ich diesen durchgegangenen Theil mit einem hinter das Papier gestellten Prisma dergestalt auf, daß es in der Entfernung von zwei bis drei Fuß auf eine weiße Tafel senkrecht auffiel. Nach dieser Vorrichtung bemerkte ich, daß jenes Bild, das auf der weißen Tafel durch Brechung jenes homogenen Lichtes abgemalt war, nicht länglich sei wie jenes, als wir im dritten Experiment das zusammengesetzte Sonnenlicht gebrochen hatten. Vielmehr war es, insofern ich mit bloßen Augen urtheilen konnte, an Länge und Breite gleich und vollkommen rund. Woraus folgt, daß dieses Licht regelmäßig gebrochen worden sei, ohne weitere Verbreiterung der Strahlen.

257.

Hier tritt abermals ein Kunstgriff des Verfassers hervor. Dieses Experiment ist völlig dem sechsten gleich, nur mit wenig veränderten Umständen; hier wird es aber wieder als ein neues gebracht, die Zahl der Experimente wird unnöthig vermehrt, und der Unaufmerksame, der eine Wiederholung vernimmt, glaubt eine Bestätigung, einen neuen Beweis zu hören.

Das einmal gesagte Falsche drückt sich nur stärker ein, und man glaubt in den Besitz neuer Ueberzeugungsgründe zu gelangen.

Was wir daher gegen den sechsten Versuch umständlich angeführt, gilt auch gegen diesen, und wir enthalten uns, das oft Wiederholte zu wiederholen.

258.

Doch machen wir noch eine Bemerkung. Der Verfasser sagt, daß er ein homogenes Licht durch die Oeffnung gelassen und sodann zum zweiten Mal gebrochen habe: er sagt aber nicht, welche Farbe. Gewiß war es die rothe, die ihm zu diesen Zwecken so angenehme gelbrothe, weil sie gleichsam mit ihm konspirirt und das verhehlt, was er gern verhehlen möchte. Versuch er es doch mit den übrigen Farben, und wie anders werden die Versuche, wenn er recht zu beobachten Lust hat, ausfallen!

259.

Die beiden folgenden Experimente sind nun prismatisch subjektive, von denen unsre Leser durch den Entwurf genugsam unterrichtet sind. Wir wollen jedoch nicht verschmähen, auch beide hier nochmals zu entwickeln.

Dreizehnter Versuch.

260.

Ins homogene Licht —

261.

Doch wol wahrscheinlich wieder ins rothe.

262.

— stellte ich eine papierne Scheibe, deren Diameter ein Viertelszoll war.

263.

Was soll nun wieder dieses winzige Scheibchen? Was ist für eine Bemerkung daran zu machen? Doch freilich sind wir

mit winzigen Oeffnungen im Laden zu operiren gewohnt; warum nicht auch mit Papierschnitzeln!

264.

Dagegen stellte ich in das weiße heterogene Sonnenlicht, —

265.

Man merke noch besonders: nun ist das homogene und heterogene Licht vollkommen fertig. Das, was noch immer bewiesen werden soll, wird schon als ausgemacht, bestimmt, benamset ausgesprochen und drückt sich in das Gehirn des gläubigen Schülers immer tiefer ein.

266.

— das noch nicht gebrochen war, eine andre papierne Scheibe von derselbigen Größe.

267.

Wol auch deshalb so klein, damit die ganze Fläche nachher, durchs Prisma angeschaut, sogleich gefärbt würde.

268.

Dann trat ich einige Schritte zurück und betrachtete beide Scheiben durch das Prisma. Die Scheibe, welche von dem heterogenen Sonnenlicht erleuchtet war, erschien sehr verlängt, wie jene helle Oeffnung im vierten Experiment, so daß die Breite von der Länge vielmal übertroffen wurde; die Scheibe aber, vom homogenen Lichte erleuchtet, schien völlig rund und genau begrenzt, ebenso als wenn man sie mit nackten Augen ansah; —

269.

Wahrscheinlich war also diese letzte, wie schon oben erwähnt, im rothen Lichte, und wir kennen, da Newton selbst im ersten Experiment gefärbtes Papier an die Stelle der prismatischen Farben setzt, unsre Leser vollkommen auf das,

was theils bei Gelegenheit des sechsten Experiments, theils bei Gelegenheit des ersten gesagt worden, verweisen. Man nehme unsre dritte Tafel wieder zur Hand, worauf sich neben andern Vierecken auch ein rothes und weißes auf schwarzem Grunde finden wird; man betrachte sie durch ein Prisma und lese dazu, was wir früher ausgeführt (271. 272), und man wird begreifen, woher der Schein kam, durch welchen Newton sich täuschte, ja ein- für allemal täuschen wollte. Wenn er nun fortfahrt:

270.

— mit welchem Versuch denn also beide Theile dieser Proposition bewiesen werden,

271.

so wird wol Niemand, der sich besser belehrte, mit ihm einstimmen, vielmehr den alten Irrthum erkennen und, wenn er ihn je selbst gehegt haben sollte, auf immer von sich werfen.

Vierzehnter Versuch.

272.

Damit unsre Leser den Werth dieses Versuchs sogleich beurtheilen können, haben wir auf einer Tafel sechs Felder, mit den Hauptfarben illuminirt, angebracht und auf selbige verschiedene dunkle, helle und farbige Körper gezeichnet. Man betrachte diese Tafeln nunmehr durchs Prisma, lese alsdann die Newtonische Darstellung der eintretenden Erscheinung und bemerke wohl, daß er blos dunkle Körper in dem sogenannten homogenen Licht beobachtet und beobachten kann, daß unser Versuch hingegen eine Mannichfaltigkeit von Fällen darbietet, wodurch wir allein über das Phänomen zu einer völligen und reinen Einsicht gelangen mögen.

273.

Wenn ich Fliegen und andre dergleichen kleine Körper, vom homogenen Lichte beschienen, durchs

6.

Prüft das Geschick Dich, weiß es wohl, warum:
Es wünschte Dich enthaltsam. Folge stumm!

7.

Noch ist es Tag; da rühre sich der Mann!
Die Nacht tritt ein, wo Niemand wirken kann.

8.

Was machst Du an der Welt? Sie ist schon gemacht!
Der Herr der Schöpfung hat Alles bedacht.
Dein Loos ist gefallen, verfolge die Weise,

---

6. Zuerst mit den Wanderjahren 1821 gedruckt, 1827 hier eingefügt. — Wurm citirt dazu die Verse aus Hammer's Hafis (Buch. Ta. LVII):

„Dies Sprichwort hat zu Salomon der Ort gesagt:
Giebt Dir das Schicksal Brod,
Du frag nicht um Warum und Wie: ein treuer Knecht
Vollzieht ein jedes Werk, das ihm sein Sultan sagt."

Eine Variation über das alte Thema: nostrum est obstinc!

7. Zuerst veröffentlicht wie Nr. 6. — Nach Ev. Joh., 9, 4: „Ich muß wirken ...., so lange es Tag ist; es kommt die Nacht, da Niemand wirken kann." Wurm führt eine Parallelstelle aus Saadi's Baumgarten (S. 86) an: „So lange wir leben, gebührt sich's, munter zu sein" u. s. w. Vergl. Goethe's Spruch (Werke, II. 322):

„Zwischen heut und morgen
Liegt eine lange Frist;
Lerne schnell besorgen,
Da Du noch munter bist!"

und: „So lang' man lebt, sei man lebendig!" (ibd., XI. 1. 345.)

8. Zuerst veröffentlicht wie Nr. 6. — Zu Grunde liegt eine Stelle aus Firdusi's Schah Nameh, und zwar aus dem Gesang Sohrab und Rustem. Sohrab frägt den Hehlchir um die Namen und Feldzeichen der feindlichen Führer; damit das Schicksal erfüllt werde, darf er nicht erfahren, daß der erste der Führer sein ihn suchender und von ihm gesuchter Sohn Rustem ist, und so verbirgt ihm Hehlchir dessen Herkunft unter Nennung eines andern Namens:

Prisma betrachtete, so sah ich ihre Theile so genau begrenzt, als wenn ich sie mit bloßen Augen beschaute.

274.

Das hier eintretende Verhältniß muß unsern Lesern, besonders denen, auf die unser didaktischer Vortrag Eindruck gemacht, schon genugsam bekannt sein. Es ist nämlich dieses, daß die Ränder eines farbigen Bildes auf dunklem Grunde, besonders wenn die Farben selbst dunkel sind, sich nur mit Aufmerksamkeit beobachten lassen. Hier ist der Fall umgekehrt. Newton bringt dunkle Bilder auf farbigen Grund, welche noch überdies von dem farbigen Lichte, das den Grund hervorbringt, selbst beschienen und einigermaßen tingirt werden. Daß die prismatischen Ränder sodann weniger an diesen Gegenständen erscheinen, sondern sich mit ihnen vermischen oder am entgegengesetzten Ende aufgehoben werden, ist natürlich, so daß sie also ziemlich begrenzt und ohne merkliche Säume gesehen werden. Um aber das Phänomen von allen Seiten auf einmal deutlich zu machen, so haben wir auf unserer zwölften Tafel auf den farbigen Gründen helle, dunkle und farbige Bilder angebracht. Der Beobachter kann sie sogleich durchs Prisma anschauen und wird die Ränder und Säume nach den verschiedenen Verhältnissen des Hellen und Dunklen sowie nach den Eigenschaften der verschiedenen Farben überall erkennen und beobachten lernen. Er wird einsehen, wie unglücklich der Newtonische Vortrag ist, der aus allen Phänomenen immer nur eins, nur dasjenige heraushebt, was ihm günstig sein kann, alle die übrigen aber verschweigt und verbirgt und so von Anfang bis zu Ende seiner belobten Optik verfährt.

Kaum wäre es nöthig, den Ueberrest, der sich auf dieses Experiment bezieht, zu übersetzen und zu beleuchten; wir wollen uns aber diese kleine Mühe nicht reuen lassen.

275.

Wenn ich aber dieselben Körper im weißen, heterogenen, noch nicht gebrochenen Sonnenlicht —

276.

Man merke wohl: Schwarz auf Weiß!

277.

— gleichfalls durch das Prisma ansah, so erschienen ihre Grenzen sehr verworren, so daß man ihre kleineren Theile nicht erkennen konnte.

278.

Ganz recht! Denn die kleineren, schmäleren Theile wurden völlig von den Säumen überstrahlt und also unkenntlich gemacht.

279.

Gleichfalls, wenn ich kleine gedruckte Buchstaben erst im homogenen, dann im heterogenen Licht durchs Prisma ansah, erschienen sie in dem letztern so verworren und undeutlich, daß man sie nicht lesen konnte, in dem erstern aber so deutlich, daß man sie bequem las und so genau erkannte, als wenn man sie mit bloßen Augen sähe. In beiden Fällen habe ich die Gegenstände in derselben Lage, durch dasselbe Prisma, in derselben Entfernung betrachtet.

280.

Hier geberdet sich der Verfasser, als wenn er recht genau auf die Umstände Acht gäbe, da er doch den Hauptumstand außer Acht gelassen.

281.

Nichts war unterschieden, als daß sie von verschiedenem Licht erleuchtet wurden, davon das eine einfach und das andre zusammengesetzt war.

282.

Und nun hätten wir denn also das einfache und zusammengesetzte Licht völlig fertig, das freilich schon viel früher fertig war; denn es stak schon in der ersten Proposition und kam immer gleich unerwiesen in jeder Proposition und in jedem Experimente zurück.

283.

Deswegen also keine andre Ursache sein kann, warum wir jene Gegenstände in einem Fall so deutlich, in dem andern so dunkel sehen, als die Verschiedenheit der Lichter.

284.

Ja wohl, der Lichter; aber nicht insofern sie farbig oder farblos, einfach oder zusammengesetzt sind, sondern insofern sie heller oder dunkler scheinen.

285.

Wodurch denn zugleich die ganze Proposition bewiesen wird.

286.

Wodurch denn aber, wie wir unter hoffentlicher Beistimmung aller unserer Leser ausrufen, nichts bewiesen ist!

287.

Ferner ist in diesen drei Experimenten das auch höchst bemerkenswerth, daß die Farbe des homogenen Lichtes bei diesen Versuchen um nichts verändert worden.

288.

Es ist freilich höchst bemerkenswerth, daß Newton erst hier bemerkt, was zu dem ABC der prismatischen Erfahrungen gehört, daß nämlich eine farbige Fläche so wenig als eine schwarze, weiße oder graue durch Refraktion verändert werde, sondern daß allein die Grenzen der Bilder sich bunt bezeichnen. Betrachtet man nun durch ein Prisma das farbige Spektrum in ziemlicher Nähe, so daß es nicht merklich vom Flecke gerückt und seine Verfatilität (E. 350—356) nicht offenbar werde, so kann man die von demselben beschienene Fläche als eine wirklich gefärbte zu diesem Zwecke annehmen. Und somit gedenken wir denn, da der Verfasser glücklich ans Ende seines Beweises gelangt zu sein glaubt, wir hingegen überzeugt sind, daß ihm seine Arbeit, ungeachtet aller Bemühung, höchst mißglückt sei, seinen fernern Konsequenzen auf dem Fuße zu folgen.

Sechste Proposition. Fünftes Theorem.

Der Sinus der Incidenz eines jeden besondern Strahls ist mit dem Sinus der Refraktion im gegebenen Verhältniß.

289.

Anstatt mit dem Verfasser zu kontrovertiren, legen wir die Sache, wie sie ist, naturgemäß vor und gehen daher bis zu den ersten Anfängen der Erscheinung zurück. Die Gesetze der Refraktion waren durch Snellius entdeckt worden. Man hatte sodann gefunden, daß der Sinus des Einfallswinkels mit dem Sinus des Refraktionswinkels im gleichen Mittel jederzeit im gleichen Verhältniß steht.

290.

Dieses Gefundene pflegte man durch eine Linearzeichnung vorzustellen, die wir in der ersten Figur unserer elften Tafel wiederholen. Man zog einen Zirkel und theilte denselben durch eine Horizontallinie: der obere Halbzirkel stellt das dünnere Mittel, der untere das dichtere vor. Beide theilt man wieder durch eine Perpendikularlinie; alsdann läßt man im Mittelpunkte den Winkel der Incidenz von oben und den Winkel der Refraktion von unten zusammenstoßen und kann nunmehr ihr wechselseitiges Maß ausdrücken.

291.

Dieses ist gut und hinreichend, um die Lehre anschaulich zu machen und das Verhältniß in abstracto darzustellen; allein, um in der Erfahrung die beiden Winkel gegen einander wirklich zu messen, dazu gehört eine Vorrichtung, auf die bei dieser Linearfigur nicht hingedeutet ist.

292.

Die Sonne scheine in ein leeres Gefäß (E. 187), sie werfe den Schatten genau bis an die gegenüberstehende Wand, und der Schatten bedecke den Boden ganz. Nun gieße man Wasser in das Gefäß, und der Schatten wird sich zurückziehen gegen die Seite, wo das Licht herkommt. Hat man in dem ersten Falle die Richtung des einfallenden Lichtes, so findet

man im zweiten die Richtung des gebrochnen. Woraus erfährt man denn aber das Maß dieser beiden Richtungen als aus dem Schatten, und zwar aus des Schattens Grenze? Um also in der Erfahrung das Maß der Refraktion zu finden, bedarf es eines begrenzten Mittels.

293.

Wir schreiten weiter. Man hatte das oben ausgesprochene Gesetz der Refraktion entdeckt, ohne auf die bei dieser Gelegenheit eintretende Farbenerscheinung nur im Mindesten zu achten, indem sie freilich bei parallelen Mitteln sehr gering ist; man hatte die Refraktion des hellen, weißen, energischen Lichtes zu seiner Incidenz gemessen betrachtet und auf obige Weise gezeichnet; nun fand aber Newton, daß bei der Refraktion gesetzmäßig eine Farbenerscheinung eintrete: er erklärte sie durch verschiedenfarbige Lichter, welche in dem weißen stecken sollten und sich, indem sie eine verschiedene Brechbarkeit hätten, sonderten und neben einander erschienen.

294.

Hieraus folgte natürlich, daß, wenn das weiße Licht einen gewissen einigen Einfallswinkel, wie z. E. bei uns 45 Grad hatte, der Refraktionswinkel der nach der Brechung gesonderten Strahlen verschieden sein mußte, indem einige mehr als andre rückwärts gingen, und daß also, wenn bei dem einfallenden Licht nur ein Sinus in Betracht kam, bei den Refraktionswinkeln fünf, sieben, ja unzählige Sinus gedacht werden mußten.

295.

Um dieses faßlich zu machen, bediente sich Newton einer Figur von derjenigen entlehnt, wie man das Verhältniß der Refraktion zur Incidenz bisher vorgestellt hatte, aber nicht so vollständig und ausführlich.

296.

Man hatte einen Lichtstrahl, der Bequemlichkeit wegen, angenommen, weil die abstrakte Linie die Stelle von Millionen Strahlen vertritt; auch hatte man bei der gedachten Figur der Schranke nicht erwähnt, weil man sie voraussetzte; nun erwähnt Newton der Schranke auch nicht, setzt sie auch nicht voraus, sondern übergeht, beseitigt sie und zeichnet seine Figur, wie man bei uns in Nr. 2 sehen kann.

297.

Bedenke man aber, wie oben schon eingeleitet, selbst bei diesen Figuren den Erfahrungsfall. Man lasse unendliche Sonnenstrahlen durch den obern Halbkreis des dünnern Mittels auf den untern Halbkreis des dichtern Mittels in einem Winkel von 45 Graden fallen; auf welche Weise soll man denn aber beobachten können, welch ein Verhältniß die auf die freie Horizontallinie oder -Fläche des dichtern Mittels fallenden Lichtstrahlen nunmehr nach der Brechung haben? Wie will man den Bezug des Einfallswinkels zum Brechungswinkel auffinden? Man muß doch wol erst einen Punkt geben, an welchem beide bemerkbar zusammenstoßen können.

298.

Dieses ist auf keine Weise zu bewirken, als wenn man irgend ein Hinderniß, eine Bedeckung über die eine Seite bis an den Mittelpunkt schiebt. Und dieses kann geschehen entweder an der Lichtseite, wie wir es in Nr. 4. oder an der entgegengesetzten, wie wir es Nr. 3 dargestellt haben. In beiden Fällen verhält sich der Sinus des Einfallswinkels zu dem Sinus des Refraktionswinkels ganz gleich, nur daß im ersten Falle das Licht gegen die Finsterniß zurückt, im zweiten die Finsterniß gegen das Licht. Daher denn im ersten der blaue und blaurothe Rand und Saum, im zweiten der gelbe und gelbrothe zum Vorschein kommen; wobei übrigens keine Differenz ihrer Refraktion, noch weniger also einer Refrangibilität eintritt.

299.

Es steht also hier die Bemerkung wol am rechten Platze, daß man zwar irgend ein durch Erfahrung ausgemitteltes allgemeines Naturgesetz linearsymbolisch ausdrücken und dabei gar wohl die Umstände, wodurch das zum Grunde liegende Phänomen hervorgebracht wird, voraussetzen könne; daß man aber von solchen Figuren auf dem Papiere nicht gegen die Natur weiter operiren dürfe, daß man bei Darstellung eines Phänomens, das blos durch die bestimmtesten Bedingungen hervorgebracht wird, ebendiese Bedingungen nicht ignoriren, verschweigen, beseitigen dürfe, sondern sich Mühe zu geben habe, diese gleichfalls im Allgemeinen auszusprechen und symbolisch darzustellen. Wir glauben dieses auf unsrer elften

Tafel geleistet, dem, was wir in unserm Entwurf mühsam auferbaut, hierdurch den Schlußstein eingesetzt und die Sache zur endlichen Entscheidung gebracht zu haben, und dürfen wol hoffen, daß man besonders diese Figuren künftig in die Kompendien aufnehmen werde, da man an ihnen Lehre und Kontrovers am Besten und Kürzesten vortragen kann.

300.

Um endlich Alles auf einem Blatte übersehen zu können, haben wir in der fünften Figur dasjenige Phänomen dargestellt, woraus die Achromasie und sogar die Hyperchromasie entspringt. Wir nehmen an, daß ein mit dem vorigen gleich brechendes Mittel die chemische Kraft und Gabe besitze, die Farbenerscheinung mehr zu verbreiten. Hier sieht man, daß bei gleicher Incidenz mit Nr. 1 und gleicher Refraktion dennoch eine ansehnliche Differenz in der Farbenerscheinung sei. Vielleicht ist dieses Phänomen auch in der Natur darzustellen, wie es hier nur in abstracto steht; wie man denn schon jetzt die Farbenerscheinung eines Mittels vermehren kann, ohne an seiner Refraktionskraft merklich zu ändern. Auch wiederholen wir hier die Vermuthung (E. 686), daß es möglich sein möchte, irgend einem refrangirenden Mittel die chemische Eigenschaft, farbige Ränder und Säume hervorzubringen, gänzlich zu benehmen.

301.

Wem nunmehr dieses bisher von uns Dargestellte deutlich und geläufig ist, dem wird Alles, was Newton von Messung, Berechnung und Räsonnement bei dieser Proposition anbringt, weiter nicht imponiren, um so weniger, als durch die neuern Erfahrungen jenes alte Sparrwerk längst eingerissen ist. So bekriegen wir auch nicht den

Funfzehnten Versuch.

302.

Es wird in demselben die Seitenbewegung des Spektrums, die uns durch den fünften Versuch bekannt geworden, durch mehrere Prismen wiederholt, dadurch aber weiter nichts geleistet, als daß das immer verlängerte Spektrum sich immer mehr bückt; welches Alles uns nach dem, was wir schon genugsam kennen, weiter nicht interessirt.

Siebente Proposition. Sechstes Theorem.

Die Vollkommenheit der Teleskope wird verhindert durch die verschiedene Refrangibilität der Lichtstrahlen.

303.

Man kann von verschiedenen Seiten in eine Wissenschaft herein- oder auch zu einem einzelnen Phänomen herankommen, und von dieser ersten Ansicht hängt sehr oft die ganze Behandlung des Gegenstandes ab. Sieht man hierauf in der Geschichte des Wissens wohl Acht, bemerkt man genau, wie gewisse Individuen, Gesellschaften, Nationen, Zeitgenossen an eine Entdeckung, an die Bearbeitung eines Entdeckten herankommen, so klärt sich Manches auf, was außerdem verborgen bliebe oder uns verwirrt machte. In der Geschichte der Chromatik werden wir diesen Leitfaden öfters anknüpfen, und auch bei Beurtheilung des gegenwärtigen Abschnittes soll er uns gute Dienste thun. Wir bemerken also vor allen Dingen, daß Newton sein Interesse für die Farbenlehre dadurch gewann, daß er die dioptrischen Fernröhre zu verbessern suchte.

304.

Bei Entdeckung der Refraktionsgesetze hatte man die Farbenerscheinung nicht beachtet, und zwar mit Recht; denn bei Versuchen mit parallelen Mitteln ist sie von keiner Bedeutung. Als man aber geschliffene Gläser zu Brillen und Teleskopen anwendete, kam dieses Phänomen näher zur Sprache. Sobald die Teleskope einmal entdeckt waren, gingen Mathematiker und Techniker mit Ernst auf ihre Verbesserung los, der sich besonders zwei Mängel entgegenstellten, die man Aberrationen, Abirrungen nannte. Die eine kam von der Form her; denn man bemerkte, daß die aus Kugelschnitten bestehenden Linsen nicht alle Theile des Bildes rein in einen Punkt versammelten, sondern die Strahlen (indem man sich dieser Vorstellung dabei bediente) theils früher theils später zur Konvergenz brachten. Man that daher den Vorschlag und machte Versuche, elliptische und parabolische Gläser anzuwenden, welche jedoch nicht vollkommen gelingen wollten.

305.

Während solcher Bemühungen ward man auf die zweite Abweichung, welche farbig war, aufmerksam. Es zeigte sich, daß der Deutlichkeit der Bilder sich eine Farbenerscheinung entgegensetzte, welche besonders die Grenzen, worauf es doch hauptsächlich bei einem Bilde ankommt, unsicher machte. Lange hielt man diese Erscheinung für zufällig; man schob sie auf eine unregelmäßige Brechung, auf Unrichtigkeiten des Glases, auf Umstände, welche vorhanden und nicht vorhanden sein konnten, und war indeß unablässig bemüht, jene erste von der Form sich herschreibende Abweichung auszugleichen und aufzuheben.

306.

Newton wendete hingegen seine Aufmerksamkeit auf die zweite Art der Aberration. Er findet die Farbenerscheinung konstant und, da er von prismatischen Versuchen ausgeht, sehr mächtig; er setzt die Lehre von diverser Refrangibilität bei sich fest. Wie er sie begründet, haben wir gesehen; wie er dazu verleitet worden, wird uns die Geschichte zeigen.

307.

Nach seinen Erfahrungen, nach der Art, wie er sie auslegt, nach der Weise, wie er theoretisirt, ist die in der Proposition ausgesprochne Folgerung ganz richtig; denn wenn das farblose Licht divers refrangibel ist, so kann die Farbenerscheinung von der Refraktion nicht getrennt werden, jene Aberration ist nicht ins Gleiche zu bringen, die dioptrischen Fernröhre sind nicht zu verbessern.

308.

Jedoch nicht allein dieses, sondern weit mehr folgt aus der Hypothese der diversen Refrangibilität. Unmittelbar folgt daraus, daß die dioptrischen Fernröhre ganz unbrauchbar sein müssen, indem wenigstens Alles, was an den Gegenständen weiß ist, vollkommen bunt erscheinen müßte.

309.

Ja, ganz abgesehen von dioptrischen Fernröhren, Brillen und Lorgnetten, müßte die ganze sichtbare Welt, wäre die Hypothese wahr, in der höchsten Verworrenheit erscheinen.

Alle Himmelslichter sehen wir durch Refraktion; Sonne, Mond und Sterne zeigen sich uns, indem sie durch ein Mittel hindurchblicken, an einer andern Stelle als an der sie sich wirklich befinden, wie bei ihrem Auf- und Untergang die Astronomen besonders zu bemerken wissen. Warum sehen wir denn diese sämmtlichen leuchtenden Bilder, diese größern und kleinern Funken, nicht bunt, nicht in die sieben Farben aufgelöst? Sie haben die Refraktion erlitten, und wäre die Lehre von der diversen Refrangibilität unbedingt wahr, so müßte unsre Erde bei Tag und bei Nacht mit der wunderlichsten bunten Beleuchtung überschimmert werden.

310.

Newton fühlt diese Folgerung wohl; denn da er in Gefolg obiger Proposition eine ganze Meile gemessen und gerechnet hat, so bricht er sehr naiv in die bedeutenden Worte aus: „Wobei man sich denn verwundern muß, daß Fernröhre die Gegenstände noch so deutlich zeigen, wie sie es thun.“ Er rechnet wieder fort und zeigt, daß die Aberration, die aus der Form des Glases herkommt, beinahe sechstehalbtausendmal geringer sei als die, welche sich von der Farbe herschreibt, und kann daher die Frage nicht unterlassen: „Wenn aber die Abweichungen, die aus der verschiedenen Refrangibilität der Strahlen entspringen, so ungeheuer sind, wie sehen wir durch Fernröhre die Gegenstände nur noch so deutlich, wie es geschieht?“ Die Art, wie er diese Frage beantwortet, wird der nunmehr unterrichtete Leser mit ziemlicher Bequemlichkeit im Original wahrnehmen können. Es ist auch hier höchst merkwürdig, wie er sich herumdrückt, und wie seltsam er sich geberdet.

311.

Wäre er aber auch auf dem rechten Wege gewesen und hätte er, wie Descartes vor ihm, eingesehn, daß zu der prismatischen Farbenerscheinung nothwendig ein Rand gehöre, so hätte er doch immer noch behaupten können und dürfen, daß jene Aberration nicht auszugleichen, jene Randerscheinung nicht wegzunehmen sei. Denn auch seine Gegner, wie Rizzetti und Andre, konnten eben deshalb nicht recht Fuß fassen, weil sie jene Randerscheinung der Refraktion allein zuschreiben mußten, sobald sie als konstant anerkannt war. Nur erst die spätere Entdeckung, daß die Farbenerscheinung nicht allein eine all-

Der Weg iſt begonnen, vollende die Reiſe!
Denn Sorgen und Kummer verändern es nicht,
Sie ſchleudern Dich ewig aus gleichem Gewicht.

9.

Wenn der ſchwer Gedrückte klagt,
Hilfe, Hoffnung ſei verjagt,
Bleibet heilſam fort und fort
Immer noch ein freundlich Wort.

10.

„Wie ungeſchickt habt Ihr Euch benommen,
Da Euch das Glück ins Haus gekommen!“
Das Mädchen hat's nicht übel genommen
Und iſt noch ein paar Mal wiedergekommen.

„Er fragt dem Vater noch, erfährt ihn doch nicht,
Koſtem's Nachricht kam vor ihm nicht ans Licht.
Was machſt Du mit der Welt? Sie iſt ſchon gemacht;
Es hat der Herr der Schöpfung all dies bedacht.
Das Loos ſchrieb: was nützet Dir andere Weiſe?
Wie es Dir vorgeht, erfolgt Deine Reiſe:
Sobald das Herz liegt im Weltſorgen-Palaſt,
So hat es vor Gift und Selbſtpein nicht Raſt.“
(Hammer, Geſch., S. 58.)

Vgl. in Goethe's Orphiſchen Urworten (Werke, II, 242) Verſe wie:
„Biſt alſobald und fort und fort gediehen
Nach dem Geſetz, wonach Du angetreten.
So muſt Du ſein, Dir kannſt Du nicht entfliehen!“
und Pſalm 16, 6. — Gleich, aus der ſubſtantiviſchen Erſtarrung (Gleichgewicht) befreit.

9. 1827 eingefügt. — Chardin (S. 204) notirt mehrere Denkſprüche als Inſchriften des Palaſtes des Hof-Aſtrologen zu Ispahan, darunter:
„Quand on se voit le plus affligé, c'est alors qu'il faut espérer le plus de consolation.“ (Es folgt die Fortſetzung des Spruchs.)
Ob dieſe Worte als Quelle des obigen, ſo allgemein gehaltenen, anzunehmen, ſteht dahin.

10. Gleichfalls erſt 1827 hinzugekommen. — Eine kleine Parabel. Wie ein Unglück ſelten allein kommt, ſo bleibt auch Fortuna ihren Lieblingen

gemeine physische Wirkung sei, sondern eine besondre chemische Eigenschaft des Mittels voraussetze, konnte auf den Weg leiten, den man zwar nicht gleich einschlug, auf dem wir aber doch gegenwärtig mit Bequemlichkeit wandeln.

Sechzehnter Versuch.

312.

Newton bemüht sich hier, die Farbenerscheinung, wie sie durchs Prisma gegeben ist, mit der, welche sich bei Linsen findet, zu vergleichen und durch einen Versuch zu beweisen, daß sie beide völlig mit einander übereintreffen. Er wählt die Vorrichtung seines zweiten Versuches, wo er ein roth und blaues, mit schwarzen Fäden umwickeltes Bild durch eine Linse auf eine entgegengestellte Tafel warf. Statt jenes zwiefach gefärbten Bildes nimmt er ein gedrucktes oder auch mit schwarzen Linien bezogenes weißes Blatt, auf welches er das prismatische Spektrum wirft, um die deutlichere oder undeutlichere Erscheinung der Abbildung hinter der Linse zu beobachten.

313.

Was über die Sache zu sagen ist, haben wir weitläuftig genug bei jenem zweiten Experiment ausgeführt, und wir betrachten hier nur kürzlich abermals sein Benehmen. Sein Zweck ist, auch an den prismatischen Farben zu zeigen, daß die mehr refrangiblen ihren Bildpunkt näher an der Linse, die weniger refrangiblen weiter von der Linse haben. Indem man nun denkt, daß er hierauf losarbeiten werde, macht er nach seiner scheinbaren großen Genauigkeit die Bemerkung, daß bei diesem Versuche nicht das ganze prismatische Bild zu brauchen sei; denn das tiefste Violet sei so dunkel, daß man die Buchstaben oder Linien bei der Abbildung gar nicht gewahr werden könne; und nachdem er hierüber umständlich gehandelt und das Rothe zu untersuchen anfängt, spricht er, wie ganz im Vorbeigehen, von einem sensiblen Rothen; alsdann bemerkt er, daß auch an diesem Ende des Spektrums die Farbe so dunkel werde, daß sich die Buchstaben und Linien gleichfalls nicht erkennen ließen, und daß man daher in der Mitte des Bildes operiren müsse, wo die gedachten Buchstaben und Linien noch sichtbar werden können.

314.

Man erinnere sich Alles dessen, was wir oben angeführt, und bemerke, wie Newton durch diese Ausflucht den ganzen Versuch aufhebt. Denn wenn eine Stelle ist im Violeten, wo die Buchstaben unsichtbar werden, und ebenso im Rothen eine, wo sie gleichfalls verschwinden, so folgt ja natürlich daß in diesem Falle die Figuren auf der meist refrangiblen Farbenfläche zugleich mit denen auf der mindest refrangiblen verschwinden, und umgekehrt, daß, wo sie sichtbar sind, sie stufenweise zu gleicher Zeit sichtbar sein müssen, daß also hier an keine diverse Refrangibilität der Farben zu denken, sondern daß allein der hellere oder dunklere Grund die Ursache der deutlichern oder undeutlichern Erscheinung jener Züge sein müsse. Um aber sein Spiel zu verdecken, drückt Newton sich höchst unbestimmt aus; er spricht von sensiblem Roth, da es doch eigentlich die schwarzen Buchstaben sind, die im helleren Rothen noch sensibel bleiben. Sensibel ist das Roth noch ganz zuletzt am Spektrum in seiner größten Tiefe und Dunkelheit, wenn es auch kein gedrucktes Blatt mehr erleuchten kann und die Buchstaben darin nicht mehr sensibel sind. Ebenso drückt sich Newton auch über das Violete und die übrigen Farben aus. Bald stehen sie wie in abstracto da, bald als Lichter, die das Buch erleuchten; und doch können sie als leuchtend und scheinend für sich bei diesem Versuche keineswegs gelten; sie müssen allein als ein heller oder dunkler Grund in Bezug auf die Buchstaben und Fäden betrachtet werden.

315.

Dieser Versuch also wird von dem zweiten, auf den er sich bezieht, zerstört und hilft dagegen auch den zweiten zerstören, da wir das Bekenntniß Newton's vor uns haben, daß von beiden Seiten die Bemerkbarkeit der unterliegenden schwarzen Züge aufhöre, und zwar wegen des eintretenden Dunklen; woraus denn folgt, daß bei zunehmender Hellung die Deutlichkeit dieser Züge durchaus mitwachsen wird, die Farbe mag sein, welche sie will. Alles, was hierüber zu sagen ist, werden wir nochmals bei Beschreibung des Apparats zusammenfassen.

Achte Propoſition. Zweites Problem.

Die Fernröhre zu verkürzen.

316.

Hier führt nun Newton ſein katoptriſches Teleſkop vor, eine Erfindung, die auch nach Verbeſſerung der dioptriſchen Fernröhre bei Ehren und Würden geblieben iſt, und von der wir unſererſeits, da wir uns nur mit den Farben beſchäftigen, nichts zu ſagen haben.

Der Newtoniſchen Optik

Erſtes Buch.

Zweiter Theil.

317.

Auch in dieſem Theile ſind falſche und kaptioſe Verſuche, konfus genug, aber doch abſichtlich, zuſammengeſtellt. Man kann ſie in eine polemiſche und in eine didaktiſche Maſſe ſondern.

318.

Polemiſch fängt der Verfaſſer an; denn nachdem er unumſtößlich dargethan zu haben glaubt, die Farben ſeien wirklich im Lichte enthalten, ſo muß er die ältere, auf Erfahrung gegründete Vorſtellungsart, daß nämlich zu den Farbenerſcheinungen in Refraktionsfällen eine Grenze nöthig ſei, widerlegen, und er wähnt, ſolches mit den vier erſten Verſuchen geleiſtet zu haben.

319.

Didaktiſch urgirt er ſodann aufs Neue die Unveränderlichkeit des einmal hervorgebrachten homogenen Lichtes und die verſchiedenen Grade der Refrangibilität. Hiermit beſchäftigt er ſich vom fünften bis zum achten Experiment. Späterhin im ſiebzehnten limitirt er, ja hebt er wieder auf, was er im fünften bewieſen hat.

320.

Nun aber beſchäftigt er ſich vom neunten bis zum funfzehnten Verſuch, etwas hervorzubringen und zu beweiſen, woran ihm ſehr viel gelegen ſein muß. Wenn er nämlich

aus dem farblosen Lichte und aus weißen Flächen die Farben hervorgelockt oder vielmehr das reine weiße Licht in Farben gespalten hat, so muß er ja auch, wenn er das Herausgebrachte wieder hineindringt, das Gesonderte wieder zusammendrängt, jenes reine körperliche Weiß wiederherstellen.

321.

Da wir aber genugsam überzeugt sind, daß die Farbe nicht aus einer Theilung des Lichtes entstehe, sondern vielmehr durch den Zutritt einer äußeren Bedingung, die unter mancherlei empirischen Formen, als des Trüben, des Schattens, der Grenze, sich ausspricht, so erwarten wir wol, Newton werde sich seltsam geberden müssen, um das bedingte, getrübte, überschattete, beschattete Licht mit Inbegriff dieser Bedingung als reines weißes Licht darzustellen, um aus dunklen Farben ein helles Weiß zu mischen.

322.

Indem er also hier gleichsam die Probe auf sein erstes Rechnungsexempel machen will, zeigen will, daß dasjenige, was er durch bloße Trennung hervorgebracht, abermals durch bloße Verbindung jenes erste Resultat geben müsse, so stellt sich ihm durchaus das Dritte, die äußere Bedingung, die er beseitigt zu haben glaubt, in den Weg, und so muß er Sinne, sinnlichen Eindruck, Menschenverstand, Sprachgebrauch und Alles verleugnen, wodurch sich Jemand als Mensch, als Beobachter, als Denker bethätigt.

323.

Wie dies zugehen konnte, glauben wir im historischen Theil von der physischen und ethischen Seite unter der Rubrik: Newtons Persönlichkeit, hinreichend entwickelt zu haben. Hier bleibt uns nichts übrig, als unsre polemische Pflicht abermals im Besondern zu erfüllen.

Erste Proposition. Erstes Theorem.

Die Farbenphänomene bei gebrochenem oder zurückgeworfenem Lichte werden nicht durch neue Modifi-

kationen des Lichtes verursacht, welche nach der Verschiedenheit der Begrenzungen des Lichtes und Schattens verschiedentlich eingedrückt würden.

324.

Da wir in unserm Entwurf gezeigt, daß bei der Refraktion gar keine Farben entstehen als da, wo Licht und Dunkel an einander grenzen, so werden Diejenigen, welche sich durch unsern Vortrag von der Wahrheit dieser Verhältnisse überzeugt haben, neugierig sein, zu erfahren, wie sich Newton benehme, um nunmehr das Wahre unwahr zu machen. Er verfährt hierbei wie in dem ersten Falle, da er das Unwahre wahr zu machen gedachte, wie wir bald im Einzelnen einsehen werden.

Erster Versuch.

Siehe Fig. 4. Taf. XIII.

325.

Lasset die Sonne in eine dunkle Kammer scheinen durch eine längliche Oeffnung F.

326.

Diese Oeffnung muß nothwendig in die Höhe gehen, obgleich die Figur nur einen Punkt vorstellt und also dadurch sogleich die Einsicht in die Sache erschwert.

327.

Die Breite kann sechs oder acht Theile eines Zolls sein, auch weniger.

328.

Diese erste Vorrichtung bestehe also in einer etwa sechs Zoll hohen und äußerst schmalen Spalte im Bleche des Fensterladens.

329.

Nun gehe der Strahl FH —

330.

Nun iſt es ſchon wieder ein Strahl, da es doch eigentlich nur ein von einer Seite ſehr verſchmälertes, von der andern ſehr verlängertes Sonnenbild iſt.

331.

— zuerſt durch ein ziemlich großes Prisma ABC, das ungefähr zwanzig Fuß von der Oeffnung ſteht.

332.

Warum denn nun wieder zwanzig Fuß? Ueber dieſes Einführen von Bedingungen, ohne daß man die Urſachen davon entdeckt, haben wir uns öfters beklagt und durchaus gefunden, daß ſie entweder überflüſſig oder kaptios ſind. Hier iſt die Bedingung kaptios. Denn eigentlich will er nur ein ganz ſchwaches Licht haben, ganz ſchwache Farben hervorbringen, ja vielleicht gar den Verſuch gleichſam unmöglich machen. Denn wer hat gleich eine dunkle Kammer von zwanzig Fuß Tiefe und drüber, und wenn er ſie hat, wie lange ſteht denn die Sonne niedrig genug, um in der Mittagszeit die dem Fenſter entgegengeſetzte Wand oder ein Prisma, das doch wenigſtens in einiger Höhe vom Boden ſtehen muß, zu beſcheinen?

333.

Wir erklären daher dieſe Bedingung für ganz unnöthig, da der Verſuch mit dem Prisma geſchieht und keine Linie mit ins Spiel kommt, wo ſich wegen der Brenn- und Bildweite die Bedingungen der Entfernung allenfalls nothwendig machen.

334.

Dieſes Prisma ſei parallel zu der Oeffnung.

335.

Das heißt parallel zur Tafel, worin die Oeffnung ſich befindet, parallel zur Fenſterbank, eigentlich aber, wie bei allen prismatiſchen Verſuchen, ſo, daß eine aus dem Mittelpunkt des Sonnenbildes gedachte Linie rechtwinklig auf dem Prisma ſtehe.

335.

Dann gehe dieser Strahl mit seinem weißen Theile —

337.

Hier haben wir also wieder einen weißen Theil eines schon gebrochnen Strahles. Es ist aber weiter nichts als die weiße Mitte des sehr verlängerten Bildes.

338.

— durch eine längliche Oeffnung H, —

339.

Diese längliche Oeffnung ist auch wieder als ein Punkt gezeichnet, wodurch die Darstellung ganz falsch wird; denn diese Oeffnung muß bei dem Versuch auch länglich sein und vertikal stehen wie die Oeffnung F im Fensterladen.

340.

— welche breit sei den vierten oder sechsten Theil eines Zolles.

341.

Das heißt doch also nur eine schmale Ritze. Und warum soll denn diese Ritze so schmal sein? Blos damit man nicht sehe, was denn eigentlich vorgeht und was getrieben wird.

342.

Diese Oeffnung H sei in einen schwarzen, dunklen Körper GI gemacht —

343.

Daß das Blech oder die Pappe GI schwarz sei, ist gar nicht nöthig; daß sie aber undurchsichtig sei, versteht sich von selbst.

344.

— und stehe zwei oder drei Fuß vom Prisma —

345.

Diese Entfernung ist aber auch wieder gleichgiltig oder zufällig.

346.

— in einer parallelen Lage zu dem Prisma und zu der vordern Oeffnung.

347.

Weil Newton seine Versuche nicht in einer natürlichen Ordnung, sondern auf eine künstlich verschränkte Weise vorbringt, so ist er genöthigt, bei einem jeden Versuch den ganzen Apparat zu beschreiben, da derselbe Apparat doch schon öfter da gewesen ist und Newton sich, wenn er redlich wäre, nur auf den vorigen beziehen könnte. Allein bei ihm wird jeder Versuch für sich aufgebaut und das Nothwendige mit unnöthigen Bedingungen durchwebt, so daß eben dadurch das Helldunkel entsteht, in dem er so gern operirt.

348.

Wenn nun das weiße Licht durch die Oeffnung H durchgegangen, so falle es auf ein weißes Papier p t, das hinter der Oeffnung ohngefähr drei bis vier Fuß entfernt steht, damit sich die gewöhnlichen Farben des Prismas darauf abbilden mögen, nämlich Roth in t, Gelb in s, Grün in r, Blau in q und Violet in p.

349.

Man gebe wohl Acht! Das Licht ist an der Spalte weiß angekommen und bildet hinter derselben das Spektrum. Auf das, was folgt, wende man nun aber alle Aufmerksamkeit.

350.

Man nehme einen Eisendraht oder sonst einen dünnen undurchsichtigen Körper, dessen Stärke ohngefähr der zehnte Theil eines Zolls ist; damit kann man die Strahlen in k l m n o auffangen.

351.

Nun nehme man die Figur vor sich und sehe, wo sich denn diese Strahlen k l m n o finden sollen. Diese Buchstaben

stehen vor dem Prisma gegen die Sonne zu und sollen also, wie auch die fünf Linien bezeichnen, farbige Strahlen vorstellen, wo noch keine Farbe ist. In keiner Figur des ganzen Werkes in keinem Experiment ist noch dergleichen vorgekommen, ist uns zugemuthet worden, etwas, das selbst gegen den Sinn des Verfassers ist, anzunehmen und zuzugeben.

352.

Was thut denn also das Stäbchen r, indem es an der Außenseite des Prismas herumfährt? Es schneidet das farblose Bild in mehrere Theile, macht aus einem Bild mehrere Bilder. Dadurch wird freilich die Wirkung in p q r s t verwirrt und verunreinigt; aber Newton legt die Erscheinung dergestalt aus:

353.

Sind die Strahlen k l m n o successiv aufgefangen, so werdet Ihr auch die Farben t s r q oder p eine nach der andern dadurch wegnehmen, indessen die übrigen auf dem Papier bleiben wie vorher; oder mit einem etwas stärkeren Hinderniß könnt Ihr zwei, drei oder vier Farben zusammen wegnehmen, so daß der Ueberrest bleibt.

354.

Die drei ersten Figuren unserer 13ten Tafel stellen die Erscheinungen dieses ersten Versuchs der Wahrheit gemäß vor. Da wir bei Beschreibung und Erklärung dieser Tafel die Sache umständlicher entwickeln, so erlauben wir uns, unsre Leser dorthin zu verweisen, und fragen nur vorläufig: Was hat denn Newton vorgenommen, um seinen Satz zu beweisen?

355.

Er behauptet, daß Ränder, daß Grenzen des Hellen und Dunklen keinen Einfluß auf die Farbenerscheinung bei der Refraktion haben; und was thut er in seinem Experiment? Er bringt dreimal Grenzen hervor, damit er beweise, die Grenze sei ohne Bedeutung!

11.

Mein Erbtheil wie herrlich, weit und breit!
Die Zeit ist mein Besitz, mein Acker ist die Zeit.

12.

Gutes thu rein aus des Guten Liebe,
Das überliefre Deinem Blut!
Und wenn's den Kindern nicht verbliebe,
Den Enkeln kommt es doch zu Gut'.

13.

Enweri sagt's, ein Herrlichster der Männer,
Des tiefsten Herzens, höchsten Hauptes Kenner:
Dir frommt an jedem Ort, zu jeder Zeit
Geradheit, Urtheil und Verträglichkeit.

---

gern treu. Ph. Wolff erinnert bei diesem Spruche an die Fabel vom Löwen, Esel und Schakal im 5. Buch des Fabelwerks Kalila und Dimna (Orient und Occident, I, 323).

11. 1821 mit den Wanderjahren gedruckt, seit 1827 im Divan. — Nach dem Lateinischen: „Tempus divitiae meae, tempus ager meus". Ein Lieblingsspruch, Symbol des Dichters, nach seiner Aeußerung an Friedr. v. Stein im Briefe vom 26. April 1797 (vgl. auch Schäfer, Goethe's Leben, II. 239).

12. 1827 hinzugefügt. — Die Nr. 27 des IV. Buchs sein Gegenstück in dem dort bemerkten Spruche findet, so enthalten obige Verse den Widerspruch des Occidentalen gegen die unter Nr. 24 nachfolgende, aber schon früher in den Divan aufgenommene orientalische Weisheit. Vergl. Lessing: „Nein, sie wird kommen, sie wird gewiß kommen, die Zeit der Vollendung, da der Mensch das Gute thun wird, weil es das Gute ist, nicht weil willkürliche Belohnungen darauf gesetzt sind." Dilthey (Schleiermacher's Leben. I. 65) findet in dieser Maxime den Kern zugleich von Kant's Moral und von Lessing's „ewigem Evangelium".

13. Mit den Wanderjahren 1821 gedruckt, seit 1827 im Divan. — Hammer theilt in seiner Gesch. der schönen Redekünste ein didaktisches Gedicht von Enweri mit, den Rath, sich dreier Dinge zu befleißigen, welches endet:

356.

Die erste Grenze ist oben und unten an der Oeffnung H im Fensterladen. Er behält noch weißes Licht in der Mitte, gesteht aber nicht, daß schon Farben an den beiden Enden sich zeigen. Die zweite Grenze wird durch die Ritze H hervorgebracht. Denn warum wird denn das refrangirte Licht, das weiß auf der Tafel GI ankommt, farbig, als weil die Grenze der Ritze H oben und unten die prismatischen Farben hervorbringt? Nun hält er das dritte Hinderniß, einen Draht oder sonst einen andern zylindrischen Körper, vor das Prisma und bringt also dadurch abermals Grenzen hervor, bringt im Bilde ein Bild, die Färbung an den Rändern des Stäbchens umgekehrt hervor. Besonders erscheint die Purpurfarbe in der Mitte, an der einen Seite das Blaue, an der andern das Gelbe. Nun bildet er sich ein, mit diesem Stäbchen farbige Strahlen wegzunehmen, wirft aber dadurch nur ein ganz gefärbtes schmales Bild auf die Tafel GI. Mit diesem Bilde operirt er denn auch in die Oeffnung H hinein, verdrängt, verschmutzt die dort abgebildeten Farben, so verhindert sogar ihr Werden, indem sie in der Oeffnung H erst werdend sind, und setzt Denjenigen, der die Verhältnisse einsehen lernt, in Erstaunen, wie man sich so viele unredliche Mühe geben konnte, ein Phänomen zu verwirren, und wie ein Mann von solchen Talenten in diesem Fall gerade dasjenige thun konnte, was er leugnet. So ist denn auch das, was hierauf folgt, keineswegs der Erfahrung gemäß.

357.

Auf diese Weise kann jede der Farben so gut als die violete die letzte an der Grenze des Schattens, gegen p zu, werden, und eine jede kann so gut als das Rothe die letzte an der Grenze des Schattens t sein.

358.

Einem unaufmerksamen Zuschauer könnte man wol dergleichen vorspiegeln, weil durch das Hinderniß r neue Farben entstehen, indem die alten verdrängt werden; aber man kann geradezu sagen: wie Newton die Sache ausdrückt, ist sie nicht

wahr: bei den mittlern Farben kann er wol eine Konfusion hervorbringen, doch nicht an der Grenze; weder in p noch in t wird man jemals Grün sehen können. Man beherzige genau die folgende Stelle, wo er wieder anfängt, wie Bileam das Entgegengesetzte von dem zu sagen, was er sagen will.

359.

Ja, einige Farben können auch den Schatten begrenzen, welcher durch das Hinderniß r innerhalb des Farbenbildes hervorgebracht worden.

360.

Nun gesteht er also, daß er durch sein Hinderniß r Schatten hervorbringt, daß an diesen Schatten Farbensäume gesehen werden, und dies sagt er zum Beweis, daß die Grenze des Lichtes und Schattens auf die Farbe nicht einfließe! Man gebe uns ein Beispiel in der Geschichte der Wissenschaften, wo Hartnäckigkeit und Unverschämtheit auf einen so hohen Grad getrieben worden.

361.

Zuletzt kann jede Farbe, wenn man alle übrigen weggenommen hat und sie allein bleibt, zugleich an beiden Seiten vom Schatten begrenzt sein.

362.

Daß die schon entstandene Farbe des prismatischen Bildes einzeln durch irgend eine Oeffnung gelassen und isolirt werden könne, wird nicht geleugnet; daß man durch das Stäbchen etwas Aehnliches hervorbringen könne, ist natürlich; allein der aufmerksame Beobachter wird selbst an dieser entstandenen Farbe die durch diese Einklemmung abgenöthigte entgegengesetzte Farbe entstehen sehen, die bei der Unreinlichkeit dieses Versuchs dem Unerfahrenen entgehen möchte. Ganz vergeblich also zieht er den Schluß:

363.

Alle Farben verhalten sich gleichgiltig zu den Grenzen des Schattens.

364.

Daß die Grenzen des Schattens nach ganz bestimmten Gesetzen bei der Refraktion auf die Farben wirken, haben wir in dem Entwurf umständlich gezeigt.

365.

Und deswegen entstehen die Unterschiede dieser Farben von einander nicht von den Grenzen des Schattens, wodurch das Licht verschiedentlich modifizirt würde, wie es bisher die Meinung der Philosophen gewesen.

366.

Da seine Prämissen falsch sind, seine ganze Darstellung unwahr, so ist seine Konklusion auch nichtig, und wir hoffen, die Ehre der alten Philosophen wiederherzustellen, die bis auf Newton die Phänomene in wahrer Richtung verfolgt, wenn auch gleich manchmal auf Seitenwege abgelenkt hatten.

Der Schluß seiner Darstellung läßt uns noch etwas tiefer in die Karte sehen.

367.

Wenn man diese Dinge versucht, so muß man bemerken, daß, je schmäler die Oeffnungen F und H sind, je größer die Intervalle zwischen ihnen und dem Prisma, je dunkler das Zimmer, um desto mehr werde das Experiment gelingen, vorausgesetzt, daß das Licht nicht so sehr vermindert sei, daß man die Farben bei p t nicht noch genugsam sehen könne.

368.

Daß also wegen der Entfernung vom Fenster, wegen der Entfernung der Tafeln vom Prisma die Lichter sehr schwach sind, mit denen man operire, gesteht er. Die Oeffnungen sollen kaum Nutzen sein, so daß das Farbenbild auch nicht einmal ganze Breite habe, und man soll denn doch genau beobachten können, welche Farbe denn eigentlich die Grenze macht. Eigentlich aber ist es nur darauf angelegt, das Ganze den

Sinnen zu entziehen, blasse Farben hervorzubringen, um innerhalb derselben mit dem Stäbchen r desto besser operiren zu können. Denn wer den Versuch, wie wir ihn nachher vorgetragen werden, beim energischen Lichte macht, der wird das Unwahre der Assertion auffallend genug finden.

369.

Ein Prisma von massivem Glas, das groß genug zu diesem Experiment wäre, zu finden, würde schwer sein, weswegen ein prismatisches Gefäß, von polirten Glasplatten zusammengefügt und mit Salzwasser oder Oel gefüllt, nöthig ist.

370.

Wie wir Newton schon oben den Vorwurf gemacht, daß er die Beschreibung seines Apparats bei jedem Experiment wiederholt, ohne daß man das Verhältniß der Experimente, die mit gleichem Apparat hervorgebracht werden, gewahr wird, so läßt sich auch hier bemerken, daß Newton immer sein Wasserprisma bringt, wenn er die weiße Mitte braucht und also ein großes Bild durch Refraktion verrücken muß.

371.

Merkwürdig ist es, wie er endlich diese weiße Mitte durch eine Hinterthüre hereinschiebt und sie nach und nach so überhand nehmen läßt, daß von den sie begrenzenden Rändern gar die Rede nicht mehr ist; und das Alles geht vor den Augen der gelehrten und experimentirenden Welt vor, die doch sonst genau und widersprechend genug ist!

Zweiter Versuch.

372.

Da dieser Versuch gleichfalls unter die zusammengesetzten gehört, wobei Prismen und Linsen vereinigt gebraucht werden, so können wir denselben nur erst in unserm mehr erwähnten supplementaren Aufsatz entwickeln. Auch dürfen wir ihn um so eher hier übergehen, als Newton einen völlig gleichgeltenden nachbringt, der, wie er selbst gesteht, bequemer ist und, genau betrachtet, den gegenwärtigen völlig unnöthig macht.

Dritter Versuch.

Siehe Fig. 2. Taf. XIV.

373.

Ein anderes ähnliches Experiment läßt sich leichter anstellen, wie folgt. Laßt einen breiten Sonnenstrahl —

374.

Nun ist der Sonnenstrahl breit. Es heißt aber weiter nichts als: man mache die Oeffnung groß, wodurch das Licht hereinfällt; ja, welches bei diesem Versuch ganz einerlei ist, man stelle das Prisma ins freie Sonnenlicht. Hier aber soll es

375.

— in eine dunkle Kammer fallen durch eine Oeffnung im Fensterladen und durch ein großes Prisma ABC gebrochen werden, —

376.

Unser gewöhnliches Wasserprisma ist zu diesem Versuche sehr geschickt.

377.

— dessen brechender Winkel C mehr als sechzig Grade hat, —

378.

Diese Vermehrung der Grade des Winkels ist bei diesem Versuch besonders ganz unnütz, nur eine Bedingung, die einen sehr leichten Versuch erschwert, indem sie einen umständlicheren Apparat fordert, als er sich gewöhnlich findet.

379.

— und sobald es aus dem Prisma kommt, laßt es auf das weiße Papier DE, das auf eine Pappe gezogen ist, fallen, und dieses Licht, wenn das Papier

perpendikular gegen daſſelbe ſteht, wie es in DE gezeichnet iſt, wird vollkommen weiß auf dem Papier erſcheinen.

380.

Hier haben wir nun alſo endlich ein durchs Prisma gegangnes, gebrochnes und völlig weißes Licht. Wir müſſen hier abermals, und wäre es unſern Leſern verdrießlich, aufmerkſam machen, wie es hereingekommen.

381.

Erſtlich im dritten Experiment des erſten Theils wird uns ein völlig farbiges Spektrum vorgeführt und an demſelben durch mancherlei Verſuche und Folgerungen die diverſe Refrangibilität bewieſen. Iſt der Verfaſſer damit zu Stande, ſo kommt am Ende der Illuſtration des fünften Experiments ein zwar refrangirtes, aber doch noch weißes Licht unangemeldet zum Vorſchein. Nun bringt er auch bald das ſonſt ſtetig gefärbte Bild mit einer weißen Mitte. Dann fängt er an, in dieſer weißen Mitte zu operiren, manchmal ſogar, ohne es zu geſtehen, und jetzt, weil er die Wirkung der Grenze zwiſchen Licht und Schatten nicht anerkennt, leugnet er auf der Tafel D E jede farbige Erſcheinung. Warum ſind denn aber die an den beiden Enden A C der innern Seite des Prismas hervortretenden farbigen Ränder verſchwiegen? Warum iſt denn die Tafel D E nicht größer angegeben? Doch wol nur darum, weil er ſonſt, wenn ſie größer wäre, nothwendig jener auf ihr erſcheinenden Ränder gedenken müßte.

382.

Man betrachte nun die Figur und ſehe, wie ein Linienſtrom auf das Prisma herankommt, durch daſſelbe durchgeht und hinter demſelben wieder heraustritt, und dieſer Linienſtrom ſoll einen durchaus weißen Raum vorſtellen. Indeſſen werden uns durch dieſe fingirten Linien die hypothetiſchen Strahlen doch wieder vor die Augen gebracht. Nun bemerke man aber wohl, was mit der Tafel D E vorgeht. Sie wird in die Stellung d e gebracht, und was geſchieht in e? Das gebrochene Licht gelangt weiß an den Rand der Tafel und beginnt an dieſem Rande ſogleich die eine Seite der Farben

hervorzubringen, und zwar in dieser Lage die gelbe und gelbrothe. Dieser hier entstehende Rand und Saum verbreitet sich über die ganze Tafel wegen der schiefen Lage derselben, und also da, wo Newton einen Rand, eine Grenze leugnet, muß er gerade einen Rand hervorbringen, um das Phänomen, wovon er spricht, darzustellen. In der Lage *d e* entsteht die umgekehrte Erscheinung, nämlich der violete Rand, und verbreitet sich gleichfalls über die ganze Tafel, wie man sich dessen genugsam an unsrer wahrheitgemäßen Figur unterrichten kann.

Da also Newton nicht einsehen konnte, daß hier der Rand der Tafel vollkommen wirksam sei, so bleibt er bei seiner starren Ueberzeugung, indem er fortfährt:

383.

Und wenn das Licht, ehe es auf das Papier fällt, zweimal in derselben Richtung durch zwei parallele Prismen gebrochen wird, so werden diese Farben viel deutlicher sein.

384.

Also ein Licht kann zweimal durch zwei hinter einander stehende Prismen gebrochen werden und immer weiß bleiben und so auf der Tafel D E ankommen? Dies merke man doch ja! Daß aber nachher, wenn man in diesem doppelt gebrochnen weißen Lichte operirt, die Farben lebhafter erscheinen, ist natürlich, weil die Verrückung des Bildes verdoppelt wird. Aber diese Verrichtung, die keineswegs leicht zu machen ist, weil man nach seiner Forderung zwei Wasserprismen und beide am Ende gar über sechzig Grade haben sollte, diese Steigerung des Versuchs hier anzuempfehlen, ist abermals gänzlich unnütz; denn bei der Operation mit einem Prisma sind die Farben schon deutlich genug, und wer da nicht sieht, wo sie herkommen, der wird es durch das zweite Prisma auch nicht lernen. Indessen fährt Newton fort:

385.

Hier geschah es nun, daß alle die mittlern Theile des breiten Strahls vom weißen Lichte, das auf das

Papier fiel, ohne eine Grenze von Schatten, die es hätte modifiziren können, über und über mit einer gleichen Farbe gefärbt wurden.

386.

Wir haben oben gezeigt, daß der Rand der Pappe hier selbst die Grenze mache und seinen gefärbten Halbschatten über das Papier hinwerfe.

387.

Die Farbe aber war ganz dieselbe in der Mitte des Papiers wie an den Enden.

388.

Keineswegs! Denn der genaue Beobachter wird recht gut einmal an der Grenze das Gelbrothe, aus dem das Gelbe sich entwickelt, das andre Mal das Blaue, von dem das Violete herstrahlt, bemerken können.

389.

Die Farbe wechselte nur nach der verschiedenen Schiefe der Tafel, ohne daß in der Refraktion oder dem Schatten oder dem Licht etwas wäre verändert worden.

390.

Er biegt seine Pappe hin und wieder und behauptet, es sei in den Umständen nichts verändert worden. Dasselbe behauptete er mit ebenso wenig Genauigkeit beim vorigen Experimente. Da er nun immer die Hauptmomente übersieht und sich um seine Prämissen nichts bekümmert, so ist sein Ergo immer dasselbige.

391.

Es fällt uns bei dieser Gelegenheit ein, daß Basedow, der ein starker Trinker war und in seinen besten Jahren in guter Gesellschaft einen sehr erfreulichen Humor zeigte, stets zu behaupten pflegte, die Konklusion Ergo bibamus passe zu allen Prämissen. Es ist schön Wetter, ergo bibamus! Es ist

ein häßlicher Tag, ergo bibamus! Wir sind unter Freunden, ergo bibamus! Es sind fatale Bursche in der Gesellschaft, ergo bibamus! So setzt auch Newton sein Ergo zu den verschiedensten Prämissen. Das gebrochne Lichtbild ist ganz und stetig gefärbt; also ist das Licht divers refrangibel. Es hat eine weiße Mitte, und doch ist es divers refrangibel. Es ist einmal ganz weiß, und doch ist es divers refrangibel. Und so schließt er auch hier, nachdem er in diesen drei Experimenten doppelt und dreifach Ränder und Grenzen des Lichts und Schattens gebraucht:

392.

Deswegen muß man diese Farben aus einer andern Ursache herleiten als von neuen Modifikationen des Lichtes durch Refraktion und Schatten.

393.

Diese Art Logik hat er seiner Schule überliefert, und bis auf den heutigen Tag wiederholen sie ihr ewiges Ergo bibamus, das ebenso lächerlich und noch viel lästiger ist, als das Basedowische manchmal werden konnte, wenn er denselben Spaß unaufhörlich wiederbrachte.

394.

Daß der Verfasser nunmehr bereit sein werde, die Ursache nach seiner Weise anzugeben, versteht sich von selbst. Denn er fahrt fort:

395.

Fragt man nun aber nach ihrer Ursache, so antworte ich: das Papier in der Stellung d e ist schiefer gegen die mehr refrangiblen Strahlen als gegen die weniger refrangiblen gerichtet und wird daher stärker durch die letzten als durch die ersten erleuchtet, und deswegen sind die weniger refrangiblen Strahlen in dem von der Tafel zurückgeworfnen Lichte vorherrschend.

396.

Man bemerke, welche sonderbare Wendung er nehmen muß, um sein Phänomen zu erklären. Erst hatte er ein ge-

brochnes und doch völlig weißes Licht. In demselben sind keine Farben sichtbar, wenn die Tafel gerade steht: diese Farben aber kommen gleich zum Vorschein, sobald die Tafel eine schiefe Richtung erhält. Weil er von den Rändern und Säumen nichts wissen will, die nur einseitig wirken, so supponirt er, daß bei schieferer Lage der Tafel wirklich das ganze Spektrum entstehe, aber nur das eine Ende davon sichtbar werde. Warum wird denn aber das ans Gelbe stoßende Grün niemals sichtbar? Warum kann man das Gelbe über die weiße Tafel hin- und herführen, so daß es immer im Weißen endigt, wobei niemals ein Grün zum Vorschein kommt, und dieses ganz naturgemäß, weil hier der gelbe und gelbrothe Rand nur einseitig wirkt und ihm der andere nicht entgegenkommen kann. Im zweiten Falle äußert der Rand wieder seine einseitige Wirkung; Blau und Violet entstehen, ohne daß Gelb und Gelbroth entspringen und entgegenstrahlen können.

397.

Um recht deutlich zu machen, daß diese Farben hier blos von dem Rande entstehen, so haben wir zu diesem Versuch eine Tafel mit Erhöhungen, mit Stiften, mit Kugelsegmenten angegeben, damit man sich sogleich überzeugen könne, daß nur eine schattenwerfende Grenze innerhalb des gebrochenen, aber noch weißen Lichtes Farben hervorzubringen im Stande sei.

398.

Und wo diese weniger refrangiblen Strahlen im Lichte prädominiren, so färben sie es mit Roth oder Gelb, wie es einigermaßen aus der ersten Proposition des ersten Theils dieses Buchs erscheint, —

399.

Dieses Newtonische einigermaßen heißt auch hier in der Hetmanischen Manier: gar nicht. Denn aus der Proposition kann nichts erscheinen oder hervortreten, als insofern sie bewiesen ist; nun haben wir umständlich gezeigt, daß sie nicht bewiesen ist, und sie läßt sich also zu keiner Bestätigung anführen.

14.

Was klagst Du über Feinde?
Sollten solche je werden Freunde,
Denen das Wesen, wie Du bist,
Im Stillen ein ewiger Vorwurf ist?

15.

Dümmer ist nichts zu ertragen,
Als wenn Dumme sagen den Weisen,
Daß sie sich in großen Tagen
Sollten bescheidentlich erweisen.

16.

Wenn Gott so schlechter Nachbar wäre,
Als ich bin und als Du bist,
Wir hätten Beide wenig Ehre;
Der läßt einen Jeden, wie er ist.

„In welcher Sekte Dich bekennen magst,
Durch diese Drei den Leiden Du entsagst.
Willst Du sie wissen, so vernimm sie heut:
Gradheit, Urtheil und Verträglichkeit."

„Der Genius keines andern persischen Dichters ist dem Genius des Abendlandes fremder als der Enweri's," sagt Hammer a. a. O., S. 99. Note 2. (Vergl. Goethe's Noten, Abschn. Enweri.)

14. Folgte in der ersten Ausgabe des Divan unmittelbar auf Nr. 5. Vergl. Goethe's Spruch:

„Soll ich geringer von mir denken,
Weil ich Feinde habe?"

und die Sprüche in Prosa Nr. 219, 626, 1032 und 1033.

15. Vergl. oben I. 15: „Dichten ist ein Uebermuth", und V. 5. — Dümmer nicht Adverbium, sondern substantivisch für Dummeres.

16. Vergl. den Spruch:

„Warum uns Gott so wohlgefällt?
Weil er sich uns nie in den Weg stellt!"

400.

— und wie künftig noch ausführlicher erscheinen wird.

401.

Mit dem Künftigen hoffen wir so wohl als mit dem Vergangenen fertig zu werden.

Vierter Versuch.

402.

Hier führt Newton den Fall mit Seifenblasen an, welche ihre Farbe verändern, ohne daß man sagen könne, es trete dabei eine Veränderung der Grenze des Lichts und Schattens ein. Diese Instanz paßt hier gar nicht. Die Erscheinungen an den Seifenblasen gehören in ein ganz andres Fach, wie in unserem Entwurfe genugsam auseinandergesetzt ist.

403.

Wenn man zwar im Ganzen behauptet, daß zur Entstehung der Farbe ein Licht und Schatten, ein Licht und Nichtlicht nöthig sei, so kann doch diese Bedingung auf gar vielerlei Weise eintreten. Beim Refraktionsfall spricht sich aber jene allgemeine Bedingung als eine besondre, als Verrückung der Grenze zwischen Licht und Schatten aus.

404.

Zu diesen Versuchen kann man noch das zehnte Experiment des ersten Theils dieses Buchs hinzufügen.

405.

Wir können das, was hier gesagt ist, übergehen, weil wir bei Auslegung jenes Versuches schon auf die gegenwärtige Stelle Rücksicht genommen.

Zweite Proposition. Zweites Theorem.

Alles homogene Licht hat seine eigene Farbe, die seinem Grade der Refrangibilität entspricht, und diese Farbe kann weder durch Reflexionen noch Refraktionen verändert werden.

406.

Bei den Versuchen zu der vierten Proposition des ersten Theils dieses ersten Buchs, als ich die heterogenen Strahlen von einander geschieden hatte, —

407.

Wie reinlich diese Scheidung geschehen, ist unsern Freunden schon oben klar geworden, und Newton wird sogleich wieder selbst bekennen, wie es denn eigentlich mit dieser Absonderung aussehe.

408.

— erschien das Spektrum p t, welches durch die geschiedenen Strahlen hervorgebracht war, im Fortschritt —

409.

Hier ist also ein Fortschritt! Doch wol ein stetiger?

410.

— von dem Ende p, wohin die refrangibelsten Strahlen fielen, bis zu dem andern Ende t, wohin die wenigst refrangiblen Strahlen anlangten, gefärbt mit den Reihen von Farben, —

411.

Man bemerke wohl: Reihen.

412.

— Violet, Dunkel- und Hellblau, Grün, Gelb, Orange und Roth zugleich, —

413.

Man merke wohl: zugleich.

414.

— mit allen ihren Zwischenstufen —

415.

Die Reihen standen also nicht von einander ab, sondern sie hatten Stufen zwischen sich. Nun bemerke man, was folgt!

416.

— in einer beständigen Folge, die immer abwechselte, —

417.

Also oben hatten wir separirte Farben, und hier haben wir eine beständige Folge derselben; und mit wie leisem Schritt, man möchte auch wol sagen, in welcher stetigen Folge wird hier Lüge mit Wahrheit verbunden: Lüge, daß die Farben in jenem Experiment separirt worden, Wahrheit, daß sie in einer stetigen Folge erscheinen.

418.

— dergestalt, daß sie als ebenso viele Stufen von Farben erschienen, als es Arten von Strahlen giebt, die an Refrangibilität verschieden sind.

419.

Hier sind es nun wieder Stufen. In einer nach Newton's Weise dargestellten stetigen Reihe giebt es keine natürlichen Stufen, wohl aber künstliche; wie jedoch seinem künstlichen Stufenweisen die Natur, die er leugnet, heimlich zu Hilfe kommt, wissen theils unsre Leser schon, theils müssen wir später nochmals darauf zurückkommen.

Fünfter Versuch.

420.

Diese Farben also konnten durch Refraktion nicht weiter verändert werden. Ich erkannte das, als ich durch ein Prisma einen kleinen Theil bald dieses bald jenes Lichtes wieder der Brechung unterwarf; denn durch eine solche Brechung ward die Farbe des Lichtes niemals im Mindesten verändert.

421.

Wie es sich damit verhält, haben wir schon oben gezeigt, und man gebe nur Acht, wohin diese absoluten Assertionen, niemals, im Mindesten, sogleich hinauslaufen werden.

422.

Wir antizipiren hier eine Bemerkung, die eigentlich in die Geschichte der Farbenlehre gehört. Haüy in seinem Handbuch der Physik wiederholt obige Behauptung mit Newton's entschiedenen Worten; allein der deutsche Uebersetzer ist genöthigt, in einer Note anzufügen: „Ich werde unten Gelegenheit nehmen, zu sagen, von welchen Lichtarten des Farbenspektrums meinen eigenen Versuchen zufolge dies eigentlich gilt und von welchen nicht." Dasjenige also, von dessen absoluter Behauptung ganz allein die Haltbarkeit der Newtonischen Lehre abhinge, gilt und gilt nicht. Haüy spricht die Newtonische Lehre unbedingt aus, und so wird sie im Lyceen-Unterricht jedem jungen Franzosen unbedingt in den Kopf geprägt; der Deutsche muß mit Bedingungen hervortreten, und doch ist jene durch Bedingungen sogleich zerstörte Lehre noch immer die giltige; sie wird gedruckt, übersetzt, und das Publikum muß diese Märchen zum tausendsten Mal bezahlen.

Aber in solchen Bedingungen ist Newton seinen Schülern schon musterhaft vorgegangen, wie wir gleich wieder hören werden.

423.

Ward ein Theil des rothen Lichtes gebrochen, so blieb es völlig von derselben rothen Farbe wie vorher.

424.

Er fängt mit seinem günstigen Roth wieder an, damit ja jeder Experimentator auch wieder mit demselben anfange und, wenn er sich genug damit herumgequält, die übrigen Farben entweder fahren lasse oder die Erscheinungen wenigstens mit Vorurtheil betrachte. Deswegen fährt auch der Verfasser mit so bestimmter Sicherheit fort:

425.

Weder Orange noch Gelb, weder Grün noch Blau noch irgend eine neue Farbe ward durch diese Brechung hervorgebracht, auch ward die Farbe durch wiederholte Refraktionen keineswegs verändert, sondern blieb immer das völlige Roth wie zuerst.

426.

Wie es sich damit verhalte, ist oben umständlich ausgeführt.

427.

Die gleiche Beständigkeit und Unveränderlichkeit fand ich ebenfalls in blauen, grünen und andern Farben.

428.

Wenn der Verfasser ein gut Gewissen hat, warum erwähnt er denn der Farben hier außer der Ordnung? Warum erwähnt er das Gelbe nicht, an welchem die entgegengesetzten Ränder so deutlich erscheinen? Warum erwähnt er des Grünen zuletzt, an dem sie doch auch nicht zu verkennen sind?

429.

Ebenso, wenn ich durch ein Prisma auf einen Körper sah, der von einem Theil dieses homogenen Lichtes erleuchtet war, wie im vierzehnten Experiment des ersten Theils dieses Buchs beschrieben ist, so konnte ich keine neue Farbe, die auf diesem Weg erzeugt worden wäre, gewahr werden.

430.

Wie es sich damit verhalte, haben wir auch dort schon gewiesen.

431.

Alle Körper, die mit zusammengesetztem Lichte erleuchtet sind, erscheinen durch Prismen verworren, wie schon oben gesagt ist, und mit verschiedenen neuen Farben gefärbt; aber die, welche mit homogenem Lichte erleuchtet sind, schienen durch die Prismen weder undeutlicher noch anders gefärbt, als wenn man sie mit bloßen Augen sah.

432.

Die Augen müssen äußerst schlecht oder der Sinn muß ganz von Vorurtheil umnebelt sein, wenn man so sehen, so reden will.

433.

Die Farben dieser Körper waren nicht im Mindesten verändert durch die Refraktion des angewendeten Prismas.

434.

Man halte dieses absolute nicht im Mindesten nur einen Augenblick fest und höre!

435.

Ich spreche hier von einer merklichen (sensible) Veränderung der Farbe; —

436.

Merklich muß doch freilich etwas sein, wenn man es bemerken soll.

437.

— denn das Licht, das ich homogen nenne, —

438.

Hier haben wir den Kosacken-Hetman wieder.

439.

— ist nicht absolut homogen, und es könnte denn doch von seiner Heterogenität eine kleine Veränderung der Farbe entspringen.

Ist aber jene Heterogenität so klein, als sie bei jenen Experimenten zur vierten Proposition gemacht worden, so war diese Veränderung nicht merklich.

440.

Man gehe zu dem zurück, was wir bei jenen Experimenten gesagt haben, wobei auch auf gegenwärtige Stelle Rücksicht genommen worden, und man wird sich überzeugen, daß die sogenannte Newtonische Heterogenität gar nicht vermindert werden kann, und daß Alles nur Spiegelfechtereien sind, was er zu seinen sophistischen Zwecken vornimmt. Ebenso schlecht ist es mit der Homogenität bestellt. Genug, Alles, was er erst in seinen Propositionen absolut ausspricht, bedingt er nachher und flüchtet sich entweder ins Unendliche oder ins Indiscernible, wie er denn gegenwärtig auch thut, indem er schließt:

441.

Deswegen bei Experimenten, wo die Sinne Richter sind, —

442.

Auch ein eigner Ausdruck. Die Sinne sind keineswegs Richter, aber vortreffliche Zeugen, wenn sie außen gesund sind und von innen nicht bestochen.

443.

— jene allenfalls übrige Heterogenität für gar nichts gerechnet werden darf.

444.

Hier beißt sich die Schlange wieder in den Schwanz, und wir erleben zum hundertsten Mal immer ebendieselbe Ver-

fahrungsart. Erst sind die Farben völlig unveränderlich, dann wird eine gewisse Veränderung doch merklich, dieses Merkliche wird so lange acquält, bis es sich vermindert und wieder vermindert, aber doch den Sinnen nicht entzogen werden kann, und doch zuletzt für ganz und gar nichts erklärt. Ich möchte wol wissen, wie es mit der Physik aussähe, wenn man durch alle Kapitel so verfahren wäre.

Sechster Versuch.

445.

Wie nun diese Farben durch Refraktion nicht zu verändern sind, so sind sie es auch nicht durch Reflexion. Denn alle weiße, graue, rothe, gelbe, grüne, blaue, violete Körper, als Papier, Asche, Mennige, Auripigment, Indig, Bergblau, Gold, Silber, Kupfer, Gras, blaue Blumen, Veilchen, Wasserblasen mit verschiedenen Farben gefärbt, Papageienfedern, die Tinktur des nephritischen Holzes u. dgl. erschienen im rothen homogenen Lichte völlig roth, im blauen Licht völlig blau, im grünen Licht völlig grün, und so in den andern Farben.

446.

Wenn wir nicht von Newton gewohnt wären, daß dasjenige, was er angiebt, der Erfahrung geradezu widerspricht, so würde es unbegreiflich sein, wie er hier etwas völlig Unwahres behaupten kann. Der Versuch ist so einfach und läßt sich so leicht anstellen, daß die Falschheit dieser Angabe einem Jeden leicht vor die Augen gebracht werden kann.

Eigentlich gehört dieser Versuch in das Kapitel der scheinbaren Mischung, wo wir ihn auch (S. 565, 566) angeführt haben.

447.

Warum nimmt denn aber Newton zu seinem Zwecke farbige Pulver, Blumen, kleine Körper, die sich nicht gut hand-

haben lassen, da doch der Versuch sich sehr viel bequemer und Demjenigen, dem es ums Rechte zu thun ist, sehr viel deutlicher auf größern farbigen Flächen, z. B. auf farbigem Papier, am Deutlichsten zeigt?

448.

Es versteht sich zuerst, daß die weiße Fläche die sämmtlichen Farben des Bildes am Reinsten und Mächtigsten zeigen wird. Das Graue zeigt sie zwar auch rein, aber nicht so mächtig, und dies immer weniger, je mehr sich das Graue dem Schwarzen nähert. Nimmt man aber farbige Flächen, so entsteht die scheinbare Mischung, und die Farben des Spektrums erscheinen entweder, insofern sie mit der Farbe des Papiers übereinkommen, mächtiger und schöner, oder insofern sie der Farbe des Papiers widersprechen, unscheinbarer und undeutlicher; insofern sie aber sich mit der Farbe des Papiers vermischen und eine dritte hervorbringen können, wird diese dritte Farbe wirklich hervorgebracht. Dieses ist das wahre und naturgemäße Verhältniß, von welchem sich Jedermann überzeugen kann, der nur ein Prisma in die Sonne stellen und das Spektrum mit weißem, grauem oder farbigem Papier der Reihe nach auffangen will.

449.

Man bemerke nun, daß in dem Nächstfolgenden der Verfasser auf seine alte Manier das erst Ausgesprochene wieder bedingt.

450.

In dem homogenen Lichte einer jeden Farbe erschienen alle körperlichen Farben völlig von jener einen Farbe, mit dem einzigen Unterschied, daß einige derselben das Licht stärker, andre schwächer zurückwarfen.

451.

Mit stark und schwach läßt sich die Erscheinung nur bei Weiß und Grau und Schwarz ausdrücken; bei allen farbigen Flächen aber muß, wie gesagt, auf die Mischung gesehen werden, da sich denn das ereignet, was wir eben angezeigt haben.

452.

Und doch fand ich niemals einen Körper, der, wenn er das homogene Licht zurückwarf, merklich dessen Farbe verändern konnte.

453.

Hier haben wir das Wort merklich schon wieder, und doch ist es wol sehr merklich, wenn das gelbrothe Ende des Spektrums auf ein blaues oder violetes Papier geworfen wird, da denn sogleich mehr oder weniger die Purpurfarbe entsteht und so mit allen übrigen Mischungen, wie sie uns bekannt sind. Doch haben wir noch zu bemerken, daß die Art, wie Newton den Versuch mit Körpern oder körperlichen Gegenständen, mit Pulvern u. dgl. anstellt, etwas Kaptioses im Hinterhalte hat, weil alsdann nicht von einer reinen Fläche, sondern aus Höhen und Tiefen, aus erleuchteten und beschatteten Stellen das Licht zurück ins Auge kommt und der Versuch unsicher und unrein wird. Wir bestehen daher darauf, daß man ihn mit schönen farbigen, glatt auf Pappe gezogenen Papieren anstelle. Will man Taffent, Atlas, feines Tuch zu dem Versuche nehmen, so wird er mehr oder weniger schön und deutlich ausfallen.

Daß nunmehr Newton abermals mit seinem Ergo bibamus schließen werde, läßt sich erwarten; denn er setzt sehr glorios hinzu:

454.

Woraus denn klar ist, daß, wenn das Sonnenlicht nur aus einer Art Strahlen bestünde, nur eine Farbe in der ganzen Welt sein würde. Auch wird es nicht möglich sein, irgend eine neue Farbe durch Reflexionen und Refraktionen hervorzubringen, und folglich hängt die Verschiedenheit der Farben von der Zusammensetzung des Lichtes ab.

455.

Unsre Leser, welche einsehen, wie es mit den Prämissen steht, werden die Schlußfolge von selbst würdigen können.

17.

Gesteht's! Die Dichter des Orients
Sind größer als wir des Occidents.
Worin wir sie aber völlig erreichen,
Das ist im Haß auf Unsresgleichen.

18.

Ueberall will Jeder obenauf sein,
Wie's eben in der Welt so geht.
Jeder sollte freilich grob sein,
Aber nur in dem, was er versteht.

19.

Verschon uns, Gott, mit Deinem Grimme!
Zaunkönige gewinnen Stimme.

---

und Riemer's Mittheilungen, II. 704. Goethe verbat sich daher in seinem Kreise die huldigende Bezeichnung als göttlicher Dichter oder ähnliche, weil er darin nur einen Kunstgriff sah, um seinen gelegentlichen Widerspruch zu beseitigen, da er dann auch, wie Gott, Jedem seinen Willen lassen solle. „Gott erzeigt uns die Ehre, uns für etwas gelten zu lassen" (Spruch Goethe's vom 9. Aug. 1810. Riemer, Br., S. 335).

17. Nicht blos im Haß, auch im Problen fand der Dichter den Occident dem Orient gewachsen (s. Werke, II. 350. 60.

18. Die Grodheit als Begleiterin der Meisterschaft. Die Kehrseite im Spruch Werke, II. 381:

„Verständige Leute kannst Du irren sehn,
In Sachen nämlich, die sie nicht verstehn."

19. Nach der Fabel vom Adler und Zaunkönig (Grimm's Märchen, Nr. 171, und Pfeiffer's Germania, VI. 89). Ebenso sagte Goethe in den Xenien: „Fürwahr, der schlechte Dichter
Wird noch Euer Meister sein" (Werke, II. 383, 7).

Vergl. auch unten den Spruch Nr. 59.

Definition.

456.

Das homogene Licht, die homogenen Strahlen, welche roth erscheinen oder vielmehr die Gegenstände so erscheinen machen, nenne ich rubrifik oder rothmachend, diejenigen, durch welche die Gegenstände gelb, grün, blau, violet erscheinen, nenne ich gelbmachend, grünmachend, blaumachend, violetmachend, und so mit den übrigen. Denn wenn ich manchmal von Licht und Strahlen rede, als wenn sie gefärbt oder von Farben durchdrungen wären, so will ich dieses nicht philosophisch und eigentlich gesagt haben, sondern auf gemeine Weise, nach solchen Begriffen, wie das gemeine Volk, wenn es diese Experimente sähe, sie sich vorstellen könnte. Denn eigentlich zu reden, sind die Strahlen nicht farbig, es ist nichts darin als eine gewisse Kraft und Disposition, das Gefühl dieser oder jener Farbe zu erregen; denn wie der Klang einer Glocke, einer Musikſaite, eines andern klingenden Körpers nichts als eine zitternde Bewegung ist, und in der Luft nichts als diese Bewegung, die von dem Objekt fortgepflanzt wird, und im Sensorium das Gefühl dieser Bewegung unter der Form des Klanges: ebenso sind die Farben der Gegenstände nur eine Disposition, diese oder jene Art Strahlen häufiger als die übrigen zurückzuwerfen; in den Strahlen aber ist nichts als ihre Disposition, diese oder jene Bewegung bis zum Sensorium fortzupflanzen, und im Sensorium sind es Empfindungen dieser Bewegungen unter der Form von Farben.

457.

Wie unter der Rubrik einer Definition diese wunderliche

theoretische Stelle hier eingeschaltet wird, einigermaßen begreiflich zu machen, ist hier vor allen Dingen unsre Pflicht, weil wir allein dadurch zu einer bessern Einsicht in die Stelle selbst gelangen können. Die Geschichte der Farbenlehre benachrichtigt uns, daß sogleich als Newton mit seiner Erklärung des prismatischen Phänomens hervortrat, die Naturforscher der damaligen Zeit, wohl bemerkend, daß nach dieser Art, sich die Sache zu denken, die Farben körperlich in dem Lichte enthalten sein müßten, ihm die damals sehr in Gunst stehende Theorie der Schwingungen entgegensetzten und behaupteten, daß die Farben bequemer und besser auf diesem Wege erklärt oder gedacht werden könnten. Newton erwiderte, daß es ganz gleichgültig sei, was man für eine höhere Theorie zu Erklärung dieser Phänomene anwenden wolle: ihm sei es nur um die Thatsache zu thun, daß diese farbebringenden Eigenschaften des Lichtes durch Refraktion manifestirt würden und sich eben auch so durch Reflexion, Inflexion u. s. w. manifestirten. Diese Schwingungslehre, diese Vergleichung der Farbe mit dem Ton ward durch Malebranche abermals begünstigt, und man war also auch in Frankreich geneigt dazu. Gegenwärtige Definition oder Deklaration steht also hier, um jene theoretische Differenz aufzuheben und zu neutralisiren, das Atomistische der Newtonischen Vorstellungsart mit der dynamischen seiner Gegner zu amalgamiren, dergestalt, daß es wirklich aussehe, als sei zwischen beiden Lehren kein Unterschied. Der Leser kommentire sich die Stelle selbst und bemerke das Zusammenknoten dynamischer und atomistischer Ausdrücke.

458.

In dieser unserer Erläuterung liegt die Antwort für Diejenigen, welche die Frage aufwerfen, wie sich die Newtonische Farbenlehre noch habe allgemein erhalten können, da späterhin Euler die Schwingungslehre wieder angeregt und in Gunst gebracht. Man ließ sich nämlich gefallen, daß die verschiedenen Schwingungsmöglichkeiten, die im Lichte sich heimlich befinden, durch Refraktion und andere äußere Bestimmungen zur Erscheinung gebracht würden; wodurch man denn auch nicht weiter kam, wie Newton selbst bei Gelegenheit seiner KontroverS und in der oben angeführten Stelle anmerkt und behauptet.

459.

Dieser Verhältnisse aber hier zu erwähnen, hat Newton noch einen besondern Anlaß. Er bereitet sich vor, das Verhältniß der Farben seines Spektrums zu messen, und diese Verhältnisse mit denen des Tons zu vergleichen; wobei ihm denn jene Schwingungslehre zur Einleitung dient.

Dritte Proposition. Erstes Problem.

Die Refrangibilität der verschiedenen Arten des homogenen Lichts, wie sie den verschiedenen Arten Farben entspricht, zu bestimmen.

Siebenter Versuch.

460.

Der Verfasser, welcher wol gefühlt haben mag, daß seine Farbenlehre sich im physikalischen Kreise völlig isolire, daß seine Erklärung der Phänomene mit der Erklärung andrer Naturerscheinungen sich nicht wohl verbinden lasse, geht nun darauf aus, die Maßverhältnisse seines Spektrums an die Tonverhältnisse anzuschließen und durch diese Verbindung seiner Meinung einigen Rückenhalt zu verschaffen.

461.

Ganz vergeblicherweise knüpft er daher gegenwärtigen Versuch an den fünften des ersten Theils und an dasjenige was bei Gelegenheit der vierten Proposition gesagt worden; denn eigentlich nimmt er sein gewöhnlich Spektrum, läßt es aufs Papier fallen, auf welchem der Umriß gezeichnet ist, und zieht alsdann an der Grenze jeder Farbe Querlinien, um den Raum, den eine jede einnimmt, und die Verhältnisse der Distanzen von einander zu messen.

462.

Nachdem er also im Vorhergehenden viele Zeit und Papier verdorben, um gegen die Natur zu beweisen, daß das

Spektrum aus unendlichen in einander greifenden Farbenzirkeln bestehe, so lassen sich nun auf einmal Querlinien ziehen durch die Grenzen, wo eine die andere berührt, eine von der andern zu unterscheiden ist.

463.

Wie nun bei dem Verfasser Wahrheit und Irrthum innig mit einander verbunden sind, weswegen sein Amalgama sich um so schwerer beurtheilen läßt, so tritt auch hier das Wahre, daß die Farben im perpendikularen Spektrum sich ziemlich mit horizontalen Strichen bezeichnen lassen, zum ersten Mal auf; allein der Irrthum, daß diese Farben unter sich ein feststehendes Maßverhältniß haben, wird zugleich mit eingeführt und gewinnt durch Messungen und Berechnungen ein ernsthaftes und sichres Ansehen.

464.

Wie es sich mit diesen beiden Punkten verhalte, ist unsern Lesern schon genugsam bekannt. Wollen sie sich's kürzlich wiederholen, so dürfen sie nur nochmals unsre fünfte Tafel vor sich nehmen. Wir haben auf derselben das verrückte helle Bild viereckt angenommen, wobei man am Deutlichsten sehen kann, wie es sich mit der Sache verhält. Die Farben der gezeichneten Durchschnitte erscheinen zwischen horizontalen parallelen Linien. Erst sind sie durch das Weiße getrennt, dann tritt das Gelbe und Blaue über einander, so daß ein Grünes erscheint. Dieses nimmt endlich überhand; denn das Gelbe und Blaue verliert sich in demselben. Man sieht deutlich, indem man diese Tafel betrachtet, daß jeder Durchschnitt, den man durch die fortschreitende Erscheinung macht, anders ausfällt, und daß nur derjenige, über den ein punktirtes Oval gezeichnet ist, mit dem Newtonischen Spektrum allenfalls übereinkommt. Ebenso verhält es sich mit dem verrückten dunklen Bilde auf der sechsten Tafel, wodurch die Sache vollkommen ins Klare gesetzt wird.

465.

Uns scheint sie so außer allem Streit, daß wir die Messungen und die darauf gegründeten Zahlen und Berechnungen ohne Weiteres übergehen, um so mehr als man dieses Scheingebäude bei dem Autor selbst beliebig nachsehen kann, be-

haupten aber ausdrücklich, daß diese hier ausgegrübelten Terzen, Quarten, Quinten blos imaginär seien, und daß sich von dieser Seite keine Vergleichung der Farbe und des Tons denken lasse.

Achter Versuch.

466.

Wie nun in dem vorigen Versuche das durchs Glasprisma hervorgebrachte Spektrum angeblich gemessen und seine Verhältnisse fälschlich berechnet worden, so geht der Verfasser auf Verbindung mehrerer Mittel über, um die verschiedene Farbenerscheinung nach dem einmal gefundenen Gesetz zu bestimmen.

467.

Zu diesem Zwecke nimmt er ein Wasserprisma mit unterwärts gekehrtem brechenden Winkel, setzt in dasselbe ein Glasprisma, den brechenden Winkel oberwärts gekehrt, und läßt alsdann das Sonnenlicht durchfallen. Nun versucht er so lange, bis er ein Glasprisma findet, das bei geringerem Winkel als das Wasserprisma durch stärkere Refraktion die Refraktion des Wasserprismas verbessert, dergestalt daß die einfallenden und ausfallenden Strahlen mit einander parallel werden; da denn nach verbesserter Brechung die Farbenerscheinung verschwunden sein soll.

468.

Wir übersetzen und bestreiten dieses Experiment nicht, indem dessen Unstatthaftigkeit von Jedermann anerkannt ist; denn daß Newton hier einen wichtigen Umstand übersehen, mußte sogleich in die Augen fallen, als die Achromasie bei fortdauernder Refraktion oder umgekehrt die Chromasie bei aufgehobener Refraktion entdeckt war.

469.

Indessen war es sehr verzeihlich, daß Newton hier nicht genau nachspürte. Denn da er den Grund der Farbenerscheinung in die Refraktion selbst legte, da er die Brechbarkeit, die verschiedene Brechbarkeit ausgesprochen und festgesetzt hatte,

so war nichts natürlicher, als daß er die Wirkung der Ursache gleich setzte, daß er glaubte und behauptete, ein Mittel, das mehr breche, müsse auch die Farben stärker hervorbringen, und indem es die Brechung eines andern aufhebe, auch zugleich die Farbenerscheinung wegnehmen. Denn indem die Brechbarkeit aus der Brechung entspringt, so muß sie ja mit ihr gleichen Schritt halten.

470.

Man hat sich verwundert, daß ein so genauer Experimentator, wofür man Newton bisher gehalten, daß ein so vortrefflicher Beobachter ein solches Experiment anstellen und den Hauptumstand dabei übersehen konnte. Aber Newton hat nicht leicht einen Versuch angestellt, als insofern er seiner Meinung günstig war; wenigstens beharrt er nur auf solchen, welche seiner Hypothese schmeicheln. Und wie sollte er eine diverse Refrangibilität, die von der Refraktion selbst wieder divers wäre, auch nur ahnen? In der Geschichte der Farbenlehre werden wir die Sache weiter auseinandersetzen, wenn von Dollond's Erfindung die Rede sein wird, da wir in unserm Entwurf das Naturverhältniß deutlich gemacht haben (682—687).

471.

Eigentlich war die Newtonische Lehre auf der Stelle todt, sobald die Achromasie entdeckt war. Geistreiche Männer, z. B. unser Klügel, empfanden es, drückten sich aber unentschieden darüber aus. Der Schule hingegen, welche sich schon lange gewöhnt hatte, an dieser Lehre zu leimen, zu flicken und zu verkleistern, fehlte es nicht an Wundärzten, welche den Leichnam balsamirten, damit er auf ägyptische Weise auch nach seinem Tode bei physischen Gelagen präsidiren möge.

472.

Man brauchte neben der verschiedenen Brechbarkeit auch noch den Ausdruck einer verschiedenen Zerstreubarkeit, indem man das unbestimmte, schon von Grimaldi, Rizzetti, Newton selbst und Andern gebrauchte Wort Zerstreuen hier in einem ganz eigenen Sinne anwendete und, so ungeschickt es auch war, der neu bekannt gewordenen Erscheinung anpaßte, ihm ein großes Gewicht gab und eine Lehre durch Redensarten rettete, die eigentlich nur aus Redensarten bestand.

473.

Uebergehen wir nun die bei dieser Gelegenheit vorgebrachten Messungen und Berechnungen, welche schon von der physischen und mathematischen Welt für falsch erklärt worden, so übersetzen und beleuchten wir doch die Schlußrede, welche den Uebergang zu neuen Kunststücken macht, durch die wir nicht ins Licht, sondern hinter das Licht geführt werden sollen. Denn also spricht der Verfasser:

474.

Nimmt man nun diese Theoreme in die Optik auf, —

475.

Es ist sehr wunderbar, daß er diese Empfehlung gerade an einer Stelle anbringt, welche nun schon durchaus für falsch anerkannt ist.

476.

— so hätte man Stoff genug, diese Wissenschaft weitläuftig (voluminously) nach einer neuen Manier zu behandeln, nicht allein bei dem Vortrag Alles dessen, was zur Vollkommenheit des Sehens beiträgt, sondern auch indem man mathematisch alle Arten der Farbenphänomene, welche durch Refraktion entstehen können, bestimmte.

477.

Daß man aber ebendieses auf Newton's Weise nach Anleitung des letzten Experiments that, dadurch ist die Verbesserung der dioptrischen Fernröhre und die wahre Einsicht in die Natur der Farbe überhaupt, besonders aber der Farbe, insofern sie durch Refraktion entsteht, auf lange Zeit unmöglich gemacht worden.

Nun folgt ein ganz leiser Uebergang zu dem, was wir uns zunächst sollen gefallen lassen.

478.

Denn hiezu ist nichts weiter nöthig, als daß man die Absonderung der heterogenen Strahlen finde, —

479.

Welche wunderlichen Anstalten er hierzu gemacht, wie wenig er damit zu Stande gekommen, ist von uns genau und weitläuftig ausgeführt. Aber man merke wohl, was noch weiter nöthig ist!

480.

— und ihre verschiedenen Mischungen und Proportionen in jeder Mischung.

481.

Also erst soll man sie absondern und dann wieder mischen, ihre Proportion in der Absonderung, ihre Proportion in der Mischung finden. Und was hat man denn davon? Was aber der Autor darunter hat, wird sich bald zeigen, indem er uns mit den Mischungen in die Enge treiben will. Indessen fährt er fort, goldne Berge zu versprechen.

482.

Auf diesem Wege zu denken und zu schließen (way of arguing) habe ich die meisten Phänomene, die in diesem Buche beschrieben sind, erfunden, —

483.

Ja wohl hat er sie erfunden oder sie vielmehr seinem Argumentiren angepaßt.

484.

— und andre mehr, die weniger zu der gegenwärtigen Abhandlung gehören. Und ich kann bei den Fortschritten, die ich in den Versuchen gemacht habe, wohl versprechen, daß Derjenige, der recht denken und folgern und Alles mit guten Gläsern und hinreichender Vorsicht unternehmen wird, des erwarteten Erfolgs nicht ermangeln soll.

485.

Der erwartete Erfolg wird nur der sein, wie er es denn

auch gewesen ist, daß eine Hypothese immer mehr ausgeputzt wird und die vorgefaßte Meinung im Sinn immer mehr erstarrt.

486.

Aber man muß zuerst erkennen, was für Farben von andern, die man in bestimmter Proportion vermischt, entstehen können.

487.

Und so hätte uns der Verfasser ganz leise wieder an eine Schwelle hingeführt, über die er uns in eine neue Konkameration seines Wahnes höflicherweise hineinnöthigt.

Vierte Proposition. Drittes Theorem.

Man kann Farben durch Zusammensetzung hervorbringen, welche den Farben des homogenen Lichts gleich sind dem Ansehn der Farben nach, aber keineswegs was ihre Unveränderlichkeit und die Konstitution des Lichtes betrifft. Und je mehr man diese Farben zusammensetzt, desto weniger satt und stark werden sie: ja, sie können, wenn man sie allzu sehr zusammensetzt, so diluirt und geschwächt werden, daß sie verschwinden und sich in Weiß oder Grau verwandeln. Auch lassen sich Farben durch Zusammensetzung hervorbringen, welche nicht vollkommen den Farben des homogenen Lichtes gleich sind.

488.

Was diese Proposition hier bedeuten solle, wie sie mit dem Vorhergehenden eigentlich zusammenhange und was sie für die Folge beabsichtige, müssen wir vor allen Dingen unsern Lesern deutlich zu machen suchen. Die falsche Ansicht des Spektrums, daß es ursprünglich aus einer stetigen Farben-

reihe beliebe, hatte Newton in dem Vorhergehenden noch mehr befestigt, indem er darin eine der Tonleiter ähnliche Skale gefunden haben wollte.

489.

Nun müssen wir aber, daß man, um der Erscheinung auf den Grund zu kommen, zugleich ein verrücktes helles und ein verrücktes dunkles Bild betrachten muß. Da finden sich nun zwei Farben, die man für einfach ansprechen kann, Gelb und Blau, zwei gesteigerte, Gelbroth und Blauroth, und zwei gemischte, Grün und Purpur. Auf diese Unterschiede hatte Newton keine Acht, sondern betrachtete nur die bei starker Verrückung eines hellen Bildes vorkommenden Farben, unterschied, zählte sie, nahm ihrer fünf oder sieben an, ja ließ deren, weil in einer stetigen Reihe sich unendliche Einschnitte machen lassen, unzählige gelten, und diese alle sollten nun, so viel ihrer auch sein möchten, primitive, primäre, in dem Licht für sich befindliche Urfarben sein.

490.

Bei genauerer Betrachtung mußte er jedoch finden, daß manche von diesen einfachen Urfarben gerade so aussahen wie andere, die man durch Mischung hervorbringen konnte. Wie nun aber das Gemischte dem Ursprünglichen und das Ursprüngliche dem Gemischten ähnlich, ja gleich sein könne, dies wäre freilich in einem naturgemäßen Vortrag schwer genug darzustellen gewesen; in der Newtonischen Behandlung wird es jedoch möglich, und wir wollen, ohne uns weiter im Allgemeinen aufzuhalten, gleich zu dem Vortrag des Verfassers übergehen und in kurzen Anmerkungen wie bisher unsere Leser aufmerksam machen, worauf es denn eigentlich mit diesem Mischen und Wiedermischen am Ende hinausgeht.

491.

Denn eine Mischung von homogenem Roth und Gelb bringt ein Orange hervor, gleich an Farbe dem Orange, das in der Reihe von ungemischten prismatischen Farben zwischeninne liegt; aber das Licht des einen Orange ist homogen, die Refrangibilität betreffend, das andere aber ist heterogen; denn die Farbe

20.

Will der Neid sich doch zerreißen,
Laß ihn seinen Hunger speisen!

21.

Sich im Respekt zu erhalten,
Muß man recht borstig sein.
Alles jagt man mit Falken,
Nur nicht das wilde Schwein.

22.

Was hilft's dem Pfaffenorden,
Der mir den Weg verrannt?
Was nicht gerade erfaßt worden,
Wird auch schief nicht erkannt.

---

20. Anders ausgedrückt (Werke, II. 373):

„Soll der Neider zerplatzen,
Begieb Dich Deiner Frazen!"

— Zerreißen, sich abmühen, sich in Unkosten setzen (s. diesen Gebrauch oben in V. 5. Strophe 4, und Werke, II. 331. 6). — Hunger speisen wie (Werke, II. 386. 7) „Laß Neid und Mißgunst sich verzehren!"

Seinen Hunger speisen (manger sa faim) wird in Persien vom Bettler gebraucht (Chardin, 4. 109). Aehnlich sagt man im Französischen: „dégérer son verroux". Die Lasterhaften essen Gottes Gericht (Koran, Sure 77. V. 40), und Dünzer führt das deutsche Sprichwort an:

„Der Neid mag nichts essen außer sein Herz."

21. Nutzanwendung des Dichters, der persischen Falkenjagd entnommen. Chardin (4. 28) erzählt, daß die Falken dort auf alle jagdbaren Thiere abgerichtet werden, nur nicht auf das wilde Schwein (on les [les faucons] dresse aussi à arrêter toutes sortes de bêtes fauves, excepté le sanglier).

22. Unter dem Pfaffenorden sind wol Goethe's Gegner aus dem Lager der Römischen Konvertiten, der Dichter (Fr. Schlegel, Werner, Stolberg) wie der Maler, zu verstehen. Seine Kunstrichtung wurde von ihnen, als Protestanten, nicht gerade, von ihnen als Katholiken schief beurtheilt.

des ersten, wenn man sie durch ein Prisma ansieht, bleibt unverändert, die von dem zweiten wird verändert und in die Farben zerlegt, die es zusammensetzen, nämlich Roth und Gelb.

492.

Da uns der Verfasser mit so verschiedenen umständlichen Versuchen gequält hat, warum giebt er nicht auch hier den Versuch genau an? Warum beruft er sich nicht auf einen der vorigen, an den man sich halten könnte? Wahrscheinlicherweise ist er denjenigen ähnlich, die wir oben (154 und 155) mit eingeführt haben, wo ein paar prismatische Bilder entweder im Ganzen oder theilweise objektiv über einander geworfen und dann, durch ein Prisma angesehen, subjektiv aus einander gerückt werden. Newton's Intention hierbei ist aber keine andere, als eine Ausflucht sich zu bereiten, damit, wenn bei abermaliger Verrückung seiner homogenen Farbenbilder sich neue Farben zeigen, er sagen könne, jene seien eben nicht homogen gewesen; da denn freilich Niemand Einem, der auf diese Weise lehrt und disputirt, etwas anhaben kann.

493.

Auf dieselbe Weise können andere benachbarte homogene Farben neue Farben hervorbringen, den homogenen gleich, welche zwischen ihnen liegen, z. B. Gelb und Grün.

494.

Man bemerke, wie listig der Verfasser auftritt! Er nimmt hier sein homogenes Grün, da doch Grün als eine zusammengesetzte Farbe durchaus anerkannt ist.

495.

Gelb und Grün also bringen die Farbe hervor, die zwischen ihnen beiden liegt.

496.

Das heißt also ungefähr ein Papageigrün, das nach der Natur und in unserer Sprache durch mehr Gelb und weniger Blau hervorgebracht wird. Aber man gebe nur weiter Acht!

497.

Und nachher, wenn man Blau dazuthut, so wird es ein Grün werden von der mittlern Farbe der drei, woraus es zusammengesetzt ist.

498.

Erst macht er also Grün zur einfachen Farbe und erkennt das Gelb und Blau nicht an, woraus es zusammengesetzt ist; dann giebt er ihm ein Uebergewicht von Gelb, und dieses Uebergewicht von Gelb nimmt er durch eine Beimischung von Blau wieder weg, oder vielmehr, er verdoppelt nur sein erstes Grün, indem er noch eine Portion neues Grün hinzubringt. Er weiß aber die Sache ganz anders auszulegen.

499.

Denn das Gelbe und Blaue an jeder Seite, wenn sie in gleicher Menge sind, ziehen das mittlere Grün auf gleiche Weise zu sich und halten es, wie es war, im Gleichgewicht, so daß es nicht mehr gegen das Gelbe auf der einen, noch gegen das Blaue an der andern sich neigt, sondern durch ihre gemischten Wirkungen als eine Mittelfarbe erscheint.

500.

Wie viel kürzer wär' er davongekommen, wenn er der Natur die Ehre erzeigt und das Phänomen, wie es ist, ausgesprochen hätte, daß nämlich das prismatische Blau und Gelb, die erst im Spektrum getrennt sind, sich in der Folge verbinden und ein Grün machen, und daß im Spektrum an kein einfaches Grün zu denken sei. Was hilft es aber! Ihm und seiner Schule sind Worte lieber als die Sache.

501.

Zu diesem gemischten Grün kann man noch etwas Roth und Violet hinzuthun, und das Grüne wird nicht gleich verschwinden, sondern nur weniger voll und lebhaft werden. Thut man noch mehr Roth und

Violet hinzu, so wird es immer mehr und mehr verdünnt, bis durch das Uebergewicht von hinzugethanen Farben es überwältigt und in Weiß oder in irgend eine andre Farbe verwandelt wird.

502.

Hier tritt wieder das Hauptübel der Newtonischen Lehre herein, daß sie das ἄπειρον der Farbe verkennt und immer glaubt, mit Lichtern zu thun zu haben. Es sind aber keineswegs Lichter, sondern Halblichter, Halbschatten, welche durch gewisse Bedingungen als verschiedenfarbig erscheinen. Bringt man nun diese verschiedenen Halblichter, diese Halbschatten über einander, so werden sie zwar nach und nach ihre Spezifikation aufgeben, sie werden aufhören, Blau, Gelb oder Roth zu sein, aber sie werden keineswegs dadurch diluirt. Der Fleck des weißen Papiers, auf den man sie wirft, wird dadurch dunkler; es entsteht ein Halblicht, ein Halbschatten, aus so viel andern Halblichtern, Halbschatten zusammengesetzt.

503.

So wird, wenn man zu der Farbe von irgend einem homogenen Lichte das weiße Sonnenlicht, das aus allen Arten Strahlen zusammengesetzt ist, hinzuthut, diese Farbe nicht verschwinden oder ihre Art verändern, aber immer mehr und mehr verdünnt werden.

504.

Man lasse das Spektrum auf eine weiße Tafel fallen, die im Sonnenlicht steht, und es wird bleich aussehen wie ein anderer Schatten auch, auf welchen das Sonnenlicht wirkt, ohne ihn ganz aufzuheben.

505.

Zuletzt, wenn man Roth und Violet mischt, so werden nach verschiedenen Proportionen verschiedene Purpurfarben zum Vorschein kommen, und zwar solche, die keiner Farbe irgend eines homogenen Lichtes gleichen.

506.

Hier tritt denn endlich der Purpur hervor, das eigentliche, wahre, reine Roth, das ſich weder zum Gelben noch zum Blauen hinneigt. Dieſe vornehmſte Farbe, deren Entſtehung wir im Entwurf in phyſiologiſchen, phyſiſchen und chemiſchen Fällen hinreichend nachgewieſen haben, fehlt dem Newton, wie er ſelbſt geſteht, in ſeinem Spektrum ganz, und das blos deswegen, weil er nur das Spektrum eines verrückten hellen Bildes zum Grunde ſeiner Betrachtung legt und das Spektrum eines verrückten dunklen Bildes nicht zugleich aufführt, nicht mit dem erſten parallelisirt. Denn wie bei Verrückung des hellen Bildes endlich in der Mitte Gelb und Blau zuſammenkommen und Grün bilden, ſo kommen bei Verrückung des dunklen Bildes endlich Gelbroth und Blauroth zuſammen. Denn das, was Newton am einen Ende ſeiner Farbenſkale Roth nennt, iſt eigentlich nur Gelbroth, und er hat alſo unter ſeinen primitiven Farben nicht einmal ein vollkommenes Roth. Aber ſo muß es Allen ergehen, die von der Natur abweichen, welche das Hinterſte zuvörderſt ſtellen, das Abgeleitete zum Urſprünglichen erheben, das Urſprüngliche zum Abgeleiteten erniedrigen, das Zuſammengeſetzte einfach, das Einfache zuſammengeſetzt nennen. Alles muß bei ihnen verkehrt werden, weil das Erſte verkehrt war; und doch finden ſich Geiſter vorzüglicher Art, die ſich auch am Verkehrten erfreuen.

507.

Und aus dieſen Purpurfarben, wenn man Gelb und Blau hinzumiſcht, können wieder andre, neue Farben erzeugt werden.

508.

Und ſo hätte er denn ſein Miſchen und Mengen auf die konfuſeſte Weiſe zu Stande gebracht; worauf es aber eigentlich angeſehn iſt, zeigt ſich im Folgenden.

Durch dieſe Miſchung der Farben ſucht er ihre ſpezifiſche Wirkung endlich zu neutraliſiren und möchte gar zu gern aus ihnen Weiß hervorbringen, welches ihm zwar in der Erfahrung nicht geräth, ob er gleich mit Worten immer verſichert, daß es möglich und thulich ſei.

Fünfte Proposition. Viertes Theorem.

Das Weiße und alle graue Farben zwischen Weiß und Schwarz können aus Farben zusammengesetzt werden, und die Weiße des Sonnenlichts ist zusammengesetzt aus allen Urfarben (primary), in gehörigem Verhältniß vereinigt.

509.

Wie es sich mit dem Ersten verhalte, haben wir in den Kapiteln der realen und scheinbaren Mischung genugsam dargelegt, und die zweite Hälfte der Proposition wissen unsre Leser auch zu schätzen. Wir wollen jedoch sehen, wie er das Vorgebrachte zu beweisen gedenkt.

Neunter Versuch.

510.

Die Sonne schien in eine dunkle Kammer durch eine kleine runde Oeffnung in dem Fensterladen und warf das gefärbte Bild auf die entgegengesetzte Wand. Ich hielt ein weißes Papier an die Seite, auf die Art, daß es durch das vom Bild zurückgeworfene Licht erleuchtet wurde, ohne einen Theil des Lichtes auf seinem Wege vom Prisma zum Spektrum aufzufangen, und ich fand, wenn man das Papier näher zu einer Farbe als zu den übrigen hielt, so erschien es von dieser Farbe; wenn es aber gleich oder fast gleich von allen Farben entfernt war, so daß alle es erleuchteten, erschien es weiß.

511.

Man bedenke, was bei dieser Operation vorgeht. Es ist nämlich eine unvollkommene Reflexion eines farbigen halbhellen Bildes, welche jedoch nach den Gesetzen der scheinbaren

Mittheilung geschieht (S. 588—592). Wir wollen aber den Verfasser ausreden lassen, um alsdann das wahre Verhältniß im Zusammenhang vorzubringen.

512.

Wenn nun bei dieser letzten Lage des Papiers einige Farben aufgefangen wurden, verlor dasselbe seine weiße Farbe und erschien in der Farbe des übrigen Lichtes, das nicht aufgefangen war. Auf diese Weise konnte man das Papier mit Lichtern von verschiedenen Farben erleuchten, namentlich mit Roth, Gelb, Grün, Blau und Violet, und jeder Theil des Lichts behielt seine eigene Farbe, bis er aufs Papier fiel und von da zum Auge zurückgeworfen wurde, so daß er, wenn entweder die Farbe allein war und das übrige Licht aufgefangen, oder wenn sie prädominirte, dem Papier seine eigene Farbe gab; war sie aber vermischt mit den übrigen Farben in gehörigem Verhältniß, so erschien das Papier weiß und brachte also diese Farbe in Zusammensetzung mit den übrigen hervor. Die verschiedenen Theile des farbigen Lichtes, welche das Spektrum reflektirt, indem sie von daher durch die Luft fortgepflanzt werden, behalten beständig ihre eigenen Farben; denn wie sie auch auf die Augen des Zuschauers fallen, so erscheinen die verschiedenen Theile des Spektrums unter ihren eigenen Farben. Auf gleiche Weise behalten sie auch ihre eigenen Farben, wenn sie auf das Papier fallen; aber dort machen sie durch Verwirrung und vollkommene Mischung aller Farben die Weiße des Lichts, welche von dorther zurückgeworfen wird.

513.

Die ganze Erscheinung ist, wie gesagt, nichts als eine unvollkommene Reflexion. Denn erstlich bedenke man, daß

das Spektrum selbst ein dunkles, aus lauter Schattenlichtern zusammengesetztes Bild sei. Man bringe ihm nah an die Seite eine zwar weiße, aber doch rauhe Oberfläche, wie das Papier ist, so wird jede Farbe des Spektrums von derselben, obgleich nur schwach, reflektiren, und der aufmerksame Beobachter wird die Farben noch recht gut unterscheiden können. Weil aber das Papier auf jedem seiner Punkte von allen Farben zugleich erleuchtet ist, so neutralisiren sie sich gewissermaßen einander, und es entsteht ein Dämmerschein, dem man keine eigentliche Farbe zuschreiben kann. Die Hellung dieses Dämmerscheins verhält sich wie die Dämmerung des Spektrums selbst, keineswegs aber wie die Hellung des weißen Lichtes, ehe es Farben annahm und sich damit überzog. Und dieses ist immer die Hauptsache, welcher Newton ausweicht. Denn man kann freilich aus sehr hellen Farben, auch wenn sie körperlich sind, ein Grau zusammensetzen, das sich aber von weißer Kreide z. B. schon genugsam unterscheidet. Alles dies ist in der Natur so einfach und so kurz, und nur durch diese falschen Theorien und Sophistereien hat man die Sache ins Weite, ja ins Unendliche gespielt.

514.

Will man diesen Versuch mit farbigen Papieren, auf die man das Sonnenlicht gewaltig fallen und von da auf eine im Dunklen stehende Fläche reflektiren läßt, anstellen, in dem Sinne, wie unsere Kapitel von scheinbarer Mischung und Mittheilung der Sache erwähnen, so wird man sich noch mehr von dem wahren Verhältniß der Sache überzeugen, daß nämlich durch Verbindung aller Farben ihre Spezifikation zwar aufgehoben, aber das, was sie alle gemein haben, das στυγόν, nicht beseitigt werden kann.

515.

In den drei folgenden Experimenten bringt Newton wieder neue Kunststückchen und Bosseleien hervor, ohne das wahre Verhältniß seines Apparats und der dadurch erzwungenen Erscheinung anzugeben. Nach gewohnter Weise ordnet er die drei Experimente falsch, indem er das komplizirteste voransetzt, ein anderes, das dieser Stelle gewissermaßen fremd ist, folgen läßt und das einfachste zuletzt bringt. Wir werden daher, um uns und unsern Lesern die Sache zu erleichtern, die Ordnung umkehren und wenden uns deshalb sogleich zum

Zwölften Verſuch.

516.

Das Licht der Sonne gehe durch ein großes Prisma durch, falle ſodann auf eine weiße Tafel und bilde dort einen weißen Raum.

517.

Newton operirt alſo hier wieder in dem zwar refrangirten, aber doch noch ungefärbten Lichte.

518.

Gleich hinter das Prisma ſetze man einen Kamm.

519.

Man gebe doch Acht, auf welche rohe Weiſe Newton ſein weißes Licht zuſammenkrempeln und -filzen will.

520.

Die Breite der Zähne ſei gleich ihren Zwiſchenräumen, und die ſieben Zähne —

521.

Doch als wenn für jeden Hauptlichtſtrahl einer präparirt wäre.

522.

— nehmen mit ihren Intervallen die Breite eines Zolles ein. Wenn nun das Papier zwei oder drei Zoll von dem Kamm entfernt ſtand, ſo zeichnete das Licht, das durch die verſchiedenen Zwiſchenräume hindurchging, verſchiedene Reihen Farben, —

523.

Warum ſagt er nicht: die prismatiſchen Farbenreihen?

524.

— die parallel unter ſich waren und ohne eine Spur von Weiß.

525.

Und dieſe Erſcheinung kam doch wol blos daher, weil jeder Zahn zwei Ränder machte und das gebrochene ungefärbte Licht ſogleich an dieſen Grenzen, durch dieſe Grenzen zur Farbe beſtimmt wurde, welches Newton in der erſten Propoſition dieſes Buchs ſo entſchieden leugnete. Das iſt eben das Unerhörte bei dieſem Vortrag, daß erſt die wahren Verhältniſſe und Erſcheinungen abgeleugnet werden, und daß, wenn ſie zu irgend einem Zwecke brauchbar ſind, man ſie ohne Weiteres hereinführt, als wäre gar nichts geſchehen noch geſagt worden.

526.

Dieſe Farbenſtreifen, wenn der Kamm auf- und abwärts bewegt ward, ſtiegen auf- und abwärts.

527.

Keinesweges dieſelben Farbenſtreifen; ſondern wie der Kamm ſich bewegte, entſtunden an ſeinen Grenzen immer neue Farbenerſcheinungen, und es waren ewig werdende Bilder.

528.

Wenn aber die Bewegung des Kamms ſo ſchnell war, daß man die Farben nicht von einander unterſcheiden konnte, ſo erſchien das ganze Papier durch ihre Verwirrung und Miſchung dem Sinne weiß.

529.

So kardätſcht unſer gewandter Naturforſcher ſeine homogenen Lichter dergeſtalt durch einander, daß ſie ihm abermals ein Weiß hervorbringen, welches wir aber auch nothwendig verkümmern müſſen. Wir haben zu dieſem Verſuche einen Apparat erſonnen, der ſeine Verhältniſſe ſehr gut an den Tag legt. Die Verrichtung, einen Kamm auf- und abwärts ſehr ſchnell zu bewegen, iſt unbequem und umſtändlich. Wir bedienen uns daher eines Rades mit zarten Speichen, das an die Walze unſers Schwungrades befeſtigt werden kann. Dieſes Rad ſtellen wir zwiſchen das erleuchtete große Prisma und die weiße Tafel. Wir ſetzen es langſam in Bewegung, und wie eine Speiche vor dem weißen Raum des refrangirten Bildes vorbeigeht, ſo bildet ſie dort einen farbigen Stab in der be-

kannten Folge: Blau, Purpur und Gelb. Wie eine andre Speiche eintritt, so entstehen abermals diese farbigen Erscheinungen, die sich geschwinder folgen, wenn man das Rad schneller herumdreht. Giebt man nun dem Rade den völligen Umschwung, so daß der Beobachtende wegen der Schnelligkeit die Speichen nicht mehr unterscheiden kann, sondern daß eine runde Scheibe dem Auge erscheint, so tritt der schöne Fall ein, daß einmal das aus dem Prisma hervorkommende weiße, an seinen Grenzen gefärbte Bild auf jener Scheibe völlig deutlich erscheint und zugleich, weil diese scheinbare Scheibe doch noch immer als halbdurchsichtig angesehen werden kann, auf der hinteren weißen Pappe sich abbildet. Es ist dieses ein Versuch, der sogleich das wahre Verhältniß vor Augen bringt, und welchen Jedermann mit Vergnügen ansehn wird. Denn hier ist nicht von Krempeln, Filzen und Kardätschen fertiger Farbenlichter die Rede, sondern ebendie Schnelligkeit, welche auf der scheinbaren Scheibe das ganze Bild auffängt, läßt es auch hindurch auf die weiße Tafel fallen, wo eben wegen der Schnelligkeit der vorbeigehenden Speichen keine Farben für uns entstehen können, und das hintere Bild auf der weißen Tafel ist zwar in der Mitte weiß, doch etwas trüber und dämmernder, weil es ja vermittelst der für halbdurchsichtig anzunehmenden Scheibe gedämpft und gemäßigt wird.

530.

Noch angenehmer zeigt sich der Versuch, wenn man durch ein kleineres Prisma die Farbenerscheinung dergestalt hervorbringt, daß ein schon ganz fertiges Spektrum auf die Speichen des umzudrehenden Rades fällt. Es steht in seiner völligen Kraft alsdann auf der schnell umgetriebenen scheinbaren Scheibe und ebenso unverwandt und unverändert auf der hintern weißen Tafel. Warum geht denn hier keine Mischung, keine Konfusion vor? warum quirlt denn das auf das Schnellste herumgedrehte Speichenrad die fertigen Farben nicht zusammen? warum operirt denn diesmal Newton nicht mit seinen fertigen Farben? warum mit entstehenden? Doch blos darum, daß er sagen könne, sie seien fertig geworden und durch Mischung ins Weiße verwandelt; da der Raum doch blos darum vor unsern Augen weiß bleibt, weil die vorübereilenden Speichen ihre Grenze nicht bezeichnen und deshalb keine Farbe entstehn kann.

23.

Einen Helden mit Lust preisen und nennen
Wird Jeder, der selbst als Kühner stritt.
Des Menschen Werth kann Niemand erkennen,
Der nicht selbst Hitze und Kälte litt.

24.

Gutes thu rein aus des Guten Liebe!
Was Du thust, verbleibt Dir nicht;
Und wenn es auch Dir verbliebe,
Bleibt es Deinen Kindern nicht.

25.

Soll man Dich nicht aufs Schmählichste berauben,
Verbirg Dein Gold, Dein Weggehn, Deinen Glauben!

---

23. Der Spruch ist entnommen dem Spiegel der Länder, einer Reisebeschreibung des Kjatibi Rumi aus dem 16. Jahrhundert. Der Reisende, zu Chorassan mit seinen Gefährten in Gefangenschaft gerathen, tröstete das grammvolle Gemüth mit den Worten:

„Kann wol den Werth des Menschen Jemand kennen,
Der nicht der Welt Hitze und Kälte erlitten hat?"

(Diez' Denkw., II. 230.) Von einem Unerfahrnen heißt es sprichwörtlich: „er hat weder kalt noch warm erfahren", während man nach Marid. 70, 12. des Tages Lust und Hitze singt. Vergl. oben IV. 27. B. 3. und den abendländischen Spruch: „Für den Kammerdiener giebt es keinen Helden" (Goethe's Sprüche in Prosa, Nr. 381).

24. Aus derselben Quelle wie Nr. 23. Kjatibi allegirt darin den Spruch des Scheich:

„Sage nicht, daß was Du thust, Dir verbleibe!
Wenn's auch Dir verbleibt, so verbleibt es doch Deinen Kindern nicht"

(a. a. O. S. 244). Im andern Sinne fortgesetzt ist der Spruch oben in Nr. 12. Siehe die Note dazu. Verwandt ist der Spruch Nr. 29.

25. Ebenfalls aus derselben Quelle wie Nr. 23. — Im Lande Dsal, am Fuße des Gebirges Damawend, wurde der Versuch gemacht, die wallfahrten-

531.

Da nun der Verfaſſer einmal mit ſeinem Kamme operirt, ſo häuft er noch einige Experimente, die er aber nicht numerirt, deren Gehalt wir nun auch kürzlich würdigen wollen.

532.

Laßt nun den Kamm ſtill ſtehn und das Papier ſich weiter vom Prisma nach und nach entfernen, ſo werden die verſchiedenen Farbenreihen ſich verbreitern und eine über die andre mehr hinausrücken und, indem ſie ihre Farben mit einander vermiſchen, einander verdünnen, und dieſes wird zuletzt ſo ſehr geſchehen, daß ſie weiß werden.

533.

Was vorgeht, wenn ſchmale ſchwarze und weiße Streifen auf einer Tafel wechſeln, kann man ſich am Beſten durch einen ſubjektiven Verſuch bekannt machen. Die Ränder entſtehen nämlich geſetzmäßig an den Grenzen ſowol des Schwarzen als des Weißen, die Säume verbreiten ſich ſowol über das Weiße als das Schwarze, und ſo erreicht der gelbe Saum geſchwind den blauen Rand und macht Grün, der violete Rand den gelbrothen und macht Purpur, ſo daß wir ſowol das Syſtem des verrückten weißen als des verrückten ſchwarzen Bildes zugleich gewahr werden. Entfernt man ſich weiter von der Pappe, ſo greifen Ränder und Säume dergeſtalt in einander, vereinigen ſich innigſt, ſo daß man nur noch grüne und purpurne Streifen über einander ſieht.

534.

Dieſelbe Erſcheinung kann man durch einen Kamm, mit dem man vor einem großen Prisma operirt, objektiv hervorbringen und die abwechſelnden purpurnen und grünen Streifen auf der weißen Tafel recht gut gewahr werden.

535.

Es iſt daher ganz falſch, was Newton andeutet, als wenn die ſämmtlichen Farben in einander griffen, da ſich doch nur die Farben der entgegengeſetzten Ränder vermiſchen können

und gerade indem sie es thun, die übrigen aus einander halten. Daß also diese Farben, wenn man mit der Pappe sich weiter entfernt, indem es doch im Grunde lauter Halbschatten sind, verdünnter erscheinen, entsteht daher, weil sie sich mehr ausbreiten, weil sie schwächer wirken, weil ihre Wirkung nach und nach fast aufhöret, weil jede für sich unscheinbar wird, nicht aber weil sie sich vermischen und ein Weiß hervorbringen. Die Neutralisation, die man bei andern Versuchen zugesteht, findet hier nicht einmal statt.

536.

Ferner nehme man durch irgend ein Hinderniß —

537.

Hier ist schon wieder ein Hinderniß, mit dem er bei dem ersten Experiment des zweiten Theils so unglücklich operirt hat, und das er hier nicht besser anwendet.

538.

— das Licht hinweg, das durch irgend einen der Zwischenräume der Kammzähne durchgefallen war, so daß die Reihe Farben, welche daher entsprang, aufgehoben sei, und man wird bemerken, daß das Licht der übrigen Reihen an die Stelle der weggenommenen Reihe tritt und sich daselbst färbt.

539.

Keineswegs ist dieses das Faktum, sondern ein genauer Beobachter sieht ganz etwas Anders. Wenn man nämlich einen Zwischenraum des Kammes zudeckt, so erhält man nur einen breitern Zahn, der, wenn die Intervalle und die Zähne gleich sind, dreimal so breit ist wie die übrigen. An den Grenzen dieses breitern Zahns geht nun gerade das vor, was an den Grenzen der schmäleren vorgeht: der violete Saum erstreckt sich hereinwärts, der gelbrothe Rand bezeichnet die andre Seite. Nun ist es möglich, daß bei der gegebenen Distanz diese beiden Farben sich über den breiten Zahn noch nicht erreichen, während sie sich über die schmalen Zähne schon ergriffen haben; wenn man also bei den übrigen Fällen schon

Purpur sieht, so wird man hier noch das Gelbrothe vom Blaurothen getrennt sehen.

540.

Läßt man aber diese aufgefangene Reihe wieder wie vorher auf das Papier fallen, so werden die Farben derselben in die Farben der übrigen Reihen einfallen, sich mit ihnen vermischen und wieder das Weiße hervorbringen.

541.

Keineswegs; sondern, wie schon oben gedacht, werden die durch die schmalen Kammöffnungen durchfallenden Farbenreihen in einer solchen Entfernung nur unscheinbar, so daß ein zweideutiger, eher bunt als farblos zu nennender Schein hervorgebracht wird.

542.

Biegt man nun die Tafel sehr schräg gegen die einfallenden Strahlen, so daß die am Stärksten refrangiblen häufiger als die übrigen zurückgeworfen werden, so wird die Weiße der Tafel, weil gedachte Strahlen häufiger zurückgeworfen werden als die übrigen, sich in Blau und Violet verwandeln. Wird das Papier aber im entgegengesetzten Sinne gebeugt, daß die weniger refrangiblen Strahlen am Häufigsten zurückgeworfen werden, so wird das Weiße in Gelb und Roth verwandelt.

543.

Dieses ist, wie man sieht, nur noch ein Septleva auf das dritte Experiment des zweiten Theils.

Man kann, weil wir einmal diesen Spielausdruck gebraucht haben, Newton einem solchen Spieler vergleichen, der bei einem unaufmerksamen Banquier ein Paroli in eine Karte biegt, die er nicht gewonnen hat, und nachher theils durch Glück theils durch List ein Ohr nach dem andern in die Karte knickt und ihren Werth immer steigert. Dort operirt er in

dem weißen Lichte und hier nun wieder in einem durch den Kamm gegangenen Lichte, in einer solchen Entfernung, wo die Farbenwirkungen der Kammzähne sehr geschwächt sind. Dieses Licht ist aber immer noch ein reinangirtes Licht, und durch jedes Hinderniß nahe an der Tafel kann man wieder Schatten und Farbensäume hervorbringen. Und so kann man auch das dritte Experiment hier wiederholen, indem die Ränder, die Ungleichheit der Tafel selbst entweder Violet und Blau oder Gelb und Gelbroth hervorbringen und mehr oder weniger über die Tafel verbreiten, je nachdem die Richtung ist, in welcher die Tafel gehalten wird. Bewies also jenes Experiment nichts, so wird auch gegenwärtiges nichts beweisen, und wir erlaßen unsern Lesern das Ergo bibamus, welches hier auf die gewöhnliche Weise hinzugefügt wird.

Elfter Versuch.

544.

Hier bringt der Verfasser jenen Hauptversuch, dessen wir so oft erwähnen und den wir in dem neunzehnten Kapitel von Verbindung objektiver und subjektiver Versuche (E. 350—355) vorgetragen haben. Es ist nämlich derjenige, wo ein objektiv an die Wand geworfenes Bild subjektiv heruntergezogen, entfärbt und wieder umgekehrt gefärbt wird. Newton hütet sich wohl, dieses Versuchs an der rechten Stelle zu erwähnen; denn eigentlich gäbe es für denselben gar keine rechte Stelle in seinem Buche, indem seine Theorie vor diesem Versuch verschwindet. Seine fertigen, ewig unveränderlichen Farben werden hier vermindert, aufgehoben, umgekehrt und stellen uns das Werdende, immerfort Entstehende und ewig Bewegliche der prismatischen Farben recht vor die Sinne. Nun bringt er diesen Versuch so nebenbei als eine Gelegenheit, sich weißes Licht zu verschaffen und in demselben mit Kämmen zu operiren. Er beschreibt den Versuch, wie wir ihn auch schon dargestellt, behauptet aber nach seiner Art, daß diese Weise des subjektiv heruntergeführten Bildes aus der Vereinigung aller farbigen Lichter entstehe, da die völlige Weiße doch hier wie bei allen prismatischen Versuchen den Indifferenzpunkt und die nahe Umwendung der begrenzenden Farben in den

Gegensatz andeutet. Nun operirt er in diesem subjektiv weiß gewordnen Bilde mit seinen Kammzähnen und bringt also durch neue Hindernisse neue Farbenstreifen von außen herbei, keineswegs von innen heraus.

Zehnter Versuch.

545.

Hier kommen wir nun an eine recht zerknickte Karte, an einen Versuch, der aus nicht weniger als fünf bis sechs Versuchen zusammengesetzt ist. Da wir sie aber alle schon ihrem Werth nach kennen, da wir schon überzeugt sind, daß sie einzeln nichts beweisen, so werden sie uns auch in der gegenwärtigen Verschränkung und Zusammensetzung keineswegs imponiren.

Anstatt also dem Verfasser hier, wie wir wol sonst gethan, Wort vor Wort zu folgen, so gedenken wir die verschiedenen Versuche, aus denen der gegenwärtige zusammengesetzt ist, als Glieder dieses monstrosen Ganzen nur kürzlich anzuzeigen, auf das, was schon einzeln gesagt ist, zurückzudeuten und auch so über das gegenwärtige Experiment abzuschließen.

Glieder des zehnten Versuchs.

546.

1) Ein Spektrum wird auf die bekannte Weise hervorgebracht.

2) Es wird auf eine Linse geworfen und von einer weißen Tafel aufgefangen. Das farblose runde Bild entsteht im Fokus.

3) Dieses wird subjektiv heruntergerückt und gefärbt.

4) Jene Tafel wird gebogen. Die Farben erscheinen wie beim zweiten Versuch dieses zweiten Theils.

5) Ein Kamm wird angewendet. S. den zwölften Versuch dieses Theils.

547.

Wie Newton diesen komplizirten Versuch beschreibt, auslegt und was er daraus folgert, werden Diejenigen, welche die Sache interessirt, bei ihm selbst nachsehen, so wie Die, welche sich in den Stand setzen, diese sämmtlichen Versuche nachzubilden, mit Verwunderung und Erstaunen das ganz Unnütze dieser Anhäufungen und Verwicklungen von Versuchen erkennen werden. Da auch hier abermals Linsen und Prismen verbunden werden, so kommen wir ohnehin in unserer supplementaren Abhandlung auch auf gegenwärtigen Versuch zurück.

Dreizehnter Versuch.

Siehe Fig. 3, Taf. XIV.

548.

Bei den vorerwähnten Versuchen thun die verschiedenen Zwischenräume der Kammzähne den Dienst verschiedener Prismen, indem ein jeder Zwischenraum das Phänomen eines Prismas hervorbringt.

549.

Freilich wohl, aber warum? Weil innerhalb des weißen Raums, der sich im refrangirten Bilde des großen Prismas zeigte, frische Grenzen hervorgebracht werden, und zwar durch den Kamm oder Rechen wiederholte Grenzen, da denn das gesetzliche Farbenspiel sein Wesen treibt.

550.

Wenn ich nun also anstatt dieser Zwischenräume verschiedene Prismen gebrauchen und, indem ich ihre Farben vermischte, das Weiße hervorbringen wollte, so bediente ich mich dreier Prismen, auch wol nur zweier.

551.

Ohne uns weitläuftig dabei aufzuhalten, bemerken wir nur mit Wenigem, daß der Versuch mit mehreren Prismen

und der Verſuch mit dem Kamm keineswegs einerlei ſind. Newton bedient ſich, wie ſeine Figur und deren Erklärung ausweiſt, nur zweier Prismen, und wir wollen ſehen, was durch dieſelben oder vielmehr zwiſchen denſelben hervorgebracht wird.

552.

Es mögen zwei Prismen ABC und abc, deren brechende Winkel B und b gleich ſind, ſo parallel gegen einander geſtellt ſein, daß der brechende Winkel B des einen den Winkel c an der Baſe des andern berühre, und ihre beiden Seiten CB und cb, wo die Strahlen heraustreten, mögen gleiche Richtung haben; dann mag das Licht, das durch ſie durchgehet, auf das Papier MN, etwa acht oder zwölf Zoll von dem Prisma, hinfallen: alsdann werden die Farben, welche an den innern Grenzen B und c der beiden Prismen entſtehen, an der Stelle PT vermiſcht und daraus das Weiße zuſammengeſetzt.

553.

Wir begegnen dieſem Paragraphen, welcher manches Bedenkliche enthält, indem wir ihn rückwärts analyſiren. Newton bekennt hier, auch wieder nach ſeiner Art, im Vorbeigehen, daß die Farben an den Grenzen entſtehen, eine Wahrheit, die er ſo oft und hartnäckig geläugnet hat. Sodann fragen wir billig, warum er denn diesmal ſo nahe an den Prismen operire, die Tafel nur acht oder zwölf Zoll von denſelben entferne. Die verborgene Urſache iſt aber keine andere, als daß er das Weiß, das er erſt hervorbringen will, in dieſer Entfernung noch urſprünglich hat, indem die Farbenſäume an den Rändern noch ſo ſchmal ſind, daß ſie nicht über einander greifen und kein Grün hervorbringen können. Folglich zeichnet alſo Newton an den Winkeln B und c fünf Linien, als wenn zwei ganze Syſteme des Spectrums hervortraten, anſtatt daß nur in c der blaue und rothe, in B der gelbrothe und gelbe Rand entſpringen können. Was aber noch ein Hauptpunkt iſt, ſo ließe ſich ſagen, daß, wenn man das Experiment

nicht nach der Newtonischen Figur, sondern nach seiner Beschreibung anstellt, so nämlich, daß die Winkel B und c sich unmittelbar berühren und die Seiten CB und cb in einer Linie liegen, daß alsdann an den Punkten B und c keine Farben entspringen können, weil Glas an Glas unmittelbar anstößt, Durchsichtiges sich mit Durchsichtigem verbindet und also keine Grenze hervorgebracht wird.

554.

Da jedoch Newton in dem Folgenden behauptet, was wir ihm auch zugeben können, daß das Phänomen stattfinde, wenn die beiden Winkel B und c sich einander nicht unmittelbar berühren, so müssen wir nur genau erwägen, was alsdann vorgeht, weil hier die Newtonische falsche Lehre sich der wahren annähert. Die Erscheinung ist erst im Werden; an dem Punkte c entspringt, wie schon gesagt, das Blaue und Blaurothe, an dem Punkte B das Gelbrothe und Gelbe. Führt man diese nun auf der Tafel genau über einander, so muß das Blaue das Gelbrothe und das Blaurothe das Gelbe aufheben und neutralisiren, und weil alsdann zwischen M und N, wo die andern Farbensäume erscheinen, das Uebrige noch weiß ist, auch die Stelle, wo jene farbigen Ränder über einander fallen, farblos wird, so muß der ganze Raum weiß erscheinen.

555.

Man gehe nun mit der Tafel weiter zurück, so daß das Spektrum sich vollendet und das Grüne in der Mitte sich darstellt, und man wird sich vergebens bemühen, durch Uebereinanderwerfen der Theile oder des Ganzen farblose Stellen hervorzubringen. Denn das durch Verrückung des hellen Bildes hervorgebrachte Spektrum kann weder für sich allein, noch durch ein zweites gleiches Bild neutralisirt werden, wie sich kürzlich darthun läßt. Man bringe das zweite Spektrum von oben herein über das erste; das Gelbrothe, mit dem Blaurothen verbunden, bringt den Purpur hervor; das Gelbrothe, mit dem Blauen verbunden, sollte eine farblose Stelle hervorbringen; weil aber das Blaue schon meistens auf das Grüne verwandt ist und das Ueberbliebene schon vom Violeten partialpirt, so wird keine entschiedene Neutralisation möglich. Das Gelbrothe über das Grüne geführt, hebt dieses auch nicht auf, weil es allenfalls nur dem darin enthaltenen Blauen wider-

ſtrebt, von dem Gelben aber ſekundirt wird. Daß das Gelbrothe, auf Gelb und Gelbroth geführt, nur noch mächtiger werde, verſteht ſich von ſelbſt. Und hieraus iſt alſo vollkommen klar, inwiefern zwei ſolche vollendete Spektra ſich zuſammen verhalten, wenn man ſie theilweiſe oder im Ganzen über einander bringt.

556.

Will man aber in einem ſolchen vollendeten Spektrum die Mitte, d. h. das Grüne aufheben, ſo wird dies blos dadurch möglich, daß man erſt durch zwei Prismen vollendete Spektra hervorbringt, durch Vereinigung von dem Gelbrothen des einen mit dem Violeten des andern einen Purpur darſtellt und dieſen nunmehr mit dem Grünen eines dritten vollendeten Spektrums auf eine Stelle bringt. Dieſe Stelle wird alsdann farblos, hell und, wenn man will, weiß erſcheinen, weil auf derſelben ſich die wahre Farbentotalität vereinigt, neutraliſirt und jede Spezifikation aufhebt. Daß man an einer ſolchen Stelle das *συνεχὲς* nicht bemerken werde, liegt in der Natur, indem die Farben, welche auf dieſe Stelle fallen, drei Sonnenbilder und alſo eine dreifache Erleuchtung hinter ſich haben.

557.

Wir müſſen bei dieſer Gelegenheit des glücklichen Gedankens erwähnen, wie man das Lampenlicht, welches gewöhnlich einen gelben Schein von ſich wirft, farblos zu machen geſucht hat, indem man die bei der Argandiſchen Lampe angewendeten Glascylinder mäßig mit einer violeten Farbe tingirte.

558.

Jenes iſt alſo das Wahre an der Sache. Jenes iſt die Erſcheinung, wie ſie nicht geleugnet wird; aber man halte unſere Erklärung, unſere Ableitung gegen die Newtoniſche: die unſrige wird überall und vollkommen paſſen, jene nur unter kümmerlich erzwungenen Bedingungen.

Vierzehnter Verſuch.

559.

Bisher habe ich das Weiße hervorgebracht, indem ich die Prismen vermiſchte.

560.

Inwiefern ihm dieses Weiße gerathen, haben wir umständlich auseinandergesetzt.

561.

Nun kommen wir zur Mischung körperlicher Farben, und da läßt ein dünnes Seifenwasser dergestalt in Bewegung setzen, daß ein Schaum entstehe, und wenn der Schaum ein Wenig gestanden hat, so wird Derjenige, der ihn recht genau ansieht, auf der Oberfläche der verschiedenen Blasen lebhafte Farben gewahr werden. Tritt er aber so weit davon, daß er die Farben nicht mehr unterscheiden kann, so wird der Schaum weiß sein und zwar ganz vollkommen.

562.

Wer sich diesen Uebergang in ein ganz anderes Kapitel gefallen läßt, von einem Refraktionsfalle zu einem epoptischen, der ist freilich von einer Sinnes- und Verstandesart, die es auch mit dem Künftigen so genau nicht nehmen wird. Von dem Mannichfaltigen, was sich gegen dieses Experiment sagen läßt, wollen wir nur bemerken, daß hier das Unterscheidbare dem Ununterscheidbaren entgegengesetzt ist, daß aber darum etwas noch nicht aufhört, zu sein, nicht aufhört, innerhalb eines Dritten zu sein, wenn es dem äußern Sinne unbemerkbar wird. Ein Kleid, das kleine Flecken hat, wird deswegen nicht rein, weil ich sie in einiger Entfernung nicht bemerke, das Papier nicht weiß, weil ich kleine Schriftzüge darauf in der Entfernung nicht unterscheide. Der Chemiker bringt aus den dilutirtesten Infusionen durch seine Reagentien Theile an den Tag, die der gerade, gesunde Sinn darin nicht entdeckte. Und bei Newton ist nicht einmal von geradem, gesunden Sinn die Rede, sondern von einem verkünstelten, in Vorurtheilen befangenen, dem Aufstutzen gewisser Voraussetzungen gewidmeten Sinn, wie wir beim folgenden Experiment sehen werden.

26.

Wie kommt's, daß man an jedem Orte
So viel Gutes, so viel Dummes hört?
Die Jüngsten wiederholen der Aeltesten Worte
Und glauben, daß es ihnen angehört.

27.

Laß Dich nur in keiner Zeit
Zum Widerspruch verleiten!
Weise fallen in Unwissenheit,
Wenn sie mit Unwissenden streiten.

28.

„Warum ist Wahrheit fern und weit,
Birgt sich hinab in tiefste Gründe?"

---

den Reisenden in Glaubensstreitigkeiten zu verwickeln. Da sagte Hafisbi zu den Gefährten: „Handelt nach der Ueberlieferung: verbirg Dein Gold, Dein Weggeh und Deinen Glauben!" (a. a. O. S. 246.) Die Ueberlieferung des Mahomet lautet: „Verbirg Dein Geld, Deinen Weg und Deine Sekte!" (Hundgruben, III. 346. Note.) Dem Original liegt ein dreifaches Wortspiel zu Grunde.

26. Das Gute und zugleich Dumme dürfte das Altklinge sein.

27. Aus derselben Quelle wie Nr. 25. Der Reisende, abgeneigt, sich in Chorassan beim Mahle in Disputationen einzulassen, hilft sich mit einem Gedichte, in welchem die Verse vorkommen:

„Halte nicht Vorlesungen der Liebe, hadere nicht, o Herz, mit Frommen!
Weise fallen in Unwissenheit, wenn sie mit Unweisen streiten"

(a. a. O. S. 236). „Unweise" nennt sich hier der bescheidene Reisende selbst. — Ebenso lautet im Buch der Reden des Ogbuy (Diez' Denkw., I. 172) ein Spruch der Väter: „Wer mit Halbgelehrten (Lehrlingen) disputirt, verliert Religion und Glauben." Vergl. Sprüche Salomonis, 26, 5: „Antworte aber dem Narren nach seiner Narrheit, daß er sich nicht weise lasse dünken!" und Erasmus (Adag., S. 403): „Molestum saponem etc." — Der Spruch cyklirt, nach Goethe's Handschrift fakſimilirt, mit dem nachträglichen Datum: Jena 1818.

28. Goethe sandte diesen Spruch an S. Boisserée mit seinem Schreiben, Jena, den 1. Mai 1818 (Sulpiz Boisserée, II, 237). „Niuno è savio d'ogni

Funfzehnter Versuch.

563.

Wenn ich nun zuletzt aus farbigen Pulvern, deren sich die Maler bedienen, ein Weiß zusammenzusetzen versuchte, so fand ich, daß alle diese farbigen Pulver einen großen Theil des Lichts, wodurch sie erleuchtet werden, in sich verschlingen und auslöschen.

564.

Hier kommt der Verfasser schon wieder mit seiner Vorklage, die wir so wie die Nachklagen an ihm schon lange gewohnt sind. Er muß die dunkle Natur der Farbe anerkennen, er weiß jedoch nicht, wie er sich recht dagegen benehmen soll, und bringt nun seine vorigen unreinen Versuche, seine falschen Folgerungen wieder zu Markte, wodurch die Ansicht immer trüber und unerfreulicher wird.

565.

Denn die farbigen Pulver erscheinen dadurch gefärbt, daß sie das Licht der Farbe, die ihnen eigen ist, häufiger und das Licht aller andern Farben spärlicher zurückwerfen, und doch werfen sie das Licht ihrer eigenen Farben nicht so häufig zurück, als weiße Körper thun. Wenn Mennige z. B. und weißes Papier in das rothe Licht des farbigen Spektrums in der dunklen Kammer gelegt werden, so wird das Papier heller erscheinen als die rothe Mennige und deswegen die rubrifiken Strahlen häufiger als die Mennige zurückwerfen.

566.

Die letzte Folgerung ist nach Newtonischer Weise wieder übereilt. Denn das Weiße ist ein heller Grund, der, von dem rothen Halblicht erleuchtet, durch dieses zurückwirft und das prismatische Roth in voller Klarheit sehen läßt; die Mennige aber ist schon ein dunkler Grund, von einer Farbe, die

dem prismatischen Roth zwar ähnlich, aber nicht gleich spezifizirt ist. Dieser wirkt nun, indem er von dem rothen prismatischen Halblicht erleuchtet wird, durch dasselbe gleichfalls zurück, aber auch schon als ein Halbdunkles. Daß daraus eine verstärkte, verdoppelte, verdüsterte Farbe hervorgehen müsse, ist natürlich.

567.

Und wenn man Papier und Mennige in das Licht anderer Farben hält, so wird das Licht, das vom Papier zurückstrahlt, das Licht, das von der Mennige kommt, in einem weit größern Verhältnisse übertreffen.

568.

Und dieses naturgemäß, wie wir oben genugsam auseinandergesetzt haben. Denn die sämmtlichen Farben erscheinen auf dem weißen Papier, jede nach ihrer eigenen Bestimmung, ohne gemischt, gestört, beschmutzt zu sein, wie es durch die Mennige geschieht, wenn sie nach dem Gelben, Grünen, Blauen, Violeten hingerückt wird. Und daß sich die übrigen Farben ebenso verhalten, ist unsern Lesern schon früher deutlich geworden. Die folgende Stelle kann sie daher nicht mehr überraschen, ja das Lächerliche derselben muß ihnen auffallend sein, wenn er verdrießlich, aber entschlossen fortfährt:

569.

Und deswegen, indem man solche Pulver vermischt, müssen wir nicht erwarten, ein reines und vollkommenes Weiß zu erzeugen, wie wir etwa am Papier sehen, sondern ein gewisses düsteres dunkles Weiß, wie aus der Mischung von Licht und Finsterniß entstehen möchte, —

570.

Hier springt ihm endlich auch dieser so lang zurückgehaltene Ausdruck durch die Zähne; so muß er immer wie Bileam segnen, wenn er fluchen will, und alle seine Hartnäckigkeit hilft ihm nichts gegen den Dämon der Wahrheit, der sich

ihm und seinem Eisel so oft in den Weg stellt. Also aus Licht und Finsterniß! mehr wollten wir nicht. Wir haben die Entstehung der Farben aus Licht und Finsterniß abgeleitet, und was jeder einzelnen, jeder besonders spezifizirten als Hauptmerkmal, allen neben einander als gemeines Merkmal zukommt, wird auch der Mischung zukommen, in welcher die Spezifikationen verschwinden. Wir nehmen also recht gerne an, weil es uns dient, wenn er fortfährt:

571.

— oder aus Weiß und Schwarz, nämlich ein graues, braunes, rothbraunes, dergleichen die Farbe der Menschennägel ist, oder mäusefarben, aschfarben, etwa steinfarben oder wie der Mörtel, Staub oder Straßenkoth aussieht und dergleichen. Und so ein dunkles Weiß habe ich oft hervorgebracht, wenn ich farbige Pulver zusammenmischte.

572.

Woran denn freilich Niemand zweifeln wird; nur wünschte ich, daß die sämmtlichen Newtonianer dergleichen Leibwäsche tragen müßten, damit man sie an diesem Abzeichen von andern vernünftigen Leuten unterscheiden könnte.

573.

Daß ihm nun sein Kunststück gelingt, aus farbigen Pulvern ein Schwarzweiß zusammenzusetzen, daran ist wol kein Zweifel; doch wollen wir sehen, wie er sich benimmt, um wenigstens ein so helles Grau als nur möglich hervorzubringen.

574.

Denn so setzte ich z. B. aus einem Theil Mennige und fünf Theilen Grünspan eine Art von Mäusegrau zusammen.

575.

Der Grünspan, pulverisirt, erscheint hell und mehlig, deshalb braucht ihn Newton gleich zuerst, so wie er sich durchaus hält, satte Farben anzuwenden.

576.

Denn diese zwei Farben sind aus allen andern zusammengesetzt, so daß sich in ihrer Mischung alle übrigen befinden.

577.

Er will hier dem Vorwurf ausweichen, daß er ja nicht aus allen Farben seine Unfarbe zusammensetze. Welcher Streit unter den späteren Naturforschern über die Mischung der Farben überhaupt und über die endliche Zusammensetzung der Unfarbe aus drei, fünf oder sieben Farben entstanden, davon wird uns die Geschichte Nachricht geben.

578.

Ferner mit einem Theil Mennige und vier Theilen Bergblau setzte ich eine graue Farbe zusammen, die ein Wenig gegen den Purpur zog, und indem ich dazu eine gewisse Mischung von Operment und Grünspan in schicklichem Maße hinzufügte, verlor die Mischung ihren Purpurschein und ward vollkommen grau. Aber der Versuch gerieth am Besten ohne Mennige folgendermaßen. Zum Operment that ich nach und nach satten glänzenden Purpur hinzu, wie sich dessen die Maler bedienen, bis das Operment aufhörte, gelb zu sein, und blaßroth erschien. Dann verdünnte ich das Roth, indem ich etwas Grünspan und etwas mehr Bergblau als Grünspan hinzuthat, bis die Mischung ein Grau oder blasses Weiß annahm, das zu keiner Farbe mehr als zu der andern hinneigte. Und so entstand eine Farbe an Weiße der Asche gleich oder frisch gehauenem Holze oder der Menschenhaut.

579.

Auch in dieser Mischung sind Bergblau und Grünspan die Hauptingredienzien, welche beide ein mehliges, kreidenhaftes Ansehen haben. Ja, Newton hätte nur immer noch Kreide

hinzumanschen können, um die Farben immer mehr zu verdünnen und ein helleres Grau hervorzubringen, ohne daß dadurch in der Sache im Mindesten etwas gewonnen wäre.

580.

Betrachtete ich nun, daß diese grauen und dunklen Farben ebenfalls hervorgebracht werden können, wenn man Weiß und Schwarz zusammenmischt, und sie daher vom vollkommenen Weißen nicht in der Art der Farbe, sondern nur in dem Grade der Hellung verschieden sind: —

581.

Hier liegt eine ganz eigene Tücke im Hinterhalt, die sich auf eine Vorstellungsart bezieht, von der an einem andern Orte gehandelt werden muß, und von der wir gegenwärtig nur so viel sagen. Man kann sich ein weißes Papier im völligen Lichte denken, man kann es bei hellem Sonnenscheine in den Schatten legen, man kann sich ferner denken, daß der Tag nach und nach abnimmt, daß es Nacht wird, und daß das weiße Papier vor unsern Augen zuletzt in der Finsterniß verschwindet. Die Wirksamkeit des Lichtes wird nach und nach gedämpft und so die Gegenwirkung des Papieres, und wir können uns in diesem Sinne vorstellen, daß das Weiße nach und nach in das Schwarze übergehe. Man kann jedoch sagen, daß der Gang des Phänomens dynamischer, idealer Natur ist.

582.

Ganz entgegengesetzt ist der Fall, wenn wir uns ein weißes Papier im Lichte denken und ziehen erst eine dünne schwarze Tinktur darüber. Wir verdoppeln, wir verdreifachen den Ueberzug, so daß das Papier immer dunkler grau wird, bis wir es zuletzt so schwarz als möglich färben, so daß von der weißen Unterlage nichts mehr hindurchscheint. Wir haben hier auf dem atomistischen, technischen Weg eine reale Finsterniß über das Papier verbreitet, welche durch auffallendes Licht wol einigermaßen bedingt und gemildert, keineswegs aber aufgehoben werden kann. Man sucht sich aber unser Sophist zwischen diesen beiden Arten, die Sache darzustellen und zu

denken, einen Mittelstand, wo er, je nachdem es ihm nützt, eine von den beiden Arten braucht, oder vielmehr, wo er sie beide über einander schiebt, wie wir gleich sehen werden.

583.

— so ist offenbar, daß nichts weiter nöthig ist, um sie vollkommen weiß zu machen, als ihr Licht hinlänglich zu vermehren, und folglich, wenn man sie durch Vermehrung ihres Lichtes zur vollkommnen Weiße bringen kann, so sind sie von derselben Art Farbe wie die besten Weißen und unterscheiden sich allein durch die Quantität des Lichtes.

584.

Es ist ein großes Unheil, das nicht allein durch die Newtonische Optik, sondern durch mehrere Schriften, besonders jener Zeit durchgeht, daß die Verfasser sich nicht bewußt sind, auf welchem Standpunkt sie stehen, daß sie erst mitten in dem Realen stecken, auf einmal sich zu einer idealen Vorstellungsart erheben und dann wieder ins Reale zurückfallen. Daher entstehn die wunderlichsten Vorstellungs- und Erklärungsweisen, denen man einen gewissen Gehalt nicht absprechen kann, deren Form aber einen innern Widerspruch mit sich führt. Ebenso ist es mit der Art, wie Newton nunmehr sein Hellgrau zum Weißen erheben will.

585.

Ich nahm die dritte der oben gemeldeten grauen Mischungen und strich sie dick auf den Fußboden meines Zimmers, wohin die Sonne durch das offne Fenster schien, und daneben legte ich ein Stück weißes Papier von derselbigen Größe in den Schatten.

586.

Was hat unser Ehrenmann denn nun gethan? Um das reell dunkle Pulver weiß zu machen, muß er das reell weiße Papier schwärzen; um zwei Dinge mit einander vergleichen und sie gegen einander aufheben zu können, muß er den Unterschied, der zwischen beiden obwaltet, wegnehmen. Es ist eben,

als wenn man ein Kind auf den Tisch stellte, vor dem ein Mann stünde, und behauptete nun, sie seien gleich groß.

587.

Das weiße Papier im Schatten ist nicht mehr weiß: denn es ist verdunkelt, beschattet; das graue Pulver in der Sonne ist doch nicht weiß: denn es führt seine Finsterniß unauslöschlich bei sich. Die lächerliche Vorrichtung kennt man nun; man sehe, wie sich der Beobachter dabei benimmt.

588.

Dann ging ich etwa zwölf oder achtzehn Fuß hinweg, so daß ich die Unebenheiten auf der Oberfläche des Pulvers nicht sehen konnte, noch die kleinen Schatten, die von den einzelnen Theilen der Pulver etwa fallen mochten; da sah das Pulver vollkommen weiß aus, so daß es gar noch das Papier an Weiße übertraf, besonders wenn man von dem Papiere noch das Licht abhielt, das von einigen Wolken her darauf fiel. Dann erschien das Papier, mit dem Pulver verglichen, so grau als das Pulver vorher.

589.

Nichts ist natürlicher! Wenn man das Papier, womit das Pulver verglichen werden soll, durch einen immer mehr entschiedenen Schatten nach und nach verdunkelt, so muß es freilich immer grauer werden. Er lege doch aber das Papier neben das Pulver in die Sonne oder streue sein Pulver auf ein weißes Papier, das in der Sonne liegt, und das wahre Verhältniß wird hervortreten.

590.

Wir übergehen, was er noch weiter vorbringt, ohne daß seine Sache dadurch gebessert würde. Zuletzt kommt gar noch ein Freund herein, welcher auch das graue, in der Sonne liegende Pulver für weiß anspricht, wie es einem Jeden, der überrascht in Dingen, welche zweideutig in die Sinne fallen, ein Zeugniß abgeben soll, gar leicht ergehen kann.

591.

Wir überschlagen gleichfalls sein triumphirendes Ergo bibamus, indem für Diejenigen, welche die wahre Ansicht zu fassen geneigt sind, schon im Vorhergehenden genugsam gesagt ist.

Sechste Proposition. Zweites Problem.

In einer Mischung von ursprünglichen Farben, bei gegebener Quantität und Qualität einer jeden, die Farbe der zusammengesetzten zu bestimmen.

592.

Daß ein Farbenschema sich bequem in einen Kreis einschließen lasse, daran zweifelt wol Niemand, und die erste Figur unserer ersten Tafel zeigt solches auf eine Weise, welche wir für die vortheilhafteste hielten. Newton nimmt sich hier dasselbige vor; aber wie geht er zu Werke? Das flammenartig vorschreitende, bekannte Spektrum soll in einen Kreis gebogen und die Räume, welche die Farben an der Peripherie einnehmen, sollen nach jenen Tonmaßen bestimmt werden, welche Newton in dem Spektrum gefunden haben will.

593.

Allein hier zeigt sich eine neue Unbequemlichkeit; denn zwischen seinem Violeten und Orange, indem alle Stufen von Roth angegeben werden müssen, ist er genöthigt, das reine Roth, das ihm in seinem Spektrum fehlt, in seinen Urfarbenkreis mit einzuschalten. Es bedarf freilich nur einer kleinen Wendung nach seiner Art, um auch dieses Roth zu interkaliren, einzuschwärzen, wie er es früher mit dem Grünen und Weißen gethan. Nun sollen centra gravitatis gefunden, kleine Zirkelchen in gewissen Proportionen beschrieben, Linien gezogen und so auf diejenige Farbe gedeutet werden, welche aus der Mischung mehrerer gegebenen entspringt.

594.

Wir müssen einem jeden Leser überlassen, diese neue Quäkelei bei dem Verfasser selbst zu studiren. Wir halten uns dabei nicht auf, weil uns nur zu deutlich ist, daß die Raum-

eintheilung der Farben um gedachten Kreis nicht naturgemäß sei, indem keine Vergleichung des Spektrums mit den Tonintervallen stattfindet; wie denn auch die einander entgegenstehenden, sich fordernden Farben aus dem Newtonischen Kreise keineswegs entwickelt werden können. Uebrigens, nachdem er genug gemessen und gebuchstabt, sagt er ja selbst: „Diese Regel finde ich genau genug für die Praktik, obgleich nicht mathematisch vollkommen.“ Für die Ausübung hat dieses Schema und die Operation an demselben nicht den mindesten Nutzen, und wie wollte es ihn haben, da ihm nichts theoretisch Wahres zum Grunde liegt!

Siebente Proposition. Fünftes Theorem.

Alle Farben des Universums, welche durch Licht hervorgebracht werden und nicht von der Gewalt der Einbildungskraft abhängen, sind entweder die Farben homogener Lichter oder aus diesen zusammengesetzt, und zwar entweder ganz genau oder doch sehr nahe der Regel des vorstehenden Problems gemäß.

595.

Unter dieser Rubrik rekapitulirt Newton, was er in dem gegenwärtigen zweiten Theile des ersten Buchs nach und nach vorgetragen, und schließt daraus, wie es die Proposition ausweist, daß alle Farben der Körper eigentlich nur integrirende Theile des Lichts seien, welche auf mancherlei Weise aus dem Licht herausgezwungen, gesangstiat, geschieden und sodann auch wol wieder gemischt werden. Da wir den Inhalt des zweiten Theils Schritt vor Schritt geprüft, so brauchen wir uns bei dieser Wiederholung nicht aufzuhalten.

596.

Zuletzt erwähnt er derjenigen Farben, welche wir unter der Rubrik der physiologischen und pathologischen bearbeitet haben. Diese sollen dem Lichte nicht angehören, und er wird sie dadurch auf einmal los, daß er sie der Einbildungskraft zuschreibt.

Achte Proposition. Drittes Problem.

Durch die entdeckten Eigenschaften des Lichts die prismatischen Farben zu erklären.

597.

Sollte man nicht mit Verwunderung fragen, wie denn eigentlich dieses Problem hieher komme? Vom ersten Anfang seiner Optik an ist Newton bemüht, vermittelst der prismatischen Farben die Eigenschaften des Lichts zu entdecken. Wäre es ihm gelungen, so würde nichts leichter sein, als die Demonstration umzukehren und aus den offenbarten Eigenschaften des Lichts die prismatischen Farben herzuleiten.

598.

Allein es liegt diesem Problem abermals eine Tücke zum Grunde. In der hieher gehörigen Figur, welche zu seinem zweiten Theil die zwölfte ist und auf unserer siebenten Tafel mit Nr. 9 bezeichnet worden, bringt er zum ersten Mal das zwischen den beiden farbigen Randerscheinungen unveränderte Weiß entschieden vor, nachdem er solches früher mehrmals und zuletzt bei dem dreizehnten Versuch, wo er zwei Prismen anwendete, stillschweigend eingeführt hatte. Dort wie hier bezeichnet er jede der beiden Randerscheinungen mit fünf Linien, wodurch er anzudeuten scheinen möchte, daß an beiden Enden jedesmal das ganze Farbensystem hervortrete. Allein genau besehen, läßt er die uns wohlbekannten Randerscheinungen endlich einmal gelten; doch anstatt durch ihr einfaches Zusammenneigen das Grün hervorzubringen, läßt er, wunderlich genug, die Farben hinter einander aufmarschiren, sich einander decken, sich mischen und will nun durch diese Wort- und Zeichenmengerei das Weiß hervorgebracht haben, das freilich in der Erscheinung da ist, aber an und für sich, ohne erst durch jene farbigen Lichter zu entspringen, die er hypothetisch über einander schiebt.

599.

So sehr er sich nun auch bemüht, mit griechischen und lateinischen Buchstaben seine so falsche als ungereimte und abstruse Vorstellungsart faßlich zu machen, so gelingt es ihm doch nicht, und seine treuen, gläubigen Schüler fanden sich

Niemand versteht zur rechten Zeit!
Wenn man zur rechten Zeit verstünde,
So wäre Wahrheit nah und breit
Und wäre lieblich und gelinde.

29.

Was willst Du untersuchen,
Wohin die Milde fließt?
Ins Wasser wirf Deine Kuchen!
Wer weiß, wer sie genießt!

---

tempore" findet ein italienisches Sprichwort. — Das breit des vorletzten Verses ist hier formelhaft verwendet, indem nah und breit nachgebildet ist dem bekannten weit und breit. An bereit ist nicht zu denken.

29. Ein in verschiedenen Formen verbreiteter Spruch Salomo's und Mahomet's. Im Prediger Salomo: „Wirf Dein Brod ins Wasser; denn nach langer Zeit wirst Du es wiederfinden!" ebenso Mahomet: „Thue das Gute und wirf es ins Wasser!" (Tieck' Denkw. I. 106—111 und 4. II. 462. Nr. 18.) Im Buch Kadus (S. 360) lautet der Spruch: „Thue Gutes, wirf das Brod ins Wasser; eines Tages wird's Dir vergolten werden", und im Türkischen: „Wirf das Brod ins Wasser; wenn's der Fisch nicht weiß, so weiß es doch der Schöpfer." S. auch Hammer's Hafis, II. 43. Der Spruch ist auch im Abendlande verbreitet:

„Thust Du was Gutes, wirf's ins Meer!
Sieht's nicht der Fisch, sieht's doch der Herr."

Im Englischen: „Cast your bread on the waters, and it shall be found after many days" (Currer Bell, The Professor, ch. 22). Verwandt ist Goethe's Spruch: „Hat man das Gute Dir erweidert" u. s. w. (Werke, II. 337). — Auch Erasmus Adag. ed. Mosenschmidt. p. 306) hat den Spruch: „In aquam seminare jacis", und Sandgruben I. 449. den mit den Türkischen übertragenen: „Divitis opes dans in mare aquam fert." — Milde. Milte steht hier im ältern eigentl. Sinne für Freigebigkeit; so braucht Goethe das Wort auch in Herrmann und Dorothea, S. 102. Z. 17 v. u. und 108. Z. 3. Ebenso Lessing im Nathan (II. 2) und Logau stets das Adjektiv mild.

genöthigt, dieſe lineariſche Darſtellung in eine tabellariſche zu verwandeln.

600.

Gren in Halle hat, indem er ſich unſern unſchuldigen optiſchen Beiträgen mit pfäffiſchem Stolz und Heftigkeit widerſetzte, eine ſolche tabellariſche Darſtellung mit Buchſtaben ausgearbeitet, was die Verrückung des hellen Bildes betrifft. Der Recenſent unſerer Beiträge in der Jenaiſchen Literatur-Zeitung hat die nämliche Bemühung wegen Verrückung eines dunklen Bildes übernommen. Weil aber eine ſolche Buchſtabenkrämerei nicht von Jedem an- und durchgeſchaut werden kann, ſo haben wir unſere neunte und zehnte Tafel einer anſchaulichen Darſtellung gewidmet, wo man die prismatiſchen Farbenſyſteme theils zuſammen theils in Diviſionen und Detachements, en échelon hinter einander, als farbige Quadrate vertikal aufmarſchiren ſieht, da man ſie denn horizontal mit den Augen ſogleich zuſammenſummiren und die lächerlichen Reſultate, welche nach Newton und ſeiner Schule auf dieſe Weiſe entſpringen ſollen, mit bloßem Geradſinn beurtheilen kann.

601.

Wir haben auf denſelbigen Tafeln noch andere ſolche Farbenreihen aufgeführt, um zugleich des wunderlichen Wünſch ſeltſame Reduktion der prismatiſchen Farbenerſcheinung deutlich zu machen, der, um die Newtoniſche Darſtellung zu retten, dieſelbe epitomiſirt und mit der wunderlichſten Intrigue, indem er das Geſchäft zu vereinfachen glaubte, noch mehr verunnaturt hat.

602.

Wir verſparen das Weitere hierüber bis zur Erklärung der Tafeln, da es uns denn mit Gunſt unſerer Leſer wohl erlaubt ſein wird, uns über dieſe Gegner und Halbgegner ſowol als ihren Meiſter zur Entſchädigung für ſo viele Mühe billigermaßen luſtig zu machen.

Sechzehnter Verſuch.

603.

Dieſes aus der bloßen Empirie genommene und dem bisherigen hypothetiſchen Verfahren nur gleichſam angeklebte, durch eine ungeſchickte Figur, die dreizehnte des zweiten Theils,

keineswegs verſinnlichte Phänomen müſſen wir erſt zum Verſuch erheben, wenn wir verſtehen wollen, worauf er eigentlich deute.

604.

Man ſtelle ſich mit einem Prisma an ein offnes Fenſter, wie gewöhnlich den brechenden Winkel unter ſich gekehrt; man lehne ſich ſo weit vor, daß nicht etwa ein oberes Fenſterkreuz durch Refraktion erſcheine; alsdann wird man oben am Prisma unter einem dunklen Rand einen gelben Bogen erblicken, der ſich an dem hellen Himmel herſteht. Dieſer dunkle Rand entſpringt von dem äußern oberen Rande des Prismas, wie man ſich ſogleich überzeugen wird, wenn man ein Stückchen Wachs über denſelben hinaus klebt, welches innerhalb des farbigen Bogens recht gut geſehen werden kann.

Unter dieſem gelben Bogen erblickt man ſodann den klaren Himmel, tiefer den Horizont, er beſtehe nun aus Häuſern oder Bergen, welche nach dem Geſetz blau und blauroth geſäumt erſcheinen.

Nun biege man das Prisma immer mehr nieder, indem man immer fortfährt hineinzuſehen. Nach und nach werden die Gebäude, der Horizont ſich zurücklegen, endlich ganz verſchwinden, und der gelbe und gelbrothe Bogen, den man bisher geſehen, wird ſich ſodann in einen blauen und blaurothen verwandeln, welches derjenige iſt, von dem Newton ſpricht, ohne des vorhergehenden und dieſer Verwandlung zu erwähnen.

605.

Dieſes iſt aber auch noch kein Experiment, ſondern ein bloßes empiriſches Phänomen. Die Vorrichtung aber, welche wir vorſchlagen, um von dieſer Erſcheinung das Zufällige wegzunehmen und ſie in ihren Bedingungen zugleich zu vermannichfaltigen und zu befeſtigen, wollen wir ſogleich angeben, wenn wir vorher noch eine Bemerkung gemacht haben. Das Phänomen, wie es ſich uns am Fenſter zeigt, entſpringt, indem der helle Himmel über der dunklen Erde ſteht. Wir können es nicht leicht umkehren und uns einen dunklen Himmel und eine helle Erde verſchaffen. Ebendieſes gilt von Zimmern, in welchen die Decken meiſtens hell und die Wände mehr oder weniger dunkel ſind.

606.

In diesem Sinne mache man in einem mäßig großen und hohen Zimmer folgende Vorrichtung. In dem Winkel, da, wo die Wand sich von der Decke scheidet, bringe man eine Bahn schwarzes Papier neben einer Bahn weißen Papiers an; an der Decke dagegen bringe man, in gedachtem Winkel zusammenstoßend, über der schwarzen Bahn eine weiße, über der weißen eine schwarze an und betrachte nun diese Bahnen neben und über einander auf die Weise, wie man vorher zum Fenster hinaussah. Der Bogen wird wieder erscheinen, den man aber freilich von allen andern, welche Ränder oder Leisten verursachen, unterscheiden muß. Wo der Bogen über die weiße Bahn der Decke geht, wird er wie vorher, als er über den weißen Himmel zog, gelb, wo er sich über die schwarze Bahn zieht, blau erscheinen. Senkt man nun wieder das Prisma, so daß die Wand sich zurückzulegen scheint, so wird der Bogen sich auf einmal umkehren, wenn er über die umgekehrten Bahnen der Wand herläuft; auf der weißen Bahn wird er auch hier gelb und auf der schwarzen blau erscheinen.

607.

Ist man hiervon unterrichtet, so kann man auch in der zufälligen Empirie, beim Spazierengehen in beschneiten Gegenden, bei hellen Sandwegen, die an dunklen Rasenpartien herlaufen, dasselbige Phänomen gewahr werden. Um diese Erscheinung, welche umständlich auszulegen, ein größerer Aufsatz und eine eigene Tafel erfordert würde, vorläufig zu erklären, sagen wir nur so viel, daß bei diesem Refraktionsfalle, welcher die gerade vor uns stehenden Gegenstände herunterzieht, die über uns sich befindenden Gegenstände oder Flächen, indem sich wahrscheinlich eine Reflexion mit in das Spiel mischt, gegen den obern Rand des Prismas getrieben und an demselben, je nachdem sie hell oder dunkel sind, nach dem bekannten Gesetze gefärbt werden. Der Rand des Prismas erscheint als Bogen, wie alle vor uns liegende horizontale Linien durch das Prisma die Gestalt eines Bogens annehmen.

Neunte Proposition. Viertes Problem.

Durch die entdeckten Eigenschaften des Lichts die Farben des Regenbogens zu erklären.

608.

Daß Alles, was von den Prismen gilt, auch von den Linsen gelte, ist natürlich; daß dasjenige, was von den Kugelschnitten gilt, auch von den Kugeln selbst gelten werde, wenn auch einige andere Bestimmungen und Bedingungen mit eintreten sollten, läßt sich gleichfalls erwarten. Wenn also Newton seine Lehre, die er auf Prismen und Linsen angewandt, nunmehr auch auf Kugeln und Tropfen anwendet, so ist dieses seinem theoretischen und hypothetischen Gange ganz gemäß.

609.

Haben wir aber bisher Alles anders gefunden als er, so werden wir natürlicherweise ihm auch hier zu widersprechen und das Phänomen des Regenbogens auf unsere Art auszulegen haben. Wir halten uns jedoch bei diesem in die angewandte Physik gehörigen Falle hier nicht auf, sondern werden, was wir deshalb zu sagen nöthig finden, in einer der supplementaren Abhandlungen nachbringen.

Zehnte Proposition. Fünftes Problem.

Aus den entdeckten Eigenschaften des Lichtes die dauernden Farben der natürlichen Körper zu erklären.

610.

Diese Farben entstehen daher, daß einige natürliche Körper eine gewisse Art Strahlen häufiger als die übrigen Strahlen zurückwerfen und daß andre natürliche Körper ebendieselbe Eigenschaft gegen andre Strahlen ausüben.

611.

Man merke hier gleich: häufiger; also nicht etwa allein

oder ausschließlich, wie es doch sein müßte, wenigstens bei einigen ganz reinen Farben. Betrachtet man ein reines Gelb, so könnte man sich die Vorstellung gefallen lassen, daß dieses reine Gelb die gelben Strahlen allein von sich schickt; ebenso mit ganz reinem Blau. Allein der Verfasser hütet sich wohl, dieses zu behaupten, weil er sich abermals eine Hinterthüre auflassen muß, um einem dringenden Gegner zu entgehen, wie man bald sehen wird.

612.

Wenige wirft die am Wenigsten refrangiblen Strahlen am Häufigsten zurück und erscheint deswegen roth. Veilchen werfen die refrangibelsten Strahlen am Häufigsten zurück und haben ihre Farbe daher, und so verhält es sich mit den übrigen Körpern. Jeder Körper wirft die Strahlen seiner eigenen Farbe häufiger zurück als die übrigen Strahlen, und von ihrem Uebermaße und Vorherrschaft im zurückgeworfenen Licht hat er seine Farbe.

613.

Die Newtonische Theorie hat das Eigene, daß sie sehr leicht zu lernen und sehr schwer anzuwenden ist. Man darf nur die erste Proposition, womit die Optik anfängt, gelten lassen oder gläubig in sich aufnehmen, so ist man auf ewig über das Farbenwesen beruhigt. Schreitet man aber zur nähern Untersuchung, will man die Hypothese auf die Phänomene anwenden, dann geht die Noth erst an: dann kommen Vor- und Nachklagen, Limitationen, Restriktionen, Reservationen kommen zum Vorschein, bis sich jede Proposition erst im Einzelnen und zuletzt die Lehre im Ganzen vor dem Blick des scharfen Beobachters völlig neutralisirt. Man gebe Acht, wie dieses hier abermals der Fall ist.

Siebzehnter Versuch.

614.

Denn wenn Ihr in die homogenen Lichter, welche

Ihr durch die Auflösung des Problems, welches in der vierten Proposition des ersten Theiles aufgestellt wurde, erhaltet, —

615.

Daß wir auch dort durch alle Bemühung keine homogeneren Lichter als durch den gewöhnlichen prismatischen Versuch erhielten, ist seines Ortes dargethan worden.

616.

— Körper von verschiedenen Farben hineinbringt, so werdet Ihr finden, daß jeder Körper, in das Licht seiner eigenen Farbe gebracht, glänzend und leuchtend erscheint.

617.

Dagegen ist nichts zu sagen; nur wird derselbe Effekt hervorgebracht, wenn man auch das ganz gewöhnliche und unequälte prismatische Bild bei diesem Versuche anwendet. Und nichts ist natürlicher, als wenn man Gleiches zu Gleichem bringt, daß die Wirkung nicht vermindert werde, sondern vielmehr verstärkt, wenn das eine Homogene dem Grade nach wirksamer ist als das andre. Man gieße konzentrirten Essig zu gemeinem Essig, und diese so verbundene Flüssigkeit wird stärker sein als die gemeine. Ganz anders ist es, wenn man das Heterogene dazumischt, wenn man Alkali in den gemeinen Essig wirft. Die Wirkung beider acht verloren bis zur Neutralisation. Aber von diesem Gleichnamigen und Ungleichnamigen will und kann Newton nichts wissen. Er quält sich auf seinen Graden und Stufen herum und muß doch zuletzt eine entgegengesetzte Wirkung gestehen.

618.

Zinnober glänzt am Meisten im homogenen rothen Licht, weniger im grünen und noch weniger im blauen.

619.

Wie schlecht ist hier das Phänomen ausgedrückt, indem er blos auf den Zinnober und sein Glänzen Rücksicht nimmt

und die Mischung verschweigt, welche die auffallende prismatische Farbe mit der unterliegenden körperlichen hervorbringt.

620.

Indig im veilchenblauen Licht glänzt am Meisten.

621.

Aber warum? Weil der Indig, der eigentlich nur eine dunkle satte blaue Farbe ist, durch das violete Licht einen Glanz, einen Schein, Hellung und Leben erhält, und sein Glanz wird stufenweise vermindert, wie man ihn gegen Grün, Gelb und Roth bewegt.

622.

Warum spricht denn der Verfasser nur vom Glanz, der sich vermindern soll? Warum spricht er nicht von der neuen gemischten Farbenerscheinung, welche auf diesem Wege entsteht? Freilich ist das Wahre zu natürlich, und man braucht das Falsche, Halbe, um die Unnatur zu beschönigen, in die man die Sache gezogen hat.

623.

Ein Lauchblatt —

624.

Und was soll nun der Knoblauch im Experimente und gleich auf die Pulver? Warum bleibt er nicht bei gleichen Flächen, Papier oder aufgezogenem Seidenzeug? Wahrscheinlich soll der Knoblauch hier nur so viel heißen, daß die Lehre auch von Pflanzen gelte.

625.

— wirft das grüne Licht und das gelbe und blaue, woraus es zusammengesetzt ist, lebhafter zurück, als es das rothe und violete zurückwirft.

626.

Damit aber diese Versuche desto lebhafter erscheinen, so muß man solche Körper wählen, welche die vollsten und lebhaftesten Farben haben, und zwei

ſolche Körper müſſen mit einander verglichen werden. Z. B. wenn man Zinnober und Ultramarinblau —

627.

Mit Pulvern ſollte man, wie ſchon oft geſagt, nicht experiren; denn wie kann man hindern, daß ihre ungleichen Theile Schatten werfen?

628.

— zuſammen (neben einander) in rothes homogenes Licht hält, ſo werden ſie beide roth erſcheinen; —

629.

Dies ſagt er hier auch nur, um es gleich wieder zurückzunehmen.

630.

— aber der Zinnober wird von einem ſtarken leuchtenden und glänzenden Roth ſein und der Ultramarin von einem ſchwachen dunklen und finſtern Roth.

631.

Und das von Rechts wegen; denn Gelbroth erhebt das Gelbrothe und zerſtört das Blaue.

632.

Dagegen, wenn man ſie zuſammen in das blaue Licht hält, ſo werden ſie beide blau erſcheinen; nur wird der Ultramarin mächtig leuchtend und glänzend ſein, das Blau des Zinnobers aber ſchwach und finſter.

633.

Und zwar auch, nach unſerer Auslegung, von Rechts wegen. Sehr ungern wiederholen wir dieſe Dinge, da ſie oben ſchon ſo umſtändlich von uns ausgeführt worden. Doch muß man den Widerſpruch wiederholen, da Newton das Falſche immer wiederholt, nur um es tiefer einzuprägen.

634.

Welches außer Streit ſetzt, daß der Zinnober das

rothe Licht häufiger als der Ultramarin zurückwirft und der Ultramarin das blaue Licht mehr als der Zinnober.

635.

Dieses ist die eigene Art, etwas außer Streit zu setzen, nachdem man erst eine Meinung unbedingt ausgesprochen und bei den Beobachtungen nur mit Worten und deren Stellung sich jener Behauptung genähert hat. Denn das ganze Newtonische Farbenwesen ist nur ein Wortkram, mit dem sich deshalb so gut kramen läßt, weil man vor lauter Kram die Natur nicht mehr sieht.

636.

Dasselbe Experiment kann man nach und nach mit Mennige, Indig oder andern zwei Farben machen, um die verschiedene Stärke und Schwäche ihrer Farbe und ihres Lichtes einzusehen.

637.

Was dabei einzusehen ist, ist den Einsichtigen schon bekannt.

638.

Und da nun die Ursache der Farben an natürlichen Körpern durch diese Experimente klar ist, —

639.

Es ist nichts klar, als daß er die Erscheinung unvollständig und ungeschickt ausspricht, um sie nach seiner Hypothese zu bequemen.

640.

— so ist diese Ursache ferner bestätigt und außer allem Streit gesetzt durch die zwei ersten Experimente des ersten Theils, da man an solchen Körpern bewies, daß die reflektirten Lichter, welche an Farbe verschieden sind, auch an Graden der Refrangibilität verschieden sind.

641.

Hier schließt sich nun das Ende an den Anfang künstlich an, und da man uns dort die körperlichen Farben schon auf Treu und Glauben für Lichter gab, so sind diese Lichter endlich hier völlig fertige Farben geworden und werden nun abermals zu Hilfe gerufen.

Da wir nun aber dort aufs Umständlichste dargethan haben, daß jene Versuche gar nichts beweisen, so werden sie auch hier weiter der Theorie nicht zu Statten kommen.

642.

Daher ist es also gewiß, daß einige Körper die mehr, andre die weniger refrangiblen Strahlen häufiger zurückwerfen.

643.

Und uns ist gewiß, daß es weder mehr noch weniger refrangible Strahlen giebt, sondern daß die Naturerscheinungen auf eine ächtere und bequemere Weise ausgesprochen werden können.

644.

Und dies ist nicht allein die wahre Ursache dieser Farben, sondern auch die einzige, wenn man bedenkt, daß die Farben des homogenen Lichtes nicht verändert werden können durch die Reflexion von natürlichen Körpern.

645.

Wie sicher muß Newton von dem blinden Glauben seiner Leser sein, daß er zu sagen wagt, die Farben des homogenen Lichtes können durch Reflexion von natürlichen Körpern nicht verändert werden, da er doch auf der vorhergehenden Seite zugiebt, daß das rothe Licht ganz anders vom Zinnober als vom Ultramarin, das blaue Licht ganz anders vom Ultramarin als vom Zinnober zurückgeworfen werde. Nun sieht man aber wohl, warum er dort seine Redensarten so künstlich stellt, warum er nur vom Glanz und Hellen oder vom Matten und Dunklen der Farbe, keineswegs aber von ihrem andern Bedingtwerden durch Mischung reden mag. Es ist unmöglich,

30.

Als ich einmal eine Spinne erschlagen,
Dacht' ich, ob ich das wol sollt.
Hat Gott ihr doch wie mir gewollt
Einen Antheil an diesen Tagen!

31.

„Dunkel ist die Nacht; bei Gott ist Licht."
Warum hat er uns nicht auch so zugericht?

32.

Welch eine bunte Gemeinde!
An Gottes Tisch sitzen Freund' und Feinde.

---

30. Eine ähnliche Reflexion machte Leibniz, als er eine Fliege erschlagen hatte. Die Spinne ist nach dem Koran (Sure 29. Vers 40) sprichwörtlich für alles Schwache, ebenso das Gewebe der Spinnen.

31. Biblische Anklänge: „Der Tag des Herrn wird kommen" (1. Thessalon. 5, 2); „Ihr aber, lieben Brüder, seid nicht in der Finsternis" (Ebd., V. 4, wo allerdings V. 5 bekräftigt: „Ihr seid allzumal Kinder des Lichtes und Kinder des Tages"); „Hüter, ist die Nacht schier hin?" (Jesaias, 21, 11.)

32. In der Anrufung Gottes, welche Saadi seinem Persianischen Baumgarten voranschickt, heißt es, nach Olearius' Uebersetzung (Hamburg, 1696, S. 1): „Der große Gott Himmels und der Erden aber schauet um der Sünde willen vor Niemanden die Gnadenthür zu; die gegenwärtige und zukünftige Welt ist ihm als ein Wasser-Tropfein. Er schiebet den Vorhang sanftmüthig zu: die Erde ist alsdann sein Tisch vor alle Menschen, worinnen zwischen Freund und Feind kein Unterscheid befindlich."

ein so deutliches und einfaches Phänomen schiefer und unredlicher zu behandeln; aber freilich, wenn er Recht haben wollte, so mußte er sich, ganz oder halb bewußt, mit Reineke Fuchs zurufen:

„Aber ich sehe wol, Lügen bedarf's, und über die Maßen!"

Denn nachdem er oben die Veränderung der prismatischen Farben auf den verschiedenen Körpern ausdrücklich zugestanden, so fährt er hier fort:

646.

Denn wenn Körper durch Reflexion auch nicht im Mindesten die Farbe irgend einer Art von Strahlen verändern können, so können sie nicht auf andre Weise gefärbt erscheinen, als indem sie diejenigen zurückwerfen, welche entweder von ihrer eigenen Farbe sind, oder die durch Mischung sie hervorbringen können.

647.

Hier tritt auf einmal die Mischung hervor, und zwar dergestalt, daß man nicht recht weiß, was sie sagen will; aber das Gewissen regt sich bei ihm, es ist nur ein Uebergang zum Folgenden, wo er wieder Alles zurücknimmt, was er behauptet hat. Merke der Leser auf; er wird den Verfasser bis zum Unglaublichen unverschämt finden.

648.

Denn wenn man diese Versuche macht, so muß man sich bemühen, das Licht so viel als möglich homogen zu erhalten.

649.

Wie es mit den Bemühungen, die prismatischen farbigen Lichter homogener zu machen, als sie bei dem einfachen Versuch im Spektrum erscheinen, [beschaffen sei] haben wir oben umständlich dargethan, und wir wiederholen es nicht. Nur erinnere sich der Leser, daß Newton die schwierigsten, ja gewissermaßen unmögliche Vorrichtungen vorgeschrieben hat, um dieser beliebten Homogenität näher zu kommen. Nun bemerke man,

daß er uns die einfachen, einem Jeden möglichen Versuche verdächtig macht, indem er fortfährt:

650.

Denn wenn man Körper mit den gewöhnlichen prismatischen Farben erleuchtet, so werden sie weder in ihrer eigenen Tageslichtsfarbe noch in der Farbe erscheinen, die man auf sie wirft, sondern in einer gewissen Mittelfarbe zwischen beiden, wie ich durch Erfahrung gefunden habe.

651.

Es ist recht merkwürdig wie er endlich einmal eine Erfahrung eingesteht, die einzig mögliche, die einzig nothwendige, und sie sogleich wieder verdächtig macht. Denn was von der einfachsten prismatischen Erscheinung, wenn sie auf körperliche Farben fällt, wahr ist, das bleibt wahr, man mag sie durch noch so viel Oeffnungen, große und kleine, durch Linsen von nahem oder weitem Brennpunkt quälen und bedingen; nie kann, nie wird etwas Anders zum Vorschein kommen.

652.

Wie benimmt sich aber unser Autor, um diese Unsicherheit seiner Schüler zu vermehren? Auf die verschmitzteste Weise. Und betrachtet man diese Kniffe mit redlichem Sinn, hat man ein lebendiges Gefühl fürs Wahre, so kann man wohl sagen, der Autor benimmt sich schändlich; denn man höre nur:

653.

Denn die Mennige, wenn man sie mit dem gewöhnlichen prismatischen Grün erleuchtet, wird nicht roth oder grün, sondern orange oder gelb erscheinen, je nachdem das grüne Licht, wodurch sie erleuchtet wird, mehr oder weniger zusammengesetzt ist.

654.

Warum geht er denn hier nicht grad- oder stufenweise? Er werfe doch das ganz gewöhnliche prismatische Roth auf

die Mennige, so wird sie ebenso schön und glänzend roth erscheinen, als wenn er das gequälteste Spektrum dazu anwendete. Er werfe das Grün des gequältesten Spektrums auf die Mennige, und die Erscheinung wird sein, wie er sie beschreibt, oder vielmehr, wie wir sie oben, da von der Sache die Rede war, beschrieben haben. Warum macht er denn erst die möglichen Versuche verdächtig, warum schiebt er Alles ins Ueberfeine, und warum kehrt er dann zuletzt immer wieder zu den ersten Versuchen zurück? Nur um die Menschen zu verwirren und sich und seiner Heerde eine Hinterthür offen zu lassen.

Mit Widerwillen übersetzen wir die fratzenhafte Erklärungsart, wodurch er nach seiner Weise die Zerstörung der grünen prismatischen auf die Mennige geworfenen Farbe auslegen will.

655.

Denn wie Mennige roth erscheint, wenn sie vom weißen Licht erleuchtet wird, in welchem alle Arten Strahlen gleich gemischt sind, so muß bei Erleuchtung derselben mit dem grünen Licht, in welchem alle Arten von Strahlen ungleich gemischt sind, etwas Anders vorgehen.

656.

Man bemerke, daß hier im Grünen alle Arten von Strahlen enthalten sein sollen, welches jedoch nicht zu seiner früheren Darstellung der Heterogenität der homogenen Strahlen paßt; denn indem er dort die supponirten Zirkel aus einander zieht, so greifen doch nur die nächsten Farben in einander; hier aber geht jede Farbe durchs ganze Bild, und man sieht also gar die Möglichkeit nicht ein, sie auf irgend eine Weise zu separiren. Es wird künftig zur Sprache kommen, was noch Alles für Unsinn aus dieser Vorstellungsart, in einem System fünf bis sieben Systeme en échelon aufmarschiren zu lassen, hervorspringt.

657.

Denn einmal wird das Uebermaß der gelbmachenden, grünmachenden und blaumachenden Strahlen,

das sich in dem auffallenden grünen Lichte befindet, Ursache sein, daß diese Strahlen auch in dem zurückgeworfenen Lichte sich so häufig befinden, daß sie die Farbe vom Rothen gegen ihre Farbe ziehen. Weil aber die Mennige dagegen die rothmachenden Strahlen häufiger in Rücksicht ihrer Anzahl zurückwirft und zunächst die orangemachenden und gelbmachenden Strahlen, so werden diese in dem zurückgeworfenen Licht häufiger sein, als sie es in dem einfallenden grünen Licht waren, und werden deswegen das zurückgeworfene Licht vom Grünen gegen ihre Farbe ziehen, und deswegen wird Mennige weder roth noch grün, sondern von einer Farbe erscheinen, die zwischen beiden ist.

658.

Da das ganze Verhältniß der Sache oben umständlich dargethan worden, so bleibt uns weiter nichts übrig, als diesen baaren Unsinn der Nachwelt zum Musterbilde einer solchen Behandlungsart zu empfehlen.

Er fügt nun noch vier Erfahrungen hinzu, die er auf seine Weise erklärt, und die wir nebst unsern Bemerkungen mittheilen wollen.

659.

In gefärbten durchsichtigen Liquoren läßt sich bemerken, daß die Farbe nach ihrer Masse sich verändert. Wenn man z. B. eine rothe Flüssigkeit in einem konischen Glase zwischen das Licht und das Auge hält, so scheint sie unten, wo sie weniger Masse hat, als ein blasses und verdünntes Gelb; etwas höher, wo das Glas weiter wird, erscheint sie orange, noch weiter hinauf roth und ganz oben von dem tiefsten und dunkelsten Roth.

660.

Wir haben diese Erfahrung in Stufengefäßen dargestellt

(S. 517, 518) und an ihnen die wichtige Lehre der Steigerung entwickelt, wie nämlich das Gelbe durch Verdichtung und Beschattung ebenso wie das Blaue zum Rothen sich hinneigt und dadurch die Eigenschaft bewähret, welche wir bei ihrem ersten Ursprung in trüben Mitteln gewahr wurden. Wir erkannten die Einfachheit, die Tiefe dieser Ur- und Grunderscheinungen; desto sonderbarer wird uns die Qual vorkommen, welche sich Newton macht, sie nach seiner Weise auszulegen.

661.

Hier muß man sich vorstellen, daß eine solche Feuchtigkeit die indigomachenden und violetmachenden Strahlen sehr leicht abhält, die blaumachenden schwerer, die grünmachenden noch schwerer und die rothmachenden am Allerschwersten. Wenn nun die Masse der Feuchtigkeit nicht stärker ist, als daß sie nur eine hinlängliche Anzahl von violetmachenden und blaumachenden Strahlen abhält, ohne die Zahl der übrigen zu vermindern, so muß der Ueberrest (nach der sechsten Proposition des zweiten Theils) ein blasses Gelb machen; gewinnt aber die Feuchtigkeit so viel an Masse, daß sie eine große Anzahl von blaumachenden Strahlen und einige grünmachende abhalten kann, so muß aus der Zusammensetzung der übrigen eine Orange entstehen, und wenn die Feuchtigkeit noch breiter wird, um eine große Anzahl von den grünmachenden und eine bedeutende Anzahl von den gelbmachenden abzuhalten, so muß der Ueberrest anfangen, ein Roth zusammenzusetzen, und dieses Roth muß tiefer und dunkler werden, wenn die gelbmachenden und orangemachenden Strahlen mehr und mehr durch die wachsende Masse der Feuchtigkeit abgehalten werden, so daß wenig Strahlen außer den rothmachenden durchgelangen können.

662.

Ob wol in der Geschichte der Wissenschaften etwas ähnlich Närrisches und Lächerliches von Erklarungsart zu finden sein möchte?

663.

Von derselben Art ist eine Erfahrung, die mir neulich Herr Halley erzählt hat, der, als er tief in die See in einer Taucherglocke hinabstieg, an einem klaren Sonnenscheinstag, bemerkte, daß wenn er mehrere Faden tief ins Wasser hinabkam, der obere Theil seiner Hand, worauf die Sonne gerade durchs Wasser und durch ein kleines Glasfenster in der Glocke schien, eine rothe Farbe hatte, wie eine Damascener Rose, so wie das Wasser unten und die untere Seite seiner Hand, die durch das von dem Wasser reflektirte Licht erleuchtet war, grün aussah.

664.

Wir haben dieses Versuchs unter den physiologischen Farben da, wo er hingehört, schon erwähnt. Das Wasser wirkt hier als ein trübes Mittel, welches die Sonnenstrahlen nach und nach mäßigt, bis sie aus dem Gelben ins Rothe übergehen und endlich purpurfarben erscheinen; dagegen denn die Schatten in der geforderten grünen Farbe gesehen werden. Man höre nun, wie seltsam sich Newton benimmt, um dem Phänomen seine Terminologie anzupassen.

665.

Daraus läßt sich schließen, daß das Seewasser die violet- und blaumachenden Strahlen sehr leicht zurückwirft und die rothmachenden Strahlen frei und häufig in große Tiefen hinunterläßt; deshalb das direkte Sonnenlicht in allen großen Tiefen, wegen der vorwaltenden rothmachenden Strahlen, roth erscheinen muß, und je größer die Tiefe ist, desto stärker und mächtiger muß das Roth werden. Und in solchen

Tiefen, wo die violetmachenden Strahlen kaum hinkommen, müssen die blaumachenden, grünmachenden, gelbmachenden Strahlen von unten häufiger zurückgeworfen werden als die rothmachenden und ein Grün zusammensetzen.

666.

Da uns nunmehr die wahre Ableitung dieses Phänomens genugsam bekannt ist, so kann uns die Newtonische Lehre nur zur Belustigung dienen, wobei denn zugleich, indem wir die falsche Erklärungsart einsehen, das ganze System unhaltbarer erscheint.

667.

Nimmt man zwei Flüssigkeiten von starker Farbe, z. B. Roth und Blau, und beide hinlänglich gesättigt, so wird man, wenn jede Flüssigkeit für sich noch durchsichtig ist, nicht durch beide hindurchsehen können, sobald sie zusammengestellt werden. Denn wenn durch die eine Flüssigkeit nur die rothmachenden Strahlen hindurch können und nur die blaumachenden durch die andre, so kann kein Strahl durch beide hindurch. Dieses hat Herr Hooke zufällig mit keilförmigen Glasgefäßen, die mit rothen und blauen Liquoren gefüllt waren, versucht und wunderte sich über die unerwartete Wirkung, da die Ursache damals noch unbekannt war. Ich aber habe alle Ursache, an die Wahrheit dieses Experiments zu glauben, ob ich es gleich selbst nicht versucht habe. Wer es jedoch wiederholen will, muß sorgen, daß die Flüssigkeiten von sehr guter und starker Farbe seien.

668.

Worauf beruht nun dieser ganze Versuch? Er sagt weiter nichts aus, als daß ein noch allenfalls durchscheinendes Mittel, wenn es doppelt genommen wird, undurchsichtig werde, und dieses geschieht, man mag einerlei Farbe oder zwei verschiedene Farben, erst einzeln und dann an einander gerückt, betrachten.

669.

Um dieſes Experiment, welches nun auch ſchon über hundert Jahre in der Geſchichte der Farbenlehre ſpukt, los zu werden, verſchaffe man ſich mehrere, aus Glastafeln zuſammengeſetzte keilförmige aufrecht ſtehende Gefäße, die an einander geſchoben, Parallelepipeden bilden, wie ſie ſollen ausführlicher beſchrieben werden, wenn von unſerm Apparat die Rede ſein wird. Man fülle ſie erſt mit reinem Waſſer und gewöhne ſich, die Verrückung entgegengeſtellter Bilder und die bekannten prismatiſchen Erſcheinungen dadurch zu beobachten; dann ſchiebe man zwei über einander und tröpfle in jedes Tinte, nach und nach ſo lange, bis endlich der Liquor undurchſichtig wird; nun ſchiebe man die beiden Keile aus einander, und jeder für ſich wird noch genugſam durchſcheinend ſein.

670.

Dieſelbe Operation mache man nunmehr mit farbigen Liquoren, und das Reſultat wird immer daſſelbe bleiben, man mag ſich nur einer Farbe in den beiden Gefäßen oder zweier bedienen. So lange die Flüſſigkeiten nicht überſättigt ſind, wird man durch das Parallelepipedon recht gut hindurchſehen können.

671.

Nun begreift man alſo wol, warum Newton wiederholt zu Anfang und zu Ende ſeines Perioden auf geſättigte und reiche Farben dringt. Damit man aber ſehe, daß die Farbe gar nichts zur Sache thut, ſo bereite man mit Lackmus in zwei ſolchen Keilgläſern einen blauen Liquor dergeſtalt, daß man durch das Parallelepipedon noch durchſehen kann. Man laſſe alsdann in das eine Gefäß durch einen Gehilfen Eſſig tröpfeln, ſo wird ſich die blaue Farbe in eine rothe verwandeln, die Durchſichtigkeit aber bleiben wie vorher, ja wol eher zunehmen, indem durch die Säure dem Blauen von ſeinem σκοτος etwas entzogen wird. Bei Vermannichfaltigung des Verſuchs kann man auch alle die Verſuche wiederholen, die ſich auf ſcheinbare Farbenmiſchung beziehen.

672.

Will man dieſe Verſuche ſich und Andern recht anſchaulich machen, ſo habe man vier bis ſechs ſolcher Gefäße zugleich

bei der Hand, damit man nicht durch Ausgießen und Umfüllen die Zeit verliere und keine Unbequemlichkeit und Unreinlichkeit entstehe. Auch lasse man sich diesen Apparat nicht reuen, weil man mit demselben die objektiven und subjektiven prismatischen Versuche, wie sie sich durch farbige Mittel modifiziren, mit einiger Uebung vortheilhaft darstellen kann. Wir sprechen also, was wir oben gesagt, nochmals aus: ein Durchscheinendes doppelt oder mehrfach genommen, wird undurchsichtig, wie man sich durch farbige Fensterscheiben, Opalgläser, ja sogar durch farblose Fensterscheiben überzeugen kann.

673.

Nun kommt Newton noch auf den Versuch mit trüben Mitteln. Uns sind diese Urphänomene aus dem Entwurf umständlich bekannt, und wir werden deshalb um desto leichter das Unzulängliche seiner Erklärungsart einsehen können.

674.

Es giebt einige Feuchtigkeiten, wie die Tinktur des Lignum nephriticum, und einige Arten Glas, welche eine Art Licht häufig durchlassen und eine andre zurückwerfen und deswegen von verschiedener Farbe erscheinen, je nachdem die Lage des Auges gegen das Licht ist. Aber wenn diese Feuchtigkeiten oder Gläser so dick wären, so viel Masse hätten, daß gar kein Licht hindurch könnte, so zweifle ich nicht, sie würden andern dunklen Körpern gleich sein und in allen Lagen des Auges dieselbe Farbe haben, ob ich es gleich nicht durch Experimente beweisen kann.

675.

Und doch ist gerade in dem angeführten Falle das Experiment sehr leicht. Wenn nämlich ein trübes Mittel noch halbdurchsichtig ist, und man hält es vor einen dunklen Grund, so erscheint es blau. Dieses Blau wird aber keinesweges von der Oberfläche zurückgeworfen, sondern es kommt aus der Tiefe. Reflektirten solche Körper die blaue Farbe leichter als eine andre von ihrer Oberfläche, so müßte man dieselbe noch

immer blau sehen, auch dann, wenn man die Trübe auf den höchsten Grad, bis zur Undurchsichtigkeit gebracht hat. Aber man sieht Weiß aus den von uns im Entwurf genugsam ausgeführten Ursachen. Newton macht sich aber hier ohne Noth Schwierigkeiten, weil er wohl fühlt, daß der Boden, worauf er sieht, nicht sicher ist.

676.

Denn durch alle farbigen Körper, so weit meine Bemerkung reicht, kann man hindurchsehen, wenn man sie dünn genug macht; sie sind deswegen gewissermaßen durchsichtig und also nur in Graden der Durchsichtigkeit von gefärbten durchsichtigen Liquoren verschieden. Diese Feuchtigkeiten so gut wie solche Körper werden bei hinreichender Masse undurchsichtig. Ein durchsichtiger Körper, der in einer gewissen Farbe erscheint, wenn das Licht hindurchfällt, kann bei zurückgeworfenem Licht dieselbe Farbe haben, wenn das Licht dieser Farbe von der hinteren Fläche des Körpers zurückgeworfen wird oder von der Luft, die daran stößt. Dann kann aber die zurückgeworfene Farbe vermindert werden, ja aufhören, wenn man den Körper sehr dick macht oder ihn auf der Rückseite mit Pech überzieht, um die Reflexion der hinteren Fläche zu vermindern, so daß das von den färbenden Theilen zurückgeworfene Licht vorherrschen mag. In solchen Fällen wird die Farbe des zurückgeworfenen Lichtes von der des durchfallenden Lichtes wol abweichen können.

677.

Alles dieses Hin- und Wiederreden findet man unnütz, wenn man die Ableitung der körperlichen Farben kennt, wie wir solche im Entwurf versucht haben, besonders wenn man mit uns überzeugt ist, daß jede Farbe, um gesehen zu werden, ein Licht im Hintergrunde haben müsse, und daß wir eigentlich

33.

Ihr nennt mich einen kargen Mann;
Gebt mir, was ich verprassen kann!

34.

Soll ich Dir die Gegend zeigen,
Mußt Du erst das Dach besteigen.

35.

Wer schweigt, hat wenig zu sorgen;
Der Mensch bleibt unter der Zunge verborgen.

---

33. Nr. 14 der „Sittlichen feinen Sprüchwörter der Araber", welche Olearius Lokman's Gedichten und Fabeln und Saadis Rosenthal (1636, S. 117) angehängt hat, lautet:

„Es hat zwar die Natur mir Kargheit nicht gegeben.
Es fehlt mir nur, wodurch freigebig ich kann leben".

34. Nr. 42 derselben Sprichwörter das., S. 118) lautet:

„So etwa Du nicht willt hinauf zur Treppen steigen,
So wirst auch wol nicht Dich auf dem Dache zeigen."

wozu Olearius bemerkt: „Der Dienst ist gleichsam der Weg zur Herrschaft, gleichwie die Leiter zum Dache, darauf man gehen zu gehen. Denn in den Morgenländern sind die Dächer der Häuser alle platt, daß man darauf wandeln kann."

35. Alt. Mahomet's Eidam und Nachfolger, wird das Wort zugeschrieben:

„Der Mann bleibt unter der Zunge verborgen"
(Buch des Kabus, S. 233).

Der Orient kennt viele ähnliche Sprüche oder deren Anwendungen; z. B. Diez Denkw., II. 56 und 60, Nr. 8:

„Wer stillschweigt, wird gerettet";

und daselbst, I. 12, Nr. 15:

„Wahrlich, wer unablässig spricht, geräth in gefährliche Zuzänge";
(400 Sprüche aus d. Arab.)

ebendas., I. 418, den türkischen Spruch:

„Linguam suam domans caput suum liberat."

alle körperliche Farbe mittelst eines durchfallenden Lichts gewahr werden, es sei nun, daß das einfallende Licht durch einen durchsichtigen Körper durchgehe, oder daß es bei dem undurchsichtigen Körper auf seine helle Grundlage dringe und von da wieder zurückkehre.

Das Ergo bibamus des Autors übergehen wir und eilen mit ihm zum Schlusse.

Elfte Proposition. Sechstes Problem.

Durch Mischung farbiger Lichter einen Lichtstrahl zusammenzusetzen von derselben Farbe und Natur wie ein Strahl des direkten Sonnenlichts, und dadurch die Wahrheit der vorhergehenden Propositionen zu bestätigen.

678.

Hier verbindet Newton nochmals Prismen mit Linsen, und es gehört deshalb dieses Problem in jenes supplementare Kapitel, auf welches wir abermals unsere Leser anweisen. Vorläufig gesagt, so leistet er hier doch auch nichts; denn er bringt nur die durch ein Prisma auf den höchsten Gipfel geführte Farbenerscheinung durch eine Linse auf den Nullpunkt zurück; hinter diesem kehrt sie sich um, das Blaue und Violete kommt nun unten, das Gelbe und Gelbrothe oben hin. Dieses so gesäumte Bild fällt abermals auf ein Prisma, das, weil es das umgekehrt anlangende Bild in die Höhe rückt, solches wieder umkehrt, die Ränder auf den Nullpunkt bringt, wo denn abermals von einem dritten Prisma, das den brechenden Winkel nach oben richtet, das farblose Bild aufgefangen wird und nach der Brechung wieder gefärbt erscheint.

679.

Hieran können wir nichts Merkwürdiges finden; denn daß man ein verrücktes und gefärbtes Bild auf mancherlei Weise wieder zurechtrücken und farblos machen könne, ist uns kein Geheimniß. Daß ferner ein solches entfärbtes Bild auf mancherlei Weise durch neue Verrückung wieder von vorn anfange,

gefärbt zu werden, ohne daß diese neue Färbung mit der ersten aufgehobenen auch nur in der mindesten Verbindung stehe, ist uns auch nicht verborgen, da wir, was gewisse Reflexionsfälle betrifft, unsere achte Tafel mit einer umständlichen Auslegung diesem Gegenstand gewidmet haben.

680.

So ist denn auch aufmerksamen Lesern und Experimentatoren keineswegs unbekannt, wann solche gefärbte, auf den Nullpunkt entweder subjektiv oder objektiv zurückgebrachte Bilder nach den Gesetzen des ersten Anstoßes oder durch entgegengesetzte Determination ihre Eigenschaften behaupten, fortsetzen, erneuern oder umkehren.

Abschluß.

Wir glauben nunmehr in polemischer Behandlung des ersten Buches der Optik unsre Pflicht erfüllt und ins Klare gesetzt zu haben, wie wenig Newton's hypothetische Erklärung und Ableitung der Farbenerscheinung beim Refraktionsfall Stich halte. Die folgenden Bücher lassen wir auf sich beruhen. Sie beschäftigen sich mit den Erscheinungen, welche wir die epoptischen und paroptischen genannt haben. Was Newton gethan, um diese zu erklären und auszulegen, hat eigentlich niemals großen Einfluß gehabt, ob man gleich in allen Geschichten und Wörterbüchern der Physik historische Rechenschaft davon gab. Gegenwärtig ist die naturforschende Welt, und mit ihr sogar des Verfassers eigene Landsleute, völlig davon zurückgekommen, und wir haben also nicht Ursache, uns weiter darauf einzulassen.

Will Jemand ein Uebriges thun, der vergleiche unsere Darstellung der epoptischen Erscheinungen mit der Newtonischen. Wir haben sie auf einfache Elemente zurückgeführt; er hingegen bringt auch hier wieder Nothwendiges und Zufälliges durch einander vor, mißt und berechnet, erklärt und theoretisirt eins mit dem andern und Alles durch einander, wie er es bei dem Refraktionsfalle gemacht hat, und so müßten wir denn auch nur unsere Behandlung des ersten Buches bei den folgenden wiederholen.

Blicken wir nun auf unsre Arbeit zurück, so wünschten wir wol in dem Falle jenes Kardinals zu sein, der seine Schriften ins Konzept drucken ließ. Wir würden alsdann noch Manches nachzuholen und zu bessern Ursache finden. Besonders würden wir vielleicht einige heftige Ausdrücke mildern, welche den Gegner aufbringen, dem Gleichgiltigen verdrießlich sind und die der Freund wenigstens verzeihen muß. Allein wir bedenken zu unserer Beruhigung, daß diese ganze Arbeit mitten in dem heftigsten Kriege, der unser Vaterland erschütterte, unternommen und vollendet wurde. Das Gewaltsame der Zeit dringt leider bis in die friedlichen Wohnungen der Musen, und die Sitten der Menschen werden durch die nächsten Beispiele, wo nicht bestimmt, doch modifizirt. Wir haben mehrere Jahre erlebt und gesehen, daß es im Konflikt von Meinungen und Thaten nicht darauf ankommt, seinen Gegner zu schonen, sondern ihn zu überwinden, daß Niemand sich aus seinem Vortheil herauscomplimentiren läßt, sondern daß er, wenn es ja nicht anders sein kann, wenigstens herauswerfen will. Hartnäckiger als die Newtonische Partei hat sich kaum eine in der Geschichte der Wissenschaften bewiesen. Sie hat manchem wahrheitsliebenden Manne das Leben verkümmert, sie hat auch mir eine frohere und vortheilhaftere Benutzung mehrerer Jahre geraubt; man verzeihe mir daher, wenn ich von ihr und ihrem Urheber alles mögliche Böse gesagt habe. Ich wünsche, daß es unsern Nachfahren zu Gute kommen möge.

Aber mit Allem diesem sind wir noch nicht am Ende. Denn der Streit wird in dem folgenden historischen Theile gewissermaßen wieder aufgenommen, indem gezeigt werden muß, wie ein so außerordentlicher Mann zu einem solchen Irrthum gekommen, wie er bei demselben verharren und so viele vorzügliche Menschen, ihm Beifall zu geben, verführen können. Hierdurch muß mehr als durch alle Polemik geleistet, auf diesem Wege muß der Urheber, die Schüler, das einstimmende und beharrende Jahrhundert nicht sowol angeklagt als entschuldigt werden. Zu dieser milderen Behandlung also, welche zu Vollendung und Abschluß des Ganzen nothwendig erfordert wird, laden wir unsere Leser hiermit ein und wünschen, daß sie einen freien Blick und guten Willen mitbringen mögen.

Tafeln.

Die sowol auf die Farbenlehre überhaupt als zunächst auf diesen ersten Band[1]) bezüglichen Tafeln hat man, des bequemeren Gebrauchs wegen, in einem besondern Heft gegeben und dazu eine Beschreibung gefügt, welche bestimmt ist, den Hauptzweck derselben noch mehr vor Augen zu bringen und sie mit dem Werke selbst in nähere Verbindung zu setzen.

Die Linearzeichnungen, welche sie enthalten, stellen die Phänomene, wie es gewöhnlich ist, insofern es sich thun ließ, im Durchschnitte vor; in andern Fällen hat man die aufrechte Ansicht gewählt. Sie haben theils einen didaktischen theils einen polemischen Zweck. Ueber die didaktischen belehrt der Entwurf selbst; was die polemischen betrifft, so stellen sie die unwahren und kaptiosen Figuren Newton's und seiner Schule theils wirklich nachgebildet dar, theils entwickeln sie dieselben auf mannichfaltige Weise, um, was in ihnen verborgen liegt, an den Tag zu bringen.

Man hat ferner die meisten Tafeln illuminirt, weil bisher ein gar zu auffallender Schaden daraus entsprang, daß man eine Erscheinung wie die Farbe, die am Nächsten durch sich selbst gegeben werden konnte, durch bloße Linien und Buchstaben bezeichnen wollte.

Endlich sind auch einige Tafeln so eingerichtet, daß sie als Glieder eines anzulegenden Apparats mit Bequemlichkeit gebraucht werden können.

---

1) Den didaktischen und polemischen Theil der Farbenlehre. — A. d. H.

Anhang und Bemerkungen.

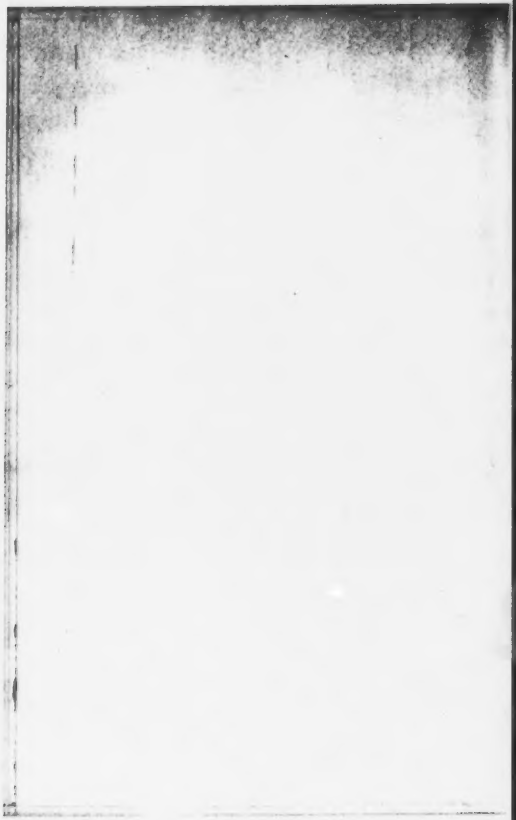

Beiträge zur Optik.

1. Die Beiträge kündigte Goethe in einem „Weimar den 28. August 1791“ datirten, im Intelligenzblatt des „Journals des Luxus und der Moden“, Nr. 9 (Sept. 1791), erschienenen Artikel an, worin er zum Schluß die Hoffnung ausspricht, daß neben Künstlern, Lehrern, Liebhabern und Kennern auch „das schöne Geschlecht, dessen Auge jedes Verhältniß der Farben so fein beurtheilt, an seinen Bemühungen Antheil nehmen werde“. Vgl. Werke, Th. XXIX. S. 367 f., „Ankündigung eines Werks über die Farben von Hrn. G. R. v. Goethe.“)

2. Ueber den Grund der blauen Himmelsfarbe (§. 6) vgl. unsere Einleitung zu diesem Bande, S. XXX f. G. kommt auf diesen Punkt sehr häufig zurück. Vgl. auch „Nachträge zur Farbenlehre“, Nr. 8 und „Wartesteine“ (Th. XXXVI.). Das weißliche Aussehen entfernter Berge dürfte in Verbindung mit der so eben aus der Einleitung angezogenen Stelle darauf zurückzuführen sein, daß eine dickere Schicht von Wasserdunst zwischen ihnen und dem Beobachter liegt, welche, wie die unteren Schichten der Atmosphäre überhaupt, trüber als die oberen, alles Licht ziemlich gleichmäßig reflektirt und deshalb weißlich erscheint. Vgl. noch Brücke, „Die Physiologie der Farben für die Zwecke der Kunstgewerbe“, S. 97 ff., und Helmholtz, „Optisches über Malerei“, Heft III. der „Populären wissenschaftlichen Vorträge“, S. 67.

3. Der jetzt ungewöhnliche Ausdruck sich nicht leugnen (§. 12), s. v. a. „sich nicht verhehlen“, kommt häufiger bei G. vor, wie z. B. Th. XVIII. S. 95 und 234.

4. Meine Pflicht war daher ꝛc. (§. 15). Im „Versuch als Vermittler von Objekt und Subjekt“ (Th. XXXIV. S. 83) sagt G., die Absicht bei seinen optischen Bemühungen sei: „alle Erfahrungen in diesem Fache zu sammeln, alle Versuche selbst anzustellen und sie durch ihre größte Mannichfaltigkeit durchzuführen, wodurch sie denn auch leicht nachzumachen und nicht aus

dem Gesichtskreise so vieler Menschen hinausgerückt sind. Sodann die Sätze, in welchen sich die Erfahrungen von der höheren Gattung [vgl. a. a. O. S. 81] aussprechen lassen, aufzustellen und abzuwarten, inwiefern sich auch diese unter ein höheres Prinzip rangiren."

5. „Hypothesen [§. 17] sind Wiegenlieder, womit der Lehrer seine Schüler einlullt; der denkende, treue Beobachter lernt immer mehr seine Beschränkung kennen, er sieht, je weiter sich das Wissen ausbreitet, desto mehr Probleme kommen zum Vorschein" (Sprüche in Prosa, Nr. 920).

An den Schlußsatz dieses Paragraphen erinnert Nr. 889 der „Sprüche in Prosa": „Altes Fundament ehrt man, darf aber das Recht nicht aufgeben, irgendwo wieder einmal von vorn zu gründen."

6. Warme Tinten (§. 20) nennen die Maler bekanntlich diejenigen Farben, welche sich zum Gelben oder Gelbrothen, kalte diejenigen, welche sich zum Blau hinneigen.

7. Ueber die Entstehung des Grün (§. 30) vergl. die Einleitung.

8. Zu §. 56 f. sowie zu §. 67 vergl. Einl., S. XI f., XXIX.

9. Es ist ersichtlich, daß G. unter Strahlung (§. 89 f.) das versteht, was man nach der Newton'schen Optik Ausbreitung, Divergenz der Strahlen nennt, wie es sich noch deutlicher aus der häufiger wiederkehrenden Bemerkung ergiebt, daß sich die Strahlung durch Entfernung vermehrt (§. 69).

10. Da die Abschnitte IX u. X der Beiträge (§. 93—122) fast wörtlich in den Didaktischen Theil der Farbenlehre (§. 248—283) übergegangen sind, so werden wir an jener Stelle unsere Bemerkungen über den hier zur Sprache kommenden Punkt einfügen.

11. Die Tafel (§. 100) ist die dritte der zur Farbenlehre gehörigen Tafeln. S. unten S. 554, Anm. 58.

12. Ich habe meine Bemühungen ꝛc. (S. 46). G. nennt im „Versuch als Vermittler ꝛc." (Th. XXXIV. S. 80 f.) seine optischen Beiträge als Beispiel einer Vermannichfaltigung der Fälle der Erfahrung, nachdem er vorher die Vermannichfaltigung eines jeden einzelnen Versuches als die eigentliche Pflicht eines Naturforschers bezeichnet hat.

Versuch, die Elemente der Farbenlehre zu entdecken.

13. Diese bisher ungedruckte Abhandlung (S. 49—68, vergl. Einl. S. XV f.) ist nach einer von unserm verehrten Mitarbeiter G. v. Loeper mit der im Haag befindlichen Originalschrift verglichenen Abschrift gedruckt. Das Manuskript ist datirt: Erfurt, 8. 12. 1794, und auf den oben genannten Titel folgt: „von Herrn Geheimde-Rath Goethe, mit Anmerkungen (par Mgr. le Coadjuteur C. von Dalberg)". Das Datum steht in keiner Beziehung zur Abfassungszeit, vielmehr fällt diese, wie aus einem Briefe an Knebel vom Februar, dem diese Abhandlung ohne Zweifel beigelegt war, hervorgeht, in den Anfang des Jahres. Am 19. März bereits sandte G. an Dalberg eine Abschrift sowol der Abhandlung selbst als auch der Anmerkungen des Letztern mit folgendem Begleitschreiben, welches, nebst einem gleichfalls auf diesen Gegenstand bezüglichen Schreiben von Wilhelm von Humboldt, datirt: Jena, den 29. März 1794, unserm Manuskripte beigefügt ist:

„Hochwürdigster gnädigster Herr!

„Inliegendes sollte schon einen Posttag früher abgehen. Es langt nun zugleich mit der Abschrift meines Versuchs und Ihrer fürtrefflichen Anmerkungen an. Ich habe beim abermaligen Durchlesen, indem ich die Kopie korrigirte, neue Freude und neuen Nutzen gehabt.

„Den Inhalt dieser Anmerkungen sondere ich in drei verschiedene Klassen. Die erste enthält Berichtigungen, Erläuterungen, Erweiterungen meines Versuchs, und diese werde mit Erlaubniß bei künftiger Bearbeitung in meinen Text aufnehmen. Die zweite enthält Vorstellungs- und Erklärungsarten, welche zwar nicht die meinigen sind, jedoch neben den meinigen gar gut bestehen können. Diese auszuziehen und in Zusammenhang auf-

36.

Ein Herre mit zwei Gesind,
Er wird nicht wohl gepflegt.
Ein Haus, worin zwei Weiber sind,
Es wird nicht rein gefegt.

37.

Ihr lieben Leute, bleibt dabei
Und sagt nur: Autos epha!
Was sagt Ihr lange Mann und Weib?
Adam, so heißt's, und Eva!

„Wenig essen, wenig schlafen und wenig sprechen" gilt als vorzüglichstes Mittel zu einem langen Leben. Auch wir kennen das Gold des Schweigens, und Talleyrand kommt Alt sehr nah mit seinem: „La parole a été donnée à l'homme pour déguiser sa pensée."

36. Umkehrung des biblischen Spruchs: „Niemand kann zweien Herren dienen," nach dem bekannten: „Viele Köche versalzen den Brei" (vgl. Goethe's Werke, II. 336), und: „So viel Köpfe, so viel Sinne". Auch ist das Sprichwort bekannt: „Zwei Weiber unter einem Dach vertragen sich nicht". — Obiger Spruch ist direkt dem Orient entnommen, und zwar dem Buche des Kabus (Schluß des 29. Kap., S. 629). Der König räth hier seinem Sohne: „Wenn Du aber eine Sache beschließt, so beschließ sie nicht zwei Menschen zugleich, damit der Sache kein Schade daraus erwachse, so wie man gesagt hat: ein von zwei Leuten gekochtes Eisen wird entweder zu fettig oder zu ungesalzen, und ein Haus, worin zwei Weiber sind, wird nicht rein gefegt" (welchen letzten Satz Simrock gleichfalls unter die deutschen Sprichwörter aufgenommen). — Die verlängerte Form Herre, mitteldeutsch, bei Goethe sonst nur im Vokativ, bei Schiller auch im Nominativ, wie hier. — Gesind hier im seltnen Gebrauch von den einzelnen Dienern (s. Sanders, II. 1100), wie Lenau sprichwörtlich sagt:

„Durch Gott' und Gesinder
Giebt man uns die Kinder."

37. Wir sind Alle von Adam's Geschlecht! Deshalb können Adam's Kinder (s. das Spiel von Adam's Kindern, 1353. Goedeke, I. 347. Nr. 223), Männer oder Weiber, für uns keine Autorität abgeben, und der Einfältige allein mag sich mit dem Autos epha beruhigen. Wenn wir den schwerverständlichen, auf dem etwas gewaltsamen Wortspiel mit Epha und Eva beruhenden Spruch, wie geschehen, auslegen, so sind wir doch nicht sicher, den Sinn getroffen zu haben. Sicher ist uns nur, daß der Spruch gegen

zustellen, wird mir ein angenehmes Geschäft sein. Die dritte Klasse enthält gleichfalls Vorstellungs- und Erklärungsarten, welche aber neben den meinigen nicht bestehen können, oder welchen die meinigen weichen müssen, wenn ich bei näherer Untersuchung jene für richtig erkennen sollte.

„Sie erlauben mir, gnädiger Herr, daß ich dagegen meine Exzeptionen gelegentlich vortrage.

„Mich und das Meinige zur Gnade empfehlend

Ew. Erzbischöfl. Gnaden

Weimar, unterthänigster
d. 19. März 1794. Goethe."

Der oben erwähnte Brief an Knebel lautet:

„Den Inhalt beikommender Abhandlung habe ich Dir oft, ja ad nauseam wiederholt; verzeihe also, wenn ich Dich bitte, nochmals Deine Aufmerksamkeit auf diesen Gegenstand und auf die Methode des Vortrags zu wenden und mir Deine Bemerkungen nur flüchtig zu notiren. Dieser Aufsatz soll Lichtenbergen vorgelegt werden; ich wünschte sehr, daß dieser Mann meiner Unternehmung Freund bliebe, wenn er auch sich von meiner Meinung nicht überreden könnte."

Hierauf erwidert Knebel, März 1794:

„Ich sende Dir gegenwärtige Beobachtungen zurück, die Du mir mitzutheilen die Güte gehabt hast. Die klare, einfache, behutsame Art, mit welcher sie dargestellt sind, überzeugt an und vor sich selbst, wenn man auch die Erscheinungen nicht gesehen hätte, da ich doch die meisten schon bei Dir gesehen habe. Man wünscht freilich immer das Wort zu den so schönen und klaren Räthseln der Natur zu finden, und es tantalisirt den aufmerksamen Sinn nicht wenig, daß es ihm so leicht nicht wird, solches zu errathen. Vielleicht und ohne Zweifel hilfst Du uns in der Zukunft aus, und es scheint mir sehr begreiflich, daß man bei solcher deutlichen wohlverfolgten Vorstellung der Erfahrungen zuletzt von selbst zum Aufschluß gelangen könne, wenn wir nur von der Lichtmaterie einen zulänglichen Begriff hätten.

„Ich habe noch manches Neues in Deiner Abhandlung gefunden, wovon ich Dir mündlich sagen will. Indessen danke ich Dir nochmals von Herzen."

Diesem Briefe folgt in der Sammlung ein auf denselben Gegenstand bezüglicher Brief Knebel's, welcher auch den Titel der G.'schen Abhandlung andeutet:

„Ich muß Dir für Mittheilung Deines Versuches aufs Herzlichste danken und kann weiter nichts hinzufügen, als daß er mir von einem Ende zum andern nicht nur völlig genuggethan, sondern mich durch das neue klare Licht seiner Beobachtungen und Folgerungen auf das Ueberzeugendste und Vorzüglichste erleuchtet hat. Ich weiß gar nicht, was sich gegen diese Darstellung könnte aufbringen lassen; ob Hr. Lichtenberg die fernern Folgen daraus wird ziehen wollen, wird von ihm zu erwarten sein. Allerdings aber ist es gut, daß Du einen Mann zum Beistand erwählet hast, der die einmal angenommene Wissenschaft mit allen Kautelen zu vertheidigen weiß. Desto sicherer muß der Strahl der Wahrheit hervordringen . . ."[1])

14. Undurchdringlichkeit (§. 3) steht in der Originalschrift offenbar für Undurchsichtigkeit, wie auch — was zu bemerken vielleicht nicht ohne Interesse ist — der Kopist geschrieben hatte. Vgl. oben S. 52, §. 4 u. S. 66, Z. 2.

15. Die Streitfrage (§. 36—45) hat G. später ausführlicher im Polemischen Theil der Farbenlehre (§. 563 bis 591) behandelt. Die Schlußsätze des §. 44 an unserer Stelle lehren fast wörtlich in §. 586 des Polemischen Theils wieder. Vgl. über die Sache selbst die Einl., S. XVI.

---

1) Zu diesem Briefe bemerkt der Herausgeber: „Ohne Datum. Das Jahr (1794) geht aus den beiden vorhergehenden Briefen hervor." Vorausgesetzt, daß die citirten drei Briefe dieselbe Abhandlung im Auge haben, so dürfte dem letzteren die frühere Stelle anzuweisen sein. Denn hier folgt ein Dank, nachdem die Abhandlung unter nochmaligem Dank bereits zurückgesandt worden, ohne daß auch nur auf jenen vermeintlich früheren Brief irgend Bezug genommen wird; das Umgekehrte nur erscheint natürlich. Auch wird in dem letzteren Briefe wie von G. selbst auf Lichtenberg hingewiesen, daher sich aus diesem Grund der undatirte Brief die unmittelbare Antwort auf den G.'schen zu bilden scheint.

Zur Farbenlehre.

Didaktischer Theil.

16. G. kündigte dieses Werk in der Extrabeilage zum „Morgenblatt" 1810 mit einer Inhaltsangabe unter dem Titel „Anzeige und Uebersicht des Goethe'schen Werkes zur Farbenlehre" an (Werke, Th. XXIX. S. 290—304). Diese Anzeige ist auch der „Erklärung der zu Goethe's Farbenlehre gehörigen Tafeln" beigefügt.

17. Der mündliche Vortrag, von welchem G. in der Widmung (S. 71) spricht, umfaßt die Vorlesungen, welche er an den Mittwochen 1805 u. 1806 hielt. Knebel schreibt am 6. Dezember 1805 an G.: „Ich freue mich der Fortdauer Deiner Vorlesungen und nehme immer im Geiste daran Antheil", und Frau von Stein an ihren Sohn Friedrich am 15. Januar 1806: „G.'s Vorlesungen gehen alle Mittwochen ihren Weg . . . Er liest uns jetzt über die Farben, sagt, daß sie in unsern Augen liegen, drum verlange das Auge die Harmonie der Farben wie das Ohr die der Töne."

18. Die Sentenz, „daß die Geschichte der Wissenschaft die Wissenschaft selbst sei" (S. 77), spricht G. mit denselben Worten auch in dem Aufsatz: „Karl Wilhelm Nose" (Th. XXXIII. S. 371) aus.

19. Daß der vierte supplementare Theil (S. 78), auf den sich G. oft beruft, nie erschienen ist, haben wir in der Einleitung bemerkt. G. fügte dem Historischen Theil (Werke, Th. XXXVI.) einige Seiten unter der Ueberschrift: „Statt des versprochenen supplementaren Theils" an.

20. Si quid novisti etc. (S. 79) stammt aus Horaz' „Episteln" (I. 6, 67 f.).

21. Deswegen finden wir ꝛc. (S. 83). Solchen Aeußerungen begegnen wir häufig bei G. Vgl. Th. XXXIV. S. 248,

Anm. 25. und eine ähnliche Wendung in einem Briefe an Schiller, oben Einl., S. XVIII.

22. Der alte Mystiker (S. 84) ist Jakob Böhme. Die Stelle, welche wol die unmittelbare Veranlassung zu G.'s Versen gegeben hat, findet sich in der Vorrede zur „Aurora" (Bd. II. S. 19 der Ausg. von Schiebler) und lautet: „Die Seele forschet bis in die Gottheit und auch in die Natur; denn sie hat aus dem Wesen der ganzen Gottheit ihren Quell und Herkommen. . . .

„Gleichwie das Auge des Menschen siehet bis in das Gestirn, daraus es seinen anfänglichen Ursprung hat, also auch die Seele siehet bis in das göttliche Wesen, darin sie lebt."

Daß jedoch die heutige Physiologie jenen Gedanken nicht anzuerkennen vermag und daß das Prinzip der alten ionischen Schule durch Kant für immer seine Widerlegung gefunden hat, ist bekannt. Daher ist auch G.'s Aeußerung von der unmittelbaren Verwandtschaft des Lichtes und des Auges nur bildlich zu fassen: denn eine Lichtempfindung wird auch durch ganz andere, sehr verschiedene Ursachen im Auge erregt, wie durch mechanischen Druck, durch galvanische Ströme u. s. w., und das Verdienst, die Aufmerksamkeit der Naturforscher auf die Wichtigkeit der Kenntniß der durch verschiedene Reizmittel entstehenden Erregungen des Auges hingeleitet zu haben, gebührt, wie auch Helmholtz (Physiologische Optik, S. 208) hervorhebt, Goethe selbst. Es sind dies Erfahrungen, welche dem bekannten Müller'schen Gesetze von den spezifischen Sinnesenergien zu Grunde liegen. (Vgl. auch oben S. 85.) Die äußern Dinge können wir danach nur als eine Zeichensprache betrachten, die wir gemäß der uns eigenthümlichen Organisation in die Sprache der Empfindung und des Bewußtseins übertragen oder deuten. Wir zweifeln auch nicht, daß G. jene Aeußerungen nur bildlich verstanden wissen wollte, da er selbst einen Fundamentalsatz der Physiologie ausgesprochen, „daß ein quantitatives Verhältniß einen qualitativen Eindruck auf unsre Sinne hervorbringe" (oben Didakt. Theil, §. 519). Dagegen liegt in der Vorstellung, im Auge wohne ein ruhendes Licht, das bei der mindesten Veranlassung von innen oder von außen erregt werde (vgl. Th. XXXVI., den Abschn. „Betrachtungen über Farbenlehre und Farbenbehandlung der Alten"), insofern eine früher nicht genug gekannte und beachtete

Wahrheit, als es auch für das gesunde Auge kein absolut dunkles Gesichtsfeld giebt, vielmehr auch bei vollständigem Ausschluß alles äußeren Lichtes eine schwache Reizung der Netzhaut durch innere Einflüsse bestehen bleibt, welchen Zustand Helmholtz das Eigenlicht der Netzhaut nennt (Physiol. Optik, S. 357; vgl. S. 201, 364f.).

23. Wie außerordentlich G. selbst befähigt war, in der Finsterniß durch Forderungen der Einbildungskraft die hellsten Bilder hervorzurufen (S. 84), erzählt er in der Besprechung des Buches von Purkinje: „Beiträge zur Kenntniß des Sehens in subjektiver Hinsicht" (Th. XXXIV. S. 126). Johannes Müller hatte 1828 Gelegenheit, sich mit G. über diesen Gegenstand zu unterhalten, und berichtet, daß Dieser die Bilder nach einem willkürlich gegebenen Thema hervorrufen konnte (Handbuch der Physiologie des Menschen, II. 567).

24. G. bearbeitete die einzelnen Abtheilungen der Farbenlehre gleichzeitig, und eine bestimmte Abfassungszeit für abgegrenzte Abschnitte läßt sich nicht angeben. Wir wollen im Folgenden diejenigen Spuren anführen, welche auf Niederschriften hindeuten.

Die Einleitung zur Farbenlehre (S. 83—89) sowol als auch das Vorwort (S. 73—79) scheinen nach den „Annalen" (Abs. 642) erst 1807 geschrieben zu sein.

25. Ein Schema der physiologischen Farben (S. 90) sendet G. am 16. November 1798 an Schiller, vollendet war die Redaktion wol erst 1806. Vgl. „Annalen", Abs. 585. Im Uebrigen vgl. zu diesem Abschnitt auch Th. XXXVI., „Nachträge zur Farbenlehre": Physiologe Farben.

26. Die in §. 16 u. 17 beschriebenen Phänomene faßt man unter dem Namen der Irradiation zusammen und erklärt sie gegenwärtig entweder aus der Ausbreitung des von der hellen Fläche herkommenden Lichts auf der Retina, der Entstehung sogenannter Zerstreuungskreise, oder aus der Fähigkeit der Nervenfasern der ersteren, auch andere benachbarte in Erregungszustand zu versetzen. Vgl. Helmholtz, „Physiol. Optik", §. 21; zur Geschichte der Theorien daf. S. 334 f.

27. In §. 20—30 beschreibt G. die Phänomene der sogenannten Nachbilder, und zwar die 28 die der positiven, bei

denen die hellen Theile des Gegenstandes auch im Nachbilde hell, die dunklen dunkel erscheinen, in den folgenden die der negativen Nachbilder, bei denen das Umgekehrte wahrzunehmen ist.

28. Systole und Diastole (§. 38) sind wie Ein- und Ausathmen, namentlich in bildlichem Sinne äußerst gern gebrauchte Ausdrücke. (Vgl. Th. XXXIV. S. 257, Anm. 58 und „Sprüche in Prosa", Nr. 362.)

29. Der feine, den Vorgang zart bezeichnende Ausdruck: das Abklingen der Nachbilder (§. 39), ist als Terminus der Wissenschaft verblieben. Die formulirten Phänomene des farbigen Abklingens der Nachbilder farbloser blendender Gegenstände, für welche G. keine Erklärung versucht, sind auch heute noch problematisch. (Vgl. Helmholtz, „Physiol. Optik", S. 371, 376, 383.)

30. Aus §. 41 nahm Purkinje Anlaß, G. den zweiten Band seiner „Beobachtungen und Versuche zur Physiologie der Sinne", auch unter dem Titel: „Neue Beiträge zur Kenntniß des Sehens in subjektiver Hinsicht", 1825, zu widmen; den ersten Band hatte G. früher besprochen (Th. XXXIV. S. 119—128). Die Widmung lautet:

„Wenn unter der großen Menge von Opfergaben, die Ew. Excellenz, als ursprünglich von Ihnen erhalten, im Gefühle der Dankbarkeit und schuldiger Huldigung dargebracht werden, auch ich mit einer kleinen erscheine, so bitte ich um gnädige Annahme.

„§. 41 Ihrer Farbenlehre war mir ein Befehl, der ein dunkles, schon in früher Jugend sich regendes Bestreben in mir weckte und ihm seine bestimmte Richtung anwies. Wenn ich seitdem so glücklich war, im subjektiven Reiche des Sehens einige Funde zu thun und noch zu thun die Aussicht habe, so ist es nur als ein Tagewerk zu betrachten, was von Ihnen angeordnet und geleitet in Wirklichkeit tritt.

„Nehmen Sie, großer Mann, diese treue Huldigung von einem Ihrer kleinsten, aber innigsten Verehrer.

J. P."

Das an G. übersandte Exemplar des Werkes begleitete ein Schreiben Purkinje's, worin man mit Rührung die Entschuldigung liest: „daß die Sache zugleich in einem medizinischen Journal abgedruckt erscheint; es ist dies . . . gegen die ursprüngliche

Bestimmung, ein Tribut, den meine Armuth der Buchhändlerei zollen mußte, da das Manuskript schon seit einem Jahre hoffnungslos umherirrte".

G. antwortet hierauf am 18. März 1826:

„Ew. Wohlgeb. freundliche Sendung war mir abermals höchst angenehm. Der sichere Schritt, mit dem Sie auf Ihren Wegen fortgehen, die Klarheit, wie Sie davon Rechenschaft geben, ist ermunternd und belebend. Man wird nicht allein auf eine leichte Weise aller der Erfahrungsschätze theilhaft, die Sie der Natur mit so großer Bemühung und Aufopferung abgewonnen haben, sondern wird auch bei eigenen Arbeiten durch ein solches Beispiel aufmerksam, wie man zu verfahren habe.

„Die ächte Originalität bethätigt sich darin, daß es nur eines Anstoßes bedarf, um sie aufzuregen, worauf sie denn ganz eigen und unabhängig den Weg des Wahren, Tüchtigen und Haltbaren zu verfolgen weiß. Alles, was mir bei einem beharrlichen Wandeln eben in dem Reiche des Sehens, Schauens, Beobachtens, Erinnerns und Imaginirens vorgekommen und vorgeschwebt, trifft mit Ihrer Darstellung vollkommen überein, indem es durch sie zum Bewußtsein gesteigert wird.

„Hätten doch meine übrigen Paragraphen sich des Glücks zu erfreuen, das Ihnen der 41ste verdankt! Ich habe die Knechtschaft der wissenschaftlichen Geister nie in dem Grade möglich gedacht, als ich sie finde. Das Newton'sche Gespenst übt immerfort seine Herrschaft aus wie Teufel und Hexen im düstersten Jahrhundert. Um desto mehr freue ich mich Ihres reinen, lichten, lebendigen Ganges und preise die Jugend glücklich, die Ihnen eine gleiche Bildung schuldig wird . . ."

31. Der Erklärung, die G. von den farbigen Nachbildern, welche gefärbte Objekte im Auge hervorbringen (§. 47 ff.), giebt, indem er nämlich eine entgegengesetzte Thätigkeit der Netzhaut annimmt, vermöge welcher diese, wenn sie einige Zeit von einer Farbe affizirt wird, die entgegengesetzte hervorbringt, fordert (§. 50, 60), schloß sich unter Anderen auch Johannes Müller an; er sagt mit Bezug auf G.'s Farbenlehre: „Die in den vorhergehenden Artikeln beschriebenen Erscheinungen beweisen deutlich, daß die Nervenhaut des Auges durch eine einzelne Farbe in einen einseitigen Zustand versetzt wird, und daß sie selbst zur Entwickelung der Gegensätze tendirt, welche diesen einseitigen Zu-

stand komplementiren" (Handbuch der Physiologie des Menschen, II. 375). Auch was Schopenhauer die qualitative Theilbarkeit der Thätigkeit der Retina nennt (Ueber das Sehen und die Farben, 2. Aufl., §. 5), ist wol dasselbe, und Plateau führte jene Erklärungsart weiter fort. (Vgl. Helmholtz, „Physiol. Optik", S. 386.)

Die von G. als entgegengesetzte, geforderte bezeichneten Farben sind diejenigen, welche man gewöhnlich komplementäre nennt. Aber dieser Begriff hat eine mehr physikalische Bedeutung im Sinne der Newton'schen Optik, indem darunter diejenigen Farben verstanden werden, welche sich zu Weiß ergänzen; im physiologischen Sinne sind G.'s Benennungen daher zutreffender. Vgl. übrigens „Nachträge zur Farbenlehre", Nr. 4.

Neben G.'s Erklärung der farbigen Nachbilder gilt noch die im Wesentlichen bereits von Scherffer aufgestellte und von Fechner näher begründete, welche dieselben auf die durch andauernden Anblick einer Farbe eintretende Verringerung der Reizempfänglichkeit oder Ermüdung der Netzhaut für diese Farbe zurückführt, so daß die Netzhaut in Folge dessen für die andern Theile des weißen Lichts nunmehr empfindlicher ist. Da aber das weiße Licht nach dem Anblick der farbigen Fläche zur Erzeugung der komplementär gefärbten Nachbilder nicht nothwendig ist, da sie vielmehr auch im dunklen Gesichtsfelde erscheinen, so ist letztere Erklärung nur befriedigend, wenn der Begriff der Ermüdung nach der Hypothese von Young aufgefaßt wird. Derselbe nimmt bekanntlich drei Arten von Nervenfasern im Auge an, welche von den verschiedenen Farben ungleich stark erregt werden. So z. B. erregt das Licht kleinster Brechbarkeit (oder größter Wellenlänge) vorzugsweise die rothempfindenden Fasern, schwächer die grün- und noch schwächer die violettempfindenden. Ist nun das Auge durch den Anblick der rothen Farbe für diese abgestumpft, so treten in der Empfindung die Reizzustände der andern Nervenfasern hervor, und es erscheint daher das komplementäre Grün im Nachbilde. Der Unterschied der beiden Erklärungsarten ist ersichtlich. Die erstere nimmt zur Erzeugung der fraglichen Nachbilder eine neue, der ursprünglichen entgegengesetzte Thätigkeit der Netzhaut an, die andere sieht die Ursache nicht in einer neuen, sondern in der nur partiell verminderten Energie der früheren Aktion. (Vgl. Helmholtz, a. a. O. S. 291 ff., 383 ff.)

32. (Zu S. 102.) Die „Erklärung" der Tafeln zur

Farbenlehre fügen wir unsern Anmerkungen zugehörigen Orts ein. Die einleitenden Worte lauten:

„Diese Tafeln, ob sie gleich das Werk nur desultorisch begleiten und in diesem Sinne als fragmentarisch angesehen werden können, machen doch unter sich ein gewisses Ganze, das seine eigenen Bezüge hat, welche herausgehoben zu werden verdienen. Nicht weniger ist es bequem und belehrend, für jede einzelne Tafel einen kurzen Kommentar zu finden, in welchem dasjenige, was sie leisten soll, auseinandergesetzt wird. Hierdurch erleichtert sich der Gebrauch derselben, und man wird sie sodann sowol jenen Stellen, wo sie angeführt sind, gemäßer, als auch den ganzen Vortrag anschaulicher und zusammenhängender finden. Wir gehen sie der Reihe nach durch und bemerken dabei theils, was uns darin geleistet scheint, theils auch, was noch zu wünschen wäre."

Zu §. 49 f. gehören:

„Erste Tafel.

„Erste Figur. Das einfache, aber doch zur Erklärung des allgemeinen Farbenwesens völlig hinreichende Schema. Gelb, Blau und Roth sind als Trias gegen einander über gestellt; ebenso die intermediären, gemischten oder abgeleiteten. Dieses Schema hat den Vortheil, daß alle gezogenen Diameter des Zirkels ohne Weiteres die physiologisch geforderte Farbe angeben. Will der Liebhaber weitergehen und einen solchen Kreis stetig und sorgfältig durchnuanciren, so wird dasjenige, was hier nur dem Begriff, dem Gedanken überlassen ist, noch besser vor die Sinne zu bringen sein. Die nachfolgenden Figuren sind meistens physiologischen Erscheinungen gewidmet, die wir nunmehr nach der Ordnung unsers Entwurfs und nicht nach den hier angeschriebenen Zahlen erläutern.

„Zehnte Figur. Stellt vor, wie das abklingende blendende Bild (S. 39 ff.), wenn das Auge sich auf einen dunklen oder hellen Grund wendet, nach und nach die Farben verändert und auf eine oder die andere Weise im entschiedenen Gegensatze abklingt."

35. Der Freund, mit welchem G. das Phosphoresziren des orientalischen Mehus beobachtete (§. 54), war Heinrich Meyer. G. beschreibt das Phänomen im Briefe an Schiller vom 19. Juni 1799 folgendermaßen:

„Eine artige Entdeckung habe ich gestern in Gesellschaft mit Mehrern gemacht. Sie wissen vielleicht, daß man erzählt, daß gewisse Blumen im Sommer bei Abendzeit gleichsam blitzen oder augenblicklich Licht ausströmen. Dieses Phänomen hatte ich noch niemals gesehen; gestern Abend bemerkten wir es sehr deutlich an dem orientalischen Mohn, der vor allen andern Blumen eine gelbrothe Farbe hat. Bei genauer Untersuchung zeigte sich aber, daß es ein physiologisches Phänomen ist und der scheinbare Blitz das Bild der Blume mit der geforderten sehr hellgrünen Farbe ist. Keine Blume, die man gerad' ansieht, bringt diese Erscheinung hervor; wenn man aber aus dem Augenwinkel hinsieht, so entsteht diese momentane Doppelerscheinung. Es muß dämmerig sein, so daß das Auge völlig ausgeruht und empfänglich ist, doch nicht mehr, als daß die rothe Farbe ihre völlige Energie behält. Ich glaube, man wird den Versuch mit farbigem Papier recht gut nachahmen können, ich will die Bedingungen genau merken; übrigens ist das Phänomen wirklich sehr täuschend."

Dieser Brief setzt übrigens die Beobachtung auf den 18. Juni. Vgl. auch „Nachträge zur Farbenlehre", Nr. 5 u. 6.

34. Die in §. 55 beschriebenen Phänomene sowie die der vorangegangenen von §. 35 an, bei denen also Flächen ihre Farbe und Helligkeit zu verändern scheinen, wenn das Auge auf sie hinblickt, nachdem es einige Zeit (vgl. §. 77) von einer Fläche anderer Helligkeit und Farbe affizirt worden ist, faßt man unter dem Namen des *successiven Kontrastes* zusammen. Von diesen unterscheidet Chevreul die Veränderungen, welche neben einander gesehene Flächen von verschiedener Helligkeit und Farbe anzunehmen scheinen, unter dem Namen des *simultanen Kontrastes*, zu welchem die §. 56 ff. dargestellten Fälle gehören.

35. Mit den *farbigen Schatten* (§. 62 ff.) beschäftigte sich G. gleich im Anfang seiner optischen Studien. Schon am 19. Juli 1793 verspricht er Jacobi „nächstens den Aufsatz über die farbigen Schatten", den er am 18. November an die Fürstin Gallitzin unter Beifügung nachstehender Note zu senden bittet: „In einer französischen Schrift, Observations sur les ombres colorées par H. F. T., Paris 1782, 8°, leitet der Verfasser aus ähnlichen Versuchen ähnliche Resultate her. Einen Auszug dieser merkwürdigen, leider kaum bekannt gewordenen Schrift bin ich im Begriffe zu machen und mit erläuternden Noten vorzulegen." Es ist dies wol dieselbe Abhandlung, welcher G. im *Historischen*

38.

Wofür ich Allah höchlich danke?
Daß er Leiden und Wissen getrennt.
Verzweifeln müßte jeder Kranke,
Das Uebel kennend, wie der Arzt es kennt.

39.

Närrisch, daß Jeder in seinem Falle
Seine besondere Meinung preist!
Wenn Islam Gott ergeben heißt,
In Islam leben und sterben wir Alle.

---

den Autoritätsglauben zielt. Der Sinn könnte auch sein: „Die Redensart mit dem Autos epha hat nicht viel auf sich; im Grunde folgt jeder Adam seiner Eva." Düntzer nimmt an, der Spruch sei gegen das gedankenlose Nachsprechen fremder Urtheile gerichtet, solche adoptire man von den unbedeutendsten Menschen, von Hinz und Kunz, von Adam und Eva. Eine noch andre Erklärung würde sich ergeben, wenn man in dem Schlußverse den Spruch 1. Timotheus, 2. 13, subintelligirte: „Denn Adam ist am Ersten gemacht, darnach Eva." Oder sollte es heißen: „Der Mensch ist nicht nur ein Autos, sondern Adam und Eva"? — Von verwandten Aeußerungen des Dichters haben wir nur zwei notirt, eine in Prosa: „Nur im Besondern erkennt man, daß man Verwandte hat; im Allgemeinen fühlt man immer nur die Sippschaft von Adam her" (Werke, 1840, Bd. 27. S. 336), und den Vers: „Wir sind eben Alle von Adam's Kindern" (Werke, II. 329. 9) nach dem Sprichwort: „Adamskinder sind Adam gleich" (Simrock, Die Deutschen Sprichw., 669), und den Versen: „Ihr Vater hieß Adam, dann wir Alle quamen" (Vers 1206 und 1307 des Rotherliedes). — Autos epha (*autos ἔφα*, ipse dixit) ist die bekannte Autoritätsformel der Pythagoreer, auch unter Erasmus' Sprichwörtern befindlich. — Adam und Eva gehören ebenso dem Islam an wie dem Christenthum; dort geschieht die Verführung des großen Propheten Adam jedoch durch ein Korn, nicht durch einen Apfel (s. Betrachtungen über das Buch des Kabus, S. 306, und Chardin, 7. 43 ff).

38. Erinnert an das Wort des Philemon: „*Ἐτέρων τὸ τ' ἀγὰν καὶ ξενοῦν ἐστι ξένος*" (Düntzer).

39. Islam bedeutet die Ergebung in Gott (s. die Sunna, Nr. 27), wie Goethe es in den Noten (Abschn. Mahomet) nennt, „einen unbedingten Glauben an Gott, einen unwandelbaren Gehorsam." Oben scherzhaft auf Lieblingsmeinungen bezogen, ernsthaft ausgedrückt dagegen in dem Gespräch

Theil der Farbenlehre, Absch. „H. F. L." gedenkt. Aus jener Stelle geht zugleich hervor, daß dieser Ungenannte die subjektive Natur der farbigen Schatten nicht erkannt und G. demnach später seine Ansicht hierüber, in der Art, wie sie uns vorliegt, geändert hat. Vgl. auch unsere Einleitung.

In der „Konfession" (am Schlusse der Geschichte der Farbenlehre, Th. XXXVI.) sagt er, daß er die „Phänomene der blauen Schatten" (§. 65) bei Gelegenheit der Sauſſure'schen Reisen auf den Montblanc und des dabei gebrauchten Kyanometers zusammenschrieb, wovon ersteres wol auf die Zeit der Lektüre der Sauſſure'schen „Relation abrégée d'un voyage à la cime du Mont-Blanc", welche 1787 erschien, zu beziehen ist. Sauſſure bestieg den Montblanc am 3. Auguſt dieses Jahres; das Kyanometer beschrieb er 1791.

Auch an Sömmerring sendet G. am 25. Mai 1796 „die Abhandlung über die farbigen Schatten"; aber auch sie scheint noch nicht theoretisch befriedigend durchgeführt gewesen zu sein; denn er fügt hinzu, daß er von ihr „nur die Versuche empfehle, die Meinung muß, wo nicht ganz anders, doch viel anders bestimmt ausgedrückt werden."

36. Zu §. 70 gehören der ersten Tafel

„Sechste Figur. Vorrichtung und Phänomen, wie die blauen und gelben Schatten bei der Morgen- und Abenddämmerung zu beobachten sind (E. 70).

„Fünfte Figur. Bei erstgedachter Vorrichtung stand der schattenwerfende Körper in der Mitte. Hier sind zwei Körper zu beiden Seiten angebracht. Diese Zeichnung ist als der Durchschnitt einer Vorrichtung anzusehen, die man sich leicht verschaffen kann."

37. Zu §. 74 vgl. Eckermann's „Gespräche", II. 53—59 und 180, an welch letzterer Stelle G. Diesem zugiebt, daß die blauen Schatten im Schnee auch zuweilen durch den Widerschein des blauen Himmels hervorgerufen, also objektiver Natur sein können.

Ueber Sauſſure's Besteigung des Montblanc (daſ. drückt G. im Briefe an Knebel, Frascati, den 3. Oktober 1787, seine herzliche Freude aus: „Es ist immer schön, wenn Jemand einen Gipfel seiner Wünsche erreicht; nur giebt mich's Wunder, daß er es nicht eher gethan und sich die Palme des ersten Ersteigens hat rauben lassen [Paccard hatte den Montblanc im Juni 1786 erstiegen]. Als ich in Chamounn war [im Spätherbst 1779], sagte ich voraus, daß es möglich sei, und gab eine Art an, die von der, welche sie gebraucht, wenig unterschieden war."

38. Die Harzreise im Winter (§. 75) war die des Jahres 1777 vom 29. Nov. bis 16. Dez., welcher das gleichnamige, gewaltig ergreifende Gedicht seine Entstehung verdankt. G. bemerkt in seinen Erläuterungen zu demselben bei der Strophe:

„Und Altar des lieblichsten Danks
Wird ihm des gefürchteten Gipfels
Schneebehangner Scheitel.
Den mit Geisterreihen
Kränzten ahnende Völker" —:

„Ein wichtiger, völlig ideell, ja phantastisch erscheinender Punkt, über dessen Realität der Dichter schon manchen Zweifel erleben mußte, wovon aber ein sehr erfreuliches Dokument noch in seinen Händen ist.

„Ich stand wirklich am zehnten Dezember in der Mittagsstunde, grenzenlosen Schnee überschauend, auf dem Gipfel des Brockens, zwischen jenen ahnungsvollen Granitklippen, über mir den vollkommen klarsten Himmel, von welchem herab die Sonne gewaltsam brannte, so daß in der Wolle des Ueberrocks der bekannte braustige Geruch erregt ward. Unter mir sah ich ein unbewegliches Wogenmeer nach allen Seiten die Gegend überdecken und nur durch höhere und tiefere Lage der Wolkenschichten die darunter befindlichen Berge und Thäler andeuten.

„Die herrliche Erscheinung farbiger Schatten bei untergehender Sonne ist in meinem Entwurf der Farbenlehre im 75. Paragraphen umständlich beschrieben." (Vgl. auch G.'s Briefe an Frau v. Stein, I. 138—141.)

39. Zu §. 80 gehört der ersten Tafel

„Neunte Figur. Phänomen zu §. 80. Ein schwarzer Streif auf einer weißen Fläche gegen ein mit blauem Wasser gefülltes Gefäß, dessen Boden spiegelartig ist, gehalten, giebt ein Doppelbild, wie es hier erscheint, das von der untern Fläche blau, das von der obern gelbrotz. Wo beide Bilder zusammentreffen, findet sich das Weiße und Schwarze des abgespiegelten Bildes."

40. Unter den Lichtmessungen der drei (§. 81) genannten Forscher sind diejenigen von Lambert besonders geschätzt. G. las Dessen Werk 1798 und äußert sich am 25. Februar gegen Schiller hierüber: „Es war mir neulich sehr interessant, Lambert's Photometrie durchzugehen, der wirklich liebenswürdig erscheint, indem er seinen Gegenstand für unerreichbar erklärt und zugleich die äußerste Mühe anwendet, ihm beizukommen."

41. Zu §. 88 gehört der ersten Tafel

„Dritte Figur. Drückt ohngefähr die Wirkung der §. 88 beschriebenen Erscheinung aus."

42. Zu dem Abschnitt über subjektive Höfe (§. 89 ff.) gehört der erwähnten Tafel

„Vierte Figur. Giebt Anlaß, sich die subjektiven Höfe vorzustellen, obgleich dieselben zu zeichnen und zu illuminiren mehr Sorgfalt erfordern würde."

Die subjektiven Höfe schließen sich offenbar, wie G. §. 90 andeutet, an die Irradiationserscheinungen an. Vgl. hiezu Johannes Müller, „Zur vergleichenden Physiologie des Gesichtssinnes ꝛc.", S. 414 ff.

Descartes machte die §. 92 beschriebene Beobachtung 1636 auf dem Zuyderzee, auf der Reise von Friesland nach Amsterdam. Er hatte, wie er erzählt, Abends in einem sehr dunklen Raume lange Zeit den Kopf auf die rechte Hand gestützt, so daß diese das rechte Auge zudeckte, während das andere offen blieb, und als das Licht gebracht wurde, demselben unverzüglich die Augen zugewendet. (Descartes, Lettres, CII du II vol., Bd. 6. S. 280 der Ausg. von Cousin, und Les Météores, Discours IX., Bd. 5. S. 292.)

43. Die pathologischen Farben (§. 101) bearbeitete G. 1806. (Annalen, Bd. 585.)

Zu diesem Abschnitt, insbesondere zu §. 111 ff., gehören der mehrfach genannten Tafel

„Zweite Figur. Ein doppeltes, ineinandergefügtes Farbenschema. Das äußere, wie jenes allgemeine der ersten Figur mit der Totalität der Farben: das innere zeigt an, wie nach unserer Meinung diejenigen Menschen, welche mit der Akanobleue behaftet sind, die Farben sehen. In diesem Schema fehlt das Blaue ganz. Gelb, Gelbroth und Rothroth sehen sie mit uns, Violet und Blau wie Rosenroth, und Grün wie Gelbroth.

„Achte Figur. Diese ist bestimmt, gedachtes Verhältniß auf eine andere Weise auszudrücken, indem kleine farbige Scheiben erst neben einander und dann unter diese andere Scheiben gesetzt sind, welche den Akanobleuen völlig von der Farbe der oberen erscheinen. Die Freunde der Natur, wenn ihnen solche Personen vorkommen sollten, werden ersucht, nach dieser Anleitung sich größere farbige Papiermuster zu verschaffen und ihr Examen des Subjekts darnach anzustellen. Da Mehrere, welche auf diese Weise in Untersuchung genommen, in ihren Aeußerungen übereinstimmten,

so würde es auf alle Fälle interessant sein, noch zu erfahren, daß diese Abweichung von der gewöhnlichen Natur dennoch auf ihre Weise gesetzmäßig sei.

„Fünfte Figur. Eine Landschaft ohne Blau, wie ungefähr nach unserer Ueberzeugung der Akyanoblepse die Welt sieht."

In der „Konfession" erzählt G., daß auf seine Veranlassung Angelika eine kleine Landschaft ohne Blau gemalt habe, „etwa in der Art, wie ein Akyanoblepse die Welt sehen würde".

44. Der Versuche über die pathologischen Farben (§. 109ff.) und an einem Farbenblinden gedenkt G. in den „Annalen" 1798 (Abt. 191), aus welcher Stelle zu ersehen ist, daß die Idee, den von G. untersuchten Farbenblinden die Wahrnehmung des Blau (§. 111) abzusprechen, von Schiller herrührt. „Schiller", sagt er, „war es, der den Zweifel löste, der mich lange Zeit aufhielt: worauf denn eigentlich das wunderliche Schwanken beruhe, daß gewisse Menschen die Farben verwechseln, wobei man auf die Vermuthung kam, daß sie einige Farben sehen, andere nicht sehen, da er denn zuletzt entschied, daß ihnen die Erkenntniß des Blauen fehle. Ein junger Gildemeister, der eben in Jena studirte, war in solchem Falle und bot sich freundlich zu allem Hin- und Wiederversuchen, woraus sich denn zuletzt für uns jenes Resultat ergab."

Ueber denselben Gegenstand schreibt G. am 12. Februar 1799 an Heinrich Meyer: „Heute früh hatte ich wieder eine Session mit dem jungen Gildemeister, der die Farben so wunderlich sieht, und machte diesmal die Versuche mit drei Tassen, in welchen Karmin, Gummigutt und Berlinerblau eingerieben waren. Die Resultate sind zwar immer dieselben, doch kommen bei veränderten Umständen einige neue Ansichten. Dieser außerordentliche Fall muß uns durch seine innere Konsequenz über das Gewöhnliche noch schöne Aufschlüsse geben."

45. Als ein mit Akyanoblepsie (§. 113) behafteter erklärte sich Dr. Brandis, königl. Leibarzt zu Kopenhagen, in seinem Schreiben vom 11. Januar 1811 an G., welches Dieser 1822 im 4. Heft „Zur Naturwissenschaft überhaupt", I. 295—301 f. abdruckte. Auch mehrere Familienglieder des Genannten waren mit demselben Fehler behaftet. Häufiger aber ist wol der Fehler der Rothblindheit oder des Daltonismus.

46. Die Redaktion der Physischen Farben (§. 136) war 1806 vollendet; der Abdruck war um die Mitte Oktober bis zum 13. Bogen, also etwa bis §. 559 fortgeschritten (Annalen, Abt. 591).

47. Mit Bezug auf die dioptrischen Farben der ersten Klasse (§. 145, vgl. Einl. S. XXX f.), bemerkt G. a. a. O. (Abs. 587): „Hier mußt' ich nun meine längst befestigte Ueberzeugung aussprechen, daß, da wir alle Farben nur durch Mittel und an Mitteln sehen, die Lehre vom Trüben, als dem allerzartesten und reinsten Materiellen, derjenige Beginn sei, woraus die ganze Chromatik sich entwickele." Vgl. auch „Nachträge zur Farbenlehre", Nr. 27.

48. Zu G.'s Erklärung der Morgen- und Abendröthe (§. 154) bemerkt Wilde (Geschichte der Optik, II. 206), daß wir ja hierbei, so lange die Sonne unter dem Horizonte steht, nicht diese selbst, „durch das trübe Mittel der Luft und ihrer Dünste sehen, sondern vielmehr den unendlichen, finstern Himmelsraum durch die von der Sonne erleuchtete Luft und ihre Dünste. Die Morgen- und Abenddämmerung müßte daher, so lange sich die Sonne unter dem Horizonte befindet, den „Grundphänomenen" gemäß nicht roth, gelb, sondern blau erscheinen".

49. Ueber die blaue Erscheinung an dem untern Theil des Kerzenlichtes (§. 159) vgl. Einl., S. XXXII. Der obere Theil der Flamme ist nach Rumford's photometrischen Versuchen nicht, wie aus G.'s Worten zu folgen scheint, als undurchsichtig, sondern als völlig durchsichtig zu betrachten, er müßte also, wie Pfaff (Ueber Newton's Farbentheorie, Herrn von Goethe's Farbenlehre ꝛc., §. 35) bemerkt, nach der Lehre von den trüben Mitteln violet erscheinen.

Zu genanntem Paragraphen gehört der ersten Tafel „Siebente Figur. Eine Flamme, bei welcher der obere Theil als körperlich, gelb und gelbroth, der untere Theil dunstartig, blau, ja schön violet, sobald ein schwarzer Grund dahinter steht, erscheint. Es ist dieser Versuch am Eminentesten mit angezündetem Weingeist zu machen."

50. Die Infusion des neuhritischen Holzes — auch Griesholz, blaues Sandelholz genannt — (der Guilandina Linnaei), welche früher so großes Aufsehen machte ꝛc. (§. 162). Der Erste, welcher unseres Wissens die blaue Farbe, welche diese Infusion im reflektirten Lichte zeigt, beobachtete, war Monardes 1575 (vgl. Poggendorff's „Annalen", CXXXIII. 680). Nach ihm spricht darüber ausführlich Kircher. Er beschreibt das neuhritische Holz, welches übrigens diesen Namen daher erhalten

hat, daß es sich in Nierenkrankheiten als Heilmittel erwies, als ein weißes Holz, welches aus Mexiko komme und von den Eingeborenen Coatl oder Tlapazatli genannt werde. Er findet jedoch, daß dem Wasser von diesem Holze auch andere Farben ertheilt werden, wogegen Boyle die Erscheinung richtig angiebt, daß nämlich die Infusion, wenn sie nicht zu konzentrirt ist, im durchgelassenen Lichte gelb, im reflektirten blau erscheint. (Vgl. Priestley, „Geschichte der Optik", I. 120; Wilde, „Gesch. der Optik", I. 291 f.). Vielleicht haben weder Kircher noch Nuguet, dem ebenfalls der Versuch mit dem nephritischen Holz nicht hat gelingen wollen, das ächte gehabt (vgl. Gesch. d. Farbenlehre, Abschn. „Kircher" und „Nuguet"). Ausführlich zusammengestellt findet man die Beobachtungen am nephritischen Holz von G. Bertsold in Poggendorff's „Annalen", CLVIII (1876), S. 620, (vgl. das. CXXXIII. 680). Derselbe bemerkt auch, daß es bisher nicht gelungen sei, die Stammpflanze des aus Mexiko kommenden Lign. nephr. botanisch zu bestimmen.

Gegenwärtig wird die blaue Farbe der Nierenholzinfusion als eine Fluorescenzerscheinung angesehn. (Vgl. Hagenbach, „Untersuchungen über Fluorescenz" in Poggendorff's „Annalen", CXLVI. S. 247.) Man nennt bekanntlich Fluorescenz die vielen Körpern zukommende Eigenschaft, durch Beleuchtung selbstleuchtend zu werden, wie z. B. das gelbe Petroleum oder eine wasserhelle Lösung von schwefelsaurem Chinin im reflektirten Tageslichte einen blauen Schein an und in einiger Tiefe unter der Oberfläche zeigt. Daß diese Lichterscheinung eigenthümlicher Art und durchaus verschieden von gewöhnlicher Zurückwerfung ist, ging zuerst aus den von Herschel und Brewster gemachten Beobachtungen hervor, und sie entdeckten gewissermaßen ein neues Gebiet von Erscheinungen, obwol einige hierher gehörigen Beobachtungen schon viel früher gemacht worden sind. So hat G. selbst die Fluorescenz einer Infusion der Roßkastanie beobachtet; s. „Nachträge zur Farbenlehre", Nr. 10: „Trübe Infusionen", an welcher Stelle auch des Lign. nephr. wieder gedacht wird.

51. Die Erklärung, welche G. von der Erscheinung am Porträt giebt (§. 172), dürfte an und für sich zutreffend sein. So sagt Brücke (Die Physiologie der Farben ꝛc., S. 96): „Der Firnißüberzug eines Gemäldes kann sich in ein trübes Medium verwandeln und dadurch über dunklen Farben blau erscheinen."

Lewes führt in seiner Goethe-Biographie (6. Aufl. der dtsch.

Ueberf., II. S. 169) eine andere „eines englischen Naturforschers“ an, der man schwerlich beistimmen wird.

52. G.'s Aeußerungen über Urphänomene (§. 175 ff.) sind sehr zahlreich; vgl. Th. XXXIII. S. XXIII. Hier mögen noch einige „Sprüche in Prosa“ eine Stelle finden.

„Das unmittelbare Gewahrwerden der Urphänomene versetzt uns in eine Art von Angst, wir fühlen unsere Unzulänglichkeit; nur durch das ewige Spiel der Empirie belebt, erfreuen sie uns.“ (Nr. 789.)

„Vor den Urphänomenen, wenn sie unsern Sinnen enthüllt erscheinen, fühlen wir eine Art von Scheu, bis zur Angst. Die sinnlichen Menschen retten sich ins Erstaunen; geschwind aber kommt der thätige Kuppler Verstand und will auf seine Weise das Edelste mit dem Gemeinsten vermitteln.“ (Nr. 1049.)

In demselben Sinne nennt G. auch den Magnet „ein Urphänomen, das man nur aussprechen darf, um es erklärt zu haben; dadurch wird es denn auch ein Symbol für alles Uebrige, wofür wir keine Worte noch Namen zu suchen brauchen.“ (A. a. O. Nr. 790. Vgl. übrigens die Einleitung gegen Ende.)

53. Mit Bezug auf die dioptrischen Farben der zweiten Klasse (§. 178 ff.) oder die Farbenphänomene der Refraktion bemerkt G. in den „Annalen“ unter dem Jahre 1806, Abs. 588:

„Ueberzeugt, daß rückwärts, innerhalb dem Kreise der physiologischen Farben, sich auch ohne mein Mitwirken ebendasselbe nothwendig offenbaren müsse, ging ich vorwärts und redigirte, was ich Alles über Refraktion mit mir selbst und Andern verhandelt hatte. Denn hier war eigentlich der Aufenthalt jener bezaubernden Prinzessin, welche im siebenfarbigen Schmuck die ganze Welt zum Besten hatte. Hier lag der grimmig sophistische Drache, einem Jeden bedrohlich, der sich unterstehen wollte, das Abenteuer mit diesen Irrsalen zu wagen. Die Bedeutsamkeit dieser Abtheilung und der dazu gehörigen Kapitel war groß, ich suchte ihr durch Ausführlichkeit genugzuthun, und ich fürchte nicht, daß etwas versäumt worden sei. Daß, wenn bei der Refraktion Farben erscheinen sollen, ein Bild, eine Grenze verrückt werden müsse, ward festgestellt. Wie sich bei subjektiven Versuchen schwarz und weiße Bilder auf Art durchs Prisma an ihren Rändern verhalten, wie das Gleiche geschieht an grauen Bildern aller Schattirungen, an

bunten jeder Farbe und Abstufung, bei stärkerer oder geringerer Refraktion, Alles ward streng auseinandergelegt, und ich bin überzeugt, daß der Lehrer, die sämmtlichen Erscheinungen in Bereitschaft vorlegend, weder an dem Phänomen noch am Vortrag etwas vermissen wird."

Eben in Folge der Bedeutung des Abschnitts über diese Klasse von Farben, worin der Kernpunkt der G.'schen Farbenlehre und die Streitfrage gegen die durch Newton begründete Optik liegt, haben wir alles uns als wesentlich Erscheinende in der Einleitung behandelt, so daß uns hier nur Weniges zu bemerken übrig bleibt.

54. Zu §. 199—207 sowie zu den subjektiven prismatischen Phänomenen (§. 211—216) gehören:

„Zweite Tafel.

„Ist der Farbenerscheinung gewidmet, wie sie sich bei Gelegenheit der Refraktion zeigt. Da die Felder nicht numerirt sind, so bezeichnen wir sie nach ihrer Lage.

„Oberes Feld. A ein helles Rund auf schwarzem Grunde, mit bloßen Augen angesehen, durchaus farblos. B dasselbe durch ein Vergrößerungsglas betrachtet. Indem es sich ausdehnt, bewegt sich das Weiße scheinbar nach dem Schwarzen zu, und es entsteht der blaue und blaurothe Rand. C die Scheibe A, durch ein Verkleinerungsglas angesehen. Indem sie sich zusammenzieht, bewegt sich scheinbar der dunkle Grund gegen das Helle zu, wodurch der gelbe und gelbrothe Rand entsteht. Dies sind die reinen Elemente aller prismatischen Erscheinungen, und wer sie faßt, wird sich durch alles das Uebrige durchhelfen. Zu D ist zum Ueberfluß supponirt, als wenn die weiße Scheibe, die durch ein Vergrößerungsglas erweitert wird, eine kleinere schwarze Scheibe, die sich zugleich mit erweitert, in sich habe; wodurch also wie in C. nur auf umgekehrtem Wege, das Schwarze scheinbar über das Weiße bewegt wird und somit der gelbe und gelbrothe Rand entsteht. Beim Illuminiren hat man das Rothe weggelassen, welches immer an dem Schwarzen gedacht werden muß.

„Prismen sind nur Theile von Linsen und bringen aus leicht zu begreifenden Ursachen das Phänomen nur eminenter hervor. Die vier folgenden Felder sind prismatischen Erscheinungen gewidmet.

„Das erste, links des Beschauers. Eine farblose Scheibe a wird, es sei objektiv oder subjektiv, nach b c d bewegt. Der helle, nach dem Schwarzen vorangehende Rand wird blau und blauroth, der dunkle, dem hellen Bilde folgende Rand gelb und gelbroth erscheinen, vollkommen nach dem uns nun bekannten Gesetze von B und C in dem oberen Felde.

„Das zweite, rechts des Beschauers. Ein Viereck a wird, objektiv oder subjektiv, nach b c d geführt. Im ersten und letzten Falle sind nur zwei Seiten gefärbt, weil die beiden andern dergestalt fortgerückt werden, daß die Ränder sich nicht über einander bewegen. Im dritten Falle c, bei welchem die Bewegung in der Diagonale geschieht, sind alle vier Seiten gefärbt.

„Das dritte Feld, links des Beschauers. Hier denke man sich, daß eine farblose Scheibe e, durch ein Prisma, hier mit a b bezeichnet, nach f gerückt werde, und durch ein anderes Prisma d e nach h, so wird, wenn man jedes Prisma besonders nimmt, die Erscheinung nach der Angabe der Tafel sein. Bringt man beide Prismen über einander, so rückt das Bild in der Diagonale nach g und ist nach dem bekannten Gesetz gefärbt. Nur ist hier in der Tafel der Fehler, daß das erscheinende Bild g nicht weit genug weggerückt und nicht breit genug gefärbt ist. Welches man sich denken oder auf einem besondern Blatte leicht verbessern kann. Es ist dies der von Newton so oft urgirte Versuch mit dem Spektrum, das den Bückling macht.[1])

„Das vierte Feld, rechts des Beschauers. Hier werden die subjektiven Färbungen weißer Streifen auf schwarzem Grund und schwarzer auf weißem Grunde dargestellt. In der ersten Reihe sieht man den schwarzen und weißen Streifen noch mit schmalen Farben gesäumt. In der zweiten Reihe treten die Farbensäume an einander, in der dritten über einander, und in der vierten decken sich die innern oder äußern Farben völlig.

„Wer sich diese zweite Tafel recht bekannt macht, dem wird es nicht schwer sein, alle subjektiven Versuche zu entwickeln.

---

1) Vgl. Polem. Theil, §. 90 ff. — A. d. H.

„Eingeschaltete Tafel,

IIa bezeichnet.

„Diese Tafel ist sorgfältig zusammengestellt, um auf einen Blick die bedeutendsten subjektiven prismatischen Farbenerscheinungen übersehen zu können. Auch in der Größe, wie sie hier gezeichnet ist, belehrt sie vollkommen, wenn man sie durch ein Prisma von wenigen Graden ansieht. Nirgends als da, wo Schwarz und Weiß grenzen, erblickt man Farben. So laufen sie an den wurmförmigen Zügen her, welche in der obern Ecke angebracht sind. So zeigen sie sich an jedem geradlinigen Rande, der mit der Achse des Prismas parallel bewegt wird. So fehlen sie an jedem, der mit der Achse des Prismas vertikal bewegt wird. Die angebrachte Fackel wird nach ebendemselben Gesetz gefärbt wie die Flamme der siebenten Figur auf der ersten Tafel. Die schwarze und die weiße Scheibe können zu Versuchen mit der Linie gebraucht werden. Wie denn auch in einiger Entfernung mit bloßem Auge entscheidend zu beobachten ist, daß die schwarze Scheibe viel kleiner als die weiße erscheint.

„Wenn man dieser Tafel die Größe einer Elle giebt, so sind die darauf befindlichen Bilder zu allen Versuchen geschickt, die man auch mit Prismen von 60 Graden anstellen mag."

55. Die Benennung der prismatischen Farben (§. 214 ff.) weicht etwas ab von der in den Beiträgen zur Optik (§. 59) gebrauchten. Hier wird Gelbroth und Blauroth genannt, wo dort Roth und Blau steht, und anstatt Purpur findet sich dort die Bezeichnung Pfirschblüth. Es ist dies nur als ein Ausdruck der Genauigkeit anzusehen, aber nicht als eine Aenderung der theoretischen Ansicht, da ja G. schon in den Beiträgen (§. 31) von der rothen Farbe sagt, daß wir sie nie in einem ganz reinen Zustande kennen, daß sie sich entweder zum Gelben oder zum Blauen hinneigt. Vgl. oben S. 86.

56. Ueber G.'s Theorie der Nebenbilder (§. 226 ff.) vgl. Einl., S. XXXIV f. Hier sei noch bemerkt, daß Dove (Darstellung der Farbenlehre, S. 49 f.; vgl. auch a. a. O. S. 142, Anm. 1) darin eine Ahnung der Interferenz findet.

57. Die äußerlich geringen Aenderungen, welche die §§. 248 bis

40.

Wer auf die Welt kommt, baut ein neues Haus,
Er geht und läßt es einem Zweiten.
Der wird sich's anders zubereiten,
Und Niemand baut es aus.

41.

Wer in mein Haus tritt, der kann schelten,
Was ich ließ viele Jahre gelten;
Vor der Thür aber müßt' er passen,
Wenn ich ihn nicht wollte gelten lassen.

---

mit dem Kanzler Müller vom 28. März 1819 (S. 27): „Zuversicht und Ergebung sind die ächten Grundlagen jeder bessern Religion und die Unterordnung unter einen höhern, die Ereignisse ordnenden Willen, den wir nicht begreifen, eben weil er höher als unsre Vernunft und unser Verstand ist. Der Islam und die reformirte Religion sind sich hierin am Aehnlichsten."

40 bis 43. Vier Hausſprüche. — Nr. 40 liegt zu Grunde der auch von Chardin (S. 15) angeführte Spruch des Saadi:

„Wer kam, der baute sich ein neues Haus,
Er ließ es einem Andern, zog er aus.
Der Andre einen andern Plan erdachte,
So daß das Haus noch Niemand fertig machte."
(Saadi's Rosengarten, übers. von Nesselmann, 1864, S. 12.)

Bekannt sind ähnliche deutsche Hausſprüche:

„Dies Haus gehört nicht mein,
Der nach mir kommt, auch nicht sein;
Man trag auch den Dritten hinaus,
Dem gehört denn dieses Haus?"
(Deutsche Hausspr. aus Tirol, Innsbruck 1871, S. 25;
und Forck, Deutsche Inschriften, Berlin 1865.)

In den Wahlverwandtſchaften (2. Theil, Kap. 8) hatte Goethe obigem Spruche gerade in dem Sinne, wie ihn Chardin auffaßt, der ihn aus der Luft der Perser am Wechsel ableitet, eine allgemeinere Bedeutung gegeben. Auch in den der Dioskurenzeit angehörigen Epimenides hatte der Dichter einen ähnlichen Hausspruch eingefügt (Werke, XI. 1, 190).

Nr. 41 geht auf den Mangel an Gegenseitigkeit in den Beziehungen zwischen dem Gastfreund und dem Gaste, wie in dem Spruche: „Was ich in meinem Haus ertrag" (Werke, II. 376). Vergl. auch Sprüche in Prosa, Nr. 369 bis 371.

283 erfahren haben, im Vergleich mit der Behandlung desselben Gegenstandes in den Beiträgen (§. 93—122) sind als eine Folge der inzwischen näher entwickelten theoretischen Ansichten anzusehen, und es verdient mit Bezug auf unsere Bemerkung in der Einl., S. XXII als charakteristisch hervorgehoben zu werden, wie in der Farbenlehre das theoretische Element mit der Darstellung der Fakta verschmilzt. So gebraucht G. anstatt Flächen in den Beiträgen (§. 93, 101) hier stets das Wort Bilder. Der Ausdruck Strahlung (Beiträge, §. 89) ist hier ganz vermieden und an dessen Stelle stets Saum (vgl. §. 212) gebraucht. Daß in den Beiträgen von Nebenbildern noch nicht die Rede ist, braucht kaum gesagt zu werden.

58. Zum XVII. u. XVIII. Abschnitt gehört die

„Dritte Tafel.“

„Diese ist mit Sorgfalt von einem jeden Liebhaber der Farbenlehre ebenfalls in der Größe einer Elle und drüber nachzubilden, weil hieran alle Versuche, die wir in dem siebzehnten und achtzehnten Kapitel unseres Entwurfs angegeben haben (wenn nämlich graue und sodann farbige Bilder durch Brechung verrückt werden), zu sehen sind. Man thut wohl, sie auf eine Scheibe zu bringen, die sich vertikal drehen läßt. Nur Derjenige, der sich mit dieser Tafel und den Kapiteln, wodurch sie erläutert ist, recht bekannt gemacht, wird das Kaptiose und Unzulängliche des ersten Newtonischen Versuchs der Optik einsehen, und es war wohl der Mühe werth, auf alle Weise jenen Irrthum bis in den letzten Winkel zu verfolgen, welchem anzuhängen nun Niemand mehr erlaubt sein kann.“

59. Helmholtz weist in seinem Vortrag „Ueber Goethe's naturwissenschaftliche Arbeiten“ (Populäre wissenschaftliche Vorträge, Heft I. S. 52) darauf hin, daß die Deutung, welche G. dem in §. 261 u. 267 beschriebenen Phänomen — eine rothe und eine blaue Fläche, neben einander durch das Prisma betrachtet, erscheinen aus der horizontalen Lage gegen einander verrückt — giebt (§. 263 ff.), daß nämlich eine Täuschung vorliegt, weil der entstehende rothe Rand zwar sich mit der rothen Fläche, welcher er homogen ist, identifizirt und so diese scheinbar vergrößert, dagegen der blaue Rand als heterogen mit der rothen Fläche das Gelbrothe derselben zu beschmutzen und sie von dieser Seite zu verkürzen

scheint, im Widerspruch steht mit der sonst durchgeführten Ansicht, nach welcher aus Blauroth (Violet) und Gelbroth eine Mischfarbe entsteht, welche G. Purpur nennt (§. 215). Zwar ist hier nur die Rede von chemischen Farben, von mit Pigmenten gefärbten Flächen, auf welche G. wie in dem gleichartigen ersten Versuch Newton's (vgl. Polem. Theil, §. 34—46 und §. 631) die Theorie der homogenen und heterogenen Ränder anwendet, während er den Purpur nur aus den genannten physischen Farben entstehen läßt (Polem. Theil, §. 167); daher deutet G. auch Newton's siebenten Versuch, welcher dem ersten parallel ist, nur daß ausschließlich mit prismatischen Farben dabei operirt wird, in anderer Weise (a. a. O. §. 138 ff.), aber er wendet doch auch auf farbige Gläser, welche bei prismatischen Versuchen als im Wesentlichen gleichwerthig mit den Farben des Spektrums erachtet werden, die Theorie der homogenen und heterogenen Ränder bald an (Didakt. Theil, §. 284, Polem. Theil, §. 166), bald wiederum nicht (Polem. Theil, §. 167), so daß er hier aus Violet und Gelbroth eine Art von bräunlichem Purpur entstehen läßt.

Der weiteren Schwierigkeit, daß G. ein andermal das prismatische Gelbrothe durch das Blaue, und das Gelbe durch das Blaurothe aufheben und neutralisiren und zu Weiß werden läßt (Polem. Theil, §. 554), ist in der Einleitung gedacht worden.

60. Warum er aber die Versuche mit farbigen Bildern so umständlich dargestellt (§. 283), hat darin seinen Grund, daß er damit die Widerlegung des ersten Newton'schen Versuchs, welcher sich eben mit diesem Gegenstande beschäftigt, vorbereitet oder vorwegnimmt. Vgl. Polem. Theil, §. 34—46.

61. Zum Theil noch zu den beiden vorstehenden Abschnitten, zum Theil zu dem folgenden XIX., Achromasie und Hyperchromasie, gehört die

„Vierte Tafel.

„In dem oberen Felde sind die Mittelbilder der vorigen Tafel so vorgestellt, wie sie durchs Prisma gesäumt erscheinen; da man die Säume aber nur nach dem Gesetz, und nicht nach der Art, wie sie sich in der Erfahrung mit der Farbe des Bildes ver-

mischen, illuminiren konnte, so ist das hier Dargestellte mehr als Wegweiser denn als die Sache selbst anzusehen, mehr als eine Versinnlichung dessen, was vorgeht, denn als das, was durch dieses Vorgehen entspringt, mehr als eine Entwickelung, eine Analyse der Erscheinung denn als die Erscheinung selbst. Wie denn überhaupt der Naturforscher sich von dem Buch und der Tafel erst wieder loszumachen hat, wenn er wahrhaften Nutzen von beiden ziehen will.

„Das untere Feld soll eine Versinnlichung desjenigen sein, was vorgeht, um die Achromasie durch zwei verschiedene Mittel zu bewirken.

„Man denke sich zwischen beiden Linien a b und c d mehrere viereckte weiße Bilder auf einer schwarzen Tafel, wovon hier nur eins unter Nr. 1 angegeben ist. Man denke sich durch ein Prisma von Crownglas g ein gleiches Bild, was neben 1 gestanden hat, heruntergerückt, wie wir in Nr. 2 sehen. Es wird mit einem schmalen Saume gefärbt erscheinen. Ein drittes Bild werde durch ein Prisma von Flintglas gleichfalls nicht weiter gerückt, als wir es in Nr. 3 erblicken, so wird dieses viel stärker gesäumt erscheinen. Man lasse nun ein solches Bild durch ein aus beiden Prismen zusammengelegtes Parallelepipedon g h in die Höhe an seine vorige Stelle bringen, so wird die Brechung aufgehoben, ein Ueberschuß von Färbung aber, der sich vom Prisma h herschreibt, übrig bleiben, wie in Nr. 4. Giebt man nun dem Prisma h einen geringern Winkel, so wird die Farbenerscheinung aufgehoben, aber es bleibt Brechung übrig, wie wir bei Nr. 5 sehen. Dieses ist, glauben wir, für Jeden eine bequeme Darstellung sowol von dem Verhältniß des Ganzen als besonders der Achromasie in Nr. 5 und der Hyperchromasie in Nr. 4."

62. Im Sinne der Newton'schen Optik ist es natürlich nicht genau von der Brechungskraft (§. 290) eines Mittels im Allgemeinen zu reden, sondern nur von derjenigen für eine bestimmte Lichtart, und es kann die Brechungskraft zweier Mittel für die mittlern Strahlen des Spektrums gleich oder nahezu gleich und dennoch sehr verschieden für die violetten sein, so daß die durch diese Mittel entworfenen Spektren im Ganzen sowol als in ihren einzelnen Theilen sehr verschiedene Ausdehnung haben — im Sinne G's. ungleiche Farbensäume (§. 288) zeigen — können. Es beruht hierauf die Erklärung der Achromasie im Sinne der geltenden Optik,

worauf wir an einer andern Stelle zurückkommen müssen. Spricht man von Brechung schlechthin, so versteht man darunter diejenige für den mittleren Theil des Spectrums, also für die den Fraunhofer'schen Linien D oder E entsprechenden Lichtarten.

63. Zu Abschnitt XX—XXIII über die objektiven Versuche gehören:

„Fünfte Tafel.

„Wahrhafte Darstellung, wie die Farbe erscheint, wenn ein leuchtendes Bild durch Brechung objektiv verrückt wird. Die Figur oben links in der Ecke stellt erstlich ein Parallelepipedon von Glas vor, welches oben dergestalt zugedeckt ist, daß das Sonnenbild nur in der Mitte der Fläche durchfallen kann. Man sieht an den punktirten Linien, welchen Weg das Licht ohne Brechung nehmen würde; man sieht an den ausgezogenen Linien die Brechung im dichteren Mittel so wie an den ins dünnere Mittel übergehenden zwar eine schwache, aber doch deutliche Farbenerscheinung. Dieses ist der einfache Versuch, der dem prismatischen zum Grunde liegt. Beurtheilt man die Farbensäume ihrer Bewegung nach, so würde man hier sagen können, der gelbrothe und gelbe sei der meist, der blaue und blaurothe der wenigst refrangible, weil dieser in das Bild hinein-, jener aus dem Bilde herauszustreben scheint. Allein wer die Lehre von Verrückung des Bildes recht inne hat, der wird sich dieses scheinbare Räthsel sehr leicht erklären.

„Nun denke man sich den untern gezeichneten Keil weggenommen, so daß der obere allein wirkt, und es wird eine mächtigere Verrückung des Bildes und eine stärkere Färbung, zwar nach der andern Seite, aber doch nach denselben Gesetzen entstehen.

„Die größere Figur, welche zu betrachten man das Blatt die Quere nehmen wird, zeigt nunmehr ausführlich, was vorgeht, wenn ein leuchtendes Bild objektiv durchs Prisma verrückt wird. Die beiden Farbensäume fangen in einem Punkte an, da, wo Hell und Dunkel an einander grenzt; sie lassen ein reines Weiß zwischen sich, bis dahin, wo sie sich treffen, da denn erst ein Grün entspringt, welches sich verbreitert, zuvor das Blaue völlig und dann zuletzt auch das Gelbe aufzehrt. Das anstoßende Blaue und Blaurothe können dieser grünen Mitte beim weitern Fortschritte nichts anhaben.

„Nun betrachte man die unten gezeichneten Querdurchschnitte des obern Längendurchschnittes als die Spektra, welche erscheinen, wenn man an diesen Stellen eine Pappe entgegenhält, und man wird finden, daß sie sich schrittweise verändern. Es ist angenommen, daß ein viereckiges leuchtendes Bild verrückt werde, welches die Sache viel deutlicher macht, weil die vertikalen Grenzen rein bleiben und die horizontalen Unterschiede der Farben deutlicher werden.

„Der Durchschnitt, über welchen man oben eine punktirte Ellipse gezeichnet, ist ohngefähr derjenige, wo Newton und seine Schüler das Bild auffassen, festhalten und messen, derjenige, wo die Maße mit der Tonikala zusammentreffen sollen. Blos die aufmerksame Betrachtung dieser Tafel muß einen Jeden, der nur geraden Sinn hat, auf einmal in den Fall setzen, sowol das natürliche als jenes bestrittene Verhältniß zu übersehen.

„Sechste Tafel.

„Diese Einsicht wird vermehrt und gestärkt, wenn man hier vergleicht, was mit Verrückung eines völlig gleichen dunklen Bildes vorgeht. Hier ist ebendas Austreten, ebendas Verbreitern; hier bleibt das reine Dunkel wie dort das reine Helle in der Mitten. Die entgegengesetzten Säume greifen wieder über einander, und wie dort Grün, so entsteht hier ein vollkommenes Roth. Nun braucht man nicht erst diese vorzügliche Farbe zu verschweigen. Dieses Spektrum, über ein dunkles Bild hervorgebracht, ist ebenso gut ein Spektrum als jenes über das helle Bild hervorgebrachte; beide müssen immer neben einander gehalten, parallelisirt und zusammen erwähnt werden, wenn man sich's klar machen will, worauf es ankommt. Diese beiden Tafeln, neben einander gestellt, recht betrachtet, recht bedacht und die Formel des verrückten Bildes dabei im rechten Sinne ausgesprochen, müssen den einseitigen Newtonischen Poltergeist auf immerdar verscheuchen."

64. Das Kapitel über die katoptrischen Farben (S. 185) bearbeitete G. 1806, und es war in Betreff derselben, sagt er in den „Annalen" (Abt. 589), „zu bemerken, daß bei der Spiegelung nur alsdann Farben erscheinen, wenn der spiegelnde Körper gerizt oder fadenartig glänzend angenommen wird".

65. Da man sich nicht denken kann ꝛc. (§. 370). Man

erklärt allerdings die katoptrischen Farben daraus, daß das Licht auch in undurchsichtige Körper eindringe, darin verändert, d. h. theilweise absorbirt werde und aus einer gewissen Tiefe zurückkehre.

66. Die Farben der Spinnewebe (§. 377) zählt man zu den paroptischen oder Beugungsfarben.

Die Farben, welche wie beim Perlemutter (§. 378) durch Spiegelung an terrassenförmig gestalteten Lamellen entstehen, nennt man auch irisirende oder Schillerfarben.

Als Ursache der Schillerfarben, wozu die der Perlemutter gehört, bezeichnet G. auch in einem Briefe an August Herder vom 30. September 1831 die Spiegelung, im Anschluß an ein „schillerndes Stück Wismuth-Kobalt" (Biedermann, „Goethe und das sächsische Erzgebirge", S. 278).

67. Auch die Bearbeitung der paroptischen Farben (§. 389) fällt in das Jahr 1806. „Bei den paroptischen [Farben] leugnete man die Beugung und leitete die farbigen Streifen von Doppellichtern her. Daß die Ränder der Sonne jeder für sich einen eigenen Schatten werfen, kam bei einer ringförmigen Sonnenfinsterniß gar bekräftigend zum Vorschein" (Annalen, Abs. 589).

68. Die früheste Spur der Beschäftigung G.'s mit den epoptischen Farben (§. 429), führt uns ins Jahr 1792. In der „Campagne in Frankreich" (Th. XXV. S. 122) erzählt er: „Auf der Wasserfahrt sowie auch in Koblenz hatte ich manche Bemerkung gemacht zum Vortheil meiner chromatischen Studien; besonders war mir über die epoptischen Farben ein neues Licht aufgegangen, und ich konnte immer mehr hoffen, die physischen Erscheinungen in sich zu verknüpfen und sie von andern abzusondern, mit denen sie in entfernterer Verwandtschaft zu stehen schienen."

Auf eine schriftliche Bearbeitung läßt der Beginn des Briefes an Schiller vom 13. Januar 1798 schließen: „Ihr lehrreicher Brief trifft mich eben bei den Farben der an einander gedrückten Glasplatten [§. 431 ff.], dem Phänomen, das Sie selbst so sehr interessirte und das ich jetzt auf seine ersten Elemente zu verfolgen vorhabe, indem ich ein Kapitel nach dem andern auszuarbeiten gedenke."

Daß die Ausarbeitung dieses Kapitels 1806 vollendet war, ergiebt sich aus der oben (Nr. 46) citirten Stelle der „Annalen". Die epoptischen Farben füllen einen Theil des 11. u. 12. Bogens der Farbenlehre aus.

69. Man erklärt die epoptischen Farben oder Farben dünner Blättchen nicht wie G. aus der Trübe (§. 452, 485), sondern aus dem Prinzip der Interferenz; desgleichen die Schillerfarben.

70. Der Blick des Silbers beim Abtreiben (§. 479) erscheint, wenn es von den fremden auf der Oberfläche sich ablagernden Beimengungen, die man abhebt oder abfließen läßt, befreit ist. Man nennt in der Technik eben das plötzliche Hervortreten der glänzenden reinen Metallfläche den Silberblick.

71. Von der Beschäftigung mit den chemischen Farben (§. 486) ist eine sehr frühe Spur zu entdecken. G. schreibt am 9. Sept. 1793 an Jacobi: „Die chemische Farbenlehre bearbeite ich jetzt; es ist so viel vorgearbeitet, daß das Zusammenstellen viel Freude macht und sehr interessante Resultate darbieten." Der Druck dieses Kapitels wurde 1806 begonnen.

72. Der Gegenstand der Abschnitte XXXV f. ist etwas ausführlicher im Versuch, die Elemente der Farbenlehre zu entdecken (§. 1—11, oben S. 51 ff.) behandelt.

73. Metallkalke (§. 497) sind Metalloxyde.

74. Das Blei aus dem Bleiweiß geht in den Massikot (§. 514), d. i. Bleioxyd, beim Erhitzen über, indem jenes dabei Kohlensäure entläßt. Aethiops ist ein Gattungsname für verschiedene Quecksilber- und auch andere Präparate; hier ist offenbar der sogenannte Aethiops mineralis gemeint, welcher durch Zusammenreiben gleicher Theile Quecksilber und Schwefelblumen dargestellt wird; wenn er nicht gut bereitet ist, enthält er freies Quecksilber. Der Turbith oder Turpeth, dessen genauerer Name Mineral-Turbith lautet, ist basisch schwefelsaures Quecksilberoxyd.

75. Gesäuertes Kupfer (§. 515) ist nach der Sprache der gegenwärtigen Chemie ein Kupfersalz, und dasselbe gilt von den andern Metallen.

76. Der Massikot verwandelt sich beim Erhitzen in Mennige (§. 520), indem er sich höher oxydirt. Turbith (s. Nr. 74) ist ein citronengelbes Pulver, welches beim Erhitzen vorübergehend roth wird.

77. Gold, aus seiner Auflösung ꝛc. (§. 526). G. meint hier offenbar den Cassius'schen Goldpurpur, welcher durch Wechselwirkung einer Lösung von Zinnsesquichlorür und einer Lösung von Goldchlorid gewonnen wird. Daß der Goldpurpur metallisches Gold enthalte, ist nicht wahrscheinlich.

78. Orlean (§. 529) ist ein gelblichrother Farbstoff, der auch in Folge seiner Verwendung Butterschminke genannt wird. Safler oder Färberdistel, deren Blumenblätter namentlich zum Rothfärben benutzt werden.

79. **Das mineralische Chamäleon (§. 542), welches den Namen seinem raschen Farbenwechsel verdankt, ist manganfaures Kali. Die Farbenänderung ist bedingt durch die Verwandlung in eine höher oxydirte Verbindung, in übermanganfaures Kali.**

80. Die sympathetische Tinte (§. 543) ist eigentlich eine sehr verdünnte Lösung von Kobaltchlorür, von kaum wahrnehmbarer blaßrother Farbe, welche durch Verlust von Wasser blau wird; die grüne Farbe zeigt sich, wenn jener Lösung einige Tropfen eines Nickelsalzes beigemengt waren.

81. Was G. (§. 566) als das Zerstören einer Farbe bezeichnet, nennt man bekanntlich in der Optik Absorption. So z. B. erscheinen die rothen und gelben Theile eines auf einem mit Ultramarin gefärbten Papierschirm entworfenen Spektrums dunkel, weil die farbige Fläche vorzugsweise die grünen und blauen Theile zurückwirft, die andern zum großen Theil absorbirt.

82. **Delaval's Werk (§. 584), „Versuche und Bemerkungen über die Ursache der dauerhaften Farben undurchsichtiger Körper", bespricht G. im historischen Theil der Farbenlehre.**

83. **Bononischer Phosphor (§. 596) ist ein durch Reduktion von Bologneserspath, Varietät des Schwerspaths, erhaltener Leuchtstein, dessen chemischer Name Schwefelbarium ist und welcher**

die Eigenschaft hat, durch Bestrahlung einige Zeit im Dunkeln selbstleuchtend zu sein (Phosphorescenz); vgl. unten Anm. 90.

84. Blaue Hölzer (§. 630). Das sogenannte Blauholz oder Kampescheholz, von gelbrothem Aussehen, enthält an sich keinen blauen, sondern einen rothen Farbstoff; aber aus einer Abkochung desselben erhält man durch Kalk- oder Barytwasser oder Kupfersalze einen blauen Niederschlag.

85. Man bleicht die Rosen durch Schwefel (§. 636), d. h. durch die bei der Verbrennung desselben entstehende schweflige Säure. Letzteht die Bleichung darin, daß jene sich mit dem Farbstoff der Rose zu einer ungefärbten Verbindung vereinigt, so ist sie nicht ächt, sondern die schweflige Säure wird durch andere, stärkere Säuren, z. B. Schwefelsäure ausgetrieben, und die Rose erscheint wieder in ihrer natürlichen Farbe.

86. Wegen der Säurung beim Athemholen (§. 643), d. h. natürlich wegen der Aufnahme von Sauerstoff, welcher von dem Hämeglobin des Blutes gebunden und mit ihm das Oxyhämeglobin bildet. Das venöse Blut enthält beträchtlich mehr Kohlensäure als das arterielle.

87. Die Coccusarten (§. 648), wie z. B. die ächte Cochenillelaus von blutrother Farbe, die Kermesschildlaus, welche einen scharlachartigen oder karmoisinrothen Farbstoff giebt, u. a. m.

88. Zu §. 649—652 und §. 657 bemerkt Johannes Müller (Zur vergl. Physiol. d. Gesichtssinnes ꝛc., S. 422): „Meine Beobachtungen haben mir manche Belege zu diesen Andeutungen gegeben. So lange unsere Kenntnisse von dem gegenseitigen Verhältniß der Form und Farbe noch so gering sind, können auch diese fragmentarischen Erläuterungen nicht ganz ohne Interesse sein."

89. In Folge der Wärmewirkung im prismatischen Spektrum (§. 676 f.), welche sich nach Herschel's Entdeckung weit jenseits des sichtbaren Roth erstreckt und deren Maximum etwa ebenso weit von diesem liegt, als das Gelbe diesseits vom Rothen entfernt ist, nimmt man allerdings unsichtbare Strahlen

(§. 677) an und nennt sie dunkle Wärmestrahlen oder die ultrarothen.

90. Mit den Wirkungen farbiger Beleuchtung (§. 673) beschäftigte sich G. schon sehr früh, und seine Versuche führten ihn zu der im §. 678 f. ausgesprochenen Entdeckung, welche seinen Namen vielleicht nur deshalb nicht trägt, weil sie in einem Briefe verborgen ist. Er schreibt an Sömmerring am 2. Juli 1792: „Ich muß Ihnen bei dieser Gelegenheit einen Versuch mittheilen, der mir sehr wichtig scheint und auf Manches hindeutet. Ich warf auf die gewöhnliche Weise das farbige sogenannte Spectrum solis an die Wand und brachte einen in Bologna zubereiteten Leuchtstein [1]) in den gelben und gelbrothen Theil des Farbenbildes und fand zu meiner Verwunderung, daß er darauf im Dunklen nicht das mindeste Licht von sich gab. Darauf brachte ich ihn in den grünen und blauen Theil, auch alsdann gab er im Dunklen kein Licht von sich, endlich, nachdem ich ihn in den violeten Theil legte, zog er in dem Augenblicke Licht an und leuchtete sehr lebhaft im Finstern. Ich habe diesen Versuch sehr oft in Gegenwart mehrerer Freunde wiederholt, und er ist immer gelungen. Am Schönsten macht er sich, wenn die Sonne hoch steht, da man dann das farbige Bild auf den Fußboden der dunkeln Kammer werfen kann. Man legt zwei Stücke Leuchtstein, das eine in die gelbrothe, das andere in die blaurothe Farbe, und schließt im Augenblick die Oeffnung im Fensterladen. Es wird alsdann nur ein Leuchtstein glühend erscheinen, und zwar, wie eben gesagt, derjenige, der auf der blaurothen Seite gelegen. Ich habe diesen Versuch schon sehr vermannichfaltigt und werde ihn sobald als möglich wiederholen und ihn weiter durcharbeiten. Ich wage nichts daraus weiter zu folgern, als was er gleichsam selbst ausspricht: daß nämlich die beiden einander gegenüberstehenden Farbenränder eine ganz verschiedene Wirkung, ja eine entgegengesetzte äußern, und da sie beide nur für Erscheinung gehalten werden, einen solchen reellen und ziemlich lange dauernden Einfluß auf einen Körper zeigen. Ich hoffe auf diesem Wege Manches noch zu finden, was mir Ihre Theilnehmung noch mehr versichern wird."

1) Vielleicht einen, den er selbst aus Italien mitgebracht; er schreibt, Rom den 17. November 1786, an Knebel: „Von dem Bologneser Glysspath, welcher nach der Kalzination leuchtet, habe ich schöne Stücke aus dem Berge selbst genommen."

42.

Herr, laß Dir gefallen
Dieses kleine Haus!
Größre kann man bauen,
Mehr kommt nicht heraus.

43.

Daß des Hauses Glanz sich mehre
Als ein ewig Eigentum,
Und der Sohn so bald' auf Ehre,
Wie der Vater hielt auf Ruhm!

Nr. 42 sollte den Diwan, als handelter Rückblick auf das ganze Werk, beschließen. Am 16 Juli 1818 schrieb Goethe an Reisegarten, er wünsche ganz zum Schluß noch einen orientalischen Spruch, ohngefähr des Inhalts:

„Herr, laß Dir gefallen
Dieses kleine Haus!
Auf die Größe kommt's nicht an.
Die Frömmigkeit macht den Tempel."

(Goethe und Reisegarten, von O. Jahn, in Nr. 23 der Grenzboten, 1868, I

In Goethe's eigenen obigen Worten fand sich der Spruch damals bereits gedruckt. Hier erinnert der Schluß an den alten deutschen Spruch: Einfach, S. 20: „Armuth ist ein ehrlich Ding, wer sich umgehn kann", den Goethe auch in der 4. Abth. der Xadmen Lenien (Werke, II. 373. 2) verwendet. — Irisch dichtete ähnliche Verse auf sein kleines Haus, und das italienische Sprichwort sagt:

„Le scale mie so' di legno,
Chi non le sale, non e degno" (Castagna, p. 71).

Der Spruch „Klein Gemach, groß Gemach!" bringt schon Neander im Jahre 1585 bei Lauenburg, S. 20.

Nr. 43 endlich findet sich aus Goethe's Nachlaß in die Ausgabe von 1837 (I. 1. S. 253) an dieser Stelle eingerückt.

Und an Schiller am 6. April 1801: „Die neuen Entdeckungen Herschel's,[1] welche durch unsern jungen Naturforscher[2] weiter fortgesetzt und ausgedehnt worden, schließen sich gar schön an jene Erfahrung an, von der ich Ihnen mehrmals gesagt habe, daß die Bononischen Leuchtsteine an der gelbrothen Seite des Spektrums kein Licht empfangen, wohl aber an der blaurothen. Die physischen Farben identifiziren sich hierdurch mit den chemischen. Mein Fleiß, den ich in dieser Sache nicht gespart habe, setzt mich bei Beurtheilung der neuen Erfahrungen in die größte Avantage, wie ich denn auch gleich neue, die Sache weiter ausführende Versuche ausgesonnen habe; ich sehe vor mir, daß ich dieses Jahr wenigstens wieder ein paar Kapitel der Farbenlehre schreiben werde. Ich wünsche Ihnen das Neueste bald vorzutragen."

Am Schlusse der Gesch. d. Farbenlehre bringt G. eine Abhandlung von Seebeck: „Wirkung farbiger Beleuchtung".

91. Bei der Einwirkung des Lichts auf Hornsilber (§. 680, d. i. Chlorsilber, geht eine Zersetzung vor sich, und das Silber scheidet sich im metallischen feinvertheilten Zustande aus, was G. eben nach der Ausdrucksweise der älteren Chemie, indem man das Chlorsilber salzsaures Silber nannte, als Entsäurung bezeichnet — eine Erfahrung, in welcher bekanntlich der Keim zur Entwickelung der Photographie liegt. Die Zersetzung geht besonders rasch im blauen, violeten und ultravioleten Theil des Spektrums vor sich.

92. Die Arbeiten eines genauen Beobachters (§. 681) sind ohne Zweifel diejenigen Seebeck's, in dessen oben (Nr 90) erwähnter Abhandlung der auf den vorliegenden Gegenstand bezügliche Theil den Titel führt: „Von der chemischen Aktion des Lichts und der farbigen Beleuchtung."

93. Der Physiker hingegen (§. 705). Es braucht wol kaum bemerkt zu werden, daß G. hier seine eigene Farbentheorie im Sinne hat, die nur Gelb und Blau als Grundfarben annimmt, während sonst die Physiker gewöhnlich drei Grundfarben annehmen, wobei man, wie schon bemerkt, durch Mischung von

1. Ueber die Wärmewirkung des Spektrums jenseits des sichtbaren Roth. S. Anm. 91.

2. Ritter; er fand, daß die chemische Wirkung des Spektrums jenseits des unter gewöhnlichen Umständen sichtbaren Violet, im sogenannten Ultraviolet, am Größten ist.

Pigmenten verleitet, irrthümlich glaubte, es könne auch aus reinem prismatischen Gelb und Blau Grün zusammengesetzt werden. Eigentlich ist im Sinne der Newton'schen Optik in physikalischer Beziehung die Annahme von Grundfarben der Zahl nach unbeschränkt, da jede Farbe Grundfarbe genannt werden kann, welche durch Brechung nicht weiter auseinandergelegt wird. Zu einer bestimmten Zahl kann man daher nur gelangen, wenn man versucht, die Farbenempfindungen auf Grundempfindungen zurückzuführen, und dies ist bekanntlich in der Hypothese von Young geschehen. Seine drei Grundfarben, Roth, Grün und Violet, haben also physiologische Bedeutung, indem er drei Arten von Nervenfasern annimmt, von denen je eine vorzugsweise von einer der drei Farben erregt wird (vgl. oben Anm. 31).

94. Die Forderung, welche G. an die philosophische Bildung des Physikers (§. 716) stellt, fand er bei sich selbst erfüllt. Er schreibt am 10. Februar 1798 an Schiller: „Die Philosophie wird mir deshalb immer werther, weil sie mich täglich immer mehr lehrt, mich von mir selbst zu scheiden, das ich um so mehr thun kann, da meine Natur, wie getrennte Quecksilberkugeln, sich so leicht und schnell wieder vereinigt . . ."

95. Ueber G.'s Verhältniß zur Mathematik (§. 722) vgl. Th. XXXIV. S. 255 f.

96. Den Wunsch, daß die Deutschen sich gewöhnten, in Gesellschaft zu arbeiten (§. 728), und die Klage, daß es nicht geschieht, äußert G. oftmals. Ja, er hatte, überzeugt von der „Schwierigkeit des Unternehmens", die Farbenlehre zu bearbeiten, während der Belagerung von Mainz einen Aufsatz geschrieben, den er Schlosser bei der Begegnung in Heidelberg vorlegte und worin er ausführte, „wie eine Gesellschaft verschiedenartiger Männer zusammen arbeiten und jeder von seiner Seite mit eingreifen könnte, um ein so schwieriges und weitläufiges Unternehmen fördern zu helfen. Ich hatte den Philosophen, den Physiker, Mathematiker, Maler, Mechaniker, Färber und Gott weiß wen Alles in Anspruch genommen; dies hörte er im Allgemeinen ganz geduldig an; als ich ihm aber die Abhandlung im Einzelnen vorlesen wollte, verbat er sich's und lachte mich aus; ich sei, meinte er, in meinen alten Tagen noch immer ein Kind und Neuling, daß ich mir einbilde, es werde Jemand an demjenigen theilnehmen, wofür ich Interesse zeige, es werde Je-

mand ein fremdes Verfahren billigen und es zu dem seinigen machen, es könne in Deutschland irgend eine gemeinsame Wirkung und Mitwirkung stattfinden. . . .

„Mir aber machte es den unangenehmsten Eindruck, daß ich, aus dem schrecklichsten Kriegszustand wieder ins ruhige Privatleben zurückkehrend, nicht einmal hoffen sollte auf eine friedliche Theilnahme an einem Unternehmen, das mich so sehr beschäftigte und das ich der ganzen Welt nützlich und interessant wähnte“ (Werke, Th. XXV. S. 269).

Diesen Vorfall erzählt G. auch in den „Annalen“ unter dem Jahre 1793 (Abt. 39). Die projektirte und in jenem Aufsatz charakterisirte Gesellschaft dachte er sich, sagt er dort, „in allen ihren Gliedern, bezeichnete die verschiedenen Obliegenheiten und deutete zuletzt an, wie man, auf eine gleichwirkende Art handelnd, baldigst zum Zweck kommen müßte“. Und nachdem Schlosser's Widerspruch erwähnt, fährt er fort: „Ich dagegen, obgleich auch nicht mehr jung, widersprach als ein Gläubiger, wogegen er mir Manches umständlich vorausſagte, welches ich damals verwarf, in der Folge aber mehr als billig probat gefunden habe.“

Wie innig G. sich bei solchen Ueberzeugungen an der Theilnahme Einzelner erfreute, davon legen seine naturwissenschaftlichen Aufsätze und seine Briefe zahlreiche Zeugnisse ab. So ruft er denn einmal mit Bezug auf das Interesse, welches Staatsrath Schultz für seine Farbenlehre zeigte, aus: „Wenn die Deutschen sich einer allgemeinen Untheilnahme befleißigen und auf eine häßliche Art dasjenige ablehnen, was sie mit beiden Händen ergreifen sollten, so ist der Einzelne wirklich himmlisch, wenn er treu und redlich Theil nimmt und freudig mitwirkt.“ (Briefw. mit Zelter, IV. 242 f.) G. bemerkt endlich auch im „Versuch als Vermittler von Object und Subject“ (Th. XXXIV. S. 76), „daß nur das Interesse Mehrerer, auf einen Punkt gerichtet, etwas Vorzügliches hervorzubringen im Stande sei. . . . Ich habe mich bisher bei der Methode, mit Mehreren zu arbeiten, zu wohl befunden, als daß ich nicht solche fortsetzen sollte. . . .“

97. Nach unserer Meinung ein Urphänomen (§. 741). S. oben Anm. 52.

98. In der Einl., S. XVIII ist bereits auf G.'s frühzeitige Bestrebungen hingewiesen, die Farbenlehre mit dem übrigen Kreis der Naturerscheinungen zu verbinden und sie in Parallele mit

Magnetismus, Elektrizität, Chemismus (§. 741 ff.) zu setzen. Namentlich im Anschluß an die rasch auf einander folgenden Entdeckungen der galvanischen Elektrizität, der Elektrolyse und der entgegengesetzten Rolle, welche die verschiedenen chemischen Elemente dabei spielen, indem sich die einen an dem positiven, die andern an dem negativen Pol ausscheiden, als deren Repräsentanten Sauerstoff und Wasserstoff angesehen werden können, die bei ihrem Freiwerden weitere chemische Aktionen (Oxydation und Desoxydation, §. 743) ausüben können. — im Anschluß hieran betrachtete man mit Vorliebe alle Wirkungen der Naturkräfte als polare Gegensätze. War es doch auch der Begriff der Polarität (§. 742), der aus den Erscheinungen des Magnetismus und der Elektrizität gewonnen war und hier seine Berechtigung hatte, welcher zu der späteren, die Sache nicht deckenden Bezeichnung der „Polarisation des Lichts" Veranlassung gab! So versuchte denn auch G. die Formeln der Polarität, des Plus und Minus (§. 742) auf die Farben anzuwenden. Daß die Gegensätzlichkeit an den physiologischen Farben eine besondere Stütze erhielt, ist aus dem betreffenden Abschnitt ersichtlich. Vgl. §. 756 f. Wol auch im Hinblick auf jene Formeln schreibt G. an Schiller am 17. Januar 1798: „So viel ich jetzt übersehen kann, wird die Farbenlehre, wenn man sie recht angreift, in Absicht auf ihren Vortrag einen Vorzug vor der elektrischen und magnetischen haben, weil wir bei ihr mit keinen Zeichen, sondern mit den Verhältnissen und Wirkungen sichtbarer Naturverschiedenheiten zu thun haben."

Da G. die Farben mit Elektrizität und Magnetismus in Parallele zu setzen strebte, so hatte er auch ein lebhaftes Interesse für die Entdeckung, welche Morichini gemacht zu haben glaubte, daß der violete Theil des Spektrums eine magnetisirende Kraft besitze, und die er 1812 und 1813 in zwei Abhandlungen: „Sopra la forza magnetizzante del lembo estremo del raggio violetto" veröffentlichte. G. schrieb am 26. Dezember 1812 an Döbereiner: „Aus Italien hat uns ein Herr Morichini Hoffnung gemacht, Farben und Magnetismus in Rapport zu setzen. Herr Dr. Seebeck hat zwar kein Zutrauen dazu,[1]) allein mir ist an der Sache so unendlich viel gelegen, daß ich ihr die Zeit her immer nachgehe. Ich habe mir einen Entwurf zu einer Reihe von Versuchen gemacht." Allein Morichini's vermeintliche Ent-

1) Seebeck schrieb ihm, daß er selbst über diesen Gegenstand ohne Erfolg Versuche angestellt habe (G.'s naturwissenschaftliche Korrespondenz, II. 323 f.).

deckung wurde von allen Seiten bestritten, und obwol Miß Sommerville 1825 die Richtigkeit derselben durch ihre Versuche erwiesen zu haben glaubte, so ergaben doch die viel sorgfältigeren Experimente von Moser und Rieß ein negatives Resultat.

99. Es ist bekannt, daß zuerst Newton, aus Vorliebe, die Farben und Töne in Parallele zu bringen, die Farben des Spektrums nach der Analogie der Töne einzutheilen suchte, und indem er das Eintheilungsprinzip der musikalischen Tonleiter zu Grunde legte, sich verleiten ließ, sieben Grundfarben anzunehmen. In welcher Weise G. eine Beziehung zwischen Farben und Tönen gelten lassen wollte, zeigt §. 748, und in ähnlicher Weise, wie er auf die Farben den Begriff der Polarität anwandte, so bezeichnet er auch in der Tabelle zur Tonlehre, welche er 1810 nach Beendigung der Farbenlehre ausarbeitete und am 9. September 1820 an Zelter sandte, „Dur- und Mollton als die Polarität der Tonlehre." (Vgl. auch §. 756 und §. 890.) Er sagt über jene Tabelle in den „Annalen" 1810 (Abt. 750): „Weil man . . . einmal des Mühens und Bemühens gewohnt, sich immer sehr gern und leicht neue Lasten auflegt, so entwickelte sich bei nochmaliger schematischer Uebersicht der Farbenlehre der verwandte Gedanke: ob man nicht auch die Tonlehre unter ähnlicher Ansicht auffassen könnte, und so entsprang eine ausführliche Tabelle, wo in drei Kolumnen Subjekt, Objekt und Vermittelung aufgestellt worden"; wobei man sich des Aufsatzes „Der Versuch als Vermittler von Objekt und Subjekt" (Th. XXXIV. S. 74—83) erinnern wird. Aehnlich wie im folgenden Absatz der „Annalen" schreibt G. auch im Anschluß an jene Tabelle am 6. September 1826 an Zelter: „Ich war auf dem Wege, in diesem Sinne die sämmtlichen Kapitel der Physik zu schematisiren."

100. Die Ausführung der Abtheilung: Sinnlich-sittliche Wirkung der Farbe (§. 758) erwähnt G. in den „Annalen" 1806, Abt. 590. Bei dieser Gelegenheit und in besonderem Hinblick auf G.'s Aeußerungen über das Blau (§. 778—784) mag darauf hingewiesen werden, daß in neuerer Zeit einige glückliche Versuche gemacht worden sind, die blaue Farbe zu Heilzwecken in Fällen von Tobsucht anzuwenden, indem die Kranken in einem vollkommen blauen Zimmer gehalten werden. Vgl. §. 763. Bei einigen Patienten der Irrenanstalt zu Maidstone in der Grafschaft Kent in England zeigte sich, nach dem Berichte des dirі-

girenden Arztes Dr. Davies, schon nach wenigen Stunden eine beruhigende Wirkung: es mag wol das Gefühl von Ruhe, Leere, Kälte, Traurigkeit (vgl. §. 779, 782 f.) sein, durch welches sie sich bewogen fühlten, nach Entfernung aus jenem Raume stehentlich zu bitten, nicht wieder in das „schreckliche blaue Zimmer“ zurückgeführt zu werden.

101. Daß die in dem Abschnitt über die physiologischen Farben vorgetragene Lehre von den entgegengesetzten oder geforderten Farben das Grundgesetz aller Harmonie der Farben (§. 803—815) enthalte, dürfte an und für sich nicht bezweifelt werden. Dasselbe wird dadurch nicht erschüttert, daß es oft nur bedingterweise in Folge äußerer Bestimmungen zur Geltung kommt. G. äußert sich hierüber in dem Aufsatz: „Diderot's Versuch über die Malerei“ (Th. XXVIII. S. 75), worin bereits jene Theorie der „geforderten“ Farben ausgesprochen ist, folgendermaßen:

„An wenig Gegenständen erscheint die Farbe in ihrer ursprünglichen Reinheit, selbst im vollsten Lichte; sie wird mehr oder minder durch die Natur der Körper, an denen sie erscheint, schon modifizirt, und überdies sehen wir sie noch durch stärkeres oder schwächeres Licht, durch Beschattung, durch Entfernung, ja endlich sogar durch mancherlei Trug, auf tausenderlei Weise bestimmt und verändert. Alles das zusammen kann man Wahrheit der Farbe nennen; denn es ist diejenige Wahrheit, die einem gesunden, frästigen, geübten Künstlerauge erscheint. Aber dieses Wahre wird in der Natur selten harmonisch angetroffen; die Harmonie ist in dem Auge des Menschen zu suchen;[1]) sie ruht auf einer innern Wirkung und Gegenwirkung des Organs, nach welchem eine gewisse Farbe eine andere fordert, und man kann ebenso gut sagen: ‚Wenn das Auge eine Farbe sieht, so fordert es die harmonische‘, als man sagen kann: ‚Die Farbe, welche das Auge neben einer andern fordert, ist die harmonische.‘“ (Vgl. §. 871 ff.)

Mit ausdrücklichem Bezug auf G.'s Farbenlehre handeln hierüber unter Anderen Johannes Müller, „Handbuch der Physiologie des Menschen“, II. 375 f.; Vischer, „Aesthetik oder Wissenschaft des Schönen“, II. 37—55. Von neueren Werken über diesen Gegenstand seien erwähnt: Brücke, „Die Physiologie der Farben für die Zwecke der Kunstgewerbe“; Bezold, „Die Farben-

1) Vgl. oben Anm. 17. — H. H.

lehre im Hinblick auf Kunst und Kunstgewerbe"; Helmholtz, „Optisches über Malerei", Heft III der „Populären wissenschaftlichen Vorträge".

102. Ueber den Regenbogen als sälschliches Beispiel der Farbentotalität (§. 814) sagt G. im Anschluß an eine Bemerkung Diderot's in dem erwähnten Aufsatze (a. a. O. S. 82):

„Endlich deutet Diderot auf ein Fundament der Harmonie; er will es im Regenbogen finden und beruhigt sich dabei, was die französische Malerschule darüber ausgesprochen haben mag. Indem der Physiker die ganze Farbentheorie auf die prismatischen Erscheinungen und also gewissermaßen auf den Regenbogen gründete, so nahm man wol hier und da diese Erscheinungen gleichfalls bei der Malerei als Fundament der harmonischen Gesetze an, die man bei der Farbengebung vor Augen haben müsse, um so mehr, als man eine auffallende Harmonie in dieser Erscheinung nicht leugnen konnte. Allein der Fehler, den der Physiker beging, verfolgte mit seinen schädlichen Einflüssen auch den Maler. Der Regenbogen sowie die prismatischen Erscheinungen sind nur einzelne Fälle der viel weiter ausgebreiteten, mehr umfassenden, tiefer zu begründenden harmonischen Farbenerscheinungen. Es giebt nicht eine Harmonie, weil der Regenbogen, weil das Prisma sie uns zeigen, sondern diese genannten Phänomene sind harmonisch, weil es eine höhere, allgemeine Harmonie giebt, unter deren Gesetzen auch sie stehen.

„Der Regenbogen kann keineswegs dem Grundbaß in der Musik verglichen werden: jener umfaßt sogar nicht einmal alle Erscheinungen, die wir bei der Refraktion gewahr werden; er ist so wenig der Generalbaß der Farben, als ein Dur-Akkord der Generalbaß der Musik ist; aber weil es eine Harmonie der Töne giebt, so ist ein Dur-Akkord harmonisch. Forschen wir aber weiter, so finden wir auch einen Moll-Akkord, der keineswegs in dem Dur-Akkord, wohl aber in dem ganzen Kreise musikalischer Harmonie begriffen ist.

„So lange nun in der Farbenlehre nicht auch klar wird, daß die Totalität der Phänomene nicht unter ein beschränktes Phänomen und dessen alleinzulässige Erklärung gezwängt werden kann, sondern daß jedes einzelne sich in den Kreis mit allen übrigen stellen, sich ordnen, sich unterordnen muß, so wird auch diese Unbestimmtheit, diese Verwirrung in der Kunst dauern,

wo man im Praktischen das Bedürfniß weit lebhafter fühlt, anstatt daß der Theoretiker die Frage nur stille beiseite lehnen und eigensinnig behaupten darf, Alles sei ja schon erklärt."

Im Gegensatz hierzu mag folgende Stelle über ein altes Bild aus einem Briefe G.'s an Heinrich Meyer vom 20. Juni 1796 hier Platz finden: „Der prismatische Streif unter dem alten Bilde ist äußerst bedeutend. Es ist der entgegengesetzte vom Regenbogen. Gelb und Blau nämlich stehen außen, und das Gelbrothe und Blaurothe trifft in der Mitte zusammen und bildet den Purpur. Da nun auch von außen eine gelbrothe Linie das Ganze von beiden Seiten einfaßt und eine gelbe Schattirung von derselben wieder nach innen geht, so erhält das Ganze dadurch eine besondere Anmuth und Lebhaftigkeit, indem es zugleich das möglichste reine Farbenspiel enthält."

103. Naturmenschen, rohe Völker ꝛc. (§. 835). G. in „Diderot's Versuch über die Malerei", S. 86 f.: „Wir finden, daß gesunde starke Nationen, daß das Volk überhaupt, daß Kinder und junge Leute sich an lebhaften Farben erfreuen; aber ebenso finden wir auch, daß der gebildetere Theil die Farbe flieht, theils weil sein Organ geschwächt ist, theils weil er das Auszeichnende, das Charakteristische vermeidet." (Vgl. §. 841.)

104. Ueber die Darstellung der Farbe des Fleisches §. 878) sagt G. a. a. O. S. 76: „Das Gefühl dieser Farbe des gesunden Fleisches, ein thätiges Anschauen derselben, wodurch der Künstler sich zum Hervorbringen von etwas Aehnlichem geschickt zu machen strebt, erfordert so mannichfaltige und zarte Operationen des Auges sowol als des Geistes und der Hand, ein frisches, jugendliches Naturgefühl und ein gereiftes Geistesvermögen, daß alles Andere dagegen nur Scherz und Spielwerk, wenigstens alles Andere in dieser höchsten Fähigkeit begriffen zu sein scheint."

105. Freilich fordert die Anwendung ꝛc. (§. 888). Aehnlich in „Diderot's Versuch ꝛc." (a. a. O. S. 73.): „Freilich ist das Genie im Allgemeinen zur Kunst sowie im Besondern zu einem bestimmten Theile der Kunst unentbehrlich; wohl ist eine glückliche Disposition des Auges zur Empfänglichkeit für die Farben, ein gewisses Gefühl für die Harmonie derselben von Natur erforderlich; freilich muß das Genie sehen, beobachten, ausüben und

durch sich selbst bestehen; dagegen hat es Stunden genug, in denen es ein Bedürfniß fühlt, durch den Gedanken über die Erfahrung, ja, wenn man will, über sich selbst erhoben zu werden. Dann nähert es sich gern dem Theoretiker, von dem es die Verkürzung seines Wegs, die Erleichterung der Behandlung in jedem Sinne erwarten darf."

106. Dieser unächte Ton ist durch Instinkt aus Unsicherheit ꝛc. (§. 893 ff., 900). A. a. O. S. 87: „Bei dem Künstler . . . ist die Unsicherheit, der Mangel an Theorie oft Schuld, wenn sein Kolorit unbedeutend ist. Die stärkste Farbe findet ihr Gleichgewicht, aber nur wieder in einer starken Farbe, und nur wer seiner Sache gewiß wäre, wagte sie neben einander zu setzen. Wer sich dabei der Empfindung, dem Ungefähr überläßt, bringt leicht eine Karikatur hervor, die er, insofern er Geschmack hat, vermeiden wird; daher also das Dämpfen, das Mischen, das Tödten der Farben, daher der Schein von Harmonie, die sich in ein Nichts auflöst, anstatt das Ganze zu umfassen." Ferner S. 89: „Diese Unsicherheit [im Auftragen der Farben] kommt daher, wenn der Künstler nicht deutlich weiß, was er machen soll, und wie er es zu machen hat. Beides, besonders aber das Letzte, läßt sich auf einen hohen Grad überliefern . . . ." Vgl. §. 911 und a. a. O. S. 88 f.: „Einfluß des Meisters".

Zu §. 900 und S. 315, Zugabe, vgl. noch „Diderot's Versuch ꝛc.", a. a. O. S. 72, 80, 83.

107. Des Briefes von Runge (S. 315) gedenkt G. in den „Annalen" 1806 (Abt. 593) mit folgenden Worten: „Eine mit dem guten und werthen Runge fortgesetzte Korrespondenz gab uns Gelegenheit, seinen Brief dem Schluß der Farbenlehre beizufügen."

108. G.'s Brief (S. 316), auf welchen Runge's vorliegende Antwort erfolgte, war vom 2. Juni. Runge hatte an G. einen Abdruck seiner „Tageszeiten" gesandt (die Originalzeichnungen 1808, vgl. „Annalen", Abt. 707), und Dieser bemerkt mit Bezug hierauf in dem erwähnten Schreiben: „Sagen Sie mir doch gelegentlich, ob Sie diese Blätter selbst auf Kupfer gebracht haben, wie wir an der Unmittelbarkeit des Ausdrucks vermuthen. Sagen Sie mir ferner, ob Sie nicht eins und das andre nur illuminirt und angefärbt, nicht ausgemalt mittheilen möchten. Das gäbe

vielleicht Gelegenheit, sich über Farbe und ihren Sinn wechselseitig zu äußern. Mögen Sie mir aber hierüber auch nur etwas in Worten mittheilen, so sollte es mir sehr angenehm sein." Hierdurch sah Runge sich veranlaßt, unsern Brief über die Farben zu schreiben, worüber G. sich gegen Zelter, ohne Runge's Namen zu nennen, am 15. August äußerte: „Einiges höchst Erfreuliche habe ich der meiner Rückkunft noch außer Ihrem Briefe gefunden, z. B. die Aeußerungen eines jungen Malers über Farbe, bestimmt und umständlich. Ein Theil seines kurzen Aufsatzes steht beinahe wörtlich in meiner Farbenlehre. Zu einem andern Theil findet sich der Kommentar in meiner Arbeit, und dann hat der Verfasser solche Stellen, die ich ihn ersuchen werde, mir abzutreten, weil man das, wovon ich überzeugt bin, nicht besser sagen kann. Diese Zustimmung eines Lebenden, der bisher gar nichts von mir und meinen Bemühungen gewußt hat, giebt mir eine neue Lust, weiter fortzufahren und mein Pensum zu endigen." Runge selbst antwortete G. am 22. August; die auf den vorliegenden Gegenstand bezügliche Stelle lautet: „Nicht wenig Freude war mir's, zu sehen, daß Ihre Ansichten der Farben völlig mit den meinigen übereintreffen. Mehrere Stellen Ihres Aufsatzes werden Sie beinahe wörtlich in meiner Abhandlung finden, zu andern den Kommentar, und von mehreren wünschte ich, mit Ihrer Erlaubniß, Gebrauch zu machen, weil ich dasjenige, wovon ich mit Ihnen überzeugt bin, nicht besser ausdrücken wüßte. Ich werde mit mehr Lust und Muth die Redaktion meiner Arbeit fortsetzen, weil ich in Ihnen nunmehr einen Künstler kenne, der auf seinem eignen Wege in die Tiefe dieser herrlichen Erscheinungen eingedrungen ist." Desgleichen am 5. November 1807: „Ihr Brief, die Farben betreffend, ist schon in Gefolg meines Entwurfs abgedruckt; nur wird es noch einige Zeit dauern, bis das Ganze ausgegeben werden kann." G. erwähnt auch Runge gelegentlich Dessen Farbenkugel im historischen Theil der Farbenlehre, woselbst das Nähere anzugeben sein wird. Daß G. indessen in der Folge nicht ganz mit Runge übereinstimmen konnte, ergiebt sich aus dem vorliegenden Aufsatze von selbst und scheint Ersterer auch im Briefe an Letztern vom 23. Juli 1808 anzudeuten (Hinterlassene Schriften von Philipp Otto Runge, herausgegeben von dessen ältestem Bruder, II. 363). Auch gegenüber Heinrich Meyer äußert er sich in diesem Sinne im Briefe vom 1. Dezember 1807.

44.

Du bist auf immer geborgen!
Das nimmt Dir Niemand wieder:
Zwei Freunde, ohne Sorgen,
Weinbecher, Büchlein Lieder!

45.

„Was brachte Lokman nicht hervor,
Den man den Garst'gen hieß!"
Die Süßigkeit liegt nicht im Rohr;
Der Zucker, der ist süß.

---

44. Der Vers spiegelt Goethe's glückliche Geborgenheit in Willemer's Mühle bei Frankfurt wieder, als deren Elemente er sorgenlose Freundschaft — die des Willemer'schen Ehepaars —, den Eifer und Hafis feiert. — Ohne Sorgen ist Zusatz zu Freunde. Dagegen ließe sich die Beziehung auf das Dir des zweiten Verses (Dir nimmt Niemand die Freiheit von Sorgen) nicht rechtfertigen. — Vergl. übrigens Dies' Denkm., II. 55. Z. 5—8.

45. Der Fabeldichter Lokman, der Weise, „der persische Meister des Apologs" (Wachler's Handb., I. 78. Note 7., dem im Koran eine eigene Sure (31) gewidmet ist, war ein abyssinischer Neger aus dem Riesengeschlechte der Beni Ad (Nr. 462 der Auszüge aus Saalebi, Reitsch. d. Morg. Gesellsch., VI. 514); unter David war er an die Juden verkauft worden. Die ihm zugeschriebenen, jedoch später entstandenen Fabeln sind seit Dicearus im Abendlande vielfach gedruckt; sie sind den Aesopischen verwandt, welchen sie um 400 Jahre vorausgingen (11. Jahrh. n. Chr.), nicht aber der deutschen Übersetzung (s. Locmani fabulae ex pluris locis ex codd. arabb. ed. Freytag. Bonn. 1823, und ältere Ausgaben bei Wurm, S. 156). — Den beiden Schlussversen liegt zu Grunde die Stelle in Saadi's Rosenthal (Dicarus, 1838, S. 306): „Die Lieblichkeit und Herrlichkeit des Zuckers ist nicht dem Rohr, darinnen er wächset, sondern seiner eignen Natur zuzuschreiben." Nach Herder:

„Gab dem Zucker das äußere Rohr die liebliche Süße?
Oder war sie des Rohrs innrer verborgener Saft?"

Vergl. oben, I. 19, und Hafis:

„Was für ein süßes Rohr, Hafis, ist Deine Feder!
Sie träget Früchte, süß wie Honig und wie Zucker" (Buchst. Ta, XVI).

Polemischer Theil.

109. Wie G. an und für sich polemisches Auftreten nicht liebte und es so viel als möglich mied, indem er sich meist begnügte, seine Ideen auszusprechen und ihre Anerkennung von der Zeit zu erwarten, so bezeichnet er es auch als eine Nöthigung, um nicht zu stocken, den widerwärtigen polemischen Theil anzufassen und seine Bemühungen an Newton's Optik sowie die Prüfung seiner Versuche und der daraus gezogenen Beweise auch ins Enge und dadurch endlich zum Abschluß zu bringen. („Annalen" 1806, Abt. 594.) Jo. Eckermann (Gespräche, II. 231) berichtet, daß G. ihm bei der Redaktion der Ausgabe letzter Hand freigestellt habe, den polemischen Theil der Farbenlehre wegzulassen, falls der Verleger über eine gewisse Bogenzahl hinauszugehen Bedenken trüge. „Meine eigentliche Lehre ist in dem theoretischen Theile enthalten, und da nun auch schon der historische Theil vielfach polemischer Art ist, so daß die Hauptirrthümer der Newton'schen Lehre darin zur Sprache kommen, so wäre des Polemischen damit fast genug. Ich desavouire meine etwas scharfe Zergliederung der Newton'schen Sätze zwar keineswegs, sie war zu ihrer Zeit nothwendig und wird auch in der Folge ihren Werth behalten; allein im Grunde ist alles polemische Wirken gegen meine Natur, und ich habe daran wenig Freude." In der That wurde auch im LII. Bde der Ausgabe letzter Hand S. 375 „Zur Nachricht" mitgetheilt, daß „in einem Kodizill Goethe's vom 22. Januar 1831 die Bestimmung getroffen worden, den polemischen Theil der Farbenlehre auf den Fall des mangelnden Raumes bei dieser Ausgabe wegzulassen.

„Von dieser Verfügung Gebrauch zu machen, sieht man sich jetzt in dem Fall, indem man der Farbenlehre höchst wichtigen historischen Theil seiner Stärke wegen in zwei Bänden zu geben genöthigt war, wodurch denn der für diese letzte Lieferung ohnehin sehr beschränkte Raum hinweggenommen worden. Uebrigens dürfte der Mangel ebendieses polemischen Theils weniger empfunden werden, da derselbe nicht sowol das größere Publikum als vielmehr nur die Männer vom Fach zu interessiren geeignet ist." Aber dennoch wurde der polemische Theil im LIX. Bde nachgebracht.

110. Die Einleitung des polemischen Theils (S. 327—333) gelang, wie in den „Annalen" gesagt wird, mit Ausgang des Jahres 1806 (Abs. 594); der Anfang desselben konnte 1807 zum Druck gegeben werden (das. Abs. 641).

111. Zu §. 13 vgl. die Textrevision.

112. §. 17—21 stehen mit einigen Aenderungen in der „Anzeige und Uebersicht des Goethe'schen Werkes zur Farbenlehre" (Werke, Th. XXIX. S. 265f.).

113. Lichter — Mit diesem Plural ꝛc. (§. 25). Da wir die Gegenstände nur sehen, insofern sie Licht in unser Auge senden, so kann man es kaum als eine petitio principii ansehen, wenn Newton die Ursachen, welche uns eben mit verschiedenen Eigenschaften der Oberflächen bekannt machen, als Lichter bezeichnet; denn daß die Farben dunkler sind als das weiße oder farblose Licht, thut doch nichts zur Sache. G. selbst nennt sie ja Halblichter, und von den apparenten Farben wenigstens sagt er: sie „bringen ihr Licht mit; sie haben es in und hinter sich" (Polem. Theil, §. 174). Hierzu kommt, daß Newton vorher eine Definition der Lichtstrahlen als der „kleinsten Theilchen des Lichts, welche sich in geraden Linien folgen oder gleichzeitig in verschiedenen Linien", gegeben hatte, daß er ferner in der VII. Definition sagt: „Das Licht, dessen Strahlen alle gleich brechbar sind, nenne ich einfach, homogen und ähnlich", und daß er dann in der unmittelbar folgenden Definition zuerst von den „Farben der homogenen Lichter" spricht, so daß sich dieser Ausdruck mit Lichtstrahlen im Sinne der oben erwähnten I. Definition deckt. Eine weitere Berechtigung, Farben als Lichter zu bezeichnen, scheint darin zu liegen, daß wir von farbigen Körpern, z. B. wenn sie sich vor der Oeffnung eines Fensterladens eines dunklen Zimmers befinden, auf einer gegenüberstehenden Wand Bilder in ihrer Farbe erhalten.

114. In den Axiomen (§. 26); vielmehr schon in den diesen vorangehenden Definitionen; in der zweiten derselben heißt es: „Brechbarkeit der Lichtstrahlen ist ihre Fähigkeit, gebrochen oder von ihrem Wege abgelenkt zu werden, wenn sie aus einem durchsichtigen Körper oder Medium in ein anderes eintreten."

115. Zu den Idiotäten, zu den Feiten (§. 29); natürlich spöttische Anspielung darauf, daß Newton alsobald in den Definitionen dem Lichte verschiedene Fähigkeiten, wie diverse Refrangibilität zuschreibt, ohne daß der Nachweis derselben auch nur versucht worden wäre.

116. Die Assertion, daß sich durch Erfahrungen und Versuche eigentlich nichts beweisen läßt (§. 30), bildet den eigentlichen Gegenstand des 1793 verfaßten Aufsatzes „Der Versuch als Vermittler von Objekt und Subjekt" (Th. XXXIV. S. 74–83, vgl. besonders S. 78 ff.), und er nennt sie auch dort wie hier „eine Art von Paradoxon". Indessen tritt dasselbe doch an jener Stelle in größerer Einschränkung auf, indem nur die unmittelbare Anwendung eines Versuchs zum Beweis irgend einer Hypothese oder eines Satzes als schädlich und gefährlich hingestellt wird. Schiller zollt dem Gedanken Beifall. „Das ist mir z. B. sehr einleuchtend," schreibt er an G. am 12. Januar 1798, „wie gefährlich es ist, einen theoretischen Satz unmittelbar durch Versuche beweisen zu wollen. Es stimmt dies, wie mir däucht, mit einer andern philosophischen Warnung überein, daß man seine Sätze nicht durch Beispiele beweisen solle, weil kein Satz dem Beispiel gleich ist." Auch in den „Annalen" 1810 (Abt. 752) gedenkt G. dieses Wortes: „Der Versuch als Beweis irgend eines subjektiven Ausspruches ward verworfen; es entstand, was man schon längst Anfrage an die Natur genannt hat. Und wie denn alles Erfinden als eine weise Antwort auf eine vernünftige Frage angesehen werden kann, so konnte man sich bei jedem Schritt überzeugen, daß man auf dem rechten Wege sei, indem man überall im Einzelnen und Ganzen nur Gewinne zur Seite sah." Und als Reinhard, welcher in Paris mit Delambre mehrmals über G.'s Farbentheorie gesprochen hatte, mittheilt, daß Dieser ausgerufen: „Des observations! des experiences!" erwidert G. am 28. Oktober 1807: „Jener andere Freund, der immer observations et experiences fordert, würde wol schwerlich zu überzeugen sein, daß man den besten Kopf gerade mit observations et expériences zum Besten haben kann, und so möchte man denn auch immerfort eine stille Schadenfreude nähren, daß die Herren des Konvents immer noch vor dem übermeerischen insularen Gespenst eine solche tiefe ängstliche Scheu empfinden." (Briefwechsel zwischen Goethe und Reinhard, S. 15 u. 21.) Vgl. auch Einl., S. LXIf.

117. Alles, was Meinungen ... sind ꝛc. (Daf.) Aehnlich unter Anderm auch in Nr. 891 der „Sprüche in Prosa“: „Man thut immer besser, daß man sich grad ausspricht, wie man denkt, ohne viel beweisen zu wollen; denn alle Beweise, die wir vorbringen, sind doch nur Variationen unserer Meinungen, und die Widriggesinnten hören weder auf das Eine noch auf das Andere“ Vgl. §. 31.

Die Anekdote (§. 31) hat G. wahrscheinlich einem Briefe Runge's vom 17. September 1806 entnommen, worin Dieser erzählt, es hätte Jemand, dem er seine Ideen über die Farben mitgetheilt, eingeworfen, „daß Newton dasselbe schon vollständiger gesagt habe, er könne sich nur nicht besinnen, wo?“ Worauf Runge, dies gläubig hinnehmend, G. um nähere Angaben bittet (Runge's hinterlassene Schriften, II. 319).

118. Zu §. 43 und 45 vgl. ob. Anm. 59. Aendert man übrigens den Versuch dahin ab, daß die beiden farbigen Felder durch eine Horizontallinie getrennt sind, und zwar so, daß das rothe sich unter dem blauen befindet, so erscheint, wenn die Brechung durchs Prisma aufwärts geschieht, ein schwarzer Streifen zwischen ihnen, als wären sie auseinandergerissen, woraus doch hervorgeht, daß das blaue Bild höher gehoben, die blaue Farbe also eine stärkere Brechung erfahren habe (Wilde, „Geschichte der Optik“, II. 157 f.; Pfaff, „Ueber Newton's Farbenlehre, Herrn von Goethe's Farbenlehre ꝛc.“, 62 f.).

119. Dies ist nun der Grund- und Eckstein ꝛc. (§. 45). Newton hätte sich manchen Tadel ersparen können, wenn er nicht mit Pigmenten wie mit den Farben des Spektrums operirt hätte, obwol er später den Unterschied zwischen diesen und jenen wiederholt hervorhebt. Denn Pigmente sind Mischfarben, welche durch das Prisma auseinandergelegt werden und jene von G. urgirten Säume hervorbringen. Newton macht bereits im Scholium zum zweiten Versuch darauf aufmerksam, daß Pigmente den Erfolg des Versuchs wol verringern, aber nicht aufheben.

120. Das Resultat des zweiten Versuchs (§. 47 ff.) bestreitet G. §. 75 in dem Hauptpunkte desselben, durch welchen eine verschiedene Vereinigungsweite der rothen und blauen Strahlen dargethan werden soll, abgesehen davon, daß er die verschiedene

Schärfe der Bilder in verschiedenen Entfernungen von der Linse aus dem Kontraste von Hell und Dunkel erklärt. Wenn jedoch G. keine Spur davon entdecken konnte, daß es für das Abbild eine Stelle geben könne, wo das weniger abstechende deutlich, das mehr abstechende undeutlich sei (§. 76), daß, wie Newton angiebt, Schwarz auf Blau sichtbar gewesen sei, wenn Schwarz auf Roth nicht mehr erschien (§. 75) — eigentlich ist wol zu sagen, noch nicht, denn Newton mußte den Schirm weiter von der Linse fortrücken, um das rothe Bild und die schwarzen Linien darauf ebenso scharf und bestimmt zu sehen als das blaue in der näheren Lage —, so lag dies wahrscheinlich daran, daß G. eine Linse von kurzer Brennweite gebrauchte. Denn der Unterschied der Vereinigungsweite der rothen und blauen Strahlen ist an sich nicht groß, wächst aber mit der Brennweite der Linse. (Aus einem ähnlichen Grunde ist auch der Einwand, daß, wenn Newton's Behauptung der diversen Refrangibilität richtig wäre, uns verschiedenfarbige Gegenstände, gleichzeitig gesehen, verworren erscheinen müßten (§. 77), nicht stichhaltig. Denn wie die Brechung des Lichts überhaupt in der Luft gering, so sind auch die Unterschiede der Brechungsexponenten der verschiedenfarbigen Lichtarten verschwindend klein.) Eine Linse von großer Brennweite ist zum Gelingen des zweiten Versuchs nothwendig und auch von Newton vorgeschrieben. Jene Vermuthung, daß G. nicht die geometrischen Verhältnisse, welche bei der Wirkung der Linsen in Betracht kommen, hinlänglich beachtet habe, hat bereits Pfaff ausgesprochen und den Versuch mit dem von G. (§. 69. 171) angegebenen Apparat wiederholt. Der Erfolg stimmte stets mit den Angaben Newton's überein, „das Bild des schwarzen Zuges auf dem rothen Grunde erschien unbestimmt, gleichsam überschattet, und für das Auge weniger befriedigend als das wenig abstechende Bild auf dem violetten Grunde, wenn dieser sich gerade in seiner Bildungsweite befindet.“ (Pfaff, a. a. O. S. 68—78.) Wir wollen schließlich nicht unerwähnt lassen, daß Seebeck 1812 den zweiten Newton'schen Versuch mit farbigen Gläsern und Kerzenlicht wiederholt und gefunden hat, daß Roth, Grün und Blau von ziemlich gleicher Farbenintensität in gleichen Abständen ein ziemlich deutliches Bild geben. Die farbigen Gläser wurden durch ein Brennglas, welches das Licht von zwei oder vier Kerzen auffing, erleuchtet. Ueber die ersteren lief ein schmaler Streifen von blau angelaufenem Stahl hin. Das Bild wurde von einer Linse von 5 Fuß Rhch. Brennweite auf einem Schirm entworfen, und wenn diese sich gleich

weit von dem farbigen Glase und dem Schirme befand, so „war es gleichgiltig, ob dasselbe ein rothes, grünes oder blaues war“: der dunkle Streifen erschien immer gleich deutlich. (G.'s naturwissenschaftliche Korrespondenz, II. 318 f.) G. erwähnt dieser Bemühungen in den „Annalen“ 1812 (Abl. 811): „Doktor Seebeck, der chromatischen Angelegenheit immerfort mit gewohntem Fleiße folgend, bemühte sich um den zweiten Newtonischen Versuch, den ich in meiner Polemik nur so viel als nöthig berührt hatte; er bearbeitete ihn in meiner Gegenwart, und es ergaben sich wichtige Resultate, wie jene Lehre, sobald man anstatt der anfänglichen Prismen zu Linien übergeht, in eine fast unauflösliche Verfügung verwickelt werde.“ Die Benutzung der farbigen Gläser läßt diesen Versuch übrigens mehr als eine Modifikation des achten Versuchs (§. 169 ff.) erscheinen.

121. Daß Newton sich in der Meinung, die dioptrischen Fernröhre seien keiner Verbesserung fähig (§. 77), d. h. können nicht achromatisch gemacht werden, geirrt habe, ist bekannt. Da G. an einer spätern Stelle hierüber ausführlicher spricht, kommen wir dort darauf zurück.

122. Eine Tafel VIa (§. 87) existirt nicht, es sind offenbar Taf. V u. VI gemeint, zu denen die Erklärung oben Anm. 63 mitgetheilt ist.

123. Die verschiedene Größe der Oeffnung in dem Fensterladen und die verschiedene Stärke der Prismen ꝛc. (§. 90). G. übersetzt Newton's Ausdruck: thickness of the Prism mit Stärke des Prisma und versteht darunter die Größe des brechenden Winkels (§. 91, 93). Aber das ist ein arges Mißverständniß. Newton fügt jenen Worten hinzu: „where the Rays passed through it“, und das bedeutet offenbar nur die Stelle des Prisma, durch welche das Licht hindurchgeht. So lautet auch die lateinische Uebersetzung: varia Prismatis, qua parte Lumen transmitteretur, crassitudo . . . longitudinem imaginis nihil quicquam ad sensum immutabat, ebenso die französische von Coste: la différente épaisseur du prisma dans l'endroit où les rayons passoient à travers etc. Newton konnte um so weniger einen so elementaren Irrthum begehen, die Länge des Spektrums von der Größe des brechenden Winkels unabhängig zu erklären, als er kurz vorher (S. 24 der zweiten englischen Ausgabe v. 1718) die verschiedene Länge der Bilder, welche Prismen von 62½°

und 63½° entwerfen, besprochen hatte. Auf jenen Irrthum G.'s machten bereits Mollweide in Zach's „Monatlicher Korrespondenz", Juli 1810, S. 91—93, und Malus in den „Annales de Chemie" Août 1811 (Gilbert's „Annalen" 1812, Bd. 40. S. 103—115) aufmerksam. Dagegen ist G.'s Einwand gegen die erste Hälfte des obigen Satzes zutreffend; aber Newton scheint nur gemeint zu haben, daß die Länge des Bildes im Verhältniß zur Größe der Oeffnung steht. So sagt er in den „Lectiones opticae" 1729, p. 31: Neque multum interest, si foramen, per quod lux ingreditur, sit latius vel angustius; nam exinde nihil aliud eveniet quam lucis colores exhibentis augmentatio vel diminutio, ac tanta dilatatio vel contractio imaginis, quanta est foraminis."

124. Daß die Farben des prismatischen Bildes, wenn es subjektiv aufgefaßt wird, in umgekehrter Ordnung auf einander folgen müssen, als wenn es objektiv auf einem Schirme aufgefangen wird (§. 94 f.), folgt nothwendig aus dem einfachen Gesetze des Sehens, wonach wir einen leuchtenden Punkt in diejenige Richtung versetzen, in welcher zuletzt ein Lichtstrahl in unser Auge dringt und welches Newton im VIII. Axiom anführt. Ist demnach das Licht gebrochen, so liegt der scheinbare Ort des leuchtenden Punktes in der rückwärts gezogenen Verlängerung des Strahls, welcher uns den Weg des Lichtes vom Austritt aus dem brechenden Medium ins Auge repräsentirt. Im erstern Falle ist das Bild ein virtuelles, im letztern ein reelles.

125. G.'s Deutung des fünften Versuchs (§. 99), daß nämlich das Spektrum in der Diagonale verrückt erscheine (§. 101), giebt keinen Aufschluß darüber, weshalb das Bild bei der zweiten Brechung durch das Prisma mit vertikal stehender brechender Kante nicht ebenso in die Breite gezogen ist wie vorher nach der ersten Brechung durch ein Prisma mit horizontaler brechender Kante. Dieser Erfolg müßte nothwendig eintreten, wenn die Substanz des Glases oder die „Verrückung" als solche Einfluß auf die Erscheinung hätte. Ueberdies müßten die farbigen Ränder, die Grenzen des genetzten Bildes, eine Neigung gegen den Horizont haben, was nicht der Fall ist. In den Farben selbst treten ferner keine Veränderungen hervor, und die Differenz der Ablenkungen zwischen dem Roth und Violet ist dieselbe wie nach der ersten Brechung. Diese Einwände fielen freilich hinweg, wenn G. Recht hätte, daß „jenes gebrochte Bild Newton's keineswegs das aufgefangene erste . . . ., sondern ein

ganz neues ist . . .", was wir jedoch mit den Thatsachen nicht zu vereinbaren vermögen. Zu der Darstellung des vorliegenden Versuchs auf G.'s zweiter Tafel, „wo die farbigen Ränder wirklich eine schiefe Lage nach der Diagonale erhalten haben und ihre Grenzen unter einander und gegen die mittlere Weiße diese diagonale Richtung zeigen", bemerkt bereits Pfaff (a. a. O. §. 111), dessen Worte wir so eben angeführt haben, daß man eine solche Färbung der weißen Kreise schon mit einem Prisma erhält, wenn man erstere bei schief gestellter Achse des letztern betrachtet. Daß endlich ein Prisma von nur 15° nicht besonders geeignet ist, die Erscheinung klar hervortreten zu lassen, da die Ablenkung in diesem Falle unbedeutend ist, braucht kaum gesagt zu werden. (Vgl. auch Dove, „Darstellung der Farbenlehre", S. 141.)

126. Die in §. 104, 106, 108 übersetzten Stellen gehen im Original dem Inhalt des §. 100 voran. Deshalb ist dieser auch keine wörtliche Uebersetzung, sondern nur eine Zusammenfassung derjenigen Folgerungen, welche sich an Newton's Demonstration des Spektrums vermittelst als in einander greifend gedachter Kreise anschließen. Diese selbst dürfte, abgesehen von jeder mathematischen Betrachtungsweise, auch darin ihre Berechtigung haben, daß das Bild, welches man auf einer der Oeffnung eines Fensterladens gegenüberstehenden Wand eines dunklen Zimmers erhält, wenn die Sonne durch erstere hineinstrahlt, stets rund ist, wie auch immer die Oeffnung gestaltet sein mag.

127. Die Erklärung zur siebenten Tafel (§. 107), welche überschrieben ist: „Newton's unwahre und kaptiose Figuren", beginnt folgendermaßen:

„Auf dieser sind mehrere unwahre und kaptiose Figuren Newton's zusammengestellt, wie solche leider in allen Kompendien, Lexicis und andern Lehrbüchern seit einem Jahrhundert unverantwortlich wiederholt werden."

Die Erklärung zur 4., 5., 6., 7. Figur dieser Tafel lautet:

„Vierte Figur. Das Spektrum als eine Einheit vorgestellt.
„Fünfte Figur. Dasselbe, in welchem die darin enthalten sein sollenden homogenen Lichter als über einander greifende Ringe gezeichnet sind. Wenn ein rundes Bild verrückt wird, so kann sich ein oberflächlicher oder im Vorurtheil befangner Zuschauer das Phänomen ohngefähr so vorbilden lassen. Man verrücke ein

viereckiges Bild, wie wir auf der fünften und sechsten Tafel gethan haben, und die Täuschung ist nicht mehr möglich.

„Sechste Figur. Ganz hypothetisch. Sie will uns glauben machen, bei Verlängerung des Bildes sei es möglich, jene Strahlenkreischen weiter von einander abzusondern.

„Siebente Figur. Nicht allein hypothetisch, sondern völlig unwahr. Wenn die verschiedenfarbigen Lichtscheibchen sich absondern lassen, warum hängt man sie denn hier mit Strichelchen zusammen? Niemand hat auch nur den Schein dieser Figur mit Augen gesehen."

128. Der Vorwurf, daß das aus dem Prisma tretende nahe hinter demselben aufgefangene Bild weiß (§. 113) sei, und die Meinung, daß diese Erscheinung im Widerspruch stehe mit Newton's Theorie, stießt aus demselben Mißverständniß, in Folge dessen G. eine weiße Wand durch ein Prisma gänzlich gefärbt sehen zu müssen glaubte. Vgl. Einl., S. XXXVI.

129. Zum sechsten Versuch (§. 114 ff.) vgl. Einl., S. XXXVIII ff.

130. Die zwölfte Tafel (§. 118) ist betitelt: „Newtonische Mucken und homogene Lichter" und gehört nicht hierher. G. hat überhaupt keine der Demonstration des experimentum crucis dienende Tafel und keine Erklärung zu demselben veröffentlicht, obwol er sich häufig darauf und auf einzelne andere Figuren, welche auf der zwölften Tafel Platz finden sollten, beruft (§. 132, 149).

131. Daß nach der zweiten Refraktion alle Theile des Spektrums in die Höhe steigen (§. 133), hat Newton durch den Gebrauch des Komparativs ausgedrückt, indem er sagt, daß der nach der ersten Brechung an einer höheren Stelle der Wand liegende Theil auch nach der zweiten Brechung höher, der tiefere auch hier tiefer liegt: „when the lower part of the Light which fell upon the second board de was cast through the hole g, it went to a lower place M on the wall, and when the higher part of that Light was cast through the same hole g, it went to a higher place on the wall . . ." (Vgl. oben §. 121: „. . . lasse das durchgehende farbige Licht dadurch [durch das zweite Prisma] abermals in die Höhe gebrochen werden".) Die Newton'sche Figur 18 zeigt deutlich, daß alle Theile im Vergleich zu ihrer Lage nach der ersten Brechung höher waren.

132. In Bezug auf den achten Versuch (§. 169—180) gilt natürlich die Bemerkung zum zweiten, insbesondere auch in Betreff des auffälligen Resultats des §. 180, daß man die Linse von dem Vorbilde ab- und zu dem Vorbilde zurücken könne, so daß der Unterschied beinahe einen Fuß beträgt, ohne daß das Abbild merklicher undeutlich werde. Denn wenn hierbei, bemerkt bereits Pfaff (a. a. O. S. 76 f.), die weiße Tafel, auf welcher sich das Abbild entwirft, unverändert an ihrer Stelle bleiben soll, worüber der Text nichts weiter aussagt, so ist dieses Resultat nur dann begreiflich, wenn wir annehmen, G. habe eine Linse von sehr großer Brennweite gebraucht und den Gegenstand derselben hinlänglich genähert, um ein sehr großes Bild zu erhalten. Wurde aber die Tafel zugleich mit hin und her gerückt, so daß sie stets in gleicher Entfernung hinter der Linse blieb, so ist der Erfolg nur dadurch erklärlich, daß G. eine Linse von kleiner Brennweite anwandte und das Vorbild in verhältnißmäßig großer Entfernung von der Linse aufstellte. Beide Arten sind aber nicht geeignet, das von Newton beschriebene Resultat zu erlangen, weil bei starker Vergrößerung die Vergleichung durch die Unbestimmtheit und Undeutlichkeit des Bildes an und für sich erschwert wird, beim Auffangen eines sehr kleinen Bildes aber der Unterschied in der Vereinigungsweite der verschiedenfarbigen Strahlen sehr gering ist. Letzterer Umstand erklärt auch die §. 185 gemachte Mittheilung.

133. Wie Newton von einer diversen Reflexibilität (§. 194 f.) reden und sie in Parallele mit der diversen Refrangibilität setzen könne, ist an und für sich nicht klar. Denn diese bedeutet, daß das Verhältniß des Sinus des Brechungswinkels zum Sinus des Einfallswinkels bei einem und demselben Medium verschieden ist für verschiedenfarbige Strahlen; das Gesetz aber, daß der Reflexionswinkel gleich ist dem Einfallswinkel, ist unabhängig von der Farbe. G. ist daher vollkommen im Rechte, die Realität jenes Begriffs zu bestreiten, wenn er auch den Kernpunkt, auf den es Newton ankommt, in seiner Polemik nicht trifft. Denn Dieser will mit dem neunten und zehnten Versuch (§. 196 bis 205), welche übrigens der dritten Proposition vorangehen und diese mit erweisen sollen, wie mit den vorhergehenden die diverse Refrangibilität darthun. Zu dem Ende läßt er durch eine Kathetenfläche eines rechtwinkligen gleichschenkligen Prismas Licht senkrecht hindurchtreten und auf die Hypotenusenfläche

46.

Herrlich ist der Orient
Ueber's Mittelmeer gedrungen;
Nur wer Hafis liebt und kennt,
Weiß, was Calderon gesungen.

47.

Hör' ich doch in Deinen Liedern,
O Hafis, die Dichter loben!
Sieh, ich will es Dir erwidern:
Herrlich, den der Dank erhoben!

48.

„Was schmückst Du die eine Hand denn nun
Weit mehr, als ihr gebührte?"
Was sollte denn die Linke thun,
Wenn sie die Rechte nicht zierte?

---

46. Die arabische Bildung in Calderon hob Goethe in einem Briefe an Grieß, den Uebersetzer des Calderon, vom 1. Mai 1816 (Aus dem Leben von Grieß, S. 118) besonders hervor. Spanien vermittelte arabische Kunst und Wissenschaft dem übrigen Abendlande. So huldigte Goethe im Hafis den Calderon: „Orient und Occident
Sind nicht mehr zu trennen" (Werke, III, 206).

47. Nachträglich eingefügt, wie Nr. 45.

48. Verwahrung gegen den dem Dichter etwa zu machenden Vorwurf, daß er den Orient auf Kosten des Occidents lobe. — Zu Grunde liegt folgende Stelle im Saadi's Rosenthal: „Man fragte Dschemschid (sagenhaften König von Persien, Erbauer von Persepolis, Vater Feridun's): Warum trägst Du allen Schmuck und Aufputz an der linken Seite, da doch die rechte den Vorzug hat? Er antwortete: Der rechten genügt der Schmuck, die rechte zu sein" (nach Rosenmann's Uebersetzung). Nach Herder:
„Warum wird vor der Rechten die Linke mit Ringen gezieret?
Weil sich die Rechte mit Kraft und der Behendigkeit ziert."
Uebrigens hat im Türkischen die linke den Ehrenvorzug (Della Valle, I. 57).

fläche auffallen, so daß es größtentheils nach der andern Kathetenfläche reflektirt, zum Theil in die Luft gebrochen wird. Das reflektirte Licht geht durch die zweite Kathetenfläche wie durch die erste ungebrochen hindurch, da es auf beide senkrecht auffällt, wird dann durch ein zweites Prisma gebrochen und entwirft in bekannter Weise ein Spektrum. Wird nun das erste Prisma in Richtung des an der Basis gebrochenen Lichts gedreht, so daß der Winkel, welchen die verschiedenfarbigen Strahlen mit jener bilden, immer kleiner wird, so wird natürlich zuerst derjenige Winkel erreicht, bei welchem das stärker gebrochene Licht total reflektirt wird, das sich diesem Theile des früher entworfenen Spektrums beimengt und dessen Licht verstärkt, dann folgen die Grenzwinkel (der totalen Reflexion) für die anderen Strahlen nach dem Grade ihrer Brechbarkeit. Da nun, schließt Newton, das Licht ungebrochen durch die Kathetenflächen hindurchgeht und demnach ebenso wenig eine Veränderung erlitten hat, als es eine Veränderung durch totale Reflexion erleidet, nichtsdestoweniger aber sich als verschieden brechbar erweist, so ist auch das direkte Sonnenlicht verschieden brechbar. (Freilich übersieht Newton hierbei, daß hier doch das Licht zum Theil gebrochen ist; denn wie konnte es sonst in Farben auseinandergelegt sein?) Dasselbe soll bei geringer Abänderung der Versuchsbedingungen der zehnte Versuch beweisen. Es kann also nach unserm Dafürhalten die diverse Reflexibilität keine andere Bedeutung haben als diese, daß der Grenzwinkel, unter dessen Incidenz das Licht, wenn es aus einem optisch dichteren in ein optisch dünneres Medium übertritt, total reflektirt wird, für die stärker brechbaren Strahlen kleiner ist als für die weniger brechbaren, — jene also, um einen dem Newton'schen nahe kommenden Ausdruck, dessen sich übrigens Newton selbst einmal in der Beschreibung des 9. Exper. bedient, zu gebrauchen, eher total reflektirt werden als diese — und dies folgt, die verschiedene Brechbarkeit des Lichts zugegeben, nothwendig aus dem Brechungsgesetze. Daß nur dies unter dem an sich durchaus unpassenden Ausdruck einer „diversen Reflexibilität" verstanden sein kann, ergiebt sich auch aus Newton's Erklärung des blauen Bogens im Prisma. Vgl. §. 604.

134. Die Erklärung zur achten Tafel (§. 196), die das eben besprochene Phänomen darstellt, lautet:

„Achte Tafel. Hier hat man mit redlicher Mühe und Anstrengung eine einzige unwahre und kapriose Newtonische Figur,

die einundzwanzigste des ersten Theiles, in mehrere Figuren zerlegt, oder vielmehr die wahre Genese des Phänomens durch mehrere Figuren ausgedrückt. Wir brauchen hierüber nichts weiter zu sagen, weil wir bei Entwicklung des neunten Versuchs (P. 136—203) diese Tafel umständlich erläutert und das Nöthige deshalb mitgetheilt haben."

135. Die Erklärung zur ersten Figur der siebenten Tafel (§. 210) lautet:

„Erste Figur. Ein linearer Lichtstrahl trifft auf ein Mittel und spaltet sich in fünffarbige Strahlen. Wenn auch Newton nicht selbst diese Figur vorbringt, so ist sie doch bei seinen Schülern gäng und gäbe, die nicht das mindeste Bedenken haben, etwas, wovon die Erfahrung nichts weiß, in einer hypothetischen Figur darzustellen. Man sehe nach, was wir hierüber zu der elften Tafel weiter ausführen werden."

Wir schließen hier sogleich die Erklärung zur zweiten und dritten Figur dieser Tafel an, da G. sonst keinen ausdrücklichen Bezug darauf nimmt.

„Zweite Figur. Ein sogenannter Lichtstrahl von einiger Breite geht durchs Prisma und kommt hinter demselben als ein verlängertes Bild auf der Tafel an. Was aber eigentlich im Prisma und zwischen dem Prisma und der Tafel vorgehe, ist verschwiegen und verheimlicht.

„Dritte Figur, der vorigen ähnlich; das, was daran ausführlicher ist, ganz hypothetisch. Schon vor dem Prisma wird der Strahl durch Linien in verschiedene getheilt; so gehn sie durchs Prisma, so kommen sie hinten an. Vor dem Prisma sind sie ganz hypothetisch, innerhalb desselben zum größten Theil; denn in demselben kann nur oben und unten eine ganz schmale Randerscheinung stattfinden. Hinter dem Prisma ist die mittlere Linie hypothetisch und die nächsten beiden falsch gezogen, weil sie mit der obern und untern aus einem Punkt oder wenigstens nahezu aus einem Punkt entspringen müßten."

136. Wer Newton keiner Unredlichkeit (§. 210) zeihen will, wird die Ueberzeugung gewinnen, daß er es als nach seiner Theorie selbstverständlich für überflüssig gehalten habe, von vornherein ausdrücklich zu sagen, daß die Mitte eines großen Bildes auch nach der Brechung weiß ist, obschon er sich manchen Vorwurf hätte ersparen können, wenn er den ganzen Vorgang successive entwickelt hätte, anstatt

sogleich mit dem völlig entworfenen Farbenbilde zu operiren (§. 211); vgl. Einl., S. XXXVI f. Ebenso wenig wie diese führt sich demnach die Divergenz der Lichtstrahlen (§. 209 f.) als etwas Neues, in der Theorie nicht Begründetes ein. Denn der Lichtkegel, welcher aus dem Prisma tritt, öffnet sich um so mehr, und seine Basis nimmt einen um so größern Theil des auffangenden Schirmes ein, je weiter dieser von dem Prisma entfernt ist, und die einzelnen gebrochenen Theile des Lichts werden um so weniger über einander greifen, sie werden sich um so mehr von einander sondern, je weiter der Weg ist, den das Licht vom Prisma zu dem Schirme zurücklegt. Die Divergenz ist demnach nichts Anderes, als was G. unter Nr. 4 der „Bedingungen des Zunehmens der Erscheinung" (Didakt. Theil, §. 210, 324) aufführt.

137. Ueber Newton's Brief an die Londner Sozietät und den Streit zwischen ihm oder Desaguliers und Mariotte (§. 232) vgl. Gesch. d. Farbenlehre.

138. Mit der vierten Proposition (§. 239) scheint doch eine neue Forderung gestellt zu sein; denn Newton hat wol von sortirten und gesonderten gefärbten Strahlen gesprochen, aber darunter offenbar nur die den Sinnen als verschieden gefärbt erscheinenden Theile des Spektrums verstanden, dagegen bisher noch keine Vorrichtung angegeben, durch welche dieselben dermaßen gesondert werden könnten, daß sie nach ferneren Brechungen, wie z. B. im sechsten Versuch, keine Veränderung in der Farbe zeigen, also als homogene auftreten. Dies sollen eben der elfte Versuch, bei welchem Newton Prisma und Linse verbindet (§. 247), was übrigens bereits im achten Versuch, freilich in anderer Weise geschehen war, und die drei folgenden leisten. Vgl. auch Einl., S. XXXVII f.

139. Zu §. 243 gehört, ohne daß dieselbe im Texte ausdrücklich genannt wäre, der siebenten Tafel

„Achte Figur. So wunderlich als falsch, um das zu bezeichnen, was bei der Verbindung der Linse mit dem Prisma vorgeht."

140. Im sechsten Experiment (§. 257) war die Sonderung der einzelnen Theile des Spektrums nicht derartig, daß das durch das zweite Prisma gebrochene Licht ein rundes Bild (§. 256) entwarf, was eben nur dann möglich ist, wenn das Licht möglichst vollkommen homogen ist und nur eine Farbe sich an ihm zeigt (vgl. §. 265).

141. Das wir früher ausgeführt (271, 272) ꝛc. (§. 269). Mit jenem Hinweis ist, wie leicht ersichtlich, der didaktische Theil gemeint, welcher sonst durch ein E. (Entwurf) angedeutet wird, das hier jedenfalls nur aus Versehen fehlt. Ueber den Gegenstand selbst vgl. oben Anm. 59. Auffallend ist hierbei, daß E. den dreizehnten Versuch, bei welchem mit prismatischen Farben operirt wird, mit dem ersten, bei welchem pigmentirte Flächen angewandt wurden, identifizirt, da er doch mit Recht wiederholt rügt, daß Newton die Erscheinungen nach den genannten verschiedenen Versuchsbedingungen nicht hinlänglich sondert.

142. Die Tafel (§. 272) ist die schon erwähnte zwölfte, überschrieben: „Newtonische Mucken und homogene Lichter," zu welcher die Erklärung lautet:

„Zwölfte Tafel.

„Der fromme Wunsch, daß wir von der Newtonischen vorsätzlichen oder zufälligen Verirrung nicht weiter mehr hören möchten, kann nur alsdann erfüllt werden, wenn die ganze Lehre vor dem Wahrheitsblick einer reinen Erfahrung und tüchtigen Beurtheilung verschwunden ist. Leider führt uns diese Tafel, welche abermals zur Kontrovers gehört, wieder zu den Sophistereien zurück, wodurch freilich Unaufmerksame getäuscht werden können.

„Der wegen seiner Versuche so berühmte Newton läßt während seiner Untersuchungen und Beobachtungen, welche so scharf und genau sein sollen, immer wieder, ehe man sich's versieht, mancherlei Zufälligkeiten obwalten. Eine Fliege, die ihm über die Wand läuft, die Lettern eines aufgeschlagenen Buches, ein Knoblauchblatt, ein Schächtelchen Zinnober, und was ihm sonst in die Quere kommt, wird mit hereingezogen, und die dabei eintretenden Erscheinungen müssen dann gelten, was sie können.

„Da die einmal aus dem Licht gesonderten homogenen Lichter nach jener Lehre nicht weiter zu trennen sind, sondern bei neuen Brechungen unverändert bleiben, so läßt Newton das Spektrum auf ein gedrucktes Buch fallen, betrachtet dieses alsdann mit einem Prisma und behauptet, daß nun die Buchstaben keine farbigen Säume und Bärte mehr zeigen, wie sie es thun, wenn man das weiße gedruckte Blatt durchs Prisma ansieht.

„Nur ein unaufmerksamer Beobachter kann also reden. Wir haben wiederholt gewiesen und behauptet, daß auf gefärbten

Flächen die Säume der Bilder blos darum unscheinbar sind, weil sie einmal der farbigen Fläche widersprechen und dadurch mißfärbig werden, das andre Mal aber mit derselben übereinstimmen und sich also in ihr verlieren.

„Doch dürfen auch bei gefärbten Flächen die Bilder nur genugsam als hell oder dunkel abstechen, so sieht man die gedachten Säume und Bärte deutlich und überzeugend genug, welche sich in vielen Fällen besonders durch Mischung manifestiren.

„Wir haben daher zur Fixirung dieses Versuchs die zwölfte Tafel in sechs Felder eingetheilt, diese mit den sechs vorzüglichsten Farben illuminirt und auf denselben wieder einfache farbige Bilder angebracht, so daß außer einigen Mückenflügeln nichts Dekomponibles auf dieser Tafel gefunden wird. Man betrachte sie aber durch ein Prisma, und man wird sogleich die Säume und Bärte stärker und schwächer nach Verhältniß des Hellen und Dunkeln, und sodann wunderlich gefärbt nach Verhältniß der Mischung mit dem Grunde, ohne allen Widerspruch erblicken.

„Wem an dieser Sache ernstlich gelegen ist, wird sich größere Tafeln mit helleren und satteren Farben von allerlei Schattirungen verfertigen und überall dasselbige finden.

„Daß ein gefärbtes Papier einer durch prismatische Farben erleuchteten Fläche völlig gleich zu halten sei, erhellet daraus, daß die beiden ersten und Grundversuche von Newton's Optik mit farbigen Papieren angestellt und doch von ihnen als farbigen Lichtern gesprochen worden. Man mache diese Farben so satt, als man will, immer werden die Bildersäume sich nach wie vor verhalten, vorausgesetzt, daß die Bilder an Helligkeit oder Dunkelheit vom farbigen Grunde genugsam abstechen.

„Wollen die Newtonianer nach alter Weise ihre Ausflucht dahin nehmen, daß keins der homogenen Lichter vollkommen homogen, die dekomponirten nicht völlig dekomponirt seien, daß ihnen allen die Erbsünde ihrer Mutter, des Lichts, heterogen und dekomponibel zu sein, noch immer in einem gewissen Grade anklebe, weshalb denn die freilich unbedingt ausgesprochenen Axiome durch die Erfahrung bis zu nichts bedingt und limitirt werden: so überlassen wir gern die Schale ihrem würdigen Präsidenten und Anführer der Kosacken, dessen Qualifikation zu dieser Stelle wir in dem Werk selbst wohlmeinend dargethan."

143. Die Erklärung zur elften Tafel (§. 290) wird folgendermaßen eingeleitet:

„Elfte Tafel.

„Wenn es dem Dichter, der sich eine Zeit lang in der Hölle aufhalten müssen, doch zuletzt etwas bänglich und ängstlich wird und er mit großem Jubel die wieder erblickte Sonne begrüßt, so haben wir auch alle Ursache, froh und heiter aufzuschauen, wenn wir aus dem Fegefeuer der vier letzten Tafeln zu einer naturgemäßen Darstellung gelangen, wie sie uns nunmehr die elfte einfach und klar hinlegt. Es gehört solche eigentlich zum polemischen Theile, und zwar zu §. 289 bis 301. Dort ist zwar das Nöthige schon gesagt worden: aber wir tragen die Sache lieber nochmals vor, weil diese hier angezeichneten Figuren von der größten Bedeutung sind und sie das, was bei der objektiven Refraktion zur Sprache kömmt, sowol didaktisch als polemisch aufs Deutlichste ans Licht stellen."

Die Erklärung zu den fünf Figuren dieser Tafel (§. 290, 296, 298, 300) lautet:

„Erste Figur. Es ist die in allen Lehrbüchern vorkommende, wie nämlich das Verhältniß des Sinus des Einfallswinkels zu dem Sinus des Brechungswinkels vorgestellt wird.

„Zweite Figur. Ist die hypothetische Vorstellung, wie Newton und seine Schule das Verhältniß des in farbige Strahlen aus einander gebrochenen Strahls zu dem einfallenden darstellen. Man sieht, daß hier nicht das einfache Verhältniß eines Sinus stattfinden könnte, sondern daß die weniger oder mehr gebrochenen Strahlen größere oder kleinere Sinus haben müßten. Nach Newtonischer Vorstellung ist der Sinus des mittelsten grünen Strahls als Normalsinus angenommen, aber dieses ist falsch; denn das Maß der Refraktion kann niemals in der Mitte des Bildes, sondern es muß am Ende desselben genommen werden.

„Daß die erste Figur ein der Erfahrung gemäßes Verhältniß in abstrakten Linien darstellt, mochte hingehen. Wenn aber bei Nr. 2 ein Phänomen ohne seine nothwendigen Bedingungen auch auf eine so abgezogene Weise vorgetragen wird, so laufen wir Gefahr, uns eine der Natur ungemäße Theorie aufheften zu lassen.

„Das Licht oder Millionen Strahlen desselben mögen aus dem dünnern Mittel, welches hier als der obere halbe Theil des Zirkels bezeichnet ist, in das dichtere, welches der untere Halbkreis vorstellt, übergehen und auf das Stärkste gebrochen werden,

so wird man doch diese Brechung nicht messen, noch viel weniger eine Farbenerscheinung bemerken können. Bedeckt man aber, wie in der

„Dritten Figur, die dem einfallenden Licht entgegenstehende Seite mit irgend einem undurchsichtigen Hinderniß, so folgt, weil die Brechung gegen das volle Licht zu geht, das Finstere dem Hellen, und es entspringt der gelbrothe und gelbe Saum. Auf gleiche Weise muß bei umgekehrter Vorrichtung,

„Vierte Figur, nach ebendemselben Gesetze das Licht dem Finstern folgen, und es entsteht der blaue und blaurothe Rand. Dies ist das Faktum der Farbenerscheinung, wie sie sich an die Lehre und an die Gesetze der Brechung anschließt, und in beiden Fällen gilt der Normalsinus für die entgegengesetzten Farben.

„Fünfte Figur. In dieser wird nun gezeigt, wie sich das Phänomen und das Gesetz der Farbenerscheinung von der Brechung gleichsam losmacht und mit ihr in Unverhältniß steht, indem bei gleicher Brechung, wie in den vorigen Fällen, die Farbenverbreiterung stärker ist, wodurch Achromasie und Hyperchromasie hervorgebracht wird. (E. 345 ff.)

„Wir empfehlen diese Tafel allen Denen, die sich und Andern das wahre Verhältniß der Erscheinungen entwickeln wollen. Gebe der Himmel, daß diese einfache Darstellung allen polemischen Wust auf ewige Zeiten von uns entferne!"

144. Newton's Irrthum, der in der siebenten Proposition (S. 431) ausgesprochen, und auf den O. bereits mehrmals hingewiesen hat, daß die Teleskope nicht achromatisch hergestellt werden könnten, rührte bekanntlich daher, daß er einerseits die Ausdehnung des Spektrums unabhängig hielt von der Natur des brechenden Mediums,[1]) also von der chemischen Beschaffenheit (§. 311), und andererseits glaubte, die Ausdehnung der einzelnen Theile des Spektrums stehe in einem konstanten Verhältniß zum mittlern Brechungsvermögen des Mediums.

145. Daß die weißen Gegenstände, durch eine Linse

1) Neque vero diversa ipsa, ex qua Prismata constarent, materia quicquam immutabatur ista longitudo Imagitis. Nam quum vase ex politis vitri lamellis in formam prismatis, concussa intus aqua, conglutinatis uterer, similis plane erat experimenti exitus secundum proportionem refractionis. Optice. lib. I. part. I. p. 23 (exper. 3), oder p. 25 der zweiten englischen Ausgabe von 1718.

betrachtet, nicht vollkommen bunt (§. 308), sondern nur an den Rändern gefärbt erscheinen müssen, folgt, wie bereits hervorgehoben, nothwendig aus der Vorstellung von der Konstitution des weißen Lichts.

Daß uns aber nicht die ganze sichtbare Welt, obwol wir sie durch Refraktion, welche das Licht in der Luft erleidet, sehen, in Verworrenheit erscheint (§. 309) und trotzdem bekanntlich das menschliche Auge selbst nicht vollkommen achromatisch ist, erklärt sich, wie ebenfalls bereits angedeutet, daraus, daß die Unterschiede der Brechungsexponenten der verschiedenfarbigen Lichtarten in der Luft wie in allen Gasen verschwindend klein sind.

146. Die Erklärung zur dreizehnten Tafel (§. 325—354) lautet:

„Dreizehnte Tafel,

theils der Kontrovers theils der natürlichen Darstellung des Phänomens gewidmet.

„Die vierte Figur, nach einer Newtonischen kopirt, der ersten des zweiten Theiles, ist gehörigen Orts in ihrer ganzen Unrichtigkeit, Unreinheit, Falschheit und Betrieglichkeit dargestellt worden.

„Um das Phänomen, wovon die Rede ist, in seiner Anleitung kennen zu lernen, sehe man unsere obenbrüber stehende Figuren und bemerke Folgendes:

„Erste Figur. Das Lichtbild geht durch ein großes Prisma, die Farbenerscheinung entsteht an beiden Grenzen, der weißen Mitte ist eine Tafel entgegengestellt. Durch eine Oeffnung derselben fällt dieses gebrochene weiße Licht, und sogleich entstehn gesetzmäßig an den Grenzen die Farbenerscheinungen, sich verbreitend, sich vereinigend und das Grün bildend.

„Zweite Figur. Dasselbe Prisma, derselbe Lichtdurchgang, dieselbe Farbenentstehung an den Grenzen. Hier hat man aber weder diesen entstandenen Farben noch der weißen Mitte eine Tafel entgegengesetzt, sondern jene gehen ins Weite, in diese aber hat man ein schmales Hinderniß eingeschoben, an dessen Rändern abermals die Farbenerscheinung nach dem Gesetz entsteht. Jene ersten Randerscheinungen hätten für sich bei weiterem Fortgang ein Grün hervorgebracht; nun sind aber hier durch dies schmale Hinderniß zwei neue Grenzen entstanden, deren äußere

Seiten mit jenen ersten Randerscheinungen Grün, deren innere hingegen, nach dem Dunkeln zu, Purpur hervorbringen, wodurch denn ein ganz eignes und komplizirtes Spektrum zum Vorschein kommt.

„Dritte Figur. Hier hat man die Phänomene der beiden obern Figuren vereinigt. Man gab dem einfallenden Licht mehr Breite, machte die Oeffnung der Tafel größer und setzte das Hinderniß als einen durchschnittenen Stab vor das Prisma. Dieses ist nun eigentlich die rechte und rechtliche Darstellung desjenigen, was Newton durch seine drunter stehende Figur andeuten will, wo das angebrachte Pfötchen mit einem Stäbchen die farbigen Strahlen da wegparirt, wo sie nach der Theorie selbst noch nicht existiren.

„Bei unserer dritten Figur sieht man nun freilich ein noch komplizirteres Spektrum am Ende anlangen, allein es ist und bleibt doch immer dasselbe. Wir finden hier eine dreifache Randerscheinung; die erste oben und unten aus dem Prisma, welche nur bis zur Tafel gelangt: die zweite in der Mitte aus dem Prisma, an den beiden Rändern, welche das Stäbchen verursacht: die dritte an den Grenzen der Oeffnung, welche die Tafel läßt und wodurch die mittlere Erscheinung zugleich durchgeht.

„Man begreift bei genauer Betrachtung dieser Normalfigur recht gut, was für verschiedenartige Erscheinungen vorkommen müssen, wenn man das Stäbchen hin und wieder bewegt, so daß die dadurch neu entstehenden mit den schon entstandenen sich auf allerlei Weise verbinden, vermischen, sich irren und einander aufheben, welches aber Niemanden irre machen wird, der unsere naturgemäße Ableitung kennt."

147. Das durch das Prisma gebrochene, mit weißer Mitte (§. 336, 348 f.) aus demselben heraustretende Licht legt sich natürlich um so mehr in Farben aus einander, je weiter der Weg ist, den es bis zum auffangenden Schirm zurückzulegen hat, weshalb Newton denselben ungefähr sechs Fuß hinter dem Prisma (§. 344, 348) aufstellt.

148. Diese Buchstaben stehen vor dem Prisma gegen die Sonne zu und sollen also, wie auch die fünf Linien bezeichnen, farbige Strahlen vorstellen, wo noch keine Farbe ist (§. 351). In der That erscheint uns

der Newton'sche Versuch nur dann verständlich, wenn wir einen Fehler in der Zeichnung seiner Figur (I der I. Tafel zum II. Th. des I. Buches, welche G. in Nr. 4 seiner XIII. Tafel, s. vor. Seite: „dritte Figur", wiederholt) annehmen. Die Buchstaben k l m n o und das Stäbchen gehören nicht vor, sondern hinter das Prisma. Denn vor demselben ist das Licht ungebrochen, und durch ein in den Gang der Strahlen gestelltes Hinderniß kann nichts Anderes erreicht werden, als daß ein Theil des Lichts überhaupt fortgenommen wird, daß also weniger Licht durchs Prisma geht, und in dem hinter dem Prisma aufgefangenen Spektrum kann der Erfolg kein anderer sein, als daß jede Farbe dunkler erscheint als sie ohne jenen schattengebenden Körper erschienen wäre. Befindet er sich aber hinter dem Prisma,[1]) so wirft er einen Schatten auf den Schirm (§. 357), und zwar je nach der Stellung des erstern an den verschiedenen Orten der einzelnen Farben (§. 359) — Newton sagt nicht: einige Farben, wie G. übersetzt, sondern: jede Farbe[1]) —, und Newton findet in diesem Falle, daß die Qualität der Farben des in diesem Versuche auf keine andere Weise als in den früheren entstandenen Spektrums durch den Schatten und seine Grenzen nicht verändert wird (§. 363). Ist aber unsere Annahme nicht zutreffend, so scheint uns der Versuch nicht zu beweisen, was er beweisen will; er schließt dann die Möglichkeit nicht aus, daß der schattengebende Körper einen ursächlichen Einfluß auf das Farbenbild ausübe, vielmehr wäre im Sinne der G.'schen Theorie ein helles Bild bei der Brechung über eine dunkle Grenze (das Schattenbild) geführt, verrückt, und umgekehrt.

149. Die erste Grenze ist ... an der Oeffnung H (§. 356). H ist offenbar ein Druckfehler statt F (vgl. §. 325); H ist die zweite Grenze. Zur Sache, insbesondere zu §. 356, 386, vgl. Einl., S. XXXV f.

150. Die Erklärung zur XIV. Tafel (§. 373, 397) lautet:

„Vierzehnte Tafel.

„Die mittlere Figur dieser Tafel gehört zum dritten Versuche des zweiten Theils der Newtonischen Optik und ist von

1) Daß dies gemeint sei, geht wol deutlich aus §. 359 hervor, welcher im Texte lautet: „any one of them (sc. of the colours) may also border upon the shadow made withla the colours by the obstacle B intercepting some intermediate part of the light.

49.

Wenn man auch nach Mekka triebe
Christus' Esel, würd' er nicht
Dadurch besser abgericht,
Sondern stets ein Esel bliebe.

50.

Getretner Quark
Wird breit, nicht stark.

---

49. Nach Saadi (Olearius, Rosenthal. 1830. S. 79):

„Wenn man auch nach Mekka treibt
Christus' Esel, wird er nicht
Dadurch besser abgericht.
Sondern stets ein Esel bleibt";

aber in Nesselmann's Uebertragung:

„Der Esel Jesu, bringt man ihn nach Mekka,
Wird, wenn er heimkehrt, doch ein Esel bleiben."

Der Spruch kehrt im Orient oft wieder (s. Beispiele bei Wurm, S. 156, Chardin, 5. 175, und Diez' Denkw., I. 197, 198), ist aber auch im Abendlande verbreitet, mit den nothwendigen Modifikationen, z. B. in der Redensart: „Ein Esel bleibt ein Esel, käm' er auch gen Rom", in dem Spruche, welchen Dünzer aus Henel's Silesiographia renovata (S. 686) mittheilt:

„Parisios stolidum si quis transmittat asellum,
Si fuit hic asinus, non ibi fiet equus",

und in den Versen:

„Treib einen Narren nach Montpellier,
Kommt er heim, er bleibt ein Ochs"
(Simrock, Sprichw., S. 119).

50. Nach der in den Sprüchen des Ogluz (Diez' Denkw., I. 196. Nr. 141) angeführten sprichwörtlichen Redensart:

„Wenn der Trotz getreten wird, verbreitet er sich".

Dem Quark, der schlechten Erde, steht mental gegenüber der Lehm, der die Ziegeln, und der Thon, der die Topf-Geräthe liefert. Lehm und Thon werden im primitiven Handwerk getreten, um rein, consistent und stark zu werden. Dieselbe Operation beim Quark ruft nicht dieselbe Wirkung hervor; vielmehr wird das Schlimme nur noch schlimmer.

uns schon als kaptios und falsch gerügt worden. Man vergleiche nunmehr unsre naturgemäße obendrüber gestellte, deren Theile wir mit denselben Buchstaben bezeichnet haben.

„A B C ist hier auch das Prisma, auf welches das volle Sonnenlicht fällt. Bei A und C geht jedoch die farbige Randerscheinung an und würde sich, wenn in F und G eine Tafel stände, daselbst abbilden. D und E ist nunmehr die von Newton angegebene Tafel, welche ganz innerhalb des weißen Lichtes stehen soll. Von ihren beiden Enden D und E würden daher naturgemäß abermals farbige Randerscheinungen entspringen und sich in f g abbilden.

„Ließe man nun die Tafel D E unbeweglich stehen und brächte zwei Tafeln d e und $d\ \varepsilon$, wie Schaufeln eines Wasserrades, jedoch beweglich an, so würden von den Enden ε und e abermals farbige Ränder verursacht werden, die sich auf der Tafel D E in h und i abbildeten. Hier hätten wir also schon die Rändererscheinungen dreimal bei diesem Versuche, die jedoch Newton völlig verschweigt. Um nun diejenigen, welche er aufführt und denen zu Liebe er seinen Versuch so wunderlich anstellt, vors Auge bringen zu können, haben wir in l und k ein paar Stifte supponirt, von welchen die Erscheinung abermals hervorgebracht wird, und wodurch noch mehr auffällt, daß es eigentlich ein Rand ist, welcher die Farben verursacht, ob ihn gleich Newton gerade durch diesen Versuch ausschließen und beseitigen möchte.

„Wer diese beiden Figuren mit Aufmerksamkeit vergleicht, die Newtonische Auslegung und die unsrige wohl beherzigt, der wird hier abermals das seltsamste Beispiel, wie ein Versuch entstellt werden kann, mit Verwunderung wahrnehmen.

„Die untere Figur ist die Newtonische zehnte des zweiten Theils und gehört zu dessen dreizehntem Versuch, der bei uns entwickelt worden."

151. Auch Newton zählt die Erscheinungen an den Seifenblasen (§. 402) zu den „exoptischen" Farben (Optice, lib. II. obs. 17) und führt sie hier nur an, um auch an ihnen zu zeigen, daß die Farben nicht durch Begrenzung des Schattens entstehen.

152. In der Auslegung des zehnten Versuchs (oben §. 204 f.) sucht man vergebens nach einer Rücksichtnahme auf gegenwärtige Stelle (§ 405). Es ist oben bemerkt, daß der zehnte Versuch die Bedingungen des neunten etwas abändert,

indem Newton zwei gleiche Prismen zu einem Parallelepiped zusammenstellt, so daß die Seitenflächen, durch welche das Licht hindurchgeht, einander parallel sind, und die Brechung, welche dasselbe an der einen Fläche erlitten haben könnte, durch entgegengesetzte Brechung an der andern aufgehoben würde. Newton rekurrirt auf den zehnten Versuch, um daran zu erinnern, daß auch dort die Farben nicht durch die Begrenzung des Schattens entstanden sein können.

153. Reihen (§. 410 f.). Im Original steht der Singular: „the spectrum . . . appear tinged with this series of colours, violet etc." Lateinische Uebersetzung: „Imago . . . videbatur . . . inducta coloribus ex ordine, violaceo etc."

154. Daß die Farbe des (homogenen) Lichtes durch wiederholte Brechung nicht verändert werde (§. 420), sprach Newton zuerst Th. I, Buch I am Schlusse des Exper. 14 aus, welches, wie die beiden vorhergehenden, Prop. V. Theor. IV beweisen sollte.

155. Ueber Hany und dessen Handbuch der Physik (§. 422) schreibt G. an Reinhard am 28. September 1807: „Eigentlich aber ist das Schlimmste, daß Hany, der nach Verdienst in großem Ansehen steht und, so viel ich weiß, ein kluger, leis auftretender, einflußreicher Mann ist, der des Kaisers Gunst hat, daß Dieser in seinem Kompendium der Physik die Newtonische Theorie nächst vielen andern als ein himmlisches Palladium aufführt und sie zur Norm beim Schulunterricht in den Lyceen aufgestellt hat. . . ." Der deutsche Uebersetzer jenes Handbuchs ist Weiß, und G. führt auf diese Stelle die Erbitterung desselben gegen seine Farbenlehre zurück, worüber ihm Zelter Mittheilung machte. (Briefwechsel mit Zelter, I. 437 f., 440 f.)

156. G.'s Bemerkungen (§. 447 f.) gegen Newton's sechsten Versuch (§. 445, 452) sind durchaus begründet. Denn was Dieser darin sagt, daß das homogene Licht durch Reflexion von der Oberfläche farbiger Körper nicht verändert werde, das kann nur von der regelmäßigen Reflexion gelten, durch welche wir ein Bild des leuchtenden Gegenstandes erhalten, aber nicht von der diffusen — und von dieser scheint ebenfalls die Rede zu sein, da Newton nicht blos glatte Körper betrachtet —, durch welche uns die Körper in der ihnen eigenthümlichen Farbe erscheinen. Wohl erscheint ein rother Körper im rothen, ein grüner im grünen Theil des Spektrums in höherem Farbenglanze; aber in einer

mit der eigenthümlichen Farbe der Körper nicht übereinstimmenden farbigen Beleuchtung zeigen dieselben verschiedene Farbentöne, je nachdem sie mehr oder weniger von der angewandten Lichtart absorbiren, was Newton allerdings durch die Einschränkung des §. 450 andeutet. Eben darauf beruht ja Newton's eigene und allgemein angenommene Erklärung der natürlichen Farben der undurchsichtigen Körper, daß diese die eine Lichtart absorbiren, die andere vorzugsweise zurückwerfen (vgl. zehnte Proposition §. 610 ff. und siebzehnter Versuch §. 614 ff.). Uebrigens bekennt Newton, daß seine Spektralfarben nicht vollkommen homogen waren (§. 439). Vgl. auch Fink, S. XLIII f.

157. Zu §. 460—465 vgl. oben Anm. 99 u. 89.

158. Ueber die Unentschiedenheit Klügel's (§. 471), des Uebersetzers der „Geschichte der Optik" von Priestley, macht G. auch im historischen Theil der Farbenlehre (Abschnitt „G. S. Klügel") ähnliche Aeußerungen, aber wir vermochten in Dessen Bemerkungen und Zusätzen zu der genannten Uebersetzung keine Stelle aufzufinden, welche G. im Sinne gehabt haben könnte, noch viel weniger in Klügel's „Analytischer Dioptrik".

159. Die Zerstreubarkeit des Lichtes (§. 472) ist nichts Anderes als das Verhältniß der Ausdehnung der einzelnen Theile des Spektrums zu einander oder zu dem mittleren Theile desselben, und Newton irrte bekanntlich darin, daß er dieses Verhältniß als konstant und unabhängig von der Natur des brechenden Mediums ansah, so daß er in seinem dem achten Versuch folgenden Theoremen (§. 474) irrthümlich aussprach, daß, wenn der mittlere Brechungsexponent eines Mediums bekannt ist, auch die Brechungsexponenten für alle übrigen Lichtarten mit gegeben seien.

In diesem Irrthum wurde er durch den achten Versuch (§. 467) bestärkt, und da er hierdurch gefunden zu haben meinte, daß mit der Aufhebung der Farbenerscheinung zugleich die Ablenkung aufgehoben sei, so gelangte er zu dem irrigen Schluß, daß es unmöglich sei, die dioptrischen Fernröhre achromatisch zu machen. Daß aber dieser Irrthum Newton's keineswegs das Grundprinzip seiner Optik, die diverse Refrangibilität des Lichtes, erschüttert, ist leicht einzusehen.

160. Wie verschiedene Ursachen dieselbe Empfindung hervorbringen, wie das Auge beispielsweise Licht empfindet bei verschiedenster

Art der Reizung des Sehnervs, bestehe diese in der Einwirkung eines leuchtenden Körpers, in einem mechanischen Druck oder in einem galvanischen Strom, so können auch Farben von verschiedener rhythmischer Beschaffenheit denselben Eindruck auf das Auge machen — so kann beispielsweise Weiß aus Roth und Grünlichblau, aus Orange und Cyanblau und aus andern Farbenpaaren zusammengesetzt werden — und mit bloßem Auge können wir in der Regel ebenso wenig beurtheilen, ob eine Farbe eine einfache (§. 490) oder eine Mischfarbe sei, als wir in dieser die sie zusammensetzenden Bestandtheile zu erkennen vermögen. Dies wird vielmehr erst durch prismatische Untersuchung möglich. (Vgl. hierüber Helmholtz, „Physiol. Optik", §. 20.) So ist auch §. 497 zu verstehen.

161. Daß Grün nur aus gelben und blauen Malerfarben (aus Pigmenten), aber nicht aus den gleichnamigen prismatischen Farben zusammengesetzt werden kann, daß also das Grün des Spektrums eine homogene Farbe ist (§. 494), ist bereits hervorgehoben worden.

162. Daß Purpur allerdings im Spektrum fehlt (§. 506) und nur aus den beiden äußersten Enden desselben, indem man also den rothen und violeten Theil zweier Spektra über einander fallen läßt, zusammengesetzt werden kann, ist bekannt.

163. Namentlich (§. 512, Z. 6) ist vielleicht nur aus Versehen statt nämlich gesetzt, da ja keiner Farbe in diesem Versuche ein Vorzug eingeräumt wird; im englischen Text steht namely, in der lateinischen Uebersetzung nempe. Das wesentliche Resultat dieses Versuchs, das G. bestreitet, nämlich die Zusammensetzung des weißen Lichts aus den Farben des Spektrums oder die Wiedervereinigung dieser zu weißem Lichte, kehrt in den folgenden Versuchen wieder. In Bezug hierauf müssen wir auf die Einleitung, S. XL ff. verweisen.

164. Die sieben Zähne (§. 520). Der Artikel, durch welchen diese Worte den Charakter des Gesuchten an sich tragen, den §. 521 ihnen vorwirft, steht in der von uns benutzten (zweiten englischen) Ausgabe von 1718 nicht: „The breadth of the Teeth . . . and seven Teeth together with their interstices took up an inch in breadth" (p. 125). Im Ganzen hatte der Kamm (an instrument in fashion of a comb) sechzehn Zähne (p. 122). Zu §. 525 u. 527 vgl. Einl., S. XXXV f.

165. Nr. 2 der Glieder des zehnten Versuchs (§. 546) ist nicht ganz vollständig angegeben. Das Bild erscheint nämlich nur im Fokus (nahezu) farblos, dagegen verschieden gefärbt, je nachdem der auffangende Schirm sich diesseits oder jenseits desselben befindet und ebenso, wenn verschiedene Theile des Lichts durch einen undurchsichtigen Körper aufgehalten werden. Auch könnte noch ein sechstes Glied eingeführt werden, welchem die Anordnung entspricht, daß Newton anstatt der Linse zwei Prismen anwendet. Diese stellt er nahe hinter einander so auf, daß die Lage ihrer brechenden Kanten umgekehrt ist wie die des ersten Prisma, durch welches das Licht zuerst gebrochen wird. Die Strahlen vereinigen sich in gewisser Entfernung hinter den beiden benachbarten Prismen zu einem farblosen Bilde.

166. Fig. 3., Taf. XIV (§. 548) ist oben Anm. 150 beschrieben.

167. Die Prismen (§. 559). Zwischen diesen Worten sollten wol noch die Worte „Farben der" stehen: „by mixing the colours of prisms."

168. Abgesehen davon, daß die Farbenerscheinungen an Seifenblasen zu den epoptischen (§. 561 f.) gehören, können wir den vierzehnten Versuch nicht als den anderen, welche die Zusammensetzung des weißen Lichts beweisen sollen, gleichwerthig ansehen, und zwar aus einem Grunde, den G. selbst (§. 562) andeutet. Denn der Eindruck, den irgend eine Farbe auf das Auge macht, ändert sich mit der Entfernung, von welcher aus sie betrachtet wird, und um so mehr, je kleiner das Feld ist, welches sie einnimmt, und je lichtschwächer sie ist, so daß schließlich jede Farbe auf dunklerem Grunde grau oder weiß erscheint.

In Berücksichtigung dieser Erfahrung kann also nicht ohne Weiteres als erwiesen angesehen werden, daß der Eindruck des Weißen an den aus der Ferne gesehenen Seifenblasen aus dem Zusammenwirken der einzelnen Farben im Auge hervorgehe.

169. . . . eine graue Farbe (§. 578, Z. 2). Im Texte steht: dun colour, was G. sonst zutreffender durch braun (§. 571, Z. 2) oder einfach mit dunkel (§. 560) übersetzt. (Lateinisch: fuscus.)

170. Die dritte der oben gemeldeten grauen Mischungen (§. 585), nämlich aus Operment, Purpur, Bergblau und Grünspan.

171. Zu §. 587 vgl. oben „Versuch, die Elemente der Farbenlehre zu entdecken," §. 44.

172. Was die centra gravitatis (§. 593) betrifft, so ist Newton's Angabe hierüber folgende. Er theilt, ausgehend von der Analogie, welche er zwischen der Farbenreihe des Spektrums und der musikalischen Tonleiter gefunden zu haben glaubte, einen Kreis nach den Intervallen innerhalb einer Oktave in sieben Sektoren, entsprechend den sieben Hauptfarben, zieht um die Schwerpunkte eines jeden dieser Bogen Kreise, welche proportional sein sollen den Quantitäten der zu mischenden Farben, bestimmt den gemeinschaftlichen Schwerpunkt aller dieser Kreise und zieht durch diesen vom Mittelpunkte des Farbenkreises eine gerade Linie; dann giebt der Punkt, in welchem sie die Peripherie trifft, die Mischfarbe, und die Entfernung des Schwerpunktes vom Mittelpunkte die Intensität und Sättigung der Mischfarbe an. (Vgl. hierzu Helmholtz, „Physiol. Optik", S. 283 ff.)

173. Von denjenigen Farbenerscheinungen, welche Newton von der siebenten Proposition ausgeschlossen wissen will (§. 596), sagt er: „For they appear sometimes by other causes, as when by the power of phantasy we see colours in a dream, or a mad man sees things before him which are not there; or when we see fire by striking the eye, or see colours like the eye of a peacock's feather by pressing our eyes in either corner whilst we look the other way" (p. 140 der genannten Ausgabe).

174. Mit dem zur achten Proposition gehörigen Versuche (S. 503 ff.) will Newton die farbigen Ränder, welche weiße Gegenstände von einiger Ausdehnung, durchs Prisma betrachtet, zeigen, und die farbigen Säume an den von einfachen Linsen entworfenen Bildern erklären. Vgl. Einl., S. XI.

175. G.'s Bemerkung zu der §. 598 erwähnten Figur der siebenten Tafel lautet:

„Neunte Figur. Eine der letzten Newtonischen Figuren, um endlich die weiße Mitte gleich hinter dem Prisma, die lange genug ignorirt worden, zu erklären und der schon völlig fertigen Hypothese anzupassen."

176. Die Erklärung zur neunten und zehnten Tafel (§. 600) lautet:

„Neunte Tafel.

„Bei dieser und der folgenden dagegen müssen wir um desto weitläuftiger sein, nicht weil die darauf vorgestellte theoretische Verkehrtheit schwer einzusehen wäre, sondern weil wir denn doch einmal schließlich diese unglaublichen Thorheiten vor das Forum eines neuen Jahrhunderts bringen möchten.

„Wir mußten bei der ersten Farbensäule, über welcher das Wort Natur geschrieben steht, mehr Stufen vom Gelben bis zum Gelbrothen, vom Blauen bis zum Blaurothen annehmen, als eigentlich nöthig wäre, um uns mit der wunderlichen Darstellung der Gegner, die daneben gesetzt ist, einigermaßen parallel zu stellen. Hier zeigt sich naturgemäß das unveränderte Weiß in der Mitte; von der einen Seite steigt das Gelbe bis ins Gelbrothe, von der andern das Blaue bis ins Blaurothe, und damit ist die Sache abgethan. Aber nun sehe man die daneben schachbrettartig aufgestellte — Posse, dürfen wir sagen; denn nur als eine solche können wir sie aufführen.

„Sobald meine Beiträge zur Optik erschienen waren, machte sich's die ganze Gild zur Pflicht, sogleich über mich herzufallen und zu zeigen, daß dasjenige, was ich noch für problematisch hielt, schon längst erklärt sei. Gren in Halle besonders verwandelte die Newtonischen Aeußerungen in ein Buchstabenschema, welches zeigen sollte, wie man eigentlich die Lichtstrahlen en échelon hinter einander müsse aufmarschiren lassen, um das beliebte zusammengesetzte Weiß in der Mitte hervorzubringen. Genau in der Mitte nämlich muß die violete Tête der zurückbleibenden Kolonne schon angekommen sein, ehe die gelbrothe Queue der voreilenden Kolonne die Mitte verläßt. Da nun alle Zwischenkolonnen verhältnißmäßig vorrücken, so treffen ihre verschiedenfarbigen Theile auf der Mitte dergestalt zusammen, daß sie in die Quere abermals diese siebenfarbige Folge bilden und, insofern man sie als über einander geschoben, sich deckend betrachten kann, nunmehr weiß erscheinen.

„Man stelle sich diese Farben liquid vor und sehe, was herauskommt, wenn man sie zusammenstreicht.

„Nun sollte man doch denken, das Seltsamste sei vorüber; aber ein weit Barockeres steht uns noch bevor. Denn wenn die Mitte auf gemeldete Art weiß wird, so muß eine jede auf- und absteigende Querreihe, die man nicht mehr sämmtliche Farben enthält, in sich summirt, diejenige Farbe hervorbringen, welche im prismatischen Bilde ihrer Richtung korrespondirt.

„Das Erste also gesetzt, daß die sieben Farben der mittlern Reihe Weiß machen, so machen die sechs Farben der nächsten drüber Hellgelb, und der nächsten drunter Hellblau; die fünf Farben der folgenden so fort dunkler Gelb und dunkler Blau; vier Farben sodann ein noch dunkler Gelb und ein noch dunkler Blau; drei Farben machen Rothgelb und Rothblau; zwei Farben endlich Gelbroth und Blauroth, und zuletzt steht Blauroth und Gelbroth jedes für sich.

„Ob es nun gleich hiermit wol genug sein könnte, so wollen wir doch noch ein Uebriges thun und das, was auf unserer Tafel mit Farben ausgedrückt ist, auch noch tabellarisch mit Worten ausdrücken.[1])

„Wir haben dieses Wortschema vorzüglich deshalb so umständlich ausgeführt, damit Demjenigen vorgearbeitet sei, der es als Thesis aufstellen möchte, um darüber im Narrenthurme zu disputiren oder in der Hexenküche zu konversiren. Weil es nun zugleich räthlich wäre, das Behauptete durch Erfahrung darzustellen, und sich wol schwerlich ein Newtonisch gesinnter Maler finden würde, der aus Zusammenmischung seiner ganzen Palette Weiß hervorzubringen unternähme,[2]) so ließe sich vielleicht dadurch eine Auskunft treffen, daß man einen namhaften Mechanikus um die Gefälligkeit ersuchte, mit seinem künstlichen Schwungrade den geneigten Zuschauern nicht einen blauen, sondern einen grauen Dunst vor die Augen zu machen.

„Auf derselbigen Tafel haben wir gleichfalls gesucht, von der Art und Weise Rechenschaft zu geben, wie der seltsame Wunsch sich aus der Sache zu ziehen gesucht, da ihm die Newtonische Erklärungsart nicht haltbar vorkam. Wir haben die seinige, insofern es möglich war, der Natur und der Grenischen parallel an die Seite zu stellen gesucht. Daraus wird nun klar, daß er

1) S. Seite 602. — A. d. H.

2) Allerdings nicht, denn auf der Palette mischt man Farbstoffe, nicht Farben, wie Beyold (Die Farbenlehre im Hinblick auf Kunst und Kunstgewerbe) dieses Verhältniß präzise bezeichnet. Vgl. Einl., S. XLIII f. — A. d. H.

Blauroth, Rothblau, Hellblau, Grün, Hellgelb, Rothgelb, Gelbroth machen Weiß.

Hinaufwärts.

Rothblau, Hellblau, Grün, Hellgelb, Rothgelb, Gelbroth
machen Hellgelb.
Hellblau, Grün, Hellgelb, Rothgelb, Gelbroth
machen dunkler Gelb.
Grün, Hellgelb, Rothgelb, Gelbroth
machen noch dunkler Gelb.
Hellgelb, Rothgelb, Gelbroth
machen röthlich Gelb.
Rothgelb, Gelbroth
machen Rothgelb.
Gelbroth
steht seinen Mann.

Hinabwärts.

Blauroth, Rothblau, Hellblau, Grün, Hellgelb, Rothgelb
machen Hellblau.
Blauroth, Rothblau, Hellblau, Grün, Hellgelb
machen dunkler Blau.
Blauroth, Rothblau, Hellblau, Grün
machen noch dunkler Blau.
Blauroth, Rothblau, Hellblau
machen röthlich Blau.
Blauroth, Rothblau
machen Rothblau.
Blauroth
steht seinen Mann.

nichts weiter gethan, als jene Erklärungs- und Vorstellungsweise zu abbreviren. Er behält nämlich von sieben Farben nur die Mitte und die beiden Enden, Grün, Blauroth und Gelbroth, in welchen dreien die beiden übrigen mit ihren Stufen freilich schon stecken, setzt dann, wiewol auf eine ebenso närrische Weise als die Newtonianer, aus Grün, Gelbroth und Blauroth Weiß zusammen. Hinaufwärts muß aus Grün und Gelbroth Gelb mit seinen Stufen, hinunterwärts aus Grün und Blauroth Blau mit seinen Stufen entspringen. Gelbroth und Blauroth, wie bei Gren, bezahlen für sich. Auch diese Theorie läßt sich auf unsrer Tafel, ohne darüber viel Worte zu machen, recht gut übersehen.

„Auf dem untern Theile der Tafel haben wir die Entstehung des Grünen, nach der Natur und nach Wünsch, dargestellt. Zuerst zeigt sich das prismatische Phänomen, wenn das Grün aus dem Zusammentreten des helleren Gelb und Blau schon entstanden ist. Wie dies geschieht, ist daneben gezeigt, da die von beiden Seiten kommenden Säume als neben einander stehend gezeichnet sind. Sodann folgt Wünsch mit seinen vertrakten drei Urfarben. Sie sind so aus einander gezerrt, daß das Grün nun auf einmal eine Person für sich spielt und sich zwischen seinen gleichfalls selbstständigen Brüdern sehen lassen darf. Hätte die menschliche Natur nicht solche unendliche Neigung zum Irrthum, so müßte ein so abschreckendes Beispiel, wie übrigens talentvolle Männer sich verirren können, von größerem Nutzen für die Jugend sein, als jenes, wenn die Lacedämonier ihren Jünglingen besoffene Knechte zur Warnung vorführten.

„Zehnte Tafel.

„Ueberzeugt wie ich war, daß die prismatische Farbenerscheinung sowol dem Licht als dem angrenzenden Dunkel angehöre, mußte ich freilich die subjektiven Versuche, mit denen ich mich besonders abgab, anders als ein Newtonianer ansehen. Ein weißes Bild oder Streifen auf schwarzem, ein schwarzes Bild oder Streifen auf weißem Grunde, durchs Prisma in der Nähe betrachtet, blieben, indem die Ränder sich färbten, jenes in der Mitte weiß, dieses in der Mitte schwarz. Wie sich bei mehrerer Entfernung des Beobachters die Farbensäume verbreiterten, wurde dort das Weiße, hier das Schwarze zugedeckt, und endlich bei noch weiterem Wegtreten zeigte sich durch Vermischung dort ein Grün, hier ein vollkommenes Roth, wie solches auf unserer zweiten Tafel, unten in der Ecke rechts, dargestellt ist.

„Diese Phänomene gingen mir also völlig parallel. Was bei

51.

Schlägst Du ihn aber mit Gewalt
In feste Form, er nimmt Gestalt.
Dergleichen Steine wirst Du kennen,
Europäer Pisé sie nennen.

52.

Betrübt Euch nicht, Ihr guten Seelen!
Denn wer nicht fehlt, weiß wohl, wenn Andre fehlen;
Allein wer fehlt, der ist erst recht daran,
Er weiß nun deutlich, wie sie wohl gethan.

53.

„Du hast gar Vielen nicht gedankt,
Die Dir so manches Gute gegeben!"
Darüber bin ich nicht erkrankt,
Ihre Gaben wir im Herzen leben.

---

51. Von solchen nicht in Oefen gebrannten, sondern aus Lehm und Stroh hergestellten und nur in der Sonne getrockneten Pisésteinen berichten die orientalischen Reisenden (s. Tiez' Anfug. S. 44 ff., Tavernier. IV. 4. und Chardin, 4. 230).

52. Unter dem Titel: Denksprüche nebst den drei folgenden im Damen-Taschenbuch a. d. J. 1817. S. XI. zuerst gedruckt. — Denselben Gedanken enthält der spätere Spruch Goethe's, der zugleich den obigen kommentiert:

„Fehlst Du, laß Dich's nicht betrüben!
Denn der Mangel übet zum Lieben";

und den Alten:

„Den Fehler, den man selbst scheut,
Man auch wol an dem Andern leidet"
(Werke, II. 361. 5. und 229. 71.

53. Derselbe Gedanke, nur anders ausgedrückt, in Goethe's Spruch:

„Thut Dir Jemand was zu Lieb',
Nur geschwinde, zieh nur, zieh!
Wenige getraut erwarten
Dankesblum' auf stillem Garten" (daf. 332).

Erklärung des einen recht war, schien bei dem andern billig, und ich machte daher die Folgerung, daß, wenn die Schule behaupten könne, das weiße Bild auf schwarzem Grunde werde durch die Brechung in Farben aufgelöst, getrennt, zerstreut, sie ebenso gut sagen könne und müsse, daß das schwarze Bild durch Brechung gleichfalls aufgelöst, gespalten, zerstreut werde.

„Dagegen hatten die Newtonianer bereits seit einem Jahrhundert eine fertige Ausflucht, deren sich Richter schon gegen Rizzetti bedient (s. Seite 466 [1]): daß nämlich diese farbigen Säume nicht dem Dunkeln, sondern dem Hellen zuzuschreiben seien, dem Lichte, das vom Rande herstrahle und nach der Brechung, in Farben aufgelöst, farbig zum Auge des Beschauenden gelange.

„Wie ein Rezensent der Jenaischen Allgemeinen Literatur-Zeitung vom Jahre 1792 in Nr. 31 diese Erklärungsart gegen mich geltend zu machen sucht, wird auf gegenwärtiger Tafel genau und aufrichtig dargestellt. Er behilft sich in gedachtem Zeitungsblatt, wie Gren, mit Buchstaben. Wir haben die Mühe übernommen, nicht allein sein Buchstabenschema in reinliche und genaue Rasen einzuquartieren, sondern wir haben daneben auch durch farbige Quadrate die Sache augenfälliger zu machen gesucht.

„Zuerst steht, wie auf der vorigen Tafel, das natürliche Verhältniß, wie nämlich der blaue und blaurothe Rand von dem Hellen nach dem Dunklen, der gelbe und der gelbrothe Rand vom Dunklen nach dem Hellen strebt, und weil sie sich eben berühren, ein aneinanderstoßendes, obgleich noch nicht übereinandergreifendes Farbenbild hervorbringen. Wie viel Umstände dagegen der Rezensent braucht, um seine beiden Farbenbetachements nach der Grenischen Weise en échelon gegen einander aufmarschiren und sich endlich berühren zu lassen, [mag,] wer Geduld hat, von ihm selbst vernehmen:

„„Ein schwarzer Streifen auf weißem Grunde wird hier durch die Buchstaben m n p q bezeichnet. Die Buchstaben r, g, gr, b, v bedeuten Roth, Gelb, Grün, Blau, Violet. Nun schicke der nächste weiße Punkt bei A über den schwarzen Streifen einen Lichtstrahl durchs Prisma ins Auge des Beobachters. Dieser wird in die genannten Farben, von welchen wir der Kürze wegen nur fünf annehmen, gespalten und auf die aus Newton's Versuchen bekannte Art zerstreut werden. Ist nun der brechende Winkel des Prismas nach unten gekehrt, so wird der gelbe Theil

1) Des zweiten (historischen) Theils der Farbenlehre (1810). Daß diese Erklärung übrigens schon Newton selbst gegeben habe, ist in der Einleitung S. XI bemerkt worden. — A. d. H.

des gespaltenen Lichtstrahles nicht mehr auf den weißen Theil des Papiers, sondern herunter in den schwarzen Streifen bei g gleich neben h vom Auge projizirt werden, und nur der rothe wird in r gleich neben A bleiben, wo der ganze weiße Punkt liegt, von welchem der Strahl kam. Der grüne wird noch weiter herunter neben i, der blaue in b neben k und der violete in v neben l treffen. Mit den etwas höher liegenden Lichtpunkten, bei B, C, D, E geht es ebenso. Deren blaue und violete Theile reichen aber nicht so weit herunter in den schwarzen Streifen als die des Lichtpunktes bei A; folglich sieht man auch blos diese letztern isolirt im schwarzen Streifen neben k und l. In i ist nebst dem Grün vom Lichtpunkt A auch noch Blau vom Lichtpunkt B und Violet von C vorhanden. Deshalb erkennt man dieses Grün schon nicht mehr, sondern es erscheint schon als ein weißliches Licht oder als das hellste Blau. Das Gelb bei h ist ganz unkenntlich, weil ihm noch Grün, Blau und Violet von den Punkten B, C, D beigemischt sind. Das gleich drüber liegende Roth bei A aber erscheint völlig weiß, weil ihm das Gelb, Grün, Blau und Violet von den Lichtpunkten bei B, C, D, E beigemischt sind.

„Nach dieser Vorstellungsart käme also das Blaue und Violete im schwarzen Streifen nicht von dieser Schwärze, sondern von dem darüber liegenden weißen Licht, das vom Prisma gespalten, zerstreut und vom Auge herunter ins Schwarze ist projizirt worden.

„Auf gleiche Art ließe sich zeigen, warum unterhalb des schwarzen Streifens bei a nichts weiter als Roth erscheint, wenn anders der schwarze Streifen nicht gar zu schmal ist. Der Lichtpunkt bei a erhält nämlich von keinem Lichtpunkt bei A, B ꝛc. eine Farbe, indem sich keine derselben über die schwarze Region hinauserstreckt, noch weniger die Schwärze selbst dergleichen liefern kann. Die rothe Farbe bei b aber hat auch noch die gelbe des drüberliegenden Lichtpunkts bei a in sich und giebt also Orangegelb. Das Roth bei c hat Gelb von b und Grün von a, erscheint also hellgelb und verliert sich schon allmählich ins Weiße. Bei d und e erscheinen die farbigen Theile der einzelnen Lichtpunkte schon beinahe ganz weiß, weil hier schon fast alle Farben wieder bei einander sind. Es versteht sich übrigens, daß die Buchstaben r, g, gr u. s. w., die im Schema neben einander gesetzt sind, über oder vielmehr in einander liegend gedacht werden müssen. Auch muß man sich da, wo keine Querstriche stehen, ebenfalls farbige Theile von gespaltenen, höher liegenden

Lichtpunkten vorstellen; dahingegen an den Stellen, wo Punkte stehen, keine weitere als blos durch die Buchstaben angezeigten Farbentheile angenommen werden können.

„Sonach würde also der Newtonianer bei hinlänglich schwarzen Streifen nicht Gelb und Blau, sondern Roth und Violet am Reinsten sehen, indem das Gelb von Roth und Grün, und das Blau von Grün und Violet allemal etwas gestört ist, es sei denn, daß man nicht mehr als einen einzigen Strahl von einem gleich über oder unter dem schwarzen Streifen liegenden Lichtpunkte ins Auge bekomme. Denn alsdann müßte man alle einzelnen Farben auf dem Schwarz ganz rein sehen; sie würden aber dann so schwach sein, daß man sie schwerlich erkennen könnte.

„Wäre der schwarze Streifen so schmal oder so weit vom Auge des Beobachters entfernt, daß das Violet bei l wieder herunter auf den weißen Grund, also mit in das r bei a fiele, so würde man dieses r nicht mehr rein Roth, sondern Pfirsichblüth sehen, so wie unter dem Gelb bei e Grün erscheinen müßte, wenn bei d schon wieder ein neuer schwarzer Streifen anfinge, indem alsdann das nächste r bei d hinweggedacht werden müßte und blos die Mischung von Gelb, Grün und Blau übrig blieb.

„Wäre hingegen der schwarze Streifen sehr viel breiter, als er hier angenommen worden, so würde unterhalb l bis zur Grenze Alles schwarz bleiben, sowie unter e Alles weiß bleibt, wenn sich da kein weißer Streifen wieder anfängt.'

„Eine achtzehnjährige Antikritik gegen diese Rezension ist noch unter unsern Papieren. Wir können aber dieselbe recht gut zurückhalten, weil sie schon vollkommen in unserer vollbrachten Arbeit liegt. Die Nachwelt wird mit Erstaunen ein solches Musterstück betrachten, wie gegen das Ende des achtzehnten Jahrhunderts in den Naturwissenschaften auf eine Weise verfahren worden, deren sich das dunkelste Mönchthum und eine sich selbst verirrende Scholastik nicht zu schämen hätte.

„Wie mit ebendiesen Erscheinungen an einem schwarzen Streifen der wunderliche Wünsch sich abgequält, weil seine Voraussetzung nicht passen wollte, soll nunmehr auch von uns dargestellt werden. Wir haben diesem Zwecke den untern Raum der zehnten Tafel gewidmet.

„Erst sieht man abermals einen schwarzen Streifen durch das Ganze gehen. Das einfache Verfahren der Natur ist dargestellt. Ins Schwarze herein wirken Blau und Blauroth, vom Schwarzen ab Gelbroth und Gelb. Wo die beiden ins Roth gesteigerten

Enden über einander greifen, erscheint ein vollkommenes Roth, und damit ist die Erfahrung abgethan.

„Nun läßt hingegen Münch abermals seine drei Grundfarben en échelon von oben und unten in das Schwarze hineinmarschiren. Allein hier gelingt ihm nicht einmal, was ihm auf der vorigen Tafel gelang, indem seine hypothetischen Wesen, selbst nach seiner eignen Auslegung, das Phänomen nicht hervorbringen können. Mit aller Bemühung bringt er die Naturerscheinung nicht heraus. Zwar macht er aus Blauroth und Gelbroth das vollkommene Roth; allein unterdrunter, wo er das Gelbroth haben soll, treten leider drei Grundfarben über einander und müßten also Weiß geben; wie wir denn auch diese Kaſe unilluminirt gelassen. Ferner wird nun aus Gelbroth und Grün Hellgelb, und der Schwanz der grünen Kolonne ist ganz ohne Wirkung. Hinauwärts, über dem vollkommenen Roth, tritt Grün und Blauroth zusammen, woraus denn nach seiner löblichen Theorie Blau entsteht. Allein nun findet sich leider obendrüber Grün und Gelbroth neben einander, und da müßte denn abermals Gelb entstehen, welches aber niemals erscheint noch erscheinen kann; deswegen haben wir auch die Kaſe weiß gelassen. Die übrigen Farben ins Weiße zu verfolgen, möchte nun wol weiter nicht werth sein.

„Dieses sind die Resultate einer Auslegungsart, die blos dadurch entstanden ist, daß ein sonst scharfsinniger Mann die Newtonische nicht wegwarf, sondern sich an einem Paroli und Septleva des Irrthums ergetzte. Fast möchten wir glauben, daß es im Gehirn ganz besondere Organe für diese seltsamen Geistesoperationen gebe. Möge doch Gall einmal den Schädel eines rechten Stock-Newtonianers untersuchen und uns darüber einigen Aufschluß ertheilen."

177. Newton erklärt das Phänomen des blauen Bogens (§. 604) im Prisma aus dem Gesetze der totalen Reflexion, welche an der Grundfläche des Prismas stattfindet. Bei der angegebenen Lage desselben, derart, daß der Einfallswinkel des durch eine Seitenfläche hindurchgegangenen Lichts an der Grundfläche ungefähr 40° beträgt — der Grenzwinkel für die violetten Strahlen ist in Newton's Versuch gleich 39° 53′ 20″ —, müssen die blauen Strahlen überwiegen.

178. Obwol der vielfach erwähnte supplementare Theil (§. 609) der Farbenlehre nie erschienen ist, so behielt G. doch die Erklärung der Farben des Regenbogens im Auge. So sagte er

am 1. Februar 1827 zu Eckermann: „In der Farbenlehre steht mir noch die Entwickelung des Regenbogens bevor, woran ich zunächst gehen werde. Es ist dieses eine äußerst schwierige Aufgabe, die ich jedoch zu lösen hoffe.“ Indessen sind hierüber nur die Briefe an Boisserée bekannt geworden, welche er wenige Wochen vor seinem Tode schrieb und die den Werken einverleibt wurden. Wir werden am zugehörigen Orte des nächsten Theils das Nähere beibringen. (Vgl. auch „Statt des versprochenen supplementaren Theils“, Th. XXXVI.)

179. ... und sein Glanz wird stufenweise ꝛc. (§. 621) ist bis zum Schluß des Paragraphen eine Uebersetzung des englischen Textes.

180. ... um die verschiedene Stärke ꝛc. (§. 636). Im Texte steht: „if due allowance be made for the different strength or weakness of their colour and light,“ also eigentlich: wenn man nur genügend Rücksicht nimmt auf die verschiedene Stärke u. s. w.

181. Zu §. 644 vgl. oben Anm. 156. Offenbar meint Newton nur, daß die Qualität einer homogenen Farbe durch Reflexion an der Oberfläche der natürlichen Körper nicht geändert werden könne — vgl. §. 646 —, weshalb der Vorwurf des §. 645 nicht gerechtfertigt erscheint. Gegen Newton's Behauptung spricht aber auch die in neuerer Zeit gewissermaßen wieder entdeckte Erscheinung der Fluorescenz. Das von den fluorescirenden Körpern ausgesandte Licht ist fast immer verschieden von dem die Fluorescenz erregenden Lichte, auch wenn dieses homogen war.

182. Die Aeußerung, daß in dem grünen Lichte alle Arten von Strahlen ungleich gemischt sind (§. 655), hat nichts Auffallendes, obwol es auch ein von Newton anerkanntes homogenes Grün giebt. Denn jede homogene Farbe kann mit einer gewissen Quantität weißen Lichts gemischt werden, also alle Arten von Strahlen enthalten und danach mehr oder weniger zusammengesetzt sein (vgl. §. 653), ohne daß ihre Qualität geändert würde; sie erscheint in diesem Falle nur um so weniger gesättigt, je größer die Quantität des ihr beigemischten weißen Lichts ist. Man nennt bekanntlich eine Farbe um so gesättigter, je freier sie vom weißen Lichte ist. Die gesättigtesten objektiven Farben, die wir kennen, sind die homogenen Spektralfarben — die gesättigteste Farbenempfindung, welche überhaupt möglich ist, wird jedoch erst hervorgerufen, wenn das Auge gegen die Komplementär-

farbe unempfindlich gemacht ist, also im Nachbilde (Helmholtz, „Physiol. Optik", S. 370) —, dagegen kennen wir keinen Körper, der ausschließlich Licht von nur einer Brechbarkeit aussendet, also eine homogene Farbe besitzt.

183. Ehe Newton vom Lignum nephriticum (§. 674) spricht, erwähnt er noch, daß ein dünnes Goldblättchen im durchgelassenen Lichte „grünlich blau" erscheint, und erklärt die Erscheinung nach den bisher vernommenen Grundsätzen. Daß die blaue Farbe, welche die Infusion des nephritischen Holzes im reflektirten Lichte zeigt, als eine Fluorescenzerscheinung angesehen wird, ist oben Anm. 50 erwähnt worden; daher erscheint auch Newton's Erklärung nicht befriedigend.

184. Zur Erklärung der epoptischen Erscheinungen, der Newtonischen Ringe, der Farben dünner Blättchen u. s. w. und der paroptischen (S. 525) oder der Beugungsfarben bildet Newton die Hypothese, daß jeder Lichtstrahl die eigenthümliche Eigenschaft periodischer Anwandlungen einer leichteren Transmission oder Reflexion besitze, daß also jedem homogenen Lichtstrahl die in gleichen Intervallen wiederkehrende Eigenschaft zukomme, bald durch eine Fläche leichter hindurchzugehen, bald von ihr leichter reflektirt zu werden — eine Hypothese, welche nie als befriedigend angesehen wurde und längst dem Prinzip der Interferenz weichen mußte.

185. Im Anschluß an G.'s Bemerkung über die Tafeln (S. 527) bringen wir noch die Erklärung zur sechzehnten, welche, bis auf den letzten Absatz, nicht wesentlich abweicht von der „Erklärung der Kupfertafel" am Schlusse der „Beiträge zur Optik", oben S. 47 f.

Sechzehnte Tafel.

„Das zusammengesetzte hohle Wasserprisma ist hier schwebend vorgestellt. Man kann seine zwei undurchsichtigen bleiernen Seiten von den durchsichtigen gläsernen leicht unterscheiden und sieht, daß die oberste nicht zugeschlossen ist. Man erkennt das schmale Fensterblei, wodurch das ganze Instrument verbunden wird, indem die Bleizainen an den Rändern hingeführt und wohl verkittet sind.

„Es schwebt das Prisma über seinem Gestelle. Dieses hat zwei Seitenbretter, mit Leisten eingefaßt, um das Prisma zu empfangen. Die eine Leiste ist kurz und einfach, die andere länger und eingeschnitten. Dieser Einschnitt dient, wenn das Prisma

unmittelbar an den Brettern niedergelassen ist und auf den Leisten ruht, eine ausgeschnittene Pappe vor die eine Fläche des Prismas zu schieben, um dadurch objektive Versuche hervorzubringen, welche mit den subjektiven parallel gehn.

„Die erst beschriebenen Seitenbretter sind durch bewegliche Zapfen mit zwei Pfosten verbunden und können durch eine Schraube an die Pfosten angezogen oder von denselben entfernt und also dem Prisma genau angepaßt werden.

„Die beiden Pfosten stehen auf einem Boden von starkem Holz, das einwärts vertieft ist, damit das aus dem prismatischen Gefäß allenfalls auströpfelnde Wasser aufgefangen werde. Die Leisten der oben beschriebenen Seitenbretter gehn unterwärts nicht zusammen, damit das Wasser ungehindert abträufeln könne.

„Ob nun gleich dieses Prisma, wie es hier vorgestellt ist, leicht angeschafft werden und guten Nutzen gewähren kann, so ließe sich doch solches auf mancherlei Weise verbessern. Besonders würde dasselbe sehr gewinnen, wenn man an der einen untern Seite, genau in der Spitze des Winkels, eine mit einem verschlossenen Hahn versehene Röhre anbrächte, so daß man das Wasser bequem ablassen und das Gefäß jederzeit reinigen könnte, welches jetzt nur geschehen kann, indem man es aus dem Gestelle hebt. Wie dieses Erforderniß, und was sonst noch zu wünschen wäre, zu bewerkstelligen sei, wird ein geübter Mechaniker wol auszudenken wissen."

Die in den „Beiträgen zur Optik", sowie die in der Farbenlehre" erwähnten kolorirten Tafeln können durch jede Buchhandlung besonders bezogen werden.

Zur Reviſion des Textes.

Verglichen ſind folgende Drucke:

B. J. W. von Goethe, Beyträge zur Optik. Erſtes Stück mit XXVII Tafeln. Weimar, im Verlag des Industrie-Comptoirs. 1791. — Zweytes Stück mit einer großen colorirten Tafel und einem Kupfer. Weimar, im Verlag des Industrie-Comptoirs 1792.

F. Zur Farbenlehre. von Goethe. Erſter Band. Nebſt einem Hefte mit ſechzehn Kupfertafeln. | Tübingen, in der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. 1810.

T. (Taſchenausgabe.) Goethe's Werke. Vollſtändige Ausgabe letzter Hand. 52. Band. Unter des durchlauchtigſten deutſchen Bundes ſchützenden Privilegien. 58. u. 59. Band. Stuttgart und Tübingen. In der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. 1853. 1842. Goethe's nachgelaſſene Werke. 12., 18. u. 19. Band.) 16.

O. Dieſelbe Ausgabe. Oktav. 1833. 1842.

C. (Claſſikerausgabe.) Goethe's ſämmtliche Werke in vierzig Bänden. Vollſtändige neugeordnete Ausgabe. 36. 37. u. 38. Band. Unter des durchlauchtigſten deutſchen Bundes ſchützenden Privilegien. Stuttgart und Tübingen. J. G. Cotta'ſcher Verlag. 1840. Schiller-Format.

Q. (Quartausgabe.) Goethe's poetiſche und proſaiſche Werke in zwey Bänden. Mit eitt Stahlſtichen. Unter den ſchützenden Privilegien ſämmtlicher Staaten des deutſchen Bundes. Zweyten Bandes zweiter Theil. Stuttgart und Tübingen. J. G. Cotta'ſcher Verlag. 1847. Lexikon-Format. (Zweiter Titel: Goethe's ſämmtliche Werke. Dritter Band.)

G. Goethes Sämmtliche Werke. Vollſtändige Ausgabe in fünfzehn Bänden. Mit Einleitungen von Karl Goedeke. 15. Band. Stuttgart. Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung 1876. 8.

Außerdem die Originalhandſchrift (Ms) des Aufſatzes: Verſuch die Elemente der Farbenlehre zu entdecken.

Beiträge zur Optik.

Seite	Zeile	
4.	6 v. u.	abhangen; G abhängen.
7.	2 v. u.	unserm; T u. Q unsern.
9.	14 v. u.	wornach; G wonach.
10.	18	dem; B Druckf. der.
12.	8 v. u.	vor uns steht in B fälschlich die.
13.	13 v. u.	es fehlt in T.
15.	8	durch das; G durchs, u. so öfter.
16.	4, 9 10	vor das; G vors u. s. öfter.
	17	wunderbare; G und T wunderbaren.
	15 v. u.	5; B 6. } Aber wie bei uns im Druckfehlerverzeichniß am
	12	4; B 5. } Schlusse der Beiträge verbessert.
	5	6; B 7. }
	8 v. u.	verbreitert, nur G; B—Q verbreitet, vgl. aber Z. 14 v. u., S. 23, Z. 13, S. 26, Z. 5, S. 38, Z. 14 v. u., wo alle verbreitern schreiben.
17.	13	blau; G blauen.
18.	14	farbige . . . unfarbige; T färbigen ꝛc.
	17	dunkler, mit T—G; B dunkel.
20.	3	Streifens, dagegen Z. 1 Streifes; ebenso S. 19, Z. 4 v. u. nach B—G.
	13 v. u.	alsdenn B, O, C; T, Q, G alsdann.
21.	9	alsdenn, B, T—G alsdann.
	med.	20; B 21. } Im Druckfehlerverzeichniß wie bei uns ver-
	13 v. u.	21; B 20. } bessert.
22.	11	sonderbare; G wunderbare.
23.	5	schwarz, G schwarze u. s. öfter; wir halten uns in solchen Fällen streng an das Original, ebenso wie im folgenden: diese runde schwarz und weißen Bilder.
	17 v. u.	Newton s. Q und G Newton.
	7 v. u.	denen B—Q, G den.
29.	13	den B u. G, fehlt in T—Q.
34.	14	Publiko B—Q; G Publikum.
35.	5	nenem; B neuen.
36.	5	Tischer B, O, C; T, Q, G Tischler.
	14	anlauft B—G; G anläuft.
	8 v. u.	anlauft B—G; G anläuft.
37.	med.	rabe B, O, C, Q; T u. G rab.
	5 v. u.	einem; B einen.
38.	7	verbreitet B, T, O, C; Q u. G verbreitert; aber es steht hier offenbar im Sinne von „sich erstrecken“.
39.	8 v. u.	werden fehlt in B.

40. 10 auf, fehlt in T.
5 v. u. identifizirt nach B; T–G identifizirt; desgl. S. 41. Z. 16 u. Z. 1 v. u., S. 45. Z. 12.
43. 15 es B–Q; G er; aber es kann allenfalls auf das Blaue bezogen werden.
44. 20 hinunterwärts B–Q; G herunterwärts.
47. 9 unserm; B und Q unserm.

Versuch, die Elemente der Farbenlehre zu entdecken.

54. 10 Vor das Schwarze fehlt in Ms. vgl. oben Anm. Nr. 13, S. 583. fälschlich noch das.
56. 14 v. u. dilutirten; Ms deluirten.
57. 14 achte; Ms achten.
59. 10 dargestellt; Ms dargestellte.
60. 17 destillirtes; Ms distillirtes.
61. 8 verstärkterem; die Endbuchstaben em fehlen in Ms.
2 v. u. vollkommen reinem; Ms vollkommenem reinen.

Zur Farbenlehre.

79. 17 v. u. und F–Q; G um.
91. 14/13 v. u. Unempfindlichkeit F–Q; G Unempfänglichkeit.
102. 2 v. u. einfachere F–Q; G einfache.
109. 8 v. u. Flächen F und Q; T, C, Q, G Fläche.
118. 1 v. u. und S. 119, Z. 1. ihnen daneben F–Q; G daneben ihnen.
121. 19 ein fehlt bei G.
127. 10 alsbald F–Q; G alsobald.
132. 1 v. u. (132), C, Q und G; F, T, O fälschlich (131).
133. 11 v. u. trefflichen; T, C, Q vortrefflichen.
142. 18 B, T–G; F c } Die Korrektur nach der hierhergehörigen
19 C, T–G; F b } II. Tafel erforderlich und bereits im Druckfehlerverzeichniß zur Farbenlehre 1810 angegeben.
148. 16 Farbe ... Farbe F, T, O, G; C Farben ... Farben; Q Farben ... Farbe.
2 v. u. sie; C und Q sich.
153. 11 Weißes Schwarzes F, T, O, G; C Weiß Schwarz, Q Weiß Schwarzes.
157. 13/14 rothe ... schmutzig fehlt in T, C und Q.
161. 18 rothe fehlt in G.
162. 14 verschiedenfarbigen F–Q; G verschiedenen.
164. 14 v. u. Brechungskraft. F–Q; G Brechungsart.
165. 18 h fehlt in F; im Druckfehlerverzeichniß von F (1810) verbessert.
167. 8 welchen F, O, G; T, C, Q welche.

54.

Guten Ruf mußt Du Dir machen,
Unterſcheiden wohl die Sachen;
Wer was weiter will, verdirbt.

55.

Die Fluth der Leidenſchaft, ſie ſtürmt vergebens
Ans unbezwungne feſte Land. —
Sie wirft poetiſche Perlen an den Strand,
Und das iſt ſchon Gewinn des Lebens.

56.

Solcher Bande darf ſich Niemand rühmen,
Als wer ſelbſt von Banden frei ſich fühlt;
Und wer heiter im Abſurden ſpielt,
Dem wird auch wol das Abſurde ziemen.

---

54. Aus den Zundgruben, II. 9, geſchöpft. In der Lebensbeſchreibung des Ferid-ed-din Attar, Verfaſſers des Pend Nameh (ſ. oben IV. 5), wird dort der Vers citirt:

„Deux choses sont la source du salut, une bonne renommée et un juste discernement, passé cela, tout homme qui cherche autre chose périra."

55. Anwendung und Fortführung des Spruchs Nr. 5 oben. Vergl. die Note daſelbſt, und unten den letzten Abſatz des Gedichts VIII. 18. Mit Nr. 55 ſchließt das Buch in der erſten Ausgabe.

56. Wie Nr. 43 und 47 aus Goethe's Nachlaß hier eingereiht. Vergl. die Verſe:

„Doch wird Euch zu gelegener Zeit
Auch das Abſurde fröhlich" (Werke, II. 261).

169.	8		wir; F wie; im Druckfehlerverzeichnis von F verbessert.
174.	7		Atomen F–Q; G Atome; erstere Pluralbildung häufiger bei Goethe.
177.	15		Hinter und bei G nun, das in F–Q nicht steht.
179.	16 v. u.		284; F 281 im Druckfehlerverzeichnis von F verbessert.
181.	13 v. u.		die F–Q; G diese.
183.	11 v. u.		lange F–Q; G lang.
184.	2 v. u.		vor dies sehen F–Q unzulässigerweise Punkt.
187.	10 v. u.		Vorsatz F–Q; G Absicht.
188.	10/11		Farberscheinungen nach F; T–G Farbenerscheinungen u. so öfter. s. B. S. 383. 3. 3 v. u.
193.	5 v. u.		hypothetischen. F u. G; T–Q hypothetischem.
203.	10 v. u.		aus F–Q, fehlt bei G.
204.	9 v. u.		Handschuh nach F; T–G Handschuhe.
208.	5 v. u.		Kutschfenster F–Q; G Kutschenfenster.
210.	13		zusammenhangen; G zusammenhängen; u. so öfter s. B. S. 472. 3. 4 v. u.
218.	7		höchst F, O, G; T, C, Q höchstens.
219.	1 v. u.		demungeachtet F und G; T–Q dessenungeachtet u. s. öfter.
223.	10		(485); nur G: F, T, O (452) C und Q (452 u. 485); aber 452 ist offenbar ein Versehen.
235.	13 v. u.		hinter wird bei G hier, was in F–Q nicht steht.
236.	2 v. u.		Delaval; F Delavalle, im Druckfehlerverzeichnis von F verbessert.
237.	12		Hinter Weisen in T–G (494), das in F nicht steht.
	13		ihnen F–Q; G sich.
241.	10 v. u.		ist hier F–Q; bei G hier ist.
242.	7/6 v. u.		(Zweiter Band Seite 54–59) nach F; T, O und C verweisen auf den Band ihrer Ausgabe, Q in der ersten Abteilung der „Geschichte der Farbenlehre"; G in der Geschichte der Farbenlehre.
248.	2/1 v. u.		Tabaksrauch T–Q; F Tobacksrauch, aber im Sachregister zu F Tabacksrauch.
251.	10 v. u.		Otahitt, nach F; T, O, C, G Otaheitt; Q Otahaitt.
253.	15		Staarbier, nach F–A; G Stargetbier.
258.	7 v. u.		Wärmerregung, nach F; T–Q Wärme-Erregung.
259.	11 v. u.		mitgetheilt; G mittheilt.
260.	4 v. u.		Mennige; T, C, Q Mennig.
262.	8		wieder fehlt bei G.
264.	5/6		das nicht ... entdehren als der ... Ursache, so alle.
267.	4/5		und Bedingtestes F–Q; G und ein Bedingtes.
268.	9		zodiakalischen; C zodiakischen.
283.	9/10		Farbeneindrücke F–Q; G Farbeneindrücke.
285.	14 v. u.		273; F 573, im Druckfehlerverzeichnis von F verbessert.
287.	10 v. u.		dem; F und G von.
290.	17		den fehlt bei G.
292.	15		naturwidrig F–Q; G naturgemäß.
294.	2		jedes; T, C, Q jenes.
	3		einem F–Q; G dem.
297.	5 v. u.		nach Art F, T–G nach der Art.
301.	10		plazzoso; F und G plazzoso.
303.	13		Aegypter nach F; T–G Aegyptier.
310.	1		1806; C, Q und G seit 1805.
317.	21/20 v. u.		deutlicher; T, C, Q deutlich.
328.	3		spätern; G spätern.

329. 5 wie; O was.
331. 3 geheerer; F und G kleinerer.
4 mit derjenigen; F und G mit der größern; C, T, O Q mit der gewöhnlichen. Diese Abweichungen sind durch die Wahl der Schriftart bedingt.
die unsre Leser schon gewohnt sind, fehlt in C, T, O, Q.
333. 16 Hinter durch bei G die, das in F–Q nicht steht.
335. 13 hinterdrein; O hintendrein.
337. 18 sondern von dem Willen fehlt in O.
341. 8 v. u. oben; G eben.
342. 14 v. u. Klärste; G Klarste.
354. 8 der G dem.
6 v. u. aus seiner Theorie fehlt in O.
355. 3 Betrachteten F und G; C–Q Betrachten.
358. 1 v. u. VI a, alle Ausg.; s. aber oben S. 559, Anm. 122.
370. 2 alte fehlt in T.
6 sagte; G sagt.
371. 8 hereinspringt F u. G; C–Q hineinspringt.
18 vor F–O; Q und G für.
373. 14 zwölfte, alle Ausg.; s. aber oben S. 582, Anm. 130.
1 v. u. geschähe, nach F; C–G geschehe.
384. 2/3 hinter untern bei G Theile, das in F–Q nicht steht.
386. 5 v. u. hervorbringen; C hervorzubringen.
388. 2/1 v. u. das ... Schemen, alle Ausg.
389. 9 v. u. gleichgestellt; T gleich gestellt.
397. 4 v. u. variegirten, nach F; C–G parirenden; ersteres allein richtig von variegare = bunt machen.
399. 11 v. u. Stecken F, T, O; C, Q, G Stocken.
414. 13 Hinter dier bei G aus, das in F–Q nicht steht.
415. 1 v. u. verbreitet F und G; C–Q verbreitet.
416. 7 Grünen, nach F; C–G Grün.
11 v. u. recht, fehlt in T und G.
9 v. u. L. fehlt bei G.
422. 11 v. u. verlängt; G verlängert.
427. 7 haber fehlt bei G.
431. 13 v. u. Teleskopen; G Teleskope.
433. 13 in, nach F; C–G im.
14 ganze F–Q; G gewisse.
437. 5 kaptiose, nach F–Q; G kartiöse und so öfter.
444. 8 H, alle Ausg.; ist aber Druck. v. F; s. ob. S. 566, Anm. 149.
450. 9 wahrheitgemäßen; G wahrheitsgemäßen.
453. 5 v. u. Hinter Manier bei G (178), das in F–Q nicht steht.
457. 5 v. u. vorgegangen; G vorangegangen.
460. 5, 7 u. 5 v. u. Heterogenität; T und G Heterogeneität.
461. 6 mit; T im.
468. 16 u. 14 v. u. verbessert, verbesserter; F aufhebt, aufgehobener; im Druckfehlerverzeichniß von F verbessert.
476. 3 in fehlt bei G.
477. 1 v. u. thulich; T und G thunlich.
483. 8 hervorkommende, nach F; C–G herkommende.
488. 14 vor; G für.
490. 17 v. u. Paragraphen; G Paragraph.
500. 12 v. u. nach hinter und fehlt in T.
504. 16/17 sogleich fehlt in T.

512.	6 v. u.	vom; T von.
514.	5 v. u.	Beschaffen sei fehlt in F; seit C ergänzt.
518.	12	indigomachenden: G indigmachenden.
521.	15	670; F überspringt hier eine Nummer und numerirt falsch 671 bis 681 statt 670 bis 680.
525.	2 v. u.	nur fehlt bei G.
527.	3	diesen ersten Band nach F; C–G den didaktischen und polemischen Theil.
587.	7 v. u.	Brechungen; E (Erklärung der Tafeln) Druck. Berechnungen.
590.	2	Bedeckt; E Druck. Bedenkt.
603.	10	Tollheit; E Druck. Vollheit.
604.	14 v. u.	[mag,], unser Zusatz.

Goethe's Werke.

Nach den vorzüglichsten Quellen revidirte Ausgabe.

Sechsunddreissigster Theil.

Geschichte der Farbenlehre. — Die entoptischen Farben. — Nachträge zur Farbenlehre. — Register u.

Mit Einleitung und Anmerkungen herausgegeben
von
F. Kalischer.

Berlin.
Gustav Hempel.

BIBLIOTHECA
REGIA

Druck von G. Bernstein in Berlin.

Inhalt.

(Die mit einem * bezeichneten Aufsätze fehlen ganz oder zum Theil in allen bisherigen Ausgaben der Werke Goethe's.)

Seite

Einleitung des Herausgebers IX

Materialien zur Geschichte der Farbenlehre.

Einleitung 3
Zur Geschichte der Urzeit 7

Erste Abtheilung.
Griechen.

*Pythagoras 10
*Pythagoreer 10
*Empedokles 11
*Demokritus 12
*Demokritus und Epikurus 13
*Epikurus 13
*Zeno der Stoiker 13
*Chrysippus 14
*Pyrrhonier 14
*Plato 15
*Aristoteles 16
Theophrast oder vielmehr Aristoteles von den Farben . . 25
Farbenbenennungen der Griechen und Römer 44

Zweite Abtheilung.
Römer.

*Lukretius 48
*Plinius 51
*Hypothetische Geschichte des Kolorits, besonders griechischer Maler, vorzüglich nach dem Berichte des Plinius . . 52
Betrachtungen über Farbenlehre und Farbenbehandlung der Alten 75
Nachtrag 85

Dritte Abtheilung.

Zwiſchenzeit.

Seite

Lücke 89
Ueberliefertes 94
Autorität 98
Roger Bacon 101
Nachleſe 111
Auguſtinus 111
Themiſtius 111
Luſt am Geheimniß 112

Vierte Abtheilung.

Sechzehntes Jahrhundert.

*Antonii Thylesii de Coloribus Libellus 116
Antonius Thyleſius 128
Simon Portius 130
Julius Cäſar Scaliger 132
Zwiſchenbetrachtung 134
Paracelſus 135
Alchymiſten 136
Zwiſchenbetrachtung 139
Bernhardinus Teleſius 141
Hieronymus Cardanus 143
Johann Baptiſt Porta 144
Baco von Verulam 148

Fünfte Abtheilung.

Siebzehntes Jahrhundert.

Allgemeine Betrachtungen 158
Galileo Galilei 160
Johann Kepler 161
Willebrord Snellius 164
Antonius de Dominis 166
Franciscus Aguilonius 172
Intentionelle Farben 173
Renatus Carteſius 178
Athanaſius Kircher 180
Marcus Marci 185
De la Chambre 187
Iſaak Voſſius 191
Franciscus Maria Grimaldi 198

Seite

Französische Akademiker 307
Mariotte 308
De la Hire 308
Johann Michael Conradi 308
Malebranche 309
Bernard le Bovier de Fontenelle 310
Fontenelle's Lobrede auf Newton 313
Jean Jacques d'Ortous de Mairan 316
Kardinal Polignac 319
Voltaire 320
Beispiele von Voltaire's Vorurtheilen für Newton . . . 322
Algarotti 323
Anglomanie 324
Chemiker 325
Dufay 327
Louis Bertrand Castel 328
Technische Malerei 334
Le Blond 335
Gauthier 335
Celestin Cominale 342
Deutsche große und thätige Welt 343
Deutsche gelehrte Welt 343
Akademie Göttingen 351
Nachlese 351
Tobias Mayer 352
Johann Heinrich Lambert 356
Karl Scherffer 356
Benjamin Franklin 358

Zweite Epoche.

Von Dollond bis auf unsere Zeit.

Achromasie 359
Joseph Priestley 364
Paolo Frisi 364
Georg Simon Klügel 365
Uebergang 365
C. F. G. Westfeld 366
Guyot 369
Mauclerc 371
Marat 371
H. F. T. 374
Diego de Carvalho e Sampayo 378

Seite

Robert Waring Darwin 383
Anton Raphael Mengs 386
Jeremias Friedrich Gülich 387
Edward Hussey Delaval 389
Johann Leonhard Hoffmann 392
Robert Blair 396
Konfession des Verfassers 408

Statt des versprochenen Supplementaren Theils.

Entschuldigung 427
*Wirkung farbiger Beleuchtung 431

Die entoptischen Farben.

*Vorwort 447
*Geschichte der entoptischen Farben 449
Doppelbilder des rhombischen Kalkspaths 454
Elemente der entoptischen Farben 459
Entoptische Farben 463
Inhalt 503

Nachträge zur Farbenlehre.

Aeltere Einleitung 507
Neuere Einleitung 513
Physiologe Farben.
1. Hell und Dunkel im Auge bleibend 517
2. Weiteres Beispiel 518
3. Eintretende Reflexion 518
4. Komplementare Farben 519
5. Leuchtende Blumen 519
6. Weiter geführt und ausgelegt 520
7. Wechselseitige Erhöhung 520
Physische Farben.
8. Falsche Ableitung des Himmelblauen 521
9. Trüber Schmelz auf Glas 523
10. Trübe Infusionen 525
11. Im Wasser Flamme 526
12. Ehrenrettung 528
13. Unsinn 529
14. Desgleichen 529
Gegner und Freunde.
15. Widersacher 530
16. Wohl zu erwägen 532
17. Lehrbuch der Physik von Professor Neumann . . 533

57.

Vertrauter.

Du hast so manche Bitte gewährt,
Und wenn sie Dir auch schädlich war;
Der gute Mann da hat wenig begehrt,
Dabei hat es doch keine Gefahr.

Vesir.

Der gute Mann hat wenig begehrt,
Und hätt' ich's ihm sogleich gewährt,
Er auf der Stelle verloren war.

58.

Schlimm ist es, wie doch wol geschieht,
Wenn Wahrheit sich nach dem Irrthum zieht;
Das ist auch manchmal ihr Behagen;
Wer wird so schöne Frau befragen?
Herr Irrthum, wollt' er an Wahrheit sich schließen,
Das sollte Frau Wahrheit baß verdrießen.

---

57. Erst 1827 dem Divan eingefügt. — Die Verse haben handschriftlich das Datum: 12. Januar 1816. — Zu Grunde liegt die Koranstelle: „Es kann sein, daß Euch etwas unlieb ist, und es ist doch besser für euch" (Rückert's Makamen, 1826, I. S. 415, und Brahm., 231: „Gott sagt Dir auch zum Glück nicht Alles, was er weiß."

58. Gleichfalls erst 1827 hinzugekommen. — Das Thema von dem Verhältnis der Wahrheit zum Irrthum, welches Goethe so vielfach beschäftigt, — vergl. z. B. die Tierchen Nr. 49 bis 52 des Herdtes (Werke, II. 170) und mehrere der Sprüche in Prosa, namentlich Nr. 230, — ist hier mit einem Anflug Hans Sachsischen Humors behandelt. Der Herr Irrthum und die Frau Wahrheit und personifizierte Abstrakta nach alter Gleichnis Art. Daß zwischen beiden Begegnungen stattfinden, wird sich nicht vermeiden lassen; denn Frau Wahrheit hat, wie alle schöne Frauen, ihre Launen: nur soll sie mit dem Irrthum sich nicht dauernd verbinden, keine Ehe eingehen! — Befragen, im Sinne von: zur Rechenschaft ziehen (Düntzer).

Seite
18. Französische gute Gesellschaft 534
19. Prediger in der Wüste, ein Deutscher 535
20. Desgleichen, ein Franzos 536
21. Neuste aufmunternde Theilnahme 539
22. Entschuldigendes Nachwort 541
23. Aelteste aufmunternde Theilnahme 542
Geschichtliches.
24. Bernardinus Telesius 546
Verschiedene Nachträge.
25. Symbolik 551
26. Würdigste Autorität 551
27. Der Ausdruck Trüb 552
28 Wahres, mystisch vorgetragen 555
29. Geheimniß wird angerathen 556
30. Die so bedenkliche Warnung ꝛc. 557
31. Alle Wirkungen ꝛc. 558
32. Aus Ueberzeugung ꝛc. 558
Wartesteine 559
Herrn von Henning's Vorlesungen 566
Neuer entoptischer Fall 567
Schöne entoptische Entdeckung 568
Physikalische Preisaufgabe der Petersburger Akademie der Wissenschaften 568
Ueber den Regenbogen 578

Anhang und Bemerkungen 585
Farben des Himmels[1]) (aus der „Instruktion für die sämmtlichen Beobachter der Großherzoglichen meteorologischen Anstalten) 619
*Einleitende Worte zu dem Nachtrage „Wartesteine“ 625
*Schlußworte zu Schultz' Aufsatz „über physiologische Geschichts- und Farbenerscheinungen“ 625
Zur Revision des Textes 629
Register zu Theil XXXV und XXXVI 637

Chronologie der Entstehung Goethe'scher Schriften . . 671

Register der in Theil I—XXXVI von Goethe's Werken enthaltenen Dichtungen, Schriften und Aufsätze . . 687

1) Hier zum ersten Mal gedruckt.

Einleitung des Herausgebers.

Ueber den Widerwillen, mit welchem Goethe den Polemischen Theil der Farbenlehre bearbeitete, da im Grunde alles polemische Wirken, wie er oftmals in mannichfachen Wendungen äußerte, gegen seine Natur war, half ihm die Aussicht auf die Abfassung des Historischen Theils hinweg. Ja, er trieb in dieser Aussicht jene Arbeit, wie er an Knebel am 25. Februar 1807 schrieb, mit desto mehr Lust, und er hatte sein Ziel so hoch gestellt, den Historischen Theil der Farbenlehre „als ein Symbol der Geschichte aller Wissenschaften" zu behandeln. Da aber die Abfassung des Polemischen Theils sich weit mehr in die Länge zog, als Goethe geahnt hatte, so konnte er sich schon während dieser Arbeit und von derselben an der des Historischen Theils ab und zu erholen. Und wenn Goethe sein Werk schließlich nicht Geschichte der Farbenlehre genannt, sondern ihm den bescheidenen Titel Materialien zur Geschichte der Farbenlehre gegeben hat, so werden wir gleichwol anzuerkennen haben, daß er der eben erwähnten hohen Forderung, jene als ein Symbol der Geschichte aller Wissenschaften zu behandeln, genügt hat, was Mit- wie Nachlebende lebhaft empfunden haben.

Schon am 20. Januar 1798 sandte Goethe an Schiller „einen flüchtigen Entwurf zur Geschichte der Farbenlehre" und bemerkte dazu: „Sie werden dabei auch schöne Bemerkungen über den Gang des menschlichen Geistes machen können; er dreht sich in einem gewissen Kreise herum, bis er ihn ausgelaufen hat." In der That fand Schiller darin viele bedeutende Grundzüge einer allgemeinen Geschichte der Wissenschaft und des menschlichen Denkens und fügt hinzu: „Wenn Sie sie ausführen sollten, so müßten sich viele philosophische Bemerkungen machen lassen." Bald nach Empfang dieses Briefes schrieb Goethe dem Freunde: „Schon heute könnte ich ein besseres Schema einer künftigen Geschichte der Farbenlehre überschicken, und es soll von Zeit zu Zeit noch besser werden. Wenn man die Reihe von geistigen Begebenheiten, woraus doch eigentlich die Geschichte der Wissenschaften besteht, so vor Augen sieht, so lacht man nicht mehr über den Einfall, eine Geschichte a priori zu schreiben; denn es entwickelt sich

wirklich Alles aus den vor- und rückschreitenden Eigenschaften des menschlichen Geistes, aus der strebenden und sich selbst wieder retardirenden Natur." Vielleicht in Erinnerung an diesen Gedankenaustausch mochte Goethe später in den „Tag- und Jahresheften" (1804, Abs. 430) geschrieben haben: „Je weiter ich in meinen chromatischen Studien vorrückte, desto wichtiger und liebwerther wollte mir die Geschichte der Naturwissenschaften überhaupt erscheinen. Wer dem Gange einer höhern Erkenntniß und Einsicht getreulich folgt, wird zu bemerken haben, daß Erfahrung und Wissen fortschreiten und sich bereichern können, daß jedoch das Denken und die eigentlichste Einsicht keineswegs in gleicher Maße vollkommener wird, und zwar aus der ganz natürlichen Ursache, weil das Wissen unendlich und jedem neugierig Umherstehenden zugänglich, das Ueberlegen, Denken und Verknüpfen aber innerhalb eines gewissen Kreises der menschlichen Fähigkeiten eingeschlossen ist, dergestalt, daß das Erkennen der vorliegenden Weltgegenstände vom Fixstern bis zum kleinsten lebendigen Lebenpunkt immer deutlicher und ausführlicher werden kann, die wahre Einsicht in die Natur dieser Dinge jedoch in sich selbst gehindert ist und dieses in dem Grade, daß nicht allein die Individuen, sondern ganze Jahrhunderte vom Irrthum zur Wahrheit, von der Wahrheit zum Irrthum sich in einem stetigen Kreise bewegen."

Im April 1805 fing Goethe, wie er Schiller mittheilt, an der Geschichte der Farbenlehre zu diktiren an und hatte „ein schweres Kapitel aus der Mitte heraus bald absolvirt". Und bei der Theilnahme, mit welcher Dieser den naturwissenschaftlichen Arbeiten Goethe's folgte, ist es insbesondere für den Naturforscher ergreifend, zu sehen, daß, so viel wir wissen, das letzte Billet, welches Goethe an Schiller sandte, ein „Versuch, die Farbengeschichte zu behandeln", begleitete, welchen er den sterbenden Freund durchzulesen bittet.

Noch ehe das Werk vollendet war, erhielt Reinhard Aushängebogen und schreibt am 4. April 1810 an Goethe: „Die herrlichen Probebogen des zweiten Theils der Farbenlehre hab' ich gelesen und mich vor Allem der großen Ansichten gefreut, durch die Sie Ihren Stoff erweitert, veredelt und mit Allem, wodurch Wissenschaft, Kunst und Geschichte Geist und Gemüth ansprechen, in Verbindung gebracht haben." Fritz Jacobi findet an dem Werke „unsäglichen Genuß",[1]) und Karbel äußert sich

1) Briefwechsel zwischen Goethe und F. H. Jacobi, S. 251.

darüber folgendermaßen: „Ich bin davon so mächtig erbaut, daß ich diese zusammengearbeiteten Bogen mit Andacht verehre. Das ganze Reich der Wissenschaften ist in denselben von einem so hohen Standpunkte angesehen und das Wesentliche derselben so genau und innig erforschet, daß ich kein Buch hierin diesem Buche gleich zu schätzen weiß. Der Geist wahrer, reiner Humanität herrscht dabei überall, sowol im Tadel wie im Lobe, und der wissenschaftliche Mensch selbst wird gleichsam aufgerufen, vor Allem ein Mensch zu sein. Ich kann nicht sagen, wie sehr mich manche Stellen gerührt und entzückt haben, die allem ganzen sonst gut geschriebener Bücher mangeln sind. Selbst eine gewisse scheinbare Unordnung hie und da giebt dem Werke einen menschlichern Werth und legt die darin enthaltenen Wahrheiten wie Orakelsprüche dar. Es ist Alles nur um der Sache, nichts um des Scheins oder anderer Absichten wegen da."[1])

Daß auch sonst im Weimarischen und Jenaischen Kreise der Historische Theil der Farbenlehre hohen Beifall erregte, ist selbstverständlich; nichtsdestoweniger verdient eine Aeußerung Charlotte's von Schiller, welcher Goethe so gern seine Arbeiten und auch die Farbenlehre handschriftlich mittheilte,[2]) hier mitgetheilt zu werden. Sie schreibt am 14. Dezember 1810 an die Prinzessin Luise: „So ergetze ich mich jetzt an dem zweiten Theil der Farbenlehre. Ich bitte unterthänig, lesen Sie ihn. Es ist so etwas Prächtiges, so rein verständig und groß gesehen. Die Ansichten, die der Meister darinnen ausspricht, sind wunderbar groß, und man sieht wie vor einem gefundenen Schatzkästchen und zieht ein Juwel nach dem andern ans Tageslicht. Die Geschichte der Wissenschaft, die Charakterisirung der Individuen ist so prächtig! Dies Kapitel, das Lücke überschrieben ist, ist vortrefflich; was er da klar und schön Alles aufstellt, ausspricht, ist unaussprechlich."[3])

Die für uns bedeutsamste Stimme aber ist die von Johannes Müller, der Goethe's Geschichte der Farbenlehre „zugleich eine Geschichte des Geistes in der Naturbetrachtung" nennt und sie nebst Weiß's Untersuchungen über Zeugung für „Fermente" hält, „mit denen man sich nicht befassen kann, ohne daß der Sinn erschlossen werde; man könnte sie als eigentliche Institutionen zu allen Naturwissenschaften betrachten."[4])

1) Briefwechsel mit Knebel, Nr. 348.
2) Charlotte von Schiller und ihre Freunde, II. 243.
3) A. a. O. I. 536.
4) Johannes Müller, „Zur vergleichenden Physiologie des Gesichtssinnes" ꝛc., S. 33.

Solcher Aeußerung von so hervorragender Seite gegenüber dürfen wir uns mit der Bemerkung begnügen, daß man die Wahrheit derselben im Allgemeinen daran erkennen wird, daß Goethe die Persönlichkeiten meist auf dem geschichtlichen Hintergrunde ihrer Zeit auftreten läßt und dadurch dem Verständniß näher zu bringen sucht, und im Besonderen an den ersten Abschnitten des vorliegenden Werkes.

Goethe's Charakteristik des philosophischen Standpunktes des Plato und Aristoteles erscheint so zutreffend, daß man sie, trotz aller Knappheit, erschöpfend nennen könnte, und sie würde einer jeden Geschichte der Philosophie zur schönsten Zierde gereichen. Die Wahrheit der Charakteristik der Römer dürfte selbst von ihren absoluten Bewunderern anerkannt werden, und über die Bibel ist niemals wahrer und schöner geredet worden als durch Goethe's Mund in der Geschichte der Farbenlehre.

Wir glauben keiner Rechtfertigung zu bedürfen, daß wir das Original treu wiedergegeben und, abweichend von den bisherigen Ausgaben, auch die nicht von Goethe herrührenden Abschnitte wieder zum Abdruck gebracht haben, wie die Geschichte des Kolorits von Heinrich Meyer nebst den einleitenden Worten über Plinius[1]) und die Wirkung farbiger Beleuchtung von Seebeck.[2]) Auch die Citate der griechischen Philosophen, welche wahrscheinlich unter Mithilfe Riemer's ausgewählt worden sind, und die Verse aus Lucrez[3]) haben ihren ursprünglichen Platz behauptet. Desgleichen haben wir auch, dem Original folgend, das Büchlein des Thylesius De coloribus[4]) aufgenommen. Dagegen weichen wir von dem Original insofern ab, als wir mit den übrigen Ausgaben S. 184 f. die Zeilen „Es ist für uns nicht von geringer Bedeutung" bis „mit einander zugebracht" eingefügt haben, welche sich in jenem nicht finden. Wir dürfen annehmen, daß diese Stelle nicht durch Willkür der Herausgeber der nachgelassenen Werke in diesen Aufnahme gefunden, sondern auf Anordnung Goethe's. Er redigirte, wie Eckermann erzählt (Gespräche, II. 239), Ende 1831 und Anfang 1832 den Historischen Theil der Farbenlehre; aber der Tod raffte ihn über dieser Arbeit hinweg.

In den Bemerkungen haben wir uns vorzugsweise bemüht, die Quellen nachzuweisen, und sind auf die Polemik gegen

1) Unten S. 51—75 und S. 223—240.
2) S. 421—434.
3) S. 10—24 und S. 48—51.
4) S. 126—128.

Newton nur insoweit eingegangen, als sie uns nicht bereits im vorigen Theile erledigt schien.

Kaum hatte Goethe seine Farbenlehre beendet, als eine neue Reihe von Erscheinungen bekannt wurde, welche man unter dem Namen der Polarisation des Lichts zusammenfaßt und zu der Malus den Anstoß gegeben hat.

Derselbe entdeckte nämlich, daß das von einer nichtmetallischen Oberfläche reflektirte Licht sich anders verhält als das direkt gesehene oder von einer rauhen Fläche nach allen Richtungen zerstreute Licht. Läßt man Licht von irgend einem Gegenstande unter einem Winkel von 55° auf einen Glasspiegel auffallen und fängt den reflektirten Strahl vermittelst eines zweiten dem erstern parallel gestellten Spiegels auf, so erblickt der Beobachter in diesem das Bild des Gegenstandes. Dreht man aber den oberen Spiegel, während der untere feststeht, um den von diesem reflektirten Strahl als Achse, so zwar, daß der Einfallswinkel stets derselbe bleibt, so verdunkelt sich das Gesichtsfeld mehr und mehr, und das Bild verschwindet völlig, wenn die Ebenen der beiden Spiegel rechtwinklig zu einander sind. Bei weiterer Drehung erhellt sich das Gesichtsfeld wieder, und das Bild erscheint in seiner früheren Intensität, wenn die Drehung 180° beträgt; es verschwindet bei abermaliger Drehung um 90° und so fort. Dies beweist, daß das einmal reflektirte Licht sich nicht rings um seine Fortpflanzungsrichtung gleich verhält und sich von gewöhnlichem Lichte dadurch unterscheidet, daß es nicht mehr wie dieses in jeder Ebene in gleicher Weise reflektirt wird, sondern nur in der Richtung der ersten Reflexionsebene, aber nicht in der darauf senkrechten Ebene. Malus bezeichnete dieses von dem gewöhnlichen Lichte abweichende Verhalten des reflektirten Lichts mit dem Namen „Polarisation", indem er, von der Newton'schen Emissionshypothese ausgehend, annahm, daß die Moleküle eines solchen Lichtstrahls in Folge der Einwirkung der materiellen Körpertheilchen auf sie ihre homologen Seiten nach einer und derselben Richtung gewendet haben, ähnlich der Wirkung eines Magnets, welcher die Pole einer Reihe von Nadeln nach derselben Seite richtet,[1]) auf welche Vorstellung sich übrigens Goethe's Spottvers: „Möget Ihr . . . Kügelchen polarisiren"[2]) bezieht. Nach der Wellentheorie, welche die von Malus

1) Vgl. Lloyd, „Abriß einer Geschichte der Fortschritte und des gegenwärtigen Zustandes der physischen Optik, Übers. von Kloeden", 1836, S. 55.
2) Unten S. 446.

eingeführte Bezeichnung beibehalten hat, erklärt sich die Erscheinung durch die Annahme, daß die Schwingungen der Aethertheilchen transversal, d. h. senkrecht zur Fortpflanzungsrichtung vor sich gehen; denn wären sie longitudinal, d. h. geschähen sie wie die Schwingungen der Lufttheilchen bei der Schallerregung in der Fortpflanzungsrichtung selbst, so müßte sich die reflektirte Welle rings um dieselbe ganz gleich verhalten. Nach der Wellentheorie unterscheidet sich polarisirtes Licht von gewöhnlichem, unpolarisirtem dadurch, daß in diesem die transversalen Schwingungen der Aethertheilchen in allen möglichen Ebenen rings um die Fortpflanzungsrichtung stattfinden, in ersterem dagegen einander parallel gerichtet sind, also nur in einer Ebene vor sich gehen. „Bei einem polarisirten Strahle ist die Schwingungsebene an jeder Stelle dieselbe, bei einem unpolarisirten stets eine andere. Die Schwingungsrichtungen des erstern liegen sämmtlich in einer Ebene, wie die Sprossen einer Leiter, während der letztere einem Stamme zu vergleichen ist, dessen Aeste sich horizontal nach allen Richtungen verbreiten." [1])

Lange vor Malus hatte Huygens ein von dem gewöhnlichen verschiedenes Verhalten desjenigen Lichtes wahrgenommen, welches durch einen Kalkspathkrystall hindurchgegangen ist. Bekanntlich erhält man durch diesen, wenn Licht in irgend welcher Richtung mit Ausnahme einer, der Richtung der Hauptachse, auffällt — man nennt daher solche Krystalle optisch einachsige — zwei Bilder, durch zwei über einander gelegte Krystalle also vier Bilder. Legt man sie aber so über einander, daß die sogenannten Hauptschnittsebenen einander parallel sind oder sich rechtwinklig kreuzen, so verschwinden zwei Bilder und kommen wieder mit verschiedener Intensität zum Vorschein, wenn der eine Krystall gedreht wird, so daß alle vier Bilder gleiche Intensität haben, wenn die genannten Ebenen einen Winkel von 45° mit einander bilden. Es ist demnach auch, wie man sich ausdrückt, das durch einen Kalkspathkrystall hindurchgegangene Licht in zwei zu einander senkrechten Ebenen polarisirt. Wie der Kalkspath verhält sich jeder doppeltbrechende Krystall und auch, wie Seebeck entdeckte, rasch gekühltes Glas, das von ihm sogenannte entoptische Glas. Auch durch wiederholte Brechung, z. B. in einer Reihe über einander geschichteter paralleler Glasplatten wird das Licht polarisirt.[2])

1) Tyne, „Darstellung der Farbenlehre", 1853, S. 103.
2) Vgl. unten S. 136.

Bringt man nun zwiſchen die Polariſationsſpiegel einen doppelbrechenden Kryſtall oder ein „entoptiſches“ Glas, ſo erblickt man Farbenringe, ähnlich den Newton'ſchen, welche von einem weißen Kreuze durchſchnitten ſind, wenn die Reflexionsebenen der Spiegel zuſammenfallen. Stehen dieſelben rechtwinklig zu einander, ſo ſind die Farben der Ringe der Reihe nach komplementär zu erſteren und von einem ſchwarzen Kreuze durchſchnitten. Bei Anwendung homogenen Lichts erhält man nur abwechſelnd helle und dunkle Ringe, welche von dem hellen oder dunklen Kreuze durchſchnitten ſind.

Andere Figuren zeigen die optiſch zweiachſigen Kryſtalle, d. h. diejenigen, welche in zwei Richtungen keine Doppelbilder geben, wie Gips und Glimmer, welche Goethe neben dem Kalkſpath und „entoptiſchen“ Glaſe in den Kreis ſeiner Verſuche gezogen hat.[1])

Die Erſcheinungen finden der Wellentheorie gemäß ihre Erklärung im Prinzip der Interferenz. Denn die zwei Lichtbündel, in welche das durch den doppelbrechenden Kryſtall oder das „entoptiſche“ Glas hindurchgehende Licht zerlegt wird, pflanzen ſich innerhalb deſſelben mit verſchiedener Geſchwindigkeit fort. Alle Strahlen alſo, welche in anderer als in Richtung der Hauptachſe oder optiſchen Achſe hindurchgehen und, wie erwähnt, in zwei zu einander ſenkrechten Ebenen polariſirt ſind, erhalten einen Gangunterſchied, welcher für diejenigen, die gegen die Achſe gleich geneigt ſind, gleich groß iſt und mit dem Neigungswinkel zunimmt. Es müſſen daher farbige Ringe entſtehen, während die Mitte des Geſichtsfeldes, welche von dem der optiſchen Achſe parallelen Strahlenbündel gebildet wird, abwechſelnd hell und dunkel erſcheint, je nachdem die Reflexionsebenen der Spiegel einander parallel oder gekreuzt ſind.

Von dem lebhaften Intereſſe, mit welchem Goethe dieſe Entdeckungen, mit denen beſonders die Namen Malus, Biot, Arago, Fresnel, Seebeck und Brewſter verknüpft ſind, verfolgte, zeugen nicht nur die vorliegenden Arbeiten über die „entoptiſchen Farben“, ſondern auch ſeine Mittheilungen in den „Tag- und Jahresheften“ und ſeine Briefe, aus denen wir Einiges in den Bemerkungen wiedergegeben haben. So ſchön nun aber auch die Phänomene ſelbſt und die Verſuche beſchrieben ſind, ſo wenig hat Goethe ſie theoretiſch erklärt. Denn wenn er dieſelben ſchließlich auf „atmoſphäriſchen Urſprung“ zurückführt, wenn er durch-

1) Unten S. 478 und 481.

59.

Wiſſe, daß mir ſehr mißfällt,
Wenn ſo Viele ſingen und reden!
Wer treibt die Dichtkunſt aus der Welt?
Die Poeten!

---

59. Gleichfalls erſt 1827 hinzugekommen. — Aus dem Jahre 1811 hat Riemer Goethe's Aeußerung notirt: „Die Menge der Dichter iſt es, die die Dichtkunſt herunterbringt in Anſehen und Wirkung", zugleich verweiſend auf eine Stelle in Rouſſeau's Emil (IV. 201): „C'est l'influence des hôtes qui détruit l'hospitalité" (Riemer, Briefe, S. 352). Vergl. das Apophthegma bei Zincgref (V. 68): „Medicorum copia me perdidit". — Noch 1828 in dem Prolog zu Deinhardſtein's Hans Sachs (Werke, XI. 1. S. 206) ſpricht Goethe ebenſo von den Poeten:

„Deren doch unzählig viel'
Verderben Einer des Andern Spiel".

aus einen klaren Himmel verlangt und das Auftreten der Erscheinung von dem Sonnenstande abhängig macht, so erhebt er mit Unrecht einen speziellen Fall zur Würde eines Prinzips. Goethe sah die Polarisation des Himmelslichts — das Licht des unbewölkten Himmels ist in einer durch die Sonne und den Beobachter gelegten Ebene durch Reflexion teilweise polarisirt —, ohne sich des Wesens der Sache bewußt zu sein. Und daß die entoptischen Farben ebenso wenig wie die Newton'schen Farbenringe und die prismatischen Farben nach dem „Gesetze der Erscheinungen in und an dem Trüben“ [1]) entstehen, brauchten wir nach unserer Besprechung der Goethe'schen Farbenlehre im vorigen Theile kaum noch hervorzuheben und dürfte selbst aus den vorstehenden skizzenhaften Angaben zur Genüge hervorgehen. Wir schalten nichtsdestoweniger einen auf diese Frage bezüglichen Versuch ein.

„Betrachtet man eine runde Oeffnung, welche von direktem weißem Lichte beleuchtet ist, durch ein Kalkspathrhomboeder, so sieht man bei der Drehung desselben stets zwei Bilder gleicher Helligkeit, von denen das eine um das andere sich bewegt. Wo sie über einander greifen, ist die Helligkeit doppelt, die beiden etwas ins Graue spielenden Bilder zeigen sich daher hier vollkommen weiß. Beleuchtet man die Oeffnung nun durch polarisirtes Licht, so verschwindet bei jeder Vierteldrehung abwechselnd eins der Bilder vollkommen und durchläuft alle Zwischengrade der Helligkeit in einem vom Drehungswinkel abhängigen Verhältniß. Ist der Hauptschnitt daher um ein Achtheil eines Kreisumfanges von der Polarisationsebene — [d. i. nach Fresnel diejenige, gegen welche die Schwingungen der Aethertheilchen lothrecht stattfinden] — entfernt, so sind die beiden Bilder gleich hell. Ich schalte nun ein Blatt zweiachsigen Glimmers senkrecht auf den polarisirten Strahl ein und drehe dasselbe in seiner Ebene, bis beide Bilder so erscheinen, als wenn das Glimmerblatt nicht da wäre. Nun drehe ich die Platte weiter, und beide Bilder erscheinen jetzt intensiv komplementar gefärbt, da aber, wo sie über einander greifen, vollkommen weiß; verkleinere ich die Oeffnung so weit, daß die Bilder nicht mehr über einander greifen, oder schiebe ich dieselbe Oeffnung weiter vom Auge fort, bis zuletzt beide Bilder ganz aus einander treten, so sind beide durch und durch komplementar gefärbt. Diese Versuche zeigen also, daß ich dasselbe Licht theilen kann in zwei Mengen farb-

1) Unten S. 473.

losen Lichtes von gleicher und bis zum Verſchwinden des einen verſchiedener Helligkeit, außerdem aber auch in Farbe und Farbe, und zwar beides, wenn dieſelbe Beleuchtung hindurchſcheint, durch denſelben durchſichtigen Körper, der gegen das Licht immer auf gleiche Weiſe geneigt iſt. Es kann alſo nicht die Trübung als ſolche das Prinzip der Entſtehung der Farbe ſein."[1])

Im Uebrigen glauben wir, daß hier nicht der Ort iſt, dieſen Gegenſtand einer nähern Erörterung zu unterziehen. Denn wir müßten zu ſehr in das Detail eines umfaſſenden Kapitels der Phyſik eingehen, wollten wir uns dem mit der phyſikaliſchen Theorie nicht vertrauten Leſer vollkommen verſtändlich machen. Wir müſſen daher auf die Lehrbücher der Phyſik und insbeſondere auf Dove's an Anſchaulichkeit unübertroffene „Darſtellung der Farbenlehre" verweiſen. Um des großen Intereſſes willen und weil Goethe ſich auf denſelben beruft, haben wir auch den Aufſatz von Seebeck, „Geſchichte der entoptiſchen Farben",[2]) aufgenommen. Ueber Einzelnheiten geben die Bemerkungen Aufſchluß, denen wir einen kleinen, bisher ungedruckten Aufſatz von Goethe, „Farben des Himmels",[3]) welchen wir der Schleſiſchen Geſellſchaft für vaterländiſche Kultur zu Breslau verdanken, eingefügt haben.

Berlin, im Januar 1879.

Dr. S. Kalischer.

1) Dove, „Darſtellung der Farbenlehre", S. 115 f.
2) Unten S. 449—454.
3) Unten S. 619.

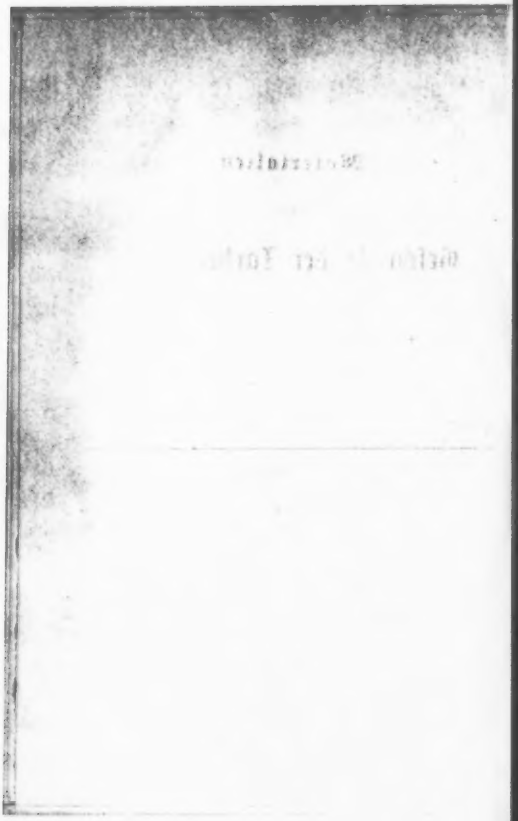

Materialien

zur

Geſchichte der Farbenlehre.

Atqui perpendat philosophiae cultor, rerum abstrusarum investigationem non unius esse seculi; saepe veritas furtim quasi in conspectum veniens, negligentia philosophorum offensa subito se rursum subducit, non dignata homines sui conspectu mero, nisi officiosos et industrios.

Des

Zweiten Bandes Erſter,

Hiſtoriſcher Theil.

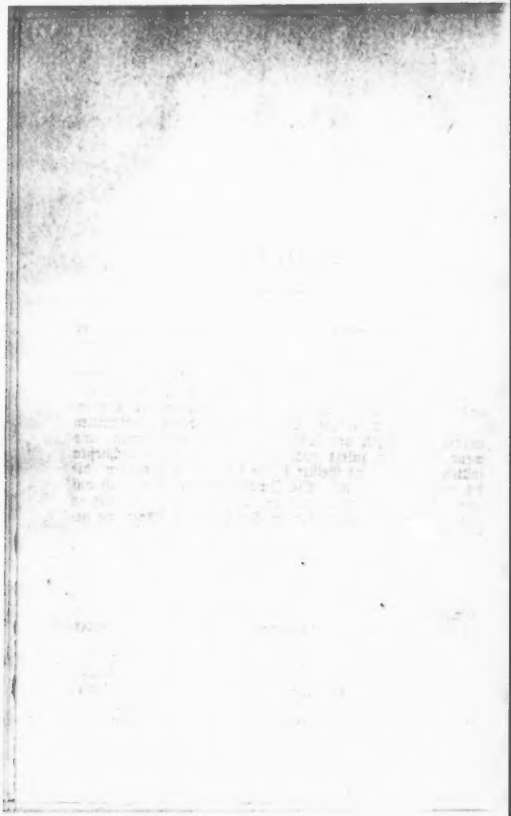

Einleitung.

Wird einer strebenden Jugend die Geschichte eher lästig als erfreulich, weil sie gern von sich selbst eine neue, ja wol gar eine Urweltepoche beginnen möchte, so haben die in Bildung und Alter Fortschreitenden gar oft mit lebhaftem Danke zu erkennen, wie mannichfaltiges Gute, Brauchbare und Hilfreiche ihnen von den Vorfahren hinterlassen worden.

Nichts ist stillstehend. Bei allen scheinbaren Rückschritten müssen Menschheit und Wissenschaft immer vorschreiten, und wenn beide sich zuletzt auch wieder in sich selbst abschließen sollten. Vorzügliche Geister haben sich immer gefunden, die sich mittheilen mochten. Viel Schätzenswerthes hievon ist auf uns gekommen, woraus wir uns überzeugen können, daß es unsern Vorfahren an treffenden Ansichten der Natur nie gefehlt habe.

Der Kreis, den die Menschheit auszulaufen hat, ist bestimmt genug, und ungeachtet des großen Stillstandes, den die Barbarei machte, hat sie ihre Laufbahn schon mehr als einmal zurückgelegt. Will man ihr auch eine Spiralbewegung zuschreiben, so kehrt sie doch immer wieder in jene Gegend, wo sie schon einmal durchgegangen. Auf diesem Wege wiederholen sich alle wahren Ansichten und alle Irrthümer.

Um sich von der Farbenlehre zu unterrichten, mußte man die ganze Geschichte der Naturlehre wenigstens durchkreuzen und die Geschichte der Philosophie nicht außer Acht lassen. Eine gedrängte Darstellung wäre zu wünschen gewesen; aber sie war unter den gegebenen Umständen nicht zu leisten. Wir

mußten uns daher entſchließen, nur Materialien zur Geſchichte der Farbenlehre zu liefern, und hiezu das, was ſich bei uns aufgehäuft hatte, einigermaßen zu ſichten.

Was wir unter jenem Ausdrucke verſtehen, wird nicht ſchwer zu deuten ſein. Wer Materialien zu einem Gebäude liefert, bringt immer mehr und weniger, als erforderlich iſt. Denn dem Herbeigeſchafften muß öfters ſo viel genommen werden, nur um ihm eine Form zu geben, und an dasjenige, was eigentlich zur letzten beſten Zierde gereicht, daran pflegt man zu Anfang einer Bauanſtalt am Wenigſten zu denken.

Wir haben Auszüge geliefert und fanden uns hiezu durch mehrere Urſachen bewogen. Die Bücher, welche hier zu Rathe gezogen werden mußten, ſind ſelten zu haben, wo nicht in großen Städten und wohlausgeſtatteten Bibliotheken, doch gewiß an manchen mittlern und kleinen Orten, von deren theilnehmenden Bewohnern und Lehrern wir unſre Arbeit geprüft und genutzt wünſchten. Deshalb ſollte dieſer Band eine Art Archiv werden, in welchem niedergelegt wäre, was die vorzüglichſten Männer, welche ſich mit der Farbenlehre beſaßt, darüber ausgeſprochen.

Auch trat noch eine beſondre Betrachtung ein, welche ſowol hier als in der Geſchichte der Wiſſenſchaften überhaupt gilt. Es iſt außerſt ſchwer, fremde Meinungen zu referiren, beſonders wenn ſie ſich nachbarlich annähern, kreuzen und decken. Iſt der Referent umſtändlich, ſo erregt er Ungeduld und Langeweile; will er ſich zuſammenfaſſen, ſo kommt er in Gefahr, ſeine Anſicht für die fremde zu geben; vermeidet er zu urtheilen, ſo weiß der Leſer nicht, woran er iſt; richtet er nach gewiſſen Maximen, ſo werden ſeine Darſtellungen einſeitig und erregen Widerſpruch, und die Geſchichte macht ſelbſt wieder Geſchichten.

Ferner ſind die Geſinnungen und Meinungen eines bedeutenden Verfaſſers nicht ſo leicht auszuſprechen. Alle Lehren, denen man Originalität zuſchreiben kann, ſind nicht ſo leicht gefaßt, nicht ſo geſchwind epitomirt und ſyſtematiſirt. Der Schriftſteller neigt ſich zu dieſer oder jener Geſinnung; ſie wird aber durch ſeine Individualität, ja oft nur durch den Vortrag, durch die Eigenthümlichkeit des Idioms, in welchem er ſpricht und ſchreibt, durch die Wendung der Zeit, durch mancherlei Rückſichten modifizirt. Wie wunderbar verhält ſich nicht Gaſſendi zu Epikur!

Ein Mann, der länger gelebt, iſt verſchiedene Epochen durchgegangen: er ſtimmt vielleicht nicht immer mit ſich ſelbſt überein; er trägt Manches vor, davon wir das Eine für wahr, das Andre für falſch anſprechen möchten: Alles dieſes darzuſtellen, zu ſondern, zu beſeitigen, zu verneinen, iſt eine unendliche Arbeit, die nur Dem gelingen kann, der ſich ihr ganz widmet und ihr ſein Leben aufopfern mag.

Durch ſolche Betrachtungen veranlaßt, durch ſolche Nöthigungen gedrängt, laſſen wir meiſtens die Verfaſſer ſelbſt ſprechen; ja, wir hätten die Originale lieber, als die Ueberſetzung geliefert, wenn uns nicht eine gewiſſe Gleichförmigkeit und allgemeinere Brauchbarkeit zu dem Gegentheil bewogen hätte. Der einſichtsvolle Leſer wird ſich mit Jedem beſonders unterhalten; wir haben geſucht, ihm ſein Urtheil zu erleichtern, nicht ihm vorzugreifen. Die Belege ſind bei der Hand, und ein fähiger Geiſt wird ſie leicht zuſammenſchmelzen. Die Wiederholung am Schluſſe wird dieſen behilflich ſein.

Wollte man uns hier noch eine heitere Anmerkung erlauben, ſo würden wir ſagen, daß durch dieſe Art jeden Verfaſſer ſeinen Irrthum wie ſeine Wahrheit frei ausſprechen zu laſſen, auch für die Freunde des Unwahren und Falſchen geſorgt ſei, denen hierdurch die beſte Gelegenheit verſchafft wird, dem Seltſamſten und am Wenigſten Haltbaren ihren Beifall zuzuwenden.

Nach dieſem Erſten, welches eigentlich den Grund unſerer Bemühung anmacht, haben wir charakteriſtiſche Skizzen, einzelne biographiſche Züge, manchen bedeutenden Mann betreffend, aphoriſtiſch mitgetheilt. Sie ſind aus Notizen entſtanden, die wir zu künftigem unbeſtimmten Gebrauch beim Durchleſen ihrer Schriften, bei Betrachtung ihres Lebensganges aufgezeichnet. Sie machen keinen Anſpruch, ausführlich zu ſchildern oder entſchieden abzuurtheilen; wir geben ſie, wie wir ſie fanden; denn nicht immer waren wir in dem Falle bei Redaktion dieſer Papiere, Alles einer nochmaligen genauen Prüfung zu unterwerfen.

Mögen ſie nur daſtehen, um zu erinnern, wie höchſt bedeutend es ſei, einen Autor als Menſchen zu betrachten; denn wenn man behauptet hat, ſchon der Stil eines Schriftſtellers ſei der ganze Mann, wie viel mehr ſollte nicht der ganze Menſch den ganzen Schriftſteller enthalten! Ja, eine Geſchichte der Wiſſenſchaften, inſofern dieſe durch Menſchen be-

handelt worden, zeigt ein ganz anderes und höchſt belehrendes Anſehen, als wenn blos Entdeckungen und Meinungen an einander gereiht werden.

Vielleicht iſt auch noch auf eine andre Weiſe nöthig, dasjenige zu entſchuldigen, was wir zu viel gethan. Wir gaben Nachricht von Autoren, die nichts oder wenig für die Farbenlehre geleiſtet, jedoch nur von ſolchen, die für die Naturforſchung überhaupt bedeutend waren. Denn wie ſchwierig es ſei, die Farbenlehre, die ſich überall gleichſam nur durchſchmiegt, von dem übrigen Wiſſen einigermaßen zu iſoliren und ſie dennoch wieder zuſammenzuhalten, wird jedem Einſichtigen fühlbar ſein.

Und ſo haben wir, um eines durchgehenden Fadens nicht zu ermangeln, allgemeine Betrachtungen eingeſchaltet, den Gang der Wiſſenſchaften in verſchiedenen Epochen flüchtig bezeichnet, auch die Farbenlehre mit durchzuführen und anzuknüpfen geſucht. Daß hiebei mancher Zufall gewaltet, Manches einer augenblicklichen Stimmung ſeinen Urſprung verdankt, kann nicht geleugnet werden. Indeſſen wird man einige Launen auch wol einer ernſten Sammlung verzeihen, zu einer Zeit, in der ganze wetterwendiſche Bücher mit Vergnügen und Beifall aufgenommen werden.

Wie Manches nachzubringen ſei, wird erſt in der Folge recht klar werden, wenn die Aufmerkſamkeit Mehrerer auf dieſen Gegenſtand ſich richtet. Verſchiedene Bücher ſind uns ungeachtet aller Bemühungen nicht zu Handen gekommen; auch wird man finden, daß Memoiren der Akademien, Journale und andre dergleichen Sammlungen nicht genugſam genutzt ſind. Möchten doch Mehrere, ſelbſt Diejenigen, die um anderer Zwecke willen alte und neue Werke durchgehen, gelegentlich notiren, was ihnen für unſer Fach bedeutend ſcheint, und es gefällig mittheilen; wie wir denn ſchon bisher manchen Freunden für eine ſolche Mittheilung den beſten Dank ſchuldig geworden.

Zur Geſchichte der Urzeit.

Die Zuſtände ungebildeter Völker ſowol der alten als der neuern Zeit ſind ſich meiſtens ähnlich. Stark in die Sinne fallende Phänomene werden lebhaft aufgefaßt.

In dem Kreiſe meteoriſcher Erſcheinungen mußte der ſeltnere, unter gleichen Bedingungen immer wiederkehrende Regenbogen die Aufmerkſamkeit der Naturmenſchen beſonders an ſich ziehen. Die Frage, woher irgend ein ſolches Ereigniß entſpringe, iſt dem kindlichen Geiſte wie dem ausgebildeten natürlich. Jener löſt das Räthſel bequem durch ein phantaſtiſches, höchſtens poetiſches Symboliſiren, und ſo verwandelten die Griechen den Regenbogen in ein liebliches Mädchen, eine Tochter des Thaumas (des Erſtaunens); beides mit Recht, denn wir werden bei dieſem Anblick das Erhabene auf eine erfreuliche Weiſe gewahr. Und ſo ward ſie dieſem Geſtalt liebenden Volke ein Individuum, Iris, ein Friedensbote, ein Götterbote überhaupt; andern, weniger Form bedürfenden Nationen ein Friedenszeichen.

Die übrigen atmoſphäriſchen Farbenerſcheinungen, allgemein, weit ausgebreitet, immer wiederkehrend, waren nicht gleich auffallend. Die Morgenröthe nur noch erſchien geſtaltet.

Was wir überall und immer um uns ſehen, das ſchauen und genießen wir wol; aber wir beobachten es kaum, wir denken nicht darüber. Und wirklich entzog ſich die Farbe, die alles Sichtbare bekleidet, ſelbſt bei gebildeteren Völkern gewiſſermaßen der Betrachtung. Deſto mehr Gebrauch ſuchte man von den Farben zu machen, indem ſich färbende Stoffe überall vorfanden. Das Erfreuliche des Farbigen, Bunten wurde gleich gefühlt, und da die Zierde des Menſchen erſtes Bedürfniß zu ſein ſcheint und ihm faſt über das Nothwendige geht, ſo war die Anwendung der Farben auf den nackten Körper und zu Gewändern bald im Gebrauch.

Nirgends fehlte das Material zum Färben. Die Fruchtſäfte, faſt jede Feuchtigkeit außer dem reinen Waſſer, das Blut der Thiere, Alles iſt gefärbt, ſo auch die Metallkalke, beſonders des überall vorhandnen Eiſens. Mehrere verfaulte Pflanzen geben einen entſchiedenen Färbeſtoff, dergeſtalt daß der Schlick an ſeichten Stellen großer Flüſſe als Farbematerial benutzt werden konnte.

VII.

Timur Nameh.

Buch des Timur.

1.

Der Winter und Timur.

So umgab sie nun der Winter
Mit gewalt'gem Grimme. Streuend
Seinen Eishauch zwischen Alle,
Hebt' er die verschiednen Winde
Widerwärtig auf sie ein.
Ueber sie gab er Gewaltkraft
Seinen frostgespitzten Stürmen,
Stieg in Timur's Rath hernieder,
Schrie ihn drohend an und sprach so:
„Leise, langsam, Unglückseel'ger,
Wandle Du, Tyrann des Unrechts!
Sollen länger noch die Herzen
Sengen, brennen Deinen Flammen?
Bist Du der verdammten Geister
Einer — wohl, ich bin der Andre!
Du bist Greis! Ich auch! Erstarren
Machen wir so Land als Menschen.

VII. Buch des Timur. Wenn Goethe Timur, der Gottesgeißel der morgenländischen Welt zu Hafis' Zeit, ein besondres Buch bestimmte, so geschah es wegen der sich aufdringenden Aehnlichkeit seiner Zeit mit jener. Die „allzu nah liegende Deutung" hielt Goethe jedoch später ab, dem Buche größere Vollständigkeit zu geben. Nach Boisserée's Tagebuch sagte er am 3. August 1815 von seinem Timur: „Napoleon, unserer Zeit, bieten reichen Stoff dazu. Timur, Dschengis-Khan, Naturkräften ähnlich, in einem Menschen erscheinend."

1. Der Winter und Timur, datirt: Jena, 11. December 1814, ist wörtliche Wiedergabe einer Stelle aus der in gereimter Prosa von dem arabischen Geschichtschreiber Ibn Arabschah abgefaßten Biographie Timur's.

Jedes Beflecken iſt eine Art von Färben, und die augenblickliche Mittheilung konnte Jeder bemerken, der eine rothe Beere zerdrückte. Die Dauer dieſer Mittheilung erfährt man gleichfalls bald. Auf dem Körper bewirkte man ſie durch Tatuiren und Einreiben. Für die Gewänder fanden ſich bald farbige Stoffe, welche auch die beizende Dauer mit ſich führen, vorzüglich der Eiſenroſt, gewiſſe Fruchtſchalen, durch welche ſich der Uebergang zu den Galläpfeln mag gefunden haben.

Beſonders aber machte ſich der Saft der Purpurſchnecke merkwürdig, indem das damit Gefärbte nicht allein ſchön und dauerhaft war, ſondern auch zugleich mit der Dauer an Schönheit wuchs.

Bei dieſer jedem Zufall freigegebenen Anfärbung, bei der Bequemlichkeit, das Zufällige vorſätzlich zu wiederholen und nachzuahmen, mußte auch die Aufforderung entſtehen, die Farbe zu entfernen. Durchſichtigkeit und Weiße haben an und für ſich ſchon etwas Edles und Wünſchenswerthes. Alle erſten Gläſer waren farbig; ein farbloſes Glas mit Abſicht darzuſtellen, gelang erſt ſpätern Bemühungen. Wenig Geſpinnſte, oder was ſonſt zu Gewändern benutzt werden kann, iſt von Anfang weiß, und ſo mußte man aufmerkſam werden auf die entfärbende Kraft des Lichtes, beſonders bei Vermittlung gewiſſer Feuchtigkeiten. Auch hat man gewiß bald genug den günſtigen Bezug eines reinen weißen Grundes zu der daraufzubringenden Farbe in früheren Zeiten eingeſehen.

Die Färberei konnte ſich leicht und bequem vervollkommnen. Das Pfuſchen, Sudeln und Manſchen iſt dem Menſchen angeboren. Schwankendes Taſten und Verſuchen iſt ſeine Luſt. Alle Arten von Infuſionen gehen in Gährung oder in Fäulniß über; beide Eigenſchaften begünſtigen die Farbe in einem entgegengeſetzten Sinne. Selbſt unter einander gemiſcht und verbunden heben ſie die Farbe nicht auf, ſondern bedingen ſie nur. Das Saure und Alkaliſche in ſeinem rohſten empiriſchen Vorkommen, in ſeinen abſurdeſten Miſchungen wurde von je her zur Färberei gebraucht, und viele Färberecepte bis auf den heutigen Tag ſind lächerlich und zweckwidrig.

Doch konnte bei geringem Wachsthum der Kultur bald eine gewiſſe Abſonderung der Materialien ſowie Reinlichkeit und Conſequenz ſtattfinden, und die Technik gewann durch

Ueberlieferung unendlich. Deswegen finden wir die Färberei bei Völkern von stationären Sitten auf einem so hohen Grade der Vollkommenheit, bei Aegyptiern, Indiern, Chinesen.

Stationäre Völker behandeln ihre Technik mit Religion. Ihre Vorarbeit und Vorbereitung der Stoffe ist höchst reinlich und genau, die Bearbeitung stufenweise sehr umständlich. Sie gehen mit einer Art von Naturlangsamkeit zu Werke; dadurch bringen sie Fabrikate hervor, welche bildungsfähigern, schnell vorschreitenden Nationen unnachahmlich sind.

Nur die technisch höchstgebildeten Völker, wo die Maschinen wieder zu verständigen Organen werden, wo die größte Genauigkeit sich mit der größten Schnelligkeit verbindet, solche reichen an jene hinan und übertreffen sie in Vielem. Alles Mittlere ist nur eine Art von Pfuscherei, welche eine Konkurrenz, sobald sie entsteht, nicht aushalten kann.

Stationäre Völker verfertigen das Werk um sein selbst willen, aus einem frommen Begriff, unbekümmert um den Effekt; gebildete Völker aber müssen auf schnelle, augenblickliche Wirkung rechnen, um Beifall und Geld zu gewinnen.

Der charakteristische Eindruck der verschiedenen Farben wurde gar bald von den Völkern bemerkt, und man kann die verschiedene Anwendung in diesem Sinne bei der Färberei und der damit verbundenen Weberei, wenigstens manchmal, als absichtlich und aus einer richtigen Empfindung entspringend ansehen.

Und so ist Alles, was wir in der früheren Zeit und bei ungebildeten Völkern bemerken können, praktisch. Das Theoretische begegnet uns zuerst, indem wir nunmehr zu den gebildeten Griechen übergehen.

Erſte Abtheilung.

Griechen.

Pythagoras
nach Diogenes Laertius.

Pythagoras ſagt von den Sinnen überhaupt und insbeſondere vom Geſicht, es ſei eine heiße Ausdünſtung oder Dampf, vermittelſt deſſen wir ſowol durch Luft als Waſſer ſehen; denn das Heiße werde von dem Kalten zurückgeworfen. Wäre nun die Ausdünſtung in den Augen kalt, ſo würde ſie in die ihr ähnliche äußere Luft übergehen. An einer andern Stelle nennt er die Augen Pforten der Sonne.

Pythagoreer
nach Plutarch.

Die Pythagoreer laſſen die katoptriſchen Erſcheinungen entſtehen durch eine Zurückwerfung der Opſis. Die Opſis erſtrecke ſich bis auf den Spiegel, und von ſeiner Dichte und Glätte getroffen, kehre ſie in ſich ſelbſt zurück, indem ſie etwas Aehnliches erleide mit der Hand, welche ausgeſtreckt und an die Schulter zurückgezogen wird.

Die Pythagoreer nannten die Oberfläche der Körper χροιά, das heißt Farbe. Ferner gaben ſie als Farbegeſchlechter an das Weiße, das Schwarze, das Rothe und das Gelbe.

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
GOETHE,J.W.
3-598-50924-3
FN. 16588475

Die Unterſchiede der Farben ſuchten ſie in der verſchiedenen Miſchung der Elemente, die mannichfaltigen Farben der Thiere hingegen in der Verſchiedenheit der Nahrungsmittel und Himmelsſtriche.

Empedokles
nach Theophraſt.

Empedokles ſagt, das Innre des Auges ſei Feuer (und Waſſer), die äußre Umgebung Erde und Luft, durch welche das Feuer als ein Zartes durchſchwitze wie das Licht durch die Laterne .... Die Gänge (πόροι) aber des Feuers und Waſſers lägen verſchränkt; durch die Gänge des Feuers erkenne man das Weiße, durch die des Waſſers das Schwarze; denn jedes von dieſen beiden ſei dem andern von beiden angemeſſen oder damit übereinſtimmend (nach dem Grundſatz: Aehnliches wird durch Aehnliches erkannt). Die Farben aber gelangten durch einen Abfluß zu dem Geſicht. Die Augen ſeien aber nicht aus Gleichem zuſammengeſetzt, ſondern aus Entgegenſtehendem: auch hätten einige das Feuer in ſich, andre außer ſich. Daher ſähen auch einige Thiere bei Tage, andre bei Nacht beſſer. Die nämlich weniger Feuer hätten bei Tage: das innre Licht werde durch das äußre ausgeglichen; die im Gegentheil bei Nacht: denn ihnen werde das Fehlende erſetzt. In den entgegengeſetzt organiſirten verhalte es ſich umgekehrt, ſie ſähen ſchlecht. Bei denen nämlich das Feuer vorwalte, am Tage noch vermehrt (durch das äußre), überwältige und verſtopfe es die Gänge des Waſſers; bei denen aber das Waſſer vorwalte, werde des Nachts das Feuer vom Waſſer überwältigt ſo lange, bis daß in dieſen das Waſſer vom äußern Licht, bei jenen das Feuer durch die Luft ausgeſchieden und abgeſondert werde. Denn immer das Entgegenſtehende ſei die Heilung des andern. Am Beſten gemiſcht und am Tauglichſten ſeien die Augen, die aus beiden Beſtandtheilen gleichförmig gemiſcht wären.

Nach Aïobius.

Empedokles erklärt die Farbe für etwas, das den Gängen des Auges oder Geſichts angemeſſen und damit übereins-

stammend sei. Ihre Verschiedenheit leitet er von der Mannichfaltigkeit der Nahrung ab. Gleichen Elementen nimmt er niere derselben an: Weiß, Schwa Roth, Gelb.

Nach Plutarch.

Nach Empedokles geschehen die Erscheinungen im Spiegel durch Ausflüsse von den Gegenständen, welche sich auf der Oberfläche des Spiegels versammeln und vollendet werden durch das aus dem Auge sich ausscheidende Feuerhafte, welches die umgebende Luft, in welche jene Ausflüsse getrieben werden, mit in Bewegung setzt.

Demokritus
nach Theophrast.

Demokritus läßt das Sehen entstehn durch eine Emphasis. Darunter versteht er etwas Besonderes. Die Emphasis geschehe nicht geradenweges in der Pupille, sondern die Luft zwischen dem Gesicht und dem Gesehenen erhalte eine Form, indem sie von dem Gesehenen und Sehenden zusammengedrückt werde; denn von Allem geschehe ein beständiger Ausfluß. Die nunmehr harte und anders gefärbte Luft spiegle sich in den nassen Augen. Das Dichte nun werde nicht aufgenommen, das Wässrichte aber seihe durch. Darum wären auch die nassen Augen tauglicher zum Sehen als die harten, wofern die Hornhaut sehr fein und dicht wäre, das Innere des Auges aber schwammig und leer an dickem und starkem Fleische sowie an dicker und fetter Feuchtigkeit, die durch die Augen gehenden Adern aber in gerader Richtung und trocken sowie von passlicher Gestalt für das Abgebildete: denn jedes erkenne am Meisten das ihm Verwandte und Aehnliche.

Nach Plutarch.

Demokritus behauptet: τῷ νόμῳ χροιὴν εἶναι: die Farbe sei nichts von Natur Nothwendiges, sondern ein durch Gesetz, Uebereinkunft, Gewöhnung Angenommenes und Festgestelltes.

Nach Stobäus.

Demokritus ſagt, die Farbe ſei nichts an ſich. Die Elemente, das Volle und das Leere hätten (zwar) Eigenſchaften; aber das aus ihnen Zuſammengeſetzte erhalte Farbe (erſt) durch Ordnung, Geſtalt und Lage oder Richtung; denn darnach fielen die Erſcheinungen aus. Dieſer Farbe ſeien vier Verſchiedenheiten, Weiß, Schwarz, Roth und Gelb.

Demokritus und Epikurus
nach Plutarch.

Demokritus und Epikurus ſagen, das Sehen geſchehe dadurch, daß Bilder von den Gegenſtänden ſich abſondern und ins Auge kommen.

Die katoptriſchen Erſcheinungen geſchehen durch Zurückwerfung von Bildern, welche von uns ausgehen und ſich auf dem Spiegel vereinigen.

Epikurus
nach Plutarch.

Epikur im zweiten Buche gegen Theophraſt leugnet, daß Farben den Körpern innewohnen, und behauptet vielmehr, ſie entſtänden durch gewiſſe Stellungen und Lagen der Körper gegen das Geſicht, und auf dieſe Weiſe könne ein Körper ebenſo wenig farblos ſein, als Farbe haben. Weiter vorn ſchreibt er alſo: Auch davon abgeſehen, weiß ich nicht, wie man ſagen könne, daß Körper in der Finſterniß auch Farbe hätten.

Nach Diogenes Laertius.

Die Farbe verändre ſich nach der Lage der Atomen.

Zeno der Stoiker
nach Plutarch.

Die Farben ſeien die erſten Schematismen der Materie.

Chrysippus
nach Plutarch.

Nach Chrysippus' Meinung geschieht das Sehen, indem die Luft zwischen dem Gegenstande und uns sich erstreckt, getroffen von dem zum Sehen bestimmten Pneuma, das von der Seele aus bis in die Pupille dringt und nach der Berührung der äußern Luft sich in Gestalt eines Kegels hinerstreckt. Es ergießen sich aber aus dem Auge feurige Strahlen, nicht schwarze oder neblichte; daher wir die Finsterniß sehen können.

Nach Diogenes Laertius.

Das Sehen geschieht, wenn das Licht, welches zwischen dem Gesicht und dem Gegenstande ist, sich in konischer Gestalt hinerstreckt. Die Spitze des Luftkegels entsteht am Auge und die Basis an dem, was gesehen wird; und so, indem die Luft wie ein Stab sich hinerstreckt, kündigt sich das Gesehene an.

Pyrrhonier
nach Diogenes Laertius.

Nichts erscheint rein und an sich, sondern mit Luft und Licht, mit Flüssigem und Festem, mit Wärme und Kälte, Bewegung, Verdunstung und andern Eigenschaften. Der Purpur z. B. zeigt eine andre Farbe in der Sonne, eine andre bei Mond- und Lampenlicht. Unsre eigne Farbe ist anders um Mittag, und so auch der Sonne. Durch Lage, Ort und Entfernung erscheint Großes klein, Eckiges rund, Ebenes uneben; Gerades erscheint gebrochen, das Bleiche anders gefärbt. Berge erscheinen von fern luftartig und glatt, in der Nähe rauh, der nämliche Körper im schattigen Hain anders als im Freien, der Hals der Taube, je nachdem sie ihn wendet.

Plato.

Uebrigens giebt es noch eine vierte Art Empfindbares, die wir abzuhandeln haben, welche aus vielen Mannichfaltigkeiten beſteht. Dieſe werden von uns ſammtlich Farben genannt, eine Flamme, die von jedem Körper ausfließt, und ſolche Theile hat, die ſich zum Sinn des Geſichts dergeſtalt verhalten, daß ſie von ihm empfunden werden können.

Was das Geſicht betrifft, von deſſen Urſprung haben wir oben geredet, und nun ziemt es ſich, auch die Farben kurzlich abzuhandeln.

Was von jenen Theilen dergeſtalt herangebracht wird, daß es ins Geſicht fällt, iſt entweder kleiner oder größer als die Theile des Geſichts oder ihnen völlig gleich. Das Gleiche wird nicht empfunden, deshalb wir es durchſichtig nennen. Durch das Kleine hingegen wird das Geſicht geſammelt, durch das Größere entbunden, und beide ſind mit dem Warmen und Kalten, das auf die Haut, mit dem Sauern, das auf die Zunge wirkt, mit dem Hitzigen, das wir auch bitter nennen, verſchwiſtert.

Durch Schwarz und Weiß entſtehen ebenſolche Wirkungen, aber als Erſcheinungen für einen andern Sinn, jedoch aus denſelben Urſachen. Daher läßt ſich behaupten, durch das Weiße werde das Geſicht entbunden, durch das Schwarze hingegen geſammelt.

Ein lebhafter Trieb aber und eine Art andern Feuers dringt von innen gegen die Augen und entbindet gleichfalls das Geſicht, und indem er die Gänge der Augäpfel mit Gewalt durchdringt und ſchmelzt, wird ein feuriges Waſſer häufig vergoſſen, das wir Thräne heißen. Jener Trieb aber iſt ein Feuer, das dem äußern begegnet.

Wenn nun das innere Feuer herausſtürzt wie ein Blitzſtrahl, indem das äußre eindringt und in der Feuchtigkeit verlöſcht, werden wir durch die bei ſolcher gegenſeitigen Wirkung entſtandenen Farben geblendet, und dasjenige, wovon ſich die Wirkung herſchreibt, nennen wir leuchtend oder glänzend.

Eine mittlere Art Feuer hingegen, die zu der Augenfeuchte gelangt und ſich damit verbindet, bringt zwar keinen Glanz hervor; weil jedoch die Feuchtigkeit ſich mit dem Leuchten

des Feuers vereinigt, entsteht eine Blutfarbe, welche man Roth nennt.

Das Leuchtende ferner, mit Roth und Weiß vermischt, erzeugt das Gelbe.

Nach welchem Maße aber solches entstehe, würde Jemand, selbst wenn er es verstünde, zu sagen nicht unternehmen, weil er weder das Nothwendige noch das Wahrscheinliche davon einigermaßen auszuführen im Stande wäre.

Roth mit Schwarz und Weiß vermischt, giebt die Purpurfarbe.

Wenn diese Mischung eine Verbrennung erleidet, so daß das Schwarze überwiegend wird, entsteht das Orphnion (ein leuchtend feurig Schwarz).

Das Braunrothe entsteht, wenn Gelb und Grau, das Graue hingegen, wenn Weiß und Schwarz gemischt werden.

Aus Weiß und Gelb entsteht das Blasse (Gelb).

Wenn das Glänzende mit dem Weißen zusammentritt und auf reines Schwarz fällt, dann wird die blaue Farbe vollendet.

Blau mit Weiß macht Hellblau,

Braunroth und Schwarz Lauchfarbe.

Hieraus sind denn auch die übrigen gewissermaßen offenbar, und durch was für ähnliche Mischungen sie hervorgebracht werden.

Aristoteles.

Anzunehmen, daß die blauen Augen feuerhaft sind, wie Empedokles sagt, die schwarzen aber mehr Wasser als Feuer haben und dieserwegen am Tage nicht scharf sehen aus Mangel des Wassers, die andern aber des Nachts aus Mangel des Feuers, ist irrig; sintemal nicht des Feuers das Auge ist, sondern des Wassers. Außerdem läßt sich die Ursache der Farben noch auf eine andre Weise angeben.

Wäre das Auge Feuer, wie Empedokles behauptet und im Timäus geschrieben steht, und geschähe das Sehen, indem das Licht wie aus einer Laterne (aus den Augen) herausgehe: warum in der Finsterniß sieht nicht das Auge? Daß es ausgelöscht werde im Finstern, wenn es herauskomme, wie

Mars, Du bist's! Ich bin Saturnus,
Uebelthätige Gestirne,
Im Verein die schrecklichsten.
Tödtest Du die Seele, kälter
Du den Luftkreis — meine Lüfte
Sind noch kälter, als Du sein kannst.
Quälen Deine wilden Heere
Gläubige mit tausend Martern —
Wohl, in meinen Tagen soll sich,
Geb' es Gott, was Schlimmres finden!
Und, bei Gott, Dir schenk' ich nichts!
Hör' es Gott, was ich Dir biete!
Ja, bei Gott, von Todeskälte
Nicht, o Greis, vertheid'gen soll Dich
Breite Kohlengluth vom Herde,
Keine Flamme des Dezembers!"

Diesethe ist vom feindseligsten Standpunkte gegen Timur geschrieben, im Gegensatz zu der persischen des Scherif-ed-din (S. Wolff in „Orient und Occident", I. 333). Goethe fand dieselbe in W. Jones' lateinischer Uebersetzung jener Geschichte (G. Jones, Persecos Asiaticae commentariorum libri sex; recudi curavit J. G. Eichhorn. Lips. 1777, Nr. 2-9 bis 211). Da dieser Ursprung des Goethischen Gedichts, welches jene lateinische Uebersetzung treu im Deutschen wiedergiebt, durch Wurm (1834), Bischoff (1853), Düntzer (1858) und Ph. Wolff (1862) allgemein bekannt ist, so ist K. Goedeke's neueste Aeußerung (1872, in der Einleitung, S. XVII, zu Bd. II. von Goethe's sämmtlichen Werken, Cotta) unverständlich, daß dasselbe „geradezu ein Gedicht auf Napoleon's russischen Winterfeldzug sei, wobei nur der Name Timur eingefügt" worden. Nein, es ist ein Stück ächt arabischer Poesie, welches den Winter personificirt und ihn dem Timur und seinem Heere schreckliche Rache verkündet läßt, was sich auch erfüllte (s. den Anfang von Schiller's Turandot), aber 1814 anstatt wie eine Vorbedeutung des Napoleonischen Schicksals. Aus diesem Grunde mußte das Gedicht Goethe im höchsten Grade merkwürdig sein. Vermuthlich ist es das Curiosissimum, welches er an Knebel unter dem 11. Dezember 1814, mit der Bitte, es zu secretiren, sandte (Briefw., Nr. 458). In lateinischer Gestalt lautet es: Circumdat eosdem litus Hyema cum ventis suis vehementibus, et sparsit inter eos frigus suum glaciem dispergentes; et in eos convertit ventos suos frigidos, ex opposito flantes; et potestatem in eos concessit geliditatis suis procellis; et in ejus (Timuri) consessum descendit, et eum insultavit, alloquta est: „Dente, o infauste, et iniuter luxodo, o tyranne injuste! quousque tandem dominum cordis igne tuo comburens? et jocinora nostra et ardore tuo inflammabilia? Quod si una ex ex infestis animabus, equidem animarum altera sum; et non senes sumus, qui continue occupamur in regionibus et servis subjugandis, et stellas malefices (Mars et Saturnus) in coniunctione sunt infaustissimae. Et si animae ocellis, et aurae frigidae reddis, ne aurae meae gelidae te sunt frigidiores; aut si in tuis catervis (militibus) sint, qui fidelem supplicibus vexent, impellant, percutiant; at in diebus meis, Dei

der Timäus ſagt, iſt durchaus nichtig. Denn was heißt Auslöſchung des Lichtes? Gelöſcht wird im Waſſen oder im Kalten das Warme (Heiße) und Trockne, desgleichen in dem Kohlichten das Feuer zu ſein ſcheint und die Flamme. Keins von beiden aber ſcheint dem Augenlicht zu Grunde zu liegen. Lägen ſie aber auch, und nur wegen der Wenigkeit auf eine uns verborgne Weiſe, ſo müßte täglich auch vom Waſſer das Augenlicht ausgelöſcht werden, und im Froſt zumal müßte Finſterniß entſtehen, wie wenigſtens mit der Flamme und brennenden Körpern geſchieht. Nun aber geſchieht nichts dergleichen. Empedokles nun ſcheint einmal zu behaupten, indem das Licht herausgehe, ſähen wir, ein andermal wieder, durch Aus- oder Abflüſſe von den geſehenen Gegenſtänden.

Demokritus hingegen, ſofern er behauptet, das Auge ſei Waſſer, hat Recht; ſofern er aber meint, das Sehen ſei eine Emphaſis (Spiegelung), hat er Unrecht. Denn dies geſchieht, weil das Auge glatt iſt, und eine Emphaſis findet nicht ſtatt im Gegenſtande, ſondern im Sehenden; denn der Zuſtand iſt eine Zurückwerfung. Doch über die Emphänomena und über die Zurückwerfung hatte er, wie es ſcheint, keine deutlichen Begriffe. Sonderbar iſt es auch, daß ihm nicht die Frage aufſtieß, warum das Auge allein ſieht, die andern Dinge, worin die Bilder ſich ſpiegeln, aber nicht. Daß nun das Auge Waſſer ſei, darin hat er Recht. Das Sehen aber geſchieht nicht, inſofern das Auge Waſſer iſt, ſondern inſofern das Waſſer durchſichtig iſt, welche Eigenſchaft es mit der Luft gemein hat.

Demokritus aber und die meiſten Phyſiologen, die von der Wahrnehmung des Sinnes handeln, behaupten etwas ganz Unſtatthaftes. Denn alles Empfindbare machen ſie zu etwas Fühlbarem, da doch, wenn dem ſo wäre, in die Augen fällt, daß auch alle übrigen Empfindungen ein Fühlen ſein müßten, welches, wie leicht einzuſehen, unmöglich. Ferner machen ſie, was allen Wahrnehmungen der Sinne gemeinſchaftlich iſt, zu einem Eigenthümlichen. Denn Größe und Seltalt, Rauhes und Glattes, Scharfes und Stumpfes an den Waſſen ſind etwas allen Sinneswahrnehmungen Gemeines oder, wenn nicht allen, doch dem Geſichte und Gefühl. Darum

täuschen diese beiden Sinne sich zwar hierüber, nicht aber über das jedem Eigenthümliche, z. E. das Gesicht nicht über die Farbe, das Gehör nicht über den Schall. Jene Physiologen aber werfen das Eigenthümliche mit dem Gemeinschaftlichen zusammen, wie Demokritus. Vom Weißen nämlich und Schwarzen behauptet er, dieses sei rauh und jenes glatt. Auch die Geschmäcke bringt er auf Gestalten zurück. Wiewol es des Gesichtes mehr als jedes andern Sinnes Eigenschaft ist, das Gemeinsame zu erkennen. Sollte es nun mehr des Geschmackes Sache sein, so müßte, da das Kleinste in jeglicher Art zu unterscheiden dem schärfsten Sinne angehört, der Geschmack zumeist das übrige Gemeinsame empfinden und über die Gestalt der vollkommenste Richter sein. Ferner alles Empfindbare hat Gegensätze, z. E. in der Farbe ist dem Schwarzen das Weiße, im Geschmack das Süße dem Bittern entgegen; Gestalt aber scheint kein Gegensatz von Gestalt zu sein. Denn welchem Eck steht der Zirkel entgegen? Ferner da die Gestalten unendlich sind, müßten auch die Geschmäcke unendlich sein; denn warum sollte man von den schmeckbaren Dingen einige empfinden, andre aber nicht? —

Sichtbar ist, wessen allein das Gesicht ist. Sichtbar ist aber die Farbe und etwas, das sich zwar beschreiben läßt, aber keinen eigenen Namen hat. Was wir meinen, soll weiterhin klar werden. Das Sichtbare nun, von dem wir reden, ist einmal die Farbe. Diese aber ist das, was an dem an sich Sichtbaren sich befindet. An sich sichtbar ist, was es nicht (τῷ ἄλλο) durch Bezug auf ein Anderes ist, sondern den Grund des Sichtbarseins in sich hat. Alle Farbe aber ist ein Erregendes des actu Durchsichtigen. Und dies ist seine Natur. Daher ist ohne Licht Farbe nicht sichtbar, sondern jede Farbe ist durchaus nur im Lichte sichtbar. Daher müssen wir zuerst sagen, was das Licht ist.

Es giebt ein Durchsichtiges (διαφανές). Durchsichtig nenn' ich, was zwar sichtbar ist, aber nicht sichtbar an sich, sondern durch eine andre Farbe. Von der Art ist die Luft, das Wasser und mehrere feste Körper. Denn nicht insofern sie Wasser und insofern sie Luft sind sie durchsichtig, sondern weil eine solche Natur in ihnen ist.

Licht nun iſt der actus dieſes Durchſichtigen als Durchſichtigen. Worin es ſich nur potentia befindet, das kann auch Finſterniß ſein. Licht iſt aber gleichſam die Farbe des Durchſichtigen, wann es actu durchſichtig iſt, es ſei durchs Feuer oder durch das höchſte und letzte Element.

Was nun das Durchſichtige und was das Licht ſei, iſt geſagt, daß es nicht Feuer ſei, noch überhaupt ein Körper, noch der Ausfluß irgend eines Körpers: denn auch ſo würde es ein Körper ſein; ſondern Feuers oder eines andern dergleichen Anweſenheit in dem Durchſichtigen. Denn zwei Körper können nicht zugleich in einem ſein. Das Licht ferner ſcheint der Gegenſatz von Finſterniß. Finſterniß ſcheint der Mangel einer dergleichen Art in dem Durchſichtigen. Wie daraus erhellt, daß die Anweſenheit deſſelben das Licht iſt. Daher Empedokles, und wer ſonſt, nicht Recht hat, zu behaupten, das Licht verbreite ſich und komme zwiſchen die Erde und ihre Umgebung, ohne daß wir es merkten. Denn dies iſt gegen alle Prinzipien und gegen die Erſcheinung. In einem kleinen Raume könnte es unbemerkt bleiben; aber vom Aufgang der Sonne bis zum Niedergang iſt die Forderung zu groß.

Der Farbe nun empfänglich iſt das Farbloſe, wie des Schalls das Schalloſe. Farblos iſt das Durchſichtige und Unſichtliche oder das kaum Sichtbare, dergleichen das Finſtere zu ſein ſcheint. Dergleichen alſo iſt das Durchſichtige, aber nicht, wenn es actu durchſichtig iſt, ſondern wenn es potentia. Denn das iſt ſeine Natur, daß es bald Licht bald Finſterniß iſt. Nicht Alles aber iſt ſichtbar im Licht, ſondern nur eines jeden eigenthümliche Farbe. Denn Einiges wird nicht geſehen im Licht, aber in der Finſterniß giebt es Empfindung, z. E. das Feurige und Leuchtende. Dieſe Dinge laſſen ſich mit einem Worte nicht benennen, z. E. die Schnuppe am Licht, Horn, die Köpfe der Fiſche und Schuppen und Augen. An keinem von dieſen Dingen wird die eigenthümliche Farbe geſchaut; wodurch ſie aber nun ſichtbar werden, iſt eine andre Unterſuchung.

So viel iſt allbereits klar, daß das im Licht Geſehene Farbe iſt; daher wird ſie nicht ohne Licht geſehen. Denn das iſt das Weſen der Farbe, daß es das Erregende des actu Durchſichtigen iſt. Der actus des Durchſichtigen aber iſt das Licht. Ein offenbarer Beweis davon iſt: Wenn Jemand

etwas Farbiges auf das Auge selbst legt, so sieht er es nicht, sondern die Farbe erregt das Durchsichtige, die Luft; von dieser aber, die ein continuum ist, wird das Gesichtsorgan erregt. Daher hat Demokritus Unrecht, zu glauben, wenn der Zwischenraum leer wäre, so würde man auch eine Ameise am Himmel genau sehen können. Denn dies ist unmöglich. Denn nur dadurch, daß das Gesichtsorgan etwas erleidet, geschieht das Sehen. Von der gesehenen Farbe selbst kann jenes nicht erfolgen; es bleibt also nur übrig, daß es von dem, was zwischen ist (dem Medium), geschehe. Darum muß nothwendig etwas zwischen sein. Wäre der Zwischenraum leer, so würde die Ameise nicht nur nicht genau, sondern ganz und gar nicht gesehen werden können.

Warum nun die Farbe nothwendig im Licht gesehen werden muß, ist gesagt. Das Feuer aber wird in beiden gesehen, im Licht und in der Finsterniß, und dies nothwendigerweise. Denn das Durchsichtige wird dadurch durchsichtig. Dieselbe Bewandniß hat es mit dem Schall und mit dem Geruch.

Denn keins von beiden, wenn es unmittelbar das Organ berührt, bringt eine Empfindung hervor, sondern von Geruch und Schall muß zuvor das Medium bewegt werden, und durch dieses erst das Organ für beide. Wenn Jemand unmittelbar an das Organ ein Schallendes oder Riechendes bringt, so entsteht durchaus keine Empfindung. Auf gleiche Weise verhält es sich mit dem Gefühl (tactus) und Geschmack, nur fällt es da nicht so in die Augen. Das Medium für den Schall ist die Luft, für das Riechende etwas, das keinen Namen hat. Denn so wie das Durchsichtige für die Farbe eine gemeinschaftliche Affektion des Wassers und der Luft ist, so giebt es eine andre gemeinschaftliche Affektion in beiden, dem Wasser und der Luft, für das Riechende. Es scheinen nämlich die im Wasser lebenden Thiere eine Empfindung des Geruchs zu haben; aber der Mensch und andre Landthiere, welche athmen, können nicht riechen, ohne zu athmen.

Licht ist des Durchsichtigen Farbe per accidens; denn die Gegenwart eines Feuerartigen im Durchsichtigen ist Licht, die Abwesenheit Finsterniß.

Was wir durchſichtig nennen, iſt weder der Luft noch dem Waſſer noch einem der Elemente beſonders eigen, ſondern es iſt eine gemeinſame Natur und Eigenſchaft, die abgeſondert zwar nicht iſt, aber in ihnen befindet ſie ſich und wohnt einem Körper mehr, andern weniger bei. So wie nun der Körper ein Aeußerſtes haben muß, ſo auch das Durchſichtige. Die Natur des Lichts iſt nun in einem unbegrenzten (ἀοριστῳ) Durchſichtigen. Daß nun das Durchſichtige in den Körpern ein Aeußerſtes haben muß, iſt Allen einleuchtend; daß dieſes aber die Farbe ſei, iſt aus den Vorderſatzen ergeblich. Denn die Farbe iſt entweder in der Grenze oder ſelbſt die Grenze. Daher nannten auch die Pythagoreer die Oberfläche Farbe. Nun iſt aber die Farbe in der Grenze des Körpers und nicht ſelbſt die Grenze; ſondern dieſelbe färbende Natur, die man außen annimmt, muß man auch innerhalb annehmen.

Luft und Waſſer erſcheinen gefärbt; denn ihr Ausſehen (ὄψις) iſt ein ſolches. Aber weil dort die Farbe in einem Unbegrenzten iſt, zeigen beide in der Nähe und in der Ferne nicht einerlei Farbe. In (feſten) Körpern aber iſt die Erſcheinung der Farbe eine beſtimmte, wenn nicht etwa das, was den Körper einſchließt, eine Veränderung hervorbringt. Es iſt alſo klar, daß ein und daſſelbe der Farbe Empfängliche ſowol dort als hier ſtattfindet. Das Durchſichtige alſo, inſofern es den Körpern inwohnt, und das iſt mehr oder weniger der Fall, macht ſie alle der Farbe fähig oder theilhaft. Da nun die Farbe in der Grenze des Körpers iſt, ſo iſt ſie auch in der Grenze des Durchſichtigen, ſo daß alſo Farbe die Grenze des Durchſichtigen an dem begrenzten Körper wäre. Den durchſichtigen Körpern ſelbſt, als dem Waſſer und was ſonſt der Art iſt, und was eine eigene Farbe hat, dieſen allen wohnt ſie bei im Aeußerſten.

In dem Durchſichtigen nun iſt dasjenige, wodurch auch in der Luft das Licht hervorgebracht wird, bald wirklich vorhanden bald nicht, ſondern entnommen. So wie nun dort bald Licht bald Finſterniß ſtattfindet, ſo iſt auch in den Körpern Weiß und Schwarz.

Von den andern Farben iſt nun zu handeln, auf wie vielerlei Art ſie entſtehen. Einmal können ſie ſo entſtehen, daß, wenn Schwarz und Weiß neben einander liegen, eins wie das andre aber wegen ihrer Kleinheit unſichtbar ſind, dennoch etwas aus ihnen entſpringe, welches ſichtbar wird.

Dieses kann nun weder schwarz noch auch weiß sein; da es aber doch eine Farbe sein muß, so muß sie eine gemischte sein und einen andern Anblick gewähren.

Auf diese Weise können nun sehr viele Farben außer dem Weißen und Schwarzen entstehen. Einige durch Verhältnisse, indem sie wie drei zu zwei, drei zu vierе und so fort in andern Portionen neben einander liegen. Andre hingegen nicht durch Zahlenverhältnisse, sondern durch ein inkommensurables Plus oder Minus. So können sie sich verhalten z. E. wie die Konsonanzen in der Musik, daß nämlich die Farben von den leichtesten Zahlenverhältnissen, gerade wie die Konsonanzen, als die angenehmsten erschienen, z. B. Violet und Roth und einige andre dergleichen. Daher auch nur wenige Konsonanzen sind. Andre ferner, die nicht in solchen Verhältnissen bestehen, würden die übrigen Farben ausmachen. Oder auch, alle Farben, sowol die in einer Ordnung als die in keiner bestehen, beruhten auf Zahlenverhältnissen, und selbst diese, wenn sie nicht rein sind, weil sie auf keinem Zahlenverhältniß beruhen, müßten es dennoch werden.

Dies ist nun eine Art der Farbenentstehung. Eine andre Art ist, wenn sie durch einander erscheinen; wie z. B. die Maler thun, daß sie eine Farbe über eine andre mehr energische herstreichen, wenn sie etwas als in Luft oder Wasser befindlich vorstellen wollen, oder wie die Sonne, die an sich weiß erscheint, durch Nebel und Rauch gesehen aber roth. Auf diese Weise können viele Farben entstehen, daß nämlich eine gegenseitige Bedingung der oben und der unten befindlichen Farbe stattfindet. Andre können gänzlich ohne dieselbe entstehen.

Zu behaupten, wie die Alten sagen, die Farben seien Ausflüsse und das Sehen geschähe aus dieser Ursache, ist ganz unstatthaft. Denn alsdann müßten sie die Empfindung von allem Andern durch Berühren entstehen lassen. Viel besser ist es daher, zu sagen, durch die Bewegung des Mediums zwischen dem Organ und dem Empfindbaren geschehe die Empfindung, als durch Ausflüsse und Berühren.

Bei Nebeneinanderliegendem muß man, wie man eine unsichtliche Größe annimmt, auch eine unmerkliche Zeit annehmen, damit wir die ankommenden Bewegungen nicht bemerken und der Gegenstand eins scheine, weil er zugleich erscheint. Aber bei der Farbe ist das nicht nothwendig.

Denn die über einander liegende Farbe, sie mag von der untern bewegt werden oder nicht, bringt doch keine gleichen Eindrücke hervor. Darum erscheint sie als eine andre Farbe und nicht weder als weiß noch als schwarz. Daher, wenn auch keine unsichtliche Größe, sondern Alles in einer gewissen Entfernung sichtbar wäre, würde auch so noch eine Mischung der Farbe stattfinden und nichts uns hindern, auch in der Entfernung eine gemeinschaftliche Farbe wahrzunehmen.

Wenn nun eine Mischung der Körper stattfindet, so geschieht es nicht blos auf die Weise, wie Einige sich die Sache vorstellen, daß nämlich kleinste Theile neben einander liegen, die uns unbemerklich sind, sondern auch so, daß die Mischung überall und durchweg sei. Denn auf jene Weise mischt sich nur, was sich in die kleinsten Theile zerlegen läßt, wie Menschen, Pferde, Samenkörner. Denn von einer Menge Menschen ist ein Mensch der kleinste Theil, von Pferden ein Pferd, so daß aus Zusammenstellung beider die Menge beider gemischt ist. Von einem Menschen und einem Pferde kann man nicht sagen, daß sie gemischt sind. Was sich nun nicht in die kleinsten Theile zerlegen läßt, bei dem findet keine Mischung auf diese Art statt, sondern auf die Art, daß Alles durchaus und aller Orten gemischt sei, was sich besonders zu einer solchen Mischung eignet.

Daß nun, wie jenes sich mischt, auch die Farben sich mischen, ist klar, und daß dieses die Hauptursache der Verschiedenheit der Farben sei und nicht das Ueber- und Nebeneinanderliegen derselben. Denn nicht etwa in der Ferne blos und in der Nähe nicht zeigen vermischte Dinge einerlei Farbe, sondern in jedem Standpunkt.

Viele Farben werden sich ergeben, weil viele Verhältnisse möglich sind, in denen das Gemischte sich mischt. Einige beruhen auf Zahlen, andere blos auf einem Uebermaß; andere endlich auf derselben Weise, wie bei über oder neben einander liegenden Farben geschieht.

Wie die Farben aus der Mischung des Weißen und Schwarzen entstehen, so auch die Geschmäcke aus der des Süßen und Bittern, und zwar nach Verhältniß des Mehr oder Weniger, es sei der Zahl nach oder der Bewegung oder

unbestimmt. Die angenehmen Geschmäcke beruhen auf dem Zahlenverhältniß. Der fette Geschmack gehört zu dem süßen; der salzige und bittre sind beinahe eins. Der beißende, herbe, zusammenziehende und saure fallen dazwischen. Schier wie die Arten des Geschmacks verhalten sich auch die Spezies der Farben. Denn beider sind sieben, wenn man, wie billig, das *φαιόν* zum Schwarzen rechnet. Daraus folgt, daß das Gelbe zum Weißen gehöre wie das Fette zum Süßen. Das Rothe, Violete, Grüne und Blaue liegt zwischen dem Weißen und Schwarzen. Die übrigen sind aus diesen gemischt. Und wie das Schwarze eine Beraubung des Weißen im Durchsichtigen, so ist das Salzige und Bittre eine Beraubung des Süßen in dem nährenden Feuchten. Darum ist die Asche aller verbrannten Körper bitter; denn das Trinkbare ist ihr entzogen.

Die empfindbaren Dinge geben uns durch einen jeglichen Sinn eine Empfindung, und dieser durch dieselben in uns entstehende Zustand dauert nicht blos, so lange die Sinne eben thätig sind, sondern auch, wenn sie aufhören. Wenn wir anhaltend einer Sinnesempfindung uns hingeben und nun den Sinn auf einen andern Gegenstand übertragen, so begleitet ihn der erste Zustand mit hinüber, z. E. wenn man aus der Sonne ins Dunkle geht. Dann sieht man nichts wegen des in den Augen fortdauernden Lichteindrucks. Auch wenn wir auf eine Farbe, Weiß oder Grün, lange hingeschaut haben, so erscheint uns etwas dergleichen, wohin wir auch den Blick wenden mögen. Auch sobald wir in die Sonne oder auf einen andern hellen Gegenstand gesehen haben und die Augen schließen, erscheint, wenn wir in der geraden Richtung, worin wir sehen, beobachten, zuvörderst etwas dergleichen an Farbe; dann verwandelt es sich in Roth, dann in Purpur, bis es zuletzt ins Schwarze übergeht und verschwindet.

Theophrast oder vielmehr Aristoteles von den Farben.

I. Von den einfachen Farben . . . . . 1—14.
II. Von den mittlern oder gemischten . . . . . 15—26.
III. Von der Unbestimmbarkeit der Farben . . . 27—37.
IV. Von den künstlichen Farben . . . . . 38.
V. Von der Veränderung der Farben an den Pflanzen durch organische Kochung . . . . 39—62.
VI. Von den Farben der Haare, Federn und Häute 63—82.

I.

Von den einfachen Farben, Weiß, Gelb und Schwarz.

1.

Einfache Farben sind diejenigen, welche die Elemente begleiten, das Feuer, die Luft, das Wasser und die Erde. Die Luft und das Wasser sind ihrer Natur nach weiß, das Feuer und die Sonne aber gelb. Die Erde ist ursprünglich gleichfalls weiß, aber wegen der Tingirung erscheint sie vielfärbig. Dieses wird offenbar an der Asche; denn sobald nur die Feuchtigkeit ausgebrannt ist, welche die Tinktur verursachte, so wird der Ueberrest weiß, nicht aber völlig; denn etwas wird wieder von dem Rauch gefärbt, welcher schwarz ist. Deswegen wird auch die Lauge gelb, weil etwas Flammenartiges und Schwarzes das Wasser färbt.

2.

Die schwarze Farbe begleitet die Elemente, wenn sie in einander übergehen.

3.

Die übrigen Farben aber entstehen, wenn sich jene einfachen vermischen und wechselseitig temperiren.

4.

Die Finsterniß entsteht, wenn das Licht mangelt.

5.

Schwarz erscheint uns auf dreierlei Weise; denn erstens, was durchaus nicht gesehen wird, wenn man den umgebenden Raum sieht, erscheint uns als schwarz, so auch weitens dasjenige, wovon gar kein Licht in das Auge kommt. Drittens nennen wir aber auch solche Körper schwarz, von denen ein schwaches und geringes Licht zurückgeworfen wird.

6.

Deswegen halten wir auch die Schatten für schwarz.

7.

Ingleichen das Wasser, wenn es rauh wird, wie das Meer im Sturm. Denn da von der rauhen Oberfläche wenig Lichtstrahlen zurückgeworfen werden, vielmehr das Licht sich zerstreut, so erscheint das Schattige schwarz.

8.

Durchsichtige Körper, wenn sie sehr dick sind, z. B. die Wolken, lassen kein Licht durch und erscheinen schwarz. Auch strahlt, wenn sie eine große Tiefe haben, aus Wasser und Luft kein Licht zurück, daher die mittlern Räume schwarz und finster erscheinen.

9.

Daß aber die Finsterniß keine Farbe sei, sondern eine Beraubung des Lichts, dieses ist nicht schwer aus verschiedenen Umständen einzusehen, am Meisten aber daher, daß sich nicht empfinden läßt, wie groß und von welcher Art das Gebilde derselben sei, wie es sich doch bei andern sichtbaren Dingen verhält.

10.

Daß aber das Licht zugleich die Farbe des Feuers sei, ist daraus deutlich, weil man an diesem keine andere Farbe findet, und weil es durch sich allein sichtbar ist, so wie es alles Uebrige sichtbar macht.

11.

Das Gleiche gilt von Eintgem, was weder Feuer noch feuerartig ist und doch Licht von sich zu geben scheint.

2.

An Suleika.

Dir mit Wohlgeruch zu lohnen,
Deine Freuden zu erhöhn,
Knospend müssen tausend Rosen
Erst in Gluthen untergehn.

Um ein Fläschchen zu besitzen,
Das den Ruch auf ewig hält,
Schlank wie Deine Fingerspitzen,
Da bedarf es einer Welt;

Einer Welt von Lebenstrieben,
Die in ihrer Fülle Drang
Ahneten schon Bulbul's lieben,
Seeleregenden Gesang.

Sollte jene Qual uns quälen,
Da sie unsre Lust vermehrt?
Hat nicht Myriaden Seelen
Timur's Herrschaft aufgezehrt?

---

adjutu, est id quod magis vexet et percutiat. Et per Deum, tibi nihil remitto. Cape igitur id, quod ad te attuli; et per Deum, non te defendent, o senex, a tuis frigore, carbonum in loco ardor, nec in messe Decembri flamma." — Uns scheint, als übertreffe Goethe's Uebersetzung noch die lateinische an Kraft und Gedrängtheit des Ausdrucks.

2. An Suleika. Datirt: Wiesbaden, den 27. Mai 1815. — Das Gedicht ist nur wegen des Schlußverses diesem Buche zugewiesen. Es ist vielleicht ein Fehler, daß Suleika schon vor ihrer dichterischen Taufe, in Nr. 2 und 3 des folgenden Buchs, angesungen wird. Timur ist nur zur Vergleichung herbeigezogen. Seine Eroberungszüge entvölkerten Asien. Um einen Thurm zu errichten, verwandte er (nach Hammer, Dschengis-Khan) siebzigtausend Menschenschädel (Jean Paul, 13, 231). Ebenso müssen tausend Rosenknospen fallen, um ein Fläschchen Rosenöl zu gewinnen. In Anwendung desselben Bildes schrieb Goethe an Riemer den 25. Mai 1816 von den Griechen: „Diese Nation hat verstanden, aus tausend Rosen ein Fläschchen Rosenöl auszuziehen" (Briefe, S. 213). — Die Liebe zwischen der Nachtigall und der Rose (Strophe 3) ist im Orient ein sprüchwörtliches Bild (s. Nr. 7 des folgenden Buchs). Daher sagt Hafis (Ta, XLVII):

Den Werth der Rose hat allein
Die Nachtigall erkannt."

Ruh (Strophe 2) steht in der ältern und in der gehobenen Sprache für die zusammengezogene Form Geruch. Schon am 4. Aug. 1815 theilte Goethe das Gedicht S. Boisserée (I. 257) mit.

12.

Die ſchwarze Farbe aber entſteht, wenn Luft und Waſſer vom Feuer verbrannt werden, deswegen alles Angebrannte ſchwarz wird, wie z. B. Holz und Kohlen nach ausgelöſchtem Feuer. Ja, ſogar der Rauch, der aus dem Ziegel aufſteigt, iſt ſchwarz, indem die Feuchtigkeit, welche im Ziegel war, ſich abſondert und verbrennt.

13.

Deswegen auch der Rauch am Schwärzeſten iſt, der von Fett und harzigen Dingen aufſteigt, als von Oel, Pech und Kien, weil dieſe am Heftigſten brennen und von gedrangter Natur ſind.

14.

Woran aber Waſſer herfließt, auch dieſes wird ſchwarz; denn hierdurch entſteht etwas Moosartiges, deſſen Feuchtigkeit ſodann austrocknet und einen ſchwärzlichen Ueberzug zurücklaßt, wie man am Bewurf der Wände, nicht weniger an Steinen, welche im Bache liegen, ſehen kann.

Und ſo viel war von den einfachen Farben zu ſagen.

II.

Von den mittlern oder gemiſchten Farben.

15.

Dieſenigen Farben, welche aus der Miſchung (κρᾶσις) der vorhergehenden oder durch das Mehr und Weniger entſtehen, ſind viel und mannichfaltig. Durchs Mehr und Weniger erzeugen ſich die Stufen zwiſchen dem Scharlach und Purpur; durch die Miſchung aber, z. B. des Schwarzen und Weißen, entſteht das Grau.

16.

Auch wenn wir das Schwarze und Schattige mit dem Licht, welches von der Sonne oder dem Feuer her ſcheint, vermiſchen, ſo entſteht ein Gelbroth; ingleichen wird das Schwarze, das ſich entzündet, roth, z. B. rauchende Flamme und glühende Kohlen.

17.

Eine lebhafte und glänzende Purpurfarbe aber erscheint, wenn mit mäßigem und schattigem Weiß schwache Sonnenstrahlen temperirt werden.

18.

Deswegen auch, um die Gegend des Aufgangs und Untergangs, wenn die Sonne dahin tritt, die Luft purpurfarb aussieht; denn die schwachen Strahlen fallen alsdann meistentheils in die schattige Atmosphäre.

19.

Auch das Meer erscheint purpurähnlich, wenn die erregten Wellen beim Niederbeugen beschattet werden, indem die Sonnenstrahlen nur schwach in die Biegung einfallen können.

20.

Ein Gleiches erblicken wir auch auf den Federn; denn wenn sie in einem gewissen Sinne gegen das Licht ausgebreitet werden, so haben sie eine Purpurfarbe, wenn aber weniger Licht einfällt, eine dunkle, die man orphinos nennt.

21.

Wird aber das Licht durch ein häufiges und reines Schwarz gemäßigt, so erscheint ein Gelbroth, das, so wie es lebhaft wird und leuchtet, in Flammenfarbe übergeht.

22.

Diese Erscheinungen können wir daher als die wechselseitigen Wirkungen des gewissermaßen verkörperten Schwarzen und Weißen von der einen und des Lichts von der andern Seite recht wohl annehmen, ohne zu behaupten, daß gedachte Farben immer auf dieselbe Weise entstehen müssen.

23.

Denn es ist bei den Farben nicht allein das einfache Verhältniß zu betrachten, sondern es giebt auch zusammengesetzte, die sich verhalten wie die einfachen, jedoch, da ihre Mischungen einigen Spielraum haben, nicht eben eine entschiedene, vorauszusagende Wirkung hervorbringen.

24.

Wenn wir z. B. von der Entstehung der blau- oder gelbrothen Farbe sprechen, so müssen wir auch die Erzeugung solcher Farben angeben, die aus diesen gemischt werden und eine ganz verschiedene Erscheinung verursachen, und zwar sollen wir immer aus den angezeigten Grundsätzen folgern. So erzeugt sich die Weinfarbe, wenn mit reinem und leuchtendem Schwarz sich lichte Strahlen verbinden. Dies geschieht auch körperlich an den Weinbeeren; denn indem sie reifen, sind sie von weinhafter Farbe; wenn sie sich aber schwärzen, so geht das Gelbrothe ins Blaurothe hinüber.

25.

Nun muß man aber auf die angezeigte Weise alle Verschiedenheit der Farben betrachten, welche bei mannichfaltiger Bewegung sich doch selber ähnlich bleiben, je nachdem ihre Mischung beschaffen ist, und so werden wir uns von den Ursachen der Erscheinung, welche sie sowol beim Entstehen als beim wechselseitigen Wirken hervorbringen, völlig überzeugen. Allein man muß die Betrachtung hierüber nicht anstellen, indem man die Farben vermischt wie der Maler, sondern indem man, wie vorgesagt, die zurückgeworfenen Strahlen auf einander wirken läßt; denn auf diese Weise kann man am Besten die Verschiedenheiten der Farben berechnen. Als Beweise aber muß man die einfacheren Fälle einfachen verstehen, in welchen man den Ursprung der Farben deutlich erkennt; deshalb muß man besonders das Licht der Sonne, Feuer, Luft und Wasser vor Augen haben; denn, indem diese mehr oder weniger auf einander wirken, vollenden sie, kann man sagen, alle Farben. Ferner muß man nach der Aehnlichkeit anderer, mehr körperlichen Farben sehen, welche sich mit leuchtenden Strahlen vermischen. So bringen z. B. Kohlen, Rauch, Rost, Schwefel, Federn, indem sie theils von den Sonnenstrahlen theils von dem Glanze des Feuers temperirt werden, viele und mannichfaltige Farbenveränderungen hervor.

26.

Auch ist zu betrachten, was durch (organische) Kochung in Pflanzen, Früchten, Haaren, Federn und dergleichen bewirkt wird.

III.

Von der Unbestimmbarkeit der Farben.

27.

Es darf uns aber nicht verborgen bleiben, woher das Vielfältige und Unbestimmbare der Farben entstehe, indem wir finden, daß die Verbindung des Lichts und des Schattens sich ungleich und unregelmäßig ereigne. Beide sind durch das Mehr oder Weniger gar sehr von einander unterschieden, daher sie sowol unter sich, als wenn sie mit den Farben vermischt werden, viele Farbenveränderungen hervorbringen, theils weil das, was nun zusammenwirkt, an Menge und an Kräften sich nicht gleich ist, theils weil sie gegen einander nicht dieselben Beziehungen haben. Und so haben denn auch die Farben in sich viel Verschiedenheiten, das Blaurothe so wie das Gelbrothe, ingleichen das Weiße und so auch die übrigen sowol wegen des Mehr oder Weniger als wegen wechselseitiger Mischung oder Reinheit.

28.

Denn es macht einen Unterschied, ob dasjenige, was zugemischt wird, leuchtend und glänzend sei oder im Gegentheil schmutzig und glanzlos. Das Glänzende aber ist nichts Anders als die Gedrängtheit und Dichtheit des Lichtes. So entsteht die Goldfarbe, wenn das Gelbe und Sonnenhafte, verdichtet, stark leuchtet, deswegen auch die Hälfe der Tauben und die Wassertropfen golden erscheinen, wenn das Licht zurückgeworfen wird.

29.

Es giebt auch Körper, welche, indem sie durch Reiben oder sonst eine Gewalt glatt werden, eine Veränderung verschiedener Farben zeigen, wie abgeriebenes Silber, Gold, Erz und Eisen.

30.

Auch bringen gewisse Steinarten mehrerlei Farben hervor, z. B. der Schiefer, der, indem er schwarz ist, weiße Linien zieht. Bei solchen Körpern sind die Ur-Theile klein, dicht und schwarz, das Gewebe des Steins aber ward bei seiner Entstehung mit allen seinen Gängen besonders gefärbt, daher man auch äußerlich entweder diese oder jene Farbe sieht.

Das vom Körper Abgeriebene aber erſcheint nicht mehr gold- oder kupferfarbig, noch auf irgend eine Weiſe gefärbt, ſondern ganz ſchwarz, weil das anders gefärbte Gewebe zerriſſen iſt und nun die uranfängliche Natur der kleinſten Theile geſehen wird.

Streicht man aber einen ſolchen Körper an etwas Gleiches und Glattes, wie z. B. an einen Probirſtein, ſo kommt ſeine Urfarbe, die ſchwarze nämlich, nicht zum Vorſchein, ſondern er zeigt die Farbe, womit ſein Gewebe bei deſſen erſter Schichtung und Verbindung tingirt ward.

31.

Unter den brennenden, im Feuer ſich auflöſenden und ſchmelzenden Körpern zeigen ſolche, deren Rauch dünn und luftartig iſt, die verſchiedenſten Farben, wie der Schwefel und die roſtenden Kupfergefäße; auch Körper, welche dicht und glatt ſind, wie das Silber.

32.

Auch andere Körper, welche ſchattige Farben zeigen, ſind gleichfalls glatt, wie z. B. das Waſſer und die Wolken und die Federn der Vögel; denn weil hier die Strahlen auf die Glätte fallen und bald ſo oder ſo temperirt werden, entſtehen verſchiedene Farben, wie auch durch die Finſterniß geſchieht.

33.

Keine Farbe ſehen wir aber rein, wie ſie iſt, ſondern entweder durch den Einfluß fremder Farben oder durch Licht und Schatten verändert; wir mögen daher einen Körper in den Sonnenſtrahlen oder im Schatten ſehen, bei ſtarker oder ſchwacher Beleuchtung, bei der oder jener Neigung der Flächen, immer wird die Farbe anders erſcheinen.

34.

Ebenſo geſchieht es bei Feuer-, Monden- oder Lampenlicht; denn ein jedes von dieſen hat eine eigene Farbe. Wenn ſie nun mit der Farbe des Körpers durcheinanderſpielt, ſo entſteht die gemiſchte Farbe, die wir ſehen.

35.

Wenn das Licht auf irgend einen Körper fällt und dadurch z. B. einen purpurnen oder grünen Schein annimmt, von da aber auf einen andern Körper geworfen wird und von der Farbe deſſelben abermals eine Veränderung erleidet,

ſo geſchieht dies zwar in der That, doch nicht für die Empfindung; denn das Licht kommt zum Auge von vielerlei Farben getränkt, aber nur diejenige, welche vorzüglich wirkt, wird empfunden. So erſcheint im Waſſer Alles waſſerhaft, im Spiegel nach der Farbe des Spiegels, und wir können vermuthen, daß es in der Luft auch alſo geſchehe.

36.

Wir finden alſo, daß alle gemiſchte Farben aus drei Urſprüngen erzeugt werden, aus dem Licht, durch das Mittel, wodurch das Licht erſcheint, als Waſſer oder Luft, und ſodann von den untergelegten Farben, von denen das Licht zurückgeworfen wird.

37.

Das Weiße und Durchſcheinende, wenn es ſehr dünn iſt, erſcheint luftfarbig, an allem Dichten aber erſcheint eine gewiſſe Trübe, z. B. am Waſſer, am Glas, an dunſtiger Luft; denn wegen der Dichte nehmen die Strahlen überall ab, und wir können das, was in dieſen Mitteln iſt, nicht deutlich erkennen. Die Luft, wenn wir ſie nahe ſehen, ſcheint keine Farbe zu haben; denn ſie wird, weil ſie dünn iſt, von den Strahlen überwunden und getheilt, indem dieſe mächtiger ſind und durch ſie hindurchſcheinen. Wenn man aber die Luft in einiger Tiefe ſieht, ſo erſcheint ſie, wenn ſie noch dünn genug iſt, blau; denn wo das Licht abnimmt, wird die Luft von der Finſterniß aufgefaßt und erſcheint blau; verdichtet aber iſt ſie wie das Waſſer ganz weiß.

IV.

Von künſtlichen Farben.

38.

Uebrigens, was gefärbt wird (vorausgeſetzt, daß es ganz weiß ſei), empfängt ſeine Farbe von dem Färbenden. So wird Vieles durch Blumen, Wurzeln, Rinden, Hölzer, Blätter und Früchte gefärbt, ſodann Vieles mit Erde, Schaum und metalliſchen Tinten, auch mit thieriſchen Säften, wie das Blaurothe durch die Purpurſchnecke. Einiges wird mit Wein, Einiges mit Rauch, mit Lauge, ja ſogar durch das Meer gefärbt, wie die Haare der Seeleute, denn dieſe werden roth.

und überhaupt mit allen Körpern, welche eigene Farben enthalten.

Denn verbunden mit dem Feuchten und Warmen, dringen ſolche Farben in die Gänge der Körper ein, und wenn dieſe trocken ſind, ſo haben ſie die Farben ſich zugeeignet; ja man kann öfters die Farbe auswaſchen, indem ſie aus den Poren wieder ausfließt.

Auch macht der Gebrauch zuſammenziehender Ingredienien beim Färben großen Unterſchied, ſowol der Miſchung als auch überhaupt deſſen, was die Körper dabei erleiden.

Man färbt auch ſchwarze Felle; an dieſen wird aber die Farbe nicht ſonderlich ſcheinbar, indem ſich zwar ſowol die Farbe als die innern Gänge der Wolle einander wechſelsweiſe aufnehmen, aber das Gewebe der Haare ſelbſt die Farbe nicht annimmt.

Das Weiße hat zu den Farben ein reines Verhältniß und bewirkt eine glänzendere Erſcheinung der Blüthe; das Schwarze hingegen macht ſie dunkel, obgleich die Farbe, welche ſie Orphniös nennen, ſich blühender auf Schwarz als auf Weiß ausnimmt, weil ihre Blüthe durch die Strahlen des Schwarzen gehoben wird.

Die Zwiſchenräume der Gänge ſieht man aber an ſich ſelbſt nicht, wegen ihrer Kleinheit, ſo wie man die Theile des Zinnes und des Kupfers nicht unterſcheiden kann, wenn beide Metalle gemiſcht ſind.

Und ſo werden aus vorgemeldeten Urſachen die Farben der gefärbten Dinge verändert.

V.

Von Veränderung der Farben an den Pflanzen durch organiſche Kochung.

39.

Die Haare aber, die Federn, Blumen, Früchte und alle Pflanzen nehmen durch Kochung alle Veränderung der Farben an, wie ſolches aus vielerlei Fällen deutlich iſt. Was aber die einzelnen Dinge, die aus der Erde wachſen, für Anfänge der Farben haben, was für Veränderungen mit ihnen vorgehen und warum ſie ſolches leiden, darüber kann man,

wenn auch einige Zweifel diese Betrachtungen begleiten sollten, folgendermaßen denken:

40.

In allen Pflanzen ist der Anfang der Farbe grün, und die Knospen, die Blätter und die Früchte sind im Anfange von dieser Farbe.

41.

Man kann auch ebendasselbe am Regenwasser sehen; denn wenn es eine Weile gestanden hat und sodann vertrocknet, so erhält es eine grüne Farbe.

42.

Auf diese Weise geschieht es, daß Allem demjenigen, was aus der Erde wächst, die grüne Farbe zuerst angehört; denn altes Wasser, worauf die Sonnenstrahlen gewirkt haben, hat anfänglich diese Farbe, hernach wird sie allmählich schwarz; vermischt man sie aber aufs Neue mit dem Gelben, so erscheint sie wieder grün. Denn das Feuchte, wie schon gesagt ist, das in sich selbst veraltet und austrocknet, wird schwarz, wie der Bewurf von den Wasserbehältern, so wie Alles, was sich immer unter dem Wasser befindet, weil die der Luft ausgesetzte Feuchtigkeit austrocknet. Schöpft man es aber und bringt es an die Sonne, so wird es grün, weil sich das Gelbe mit dem Schwarzen verbindet; wenn aber die Feuchtigkeit mehr ins Schwarze fällt, so giebt es ein sehr gesättigtes, lauchfarbes Grün.

43.

Deswegen auch alle ältere Knospen schwärzer sind als die neuen, diese aber gelblicher, weil die Feuchtigkeit in ihnen sich noch nicht völlig geschwärzt hat. Wenn nun aber bei langsamerem Wachsthum die Feuchtigkeit lange in ihnen verweilt, so wird das der Luft ausgesetzte Feuchte nach und nach schwarz und die Farbe lauchartig, indem sie durch ein ganz reines Schwarz temperirt ist.

44.

Diejenigen Theile der Pflanzen aber, in denen das Feuchte nicht mit den Sonnenstrahlen gemischt wird, bleiben weiß, wenn sie nicht etwa schon veraltet und ausgetrocknet und daher schwarz geworden sind.

45.

Deswegen auch an den Pflanzen Alles, was über der Erde ſteht, zuerſt grün iſt, unter der Erde aber Stengel, Wurzeln und Keime die weiße Farbe haben. So wie man ſie aber von der Erde entblößt, wird, wie geſagt iſt, Alles grün, weil die Feuchtigkeit, welche durch die Keime zu den übrigen Theilen durchſeigt, die Natur dieſer Farbe hat und zu dem Wachsthum der Früchte ſogleich verbraucht wird.

46.

Wenn die Früchte aber nicht mehr zunehmen, weil die Wärme die zufließende Nahrung nicht mehr beherrſchen kann, ſondern die Feuchtigkeit nur von der Wärme aufgelöſt erhalten wird, ſo reifen alle Früchte, und indem theils von der Sonnenwärme theils von der Wärme der Luft die Feuchtigkeit, die ſich in den Früchten befindet, gar gekocht worden, nehmen ſie nun andere Farben an, welche den Pflanzen eigen ſind, wie wir ein Aehnliches beim Färben (38) geſehen haben, und ſo färben ſie ſich langſam; ſtark aber färben ſich die Theile, welche gegen die Sonne und die Wärme ſtehen.

47.

Deswegen verwandeln die Früchte ihre Farben mit den Jahrszeiten.

48.

Wie bekannt iſt. Denn was vorher grün war, nimmt, wenn es reift, die Farbe an, die ſeiner Natur gemäß iſt.

49.

Denn ſie können weiß, ſchwarz, braun, gelb, ſchwärzlich, ſchattenfarbig, gelbroth, wein- und ſafranfarbig werden und beinahe alle Farbenunterſchiede annehmen.

50.

Wenn nun aber überhaupt die Mannichfaltigkeit der Farben daher entſteht, daß mehrere wechſelsweiſe Einfluß auf einander haben, ſo folgt auch, daß bei den Farben der Pflanzen derſelbe Fall ſei.

Die Feuchtigkeit, indem ſie die Pflanzengefäße durchfeihet und durchſpület, nimmt alle Farbenkräfte in ſich, und wenn ſie nun beim Reifen der Früchte durch Sonnen- und Luft-

wärme durchgekocht wird, treten die einzelnen Farben in sich zusammen und erscheinen abgesondert, einige schneller, andere langsamer.

Etwas Aehnliches begegnet beim Purpurfärben. Denn wenn man die Schnecke zerstößt, ihre Feuchtigkeit auspreßt und im Kessel kocht, so ist in der Küpe zuerst keine bestimmte Farbe zu sehen, nach und nach aber trennen sich die eingebornen Farben und mischen sich wieder, wodurch denn die Mannichfaltigkeit entsteht, als Schwarz, Weiß, Schatten- und Luftfarbe. Zuletzt wird Alles purpurfarbig, wenn die Farben gehörig zusammengekocht sind, so daß wegen ihrer Mischung und Uebergang aus einer in die andere keine der einzelnen Farben an sich mehr zu sehen ist.

51.

Dieses begegnet auch an Früchten. Denn bei vielen werden nicht alle Farben auf einmal gar gekocht, sondern einige zeigen sich früher, andere später, und eine wird in die andere verändert, wie man an den Trauben und Datteln sieht. Denn diese letzten werden zuerst roth; wenn aber das Schwarze in ihnen in sich zusammentritt, gehen sie in die Weinfarbe über. Zuletzt werden sie blau, wenn das Rothe mit vielem und reinem Schwarz gemischt ist.

52.

Denn die Farben, welche später entstehen, verändern, wenn sie vorwalten, die ersten Farben, welches besonders bei schwarzen Früchten deutlich ist. Denn die meisten, welche zuerst grün aussehen, neigen sich ein Wenig ins Rothe und werden dann feuerfarb, aber bald verändern sie auch diese Farbe wieder, weil ein reines Schwarz sich ursprünglich in ihnen befindet.

53.

Es ist offenbar, daß auch die Reiser, die Härchen und die Blätter dieser Pflanzen einige Schwärze zeigen, weil sich eine solche Farbe häufig in ihnen befindet; daß aber die schwarzen Früchte beide Farben in sich haben, zeigt der Saft, welcher weinhaft aussieht.

54.

Bei der Entstehung aber ist die rothe Farbe später als die schwarze, wie man an dem Pflaster unter den Dachtraufen

VIII.

Suleika Nameh.

Buch Suleika.

Ich gedachte in der Nacht,
Daß ich den Mond sähe im Schlaf;
Als ich aber erwachte,
Ging unvermuthet die Sonne auf.

1.

Einladung.

Mußt nicht vor dem Tage fliehen;
Denn der Tag, den Du ereilest,
Ist nicht besser als der heut'ge;
Aber wenn Du froh verweilest,
Wo ich mir die Welt beseit'ge,

VIII. Buch Suleika. — Das Motto ist Diez' Denkw., I. 254, entnommen; es steht hier unter den Distichen des oben in der Note zu I. 17 erwähnten dichterischen Sultan's Selim I.:

„Ich gedachte in der Nacht, daß ich den Mond sähe im Schlafe.
Als ich aber erwachte, ganz unvermuthet die Sonne auf".

Das heißt: die Sonne, die schöne Wirklichkeit, übertraf den Mond, das Traumgesicht, an Schönheit, die wirkliche Geliebte alle Gedankenbilder. In der Streitschrift gegen Hammer (Anfang ꝛc., S. 138 ff.) vertheidigte Diez die Richtigkeit seiner Uebertragung und Auffassung: „Der Dichter sah beim Erwachen eine ganz andere, schönere Person, als ihm das Traumgesicht vorgebildet hatte." Goethe konnte kaum ein schöneres Motto für sein Suleikabuch wählen. Sonne und Mond sind stereotype Bilder des Orients für die Liebenden (s. unten Nr. 13).

1. Einladung. Datirt: Sylvesterabend 1814. — Es ist die Aufforderung des Dichters, ihm in seine ewige, von der Zeitlichkeit unabhängige Welt zu folgen. Um die Welt zu gewinnen, giebt es für ihn kein Mittel, als der Welt sich zu entziehen (V. 5 und 6). Dies ist nur anderer Ausdruck für die Entsagungslehre, welche, neben der Weltfreudigkeit, Goethe's ganze Dichtung durchzieht, das „die Existenz aufgeben, um zu existiren"

sieht und überall, wo an schattigen Orten mäßiges Wasser fließt; Alles verwandelt sich da aus der grünen in die rothe Farbe, und das Pflaster wird, als wenn beim Schlachten frisches Blut ausgegossen worden wäre. Denn die grüne Farbe ist hier weiter durchgekocht worden; zuletzt aber wird's auch hier sehr schwarz und blau, wie es an den Früchten geschieht.

55.

Davon aber, daß die Farbe der Früchte sich verwandelt, wenn die ersten Farben durch die folgenden überwältigt werden, lassen sich Beispiele an der Frucht des Granatbaums und an den Rosenblättern zeigen; denn beide sind anfänglich weiß, zuletzt aber, wenn die Säfte älter und durch Kochung gefärbt werden, so verwandeln sie sich in Purpur und hochrothe Farbe.

56.

Manche Körper haben mehrere Farben in sich, wie der Saft des Mohns und die Neige des ausgepreßten Olivenöls; auch diese sind anfangs weiß wie der Granatapfel, sodann gehen sie ins Hochrothe über, zuletzt aber, wenn viel Schwarzes dazukommt, wird die Farbe blau, deswegen auch die Blätter des Mohns oberhalb roth sind, weil die Kochung in ihnen sehr schnell vorgeht, gegen den Ansatz aber schwarz, da bereits diese Farbe in ihnen die Oberhand hat, wie auch bei der Frucht, die zuletzt schwarz wird.

57.

Bei solchen Pflanzen aber, in welchen nur eine Farbe herrscht, etwa die weiße, schwarze, hochrothe oder violete, behalten auch die Früchte diejenige Farbe, in welche sie sich einmal aus dem Grünen verändert haben.

58.

Auch findet man bei einigen, daß Blüthe und Frucht gleiche Farbe hat, wie z. B. am Granatapfel; denn hier ist die Frucht so wie die Blüthe roth. Bei andern aber ist die Farbe beider sehr verschieden, wie beim Lorbeer und Epheu; denn an diesen sehen wir die Blüthe ganz gelb und die Frucht schwarz. Die Blüthe des Apfels neigt sich aus dem Weißen ins Purpurfarbne, die Frucht hingegen ist gelb. Die

Blume des Mohns ist roth, aber die Frucht bald weiß bald schwarz, weil die Kochung der einwohnenden Säfte zu verschiedenen Zeiten geschieht.

59.

Dieses bewährt sich aber auf vielerlei Weise. Denn einige Früchte verändern mit der fortschreitenden Kochung sowol Farbe als Geruch und Geschmack. Auch ist hierin zwischen Blume und Frucht oft ein großer Unterschied.

Ja, an einer und derselben Blume bemerkt man eine solche Mannichfaltigkeit, indem das eine Blatt schwarz, das andere roth, das eine weiß, das andere purpurfarb sein kann, welches auffallend an der Iris gesehen wird; denn wegen mannichfaltiger Kochung hat diese Blume die verschiedensten Farben.

Ein Gleiches geschieht an den Trauben, wenn sie reifen. Auch werden die Enden der Blumenblätter am Meisten ausgekocht; denn da, wo sie am Stiel anfitzen, sind sie weniger gefärbt.

60.

Fast wird auch an einigen das Feuchte gleichsam ausgebrannt, ehe es seine eigentliche Kochung erreicht; daher behalten die Blumen ihre Farbe, die Früchte aber bei fortschreitender Kochung verändern die ihrige. Denn die Blumenblätter sind wegen der geringen Nahrung gleich durchgekocht; die Früchte aber lassen sich wegen der Menge Feuchtigkeit, die in ihnen wohnt, beim Auskochen durch alle Farben durchführen, die ihrer Natur gemäß sind.

Etwas Aehnliches geschieht, wie schon vorher gesagt worden ist, auch beim Färben. Denn im Anfang, wenn die Purpurfarber die Blutbrühe ansetzen, wird sie dunkel, schwarz und luftfarbig; ist aber die Masse genug durchgearbeitet, so wird die Purpurfarbe blühend und glänzend.

Daher müssen auch die Blumen an Farbe von den Früchten sehr unterschieden sein; einige übersteigen gleichsam das Ziel, das ihnen die Natur gesteckt hat, andre bleiben dahinter zurück, die einen, weil sie eine vollendete, die andern, weil sie eine unvollendete Kochung erfahren.

Dies sind nun die Ursachen, warum Blüthen und Früchte von einander unterschiedene Farben zeigen.

61.

Die meisten Blätter mehrerer Bäume aber werden zuletzt

gelb, weil die Nahrung abnimmt und ſie eher welken, als ſie in die (höchſte) Farbe, die ihrer Natur möglich iſt, übergehen. Auch werden einige abfallende Früchte gelb, weil ihnen die Nahrung vor der vollkommenen Kochung ausgeht.

62.

Ferner wird ſowol der Weizen als Alles, was unmittelbar aus der Erde wächſt, zuletzt gelb: denn in ſolchen Pflanzen wird das Feuchte nicht ſchwarz, ſondern, weil ſie ſchnell trocknen, geſchieht ein Rückſchritt in der Farbe.

Denn das Schwarze, mit dem Gelbgrünen verbunden, wird, wie geſagt, grasgrün; wo aber das Schwarze immer ſchwächer wird, geht die Farbe wieder ins Gelbgrüne und dann ins Gelbe.

Zwar werden die Blätter des Apium und der Andrachne, auch einiger andern Pflanzen, wenn ſie vollkommen durchgekocht ſind, hochroth; aber was an ihnen geſchwind trocknet, wird gelb, weil ihm die Nahrung vor der völligen Kochung abgeht.

Daher kann man ſchließen, daß der Unterſchied der Pflanzen (-Farben) ſich aus den vorgeſagten Urſachen herſchreibt.

VI.

Von den Farben der Haare, Federn und Häute.

63.

Auch die Haare, Federn und Häute der Pferde, Ochſen, Schafe und Menſchen ſowie aller andern Thiere werden weiß, grau, roth oder ſchwarz aus derſelben Urſache.

64.

Und zwar werden ſie weiß, wenn das Feuchte, indem es vertrocknet, ſeine eigne Farbe behält.

65.

Schwarz hingegen werden ſie, wenn das urſprüngliche Feuchte häufig genug vorhanden iſt, ſo daß es langſam altern und zeitigen kann. Auf dieſe Weiſe werden Felle und Häute ſchwarz.

66.

Körper hingegen, welche eine braune, rothe, gelbe oder sonst eine Farbe haben, sind solche, die früher austrocknen, ehe das Feuchte vollkommen in die schwarze Farbe übergeht.

67.

Wenn aber dieses (Austrocknen) ungleich geschieht, so werden auch die Farben verschieden, wobei sich die Farbe der Haare nach der Farbe der Haut richtet. So sind die Haare röthlicher Menschen hellroth, schwarzer Menschen aber schwarz. Bricht aber eine weiße Stelle hervor, so sind die Haare ebenfalls auf der Stelle weiß, wie man auch bei scheckigen Thieren sieht, und so richten sich Haare und Federn nach der Haut, entweder zum Theil oder im Ganzen.

68.

So verhält sich's auch mit dem Hufe, den Klauen, dem Schnabel und den Hörnern. An schwarzen Thieren werden sie schwarz, an weißen aber weiß, weil auch bei diesen Theilen die Nahrung durch die Haut nach der äußern Bedeckung durchseihet.

69.

Daß aber die angegebene Ursache die richtige sei, läßt sich an mancherlei Fällen erkennen. Denn die Häupter aller Knaben sind anfangs roth wegen geringerer Nahrung, ebendeshalb sind die Haare schwach, dünn und kurz; bei fortschreitendem Alter hingegen werden sie schwarz, wenn die Kinder durch die Menge der zufließenden Nahrung mehr Farbe gewinnen.

70.

So ist es auch mit den Milchhaaren und dem Barte beschaffen. Wenn diese sich zu zeigen anfangen, so werden sie geschwind roth, wegen der wenigen Feuchtigkeit, die in ihnen austrocknet; wenn aber etwas mehr Nahrung zugeführt wird, so werden sie gleichfalls schwarz.

71.

An dem Körper also bleiben die Haare so lange roth, als ihnen die Nahrung fehlt; wenn sie aber wachsen, so werden sie auch schwarz, sowol am Bart als auf der Scheitel.

Auch streitet für unsere Meinung der Umstand, daß bei solchen Geschöpfen, welche lange Haare haben, in der Nähe des Körpers die Haare schwärzer, gegen die Spitzen aber gelber werden, wie man bei Schafen, Pferden und Menschen sieht, weil gegen die Enden weniger Nahrung hingeführt wird und sie daselbst schneller vertrocknet.

72.

Auch die Federn schwarzer Vögel sind in der Nähe des Leibes am Schwärzesten, an den Enden aber gelber. So verhalten sie sich auch um den Hals und überhaupt, wo sie geringere Nahrung empfangen.

Ingleichen gehen alle Haare nach der Vollendung zurück und werden braunroth, weil die nun wieder abnehmende Nahrung schnell vertrocknet.

73.

Zuletzt aber werden sie weiß, wenn die Nahrung in denselben ausgekocht wird, ehe das Feuchte schwarz werden kann. Dies ist am Sichtbarsten bei Thieren, welche unter dem Joche gehen. An solcher Stelle werden die Haare durchaus weiß; denn es kann daselbst die Nahrung nicht gleichförmig angezogen werden, und bei einer schwachen Wärme vertrocknet die Feuchtigkeit zu geschwind und wird weiß.

74.

Um die Schläfe werden die Haare am Früheſten grau, so wie überhaupt an schwachen und leidenden Stellen.

Vorzüglich aber gehen Geschöpfe, wenn sie ausarten, in diese Farbe hinüber. So giebt es weiße Hasen, weiße Hirsche und Bären, auch kommen weiße Wachteln, Rebhühner und Schwalben vor. Dieses Alles geschieht bei einer schwachen Ernährung und wegen Mangel von nährendem Stoff, der zu früh austrocknet, und so werden sie weiß.

75.

So sind auch anfangs die Kopfhaare der Kinder weiß, die Augenbraunen und Wimpern. Nicht weniger erfährt auch Jedermann im Alter, daß sich die Haare bleichen, wegen Schwäche und Mangel an Nahrung.

76.

Deshalb sind auch meistentheils die weißen Thiere schwächer als die schwarzen; denn ehe ihr Bau vollendet werden kann, ist schon ihre mangelhafte Nahrung durchgekocht, und so werden sie weiß. Ebendieses begegnet den Früchten, welche kränkeln; denn diese sind auch wegen ihrer Schwäche bald durchgekocht.

77.

Die Thiere aber, welche weiß werden und von andern auf diese Art sich unterscheiden, als Pferde und Hunde, gehen aus ihrer natürlichen Farbe in das Weiße hinüber, wegen reichlicher Nahrung; denn das Feuchte in ihnen veraltet nicht, sondern wird zum Wachsthum verbraucht und weiß. Die meisten dieser Geschöpfe sind feucht und fruchtbar wegen reichlicher Nahrung, daher auch die weiße Farbe in keine andere übergeht (weil sie schon das Ende erreicht hat), so wie dagegen schwarze Haare, ehe sie grau werden, durch das Rothe durchgehen und zuletzt weiß werden.

78.

Uebrigens glauben Einige, Alles werde schwarz, weil die Nahrung von der Wärme verbrannt werde, so wie beim Blut und manchem Andern geschieht, worin sie jedoch irren.

Denn einige Thiere werden gleich anfangs schwarz, als Hunde, Ziegen und Ochsen und überhaupt alle diejenigen, deren Häute und Haare von Anfang genugsame Nahrung haben, bei fortschreitenden Jahren aber weniger. Doch sollten (wenn jene Meinung wahr wäre) die Haare zu Anfang vielmehr weiß sein und erst, wenn das Thier auf dem Gipfel seiner Kraft steht, schwarz werden, als um welche Zeit auch seine Wärme den höchsten Punkt erreicht hat. Denn zu Anfang der Organisation ist die Wärme viel schwächer als um die Zeit, wo (sonst) das Haar (wieder) weiß zu werden anfängt.

79.

Die Unrichtigkeit jener Meinung ergiebt sich auch an den weißen Thieren. Einige sind nämlich gleich anfänglich von der weißesten Farbe, denen gleich anfangs die meiste Nahrung zufließt und in denen die Feuchtigkeit nicht vor der Zeit vertrocknet; hingegen bei fortschreitendem Alter, wenn ihnen

mindere Nahrung zufließt, werden ſie gelb. Andere ſind von Anfang gelb und auf dem Gipfel ihres Wachsthums ſehr weiß. Wie denn auch die Farbe der Vögel ſich wieder verändert: wenn die Nahrung abnimmt, werden ſie alle gelb, beſonders um den Hals, und überhaupt an allen den Stellen, welche bei abnehmender Feuchtigkeit Mangel an Nahrung haben. Denn ſo wie das Röthliche ins Weiße ſich verwandelt und das Schwarze ins Röthliche, ſo geht auch das Weiße ins Gelbe über.

80.

Etwas Aehnliches begegnet auch mit den Pflanzen. Denn einige, wenn ſie ſchon durch Kochung in eine andere Farbe übergegangen, kehren doch wieder zur erſten zurück. Dieſes iſt am Deutlichſten am Granatapfel zu ſehen; denn im Anfange ſind die Kerne der Aepfel roth, ſo wie die Blätter, weil nur geringe Nahrung ausgekocht wird, dann werden ſie grün, wenn viel Saft zuſtrömt und die Kochung nicht mit gleicher Kraft vor ſich geht. Zuletzt aber, wenn die Kochung vollendet iſt, entſteht wieder die rothe Farbe.

81.

Ueberhaupt aber gilt von den Haaren und Federn, daß ſie ſich verändern, theils wenn ihnen die Nahrung fehlt, theils wenn ſie zu reichlich iſt. Deshalb werden auf verſchiedenen Stufen des Alters die Haare ſehr weiß, ſo wie ſehr ſchwarz. Manchmal gehen ſogar die Rabenfedern in eine gelbe Farbe über, wenn ihnen die Nahrung mangelt.

82.

Unter den Haaren giebt es aber keine ſcharlach- noch purpurrothe, ſo wenig als lauchgrüne oder von ſonſt einer Farbe dieſer Art, weil dieſe Farben zu ihrer Entſtehung die Beimiſchung der Sonnenſtrahlen bedürfen. Dieſe nehmen aber die feuchten Haare nicht an, ſondern ſie ſind an innere Veränderungen gebunden. Dagegen ſind die Federn zu Anfang nicht wie in der Folge gefärbt. Denn auch die bunten Vögel haben anfangs faſt alle ſchwarze Federn, als der Pfau, die Taube und die Schwalbe. Nachher nehmen ſie aber große Mannichfaltigkeit an, indem die Kochung außerhalb des Körpers vor ſich geht ſowol in den Kielen als in den Verzweigungen derſelben, wie bei den Pflanzen außerhalb der

Erde. (Daher können die Lichtstrahlen zu Entstehung mannichfaltiger Farben mitwirken.)

So haben auch die übrigen Thiere, die schwimmenden, kriechenden und beschalten, alle Arten der Farben, weil bei ihnen auch eine vielfache Kochung vorgeht.

Und so möchte Einer wohl die Theorie der Farben aus dem Gesagten einzusehen im Stande sein.

Farbenbenennungen der Griechen und Römer.

Die Alten lassen alle Farbe aus Weiß und Schwarz, aus Licht und Finsterniß entstehen. Sie sagen, alle Farben fallen zwischen Weiß und Schwarz und seien aus diesen gemischt. Man muß aber nicht wähnen, daß sie hierunter eine blos atomistische Mischung verstanden, ob sie sich gleich an schicklichen Orten des Wortes μίξις bedienen, dagegen sie an den bedeutenden Stellen, wo sie eine Art Wechselwirkung beider Gegensätze ausdrücken wollen, das Wort κρᾶσις, ἀνάκρασις gebrauchen, so wie sie denn überhaupt sowol Licht und Finsterniß als die Farben unter einander sich temperiren lassen, wofür das Wort κεράννυσθαι vorkommt, wie man sich davon aus den bisher übersetzten und mitgetheilten Stellen überzeugen kann.

Sie geben die Farbengeschlechter verschieden, Einige zu sieben, Andre zu zwölfen an, doch ohne sie vollständig aufzuzählen.

Aus der Betrachtung ihres Sprachgebrauchs, sowol des griechischen als römischen, ergiebt sich, daß sie generelle Benennungen der Farben statt der speziellen und umgekehrt diese statt jener setzen.

Ihre Farbenbenennungen sind nicht fix und genau bestimmt, sondern beweglich und schwankend, indem sie nach beiden Seiten auch von angrenzenden Farben gebraucht werden. Ihr Gelbes neigt sich einerseits ins Rothe, andrerseits ins Blaue, das Blaue theils ins Grüne theils ins Rothe, das Rothe bald ins Gelbe bald ins Blaue; der Purpur schwebt auf der Grenze zwischen Roth und Blau und neigt sich bald zum Scharlach bald zum Violetten.

Indem die Alten auf diese Weise die Farbe als ein nicht

nur an ſich Bewegliches und Flüchtiges anſehen, ſondern auch ein Vorgefühl der Steigerung und des Rückganges haben, ſo bedienen ſie ſich, wenn ſie von den Farben reden, auch ſolcher Ausdrücke, welche dieſe Anſchauung andeuten. Sie laſſen das Gelbe rötheln, weil es in ſeiner Steigerung zum Rothen führt, oder das Rothe gelbeln, indem es ſich oft zu dieſem ſeinem Urſprunge zurückneigt.

Die ſo ſpezifizirten Farben laſſen ſich nun wiederum ramifiziren. Die in der Steigerung begriffene Farbe kann, auf welchem Punkte man ſie feſthalten will, durch ein ſtärkeres Licht diluirt, durch einen Schatten verfinſtert, ja in ſich ſelbſt vermehrt und zuſammengedrängt werden. Für die dadurch entſtehenden Nuancen werden oft nur die Namen der Spezies, auch wol nur das Genus überhaupt angewendet.

Die geſättigten, in ſich gedrängten und noch dazu ſchattigen Farben werden zur Bezeichnung des Dunkeln, Finſtern, Schwarzen überhaupt gebraucht, ſo wie im Fall, daß ſie ein gedrängtes Licht zurückwerfen, für leuchtend, glänzend, weiß oder hell.

Jede Farbe, welcher Art ſie ſei, kann von ſich ſelbſt eingenommen, in ſich ſelbſt vermehrt, überdrängt, geſättigt ſein und wird in dieſem Falle mehr oder weniger dunkel erſcheinen. Die Alten nennen ſie alsdann suasum πεπισμένον, in se consumptum, plenum, saturum κατακορές, meracum ἄκρατον, pressum βαρύ, adstrictum, triste, austerum αὐστηρόν, amarum πικρόν, nubilum ἀμαυρόν, profundum βαθύ.

Sie kann ferner diluirt und in einer gewiſſen Bläſſe erſcheinen; inſofern nennt man ſie dilutum, liquidum ὑδαρές, pallidum ἐλλευκον.

Bei aller Sättigung kann die Farbe dennoch von vielem Lichte ſtrahlen und daſſelbe zurückwerfen; dann nennt man ſie clarum λαμπρόν, candidum, acutum ὀξύ, excitatum, laetum, hilare, vegetum, floridum ἰλαρόν, ἀνθηρόν. Sämmtliche Benennungen geben die beſondern Anſchauungen durch andre ſymboliſche vermittelnd wieder.

Wir haben nunmehr noch die generellen Benennungen der Farbe ſammt den ſpezifiſchen, die ihre Sphäre ausmachen, anzugeben.

Fangen wir von der unterſten Stufe an, wo das Licht ſo alterirt erſcheint, daß es die beſondre Empfindung deſſen, was wir Farbe nennen, erregt, ſo treffen wir daſelbſt zuerſt

ὠχρόν, dann ξανθόν, ferner πυῤῥόν, dann ἐρυθρόν, ſodann φοινικοῦν, zuletzt πορφυροῦν an. Im gemeinen wie im poetiſchen Sprachgebrauch finden wir herauf- und herabwärts öfter ein Genus für das andre geſetzt. Das πορφυροῦν ſteigt abwärts in das ἁλουργές, κυανοῦν coeruleum, γλαυκόν caesium, und ſchließt ſich durch dieſes an das πράσινον porraceum, ποώδες herbidum und zuletzt an das χλωρόν viride an, das ſowol ein mit Blau vermiſchtes Gelb, d. i. ein Grünes, als das reine Gelb anzeigt und ſo das Ende des Farbenkreiſes mit dem Anfange verbindet und zuſchließt.

Die Farbenbenennungen, welche die weiteſte Sphäre haben, ſind vorzüglich folgende.

Ξανθόν geht vom Strohgelben und Hellblonden durch das Goldgelbe, Braungelbe bis ins Rothgelbe, Gelbrothe, ſogar in den Scharlach.

Darunter gehören als Spezies ὠχρόν, ἠΰψινον, πυῤῥόν, κιτρινόν, κηκόν, μήλινον, μήλωψ, αὐτόχρουν, ξανθόν, πυῤῥόν, χρυσοειδές, ἠλιῶδες, ϛάλογοειδές, οἰνῶδες, χροιοειδές etc. Im Lateiniſchen buxeum, melleum, cereum, flavum, fulvum, helvum, galbinum, aureum, croceum, igneum, luteum, melinum, gilvum, rubeum, adustum, russum, rufum.

Ἐρυθρόν, rufum, welches nach Gellius das Geſchlechtswort aller rothen Farbe iſt, begreift unter ſich von ξανθόν, πυῤῥόν an Alles, was roth iſt und braun, welches zum Gelben oder Rothen neigt, bis zum Purpur. Im Lateiniſchen rufum, russum, rubrum, rutilum, rubicundum, spadix, badium, φοινικοῦν puniceum *(ponceau, coquelicot, nacarat)*, coccineum, Scharlach, ἔοσινον, welches nach Plinius zwiſchen purpureum und coccineum liegt und wahrſcheinlich *cramoisi*, Karmeſin, iſt; zuletzt purpureum πορφυροῦν, das vom Roſenrothen an durchs Blut- und Braunrothe bis ins Blaurothe ἁλουργές und Violete übergeht.

Κυάνεον geht vom Himmelblauen bis ins Dunkel- und Schwarzblaue, Violete und Violetpurpurne. Ebenſo coeruleum, das ſogar ins Dunkelgrüne und Blaugrüne γλαυκόν, wie in das caesium, Katzengrüne übergeht.

Darunter fallen ἀερῴον, ἀεροειδές aërium, coelinum οὐρανοειδές, ὑακίνθινον, ferrugineum, οἰνωπόν, ἀμεθύστινον, thalassinum, vitreum, venetum, γλαυκόν, das aus dem Blaugrünen und Katzengrünen ins bloße Graue übergeht und noch das χαροπόν und ravum unter ſich begreift.

Um die Welt an mich zu ziehen,
Bist Du gleich mit mir geboren:
Heut ist heute, morgen morgen,
Und was folgt und was vergangen,
Reißt nicht hin und bleibt nicht hangen.
Bleibe Du, mein Allerliebstes!
Denn Du bringst es und Du giebst es.

2

Daß Suleika von Jussuf entzückt war,
Ist keine Kunst;
Er war jung, Jugend hat Gunst,
Er war schön, sie sagen zum Entzücken,
Schön war sie, konnten einander beglücken.
Aber daß Du, die so lange mir erharrt war,
Feurige Jugendblicke mir schickst,
Jetzt mich liebst, mich später beglückst,
Das sollen meine Lieder preisen,
Sollst mir ewig Suleika heißen!

(Sprüche in Prosa, 261). Dem so Geborenen raubt die Zeit nichts und sie gewährt ihm nichts (S. 10), nur die Liebe bleibt als das Unvergängliche und das allein Fruchtbare (S. 11 und 12). — Auch Hafis ladet in gleicher Weise ein:

„Du, höre von Hafis und nicht
Vom Prediger der Liebe Wort!" (Dal, III.)

und:

„Willst Du das Liebchen finden,
Verlaß die Welt und laß sie gehn!" (Elif, I.)

— B. 1 und 3 wiederholen den Spruch oben VI. 2.

2. Datirt: Eisenach, den 24. Mai 1815. Ein sehr liederreicher Reisetag. — Der Name der Geliebten wird dem oben III. 1 erwähnten zweiten klassischen Liebespaare entnommen. Schon Bodmer hatte dasselbe in seinem Joseph und Julika (Zürich 1754) gefeiert, und Goethe fand in den Fundgruben (II. 47 ff.) eine Uebersetzung von Stellen des Dschamischen romantischen Epos Jussuf und Suleicha von Rosenzweig. Nach der arabischen Mythe werden Beide, Joseph und die Gattin des Potiphar der Bibel, ein glückliches Paar. Die 12. Sure des Koran ist allein Jussuf geweiht. Seine Schönheit war so groß, weil ihm von aller überhaupt vorhandenen Schönheit die eine Hälfte allein, allen übrigen Menschen zusammen nur die zweite Hälfte zu Theil geworden.

Das erharrt (B. 4) wie in dem letzten Gedicht des nächsten Buchs und S. 79 des Briefwechsels mit Eisenberg.

Χλωρόν geht aus der einen Seite ins Gelbe, aus der andern ins Grüne. Ebenſo viride, das nicht nur ins Gelbe, ſondern auch ins Blaue geht.

Darunter fallen **πράσινος** berbidum, **πράσινον** porraceum, aerugineum **ἰάδες**, **σμαράγδινον**, vitreum **ἰοειδὲς**, venetum.

Aus der Miſchung von Schwarz und Weiß gehen nach Ariſtoteles und Platon hervor: das **φαιόν**, welches auch **μέσον** erklärt wird, alſo grau.

Ferner **πυῤῥός**, **πυλιός**, **πολιός**, pullus, ſowol ſchwärzlich als weißlich, je nachdem die Anforderung an das Weiße oder an das Schwarze gemacht wird.

Ferner **τεφρόν**, aſchfarben, und **σποδιόν**, welches iſabellfarben erklärt wird, wahrſcheinlich gris cendré, drückt aber auch Eſelsfarbe aus, welche an den Spitzen der Haare in ein **πυῤῥόν**, mehr oder weniger Gelbbraunes, ausläuft.

Aus verbranntem Purpur und Schwarz entſteht nach ebendieſen Beiden das **ὀφρύινον**, die Farbe des Rauchtopaſes, welches wie im Lateiniſchen das verwandte furvum oft nur in der allgemeinern Bedeutung des Schwarzen und Dunkeln gebraucht wird.

In dieſes, nach unſern theoretiſchen Einſichten nunmehr im Allgemeinen aufgeſtellte Schema laſſen ſich die übrigen allenfalls noch vorzufindenden Ausdrücke leicht einordnen, wobei ſich mehr und mehr ergeben wird, wie klar und richtig die Alten das Äußerlichen gewahr geworden, und wie ſehr, als naturgemäß, ihre Ausſprechen des Erfahrenen und ihre Behandlung des Gewußten zu ſchätzen ſei.

Zweite Abtheilung.

Römer.

Lukretius.

Auf, und vernehme Du jetzt, was süßes Bemühen erforscht hat,
Und ich Dich lehre, daß nicht, was weiß dem Auge sich darstellt,
Weiß erscheine deshalb, weil weiße Stoffe der Grund sind;
Oder was schwarz aussieht, aus schwarzen Samen erzeugt sei;
Noch auch jegliches Ding, das irgend gefärbt wir erblicken,
Also sich zeige, dieweil schon ähnliche Farbe von dieser
In der Materie selbst, in den Ursprungsstoffen vorhanden.
Denn der Materie Stoff ist gänzlich beraubet der Farbe,
Weder den Dingen gleich noch ungleich ihnen zu nennen.
Sagst Du, der menschliche Geist vermöge nicht Körper zu fassen
Solcherlei Art, so irrest Du sehr und täuschest Dich gänzlich.
Nimm Dir den Blindgeborenen doch: die göttliche Sonne
Hat er nimmer gesehn, doch kennet er durch das Gefühl blos
Dinge, die nie im Leben mit Farbe verbunden ihm waren.
Ebenso läßt sich verstehn, wie die Seele Begriffe von Körpern
Machen sich könne, die nicht mit Farbe von außen getüncht sind.
Selbst die Dinge, die wir bei Nacht und im Dunkel betasten
Unterscheiden sich uns, obgleich wir die Farbe nicht fühlen.

Was die Erfahrung bezeugt, laß jetzt durch Gründe mich darthun.
Jegliche Farbe verwandelt ſich leicht in jegliche Farbe;
Aber das dürfen doch nie die Urelemente der Dinge.
Stets muß etwas beſtehn, das unveränderlich bleibe,
Soll nicht Alles in nichts von Grund aus wieder ſich kehren;
Denn was irgend verläßt die Grenzen des eigenen Daſeins,
Stirbt als das, was es war, wird augenblicklich ein Andres.
Hüte Dich alſo, den Stoff mit wechſelnden Farben zu tünchen,
Soll ins völlige Nichts zuletzt nicht Alles vergehen.

Sind die Stoffe nun gleich nicht farbig ihrer Natur nach
Sind ſie dennoch begabt mit mannichfaltigen Formen.
Wechſelnde Farben daraus von allerlei Arten zu ſchaffen.
Dann auch lieget noch viel an Miſchung und Lage der Stoffe,
Wie ſie ſich unter ſich ſelbſt, und wie ſie zu andern ſich halten,
Welche Bewegung ſie ſich ertheilen und wieder empfangen:
Alſo daß leicht ſich hieraus ein rechenſchaftlicher Grund giebt,
Wie, was kurz noch zuvor von Farbe dunkel und ſchwarz war,
Könn' urplötzlich darauf in Marmorweiße ſich wandeln.
Ebenſo wird auch das Meer, von heftigen Winden erreget,
Umgewandelt in Wogen von heller und glänzender Weiße.
Sagen ließe ſich dann, daß das, was öfters wir ſchwarz ſehn,
Wann es die Stoffe durchmiſcht, die Ordnung derſelben verändert.
Einige ſich vermindern und andre dagegen vermehren,
Dieſes auf einmal alsdann ſich weiß und glänzend uns zeige.
Wären die Fluthen des Meeres jedoch ſchon dunkel im Grundſtoff,
Dann ſo könnten auf keinerlei Art ins Weiße ſie wandeln;
Möchteſt Du noch ſo ſehr in einander jagen die Stoffe,
Nimmer würden ins Weiße ſie übergehen, die dunkeln.
Wären die Samen jedoch, aus denen der einfache, klare,
Meeresſchimmer beſteht, mit verſchiedenen Farben gefärbet,
Wie man ein Viereck oft und andre beſtimmte Figuren
Bildet aus anderen Formen und unterſchiednen Figuren:
Mußte man auch, wie hier die verſchiedenen Formen im Viereck,
So in der Fläche des Meers und in jeder lauteren Glanzfluth
Bunte und weit von einander verſchiedene Farben bemerken.

Uebrigens zeigt sich die äußre Figur vollkommen im Viereck.
Sind auch die Glieder, woraus es besteht, verschieden an Bildung;
Aber an Dingen verschiedene Farbe verhindert es gänzlich,
Daß dasselbige Ding einfärbig jemals erscheine.

Irgend ein Grund, der noch uns verführen könnte, den Stoffen
Einzuräumen die Farbe, zerfällt und verlieret sich gänzlich;
Wenn man bedenkt, daß nicht aus weißen entstünde das Weiße,
Noch was schwarz man benennt, aus schwarzen, vielmehr aus verschiednen.
Weit natürlicher ist's, daß Weißes aus Stoffen entspringe
Ganz farbloser Natur, als daß es aus schwarzen sich zeuge,
Oder aus jeglicher Farbe, mit welcher es gänzlich im Streit steht.

Ferner, da ohne Licht nicht Farben können bestehen,
Aber hervor aus Licht ursprüngliche Körper nicht treten,
Folgt natürlich hieraus, daß diese von Farben entblößt sind.
Wie kann Farbe denn nur lichtlosem Dunkel gemein sein?
Sie, die sich selbst verändert im Licht und verschieden zurückglänzt,
Je nachdem sie der Strahl schief oder gerade getroffen.
An dem Gefieder der Tauben, das ihnen den Hals und den Nacken
Rings umkränzt, kannst dieses Du sehn im Strahle der Sonne:
Anders gewandt, erscheinet es roth, im Glanz des Purpurs,
Wieder anders, Lasur, in grüne Smaragden gemischet.
So auch des Pfauen Schweif: zur vollen Sonne gewendet,
Wandelt auf ähnliche Art er die mannichfaltigen Farben.
Da nun des Lichtes eigener Wurf die Wirkung hervorbringt,
Ist es auch klar, daß ohne das Licht nicht solches geschahe.
Ferner noch, da die Pupille durch andere Stöße gereizt wird,
Wann sie das Weiße fühlt, durch andere wieder vom Schwarzen,
Wieder auf andere Art von jeglicher anderen Farbe.
Auch an der Farbe des Dinges, wofern Du solches berührest,
Wenig klebet, vielmehr an der Form und der eigenen Bildung:
Also erhellt, daß Stoffe durchaus nicht Farbe bedürfen,
Sondern verschiedene Formen, verschiedne Gefühle zu wecken.

Sollte gewiſſer Farben Natur beſtimmten Figuren
Eigen nicht ſein, und könnte daher mit jeglicher Farbe
Jegliche Bildung der Stoffe beſtehn: wie kommt es, daß Dinge
Nicht auf ähnliche Art in jegliche Farbe ſich kleiden?
Dann ſo traf es ſich wol, daß zuweilen den fliegenden Raben
Weißer Schimmer entglänzte von weißem Gefieder und Flügel;
Schwarze Schwanen entſtünden, aus ſchwarzem Samen erzeuget,
Oder auch einfach und bunt, in jeder beliebigen Färbung.

Ja, Du bemerkeſt ſogar, je kleiner man Dinge zertheilet,
Deſto mehr ſich die Farbe verliert, die endlich verſchwindet;
So, wenn man Gold zerreibt zu feinem Staube, des Purpurs
Glänzendes Roth zerlegt in die allerzarteſten Faden,
Welches Dir klar erweiſt, daß, ehe zum Stoffe ſie kehren,
Alle die Theilchen zuvor aushauchen jegliche Farbe.

Endlich, indem Du Ton und Geruch nicht jeglichem Körper
Zugeſteheſt, ſo räumeſt Du ein, daß Körper es gebe
Ohne Ton und Geruch; auf ähnliche Weiſe begreift ſich's,
Daß, indem wir nicht Alles mit Augen zu faſſen vermögen,
Dennoch Körper vorhanden, die ſo der Farbe beraubt ſind
Wie des Geruches und wie des tönenden Schalles die andern:
Und es erkennt der forſchende Geiſt nicht minder dieſelben,
Als die in anderen Dingen auch anderer Zeichen entbehren.

Plinius.

Da dieſer Autor in Jedermanns Händen ſein kann, ſowol im Original als in Ueberſetzungen, ſo wäre ſeinen Text hier abdrucken zu laſſen überflüſſig und unnütz, um ſo mehr, als Derjenige, der ihn im Einzelnen zu verſtehen und auszulegen ſucht, manche Schwierigkeiten findet, welche wir nicht zu überwinden hoffen. Wir ziehen daher vor, einen Aufſatz einzurücken, in welchem ein Freund das, was Plinius von Farben und

Kolorit gesagt, zusammenfaßt und seine Meinung äußert, wie nach dem natürlichen Vorschritte der Malerkunst das Einzelne möchte zu verstehen und zurechtzulegen sein.

Es mag dieser Versuch als ein Beispiel dienen, wie man eine bedeutende Weltbegebenheit aus ihrer eigenen Natur heraus entwickeln, darstellen und die hiezu überlieferten Nachrichten nur insofern benutzen kann, als sie mit der Nothwendigkeit in Harmonie stehen. Die Hauptpunkte, worauf Alles ankommt, treten alsdann glänzender hervor: Lücken werden entdeckt und, wo nicht ausgefüllt, doch wenigstens bezeichnet, und auf diese Weise theils gegenwärtig etwas Belehrendes und Aufregendes geleistet, theils der Zukunft vorgearbeitet.

*

Hypothetische Geschichte des Kolorits, besonders griechischer Maler, vorzüglich nach dem Berichte des Plinius.

Der Verfasser nennt die gegenwärtige Abhandlung eine hypothetische Geschichte, weil die Nachrichten, welche uns durch alte Schriftsteller überliefert worden, in vielen Stücken höchst undeutlich und lückenhaft sind und also durch Vermuthungen erst aufgeklärt und ergänzt werden müssen. Wenn indessen dasjenige, was wir vermuthen, auf eine ganz natürliche und keineswegs gezwungene Weise aus dem Ganzen der Nachrichten hervorgeht oder durch den Gang der Sache selbst als nothwendig gefordert wird, so verdient dasselbe allerdings mehr Glaubwürdigkeit als ein solches Ueberliefertes, das sich mit dem Wesen der Kunst schwer oder gar nicht verträgt. Der Verfasser behält sich also die Freiheit vor, theils Vermuthungen, deren Wahrscheinlichkeit ihm nach dem nothwendigen Gange der Kunst einleuchtend ist, vorzubringen, theils Nachrichten, welche ihm widersprechend scheinen, wenn sie sich gleich auf die Autorität eines alten Schriftstellers gründen sollten, zu verwerfen.

Nach des Plinius Behauptung stimmten alle älteren Ueberlieferungen darin überein, daß die Malerei eigentlich vom Umriß eines menschlichen Schattens begonnen habe: welches unter der Bedingung für wahrscheinlich gelten kann, daß man

sich dabei nicht etwa wirkliche Schatten- oder Silhouettenfiguren denke, sondern vielmehr die ersten Linearversuche, eine Gestalt auf eine Fläche aufzuzeichnen; denn dieses ist ja in der That das Elementare der Malerei.

Ardices und Telephanes, sagt Plinius, hatten zuerst diese Art von Kunst geübt, noch aber keiner Farben sich bedient, sondern nur innerhalb der Figuren hin und wieder Linien gezogen; wobei er hinzufügt, es sei in dieser ersten Zeit üblich gewesen, jedesmal daneben zu schreiben, wen man abgemalt habe.

Hier zeigt sich dieselbe Bemühung, Formen und Gestalten darzustellen, wie wir noch an den Kindern gewahr werden, wenn sie spielend ihre Poposse an die Wände zeichnen.

Schelte indessen Niemand die alten Erfinder der Kunst kindischen oder unreifen Geistes, wenn auch die Werke, die sie verfertigten, sich mit dem Bestreben der Kinder vergleichen lassen. Denn durch sie ist der erste Anlaß zur Malerei, zur Darstellung erhobener runder Gegenstände auf ebener Fläche in die Welt gekommen, und jeder erste Schritt kann als ein großer und wichtiger angesehen werden.

Ferner sehen wir auch unsere Kinder, welche einen Begriff von Malerei sich geschwind bilden können, sehr bald um etwas weiter gehen und den Versuch machen, wie sie mit Ziegelmehl ihren Fratzen von Seiten der Farbe mehr Natürlichkeit verschaffen möchten, ebenso wie nach Plinius' Bericht der Korinthier Kleophantus soll gethan haben. Und wir sehen nicht, was sich gegen die Wahrscheinlichkeit dieser Nachricht von der ersten einfachsten Weise, wie sich der Sinn fürs Kolorit ausgesprochen, viel einwenden ließe. Denn ehe man den Boden nach Ockerarten und Kreiden durchsucht und verschiedene Hauptfarben zur Nachahmung der Karnation zu mischen gewagt, mögen wol die Scherben gebrannter irdener Gefäße oder Backsteine das nächste und beste Mittel dargeboten haben, den vorgesetzten Zweck zu erreichen.

Hierbei wird Jedermann leicht einfallen, daß die bemalten sogenannten hetrurischen Gefäße in gebrannter Erde gewissermaßen als Symbole dieser uranfänglichen Malerei können angesehen werden. Die ältesten derselben mit schwarzen, im Detail oft noch unförmlichen Gestalten stellen uns die Linearzeichnungen des Telephanes und Ardices vor Augen, und wie Plinius von den Werken dieser beiden Künstler erzählt, so sind auch

auf den erwähnten Vasenzeichnungen ältester Art im Innern zur Andeutung der Theile einzelne Linien gezogen. Woraus klar erhellt, daß man dadurch keineswegs eigentliche Schattenrisse bezweckte, sondern wirklich allgemeine Zeichnung plastischer Gestalten auf ebener Fläche, doch ohne Begriff von Kolorit, noch weniger von Licht und Schatten, welcher letzteren Erkenntniß, wie wir in der Folge sehen werden, erst später aufgegangen ist und die Vollendung der Malerei bewirkt hat.

Die andere und vermuthlich spätere Art der Vasenbilder mit gelbrothen Figuren auf schwarzem Grunde kann den durch Kleophantus eingeführten ersten vorschreitenden Versuch, die anfängliche Andeutung der Farbe, darstellen. Denn wenn er mit zerstoßenen Scherben malte, so muß daraus ebendieselbe Farbe entstanden sein, die der gebrannte Thon auf nicht glasirten Gefäßen wirklich zeigt.

Wenn wir die sogenannten hetrurischen Gefäße als Darstellung der ursprünglichen Versuche in der Malerei anführten, so würde man uns doch mißverstehen, wenn man glauben wollte, daß wir die Zeichnungen auf dergleichen Gefäßen wirklich in ein so hohes Alterthum hinaufrücken und sie selbst als Erstlinge der Malerei betrachten möchten. Wiewol einige mit schwarzen Figuren, uralter Schrift und unbeholfener, noch roher Zeichnung in der That sehr alt sind und aus Zeiten herrühren können, welche von der Erfindung der auf Flächen zeichnenden Kunst bei den Griechen nicht fern gewesen. Wir aber gedenken ihrer blos als solcher Kunstwerke, worauf die ersten ursprünglichen Arten der Malerei noch beibehalten waren, und wodurch wir uns dieselben desto besser vorstellen können.

Fruchtlos würde die Bemühung ohne Zweifel ausfallen, wenn Jemand unternehmen wollte, die Zeit bestimmt auszumitteln, wann eigentlich bei den Griechen die ersten Anfänge der Malerei stattgehabt. Die Namen Philokles, Kleanthes, Ardices, Telephanes, welche Plinius den Erfindern beilegt, mögen wol nur bloße Namen sein, so wie Alles, was er über das Alter der bildenden Kunst in Griechenland und Italien vorgebracht, aus ungewissen, widersprechenden Nachrichten zusammengetragen ist.

Das Einzige läßt sich mit Gewißheit behaupten, daß die ersten Versuche der Malerei in sehr entfernte Zeiten fallen,

Und wenn man gleich anfänglich ſchon einige Lebhaftigkeit des Kunſtbetriebs annehmen dürfte, ſo müßte die Plaſtik ſelbſt nicht beträchtlich älter ſein. Doch iſt nicht zu leugnen, daß ihre Erfindung oder erſte Uebung dem Menſchen leichter als die der Malerei fallen mochte und daß man jene immer als die ältere, dieſe als die nachgeborne jüngere Schweſter wird erkennen müſſen.

Wir ſchreiten in unſern Betrachtungen weiter fort und finden einen Cumarus, der den Ruhm erwarb, zuerſt in ſeinen Darſtellungen die männlichen von den weiblichen Figuren unterſchieden zu haben. Dieſes ſcheint mehr von Verbeſſerung und Berichtigung der Geſtalt oder der Zeichnung als von Verfeinerung des Kolorits auszulegen.

Dieſer und Cimon von Cleone erweiterten die Kunſt, indem von ihnen die katagraphiſchen Darſtellungen erfunden wurden. Die Unbeſtimmtheit der Bedeutung dieſes Worts hat den Auslegern nicht allein zu ſchaffen gemacht, ſondern man kann ſogar behaupten, der eigentliche Sinn deſſelben ſei ihnen verborgen geblieben. Nach unſerm Dafürhalten geht die Meinung des Plinius dahin, daß durch die Bemühungen der genannten Künſtler die menſchlichen Geſtalten in der Malerei zuerſt mehrere Bewegung und Mannichfaltigkeit erhalten haben. Die Figuren wurden zurückſchauend, aufſchauend und niederſchauend dargeſtellt, Gelenke und Adern wie auch an Gewändern die Falten angedeutet, mit einem Worte, die Kunſt hatte ſich der Natur genähert und ſie nachzuahmen begonnen.

Wenn alſo Plinius von der Erfindung katagraphiſcher Darſtellungen redet, ſo will er dadurch das Vermögen oder die Kunſt, im Umriß die Wendungen und Verkürzungen anzudeuten, ausdrücken. Ein Umſtand, welcher allerdings von ſo großer Wichtigkeit in geſchichtlicher Rückſicht iſt, als unſer Autor darauf zu legen ſcheint. Denn es war dadurch eine der großen Hauptſtufen erſtiegen, über welche die Kunſt ſich zu ihrer Vollkommenheit emporarbeiten mußte.

Hierauf wird nun eine Lücke in den von Plinius uns überlieferten Nachrichten bemerkt. Die Kunſt mag vielleicht durch eine geraume Zeit von verſchiedenen Künſtlern mancherlei Verbeſſerungen erhalten haben, doch ohne daß eine derſelben ſo auffallend geweſen, um als ein wichtiger Vorfall in der alten Kunſtgeſchichte angezeigt zu werden. Unterdeſſen

mag man zu mehrerer Fertigkeit gelangt, die Maler mögen nach dem damaligen Maß der gangbaren Kenntnisse mehr Meister ihres Fachs geworden sein.

Ohne Zweifel erhielt die Malerei große und bedeutende Verbesserungen durch den Polygnot von Thasos. Die Bewunderung, welche das ganze Alterthum seinen Werken zollte, ist ein sicherer Bürge für ihre hohen Verdienste. Und noch können wir über den edlen Geist seiner Erfindungen urtheilen, indem uns Pausanias den Inhalt von zweien seiner Hauptgemälde beschrieben und überliefert hat.

Polygnot mag als ein außerordentlicher Geist im Ganzen über die Kunst gewaltet und sie ihrer Vollkommenheit näher gebracht haben; aber unsere gegenwärtigen Betrachtungen beziehen blos dasjenige, was die Fortschritte der Farbengebung angeht.

Er muß den alten Nachrichten zufolge um mehrere Mannichfaltigkeit der Farben bemüht gewesen sein, sie auf eine zwar einfache Weise, aber mit Sinn und nach Maßgabe des beabsichtigten Charakters angewendet haben. Er kleidete zuerst die weiblichen Figuren in helle Gewänder und gab dem Hauptschmuck derselben fröhlich bunte Farben, wodurch also die Gemälde im Allgemeinen anziehender und gefälliger wurden.

Man sagt, Polygnot und sein Zeitgenosse Mikon hätten sich zuerst des lichten Ockers zum Malen bedient. Nimmt man diese Nachricht in dem Sinne, als hätten diese Künstler die erwähnte Farbe unvermischt zum Anstrich von Gewändern gebraucht, so erhellt daraus ebendas vorhin bemerkte sorgfältige Bestreben nach Mannichfaltigkeit, Abwechselung und Farbenreiz. Will man aber gar zugeben, sie hätten, was nicht unwahrscheinlich ist, durch Vermischung dieser Farbe mit Roth und Weiß die genauere Nachahmung der Wahrheit in Darstellung der nackten Theile ihrer Figuren, besonders der weiblichen, erwecken wollen, so war die Kunst der Malerei bereits auf dem Wege, der sie ihrer vollkommnen Entwicklung zuführen mußte. Es ist vielleicht hier der schicklichste Ort, beizubringen, daß, ebenfalls einer Nachricht des Plinius zufolge, nicht lange vor dieser Zeit auch die Farbe des Zinnobers erfunden wurde.

Von Panänus, des Phidias Bruder, einem Zeit- und Kunstgenossen des Polygnot, wissen wir aus Nachrichten des

3.

Da Du nun Suleika heißest,
Sollt' ich auch benamset sein.
Wenn Du Deinen Geliebten preisest,
Hatem, das soll der Name sein!
Nur daß man mich daran erkennet,
Keine Anmaßung soll es sein;
Wer sich Sankt-Georgen-Ritter nennet,
Denkt nicht gleich Sankt Georg zu sein.
Nicht Hatem Tbai, nicht der Alles Gebende
Kann ich in meiner Armuth sein;
Hatem Zograi nicht, der reichlichst Lebende
Von allen Dichtern, möcht' ich sein.
Aber Beide doch im Auge zu haben,
Es wird nicht ganz verwerflich sein:
Zu nehmen, zu geben des Glückes Gaben,
Wird immer ein groß Vergnügen sein.
Sich liebend an einander zu laben,
Wird Paradieses Wonne sein.

4.

Hatem.

Nicht Gelegenheit macht Diebe,
Sie ist selbst der größte Dieb;
Denn sie stahl den Rest der Liebe,
Die mir noch im Herzen blieb.

---

3. Trägt dasselbe Datum wie Nr. 2. — Der zweite Reim ist durch das ganze Gedicht festgehalten. — Hatem, aus dem Geschlechte der Thai's, ist in der arabischen Sage und Dichtung der unübertroffene Held der Freigebigkeit. Eine Menge Erzählungen dienen, diese zu glorificiren S. Hammer's Hafis, II. 433. Note 9; Rückert's Makamen, I. S. 588; Saadi's Rosengarten von Kosegarten, S. 139 (Kr. 15. und 23).

Hatem Zograi oder vielmehr Thograi oder Tograi, ein Dichter aus Hispahan, war ungekehrt durch seinen Reichthum und Geiz berufen (s. Wurm, S. 40 u. 174). Statt „reichlichst Lebende" hieße es, Hände der Reim nicht entgegen, besser der „reichlosst Nehmende". Goethe stellt daher zwei Gegensätze auf, zwischen denen er die Mitte behaupten wird, in der Liebe sowol gebend als nehmend.

4. Hatem. Datirt: Frankfurt a. M., den 15. September 1815. — Auch für dieses und das folgende Gedicht finden sich Motive bei Hafis, z. B. Lem, VI:

Plinius und Pausanias, daß er in der Pockile zu Athen die Schlacht bei Marathon gemalt, und zwar, wie aus ebendiesen Nachrichten zu vermuthen ist, mit mancherlei Farben. Auch sollen die Figuren der Feldherren, sowol der Griechen als Perser, wirkliche Bildnisse dargestellt haben. Man sieht also offenbar das damalige lebhafte Bemühen der Maler, ihren Werken Wahrheit zu geben. Dieses Bemühen aber mußte vornehmlich Farbe und Farbenmischung betreffen: denn die Zeichnung war damals schon auf den Gipfel des Großen, Edlen, Würdigen gelangt, wovon die plastischen Werke jener Zeit zu unverwerflichem Zeugniß dienen können.

Um die neunzigste Olympiade scheint sich die Malerei bis zur Selbstständigkeit emporgearbeitet zu haben. Offenbar setzt Plinius einen bedeutenden Lebenspunkt, das Beginnen einer neuen Epoche der Malerei, in diese Zeit, hat aber zu bemerken unterlassen, worin die wesentliche, damals bewirkte Verbesserung eigentlich bestanden habe. Wir machen uns davon ungefähr folgende Vorstellung.

Bis auf diese Zeit waren die schnelleren Fortschritte der malenden Kunst noch immer gehindert, theils weil die Künstler dieses Fachs die nothwendige Fertigkeit und Bequemlichkeit der Behandlung noch nicht in ihrer Gewalt haben mochten, theils weil es ihnen an zweckmäßigen Werkzeugen gebrach. In der frühsten Zeit bediente man sich des Griffels; allein dieser konnte doch wol nur bloße Umrisse zu ziehen gebraucht werden. Sobald aber die Absicht, mehrere Farben anzuwenden, entstanden war, trat auch das nothwendige Bedürfniß eines die Auftragung derselben erleichternden Werkzeuges ein. Wie aber und wann eigentlich zu solchem Behuf der Pinsel erdacht und nach und nach vervollkommnet worden, davon ist keine sichere Nachricht vorhanden.

Im Besitz zwar einfacher, aber doch für die Nachbildung aller sichtbaren Gegenstände genugsam hinreichender Farben mögen die Künstler dieser Zeit gewesen sein. Als berühmte Männer, die also wahrscheinlich Steigerer und Erweiterer der Malerei gewesen, nennt Plinius in der neunzigsten Olympiade den Aglaophon, vermuthlich einen Andern als den Vater des Polygnot; ferner Cephisodorus und Euenor, dessen Sohn und Schüler Parrhasius war. Worin aber eigentlich ihre Verdienste und die von ihnen bewirkten Fortschritte der Kunst bestanden haben, wird nicht gemeldet. Jedoch finden wir Ur-

sache, zu glauben, daß von ihnen, wo nicht die ganz ersten, doch wenigstens die allmählich besser gelungenen Versuche, Licht und Schatten anzudeuten, gemacht worden. Hierzu scheint uns die Erwähnung verschiedener Umstände zu berechtigen.

Denn erstlich ist nach vorhin geschehenen Andeutungen die Zeichnung schwerlich derjenige Theil gewesen, in welchem die erwähnten Künstler, die dem Polygnot unmittelbar folgten, eine höhere Vollkommenheit als dieser große Meister erlangt haben. Also müssen sie, da mit ihnen eine neue Epoche der Malerei anfangen soll, in irgend einem vorhin noch nicht, oder wenigstens mit geringem Erfolg bearbeiteten Theile starke Vorschritte gemacht haben.

Nun ist angezeigtermaßen sowol als auch der innern Nothwendigkeit nach die Malerei vom reinen Umriß zu Figuren, die sich blos durch eine einfache Lokalfarbe vom Grund, auf den sie gearbeitet waren, unterschieden, vorgeschritten; dann wurden, als man sich nach und nach im Besitz von mehreren Farben sah, dieselben von großen Künstlern zu sinnvoller Bedeutung, aber, wie wir zu glauben geneigt sind, alle noch immer blos als Lokalfarbe gebraucht, ohne durch Abstufung von helleren und dunkleren Tönen die Wirkung des Lichts und Schattens nachahmen zu wollen.

Denn wenn uns die neuere Kunstgeschichte belehrt, daß erst nach langen und schweren Bemühungen das Helldunkel an natürlichen Gegenständen richtig wahrgenommen werden konnte, obgleich die Tradition davon aus dem Alterthum einigermaßen noch übrig war, wie sehr viel größere Schwierigkeiten hatten nicht die Alten zu besiegen, da sie sich den Begriff selbst neu erschaffen mußten! Auch ist kein einziger wahrscheinlicher Grund und keine alte Nachricht vorhanden, nach welchen vermuthet werden dürfte, daß in Polygnot's Gemälden bereits Licht und Schatten angegeben gewesen. Vielmehr läßt das Symbolische seiner Darstellungen, die vielen Figuren, die er auf Gemälden angebracht und reihenweise geordnet, schließen, daß die Angabe von Licht und Schatten von ihm noch nicht bewerkt worden. Hingegen ist wol nicht zu zweifeln, daß dieses vom Apollodorus, einem Athenienser, der sich um die vierundneunzigste Olympiade berühmt gemacht, geschehen sei. Selbst Plinius bemerkt, daß von den vor diesem Meister verfertigten Gemälden kein einziges das Auge angezogen, wovon

der Grund doch wol nur in dem früher noch gar nicht oder doch nur unbeſtimmt angedeuteten Licht und Schatten zu ſuchen iſt.

Auch hinſichtlich auf die Gegenſtände ſcheinen die vom Apollodorus gemalten Werke ſich von denen des Polygnot weſentlich unterſchieden und meiſt nur einzelne oder doch eingeſchränkte Figuren dargeſtellt zu haben, welche vom Symboliſchen, als dem vornehmlich der Plaſtik gehörigen Feld, abwichen und allmählich den für die Malerei beſſer geeigneten dramatiſchen Charakter annahmen.

Nach dem Ruhme zu urtheilen, welchen die Alten einſtimmig dem Zeuxis von Heraklea gegeben, muß derſelbe ſich außerordentliche Verdienſte um die Kunſt erworben haben. Und wenn wir ſeine Bemühungen blos aus dem beſchränktern Geſichtspunkt, den wir hier vorzüglich im Auge haben müſſen, anſehen, ſo ſcheint durch ihn ſowol eine freiere maleriſche Behandlung als auch in Hinſicht auf das Kolorit und den Gebrauch von Licht und Schatten mehr Freiheit eingeführt worden zu ſein.

Betrachten wir aber, was Zeuxis auch in andern Theilen geleiſtet, ſo ſcheint er als einer der großen Beförderer der Kunſt im Allgemeinen anzuſehen; denn ſeine Erfindungen waren von der edelſten, gehaltvollſten Art, die Formen nach dem Zeitgeſchmack von würdiger Großheit; aber ſein eigenthümliches Beſtreben ging auf das Schöne. Und alſo mochten nach unſerm Ermeſſen die Arbeiten dieſes Künſtlers wol nicht fern von der höchſten in der Kunſt erreichbaren Höhe geſtanden haben. Im vierten Jahr der fünfundneunzigſten Olympiade wird aller Wahrſcheinlichkeit nach eines der vorzüglichſten Werke von ihm verfertigt worden ſein, weil Plinius des Künſtlers höchſten Ruhm von dieſem Jahre datirt hat.

Androcydes, Eupompus, Parrhaſius und Timanthes waren Nebenbuhler des Zeuxis, wahrſcheinlich aber auch etwas jünger als derſelbe. Von den beiden Erſten wiſſen wir wenig mehr als die Namen; doch von den Letztern ſind umſtändlichere Nachrichten vorhanden, und es leidet durchaus keinen Zweifel, daß Parrhaſius die Malerei vorzüglich befördert und vervollkommnet habe. Hauptſächlich mögen durch ihn die Umriſſe der Figuren weicher und ſchwindender, die Geſtalten wie mit Luft umgeben gemalt worden ſein. Dieſes zeigt, daß die Beobachtung und Nachahmung von Licht und Schatten bereits

auf einen hohen Grad von Feinheit und Genauigkeit getrieben war. Daß er auch in der Wahrheit des Kolorits zu einer großen Höhe gelangt sei, lernen wir aus einer andern Nachricht des Plinius, wo unter den berühmtesten Werken dieses Künstlers eines Wettläufers gedacht wird, welcher zu schwitzen schien. Es kann also kein Räthsel für uns sein, warum Parrhasius dem Zeuxis für überlegen geachtet wurde. Er war nach unserer Ansicht der Dinge kein besserer Künstler als Zeuxis, aber unstreitig war er ein vollkommnerer Maler.

Das flache Märchen, welches Plinius von dem Wettstreit der genannten beiden großen Künstler erzählt, wo Zeuxis Trauben, Parrhasius aber eine als mit dem Vorhang bedeckte Tafel dargestellt haben soll, möchten wir freilich seinem ganzen Umfange nach nicht in Schutz nehmen; allein es konnte unmöglich erfunden und nacherzählt werden, ohne daß sich beide Künstler um das Kolorit besonders verdient gemacht, ohne daß Parrhasius die täuschende Wahrheit der Nachahmung in seiner Gewalt gehabt, das heißt, daß seine Lokaltinten richtig und die Schattirung nach der Natur sehr wohl beobachtet gewesen.

Timanthes soll in einem Wettstreit selbst über den Parrhasius gesiegt haben. Ob er aber auch in Hinsicht auf das Kolorit besonders vortrefflich gewesen und durch Vorzüge dieser Art den Sieg erlangt, geht aus den Nachrichten nicht hervor. Er wird uns vornehmlich als höchst sinnreich in seinen Erfindungen beschrieben; auch müssen seine Gemälde in Betreff des Ausdrucks der Leidenschaft und Darstellung des Charakters der Figuren höchst schätzbar gewesen sein. Jenes ist aus seiner berühmten Iphigenia wahrscheinlich; dieses schließen wir aus der Nachricht von einem andern seiner Gemälde, welches einen Helden dargestellt, und worin, wie Plinius anmerkt, die ganze Kunst, Männer zu malen, enthalten war.

Demnach bleibt es allerdings räthselhaft, worauf Parrhasius eigentlich gesiegt, welcher, als das Gemälde des Timanthes vom Streit des Ulysses und Ajax um Achill's Waffen dem seinigen, wo derselbe Gegenstand abgebildet war, vorgezogen wurde, soll gesagt haben, es kränke ihn, daß Ajax abermals von einem Unwürdigen überwunden werde.

Ebenso schwer möchte auszumachen sein, worin die Vorzüge des Eupompus, Stifters der Sicyonischen Schule, be-

standen haben, weil durchaus keine umständlichen Nachrichten über ihn vorhanden sind, wir auch überhaupt noch nicht wissen, auf welche Weise sich die griechischen Malerschulen in Geschmack, Stil und Behandlung von einander unterschieden haben.

Euphranor vom Korinthischen Isthmus, ein berühmter Künstler, der sowol gemalte als plastische Meisterstücke verfertigt und nach Plinius in der hundertundvierten Olympiade geblüht, wird sonder Zweifel auch zur Vervollkommnung des Kolorits beigetragen haben; denn es waren von ihm verfaßte Bücher über die Farben vorhanden. Und weil er von einem gemalten Theseus des oben erwähnten Parrhasius zu urtheilen wagte, derselbe sei mit Rosen genährt, ein anderer aber, von ihm selbst gemalter mit Fleisch, so ist also durch ihn damals größere Wahrheit, Abwechselung und Charakteristik des Farbentons erreicht worden.

Wir nennen hier noch den Echion, Aristides und Pamphilus. Echion lebte in der hunderundsiebenten Olympiade, und man muß damals schon mit großer Kraft und Gegensätzen von Hell und Dunkel gemalt haben, weil unter den berühmtesten Gemälden dieses Künstlers eines erwähnt wird, worauf eine Neuvermählte dargestellt war, der eine alte Frau die Lampe vortrug. Also ein Nachtstück und neben dem höhern Verdienst ungemein zarten Ausdrucks von kräftiger Wirkung.

Pamphilus hatte den Ruhm, den größten der griechischen Maler gezogen zu haben, und scheint von den Alten besonders wegen seiner theoretischen Kenntnisse geschätzt worden zu sein. Ob ihm die Kunst auch von Seiten des Praktischen und vorzüglich des Kolorits Erweiterungen zu danken habe, ist uns nicht überliefert worden.

Aristides der Thebaner mag etwas jünger als die eben genannten Meister und ein noch größerer, ja dem Apelles selbst gleichgeschätzter Künstler gewesen sein. Unterdessen wird von ihm ausdrücklich bemerkt, sein Hauptverdienst habe nicht in vorzüglicher Anmuth der Behandlung oder in zartem Kolorit, sondern in bewundernswürdigem Geist und Lebhaftigkeit des Ausdrucks seiner Figuren und in gehaltreicher Erfindung bestanden.

Dieser Künstler sowie einige der vorhergenannten könnten zwar hier als überflüssig angeführt betrachtet werden, weil wir blos die Absicht angekündigt, den Fortschritten in

der Malerei hinsichtlich auf Anwendung der Farben, und was überhaupt mit dem Kolorit verwandt ist, nachzuforschen. Allein eben aus dem Umstand, daß einige Künstler rühmlich bemerkt sind, deren Kunst ganz anderer Vorzüge als des Kolorits wegen gelobt worden, und der gedachte so hoch gerühmte Aristides sogar von dieser Seite gelindem Tadel nicht entgangen, eben daraus ergiebt sich klar, daß die Kunst der Farbenbehandlung und der Nachahmung natürlicher Gegenstände durch dieselben um gedachte Zeit schon sehr weit getrieben gewesen, so daß an den Künstler von dieser Seite damals schon sehr große Anforderungen gemacht werden konnten.

Die zufällige Erfindung des gebrannten Bleiweißes oder dessen, was wir jetzt Neapelgelb nennen, und die Einführung seines Gebrauchs in die Malerei ist ein Umstand, welchen wir nicht übergehen dürfen. Nicias soll der Erste gewesen sein, der diese Farbe angewendet. Dieser Künstler aber lebte zur Zeit des Praxiteles. Weibliche Figuren sollen ihm vorzüglich gelungen sein. Die Richtigkeit der Beleuchtung und das Vortretende in seinen Bildern wird gerühmt, woraus geschlossen werden kann, daß dieser Meister kräftig und mit Effekt gemalt habe.

In Bezug hierauf kann man ebenfalls die Bemerkung des Plinius anführen, der, wo er von der Usta, dem gebrannten Bleiweiße, spricht, hinzufügt, daß ohne diese Farbe der Schatten nicht ausgedrückt werden könne, welches genau mit den Grundsätzen der neuern Maler, die mit kräftigem Kolorit gearbeitet, übereinstimmt.

Zu welcher Zeit und von welchem Künstler das System der Massen von Licht und Schatten in der Malerei gegründet worden, ist nicht genau bekannt; aber wenn wir dasselbe an den plastischen Werken zur Zeit des schönen Stils, um die Zeit des Praxiteles, angewandt sehen, so ist mit Grund zu vermuthen, daß in der Malerei schon etwas früher davon Gebrauch gemacht worden und diese Maximen nachher auf die Plastik übergegangen.

Durch den Apelles erreichte endlich die Malerei bei den Griechen ihr höchstes Ziel. Was den Adel der Erfindung, die Schönheit der Gestalten betrifft, scheint er allen seinen Kunstgenossen wenigstens gleich gekommen zu sein, in Betreff der Anmuth aber über alle den Vorzug behauptet zu haben.

Aus der Menge Arbeiten dieses Künstlers, von denen uns noch Nachricht übrig geblieben, läßt sich schließen, daß die Behandlung derselben vollkommen meisterhaft und leicht gewesen, ohne jedoch der Zartheit der Ausführung einigen Abbruch zu thun. Und so dürfen wir auch theils aus diesem theils aus andern Gründen, welche die erwähnten Nachrichten uns darbieten, die beste Meinung von der Vollkommenheit des Kolorits in den Bildern des Apelles hegen.

Durch ihn soll die Zahl der Pigmente noch um eines, nämlich um das aus gebranntem Elfenbein verfertigte Schwarz, vermehrt worden sein. Woraus zu vermuthen ist, daß er damit eine vorher noch nicht erreichte Stärke und Wirkung beabsichtigt habe.

Allein eine noch weit wichtigere Erweiterung der malerisch-technischen Mittel war die von ihm eingeführte Lasirung, wodurch er den Bildern jenen künstlichen bezaubernden Schein, den Farben die gefällige Milde und die höchst zarte, auf keinem andern Wege in solcher Vollkommenheit erreichbare Abstufung ertheilte. Die hieher gehörige Stelle des Plinius ist ungemein deutlich, ja sie scheint sogar keine andere Auslegung zu leiden.

„Wenn seine Gemälde vollendet waren, überzog er sie mit einer sehr feinen Schwärze, Atramentum, die durch ihren Glanz die Schönheit der Farben noch erhob, das Gemälde vor Staub und Schmutz schützte, und erst bemerkt werden konnte, wenn man es näher betrachtete. Er verfuhr aber darin sehr behutsam. Die Lebhaftigkeit der Farben sollte das Auge nicht beleidigen, und es sollte sie in der Entfernung wie durch einen Spiegelstein erblicken. Ebendiese Schwärze sollte auch den zu hellen Farben unvermerkt mehr Ernst geben."

Der Umstand, daß es ein glänzender Firniß war, durch welchen das Gemälde vor Staub und Schmutz geschützt wurde, ist nicht minder interessant als die noch ferner hinzugefügte Anmerkung, daß das Auge die Farben oder das Gemälde wie durch Spiegelstein erblicken sollte. Es geht daraus hervor, daß Apelles auf oder über seine Malereien einen in hohem Grade dehnbaren, nach Willkür stärker oder schwächer aufzutragenden Firniß von dunkler Farbe zog, der ganz die Eigenschaft und Wirkung der in der Oelmalerei heut zu Tage angewendeten Lasurfarben, vorzüglich des Asphalts, hatte. Ob es sogar dieses Erdharz selbst, mit irgend einer Art Oel oder

Gummi vermischt, gewesen sei, läßt sich zwar nicht unumstößlich darthun; aber es ist nicht unwahrscheinlich, da die beschriebenen Wirkungen gerade diejenigen sind, welche wir auf den vortrefflichsten Oelgemälden der vorzüglichsten neuern Meister in diesem Theile der Kunst erreicht sehen.

Protogenes, des Apelles Zeitgenosse und Mitseferer um den höchsten Ruhm in der Malerei, scheint seine Bilder mit auffallend größerer Sorgfalt ausgearbeitet zu haben, worüber das so höchst erfreuliche Leichte, der Schein eines freien fröhlichen Spiels, zum Theil eingebüßt werden mochte, wie wir aus dem aufbewahrten Urtheil des Apelles vermuthen können, welcher gestanden, daß Protogenes ihm selbst in Allem gleich komme, ja ihn wol noch übertreffe, nur wisse er nicht zur rechten Zeit aufzuhören. Hierauf beschränkt sich alles Wesentliche, was über diesen großen Künstler bis auf uns gekommen.

Nun bleibt uns noch ein schwieriger Punkt in den Nachrichten des Plinius zu untersuchen übrig, wobei aber wenig Hoffnung ist, denselben völlig ins Klare zu setzen. Mehrmals berichtet nämlich der angeführte Schriftsteller, die älteren großen griechischen Meister hätten ihre unsterblichen Werke nur mit vier Farben gemalt. Er geht noch weiter und spezifizirt sogar diese vier Farben, deren sich seiner Angabe nach Apelles, Echion, Melanthius und Nikomachus mit Ausschluß aller andern Pigmente sollen bedient haben.

Von den weißen Farben ist es das Melinum allein, welches eine Kreide war; das Eretrische hielt man für das beste; von den ockerartigen das Attikum, wahrscheinlich ein schöner heller Ocker; von den rothen die pontische Sinopis, ohne Zweifel eine rothe Erde wie die Neapolitanische, und von den schwarzen das Atramentum. Unter der letzten Benennung wird, wie es scheint, von Plinius alle schwarze Farbe oder Schwärze überhaupt und oft eine besondere Art Schwarz verstanden, wie hier der Fall sein mag, und folglich ist es ungewiß, ob er das Erdpech, den Kienruß, Kohlschwarz oder die aus gebrannten Weinhefen und aus Beinreitern verfertigte schwarze Farbe oder gar das verkohlte Elfenbein, dessen Erfindung er dem Apelles zuschreibt, gemeint habe.

So bestimmt auch Plinius im Ganzen an dieser Stelle zu sein scheint, so kann man doch unmöglich seinen Bericht buchstäblich auslegen, weil offenbare Schwierigkeiten, ja Widersprüche daraus entstehen würden. Die angeführte

Stelle kann demnach ſchwerlich eine andere als die allgemeine Bedeutung haben, daß die großen Meiſter des Kolorits in Griechenland — denn ohne Zweifel ſind dieſe vorhin genannten in dieſer beſondern Rückſicht aufgeführt worden — ſich blos einfacher Farbenmittel bedient, aber durch verſtändige kunſtreiche Anwendung derſelben nichts deſto weniger große Wirkungen erzielt und den ächten Kunſtforderungen genuggethan; dahingegen die Maler zu Plinius' Zeiten blendende Farben mancherlei Art anwendeten, aber das Weſentlichſte der Kunſt vernachläſſigten.

Man dürfte ſich freilich ſehr wundern, in Aufzählung der einfachen Farben, deren ſich die größten Maler bei den Griechen zu ihren Werken bedient, das Blau ganz vergeſſen zu ſehen. Und wenn es erweislich iſt, daß zur guten Wirkung eines Gemäldes unumgänglich die Totalität des ganzen Farbenkreiſes erfordert wird, ſo müßte die hohe Meinung vom Farbenſpiel und von der Harmonie, welche die Verehrer des Alterthums ſonſt den Werken jener genannten großen Meiſter zuſchreiben möchten, allerdings vermindert werden und ſie ſchwerlich bei allen übrigen Vorzügen vor dem Verdacht der Monotonie zu ſchützen ſein. Denn wenn ſie ſich keiner blauen Farbe ſollten bedient haben, ſo hätte nothwendig auch das friſche Grün mangeln müſſen. Allein es iſt keineswegs wahrſcheinlich, daß die großen Meiſter die Vortheile nicht eingeſehen haben ſollten, welche aus der Anwendung von Blau und Grün für beſſere Harmonie und Mannichfaltigkeit des Farbenſpiels in Gemälden entſpringen.

Unſres Bedünkens muß man daher, um die Stelle beim Plinius zu retten, auf die buchſtäbliche Auslegung derſelben verzichten und unter den vier Farben blos den Gebrauch einfacher Farben verſtehen; denn ſonſt würde der Autor mit ſich ſelbſt in Widerſpruch gerathen. Er berichtet ja, daß Minium, es ſei nun Zinnober oder Mennig darunter verſtanden, ſchon früh erfunden worden. Er rechnet dem Polygnot als ein Verdienſt an, daß derſelbe ſeinen weiblichen Figuren buntes Kopfzeug gegeben habe, welches aus denen Farben, die er dem Nicias und Apelles ſelbſt nur laſſen will, nicht zu bewerkſtelligen war. Vom Nicias wird aber an einem andern Orte ausdrücklich gemeldet, er habe ſich der Uſta, des gebrannten Bleiweißes, zuerſt bedient, und es wird ferner beigefügt, ohne Uſta laſſe ſich der Schatten nicht ausdrücken. Folglich müßten alle die

großen alten Meister den Schatten nur unzulänglich dargestellt haben. Es geht aber aus den eigenen Anmerkungen, die Plinius über ihre Werke eingeschaltet hat, ganz das Gegentheil hervor. Und wäre es nicht also gewesen, hätte die Malerei sich in der That von dieser Seite erst später vervollkommnet, so wären ja die Vorwürfe ungerecht, die Plinius eben den spätern Künstlern über die Anwendung mehrerer Farben machen will. Apelles selbst hat sicherlich sein Elfenbeinschwarz um größerer Kraft willen und um allenfalls die übrigen schwarzen Farben durch noch tiefere Schwärze abschattiren zu können, gebraucht, und nicht etwa darum, weil es zur Mischung in den Fleischtinten am bequemsten war, wie ein jeder neuerer Maler wol aus Erfahrung weiß.

Warum aber vom Plinius unter jenen vier Farben das Blau nicht erwähnt wird, erklärt sich vielleicht durch die Stelle, wo derselbe vom Atrament oder von schwarzen Farben spricht, am Besten. Er meldet nämlich, die gebrannten Hefen von gutem Wein gäben nach der Behauptung einiger Maler eine Schwärze, welche dem Indikum nahe kame, und Indikum selbst wird von ihm an die schwarzen Farben angeschlossen. Aus einer folgenden Stelle geht aber hervor, daß unter Indikum schwerlich etwas Andres als der wirkliche Indigo, und also blaue Farbe, gemeint sein kann, die denn auch in Gouache und Leimfarben noch immer gebraucht wird. Das Blau von Waid, Vitrum, war wenigstens zur Zeit des Plinius ebenfalls bekannt. Man verfälschte damals das Indikum damit. Ebenso haben die Alten das Bergblau, und zu Alexander's Zeiten sicherlich auch den Lapis Lazuli gekannt. Dieses ist es, was wir über eine allerdings schwierige und vielfacher, nur nicht wörtlicher Auslegung fähige Stelle anzumerken für schicklich erachtet haben.

Nachdem wir nun das erste Entsprießen der griechischen Malerei, ihre Blüthen und die herrlichen, goldenen Früchte, die sie zur Zeit ihres höchsten Glanzes getragen, betrachtet haben, verfolgen wir dieselbe auch während ihres Sinkens bis zu ihrem endlichen Untergang. Gewiß, es könnte Demjenigen nicht an Gründen fehlen, der eine Naturnothwendigkeit auch hier behaupten und sagen wollte, kein mögliches Mittel sei gewesen ihren Verfall zu verhindern, da ewige Gesetze so die Kunst wie alle übrigen Dinge einem Auf- und Niedersteigen, der Jugend und dem Alter, dem Erscheinen und

Dir hat sie ihn übergeben,
Meines Lebens Vollgewinn,
Daß ich nun, verarmt, mein Leben
Nur von Dir gewärtig bin.

Doch ich fühle schon Erbarmen
Im Karfunkel Deines Blicks
Und erfreu' in Deinen Armen
Mich erneuerten Geschicks.

5.

Suleika.

Hochbeglückt in Deiner Liebe,
Schelt' ich nicht Gelegenheit;
Ward sie auch an Dir zum Diebe,
Wie mich solch ein Raub erfreut!

Und wozu denn auch berauben?
Gieb Dich mir aus freier Wahl!
Gar zu gerne möcht' ich glauben:
Ja, ich bin's, die Dich bestahl.

Was so willig Du gegeben,
Bringt Dir herrlichen Gewinn;
Meine Ruh, mein reiches Leben
Geb' ich freudig, nimm es hin!

„Du stahlst mein Herz, von selbst gab ich die Seele Dir,
Ich gebe gern, was thut es bei Zusammtlers Noth?"
Gelegenheit macht Diebe (S. 11) ist orientalisches und abendländisches Sprichwort (s. Wahl, das Sprichwort der hebr.-aram. Lit., S. 155, und Michaelis, Arabische Sprüche, 454). „L'occasione fa il ladro" heißt eine Oper von G. Reissiger, während ein indisches Wort lautet: „Des Menschen Geist, das Genie, ist ein Dieb." — Vgl. B. 3 vergl. Rückert's Liebesfrühling, 1. Strauß, XXXVIII.

5. Suleika. Die Erwiderung, am folgenden Tage von Suleika selbst gedichtet.

Vergehen unterworfen hätten. Allein dieses dürfte uns zu weit von unserm vorgesetzten Zwecke ableiten, der hier nicht ist, Ursachen zu ergründen, sondern was wahrscheinlich geschehen ist, darzulegen.

So geschah es also, daß hinter dem Apelles und Protogenes, deren Werke man als die höchsten Gipfel der Malerei ansehen kann, die Kunst durch immer versuchte Neuerungen an Gehalt, an Stil, an Reinheit der Formen und des Geschmacks immer mehr abnahm.

Aus den freilich sehr mangelhaften Nachrichten, die uns davon noch übrig sind, läßt sich schließen, daß Maler aufgestanden, welche vornehmlich die Wirkung fürs Auge bezweckten, andere, welche bei gemeinen Gegenständen durch das Gefällige der Ausführung, andere, die sich durch Witz und Laune des Inhalts Beifall zu erwerben gesucht. Noch von Andern wird ausdrücklich gemeldet, sie hätten sich vorzüglich durch Geschwindigkeit mit der sie erreichten, hervorgethan. Diese waren also genöthigt, dem Wesentlichen, Genauen, sorgfältig Ausstudirten und Wohlgeendigten zu entsagen und das bloß Schwindende zu suchen. Und so werden ihre Arbeiten, gegen die Werke des Apelles und Protogenes gehalten, ungefähr ebendas Verhältniß wie in neuerer Zeit die Gemälde des Peter von Cortona und des Luca Giordano gegen die des Michel Angelo oder Raphael gehabt haben.

Mit diesen wenigen Betrachtungen sind wir freilich genöthigt, einen Zeitraum von etwa dreihundert Jahren, nämlich von Alexander dem Großen an bis zu den ersten römischen Kaisern, dürftig auszufüllen. Allein die spärlichen Nachrichten erlauben kein größeres Detail. Von hier an treten wir jedoch aus der Dunkelheit einigermaßen heraus und können unsere Untersuchungen auf festerem Grunde fortsetzen. Wenn wir uns sonst begnügen mußten, zu sagen: es scheint, wir meinen, wir vermuthen, so werden nunmehr Thatsachen angeführt werden können, indem wirklich noch Monumente der alten Malerei aus der Zeit, da Plinius schrieb, wol auch noch von etwas früherem Datum, vorhanden sind, desgleichen andere, welche uns über den Zustand der Malerei in spätern Zeiten belehren.

Bei Weitem die größte Zahl der noch jetzt vorhandenen antiken Gemälde wurde in den Grüften von Herkulanum und Pompeji wiedergefunden. Nach Maßgabe des an ihnen

wahrzunehmenden Geschmackes und Stils gehören sie ohne Ausnahme den Zeiten nach Alexander dem Großen an und reichen bis dahin, als unter Titus die erwähnten beiden Städte vom Vesuv mit Lava und Asche verschüttet wurden. Es wäre indessen möglich, daß einige der dort aufgefundenen Bilder nur Erfindungen älterer Künstler, frei und flüchtig nachgeahmt, darstellen. Allein keines zeigt jene einfache Größe und Ernst des Geschmacks, wodurch es sich als Originalarbeit eines von den Meistern, welche vor Alexander's Zeiten gelebt haben, ankündigte. Vielmehr erscheint überall der Geist einer schon ausgebildeten üppigen Kunst, der man ohne Mühe ansehen kann, daß sie nicht im Auf-, sondern im Niedersteigen begriffen ist. Durchgängig, es mögen nun gute oder blos handwerksmäßige Maler den Pinsel geführt haben, wird eine sehr große Leichtigkeit in der Behandlung wahrgenommen, ein herkömmliches Verfahren nach überlieferten Regeln. Obschon es eben nicht wahrscheinlich ist, daß sich unter den in Pompeji und Herkulanum bis jetzt gefundenen antiken Gemälden wirkliche Arbeiten hochberühmter Künstler befinden und wir also durch diese Entdeckungen noch immer keinen durchaus vollständigen Begriff erlangen von dem, was die Malerkunst in der Zeit, aus welcher die besagten Werke stammen, leisten konnte, so haben gleichwol diejenigen Kunstrichter, welche alle ohne Ausnahme für mittelmäßig erklären wollen, sich sehr voreiliger Urtheile schuldig gemacht, deren Widerlegung zwar nicht schwer fallen dürfte, doch uns gegenwärtig zu weit von unserm vorgesetzten Zweck ableiten würde. Wir behaupten aber an unserm Theil, kein unparteiischer Kenner der Kunst könne mit billigen Gründen den bekannten Tänzerinnen oder den Centauren erhebliche Fehler vorwerfen. In diesen sowie in noch einigen andern offenbart sich ein äußerst zarter, eleganter Geschmack der Formen. Durchgängig sind sie leicht und lieblich gedacht, oft in hohem Grade sinnreich. An den Centauren erregt neben den übrigen Verdiensten noch die vollendete Kunst, mit welcher der Meister die Gruppen anordnete, gerechte Bewunderung. Nicht weniger musterhaft ist Schatten und Licht in große ununterbrochene Massen vertheilt. Die Tänzerinnen sowie verschiedene andere der besseren Bilder haben einen ganz angenehm fröhlichen Farbenreiz. Diese letzte Eigenschaft, welche uns hier vornehmlich interessirt, führt auf allgemeinere Betrachtungen.

Sämmtliche noch übrig gebliebenen antiken Malereien

zeigen einen fröhlichen, heiteren Charakter der Farben, wodurch sie sich auffallend und, man mag hinsetzen, nicht weniger vortheilhaft von den Arbeiten der Neuern unterscheiden als durch die anerkannte Ueberlegenheit in Geschmack und Stil der Formen. Die Ursache dieser fröhlicheren Farbenwirkung kann großentheils dem fröhlicheren Geist der alten Kunst zugeschrieben werden, und überdem hat selbst die Malerei mit Wasserfarben wahrscheinlich dazu beigetragen, dahingegen die neuern Maler sahen durch die Natur der Oelmalerei, welche dem Düstern günstig ist, und durch den oft schwermüthigen Inhalt ihrer Bilder auf einen ganz andern Weg gelenkt wurden.

In Betreff der Harmonie oder, mit andern Worten, der künstlichen Stellung und Vertheilung der Farben sind die Alten, wie wir uns in der Folge zu zeigen bemühen werden, solchen Regeln gefolgt, die ihnen mehrere Mannichfaltigkeit und größern Spielraum erlaubten, als die Neuern bei ihrer Weise zu denken und zu malen gehabt haben.

Die antiken Gemälde, welche zu Rom in den Ruinen der Bäder des Titus noch an Ort und Stelle übrig sind, andere bessere, die vor etwa dreißig Jahren in der Villa Negroni ausgegraben und seither nach England gebracht worden, ferner die berühmte Aldobrandini'sche Hochzeit, welche schon im siebzehnten Jahrhundert entdeckt und noch jetzt in Rom befindlich ist, sind ohne Zweifel sämmtlich zeitverwandt mit den Malereien aus Herkulanum und Pompeji. Wenigstens entsprechen ihre Eigenschaften und Vorzüge einander dergestalt, daß, wenn wir hier noch einiges Nähere über das Kolorit, über Anwendung und Austheilung der Farben, wie auch über die Behandlung in der eben erwähnten Aldobrandini'schen Hochzeit beibringen, solches als von allen den noch vorhandenen antiken Gemälden besserer Art wird gelten können.

Beabsichtigter Kürze wegen müssen wir annehmen, unseren Lesern sei die Darstellung der Aldobrandini'schen Hochzeit schon bekannt, und so unterlassen wir auch, von der Kunst der Erfindung, der Anordnung, der Zeichnung u. s. w. zu reden. Die folgenden Bemerkungen beziehen demnach vornehmlich nur:

Kolorit, Ton und Harmonie,
die vom Künstler angewendeten Farben,
die Behandlung.

Obschon die Arbeit im Ganzen nur flüchtig und skizzenhaft ist, so war der Maler dennoch mit großer Sorgfalt um zweckmäßige Abwechselung der Farbentöne, nach Maßgabe der verschiedenen Charaktere seiner Figuren, bemüht und hat sich darin besonders tüchtig erwiesen. Die zarte auf der Wange der Braut glühende Schamröthe kontrastirt vortrefflich mit dem kräftigen Ton, in welchem der Bräutigam gehalten ist. Auch sind alle übrigen Figuren des Bildes mit feiner Kunst so nuancirt, wie die Bedeutung einer jeden es erfordert. Nicht geringere Fertigkeit und Kenntnisse zeigte unser alte Meister an den verschiedenen Stellen, wo er das Durchscheinende farbiger Gewänder durch Weiß angegeben, wo benachbarte Farben sich einander mittheilen, und ferner in der Wahl und Vertheilung der den herrschenden violeten Ton des Bildes begünstigenden und von demselben wieder gehobenen Farben, zum Zweck einer fröhlich harmonischen Wirkung des Ganzen.

Den Ton eigens betreffend, mögen hier zu mehrerer Deutlichkeit noch folgende Bemerkungen Platz nehmen.

Wenn die Neuern, vielleicht durch das Bequeme einiger Farben in der Oelmalerei veranlaßt, den Ton ihrer Bilder fast immer gelb gewählt oder auch zuweilen die Uebereinstimmung, wie durch dämmerndes Licht, mit dem farbelosen Dunkel des Asphalts zu bewirken gesucht, so ist man hingegen durch den vorhin erwähnten violeten Ton, welcher in der Aldobrandini'schen Hochzeit erscheint, ohne Zweifel berechtigt, der Malerei der Alten überhaupt mehrere Mannichfaltigkeit und Ausbildung von dieser Seite zuzuschreiben und besagtes Bild, insofern sich nämlich für Erweiterung der Kunst nutzbare Regeln aus demselben ableiten oder wiederauffinden lassen, den Künstlern unserer Zeit zur aufmerksamen Beobachtung zu empfehlen. Ein bunter, als Einfassung unten durchgezogener Streifen, beinahe auf die Art eines prismatischen Farbenbildes abschattirt, dürfte dem Betrachtenden nach Allem, wovon wir bereits gehandelt haben, noch besonders auffallen, vielleicht räthselhaft, vielleicht auch nur zufällig und ohne Bedeutung scheinen. Wir unseres Orts wären der Vermuthung geneigt, der antike Maler habe diesen Streifen so zu sagen als Deklaration der von ihm beabsichtigten Farbenharmonie und Tons unter sein Werk gesetzt. Hierdurch soll nun einer wahrscheinlicheren und bessern Erklärung keineswegs

vorgegriffen ſein: unterdeſſen iſt die Sache von ſolchem Belang, daß wir vorläufig uns die Freiheit nehmen, die Freunde der alten Kunſt bei etwa vorkommenden Entdeckungen antiker Malereien zur näheren Erforſchung derſelben aufzufordern.

Gegen die Angabe von der Mannichfaltigkeit des allgemeinen Farbentons in den Gemälden der Alten dürfte vielleicht eingewendet werden: „daß Plinius zwar von dem Kunſtbehelf des Tons überhaupt als von einer Künſtlern und Kunſtrichtern wohlbekannten Sache ſpreche, daß aber eben aus ſeiner Beſchreibung des bewunderten Farben mäßigenden und vereinbarenden Ueberzugs oder Firniſſes des Apelles weniger für als gegen eine damals übliche Mannichfaltigkeit des Farbentones zu ſchließen ſei; falls aber eine ſolche Mannichfaltigkeit erſt in ſpäten Zeiten wäre aufgebracht worden, ſo möchte Plinius, da er dieſer Erfindung nicht eigens gedacht hat, ſie wol überhaupt blos nur unter die Verfälſchungen wahrer Kunſt nachtheiligen Künſteleien gerechnet haben.“

Auf dergleichen Einwendungen würden wir etwa folgendermaßen antworten.

Iſt eine vorherrſchende Farbe oder durchgehender Schein von einerlei Farbe, den wir Ton nennen, ein wirklich nützlicher und nöthiger Kunſtbehelf zur Erweckung harmoniſcher Anmuth in der Malerei, dann giebt es keinen gültigen Grund, warum dieſer Behelf blos auf eine einförmige und nicht lieber auf die möglichſt mannichfaltige Weiſe angewendet werden ſollte, da ſinnige geſchickte Künſtler ſich größerer Verſchiedenheit zum Behuf der Bedeutung ohne Zweifel nützlich zu bedienen wiſſen werden. Ueberdem ſchließt die Laſirung des Apelles, deren Plinius gedenkt, den verſchiedenfarbigen Ton in Gemälden nicht unbedingt aus; jene Laſirung, deren Apelles zur letzten Vollendung ſeiner Bilder ſich bediente, verurſachte nur überhaupt einen milden Schein, eine größere Uebereinſtimmung des Lichts und der Farben, das Werk mochte übrigens gemalt ſein, aus was für einem Tone der Charakter und die Bedeutung des Gegenſtandes es forderten. So ſehen wir, um durch Beiſpiele das Geſagte deutlicher zu machen, etwa von Rembrandt oder vom Ferdinand Bol, Bilder in ſehr gelbem Tone gemalt, wo aber doch wieder durch die letzten endenden Laſuren ein alle Farben, alle Lichter mildernder Schein, eine dem Auge ſchmeichelnde Dämmerung über das Ganze ergoſſen iſt. Adrian van Oſtade, nebſt ein-

gen andern Meistern, hat hingegen Bilder geliefert, woran kein entschiedener Ton einer im Allgemeinen übergreifenden Farbe wahrgenommen wird, deren stille Harmonie einzig durch den Ueberzug einer farblosen, blos dunklen Lasirung bewirkt ist, und man die Gegenstände erblickt ungefähr wie sie im schwarz unterleaten Spiegel erscheinen.

Wenn wir unsere Betrachtungen über die Aldobrandinische Hochzeit nun weiter fortsetzen und theils die kunstmäßige Vertheilung der Farben theils die angewendeten Farbenstoffe für sich selbst in Erwägung ziehen, so zeigt sich das Weiße, Gelbe, Grüne und Violete zwar in verschiedenen Nuancen, übrigens aber an Masse oder Quantität ohngefähr gleichmäßig durch das ganze Bild vertheilt. Reines Blau ist wenig und nur in heller Mischung zur Luft und zum Untergewande der Braut gebraucht; hingegen desto öfter eine hohe Purpur- oder Lackfarbe, die aber nirgends Masse macht, sondern nur die Schatten bricht und erwärmt oder auch Changeant bewirkt und so auf verschiedene Weise zur allgemeinen Harmonie des Ganzen sehr wesentlich beiträgt. Daß Zinnoberroth und Orangefarb ausgeschlossen sind, mag noch ferner die Einsichten und das zweckmäßige Verfahren des Künstlers bewähren. Denn diese Farben würden dem von ihm beabsichtigten fröhlichen und doch sanften Farbenspiel entgegen und unvereinbar mit dem überhaupt herrschenden violeten Ton gewesen sein.

Die weiße Farbe, deren sich unser Meister bediente, scheint wenig Körper zu haben und ist wahrscheinlich eine Art Kreide, worunter man sich also das Melinum, dessen Plinius gedenkt, vorzustellen hätte; das Gelb eine ganz ausnehmend schöne goldgelbe Ockerart, vermuthlich das attische Sil. Von dem Grün, welches einen reinen frischen Schein hat, getrauen wir uns nicht zu entscheiden, ob es durch Mischung hervorgebracht oder in seinem natürlichen Zustande angewendet worden, sind aber doch aus verschiedenen Gründen geneigt, das Letztere zu glauben. Zum Roth diente außer der vorerwähnten Purpurfarbe oder Lack eine schöne rothe Erde, welche wol für die Sinopis gelten könnte, wenn man nicht etwa lieber annehmen will, die Neapolitanische rothe Erde sei zu Rom um die Zeit, da dieses Gemälde verfertigt wurde, bereits bekannt gewesen, worüber jedoch, so viel wir wissen, keine bestimmten Nachrichten vorhanden sind. Von dem Blau halten wir uns für überzeugt, daß es aus Indigo

beſteht, welcher, gemiſcht mit der vorgedachten Purpurfarbe, auch das Violet gegeben. In vertiefenden Miſchungen, beſonders im Schatten der Fleiſchpartien, mag ferner noch ein brauner Ocker angewandt ſein, und in den dunkelſten Strichen läßt ſich die Gegenwart einer ſchwarzbraunen Erde von der Art, wie die Kaſſeler und Kölniſchen Erden ſind, wahrnehmen. Schwarz läßt ſich im Grauen ſehr innig mit der weißen Farbe vereint, woraus man alſo eher auf Ruß als auf Kohle ſchließen kann. Dieſes ſind die ſämmtlichen Farben, deren Spur wir in jenem Gemälde bemerkt zu haben glauben.

Die Behandlung oder das an demſelben beobachtete techniſche Verfahren ſcheint ein etwas anderes und vollkommneres als das heut zu Tage übliche mit Gouache oder Leimfarben. Ohne ſo verſchmelzen ſanft und weich zu ſein als Malerei mit Oelfarben, gewährte es doch im Ganzen faſt ebendie Vortheile für allgemeine Wirkung und erhielt nebenbei die Eigenſchaften, durch welche ſich Waſſerfarben vorzüglich empfehlen, nämlich das Fröhlichere, Heitere überhaupt und die Wahrheit in den Tönen der beleuchteten Partien.

Wir gedenken mit dieſer Bemerkung keineswegs die Oelmalerei verdächtig zu machen, ſind auch gar nicht des Glaubens Derer, welche da meinen, man könne mit Erneuerung des techniſchen Verfahrens der Alten auch den Geiſt ihrer Kunſt wieder aufrufen; ebenſo wenig möchten wir uns aber auch zu Denen bekennen, die hingegen aus dem Gebrauche der Oelfarben eine Ueberlegenheit der neueren Malerei über die alte zu zeigen gedachten. So viel ſcheint ſich aus unſern angeſtellten Unterſuchungen als wahr zu ergeben, daß die Alten ihre zwar einfachen Mittel ſehr zweckmäßig zu behandeln gewußt und damit jedem weſentlichen Kunſterforderniß hinlänglich Genüge leiſten konnten.

Der Meiſter der Aldobrandini'ſchen Hochzeit malte auf weißen glatten Grund, welches auch bei mehreren andern antiken Malereien der Fall iſt, wie aus Stellen, wo die Farben ſich abgelöſet, klar wird. Ob Leim, Gummi, Eier, Milch von Feigenſprößlingen oder welches andre Bindungsmittel den Farben beigemiſcht worden, läßt ſich vor der Hand nicht beſtimmt nachweiſen. Daß es Wachs geweſen, iſt wenigſtens in Hinſicht auf die Aldobrandini'ſche Hochzeit unwahrſcheinlich,

weil sich die lasirenden, der Aquarelle ähnlichen Farben über Wachs schwerlich hätten auftragen lassen und früher, als der Ueberzug mit Wachs geschehen war, ebenfalls nicht anders als äußerst unbequem, indem ihre Feuchtigkeit zu schnell in die unterliegenden trocknen Farben würde eingedrungen sein. Uebrigens läßt ebender Umstand, daß die erwähnten lasirenden Farben viel und mit Bequemlichkeit angewendet sind, auf ein festes, den gesammten Farben beigemischtes Bindemittel schließen. Die erste Anlage ist völlig in der Art gemacht, wie noch jetzt in Leim- und Freskofarben zu geschehen pflegt, nämlich in großen hellen und dunkeln Massen, beides mittlere Tinten, wohinein denn, besonders im Fleisch, mit nicht sehr regelmäßigen Schraffirungen, in den Gewändern hingegen zuweilen mit freien breitern Pinselstrichen die weitern Vertiefungen gearbeitet sind. Auf die angelegten hellen Partien wurden die höhern Lichttinten keck aufgesetzt und endlich durch die mehrmals erwähnten verdünnten, der Aquarelle vergleichbaren blos lasirenden Farben (vornehmlich Purpur und schwärzlich Braun) das Werk vollendet, dem Ganzen mehr Uebereinstimmung, dem Schatten größere Klarheit gegeben und die Einwirkung einer jeden Farbe auf die benachbarte angedeutet. Vielleicht sind ganz zuletzt noch einige Striche des vorstechendsten Lichts aufgesetzt worden, mit einem Wort, man bemerkt durchgehends, wennschon nicht die Hand eines großen Meisters, doch die eines fertigen Malers, und in den Kunstregeln, nach welchen er verfahren, die herrliche Schule, worin er sich gebildet. Verschiedene, obwol nicht eben vorzüglich bedeutende Reste alter Malerei in den Ruinen der Villa des Hadrian bei Tivoli, die lebensgroße Figur der Roma im Palast Barberini zu Rom, welche nach der Meinung einiger Alterthumsforscher aus Konstantin's Zeit sein soll, allein, wie wir nach Maßgabe des darin herrschenden Geschmacks glauben, früher entstanden ist; ferner einige Bilder von geringem Umfang und nicht großen Verdiensten, im Palast Rospiglioſi ebenfalls zu Rom, zeigen alle dieselbe heitere Anmuth in den Farben und sind, so viel sich aus ihren beschränktern Darstellungen wahrnehmen läßt, in ebender Manier oder, wenn man lieber will, unter dem Einfluß ähnlicher Grundsätze verfertigt, als wir kurz zuvor bemerkt haben und deutlicher auseinanderzusetzen bemüht gewesen sind.

Einige von den Herkulanischen Bildern ausgenommen,

möchten alle übrigen von uns bisher erwähnten noch vorhandenen antiken Malereien, die bessern Mosaiken mit eingerechnet, welche indessen ihrer Natur nach nur wenig Unterricht gewähren, etwa aus dem Zeitraum von Augustus bis auf Konstantin den Großen herrühren; nachher ging die verfallende Kunst in geistlose Manier über, die Nachahmung der Natur wurde seltener und in ebendem Maße verschwand auch der bessre Geschmack im Kolorit, der Sinn für Harmonie der Farbe.

Werke der Malerei von einigermaßen beträchtlichem Umfang aus dem fünften, sechsten, siebenten und vielleicht auch achten Jahrhundert der christlichen Zeitrechnung sind uns aus eigener Anschauung nicht bekannt; allein an Madonnen- und Heiligenbildern, welche vermuthlich noch später in Konstantinopel fabrizirt worden, hat es sich, daß der Begriff von naturnachahmendem Kolorit gänzlich verloren gegangen war. Denn die Gesichter derselben sowie Hände und Füße sind nußbraun gefärbt und mit weißlichen grellen Strichen regellos und unannehmlich aufgeklext. Zwar der Glaube an die Möglichkeit, einem Bilde durch die Kunst Werth zu ertheilen, scheint den Malern damaliger Zeit ausgegangen gewesen zu sein. Daher bemühten sie sich blos durch kostliches Material ihren Arbeiten einige Achtung zu verschaffen. Aus diesem Grunde waren Mosaiken die geschätztesten Malereien; den übrigen gab man durch stark vergoldeten Grund, durch Ultramarin und Purpurfarbe, so viel möglich, ein reiches Ansehen.

Betrachtungen über Farbenlehre und Farbenbehandlung der Alten.

Wie irgend Jemand über einen gewissen Fall denke, wird man nur erst recht einsehen, wenn man weiß, wie er überhaupt gesinnt ist. Dieses gilt, wenn wir die Meinungen über wissenschaftliche Gegenstände, es sei nun einzelner Menschen oder ganzer Schulen und Jahrhunderte, recht eigentlich erkennen wollen. Daher ist die Geschichte der Wissenschaften mit der Geschichte der Philosophie innigst verbunden, aber ebenso auch mit der Geschichte des Lebens und des Charakters der Individuen sowie der Völker.

So begreift sich die Geschichte der Farbenlehre auch nur in Gefolg der Geschichte aller Naturwissenschaften. Denn zur Einsicht in den geringsten Theil ist die Uebersicht des Ganzen nöthig. Auf eine solche Behandlung können wir freilich nur hindeuten; indessen wenn wir unter unsern Materialien Manches mit einführen, was nicht unmittelbar zum Zwecke zu gehören scheint, so ist ihm doch eigentlich nur deswegen der Platz gegönnt, um an allgemeine Bezüge zu erinnern, welches in der Geschichte der Farbenlehre um so nothwendiger ist, als sie ihre eigenen Schicksale gehabt hat und auf dem Meere des Wissens bald nur für kurze Zeit auftaucht, bald wieder auf längere niedersinkt und verschwindet.

Inwiefern bei der ersten Entwickelung nachsinnender Menschen mystisch-arithmetische Vorstellungsarten wirklich stattgefunden, ist schwer zu beurtheilen, da die Dokumente meistens verdächtig sind. Manches Andre, was man uns von jenen Anfängen gern möchte glauben machen, ist ebenso unzuverlässig, und Wenige werden uns daher verargen, wenn wir den Blick von der Wiege so mancher Nationen weg und dahin wenden, wo uns eine erfreuliche Jugend entgegenkommt.

Die Griechen, welche zu ihren Naturbetrachtungen aus den Regionen der Poesie herüberkamen, erhielten sich dabei noch dichterische Eigenschaften. Sie schauten die Gegenstände tüchtig und lebendig und fühlten sich gedrungen, die Gegenwart lebendig auszusprechen. Suchen sie sich darauf von ihr durch Reflexion loszuwinden, so kommen sie wie Jedermann in Verlegenheit, indem sie die Phänomene für den Verstand zu bearbeiten denken. Sinnliches wird aus Sinnlichem erklärt, dasselbe durch dasselbe. Sie finden sich in einer Art von Zirkel und sagen das Unerklärliche immer vor sich her im Kreise herum.

Der Bezug zu dem Aehnlichen ist das erste Hilfsmittel, wozu sie greifen. Es ist bequem und nützlich, indem dadurch Symbole entstehen und der Beobachter einen dritten Ort außerhalb des Gegenstandes findet; aber es ist auch schädlich, indem das, was man ergreifen will, sogleich wieder entwischt, und das, was man gesondert hat, wieder zusammenfließt.

Bei solchen Bemühungen fand man gar bald, daß man nothwendig aussprechen müsse, was im Subjekt vorgeht, was

Scherze nicht! Nichts von Verarmen!
Macht uns nicht die Liebe reich?
Halt' ich Dich in meinen Armen,
Jedem Glück ist meines gleich.

6.

Der Liebende wird nicht irre gehn,
Wär's um ihn her auch noch so trübe.
Sollten Leila und Medschnun auferstehn,
Von mir erführen sie den Weg der Liebe.

7.

Ist's möglich, daß ich, Liebchen, Dich kose!
Vernehme der göttlichen Stimme Schall!
Unmöglich scheint immer die Rose,
Unbegreiflich die Nachtigall.

---

6. Saadi beschließt die Abth. 5 seines Rosengartens: „Ueber Liebe und Jugend", mit den Versen:

„Und wenn Medschnun und Leila entstiegen ihrem Grab,
Der Liebe Chronik schrieben aus diesem Buch sie ab" (Nesselmann).

Vergl. die Schilderung des „Wegs der Liebe" bei Hafis (Dal, XCII, und Ja, XXXII):

„Wer nie den Weg der Liebe ging,
Was weiß er von der Liebe?"

7. Verschieden von ihren orientalischen Schwestern, dichtete die deutsche Suleika nicht allein, sondern sie sang auch. Daher der Vergleich mit der Nachtigall. — „Rose und Nachtigall nehmen den Platz ein von Apoll und Daphne" (Goethe in den Noten, Abth. Allgemeines). — Vergl. oben VII. 2. und Hafis. Schir. III:

„Es kennt die Nachtigall, wie sie die Rose zur Freundin macht,
Die Nachtigall hat den Gesang gelernet von der Rose";

und Dschelal-ed-din Rumi (Kam):

„Die Welt umfasset nicht das Bild der Rose,
Die Phantasie umfasset nicht die Rose".

Die Rose feierte Goethe noch später in Nr. X der chinesisch-deutschen Gedichte (Werke, III. 199).

für ein Zustand in dem Betrachtenden und Beobachtenden erregt wird. Hierauf entstand der Trieb, das Aeußere mit dem Innern in der Betrachtung zu vereinen, welches freilich mitunter auf eine Weise geschah, die uns wunderlich abstrus und unbegreiflich vorkommen muß. Der Billige wird jedoch deshalb nicht übler von ihnen denken, wenn er gestehen muß, daß es uns, ihren späten Nachkommen, oft selbst nicht besser geht.

Aus dem, was uns von den Pythagoreern überliefert wird, ist wenig zu lernen. Daß sie Farbe und Oberfläche mit einem Worte bezeichnen, deutet auf ein sinnlich gutes, aber doch nur gemeines Gewahrwerden, das uns von der tiefern Einsicht in das Penetrative der Farbe ablenkt. Wenn auch sie das Blaue nicht nennen, so werden wir abermals erinnert, daß das Blaue mit dem Dunklen und Schattigen dergestalt innig verwandt ist, daß man es lange Zeit dazu zählen konnte.

Die Gesinnungen und Meinungen Demokrit's beziehen sich auf Forderungen einer erhöhten geschärften Sinnlichkeit und neigen sich zum Oberflächlichen. Die Unsicherheit der Sinne wird anerkannt; man findet sich genöthigt, nach einer Kontrole umherzuschauen, die aber nicht gefunden wird. Denn anstatt bei der Verwandtschaft der Sinne nach einem idellen Sinn aufzublicken, in dem sich alle vereinigten, so wird das Gesehene in ein Getastetes verwandelt, der schärfste Sinn soll sich in den stumpfsten auflösen, uns durch ihn begreiflicher werden. Daher entsteht Ungewißheit anstatt einer Gewißheit. Die Farbe ist nicht, weil sie nicht getastet werden kann, oder sie ist nur insofern, als sie allenfalls tastbar werden könnte. Daher die Symbole von dem Tasten hergenommen werden. Wie sich die Oberflächen glatt, rauh, scharf, eckig und spitz finden, so entspringen auch die Farben aus diesen verschiedenen Zuständen. Auf welche Weise sich aber hiermit die Behauptung vereinigen lasse, die Farbe sei ganz konventionell, getrauen wir uns nicht aufzulösen. Denn sobald eine gewisse Eigenschaft der Oberfläche eine gewisse Farbe mit sich führt, so kann es doch hier nicht ganz an einem bestimmten Verhältniß fehlen.

Betrachten wir nun Epikur und Lukrez, so gedenken wir einer allgemeinen Bemerkung, daß die originellen Lehrer immer noch das Unauflösbare der Aufgabe empfinden und

ſich ihr auf eine naive, gelenke Weiſe zu nähern ſuchen. Die Nachfolger werden ſchon didaktiſch, und weiterhin ſteigt das Dogmatiſche bis zum Intoleranten.

Auf dieſe Weiſe möchten ſich Demokrit, Epikur und Lukrez verhalten. Bei dem Letztern finden wir die Geſinnung der Erſtern, aber ſchon als Ueberzeugungsbekenntniß erſtarrt und leidenſchaftlich parteiiſch überliefert.

Jene Ungewißheit dieſer Lehre, die wir ſchon oben bemerkt, verbunden mit ſolcher Lebhaftigkeit einer Lehrüberlieferung, läßt uns den Uebergang zur Lehre der Pyrrhonier finden. Dieſen war Alles ungewiß, wie es Jedem wird, der die zufälligen Bezüge irdiſcher Dinge gegen einander zu ſeinem Hauptaugenmerk macht, und am Wenigſten wäre ihnen zu verargen, daß ſie die ſchwankende, ſchwebende, kaum zu erhaſchende Farbe für ein unſicheres, nichtiges Meteor anſehen; allein auch in dieſem Punkte iſt nichts von ihnen zu lernen, als was man meiden ſoll.

Dagegen nähen wir uns dem Empedokles mit Vertrauen und Zuverſicht. Er erkennt ein Aeußeres an, die Materie; ein Inneres, die Organiſation. Er läßt die verſchiedenen Wirkungen der erſten, das mannichfaltig Verflochtene der andern gelten. Seine πόροι machen uns nicht irre. Freilich entſpringen ſie aus der gemein-ſinnlichen Vorſtellungsart. Ein Flüſſiges ſoll ſich beſtimmt bewegen; da muß es ja wohl eingeſchloſſen ſein, und ſo iſt der Kanal ſchon fertig. Und doch läßt ſich bemerken, daß dieſer Alte gedachte Vorſtellung keineswegs ſo roh und körperlich genommen habe als manche Neuern, daß er vielmehr daran nur ein bequemes, faßliches Symbol gefunden. Denn die Art, wie das Aeußere und Innere eins für das andre da iſt, eins mit dem andern übereinſtimmt, zeigt ſogleich von einer höhern Anſicht, die durch jenen allgemeinen Satz, Gleiches werde nur von Gleichem erkannt, noch geiſtiger erſcheint.

Daß Zeno, der Stoiker, auch irgendwo ſichern Fuß faſſen werde, läßt ſich denken. Jener Ausdruck: die Farben ſeien die erſten Schematismen der Materie, iſt uns ſehr willkommen. Denn wenn dieſe Worte im antiken Sinne auch das nicht enthalten, was wir hineinlegen könnten, ſo ſind ſie doch immer bedeutend genug. Die Materie tritt in die Erſcheinung, ſie bildet, ſie geſtaltet ſich. Geſtalt beſteht ſich auf ein Geſetz, und nun zeigt ſich in der Farbe, in ihrem Beſtehen und Wechſeln,

ein Naturgesetzliches fürs Auge, von keinem andern Sinne leicht unterscheidbar.

Noch vollkommner tritt uns bei Plato jede vorige Denkweise, gereinigt und erhöht, entgegen. Er sondert, was empfunden wird. Die Farbe ist sein viertes Empfindbares. Hier finden wir die Poren, das Innere, das dem Aeußern antwortet, wie beim Empedokles, nur geistiger und mächtiger; aber was vor Allem ausdrücklich zu bemerken ist, er kennt den Hauptpunkt der ganzen Farben- und Lichtschatten Lehre; denn er sagt uns: durch das Weiße werde das Gesicht entbunden, durch das Schwarze gesammelt.

Wir mögen anstatt der griechischen Worte *συγκρίνειν* und *διακρίνειν* in anderen Sprachen setzen, was wir wollen: zusammenziehen — ausdehnen, sammeln — entbinden, fesseln — lösen, pétrecir und développer etc., so finden wir keinen so geistig-körperlichen Ausdruck für das Pulsiren, in welchem sich Leben und Empfinden ausspricht. Ueberdies sind die griechischen Ausdrücke Kunstworte, welche bei mehrern Gelegenheiten vorkommen, wodurch sich ihre Bedeutsamkeit jedesmal vermehrt.

So entzückt uns denn auch in diesem Fall wie in den übrigen am Plato die heilige Scheu, womit er sich der Natur nähert, die Vorsicht, womit er sie gleichsam nur umtastet und bei näherer Bekanntschaft vor ihr sogleich wieder zurücktritt, jenes Erstaunen, das, wie er selbst sagt, den Philosophen so gut kleidet.

Den übrigen Gehalt jener kurzen aus dem Timäus ausgezogenen Stelle bringen wir in dem Folgenden nach, indem wir unter dem Namen des Aristoteles Alles versammeln können, was den Alten über diesen Gegenstand bekannt gewesen.

Die Alten glaubten an ein ruhendes Licht im Auge; sie fühlten sodann als reine, kräftige Menschen die Selbstthätigkeit dieses Organs und dessen Gegenwirken gegen das Aeußre, Sichtbare; nur sprachen sie dieses Gefühl sowie des Fassens, des Ergreifens der Gegenstände mit dem Auge durch allzu trübe Gleichnisse aus. Die Einwirkung des Auges nicht aufs Auge allein, sondern auch auf andre Gegenstände erschien ihnen so mächtig wundersam, daß sie eine Art von Bann und Zauber gewahr zu werden glaubten.

Das Sammeln und Entbinden des Auges durch Licht und Finsterniß, die Dauer des Eindrucks war ihnen bekannt.

Von einem farbigen Abklingen, von einer Art Gegensatz finden sich Spuren. Aristoteles kannte den Werth und die Würde der Beachtung der Gegensätze überhaupt. Wie aber Einheit sich in Zweiheit selbst auseinanderlege, war den Alten verborgen. Sie kannten den Magnet, das Elektron, blos als Anziehen; Polarität war ihnen noch nicht deutlich geworden. Und hat man bis auf die neusten Zeiten nicht auch nur immer der Anziehung die Aufmerksamkeit geschenkt und das zugleich geforderte Abstoßen nur als eine Nachwirkung der ersten schaffenden Kraft betrachtet?

In der Farbenlehre stellten die Alten Licht und Finsterniß, Weiß und Schwarz einander entgegen. Sie bemerkten wohl, daß zwischen diesen die Farben entspringen; aber die Art und Weise sprachen sie nicht zart genug aus, obgleich Aristoteles ganz deutlich sagt, daß hier von keiner gemeinen Mischung die Rede sei.

Derselbe legt einen sehr großen Werth auf die Erkenntniß des Diaphanen, als des Mittels, und kennt so gut als Plato die Wirkung des trüben Mittels zu Hervorbringung des Blauen. Bei allen seinen Schritten aber wird er denn doch durch Schwarz und Weiß, das er bald materiell nimmt, bald symbolisch oder vielmehr rationell behandelt, wieder in die Irre geführt.

Die Alten kannten das Gelbe, entspringend aus gemäßigtem Licht, das Blaue bei Mitwirkung der Finsterniß, das Rothe durch Verdichtung, Beschattung, obgleich das Schwanken zwischen einer atomistischen und dynamischen Vorstellungsart auch hier oft Undeutlichkeit und Verwirrung erregt.

Sie waren ganz nahe zu der Eintheilung gelangt, die auch wir als die günstigste angesehen haben. Einige Farben schrieben sie dem bloßen Lichte zu, andere dem Licht und den Mitteln, andere den Körpern als inwohnend, und bei diesen letztern kannten sie das Oberflächliche der Farbe sowol als ihr Penetratives und hatten in die Umwandlung der chemischen Farben gute Einsichten. Wenigstens wurden die verschiedenen Fälle wohl bemerkt und die organische Kochung wohl beachtet.

Und so kann man sagen, sie kannten alle die hauptsächlichsten Punkte, worauf es ankommt; aber sie gelangten nicht dazu, ihre Erfahrungen zu reinigen und zusammenzubringen. Und wie einem Schatzgräber, der durch die mächtigsten For-

meln den mit Gold und Juwelen gefüllten blinkenden Kessel schon bis an den Rand der Grube heraufgebracht hat, aber ein Einziges an der Beschwörung versieht, das neu gehoffte Glück unter Geprassel und Gepolter und dämonischem Hohngelächter wieder zurücksinkt, um auf späte Epochen hinaus abermals verscharrt zu liegen, so ist auch jede unvollendete Bemühung für Jahrhunderte wieder verloren; worüber wir uns jedoch trösten müssen, da sogar von mancher vollendeten Bemühung kaum noch eine Spur übrig bleibt.

Werfen wir nun einen Blick auf das allgemeine Theoretische, wodurch sie das Gewahrgewordne verbinden, so finden wir die Vorstellung, daß die Elemente von den Farben begleitet werden. Die Eintheilung der ursprünglichen Naturkräfte in vier Elemente ist für kindliche Sinnen faßlich und erfreulich, ob sie gleich nur oberflächlich gelten kann; aber die unmittelbare Begleitung der Elemente durch Farben ist ein Gedanke, den wir nicht schelten dürfen, da wir ebenfalls in den Farben eine elementare, über Alles ausgegossene Erscheinung anerkennen.

Ueberhaupt aber entsprang die Wissenschaft für die Griechen aus dem Leben. Beschaut man das Büchelchen über die Farben genau, wie gehaltvoll findet man solches! Welch ein Aufmerken, welch ein Auffassen auf jede Bedingung, unter welcher diese Erscheinung zu beobachten ist! Wie rein, wie ruhig gegen spätre Zeiten, wo die Theorien keinen andern Zweck zu haben schienen, als die Phänomene beiseite zu bringen, die Aufmerksamkeit von ihnen abzulenken, ja, sie wo möglich aus der Natur zu vertilgen.

Das, was man unter jenen Elementen verstand, mit allen Zufälligkeiten ihres Erscheinens, ward beobachtet: Feuer so gut als Rauch, Wasser so gut als das daraus entspringende Grün, Luft und ihre Trübe, Erde rein und unrein gedacht. Die apparenten Farben wechseln hin und her; mannichfaltig verändert sich das Organische; die Werkstätten der Färber werden besucht und das Unendliche, Unbestimmbare des engen Kreises recht wohl eingesehen.

Wir leugnen nicht, daß uns manchmal der Gedanke gekommen, ebengedachtes Büchlein umzuschreiben mit so wenig Abänderungen als möglich, wie es sich vielleicht blos durch Veränderung des Ausdrucks thun ließe. Eine solche Arbeit wäre wol fruchtbarer, als durch einen weitläuftigen Kom-

mentar auseinanderzusetzen, worin man mit dem Verfasser eins oder uneins wäre. Jedes gute Buch, und besonders die der Alten, versteht und genießt Niemand, als wer sie supplirend kann. Wer etwas weiß, findet unendlich mehr in ihnen als Derjenige, der erst lernen will.

Sehen wir uns aber nach den eigentlichen Ursachen um, wodurch die Alten in ihren Vorschritten gehindert worden, so finden wir sie darin, daß ihnen die Kunst fehlt, Versuche anzustellen, ja sogar der Sinn dazu. Die Versuche sind Vermittler zwischen Natur und Begriff, zwischen Natur und Idee, zwischen Begriff und Idee. Die zerstreute Erfahrung zieht uns allzu sehr nieder und ist sogar hinderlich, auch nur zum Begriff zu gelangen. Jeder Versuch aber ist schon theoretisirend: er entspringt aus einem Begriff oder stellt ihn sogleich auf. Viele einzelne Fälle werden unter ein einzig Phänomen subsumirt; die Erfahrung kommt ins Enge, man ist im Stande, weiter vorwärts zu gehen.

Die Schwierigkeit, den Aristoteles zu verstehen, entspringt aus der antiken Behandlungsart, die uns fremd ist. Zerstreute Fälle sind aus der gemeinen Empirie aufgegriffen, mit gehörigem und geistreichem Räsonnement begleitet, auch wol schicklich genug zusammengestellt; aber nun tritt der Begriff ohne Vermittlung hinzu, das Räsonnement geht ins Subtile und Spitzfindige, das Begriffene wird wieder durch Begriffe bearbeitet, anstatt daß man es nun deutlich auf sich beruhen ließe, einzeln vermehrte, massenweise zusammenstellte und erwartete, ob eine Idee daraus entspringen wolle, wenn sie sich nicht gleich von Anfang an dazu gesellte.

Hatten wir nun bei der wissenschaftlichen Behandlung, wie sie von den Griechen unternommen worden, wie sie ihnen geglückt, Manches zu erinnern, so treffen wir nunmehr, wenn wir ihre Kunst betrachten, auf einen vollendeten Kreis, der, indem er sich in sich selbst abschließt, doch auch zugleich als Glied in jene Bemühungen eingreift und, wo das Wissen nicht Genüge leistete, uns durch die That befriedigt.

Die Menschen sind überhaupt der Kunst mehr gewachsen als der Wissenschaft. Jene gehört zur großen Hälfte ihnen selbst, diese zur großen Hälfte der Welt an. Bei jener läßt sich eine Entwickelung in reiner Folge, diese kaum ohne ein unendliches Zusammenhaufen denken. Was aber den Unterschied vorzüglich bestimmt: die Kunst schließt sich in ihren einzelnen Werken ab, die Wissenschaft erscheint uns grenzenlos.

Das Glück der griechiſchen Ausbildung iſt ſchon oft und trefflich dargeſtellt worden. Gedenken wir nur ihrer bildenden Kunſt und des damit ſo nahe verwandten Theaters. An den Vorzügen ihrer Plaſtik zweifelt Niemand. Daß ihre Malerei, ihr Helldunkel, ihr Kolorit ebenſo hoch geſtanden, können wir in vollkommenen Beiſpielen nicht vor Augen ſtellen; wir müſſen das wenige Uebriggebliebene, die hiſtoriſchen Nachrichten, die Analogie, den Naturſchritt, das Mögliche zu Hilfe nehmen, wie es der Verfaſſer des oben ſtehenden Aufſatzes gethan, und es wird uns kein Zweifel übrig bleiben, daß ſie auch in dieſem Punkte alle ihre Nachfahren übertroffen.

Zu dem geprieſenen Glück der Griechen muß vorzüglich gerechnet werden, daß ſie durch keine äußre Einwirkung irre gemacht werden, — ein günſtiges Geſchick, das in der neuern Zeit den Individuen ſelten, den Nationen nie zu Theil wird; denn ſelbſt vollkommene Vorbilder machen irre, indem ſie uns veranlaſſen, nothwendige Bildungsſtufen zu überſpringen, wodurch wir denn meiſtens am Ziel vorbei in einen grenzenloſen Irrthum geführt werden.

Kehren wir nun zur Vergleichung der Kunſt und Wiſſenſchaft zurück, ſo begegnen wir folgender Betrachtung. Da im Wiſſen ſowol als in der Reflexion kein Ganzes zuſammengebracht werden kann, weil jenem das Innre, dieſer das Aeußere fehlt, ſo müſſen wir uns die Wiſſenſchaft nothwendig als Kunſt denken, wenn wir von ihr irgend eine Art von Ganzheit erwarten. Und zwar haben wir dieſe nicht im Allgemeinen, im Ueberſchwänglichen zu ſuchen, ſondern wie die Kunſt ſich immer ganz in jedem einzelnen Kunſtwerk darſtellt, ſo ſollte die Wiſſenſchaft ſich auch jedesmal ganz in jedem einzelnen Behandelten erweiſen.

Um aber einer ſolchen Forderung ſich zu nähern, ſo müßte man keine der menſchlichen Kräfte bei wiſſenſchaftlicher Thätigkeit ausſchließen. Die Abgründe der Ahnung, ein ſicheres Anſchauen der Gegenwart, mathematiſche Tiefe, phyſiſche Genauigkeit, Höhe der Vernunft, Schärfe des Verſtandes, bewegliche, ſehnſuchtsvolle Phantaſie, liebevolle Freude am Sinnlichen, nichts kann entbehrt werden zum lebhaften, fruchtbaren Ergreifen des Augenblicks, wodurch ganz allein ein Kunſtwerk, von welchem Gehalt es auch ſei, entſtehen kann.

Wenn dieſe geforderten Elemente, wo nicht widerſprechend, doch ſich dergeſtalt gegenüberſtehend erſcheinen möchten, daß

auch die vorzüglichsten Geister nicht hoffen dürften, sie zu vereinigen, so liegen sie doch in der gesammten Menschheit offenbar da und können jeden Augenblick hervortreten, wenn sie nicht durch Vorurtheile, durch Eigensinn einzelner Besitzenden, und wie sonst alle die verkennenden, zurückschreckenden und tödtenden Verneinungen heißen mögen, in dem Augenblick, wo sie allein wirksam sein können, zurückgedrängt werden und die Erscheinung im Entstehen vernichtet wird.

Vielleicht ist es kühn, aber wenigstens in dieser Zeit nöthig zu sagen, daß die Gesammtheit jener Elemente vielleicht vor keiner Nation so bereit liegt als vor der deutschen. Denn ob wir gleich, was Wissenschaft und Kunst betrifft, in der seltsamsten Anarchie leben, die uns von jedem erwünschten Zweck immer mehr zu entfernen scheint, so ist es doch ebendiese Anarchie, die uns nach und nach aus der Weite ins Enge, aus der Zerstreuung zur Vereinigung drängen muß.

Niemals haben sich die Individuen vielleicht mehr vereinzelt und von einander abgesondert als gegenwärtig. Jeder möchte das Universum vorstellen und aus sich darstellen; aber indem er mit Leidenschaft die Natur in sich aufnimmt, so ist er auch das Ueberlieferte, das, was Andre geleistet, in sich aufzunehmen genöthigt. Thut er es nicht mit Bewußtsein, so wird es ihm unbewußt begegnen; empfängt er es nicht offenbar und gewissenhaft, so mag er es heimlich und gewissenlos ergreifen; mag er es nicht dankbar anerkennen, so werden ihm Andere nachspüren: genug, wenn er nur Eigenes und Fremdes, unmittelbar und mittelbar aus den Händen der Natur oder von Vorgängern Empfangenes tüchtig zu bearbeiten und einer bedeutenden Individualität anzueignen weiß, so wird jederzeit für Alle ein großer Vortheil daraus entstehen. Und wie dies nun gleichzeitig schnell und heftig geschieht, so muß eine Uebereinstimmung daraus entspringen, das, was man in der Kunst Stil zu nennen pflegt, wodurch die Individualitäten im Rechten und Guten immer näher an einander gerückt und eben dadurch mehr herausgehoben, mehr bedeutigt werden, als wenn sie sich durch seltsame Eigenthümlichkeiten karikaturmäßig von einander zu entfernen streben.

Wem die Bemühungen der Deutschen in diesem Sinne seit mehrern Jahren vor Augen sind, wird sich Beispiele genug zu dem, was wir im Allgemeinen aussprechen, ver-

gegenwärtigen können, und wir sagen getrost in Gefolg unserer Ueberzeugung: an Tiefe sowie an Fleiß hat es dem Deutschen nie gefehlt. Nähert er sich andern Nationen an Bequemlichkeit der Behandlung und übertrifft sie an Aufrichtigkeit und Gerechtigkeit, so wird man ihm früher oder später die erste Stelle in Wissenschaft und Kunst nicht streitig machen.

Nachtrag.

Ehe wir uns von diesen gutmüthigen Hoffnungen zu jener traurigen Lücke wenden, die zwischen der Geschichte alter und neuer Zeit sich nun bald vor uns aufthut, so haben wir noch Einiges nachzubringen, das uns den Ueberblick des Bisherigen erleichtert und uns zu weiterem Fortschreiten anregt.

Wir gedenken hier des Lucius Annäus Seneca, nicht sowol insofern er von Farben etwas erwähnt, da es nur sehr wenig ist und blos beiläufig geschieht, als vielmehr wegen seines allgemeinen Verhaltnisses zur Naturforschung.

Ungeachtet der ausgebreiteten Herrschaft der Römer über die Welt steckten doch die Naturkenntnisse eher bei ihnen, als daß sie sich verhältnißmäßig erweitert hätten. Denn eigentlich interessirte sie nur der Mensch, insofern man ihm mit Gewalt oder durch Ueberredung etwas abgewinnen kann. Wegen des Letztern waren alle ihre Studien auf rednerische Zwecke berechnet. Uebrigens benutzten sie die Naturgegenstände zu nothwendigem und willkürlichem Gebrauch so gut und so wunderlich, als es gehn wollte.

Seneca war, wie er selbst bedauert, spät zur Naturbetrachtung gelangt. Was die Früheren in diesem Fache gewußt, was sie darüber gedacht hatten, war ihm nicht unbekannt geblieben. Seine eigenen Meinungen und Ueberzeugungen haben etwas Tüchtiges. Eigentlich aber steht er gegen die Natur doch nur als ein ungebildeter Mensch; denn nicht sie interessirt ihn, sondern ihre Begebenheiten. Wir nennen aber Begebenheiten diejenigen zusammengesetzten auffallenden Ereignisse, die auch den rohesten Menschen erschüttern, seine Aufmerksamkeit erregen und, wenn sie vorüber sind, den Wunsch in ihm beleben, zu erfahren, woher so etwas denn doch wol kommen möchte.

Im Ganzen führt Seneca dergleichen Phänomene, auf die er in seinem Lebensgange aufmerksam geworden, nach der Ordnung der vier Elemente auf, läßt sich aber doch, nach vorkommenden Umständen bald da- bald dorthin ableiten.

Die meteorischen Feuerkugeln, Höfe um Sonn' und Mond, Regenbogen, Wettergallen, Nebensonnen, Wetterleuchten, Sternschnuppen, Kometen beschäftigen ihn unter der Rubrik des Feuers. In der Luft sind Blitz und Donner die Hauptveranlassungen seiner Betrachtungen. Später wendet er sich zu den Winden, und da er das Erdbeben auch einem unterirdischen Geiste zuschreibt, findet er zu diesem den Uebergang.

Bei dem Wasser sind ihm außer dem süßen die Gesundbrunnen merkwürdig, nicht weniger die periodischen Quellen. Von den Heilkräften der Wasser geht er zu ihrem Schaden über, besonders zu dem, den sie durch Ueberschwemmung anrichten. Nach den Quellen des Nils und der weisen Benutzung dieses Flusses beschäftigen ihn Hagel, Schnee, Eis und Regen.

Er läßt keine Gelegenheit vorbeigehen, prächtige und, wenn man den rhetorischen Stil einmal zugeben will, wirklich köstliche Beschreibungen zu machen, wovon die Art, wie er den Nil und was diesen Fluß betrifft, behandelt, nicht weniger seine Beschreibung der Ueberschwemmungen und Erdbeben ein Zeugniß ablegen mag. Seine Gesinnungen und Meinungen sind tüchtig. So streitet er z. B. lebhaft gegen Diejenigen, welche das Quellwasser vom Regen ableiten, welche behaupten, daß die Kometen eine vorübergehende Erscheinung seien.

Worin er sich aber vom wahren Physiker am Meisten unterscheidet, sind seine beständigen, oft sehr gezwungen herbeigeführten Nutzanwendungen und die Verknüpfung der höchsten Naturphänomene mit dem Bedürfniß, dem Genuß, dem Wahn und dem Uebermuth der Menschen.

Zwar sieht man wohl, daß er gegen Leichtgläubigkeit und Aberglauben im Kampfe steht, daß er den humanen Wunsch nicht unterdrücken kann, Alles, was die Natur uns reicht, möge dem Menschen zum Besten gedeihen; er will, man solle so viel als möglich in Mäßigkeit genießen und zugleich den verderblichen und zerstörenden Naturwirkungen mit Ruhe und Ergebung entgegensehen; insofern erscheint er höchst ehrwürdig und, da er einmal von der Redekunst herkommt, auch nicht außer seinem Kreise.

8.

Suleika.

Als ich auf dem Euphrat schiffte,
Streifte sich der goldne Ring
Fingerab, in Wasserklüfte,
Den ich jüngst von Dir empfing.

Also träumt' ich. Morgenröthe
Blitzt' ins Auge durch den Baum.
Sag, Poete, sag, Prophete!
Was bedeutet dieser Traum?

9.

Hatem.

Dies zu deuten, bin erbötig!
Hab' ich Dir nicht oft erzählt,
Wie der Doge von Venedig
Mit dem Meere sich vermählt?

So von Deinen Fingergliedern
Fiel der Ring dem Euphrat zu.
Ach, zu tausend Himmelsliedern,
Süßer Traum, begeisterst Du!

Mich, der von den Indostanen
Streifte bis Damaskus hin,
Um mit neuen Karawanen
Bis ans rothe Meer zu ziehn;

---

8 und 9. Wiederum ein Dialog zwischen Suleika und Hatem, datirt: Frankfurt a. M., den 17. September 1815. — Dichterische Behandlung eines Vorfalls aus dem Leben. Die Realität tritt hervor, wenn man den Euphrat den Main substituirt. Der Hain bei Willemer's Pfuhle, die Terrasse am Main sind auch sonst aus Goethe's Gedichten bekannt (s. Werke, II. 418. Nr. 5: „der Terrasse, dieses Hains", und Nr. 7: „im schmucken Hain und Haus", und auch wol S. 200. Nr. 2: „steht immer Hain und Mühle").

Unleidlich wird er aber, ja lächerlich, wenn er oft und gewöhnlich zur Unzeit gegen den Luxus und die verderbten Sitten der Römer loszieht. Man ſieht dieſen Stellen ganz deutlich an, daß die Redekunſt aus dem Leben ſich in die Schulen und Hörſäle zurückgezogen hat; denn in ſolchen Fällen finden wir meiſt bei ihm, wo nicht leere, doch unnütze Deklamationen, die, wie man deutlich ſieht, blos daher kommen, daß der Philoſoph ſich über ſein Zeitalter nicht erheben kann. Doch iſt dieſes das Schickſal faſt jeder ganzen Nation.

Die Römer waren aus einem engen, ſittlichen, bequemen, behaglichen, bürgerlichen Zuſtand zur großen Breite der Weltherrſchaft gelangt, ohne ihre Beſchränktheit abzulegen; ſelbſt das, was man an ihnen als Freiheitsſinn ſchätzt, iſt nur ein bornirtes Weſen. Sie waren Könige geworden und wollten nach wie vor Hausväter, Gatten, Freunde bleiben; und wie wenig ſelbſt die Beſſeren begriffen, was Regieren heißt, ſieht man an der abgeſchmackteſten That, die jemals begangen worden, an der Ermordung Cäſar's.

Aus ebendieſer Quelle läßt ſich ihr Luxus herleiten. Ungebildete Menſchen, die zu großem Vermögen gelangen, werden ſich deſſen auf eine lächerliche Weiſe bedienen; ihre Wollüſte, ihre Pracht, ihre Verſchwendung werden ungereimt und übertrieben ſein. Daher denn auch jene Luſt zum Seltſamen, Unzähligen und Ungeheuern. Ihre Theater, die ſich mit den Zuſchauern drehen, das zweite Volk von Statuen, womit die Stadt überladen war, ſind wie der ſpätere koloſſale Napf, in welchem der große Fiſch ganz geſotten werden ſollte, alle eines Urſprungs; ſogar der Uebermuth und die Grauſamkeit ihrer Tyrannen läuft meiſtens aufs Alberne hinaus.

Blos indem man dieſe Betrachtungen anſtellt, begreift man, wie Seneca, der ein ſo bedeutendes Leben geführt, dagegen zürnen kann, daß man gute Mahlzeiten liebt, ſein Getränk dabei mit Schnee abkühlt, daß man ſich des günſtigen Windes bei Seeſchlachten bedient, und was dergleichen Dinge mehr ſein mögen. Solche Kapuzinerpredigten thun keine Wirkung, hindern nicht die Auflöſung des Staates und können ſich einer eindringenden Barbarei keineswegs entgegenſetzen.

Schließlich dürfen wir jedoch nicht verſchweigen, wie er höchſt liebenswürdig in ſeinem Vertrauen auf die Nachwelt erſcheint. Alle jene verflochtenen Naturbegebenheiten, auf die

er vorzüglich seine Aufmerksamkeit wendet, ängstigen ihn als ebenso viele unergründliche Räthsel. Aufs Einfachere zu dringen, das Einfachste durch eine Erfahrung, in einem Versuch vor die Sinne zu stellen, die Natur durch Entwicklung zu enträthseln, war noch nicht Sitte geworden. Nun bleibt ihm bei dem großen Drange, den er in sich fühlt, nichts übrig, als auf die Nachkommen zu hoffen, mit Vorfreude überzeugt zu sein, daß sie mehr wissen, mehr einsehen werden als er, ja ihnen sogar die Selbstgefälligkeit zu gönnen, mit der sie wahrscheinlich auf ihre unwissenden Vorfahren herabsehen würden.

Das haben sie denn auch redlich gethan und thun es noch. Freilich sind sie viel später dazu gelangt, als unser Philosoph sich vorstellen mochte. Das Verderbniß der Römer schwebt ihm fürchterlich vor; daß aber daraus nur allzu bald das Verderben sich entwickeln, daß die vorhandene Welt völlig untergehen, die Menschheit über ein Jahrtausend verworren und hilflos irren und schwanken würde, ohne auf irgend einen Ausweg zu gerathen, das war ihm wol unmöglich zu denken, ihm, der das Reich, dessen Kaiser von ihm erzogen ward, in übermäßiger Herrlichkeit vor sich blühen sah.

Dritte Abtheilung.

Zwischenzeit.

Lücke.

Jene früheren Geographen, welche die Karte von Afrika verfertigten, waren gewohnt, dahin, wo Berge, Flüsse, Städte fehlten, allenfalls einen Elephanten, Löwen oder sonst ein Ungeheuer der Wüste zu zeichnen, ohne daß sie deshalb wären getadelt worden. Man wird uns daher wol auch nicht verargen, wenn wir in die große Lücke, wo uns die erfreuliche, lebendige, fortschreitende Wissenschaft verläßt, einige Betrachtungen einschieben, auf die wir uns künftig wieder beziehen können.

Die Kultur des Wissens durch inneren Trieb um der Sache selbst willen, das reine Interesse am Gegenstand sind freilich immer das Vorzüglichste und Nutzbarste, und doch sind von den frühsten Zeiten an die Einsichten der Menschen in natürliche Dinge durch jenes weniger gefördert worden als durch ein nahe liegendes Bedürfniß, durch einen Zufall, den die Aufmerksamkeit nutzte, und durch mancherlei Art von Ausbildung zu entschiedenen Zwecken.

Es giebt bedeutende Zeiten, von denen wir wenig wissen, Zustände, deren Wichtigkeit uns nur durch ihre Folgen deutlich wird. Diejenige Zeit, welche der Same unter der Erde zubringt, gehört vorzüglich mit zum Pflanzenleben.

Es giebt auffallende Zeiten, von denen uns Weniges, aber höchst Merkwürdiges bekannt ist. Hier treten außerordentliche Individuen hervor, es ereignen sich seltsame Begebenheiten. Solche Epochen geben einen entschiedenen Eindruck, sie erregen große Bilder, die uns durch ihr Einfaches anziehen.

Die historischen Zeiten erscheinen uns im vollen Tag. Man sieht vor lauter Licht keinen Schatten, vor lauter Hellung keinen Körper, den Wald nicht vor Bäumen, die Menschheit nicht vor Menschen; aber es sieht aus, als wenn Jedermann und Allem Recht geschähe, und so ist Jedermann zufrieden.

Die Existenz irgend eines Wesens erscheint uns ja nur, insofern wir uns desselben bewußt werden. Daher sind wir ungerecht gegen die stillen, dunklen Zeiten, in denen der Mensch, unbekannt mit sich selbst, aus innerm starken Antrieb thätig war, trefflich vor sich hin wirkte und kein anderes Dokument seines Daseins zurückließ als eben die Wirkung, welche höher zu schätzen wäre als alle Nachrichten.

Höchst reizend ist für den Geschichtsforscher der Punkt, wo Geschichte und Sage zusammengrenzen. Es ist meistens der schönste der ganzen Ueberlieferung. Wenn wir uns aus dem bekannten Gewordenen das unbekannte Werden aufzubauen genöthigt finden, so erregt es eben die angenehme Empfindung, als wenn wir eine uns bisher unbekannte gebildete Person kennen lernen und die Geschichte ihrer Bildung lieber herausahnen als herausforschen.

Nur müßte man nicht so griesgrämig, wie es würdige Historiker neuerer Zeit gethan haben, auf Dichter und Chronikenschreiber herabsehen.

Betrachtet man die einzelne frühere Ausbildung der Zeiten, Gegenden, Ortschaften, so kommen uns aus der dunklen Vergangenheit überall tüchtige und vortreffliche Menschen, tapfere, schöne, gute, in herrlicher Gestalt entgegen. Der Lobgesang der Menschheit, dem die Gottheit so gerne zuhören mag, ist niemals verstummt, und wir selbst fühlen ein göttliches Glück, wenn wir die durch alle Zeiten und Gegenden vertheilten harmonischen Ausströmungen bald in einzelnen Stimmen, in einzelnen Chören, bald fugenweise, bald in einem herrlichen Vollgesang vernehmen.

Freilich müßte man mit reinem friſchen Ohre hinlauſchen und jedem Vorurtheil ſelbſtſüchtiger Parteilichkeit, mehr vielleicht als dem Menſchen möglich iſt, entſagen.

Es giebt zwei Momente der Weltgeſchichte, die bald auf einander folgen, bald gleichzeitig, theils einzeln und abgeſondert, theils höchſt verſchränkt, ſich an Individuen und Völkern zeigen.

Der erſte iſt derjenige, in welchem ſich die Einzelnen neben einander frei ausbilden: dies iſt die Epoche des Werdens, des Friedens, des Nährens, der Künſte, der Wiſſenſchaften, der Gemüthlichkeit, der Vernunft. Hier wirkt Alles nach innen und ſtrebt in den beſten Zeiten zu einem glücklichen, häuslichen Auferbauen; doch löſt ſich dieſer Zuſtand zuletzt in Parteiſucht und Anarchie auf.

Die zweite Epoche iſt die des Benutzens, des Kriegens, des Verzehrens, der Technik, des Wiſſens, des Verſtandes. Die Wirkungen ſind nach außen gerichtet; im ſchönſten und höchſten Sinne gewährt dieſer Zeitpunkt Dauer und Genuß unter gewiſſen Bedingungen. Leicht artet jedoch ein ſolcher Zuſtand in Selbſtſucht und Tyrannei aus, wo man ſich aber keineswegs den Tyrannen als eine einzelne Perſon zu denken nöthig hat: es giebt eine Tyrannei ganzer Maſſen, die höchſt gewaltſam und unwiderſtehlich iſt.

Man mag ſich die Bildung und Wirkung der Menſchen, unter welchen Bedingungen man will, denken, ſo ſchwanken beide durch Zeiten und Länder, durch Einzelnheiten und Maſſen, die proportionirlich und unproportionirlich auf einander wirken; und hier liegt das Inkalkulable, das Inkommenſurable der Weltgeſchichte. Geſetz und Zufall greifen in einander; der betrachtende Menſch aber kommt oft in den Fall, beide mit einander zu verwechſeln, wie ſich beſonders an parteiiſchen Hiſtorikern bemerken läßt, die zwar meiſtens unbewußt, aber doch künſtlich genug ſich ebendieſer Unſicherheit zu ihrem Vortheil bedienen.

Der schwache Faden, der sich aus dem manchmal so breiten Gewebe des Wissens und der Wissenschaften durch alle Zeiten, selbst die dunkelsten und verworrensten, ununterbrochen fortzieht, wird durch Individuen durchgeführt. Diese werden in einem Jahrhundert wie in dem andern von der besten Art geboren und verhalten sich immer auf dieselbe Weise gegen jedes Jahrhundert, in welchem sie vorkommen. Sie stehen nämlich mit der Menge im Gegensatz, ja im Widerstreit. Ausgebildete Zeiten haben hierin nichts voraus vor den barbarischen; denn Tugenden sind zu jeder Zeit selten, Mängel gemein. Und stellt sich denn nicht sogar im Individuum eine Menge von Fehlern der einzelnen Tüchtigkeit entgegen?

Gewisse Tugenden gehören der Zeit an, und so auch gewisse Mängel, die einen Bezug auf sie haben.

Die neuere Zeit schätzt sich selbst zu hoch wegen der großen Masse Stoffes, den sie umfaßt. Der Hauptvorzug des Menschen beruht aber nur darauf, inwiefern er den Stoff zu behandeln und zu beherrschen weiß.

Es giebt zweierlei Erfahrungsarten: die Erfahrung des Abwesenden und die des Gegenwärtigen. Die Erfahrung des Abwesenden, wozu das Vergangene gehört, machen wir auf fremde Autorität, die des Gegenwärtigen sollten wir auf eigene Autorität machen. Beides gehörig zu thun, ist die Natur des Individuums durchaus unzulänglich.

Die in einander greifenden Menschen- und Zeitalter nöthigen uns, eine mehr oder weniger untersuchte Ueberlieferung gelten zu lassen, um so mehr, als auf der Möglichkeit dieser Ueberlieferung die Vorzüge des menschlichen Geschlechts beruhen.

Ueberlieferung fremder Erfahrung, fremden Urtheils sind bei so großen Bedürfnissen der eingeschränkten Menschheit höchst willkommen, besonders wenn von hohen Dingen, von allgemeinen Anstalten die Rede ist.

Ein ausgeſprochenes Wort tritt in den Kreis der übrigen nothwendig wirkenden Naturkräfte mit ein. Es wirkt um ſo lebhafter, als in dem engen Raume, in welchem die Menſchheit ſich ergeht, die nämlichen Bedürfniſſe, die nämlichen Forderungen immer wiederkehren.

Und doch iſt jede Wortüberlieferung ſo bedenklich. Man ſoll ſich, heißt es, nicht an das Wort, ſondern an den Geiſt halten. Gewöhnlich aber vernichtet der Geiſt das Wort oder verwandelt es doch dergeſtalt, daß ihm von ſeiner frühern Art und Bedeutung wenig übrig bleibt.

Wir ſtehen mit der Ueberlieferung beſtändig im Kampfe, und jene Forderung, daß wir die Erfahrung des Gegenwärtigen auf eigene Autorität machen ſollten, ruft uns gleichfalls zu einem bedenklichen Streit auf. Und doch fühlt ein Menſch, dem eine originelle Wirkſamkeit zu Theil geworden, den Beruf, dieſen doppelten Kampf perſönlich zu beſtehen, der durch den Fortſchritt der Wiſſenſchaften nicht erleichtert, ſondern erſchwert wird. Denn es iſt am Ende doch nur immer das Individuum, das einer breiteren Natur und breiteren Ueberlieferung Bruſt und Stirn bieten ſoll.

Der Konflikt des Individuums mit der unmittelbaren Erfahrung und der mittelbaren Ueberlieferung iſt eigentlich die Geſchichte der Wiſſenſchaften; denn was in und von ganzen Maſſen geſchieht, bezieht ſich doch nur zuletzt auf ein tüchtigeres Individuum, das Alles ſammeln, ſondern, redigiren und vereinigen ſoll; wobei es wirklich ganz einerlei iſt, ob die Zeitgenoſſen ein ſolch Bemühen begünſtigen oder ihm widerſtreben. Denn was heißt begünſtigen, als das Vorhandene vermehren und allgemein machen. Dadurch wird wol genutzt, aber die Hauptſache nicht gefördert.

Sowol in Abſicht auf Ueberlieferung als eigene Erfahrung muß nach Natur der Individuen, Nationen und Zeiten ein ſonderbares Entgegenſtreben, Schwanken und Vermiſchen entſtehen.

Gehalt ohne Methode führt zur Schwärmerei, Methode ohne Gehalt zum leeren Klügeln, Stoff ohne Form zum beschwerlichen Wissen, Form ohne Stoff zu einem hohlen Wähnen.

Leider besteht der ganze Hintergrund der Geschichte der Wissenschaften bis auf den heutigen Tag aus lauter solchen beweglichen, in einander fließenden und sich doch nicht vereinigenden Gespenstern, die den Blick dergestalt verwirren, daß man die hervortretenden wahrhaft würdigen Gestalten kaum recht scharf ins Auge fassen kann.

Ueberliefertes.

Nun können wir nicht einen Schritt weiter gehen, ohne jenes Ehrwürdige, wodurch das Entfernte verbunden, das Zerrissene ergänzt wird, ich meine das Ueberlieferte, näher zu bezeichnen.

Weniges gelangt aus der Vorzeit herüber als vollständiges Denkmal, Vieles in Trümmern; Manches als Technik, als praktischer Handgriff; Einiges, weil es dem Menschen nahe verwandt ist, wie Mathematik; Anderes, weil es immer wieder gefordert und angeregt wird, wie Himmel- und Erdkunde; Einiges, weil man dessen bedürftig bleibt, wie die Heilkunst; Anderes zuletzt, weil es der Mensch, ohne zu wollen, immer wieder selbst hervorbringt, wie Musik und die übrigen Künste.

Doch von alle diesem ist im wissenschaftlichen Falle nicht sowol die Rede als von schriftlicher Ueberlieferung. Auch hier übergehen wir Vieles. Soll jedoch für uns ein Faden aus der alten Welt in die neue herüberreichen, so müssen wir dreier Hauptmassen gedenken, welche die größte, entschiedenste, ja oft eine ausschließende Wirkung hervorgebracht haben, der Bibel, der Werke Plato's und Aristoteles'.

Jene große Verehrung, welche der Bibel von vielen Völkern und Geschlechtern der Erde gewidmet worden, verdankt sie ihrem innern Werth. Sie ist nicht etwa nur ein Volksbuch, sondern das Buch der Völker, weil sie die Schicksale eines Volks zum Sombol aller übrigen aufstellt, die Geschichte desselben an die Entstehung der Welt anknüpft

und durch eine Stufenreihe irdischer und geistiger Entwickelungen, nothwendiger und zufälliger Ereignisse bis in die entferntesten Regionen der äußersten Ewigkeiten hinausführt.

Wer das menschliche Herz, den Bildungsgang der Einzelnen kennt, wird nicht in Abrede sein, daß man einen trefflichen Menschen tüchtig heraufbilden könnte, ohne dabei ein anderes Buch zu brauchen als etwa Tschudi's schweizerische oder Aventin's baierische Chronik. Wie viel mehr muß also die Bibel zu diesem Zwecke genügen, da sie das Musterbuch zu jenen erstgenannten gewesen, da das Volk, als dessen Chronik sie sich darstellt, auf die Weltbegebenheiten so großen Einfluß ausgeübt hat und noch ausübt.

Es ist uns nicht erlaubt, hier ins Einzelne zu gehen; doch liegt einem Jeden vor Augen, wie in beiden Abtheilungen dieses wichtigen Werkes der geschichtliche Vortrag mit dem Lehrvortrage dergestalt innig verknüpft ist, daß einer dem andern auf- und nachhilft, wie vielleicht in keinem andern Buche. Und was den Inhalt betrifft, so wäre nur wenig hinzuzufügen, um ihn bis auf den heutigen Tag durchaus vollständig zu machen. Wenn man dem Alten Testamente einen Auszug aus Josephus beifügte, um die jüdische Geschichte bis zur Zerstörung Jerusalem's fortzuführen, wenn man nach der Apostelgeschichte eine gedrängte Darstellung der Ausbreitung des Christenthums und der Zerstreuung des Judenthums durch die Welt bis auf die letzten treuen Missionsbemühungen apostelähnlicher Männer, bis auf den neusten Schacher- und Bücherbetrieb der Nachkommen Abraham's einschaltete; wenn man vor der Offenbarung Johannis die reine christliche Lehre im Sinn des Neuen Testamentes zusammengefaßt aufstellte, um die verworrene Lehrart der Epistеln zu entwirren und aufzuhellen: so verdiente dieses Werk gleich gegenwärtig wieder in seinen alten Rang einzutreten, nicht nur als allgemeines Buch, sondern auch als allgemeine Bibliothek der Völker zu gelten, und es würde gewiß, je höher die Jahrhunderte an Bildung steigen, immer mehr zum Theil als Fundament, zum Theil als Werkzeug der Erziehung, freilich nicht von naseweisen, sondern von wahrhaft weisen Menschen genutzt werden können.

Die Bibel an sich selbst, und dies bedenken wir nicht genug, hat in der ältern Zeit fast gar keine Wirkung gehabt. Die Bücher des Alten Testaments fanden sich kaum gesammelt,

so war die Nation, aus der sie entsprungen, völlig zerstreut; nur der Buchstabe war es, um den die Zerstreuten sich sammelten und noch sammeln. Kaum hatte man die Bücher des Neuen Testaments vereinigt, als die Christenheit sich in unendliche Meinungen spaltete. Und so finden wir, daß sich die Menschen nicht sowol mit dem Werke als an dem Werke beschäftigten und sich über die verschiedenen Auslegungsarten entzweiten, die man auf den Text anwenden, die man dem Text unterschieben, mit denen man ihn zudecken konnte.

Hier werden wir nun veranlaßt, jener beiden trefflichen Männer zu gedenken, die wir oben genannt. Es wäre Verwegenheit, ihr Verdienst an dieser Stelle würdigen, ja nur schildern zu wollen; also nicht mehr denn das Nothwendigste zu unsern Zwecken.

Plato verhält sich zu der Welt wie ein seliger Geist, dem es beliebt, einige Zeit auf ihr zu herbergen. Es ist ihm nicht sowol darum zu thun, sie kennen zu lernen, weil er sie schon voraussetzt, als ihr dasjenige, was er mitbringt und was ihr so noth thut, freundlich mitzutheilen. Er dringt in die Tiefen, mehr um sie mit seinem Wesen auszufüllen, als um sie zu erforschen. Er bewegt sich nach der Höhe, mit Sehnsucht, seines Ursprungs wieder theilhaft zu werden. Alles, was er äußert, bezieht sich auf ein ewig Ganzes, Gutes, Wahres, Schönes, dessen Forderung er in jedem Busen aufzuregen strebt. Was er sich im Einzelnen von irdischem Wissen zueignet, schmilzt, ja man kann sagen, verdampft in seiner Methode, in seinem Vortrag.

Aristoteles hingegen steht zu der Welt wie ein Mann, ein baumeisterlicher. Er ist nun einmal hier und soll hier wirken und schaffen. Er erkundigt sich nach dem Boden, aber nicht weiter, als bis er Grund findet. Von da bis zum Mittelpunkt der Erde ist ihm das Uebrige gleichgiltig. Er umzieht einen ungeheuren Grundkreis für sein Gebäude, schafft Materialien von allen Seiten her, ordnet sie, schichtet sie auf und steigt so in regelmäßiger Form pyramidenartig in die Höhe, wenn Plato einem Obelisken, ja, einer spitzen Flamme gleich den Himmel sucht.

Wenn ein Paar solcher Männer, die sich gewissermaßen in die Menschheit theilten, als getrennte Repräsentanten herrlicher, nicht leicht zu vereinender Eigenschaften auftraten;

Mich vermählst Du Deinem Flusse,
Der Terrasse, diesem Hain;
Hier soll bis zum letzten Kusse
Dir mein Geist gewidmet sein.

10.

Kenne wohl der Männer Blicke,
Einer sagt: „Ich liebe, leide!
Ich begehre, ja verzweifle!"
Und was sonst ist, kennt ein Mädchen.
Alles das kann mir nicht behen,
Alles das kann mich nicht rühren;
Aber, Hatem, Deine Blicke
Geben erst dem Tage Glanz.
Denn sie sagen: „Die gefällt mir,
Wie mir sonst nichts mag gefallen;
Seh' ich Rosen, seh' ich Lilien,
Aller Gärten Zier und Ehre,
So Zypressen, Myrten, Veilchen,
Aufgeregt zum Schmuck der Erde;
Und geschmückt ist sie ein Wunder,
Mit Erstaunen uns umfangend,
Uns erquickend, heilend, segnend,

Die Karawanenreisen sind Symbol für des Dichters Reisen in Deutschland und seine Rückreise in die Heimath. — Bekannt ist, daß der Doge von Venedig an jedem Himmelfahrtstage mit großer Feierlichkeit auf dem Bucentaur ins Meer hinausfuhr und dort durch Versenkung eines Ringes sich ihm als Herrscher vermählte. — Für sag. Prophete (Nr. 8), wird ursprünglich gestanden haben sage, Goethe! (J. Grimm.)

10. Ein Gegenstück zu Geheimes (oben, III. 17). — Nur Einzelnheiten dürften Erklärungen erfordern. — V. 4. Und was sonst ist, eine nicht recht der Schriftsprache angehörige oder doch veraltete Redeweise für: und mehr noch, und das Uebrige. Friedrich der Gr. schreibt an Voden den 11. Mai 1778: „Alles, was noch sonst ist, muß Er der Instruktion beifügen"; Goethe an Marianne Willemer den 12. Juli 1821: „Und gebe gern zu, daß die Kompositionen von Liedern und sonst, genau besehn, oft nur ein Qui pro Quo geben"; Joh. Schopenhauer an Holtei (Briefe, S. 21): „Mein Bruder und Vetter und was sonst ist", wie im Italienischen: „...amore, qualcuno, seloriuro e cose altre." — V. 9. vergl. Ovids Ars am., I. 42: „Tu mihi sola placeas!" — Das Seh' ich in V. 11 soll keinen Nachsatz erwarten lassen, sondern ist Hauptsatz: Ich seh' Rosen, ich seh' Lilien. — Bei Haßs werden Veilchen und Narzissen gewöhnlich verbunden. — Gesundetest er-

wenn ſie das Glück hatten, ſich vollkommen auszubilden, das an ihnen Ausgebildete vollkommen auszuſprechen, und nicht etwa in kurzen, lakoniſchen Sätzen gleich Orakelſprüchen, ſondern in ausführlichen, ausgeführten mannichfaltigen Werken; wenn dieſe Werke zum Beſten der Menſchheit übrig blieben und immerfort mehr oder weniger ſtudirt und betrachtet wurden: ſo folgt natürlich, daß die Welt, inſofern ſie als empfindend und denkend anzuſehen iſt, genöthigt war, ſich Einem oder dem Andern hinzugeben, Einen oder den Andern als Meiſter, Lehrer, Führer anzuerkennen.

Dieſe Nothwendigkeit zeigte ſich am Deutlichſten bei Auslegung der heiligen Schrift. Dieſe, bei der Selbſtſtändigkeit, wunderbaren Originalität, Vielſeitigkeit, Totalität, ja Unermeßlichkeit ihres Inhalts, brachte keinen Maßſtab mit, wonach ſie gemeſſen werden konnte; er mußte von außen geſucht und an ſie angelegt werden, und das ganze Chor Derer, die ſich deshalb verſammelten, Juden und Chriſten, Heiden und Heilige, Kirchenväter und Ketzer, Konzilien und Päpſte, Reformatoren und Widerſacher, ſämmtlich, indem ſie auslegen und erklären, verknüpfen oder ſuppliren, zurechtlegen oder anwenden wollten, thaten es auf Platoniſche oder Ariſtoteliſche Weiſe, bewußt oder unbewußt, wie uns, um nur der jüdiſchen Schule zu erwähnen, ſchon die talmudiſtiſche und kabbaliſtiſche Behandlung der Bibel überzeugt.

Wie bei Erklärung und Benutzung der heiligen Schriften, ſo auch bei Erklärung, Erweiterung und Benutzung des wiſſenſchaftlich Ueberlieferten theilte ſich das Chor der Wiß- und Kenntnißbegierigen in zwei Parteien. Betrachten wir die afrikaniſchen, beſonders ägyptiſchen neuern Weiſen und Gelehrten, wie ſehr neigt ſich dort Alles nach der Platoniſchen Vorſtellungsart! Bemerken wir die Aſiaten, ſo finden wir mehr Neigung zur Ariſtoteliſchen Behandlungsweiſe, wie es ſpäter bei den Arabern beſonders auffällt.

Ja, wie die Völker, ſo theilen ſich auch Jahrhunderte in die Verehrung des Plato und Ariſtoteles, bald friedlich bald in heftigem Widerſtreit, und es iſt als ein großer Vorzug des unſrigen anzuſehen, daß die Hochſchätzung Beider ſich im Gleichgewichte hält, wie ſchon Raphael in der ſogenannten Schule von Athen beide Männer gedacht und gegen einander über geſtellt hat.

Wir fühlen und wiſſen recht gut, was ſich gegen die von

uns aphoristisch entworfene Skizze einwenden läßt, besonders wenn man von dem, was ihr mangelt, und von dem, was an ihr näher zu bestimmen wäre, reden wollte. Allein es war die Aufgabe, in möglichster Kürze hinzuzeichnen, was von Hauptwirkungen über die durch Barbaren gerissene Lücke in die mittlere und neuere Zeit vor allem Andern bedeutend herüberreicht, was in die Wissenschaften überhaupt, in die Naturwissenschaften besonders und in die Farbenlehre, die uns vorzüglich beschäftigt, einen dauernden Einfluß ausübte.

Denn andre köstliche Massen des unschätzbar Ueberlieferten, wie z. E. die Masse der griechischen Dichter, hat erst spät, ja sehr spät wieder lebendig auf Bildung gewirkt, so wie die Denkweisen anderer philosophischen Schulen, der Epikureer, der Skeptiker, auch erst spät für uns einige Bedeutung gewinnen.

Wenn wir nun oben schon ausgesprochen und behauptet, daß die Griechen mit Allem bekannt gewesen, was wir als Hauptgrund der Farbenlehre anerkennen, was wir als die Hauptmomente derselben verehren, so bleibt uns nun die Pflicht, dem Natur- und Geschichtsfreunde vor Augen zu legen, wie in der neuern Zeit die Platonischen und Aristotelischen Ueberzeugungen wieder emporgehoben, wie sie verdrängt oder genutzt, wie sie vervollständigt oder verstümmelt werden mochten, und wie, durch ein seltsames Schwanken älterer und neuerer Meinungsweisen, die Sache von einer Seite zur andern geschoben und zuletzt am Anfang des vorigen Jahrhunderts völlig verschoben worden.

Autorität.

Indem wir nun von Ueberlieferung sprechen, sind wir unmittelbar aufgefordert, zugleich von Autorität zu reden. Denn genau betrachtet, so ist jede Autorität eine Art Ueberlieferung. Wir lassen die Existenz, die Würde, die Gewalt von irgend einem Dinge gelten, ohne daß wir seinen Ursprung, sein Herkommen, seinen Werth deutlich einsehen und erkennen. So schätzen und ehren wir z. B. die edlen Metalle beim Gebrauch des gemeinen Lebens; doch ihre großen physischen und chemischen Verdienste sind uns dabei selten gegenwärtig. So

hat die Vernunft und das ihr verwandte Gewissen eine ungeheure Autorität, weil sie unergründlich sind, ingleichen das, was wir mit dem Namen Genie bezeichnen. Dagegen kann man dem Verstand gar keine Autorität zuschreiben: denn er bringt nur immer seinesgleichen hervor, so wie denn offenbar aller Verstandesunterricht zur Anarchie führt.

Gegen die Autorität verhält sich der Mensch sowie gegen vieles Andere beständig schwankend. Er fühlt in seiner Dürftigkeit, daß er, ohne sich auf etwas Drittes zu stützen, mit seinen Kräften nicht auslangt. Dann aber, wenn das Gefühl seiner Macht und Herrlichkeit in ihm aufgeht, stößt er das Hilfreiche von sich und glaubt für sich selbst und Andre hinzureichen.

Das Kind bequemt sich meist mit Ergebung unter die Autorität der Eltern; der Knabe sträubt sich dagegen, der Jüngling entflieht ihr, und der Mann läßt sie wieder gelten, weil er sich deren mehr oder weniger selbst verschafft, weil die Erfahrung ihn gelehrt hat, daß er ohne Mitwirkung Anderer doch nur wenig ausrichte.

Ebenso schwankt die Menschheit im Ganzen. Bald sehen wir um einen vorzüglichen Mann sich Freunde, Schüler, Anhänger, Begleiter, Mitlebende, Mitwohnende, Mitstreitende versammeln. Bald fällt eine solche Gesellschaft, ein solches Reich wieder in vielerlei Einzelnheiten aus einander. Bald werden Monumente älterer Zeiten, Dokumente früherer Gesinnungen, göttlich verehrt, buchstäblich aufgenommen; Jedermann giebt seine Sinne, seinen Verstand darunter gefangen; alle Kräfte werden aufgewendet, das Schätzbare solcher Ueberreste darzuthun, sie bekannt zu machen, zu kommentiren, zu erläutern, zu erklären, zu verbreiten und fortzupflanzen. Bald tritt dagegen, wie jene bilderstürmende, so hier eine schriftstürmende Wuth ein; es thäte Noth, man vertilgte bis auf die letzte Spur das, was bisher so großen Werthes geachtet wurde. Kein ehmals ausgesprochenes Wort soll gelten, Alles, was weise war, soll als närrisch erkannt werden, was heilsam war, als schädlich, was sich lange Zeit als förderlich zeigte, nunmehr als eigentliches Hinderniß.

Die Epochen der Naturwissenschaften im Allgemeinen und der Farbenlehre insbesondere werden uns ein solches Schwanken auf mehr als eine Weise bemerklich machen. Wir werden sehen, wie dem menschlichen Geist das aufge-

häufte Vergangene höchst lästig wird zu einer Zeit, wo das Neue, das Gegenwärtige gleichfalls gewaltsam einzudringen anfängt; wie er die alten Reichsthümer aus Verlegenheit, Instinkt, ja aus Maxime wegwirft; wie er wähnt, man könne das Neuzuerfahrende durch bloße Erfahrung in seine Gewalt bekommen: wie man aber bald wieder genöthigt wird, Räsonnement und Methode, Hypothese und Theorie zu Hilfe zu rufen; wie man dadurch abermals in Verwirrung, Kontrovers, Meinungenwechsel und früher oder später aus der eingebildeten Freiheit wieder unter den ehernen Scepter einer aufgedrungenen Autorität fällt.

Alles, was wir an Materialien zur Geschichte, was wir Geschichtliches einzeln ausgearbeitet zugleich überliefern, wird nur der Kommentar zu dem Vorgesagten sein. Die Naturwissenschaften haben sich bewundernswürdig erweitert, aber keineswegs in einem stetigen Gange, auch nicht einmal stufenweise, sondern durch Auf- und Absteigen, durch Vor- und Rückwärtswandeln in grader Linie oder in der Spirale, wobei sich denn von selbst versteht, daß man in jeder Epoche über seine Vorgänger weit erhaben zu sein glaubte. Doch wir dürfen künftigen Betrachtungen nicht vorgreifen. Da wir die Theilnehmenden durch einen labyrinthischen Garten zu führen haben, so müssen wir ihnen und uns das Vergnügen mancher überraschenden Aussicht vorbehalten.

Wenn nun Derjenige, wo nicht für den Vorzüglichsten, doch für den Begabtesten und Glücklichsten zu halten wäre, der Ausdauer, Lust, Selbstverleugnung genug hätte, sich mit dem Ueberlieferten völlig bekannt zu machen, und dabei noch Kraft und Muth genug behielte, sein originelles Wesen selbstständig auszubilden und das vielfach Aufgenommene nach seiner Weise zu bearbeiten und zu beleben: wie erfreulich muß es nicht sein, wenn dergleichen Männer in der Geschichte der Wissenschaften uns, wiewol selten genug, wirklich begegnen! Ein solcher ist Derjenige, zu dem wir uns nun wenden, der uns vor vielen andern trefflichen Männern aus einer zwar regsamen, aber doch immer noch trüben Zeit lebhaft und freudig entgegentritt.

Roger Bacon.

Von 1216–1294.

Die in Britannien durch Römerherrſchaft gewirkte Kultur, diejenige, welche früh genug durch das Chriſtenthum daſelbſt eingeleitet worden, verlor ſich nur gar zu bald, vernichtet durch den Zudrang wilder Inſelnachbarn und ſeerauberiſcher Schaaren. Bei zurückkehrender, obgleich oft geſtörter Ruhe fand ſich auch die Religion wieder ein und wirkte auf eine vorzügliche Weiſe zum Guten. Treffliche Männer bildeten ſich aus zu Apoſteln ihres eigenen Vaterlandes, ja des Auslandes. Klöſter wurden geſtiftet, Schulen eingerichtet, und jede Art beſſerer Bildung ſchien ſich in dieſe abgeſonderten Länder zu flüchten, ſich daſelbſt zu bewahren und zu ſiegern.

Roger Bacon war in einer Epoche geboren, welche wir die des Werdens, der freien Ausbildung der Einzelnen neben einander genannt haben, für einen Geiſt wie der ſeine in der glücklichſten. Sein eigentliches Geburtsjahr iſt ungewiß; aber die Magna Charta war bereits unterzeichnet (1215), als er zur Welt kam, jener große Freiheitsbrief, der durch die Zuſätze nachfolgender Zeiten das wahre Fundament neuer engliſcher Nationalfreiheit geworden. So ſehr auch der Klerus und die Baronen für ihren Vortheil dabei mochten geſorgt haben, ſo gewann doch der Bürgerſtand dadurch außerordentlich, daß freier Handel geſtattet, beſonders der Verkehr mit Auswärtigen völlig ungehindert ſein ſollte, daß die Gerichtsverfaſſung verbeſſert ward, daß der Gerichtshof nicht mehr dem Könige folgen, ſondern ſtets an einem Orte Sitz haben, daß kein freier Mann ſollte gefangen gehalten, verbannt oder auf irgend eine Weiſe an Freiheit und Leben angegriffen werden, es ſei denn, Seinesgleichen hätten über ihn geſprochen, oder es geſchähe nach dem Recht des Landes.

Was auch noch in der Verfaſſung zu wünſchen übrig blieb, was in der Ausführung mangeln, was durch politiſche Stürme erſchüttert werden mochte, die Nation war im Vorſchreiten, und Roger brachte ſein höheres Alter unter der Regierung Königs Eduard des Erſten zu, wo die Wiſſenſchaften aller Art einen beträchtlichen Fortgang nahmen und großen Einfluß auf eine vollkommnere Juſtiz- und Polizeiverfaſſung hatten. Der dritte Stand wurde mehr und mehr

begünstigt, und einige Jahre nach Roger's Tode (1297) erhielt die Magna Charta einen Zusatz zu Gunsten der Volksklasse.

Obgleich Roger nur ein Mönch war und sich in dem Bezirk seines Klosters halten mochte, so dringt doch der Hauch solcher Umgebungen durch alle Mauern, und gewiß verdankt er gedachten nationellen Anlagen, daß sein Geist sich über die trüben Vorurtheile der Zeit erheben und der Zukunft voreilen konnte. Er war von der Natur mit einem geregelten Charakter begabt, mit einem solchen, der für sich und Andre Sicherheit will, sucht und findet. Seine Schriften zeugen von großer Ruhe, Besonnenheit und Klarheit. Er schätzt die Autorität, verkennt aber nicht das Verworrene und Schwankende der Ueberlieferung. Er ist überzeugt von der Möglichkeit einer Einsicht in Sinnliches und Uebersinnliches, Weltliches und Göttliches.

Zuvörderst weiß er das Zeugniß der Sinne gehörig anzuerkennen; doch bleibt ihm nicht unbewußt, daß die Natur dem blos sinnlichen Menschen Vieles verberge. Er wünscht daher tiefer einzudringen und wird gewahr, daß er die Kräfte und Mittel hiezu in seinem eigenen Geiste suchen muß. Hier begegnet seinem kindlichen Sinne die Mathematik als ein einfaches, eingebornes, aus ihm selbst hervorspringendes Werkzeug, welches er um so mehr ergreift, als man schon so lange alles Eigene vernachlässigt, die Ueberlieferung auf eine seltsame Weise über einander gebäuft und sie dadurch gewissermaßen in sich selbst zerstört hatte.

Er gebraucht nunmehr sein Organ, um die Vorgänger zu beurtheilen, die Natur zu betasten, und zufrieden mit der Weise, nach der ihm Manches gelingt, erklärt er die Mathematik zu dem Hauptschlüssel aller wissenschaftlichen Verborgenheiten.

Je nachdem nun die Gegenstände sind, mit welchen er sich beschäftigt, danach ist auch das Gelingen. In den einfachsten physischen Fällen löst die Formel das Problem, in komplizirteren ist sie wol behülflich, deutet auf den Weg, bringt uns näher, aber sie dringt nicht mehr auf den Grund. In den höheren Fällen und nun gar im Organischen und Moralischen bleibt sie ein bloßes Symbol.

Ob nun gleich der Stoff, den er behandelt, sehr gehaltvoll ist, auch nichts fehlt, was den sinnenden Menschen inte-

reſſiren kann, ob er ſich ſchon mit großer Ehrfurcht den erhabenen Gegenſtänden des Univerſums nähert, ſo muß er doch den einzelnen Theilen des Wißbaren und Ausführbaren, einzelnen Wiſſenſchaften und Künſten Unrecht thun, um ſeine Theſe durchzuſetzen. Was in ihnen eigenthümlich, fundamental und elementar gewiß iſt, erkennt er nicht an; er beachtet blos die Seite, die ſie gegen die Mathematik bieten. So löſt er die Grammatik in Rhythmik, die Logik in Muſik auf und erklärt die Mathematik wegen Sicherheit ihrer Demonſtrationen für die beſſere Logik.

Indem er nun zwar parteiiſch, aber keineswegs Pedant iſt, ſo fühlt er ſehr bald, wo ſeine Grundmaximen (canones), mit denen er Alles ausrichten will, nicht hinreichen, und es ſcheint ihm ſelbſt nicht recht Ernſt zu ſein, wenn er ſeinen mathematiſch-phyſiſchen Maßſtab geiſtigen und göttlichen Dingen anpaſſen und durch ein witziges Bilderſpiel das, was nicht ineinandergreift, zuſammenhängen will.

Bei Alledem läßt ihn ſein großes Sicherheitsbedürfniß durchaus feſte und entſchiedene Schritte thun. Was die Alten erfahren und gedacht, was er ſelbſt gefunden und erſonnen, das Alles bringt er nicht gerade ſtreng methodiſch, aber doch in einem ſehr faßlichen naiven Vortrag uns vor Seel' und Gemüth. Alles hängt zuſammen, Alles hat die ſchönſte Folge, und indem das Bekannte klar vor ihm liegt, ſo iſt ihm auch das Unbekannte ſelbſt nicht fremd; daher er denn vorausſieht, was noch künftig zu leiſten iſt und was erſt einige Jahrhunderte nachher durch fortſchreitende Beobachtung der Natur und durch eine immer verfeinerte Technik wirklich geleiſtet worden.

Wir laſſen ihn ſeine allgemeinen Grundſätze ſelbſt vortragen, ſowol weil es intereſſant iſt, ſie an und für ſich kennen zu lernen, als auch weil wir dadurch Gelegenheit finden, unſere Ueberzeugungen in ſeinem Sinne auszuſprechen.

„Es giebt Mancherlei, das wir geradehin und leicht erkennen, Anderes aber, das für uns verborgen iſt, welches jedoch von der Natur wohl gekannt wird. Dergleichen ſind alle höhere Weſen, Gott und die Engel, als welche zu erkennen die gemeinen Sinne nicht hinreichen. Aber es findet ſich, daß wir auch einen Sinn haben, durch den wir das gleichfalls erkennen, was der Natur bekannt iſt, und dieſer

ist der mathematische; denn durch diesen erkennen wir auch die höheren Wesen, als den Himmel und die Sterne, und gelangen auf diesem Wege zur Erkenntniß der übrigen erhabenen Naturen, und zwar auch auf eine einfache und leichte Weise."

„Alle natürlichen Dinge werden zum Dasein gebracht durch ein Wirksames und durch eine Materie, auf welche jenes seine Thätigkeit ausübt; denn diese beiden treffen zu allererst zusammen. Denn das Handelnde, durch seine Tugend, bewegt und verwandelt die Materie, daß sie eine Sache werde; aber die Wahrheit des Wirksamen und der Materie können wir nicht einsehen ohne große Gewalt der Mathematik, ja, nicht einmal die hervorgebrachten Wirkungen. Diese drei sind also zu beachten, das Wirkende, die Materie und das Gewirkte.

„Alles Wirksame handelt durch seine Tugend, die es in der untergelegten Materie zur Wirklichkeit bringt. Eine solche (abgeleitete) Tugend wird ein Gleichniß, ein Bild, ein Artiges genannt und sonst noch auf mancherlei Weise bezeichnet. Dieses aber wird sowol durch die Wesenheit als durch das Zufällige, durch das Geistige wie durch das Körperliche hervorgebracht, durch die Wesenheit aber mehr als durch das Zufällige, durch das Geistige mehr als durch das Körperliche, und dieses Gleichartige macht alle Wirkungen dieser Welt; denn es wirkt auf den Sinn, auf den Geist und auf die ganze Materie der Welt durch Erzeugung der Dinge. Und so bringt ein natürlich Wirksames immer ein und dasselbe hervor, es mag wirken, worauf es will, weil es hier nicht etwa überlegen und wählen kann, sondern was ihm vorkommt, macht es zu seinesgleichen. Wirkt es auf Sinne und Verstandeskräfte, so entsteht das Bild, das Gleichartige, wie ein Jeder weiß; aber auch in der Materie wird dieses Gleichniß gewirkt. Und diejenigen wirksamen Wesen, welche Vernunft und Verstand haben, wenn sie gleich Vieles aus Ueberlegung und Wahl des Willens thun, so ist doch diese Wirkung, die Erzeugung des Gleichnisses, ihnen so gut natürlich als andern Wesen, und so vervielfältigt die Wesenheit der Seele ihre Tugend im Körper und außerhalb des Körpers, und ein jeder Körper schafft auch außer sich seine Tugenden, und die Engel bewegen die Welt durch dergleichen Tugenden.

„Aber Gott ſchafft die Tugenden aus nichts, die er alsdann in den Dingen vervielfältigt. Die erſchaffenen wirkſamen Weſen vermögen dies nicht, ſondern leiſten das Ihre auf andere Weiſe, wobei wir uns gegenwärtig nicht aufhalten können. Nur wiederholen wir, daß die Tugenden wirkſamer Weſen in dieſer Welt Alles hervorbringen. Dabei iſt aber zweierlei zu bemerken: erſtlich die Vervielfältigung des Gleichniſſes und der Tugend von dem Urſprung ihrer Zeugung her; zweitens das mannichfaltige Wirken in dieſer Welt, wodurch Fortzeugung und Verderbniß entſteht. Das Zweite läßt ſich nicht ohne das Erſte begreifen, deshalb wir uns zuerſt an die Vervielfältigung wenden."

Wie er nun zu Werke geht, die Vervielfältigung der urſprünglichen Tugenden nach Linien, Winkeln, Figuren und ſo fort auf mathematiſche Weiſe zu bewirken, iſt höchſt bedeutend und erfreulich. Beſonders gelingt es ihm, die fortſchreitende Wirkung phyſiſcher und mechaniſcher Kräfte, die wachſende Mittheilung erſter Anſtöße, vorzüglich auch die Rückwirkungen auf eine folgerechte und heitere Weiſe abzuleiten. So einfach ſeine Maximen ſind, ſo fruchtbar zeigen ſie ſich in der Anwendung, und man begreift wohl, wie ein reines, freies Gemüth ſehr zufrieden ſein konnte, auf ſolche Weiſe ſich von himmliſchen und irdiſchen Dingen Rechenſchaft zu geben.

Von Farben ſpricht er nur gelegentlich. Auch er ſetzt ſie voraus und erwähnt ihrer mehr beiſpielsweiſe und zu Erläuterung anderer Erſcheinungen, als daß er ſie ſelbſt zu ergründen ſuchte. Wir könnten es alſo hier bei dem Geſagten bewenden laſſen. Damit aber doch etwas geſchehe, ſo verſetzen wir uns im Geiſt an ſeine Stelle, nehmen an, das Büchlein von Theophraſt ſei ihm bekannt geweſen, was die Griechen eingeſehen, ſei auch ihm zur Ueberzeugung geworden, ihm wäre nicht entgangen, worauf es eigentlich bei der Sache ankomme, und ſo hätte er nachſtehende kurze Farbenlehre ſeinen Maximen gemäß verfaſſen können, die auch uns ganz willkommen ſein würde.

Das Licht iſt eine der urſprünglichen von Gott erſchaffenen Kräfte und Tugenden, welches ſein Gleichniß in der

Materie darzustellen sich bestrebt. Dieses geschieht auf mancherlei Weise, für unser Auge aber folgendermaßen.

Das reine Materielle, insofern wir es mit Augen erblicken, ist entweder durchsichtig oder undurchsichtig oder halbdurchsichtig. Das letzte nennen wir Trübe. Wenn nun die Tugend des Lichts durch das Trübe hindurchstrebt, so daß seine ursprüngliche Kraft zwar immer aufgehalten wird, jedoch aber immer fortwirkt, so erscheint sein Gleichniß Gelb und Gelbroth; setzt aber ein Finsteres dem Trüben Grenze, so daß des Lichts Tugend nicht fortzuschreiten vermag, sondern aus dem erhellten Trüben als ein Abglanz zurückkehrt, so ist dessen Gleichniß Blau und Blauroth.

Aehnliches begegnet bei durchsichtigen und undurchsichtigen Körpern, ja im Auge selbst.

Diese Wirkungen sind sehr einfach und beschränkt. Die Unendlichkeit und Unzählichkeit der Farben aber erzeugt sich aus der Mischung und daß die ursprünglichen Farben abermals ihr Gleichniß in der Materie und sonst hervorbringen, welches denn, wie alles Abgeleitete, unreiner und ungewisser erscheint; wobei wir jedoch zu bedenken haben, daß eben durch dieses Abgeleitete, durch dieses Bild vom Bilde, durch das Gleichniß vom Gleichniß das Meiste geschieht und eben dadurch das völlige Verschwinden der ersten Tugend, Verderbniß und Untergang möglich wird.

Nachstehendes kann zum Theil als Wiederholung, zum Theil als weitere Aus- und Fortbildung des oben Gesagten angesehen werden; sodann aber mag man entschuldigen, daß hier abermals gelegentlich erregte Gedanken mit aufgeführt sind.

Die Schriften Bacon's zeugen von großer Ruhe und Besonnenheit. Er fühlte sehr tief den Kampf, den er mit der Natur und mit der Ueberlieferung zu bestehen hat. Er wird gewahr, daß er die Kräfte und Mittel hiezu bei sich selbst suchen muß. Hier findet er die Mathematik als ein sicheres, aus seinem Innern hervorspringendes Werkzeug. Er operirt mit demselben gegen die Natur und gegen seine Vorgänger, sein Unternehmen glückt ihm, und er überzeugt sich, daß Mathematik den Grund zu allem Wissenschaftlichen lege.

Daß wir uns gesundet fühlen,
Wieder gern erkranken möchten."
Da erblickteſt Du Suleika
Und geſundeteſt erkrankend
Und erkranketeſt geſundend,
Lächelteſt und ſahſt herüber,
Wie Du nie der Welt gelächelt.
Und Suleika fühlt des Blickes
Ew'ge Rede: „Die gefällt mir,
Wie mir ſonſt nichts mag gefallen!"

II.

Gingo biloba.

Dieſes Baums Blatt, der von Oſten
Meinem Garten anvertraut,
Giebt geheimen Sinn zu koſten,
Wie's den Wiſſenden erbaut.

Iſt es ein lebendig Weſen,
Das ſich in ſich ſelbſt getrennt?
Sind es zwei, die ſich erleſen,
Daß man ſie als eines kennt?

Solche Frage zu erwidern,
Fand ich wol den rechten Sinn:
Fühlſt Du nicht an meinen Liedern,
Daß ich eins und doppelt bin?

---

krankend, wie in Nr. 30 zu Ende, und nach Hans (Mem. XIV): „Ich bin nur durch den Freund geſund und krank".

II. Ginkgo biloba. Nach Sulpiz Boiſſerée's Tagebuch (S. B., I. 279) ſandte Goethe am 15. September 1815 ein Blatt der in der Ueberſchrift genannten Pflanze (des zweilappigen Ginkgobaums) als Sinnbild der Freundſchaft an Suleika. Boiſſerée ſagt dazu: „Man weiß nicht, ob es eins iſt, das ſich in zwei Theile theilt, oder zwei, die ſich in eins verbinden." Das Gedicht ſandte Goethe ſpäter (im Spätherbſt) von Weimar aus auch an Creuzer in Heidelberg mit der Unterſchrift: Zur Erinnerung glücklicher Septembertage 1815 (Deſſen deutſche Schriften, S. 112). — Von Oſten, da der Baum in Japan heimiſch iſt. — Strophe 2 beginnt ſich darauf, daß das Blatt, in Folge eines Einſchnitts an der Spitze, doppelt (zweilappig) erſcheint, und es ungewiß bleibt, ob man zwei Blätter oder nur zwei Blatt-

Hat ihm jedoch dieses Organ bei allem Meßbaren gehörige Dienste geleistet, so findet er bald bei seinem zarten Gefühle, daß es Regionen gebe, wo es nicht hinreicht. Er spricht sehr deutlich aus, daß sie in solchen Fällen als eine Art von Symbolik zu brauchen sei; aber in der Ausführung selbst vermischt er den reellen Dienst, den sie ihm leistet, mit dem symbolischen, wenigstens knüpft er beide Arten so genau zusammen, daß er beiden denselben Grad von Ueberzeugung zuschreibt, obgleich sein Symboliſiren manchmal blos auf ein Witzspiel hinauslauft. In diesem Wenigen sind alle seine Tugenden und alle seine Fehler begriffen.

Man halte diese Ansicht fest, und man wird sich überzeugen, daß es eine falsche Anwendung der reinen Mathematik und ebenso eine falsche Anwendung der angewandten Mathematik gebe. Offenbar ist die Astrologie aus der Astronomie durch den eben gerügten Mißgriff entstanden, indem man aus den Wirkungen bekannter Kräfte auf die Wirkungen unbekannter schloß und beide als gleich geltende behandelte.

Man sehe, wie Baco das Mathematische geistigen und geistlichen Dingen annähern will durch ein anmuthiges, heiteres Zahlenspiel.

Ein großer Theil dessen, was man gewöhnlich Aberglauben nennt, ist aus einer falschen Anwendung der Mathematik entstanden, deswegen ja auch der Name eines Mathematikers mit dem eines Wahnkünstlers und Astrologen gleich galt. Man erinnere sich der Signatur der Dinge, der Chiromantie, der Punktirkunst, selbst des Höllenzwangs; alle dieses Unwesen nimmt seinen wüsten Schein von der klarsten aller Wissenschaften, seine Verworrenheit von der exaktesten. Man hat daher nichts für verderblicher zu halten, als daß man, wie in der neuern Zeit abermals geschieht, die Mathematik aus der Vernunft- und Verstandesregion, wo ihr Sitz ist, in die Region der Phantasie und Sinnlichkeit freventlich herüberzieht.

Dunklen Zeiten sind solche Mißgriffe nachzusehen; sie gehören mit zum Charakter. Denn eigentlich ergreift der Aberglaube nur falsche Mittel, um ein wahres Bedürfniß zu befriedigen, und ist deswegen weder so scheltenswerth, als er gehalten wird, noch so selten in den sogenannten aufgeklärten Jahrhunderten und bei aufgeklärten Menschen.

Denn wer kann sagen, daß er seine unerläßlichen Bedürfnisse immer auf eine reine, richtige, wahre, untadelhafte und vollständige Weise befriedige, daß er sich nicht neben dem ernstesten Thun und Leisten, wie mit Glauben und Hoffnung, so auch mit Aberglauben und Wahn, Leichtsinn und Vorurtheil hinhalte!

Wie viel falsche Formeln zu Erklärung wahrer und unleugbarer Phänomene finden sich nicht durch alle Jahrhunderte bis zu uns herauf! Die Schriften Luther's enthalten, wenn man will, viel mehr Aberglauben als die unsers englischen Mönchs. Wie bequem macht sich's nicht Luther durch seinen Teufel, den er überall bei der Hand hat, die wichtigsten Phänomene der allgemeinen und besonders der menschlichen Natur auf eine oberflächliche und barbarische Weise zu erklären und zu beseitigen, und doch ist und bleibt er, der er war, außerordentlich für seine und für künftige Zeiten. Bei ihm kam es auf That an: er fühlte den Konflikt, in dem er sich befand, nur allzu lästig, und indem er sich das ihm Widerstrebende recht häßlich, mit Hörnern, Schwanz und Klauen dachte, so wurde sein heroisches Gemüth nur desto lebhafter aufgeregt, dem Feindseligen zu begegnen und das Gehaßte zu vertilgen.

An jene Neigung Roger Bacon's, das Unbekannte durch das Bekannte aufzulösen, das Ferne durch das Nahe zu gewältigen, wodurch sich eben sein vorzüglicher Geist legitimirt, schließt sich eine Eigenheit an, welche genau beachtet zu werden verdient, weil sie schon früher historische Zweifel erregt hat. Aus gewissen Eigenschaften der Körper, die ihm bekannt sind, aus gewissen Folgen, die sich von ihrer Verbindung oder von einer gewissen bestimmten Form hoffen lassen, folgert er so richtig, daß er über das, was zu seiner Zeit geleistet war, weit hinausgeht und von Dingen spricht, als wenn sie schon geleistet wären. Das Schießpulver, besonders aber die Fernröhre, behandelt er so genau, daß wir uns überzeugt halten müssen, er habe sie vor sich gehabt, zumal da er ja schon geschliffene Kugeln, Abschnitte von Kugeln in Glas beiessen.

Allein wem bekannt ist, wie der Menschengeist voreilen kann, ehe ihm die Technik nachkommt, der wird auch hier nichts Unerhörtes finden.

Und so wagen wir zu behaupten, daß es nur Folgerungen

bei ihm geweſen. Auch hier bei der angewandten Mathematik geht es ihm wie bei der reinen. Wie er jene anwendete, wo ſie nicht hingehörte, ſo traut er dieſer zu, was ſie nicht leiſten kann.

Durch die von ihm beſchriebenen Gläſer ſoll man nicht allein die entfernteſten Gegenſtände ganz nah, die kleinſten ungeheuer groß im eignen Auge wahrnehmen, ſondern dieſe und andere Bilder ſollen auch, hinaus in die Luft, in die Atmoſphäre geworfen, einer Menge zur Erſcheinung kommen. Zwar iſt auch dieſes nicht ohne Grund. So mancherlei Naturerſcheinungen, die auf Refraktion und Reflexion beruhen, die viel ſpäter erfundene Camera obſcura, die Zauberlaterne, das Sonnenmikroſkop und ihre verſchiedenen Anwendungen haben ſein Vorausgeſagtes faſt buchſtäblich wahr gemacht, weil er alle dieſe Folgen vorausſah. Aber die Art, wie er ſich über dieſe Dinge äußert, zeigt, daß ſein Apparat nur in ſeinem Geiſte gewirkt, und daß daher manche imaginäre Reſultate entſprungen ſein mögen.

Zunächſt bemerken wir, daß er, wie alle Erfinder, weit ſchauende und geiſtig lebhaft wirkende Menſchen, von ſeinen Zeitgenoſſen angegangen worden, auch unmittelbar etwas zu ihrem Nutzen zu thun. Der Menſch iſt ſo ein luſt- und hilfsbedürftiges Weſen, daß man ihm nicht verargen kann, wenn er ſich überall umſieht, wo er im Glück einigen Spaß und in der Bedrängtheit einigen Beiſtand finden kann.

Den Mathematikern ſind von je her die Kriegshelden auf der Spur geweſen, weil man ſeine Macht gern mechaniſch vermehren und jeder Uebermacht große Wirkungen mit geringen Kräften entgegenſetzen möchte. Daher findet ſich bei Baco die Wiederholung älterer und die Zuſicherung neuer dergleichen Hülfsmittel. Brennſpiegel, um in der Ferne die Sonnenſtrahlen zu konzentriren, Vervielfältigungsſpiegel, wodurch dem Feinde wenige Truppen als eine große Anzahl erſchienen, und andre ſolche Dinge kommen bei ihm vor, die wunderbar genug ausſehen, und die dennoch bei erhöhter Technik, geübteſter Taſchenſpielerkunſt und auf andre Weiſe wenigſtens zum Theil möglich gemacht worden.

Daß man ihn der Irrlehre angeklagt, das Schickſal hat er mit allen Denen gemein, die ihrer Zeit vorlaufen; daß man ihn der Zauberei bezichtigt, war damals ganz natürlich. Aber ſeine Zeit nicht allein beging dieſe Uebereilung, daß

sie das, was tiefen, unbekannten, festgegründeten, konsequenten, ewigen Naturkräften möglich ist, als dem Willen und der Willkür unterworfen, als zufällig herbeigerufen, im Widerstreit mit Gott und der Natur gelten ließ.

Auch hierüber ist der Mensch weder zu schelten noch zu bedauern; denn diese Art von Aberglauben wird er nicht los werden, so lange die Menschheit existirt. Ein solcher Aberglaube erscheint immer wieder, nur unter einer andern Form. Der Mensch sieht nur die Wirkungen; die Ursachen, selbst die nächsten, sind ihm unbekannt; nur sehr Wenige, tiefer Dringende, Erfahrene, Aufmerkende werden allenfalls gewahr, woher die Wirkung entspringe.

Man hat oft gesagt, und mit Recht, der Unglaube sei ein umgekehrter Aberglaube, und an dem letzten möchte gerade unsere Zeit vorzüglich leiden. Eine edle That wird dem Eigennutz, eine heroische Handlung der Eitelkeit, das unleugbare poetische Produkt einem fieberhaften Zustande zugeschrieben; ja, was noch wunderlicher ist, das Allervorzüglichste, was hervortritt, das Allermerkwürdigste, was begegnet, wird so lange, als nur möglich ist, verneint.

Dieser Wahnsinn unserer Zeit ist auf alle Fälle schlimmer, als wenn man das Außerordentliche, weil es nun einmal geschah, gezwungen zugab und es dem Teufel zuschrieb. Der Aberglaube ist ein Erbtheil energischer, großthätiger, fortschreitender Naturen, der Unglaube das Eigenthum schwacher, kleingesinnter, zurückschreitender, auf sich selbst beschränkter Menschen. Jene lieben das Erstaunen, weil das Gefühl des Erhabenen dadurch in ihnen erregt wird, dessen ihre Seele fähig ist, und da dies nicht ohne eine gewisse Apprehension geschieht, so spiegelt sich ihnen dabei leicht ein böses Prinzip vor. Eine ohnmächtige Generation aber wird durchs Erhabene zerstört, und da man Niemanden zumuthen kann, sich willig zerstören zu lassen, so haben sie völlig das Recht, das Große und Uebergroße, wenn es neben ihnen wirkt, so lange zu leugnen, bis es historisch wird, da es denn aus gehöriger Entfernung in gedämpftem Glanze leidlicher anzuschauen sein mag.

Nachlese.

Unter dieser Rubrik mag das Wenige Platz nehmen, was wir in unsern Kollektaneen, den erst besprochenen Zeitpunkt betreffend, vorgefunden haben.

Von den Arabern ist mir nicht bekannt geworden, daß sie eine theoretische Aufmerksamkeit auf die Farbe geworfen hätten. Averrhoes und Avempace mögen, wie aus einigen Citaten zu vermuthen ist, bei Gelegenheit, daß sie den Aristoteles kommentirt, etwas beiläufig darüber geäußert haben. Das Büchlein des Theophrast scheint ihrer Aufmerksamkeit entgangen zu sein. Alhazen, von dem ein optischer Traktat auf uns gekommen, beschäftigt sich mit den Gesetzen des Sehens überhaupt; doch war ihm der im Auge bleibende Eindruck eines angeschauten Bildes bekannt geworden.

Ueberhaupt war dieses physiologische Phänomen des bleibenden, ja des farbig abklingenden Lichteindruckes rein sinnlichen Naturen jener Zeit nicht verborgen geblieben, weshalb wir eine Stelle des Augustinus und eine des Themistius als Zeugniß anführen.

Augustinus.

Wenn wir eine Zeit lang irgend ein Licht anschauen und sodann die Augen schließen, so schweben vor unserm Blick gewisse leuchtende Farben, die sich verschiedentlich verändern und nach und nach weniger glänzen, bis sie zuletzt gänzlich verschwinden. Diese können wir für das Ueberbleibende jener Form halten, welche in dem Sinn erregt ward, indem wir das leuchtende Bild erblickten.

Themistius.

Wenn Jemand den Blick von einem Gegenstande, den er aufs Schärfste betrachtet hat, wegwendet, so wird ihn doch die Gestalt der Sache, die er anschaute, begleiten, als wenn der frühere Anstoß die Augen bestimmt und in Besitz genommen hätte. Deshalb, wenn Jemand aus dem Sonnenschein sich ins Finstere begiebt, sehen die vor großem Glanz irre gewordenen Augen nichts; auch wenn Du etwas sehr Glänzendes oder Grünes länger angesehen, so wird Alles, was Dir hernach in die Augen fällt, gleichfarbig erscheinen.

Nicht weniger, wenn Du die Augen gegen die Sonne, oder sonst etwas Glänzendes richtest und sodann zudrückst, so wirst Du eine Farbe sehen, wie etwa Weiß oder Grün, welche sich alsdann in Hochroth verwandelt, sodann in Purpur, nachher in andre Farben, zuletzt ins Schwarze, von da an aber abnimmt und verschwindet. Gleichermaßen zerrüttet auch das, was sich schnell bewegt, unsere Augen, so daß, wenn Du in einen reißenden Strom hinabsiehst, eine Art von Schäumen und Schwindel in Dir entsteht und auch das Stillstehende sich vor Dir zu bewegen scheint.

Lust am Geheimniß.

Das Ueberlieferte war schon zu einer großen Masse angewachsen, die Schriften aber, die es enthielten, nur im Besitz von Wenigen; jene Schätze, die von Griechen, Römern und Arabern übrig geblieben waren, sah man nur durch einen Flor: die vermittelnden Kenntnisse mangelten; es fehlte völlig an Kritik; apokryphische Schriften galten den ächten gleich, ja, es fand sich mehr Neigung zu jenen als zu diesen.

Ebenso drängten sich die Beobachtungen einer erst wieder neu und frisch erblickten Natur auf. Wer wollte sie sondern, ordnen und nutzen? Was jeder Einzelne erfahren hatte, wollte er auch sich zu Vortheil und Ehre gebrauchen; beides wird mehr durch Vorurtheile als durch Wahrhaftigkeit erlangt. Wie nun die Früheren, um die Gewandtheit ihrer dialektischen Formen zu zeigen, auf allen Kathedern sich öffentlich hören ließen, so fühlte man später, daß man mit einem gehaltreichen Besitz Ursach hatte, sparsamer umzugehen. Man verbarg, was dem Verbergenden selbst noch halb verborgen war, und weil es bei einem großen Ernst an einer vollkommnen Einsicht in die Sache fehlte, so entstand, was uns bei Betrachtung jener Bemühungen irre macht und verwirrt, der seltsame Fall, daß man verwechselte, was sich zu esoterischer und was sich zu exoterischer Ueberlieferung qualifizirt. Man verhehlte das Gemeine und sprach das Ungemeine laut, wiederholt und dringend aus.

Wir werden in der Folge Gelegenheit nehmen, die mancherlei Arten dieses Versteckens näher zu betrachten. Symbolik,

Allegorie, Räthſel, Attrape, Chiffriren wurden in Uebung geſetzt. Apprehenſion gegen Kunſtverwandte, Marktſchreierei, Dünkel, Witz und Geiſt hatten alle gleiches Intereſſe ſich auf dieſe Weiſe zu üben und geltend zu machen, ſo daß der Gebrauch dieſer Verheimlichungskünſte ſehr lebhaft bis in das ſiebzehnte Jahrhundert hinüberdauert und ſich zum Theil noch in den Kanzleien der Diplomatiker erhält.

Aber auch bei dieſer Gelegenheit können wir nicht umhin, unſern Roger Baco, von dem nicht genug Gutes zu ſagen iſt höchlich zu rühmen daß er ſich dieſer falſchen und ſchiefen Ueberlieferungsweiſe gänzlich enthalten, ſo ſehr, daß wir wohl behaupten können, der Schluß ſeiner höchſt ſchätzbaren Schrift De mirabili potestate artis et naturae gehöre nicht ihm, ſondern einem Verfälſcher, der dadurch dieſen kleinen Traktat an eine Reihe alchymiſtiſcher Schriften anſchließen wollen.

An dieſer Stelle müßen wir Manches, was ſich in unſern Kollektaneen vorfindet, beiſeite legen, weil es uns zu weit von dem vorgeſteckten Ziele ablenken würde. Vielleicht zeigt ſich eine andere Gelegenheit die Lücke, die auch hier abermals entſteht, auf eine ſchickliche Weiſe auszufüllen.

Vierte Abtheilung.

Sechzehntes Jahrhundert.

Eine geschichtliche Darstellung nach Jahrhunderten einzutheilen, hat seine Unbequemlichkeit. Mit keinem schneiden sich die Begebenheiten rein ab; Menschenleben und Handeln greift aus einem ins andre; aber alle Eintheilungsgründe, wenn man sie genau besieht, sind doch nur von irgend einem Ueberwiegenden hergenommen. Gewisse Wirkungen zeigen sich entschieden in einem gewissen Jahrhundert, ohne daß man die Vorbereitung verkennen oder die Nachwirkung leugnen möchte. Bei der Farbenlehre geben uns die drei nunmehr auf einander folgenden Jahrhunderte Gelegenheit, das, was wir vorzutragen haben, in gehöriger Absonderung und Verknüpfung darzustellen.

Daß wir in der sogenannten mittlern Zeit für Farbe und Farbenlehre wenig gewonnen, liegt in dem Vorhergehenden nur allzu deutlich am Tage. Vielleicht glückt es Denjenigen, die sich mit den Denkmalen jener Zeit genauer bekannt machen, noch Einiges aufzufinden; vielleicht kann in der Geschichte des Kolorits und der Färbekunst noch Manches beigebracht werden. Für uns ging die Farbenlehre mit dem Glanz der übrigen Wissenschaften und Künste scheidend unter, um erst später wieder hervorzutreten. Wenn wir hier und da der Farbe erwähnt finden, so ist es nur gelegentlich; sie wird vorausgesetzt wie das Athemholen und Sprechen bei der Redekunst. Niemand beschäftigt sich mit ihren Elementen und Verhältnissen, bis endlich diese erfreuliche Erscheinung,

die uns in der Natur so lebhaft umgiebt, auch für das Bewußtsein mit den übrigen Wissenschaften aus der Ueberlieferung wieder hervortritt.

Je mehrere und vorzüglichere Menschen sich mit den köstlichen überlieferten Resten des Alterthums beschäftigen mochten, desto energischer zeigte sich jene Function des Verstandes, die wir wol die höchste nennen dürfen, die Kritik nämlich, das Absondern des Aechten vom Unächten.

Dem Gefühl, der Einbildungskraft ist es ganz gleichgiltig, wovon sie angeregt werden, da sie beide ganz reine Selbstthätigkeiten sind, die sich ihre Verhältnisse nach Belieben hervorbringen; nicht so dem Verstande, der Vernunft. Beide haben einen entschiedenen Bezug auf die Welt; der Verstand will sich nichts Unächtes aufbinden lassen, und die Vernunft verabscheuet es.

Dieser natürliche Abscheu vor dem Unächten und das Sonderungsvermögen sind nicht immer beisammen. Jener fühlt wohl, was er will, aber vermag es nicht immer zu beweisen; dieses will eigentlich nichts, aber das Erkannte vermag es darzuthun. Es verwirft wol ohne Abneigung und nimmt auf ohne Liebe. Vielleicht entsteht dadurch eine der Absicht gemäße Gerechtigkeit. Wenn beides jedoch, Abscheu und Sonderungsgabe, zusammenträfe, stünde die Kritik wol auf der höchsten Stufe.

Die Bibel als ein heiliges, unantastbares Buch entfernte von sich die Kritik, ja eine unkritische Behandlung schien ihr wohl angemessen. Den Platonischen und Aristotelischen Schriften erging es anfänglich auf ähnliche Weise. Erst später sah man sich nach einem Prüfstein um, der nicht so leicht zu finden war. Doch ward man zuletzt veranlaßt, den Buchstaben dieser Werke näher zu untersuchen; mehrere Abschriften gaben zu Vergleichung Anlaß. Ein richtigeres Verstehen führte zum bessern Uebersetzen. Dem geistreichen Manne mußten bei dieser Gelegenheit Emendationen in die Hand fallen und der reine Wortverstand immer bedeutender werden.

Die Farbenlehre verdankt auch diesen Bemühungen ihre neuen Anfänge, obgleich das, was auf solche Weise geschehen, für die Folge ohne sonderliche Wirkung blieb. Wir werden

hier zuerſt das Büchlein des Antonius Tholeſius von den Farben in der Urſchrift abdrucken laſſen und ſodann unſre Leſer mit dieſem Manne etwas näher bekannt machen, ferner des Simon Portius gedenken, welcher die kleine Ariſtoteliſche Schrift, deren Ueberſetzung wir früher eingerückt, zuerſt überſetzt und kommentirt. Ihm folgt Julius Cäſar Scaliger, der im ähnlichen Sinne für uns nicht ohne Verdienſt bleibt, ſo wie wir denn auch bei dieſer Gelegenheit den Aufſatz über Farbenbenennung, den wir auf der 44ſten Seite eingeſchaltet, wieder in Erinnerung zu bringen haben.

Antonii Thylesii

De Coloribus Libellus.

Dicam aliquid de coloribus in hoc libello, non quidem unde conficiantur aut quae sit eorum natura: neque enim pictoribus haec traduntur aut philosophis, sed tantum philologis, qui Latini sermonis elegantiam studiose inquirunt. Scribam omnia breviter et accurate, ac rerum ipsarum nomina, quo statim colores intelligantur, singulis apponam.

1. Coeruleus. Exordiar primum a coeruleo: quo nisi natura ipsa maxime gauderet, nunquam profecto deorum hoc domicilium

Continuo circum complexu cuncta coercens,
Specie tam laeta universum exhilarasset;

reliquos deinde contexam. Coeruleus igitur dictus quasi coeluleus, ut ex voce ipsa apparet, proprie color est coeli, sed sereni: id quod Ennius respiciens, „Coeli“, inquit, „coerula templa.“ Atque inde ab omnibus mare appellatur coeruleum: refert enim illud eundem, quem ab ipso superne accipit coeli nitorem. Quare ex antiquis nonnulli, ut aliarum Homeri opus, propter caedes, de quibus illic poeta loquitur, colore exornarunt sanguineo: sic Odysseam, ubi Ulyssis item maritimos scribit errores, membrana contegebant coerulea. Sed quoniam coerulei quaedam species est paene nigra, ut quod *Indicum* dicitur, eoque olim vestitu Graecae mulieres amictae *procedebant*

12.

Suleika.

Sag, Du hast wol viel gedichtet,
Hin und her Dein Lied gerichtet,
Schöne Schrift von Deiner Hand,
Prachtgebunden, goldgerandet,
Bis an Punkt und Strich vollendet,
Zierlich lockend, manchen Bandes
Stets, wo Du sie hingewendet,
War's gewiß ein Liebespfand!

Hatem.

Ja, von mächtig holden Blicken,
Wie von lächelndem Entzücken
Und von Zähnen blendend klar,
Wimpern-Pfeilen, Locken-Schlangen,
Hals und Busen rein umfangen,
Tausendfältige Gefahr!
Denke nun, wie von so Langem
Prophezeit Suleika war!

---

hätten vor sich hat. Vergl. die gleichfalls Suleika gewidmeten Gedichte: „Mit einem Blatt Bryophyllum calycinum" (Werke, III. S. 350 und 351). — Mit der Schlußstrophe vergl. Hafis (Ta. LXVIII):

„Dieser Vers erklärt mir, wie
Ich und Er nur Eines ist."

12. Entstanden zu Heidelberg, den 22. September 1815. — In der 1. Strophe Anspielung auf den kalligraphischen und malerischen Schmuck, mit welchem die Orientalen alles Geschriebene auszustatten lieben. Goethe wetteiferte auch hierin mit ihnen: „Als ich eine Zeit lang im Orient dauste, liebte ich, meine Gedichte mit goldblumigen Verzierungen einzufassen" (Werke, II. 439, Note). Vergl. unten den Anfang von Nr. 18. Die erste Strophe nahm Suleika, als von ihr gedichtet, in Anspruch. Das Datum paßt dann nur auf Strophe 2.

Wimpern-Pfeile, ein im Oriente üblicher Bild:

„Verwunde nicht mein Herz mit Wimpernpfeilen!"
(Hafis, Wim. LXIII.)

Locken-Schlangen, ebenso; unten in Nr. 24 spricht Goethe gleichfalls von den „geliebten braunen Schlangen". — Vergl. die ursprüngliche Fassung in der Textrevision.

eorum funera, quorum in coelum animas migrasse coeruleum existimabant: idcirco pro tristi nonnunquam capitur, ut apud Virgilium puppis coerulea Charontis, limberque et Sol coeruleus. Cucumis autem coeruleus, nam id quoque legitur, melopeponem significat, qui inter cucumeres, multa enim sunt eorum genera, pulcherrimus est. Nec tantum coerulei videtur particeps, sed ipsius quoque mundi gradus, introrsum versus, attenuatos ostendit, ut hoc olim de eo lusimus,

Quis neget e coelo missum formamque colorem-que
Atque gradus coeli Nectaris atque refert.

Est enim sapore suavissimo. Sine ulla dubitatione, quod nos coeruleum, Graeci dicunt *cyaneum*, in quorum etiam commentariis *laxurion* invenio. Adscribitur huic generi, qui *venetus* olim nunc vulgo *blarus* nuncupatur color, ex factione Circensi valde nobilitatus. Fuerunt autem colores in Circo, praeter hunc venetum, roseus, albus et prasinus: quibus auratus postea, purpureus et luteus additi sunt. De iis loco dicemus.

2. Caesius. Caesius vero si dictus esset, ut noctissimi viri monumentis olim tradiderunt, quasi coelius a coelo, eadem foret in coelo et caesio diphthongus. Constat autem esse in iis vocibus diversam: nihil praeterea differret a coeruleo, quando id, ut ostendimus, a coelo deductum est: differt autem sine dubio, vel ex ipsius M. Tullii auctoritate, cujus haec sunt verba in primo de natura deorum libro: „Caesios oculos Minervae, coeruleos esse Neptuni". Ad haec non quemadmodum legimus coelum, mare, vestem, florem coeruleum: ita legimus coelum, mare, vestem, florem caesium: sed oculos tantum caesios veteres dixerunt, quibus inest fulgor quidam visu horrendus. Unde existimo, sicut Caesar et Caeso dicuntur a caedendo: ita caesium a caede nominatum esse: ut qui caesius sit, caedem quodammodo oculis minari videatur: qualis proelio gaudens et caede dicitur fuisse Minerva, ex quo illa ab antiquis vocata fuit, ut ego arbitror, caesia. Significat hoc M. Cicero, ubi de Catilina ait: „Notat et designat oculis ad caedem unumquemque nostrum." Hic qui oculis ad caedem Senatores designabat, caesius erat. Cujus etiam oculos Sallustius, insignis historicus, fuisse tradidit foedos, id est caesios. Cujusmodi memoriae proditum est Neronis quoque oculos fuisse: quod ipsum non leve fuit argumentum tyrannicae crudelitatis. Quin a Terentio caesii hominis facies di-

citur cadaverosa, hoc est immanis, et saevitiam arguens, qualem sicarii prae se ferunt et carnifices: quamvis alii parum erudite cadaverosam pro sublivida exposuerint. Enimvero leonis oculos si quis inspexit, qualis sit hic color, intelligit. Micant illi, ut studiose ipsi prope consideravimus, velut ignis penitus flagrans. Dicitur color hic Graece ab omnibus *glaucus*, quod verbum longo jam usu Latini poetae suum fecerunt. Latius tamen patet glaucus: nam praeter oculos noctuinos, quos, ut avis ipsius Graecum nomen declarat, omnes glaucos esse confirmant: multa quoque dicuntur glauca, ut ulva palustris herba: ut salix, cujus quum frondes, tum multo magis cortex in ramis, praesertim anniculis, nitet hoc colore. Quem laudat Virgilius in equis eosque noto carmine glaucos appellat, communi Italorum lingua *bajos* nominatos. Nam spadices honesti ab eodem poeta ibidem vocati, illustriores sunt aliquanto, baii et ipsi, sed clari vulgo nuncupati: atque ii duo aliorum omnium maxime probantur colores in equis. Ulva igitur et salix, quas idem Virgilius glaucas dixit, equi item species optima: castaneae etiam nucis tunica, aliaque multa, praeter leonis ac noctuae oculos, colorem glaucum ostendunt. Sed ut unde discessi, redeam: quando caesius color tantum est oculorum, videndum est, ne is sit potius quem Aristoteles *charopon* vocat. Sic enim ab illo dicitur leo ab oculorum saevitia, quem Catullus poeta doctissimus caesium appellat. Unde Hercules cognomento dictus fuit *charops*, quasi iracunde intuens. Nam *chara* Graece, ira quoque dicitur Latine: et ex eodem, ut puto, horrore Charybdis nominata est, et Charon, de quo cum inquit Virgilius: „Stant circum lumina flamma", caesium voluit senem illum horribilem ac dirum significare. Quamvis non nesciam, charopon ab aliis aliter quoque exponi.

3. Ater. Horribilis etiam color est ater dictus, omnino velut anthrax, id est carbo: nam proprie est carbonis extincti. Quare scite, ut omnia, Terentius, „Tam excoctam", inquit, „reddam atque atram, quam est carbo." Et inde a Virgilio cinis dictus est ater et favilla atra. Sanguis praeterea caloris atque coloris ignei particeps, effusus ac frigefactus amisso rubore, tanquam in carbonem mutatus, ater ab omnibus vocatur. Dicitur et mors atra, quia cadaver extincto calore illo vitali, quo corpus aliur, atrum relinquitur, ut est carbo, quae mihi perquam elegans videtur similitudo. Quid quod dies atri eadem de causa dicti fuerunt! Qui enim luctum afferebant,

carbonibus, ut contra dies laeti scrupis signabantur gypseis. Ex quo Horatius ait:

Creta, an carbone notandi.

Differt in hoc a colore *nigro*, quod ut omnis ater est niger, sic non omnis niger est ater: horrendus est hic, tristis, visu injucundus, lugentibus accommodatus, ille contra nonnunquam lepidus ac venustus: ut humani oculi sunt complures, quos nemo atros diceret, sed nigros, iisque tamen nihil majori cum voluptate spectamus. Vocabatur autem ater ab antiquis etiam *anthracinus*, idemque *furvus:* quibus longe minus sunt nigri, *lividus* et *fuscus*. Alter ex gravi corporis ictu proveniens deformitatem habet. Unde invidi aliorum bonis, velut verberibus laniati, et idcirco exsangues, lividi nuncupantur. Alter non insuavis, et in homine persaepe laudatur. Qui tamen, si modum excedit, ac maxime fuscus est, et quasi nigrescit, *pressus* dicitur: ut quae aliquamdiu sub prelo vestis pressa nimium coloratur. Legimus etiam equi colorem pressum. Secus vero fasciolae coloriscae dictae fuerunt, quae non saturatae, sed vix colore aliquo illitae e coronis dependebant. Est autem forma diminutiva, ut Lycisca, Syrisca. *Aquilum* veteres hunc fuscum a colore aquae vocarunt, qui inter nigrum est et album, id quod Plato etiam docet.

4. Albus. Est autem albus color purissimus, quocirca ad animum translatus pro sincero capitur: is nullibi quam in nive clarior est, quam tamen atram esse Anaxagoras affirmabat. Sumitur pro *pallido*, unde timor albus legitur et metu exalbuit. Quam ob rem Romanae mulieres quondam funera sequebantur in veste alba, tanquam mortui quem efferebant, colorem referrent. Elucet *candidus* atque oculos delectat. At *candens* non hoc tantum est, sed pro ignito accipitur. Itaque Veneris humeros recte dixeris candidos, vel candentes. Ferrum quod a marito tunditur, non candidum est, sed candens. Ejusdem generis est *canus*, qui etsi ad alia transfertur, proprie tamen est capilli et barbae senilis. Nascitur equus nonnunquam canus atque *albineus*, non idem qui et candidus aut albus, sed hujus non expers. Est et color albi nigrique particeps, a Graecis inde *leucophaeus*, voce jam a nostris usurpata, vocatus. Genus est id coloris nativi, non enim inficitur, sed ovis ipsa sic natura quasi pingitur. Hunc sibi secta sacerdotum sumpsit sanctissima, qui nulla tunica linea penitus

induti, pro cingulo reste se vinciunt nodosa, ac ligneis tantum calciamentis usi, precario victum quaeritant.

5. **Pullus.** Qualis vero sit pullus, ostendit terrae ipsius color: major enim illius pars pulla est. Itaque quoniam ea mortuis injicitur, voluerunt veteres, ut qui lugerent, pullis pallis, terrae similibus, essent amicti. Dorsum etiam leporinum proprie est pullum: quam ob rem naturae ipsius doctus magisterio, terram recentem ab aratro metu pavidus quaerit ille, ibique nonnunquam stratus, nullaque re abditus, venatores canesque ipsos praetereuntes, ac sagaciter prope omnia perquirentes, coloris tantum beneficio saepissime latet: et ut in quodam epigrammate de lepore diximus,

Quem fuga non rapit ore canum, non occulit umbra:
Concolor immotum sub Jove terra tegit.

Nulla arte aut impensa color hic paratur. Natura enim sic provenit, unde nativus quoque vocatus est, diversus ab eo de quo locuti sumus. Jamque nos Cosentini, apud quos multa antiquitatis vestigia apparent, siquidem et praeficae, ut quondam, mortuos laudant, et silicernium in usu est, ac nemo sine suorum osculo sepelitur, utriusque sexus vestimentum funebre, nativum dicimus; quamvis atrum sit illud, et in mulieribus matrimonio junctis cyaneum, quo Graeci, ut dictum est, olim in funere utebantur. Idem quoque *Hispanus* vocatus est et *Baeticus*, etiam *Mutinensis*. In iis enim locis id genus lanae videtur. Est autem pullus nomen, ut reor, diminutivum a puro, velut a rara vestimenti genere fit ralla, ab opera opella, a terra etiam tellus: ut lana pulla sit pura, nullo alio colore infecta, sed suo tantum et ingenuo contenta. Colorias hujusmodi vestes per se coloratas aliqui dixerunt. Posuit hanc vocem Augustus in suo testamento, ubi haec verba legebantur: „tunicas, lodices purpureas et colorias meas". Atque indidem, ut sentio, dicti sunt pulli equorum aliarumque pecudum, quasi puri, nulla adhuc fibrdine aut labore violati. Sunt huic pullo simillimi color *impluviatus*, dictus velut fumato stillicidio imbutus: et *suasus*, qui *insuasus* quoque vocatus, lutum refert. Est autem suasus e stillicidio etiam factus fumoso in vestimento albo. Quare haud dubitanter non alius est quam impluviatus: quamvis aliqui tradiderint colorem omnem, qui fiat inficiendo, suasum fieri, quod illi quodammodo sit persuasum, in alium quemvis colorem ex albo transire.

6. **Ferrugineus.** Ferrum longo situ rubiginosum, facile ostendit colorem ab ipso appellatum ferrugineum: agit enim is, id est refert colorem ferri. Quin et filamenta, quibus saepe conopaeum, et multae praeterea vestes lineae circumsuuntur, ferrugineum dicunt infectores. Tunica etiam nuclei pinei lanugine quadam pulverulenta ferruginea est. Erat is quoque lugentium color. Itaque capitur nonnunquam et inse pro funesto, atque ea de causa hyacinthi dicti fuerunt a Virgilio ferruginei, quasi lugubres: quia puerum, ut est in fabulis, casu interfectum Apollo diu luxit: atque in ejus foliis veluti epitaphium, in sui doloris perpetuum monumentum inscripsit, non quia vere floris color sit ferrugineus: est enim is, in quem mutatum ferunt adulescentulum, purpureus. De Hyacintho in literatum flosculum transformato fecimus hoc:

Nil opus elogio redimire aut flore sepulchrum:
Ipse sibi flos est, elogiumque puer.

Eodem modo coelum vocatur ferrugineum, hoc est nubilum et triste: atque apud eundem Virgilium, Sol caput suum nitidum in morte Caesaris texit ferrugine, quasi colorem se induit lugenti aptum: ut tanti viri caedem sol ipse lamentari videretur. Nec alia ratione Charontis naviculam dixit ferrugineam, quam quoniam ea una loco sandapilae, mortuos omnes vespillo indefessus transvectat.

7. **Rufus.** Non eundem esse rufum atque *rubrum*, ex hoc intelligi potest, quod recte dicitur sanguis ruber, rufus non recte. Rursus barbam et capillum Aenobarbi rubrum veteres non dixerunt: sed modo rufum, *rutilum* modo, qui idem est. Quin et canes immolabant Romani sacerdotes, nunquam rubras vocatas, sed quas nunc rufas, nunc rutilas appellabant, ad placandum caniculae sidus, frugibus inimicum. Ex quo manifestum est rufum rutilumque eundem esse, id quod ex antiquis etiam aliqui docent. E canis igitur colore satis noto, atque e multorum barba et capillo, cujusmodi sit color rufus apparet. Hunc rustici in armentis *robum*, *gilvumque* olim dixerunt, atque etiam *helvum*, ut vini genus est quoddam inter rufum albumque nulli non cognitum: quod quoniam cerasi colorem refert duracini, *cerasolum* aliqui dicunt Italiae populi. Sed et *burrham* iidem appellabant vitulam, quae rostro esset rufo. At homo burrhus est, qui pransus, cibo et potione rubet: hunc aliqui etiam *rubidum* vocant. In-

venitur et *rubeus*, etsi aliqui non indocti vocem non esse Latinam monuerint: cum tamen apud auctores non malos ex uvis nigris fieri vinum forte legatur, e rubeis autem suave, nec non bos rubeus probetur. Verbum est omnino rusticum, nec prorsus idem color est, qui et ruber, sed ad eum proxime accedit. Quid quod *russeus* etiam legitur? negat quidam e vetustis grammaticis dici posse, *russum* jubet, ex quo pannus est russatus. Utrumque certe Latinum est, sed aratoris magis quam oratoris: habent enim et sua verba qui ruri vivunt, urbanis nonnullis inaudita. Russeum equum dicunt illi, qui non plane russus est, sed aliquanto minus ruboris habens, idem fere videtur. Hic autem, quoniam quasi cruentato similis est, hodie *saginatus*, quasi sanguinatus vulgo nominatur: quamvis hujus nominis nonnunquam equi albescant.

8. Ruber. Rubrum maxime indicat animantium sanguis, et quo lana inficitur, coccus: granum id a nostris vocatur, unde vestis est coccina, nulli ignota. Ostentat tamen hunc colorem prae caeteris rebus liquor purpurae, cujus adeo gratus est color, ut siquid paululum habeat ruboris, modo visu sit illud non injucundum, *purpureum* saepe dicatur, ut sunt violae, et varia florum genera: quin et candidus, is enim quoque oculos remoratur, a poetis vocatur nonnunquam purpureus. Nam et olores purpureos dixit Horatius, et nivem ipsam purpuream Albinovanus. Invenitur et *blatteus* positus pro purpureo. Non praetereundus est color viteis frondibus arefactis simillimus, et idcirco *xerampelinus* Graece dictus. Usurpant hanc vocem Latini: certum enim vitis genus adulto jam autumno pampinis rubet velut cruentatis, unde nomen colori inditum est. Atrabapticas vestes eo colore infectas, quoniam in eo purpura nigresceret, aliqui appellaverunt. De ea re fabellam excogitatam his versiculis fui complexus:

> Caederet immeritae vitis dum crura, cecidit
> Ipse sua: et dira caede Lycurgus obit.
> Unde prius viridis, rubet hostis sparsa cruore
> Illaeso vitis stipite, et ulta nefas.

9. Roseus. Jucundissimus omnium est color roseus, atque humano corpori, si id formosum est quam simillimus. Itaque os, cervicem, papillas, digitos roseos poetae dicunt: id est candidos, rubore sanguinis penitus diffuso cum venustate: isque color proprie est, quem communis sermo *incarna-*

tum vocat. Refert enim maxime omnium pueri nitorem ac virginis rosa, non Milesiam intelligo, quae nimis purpurea ardere quodammodo videtur, nec rursus albam: sed quae utrinque decorem accepit, et quia corpus hominis imitatur, quod lingua vernacula carnem appellat, eadem id genus rosarum incarnatum nominavit. Cicero colorem hunc suavem dixit.

10. Puniceus. A Phoenicibus color phoeniceus, puniceus quoque dictus flagrat, velut viola flammea: atque ita a multis olim purpura vocata fuit violacea, hodie pene nomen servat: nam *Paonacius*, quasi puniceus dicitur, etsi aliqui vocem hanc vernaculam a pavonis colore factam volunt. Phoeniceum vero alium ab hoc palma (quae phoenix Graece est) a se nominavit. Color hic in equo, ut jam diximus, maxime laudatur, qui modo *spadiceus*, *baius* modo, *badius* etiam et *baltius*, variis nominibus vocatus est. Termites enim palmarum cum fructu spadices, et baia Graeci dicunt: unde equus ab equisonibus appellatur baius.

11. Fulvus. Ex omnibus maxime lucet fulvus, quem multa jactant, orichalcum in primis, aurum, ipsaeque etiam stellae:

> Quas non extinguunt venti, non nimbus aquosa
> Nube cadens: celsa semper sed luce coruscant.

Quare Tibullus proprie sidera fulva appellavit. Est et aureolae species arenae, quam fulvam dixit Virgilius: et genus quoddam aquilae ab Aristotele maxime celebratum, colore etiam fulvo. Qui si obtusus quodammodo est, atque obscuratus, vocatur *ravus*. Jamque sic Horatius lupam appellavit, cujus colorem noto magis verbo plerique omnes fulvum dixerunt. Tradunt aliqui ravos oculos, quos in cane et ariete laudat M. Varro, inter caesios esse et flavos.

Ornat saepe color hic flavus virginum, ac puerorum capita; atque in maturis frugibus semper elucet, nec non pro pulchro frequenter positum videmus.

At *luteum* nihil aeque ostentat, ac flos calthae et genistae, ovique etiam vitellus. *Croceo* est hic perquam similis, sed lucidior aliquanto: ab antiquis *flammeus* quoque dictus, quoniam eo Flaminis uxor flaminica utebatur. Potest hoc loco *pallidus* poni, ac *luridus*: mortui color est hic horribilis, ipsinsque mortis, ut postae dicunt, et Plutonis. Ille nonnunquam vel gratus in homine, atque amabilis.

12. Viridis. Cujusmodi sit color viridis, suppeditat exemplum herbarum multitudo, quarum tanta est varietas, ut cum earum vis sit infinita, nulla tamen aeque atque ex iis aliqua prorsus vireat: sed omnes inter se discolores videantur, id quod in reliquis omnibus coloribus apparet. Quare minus est hic albus aut niger, quam ille: non idcirco nomen albi amittit, aut nigri. Ex avibus autem insignis est hoc colore psittacus, avis inde a quibusdam viridis appellata, et qua nihil laetius est, smaragdus: maxime quoque lucet viriditas in genere quodam scarabei, cujus ipse meminit Aristoteles. Is quoniam dorsum habet, nota quadam aureola sic litum atque illustratum, ut lunae speciem exiguae sustinere videatur, non invenuste a nobis Cosentinis equus lunae nuncupatur. Fecimus hoc jam pridem de scarabeis jocosum epigramma:

Parvula Sisyphio gens condemnata labori,
Quas figula ipsa facit, fertque refertque pilas.
Pars nigra, ut Aethiopum manus usta caloribus horret,
Regia pars viridi picta colore nitet.
Parva micat cujus dorso nota, magna minutis
Si conferre licet, luna pusilla velut.
Dixit equum lunae hinc cognomine Brutia tellus.
Quodsi bellator sic nituisset equus,
Illo capta foret non una Semiramis, essent
Centauri et plures, quam genus est hominum.

Egregius est inter colores, qui virent, *prasinus*, multorum carminibus collaudatus, nunc *viride porrum* ab infectoribus vocatur.

Epilogus. Libet epilogum addere, varietatem proprie de coloribus dici, ex quo vestis varia discolor est diversisque coloribus consuta. *Discisam* nunc omnes vocant, et equus varius non totus vel candidus vel niger, sed his aliisve coloribus distinctus: sic et coelum varium, cujus partes serenae interlucent, partes nubilae tristantur. Atque alium saepe pro alio, si inter eos affinitas est, colorem usurpant poetae, ut lumen Minervae flavum dixit Virgilius pro glauco, quo venustatem quoque esse in oculis deae ostenderet: quemadmodum amicum Tiberis, cujus aquam alibi flavam appellavit, glaucum idem esse cecinit: est enim inter hos colores similitudo et quasi vicinitas. Sic ut jam dictum est, albus pro pallido, ac coeruleus pro subviridi poetice ponitur, proque etiam sub-

nigro, multique praeterea invicem cedunt. Ex omnibus vero maxime contrarii sunt albus et niger, quare nihil aeque apparet atque in alba papyro atramentum. Utebantur veteres, quod nunc etiam servatur, quum librorum titulos notarent, colore puniceo, in honorem memoriamque Phoenicum, quos literarum tradunt fuisse inventores. Sunt etiam e coloribus aliqui incerti, qui intuentium oculos fallunt, ut est coeli nitor, quod quum tenebrosum quidam autument, illustratum radiis solaribus cyaneum videtur, ut iris, ut quas suspicimus nubes nonnunquam ignescere, ut mare ipsum, quod praeter coeruleum, modo atrum horret, modo virescit, interdum etiam flavum, ravumque se ostendit, aut specie quadam purpurascit violacea. Non idem quoque decor in collo cernitur columbae et pavonis, unde aves saepe dicuntur versicolores, quale est serici genus satis notum, quod e diversis partibus spectanti, non eundem offert coloris leporem.

Discolor autem non modo pro vario sumitur, sed si quid eundem colorem velut radios quosdam diffundit, ut: „Discolor unde auri per ramos aura refulsit.“ At decolor is dicitur, ex cujus ore color defluxit, et exsanguis relictus est, atque idcirco pro deformi capitur et nigro, ut decolor Indus: nam concolorem ejusdem esse coloris nemo ignorat. Ad haec colores bifariam dividuntur, nam austeri vocabantur reliqui omnes, praeter minium, purpurissum, cinnabarim, armenium, chrysocollam, indicum, quos floridos dixerunt. Sed haec pictores videant, quibus olim in usu tantum erat melinus color, candidus. Silaceus, qui inter coeruleos nominatur, Sinopis genus rubricae, et atramentum. Quidam etiam suaves dicti sunt, ut flavus, purpureus, candidus, in primis roseus: humanis autem oculis nihil venusti hominis colore suavius videtur. Inesse vero coloribus suavitatem, praeterquam quod sensus ipsi judicant, egregii Latinitatis auctores ostendunt, M. Cicero et Virgilius Maro, quorum alter suavem hominis colorem dixit, ab altero suave rubens hyacinthus vocatus est. Alii tristes sunt et lugubres, velut atrum esse diximus, pullum, ferrugineum, et coerulei speciem. Quin ut videntur, sic sordidi etiam aliqui dicti sunt, ut de quibus locuti sumus, suasus et impluviatus: iis enim rei ut misericordiam apud judices captarent, se deturpabant. Talem quoque fuisse vestitum Charontis ostendit, cum inquit Virgilius:

Sordidus ex humeris nodo pendebat amictus,

Jam vero colores partim nominati sunt a locis, ut Puniceus, Tyrius, idemque Sarranus. Purpurei sunt hi, Indicum, Sinopis, Melinus, Hispanus, Rusticus, Mutinensis, de quibus dictum est. Colossinus a Colosso urbe in Troade, ubi lana inficitur, florem referens cyclamini, quod tum rapum, tum terrae malum, ac tuber vocatur, a nobis Cosentinis terrigena. Fulget flos ille inter candorem et purpuram. Partim a metallis nuncupati sunt, ut plumbeus, ferrugineus, argenteus, aureus. Sed a plantis nomen acceperunt complures, ut praeter phoeniceum, id est palmeum, ac xerampelinum, buxeus est qui pro pallido sumitur: pallet enim prae caeteris buxea materia. Roseus praeterea hyacinthinus, in quo purpura lucet subnigra. Hysginus ab hysge herba: coccinus, et utrique similis sandycinus. Violaceus qui et ianthinus, ex quo tyrianthinus, e purpura, ut nomen indicat, factus, et viola. Additur his croceus. Unde crocotula vestis genus, ut a calta caltula: a bysso lini genere tenuissimo byssina: erantque hae omnes luteae, sed byssina pene ut aurum fulgebat. Fuit in usu vestis a citri similitudine, citrosa dicta. Et quaedam coloris candidi, papaverata a Lucilio Satyrico, cum eam, ut probrum, Torquato objecisset, nominata. Invenitur quoque Galbina vestis alba a Galbano. A malvae item flosculo color est molochinus, ut a punicae etiam flore balaustinus. Virentis quoque porri folia nomen ex se, ut jam diximus, fecerunt prasinum. Multi praeterea ab animalibus vocati sunt, ut cervinus, murinus. Atque hi colores sunt in equo notissimi. Mustellinus, de quo Terentius. Ictericus, qui regio morbo laborat, a colore galguli, quam Graeci avem icteron dicunt. Luteus est hic admodum. Cygneus, idemque Latine olorinus, id est candidus, ut contra coracinus, niger. Adscribuntur et his ostrinus, conchyliatus, muriceus, purpureus, ab Hercule, ut fabulantur, primum inventus. Feci paucos de ea re choriambos, quos visum est hic ponere.

Errat dum bibulis Herculeus littoribus canis,
Nantem forte videt spumifero gurgite purpuram:
Aggressusque ferox corripuit viscera morsicus.
Mox pastus rediit commaculans gramina sanguine.
Quem Tyro simul ac pulcra videt (namque erat haec comes)
Probatum roseis candida sic ora coloribus,
Alcidem alloquitur: Non alio munere te sequar,
Quam si picta mihi palla rubens huic similis datur.

13.

Suleika.

Die Sonne kommt! Ein Prachterſcheinen!
Der Sichelmond umklammert ſie.
Wer konnte ſolch ein Paar vereinen?
Dies Räthſel, wie erklärt ſich's? Wie?

Hatem.

Der Sultan konnt' es, er vermählte
Das allerhöchſte Weltenpaar,
Um zu bezeichnen Auserwählte,
Die Tapferſten der treuen Schaar.

Auch ſei's ein Bild von unſrer Wonne!
Schon ſeh' ich wieder mich und Dich;
Du nennſt mich, Liebchen, Deine Sonne,
Komm, ſüßer Mond, umklammre mich!

14.

Komm, Liebchen, komm, umwinde mir die Mütze!
Aus Deiner Hand nur iſt der Tulbend ſchön.
Hat Abbas doch, auf Iran's höchſtem Sitze,
Sein Haupt nicht zierlicher umwunden ſehn!

---

13. An demſelben Tage gedichtet wie Nr. 12. — Ein türkiſches Ordensband mit dem Bilde der Sonne und des Halbmonds gab Veranlaſſung zu dem Vergleiche, der um ſo näher lag, als die orientaliſche Poeſie die Liebenden mit Sonne und Mond ſtereotyp vergleicht. So heißt das Schönheitsideal Juſufs bei den perſiſchen Dichtern: „Der Mond Kanaan's“ (Hammer, I. 6). Vergl. das ſich gleichfalls auf Hatem und Suleika beziehende Gedicht: Myrte und Lorbeer (Werke, II. 446).

14. Datirt vom 17. Februar 1815. Siehe Sulpiz Boiſſerée, I. 271 und 281. — Das Kopftuch heißt perſiſch Tulbend (bei Marco Polo, I. 53, und passim, im Vocal Tulbander, Tulbandel), das um den Kopf gewundene Neſſeltuch, Muſſelin (Dietz' Denkwürd., II. 35). Vom

„Turban erſt, der beſſer ſchmückt,
Als alle Kaiſerkronen“,

war ſchon oben in I. 5 die Rede. Die Mütze mit dem umwundenen Tulbend macht zuſammen den Turban aus (ſ. über Kopfband, Diadem: A. Heidebrand, in Grimm's Wörterb., unter Krone, V. 2368 f. 2369 a und 2377 unten fg). Auch den Arabern galt der Kopfbund als Symbol der

Quod nunc per spolium terrificae te rogo belluae,
Invictaeque manes robora, per tela sonantia,
Non ignota avibus nubila translata fugacibus,
Da ferre haec (poteris nam omnia) nec te tenuit maris
Circumfusa palus, hesperidum quo minus aurea
Ferres munera. Sic brachiolis fata revinciens
Robusta implicuit nympha procax colla tenaciter.
Paret victus amans blanditiis Amphitryonius:
Nactusque exanimem, quam exspuerat jam mare, purpuram
Infecit tyrio primus ovem murice candidam.

A rebus denique diversis nonnulli colores dicti sunt, ut igneus, flammeus. Sic orbis nitorque solis ab Attio et Catullo appellatus est. Quare color solis, et quia ita apparet, et ex illorum auctoritate flammeus proprie potest vocari. A coelo, ut jam principio dixi, coeruleus est. Marinus, et thalassinus a mari: ab unda cymatilis et cymatius: idemque est in iis omnibus color. Quin etiam ab arcu pluviarum nuntio arquatus est nominatus. Hyalinus, qui et vitreus, niveus, marmoreus, lacteus, eburneus, quo dictus fuit cognomento propter candorem corporis Fabius quidam. Amethystinus praeterea, ex quo tyriamethystius in usu fuit olim. Sandaracinus, flammeus est is, quibus etiam impluviatus, sanguineus, atque herbidus adduntur. Cereus item, piceus, cinereus, ut cardui genus esculenti a colore, Cinara vocatum. In hoc autem carduo esse etiam aliquod ipsius virtutis simulachrum, pauci, quos hic subjeci, declarant versiculi:

Ut vallatus acutis
Circum frondibus horret,
Intus sed tamen abdit
Dulcem carduus escam:
Coelo missa sereno
Sic virtus, puer, aspris
Ambit sentibus ipsam
Jucundam ambrosiam Diis.

A spumis quoque et maculis, spumeus est et maculosus: atque ii equorum sunt etiam colores, ut a guttis guttatus: cujusmodi praeter equos, canes videntur nonnulli sagaces, quos a muscarum similitudine muscatos dicunt, velut equus scutulatus a scutulis: quem ab exiguorum pomorum specie, pomu-

latum vocant equisones, et si orbes sunt latiusculi, rotatum. Videtur ad extremum natura amare coeruleum: eo enim, ut initio diximus, mare collustravit, ac coelum ipsum: quod nunquam stellis fulgentibus ornasset, nisi eadem quoque fulvo maxime delectaretur. Sed quia vicissim videmus terram, aut viriditate convestiri, aut eo ornatu spoliatam, pullam esse, aut etiam candore niveo contegi: viridem, pullum, atque album naturae gratum esse nemo potest dubitare. Nigra insuper est nox: nigri sunt Indi, atque Aethiopes. Gaudet igitur rerum mater colore nigro: quam a rubro nihil abhorrere, hominum ac caeterarum animantium sanguis facile declarat.

Antonius Thylesius.

Als uns in der Epoche der erneuerten Wissenschaften vorstehendes kleines Buch freundlich begegnete, war es uns eine angenehme Erscheinung, um so mehr, als es sich jenem des Aristoteles an die Seite und in gewissem Sinne entgegen stellte. Wir gedachten es zu übersetzen, fanden aber bald, daß man in einer Sprache nicht die Etymologie der andern behandeln könne, und so entschlossen wir uns, es in der Urschrift wieder abdrucken zu lassen. Es ist zwar nicht selten, indem es öfter anderen größeren und kleineren Schriften beigefügt worden, jedoch einzeln nicht immer zur Hand, und so glaubten wir es um so mehr einschalten zu dürfen, als uns aus demselben das Gefühl einer freien und bessern Zeit entgegenkommt und die Tugenden des Verfassers wohl verdienen, daß ihre Wirkungen nochmals vervielfältigt werden.

Antonius Thylesius war zu Cosenza geboren, einer Stadt, die an der Kultur des untern Italien schon früher Theil nahm. In dem ersten Viertel des sechzehnten Jahrhunderts war er Professor zu Mailand. Er gehört unter Diejenigen, welche man in der Literargeschichte als Philologen, Redner und Poeten zugleich gerühmt findet. Ein gründliches und doch liberales Studium der Alten regte in solchen Männern die eigene Produktivität auf, und wenn sie auch eigentlich nicht zu Poeten geboren waren, so schärfte sich doch am

Alterthum ihr Blick für die Natur und für die Darſtellung derſelben.

Ein Büchelchen De coronis gab er 1526 heraus. Die Anmuth des gewählten Gegenſtandes zeugt für die Anmuth ſeines Geiſtes. Er führt in demſelben ſehr kurz und leicht alle Kränze und Kronen vor, womit ſich Götter und Heroen, Prieſter, Helden, Dichter, Schmauſende und Leidtragende zu ſchmücken pflegten, und man begreift ſehr leicht, wie bei ſolcher Gelegenheit ein geſunder Blick auf Farbe mußte aufmerkſam gemacht werden.

So finden wir denn auch in der kleinen Schrift Ueber die Farben einen Mann, dem es um das Verſtändniß der Alten zu thun iſt. Es entgeht ihm nicht, daß die Farbenbenennungen ſehr beweglich ſind und von mancherlei Gegenſtänden gebraucht werden. Er dringt daher auf den erſten Urſprung der Worte, und ob wir gleich ſeinem Etymologiſiren nicht immer beiſtimmen, ſo folgen wir ihm doch gern und belehren uns an und mit ihm.

Beide oben benannte Aufſätze wurden mit ſeinen übrigen poetiſchen Schriften von Konrad Geßner 1545 zu Baſel herausgegeben, wobei ſich bemerken läßt, daß ihm ſeine Zeitgenoſſen eine gewiſſe Originalität zugeſtanden, indem ſie ihn Andern entgegenſetzen, die nur durch Zuſammenſtellung von Worten und Phraſen der Alten ein neues Gedicht, eine neue Rede hervorzubringen glaubten.

Eine Tragödie, Der goldene Regen, kleinere Gedichte, Der Cyklop, Galathee u. ſ. w. zeigen genugſam, daß, wenn man ihn auch nicht eigentlich einen Poeten nennen darf, einen ſolchen, der einen Gegenſtand zu beleben, das Zerſtreute zur Einheit zwingen kann, ſo müſſen wir doch außer ſeiner antiquariſchen Bildung einen aufmerkſamen Blick in die Welt, ein zartes Gemüth an ihm rühmen. Er behandelt die Spinne, den Leuchtwurm, das Rohr auf eine Weiſe, die uns überzeugt, daß er in der Mittelgattung von Dichtkunſt, in der beſchreibenden, noch manches Erfreuliche hätte leiſten können. Uns ſteht er als Repräſentant mancher ſeiner Zeitgenoſſen da, die das Wiſſen mit Anmuth behandelten und der Anmuth etwas Gewußtes unterzulegen nöthig fanden.

Mit welchem freien, liebe- und ehrfurchtvollen Blick er die Natur angeſehen, davon zeugen wenige Verſe, die wir

zu ſeinem Angedenken hier einzurücken uns nicht enthalten können.

Omniparens natura, hominum rerumque creatrix,
Difficilis, facilis, similis tibi, dissimilisque,
Nulligena, indefessa, ferax, te pulchrior ipsa,
Solaque quae tecum certas, te et victa revincis,
Omnia me nimis afficiunt, quo lumina cunque
Verto libens, nihil est non mirum, daedala quod tu
Effingis, rebusque animam simul omnibus affias,
Unde vigent, quaecunque videntur, pabula, frondes,
Et genus aligerum, pecudesque et squamea turba.

Simon Portius.

Das Büchlein von den Farben, welches dem Theophraſt zugeſchrieben wird, ſcheint in der mittlern Zeit nicht viel gekannt geweſen zu ſein; wenigſtens haben wir es auf unſerm Wege nicht citirt gefunden. In der erſten Hälfte des ſechzehnten Jahrhunderts nimmt Simon Portius ſich deſſelben an, überſetzt, kommentirt es und giebt ſtatt einer Vorrede eine kleine Abhandlung über die Natur der Farben.

Aus der Zueignung an Kosmus den Erſten, Großherzog von Florenz, lernen wir, daß er von Demſelben als Gelehrter begünſtigt und unter den Seinen wohl aufgenommen war. Er hielt über die Ariſtoteliſchen Schriften öffentliche Lehrſtunden und hatte auch über mehrgedachtes Büchlein in den Ferien geleſen. Später ward Ueberſetzung und Kommentar eine Villegiaturarbeit. So viel wir wiſſen, erſchien die erſte Ausgabe zu Neapel 1537. Diejenige, deren wir uns bedienen, iſt zu Paris 1549 gedruckt.

Zugleich, wie ſich einige Bildungsluſt auf der Welt wieder zeigt, treten uns die Ariſtoteliſchen Verdienſte friſch entgegen. Freilich ſtanden dieſe ſchriftlichen Ueberlieferungen von einer Seite der Natur zu nahe und von einer andern auf einem zu hohen Punkte der glücklichſten Bildung, als daß die Auffinder ihnen hätten gewachſen ſein können. Man verſtand ſie leider nicht genugſam, weder ihrer Abſicht nach, noch inſofern ſchon genug durch ſie geleiſtet war. Was alſo gegenwärtig an ihnen geſchah, war eine zwar lobenswerthe, aber meiſt unfruchtbare Mühe.

Sowol in der von Portius vorausgeschickten Vorrede, worin uns etwas über die Natur der Farben versprochen wird, als auch in den Anmerkungen selbst, welche dem Text beigefügt sind, sehen wir einen belesenen und zugleich in der Aristotelischen Schulmethode wohlgeübten Mann und können ihm daher unsere Achtung sowie unsern Dank für das, was wir von ihm lernen, nicht versagen. Allein der Gewinn, den wir aus einem mühsamen Studium seiner Arbeit ziehen, ist doch nur historisch. Wir erfahren, wie die Alten sich über diesen Gegenstand ausgedrückt, wir vernehmen ihre Meinungen und Gegenmeinungen; wir werden von mancherlei Widerstreit belehrt, den unser Autor nach seiner Art weder zu vergleichen noch zu entscheiden sich im Stande befindet.

Von einer eigentlichen Naturanschauung ist hier gar die Rede nicht. Das ausgesprochene Wort, die gebildete Phrase, die mehr oder weniger zulängliche Definition werden zum Grund gelegt; das Original, die Uebersetzung, eine Worterklärung, eine Umschreibung ergreifen sich wechselsweise; bald wird etwas Verwandtes herbeigeholt, etwas Aehnliches oder Unähnliches citirt, Zweifel nicht verschwiegen, Fragen beantwortet, dem Widerspruch begegnet und bald beifällig, bald abfällig verfahren, wobei es nicht an Mißverständnissen und Halbverständnissen fehlt; da denn durchaus eine sorgfältige und fleißige Behandlung an die Stelle einer gründlichen tritt. Die Form des Vortrags, Noten zu einem Text zu schreiben, nöthigt zum Wiederholen, zum Zurückweisen, alles Gesagte wird aber und abermals durch und über einander gearbeitet, so daß es dem Ganzen zwar an innerer Klarheit und Konsequenz nicht fehlt, wie irgend einem Karten- und Steinspiel; hat man jedoch Alles gelesen und wieder gelesen, so weiß man wol etwas mehr als vorher, aber gerade das nicht, was man erwartete und wünschte.

Solche schätzenswerthe und oft nur sehr geringe Frucht tragende Arbeiten muß man kennen, wenn man in der Folge diejenigen Männer rechtfertigen will, welche, von einem lebhaften Trieb zur Sache beseelt, diese Wortarbeiten als Hindernisse ansahen, die Ueberlieferung überhaupt anfeindeten und sich gerade zur Natur wendeten oder gerade zu ihr hinwiesen.

Wir geben den Vorsatz auf, einige übersetzte Stellen mitzutheilen, indem sie weder belehrend noch erfreulich sein

konnten. Auch haben wir schon das Brauchbare in unserm Aufsatze, worin wir die Meinungen und Lehren der Griechen behandeln, aufgeführt und werden künftig Gelegenheit haben, Eins und Anderes am schicklichen Orte zu wiederholen.

Julius Cäsar Scaliger.

Von 1484–1558.

Dieser merkwürdige Mann brachte seine Jugend am Hof, sein Jünglingsalter im Militärstande zu, suchte später als Arzt seinen Lebensunterhalt und war wegen seiner ausgebreiteten Gelehrsamkeit vor vielen seiner Zeitgenossen berühmt. Ein starkes Gedächtniß verhalf ihm zu vielem Wissen; doch thut man ihm wol nicht Unrecht, wenn man ihm eigentlichen Geschmack und Wahrheitssinn abspricht. Dagegen war er bei einem großen Vorgefühl seiner selbst von dem Geiste des Widerspruchs und Streitlust unablässig erregt.

Cardan, dessen wir später gedenken werden, publizirt eine seiner Arbeiten unter dem Titel De subtilitate. Scaliger findet es gelegen, sich daran zu üben, und verfaßte ein großes Buch gegen ihn, worin er ihm zeigt, daß man mehr wissen, genauer bemerken, subtiler unterscheiden und bestimmter vortragen könne. Dieses Werk ist seinem Inhalte nach schätzbar genug; denn es sind eigentlich nur in Streitform zusammengestellte Kollektaneen, wodurch wir unterrichtet werden, wie Manches damals bekannt war und wie Vieles die Wißbegierigen schon interessirte.

Was Scaliger über die Farben in der dreihundertfünfundzwanzigsten Exercitation vorzubringen weiß, läßt sich in zwei Hauptabschnitte theilen, in einen theoretischen und einen etymologischen. In dem ersten wiederholt er, was die Alten von den Farben gesagt, theils beifällig theils mißfällig; er hält sich auf der Seite des Aristoteles, die Platonischen Vorstellungsarten wollen ihm nicht einleuchten. Da er aber keinen eigentlichen Standpunkt hat, so ist es auch nur ein Hin- und Wiederreden, wodurch nichts ausgemacht wird.

Bei dieser Gelegenheit läßt sich jene Betrachtung anstellen, die uns auch schon früher entgegendrang: welch eine andere wissenschaftliche Ansicht würde die Welt gewonnen

haben, wenn die griechiſche Sprache lebendig geblieben wäre und ſich anſtatt der lateiniſchen verbreitet hätte!

Die weniger ſorgfältigen arabiſchen und lateiniſchen Ueberſetzungen hatten ſchon früher manches Unheil angerichtet; aber auch die ſorgfältigſte Ueberſetzung bringt immer etwas Fremdes in die Sache, wegen Verſchiedenheit des Sprachgebrauchs.

Das Griechiſche iſt durchaus naiver, zu einem natürlichen, heitern, geiſtreichen, äſthetiſchen Vortrag glücklicher Naturanſichten viel geſchickter. Die Art, durch Verba, beſonders durch Infinitiven und Partizipien zu ſprechen, macht jeden Ausdruck läßlich: es wird eigentlich durch das Wort nichts beſtimmt, bepfählt und feſtgeſetzt, es iſt nur eine Andeutung, um den Gegenſtand in der Einbildungskraft hervorzurufen.

Die lateiniſche Sprache dagegen wird durch den Gebrauch der Subſtantiven entſcheidend und befehlshaberiſch. Der Begriff iſt im Wort fertig aufgeſtellt, im Worte erſtarrt, mit welchem nun als einem wirklichen Weſen verfahren wird. Wir werden ſpäter Urſache haben, an dieſe Betrachtungen wieder zu erinnern.

Was den zweiten, etymologiſchen Theil betrifft, ſo iſt derſelbe ſchätzenswerth, weil er uns mit vielen lateiniſchen Farbenbenennungen bekannt macht, wodurch wir den Thyleſius und Andre ſuppliren können.

Wir fügen hier eine Bemerkung bei, jedoch mit Vorſicht, weil ſie uns leicht zu weit führen könnte. In unſerm kleinen Aufſatz über die Farbenbenennungen der Griechen und Römer, S. 44 des gegenwärtigen Bandes, haben wir auf die Beweglichkeit der Farbenbenennungen bei den Alten aufmerkſam gemacht; doch iſt nicht zu vergeſſen, wie Viele derſelben bei ihrem Urſprunge ſogleich fixirt worden; denn gerade durch dieſen Widerſtreit des Fixen und Beweglichen wird die Anwendung der Farbenbenennungen bis auf den heutigen Tag noch immer ſchwierig.

So einfach auch die Farben in ihrer erſten elementaren Erſcheinung ſein mögen, ſo werden ſie doch unendlich mannichfaltig, wenn ſie aus ihrem reinen und gleichſam abſtrakten Zuſtande ſich in der Wirklichkeit manifeſtiren, beſonders an Körpern, wo ſie tauſend Zufälligkeiten ausgeſetzt ſind. Dadurch entſpringt eine Individualiſirung bis ins Grenzenloſe, wohin keine Sprache, ja alle Sprachen der Welt zuſammengenommen nicht nachreichen.

Nun sind aber die meisten Farbenbenennungen davon ausgegangen, daß man einen individuellen Fall als ein Beispiel ergriffen, um nach ihm und an ihm andere ähnliche zu bezeichnen. Wenn uns nun das Alterthum dergleichen Worte schon genugsam überliefert, so ist in der Folge der Zeit, durch eine ausgebreitetere Kenntniß der Welt, natürlicher Körper, ja so vieler Kunstprodukte, bei jeder Nation ein neuer Zuwachs von Terminologie entstanden, die, immer aufs Neue wieder auf bekannte und unbekannte Gegenstände angewendet, neue Bedenklichkeiten, neue Zweifel und Irrungen hervorbringt, wobei denn doch zuletzt nichts weiter übrig bleibt, als den Gegenstand, von dem die Rede ist, recht genau zu kennen und ihn wo möglich in der Einbildungskraft zu behalten.

Zwischenbetrachtung.

Da wir durch erstgedachte drei Männer in das Alterthum wieder zurückgeführt worden, so erinnern wir uns billig dessen, was früher, die naturwissenschaftlichen Einsichten der Alten betreffend, bemerkt ward. Sie wurden nämlich als tüchtige Menschen von den Naturbegebenheiten aufgeregt und betrachteten mit Verwunderung die verwickelten Phänomene, die uns täglich und stündlich umgeben, und wodurch die Natur ihnen eher verschleiert als aufgedeckt ward.

Wenn wir oben dem glücklichen theoretischen Bemühen mancher Männer volle Gerechtigkeit widerfahren lassen, so ist doch nicht zu leugnen, daß man ihren Theorien meistens einen empirischen Ursprung nur allzu sehr ansieht. Denn was war ihre Theilung natürlicher Uranfänge in vier Elemente anders als eine nothdürftige Topik, nach welcher sich die erscheinenden Erscheinungen allenfalls ordnen und mit einiger Methode vortragen ließen? Die faßliche Zahl, die in ihr enthaltene doppelte Symmetrie und die daraus entspringende Bequemlichkeit machte eine solche Lehre zur Fortpflanzung geschickt, und obgleich aufmerksamere Beobachter mancherlei Zweifel erregen, manche Frage aufwerfen mochten, so blieb doch Schule und Menge dieser Vorstellungs- und Eintheilungsart geneigt.

In der neuern Zeit brachte die Chemie eine Hauptveränderung hervor; sie zerlegte die natürlichen Körper und setzte daraus künstliche auf mancherlei Weise wieder zusammen; sie zerstörte eine wirkliche Welt, um eine neue, bisher unbekannte, kaum möglich geschienene, nicht geahnete wieder hervorzubauen. Nun ward man genöthigt, über die wahrscheinlichen Anfänge der Dinge und über das daraus Entsprungene immer mehr nachzudenken, so daß man sich bis an unsre Zeit zu immer neuen und höheren Vorstellungsarten heraufgehoben sah, und das um so mehr, als der Chemiker mit dem Physiker einen unauflöslichen Bund schloß, um dasjenige, was bisher als einfach erschienen war, wo nicht in Theile zu zerlegen, doch wenigstens in den mannichfaltigsten Bezug zu setzen und ihm eine bewundernswürdige Vielseitigkeit abzugewinnen. In dieser Rücksicht haben wir zu unsern Zwecken gegenwärtig nur eines einzigen Mannes zu gedenken.

Paracelsus.

Geb. 1493, gest. 1541.

Man ist gegen den Geist und die Talente dieses außerordentlichen Mannes in der neuern Zeit mehr als in einer früheren gerecht, daher man uns eine Schilderung derselben gern erlassen wird. Uns ist er deshalb merkwürdig, weil er den Reihen Derjenigen anführt, welche auf den Grund der chemischen Farbenerscheinung und Veränderung zu dringen suchen.

Paracelsus ließ zwar noch vier Elemente gelten; jedes war aber wieder aus dreien zusammengesetzt, aus Sal, Sulphur und Mercurius, wodurch sie denn sämmtlich, ungeachtet ihrer Verschiedenheit und Unähnlichkeit, wieder in einen gewissen Bezug unter einander kamen.

Mit diesen drei Uranfängen scheint er dasjenige ausdrücken zu wollen, was man in der Folge alkalische Grundlagen, säuernde Wirksamkeiten und begeistende Vereinigungsmittel genannt hat. Den Ursprung der Farben schreibt Paracelsus dem Schwefel zu, wahrscheinlich daher, weil ihm die Wirkung der Säuren auf Farbe und Farbenerscheinung am Bedeutendsten auffiel und im gemeinen Schwefel sich die

Säure im hohen Grade manifestirt. Hat sodann jedes Element seinen Antheil an dem höher verstandenen mystischen Schwefel, so läßt sich auch wol ableiten, wie in den verschiedensten Fällen Farben entstehen können.

So viel für diesmal; in der Folge werden wir sehen, wie seine Schüler und Nachkommen diese Lehre erweitert und ihr durch mancherlei Deutungen zu helfen gesucht.

Alchymisten.

Auf ebendiesem Wege gingen die Alchymisten fort und mußten, weil darunter wenig originelle Geister, hingegen viele Nachahmer sich befanden, immer tiefer zur Geheimnißkrämerei ihre Zuflucht nehmen, deren Dunkelheiten aus dem vorigen Jahrhundert herübergekommen waren. Daher die Monotonie aller dieser Schriften.

Betrachtet man die Alchymie überhaupt, so findet man an ihr dieselbe Entstehung, die wir oben bei anderer Art Aberglauben bemerkt haben. Es ist der Mißbrauch des Aechten und Wahren, ein Sprung von der Idee, vom Möglichen zur Wirklichkeit, eine falsche Anwendung ächter Gefühle, ein lügenhaftes Zusagen, wodurch unsern liebsten Hoffnungen und Wünschen geschmeichelt wird.

Hat man jene drei erhabenen, unter einander im innigsten Bezug stehenden Ideen, Gott, Tugend und Unsterblichkeit, die höchsten Forderungen der Vernunft genannt, so giebt es offenbar drei ihnen entsprechende Forderungen der höheren Sinnlichkeit, Gold, Gesundheit und langes Leben. Gold ist so unbedingt mächtig auf der Erde, wie wir uns Gott im Weltall denken. Gesundheit und Tauglichkeit fallen zusammen. Wir wünschen einen gesunden Geist in einem gesunden Körper. Und das lange Leben tritt an die Stelle der Unsterblichkeit. Wenn es nun edel ist, jene drei hohen Ideen in sich zu erregen und für die Ewigkeit zu kultiviren, so wäre es doch auch gar zu wünschenswerth, sich ihrer irdischen Repräsentanten für die Zeit zu bemächtigen. Ja, diese Wünsche müssen leidenschaftlich in der menschlichen Natur gleichsam wüthen und können nur durch die höchste Bildung ins Gleichgewicht gebracht werden. Was wir auf solche Weise wünschen, halten wir gern für möglich; wir suchen es auf alle Weise,

Ein Dulbend war das Band, das Alexandern
In Schleifen schön vom Haupte fiel
Und allen Folgeherrschern, jenen andern,
Als Königszierde wohlgefiel.

Ein Dulbend ist's, der unsern Kaiser schmücket;
Sie nennen's Krone. Name geht wol hin.
Juwel und Perle, sei das Aug' entrücket!
Der schönste Schmuck ist stets der Musselin.

Und diesen hier, ganz rein und silberstreifig,
Umwinde, Liebchen, um die Stirn umher!
Was ist denn Hoheit? Mir ist sie gelaufig!
Du schaust mich an, ich bin so groß als er.

15.

Nur wenig ist's, was ich verlange,
Weil eben Alles mir gefällt,
Und dieses Wenige, wie lange
Giebt mir gefällig schon die Welt!

Herrschaft (Reitschr. d. D. Morgenl. Gesellsch., VI. 507). — Das Haupt von der Geliebten mit dem Musselin umwinden, fühlt sich der Dichter als Kaiser, und er vergleicht sich dem größten Monarchen, Akbar dem Zweiten (Strophe 1), der in Iran's (Persiens) Hauptstadt in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts thronte und sich, wie Goethe in den Noten (Abschnitt Pietro della Valle) bemerkt, „wie Peter und Friedrich den Namen des Großen verdiente". Er vergleicht sich (Strophe 2) Alexander dem Großen und seinen Nachfolgern, welche das persische Diadem annahmen, und endlich vergleicht er sich dem Sultan, dem Kaiser, wenn dessen Krone auch von Juwelen und Perlen blinkt. — Dieses und die beiden folgenden Gedichte stehen in innerm Zusammenhang.

15. Trägt das Datum: 17. März und 17. Mai 1815. — Goethe las das Gedicht im Sommer dieses Jahrs Sulpiz Boisserée wiederholt vor, der hierüber in seinem Tagebuch vom 4. August bemerkt: „Freude der Freigebigkeit. Versprechungen des Liebhabers. Alle Pracht des Orients hat doch am Ende nichts Höheres wie die liebenden Herzen" (s. die Schlußstrophe), und ein paar Tage später: „Was ich verlange, ist nur wenig; aber für die Geliebte alle Schätze. Ein prachtvolles Stück, worin alle Herrlichkeit und der ganze Handel des Orients vorkommt; wo alle Elemente, alle Kräfte der Natur und Menschen in Bewegung gesetzt werden, um der Geliebten Geschenke zu bringen, die aber doch nichts sind gegen die

und Derjenige, der es uns zu liefern verspricht, wird unbedingt begünstigt.

Daß sich hierbei die Einbildungskraft sogleich thätig erzeige, läßt sich erwarten. Jene drei obersten Erfordernisse zur höchsten irdischen Glückseligkeit scheinen so nahe verwandt, daß man ganz natürlich findet, sie auch durch ein einziges Mittel erreichen zu können. Es führt zu sehr angenehmen Betrachtungen, wenn man den poetischen Theil der Alchymie, wie wir ihn wol nennen dürfen, mit freiem Geiste behandelt. Wir finden ein aus allgemeinen Begriffen entspringendes, auf einen gehörigen Naturgrund aufgebautes Märchen.

Etwas Materielles muß es sein, aber die erste allgemeine Materie, eine jungfräuliche Erde. Wie diese zu finden, wie sie zu bearbeiten, dieses ist die ewige Ausführung alchymischer Schriften, die mit einem unerträglichen Einerlei, wie ein anhaltendes Glockengeläute, mehr zum Wahnsinn als zur Andacht hindrängen.

Eine Materie soll es sein, ein Unorganisirtes, das durch eine der organischen ähnliche Behandlung veredelt wird. Hier ist ein Ei, ein Sperma, Mann und Weib, vierzig Wochen, und so entspringt zugleich der Stein der Weisen, das Universal-Recipe und der allzeit fertige Kassier.

Die Farbenerscheinungen, welche diese Operation begleiten und die uns eigentlich hier am Meisten interessiren müssen, geben zu keiner bedeutenden Bemerkung Anlaß. Das Weiße, das Schwarze, das Rothe und das Bunte, das bei chemischen Versuchen vorkommt, scheint vorzüglich die Aufmerksamkeit gefesselt zu haben.

Sie legten jedoch in alle diese Beobachtungen keine Folge, und die Lehre der chemischen Farben erhielt durch sie keine Erweiterung, wie doch hätte geschehen können und sollen. Denn da ihre Operationen sämmtlich auf Uebergänge, Metaschematismen und Verwandlungen hindeuteten und man dabei eine jede, auch die geringste Veränderung des bearbeiteten Körpers zu beachten Ursache hatte, so wäre z. B. jene höchst bedeutende Wirkung der Farbennatur, die Steigerung, am Ersten zu bemerken und, wenn auch nur irrig, als Hoffnungsgrund der geheimnißvollen Arbeit anzusehen gewesen. Wir erinnern uns jedoch nicht, etwas darauf Bezügliches gefunden zu haben.

Uebrigens mag ein Musterstück, wie sie ihr Geschäft überhaupt, besonders aber die Farbenerscheinung behandelt, in der Uebersetzung hier Platz finden.

Kalid, ein fabelhafter König von Aegypten, unterhält sich mit einem palästinischen Einsiedler Morienus, um über das große Werk des wunderbaren Steins belehrt zu werden.

Der König. Von der Natur und dem Wesen jenes großen Werkes hast Du mir genug eröffnet; nun würdige mich auch, mir dessen Farbe zu offenbaren. Dabei möchte ich aber weder Allegorie noch Gleichnisse hören.

Morienus. Es war die Art der Weisen, daß sie ihr Assos von dem Stein und mit dem Stein immer verfertigten. Dieses aber geschah, ehe sie damit etwas Anders färbten. Assos ist ein arabischer Ausdruck und könnte lateinisch Alaun verdolmetscht werden. O guter König, Dir sei genug, was ich hier vorbringe. Laß uns zu ältern Zeugnissen zurückkehren, und verlangst Du ein Beispiel, so nimm die Worte Patin des Philosophen wohl auf, denn er sagt: „Unser Lato, ob er gleich zuerst roth ist, so ist er doch unnütz; wird er aber nach der Röthe ins Weiße verwandelt, so hat er großen Werth." Deswegen spricht Patin zum Euthices: „O Euthices, dieses wird Alles fest und wahrhaft bleiben; denn so haben die Weisen davon gesprochen: Die Schwärze haben wir weggenommen, und nun mit dem Salz Anatron, d. i. Salpeter, und Almizadir, dessen Eigenschaft kalt und trocken ist, halten wir die Weiße fest. Deswegen geben wir ihm den Namen Borreza, welches arabisch Tinkar heißt." Das Wort aber Patin des Philosophen wird durch Hermes' Wort bestätigt. Hermes aber sagt: „Zuerst ist die Schwärze, nachher mit dem Salz Anatron folgt die Weiße. Zuerst war es roth und zuletzt weiß, und so wird alle Schwärze weggenommen und sodann in ein helles leuchtendes Roth verwandelt." Maria sagt gleichfalls: „Wenn Laton mit Alzebric, d. h. mit Schwefel, verbrennt und das Weichliche drauf gegossen wird, so daß dessen Hitze aufgehoben werde, dann wird die Dunkelheit und Schwärze davon weggenommen und derselbe in das reinste Gold verwandelt." Nicht weniger sagt Patin der Philosoph: „Wenn Du aber Laton mit Schwefel verbrennst und das Weichliche wiederholt auf ihn gießest, so wird seine Natur aus dem Guten ins Bessere mit Hilfe Gottes gewendet." Auch ein Anderer sagt: „Wenn der reine

Laton so lange gekocht wird, bis er wie Fischaugen glänzt, so ist seine Nützlichkeit zu erwarten. Dann sollst Du wissen, daß er zu seiner Natur und zu seiner Farbe zurückkehrt." Ein Anderer sagt gleichfalls: „Je mehr etwas gewaschen wird, desto klarer und besser erscheint es. Wird er nicht abgewaschen, so wird er nicht rein erscheinen, noch zu seiner Farbe zurückkehren." Desgleichen sagt Maria: „Nichts ist, was vom Laton die Dunkelheit noch die Farbe wegnehmen könne, aber Azoc ist gleichsam seine Decke, nämlich zuerst, wenn er gekocht wird: denn er färbt ihn und macht ihn weiß; dann aber beherrscht Laton den Azoc, macht ihn zu Wein, d. i. roth."

Wie sehr der König Kalid durch diese Unterhaltung sich erbaut und aufgeklärt gefunden habe, überlassen wir unsern Lesern selbst zu beurtheilen.

Zwischenbetrachtung.

Wir befinden uns nunmehr auf dem Punkte, wo die Scheidung der ältern und neuern Zeit immer bedeutender wird. Ein gewisser Bezug aufs Alterthum geht noch immer ununterbrochen und mächtig fort; doch finden wir von nun an mehrere Menschen, die sich auf ihre eigenen Kräfte verlassen.

Man sagt von dem menschlichen Herzen, es sei ein trotzig und verzagtes Wesen. Von dem menschlichen Geiste darf man wol Aehnliches prädiziren. Er ist ungeduldig und anmaßlich und zugleich unsicher und zaghaft. Er strebt nach Erfahrung und in ihr nach einer erweiterten reinern Thätigkeit, und dann bebt er wieder davor zurück, und zwar nicht mit Unrecht. Wie er vorschreitet, fühlt er immer mehr, wie er bedingt sei, daß er verlieren müsse, indem er gewinnt; denn ans Wahre wie ans Falsche sind nothwendige Bedingungen des Daseins gebunden.

Daher wehrt man sich im Wissenschaftlichen so lange als nur möglich für das Hergebrachte, und es entstehen heftige, langwierige Streitigkeiten, theoretische sowol als praktische Reaktionen. Hievon geben uns das funfzehnte und sechzehnte Jahrhundert die lebhaftesten Beispiele. Die Welt ist kaum durch Entdeckung neuer Länder unmäßig in die Länge ausgedehnt, so rundet sie sich schon in sich selbst als rund abschließen. Raum deutet die Magnetnadel nach entschiednen

Weltgegenden, so beobachtet man, daß sie sich ebenso entschieden zur Erde niederneigt.

Im Sittlichen gehen ähnliche große Wirkungen und Gegenwirkungen vor. Das Schießpulver ist kaum erfunden, so verliert sich die persönliche Tapferkeit aus der Welt oder nimmt wenigstens eine andere Richtung. Das tüchtige Vertrauen auf seine Faust und Gott löst sich auf in die blindeste Ergebenheit unter ein unausweichlich bestimmendes, unwiderruflich gebietendes Schicksal. Kaum wird durch Buchdruckerei Kultur allgemeiner verbreitet, so macht sich schon die Zensur nöthig, um dasjenige einzuengen, was bisher in einem natürlich beschränkten Kreise frei gewesen war.

Doch unter allen Entdeckungen und Ueberzeugungen möchte nichts eine größere Wirkung auf den menschlichen Geist hervorgebracht haben als die Lehre des Kopernikus. Kaum war die Welt als rund anerkannt und in sich selbst abgeschlossen, so sollte sie auf das ungeheure Vorrecht Verzicht thun, der Mittelpunkt des Weltalls zu sein. Vielleicht ist noch nie eine größere Forderung an die Menschheit geschehen; denn was ging nicht Alles durch diese Anerkennung in Dunst und Rauch auf: ein zweites Paradies, eine Welt der Unschuld, Dichtkunst und Frömmigkeit, das Zeugniß der Sinne, die Ueberzeugung eines poetisch-religiösen Glaubens; kein Wunder, daß man dies Alles nicht wollte fahren lassen, daß man sich auf alle Weise einer solchen Lehre entgegensetzte, die Denjenigen, der sie annahm, zu einer bisher unbekannten, ja ungeahneten Denkfreiheit und Großheit der Gesinnungen berechtigte und aufforderte.

Wir fügen noch zwei Bemerkungen hinzu, die uns in der Geschichte der Wissenschaften überhaupt und der Farbenlehre besonders leitend und nützlich sein können.

In jedem Jahrhundert, ja in jedem Jahrzehend werden tüchtige Entdeckungen gemacht, geschehen unerwartete Begebenheiten, treten vorzügliche Menschen auf, welche neue Ansichten verbreiten. Weil aber solche Ereignisse sich gewöhnlich nur auf partielle Gegenstände beziehen, so wird die ganze Masse der Menschen und ihre Aufmerksamkeit dahin geleitet. Dergleichen mehr oder weniger ausschließliche Beschäftigungen ziehen ein solches Zeitalter von allem Uebrigen ab, so daß

man weder an das Wichtige denkt, was ſchon da geweſen, noch an das, was noch zu thun ſei, bis denn endlich das begünſtigte Partikulare, genugſam durchgearbeitet, in den allgemeinen Kreis des Bekannten mit eintritt und nunmehr ſtill fortwirkt, ohne ein beſonderes lebhaftes Intereſſe weiter zu erregen.

Alles iſt in der Natur aufs Innigſte verknüpft und verbunden, und ſelbſt was in der Natur getrennt iſt, mag der Menſch gern zuſammenbringen und zuſammenhalten. Daher kommt es, daß gewiſſe einzelne Naturerſcheinungen ſchwer vom Uebrigen abzulöſen ſind und nicht leicht durch Vorſatz didaktiſch abgelöſt werden.

Mit der Farbenlehre war dieſes beſonders der Fall. Die Farbe iſt eine Zugabe zu allen Erſcheinungen, und obgleich immer eine weſentliche, doch oft ſcheinbar eine zufällige. Deshalb konnte es kaum Jemand beigehen, ſie an und für ſich zu betrachten und beſonders zu behandeln. Auch geſchieht dieſes von uns beinahe zum erſten Mal, indem alle früheren Bearbeitungen nur gelegentlich geſchahen und von der Seite des Brauchbaren oder Widerwärtigen, des einzelnen oder eminenten Vorkommens oder ſonſt eingeleitet worden.

Dieſe beiden Umſtände werden wir alſo nicht aus dem Auge verlieren und bei den verſchiednen Epochen anzeigen, womit die Naturforſcher beſonders beſchäftigt geweſen, wie auch bei welchem eigenen Anlaß die Farbe wieder zur Sprache kommt.

Bernhardinus Teleſius.

Geb. 1508, geſt. 1588.

Durch die Buchdruckerei wurden mehrere Schriften der Alten verbreitet. Ariſtoteles und Plato feſſelten nicht allein die Aufmerkſamkeit; auch andre Meinungen und theoretiſche Geſinnungen wurden bekannt, und ein guter Kopf konnte ſich die eine oder die andre zur Nachfolge wählen, je nachdem ſie ihm ſeiner Denkweiſe gemäß ſchien. Dennoch hatte Autorität im Allgemeinen ſo großes Gewicht, daß man kaum etwas zu behaupten unternahm, was nicht früher von einem Alten ſchon geäußert worden, wobei man jedoch zu bemerken

nicht unterlassen kann, daß sie den abgeschlossenen Kreis menschlicher Vorstellungsarten völlig, wenngleich oft nur flüchtig und genialisch, durchlaufen hatten, so daß der Neuere, indem er sie näher kennen lernt, seine geglaubte Originalität oft beschämt sieht.

Daß die Elemente, wonach Aristoteles und die Seinigen die Anfänge der Dinge darstellen und eintheilen wollen, empirischen und, wenn man will, poetischen Ursprungs seien, war einem frei aufblickenden Geiste nicht schwer zu entdecken. Telesius fühlte, daß man, um zu Anfängen zu gelangen, ins Einfachere gehen müsse. Er setzt daher die Materie voraus und stellt sie unter den Einfluß von zwei empfindbaren, aber ungreiflichen Prinzipien, der Wärme und der Kälte. Was er hiebei frühern Ueberlieferungen schuldig, lassen wir unausgemacht.

Genug, er faßte jene geheimnißvolle Systole und Diastole, aus der sich alle Erscheinungen entwickeln, gleichfalls unter einer empirischen Form auf, die aber doch, weil sie sehr allgemein ist und die Begriffe von Ausdehnung und Zusammenziehung, von Solidescenz und Liquescenz hinter sich hat, sehr fruchtbar ist und eine höchst mannichfaltige Anwendung leidet.

Wie Bernhardinus dieses geleistet und wie er denn doch zuletzt empfunden, daß sich nicht alle Erscheinungen unter seiner Formel aussprechen lassen, ob sie gleich überall hindeutet, davon belehrt uns die Geschichte der Philosophie eines Weitern. Was aber für uns höchst merkwürdig ist, er hat ein Büchelchen De colorum generatione geschrieben, das 1570 zu Neapel in Quart herauskam. Wir haben es leider nie zu sehen Gelegenheit gehabt und wissen nur so viel, daß er die Farben gleichfalls sämmtlich aus den Prinzipien der Wärme und Kälte ableitet. Da auch unsre Ableitung derselben auf einem Gegensatz beruht, so würde es interessant sein, zu sehen, wie er sich benommen und inwiefern sich schon eine Annäherung an das, was wir für wahr halten, bei ihm zeige. Wir wünschen dieses um so mehr zu erfahren, als im achtzehnten Jahrhundert Weisfeld mit dem Gedanken hervortritt, daß die Farbe, wenn sie auch nicht der Wärme zuzuschreiben sei, doch wenigstens mit derselben und ihren Modifikationen in genauer Verwandtschaft stehe.

Hieronymus Cardanus.

Geb. 1501, geſt. 1576.

Cardan gehört unter diejenigen Menſchen, mit denen die Nachwelt nie fertig wird, über die ſie ſich nicht leicht im Urtheil vereinigt. Bei großen angebornen Vorzügen konnte er ſich doch nicht zu einer gleichmäßigen Bildung erheben; es blieb immer etwas Wildes und Verworrenes in ſeinen Studien, ſeinem Charakter und ganzen Weſen zurück. Man mag übrigens an ihm noch ſo vieles Tadelnswerthe finden, ſo muß er doch des großen Lobes theilhaft werden, daß es ihm ſowol um die äußern Dinge als um ſich ſelbſt Ernſt, und zwar recht bitterer Ernſt geweſen, weshalb denn auch ſeine Behandlung ſowol der Gegenſtände als des Lebens bis an ſein Ende leidenſchaftlich und heftig war. Er kannte ſein eigenes Naturell bis auf einen gewiſſen Grad, doch konnte er bis ins höchſte Alter nicht darüber Herr werden. Gar oft haben wir bei ihm, ſeiner Umgebung und ſeinem Beſtreben an Cellini denken müſſen, um ſo mehr, als Beide gleichzeitig gelebt. Auch die Biographien oder Konfeſſionen Beider, wie man ſie wol nennen kann, treffen darin zuſammen, daß die Verfaſſer, obſchon mit Mißbilligung, doch auch zugleich mit einigem Behagen von ihren Fehlern ſprechen und in ihre Reue ſich immer eine Art von Selbſtgefälligkeit über das Vollbrachte mit einmiſcht. Erinnern wir uns hiebei noch eines jüngern Zeitgenoſſen, des Michael Montaigne, der mit einer unſchätzbar heitern Wendung ſeine perſönlichen Eigenheiten ſowie die Wunderlichkeiten der Menſchen überhaupt zum Beſten giebt, ſo findet man die Bemerkung vielleicht nicht unbedeutend, daß dasjenige, was bisher nur im Beichtſtuhl als Geheimniß dem Prieſter ängſtlich vertraut wurde, nun mit einer Art von kühnem Zutrauen der ganzen Welt vorgelegt ward. Eine Vergleichung der ſogenannten Konfeſſionen aller Zeiten würde in dieſem Sinne gewiß ſchöne Reſultate geben. So ſcheinen uns die Bekenntniſſe, deren wir erwähnten, gewiſſermaßen auf den Proteſtantismus hinzudeuten.

Wie Cardan die Farben behandelt, iſt nicht ohne Originalität. Man ſieht, er beobachtete ſie und die Bedingungen, unter welchen ſie entſpringen. Doch that er es nur im Vor-

übergehen, ohne sich ein eigenes Geschäft daraus zu machen, deshalb er auch allzu wenig leistet und Scaliger'n Gelegenheit giebt, sich über Flüchtigkeit und Uebereilung zu beklagen.

Erst führt er die Namen der vornehmsten und gewöhnlichsten Farben auf und erklärt ihre Bedeutung; dann wendet er sich gegen das Theoretische, wobei man zwar eine gute Intention sieht, ohne daß jedoch die Behandlung zulänglich wäre und dem Gegenstand genugthäte. Bei Erörterung der Frage, auf wie mancherlei Weise die Farben entspringen, gelangt er zu keiner glücklichen Eintheilung. So hält er sich auch an einigen bedeutenden Punkten, die er gewahr wird, mehr vorbei als drüber hinaus, und weil seine ersten Bestimmungen nicht umfassend sind, so wird er genöthigt, Ausnahmen zu machen, ja, das Gesagte wieder zurückzunehmen.

Es wäre leicht, die wenigen Spalten zu übersetzen, die Cardan dieser Materie widmet, aber schwer, ihre Mängel kürzlich anzudeuten, und zu weitläuftig, das Fehlende zu suppliren. Eigentlich Falsches findet sich nichts darin; inwiefern er das Rechte geahnet, werden Diejenigen, welche unsern Entwurf der Farbenlehre wohl inne haben, künftig, wenn es sie interessirt, ohne große Mühe entwickeln.

Schließlich haben wir zu bemerken, daß bei Cardan eine naivere Art, die Wissenschaften zu behandeln, hervortritt. Er betrachtet sie überall in Verbindung mit sich selbst, seiner Persönlichkeit, seinem Lebensgange, und so spricht aus seinen Werken eine Natürlichkeit und Lebendigkeit, die uns anzieht, anregt, erfrischt und in Thätigkeit setzt. Es ist nicht der Doktor im langen Kleide, der uns vom Katheder herab belehrt; es ist der Mensch, der umherwandelt, aufmerkt, erstaunt, von Freude und Schmerz ergriffen wird und uns davon eine leidenschaftliche Mittheilung aufdringt. Nennt man ihn vorzüglich unter den Erneuerern der Wissenschaften, so hat ihm dieser sein angedeuteter Charakter so sehr als seine Bemühungen zu dieser Ehrenstelle verholfen.

Johann Baptist Porta.

Wenngleich Porta für unser Fach wenig geleistet, so können wir ihn doch, wenn wir im Zusammenhange der Naturwissenschaften einigermaßen bleiben wollen, nicht über-

gehen. Wir haben vielmehr Ursache, uns länger bei ihm aufzuhalten, weil er uns Gelegenheit giebt, Einiges, was wir schon berührt, umständlicher auszuführen.

Er ist hauptsächlich bekannt durch sein Buch von der natürlichen Magie. Der Ursprung dieser Art von halbgeheimer Wissenschaft liegt in den ältesten Zeiten. Ein solches Wissen, eine solche Kunst war dem Aberglauben, von dem wir schon früher gehandelt, unentbehrlich. Es giebt so manches Wünschenswerthe, möglich Scheinende; durch eine kleine Verwechselung machen wir es zu einem erreichbaren Wirklichen. Denn obgleich die Thätigkeiten, in denen das Leben der Welt sich äußert, begrenzt, und alle Spezifikationen hartnäckig und zäh sind, so läßt sich doch die Grenze keiner Thätigkeit genau bestimmen, und die Spezifikationen finden wir auch biegsam und wandelbar.

Die natürliche Magie hofft mit demjenigen, was wir für thätig erkennen, weiter, als billig ist, zu wirken, und mit dem, was spezifizirt vor uns liegt, mehr, als thunlich ist, zu schalten. Und warum sollten wir nicht hoffen, daß ein solches Unternehmen gelingen könne! Metaschematismen und Metamorphosen gehen vor unsern Augen vor, ohne daß sie von uns begriffen werden; mehrere und andere lassen sich vermuthen und erwarten, wie ihrer denn auch täglich neue entdeckt und bemerkt werden. Es giebt so viele Bezüge der spezifizirten Wesen unter einander, die wahrhaft und doch wunderbar genug sind, wie z. B. der Metalle beim Galvanism. Thun wir einen Blick auf die Bezüge der spezifizirten organischen Wesen, so sind diese von unendlicher Mannichfaltigkeit und oft erstaunenswürdig seltsam. Man erinnere sich im gröberen Sinne an Ausdünstungen, Geruch, im zarteren an Bezüge der körperlichen Form, des Blickes, der Stimme. Man gedenke der Gewalt des Wollens, der Intentionen, der Wünsche, des Gebetes. Was für unendliche und unerforschliche Sympathien, Antipathien, Idiosynkrasien überkreuzen sich nicht! Wie Manches wird jahrelang als ein wundersamer einzelner Fall bemerkt, was zuletzt als ein allgemeiner durchgehendes Naturgesetz erscheint! Schon lange war es den Besitzern alter Schlösser verdrießlich, daß die bleiernen und kupfernen Dachrinnen da, wo sie auf den eisernen Haken auflagen, vom Rost früher aufgezehrt wurden als an allen andern Stellen; jetzt wissen wir die Ursache, und

wie auf eine ganz natürliche Weise zu helfen ist. Hätte früher Jemand bemerkt, daß ein zwischengeschobenes Stückchen Holz die ganze Wirkung aufhebe, so hätte er vielleicht diesem besondern Holze die Wirkung zugeschrieben und als ein Hausmittel bekannt gemacht.

Wenn uns nun die fortschreitende Naturbetrachtung und Naturkenntniß, indem sie uns etwas Verborgenes entdecken, auf etwas noch Verborgeneres aufmerksam machen; wenn erhöhte Kunst, verfeinerte Künstlichkeit das Unmögliche in etwas Gemeines verwandeln; wenn der Taschenspieler täglich mehr alles Glaubwürdige und Begreifliche vor unsern Augen zu Schanden macht: werden wir dadurch nicht immerfort schwebend erhalten, so daß uns Erwartung, Hoffnung, Glaube und Wahn immer natürlicher, bequemer und behaglicher bleiben müssen als Zweifelsucht, Unglaube und starres, hochmüthiges Ableugnen!

Die Anlässe zur Magie überhaupt finden wir bei allen Völkern und in allen Zeiten. Je beschränkter der Erkenntnißkreis, je dringender das Bedürfniß, je höher das Ahnungsvermögen, je froher das poetische Talent, desto mehr Elemente entspringen dem Menschen, jene wunderbare, unzusammenhängende, nur durch ein geistiges Band zu verknüpfende Kunst wünschenswerth zu machen.

Betrachten wir die natürliche Magie, insofern sie sich absondern läßt, so finden wir, daß schon die Alten viele solche einzelne Bemerkungen und Rezepte aufbewahrt hatten. Die mittlere Zeit nahm sie auf und erweiterte den Vorrath nach allen Seiten. Albert der Große, besonders seine Schule, sodann die Alchymisten wirkten immer weiter fort. Roger Baco, zu seinen Ehren sei es gesagt, ist bei allem Wunderbaren, womit er sich beschäftigt, bei allem Seltsamen, das er verspricht, fast gänzlich frei von Aberglauben; denn sein Vorahnen zukünftiger Möglichkeiten ruht auf einem sichern Fundament, so wie sein köstliches Büchelchen De mirabili potestate artis et naturae gegen das Wüste, Absurde des Wahnes ganz eigentlich gerichtet ist, nicht mit jener negirenden, erkältenden Manier der Neuern, sondern mit einem Glauben erregenden, heiteren Hinweisen auf ächte Kunst und Naturkraft.

So hatte sich Manches bis zu Porta's Zeiten fortgepflanzt; doch lagen die Kenntnisse zerstreut. Sie waren mehr im

Oft ſitz' ich heiter in der Schenke
Und heiter im beſchränkten Haus;
Allein ſobald ich Dein gedenke,
Dehnt ſich mein Geiſt erobernd aus.

Dir ſollten Timur's Reiche dienen,
Gehorchen ſein gebietend Heer,
Badakſchan zollte Dir Rubinen,
Türkiſſe das Hyrkan'ſche Meer.

Getrocknet honigſüße Früchte
Von Bokhara, dem Sonnenland,
Und tauſend liebliche Gedichte
Auf Seidenblatt von Samarkand.

Da ſollteſt Du mit Freude leſen,
Was ich von Ormus Dir verſchrieb,
Und wie das ganze Handelsweſen
Sich nur bewegte Dir zu Lieb';

Wie in dem Lande der Bramanen
Viel tauſend Finger ſich bemüht,
Daß alle Pracht der Indoſtanen
Für Dich auf Woll' und Seide blüht,

Ja, zu Verherrlichung der Lieben
Gießbäche Seumelpeur's durchwühlt,
Aus Erde, Grus, Gerüll, Geſchieben
Dir Diamanten ausgeſpült;

Wie Taucherſchaar verwegner Männer
Der Perle Schatz dem Golf entriß,
Darauf ein Diwan ſcharfer Kenner
Sie Dir zu reihen ſich befliß.

Freuden der Liebe" (S. B., I. 257 und 262). — Die 1. Strophe harmoniert mit dem Schluſſe des 34. Venetianiſchen Epigramms: „Denn Ihr gönntet das Beſte mir ſchon." — Badakſchan (Strophe 3), perſiſche Provinz am Oxus, berühmt durch Reichthum an Rubinen; — das Hyrkaniſche Meer iſt das Kaſpiſche; die an dieſem Meer belegene Provinz Taberiſtan lieferte die ſchönſten Türkiſſe (Turquoiſen). — Bokhara (Strophe 4), das Sonnenland (das Gebiet von Bokhara bis Samarkand), führt Aprikoſen, Pflaumen, Melonen und Datteln getrocknet aus. — Samarkand, der

Gedächtniſſe bewahrt als geſchrieben, und ſelbſt dauerte es eine Zeit lang, bis die Buchdruckerkunſt durch alle Fächer des Wiſſens durchwirkte und das Wiſſenswerthe durchaus zur Sprache förderte.

Porta giebt ſein Buch De magia naturali im Jahr 1560 heraus, eben als er das funfzehnte ſeines Alters erreicht hatte. Dieſes Büchelchen mit beſtändiger Rückſicht auf jene Zeit und auf einen ſo jugendlichen Verfaſſer zu leſen, iſt höchſt intereſſant. Man ſieht deſſen Bildung in der Platoniſchen Schule, heitere, mannichfaltige Kenntniſſe, doch die entſchiedene Neigung zum Wahn, zum Seltſamen und Unerreichbaren.

Er wendet nun ſein übriges Leben an, dieſe Bemühungen fortzuſetzen. Er verſäumt nicht zu ſtudiren, Verſuche anzuſtellen, Reiſen zu machen; einer gelehrten Geſellſchaft, die er in Neapel in ſeinem Hauſe errichtet, verdankt er Beihilfe und Mitwirkung. Beſonders hat er ſich auch der Gunſt des Kardinals von Este zu rühmen.

Nach fünfunddreißig Jahren giebt er das Buch zum zweiten Male heraus, da uns denn die Vergleichung beider Ausgaben einen ſchönen Blick verſchafft, wie in dieſer Zeit das Jahrhundert und er ſelbſt zugenommen.

Zwar von den abenteuerlichen Forderungen, Vorſchlägen und Recepten iſt noch immer mehr oder weniger die Rede; doch ſieht man hie und da, wo das gar zu Abgeſchmackte überliefert wird, den klugen Mann, der ſich eine Hinterthüre offen läßt.

Was die Farben betrifft, ſo werden ſie nur beiläufig angeführt, wenn verſchieden gefärbte Blumen hervorgebracht, falſche Edelſteine verfertigt und die Tugenden natürlicher Edelſteine gerühmt werden ſollen.

Uebrigens bemerkt man wohl, daß in dieſen fünfunddreißig Jahren die chemiſchen Kenntniſſe ſehr gewachſen und, was die phyſiſchen betrifft, beſonders die Eigenſchaften des Magnets viel genauer bekannt geworden ſind.

Ungern verlaſſen wir einen Mann, von dem noch Vieles zu ſagen wäre; denn eine genauere Beachtung deſſen, womit er ſich beſchäftigt, würde der Geſchichte der Wiſſenſchaften höchſt förderlich ſein. Will man ihn auch nicht für einen ſolchen Geiſt erkennen, der fähig geweſen wäre, die Wiſſenſchaften in irgend einem Sinne zur Einheit heranzurufen,

so muß man ihn doch als einen lebhaften, geistreichen Sammler gelten lassen. Mit unermüdlicher, unruhiger Thätigkeit durchforscht er das Feld der Erfahrung; seine Aufmerksamkeit reicht überall hin, seine Sammlerlust kommt nirgends unbefriedigt zurück. Nähme man seine sämmtlichen Schriften zusammen, das physiognomische Werk und die Verheimlichungskunst, und was sonst noch von ihm übrig ist, so würden wir in ihm das ganze Jahrhundert abgespiegelt erblicken.

Baco von Verulam.

Von den Schriften eines bedeutenden Mannes geben wir gewöhnlich nur insofern Rechenschaft, als sie auf uns gewirkt, unsre Ausbildung entweder gefördert oder auch sich derselben entgegengesetzt haben. Nach solchen an uns selbst gemachten Erfahrungen beurtheilen wir unsre Vorgänger, und aus diesem Gesichtspunkte möchte auch wol dasjenige zu betrachten sein, was wir, indem das sechzehnte Jahrhundert sich schließt und das siebzehnte anfängt, über einen bewundernswürdigen Geist mitzutheilen uns erkühnen.

Was Baco von Verulam uns hinterlassen, kann man in zwei Theile sondern. Der erste ist der historische, meistens mißbilligende, die bisherigen Mängel aufdeckende, die Lücken anzeigende, das Verfahren der Vorgänger scheltende Theil. Den zweiten würden wir den belehrenden nennen, den didaktisch dogmatischen, zu neuen Tagewerken aufrufenden, aufregenden, verheißenden Theil.

Beide Theile haben für uns etwas Erfreuliches und etwas Unerfreuliches, das wir folgendermaßen näher bezeichnen. Im historischen ist erfreulich die Einsicht in das, was schon da gewesen und vorgekommen, besonders aber die große Klarheit, womit die wissenschaftlichen Stockungen und Retardationen vorgeführt sind; erfreulich das Erkennen jener Vorurtheile, welche die Menschen im Einzelnen und im Ganzen abhalten, vorwärts zu schreiten. Höchst unerfreulich dagegen die Unempfindlichkeit gegen Verdienste der Vorgänger, gegen die Würde des Alterthums. Denn wie kann man mit Gelassenheit anhören, wenn er die Werke des Aristoteles und Plato leichten Tafeln vergleicht, die eben, weil sie aus keiner tüch-

tigen, gehaltvollen Maße bekünden, auf der Zeitfluth gar wohl zu uns herübergeſchwemmt werden können! Im zweiten Theil ſind unerfreulich ſeine Forderungen, die alle nur nach der Breite gehen, ſeine Methode, die nicht konſtruktiv iſt, ſich nicht in ſich ſelbſt abſchließt, nicht einmal auf ein Ziel hinweiſt, ſondern zum Vereinzeln Anlaß giebt. Höchſt erfreulich hingegen iſt ſein Aufregen, Aufmuntern und Verheißen.

Aus dem Erfreulichen iſt ſein Ruf entſtanden: denn wer läßt ſich nicht gern die Manael vergangener Zeiten vorerzählen, wer vertraut nicht auf ſich ſelbſt, wer hofft nicht auf die Nachwelt! Das Unerfreuliche dagegen wird zwar von Einſichtsvolleren bemerkt, aber wie billig geſchont und verziehen.

Aus dieſer Betrachtung getrauen wir uns das Räthſel aufzulöſen, daß Baco ſo viel von ſich reden machen konnte, ohne zu wirken, ja daß ſeine Wirkung mehr ſchädlich als nützlich geweſen. Denn da ſeine Methode, inſofern man ihm eine zuſchreiben kann, höchſt peinlich iſt, ſo entſtand weder um ihn noch um ſeinen Nachlaß eine Schule. Es mußten und konnten alſo wieder vorzügliche Menſchen auftreten, die ihr Zeitalter zu konſequenteren Naturanſichten emporhoben und alle Wiſſens- und Faſſenluſtigen um ſich verſammelten.

Da er übrigens die Menſchen an die Erfahrung hinwies, ſo geriethen die ſich ſelbſt Ueberlaſſenen ins Weite, in eine grenzenloſe Empirie; ſie empfanden dabei eine ſolche Methodenſcheu, daß ſie Unordnung und Wuſt als das wahre Element anſahen, in welchem das Wiſſen einzig gedeihen könne. Es ſei uns erlaubt, nach unſerer Art das Geſagte in einem Gleichniß zu wiederholen.

Baco gleicht einem Manne, der die Unregelmäßigkeit, Unzulänglichkeit, Baufälligkeit eines alten Gebäudes recht wohl einſieht und ſolche den Bewohnern deutlich zu machen weiß. Er räth ihnen, es zu verlaſſen, Grund und Boden, Materialien und alles Zubehör zu verſchmähen, einen andern Bauplatz zu ſuchen und ein neues Gebäude zu errichten. Er iſt ein trefflicher Redner und Ueberreder, er rüttelt an einigen Mauern, ſie fallen ein, und die Bewohner ſind genöthigt, theilweiſe auszuziehen. Er deutet auf neue Plätze; man fängt an, zu ebnen, und doch iſt es überall zu enge. Er legt neue Riſſe vor, ſie ſind nicht deutlich, nicht einladend. Haupt-

sächlich aber spricht er von neuen, unbekannten Materialien, und nun ist der Welt gedient. Die Menge zerstreut sich nach allen Himmelsgegenden und bringt unendlich Einzelnes zurück, indessen zu Hause neue Pläne, neue Thätigkeiten, Ansiedelungen die Bürger beschäftigen und die Aufmerksamkeit verschlingen.

Mit Allem diesem und durch Alles dieses bleiben die Baconischen Schriften ein großer Schatz für die Nachwelt, besonders wenn der Mann nicht mehr unmittelbar, sondern historisch auf uns wirken wird; welches nun bald möglich sein sollte, da sich zwischen ihn und uns schon einige Jahrhunderte gestellt haben.

Daß diese gegen Ueberlieferung und Autorität anstürmenden Gesinnungen Bacons schon zu seiner Zeit Widerstand gefunden haben, läßt sich denken. Auch ist eine im Namen des Alterthums und der bisherigen Kultur eingelegte Protestation eines trefflichen, gelehrten Mannes übrig geblieben, die wir sowol wegen ihrer Mäßigung als wegen ihrer Derbheit theilweise übersetzen und einschalten.

Der Ritter Bodley, der einen Theil seines Lebens an diplomatische Geschäfte gewendet hatte, sich sodann zurückzog und, indem er sich den Wissenschaften widmete, eine große Bibliothek zusammenbrachte, die noch jetzt zu Oxford aufbewahrt wird, war ein Freund Bacons und erhielt von Diesem den Aufsatz Cogitata et visa, der einem Gelehrten und Alterthumsforscher keineswegs erfreulich sein konnte. Ein Brief Bodley's, bei dieser Gelegenheit geschrieben, ist uns übrig, aus welchem folgende Stellen hier Platz finden mögen.

„Soll ich aufrichtig sein, so muß ich offen bezeugen, daß ich unter Diejenigen gehöre, welche unsre Künste und Wissenschaften für fester gegründet halten, als Du gern zugeben möchtest."

„Wenn wir uns Deinem Rathe folgsam bezeigen und die allgemeinen Begriffe, die dem Menschen eingeboren sind, ablegen, Alles, was wir geleistet, austöschen und im Handeln und Denken Kinder werden, damit wir ins Reich der Natur eingehen dürfen, wie wir unter gleichen Bedingungen nach

bibliſcher Vorſchrift ins Himmelreich gelangen ſollen, ſo iſt nach meiner Ueberzeugung nichts gewiſſer, als daß wir uns ſählings in eine Barbarei verlieren, aus der wir nach vielen Jahrhunderten, um nichts an theoretiſchen Hilfsmitteln reicher als jetzt, hervortauchen werden. Ja wohl würden wir eine zweite Kindheit antreten, wenn wir zur tabula rasa geworden und nach ausgetilgter Spur früherer Grundſätze die Anfänge einer neuen Welt wieder hervorzulocken unternähmen. Und wenn wir aus dem, was geſchieht, aus dem, was uns die Sinne bringen, erſt wieder ſo viel zuſammenklauben ſollten, als im Verſtande zu einem allgemeinen Begriff hinreichend wäre, nach jenem Beidſpruch: im Verſtande ſei nichts, was nicht vorher in den Sinnen geweſen, ſo iſt mir wenigſtens wahrſcheinlich, daß, wenn man nach Umwälzung eines Platoniſchen Jahres die Wiſſenſchaft unterſuchen wollte, ſie weit geringer erfunden werden möchte, als ſie gegenwärtig beſteht."

„Wenn Du uns eine herrlichere Lehre verſprichſt, als ſie jetzt unter uns blühet, die wir von Erfahrungen vernehmen ſollen, indem wir die Verborgenheiten der Natur erforſchen und eröffnen, um im Einzelnen recht gewiß zu werden, ſo will das weiter nichts heißen, als daß Du die Menſchen dazu anreizeſt, wozu ſie ihr innerer Trieb auch ohne äußre Anmahnung hinführt. Denn es iſt natürlich, daß unzählige Menſchen in allen Theilen der Welt ſich befinden, welche den Weg, auf den Du deuteſt, betreten, und zwar mit lebhaftem und dringendem Fleiß. Denn Allen iſt das Verlangen, zu wiſſen, eingeboren, ſo daß man ihren Eifer gar nicht anzufachen noch zu reizen braucht, ebenſo wenig, als man nöthig hat, der Waſſerſucht nachzuhelfen, welche den Körper ohnehin übermäßig aufſchwellt."

„Ich glaube nicht, daß ſich Derjenige betriegt, welcher überzeugt iſt, daß alle Wiſſenſchaften, wie ſie jetzt öffentlich gelehrt werden, jederzeit vorhanden geweſen, nicht aber an allen Orten in gleichem Maß, noch an einem Orte in gleicher Zahl, ſondern nach dem Geiſte der Zeit auf mancherlei Weiſe verändert, bald belebt und blühend, bald unaufgeregt und auf eine finſtre und rohe Weiſe mitgetheilt.

„Haben also durch alle Jahrhunderte in allen Künsten und Wissenschaften die Menschen sich fleißig bearbeitet und geübt, sind sie zu Erkenntnissen gelangt ebenso wie zu unsrer Zeit, obgleich auf eine veränderliche und schwankende Weise, wie es Zeit, Ort und Gelegenheit erlauben mochten: wie könnten wir nun Dir Beifall geben und unsre Wissenschaft verwerfen als zweifelhaft und ungewiß! Sollten wir unsre Axiome, Maximen und allgemeine Behauptungen abthun, die wir von unsern Vorfahren erhalten, und welche durch die scharfsinnigsten Menschen aller Zeiten sind gebilligt worden, und nun erst erwarten, daß eine Art und Weise ersonnen werde, welche uns, die wir indeß wieder zu ABC-Schützen geworden, durch die Umwegkrümmungen der besondern Erfahrungen zur Erkenntniß gründlich aufgestellter allgemeiner Sätze hinführen, damit sodann wieder neue Grundfesten der Künste und Wissenschaften gelegt würden: was dürfte von Allem diesem das Ende sein, als daß wir, entblößt von den Kenntnissen, die wir besitzen, ermüdet durch die im Zirkel wiederkehrenden Arbeiten, dahin gelangen, wo wir ausgegangen sind, glücklich genug, wenn wir nur in den vorigen Zustand wieder zurückversetzt werden! Mich däucht, so viele Bemühungen voriger Jahrhunderte könnten uns gleich jetzt eines Bessern überzeugen und uns wol getrost machen, als am Ziel stehend, endlich zu verharren.

„Doch man glaube nicht, daß ich stolz das verwerfe, was durch neue Erfindungen den Wissenschaften für eine Vermehrung zuwächst; denn jenes Bemühen ist edel und mit großem Lob zu erkennen, auch bringt es jedesmal Frucht und Nutzen in der Gegenwart. Niemals hat der Welt ein großer Haufe solcher Menschen gefehlt, welche sich bemühen, Neues aufzufinden und auszudenken; aber unsere Begriffe und Grundsätze sind immer sowol von solchen als von den höchsten Gelehrten dankbar aufgenommen worden."

Nicht leicht können sich Meinungen so schnurstracks entgegenstehen als hier die Baconische und Bodenische, und wir möchten uns zu keiner von beiden ausschließlich bekennen. Führt uns jene in eine unabsehbare Weite, so will uns diese zu sehr beschränken. Denn wie von der einen Seite die Erfahrung grenzenlos ist, weil immer noch ein Neues entdeckt

werden kann, ſo ſind es die Maximen auch, indem ſie nicht erſtarren, die Zähigkeit nicht verlieren müſſen, ſich ſelbſt auszudehnen, um Mehreres zu umfaſſen, ja ſich in einer höhern Anſicht aufzuzehren und zu verlieren.

Denn wahrſcheinlich verſteht hier Bodley nicht etwa die ſubjektiven Axiome, welche durch eine fortſchreitende Zeit weniger Veränderung erleiden, als ſolche, welche aus der Betrachtung der Natur entſpringen und ſich auf die Natur beziehen. Und da iſt es denn nicht zu leugnen, daß dergleichen Grundſätze der ältern Schulen, beſonders in Verbindung mit religiöſen Ueberzeugungen, dem Fortſchritt wahrer Naturanſichten ſehr unbequem im Wege ſtanden. Auch iſt es intereſſant, zu bemerken, was eigentlich einem Manne wie Baco, der ſelbſt wohl unterrichtet, gelehrt und nach älterem Herkommen kultivirt war, beſonders hinderlich geſchienen, daß er ſich gedrungen gefühlt, auf eine ſo zerſtörende Weiſe zu verfahren und, wie man im Sprichworte ſagt, das Kind mit dem Bade auszuſchütten. Revolutionäre Geſinnungen werden bei einzelnen Menſchen mehr durch einzelne Anläſſe als durch allgemeine Zuſtände erzeugt, und ſo ſind uns in Bacons Schriften einige ſolcher Axiome begegnet, die er mit beſonderm Verdruſſe immer wieder aufſucht und verfolgt, z. B. die Lehre von den Endurſachen, die ihm höchlich zuwider iſt.

In der Denkweiſe Bacons findet ſich übrigens Manches, was auf den Weltmann hindeutet. Ebendieſe Forderung einer grenzenloſen Erfahrung, das Verkennen, ja Verneinen gegenwärtiger Verdienſte, das Dringen auf Werkthätigkeit hat er mit Denjenigen gemein, die im Wirken auf eine große Maſſe und im Beherrſchen und Benutzen ihrer Gegenwirkung das Leben zubringen.

Wenn Baco ungerecht gegen die Vergangenheit war, ſo ließ ihm ſein immer vorſtrebender Geiſt auch eine ruhige Schätzung der Mitwelt nicht zu. Wir wollen hier nur Gilbert's erwähnen, deſſen Bemühungen um den Magneten dem Kanzler Baco bekannt ſein konnten und waren; denn er erwähnt Gilbert's ſelbſt mit Lob in ſeinen Schriften. Aber wie wichtig die Gegenſtände, Magnetismus und Elektrizität, ſeien, ſchien Baco nicht zu faſſen, dem in der Breite der Erſcheinung Alles gleich war. Denn ob er ſchon ſelbſt immer

darauf hindeutet, man solle die Partikularien nur deswegen sammeln, damit man aus ihnen wählen, sie ordnen und endlich zu Universalien gelangen könne, so behalten doch bei ihm die einzelnen Fälle zu viele Rechte, und ehe man durch Induktion, selbst diejenige, die er anpreist, zur Vereinfachung und zum Abschluß gelangen kann, geht das Leben weg und die Kräfte verzehren sich. Wer nicht gewahr werden kann, daß ein Fall oft tausende werth ist und sie alle in sich schließt, wer nicht das zu fassen und zu ehren im Stande ist, was wir Urphänomene genannt haben, der wird weder sich noch Andern jemals etwas zur Freude und zum Nutzen fördern können. Man sehe die Fragen an, die Baco aufwirft, und die Vorschläge zu Untersuchungen im Einzelnen; man bedenke seinen Traktat von den Winden in diesem Sinne und frage sich, ob man auf diesem Wege an irgend ein Ziel zu gelangen hoffen könne.

Auch halten wir es für einen großen Fehler Bacons, daß er die mechanischen Bemühungen der Handwerker und Fabrikanten zu sehr verachtete. Handwerker und Künstler, die einen beschränkten Kreis zeitlebens durcharbeiten, deren Existenz vom Gelingen irgend eines Vorsatzes abhängt, solche werden weit eher vom Partikularen zum Universalen gelangen als der Philosoph auf Baconischem Wege. Sie werden vom Pfuschen zum Versuchen, vom Versuch zur Vorschrift und, was noch mehr ist, zum gewissen Handgriff vorschreiten und nicht allein reden, sondern thun und durch das Thun das Mögliche darstellen; ja, sie werden es darstellen müssen, wenn sie es sogar leugnen sollten, wie der außerordentliche Fall sich bei Entdeckung der achromatischen Fernröhre gefunden hat.

Technischen und artistischen abgeschlossenen Thätigkeitskreisen sind die Wissenschaften mehr schuldig, als hervorgehoben wird, weil man auf jene treu fleißige Menschen oft nur als auf werkzeugliche Thätler hinabsieht. Hätte Jemand zu Ende des sechzehnten Jahrhunderts sich in die Werkstätten der Färber und Maler begeben und nur Alles redlich und konsequent aufgezeichnet, was er dort gefunden, so hätten wir einen weit vollständigeren und methodischeren Beitrag zu unserm gegenwärtigen Zweck, als er uns durch Beantwortung tausend Baconischer Fragen nicht hätte werden können.

Damit man aber nicht denke, daß dieses nur ein frommer

Wunſch oder eine Forderung ins Blaue ſei, ſo wollen wir unſers Landsmannes Georg Agricola gedenken, der ſchon in der erſten Hälfte des ſechzehnten Jahrhunderts in Abſicht auf das Bergweſen dasjenige geleiſtet, was wir für unſer Fach hätten wünſchen mögen. Er hatte freilich das Glück, in ein abgeſchloſſenes, ſchon ſeit geraumer Zeit behandeltes, in ſich höchſt mannichfaltiges und doch immer auf einen Zweck hingeleitetes Natur- und Kunſtweſen einzutreten. Gebirge aufgeſchloſſen durch Bergbau, bedeutende Naturprodukte roh aufgeſucht, gewältigt, behandelt, bearbeitet, geſondert, gereinigt und menſchlichen Zwecken unterworfen: dieſes war es, was ihn als einen Dritten, denn er lebte im Gebirg als Bergarzt, höchlich intereſſirte, indem er ſelbſt eine tüchtige und wohl um ſich her ſchauende Natur war, dabei Kenner des Alterthums, gebildet durch die alten Sprachen, ſich bequem und anmuthig darin ausdrückend. So bewundern wir ihn noch jetzt in ſeinen Werken, welche den ganzen Kreis des alten und neuen Bergbaus, alter und neuer Erz- und Steinkunde umfaſſen und uns als ein köſtliches Geſchenk vorliegen. Er war 1494 geboren und ſtarb 1555, lebte alſo in der höchſten und ſchönſten Zeit der neu hervorbrechenden, aber auch ſogleich ihren höchſten Gipfel erreichenden Kunſt und Literatur. Wir erinnern uns nicht, daß Baco des Agricola gedenke, auch nicht, daß er das, was wir an dieſem Manne ſo höchlich ſchätzen, an Andern zu würdigen gewußt habe.

Ein Blick auf die Umſtände, unter welchen beide Männer gelebt, giebt zu einer heitern Vergleichung Anlaß. Der mittelländiſche Deutſche findet ſich eingeladen, in dem abgeſchloſſenen Kreiſe des Bergweſens zu verweilen, ſich zu konzentriren und ein beſchränktes Ganzes wiſſenſchaftlich auszubilden. Baco, als ein meerumgebener Inſulaner, Glied einer Nation, die ſich mit der ganzen Welt im Rapport ſah, wird durch die äußern Umſtände bewogen, ins Breite und Unendliche zu gehen, und das unſicherſte aller Naturphänomene, die Winde, als Hauptangenmerk zu faſſen, weil Winde den Schiffahrern von ſo großer Bedeutung ſind.

Daß die Weltgeſchichte von Zeit zu Zeit umgeſchrieben werden müſſe, darüber iſt in unſern Tagen wol kein Zweifel

übrig geblieben. Eine solche Nothwendigkeit entsteht aber nicht etwa daher, weil viel Geschehenes nachentdeckt worden, sondern weil neue Ansichten gegeben werden, weil der Genosse einer fortschreitenden Zeit auf Standpunkte geführt wird, von welchen sich das Vergangene auf eine neue Weise überschauen und beurtheilen läßt. Ebenso ist es in den Wissenschaften. Nicht allein die Entdeckung von bisher unbekannten Naturverhältnissen und Gegenständen, sondern auch die abwechselnden, vorschreitenden Gesinnungen und Meinungen verändern sehr Vieles und sind werth, von Zeit zu Zeit beachtet zu werden. Besonders würde sich's nöthig machen, das vergangene achtzehnte Jahrhundert in diesem Sinne zu kontroliren. Bei seinen großen Verdiensten hegte und pflegte es manche Mängel und that den vorhergehenden Jahrhunderten, besonders den weniger ausgebildeten, gar mannichfaltiges Unrecht. Man kann es in diesem Sinne wol das selbstkluge nennen, indem es sich auf eine gewisse klare Verständigkeit sehr viel einbildete und Alles nach einem einmal gegebenen Maßstabe abzumessen sich gewöhnte. Zweifelsucht und entscheidendes Absprechen wechselten mit einander ab, um eine und dieselbe Wirkung hervorzubringen, eine dünkelhafte Selbstgenügsamkeit und ein Ablehnen Alles dessen, was sich nicht sogleich erreichen noch überschauen ließ.

Wo findet sich Ehrfurcht für hohe, unerreichbare Forderungen? wo das Gefühl für einen in unergründliche Tiefe sich senkenden Ernst? Wie selten ist die Nachsicht gegen kühnes mißlungenes Bestreben! wie selten die Geduld gegen den langsam Werdenden! Ob hierin der lebhafte Franzose oder der trockne Deutsche mehr gefehlt, und inwiefern beide wechselseitig zu diesem weit verbreiteten Tone beigetragen, ist hier der Ort nicht zu untersuchen. Man schlage diejenigen Werke, Hefte, Blätter nach, in welchen kürzere oder längere Notizen von dem Leben gelehrter Männer, ihrem Charakter und Schriften gegeben sind; man durchsuche Dictionnaire, Bibliotheken, Nekrologen, und selten wird sich finden, daß eine problematische Natur mit Gründlichkeit und Billigkeit dargestellt worden. Man kommt zwar den wackern Personen früherer Zeiten darin zu Hilfe, daß man sie vom Verdacht der Zauberei zu befreien sucht: aber nun thäte es gleich wieder Noth, daß man sich auf eine andre Weise ihrer annähme und sie aus den Händen solcher Exorzisten abermals

Wenn nun Baſſora noch das Letzte,
Gewürz und Weihrauch, beigethan,
Bringt Alles, was die Welt ergetzte,
Die Karawane Dir heran.

Doch alle dieſe Kaiſergüter
Verwirrten doch zuletzt den Blick;
Und wahrhaft liebende Gemüther
Eins nur im andern fühlt ſein Glück.

16.

Hätt' ich irgend wel Bedenken,
Balch, Bokhara, Samarkand,
Süßes Liebchen, Dir zu ſchenken,
Dieſer Städte Rauſch und Tand?

Aber frag einmal den Kaiſer,
Ob er Dir die Städte giebt!
Er iſt herrlicher und weiſer,
Doch er weiß nicht, wie man liebt.

Sitz Tamerlan's, war neben Balch und Bokhara berühmt wegen ſeines ſchönen Papiers (Chardin, 5. 48). — Ormuz (Strophe 5), im Perſiſchen Meerbuſen, ein Haupthandelsplatz des Orients (Dies' Denkw., II. 156; Chardin, 8. 72; Tavernier, 4. 284). — Indien (Strophe 6), wegen ſeiner feineren Seiden-, Wollen- und Baumwollenzeuge (Denkw., II. 135). — Soumelpour (Strophe 7), in Bengalen, wegen ſeiner Diamantenwäſchen, — der Golf (Strophe 8), der Perſiſche, wegen ſeiner Perlfiſcherein berühmt (Chardin, 4. 68). — Baſſora (Strophe 9), Handelshafe unfern der Mündung des Euphrat in den Perſiſchen Meerbuſen (Dies' Denkw., II 154; Oelsner's Mahomet, S. 96 und 103). — Gerili (Strophe 7), andere Form für Gerölle und Gerülle (ſ. Sanders, unter Rolle und Gerölle).

16. Vom 17. Februar 1815. — Mit den Worten „Stolz der Armuth des Liebenden" bezeichnet S. Boiſſerée dies Gedicht als eines derjenigen, welche Goethe ihm am 4. Auguſt 1815 vortrug (S. B., S. 257). — Zu Gedicht knüpft an eine Anekdote an. Hafis beginnt die 8. Gaſele des Buchs. Eliſ:

„Nähme mein Herz in die Hand der ſchöne Knabe aus Schiraz,
Gäb' ich fürs Maal Samarkand und Bokhara."

Timur ſtellte ihn darüber zur Rede, wie er ſeine beiden ſchönſten Städte für das Maal eines Knaben verſchenken könne. Aber Hafis antwortete: „Herr der Welt, betrachte nur den Verſchenker, und Du wirſt ihm verzeihn!" (Hammer's Vorrede zu Hafis, I. S. XVII u. XXX. Anders nach I. S. 13. Note 1.)

befreite, welche, um die Geſpenſter zu vertreiben, ſich's zur heiligen Pflicht machen, den Geiſt ſelbſt zu verjagen.

Wir haben bei Gelegenheit, als von einigen verdienten Männern, Roger Baco, Cardan, Porta, als von Alchymie und Aberglauben die Rede war, auf unſere Ueberzeugungen hingedeutet, und dies mit ſo mehr Zuverſicht, als das neunzehnte Jahrhundert auf dem Wege iſt, gedachten Fehler des vorangegangenen wieder gut zu machen, wenn es nur nicht in den entgegengeſetzten ſich zu verlieren das Schickſal hat.

Was von Wiederbelebung der Malerkunſt an die großen Meiſter für das Kolorit ſtufenweiſe geleiſtet, bringen wir zu Ende des ſiebzehnten Jahrhunderts nach, da ſich denn der ganze Gang, den dieſer Theil der Kunſt genommen, auf einmal wird überſchauen laſſen.

Und ſollten wir nun nochmals einen Blick auf das ſechzehnte Jahrhundert zurückwerfen, ſo würden wir ſeine beiden Hälften von einander deutlich unterſchieden finden. In der erſten zeigt ſich eine hohe Bildung, die aus Gründlichkeit, Gewiſſenhaftigkeit, Gebundenheit und Ernſt hervortritt. Sie ruht auf der zweiten Hälfte des funfzehnten Jahrhunderts. Was in dieſer geboren und erzogen ward, glänzt nunmehr in ſeinem ganzen Werth, in ſeiner vollen Würde, und die Welt erlebt nicht leicht wieder eine ſolche Erſcheinung. Hier zeigt ſich zwar ein Konflikt zwiſchen Autorität und Selbſtthätigkeit, aber noch mit einem gewiſſen Maße. Beide ſind noch nicht von einander getrennt, beide wirken auf einander, tragen und erheben ſich.

In der zweiten Hälfte wird das Streben der Individuen nach Freiheit ſchon viel ſtärker. Schon iſt es Jedem bequem, ſich an dem Entſtandenen zu bilden, das Gewonnene zu genießen, die freigemachten Räume zu durchlaufen; die Abneigung vor Autorität wird immer ſtärker, und wie einmal in der Religion proteſtirt worden, ſo wird durchaus und auch in den Wiſſenſchaften proteſtirt, ſo daß Baco von Verulam zuletzt wagen darf, mit dem Schwamm über Alles hinzufahren, was bisher auf die Tafel der Menſchheit verzeichnet worden war.

Fünfte Abtheilung.

Siebzehntes Jahrhundert.

Wir haben den Baco von Verulam am Ende des vorigen Jahrhunderts besprochen, dessen Leben noch in den vierten Theil des gegenwärtigen herüberdauert und dessen eigentlich wissenschaftliche Bemühungen an das Ende seiner Laufbahn fallen. Doch hat sich der in seinen Schriften aufbewahrte gegen die Autorität anstrebende, protestirende, revolutionäre Sinn im vorigen Jahrhundert bereits entwickelt und zeigt sich nur bei Baco bezüglich auf Naturwissenschaften in seiner höchsten Energie.

Wie nun ebendiese Wissenschaften durch andre bedeutende Menschen nunmehr eine entgegengesetzte Richtung nehmen, ist die Aufgabe zu zeigen, wenn wir einiges uns bei dieser Gelegenheit Entgegentretende vorher mitgetheilt haben.

Allgemeine Betrachtungen.

Wenn die Frage, welcher Zeit der Mensch eigentlich angehöre, gewissermaßen wunderlich und müssig scheint, so regt sie doch ganz eigene Betrachtungen auf, die uns interessiren und unterhalten könnten.

Das Leben jedes bedeutenden Menschen, das nicht durch einen frühen Tod abgebrochen wird, läßt sich in drei Epochen theilen, in die der ersten Bildung, in die des eigenthümlichen Strebens und in die des Gelangens zum Ziele, zur Vollendung.

Meistens kann man nur von der ersten sagen, daß die Zeit Ehre von ihr habe; denn erstlich deutet der Werth eines Menschen auf die Natur und Kraft der in seiner Geburtsepoche Zeugenden; das Geschlecht, aus dem er stammt, manifestirt sich in ihm öfters mehr als durch sich selbst, und das Jahr der Geburt eines Jeden enthält in diesem Sinne eigentlich das wahre Nativitätsprognostikon, mehr in dem Zusammentreffen irdischer Dinge als im Aufeinanderwirken himmlischer Gestirne.

Sodann wird das Kind gewöhnlich mit Freundlichkeit aufgenommen, gepflegt, und Jedermann erfreut sich dessen, was es verspricht. Jeder Vater, jeder Lehrer sucht die Anlagen nach seinen Einsichten und Fähigkeiten bestens zu entwickeln, und wenigstens ist es der gute Wille, der alle die Umgebungen des Knaben belebt. Sein Fleiß wird gepriesen, seine Fortschritte werden belohnt, der größte Eifer wird in ihm erregt und ihm zugleich die thörige Hoffnung vorgespiegelt, daß das immer stufenweise so fortgehen werde.

Allein er wird den Irrthum nur allzu bald gewahr; denn sobald die Welt den einzelnen Strebenden erblickt, sobald erschallt ein allgemeiner Aufruf, sich ihm zu widersetzen. Alle Vor- und Mitwerber sind höchlich bemüht, ihn mit Schranken und Grenzen zu umbauen, ihn auf jede Weise zu retardiren, ihn ungeduldig, verdrießlich zu machen und ihn nicht allein von außen, sondern auch von innen zum Stocken zu bringen.

Diese Epoche ist also gewöhnlich die des Konflikts, und man kann niemals sagen, daß diese Zeit Ehre von einem Manne habe. Die Ehre gehört ihm selbst an, und zwar ihm allein und den Wenigen, die ihn begünstigen und mit ihm halten.

Sind nun diese Widerstände überwunden, ist dieses Streben gelungen, das Angefangene vollbracht, so läßt sich's denn die Welt zuletzt wol auch gefallen; aber auch dieses gereicht ihr keineswegs zur Ehre. Die Vorwerber sind abgetreten, den Mitwerbern ist es nicht besser gegangen, und sie haben vielleicht doch auch ihre Zwecke erreicht und sind beruhigt; die Nachwerber sind nun an ihrer Reihe der Lehre, des Raths, der Hülfe bedürftig, und so schließt sich der Kreis oder vielmehr, so dreht sich das Rad abermals, um seine immer erneuerte wunderliche Linie zu beschreiben.

Man sieht hieraus, daß es ganz allein von dem Geschichtschreiber abhange, wie er einen Mann einordnen, wann er seiner gedenken will. So viel ist aber gewiß, wenn man bei biographischen Betrachtungen, bei Bearbeitung einzelner Lebensgeschichten ein solches Schema vor Augen hat und die unendlichen Abweichungen von demselben zu bemerken weiß, so wird man wie an einem guten Leitfaden sich durch die labyrinthischen Schicksale manches Menschenlebens hindurchfinden.

Galileo Galilei.

Geb. 1564, gest. 1642.

Wir nennen diesen Namen, mehr um unsere Blätter damit zu zieren, als weil sich der vorzügliche Mann mit unserm Fache beschäftigt.

Schien durch die Verulamische Zerstreuungsmethode die Naturwissenschaft auf ewig zersplittert, so ward sie durch Galilei sogleich wieder zur Sammlung gebracht; er führte die Naturlehre wieder in den Menschen zurück und zeigte schon in früher Jugend, daß dem Genie ein Fall für tausend gelte, indem er sich aus schwingenden Kirchenlampen die Lehre des Pendels und des Falles der Körper entwickelte. Alles kommt in der Wissenschaft auf das an, was man ein Aperçu nennt, auf ein Gewahrwerden dessen, was eigentlich den Erscheinungen zum Grunde liegt. Und ein solches Gewahrwerden ist bis ins Unendliche fruchtbar.

Galilei bildete sich unter günstigen Umständen und genoß die erste Zeit seines Lebens des wünschenswerthesten Glückes. Er kam wie ein tüchtiger Schnitter zur reichlichsten Ernte und säumte nicht bei seinem Tagewerk. Die Fernröhre hatten einen neuen Himmel aufgethan. Viele neue Eigenschaften der Naturwesen, die uns mehr oder weniger sichtbar und greiflich umgeben, wurden entdeckt, und nach allen Seiten zu konnte der heitere, mächtige Geist Eroberungen machen. Und so ist der größte Theil seines Lebens eine Reihe von herrlichen, glänzenden Wirkungen.

Leider trübt sich der Himmel für ihn gegen das Ende. Er wird ein Opfer jenes edlen Strebens, mit welchem der

Menſch ſeine Ueberzeugungen Andern mitzutheilen gedrängt wird. Man pflegt zu ſagen, des Menſchen Wille ſei ſein Himmelreich; noch mehr findet er aber ſeine Seligkeit in ſeinen Meinungen, im Erkannten und Anerkannten. Vom großen Sinne des Kopernikaniſchen Syſtems durchdrungen, enthält ſich Galilei nicht, dieſe von der Kirche, von der Schule verworfne Lehre wenigſtens indirekt zu beſtätigen und auszubreiten, und beſchließt ſein Leben in einem traurigen Halbmärtyrerthum.

Was das Licht betrifft, ſo iſt er geneigt, es als etwas gewiſſermaßen Materielles, Mittheilbares anzuſehen, eine Vorſtellungsart, zu der ihm die an dem Bononiſchen Stein gemachte Erfahrung Anlaß giebt. Sich über die Farbe zu erklären, lehnt er ab, und es iſt nichts natürlicher, als daß er, geſchaffen, ſich in die Tiefen der Natur zu ſenken, er, deſſen angebornes, eindringendes Genie durch mathematiſche Kultur ins Unglaubliche geſchärft worden war, zu der oberflächlichen, wechſelnden, nicht zu haſchenden, leicht verſchwindenden Farbe wenig Anmuthung haben konnte.

Johann Kepler.

Geb. 1571, geſt. 1630.

Wenn man Kepler's Lebensgeſchichte mit demjenigen, was er geworden und geleiſtet, zuſammenhält, ſo geräth man in ein frohes Erſtaunen, indem man ſich überzeugt, daß der wahre Genius alle Hinderniſſe überwindet. Der Anfang und das Ende ſeines Lebens werden durch Familienverhältniſſe verkümmert, ſeine mittlere Zeit fällt in die unruhigſte Epoche, und doch bringt ſein glückliches Naturell durch. Die ernſteſten Gegenſtände behandelt er mit Heiterkeit und ein verwickeltes mühſames Geſchäft mit Bequemlichkeit.

Giebt er ſchriftlich Rechenſchaft von ſeinem Thun, von ſeinen Einſichten, ſo iſt es, als wenn es nur gelegentlich, im Vorbeigehen geſchähe, und doch findet er immer die Methode, die von Grund aus anſpricht. Andern ſei es überlaſſen, ſeine Verdienſte anzuerkennen und zu rühmen, welche außer unſerm Geſichtskreiſe liegen; aber uns ziemt es, ſein herrliches Gemüth zu bemerken, das überall auf das Freudigſte durchblickt.

Wie verehrt er seinen Meister und Vorgesetzten Tycho! Wie schätzt er die Verdienste dieses Mannes, der sich dem ganzen Himmel gewachsen fühlte, insofern er sich durch die Sinne fassen und durch Instrumente bezwingen ließ! Wie weiß er diesen seinen Lehrer und Vorgänger auch nach dem Tode gegen unfreundliche Angriffe zu vertheidigen! Wie gründlich und anmuthig beschreibt er, was an dem astronomischen Baue schon geleistet, was gegründet, was aufgeführt, was noch zu thun und zu schmücken sei! Und wie arbeitet er sein ganzes Leben unverrückt an der Vollendung!

Indeß war Tycho bei allen seinen Verdiensten doch einer von den beschränkten Köpfen, die sich mit der Natur gewissermaßen im Widerspruch fühlen und deswegen das komplizirte Paradoxe mehr als das einfache Wahre lieben und sich am Irrthum freuen, weil er ihnen Gelegenheit giebt, ihren Scharfsinn zu zeigen, da Derjenige, der das Wahre anerkennt, nur Gott und die Natur, nicht aber sich selbst zu ehren scheint; und von dieser letzten Art war Kepler. Jedes klare Verdienst klärt ihn selbst auf; durch freie Beistimmung eilt er, es sich zuzueignen. Wie gern spricht er von Kopernikus! Wie fleißig deutet er auf das einzig schöne Apercu, was uns die Geschichte noch ganz allein erfreulich machen kann, daß die ächten Menschen aller Zeiten einander vorausverkünden, auf einander hinweisen, einander vorarbeiten. Wie umständlich und genau zeigt Kepler, daß Euklides kopernikisire!

Ebenso verhält er sich zu seinen Zeitgenossen. Dem Joh. Bapt. Porta ertheilt er die anmuthigsten Lobsprüche, den herzlichsten Dank für die Entdeckung der Camera obscura, für die dadurch auf einmal erweiterte Einsicht in die Gesetze des Sehens.

Wie sein Sinn, so sein Ausdruck. Geübt im Griechischen und Lateinischen, fehlt es ihm an keiner Kenntniß des Alterthums, des gründlichen sowol als des schönen, und er weiß sich nach Belieben auszudrücken. Manchmal läßt er sich zu Unwissenden, ja zu Dummen herab; manchmal sucht er wenigstens allgemein verständlich zu werden. Bei Erzählung von natürlichen Ereignissen ist er klar und deutlich; bald aber, wenn er wirken, wenn er lebhaftere Eindrücke, entschiedenere Theilnahme hervorbringen will, dann fehlt es ihm nicht an Gleichnissen, Anspielungen und klassischen Stellen.

Da er die Sprache völlig in seiner Gewalt hat, so wagt

er gelegentlich kühne, ſeltſame Ausdrücke, aber nur dann, wenn der Gegenſtand ihm unerreichbar ſcheint. So verfährt er bei Gelegenheit der Farbe, die er nur im Vorbeigehen behandelt, weil ſie ihm, dem Alles Maß und Zahl iſt, von keiner Bedeutung ſein kann. Er bedient ſich ſo wunderbarer Worte, um ihrer Natur einigermaßen beizukommen, daß wir ſie nicht zu überſetzen wagen, ſondern im Original hier einſchalten: „Color est lux in potentia, lux sepulta in pellucidi materia, si jam extra visionem consideretur: et diversi gradus in dispositione materiae, caussa raritatis et densitatis, seu pellucidi et tenebrarum; diversi item gradus luculae, quae materiae est concreta, efficiunt discrimina colorum.“ Die Auslegung davon läßt ſich vielleicht eher in einer andern Sprache wiedergeben; ſie iſt folgende:

„Denn da die Farben, welche man im Regenbogen ſieht, von derſelben Art ſind wie die der Körper, ſo müſſen ſie auch einen gleichen Urſprung haben; jene aber entſpringen nur aus den angeführten Urſachen. Denn wie das Auge ſeinen Platz verläßt, ſo verändert ſich auch die Farbe, und zwar entſpringen ſie alle an der Grenze des Lichts und des Schattens, woraus erhellet, daß ſie aus einer Schwächung des Lichtes und aus einem Ueberzug der wäſſrigen Materie entſtehen. Deswegen werden auch die Farben der Körper auf gleiche Weiſe entſpringen, und es wird nur der Unterſchied zwiſchen ihnen ſein, daß bei dem Regenbogen das Licht hinzutretend iſt, bei den Farben aber eingeboren, auf die Weiſe, wie in den Theilen vieler Thiere ſich Lichter wirklich befinden. Wie nun die Möglichkeit der Wärme im Ingwer von der wirklichen Wärme im Feuer unterſchieden iſt, ſo ſcheint auch das Licht in der gefärbten Materie vom Licht in der Sonne verſchieden zu ſein. Denn dasjenige iſt nur der Fähigkeit nach da, was ſich nicht mittheilt, ſondern innerhalb der Grenzen ſeines Gegenſtandes gehalten wird, wie das Licht, das in den Farben verborgen iſt, ſo lange ſie nicht von der Sonne erleuchtet werden. Doch kann man nicht wiſſen, ob die Farben nicht in tiefer Nacht ihre Lichtlein umherſtreuen.

„Freilich hat dieſer Gegenſtand die Köpfe der ſcharfſinnigſten Philoſophen auf mancherlei Weiſe in Uebung geſetzt, und wir finden uns gegenwärtig weder im Falle noch im Stande, ſeine Dunkelheit zu enthüllen. Wollteſt Du mir aber den Einwurf machen, die Finſterniß ſei eine Privation und

könne deshalb niemals etwas Poſitives, niemals eine aktive Eigenſchaft werden, welche nämlich zu ſtrahlen und ſich auf den Wänden abzubilden vermöchte, ſo erwähne ich der Kälte dagegen, welche auch eine reine Privation iſt und doch, bezüglich auf die Materie, als wirkſame Eigenſchaft erſcheint."

Das Uebrige werden Diejenigen, welche bei der Sache intereſſirt ſind, bei ihm ſelbſt nachſehen, nur bemerken wir noch, daß ihm verſchiedene Hauptpunkte, die wir in der Rubrik von den phyſiologiſchen Farben behandelt haben, nicht unbekannt geweſen; daß nämlich helle und dunkle Bilder von gleichem Maß dem Auge als verſchieden groß erſcheinen, daß das Bild im Auge eine Dauer habe, daß lebhafte Lichteindrücke farbig abklingen. Erwähnt er auch nur beiläufig dergleichen Erſcheinungen, ſo bemerkt man mit Vergnügen, wie lebendig Alles mit ſeinem Hauptgeſchäft zuſammenhängt, wie innig er Alles, was ihm begegnet, auf ſich zu beziehen weiß.

Willebrord Snellius.

Geb. 1591, geſt. 1626.

Nach Erfindung der Fernröhre drängte ſich Alles, um an ihrer Verbeſſerung zu arbeiten. Die Geſetze der Refraktion, die man vorher nur empiriſch und mühſam zu beſtimmen wußte, wurden immer genauer unterſucht; man kam immer mehr in Uebung, höhere mathematiſche Formeln auf Naturerſcheinungen anzuwenden, und ſo näherte ſich Snellius dem gegenwärtig allgemein bekannten Geſetze der Refraktion, ob er es gleich noch nicht unter dem Verhältniß der Sinus des Einfalls- und Brechungswinkels ausſprach.

Dieſes in allen Lehrbüchern vorgetragene Geſetz brauchen wir hier nicht umſtändlicher auszuführen: doch machen wir zwei Bemerkungen, die ſich näher auf die Gegenſtände unſerer Behandlung beziehen.

Snellius gründete ſeine Meſſungen und Berechnungen nicht auf den objektiven Verſuch, da man nämlich das Licht durch das Mittel hindurchfallen läßt, wobei das, was man Brechung nennt, zum Vorſchein kommt, ſondern auf den ſubjektiven, deſſen Wirkung wir die Hebung genannt haben, weil ein durch das Mittel geſehener Gegenſtand uns entgegenzutreten ſcheint. Er ſchreibt daher ganz richtig dem perpen-

dikularen Strahl (wenn es doch einmal Strahl sein soll) die vollkommne Hebung zu, wie man denn bei jedem vollkommen perpendikularen Aufschauen auf einen abstrakten Kubus ganz bequem erfahren kann, daß die darunterliegende Fläche dem Auge vollkommen entgegentritt.

Da man aber in der Folge sich blos an den objektiven Versuch hielt, als der das Phänomen nur einseitig, das Verhältniß der Sinus aber am Besten ausdrückt, so fing man an zu leugnen, daß der perpendikulare Strahl verändert werde, weil man diese Veränderung unter der Form der Brechung nicht gewahr wird und kein Verhältniß der Sinus dabei statthaben kann.

Schon Huygens, durch den die Entdeckung des Snellius eigentlich bekannt wurde, protestirt gegen die Veränderung des perpendikularen Strahls und führt seine sämmtlichen Nachfolger in Irrthum. Denn man kann ganz allein von der Wirkung der Mittel auf Licht und beleuchtete Gegenstände sich einen Begriff machen, wenn man beide Fälle, den objektiven und subjektiven, den Fall des Brechens und Hebens, das wechselseitige Verhältniß des dichten Mittels zum dünnen, des dünnen zum dichten, zugleich faßt und eins durch das andere ergänzt und erklärt. Worüber wir an seinem Orte das Nothwendigste gesagt haben (E. 187, 188).

Die andere Betrachtung, die wir hier nicht übergehen dürfen, ist die, daß man die Gesetze der Brechung entdeckt und der Farben, die doch eigentlich durch sie manifestirt werden sollen, gar nicht gedenkt, welches ganz in der Ordnung war. Denn in parallelen Mitteln, welche man zu jenem Grundversuch der Brechung und Hebung benutzt, läßt sich die Farbenerscheinung zwar an der Grenze von Licht und Schatten deutlich sehen, aber so unbedeutend, daß man über sie recht wohl hinausgehen konnte. Wir wiederholen hier, was wir schon früher urgirt (E. 195, 196): Gäbe es eine wirklich verschiedene Brechbarkeit, so müßte sie sich bei Brechung jeder Art manifestiren. Aber diese Lehre ist, wie wir bereits gesehen haben und noch künftig sehen werden, nicht auf einen einfachen natürlichen Fall, sondern auf einen künstlich zusammengesetzten gebaut, und sie kann daher nur Demjenigen wahr vorkommen, der sich in einer solchen gemachten Verwirrung gefallen mag; Jedem hingegen muß sie falsch erscheinen, der aus dem Freien kommt oder ins Freie gelangt.

Was sonst von Snellius und seiner Lehre zu sagen ist, findet sich in allen Schriften, die von dieser Materie handeln.

Vorstehendes war geschrieben, als uns zufälligerweise bekannt wurde, Isaak Vossius, von welchem späterhin noch die Rede sein wird, sei gleichfalls der Ueberzeugung gewesen, daß dasjenige, was man Refraktion zu nennen pflegt, auch im Perpendikel wirke. Er hatte die drei optischen Bücher des Willebrord Snellius im Manuskripte gelesen und sich dessen Ansichten zu eigen gemacht. Dabei erzählt er, daß er zu Brüssel vor der Königin von Schweden diese seine Meinung vorgetragen, jedoch einen allgemeinen Widerspruch gefunden; ja, man habe ihm vorgeworfen, daß er gegen die ersten Grundsätze sündige. Nachdem aber die Gesellschaft durch den Augenschein überzeugt worden, so habe man die Sache in einen Wortstreit gespielt und gesagt: incidi quidem radium, non tamen frangi. Er führt darauf aus den Werken des Snellius eine Demonstration des subjektiven Versuchs an, wodurch die stufenweise Hebung ins Klare gesetzt wird.

Antonius de Dominis.

Umgekommen 1624.

De radiis visus et lucis in vitris perspectivis et iride tractatus Marci Antonii de Dominis, per Joannem Bartolum in lucem editus Venetiis 1611.

Durch dieses Werk von nicht großem Umfange ist der Verfasser unter den Naturforschern berühmt geworden, und zwar mit Recht; denn man erkennt hier die Arbeit eines unterrichteten, in mathematischen und physischen Dingen wohlgeübten Mannes und, was mehr ist, eines originellen Beobachters. Hier wird ein Auszug an der rechten Stelle sein.

Das Werk enthält im ersten Kapitel die erste öffentliche Bekanntmachung der Theorie der Ferngläser. Nachdem sodann der Verfasser verschiedene allgemeine mathematische und physische Grundsätze vorausgeschickt, welche das Licht und das Sehen betreffen, kommt er zu Ende des dritten Kapitels auf

Herrscher, zu dergleichen Gaben
Nimmermehr bestimmst Du Dich!
Solch ein Mädchen muß man haben
Und ein Bettler sein wie ich!

17.

An Suleika.

Süßes Kind, die Perlenreihen,
Wie ich irgend nur vermochte,
Wollte traulich Dir verleihen
Als der Liebe Lampendochte.

Und nun kommst Du, hast ein Zeichen
Dran gehängt, das unter allen
Den Abraxas seinesgleichen
Mir am Schlechtsten will gefallen.

Der türkische Sultan Selim parodirte den Vers, als er in Pera eine schöne Frankin erblickte:

„Nähme mein Herz in die Hand die schönlich-lavirende Frankin,
Stutzt' und Galatz gäb' ich fürs Haar hin."

Die orientalischen Dichter lieben es, sich der Geliebten gegenüber als Bettler zu geriren. So singt Hafis (Vol. XXV):

„Du, veracht' nicht Liebesbettler,
Diese Leute
Sind Monarchen ohne Kronen,
Ohne Thronen."

Auch Goethe gefällt sich in dieser königlichen Bettlerrolle, wie er in den Noten, Abdh. Künftiger Divan (zum Buch Suleika), ausführt: „denn der gründliche Bettler soll eine Art von König sein."

Strophe 1 hieß es ursprünglich „Perlchen und Samtfaden"; erst in der Ausg. L. H. ist „Balch" vorgesetzt, um „Bolhara" richtig skandiren zu lassen. — Rauch und Tand für Rausch-Zand, Bettler-Tand.

17. An Suleika. Die Handschrift des Gedichts hat die Unterschrift: Redigirt Wiesbaden am längsten Tage 1815. Erst aus Goethe's Nachlaß 1837 (Quartausg.) in den Divan hier eingereiht. — Bettine erzählt in seinem Tagebuch, daß Goethe ihm das Gedicht am 8. August 1815 vorgelesen: „Haß des Kreuzes. Schiren hat ein Kreuz von Bernstein gekauft, ohne es zu kennen; ihr liebhaber Chosru findet es an ihrer Brust, schilt gegen die westlich-nordische Narrheit u. s. w. zu bitter, hart und einseitig; ich rathe, es zu verwerfen. Goethe: Er wolle es seinem Sohn zum Aufheben geben; denn gebe er alle seine Gedichte, die er verwerfe" (S. W. I. 264). Goethe verfuhr hienach und nahm das Gedicht in den Divan nicht auf. Die Glaubensverschiedenheit zwischen der Christin Schiren und dem Mahe-

der neunten Seite zu den Farben, welche bei der Refraktion erscheinen, und äußert sich darüber folgendermaßen.

„Außer den eigenen Farben der Körper, welche in den Körpern selbst verharren, sie mögen nun aus welcher Ursache sie wollen, entspringen und entstehen, giebt es in der Natur einige wechselbare und veränderliche Farben, welche man emphatische und erscheinende nennt, und welche ich die glänzenden zu nennen pflege. Daß diese Farben aus dem Lichte entspringen, daran habe ich keinen Zweifel, ja sie sind nichts Anders als das Licht selbst; denn wenn in einem Körper reines Licht sich befindet, wie in den Sternen und dem Feuer, und er verliert aus irgend einer Ursache sein Funkeln, so wird uns ein solcher Körper weiß. Mischt man dem Licht irgend etwas Dunkles hinzu, wodurch jedoch das ganze Licht nicht verhindert oder ausgelöscht wird, so entstehen die Farben dazwischen. Denn deshalb wird unser Feuer roth, weil es Rauch bei sich führt, der es verdunkelt. Deshalb auch röthen sich Sonn' und Gestirne nah am Horizont, weil die dazwischentretenden Dünste solche verdunkeln. Und solcher mittleren Farben können wir eigentlich drei zählen. Die erste Beimischung des Dunklen, welche das Weiße einigermaßen verdunkelt, macht das Licht roth, und die rothe Farbe ist die leuchtendste der Mittelfarben zwischen den beiden Enden, dem Weißen und Schwarzen, wie man es deutlich in dem länglichen dreikantigen Glase sieht. Der Sonnenstrahl nämlich, der das Glas bei dem Winkel durchdringt, wo die geringste Dicke ist und also auch die geringste Dunkelheit, tritt hochroth heraus; zunächst folgt das Grün bei zunehmender Dicke; endlich das Violete bei noch größerer Dicke, und so nimmt nach Verhältniß der Stärke des Glases auch die Verdunklung zu oder ab.

„Eine etwas mehrere Dunkelheit bringt, wie gesagt, das Grüne hervor. Wächst die Dunkelheit, so wird die Farbe blau oder violet, welche die dunkelste ist aus allen Mittelfarben. Wächst nun die Dunkelheit noch mehr, so löscht sie das ganze Licht aus, und die Schwärze bleibt, obgleich die Schwärze mehr eine Beraubung des Lichts als eine wirkliche Farbe ist; deswegen auch das Auge die Finsterniß selbst und sehr schwarze Körper für eins hält. Die übrigen Farben aber sind aus diesen zusammengesetzt.

„Die Dunkelheit aber verwandelt das Licht in eine glänzende Farbe, nicht allein, wenn sie sich mit dem leuchtenden

Körper selbst vermischt, wie es beim Feuer geschieht, sondern auch, wenn sie zwischen das Licht und das Auge gebracht wird, dergestalt daß das Licht, wenn es durch einen etwas dunklen Körper, dessen Durchsichtigkeit nicht ganz aufgehoben ist, durchgeht, nothwendig gefärbt wird und, so gefärbt, nicht allein vom Auge, sondern auch oft von jedem andern Körper farbig aufgenommen wird. So erscheint uns die Sonne beim Auf- und Untergang roth, nicht weiß wie im Mittage, und so wird das Licht, wenn es durch ein Glas von ungleicher Dicke, jedoch von bedeutender Masse, wie jene dreikantigen Prismen sind, oder durch ein gläsernes mit Wasser gefülltes Gefaß oder durch ein gefärbtes Glas hindurchgeht, gefärbt. Daher werden auch die fernliegenden Berge unter einer blauen Farbe gesehen. Denn die große Ferne verdunkelt, wegen der Menge des Mittels und durch das einigermaßen Körperliche des Dunkeln, alle Lichter, die nicht so mächtig sind als das der Sonne, verdunkelt auch die erleuchteten Gegenstände und macht sie blau. So scheint uns gleichfalls der Ferne wegen das Licht des Himmels blau. Was aber eine gar zu schwache Farbe hat, wird auch wol schwarz."

Diejenigen unsrer Leser, welche den Entwurf unserer Farbenlehre wohl inne haben, werden selbst beurtheilen, inwiefern der Verfasser sich der Wahrheit genähert, inwiefern noch manches Hinderniß einer reinen Einsicht in die Dinge ihm entgegenstanden. Merkwürdig ist, daß er im prismatischen Bild nur drei Farben gesehen, welches andeutet, daß er auch ein sehr kleines Bild gehabt und es verhältnißmäßig sehr weit von dem Auffallen aus dem Prisma aufgefangen, wie er denn auch das Weiße zwischen den beiden Rändern nicht bemerkt. Das Uebrige wissen wir nun aus der Lehre vom Trüben weit besser zu entwickeln.

Hierauf trägt er im vierten Kapitel noch verschiedene mathematische Propositionen vor, die ihm zu seiner Deduktion nöthig scheinen. Endlich gelangt er zu einem runden durchsichtigen Körper und zeigt erstlich, wie von demselben das auffallende Licht zurückgeworfen werde, und nun geht er seinem Ziele entgegen, indem er auf der dreizehnten und vierzehnten Seite umständlich anzeigt, was auf der innern hintern konkaven Fläche des runden durchsichtigen Körpers, welche wie ein Hohlspiegel wirkt, vorgehe. Er fügt eine Figur hinzu, welche, wenn man sie recht versteht, das Phänomen in seinem

Umfange und ſeiner Komplikation, wo nicht vollſtändig darſtellt, jedoch ſich demſelben weit mehr nähert als diejenigen einfacheren Figuren, welche Descartes theils aus ihm genommen theils nach ihm gebildet. Uebrigens wird ſich in der Folge zeigen, daß eben dasjenige, was auf dem Grunde des durchſichtigen Körpers vorgeht, mit Linearzeichnung keineswegs dargeſtellt werden kann. Bei der Figur des de Dominis tritt überdies noch ein ſonderbarer Fall ein, daß gerade dieſe ſehr komplizirte Hauptfigur, die wegen ihrer Wichtigkeit viermal im Buche vorkommt, durch die Ungeſchicklichkeit des Holzſchneiders in ihren Hauptpunkten undeutlich und wahrſcheinlich deshalb für die Nachfolger des Verfaſſers unbrauchbar geworden. Wir haben ſie nach ſeiner Beſchreibung wiederhergeſtellt und werden ſie unter unſern Tafeln beibringen, wie wir denn jetzt ſeine Erklärung derſelben, worin das Verdienſtliche ſeiner Beobachtung und Entdeckung ruht, überſetzt mittheilen.

„Jener ſphäriſche durchſichtige Körper, ſolid oder ausgefüllt, außerdem daß er von ſeiner erhöhten Oberfläche die Strahlen gedachtermaßen zurückwirft, bewirkt noch einen andern Widerſchein des Lichtes, der mit einiger Refraktion verbunden iſt; denn der Lichtſtrahl aus dem Mittelpunkte des leuchtenden Körpers b dringt unabgebrochen gerade bis nach v durchs Zentrum a, da er perpendikular iſt; die Strahlen aber bc und bd werden in c und d gebrochen, nach der Perpendikulare zu, und dringen gleichfalls nach dem Grunde g und weiter nach v; daſelbſt bringen ſie viel Licht zuſammen, vereint mit den inneren Strahlen br und bo, welche an den Punkten r und o gebrochen nach g gelangen, auf dem Hohlgrunde der Kugel a; welches auch die übrigen Strahlen thun, welche von b her auf die ganze erhöhte Fläche von c bis d fallen.

„Aber indeſſen dringen nicht nur die gebrochnen und um den Grund g verſammelten Strahlen zum Theil hindurch und vereinigen ſich in v, wo ſie Feuer anzünden können, ſondern ſie werden auch großentheils, gleichfalls mit verſtärktem Licht wegen ihrer Verſammlung, vom Grunde g zurückgeworfen, welcher Grund g dieſes vervielfältigte Licht, nach dem Geſetz der Widerſcheine aus einer Hohlkugel, auf mancherlei Weiſe zurückwirft. Wobei zu bedenken iſt, daß einige Abänderung ſtattfindet, weil die Zurückwerfung nach den eben erwähnten Brechungen geſchieht, und weil nicht allein die

auf die Kugel a aus dem Mittelpunkte des leuchtenden Körpers b fallenden Strahlen, sondern auch unzählige andre von dem großen und leuchtenden Körper, wie die Sonne ist, alle nämlich, die aus t und p, ingleichen von dem ganzen Umfange tqp hervortreten, zurückgeworfen werden. Welche Abweichung aber hier mit Demonstrationen zu beweisen nicht die Mühe lohnte.

„Genug, daß ich durch die deutlichsten Versuche gefunden habe, sowol in Schalen, welche mit Wasser gefüllt worden, als auch in Glaskugeln, gleichfalls gefüllt, welche ich zu diesem Endzwecke verfertigen lassen, daß aus dem Grunde e, welcher der Sonne gerade entgegenliehet, außer der Refraktion, welche nach v zu geschieht, eine doppelte Reflexion geschehe: einmal gleich gegen die Seite f und e im Zirkel, sodann aber gegen die Sonne, nächst gegen die Perpendikulare b a, nach dem vordern Theile h und i, gleichfalls im Zirkel, und nicht durch eine einzige untheilbare Linie, sondern durch mehrere nach allen Seiten hin mit einiger Breite (wie in der ersten Reflexion ef, gn, gm, in der andern aber gi, gk, gl), welche Breite theils entspringt aus den Brechungen, welche innerhalb der Kugel geschehen, wodurch mehrere Strahlen versammelt werden, zum Theil aus der großen Breite des leuchtenden Körpers pqt, wie wir kurz vorher gesagt."

Da wir uns genöthigt sehen, in der Folge dem Regenbogen einen besondern Aufsatz zu widmen, um zu zeigen, daß bei diesem Meteor nichts Anderes vorgehe als das, was wir in unserm Entwurf von den Farben, welche bei Gelegenheit der Refraktion entstehen, umständlich ausgeführt haben, so muß das bisher Mitgetheilte als Material zu jenem Behuf ruhen und liegen bleiben: nur bemerken wir, daß dasjenige, was im Tropfen vorgeht, keineswegs durch eine Linearzeichnung, welche nur Grundrisse und Durchschnitte geben kann, sondern durch eine perspektivische darzustellen ist, wie unser de Dominis zuletzt selbst andeutet in den Worten: „und nicht durch eine einzige untheilbare Linie, sondern durch mehrere nach allen Seiten hin mit einiger Breite". Wir geben nunmehr von seinem weitern Verfahren Rechenschaft.

Vom fünften Kapitel bis zum neunten einschließlich handelt er von den Fernröhren und dem, was sich darauf bezieht. Im zehnten von den vorzüglichsten Meinungen über den Regenbogen. Er trägt die Gesinnungen des Albertus

Magnus aus dessen drittem Buch der Meteore und dessen vierzehntem Kapitel, die des Cardanus aus dem vierten Buch De subtilitate, des Aristoteles aus den Meteoren vor. Alle nehmen an, daß die Farben aus einer Schwächung der Lichtstrahlen entstehen, welche nach jenen Beiden durch die Masse der Dünste, nach Letzterem durch mehr oder minder starke Reflexion der sich vom Perpendikel mehr oder weniger entfernenden Strahlen bewirkt werde. Vitellio hält sich nahe an den Aristoteles, wie auch Piccolomini.

Im elften Kapitel werden die vorgemeldeten Meinungen über die Farben bearbeitet und widerlegt. Im zwölften ausgeführt, woher die runde Gestalt des Regenbogens komme. Im dreizehnten der wahre Ursprung des Regenbogens völlig erklärt: es werden nämlich Tropfen erfordert und durch eine Figur gezeigt, wie das Sonnenlicht aus dem Grunde des Tropfens nach dem Auge reflektirt werde. Hierauf wendet er sich zu den Farben und erklärt sie nach seiner sechsten und siebenten Proposition im dritten Kapitel, die wir oben übersetzt haben, wonach die Farben in ihrer Lebhaftigkeit vom Rothen durchs Grüne bis zum Blauen abnehmen sollen. Hier wird sodann die Hauptfigur wiederholt und daraus, daß der Strahl e f nach der Reflexion durch eine geringere Glasmasse durchgehe als die Strahlen e m und g n, die Farbenabstufung derselben dargethan. Zur Ursache der Breite des Regenbogens giebt er jene Breite der farbigen Reflexion an, die er schon oben nach der Erfahrung dargelegt.

Das vierzehnte Kapitel beschäftigt sich mit dem äußern Regenbogen und mit Erzählung und Widerlegung verschiedener Meinungen darüber. Im funfzehnten Kapitel sodoch sucht er denselben zu erklären. Er gebraucht hiezu wieder die Hauptfigur, leitet den zweiten Regenbogen von den Strahlen g i, g k, g l ab und die verschiedene Farbung derselben von der mehr oder minder starken Reflexion. Man sieht also, daß er sich hier dem Aristoteles nähert wie bei Erklärung der Farben des ersten Regenbogens dem Albertus Magnus und dem Cardan.

Das sechzehnte Kapitel sammelt einige Korollarien aus dem schon Gesagten. Das siebzehnte trägt noch einige Fragen über den Regenbogen vor und beantwortet sie. Im achtzehnten wird abgehandelt, wie der Regenbogen mit den Höfen, Wettergallen und Nebensonnen übereintreffe und wie er von

ihnen verschieden sei. In diesen drei Kapiteln, den letzten der Abhandlung, steht noch manches Gute, das nachgesehen und genutzt zu werden verdient.

Franciscus Aguilonius.

Geb. 1567, gest. 1617.

Er war Jesuit zu Brüssel und gab 1613 seine Optik in Folio heraus zu Antwerpen. Ihr sollten noch die Dioptrik und Katoptrik folgen, welches durch seinen Tod, der 1617, als er funfzig Jahr alt war, erfolgte, verhindert wurde.

Man sieht seinem Werke die Ruhe des Klosters an, die bei einer Arbeit bis ins Einzelnste zu gehen erlaubt; man sieht die Bedächtlichkeit eines Lehrers, der nichts zurücklassen will. Daher ist das Werk ausführlich, umständlich, ja überflüssig durchgearbeitet. Betrachtet man es aber als einen Diskurs, als einen Vortrag, so ist es, besonders stellenweise, angenehm und unterhaltend und, weil es uns mit Klarheit und Genauigkeit in frühere Zeiten zurückführt, auf manche Weise belehrend.

Hier steht die Autorität noch in ihrer völligen Würde: die griechischen Urväter der Schulen, ihre Nachfolger und Kommentatoren, die neueren Lichter und Forscher, ihre Lehre, ihre Kontroversen, bei welchen ein oder der andre Theil durch Gründe begünstiget wird. Indessen kann man nicht leugnen, daß der Verfasser, indem er seinem Nachfolger nichts zu thun übrig lassen möchte, im Theoretischen sich bis ins Kleinliche und im Praktischen bis in die Künstelei verliert, wobei wir ihn jedoch immer als einen ernsten und tüchtigen Mann zu schätzen haben.

Was die Farbe und das damit zunächst Verwandte betrifft, so ist ihm das vom Plato sich herschreibende und von uns so oft urgirte Disgregiren und Kolligiren des Auges, jenes erste durch das Licht und das Weiße, dieses letztere durch Finsterniß und das Schwarze, wohl bekannt und merkwürdig, doch mehr im pathologischen Sinne, insofern das Helle das Auge blendet, das Finstere ihm auf eine negative Weise schadet. Der reine physiologische Sinn dieser Erscheinung mag ihm nicht aufgegangen sein, worüber wir uns

um ſo weniger wundern werden, als Hamberger ſolche der geſunden Natur gemäße, zum reinen Sehen unumgänglich nothwendige Bedingungen gleichfalls für krankhaft und für vitia fugitiva erklärt hat.

Das Weiße und Schwarze nun ſetzt er an die beiden Enden, dazwiſchen in eine Reihe Gelb, Roth und Blau, und hat alſo fünf Farben auf einer Linie, welches ein ganz hübſches Schema giebt, indem das Gelbe zunächſt an dem Weißen, das Blaue an dem Schwarzen und das Rothe in der Mitte ſteht, welche ſämmtlich mit einander durch Halbzirkel verbunden ſind, wodurch die Mittelfarben angedeutet werden.

Daß nach den verſchiedenen Erſcheinungsarten die Farben eingetheilt werden müſſen, kommt bei ihm auf eine entſchiedenere Weiſe als bisher zur Sprache. Er theilt ſie in wahre, apparente und intentionelle Farben. Da nun die intentionellen, wie wir nachher ſehen werden, keinen richtigen Eintheilungsgrund hinter ſich haben, die phyſiologiſchen aber fehlen, ſo quält er ſich ab, die verſchiedenen Erſcheinungsfälle unter dieſe Rubriken zu bringen.

Die wahren Farben werden den Eigenſchaften der Körper zugeſchrieben, die apparenten für unerklärlich, ja als ein göttliches Geheimniß angeſehen und doch gewiſſermaßen wieder als zufällig betrachtet. Er bedient ſich dabei eines ſehr artigen und unüberſetzlichen Ausdrucks: penduli in medio diaphano oberrant, ceu extemporaneas quaedam lucis affectiones.

Die Hauptfragen, wie ſie Ariſtoteles ſchon berührt, kommen zur Sprache, und gegen Plato wird polemiſirt. Was überhaupt hievon und ſonſt noch brauchbar iſt, haben wir am gehörigen Orte eingeſchaltet. Daß jede Farbe ihre eigene Wirkung aufs Geſicht habe, wird behauptet und ausgeführt, doch gleichfalls mehr pathologiſch als phyſiologiſch.

Intentionelle Farben.

Da wir der intentionellen Farben in unſerm Entwurf nicht beſonders gedacht haben und dieſer Ausdruck in den Schriftſtellern, vorzüglich auch in dem gegenwärtigen, vor-

kommt, so ist unsre Pflicht, wenigstens historisch, dieser Terminologie zu gedenken und anzuzeigen, wie sie mit den übrigen Lehren und Gesinnungen jener Zeit zusammenhängt. Man verzeihe uns, wenn wir der Deutlichkeit wegen etwas weit auszuholen scheinen.

Die Poesie hat in Absicht auf Gleichnißreden und uneigentlichen Ausdruck sehr große Vortheile vor allen übrigen Sprachweisen, denn sie kann sich eines jeden Bildes, eines jeden Verhältnisses nach ihrer Art und Bequemlichkeit bedienen. Sie vergleicht Geistiges mit Körperlichem, und umgekehrt, den Gedanken mit dem Blitz, den Blitz mit dem Gedanken, und dadurch wird das Wechselleben der Weltgegenstände am Besten ausgedrückt. Die Philosophie auf ihren höchsten Punkten bedarf auch uneigentlicher Ausdrücke und Gleichnißreden, wie die von uns oft erwähnte, getadelte und in Schutz genommene Symbolik bezeugt.

Nur leiden die philosophischen Schulen, wie uns die Geschichte belehrt, meistentheils daran, daß sie nach Art und Weise ihrer Stifter und Hauptlehrer meist nur einseitige Symbole brauchen, um das Ganze auszudrücken und zu beherrschen, und besonders die Einen durchaus das Körperliche durch geistige Symbole, die Andern das Geistige durch körperliche Symbole bezeichnen wollen. Auf diese Weise werden die Gegenstände niemals durchdrungen; es entsteht vielmehr eine Entzweiung in dem, was vorgestellt und bezeichnet werden soll, und also auch eine Diskrepanz in Denen, die davon handeln, woraus alsbald ein Widerwille auf beiden Seiten entspringt und ein Parteisinn sich befestigt.

Wenn man von intentionellen Farben spricht, so ist es eigentlich eine Gleichnißrede, daß man den Farben wegen ihrer Zartheit und Wirkung eine geistige Natur zuschreibt, ihnen einen Willen, eine Absicht unterlegt.

Wer dieses fassen mag, der wird diese Vorstellungsart anmuthig und geistreich finden und sich daran wie etwa an einem poetischen Gleichnisse ergetzen. Doch wir müssen diese Denkart, diesen Ausdruck bis zu ihrer Quelle verfolgen.

Man erinnere sich, was wir oben von der Lehre des Roger Baco mitgetheilt, die wir bei ihm aufgegriffen haben, weil sie uns da zunächst im Wege lag, ob sie sich gleich von weit früheren Zeiten herschreibt, daß sich nämlich jede Tugend, jede Kraft, jede Tüchtigkeit, Alles, dem man ein Wesen, ein

Daſein zuſchreiben kann, ins Unendliche vervielfältigt, und zwar dadurch, daß immerfort Gleichbilder, Gleichniſſe, Abbildungen als zweite Selbſtheiten von ihm ausgehen, dergeſtalt daß dieſe Abbilder ſich wieder darſtellen, wirkſam werden, und indem ſie immer fort und fort reflektiren, dieſe Welt der Erſcheinungen ausmachen. Nun liegt zwiſchen der wirkenden Tugend und zwiſchen dem gewirkten Abbild ein Drittes in der Mitte, das aus der Wirklichkeit des Erſten und aus der Möglichkeit des Zweiten zuſammengeſetzt ſcheint. Für dieſes Dritte, was zugleich iſt und nicht iſt, was zugleich wirkt und unwirkſam bleiben kann, was zugleich das allerhöchſte Schaffende und in demſelben Augenblicke ein vollkommenes Nichts iſt, hat man kein ſchicklicheres Gleichniß finden können als das menſchliche Wollen, welches alle jene Widerſprüche in ſich vereinigt. Und ſo hat man auch den wirkſamen Naturgegenſtänden, beſonders denjenigen, die uns als thätige Bilder zu erſcheinen pflegen, dem Lichte ſowie dem Erleuchteten, welche beide nach allen Orten hin ſich zu äußern beſtimmt ſind, ein Wollen, eine Intention gegeben und daher das Abbild (species), inſofern es noch nicht zur Erſcheinung kommt, intentionell genannt, indem es wie das menſchliche Wollen eine Realität, eine Nothwendigkeit, eine ungeheure Tugend und Wirkſamkeit mit ſich führt, ohne daß man noch etwas davon gewahr würde. Vielleicht ſind ein paar ſinnliche Beiſpiele nicht überflüſſig.

Es befinde ſich eine Perſon in einem großen, von rohen Mauern umgrenzten Saal, ihre Geſtalt hat die Intention oder, wie wir uns in unſerm Entwurfe mit einem gleichfalls ſittlichen Gleichniß ausgedrückt haben, das Recht, ſich an allen Wänden abzuſpiegeln: allein die Bedingung der Glätte fehlt. Denn das iſt der Unterſchied der urſprünglichen Tugenden von den abgebildeten, daß jene unbedingt wirken, dieſe aber Bedingniſſen unterworfen ſind. Man gebe hier die Bedingung der Glätte zu, man polire die Wand mit Gipsmörtel oder behänge ſie mit Spiegeln, und die Geſtalt der Perſönlichkeit wird ins Tauſendfältige vermehrt erſcheinen.

Man gebe nun dieſer Perſönlichkeit etwa noch einen eitlen Sinn, ein leidenſchaftliches Verlangen, ſich abgeſpiegelt zurückkehren zu ſehen, ſo würde man mit einem heiteren Gleichniſſe die intentionellen Bilder auch eitle Bilder nennen können.

Noch ein andres Beispiel gebe endlich der Sache völlig den Ausschlag. Man mache sich auf den Weg zu irgend einem Ziele, es stehe uns nun vor den Augen oder blos vor den Gedanken, so ist zwischen dem Ziel und dem Vorsatz etwas, das beide enthält, nämlich die That, das Fortschreiten.

Dieses Fortschreiten ist so gut als das Ziel; denn dieses wird gewiß erreicht, wenn der Entschluß fest und die Bedingungen zulänglich sind; und doch kann man dieses Fortschreiten immer nur intentionell nennen, weil der Wanderer noch immer so gut vor dem letzten Schritt als vor dem ersten paralysirt werden kann.

Intentionelle Farben, intentionelle Mischungen derselben sind also solche, die innerhalb des Durchsichtigen der Bedingung, sich zu manifestiren, entbehren. Die Bedingung aber, worunter jede Farbe nur erscheinen kann, ist eine doppelte; sie muß entweder ein Helles vor sich und ein Dunkles hinter sich oder ein Dunkles vor sich und ein Helles hinter sich haben, wie von uns anderwärts umständlich ausgeführt worden. Doch stehe hier noch ein Beispiel, um dem Gesagten die möglichste Deutlichkeit zu geben.

Das Sonnenlicht falle in ein reines Zimmer zu den offnen Fenstern herein, und man wird in der Luft, in dem Durchsichtigen, den Weg des Lichtes nicht bemerken; man errege Staub, und sogleich ist der Weg, den es nimmt, bezeichnet. Dasselbe gilt von den apparenten Farben, welche ein so gewaltsames Licht hinter sich haben. Das prismatische Bild wird sich auf seinem Wege vom Fenster bis zur Tafel kaum auszeichnen; man errege Staub und besonders von weißem Puder, so wird man es vom Austritt aus dem Prisma bis zur Tafel begleiten können; denn die Intention, sich abzubilden, wird jeden Augenblick erfüllt, ebenso als wenn ich einer Kolonne Soldaten entgegen- und alsdann gerade durch sie hindurchginge, wo mit jedem Manne der Zweck, das Regiment zu erreichen, erfüllt und, wenn wir so sagen dürfen, ricochettirt wird. Und so schließen wir mit einem sinnlichen Gleichniß, nachdem wir etwas, das nicht in die Sinne fallen kann, durch eine übersinnliche Gleichnißrede begreiflich zu machen gesucht haben.

Wie man nun zu sagen pflegt, daß jedes Gleichniß hinke, welches eigentlich nur so viel heißen will, daß es nicht identisch mit dem Verglichenen zusammenfalle, so muß ebendieses

Diese ganz moderne Narrheit
Magst Du mir nach Schiras bringen!
Soll ich wol, in seiner Starrheit,
Hölzchen quer auf Hölzchen singen?

Abraham, den Herrn der Sterne
Hat er sich zum Ahn erlesen;
Moses ist, in wüster Ferne,
Durch den Einen groß gewesen.

David auch durch viel Gebrechen,
Ja Verbrechen durchgewandelt,
Wußte doch sich loszusprechen:
Einem hab' ich recht gehandelt.

Jesus fühlte rein und dachte
Nur den einen Gott im Stillen;
Wer ihn selbst zum Gotte machte,
Kränkte seinen heil'gen Willen.

Und so muß das Rechte scheinen,
Was auch Mahomet gelungen;
Nur durch den Begriff des Einen
Hat er alle Welt bezwungen.

---

metaner Chosru fand ihr Gegenstück in der Glaubensverschiedenheit zwischen Hatem und Suleika, da Letztere katholisch war. Bekannt ist zudem Goethe's Abneigung gegen die Bloßstellung der Leiden Christi in den Kruzifixen katholischer Länder. Diese Abneigung spricht das Gedicht aus, zugleich aber die Ueberwindung der Abneigung aus Liebe zur Trägerin des Kruzifixes. — Strophe 1. Suleika trägt das Kreuz an einer ihr vom Dichter geschenkten Perlenschnur; er nennt es Abraxas (Str. 2), nach der oben I. 3 gegebenen Erklärung dieses Worts. — Strophe 4 bis 7 wird der Monotheismus in seinen Propheten Abraham, der nach der Sunna (510) in seinem Leben nur drei Lügen beging, Moses, David, Jesus und Mahomet gefeiert. — In wüster Ferne (Strophe 4), auf dem Zug durch die Wüste. — Strophe 5. Statt Verbrechen stand ursprünglich durch Laster (1. Kön. 15, 5). — Strophe 6, nach dem Arianischen Glaubensbekenntniß und nach der mahometanischen Auffassung, welche überhaupt Christi Opfertod am Kreuze bestreitet (Chardin, 10. 27). Mahomet sagte selbst (Sunna, 545): „Ich kenne keine häßlichere Abgötterei, als daß ein Weib Jesus als ihren Herrn anerkennt, ihn, der nichts als ein Diener unter den Dienern Gottes war."

In Strophe 9 und 10 ist in dem Sinne auf Salomo's Abgötterei hingewiesen, daß diese Abgötterei derjenigen gleichkam, als die göttliche Verehrung eines „solchen Jammerbildes" oder, wie es ursprünglich hieß, „Miselthäterbildes." Im 1. Buch der Könige, Kap. 11, ist Salomo als Götzendiener geschildert. Auch ließ er sich von der Königin

ſogleich bemerkt werden, wenn man ein Gleichniß zu lange und zu umſtändlich durchführt, da die Unähnlichkeiten, welche durch den Glanz des Witzes verborgen wurden, nach und nach in einer traurigen, ja ſogar abgeſchmackten Realität zum Vorſchein kommen. So ergeht es daher den Philoſophen oft auf dieſe Weiſe, die nicht bemerken, daß ſie mit einer Gleichnißrede anfangen und im Durch- und Ausführen derſelben immer mehr ins Hinken gerathen. So ging es auch mit den intentionellen Bildern (speciebus); anſtatt daß man zufrieden geweſen wäre, durch ein geiſtiges Gleichniß dieſe unfaßlichen Weſen aus dem Reiche der Sinnlichkeit in ein geiſtigeres herübergeſpielt zu haben, ſo wollte man ſie auf ihrem Wege haſchen; ſie ſollten ſein oder nicht ſein, je nachdem man ſich zu einer oder der andern Vorſtellung geneigt fühlte, und der durch eine geiſtreiche Termineloge ſchon geſchlichtete Streit ging wieder von vorn an. Diejenigen, welche realer geſinnt waren, worunter auch Aquilonius gehört, behaupteten, die Farben der Körper ſeien ruhig, wonig, träge; das Licht rege ſie an, entreiße ſie dem Körper, führe ſie mit ſich fort und ſtreue ſie umher, und ſo war man wieder bei der Erklärungsart des Epikur, die Lukrez ſo anmuthig ausdrückt:

Häufig bemerket man das an den röthlichen, blauen und gelben
Teppichen, welche geſpannt hoch über das weite Theater
Wogend ſchweben, allda verbreitet an Maſten und Balken.
Denn der Verſammlung unteren Raum, den ſämmtlichen
Schauplatz,
Sitze der Väter und Mütter, der Götter erhabene Bilder
Tünchen ſie an, ſie zwingend, in ihrem Gefärbe zu ſchwanken.
Und [illegible]anger umher des Theaters Wände verſchließen,
Dann [illegible]ht fröhlicher noch vom ergoſſenen Reize der Umfang,
Wenn genauer zuſammengefaßt der Schimmer des Tags iſt.
Laſſen die Tücher demnach von der oberſten Fläche die
Schminke
Fahren, wie ſollte denn nicht ein zartes Gebilde der Dinge
Jedes entlaſſen, da, ähnlicher Art, ſie jedes vom Rand ſchießt?

Renatus Carteſius.

Geb. 1596, geſt. 1650.

Das Leben dieſes vorzüglichen Mannes wie auch ſeine Lehre wird kaum begreiflich, wenn man ſich ihn nicht immer zugleich als franzöſiſchen Edelmann denkt. Die Vortheile ſeiner Geburt kommen ihm von Jugend auf zu Statten, ſelbſt in den Schulen, wo er den erſten guten Unterricht im Lateiniſchen, Griechiſchen und in der Mathematik erhält. Wie er ins Leben tritt, zeigt ſich die Facilität in mathematiſchen Kombinationen bei ihm theoretiſch und wiſſenſchaftlich, wie ſie ſich bei Andern im Spielgeiſt äußert.

Als Hof-, Welt- und Kriegsmann bildet er ſeinen geſelligen, ſittlichen Charakter aufs Höchſte aus. In Abſicht auf Betragen erinnere man ſich, daß er Zeitgenoſſe, Freund und Korreſpondent des hyperboliſch-komplimentöſen Balzac war, den er in Briefen und Antworten auf eine geiſtreiche Weiſe gleichſam parodirt. Außerordentlich zart behandelt er ſeine Mitlebenden, Freunde, Studiengenoſſen, ja ſogar ſeine Gegner. Reizbar und voll Ehrgefühl, entweicht er allen Gelegenheiten, ſich zu kompromittiren; er verharrt im hergebrachten Schicklichen und weiß zugleich ſeine Eigenthümlichkeit auszubilden, zu erhalten und durchzuführen. Daher ſeine Ergebenheit unter die Ausſprüche der Kirche, ſein Zaudern, als Schriftſteller hervorzutreten, ſeine Aengſtlichkeit bei den Schickſalen Galilei's, ſein Suchen der Einſamkeit und zugleich ſeine ununterbrochne Geſelligkeit durch Briefe.

Seine Avantagen als Edelmann nutzt er in jüngern und mittlern Jahren; er beſucht alle Hof-, Staats-, Kirchen- und Kriegsfeſte; eine Vermählung, eine Krönung, ein Jubiläum, eine Belagerung kann ihn zu einer weiten Reiſe bewegen; er ſcheut weder Mühe noch Aufwand noch Gefahr, um nur Alles mit Augen zu ſehen, um mit Seinesgleichen, die ſich jedoch in ganz anderm Sinne in der Welt herumtummeln, an den merkwürdigſten Ereigniſſen ſeiner Zeit ehrenvoll Theil zu nehmen.

Wie man nun dieſes Aufſuchen einer unendlichen Empirie an ihm Peruſianiſch nennen konnte, ſo zeigt ſich an dem ſtets wiederholten Verſuch der Rückkehr in ſich ſelbſt, in der Ausbildung ſeiner Originalität und Produktionskraft ein glück-

liches Gegengewicht. Er wird müde, mathematiſche Probleme aufzugeben und aufzulöſen, weil er ſieht, daß dabei nichts herauskommt; er wendet ſich gegen die Natur und giebt ſich im Einzelnen viele Mühe; doch mochte ihm als Naturforſcher Manches entgegenſtehen. Er ſcheint nicht ruhig und liebevoll an den Gegenſtänden zu verweilen, um ihnen etwas abzugewinnen; er greift ſie als auflösbare Probleme mit einiger Haſt an und kommt meiſtentheils von der Seite des komplizirteſten Phänomens in die Sache.

Dann ſcheint es ihm auch an Einbildungskraft und an Erhebung zu fehlen. Er findet keine geiſtigen, lebendigen Symbole, um ſich und Andern ſchwer auszuſprechende Erſcheinungen anzunähern. Er bedient ſich, um das Unfaßliche, ja das Unbegreifliche zu erklären, der krudeſten ſinnlichen Gleichniſſe. So ſind ſeine verſchiedenen Materien, ſeine Wirbel, ſeine Schrauben, Haken und Zacken niederziehend für den Geiſt, und wenn dergleichen Vorſtellungsarten mit Beifall aufgenommen wurden, ſo zeigt ſich daraus, daß eben das Rohere, Ungeſchicktere der Menge das Gemäßere bleibt.

In dieſer Art iſt denn auch ſeine Lehre von den Farben. Das Mittlere ſeiner Elemente beſteht aus Lichtkügelchen, deren direkte gemeſſene Bewegung nach einer gewiſſen Geſchwindigkeit wirkt. Bewegen ſich die Kügelchen rotirend, aber nicht geſchwinder als die gradlinigen, ſo entſteht die Empfindung von Gelb. Eine ſchnellere Bewegung derſelben bringt Roth hervor und eine langſamere als die der gradlinigen Blau. Schon früher hatte man der mehrern Stärke des Stoßes aufs Auge die Verſchiedenheit der Farben zugeſchrieben.

Carteſius' Verdienſte um den Regenbogen ſind nicht zu leugnen. Aber auch hier wie in andern Fällen iſt er gegen ſeine Vorgänger nicht dankbar. Er will nun ein- für allemal ganz original ſein; er lehnt nicht allein die läſtige Autorität ab, ſondern auch die förderliche. Solche Geiſter, ohne es beinahe ſelbſt gewahr zu werden, verleugnen, was ſie von ihren Vorgängern gelernt und was ſie von ihren Mitlebenden genutzt. So verſchweigt er den Antonius de Dominis, der zuerſt die Glaskugel angewendet, um die ganze Erſcheinung des Regenbogens innerhalb des Tropfens zu beſchränken, auch den innern Regenbogen ſehr gut erklärt hat.

Descartes hingegen hat ein bedeutendes Verdienſt um den äußern Regenbogen. Es gehörte ſchon Aufmerkſamkeit

dazu, die zweite Reflexion zu bemerken, wodurch er hervorgebracht wird, so wie sein mathematisches Talent dazu nöthig war, um die Winkel zu berichtigen, unter denen das Phänomen ins Auge kommt.

Die Linearzeichnungen jedoch, welche er, um den Vorgang deutlich zu machen, ausfindt, stellen keineswegs die Sache dar, sondern deuten sie nur an. Diese Figuren sind ein abstraktes, kompendiöses Sapienti sat, belehren aber nicht über das Phänomen, indem sie die Erscheinung auf einfache Strahlen zurückführen, da doch eigentlich Sonnenbilder im Grunde des Tropfens verengt, zusammengeführt und über einander verschränkt werden. Und so konnten diese Cartesischen, einzelne Strahlen vorstellenden Linien der Newtonischen Erklärung des Regenbogens günstig zum Grunde liegen.

Der Regenbogen als anerkannter Refraktionsfall führt ihn zu den prismatischen einfacheren Versuchen. Er hat ein Prisma von 30 bis 40 Graden, legt es auf ein durchlöchert Holz und läßt die Sonne hindurchscheinen; das ganze kolorirte Spektrum erblickt er bei kleiner Oeffnung; weil aber sein Prisma von wenig Graden ist, so kann er leicht, bei vergrößerter Oeffnung, den weißen Raum in der Mitte bemerken.

Hierdurch gelangt er zu der Haupteinsicht, daß eine Beschränkung nöthig sei, um die prismatischen Farben hervorzubringen. Zugleich sieht er ein, daß weder die Ründe der Kugel noch die Reflexion zur Hervorbringung der Farbenerscheinung beitrage, weil beides beim Prisma nicht stattfindet und die Farbe doch mächtig erscheint. Nun sucht er auch im Regenbogen jene nöthige Beschränkung und glaubt sie in der Grenze der Kugel, in dem dahinter ruhenden Dunkel anzutreffen, wo sie denn freilich, wie wir künftig zeigen werden, nicht zu suchen ist.

Athanasius Kircher.

Geb. 1601 gest. 1680.

Er giebt in dem Jahre 1646 sein Werk Ars magna lucis et umbrae heraus. Der Titel sowie das Motto: Sicut tenebrae ejus ita lumen ejus verkündigen die glückliche Hauptmaxime des Buches. Zum ersten Mal wird deutlich

und umſtändlich ausgeführt, daß Licht, Schatten und Farbe als die Elemente des Sehens zu betrachten, wie denn auch die Farben als Ausgeburten jener beiden erſten dargeſtellt ſind.

Nachdem er Licht und Schatten im Allgemeinen behandelt, gelangt er im dritten Theile des erſten Buches an die Farbe, deſſen Vorrede wir überſetzt einſchalten.

Vorrede.

„Es iſt gewiß, daß in dem Umfange unſeres Erdkreiſes kein dergeſtalt durchſichtiger Körper ſich befinde, der nicht einige Dunkelheit mit ſich führe. Daraus folgt, daß, wenn kein dunkler Körper in der Welt wäre, weder eine Rückſtrahlung des Lichtes noch in den verſchiedenen Mitteln eine Brechung deſſelben und auch keine Farbe ſichtbar ſein würde als jene erſte, die zugleich im Lichte mit geſchaffen iſt. Hebt man aber die Farbe auf, ſo wird zugleich alles Sehen aufgehoben, da alles Sichtbare nur vermöge der gefärbten Oberfläche geſehen wird; ja, der leuchtende Körper der Sonne könnte nicht einmal geſehen werden, wenn er nicht dunkel wäre, dergeſtalt daß er unſerem Sehen widerſtünde; woraus unwiderſprechlich folgt, daß kein Licht ohne Schatten und kein Schatten ohne Licht auf irgend eine Weiſe ſein könne. Ja, der ganze Schmuck der Welt iſt aus Licht und Schatten dergeſtalt bereitet, daß, wenn man eins von beiden wegnähme, die Welt nicht mehr Kosmos heißen, noch die verwundernswürdige Schönheit der Natur auf irgend eine Weiſe dem Geſicht ſich darſtellen könnte. Denn Alles, was ſichtlich in der Welt iſt, iſt es nur durch ein ſchattiges Licht oder einen lichten Schatten. Da alſo die Farbe die Eigenſchaft eines dunklen Körpers iſt oder, wie Einige ſagen, ein beſchattetes Licht, des Lichts und des Schattens ächte Ausgeburt, ſo haben wir hier davon zu handeln, auf daß die größte Zierde der irdiſchen Welt, und wie viel Wunderſames dadurch bewirkt werden kann, dem Leſer bekannt werde."

Erſtes Kapitel. Unſer Verfaſſer möchte, um ſich ſogleich ein recht methodiſches Anſehen zu geben, eine Definition vorausſchicken und wird nicht gewahr, daß man eigentlich ein Werk ſchreiben muß, um zur Definition zu kommen. Auch iſt hier weiter nichts geleiſtet, als daß dasjenige angeführt und wiederholt wird, wie die Griechen ſich über dieſen Gegenſtand auszudrücken pflegten.

Zweites Kapitel. Von der vielfachen Mannichfaltigkeit der Farben. Er hält ſich hiebei an das Schema des Aquilonius, das er mit einiger Veränderung benutzt. Er behauptet, alle Farben ſeien wahr, worin er in gewiſſem Sinne Recht hat, will von den andern Eintheilungen nichts wiſſen, worin er didaktiſch Unrecht hat. Genug, er gründet ſich darauf, daß jede Farbe, ſie möge an Körpern oder ſonſt erſcheinen, eine wahre, entſchiedene Urſache hinter ſich habe.

Drittes Kapitel. Chromatismus der Luft. Er handelt von den Farben des Himmels und des Meeres und bringt verſchiedene ältere Meinungen über die Bläue der Luft vor. Wir überſetzen die Stelle, welche ſeine eigenen Gedanken enthält, um den Leſer urtheilen zu laſſen, wie nahe er an der ächten Erklärungsart geweſen. Denn er fühlt die Bedeutſamkeit des nicht völlig Durchſichtigen, wodurch wir ja zunächſt auf die Trübe hingeleitet werden.

Warum der Himmel blau erſcheint.

„Zuvörderſt muß man wiſſen, daß unſer Geſicht nichts ſehen könne, als was eine Farbe hat. Weil aber das Geſicht nicht immer auf dunkle Körper oder Körper von gefärbter Oberfläche gerichtet iſt, ſondern auch ſich in den unendlichen Luftraum und in die himmliſchen durchſichtigen Fernen, welche keine Düſternheit haben, verliert, wie wenn wir den heiteren Himmel und entfernte hohe Gebirgsgipfel betrachten, ſo war, damit eine ſolche Handlung nicht ihres Zweckes beraubt werde und ſich im Grenzenloſen verliere, die Natur ſchuldig, jenem durchſichtigen unendlichen Mittel eine gewiſſe Farbe zu verleihen, auf daß der Blick eine Grenze fände, nicht aber in Finſterniß und Nichts ausliefe. Eine ſolche Farbe nun konnte weder Weiß, Gelb noch Roth ſein, indem dieſe, als dem Licht benachbart und verwandt, einen unterliegenden Gegenſtand verlangen, um geſehen werden zu können. Denn was nahe iſt, vergleicht ſich dem Lichte und das Fernſte der Finſterniß. Deswegen auch helle Farben, wenn man ſie in einem beſtimmten Raum gewahr wird, deſto mehr zum Schatten und zur Finſterniß ſich neigen, je mehr ſie ſich vom Lichte oder der Sehkraft entfernen. Der Blick jedoch, der in jene unendliche ätheriſche Räume dringt, ſollte zuletzt begrenzt werden und war ſowol wegen der unendlichen Ferne als wegen der unendlichen Vermannichfaltigung der Luftſichten nur durch Finſterniß zu begrenzen, eine ſchwarze Farbe aber wollte ſich weder

für die Augen noch für die Welt ſchicken: deswegen berieth ſich die Natur aufs Beſte, und zwiſchen den lichten Farben, dem Weißen, Gelben und Rothen, und dem eigentlich Finſtern fand ſich eine Mittelfarbe, nämlich die blaue, die aus einer ungleichen Miſchung des Lichtes und der Finſternis beſtand. Durch dieſe nun, wie durch einen höchſt angenehmen Schatten, ſollte der Blick beatenzt ſein, daß er vom Hellen nicht ſo ſehr zerſtreut, vom Finſtern nicht zu ſehr zuſammengezogen oder von dem Rothen entzündet würde, und ſo ſtellte die Natur das Blaue dazwiſchen, zunächſt an der Finſternis, ſo daß das Auge, ohne verletzt zu werden die erfreulichen Himmelsräume durch ihre Vorſehung mit Vergnügen und Bewunderung betrachten kann."

Die Naivetät, womit Kircher um die Sache herumgeht, iſt merkwürdig genug. Man könnte ſie komiſch nennen, wenn man nicht dabei ein treues Beſtreben wahrnähme. Und iſt er es doch nicht allein, ſind doch bis auf den heutigen Tag noch Menſchen, denen die Vorſtellungsart der Urſachen gefällt, weil ſie wirklich etwas Geiſtiges hat und die eine Art von Anthropomorphism angeſehen werden kann. Dem Aufmerkſameren freilich wird nicht entgehen, daß man der Natur nichts abgewinnen kann, wenn man ihr, die blos nothwendig handelt, einen Vorſatz unterſchiebt und ihren Reſultaten ein zweckmäßiges Anſehen verleihen möchte.

Viertes Kapitel. Chromatismus der Brechung. Die Farben des Prismas erklärt er wie Antonius de Dominis dadurch, daß die hellſten Farben beim Durchgang durch die ſchwächſte Seite des Glaſes, die dunkelſten beim Durchgang durch die ſtärkſten Seiten des Glaſes entſtehen.

Die Erfahrung mit dem nephritiſchen Holze trägt er weitläuftig vor.

Fünftes Kapitel. Chromatismus der Metalle, Gefärbtheit durchſichtiger Steine, der Salze, der Metallkalke.

Sechstes Kapitel. Chromatismus der Pflanzen. Beſonders wird gefragt, wie man Pflanzen färben könne.

Siebentes Kapitel. Chromatismus der Thiere. Er bringt zur Sprache, warum Pferde nicht grün und blau ſein können; warum die vierfüßigen Thiere nicht goldfarben ausſehen, warum hingegen die Vögel und Inſekten alle Arten von Farben annehmen. Auf welche Fragen durchaus er, wie man wol erwarten kann, keine befriedigende Antwort giebt. Von den Farben des Chamäleons werden eigene Erfahrungen beigebracht.

Achtes Kapitel. Vom Urtheil nach Farben, und zwar zuerst von den Farben des Himmels, der Wolken; Beurtheilung der Steine, Pflanzen und Thiere nach den Farben. Hiezu werden Regeln gegeben. Beurtheilung der Menschen, ihre Komplexion und sonstige Eigenschaften betreffend, nach den verschiedenen Farben der Haut, der Augen, der Haare. Der Farben des Urins wird gedacht, wobei zu bemerken ist, daß bei Gelegenheit des Urins die Farben schon früher zur Sprache gekommen und, wenn wir nicht irren, ein Büchlein De Urinis der Abhandlung des Theophrast über die Farben bei einer früheren Edition hinzugefügt ist.

Kircher hat bei dem Vielen, was er unternommen und geliefert, in der Geschichte der Wissenschaften doch einen sehr zweideutigen Ruf. Es ist hier der Ort nicht, seine Apologie zu übernehmen; aber so viel ist gewiß: die Naturwissenschaft kommt uns durch ihn fröhlicher und heiterer entgegen als bei keinem seiner Vorgänger. Sie ist aus der Studirstube, vom Katheder in ein bequemes, wohlausgestattetes Kloster gebracht, unter Geistliche, die mit aller Welt in Verbindung stehen, auf alle Welt wirken, die Menschen belehren, aber auch unterhalten und ergetzen wollen.

Wenn Kircher auch wenig Probleme auflöst, so bringt er sie doch zur Sprache und betastet sie auf seine Weise. Er hat eine leichte Fassungskraft, Bequemlichkeit und Heiterkeit in der Mittheilung, und wenn er sich aus gewissen technischen Späßen, Perspektiv- und Sonnenuhrzeichnungen gar nicht loswinden kann, so steht die Bemerkung hier am Platze, daß, wie jenes im vorigen Jahrhundert bemerkliche höhere Streben nachläßt, wie man mit den Eigenschaften der Natur bekannter wird, wie die Technik zunimmt, man nun das Ende von Spielereien und Künsteleien gar nicht finden, sich durch Wiederholung und mannichfaltige Anwendung ebendesselben Erscheinung, ebendesselben Gesetzes niemals ersättigen kann; wodurch zwar die Kenntniß verbreitet, die Ausübung erleichtert, Wissen und Thun aber zuletzt geistlos wird. Witz und Klugheit arbeiten indessen jenen Forderungen des Wunderbaren entgegen und machen die Taschenspielerei vollkommner.

Es ist für uns nicht von geringer Bedeutung, wenn wir erfahren, daß bildende Künstler diejenige Lehre, die wir zu

verbreiten ſuchen, gleichfalls anerkannt und in ihren Nutzen zu verwenden gewußt haben. Wir beſitzen ein Bildniß von Nikolaus Pouſſin, nach ſeinem Ableben geſtochen von A. Clouet; er hält ein Buch im Arm, auf deſſen Rücken oder Schnitt geſchrieben ſteht: De Lum. et Umbr. Dies kann kein anderes ſein als Pater Kircher's Werk, welches 1646 herauskam.

Pouſſin lebte von 1594 bis 1665; wie werth muß ihm, einem gebornen und höchſt gebildeten Künſtler, ein ſolches Buch im funfzigſten Jahre geworden ſein! Wahrſcheinlich hatte er mit dem Verfaſſer ſchon früher ein perſönliches Verhältniß und dieſe Lehre ſo lieb gewonnen, daß er ſie hier an die Bruſt drückt. Beide hatten in Rom lange Jahre neben einander und wahrſcheinlich mit einander zugebracht.

Wir wollen hier noch zum Schluſſe des Pater Bonacurſius gedenken, der mit Kircher'n auf die Dauer des Bildeindrucks im Auge aufmerkſam ward. Zufälligerweiſe war es das Fenſterkreuz, das ſie von jener merkwürdigen phyſiologiſchen Erſcheinung belehrte, und es iſt ihnen als Geiſtlichen nicht zu verargen, daß ſie zuerſt der Heiligkeit dieſer mathematiſchen Figur eine ſolche Wunderwirkung zuſchrieben. Uebrigens iſt dies einer von den wenigen Fällen wo eine Art von Aberglaube ſich zur Betrachtung der Farbenerſcheinung geſellt hat.

Marcus Marci.

Geb. 1595. geſt. 1667.

Die großen Wirkungen, welche Kepler und Tycho de Brahe in Verbindung mit Galilei im ſüdlichen Deutſchland hervorgebracht, konnten nicht ohne Folge bleiben, und es läßt ſich bemerken, daß in den kaiſerlichen Staaten ſowol bei einzelnen Menſchen als ganzen Geſellſchaften dieſer erſte kräftige Anſtoß immer fortwirkt.

Marcus Marci, etliche und zwanzig Jahre jünger als Kepler, ob er ſich gleich vorzüglich auf Sprachen gelegt hatte, ſcheint auch durch jenen mathematiſch-aſtronomiſchen Geiſt angeregt worden zu ſein. Er war zu Landskron geboren und zuletzt Profeſſor in Prag. Bei allen ſeinen Verdienſten, die

von seinen gleichzeitigen Landsleuten höchlich geschätzt wurden, fehlte es ihm doch eigentlich, so viel wir ihn beurtheilen können, an Klarheit und durchdringendem Sinn. Sein Werk, das uns hier besonders angeht: Thaumantias, Liber de arcu coelesti deque colorum apparentium natura, ortu et causis, zeugt von dem Ernst, Fleiß und Beharrlichkeit des Verfassers; aber es hat im Ganzen etwas Trübseliges. Er ist mit den Alten noch im Streit, mit den Neuern nicht einig und kann die Angelegenheit, mit der er sich eigentlich beschäftigt, nicht in die Enge bringen, welches freilich eine schwere Aufgabe ist, da sie nach allen Seiten hindeutet.

Einsicht in die Natur kann man ihm nicht absprechen; er kennt die prismatischen Versuche sehr genau; die dabei vorkommende farblose Refraktion, die Färbung sowol in objektiven als subjektiven Fällen hat er vollständig durchgearbeitet; es mangelt ihm aber an Sonderungsgabe und Ordnungsgeist. Sein Vortrag ist unbequem, und wenn man auch begreift, wie er auf seinem Weg zum Zweck zu gelangen glaubte, so ist es doch ängstlich, ihm zu folgen.

Bald stellt er fremde Sätze auf, mit denen er streitet, bald seine eigenen, denen er gleichfalls opponirt, sodann aber sie wieder rechtfertigt, dergestalt daß nichts auseinandertritt, vielmehr Eins über das Andre hingeschoben wird.

Die prismatischen Farben entstehen ihm aus einer Kondensation des Lichts; er streitet gegen Die, welche den Schatten zu einer nothwendigen Bedingung dieser Erscheinung machen, und muß doch bei subjektiven Versuchen sepimenta und interstitia umbrosa verlangen und hinzufügen: cujus ratio est, quod species lucis aut color se mediam infert inter umbrosa intervalla. Auch ist zu bemerken, daß wir bei ihm schon eine diverse Refraktion finden.

So wie in Methode und Vortrag, also auch in Sprache und Stil ist er Kepler'n entgegengesetzt. Wenn man bei Diesem mit Lust Materien abgehandelt sieht, die man nicht kennt, und ihn zu verstehen glaubt, so wird bei Jenem dasjenige, was man sehr gut versteht, wovon wir die genaueste Kenntniß haben, durch eine dürre Behandlung verworren, trüb, ja, man darf sagen, auslöschlich. Um sich hiervon zu überzeugen, lese Derjenige, dem die subjektiven prismatischen Versuche vollkommen bekannt sind, die Art, wie der Verfasser das Phänomen erklärt, S. 177.

Wenn Du aber dennoch Huld'gung
Dieſem leid'gen Ding verlangeſt;
Diene mir es zur Entſchuld'gung,
Daß Du nicht alleine prangeſt. —

Doch allein! — Da viele Frauen
Salomonis ihn verkehrten,
Götter betend anzuſchauen,
Wie die Närrinnen verehrten:

Iſis' Horn, Anubis' Rachen
Boten ſie dem Judenſtolze; —
Mir willſt Du zum Gotte machen
Solch ein Jammerbild am Holze!

Und ich will nicht beſſer ſcheinen,
Als es ſich mit mir ereignet;
Salomo verſchwur den ſeinen,
Meinen Gott hab' ich verleugnet.

Laß die Renegatenbürde
Mich in dieſem Kuß verſchmerzen:
Denn ein Vitzliputzli würde
Talisman an Deinem Herzen!

18.

Die ſchön geſchriebenen,
Herrlich umgildeten,
Belächelteſt Du,
Die anmaßlichen Blätter,

---

von Saba zum Dienſte des Feuers und des Aris verführten, entwehrte jedoch nicht den jüdiſchen Tempel durch ſolchen Gegendienſt (Chardin, 9, 150). Wenn in den beiden letzten Strophen der Dichter ſich als Renegaten, als Verleugner ſeines Gottes preisgiebt, ſo beſteht dies Renegatenthum eben in der Anerkennung Chriſti als eines Gottes, welche Anerkennung jedoch dem reinen Monotheismus zuwiderlaufe, eine Verleugnung Gottes involvire. — Vitzliputzli iſt der bekannte mexikaniſche Götze.

18. Das Gedicht trägt das Datum: Heidelberg, den 21. September 1815. — Am Mittag dieſes Tages war Goethe mit S. Boiſſerée von Darmſtadt in Heidelberg angelangt, wo die Suleika-Liebe doch erblühen ſollte. Von hier aus hatte Goethe dieſen ſchönen Hymnus an die in Frankfurt

De la Chambre.

Geb. 1594, geſt. 1669.

La Lumière, par le Sieur de la Chambre, Conseiller du Roy en Ses Conseils, et Son Médecin ordinaire. Paris 1657.

Kircher hatte ausgeſprochen, daß die Farben Kinder des Lichts und des Schattens ſeien; Carteſius hatte bemerkt, daß zum Erſcheinen der prismatiſchen Farben eine Beſchränkung mitwirken müſſe; man war alſo von zwei Seiten her auf dem Wege, das Rechte zu treffen, indem man jenen dem Licht entgegengeſetzten Bedingungen ihren integrirenden und konſtituirenden Antheil an der Farbenerſcheinung zugeſtand.

Man warf ſich jedoch bald wieder auf die entgegengeſetzte Seite und ſuchte Alles in das Licht hineinzulegen, was man hernach wieder aus ihm herausdemonſtriren wollte. Der einfache Titel des Buchs La Lumière, im Gegenſatz mit dem Kircheriſchen, iſt recht charakteriſtiſch. Es iſt dabei darauf angeſehen, Alles dem Lichte zuzuſchieben, ihm Alles zuzuſchreiben, um nachher Alles wieder von ihm zu fordern.

Dieſe Geſinnung nahm immer mehr überhand, je mehr man ſich dem Ariſtoteles entgegenſtellte, der das Licht als ein Accidens, als etwas, das einer bekannten oder verborgenen Subſtanz begegnen kann, angeſehen hatte. Nun wurde man immer geneigter, das Licht wegen ſeiner ungeheuern Wirkungen nicht als etwas Abgeleitetes anzuſehen; man ſchrieb ihm vielmehr eine Subſtanz zu, man ſah es als etwas Urſprüngliches, für ſich Beſtehendes, Unabhängiges, Unbedingtes an; doch mußte dieſe Subſtanz, um zu erſcheinen, ſich materiiren, materiell werden, Materie werden, ſich körperlich und endlich als Körper darſtellen, als gemeiner Körper, der nun Theile aller Art enthalten, auf das Verſchiedenſte und Wunderlichſte gemiſcht und ungeachtet ſeiner anſcheinenden Einfalt als ein heterogenes Weſen angeſehen werden konnte. Dies iſt der Gang, den von nun an die Theorie nimmt, und die wir in der Newtoniſchen Lehre auf ihrem höchſten Punkte finden.

Jene frühere Erklärungsart aber, die wir durch Kircher'n umſtändlicher kennen gelernt, geht neben der neuern bis zu Ende des Jahrhunderts immer parallel fort, bildet ſich immer mehr und mehr aus und tritt noch einmal zuletzt ganz deutlich in Nuguet hervor, wird aber von der Newtoniſchen

völlig verdrängt, nachdem sie vorher durch Boyle beiseite geschoben war.

De la Chambre selbst erscheint uns als ein Mann von sehr schwachen Kräften; es ist weder Tiefe in seinen Konzeptionen noch Scharfsinn in seinen Kontroversen. Er nimmt vier Arten Licht in der Natur an: die erste sei das innere, radikale, gewissen Körpern wesentliche, das Licht der Sonne, der Sterne, des Feuers; das andre ein äußeres, abgeleitetes, vorübergehendes, das Licht der von jenen Körpern erleuchteten Gegenstände. Nun giebt es nach seiner Lehre noch andre Lichter, die vermindert und geschwächt sind und nur einige Theile jener Vollkommenheit besitzen, das sind die Farben. Man sieht also, daß von einer Seite eine Bedingung zugegeben werden muß, die das Licht schwächt, und daß man von der andern wieder dem Lichte eine Eigenschaft zuschreibt, gleichsam ohne Bedingung geschwächt sein zu können. Wir wollen übrigens dem Verfasser in seiner Deduktion folgen.

Erster Artikel. Daß das äußre Licht von derselben Art sei wie das radikale. Nachdem er Wirkung und Ursache getrennt, welche in der Natur völlig zusammenfallen, so muß er sie hier wieder verknüpfen und also seine Eintheilung gewissermaßen wieder aufheben.

Zweiter Artikel. Daß die apparenten Farben nichts anders als das Licht selbst seien. Auch hier muß er das Mittel, wodurch das Licht durchgeht, als Bedingung voraussetzen; diese Bedingung soll aber nichts als eine Schwächung hervorbringen.

Dritter Artikel. Das Licht vermische sich nicht mit der Dunkelheit (obscurité). Es ist ja aber auch nicht von der Dunkelheit die Rede, sondern von dem Schatten, mit welchem das Licht sich auf manche Weise verbinden und der unter gewissen Umständen zur Bedingung werden kann, daß Farben erscheinen, so wie bei den Doppelbildern schattengleiche Halbbilder entstehen, welche eben in den Fall kommen können, farbig zu sein. Alles übrige schon oft Gesagte wollen wir hier nicht wiederholen.

Vierter Artikel. Das Licht vermische sich nicht mit dem Düstern (opacité). Bei dem prismatischen Falle, wovon er spricht, mag er zwar in gewissem Sinne Recht haben; denn die Farben entstehen nicht aus dem einigermaßen Düstern des Prismas, sondern an dem zugleich

gewirkten Doppelbilde. Hat man aber die Lehre vom Trüben recht inne, ſo ſieht man, wie das, was man allenfalls auch düſter nennen könnte, nämlich das nicht vollkommen Durchſichtige, das Licht bedingen kann, farbig zu erſcheinen.

Fünfter Artikel. Daß das Licht, indem es ſich in Farbe verwandelt, ſeine Natur nicht verändere. Hier wiederholt er nur die Behauptung, die Farben ſeien blos geſchwächte Lichter.

Sechster Artikel. Welche Art von Schwächung das Licht in Farbe verwandle. Durch ein Gleichniß, vom Ton hergenommen, unterſcheidet er zwei Arten der Schwächung des Lichtes; die erſte vergleicht er einem Ton, der durch die Entfernung geſchwächt wird, und das iſt nun ſeine dritte Art Licht; die zweite vergleicht er einem Ton, der von der Tiefe zur Höhe übergeht und durch dieſe Veränderung ſchwächer wird; dieſes iſt nun ſeine vierte Art Licht, nämlich die Farbe. Die erſte Art möchte man eine quantitative und die zweite eine qualitative nennen und dem Verfaſſer eine Annäherung an das Rechte nicht ableugnen. Am Ende nachdem er die Sache weitläuftig auseinandergeſetzt, zieht er den Schluß, daß die Farben nur geſchwächte Lichter ſein können, weil ſie nicht mehr die Lebhaftigkeit haben, welche das Licht beſaß, woraus ſie entſpringen. Wir geben gern zu, daß die Farben als geſchwächte Lichter angeſehen werden können, die aber nicht aus dem Licht entſpringen, ſondern an dem Licht gewirkt werden.

Siebenter Artikel. Daß die apparenten und die fixen Farben beide von einerlei Art ſeien. Daß die ſämmtlichen Farben, die phyſiologiſchen, apparenten und fixen, unter einander in der größten Verwandtſchaft ſtehen, wäre Thorheit zu leugnen. Wir ſelbſt haben dieſe Verwandtſchaft in unſerm Entwurfe abzuleiten und, wo es nicht möglich war, ſie ganz durchzuführen, ſie wenigſtens anzudeuten geſucht.

Achter Artikel. Daß die fixen Farben nicht vom Sonnenlichte herkommen. Er ſtreitet hier gegen Diejenigen, welche die Oberfläche der Körper aus verſchieden geſtalteten Theilchen zuſammenſetzen und von dieſen das Licht verſchiedenfarbig zurückſtrahlen laſſen. Da wir den fixen Farben einen chemiſchen Urſprung zugeſtehen und eine gleiche Realität wie andern chemiſchen Phänomenen, ſo können wir den Argumenten des Verfaſſers beitreten. Uns iſt Lackmus

in der Finsterniß so gut gelbroth als der zugemischte Essig sauer, ebenso gut blauroth als das dazu gemischte Alkali fade. Man könnte, um es hier im Vorbeigehen zu sagen, die Farben der Finsterniß auch intentionell nennen; sie haben die Intention ebenso gut, zu erscheinen und zu wirken, als ein Gefangner im Gefängniß, frei zu sein und umherzugehen.

Neunter Artikel. Daß die Farben keine Flammen seien. Dieses ist gegen den Plato gerichtet, der indessen, wenn man seine Rede gleichnißweise nehmen will, der Sache nahe genug kommt; denn der Verfasser muß ja im

Zehnten Artikel behaupten, daß die fixen Farben innerliche Lichter der Körper seien. Was hier zur Sprache kommt, drückt sich viel besser aus durch die später von Delaval hauptsächlich urgirte nothwendige Bedingung zum Erscheinen der fixen Farben, daß sie nämlich einen hellen Grund hinter sich haben müssen, bis zu dem das auffallende Licht hindurchdringt, durch die Farbe zum Auge zurückkehrt, sich mit ihr gleichsam tingirt und auf solche Weise spezifisch fortwirkt. Das Gleiche geschieht beim Durchscheinen eines ursprünglich farblosen Lichtes durch transparente farbige Körper oder Flächen. Wie nun aber dies zugehe, daß die den Körpern angehörigen Lichter durch das radikale Licht aufgeweckt werden, darüber verspricht uns der Verfasser in seinem Kapitel von der Wirkung des Lichtes zu belehren, wohin wir ihm jedoch zu folgen nicht rathsam finden. Wir bemerken nur noch, daß er in seinem

Elften Artikel nun die vier verschiedenen Lichter fertig hat; nämlich das Licht, das den leuchtenden Körpern angehört, dasjenige, was sie von sich abschicken, das Licht, das in den fixen Farben sich befindet, und das, was von diesen als Wirkung, Gleichniß, Gleichartiges, species, espèce abgesendet wird. Dadurch erhält er also zwei vollkommene und völlig radikale, den Körpern eigene, sowie zwei geschwächte und verminderte äußerliche und vorübergehende Lichter.

Auf diesem Wege glaubt er nun, dem Licht oder den Lichtern, ihrem Wesen und Eigenschaften näher zu dringen, und schreitet nun im zweiten Kapitel des ersten Buchs zur eigentlichen Abhandlung. Da jedoch das, was uns interessirt, nämlich seine Gesinnung über Farbe, in dem ersten Kapitel des ersten Buchs völlig ausgesprochen ist, so glauben wir

ihm nicht weiter folgen zu müſſen, um ſo weniger, als wir ſchon den Gewinn, den wir von der ganzen Abhandlung haben könnten, nach dem bisher Geſagten zu ſchätzen im Stande ſind.

Iſaak Voſſius.

Geb. 1618, geſt. 1689.

Sohn und Bruder vorzüglicher Gelehrten und für die Wiſſenſchaften thätiger Menſch. Frühe wird er in alten Sprachen und den damit verbundenen Kenntniſſen unterrichtet. In ihm entwickelt ſich eine leidenſchaftliche Liebhaberei zu Manuſkripten. Er beſtimmt ſich zum Herausgeber alter Autoren und beſchäftigt ſich vorzüglich mit geographiſchen und aſtronomiſchen Werken. Hier mag er empfinden, wie nothwendig zu Bearbeitung jener alten Sachkenntniſſe gefordert werden, und ſo nähert er ſich der Phyſik und Mathematik. Weite Reiſen befördern ſeine Naturanſchauung.

Wie hoch man ſeine eigenen Arbeiten in dieſem Fache anzuſchlagen habe, wollen wir nicht entſcheiden. Sie zeugen von einem hellen Verſtand und ernſten Willen. Man findet darin originelle Vorſtellungsarten, welche uns Freude machen, wenn ſie auch mit den unſrigen nicht übereinſtimmen. Seine Zeitgenoſſen, meiſt Descartes' Schüler, ſind übel mit ihm zufrieden und laſſen ihn nicht gelten.

Uns intereſſirt hier vorzüglich ſein Werk De Lucis natura et proprietate, Amstelodami 1662, wozu er ſpäter einen polemiſchen Nachtrag herausgegeben. Wie er über die Farben gedacht, laſſen wir ihn ſelbſt vortragen.

Im dreiundzwanzigſten Kapitel.

Alle einfachen Körper ſeien durchſichtig.

„Opak, d. h. undurchſichtig, werden alle Körper genannt, die gefärbt ſind und das Licht nicht durchlaſſen. Genau genommen, iſt eigentlich nichts vollkommen durchſichtig als der leere Raum, indem die meiſten Körper, ob ſie gleich klar er-

ſcheinen, eben weil ſie geſehen werden, offenbar etwas von Undurchſichtigkeit an ſich haben."

Vierundzwanzigſtes Kapitel.

Die Farben ſeien kein Licht, und woher ſie entſpringen.

„Daß alſo einige Körper durchſichtig, andre aber opak erſcheinen, dieſes rührt von nichts Anderm als von der Beimiſchung der Farbe her. Wenn es keine Farben gäbe, ſo würde Alles durchſichtig oder weiß ausſehen. Es giebt keinen Körper, er ſei flüſſig oder feſt und dicht, der nicht ſogleich durchſichtig würde, ſobald man die Farbe von ihm trennt. Daher iſt die Meinung Derer nicht richtig, welche die Farbe ein modifizirtes Licht nennen, da dem Lichte nichts ſo entgegen iſt als die Farbe. Wenn die Farben Licht in ſich hätten, ſo würden ſie auch des Nachts leuchten, welches doch nicht der Fall iſt.

„Urſache und Urſprung der Farben daher kommt allein von dem Feuer oder der Wärme. Wir können dieſes daran ſehen, daß in kalten Gegenden Alles weiß iſt, ja ſelbſt die Thiere weiß werden, beſonders im Winter. Die Weiße aber iſt mehr der Anfang der Farben als Farbe ſelbſt.

„An heißen Orten hingegen findet ſich die ganze Mannichfaltigkeit der Farben. Was auch die Sonne mit ihren günſtigen Strahlen beſcheint, dieſes nimmt ſogleich eine angenehme und erfreuliche Färbung an. Findet ſich auch in kalten Gegenden manchmal etwas Gefärbtes, ſo iſt es doch nur ſelten und ſchwach und deutet mehr auf ein Beſtreben einer abnehmenden Natur, als ihre Macht und Gewalt an; wie denn ein einziges indiſches Vögelchen eine größere Farbenmannichfaltigkeit leiſtet als das ſämmtliche Vögelgeſchlecht, das norwegiſche und ſchwediſche Wälder bevölkert. Ebenſo verhält ſich's mit den übrigen Thieren, Pflanzen und Blumen; denn in jenen Gegenden findeſt Du nicht einmal die Thäler mit leuchtenden und lebhaften Farben geſchmückt, man müßte ſie denn durch Kunſt hervorbringen, oder der Boden müßte von einer beſondern Beſchaffenheit ſein. Gelangt man weiter nach Norden, ſo begegnet Einem nichts als Graues und Weißes. Deswegen nehmen wir an: die Urſache der Farben ſei das Verbrennen der Körper."

Fünfundzwanzigſtes Kapitel.

Die Materie der Farben rühre von der Eigenſchaft des Schwefels her.

„Der Grundſtoff der Farben ſchreibt ſich nirgends anders her als von dem Schwefel, der einem jeden Körper beigemiſcht iſt. Nach dem verſchiedenen Brennen dieſes Elements entſtehen auch die verſchiedenen Farben: denn der natürliche Schwefel, ſo lange er weder Wärme noch Feuer erfahren hat, iſt durchſichtig; wird er aufgelöſt, dann nimmt er verſchiedene Farben an und verunreinigt die Körper, denen er beigemiſcht iſt. Und zwar erſcheint er zuerſt grün, dann gelb, ſodann roth, dann purpurfarb, und zuletzt wird er ſchwarz. Iſt aller Schwefel erſchöpft und verzehrt, dann löſen ſich die Körper auf, alle Farbe geht weg, und nichts bleibt als eine weiße oder durchſichtige Aſche; und ſo iſt die Weiße der Anfang aller Farben und das Schwarze das Ende. Das Weiße iſt am Wenigſten Farbe, das Schwarze hingegen am Meiſten. Und nun wollen wir die einzelnen Arten und Stufen der Farbe durchgehen.“

Sechsundzwanzigſtes Kapitel.

Die Ordnung der Farben.

„Die erſte Farbe daher, wenn man es Farbe nennen kann, iſt das Weiße. Dieſes tritt zunächſt an das Durchſichtige, und da alle Körper von Natur durchſichtig ſind, ſo kommt hier zuerſt das Düſtre (opacitas) hinzu, und der Körper wird ſichtbar bei dem geringſten Lichte, auch wenn der Schwefel nicht ſchmilzt, den wir jedem Körper zugeſchrieben haben. Denn jeder durchſichtige Körper, wenn er zerrieben wird, ſo daß eine Verſchiedenheit der Oberflächen entſteht, erſcheint ſogleich als weiß, und es iſt ganz einerlei, ob die Materie feſt oder flüſſig geweſen. Man verwandle Waſſer zu Schaum oder Glas in Pulver, ſo wird ſich die Durchſichtigkeit ſogleich in das Weiße verwandeln. Und zwar iſt dieſes die erſte Art des Weißen; und wenn Du ſie allein betrachteſt, ſo kann man die Weiße nur uneigentlich zu den Farben zählen. Denn wenn Du die einzelnen Körperchen und ihre kleinſten Oberflächen beſonders anſiehſt, ſo bleibt ihnen die

Durchsichtigkeit, und blos die Stellung, die Lage der Körper betriegt den Anblick.

„Aber eine andre Art des Weißen giebt es, wenn in einem durchsichtigen Körper durch Einwirkung des Lichtes und der Wärme die zarteren Theile des Schwefels schmelzen und angezündet werden; denn da auf diese Weise die Körper austrocknen und dünner werden, so folgt daraus, daß auch verschiedene neue Oberflächen entstehen, und auf diese Art werden durchsichtige Dinge, auch ehe die Tinktur des Schwefels hinzutritt, weiß. Denn es ist eine allgemeine Regel, daß jeder klein zerstückte Körper weiß werde, und umgekehrt, daß jeder weiße Körper aus kleinen durchsichtigen Theilen bestehe.

„Zunächst an der Weiße folgen zwei Farben, das bläßere Grün und das Gelbe. Ist die Wärme schwach, die das, was schweflicht ist, in den Körpern auflösen soll, so geht das Grüne voraus, welches roher und wässriger ist als das Gelbe. Verursacht aber die Wärme eine mächtigere Kochung, so tritt sogleich nach dem Weißen ein Gelbes hervor, das reifer ist und feuriger. Folgt aber auf diese Art das Gelbe dem Weißen, so bleibt kein Platz mehr für das Grüne. Denn auch in den Pflanzen wie in andern Körpern, wenn sie grün werden, geht das Grüne dem Gelben voraus.

„In welcher Ordnung man auch die Farben zählt, so ist die mittlere immer roth. Am Mächtigsten ist hier das flammende Roth, und dieses entsteht nicht aus dem Weißen und Schwarzen, sondern es ist dem Schwefel seinen Ursprung schuldig. Und doch lassen sich aus dem Rothen, dem Weißen und dem Schwarzen alle Farben zusammensetzen.

„Entsteht nämlich eine größere Verbrennung der Körper und des Schwefels, so erscheint die Purpur- und blaue Farbe, deren Mischung bekannt ist. Die Grenze der Farbe jedoch sowie die letzte Verbrennung ist die Schwärze. Dieses ist die letzte Tinktur des Schwefels und seine letzte Wirkung. Hierauf folgt die Auflösung der Körper. Wenn aber der Schwefel erschöpft und die Feuchtigkeit aufgezehrt ist, so bleibt nichts als die weiße und durchsichtige Asche. Giebst Du dieser die Feuchtigkeit und den Halt wieder, so kehren die Körper in ihren ersten Zustand zurück.

„In denjenigen Flammen, wie sie täglich auf unserm Herde aufsteigen, ist die entgegengesetzte Ordnung der Farben. Denn je dunkler die Tinktur des Schwefels in der Kohle ist,

deſto reiner und weißer ſteigt die Flamme auf. Jedoch iſt die Flamme, die zuerſt aufſteigt, wegen beigemiſchten Unraths dunkel und finſter; dann wird ſie purpurfarb, dann röthet ſie ſich und wird gelb. Fängt ſie an, weiß zu werden, ſo iſt es ein Zeichen, daß Schwefel und brennbare Materien zu Ende gehen.

„Es giebt aber weder eine völlig ſchwarze noch völlig weiße Flamme. Wird ſie zu ſehr verdunkelt, dann iſt es Rauch, nicht Flamme; wird ſie zu ſehr weiß, ſo kann ſie auch nicht länger beſtehen, da ihr der Schwefel ausgeht.

„Und ſo glaub' ich, iſt deutlich genug, warum verſchiedene Körper, nach der verſchiedenen Tinktur des Schwefels, ſich auf eine verſchiedene Weiſe gefärbt ſehen laſſen, und ich hoffe, hier werden mir die Chemiker nicht entgegen ſein, die, ob ſie gleich, wie überhaupt alſo auch von den Farben, ſehr verworren und räthſelhaft ſprechen, doch nicht viel von dem, was wir bisher ausgeſprochen, abzuweichen ſcheinen."

Siebenundzwanzigſtes Kapitel.

Wie die apparenten Farben erzeugt werden.

„Nun iſt aber eine andere Frage zu beantworten, welche verwickelter und ſchwerer iſt: woher nämlich die Farben kommen, welche von ihren Körpern gewiſſermaßen abgeſondert ſind, welche man die apparenten nennt, wie die Farben des Regenbogens, der Morgenröthe und die, welche durch gläſerne Prismen ſich ausbreiten. Aus dem, was wir geſagt haben, erhellt, wie mich dünkt, genugſam, daß die Flamme jederzeit der Farbe des Schwefels folgt und alle Farben zuläßt außer dem Schwarzen und dem völlig Weißen. Denn der Schwefel enthält wol die beiden Farben, aber eigentlich in der Flamme können ſie nicht ſein. Weiß zwar erſcheinen zarte Flämmchen; wenn ſie es aber vollkommen wären und nicht noch etwas von anderer Farbe zugemiſcht hätten, ſo wären ſie durchſichtig und würden kein Licht oder ein ſehr ſchwaches verbreiten. Daß aber eine Flamme ſchwarz ſei, iſt gegen die Vernunft und gegen die Sinne.

„Dieſes feſtgeſetzt, fahr' ich fort: wie die Farbe des Schwefels in der verbrennlichen Materie, ſo iſt auch die Farbe der Flammen; wie aber die Flamme, ſo iſt auch das Licht, das von ihr ausgebreitet wird; da aber die Flamme alle Farben enthält und begreift, ſo iſt nothwendig, daß das Licht dieſelbe

Eigenschaft habe. Deswegen sind auch in dem Licht alle Farben, obgleich nicht immer sichtbar. Denn wie eine mächtige Flamme weiß und einfärbig erscheint, wenn man sie aber durch einen Nebel oder andern dichten Körper sieht, verschiedene Farben annimmt, auf ebendiese Weise bekleidet sich das Licht, ob es gleich unsichtbar oder weiß ist, wenn es durch ein gläsernes Prisma oder durch eine feuchte Luft durchgeht, mit verschiedenen Farben.

„Ob nun gleich in dem reinen Licht keine Farben erscheinen, so sind sie demungeachtet wahrhaft in dem Licht enthalten. Denn wie ein größeres Licht einem geringeren schadet, so verhindert auch ein reines Licht, das verdunkelte Licht zu sehen. Daß aber ein jedes Licht Farben mit sich führe, kann man daraus folgern, daß, wenn man durch eine Glaslinse oder auch nur durch eine Oeffnung Licht in eine dunkle Kammer fallen läßt, sich auf einer entferntern Mauer oder Leinwand alle Farben deutlich zeigen, da doch an den Kreuzungspunkten der Strahlen und an den Stellen, die der Linie allzu nah sind, keine Farbe, sondern das bloße Licht erscheint.

„Da nun aber das Licht Form und Bild des Feuers ist, welche aus dem Feuer nach allen Seiten hinstrahlen, so sind auch die Farben, die das Licht mitbringt, Formen und Bilder der Farben, welche wahrhaft und auf eine materielle Weise sich in dem Feuer befinden, von dem das Licht umhergesendet wird.

„Wie aber Flamme und Feuer, je schwächer sie sind, ein desto schwächeres Licht von sich geben, so auch nach Gesetz und Verhältniß der wahren und materialisirten Farbe, die in der Flamme ist, wachsen und nehmen ab die apparenten Farben im Lichte.

„Und wie nun bei abnehmender Flamme auch das Licht geschwächt wird, so verschwindet auch die apparente Farbe, wenn die wahre Farbe abstimmt. Deswegen wirft das gläserne Prisma bei Nacht oder bei schwachem Lichte keine Farben umher, es giebt keine farbigen Phänomene, die Mondscheinregenbogen sind blaß, nichts erscheint irgend feurig oder von einer andern deutlichen Farbe tingirt.

„So wie auch keine Flamme vollkommen schwarz oder weiß ist, so sind auch keine apparenten Farben weiß oder schwarz, sondern so wie bei der Flamme so auch im Lichte sind das Gelbe und Blaue die Grenzen der Farbe.

Verziehst mein Prahlen
Von Deiner Lieb' und meinem
Durch Dich glücklichen Gelingen,
Verziehst anmuthigem Selbstlob.

Selbstlob! Nur dem Neide stinkt's,
Wohlgeruch Freunden
Und eignem Schmack!

Freude des Daseins ist groß;
Größer die Freud' am Dasein,
Wenn Du, Suleika,
Mich überschwenglich beglückst,
Deine Leidenschaft mir zuwirfst,
Als wär's ein Ball,
Daß ich ihn fange,
Dir zurückwerfe
Mein gewidmetes Ich;
Das ist ein Augenblick!
Und dann reißt mich von Dir
Bald der Franke, bald der Armenier.

Aber Tage währt's,
Jahre dauert's, daß ich neu erschaffe
Tausendfältig Deiner Verschwendungen Fülle,
Auftrösle die bunte Schnur meines Glücks,
Geklöppelt tausendfadig
Von Dir, o Suleika!

---

verbliebene Suleika gerichtet. Der Anfang führt mitten in die poetische Korrespondenz hinein.

Zu den drei ersten Versen vergl. oben Nr. 12 und die Note. Auch der Taxus wurde kalligraphisch ausgezeichnet, und Diez spricht von den „schön geschriebenen, erhabenen Lauren" (Denkw. II. 405 f.). — Verziehen in V. 5 mit dem Akkusativ der Sache und in V. 8 mit dem Dativ der Person konstruirt, indem Selbstlob personifizirt zu denken ist. — Das durch Dich glückliche Gelingen ist wol von den unter dem Einflusse der Geliebten gelungenen Liedern zu verstehen, deren der Dichter sich gerühmt. — Mit der 2. Strophe vergl. oben V. 13 und die Note. — Die Freude am Dasein (Strophe 3) hatte am 3. August 1815 einen der Gegenstände des Gespräches zwischen Goethe und S. Boisserée abgegeben. — Das Bild von Ball und Schlägel ist ganz orientalisch, hier äußerst poetisch verwendet (s. Goethe's Noten, Abschn. Despotie). — Der Franke, der Armenier (s. Nr. 58), d. h. die Handelsgeschäfte mit diesen, die Karawanen-

„Und hieraus, wenn ich nicht irre, ergiebt sich deutlich, was die wahre, permanente und fixe Farbe sei, desgleichen die vergängliche, unfixte, die sie auch apparent nennen. Denn die wahre Farbe ist ein Grad, eine Art der Verbrennung in irgend einem Körper; die apparente Farbe aber ist ein Bild einer wahren Farbe, das man außer seiner Stelle sieht. Wie man aber auch die wahren Farben mit den apparenten zusammenhalten und vergleichen will, so werden sie sich immer wie Ursache zu Ursache und wie Wirkung zu Wirkung verhalten, und was den fixen Farben begegnet, wird auch den Bildern, welche von denselben erzeugt werden, geschehen. Trifft dieses manchmal nicht vollkommen ein, so ereignet sich's wegen der Lage und Gestalt der Körper, wodurch die Bilder durchgeführt und fortgepflanzt werden."

Hier sehen wir also einige Jahre früher, als Newton sich mit diesem Gegenstande beschäftigt, seine Lehre völlig ausgesprochen. Wir streiten hier nicht mit Isaak Vossius, sondern führen seine Meinung nur historisch an. Die Tendenz jener Zeit, den äußeren Bedingungen ihren integrirenden Antheil an der Farbenerscheinung abzusprechen und ihnen nur einen anregenden, entwickelnden Antheil zuzuschreiben, dagegen Alles im Lichte schon im Voraus zu synthesiren, zusammenzufassen, zu verstecken und zu verheimlichen, was man künftig aus ihm hervorholen und an den Tag bringen will, spricht sich immer deutlicher aus, bis zuletzt Newton mit seinen Idiotäten hervortritt, den Reihen schließt und, obgleich nicht ohne Widerspruch, dieser Vorstellungsart den Ausschlag giebt. Wir werden in der Folge noch Gelegenheit haben, anzuzeigen, was noch Alles vorausgegangen, um Newton's Lehre den Weg zu bahnen, können aber hier nicht unbemerkt lassen, daß schon Matthäus Pankl in seinem Compendium Institutionum physicarum, Posoniae 1793, unsern Isaak Vossius für einen Vorläufer Newton's erklärt, indem er sagt: „Den Alten war das Licht das einfachste und gleichartigste Wesen. Zuerst hat Isaak Vossius vermuthet, die Mannichfaltigkeit der Farben, die wir an den Körpern wahrnehmen, komme nicht von den Körpern, sondern von Theilchen des Lichts her."

Franciscus Maria Grimaldi.

Geb. 1613, geſt. 1663.

Er ſtammte aus einem alten berühmten Geſchlechte, und zwar von dem Zweige deſſelben, der zu Bologna blühte. Er ſcheint ſeine erſte Bildung in den Jeſuitenſchulen erhalten zu haben; beſonders befleißigte er ſich der Mathematik und der damals innigſt mit ihr verbundenen Naturlehre.

Nachdem er in den Orden getreten, ward er Profeſſor der Mathematik zu Bologna und zeigte ſich als einen in ſeinem Fache ſehr geübten Mann, kenntnißreich, ſcharfſinnig, fleißig, pünktlich, unermüdet. Als einen ſolchen rühmt ihn Riccioli in der Dedikation ſeines Almageſt und preiſt ihn als einen treuen Mitarbeiter. Sein Werk, wodurch er uns bekannt, wodurch er überhaupt berühmt geworden, führt den Titel: Physico-Mathesis de Lumine, Coloribus et Iride, Bononiae 1665. Man bemerke, daß auch hier nur des Lichts und nicht des Schattens erwähnt iſt, und erwarte, daß Grimaldi ſich als ein Solcher zeigen werde, der die Farbenerſcheinungen aus dem Licht entwickelt.

Hier haben wir nun das dritte Werk in unſerm Fache, das ſich von einem jeſuitiſchen Ordensgeiſtlichen herſchreibt. Wenn Aquilonius ſorgfältig und umſtändlich, Kircher heiter und weitläuftig iſt, ſo muß man den Verfaſſer des gegenwärtigen Buchs höchſt konſequent nennen. Es iſt reich in Abſicht auf Erfahrungen und Experimente, ausführlich und methodiſch in ſeiner Behandlung, und man ſieht wol, daß der Verfaſſer in allen Subtilitäten der Dialektik ſehr geübt iſt.

Vor Allem aber iſt zu bemerken, daß Form und Darſtellung problematiſch, ja ironiſch ſind, welches einer ſo ernſten folgerechten Arbeit eine ganz wunderliche Wendung giebt. Galilei hatte ſich ſchon einer ähnlichen Wendung bedient in den Dialogen, wegen welcher er von den Jeſuiten ſo heftig verfolgt wurde. Hier bedient ſich ein Jeſuit, nach etwa zwanzig Jahren, deſſelben Kunſtgriffs. Im erſten Buch, das 472 geſpaltene Quartſeiten ſtark iſt, thut er alles Mögliche, um zu zeigen, daß das Licht eine Subſtanz ſei; im zweiten Buch, welches nur 63 geſpaltene Seiten enthält, widerlegt er ſcheinbar ſeine vorige Meinung und verklauſulirt dieſe Widerlegung aufs Neue dergeſtalt, daß er ſie völlig vernichtet. Auch

darf man nur die Vorrede des Ganzen und den Schluß des ersten Theils lesen, so fällt seine Absicht schon deutlich genug in die Augen. Bei allen diesen Verwahrungen zaudert er, das Werk herauszugeben, das bei seinem Tode völlig fertig liegt, wie es denn auch drei Jahre nach demselben und, so viel sich bemerken läßt, ohne Versäumung erscheint.

Indem er nun das Licht als Substanz behandelt, so finden wir ihn auf dem Wege, auf dem wir Cartesius, de la Chambre und Vossius wandeln sahen, nur betritt er denselben mit mehr Ernst und Sicherheit und zugleich mit mehr Vorsicht und Zartheit. Seine Naturkenntniß überhaupt ist höchst schätzenswerth. Erfahrungen und Versuche, diese Gegenstände betreffend, sind vor ihm von Keinem so vollständig zusammengebracht worden. Freilich stellt er sie alle zurecht, um seine Erklärungsart zu begründen; doch kann man ihm nachsagen, daß er keine Erfahrung, keinen Versuch entstellte, um ihn seiner Meinung anzupassen.

Das Licht ist ihm also eine Substanz, im physischen Sinne eine Flüssigkeit, die er jedoch aufs Aeußerste zu verfeinern sucht. Durch Beispiele und Gleichnisse will er uns von der Zartheit eines so subtilen materiellen Wesens, das gleichsam nur wie ein geistiger Aushauch wirkt, überzeugen. Er führt die Lehre vom Magneten zu diesem Zwecke umständlich durch, bringt die Fälle von unendlicher Theilbarkeit der Farbe, äußerster Duktilität der Metalle und dergleichen vor, nimmt den Schall, und was er sonst noch brauchen kann, zu Hilfe, um unsre Kenntnisse durch Erinnerung auf einen Punkt zu sammeln und unsre Einbildungskraft anzuregen.

Man hatte bisher drei Arten, in welchen sich das Licht verbreite, angenommen; die direkte, refrakte, reflexe, wozu er noch die inflexe hinzusetzt, welche er sogleich in Rücksicht seiner hypothetischen Zwecke die diffrakte nennt.

Jene verschiednen Arten der Lichtfortpflanzung zu erklären und andre dabei vorkommende Phänomene auszulegen, giebt er seiner feinen Flüssigkeit eine verschiedene innere Disposition. Und so wird denn diesem wirksamen Wesen ein Fließen (fluidatio), ein Wogen (undulatio, undatio), ein Regen und Bewegen (agitatio), ein Wälzen (volutatio) zugeschrieben.

Durchsichtigen Körpern wird eine continua porositas zugeeignet, welches eigentlich eine contradictio in adjecto ist,

woran sich erkennen läßt, wie leicht man mit Worten das Unmögliche und Ungehörige als ein Mögliches, Verständiges und Verständliches mittheilen könne. Die undurchsichtigen Körper haben auch mannichfaltige wunderliche Oberflächen, die das Licht verschiedentlich zurückwerfen; deshalb er sich denn vertheidigen muß, daß seine Lehre mit der Lehre der Atomisten nicht zusammenfalle, welches ihm auch Ernst zu sein scheint.

In jenen Poren und Irrgängen, wunderlichen Aus- und Einwegen, Schlupflöchern und andern mannichfaltigen Bestimmungen müdet sich nun das Licht auf oben beschriebene Weise gewaltig ab und erleidet eine Zerstreuung (dissipatio), Zerbrechung (diffractio), Zerreißung (discissio) und natürlicherweise auch eine Trennung (separatio), dabei denn auch gelegentlich eine Anhäufung (glomeratio) stattfindet.

Wir bemerken hier im Vorbeigehen, daß einer Zerstreuung des Lichtes schon bei den Griechen erwähnt wird. Dort ist es aber nur ein empirischer naiver Ausdruck, der eine oft vorkommende Erscheinung von hin und wieder geworfenem, geschwächtem Lichte, so gut er kann, bezeichnen soll. Bei Grimaldi hingegen sollen die mannichfaltigen Verfuren des Lichtes das Innere dieses zarten, unbegreiflichen Wesens aufschließen und uns von seiner Natur dogmatisch belehren.

Die Farben werden also nach Grimaldi bei Gelegenheit der Refraktion, Reflexion und Inflexion bemerkt; sie sind das Licht selbst, das nur auf eine besondre Weise für den Sinn des Gesichts fühlbar wird. Doch geht der Verfasser auch wol so weit, daß er im Licht bestimmte Arten der Farbe annimmt und also die Newtonische Lehre unmittelbar vorbereitet.

Alle Farben sind ihm wahr und entspringen auf einerlei Weise; doch läßt er, um sie erklären zu können, den Unterschied zwischen dauernden und vorübergehenden Farben einstweilen zu, und um jene auch in vorübergehende zu verwandeln, benutzt er auf eine sehr geschickte Weise die Versatilität der chemischen Farben.

Was übrigens den Apparat betrifft, so bedient er sich öfters der kleinen Oeffnung im Fensterladen, die sich eigentlich von der die äußern Gegenstände innerlich abbildenden Camera obscura herschreibt. Die prismatischen Phänomene kennt er meistens, wie er denn auch auf die längliche Gestalt des Farbenbildes unsere Aufmerksamkeit hinlenkt. Unter seiner

theoretiſchen Terminologie finden wir auch ſchon Strahlenbündel. Da ihm manche Erfahrungen und Verſuche, die erſt ſpäter bekannt geworden, in der Reihe ſeines Vortrags abgehen, ſo zeigen ſich in demſelben Lücken und Sprünge und gar manches Unzulängliche, das ihm aber nicht zu Schulden kommt. Den Regenbogen mit ſeinen Umſtänden und Bedingungen führt er ſorgfältig aus; die Farben deſſelben weiß er nicht abzuleiten.

Robert Boyle.

Geb. 1627, geſt. 1691.

Die Scheidung zwiſchen Geiſt und Körper, Seele und Leib, Gott und Welt war zu Stande gekommen. Sittenlehre und Religion fanden ihren Vortheil dabei: denn indem der Menſch ſeine Freiheit behaupten will, muß er ſich der Natur entgegenſetzen; indem er ſich zu Gott zu erheben ſtrebt, muß er ſie hinter ſich laſſen, und in beiden Fällen kann man ihm nicht verdenken, wenn er ihr ſo wenig als möglich zuſchreibt, ja, wenn er ſie als etwas Feindſeliges und Laſtiges anſieht. Verfolgt wurden daher ſolche Männer, die an eine Wiedervereinigung des Getrennten dachten. Als man die teleologiſche Erklärungsart verbannte, nahm man der Natur den Verſtand; man hatte den Muth nicht, ihr Vernunft zuzuſchreiben, und ſie blieb zuletzt geiſtlos liegen. Was man von ihr verlangte, waren techniſche, mechaniſche Dienſte, und man fand ſie zuletzt auch nur in dieſem Sinne faßlich und begreiflich.

Auf dieſe Weiſe läßt ſich einſehen, wie das zarte, fromme Gemüth eines Robert Boyle ſich für die Natur intereſſiren, ſich zeitlebens mit ihr beſchäftigen und doch ihr weiter nichts abgewinnen konnte, als daß ſie ein Weſen ſei, das ſich ausdehnen und zuſammenziehen, miſchen und ſondern laſſe, deſſen Theile, indem ſie durch Druck, Stoß gegen einander arbeiten und ſich in die verſchiedenſten Lagen begeben, auch verſchiedene Wirkungen auf unſere Sinne hervorbringen.

In die Farbenlehre war er von der chemiſchen Seite hereingekommen. Er iſt der Erſte ſeit Theophraſt, der Anſtalt macht, eine Sammlung der Phänomene aufzuſtellen und eine

Uebersicht zu geben. Er betreibt das Geschäft nur gelegentlich und zaudert, seine Arbeit abzuschließen; zuletzt, als ihm eine Augenkrankheit hinderlich ist, ordnet er seine Erfahrungen, so gut es gehen will, zusammen, in der Form, als wenn er das Unvollständige einem jungen Freunde zu weiterer Bearbeitung übergäbe. Dabei möchte er zwar gern von einer Seite das Ansehen haben, als wenn er nur Erfahrungen zusammenstellte, ohne eben dadurch eine Hypothese begründen zu wollen; allein er ist von der andern Seite aufrichtig genug, zu gestehen, daß er sich zur korpuskularen, mechanischen Erklärungsart hinneige und mit dieser am Weitesten auszulangen glaube. Er bearbeitet daher das Weiße und Schwarze am Ausführlichsten, weil freilich bei diesem noch am Ersten ein gewisser Mechanismus plausibel werden dürfte. Was aber die eigentlich farbigen Phänomene der Körper, so wie was die apparenten Farben betrifft, bei diesen geht er weniger methodisch zu Werke, stellt aber eine Menge Erfahrungen zusammen, welche interessant genug sind und nach ihm immer wieder zur Sprache gekommen. Auch haben wir sie, insofern wir es für nöthig erachtet, in unserm Entwurfe nach unserer Weise und Ueberzeugung aufgeführt.

Der Titel dieses Werkes in der lateinischen Ausgabe, der wir gefolgt sind, ist: Experimenta et considerationes de coloribus — seu initium historiae experimentalis de coloribus a Roberto Boyle. Londini 1665.

Seine ganze Denkart, seine Vorsätze, sein Thun und Leisten wird aus dem fünften Kapitel des ersten Theiles am Klärsten und Eigentlichsten erkannt, welches wir denn auch übersetzt hier einschalten.

Des ersten Theils

Fünftes Kapitel.

„I. Es giebt, wie Du weißt, mein Pyrophilus, außer jenen veralteten Meinungen von den Farben, die man schon längst verworfen hat, gar verschiedene Theorien, deren jede zu unserer Zeit von bedeutenden Männern in Schutz genommen wird. 1) Denn die peripatetischen Schulen, ob sie gleich wegen der besonderen Farben unter sich nicht ganz eins sind, kommen doch alle darin überein: die Farben seien einwoh-

nende und wirkliche Eigenschaften, welche das Licht nur offenbare, nicht aber sie hervorzubringen etwas beitrage. 2) Alsdann giebt es unter den Neueren Einige, die mit geringer Veränderung die Meinung Platon's annehmen, und wie er die Farbe für eine Art Flamme hält, die aus den kleinsten Körperchen bestehe, welche von dem Objekt gleichsam ins Auge geschleudert worden und deren Figur mit den Poren des Auges sich in Uebereinstimmung befinde, so lehren sie, die Farbe sei ein inneres Licht der heueren Theile des Gegenstandes, welches durch die verschiedenen Mischungen der weniger leuchtenden Theile verdunkelt und verändert worden. 3) Nun giebt es Andere, welche einigen der alten Atomisten nachfolgen und die Farbe zwar nicht für eine leuchtende Emanation, aber doch für einen körperlichen Ausfluß halten, der aus dem gefärbten Körper hervortritt. Aber die gelehrteren unter ihnen haben neulich ihre Hypothese verbessert, indem sie anerkannten und hinzufügten, es sei etwas äußeres Licht nöthig, um diese Körperchen der Farbe zu reizen und anzuregen und sie zum Auge zu bringen. 4) Eine bedeutendere Meinung der neuern Philosophen ist jedann: die Farben entspringen aus einer Mischung des Lichts und der Finsterniß oder vielmehr des Lichts und der Schatten, und diese Meinung ließe sich denn wol gewissermaßen mit der vorhergehenden vereinigen. 5) Was die Chemiker betrifft, so schreibt die Menge derselben den Ursprung der Farben dem Prinzip des Schwefels in den Körpern zu, ob ich gleich finde, daß einige ihrer Anführer die Farben mehr vom Salz als vom Schwefel herleiten, ja andere sogar von dem dritten Elementarprinzip, dem Merkur. 6) Von des Cartesius Nachfolgern brauch' ich Dir nicht zu sagen, daß sie behaupten, die Empfindung des Lichtes werde von einem Anstoß hervorgebracht, welcher auf die Organe des Sehens von sehr kleinen und festen Kügelchen gewirkt wird, welche durch die Poren der Luft und andrer durchsichtiger Körper durchdringen können. Daraus versuchen sie denn auch die Verschiedenheit der Farben zu erklären, indem sie die verschiedenen Bewegungen dieser Kügelchen und die Proportion der Bewegung zu der Rotation um ihren Mittelpunkt beachten, wodurch sie nämlich geschickt werden sollen, den optischen Nerven auf mancherlei Weise zu treffen, so daß man dadurch verschiedene Farben gewahr werden könne.

„II. Außer diesen sechs vornehmsten Hypothesen kann es

noch andre geben, mein Pyrophilus, die, obschon weniger bekannt, doch ebenso gut als diese Deine Betrachtung verdienen. Erwarte aber nicht, daß ich sie gegenwärtig umständlich durcharbeite, da Du den Zweck dieser Blätter und die mir vorgesetzte Kürze kennest. Deswegen will ich nur noch Einiges im Allgemeinen bemerken, was sich auf den Traktat, den Du in Händen hast, besonders bezieht.

„III. Und zwar gesteh' ich Dir zuerst, daß ich, obgleich die Anhänger der gedachten verschiedenen Hypothesen durch eine jede besonders und ausschließlich die Farben erklären und hiezu weiter keine Beihilfe annehmen wollen, was mich betrifft, zweifle, ob irgend eine dieser Hypothesen, wenn man alle andern ausschließt, der Sache genugthue. Denn mir ist wahrscheinlich, daß man das Weiße und Schwarze durch die bloße Reflexion, ohne Refraktion anzunehmen, erklären könne, wie ich es in nachstehender Abhandlung vom Ursprunge des Schwarzen und Weißen zu leisten gesucht habe. Da ich aber nicht habe finden können, daß durch irgend eine Mischung des Weißen und wahrhaft Schwarzen (denn hier ist nicht von einem Blauschwarz die Rede, welches Viele für das ächte halten) — daß, sage ich, je daraus Blau, Gelb, Roth, geschweige denn die übrigen Farben könnten erzeugt werden; da wir ferner sehen, daß diese Farben durchs Prisma und andre durchsichtige Körper hervorzubringen sind, mit Beihilfe der Brechung, so scheint es, man müsse die Brechung auch zu Hülfe nehmen, um einige Farben zu erklären, zu deren Entstehung sie beiträgt, weil sie auf eine oder die andre Weise den Schatten mit dem gebrochenen Lichte verbindet, oder auf eine Art, die wir gegenwärtig nicht abhandeln können. Scheint es nun Einigen wahrscheinlich, daß die Poren der Luft und anderer durchsichtiger Körper durchaus mit solchen Kügelchen angefüllt sind, wie die Cartesianer voraussetzen, und daß zugleich die verschiedenen Bewegungsarten dieser Kügelchen in vielen Fällen von Bedeutung sind, um das verschiedene Gewahrwerden der Farbe bei uns zu bewirken, so läßt sich auch, ohne diese Kügelchen, die man nicht so leicht beweisen kann, vorauszusetzen, überhaupt mit Wahrscheinlichkeit annehmen: das Auge könne mannichfaltig affizirt werden, nicht allein von ganzen Lichtstrahlen, die darauf fallen, und zwar als solchen, sondern auch von der Ordnung derselben und dem Grade der Geschwindigkeit und, daß ich mich kurz fasse, nach der Art und

Weiſe, wie die Theilchen, woraus die einzelnen Strahlen beſtehen, zu dem Sinn gelangen, dergeſtalt daß, welche Figur auch jene kleinen Körper haben, aus denen die Lichtſtrahlen beſtehen, ſie nicht allein durch ihre Geſchwindigkeit oder Langſamkeit der Entwicklung oder Rotation im Fortſchreiten, ſondern noch mehr durch ihre abſolute Schnelligkeit, ihre direkte oder weaende Bewegung und andre Zufälligkeiten, welche ihren Stoß aufs Auge begleiten können, geſchickt ſind, verſchiedenartige Eindrücke zu erregen.

„IV. Zweitens muß ich Dich wegen dieſer und ähnlicher Betrachtungen, mein Prophilus, bitten, daß Du dieſe kleine Abhandlung anſeheſt nicht als eine Diſſertation, die geſchrieben ſei, um eine der vorſtehenden Hypotheſen ausſchließlich vor allen andern zu vertheidigen oder eine neue, welche mein wäre, dafür aufzuſtellen, ſondern als einen Anfang einer Geſchichte der Farben, worauf, wenn ſie erſt durch Dich und Deine geiſtreichen Freunde bereichert worden, eine gründliche Theorie könne aufgebaut werden. Weil aber dieſe Geſchichte nicht blos als Katalog der darin überlieferten Sachen anzuſehen iſt, ſondern auch als ein Apparat zu einer gründlichen und umfaſſenden Hypotheſe, hielt ich es der Sache gemäß, ſo meine ganze Diſſertation zu ſtellen, daß ich ſie zu jenem Zwecke ſo brauchbar machte, als es ſich wollte thun laſſen. Deswegen zweifelte ich nicht, Dir zu bezeugen, ich ſei geneigt geweſen, ſowol Dir die Arbeit zu erſparen, verſchiedene unzulängliche Theorien, die Dich niemals zu Deinem Zweck führen würden, ſelbſt zu erforſchen, als überhaupt Deine Unterſuchungen zu vereinfachen, weshalb ich mir zweierlei zum Augenmerk nahm: einmal, daß ich gewiſſe Verſuche aufzeichnete, welche durch Hilfe begleitender Betrachtungen und Erinnerungen Dir dienen könnten, die Schwäche und Unzulänglichkeit der gemeinen peripatetiſchen Lehre und der gegenwärtig mit noch mehr Beifall aufgenommenen Theorie der Chemiker von den Farben einzuſehen. Denn da dieſe beiden Lehren ſich feſtgeſetzt haben, und zwar die eine in den meiſten Schulen, die andre aber bei den meiſten Aerzten und andern gelehrten Männern, deren Leben und Berufsart nicht erlaubt, daß ſie die eigentlichſten erſten und einfachſten Naturanfänge gewiſſenhaft unterſuchten, ſo glaubt' ich wenig Nützliches zu leiſten, wenn ich nicht etwas thäte, die Unzulänglichkeit dieſer Hypotheſen offenbar zu machen. Deswegen ich denn zweitens unter

meine Versuche diejenigen in größerer Zahl aufgenommen, welche Dir zeigen mögen, daß ich jener Meinung geneigt bin, welche behauptet, die Farbe sei eine Modifikation des Lichtes; wodurch ich Dich anlocken wollen, diese Hypothese weiter auszubilden und dahin zu erheben, daß Du vermittelst derselben die Erzeugung der besondern Farben erklären könnest, wie ich bemüht gewesen, sie zur Erklärung des Weißen und Schwarzen anzuwenden.

„V. Zum Dritten aber, mein Pyrophilus, ob dieses zwar gegenwärtig die Hypothese ist, die ich vorziehe, so schlage ich sie doch nur im allgemeinen Sinne vor, indem ich nur lehre: die Lichtstrahlen werden von den Körpern, woher sie zurückgeworfen oder gebrochen zum Auge kommen, modifizirt und bringen so jene Empfindung hervor, welche wir Farbe zu nennen pflegen. Ob aber diese Modifikation des Lichts geschehe, indem es mit den Schatten gemischt wird, oder durch ein verschiedenes Verhältniß der Bewegung und Rotation der Kügelchen des Carteſius, oder auf irgend eine andre Weise, dies unterstehe ich mich nicht hier auszumachen. Viel weniger unterstehe ich mich, anzugeben, ja, ich glaube nicht einmal alles Wissensnöthige zu wissen, um Dir oder auch mir selbst eine vollkommene Theorie des Sehens und der Farben zu überliefern. Denn erstlich, um dergleichen zu unternehmen, müßte ich zuvor einsehen, was das Licht sei, und wenn es ein Körper ist, und das scheint es wol oder doch die Bewegung eines Körpers zu sein, aus was für einer Art Körperchen nach Größe und Figur es bestehe, mit welcher Geschwindigkeit sie vorschreiten und sich um ihre Mittelpunkte bewegen; hernach möchte ich die Natur der Brechung erkennen, welche von den geheimsten ist, wenn Du sie nicht scheinbar, sondern gründlich erklären willst, die ich nur in der Naturlehre gefunden habe. Dann möchte ich wissen, welche Art und welcher Grad der Vermischung der Finsterniß oder der Schatten bei Refraktionen und Reflexionen oder durch beide geschehe auf den oberflächlichen Theilen der Körper, welche erleuchtet immer nur eine Farbe zeigen, die blaue, gelbe, rothe. Dann wünscht' ich unterrichtet zu sein, warum die Verbindung des Lichtes und Schattens, welche z. B. von dem Häutchen einer reifen Kirsche gewirkt wird, eine rothe Farbe zeige, nicht aber eine grüne, und das Blatt desselben Baums mehr eine grüne als eine rothe Farbe. Zuletzt auch, warum das Licht, das zu solchen

Hier nun dagegen
Dichtrische Perlen,
Die mir Deiner Leidenschaft
Gewaltige Brandung
Warf an des Lebens
Verödeten Strand aus.
Mit spitzen Fingern
Zierlich gelesen,
Durchreiht mit juwelenem
Goldschmuck!
Nimm sie an Deinen Hals,
An Deinen Busen,
Die Regentropfen Allah's,
Gereift in bescheidener Muschel!

19.

Lieb' um Liebe, Stund' um Stunde,
Wort um Wort und Blick um Blick;
Kuß um Kuß vom treusten Munde,
Hauch um Hauch und Glück um Glück!
So am Abend, so am Morgen!

Reisen. Restiter war es die Reise mit Boisserée nach Heidelberg. — Auströseln (s. Grimm, I. 766) bedeutet auseinanderfädeln. In demselben Sinne schrieb (?) Goethe an Bettina (I. 229): „Deine Briefe wandern mir, die ich wie eine buntgewirkte Schnur auftröste, um den schönen Reichthum, den sie enthalten, zu ordnen." — Daß gelüstreit sich auf die Schnur bezieht, bedeutet nicht der Erwähnung, hätte nicht J. Porchat in seiner Uebersetzung des Divan den Dichter als von Suleika „ächterreit" verstanden (le comme je vais par toi de mille chaines). — Der Schlußvers liegt in Grunde die oben, VI. 5 und 55, erwähnte Metapher von dem tauchenden Meere und die Parabel von der Perle, unten X. 1. Hafis hatte sich in ähnlicher Weise über seine Gedichte geäußert, indem er wünschte, „Diese Perlen möchten an eine Schnur gereiht werden, zum Halsschmuck seiner Zeitgenossen" (Hammer, Hafis, I. S. XIV), und Hammer nennt sie, in Benutzung jenes Bildes, „Perlen, von Meisterhand gebohrt, und an den Goldfaden des Gaiels gereiht, als Haar- und Hals- und Händeschmuck der Schönheit" (das. XXXV).

19. In Heidelberg verfaßt den 25. September 1815. Am Tag vorher war Suleika dem Dichter nach Heidelberg gefolgt (S. Boisserée, I. 284). — Die Klage der Schlußverse kehrt in Nr. 34, Strophe 1, wieder.

Farben modifizirt ist, wenn es nur aus Körperchen besteht, welche gegen die Retina oder das Mark des optischen Nerven bewegt werden, nicht blos ein Stechen, sondern eine Farbe hervorbringe, da doch die Nadel, wenn sie das Auge verwundet, keine Farbe, sondern einen Schmerz hervorbringen würde. Dies und Anderes wünscht' ich zu wissen, ehe ich glaubte, die wahre und vollkommene Natur der Farben erkannt zu haben. Daher, ob ich gleich durch die Versuche und Betrachtungen, die ich in diesem Büchelchen überliefre, einigermaßen meine Unwissenheit in dieser Sache zu mindern gesucht habe und es für viel besser halte, etwas als gar nichts zu entdecken, so nehme ich mir doch nur vor, durch die Versuche, welche ich darlege, wahrscheinlich zu machen, daß sich einige Farben sehr wohl durch die hier überlieferte Lehre im Allgemeinen erklären lassen. Denn so oft ich mich auf eine ins Einzelne gehende und genaue Erklärung des Besondern einlassen soll, empfinde ich die große Dunkelheit der Dinge, selbst die nicht ausgenommen, die wir nicht anders zu Gesicht bekommen, als wenn sie erleuchtet werden, und ich stimme Scaliger'n bei, wenn er, von der Natur der Farbe handelnd, spricht: die Natur verbirgt diese sowie andre Erscheinungen in die tiefste Dunkelheit des menschlichen Unwissens."

So unverkennbar auch aus dem Vortrage Boyle's die Vorliebe, gewisse Farbenphänomene mechanisch zu erklären, erhellt, so bescheiden drückt er sich doch gegen andere Theorien und Hypothesen aus, so sehr empfindet er, daß noch andre Arten von Erklärungen, Ableitungen möglich und zulässig wären; er bekennt, daß noch lange nicht genug vorgearbeitet sei, und läßt uns zuletzt in einem schwankenden, zweifelhaften Zustande.

Wenn er nun von einer Seite durch die vielfachen Erfahrungen, die er gesammelt, sich bei den Naturforschern Ansehen und Dank erwarb, so daß dasjenige, was er mitgetheilt und überliefert, lange Zeit in der Naturlehre Werth und Gültigkeit behielt, in allen Lehrbüchern wiederholt und fortgepflanzt wurde, so war doch von der andern Seite seine Gesinnung viel zu zart, seine Aeußerungen zu schwankend, seine Forderungen zu breit, seine Zwecke zu unabsehlich, als daß er nicht hätte durch eine neu eintretende ausschließende Theorie leicht verdrängt werden können, da ein lernbegieriges Publikum am

Liebsten nach einer Lehre greift, woran es sich festhalten und wodurch es aller weitern Zweifel, alles weitern Nachdenkens bequem überhoben wird.

Hooke.

Geb. 1635, gest. 1703.

Er ist mehr ein emsiger als ein fleißiger Beobachter und Experimentator zu nennen. Er blickt überall um sich her und seine unruhige Thätigkeit verbreitet sich über die ganze Naturlehre. Man muß ihm zugestehen, daß er gute Entdeckungen gemacht, Entdecktes glücklich bearbeitet habe; doch ist er kein theoretischer Kopf, nicht einmal ein methodischer.

Die Lehre von Licht und Farben ist ihm Manches schuldig. Er beobachtet die brechende Kraft des Eises, bemerkt mit Grimaldi die Ablenkung des Lichtes und thut Vorschläge, wie man die Sonne anschauen könne, ohne geblendet zu werden, richtet eine tragbare Camera obscura zu bequemerer Abzeichnung ein und bemüht sich ums reflektirende Teleskop.

Seine Farbenlehre ist freilich barock. Er nimmt nur zwei Farben an, Blau und Roth; diese sollen durch schiefe oder ungleiche Erschütterung aufs Auge erregt werden. Seitdem Descartes die Lehre von dem Lichte materialisirt und mechanisirt hatte, so können sich die Denker nicht wieder aus diesem Kreise herausfinden; denn Diejenigen, welche Licht und Farben nicht materiell nehmen wollen, müssen doch zur mechanischen Erklärung greifen, und so schwankt die Lehre immerfort in einem unfruchtbaren Raume, sie mag sich nach der dynamischen oder atomistischen Seite neigen.

Das Kapitel der Farben, die wir epoptische genannt haben, ist ihm mancherlei schuldig. Er macht auf den Versuch mit den Seifenblasen aufmerksam, auf die farbigen Kreise im russischen Glase und zwischen den an einander gedrückten Glasplatten. Doch konnte er diese Erscheinungen nicht zusammenbringen noch rubriziren.

Was von ihm als Sekretär der Londner Sozietät und als Gegner Newton's zu sagen ist, wird künftig beigebracht werden.

Nicolaus Malebranche.

Geb. 1638, geſt. 1715.

Réflexions sur la lumière et les couleurs et la génération du feu par le Père Malebranche. Mémoires de l'Académie Royale 1699.

„Die Philoſophie hat das Joch der Autorität völlig abgeworfen und die größten Philoſophen überzeugen uns nur noch durch ihre Gründe. So ſcharfſinnig auch das Syſtem über das Licht von Herrn Descartes ſein mag, ſo hat es doch der Pater Malebranche verlaſſen, um ein andres aufzuſtellen, das nach dem Syſtem des Tones gebildet iſt, und dieſe Aehnlichkeit ſelbſt kann für die Wahrheit deſſelben zeugen bei Solchen, welchen bekannt iſt, wie ſehr die Natur, was die allgemeinen Prinzipien betrifft, gleichförmig ſei.

„Man iſt überzeugt, daß der Ton hervorgebracht wird durch das Zittern oder Schwingen unmerklicher Theile des klingenden Körpers. Größere oder kleinere Schwingungen, d. h. ſolche, welche größere oder kleinere Bogen deſſelben Kreiſes machen, begeben ſich für die Empfindung in gleichen Zeiten, und die Töne, welche ſie hervorbringen, können nicht unterſchieden ſein, als daß ſie ſtärker oder ſchwächer ſind. Die ſtärkern werden durch die größeren Schwingungen hervorgebracht, die ſchwachen durch die kleineren. Geſetzt aber, es entſtehe zu gleicher Zeit eine größere Anzahl Schwingungen in einem Körper als in einem andern, ſo werden diejenigen, welche in größerer Zahl entſtehen, weil ſie gedrängter und, ſo zu ſagen, lebhafter ſind, von einer verſchiedenen Art ſein als die andern. Die Klänge alſo ſind auch der Art nach verſchieden, und das iſt, was man die Töne nennt. Die ſchnellſten Vibrationen bringen die hohen Töne hervor und die langſamſten die tiefen. Dieſe Grundſätze, welche von allen Philoſophen angenommen werden, laſſen ſich leicht auf das Licht und die Farben anwenden. Alle die kleinſten Theile eines leuchtenden Körpers ſind in einer ſehr ſchnellen Bewegung, welche von Augenblick zu Augenblick durch ſehr lebhafte Erſchütterungen die ganze äußerſt zarte, bis zum Auge reichende Materie zuſammendrückt und in ihr nach Pater Malebranche Schwingungen des Drucks hervorbringt. Sind dieſe Schwingungen größer, ſo erſcheint der Körper leuchtender oder

mehr erhellt; sind sie schneller oder langsamer, so ist er von dieser oder jener Farbe, und daher kommt, daß der Grad des Lichtes gewöhnlich nicht die Art der Farben verändert, und daß sie bei stärkerer oder schwächerer Beleuchtung immer als dieselben erscheinen, obgleich mehr oder weniger lebhaft. Können nun diese Schwingungen, welche zu gleicher Zeit hervorgebracht werden, aber an Zahl verschieden sind, nach aller möglichen Art von Zahlenverhältnissen verschieden sein, so kann man deutlich erkennen, daß aus dieser unendlichen Verschiedenheit der Verhältnisse auch die Verschiedenheit der Farben entstehen muß, und daß die verschiedensten Farben auch aus den verschiedensten und am Weitsten von der Gleichheit entfernten Verhältnissen entspringen müssen; z. B. wenn ein gefärbter Körper vier Schwingungen des Drucks auf die zarte Materie hervorbringt, indessen ein andrer nur zwei, so wird er an Farbe davon verschiedener sein, als wenn er nur drei Schwingungen machte.

„Man hat in der Musik die Verhältnisse der Zahlen bestimmt, welche die verschiedenen Töne hervorbringen; aber es läßt sich nicht hoffen, daß dieses auch bei den Farben gelinge.

„Die Erfahrung belehrt uns, daß, wenn man einige Zeit die Sonne oder einen andern sehr erleuchteten Gegenstand angesehen und darauf das Auge schließt, man erst Weiß sieht, sodann Gelb, Roth, Blau, endlich Schwarz, daher man denn folgerecht schließen kann, vorausgesetzt, daß diese Ordnung immer dieselbige sei, daß die Farben, welche zuerst erscheinen, durch schnellere Schwingungen hervorgebracht werden, weil die Bewegung, welche auf der Netzhaut durch den leuchtenden Gegenstand gewirkt wird, sich immerfort vermindert.

„Bei dieser Gelegenheit erzählte Herr Homberg der Akademie eine Erfahrung, die er über die Ordnung und die Folge der verschiedenen Farben gemacht hatte. Er nahm nämlich ein Glas, das von beiden Seiten rauh und deshalb wenig durchsichtig war. Er brachte es vor eine Oeffnung und ließ es vom Lichte bescheinen. Indem er nun durch das Glas hindurchsah, konnte er draußen nur die weißen Gegenstände bemerken, keineswegs aber die von einer andern Farbe. Nun polirte er ein Wenig das Glas und sah nun das Weiße besser, wobei sich das Gelbe zu zeigen anfing. Je mehr er nun das Glas glättete, wurden die übrigen Farben in folgender Ordnung sichtbar: Gelb, Grün, Roth, Blau und Schwarz.

„Nach dem System des Herrn Descartes wird das Licht durch die Kügelchen des zweiten Elements fortgepflanzt, welche die zarte Materie des leuchtenden Körpers in grader Linie fortstößt. Was aber die Farben bildet, ist der Umstand, daß diese Kügelchen außer der direkten Bewegung bestimmt sind, sich zu drehen, und daß aus der verschiedenen Verbindung der direkten und zirkelnden Bewegung die verschiedenen Farben entstehen. Da aber diese Kügelchen nach gedachtem System hart sein müßten, wie kann nun dasselbige Kügelchen zu gleicher Zeit sich auf verschiedene Art herumwälzen, welches doch nöthig sein müßte, wenn die verschiedenen Strahlen, welche verschiedene Farben nach dem Auge bringen, sich in einem Punkte kreuzen sollten, ohne sich zu verwirren und zu zerstören, welches sie doch nicht thun, wie uns die Erfahrung lehrt.

„Deswegen hat der Pater Malebranche an die Stelle dieser harten Kügelchen kleine Wirbel von subtiler Materie gesetzt, welche sich leicht zusammendrücken lassen und an ihren verschiedenen Seiten auf verschiedene Weise zusammengedrückt werden können; denn so klein man sie sich auch denkt, so haben sie Theile, denn die Materie ist ins Unendliche theilbar, und die kleinste Sphäre kann sich auf allen Punkten mit der größten, die man sich denken mag, berühren."

Johann Christoph Sturm.

Geb. 1635, gest. 1703.

Physica electiva sive hypothetica. Norimbergae 1697.

Die Lehre von den Farben behandelt er wie die übrigen Rubriken. Erst bringt er ohne sonderliche Ordnung und Methode die Phänomene vor, wie sie ihm die Schriftsteller überlieferten, dann die Meinungen der Alten und Neuern, jedoch keineswegs vollständig; zuletzt wählt er sich aus alle dem bisher Gesagten und Theoretisirten dasjenige, womit er sich nothdürftig über die Erscheinungen hinauszuhelfen glaubt. Es ist überall nur Druck und Papier und nirgends Natur. Wie sehr wäre zu wünschen gewesen, daß ein geistreicher Mann diese Arbeit übernommen und seinen Nachfolgern durchgreifender vorgearbeitet hätte!

Funccius.

De coloribus coeli. Ulmae 1716. Eine frühere Ausgabe von 1705 ist mir nicht zu Gesicht gekommen.

Daß etwas Schattiges zum Lichte oder zum Hellen hinzutreten müsse, damit Farben entstehen können, hatte Kircher sehr umständlich zur Sprache gebracht. Einer seiner Zeitgenossen, Honoratus Fabri, gleichfalls Jesuit, ist von derselben Ueberzeugung durchdrungen. Er wendet sich aber, um die Sache näher zu bestimmen und die verschiedenen Farben entstehen zu lassen, zu einer quantitativen Erklärung, auf welche Aristoteles schon hingedeutet, und nimmt an, daß vom Weißen das reine gedrängte Licht zurückstrahle, daß Roth aus gleichen Theilen von Licht und Schatten bestehe, Gelb aus zwei Theilen Licht und einem Theil Schatten, Blau aus zwei Theilen Schatten und einem Theile Licht.

Auf demselben Wege geht Funccius, indem er von den atmosphärischen Farben handelt. Unsere Leser, denen bekannt ist, wie sich die meisten farbigen Himmelserscheinungen kürzlich und bequem aus der Lehre von den trüben Mitteln herleiten lassen, möchten sich wol wundern, wie ein ganzes Büchlein darüber zu schreiben gewesen.

Der Verfasser geht freilich etwas umständlich zu Werke. Erst leitet er, wie seine Vorgänger, die farbigen Erscheinungen von einer Verbindung des Hellen und Dunkeln, von einer Vermählung des Lichts mit dem Schatten, sodann die atmosphärischen von einer Wirkung der Sonne auf Nebel und Wolken her. Allein der nothwendige Gegensatz, wodurch an der einen Seite das Gelbe, an der andern das Blaue nahe bis an den Purpur gesteigert werden, war ihm nicht deutlich geworden. Er sah wol ein, daß vom Gelben bis zum Purpur und rückwärts eine Art von quantitativem Verhältniß stattfinde; aber er wollte auf ebendiesem Wege über den Purpur hinaus ins Blaue, um so mehr, als wirklich die Sonne auf der höchsten Stufe der Mäßigung ihres Lichtes durch trübe Dünste eine Art von bläulichem Schein anzunehmen genöthigt werden kann. Allein es gelang ihm die Ableitung der schönen Himmelsbläue nicht, und sein ganzes Werk wird dadurch unzulänglich. Er polemisirt mit sich selbst und Andern, keineswegs zwecklos und ungeschickt, aber weder stringent noch glücklich.

Da er ſich von der quantitativen Steigerung überzeugt hat, ſo fängt er an, die Farben mit Zahlen und Brüchen auszudrücken, wodurch denn der Vortrag nur krauſer wird, ohne daß für die Behandlung ſelbſt der mindeſte Gewinn entſpränge.

Lazarus Auguet.

Franzöſiſcher Prieſter, wahrſcheinlich Jeſuit, beſchäftigte ſich überhaupt mit Phyſik und ließ in das ſogenannte Journal de Trevoux, April 1705, p. 675, einen Aufſatz über Farben einrücken, den wir überſetzt und mit einigen Anmerkungen begleitet mittheilen. Das Wahre, was er enthält, iſt wie ſo manches Andere, was in dieſem Journal Platz gefunden, beiſeite gedrängt worden, weil dieſe in vielen Stücken parteiiſche Zeitſchrift ſich einer mächtigern Partei, der akademiſchen, entgegenſetzte.

So wird im Journal des Savans, im Supplement zum Juli 1707, der Beſchreibung eines neuen Thermometers gedacht, welche Auguet 1706 herausgegeben, worin er ſich über die Erfindung vielleicht mit allzu großer Selbſtgefälligkeit mochte geäußert haben. Man perſiflirt ſein Thermometer und bei dieſer Gelegenheit auch ſein Farbenſyſtem, wobei man, um ſeine etwanigen Verdienſte herabzuſetzen, ihm die Ehre der Erfindung abſpricht und bemerkt, daß Honoratus Fabri ſchon das Aehnliche behauptet, als wenn es nicht verdienſtlich genug wäre, ein richtiges Aperçu aufzufaſſen, das Andre ſchon gehabt, und das, was ſie bis auf einen gewiſſen Grad gefördert, weiter auszuarbeiten und auf den rechten Punkt hinzuführen. Wir wollen ihn vor allen Dingen ſelbſt hören.

Auguet's Farbenſyſtem.

„Um mich einmal gründlich von der wahrhaften Urſache der Farben und von dem, was ihren Unterſchied macht, zu unterrichten, glaubte ich nichts Beſſeres thun zu können, als deshalb die Natur zu befragen, indem ich mit Sorgfalt die vorzüglichſten Veränderungen bemerkte, die ſich zeigen, wenn

Farben hervortreten und wechseln, damit ich nachher ein System feststellen könnte, das auf gründlichen Untersuchungen ruhte, welche klar und unzweideutig die Wahrheit bezeugten. Und so bemerkte ich:

„Erstlich, daß alle Farben in der Finsterniß verschwanden. Daraus war ich berechtigt zu schließen, daß das Licht zu den Farben wesentlich erforderlich sei.

„Zweitens, daß keine Farben entstehen in einem völlig durchsichtigen Mittel, so sehr es auch erleuchtet sei, eben weil darin nichts zugegen ist als Licht ohne Schatten. Daraus mußte ich schließen, daß der Schatten ebenso wesentlich den Farben sei als das Licht.

„Drittens bemerkte ich, daß verschiedene Farben entstehen gerade in der Gegend, wo Licht und Schatten sich verschiedentlich vermischen, z. B. wenn die Lichtstrahlen auf irgend einen dunklen Körper fielen oder durch das dreiseitige Prisma durchgingen. Daher schloß ich sogleich, daß die Farben einzig und allein aus der Vermischung des Lichtes und des Schattens und ihre Verschiedenheit aus der Verschiedenheit dieser beiden entsprängen.

„Ferner um zu bestimmen, worin jede Farbe besonders bestehe, so stellte ich mancherlei Versuche an, aus denen man nicht allein erkennt, worin ganz genau jede Urfarbe von allen andern unterschieden ist, sondern die auch zugleich ganz unumstößlich beweisen, daß die Farben nichts Andres sind als Schatten und Licht zusammengemischt. Hier sind nun die vorzüglichsten.

„I. Wenn ich durch ein Brennglas mehrere Lichtstrahlen auf ein schwarzes Tuch versammelte, so bemerkte ich, daß der Ort, wo die Strahlen sich vereinigten, merklich weiß erschien; dagegen aber, wenn ich eine Flasche voll Wasser zwischen ein angezündetes Licht und ein weiß Papier setzte, so erschienen die Stellen des Papiers, wo nur wenig Strahlen zusammenkamen, schwarz. Daraus zieh' ich die Folge, daß das Weiße aus Lichtstrahlen bestand, die wenig oder gar keinen Schatten enthielten, das Schwarze dagegen aus reinem Schatten oder doch nur mit wenig Licht vermischt; sodann überzeugte ich mich, daß Schwarz und Weiß die erste Materie aller Farben sei, aber daß sie, um eigentlich zu reden, selbst nicht wirkliche Farben seien.

„II. Wenn man ein Glas rothen Wein auf ein weiß Pa-

pier ſetzt und dann eine brennende Kerze dergeſtalt richtet, daß ihr Licht durch den Wein geht und ſich auf irgend einem Fleck des Papiers endigt, ſo wird man daſelbſt ein ſehr glanzendes Roth ſehen; nähert man aber dieſem Roth ein andres brennendes Licht, ſo wird es merklich gelb. Ebenſo verwandelt ſich das Roth des prismatiſchen Farbenbildes, das glanzend und tief an einem ſchattigen Orte iſt, ſogleich in Gelb, wenn man das Bild auf einen Fleck fallen läßt, auf den die Strahlen der Sonne unmittelbar auffallen. Daraus konnte ich ſchließen, daß das Roth mehr Schatten und weniger Licht enthalte denn das Gelbe.

„III. Wenn man durch einen Brennſpiegel mehrere Sonnenſtrahlen zuſammenzieht und ſie auf ein prismatiſches Farbenbild wirft, das man vorher in einem mittelmäßig erhellten Zimmer durch ein Prisma ſehr glänzend farbig hervorgebracht, ſo verſchwinden dieſe Farben ſogleich, welches ganz deutlich beweiſt, daß die urſprünglichen Farben nothwendigerweiſe einen gewiſſen Antheil Schatten mit ſich führen, der, wenn er durch die häufig auf dieſe Farbe verſammelten Strahlen zerſtreut und aufgehoben wird, ſie auch ſogleich verſchwinden läßt.

„IV. Nimmt man fünf Blätter Papier von fünf verſchiedenen Farben, nämlich ein violetes, blaues, rothes, grünes und gelbes, und man ſtellt ſie über einander in verſchiedenen Reihen an einen Ort, wohin man das prismatiſche Farbenbild bringen kann, ſo wird man deutlich ſehen, daß das Rothe dieſes Farbenbildes dunkler und tiefer iſt auf dem violeten Papier als auf dem blauen, auf dem blauen mehr als auf dem rothen, auf dem rothen mehr als auf dem grünen, auf dem grünen mehr als auf dem gelben. Dieſe Erfahrung, die ich ſehr oft mit demſelbigen Erfolg wiederholt habe, iſt ein überzeugender Beweis, daß das Violete mehr Schatten als das Blaue, das Blaue mehr als das Rothe, das Rothe mehr als das Grüne, das Grüne mehr als das Gelbe in ſich enthalte. Denn eine Farbe verfinſtert ſich nur nach Maßgabe des Schattens, mit dem ſie ſich vermiſcht.

„V. Hat man Acht auf die Art und Weiſe, wie die Lichtſtrahlen durchs Prisma hindurchgehen, auf die Brechungen, welche dieſe Strahlen erleiden, auf die Schatten, die eine natürliche Folge dieſer Brechungen ſind, ſo bemerkt man, daß das Gelbe des prismatiſchen Farbenbildes mehr Licht und

weniger Schatten als alle übrigen Farben enthält, das Grüne mehr Licht und weniger Schatten als das Blaue, das Blaue mehr Licht und weniger Schatten als das Violete, das Violete mehr Schatten und weniger Licht als alle übrigen Farben des Prismas. Denn die Erfahrung hatte mich gelehrt, daß das Rothe und Violete von beiden Seiten durch Strahlen hervorgebracht wurde, die unmittelbar von Schatten umgeben waren, verursacht durch Brechungen, welche diese Strahlen beim Durchgang durchs Prisma erlitten hatten, mit dem einzigen Unterschied, daß diejenigen Strahlen, welche das Violete verursachten, durch die Brechung sich dem Schatten näherten, an den sie anstießen, anstatt daß diejenigen, die das Rothe bildeten, sich durch die Brechung vom Schatten entfernten, der sie unmittelbar umgab. Daher schloß ich, a) daß die Strahlen, welche das Violete hervorbringen, mehr Schatten enthalten als diejenigen, die das Rothe bilden, weil diese sich durch die Wirkung der Refraktion vom Schatten entfernen, der sie umgab, anstatt daß sich die andern dem Schatten annäherten, der ihnen unmittelbar nach der Brechung nahe lag. Ich folgerte, b) daß das Gelbe weniger Schatten enthalte als das Rothe, das Blaue weniger als das Violete; c) daß das Grüne, das nur ein Gemisch des Gelben und Blauen ist, weniger Schatten enthalte als das Blaue und mehr als das Gelbe; d) endlich, daß das Violete mehr Schatten enthalte als keine andre Farbe, weil es durch Strahlen gebildet war, die sich der Brechung gemäß gegen den Schatten bewegten, der ihnen unmittelbar begegnete. Diese kurze und natürliche Erklärung der prismatischen Farben ist augenscheinlich bekräftigt durch folgenden Versuch, der so angenehm als leicht auszuführen ist.

VI. Um diesen Versuch zu machen, wählte ich die Zeit, als die Sonne auf Hauser traf, die dem Fenster einer ziemlich dunklen Kammer, wo ich mich damals befand, entgegenstanden, dergestalt daß die zurückgeworfenen Sonnenstrahlen die eine Seite des Fensters bedeutender erhellten als die andere. Auf einen Tisch, der nicht weit von der Oeffnung stand, legte ich sodann ein weißes Papier, worauf das Licht der zwei Zurückstrahlungen fiel. Nachdem ich das Fenster geschlossen hatte, erhob ich meine Hand ein Wenig über das Papier, um auf beiden Seiten Schatten zu erregen, und sogleich bemerkte ich auf dem Papier vier deutliche Farben: Gelb, Blau, Grün

Doch Du fühlst an meinen Liedern
Immer noch geheime Sorgen;
Juſſuf's Reize möcht' ich borgen,
Deine Schönheit zu erwidern.

20.

Ach, ich kann ſie nicht erwidern,
Wie ich auch daran mich freue;
Gnüg' es Dir an meinen Liedern,
Meinem Herzen, meiner Treue!

Herrlich biſt Du wie Moſchus:
Wo Du warſt, gewahrt man Dich noch.

21.

Suleika.

Volk und Knecht und Ueberwinder,
Sie geſtehn zu jeder Zeit:
Höchſtes Glück der Erdenkinder
Sei nur die Perſönlichkeit;

Jedes Leben ſei zu führen,
Wenn man ſich nicht ſelbſt vermißt;
Alles könne man verlieren,
Wenn man bliebe, was man iſt.

---

20. Zwei erſt aus Goethe's Nachlaß hier eingefügte „Liebesſeufzer", wie Le Düntzer nennt. — Der Alles durchdringende Moſchusgeruch dient dem Orientalen zum Bilde der bleibenden Erinnerung an die Geliebte:
„Denn wie der Moſchus, birgt ſich Liebe nie;
Sei er mit tauſend Tüchern zugedeckt,
Verräth den Moſchus immer doch ſein Duft"
(aus Juſſuf und Suleika; Hundgr., III. 302).

21. Wieder ein Dialog zwiſchen Suleika und Hatem, mit dem Datum: Heidelberg, den 26. September 1815. — Fortſetzung des Spiels mit der Rollen- und Namens-Veränderung, welches oben in Nr. 3 eingegangen war. Im Paradieſe, unten XII. 6, iſt es umgekehrt: da verwandeln ſich die Huris in die ehemaligen Geliebten der Gläubigen. Vergl. die Metamorphoſen des Liebenden in dem Gedicht Sehnſucht (Werke, I. 57). — Motanabbi,

und Violet. Das Gelbe erſchien jedesmal an der Stelle, wo das ſtärkſte Licht ſich mit dem ſchwächſten Schatten verband, d. h. auf der Seite der ſtärkſten Widerſtrahlung; das Blau dagegen zeigte ſich nur an der Stelle, wo das ſchwächſte Licht ſich mit dem ſtärkſten Schatten vereinigte, d. h. an der Seite der geringſten Widerſtrahlung; das Violete zeigte ſich immer an der Stelle, wo die Schatten der zwei Widerſtrahlungen zuſammenliefen, und das Grüne entſtand durch die Vermiſchung des Gelben und Blauen. Alle dieſe Farben entſtanden nur aus den verſchiedenen Vermiſchungen von Licht und Schatten, wie es offenbar iſt, und ſie verſchwanden ſogleich, nachdem die Sonne aufgehört hatte, auf die Häuſer zu leuchten, die dem Zimmer, wo ich den Verſuch machte, entgegenſtunden, obgleich ſonſt der Tag noch ſehr hell war. Um nun aufs Neue dieſelben Farben wieder darzuſtellen, ohne daß man Zurückſtrahlungen der Sonne von ungleicher Kraft nöthig hätte, nahm ich ein angezündetes Licht und ein Buch in Quart, das mir Schatten auf das Papier gabe, um verſchiedene Miſchungen des Tageslichts und ſeines Schattens mit dem Kerzenlicht und deſſen Schatten hervorzubringen — denn ich vermuthete, daß auch hier ſich Farben zeigen müßten —, welches mir vollkommen gelang. Denn das Tageslicht und der Schatten des Kerzenlichtes bildeten Blau durch ihr Zuſammentreffen; der Schatten des Tageslichts und das Licht der Kerze brachten das Gelbe hervor, und wenn man ſodann das Gelbe mit dem Blauen verband, welches ſehr leicht war, ſo entſtand ein ſehr deutlich Grün."

„Dieſe drei letzten Verſuche beweiſen ganz klar: einmal, daß die Farben in nichts Anderem beſtehen als in Miſchung von Licht und Schatten, und ihre Verſchiedenheit in der Verſchiedenheit der Miſchungen, die man machen kann; ſodann daß das Violete von den andern urſprünglichen Farben ſich dadurch unterſcheidet, daß es mehr Schatten hat als die übrigen; das Gelbe, daß es weniger Schatten hat als die andern; das Grüne, daß es mehr Schatten hat als das Gelbe und weniger als alle übrigen; das Rothe, daß es mehr Schatten enthält als Gelb und Grün, weniger als Blau und Violet; das Blaue zuletzt, daß es weniger Schatten enthält als das Violete und mehr als die übrigen urſprünglichen Farben. Und weil in dieſen drei Verſuchen dieſelbigen Farben immer

entsprangen durch dieselbigen Mischungen von Schatten und Licht, und da sie sogleich verschwanden, wenn jene beiden aufgehoben waren, so sehen wir darin eine überzeugende Probe von der Wahrheit des vorgeschlagenen Systems.

„Und da man in diesem System eine sichre Ursache der Natur der Farben überhaupt und einer jeden ursprünglichen besonders angeben kann, so ist es unnöthig, zu unbekannten Ursachen seine Zuflucht zu nehmen, wie z. B. die stärkeren oder schwächeren Schwingungen einer subtilen Materie oder die verschiedenen Umdrehungen der kugelartigen Materie, welches bloße Fiktionen des Geistes sind, die keinen Grund in der Natur haben, und deren Existenz weder vom Pater Malebranche, dem Erfinder der ersten, noch von Descartes, dem Erfinder der andern, ist dargethan worden.

„Aus allem Vorhergesagten folgt also, daß alle Farben aus Gelb und Blau zusammengesetzt sind; denn das Grüne ist nur eine Vermischung von Gelb und Blau, wie denn gelbes und blaues Glas, auf einander gelegt, ein Grünes hervorbringt; das Rothe ist nur ein Gelb mit Schatten gemischt, wie es früher bewiesen worden; das Violete ist nur eine Mischung von vielem Blau mit wenig Roth, wie man erfahren kann, wenn man mehrere blaue Gläser und ein rothes zusammenlegt. Weil aber das Blau selbst nur eine Mischung von Schatten und wenigem Licht, das Gelbe eine Mischung von vielem Licht und wenigem Schatten ist, wie wir oben gezeigt haben, so ist offenbar, daß alle Farben ursprünglich von dem Schwarzen und Weißen herkommen oder, was einerlei ist, von Licht und Schatten.

„Weil man aber das Wort Farbe in verschiedenem Sinne nimmt, so betrachten wir, um alle Zweideutigkeit zu vermeiden, die Farben unter vier verschiedenen Bedingungen, nämlich im gefärbten Gegenstande, im durchsichtigen Mittel, im Sehorgan und in der Seele.

„Die Farben in dem gefärbten Gegenstande sind nach dem aufgestellten System Alles dasjenige, was Gelegenheit giebt, daß sich auf erforderliche Weise Licht und Schatten zu Farben verbinden, es mögen nun die Körper, welche zu solchen Vermischungen Gelegenheit geben, durchsichtig oder undurchsichtig sein.

„Die Farben, betrachtet in dem Mittel, wodurch sie zu uns gelangen, bestehen auch in Verbindung des Schattens

und des Lichtes oder, welches daſſelbe iſt, in den verſchiedenen Entfernungen der Lichtſtrahlen bezüglich unter einander.

„Die Farben von der Seite des Organs ſind nichts Anders als eine Erſchütterung von mehr oder weniger Nervenfaſern, die ſich in der Proportion von einander entfernen, wie die Entfernung der Lichtſtrahlen unter einander war, welche die Retina erſchütterten.

„Endlich die Farben in Bezug auf die Seele beſtehen in verſchiedenen Perzeptionen der Seele, welche verurſacht werden durch die Erſchütterungen von mehr oder weniger Nervenfaſern des Auges.

„Dieſes vorausgeſetzt, ſo läßt ſich nach unſerm Syſtem gar leicht von einer Erfahrung Rechenſchaft geben, welche der Pater Malebranche vorbringt, um das ſeinige zu beſtärken, das auf nichts als auf die Analogie der Farbe mit den Tönen gegründet iſt. Dieſe Erfahrung beſteht darin, daß, wenn Jemand, nachdem er in die Sonne geſehen und alſo der optiſche Nerve ſtark erſchüttert worden, ſodann die Augen ſchließt oder ſich an einen dunklen Ort begiebt, ihm in einer Folge verſchiedene Farben erſcheinen, erſt Weiß, dann Gelb und ſo fort Roth, Blau und Schwarz. Denn die Erſchütterungen, welche auf verſchiedene Faſern des optiſchen Nerven erregt worden, endigen nach und nach, eine nach der andern, und ſo wird der optiſche Nerv immer in weniger Theilen erſchüttert ſein, je mehr Zeit verfloſſen iſt, als man die Augen zugedrückt hat, und darin beſteht die Folge und die Abwechſelung der Farben, die man alsdann ſieht. Ich weiß nicht, wie der Pater Malebranche dieſes Beiſpiel anführen mochte, um die Verſchiedenheit der Farben durch Analogie mit den Tönen zu erklären. Denn ein Ton bleibt immer derſelbe auf derſelben Violinſaite, ob er gleich immer unmerklich ſchwächer wird.

„Zum Schluſſe will ich hier zu bemerken nicht unterlaſſen, daß die Erfahrung, welche Boyle vom nephritiſchen Holze erzählt, und welche Herr Pourchot gleichfalls wiederholt, ſehr unſicher, dabei aber nicht ſo ſelten ſei, als dieſe Philoſophen glauben.

„Die Erfahrung beſteht darin, daß man eine Nacht über eine gewiſſe Portion nephritiſchen Holzes mit reinem Brunnenwaſſer übergoſſen ſtehen läßt und mit dieſem Aufguſſe ſodann ein rundes gläſernes Gefäß anfüllt. Dieſes Gefäß ſoll nach

dem Bericht obgedachter beider Beobachter gelb erscheinen, wenn es sich zwischen dem Auge des Betrachters und dem äußern Lichte befindet, blau hingegen, wenn das Auge zwischen das Licht und die Flasche gebracht wird. Ich habe diesen Versuch öfters und fast auf alle mögliche Weise gemacht, ohne auch nur irgend etwas zu bemerken, was dem Blauen sich einigermaßen näherte. Wohl zeigte sich das Wasser gelb, aber auch Stroh würde es gelb machen, wenn man davon eine Infusion bereitete. Herr Polinière, Doktor der Arzneikunst, hat mich versichert, daß er diesen Versuch gleichfalls ohne den mindesten Erfolg vorgenommen habe. Aber wenn er auch richtig wäre, so wäre es nichts Außerordentliches; denn gewisse kleine glaserne Geschirre, deren man sich bedient, um Konfituren hineinzuthun, haben alle jene Eigenschaften, welche die Herren Boyle und Pourchot ihrem nephritischen Holze zuschreiben. Vielleicht kamen diese verschiedenen Farben, die sie in ihrem Aufgusse wollen gesehen haben, blos von der Flasche, welche vielleicht ein Glas von der Art war, wie ich eben erwähnte; welches denn ein bedeutender Irrthum sein würde."

Betrachtungen über vorstehende Abhandlung.

Wenn der denkende Geschichtsforscher mit Betrübniß bemerken muß, daß Wahrheit so wenig als Glück einen dauerhaften Sitz auf der Erde gewinnen können, da dieses mit manchem Unheil, jene mit manchem Irrthum beständig abzuwechseln hat, so ist es ihm desto erfreulicher, zu sehen, wenn die Wahrheit auch in Zeiten, wo sie nicht durchdringen kann, nur gleichsam eine Protestation einlegt, um ihre Rechte, wo nicht zu behaupten, doch zu verwahren.

Mit dieser vergnüglichen Empfindung lesen wir vorstehende Schrift, die wir den Freunden der Wissenschaft nicht genug empfehlen können. Sie ist verfaßt von einem unbekannten, unbedeutenden französischen Geistlichen, der zu derselben Zeit den ächten Fundamenten der Farbenlehre ganz nahe tritt und seine Ueberzeugungen einfach und naiv ausspricht, als eben Newton, von allem Glanze des Ruhms umgeben, seine Optik bekannt macht, um mit dem wunderlichsten aller Irrthümer ein ganzes Jahrhundert zu stempeln.

Ein solcher Vorgang ist keineswegs wunderbar; denn außerordentliche Menschen üben eine solche Gewalt aus, daß sie ganz bequem ihre zufälligen Irrthümer fortpflanzen, indeß weniger begabte und bedürftige keine Mittel finden, ihren wohleingesehenen Wahrheiten Raum zu machen.

Da sich Nuguet jedoch dem rein Wahren nur annähern vermag, da ihm eine vollkommene Einsicht abgeht, da er hie und da in Schwanken und Irren geräth, so bedarf man gegen ihn einer durchgehenden Nachsicht. Hier muß man einen Schritt weiter gehen, hier ihn suppliren, hier ihn rektifiziren. Indem wir diese unterhaltende und übende Bemühung unsern Lesern überlassen, machen wir nur auf einige Hauptmomente aufmerksam.

In seinem fünften Punkte bemerkt er ganz richtig, daß im prismatischen Bilde Gelb und Blau mehr dem Lichte, Roth und Violet mehr dem Schatten angehören; daß das Rothe sich von dem Schatten entfernt, daß das Violete sich gegen den Schatten bewegt, der ihm unmittelbar begegnet. Freilich entsteht nach unsrer gegenwärtigen Einsicht das Rothe, weil sich ein trübes Doppelbild über das Licht, das Violete, weil sich ein trübes Doppelbild über das Dunkle bewegt, und so sprechen wir die nächste Ursache dieser Farbenerscheinung aus; aber wir müssen doch Nuguet zugestehen, daß ihm die nothwendige Bedingung der Erscheinung vorgeschwebt, daß er auf dasjenige, was dabei vorgeht, besser als einer seiner Vorgänger aufgemerkt.

Sein sechster Punkt enthält die sämmtlichen Elemente der farbigen Schatten. Hier ist ihm nicht aufgegangen, was dabei physiologisch ist; auch hat er nicht einmal die zufälligen Erscheinungen, welche ihm durch die seiner Camera obscura gegenüberstehenden Häuser geboten worden, genugsam in wiederholbare Versuche verwandelt.

Wenn ihm ferner der Versuch mit dem nephritischen Holze nicht gelingen wollen, so scheint uns die Ursach darin zu liegen, daß er kein ächtes erhalten können. Denn ebenso ist es uns auch ergangen, ob wir uns gleich aus vielen Apotheken ein sogenanntes nephritisches Holz angeschafft haben. An dem Versuche, den Kircher und nach ihm Andre so deutlich beschreiben, hat man keine Ursache zu zweifeln; allein darin hat Nuguet völlig Recht, daß er auf mehr als eine Art an festen und flüssigen Mitteln zu wiederholen ist; man darf

ihnen nur auf eine oder die andre Weise eine reine Trübe mittheilen, wie wir in unserm Entwurfe umständlich angezeigt haben.

Nachdem wir nun am Ende des siebzehnten Jahrhunderts noch ganz unerwartet ein erfreuliches Wahre hervorblicken sehen, bereiten wir uns zu einem verdrießlichen Durchwandern jener Irrgänge, aus welchen die Naturforscher des achtzehnten Jahrhunderts sich herauszufinden weder vermochten noch geneigt waren.

Nachtrag kurzer Notizen.

Daniel Sennert. Epitome naturalis scientiae. Vitebergae 1633. Seite 567 definirt er die Farbe nach Aristoteles und ist in dieser Materie sehr kurz und beschränkt.

Johann Sperling. Institutiones Physicae. Vitebergae 1639, streitet p. 562 gegen Zabarella, das Licht und die Farbe seien nicht eins.

Johann Amos Comenius. Physicae ad Lumen divinum reformatae synopsis. Amstel. 1643. Ist mir unbekannt, ob etwas von Farben darin stehe.

Marin Mersenne. Cogitata physico-mathematica. Paris 1644. Er fertigt p. 485 die Farben auf anderthalb Seiten ab, gewissermaßen im Aristotelischen Sinne.

Sebastian Basson. Philosophiae naturalis adversus Aristotelem Lib. XII. Amstel. 1649. p. 530. 554. 555. Visio fit per radiorum ocularium (dadurch werden vom Auge ausgehende Strahlen verstanden), qui corporei sunt, factam ab objecto repercussionem. Haec repercussio varia est, inde generantur varii colores. Dies ist die Summe seiner Abhandlung.

Pater Scheiner. In seinem Werke Oculus. Lib. III. Part. 2. c. 11: „Deshalb erscheint in konvexen Gläsern am Rand ein gewisses Gedränge von leuchtenden Ringen, Regenbogen u. dgl. Diese ränkliche Verwirrung schreibt sich von den Seitenstrahlen her, die sich in die Hornhaut und in die Feuchtigkeiten des Auges bösartig auf alle mögliche Weise eindrängen."

Hamberger. Dissertatio de opticis oculorum vitiis. Diejenigen Erscheinungen, die wir nunmehr als physiologische, gesetzmäßige erkennen, nennt er im Gegensatz der vitiorum

stabilium, die er eigentlich behandelt, vitia fugitiva, magis et citius transeuntia. Die Ordnung der abklingenden Farben giebt er folgendermaßen an: colore virescente, rubente, mox purpureo, tandem violaceo.

Barrow. Er setzt die Farbenerscheinung lect. 12 sub finem in constipata et rara seu segnius concitata luce.

Johannes Faber in seinem Werke Panchymicus, Buch III. Kap. XII. p. 388, schreibt folgendermaßen: „Mercurius, Schwefel und Salz sind die innersten Wurzelanfänge der Dinge, welche durch mannichfaltige Kochung und Verarbeitung in verschiedenen Unterlagen gar besondere Eigenschaften annehmen. Deswegen leitet der Schwefel, der die innere materielle und hervorbringende Ursache aller Farben ist, durch seine einfache Kochung alle Farben ab. Wenn er roh und unvollkommen oder schwächlich seine Kochung vollbringt, so verschafft er die grüne und weiße Farbe; kocht er aber vollkommen in vollkommen reinen Anfängen, so bringt er die rothe Farbe und die feurige zum Vorschein; kocht er unvollkommen in reinen Anfängen, dann wird das Gelbe, Grüne, Weiße, nach den verschiedenen Graden der unvollkommenen Kochung, hervorgeführt und ans Licht gebracht. Wirkt er aber sehr unvollkommen in unreinen Anfängen, so bringt er die schwarze Farbe hervor und andre, die man auf die Schwärze beziehen kann."

Johann Baptista du Hamel. Philosophia vetus et nova, pag. 729. „Wenn man Kupferfeile mit Harngeist auflöst, so wird die blaue Farbe der Tinktur sogleich aufgehoben, wenn man Vitriolöl zugießet. Aber salzige und schwefelige Liquoren, wenn sie die Theile, die erst zerstreut waren, in Eins zusammenbringen, erzeugen neue Farben; welches auch alle Niederschläge und tausend Versuche beweisen."

Philipp Ludwig Bömer. Physica positiva. Helmstaedt 1704, p. 120. Color nihil aliud est quam radiorum modificatio vel diversus motus, quo corpus coloratum radios recipit et ad oculos remittit.

Uebergang zur Geschichte des Kolorits.

Nachdem wir uns bisher im Theoretischen wie „auf Wogen von einer Seite zur andern geworfen gesehen, so läßt sich er-

warten, daß uns im Praktischen gleichfalls keine vollkommene Sicherheit begegnen werde. Denn obgleich der Praktiker vorzüglich vor dem Theoretiker als ganzer Mensch handelt und bei der That immer durch äußere Bedingungen mehr auf den rechten Weg genöthigt wird, so kommt doch dabei ebenso viel Hinderliches als Förderliches vor, und wenn auch irgend Jemand durch Genie, Talent, Geschmack etwas Außerordentliches leistet, so kann der Grund hievon weder als Maxime noch als Handgriff so leicht überliefert werden.

Maler und Färber sind zwar durchaus den Philosophen und Naturforschern in Absicht auf Farbenlehre im achtzehnten Jahrhundert weit vorgeschritten; doch konnten sie sich allein aus der Verworrenheit und Inkonsequenz nicht helfen. Die Geschichte des Kolorits seit Wiederherstellung der Kunst, welche wir an dieser Stelle einschalten, wird hierüber das Besondere anschaulich machen. Um den Vortrag nicht zu unterbrechen, findet sich diese Geschichte bis auf den heutigen Tag durchgeführt, wobei vorauszusehen ist, daß die herrschende Theorie dem Künstler keine Hilfe leisten konnte, weil sie die dem Maler zum Gegensatze des Lichtes so nöthigen Bedingungen, die Begrenzung und den Schatten, aus der Farbenlehre verbannt hatte.

•

Geschichte des Kolorits seit Wiederherstellung der Kunst.

Ob der Florentiner Cimabue oder Guido von Siena, ob der Pisaner Berlingheri oder irgend ein Anderer aus dem dreizehnten Jahrhundert der Erste gewesen, der seine Augen wieder auf die Natur gewendet, dieselbe nachzuahmen sich bemüht und dadurch den in der Irre schlafenden Genius der Kunst wieder geweckt und auf den rechten Weg geführt: in diesen Streit, der schon manche Feder abgenutzt, lassen wir uns nicht ein; genug für unsern gegenwärtigen Endzweck, daß Cimabue in jener ersten Zeit der neuern Kunst, wenn auch nicht vor allen Andern die Bahn gebrochen, doch wenigstens die bedeutendsten Fortschritte gemacht. Vorzüglich ist er uns merkwürdig, weil sein Kolorit oder, besser zu sagen, seine Farben,

wiewol noch im Licht weiß, in den Schatten braun und ſchmutzig, doch im Ganzen betrachtet unſtreitig etwas freundlicher ſind, heller und munterer, als wir ſie bei ſeinen übrigen Zeitgenoſſen gewahr werden.

Durch Cimabue's Schüler, den großen Giotto, erhielt die Kunſt wichtige Verbeſſerungen. Das Kolorit in ſeinen beſten Werken unterſcheidet ſich von dem ſeines Meiſters vortheilhaft durch wärmere Fleiſchtinten. Die Schatten oder vielmehr die dunklen Partien ſind zwar faſt ebenſo ſchwach, aber etwas weniger ſchmutzig und fallen zuweilen ins Grünliche.

Unter Simon Memmi, Thaddäus Gaddi und andern ſonſt berühmten Schülern des Giotto gewann das Kolorit nichts, als daß es in einigen Arbeiten des erwähnten Gaddi kräftiger, mit beſſer auseinandergeſetzten Farben erſcheint. Giottino, der etwas ſpäter als die Genannten auftrat, brachte mehr Uebereinſtimmung ins Ganze, bediente ſich blühenderer Tinten und verſtand bereits, dieſelben nach Erforderniß des Gegenſtandes abzuwechſeln. Vermuthlich ſind die Schattenpartien durch ihn kräftiger geworden, haben auch etwas mehr Wahrheit erhalten, als in den Werken der früheren Meiſter der Fall iſt.

Durch den Lorenzo di Bicci erhielt das Kolorit abermals Verbeſſerungen. Dieſer Künſtler liebte das Helle und Muntere der Farben und wußte die Maſſen der Lokaltinten rein aufzutragen und zart abzuwechſeln, ſo daß man in einigen noch übrigen Arbeiten von ihm Gewänder von derſelben Farbe wahrnimmt, welche mit vollkommen befriedigender Kunſt nur um eine zarte Nuance von einander unterſchieden ſind und nichtsdeſtoweniger deutlich ſich abheben, wodurch der Künſtler ebenſowol Ruhe als eine harmoniſche Mannichfaltigkeit in ſeine Werke gebracht hat. Er mag daher wol unter die guten Koloriſten gerechnet werden und iſt unſtreitig der beſte ſeines Zeitalters. Er lebte wahrſcheinlich von 1350—1427.

Maſolino da Panicale, anfänglich ein plaſtiſcher Künſtler, bereicherte die Malerei, wozu er überging, durch beſſere Beobachtung von Licht und Schatten, wodurch ihm denn zuerſt die richtige Darſtellung verkürzter Glieder gelang. Und da er ſich überhaupt größerer Schattenpartien bediente, als vorher gebräuchlich war, ſo erhielt auch ſein Kolorit im Ganzen dadurch mehr Sättigung. Nach wenigen Ueberbleibſeln ſeiner Werke zu urtheilen, ſcheinen die beleuchteten Stellen jedoch

etwas zu weiß gerathen; die beschatteten hingegen fallen zu sehr ins Rothbraune.

Bei Masolino's Schüler, dem vortrefflichen Masaccio, sind die Fleischtinten etwas wahrhafter, und er wußte das Kolorit mit Meisterschaft zur Bedeutung, zur Verstärkung des Ausdrucks seiner Figuren anzuwenden. Helle und dunkle Massen sind sehr wohl unterschieden, ruhig und breit gehalten, wodurch die Farbe überhaupt angenehmer wird. Die Schatten aber fallen auch bei ihm zu sehr ins Rothbraune.

Mit lieblichen zarten Tinten malte der selige Fra Giovanni da Fiesole seine frommen Bilder. Wir finden in denselben zuerst eine allgemeine, im Ganzen herrschende Uebereinstimmung. Sie scheint indessen nicht sowol aus Ueberlegung entsprossen oder mit Bewußtsein hervorgebracht, sondern aus der Naturanlage, dem Hang dieses liebenswürdigen Malers zum Lieblichen, Sanften herzurühren.

Noch etwas blühender und lebhafter sind die Gemälde seines Schülers Gentile da Fabriano, und schon mehr Kraft wußte Fra Filippo Lippi den seinigen mitzutheilen. Doch hatten sie alle Drei die von Masolino und Masaccio eingeführten röthlichen Schatten beibehalten. Beim Fra Giovanni da Fiesole trifft man dieselben am Stetigsten an. Gentile da Fabriano ist überhaupt etwas gemäßigter darin. Fra Filippo Lippi hat sie in vielen Bildern beinah übertrieben roth gemacht. In andern, welche überhaupt kräftiger und vielleicht spätre Arbeiten sind, ist er zwar mehr grau, aber auch etwas schmutzig in den Schattenpartien.

Die Erfindung der Oelfarben oder, wenn man einem unfruchtbaren Streit ausweichen und lieber sagen will, die bessere Anwendung derselben durch Johann van Eyck hat auf das Kolorit sehr bedeutenden Einfluß. Der Natur dieser Farben und der Behandlungsweise, welche sie zulassen, gemäß wurde nun Alles nach und nach weichlicher, mehr verrieben, gesättigter. Vornehmlich erhielten die Schattenpartien mehr Kraft, Durchsichtigkeit, Anmuth und Leben. Die Folge hievon war, daß mehr Schatten in den Gemälden angewendet wurden, woraus endlich der düstre Charakter entsprang, der bei einem großen Theile der Werke neuerer Maler der vorherrschende ist.

Van Eyck mag bereits vor 1450 Gemälde in Oelfarbe verfertigt haben. Was uns unter seinem Namen vor Augen kam, ist mit Fleiß und Treue der Natur nachgeahmt, zeigt

Hatem.

Kann wol sein! So wird gemeinet;
Doch ich bin auf andrer Spur:
Alles Erdenglück vereinet
Find' ich in Suleika nur.

Wie sie sich an mich verschwendet,
Bin ich mir ein werthes Ich;
Hätte sie sich weggewendet,
Augenblicks verlör' ich mich.

Nun, mit Hatem wär's zu Ende;
Doch schon hab' ich umgeloost:
Ich verkörpre mich behende
In den Holden, den sie kost.

Wollte, wo nicht gar ein Rabbi,
Das will mir so recht nicht ein,
Doch Firduſi, Motanabbi,
Allenfalls der Kaiſer sein.

22.

Hatem.

Sprich, unter welchem Himmelszeichen
Der Tag liegt,
Wo mein Herz, das doch mein eigen,
Nicht mehr wegfliegt?
Und, wenn es flöge, zum Erreichen
Mir ganz nah liegt?
Auf dem Polster, dem süßen, dem weichen,
Wo mein Herz an ihrem liegt!

---

der arabische Dichter, war ein Gegner Mahomet's, spöttisch so genannt als Einer, der gern den Propheten spielen möchte (s. Goethe's Noten, Nachtr. Mahomet). In Hammer's Uebersetzung erschien (Wien, 1824.): „Motanabbi, der größte arabische Dichter". — Aus den Schlußversen spricht wieder der königliche Bettler.

22. Hatem. Trägt das Datum des 8. Januar 1816. Erst aus dem Nachlaß 1837 hier eingerückt. — Die beiden Reime sind streng festgehalten. — Himmelszeichen bedeutet hier allgemein Konstellation, Konjunktur. Die Konstellation tritt ein an dem Tage, wenn „mein Herz an ihrem liegt."

aber übrigens keine Eigenschaften, welche für eine wesentliche und unmittelbar durch den genannten Künstler bewirkte Verbesserung der Kunst zu koloriren gelten könnten. Nicht anders ist es auch mit den Arbeiten der damals berühmten deutschen Maler, des Martin Schön und Michael Wohlgemuth, beschaffen.

Haben wir bisher unter den vorzüglichen Beförderern des Kolorits keine andre als blos toskanische Meister zu nennen gehabt, weil die neuere Malerei in Toskana und vornehmlich zu Florenz ihren frühsten Sitz faßte, so treten nunmehr auch Venezianische Künstler in die Schranken. Diese oder die von ihnen gestiftete Schule hat um so größeren Einfluß auf unsere Geschichte, als sie das Kolorit zu ihrer Hauptangelegenheit gemacht und unstreitig die allervollkommensten Meister dieses Fachs aus ihr hervorgegangen sind.

Daß einige der spätern Arbeiten des Bartolommeo Vivarino in Oelfarben gemalt sind, ist zwar wahrscheinlich, doch können wir solches nicht mit vollkommner Zuverlässigkeit behaupten. Verschiedene vorzügliche Bilder von ihm sind zwischen 1470 und 1480 gemalt, und auf alle Fälle gehört er unter die besten Meister im Kolorit. Seine Tinten sind von anmuthiger Klarheit, und man bemerkt im Allgemeinen schon die schöne Eigenthümlichkeit der Venezianischen Malerschule in ihrer ersten Entstehung.

Giovanni Bellini that noch etwas mehr Blüthe und Kraft hinzu und war unter den Malern des strengeren älteren Stils unstreitig der beste Kolorist.

Werfen wir nun abermals einen Blick auf die Florentinische Malerschule, so sehen wir dort, vom Andrea Verrocchio unterrichtet, den Pietro Perugino hervorgehen, der zwar ebenfalls dem alten strengen Stil noch anhing, aber mit blühenderen, zarteren Farben malte als irgend einer seiner Vorgänger. Wir dürfen ihn jedoch, da seine Schattenfarben in Oelgemälden grünlich grau und in Arbeiten al Fresco röthlich sind, nur im beschränkten Sinne und bezüglich auf seine Schule, seine nächste Umgebung, nicht aber im Allgemeinen als einen Verbesserer des Kolorits aufführen, weil der erwähnte Johann Bellini, sein Zeitgenosse, ja wahrscheinlich noch um einige Jahre älter als er, ihm in der That überlegen und näher zur Wahrheit gelangt ist.

Durch Leonardo da Vinci, der ebenfalls aus der Schule

des Andrea Verrocchio hervorging, erhielt das Kolorit mittelbar eine höchst bedeutende Verbesserung. Dieser große Künstler beobachtete nämlich Licht und Schatten mit weit mehr Genauigkeit, als zuvor geschehen war. Er malte zwar mit wenig freundlichem, etwas hefenartigen Kolorit; aber seine Werke zeigten nun durch zart angegebene Mitteltinten die Rundung der Theile, richtiges Vor- und Zurücktreten derselben und eine große, noch nie gesehene Kraft in den Schatten.

Hieraus entstand nun in nächster Folge das mächtige Kolorit des Fra Bartolommeo di San Marco, und die Venezianische Schule blieb nicht zurück. Giorgio Barbarelli da Castel Franco, genannt Giorgione, ein Zögling des Giovan Bellini, bediente sich bei ebenso kräftigen Schatten noch glühenderer Tinten und hatte es so weit gebracht, daß für den gleich auf ihn folgenden, von demselben Lehrer unterrichteten Tiziano Vecelli kaum noch ein kleiner Schritt zu thun übrig blieb, um sich zur höchsten uns bekannten Vortrefflichkeit des Kolorits zu erheben.

Obgleich Rafael von Urbino und Andrea del Sarto bewundernswürdige Werke geliefert, jener besonders Namen und Ruhm des ersten aller neueren Maler mit Recht verdient und alle beide ein treffliches Kolorit besessen, so war doch diese Seite nicht die glänzendste ihrer Kunst, und beide sind von ihren oben erwähnten Zeitgenossen, Giorgione und Tizian, übertroffen worden.

Ohngefähr dasselbe kann man auch von Albrecht Dürer, von Holbein und Lukas Kranach sagen. Dürer'n gelangen zwar zuweilen die hellen Tinten des Fleisches sehr wohl; allein die Schatten sind gewöhnlich schwach oder fallen ins Grünliche, wenn er sie kräftig machen wollte. Holbein ahmte die Farben der Naturgegenstände sehr treu nach. Er ist zarter in den Tinten als Dürer, weiß den Pinsel gewandter zu führen, und die Bestimmtheit artet selten bei ihm in Härte aus. Lukas Kranach war noch ein besserer und vielleicht der beste unter den ultramontanen Koloristen. Einige seiner Arbeiten würden, die Beleuchtung abgerechnet, auf welche er nicht Acht hatte, in Hinsicht auf Wahrheit und Blüthe der Fleischtinten selbst neben Tizian bestehen. Es ist aber auch wahrscheinlich, daß Kranach Tizian's Arbeiten studirt, ja vielleicht mit dem Meister selbst persönlichen Umgang gepflogen habe.

Eine Eigenschaft desjenigen Theils der Malerei, dessen

Geſchichte wir hier zu bearbeiten übernommen, iſt bisher noch nicht berührt worden, wir meinen die Harmonie der Farben. Zwar wird ſolche unter dem allgemeinen Begriff des Kolorits gewöhnlich mitgefaßt, kann aber auch als abgeſondert von demſelben gedacht werden. Die Harmonie alſo für ſich allein betrachtet, beſteht im ſchicklichen, zweckmäßigen Nebeneinander- und Gegeneinanderſetzen der Farben; Kolorit hingegen, im ſtrengen und eingeſchränkten Sinne, bedeutet nur die künſtliche Miſchung derſelben und die treue Darſtellung der Natur.

Auf die Wahrheit ihrer Farbenmiſchung nun hatten die Meiſter der Venezianiſchen Malerſchule ihr Hauptaugenmerk gerichtet und darin angezeigtermaßen einen ſehr hohen Grad erreicht; ja, Tizian iſt vielleicht in dieſem Stück für vollkommen und unübertrefflich zu halten. Mit der Harmonie der Farben fanden ſie ſich hingegen leicht ab, und wenn unſre dieſfälligen Beobachtungen gegründet ſind, ſo beſtanden die Regeln, welche ſie ſich darüber gemacht hatten, ohngefähr aus Folgendem.

Erfahrung lehrt, daß das Rothe als Farbe das Auge am Mächtigſten reizt, daß vornehmlich der Lack oder Purpur, höchſt geſättigt, warm und milde, den Begriff von Pracht und Würdigkeit zu erregen und zugleich die Fleiſchtinten hervorzuheben geſchickt iſt. Dieſe Farbe wurde alſo ihrer angeführten Eigenſchaften wegen häufig, jedoch mit der Vorſicht gebraucht, daß ſie in der Mitte des Bildes erſcheint oder hüben und drüben, oder auch in weitläuftigen Kompoſitionen dergeſtalt ausgetheilt, daß das Gleichgewicht erhalten wird.

Nächſt dem Purpurroth, welches faſt immer in voller Kraft und rein erſcheint, ſieht man die gelbe Farbe in allen Abſtufungen, vom hellſten Gelb bis zum Dunkelbraunen häufig gebraucht. Sie reizt zwar das Auge ungleich weniger als Roth, iſt aber warm und ſteht in Verwandtſchaft mit den Fleiſchtinten ſowie mit dem Purpur; dahingegen Grün und Blau als Gegenſätze von Roth und Gelb betrachtet und daher nur ſparſam der Mannichfaltigkeit wegen und zur Belebung der übrigen angewendet wurden.

In allen Gemälden der beſten Meiſter aus der Venezianiſchen Schule glauben wir ein Uebergewicht der aktiven Farben wahrgenommen zu haben. Daher kommt das Warme und Ruhige im Ganzen. Das Auge wird zwar nicht durch buntes regelloſes Farbengewirre unangenehm erſchüttert, aber auch nicht vermittelſt des harmoniſchen heitern Spiels des geſammten Farbenkreiſes erfreulich berührt.

Die großen Venezianischen Meister des Kolorits haben fast ohne Ausnahme die Regel beobachtet, sich ungemischter ganzer Farben zu den Gewändern zu bedienen, damit die gemischten Tinten des Fleisches besser gehoben werden, jene hingegen als Massen von entschiedener Farbe deutlicher in die Augen fallen sollten. Changeante Gewänder findet man daher nie oder nur als höchst seltene Ausnahmen. Sogar das Violete scheint als eine gemischte Farbe betrachtet und nicht eben beliebt gewesen zu sein.

Tizian hat vor den Uebrigen oft weißes Gewand oder Leinenzeug angebracht und solches vorzüglich gut gemalt. In Hinsicht auf Harmonie der Farben war dabei sein Zweck, die zarten Fleischtinten seiner nackten weiblichen Figuren vortheilhaft zu heben und blühender erscheinen zu lassen. Ja, er hatte sich's wie zum Gesetz gemacht, wo immer möglich zwischen lichtes Fleisch und farbiges Gewand etwas Weiß anzubringen.

Aus dem Vorhergehenden hat sich gezeigt, zu welchen Eigenschaften das Kolorit durch die Bemühungen der größten Meister aus der Venezianischen Schule gelangt war. In der Karnation sind sie nie übertroffen, ja nicht einmal erreicht worden; aber der allgemeine Begriff von Kolorit, so wie wir oben denselben mit leichten Zügen entworfen, wurde durch die Werke des Antonio Allegri von Correggio noch mehr erweitert.

Er malte zwar mit ausnehmend zarten blühenden Tinten, konnte aber doch im Licht weder die Wahrheit des Tizian noch die Gluth des Giorgione erreichen. Sein hauptsächlichstes Studium ging auf die Beleuchtung, auf Darstellen und zweckmäßiges Anwenden derselben zum gefälligen Effekt, zuweilen sogar zur hohen Bedeutung in seinen Werken. Bei keinem Maler findet man daher so sanfte Uebergänge vom Licht zum Schatten, so reingehaltene Massen, so durchsichtige, klare Schattenpartien, keiner hat die Widerscheine so genau beobachtet, und ferner scheint er uns der Erste gewesen zu sein, welcher auf die Harmonie des Ganzen durch künstliches Nebeneinanderstellen und Entgegensetzen der Farben gedacht hat. Das Farbenspiel ist daher in seinen Werken mannichfaltiger, lebhafter und fröhlicher als in den Tizianischen, und dieses ist die Erweiterung, welche das Kolorit dem Correggio schuldig geworden. Er wird mit Recht für das Haupt, für den Stifter der lombardischen Malerschule angesehen, und diese Schule, indem ihre Künstler alle mehr oder weniger den Correggio zum

Muster genommen, zeichnete sich in dem größten Theil ihrer Werke durch kräftige Schatten und Farben aus. Sie waren dunkler, aber auch gesättigter, mehr harmonisch und von auffallenderer Wirkung als die Florentinischen, nicht so wahr und warm in ihren Fleischtinten wie die Venezianer. Man bediente sich der gelben und Purpurfarbe weniger, hingegen der blauen Farbe mehr zu Gewändern, besonders in den Figuren des vordersten Grundes, wodurch die Bilder überhaupt einen Charakter von Ernst, das Kolorit von großer Kräftigkeit erhalten. So sind z. B. die Gemälde des Parmegianino, eines der vorzüglichsten Maler der lombardischen Schule und anfänglichen Nachahmers des Correggio, beschaffen.

Die heitere, angenehme Manier, deren sich Friedrich Barocci von Urbino bediente, ist mehr für eine Abirrung als für eine Erweiterung der Kunst in Absicht auf das Kolorit zu betrachten. Dieser Meister pflegt alle Farben in den Gewändern gerne hoch, im reinsten, glänzendsten Zustand anzuwenden. Im Fleisch sind die Lichter gewöhnlich etwas zu gelb, die Mitteltinten zu blau, das Roth scheint mehr Schminke als natürliche Röthe; seine Schattenfarben sind schön klar, die Massen von Hell und Dunkel, einzeln genommen, zwar groß, deutlich, nicht unterbrochen; Licht und Schatten aber, besonders in weitläuftigen Kompositionen, etwas zu sehr zerstückelt, wodurch die Ruhe des Ganzen leidet. Manche Bilder von diesem Meister sind daher buntfleckig. In den besten sucht er sich mit einem über das Ganze verbreiteten, gelblichen Tone zu helfen, und wenn wir nicht irren, so ist Barocci der Erste, der dieses Hilfsmittel angewendet hat, welches, wie wir im Verfolg sehen werden, später öfters gebraucht worden, um die Harmonie der Farben zu ersetzen.

Jacopo Bassano, Tintoret und Paul Veronese, Häupter der Venezianischen Schule, folgten der von Giorgione und Tizian eingeführten Weise, zwar nicht als knechtische Nachahmer, doch unterschied sich ihr Kolorit auch nicht als eigenthümlich, sondern es muß dasselbe als Nuancirung des allgemeinen Charakters, wodurch die Venezianische Schule sich von den übrigen unterscheidet, angesehen werden. Bassano bediente sich, besonders in Gewändern, häufiger der auflasirten Farben. In den Gemälden des Paul Veronese wird das heiterste Farbenspiel wahrgenommen, und Tintoret hat vor anderen seiner Landsleute kräftige Schatten angewandt.

Nachdem die Florentinische Schule einige Zeit den sogenannten manierirten Stil mit unnatürlichen, übertriebenen Formen, mattem, vernachlässigten, unangenehmen Kolorit geübt hatte, so traten aus derselben bald wieder verschiedene Künstler auf den Weg der Natur und bemühten sich, vornehmlich dem Kolorit bessere Eigenschaften zu erwerben. Jacopo Chimenti da Empoli malte seine besten Bilder mit großer Kraft und sehr warmer Farbe. Ludwig Cardi, genannt Cigoli, erhielt den Beinamen des Florentinischen Correggio, weil er in der That kräftig, mit klaren Schatten und überhaupt gutem Ton des Kolorits arbeitete. Doch die Florentinische Schule verehrt den Cristofano Allori als ihren vorzüglichsten Koloristen. Seine Bilder sind kräftig, ungemein blühend und angenehm, wovon der halbnackte Jüngling im berühmten Gemälde dieses Künstlers, das den heiligen Julianus vorstellt, und sonst im Palast Pitti und jetzt zu Paris befindlich, ein Zeugniß geben mag. Denn man möchte von diesem Körper wie von jenem griechischen sagen, er sei mit Rosen genährt.

Doch ungefähr um ebendiese Zeit schien die Malerei ihren vornehmsten Sitz in Bologna nehmen zu wollen; denn es lebten daselbst die drei Carracci, Künstler von ewig dauerndem Ruhm. Sie selbst zwar haben von Seiten des Kolorits die Kunst weder erweitert noch darin einen auffallend sich unterscheidenden Charakter behauptet; hingegen werden künftig verschiedene, aus ihrer berühmten Schule hervorgegangene Künstler genannt werden, welche denkwürdige Neuerungen eingeführt haben.

Michel Angelo Merighi von Caravaggio unterwarf seine Kunst unbedingt der Natur und stellte edle und unedle Formen mit gleicher scheinbarer Treue dar, unter einander, ohne weitere Wahl, wie sie ihm vorkamen. Den Farben gab er eine bisher noch nie gesehene Stärke. Seine meisten Gemälde haben mehr Schatten als Licht, indem er dieses als sehr hoch einfallend anzunehmen pflegte, und als ob die Scene an einem dunklen, von einem einzigen Strahl erleuchteten Ort wäre. Die gemeine Wahrheit dieser Darstellungen, die auffallende große Wirkung ihrer Beleuchtung und das gewaltige Kolorit erwarben sich lebhaften Beifall und manche Nachahmer. Unter diesen bemerken wir vor Andern den Josef Ribera, genannt Spagnoletto, der mit ebenso gewaltigen Schatten, mit nicht weniger Geist und Lebhaftigkeit und mit

noch wahrhaftern Lokaltinten gemalt, dessen Figuren aber ebenfalls meistentheils aus der gemeinen Natur aufgegriffen sind und, obwol in sich selbst charakteristisch, doch gewöhnlich niedriger und gemeiner, als es des Künstlers Vorhaben und Zweck erfordert hätte.

Francesco Barbieri von Cento, Guercino genannt, wiewol aus der Carracci'schen Schule, folgte doch der vom Caravaggio eingeführten Weise. Indessen sind seine Gestalten, seine Darstellungen überhaupt, ja wir dürfen sagen seine Gesinnungen edler. Eine rührende Naivetät ziert nicht selten seine kraft- und effektvollen Werke. Das Kolorit besonders betreffend, ist Guercino überhaupt, wenn nicht wahrhafter, doch zarter und gefälliger als Caravaggio, und weil sein Geschmack gebildeter war, so erscheinen seine besten Werke farbenreicher und dem Auge angenehmer.

Auch der große Guido Reni bediente sich in seinen frühern Gemälden höchst kräftiger großer Schattenpartien und bekleidete solche im Licht mit noch zarteren und helleren Fleischtinten als Guercino. Daher kann man seine in diesem kräftigen Geschmack des Kolorits behandelten Bilder als höchste Gipfel desselben betrachten. Als nun Guido in der Folge zu einer jener dunklen, kräftigen ganz entgegengesetzten, hellen Art zu malen überging, wo die Gegenstände gleichsam im offnen Raume und vollen Licht dargestellt sind, so wurde durch ihn die Kunst zu koloriren, wennschon nicht im Wesentlichen verbessert, doch erweitert. Die herrschenden silbergrauen Mitteltinten sind zuerst von diesem Künstler eingeführt worden. Francesco Albani, der Zeitgenosse des Guido, mit ihm aus einer Schule hervorgegangen, malte ebenso heiter in offnem Lichte, mit lieblicher blühenden Tinten, als sonst irgend ein anderer Künstler der Bolognesischen Malerschule aufzuweisen hat.

Des Domenichino größtes Verdienst lag nicht auf der Seite des Kolorits, und wir haben also seiner als eines der größten Künstler hier blos im Vorbeigehen zu gedenken. In Fresko malte er heiter, die Schattenfarben spielen etwas ins Grünliche, bilden aber nicht so große vorwaltende Partien wie bei Guercino und Andern.

Hier ist es Zeit, uns zur niederländischen Malerschule zu wenden, welche in der ersten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts eben in schöner Blüthe stand und das Kolorit zu einem ihrer Hauptzwecke gemacht hatte. Rubens und van Dyck

glänzen unter den Koloristen der ersten Reihe, mit ihnen Rembrandt, ein großer Meister im Kolorit und noch größerer im künstlichen Gebrauch des Lichtes und des durch Widerscheine unterbrochnen Schattens. David Teniers, Adrian van Ostade, Gerard Douw, Metzu, Terburg und nebst ihnen noch viele Andre sind als Koloristen berühmt.

Die Eigenschaft aber, wodurch sich die niederländische Malerschule hinsichtlich auf das Kolorit von den andern im Allgemeinen unterscheidet oder vielmehr, worin sie andern vorgegangen, ist der Ton, nicht derjenige, den die Kunstsprache Lokalton oder Ton der Tinten heißt — denn wiewol viele niederländische Künstler auch in diesem Punkte vortrefflich waren, sind ihnen die Venezianer doch darin überlegen gewesen —, sondern wir verstehen hier die eine, im Ganzen eines Bildes vorherrschende Farbe, eingemischt oder als Lasur übergezogen, so daß die Darstellung dem Auge wie durch das Medium eines gefärbten Glases erscheint.

Dieser Art, eine gefällige Uebereinstimmung der Farben zu bewirken, scheint sich, wie oben gedacht worden, Friedrich Barocci zuerst bedient zu haben; aber sie ist bei den Niederländern nachher weiter ausgebildet und häufiger gebraucht worden.

Zu ebender Zeit war auch die französische Schule im Zustand ihres höchsten Flors; inzwischen giebt sie für unsre gegenwärtige Betrachtung nur geringe Ausbeute, weil kein Künstler derselben sich im Kolorit besonders hervorgethan. Das Fach der Landschaft verehrt zwar in Claude Lorrain seinen größten Meister, und vorzüglich ist das Kolorit desselben im höchsten Grade heiter, zart und wahrhaft; allein die Landschaftsmalerei läßt dem Koloristen vermöge ihrer Natur weniger Freiheit und Spielraum, als im historischen Fache der Fall ist.

Von spanischen Malern sind dem Schreiber dieser Nachrichten nur Velasquez und Murillo aus eigener Anschauung einzelner Werke bekannt. Beide scheinen in Hinsicht auf das Kolorit unter die vorzüglichsten Meister ihrer Zeit zu gehören. Vom Velasquez behauptete Mengs, derselbe stehe in Betreff des Scheins von Luft und Ablösung eines Gegenstandes vom andern selbst dem Rembrandt nicht nach. Wir aber haben nur Bildnisse von ihm gesehen, welche sich durch kühnen Pinsel und wahre, warme Fleischtinten vortheilhaft auszeichnen. Murillo malte, wie sich aus verschiedenen Bildern von ihm, welche

sich in deutschen Galerien befinden, ergiebt, Gegenstände aus dem gemeinen Leben anmuthig, mit kräftigem, der Natur angemessenen Kolorit; allein es finden sich auch religiöse Darstellungen, wo seine Farbe noch wärmer und den besten Venezianischen Malern nachgeahmt scheint.

Wir wenden uns nun wieder nach Italien, woselbst Pietro Berettini von Cortona zu Rom unter Papst Urban dem Achten und einigen folgenden Päpsten viele große Werke in Oelfarben und al Fresco ausgeführt. Unerschöpflich reich in Erfindungen, behandelte er seine Bilder mit einem zwar sehr flüchtigen, aber angenehmen Pinsel und wußte das Kolorit sowol als die Beleuchtung nach Erforderniß des Gegenstandes bald heiter und fröhlich bald ernst und sehr kräftig zu halten. Warum er uns aber bei unsern gegenwärtigen Betrachtungen vorzüglich merkwürdig sein muß, ist die Austheilung der Farben zum Behuf allgemeiner Harmonie; und wir getrauen uns zu behaupten, daß Berettini hierin der größte Meister gewesen.

Schon oben bemerkten wir, wie die vornehmsten Maler der Venezianischen Schule die Energie der rothen Farbe erkannt, solche in ungefähr gleichen Massen durch ihre Bilder ausgetheilt und ihr verhältnißmäßig viel Gelb zugesellt, woraus eine harmonische, obgleich streng genommen etwas monotone Wirkung entsprang. Correggio besaß ein zartes und lebhaftes Gefühl für die Harmonie der Farben; dieses leitete ihn oft richtig, doch scheint er die Regeln, worauf Harmonie sich gründet, nicht erforscht zu haben, deswegen er sich zuweilen durch Mischungen zu helfen sucht. Auch wurde durch schöne Beleuchtung, milde Uebergänge, vortreffliche Mäßigung und Abstufung des Lichtes, oder was man sonst Haltung zu nennen pflegt, jener Mangel gleichsam zugedeckt und unmerklich gemacht. Den Malern der niederländischen Schule ist sehr wahrscheinlich ebenso wenig Gründliches vom Harmoniespiel der Farben bekannt gewesen, und sie setzten an dessen Stelle, wie erwähnt worden, den Ton. Daß sie die Wirkung der Farben, das Maß ihrer Energie, Freundschaft und Abneigung noch weniger als die Venezianer eingesehen, erhellet fast unwidersprechlich aus einem großen schönen Gemälde des van Dyck in der Tribüne der Florentinischen Galerie, wo derselbe eine unzulängliche Harmonie durch willkürlichen Gebrauch von Licht und Schatten zu erwecken suchte, so nämlich, daß mehr oder weniger Hell und Dunkel an die Stellen gesetzt ist, wo der

beabsichtigte Endzweck durch Anwendung schicklicher Farben besser und sicherer erreicht worden wäre.

Bei Pietro von Cortona hingegen nimmt man da, wo er es für zuträglich fand, ein fröhliches, mannichfaltiges Farbenspiel wahr. Nach Erforderniß wußte er aber auch das Ganze gehörig zu mäßigen, niederzuhalten und gleichsam ins Düstre oder Traurige herabzustimmen. Immer sind indessen verwandte, befreundete Farben, die sich wechselseitig heben, neben einander gesetzt, und widerwärtige Kontraste finden sich niemals in seinen Werken. Die ganze neuere Kunst hat kein Gemälde aufzuweisen, worin die Austheilung der Farben eine so gefällige Wirkung thäte als dieses Meisters Altarbild bei den Kapuzinern zu Rom, den Paulus darstellend, der sein Gesicht wiederempfängt, oder das weitläuftige Deckengemälde im Barberinischen Palast. Ob er auch übrigens von dem Werth und der Wirkung einer jeden Farbe allein und im Verhältniß zu den andern, von ihrer wechselseitigen Verwandtschaft oder Abneigung, von den Regeln, nach welchen sie durch Uebergang und Gegensatz zu gebrauchen sind, ob er von diesem Allen wissenschaftlich unterrichtet gewesen und mit klarem Bewußtsein gehandelt oder sich blos seinem richtigen Gefühl überlassen und durch praktische Ausbildung einer vorzüglich glücklichen Naturanlage so viel zu leisten vermocht, sind wir nicht im Stande, mit völliger Zuverlässigkeit zu entscheiden. Am Wahrscheinlichsten ist es, daß er zwar nach einigen Regeln gehandelt, die aber nicht überall ausgereicht, und daß er alsdann das Uebrige nach Gefühl und Gutdünken hinzugefügt habe; denn sein Verfahren in Absicht der Vertheilung der Farben hat sich nur auf eine sehr unvollkommene Weise auf die Schüler fortgepflanzt.

Der vorzüglichste unter ihnen, Ciro Ferri, zeigt zwar im Allgemeinen seiner Manier Aehnlichkeit mit dem Geschmack seines Meisters; doch in besonderer Hinsicht auf Harmonie der Farben verdient keines seiner Werke als Muster angeführt zu werden.

Andrea Sacchi lebte ungefähr zu gleicher Zeit mit Pietro von Cortona, und seine Arbeiten werden sogar wegen eines sanften Scheins und wegen Uebereinstimmung geschätzt und gelobt. Dieses Lob jedoch scheint uns weniger im wirklich Harmonischen der Farbenanwendung oder Austheilung, als vielmehr in der Einförmigkeit und zuweilen in der Anwendung

23.

Hatem.

Wie des Goldschmieds Bazarlädchen
Vielgefärbt', geschliffne Lichter,
So umgeben hübsche Mädchen
Den beinah ergrauten Dichter.

Mädchen.

Singst Du schon Suleika wieder!
Diese können wir nicht leiden;
Nicht um Dich — um Deine Lieder
Wollen, müssen wir sie neiden.

Denn wenn sie auch garstig wäre,
Macht'st Du sie zum schönsten Wesen;
Und so haben wir von Dschemil
Und Boteinah viel gelesen.

Aber eben weil wir hübsch sind,
Möchten wir auch gern gemalt sein,
Und wenn Du es billig machest,
Sollst Du auch recht hübsch bezahlt sein.

Wir erwähnen dies nur, weil Dünzer, wol etwas zu buchstäblich, das Polster der Geliebten als das günstige Zeichen an den Himmel versetzen will (Komm., II. 304).

23. Dialog zwischen Hatem und Mädchen. Ist das Datum 10. Oktober 1815 richtig, so ist das Gedicht auf der Rückreise nach Weimar, woselbst der Dichter am 11. Mittags eintraf, verfaßt oder doch redigirt. — Eine orientalische Spielerei, zum Theil, wie oben III. 6, mit dem auf Suleika bezüglichen Grundgedanken:

„Sind mancherlei Gestalten,
Doch nur ein Rahmen" (Werke, II. 270).

Gleich den Seitenflächen der im Bazar ausgelegten Juwelen, sind die einzelnen Schönen nur Facetten des Schönheitsideals, welches für den Dichter in Suleika erfüllt ist.

Dschemil und Boteinah (Strophe 3), s. oben III. 1. Dschemil feierte Boteinah mit der größten Beständigkeit, obgleich sie schwarz und häßlich war. — Wegen des Doppelreims in Strophe 4 s. W. Grimm, Gesch. des Reims, S. 69. XI. Aehnlich in I. 14.

Minarette (Strophe 6), die neben den Moscheen angebrachten leichten und schlanken Thürme, von denen die Gebete ausgerufen werden (Oelsner's Mahomet, S. 111, und Della Valle, I. 80. Vergl. das Gedicht Nett und Niedlich, von der allzu zierlichen Blonden (Werke, II. 309). In

des Tons begründet zu ſein, und uns giebt Sacchi zu keinen weitern Bemerkungen Anlaß.

Sacchi's berühmter Schüler Carlo Maratti hat in ſeinen Bildern zuweilen kräftige gedämpfte Farben gebraucht, iſt aber alsdann gewöhnlich unruhig geworden. In andern, beſonders von ſeiner ſpätern Zeit, brachte er hellere Miſchungen an, konnte aber dabei das Matte nicht vermeiden.

Der Neapolitaner Luca Giordano iſt in ſeinen beſſern Werken ein guter Koloriſt. Seine Fleiſchtinten ſind heiter und blühend; wo indeſſen bei ihm das Ganze in harmoniſcher Uebereinſtimmung iſt, rührt ſolche vom Ton, nicht aber von künſtlicher Vertheilung der Farben her.

Zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts hat auch ſelbſt in Italien ein verderbter Geſchmack ſich über die Kunſt verbreitet. Piazzetta, Corrado und Solimena waren Männer von guten Talenten; aber ſie wendeten ſie nur an, um von der gaffenden Menge Lob einzuernten, keineswegs aber zum Vergnügen vernünftiger, gebildeter Menſchen. Ihre Werke ſind reich, mit kühnem Pinſel behandelt, aber voll wilden Getümmels. Solimena als der Berühmteſte iſt der am Wenigſten Erfreuliche; oft grau und kalt, oft von grellen unangenehmen Gegenſätzen heller und dunkler Farben, und wenn er beinahe in allen Theilen der Kunſt Blößen gegeben, ſo geſchah es doch vorzüglich im Kolorit und der Harmonie der Farben, wo er Geſchmack und Regeln am Frechſten beleidigte.

Romanelli, Cignani, Franceſchini, Luti und Andre haben vielleicht weniger geirrt, doch finden wir unnöthig, etwas weiter von ihnen zu ſagen, weil Keiner derſelben ſich auf eine bedeutende Art ausgezeichnet.

In Frankreich blühte vornehmlich die Bildnißmalerei. Rigaud und Largilli-re wurden als große Meiſter dieſes Faches angeſehen, indeſſen mußten ſie ſich nach den grellen, rauſchenden Farben bequemen, welche die Mode ihrer Zeit erforderte; doch würden ſie auch vermöge der allgemeinen Richtung des Geſchmacks ihrer Schule bei völliger Freiheit in Betreff der Harmonie der Farben wahrſcheinlich nur wenig geleiſtet haben, wie wir an Coypel, Wateau, Lancret, Reſtout und vielen Andern wahrnehmen. Jouvenet, von Anlagen einer der achtungswertheſten Künſtler der franzöſiſchen Schule, hat in den Gemälden, welche wir von ihm geſehen, blos die Uebereinſtimmung, welche ein gelber Ton und ſein ſchmelzender Pinſel gewähren können.

Die schöne Zeit der niederländischen Schule war bereits vorübergegangen. Sie bietet uns nichts Bemerkenswerthes für diese unsre Betrachtungen.

In Deutschland folgten die Bildnißmaler theils der Manier des Rigaud und Largillière, theils arbeiteten sie wie Kupetzky und Andre mit dunklerer Beleuchtung und Farbe und haben überhaupt wenig Anmuth. Unter den Geschichtsmalern waren Daniel Gran und Holzer die vorzüglichsten, von deren größern wohlerhaltenen Werken Schreiber dieser Nachrichten keine anschauliche Kenntniß hat; allein er vermuthet, sie werden, was die Harmonie der Farben betrifft, ihren übrigen Zeitgenossen wenig überlegen sein, zumal Gran, welcher unter Karl Maratti und Solimena studirt hatte. Auf diese folgte nun C. W. E. Dietrich, geboren 1712, welcher eigentlich Mißbrauch von bunten Farben gemacht, ausgenommen da, wo er die Manier niederländischer Maler nachgeahmt und vermittelst des Tons Uebereinstimmung erzielt hat.

Friedrich Oeser, wenige Jahre später geboren als Dietrich, war allerdings ein Künstler von großen Talenten, und man kann ihm eine Neigung zum Uebereinstimmenden nicht ableugnen; doch hat er solches nicht durch kunstmäßige Vertheilung der Farben, sondern durch Dämpfung ihres natürlichen Glanzes zu erreichen gesucht, so daß die Harmonie seiner Bilder eigentlich aus dem schwachen Kolorit derselben entspringt.

Bald nach Oeser trat sodann Mengs auf und erwarb sich unsterblichen Ruhm, indem durch sein Bemühen und Beispiel die Malerei überhaupt zu größerem Ernst, einem strengeren, reineren Stil, besonders in der Zeichnung, zurückgeführt wurde. Sein Kolorit, vorzüglich in Freskogemälden, ist schön und warm. Er bediente sich überhaupt gern der lebhaften, hohen, glänzenden Farben; indessen haben wir weder am Parnaß in der Villa Albani, noch im Manuskriptenzimmer der Vatikanischen Bibliothek eine kunstmäßige Vertheilung der Farben nach Regeln bemerken können. Im Deckenstück der Kirche San Eusebio, dem frühsten öffentlichen Werke des Künstlers in Rom, hat er die gefällige Uebereinstimmung des Ganzen durch gelben Ton zu bewirken gesucht, der auch an diesem Orte und Gegenstand schicklich angebracht ist.

Die Schüler und Nachahmer von Mengs, Knoller, Unterberger, der jüngere Conca und Andre, haben sich sämmtlich

heller Farben in ihren Werken befliſſen; aber Keiner derſelben hat in dieſem Theil der Kunſt einige Vorſchritte gemacht oder ſich um Erforſchung der wahren Regeln bemüht. Alle ſind, wo ſie ſich nicht durch gelben Ton halten, entweder bunt und unruhig oder fruſtig und unfreundlich geworden, wie ſolches beſonders dem Schwager von Mengs, Maron, in hiſtoriſchen Darſtellungen mit Oelfarben faſt immer begegnet iſt.

Angelika Kauffmann folgte in Hinſicht auf das Kolorit ebenfalls der von Mengs eingeführten Weiſe und liebte neben friſchen Fleiſchtinten die Anwendung heller, fröhlicher Farben. Ihr ſchönes Talent, ihre natürliche Neigung zum Gefälligen, Milden, Sanften hat ſie indeß vor allem Uebermaß behütet; daher ſind ihre Bilder auch durchgängig munter und erfreulich, wennſchon die Harmonie der Farben durch ſie nicht in völliger Ausübung erſchien, ſo daß wir ihr keine Muſterhaftigkeit in dieſem Stück zugeſtehen können.

Pompeo Battoni galt von der Mitte des vergangenen Jahrhunderts an bis zu ſeinem Tode, welcher um 1790 erfolgte, für den beſten italiäniſchen Maler und wurde, ſo lange Mengs lebte, als der Nebenbuhler deſſelben um den höchſten Ruhm in der Kunſt betrachtet. Er war noch dem ſogenannten akademiſchen Stil, der ſich unter Zacchi und Maratti gebildet hatte, zugethan, und nach den Bedingungen deſſelben iſt z. B. ſein großes Gemälde vom Fall Simon's des Zauberers unſtreitig ein ſehr verdienſtliches Werk. Das Kolorit iſt kräftig, ſehr lebhaft, aber in Hinſicht auf Harmonie der Farben kann weder dieſem noch einem andern von Battoni's Werken einiger Werth beigelegt werden. Je figurenreicher ſie ſind, je weniger Befriedigung gewähren ſie dem Auge. Das gedachte große Gemälde zeigt blos ein unruhiges Gewirre willkürlich zuſammengeſtellter bunter Farben.

Hier haben wir wie billig auch der Maler aus England mit Wenigem zu gedenken. Reynolds gehört allerdings zu den beſten Bildnißmalern des abgelaufenen Jahrhunderts, und Weſt hat im hiſtoriſchen Fach, nach Maßgabe des Zuſtandes der Kunſt im Allgemeinen, lobenswürdige Werke geliefert. Aus einzelnen Werken von beſchränktem Raum und Darſtellung dieſer beiden vorzüglichſten Künſtler ihrer Nation wiſſen wir, daß Jener ein ſehr kräftiges Kolorit beſaß und hauptſächlich die Wirkung von Licht und Schatten zum Zweck hatte; Dieſer malte im guten Ton des Kolorits, aber über-

haupt schwächer. Was Beide in Hinsicht harmonischer Farbenvertheilung geleistet haben, können wir aus Mangel anschaulicher Kenntniß der größern Arbeiten dieser Künstler nicht sagen.

Heinrich Füßli, Schweizer von Geburt, der aber in England lebt und sich für England gebildet hat, ein bekannter und berühmter Maler von Schreckensscenen, bedient sich dem Charakter seiner Darstellung gemäß eines kräftigen, oft sogar düstern Kolorits und gesättigter, ernster Farben. Unter die vorzüglichen Koloristen mag er zwar nicht gerechnet werden; doch pflegt er auch den Regeln des Kolorits sowie der guten Harmonie nicht zuwiderzuhandeln.

Nachdem unter den französischen Malern die süßliche, lüsterne, fade Manier des Boucher und die sentimentale des Greuze vorübergegangen war, so wurden durch den noch lebenden David ernstere Gegenstände und nach Erforderniß derselben auch edlere Formen eingeführt. In Ansehung Lichtes und Schattens war es ihm um große wirksame Partien sowie im Kolorit um Gegensätze der gewaltigsten Farben vornehmlich zu thun. Die stille Uebereinstimmung fröhlicher, verwandter und zum Theil gemäßigter Farben scheint überhaupt nicht zu den Zwecken dieses Kunstgeschmacks zu gehören, der sowol in Frankreich in der neuern Zeit fast allgemein angenommen ist, als auch unter den bessern Künstlern in Italien sich verbreitet, sogar in Deutschland Nachahmer gefunden und bis jetzt fortgedauert hat. Doch ist vielleicht eben die Zeit gekommen, wo man sich dessen zu entwöhnen anfängt. Es sollen nämlich in Rom vor Kurzem durch einen emporstrebenden jungen Maler Bilder mit heitern Gründen und gemäßigten, zarten, der Wahrheit ähnlichen Tinten des Fleisches verfertigt worden sein, welche, da sie Aufsehen erregt, wol nicht ohne Nachahmung bleiben werden. Und so steht zu hoffen, daß die Künstler, wenn sie zu einem Kolorit zurückkehren, welches nicht durch Gegensätze gewaltsam zu rühren, sondern die Anmuth schöner Formen, zarter Gestalten durch gefälligen Reiz von seiner Seite zu erhöhen beabsichtigt, auch bald das Bedürfniß harmonischer Nebeneinanderstellung der Farben fühlen und sich des Studiums dieses Theiles der Kunst gehörigermaßen befleißigen werden.

Sechste Abtheilung.

Achtzehntes Jahrhundert.

Erste Epoche.

Von Newton bis auf Dollond.

Bisher beschäftigten sich die Glieder mehrerer Nationen mit der Farbenlehre, Italiäner, Franzosen, Deutsche und Engländer; jetzt haben wir unsern Blick vorzüglich auf die letztere Nation zu wenden, denn aus England verbreitet sich eine ausschließende Theorie über die Welt.

Londner Sozietät.

Wenn wir den Zustand der Naturwissenschaften in England während der zweiten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts uns vergegenwärtigen wollen, so ist es für unsere Zwecke hinreichend, mit flüchtiger Feder Ursprung und Wachsthum der Londner Akademie darzustellen. Hiezu geben uns hinlängliche Hilfsmittel Sprat, Birch und die Philosophischen Transaktionen. Nach diesen liefern wir eine Skizze der Geschichte der Sozietät bis auf die königliche Konfirmation und den Umriß einer Geschichte der Wissenschaften in England früherer Zeit.

Thomas Sprat.

Geb. 1634, gest. 1713.

History of the Royal Society of London.

Die Ausgabe von 1702, deren wir uns bedienen, scheint nicht die erste zu sein. Das Buch war für den Augenblick

geschrieben und gewiß sogleich gedruckt. Auch ist die französische Uebersetzung schon 1669 zu Genf herausgekommen.

Thomas Sprat, nachmals Bischof, war ein frühzeitiger guter Kopf, ein talentvoller, munterer, leidenschaftlicher Lebemann. Er hatte das Glück, als Jüngling von vielen Hoffnungen den frühern Versammlungen der Gesellschaft in Oxford beizuwohnen, wodurch er also Ursprung und Wachsthum derselben aus eigener Theilnahme kennen lernte. Als man späterhin etwas über die Sozietät ins Publikum bringen wollte, ward er zum Sprecher gewählt und wahrscheinlich von Oldenburg, der das Amt eines Sekretärs bekleidete, mit Nachrichten und Argumenten versehen. So schrieb er die Geschichte derselben bis zur königlichen Konfirmation und etwas weiter mit vielem Geist, guter Laune und Lebhaftigkeit.

Als Schriftsteller betrachtet, finden wir ihn mehr geeignet, die Angelegenheiten einer Partei in Broschüren muthig zu verfechten — wie er denn sein Vaterland gegen die Zudringlichkeiten eines französischen Reisenden, de Sorbiere, in einem eigenen Bändchen mit großer Heftigkeit zu schützen suchte —, als daß er ein Buch zu schreiben fähig gewesen wäre, welches man für ein bedächtiges Kunstwerk ansprechen könnte. Wer solche Forderungen an ihn macht, wird ihn unbillig beurtheilen, wie es von Montucla geschehen (Histoire des Mathématiques. Paris 1758. Part. IV. Liv. 8. p. 486. Note a).

Doch ist auf alle Fälle die erste Hälfte des Buchs sorgfältiger geschrieben und methodischer geordnet als die zweite; denn leider wird seine Arbeit durch das doppelte große Unglück der Seuche und des Brandes zu London unterbrochen. Von da an scheint das Buch mehr aus dem Stegreife geschrieben und sieht einer Kompilation schon ähnlicher. Doch hat er ein großes Verdienst um seine Zeit wie um die Nachwelt.

Denn alle Hindernisse, welche der Sozietät im Wege stehen, sucht er ins Klare zu bringen und zu beseitigen, und gewiß hat er dazu beigetragen, daß manche Neigung erhöht und manches Vorurtheil ausgelöscht worden. Was uns betrifft, so lernen wir den Gang der Gesellschaft, ihre Lage, ihre Grundsätze, ihren Geist und Sinn aus ihm recht wohl

kennen. Ihre Handlungsweise nach innen, ihre Verhältnisse nach außen, die Vorstellung, die sich das Publikum von ihren Mitgliedern machte, was man ihr entgegensetzte, was sie für sich anzuführen hatte, das Alles liegt in dem Werke theils klar und unbewunden ausgedrückt, theils rednerisch künstlich angedeutet und versteckt.

Glaubt man auch manchmal eine sachwalterische Deklamation zu hören, so müßten wir uns doch sehr irren, wenn nicht auch öfters eine Ironie durchschiene, daß er nämlich die Sozietät wegen verschiedener Tugenden preist, nicht sowol, weil sie solche besitzt, als weil sie solche zu erwerben denken soll.

Der Verfasser zeigt durchaus einen heitern lebhaften Geist, ein vordringendes, leidenschaftliches Gemüth. Er hat seine Materie recht wohl inne, schreibt aber nur mit laufender Feder, im Gefühl, daß ihm sein Vorhaben leidlich gelingen müsse.

Eine bessere Uebersetzung, als die französische ist, hätte er auf alle Fälle verdient.

Thomas Birch.

History of the Royal Society of London. Vier Bände in Quart, der erste von 1666.

Dieses Werk ist eigentlich nur ein Abdruck der Protokolle der Sozietätssessionen bis 1687, und wenn wir den erst genannten Sprat als einen Sachwalter ansehen und seine Arbeit nur mit einigem Mißtrauen nutzen, so finden wir dagegen hier die schätzbarsten und untriegischsten Dokumente, welche, indem sie alle Verhandlungen der Sessionen unschuldig und trocken anzeigen, uns über das, was geschehen, den besten Aufschluß geben. Aus ihnen ist die zerstückelte Manier zu erkennen, womit die Sozietät nach ihrer Ueberzeugung verfuhr und die Wissenschaften verspätete, indem sie für ihre Beförderung bemüht war.

Philosophische Transaktionen.

Diese sind das Archiv dessen, was man bei ihr niederlegte. Hier findet man Nachrichten von den Unternehmungen, Studien und Arbeiten der Forscher in manchen bedeutenden Weltgegenden. Dieses allgemein bekannte Werk hat nach und nach für die Freunde der Wissenschaft einen unschätzbaren Werth erhalten. Denn obgleich jedes zufällige und empirische Sammeln anfangs nur verwirrt und die eigentliche wahre Kenntniß verhindert, so stellt sich, wenn es nur immer fortgesetzt wird, nach und nach die Methode von selbst her, und das, was ohne Ordnung aufbewahrt worden, gereicht Dem, der zu ordnen weiß, zum größten Vortheile.

Ungewisse Anfänge der Sozietät.

Der Ursprung wichtiger Begebenheiten und Erzeugnisse tritt sehr oft in eine undurchdringliche mythologische Nacht zurück. Die Anfänge sind unscheinbar und unbemerkt und bleiben dem künftigen Forscher verborgen.

Der patriotische Engländer möchte den Ursprung der Sozietät gern früh festsetzen, aus Eifersucht gegen gewisse Franzosen, welche sich gleichzeitig zu solchem Zwecke in Paris versammelt. Der patriotische Londner gönnt der Universität Oxford die Ehre nicht, als Wiege eines so merkwürdigen Instituts gerühmt zu werden.

Man setzt daher ihre frühsten Anfänge um das Jahr 1645 nach London, wo sich namhafte Naturfreunde wöchentlich einmal versammelten, um mit Ausschließung aller Staats- und Religionsfragen, welche in der unglücklichen Zeit des bürgerlichen Kriegs die Nation leidenschaftlich beschäftigten, sich über natürliche Dinge zu unterhalten. Boyle soll dieser Zusammenkünfte unter dem Namen des unsichtbaren oder philosophischen Kollegiums in seinen Briefen gedenken.

In den Jahren 1648 und 49 entstand in Oxford ein ähnlicher Kreis, den die von London dahin versetzten Glieder jener ersten Gesellschaft entweder veranlaßten oder erweiterten. Auch hier versammelte man sich, um durch Betrachtung der ewig gesetzmäßigen Natur sich über die gesetzlosen Bewegungen der Menschen zu trösten oder zu erheben.

Die Universitäten zu Cambridge und Oxford hatten sich als Verwandte der bischöflichen Kirche treu zu dem König gehalten und deshalb von Cromwell und der republikanischen Partei viel gelitten. Nach der Hinrichtung des Königs 1649 und dem vollkommenen Siege der Gegenpartei hatten die an beiden Akademien versammelten Gelehrten alle Ursache, still zu bleiben. Sie hielten sich an die unschuldige Natur fest, verbannten um so ernstlicher aus ihren Zusammenkünften alle Streitigkeiten sowol über politische als religiöse Gegenstände und hegten bei ihrer reinen Liebe zur Wahrheit ganz im Stillen jene Abneigung gegen Schwärmerei, religiöse Phantasterei, daraus entspringende Weissagungen und andre Ungeheuer des Tages.

So lebten sie zehn Jahre neben einander, kamen anfangs öfter, nachher aber seltner zusammen, wobei ein Jeder das, was ihn besonders interessirte, das, worauf er bei seinen Studien unmittelbar gestoßen, treulich den Uebrigen mittheilte, ohne daß man deshalb an eine äußere Form oder an eine innere Ordnung gedacht hätte.

Der größte Theil der Mitglieder dieser Oxforder Gesellschaft ward 1659 nach London zurück und in verschiedene Stellen gesetzt. Sie hielten immerfort mit hergebrachter vertraulicher Gewohnheit an einander, versammelten sich regelmäßig jeden Donnerstag in Gresham College, und es dauerte nicht lange, so traten manche Londner Naturforscher hinzu, darunter sich mehrere aus dem hohen und niedern Adel befanden.

Beide Klassen des englischen Adels waren mit zeitlichen Gütern reichlich gesegnet. Der hohe Adel besaß von Alters her große Güter und Bequemlichkeiten, die er stets zu vermehren im Fall war. Der niedere Adel war seit langer Zeit genöthigt worden, gut hauszuhalten und seine Glücksumstände zu verbessern, indem ihn zwei Könige, Jakob und Karl, auf seinen Gütern zu wohnen und Stadt- und Hofleben zu meiden angehalten hatten. Viele unter ihnen waren zur Naturforschung aufgeregt und konnten sich mit Ehren an die neuversammelten Gelehrten anschließen.

Nur kurze Zeit wurde der Wachsthum, die Mittheilung dieser Gesellschaft gestört, indem bei den Unruhen, welche nach der Abdankung von Cromwell's Sohn entstanden, ihr Versammlungsort in ein Soldatenquartier verwandelt ward.

Doch traten sie 1660 gleich wieder zusammen, und ihre Anzahl vermehrte sich.

Den 18. November dieses Jahrs bezeichnet die erste diese große Anstalt begründende Sitzung. Ungefähr funfzehn Personen waren gegenwärtig; sie bestimmten die Zeit ihrer Versammlung, die Eintritts- und wöchentlichen Zuschußgelder, erwählten einen Präsidenten, Schatzmeister und Sekretär; zwanzig aufzunehmende Personen wurden vorgeschlagen. Bald darauf ordneten sie als Männer, die Gelegenheit genug gehabt hatten, über Konstitutionen nachzudenken, die übrigen zur äußern Form gehörigen Einrichtungen vortrefflich und zweckmäßig.

Kaum hatte König Karl II. vernommen, daß eine Versammlung solcher ihm von je her zugethaner Männer sich zu einer Gesellschaft konstituirt, so ließ er ihnen Bestätigung, Schutz und allen Vorschub anbieten und bekräftigte 1662 auf die ehrenvollste Weise die sämmtlichen Statuten.

Naturwissenschaften in England.

Die Theilnahme des Königs an den natürlichen Wissenschaften kam eben zur rechten Zeit; denn wie bisher theils die Wissenschaften überhaupt, theils die natürlichen verpönt worden, davon soll uns der Bischof Sprat eine flüchtige Uebersicht geben.

„Bis zur Verbindung der beiden Häuser York und Lancaster wurden alle Kräfte unseres Landes zu häuslichen Kriegen zwischen dem König und dem Adel oder zu wüthenden Kämpfen zwischen jenen beiden getrennten Familien verwendet, wenn nicht irgend einmal ein muthiger Fürst ihre Kräfte zu fremden Eroberungen zu gebrauchen wußte. Die zwei Rosen waren in der Person des Königs Heinrich VII. vereinigt, dessen Regierung wie seine Gemüthsart heimlich, streng, eifersüchtig, geizig, aber dabei siegreich und weise war. Wie wenig aber diese Zeit sich zu neuen Entdeckungen vorbereitet fand, sieht man daraus, wie gering er das Anerbieten des Christoph Columbus zu schätzen wußte. Die Regierung Heinrichs VIII. war kräftig, kühn, prächtig, freigebig und gelehrt, aber die Veränderung der Religion trat ein,

und dies allein war genug, den Geiſt der Menſchen zu beſchäftigen.

„Die Regierung Königs Eduard VI. war unruhig wegen des Zwieſpalts Derer, die während ſeiner Minderjährigkeit regierten, und die Kürze ſeines Lebens hat uns jener Früchte beraubt, die man nach den bewundernswerthen Anfangen dieſes Königs hoffen konnte. Die Regierung der Königin Maria war ſchwach, melancholiſch, blutdürſtig gegen die Proteſtanten, verdunkelt durch eine fremde Heirath und unglücklich durch den Verluſt von Calais. Dagegen war die Regierung der Königin Eliſabeth lang, triumphirend, friedlich nach innen, und nach außen glorreich. Da zeigte ſich, zu welcher Höhe die Engländer ſteigen können, wenn ſie ein Fürſt anführt, der ihren Herzen ſo gut als ihren Händen gebieten kann. In ihren Tagen ſetzte ſich die Reformation feſt; der Handel ward geregelt, und die Schiffahrt erweiterte ſich. Aber obgleich die Wiſſenſchaft ſchon etwas Großes hoffen ließ, ſo war doch die Zeit noch nicht gekommen, daß den Naturerfahrungen eine öffentliche Aufmunterung hätte zu Theil werden können, indem die Schriften des Alterthums und die Streitigkeiten zwiſchen uns und der römiſchen Kirche noch nicht völlig ſtudirt und beſeitigt waren.

„Die Regierung des Königs Jakob war glücklich in allen Vortheilen des Friedens und reich an Perſonen von tiefer Literatur; aber nach dem Beiſpiele des Königs wendeten ſie vorzüglich ihre Aufmerkſamkeit auf die Verhandlungen der Religion und der Streitigkeiten, ſo daß ſelbſt Mylord Bacon mit allem Anſehn, das er im Staate beſaß, ſein Kollegium Salomons nur als eine Schilderung, als einen Roman zu Stande bringen konnte. Zwar fing die Zeit Karl's I. an, zu ſolchen Unternehmungen reifer zu werden wegen des Ueberfluſſes und der glücklichen Zuſtande ſeiner erſten Jahre, auch wegen der Fähigkeit des Königs ſelbſt, der nicht nur ein unnachahmlicher Meiſter in Verſtand und Redekunſt war, ſondern der auch in verſchiedenen praktiſchen Künſten ſich über die gewöhnliche Weiſe der Könige, ja ſogar über den Fleiß der beſten Künſtler erhob. Aber ach, er wurde von den Stubien, von Ruhe und Frieden hinweg zu der gefährlichern und rühmlichern Laufbahn des Märtyrers berufen!

„Die letzten Zeiten des bürgerlichen Kriegs und der Verwirrung haben zum Erſatz jenes unendlichen Jammers

den Vortheil hervorgebracht, daß sie die Geister der Menschen aus einem langen Behagen, aus einer müssigen Ruhe herausrissen und sie thätig, fleißig und neugierig machten. Und gegenwärtig, seit der Rückkehr des Königs, ist die Verblendung vergangener Jahre mit dem Jammer der letzten verschwunden. Die Menschen überhaupt sind müde der Ueberbleibsel des Alterthums und gesättigt von Religionsstreitigkeiten. Ihre Augen sind gegenwärtig nicht allein offen und bereitet zur Arbeit, sondern ihre Hände sind es auch. Man findet jetzo ein Verlangen, eine allgemeine Begierde nach einer Wissenschaft, die friedlich, nützlich und nährend sei und nicht wie die der alten Sekten, welche nur schwere und unverdauliche Argumente gaben oder bittere Streitigkeiten statt Nahrung und die, wenn der Geist des Menschen Brod verlangte, ihm Steine reichten, Schlangen oder Gift."

Aeußere Vortheile der Sozietät.

Der Theilnahme des Königs folgte sogleich die der Prinzen und reichen Barone. Nicht allein Gelehrte und Forscher, sondern auch Praktiker und Techniker mußten sich für eine solche Anstalt bemühen. Weit ausgebreitet war der Handel; die Gegenstände desselben näher kennen zu lernen, neue Erzeugnisse fremder Weltgegenden in Umlauf zu bringen, war der Vortheil sämmtlicher Kaufmannschaft. Wißbegierigen Reisenden gab man lange Register von Fragen mit; ebendergleichen sendete man an die englischen Residenten in den fernsten Ansiedelungen.

Gar bald drängte sich nunmehr von allen Seiten das Merkwürdige herzu. Durch Beantwortung jener Fragen, durch Einsendung von Instrumenten, Büchern und andern Seltenheiten ward die Gesellschaft jeden Tag reicher und ihre Einwirkung bedeutender.

Innere Mängel der Sozietät.

Bei allen diesen großen äußeren Vortheilen war auch Manches, das ihr widerstand. Am Meisten schadete ihr die Furcht vor jeder Art von Autorität. Sie konnte daher zu keiner innern Form gelangen, zu keiner zweckmäßigen Be-

handlung desjenigen, was ſie beſaß und was ſie ſich vorgenommen hatte.

Durch Bacons Anlaß und Anſtoß war der Sinn der Zeit auf das Reale, das Wirkliche gerichtet worden. Dieſer außerordentliche Mann hatte das große Verdienſt, auf die ganze Breite der Naturforſchung aufmerkſam gemacht zu haben. Bei einzelnen Erfahrungen drang er auf genaue Beobachtung der Bedingungen, auf Erwägung aller begleitenden Umſtände. Der Blick in die Unendlichkeit der Natur war geöffnet und zwar bei einer Nation, die ihn ſowol nach innen als nach außen am lebhafteſten und beharrlichſten umherwenden konnte. Sehr Viele fanden eine leidenſchaftliche Freude an ſolchen Verſuchen, welche die Erfahrungen wiederholten, ſicherten und mannichfaltiger machten; Andere ergetzten ſich hingegen an der nächſten Ausſicht auf Anwendung und Nutzen.

Wie aber in der wiſſenſchaftlichen Welt nicht leicht ohne Trennung gewirkt werden kann, ſo findet man auch hier eine entſchiedene Spaltung zwiſchen Theorie und Praxis. Man hatte noch in friſchem Andenken, wie die weichende Scholaſtik durch eine ſeltſame Philoſophie, durch den Carteſianismus ſogleich wieder erſetzt worden. Hier ſah man aufs Neue ein Beiſpiel, was ein einziger trefflicher Kopf auf Andere zu wirken, wie er ſie nach ſeinem Sinne zu bilden im Stande iſt. Wie entfernt man ſei, die Geſinnungen eines Einzelnen gelten zu laſſen, drückte die Sozietät unter ihrem Wappen durch den Wahlſpruch aus: Nullius in verba; und damit man ja vor allem Allgemeinen, vor Allem, was eine Theorie nur von fern anzudeuten ſchien, ſicher wäre, ſo ſprach man den Vorſatz beſtimmt aus, die Phänomene ſowie die Experimente an und für ſich zu beobachten, neben einander ohne irgend eine künſtlich ſcheinende Verbindung einzeln ſtehen zu laſſen.

Die Unmöglichkeit, dieſen Vorſatz auszuführen, ſahen ſo kluge Leute nicht ein. Man bemerkte nicht, daß ſehr bald nach den Urſachen gefragt wurde, daß der König ſelbſt, indem er der Sozietät natürliche Körper verehrte, nach dem Wie der Wirkungen ſich erkundigte. Man konnte nicht vermeiden, ſich ſo gut und ſchlimm, als es gehen wollte, einige Rechenſchaft zu geben, und nun entſtanden partielle Hypotheſen, die mechaniſche und machiniſtiſche Vorſtellungsart

gewann die Oberhand, und man glaubte noch immer, wenn man ein Gefolgertes ausgesprochen hatte, daß man den Gegenstand, die Erscheinung ausspreche.

Indem man aber mit Furcht und Abneigung sich gegen jede theoretische Behandlung erklärte, so behielt man ein großes Zutrauen zu der Mathematik, deren methodische Sicherheit in Behandlung körperlicher Dinge ihr selbst in den Augen der größten Zweifler eine gewisse Realität zu geben schien. Man konnte nicht leugnen, daß sie, besonders auf technische Probleme angewendet, vorzüglich nützlich war, und so ließ man sie mit Ehrfurcht gelten, ohne zu ahnen, daß, indem man sich vor dem Ideellen zu hüten suchte, man das Ideellste zugelassen und beibehalten hatte.

So wie das, was eigentlich Methode sei, den Augen der Gesellen fast gänzlich verborgen war, so hatte man gleichfalls eine sorgliche Abneigung vor einer Methode zu der Erfahrung. Die Unterhaltung der Gesellschaft in ihren ersten Zeiten war immer zufällig gewesen. Was die Einen als eigenes Studium beschäftigte, was die Andern als Neuigkeit interessirte, brachte Jeder unaufgefordert und nach Belieben vor. Ebenso blieb es nach der übrigens sehr förmlich eingerichteten Konstitution. Jeder theilt mit, was gerade zufällig bereit ist. Erscheinungen der Naturlehre, Körper der Naturgeschichte, Operationen der Technik, Alles zeigt sich bunt durch einander. Manches Unbedeutende, anderes durch einen wunderbaren Schein Interessirende, anderes blos Kurioses findet Platz und Aufnahme; ja, sogar werden Versuche mitgetheilt, aus deren nähern Umständen man ein Geheimniß macht. Man sieht eine Gesellschaft ernsthafter würdiger Männer, die nach allen Richtungen Streifzüge durch das Feld der Naturwissenschaft vornehmen und, weil sie das Unermeßliche desselben anerkennen, ohne Plan und Maßregel darin herumschweifen. Ihre Sessionen sind öfters Quodlibets, über die man sich des Lächelns, ja des Lachens nicht enthalten kann.

Die Angst der Sozietät vor irgend einer rationellen Behandlung war so groß, daß sich Niemand getraute, auch nur eine empirische Abtheilung und Ordnung in das Geschäft zu bringen. Man durfte nur die verschiedenen Klassen der Gegenstände, man durfte Physik, Naturgeschichte und Technik von einander trennen und in diesen die nothwendigsten Unterabtheilungen machen, sodann die Einrichtung treffen, daß in

jeder Session nur ein Fach bearbeitet werden sollte, so war der Sache schon sehr geholfen.

Porta hatte schon hundert Jahre vorher die physikalischen Phänomene in Rubriken vorgetragen. Man konnte dieses Buch bequem zum Grunde legen, das alte Wünderbare nach und nach sichten und auslöschen, das in der Zwischenzeit Erfundene nachtragen, sodann das jedesmal bei der Sozietät Vorkommende aus den Protokollen an Ort und Stelle eintragen, so entging man wenigstens der größten Verwirrung und war sicher, daß sich nichts versuchte oder verlor, wie es z. B. mit Manow's Erfahrungen ging, von welchen die Sozietät Notiz hatte, sie aber vernachlässigte und freilich das Genauere nicht erfuhr, weil sie den von Hooke zum Mitglied vorgeschlagenen Manow nicht aufnahm.

In seiner neuen Atlantis hatte Bacon für das naturforschende Salomonische Kollegium einen ungeheuern romantischen Palast mit vielen Flügeln und Pavillons gebaut, worin sich denn wol auch mancher äußerst phantastische Saal befand. Diese Andeutungen konnten freilich einer Gesellschaft, die im wirklichen Leben entsprang, wenig Vortheil gewähren; aber bestimmt genug hatte er am Ende jener Dichtung die Nothwendigkeit ausgesprochen, die verschiedenen Funktionen eines solchen Unternehmens unter mehrere Personen zu theilen oder, wenn man will, diese Funktionen als von einander abgesondert, aber doch immer in gleichem Werthe neben einander fortschreitend zu betrachten.

„Wir haben zwölf Gesellen," sagte er, „um uns Bücher, Materialien und Vorschriften zu Experimenten anzuwerben. Drei haben wir, welche alle Versuche, die sich in Büchern finden, zusammenbringen; drei, welche die Versuche aller mechanischen Künste, der freien und praktischen Wissenschaften, die noch nicht zu einer Einheit zusammengeflossen, sammeln. Wir haben drei, die sich zu neuen Versuchen anschicken, wie es ihnen nützlich zu sein scheint; drei, welche die Erfahrungen aller dieser schon Genannten in Rubriken und Tafeln aufstellen, daß der Geist zu Beobachtungen und Schlüssen sie desto bequemer vor sich finde. Drei haben wir, welche diese sämmtlichen Versuche in dem Sinne ansehen, daß sie daraus solche Erfindungen ziehen, die zum Gebrauche des Lebens und zur Ausübung dienen; dann aber drei, die nach vielen Zusammenkünften und Rathschlüssen der Gesellschaft, worin das Vor-

handene durchgearbeitet worden, Sorge tragen, daß nach dem, was schon vor Augen liegt, neue, tiefer in die Natur dringende Versuche eingeleitet und angestellt werden; dann drei, welche solche aufgegebene Experimente ausführen und von ihrem Erfolg Nachricht geben. Zuletzt haben wir drei, die jene Erfindungen und Offenbarungen der Natur durch Versuche zu höheren Beobachtungen, Axiomen und Aphorismen erheben und befördern, welches nicht anders als mit Beirath der sämmtlichen Gesellschaft geschieht."

Von dieser glücklichen Sonderung und Zusammenstellung ist keine Spur in dem Verfahren der Sozietät, und ebenso geht es auch mit ihren nach und nach sich anhäufenden Besitzungen. Wie sie jeden Naturfreund ohne Unterschied des Ranges und Standes für sozietätsfähig erklärt hatte, ebenso bekannt war es, daß sie Alles, was sich nur einigermaßen auf Natur bezog, annehmen und bei sich aufbewahren wolle. Bei der allgemeinen Theilnahme, die sie erregte, fand sich ein großer Zufluß ein, wie es bei allen empirischen Anhäufungen und Sammlungen zu geschehen pflegt. Der König, der Adel, Gelehrte, Oekonomen, Reisende, Kaufleute, Handwerker, Alles drängte sich zu mit Gaben und Merkwürdigkeiten. Aber auch hier scheint man vor irgend einer Ordnung Scheu gehabt zu haben, wenigstens sieht man in der frühern Zeit keine Anstalt, ihre Vorräthe zu rangiren, Katalogen darüber zu machen und dadurch auf Vollständigkeit auch nur von ferne hinzudeuten. Will man sie durch die Beschränktheit und Unsicherheit ihres Lokals entschuldigen, so lassen wir diesen Einwurf nur zum Theil gelten; denn durch einen wahren Ordnungsgeist wären diese Hindernisse wohl zu überwinden gewesen.

Jede einseitige Maxime muß, wenn sie auch zu gewissen Zwecken tauglich gefunden wird, sich zu andern unzulänglich, ja schädlich erzeigen. Sprat mag mit noch so vieler Beredsamkeit den Vorsatz der Gesellschaft, nicht zu theoretisiren, nicht zu methodisiren, nicht zu ordnen, rühmen und vertheidigen: hinter seinen vielen Argumenten glaubt man nur sein böses Gewissen zu entdecken, und man darf nur den Gang des Sozietätsgeschäftes in den Protokollen einige Jahre verfolgen, so sieht man, daß sie die aus ihrer Maxime entspringenden Mängel gar wohl nach und nach bemerkt und dagegen, jedoch leider unzulängliche, Anordnungen macht.

Die Experimente sollen nicht aus dem Stegreife vorgelegt,

sondern in der vorhergehenden Session angezeigt werden; man ordnet Versuche in gewissen Folgen an, man setzt Comités nieder, welche, im Vorbeigehen sei es gesagt, in politischen und praktischen Fällen gut sein mögen, in wissenschaftlichen Dingen aber gar nichts taugen. Neigung oder Abneigung, vorgefaßte Meinung der Kommissarien sind hier nicht so leicht wie dort zu kontroliren. Ferner verlangt man Gutachten und Uebersichten; da aber nichts zusammenhängt, so wird Eins über das Andere vergessen. Selten geschieht was man sich vorgesetzt hatte, und wenn es geschieht so ist es meistentheils nicht auslangend noch hinreichend. Und nach welchem Maßstab soll es gemessen, von wem soll es beurtheilt werden?

Vielleicht ist hieran auch der im Anfang monatliche Präsidentenwechsel Schuld, so wie auch hier die Ungewißheit und Unzulänglichkeit des Lokals, der Mangel eines Laboratoriums, und was andere daraus entspringende Hindernisse sind, zur Entschuldigung angeführt werden können.

Mängel, die in der Umgebung und in der Zeit liegen.

Von Manchem, was sich einem regelmäßigen und glücklichen Fortschritt der Sozietät entgegensetzte, haben wir freilich gegenwärtig kaum eine Ahnung. Man hielt von Seiten der Menge, und zwar nicht eben gerade des Pöbels, die Naturwissenschaften und besonders das Experimentiren auf mancherlei Weise für schädlich, schädlich der Schullehre, der Erziehung, der Religion, dem praktischen Leben, und was dergleichen Beschränktheiten mehr waren.

Ingleichen stellen wir uns nicht vor, wenn wir von jenen englischen Experimentalphilosophen so Vieles lesen, wie weit man überhaupt zu Ende des siebzehnten Jahrhunderts noch im Experimentiren zurückstand. Von der alchymistischen Zeit her war noch die Lust am Geheimniß geblieben, von welchem man bei zunehmender Technik, beim Eingreifen des Wissens ins Leben nunmehr manche Vortheile hoffen konnte. Die Werkzeuge, mit denen man operirte, waren noch höchst unvollkommen. Wer sieht dergleichen Instrumente aus jener Zeit in alten physikalischen Rüstkammern und ihre Unbehilflichkeit nicht mit Verwunderung und Bedauern!

Das größte Uebel aber entsprang aus einer gewissen Ver-

fahrungsart ſelbſt. Man hatte kaum den Begriff, daß man ein Phänomen, einen Verſuch auf ſeine Elemente reduziren könne, daß man ihn zergliedern, vereinfachen und wieder vermannichfaltigen müſſe, um zu erfahren, wohin er eigentlich deute. Die fleißigſten Beobachter der damaligen Zeit geben Anlaß zu dieſer Reflexion, und Newton's Theorie hätte nicht entſtehen können, wenn er für dieſe Hauptmaxime, die den Experimentirenden leiten ſoll, irgend einen Sinn gehabt hätte. Man ergriff einen verwickelten Verſuch und eilte ſogleich zu einer Theorie, die ihn unmittelbar erklären ſollte; man that gerade das Gegentheil von dem, was man in Mund und Wappen führte.

Robert Hooke.

Hooke, der Experimentator und Sekretär der Sozietät, war in denſelben Falle, und ob ihm gleich die Geſellſchaft Manches ſchuldig iſt, ſo hat ihr doch ſein Charakter viel Nachtheil gebracht. Er war ein lebhafter, unruhig thätiger Mann von den ausgebreitetſten Kenntniſſen; aber er wollte auch nichts für neu oder bedeutend gelten laſſen, was irgend angebracht und mitgetheilt wurde. Er glaubte es entweder ſelbſt ſchon zu kennen oder etwas Anderes und Beſſeres zu wiſſen.

So viel er auch that, ja im Einzelnen durcharbeitete, ſo war er doch durchaus unfixt und wurde es noch mehr durch ſeine Lage, da die ganze Erfahrungsmaſſe auf ihn eindrang und er, um ihr gewachſen zu ſein, ſeine Kräfte bald dahin bald dorthin wenden mußte. Dabei war er zerſtreut, nachläſſig in ſeinem Amte, obgleich auf ſeinem eigenen Wege immer thätig.

Viele Jahre müht ſich die Sozietät vergebens mit ihm ab. Sehr ernſtlich wird ihm auferlegt, er ſoll regelmäßig Verſuche machen, ſie vorher anzeigen, in den folgenden Seſſionen wirklich darlegen; wobei die gute Sozietät freilich nicht bedenkt, daß Seſſionen nicht dazu geeignet ſind, Verſuche anzuſtellen und ſich von den Erſcheinungen vollſtändig zu überzeugen. Wie ihnen denn auch einmal ein Vogel den Gefallen nicht thun will, unter der Manow'ſchen Glocke, ehe die Verſammlung auseinandergeht, zu ſterben.

Aehnliche Fälle benutzt Hooke zu allerlei Ausflüchten. Er gehorcht nicht oder nur halb; man verkümmert ihm seine Pension, er wird nicht gefügsamer, und wie es in solchen Fällen geht: man ermüdet, streng zu sein, man bezahlt ihm zuletzt aus Gunst und Nachsicht seine Rückstände auf einmal. Er zeigt eine Anwandlung von Besserung, die nicht lange dauert, und die Sache schleppt sich ihren alten Gang.

So sah es mit der innern Verfassung eines Gerichtshofes aus, bei dessen Entscheidung über eine bedeutende und weit eingreifende Theorie sich die wissenschaftliche Welt beruhigen sollte.

Isaak Newton.

Geb. 1642, gest. 1727.

Unter Denen, welche die Naturwissenschaften bearbeiten, lassen sich vorzüglich zweierlei Arten von Menschen bemerken.

Die ersten, genial, produktiv und gewaltsam, bringen eine Welt aus sich selbst hervor, ohne viel zu fragen, ob sie mit der wirklichen übereinkommen werde. Gelingt es, daß dasjenige, was sich in ihnen entwickelt, mit den Ideen des Weltgeistes zusammentrifft, so werden Wahrheiten bekannt, wovor die Menschen erstaunen und wofür sie jahrhundertelang dankbar zu sein Ursache haben. Entspringt aber in so einer tüchtigen genialen Natur irgend ein Wahnbild, das in der allgemeinen Welt kein Gegenbild findet, so kann ein solcher Irrthum nicht minder gewaltsam um sich greifen und die Menschen Jahrhunderte durch hinreißen und übervortheilen.

Die von der zweiten Art, geistreich, scharfsinnig, behutsam, zeigen sich als gute Beobachter, sorgfältige Experimentatoren, vorsichtige Sammler von Erfahrungen; aber die Wahrheiten, welche sie fördern, wie die Irrthümer, welche sie begehen, sind gering. Ihr Wahres fügt sich zu dem anerkannten Richtigen oft unbemerkt oder geht verloren; ihr Falsches wird nicht aufgenommen, oder wenn es auch geschieht, verlischt es leicht.

Zu der ersten dieser Klassen gehört Newton, zu der zweiten die besseren seiner Gegner. Er irrt, und zwar auf eine entschiedene Weise. Erst findet er seine Theorie plausibel, dann überzeugt er sich mit Uebereilung, ehe ihm deutlich wird,

welcher mühseligen Kunstgriffe es bedürfen werde, die Anwendung seines hypothetischen Aperçus durch die Erfahrung durchzuführen. Aber schon hat er sie öffentlich ausgesprochen, und nun verfehlt er nicht, alle Gewandtheit seines Geistes aufzubieten, um seine These durchzusetzen, wobei er mit unglaublicher Kühnheit das ganz Absurde als ein ausgemachtes Wahre der Welt ins Angesicht behauptet.

Wir haben in der neuern Geschichte der Wissenschaften einen ähnlichen Fall an Tycho de Brahe. Dieser hatte sich gleichfalls vergriffen, indem er das Abgeleitete für das Ursprüngliche, das Untergeordnete für das Herrschende in seinem Weltsystem gestellt hatte. Auch er war zu geschwind mit dieser unhaltbaren Grille hervorgetreten; seine Freunde und gleichzeitigen Verehrer schreiben in ihren vertraulichen Briefen darüber ganz unbewunden und sprechen deutlich aus, daß Tycho, wenn er nicht schon sein System publizirt und eine Zeit lang behauptet hätte, das Kopernikanische wahrscheinlich annehmen und dadurch der Wissenschaft großen Dienst leisten würde, dahingegen nunmehr zu fürchten sei, daß er den Himmel öfter nach seiner Lehre ziehen und biegen werde.

Schon die Zeitgenossen und Mitarbeiter Tycho's befreiten sich von seiner ängstlichen, verwirrenden Meinung. Aber Newton theilte seine Ueberzeugung sowie seine Hartnäckigkeit seinen Schülern mit, und wer den Parteigeist kennt, wird sich nicht verwundern, daß diese keine Augen und Ohren mehr haben, sondern das alte Credo immerfort wiederholen, wie es ihnen der Meister eingelernt.

Der Charakter, die Fähigkeiten, das Benehmen, die Schicksale seiner Gegner können nur im Einzelnen vorgetragen werden. Zum Theil begriffen sie nicht, worauf es ankam, zum Theil sahen sie den Irrthum wol ein, hatten aber weder Kraft noch Geschick noch Opportunität, ihn zu zerstören.

Wir finden 1666 Newton als Studirenden zu Cambridge, mit Verbesserung der Teleskope und mit prismatischen Versuchen zu diesem Zweck beschäftigt, wobei er seine Farbentheorie bei sich festsetzt. Von ihm selbst haben wir hierüber drei Arbeiten, aus welchen wir seine Denkweise übersehen, dem Gange, den er genommen, folgen können.

Mädchen.

Dichter will so gerne Knecht sein,
Weil die Herrschaft draus entspringet;
Doch vor Allem sollt' ihm recht sein,
Wenn das Liebchen selber singet.

Ist sie denn des Liedes mächtig,
Wie's auf unsern Lippen waltet?
Denn es macht sie gar verdächtig,
Daß sie im Verborgnen schaltet.

Hatem.

Nun, wer weiß, was sie erfüllet!
Kennt Ihr solcher Tiefe Grund?
Selbstgefühltes Lied entquillet,
Selbstgedichtetes dem Mund.

Von Euch Dichterinnen allen
Ist ihr eben keine gleich:
Denn sie singt, mir zu gefallen;
Und Ihr singt und liebt nur Euch.

Mädchen.

Merke wol, Du hast uns eine
Jener Huris vorgeheuchelt!
Mag schon sein, wenn es nur Keine
Sich auf dieser Erde schmeichelt!

---

wholm). Aber weder Worcester, noch Webster, noch Lang's Etymological Dictionary, noch Nare's Glossary kennen ein Verbum to bewhelm, so daß der Gebrauch bei Goethe unerklärlich bleibt. Grimm (II. 1039, unter „deuten" Nr 2, 1857) und Sanders (Unterh. a. häusl. Herde, 1856, II. 6) leiten die Goethische Form gleichmäßig von to whelm ab, einem seit Addison ganz obsoleten Worte. Nur to overwhelm ist im allgemeinen Gebrauch. Daß ein so gedrücktes und die Pupille bedeckendes Augenlid schön sei, hängt mit der Eigenheit des Orients zusammen, wonach die Augenbrauen nicht stark und dicht genug sein können. Vergl. Chardin, 4, 156: „Les plus gros sourcils et les plus epais sont les plus beaux". Ebenso Tavernier, 4, 18: „Nicht nur die Augenbrauen, auch die Lider sollen gedrückt sein und nur halbgeöffnet" (les regards quelle laisse echapper de ses cils serrés et à demi ouverts). Die Surme (arab. Kohol), die schwarze Augenschminke, bringt solche Wirkungen künstlich hervor (Hammer, Gesch. d. schönen Redekünste, S. 130).

Lectiones Opticae.

Nachdem er 1667 Magiſter, 1669 Profeſſor der Mathematik an Barrow's Stelle geworden, hält er in dieſem und den beiden folgenden Jahren der ſtudirenden Jugend Vorleſungen, in welchen er das Phyſiſche der Farbenphänomene durch mathematiſche Behandlung ſo viel als möglich an dasjenige heranzuziehen ſucht, was man von ihm in ſeiner Stelle erwartet. Er arbeitet dieſe Schrift nachher immer weiter aus, läßt ſie aber liegen, ſo daß ſie erſt nach ſeinem Tode 1729 gedruckt wird.

Brief an den Sekretär der Londner Sozietät.

Im Jahre 1671 wird er Mitglied der Londner Sozietät und legt ihr ſein neues katoptriſches Teleſkop vor und zugleich ſeine Farbentheorie, aus welcher gefolgert wird, daß die dioptriſchen Fernröhre nicht zu verbeſſern ſeien.

Dieſer Brief eigentlich beſchäftigt uns hier, weil Newton den Gang, den er genommen, ſich von ſeiner Theorie zu überzeugen, darin ausführlich erzählt, und weil er überhaupt hinreichend wäre, uns einen vollkommenen Begriff von der Newtoniſchen Lehre zu geben.

An dieſen Brief ſchließen ſich auch die erſten Einwürfe gegen die Newtoniſche Lehre, welche nebſt den Antworten des Verfaſſers bis 1676 reichen.

Die Optik.

Seit gedachtem Jahre läßt ſich Newton in weiter keine Kontroverſe ein, ſchreibt aber die Optik, welche 1705 herauskommt, da ſeine Autorität am Höchſten geſtiegen und er zum Präſidenten der Sozietät ernannt war. In dieſem Werke ſind die Erfahrungen und Verſuche ſo geſtellt, daß ſie allen Einwendungen die Stirn bieten ſollen.

Um nunmehr dasjenige, worauf es bei der Sache ankommt, historisch deutlich zu machen, müssen wir Einiges aus der vergangenen Zeit nachholen.

Die Wirkung der Refraktion war von den ältesten Zeiten her bekannt, ihre Verhältnisse aber bis in das sechzehnte Jahrhundert nur empirisch bestimmt. Snellius entdeckte das Gesetzliche daran und bediente sich zur Demonstration des subjektiven Versuchs, den wir mit dem Namen der Hebung bezeichnet haben. Andere wählten zur Demonstration den objektiven Versuch, und das Kunstwort Brechung wird davon ausschließlich gebraucht. Das Verhältniß der beiden Sinus des Einfalls- und Brechungswinkels wird rein ausgesprochen, als wenn kein Nebenumstand dabei zu beobachten wäre.

Die Refraktion kam hauptsächlich bei Gelegenheit der Fernröhre zur Sprache. Diejenigen, die sich mit Teleskopen und deren Verbesserung beschäftigten, mußten bemerken, daß durch Objektivgläser, die aus Kugelschnitten bestehen, das Bild nicht rein in einen Punkt zu bringen ist, sondern daß eine gewisse Abweichung stattfindet, wodurch das Bild undeutlich wird. Man schrieb sie der Form der Gläser zu und schlug deswegen hyperbolische und elliptische Oberflächen vor.

So oft von Refraktion, besonders seit Antonius de Dominis die Rede ist, wird auch immer der Farbenerscheinung gedacht. Man ruft bei dieser Gelegenheit die Prismen zu Hilfe, welche das Phänomen so eminent darstellen. Als Newton sich mit Verbesserung der Teleskope beschäftigte und, um jene Aberration von Seiten der Form wegzuschaffen, hyperbolische und elliptische Gläser arbeitete, untersuchte er auch die Farbenerscheinung und überzeugte sich, daß diese gleichfalls eine Art von Abweichung sei wie jene, doch von weit größerer Bedeutung, dergestalt daß jene dagegen gar nicht zu achten sei, diese aber wegen ihrer Größe, Beständigkeit und Untrennbarkeit von der Refraktion alle Verbesserung der dioptrischen Teleskope unmöglich mache.

Bei Betrachtung dieser die Refraktion immer begleitenden Farbenerscheinung fiel hauptsächlich auf, daß ein rundes Bild wol seine Breite behielt, aber in der Länge zunahm. Es wurde nunmehr eine Erklärung gefordert, welche im achtzehnten Jahrhundert oft versucht worden, Niemanden aber gelungen war.

Newton scheint, indem er eine solche Erklärung aufsuchte, sich gleich die Frage gethan zu haben, ob die Ursache in einer

innern Eigenschaft des Lichts oder in einer äußern Bedingtheit desselben zu suchen sei. Auch läßt sich aus seiner Behandlung der Sache, wie sie uns bekannt worden, schließen, daß er sich sehr schnell für die erstere Meinung entschieden habe.

Das Erste, was er also zu thun hatte, war, die Bedeutsamkeit aller äußern Bedingungen, die bei dem prismatischen Versuche vorkamen, zu schwächen oder ganz zu beseitigen. Ihm waren die Ueberzeugungen seiner Vorgänger wohl bekannt, welche ebendiesen äußern Bedingungen einen großen Werth beigelegt. Er führt ihrer sechs auf, um eine nach der andern zu verneinen. Wir tragen sie in der Ordnung vor, wie er sie selbst aufführt, und als Fragen, wie er sie gleichfalls gestellt hat.

Erste Bedingung. Trägt die verschiedene Dicke des Glases zur Farbenerscheinung bei?

Diese hier nur im Allgemeinen und Unbestimmten aufgestellte Frage ward eigentlich dadurch veranlaßt: Antonius de Dominis, Kircher und Andere hatten geglaubt, indem sie das Gelbe durch die Spitze des brechenden Winkels oder näher an ihm, das Blaue aber zu oberst, wo das Prisma mehrere Masse hat, hervorgebracht sahen, es sei die größere oder geringere Stärke des Glases Ursache der Farbenverschiedenheit. Sie hätten aber nur dürfen beim Gebrauch eines größeren Prismas dasselbe von unten hinauf oder von oben herunter nach und nach zudecken, so würden sie gesehen haben, daß an jeder mittleren Stelle jede Farbe entstehen kann. Und Newton hatte also ganz Recht, wenn er in diesem Sinne die Frage mit Nein beantwortet.

Doch haben weder er noch seine Nachfolger auf den wichtigen Umstand aufmerksam gemacht, daß die Stärke oder die Schwäche des Mittels überhaupt, zwar nicht zur Entstehung der verschiedenen Farben, aber doch zum Wachsthum oder zur Verminderung der Erscheinung sehr viel beitrage, wie wir am gehörigen Orte umständlich ausgeführt haben (E. 209—217). Diese Bedingung ist also keineswegs als vollkommen beseitigt anzusehen, sie bleibt vielmehr in einem Sinne, an den man freilich damals nicht gedacht, als höchst bedeutend bestehen.

Zweite Bedingung. Inwiefern tragen größere oder kleinere Oeffnungen im Fensterladen zur Gestalt der Erscheinung, besonders zum Verhältniß ihrer Länge zur Breite bei?

Newton will auch diese Bedingung unbedeutend gefunden haben, welches sich auf keine Weise begreifen läßt, als daß man annimmt, er habe, indem er mit kleinen Prismen operirt, die Oeffnungen im Fensterladen nicht von sehr verschiedener Größe machen können. Denn obgleich das Verhältniß der Länge zur Breite im prismatischen Bilde von mancherlei Ursachen abhängt, so ist doch die Größe der Oeffnung eine der hauptsächlichsten; denn je größer die Oeffnung wird, desto geringer wird das Verhältniß der Länge zur Breite. Man sehe, was wir hierüber im Polemischen Theil (92) umständlich und genau ausgeführt haben. Diese zweite Frage wird also von uns auf das Entschiedenste mit Ja beantwortet.

Dritte Bedingung. Tragen die Grenzen des Hellen und Dunklen etwas zur Erscheinung bei?

Das ganze Kapitel unseres Entwurfs, welches die Farben abhandelt, die bei Gelegenheit der Refraktion entstehen, ist durchaus bemüht, zu zeigen, daß eben die Grenzen ganz allein die Farbenerscheinung hervorbringen. Wir wiederholen hier nur das Hauptmoment.

Es entspringt keine prismatische Farbenerscheinung, als wenn ein Bild verrückt wird, und es kann kein Bild ohne Grenze sein. Bei dem gewöhnlichen prismatischen Versuch geht durch die kleinste Oeffnung das ganze Sonnenbild durch, das ganze Sonnenbild wird verrückt, bei geringer Brechung nur an den Rändern, bei stärkerer aber völlig gefärbt.

Durch welche Art von Untersuchung jedoch Newton sich überzeugt habe, daß der Grenze kein Einfluß auf die Farbenerscheinung zuzuschreiben sei, muß Jeden, der nicht verwahrlost ist, zum Erstaunen, ja zum Entsetzen bewegen, und wir fordern alle günstige und ungünstige Leser auf, diesem Punkte die größte Aufmerksamkeit zu widmen.

Bei jenem bekannten Versuche, bei welchem das Prisma innerhalb der dunklen Kammer sich befindet, geht das Licht oder vielmehr das Sonnenbild zuerst durch die Oeffnung und dann durch das Prisma, da denn auf der Tafel das farbige Spektrum erscheint. Nun stellt der Experimentator, um gleichsam eine Probe auf seinen ersten Versuch zu machen, das Prisma hinaus vor die Oeffnung und findet in der dunklen Kammer vor wie nach sein gefärbtes verlängertes Bild. Daraus schließt er, die Oeffnung habe keinen Einfluß auf die Färbung desselben.

Wir fordern alle unsere gegenwärtigen und künftigen Gegner auf diese Stelle. Hier wird von nun an um die Haltbarkeit oder Unhaltbarkeit des Newtonischen Systems gekämpft, hier gleich am Eingange des Labyrinths, und nicht drinnen in den verworrenen Irrgängen, hier, wo uns Newton selbst aufbewahrt hat, wie er zu seiner Ueberzeugung gelangt ist.

Wir wiederholen daher, was schon oft von uns didaktisch und polemisch eingeschärft worden: Das gebrochene Licht zeigt keine Farbe, als bis es begrenzt ist; das Licht nicht als Licht, sondern insofern es als ein Bild erscheint, zeigt bei der Brechung eine Farbe, und es ist ganz einerlei, ob erst ein Bild entstehe, das nachher gebrochen wird, oder ob eine Brechung vorgehe, innerhalb welcher man ein Bild begrenzt.

Man gewöhne sich, mit dem großen Wasserprisma zu operiren, welches uns ganz allein über die Sache einen vollkommnen Aufschluß geben kann, und man wird nicht aufhören, sich zu wundern, durch welch einen unglaublichen Fehlschluß sich ein so vorzüglicher Mann nicht allein zu Anfang getäuscht, sondern den Irrthum so bei sich festwurzeln lassen, daß er wider allen Augenschein, ja wider besser Wissen und Gewissen in der Folge dabei verharrt und einen ungehörigen Versuch nach dem andern ersonnen, um seine erste Unaufmerksamkeit vor unaufmerksamen Schülern zu verbergen. Man sehe, was von uns im Polemischen Theile, besonders zum zweiten Theil des ersten Buchs der Optik, umständlicher ausgeführt worden, und erlaube uns hier, den Triumph der guten Sache zu feiern, den ihr die Schule mit aller ihrer Halsstarrigkeit nicht lange mehr verkümmern wird.

Jene drei nunmehr abgehandelten Fragepunkte beziehen sich auf Aeußerungen älterer Naturforscher. Der erste kam vorzüglich durch Antonius de Dominis, der zweite und dritte durch Kircher und Descartes zur Sprache.

Außerdem waren noch andre Punkte zu beseitigen, andere äußere Bedingungen zu leugnen, die wir nun der Ordnung nach vorführen, wie sie Newton beibringt.

Vierte Bedingung. Sind vielleicht Ungleichheiten und Fehler des Glases Schuld an der Erscheinung?

Noch in dem siebzehnten Jahrhunderte sind uns mehrere Forscher begegnet, welche die prismatischen Erscheinungen blos für zufällig und regellos hielten. Newton bestand zuerst mit Macht darauf, daß sie regelmäßig und beständig seien.

Wenn Ungleichheiten und Fehler des Glases unregelmäßig scheinende Farben hervorbringen, so entstehen sie doch ebenso gut dem allgemeinen Gesetze gemäß als die entschiedenen des reinsten Glases; denn sie sind nur Wiederholungen im Kleinen von der größern Farbenerscheinung an den Rändern des Prismas, indem jede Ungleichheit, jede undurchsichtige Faser, jeder dunkle Punkt als ein Bildchen anzusehen ist, um welches her die Farben entstehen. Wenn also die Haupterscheinung gesetzlich und konstant ist, so sind es diese Nebenerscheinungen auch, und wenn Newton völlig Recht hatte, auf dem Gesetzlichen des Phänomens zu bestehen, so beging er doch den großen Fehler, das eigentliche Fundament dieses Gesetzlichen nicht anzuerkennen.

Fünfte Bedingung. Hat das verschiedene Einfallen der Strahlen, welche von verschiedenen Theilen der Sonne herabkommen, Schuld an der farbigen Abweichung?

Es war freilich dieses ein Punkt, welcher eine genaue Untersuchung verdiente. Denn kaum hatte man sich an der durch Huygens bekannt gewordnen Entdeckung des Snellius, wodurch dem Einfallswinkel zu dem gebrochnen Winkel ein beständiges Verhältniß zugesichert worden, kaum hatte man sich daran erfreut und hierin ein großes Fundament zu künftigen Untersuchungen und Ausübungen erblickt, als nun Newton auf einmal die früher kaum geachtete farbige Aberration so sehr bedeutend finden wollte. Die Geister hielten fest an jener Vorstellung, daß Incidenz und Brechung in bestimmtem Verhältnisse stehen müsse, und die Frage war natürlich, ob nicht etwa auch bei dieser scheinbar aus der Regel schreitenden Erscheinung eine verschiedene Incidenz im Spiele sei.

Newton wendete also hier ganz zweckmäßig seine mathematische Genauigkeit an diesen Punkt und zeigte, so viel wir ihn beurtheilen können, gründlich, obgleich mit etwas zu viel Umständlichkeit, daß die Farbenerscheinung keiner diversen Incidenz zugeschrieben werden könne, worin er denn auch ganz Recht hat, und wogegen nichts weiter zu sagen ist.

Sechste Bedingung. Ob vielleicht die Strahlen nach der Refraktion sich in krummen Linien fortpflanzen und also das so seltsam verlängerte Bild hervorbringen?

Durch Descartes und Andre, welche zu mechanischen Erklärungsarten geneigt waren, kam beim Lichte, beim Schall und bei andern schwer zu versinnlichenden Bewegungen das

in mechanischen Fällen übrigens ganz brauchbare Beispiel vom Ballschlag zur Sprache. Weil nun der geschlagene Ball sich nicht in gerader Linie, sondern in einer krummen bewegt, so konnte man nach jener globularen Vorstellungsart denken, das Licht erhalte bei der Refraktion einen solchen Schub, daß es aus seiner geradlinigen Bewegung in eine krummlinige übergehen veranlaßt werde. Gegen diese Vorstellung argumentirt und experimentirt Newton, und zwar mit Recht.

Da nunmehr Newton diese sechs äußern Bedingungen völlig removirt zu haben glaubt, so schreitet er unmittelbar zu dem Schlusse: es sei die Farbe dem Licht nicht nur eingeboren, sondern die Farben in ihren spezifischen Zuständen seien in dem Licht als ursprüngliche Lichter enthalten, welche nur durch die Refraktion und andre äußere Bedingungen manifestirt, aus dem Lichte hervorgebracht und in ihrer Urfänglichkeit und Unveränderlichkeit nunmehr dargestellt würden.

Daß an diesen dergestalt entwickelten und entdeckten Lichtern keine weitere Veränderung vorgehe, davon sucht er sich und Andere durch das experimentum crucis zu überzeugen; worauf er denn in dreizehn Propositionen seine Lehre mit allen Klauseln und Kautelen, wie sie hernach völlig stehen geblieben, vorträgt, und da er die Farben zuerst aus dem weißen Licht entwickelt, zuletzt sich genöthigt sieht, das weiße Licht wieder aus ihnen zusammenzusetzen.

Dieses glaubt er vermittelst der Linse zu leisten, die er ohne weitre Vorbereitung einführt und sich für vollkommen befriedigt hält, wenn er das im Brennpunkt aufgehobene farbige Bild für das wieder zusammengebrachte, vereinigte, gemischte ausgeben kann.

Die Folgerung, die er aus Allem diesem zieht, ist sodann, daß es unnütz sei, sich mit Verbesserung der dioptrischen Fernröhre abzugeben, daß man sich vielmehr blos an die katoptrischen halten müsse, wozu er eine neue Vorrichtung ausgesonnen.

Diese ersten Konfessionen und Behauptungen Newton's wurden in jenem von uns angezeigten Briefe an die königliche Sozietät der Wissenschaften gebracht und durch die Transaktionen öffentlich bekannt. Sie sind das Erste, was

von Newton's Lehre im Publikum erscheint, und uns in manchem Sinne merkwürdig, besonders auch deshalb, weil die ersten Einwendungen seiner Gegner vorzüglich gegen diesen Brief gerichtet sind.

Nun haben wir gesehen, daß sein Hauptfehler darin bestanden, daß er jene Fragen, die sich hauptsächlich darauf beziehen, ob äußere Bedingungen bei der Farbenerscheinung mitwirken, zu schnell und übereilt beseitigt und verneint, ohne auf die näheren Umstände genauer hinzusehen. Deswegen haben wir ihm bei einigen Punkten völlig, bei andern zum Theil und abermals bei andern nicht widersprechen müssen und können, und wir haben deutlich zu machen gesucht, welche Punkte und inwiefern sie haltbar sind oder nicht. Widerstrebt nun einer seiner ersten Gegner irrigerweise den haltbaren Punkten, so muß er bei der Kontrovers verlieren, und es entsteht ein gutes Vorurtheil für das Ganze; widerstrebt ein Gegner den unhaltbaren Punkten, aber nicht kräftig genug und auf die unrechte Weise, so muß er wieder verlieren, und das Falsche erhält die Sanktion des Wahren.

Schon in diesem Briefe, wie in allen Beantwortungen, die er gegen seine ersten Gegner richtet, findet sich jene von uns in der Polemik angezeigte Behandlungsart seines Gegenstandes, die er auf seine Schüler fortgepflanzt hat. Es ist ein fortdauerndes Setzen und Aufheben, ein unbedingtes Aussprechen und augenblickliches Limitiren, so daß zugleich Alles und nichts wahr ist.

Diese Art, welche eigentlich blos dialektisch ist und einem Sophisten ziemte, der die Leute zum Besten haben wollte, findet sich, so viel mir bekannt geworden, seit der scholastischen Zeit wieder zuerst bei Newton. Seine Vorgänger von den wiederauflebenden Wissenschaften an waren, wenn auch oft beschränkt, doch immer treulich dogmatisch, wenn auch unzulänglich, doch redlich didaktisch; Newton's Vortrag hingegen besteht aus einem ewigen Hinterstzuvörderst, aus den tollsten Transpositionen, Wiederholungen und Verschränkungen, aus dogmatisirten und didaktisirten Widersprüchen, die man vergeblich zu fassen strebt, aber doch zuletzt auswendig lernt und also etwas wirklich zu besitzen glaubt.

Und bemerken wir nicht im Leben in manchen andern Fällen: wenn wir ein falsches Aperçu, ein eigenes oder fremdes, mit Lebhaftigkeit ergreifen, so kann es nach und nach zur

ſiren Idee werden und zuletzt in einen völligen partiellen Wahnſinn ausarten, der ſich hauptſächlich dadurch manifeſtirt, daß man nicht allein alles einer ſolchen Vorſtellungsart Günſtige mit Leidenſchaft feſthält, alles zart Widerſprechende ohne Weiteres beſeitigt, ſondern auch das auffallend Entgegengeſetzte zu ſeinen Gunſten auslegt.

Newton's Verhältniß zur Sozietät.

Newton's Verdienſte, die ihm ſchon als Jüngling eine bedeutende Lehrſtelle verſchafft, wurden durchaus höchlich geachtet. Er hatte ſich im Stillen gebildet und lebte meiſt mit ſich ſelbſt und ſeinem Geiſte; eine Art zu ſein, die er auch in ſpätern Zeiten fortſetzte. Er hatte zu mehreren Gliedern der königlichen Sozietät, die mit ihm beinahe von gleichem Alter war, beſonders aber zu Oldenburg, ein ſehr gutes Verhältniß.

Oldenburg, aus Bremen gebürtig, Bremiſcher Konſul in London während des langen Parlaments, verließ ſeine öffentliche Stelle und ward Hofmeiſter junger Edelleute. Bei ſeinem Aufenthalte in Oxford ward er mit den vorzüglichſten Männern bekannt und Freund, und als die Akademie ſich bildete, Sekretär derſelben, eigentlich der auswärtigen Angelegenheiten, wenn Hooke die innern anvertraut waren.

Als Welt- und Geſchäftsmann herangekommen, war ſeine Thätigkeit und Ordnungsliebe völlig ausgebildet. Er hatte ſehr ausgebreitete Verbindungen, korreſpondirte mit Aufmerkſamkeit und Anhaltſamkeit. Durch ein kluges, folgerechtes Bemühen beförderte vorzüglich er den Einfluß und Ruhm der königlichen Sozietät, beſonders im Auslande.

Die Geſellſchaft hatte kaum einige Zeit beſtanden, als Newton in ſeinem dreißigſten Jahre darin aufgenommen wurde. Wie er aber ſeine Theorie in einen Kreis eingeführt, der alle Theorien entſchieden verabſcheute, dieſes zu unterſuchen, iſt wohl des Geſchichtforſchers werth.

Des Denkers einziges Beſitzthum ſind die Gedanken, die aus ihm ſelbſt entſpringen, und wie ein jedes Apercu, was uns angehört, in unſerer Natur ein beſonderes Wohlbefinden verbreitet, ſo iſt auch der Wunſch ganz natürlich, daß es An-

dere als das unsrige anerkennen, indem wir dadurch erst etwas zu werden scheinen. Daher werden die Streitigkeiten über die Priorität einer Entdeckung so lebhaft; recht genau besehen, sind es Streitigkeiten um die Existenz selbst.

Schon in früherer Zeit fühlte Jeder die Wichtigkeit dieses Punktes. Man konnte die Wissenschaften nicht bearbeiten, ohne sich Mehreren mitzutheilen, und doch waren die Mehreren selten groß genug, um das, was sie empfangen hatten, als ein Empfangenes anzuerkennen. Sie eigneten sich das Verdienst selbst zu, und man findet gar manchen Streit wegen solcher Präokkupationen. Galilei, um sich zu verwahren, legte seine Entdeckungen in Anagrammen mit beigeschriebenem Datum bei Freunden nieder und sicherte sich so die Ehre des Besitzes.

Sobald Akademien und Sozietäten sich bildeten, wurden sie die eigentlichen Gerichtshöfe, die dergleichen aufzunehmen und zu bewahren hatten. Man meldete seine Erfindung; sie wurde zu Protokoll genommen, in den Akten aufbewahrt, und man konnte seine Ansprüche darauf geltend machen. Hieraus sind in England später die Patentdekrete entstanden, wodurch man dem Erfinder nicht allein sein geistiges Recht von Wissenschafts wegen, sondern auch sein ökonomisches von Staats wegen zusicherte.

Bei der königlichen Sozietät bringt Newton eigentlich nur sein neuerfundenes katoptrisches Teleskop zur Sprache. Er legt es ihr vor und bittet, seine Rechte darauf zu wahren. Seine Theorie bringt er nur nebenher und in dem Sinne heran, daß er den Werth seiner teleskopischen Erfindung dadurch noch mehr begründen will, weil durch die Theorie die Unmöglichkeit, dioptrische Fernröhre zu verbessern, außer allen Zweifel gesetzt werden soll.

Die falsche Maxime der Sozietät, sich mit nichts Theoretischem zu befassen, leidet hier sogleich Gefahr. Man nimmt das Newtonische Eingesendete mit Wohlwollen und Achtung auf, ob man sich gleich in keine nähere Untersuchung einläßt. Hooke jedoch widerspricht sogleich, behauptet, man komme ebenso gut, ja besser mit seiner Lehre von den Erschütterungen aus. Dabei verspricht er, neue Phänomene und andre bedeutende Dinge vorzubringen. Newton's Versuche hingegen zu entwickeln, fällt ihm nicht ein; auch läßt er die aufgeführten Erscheinungen als Faktа gelten, wodurch denn Newton im

24.

Hatem.

Locken, haltet mich gefangen
In dem Kreise des Gesichts!
Euch, geliebten braunen Schlangen,
Zu erwidern hab' ich nichts.

Nur dies Herz, es ist von Dauer,
Schwillt in jugendlichstem Flor;
Unter Schnee und Nebelschauer
Rast ein Aetna Dir hervor.

Du beschämst wie Morgenröthe
Jener Gipfel ernste Wand,
Und noch einmal fühlet Hatem
Frühlingshauch und Sommerbrand.

Schenke her! Noch eine Flasche!
Diesen Becher bring' ich ihr!
Findet sie ein Häufchen Asche,
Sagt sie: „Der verbrannte mir!"

Das andre (Strophe 8), nicht zu ergänzen das Augenlid, sondern das Auge. — Strophe 12 und 13 weisen hin auf Suleika's oft erwähntes Talent (I. Nr. 35 und 36).

Werke wol (letzte Strophe) für: Ich merke wol.

24. Hatem. Heidelberg, den 20. September 1815. — Mit Strophe 1, 2, 3 und 4, vergl. oben II, 11, Strophe 5, III. 5. Strophe 1, und in diesem Buch Nr. 12 die Locken-Schlangen, und Nr. 19, den Schluß. — Strophe 2, leidenschaftlicher Ausdruck des obigen (I. 3):

„Sind gleich die Haare weiß,
Doch wirst Du lieben."

Weiße Haare werden mit dem Schnee schon in der Bibel verglichen (Esend., I. 14). Hegau stellt Haarschnee und Hautschnee als Symbole des Alters und der Jugend gegenüber:

„Der Hautschnee, der war Blut; der Haarschnee mußte rinnen" (S. 25).

Strophe 3 ist, wie oben Nr. 8, Strophe 3, ein Beispiel, daß Hatem nachträglich dem Namen des Dichters, welchen der Reim erheischt, substituirt ist. K. Simrock hat die Strophe in diesem Sinne gänzlich mit Konjektur und Scholion behandelt. Aus der Konjektur nur zwei Strophen:

„Morgenröthe" „reimt auf „Hatem"!
Das kann nimmer richtig sein:
„Du beschämst wie Morgenathem" —
Nein, das will mir auch nicht ein.

Stillen viel gewinnt, obgleich Hooke zuletzt doch die Tücke ausübt und das erste Spiegeltelescop nach dem frühern Vorschlag des Gregory sorgfältig zu Stande bringt, um den Werth der Newtonischen Erfindung einigermaßen zu verringern.

Boyle, der nach seiner stillen, zarten Weise in der Sozietät mitwirkt und bei dem monatlichen Präsidentenwechsel auch wol einmal den Stuhl einnimmt, scheint von der Newtonischen Farbenlehre nicht die mindeste Notiz zu nehmen.

So sieht es im Innern der königlichen Sozietät aus, indessen nun auch Fremde, durch jenen Brief Newton's von seiner Theorie unterrichtet und dadurch aufgeregt, sowol gegen die Versuche als gegen die Meinung Manches einzuwenden haben. Auch hiervon das Detail einzusehen, ist höchst nöthig, weil das Recht und Unrecht der Gegner auf sehr zarten Punkten beruht, die man seit vielen Jahren nicht mehr beachtet, sondern Alles nur zu Gunsten der Newtonischen Lehre in Bausch und Bogen genommen hat.

Erste Gegner Newton's, denen er selbst antwortete.

Wenn wir uns von vergangenen Dingen eine rechte Vorstellung machen wollen, so haben wir die Zeit zu bedenken, in welcher etwas geschehen, und nicht etwa die unsrige, in der wir die Sache erfahren, an jene Stelle zu setzen. So natürlich diese Forderung zu sein scheint, so bleibt es doch eine größere Schwierigkeit, als man gewöhnlich glaubt, sich die Umstände zu vergegenwärtigen, wovon entfernte Handlungen begleitet wurden. Deswegen ist ein gerechtes historisches Urtheil über einzelnes persönliches Verdienst und Unverdienst so selten. Ueber Resultate ganzer Massenbewegungen läßt sich eher sprechen.

Den schlechten Zustand physikalischer Instrumente überhaupt in der zweiten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts haben wir schon erwähnt sowie die Unzulänglichkeit der Newtonischen Vorrichtungen. Er bediente sich keines überdachten, ausgesuchten, fixirten Apparats, deswegen er noch in der Optik fast bei jedem Versuche von vorn anfangen muß, seine Einrichtung umständlich zu beschreiben. Was ihm gerade zufällig zur Hand liegt, wird sogleich mitgebraucht und

angewendet, daher seine Versuche voll unnützer Nebenbedingungen, die das Hauptinteresse nur verwirren. Im Polemischen Theile finden sich genugsame Belege zu dieser Behauptung, und wenn Newton so verfuhr, wie mag es bei Andern ausgesehn haben!

Wenden wir uns vom Technischen zum Innern und Geistigen, so begegnen uns folgende Betrachtungen. Als man beim Wiederaufleben der Wissenschaften sich nach Erfahrungen umsah und sie durch Versuche zu wiederholen trachtete, bediente man sich dieser zu ganz verschiedenen Zwecken.

Der schönste war und bleibt immer der, ein Naturphänomen, das uns verschiedene Seiten bietet, in seiner ganzen Totalität zu erkennen. Gilbert brachte auf diesem Wege die Lehre vom Magneten weit genug, so wie man auch, um die Elastizität der Luft und andere ihrer physischen Eigenschaften kennen zu lernen, konsequent zu Werke ging. Manche Naturforscher hingegen arbeiteten nicht in diesem Sinne: sie suchten Phänomene aus den allgemeinsten Theorien zu erklären, wie Descartes die Kügelchen seiner Materie und Boyle seine Körperfacetten zur Erklärung der Farben anwendete. Andere wollten wieder durch Phänomene einen allgemeinen Grundsatz bestätigen, wie Grimaldi durch unzählige Versuche nur immer dahin deutete, daß das Licht wol eine Substanz sein möchte.

Newton's Verfahren hingegen war ganz eigen, ja unerhört. Eine tief verborgene Eigenschaft der Natur an den Tag zu bringen, dazu bedient er sich nicht mehr als dreier Versuche, durch welche keineswegs Urphänomene, sondern höchst abgeleitete dargestellt wurden. Diese, dem Brief an die Sozietät zum Grunde liegenden drei Versuche, den mit dem Spektrum durch das einfache Prisma, den mit zwei Prismen, experimentum crucis, und den mit der Linse, ausschließlich zu empfehlen, alles Andere aber abzuweisen, darin besteht sein ganzes Manöver gegen die ersten Gegner.

Wir bemerken hiebei, daß jener von uns oben ausgezogene Brief an die Sozietät eigentlich das erste Dokument war, wodurch die Welt Newton's Lehre kennen lernte. Wir können uns, da seine Lectiones opticae, seine Optik nunmehr vor uns liegen, da die Sache so tausendmal durchgesprochen und durchgestritten worden, keinen Begriff machen, wie abrupt und abitrus die Newtonische Vorstellungsart in der wissenschaftlichen Welt erscheinen mußte.

Auch können die Gelehrten ſich in die Sache nicht finden. Im Praktiſchen will es Niemanden in den Kopf, daß die dioptriſchen Fernröhre, denen man ſo viel verdankt, um die man ſich ſo viel Mühe gegeben, ganz verworfen werden ſollten. Im Theoretiſchen hangt man an allgemeinen Vorſtellungsarten, die man Newtonen entgegenſetzt, oder man macht beſondere Einwendungen. Mit ſeinen Verſuchen kann man entweder nicht zurecht kommen, oder man ſchlagt andere vor, davon die wenigſten zum Ziel zu irgend einer Entſcheidung führen.

Was uns nun von Newton's Kontroverſ mit ſeinen erſten Gegnern überliefert iſt, tragen wir kürzlich auszugsweiſe vor, inſofern es überhaupt bedeutend ſein kann, wobei wir Alles fallen laſſen, was die Ausſicht nur verwirren und eine weit umſtändlichere Abhandlung nöthig machen würde. Die Aktenſtücke liegen aller Welt vor Augen; wir werden ſie unter Nummern und Buchſtaben ordnen, damit man, was ſich auf die verſchiedenen Gegner bezieht, beſſer überſehen könne, wobei wir doch jedesmal die Nummer angeben, wie ſie in Newton's kleinen Schriften aus den Philoſophiſchen Transaktionen abgedruckt, bezeichnet ſind.

Jenes Hauptdokament, der angeführte Brief, macht den erſten Artikel aus. Bis zum neunten folgen Bemerkungen und Verhandlungen über das katoptriſche Teleskop, die uns hier weiter nicht berühren; die folgenden jedoch verdienen mehr oder weniger unſere Aufmerkſamkeit.

I. Ein Ungenannter. Kann eigentlich nicht als Widerſacher Newton's angeſehen werden.

A. Artikel X. Denn er ſchlägt noch einige Verſuche vor, deren Abſicht man nicht geradezu begreift, die aber auf mehrere Bewahrung der Newtoniſchen Lehre zu dringen ſcheinen.

B. Art. XI. Newton erklart ſich ganz freundlich darüber, ſucht aber anzudeuten, daß er das hier Geforderte ſchon genugſam bei ſich bedacht habe.

II. Ignatius Gaſton Pardies, geboren 1636, geſtorben 1673.

C. Art. XII. Er will die Erſcheinung des verlängerten Bildes aus der verſchiedenen Incidenz erklären. Auch hat er gegen das experimentum crucis Einwendungen zu machen, wobei er gleichfalls die Incidenz zu Hilfe ruft. Zugleich gedenkt er des bekannten Hookiſchen Verſuchs mit den zwei keilförmigen an einander geſchobenen farbigen Prismen.

D. Art. XIII. Newton removirt die beiden ersten Punkte und erklärt das letztere Phänomen zu seinen Gunsten. Dabei nimmt er es übel, daß man seine Lehre eine Hypothese und nicht eine Theorie nennt.

E. Art. XIV. Newton, unaufgefordert, sendet an den Herausgeber einen kleinen Aufsatz, welcher eigentlich seine Theorie, in acht Fragen eingeschlossen, enthält. Am Schlusse verlangt er, daß man vor allen Dingen prüfen möge, ob seine Versuche hinreichen, diese Fragen zu bejahen, und ob er sich nicht etwa in seinen Schlußfolgen geirrt; sodann auch, daß man Experimente, die ihm gerade entgegengesetzt wären, aufsuchen solle. Hier fängt er schon an, seine Gegner auf seinen eigenen Weg zu nöthigen.

F. Art. XV. Pater Pardies antwortet auf das Schreiben des XIII. Artikels und giebt höflich nach, ohne eigentlich überzeugt zu scheinen.

G. Art. XVI. Newton erklärt sich umständlich und verharrt bei seiner ersten Erklärungsart.

H. Pater Pardies erklärt sich für befriedigt, tritt von dem polemischen Schauplatze und bald nachher auch von dem Schauplatze der Welt ab.

III. Ein Ungenannter, vielleicht gar Hooke selbst, macht verschiedene Einwendungen gegen Newton's Unternehmung und Lehre. Der Aufsatz wird in den Philosophischen Transaktionen nicht abgedruckt, weil, wie eine Note bemerkt, der Inhalt desselben aus Newton's Antwort genugsam hervorgehe. Doch für uns ist der Verlust desselben höchlich zu bedauern, weil die sonst bequeme Einsicht in die Sache dadurch erschwert wird.

J. Art. XVII. Newton's umständliche Verantwortung gegen vorgemeldete Erinnerung. Wir referiren sie punktweise, nach der Ordnung der aufgeführten Nummern.

1) Newton vertheidigt sich gegen den Vorwurf, daß er an der Verbesserung der dioptrischen Fernröhre ohne genugsamen Bedacht verzweifelt habe.

2) Newton summirt, was von seinem Gegner vorgebracht worden, welches er im Folgenden einzeln durgeht.

3) Newton leugnet, behauptet zu haben, das Licht sei ein Körper. Hier wird die von uns schon oben bemerkte eigene Art seiner Behandlung auffallender. Sie besteht nämlich darin, sich ganz nahe an die Phänomene zu halten und um

dieſelben herum ſo viel zu argumentiren, daß man zuletzt glaubt, das Argumentirte mit Augen zu ſehen. Die entfernteren Hypotheſen, ob das Licht ein Körper oder eine Energie ſei, läßt er unerörtert; doch deutet er darauf, daß die Erſcheinungen für die erſtere günſtiger ſeien.

4) Der Widerſacher hatte die Hypotheſe von den Schwingungen vorgebracht und ließ daher auf dieſe oder jene Weiſe eine Farbe anders als die andere ſchwingen. Newton fährt nunmehr fort zu zeigen, daß dieſe Hypotheſe auch noch letztlich genug zu ſeinen Erfahrungen und Einwürfen paſſe; genug, die koloriſten Lichter ſtecken im Licht und würden durch Refraktion, Reflexion ꝛc. herausgelockt.

5) Hier wird, wo nicht geſetzt, doch angedeutet, daß jene Schwingungstheorie, auf die Erfahrungen angewendet, manche Unbequemlichkeit nach ſich ziehe.

6) Es ſei überhaupt keine Hypotheſe nöthig, die Lehre Newton's zu beſtimmen oder zu erläutern.

7) Des Gegners Einwendungen werden auf drei Fragen reduzirt.

8) Die Strahlen werden nicht zufällig getheilt oder auf ſonſt eine Weiſe ausgedehnt. Hier tritt Newton mit mehreren Verſuchen hervor, die in den damals noch nicht gedruckten optiſchen Lektionen enthalten ſind.

9) Der urſprünglichen Farben ſeien mehr als zwei. Hier wird von der Zerlegbarkeit oder Nichtzerlegbarkeit der Farben gehandelt.

10) Daß die weiße Farbe aus der Miſchung der übrigen entſpringe. Weitläuftig behauptet, auf die Weiſe, die uns bei ihm und ſeiner Schule ſchon widerlich genug geworden. Er verſpricht ewig Weiß, und es wird nichts als Grau daraus.

11) Das experimentum crucis ſei ſtringent beweiſend und über alle Einwürfe erhoben.

12) Einige Schlußbemerkungen.

IV. Ein Ungenannter zu Paris.

K. Art. XVIII. Nicht durchaus ungereimte, doch nur problematiſch vorgetragene Einwürfe: Man könne ſich mit Blau und Gelb als Grundfarben begnügen; man könne vielleicht aus einigen Farben, ohne ſie gerade alle zuſammen zu nehmen, Weiß machen. Wenn Newton's Lehre wahr wäre, ſo müßten die Teleſkope lange nicht die Bilder ſo deutlich zeigen, als ſie wirklich thäten.

Was das Erste betrifft, so kann man ihm unter gewissen Bedingungen Recht geben. Das Zweite ist eine alberne, nicht zu lösende Aufgabe, wie Jedem gleich ins Gesicht fällt. Bei dem Dritten aber hat er vollkommen Recht.

L. Art. XIX. Newton zieht sich wegen des ersten Punktes auf seine Lehre zurück. Was den zweiten betrifft, so wird es ihm nicht schwer, sich zu vertheidigen. Den dritten, sagt er, habe er selbst nicht übersehen und schon früher erwähnt, daß er sich verwundert habe, daß die Linsen noch so deutlich zeigten, als sie thun.

Man sieht, wie sehr sich Newton schon gleich anfangs verstockt und in seinen magischen Kreis eingeschlossen haben müsse, daß ihn seine Verwunderung nicht selbst zu neuen Untersuchungen und aufs Rechte geführt.

M. Art. XX. Der Ungenannte antwortet, aber freilich auf eine Weise, die nur zu neuen Weiterungen Anlaß giebt.

N. Art. XXI. Newton erklärt sich abermals, und um die Sache wieder ins Enge und in sein Gebiet zu bringen, verfährt er nun mit Definitionen und Propositionen, wodurch er Alles dasjenige, was noch erst ausgemacht werden soll, schon als entschieden aufstellt und sodann sich wieder darauf bezieht und Folgerungen daraus herleitet. In diesen fünf Definitionen und zehn Propositionen ist wirklich abermals die ganze Newtonische Lehre verfaßt, und für Diejenigen, welche die Beschränktheit dieser Lehre übersehen oder welche ein Glaubensbekenntniß derselben auswendig lernen wollen, gleich nützlich und hinreichend. Wäre die Sache wahr gewesen, so hätte es keiner weiteren Ausführung bedurft.

V. Franciscus Linus, Jesuit, geb. 1595 zu London, gest. 1676 zu Lüttich, wo er, am englischen Kollegium angestellt, hebräische Sprache und Mathematik gelehrt hatte. Die Schwäche seines theoretischen Vermögens zeigt sich schon in frühern Kontroversen mit Boyle; nunmehr als Greis von achtzig Jahren, der war früher sich mit optischen Dingen beschäftigt und vor dreißig Jahren die prismatischen Experimente angestellt hatte, ohne ihnen jedoch weiter etwas abzugewinnen, war er freilich nicht der Mann, die Newtonische Lehre zu prüfen. Auch beruht seine ganze Opposition auf einem Mißverständniß.

O. Art. XXII. Schreiben Desselben an Oldenburg. Er behauptet, das farbige Bild sei nicht länger als breit, wenn man das Experiment bei hellem Sonnenschein anstelle und

das Prisma nahe an der Oeffnung ſtehe; hingegen könne es wol länger als breit werden, wenn eine glänzende Wolke ſich vor der Sonne befinde und das Prisma ſo weit von der Oeffnung abſtehe, daß das von der Wolke ſich herſchreibende Licht, in der Oeffnung ſich kreuzend, das ganze Prisma erleuchten könne.

Dieſe ſalbaderiſche Einwendung kann man anfangs gar nicht begreifen, bis man endlich einſieht, daß er die Länge des Bildes nicht vertikal auf dem Prisma ſtehend, ſondern parallel mit dem Prisma angenommen habe, da doch jenes und nicht dieſes Newton's Vorrichtung und Behauptung iſt.

P. Art. XXIII. Der Herausgeber verweiſt ihn auf die zweite Antwort Newton's an Pardies.

Q. Art. XXIV. Linus beharrt auf ſeinen Einwendungen und kommt von ſeinem Irrthum nicht zurück.

R. Art. XXV. Newton an Oldenburg. Die beiden Schreiben des Linus ſind ſo ſtumpf und konfus gefaßt, daß man Newtonen nicht verargen kann, wenn ihm das Mißverſtändniß nicht klar wird. Er begreift deswegen gar nicht, wie ſich Linus müſſe angeſtellt haben, daß er bei hellem Sonnenſcheine das prismatiſche Bild nicht länger als breit finden wolle. Newton giebt den Verſuch nochmals genau an und erbietet ſich, Einem von der Sozietät, auf welchen Linus Vertrauen ſetze, das Experiment zu zeigen.

VI. Wilhelm Gascoigne. Wirkt in der Mitte des ſiebzehnten Jahrhunderts. Er hatte ſich mit dioptriſchen Fernröhren abgegeben, und es mochte ihm nicht angenehm ſein, daß Newton ſie ſo gar ſehr heruntерſetzte. Hier tritt er auf als Schüler und Anhänger des Linus, welcher indeſſen geſtorben war. Newton hatte zu verſtehen gegeben, der gute alte Mann möchte wol die Verſuche vor alten Zeiten einmal gemacht haben, und hatte ihn erſucht, ſie zu wiederholen.

S. Art. XXVI. Gascoigne, nach dem Tode des Linus, vermehrt die Konfuſion, indem er verſichert, Linus habe das Experiment vor Kurzem angeſtellt und Jedermann ſehen laſſen. Die beiderſeitigen Experimente beſtünden alſo, und er wiſſe kaum, wie die Sache vermittelt werden ſolle.

T. Art. XXVII. Newton beruft ſich auf ſein vorhergehendes Schreiben, und weil ihm das obwaltende Mißverſtändniß noch verborgen bleibt, ſo giebt er ſich abermals ſehr ernſtliche Mühe, den Gegnern zu zeigen, wie ſie ſich

eigentlich benehmen müßten, um das Experiment zu Stande zu bringen.

U. Art. XXVIII. Noch umständlicher wird Newton über diese Sache, als er jenen Brief des Linus Art. XXIV in den Transaktionen abgedruckt liest. Er geht denselben nochmals auf das Genauste durch und läßt keinen Umstand unerörtert.

VII. Antonius Lucas zu Lüttich, Schüler des Linus und Geselle des Gascoigne, der erste helle Kopf unter den Gegnern Newton's.

V. Art. XXIX. Er sieht das Mißverständniß, welches obwaltet, ein und spricht zum ersten Mal deutlich aus, Linus habe die Länge des Bildes parallel mit der Länge des Prismas und nicht vertikal auf derselben verstanden. Da es nun Newton auf die letztere Weise ansehe, so habe er vollkommen Recht und sei über diese Sache nichts weiter zu sagen. Nur habe er, Lucas, die Länge dieses vertikalen Bildes niemals über drei Theile zu seiner Breite bringen können.

Sodann giebt er mehrere Versuche an, welche er der Newtonischen Lehre für schädlich und verderblich hält, wovon wir die bedeutendsten und klarsten ansehen.

a) Er bringt zwei verschiedenfarbige seidene Bänder unter das Mikroskop. Nach Newton's Lehre dürften sie nicht zugleich deutlich erscheinen, sondern das eine früher, das andere später, je nachdem sie zu den mehr oder weniger refrangiblen Farben gehören. Er sieht aber beide zugleich, eins so deutlich als das andere, und konkludirt mit Recht gegen die Newtonische Lehre. Man erinnere sich, was wir umständlich gegen das zweite Experiment der Newtonischen Optik ausgeführt haben. Wahrscheinlich ist es durch diesen Einwurf des Lucas veranlaßt worden; denn es findet sich, wenn wir uns recht erinnern, noch nicht in den optischen Lektionen.

b) Bringt er ein sehr geistreiches, der Newtonischen Lehre direkt entgegenstehendes Experiment vor, das wir folgendermaßen nachgeahmt haben:

Man verschaffe sich ein längliches Blech, das mit den Farben in der Ordnung des prismatischen Bildes der Reihe nach angestrichen ist. Man kann an den Enden Schwarz, Weiß und verschiedenes Grau hinzufügen. Dieses Blech legten wir in einen viereckten blechnen Kasten und stellten uns so, daß es ganz von dem einen Rande desselben für das Auge

zugedeckt war. Wir ließen alsdann Wasser hineingießen, und die Reihe der sämmtlichen Farbenbilder stieg gleichmäßig über den Rand dem Auge entgegen, da doch, wenn sie divers refrangibel wären, die einen vorauseilen und die andern zurückbleiben müßten. Dieses Experiment zerstört die Newtonische Theorie von Grund aus, so wie ein anderes, das wir hier, weil es am Platze ist, einschalten.

Man verschaffe sich zwei etwa ellenlange runde Stäbchen von der Stärke eines kleinen Fingers. Das eine werde blau, das andere orange angestrichen; man befestige sie an einander und lege sie so neben einander ins Wasser. Wären diese Farben divers refrangibel, so müßte das eine mehr als das andere nach dem Auge zu gebogen erscheinen, welches aber nicht geschieht, so daß also an diesem einfachsten aller Versuche die Newtonische Lehre scheitert. Die sehr leichte Vorrichtung zu beiden darf künftig bei keinem physikalischen Apparat mehr fehlen.

e) Zuletzt kommt Lucas auf die Spur, daß die prismatische Farbe eine Randerscheinung sei, die sich umkehre, je nachdem dem Bilde ein heller oder dunkler Grund, als es selbst ist, unterliegt. Man kann ihm also nicht absprechen, daß er das wahre Fundament aller prismatischen Erscheinungen erkannt habe, und es muß uns unendlich freuen, der Wahrheit, die sich aus England flüchten muß, in Lüttich zu begegnen. Nur bringt freilich Lucas die Sache nicht ins Enge, weil er immer noch mit Licht und Lichtstrahl zu operiren glaubt; doch ist er dem Rechten so nahe, daß er es wagt, den kühnen Gedanken zu äußern: „Wenn es möglich wäre, daß hinter der Sonne ein hellerer Grund hervortröte, so müßte das prismatische Bild umgekehrt erscheinen.“ Aus diesem wahrhaft grandiosen Aperçu ist klar, daß Lucas für seine Personen der Sache auf den Grund gesehen, und es ist Schade, daß er nicht beharrlicher gewesen und die Materie, ohne weiter zu kontroversiren, durchgearbeitet. Wie es zugegangen, daß er bei so schönen Einsichten die Sache ruhen lassen und weder polemisch noch didaktisch vorgetreten, ist uns leider ein Geheimniß geblieben.

W. Art. XXX. Eine Antwort Newton's auf vorgedachten Brief, an Oldenburg gerichtet. Den größten Theil nimmt der in unsern Augen ganz gleichgiltige Nebenumstand ein, wie sich dem Maße nach das prismatische Bild in seiner

Länge zur Breite verhalte. Da wir im didaktischen und polemischen Theil umständlich gezeigt haben, daß dieses Verhältniß durch mancherlei Bedingungen sich abändern kann und eigentlich gar nicht der Rede werth ist, so bedarf es hier keiner Wiederholung.

Bedeutender hingegen ist die Art, wie sich Newton gegen die neuen Experimente benimmt. Denn hier ist gleichsam der Text, welchen die Newtonische Schule ein ganzes Jahrhundert durch theils nachgebetet theils amplifizirt und paraphrasirt hat. Wir wollen den Meister selbst reden lassen.

„Was des Herrn Lucas übrige Experimente betrifft, so weiß ich ihm vielen Dank für den großen Antheil, den er an der Sache nimmt, und für die fleißigen Ueberlegungen derselben, ja, ich bin ihm um so mehr verpflichtet, als er der Erste ist, der mir Versuche zusendet, um die Wahrheit zu erforschen; aber er wird sich schneller und vollkommener genugthun, wenn er nur die Methode, die er sich vorschrieb, verändert und statt vieler andern Dinge nur das experimentum crucis versucht; denn nicht die Zahl der Experimente, sondern ihr Gewicht muß man ansehen, und wenn man mit einem ausreicht, was sollen uns mehrere!

„Hätte ich mehrere für nöthig gehalten, so hätte ich sie beibringen können; denn bevor ich meinen ersten Brief über die Farben an Dich schrieb, hatte ich die Versuche sehr umständlich bearbeitet und ein Buch über diesen Gegenstand geschrieben, in welchem die vornehmsten von mir angestellten Experimente ausführlich erzählt werden, und da trifft sich's, daß unter ihnen sich die vorzüglichsten, welche Lucas mir übersendet hat, mitbefinden. Was aber die Versuche betrifft, die ich in meinem ersten Briefe vortrage, so sind es nur die, welche ich aus meinem größern Aufsatz auszuwählen für gut befunden.

„Wenn aber auch in jenem an Dich zerichteten Briefe der sämmtliche Vorrath meiner Versuche enthalten wäre, so würde doch Lucas nicht wohl thun, zu behaupten, daß mir Experimente abgehen, bis er jene wenigen selbst versucht; denn wenn einige darunter eine völlige Beweiskraft haben, so brauchen sie keine weiteren Helfershelfer, noch lassen sie Raum, über dasjenige, was sie bewiesen haben, weiter zu streiten."

Dieses wären denn die Verhandlungen, welche zwischen Newton und seinen ersten Widersachern vorgekommen und

25.

Suleika.

Nimmer will ich Dich verlieren!
Liebe giebt der Liebe Kraft.
Magst Du meine Jugend zieren
Mit gewalt'ger Leidenschaft!
Ach, wie schmeichelt's meinem Triebe,
Wenn man meinen Dichter preist!
Denn das Leben ist die Liebe,
Und des Lebens Leben Geist.

26.

Laß Deinen süßen Rubinenmund
Zudringlichkeiten nicht verfluchen!
Was hat Liebesschmerz andern Grund,
Als seine Heilung zu suchen?

Also reimt's auf „Morgenröthe",
Ja, ich hab' es gleich erkannt:
„Und noch einmal fühlet Goethe
Frühlingshauch und Sommerbrand".

Der Sinn ist: Deine Jugend beschämt mein Alter, wie dort die Morgenröthe die ernste Felswand. Jener Gipfel ernste Wand wird in dem von der Morgensonne erleuchteten Heiligenberge, Heidelberg gegenüber, zu suchen sein.

Mit der Schlußstrophe vergl. oben II. 11:

„Doch, wenn es allgewaltig brennt,
Dann greift Du nach der Schale" u. s. w.,

und Hafis (Ja. XXVI):

„Ich bin gestorben an dem Brand
Von einer Leber!"

25. Suleika's Antwort. — Mit dem Schlusse stimmt überein, was Goethe in den Noten (Buch Suleika) sagt: „Sie, die Geistreiche, weiß den Geist zu schätzen, der die Jugend früh zeitigt und das Alter verjüngt" (vergl. Dangel, Goethe's Spinozismus, S. 73).

26. Der 1. Strophe liegen zu Grunde Verse, welche Hatifi Rumi auf seiner Reise in Choraffan sprach, als er Religionsstreitigkeiten vermeiden wollte:

„Es ist Schande, o Mundschenk, den Wein mit den Rubinen des Geliebten streiten zu lassen —
Was hat Liebesschmerz anders für Grund als seine Heilung zu suchen!" (Diez' Denkw. II. 236.)

welcher die Schule stets mit großem Triumphe gedacht hat. Wie es sich aber eigentlich damit verhalte, werden unsere Leser nun wol aus unserer kurzen Erzählung überſehen können. Wir haben den Gang nur im Allgemeinen bezeichnet und uns auf die sogenannten merita causae nicht eingelaſſen, weil dieſes in unſerm didaktiſchen und polemiſchen Theil genugſam geſchehen. Wen die Sache näher intereſſirt, der wird an dem von uns gezogenen Faden das Labyrinth ſicherer und bequemer durchlaufen. Eine kurze Rückweiſung wird hiebei nicht überflüſſig ſein.

Unter den anonymen Gegnern zeichnet ſich keiner auf eine vorzügliche Weiſe aus. Daß die dioptriſchen Fernröhre nicht ſo ganz zu verwerfen ſeien, fühlen und glauben ſie wol alle; allein ſie treffen doch den Punkt nicht, warum dieſe in ihrem damaligen Zuſtande doch weit mehr leiſten, als ſie nach Newton's Lehre leiſten dürften. Die übrigen Einwendungen dieſer unbekannten Männer ſind zwar zum Theil nicht ohne Grund, doch keinesweges gründlich vorgetragen und durchgeführt.

Pater Pardies und Linus, zwei alte Männer ohne Scharfſinn und ohne theoretiſches Vermögen, taſten nur an der Sache umher, ohne ſie anzufaſſen, und ihre ſammtlichen Einwürfe verſchwinden, ſobald ihre Mißverſtändniſſe ſich offenbaren. Gascoigne, der in die Mängel des Linus ſuccedirt, verdient kaum eine Erwähnung.

Dagegen kann Lucas, von dem wir übrigens wenig wiſſen, nicht hoch genug geprieſen werden. Seine Folgerung aus der Newtoniſchen Lehre, daß eine Reihe farbiger Bilder ſich nach der Refraktion ungleich über einen mit ihnen parallel ſtehenden Rand erheben müßten, zeugt von einem ſehr geiſtreichen Manne, ſo wie ſeine Gegenfolgerung, als das Experiment nicht erwartetermaßen ablauft, die Newtoniſche Lehre ſei nicht haltbar, ganz untadlig iſt. Seine Einſicht, daß die Sonne blos als Bild wirke, ob er es gleich nicht ſo ausdrückt, iſt bewundernswerth, ſowie der kühne Gedanke, ein helleres Licht hinter der Sonne hervortreten zu laſſen, um ſie zu einem halbdunklen Körper zu machen, beneidenswerth. Das, was er hier beabſichtigt, haben wir in unſerm didaktiſchen Theil durch graue Bilder auf ſchwarzem und weißem Grunde darzuthun geſucht.

Nun aber haben wir noch ſchließlich zu betrachten, wie

sich denn Newton gegen diese Widersacher benommen. Er bringt in dem ersten Briefe an die Sozietät aus dem Vorrathe seiner Experimente, die in den optischen Lektionen enthalten sind, nur drei vor, welche er seine Lehre zu begründen für hinreichend hält, und verlangt, daß die Gegner sich nur mit diesen beschäftigen sollen. Schweifen diese jedoch ab, so zieht er noch eins und das andre von seinem heimlichen Vorrath, kehrt aber immer zu seinem Verfahren zurück, indem er seine Gegner auf die wenigen Versuche beschränken will, von welchen freilich das experimentum crucis jeden, der die Sache nicht von Grund aus durchgearbeitet hat, zum lauten oder schweigenden Beistimmen nöthigt. Daher wiederholt Newton aber und abermals, man solle zeigen, daß diese wenigen Versuche seine Lehre nicht beweisen, oder soll andere Versuche beibringen, die ihr unmittelbar entgegenstehen.

Wie benimmt er sich denn aber, als dieses von Lucas wirklich geschieht? Er dankt ihm für seine Bemühung, versichert, die vorzüglichsten von Lucas beigebrachten Versuche befänden sich in den optischen Lektionen, welches keineswegs der Wahrheit gemäß ist, beseitigt sie auf diese Weise, dringt immer wieder darauf, daß man nur den eingeleiteten Weg gehen, sich auf demselben vorgeschriebnermaßen benehmen solle, und will jede andre Methode, jeden andern Weg, der Wahrheit sich zu nähern, ausschließen. Wenige Experimente sollen beweisen, alle übrigen Bemühungen unnöthig machen, und eine über die ganze Welt ausgebreitete Naturerscheinung soll aus dem Zauberkreise einiger Formeln und Figuren betrachtet und erklärt werden.

Wir haben die wichtige Stelle, womit sich diese Kontroverse schließt, übersetzt. Newton erscheint nicht wieder polemisch, außer insofern die Optik polemischer Natur ist. Aber seine Schüler und Nachfolger wiederholen diese Worte des Meisters immerfort. Erst setzen sie sub- und obrepticie, was der Lehre günstig ist, fest, und dann verfahren sie ausschließend gegen Natur, Sinne und Menschenverstand. Erst lassen sich's Einzelne, dann läßt sich's die Menge gefallen. Newton's übrige große Verdienste erregen ein günstiges Vorurtheil auch für Farbentheorie. Sein Ruf, sein Einfluß steigt immer höher; er wird Präsident der Sozietät. Er giebt seine künstlich gestellte Optik heraus, durch Clarke's lateinische Uebersetzung wird auch diese in der Welt verbreitet und nach und nach in

die Schulen eingeführt. Experimentirende Techniker ſchlagen ſich auf ſeine Seite, und ſo wird dieſe enggeſetzte, in ſich ſelbſt erſtarrte Lehre eine Art von Arche des Herrn, deren Berührung ſogleich den Tod bringt.

So verfährt nun auch theils bei Newton's Leben theils bei ſeinem Tode Desaguliers gegen Alles, was die Lehre anfechten wagt, wie nunmehr aus der geſchichtlichen Darſtellung, in der wir weiter fortſchreiten, ſich umſtändlicher ergeben wird.

Edme (Peter) Mariotte.

Geboren zu oder bei Dijon, Akademiſt 1666, geſtorben 1684.

Traité de la nature des couleurs. Paris 1688.

Schwerlich die erſte Ausgabe; doch iſt nach dieſer der Abdruck in ſeinen geſammelten Werken gemacht, welche zu Haag 1717 und 1740 veranſtaltet worden.

Wir haben wenig Nachrichten von ſeinem Leben. Seinen Arbeiten ſieht man die ungeſtörteſte Ruhe an. Er iſt einer der Erſten, welche die Experimentalphyſik in Frankreich einführen, Mathematiker, Mechaniker, Phyſiker, wo nicht Philoſoph, doch redlicher Denker, guter Beobachter, fleißiger Sammler und Ordner von Beobachtungen, ſehr genauer und gewiſſenhafter Experimentator, ja gewiſſenhaft bis ins Uebertriebene; denn ihm in ſein Detail zu folgen, wäre vielleicht nicht unmöglich, doch möchte es in unſerer Zeit Jedem höchſt beſchwerlich und fruchtlos erſcheinen.

Durch Beobachten, Experimentiren, Meſſen und Berechnen gelangt er zu den allgemeinſten einfachſten Erſcheinungen, die er Prinzipien der Erfahrung nennt. Er läßt ſie empiriſch in ihrer reinſten Einfalt ſtehen und zeigt nur, wo er ſie in komplizirten Fällen wiederfindet. Dies wäre ſchön und gut, wenn ſein Verfahren nicht andre Mängel hätte, die ſich uns nach und nach entdecken, wenn wir an ſein Werk ſelbſt gehen und davon einige Rechenſchaft zu geben ſuchen.

Er theilt die Farben in apparente und permanente. Unter den erſten verſteht er blos diejenigen, die bei der Refraktion

erscheinen, unter den andern alle übrigen. Man sieht leicht, wie disproportionirt diese Haupteintheilung ist, und wie unbequem, ja falsch die Unterabtheilungen werden müssen.

Erste Abtheilung.

Er hat Kenntniß von Newton's Arbeiten, wahrscheinlich durch jenen Brief in den Transaktionen. Er erwähnt nicht nur dessen Lehre, sondern man glaubt durchaus zu bemerken, daß er hauptsächlich durch sie zu seiner Arbeit angeregt worden; denn er thut den Phänomenen der Refraktion viel zu viel Ehre an und arbeitet sie allein höchst sorgfältig durch. Er kennt recht gut die objektiven und subjektiven Erscheinungen, giebt Rechenschaft von unzähligen Versuchen, die er anstellt, um das Allgemeine dieser Phänomene zu finden, welches ihm denn auch bis auf einen gewissen Punkt gelingt. Nur ist sein Allgemeines zu abstrakt, zu kahl, die Art, es auszudrücken, nicht glücklich, besonders aber ist es traurig, daß er sich vom Strahl nicht losmachen kann. Er nimmt leider bei seinen Erklärungen und Demonstrationen einen dichten Strahl an (rayon solide). Wie wenig damit zu thun sei, ist Allen deutlich, welche sich die Lehre von Verrückung des Bildes eigen gemacht haben. Außerdem bleibt er dadurch zu nahe an Newton's Lehre, welcher auch mit Strahlen operirt und die Strahlen durch Refraktion affiziren läßt.

Eine eigene Art, diesen dichten Strahl, wenn er refrangirt wird, anzusehen, giebt den Grund zu Mariottens Terminologie. Man denke sich einen Stab, den man bricht, ein Rohr, das man biegt, so wird an denselben ein einspringender und ausspringender Winkel, eine Konkavität, eine Konvexität zu sehen sein. Nach dieser Ansicht spricht er in seinen Erfahrungssätzen die Erscheinung folgendermaßen aus.

An der konveren Seite erscheint immer Roth, an der konkaven Violet. Zunächst am Rothen zeigt sich Gelb, zunächst am Violetten Blau. Folgen mehrere Refraktionen im gleichen Sinne, so gewinnen die Farben an Lebhaftigkeit und Schönheit. Alle diese Farben erscheinen in den Halbschatten, bis an sie hinan ist keine Farbe im Lichte merklich. Bei starken Refraktionen erscheint in der Mitte Grün durch Vermischung des Blauen und Gelben.

Er ist also, wie man sieht, in so weit auf dem rechten

Wege, daß er zwei entgegengeſetzte Reihen als Randerſcheinungen anerkennt. Auch gelingt es ihm, mehrere objektive und ſubjektive Farbenerſcheinungen auf jene Prinzipien zurückzuführen und zu zeigen, wie nach denſelben die Farben in jedem beſondern Falle entſtehen müſſen. Ein Gleiches thut er in Abſicht auf den Regenbogen, wobei man, ſo weit man ihm folgen kann und mag, ſeine Aufmerkſamkeit, Fleiß, Scharfſinn, Reinlichkeit und Genauigkeit der Behandlung bewundern muß.

Allein es wird Einem doch dabei ſonderbar zu Muthe, wenn man ſieht, wie wenig mit ſo vielem Aufwande geleiſtet wird, und wie das Wahre bei einer ſo treuen, genauen Behandlung ſo mager bleiben, ja werden kann, daß es faſt null wird. Seine Prinzipien der Erfahrung ſind natürlich und wahr, und ſie ſcheinen deshalb ſo ſimpel ausgeſprochen, um die Newtoniſche Theorie, welche keineswegs, wie wir ſchon oft wiederholt, von den einfachen Erſcheinungen ausgegangen, ſondern auf das zuſammengeſetzte, abgeleitete Gepränge gebaut iſt, verdächtig zu machen, ja in den Augen Derjenigen, der eines Aperçus mit allen ſeinen Folgerungen fähig wäre, ſogleich aufzuheben.

Das Aehnliche hatten wir in unſern Beiträgen zur Optik verſucht; es iſt aber uns ſo wenig als Mariotten gelungen, dadurch Senſation zu erregen.

Ausdrücklich von und gegen Newton ſpricht er wenig. Er gedenkt jener Lehre der diverſen Refrangibilität, zeigt gutmüthig genug, daß einige Phänomene ſich dadurch erklären laſſen, behauptet aber, daß andere nicht dadurch erklärbar ſeien, beſonders folgendes.

Wenn man weit genug von ſeinem Urſprung das ſogenannte prismatiſche Spektrum auffange, ſo daß es eine anſehnliche Länge gegen ſeine Breite habe, und das Violete weit genug vom Rothen entfernt und durch andere Farben völlig von ihm getrennt ſei, ſo daß man es alſo für hinreichend abgeſchieden halten könne; wenn man alsdann einen Theil dieſes violeten Scheines durch eine Oeffnung gehen und durch ein zweites Prisma in derſelben Richtung refrangiren laſſe: ſo erſcheine unten abermals Roth (Gelbroth), welches doch nach der Theorie keineswegs ſtattfinden könne; deswegen ſie nicht anzunehmen ſei.

Der gute Mariotte hatte hierin freilich vollkommen Recht, und das ganze Räthſel löſt ſich dadurch, daß ein jedes Bild,

es sei, von welcher Farbe es wolle, wenn es verrückt wird, gesäumt erscheint. Das violete Halblicht aber, das durch die kleine Oeffnung durchfällt, ist nur als ein violetes Bild anzusehen, an welchem der gelbrothe Rand mit einem purpurnen Schein gar deutlich zu bemerken ist; die übrigen Randfarben aber fallen entweder mit der Farbe des Bildes zusammen oder werden von derselben verschlungen.

Der gute natürliche Mariotte kannte die Winkelzüge Newton's und seiner Schule nicht. Denn nach Diesem lassen sich die Farben zwar sondern, aber nicht völlig; Violet ist zwar violet, allein es stecken die übrigen Farben auch noch darin, welche nun aus dem violeten Licht bei der zweiten Refraktion, wie die sämmtlichen Farben aus dem weißen Lichte bei der ersten Refraktion, geschieden werden. Dabei ist denn freilich das Merkwürdige, daß das Violet, aus dem man nun das Roth geschieden, vollkommen so violet bleibt wie vorher, so wie auch an den übrigen Farben keine Veränderung vorgeht, die man in diesen Fall bringt. Doch genug hievon. Mehr als Obiges bedarf es nicht, um deutlich zu machen, inwiefern Mariotte als Newton's Gegner anzusehen sei.

Zweite Abtheilung.

In dieser sucht er alle übrigen Farben, welche nicht durch Refraktion hervorgebracht werden, aufzuführen, zu ordnen, gegen einander zu halten, zu vergleichen, sie aus einander abzuleiten und daraus Erfahrungssätze abzuziehen, die er jedoch hier nicht Prinzipien, sondern Regeln nennt. Die sämmtlichen Erscheinungen trägt er in vier Diskursen vor.

Erster Diskurs. Von Farben, die an leuchtenden Körpern erscheinen.

Verschiedenfarbiges Licht der Sonne, der Sterne, der Flamme, des Glühenden, des Erhitzten, wobei recht artige und brauchbare Versuche vorkommen. Die Erfahrungsregel, wozu er gelangt, ist ein idem per idem, womit man gar nichts ausrichten kann.

Zweiter Diskurs. Von den changeanten Farben, die auf der Oberfläche der Körper entstehen.

Hier führt er diejenigen Farben auf, welche wir die exoptischen nennen: an einander gedrückte Glasplatten, angelaufenes Glas, Seifenblasen. Er schreibt diese Phänomene durchaus einer Art von Refraktion zu.

Dritter Diskurs. Von fixen und permanenten Farben, deren Erſcheinungen er vorzüglich unter Regeln bringt.

Hier werden unſre chemiſchen Farben aufgeführt und dabei etwas Allgemeines von Farben überhaupt. Weiß und Schwarz, dazwiſchen Gelb, Roth und Blau. Er hat die Einſicht, daß jede Farbe etwas weniger hell als das Weiße und etwas mehr hell als das Schwarze ſein müſſe.

In den Erklärungen verfährt er allzu realiſtiſch, wie er denn das Blau zur eigenen Farbe der Luft macht; dann aber wieder zu unbeſtimmt, denn die körperlichen Farben ſind ihm modifizirtes Licht. Das Licht muß nämlich in den Körper eindringen, dort zur beſondern Farbenwirkung modifizirt, in unſer Auge zurückkehren und darin die Wirkung hervorbringen.

Der chemiſche Gegenſatz von Acidum und Alkali iſt ihm ſehr bedeutend. Hier ſtehen wieder ſchöne und brauchbare Erfahrungen, doch ohne Ordnung unter einander, worauf denn ſchwache, nach Korpuskularvorſtellungsart ſchmeckende Erklärungen folgen. Ueber die Farben organiſcher Körper macht er feine Bemerkungen.

Vierter Diskurs. Von Farbenerſcheinungen, die von innern Modifikationen der Organe des Lebens entſpringen.

Hier wird aufgeführt, was bei uns unter der Rubrik von **phyſiologiſchen Farben** vorkommt: Dauer des Eindrucks, farbiges Abklingen und dergleichen; zuletzt die Diatriſis des Auges durch Licht, die Synkriſis durch Finſterniß. Und ſomit hört er da auf, wo wir anfangen.

Die aus dem Kapitel von den chemiſchen Farben ausgezogenen ſechs Regeln überſetzen wir, weil man daraus das vorſichtige Benehmen dieſes Mannes am Beſten beurtheilen kann.

1) „Die fixen Farben erſcheinen uns, wenn das Licht durch die Materie, welche dieſe Farben hervorbringt, gedrungen, zu unſern Augen mit genugſamer Kraft zurückkehrt.“

Dieſes bezieht ſich auf die wahre Bemerkung, daß jede chemiſch ſpezifizirte Farbe ein Helles hinter ſich haben muß, um zu erſcheinen. Nur iſt dieſes nothwendige Erforderniß von Marlotte nicht genug eingeſehen, noch deutlich genug ausgedrückt.

2) „Die Säfte von allen blauen und violeten Blumen werden grün durch die Alkalien und ſchön roth durch die Säuren.

3) „Die Abſude rother Hölzer werden gelb durch die Säuren, violet durch die Alkalien; aber die Aufgüſſe gelber Pflanzen werden dunkel durch die Alkalien und verlieren faſt gänzlich ihre Farbe durch die Säuren.

4) „Die Vegetationen, die in freier Luft vorgehen, ſind grün; diejenigen an unterirdiſchen Oertern oder in der Finſterniß ſind weiß oder gelb.

5) „Es giebt viel gelbe oder dunkle Materien, welche ſich bleichen, wenn man ſie wechſelsweiſe netzt und an der Sonne trocknet. Sind ſie ſodann weiß und bleiben ſie lange unbefeuchtet an der Luft, ſo werden ſie gelb.

6) „Irdiſche und ſchwefligte Materien werden durch eine große Hitze roth und einige zuletzt ſchwarz."

Hiezu fügt der Verfaſſer eine Bemerkung, daß man ſehr viele Farbenerſcheinungen auf dieſe ſechs Regeln zurückführen und bei der Farberei ſowie bei Verfertigung des farbigen Glaſes manche Anwendung davon machen könne. Unſere Leſer werden ſich erinnern, wie das Bewährte von dieſen Regeln in unſerer Abtheilung von chemiſchen Farben beigebracht iſt.

Im Ganzen läßt ſich nicht ableugnen, daß Mariotte eine Ahnung des Rechten gehabt und daß er auf dem Wege dahin geweſen. Er hat uns manches gute Beſondere aufbewahrt, fürs Allgemeine aber zu wenig gethan. Seine Lehre iſt mager, ſeinem Unterricht fehlt Ordnung, und bei aller Vorſichtigkeit ſpricht er doch wol zuletzt ſtatt einer Erfahrungsregel etwas Hypothetiſches aus. Aus dem bisher Vorgetragenen läßt ſich nunmehr beurtheilen, inwiefern Mariotte als ein Gegner von Newton anzuſehen ſei. Uns iſt nicht bekannt geworden, daß er das, was er im Vorbeigehen gegen die neue Lehre geäußert, jemals wieder urgirt habe. Sein Aufſatz über die Farben mag kurz vor ſeinem Tode herausgekommen ſein. Auf welche Weiſe jedoch die Newtoniſche Schule ihn angefochten und um ſeinen guten Ruf gebracht, wird ſich ſogleich des Nähern ergeben.

Johann Theophilus Desaguliers.

Geboren 1683.

Die Philoſophen des Alterthums, welche ſich mehr für den Menſchen als für die übrige Natur intereſſirten, betrachteten dieſe nur nebenher und theoretiſirten nur gelegentlich über dieſelbe. Die Erfahrungen nahmen zu, die Beobachtungen wurden genauer und die Theorie eingreifender; doch brachten ſie es nicht zur Wiederholung der Erfahrung zum Verſuch.

Im ſechzehnten Jahrhundert nach friſcher Wiederbelebung der Wiſſenſchaften erſchienen die bedeutenden Wirkungen der Natur noch unter der Geſtalt der Magie, mit vielem Aberglauben umhüllt, in welchen ſie ſich zur Zeit der Barbarei verſenkt hatten. Im ſiebzehnten Jahrhundert wollte man, wo nicht erſtaunen, doch ſich immer noch verwundern, und die angeſtellten Verſuche verloren ſich in ſeltſame Künſteleien.

Doch war die Sache immer ernſthafter geworden. Wer über die Natur dachte, wollte ſie auch ſchauen. Jeder Denker machte nunmehr Verſuche, aber auch noch nebenher. Gegen das Ende dieſer Zeit traten immer mehr Männer auf, die ſich mit einzelnen Theilen der Naturwiſſenſchaft beſchäftigten und vorzüglich dieſe durch Verſuche zu ergründen ſuchten.

Durch dieſe lebhafte Verbindung des Experimentirens und Theoretiſirens entſtanden nun diejenigen Perſonen, welche man beſonders in England Natural- und Experimentalphiloſophen nannte, ſo wie es denn auch eine Experimentalphiloſophie gab. Ein Jeder, der die Naturgegenſtände nur nicht gerade aus der Hand zum Mund wie etwa der Koch behandelte, wer nur einigermaßen konſequent aufmerkſam auf die Erſcheinungen war, der hatte ſchon ein gewiſſes Recht zu jenem Ehrennamen, den man freilich in dieſem Sinne Vielen beilegen konnte. Jedes allgemeine Raſonnement, das tief oder flach, zart oder krud, zuſammenhängend oder abgeriſſen über Naturgegenſtände vorgebracht wurde, hieß Philoſophie. Ohne dieſen Mißbrauch des Wortes zu kennen, bliebe es unbegreiflich, wie die Londner Sozietät den Titel Philoſophiſche Transaktionen für die unphiloſophiſcheſte aller Sammlungen hätte wählen können.

Der Hauptmangel einer ſolchen unzulänglichen Behandlung blieb daher immer, daß die theoretiſchen Anſichten ſo

vieler Einzelnen vorwalteten und dasjenige, was man sehen sollte, nicht einem Jeden gleichmäßig erschien. Uns ist bekannt, wie sich Boyle, Hooke und Newton benommen.

Durch die Bemühungen solcher Männer, besonders aber der Londner Sozietät, ward inzwischen das Interesse immer allgemeiner. Das Publikum wollte nun auch sehen und unterrichtet sein. Die Versuche sollten zu jeder Zeit auf eines Jeden Erfordern wieder dargestellt werden, und man fand nun, daß Experimentiren ein Metier werden müsse.

Dies ward es zuerst durch Hawksbee. Er machte in London öffentliche Versuche der Elektrizität, Hydrostatik und Luftlehre und enthielt sich vielleicht am meisten von allem Theoretischen. Keill ward sein Schüler und Nachfolger. Dieser erklärte sich aber schon für Newton's Theorie. Hätte er die Farbenlehre behandelt, wie Hawksbee die Lehre von der Elektrizität, so würde Alles ein anderes Ansehen gewonnen haben. Er wirkte in Oxford bis 1710.

Auf Keill folgte Desaguliers, der von ihm, seinem Meister, die Fertigkeit, Newtonische Experimente rezeptgemäß nachzubilden, sowie die Neigung zu dieser Theorie geerbt hatte, und dessen Kunstfertigkeit man anrief, wenn man Versuche sichten, durch Versuche etwas beweisen wollte.

Desaguliers ward berühmt durch sein Geschick zu experimentiren. s'Gravesande sagt von ihm: cujus peritia in instituendis experimentis nota est. Er hatte hinreichende mathematische Kenntnisse sowie auch genugsame Einsicht in das, was man damals Naturphilosophie nannte.

Desaguliers gegen Mariotte.

Die Acta Eruditorum hatten 1706, S. 60 Nachricht von der Optik Newton's gegeben durch einen gedrängten Auszug, ohne die mindeste Spur von Beifall oder Widerspruch.

Im Jahre 1713, S. 447 erwähnen sie bei Gelegenheit von Rohault's Physik jenes von Mariotte ausgesprochenen Einwurfs und äußern sich darüber folgendermaßen: „Wenn es wahr ist, daß ein aus dem Spektrum sogesondertes einzelnes farbiges Licht bei einer zweiten Brechung aufs Neue an seinen Theilen Farben zeigt, so verklärt die Newtonische Lehre. Noch entscheidender würde das Mariottische Experiment

Biſt Du von Deiner Geliebten getrennt
Wie Orient vom Occident,
Das Herz durch alle Wüſten rennt;
Es giebt ſich überall ſelbſt das Geleit;
Für Liebende iſt Bagdad nicht weit.

27.

Mag ſie ſich immer ergänzen,
Eure brüchige Welt, in ſich!
Dieſe klaren Augen, ſie glänzen,
Dieſes Herz, es ſchlägt für mich!

O, daß der Sinnen doch ſo viele ſind!
Verwirrung bringen ſie ins Glück herein.
Wenn ich Dich ſehe, wünſch' ich, taub zu ſein,
Wenn ich Dich höre, blind.

Die 2. Strophe, datirt: Weimar, den 31. Januar 1816, benutzt gleichfalls Worte des Kjatibi Rumi. „In Chawarezm (am Kaſpiſchen Meer) will der Khan ihn von ſeiner Abſicht, nach Bagdad zu reiſen, abbringen, indem er ihm ſagt: „Bagdad iſt von hier ſehr weit entfernt." Kjatibi aber „erwiderte mit Nedſchati (alſo Citat):

„Wenn's von Dir bis zur Geliebten ſo weit ſein ſollte als vom Orient bis Occident,
So lauf nur, o Herz! Denn für Liebende iſt Bagdad nicht weit"
(Z. a. O., 232).

Sehr treffend iſt auch die Parallelſtelle, welche Ph. Wolff (Orient und Occident, I, 324) aus einem arabiſchen Dichter beibringt: „Wenngleich mein Körper hier bleibt, ſo rennt mein Geiſt gleich einem Handpferd mit Euch nach der Stätte der Geliebten."

27. Drei Strophen für ſich, von welchen die erſte 1827 hier eingerückt wurde, obgleich ſie wol auch dem Herbſt 1815 angehört. Denn es ſpricht ſich darin aus der Gegenſatz des Liebesglücks des Dichters zu der bewegten politiſchen Welt um ihn. Die brüchige Welt, die ſich ergänzt, ſcheint ſogar direkt auf den Wiener Kongreß zu zielen.

Ebenſo ſingt Hafis:

„Von jeher hatt' ich nichts zu thun mit Weltgeſchäften;
Dein Angeſicht hat mir die Welt geſchmückt für meine Augen"
(Za, XC);

und Dſchami:

„Kummer um Dein eignes Unglück, Dſchami, haſt Du allbereit;
Kümmre Dich nicht auch der Gang des Himmels und der Lauf der Zeit!"
(Rückert's Ueberſ.)

Brüchig — zerbrechlich, krank, fragilis (Grimm, II). — Strophe 2. Taub — um ſie nur zu ſehen; blind — um ſie nur zu hören.

ſein, wenn das ganze blaue Licht in eine andere Farbe verwandelt worden wäre."

Man ſieht wol, daß dieſer Zweifel ſich von einer Perſon herſchreibt, die mit der Sache zwar genugſam bekannt iſt, ſie aber nicht völlig durchdrungen hat. Denn jedes einfarbige Bild kann ſo gut als ein ſchwarzes, weißes oder graues durch die verbreiterten Säume zugedeckt und ſeine Farbe dadurch aufgehoben, keineswegs aber in eine einzelne andere Farbe verwandelt werden. Genug, ein Aufruf dieſer Art war von zu großer Bedeutung für Newton ſelbſt und ſeine Schule, als daß nicht dadurch hätten Bewegungen hervorgebracht werden ſollen. Dieſes geſchah auch, und Desaguliers rückte 1715 die Verſuche gegen Mariotte an. Das Verfahren iſt uns in den Philoſophiſchen Tranſaktionen, Nr. 348, S. 433, aufbewahrt.

Wir müſſen uns Gewalt anthun, indem wir von dieſem Aufſatz Rechenſchaft geben, aus der hiſtoriſchen Darſtellung nicht wieder in die polemiſche Behandlung zu verfallen. Denn eigentlich ſollte man Desaguliers gleichfalls Schritt vor Schritt, Wort vor Wort folgen, um zu zeigen, daß er wie ſein Meiſter, ja noch ſchlimmer als dieſer ſich bei den Verſuchen benommen. Unbedeutende, unnütze Nebenumſtände werden hervorgehoben, die Hauptbedingungen des Phänomens ſpät und nur wie im Vorübergehen erwähnt; es wird verſichert, daß man dieſes und jenes leiſten wolle, geleiſtet habe, und ſodann, als wenn es nichts wäre, zum Schluſſe eingeſtanden, daß es nicht geſchehen ſei, daß Eins und Anderes noch bether ſich zeige, und gerade das, wovon eben die Rede war, daß es ſich nicht zeigen dürfe.

Gegen Mariotte ſoll bewieſen werden, daß die Farben des Spektrums, wenn ſie recht geſondert ſeien, keine weitere Veränderung erleiden, aus ihnen keine andere Farben hervorgehen, an ihnen keine andere Farbe ſich zeige. Um nun die prismatiſchen Farben auf dieſen hohen Grad zu reinigen, wird der Newtoniſche elfte Verſuch des erſten Theils als genugthuend angeführt, die dort vorgeſchlagene umſtändliche Vorrichtung zwar, als beſchwerlich und verdrießlich (troublesome) angegeben und, wie auch Newton ſchon gethan, mit einer bequemern ausgetauſcht, und man glaubt nun, es ſolle direkt auf den Gegner losgehen, es werde dasjenige, was er behauptet, umgeſtoßen, dasjenige, was er geleugnet, bewieſen werden.

Allein Desaguliers verfährt völlig auf die Newtonische Manier und bringt ganz unschuldig bei, er wolle auch noch einige begleitende Versuche (concomitant) vorführen. Nun ist aber an diesem elften Experiment gar nichts zu begleiten; wenn es bestehen könnte, müßte es für sich bestehen. Desaguliers' Absicht aber ist, wie man wol einsieht, die ganze Newtonische Lehre von vornherein festzusetzen, damit das, was am elften Versuche fehlt, gegen die schon gegründete Lehre unbedeutend scheinen möge; eine Wendung, deren sich die Schule fortdauernd bedient hat. Er bringt daher nicht einen, sondern neun Versuche vor, welche sämmtlich mit gewissen Versuchen der Optik korrespondiren, die wir deswegen nur kürzlich anzeigen und unsern Lesern dasjenige, was wir bei jedem einzelnen im polemischen Theile zur Sprache gebracht, zur Erinnerung empfehlen.

1) Versuch mit einem rothen und blauen Bande neben einander, durchs Prisma angesehn. Der erste Versuch des ersten Theils mit einigen Veränderungen. Dieser wegen seiner Scheinbarkeit Newtonen so wichtige Versuch, daß er seine Optik damit eröffnet, steht auch hier wieder an der Spitze. Der Experimentator hält sich bei ganz unnöthigen Bedingungen auf, versichert, der Versuch des Auseinanderrückens der beiden Bänder sei vortrefflich gerathen, und sagt erst hinterdrein: wenn der Grund nicht schwarz ist, so geräth der Versuch nicht so gut. Daß der Grund hinter den Bändern schwarz sei, ist die unerläßliche Bedingung, welche obenan stehen müßte. Ist der Grund heller als die Bänder, so geräth der Versuch nicht etwa nur nicht so gut, sondern er geräth gar nicht; es entsteht etwas Umgekehrtes, etwas ganz Anders. Man wird an dieser ausflüchtenden Manier doch wol sogleich den ächten Jünger Newton's erkennen.

2) Ein ähnliches Experiment mit den beiden Papierstreifen, durch die Farben des Spektrums gefärbt, vergleicht sich mit dem dreizehnten Versuche des ersten Theils.

3) Das Bild dieser letzten, violeten und gelbrothen Streifen durch eine Linse auf ein Papier geworfen, sodann derselbe Versuch mit gefärbten Papieren, kommt mit dem zweiten Versuche des ersten Theils überein.

4) Verschiedene Längen und Direktionen des prismatischen Bildes nach den verschiedenen Einfallswinkeln des reinen Lichts aufs Prisma. Was hier ausgeführt und dargestellt ist, würde zum dritten Versuch des ersten Theils gehören.

5) Das objektive Spektrum wird durch das Prisma angesehen, es scheint heruntergerückt und weiß. Ist der elfte Versuch des zweiten Theils.

6) Das Spektrum geht durch die Linse durch und erscheint im Fokus weiß. Ist ein Glied des zehnten Versuchs des zweiten Theils.

7) Das eigentliche experimentum crucis, das sechste des ersten Theils. Hier gesteht er, was Mariotte behauptet hat, daß die zu einzelnen Bildchen separirten prismatischen Farben, wenn man sie mit dem Prisma ansieht, wieder Farbenränder zeigen.

8) Nun schreitet er zu der komplizirten Vorrichtung des elften Experiments des ersten Theils, um ein Spektrum zu machen, das seiner Natur nach viel unsicherer und schwankender ist als das erste.

9) Mit diesem macht er nun ein Experiment, welches mit dem vierzehnten des ersten Theils zusammenfällt, um zu zeigen, daß nunmehr die farbigen Lichter ganz gereinigt, einfach, homogen gefunden worden. Dies sagt er aber nur; denn wer ihm aufmerksam nachversucht, wird das Gegentheil finden.

Das, was Desaguliers gethan, theilt sich also in zwei Theile: die sieben ersten Versuche sollen die diverse Refrangibilität beweisen und in dem Kopf des Schauenden festsetzen; unter der achten und neunten Nummer hingegen, welche erst gegen Mariotte gerichtet sind, soll das wirklich geleistet sein, was versprochen worden. Wie kaptios und unredlich auch er hier zu Werke gehe, kann man daraus sehen, daß er wiederholt sagt: „Mit dem Rothen gelang mir's sehr gut, und so auch mit den übrigen." Warum sagt er denn nicht: „Es gelang mir mit allen Farben"? Oder warum fängt er nicht mit einer andern an? Alles dieses ist schon von uns bis zum Ueberdruß im polemischen Theile auseinandergesetzt. Besonders ist es in der supplementaren Abhandlung über die Verbindung der Prismen und Linsen bei Experimenten ausführlich geschehen und zugleich das elfte Experiment wiederholt beleuchtet worden.

Aber hier macht sich eine allgemeine Betrachtung nöthig. Das, was Desaguliers gegen Mariotte und später gegen Rizzetti versucht und vorgetragen, wird von der Newtonischen Schule seit hundert Jahren als ein Schlußverfahren angesehn. Wie war es möglich, daß ein solcher Unsinn sich in einer Er-

fahrungswissenschaft einschleichen konnte? Dieses zu beantworten, müssen wir darauf aufmerksam machen, daß, wie sich in die Wissenschaften ethische Beweggründe mehr, als man glaubt, einschlingen, ebenso auch Staats- und Rechtsmotive und -Maximen darin zur Ausübung gebracht werden. Ein schließliches Aburtheln, ohne weitere Appellation zuzulassen, geziemt wol einem Gerichtshofe. Wenn vor hundert Jahren ein Verbrecher vor die Geschworenen gebracht, von diesen schuldig befunden und sodann aufgehangen worden, so fällt es uns nicht leicht ein, die Revision eines solchen Prozesses zu verlangen, ob es gleich Fälle genug gegeben hat, wo das Andenken eines schmählich Hingerichteten durch Recht und Urtheil rehabilitirt worden. Nun aber Versuche, von einer Seite so bedeutend, von der andern so leicht und bequem anzustellen, sollen, weil sie vor hundert Jahren in England vor einer zwar ansehnlichen, aber weder theoretisirend noch experimentirend völlig taktfesten Gesellschaft angestellt worden, nunmehr als ein- für allemal abgethan, abgemacht und fertig erklärt, und die Wiederholung derselben für unnütz, thöricht, ja anmaßlich ausgeschrieen werden! Ist hierbei nur der mindeste Sinn, was Erfahrungswissenschaft sei, worauf sie beruhe, wie sie wachsen könne und müsse, wie sie ihr Falsches nach und nach von selbst wegwerfe, wie durch neue Entdeckungen die alten sich ergänzen und wie durch das Ergänzen die älteren Vorstellungsarten, selbst ohne Polemik, in sich zerfallen?

Auf die lächerlichste und unerträglichste Weise hat man von ebendiesen Desaguliers'schen Experimenten späterhin einsichtige Naturforscher weggeschreckt, gerade wie die Kirche von Glaubensartikeln die naseweisen Ketzer zu entfernen sucht. Betrachtet man dagegen, wie in der neuern Zeit Physiker und Chemiker die Lehre von den Luftarten, der Elektrizität, des Galvanism mit unsäglichem Fleiß, mit Aufwand und mancherlei Aufopferungen bearbeitet, so muß man sich schämen, im chromatischen Fach beinahe allein mit dem alten Inventarium von Traditionen, mit der alten Rüstkammer ungeschickter Vorrichtungen sich in Glauben und Demuth begnügt zu haben.

Johannes Rizzetti.

ein Venezianer und aufmerkſamer Liebhaber der Dioptrik, faßte ein ganz richtiges Aperçu gegen Newton und fühlte wie natürlich einen großen Reiz, Andern ſeine Entdeckung mitzutheilen und einleuchtend zu machen. Er verbreitete ſeine Meinung durch Briefe und reiſende Freunde, fand aber überall Gegner. In Deutſchland wurden ſeine Argumente in die Acta Eruditorum eingerückt. Profeſſor Georg Friedrich Richter in Leipzig ſetzte ſich dagegen; in England experimentirte und argumentirte Desaguliers gegen ihn, in Frankreich Gauger, in Italien die Bologneſer Sozietät.

Er gab zuerſt ein Diarium einer Reiſe durch Italien vor dem Jahre 1724 mit Nachträgen heraus, wovon man einen Auszug in die Acta Eruditorum ſetzte. (Supplemente derſelben, Tom. VIII, p. 127.)

Bei Gelegenheit, daß Rizzetti die Frage aufwirft, wie es möglich ſei, daß man die Gegenſtände mit bloßen Augen farblos ſähe, wenn es mit der von Newton bemerkten und erklärten farbigen Aberration ſeine Richtigkeit habe, bringt er verſchiedene Einwendungen gegen die Newtoniſchen Experimente ſowie auch gegen die Theorie vor. Richter ſchreibt dagegen (Tom. cod. p. 226). Darauf läßt ſich Rizzetti wieder vernehmen und fügt noch einen Anhang hinzu (p. 303 f.). Aus einer neu veränderten Ausgabe des erſten Rizzetti'ſchen Aufſatzes findet ſich gleichfalls ein Auszug (p. 234) und ein Auszug aus einem Briefe des Rizzetti an die Londner Sozietät (p. 236).

Richter vertheidigt ſich gegen Rizzetti (A. E. 1724, p. 27). Dieſer giebt heraus: Specimen physico-mathematicum de Luminis affectionibus, Tarvisii et Venet. 1727. 8. Einzelne Theile daraus waren früher erſchienen: De Luminis refrazione, Auctore Rizzetto (ſiehe A. E. 1726. Nr. 10). De Luminis reflexione, Auctore Rizzetto (ſiehe A. E, Suppl, Tom. IX, Sect. 2. Nr. 4).

Gedachtes Werk darf keinem Freunde der Farbenlehre künftighin unbekannt bleiben. Wir machen zu unſern gegenwärtigen hiſtoriſchen Zwecken daraus einen flüchtigen Auszug.

Er nimmt an, das Licht beſtehe aus Theilen, die ſich ungern von einander entfernen, aber doch durch Refraktion von einander getrennt werden; dadurch entſtehe die Diſperſion

desselben, welche Grimaldi sich schon ausgedacht hatte. Rizzetti nimmt leider auch noch Strahlen an, um mit denselben zu operiren.

Man sieht, daß diese Vorstellungsart viel zu nahe an der Newtonischen liegt, um als Gegensatz derselben Glück zu machen.

Rizzetti's dispergirtes Licht ist nun ein Halblicht; es kommt in ein Verhältniß zum Hellen oder Dunkeln, daraus entsteht die Farbe. Wir finden also, daß er auf dem rechten Wege war, indem er ebendasselbe abzuleiten sucht, was wir durch Doppelbild und Trübe ausgesprochen haben.

Der mathematische Theil seines Werks so wie das, was er im Allgemeinen von Refraktion, Reflexion und Disperſion handelt, liegt außer unserm Kreise. Das Uebrige, was uns näher angeht, kann man in den polemischen und den didaktischen Theil eintheilen.

Die Mängel der Newtonischen Lehre, das Kaptiose und Unzulängliche ihrer Experimente sieht Rizzetti recht gut ein. Er führt seine Kontrovers nach der Ordnung der Optik und ist den Newtonischen Unrichtigkeiten ziemlich auf der Spur; doch durchdringt er sie nicht ganz und giebt z. B. gleich bei dem ersten Versuch ungeschickterweise zu, daß das blaue und rothe Bild auf dunklem Grunde wirklich ungleich verrückt werde, da ihm doch sonst die Erscheinung der Säume nicht unbekannt ist. Dann bringt er die beiden Papiere auf weißen Grund, wo denn freilich durch ganz andere Säume für den Unbefangenen die Unrichtigkeit, die sich auf schwarzem Grunde versteckt, augenfällig werden muß.

Aber sein Widersacher, Richter in Leipzig, erhascht sogleich das Argument gegen ihn, daß die unter diesen Bedingungen erscheinenden Farben sich vom weißen Grunde herschreiben: eine ungeschickte Behauptung, in welcher sich jedoch die Newtonianer bis auf den heutigen Tag selig fühlen, und welche auch mit großer Selbstgenügsamkeit gegen uns vorgebracht worden.

Seiner übrigen Kontrovers folgen wir nicht: sie trifft an vielen Orten mit der unsrigen überein, und wir gedenken nicht zu leugnen, daß wir ihm Manches schuldig geworden, so wie noch künftig Manches aus ihm zu nutzen sein wird.

In seinem didaktischen Theile findet man ihn weiter vorgerückt als alle Vorgänger, und er hätte wol verdient, daß

wir ihn mit Theophraſt und Boyle unter den Wenigen genannt, welche ſich bemüht, die Maſſe der zu ihrer Zeit bekannten Phänomene zu ordnen.

In ſeiner Eintheilung der Farben ſind alle die Bedingungen beachtet, unter welchen uns die Farbe erſcheint. Er hat unſere phyſiologiſchen Farben unter der Rubrik der phantaſtiſchen oder imaginären, unſere phyſiſchen unter der doppelten der variirenden, welche wir die dioptriſchen der erſten Klaſſe, und der apparenten, welche wir die dioptriſchen der zweiten Klaſſe genannt, vorgetragen. Unſere chemiſchen Farben finden ſich bei ihm unter dem Titel der permanenten oder natürlichen.

Zum Grunde von allen Farbenerſcheinungen legt er, wie ſchon oben bemerkt, dasjenige, was wir unter der Lehre von trüben Mitteln begreifen. Er nennt dieſe Farben die variirenden, weil ein trübes Mittel, je nachdem es Bezug auf eine helle oder dunkle Unterlage hat, verſchiedene Farben zeigt. Auf dieſem Wege erklärt er auch die Farben der Körper, wie wir es auf eine ähnliche Weiſe gethan haben.

Die apparenten leitet er gleichfalls davon ab und nähert ſich dabei unſerer Darſtellung vom Doppelbild; weil er aber das Doppelbild nicht als Faktum ſtehen läßt, ſondern die Urſache deſſelben zugleich mit erklären will, ſo muß er ſeine Diſperſion herbeibringen, wodurch denn die Sache ſehr mühſelig wird.

So ſind auch ſeine Figuren höchſt unerfreulich und beſchwerlich zu entziffern; dahingegen die Newtoniſchen, obgleich meiſtens falſch, den großen Vortheil haben, bequem zu ſein und deshalb faßlich zu ſcheinen.

Bei den phyſiologiſchen, ſeinen imaginären, bemerkt er recht gut den Unterſchied der abklingenden Farbenerſcheinung auf dunklem und hellem Grunde; weil ihm aber das wichtige, von Plato anerkannte Fundament von Allem, die Synkriſis durchs Schwarze, die Diakriſis durchs Weiße bewirkt, abgeht, weil er auch die Forderung der entgegengeſetzten Farben nicht kennt: ſo bringt er das Ganze nicht auf eine Art zuſammen, die einigermaßen befriedigend wäre.

Uebrigens rechnen wir es uns zur Ehre und Freude, ihn als Denjenigen anzuerkennen, der zuerſt am Ausführlichſten und Tüchtigſten das, wovon auch wir in der Farbenlehre überzeugt ſind, nach Beſchaffenheit der Erfahrung ſeiner Zeit ausgeſprochen hat.

Desaguliers gegen Rizzetti.

Als in den Leipziger Actis Eruditorum (Suppl., Tom. VIII. §. 3. p. 130, 131) einiger Einwürfe Rizzetti's gegen Newton erwähnt ward, wiederholt Desaguliers das Experiment, wovon die Rede ist, 1722 vor der Sozietät zu London und giebt davon in den Philosophischen Transaktionen, Vol. 32. pag. 206, eine kurze Nachricht.

Es ist das zweite Experiment des ersten Buchs der Optik, bei welchem ein hellrothes und ein dunkelblaues Papier, beide mit schwarzen Fäden umwunden, durch eine Linse auf einer weißen Tafel abgebildet werden, da denn das rothe Bild oder vielmehr das Bild der schwarzen Fäden auf rothem Grunde sich ferner von der Linse, und das blaue Bild oder vielmehr das Bild der schwarzen Fäden auf blauem Grunde sich näher an der Linse deutlich zeigen soll. Wie es damit stehe, haben wir im polemischen Theil umständlich genug auseinandergesetzt und hinlänglich gezeigt, daß hier nicht die Farbe, sondern das mehr oder weniger Abstechende des Hellen und Dunkeln Ursache ist, daß zu dem einen Bilde der Abbildungspunkt schärfer genommen werden muß, da bei dem andern ein laxerer schon hinreichend ist.

Desaguliers, ob er gleich behauptet, sein Experiment sei vortrefflich gelungen, muß doch zuletzt auf dasjenige, worauf wir festhalten, in einem Notabene hindeuten: wie er denn nach Newtonischer Art die Hauptsachen in Noten und Notabene nachbringt, und so sagt er: Man muß Sorge tragen, daß die Farben ja recht tief sind: denn indem ich unfallsiger-weise von dem Blauen abgewich hatte, so war das Weiße der Karte unter dem Blauen Schuld, daß auch dieses Bild weiter reichte, fast so weit als das Rothe.

Ganz natürlich! Denn nun ward das Blaue heller und die schwarzen Fäden stachen besser darauf ab, und wer sieht nun nicht, warum Newton bei Bereitung einer blauen Pappe zu seinen zwei ersten Experimenten einen schwarzen Grund unter die aufzustreichenden Farben verlangt?

Dieses Experiment, dessen ganzen Werth man in einem Notabene unterzeichnen kann, noch besser kennen zu lernen, ersuchen wir unsere Leser, besonders dasjenige nachzusehen, was wir im polemischen Theil zum sechzehnten Versuch (312 bis 315) angemerkt haben.

Rizetti hatte 1727 ſein Werk herausgegeben, deſſen einzelne Theile ſchon früher bekannt gemacht worden. Desaguliers experimentirt und argumentirt gegen ihn; man ſehe die Philoſophiſchen Transaktionen, Nr. 406, Monat Dezember 1728.

Zuerſt beklagt ſich Desaguliers über die arrogante Manier, womit Rizetti dem größten Philoſophen jetziger und vergangener Zeit begegne, über den triumphirenden Ton, womit er die Irrthümer eines großen Mannes darzuſtellen glaube. Darauf zieht er ſolche Stellen aus, die freilich nicht die höflichſten ſind und von einem Schüler Newton's als Gotteslaſterung verabſcheut werden mußten. Ferner traktirt er den Autor als some people (ſo ein Menſch), bringt noch mehrere Stellen aus dem Werke vor, die er theils kurz abfertigt theils auf ſich beruhen läßt, ohne jedoch im Mindeſten eine Ueberſicht über das Buch zu geben. Endlich wendet er ſich zu Experimenten, die ſich unter verſchiedene Rubriken begreifen laſſen.

a) Zum Beweiſe der diverſen Refrangibilität: 1) das zweite Experiment aus Newton's Optik, 2) das erſte Experiment daher.

b) Refraktion und Reflexion an ſich betreffend, meiſtens ohne Bezug auf Farbe. 3) 4) 5) 6). Ferner wird die Beugung der Strahlen bei der Refraktion, die Beugung der Strahlen bei der Reflexion nach Newtoniſchen Grundſätzen entwickelt und dieſe Phänomene der Attraktion zugeſchrieben. Die Darſtellung iſt klar und zweckmäßig, obgleich die Anwendung auf die divers refrangiblen Strahlen mißlich und peinlich erſcheint. In 7) und 8) wird die durch Berührung einer Glasfläche mit dem Waſſer auf einmal aufgehobene Reflexion dargeſtellt, wobei die Bemerkung gemacht wird, daß die durch Refraktion und Reflexion geſehenen Bilder deutlicher ſein ſollen als die durch bloße Reflexion geſehenen, zum Beweis, daß das Licht leichter durch dichte als durch dünne Mittel gehe.

c) Als Zugabe 9) der bekannte Newtoniſche Verſuch, der ſechzehnte des zweiten Theils, wenn man unter freiem Himmel auf ein Prisma ſieht, da ſich denn ein blauer Bogen zeigt. Wir haben an ſeinem Orte dieſen Verſuch umſtändlich erläutert und ihn auf unſere Erfahrungsſätze zurückgeführt.

Dieſe Experimente wurden vorgenommen vor dem damaligen Präſidenten der Sozietät Hans Sloane, vier Mitgliedern derſelben, Engländern, und vier Italiänern, welche

ſämmtlich den guten Erfolg der Experimente bezeugten. Wie wenig aber hierdurch eigentlich ausgemacht werden können, beſonders in Abſicht auf Farbentheorie, läßt ſich gleich daraus ſehen, daß die Experimente 3—8 inkl. ſich auf die Theorie der Refraktion und Reflexion im Allgemeinen beziehen, und daß die ſämmtlichen Herren von den drei übrigen Verſuchen nichts weiter bezeugen konnten, als was wir alle Tage auch bezeugen können, daß nämlich unter den gegebenen beſchränkten Bedingungen die Phänomene ſo und nicht anders erſcheinen. Was ſie aber ausſprechen und ausſagen, das iſt ganz was Anderes, und das kann kein Zuſchauer bezeugen, am Wenigſten ſolche, denen man die Verſuche nicht in ihrer ganzen Fülle und Breite vorgelegt hat.

Wir glauben alſo der Sache nunmehr überflüſſig genuggethan zu haben und verlangen vor wie nach von einem Jeden, der ſich dafür intereſſirt, daß er alle Experimente ſo oft, als es verlangt wird, darſtellen könne.

Was übrigens Desaguliers betrifft, ſo iſt der vollſtändige Titel des von ihm herausgegebenen Werkes: A Course of Experimental Philosophy by John Theophilus Desaguliers L. L. D. F. R. S. Chaplain to his Royal Highness Frederick Prince of Wales, formerly of Hart Hall (now Hertford College) in Oxford. London.

Die erſte Auflage des erſten Theils iſt von 1734 und die zweite von 1745. Der zweite Band kam 1744 heraus. In der Vorrede des zweiten Theils pag. VII iſt eine Stelle merkwürdig, warum er die Optik und ſo auch die Licht- und Farbenlehre nicht behandelt.

Gauger.

Gehört auch unter die Gegner Rizzetti's. Von ihm ſind uns bekannt:

Lettres de Mr. Gauger sur la différente Refrangibilité de la Lumière et l'immutabilité de leurs couleurs etc. etc. Sie ſind beſonders abgedruckt, ſtehen aber auch in der Continuation des Memoires de Littérature et d'Histoire, Tom. V, p. I. Paris 1728, und ein Auszug daraus in den Mémoires pour l'histoire des Sciences et des beaux arts. Trevoux, Juillet 1728.

Auch in der Ferne Dir so nah!
Und unerwartet kommt die Qual.
Da hör' ich wieder Dich einmal,
Auf einmal bist Du wieder da!

28.

Wie sollt' ich heiter bleiben,
Entfernt von Tag und Licht?
Nun aber will ich schreiben,
Und trinken mag ich nicht.

Wenn sie mich an sich lockte,
War Rede nicht im Brauch,
Und wie die Zunge stockte,
So steckt die Feder auch.

Nur zu, geliebter Schenke!
Den Becher fülle still!
Ich sage nur: Gedenke!
Schon weiß man, was ich will.

— Strophe 3. Nähe trotz der Trennung. Dieses Glück oder diese Qual, was dasselbe ist, sie auch in der Ferne zu hören und zu sehen, kommt unerwartet. Vergl. Faust's

„Ich bin ihr nah, und wär' ich noch so fern";

in den Gedichten (Werke, II. 453):

„Ich sehe Dich, bist Du auch noch so fern!
Und in der Nähe kannst Du mir verschwinden";

ebendas. (I. 197):

„Sie ist fort, ich bin hier;
Ich bin weg, bin bei ihr."

28. In Heidelberg, den 1. Oktober 1815, nach der schon einige Tage früher erfolgten Abreise Suleika's gedichtet (S. Boisserée, I. 284). — Tag und Licht, aber Nacht des Tages, ist Suleika. — Strophe 2. Zu dem Stocken der Zunge führt Ph. Wolff (a. a. O., S. 324) die Verse eines arabischen Dichters an:

„So ist es! Sobald ich sie erblicke von ungefähr,
So staune ich und weiß nicht meine Rede anzufangen.
Es ist mir entfallen Alles, was ich zuvor bedacht,
Und bei Gott! mir's wieder erst, nachdem sie gegangen."

Im Ganzen läßt ſich bemerken, wie ſehr es Rizzetti muß angelegen geweſen ſein, ſeine Meinung zu verbreiten und die Sache zur Sprache zu bringen. Was hingegen die Kontovers betrifft, die Gauer mit ihm führt, ſo mußten wir Alles das wiederholen, was wir oben ſchon beigebracht, und wir erſparen daher uns und unſern Leſern dieſe Unbequemlichkeit.

Newton's Perſönlichkeit.

Die Abſicht deſſen, was wir unter dieſer Rubrik zu ſagen gedenken, iſt eigentlich die, jene Rolle eines Gegners und Widerſachers, die wir ſo lange behauptet und auch künftig noch annehmen müſſen, auf eine Zeit abzulegen, ſo billig als möglich zu ſein, zu unterſuchen, wie ſo ſeltſam Widerſprechendes bei ihm zuſammenhangen und dadurch unſere mitunter gewiſſermaßen heftige Polemik ausrufen. Daß manche wiſſenſchaftliche Rathſel nur durch eine ethiſche Auflöſung begreiflich werden können, giebt man uns wol zu, und wir wollen verſuchen, was uns in dem gegenwärtigen Falle gelingen kann.

Von der engliſchen Nation und ihren Zuſtänden iſt ſchon unter Roger Bacon und Baco von Verulam Einiges erwähnt worden, auch giebt uns Sprat's flüchtiger Aufſatz ein zuſammengedrängtes hiſtoriſches Bild. Ohne hier weiter einzugreifen, bemerken wir nur, daß bei den Engländern vorzüglich bedeutend und ſchätzenswerth iſt die Ausbildung ſo vieler derber tüchtiger Individuen, eines Jeden nach ſeiner Weiſe, und zugleich gegen das Oeffentliche, gegen das gemeine Weſen; ein Vorzug, den vielleicht keine andere Nation, wenigſtens nicht in dem Grade, mit ihr theilt.

Die Zeit, in welcher Newton geboren ward, iſt eine der prägnanteſten in der engliſchen, ja, in der Weltgeſchichte überhaupt. Er war vier Jahre alt, als Karl I. enthauptet wurde, und erlebte die Thronbeſteigung Georg's I. Ungeheure Konflikte bewegten Staat und Kirche, jedes für ſich und beide gegen einander, auf die mannichfaltigſte und abwechſelndſte Weiſe. Ein König ward hingerichtet; entgegengeſetzte Volks- und Kriegsparteien ſtürmten wider einander; Regierungsveränderungen, Veränderungen des Miniſteriums, der Parla-

mente folgten sich gedrängt, ein wiederhergestelltes, mit Glanz geführtes Königthum ward abermals erschüttert, ein König vertrieben, der Thron von einem Fremden in Besitz genommen und abermals nicht vererbt, sondern einem Fremden abgetreten.

Wie muß nicht durch eine solche Zeit ein Jeder sich angeregt, sich aufgefordert fühlen! Was muß das aber für ein eigener Mann sein, den seine Geburt, seine Fähigkeiten zu mancherlei Anspruch berechtigen und der Alles ablehnt und ruhig seinem von Natur eingepflanzten Forscherberuf folgt!

Newton war ein wohlorganisirter, gesunder, wohltemperirter Mann, ohne Leidenschaft, ohne Begierden. Sein Geist war konstruktiver Natur und zwar im abstraktesten Sinne; daher war die höhere Mathematik ihm als das eigentliche Organ gegeben, durch das er seine innere Welt aufzubauen und die äußere zu gewaltigen suchte. Wir maßen uns über dieses sein Hauptverdienst kein Urtheil an und gestehen gern zu, daß sein eigentliches Talent außer unserm Gesichtskreise liegt; aber wenn wir aus eigener Ueberzeugung sagen können: das von seinen Vorfahren Geleistete ergriff er mit Begemlichkeit und führte es bis zum Erstaunen weiter; die mittleren Köpfe seiner Zeit ehrten und verehrten ihn, die besten erkannten ihn für ihresgleichen oder geriethen gar wegen bedeutender Erfindungen und Entdeckungen mit ihm in Kontestation: so dürfen wir ihn wohl ohne näheren Beweis mit der übrigen Welt für einen außerordentlichen Mann erklären.

Von der praktischen, von der Erfahrungsseite rückt er uns dagegen schon näher. Hier tritt er in eine Welt ein, die wir auch kennen, in der wir seine Verfahrungsart und seinen Succeß zu beurtheilen vermögen, um so mehr, als es überhaupt eine unbestrittne Wahrheit ist, daß, so rein und sicher die Mathematik in sich selbst behandelt werden kann, sie doch auf dem Erfahrungsgebeden sogleich bei jedem Schritte perklitirt und ebenso gut wie jede andere ausgeübte Maxime zum Irrthum verleiten, ja, den Irrthum ungeheuer machen und sich künftige Beschämungen vorbereiten kann.

Wie Newton zu seiner Lehre gelangt, wie er sich bei ihrer ersten Prüfung übereilt, haben wir umständlich oben auseinandergesetzt. Er baut seine Theorie sodann konsequent auf, ja, er sucht seine Erklärungsart als ein Faktum geltend zu machen; er entfernt Alles, was ihr schädlich ist und ignorirt dieses, wenn er es nicht leugnen kann. Eigentlich kon-

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
GOETHE,J.W.
3-598-50924-3
FN. 1658/478

trovertirt er nicht, sondern wiederholt nur immer seinen Gegnern: „Greift die Sache an wie ich; geht auf meinem Wege; richtet Alles ein, wie ich's eingerichtet habe; seht wie ich, schließt wie ich, und so werdet Ihr finden was ich gefunden habe: alles Andere ist vom Uebel. Was sollen hundert Experimente, wenn zwei oder drei meine Theorie auf das Beste begründen!"

Dieser Behandlungsart, diesem unbiegsamen Charakter ist eigentlich die Lehre ihr ganzes Glück schuldig. Da das Wort Charakter ausgesprochen ist, so werde einigen zudringenden Betrachtungen hier Platz vergönnt.

Jedes Wesen, das sich als eine Einheit fühlt, will sich in seinem eigenen Zustand ungetrennt und unverrückt erhalten. Dies ist eine ewige nothwendige Gabe der Natur, und so kann man sagen, jedes Einzelne habe Charakter bis zum Wurm hinunter, der sich krümmt, wenn er getreten wird. In diesem Sinne dürfen wir dem Schwachen, ja dem Feigen selbst Charakter zuschreiben; denn er giebt auf, was andere Menschen über Alles schätzen, was aber nicht zu seiner Natur gehört: die Ehre, den Ruhm, nur damit er seine Persönlichkeit erhalte. Doch bedient man sich des Wortes Charakter gewöhnlich in einem höhern Sinne: wenn nämlich eine Persönlichkeit von bedeutenden Eigenschaften auf ihrer Weise verharret und sich durch nichts davon abwendig machen läßt.

Einen starken Charakter nennt man, wenn er sich allen äußerlichen Hindernissen mächtig entgegensetzt und seine Eigenthümlichkeit selbst mit Gefahr, seine Persönlichkeit zu verlieren, durchzusetzen sucht. Einen großen Charakter nennt man, wenn die Stärke desselben zugleich mit großen, unübersehlichen, unendlichen Eigenschaften, Fähigkeiten verbunden ist und durch ihn ganz originelle, unerwartete Absichten, Plane und Thaten zum Vorschein kommen.

Ob nun gleich Jeder wol einsieht, daß hier eigentlich das Ueberschwängliche, wie überhaupt, die Größe macht, so muß man sich doch ja nicht irren und etwa glauben, daß hier von einem Sittlichen die Rede sei. Das Hauptfundament des Sittlichen ist der gute Wille, der seiner Natur nach nur aufs Rechte gerichtet sein kann; das Hauptfundament des Charakters ist das entschiedene Wollen ohne Rücksicht auf Recht und Unrecht, auf Gut und Böse, auf Wahrheit oder Irrthum; es ist das, was jede Partei an den Ihrigen so

höchlich schätzt. Der Wille gehört der Freiheit, er bezieht sich auf den innern Menschen, auf den Zweck; das Wollen gehört der Natur u bezieht sich auf die äußere Welt, auf die That, und weil das irdische Wollen nur immer ein beschränktes sein kann, so läßt sich beinahe voraussetzen, daß in der Ausübung das höhere Rechte niemals oder nur durch Zufall gewollt werden kann.

Man hat nach unserer Ueberzeugung noch lange nicht genug Beiworte aufgesucht, um die Verschiedenheit der Charaktere auszudrücken. Zum Versuch wollen wir die Unterschiede, die bei der physischen Lehre von der Kohären- stattfinden, gleichnißweise gebrauchen; und so gäbe es starke, feste, dichte, elastische, biegsame, geschmeidige, dehnbare, starre, zähe, flüssige und wer weiß, was sonst noch für Charaktere. Newton's Charakter würden wir unter die starren rechnen, so wie auch seine Farbentheorie als ein erstarrtes Aperçu anzusehen ist.

Was uns gegenwärtig betrifft, so berühren wir eigentlich nur den Bezug des Charakters auf Wahrheit und Irrthum. Der Charakter bleibt derselbe, er mag sich dem einen oder der andern ergeben, und so verringert es die große Hochachtung, die wir für Newton hegen, nicht im Geringsten, wenn wir behaupten, er sei als Mensch, als Beobachter in einen Irrthum gefallen und habe als Mann von Charakter, als Sektenhaupt seine Beharrlichkeit eben dadurch am Kräftigsten bethätigt, daß er diesen Irrthum, trotz allen äußern und innern Warnungen, bis an sein Ende fest behauptet, ja immer mehr gearbeitet und sich bemüht, ihn auszubreiten, ihn zu befestigen und gegen alle Angriffe zu schützen.

Und hier tritt nun ein ethisches Haupträthsel ein, das aber Demjenigen, der in die Abgründe der menschlichen Natur zu blicken wagte, nicht unauflösbar bleibt. Wir haben in der Heftigkeit des Polemisirens Newtonen sogar einige Unredlichkeit vorgeworfen; wir sprechen gegenwärtig wieder von nicht geachteten inneren Warnungen, und wie wäre dies mit der übrigens anerkannten Moralität eines solchen Mannes zu verbinden?

Der Mensch ist dem Irren unterworfen, und wie er in einer Folge, wie er anhaltend irrt, so wird er sogleich falsch gegen sich und gegen Andere, dieser Irrthum mag in Meinungen oder in Neigungen bestehen. Von Neigungen wird

es uns deutlicher, weil nicht leicht Jemand sein wird, der eine solche Erfahrung nicht an sich gemacht hätte. Man widme einer Person mehr Liebe, mehr Achtung, als sie verdient, sogleich muß man falsch gegen sich und Andre werden; man ist genöthigt, auffallende Mängel als Vorzüge zu betrachten und sie bei sich wie bei Andern dafür gelten zu machen.

Dagegen lassen Vernunft und Gewissen sich ihre Rechte nicht nehmen. Man kann sie belügen, aber nicht täuschen. Ja, wir thun nicht zu viel, wenn wir sagen: je moralischer, je vernünftiger der Mensch ist, desto lügenhafter wird er, sobald er irrt, desto ungeheurer muß der Irrthum werden, sobald er darin verharrt; und je schwächer die Vernunft, je stumpfer das Gewissen, desto mehr ziemt der Irrthum dem Menschen, weil er nicht gewarnt ist. Das Irren wird nur bedauernswerth, ja es kann liebenswürdig erscheinen.

Aengstlich aber ist es anzusehen, wenn ein starker Charakter, um sich selbst getreu zu bleiben, treulos gegen die Welt wird und, um innerlich wahr zu sein, das Wirkliche für eine Lüge erklärt und sich dabei ganz gleichgiltig erzeigt, ob man ihn für halsstarrig, verstockt, eigensinnig oder für lächerlich halte. Demungeachtet bleibt er Charakter immer Charakter, er mag das Rechte oder das Unrechte, das Wahre oder das Falsche wollen und eifrig dafür arbeiten.

Allein hiermit ist noch nicht das ganze Räthsel aufgelöst; noch ein Geheimnißvolleres liegt dahinter. Es kann sich nämlich im Menschen ein höheres Bewußtsein finden, so daß er über die nothwendige ihm einwohnende Natur, an der er durch alle Freiheit nichts zu verändern vermag, eine gewisse Uebersicht erhält. Hierüber völlig ins Klare zu kommen, ist beinahe unmöglich; sich in einzelnen Augenblicken zu schelten, geht wol an, aber Niemanden ist gegeben, sich fortwährend zu tadeln. Greift man nicht zu dem gemeinen Mittel, seine Mängel auf die Umstände, auf andere Menschen zu schieben, so entsteht zuletzt aus dem Konflikt eines vernünftig richtenden Bewußtseins mit der zwar modifikablen, aber doch unveränderlichen Natur eine Art von Ironie in und mit uns selbst, so daß wir unsere Fehler und Irrthümer wie ungezogene Kinder spielend behandeln, die uns vielleicht nicht so lieb sein würden, wenn sie nicht eben mit solchen Unarten behaftet wären.

Diese Ironie, dieses Bewußtsein, womit man seinen Mängeln nachsieht, mit seinen Irrthümern scherzt und ihnen

desto mehr Raum und Lauf läßt, weil man sie doch am Ende zu beherrschen glaubt oder hofft, kann von der klarsten Verruchtheit bis zur dumpfsten Ahnung sich in mancherlei Subjekten stufenweise finden, und wir getrauten uns eine solche Galerie von Charakteren nach lebendigen und abgeschiedenen Mustern, wenn es nicht allzu verfänglich wäre, wohl aufzustellen. Wäre alsdann die Sache durch Beispiele völlig aufgeklärt, so würde uns Niemand verargen, wenn er Newtonen auch in der Reihe fände, der eine trübe Ahnung seines Unrechts gewiß gefühlt hat.

Denn wie wäre es einem der ersten Mathematiker möglich, sich einer solchen Unmethode zu bedienen, daß er schon in den optischen Lektionen, indem er die diverse Refrangibilität festsetzen will, den Versuch mit parallelen Mitteln, der ganz an den Anfang gehört, weil die Farbenerscheinung sich da zuerst entwickelt, ganz zuletzt bringt; wie konnte Einer, dem es darum zu thun gewesen wäre, seine Schüler mit den Phänomenen im ganzen Umfang bekannt zu machen, um darauf eine haltbare Theorie zu bauen, wie konnte der die subjektiven Phänomene gleichfalls erst gegen das Ende und keineswegs in einem gewissen Parallelismus mit den objektiven abhandeln; wie konnte er sie für unbequem erklären, da sie ganz ohne Frage die bequemeren sind, wenn er nicht der Natur ausweichen und seine vorgefaßte Meinung vor ihr sicherstellen wollte! Die Natur spricht nichts aus, was ihr selbst unbequem wäre; desto schlimmer, wenn sie einem Theoretiker unbequem wird.

Nach Allem diesem wollen wir, weil ethische Probleme auf gar mancherlei Weise aufgelöst werden können, noch die Vermuthung anführen, daß vielleicht Newton an seiner Theorie so viel Gefallen gefunden, weil sie ihm bei jedem Erfahrungsschritte neue Schwierigkeiten darbot. So sagt ein Mathematiker selber: C'est la coutume des Geometres de s'élever de difficultés en difficultés, et même de s'en former sans cesse de nouvelles, pour avoir le plaisir de les surmonter.

Wollte man aber auch so den vortrefflichen Mann nicht genug entschuldigt halten, so werfe man einen Blick auf die Naturforschung seiner Zeiten, auf das Philosophiren über die Natur, wie es theils von Descartes her theils durch andere vorzügliche Männer üblich geworden war, und man wird aus

dieſen Umgebungen ſich Newton's eigenen Geiſteszuſtand eher vergegenwärtigen können.

Auf dieſe und noch manche andere Weiſe möchten wir den Manen Newton's, inſofern wir ſie beleidigt haben könnten, eine hinlängliche Ehrenerklärung thun. Jeder Irrthum, der aus dem Menſchen und aus den Bedingungen, die ihn umgeben, unmittelbar entſpringt, iſt verzeihlich, oft ehrwürdig; aber alle Nachfolger im Irrthum können nicht ſo billig behandelt werden. Eine nachgeſprochene Wahrheit verliert ſchon ihre Grazie; ein nachgeſprochener Irrthum erſcheint abgeſchmackt und lächerlich. Sich von einem eigenen Irrthum loszumachen, iſt ſchwer, oft unmöglich bei großem Geiſt und großen Talenten: wer aber einen fremden Irrthum aufnimmt und halsſtarrig dabei verbleibt, zeigt von gar geringem Vermögen. Die Beharrlichkeit eines original Irrenden kann uns erzürnen; die Hartnäckigkeit der Irrthumsſyſtiker macht verdrießlich und ärgerlich. Und wenn wir in dem Streit gegen die Newtoniſche Lehre manchmal aus den Gränzen der Beſonnenheit herausgeſchritten ſind, ſo ſchieben wir alle Schuld auf die Schule, deren Inkompetenz und Dünkel, deren Faulheit und Selbſtgenügſamkeit, deren Ingrimm und Verfolgungsgelüſt mit einander durchaus in Proportion und Gleichgewicht ſtehen.

Erſte Schüler und Bekenner Newton's.

Außer den ſchon erwähnten Experimentatoren, Keill und Deſaguliers, werden uns folgende Männer merkwürdig.

Samuel Clarke, geb. 1675, geſt. 1735, trägt zur Ausbreitung der Newtoniſchen Lehre unter Allen am Meiſten bei. Zum geiſtlichen Stande beſtimmt, zeigt er in der Jugend großes Talent zur Mathematik und Phyſik, penetrirt früher als Andere die Newtoniſchen Anſichten und überzeugt ſich davon.

Er überſetzt Rohault's Phyſik, welche, nach Carteſianiſchen Grundſätzen geſchrieben, in den Schulen gebraucht wurde, ins Lateiniſche. In den Noten trägt der Ueberſetzer die Newtoniſche Lehre vor, von welcher denn bei Gelegenheit der Farben geſagt wird: Experientia compertum est etc. Die erſte Ausgabe iſt von 1697. Auf dieſem Wege führte man die Newtoniſche Lehre neben der des Carteſius in den Unterricht ein und verdrängte jene nach und nach.

Der größte Dienst jedoch, den Clarke Newtonen erzeigte, war die Ueberſetzung der Optik ins Lateiniſche, welche 1706 herauskam. Newton hatte ſie ſelbſt revidirt, und Engländer ſagen, ſie ſei verſtändlicher als das Original ſelbſt. Wir aber können dies keineswegs finden. Das Original iſt ſehr deutlich, naiv ernſt geſchrieben; die Ueberſetzung muß, um des lateiniſchen Sprachgebrauchs willen, oft umſchreiben und Phraſen machen; aber vielleicht ſind es ebendieſe Phraſen, die den Herren, welche ſich nichts weiter dabei denken wollten, am Beſten zu Ohre gingen.

Uebrigens ſtanden beide Männer in einem moraliſchen, ja religiöſen Verhältniß zu einander, indem ſie Beide dem Arianismus zugethan waren, einer mäßigen Lehre, die vielen vernünftigen Leuten der damaligen Zeit behagte und den Deismus der folgenden vorbereitete.

Wilhelm Molyneux, einer der erſten Newtoniſchen Bekenner. Er gab eine Dioptrica nova, London, 1692, heraus, woſelbſt er auf der vierten Seite ſagt: „Aber Herr Newton in ſeinen Abhandlungen, Farben und Licht betreffend, die in den Philoſophiſchen Transaktionen publizirt worden, hat umſtändlich dargethan, daß die Lichtſtrahlen keineswegs homogen oder von einerlei Art ſind, vielmehr von unterſchiedenen Formen und Figuren, daß einige mehr gebrochen werden als die andern, ob ſie ſchon einen gleichen oder ähnlichen Neigungswinkel zum Glaſe haben.“

Niemanden wird entgehen, daß hier, bei allem Glauben an den Herrn und Meiſter, die Lehre ſchon ziemlich auf dem Wege iſt, verſchoben und entſtellt zu werden.

Regnault. Entretiens physiques. Tom. 2. Entret. 23, p. 385 ff und Entret. 22, p. 379 ff., trägt die Newtoniſche Lehre in der Kürze vor.

Maclaurin. Expositions des découvertes philosophiques de Mr. Newton.

Pemberton. A view of Sir Isaac Newton's philosophy. London 1728.

Wilhelm Whiſton. Praelectiones mathematicae.

Dunch. Philosophia mathematica Newtoniana.

Inwiefern dieſe Letzteren ſich auch um die Farbenlehre bekümmert und ſolche mehr oder weniger dem Buchſtaben nach vorgetragen, gedenken wir hier nicht zu unterſuchen; genug,

ſie gehören unter Diejenigen, welche als die erſten Anhänger und Bekenner Newton's in der Geſchichte genannt werden.

Von auswärtigen Anhängern erwähnen wir zunächſt s'Gravesande und Muſchenbroek.

Wilhelm Jakob s'Gravesande.

Geboren 1688.

Physices elementa mathematica, sive introductio ad philosophiam Newtonianam. Lugd. Batav. 1721.

Im zweiten Bande, p. 78, Cap. 18, trägt er die Lehre von der diverſen Refrangibilität nach Newton vor; in ſeinen Definitionen ſetzt er ſie voraus. Die ins Ovale gezogene Geſtalt des runden Sonnenbildes ſcheint ſie ihm ohne Weiteres zu beweiſen.

Merkwürdig iſt, daß Tab. XV die erſte Figur ganz richtig gezeichnet iſt, und daß er §. 851 zur Entſchuldigung, daß im Vorhergehenden beim Vortrag der Refraktionsgeſetze die weißen Strahlen als homogen behandelt worden, ſagt: „Satis est exigua differentia refrangibilitatis in radiis solaribus, ut in praecedentibus negligi potuit.“

Freilich, wenn die Verſuche mit paralleln Mitteln gemacht werden, ſind die farbigen Ränder unbedeutend, und man muß das Sonnenbild genug quälen, bis das Phänomen ganz farbig erſcheint.

Uebrigens ſind die perſpektiviſch, mit Licht und Schatten vorgeſtellten Experimente gut und richtig, wie es ſcheint, nach dem wirklichen Apparat gezeichnet. Aber wozu der Aufwand, da die Farbenerſcheinung als die Hauptſache fehlt? Reine Linearzeichnungen, richtig illuminirt, beſtimmen und entſcheiden die ganze Sache, dahingegen durch jene umſtändliche, bis auf einen gewiſſen Grad wahre und doch im Hauptpunkte mangelhafte Darſtellung der Irrthum nur deſto ehrwürdiger gemacht und fortgepflanzt wird.

29.

Wenn ich Dein gedenke,
Fragt mich gleich der Schenke:
„Herr, warum so still?
Da von Deinen Lehren
Immer weiter hören
Saki gerne will.“

Wenn ich mich vergesse
Unter der Zypresse,
Hält er nichts davon;
Und im stillen Kreise
Bin ich doch so weise,
Klug wie Salomon.

30.

Die Liebende spricht.

Und warum sendet
Der Reiterhauptmann
Nicht seine Boten
Von Tag zu Tage?
Hat er doch Pferde,
Versteht die Schrift!

---

29. Im Anschluß an Nr. 28. — Saki ist der feststehende Schenken-Name; denn Saki bedeutet Schenke. Auch in Nr. 19 des folgenden Buchs drückt derselbe dem Dichter ein ähnliches Befremden aus.

30. Die Liebende spricht. Erst 1837 hier eingerückt. — Dem Anfange liegt der Anfang einer Gasele von Hafis (Dal. CXXXIII) zu Grunde:

„Lange hat mir der Freund schon keine Botschaft gesandt,
Lange hat er mir Brief, Worte und Gruß nicht gesandt.
Hundertmal schrieb ich; allein es hat mir der Führer der Reiter
Keinen Boten geschickt, keine Begrüßung gesandt.“

Strophe 2. Talik und Neski sind die hauptsächlichsten neueren Schreibweisen (Buchstabenformen), welche die alte kufische Schreibart verdrängten (scripturam cufiam penitus omissis characteribus recentioribus Noschi et Taalik dictis. Fundgruben des Orients, II. 293). Vergl.

Peter van Muschenbroek.

Geb. 1692, gest. 1761.

Elementa physica 1734.

Völlig von der Newtonischen Lehre überzeugt, fängt er seinen Vortrag mit der hypothetischen Figur an, wie sie bei uns, Tafel VII, Figur 1 abgebildet ist. Dann folgt: Si per exiguum foramen mit der bekannten Litanei.

Bei dieser Gelegenheit erwähnen wir der Florentinischen Akademie, deren Tentamina von Muschenbroek übersetzt und 1731 herausgegeben worden. Sie enthalten zwar nichts die Farbenlehre betreffend; doch ist uns die Vorrede merkwürdig, besonders wegen einer Stelle über Newton, die als ein Zeugniß der damaligen höchsten Verehrung dieses außerordentlichen Mannes mitgetheilt zu werden verdient. Indem nämlich Muschenbroek die mancherlei Hindernisse und Beschwerlichkeiten anzeigt, die er bei Uebersetzung des Werks aus dem Italiänischen ins Lateinische gefunden, fügt er Folgendes hinzu: „Weil nun auch mehr als sechzig Jahre seit der ersten Ausgabe dieses Werkes verflossen, so ist die Philosophie inzwischen mit nicht geringem Wachsthum vorgeschritten, besonders seitdem der allerreichste und höchste Lenker und Vorsteher aller menschlichen Dinge, mit unendlicher Liebe und unbegreiflicher Wohlthätigkeit die Sterblichen unserer Zeit bedenkend, ihre Gemüther nicht länger in dem Druck der alten Finsterniß lassen wollte, sondern ihnen als ein vom Himmel gesandtes Geschenk jenes britische Orakel, Isaak Newton, gewährt, welcher, eine erhabene Mathesin auf die zartesten Versuche anwendend und Alles geometrisch beweisend, gelehrt hat, wie man in die verborgensten Geheimnisse der Natur dringen und eine wahre beständige Wissenschaft erlangen könne. Deswegen hat auch dieser mit göttlichem Scharfsinn begabte Philosoph mehr geleistet als alle die erfindsamsten Männer von den ersten Anfängen der Weltweisheit her zusammen. Verbannt sind nun alle Hypothesen; nichts, als was bewiesen ist, wird zugelassen: die Weltweisheit wird durch die gründlichste Lehre erweitert und auf den menschlichen Nutzen übergetragen durch mehrere angesehene, die wahre Methode befolgende gelehrte Männer."

Franzöſiſche Akademiker.

Die erſte franzöſiſche Akademie, ſchon im Jahre 1634 eingerichtet, war der Sprache im allgemeinſten Sinne, der Grammatik, Rhetorik und Poeſie gewidmet. Eine Verſammlung von Naturforſchern aber hatte zuerſt in England ſtattgefunden.

In einem Brief an die Londner Societät preiſt von Montmort-de Sorbière die engliſche Nation glücklich, daß ſie einen reichen Adel und einen König habe, der ſich für die Wiſſenſchaften intereſſire, welches in Frankreich nicht der Fall ſei. Doch fanden ſich auch in dieſem Lande ſchon ſo viel Freunde der Naturwiſſenſchaften in einzelnen Geſellſchaften zuſammen, daß man von Hof aus nicht ſäumen konnte, ſie näher zu vereinigen. Man dachte ſich ein weit umfaſſendes Ganze und wollte jene erſte Akademie der Redekünſte und die neu einzurichtende der Wiſſenſchaften mit einander vereinigen. Dieſer Verſuch gelang nicht; die Sprach-Akademiker ſchieden ſich gar bald, und die Akademie der Wiſſenſchaften blieb mehrere Jahre zwar unter königlichem Schutz, doch ohne eigentliche Sanktion und Konſtitution, in einem gewiſſen Mittelzuſtand, in welchem ſie ſich gleichwol um die Wiſſenſchaften genug verdient machte.

Mit ihren Leiſtungen bis 1696 macht uns Du Hamel in ſeiner Regiae Scientiarum academiae historia auf eine ſtille und ernſte Weiſe bekannt.

In dem Jahre 1699 wurde ſie reſtaurirt und völlig organiſirt, von welcher Zeit an ihre Arbeiten und Bemühungen ununterbrochen bis zur Revolution fortgeſetzt wurden.

Die Geſellſchaft hielt ſich ohne ſonderliche theoretiſche Tendenz nahe an der Natur und deren Beobachtung, wobei ſich von ſelbſt verſteht, daß in Abſicht auf Aſtronomie ſowie auf Alles, was dieſer großen Wiſſenſchaft vorausgehen muß, nicht weniger bei Bearbeitung der allgemeinen Naturlehre, die Mathematiker einen fleißigen und treuen Antheil bewieſen. Naturgeſchichte, Thierbeſchreibung, Thieranatomie beſchäftigten manche Mitglieder und bereiteten vor, was ſpäter von Buffon und Daubenton ausgeführt wurde.

Im Ganzen ſind die Verhandlungen dieſer Geſellſchaft ebenſo wenig methodiſch als die der engliſchen; aber es herrſcht doch eher eine Art von verſtändiger Ordnung darin. Man iſt hier nicht ſo kouſus wie dort, aber auch nicht ſo reich. In Abſicht auf Farbenlehre verdanken wir derſelben Folgendes.

Mariotte.

Unter dem Jahre 1679 giebt uns die Geschichte der Akademie eine gedrängte, aber hinreichende Nachricht von den Mariottischen Arbeiten. Sie bezeigt ihre Zufriedenheit über die einfache Darstellung der Phänomene und äußert, daß es sehr wohlgethan sei, auf eine solche Weise zu verfahren, als sich in die Aufsuchung entfernterer Ursachen zu verlieren.

De la Hire.

Im Jahre 1678 hatte Dieser in einer kleinen Schrift, Accidents de la vie, den Ursprung des Blauen ganz richtig gefaßt, daß nämlich ein dunkler, schwärzlicher Grund, durch ein durchscheinendes weißliches Mittel gesehen, die Empfindung von Blau gebe.

Unter dem Jahre 1711 findet sich in den Memoiren der Akademie ein kleiner Aufsatz, worin diese Ansicht wiederholt und zugleich bemerkt wird, daß das Sonnenlicht durch ein angerauchtes Glas roth erscheine. Er war, wie man sieht, auf dem rechten Wege, doch fehlte es ihm an Entwicklung des Phänomens. Er drang nicht weit genug vor, um einzusehen, daß das angerauchte Glas hier nur als ein Trübes wirke, indem dasselbe, wenn es leicht angeraucht ist, vor einen dunkeln Grund gehalten, bläulich erscheint. Ebenso wenig gelang es ihm, das Rothe aufs Gelbe zurück und das Blaue aufs Violete vorwärts zu führen. Seine Bemerkung und Einsicht blieb daher unfruchtbar liegen.

Wegen übereinstimmender Gesinnungen schalten wir an dieser Stelle einen Deutschen ein, den wir sonst nicht schicklicher unterzubringen wußten.

Johann Michael Conradi.

Anweisung zur Optica. Koburg 1710 in 4.

Pag. 18, §. 16: „Wo das Auge nichts siehet, so meinet es, es sehe etwas Schwarzes; als wenn man des Nachts gen

Himmel siehet, da ist wirklich nichts, und man meinet, die Sterne hingen an einem schwarzen expanso. Wo aber eine durchscheinende Weiße vor dieser Schwärze oder diesem Nichts stehet, so giebt es eine blaue Farbe; daher der Himmel des Tages blau siehet, weil die Luft wegen der Dünste weiß ist. Dahero je reiner die Luft ist, je dunkelblauer ist der Himmel, als wo ein Gewitter vorüber ist und die Luft von denen vielen Dünsten gereiniget; je dünniger aber die Luft ist, desto weißlicher ist diese blaue Farbe. Und daher scheinen auch die Wälder von Weitem blau, weil vor dem schwarzen schattenvollen Grün die weiße und illuminirte Luft sich befindet."

Malebranche.

Wir haben schon oben S. 209 den Entwurf seiner Lehre eingerückt. Er gehört unter Diejenigen, welche Licht und Farbe zarter zu behandeln glaubten, wenn sie sich diese Phänomene als Schwingungen erklärten. Und es ist bekannt, daß diese Vorstellungsart durch das ganze achtzehnte Jahrhundert Gunst gefunden.

Nun haben wir schon geäußert, daß nach unserer Ueberzeugung damit gar nichts gewonnen ist. Denn wenn uns der Ton deswegen begreiflicher zu sein scheint als die Farbe, weil wir mit Augen sehen und mit Händen greifen können, daß eine mechanische Impulsion Schwingungen an den Körpern und in der Luft hervorbringt, deren verschiedene Maßverhältnisse harmonische und disharmonische Töne bilden, so erfahren wir doch dadurch keineswegs, was der Ton sei, und wie es zugehe, daß diese Schwingungen und ihre Abgemessenheiten das, was wir im Allgemeinen Musik nennen, hervorbringen mögen. Wenn wir nun aber gar diesen mechanischen Wirkungen, die wir für intelligibel halten, weil wir einen gewissermaßen groben Anstoß so zarter Erscheinungen bemerken können, zum Gleichniß brauchen, um das, was Licht und Farbe leisten, uns auf ebendem Wege begreiflich zu machen, so ist dadurch eigentlich gar nichts gethan. Statt der Luft, die durch den Schall bewegt wird, einen Aether zu supponiren, der durch die Anregung des Lichts auf eine ähnliche Weise vibrire, bringt das Geschäft um nichts weiter; denn freilich ist am Ende

Alles Leben und Bewegung, und beide können wir doch nicht anders gewahr werden, als daß sie sich selbst rühren und durch Berührung das Nächste zum Fortschritt anregen.

Wie unendlich viel ruhiger ist die Wirkung des Lichts als die des Schalles. Eine Welt, die so anhaltend von Schall erfüllt wäre, als sie es von Licht ist, würde ganz unerträglich sein.

Durch diese oder eine ähnliche Betrachtung ist wahrscheinlich Malebranche, der ein sehr zart fühlender Mann war, auf seine wunderlichen Vibrations de pression geführt worden, da die Wirkung des Lichts durchaus mehr einem Druck als einem Stoß ähnlich ist. Wovon Diejenigen, welche es interessirt, die Memoiren der Akademie von 1699 nachsehen werden.

Bernard le Bovier de Fontenelle.

Geb. 1657, gest. 1757.

Es war nicht möglich, daß die Franzosen sich lange mit den Wissenschaften abgaben, ohne solche ins Leben, ja in die Sozietät zu ziehen und sie durch eine gebildete Sprache der Redekunst, wo nicht gar der Dichtkunst zu überliefern. Schon länger als ein halbes Jahrhundert war man gewohnt, über Gedichte und prosaische Aufsätze, über Theaterstücke, Kanzelreden, Memoiren, Lobreden und Biographien in Gesellschaften zu diskutiren und seine Meinung, sein Urtheil gegenseitig zu eröffnen. Im Briefwechsel suchten Männer und Frauen der oberen Stände sich an Einsicht in die Welthändel und Charaktere, an Leichtigkeit, Heiterkeit und Anmuth bei der möglichsten Bestimmtheit zu übertreffen, und nun trat die Naturwissenschaft als eine spätere Gabe hinzu. Die Forscher so gut als andre Literatoren und Gelehrte lebten in der Welt und für die Welt; sie mußten auch für sich Interesse zu erregen suchen und erregten es leicht und bald.

Aber ihr Hauptgeschäft lag eigentlich von der Welt ab. Die Untersuchung der Natur durch Experimente, die mathematische oder philosophische Behandlung des Erfahrenen erforderte Ruhe und Stille, und weder die Breite noch die Tiefe der Erscheinung sind geeignet, vor die Versammlung gebracht zu werden, die man gewöhnlich Sozietät nennt. Ja,

manches Abſtrakte, Abſtruſe läßt ſich in die gewöhnliche Sprache nicht überſetzen. Aber dem lebhaften, geſelligen, mundfertigen Franzoſen ſchien nichts zu ſchwer, und gedrängt durch die Nöthigung einer großen gebildeten Maſſe, unternahm er eben, Himmel und Erde mit allen ihren Geheimniſſen zu vulgariſiren.

Ein Werk dieſer Art iſt Fontenelle's Schrift über die Mehrheit der Welten. Seitdem die Erde im Kopernikaniſchen Syſtem auf einem ſubalternen Platz erſchien, ſo traten vor allen Dingen die übrigen Planeten in gleiche Rechte. Die Erde war bewachſen und bewohnt, alle Klimaten brachten nach ihren Bedingungen und Eigenheiten eigene Geſchöpfe hervor, und die Folgerung lag ganz nahe, daß die ähnlichen Geſtirne, und vielleicht auch gar die unähnlichen, ebenfalls mit Leben überſät und beglückt ſein müßten. Was die Erde an ihrem hohen Rang verloren, ward ihr gleichſam hier durch Geſellſchaft erſetzt, und für Menſchen, die ſich gern mittheilen, war es ein angenehmer Gedanke, früher oder ſpäter einen Beſuch auf den umliegenden Welten abzuſtatten. Fontenelle's Werk fand großen Beifall und wirkte viel, indem es außer dem Hauptgedanken noch manches Andere, den Weltbau und deſſen Einrichtung betreffend, populariſiren mußte.

Dem Redner kommt es auf den Werth, die Würde, die Vollſtändigkeit, ja die Wahrheit ſeines Gegenſtandes nicht an; die Hauptfrage iſt, ob er intereſſant ſei oder intereſſant gemacht werde. Die Wiſſenſchaft ſelbſt kann durch eine ſolche Behandlung wol nicht gewinnen, wie wir auch in neuerer Zeit durch das Feminiſiren und Infantiſiren ſo mancher höheren und profunderen Materie geſehen haben. Dasjenige, wovon das Publikum hört, daß man ſich damit in den Werkſtätten, in den Studirzimmern der Gelehrten beſchäftige, das will es auch näher kennen lernen, um nicht ganz albern zuzuſehen, wenn die Wiſſenden davon ſich laut unterhalten. Darum beſchäftigen ſich ſo viele Redigirende, Epitomiſirende, Auszie-hende, Urtheilende, Vorurtheilende; die launigen Schriftſteller verfehlen nicht, Seitenblicke dahin zu thun; der Komödienſchreiber ſcheut ſich nicht, das Ehrwürdige auf dem Theater zu verſpotten, wobei die Menge immer am Freiſten Athem holt, weil ſie fühlt, daß ſie etwas Edles, etwas Bedeutendes los iſt, und daß ſie vor dem, was Andre für wichtig halten, keine Ehrfurcht zu haben braucht.

Zu Fontenelle's Zeiten war dieſes Alles erſt im Werden.

Es läßt sich aber schon bemerken, daß Irrthum und Wahrheit, so wie sie im Gange waren, von guten Köpfen ausgebreitet und eins wie das andre wechselsweise mit Gunst oder Ungunst behandelt wurden.

Dem großen Rufe Newton's, als derselbe in einem hohen Alter mit Tode abging, war Niemand gewachsen. Die Wirkungen seiner Persönlichkeit erschienen durch ihre Tiefe und Ausbreitung der Welt höchst ehrwürdig, und jeder Verdacht, daß ein solcher Mann geirrt haben könnte, wurde weggewiesen. Das Unbedingte, an dem sich die menschliche Natur erfreut, erscheint nicht mächtiger als im Beifall und im Tadel, im Haß und der Neigung der Menge. Alles oder Nichts ist von je her die Devise des angeregten Demos.

Schon von jener ersten, der Sprache gewidmeten Akademie ward der löbliche Gebrauch eingeführt, bei dem Todtenamte, das einem verstorbenen Mitgliede gehalten wurde, eine kurze Nachricht von des Abgeschiedenen Leben mitzutheilen. Pelisson, der Geschichtschreiber jener Akademie, giebt uns solche Notizen von den zu seiner Zeit verstorbenen Gliedern auf seine reine, natürliche, liebenswürdige Weise. Je mehr nachher diese Institute selbst sich Ansehn geben und verschaffen, je mehr man Ursache hat, aus den Todten etwas zu machen, damit die Lebendigen als etwas erscheinen, desto mehr werden solche Personalien aufgeschmückt und treten in der Gestalt von Elogien hervor.

Daß nach dem Tode Newton's, der ein Mitglied der französischen Akademie war, eine bedeutende, allgemein verständliche, von den Anhängern Newton's durchaus zu billigende Lobrede würde gehalten werden, ließ sich erwarten. Fontenelle hielt sie. Von seinem Leben und seiner Lehre und also auch von seiner Farbentheorie wurde mit Beifall Rechenschaft gegeben. Wir übersetzen die hierauf bezüglichen Stellen und begleiten sie mit einigen Bemerkungen, welche durch den polemischen Theil unsrer Arbeit bestätigt und gerechtfertigt werden.

Fontenelle's Lobrede auf Newton.

Ausgezogen und mit Bemerkungen begleitet.

„Zu gleicher Zeit, als Newton an seinem großen Werk der Prinzipien arbeitete, hatte er noch ein anderes unter Händen, das ebenso original und neu, weniger allgemein durch seinen Titel, aber durch die Manier, in welcher der Verfasser einen einzelnen Gegenstand zu behandeln sich vornahm, ebenso ausgebreitet werden sollte. Es ist die Optik oder das Werk über Licht und Farbe, welches zum ersten Mal 1704 erschien. Er hatte in dem Lauf von dreißig Jahren die Experimente angestellt, deren er bedurfte."

In der Optik steht kein bedeutendes Experiment, das sich nicht schon in den optischen Lektionen fände; ja, in diesen steht manches, was in jener ausgelassen ward, weil es nicht in die künstliche Darstellung paßte, an welcher Newton dreißig Jahre gearbeitet hat.

„Die Kunst: Versuche zu machen, in einem gewissen Grade, ist keineswegs gemein. Das geringste Faktum, das sich unsern Augen darbietet, ist aus so viel andern Fakten verwickelt, die es zusammensetzen oder bedingen, daß man ohne eine außerordentliche Gewandtheit nicht Alles, was darin begriffen ist, entwickeln, noch ohne vorzüglichen Scharfsinn vermuthen kann, was Alles darin begriffen sein dürfte. Man muß das Faktum, wovon die Rede ist, in so viel andre trennen, die abermals zusammengesetzt sind, und manchmal, wenn man seinen Weg nicht gut gewählt hätte, würde man sich in Irrgänge einlassen, aus welchen man keinen Ausgang fände. Die ursprünglichen und elementaren Fakta scheinen von der Natur mit so viel Sorgfalt wie die Ursachen versteckt worden zu sein, und gelangt man endlich dahin, sie zu sehen, so ist es ein ganz neues und überraschendes Schauspiel."

Dieser Periode, der dem Sinne nach allen Beifall verdient, wenngleich die Art des Ausdrucks vielleicht eine nähere Bestimmung erforderte, paßt auf Newton nur dem Vorurtheil, keineswegs aber dem Verdienst nach; denn eben hier liegt der von uns erwiesene, von ihm begangene Hauptfehler, daß er das Phänomen in seine einfachen Elemente nicht zerlegt hat, welches doch bis auf einen gewissen Grad leicht gewesen wäre, da ihm die Erscheinungen, aus denen sein Spektrum zusammengesetzt wird, selbst nicht unbekannt waren.

„Der Gegenstand dieser Optik ist durchaus die Anatomie des Lichts. Dieser Ausdruck ist nicht zu kühn, es ist die Sache selbst."

So weit war man nach und nach im Glauben gekommen! An die Stelle des Phänomens setzte man eine Erklärung; nun nannte man die Erklärung ein Faktum und das Faktum gar zuletzt eine Sache.

Bei dem Streite mit Newton, da er ihn noch selbst führte, findet man, daß die Gegner seine Erklärung als Hypothese behandelten; er aber glaubte, daß man sie eine Theorie, ja wol gar ein Faktum nennen könnte, und nun macht sein Lobredner die Erklärung gar zu Sache!

„Ein sehr kleiner Lichtstrahl, —"

Hier ist also der hypothetische Lichtstrahl; denn bei dem Experiment bleibt es immer das ganze Sonnenbild.

„— den man in eine vollkommen dunkle Kammer hereinläßt, —"

In jedem hellen Zimmer ist der Effekt ebenderselbe.

„— der aber niemals so klein sein kann, daß er nicht noch eine unendliche Menge von Strahlen enthielte, wird getheilt, zerschnitten, so daß man nun die Elementarstrahlen hat, —"

Man hat sie! und wol gar als Sache!

„— aus welchen er vorher zusammengesetzt war, die nun aber von einander getrennt sind, jeder von einer andern Farbe gefärbt, die nach dieser Trennung nicht mehr verändert werden können. Das Weiße also war der gesammte Strahl vor seiner Trennung und entstand aus dem Gemisch aller dieser besondern Farben der primitiven Lichtstrahlen."

Wie es sich mit diesen Redensarten verhalte, ist anderwärts genugsam gezeigt.

„Die Trennung dieser Strahlen war so schwer, —"

Hinter die Schwierigkeit der Versuche steckt sich die ganze Newtonische Schule. Das, was an den Erscheinungen wahr und natürlich ist, läßt sich sehr leicht darstellen, was aber Newton zusammengekünstelt hat, um seine falsche Theorie zu beschönigen, ist nicht sowol schwer als beschwerlich (troublesome) darzustellen. Einiges, und gerade das Hauptsächlichste, ist sogar unmöglich. Die Trennung der farbigen Strahlen in sieben runde, völlig von einander abstehende Bilder ist ein Märchen, das blos als imaginäre Figur auf dem Papier steht und in der Wirklichkeit gar nicht darzustellen ist.

„— daß Herr Mariotte, als er auf das erste Gerücht von Herrn Newton's Erfahrungen diese Versuche unternahm, —"

Ehe Mariotte seinen Traktat über die Farben herausgab, konnte er den Aufsatz in den Transaktionen recht gut gelesen haben.

„— sie verfehlte, er, der so viel Genie für die Erfahrung hatte und dem es bei andern Gegenständen so sehr geglückt ist."

Und so mußte der treffliche Mariotte, weil er das Hokuspokus, vor dem sich die übrigen Schulgläubigen beugten, als ein ehrlicher Mann, der Augen hatte, nicht anerkennen wollte, seinen wohlhergebrachten Ruf als guter Beobachter vor seiner eigenen Nation verlieren, den wir ihm denn hiermit auf das Vollkommenste wiederherzustellen wünschen.

„Noch ein anderer Nutzen dieses Werks der Optik, so groß vielleicht als der, den man aus der großen Anzahl neuer Kenntnisse nehmen kann, womit man es angefüllt findet, ist, daß es ein vortreffliches Muster liefert der Kunst, sich in der Experimentalphilosophie zu benehmen."

Was man sich unter Experimentalphilosophie gedacht, ist oben schon ausgeführt, so wie wir auch gehörigen Orts dargethan haben, daß man nie verkehrter zu Werke gegangen ist, um eine Theorie auf Experimente aufzubauen oder, wenn man will, Experimente an eine Theorie anzuschließen.

„Will man die Natur durch Erfahrungen und Beobachtungen fragen, so muß man sie fragen wie Herr Newton, auf eine so gewandte und dringende Weise."

Die Ausdrücke gewandt und dringend sind recht wohl angebracht, um die Newtonische künstliche Behandlungsweise auszudrücken. Die englischen Lobredner sprechen gar von nice experiments, welches Beiwort Alles, was genau und streng, scharf, ja spitzfindig, behutsam, vorsichtig, bedenklich, gewissenhaft und pünktlich bis zur Uebertreibung und Kleinlichkeit, einschließt. Wir können aber ganz kühnlich sagen: die Experimente sind einseitig, man läßt den Zuschauer nicht Alles sehen, am Wenigsten das, worauf es eigentlich ankommt; sie sind unnöthig umständlich, wodurch die Aufmerksamkeit zerstreut wird; sie sind komplizirt, wodurch sie sich der Beurtheilung entziehen, und also durchaus taschenspielerisch.

„Sachen, die sich fast der Untersuchung entziehen, weil sie zu subtil (déliées) sind, —"

Hier haben wir schon wieder Sachen, und zwar so ganz feine, flüchtige, der Untersuchung entwischende Sachen!

Er schreibt ja Talik,
Auch Neski weiß er
Zierlich zu schreiben
Auf Seidenblätter.
An seiner Stelle
Sei mir die Schrift!

Die Kranke will nicht,
Will nicht genesen
Vom süßen Leiden;
Sie, an der Kunde
Von ihrem Liebsten
Gesundend, krankt.

31.

Die Liebende

abermals.

Schreibt er in Neski,
So sagt er's treulich;
Schreibt er in Talik,
's ist gar erfreulich:
Eins wie das Andre,
Genug, er liebt!

32.

Buch Suleika.

Ich möchte dieses Buch wol gern zusammenschürzen,
Daß es den andern wäre gleich geschnürt.
Allein wie willst Du Wort und Blatt verkürzen,
Wenn Liebeswahnsinn Dich ins Weite führt?

Chardin, 5. 50. der acht neuere Schreibweisen aufzählt. — In der 3. Strophe wiederholt sich das Spiel mit dem Erkranken, Genesen und Gesunden von und an der Liebe von oben Nr. 10.

31. Gleichfalls 1837 hinzugekommen. — Wegen Neski und Talik siehe vorige Note.

32. Erst 1827 hier eingerückt. — Vergl. oben III. 3.

„— verſteht er dem Kalkül zu unterwerfen, der nicht allein das Wiſſen guter Geometer verlangt, ſondern, was mehr iſt, eine beſondre Geſchicklichkeit.“

Nun, ſo wäre denn endlich die Unterſuchung in die Geheimniſſe der Mathematik gehüllt, damit doch ja Niemand ſo leicht wage, ſich dieſem Heiligthum zu nähern.

„Die Anwendung, die er von ſeiner Geometrie macht, iſt ſo fein, als ſeine Geometrie erhaben iſt.“

Auf dieſen redneriſchen Schwung und Schwank brauchen wir nur ſo viel zu erwidern, daß die Hauptformeln dieſer ſublim feinen Geometrie nach Entdeckung der achromatiſchen Fernröhre falſch befunden und dafür allgemein anerkannt ſind. Jene famoſe Meſſung und Berechnung des Farbenbildes, wodurch ihnen eine Art von Tonleiter angedichtet wird, iſt von uns auch anderweit vernichtet worden, und es wird von ihr zum Ueberfluß noch im nächſten Artikel die Rede ſein.

Jean Jacques d'Ortous de Mairan.

Geb. 1678, geſt. 1771.

Ein Mann, gleichſam von der Natur beſtimmt, mit Fontenelle'n zu wetteifern, unterrichtet, klar, ſcharfſinnig, fleißig, von einer ſozialen und höchſt gefälligen Natur. Er folgte Fontenelle'n im Sekretariat bei der Akademie, ſchrieb einige Jahre die erforderlichen Lobreden, erhielt ſich die Gunſt der vornehmen und rührigen Welt bis in ſein Alter, das er beinahe ſo hoch als Fontenelle brachte. Uns geziemt nur, desjenigen zu gedenken, was er gethan, um die Farbenlehre zu fördern.

Schon mochte bei den Phyſikern vergeſſen ſein, was Mariotte für dieſe Lehre geleiſtet; der Weg, den er gegangen, den er eingeleitet, war vielleicht zum zweiten Mal von einem Franzoſen nicht zu betreten. Er hatte ſtill und einſam gelebt, ſo daß man beinahe nichts von ihm weiß, und wie wäre es ſonſt auch möglich geweſen, den Erfahrungen mit ſolcher Schärfe und Genauigkeit bis in ihre letzten nothwendigſten und einfachſten Bedingungen zu folgen! Von Raguet und denjenigen, was er im Journal von Trevoux geäußert, ſcheint Niemand die mindeſte Notiz genommen zu haben.

Ebenſo wenig von De la Hire's richtigem Apercu wegen des Blauen und Rothen. Alles das war für die Franzoſen verloren, deren Blick durch die magiſche Gewalt des engliſchen Geſtirns fascinirt worden. Newton war Präſident einer ſchon gegründeten Societät, als die franzöſiſche Akademie in ihrer erſten Bildungsepoche begriffen war: ſie ſchätzte ſich's zur Ehre, ihn zum Mitglied aufzunehmen, und von dieſem Augenblick an ſcheinen ſie auch ſeine Lehre, ſeine Geſinnungen adoptirt zu haben.

Gelehrte Geſellſchaften, ſobald ſie, vom Gouvernement beſtätigt, einen Körper ausmachen, befinden ſich in Abſicht der reinen Wahrheit in einer mißlichen Lage. Sie haben einen Rang und können ihn mittheilen; ſie haben Rechte und können ſie übertragen; ſie ſtehen gegen ihre Glieder, ſie ſtehen gegen gleiche Korporationen, gegen die übrigen Staatszweige, gegen die Nation, gegen die Welt in einer gewiſſen Beziehung. Im Einzelnen verdient nicht Jeder, den ſie aufnehmen, ſeine Stelle: im Einzelnen kann nicht Alles, was ſie billigen, recht, nicht Alles, was ſie tadeln, falſch ſein; denn wie ſollten ſie vor allen andern Menſchen und ihren Verſammlungen das Privilegium haben, das Vergangene ohne hergebrachtes Urtheil, das Gegenwärtige ohne leidenſchaftliches Vorurtheil, das Neuauftretende ohne mißtrauiſche Geſinnung und das Künftige ohne übertriebene Hoffnung oder Apprehenſion zu kennen, zu beſchauen, zu betrachten und zu erwarten!

So wie bei einzelnen Menſchen, um ſo mehr bei ſolchen Geſellſchaften kann nicht Alles um der Wahrheit willen geſchehen, welche eigentlich ein überirdiſches Gut, ſelbſtſtändig und über alle menſchliche Hilfe erhaben iſt. Wer aber in dieſem irdiſchen Weſen Exiſtenz, Würde, Verhältniſſe jeder Art erhalten will, bei dem kommt Manches in Betracht, was vor einer höheren Anſicht ſogleich verſchwinden müßte.

Als Glied eines ſolchen Körpers, der ſich nun ſchon die Newtoniſche Lehre als integrirenden Theil ſeiner Organiſation angeeignet hatte, müſſen wir Mairan betrachten, wenn wir gegen ihn gerecht ſein wollen. Außerdem ging er von einem Grundſatze aus, der ſehr löblich iſt, wenn deſſen Anwendung nur nicht ſo ſchwer und gefährlich wäre, von dem Grundſatze der Einförmigkeit der Natur, von der Ueberzeugung, es ſei möglich, durch Betrachtung der Analogien ihrem Geſetzlichen näher zu kommen. Bei ſeiner Vorliebe für die Schwingungs-

lehre erfreute ihn deswegen die Vergleichung, welche Newton zwischen dem Spektrum und dem Monochord anstellte. Er beschäftigte sich damit mehrere Jahre; denn von 1720 finden sich seine ersten Andeutungen, 1738 seine letzten Ausarbeitungen.

Rizzetti ist ihm bekannt; aber Dieser ist schon durch Desaguliers aus den Schranken getrieben; Niemand denkt mehr an die wichtigen Fragen, welche der Italiäner zur Sprache gebracht; Niemand an die große Anzahl von bedeutenden Erfahrungen, die er aufgestellt: Alles ist durch einen wunderlichen Zauber in das Newtonische Spektrum versenkt und an demselben gefesselt, gerade so, wie es Newton vorzustellen beliebt.

Wenn man bedenkt, daß Mairan sich an die zwanzig Jahre mit dieser Sache, wenigstens von Zeit zu Zeit abgegeben, daß er das Phänomen selbst wieder hervorgebracht, das Spektrum gemessen und die gefundenen Maße auf eine sehr geschickte, ja künstlichere Art als Newton selbst auf die Monochordleiter angewendet; wenn man sieht, daß er in nichts weder an Aufmerksamkeit noch an Nachdenken noch an Fleiß gespart, wie wirklich seine Ausarbeitung zierlich und allerliebst ist: so darf man es sich nicht verdrießen lassen, daß Alles dieses umsonst geschehen, sondern man muß es eben als ein Beispiel betrachten, daß falsche Annahmen so gut wie wahre auf das Genaueste durchgearbeitet werden können.

Beinahe unbegreiflich jedoch bleibt es, daß Mairan, welcher das Spektrum wiederholt gemessen haben muß, nicht zufällig seine Tafel näher oder weiter vom Prisma gestellt hat, da er denn nothwendig hätte finden müssen, daß in keinem von beiden Fällen die Newtonischen Maße treffen. Man kann daher wohl behaupten, daß er in der Dunkelheit seines Vorurtheils immer erst die Tafel so gerückt, bis er die Maße nach der Angabe richtig erfunden. Es muß auch sein Apparat höchst beschränkt gewesen sein; denn er hatte bei jeder größern Oeffnung im Fensterladen und beibehaltner ersten Entfernung abermals die Maße anders finden müssen.

Dem sei nun, wie ihm wolle, so scheinet sich durch diese im Grunde redlichen, bewundernswürdigen und von der Akademie gebilligten Bemühungen die Newtonische Lehre nur noch fester gesetzt und den Gemüthern noch tiefer eingeprägt zu haben. Doch ist es sonderbar, daß seit 1738, als unter welchem

Jahre die gedachte Abhandlung ſich findet, der Artikel Farbe aus dem Regiſter der Akademie verſchwindet und kaum ſpäterhin wieder zum Vorſchein kommt.

Kardinal Polignac.

Geb. 1661, geſt. 1741.

Im Gefolg der Akademiker führen wir dieſen Mann auf, der als Welt- und Staatsmann und Negociateur einen großen Ruf hinterlaſſen hat, deſſen weit umgreifender Geiſt aber ſich über andere Gegenſtände, beſonders auch der Naturwiſſenſchaft verbreitete. Der Cartéſianiſchen Lehre, zu der er in früher Jugend gebildet worden, blieb er treu und war alſo gewiſſermaßen ein Gegner Newton's. Rizzetti bedürfte demſelben ſein Werk De Luminis affectionibus. Unſer Kardinal beſchäftigte ſich mit Prüfung der Newtoniſchen Lehre. Gouaer behauptet in ſeinen Briefen, p. 40, der Kardinal ſei durch das experimentum crucis überzeugt worden. Eine Stelle aus den Anecdotes littéraires, Paris 1750, Tom. I, p. 430 laſſen wir im Original abdrucken, welche ſich auf dieſe Unterſuchungen bezieht.

„Les expériences de Newton avoient été tentées plusieurs fois en France, et toujours sans succès, d'où l'on commençoit à inférer, que le Système du docte Anglois ne pouvoit pas se soutenir. Le Cardinal de Polignac, qui n'a jamais été Newtonien, dit, qu'un fait avancé par Newton ne devoit pas être nié légèrement, et qu'il falloit recommencer les expériences jusqu' à ce qu'on put s'assurer de les avoir bien faites. Il fit venir des prismes d'Angleterre. Les expériences furent faites en sa présence aux Cordeliers, et elles reussirent. Il ne put jamais cependant parvenir à faire du blanc, par la réunion des rayons, d'où il conclut que le blanc n'est pas le résultat de cette réunion, mais le produit des rayons directs, non rompus et non réfrangibles. Newton, qui s'étoit plaint du peu d'exactitude et même du peu de bonne foi des Physiciens François, écrivit au Cardinal, pour le remercier d'un procédé si honnête et qui marquoit tant de droiture."

Wir geſtehen gern, daß wir mit den geſperrt gedruckten

Worten nichts anzufangen wissen. Wahrscheinlich hat sich der Kardinal mündlich über diese Sache anders ausgedrückt, und man hat ihn unrecht verstanden.

Dem sei nun, wie ihm sei, so haben wir nicht Ursache, uns dabei aufzuhalten; denn es ist außer Zweifel, daß der Kardinal die Newtonische diverse Refrangibilität angenommen, wie aus einer Stelle seines Anti-Lucretius hervorgeht, wo er, im Begriff, Newtonen in einigen Punkten zu widersprechen, hiezu durch Lob und Beifall sich gleichsam die Erlaubniß zu nehmen sucht.

Lib. II. v. 87.

. . . Dicam
Tanti pace viri, quo non solertior alter
Naturam rerum ad leges componere motus,
Ac Mundi partes justa perpendere libra,
Et radium Solis transverso prismate fractum
Septem in primigenos permansurosque colores
Solvere; qui potuit Spatium sibi fingere vanum,
Quod nihil est multisque prius nihil esse probatum est?

Voltaire.

Geb. 1694, gest. 1778.

In der besten Zeit dieses außerordentlichen Mannes war es zum höchsten Bedürfniß geworden, Göttliches und Menschliches, Himmlisches und Irdisches vor das Publikum überhaupt, besonders vor die gute Gesellschaft zu bringen, um sie zu unterhalten, zu belehren, aufzuregen, zu erschüttern. Gefühle, Thaten, Gegenwärtiges, Vergangnes, Nahes und Entferntes, Erscheinungen der sittlichen und der physischen Welt, von Allem mußte geschöpft, Alles, wenn es auch nicht zu erschöpfen war, oberflächlich ackolet werden.

Voltairens großes Talent, sich auf alle Weise, sich in jeder Form zu kommuniziren, machte ihn für eine gewisse Zeit zum unumschränkten geistigen Herrn seiner Nation. Was er ihr anbot, mußte sie aufnehmen; kein Widerstreben half; mit aller Kraft und Künstlichkeit wußte er seine Gegner beiseite zu drängen, und was er dem Publikum nicht aufnöthigen konnte, das wußte er ihm aufzuschmeicheln, durch Gewöhnung anzueignen.

Als Flüchtling fand er in England die beſte Aufnahme und jede Art von Unterſtützung. Von dorther zurückgekehrt, machte er ſich's zur Pflicht, das Newtoniſche Evangelium, das ohnehin ſchon die allgemeine Kunſt erworben hatte, noch weiter auszubreiten und vorzüglich die Farbenlehre den Gemüthern recht einzuſcharfen. Zu dieſen phyſiſchen Studien ſcheint er beſonders durch ſeine Freundin, die Marquiſe du Châtelet, geführt worden zu ſein; wobei jedoch merkwürdig iſt, daß in ihren Institutions physiques, Amsterdam 1742, nichts von den Farben vorkommt. Es iſt möglich, daß ſie die Sache ſchon durch ihren Freund für völlig abgethan gehalten, deſſen Bemühungen wir jedoch nicht umſtändlich recenſiren, ſondern nur mit Wenigem einen Begriff davon zu geben ſuchen.

Elémens de la philosophie de Newton mis à la portée de tout le monde. Amsterdam 1738.

In der Epiſtel an die Marquiſe du Châtelet heißt es:

Il déploie à mes yeux par une main savante
De l'astre des saisons la robe étincelante.
L'émeraude, l'azur, le pourpre, le rubis,
Sont l'immortel tissu dont brillent ses habits.
Chacun de ses rayons dans sa substance pure,
Porte en soi les couleurs dont se peint la nature,
Et confondus ensemble, ils éclairent nos yeux.
Ils animent le monde, ils emplissent les cieux.

Der Vortrag ſelbſt iſt heiter, ja mitunter drollig, wie es ſich von Voltaire'n erwarten läßt, dagegen aber auch unglaublich ſeicht und ſchief. Eine nähere Entwickelung wäre wol der Mühe werth. Fakta, Verſuche, mathematiſche Behandlung derſelben, Hypotheſe, Theorie ſind ſo durch einander geworfen, daß man nicht weiß, was man denken und ſagen ſoll, und das heißt zuletzt triumphirende Wahrheit!

Die beigefügten Figuren ſind äußerſt ſchlecht. Sie drücken als Lineazeichnungen allenfalls die Newtoniſchen Verſuche und Lehren aus; die Fenſterchen aber, wodurch das Licht hereinfällt, und die Puppen, die zu ſehen, ſind ganz ſinn- und geſchmacklos.

Beispiele von Voltaire's Vorurtheilen für Newton.

Brief an Herrn Thieriot, den 7. August 1738.

„Wenn man Herrn Algarotti den behauptenden Ton vorwirft, so hat man ihn nicht gelesen. Viel eher könnte man ihm vorwerfen, nicht genug behauptet zu haben, ich meine, nicht genug Sachen gesagt und zu viel gesprochen zu haben. Uebrigens, wenn das Buch nach Verdienst übersetzt ist, so muß es Glück machen.

„Was mein Buch betrifft (Elémens de la philosophie de Newton), so ist es bis jetzt das erste in Europa, das parvulos ad regnum coelorum berufen hat; denn regnum coelorum ist Newton; die Franzosen überhaupt sind parvuli genug. Mit Euch bin ich nicht einig, wenn Ihr sagt, es seien neue Meinungen in Newton's Werken. Erfahrungen sind es und Berechnungen, und zuletzt muß die ganze Welt sich unterwerfen. Die Regnaults und Castels werden den Triumph der Vernunft auf die Länge nicht verhindern."

In demselben Briefe.

„Der Pater Castel hat wenig Methode, sein Geist ist das Umgekehrte vom Geiste des Jahrhunderts. Man könnte nicht leicht einen Auszug verworrener und unbelehrender einrichten."

Brief an Herrn Formont, den 1. April 1740.

„Also habt Ihr den unnützen Plunder über die Färberei gelesen, den Herr Pater Castel seine Optik nennt. Es ist lustig genug, daß er sich beigehen läßt, zu sagen, Newton habe sich betrogen, ohne es im Mindesten zu beweisen, ohne den geringsten Versuch über die ursprünglichen Farben gemacht zu haben. Es scheint, die Physik will nun drollig werden, seitdem es die Komödie nicht mehr ist."

Algarotti.

Geb. 1712. gest. 1774.

Stammend aus einem reichen Venezianischen Kaufmannshause, erhielt er bei sehr schönen Fähigkeiten seine erste Bildung in Bologna, reiste schon sehr jung und kam im zwanzigsten Jahre nach Paris. Dort ergriff auch er den Weg der Popularisation eines abstrusen Gegenstandes, um sich bekannt und beliebt zu machen. Newton war der Abgott des Tages und das siebenfarbige Licht ein gar zu lustiger Gegenstand. Algarotti betrat die Pfade Fontenelle's, aber nicht mit gleichem Geist, gleicher Anmuth und Glück.

Fontenelle steht sowol in der Konzeption als in der Ausführung sehr viel höher. Bei ihm geht ein Abbé mit einer schönen Dame, die aber mit wenig Zügen so geschildert ist, daß Einem kein Liebesverhältniß einfallen kann, bei sternhellem Himmel spazieren. Der Abbé wird über dieses Schauspiel nachdenklich; sie macht ihm Vorwürfe, und er macht ihr dagegen die Würde dieses Anblicks begreiflich. Und so knüpft sich das Gespräch über die Mehrheit der Welten an. Sie setzen es immer nur Abends fort, und der herrlichste Sternhimmel wird jedesmal für die Einbildungskraft zurückgerufen.

Von einer solchen Vergegenwärtigung ist bei Algarotti keine Spur. Er befindet sich zwar auch in der Gesellschaft einer schönen Marchesina, an welche viel Verbindliches zu richten wäre, umgeben von der schönsten italiänischen Gegend; allein Himmel und Erde mit allen ihren bezaubernden Farben bieten ihm keinen Anlaß dar, in die Materie hineinzukommen; die Dame muß zufälligerweise in irgend einem Sonnet von dem siebenfachen Lichte gelesen haben, das ihr denn freilich etwas seltsam vorkommt. Um ihr nun diese Phrase zu erklären, holt der Gesellschafter sehr weit aus, indem er als ein wohlunterrichteter Mann von der Naturforschung überhaupt und über die Lehre vom Licht besonders manches Historische und Dogmatische recht gut vorbringt. Allein zuletzt, da er auf die Newtonische Lehre übergehen will, geschieht es durch einen Sprung, wie denn ja die Lehre selbst durch einen Sprung in die Physik gekommen. Und wer ein Buch mit aufmerksamer Theilnahme zu lesen gewohnt ist, wird sogleich das

Unzusammenhängende des Vortrags empfinden. Die Lehre kommt von nichts und geht zu nichts. Er muß sie starr und steif hinlegen, wie sie der Meister überliefert hat.

Auch zeigt er sich nicht einmal so gewandt, die schöne Dame in eine dunkle Kammer zu führen, wohin er ja allenfalls des Anstands und selbst des bessern Dialogs wegen eine Vertraute mitnehmen konnte. Blos mit Worten führt er ihr die Phänomene vor, erklärt sie mit Worten, und die schöne Frau wird auf der Stelle so gläubig als hundert Andre. Sie braucht auch über die Sache nicht weiter nachzudenken; sie ist über die Farben auf immer beruhigt. Denn Himmelblau und Morgenroth, Wiesengrün und Veilchenblau, Alles entspringt aus Strahlen und noch einmal Strahlen, die so höflich sind, sich in Feuer, Wasser, Luft und Erde, an allen lebendigen und leblosen Gegenständen, auf jede Art und Weise spalten, verschlucken, zurückwerfen und bunt herumstreuen zu lassen. Und damit glaubt er sie genugsam unterhalten zu haben, und sie ist überzeugt, genugsam unterrichtet zu sein.

Von jener Zeit an wird nun nicht leicht ein Dichter oder Redner, ein Verskünstler oder Prosaist gefunden, der nicht einmal oder mehreremal in seinem Leben diese farbige Spaltung des Lichts zum Gleichniß der Entwicklung des Ungleichartigen aus dem Gleichartigen gebraucht hätte, und es ist freilich Niemand zu verargen, wenn einmal so eine wunderliche Synthese zum Behuf einer so wunderlichen Analyse gemacht worden, wenn der Glaube daran allgemein ist, daß er sie auch zu seinem Behuf, es sei nun des Belehrens und Ueberzeugens oder des Blendens und Ueberredens, als Instanz oder Gleichniß beibringe.

Anglomanie.

Die Engländer sind vielleicht vor vielen Nationen geeignet, Auswärtigen zu imponiren. Ihre persönliche Ruhe, Sicherheit, Thätigkeit, Eigensinn und Wohlhäbigkeit geben beinahe ein unerreichbares Musterbild von dem, was alle Menschen sich wünschen. Ohne uns hier in ein Allgemeines einzulassen, bemerken wir nur, daß die Klage über Anglomanie von früherer Zeit bis zur neuesten in der französischen Literatur vorkommt.

Dieſer Enthuſiasmus der franzöſiſchen Nation für die engliſche ſoll ſich beſonders gleich nach einem geſchloſſenen Frieden am Lebhafteſten äußern, welches wol daher kommen mag, weil alsdann nach wiederhergeſtellter Kommunikation beider Nationen der Reichthum und die Komforts der Engländer dem wenigſtens in früherer Zeit geldarmen und genügſamen Franzoſen gar wünſchenswerth in die Augen leuchten müſſen.

Dieſes Vorziehen einer fremden Volkerſchaft, dieſes Hintanſetzen ſeiner eigenen kann doch wol aber nicht höher getrieben werden, als wir es oben bei Voltaire'n finden, der die Newtoniſche Lehre zum regnum coelorum und die Franzoſen zu den parvulis macht. Doch hätte er es gewiß nicht gethan, wenn das Vorurtheil in ſeiner Nation nicht ſchon gäng' und gäbe geweſen wäre. Denn bei aller Kühnheit hütet er ſich doch, etwas vorzubringen, wogegen er die allgemeine Stimmung kennt, und wir haben ihn im Verdacht, daß er ſeinen Deismus überall und ſo entſchieden ausſpricht, blos damit er ſich vom Verdacht des Atheismus reinige, einer Denkweiſe, die jederzeit nur wenigen Menſchen gemäß und den übrigen zum Abſcheu ſein mußte.

Chemiker.

Das Verhalten der Lackmustinktur gegen Säuren und Alkalien, ſo bekannt es war, blieb doch immer wegen ſeiner Eminenz und ſeiner Brauchbarkeit den Chemikern merkwürdig, ja, das Phänomen wurde gewiſſermaßen für einzig gehalten. Die frühern Bemerkungen des Paracelſus und ſeiner Schule, daß die Farben aus dem Schwefel und deſſen Verbindung mit den Salzen ſich herſchreiben möchten, waren auch noch in friſchem Andenken geblieben. Man gedachte mit Intereſſe eines Verſuchs von Mariotte, der einen rothen franzöſiſchen Wein durch Alkalien gebräunt und ihm das Anſehn eines ſchlechten verdorbenen Weins gegeben, nachher aber durch Schwefelgeiſt die erſte Farbe, und zwar noch ſchöner, hergeſtellt. Man erklärte damals daraus das Vortheilhafte des Aus- und Aufbrennens der Weinfäſſer durch Schwefel und fand dieſe Erfahrung bedeutend.

Die Akademie intereſſirte ſich für die chemiſche Analyſe

33.

An vollen Büschelzweigen,
Geliebte, sieh nur hin!
Laß Dir die Früchte zeigen,
Umschalet stachlig grün.

Sie hängen längst geballet,
Still, unbekannt mit sich;
Ein Ast, der schaukelnd wallet,
Wiegt sie geduldiglich.

Doch immer reift von innen
Und schwillt der braune Kern;
Er möchte Luft gewinnen
Und säh' die Sonne gern.

Die Schale platzt, und nieder
Macht er sich freudig los:
So fallen meine Lieder
Gehäuft in Deinen Schoß.

34.

Suleika.

An des lust'gen Brunnens Rand,
Der in Wasserfäden spielt,
Wußt' ich nicht, was fest mich hielt;

---

33. Heidelberg, den 24. September 1815. — Boisserée (I. 284) bemerkt, daß Goethe am Morgen dieses Tages „wieder auf dem Schloß dichtend" verweilt. Das klassisch schöne Gedicht, in einem so klassischen Lokal entstanden, hat einmal einen ganz realen Anlaß, das Fallen der Früchte in den dortigen Kastanienwäldern, außerdem dann einen mythisch-poetischen Hintergrund: das Fallen der Datteln in Maria's Schooß. Koran, Sure 19, Maria, V. 25: „Du schüttle nur den Palmenbaum! Es fallen Datteln Dir halb reif zum Genuß." — Wie Strophe 4 vergl. Rückert, Weisheit d. Brahm., 1. B.: „Wie, wenn die Frucht ist reif, von selbst die Kapsel springt."

34. Suleika und Hatem. Heidelberg, den 22. September 1815. — Niederblickend an dem Springbrunnen und aufblickend zu den Zypressen der Allee, welche den Wasserkanal einfaßt, findet Suleika sich ge-

der Pflanzentheile, und als man die Resultate bei den verschiedensten Pflanzen ziemlich einförmig und übereinstimmend fand, so beschäftigten sich Andere wieder, die Unterschiede aufzusuchen.

Geoffroy der jüngere scheint zuerst auf den Gedanken gekommen zu sein, die essentiellen Oele der Vegetabilien mit Säuren und Alkalien zu behandeln und die dabei vorkommenden Farbenerscheinungen zu beobachten.

Sein allgemeineres Theoretische gelingt ihm nicht sonderlich. Er braucht körperliche Konfigurationen und dann wieder besondere Feuertheile, und was dergleichen Dinge mehr sind. Aber die Anwendung seiner chemischen Versuche auf die Farben der Pflanzen selbst hat viel Gutes. Er gesteht zwar selbst die Zartheit und Beweglichkeit der Kriterien ein, giebt aber doch deswegen nicht alle Hoffnungen auf; wie wir denn von dem, was er uns überliefert, nähern Gebrauch zu machen gedenken, wenn wir auf diese Materie, die wir in unserm Entwurfe nur beiläufig behandelt haben, dereinst zurückkehren.

In dem animalischen Reiche hatte Reaumur den Saft einiger europäischen Purpurschnecken und dessen Färbungseigenschaften untersucht. Man fand, daß Licht und Luft die Farbe gar herrlich erhöhten. Andere waren auf die Farbe des Blutes aufmerksam geworden und beobachteten, daß das arterielle Blut ein höheres, das venöse ein tieferes Roth zeige. Man schrieb der Wirkung der Luft auf die Lungen jene Farbe zu; weil man es aber materiell und mechanisch nahm, so kam man nicht weiter und erregte Widerspruch.

Das Mineralreich bot dagegen bequeme und sichere Versuche dar. Lémery der jüngere untersuchte die Metalle nach ihren verschiedenen Auflösungen und Präzipitationen. Man schrieb dem Quecksilber die größte Versatilität in Absicht der Farben zu, weil sie sich an demselben am Leichtesten offenbart. Wegen der übrigen glaubte man eine Spezifikation eines jeden Metalls zu gewissen Farben annehmen zu müssen und blieb deswegen in einer gewissen Beschränktheit, aus der wir uns noch nicht ganz haben herausreißen können.

Bei allen Versuchen Lémery's jedoch zeigt sich deutlich das von uns relevirte Schwanken der Farbe, das durch Säuren und Alkalien, oder wie man das, was ihre Stelle vertritt, nennen mag, hervorgebracht wird. Wie denn auch die Sache so einfach ist, daß, wenn man sich nicht in die Nuancen, welche

nur als Beschmutzung anzusehen sind, einläßt, man sich sehr wohl einen allgemeinen Begriff zu eigen machen kann.

Die Citate zu Vorstehendem fügen wir nicht bei, weil man solche gar leicht in dem zu der Histoire und den Mémoires de l'académie française gefertigten Registern auffinden kann.

Dufay.

Die französische Regierung hatte unter Anleitung von Colbert durch wohlüberdachte Verordnungen das Gutfärben und Schönfärben getrennt, zum großen Vortheil Aller, denen, es sei zu welchem Gebrauch, zu wissen nöthig war, daß sie mit haltbar gefärbten Zeugen oder Gespinnsten gewissenhaft versorgt würden. Die Polizei fand nun die Aufsicht über beiderlei Arten der Färberei bequemer, indem dem Gutfärber ebensowol verboten war, vergängliche Materialien in der Werkstatt zu haben, als dem Schönfärber dauerhafte. Und so konnte sich auch jeder Handwerker in dem ihm angewiesenen Kreise immer mehr und mehr vervollkommnen. Für die Technik und den Gebrauch war gesorgt.

Allein es ließ sich bald bemerken, daß die Wissenschaft, ja die Kunst selbst dabei leiden mußte. Die Behandlungsarten waren getrennt. Niemand blickte über seinen Kreis hinaus, und Niemand gewann eine Uebersicht des Ganzen. Eine einsichtige Regierung jedoch fühlte diesen Mangel bald, schenkte wissenschaftlich gebildeten Männern ihr Zutrauen und gab ihnen den Auftrag, das, was durch die Gesetzgebung getrennt war, auf einem höhern Standpunkte zu vereinigen. Dufay ist einer von diesen.

Die Beschreibungen auch anderer Handwerker sollten unternommen werden. Dufay bearbeitete die Färberei. Ein kurzer Aufsatz in den Memoiren der Akademie 1737 ist sehr verständig geschrieben. Wir übergehen, was uns nicht nahe berührt, und bemerken nur Folgendes.

Wer von der Färberei in die Farbenlehre kommt, muß es höchst drollig finden, wenn er von sieben, ja noch mehr Urfarben reden hört. Er wird bei der geringsten Aufmerksamkeit gewahr, daß sich in der mineralischen, vegetabilischen und animalischen Natur drei Farben isoliren und spezifiziren.

Er kann sich Gelb, Blau und Roth ganz rein verschaffen; er kann sie den Geweben mittheilen und durch verschiedene wirkende und gegenwirkende Behandlung sowie durch Mischung die übrigen Farben hervorbringen, die ihm also abgeleitet erscheinen. Unmöglich wäre es ihm, das Grün zu einer Urfarbe zu machen. Weiß hervorzubringen, ist ihm durch Färbung nicht möglich; hingegen durch Entfärbung leicht genug dargestellt, giebt es ihm den Begriff von völliger Farblosigkeit und wird ihm die wünschenswertheste Unterlage alles zu Färbenden. Alle Farben zusammengemischt, geben ihm Schwarz.

So erblickt der ruhige Sinn, der gesunde Menschenverstand die Natur, und wenn er auch in ihre Tiefen nicht eindringt, so kann er sich doch niemals auf einen falschen Weg verlieren, und er kommt zum Besitz dessen, was ihm zum verständigen Gebrauch nothwendig ist. Jene drei Farben nennt daher Dufay seine Mutterfarben, seine ursprünglichen Farben, und zwar als Färber mit völligem Recht. Der Newtonischen Lehre gedenkt er im Vorbeigehen, verspricht, etwas mehr darüber zu äußern; ob es aber geschehen, ist mir nicht bekannt.

Louis Bertrand Castel.

Geb. 1688, gest. 1757.

L'optique des Couleurs, fondée sur les simples Observations et tournée surtout à la pratique de la Peinture avec figures, à Paris 1740.

Jesuit und geistreicher Mann, der, indem er auf dem Wege Fontenelle's ging, die sogenannten exakten Wissenschaften durch einen lebendigen und angenehmen Vortrag in die Gesellschaft einzuführen und sich dadurch den beiden gleichsam vorzüglich kultivirten Nationen, der englischen und der französischen, bekannt und beliebt zu machen suchte. Er hatte deshalb wie Alle, die sich damals auf diese Weise beschäftigten, mit Newton und Descartes pro und contra zu thun, da er denn auch bald Diesen bald Jenen nach seiner Ueberzeugung begünstigte, oft aber auch seine eignen Vorstellungsarten mitzutheilen und durchzusetzen trachtete.

Wir haben hier nur das zu bedenken, was er in der

Farbenlehre geleistet, weshalb er, wie wir oben gesehen, von Voltaire'n so übel behandelt worden.

Eine Regierung darf nur auf einen vernünftigen Weg deuten, so wird dies sogleich zur Aufforderung für Viele, ihn zu wandeln und sich darauf zu bemühen. So scheint auch Pater Castel zu seiner Arbeit nicht durch besondern Auftrag der Obern wie Dufay, sondern durch Neigung und durch den Wunsch, dem Staate als Privatmann nützlich zu werden, in dieses Fach getrieben zu sein, das er um so mehr kultivirte, als er neben seinen Studien eine große Lust zum Mechanischen und Technischen empfand.

Auch auf seinem Gange werden ihm die Newtonischen sieben Urfarben unerträglich; er führt sie auf drei zurück. Das Clair-obscur, das Schwarze und Weiße, das Erhellen und Verdunkeln der Haupt- und abgeleiteten Farben beschäftigen ihn um so mehr, als er auch dem Maler entgegengehen will.

Man kann nicht leugnen, daß er die Probleme der Farbenlehre meist alle vorbringt, doch ohne sie gerade aufzulösen. Seinem Buche fehlt es nicht an einer gewissen Ordnung; aber durch Umständlichkeit, Kleinigkeitskrämerei und Weitschweifigkeit verdirbt er sich das Spiel gegen den billigsten Leser. Sein größtes Unglück ist, daß er ebenfalls die Farbe mit dem Tone vergleichen will, zwar auf einem andern Wege als Newton und Mairan, aber auch nicht glücklicher. Auch ihm hilft es nichts, daß er eine Art von Ahnung von der sogenannten Sparsamkeit der Natur hat, von jener geheimnißvollen Urkraft, die mit Wenigem viel und mit dem Einfachsten das Mannichfaltigste leistet. Er sucht es noch wie seine Vorgänger in dem, was man Analogie heißt, wodurch aber nichts gewonnen werden kann, als daß man ein paar sich ähnelnde empirische Erscheinungen einander an die Seite setzt und sich verwundert, wenn sie sich vergleichen und zugleich nicht vergleichen lassen.

Sein Farbenklavier, das auf eine solche Uebereinstimmung gebaut werden sollte und woran er sein ganzes Leben hin und her versuchte, konnte freilich nicht zu Stande kommen, und doch ward die Möglichkeit und Ausführbarkeit eines solchen Farbenklaviers immer einmal wieder zur Sprache gebracht, und neue mißglückte Unternehmungen sind den alten gefolgt. Worin er sich aber vollkommen einsichtig bewies, ist seine lebhafte Kontrovers gegen die Newtonische falsche Dar-

stellung der prismatischen Erscheinung. Mit muntrer französischer Eigenthümlichkeit wagt er den Scherz: es sei dem Newtonischen Spektrum ebenso gefährlich, wenn man es ohne Grün, als einer hübschen Frau, wenn man sie ohne Roth ertappe. Auch nennt er mit Recht die Newtonische Farbenlehre eine Remora aller gesunden Physik.

Seine Invektiven gegen die Newtonische Darstellung des Spektrums übersetzen wir um so lieber, als wir sie sämmtlich unterschreiben können. Hätte Castel's Widerspruch damals gegriffen und auch nur einen Theil der gelehrten Welt überzeugt, so wären wir einer sehr beschwerlichen Mühe überhoben gewesen.

„Da ich mich gar gern zu den Gegenständen meiner Aufmerksamkeit zurückfinde, so war mein erster oder zweiter Schritt in dieser Laufbahn mit einem Gefühl von Ueberraschung und Erstaunen begleitet, wovon ich mich noch kaum erholen kann. Das Prisma, das Herr Newton und ganz Europa in Händen gehabt hatte, konnte und sollte noch wirklich ein ganz neues Mittel zur Erfahrung und Beobachtung werden. Das Prisma auf alle mögliche Weise hin und wieder gedreht, aus allen Standpunkten angesehen, sollte das nicht durch so viel geschickte Hände erschöpft worden sein? Wer hätte vermuthen können, daß alle diese Versuche, von denen die Welt geblendet ist, sich auf einen oder zwei zurückführen ließen, auf eine einzige Ansicht, und zwar auf eine ganz gemeine, aus hundert andern Ansichten, wie man das Prisma fassen kann, und aus tausend Erfahrungen und Beobachtungen so tiefsinnig, als man sie vielleicht nicht machen sollte!

„Niemals hatte Herr Newton einen andern Gegenstand als sein farbiges Gespenst. Das Prisma zeigte es zuerst auch ganz unphilosophischen Augen. Die Ersten, welche das Prisma nach ihm handhabten, handhabten es ihm nur nach. Sie setzten ihren ganzen Ruhm darein, den genauen Punkt seiner Versuche zu erhaschen und sie mit einer abergläubischen Treue zu kopiren. Wie hätten sie etwas Anderes finden können, als was er gefunden hatte? Sie suchten, was er gesucht hatte, und hätten sie was Anderes gefunden, so hätten sie sich dessen nicht rühmen dürfen; sie würden sich selbst darüber geschämt, sich daraus einen heimlichen Vorwurf gemacht haben. So kostete es dem berühmten Herrn Mariotte seinen Ruf, der doch ein geschickter Mann war, weil er es wagte, weil er

verſtand, den betretenen Weg zu verlaſſen. Gab es jemals eine Knechtſchaft, die Künſten und Wiſſenſchaften ſchädlicher geweſen wäre?

„Und hätte Herr Newton das Wahre gefunden: das Wahre iſt unendlich, und man kann ſich nicht darin beſchränken. Unglücklicherweiſe that er nichts, als auf einen erſten Irrthum unzählige Irrthümer häufen. Denn eben dadurch können Geometrie und ſcharfe Folgerungen ſchädlich werden, daß ſie einen Irrthum fruchtbar und ſyſtematiſch machen. Der Irrthum eines Ignoranten oder eines Thoren iſt nur ein Irrthum; auch gehört er ihm nicht einmal an, er adoptirt ihn nur. Ich werde mich hüten, Herrn Newton einer Unredlichkeit zu beſchuldigen; Andre würden ſagen, er hat ſich's recht angelegen ſein laſſen, ſich zu betriegen und uns zu verführen.

„Zuerſt ſelbſt verführt durch das Prismengeſpenſt, ſucht er es nur auszuputzen, nachdem er ſich ihm einzig ergeben hat. Hätte er es doch als Geometer gemeſſen, berechnet und kombinirt, dagegen wäre nichts zu ſagen; aber er hat darüber als Phyſiker entſcheiden, deſſen Natur beſtimmen, deſſen Urſprung bezeichnen wollen. Auch dieſes ſtand ihm frei. Das Prisma iſt freilich der Urſprung und die unmittelbare Urſache der Farben dieſes Geſpenſtes; aber man geht ſtromaufwärts, wenn man die Quelle ſucht. Doch Herr Newton wendet dem Prisma ganz den Rücken und ſcheint nur beſorgt, das Geſpenſt in der größten Entfernung aufzufaſſen, und nichts hat er ſeinen Schülern mehr empfohlen.

„Das Geſpenſt iſt ſchöner, ſeine Farben haben mehr Einheit, mehr Glanz, mehr Entſchiedenheit, je mehr ſie ſich von der Quelle entfernen. Sollte aber ein Philoſoph nur nach dem Spielwerk ſchöner Farben laufen? — Die vollkommenſten Phänomene ſind immer am Entfernteſten von ihren geheimen Urſachen, und die Natur glänzt niemals mehr, als indem ſie ihre Kunſt mit der größten Sorgfalt verbirgt. —

„Und doch wollte Herr Newton die Farben trennen, entwirren, zerſetzen. Sollte ihn hier die Geometrie nicht betrogen haben? Eine Gleichung läßt ſich in mehrere Gleichungen auflöſen; je mehr Farben, der Zahl nach verſchieden, ihm das Geſpenſt zeigte, für deſto einfacher, für deſto zerſetzter hielt er ſie. Aber er dachte nicht daran, daß die Natur mannichfaltig und zahlreich in ihren Phänomenen, in ihren Urſachen ſehr einfach, faſt unitariſch, höchſtens und ſehr oft trinitariſch zu ſein pflege.

„Und doch ist das Prisma, wie ich gestehe, die unmittelbare und unleugbare Ursache des Gespenstes; aber hier hätte Herr Newton aufmerken und sehen sollen, daß die Farben nur erst in gevierter Zahl aus dem Prisma hervortreten, sich dann aber vermischen, um sieben hervorzubringen, zwölfe wenn man will, ja eine Unzahl.

„Aber zu warten, bis die Farben recht verwickelt sind, um sie zu entwirren, mit Gefahr, sie noch mehr zu verwirren: ist das eine Unredlichkeit des Herzens, die ein schlechtes System bemäntelt, oder eine Schiefheit des Geistes, die es aufzustutzen sucht?

„Die Farben kommen fast ganz getrennt aus dem Prisma in zwei Bündeln, durch einen breiten Streif weißen Lichtes getrennt, der ihnen nicht erlaubt, sich zusammenzubegeben, sich in eine einzige Erscheinung zu vereinigen, als nach einer merklichen Entfernung, die man nach Belieben vergrößern kann. Hier ist der wahre Standpunkt, günstig für Den, der die redliche Gesinnung hat, das zusammengesetzte Gespenst zu entwirren. Die Natur selbst bietet einem Jeden diese Ansicht, den das gefährliche Gespenst nicht zu sehr bezaubert hat. Wir klagen die Natur an, sie sei geheimnißvoll; aber unser Geist ist es, der Spitzfindigkeiten und Geheimnisse liebt.

„Naturam expellas furca, tamen usque recurret.

„Herr Newton hat mit Kreuzesmarter und Gewalt hier die Natur zu beseitigen gesucht; tausendmal hat er dieses primitive Phänomen gesehen; die Farben sind nicht so schön, aber sie sind wahrer, sie sprechen uns natürlicher an. Von dieser Erscheinung spricht der große Mann, aber im Vorbeigehen und gleichsam vorsätzlich, daß nicht mehr davon die Rede sei, daß die Nachfolger gewissermaßen verhindert werden, die Augen für die Wahrheit zu eröffnen.

„Er thut mehr. Auch wider Willen würde man das rechte Verhältniß erkennen beim Gebrauch eines großen Prismas, wo das weiße Licht, das die zwei ursprünglichen Farbensäume trennt, sehr breit ist. In einem kleinen Prisma sind die beiden Säume naher beisammen. Sie erreichen einander viel geschwinder und betrügen den unaufmerksamen Beobachter. Herr Newton giebt kleinen Prismen den Vorzug; die berühmtesten Prismen sind die englischen, und gerade diese sind auch die kleinsten.

„Ein geistreicher Gegner Newton's sagte mit Verdruß: diese Prismen sind sämmtlich Betrieger, alle zur Theatererscheinung des magischen Gespenstes angerichtet. Aber das Uebermaß Newtonischer — Unredlichkeit sage ich nicht, sondern wol nur Newtonischen Irrthums zeigt sich darin, daß man sich nicht mit kleinen Prismen begnügt, sondern uns über Alles anempfiehlt, ja nur den feinsten, leisesten Strahl hereinzulassen, so daß man über die Kleinheit der Oeffnung, wodurch der Sonnenstrahl in eine dunkle Kammer fallen soll, recht spitzfindig verhandelt und ausdrücklich verlangt, das Loch soll mit einem feinen Nadelstich in einer bleiernen oder kupfernen Platte angebracht sein. Ein großer Mann und seine Bewunderer behandeln diese Kleinigkeiten nicht als geringfügig, und das ist gewiß: hätte man uns Natur und Wahrheit vorsätzlich verhüllen wollen, was ich nicht glaube, so hätte man es nicht mit mehr Gewandtheit anfangen können. Ein so feiner Strahl kommt aus dem Prisma mit einem so schmalen weißen Licht, und seine beiden Säume sind schon dergestalt genähert zu Gunsten des Gespenstes und zu Ungunsten des Beschauers.

„Wirklich zum Unheil Dessen, der sich betriegen läßt. Das Publikum sollte Demjenigen höchlich danken, der es warnt; denn die Verführung kam dergestalt in Zug, daß es äußerst verdienstlich ist, ihre Fortschritte zu hemmen. Die Physik mit andern ihr verwandten Wissenschaften und von ihr abhängigen Künsten war ohne Rettung verloren durch dieses System des Irrthums und durch andere Lehren, denen die Autorität desselben statt Beweises diente. Aber in diesen wie in jenem wird man künftig das Schädliche einsehen.

„Sein Gespenst ist wahrhaft nur ein Gespenst, ein phantastischer Gegenstand, der an nichts geheftet ist, an keinen wirklichen Körper; es bezieht sich vielmehr auf das, wo die Dinge nicht mehr sind, als auf ihr Wesen, ihre Substanz, ihre Ausdehnung. Da, wo die Körper endigen, da, ganz genau da, bildet es sich, und welche Größe es auch durch Divergenz der Strahlen erhalte, so gehen diese Strahlen doch nur von einem Punkte aus, von diesem untheilbaren Punkte, der zwei angrenzende Körper trennt, das Licht des einen von dem nahellegenden Schatten oder dem schwächeren Licht des andern."

Friede mit seiner Asche! Uns aber verzeihe man, wenn wir mit einigem Behagen darauf hinsehen, daß wir einen solchen Mann, der zwar nicht unter die ersten Geister, aber doch unter die vorzüglichen seiner Nation gehört, gegen seine Landsleute in Schutz genommen und seinem Andenken die verdiente Achtung wiederhergestellt haben.

Technische Malerei.

Die Nachahmung von braunen Zeichnungen durch mehrere Holzstöcke, welche in Italien zu Ende des sechzehnten Jahrhunderts von Andreas Andreani und Andern versucht wurde, ist Liebhabern der Kunst genugsam bekannt. Später thut sich die Nachahmung der Malerei oder bunter Zeichnungen durch mehrere Platten hervor. Lastmann, Rembrandt's Lehrer, soll sich damit beschäftigt haben.

Ohne daß wir hierüber besondere Nachforschungen angestellt hätten, so scheint uns, daß die Erfindung der schwarzen Kunst dem Abdruck bunter Bilder vorausgehen mußte. Sehr leicht fand sich sodann der Weg dahin. Durch Zufall, aus Scherz, mit Vorsatz konnte man eine schwarze Kunstplatte mit einer andern Farbe abdrucken, und bei dem ewigen Streben der menschlichen Natur von der Abstraktion, wie doch alle Monochromen angesehen werden können, zu der Wirklichkeit und also auch zu der farbigen Nachahmung der Oberflächen, war ein wiederholter theilweiser Abdruck derselben Platte, ein Druck mit mehreren Platten, ja das Malen auf die Platte, stufenweise ganz wohl zu denken.

Daß jedoch diese Art von Arbeit zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts noch nicht bekannt und üblich war, läßt sich daraus schließen, daß De la Hire in seinem sehr schönen und unterrichtenden Traktat über die praktische Malerei dieser bunten Drucke nicht erwähnt, ob er gleich sonst sehr ausführlich ist und auch einiger ganz nahe verwandten Künste und Künsteleien gedenkt und uns mit dem Verfahren dabei bekannt macht.

Gegenwärtig haben wir zu unsern Zwecken zwei Männer anzuführen, welche sich besonders in der Epoche, bei der wir verweilen, in diesem Fache mit Eifer bemüht haben.

Le Blond.

Gebürtig von Frankfurt am Main, steht nicht blos hier seines Namens wegen unter den Franzosen, sondern weil er sich in Frankreich und England thätig bewiesen.

Er versuchte erst nach der Newtonischen Lehre mit sieben Platten zu drucken; allein er bringt bei großer Beschwerlichkeit nur einen geringen Effekt hervor. Er reduzirt sie deshalb auf drei und verharrt bei dieser Methode, ohne daß ihm jedoch seine Arbeit, die er mehrere Jahre fortsetzt, sonderlich Vortheil verschafft. Er legt seinen Druckbildern kein Clair-obscur, etwa durch eine schwarze Platte, zum Grunde, sondern seine Schwärze, sein Schatten soll ihm da entstehen, wo beim Abdruck die drei Farben zusammentreffen. Man wirft ihm vor, daß seine Behandlung unvollkommen gewesen, und daß er deshalb viel retouchiren müssen. Indeß scheint er der Erste zu sein, der mit dieser Arbeit einiges Aufsehen erregt. Sein Programm, das er in London deshalb herausgegeben, ist uns nicht zu Gesicht gekommen; es soll dunkel und abstrus geschrieben sein.

Gautzler.

Ein thätiger, rascher, etwas wilder, zwar talentvoller, aber doch mehr als billig zudringlicher und Aufsehen liebender Mann. Er studirte erst die Malerei, dann die Kupferstecherkunst und kommt gleichfalls auf den Gedanken, mit drei farbigen Platten zu drucken, wobei er eine vierte, die das Clair-obscur leisten soll, zum Grunde legt. Er behauptet, seine Verfahrungsart sei eine ganz andre und bessere als die des Le Blond, mit welchem er über die Priorität in Streit geräth. Seine Myologie kommt 1746, die Anatomie des Hauptes und ein Theil der Nervenlehre 1748 in Paris heraus. Die Arbeit ist sehr verdienstvoll; allein es ist überaus schwer, über das eigentliche Verfahren, welches er beim Druck dieser kolorirten Tafeln angewendet, etwas Befriedigendes zu sagen. Dergleichen Dinge lassen sich nicht ganz mechanisch behandeln, und ob es gleich ausgemacht ist, daß er mit

Doch da war von Deiner Hand
Meine Chiffer leis gezogen,
Nieder blickt' ich, Dir gewogen.

Hier, am Ende des Kanals
Der gereihten Hauptallee,
Blick' ich wieder in die Höh,
Und da seh' ich abermals
Meine Lettern fein gezogen:
Bleibe, bleibe mir gewogen!

Hatem.

Möge Wasser, springend, wallend,
Die Zypressen Dir gestehn:
Von Suleika zu Suleika
Ist mein Kommen und mein Gehn.

35.

Suleika.

Kaum daß ich Dich wieder habe,
Dich mit Kuß und Liedern labe,
Bist Du still in Dich gekehret;
Was beengt und drückt und störet?

Hatem.

Ach, Suleika, soll ich's sagen?
Statt zu loben, möcht' ich klagen!
Sangest sonst nur meine Lieder,
Immer neu und immer wieder.

---

spielt durch ihre vom Freunde eingegrabene Chiffer. Vergl. unten Geheimschrift (Nr. 45) und die magnetische Wirkung solcher Eingrabungen unten zu Nr. 50. — Die Reisebeschreiber Persiens, welche Goethe lasen, Pietro della Valle (II. 181), Tavernier, Chardin (I, 168 und 169), heben sämmtlich den großen, von Alleen eingefaßten Kanal zu Ispahan, als den Mittelpunkt der Stadt, hervor.

35. Nach der Quartausgabe (von 1827) zu Frankfurt den 7. Oktober 1815 gedichtet. Nach Boisserée's Tagebuch (I. 369) war aber Goethe in diesem Monat überhaupt nicht in Frankfurt. Am 7. verließ er Heidelberg. Dort

mehrern Platten gedruckt, so scheint es doch, daß er weniger als viere angewendet, daß auf die Clair-obscur-Platte stellenweise schon gemalt worden, und daß sonst auch durch eine zärtere künstlerische Behandlung diese Abdrücke den Grad der Vollkommenheit erreicht haben, auf welchem wir sie sehen.

Indessen, da er auf dem praktischen und technischen Malerweg über die Farben zu denken genöthigt ist, so muß er freilich darauf kommen, daß man aus drei Farben alle die übrigen hervorbringen kann. Er faßt daher, wie Castel und Andere, ein richtiges Aperçu gegen Newton und verfolgt es, indem er die prismatischen Versuche durcharbeitet.

Im November des Jahres 1749 trägt er der Akademie ein umständliches Memoire vor, worin er sowol gegen Newton polemisirt, als auch das, was er theoretisch für wahr hält, niederlegt. Diese gelehrte Gesellschaft war nun schon so groß und mächtig, daß sie der Wissenschaft schaden konnte. Vorzügliche Mitglieder derselben, wie Nollet und Buffon, hatten sich der Newtonischen Lehre hingegeben. Gauthier's Zudringlichkeit mag höchst unbequem gewesen sein. Genug, sein Aufsatz ward nicht in die Memoiren der Akademie aufgenommen, ja, man erwähnte desselben nicht einmal in der Geschichte der Verhandlungen. Wir hätten auch nichts davon erfahren, wäre uns nicht eine wunderliche lateinische Uebersetzung desselben zu Handen gekommen, welche ein Pariser Chirurgus, Karl Nicolaus Zenty, London 1750 herausgegeben unter dem Titel: *Φωτογενεως χρωματογενεσις*, De optice Errores Isaaci Newtonis Aurati Equitis demonstrans. Diese wie der Titel fehlerhafte, ungrammatische, inkorrekte, überhaupt barbarische Uebersetzung konnte freilich kein Glück machen, obgleich der Inhalt dieses Werkchens sehr schätzenswerth, mit Einsicht und Scharfsinn konzipirt und mit Lebhaftigkeit und Ordnung vorgetragen ist. Wir haben uns jedoch dabei nicht aufzuhalten, weil es eigentlich nur eine Art von Auszug aus dem größern Werke ist, von dem wir umständlicher handeln werden. Uebrigens wollen wir nicht leugnen, daß wir fast durchgängig mit ihm einig sind, wenige Stellen ausgenommen, in welchen er uns verklausulirend zu verfahren scheint.

Sein ausführliches Werk führt den Titel: Chromogénésie ou Génération des Couleurs, contre le système de Newton, à Paris 1750. 51. II Tomes in 8. Die Darstellung seiner Farbentheorie sowie die Kontrovers gegen die Newtonische

gehen erſt im zweiten Bande Seite 49 an. Das Allgemeine von beiden findet ſich Seite 60—68. Von da an folgen umſtändliche anti-Newtoniſche Verſuche.

1) Mit Pergamentblättchen vor der Oeffnung in der dunkeln Kammer. Steigerung dadurch von Gelb auf Roth (E. 170).

2) Er entdeckt, daß der untere blaue Theil der Flamme nur blau erſcheint, wenn ſich Dunkel, nicht aber, wenn ein Helles ſich dahinter befindet (E. 159). Weil er aber das, was wir durch Trübe ausſprechen, noch durch Licht ausſpricht, ſo geht er von dieſer Erfahrung nicht weiter; ſie thut ihm genug, ob es gleich nur ein einzelner Fall iſt.

3) Er hält feſt darauf, daß bei prismatiſchen Verſuchen die Farben nicht erſcheinen als nur da, wo eine dunkle Fläche an eine helle grenzt; ferner, daß dieſe durch Refraktion gegen einander bewegt werden müſſen, und erklärt daher ganz richtig, warum die perpendikularen Grenzen nicht gefärbt werden (E. 197 ff.).

4) Weil er aber immer noch mit Strahlen zu thun hat, ſo kann er damit nicht fertig werden, warum das Bild an der Wand und das im Auge bei gleicher Lage des brechenden Winkels umgekehrt gefärbt ſind. Er ſpricht von auf- und niederſteigenden Strahlen. Hätte er es unter der Formel des auf- und niedergerückten Bildes ausgeſprochen, ſo war Alles abgethan. Bei dieſer Gelegenheit entwickelt er ganz richtig den erſten Verſuch der Newtoniſchen Optik auf die Weiſe, wie es auch von uns geſchehen (P. 34 ff.).

5) Ein Waſſerprisma theilt er in der Mitte durch eine Wand, füllt die eine Hälfte mit einem ſchönen rothen, die andere mit einem ſchönen blauen Liquor, läßt durch jedes ein Sonnenbild durchfallen und bemerkt dabei die Verrückung und Färbung. Es iſt dieſes ein ſehr guter Verſuch, der noch beſonders unterrichtend werden kann, wenn man durch eine etwas größere Oeffnung die Lichtſcheibe halb auf die eine halb auf die andere Seite fallen läßt, da ſich denn nach der Refraktion das wahre Verhältniß gar ſchön ausſpricht. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß man ſucceſſiv mehrere Farben neben einander bringen kann.

Bei dieſer Gelegenheit wird das zweite Experiment Newton's kritiſirt und auf die Weiſe, wie wir auch gethan haben, gezeigt, daß man nur Hellblau zu nehmen habe, um das wahre Verhältniß der Sache einzuſehen (P. 47 ff.).

6) Versuch mit dem subjektiven Heruntertücken des objektiven Bildes, dessen Entfärbung und Umfärbung.

7) Versuch mit einem linsenförmigen Prisma, d. h. mit einem solchen, dessen eine Seite konvex ist. Wir sind nie dazu gelangt, mit einer solchen Vorrichtung zu operiren, und lassen daher diese Stelle auf sich beruhen.

8) Versuch gegen das sogenannte experimentum crucis. Wir glauben die Sache kürzer gefaßt zu haben (P. 114 ff.).

9) Diese Nummer ist übersprungen.

10) In Gefolg von Nummer 8. Bei der Entwicklung des experimentum crucis scheint uns der Verfasser die verschiedene Incidenz allzu sehr zu urgiren. Zwar ist etwas daran; aber die Eminenz des Phänomens wird dadurch nicht zum Vorschein gebracht.

11) Versuch, gegen die Newtonische Behauptung gerichtet, die different refrangiblen Strahlen seien auch different reflexibel. Der Gedanke, das Spektrum durch einen Planspiegel aufzufassen und es nach allerlei Seiten hinzuwerfen, unter solchen Winkeln und Bedingungen, daß eine diverse Reflexibilität sich darthun müßte, wenn sie existirte, ist lobenswerth. Man wende jedoch einen metallnen Spiegel an, damit keine Irrung durch die untere Fläche entstehe, und man wird wie Gauthier finden, daß die Farben des Spektrums nach ihrem Einfallswinkel zurückgeworfen werden und keineswegs eine diverse Reflexion erleiden. Bei dieser Gelegenheit gedenkt er des neunten Newtonischen Versuchs, den wir aufs Genaueste analysirt (P. 196—203) und ihm eine besondre Tafel, die achte, gewidmet haben. Der Verfasser sieht denselben an wie wir, so wie auch den zehnten.

12) Versuch gegen das erste Theorem des zweiten Theils des ersten Buchs der Optik, wo Newton behauptet, die Grenze des Lichtes und Schattens trage nichts zur Entstehung der prismatischen Farbe bei. Gauthier führt mit Recht über den mittleren weißen Theil der prismatischen Erscheinung eines großen Prismas seinen Finger oder einen Stab und zeigt dadurch die blos an der Grenze entstehenden Farben. Dabei erzählt er, daß die Newtonianer sich gegen dieses Phänomen dadurch retten wollen, daß sie behaupteten, erst am Finger gehe die Brechung vor. Man sieht, daß dieser Sekte schon vor sechzig Jahren ebenso unbedenklich war, Albernheiten zu sagen, wie am heutigen Tag.

13) Er bringt zu Bestätigung seiner Erklärung noch einen komplizirten Versuch vor, dessen Werth wir Andern zu prüfen überlassen.

14) Er läßt das Spektrum auf eine durchlöcherte Pappe fallen, so daß jede Farbe einzeln durchgeht. Hier, durch eine zweite Begrenzung, ohne wiederholte Refraktion, erscheinen die Farbenbildchen nach dem ersten Gesetz aufs Neue gesäumt und widerlegen die Lehre von Unveränderlichkeit der sogenannten homogenen Lichter. Der Verfasser gedenkt mit Ehren Mariotte's, der dieses Phänomen zuerst vor ihm beobachtete.

15) Er wendet hier abermals das Prisma mit der konveren Seite an, die mit einer Art von fein durchlöchertem siebartigen Deckel bedeckt ist, und bringt dadurch mannichfaltige Abwechselung der Erscheinung hervor, wodurch er seine Behauptungen begünstigt glaubt. Wir haben diesen Versuch nicht nachgebildet.

16) Verbindung der Linse und des Prismas, wodurch die Farben des Spektrums zum Weißen vereinigt werden sollen. Hiebei Versuch mit einem T, der an seinem Ort zu entwickeln ist.

Hiermit endigen sich die anti-Newtonischen Versuche.

Ueber Newton's Erklärung des Regenbogens.

Ueber die Nebensonnen, wobei die paroptischen Farben zur Sprache kommen.

Ueber die bleibenden Farben der Körper. Erst gegen die Erklärungsart Newton's; dann leitet der Verfasser Weiß und Schwarz ungefähr wie Boyle ab. Das Blaue bringt er durch das Helle über dem Dunklen hervor, das Rothe umgekehrt, welches freilich nicht ganz so glücklich ist; das Gelbe auf ebendie Weise und mit mehrerem Recht. Er beschreibt manche Versuche, um diese Lehre zu bestätigen. Der Kürze halben beziehen wir uns auf unsere Darstellung der Sache (E. 501 ff.).

Hierauf folgt die Erklärung seiner Kupfertafeln und zugleich eine Zurückweisung auf die Stellen des Werks, zu welchen sie eigentlich gehören.

Hätte er seiner Kontrovers, an welcher wir wenig auszusetzen finden, eine etwas ausführlichere Farbenlehre folgen lassen und sich damit begnügt, ohne die ganze übrige Naturlehre umfassen zu wollen, so hätte er vielleicht mehr Wirkung hervorgebracht. Allein sein Fehler, wie der seiner Vorgänger, besteht darin, daß Newton, weil seine Farbenlehre unhaltbar befunden wird, auch in gar nichts Recht haben soll, daß man also unternimmt, auch alles Uebrige, was er geleistet, zu kritisiren, ja, was noch schlimmer ist, ein eignes System dagegen aufzubauen und sich etwas, das viel über seine Kräfte geht, anzumaßen.

In gedachtem Sinne hat leider Gauthier ein zweites Titelblatt seinem Buche vorgesetzt: Nouveau système de l'Univers, sous le titre de Chroagenesie ou Critique des prétendues découvertes de Newton. Und so enthält denn der erste Theil nichts, was sich auf Farbe bezieht, sondern behandelt die allgemeinsten physischen und damit verwandten metaphysischen Gegenstände, denen Gauthier, ob er sich gleich historisch genugsam mit ihnen bekannt gemacht, dennoch weder als Philosoph noch als Naturforscher gewachsen sein mochte.

Erst am Schlusse des ersten Theils findet man etwas über die Geschichte der Farbenlehre. Der Anfang des zweiten giebt einen kurzen Abriß der im ersten verhandelten allgemeinen physisch-metaphysischen Prinzipien, von denen der Verfasser zuletzt auf das Licht übergeht und, um Newtonen auch in der Behandlung keinen Vorzug zu lassen, mit Definitionen und Axiomen gerüstet auftritt, sodann die Definitionen und Axiomen Newton's wiederholt, da denn erst auf der neunundvierzigsten Seite des zweiten Theils die Hauptsache wirklich zur Sprache kommt, die wir oben ausführlich ausgezogen haben.

Hiernach mag man erkennen, warum dem Verfasser nicht geglückt ist, Wirkung hervorzubringen. Seine Kontrovers sowie seine theoretische Ueberzeugung hatte sich ganz isolirt darstellen lassen. Beide hatten mit Anziehen und Abstoßen, mit Schwere und sonst dergleichen Allgemeinheiten gar nichts zu schaffen. Wollte er die Farbenlehre an die Physik überhaupt anschließen, so mußte er einen andern Weg einschlagen.

Außerdem beacht er noch einen Haupt- und Grundfehler, daß er mit Strahlen zu operiren glaubt und also wie seine Vorgänger den Gegner ganz im Vortheil läßt. Auch sind

seine Figuren nicht glücklich: es gilt von ihnen, was wir von den Rizzetti'schen gesagt haben. Newton hatte seine falsche Lehre symbolisch auszudrücken verstanden; seine Gegner wissen für das Wahre keine entschiedene Darstellung zu finden.

Von dem mannichfaltigen Verdruß, den er ausgestanden, sowie von allerlei Argumentationen, die er gegen die Schule geführt, giebt uns der leidenschaftliche Mann selbst Nachricht in einer Art von physikalischem Journal, das er aber nicht weit geführt. Die drei Hefte, welche den ersten Band ausmachen und zu Paris 1752 herausgekommen, liegen vor uns und führen den Titel: Observations sur l'histoire naturelle, sur la physique et sur la peinture, avec des planches imprimées en couleur. Sie enthalten ein wahres Quodlibet von Naturgeschichte und Naturlehre, jedoch, wie man gestehen muß, durchaus interessante Materien und Gegenstände. Sie sind auf bunte Tafeln gegründet nach Art des großen anatomischen Werks.

In diesen Heften fehlt es nicht an verschiedenen Aufsätzen, seine Kontroverse mit Newton und der Newtonischen Schule betreffend. Er kann sich freilich dabei nur, wie wir auch gethan, immer wiederholen, sich verwundern und ärgern, da die Sache im Grunde so simpel ist, daß sie jedes verständige unbefangene Kind bald einsehen müßte. Wie aber die gelehrte und naturforschende Welt damals durch das Newtonische Spektrum benebelt gewesen, so daß sie sich gar nichts Anderes daneben denken können, und wie ihnen die Natur dadurch zur Unnatur geworden, ist auch aus diesen Blättern höchst merkwürdig zu ersehen.

Nach Allem diesem bleibt uns nichts übrig, als nochmals zu bekennen und zu wiederholen, daß Gauthier unter Denen, die sich mit der Sache beschäftigt, nach Rizzetti am Weitesten gekommen, und daß wir ihm in Absicht auf eine freiere Uebersicht der Kontroverse sowol als der an die Stelle zu setzenden naturgemäßen Lehre gar Manches schuldig geworden.

In der Zeit, als diesen tüchtigen Mann die französische Akademie unterdrückte, lag ich als ein Kind von einigen Monaten in der Wiege. Er, umgeben von so vielen Widersachern, die er nicht überwinden konnte, obgleich begünstigt und pensionirt vom Könige, sah sich um eine gewünschte Wirkung und ebenso wie treffliche Vorgänger um seinen guten Ruf gebracht. Ich freue mich, sein Andenken, obgleich spät,

zu rehabilitiren, seine Widersacher als die meinigen zu verfolgen und den von ihm, da er nicht durchdringen konnte, oft geäußerten Wunsch zu realisiren:

Exoriare aliquis nostris ex ossibus ultor.

Celestin Cominale.

Er war Professor der Philosophie bei dem königlichen Gymnasium zu Neapel. Von seinem Werke Anti-Newtonianismus kam daselbst der erste Theil 1754, der zweite 1756 in Quart heraus. Es ist eigentlich eine Bearbeitung des Gauthier'schen Werkes, welche wohlgerathen genannt werden kann.

Der Verfasser hat mehr Methode als sein Vorgänger; denn er widmet den ersten Theil gleich ohne Umschweife der Kontroverse gegen Newton's Farbenlehre und den neu aufzustellenden theoretischen Ansichten. Er hat sich vollkommen von den Ueberzeugungen seines Vorgängers durchdrungen und auch außerdem die Materie sowol theoretisch als praktisch gut durchstudirt, so daß er das Werk wohl sein eigen nennen konnte. Der zweite Theil behandelt die übrigen physisch-metaphysischen Gegenstände, welche Gauthier in seinem ersten Buche abgehandelt hatte. Die Tafeln, welche sich alle auf den ersten Theil beziehen, stellen theils Newtonische theils Gauthier'sche theils eigene Figuren vor. Im Ganzen ist es merkwürdig, daß Gauthier, der unter seinen Landsleuten keine Wirkung hervorbringen konnte, aus der Ferne sich eines so reinen Widerhalles zu erfreuen hatte.

Vielleicht geben uns Diejenigen, welche mit der italiänischen Literatur bekannt sind, Nachricht von dem, was man über Cominale damals in seinem Vaterlande urtheilt. Seine Wirkung konnte jedoch sich nicht weit erstrecken; denn die Newtonische Lehre war schon in die Jesuitenschulen aufgenommen. Pesueur und Jacquier hatten die Newtonischen Schriften schon mit einem durchgehenden Kommentar versehen, und so war dem Anti-Newtonianism Rom so wie die übrige gelehrte Welt verschlossen und die Flamme der Wahrheit, die sich wieder hervorthun wollte, abermals mit Schulasche zugedeckt.

Wir verlassen nunmehr Frankreich und das Ausland und wenden den Blick gegen das Vaterland.

Deutsche große und thätige Welt.

Wir setzen diese Rubrik hieher, nicht um sie auszufüllen, sondern nur anzudeuten, daß an diesem Platze eine ganz interessante Abhandlung stehen könnte.

Die deutschen Höfe hatten schon zu Anfange des vorigen Jahrhunderts viele Verdienste um die Wissenschaften. Sowol Fürsten als Fürstinnen waren aufgeregt, begünstigten gelehrte Männer und suchten sich selbst zu unterrichten.

Johann Wilhelm, Kurfürst von der Pfalz, nahm 1704 Hartsoeker'n in seine Dienste. Dieser hatte schon in seinem Essai de Dioptrique die diverse Refrangibilität anerkannt, doch auf seine Weise erklärt und sie den verschiedenen Geschwindigkeiten der farbigen Strahlen zugeschrieben.

Was der Kassel'sche Hof, was die Höfe Niederdeutschlands gethan, und wiefern auch die Newtonische Lehre zur Sprache gekommen und Gunst erhalten, wird in der Folge zu untersuchen sein. Nur Eins können wir anführen: daß Professor Hamberger 1743 nach Gotha berufen wird, um die Newtonischen Versuche, welche die allgemeine Aufmerksamkeit erregt, bei Hofe vorzuzeigen. Wahrscheinlich hat man das Zimmer recht dunkel gemacht, durch das foramen exiguum im Fensterladen erst den sogenannten Strahl hereingelassen, das fertige prismatische Bild an der Wand gezeigt, mit einem durchlöcherten Bleche die einzelnen Farben dargestellt und durch eine zweite ungleiche Verrückung, durch das sogenannte experimentum crucis, auf der Stelle die höchsten Herrschaften und den sämmtlichen Hof überzeugt, so daß Hamberger triumphirend zur Akademie zurückkehren konnte.

Deutsche gelehrte Welt.

Um die Thätigkeit derselben, und was sie in dieser Sache gewirkt, kennen zu lernen, haben wir uns vorzüglich auf Akademien umzusehen. Was und wie es gelehrt worden, davon geben uns die Kompendien am Besten und Kürzesten Nachricht.

Jeder, der ein Lehrbuch schreibt, das sich auf eine Erfahrungswissenschaft bezieht, ist im Falle, ebenso oft Irrthümer als Wahrheiten aufzuzeichnen; denn er kann viele Versuche nicht selbst machen, er muß sich auf Anderer Treu' und Glauben verlassen und oft das Wahrscheinliche statt des Wahren auf-

nehmen. Deswegen sind die Kompendien Monumente der Zeit, in welcher die Data gesammelt wurden. Deswegen müssen sie auch oft erneuert und umgeschrieben werden. Aber indem sie neue Entdeckungen geschwind aufnehmen und einige Kapitel dadurch verbessern, so erhalten sie in andern falsche Versuche und unrichtige Schlußfolgen desto länger.

Wenn nun der Kompendienschreiber gewöhnlich das benutzt, was er schon völlig fertig vor sich findet, so war die Boyle'sche Bemühung, viele Farbenphänomene zusammenzustellen und gewissermaßen zu erklären, solchen Männern sehr angenehm, und man findet auch noch bis über das erste Viertel des achtzehnten Jahrhunderts diese Methode herrschen, bis sie endlich von der Newtonischen Lehre völlig verdrängt wird.

Wir wollen die Kompendien, die uns bekannt geworden, besonders die deutschen, welche bei Mehrheit der Universitäten zu einer größern Anzahl als in andern Ländern anwuchsen, kürzlich anzeigen und das hieher Gehörige mit Wenigem ausziehn.

Physica oder Naturwissenschaft durch Scheuchzer, erste Ausgabe 1703.

Ein würdiger, wohlgesinnter, fleißiger und unterrichteter Mann, bringt in diesem Werke meistens die Geschichte der Meinungen mit vor und geht von der Metaphysik seiner Zeit zur Physik über. Die Farbenlehre überliefert er nach Boyle, Hooke und Descartes.

In der zweiten Ausgabe von 1711 fügt er ein besonderes Kapitel bei, worin er die Newtonische Lehre nach Anleitung der Optik genau und umständlich vorträgt, so wie er auch die Kupfertafeln nachstechen läßt. Die Newtonische Lehre steht wie eine unverarbeitete Masse gleichsam nur literarisch da; man sieht nicht, daß er irgend ein Experiment mit Augen gesehen oder über die Sachen gedacht habe.

Hermann Friedrich Teichmeyer. Amoenitates, Jena 1712. Hält sich noch an Hooke und Boyle. Man findet keine Newtonische Spur.

Deutsche Physik durch Theodor Hersfeld. 1714. Der wahre Name ist Konrad Mel. Ein pedantisches, philisterhaftes Werk. Die Farbenerscheinungen bringt er konfus und ungeschickt genug hervor. Er will die Farben der Körper aus der verschiedenen Art ihrer Theile herleiten sowie aus den von ihnen wunderlich zurückgeworfenen Lichtstrahlen. Die Newtonische Lehre scheint er gar nicht zu kennen.

Martin Gotthelf Löſcher. Physica experimentalis. Wittenberg 1715. Scheint ein Schüler von Teichmeyer's zu ſein, wenigſtens ſind die Phänomene beinahe ebendieſelben ſowie auch die Erklärung.

Bei ihm iſt color tertia affectio sperialis corporum naturalium seu ea lucis in poris ac superficiebus corporum modificatio, quae eadem nobis sistit colorata et diverso colore praedita. Man erkennt hier Boyle'n; Newton's wird nicht erwähnt.

Johannes Wenceslaus Caſchubius. Elementa Physicae. Jena 1718. Hier fängt ſchon der Refrain an, den man künftig immerfort hört: Si per foramen rotundum etc.

Er thut die apparenten und körperlichen Farben in ein paar Paragraphen nach Newtoniſcher Art ab.

Vernünftige Gedanken von den Wirkungen der Natur, von Chriſtian Wolff 1723. Der Verfaſſer beweiſt die Lehre von der Heterogeneität des Lichtes a priori.

Julius Bernhard von Rohr. Phyſikaliſche Bibliothek, Leipzig 1724. Seine Literatur iſt ſehr mager; mit Newton mag er nichts zu thun haben, weil er lieber künſtliche und mechaniſche Zuſammenſetzungen als mühſame Ausrechnungen befördert wünſcht.

Johann Matthäus Barth. Physica generalis, Regensburg 1724. Ein Geiſtlicher und wohldenkender Mann, der dem Aberglauben entgegenarbeitet und ſich daher mit Naturlehre abgiebt, doch nicht ſowol ſelbſt verſucht, als das, was Andre geleiſtet, zuſammenſtellt. Im Paragraphen von den Farben folgt er Boyle'n, gedenkt der Lehre Newton's, läßt ſich aber nicht darauf ein und hat folgende merkwürdige Stelle: „Es hat mich Herr Baier, Profeſſor Theologiae zu Altorf, einſt im Diskurs verſichert, daß er in dergleichen Verſuchen (den Newtoniſchen nämlich, von denen eben die Rede iſt) betriegliche Umſtände gefunden, welche er publizirt wünſchte."

Dieſes iſt die erſte Spur, die ich finde, daß ein Deutſcher gegen die Newtoniſche Lehre einigen Zweifel erregt. Ferner gedenkt Barth deſſen, was Mariotte derſelben entgegenſetzt.

Johann Friedrich Mucherer. Institutiones philosophiae naturalis eclecticae. Jena 1725. Vom 238. §. an. Die Farbe ſei nichts Reelles. Das Reelle ſei, was exiſtire, wenn es auch Niemand dächte; aber es gebe keinen Schmerz, wenn ihn Niemand fühlte. Darin kämen alle neueren Phyſiker überein.

Sollte wohl auch diese loben;
Doch sie sind nur eingeschoben,
Nicht von Hafis, nicht Nisami,
Nicht Saadi, nicht von Dschami.

Kenn' ich doch der Väter Menge,
Silb' um Silbe, Klang um Klänge,
Im Gedächtniß unverloren;
Diese da sind neu geboren.

Gestern wurden sie gedichtet.
Sag, hast Du Dich neu verflichtet?
Hauchest Du so frob-verwegen
Fremden Athem mir entgegen,

Der Dich ebenso belebet,
Ebenso in Liebe schwebet,
Lockend, labend zum Vereine,
So harmonisch als der meine?

Suleika.

War Hatem lange doch entfernt!
Das Mädchen hatte was gelernt,
Von ihm war sie so schön belehrt,
Da hat die Trennung sich erprobt.
Wohl, daß sie Dir nicht fremde scheinen;
Sie sind Suleika's, sind die Deinen!

---

allein könnte das Gedicht entstanden sein, falls der Tag richtig angegeben ist. — Suleika wird geschildert nicht nur als Liedersängerin, sondern auch als Dichterin, die ganz auf Goethe's orientalische Richtung einging, in seinem Ton ihm sekundirte. Daher heißt es oben in Nr. 24: „Denn sie singt, mir zu gefallen", und hier: „Sie sind Suleika's, sind die Deinen".

Von den in Strophe 3 genannten Dichtern ist Nisami bereits oben III. 3, und Dschami wiederholt in unsern Noten genannt worden. Hafis und Saadi sind bekannt.

Wenn das Licht weggenommen ist, sieht man Alles schwarz. Blinde können Farben fühlen, z. B. Boylens Vermaasen. Finch, Tractatus de coloribus. Schmidii dissertatio: Caecus de colore judicans. Sturm führt ein Exempel an, daß ein Blinder die verschiedenen Farben riechen konnte; vid. illius Physicam hypotheticam. Die Farben kommen also von der Verschiedenheit der Oberfläche der Körper her et hinc pendente reflexione, refractione, infractione, collectione, dissipatione radiorum solarium. Gründe, die Boyle angiebt. Bei verändertem Licht verändern sich die Farben. So auch bei veränderter Oberfläche, wie auch durch veränderte Lage. Hier bringt er nicht sehr glücklich die Regentropfen und das Prisma vor. Nachdem er seine Lehre auf die verschiedenen Farben angewendet, fährt er fort: Haec equidem non sine ratione dicuntur et ad colores supra dictos non sine specie veri accommodantur. At vero ad specialia ubi descendimus, difficultates omnino tales occurrunt, quibus solvendis spes ulla vix superest.

Er citirt Hamelius de corporum affectionibus, Weidlerus in Explicatione nova Experimentorum Newtonianorum. Er kennt Newton's Lehre, nimmt aber keine Notiz davon.

Hermann Friedrich Teichmeyer. Elementa Philosophiae naturalis. Jena 1733. Eine neue Auflage seines frühern Kompendiums. Sein Vortrag ist noch immer der alte.

Georg Erhard Hamberger. Elementa Physices. Jena 1735. Auf der 339sten Seite beruft er sich auf Wolff, daß dieser die Heterogenität des Lichts a priori bewiesen habe, und verweiset auf ihn.

Er führt einen gewissen Komplex der Newtonischen Versuche an und beginnt mit dem bekannten Liede: Sit igitur conclave tenebrosum et admittatur per exiguum foramen radius lucis. Uebrigens sind seine Figuren von den Newtonischen kopirt, und es findet sich keine Spur, daß er über die Sache nachgedacht oder sie selbst experimentirt habe.

Samuel Christ. Hollmann. Physica. Introductionis in universam Philosophiam Tom. II. Göttingen 1737, §. 147. Non id enim, quod rubicundum, flavum, caeruleum etc. appellamus, in rebus ipsis extra nos positis, sed in nostris solum perceptionibus, immo certa tantummodo perceptionum nostrarum modificatio est, a sola diversa lucis modificatione in nobis solum oriunda.

Er verwirft daher die alte Eintheilung in reales und apparentes. Trägt die Newtoniſche Lehre bündig, doch mehr überredend als entſcheidend vor.

Die Note zum 150. §. enthält zur Geſchichte der Theorie ſehr brauchbare Allegate, woraus man ſieht, daß er die Entſtehung der Lehre ſowol als die Kontroverſen dagegen recht gut kennt, nicht weniger den Beifall, den ſie erhalten. Aus dem Tone des Vortrags im Texte bemerkt man, daß er ſein Urtheil in suspenso halten will.

Johann Heinrich Winkler. Institutiones mathematico-physicae. 1738. §. 1112. erwähnt er der Newtoniſchen Lehre im Vorbeigehen bei Gelegenheit der undeutlichen Bilder durch die Linſen: praeterea Newtonus observavit, radium unum per refractionem in plures diversi coloris dispesci, qui cum catheto refractionis diversos angulos efficiunt.

Samuel Chriſt. Hollmann. Primae physicae experimentalis lineae, Göttingen 1742. Die Newtoniſche Lehre lakoniſch, jedoch noch mit videtur vorgetragen. In den Ausgaben von 1749, 1753, 1765 lakoniſch und ganz entſchieden.

Vernünftige Gedanken von Chriſtian Wolff, fünfte Ausgabe von 1746. Im erſten Theile. §. 129. erklärt er die Farbenerſcheinung an den Körpern ganz nach Newtoniſcher Manier und beruft ſich auf den zweiten Theil ſeiner Experimenta.

Johann Andreas Segner. Einleitung in die Naturlehre, erſte Auflage 1746, zweite Göttingen 1754, trägt die Newtoniſchen Verſuche ſowie die Theorie kurz vor. Seine Figuren ſind nach Newton kopirt. Es zeigt ſich keine Spur, daß er die Phänomene ſelbſt geſehen.

Georg Wolfgang Krafft. Praelectiones in Physicam theoreticam, Tübingen 1750. Er folgte, wie er ſelbſt ſagt, dem Muſchenbroek, läßt die Lehre von den Farben ganz aus und verweiſt auf einen optiſchen Traktat, pag. 267.

Andreas Gordon. Physicae experimentalis elementa, Erfurt 1751. Ein Benediktiner im Schottenkloſter zu Erfurt, ein ſehr fleißiger Mann voller Kenntniſſe. Man ſieht, daß in katholiſchen Schulen man damals noch mit der Scholaſtik zu ſtreiten hatte.

Im 1220. §. ſind ihm die Farben auch Körper, die ſich vom Licht herſchreiben. Sein Vortrag der Newtoniſchen Lehre iſt ein Wenig konfus; ſeine Figuren ſind, wie die der ganzen Schule, falſch und märchenhaft.

Die chemischen Experimente trägt er zuletzt vor und schließt: quae omnia pulchra quidem, suis tamen haud carent difficultatibus.

Johanne Charlotte Zieglerin. Grundriß einer Naturlehre für Frauenzimmer, Halle 1751. P. 424 trägt sie die hergebrachte Lehre vor und verweist ihre Leserinnen auf Algarotti.

Johann Peter Eberhard. Erste Gründe der Naturlehre, Halle 1753. Die Newtonische Theorie, doch mit einiger Modifikation, die er schon in einer kleinen Schrift angegeben. Im 387. §. fängt er den ganzen Vortrag mit dem bekannten Refrain an: Man lasse durch eine kleine runde Oeffnung ꝛc. Seine Figuren sind klein, schlecht und wie alle aus dieser Schule nicht nach dem Phänomen, sondern nach der Hypothese gebildet.

In seiner Sammlung der ausgemachten Wahrheiten der Naturlehre 1755 setzt er, wie natürlich, die Newtonische Theorie auch unter die ausgemachten Wahrheiten.

Man sei darüber einig, daß die Sonnenstrahlen nicht gleich stark gebrochen werden.

Er bringt etwas von der Geschichte der Farbenlehre bei und citirt wegen des Beifalls, den Newton fast überall gefunden, die Schriften mehrerer Naturforscher.

„Es hat zwar der bekannte Pater Castel Einwürfe dagegen gemacht, die aber auf solche Versuche gegründet waren, bei welchen der gute Franzose keine mathematische Akkuratesse bewiesen."

(Welche wunderlichen Redensarten! als wenn es keine andere Akkuratesse gäbe als die mathematische.)

„Man sieht aus den Miscell. curios., p. 115, daß man auch schon damals in Paris Newton's Theorie angegriffen, welches aber aus einem Mißverständniß geschehen."

Florian Dalham. Institutiones physicae. Wien 1753. Ein Geistlicher, bringt etwas Weniges von der Geschichte der Farbenlehre vor; dann intonirt er: Radius solis per foramen A. Mit den Einwürfen ist er bald fertig, dann folgen einige chemische Experimente.

Emanuel Swedenborg. Prodromus Principiorum rerum naturalium, Hildburghausen 1734. p. 137. Wie er durch diese ganze Schrift die Körper aus Kugeln verschiedener Größe

und Art, aus Kreiſen und Kränzen und deren Interſtitien aufs Wunderlichſte zuſammenſetzt, ebenſo macht er es mit der Transparenz, dem Weißen, Rothen und Gelben. Alles ſei transparent ſeinen kleinſten Theilen nach: Albedo: si anguli reflexionis varie confundantur in particulis transparentibus, albedinem oriri. Rubedo: si superficies particularum varii generis particulis variegetur, oriri rubedinem. Flavedo: si albedo mixta sit cum rubedine, flavedinem oriri.

Jakob Friedrich Maier's Phyſik. Karlsruhe 1767, p. 225. Kurz und ſchlechtweg Newton's Lehre.

Bernhard Grant. Praelectiones encyclopaedicae in physicam experimentalem. Erfurt 1770, p. 47. Newton's Lehre ſchlechtweg und kurz.

Johann Chriſtian Polykarp Erxleben. Anfangsgründe der Naturlehre, 1772. „Wenn man durch ein kleines rundes Loch" ꝛc. Er trägt übrigens die Newtoniſche und Euler'ſche Lehre in der höfen, halb hiſtoriſchen halb didaktiſchen Manier vor, die ſich nicht kompromittiren mag und immer noch eine Hinterthüre findet, wenn die Lehre auch falſch befunden würde.

Schmahling's Naturlehre für Schulen, Göttingen und Gotha 1774, p. 8. Das gewöhnliche Stoßgebet.

Johann Lorenz Böckmann's Naturlehre, Karlsruhe 1775, p. 321. Das alte Lied: „Man laſſe durch eine mittelmäßige runde Oeffnung" ꝛc.

Matthias Gabler's Naturlehre, drei Theile, München 1778, p. 319 item: „Man laſſe einen Lichtſtrahl" ꝛc. P. 323 läßt er ſich in Kontrovers ein, glaubt aber wie die Schule überhaupt viel zu geſchwind mit dem Gegner fertig zu werden. Einwand eines Anti-Newtonianers oder eigentlich Anti-Eulerianers, von den Trabanten des Jupiter hergenommen. Auch Herr Gabler fertigt Mariotte'n und Rizzetti'n leicht ab.

Wenzeslaus Johann Guſtav Karſten. Naturlehre, 1781. Erſt wie gewöhnlich die Lehre von der Brechung für ſich; dann §. 390: „Mit der Strahlenbrechung iſt noch ein Erfolg verbunden" ꝛc. Merkwürdig iſt, daß der Verfaſſer ſeine Ausdrücke behutſamer als hundert Andre ſtellt, z. E.: „Der Erfolg läßt ſich am Beſten erklären, wenn man mit Herrn Newton annimmt ꝛc., wenn es wahr iſt, daß rothes Licht am Wenigſten brechbar iſt" ꝛc.

C. G. Kratzenstein. Vorlesungen über die Experimentalphysik, Kopenhagen 1782, p. 134. „Das weiße Licht besteht nach Newton aus sieben Hauptfarben" ꝛc.

Johann Daniel Titius. Physicae experimentalis elementa, Lipsiae 1782, §. 111. Der Radius solaris, dann aber zwei Prismen, man weiß nicht warum; denn das experimentum crucis ist es nicht. Auch Dieser macht einen Sprung: Patet ex hoc experimento diversam radiorum solarium refrangibilitatem etc. Dann einige Folgerungen und etwas weniges Chemisches.

W. J. G. Karsten. Anleitung zur gemeinnützlichen Kenntniß der Natur, Halle 1783, §. 1 und folgende, ungefähr in dem Sinne wie in seiner Naturlehre.

Johann Philipp Hobert. Grundriß der Naturlehre, Berlin 1789, §. 221. Lichtstrahl, enge Oeffnung, verfinstertes Zimmer ꝛc., wie so viele Andre hinter der ganzen Heerde drein.

Anton Bruchausen. Institutiones physicae, übersetzt von Bergmann, Mainz 1790. Sonnenstrahl, kleine Oeffnung und sogar Lichtfäden.

Johann Baptista Horvath. Elementa physicae, Budae 1790. Die alte Leyer. Stamina lucis, colore immutabili praedita.

Matthias Pankl. Compendium institutionum physicarum Pars I. Posoniae 1793, p. 160, cap. 3 de lucis heterogeneitate. Veteribus lumen simplicissima et homogenea substantia fuit. Newtonus heterogeneam esse extra omnem dubitationem posuit.

A. W. Hauch. Anfangsgründe der Experimentalphysik, aus dem Dänischen von Tobiesen. Schleswig 1795, erster Theil, §. 286. Das hergebrachte Lied wird abgeorgelt.

Wir sind bei dieser Anzeige der Kompendien weit über die Epoche hinausgegangen, in der wir uns gegenwärtig befinden, und haben die Rezension solcher Schriften bis gegen das Ende des achtzehnten vorigen Jahrhunderts fortgesetzt, indem wir auf diese Wiederholungen und Nachbetereien nicht wieder zurückzukehren wünschten.

Akademie Göttingen.

Es ist interessant, zu sehen, durch welche Reihe von Personen auf einer besuchten Akademie die Newtonische Lehre fortgepflanzt worden. Ein Göttinger Professor hatte ohnehin bei der nahen Verwandtschaft mit England keine Ursache, eine Meinung näher zu prüfen, welche schon durchgängig angenommen war, und so wird sie denn auch bis auf den heutigen Tag noch dort so gut als auf andern Akademien gelehrt.

Hollmann, 1736, liest Physik als einen Theil des philosophischen Kursus. Seine Institutiones werden 1738 gedruckt. Er liest weitläufige Experimentalphysik, nachher dieselbe zusammengezogener. Fährt damit nach Abgang Segner's fort bis gegen 1775; stirbt 1788, nachdem er schon mehrere Jahre der Physik und später den übrigen Vorlesungen sich entzogen.

Segner, 1736, liest Physik über Hamberger, Wolff, Musschenbroek nach Diktaten von 1744 an; sodann über seine Anfangsgründe von 1746 bis zu seinem Abgang 1754.

Kästner, liest 1759 Physik nach Winkler, später nach Eberhard's ersten Gründen der Naturlehre. Er hat als Mathematiker den besondern Tik, die Physiker anzufeinden.

Meister liest Perspektive und Optik.

Erxleben, Professor extraordinarius seit 1770. Erste Ausgabe seines Compendii 1772; stirbt 1777.

Lichtenberg, Professor extraordinarius seit 1770. Anfangs viel abwesend und mit mathematicis beschäftigt, liest von 1778 an über Erxleben und giebt sieben vermehrte Auflagen heraus.

Mayer, nach Lichtenberg's Tod, stimmt in einem neuen Kompendium das alte Lied an.

Nachlese.

Smith und Martin, Engländer, bringen die Lehre Newton's im Auszuge in ihre Lehrbücher.

Lesueur und Jacquier, geistliche Väter zu Rom, kommentiren Newton's Werke und verbreiten seine Lehre.

Encyklopädisten. Da ein Lexikon sowie ein Kompendium einer Erfahrungswissenschaft eigentlich nur eine Sammlung des kursirenden Wahren und Falschen ist, so wird man auch von dieser Gesellschaft nichts weiter erwarten. Man konnte ihr nicht zumuthen, daß sie jede Wissenschaft sollte neu durcharbeiten lassen. Und so haben sie denn auch die alte Konfession mit Ernst und Vollständigkeit dergestalt abgelegt, daß sie vor den sämmtlichen Glaubensgenossen mit Ehren bestehen können. Die Artikel, unter welchen solches aufzusuchen, verstehen sich von selbst.

Montucla. In der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts hatten sich, wie wir wissen, die Formeln und Redensarten völlig ausgebildet, welche man zu Gunsten Newton's und zu Ungunsten seiner Gegner wiederholte und einander nachsagte. In Montucla's Histoire des mathématiques, Paris 1758, findet man auch nichts Anders. Nicht allein Auswärtige wie Rizzetti behalten Unrecht, sondern es geschieht auch Franzosen, Marietten, Castel, Dufay, von dem Franzosen Unrecht. Da sich diese so sehr auf Ehre haltende Nation gegen das einmal eingewurzelte Vorurtheil nicht wieder erholen konnte, so wird man ja wol andern, nicht so lebhaften und nicht so eigenwilligen Völkern verzeihen, wenn sie auch bei dem einmal Angenommenen ruhig verharrten.

Tobias Mayer.

De affinitate colorum commentatio, lecta in conventu publico, Gottingae 1758, in den kleinen, nach dessen Tod von Lichtenberg herausgegebenen Schriften.

Der Newtonische Wortkram wurde nunmehr von allen deutschen Katheedern ausgeboten. Man freute sich, die Urfarben aus dem Licht hervorgeleckt zu haben; es sollten ihrer unzählige sein. Diese ersten homogenen, einfachen Farben hatten aber die wunderliche Eigenschaft, daß ein großer Theil derselben von den zusammengesetzten nicht zu unterscheiden war.

Betrachtete man jedoch das sogenannte Spektrum genauer, so konnte nicht verborgen bleiben, daß theils der Natur

der Sache nach theils der Bequemlichkeit des Vortrags wegen sich diese unendlichen Farben auf eine geringere Zahl reduziren ließen. Man nahm ihrer fünf an oder sieben. Weil aber das höchste, im völligen Gleichgewicht stehende Roth dem prismatischen Farbenbild abging, so fehlte auch hier die sechste oder die achte Farbe; das Ganze blieb unvollständig und die Sache konfus.

Alle Diejenigen, die von der Malerei und Färberei an die Farbenlehre herantraten, fanden dagegen, wie uns die Geschichte umständlich unterrichtet, naturgemäß und bequem, nur drei Grundfarben anzunehmen. Dieses hatte schon Boyle im zwölften Experiment des dritten Theils seines bekannten Werks kurz und bündig ausgesprochen und den Malern das Recht ertheilt, nur drei primäre Farben zu statuiren, weil man denn doch wol diejenigen so nennen dürfe, die aus keinen andern entspringen, alle übrigen aber erzeugen.

In diesem Sinne ist denn auch Mayer's Aufsatz geschrieben. Es herrscht darin der gerade, gesunde Menschenverstand. Er operirt zwar mit Pigmenten, wählt aber unter ihnen diejenigen aus, die er als Repräsentanten jener durch den Begriff bestimmten einfachen Farben ansehen darf. Durch Kombination und Berechnung will er nun die möglichen unterscheidbaren Zusammensetzungen ausmitteln.

Allein weil er atomistisch zu Werke geht, so ist seine Behandlung keineswegs zulänglich. Die einfachen, die Grundfarben mögen dem Verstande bestimmbar sein; aber wo sollen sie in der Erfahrung als Körper aufgefunden werden? Jedes Pigment hat seine besondern Eigenschaften und verhält sich sowol färbend als körperlich gegen die übrigen nicht als ein Allgemeines, sondern als ein Spezifisches. Ferner entsteht die Frage: Soll man die Pigmente nach Maß oder nach Gewicht zusammenbringen? Beides kann hier nicht frommen. Alle Mischung der Pigmente zu malerischen Zwecken ist empirisch-ästhetisch und hängt von Kenntniß der unterliegenden Körper und von dem zarten Gefühle des Auges ab. Hier wie in allen Künsten gilt ein geistreiches, inkalkulables Eingreifen in die Erfahrung.

Noch Manches wäre hier beizubringen; doch wird es Demjenigen, der unserm Vortrage bisher aufmerksam gefolgt ist, gewiß gegenwärtig sein. Wir geben daher ohne Weiteres die Summe des Mayerischen Aufsatzes nach seiner Paragraphenzahl.

1) Es seien nur drei einfache primitive Farben, aus denen durch Mischung die übrigen entstehen.

2) Schwarz und Weiß sei nicht unter die Farben zu rechnen, hingegen dem Licht und der Finsterniß zu vergleichen.

3) Die sekundären Farben seien gemischt aus zwei oder drei einfachen.

4) Mischung von Roth und Gelb.

5) Mischung von Gelb und Blau.

6) Mischung von Roth und Blau.

7) Weitere Ausführung.

8) Mischung der drei Farben in verschiedenen Proportionen.

9) Weiß und Schwarz zu den Farben gemischt, macht sie nur heller und dunkler. Die drei Urfarben in gehörigem Maße zusammengemischt machen Grau so wie jene beide.

10) Von chemischen Mischungen ist nicht die Rede. Die Versuche zu dem gegenwärtigen Zweck sind mit trocknen Pulvern anzustellen, die auf einander nicht weiter einwirken.

11) Die Portion der einer andern zuzumischenden Farbe muß nicht zu klein sein, sonst ist das Resultat nicht bestimmbar.

12) Man kann zwölf Theile einer jeden Farbe festsetzen, bezüglich auf Musik und Architektur, welche auch nur so viel Theile für sensibel halten.

13) Bezeichnung mit Buchstaben und Zahlen.

14) Durch gemeinsame Faktoren multiplizirt oder dividirt, ändert sich das Resultat nicht.

15) Die einfachen Farben werden erst zu zwei, dann zu drei zwölfmal kombinirt.

16) Durch weitere Operation entstehen einundneunzig Veränderungen,

17) die in einem Dreieck aufgestellt werden können.

18) Die Felder dieses Dreiecks sollen nun nach ihren Zahlbezeichnungen kolorirt werden. Dies soll durch einen Maler geschehen. Dadurch wird also das Fundament der Sache dem Auge, dem Gefühl des Künstlers überlassen.

19) Ein Pigment stelle die Farbe nicht rein dar. Dieses ist freilich ganz natürlich, weil sie an irgend einem Körper besonders bedingt wird. Die reine Farbe ist eine bloße Abstraktion, die wol manchmal, aber selten zur Wirklichkeit

kommt. So nimmt Mayer z. B. den Zinnober als ein vollkommenes Roth an, der doch durchaus einen gelben Schein mit sich führt.

20) Vier Pigmente werden angegeben mit ihren Buchstaben und Ziffern des Dreiecks. Nun wird berechnet, welche Farbe aus diesen Pigmenten entstehen soll. Diese Pigmente müssen also doch erst mit den Feldern des Dreiecks verglichen werden, und wer vergleicht sie als ein geübtes Auge? und wer wird die zusammengesetzte Farbe mit der durch das Zeichen des Resultats der Berechnung angegebenen Farbe vergleichen?

21) Die Aufgabe wird umgekehrt. Man verlangt eine gewisse Farbe: wie viel Theile der übrigen sollen dazu genommen werden?

22) Mehr als drei Pigmente dürfe man nicht annehmen, sonst werde die Aufgabe unbestimmt.

23) Mischung der vollkommenen, gehörig beleuchteten, mit Licht versehenen Farben mit Weiß.

24) wodurch sie heller werden und zugleich unkenntlicher, d. i. weniger unterscheidbar. Des Weißen werden auch zwölf Theile angenommen, und so entstehen dreihundertvierundsechzig Farben. Diese Zahl deutet auf eine Pyramidalfläche, deren je eine Seite zwölf enthält.

25) Dieselbige Operation mit Schwarz.

26) Vollkommene Farben sollen immer etwas Weiß oder Licht bei sich haben.

27) Weitere Ausführung.

28) Schwarz, betrachtet als die Privation des Weißen.

29) Sämmtliche auf diesem Wege hervorgebrachten Farben belaufen sich auf achthundertneunzehn.

30) Schlußbetrachtung über diese bestimmte große Mannichfaltigkeit und über die noch weit größere der verschiedenen Abstufungen, die dazwischen liegen.

Mayer hatte, wie natürlich war, seine Unzufriedenheit mit der Newtonischen Terminologie zu erkennen gegeben. Dieses zog ihm nicht den besten Willen seiner Kollegen und der gelehrten Welt überhaupt zu. Schon in der Vorlesung selbst machte Röderer eine unbedeutende und unrichtige Bemerkung, welche aber begierig aufgefaßt und durch Kästner'n fortgepflanzt wurde. Was Dieser und nachher Erxleben, Lichtenberg, Johann Tobias Mayer, Mollweide und Andere,

36.

Behramgur, sagt man, hat den Reim erfunden,
Er sprach entzückt aus reiner Seele Drang;
Dilaram schnell, die Freundin seiner Stunden,
Erwiderte mit gleichem Wort und Klang.

Und so, Geliebte, warst Du mir beschieden,
Des Reims zu finden holden Lustgebrauch,
Daß auch Behramgur ich, den Sassaniden,
Nicht mehr beneiden darf: mir ward es auch.

Hast mir dies Buch geweckt, Du hast's gegeben;
Denn was ich froh, aus vollem Herzen sprach,
Das klang zurück aus Deinem holden Leben,
Wie Blick dem Blick, so Reim dem Reime nach.

Nun tön' es fort zu Dir, auch aus der Ferne!
Das Wort erreicht, und schwände Ton und Schall;
Ist's nicht der Mantel noch gestirnter Sterne?
Ist's nicht der Liebe hochverklärtes All?

---

36. Zueignung des Divan, oder mindestens dieses Buchs, an Suleika, als die wahre Urheberin der darin enthaltenen Gedichte. Vergl. Note zu Nr. 35. — Der Dichter vergleicht sich und Suleika mit dem Sassaniden Behramgur und der von ihm geliebten Sklavin Dilaram, da nach der persischen Sage die ersten Verse dadurch entstanden sind, daß sie die Worte ihres Geliebten mit gleichgemessenen und gleichtönenden Worten (Reimen) wiederholt hatte. Behramgur starb 440 n. Chr. Seine Distichen sind sowol die ältesten Denkmale persischer Poesie (Hammer, Gesch. d. schön. Redekünste, S. 35, und Diez, Buch Kabus, S. 73). — Dies Gedicht bestätigt Goethe's Bemerkung von dem „wie Hatem und Suleika in Liebe und Dichtung wetteifernden Paare" (Werke, II. 446. Note 1) aufs Vollständigste. Ganz ebenso läßt Goethe im 3. Akt des zweiten Theils seines Faust Helena den Reim im Wechselgespräch mit Faust erfinden.

Strophe 4 betont das gedruckte Wort, dem gesprochenen gegenüber; denn Goethe übersendet ihr eben die nunmehr gedruckten Lieder. Diese Lieder sind, auch nur für das Auge, den am Himmel ausgebreiteten Sternen zu vergleichen; sie bilden einen Sternenmantel, ein Analogon der Liebe! Mantel könnte zwar hier nur die Form, im Gegensatz zum Körper, als allein übrig gelassen zu bezeichnen scheinen; dem widerspricht aber der Schlußvers. Auch Hafis will auf seine Gedichte die Sterne, die Plejaden, gestreut wissen (Alif, VIII). Vergl. den Schluß oben von III. 5.

wenn die Sache zur Sprache kam, für Sandweben über diesen Gegenstand hingetrieben und ihn damit zugedeckt, wäre allzu umständlich auseinanderzusetzen. Der besser Unterrichtete wird es künftig selbst leisten können.

Johann Heinrich Lambert.

Beschreibung einer mit dem Calau'schen Wachse ausgemalten Farbenpyramide. Berlin 1772 in 4.

Der Mayerischen Abhandlung war eine kolorirte Tafel beigefügt, welche die Farbenmischung und Abstufung in einem Dreieck, freilich sehr unzulänglich, vorstellt. Dieser Darstellung mehr Ausdehnung und Vielseitigkeit zu geben, wählte man später die körperliche Pyramide. Die Calauische Arbeit und die Lambertische Erklärung ist gegenwärtig nicht vor uns: doch läßt sich leicht denken, was dadurch geleistet worden. Ganz neuerlich hat Philipp Otto Runge, von dessen schönen Einsichten in die Farbenlehre von der malerischen Seite her wir schon früher ein Zeugniß abgelegt, die Abstufungen der Farben und ihr Abschattiren gegen Hell und Dunkel auf einer Kugel dargestellt und, wie wir glauben, diese Art von Bemühungen völlig abgeschlossen.

Lambert's **Photometrie** berühren wir hier nur insofern, als wir uns nicht erinnern, daß er bei Messung der verschiedenen Lichtstärken jene Farbenerscheinungen gewahr geworden, welche doch bei dieser Gelegenheit so leicht entspringen, wie vor ihm Bouguer und nach ihm Rumford wohl bemerkt. Sie sind theils physisch, indem sie aus der Mäßigung des Lichtes entspringen, theils physiologisch, insofern sie sich an die farbigen Schatten anschließen.

Karl Scherffer.

Abhandlung von den zufälligen Farben. Wien 1765.

Bouguer und Buffon hatten bei Gelegenheit des abklingenden Bildes im Auge und der farbigen Schatten diese, wie es schien unwesentlichen Farben, denen wir jedoch unter

der Rubrik der physiologischen den ersten Platz zugestanden, zur Sprache gebracht und sie zufällig genannt, weil es noch nicht gelungen war, ihre Gesetzmäßigkeit anzuerkennen.

Scherffer, ein Priester der Gesellschaft Jesu, beschäftigte sich mit diesen Erscheinungen und permannichfaltigte die Versuche, wobei er sich als einen scharfsinnigen und redlichen Beobachter zeigt. Da er jedoch der Lehre Newton's zugethan ist, so sucht er die Phänomene nach derselben zu erklären oder vielmehr sie ihr anzupassen. Die Umkehrung eines hellen Bildes im Auge in ein dunkles, eines dunklen in ein helles nach verschiedenen gegebenen Bedingungen (S. 15 ff.) erklärte man, wie am angeführten Orte ersichtlich ist. Nun schlug Pater Scherffer zu Erklärung der farbig mit einander abwechselnden Erscheinungen folgenden Weg ein.

Er legt jenen mangelhaften Newtonischen Farbenkreis (P. 592—594) zum Grunde, dessen Zusammenmischung Weiß geben soll. Dann fragt er, was für eine Farbe z. B. entstehen würde, wenn man aus diesem Kreise das Grün hinwegnähme. Nun fängt er an zu rechnen, zu operiren, Schwerpunkte zu suchen, und findet, daß ein Violet entstehen müsse, welches zwar, wie er selbst sagt, in der Erfahrung nicht entsteht, wohl aber ein Roth, das er dann eben auch gelten läßt.

Nun soll das Auge, wenn es von den grünen Strahlen affizirt worden, der grüne Gegenstand aber weggehoben wird, sich in einer Art von Nothwendigkeit befinden, von dem Resultat der sämmtlichen übrigen Strahlen affizirt zu werden.

Da nun aber diese Resultate niemals rein zutreffen, — und wie wäre es auch möglich, indem das vollkommene Roth, welches eigentlich der Gegensatz des Grünen ist, jenem Kreise fehlt! — so muß der gute Pater auch in die Hetmansmanier fallen, worin ihm denn freilich sein Herr und Meister weidlich vorgegangen, so daß er Ausflüchte, Ausnahmen, Einschränkungen überall finden und nach seinem Sinne gebrauchen kann.

Darwin, der in der letzten Zeit diese Erscheinungen ausführlich vorgenommen, erklärt sie zwar auch nach der Newtonischen Lehre, hält sich aber weniger dabei auf, inwiefern diese zu den Erscheinungen passe oder nicht.

Unser einfacher, naturgemäßer Farbenkreis, Taf. I, Fig. 1, dient jedoch dazu, diese Gegensätze, indem man blos die Diameter zieht, bequem aufzufinden.

Weil übrigens jeder tüchtige Mensch selbst auf dem Wege des Irrthums das Wahre ahnet, so hat auch Scherffer dasjenige, was wir unter der Form der Totalität ausgesprochen, zwar auf eine schwankende und unbestimmte, aber doch sehr anmuthige Weise ausgedrückt, wie folgt:

„Bei Erwägung dieser und mehr dergleichen Muthmaßungen glaub' ich nicht, daß ich mich betriege, wenn ich dafür halte, es habe mit dem Auge eine solche Beschaffenheit, daß es nach einem empfindlichern Drucke des Lichtes nicht allein durch die Ruhe, sondern auch durch den Unterschied der Farben wiederum müsse gleichfalls erfrischt werden. Jener Ekel, den wir durch das längere Ansehen einer Farbe verspüren, rühre nicht so viel von dem uns angeborenen Wankelmuthe her als von der Einrichtung des Auges selbst, vermöge welcher auch die schönste Farbe durch den allzu lang anhaltenden Eindruck ihre Annehmlichkeit verliert. Und vielleicht hat die vorsichtige Natur dieses zum Absehen gehabt, damit wir einen so edlen Sinn nicht immer mit einer Sache beschäftigen, indem sie unserer Untersuchung eine so große Menge darbietet, da sie den Unterschied in Abwechselung der Farben weit reizender machte als alle Schönheit einer jeden insbesondre."

Wir enthalten uns, manche interessante Beobachtung und Betrachtung hier auszuziehen, um so mehr, als diese Schrift in jedes wahren Liebhabers der Farbenlehre eigene Hände zu gelangen verdient.

Benjamin Franklin.

Kleine Schriften, herausgegeben von G. Schatz 1794. Zweiter Theil S. 324 f.

„Der Eindruck, den ein leuchtender Gegenstand auf die Sehnerven macht, dauert zwanzig bis dreißig Sekunden. Sieht man an einem heitern Tage, wenn man im Zimmer sitzt, eine Zeit lang in die Mitte eines Fensters und schließt sodann die Augen, so bleibt die Gestalt des Fensters eine Zeit lang im Auge und zwar so deutlich, daß man im Stande ist, die einzelnen Fächer zu zählen. Merkwürdig ist bei dieser Erfahrung der Umstand, daß der Eindruck der Form sich besser erhält als der Eindruck der Farbe. Denn sobald man die

Augen ſchließt, ſcheinen die Glasfächer, wenn man das Bild des Fenſters anfangt wahrzunehmen, dunkel, die Querhölzer der Kreuze aber, die Rahmen und die Wand umher weiß oder glänzend. Vermehrt man jedoch die Dunkelheit der Augen dadurch, daß man die Hände über ſie hält, ſo erfolgt ſogleich das Gegentheil: die Fächer erſcheinen leuchtend und die Querhölzer dunkel. Zieht man die Hand weg, ſo erfolgt eine neue Veränderung, die Alles wieder in den erſten Stand ſetzt. Ein Phänomen, das ich ſo wenig zu erklären weiß als folgendes. Hat man lange durch eine gemeine grüne oder ſogenannte Konſervationsbrille geſehn und nimmt ſie nun ab, ſo ſieht das weiße Papier eines Buchs röthlich aus, ſo wie es grünlich ausſieht, wenn man lange durch rothe Brillen geſehen hat. Dies ſcheint eine noch nicht erklärte Verwandtſchaft der grünen und rothen Farbe anzuzeigen."

Noch Manches, was ſich hier anſchließt, iſt von Buffon, Mazeas, Beguelin, Melville beobachtet und überliefert worden. Es findet ſich beiſammen in Prieſtley's Geſchichte der Optik, Seite 327, woſelbſt es unſre Leſer aufzuſuchen belieben werden.

Achtzehntes Jahrhundert.

Zweite Epoche.

Von Dollond bis auf unſere Zeit.

Achromaſie.

Die Geſchichte dieſer wichtigen Entdeckung iſt im Allgemeinen bekannt genug, indem ſie theils in beſondern Schriften theils in Lehr- und Geſchichtsbüchern öfters wiederholt worden. Uns geziemt daher nur das Hauptſächliche zu ſagen, vorzüglich aber, zu zeigen, wie dieſe bedeutende Aufklärung einer umgeahneten Natureigenſchaft auf das Praktiſche einen großen, auf das Theoretiſche gar keinen Einfluß gewinnen können.

Von uralten Zeiten her war bekannt und außer Frage, daß Brechung auf mannichfaltige Weiſe ohne Farbenerſchei-

nung stattfinden könne. Man sah daher diese, welche sich doch manchmal dazu gesellte, lange Zeit als zufällig an. Nachdem aber Newton ihre Ursache in der Brechung selbst gesucht und die Beständigkeit des Phänomens dargethan, so wurden beide für unzertrennlich gehalten.

Demungeachtet konnte man sich nicht leugnen, daß ja unser Auge selbst durch Brechung sieht, daß also, da wir mit nacktem Auge nirgends Farbensäume oder sonst eine apparente Färbung der Art erblicken, Brechung und Farbenerscheinung bei dieser Gelegenheit von einander unabhängig gedacht werden können.

Rizzetti hatte das schon zur Sprache gebracht; weil aber seine Zeit in Manchem noch zurück war, weil er den nächsten Weg verfehlte und in seiner Lage verfehlen mußte, so wurde auch dieses Verhältnisses nicht weiter gedacht. Indessen war es anatomisch und physiologisch bekannt, daß unser Auge aus verschiedenen Mitteln bestehe. Die Folgerung, daß durch verschiedene Mittel eine Kompensation möglich sei, lag nahe, aber Niemand fand sie.

Dem sei, wie ihm wolle, so stellte Newton selbst den so oft besprochenen Versuch, den achten seines zweiten Theils, mit verschiedenen Mitteln an und wollte gefunden haben, daß, wenn in diesem Fall der ausgehende Strahl nur dahin gebracht würde, daß er parallel mit dem eingehenden sich gerichtet befände, die Farbenerscheinung alsdann aufgehoben sei.

Zuerst kann es auffallen, daß Newton, indem ihm bei parallelen sogenannten Strahlen Brechung übrig geblieben und die Farbenerscheinung aufgehoben worden, nicht weiter gegangen, sondern daß es ihm vielmehr beliebt, wunderliche Theoreme aufzustellen, die aus dieser Erfahrung herfließen sollten.

Ein Vertheidiger Newton's hat in der Folge die artige Vermuthung geäußert, daß in dem Wasser, dessen sich Newton bedient, Bleizucker aufgelöst gewesen, den er auch in andern Fällen angewendet. Dadurch wird allerdings das Phänomen möglich, zugleich aber die Betrachtung auffallend, daß dem vorzüglichsten Menschen etwas ganz deutlich vor Augen kommen kann, ohne von ihm bemerkt und aufgefaßt zu werden. Genug, Newton verharrte bei seiner theoretischen Ueberzeugung sowie bei der praktischen Behauptung, die dioptrischen

Fernröhre seien nicht zu verbessern. Es kam daher ein Stillstand in die Sache, der nur erst durch einen andern außerordentlichen Menschen wieder konnte aufgehoben werden.

Euler, einer von denjenigen Männern, die bestimmt sind, wieder von vorn anzufangen, wenn sie auch in eine noch so reiche Ernte ihrer Vorgänger gerathen, ließ die Betrachtung des menschlichen Auges, das für sich keine apparenten Farben erblickt, ob es gleich die Gegenstände durch bedeutende Brechung sieht und gewahr wird, nicht aus dem Sinne und kam darauf, Menisken, mit verschiedenen Feuchtigkeiten angefüllt, zu verbinden, und gelangte durch Versuche und Berechnung dahin, daß er sich zu behaupten getraute, die Farbenerscheinung lasse sich in solchen Fällen aufheben, und es bleibe noch Brechung übrig.

Die Newtonische Schule vernahm dieses, wie billig, mit Entsetzen und Abscheu; im Stillen aber, wir wissen nicht, ob auf Anlaß dieser Eulerischen Behauptung oder aus eigenem Antriebe, ließ Chester-Morehall in England heimlich und geheimnißvoll achromatische Fernröhre zusammensetzen, so daß 1754 schon dergleichen vorhanden, obgleich nicht öffentlich bekannt waren.

Dollond, ein berühmter optischer Künstler, widersprach gleichfalls Euler'n aus Newtonischen Grundsätzen und fing zugleich an, praktisch gegen ihn zu operiren; allein zu seinem eignen Erstaunen entdeckt er das Gegentheil von dem, was er behauptet; die Eigenschaften des Flint- und Crownglases werden gefunden, und die Achromasie steht unwidersprechlich da.

Bei Alledem widerstrebt die Schule noch eine Zeit lang; doch ein trefflicher Mann, Klingenstjerna, macht sich um die theoretische Ausführung verdient.

Niemanden konnte nunmehr verborgen bleiben, daß der Lehre eine tödtliche Wunde beigebracht sei. Wie sie aber eigentlich nur in Worten lebte, so war sie auch durch ein Wort zu heilen. Man hatte die Ursache der Farbenerscheinung in der Brechung selbst gesucht; sie war es, welche diese Urtheile aus dem Licht entwickelte, denen man zu diesem Behuf eine verschiedene Brechbarkeit zuschrieb. Nun war aber bei gleicher Brechung diese Brechbarkeit sehr verschieden, und nun faßte man ein Wort auf, den Ausdruck Zerstreuung, und setzte hinter diese Brechung und Brechbarkeit noch eine von

ihr unabhängige Zerstreuung und Zerstreubarkeit, welche im Hinterhalt auf Gelegenheit warten mußte, sich zu manifestiren; und ein solches Flickwerk wurde in der wissenschaftlichen Welt, so viel mir bekannt geworden, ohne Widerspruch aufgenommen.

Das Wort Zerstreuung kommt schon in den ältesten Zeiten, wenn vom Licht die Rede ist, vor. Man kann es als einen Trivialausdruck ansehen, wenn man dasjenige, was man als Kraft betrachten sollte, materiell nimmt, und das, was eine gehinderte, gemäßigte Kraft ist, als eine zerstückelte, zermalmte, zersplitterte ansieht.

Wenn ein blendendes Sonnenlicht gegen eine weiße Wand fällt, so wirkt es von dort nach allen entgegengesetzten Enden und Ecken zurück, mit mehr oder weniger geschwächter Kraft. Führt man aber mit einer gewaltsamen Feuerspritze eine Wassermasse gegen diese Wand, so wirkt diese Masse gleichfalls zurück, aber zerstiebend und in Millionen Theile sich zerstreuend. Aus einer solchen Vorstellungsart ist der Ausdruck Zerstreuung des Lichts entstanden.

Je mehr man das Licht als Materie, als Körper ansah, für desto passender hielt man diese Gleichnißrede. Grimaldi wird gar nicht fertig, das Licht zu zerstreuen, zu zerbrechen und zu zerreißen. Bei Rizzetti findet auch die Dispersion der Strahlen, mit denen er operirt, jedoch wider ihren Willen und zu ihrem höchsten Verdrusse statt. Newton, bei dem die Strahlen so auch auseinandergebrochen werden, brauchte diesen und ähnliche Ausdrücke, aber nur diskursiv, als erläuternd, versinnlichend; und auf diese Weise wird jenes Wort herangetragen, bis es endlich in dem neu eintretenden unerwarteten Nothfalle aufgeschnappt und zum Kunstworte gestempelt wird.

Mir sind nicht alle Dokumente dieses wichtigen Ereignisses zu Handen gekommen, daher ich nicht sagen kann, wer sich zuerst so ausgedrückt. Genug, dieses Kunstwort ward bald ohne Bedenken gebraucht und wird es noch, ohne daß irgend Jemanden einfiele, wie durch jene große Entdeckung das Alte völlig verändert und aufgehoben worden. Man hat mit diesem Pflaster den Schaden zugedeckt, und wer in der Kürze einen eminenten Fall sehen will, wie man mit der größten Gemüthsruhe und Behaglichkeit einen neuen Lappen auf ein altes Kleid flickt, der lese in den Anfangsgründen der Naturlehre von Johann Tobias Mayer die kurze Dar-

ſtellung von der Theorie der Farben, beſonders vergleiche man den 630ſten und 635ſten Paragraphen. Wäre dies ein alter Autor, ſo würden die Kritiker ſich mit der größten Sorgfalt nach andern Codicibus umſehen, um ſolche Stellen, die gar keinen Sinn haben, mit Bedacht und Vorſicht zu emendiren.

Die Lehre mag ſich indeſſen ſtellen, wie ſie will, das Leben geht ſeinen Gang fort. Achromatiſche Fernröhre werden verfertigt, einzelne Männer und ganze Nationen auf die Eigenſchaften der verſchiedenen Glasarten aufmerkſam. Clairault in Frankreich bedient ſich der ſogenannten Pierres de Stras ſtatt des Flintglaſes, und die Entdeckung lag ganz nahe, daß der Bleikalk dem Glaſe jene Eigenſchaft, die Farbenſäume disproportionirlich gegen die Brechung zu verbreitern, mittheilen könne. Zeiher in Petersburg machte ſich um die Sache v dient. Was Boscovich und Steiner gethan, um dieſe Angelegenheit theoretiſch und praktiſch zu fördern, bleibt unvergeſſen.

Le Baron erhielt in Frankreich 1773 den Preis für eine Glasart, die dem Flint nahe kam. Dufougerais hat zu unſerer Zeit in ſeiner Manufaktur zu Mont-Cenis ein Glas verfertigt, wovon ein Prisma zu zehn Graden, mit einem Prisma von Crownglas zu achtzehn Graden zuſammengeſtellt, die Farbenerſcheinung aufhebt.

Von dieſer Glasart liegt noch eine große Maſſe vorräthig, und es iſt zu wünſchen, daß ein Theil derſelben von den franzöſiſchen Optikern zu Prismen von allen Winkeln genutzt und zum Beſten der Wiſſenſchaft in einen allgemeinen Handelsartikel verwandelt werde.

Das Weitere und Nähere, was dieſe wichtige Epoche betrifft, iſt in Prieſtley's Geſchichte der Optik nachzuſchlagen, wobei die Klügel'ſchen Zuſätze von großer Bedeutung ſind. Uebrigens iſt Prieſtley hier wie durchaus mit Vorſicht zu leſen. Er kann die Erfahrung, er kann die großen, gegen Newton daraus entſpringenden Reſultate nicht leugnen, giebt aber ganz gewiſſenlos zu verſtehen, Euler ſei durch einen Wink Newton's angeregt worden; als wenn Jemand auf etwas hinwinken könnte, was er aufs Hartnäckigſte leugnet, ja, was noch ſchlimmer iſt, von deſſen Möglichkeit er gar keine Spur hat! Unſer ik dieſem Falle ſowie in andern geradſinnige Klügel läßt es ihm auch nicht durchgehen, ſondern macht in einer Note aufmerkſam auf dieſe Unredlichkeit.

Joseph Priestley.

The history and present state of discoveries relating to vision, light and colours, London 1772 in Quart.

Ohne diesem Werk sein Verdienst verkümmern oder ihm denjenigen Nutzen ableugnen zu wollen, den wir selbst daraus gezogen haben, sind wir doch genöthigt, auszusprechen, daß dadurch besonders die anbrüchige Newtonische Lehre wiederhergestellt worden. Der Verfasser braucht die eingeführten Phrasen wieder ruhig fort. Alles, was im Alterthum und in der mittlern Zeit geschehen, wird für nichts geachtet. Newton's Versuche und Theorien werden mit großem Bombast ausgekramt. Die achromatische Entdeckung wird so vorgetragen, als sei jene Lehre dadurch nur ein Wenig modificirt worden. Alles kommt wieder ins Gleiche, und der theoretische Schlendrian schleift sich wieder so hin.

Da man dieses Werk genau betrachtet, gleichfalls mehr als Materialien denn als wirkliche Geschichtserzählung anzusehen hat, so verweisen wir übrigens unsere Leser gern darauf, weil wir auf Manches, was dort ausführlich behandelt worden, nur im Vorbeigehen hingedeutet haben.

Paolo Frisi.

Wir erwähnen hier dieses Mannes, ob er gleich erst später, 1778, eine Lobschrift auf Newton herausgegeben, um nur mit Wenigem zu bemerken, daß immer noch die ältere Lehre, wie sie Newton vorgetragen, Desaguliers sie vertheidigt, wie sie in die Schulen aufgenommen worden, ihre unbedingten Lobredner findet, selbst in der neuern Epoche, die ihren Untergang entschieden hätte herbeiführen müssen, wenn die Menschen, unter dem Druck einer beschränkten Gewohnheit hinlebend, zu einem neuen Aperçu Augen und Geist entschieden froh hinaufheben könnten.

Wird übrigens ein Muster verlangt, wie ein ächter Newtonianer gedacht und gesprochen und sich die Sache vorgestellt, so kann diese übrigens sehr gut geschriebene und mit heiterm Enthusiasmus vorgetragene Lobschrift zur Hand genommen und beherzigt werden.

Georg Simon Klügel.

Die Lehre von der Achromaſie war wie ein fruchtbarer und unzerſtörlicher Same über das Feld der Wiſſenſchaften ausgeſtreut. So Manches davon auch unter die Schuldornen fiel, um daſelbſt zu erſticken; ſo Manches davon auch von den immer geſchäftigen theoretiſch kritiſchen Vögeln aufgepickt und verſchluckt wurde: ſo Manches davon das Schickſal hatte, auf dem platten Wege der Gemeinheit zertreten zu werden: ſo konnte es doch nicht fehlen, daß in guten und tragbaren Boden ein Theil treulich aufgenommen ward und, wo nicht gleich Frucht trug, doch wenigſtens im Stillen keimte.

So haben wir oft genug unſern redlichen Landsmann Klügel bewundert und gelobt, wenn wir ſein Verfahren bei Ueberſetzung und Supplirung der Prieſtleyſchen Optik mit Ruhe beobachteten. Ueberall vernimmt man leiſe Warnungen, vielleicht zu leiſe, als daß ſie hätten können gehört werden. Klügel wiederholt beſcheiden und oft, daß alle theoretiſchen Enunziationen nur Gleichnißreden ſeien. Er deutet an, daß wir nur den Widerſchein und nicht das Weſen der Dinge ſehen. Er bemerkt, daß die Newtoniſche Theorie durch die achromatiſche Erfindung wol gar aufgehoben ſein könnte.

Wenn es uns nicht ziemt, von ſeinem Hauptverdienſte, das außer unſerm Geſichtskreiſe liegt, zu ſprechen, ſo geben wir um ſo lieber ihm das Zeugniß eines vielleicht noch ſeltenern Verdienſtes, daß ein Mann wie er, von ſo viel mathematiſcher Gewandtheit, dem Wiſſenſchaft und Erfahrung in ſolcher Breite zu Gebote ſtanden, daß dieſer eine vorurtheilsfreie, verſtändige Ueberſicht dergeſtalt walten ließ, daß ſeine wiſſenſchaftlichen Behandlungen, ſicher, ohne dogmatiſch, warnend, ohne ſkeptiſch zu ſein, uns mit dem Vergangenen bekannt machen, das Gegenwärtige wohl einprägen, ohne den Blick für die Zukunft zu verſchließen.

Uebergang.

Die Newtoniſche Schule mochte ſich indeſſen geberden wie ſie wollte. Es war nun ſo oft von vielen bedeutenden

37.

Deinem Blick mich zu bequemen,
Deinem Munde, Deiner Bruſt,
Deine Stimme zu vernehmen,
War die letzt' und erſte Luſt.

Geſtern, ach, war ſie die letzte,
Dann verloſch mir Leucht' und Feuer;
Jeder Scherz, der mich ergetzte,
Wird nun ſchuldenſchwer und theuer.

Eh es Allah nicht gefällt,
Uns aufs Neue zu vereinen,
Giebt mir Sonne, Mond und Welt
Nur Gelegenheit zum Weinen.

38.

Laßt mich weinen! Umſchränkt von Nacht,
In unendlicher Wüſte!
Kameele ruhn, die Treiber desgleichen,
Rechnend ſtill wacht der Armenier.
Ich aber neben ihm berechne die Meilen,
Die mich von Suleika trennen, wiederhole
Die wegverlängernden, ärgerlichen Krümmungen.

---

37. Ein Seitenſtück zu Nr. 28. — Dem Vers 2, Strophe 2, eben entſpricht Vers 2, Strophe 1, von Nr. 28. Beide Gedichte dürften gleichzeitig entſtanden ſein, nach der Abreiſe Suleika's von Heidelberg.

38. Dies ſchöne Gedicht iſt erſt aus Goethe's Nachlaß 1837 bekannt geworden. — Die Szenerie der 1. Strophe iſt aus I. I. (Hegire) und V. I. der Armenier aus Nr. 18 dieſes Buchs bekannt.

Der Anfang knüpft an den Schluß von Nr. 37 an, um das Thema: „bonus vir lacrimabilis" (aus dem Griechiſchen; Erasmi Ad. ed. Mosercchmidt. S. 150) in der 2. Strophe an Achill, Terpeb. Alexander dem Gr. durchzuführen.

Achill weinte um die ihm geraubte Briſeis (Ilias, I. 348 ff.; nach Voß: „Jungern ging mit ihnen das Mädchen. Aber Achilleus
Weint' und ſetzte ſich ſchnell, abwärts von den Freunden geſondert,
Am grauwogenden Strand, und ſchaut' in die dunkele Meerflut."

Männern, in so vielen Schriften, welche gleichsam jeden Tag wirksam waren — denn die Sache wurde lebhaft betrieben —: es war ausgesprochen worden, daß Newton sich in einem Hauptpunkte geirrt habe, und mehr als alle Worte sprachen dies die dioptrischen Fernröhre auf Sternwarten und Mastbäumen, in den Händen der Forscher und der Privatleute, immer lauter und unwidersprechlicher aus.

Der Mensch, wir haben schon früher darauf appuyirt, unterwirft sich ebenso gern der Autorität, als er sich derselben entzieht; es kommt blos auf die Epochen an, die ihn zu dem Einen oder dem Andern veranlassen. In der gegenwärtigen Epoche der Farbenlehre erhielten nunmehr jüngere, geistreichere, ernst und treu gesinnte Menschen eine gewisse Halbfreiheit, die, weil sie keinen Punkt der Vereinigung vor sich sah, einen Jeden auf sich selbst zurückwies, eines Jeden eigne Ansichten, Lieblingsmeinungen, Grillen hervorrief und so zwar manchem Guten förderlich war, dagegen aber auch eine Art von Anarchie weissagte und vorbereitete, welche in unsern Tagen völlig erschienen ist.

Was Einzelne gethan, die Natur der Farbe auf diese oder jene Weise mehr zu ergründen und zu erklären, ohne auf die Newtonische Lehre besonders Rücksicht zu nehmen, ist jetzt die Hauptaufgabe unsers fernern Vortrags. Wir nehmen mit, was wir sonst noch auf unserm Wege finden, lassen aber dazwischen manches Einzelne liegen, welches nicht frommt und fördert.

C. F. G. Westfeld.

Die Erzeugung der Farben, eine Hypothese. Göttingen 1767.

Dieser einzelne Bogen verdiente wol, wenn man eine Anzahl kleiner auf die Farbenlehre bezüglicher, sich verlierender Schriften sammeln und der Vergessenheit entziehen wollte, mit abgedruckt zu werden.

Des Verfassers Vortrag ist zwar nicht luminos und, weil er sich gleich in Kontrovers verwickelt, keineswegs erfreulich; doch ist seine Ueberzeugung guter Art. Erst drückt er sie im Allgemeinen folgendermaßen aus: „Die Verschiedenheit der Farben ist nur eine Verschiedenheit der Bewegung in den

nervigen Fasern der Netzhaut"; dann aber tritt er der Sache näher und schreibt die Farbenwirkung aufs Auge einer mehr oder minder erregten Wärme auf der Netzhaut zu.

Mit einer vergnüglichen Zufriedenheit sehen wir dasjenige geahnet und vorbereitet, was später von Herschel'n entdeckt und zu unserer Zeit weiter ausgeführt worden. Wir wollen ihn selbst hören.

„Das Licht ist ein ausgedehntes Feuer, das man nur in einen engen Raum zusammendrängen darf, um sich von der Heftigkeit seiner Wirkungen zu überführen. Die Netzhaut des Auges hat die natürliche Wärme des Körpers. Die Lichtstrahlen, die auf sie fallen, müssen ihre natürliche Wärme vermehren und ihre Fasern desto mehr ausdehnen, je dichter sie sind. Diese Verschiedenheit der Ausdehnung der nervigen Fasern muß eine verschiedene Empfindung in der Seele hervorbringen, und diese verschiedenen Empfindungen nennen wir Farben. Mit den Empfindungen, wenn sie zu heftig sind, ist bisweilen ein gewisses Gefühl verbunden, das wir Schmerz heißen. Wenn die Lichtstrahlen solche Empfindungen erregen, so haben sie einen zu heftigen Grad der Ausdehnung hervorgebracht. Die Empfindungen, die wir Farben nennen, müssen von einem geringern Grade der Ausdehnung herrühren, und unter diesen ist die heftigste Empfindung gelbe Farbe, weniger heftige die rothe, grüne, blaue Farbe.

„Ein einzelner Lichtstrahl dehnt die Stelle der Netzhaut, auf die er fällt, so aus, daß dadurch die Empfindung in der Seele entsteht, die wir gelbe Farbe nennen. Man zerlege diesen Lichtstrahl durch das Prisma in sieben Theile, wovon einer immer dichter ist als der andere, so werden diese sieben Theile nach Verhältniß ihrer Dichtigkeit verschiedene Ausdehnungen erzeugen, wovon wir jede mit einem eigenen Namen belegen. Schwarze Körper saugen die meisten Lichtstrahlen ein, folglich bringen sie auch die geringste Ausdehnung auf der Netzhaut hervor; violete etwas mehr, und dies steigt bis zu den gelben und weißen Körpern, die, weil sie am Dichtesten sind, die meisten Lichtstrahlen zurückwerfen und dadurch die heftigste Ausdehnung auf der Netzhaut erregen.

„Man merke es wohl, was wir vorhin gesagt haben, daß die natürliche Wärme der Netzhaut vermehrt werden muß, wenn wir Farben sehen, oder überhaupt, wenn wir sehen sollen. So können wir lange in einem warmen finstern Zim-

mer sein, worinnen wir durch die Wärme nicht sehen. Der ganze Körper empfindet in diesem Falle, und deswegen lassen sich die Empfindungen an einzelnen Theilen nicht unterscheiden. Wir sehen im Winter bei einer heftigen Kälte gefärbte und ungefärbte Körper, weil sie Lichtstrahlen in unser Auge werfen und dadurch eine größere Wärme oder größere Ausdehnung erregen.

„Die Dichtigkeit der Lichtstrahlen, die die gelbe oder weiße Farbe in uns erzeugt, kann sehr verschieden sein, ohne daß sie eine andere Farbe hervorbringt. Das Licht, das in der Nähe gelb brennt, brennt auch noch in einer großen Entfernung so. Kreide sieht in der Nähe und in der Ferne weiß aus. Ganz anders verhält es sich mit den Farben, die von einer viel mindern Dichtigkeit der Lichtstrahlen entstehen; diese werden schon in einer kleinen Entfernung schwarz.

„Ich sehe nicht, wie ein Newtonianer verantworten kann, daß Körper von schwachen Farben in der Entfernung schwarz zu sein scheinen. Wenn sie z. B. nur die blauen Lichttheilchen zurückwerfen: warum bleiben denn diese auf der entfernten Netzhaut nicht ebensowol blaue Lichttheilchen als auf der nahen? Es ist ja nicht wie mit dem Geschmacke eines Salzes, das man mit zu vielem Wasser verdünnt hat. Die blauen Lichttheilchen werden auch in der Entfernung mit nichts vermischt, das ihre Wirkungen verändern könnte. Sie gehen zwar durch die Atmosphäre, die voll fremder Körper und anderer Farbetheilchen ist, aber sie leiden doch dadurch keine Veränderung.

„Die scheinbaren Farben lassen sich aus dieser Hypothese noch leichter als aus den übrigen erklären. Wenn die Netzhaut, indem das Auge lange in das Licht sah oder einen andern gefärbten Körper einige Zeit betrachtete, nach Verhältniß der Dichtigkeit der empfangenen Lichtstrahlen erwärmt wurde, so konnte sich diese Wärme nur nach und nach verlieren. So wird ein warmes Metall nicht auf einmal kalt. Mit der Fortdauer der Wärme dauerte die Ausdehnung fort und folglich die Farben, die allmählich so, wie sich die Wärme verlor, in andere Farben übergingen.

„Ich mag diese Hypothese jetzt nicht weitläuftiger ausführen, und deswegen will ich nur noch das Wahre derselben, von dem Wahrscheinlichen abgesondert, herausetzen. Wahr ist es, daß die Lichtstrahlen, so einfach sie auch sein mögen, Wärme und Ausdehnung auf der Netzhaut hervorbringen

müſſen,' daß die Seele dieſe Ausdehnung empfinden muß. Denn man erkläre auch die Farben, wie man will, ſo muß man mir doch allezeit zugeben, daß das, was z. B. die blaue Farbe erzeugt, nicht heftiger wirken kann, als die Wärme eines ſolchen blauen Lichttheilchens wirkt."

Hätte Weiſſeld ſtatt des Mehr und Minder, wodurch doch immer nur eine Abſtufung ausgedrückt wird, vor der man nicht weiß, wo ſie anfangen und wo ſie aufhören ſoll, ſeine Meinung als Gegenſatz ausgeſprochen und die Farbenwirkungen als erwärmend und erkältend angenommen, ſo daß die von der einen Seite die natürliche Wärme der Retina erhöhen, die von der andern ſie vermindern, ſo wäre nach ihm dieſe Anſicht nicht viel mehr zu erweitern geweſen. Sie gehört in das Kapitel von der Wirkung farbiger Beleuchtung, wo wir theils das Nöthige ſchon angegeben haben, theils werden wir das allenfalls Erforderliche künftig ſuppliren.

Guyot.

Nouvelles Récréations physiques et mathématiques, à Paris, 1769—70. 4 Bände in 8.

Man kann nicht oft genug wiederholen, daß eine Theorie ſich nicht beſſer bewährt, als wenn ſie dem Praktiker ſein Urtheil erleichtert und ſeine Anwendungen fördert. Bei der Newtoniſchen iſt gerade das Gegentheil: ſie ſteht Jedem im Wege, der mit Farben irgend etwas beginnen will; und dies iſt auch hier der Fall, bei einem Manne, der ſich unter andern phyſiſchen Erſcheinungen und Kräften auch der Farben zu mancherlei Kunſtſtücken und Erheiterungen bedienen will.

Er findet bald, daß er, um alle Farben hervorzubringen, nur drei Hauptfarben bedarf, die er alſo auch wol Ur- und Grundfarben nennen mag. Er bringt dieſe in helleren, ſich nach und nach verdunkelnden Reihen auf durchſcheinendes, über Quadratrahmen geſpanntes Papier, bedient ſich dieſer erſt einzeln, nachher aber dergeſtalt mit einander verbunden, daß die hellern und dunklern Streifen übers Kreuz zu ſtehen kommen, und ſo entſpringen wirklich alle Farbenſchattirungen, ſowol in Abſicht auf Miſchung als auf Erhellung und Verdunkelung, zu welchem letztern Zwecke er jedoch noch eine beſondere Vorrichtung macht.

Sich dieser Rahmen zu bedienen, verfertigt er ein Kästchen, worein sie passen, wovon die eine Seite ganz offen und nach der Sonne gerichtet ist, die andere aber mit einer hinreichenden Oeffnung versehen, daß man die gefärbten Flächen überschauen könne.

Bei diesen Operationen, die so einfach sind, und eben weil sie so einfach sind, steht ihm die Newtonische Theorie im Wege, worüber er sich, zwar mit vorhergeschickten Protestationen, daß er dem scharfsinnigen und kuriosen System keineswegs zu widersprechen wage, folgendermaßen äußert:

„Die Wirkung, welche von diesen gefärbten durchscheinenden Papieren hervorgebracht wird, scheint nicht mit dem gegenwärtigen System von der Bildung der Farben übereinzustimmen. Denn das Papier, worauf man z. B. die blaue Farbe angebracht hat, wirft die blauen Strahlen zurück, wenn man es durch die große Oeffnung des Kastens betrachtet, indeß die andere geschlossen ist. Schaut man aber durch die kleinere, indeß die größere gegen die Sonne gewendet ist, so erblickt man durch das Papier hindurch ebendieselben blauen Strahlen. Dieses aber wäre dem System nach ein Widerspruch, weil ja dasselbe Papier dieselben Strahlen zurückwirft und durchläßt. Man kann auch nicht sagen, das Papier werfe nur einen Theil zurück und lasse den andern durchgehen; denn bei dieser Voraussetzung müßte das Papier, indem es nur einen Theil der blauen Strahlen durchließe, die Kraft haben, alle übrigen zu verschlingen, da man doch, wenn man den gelben Rahmen hinter den blauen stellt, nichts sieht als grüne Strahlen, welche vielmehr der blaue Rahmen verschlingen sollte. Ja, man dürfte gar keine Farbe sehen; denn die einzigen blauen Strahlen, welche durch den blauen Rahmen durchzugehen im Stande sind, müßten ja durch den zweiten Rahmen verschluckt werden, der nur die gelben durchläßt. Dieselbe Betrachtung kann man bei allen übrigen Farben machen, welche durch die verschiedenen Stellungen dieser farbigen Rahmen hervorgebracht werden."

Und so hat auch dieser verständige, im Kleinen thätige Mann nach seiner Weise und auf seinem Wege die Absurdität des Newtonischen Systems eingesehen und ausgesprochen; abermals ein Franzos, der gleichfalls die umsichtige Klugheit und Gewandtheit seiner Nation beurkundet.

Mauclerc.

Traité des Couleurs et Vernis, à Paris 1773.

Die Farbenkörper haben gegen einander nicht gleichen Gehalt, und das Gelbe ſei ausgiebiger als das Blaue, ſo daß, wenn man ihre Wirkung mit einander ins Gleichgewicht zu einem Grün ſetzen wolle, man drei Theile Blau gegen zwei Theile Gelb nehmen müſſe. So ſei auch das hohe Roth ſtärker als das Blaue, und man müſſe fünf Theile Blau gegen vier Theile Roth nehmen, wenn das Gemiſch gerade in die Mitte von beiden fallen ſolle.

Marat.

Découvertes sur le Feu, l'électricité et la lumière, à Paris 1779. 8vo.

Découvertes sur la Lumière, à Londres et à Paris 1780. 8vo.

Notions élémentaires d'Optique, à Paris 1784. 8vo.

Ohne uns auf die große Anzahl Verſuche einzulaſſen, worauf Marat ſeine Ueberzeugungen gründet, kann es hier blos unſere Abſicht ſein, den Gang, den er genommen, anzudeuten.

Die erſte Schrift liefert umſtändliche Unterſuchungen über das, was er feuriges Fluidum, fluido igné, nennt. Er bringt nämlich brennende, glühende, erhitzte Körper in das Sonnenlicht und beobachtet den Schatten ihrer Ausflüſſe und was ſonſt bei dieſer Gelegenheit ſichtbar wird.

Da er ſich nun das Vorgehende noch deutlicher machen will, ſo bedient er ſich in einer dunklen Kammer des Objektivs von einem Sonnenmikroſkop und bemerkt dadurch genauer die Schatten der Körper, der Dünſte, die verſchiedenen Bewegungen und Abſtufungen.

Den Uebergang zu dem, was uns eigentlich intereſſirt, werden wir hier gleich gewahr, und da er auch erkaltende, ja kalte Körper auf dieſe Weiſe beobachtet, ſo findet er, daß auch etwas Eignes um ſie vorgeht. Er bemerkt Schatten und Lichtſtreifen, hellere und dunklere Linien, welche das Schattenbild des Körpers begleiten.

War die feurige Flüssigkeit bei jenen ersten Versuchen aus dem Körper herausdringend sichtbar geworden, so wird ihm nunmehr eine Eigenschaft des Lichtes anschaulich, welche darin bestehen soll, daß es sich von den Körpern anziehen läßt, indem es an ihnen vorbeigeht. Er beobachtet die Phänomene genau und will finden, daß diese Anziehung, woraus jene von Grimaldi früher schon so genannte Beugung entsteht, nach der verschiedenen Natur der Körper verschieden sei. Er beobachtet und mißt die Stärke dieser Anziehungskräfte, und wie weit sich die Atmosphäre dieser Anziehung erstrecken möchte.

Bei dieser Gelegenheit bemerkt er jene uns auch schon bekannten Farbensäume. Er findet nur zwei Farben, die blaue und die gelbe, an welche beiden sich die dritte, die rothe, nur anschließend sehen läßt.

Das Licht ist nun einmal angezogen, es ist von seinem Wege abgelenkt; dies deutet ihm gleichfalls auf die Eigenschaft eines Fluidums. Er verharrt auf dem alten Begriff der Dekomposition des Lichtes in farbige Lichttheile; aber diese sind ihm weder fünf noch sieben noch unzählige, sondern nur zwei, höchstens drei.

Da er nun bei diesen Versuchen, welche wir die paroptischen nannten, auch wie bei jenen, die feurige Flüssigkeit betreffenden, das Objektivglas eines Sonnenmikroskops anwendet, so verbinden sich ihm die dioptrischen Erfahrungen der zweiten Klasse, die Refraktionsfälle, sogleich mit den paroptischen, deren Verwandtschaft freilich nicht abzuleugnen ist, und er widerspricht also von dieser Seite der Newtonischen Lehre, indem er ohngefähr diejenigen Versuche aufführt, die auch wir und Andere vorgelegt haben. Er spricht entschieden aus, daß die Farbenerscheinung nur an den Rändern entspringe, daß sie nur in einem einfachen Gegensatz entstehe, daß man das Licht hin und wieder brechen könne, so viel man wolle, ohne daß eine Farbenerscheinung stattfinde. Und wenn er auch zugesteht, daß das Licht dekomponirt werde, so behauptet er steif und fest, es werde nur auf dem paroptischen Wege durch die sogenannte Beugung dekomponirt, und die Refraktion wirke weiter nichts dabei, als daß sie die Erscheinung eminent mache.

Er operirt nunmehr mit Versuchen und Argumenten gegen die diverse Refrangibilität, um seiner diversen Inflexibilität das erwünschte Ansehen zu verschaffen; sodann sagt er noch

Einiges über die gefärbten Schatten hinzu, welches gleichfalls seine Aufmerksamkeit und Sagazität verräth, und verspricht, diese und verwandte Materien weiter durchzuarbeiten.

Wer unserm Entwurf der Farbenlehre und dem historischen Faden unserer Bemühung gefolgt ist, wird selbst übersehen, in welchem Verhältniß gegen diesen Forscher wir uns befinden. Paroptische Farben sind nach unserer eigenen Ueberzeugung ganz nahe mit den bei der Refraktion erscheinenden verwandt (E. 415). Ob man jedoch, wie wir glaubten, diese Phänomene allein aus dem Doppelschatten herleiten könne, oder ob man zu geheimnißvolleren Wirkungen des Lichtes und der Körper seine Zuflucht nehmen müsse, um diese Phänomene zu erklären, lassen wir gern unentschieden, da für uns und Andere in diesem Fache noch Manches zu thun übrig bleibt.

Wir bemerken nur noch, daß wir die paroptischen Fälle mit den Refraktionsfällen zwar verwandt, aber nicht identisch halten. Marat hingegen, der sie völlig identifiziren will, findet zwar bei den objektiven Versuchen, wenn das Sonnenbild durchs Prisma geht, ziemlich seine Rechnung; allein bei subjektiven Versuchen, wo sich nicht denken läßt, daß das Licht an der Grenze eines auf einer flachen Tafel aufgetragenen Bildes hergehe, muß er sich freilich wunderlich geberden, um auch hier eine Beugung zu erzwingen. Es ist merkwürdig genug, daß den Newtonianern bei ihrem Verfahren die subjektiven Versuche gleichfalls im Wege sind.

Wie wenig Gunst die Maratischen Bemühungen bei den Naturforschern, besonders bei der Akademie fanden, läßt sich denken, da er die hergebrachte Lehre, ob er gleich ihr letztes Resultat, die Dekomposition des Lichtes zugab, auf dem Wege, den sie dahin genommen, so entschieden angriff. Das Gutachten der Kommissarien ist als ein Muster anzusehen, wie grimassirend ein böser Wille sich geberdet, um etwas, das sich nicht ganz verneinen läßt, wenigstens zu beseitigen.

Was uns betrifft, so halten wir dafür, daß Marat mit viel Scharfsinn und Beobachtungsgabe die Lehre der Farben, welche bei der Refraktion und sogenannten Inflexion entstehen, auf einen sehr zarten Punkt geführt habe, der noch fernerer Untersuchung werth ist, und von dessen Aufklärung wir einen wahren Zuwachs der Farbenlehre zu hoffen haben.

Schließlich bemerken wir noch, daß die beiden letztern oben benannten Schriften, welche uns eigentlich interessiren, gewisser-

maßen gleichlautend sind, indem die zweite nur als eine Redaktion und Epitome der ersten angesehen werden kann, welche, von Christ. Ehrenfried Weigel ins Deutsche übersetzt und mit Anmerkungen begleitet, Leipzig 1783 herausgekommen ist.

H. F. T.

Observations sur les ombres colorées, à Paris 1782.

Dieser übrigens, so viel wir wissen, unbekannt gebliebene Verfasser macht eine eigene und artige Erscheinung in der Geschichte der Wissenschaft. Ohne mit der Naturlehre überhaupt oder auch nur mit diesem besondern Kapitel des Lichts und der Farben bekannt zu sein, fallen ihm die farbigen Schatten auf, die er denn, da er sie einmal bemerkt hat, überall gewahr wird. Mit ruhigem und geduldigen Antheil beobachtet er die mancherlei Fälle, in welchen sie erscheinen, und ordnet zuletzt in diesem Buche zweiundneunzig Erfahrungen, durch welche er der Natur dieser Erscheinungen näher zu kommen denkt. Allein alle diese Erfahrungen und sogenannten expériences sind immer nur beobachtete Fälle, durch deren Anhäufung die Beantwortung der Frage immer mehr ins Weite gespielt wird. Der Verfasser hat keineswegs die Gabe, mehreren Fällen ihr Gemeinsames abzulernen, sie ins Enge zu bringen und in bequeme Versuche zusammenzufassen. Da dieses Letztere von uns geleistet ist (S. 62—80), so läßt sich nunmehr auch leichter übersehen, was der Verfasser eigentlich mit Augen geschaut, und wie er sich die Erscheinungen ausgelegt hat.

Bei der Seltenheit des Buches halten wir es für wohlgethan, einen kurzen Auszug davon nach den Rubriken der Kapitel zu geben.

Einleitung. Historische Nachricht, was Leonardo da Vinci, Buffon, Millot und Rollet über die farbigen Schatten hinterlassen.

Erster Theil. Was nöthig sei, um farbige Schatten hervorzubringen. Nämlich zwei Lichter oder Licht von zwei Seiten, sodann eine entschiedene Proportion der beiderseitigen Helligkeit.

Zweiter Theil. Von den verschiedenen Mitteln, farbige

Schatten hervorzubringen, und von der Verschiedenheit ihrer Farben.

I. Von farbigen Schatten, welche durch das direkte Licht der Sonne hervorgebracht werden. Hier werden sowol die Schatten bei Untergang der Sonne als bei gemäßigtem Licht den Tag über beobachtet.

II. Farbige Schatten, durch den Widerschein des Sonnenlichtes hervorgebracht. Hier werden Spiegel, Mauern und andere lichtzurückwerfende Gegenstände mit in die Erfahrung gezogen.

III. Farbige Schatten, durch das Licht der Atmosphäre hervorgebracht und erleuchtet durch die Sonne. Es werden diese seltener gesehen, weil das Sonnenlicht sehr schwach werden muß, um den von der Atmosphäre hervorgebrachten Schatten nicht völlig aufzuheben. Sie kommen daher gewöhnlich nur dann vor, wenn die Sonne schon zum Theil unter den Horizont gesunken ist.

IV. Farbige Schatten, durch das Licht der Atmosphäre allein hervorgebracht. Es muß, wo nicht von zwei Seiten, doch wenigstens übers Kreuz fallen. Diese Versuche sind eigentlich nur in Zimmern anzustellen.

V. Farbige Schatten, hervorgebracht durch künstliche Lichter. Hier bedient sich der Verfasser zweier oder mehrerer Kerzen, die er sodann mit dem Kaminfeuer in Verhältniß bringt.

VI. Farbige Schatten, hervorgebracht durch das atmosphärische Licht und ein künstliches. Dieses sind die bekanntesten Versuche mit der Kerze und dem Tageslicht, unter den mannichfaltigsten empirischen Bedingungen angestellt.

VII. Farbige Schatten, hervorgebracht durch den Mondenschein und ein künstliches Licht. Dieses ist ohne Frage die schönste und eminenteste von allen Erfahrungen.

Dritter Theil. Von der Ursache der verschiedenen Farben der Schatten. Nachdem er im Vorhergehenden das obige Erfordernis eines Doppellichtes und ein gewisses Verhältniß der beiderseitigen Helligkeit nunmehr völlig außer Zweifel gesetzt zu haben glaubt, so scheint ihm beim weitern Fortschritt besonders bedenklich, warum dasselbe Gegenlicht nicht immer die Schatten gleich färbe.

I. Vom Licht und den Farben. Er hält sich vor allen Dingen an die Newtonische Lehre, kann jedoch seine farbigen Schatten nicht mit der Refraktion verbinden. Er muß sie in

Laßt mich weinen! Das iſt keine Schande;
Weinende Männer ſind gut.
Weinte doch Achill um ſeine Briſeis!
Xerxes beweinte das unerſchlagene Heer.
Ueber den ſelbſtgemordeten Liebling
Alexander weinte.
Laßt mich weinen! Thränen beleben den Staub.
Schon grunelt's.

39.

Suleika.

Was bedeutet die Bewegung?
Bringt der Oſt mir frohe Kunde?
Seiner Schwingen friſche Regung
Kühlt des Herzens tiefe Wunde.

Roſend ſpielt er mit dem Staube,
Jagt ihn auf in leichten Wölkchen,
Treibt ihn ſichern Rebenlaube
Der Inſekten frohes Völkchen.

Xerxes brach zu Abydos, auf dem unglücklichen Feldzuge gegen Griechenland, in Thränen aus, ergriffen vom Gedanken an die Kürze des menſchlichen Lebens, da von dem ganzen Heere nach hundert Jahren kein Einziger mehr am Leben ſein werde (Herodot. VII. 45 ff.).

Wie Alexander ſeinen Liebling, Klitus, tödtete und ſich dann in Gram verzehrte, hat Goethe in den Noten, Abſchn. Gegenwirkung, (nach Curtius) dargeſtellt. In den Wahlverwandtſchaften nimmt Goethe auf das obenerwähnte griechiſche Sprichwort Bezug: „Verſchmäht doch ein edler Grieche, der auch Helden zu ſchildern weiß, keineswegs, die Seinigen bei ſchmerzlichem Drange weinen zu laſſen. Selbſt im Sprichwort ſagt er: Thränenreiche Männer ſind gut" (Werke, XV. 135). Auch Ovid ſagt in den Triſtien (IV. 3. 37): „Lut quondam flere voluptas", und Th. Körner im Bundeslied vor der Schlacht: „Keine Thräne bringt Euch Spott."

Grunelu, im Schlußverſe, ſ. oben Note zu I. 16.

39. Suleika. — Suleika's Lied. Denn ſeit Herman Grimm's Artikel: Goethe und Suleika (Preuß. Jahrb., XXIV. S. 1 bis 21) beſteht kein Zweifel an Suleika's Urheberſchaft. Bei ihr hat das Gedicht die Ueberſchrift: „Oſtwind. Wiederleben den 6. Oktober 1815" und nur 3 Variationen: Strophe 1, V. 2: „Bringt der Oſtwind frohe Kunde?" Strophe 4, welche hier lautet:

der Reflexion suchen, weiß aber doch nicht recht, wie er sich geberden soll.

Er kommt auf Gauthier's System, welches ihn mehr zu begünstigen scheint, weil hier die Farben aus Licht und Schatten zusammengesetzt werden. Er giebt auch einen ziemlich umständlichen Auszug; aber auch diese Lehre will ihm so wenig als die Newtonische genügen, die farbigen Schatten zu erklären.

II. Von verschiedenen Arten der farbigen Schatten. Er bemerkt, daß diese Erscheinungen sich nicht gleich sind, indem man den einen eine gewisse Wirklichkeit, den andern nur eine gewisse Apparenz zuschreiben könne. Allein er kann sich doch, weil ihm das Wort des Räthsels fehlt, aus der Sache nicht finden. Daß die rothen Schatten von der untergehenden Sonne und den sie begleitenden Wolken herkommen, ist auffallend; aber warum verwandelt sich der entgegengesetzte Schatten bei dieser Gelegenheit aus dem Blauen ins Grüne? Daß diese Farben, wenn die Schatten auf einen wirklich gefärbten Grund geworfen werden, sich nach demselben modifiziren und mischen, zeigt er umständlich.

III. Ueber die Farbe der Luft. Enthält die konfusen und dunkeln Meinungen der Naturforscher über ein so leicht zu erklärendes Phänomen (E. 151).

IV. Bemerkungen über die Hervorbringung der farbigen Schatten. Die Bedenklichkeiten und Schwierigkeiten, auf diesem Wege die farbigen Schatten zu erklären, vermehren sich nur. Der Verfasser nähert sich jedoch dem Rechten, indem er folgert: Die Farben dieser Schatten sei man sowol dem Lichte schuldig, welches den Schatten verursacht, als demjenigen, das ihn erleuchtet.

Der Verfasser beobachtet so genau und wendet die Sache so oft hin und wieder, daß er immer sogleich auf Widersprüche stößt, sobald er einmal etwas festgesetzt hat. Er sieht wol, daß das früher von ihm aufgestellte Erforderniß einer gewissen Proportion der Lichter gegen einander nicht hinreicht; er sucht es nun in gewissen Eigenschaften der leuchtenden Körper, besonders der Flammen, und berührt auch den Umstand, daß verschiedene Lichter nicht einerlei gleiche Farben verbreiten.

V. Beobachtungen über die Ursachen der verschiedenen Schattenfarben. Er vermannichfaltigt die Versuche abermals, besonders um zu erkennen, auf welchem Wege eine Schattenfarbe in die andere übergeht, und ob dieser Uebergang nach

einer gewissen Ordnung geschehe. Dabei beharrt er immer auf dem Begriff von der verschiedenen Intensität des Lichts und sucht sich damit durchzuhelfen, ob es gleich nur kümmerlich gelingt. Und weil er durchaus redlich zu Werke geht, begegnen ihm immer neue Widersprüche, die er eingesteht und dann wieder mit dem, was er schon festgesetzt, zu vereinigen sucht. Seine letzten Resultate sind folgende.

Farbige Schatten entspringen:

1) durch das stärkere oder schwächere Licht, das die Schatten empfangen;

2) durch die größere oder geringere Klarheit des Lichts, welches die Schatten hervorbringt;

3) durch die größere oder kleinere Entfernung der Lichter von den Schatten;

4) von der größern oder geringern Entfernung der schattenwerfenden Körper von dem Grunde, der sie empfängt;

5) von der größern oder geringern Incidenz sowol der Schatten als des Lichtes, das sie erleuchtet, gegen den Grund, der sie aufnimmt.

6) Man könnte noch sagen, von der Farbe des Grundes, welcher die Schatten aufnimmt.

Auf diese Weise beschließt der Verfasser seine Arbeit, die ich um so besser beurtheilen kann, als ich, ohne seine Bemühungen zu kennen, früher auf demselbigen Wege gewesen, aus welcher Zeit ich noch eine kleine, in diesem Sinne geschriebene Abhandlung besitze.

An Gewissenhaftigkeit und Genauigkeit fehlt es diesem ruhig theilnehmenden Beobachter nicht. Die geringsten Umstände zeigt er an, das Jahr, die Jahreszeit, den Tag, die Stunde, die Höhen der himmlischen, die Stellung der künstlichen Lichter, die größere oder geringere Klarheit der Atmosphäre, Entfernung und alle Arten von Bezug; aber gerade die Hauptsache bleibt ihm verborgen, daß das eine Licht den weißen Grund, worauf es fällt und den Schatten projizirt, einigermaßen färben müsse. So entgeht ihm, daß die sinkende Sonne das Papier gelb und sodann roth färbt, wodurch im ersten Fall der blaue, sodann der grüne Schatten entsteht. Ihm entgeht, daß bei einem von Mauern zurückstrahlenden Lichte leicht ein gelblicher Schein auf einen weißen Grund geworfen und daselbst ein violeter Schatten erzeugt wird, daß die dem Tageslicht entgegengesetzte Kerze dem Papier gleich-

falls einen gelblich rothen Schein mittheilt, wodurch der blaue Schatten gefordert wird. Er übersieht, daß, wenn er ein atmosphärisches Licht von zwei Seiten in sein Zimmer fallen läßt, von einem benachbarten Hause abermals ein gelblicher Schein sich hereinmischen kann. So darf, selbst wenn bei Nachtzeit mit zwei Kerzen operirt wird, die eine nur näher als die andere an einer gelblichen Wand stehen. So ist ein Kaminfeuer nicht sowol stärker und mächtiger als eine Kerze, sondern es bringt, besonders wenn viele glühende Kohlen sich dabei befinden, sogar einen rothen Schein hervor, deswegen, wie beim Untergang der Sonne, leicht grüne Schatten entstehen. Das Mondlicht färbt jede weiße Fläche mit einem entschieden gelben Schein, und so entspringen alle die Widersprüche, die dem Verfasser begegnen, blos daher, daß er die Nebenumstände aufs Genaueste beachtet, ohne daß ihm die Hauptbedingung deutlich geworden wäre.

Daß indessen schwach wirkende Lichter selbst schon als farbig und färbend anzusehen, darauf haben wir auch schon hingedeutet (E. 81 ff.). Daß sich also in einem gewissen Sinne die mehr oder mindere Intensität des Lichts an die Erscheinung der farbigen Schatten anschließe, wollen wir nicht in Abrede sein; nur wirkt sie nicht als eine solche, sondern als eine gefärbte und färbende. Wie man denn überhaupt das Schattenhafte und Schattenverwandte der Farbe, unter welchen Bedingungen sie auch erscheinen mag, hier recht zu beherzigen abermals aufgefordert wird.

Diego de Carvalho e Sampaya.

Tratado das Cores. Malta 1787.

Dissertação sobre as cores primitivas. 1788. Diesem ist beigefügt:

Breve Tratado sobre a composição artificial das cores.

Elementos de agricultura. Madrid 1790, 1791.

Memoria sobre a formação natural das Cores. Madrid 1791.

Der Verfasser, ein Malteser-Ritter, wird zufälligerweise auf die Betrachtung farbiger Schatten geleitet. Nach wenigen Beobachtungen eilt er gleich zu einer Art Theorie und sucht sich von derselben durch mehrere Versuche zu überzeugen. Seine

Erfahrungen und Gesinnungen finden sich in den vier ersten oben benannten Schriften aufgezeichnet und in der letzten epitomirt. Wir ziehen sie noch mehr ins Enge zusammen, um unsern Lesern einen Begriff von diesen zwar redlichen, doch seltsamen und unzulänglichen Bemühungen zu geben.

Theoretische Grundsätze.

„Die Farben manifestiren und formiren sich durchs Licht. Das Licht, welches von leuchtenden Körpern ausfließt oder das von dunkeln Körpern zurückstrahlt, enthält die nämlichen Farben und produzirt ebendieselben Phänomene. Die Lebhaftigkeit des Lichts ist ebenso zerstörend für die Farben als die Tiefe des Schattens. Bei einem Mittellicht erscheinen und bilden sich die Farben.

„Primitive Farben giebt es zwei, Roth und Grün. Blau und Gelb sind keine primitiven Farben. Schwarz ist eine positive Farbe, sie entsteht aus Roth und Grün. Weiß ist eine positive Farbe und entsteht durch die äußerste Trennung der primitiven Farben, Roth und Grün."

Erfahrungen,
die den Verfasser auf seine Theorie geleitet.

„Der Anlaß, Roth und Grün als primitive Farben anzunehmen und zu sehen, gab sich mir durch einen Zufall im Dezember 1788 zu Lamego. Ich kam in ein Zimmer und sah an der Wand grüne und rothe Reflexe. Als ich das Licht suchte, welches dieselben hervorbrachte, fand ich, daß es von der Sonne kam, die durch das Fenster drang und auf die entgegengesetzte Wand und das grüne Tuch fiel, mit welchem ein Tisch bedeckt war. Dazwischen stand ein Stuhl, mit dessen Schatten die farbigen Reflexe von Roth und Grün zusammentrafen.

„Ich zog den Stuhl weg, daß kein Körper dazwischen stehen möchte, und sogleich verschwanden die Farben. Ich stellte mein spanisches Rohr, das ich in der Hand hatte, dazwischen, und sogleich bildeten sich dieselben Farben, und ich bemerkte, daß die rothe Farbe mit der Zurückstrahlung des grünen Tuchs korrespondirte und die grüne mit dem Theile der Wand, auf welchen die Sonne fiel.

„Ich nahm das Tuch vom Tische, so daß die Sonne blos auf die Wand fiel, und auch da verschwanden die Farben,

und aus den dazwischen liegenden Körpern resultirte nur ein dunkler Schatten. Ich machte, daß die Sonne blos auf das Tuch fiel, ohne auf die Wand zu fallen, und ebenfalls verschwanden die Farben, und aus den zwischenliegenden Körpern resultirte der dunkle Schatten, den das von der Wand reflektirende Licht hervorbrachte.

„Indem ich diese Experimente anstellte, beobachtete ich, daß die Farben lebhafter erschienen, wenn das Zimmer dunkel und die Reflexe stärker waren als das natürliche Licht, und daß sie sogar endlich verschwanden, wenn das natürliche Licht, welches man durch Fenster oder Thüre eingehen ließ, die Reflexe an Stärke übertraf.

„Bei der Wiederholung der Versuche stellte ich mich so, daß ein Theil der Sonne auf die weiße Wand fiel und ein anderer auf einen Theil meiner scharlachrothen Malteser Uniform, und indem ich die Reflexe der Wand beobachtete, sah ich sie nochmals roth und grün, so daß die grüne Farbe mit dem rothen Reflex und die rothe mit dem Lichte an der Wand korrespondirte.

„So oft ich diese Observationen machte, so oft ergaben sich die nämlichen Resultate. Es ergiebt sich also, daß das Licht der Sonne eine achromatische Flüssigkeit ist mit der Eigenschaft, wie das Wasser sich mit allen Farben färben zu können, und daß in dieser Flüssigkeit einige farbige und sehr feine Theilchen schwimmen, welche, das Licht verschiedentlich färbend, durch Refraktion, Reflexion und Inflexion alle diejenigen Farben bilden, die wir auf den natürlichen Körpern und in dem gefärbten Lichte erblicken.

„Das Licht, als Element angesehen, ist kein einfacher Körper, sondern aus unter sich verschiedenen Prinzipien zusammengesetzt. Eine achromatische, höchst feine durchsichtige Flüssigkeit bildet seine Basis, und eine farbige, heterogene dunkle Materie schwimmt beständig in dieser Flüssigkeit.

„Wenn nicht in dem Lichte eine achromatische Flüssigkeit existirte, so würde die Intensität der Farben des Lichts in jeder seiner Arten immer dieselbe sein; z. B. das Rothe würde immer dieselbe Stärke behalten, ohne sich zum Hellern diluiren oder zum Dunklern konzentriren zu können. Nun aber zeigt die Erfahrung, daß die Farben des Lichts sich konzentriren und diluiren, ohne ihre Natur zu verändern; also folgt, daß in demselben Lichte eine achromatische Materie existiren muß, die dergleichen Modifikationen hervorzubringen vermögend ist.

„So muß auch die farbige Materie des Lichts nicht homogen ſein; denn wäre ſie blos von einer Natur, z. B. roth, ſo würde man in allen Körpern nichts mehr ſehen als dieſe Farbe, hell oder dunkel, nach dem Grade der Intenſität oder der Verdünnung des Lichts. Nun aber ſieht man in den Körpern eine erſtaunliche Mannichfaltigkeit verſchiedener Farben, nicht nur der Intenſität, ſondern auch der Qualität nach; folglich iſt die farbige Materie, welche in der achromatiſchen Flüſſigkeit ſchwimmt, nicht homogen, ſondern von verſchiedenen Beſchaffenheiten.

„Durch eine Reihe neuer und entſchiedener Experimente, die von mir über das Licht gemacht worden, iſt es hinlänglich bewieſen, daß es eine farbige Materie von zweierlei Art gebe: eine, die vermögend iſt, in uns ein Gefühl der rothen Farbe zu erwecken, und eine andere, die ein Gefühl der grünen Farbe hervorbringen kann. Alle die andern Farben, die man im Lichte ſieht, ſind aus dieſen beiden zuſammengeſetzt und ſind anzuſehen als bloße Reſultate ihrer wechſelſeitigen Verbindung mit der achromatiſchen Materie zu einem Zuſtand von größerer oder kleinerer Dichtigkeit. Denn das Licht hat eine Kraft, ſich zu konzentriren, daß es einen Glanz und eine unerträgliche Stärke für das Geſichtsorgan erhält, und zugleich die Fähigkeit, ſich ſo ſehr zu verdünnen, daß es demſelben Organ nicht mehr merklich iſt und die Gegenſtände nicht mehr ſichtbar macht.

„Endlich iſt die farbige Materie des Lichts von Natur dunkel, weil ſie, indem ſie ſich vermittelſt ſchicklicher Vorrichtungen verbindet, entweder den freien Durchgang der achromatiſchen Strahlen verhindert oder uns die Oberfläche der Gegenſtände verdeckt, über welche ſich dieſe farbige Materie verbreitet.“

Verſuche.

Seine Vorrichtung iſt nicht ungeſchickt, farbige Schatten hervorzubringen. Er bereitet hohle Röhren, beſpannt das eine Ende mit leichten ſeidenen Zeugen, theils weißen theils von verſchiedenen Farben. Dieſe bringt er in dem Laden einer Camera obſcura dergeſtalt an, daß er auf eine entgegengeſtellte Tafel entweder ſein achromatiſches oder ſeine verſchieden gefärbten Lichter hereinbringen kann. Dazwiſchen ſtellt er irgend einen Körper, um einen einfachen oder Doppelſchatten hervorzubringen. Da er ſeine ſeidenen Ueberzüge Objektive nennt, ſo wollen wir der Kürze wegen dieſen Ausdruck beibehalten.

Ein weißes Objektiv giebt farbloses Licht und schwarzen Schatten.

Zwei weiße Objektive geben farbloses Licht und farblose Halbschatten.

Ein rothes und ein weißes Objektiv geben ein helles Licht und rothen Schein, den er Reflex nennt, sodann rothe und grüne Halbschatten.

Ein grünes und ein weißes Objektiv geben ein schwaches grünes Licht und sodann grüne und rothe Halbschatten.

Ein rothes und ein grünes Objektiv geben ein verdunkeltes Licht ohne einige Farbe, sodann rothe und grüne Halbschatten.

So weit ist Alles in der Ordnung. Nun verbindet er aber mit dem rothen und grünen Objektiv noch ein weißes und will dadurch auf mancherlei Art Blau, Gelb sowie Orange und Violet erhalten haben.

Nun fährt er fort, ein Objektiv von Orangefarbe und ein weißes zusammenzustellen. Er erhält ein schwaches Orangelicht, sodann orange und blaue Schatten. Ein weißes und blaues Objektiv geben ihm ein schwachblaues Licht und blaue und gelbe Schatten. (Soll wol rothgelbe heißen.) Ein gelbes und weißes Objektiv geben ihm ein hellgelbes Licht und gelbe und violete Schatten. Ein violetes und weißes Objektiv zusammen geben ihm nunmehr violete und grünliche Schatten.

Dieses Violet that hier, wie man sieht, die Wirkung vom reinen Roth; der Verfasser glaubt aber hier wieder an dem Anfange zu sein, wo er ausgegangen ist. Anstatt jedoch die richtigen Erfahrungen, die ihm die Natur von dem Gegensatz der Farben darbot, zu beachten und weiter zu verfolgen, hielt er die geforderten Scheinfarben für reale, wirklich aus dem Licht hervorgelockte Farben, und getäuscht durch jenen mittleren Versuch, bei welchem ein nicht beachteter Nebenumstand, den wir jedoch zu entwickeln noch nicht Gelegenheit gehabt, eintreten mochte, bestand er auf seinem ersten wunderlichen Aperçu in Lamego, Roth und Grün, vielleicht seiner Maiteser-Uniform und dem Teppich zu Ehren, als die einzigen Urfarben anzusprechen.

Seine Bemühungen sind redlich, seine Aufmerksamkeit genau und anhaltend. Er wird die dunkle Eigenschaft der Farbe gewahr, die Nothwendigkeit eines farblosen Lichts zur Erscheinung der Farbe und führt die sämmtlichen Paare der

ſich fordernden Farben ganz richtig durch; nur übereilt er ſich im Urtheil und kommt ſo wenig als H. F. T. auf das Apercu, daß die zweite Farbe eine phyſiologiſche ſei.

Das letzte der oben benannten Werke, ſehr ſchön auf 32 Seiten in klein Quart gedruckt, verdiente wohl, ganz überſetzt und mit der ihm beigefügten Kupfertafel begleitet zu werden, indem nur zweihundert Exemplare davon exiſtiren und alle aufrichtigen Verſuche, zu dem Wahren zu gelangen, ſchätzbar und ſelbſt die Mißgriffe belehrend ſind.

Robert Waring Darwin.

On the Ocular Spectra of Light and Colours.

Abgedruckt in den Philoſophiſchen Transaktionen, Volum. 76, pag. 313, datirt vom November 1785. Nochmals abgedruckt in Erasmus Darwin's Zoonomie.

Dieſer Aufſatz von den Augengeſpenſtern iſt ohne Zweifel der ausführlichſte unter allen, die erſchienen ſind, ob ihm gleich die oben angezeigte Schrift des Pater Scherffer an die Seite geſtellt werden dürfte. Nach der Inhaltsanzeige folgt eine kurze Einleitung, welche eine Eintheilung dieſer Geſpenſter und einige Literarnotizen enthält. Die Ueberſchriften und Summarien ſeiner Kapitel ſind folgende:

1) Thätigkeit der Netzhaut beim Sehen.

2) Von Geſpenſtern aus Mangel von Empfindlichkeit.

Die Retina wird nicht ſo leicht durch geringere Reizung in Thätigkeit geſetzt, wenn ſie kurz vorher eine ſtärkere erlitten.

3) Von Geſpenſtern aus Uebermaß von Empfindlichkeit.

Die Retina wird leichter zur Thätigkeit erregt durch einen größern Reiz, wenn ſie kurz vorher einen geringern erfahren.

4) Von direkten Augengeſpenſtern.

Eine Reizung über das natürliche Maß erregt die Retina zu einer krampfhaften Thätigkeit, welche in wenig Sekunden aufhört.

5) Ein Reiz, ſtärker als der letzterwähnte, erregt die Retina zu krampfhafter Thätigkeit, welche wechſelsweiſe ſich verliert und wiederkehrt.

6) Von umgekehrten Augengeſpenſtern.

Die Netzhaut, nachdem sie zur Thätigkeit durch einen Reiz aufgeregt worden, welcher abermals etwas größer ist als der letzterwähnte, fällt in eine entgegengesetzte krampfhafte Thätigkeit.

7) Die Netzhaut, nachdem sie zur Thätigkeit durch einen Reiz erregt worden, welcher abermals größer ist als der letzterwähnte, fällt in verschiedene auf einander folgende krampfhafte Thätigkeiten.

8) Die Netzhaut, nachdem sie zur Thätigkeit durch einen Reiz erregt worden, der einigermaßen größer ist als der letzterwähnte, fällt in eine fixe krampfhafte Thätigkeit, welche mehrere Tage anhält.

9) Ein Reiz, größer als der vorhergehende, bringt eine temporäre Paralyse in dem Gesichtsorgan hervor.

10) Vermischte Bemerkungen. Hier bringt der Verfasser solche Beobachtungen an, welche aus einem ganz natürlichen Grunde zu den vorhergehenden nicht passen.

a) Von direkten und umgekehrten Gespenstern, die zu gleicher Zeit existiren. Von wechselseitigen direkten Gespenstern. Von einer Verbindung direkter und umgekehrter Gespenster. Von einem gespensterhaften Hofe. Regeln, die Farben der Gespenster vorauszusagen.

b) Veränderlichkeit und Lebhaftigkeit der Gespenster, durch fremdes Licht bewirkt.

c) Veränderlichkeit der Gespenster in Absicht auf Zahl, Gestalt und Nachlassen.

d) Veränderlichkeit der Gespenster in Absicht auf Glanz. Die Sichtbarkeit der Zirkulation des Blutes im Auge.

e) Veränderlichkeit der Gespenster in Absicht auf Deutlichkeit und Größe, mit einer neuen Art, die Gegenstände zu vergrößern.

f) Schluß.

Jedem, der diese Summarien und Rubriken mit einiger Aufmerksamkeit betrachtet, wird in die Augen fallen, was an dem Vortrag des Verfassers zu tadeln sei. Waring Darwin wie sein Vater- oder Namensvetter Erasmus Darwin begehen bei allem Verdienst einer heiteren und sorgfältigen Beobachtung den Fehler, daß sie als Aerzte alle Erscheinungen mehr pathologisch als physiologisch nehmen. Waring erkennt in seinem ersten Artikel, daß wol alles Sehen von der Thatigkeit der

Netzhaut abhängen möchte, und nimmt nun nicht etwa den naturgemäßen Weg, die Geſetze, wornach ein ſolches geſundes Organ wirkt und gegenwirkt, auszumitteln und zu bezeichnen, ſondern er führt ſie unter der künſtlichen, ärztlichen Form auf, wie ſie ſich gegen ſchwächere und ſtärkere Reize verhalten, welches in dieſem Falle von geringer Bedeutung, ja, in der Erfahrung, wie man aus ſeinen Rubriken wohl ſehen kann, gar nicht zu beſtimmen iſt.

Wir haben den Gehalt dieſer Abhandlung ſowie der übrigen uns bekannt gewordenen geſondert und an der Natur ſelbſt zum Nachtheil unſerer eigenen Augen wiederholt geprüft und in unſrer Abtheilung von phyſiologiſchen, nicht weniger in dem Anhang von pathologiſchen Farben die allgemeinen Umriſſe zu ziehen geſucht, in welchen ſich Alles einſchließt, die beſte Ordnung auszufinden getrachtet, nach welcher ſich die Phänomene darſtellen und einſehen laſſen.

Anſtatt alſo den Darwiniſchen Aufſatz Artikel vor Artikel durchzuarbeiten, anſtatt Beifall und Mißfallen im Einzelnen zu bezeigen, erſuchen wir unſere Leſer, die es beſonders intereſſiren könnte, dieſe Abhandlung mit unſerer erſtgemeldeten Abtheilung des Entwurfs zuſammenzuhalten und ſich durch eigene Anſicht von dem dort Geleiſteten zu überzeugen.

Wir haben bei Rezenſion des Darwiniſchen Aufſatzes den Ausdruck Augengeſpenſt mit Fleiß gewählt und beibehalten, theils weil man dasjenige, was erſcheint, ohne Körperlichkeit zu haben, dem gewöhnlichen Sprachgebrauche nach ein Geſpenſt nennt, theils weil dieſes Wort durch Bezeichnung der prismatiſchen Erſcheinung das Bürgerrecht in der Farbenlehre ſich hergebracht und erworben. Das Wort Augentäuſchungen, welches der ſonſt ſo verdienſtvolle Ueberſetzer der Darwiniſchen Zoonomie dafür gebraucht hat, wünſchten wir ein- für allemal verbannt. Das Auge täuſcht ſich nicht: es handelt geſetzlich und macht dadurch dasjenige zur Realität, was man zwar dem Worte, aber nicht dem Weſen nach ein Geſpenſt zu nennen berechtigt iſt.

Wir fügen die obengemeldeten literariſchen Notizen hinzu, die wir theils dem Verfaſſer, theils dem Ueberſetzer ſchuldig ſind.

Doktor Jurin in Smith's Optik, zu Ende.

Aepinus in den Petersburger neuen Kommentarien, Vol. X.

Bequelin in den Berliner Memoiren, Vol. II, 1771.

D'Arcy, Geſchichte der Akademie der Wiſſenſchaften 1765

Lindert sanft der Sonne Glühen,
Kühlt auch mir die heißen Wangen,
Küßt die Reben noch im Fliehen,
Die auf Feld und Hügel prangen.

Und mir bringt sein leises Flüstern
Von dem Freunde tausend Grüße;
Eh noch diese Hügel düstern,
Grüßen mich wohl tausend Küsse.

Und so kannst Du weiterziehen!
Diene Freunden und Betrübten!
Dort, wo hohe Mauern glühen,
Find' ich bald den Vielgeliebten.

Ach, die wahre Herzenskunde,
Liebeshauch, erfrischtes Leben
Wird mir nur aus seinem Munde,
Kann mir nur sein Athem geben.

„Und mich soll sein leises Flüstern
Von dem Freunde lieblich grüßen;
Eh noch diese Hügel düstern,
Sieh' ich viele zu seinen Füßen";

und Strophe 5:

„Und Du magst nun weiter ziehen!
Diene Frohen und Betrübten!
Dort, wo hohe Mauern glühen,
Finde ich den Vielgeliebten."

Was das Datum betrifft, so entspricht das in der Quartausgabe der Goethischen Werke im Register angegebene, den 23. September 1815, ebenso genau dem Berichte in S. Boisserée's Tagebuch (I. 284 bis 288), als die Angabe: „Wiederfinden den 6. Oktober 1815" damit unvereinbar ist. Am 23. September früh konnte Suleika zu Frankfurt die Verse dichten, in der Erwartung, den Freund noch am Abend desselben Tages zu Heidelberg wiederzusehen („Eh noch diese Hügel düstern"); in Wirklichkeit fand das Wiedersehen am Mittag des folgenden Tages statt, und demgemäß ist auch das Gedicht Wiederfinden (Nr. 43) von diesem Tage datirt. Am 6. Oktober dagegen war Goethe von seinem Ausfluge nach Karlsruhe krank und unruhig zurückgekehrt, ohne Suleika in Heidelberg zu haben, daß er schon am selben früh verlassen wollte. Mit Mühe gelang es seinen Freunden, ihn dort noch einen Tag zu fesseln. Wir hatten daher an dem Datum des 23. September fest. — Das Ostwind-Motiv ist Hafis entnommen. Nach Hammer's Vorrede (XXXVI) dient der Ostwind sowol dem greisen Vogel Simurg als Salomo zum Reitpferd, und er bringt ihnen Kunde von der Geliebten. Und bei Hafis selbst:

De la Hire, Buffon, Memoiren der franz. Akademie 1743. Christ. Ernst Wünsch, Visus phaenomena quaedam. Lips. 1776. 4. Joh. Eichel, Experimenta circa sensum videndi, in Collectaneis societatis medicae Havniensis. Vol. I. 1774. 8.

Anton Raphael Mengs.

Lezioni pratiche di pittura, in seinen Werken, herausgekommen zu Parma 1780 in Quart.

Den Grund der Harmonie, welche wir bei einem Gemälde empfinden, setzte Mengs in das Helldunkel, so wie er denn auch dem allgemeinen Ton die vorzüglichste Wirkung zuschrieb. Die Farben waren ihm dagegen nur einzelne Töne, womit man die Oberflächen der Körper spezifizirte, welche sich dem Helldunkel und dem allgemeinen Ton subordiniren sollten, ohne eben gerade für sich und unter sich einen Anspruch an Uebereinstimmung und Ganzheit zu machen.

Er bemerkte jedoch, daß eine Farbe, wenn sie in ihrer völligen Lebhaftigkeit gebraucht werde, durch eine andere gewissermaßen aufgewogen werden müsse, um erträglich zu sein. Und so fand sein offner Sinn und guter Geschmack die einfachen Gesetze der Farbenharmonie, ohne jedoch ihren physiologischen Grund einzusehen.

„Bei dem Gebrauch der Farben ist es nöthig, ihr Gleichgewicht zu beobachten, wenn wir die Art und Weise finden wollen, sie mit Anmuth anzuwenden und gut zu begleiten. Eigentlich giebt es nur drei Farben, Gelb, Roth und Blau. Diese darf man nie an und für sich in einem Werke gebrauchen: doch wenn man ja eine davon, und zwar rein anwenden wollte, so suche man die Art und Weise, eine andere, aus zweien gemischt, an die Seite zu setzen; z. E. das reine Gelb begleite man mit Violet, weil dieses aus Roth und Blau besteht. Hat man ein reines Roth angewendet, so füge man aus derselben Ursache das Grüne hinzu, das ein Gemisch von Blau und Gelb ist. Besonders ist die Vereinigung des Gelben und Rothen, wodurch die dritte Mischung entsteht, schwer mit Vortheil anzuwenden, weil diese Farbe zu lebhaft ist, deswegen man das Blau zu seiner Begleitung hinzufügen muß."

Man sehe, was wir hierüber im naturgemäßen Zusammenhange am gehörigen Orte vorgetragen haben (S. 803 f.).

Jeremias Friedrich Gülich.

Vollständiges Färbe- und Bleichbuch ꝛc. ꝛc. Sechs Bände. Ulm 1779 bis 1795.

Dieser Mann, welcher zu Sindelfingen bei Stuttgart ansässig und zuletzt im Badenischen angestellt war, dessen Lebensgang wohl mehr verdiente bekannt zu sein, war in seinem Handwerk in seiner Halbkunst, wie man es nennen will, so viel wir ihn beurtheilen können, wohl zu Hause. Alle Erfordernisse bei der Färberei, sowol insofern sie vorbereitend als ausführend und vollendend gedacht werden, lagen ihm zur Hand, so wie die verschiedensten Anwendungen, welche man von Farben technisch auf alle Arten von Zeugen und Stoffen nach und nach ersonnen hat.

Bei der großen Breite, bei dem genauen Detail seiner Kenntnisse sah er sich nach einem Leitfaden um, an welchem er sich durch das Labyrinth der Natur- und Kunsterscheinungen durchwinden könnte. Da er aber weder gelehrte noch philosophische noch literarische Bildung hatte, so wurde es seinem übrigens tüchtigen Charakter sehr schwer, wo nicht unmöglich, sich überall zurecht zu finden.

Er sah wohl ein, daß bei allem Verfahren des Färbers nur sehr einfache Maximen zum Grunde lagen, die sich aber unter einem Wust von einzelnen Rezepten und zufälligen Behandlungen verbargen und kaum gefaßt werden konnten.

Daß mit einer klugen Anwendung von Säuren und Alkalien viel, ja beinah Alles gethan sei, ward ihm klar, und bei dem Drange zum Allgemeinen, den er in sich fühlte, wollte er dem Material seines Geschäfts und dessen Anwendung nicht allein, sondern zugleich der ganzen Natur einen ebenso einfachen Gegensatz zum Grunde legen. Deshalb wurden ihm Feuer und Wasser die zwei Hauptelemente. Jenem gesellte er die Säuren, diesem die Alkalien zu. In jenem wollte er zugleich die hochrothe, in diesem die blaue Farbe finden, und hiermit war seine Theorie abgeschlossen; das Uebrige sollte sich hieraus entwickeln und ergeben.

Da die eminentesten und beständigsten Farben aus den Metallen hervorzubringen waren, so schenkte er auch diesen vorzügliche Aufmerksamkeit und eine besondere Ehrfurcht. Dem

Feuer, den Säuren, dem Hochrothen soll Gold und Eisen, dem Wasser, den Alkalien, dem Blauen soll vorzüglich Kupfer antworten und gemäß sein, und überall, wo man diese Farben finde, soll etwas, wo nicht gerade wirklich Metallisches, doch dem Metallischen nahe Verwandtes und Analoges angetroffen werden.

Man sieht leicht, daß diese Vorstellungsart sehr beschränkt ist und bei der Anwendung oft genug unbequem werden muß. Weil jedoch seine Erfahrung sehr sicher und stet, seine Kunstbehandlung meisterhaft ist, so kommen bei dieser seltsamen Terminologie Verhältnisse zur Sprache, an die man sonst nicht gedacht hätte, und er muß die Phänomene selbst recht deutlich machen, damit sie vielseitig werden und er ihnen durch seine wunderliche Theorie etwas abgewinnen kann. Uns wenigstens hat es geschienen, daß eine Umarbeitung dieses Buchs nach einer freiern theoretischen Ansicht von mannichfaltigem Nutzen sein müßte.

Da, wie der Titel seines Buches ausweist, die erste Frage des Färbers, die Farblosigkeit und Reinigkeit der Stoffe, auf welche er wirken will, ihm niemals aus den Augen gekommen, da er die Mittel sorgfältig angiebt, wie solchen Stoffen alle Farbe und Unreinigkeit zu entziehen, so muß ihm freilich der Newtonische siebenfarbige Schmutz sowie bei seiner einfachern Ansicht die siebenfache Gesellschaft der Grundfarben höchst zuwider sein; deswegen er sich auch gegen die Newtonische Lehre sehr verdrießlich und unfreundlich geberdet.

Mit den Chemikern seiner Zeit, Meyer, Justi und Andern, verträgt er sich mehr oder weniger. Das acidum pingue des Ersten ist ihm nicht ganz zuwider; mit dem Zweiten steht er in mancherlei Differenz. So ist er auch in dem, was zu seiner Zeit über die Färbekunst geschrieben worden, und was man sonst über die Farbenlehre aeußert, nicht unbekannt.

So viel sei genug, das Andenken eines Mannes aufzufrischen, der ein laborioses und ernstes Leben geführt, und dem es nicht allein darum zu thun war, für sich und die Seinigen zu wirken und zu schaffen, sondern der auch dasjenige, was er erfahren und wie er es recht gethan, Andern zu Nutz und Bequemlichkeit emsig mittheilen wollte.

Edward Hussey Delaval.

Versuch und Bemerkungen über die Ursache der dauerhaften Farben undurchsichtiger Körper. Uebersetzt und herausgegeben von Crell. Berlin und Stettin 1788. 8.

Der eigentliche Gehalt dieser Schrift, ob er gleich in der Farbenlehre von großer Bedeutung ist, läßt sich doch mit wenigen Worten aussprechen. Des Verfassers Hauptaugenmerk ruht auf dem *antagonistischen*, auf der dunkeln Eigenschaft der Farbe, wohin wir auch wiederholt gedeutet haben.

Er behandelt vorzüglich färbende Stoffe aus dem Mineralreiche, sodann auch aus dem vegetabilischen und animalischen; er zeigt, daß diese Stoffe in ihrem feinsten und konzentrirtesten Zustande keine Farbe bei auffallendem Lichte sehen lassen, sondern vielmehr schwarz erscheinen.

Auch in Feuchtigkeiten aufgelöste reine Farbestoffe sowie farbige Gläser zeigen, wenn ein dunkler Grund hinter ihnen liegt, keine Farbe, sondern nur, wenn ein heller hinter ihnen befindlich ist. Alsdann aber lassen sie ihre farbige Eigenschaft ebenso gut als bei durchfallendem Lichte sehen.

Was sich auch vielleicht gegen des Verfassers Verfahrungsart bei seinen Versuchen einwenden läßt, so bleibt doch das Resultat derselben für Denjenigen, der sie nachzuahmen und zu vermannichfaltigen weiß, unverrückt stehen, in welchem sich das ganze Fundament der Färberei und Malerei ausdrückt.

Des Verfassers Vortrag hingegen ist keiner von den glücklichsten. Seine Ueberzeugung trifft mit der Newtonischen nicht zusammen, und doch kann er sich von dieser nicht losmachen, so wenig als von der Terminologie, wodurch sie sich ausspricht. Man sieht ferner durch seine Deduktion wol den Faden durch, an welchen er sich hält; allein er verschlingt ihn selbst und macht dadurch den Leser verworren.

Da er vorzüglich in dem chemischen Felde arbeitet, so steht ihm freilich die Vorstellungsart seiner Zeit und die damalige Terminologie entgegen, wo das Phlogiston so wunderbar Widersprechendes wirken sollte. Die Kenntniß der verschiedenen Luftarten ist auf dem Wege; aber der Verfasser entbehrt noch die großen Vorzüge der neuern französischen Chemie und ihres Sprachgebrauchs, wodurch wir denn freilich gegenwärtig viel weiter reichen. Es gehört daher eine Ueberzeugung von sei-

nem Hauptgrundsatze und ein guter Wille dazu, um das Aechte und Verdienstliche seiner Arbeit auszuziehen und anzuerkennen.

Wir haben ihn seit langen Jahren geschätzt und daher auch schon (S. 572 ff.) seine Ueberzeugung, verbunden mit der unsern, aufgeführt.

Bei den Pflanzen geräth es ihm am Besten. Er entzieht ihnen das Färbende, und es bleibt eine weiße Struktur übrig. Dieses ausgezogene Färbende verfinstert sich immer mehr beim Verdichten, manifestirt seine schattenhafte Natur, nähert sich dem Schwarzen, Ununterscheidbaren und kann wieder einer andern weißen Fläche mitgetheilt und in seiner vorigen Spezifikation und Herrlichkeit dargestellt werden. Im Thierreich ist es schon schwieriger. Im Mineralreiche finden sich noch mehr Hindernisse, wenn man den Grundsatz durchführen will. Jedoch beharrt er fest bei demselben und wendet ihn, wo er empirisch anwendbar ist, glücklich an.

In der Vorrede sind zwei kurze Aufsätze, die jedoch dem Verfasser nicht besonders günstig sind, vom Herausgeber eingeschaltet, der eine von Klügel, der andere von Lichtenberg. In dem ersten finden wir einen gemüthlichen und redlichen, in dem zweiten einen geistreichen und gewandten Skeptizismus. Wir mögen hierbei eine Bemerkung äußern, welche wohl verdiente, gesperrt gedruckt zu werden: daß nämlich auf eine solche Weise, wie von beiden Männern hier geschehen, alle Erfahrungswissenschaft vernichtet werden könne; denn weil nichts, was uns in der Erfahrung erscheint, absolut angesprochen und ausgesprochen werden kann, sondern immer noch eine limitirende Bedingung mit sich führt, so daß wir Schwarz nicht Schwarz, Weiß nicht Weiß nennen dürften, insofern es in der Erfahrung vor uns steht, so hat auch jeder Versuch, er sei, wie er wolle, und zeige, was er wolle, gleichsam einen heimlichen Feind bei sich, der dasjenige, was der Versuch a potiori ausspricht, begrenzt und unsicher macht. Dies ist die Ursache, warum man im Lehren, ja sogar im Unterrichten nicht weit kommt: blos der Handelnde, der Künstler entscheidet, der das Rechte ergreift und fruchtbar zu machen weiß.

Der Delavalischen Ueberzeugung, die wir kennen, wird die Lehre von Newton's Lamellen an die Seite gesetzt, und freilich sind sie sehr verwandt. Bei Newton kommt auch die Farbe nicht von der Oberfläche, sondern das Licht muß durch

eine Lamelle des Körpers eindringen und dekomponirt zurückkehren. Bei Delaval iſt die Farbe dieſer Lamelle ſpezifizirt und wird nicht anders geſehen, als wenn hinter ihr ein heller, weißer Grund ſich befindet, von dem das Licht alsdann gleichfalls ſpezifiſch gefärbt zurückkehrt.

Merkwürdig iſt beſonders in dem Lichtenbergiſchen Aufſatz, wie man der Newtoniſchen Lehre durch chemiſche Hilfstruppen in jener Zeit wieder beigeſtanden. Man hatte eine latente Wärme ausgemittelt, — warum ſollte es nicht auch ein latentes Licht geben, und warum ſollten die nach der Theorie dem Licht angehörigen farbigen Lichter nicht auch der Reihe nach Verſteckens ſpielen, und wenn es den gelben beliebte, hervorzugucken, warum ſollten die übrigen nicht neckiſch im Hinterhalte lauſchen können?

Zwei merkwürdige, unſerer Ueberzeugung günſtige Stellen aus gedachtem Aufſatz jedoch, wovon wir die eine ſchon früher angeführt (S. 584), mögen hier Platz nehmen:

„Ich bemerke hier im Vorbeigehen, daß vielleicht die Lehre von den Farben eben deswegen bisher ſo viele Schwierigkeiten hatte, weil Alles auf einem Wege, z. B. Brechung, erklärt werden ſollte.“

„Wir haben oft genug wiederholt, daß Alles auf den Weg ankommt, auf welchem man zu einer Wiſſenſchaft gelangt. Newton ging von einem Phänomen der Brechung aus, von einem abgeleiteten Komplizirten. Dadurch ward Brechung das Hauptaugenmerk, das Hauptkunſtwort, und was bei einem einzelnen Falle vorging, die Grundregel, das Grundgeſetz fürs Allgemeine. Hatte man hier mehrere, ja unzählige Grundfarben angenommen, ſo bedurften Die, welche von der Malerei und Färberei herkamen, nur drei Farben, noch mehr Aufpaſſende und Sonderude gar nur zwei, und ſo veränderte ſich Alles nach den verſchiedenen Anſichten.

Carvalho und der Franzoſe H. F. T. fanden die farbigen Schatten höchſt bedeutend und legten den ganzen Grund der Farbenlehre dahin. Aber alle dieſe Phänomene, ſie mögen Namen haben, wie ſie wollen, haben ein gleiches Recht, Grundphänomene zu ſein. Die von uns aufgeführten phyſiologiſchen, phyſiſchen, chemiſchen Farben ſind alle gleich befugt, die Aufmerkſamkeit der Beobachtenden und Theoretiſirenden anzuſprechen. Die Natur allein hat den wahren republikaniſchen Sinn, da der Menſch ſich gleich zur Ariſtokratie und Mon-

archle hinneigt und diese seine Eigenheit überall, besonders auch theoretisirend stattfinden läßt.

„Auch scheint es mir aus andern Gründen wahrscheinlich, daß unser Organ, um eine Farbe zu empfinden, etwas von allem Licht (weißes) zugleich mit empfangen müsse."

Was hier Lichtenberg im Vorbeigehen äußert, ist denn das etwas Anderes, als was Delaval behauptet? nur daß Dieser das Helle hinter das Dunkle bringt und die Spezifikation des Dunklen dadurch erscheinen macht, und daß Jener das Helle unter das Dunkle mischt, welches so auch nichts weiter ist, als daß eins mit und durch das andre erscheint. Ob ich ein durchsichtiges Blau über Gelb lasire, oder ob ich Gelb und Blau vermische, ist in gewissem Sinne einerlei; denn auf beide Weise wird ein Grün hervorgebracht. Jene Behandlungsart aber steht viel höher, wie wir wol nicht weiter auszuführen brauchen.

Uebrigens wird Delaval's Vortrag, besonders indem er auf die trüben Mittel gelangt, unsicher und unscheinbar. Er kehrt zu der Newtonischen Lehre zurück, ohne sie doch in ihrer ganzen Reinheit beizubehalten; dadurch entsteht bei ihm wie bei so vielen Andern ein unglückliches eklektisches Schwanken. Denn man muß sich zu Newton ganz bekennen oder ihm ganz entsagen.

Johann Leonhard Hoffmann.

Versuch einer Geschichte der malerischen Harmonie überhaupt und der Farbenharmonie insbesondere, mit Erläuterungen aus der Tonkunst und vielen praktischen Anmerkungen. Halle 1786.

Dieser Mann, dessen Andenken fast gänzlich verschwunden ist, lebte um gedachtes Jahr in Leipzig als privatisirender Gelehrter, war als guter Physiker und rechtlicher Mann geschätzt, ohne sich jedoch einer ärmlichen Existenz entwinden zu können. Er nahm beträchtlichen Antheil an physikalischen, technologischen, ökonomischen Journalen und anderen Schriften dieses Inhalts. Mehr ist uns von ihm nicht bekannt geworden.

Seine obgemeldete Schrift zeigt ihn uns als einen durch Studien wohl gebildeten Mann. Kenntniß der Sprachen, des

Alterthums, der Kunstgeschichte und recht treue Theilnahme an der Kunst selbst ist überall sichtbar. Ohne selbst Künstler zu sein, scheint er sich mit der Malerei besonders aber mit dem Malen als ein guter Beobachter und Aufmerker beschäftigt zu haben, indem er die Erfordernisse der Kunst und Technik recht wohl einsieht und penetrirt.

Da er jedoch in Allem dem, was von dem Maler verlangt wird und was er leistet, kein eigentliches Fundament finden kann, so sucht er durch Vergleichung mit der Tonkunst eine theoretische Ansicht zu begründen und die malerischen und musikalischen Phanomene sowie die Behandlungsweise der beiden Künste mit einander zu parallelisiren.

Eine solche, von Aristoteles schon angeregte, durch die Natur der Erscheinungen selbst begünstigte, von Mehreren versuchte Vergleichung kann uns eigentlich nur dadurch unterhalten, daß wir mit gewissen schwankenden Aehnlichkeiten spielen und, indem wir das Eine fallen lassen, das Andere ergreifen und immer so fortfahren, uns geistreich hin und wieder schaukeln.

Auf dem empirischen Wege, wie wir schon früher bemerkt (E. 748 ff.), werden sich beide Künste niemals vergleichen lassen, so wenig als zwei Maßstabe von verschiedenen Langen und Eintheilungen neben einander gehalten. Wenn auch irgendwo einmal ein Einschnitt paßt, so treffen die übrigen nicht zusammen: rückt man nach, um jene neben einander zu bringen, so verschieben sich die ersten wieder, und so wird man auf eine höhere Berechnungsart nothwendig getrieben.

Wir können dies nicht anschaulicher machen, als wenn wir diejenigen Erscheinungen und Begriffe, die er parallelisirt, neben einander stellen.

Licht	Laut
Dunkelheit	Schweigen
Schatten	
Lichtstrahlen	Schallstrahlen
Farbe	Ton
Farbenkörper	Instrument
Ganze Farben	Ganze Töne
Gemischte Farben	Halbe Töne
Gebrochene Farbe	Abweichung des Tons
Helle	Höhe

Dunkel	Tiefe
Farbenreihe	Oktave
Wiederholte Farbenreihe	Mehrere Oktaven
Helldunkel	Unisono
Himmlische Farben	Hohe Töne
Irdische (braune) Farben	Kontra-Töne
Herrschender Ton	Solostimme
Licht und Halbschatten	Prime und Sekundstimme
Indig	Violoncell
Ultramarin	Viole und Violine
Grün	Menschenkehle
Gelb	Klarinette
Hochroth	Trompete
Rosenroth	Hoboe
Kermesroth	Querflöte
Purpur	Waldhorn
Violet	Fagot
Zurichtung der Palette	Stimmung der Instrumente
Traktement	Applikatur
Bunte lavirte Zeichnung	Klavierkonzert
Impastirtes Gemälde	Symphonie.

Bei dieser Art von strengem Nebeneinandersetzen, welches im Buche theils wirklich ausgesprochen theils durch Kontext und Stil nur herbeigeführt und eingeleitet ist, sieht Jedermann das Gezwungene, Willkürliche und Unpassende zweier großen in sich selbst abgeschlossenen Naturerscheinungen, insofern sie theilweise mit einander verglichen werden sollen.

Es ist zu verwundern, daß der Verfasser, der sich sehr lebhaft gegen das Farbenklavier erklärt und dasselbe für unausführbar und unnütz hält, ein solches Vergnügen fand, sich aus Verschlingung der beiden Künste gleichsam selbst ein Labyrinth zu erschaffen. Dieses wird denn in seinen letzten Kapiteln recht kraus, indem er den motus rectus und contrarius, Intervalle, Konsonanzen und Dissonanzen, den modus major und minor, Akkord und Disharmonie, aneinandergereihte Oktaven und was noch Alles sonst der Musik eigen ist, auch in der Farbenlehre und der sie anwendenden Malerkunst finden will.

Er muß freilich als ein im Grunde scharfsinniger Mann sich zuletzt daran stoßen, daß die Malerei eine simultane Harmonie, die Musik eine successive fordere. Er findet natürlich die Intervalle der Farben nicht so bestimm- und meßbar wie die der Töne. Da er seine Farbenskala nicht in ihr selbst abschließt, sondern sie, statt in einem Zirkel, in einer Reihe vorstellt, um sie an eine hellere Octave wieder anschließen zu können, so weiß er nicht, welche er zur ersten und welche zur letzten machen und wie er dieses Anschließen am natürlichsten bewirken soll. Ihm steht entgegen, daß er von einem gewissen Gelb auf geradem Wege durch Roth und Blau hindurch niemals zu einem helleren Gelb gelangen kann, und er muß fühlen, daß es ein unendlicher Unterschied ist zwischen der Operation, wodurch man eine Farbe verdünnt, und zwischen der, wodurch man zu einem höheren Tone vorschreitet.

Ebenso traurig ist es anzusehen, wenn er glaubt, man könne jede Farbe durch gewisse Modifikationen in den Minor setzen, wie man es mit den Tönen vermag, weil die einzelnen Töne sich gegen den ganzen musikalischen Umfang viel gleichgültiger verhalten als die einzelnen Farben gegen den Umkreis, in welchem sie aufgestellt sind; denn die Farben machen in diesem Kreise selbst das majus und minus, sie machen selbst diesen entschiedenen Gegensatz, welcher sichtbar und empfindbar ist und der nicht aufzuheben geht, ohne daß man das Ganze zerstört.

Die Töne hingegen sind, wie gesagt, gleichgiltiger Natur, sie stehen jedoch unter dem geheimen Gesetz eines gleichfalls entschiedenen Gegensatzes, der aber nicht an sich, wie bei der Farbe, nothwendig und unveränderlich empfindbar wird, sondern nach Belieben des Künstlers an einem jeden Tone und seiner von ihm herfließenden Folge hörbar und empfindbar gemacht werden kann.

Es ist uns angenehm, indem wir gegen das Ende zueilen, nochmals Gelegenheit gefunden zu haben, uns über diesen wichtigen Punkt zu erklären, auf welchen schon im Laufe unseres Vortrags auf mehr als eine Weise hingedeutet worden.

Das Büchelchen selbst verdient eine Stelle in der Sammlung eines jeden Natur- und Kunstfreundes, sowol damit das Andenken eines braven, beinah völlig vergessenen Mannes erhalten, als damit die Schwierigkeit, ja Unmöglichkeit einer solchen Unternehmung einem Jeden deutlicher gemacht werde.

40.

Hochbild.

Die Sonne, Helios der Griechen,
Fährt prächtig auf der Himmelsbahn;
Gewiß, das Weltall zu besiegen,
Blickt er umher, hinab, hinan.

Er sieht die schönste Göttin weinen,
Die Wolkentochter, Himmelskind;
Ihr scheint er nur allein zu scheinen;
Für alle heitre Räume blind,

Versenkt er sich in Schmerz und Schauer,
Und häufiger quillt ihr Thränenguß;
Er sendet Lust in ihre Trauer
Und jeder Perle Kuß auf Kuß.

Nun fühlt sie tief des Blicks Gewalten,
Und unverwandt schaut sie hinauf;
Die Perlen wollen sich gestalten:
Denn jede nahm sein Bildniß auf.

„Ostwind, gehst Du vorbei beim Rosenhaine,
Sieh doch Kunde von mir dem treuen Freunde" (Elif. III);
„Der Schwätzer Ostwind plauderte immer" (Dal. XXXI);

und:

„Freudige Kunde, mein Herz, weil wieder der Ostwind zurückkömmt"
(Dal. XL),

und so unzählige Mal (s. Beispiele bei Wurm).

Das Wehen des Ostwinds galt für wunderthätig (Hammer, Hafis. I. 152. Note 4). — Wo hohe Mauern glühen (Str. 5), in den Strahlen der Sonne liegt das Heidelberger Schloß, das von Lenau („Die Heidelberger Ruine" in den „Reiseblättern") besungene.

40. Hochbild. Weimar, den 7. November 1815. — Ein Bild der Trennung. Die Sonne und die Regenwolke (das Himmelskind) bleiben getrennt; aber die Wolke erglänzt, von der Sonne beschienen, im Regenbogen. Im Prolog zum 26. Mai 1821 heißt es von Phöbus und Iris fast ebenso:

„Iris mit gewohnter Schnelle
Trennt die grauen Wolken schon,
Augenfunkelnd vor Entzücken,
Den Geliebten zu erblicken
Auf dem goldnen Wagenthron.

Phöbus glänzt ihr hold entgegen;
Himmlischer Vermählung Segen
Fühlt der Erde weiter Kranz" (Werke, XI. 1. 900).

Geistreiche Personen werden an den künstlichen, aber redlich gemeinten und, so weit es nur gehen wollte, ernstlich durchgeführten Bemühungen des Verfassers Unterhaltung und Vergnügen finden.

Robert Blair.

Experiments and Observations on the unequal Refrangibility of Light, in den Transaktionen der königlichen Sozietät zu Edinburgh, Vol. 3. 1794.

Das Phänomen der Achromasie war nun allgemein bekannt und besonders durch die einfachen prismatischen Versuche außer allem Zweifel gesetzt worden; doch stand der Anwendung dieses Naturgesetzes auf Objektivgläser Manches im Wege, sowol von der chemischen als von der mechanischen Seite, indem es seine Schwierigkeiten hat, ein innerlich vollkommen reines Flintglas zu bereiten und genau zusammenpassende Gläser zu schleifen. Besonders aber stellten sich manche Hindernisse ein, wenn man die Weite der Objektivgläser über einen gewissen Grad vermehren wollte.

Daß nicht allein feste, sondern auch allerlei flüssige Mittel die Farbenerscheinung zu erhöhen im Stande seien, war bekannt. Doktor Blair beschäftigte sich mit diesen letzten um so mehr, als er wollte gefunden haben, daß bei der gewöhnlichen Art, durch Verbindung von Flint- und Crownglas, die Achromasie nicht vollkommen werden könne.

Er hatte dabei die Newtonische Vorstellungsart auf seiner Seite: denn wenn man sich das Spektrum als eine fertige, in allen ihren einzelnen Theilen ungleich gebrochene Strahlenfolge denkt, so läßt sich wol hoffen, daß ein entgegengesetztes Mittel allenfalls einen Theil derselben, aber nicht alle aufheben und verbessern könne. Dieses war schon früher zur Sprache gekommen, und Doktor Blair's Versuche sowie die daraus gezogenen Folgerungen wurden von den Newtonianern mit Gunst aufgenommen.

Wir wollen ihn erst selbst hören und sodann dasjenige, was wir dabei zu erinnern im Fall sind, nachbringen.

Verſuche des Dr. Blair

über die chromatiſche Kraft verſchiedener Flüſſigkeiten und Auflöſungen.

„Verſchiedene Auflöſungen von Metallen und Halbmetallen in verſchiedenen Geſtalten fanden ſich immer chromatiſcher als Crownglas. Die Auflöſungen einiger Salze in Waſſer, z. B. des rohen Ammoniakſalzes, vermehren die Erſcheinung ſehr. Die Salzſäure hat auch dieſe Kraft, und je konzentrirter ſie iſt, deſto ſtärker wirkt ſie. Ich fand daher, daß diejenigen Flüſſigkeiten die allerhöchſte chromatiſche Kraft haben, in welchen die Salzſäure und die Metalle verbunden ſind. Die chemiſche Präparation, genannt Causticum antimoniale oder Butyrum Antimonii, beſitzt in ihrem konzentrirteſten Zuſtande, wenn ſie eben genug Feuchtigkeit an ſich gezogen hat, um flüſſig zu ſein, dieſe Kraft in einem erſtaunlichen Grade, ſo daß drei Keile Crownglas nöthig ſind, um die Farbe aufzuheben, die durch einen entgegengeſetzten Keil von gleichem Winkel hervorgebracht worden. Die große Menge des in dieſer Solution enthaltenen Halbmetalls und der konzentrirte Zuſtand der Salzſäure ſcheinen dieſen kaum glaublichen Effekt hervorzubringen.

„Aetzendes ſublimirtes Queckſilber mit einer Auflöſung von rohem Ammoniakſalz in Waſſer iſt an Stärke die nächſte Auflöſung. Man kann ſie ſo ſtark machen, daß der Winkel eines Prismas von Crownglas, welches ihre Farbenerſcheinung aufwiegen ſoll, doppelt ſo groß ſein muß. Hier ſind auch offenbar das Queckſilber und die Salzſäure an der Erſcheinung Urſache; denn weder das Waſſer noch das flüchtige Laugenſalz, als die übrigen Theile der Zuſammenſetzung, zeigen, wenn man ſie einzeln unterſucht, eine ſolche Wirkung.

„Die weſentlichen Oele folgen zunächſt. Diejenigen, welche man aus harzigen Mineralien erhält, wirken am Stärkſten: als aus natürlichem Bergöl, Steinkohle und Ambra. Ihr Verhältniß zu dem Crownglas iſt ohngefähr wie Zwei zu Drei. Das weſentliche Oel des Saſſafras wirkt nicht viel geringer. Weſentliches Zitronenöl, ganz ächt, verhält ſich wie Drei zu Vier, Terpentinöl wie Sechs zu Sieben, und im weſentlichen Rosmarinöl iſt die Kraft noch etwas geringer.

„Ausgepreßte Oele unterscheiden sich nicht sonderlich vom Crownglas, so auch rektifizirte Geister und der Aether des Salpeters und Vitriols.“

Vorlesung des Dr. Blair.

„I. Die ungleiche Refrangibilität des Lichts, wie sie Isaak Newton entdeckt und umständlich erörtert hat, steht nur insofern unwidersprochen gegründet, als die Refraktion an der Grenze irgend eines Mediums und eines leeren Raumes vorgeht. Alsdann sind die Strahlen von verschiedenen Farben ungleich gebrochen, die rothmachenden Strahlen sind die am Wenigsten, die violetmachenden die am Meisten brechbaren Strahlen.

„II. Die Entdeckung von demjenigen, was man die verschieden zerstreuende Kraft in den verschieden brechenden Medien nannte, zeigt, daß die Newtonischen Theoreme nicht allgemein sind, wenn er schließt, daß der Unterschied der Brechung zwischen den meist und geringst brechbaren Strahlen immer in einem gegebenen Verhältnisse zu der Refraktion der mittelst refrangiblen stehe. Man zweifelt nicht, daß dieser Satz wahr sei bezüglich auf die Mittel, an welchen diese Erfahrungen gemacht sind; aber es finden sich manche Ausnahmen desselben.

„III. Denn die Erfahrungen des Herrn Dollond beweisen, daß der Unterschied der Brechung zwischen den rothen und violeten Strahlen im Verhältniß zu der Refraktion des ganzen Strahlenpinsels größer ist in gewissen Glasarten als im Wasser, und größer im Flintglas als im Crownglas.

„IV. Die erste Reihe der obenerwähnten Versuche zeigt, daß die Eigenschaft, die farbigen Strahlen in einem höheren Grade als Crownglas zu zerstreuen, nicht auf wenige Mittel beschränkt ist, sondern einer großen Mannichfaltigkeit von Flüssigkeiten angehört und einigen derselben in ganz außerordentlichem Grade. Metallauflösungen, wesentliche Oele, mineralische Säuren, mit Ausnahme der vitriolischen, sind in diesem Betracht höchst merkwürdig.

„V. Einige Folgerungen, die sich aus Verbindung solcher Mittel, welche eine verschiedene zerstreuende Kraft haben, ergeben und bisher noch nicht genug beachtet worden, lassen sich auf diese Weise erklären. Obgleich die größere Refran-

gibilität der violeten vor den rothen Strahlen, wenn das Licht aus irgend einem Mittel in einen leeren Raum geht, als ein Gesetz der Natur betrachtet werden kann, so sind es doch gewisse Eigenschaften der Mittel, von denen es abhängt, welche von diesen Strahlen beim Uebergang des Lichtes aus einem Mittel ins andere die meist refrangiblen sein sollen, oder inwiefern irgend ein Unterschied in ihrer Brechbarkeit stattfinde.

„VI. Die Anwendung von Huygens' Demonstrationen auf die Verbesserung jener Abweichung, die sich von der sphärischen Figur der Linsen herschreibt, sie mögen fest oder flüssig sein, kann als der nächste Schritt, die Theorie der Fernglaser zu verbessern, angesehen werden.

„VII. Sodann bei Versuchen, welche mit Objektivgläsern von sehr weiter Oeffnung gemacht, und in welchen beide Abweichungen, insofern es die Grundsätze erlauben, verbessert worden, findet sich, daß die Farbenabweichung durch die gemeine Verbindung zweier Mittel von verschiedener Dispersivkraft nicht vollkommen zu verbessern sei. Die homogenen grünen Strahlen sind alsdann die meist refrangirten, zunächst bei diesen Blau und Gelb vereinigt, dann Indigo und Orange vereinigt, dann Violet und Roth vereinigt, welche am Wenigsten refrangirt sind.

„VIII. Wenn diese Farbenhervorbringung beständig und die Länge des sekundären Spektrums dieselbe wäre in allen Verbindungen der Mittel, wo die ganze Brechung des Pinsels gleich ist, so würde die vollkommene Verbesserung jener Abweichung, die aus der Verschiedenheit der Refrangibilität entsteht, unmöglich sein und als ein unübersteigliches Hinderniß der Verbesserung dioptrischer Instrumente entgegenstehen.

„IX. Der Zweck meiner Experimente war daher, zu untersuchen, ob die Natur solche durchsichtige Mittel gewähre, welche dem Grade nach, in welchem sie die Strahlen des prismatischen Spektrums zerstreuen, verschieden wären, zugleich aber die mancherlei Reihen der Strahlen in derselben Proportion aus einander hielten. Denn wenn sich solche Mittel fänden, so würde das obengemeldete sekundäre Spektrum verschwinden, und die Abweichung, welche durch die verschiedene Refrangibilität entsteht, könnte aufgehoben werden. Der Erfolg dieser Untersuchung war nicht glücklich in Betracht ihres Hauptgegenstandes. In jeder Verbindung, die man versuchte, bemerkte man dieselbe Art von nicht beseitigter Farbe, und man

schloß daraus, daß es keine direkte Methode gebe, die Aberration wegzuschaffen.

„X. Aber es zeigte sich in dem Verlauf der Versuche, daß die Breite des sekundären Spektrums geringer war in einigen Verbindungen als in anderen, und da eröffnete sich ein indirekter Weg, jene Verbesserung zu finden, indem man nämlich eine zusammengesetzte hohle Linse von Materialien, welche die meiste Farbe hervorbringen, mit einer zusammengesetzten konveren Linse von Materialien, welche die wenigste Farbe hervorbringen, verband und nun beobachtete, auf was Weise man dies durch drei Mittel bewirken könnte, ob es gleich schien, daß ihrer viere nöthig wären.

„XI. Indem man sich nun nach Mitteln umsah, welche zu jenem Zweck am Geschicktesten sein möchten, so entdeckte man eine wunderbare und merkwürdige Eigenschaft in der Salzsäure. In allen Mitteln, deren Zerstreuungskräfte man bisher untersucht hatte, waren die grünen Strahlen, welche sonst die mittlern refrangiblen im Crownglas sind, unter den weniger refrangiblen, und daher verursachten sie jene nicht beseitigte Farbe, welche vorher beschrieben worden. In der Salzsäure hingegen machen dieselben Strahlen einen Theil der mehr refrangiblen, und in Gefolg davon ist die Ordnung der Farben in dem sekundären Spektrum, welches durch eine Verbindung von Crownglas mit dieser Flüssigkeit hervorgebracht war, umgekehrt, indem das homogene Grün das wenigst refrangible und das verbundene Roth und Violet das meist refrangible war.

„XII. Diese merkwürdige Eigenschaft, die man in der Salzsäure gefunden, führt zu dem vollkommensten Erfolg, dem großen Mangel der optischen Instrumente abzuhelfen, nämlich der Zerstreuung oder Abweichung der Strahlen, welche sich von ihrer ungleichen Refrangibilität herschrieb, und wodurch es bisher unmöglich ward, sie alle zusammen auf einen Punkt zu bringen, sowol bei einfachen als bei entgegengesetzten Brechungen. Eine Flüssigkeit, in welcher Theile der Salzsäure mit metallischen in gehörigem Verhältniß stehn, trennt die äußersten Strahlen des Spektrums weit mehr als Crownglas, bricht aber alle Reihen der Strahlen genau in demselben Verhältniß, wie dies Glas thut; und daher können die Strahlen aller Farben, welche durch die Brechung des Glases divergent geworden, wieder parallel werden, entweder durch

eine folgende Refraktion auf der Grenze des Glaſes und gedachter Flüſſigkeit, oder indem die brechende Tüchtigkeit derſelben geſchwächt wird. Die Brechung, welche an der Grenze derſelben und des Glaſes ſtattfindet, kann ſie regelmäßig, als wäre es Reflexion, gemacht werden, indeſſen die Mängel, welche von unvermeidlicher Unvollkommenheit des Schleifens entſpringen müſſen, hier viel weniger anſtößig ſind als bei der Reflexion, und die Maſſe Licht, welche durch gleiche Oeffnung der Teleſkope durchfällt viel größer iſt.

„XIII. Dieſes ſind die Vortheile, welche unſere Entdeckung anbietet. In der Ausführung mußte man beim erſten Angreifen der Sache mancherlei Schwierigkeiten erwarten und deren manche überwinden, ehe die Erfahrungen vollſtändig wirken konnten. Denn zur Genauigkeit der Beobachtungen gehört, daß die Objektivgläſer ſehr ſorgfältig gearbeitet werden, indem die Phänomene viel auffallender ſind, wenn die vergrößernden Kräfte wachſen. Die Mathematiker haben ſich viel Mühe zu geringem Zwecke gegeben, indem ſie die Radien der Sphären ausrechneten, welche zu achromatiſchen Teleſkopen nöthig ſind; denn ſie bedachten nicht, daß Objektivgläſer viel zartere Prüfmittel ſind für die optiſchen Eigenſchaften brechender Medien als die groben Verſuche durch Prismen, und daß die Reſultate ihrer Demonſtrationen nicht über die Genauigkeit der Beobachtungen hinausgehen, wohl aber dahinter zurückbleiben können.

„XIV. Ich ſchließe dieſen Vortrag, der ſchon länger geworden, als ich mir vorſetzte, indem ich die verſchiedenen Fälle ungleicher Brechbarkeit des Lichts erzähle, damit ihre Mannichfaltigkeit auf einmal deutlich eingeſehen werde.

„XV. Bei der Brechung, welche an der Grenze eines jeden bekannten Mittels und eines leeren Raums ſtattfindet, ſind die verſchiedenfarbigen Strahlen ungleich brechbar, die rothmachenden am Wenigſten, die violetmachenden am Meiſten. Dieſer Unterſchied der Brechbarkeit der rothen und violeten Strahlen iſt jedoch nicht derſelbige in allen Mitteln. Solche Mittel, in welchen der Unterſchied am Größten iſt, und welche daher die verſchiedenfarbigen Strahlen am Meiſten trennen oder zerſtreuen, hat man durch den Ausdruck diſperſive unterſchieden, und diejenigen, welche die Strahlen am Wenigſten von einander trennen, ſind indiſperſive genannt worden. Dieſe

Mittel sind also dadurch von einander unterschieden und mehr noch durch einen andern höchst wesentlichen Umstand.

„XVI. Es zeigt sich durch Versuche, welche man auf indispersive Mittel gemacht hat, daß das mittlere refrangible Licht immer dasselbe und zwar von grüner Farbe ist.

„XVII. Hingegen in der weitläuftigen Klasse dispersiver Mittel, wozu Flintglas, metallische Auflösungen und wesentliche Oele gehören, macht das grüne Licht nicht die mittlere refrangible Reihe, sondern bildet eine von den weniger refrangiblen Reihen, indem man solches im prismatischen Spektrum näher am tiefen Roth als an dem äußersten Violet findet.

„XVIII. In einer andern Klasse dispersiver Mittel, welche die Salz- und Salpetersäure enthält, wird dasselbe grüne Licht eines der mehr refrangiblen, indem es sich näher am letzten Violet als am tiefsten Roth zeigt.

„XIX. Dieses sind die Verschiedenheiten in der Brechbarkeit des Lichtes, wenn die Refraktion an der Grenze eines leeren Raumes stattfindet, und die Phänomene werden nicht merklich unterschieden sein, wenn die Brechungen an der Grenze des dichten Mittels und der Luft geschehen. Aber wenn Licht aus einem dichten Mittel ins andere übergeht, sind die Fälle der ungleichen Refrangibilität viel verwickelter.

„XX. Bei Refraktionen, welche auf der Grenze von Mitteln geschehen, welche nur an Stärke und nicht an Eigenschaft verschieden sind, als Wasser und Crownglas, oder an der Grenze von verschieden dispersiven Flüssigkeiten, welche mehr oder weniger verdünnt sind, wird der Unterschied der Refrangibilität derselbe sein, der oben an der Grenze dichter Mittel und der Luft bemerkt worden, nur daß die Refraktion geringer ist.

„XXI. An der Grenze eines indispersiven und eines dünnern Mittels, das zu irgend einer Klasse der dispersiven gehört, können die rothen und violeten Strahlen gleich refrangibel gemacht werden. Wenn die dispersive Gewalt des dünneren Mittels sich vermehrt, so werden die violeten Strahlen die wenigst refrangiblen und die rothen die meist refrangiblen. Wenn die mittlere refraktive Dichtigkeit zweier Mittel gleich ist, so werden die rothen und violeten Strahlen in entgegengesetzten Richtungen gebrochen, die einen zu, die andern von dem Perpendikel.

„XXII. Dieses begegnet den rothen und violeten Strahlen,

welche Art von diſperſiven Mitteln man auch brauche; aber die Refrangibilität der mittleren Strahlenordnung und beſonders der grünen Strahlen wird verſchieden ſein, wenn die Klaſſe der diſperſiven Mittel verändert wird.

„XXIII. So in dem erſten Fall, wenn rothe und violete Strahlen gleich refrangibel gemacht worden, werden die grünen Strahlen als die meiſt refrangiblen hervortreten, ſobald man die erſte Klaſſe der diſperſiven Mittel gebraucht, und als die wenigſt refrangiblen, ſobald die zweite Klaſſe angewendet wird. So in den zwei andern Fällen, wo das Violete das am Wenigſten und das Rothe das am Meiſten refrangible wird, und wo dieſe beiden in entgegengeſetzten Direktionen gebrochen werden; alsdann werden die grünen Strahlen zu den rothen gelangen, wenn die erſte Klaſſe der diſperſiven Mittel gebraucht wird, und werden ſich zu den violeten geſellen, wenn man die zweite Klaſſe braucht.

„XXIV. Nur noch ein anderer Fall ungleicher Refraktion bleibt übrig zu bemerken, und das iſt der, wenn Licht gebrochen wird an der Grenze von Mitteln, die zu den zwei verſchiedenen Klaſſen diſperſiver Flüſſigkeiten gehören. Bei dem Uebergang z. B. von einem weſentlichen Oel oder einer metalliſchen Solution in die Salzſäuren läßt ſich die refraktive Dichtigkeit dieſer Flüſſigkeiten ſo zurichten, daß die rothen und violeten Strahlen keine Refraktion erdulden, wenn ſie aus einer Flüſſigkeit in die andere gehen, wie ſchief auch ihre Incidenz ſein möge. Aber die grünen Strahlen werden alsdann eine merkliche Brechung erleiden, und dieſe Brechung wird ſich vom Perpendikel wegbewegen, wenn das Licht aus der Salzſäure in das weſentliche Oel übergeht, und gegen den Perpendikel, wenn es von dem weſentlichen Oel in die Salzſäure übergeht. Die andern Reihen der Strahlen erleiden ähnliche Brechungen, welche am Größeſten ſind bei denen, die dem Grün am Nächſten kommen, und abnehmen, wie ſie ſich dem tiefen Rothen an der einen Seite und dem letzten Violeten an der andern nähern, wo Refraktion vollkommen aufhört.“

Bemerkungen über das Vorhergehende.

Wir können vorausſetzen, daß unſere Leſer die Lehre von der Achromaſie überhaupt, theils wie wir ſolche in unſerm

Entwurf theils im historischen Theile vorgetragen, genugsam gegenwärtig haben. Was die Blairischen Bemühungen betrifft, so findet sich über dieselben ein Aufsatz in den Gilbertischen Annalen der Physik (sechster Bd., S. 129 ff.); auch kommen in dem Reichsanzeiger (1794, Nr. 152 und 1795, Nr. 4 und 14) einige Notizen vor, welche zur Erläuterung der Sache dienen. Wir haben den Autor selbst reden lassen und seine einzelnen Paragraphen numerirt, um einige Bemerkungen darauf beziehen zu können.

Die Blairischen Versuche sind mit Prismen und Objektivgläsern gemacht, aber beide Arten sind nicht deutlich von einander abgesondert, noch ist die Beschreibung so gefaßt, daß man wissen könnte, wann die eine oder die andere Weise zu versuchen eintritt. Er nennt die prismatischen Versuche grob. Wir finden dies eine des Naturforschers unwürdige Art, sich auszudrücken. Sie sind wie alle ähnlichen einfachen Versuche keineswegs grob, sondern rein zu nennen. Die reine Mathematik ist nicht grob, verglichen mit der angewandten, ja sie ist vielmehr zarter und unverlässiger.

Das größte Uebel jedoch, das den Blairischen Versuchen beiwohnt, ist, daß sie nach der Newtonischen Theorie beschrieben sind. Versuche, nach einer falschen Terminologie ausgesprochen, sind, wenn man sie nicht wiederholen kann, sehr schwer durch eine Konjekturalkritik auf den rechten Fuß zu stellen. Wir fanden uns nicht in dem Fall, die Blairischen Versuche zu wiederholen; doch werden wir möglichst suchen, ihnen auf die Spur zu kommen.

Ad VII.

Es sollen Versuche mit achromatischen Objektivgläsern von sehr weiter Oeffnung gemacht werden sein; was für Versuche aber ist nicht deutlich. Man kann durch solche Objektivgläser das Tennenlicht fallen lassen, um zu sehen, ob es bei seinem Zusammentreffen oder Ausdehnen Farben zeige; man kann schwarze und weiße kleine Scheiben auf entgegengesetzten Gründen dadurch betrachten, ob sich Ränder an ihnen zeigen oder nicht. Wir nehmen an, daß er den Versuch auf die erste Weise angestellt; man sagt er, in diesen Objektivgläsern wären die beiden Abweichungen gewissermaßen verbessert gewesen. Dies heißt doch weg, von Seiten der Form und von Seiten der Farbe. Ist dieses Letztere auch nur einigermaßen geschehen,

wie können denn die wunderlichen Farbenerſcheinungen noch übrig bleiben, von denen der Schluß des Paragraphen ſpricht?

Wir finden uns bei Betrachtung dieſer Stelle in nicht geringer Verlegenheit. Homogene grüne Strahlen, die wir nach unſrer Lehre gar nicht kennen, ſollen die meiſt refrangirten ſein. Das müßte alſo doch wol heißen: ſie kommen zuerſt im Fokus an. Hier wäre alſo irgend etwas Grünes geſehen worden. Wie ſoll man nun aber das Folgende verſtehen, wo immer je zwei und zwei farbige Strahlen vereinigt ſein ſollen! Hat man ſie geſehen oder nicht geſehen? Im erſten Fall müßten ſie jedesmal an einander grenzen und doppelfarbige Kreiſe bilden. Oder hat man ſie nicht geſehen, und heißt das vereinigt hier nach der unglückſeligen Newtoniſchen Theorie „wieder zu Weiß verbunden", wie erkennt man denn, daß ſie da waren, und wie erfährt man, wo ſie geblieben ſind?

Wir dachten uns aus dieſer Verwirrung allenfalls durch eine doppelte Vermuthung zu helfen. Bei achromatiſchen Fernröhren kommt manchmal der Fall vor, daß die Konvex- und Konkavlinſe ſo genau paſſen, daß ſie ſich unmittelbar berühren und drücken, wodurch die lebhafteſten exoptiſchen Farben entſtehen. Trat vielleicht bei jenem Objektiv dieſer Umſtand ein und Blair ließ das Sonnenlicht hindurchfallen, ſo konnten ſolche Farbenkreiſe entſtehen, wie er ſie bezeichnet, aber von einer ganz andern Seite. Sie gehören unter eine ganz andre Rubrik, als wohin er ſie zieht. Noch ein anderer Umſtand konnte ſtattfinden, daß nämlich das zu dieſem Objektiv angewandte Brennglas nicht vollkommen rein war und ſich alſo mit Refraktion verbundene paroptiſche Farbenkreiſe zeigten; doch bleibt es uns unmöglich, etwas Gewiſſes hierüber feſtzuſetzen.

Ad XI.

Die Verſuche, von denen hier die Rede iſt, müſſen mit Prismen gemacht worden ſein. Er hält ſich beſonders bei dem Grünen des prismatiſchen Spektrums auf, welches, wie bekannt, urſprünglich darin gar nicht exiſtirt. Die Redensart, daß grüne Strahlen die mittleren brechbaren ſein ſollen, iſt grundfalſch. Wir haben es tauſendmal wiederholt: die Mitte des Geſpenſtes iſt zuerſt weiß.

Man nehme unſere fünfte Tafel zur Hand. Wo Gelb

Und so, umkränzt von Farb' und Bogen,
Erheitert leuchtet ihr Gesicht,
Entgegen kommt er ihr gezogen;
Doch er, doch ach, erreicht sie nicht!

So, nach des Schicksals hartem Loose,
Weichst Du mir, Lieblichste, davon;
Und wär' ich Helios, der große,
Was nützte mir der Wagenthron?

41.

Nachklang.

Es klingt so prächtig, wenn der Dichter
Der Sonne, bald dem Kaiser sich vergleicht;
Doch er verbirgt die traurigen Gesichter,
Wenn er in düstren Nächten schleicht.

Von Wolken streifenhaft befangen,
Versank zu Nacht des Himmels reinstes Blau;
Vermagert bleich sind meine Wangen
Und meine Herzenstränen grau.

Hier können die Gedichte des Buchs Suleika als „der Vermählung Segen" gelten. — Wolkentochter, nicht Tochter der Wolke, sondern die Wolke als Tochter, nämlich des Himmels, die Tochter Wolke. Sie meint, wie bei Tschami: „Jede Knospe lacht im Lenze, wenn die Wolke weint" (Rückert's Uebers.). — Farb' und Bogen (Strophe 5) für farbigen Bogen. Der Regenbogen heißt bei den Arabern der „Bogen Gottes" (Auszüge aus Saalebi in der Zeitschr. d. Morgenl. Gesellsch., V. 179 ff. Nr. 9).

41. Nachklang, nämlich des vorigen Gedichts, von demselben Datum. — Wie in Nr. 40 der Sonne, vergleicht sich der Dichter in Nr. 15 dem Kaiser. Auch Hafis sagt (zu Strophe 2):

„Wenn sie meine Wangen betrachten,
Erspähen sie bald mein Geheimniß" (Dal. XXIV).

In Strophe 3 werden sehr schön der Nacht des Getrennten nur dem Licht entnommene Gleichnisse der Geliebten entgegengestellt: Sonne, Mond, Kerze, Pfefferbeer, Licht. — zu Mondgesicht vergl. Hafis (Ann. VI,: „Dein Mondgesicht, o Liebchen, ist
Ein Frühlingstag der Schönheit";
(Dal. XIII): „Nachdem Du viel mit Mondgesichtern geliebelt" und sonst passim. — Warum verweist auch zum Vergleich auf den Vers von Goethe.

„Ach . . . einen halben Augenblick
Phosphorglanz Dir Feuer geben!" (Werke, II. 209.)

und Blau sich berühren, entsteht das Grün und erscheint einen Augenblick ohngefähr in der Mitte des Spektrums. Wie aber bei Anwendung eines jeden Mittels, es sei von welcher Art es wolle, das Violete wächst, so gehört Grün freilich mehr dem untern als dem obern Theile zu.

Weil nun sogenannte mehr dispersive Mittel einen längern violeten Schweif bilden, so bleibt das Grün, obgleich immer an seiner Stelle, doch weiter unten, und nun rechnet es der Verfasser gar zu den minder refrangiblen Strahlen. Es steckt aber eigentlich nur in der Enge des hellen Bildes, und der violete Saum geht weit darüber hinaus. Hiermit wären wir also im Reinen.

Daß es aber stark dispersive Mittel geben soll, durch welche das Grün mehr nach oben gerückt wird oder nach jener Terminologie zu den mehr refrangiblen Reihen gehört, scheint ganz unmöglich, weil die Säume ins helle Bild hinein starker wachsen müßten als aus dem Hellen hinaus, welches sich nicht denken läßt, da beide Randerscheinungen sich jederzeit völlig auf gleiche Weise ausdehnen.

Was hingegen Doktor Blair gesehen haben mag, glauben wir indeß durch eine Vermuthung auslegen zu können. Er bedient sich zu diesen Versuchen seiner hohlen Prismen. Diese sind aus Messing und Glas zusammengesetzt. Wahrscheinlich haben Salz- und Salpetersäure etwas von dem Messing aufgelöst und einen Grünspan in sich aufgenommen. Durch dieses nunmehr grün gefärbte Mittel wurde das Grün des Spektrums erhöht und der violete Theil desselben deprimirt. Ja, es ist möglich, daß der äußerste zarte Theil des Saums völlig aufgehoben worden. Auf diese Weise rückt freilich das Grün scheinbar weit genug hinauf, wie man sich dies Resultat schon durch jedes grüne Glas vergegenwärtigen kann.

Ad XXIII und XXIV.

Durch diese beiden Paragraphen wird jene Vermuthung noch bestärkt; denn hier kommen Versuche vor, durch welche nach aufgehobenen Randstrahlen die grünen mittleren Strahlen in ihrem Werth geblieben sein sollen. Was kann das anders heißen, als daß zuletzt ein grünes Bild noch übrig bleibt? Aber wie kann dieses entstehen, wenn die Reihen der entgegengesetzten Enden aufgehoben sind, da es blos aus diesen zusammengesetzt ist? Schwerlich kann es etwas anders sein

und heißen, als daß ein an ſeinen Rändern wirklich achromatiſirtes, durch ein grünes Mittel aber grün gefärbtes, gebrochnes Bild noch übrig geblieben.

So viel von unſern Vermuthungen, denen wir noch Manches hinzufügen könnten. Allein es iſt eine traurige Aufgabe, mit Worten gegen Worte zu ſtreiten; und die Verſuche anzuſtellen, um der Sache genau auf die Spur zu kommen, mangelt uns gegenwärtig Zeit und Gelegenheit. Sie verdient wegen Erweiterung der theoretiſchen Anſicht vielleicht künftig noch eine nähere Prüfung. Denn was das Praktiſche betrifft, ſo ſieht man leicht, daß dieſen aus Glas und ſalziſchen Flüſſigkeiten zuſammengeſetzten ſogenannten aplanatiſchen Gläſern in der Ausführung noch mehr Hinderniſſe entgegenſtanden als jenen aus zwei Glasarten verbundenen achromatiſchen. Auch ſcheint das Unternehmen nicht weiter geführt worden zu ſein. Ob wir hierüber nähere Nachricht erhalten können, muß die Zeit lehren.

Uns ſei indeſſen vergönnt, da wir uns dem Schluſſe unſerer Arbeit immer mehr nähern, eine allgemeine, hieher wohl paſſende Anmerkung beizubringen.

In phyſiſchen ſowol als andern Erfahrungswiſſenſchaften kann der Menſch nicht unterlaſſen, ins Minutiöſe zu gehen, theils weil es etwas Reizendes hat, ein Phänomen ins unendlich Kleine zu verfolgen, theils weil wir im Praktiſchen, wenn einmal etwas geleiſtet iſt, das Vollkommnere zu ſuchen immer aufgefordert werden. Beides kann ſeinen Nutzen haben; aber der daraus entſpringende Schaden iſt nicht weniger merklich. Durch jenes erſtgenannte Bemühen wird ein unendlicher Wiſſenswuſt aufgehäuft und das Würdige mit dem Unwürdigen, das Werthe mit dem Unwerthen durcheinandergerüttelt und eins mit dem andern der Aufmerkſamkeit entzogen.

Was die praktiſchen Forderungen betrifft, ſo mögen unnütze Bemühungen noch eher hingehen; denn es ſpringt zuletzt doch manchmal etwas Unerwartetes hervor. Aber Der, dem es Ernſt um die Sache iſt, bedenke doch ja, daß der Menſch in einen Mittelzuſtand geſetzt iſt, und daß ihm nur erlaubt iſt, das Mittlere zu erkennen und zu ergreifen. Der Natur, um ganz zunächſt bei der Materie zu bleiben, von der wir eben handeln, war es ſelbſt nicht möglich, das Auge ganz achromatiſch zu machen. Es iſt achromatiſch nur inſofern, als

wir frei, gerade vor uns hin sehen. Bücken wir den Kopf nieder oder heben ihn in die Höhe und blicken in dieser gezwungenen Stellung nach irgend einem entschiedenen hellen oder dunklen Bilde, nach einem zu diesen Erfahrungen immer bereiten Fensterkreuz, so werden wir mit bloßen Augen die prismatischen Säume gewahr. Wie sollte es also der Kunst gelingen, die Natur in einem solchen Grade zu meistern, da man ja nicht mit abstrakten, sondern mit konkreten Kräften und Körpern zu thun hat und es sich mit dem Höchsten, der Idee, ebenso verhält, daß man sie keineswegs ins Enge noch ins Gleiche bringen kann.

Keineswegs werde jedoch, wie schon gesagt, der Forscher und Techniker abgeschreckt, ins Feinere und Genauere zu gehen; nur thue er es mit Bewußtsein, um nicht Zeit und Fähigkeiten zu verzandeln und zu verschwenden.

Konfession des Verfassers.

Da uns, wenn wir an irgend einem Geschehenen Theil nehmen, nichts willkommener sein kann, als daß Personen, welche mitgewirkt, uns die besondern Umstände offenbaren mögen, wie dieses oder jenes Ereigniß seinen Ursprung genommen, und dies sowol von der politischen als wissenschaftlichen Geschichte gilt, auch in beiden nichts so klein geachtet werden mag, das nicht irgend einem Nachkommenden einmal bedeutend sein könnte: so habe ich nicht unterlassen wollen, nachdem ich dem Lebensgange so mancher Andern nachgespürt, gleichfalls aufzuzeichnen, wie ich zu diesen physischen und besonders chromatischen Untersuchungen gelangt bin: welches um so mehr erwartet werden darf, weil eine solche Beschäftigung schon Manchem als meinem übrigen Lebensgange fremd erschienen ist.

Die Menge mag wol Jemanden irgend ein Talent zugestehen, wenn er sich thätig bewiesen und wobei das Glück sich ihm nicht abhold gezeigt: will er aber in ein andres Fach übergehen und seine Künste vervielfältigen, so scheint es, als wenn er die Rolle verlege, die er einmal der öffentlichen Meinung über sich eingeräumt, und es werden daher seine Bemühungen in einer neuen Region selten freundlich und gefällig aufgenommen.

Hierin kann die Menge wol einigermaßen Recht haben; denn es hat jedes einzelne Beginnen so viele Schwierigkeiten, daß es einen ganzen Menschen, ja mehrere zusammen braucht, um zu einem erwünschten Ziele zu gelangen. Allein dagegen hat man wieder zu bedenken, daß die Thätigkeiten in einem höhern Sinne nicht vereinzelt anzusehen sind, sondern daß sie einander wechselsweise zu Hilfe kommen, und daß der Mensch, wie mit Andern also auch mit sich selbst, öfters in ein Bündniß trete und daher sich in mehrere Tüchtigkeiten zu theilen und in mehreren Tugenden zu üben hat.

Wie es mir hierin im Ganzen ergangen, würde nur durch eine umständliche Erzählung mitgetheilt werden können, und so mag das Gegenwärtige als ein einzelnes Kapitel jenes größern Bekenntnisses angesehen werden, welches abzulegen mir vielleicht noch Zeit und Muth übrig bleibt.

Indem sich meine Zeitgenossen gleich bei dem ersten Erscheinen meiner dichterischen Versuche freundlich genug gegen mich erwiesen und mir, wenn sie gleich sonst mancherlei auszusetzen fanden, wenigstens ein poetisches Talent mit Geneigtheit zuerkannten, so hatte ich selbst gegen die Dichtkunst ein eignes wundersames Verhältniß, das blos praktisch war, indem ich einen Gegenstand, der mich ergriff, ein Muster, das mich aufregte, einen Vorgänger, der mich anzog, so lange in meinem innern Sinn trug und hegte, bis daraus etwas entstanden war, das als mein angesehen werden mochte, und das ich, nachdem ich es jahrelang im Stillen ausgebildet, endlich auf einmal gleichsam aus dem Stegreife und gewissermaßen instinktartig auf das Papier fixirte. Daher denn die Lebhaftigkeit und Wirksamkeit meiner Produktionen sich ableiten mag.

Da mir aber sowol in Absicht auf die Konception eines würdigen Gegenstandes als auf die Komposition und Ausbildung der einzelnen Theile, so wie was die Technik des rhythmischen und prosaischen Stils betraf, nichts Brauchbares weder von den Lehrstühlen noch aus den Büchern entgegenkam, indem ich manches Falsche war zu verabscheuen, das Rechte aber nicht zu erkennen wußte und deshalb selbst wieder auf falsche Wege gerieth: so suchte ich mir außerhalb der Dichtkunst eine Stelle, auf welcher ich zu irgend einer Vergleichung gelangen und dasjenige, was mich in der Nähe verwirrte, aus einer gewissen Entfernung übersehen und beurtheilen könnte.

Diesen Zweck zu erreichen, konnte ich mich nirgends besser hinwenden als zur bildenden Kunst. Ich hatte dazu mehrfachen Anlaß; denn ich hatte so oft von der Verwandtschaft der Künste gehört, welche man auch in einer gewissen Verbindung zu behandeln anfing. Ich war in einsamen Stunden früherer Zeit auf die Natur aufmerksam geworden, wie sie sich als Landschaft zeigt, und hatte, da ich von Kindheit auf in den Werkstätten der Maler aus- und einging, Versuche gemacht, das, was mir in der Wirklichkeit erschien, so gut es sich schicken wollte, in ein Bild zu verwandeln; ja, ich fühlte hiezu, wozu ich eigentlich keine Anlage hatte, einen weit größern Trieb als zu demjenigen, was mir von Natur leicht und bequem war. So gewiß ist es, daß die falschen Tendenzen den Menschen öfters mit größerer Leidenschaft entzünden als die wahrhaften, und daß er demjenigen weit eifriger nachstrebt, was ihm mißlingen muß, als was ihm gelingen könnte.

Je weniger also mir eine natürliche Anlage zur bildenden Kunst geworden war, desto mehr sah ich mich nach Gesetzen und Regeln um; ja, ich achtete weit mehr auf das Technische der Malerei als auf das Technische der Dichtkunst, wie man denn durch Verstand und Einsicht dasjenige auszufüllen sucht, was die Natur Lückenhaftes an uns gelassen hat.

Je mehr ich nun durch Anschauung der Kunstwerke, insofern sie mir im nördlichen Deutschland vor die Augen kamen, durch Unterredung mit Kennern und Reisenden, durch Lesen solcher Schriften, welche ein lange pedantisch vergrabenes Alterthum einem geistigern Anschaun entgegenzuheben versprachen, an Einsicht gewissermaßen zunahm, desto mehr fühlte ich das Bodenlose meiner Kenntnisse und sah immer mehr ein, daß nur von einer Reise nach Italien etwas Befriedigendes zu hoffen sein möchte.

Als ich endlich nach manchem Zaudern über die Alpen gelangt war, so empfand ich gar bald bei dem Zudrang so vieler unendlichen Gegenstände, daß ich nicht gekommen sei, um Lücken auszufüllen und mich zu bereichern, sondern daß ich von Grund aus anfangen müsse, alles bisher Gewähnte wegzuwerfen und das Wahre in seinen einfachsten Elementen aufzusuchen. Zum Glück konnte ich mich an einigen von der Poesie herübergebrachten, mir durch inneres Gefühl und langen Gebrauch bewährten Maximen festhalten, so daß es mir zwar schwer, aber nicht unmöglich ward, durch ununterbrochnes An-

schauen der Natur und Kunst, durch lebendiges wirksames Gespräch mit mehr oder weniger einsichtigen Kennern, durch stetes Leben mit mehr oder weniger praktischen oder denkenden Künstlern nach und nach mir die Kunst überhaupt einzutheilen, ohne sie zu zerstückeln, und ihre verschiedenen lebendig in einander greifenden Elemente gewahr zu werden.

Freilich nur gewahr zu werden und festzuhalten, ihre tausendfältigen Anwendungen und Ramifikationen aber einer künftigen Lebenszeit aufzusparen. Auch ging es mir wie Jedem, der reisend oder lebend mit Ernst gehandelt, daß ich in dem Augenblicke des Scheidens erst einigermaßen mich werth fühlte, hereinzutreten. Mich trösteten die mannichfaltigen und unentwickelten Schätze, die ich mir gesammelt; ich erfreute mich an der Art, wie ich sah, daß Poesie und bildende Kunst wechselseitig auf einander einwirken konnten. Manches war mir im Einzelnen deutlich, Manches im ganzen Zusammenhange klar. Von einem einzigen Punkte wußte ich mir nicht die mindeste Rechenschaft zu geben: es war das Kolorit.

Mehrere Gemälde waren in meiner Gegenwart erfunden, komponirt, die Theile der Stellung und Form nach sorgfältig durchstudirt worden, und über Alles dieses konnten mir die Künstler, konnte ich mir und ihnen Rechenschaft, ja sogar manchmal Rath ertheilen. Kam es aber an die Färbung, so schien Alles dem Zufall überlassen zu sein, dem Zufall, der durch einen gewissen Geschmack, einen Geschmack, der durch Gewohnheit, eine Gewohnheit, die durch Vorurtheil, ein Vorurtheil, das durch Eigenheiten des Künstlers, des Kenners, des Liebhabers bestimmt wurde. Bei den Lebendigen war kein Trost, ebenso wenig bei den Abgeschiedenen, keiner in den Lehrbüchern, keiner in den Kunstwerken. Denn wie bescheiden sich über diesen Punkt z. B. Lairesse ausdrückt, kann Verwunderung erregen. Und wie wenig sich irgend eine Maxime aus der Färbung, welche neuere Künstler in ihren Gemälden angebracht, abstrahiren lasse, zeigt die Geschichte des Kolorits, verfaßt von einem Freunde, der schon damals mit mir zu suchen und zu untersuchen geneigt war und bis jetzt diesem gemeinsam eingeschlagenen Weg auf die löblichste Weise treu geblieben.

Je weniger mir nun bei allen Bemühungen etwas erfreulich Belehrendes entgegenschien, desto mehr drachte ich diesen mir so wichtigen Punkt überall wiederholt, lebhaft und dringend zur Sprache, dergestalt daß ich dadurch selbst Wohlwollenden fast lästig und verdrießlich fiel. Aber ich konnte

nur bemerken, daß die lebenden Künstler blos aus schwankenden Ueberlieferungen und einem gewissen Impuls handelten, daß Helldunkel, Kolorit, Harmonie der Farben immer in einem wunderlichen Kreise sich durch einander drehten. Keins entwickelte sich aus dem andern, keins griff nothwendig ein in das andere. Was man ausübte, sprach man als technischen Kunstgriff, nicht als Grundsatz aus. Ich hörte zwar von kalten und warmen Farben, von Farben, die einander heben, und was dergleichen mehr war; allein bei jeder Ausführung konnte ich bemerken, daß man in einem sehr engen Kreise wandelte, ohne doch denselben überschauen oder beherrschen zu können.

Das Sulzerische Wörterbuch wurde um Rath gefragt. Aber auch da fand sich wenig Heil. Ich dachte selbst über die Sache nach, und um das Gespräch zu beleben, um eine oft durchgedroschene Materie wieder bedeutend zu machen, unterhielt ich mich und die Freunde mit Paradoxen. Ich hatte die Ohnmacht des Blauen sehr deutlich empfunden und seine unmittelbare Verwandtschaft mit dem Schwarzen bemerkt; nun gefiel es mir, zu behaupten: das Blaue sei keine Farbe! und ich freute mich eines allgemeinen Widerspruchs. Nur Angelika, deren Freundschaft und Freundlichkeit mir schon öfters in solchen Fällen entgegengekommen war — sie hatte z. B. auf mein Ersuchen erst ein Bild nach Art älterer Florentiner Grau in Grau gemalt und es bei völlig entschiedenem und fertigen Helldunkel mit durchscheinender Farbe überzogen, wodurch eine sehr erfreuliche Wirkung hervorgebracht wurde, ob man es gleich von einem auf die gewöhnliche Weise gemalten Bilde nicht unterscheiden konnte —, Angelika gab mir Beifall und versprach eine kleine Landschaft ohne Blau zu malen. Sie hielt Wort, und es entsprang ein sehr hübsches harmonisches Bild, etwa in der Art, wie ein Abwesender die Welt sehen würde, wobei ich jedoch nicht leugnen will, daß sie ein Schwarz anwendete, welches nach dem Blauen hinzog. Wahrscheinlich findet sich dieses Bild in den Händen irgend eines Liebhabers, für den es durch diese Anekdote noch mehr Werth erhält.

Daß hierdurch nichts ausgemacht wurde, ja daß mehr die Sache in einen geselligen Scherz ablief, war ganz natürlich. Indessen versäumte ich nicht, die Herrlichkeit der atmosphärischen Farben zu betrachten, wobei sich die entschiedenste Stufenfolge der Luftperspektive, die Bläue der Ferne sowie nasser Schatten auffallend bemerken ließ. Beim Scirocco-Himmel, bei

den purpurnen Sonnenuntergängen waren die schönsten meergrünen Schatten zu sehen, denen ich um so mehr Aufmerksamkeit schenkte, als ich schon in der ersten Jugend bei frühem Studiren, wenn der Tag gegen das angezündete Licht verschwand, diesem Phänomen meine Bewunderung nicht entziehen konnte. Doch wurden alle diese Beobachtungen nur gelegentlich angestellt, durch so viel andres mannichfaltiges Interesse zerstreut und verdrängt, so daß ich meine Rückreise unternahm und zu Hause bei manchem Zudrang fremdartiger Dinge die Kunst und alle Betrachtung derselben fast gänzlich aus dem Auge verlor.

Sobald ich nach langer Unterbrechung endlich Muße fand, den eingeschlagenen Weg weiter zu verfolgen, trat mir in Absicht auf Kolorit dasjenige entgegen, was mir schon in Italien nicht verborgen bleiben konnte. Ich hatte nämlich zuletzt eingesehen, daß man den Farben als physischen Erscheinungen erst von der Seite der Natur beikommen müsse, wenn man in Absicht auf Kunst etwas über sie gewinnen wolle. Wie alle Welt war ich überzeugt, daß die sämmtlichen Farben im Licht enthalten seien: nie war es mir anders gesagt worden, und niemals hatte ich die geringste Ursache gefunden, daran zu zweifeln, weil ich bei der Sache nicht weiter interessirt war. Auf der Akademie hatte ich mir Physik wie ein Anderer vortragen und die Experimente vorzeigen lassen. Winkler in Leipzig, einer der Ersten, der sich um Elektrizität verdient machte, behandelte diese Abtheilung sehr umständlich und mit Liebe, so daß mir die sämmtlichen Versuche mit ihren Bedingungen fast noch jetzt durchaus gegenwärtig sind. Die Gestelle waren sämmtlich blau angestrichen; man brauchte ausschließlich blaue Seidenfaden zum Anknüpfen und Aufhängen der Theile des Apparats, welches mir auch immer wieder, wenn ich über blaue Farbe dachte, einfiel. Dagegen erinnere ich mich nicht, die Experimente, wodurch die Newtonische Theorie bewiesen werden soll, jemals gesehen zu haben; wie sie denn gewöhnlich in der Experimentalphysik auf gelegentlichen Sonnenschein verschoben und außer der Ordnung des laufenden Vortrags gezeigt werden.

Als ich mich nun von Seiten der Physik den Farben zu nähern gedachte, las ich in irgend einem Kompendium das hergebrachte Kapitel, und weil ich aus der Lehre, wie sie dastand, nichts für meinen Zweck entwickeln konnte, so nahm ich

mir vor, die Phänomene wenigstens selbst zu sehen, zu welchem Hofrath Büttner, der von Göttingen nach Jena gezogen war, den nöthigen Apparat mitgebracht und mir ihn nach seiner freundlich mittheilenden Weise sogleich angeboten hatte. Es fehlte nur also noch an einer dunklen Kammer, die durch einen wohlverschlossenen Fensterladen bewirkt werden sollte; es fehlte nur noch am Foramen exiguum, das ich mit aller Gewissenhaftigkeit nach dem angegebenen Maß in ein Blech einzubohren im Begriff stand. Die Hindernisse jedoch, wodurch ich abgehalten ward, die Versuche nach der Vorschrift, nach der bisherigen Methode anzustellen, waren Ursache, daß ich von einer ganz andern Seite zu den Phänomenen gelangte und dieselben durch eine umgekehrte Methode ergriff, die ich noch umständlich zu erzählen gedenke.

Eben zu dieser Zeit kam ich in den Fall, meine Wohnung zu verändern. Auch dabei hatte ich meinen frühern Vorsatz vor Augen. In meinem neuen Quartier traf ich ein langes schmales Zimmer mit einem Fenster gegen Südwest; was hätte mir erwünschter sein können! Indessen fand sich bei meiner neuen Einrichtung so viel zu thun, so manche Hindernisse traten ein, und die dunkle Kammer kam nicht zu Stande. Die Prismen standen eingepackt, wie sie gekommen waren, in einem Kasten unter dem Tische, und ohne die Ungeduld des Jenaischen Besitzers hätten sie noch lange da stehen können.

Hofrath Büttner, der Alles, was er von Büchern und Instrumenten besaß, gern mittheilte, verlangte jedoch, wie es einem vorsichtigen Eigenthümer geziemt, daß man die geborgten Sachen nicht allzu lange behalten, daß man sie zeitig zurückgeben und lieber einmal wieder aufs Neue borgen solle. Er war in solchen Dingen unvergessen und ließ es, wenn eine gewisse Zeit verflossen war, an Erinnerungen nicht fehlen. Mit solchen wollte er mich zwar nicht unmittelbar angehen; allein durch einen Freund erhielt ich Nachricht von Jena, der gute Mann sei ungeduldig, ja empfindlich, daß ihm der mitgetheilte Apparat nicht wieder zugesendet werde. Ich ließ dringend um einige Frist bitten, die ich auch erhielt, aber auch nicht besser anwendete; denn ich war von ganz anderem Interesse festgehalten. Die Farbe sowie die bildende Kunst überhaupt hatte wenig Theil an meiner Aufmerksamkeit, ob ich gleich ungefähr in dieser Epoche bei Gelegenheit der Saussurischen Reisen auf den Montblanc und des dabei ge-

brauchten Kyanometers die Phänomene der Himmelsbläue, der blauen Schatten u. ſ. w. zuſammenſchrieb, um mich und Andre zu überzeugen, daß das Blaue nur dem Grade nach von dem Schwarzen und dem Finſtern verſchieden ſei.

So verſtrich abermals eine geraume Zeit: die leichte Vorrichtung des Fenſterladens und der kleinen Oeffnung ward vernachläſſigt, als ich von meinem Jenaiſchen Freunde einen dringenden Brief erhielt, der mich aufs Lebhafteſte bat, die Prismen zurückzuſenden, und wenn es auch nur wäre, daß der Beſitzer ſich von ihrem Daſein überzeugte, daß er ſie einige Zeit wieder in Verwahrung hätte; ich ſollte ſie alsdann zu längerem Gebrauch wieder zurückerhalten. Die Abſendung aber möchte ich ja mit dem zurückkehrenden Boten bewerkſtelligen. Da ich mich mit dieſen Unterſuchungen ſo bald nicht abzugeben hoffte, entſchloß ich mich, das gerechte Verlangen ſogleich zu erfüllen. Schon hatte ich den Kaſten hervorgenommen, um ihn dem Boten zu übergeben, als mir einfiel, ich wolle doch noch geſchwind durch ein Prisma ſehen, was ich ſeit meiner frühſten Jugend nicht gethan hatte. Ich erinnerte mich wohl, daß Alles bunt erſchien, auf welche Weiſe jedoch, war mir nicht mehr gegenwärtig. Eben befand ich mich in einem völlig geweißten Zimmer; ich erwartete, als ich das Prisma vor die Augen nahm, eingedenk der Newtoniſchen Theorie, die ganze weiße Wand nach verſchiedenen Stufen gefärbt, das von da ins Auge zurückkehrende Licht in ſo viel farbige Lichter zerſplittert zu ſehen.

Aber wie verwundert war ich, als die durchs Prisma angeſchaute weiße Wand nach wie vor weiß blieb, daß nur da, wo ein Dunkles dran ſtieß, ſich eine mehr oder weniger entſchiedene Farbe zeigte, daß zuletzt die Fenſterſtäbe am Allerlebhafteſten farbig erſchienen, indeſſen am lichtgrauen Himmel draußen keine Spur von Färbung zu ſehen war. Es bedurfte keiner langen Ueberlegung, ſo erkannte ich, daß eine Grenze nothwendig ſei, um Farben hervorzubringen, und ich ſprach wie durch einen Inſtinkt ſogleich vor mich laut aus, daß die Newtoniſche Lehre falſch ſei. Nun war an keine Zurückſendung der Prismen mehr zu denken. Durch mancherlei Ueberredungen und Gefälligkeiten ſuchte ich den Eigenthümer zu beruhigen, welches mir auch gelang. Ich vereinfachte nunmehr die mir in Zimmern und im Freien durchs Prisma vorkommenden zufälligen Phänomene und erhob ſie, indem ich

Laß mich nicht ſo der Nacht, dem Schmerze,
Du allerliebſtes, Du mein Mondgeſicht!
O, Du mein Phosphor, meine Kerze,
Du meine Sonne, Du mein Licht!

42.

Suleika.

Ach, um Deine feuchten Schwingen,
Weſt, wie ſehr ich Dich beneide!
Denn Du kannſt ihm Kunde bringen,
Was ich in der Trennung leide.

Die Bewegung Deiner Flügel
Weckt im Buſen ſtilles Sehnen;
Blumen, Augen, Wald und Hügel
Stehn bei Deinem Hauch in Thränen.

Doch Dein mildes, ſanftes Wehen
Kühlt die wunden Augenlider;
Ach, für Leid müßt' ich vergehen,
Hofft' ich nicht zu ſehn ihn wieder.

---

42. Suleika. Wiederum Suleika's eignes Lied. Auch hier halten wir das Datum der Quartausgabe, den 26. September 1815, für zuverläſſiger als der Dichterin eigene Angabe: „Weſtwind. Rückkehr von Heidelberg. Oktober 1815." Bis zum Oktober wird Suleika's Beſuch in Heidelberg nicht gedauert haben, zumal Goethe in den letzten Tagen Septembers mit dem Herzoge von Weimar, zum Theil in Mannheim, verkehrte. Es iſt dies jedoch gleichgiltig. Genug, das Gedicht iſt zu Frankfurt nach dem Beſuche in Heidelberg von Suleika verfaßt.

Im Original hat das Gedicht folgende Varianten:

S. 4. Strophe 1: „durch die Trennung." — S. 4. Strophe 3 lautete: „Hofft' ich nicht, wir ſehn uns wieder", — der nächſte Vers: „Geh denn hin" u. ſ. w.; ſtatt „Berbirg" in Strophe 4: „Verſchweig", und im Anfang der Schlußſtrophe: „Sag ihm nur, doch ſag's beſcheiden" (ſ. den Text in der Originalgeſtalt in den Preuß. Jahrb., XLIV. S. 15). — Wie der kühlende Oſtwind (Nr. 39) von dem Geliebten Kunde brachte und die Hoffnung des nahen Wiederſehens das Gedicht erfüllte, ſo iſt umgekehrt der feuchte Weſt der Bote an den Geliebten, und das Gedicht erfüllt der Schmerz der Trennung. — Auch dieſem Gedicht mangeln nicht orientaliſche Motive. W. Jones in ſeinem Kommentar der aſiatiſchen Poeſie hebt hervor, daß vorzugsweiſe die aſiatiſchen Dichter es lieben, den

mich blos schwarzer und weißer Tafeln bediente, zu bequemen Versuchen.

Die beiden sich immer einander entgegengesetzten Ränder, die Verbreiterung derselben, das Uebereinandergreifen über einen hellen Streif und das dadurch entstehende Grün, wie die Entstehung des Rothen beim Uebereinandergreifen über einen dunklen Streif, Alles entwickelte sich vor mir nach und nach. Auf einen schwarzen Grund hatte ich eine weiße Scheibe gebracht, welche, in einer gewissen Entfernung durchs Prisma angesehen, das bekannte Spektrum vorstellte und vollkommen den Newtonischen Hauptversuch in der Camera obscura vertrat. Eine schwarze Scheibe auf hellem Grund machte aber auch ein farbiges und gewissermaßen noch prächtigeres Gespenst. Wenn sich dort das Licht in so vielerlei Farben auflöst, sagte ich zu mir selbst, so müßte ja hier auch die Finsterniß als in Farben aufgelöst angesehen werden.

Der Apparat meiner Tafeln war sorgfältig und reinlich zusammengeschafft, vereinfacht so viel wie möglich und so eingerichtet, daß man die sämmtlichen Phänomene in einer gewissen Ordnung dabei betrachten konnte. Ich mußte mir im Stillen nicht wenig mit meiner Entdeckung: denn sie schien sich an manches bisher von mir Erfahrne und Geglaubte anzuschließen. Der Gegensatz von warmen und kalten Farben der Maler zeigte sich hier in abgeleiteten blauen und gelben Rändern. Das Blaue erschien gleichsam als Schleier des Schwarzen, wie sich das Gelbe als ein Schleier des Weißen bewies. Ein Helles mußte über das Dunkle, ein Dunkles über das Helle geführt werden, wenn die Erscheinung eintreten sollte; denn keine perpendikulare Grenze war gefärbt. Das Alles schließt sich an dasjenige an, was ich in der Kunst von Licht und Schatten und in der Natur von apparenten Farben gehört und gesehen hatte. Doch stand Alles dieses mir ohne Zusammenhang vor der Seele und keineswegs so entschieden, wie ich es hier ausspreche.

Da ich in solchen Dingen gar keine Erfahrung hatte und mir kein Weg bekannt war, auf dem ich hätte sicher fortwandeln können, so erbaute ich einen benachbarten Physiker, die Resultate dieser Vorrichtungen zu prüfen. Ich hatte ihn vorher bemerken lassen, daß sie mir Zweifel in Absicht auf die Newtonische Theorie erregt hätten, und hoffte sicher, daß der erste Blick auch in ihm die Ueberzeugung, von der ich ergriffen war,

aufregen würde. Allein wie verwundert war ich, als er zwar die Erscheinungen in der Ordnung, wie sie ihm vorgeführt wurden, mit Gefälligkeit und Beifall aufnahm, aber zugleich versicherte, daß diese Phänomene bekannt und aus der Newtonischen Theorie vollkommen erklärt seien. Diese Farben gehörten keineswegs der Grenze, sondern dem Licht ganz allein an; die Grenze sei nur Gelegenheit, daß in dem einen Fall die weniger refrangiblen, im andern die mehr refrangiblen Strahlen zum Vorschein kämen. Das Weiße in der Mitte sei aber noch ein zusammengesetztes, durch Brechung nicht separirtes Licht, das aus einer ganz eigenen Vereinigung farbiger, aber stufenweise übereinandergeschobener Lichter entspringe, welches Alles bei Newton selbst und in den nach seinem Sinn verfaßten Büchern umständlich zu lesen sei.

Ich mochte dagegen nun einwenden, was ich wollte, daß nämlich das Violete nicht refrangibler sei als das Gelbe, sondern nur, wie dieses in das Helle, so jenes in das Dunkle hineinstrahle; ich mochte anführen, daß bei wachsender Breite der Säume das Weiße so wenig als das Schwarze in Farben zerlegt, sondern in dem einen Falle nur durch ein zusammengesetztes Grün, in dem andern durch ein zusammengesetztes Roth zugedeckt werde; kurz, ich mochte mich mit meinen Versuchen und Ueberzeugungen geberden wie ich wollte: immer vernahm ich nur das erste Credo und mußte mir sagen lassen, daß die Versuche in der dunklen Kammer weit mehr geeignet seien, die wahre Ansicht der Phänomene zu verschaffen.

Ich war nunmehr auf mich selbst zurückgewiesen; doch konnte ich es nicht ganz lassen und setzte noch einigemal an, aber mit ebenso wenig Glück, und ich wurde in nichts gefördert. Man sah die Phänomene gern; die Ununterrichteten amüsirten sich damit, die Unterrichteten sprachen von Brechung und Brechbarkeit und glaubten sich dadurch von aller weitern Prüfung loszuzählen. Nachdem ich nun diese in der Folge von mir subjektiv genannten Versuche ins Unendliche, ja Unnöthige vervielfältigte, Weiß, Schwarz, Grau, Bunt in allen Verhältnissen an und über einander auf Tafeln gebracht hatte, wobei immer nur das erste simple Phänomen, blos anders bedingt, erschien, so setzte ich nun auch die Prismen in die Sonne und richtete die Camera obscura mit schwarz ausgeschlagenen Wänden so genau und finster als möglich ein. Das Foramen exiguum selbst wurde sorgfältig angebracht.

Allein diese beschränkten Taschenspielerbedingungen hatten keine Gewalt mehr über mich. Alles, was die subjektiven Versuche mir leisteten, wollte ich auch durch die objektiven darstellen. Die Kleinheit der Prismen stand mir im Wege. Ich ließ ein größeres aus Spiegelscheiben zusammensetzen, durch welches ich nun vermittelst vorgeschobener ausgeschnittener Pappen Alles dasjenige hervorzubringen suchte, was auf meinen Tafeln gesehen wurde, wenn man sie durchs Prisma betrachtete.

Die Sache lag mir am Herzen, sie beschäftigte mich: aber ich fand mich in einem neuen unabsehlichen Felde, welches zu durchmessen ich mich nicht geeignet fühlte. Ich sah mich überall nach Theilnehmern um; ich hätte gern meinen Apparat, meine Bemerkungen, meine Vermuthungen, meine Ueberzeugungen einem Andern übergeben, wenn ich nur irgend hätte hoffen können, sie fruchtbar zu sehen.

All mein dringendes Mittheilen war vergebens. Die Folgen der französischen Revolution hatten alle Gemüther aufgeregt und in jedem Privatmann den Regierungsdünkel erweckt. Die Physiker, verbunden mit den Chemikern, waren mit den Gasarten und mit dem Galvanismus beschäftigt. Ueberall fand ich Unglauben an meinen Beruf zu dieser Sache, überall eine Art von Abneigung gegen meine Bemühungen, die sich, je gelehrter und kenntnißreicher die Männer waren, immer mehr als unfreundlicher Widerwille zu äußern pflegte.

Höchst undankbar würde ich hingegen sein, wenn ich hier nicht Diejenigen nennen wollte, die mich durch Neigung und Zutrauen förderten. Der Herzog von Weimar, dem ich von je her alle Bedingungen eines thätigen und frohen Lebens schuldig geworden, verstattete mir auch diesmal den Raum, die Muße, die Bequemlichkeit zu diesem neuen Vorhaben. Der Herzog Ernst von Gotha eröffnete mir sein panfikalisches Kabinet, wodurch ich die Versuche zu vermannichfaltigen und ins Größere zu führen in Stand gesetzt wurde. Der Prinz August von Gotha verehrte mir aus England verschriebene köstliche sowol einfache als zusammengesetzte achromatische Prismen. Der Fürst Primas, damals in Erfurt, schenkte meinen ersten und allen folgenden Versuchen eine ununterbrochene Aufmerksamkeit, ja er begnadigte einen umständlichen Aufsatz mit durchgehenden Randbemerkungen von eigner Hand, den ich noch als eine höchst schätzbare Erinnerung unter meinen Papieren verwahre.

Unter den Gelehrten, die mir von ihrer Seite Beiſtand leiſteten, zähle ich Anatomen, Chemiker, Literatoren, Philoſophen wie Loder, Sömmerring, Göttling, Wolf, Forſter, Schelling, hingegen keinen Phyſiker.

Mit Lichtenberg korreſpondirte ich eine Zeit lang und ſendete ihm ein paar auf Geſtellen bewegliche Schirme, woran die ſämmtlichen ſubjektiven Erſcheinungen auf eine bequeme Weiſe dargeſtellt werden konnten, ingleichen einige Aufſätze, freilich noch roh und ungeſchlacht genug. Eine Zeit lang antwortete er mir; als ich aber zuletzt dringender ward und das ekelhafte Newtoniſche Weiß mit Gewalt verfolgte, brach er ab, über dieſe Dinge zu ſchreiben und zu antworten; ja, er hatte nicht einmal die Freundlichkeit, ungeachtet eines ſo guten Verhältniſſes, meiner Beiträge in der letzten Ausgabe ſeines Erxleben's zu erwähnen. So war ich denn wieder auf meinen eigenen Weg gewieſen.

Ein entſchiedenes Apercu iſt wie eine inokulirte Krankheit anzuſehen; man wird ſie nicht los, bis ſie durchgekämpft iſt. Schon längſt hatte ich angefangen, über die Sache nachzuleſen. Die Nachbeterei der Kompendien war mir bald zuwider und ihre beſchränkte Einförmigkeit gar zu auffallend. Ich ging nun an die Newtoniſche Optik, auf die ſich doch zuletzt Jedermann bezog, und freute mich, das Kaptioſe, Falſche ſeines erſten Experiments mir ſchon durch meine Tafeln anſchaulich gemacht zu haben und mir das ganze Räthſel bequem auflöſen zu können. Nachdem ich dieſe Vorpoſten glücklich überwältigt, drang ich tiefer in das Buch, wiederholte die Experimente, entwickelte und ordnete ſie und fand ſehr bald, daß der ganze Fehler darauf beruhe, daß ein komplizirtes Phänomen zum Grunde gelegt und das Einfachere aus dem Zuſammengeſetzten erklärt werden ſollte. Manche Zeit und manche Sorgfalt jedoch bedurfte es, um die Irrgänge alle zu durchwandern, in welche Newton ſeine Nachfolger zu verwirren beliebt hat. Hierzu waren mir die Lectiones opticae höchſt behilflich, indem dieſe einfacher, mit mehr Aufrichtigkeit und eigener Ueberzeugung des Verfaſſers geſchrieben ſind. Die Reſultate dieſer Bemühungen enthält mein Polemiſcher Theil.

Wenn ich nun auf dieſe Weiſe das Grundloſe der Newtoniſchen Lehre, beſonders nach genauer Einſicht in das Phänomen der Achromaſie, vollkommen erkannte, ſo half mir zu einem neuen theoretiſchen Weg jenes erſte Gewahrwerden, daß

ein entschiedenes Auseinandertreten, Gegensetzen, Vertheilen, Differenziren, oder wie man es nennen wollte, bei den prismatischen Farbenerscheinungen statthabe, welches ich nur kurz und gut unter der Formel der Polarität zusammenfaßte, von der ich überzeugt war, daß sie auch bei den übrigen Farbenphänomenen durchgeführt werden könne.

Was mir inzwischen als Privatmann nicht gelingen mochte, bei irgend Jemand Theilnahme zu erregen, der sich zu meinen Untersuchungen gesellt, meine Ueberzeugungen aufgenommen und darnach fortgearbeitet hätte, das wollte ich nun als Autor versuchen, ich wollte die Frage an das größere Publikum bringen. Ich stellte daher die nothwendigsten Bilder zusammen, die man bei den subjektiven Versuchen zum Grunde legen mußte. Sie waren schwarz und weiß, damit sie als Apparat dienen, damit sie Jedermann sogleich durchs Prisma beschauen könnte. Andere waren bunt, um zu zeigen, wie diese schwarzen und weißen Bilder durchs Prisma verändert würden. Die Nähe einer Kartenfabrik veranlaßte mich, das Format von Spielkarten zu wählen, und indem ich Versuche beschrieb und gleich die Gelegenheit, sie anzustellen, gab, glaubte ich das Erforderliche gethan zu haben, um in irgend einem Geiste das Aperçu hervorzurufen, das in dem meinigen so lebendig gewirkt hatte.

Allein ich kannte damals, ob ich gleich alt genug war, die Beschränktheit der wissenschaftlichen Gilden noch nicht, diesen Handwerksinn, der wol etwas erhalten und fortpflanzen, aber nichts fördern kann, und es waren drei Punkte, die für mich schädlich wirkten. Erstlich hatte ich mein kleines Heft Beiträge zur Optik betitelt. Hätte ich Chromatik gesagt, so wäre es unverfänglicher gewesen; denn da die Optik zum größten Theil mathematisch ist, so konnte und wollte Niemand begreifen, wie Einer, der keine Ansprüche an Meßkunst machte, in der Optik wirken könne. Zweitens hatte ich, zwar nur ganz leise, angedeutet, daß ich die Newtonische Theorie nicht zulänglich hielte, die vorgetragenen Phänomene zu erklären. Hierdurch reate ich die ganze Schule gegen mich auf, und nun verwunderte man sich erst höchlich, wie Jemand ohne höhere Einsicht in die Mathematik wagen könne, Newton zu widersprechen. Denn daß eine Physik unabhängig von der Mathematik existire, davon schien man keinen Begriff mehr zu haben. Die uralte Wahrheit, daß der Mathematiker, sobald

er in das Feld der Erfahrung tritt, so gut wie jeder Andere dem Irrthum unterworfen sei, wollte Niemand in diesem Falle anerkennen. In gelehrten Zeitungen, Journalen, Wörterbüchern und Kompendien sah man stolzmitleidig auf mich herab, und Keiner von der Gilde trug Bedenken, den Unsinn nochmals abdrucken zu lassen, den man nun fast hundert Jahre als Glaubensbekenntniß wiederholte. Mit mehr oder weniger dünkelhafter Selbstgefälligkeit betrugen sich Gren in Halle, die Gothaischen gelehrten Zeitungen, die Allgemeine Jenaische Literatur-Zeitung, Gehler und besonders Fischer in ihren physikalischen Wörterbüchern. Die Göttingischen gelehrten Anzeigen, ihrer Aufschrift getreu, zeigten meine Bemühungen auf eine Weise an, um sie sogleich auf ewig vergessen zu machen.

Ich gab, ohne mich hierdurch weiter rühren zu lassen, das zweite Stück meiner Beiträge heraus, welches die subjektiven Versuche mit bunten Papieren enthält, die mir um so wichtiger waren, als dadurch für Jeden, der nur einigermaßen in die Sache hätte sehen wollen, der Erste Versuch der Newtonischen Optik vollkommen enthüllt und dem Baum die Axt an die Wurzel gelegt wurde. Ich fügte die Abbildung des großen Wasserprismas hinzu, die ich auch wieder unter die Tafeln des gegenwärtigen Werkes aufgenommen habe. Es geschah damals, weil ich zu den objektiven Versuchen übergehen und die Natur aus der dunklen Kammer und von den winzigen Prismen zu befreien dachte.

Da ich in dem Wahn stand, Denen, die sich mit Naturwissenschaften abgeben, sei es um die Phänomene zu thun, so gesellte ich, wie zum ersten Stücke meiner Beiträge ein Packet Karten, so zum zweiten eine Foliotafel, auf welcher alle Fälle von hellen, dunkeln und farbigen Flächen und Bildern dergestalt angebracht waren, daß man sie nur vor sich hinstellen, durch ein Prisma betrachten durfte, um Alles, wovon in dem Hefte die Rede war, sogleich gewahr zu werden. Allein diese Vorsorge war gerade der Sache hinderlich und der dritte Fehler, den ich beging. Denn diese Tafel, viel mehr noch als die Karten, war unbequem zu packen und zu versenden, so daß selbst einige aufmerksam gewordne Liebhaber sich beklagten, die Beiträge nebst dem Apparat durch den Buchhandel nicht erhalten zu können.

Ich selbst war zu andern Lebensweisen, Sorgen und Zer-

streuungen hingerissen. Feldzüge, Reisen, Aufenthalt an fremden Orten nahmen mir den größten Theil mehrerer Jahre weg; dennoch hielten mich die einmal angefangenen Betrachtungen, das einmal übernommene Geschäft — denn zum Geschäft war diese Beschäftigung geworden — auch selbst in den bewegtesten und zerstreutesten Momenten fest; ja, ich fand Gelegenheit, in der freien Welt Phänomene zu bemerken, die meine Einsicht vermehrten und meine Ansicht erweiterten.

Nachdem ich lange genug in der Breite der Phänomene herumgetastet und mancherlei Versuche gemacht hatte, sie zu schematisiren und zu ordnen, fand ich mich am Meisten gefördert, als ich die Gesetzmäßigkeit der physiologischen Erscheinungen, die Bedeutsamkeit der durch trübe Mittel hervorgebrachten und endlich die versatile Beständigkeit der chemischen Wirkungen und Gegenwirkungen erkennen lernte. Hiernach bestimmte sich die Eintheilung, der ich, weil ich sie als die beste befunden, stets treu geblieben. Nun ließ sich ohne Methode die Menge von Erfahrungen weder sondern noch verbinden; es wurden daher theoretische Erklärungsarten rege, und ich machte meinen Weg durch manche hypothetische Irrthümer und Einseitigkeiten. Doch ließ sich den überall sich wieder zeigenden Gegensatz, die einmal ausgesprochene Polarität nicht fahren, und zwar um so weniger, als ich mich durch solche Grundsätze im Stand fühlte, die Farbenlehre an manches Benachbarte anzuschließen und mit manchem Entfernten in Reihe zu stellen. Auf diese Weise ist der gegenwärtige Entwurf einer Farbenlehre entstanden.

Nichts war natürlicher, als daß ich aufsuchte, was uns über diese Materie in Schriften überliefert worden, und es von den ältesten Zeiten bis zu den unsrigen nach und nach auswog und sammelte. Durch eigene Aufmerksamkeit, durch guten Willen und Theilnahme mancher Freunde kamen mir auch die seltnern Bücher in die Hände; doch nirgends bin ich auf einmal so viel gefördert worden als in Göttingen durch den mit großer Liberalität und thätiger Beihilfe gestatteten Gebrauch der unschätzbaren Büchersammlung. So häufte sich allmählich eine große Masse von Abschriften und Excerpten, aus denen die Materialien zur Geschichte der Farbenlehre redigirt worden und wovon noch Manches zu weiterer Bearbeitung zurückliegt.

Und so war ich, ohne es beinahe selbst bemerkt zu haben,

in ein fremdes Feld gelangt, indem ich von der Poesie zur bildenden Kunst, von dieser zur Naturforschung überging und dasjenige, was nur Hilfsmittel sein sollte, mich nunmehr als Zweck anreizte. Aber als ich lange genug in diesen fremden Regionen verweilt hatte, fand ich den glücklichen Rückweg zur Kunst durch die physiologischen Farben und durch die sittliche und ästhetische Wirkung derselben überhaupt.

Ein Freund, Heinrich Meyer, dem ich schon früher in Rom manche Belehrung schuldig geworden, unterließ nicht nach seiner Rückkehr, zu dem einmal vorgesetzten Zweck, den er selbst wohl ins Auge gefaßt hatte, mitzuwirken. Nach angestellten Erfahrungen, nach entwickelten Grundsätzen machte er manchen Versuch gefärbter Zeichnungen, um dasjenige mehr ins Licht zu setzen und wenigstens für uns selbst gewisser zu machen, was gegen das Ende meines Entwurfs über Farbengebung mitgetheilt wird. In den Propyläen versäumten wir nicht, auf Manches hinzudeuten, und wer das dort Gesagte mit dem nunmehr umständlicher Ausgeführten vergleichen will, dem wird der innige Zusammenhang nicht entgehen.

Höchst bedeutend aber ward für das ganze Unternehmen die fortgesetzte Bemühung des gedachten Freundes, der sowol bei wiederholter Reise nach Italien als auch sonst bei anhaltender Betrachtung von Gemälden die Geschichte des Kolorits zum vorzüglichen Augenmerk behielt und dieselbige entwarf, wie wir sie in zwei Abtheilungen unsern Lesern vorgelegt haben: die ältere, welche hypothetisch genannt wird, weil sie ohne genugsame Beispiele mehr aus der Natur des Menschen und der Kunst als aus der Erfahrung zu entwickeln war; die neuere, welche auf Dokumenten beruht, die noch von Jedermann betrachtet und beurtheilt werden können.

Indem ich mich nun auf diese Weise dem Ende meines aufrichtigen Bekenntnisses nähere, so werde ich durch einen Vorwurf angehalten, den ich mir mache, daß ich unter jenen vortrefflichen Männern, die mich geistig gefördert, meinen unersetzlichen Schiller nicht genannt habe. Dort aber empfand ich eine Art von Scheu, dem besonderen Denkmal, welches ich unserer Freundschaft schuldig bin, durch ein voreiliges Gedenken Abbruch zu thun. Nun will ich aber doch in Betrachtung menschlicher Zufälligkeiten aufs Kürzeste bekennen, wie er an meinem Bestreben lebhaften Antheil genommen, sich mit den Phänomenen bekannt zu machen gesucht, ja sogar

mit einigen Vorrichtungen umgeben, um sich an denselben vergnüglich zu belehren. Durch die große Natürlichkeit seines Genies ergriff er nicht nur schnell die Hauptpunkte, worauf es ankam, sondern wenn ich manchmal auf meinem beschaulichen Wege zögerte, nöthigte er mich durch seine reflektirende Kraft, vorwärts zu eilen, und riß mich gleichsam an das Ziel, wohin ich strebte. Und so wünsche ich nur, daß mir das Besondere dieser Verhältnisse, die mich noch in der Erinnerung glücklich machen, bald auszusprechen vergönnt sein möge.

Aber alle diese Fortschritte wären durch die ungeheuren Ereignisse dieser letzten Jahre noch kurz vor dem Ziel aufgehalten und eine öffentliche Mittheilung unmöglich geworden, hätte nicht unsere verehrteste Herzogin mitten unter dem Drang und Sturm gewaltsamer Umgebungen auch mich in meinem Kreise nicht allein gesichert und beruhigt, sondern zugleich aufs Höchste aufgemuntert, indem sie einer Experimentaldarstellung der sämmtlichen, sich nach meiner Einsicht nunmehr glücklich aneinanderschließenden Naturerscheinungen beizuwohnen und eine aufmerksame Versammlung durch ihre Gegenwart zu konzentriren und zu beleben geruhte. Hierdurch allein wurde ich in den Stand gesetzt, alles Aeußere zu vergessen und mir dasjenige lebhaft zu vergegenwärtigen, was bald einem größern Publikum mitgetheilt werden sollte. Und so sei denn auch hier am Schlusse, wie schon am Anfange geschehen, die durch Ihren Einfluß glücklich vollbrachte Arbeit dieser nicht genug zu verehrenden Fürstin dankbar gewidmet.

Statt des versprochenen

Supplementaren Theils.

Eile denn zu meinem Lieben,
Spreche sanft zu seinem Herzen;
Doch vermeid, ihn zu betrüben,
Und verbirg ihm meine Schmerzen!

Sag ihm, aber sag's bescheiden:
Seine Liebe sei mein Leben!
Freudiges Gefühl von beiden
Wird mir seine Nähe geben.

43.

Wiederfinden.

Ist es möglich! Stern der Sterne,
Drück' ich wieder Dich ans Herz!
Ach, was ist die Nacht der Ferne
Für ein Abgrund, für ein Schmerz!
Ja, Du bist es, meiner Freuden
Süßer, lieber Widerpart!
Eingedenk vergangner Leiden,
Schaudr' ich vor der Gegenwart.

Westwind anzureden, ihn über die Geliebte zu befragen oder ihn zu ihrem Gruße zu entsenden. Er führt dann ein Gedicht an, wo der Westwind redend eingeführt wird. Darin sagt der West: „Frühe verkündige ich die Ankunft des Freundes. Ich aber bin der Bote der liebenden an die Freunde und führe die von Gram Gebeugten zur Freude zurück." Dann bringt Jones Beispiele aus Hafis (s. Jones, Comm. ed Eichhorn. 1777. S. 309 ff.). Auch die zarten beiden Schlußstrophen finden ein Vorbild in dem schon von Tümper angeführten 25. Rubajat des Hafis, welches lautet:

„Ostwind, sag, ich bitte Dich, ihm ganz heimlich die Kunde,
Hunderlache Jung' spreche den Herzensbrand aus!
Cypris es nicht traurig, um ihn nicht auch zur Trauer zu stimmen.
Sage zwar das Wort, aber Du sag's mit Bedacht!"

Ebenso heißt es in den vermuthlich Shakspearischen Versen (s. Goethe's Werke, I. 199):

„And whisper this, but softlie in her earwe!"
(Und wispere dies, doch sanft, in ihre Ohren!)

43. Wiederfinden. Heidelberg, den 26. September 1815. — Am Mittag dieses Tages war Suleika in Heidelberg eingetroffen. S. Boisserée kannte das Gedicht bereits am 3. Oktober. Denn von der Fahrt, welche er an diesem Tage mit Goethe nach Karlsruhe machte, notirte er in seinem Tagebuch: „Ich erinnere an sein Gedicht von der Schöpfung, das er dieser Tage gemacht hat. — Das Gedicht ist sehr dunkel und metaphysisch. Nach der Handlung der Schöpfung fühlt sich Gott zum ersten Mal einsam." (S. B., I. 286.)

Wir stammen unser sechs Geschwister
Von einem wundersamen Paar.
Die Mutter ewig ernst und düster,
Der Vater fröhlich immerdar;
Von Beiden erbten wir die Tugend.
Von ihr die Milde, von ihm den Glanz:
So drehn wir uns in ewiger Jugend
Um Dich herum im Zirkeltanz.
Gern meiden wir die schwarzen Höhlen
Und lieben uns den heitern Tag.
Wir sind es, die die Welt beseelen
Mit unsers Lebens Zauberschlag.
Wir sind des Frühlings luft'ge Boten
Und führen seinen muntern Reihn;
Drum fliehen wir das Haus der Todten,
Denn um uns her muß Leben sein.
Uns mag kein Glücklicher entbehren,
Wir sind dabei, wo man sich freut,
Und läßt der Kaiser sich verehren,
Wir leihen ihm die Herrlichkeit.

Schiller.

In der Vorrede des ersten Bandes haben wir zu den drei nunmehr beendigten Theilen unsres Werkes, dem didaktischen, polemischen, historischen, noch einen vierten supplementaren versprochen, welcher sich bei einer solchen Unternehmung allerdings nöthig macht, und es wird daher in doppeltem Sinne einer Entschuldigung bedürfen, daß derselbe nicht gegenwärtig mit den übrigen zugleich erscheint.

Ohne zu gedenken, wie lange diese Bände, die man hier dem Publikum übergiebt, vorbereitet waren, dürfen wir wol bemerken, daß schon vor vier Jahren der Druck derselben angefangen und durch so manche öffentliche und häusliche, durch geistige und körperliche, wissenschaftliche und technische Hindernisse verspätet worden.

Abermals nähert sich mit dem Frühjahr derjenige Termin, an welchem die stillen Früchte gelehrten Fleißes durch den Buchhandel verbreitet werden, eben zu der Zeit, als die drei ersten Theile unserer chromatischen Arbeit die Presse verlassen und mit den dazu gehörigen Tafeln ausgestattet worden. Der dritte Theil ist zur Stärke eines ganzen Bandes herangewachsen, dessen größere Hälfte er eigentlich nur ausmachen sollte, und es scheint daher wol räthlich, die Herausgabe des so weit Gediehenen nicht aufzuschieben, indem die vorliegende Masse groß genug ist, um als eine nicht ganz unwerthe Gabe der theilnehmenden Welt angeboten zu werden.

Was jedoch von einem supplementaren Theile zu erwarten stehe, wollen wir hier mit Wenigem bemerken. Eine Revision des Didaktischen kann auf mancherlei Weise stattfinden. Denn wir werden im Laufe einer solchen Arbeit mit Phänomenen bekannt, die, wenn auch nicht neu oder von solcher Bedeutung, daß sie unerwartete Aufschlüsse geben, doch mehr als andere sich zu Repräsentanten von vielen Fällen qualifiziren und sich

daher gerade in ein Lehrbuch aufgenommen zu werden vorzüglich eignen, weil man das Didaktische von allen Einzelnheiten, allem Zweideutigen und Schwankenden so viel als möglich zu reinigen hat, um dasselbe immer sicherer und bedeutender zu machen.

Hierdurch wird auch dasjenige, was allein Methode zu nennen ist, immer vollkommener. Denn je mehr die einzelnen Theile an innerem Werthe wachsen, desto reiner und sicherer schließen sie an einander, und das Ganze ist leichter zu übersehen, dergestalt daß zuletzt die höhern theoretischen Einsichten von selbst und unerwartet hervor- und dem Betrachter entgegentreten.

Die Beschreibung des Apparats wäre sodann das Nothwendigste. Denn obgleich die Haupterfordernisse bei den Versuchen selbst angegeben sind und eigentlich nichts vorkommt, was außerhalb der Einsicht eines geschickten Mechanikers und Experimentators läge, so würde es doch gut sein, auf wenigen Blättern zu übersehen, was man denn eigentlich bedürfe, um die sämmtlichen Phänomene, auf welche es ankommt, bequem hervorzubringen. Und freilich sind hiezu Hülfsmittel der verschiedensten Art nöthig. Auch hat man diesen Apparat, wenn er sich einmal beisammen befindet, so gut als jeden andern, ja vielleicht noch mehr in Ordnung zu halten, damit man zu jeder Zeit die verlangten Versuche anstellen und vorlegen könne. Denn es wird künftig nicht wie bisher die Ausrede gelten, daß durch gewisse Versuche, vor hundert Jahren in England angestellt, Alles hinlänglich auch für uns bewiesen und abgethan sei. Nicht weniger ist zu bedenken, daß, ob wir gleich die Farbenlehre der freien Natur wiederzugeben so viel als möglich bemüht gewesen, doch ein geräumiges Zimmer, welches man nach Belieben erhellen und verfinstern kann, nöthig bleibt, damit man für sich und Andere sowol die Lehre als die Kontrovers befriedigend durch Versuche und Beispiele belegen könne. Diese ganz unerläßliche Einrichtung ist von der Art, daß sie einem Privatmanne beschwerlich werden müßte; deswegen darf man sie wol Universitäten und Akademien der Wissenschaften zur Pflicht machen, damit statt des alten Wortkrams die Erscheinungen selbst und ihre wahren Verhältnisse dem Wißbegierigen anschaulich werden.

Was den Polemischen Theil betrifft, so ist demselben noch eine Abhandlung hinzuzufügen über dasjenige, was vorgeht,

wenn die so nahe verwandten Werkzeuge, Prismen und Linsen, vereinigt gebraucht werden. Es ist zwar höchst einfach und wäre von einem Jeden leicht einzusehen, wenn nicht Newton und seine Schüler auch hier einen völlig willkürlichen Gebrauch der Werkzeuge zu ganz entgegengesetzten Zwecken eingeführt hätten. Denn einmal sollen auf diesem Wege die farbigen Lichter völlig separirt, ein andermal wieder völlig vereinigt werden, welches denn Beides nicht geleistet wird noch werden kann.

An diese Betrachtungen schließt sich unmittelbar eine andere. Es ist nämlich die Frage, was in einer Glas- oder Wasserkugel durch Refraktion oder Reflexion gewirkt werde, damit wir das so merkwürdige als schöne Phänomen des Regenbogens erblicken. Auch mit diesem hat man, wie mit so vielem Andern, fertig und ins Reine zu sein geglaubt. Wir hingegen sind überzeugt, daß man den Hauptpunkt vernachlässigt, welchen Antonius de Dominis bei seiner Behandlung dieses Gegenstandes schon sicher und entschieden ausgesprochen.

Zu dem **Historischen Theile** ließen sich auch mancherlei Supplemente geben. Zuerst wären Citate nachzubringen, gar mancherlei Verbesserungen in Namen, Jahrzahlen und andern kleinen Angaben. Bei manchem Artikel könnte sogar eine neue Bearbeitung stattfinden, wie wir z. B. das über Kepler'n Gesagte gegenwärtig bedeutender und zweckgemäßer auszuführen uns getrauten.

Auch mit Rubriken und kurzen Inhaltsanzeigen kleinerer Schriften ließen sich diese historisch-literarischen Materialien um Vieles vermehren, von denen hier Manches weggeblieben, was uns einen gewissen Bezug versteckt hätte, der aus einer Hintereinanderstellung bedeutender Schriften *eines* Zeitraums von sich selbst, ohne weiteres Räsonniren und Pragmatisiren hervorzugehen schien.

Soll jedoch dereinst das Geschichtliche einen unmittelbaren Einfluß auf das Didaktische erlangen, so wäre jenes einmal nach den Abtheilungen, Rubriken, Kapiteln des *Entwurfs* gedrängt aufzuführen, wodurch die Zeitenfolge zwar aufgehoben, die Folge und Uebereinstimmung des Sinnes hingegen sich desto deutlicher zeigen würde. Der liberal Gesinnte, nicht auf seiner Persönlichkeit und Eigenheit Verharrende würde mit Vergnügen auch hier bemerken, daß nichts Neues unter der Sonne, daß das Wissen und die Wissenschaft ewig sei, daß

das wahrhaft Bedeutende darin von unsern Vorfahren, wo nicht immer erkannt und ergriffen, doch wenigstens geahnet und das Ganze der Wissenschaft sowie jeder Tüchtigkeit und Kunst von ihnen empfunden, geschätzt und nach ihrer Weise geübt worden.

Doch wäre vielleicht vor allem Andern noch das Geschichtliche der letzten zwanzig Jahre nachzubringen, obgleich keine sonderliche Ausbeute davon zu hoffen steht. Das Bedeutende darunter, die Wirkung farbiger Beleuchtung betreffend, welche Herschel wieder zur Sprache gebracht, wird in einem Aufsatze, den wir Herrn Doktor Seebeck in Jena verdanken, hier zum Schlusse mitgetheilt. Das seltsam Unerfreuliche, durch welches Wünsch neue Verwirrung in der Farbenlehre angerichtet, ist bei Erklärung der Tafeln in seine ersten Elemente aufgelöst und dabei das Nöthige erinnert worden.

Der andern, minder wirksamen Aeußerungen möchte ich überhaupt gegenwärtig nicht gerne, so wenig als dessen, was sich auf mich bezieht, gedenken. Theils hat man gesucht, durch ein mißwollendes Verschweigen meine frühern Bemühungen gänzlich auszulöschen, welches um so mehr thunlich schien, als ich selbst seit vielen Jahren nichts direkt deshalb zur Sprache brachte. Theils hat man von meinen Ansichten, die ich seit ebenso langer Zeit im Leben und Gespräch gern mittheilte, in größern und kleineren Schriften eine Art von Halbgebrauch gemacht, ohne mir die Ehre zu erzeigen, meiner dabei zu gedenken. Dieses Alles zu rügen, deutlich zu machen, wie auf diese Weise die gute Sache retardirt und diskreditirt worden, würde zu unfreundlichen Erklärungen Anlaß geben, und ich könnte denn doch, da ich mit meinen Vorfahren und mit mir selbst streng genug umgegangen, die Mitlebenden nicht wohl schonender behandeln.

Viel besser und auch wol gelinder macht sich dies in der folgenden Zeit, wenn sich erst ergeben wird, ob dieses Werk sich Eingang verschafft und was für Wirkungen es hervorbringt. Die Farbenlehre scheint überhaupt jetzt an die Tagesordnung zu kommen. Außer dem, was Runge in Hamburg als Maler bereits gegeben, verspricht Kletz in München gleichfalls von der Kunstseite her einen ansehnlichen Beitrag. Placidus Heinrich zu Regensburg läßt ein ausführliches Werk erwarten, und mit einem schönen Aufsatz über die Bedeutung der Farben in der Natur hat uns Steffens beschenkt.

Diesem möchten wir vorzüglich die gute Sache empfehlen, da er in die Farbenwelt von der chemischen Seite hereintritt und also mit freiem, unbefangenem Muth sein Verdienst hier bethätigen kann. Nichts von Allem soll uns unbeachtet bleiben; wir bemerken, was für und gegen uns, was mit und wider uns erscheint; wer den antiquirten Irrthum zu wiederholen trachtet, oder wer das alte und vorhandene Wahre erneut und belebt und wol gar unerwartete Ansichten durch Genie oder Zufall eröffnet, um eine Lehre zu fördern, deren abgeschlossener Kreis sich vielleicht vor vielen andern ausfüllen und vollenden läßt.

Was diesen frommen Wünschen und Hoffnungen entgegensteht, ist mir nicht unbekannt. Der Sache würde nicht dienlich sein, es hier ausdrücklich auszusprechen. Einige Jahre belehren uns hierüber am Besten, und man vergönne mir nur Zeit, zu überlegen, ob es vortheilhafter sei, die theils nothwendigen theils nutzbaren Supplemente zusammen in einem Bande oder heftweise nach Gelegenheit herauszugeben.

Wirkung farbiger Beleuchtung.

Ob wir uns schon aus oben erwähnten Ursachen enthalten, desjenigen umständlich zu gedenken, was seit den letzten zwanzig Jahren in unserm Fache vorgekommen, so dürfen wir doch den bedeutendsten Punkt nicht übergehen, welchen Herschel besonders wieder in Anregung gebracht, wir meinen die Wirkung farbiger Beleuchtung auf Leuchtsteine, Metalloxyde und Pflanzen; ein Kapitel, das in unserm Entwurfe nur skizzirt, in der Chemie immer von größerer Bedeutung werden muß. Wir können unsre Pflicht hierin nicht besser erfüllen, als wenn wir einen auszüglichen Aufsatz von Herrn Doktor Seebeck zu Jena einrücken, der von dem scharfen und treuen Beobachtungsgeiste des Verfassers sowie von dessen unvergleichlicher Gabe, zu experimentiren, ein schönes Zeugniß ablegt und bei Freunden der Wissenschaft den Wunsch erregen wird, der Verfasser möge sich immer in dem Falle befinden, seinem natürlichen und beurkundeten Forscherberufe zu folgen.

Wirkung farbiger Beleuchtung auf verschiedene Arten von Leuchtsteinen.

Zu diesen Versuchen bediente ich mich folgender künstlicher Leuchtsteine oder Phosphoren.

1) **Baryt phosphoren**, nach Marggraf's bekannter Angabe bereitet. Die vollkommensten von diesen leuchteten, nachdem sie dem Sonnen- oder auch blos dem Tageslichte ausgesetzt worden, **gelbroth** wie schwach glühende Kohlen.

2) Phosphoren aus künstlichem **schwefelsaurem Strontian**, ganz auf dieselbe Weise wie die vorigen mit Gummi Tragonth im freien Feuer des Windofens präparirt. Diese leuchteten **meergrün**, einige Stücke schwach **bläulich**.

3) Nach Canton's Vorschrift aus gebrannten Austerschalen zubereitete **Kalkphosphoren**, welche größtentheils **hellgelb** leuchteten. Einige von diesen gaben reines **Rosenroth**, andere ein klares **Violet**.

Der Glanz und die Lebhaftigkeit der Farbe der Phosphoren steht mit der Intensität des erregenden Lichtes in direktem Verhältniß; je schwächer dieses ist, desto schwächer und blasser phosphoresciren jene im Dunkeln, ja in sehr schwachem Lichte z. B. im Mondlichte, werden sie fast ganz farblos, weißlich leuchtend.

Diese Phosphoren wurden nach der Reihe den verschiedenen prismatischen Farben ausgesetzt. Im Blau und Violet wurden alle zugleich leuchtend, doch war ihr Licht auf keine Weise verändert, die Baryntphosphoren erschienen im Dunkeln [illegible] die neuen Strontianphosphoren meergrün u. s. w., [illegible] wie sie dem reinen Sonnenlichte ausgesetzt [illegible] Im Gelben wurden sie nur wenig schwächer [illegible] Violet wo kaum [illegible] leuchteten [illegible] Farbenlich [illegible] schwächer [illegible] im Grün [illegible] und roth wurden sie hier wieder [illegible] nur weißlich leuchtend. Auch unter dem Roth nahmen die Phosphoren [illegible] einen [illegible] an.

So verhielten sich die Leuchtsteine und auch noch andere leuchtende Körper in den Farbengeprängen einer beträchtlichen Anzahl Glasprismen, unter denen einige höchst vollkommen waren. Im Gelb und Roth derselben wurden gute

Leuchtsteine zwar leuchtend (noch bei einer 5 bis 6 Linien breiten Oeffnung im Laden und in einem Abstande von 9 bis 12 Fuß vom Prisma), doch immer sehr viel schwächer als im Blau und Violet. Wenn die Oeffnung im Laden noch kleiner war, etwa 2 Linien im Durchmesser betrug, so wurden mehrere Leuchtsteine in dem eben erwähnten Abstande im Roth nicht mehr leuchtend, im Blau und Violet aber wurden sie es.

Versuche mit farbigen Gläsern.

Ein dickes dunkelblaues Glas, durch welches nur hell erleuchtete Gegenstände eben zu erkennen waren, wurde vor den von der Sonne beschienenen Laden der dunkeln Kammer befestigt und ein Bononischer Leuchtstein in das einfallende Licht gehalten; er wurde im Augenblick leuchtend, und zwar wie gewöhnlich gelbroth. Die übrigen Leuchtsteine verhielten sich ebenso.

Nun wurde ein gelbrothes Glas, wodurch man vollkommen alle Gegenstände erkennen konnte, in den Laden gesetzt und die Leuchtsteine in dies helle gelbrothe Licht gelegt; aber keiner von allen wurde leuchtend, wie lange sie auch in diesem Lichte blieben.

Ein Leuchtstein wurde durch reines Sonnenlicht zum Phosphoresziren gebracht und die Zeit bemerkt, welche bis zu seinem völligen Erlöschen verfloß. Dies währte etwa zehn Minuten. Er wurde hierauf nochmals in der Sonne leuchtend gemacht und dann sogleich in das durch das gelbrothe Glas einfallende Licht gehalten. Er verlosch hier nicht nur völlig, sondern auch in beträchtlich kürzerer Zeit als für sich im Dunkeln; schon nach 1 bis 2 Minuten konnte man keinen Schein mehr an diesem Phosphor erkennen. Je lebhafter die Sonne schien, desto schneller erfolgte das Erlöschen unter dem gelbrothen Glase.

Wenn schon aus diesen Versuchen die entgegengesetzte Wirkung der gelbrothen und blauen Beleuchtung unwidersprechlich hervorging, so wurde sie noch glänzender durch folgende Vorrichtung bestätigt.

Ich stellte in das durch das gelbrothe Glas einfallende Sonnenlicht eine Linse von 4 Zoll und brachte in den Fokus derselben einen auf das Lebhafteste glänzenden Barytphosphor; er erlosch hier sogleich wie eine in Wasser getauchte Kohle. Selbst die empfindlichsten und dauerndsten Leuchtsteine, z. B.

die grünlichen Strontianphosphoren, wurden hier in wenigen Sekunden lichtlos. Man braucht die Leuchtsteine nicht einmal völlig in den Fokus zu bringen, auch außer demselben erlöschen sie schon nach einigen Sekunden.

Statt des gelbrothen Glases wurde hierauf eine stärkere blaue Scheibe, durch welche man noch alle Gegenstände erkennen konnte, in den Laden befestigt, die nämliche Linse davorgestellt und in den Fokus derselben ein dunkler, nicht leuchtender Erdphosphor gehalten; er wurde hier sogleich glühend und wol so stark als im hellesten Sonnenschein.

Auch das prismatische Roth wirkt, wie schon Wilson und später Davy und Ritter bemerkt hatten, lichtschwächend auf die Phosphoren. Nach meinen Erfahrungen erlöschen sie hier gemeinhin nicht völlig, sondern kommen nur in etwas kürzerer Zeit auf den schwachen Lichtzustand zurück, den sie an dieser Stelle annehmen. Ist die Oeffnung im Laden sehr klein, so werden, wie schon oben angeführt, die Phosphoren bei einer gewissen Entfernung vom Prisma in dem Roth desselben nicht mehr leuchtend, aber dann wirkt auch diese Beleuchtung überhaupt nicht; die Phosphoren erlöschen hier nicht schneller als für sich im Dunkeln. Im Blau und Violet dagegen werden die Leuchtsteine in dem angegebenen Abstande noch leuchtend; hieraus folgt also, daß die deprimirende Kraft des Rothen und Gelben früher abnimmt als die excitirende des Blauen und Violeten. Doch auch diese hört in einer größern Entfernung vom Prisma auf, und dort existirt nur für das Auge noch ein wirksames Farbenbild.

Wie das Licht der Sonne, so wirkt auch jedes andere Licht durch die genannten farbigen Gläser auf die Leuchtsteine, wenn es nur überhaupt Intensität genug hat, ein Leuchten in den Steinen zu erregen. Es ist bekannt, daß die Bononischen und Cantonschen Phosphoren durch den Funken der Lendner Flasche leuchtend werden. Man läßt, um dies zu bewirken, gemeiniglich den Schlag durch den Phosphor gehen. Dies ist jedoch nicht nöthig; auch wenn er sich in hermetisch verschlossenen Glasröhren befindet und einen Zoll, ja noch tiefer unter den Kugeln des allgemeinen Ausladers liegt, so wird er während der Explosion der Flasche leuchtend.

Zwei Leuchtsteine von gleicher Güte wurden, einer in gelbrother, der andere in dunkelblauer Glasröhre 1 Zoll unter die Kugeln des allgemeinen Ausladers gelegt und eine Flasche

mittelst desselben entladen. Als der Funke überschlug, wurde der Leuchtstein in der dunkelblauen Röhre sogleich leuchtend, der in der gelbrothen Glasröhre dagegen blieb dunkel.

Diese Versuche, welche ich öfters wiederholt habe, beweisen zugleich, daß die Elektrizität, indem sie die Phosphoren leuchtend macht, nur als Licht wirkt, daher denn auch lichtlose Elektrizität keinen Erdphosphor oder ähnlichen leuchtenden Körper zum Phosphoresziren bringt. Hierüber und über das Leuchten als chemischen Prozeß an einem andern Orte mehr.

Die genannten Phosphoren und überhaupt alle Substanzen, welche im Dunkeln glühend erscheinen, nachdem sie dem Licht der Sonne oder einer andern starken Beleuchtung ausgesetzt werden, leuchten schon in diesem Lichte selbst. Hiervon kann man sich am Besten überzeugen, wenn man Erdphosphoren, welche einzelne nichtleuchtende Stellen haben, dem durch ein recht dunkelblaues oder violetes Glas einfallenden Sonnenlichte entgegenhält; die leuchtenden Stellen, besonders die gelbroth leuchtenden der Bononischen Phosphoren, sieht man nun deutlich glühen, in dem Augenblicke, wie sie ins Licht kommen (ja, die empfindlichern schon in einiger Entfernung von dem vollen Lichte), die nichtleuchtenden Stellen dagegen haben die Farbe des Glases, sehen blau oder violet aus. Vor dem gelbrothen Glase, wo sie bekanntlich nicht leuchtend werden, erscheinen sie ganz einfarbig. Das Leuchten im Dunkeln ist also nur ein Beharren in dem Zustande, den der fremde leuchtende Körper hervorrief, ein Nachklingen, Verklingen.

Vorstehendes will Beccaria anders gefunden haben; nach ihm wurde der Bologneser Phosphor unter allen farbigen Gläsern leuchtend, und zwar glänzte er im Dunkeln mit rothem Lichte, wenn er unter rothen Gläsern, und mit blauem Lichte, wenn er unter blauen Gläsern dem Sonnenlicht war ausgesetzt worden. — Woher nun diese abweichenden, ja ganz entgegengesetzten Resultate? — Die beste Aufklärung hierüber giebt die Geschichte dieser Entdeckung, welche auch durch ihren Zusammenhang mit dem Streit über die Newtonische Lehre interessant ist.

Zamotti stellte die ersten Versuche über die Wirkung des farbigen Lichtes auf den Bononischen Phosphor an (1738). Erwartend, daß er mit der Farbe des ihn treffenden

Als die Welt im tiefsten Grunde
Lag an Gottes ew'ger Brust,
Ordnet' er die erste Stunde
Mit erhabner Schöpfungslust.
Und er sprach das Wort: „Es werde!"
Da erklang ein schmerzlich Ach,
Als das All mit Machtgeberde
In die Wirklichkeiten brach!

Auf that sich das Licht, sich trennte
Scheu die Finsterniß von ihm,
Und sogleich die Elemente
Scheidend auseinanderfliehn.
Rasch in wilden, wüsten Träumen
Jedes nach der Weite rang,
Starr, in ungemessnen Räumen,
Ohne Sehnsucht, ohne Klang.

Stumm war Alles, still und öde,
Einsam Gott zum ersten Mal!
Da erschuf er Morgenröthe,
Die erbarmte sich der Qual;
Sie entwickelte dem Trüben
Ein erklingend Farbenspiel,
Und nun konnte wieder lieben,
Was erst auseinanderfiel.

Die Trennung und die Wiedervereinigung der Liebenden ist kosmogonisch in Szene gesetzt, ganz im Sinne der orientalischen Dichter, welche in ihren Vergleichungen nicht ausschweifend genug sein können. Der Gedanke des Gedichts ist aber in einer jenen Dichtern fremden Weise bestimmt und abgeschlossen. – Dem ersten Schöpfungs-Akt wird die Trennung, die Sonderung von Licht und Finsterniß, die Verbindung beider dem zweiten Akt zugeschrieben, welcher Farbe und Ton, zunächst das Morgenrot entwickelte. Es ist dies der Grundgedanke der Goethischen Farbenlehre, daß die Farben aus dem Durchscheinen des Lichts durch ein trübes Medium, wie bei der Spektral-Analyse, sich erzeugen. So entstand erst durch den zweiten Akt die farbige Welt, das Sichtbare und das Hörbare, und das Chaos hörte auf. Wenn in der vierten Strophe mit der Morgenröthe und dem klingenden Farbenspiel sich auch sogleich die Liebe einfindet und die Liebe es ist, welche Allah das Schöpfungswerk gleichsam abnimmt: so zeigt sich, wie nahe die Vorstellung zusammentrifft mit den altgriechischen (Orphischen) Schöpfungsmythen. Chronos zeugte mit dem Aether das Orphische Urei, und daraus ging der geflügelte Eros hervor, welcher mit dem Chaos die Welt erschuf und Streit (Eris) und Unordnung in Liebe und Harmonie verwandelte. – Mit morgenrothen Flügeln (Strophe 6), d. h. nach dem Ausdruck der Bibel: auf Flügeln der Morgenröthe, der

Lichtes leuchten werde, hielt er ihn für vorzüglich geschickt, den Streit der Cartesianer und Newtonianer über die Natur des Lichts zur Entscheidung zu bringen. Algarotti, ein eifriger Anhänger Newton's, wohnte diesen Versuchen bei. Sie ließen die prismatischen Farben auf ihre besten Leuchtsteine fallen; allein sie konnten, „wie auch der Strahl gefärbt war", keinen Unterschied wahrnehmen, der Stein leuchtete schwach und „nahm keineswegs die Farbe des Lichtes an, in welches er gehalten worden", woraus Zanotti den Schluß zog, „daß der Phosphor durch sein eigenthümliches Licht glänze, und daß dieses durch das von außen auffallende Licht nur belebt werde". Er fügte hinzu, „daß aus diesen Versuchen sich nichts beweisen lasse, und daß sich beide Hypothesen damit vertrügen". (Zanotti's Abhandlung steht in den Comment. Bonon. Vol. VI. p. 205.)

Hiermit hatte man sich beruhigt, bis 1770 Joh. Bapt. Beccaria in Turin mit neuen Versuchen auftrat. Er verfertigte, wie erzählt wird, künstliche Leuchtsteine, welche den Stein von Bologna weit übertrafen, setzte diese unter farbigen Gläsern dem Sonnenlichte aus und versicherte, daß seine Phosphoren unter blauem Glase blau, unter rothem Glase roth geleuchtet hätten. (Philos. Transact. LXI. p. 112.) Diese Entdeckung machte großes Aufsehen und wurde von den Newtonianern gut aufgenommen. Priestley (in seiner Geschichte der Optik, p. 267) erklärte, „durch diese Versuche sei nun außer Streit gesetzt, daß der Phosphor ebendasselbe Licht, welches er empfängt, und kein anderes von sich gebe, und hierdurch sei auch bewiesen, daß das Licht aus körperlichen Theilen bestehe, weil es eingesogen, angehalten und wieder zurückgegeben werden könne". Mehrere Physiker wiederholten Beccaria's Versuche, doch keinem gelangen sie. Wilson vor Allen gab sich viele Mühe. Magellan verschaffte ihm von Beccaria eine sehr genaue Beschreibung der Versuche mit allen Umständen. Beide wiederholten die Versuche nochmals, „aber alle ihre Unternehmungen waren umsonst", nie sahen sie die Phosphoren mit der Farbe des Glases leuchten. (Von Wilson's interessanten Versuchen findet man einen Auszug in Gehler's Sammlung zur Physik und Naturgeschichte, I. Band.) Euler mischte sich auch in den Streit; er fand Wilson's Versuche seiner Lehre vom Licht günstig und behauptete, die Newtonische

Theorie der Farben werde hierdurch gänzlich über den Haufen geworfen. Die Newtonianer erwiderten: Euler habe keine Ursache zu triumphiren, Beccaria verdiene ebenso viel Glauben als Wilson, und dann wären so auch unter Wilson's Versuchen mehrere, die nach der Euler'schen Theorie ebenso wenig erklärt werden könnten. Es wurden indessen mehrere mißlungene Versuche bekannt, und es blieb nun Denen, die sich mit Beccaria retten wollten, nichts übrig, als zu behaupten, die Gegner hätten keine so guten Leuchtsteine oder Gläser gehabt als Jener, und dies ist bis auf den heutigen Tag auch oft genug geschehen. Späterhin trat Beccaria selbst gegen sich auf und erklärte, daß er sich geirrt habe; doch hierauf wurde wenig Rücksicht genommen. Man hatte bereits neue Zeugen für seine früheren Entdeckungen und diese sagten den mehrsten Newtonianern besser zu. Allenthalben findet man von nun an einen Brief Magellan's an Priestley citirt, der jene neue Bestätigung enthält; mit Stillschweigen wird aber gemeiniglich der Widerruf Beccaria's übergangen, obwol er in demselben Briefe ausführlich zu lesen ist. Magellan erzählt in diesem Briefe (s. Priestley's Versuche und Beobachtungen über verschiedene Gattungen der Luft, III. Theil, Anhang p. 16), „er habe (1776) bei dem Prof. Allamand in Leyden sehr schöne farbige Gläser gefunden und habe gegen Diesen geäußert, wie sehr es ihm aufgefallen sei, daß er nie im Stande gewesen, Beccaria's Versuche mit Erfolg zu wiederholen, welches er dem Umstand zuschreibe, daß er nicht so gute Gläser gehabt habe als Beccaria, und als er jetzt vor sich sehe". Allamand antwortete hierauf, „es sei einer von seinen Versuchen beinahe einerlei mit den Versuchen Beccaria's gewesen; denn ein Stück des Bononischen Phosphors habe die Farbe des durch ein Prisma getheilten Sonnenstrahls gezeigt, dem er ihn ausgesetzt hatte". Hemsterhuis, der bei den Versuchen Allamand's zugegen gewesen, soll noch hinzugefügt haben, „daß nach einiger Zeit, wenn die deutlich an dem Phosphorus gesehene Farbe zu vergehen anfing, derselbe gelblich worden sei, als wenn der Phosphorus blos dem Sonnenlichte, ohne Theilung der farbigen Strahlen desselben, wäre ausgesetzt worden". „Ueberdies", sagt Magellan, „besitze ich das Original eines in Italien geschriebenen Briefes, aus dem sich ergiebt, daß ein junger Herr

vom ersten Range mit zween Cavaliers, seinen Führern, vor deren Augen dieser Versuch von dem Professor Beccaria wiederholt worden, ebendieses Phänomen gesehen habe, und daß die Farben des Phosphorus im dunkeln Zimmer deutlich genug gewesen sind, um daraus ohne vorhergegangene Nachricht die richtige Farbe des Glases errathen zu können, durch welches die Sonne denselben beschienen hatte." — „Es ist mir unangenehm," fährt hierauf Magellan fort, „aus einem gedruckten Briefe des gedachten Prof. Beccaria gesehen zu haben, daß er fast die ganze Sache wieder aufgiebt, indem er sich bei seinen Versuchen geirrt und den Schatten oder die blasse Dunkelheit des Phosphorus für eine bestimmte Farbe genommen habe. Er habe sich dabei, sagt er, nach dem Herrn Zanetti, Präsidenten der Akademie zu Bologna, gerichtet; denn er selbst und Andere wären nie im Stande gewesen, dasselbe Phänomen zu sehen."

Und gegen dies offene und entscheidende Gestandniß Beccaria's, gegen so viele und sorgfältig angestellte Versuche erfahrner Physiker mochte man noch ein Zeugniß, wie das jener vornehmen Beobachter, und ein halbes, wie das von Allamand, aufführen und geltend zu machen suchen! Wäre dies wol geschehen, wenn nicht vorgefaßte Meinung und der Wunsch, einer beliebten Lehre den Sieg zu verschaffen und die Gegner auf jede Weise aus dem Felde zu schlagen, sich eingemengt hätte? — Die Aussage von Henisterhuis ist zwar bestimmter als die von Allamand, doch ist auch sie von keinem Gewicht, da die Art, wie der Versuch und das Material, womit er angestellt worden, nicht angegeben sind. Denn auf die Beschaffenheit des Leuchtsteins kömmt auch viel an; enthielt der Barytphosphor z. B. Strontian- oder flußsaure Kalkerde, so konnte wohl ein bläulicher Schein gesehen werden, wenn er ins blaue Licht gehalten wurde. An Leuchtsteinen, die aus einer Mischung der genannten Erden bestehen, läßt sich wirklich etwas Aehnliches zeigen, doch nicht allein im blauen, sondern auch im Tageslichte, weil jene Erden bläulich und grünlich leuchtende Phosphoren geben. An Phosphoren, die nur mit einer Farbe leuchten, wird man nie etwas der Art wahrnehmen.

Wo der von Magellan angeführte gedruckte Brief Beccaria's steht, habe ich nicht finden können.

Einer Täuschung habe ich noch zu erwähnen, die bei

den Versuchen mit Prismen und farbigen Gläsern vorkommen kann. Die Phosphoren können wirklich bisweilen in einer ganz entgegengesetzten als ihrer gewöhnlichen Farbe leuchtend erscheinen. Dies ist dann der Fall, wenn das Auge des Beobachtenden von irgend einer lebhaften Farbe affizirt war. So sah ich Venetianische Steine, welche im prismatischen Roth weißlich leuchtend werden, im Dunkeln mit grünlichem Lichte glänzen, wenn ich auch nur flüchtig vorher (ja selbst eine Minute und länger vorher) in das Roth gesehen hatte. Wenn ich dies vermieden hatte, so erschienen sie weiß oder höchst blaßgelb. Eine ähnliche Veränderung der Farbe bemerkte ich auch einmal an den rosenrothen Kalkphosphoren, als ich diese vor ein violettes, von der Sonne erhelltes Glas hielt; sie leuchteten mir nun im Dunkeln rothgelb. Mein Gehülfe dagegen, welcher sich ganz im Dunkeln befunden hatte, versicherte, das schönste rosenrothe Licht zu sehen. Als sich meine Augen von dem vorigen Eindrucke erholt hatten, erschienen auch mir diese Phosphoren im Dunkeln rosenroth, so wie sie nun meinem Gehülfen, welcher in das violete Licht gesehen hatte, gelbroth schienen. Durch Violet wird nach bekannten physiologischen Gesetzen (E. 47 ff.) Gelb im Auge hervorgerufen, so wie durch Roth Grün, durch Orange Blau, und umgekehrt; und auf diese Weise entsteht im gegenwärtigen Fall wie in mehreren andern eine Täuschung, vor der man sich zu hüten hat.

Von der chemischen Aktion des Lichts und der farbigen Beleuchtung.

Es ist eine der wichtigsten Entdeckungen der neuern Zeit, daß mit der äußerlichen längst bekannten Veränderung der Körper im Sonnenlichte häufig auch eine innere, eine Aenderung in den chemischen Bestandtheilen verbunden sei. Scheele erwies zuerst in seiner **Abhandlung von Luft und Feuer**, daß die Metallkalke im Lichte „phlogistisirt" oder, wie wir uns jetzt ausdrücken, deoxydirt werden. Senebier, Priestley, Berthollet, Miß Fulham, Rumford, Ritter und Andere bestätigten diese Entdeckung und vermehrten sie mit mancher neuen.

Eine der empfindlichsten Substanzen gegen die Aktion des Sonnenlichtes ist das salzsaure Silber oder Hornsilber;

es ist bekanntlich frisch gefällt weiß und wird im Lichte sehr bald grau und endlich schwarz, wobei es den größten Theil, wo nicht alle seine Säure verliert. Schon Scheele bemerkte, daß die prismatischen Farben ungleich auf dasselbe wirkten, „daß die Schwärzung im Violet schneller erfolge als in den andern Farben“ (a. a. O. §. 66). Senebier bestätigte diese Erfahrung und führt in seiner Abhandlung über den Einfluß des Sonnenlichtes, 3. Th. S. 97 an, „daß das Hornsilber sich im violeten Strahl in 13 Sekunden, im blauen in 23 Sekunden, im grünen in 35 Sekunden, im gelben in 5½ Minute, im pomeranzenfarbenen in 12 Minuten und im rothen in 20 Minuten gefärbt habe“; auch sagt er, „daß er nie vermögend gewesen sei, die Farbe in den drei letzten prismatischen Farben so stark zu machen, als die vom violeten Strahl hervorgebrachte war“. Ritter (s. Gilb. Annalen d. Physik, B. VII. S. 527, und B. XII. S. 409) will auch noch außerhalb dem Violet „sogenannte unsichtbare Strahlen entdeckt haben, welche das Hornsilber noch stärker reduzirten als das violete Licht selbst“; ferner, „daß die Reduktion an dem Orte des Maximums außer dem Violet, nach dem Blau hin abnehme und mehr hinter dem Grün aufhöre, und daß sie im Orange und Roth in wahre Oxydation des bereits Reduzirten übergehe“.

Schon Senebier's Versuche zeigten deutlich eine Hemmung der Wirkung auf der Seite des Gelben und Rothen, sowol der Zeit als dem Grade nach; doch fand noch ihm hier noch eine Reduktion statt, wo Ritter eine Oxydation fand. Neue Versuche waren also nöthig. Hier sind die Resultate von den meinigen.

Als ich das Spektrum eines fehlerfreien Prismas, welches die Lage hatte, in welcher der Einfallswinkel an der vordern Fläche dem Brechungswinkel an der hintern Fläche gleich ist, bei einer Oeffnung von etwa 5 bis 6 Linien im Laden, in einem Abstande, wo eben Gelb und Blau zusammentreten, auf weißes, noch feuchtes und auf Papier gestrichenes Hornsilber fallen ließ und 15 bis 20 Minuten durch eine schickliche Vorrichtung in unveränderter Stellung erhielt, so fand ich das Hornsilber folgendermaßen verändert. Im Violet war es röthlichbraun (bald mehr violet, bald mehr blau) geworden, und auch noch über die vorherbezeichnete Grenze des Violet hinaus erstreckte sich diese Färbung, doch war sie nicht stärker als im Violet; im Blauen des Spektrums war das

Hornsilber rein blau geworden, und diese Farbe erstreckte sich abnehmend und heller werdend bis ins Grün; im Gelben fand ich das Hornsilber mehrentheils unverändert, bisweilen kam es mir etwas gelblicher vor als vorher; im Roth dagegen und mehrentheils noch etwas über das Roth hinaus hatte es meist rosenrothe oder hortensienrothe Farbe angenommen. Bei einigen Prismen fiel diese Röthung ganz außerhalb dem Roth des Spektrums: es waren dies solche, bei welchen auch die stärkste Erwärmung außer dem Roth statthatte.

Das prismatische Farbenbild hat jenseits des Violet und jenseits des Roth noch einen mehr oder minder hellen farblosen Schein; in diesem veränderte sich das Hornsilber folgendermaßen: Ueber dem oben beschriebenen braunen Streifen, — der im Violet und hart darüber entstanden war — hatte sich das Hornsilber mehrere Zoll hinauf, allmählich heller werdend, bläulichgrau gefärbt, jenseits des rothen Streifen aber, der so eben beschrieben worden, war es noch eine beträchtliche Strecke hinab schwach röthlich geworden.

Wenn am Lichte grau gewordenes, noch feuchtes Hornsilber ebenso lange der Einwirkung des prismatischen Sonnenbildes ausgesetzt wird, so verändert es sich im Violet und Blau wie vorhin; im Rothen und Gelben dagegen wird man das Hornsilber heller finden, als es vorher war, zwar nur wenig heller, doch deutlich und unverkennbar. Eine Röthung in oder hart unter dem prismatischen Roth wird man auch hier gewahr werden.

Wurde das Spektrum in einem größern Abstande, etwa 12 bis 15 Fuß vom Prisma, aufgefangen, so blieb das weiße Hornsilber im Gelben und Rothen weiß, das schon graue blieb so grau als vorher, zumal wenn auch die Oeffnung im Laden etwas verengert wurde; im Blau und Violet dagegen schwärzte es sich, obwol schwächer als näher am Prisma. In einem noch beträchtlichern Abstande hört auch endlich die reducirende Kraft des blauen und violeten Lichtes auf. Eine gleiche Abnahme der Aktion der prismatischen Farben bemerkten wir bereits an den Leuchtsteinen, und zwar früher am Gelb und Roth als am Blau und Violet.

Läßt man Violet und Roth von zwei Prismen zusammentreten, so erhält man bekanntlich ein Pfirsichblüthroth. In diesem wird das Hornsilber auch geröthet, und zwar wird es oft sehr schön karmesinroth.

Wenn man das prismatische Spektrum so nahe am Prisma auffängt, daß nur die Ränder gefärbt, die Mitte aber weiß erscheint, so bemerkt man hart unter dem Blau noch einen gelbröthlichen blassen Streifen; dieser röthet zwar das Hornsilber nicht, aber er wirkt doch hemmend auf die vom Weißen herrührende Reduktion oder Schwärzung, wie Ritter schon vor mir bemerkt hat.

Noch kann man am Prisma ein Roth hervorbringen, nämlich wenn man eine Leiste mitten über das Prisma befestigt; es erscheint dann in dem nahe aufgefangenen weißen Felde des Spektrums mitten Gelb, Pfirsichblüthroth und Blau; diese aber wirken auf das Hornsilber nicht oder doch nur so schwach, daß es kaum zu bemerken ist; ich konnte wenigstens in verschiedenen Abständen vom Prisma keine recht deutliche Wirkung von diesen Farben erkennen.

Versuche mit farbigen Gläsern.

Das salzsaure Silber wurde unter den violeten, blauen und blaugrünen Gläsern wie am Sonnen- oder Tageslichte grau, und zwar nach der Verschiedenheit der Gläser auch verschieden nuancirt, bei der einen mehr ins Bläuliche, bei der andern mehr ins Röthliche ziehend, oft auch fast schwarz. Unter gelben und gelbgrünen Gläsern dagegen veränderte sich das Hornsilber wenig; selbst unter nur sehr schwach gefärbten Gläsern blieb es im Tageslicht lange weiß; nur die Wirkung des Sonnenlichtes konnten diese nicht aufheben, aber sie schwächten sie doch bedeutend. Unter tiefern orangefarbigen Gläsern veränderte sich das Hornsilber noch weniger, und erst nachdem es mehrere Wochen, gehörig benetzt, dem Sonnenlichte unter diesen ausgesetzt war, färbte es sich schwach und zwar röthlich. Hornsilber, welches so tief als möglich geschwärzt war, wurde unter dem gelbrothen Glase im Sonnenlichte sehr bald heller, nach sechs Stunden war seine Farbe schmutzig gelb oder röthlich.

Alle die Farben, welche wir das weiße salzsaure Silber im prismatischen Spektrum haben annehmen sehen, kommen auch an dem, welches dem gemeinen Tageslichte ausgesetzt ist, vor; in einem sehr schwachen Lichte wird es gelblich, in einem lebhafteren läuft es blaßroth an; doch verfliegt diese Farbe sehr schnell, das Hornsilber wird gleich darauf grau

und braun in verschiedenen Schattirungen und endlich schwarz. In diesem letzten Zustande ist es fast gänzlich seiner Säure beraubt; die gelbe und rothe Farbe des Hornsilbers scheinen die niedrigsten, und Blau und Violet höhere Stufen der Entsäurung desselben zu bezeichnen. Dies zugegeben, so folgt aus den eben erzählten Beobachtungen, daß zwar im prismatischen Roth und noch über dasselbe hinaus eine Entsäurung stattfindet, daß aber auch hier Gelb und Roth hemmend wirken, und daß die Entsäurung durch gelbrothe Beleuchtung auf eine niedrigere Stufe derselben zurückgeführt werden kann.

Von den verschiedenen Versuchen, welche ich mit reinen Metalloxyden angestellt habe, will ich hier einen anheben, welcher über das, was ihnen allen im Lichte begegnet, keinen Zweifel weiter übrig lassen wird.

Rothes Quecksilberoxyd wurde in drei verschiedenen Gläsern, in einem dunkelblauen, einem gelbrothen und in einem weißen Glase unter destillirtem Wasser der Einwirkung der Sonne und des Tageslichts mehrere Monate hindurch ausgesetzt. An dem Quecksilberoxyd im weißen Glase erfolgte unter beständiger Gasentbindung eine vollkommene Desoxydation, es verwandelte sich in graues unvollkommnes Oxyd, und ein Theil wurde selbst zu reinem regulinischen Quecksilber hergestellt, welches nach einiger Zeit zu einer nicht unbeträchtlichen Kugel zusammenlief. Das Oxyd im dunkelblauen Glase hatte dieselbe Veränderung erlitten, es hatte sich zum Theil reduzirt, zum Theil war es unvollkommenes Oxyd geworden. Das Quecksilberoxyd im gelbrothen Glase dagegen war fast unverändert, nur ein Wenig heller schien es mir nach sechs Monaten geworden zu sein.

Die blaue Beleuchtung wirkt überhaupt auf alle Substanzen, welche im Licht eine Veränderung erleiden, wie das reine Sonnen- oder Tageslicht; die rothe Beleuchtung dagegen verhält sich immer entgegengesetzt, häufig blos wie gänzliche Abwesenheit des Lichtes. So wird, um noch einige Beispiele anzuführen, die farblose Salpetersäure unter blauen und violeten Gläsern gelb wie im reinen Sonnenlichte, unter dem gelbrothen bleibt sie weiß; Bestuscheff's Nerventinktur wird im Sonnenlichte weiß, unter dem blauen Glase gleichfalls, unter dem gelbrothen aber bleibt sie gelb u. s. w.

Wir haben oben bei den Versuchen mit den Leuchtsteinen

bemerkt, daß die Aktion, welche einmal durch das Licht hervorgerufen worden, auch im Dunkeln noch fortwährt; dasselbe läßt sich auch an den Substanzen nachweisen, welche im Licht entschieden eine chemische Veränderung erleiden. Schon an jedem Hornsilberpräparat kann man es sehen, doch noch vollkommener am Goldsalze. Von einer Auflösung des salzsauren Goldsalzes streiche man etwas auf zwei Streifen Papier; das eine, A, werde sogleich an einem ganz dunkeln Orte aufgehoben, das andere, B, aber einige Minuten ins Sonnen- oder Tageslicht gelegt und bleibe darin nur so lange, bis sich eine schwache Veränderung der Farbe zeigt, bis es etwas grau wird, und nun werde es zu dem Präparat A gethan und alles Licht so vollkommen als möglich abgehalten. Nach einer halben Stunde vergleiche man die Präparate; B wird beträchtlich tiefer gefärbt sein, als man es hineingelegt hatte, A dagegen findet man unverändert. B färbt sich von Stunde zu Stunde tiefer und wird endlich Violet wie Goldsalz, das längere Zeit im Lichte gelegen hatte, während A noch unverändert rein goldgelb erscheint.

Wirkung der farbigen Beleuchtung auf die Pflanzen.

Die wichtigsten Versuche hierüber verdanken wir Senebier und Tessier. Nach Senebier (s. dessen Abhandlung über den Einfluß des Sonnenlichtes, 2. Thl. S. 29. 4) erreichten die Pflanzen unter gelber Beleuchtung eine größere Höhe als unter der violeten; die Blätter der Pflanzen unter dem gelben Glase kamen grün zum Vorschein und vergilbten hernach, die unter dem rothen blieben grün, wie sie hervorkamen: in der violeten Beleuchtung nahm die grüne Farbe der Blätter mit dem Alter zu, sie wurde dunkler.

Nach den Versuchen von Tessier (v. Mém. de l'Academ. des Sc. de Paris. 1783. p. 133) blieben die Pflanzen unter dunkelblauem Glase am Grünsten, unter dunkelgelbem hingegen wurden sie bleich.

Die blaue Beleuchtung wirkt also auf die Pflanzen vollkommen wie das reine Sonnenlicht, die dunkelgelbe Beleuchtung dagegen wie die Finsterniß: denn auch in dieser werden die Pflanzen bleich, schießen stärker, genug, sie zeigen sich mehr oder weniger etiolirt.

Die entoptischen Farben.

Und mit eiligem Bestreben
Sucht sich, was sich angehört;
Und zu ungemessnem Leben
Ist Gefühl und Blick gekehrt.
Sei's Ergreifen, sei es Fassen,
Wenn es nur sich faßt und hält!
Allah braucht nicht mehr zu schaffen,
Wir erschaffen seine Welt.

So mit morgenrothen Flügeln
Riß es mich an Deinen Mund,
Und die Nacht mit tausend Siegeln
Kräftigt sternenhell den Bund.
Beide sind wir auf der Erde
Musterhaft in Freud' und Qual,
Und ein zweites Wort: „Es werde!"
Trennt uns nicht zum zweiten Mal.

44.

Vollmondnacht.

Herrin, sag, was heißt das Flüstern?
Was bewegt Dir leis die Lippen?
Lispelst immer vor Dich hin,
Lieblicher als Weines Rippen!
Denkst Du Deinen Mundgeschwistern
Noch ein Pärchen herzuziehn?

„Ich will küssen, küssen, sagt' ich!"

Liebe der vierten Strophe: auch in den Moallakat heißt es: „Nam aurora to non est praestior" (Junk's Al. Schriften. II. 58). — Die Nacht der 6ten Strophe ist nicht identisch mit der Finsternis der Nen, sondern es ist die sternenhelle Nacht, also der Kosmos, Dunkel und Hell. — Freud und Qual das, ist die Liebe nach ihren beiden Polen, wie sie im folgenden Gedicht heißt: das unglückselige, das sauerlüße Glück, das schmerzlichste Gefühl (Wahlverw.; Werke, XV. 133). — Ein zweites Wort „Es werde!" im vorletzten Verse, d. h. kein zweiter Trennungs-Akt wie der in Strophe 3, welcher das Chaos schuf. — Wegen des Gebrauchs von Fassen (Strophe 5) vergl. die Anwendung des Worts in Goethe's Brief an Meyer vom 4. Juli 1817 (Riemer, Br., S. 114).

44. Vollmondnacht. Weimar, den 24. Oktober 1815. — Gespräch zwischen Suleika und ihrer Vertrauten (Chiavi). Ein Stimmungsbild von wunderbar glühendem Kolorit. Suleika erfüllt das dem Geliebten gegebene.

Bringst Du die Natur heran,
Daß sie Jeder nutzen kann,
Falsches hast Du nicht ersonnen,
Hast der Menschen Gunst gewonnen.

Mögst Ihr das Licht zerstückeln,
Farb' um Farbe draus entwickeln
Oder andre Schwänke führen,
Künstchen exerzieren,
Daß der Hörer ganz erschrocken
Fühlet Sinn und Sinne stocken:
Nein, es soll Euch nicht gelingen,
Sollt uns nicht bethörte bringen,
Kräftig, wie wir's angefangen,
Wollen wir zum Ziel gelangen!

Vorwort.

Indem ich die auf Bildung und Umbildung organischer Naturen sich beziehenden älteren Papiere an einander zu reihen und einigermaßen brauchbar zu machen gedenke, kommt gar manches Andere zur Hand, welches abzulehnen nicht räthlich scheint. Denn mich belehrte die Erfahrung, daß der eifrigste Liebhaber im wissenschaftlichen Felde gerade so wenig vollbringt, weil er erst ein Fach durchzuarbeiten und abzuschließen gedenkt, um das Geleistete dem Publikum mit Zutrauen vorlegen zu können. Gar manches andere Verwandte jedoch drängt sich unterdessen heran; auch das ist nicht zu entbehren, es wird aufgefaßt, behandelt, bearbeitet, aber zuletzt auch wieder beseitigt, das Interesse wendet sich wo anders hin, und jeder einzelne Theil des Kreises kommt erst nach Jahren ernstlich wieder an die Reihe.

Jährliche Sommerreisen erneuerten die Neigung zur Geologie, manche Bemerkung, die im Reiche des Wissens hätte fruchten können, liegt unbenutzt seit langer Zeit bei mir. Zur Kenntniß der böhmischen Gebirge habe Manches zusammengetragen und besonders die Zinnformation beachtet; ich lasse daher manchen früheren Aufsatz abdrucken, um spätere daranzuschließen.

Das vielleicht nie zu lösende Räthsel, die Entstehung der Gänge, liegt mir immer im Sinne, und ich kann mich nicht enthalten, lieber nur eine Annäherung an das Verständniß zu versuchen, als mich mit faßlich scheinenden Erklärungen einzuschläfern. Hievon wünsche gleichfalls Rechenschaft zu geben.

Die Farbenlehre ward bisher im Stillen immer eifrig betrieben; die Richtigkeit meiner Ansichten kenne ich zu gut, als daß mich die Unfreundlichkeit der Schule im Mindesten irre machen sollte; mein Vortrag wirkt in verwandten Geistern fort, wenige Jahre werden es ausweisen, und ich denke zunächst auch ein Wort mitzusprechen.

Die Farbenerscheinungen, von meinem vieljährigen Freunde und Mitarbeiter Doktor Seebeck entdeckt und von ihm entoptisch genannt, beschäftigen mich gegenwärtig aufs Lebhafteste.

Die Bedingungen immer genauer zu erforschen, unter welchen sie erscheinen, sie als Komplement meiner zweiten, den physischen Farben gewidmeten Abtheilung aufzuführen, ist meine gewissenhafte Sorgfalt. Denn wie sollte das aufgeklärte Jahrhundert nicht bald einsehen, daß man mit Lichtkügelchen, denen Pol und Aequator angedichtet ward, sich nur selbst und Andere zum Besten hat!

Da nun aber in der Naturwissenschaft das Historische dem Didaktischen so wie dieses dem Dogmatischen vorangehen soll, so habe ich meinen verdienten Freund ersucht, selbst Nachricht und Kenntniß zu geben, wie er zu jener Entdeckung gelangt und unter welcher Rücksicht ihm der Preis von dem Institut zugetheilt worden. Dieser Aufsatz geht voran, hernach folgen noch zwei, deren erster die Phänomene des Doppelspaths, der andere die bei Gelegenheit der Untersuchung jener merkwürdigen Bilderverdoppelung erst uns bekannt wordenen entoptischen Farben nach meiner Ueberzeugung und nach den Maximen meiner Farbenlehre auszusprechen bemüht sein wird.

Einem auswärtigen Freund.

In dem Zeitraum zwischen Ostern und Pfingsten, den ich hier zubringe, ward ich von allen Seiten wissenschaftlich angeregt und habe mit Heiterkeit meine alten Papiere wieder vorgenommen, welche zu benutzen ich einige Schwierigkeit fehl wie sonst finde. Man fühlt wol das frühere Bestreben, ernst und tüchtig zu sein, man lernt Vorzüge an sich selbst kennen, die man jetzt vermißt, dann aber sind doch reifere Resultate in uns aufgegangen, jene Mittelglieder können uns kein rechtes Interesse mehr abgewinnen. Dazu kommt noch, daß das Jahrhundert auf rechten und falschen Wegen nach allen Seiten in die Breite geht, so daß eine unschuldige, Schritt vor Schritt sich bewegende Naivität wie die meinige vor mir selbst eine wundersame Rolle spielt. Wie ich mich bei diesen Bemühungen verhalte, sehen Sie am Besten aus einigen gedruckten Bogen, durch die ich das, was Sie schon kennen, zusammenknüpfe. Möge das Ganze Ihnen und andern so treuen Freunden angenehm und nützlich sein.

Jena, den 27. Mai 1817.

Geſchichte der entoptiſchen Farben.

Die erſte Nachricht von den intereſſanten Entdeckungen des Herrn Malus über Spiegelung und doppelte Strahlenbrechung erhielten wir durch das Bulletin de la Soc. Philomatique 1809 Janvier, ein Auszug aus einer Abhandlung des Herrn Malus, welche am 12. Dezember 1808 im Institut de France war vorgeleſen worden. 1810 erſchien deſſen Théorie de la double Réfraction, und 1811 im Moniteur Nr. 72, 73, 243, 247 Auszüge aus mehreren neuern Abhandlungen der Herren Malus, Biot und Arago über denſelben Gegenſtand. Dieſe waren mir bekannt, als ich in der Mitte des Auguſts 1812 die erſten Verſuche über jene merkwürdigen Erſcheinungen anzuſtellen begann. Es war von den franzöſiſchen Phyſikern bereits entdeckt, daß die verdoppelnden Kryſtalle die Eigenſchaft beſitzen, die in Malus' Apparat bei ſich kreuzender Lage der Spiegel aufgehobene Spiegelung oder aufgehobene Doppelbilder der Kalkſpathe wiederherzuſtellen, wobei von Herrn Arago zuerſt an Glimmer, Gips und Bergkryſtall ein Farbenwechſel in den beiden Bildern eines Doppelſpath- oder Bergkryſtallprisma bemerkt worden war. Dieſelbe Wirkung hatte Malus an mehreren organiſchen Körpern wahrgenommen. Den einfach brechenden Körpern hingegen, fand er, fehle dieſe Eigenſchaft der kryſtalliſirten ſowie rekryſtalliſirten. Doch an einem Körper aus dieſer letztern Klaſſe, am Glaſe, und zwar an einem etwas prismatiſchen Flintglaſe, hatte Herr Arago eine ähnliche Wirkung wahrgenommen wie am Glimmer und Bergkryſtall. Dieſes, ſagt er im Moniteur 1811, Nr. 243, depolariſirte in allen Stellen die Lichtſtrahlen, und auch hier

erschienen die beiden Bilder des Kalkspathes bisweilen in entgegengesetzten Farben, doch mehrentheils farblos. Dasselbe hatte ich Gelegenheit an einigen dicken Gläsern zu bemerken; ich fand aber auch, daß nicht alle Stellen derselben gleich wirkten, daß einige die Spiegelung und die Doppelbilder herstellten, andere nicht, und daß, wenn eine Stelle bei veränderter Richtung des Glases das Vermögen der Wiederherstellung verlor, ein anderer Punkt dasselbe erhielt, welcher vorher unwirksam gewesen war. Ja, was noch merkwürdiger: bei unveränderter Richtung des Glases gegen die übrigen Theile des Apparates stellten einzelne Punkte das ordinäre Bild des Doppelspathes, andere das extraordinäre und mehrere das Doppelbild wieder her. Die Neuheit dieser Erfahrung und die Aussicht, welche sich hier zu näheren Aufschlüssen über die Bedingungen und Gesetze der doppelten Strahlenbrechung überhaupt oder doch mindestens über die Wirkung der verdoppelnden Krystalle im Spiegelungsapparat zu eröffnen schienen, forderten zur genauesten Untersuchung dieser Erscheinungen auf. An einem Glaswürfel entdeckte ich zuerst eine gesetzmäßige Folge in Wiederherstellung und Aufhebung der Bilder des Kalkspathes, der einzelnen sowol als der doppelten, und bestimmte genau die Punkte, an welchen die eine oder die andere Wirkung eintritt, und zwar für jede Hauptrichtung des Würfels. Welchen Einfluß die äußere Gestalt der Körper auf die Erscheinungen habe, war der nächste Gegenstand der Untersuchung, und ich fand, daß, wie die äußere Form der Glaskörper verändert werde, auch die Lage der herstellenden Punkte sich verändere. An mehreren Würfeln, Zylindern, drei- und vierseitigen Prismen, Kegeln und Halbkugeln wurden nun die verschieden wirkenden Punkte bezeichnet. Diese und alle übrigen §. 6 bis 16 meiner ersten Abhandlung in Schweigger's Journal für Chemie und Physik, B. VII. Heft 3, angeführten Beobachtungen wurden gemacht, ehe ich noch die Figuren, welche ich später entoptische genannt habe, gesehen hatte. Mein erster Spiegelungsapparat hatte nämlich die unbequeme Einrichtung, daß das Licht durch eine kleine Oeffnung eines nahe vor den ersten Spiegel befestigten Schirmes fiel, welcher nicht zurückgeschlagen werden konnte; es war daher immer nur ein kleiner Raum der Glaskörper, kaum zwei Linien im Durchmesser, erleuchtet, und so entdeckte ich denn alle einzelne Theile der entoptischen Figuren, ohne daß mir die ganzen Figuren zu

Gesichte kamen. Schon am 14. September 1812 hatte ich in mein Tagebuch alle die Erscheinungen, welche §. 8 und 9 der angeführten Abhandlung beschrieben worden, nebst der dazu gehörenden 2. Figur Taf. I eingetragen. Erst nachdem andere Untersuchungen mich auf den §. 23 jener Abhandlung beschriebenen Brechungsapparat geführt hatten, erblickte ich in diesem am 21. Februar 1813 zum ersten Mal die vollständigen entoptischen Figuren, welche auf der 2. Tafel u. a. O. abgebildet worden sind. Und nun zeigte sich, daß die Herstellung der aufgehobenen Spiegelung sowol als der Doppelbilder des Kalkspathes nur an den hellen Stellen der Figuren erfolge, an den dunkeln aber wieder verschwinde, daß die Farbensäume an den Rändern der dunkeln Theile, oder wo ein Helleres an ein Trüberes grenzt, entstehen u. s. w.

Deutlich wurde nun erkannt, daß es bei diesen Farbenbildungen nicht auf die Dicke oder Dünnheit der Körper ankomme, wie man früher aus den Erscheinungen vom Glimmer und Gips geschlossen hatte, auch nicht auf prismatische Form der Gläser, sondern daß sie sich in ganz parallelen Glaskörpern bei perpendikulär einfallendem Lichte bilden. Ich zeigte, daß nicht alle Gläser gleiche Farbenfiguren erzeugen, wenn sie auch in Form und Dicke einander gleich sind, und daß die mehresten, wie z. B. gewöhnliches Tafelglas und Scheiben von Spiegelglas keine Figuren hervorbringen, auch nicht, wenn mehrere über einander geschichtet werden. Es wurde ferner bemerkt, daß die entoptischen Figuren sich verändern, wenn die Glaskörper in andere Richtungen gegen die übrigen unveränderten Theile des Apparates gebracht werden, ja daß ganz entgegengesetzte Figuren erscheinen, je nachdem die beiden Spiegel des Apparates oder die beiden Scheibensäulen eine sich kreuzende oder eine gleichnamige Richtung erhalten. Auch machte ich auf den Gegensatz aufmerksam, welcher sich noch besonders zwischen Spiegelung und Brechung an den entoptischen Figuren zeigt, so daß ein Spiegel und eine Scheibensäule, in gleichnamiger Richtung verbunden, dieselbe Figur in dem zwischen ihnen befindlichen Glaskörper hervorruft wie zwei sich kreuzende Spiegel oder Scheibensäulen; daß hingegen ein Spiegel und eine Scheibensäule, in sich kreuzender Lage verbunden, die entgegengesetzte Figur, und zwar wie zwei gleichnamig gerichtete Spiegel oder Scheibensäulen erzeuge. Später fand ich, daß auch durch einfache

Spiegel die entoptischen Figuren der Glaskörper dargestellt werden können, daß aber immer eine doppelte Beleuchtung dazu erforderlich sei. Wird z. B. ein Spiegel gegen den klaren Himmel gekehrt und ein Glaskörper davor gehalten, so vertritt der Himmel die Stelle des zweiten Spiegels, und es entstehen in dem Glaskörper entgegengesetzte Figuren, je nachdem die Sonne dem Beobachter im Rücken oder zur Seite steht. Bei ganz gleichförmig bedecktem Himmel erscheint auch in den besten entoptischen Gläsern keine Figur, wenn nicht irgend woher sonst ein reflektirtes Licht auf dieselben fällt oder vielmehr, wenn sie nicht irgend einen spiegelnden Hintergrund haben, auf welchen ein lebhafteres Licht fallen muß. Diese Beobachtungen und Versuche habe ich im 3. Heft des Schweigger'schen Journals für Chemie und Physik 1813 bekannt gemacht.

Mancherlei Störungen und andere Arbeiten unterbrachen diese Untersuchungen. Lange blieb es unentschieden, von welchen Bedingungen es abhange, daß einige Gläser das Vermögen der entoptischen Figurenbildung besitzen, andere nicht, bis ich durch das plötzliche Zerspringen eines schönen entoptischen Glases in mehrere Stücke, als davon etwas mit der Scheibe heruntergeschnitten werden sollte, und durch die wiederholten Klagen meiner Glasschleifer über die Härte einiger Gläser, welche dazu als die vorzüglichsten in Darstellung der entoptischen Figuren befunden wurden, auf die Vermuthung kam, daß wol nur schnell abgekühlte und deshalb härtere und zerbrechlichere Gläser ausschließend die Eigenschaft besitzen möchten, entoptische Figuren zu bilden. Folgende Versuche wurden nun angestellt.

Scheiben von Spiegelglas, welche keine Spur einer entoptischen Figur zeigten, wurden im Tiegel bis zum Rothglühen erhitzt und ein Theil derselben an freier Luft abgekühlt, ein anderer in bedeckten Tiegeln und in erwärmtem Ofen. Es bestätigte sich, was ich erwartet hatte: die ersteren bildeten entoptische Figuren, die letztern keine. Gläser, welche vortreffliche entoptische Figuren erzeugten, wurden geglüht und langsam abgekühlt, sie hatten nun diese Eigenschaft verloren. Gläser im glühenden Zustand zwischen die Spiegel gebracht, zeigten keine Figuren; erst im Abkühlen fingen sie an, sich zu bilden. So war denn der obenstehende Satz bestätigt. Von diesen Versuchen, welche im Oktober 1814 unternommen wurden,

sowie von mehreren andern habe ich in Schweigger's Journal für Chemie und Physik, B. XII. S. 1 bis 17, Nachricht gegeben. Von den letztern will ich hier nur noch einen ausheben, welcher besonders beachtet zu werden verdient. Wenn entoptische Figurenscheiben von gleicher Art über einander geschichtet werden, so erscheinen neue und zusammengesetztere Figuren, als jede Scheibe einzeln gezeigt hatte, d. h. die entoptischen Farbensäuren bilden sich durch das Uebereinanderschichten gleichartiger Scheiben immer weiter aus. Späterhin fand ich, daß dies seine Grenze hat, und daß über eine gewisse Zahl hinaus die Figur wieder schwächer wird, und endlich ganz verschwindet. Z. B. dreißig bis vierzig der vortrefflichsten entoptischen Scheiben geben keine Figur mehr, sie erscheinen im Spiegelungsapparat so gleichförmig trüb als gut gekühlte Gläser.

Diese Entdeckungen sind es, für welche mir von dem Institut de France die Hälfte des für 1816 ausgesetzten Preises zuerkannt wurde. Ich hatte mich um diesen Preis nicht beworben; es war mir die Aufgabe sogar unbekannt geblieben. Herr Arago hat das Institut zuerst auf meine Untersuchungen aufmerksam gemacht, wie ich vom Herrn Minister von Altenstein und Herrn Prof. Schweigger erfahre, denen er es selbst gesagt hat. Die erste Nachricht erhielt ich von Herrn Biot, welcher mir im December 1815 anzeigte, daß eine Kommission des Instituts, zu welcher er gleichfalls gehöre, eben im Begriff sei, über einen Preis für die besten zur allgemeinen Physik gehörigen Versuche zu entscheiden, welche vor dem ersten October 1815 zur Kenntniß des Instituts gelangt und nicht vor dem ersten October 1813 bekannt waren. Man habe meiner hierbei gedacht; er forderte mich zugleich auf, ihm ein Exemplar der Abhandlung zu senden, in welcher ich das Verfahren beschrieben hätte, wie den Gläsern die Eigenschaft, entoptische Figuren zu erzeugen, nach Willkür ertheilt und genommen werden könne. Noch ehe er meine Antwort erhielt, zeigte er mir an, daß er diese Abhandlung auf der königl. Bibliothek gefunden habe. Bald nachher erfolgte die Ertheilung des Preises, worüber das im Moniteur 1816 Nr. 10 eingerückte Programm des Institut de France folgende nähere Angabe enthält.

La classe, après avoir entendu la commission chargée d'examiner les pièces qui pouvaient concourir, a jugé d'après

son rapport, qu'il convenait de partager ce prix entre M. Seebeck et M. Brewster. — M. Seebeck a découvert que toutes les masses de verre, chauffées et ensuite refroidies rapidement, produisent des figures régulières diversement colorées, lorsqu'elles sont interposées entre des piles de glace ou entre des miroirs réflecteurs, combinés suivant la méthode de Malus. Il a vu en outre que les figures qui se produisent dans un même morceau devenaient différentes quand on en changeait la forme. M. Seebeck a publié sa découverte dans le Journal de Physique de Schweigger, en 1813 et 1814; il a montré que ces phénomènes dépendent de la rapidité du refroidissement, de sorte que l'on peut ainsi, par des réchauffemens et des refroidissemens convenables, donner ou ôter au verre la propriété de produire des couleurs. — M. Brewster est auteur d'un grand nombre de mémoires insérés dans les Transactions philosophiques, et qui sont compris dans les limites du concours. Il en a envoyé plusieurs autres en manuscrits. Parmi les faits importans contenus dans ces mémoires, il en est beaucoup qui ont été antérieurement découverts et imprimés en France: mais dans le nombre des résultats qui appartiennent à M. Brewster, les commissaires ont spécialement distingué le transport des couleurs de la nacre de perle, la formation des couleurs complémentaires par des réflexions successives entre des surfaces métalliques et le développement des phénomènes que M. Seebeck avait découverts. — Der ganze Preis betrug 3000 Fr. Jeder von uns erhielt eine goldene Medaille mit seinem Namen, von 317 Fr. innerem Werth, und 1183 Fr. in Silber.

Seebeck.

Doppelbilder des rhombischen Kalkspaths.

Da die entoptischen Farben in Gefolg der Untersuchung der merkwürdigen optischen Phanomene des genannten Minerals entdeckt worden, so möchte man es wol dem Vertrag angemessen halten, von diesen Erscheinungen und von denen dabei bemerkbaren Farbensäumen Einiges vorauszuschicken.

Die Doppelbilder des bekannten durchsichtigen rhombischen Kalkspaths sind hauptsächlich deswegen merkwürdig, weil sie Halb- und Schattenbilder genannt werden können

und mit denjenigen völlig übereinkommen, welche von zwei Flächen durchsichtiger Körper reflektirt werden. Halbbilder nennen sie, weil sie das Objekt in Absicht auf die Stärke seiner Gegenwart nur halb ausdrücken. Schattenbilder, weil sie den Grund, den dahinter liegenden Gegenstand durchscheinen lassen.

Aus diesen Eigenschaften fließt, daß jedes durch den gedachten Kalkspath verdoppelte Bild von dem Grunde partizipirt, über den es scheinbar hingeführt wird. Ein weißes Bildchen auf schwarzem Grunde wird als ein doppeltes graues, ein schwarzes Bildchen auf weißem Grunde ebenmäßig als ein doppeltes graues erscheinen; nur da, wo beide Bilder sich decken, zeigt sich das volle Bild, zeigt sich das wahre, dem Auge undurchdringliche Objekt, es sei dieses, von welcher Art es wolle.

Um die Versuche zu vermannichfaltigen, schneide man eine kleine viereckige Oeffnung in ein weißes Papier, eine gleiche in ein schwarzes, man lege beide nach und nach auf die verschiedensten Gründe, so wird das Bildchen unter dem Doppelspath halbirt, schwach, schattenhaft erscheinen, es sei, von welcher Farbe es wolle; nur wo die beiden Bildchen zusammentreffen, wird die kräftige volle Farbe des Grundes sichtbar werden.

Hieraus erhellet also, daß man nicht sagen kann, das Weiße bestehe aus einem doppelten Grau; sondern das reine objektive Weiß des Bildchens erscheint da, wo die Bildchen zusammentreffen. Die beiden grauen Bilder entstehen nicht aus dem zerlegten Weiß, sondern sie sind Schattenbilder des Weißen, durch welche der schwarze Grund hindurchblickt und sie grau erscheinen läßt. Es gilt von allen Bildern auf schwarzem, weißem und farbigem Grunde.

In diesem letzten Falle zeigt sich bei den Schattenbildern die Mischung ganz deutlich. Verrückt man ein gelbes Bildchen auf blauem Grund, so zeigen sich die Schattenbilder grünlich; Violet und Orange bringen ein purpurähnliches Bildchen hervor; Blau und Purpur ein schönes Violet u. s. w. Die Gesetze der Mischung gelten auch hier wie auf dem Schwungrad und überall, und wer möchte nun sagen, daß Gelb aus doppeltem Grün, Purpur aus doppeltem Orange bestünde! Doch hat man dergleichen Redensarten wol auch schon früher gehört.

Schau! Im zweifelhaften Dunkel
Glühen blühend alle Zweige,
Nieder ſpielet Stern auf Stern
Und, ſmaragden, durchs Geſträuche
Tauſendfältiger Karfunkel;
Doch Dein Geiſt iſt Allem fern.

„Ich will küſſen, küſſen, ſagt' ich!"

Dein Geliebter, fern, erprobet
Gleicherweiſ' im Sauerſüßen,
Fühlt ein unglückſel'ges Glück.
Euch im Vollmond zu begrüßen,
Habt Ihr heilig angelobet;
Dieſes iſt der Augenblick.

„Ich will küſſen, küſſen, ſag' ich!"

---

in der 3ten Strophe erwähnte Versprechen: einander zu begrüßen, wenn der nächste Vollmond scheinen werde. Es war der erste Vollmond seit dem Vollmond des 24. September, des Tags der Wiedervereinigung. — Das Motiv des Gedichts verlieh wiederum Hafis, der ja die Eifersprache der liebenden vermittelte, und zwar CLVI des Buchs. Tal:

„Gestern sah ich in den Locken
Meines liebsten Bildes Wangen;
Sie umgaben's wie die Wolken,
Die den vollen Mond umfangen.
Ich will küssen, küssen, sprach ich;
Sie entgegnete: O, laß es,
Bis der Vollmond aus dem Zeichen
Dieses Skorpions gegangen!"

Und Hudhud sagte bereits oben III, 15:

„In Trennungs-Nächten,
Sedt, wie sich's in Sternen schreibt!"

Strophe 2. Der Karfunkel der Sterne spielt nieder durch die grünen Büsche und färbt sich dort in dem zweifelhaften Dunkel, dem clair obscur, smaragden.

Strophe 3. Im Sauerſüßen, zur Bezeichnung des Liebeleids, des Trennungsſchmerzes. Der Ausdruck könnte wol edler sein. Vielleicht schwebte Shakspeare vor in der Schlegel'schen Uebersetzung:

„Ich lieb' das Sauerſüße nicht,
Ganz sei die Luſt und auch die Trauer!"

Anders ist es, wenn Lessing von der Blumen „ſauerſüßem Dufte" spricht (Nathan, III, 1, und Goethe selbst (Bürgergeneral, 9) von der „ſauerſüßen Milch der Freiheit und Gleichheit." Tas Amor Wermuth und Honig „gleicherweiſ'" ausstreut, belegt Tasso's klassisches Wort:

„Ahi, crudel Amor! ch'agualmente mesce (uns tödtet)
L'assenzio col mel, che tu fra noi dispensi."
(Gerus. lib., Canto IV).

Das Unzulässige einer solchen Erklärungsart aber noch mehr an den Tag zu bringen, mache man die Grundbilder von Glanzgold, Glanzsilber, polirtem Stahl, man verreibe sie durch den Doppelspath; der Fall ist wie bei allen übrigen. Man würde sagen müssen: das Glanzgold bestehe aus doppeltem Mattgold, das Glanzsilber aus doppeltem Mattsilber und der blanke Stahl aus doppeltem angelaufenen. So viel von den Zwillingsbildern des Doppelspaths; nun zu der Randfärbung derselben! Hiezu eine Tafel.

Fig. 1.

Doppelspatherscheinung.

Man lege den Doppelspath auf das Viereck A, so wird dasselbe dem Betrachter entgegengehoben werden, und zwar wie es auf der Tafel unmittelbar darunter gezeichnet ist. Das helle Bild A ist in zwei Schattenbilder a und b getrennt. Nur die Stelle c, wo sie sich decken, ist weiß wie das Grundbild A. Das Schattenbild a erscheint ohne farbige Ränder, dahingegen das Schattenbild b damit begrenzt ist, wie die Zeichnung darstellt. Dieses ist folgendermaßen abzuleiten und zu erklären. Man setze einen gläsernen Kubus auf das Grundbild A und schaue perpendikular darauf, so wird es uns nach den Gesetzen der Brechung und Hebung ohngefähr um ein Drittheil der Kubusstärke entgegengehoben sein. Hier hat also Brechung und Hebung schon vollkommen ihre Wirkung aethan; allein wir sehen an dem gehobenen Bild keine Ränder, und zwar deswegen, weil es weder vergrößert noch verkleinert noch an die Seite gerückt ist. (Entwurf einer Farbenlehre, §. 196.) Ebendies ist der Fall mit dem Bilde a des Doppelspaths. Dieses wird uns, wie man sich durch eine Vorrichtung überzeugen kann, rein entgegen-

geboben und erscheint an der Stelle des Grundbildes. Das Schattenbild b hingegen ist von demselben weg und zur Seite gerückt, und zwar hier nach unserer Rechten; dies zeigen die Ränder an, da die Bewegung von Hell über Dunkel blaue und von Dunkel über Hell gelbe Ränder hervorbringt.

Daß aber beide Schattenbilder, wenn man sie genugsam von der Stelle rückt, an ihren Rändern gefärbt werden können, dies läßt sich durch das höchst interessante Seebeckische Doppelspathprisma aufs Deutlichste zeigen, indem man dadurch Bilder von ziemlicher Größe völlig trennen kann. Beide erscheinen gefärbt. Weil aber das eine sich geschwinder entfernt, als das andere vom Platze rückt, so hat jenes stärkere Ränder, die auch bei weiterer Entfernung des Beobachters sich immer proportionirlich verbreitern. Genug, Alles geschieht bei der Doppelrefraktion nach den Gesetzen der einfachen, und nur hier nach besonderen Eigenschaften des Lichts forscht, möchte wol schwerlich großen Vortheil gewinnen.

Insofern man Brechung und Spieglung mechanisch betrachten kann, so läßt sich auch gar wohl das Phänomen des Doppelspathes mechanisch behandeln; denn es entspringt aus einer mit Spieglung verbundenen Brechung. Hievon giebt ein Stück Doppelspath, welches ich besitze, den schönsten Beweis, wie es denn auch alles Vorige bestätigt.

Wenn man den gewöhnlichen Doppelspath unmittelbar vors Auge hält und sich von dem Bilde entfernt, so sieht man das Doppelbild ohngefähr, wie man's gesehn, als der Kalkspath unmittelbar darauf lag, nur lassen sich die farbigen Ränder schwerer erkennen. Entfernt man sich weiter, so tritt hinter jenem Doppelbild noch ein Doppelbild hervor. Dies gilt aber nur, wenn man durch gewisse Stellen des Doppelspaths hindurchsieht.

Ein besonderes Stück aber dieses Minerals besitze ich, welches ganz vorzügliche Eigenschaften hat. Legt man nämlich das Auge unmittelbar auf den Doppelspath und entfernt sich von dem Grundbilde, so treten gleich, wie es auf der Tafel vorgestellt ist, zwei Seitenbilder rechts und links hervor, welche, nach verschiedener Richtung des Auges und des durchsichtigen Rhomben, bald einfach wie in d bald doppelt wie in e und f erscheinen. Sie sind noch schattenhafter, grauer als die Bilder a, b, sind aber, weil Grau gegen Schwarz immer für hell gilt, nach dem bekannten Gesetz der Bewegung

eines hellen Bildes über ein dunkles gefärbt, und zwar das zu unserer rechten Seite nach der Norm von b (wodurch die Bewegung dieses letztern Bildes nach der Rechten gleichfalls bethätigt wird) und das auf der linken Seite umgekehrt.

Der Beobachter kann, wenn er immer mehr von dem Gegenstandsbilde zurücktritt, die beiden Seitenbilder sehr weit von einander entfernen. Nehme ich bei Nacht ein brennendes Licht und betrachte dasselbe durch gedachtes Exemplar, so erscheint es gedoppelt, aber nicht merklich farbig. Die beiden Seitenbilder sind auch sogleich da, und ich habe sie bis auf fünf Fuß auseinandergebracht, beide stark gefärbt nach dem Gesetze wie d und e, f.

Daß aber diese Seitenbilder nicht aus einer abgeleiteten Spiegelung des in dem Doppelspath erscheinenden ersten Doppelbildes, sondern aus einer direkten Spieglung des Grundbildes in die (wahrscheinlich diagonalen) Lamellen des Doppelspaths entstehen, läßt sich aus Folgendem abnehmen.

Man bringe das Hauptbild und die beiden Seitenbilder scheinbar weit genug aus einander, dann fahre man mit einem Stückchen Pappe schnell an der untern Fläche herein, so wird man erst das eine Seitenbild zudecken, dann wird das mittlere und erst spät das letzte verschwinden, woraus hervorzugehen scheint, daß die Seitenbilder unmittelbar von dem Grundbilde entspringen.

Sind diese Seitenbilder schon beobachtet? Von meinem Doppelspatherexemplaren bringt sie nur eins hervor. Ich erinnere mich nicht, woher ich es erhalten. Es hat aber ein viel zarteres und feineres Ansehn als die übrigen; auch ist ein vierter Durchgang der Blätter sehr deutlich zu sehn, welchen die Mineralogen den versteckblättrigen nennen (Lenz, Erkenntnißlehre, Bd. II. S. 748). Die zarten epoptischen Farben spielen wie ein Hauch durch die ganze Masse und zeugen von der feinsten Trennung der Lamellen. Durch ein Prisma von einem so gearteten Exemplar würde man die bewundernswürdigste Fata Morgana vorstellen können.

Objektive Versuche damit anzustellen, fehlte mir der Sonnenschein.

Weimar, den 12ten Januar 1813.

s. m.

Elemente der entoptischen Farben.

Apparat. Zweite Figur.

Fig. 2.

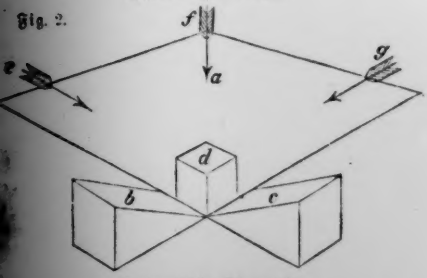

Entoptische Elemente.

Eine Fläche a — zwei Spiegel, auf der Rückseite geschwärzt, d. c. gegen die Fläche in etwa 45 Graden gerichtet. — Ein Glaswürfel d, die entoptischen Farben darzustellen geeignet. Und, in Ermanglung desselben, mehrere auf einander geschichtete Glasplatten, durch eine Hülse verbunden.

Versuche ohne den Würfel.

Man stelle den Apparat so, daß das Licht in der Richtung des Pfeils f auf die Tafel falle, so wird man den Widerschein derselben in beiden Spiegeln gleich hell erblicken. Sodann bewege man den Apparat, damit das Licht in der Richtung des Pfeils e hereinfalle, so wird der Widerschein der Tafel im Spiegel c merklich heller als im Spiegel b sein. Fiele das Licht in der Richtung des Pfeils g her, so würde das Umgekehrte stattfinden.

Versuche mit dem Würfel.

Man setze nunmehr den Würfel ein, wie die Figur anweist, so werden im ersten Fall völlig gleiche entoptische Bilder, und zwar die weißen Kreuze zum Vorschein kommen; in den beiden andern aber die entgegengesetzten, und zwar das weiße Kreuz jederzeit in dem Spiegel, der dem einfallenden Licht zugewendet ist und den unmittelbaren Reflex des Hauptlichtes, des direkten Lichtes aufnimmt, in dem andern Spiegel aber das schwarze Kreuz, weil zu diesem nur ein Seitenschein, eine oblique, geschwächtere Reflexion gelangt.

Aus diesen reinen Elementen kann sich ein Jeder alle einzelne Vorkommenheiten der entoptischen Farben entwickeln; doch sei eine erleichternde Auslegung hinzugefügt. Wir setzen voraus, daß die Beobachtungen an einem offnen Fenster einer sonst nicht weiter beleuchteten Stube geschehen.

Ueberzeuge man sich nun vor allen Dingen, daß hier nur das von der Tafel reflektirte Licht allein wirke; deshalb verdecke man die Spiegel sowie die Oberseite des Kubus vor jedem andern heranscheinenden Lichte.

Man wechsle die Fläche der Tafel a nach Belieben ab und nehme vorerst einen mit Quecksilber belegten Spiegel. Hier wird nun auffallen, was Jedermann weiß und zugiebt: daß das Licht nur dann bei der Reflexion verhältnißmäßig am Stärksten wirke, wenn es immer in derselben Ebene fortschreitet und, obgleich mehrmals reflektirt, doch immer der ursprünglichen Richtung treu bleibt und so vom Himmel zur Fläche, dann zum Spiegel und zuletzt ins Auge gelangt. Das Seitenlicht hingegen ist in dem gegebenen Falle wegen der glatten Oberfläche ganz null, wir sehen nur ein Finsteres.

Man bediene sich eines geglätteten schwarzen Papiers; das direkte Licht, von der glänzenden Oberfläche dem Spiegel mitgetheilt, erhellt ihn, die Seitenfläche hingegen kann nur Finsterniß bewirken.

Man nehme nun blendend weißes Papier, grauliches, blauliches und vergleiche die beiden Widerscheine der Spiegel; in dem einen wird die Fläche a dunkeler als in dem andern erscheinen.

Nun setze man den Würfel an seinen Platz; der helle Widerschein wird die helle Figur, der dunkele die dunklere hervorbringen. Hieraus folgt nun, daß ein gemäßigtes Licht zu der Erscheinung nöthig sei, und zwar ein mehr oder weniger in einem gewissen Gegensatze gemäßigtes, um die Doppelerscheinung zu bilden. Hier geschieht die Mäßigung durch Reflexion.

Wir schreiten nun zu dem Apparat, der uns in den Stand setzt, die Umkehrung jederzeit auffallend darzustellen, wenn uns auch nur das mindeste Tageslicht zu Gebote steht. Ein unterer Spiegel nehme das Himmelslicht direkt auf, man vergleiche dieses reflektirte Licht mit dem grauen Himmel, so wird es dunkler als derselbe erscheinen; richtet man nun den obern Spiegel parallel mit dem untern, so erscheint das Himmelslicht in demselben abermals gedämpfter. Wendet man aber den obern Spiegel übers Kreuz, so wirkt diese, obgleich auch nur zweite Reflexion viel schwächer als in jenem Falle, und es wird eine bedeutende Verdunkelung zu bemerken sein; denn der Spiegel obliquirt das Licht, und es hat nicht mehr Energie als in jenen Grundversuchen, wo es von der Seite her schien. Ein zwischen beide Spiegel gestellter Kubus zeigt nun deshalb das schwarze Kreuz; richtet man den zweiten obern Spiegel wieder parallel, so ist das weiße Kreuz zu sehen. Die Umkehrung, durch Glimmerblättchen bewirkt, ist ganz dieselbe. Fig. 3.

Fig. 3.

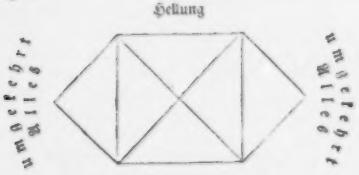

Figur
Farbe

Glimmerwirkung.

Man stelle bei Nachtzeit eine brennende Kerze so, daß das Bild der Flamme von dem untern Spiegel in den obern reflektirt wird, welcher parallel mit dem untern gestellt ist, so wird man die Flamme aufrecht abgespiegelt sehen, um nur Weniges verdunkelt; wendet man den obern Spiegel zur Seite, so legt sich die Flamme horizontal und, wie aus dem Vorhergehenden folgt, noch mehr verdüstert. Führt man den obern Spiegel rund um, so steht die Flamme bei der Richtung von neunzig Graden auf dem Kopfe, bei der Seitenrichtung liegt sie horizontal, und bei der parallelen ist sie wieder aufgerichtet, wechselsweise erhellt und verdüstert; verschwinden aber wird sie nie. Hiervon kann man sich völlig überzeugen, wenn man als untern Spiegel einen mit Quecksilber belegten anwendet.

Diese Erscheinungen jedoch auf ihre Elemente zurückzuführen, war deshalb schwierig, weil in der Empirie manche Fälle eintreten, welche diese zart sich hin- und herbewegenden Phänomene schwankend und ungewiß machen. Sie jedoch aus dem uns offenbarten Grundgesetz abzuleiten und zu erklären, unternehme man, durch einen hellen klaren Tag begünstigt, folgende Versuche.

An ein von der Sonne nicht beschienenes Fenster lege man den geschwärzten Spiegel horizontal, und gegen die Fläche desselben neige man die eine Seite des Kubus in einem Winkel von etwa 30 Graden, die Außenseite dagegen werde nach einem reinen, blauen Himmel gerichtet, und sogleich wird das schwarze oder weiße Kreuz mit farbigen Umgebungen sich sehen lassen.

Bei unveränderter Lage dieses einfachen Apparats setze man die Beobachtungen mehrere Stunden fort, und man wird bemerken, daß, indem sich die Sonne am Himmel hinbewegt, ohne jedoch weder Kubus noch Spiegel zu bescheinen, das Kreuz zu schwanken anfängt, sich verändert und zuletzt in das entgegengesetzte mit umgekehrten Farben sich verwandelt. Dieses Räthsel wird nur bei völlig heiterm Himmel im Freien gelöst.

Man wende bei Sonnenaufgang den Apparat gegen Westen, das schönste weiße Kreuz wird erscheinen; man wende den Kubus gegen Süden und Norden, und das schwarze Kreuz wird sich vollkommen abspiegeln. Und so richtet sich nun dieser Wechsel den ganzen Tag über nach jeder Sonnen-

stellung; die der Sonne entgegengesetzte Himmelsgegend giebt immer das weiße Kreuz, weil sie das direkte Licht reflektirt, die an der Seite liegenden Himmelsgegenden geben das schwarze Kreuz, weil sie das oblique Licht zurückwerfen. Zwischen den Hauptgegenden ist die Erscheinung als Uebergang schwankend.

Je höher die Sonne steigt, desto zweifelhafter wird das schwarze Kreuz, weil bei hohem Sonnenstande der Seitenhimmel beinahe direktes Licht reflektirt. Stünde die Sonne im Zenith, im reinen blauen Aether, so müßte von allen Seiten das weiße Kreuz erscheinen, weil das Himmelsgewölbe von allen Seiten direktes Licht zurückwürfe.

Unser meist getrübter Atmosphärenzustand wird aber den entscheidenden Hauptversuch selten begünstigen; mit desto größerem Eifer fasse der Naturfreund die glücklichen Momente und belehre sich an hinderlichen und störenden Zufälligkeiten.

Wie wir diese Erscheinungen, wenn sie sich bestätigen, zu Gunsten unserer Farbenlehre deuten, kann Freunden derselben nicht verborgen sein; was der Physik im Ganzen hieraus Gutes zuwüchse, werden wir uns mit Freuden aneignen.

Mit Dank haben wir jedoch sogleich zu erkennen, wie sehr wir durch belehrende Unterhaltung, vorgezeigte Versuche, mitgetheilten Apparat durch Herrn Geheimen Hofrath Voigt bei unserm Bemühen in diesen Tagen gefördert worden.

Jena, den 8ten Juni 1817.

Entoptische Farben.

Ansprache.

Bei diesem Geschäft erfuhr ich, wie mehrmals im Leben günstiges und ungünstiges Geschick, fördernd und hindernd. Nun aber gelange nach zwei Jahren an demselben Tage zu ebendemselben Ort, wo ich bei gleich heiterer Atmosphäre die entscheidenden Versuche nochmals wiederholen kann. Möge mir eine hinreichende Darstellung gelingen, wozu ich mich wenigstens wohl zuberettet fühle. Ich war indessen nicht

müssig und habe immerfort versucht, erprobt und eine Bedingung nach der andern ausgeforscht, unter welchen die Erscheinung sich offenbaren möchte.

Hiebei muß ich aber jener Beihülfe dankbar anerkennend gedenken, die mir von vorzüglichen wissenschaftlichen Freunden bisher gegönnt worden. Ich erfreute mich des besondern Antheils der Herren Döbereiner, Hegel, Körner, Lenz, Roux, Schultz, Seebeck, Schweigger, Voigt. Durch gründlich motivirten Beifall, warnende Bemerkungen, Beitrag eingreifender Erfahrung, Mittheilung natürlicher, Bereitung künstlicher Körper, durch Verbesserung und Bereicherung des Apparats und genaueste Nachbildung der Phänomene, wie sie sich steigern und Schritt vor Schritt vermannichfaltigen, ward ich von ihrer Seite höchlich gefördert. Von der meinen verfehlte ich nicht, die Versuche fleißig zu wiederholen, zu vereinfachen, zu vermannichfaltigen, zu vergleichen, zu ordnen und zu verknüpfen. Und nun wende ich mich zur Darstellung selbst, die auf vielfache Weise möglich wäre, die aber gegenwärtig unternehme, wie sie mir gerade zum Sinne paßt; früher oder später wäre sie anders ausgefallen.

Freilich müßte sie mündlich geschehen bei Vorzeigung aller Versuche, wovon die Rede ist; denn Wort und Zeichen sind nichts gegen sicheres, lebendiges Anschauen. Möchte sich der Apparat, diese wichtigen Phänomene zu vergegenwärtigen, einfach und zusammengesetzt durch Thätigkeit geschickter Mechaniker von Tag zu Tag vermehren.

Uebrigens hoff' ich, daß man meine Ansicht der Farben überhaupt, besonders aber der physischen kenne; denn ich schreibe Gegenwärtiges als einen meiner Farbenlehre sich unmittelbar anschließenden Aufsatz, und zwar am Ende der zweiten Abtheilung, hinter dem 485sten Paragraphen, Seite 214.

Jena, den 20. Juli 1820.

I.

Woher benannt.

Die entoptischen Farben haben bei ihrer Entdeckung diesen Namen erhalten nach Analogie der übrigen, mehr

oder weniger bekannten und anerkannten phys[illegible]n Farben, wie wir solche in dem Entwurf zu einer allgemeinen Chromatologie sorgfältig aufgeführt. Wir zeigten nämlich daselbst zuerst dioptrische Farben ohne Refraktion, die aus der reinen Trübe entspringen; dioptrische mit Refraktion, die prismatischen nämlich, bei welchen zur Brechung sich noch die Begrenzung eines Bildes nöthig macht; katoptrische, die auf der Oberfläche der Körper durch Spiegelung sich zeigen; paroptische, welche sich zu dem Schatten der Körper gesellen; epoptische, die sich auf der Oberfläche der Körper unter verschiedenen Bedingungen flüchtig oder bleibend erweisen; die nach der Zeit entdeckten wurden entoptische genannt, weil sie innerhalb gewisser Körper zu schauen sind, und damit sie, wie ihrer Natur also auch dem Namensklange nach, sich an die vorhergehenden anschlössen. Sie erweiterten höchst erfreulich unseren Kreis, gaben und empfingen Aufklärung und Bedeutung innerhalb des herrlich ausgestatteten Bezirks.

II.

Wie sie entdeckt worden.

In Gefolg der Entdeckungen und Bemühungen französischer Physiker, Malus, Biot und Arago, im Jahr 1809 über Spiegelung und doppelte Strahlenbrechung stellte Seebeck im Jahr 1812 sorgfältige Versuche wiederholend und fortschreitend an. Jene Beobachter hatten schon bei den ihrigen, die sich auf Darstellung und Aufhebung der Doppelbilder des Kalkspaths hauptsächlich bezogen, einige Farbenerscheinungen bemerkt. Auch Seebeck hatte dergleichen gesehen; weil er sich aber eines unbequemen Spiegelapparates mit kleiner Oeffnung bediente, so ward er die einzelnen Theile der Figuren gewahr, ohne ihr Ganzes zu überschauen. Er befreite sich endlich von solchen Beschränkungen und fand, daß es Gläser gebe, welche die Farbe hervorbringen, andere nicht, und erkannte, daß Erhitzung bis zum Glühen und schnelles Abkühlen den Gläsern die entoptische Eigenschaft verleihe.

Die ihm zugetheilte Hälfte des französischen Preises zeugte von parteiloser Anerkennung von Seiten einer fremden, ja feindlichen Nation; Brewster, ein Engländer, empfing

45.

Geheimschrift.

Laßt Euch, o Diplomaten,
Recht angelegen sein,
Und Eure Potentaten
Beratbet rein und fein!
Geheimer Chiffern Sendung
Beschäftige die Welt,
Bis endlich jede Wendung
Sich selbst ins Gleiche stellt!

Mir von der Herrin süße
Die Chiffer ist zur Hand,
Woran ich schon genieße,
Weil sie die Kunst erfand.
Es ist die Liebesfülle
Im lieblichsten Revier,
Der holde, treue Wille,
Wie zwischen mir und ihr.

Da heißt die Liebe herbig-süß, bitter-süß, aigre-doux, und das Jelängerjelieber lateinisch Solanum dulcamara oder amara dulcis (Bittersüß). Das italienische Sprichwort besagt (Giusti, prov. 42): „L'amore non è senza amaro." Das analoge Oxymoron unglückselig'es Glück kehrt wieder unten in Nr. 50.

45. Geheimschrift. Heidelberg, 21. September 1815. — Den Sinn dieser Geheimschrift erklärt Goethe näher in den Noten, Abschn. Chiffer, dahin: daß zwei Personen ein bestimmtes Buch verabreden und, indem sie Seiten- und Zeilenzahl zu einem Briefe verbinden, gewiß sind, daß der Empfänger mit geringem Bemühen den Sinn zusammenfinden werde. Obiges Lied, fährt Goethe fort, „will auf eine solche Verabredung hindeuten. Liebende werden einig, Hafisens Gedichte zum Merkzeug ihres Gedankenwechsels zu legen; sie bezeichnen Seite und Zeile, die ihren gegenwärtigen Zustand ausdruckt, und so entstehen zusammengeschriebene Lieder von schönsten Ausdruck; . . . die Entfernten finden ein tröstliches Erleben, indem sie ihre Trauer mit Perlen seiner Worte schmücken". Als so entstanden bezeichnet dann Goethe das in den Noten abgedruckte Gedicht:

„Dir zu eröffnen
Mein Herz, verlangt mich."

Dies Alles hat Suleika, die Eine der Liebenden, noch am 21. Januar 1857 Herman Grimm brieflich bestätigt (Preuß. Jahrb. XXIV S. 13) und zugleich einige der in dieser Chiffreschrift verfaßten Briefe Goethe's beigelegt, die (Taf. S. 16 und 17) fragmentarisch abgedruckt sind. Sie schreibt: „Ich schicke Dir noch einige Blättchen mit, die damals den Hauptreiz unsers Briefwechsels bildeten, wo das Geheimniß, ein wesentlicher Bestandtheil,

die andere Hälfte. Er hatte sich mit demselben Gegenstand beschäftigt und manche Bedingungen ausgesprochen, unter welchen jene Phänomene zum Vorschein kommen.

III.

Wie die entoptischen Eigenschaften dem Glase mitzutheilen.

Das Experiment in seiner größten Einfalt ist folgendes: man zerschneide eine mäßig starke Spiegelscheibe in mehrere anderthalbzöllige Quadrate, diese durchglühe man und verkühle sie geschwind. Was davon bei dieser Behandlung nicht zerspringt, ist nun fähig, entoptische Farben hervorzubringen.

IV.

Aeußere Grundbedingung.

Bei unserer Darstellung kommt nun Alles darauf an, daß man sich mit dem Körper, welcher entoptische Farben hervorzubringen vermag, unter den freien Himmel begebe, alle dunkle Kammern, alle kleine Löchlein (Foramina exigua) abermals hinter sich lasse. Eine reine, wolkenlose, blaue Atmosphäre — dies ist der Quell, wo wir eine auslangende Erkenntniß zu suchen haben!

V.

Einfachster Versuch.

Jene bereiteten Tafeln lege der Beschauer bei ganz reiner Atmosphäre flach auf einen schwarzen Grund, so daß er zwei Seiten derselben mit sich parallel habe, und halte sie nun bei völlig reinem Himmel und niedrigem Sonnenstand so nach der der Sonne entgegengesetzten Himmelsgegend, richte sein Auge dermaßen auf die Platten, daß von ihrem Grunde die Atmosphäre sich ihm zurückspiegele, und er wird sodann in den vier Ecken eines hellen Grundes vier dunkle Punkte gewahr werden. Wendet er sich darauf gegen die Himmelsgegenden, welche rechtwinklicht zu der vorigen Richtung stehen, so erblickt er vier helle Punkte auf einem dunklen Grund; diese beiden Erscheinungen zeigen sich auf dem Boden der Glasplatte. Bewegt man die gedachten Quadrate zwischen jenen entschiedenen Stellungen, so gerathen die Figuren in ein Schwanken.

Die Urſache, warum ein ſchwarzer Grund verlangt wird, iſt dieſe, daß man vermeiden ſolle, entweder durch eine Lokalfarbe des Grundes die Erſcheinung zu ſtören oder durch allzu große Hellung wol gar aufzuheben. Uebrigens thut der Grund nichts zur Sache, indem der Beſchauer ſein Auge ſo zu richten hat, daß von dem Grunde der Platte ſich ihm die Atmoſphäre vollkommen ſpiegele.

Da es nun aber ſchon eine gewiſſe Uebung erfordert, wenn der Beſchauer dieſe einfachſte Erſcheinung gewahr werden ſoll, ſo laſſen wir ſie vorerſt auf ſich beruhen und ſteigern unſern Apparat und die Bedingungen deſſelben, damit wir mit größerer Bequemlichkeit und Mannichfaltigkeit die Phänomene verfolgen können.

VI.

Zweiter, geſteigerter Verſuch.

Von dieſer inneren, einfachen Spiegelung gehen wir zu einer nach außen über, welche zwar noch einfach genug iſt, das Phänomen jedoch ſchon viel deutlicher und entſchiedener vorlegt. Ein ſolider Glaskubus, an deſſen Stelle auch ein aus mehreren Glasplatten zuſammengeſetzter Kubus zu benutzen iſt, werde bei Sonnenaufgang oder -Untergang auf einen ſchwarz belegten Spiegel geſtellt oder etwas geneigt darüber gehalten. Man laſſe den atmoſphäriſchen Widerſchein nunmehr durch den Kubus auf den Spiegel fallen, ſo wird ſich jene obgemeldte Erſcheinung, nur viel deutlicher darſtellen; der Widerſchein von der der Sonne gegenüberſtehenden Himmelsregion giebt die vier dunklen Punkte auf hellem Grund; die beiden Seitenregionen geben das Umgekehrte, vier helle Punkte auf dunklem Grund, und wir ſehen bei dieſem geſteigerten Verſuch zwiſchen den pfauenaugig ſich bildenden Eckpunkten einmal ein weißes, das andere Mal ein ſchwarzes Kreuz, mit welchem Ausdruck wir denn auch künftig das Phänomen bezeichnen werden. Vor Sonnenaufgang oder nach Sonnenuntergang bei ſehr gemäßigter Hellung erſcheint das weiße Kreuz auch an der Sonnenſeite.

Wir ſagen daher, der direkte Widerſchein der Sonne, der aus der Atmoſphäre zu uns zurückkehrt, giebt ein erhelltes Bild, das wir mit dem Namen des weißen Kreuzes bezeichnen. Der obliqne Widerſchein giebt ein verdüſtertes

Bild, das sogenannte schwarze Kreuz. Geht man mit dem Versuch um den ganzen Himmel herum, so wird man finden, daß in den Achtelsregionen ein Schwanken entsteht; wir gewahren eine undeutliche, aber bei genauer Aufmerksamkeit auf eine regelmäßige Gestalt zurückzuführende Erscheinung. Zu bemerken ist, daß wir das helle Bild dasjenige nennen dürfen, welches auf weißem Grund farbige Züge sehen läßt, und umgekehrt das dunkle, wo sich zum dunklen Grunde hellere farbige Züge gesellen.

VII.

Warum ein geschwärzter Spiegel?

Bei physikalischen Versuchen soll man mit jeder Bedingung sogleich die Absicht derselben anzeigen, weil sonst die Darstellung gar leicht auf Taschenspielerei hinausläuft. Das Phänomen, womit wir uns beschäftigen, ist ein schattiges, beschattetes, ein Skieron, und wird durch allzu große Helle vertrieben, kann nicht zur Erscheinung kommen; deswegen bedient man sich zu den ersten Versuchen billig verdüsterter Spiegelflächen, um einem jeden Beschauer die Erscheinung sogleich vor Augen zu stellen. Wie es sich mit klaren und abgestumpften Spiegelflächen verhalte, werden wir in der Folge zeigen.

VIII.

Polarität.

Wenn wir den entoptischen Phänomenen Polarität zuschreiben, so geschieht es in dem Sinne, wie Goethe in seiner Farbenlehre alle Chroagenesie zu entwickeln bemüht gewesen. Finsterniß und Licht stehen einander uranfänglich entgegen, eins dem andern ewig fremd: nur die Materie, die in und zwischen beide sich stellt, hat, wenn sie körperhaft undurchsichtig ist, eine beleuchtete und eine finstere Seite, bei schwachem Gegenlicht aber erzeugt sich erst der Schatten. Ist die Materie durchscheinend, so entwickelt sich in ihr im Helldunklen, Trüben in Bezug aufs Auge das, was wir Farbe nennen.

Diese sowie Hell und Dunkel manifestirt sich überhaupt in polaren Gegensätzen. Sie können aufgehoben, neu-

tralisirt, indifferenzirt werden, so daß beide zu verschwinden scheinen; aber sie lassen sich auch umkehren, und diese Umwendung ist allgemein bei jeder Polarität die zarteste Sache von der Welt. Durch die mindeste Bedingung kann das Plus in Minus, das Minus in Plus verwandelt werden. Dasselbe gilt also auch von den entoptischen Erscheinungen. Durch den geringsten Anlaß wird das weiße Kreuz in das schwarze, das schwarze in das weiße verwandelt und die begleitenden Farben gleichfalls in ihre geforderten Gegensätze umgekehrt. Dieses aber auseinanderzulegen, ist gegenwärtig unsere Pflicht. Man lasse den Hauptbegriff nicht los, und man wird bei aller Veränderlichkeit die Grunderscheinung immer wieder finden.

IX.

Nordländische Atmosphäre selten klar.

Ist nun die uranfängliche Erscheinung an dem klarsten, reinsten Himmel zu suchen, so läßt sich leicht einsehen, daß wir in unseren Gegenden nur selten eine vollkommene Anschauung zu gewinnen im Falle sind. Nur langsam entdeckte man die Hauptbedingung, langsamer die Nebenumstände, welche das Grundgesetz abermals gesetzmäßig bedingen und mehrfach irreführende Ab- und Ausweichungen verursachen.

X.

Beständiger Bezug auf den Sonnenstand.

Die Sonne, welche hier weder als leuchtender Körper noch als Bild in Betracht kommt, bestimmt, indem sie den auch in seinem reinsten Zustande immer für trüb zu haltenden Luftkreis erhellt, die erste Grundbedingung aller entoptischen Farben; der direkte Widerschein der Sonne giebt immer das weiße, der rechtwinklige, oblique das schwarze Kreuz; dies muß man zu wiederholen nicht müde werden, da noch Manches dabei in Betracht zu ziehen ist.

XI.

Theilung des Himmels in vier gleiche oder ungleiche Theile.

Daraus folgt nun, daß nur in dem Moment der Sonnengleiche, bei Aufgang und Untergang, die oblique Erschei-

nung genau auf den Meridian einen rechten Winkel bilde. Im Sommer, wo die Sonne nordwärts rückt, bleibt die Erscheinung in sich zwar immer rechtwinklig, bildet aber mit dem Meridian und im Verlauf des Tages mit sich selbst geschobene Andreaskreuze.

XII.

Höchster Sonnenstand.

Zu Johanni um die Mittagsstunde ist der hellste Moment. Bei Kulmination der Sonne erscheint ein weißes Kreuz rings um den Horizont. Wir sagen deshalb, daß in solcher Stellung die Sonne rings um sich her direkten Widerschein in dem Luftkreis bilde. Da aber bei polaren Erscheinungen der Gegensatz immer sogleich sich manifestiren muß, so findet man da, wo es am Wenigsten zu suchen war, das schwarze Kreuz ohnfern von der Sonne. Und es muß sich in einem gewissen Abstand von ihr ein unsichtbarer Kreis obliquen Lichts bilden, den wir nur dadurch gewahr werden, daß dessen Abglanz im Kubus das schwarze Kreuz hervorbringt.

Sollte man in der Folge den Durchmesser dieses Ringes messen wollen und können, so würde sich wol finden, daß er mit jenen sogenannten Höfen um Sonne und Mond in Verwandtschaft stehe. Ja, wir wagen auszusprechen, daß die Sonne am klarsten Tage immer einen solchen Hof potentia um sich habe, welcher bei nebelartiger, leichtwolkiger Verdichtung der Atmosphäre sich vollständig oder theilweise, größer oder kleiner, farblos oder farbig, ja zuletzt gar mit Sonnenbildern geschmückt, meteorisch wiederholt und durchkreuzt, mehr oder weniger vollkommen darstellt.

XIII.

Tiefe Nacht.

Da unsere entoptischen Erscheinungen sämmtlich auf dem Widerschein der Sonne, den uns die Atmosphäre zusendet, beruhen, so war zu folgern, daß sie sich in den kürzesten Nächten sehr spät noch zeigen würden, und so fand sich's auch. Am 18. Juli Nachts halb 10 Uhr war das schwarze Kreuz des Versuches VI noch sichtbar; am 23. August schon um 8 Uhr nicht mehr. Das weiße Kreuz, welches ohnehin im

zweifelhaften Falle etwas schwerer als das schwarze darzustellen ist, wollte sich mir nicht offenbaren; zuverlässige Freunde versichern mich aber, es zu gleicher Zeit gesehen zu haben.

XIV.

Umwandlung durch trübe Mittel.

Zu den ersten Beobachtungen und Versuchen haben wir den klarsten Himmel gefordert: denn es war zu bemerken, daß durch Wolken aller Art das Phänomen unsicher werden könne. Um aber auch hierüber zu einiger Gesetzlichkeit zu gelangen, beobachtete man die verschiedenen Zustände der Atmosphäre; endlich glückte Folgendes. Man kennt die zarten, völlig gleich ausgetheilten Herbstnebel, welche den Himmel mit reinem leichten Schleier, besonders des Morgens, bedecken und das Sonnenbild entweder gar nicht oder doch nur strahlenlos durchscheinen lassen. Bei einer auf diese Weise bedeckten Atmosphäre giebt sowol die Sonnenseite als die gegenüberstehende das schwarze Kreuz, die Seitenregionen aber das weiße.

An einem ganz heitern, stillen Morgen in Karlsbad Anfangs Mai 1820, als der Rauch, aus allen Essen aufsteigend, sich über dem Thal sanft zusammenzog und nebelartig vor der Sonne stand, konnte ich bemerken, daß auch dieser Schleier an der Sonnenseite das weiße Kreuz in das schwarze verwandelte, anstatt daß auf der reinen Westseite über dem Hirschsprung das weiße Kreuz in völliger Klarheit bewirkt wurde.

Ein Gleiches erfuhr ich, als ein verästeter, verzweigter Lufthaum sich vor und nach Aufgang der Sonne im Osten zeigte; er kehrte die Erscheinung um wie Nebel und Rauch.

Völlig überzogener Regenhimmel kehrte die Erscheinung folgendermaßen um: die Ostseite gab das schwarze Kreuz, die Süd- und Nordseite das weiße, die Westseite, ob sie gleich auch überzogen war, hielt sich dem Gesetz gemäß und gab das weiße Kreuz.

Nun hatten wir aber auch zu unserer großen Zufriedenheit einen uralten, sehr getrübten Metallspiegel gefunden, welcher die Gegenstände zwar noch deutlich genug, aber doch sehr verdüstert wiedergiebt. Auf diesen brachte man den

Kubus und richtete ihn bei dem klarsten Zustand der Atmosphäre gegen die verschiedenen Himmelsgegenden. Auch hier zeigte sich das Phänomen umgekehrt, der direkte Widerschein gab das schwarze, der oblique das weiße Kreuz, und daß es ja an Mannichfaltigkeit der Versuche nicht fehle, wiederholte man sie bei rein verbreitetem Nebel; nun gab die Sonnenseite und ihr direkter Widerschein das weiße, die Seitenregionen aber das schwarze Kreuz. Von größer Wichtigkeit scheinen uns diese Betrachtungen.

XV.

Rückkehr zu den entoptischen Gläsern.

Nachdem wir nun die entoptischen Körper zuerst in ihrem einfachen Zustand benutzt und vor allen Dingen in den Höhen und Tiefen der Atmosphäre den eigentlichen Urquell der Erscheinungen zu entdecken, auch die polare Umkehrung derselben theils auf natürlichem theils auf künstlichem Wege zu verfolgen gesucht, so wenden wir uns nun abermals zu gedachten Körpern, an denen wir die Phänomene nachgewiesen, um nun auch die mannichfaltigen Bedingungen, welchen diese Vermittler unterworfen sind, zu erforschen und aufzuzählen.

XVI.

Nähere Bezeichnung der entoptischen Erscheinung.

Um vorerst das Allgemeinste auszusprechen, so läßt sich sagen, daß wir Gestalten erblicken, von gewissen Farben begleitet, und wieder Farben, an gewisse Gestalten gebunden, welche sich aber beiderseits nach der Form des Körpers richten müssen.

Sprechen wir von Tafeln, und es sei ein Viereck gemeint, gleichseitig, länglich, rhomdisch; es sei ein Dreieck jeder Art; die Platte sei rund oder oval: jede regelmäßige sowie jede zufällige Form nöthigt das erscheinende Bild, sich nach ihr zu bequemen, welchem denn jedesmal gewisse gesetzliche Farben anhangen. Von Körpern gilt dasselbige was von Platten.

Das einfachste Bild ist dasjenige, was wir schon genugsam kennen; es wird in einer einzelnen viereckten Glasplatte hervorgebracht.

Vier dunkle Punkte erscheinen in den Ecken des Quadrats, die einen weißen, kreuzförmigen Raum zwischen sich lassen; die Umkehrung zeigt uns helle Punkte in den Ecken des Quadrats, der übrige Raum scheint dunkel.

Dieser Anfang des Phänomens ist nur wie ein Hauch, zwar deutlich und erkennbar genug, doch größerer Bestimmtheit, Steigerung, Energie und Mannichfaltigkeit fähig, welches Alles zusammen durch Vermehrung auf einander gelegter Platten hervorgebracht wird.

Hier merke man nun auf ein bedeutendes Wort: Die dunkeln und hellen Punkte sind wie Quellpunkte anzusehen, die sich aus sich selbst entfalten, sich erweitern, sich gegen die Mitte des Quadrats hindrängen, erst bestimmtere Kreuze, dann Kreuz nach Kreuzen bei Vermehrung der auf einander gelegten Platten vielfach hervorbringen.

Was die Farben betrifft, so entwickeln sie sich nach dem allgemeinen, längst bekannten, noch aber nicht durchaus anerkannten ewigen Gesetz der Erscheinungen in und an dem Trüben, die hervortretenden Bilder werden unter ebendenselben Bedingungen gefärbt. Der dunkle Quellpunkt, der sich nach der Mitte zu bewegt und also über hellen Grund geführt wird, muß Gelb hervorbringen; da aber, wo er den hellen Grund verläßt, wo ihm der helle Grund nachrückt, sich über ihn erstreckt, muß er ein Blau sehen lassen. Bewegen sich im Gegenfalle die hellen Punkte nach dem innern, düstern, so erscheint vorwärts gesetzlich Blauroth, am hinteren Ende hingegen Gelb und Gelbroth. Dies wiederholt sich bei jedem neu entstehenden Kreuze, bis die hinter einander folgenden Schenkel nahe rücken, wo alsdann durch Vermischung der Ränder Purpur und Grün entsteht.

Da nun durch Glasplatten, über einander gelegt, die Steigerung gefördert wird, so sollte folgen, daß ein Kubus schon in seiner Einfachheit gesteigerte Figuren hervorbringe; doch dies bewahrheitet sich nur bis auf einen gewissen Grad. Und obgleich Derjenige, welcher sämmtliche Phänomene Zuschauern und Zuhörern vorlegen will, einen soliden, guten entoptischen Kubus nicht entbehren kann, so empfiehlt sich doch ein Kubus von über einander befestigten Platten dem Liebhaber dadurch, weil er leichter anzuschaffen und noch überdies die Phänomene auffallender darzustellen geschickt ist. Was von dreieckigen und runden Platten zu sagen wäre,

lassen wir auf sich beruhen; genug, wie die Form sich ändert, so ändert sich auch die Erscheinung; der Naturfreund wird sich dieses Alles gar leicht selbst vor Augen führen können.

XVII.

Abermalige Steigerung.

Vorrichtung mit zwei Spiegeln.

Die im Vorhergehenden angezeigte gesteigerte, vermannichfaltigte Erscheinung können wir jedoch auf obige einfache Weise kaum gewahr werden; es ist daher eine dritte zusammengesetztere Vorrichtung nöthig.

Wir bilden unsern Apparat aus zwei angeschwärzten, zu einander gerichteten, einander antwortenden Spiegeln, zwischen welchen der Kubus angebracht ist. Der untere Spiegel ist unbeweglich, so gestellt, daß er das Himmelslicht aufnehme und es dem Kubus zuführe; der obere ist aufgehängt, um eine perpendikulare Achse beweglich, so daß er das Bild des von unten erleuchteten Kubus dem Zuschauer ins Auge bringe. Hängt er gleichnamig mit dem untern, so wird man die helle Erscheinung sehen; wendet man ihn nach der Seite, so obliquirt er das Licht, zeigt es obliquirt, und wir sehen das schwarze Kreuz, sodann aber bei der Achtelswendung schwankende Züge.

Manche andere spiegelnde Flächen, die wir durchversucht, Fensterscheiben, farbiges Glas, geglättete Oberflächen jeder Art bringen die Wirkung des unteren Spiegels hervor; auch wird sie wenig geschwächt noch verändert, wenn wir die atmosphärische Beleuchtung erst auf eine Glastafel, von da aber auf den einfachen oder zusammengesetzten Apparat fallen lassen.

Das klarste Licht des Vollmonds erhellt die Atmosphäre zu wenig, um von dort her die nöthige Beleuchtung erhalten zu können; läßt man es aber auf eine Glastafel fallen, von da auf den Apparat, so thut es Wirkung und hat genugsame Kraft, das Phänomen hervorzubringen.

XVIII.

Wirkung der Spiegel in Absicht auf Hell und Dunkel.

Wir entfernen die entoptischen Körper nunmehr, um die Spiegel und ihre einzelne oder verbündete Wirksamkeit nä-

her zu betrachten. Einem jeden Kunst- und Naturfreunde, der auf einer, durch Anschwärzung der einen Seite zum verkleinernden Convexspiegel verwandelten Glaslinse Landschaften betrachtet hat, ist wohl bekannt, daß sowol Himmel als Gegenstände um ein Bedeutendes dunkler erscheinen, und so wird ihm nicht auffallen, wenn er, von unserm Doppelapparat den obern Spiegel wegnehmend, unmittelbar auf den untern blickt, die heiterste Atmosphäre nicht schön blau, sondern verdüstert gewahr zu werden. Daß bei parallel wieder eingehängtem oberen Spiegel, bei verdoppelter Reflexion, abermals eine Verdüsterung vor sich gehe, ist gleichfalls eine natürliche Folge. Das Blau hat sich in ein Aschgrau verwandelt.

Aber noch weit stärker ist die Verdüsterung bei Seitenstellung des oberen Spiegels. Der nunmehr obliquirte Widerschein zeigt sich merklich dunkler als der direkte, und hierin legt sich die nächste Ursache der erhellenden und verdunkelnden Wirkung auf entoptische Gläser vor Augen.

XIX.

Wirkung der Spiegel in Absicht auf irgend ein Bild.

Um sich hiervon aufs Kürzeste in Kenntniß zu setzen, stelle man eine Kerze dergestalt, daß das Bild der Flamme auf den untern Spiegel falle; man betrachte dasselbe sodann durch den obern, parallel mit dem unteren hängenden Spiegel; die Kerze wird aufgerichtet und die Flamme, als durch zwei verdüsterte Spiegel zum Auge gelangend, um etwas verdunkelt sein.

Man führe den Spiegel in den rechten Winkel, die Kerze wird horizontal liegend erscheinen und die Flamme bedeutend verdunkelt.

Abermals führe man den Spiegel weiter in die Gegenstellung der ersten Richtung, die Flamme wird auf dem Kopfe stehen und wieder heller sein. Man drehe den Spiegel ferner um seine Achse, die Kerze scheint horizontal und abermals verdüstert, bis sie denn endlich, in die erste Stellung zurückgeführt, wieder hell wie vom Anfang erscheint. Ein jedes helles Bild auf dunklem Grunde, das man an die Stelle der Kerze bringt, wird dem aufmerksamen Beobachter dieselbe Erscheinung gewähren. Wir wählen dazu einen hellen Pfeil

Von abertausend Blüthen
Ist es ein bunter Strauß,
Von englischen Gemüthen
Ein vollbewohntes Haus;
Von buntesten Gefiedern
Der Himmel überdacht,
Ein klingend Meer von Liedern,
Geruchvoll überweht.

Ist unbedingten Strebens
Geheime Doppelschrift,
Die in das Mark des Lebens
Wie Pfeil um Pfeile trifft.
Was ich Euch offenbaret,
War längst ein frommer Brauch,
Und wenn Ihr es gewahret,
So schweigt und nutzt es auch!

46.

Abglanz.

Ein Spiegel, er ist mir geworden,
Ich sehe so gerne hinein,
Als hinge des Kaisers Orden
An mir mit Doppelschein;
Nicht etwa selbstgefällig
Such' ich mich überall;
Ich bin so gerne gesellig,
Und das ist hier der Fall.

---

nicht fehlen durfte. Die bezeichneten Stellen sind aus dem Divan von Hafis. — Wenn Du nun im Divan das schöne Gedicht Geheimschrift, Laßt Euch, o Diplomaten", — — gelesen, so ist es für Dich keine Geheimschrift mehr, und ich habe Dir wieder Einiges aus der glücklichen Zeit meines Lebens mitgetheilt". — Dieser Briefwechsel in Chiffern, den Goethe sogleich in der ersten Strophe dem damals blühenden diplomatischen entgegenstellt, wurde verabredet, als der Dichter am 19. September Frankfurt verließ, und obiges Gedicht fällt in die erste kurze Trennungszeit bis zum Lästen.

46. Abglanz. Wahrscheinlich aus dem Spätherbst 1815. — Der Spiegel sind Suleika's Lieder, in welchen der Dichter sich erblickt und sie zugleich; und wendet er sich (Strophe 2) zu seinen eigenen Liedern, so sieht er sie auch da. So ist es ein Doppelspiegel, wie des Kaisers Orden, der den Doppelschein (Strophe 1) der Sonne und des Monds verbindet (s. oben Nr. 13). Vergl. Rückert's Liebesfrühling, XXII. 1. Strauß. — Luther

auf dunklem Grunde, woran sowol die Veränderung der Stellung des Bildes als dessen Erhellung und Verdüsterung deutlich gesehen wird.

XX.

Identität durch klare Spiegel.

Bisher wäre also nichts Verwunderungswürdiges vorgekommen; bei der größten Mannichfaltigkeit bleibt Alles in der Regel; so ist auch folgende Erscheinung ganz dem Gesetz gemäß, ob sie uns gleich bei der ersten Entdeckung wundersam überraschte.

Bei dem Apparat mit zwei Spiegeln nehme man zum untersten, der das Himmelslicht aufnimmt, einen mit Quecksilber belegten und richte ihn bei dunkelblauer Atmosphäre gegen den Seitenschein, der im Würfel das schwarze Kreuz erzeugt; dieses wird nun auch erscheinen und identisch bleiben, wennschon der Oberspiegel gleichnamig gestellt ist: denn die Eigenschaft des atmosphärischen Scheins wird durch den klaren Spiegel vollkommen überliefert, ebenso wie es bei jener Erfahrung mit einem Spiegel unmittelbar geschieht.

Wir haben zur Bedingung gemacht, daß der Himmel so blau sein müsse, als es in unsern Gegenden möglich ist, und hier zeigt sich abermals der Himmel als eine verschleierte Nacht, wie wir ihn immer ansehen. Er ist es nun, der sein verdüstertes Licht in den klaren Spiegel sendet, welches alsdann, dem Kubus mitgetheilt, sich gerade in dem mäßigen Gleichgewicht befindet, das zur Erscheinung unumgänglich nöthig ist.

XXI.

Abgeleiteter Schein und Widerschein.

Wir haben den unmittelbaren Widerschein von den verschiedenen Himmelsgegenden her als den ersten und ursprünglichen angenommen; aber auch abgeleiteter Schein und Widerschein bringt dieselben Phänomene hervor.

Weißer Battist, vor ein besonntes Fenster gezogen, giebt zwar mit dem einfachen Apparat keine Erscheinung, wahrscheinlich weil das davon herkommende Licht noch allzu stark und lebhaft ist; der Kubus aber, zwischen die Doppelspiegel

gelegt, giebt sowol das weiße als schwarze Kreuz; denn der helle Schein der Battistfläche wird durch die beiden Spiegel gemäßigt.

Vom abgeleiteten Widerschein wäre vielleicht nur Folgendes zu sagen: Haben wir, durch unsern zweiten Apparat (V) von irgend einer Himmelsgegend her die entoptische Erscheinung bewirkt, so stelle man derselben atmosphärischen Region eine unbelegte spiegelnde Glastafel entgegen, wende sich mit dem Apparat nun zu ihr, und man wird die abgeleitete Erscheinung mit der ursprünglichen gleich finden.

XXII.

Doppelt refrangirende Körper.

Der durchsichtige rhombische Kalkspath, dessen Eigenschaft, Bilder zu verdoppeln, ja zu vervielfachen, schon lange Zeit Forscher und Erklärer beschäftiget, gab immerfort bei Unzulänglichkeit früheren Bemühens zu neuen Untersuchungen Anlaß. Hier wurde nach und nach entdeckt, daß mehrere krystallinisch gebildete Körper eine solche Eigenschaft besitzen, und nicht allein dieses ward gefunden, sondern auch bei vielfachster Behandlung solcher Gegenstände noch andere begleitende Erscheinungen. Da man nun beim rhombischen Kalkspath gar deutlich bemerken konnte, daß der verschiedene Durchgang der Blätter und die deshalb gegen einander wirkenden Spiegelungen die nächste Ursache der Erscheinung sei, so ward man auf Versuche geleitet, das Licht durch spiegelnde, auf verschiedene Weise gegen einander gerichtete Flächen dergestalt zu bedingen, daß künstliche Wirkungen, jenen natürlichen ähnlich, hervorgebracht werden konnten.

Hiebei war freilich sehr viel gewonnen; man hatte einen äußern, künstlichen Apparat, wodurch man den innern, natürlichen nachahmen, kontroliren und beide gegen einander vergleichen konnte.

Nach dem Gange unserer Darstellung haben wir zuerst den künstlichen Apparat in seiner größten Einfalt mit der Natur in Rapport gesetzt, wir haben den Urquell aller dieser Erscheinungen in der Atmosphäre gefunden, sodann unsere Vorrichtungen gesteigert, um das Phänomen in seiner größten Ausbildung darzustellen; nun gehen wir zu den natürlichen, durchsichtigen, krystallisirten Körpern über und sprechen also

von ihnen aus, daß die Natur in das Innerste solcher K
per einen gleichen Spiegelapparat aufgebaut habe, wie
es mit äußerlichen, physisch-mechanischen Mitteln get
und es bleibt uns noch zu zeigen Pflicht, wie die dop
refrangirenden Körper gerade die sämmtlichen, uns nun s
bekannten Phänomene gleichfalls hervorbringen, daß wir
her, wenn wir ihren natürlichen Apparat mit unserm kün
lichen verbinden, die anmuthigsten Erscheinungen vor Aug
zu stellen fähig sind. Auch hier werden wir aufs Einfach
verfahren und nur drei Körper in Anspruch nehmen, da
die Erscheinung bei andern ähnlichen immerfort widerhol
muß und wiederholt. Diese drei Körper aber sind der Glim
mer, das Fraueneis und der rhombische Kalkspath.

XXIII.

Glimmerblättchen.

Die Glimmerblätter haben von der Natur den Spie
gelungsapparat in sich und zugleich die Fähigkeit, entop
tische Farben hervorzubringen; deshalb ist es so bequem
als lehrreich, sie mit unsern künstlichen Vorrichtungen zu
verbinden.

Um nun das Glimmerblättchen an und für sich zu un
tersuchen, wird es allein zwischen beide, vorerst parallel ge
stellte Spiegel gebracht, und hier entdecken sich nach und nach
die für uns so merkwürdigen Eigenschaften.

Man bewege das Blättchen hin und her, und der Be
schauer wird sogleich bemerken, daß ihm das Gesichtsfeld bald
heller bald dunkler erscheine; ist er recht aufmerksam und die
Eigenschaft des Glimmerblättchens vollkommen zusagend, so
wird er gewahr werden, daß die helle Erscheinung von einem
gelblichen, die dunkle von einem bläulichen Hauch begleitet
ist. Wir greifen nun aber zu einer Vorrichtung, welche uns
dient, genauere Versuche vorzunehmen.

Wir stellen den entoptischen Kubus zwischen die zwei
parallelen Spiegel an den gewohnten Ort, legen das Glimmer-
blatt darauf und bewegen es hin und her; auch hier findet
die Abänderung vom Hellen ins Dunkle, vom Gelblichen ins
Bläuliche statt, dieses aber ist sogleich mit einer Umkehrung
der Formen und der Farben in dem Kubus verbunden. Ein
solches nun geschieht durch innere Spiegelung des Glimmers,

s unſere äußeren Spiegel unbewegt bleiben. Um nun hierüber ferner ins Klare zu kommen, verfahre man folgendermaßen. Man wende das auf dem Kubus liegende Blättchen ſo lange hin und her, bis die Erſcheinung des weißen Kreuzes vollkommen rein iſt, als wenn ſich nichts zwiſchen dem Kubus und unſern Augen befände. Nun zeichne man mit einer ſcharf einſchneidenden Spitze auf das Glimmerblatt einen Strich an der Seite des Kubus, die mit uns parallel iſt, her und ſchneide mit der Schere das Glimmerblatt in dieſer Richtung durch. Hier haben wir nun die Baſis unſerer folgenden Operationen. Man drehe nun das Glimmerblatt immer horizontal auf dem Kubus bedächtig herum und man wird erſt Figur und Farbe im Schwanken, endlich aber die völlige Umkehrung, das ſchwarze Kreuz erblicken. Nun zeichne man die gegenwärtige Lage des Glimmerblattes zu der uns immer noch parallelen Seite des Kubus und ſchneide auch in dieſer Richtung das Glimmerblatt durch, ſo wird man einen Winkel von 135 Graden mit der Grundlinie finden; hiernach läßt ſich nun ohne weiteres empiriſches Herumtaſten ſogleich die Form der Tafel angeben, welche uns künftig ſämmtliche Phänomene geſetzlich zeigen ſoll; es iſt die, welche wir einſchalten.

Hier ſehen wir nun ein größeres Quadrat, aus dem ſich zwei kleinere entwickeln, und ſagen, um beim Bezeichnen unſerer Verſuche alle Buchſtaben und Zahlen zu vermeiden: der Beſchauer halte die längere Seite parallel mit ſich, ſo wird er die lichte Erſcheinung erblicken; wählt man die ſchmale Seite, ſo haben wir die finſtere Erſcheinung.

Die etwas umſtändliche Bildung ſolcher Tafeln können wir uns dadurch erleichtern, wenn wir nach obiger Figur eine Karte ausſchneiden und ſie unter die Spiegel, die lange Seite parallel mit uns haltend, bringen, auf derſelben aber

das Glimmerblatt hin und her bewegen, bis wir die [illegible] Erscheinung vollkommen vor uns sehen. Klebt man in diesem Moment das Blättchen an die Karte fest, so dient [illegible] der Ausschnitt als sichere Norm bei allen unsern Versuchen.

Wenn wir nun die Erscheinungen sämmtlich mehrmals durchgehen, so finden wir Blättchen, welche uns entschieden Dienst leisten und das Phänomen vollkommen umkehren; andere aber bringen es nicht völlig dazu, sie erregen jedoch ein starkes Schwanken. Dieses ist sehr unterrichtend, indem wir nun daraus lernen, daß die bekannten Kreuze nicht etwa aus zwei sich durchschneidenden Linien entstehen, sondern aus zwei Haken, welche sich aus den Ecken hervor gegen einander bewegen, wie es bei den Chladni'schen Tonfiguren der Fall ist, wo solche Haken gleichfalls von der Seite hereinstreben, um das Kreuz im Sande auszubilden.

Ferner ist zu bemerken, daß es auch Glimmerblättchen gebe, welche kaum eine Spur von allen diesen Erscheinungen bemerken lassen. Diese Art ist, da die übrigen meist farblos wie Glastafeln anzusehen sind, auch in ihren feinsten Blättern tombackbraun; die meinigen sind von einer großen Glimmersäule abgetrennt.

Schließlich haben wir nun noch einer sehr auffallenden Farbenerscheinung zu gedenken, welche sich unter folgenden Bedingungen erblicken läßt. Es giebt Glimmerblätter, vorgeschriebenermaßen als sechsseitige Tafeln zugerichtet; diese zeigen in der ersten Hauptrichtung, das heißt, die längere Seite parallel mit dem Beobachter gelegt, keine besondere Farbe als allenfalls einen gelblichen und, wenn wir den oberen Spiegel zur Seite richten, blaulichen Schein; legen wir aber die schmale Seite parallel mit uns, so erscheinen sogleich die schönsten Farben, die sich bei Seitenwendung des Spiegels in ihre Gegensätze verwandeln, und zwar

Hell	Dunkel
Gelb	Violet
Gelbroth	Blau
Purpur	Grün.

Wobei zu bemerken, daß, wenn man dergleichen Blätter auf den entoptischen Rubus bringt, die Erscheinung des hellen und dunklen Kreuzes mit den schönsten bezüglichen Farben begleitet und überzogen wird.

Und hier stehe denn eine Warnung eingeschaltet am rechten Platze: wir müssen uns wohl in Acht nehmen, diese Farben, von denen wir gegenwärtig handeln, nicht mit den epoptischen zu vermischen. Wie nahe sie auch verwandt sein mögen, so besteht doch zwischen ihnen der große Unterschied, daß die epoptischen unter dem Spiegelapparat nicht umgekehrt werden, sondern, gleichviel ob direkt oder von der Seite angeschaut, immer dieselbigen bleiben, dagegen die im Glimmerblättchen erscheinenden beweglicher Art sind und also auf einer höhern Stufe stehn.

Ferner bringen wir den Umstand zur Sprache, daß der stumpfe Winkel der sechseitigen Tafel, welcher auf unserer Basis aufgerichtet wird und das Umkehren des Phänomens entscheidet, zusammengesetzt ist aus 90 Graden des rechten Winkels und aus 45, welche dem kleinen Quadrat angehören, zusammen 135 Grade. Es wird uns also auf eine sehr einfache Weise auf jene 35 bis 36 Grade gedeutet, unter welchen bei allen Spiegelungen die Erscheinung erlangt wird.

Ferner fügen wir bemerkend hinzu, daß uns noch nicht gelingen wollen, zu erfahren, wie unsere empirisch-theoretische sechseitige Tafel mit den von Natur sechseitig gebildeten Glimmersäulen und deren Blättern in Uebereinstimmung trete. Leider sind unsere wirksamen Glimmertafeln schon in kleine Fensterscheiben geschnitten, deren Seiten zu unseren Phänomenen in keinem Bezug stehen. Die einzelnen Glimmerblätter aber, an welchen die sechseitige Kristallisation nachzuweisen ist, sind gerade diejenigen, welche die Umkehrung hartnäckig verweigern.

XXIV.

Fraueneis.

Mit durchsichtigen Gipsblättchen verhält es sich gleichermaßen; man spaltet sie so fein als möglich und verfährt mit ihnen auf dieselbe Weise, wie bei dem Glimmer gezeigt worden.

Man untersuche ein solches Plättchen an und für sich zwischen den beiden Spiegeln, und man wird eine Richtung

finden, wo es vollkommen klar ist; diese bezeichne man als Basis der übrigen Versuche; man bilde sodann ein Sechseck und richte eine der kürzeren Seiten parallel mit sich, und man wird das Gesichtsfeld mit Farben von der größten Schönheit begabt sehen. Bei der Seitenstellung des Spiegels wechseln sie sämmtlich, und es kommen an derselben Stelle die geforderten Gegensätze hervor. Gesellt man ein solches Blättchen zum Kubus, so wird jene erste Richtung die entoptische Erscheinung völlig identisch lassen, in dem zweiten Falle aber das Bild verändert sein. Es werfen sich nämlich die beiden Farben, Purpur und Grün, an die hellen oder dunkeln Züge der Bilder, so daß die Umkehrung als Umkehrung nicht deutlich wird, die Färbung jedoch auf eine solche Veränderung hinweist; denn sobald man den Spiegel nunmehr seitwärts wendet, so erscheint zwar das Bild noch immer vollkommen farbig, allein die Züge, die man vorher grün gesehen, erscheinen purpur, und umgekehrt.

Man sieht hieraus, daß schon bei den zartesten Tafeln das Bild einige Undeutlichkeit erleiden müsse; werden nun gar mehrere über einander gelegt, so wird das Bild immer undeutlicher, bis es zuletzt gar nicht mehr zu erkennen ist. Ich sehe daher das Verschwinden der Erscheinung bei dem Umkehren nur als eine materielle Verdüsterung an, die ganz allein der Unklarheit des angewendeten Mittels zuzuschreiben ist.

XXV.

Doppelspath.

Von diesem bedeutenden, so oft besprochenen, beschriebenen, bemessenen, berechneten und bemeinten Naturkörper haben wir nur so viel zu sagen, als seine Eigenschaften sich in unserm Kreise manifestiren. Er verhält sich gerade wie die vorhergehenden beiden, nur daß seine rhombische Figur und die Dicke seiner Krystalle einigen Unterschied machen mögen. Legen wir ihn übrigens zwischen die beiden Spiegel so, daß die längere oder kürzere Achse auf dem Beschauer perpendikular steht, so erscheint das Gesichtsfeld helle, und wir dürften alsdann nur den zu uns gekehrten Winkel abstutzen, so hätten wir, wenn die Operation an der langen Seite geschah, ein Sechseck mit zwei stumpfern Winkeln, und

wenn wir die kürzere Diagonale abstutzen, ein etwas spitzwinkligeres Sechseck als unser regelmäßiges erhalten, aber doch immer ein Sechseck, dessen kürzere Seiten, gegen uns gekehrt, das Gesichtsfeld dunkler machen. Hierbei ist es aber keineswegs nöthig, daß wir unsere Krystalle verderben, sondern wir heften unsere ausgeschnittene Karte nach bekannter Weise über den Krystall oder zeichnen unsere Intention durch einen leichten Federstrich.

Nun sprechen wir aber mit den vorigen Fällen völlig übereinstimmend aus: die erste Richtung, die das helle Sechseld bewirkt, läßt die Erscheinung identisch, die Seitenwendung jedoch des bekannten Winkels kehrt die Erscheinung um, welches noch ganz deutlich, jedoch mehr der Farbe als der Form nach an der Umkehrung der blauen Augen in gelbe bemerkt werden kann. Also ist auch hier ein Verschwinden, welches durch vermehrte Körperlichkeit des Mittels hervorgebracht würde, kein physischer, sondern ein ganz gemeiner Effekt der zunehmenden Undurchsichtigkeit.

Nun aber erwartet uns eine höchst angenehme Erscheinung. Läßt man einen solchen rhombischen isländischen Krystall durch Kunst dergestalt zurichten, daß zwei der langen Achsenfläche parallele Abschnitte der Ecken verfügt und geschliffen werden, so wird man, wenn der Körper in dieser Lage zwischen die zwei Spiegel gebracht wird, einmal ein helles, das andere Mal ein dunkles Bild gewahr werden, analog jenen uns bekannten gefärbten entoptischen Bildern; vier helle Punkte stehen zuerst innerhalb eines Kreises, um den sich mehr Kreise versammeln, und es gehen vier pinselartige Strahlungen aus von den Punkten als hell und durchscheinend. Bei der Seitenwendung zeigt sich der Gegensatz; wir sehen, in Ringe gefaßt, ein schwarzes Kreuz, von welchem gleichfalls vier schwarze büschelartige Strahlungen sich entfernen.

Hier hätten wir nun die sämmtlichen Erscheinungen beisammen: klare, helle Spiegelung und Identität, dunkle Spiegelung mit Umkehrung, letztere besonders von inwohnenden, aber formlosen Farben begleitet, nun aber den Körper selbst durch künstliche Bereitung in seinem Innern aufgeschlossen und eine bewunderswürdige Erscheinung zum Anschauen gebracht.

So wäre denn also dieser höchst problematische Körper

durch Untersuchung nur noch immer problematischer geworden, und mit ihm so mancher andere. Freilich ist es wunderbar genug, daß ihm dreierlei Arten der Farbenerscheinung zugetheilt sind: die prismatischen bei der Brechung, und zwar doppelt und vielfach, die epoptischen zwischen seinen zarten Lamellen, wenn sich diese nur im Mindesten mit beibehaltener Berührung aus einander geben, und die entoptischen, durch künstliche Vorbereitung aus seinem Innern aufgeschlossen. Viel ist hiervon gesagt, viel ist zu sagen, für unsere Zwecke sei das Wenige hinreichend.

XXVI.

Apparat, vierfach gesteigert.

Was man bei allen Experimenten beobachten sollte, wollten wir, wie sonst auch geschehen, bei dem unsrigen zu leisten suchen. Zuerst sollte das Phänomen in seiner ganzen Einfalt erscheinen, sein Herkommen aussprechen und auf die Folgerung hindeuten.

Unser einfachster Apparat (V) besteht aus einer entoptischen Glastafel, horizontal auf einen dunklen Grund gelegt und gegen die klare Atmosphäre in verschiedenen Richtungen gehalten, da sich denn der ätherische Ursprung der Erscheinungen und die Wirkung des direkten und obliquen Widerscheins sogleich ergiebt, dergestalt daß, wenn wir dies recht eingesehen, wir keiner ferneren Versuche bedürften.

Aber es ist nöthig, daß wir weiter gehen, die Abhängigkeit von äußeren Umständen zu mindern suchen, um das Phänomen bequemer, auffallender und nach Willen öfter darstellen zu können.

Hierzu bahnt nun unser zweiter Versuch (VI) den Weg, wir bedienen uns eines entoptischen Kubus und eines schwarzen Spiegels; durch jenen lassen wir die atmosphärische Wirkung hindurchgehen und erblicken die farbigen Bilder außerhalb demselben auf dem Spiegel: allein hierbei sind wir immer noch von der Atmosphäre abhängig; ohne einen völlig reinblauen Himmel bringen wir die Erscheinung nicht hervor.

Wir schreiten daher zu dem dritten zusammengesetzteren Apparat (XVII). Wir richten zwei Spiegel gegen einander, von welchen der untere die allseitige Atmosphäre vorstellt, der obere hingegen die jedesmalige besondere Richtung, sie

sei direkt, obliquе oder in der Diagonale. Hier verbirgt sich nun schon das wahre Naturverhältniß, das Phänomen als Phänomen ist auffallender; aber wenn man von vorn herein nicht schon fundirt ist, so wird man schwerlich rückwärts zur wahren anschauenden Erkenntniß gelangen. Indessen dient uns dieser Apparat täglich und stündlich und wird uns deshalb so werth, weil wir die Zusammenwirkung desselben mit den natürlichen Körpern und ihr wechselseitiges Betragen höchst belehrend finden.

Nun aber haben wir noch einen vierten Apparat, dessen zu erwähnen wir nun Gelegenheit nehmen; er ist zwar der bequemste und angenehmste, dagegen verbirgt er aber noch mehr das Grundphänomen, welches sich Niemand rückwärts daraus zu entwickeln unternehmen würde. Er ist höchst sauber und zierlich gearbeitet von dem Glasschleifer Nigl in München und durch die Gunst des Herrn Professor Schweigger in meinen Besitz gekommen; er besteht aus vier Spiegeln, welche, sich auf einander beziehend, sämmtliche Phänomene leicht und nett hervorbringen. Der erste Spiegel außerhalb des Apparats, fast horizontal gelegen, nimmt das Tageslicht unmittelbar auf und überliefert solches dem zweiten, welcher, innerhalb des Instrumentes schief gestellt, wie der untere erste Spiegel des vorigen Apparats das empfangene Licht aufwärts schickt; unmittelbar über ihm wird der entoptische Kubus eingeschoben, auf welchen man perpendikular durch ein Sehrohr hinunterblickt; in diesem nun sind statt des Okulars zwei Spiegel angebracht, wovon der eine das Bild des Kubus von unten aufnimmt, der andere solches dem Beschauer ins Auge führt. Kehrt man nun die mit den beiden verbundenen Spiegeln zusammen bewegliche Hülse in die direkte oder Seitenstellung, so verwandeln sich die Bilder gar bequem und erfreulich Farb' und Form nach, und um desto auffallender, da durch das viermal wiederholte Abspiegeln das Licht immer mehr gedämpft und gemäßigt worden. Noch ein anderes höchst erfreuendes Phänomen läßt sich zugleich darstellen, wenn man nämlich an die Stelle des Okulars ein kleines Prisma von Doppelspath setzt, wodurch man die gleichzeitige Erhellung und Verdunkelung bei fortgesetzter Kreisbewegung der Hülse höchst angenehm und überraschend beschauen und wiederholen kann.

Wenn ich nun vorm Spiegel stehe
Im stillen Wittwerhaus,
Gleich guckt, eh ich mich versehe,
Das Liebchen mit heraus.
Schnell kehr' ich mich um, und wieder
Verschwand sie, die ich sah;
Dann blick' ich in meine Lieder,
Gleich ist sie wieder da.

Die schreib' ich immer schöner
Und mehr nach meinem Sinn,
Trotz Krittler und Verhöhner,
Zu täglichem Gewinn.
Ihr Bild in reichen Schranken
Verherrlichet sich nur,
In goldnen Rosenranken
Und Rähmchen von Lasur.

47.

Suleika.

Wie mit innigstem Behagen,
Lied, empfind' ich Deinen Sinn!
Liebevoll Du scheinst zu sagen,
Daß ich ihm zur Seite bin;

Daß er ewig mein gedenket,
Seiner Liebe Seligkeit
Immerdar der Fernen schenket,
Die ein Leben ihm geweiht.

---

nennt die Psalmen auch einen Spiegel, „einen feinen, hellen, reinen Spiegel, der Dir zeigen wird, was die Christenheit sei. Ja, Du wirst auch Dich selbst darinnen und das rechte γνῶθι σεαυτον finden" (Vorrede auf den Psalter, 1531). Dazu im Wunderhorn (II. 59):

„Sehe Du mir einen Spiegel ins Herze hinein,
Damit Du kannst sehen, wie treu ich es mein'."

Einen ganz andern Sinn hat der türkische Spruch: „Homo hominis speculum est" (Sandys, I. 449). — Wittwerhaus (Strophe 2), weil Suleika fern ist. — Mit Strophe 3 vergl. den Anfang von Nr. 12 und 18 oben.

47. Suleika's Erwiderung auf Nr. 46. Sie giebt dem Spiegel eine Deutung, welche mit der Rote Hammer's zu Hafis' Gasele LXIII, Buchst. Za, genau übereinstimmt. Hafis' Verse:

Sieht man nun zurück und vergegenwärtigt sich Schritt vor Schritt, wie jene Steigerung vorgegangen, was dazu beigetragen, was sie uns aufgeklärt, was sie verbirgt, so kann man uns in diesem ganzen Felde nichts Neues mehr vorzeigen, indem wir mit den Augen des Leibes und Geistes ungehindert methodisch vor- und rückwärts blicken.

XXVII.

Warnung.

Wie nahe wir durch unsern vierfach gesteigerten Apparat an den Punkt gekommen, wo das Instrument, anstatt das Geheimniß der Natur zu entwickeln, sie zum unauflöslichen Räthsel macht, möge doch jeder naturliebende Experimentator beherzigen. Es ist nichts dagegen zu sagen, daß man durch mechanische Vorrichtung sich in den Stand setze, gewisse Phänomene bequemer und auffallender nach Willen und Belieben vorzuzeigen; eigentliche Belehrung aber befördern sie nicht, ja, es giebt unnütze und schädliche Apparate, wodurch die Naturanschauung ganz verfinstert wird, worunter auch diejenigen gehören, welche das Phänomen theilweise oder außer Zusammenhang vorstellen. Diese sind es eigentlich, worauf Hypothesen gegründet, wodurch Hypothesen Jahrhunderte lang erhalten werden; da man aber hierüber nicht sprechen kann, ohne ins Polemische zu fallen, so darf davon bei unserm friedlichen Vortrag die Rede nicht sein.

XXVIII.

Von der innern Beschaffenheit des entoptischen Glases.

Wir haben vorhin, indem wir von den entoptischen Eigenschaften gewisser Gläser gesprochen, welche in ihrem Innern Formen und Farben zeigen, uns nur ans Phänomen gehalten, ohne weiter darauf einzugehen, ob sich ausmitteln lasse, wodurch denn diese Erscheinung eigentlich bewirkt werde. Da wir nun jedoch erfahren, daß gleiche Phänomene innerhalb natürlicher Körper zu bemerken sind, deren integrirende Theile durch eigenthümliche Gestalt und wechselseitige Richtung gleichfalls Formen und Farben hervorbringen, so dürfen wir nun auch weiter gehen und aufsuchen, welche Veränderung innerhalb der Glasplatten bei schnellem Abkühlen sich ereig-

nen und ihnen jene bedeutend-anmuthige Fähigkeit ertheilen möchte.

Es läßt sich beobachten, daß in Glastafeln, indem sie erhitzt werden, eine Undulation vorgehe, die bei allmähligem Abkühlen verklingt und verschwindet. Durch einen solchen geruhigen Uebergang erhält die Masse eine innere Bindung, Konsistenz und Kraft, um bis auf einen gewissen Grad äußerer Gewalt widerstehen zu können. Der Bruch ist muschlig, und man könnte diesen Zustand, wenn auch uneigentlich, zäh nennen.

Ein schnelles Abkühlen aber bewirkt das Gegentheil, die Schwingungen scheinen zu erstarren, die Masse bleibt innerlich getrennt, spröde, die Theile stehen neben einander und, obgleich vor wie nach durchsichtig, behält das Ganze etwas, das man Punktualität genannt hat. Durch den Demant geritzt, bricht die Tafel reiner als eine des langsam abgekühlten Glases; sie braucht kaum nachgeschliffen zu werden.

Auch zerspringen solche Gläser entweder gleich oder nachher, entweder von sich selbst oder veranlaßt. Man kennt jene Fläschchen und Becher, welche durch hineingeworfene Steinchen rissig werden, ja zerspringen.

Wenn von geschmolzenen Glastropfen, die man zu schnellster Verkühlung ins Wasser fallen ließ, die Spitze abgebrochen wird, zerspringen sie und lassen ein pulverartiges Wesen zurück; darunter findet ein aufmerksamer Beobachter einen noch zusammenhängenden kleinen Bündel stenglicher Krystallisation, die sich um das in der Mitte eingeschlossene Luftpünktchen bildete. Eine gewisse solutio continui ist durchaus zu bemerken.

Zugleich mit diesen Eigenschaften gewinnt nun das Glas die Fähigkeit, Figuren und Farben in seinem Innern sehen zu lassen. Denke man sich nun jene beim Erhitzen beobachteten Schwingungen unter dem Erkalten fixirt, so wird man sich nicht mit Unrecht dadurch entstehende Hemmungspunkte, Hemmungslinien einbilden können und dazwischen freie Räume, sämmtlich in einem gewissen Grade trüb, so daß sie, bezugsweise bei veränderter Lichteinwirkung, bald hell bald dunkel erscheinen können.

Kaum aber haben wir versucht, uns diese wundersame Naturwirkung einigermaßen begreiflich zu machen, so werden wir abermals weiter gefordert; wir finden unter andern veränderten Bedingungen wieder neue Phänomene. Wir erfah-

ren nämlich, daß diese Hemmungspunkte, diese Hemmungslinien in der Glastafel nicht unauslöschlich fixirt und für immer befestigt dürfen gedacht werden; denn obschon die ursprüngliche Figur der Tafel vor dem Glühen den Figuren und Farben, die innerhalb erscheinen sollen, Bestimmung giebt, so wird doch auch nach dem Glühen und Verkühlen bei veränderter Form die Figur verändert. Man schneide eine viereckte Platte mitten durch und bringe den parallelepipedischen Theil zwischen die Spiegel, so werden abermals vier Punkte in den Ecken erscheinen, zwei und zwei weit von einander getrennt, und von den langen Seiten herein der helle oder dunkle Raum viel breiter als von den schmalen. Schneidet man eine viereckte Tafel in der Diagonale durch, so erscheint eine Figur, derjenigen ähnlich, die sich fand, wenn man Dreiecke glühte.

Suchten wir uns nun vorhin mit einer mechanischen Vorstellungsart durchzuhelfen, so werden wir schon wieder in eine höhere, in die allgemeine Region der ewig lebenden Natur gewiesen; wir erinnern uns, daß das kleinste Stück eines zerschlagenen magnetischen Eisensteins ebenso gut zwei Pole zeigt als das Ganze.

XXIX.

Aussicht.

Wenn es zwar durchaus räthlich, ja höchst nothwendig ist, das Phänomen erst an sich selbst zu betrachten, es in sich selbst sorgfältig zu wiederholen und solches von allen Seiten aber und abermals zu beschauen, so werden wir doch zuletzt angetrieben, uns nach außen zu wenden und von unserm Standpunkte aus allenthalben umherzublicken, ob wir nicht ähnliche Erscheinungen zu Gunsten unseres Vornehmens auffinden möchten, wie wir denn so eben an den so weit abgelegenen Magneten zu gedenken unwillkürlich genöthigt worden.

Hier dürfen wir also die Analogie als Handhabe, als Hebel, die Natur anzufassen und zu bewegen, gar wohl empfehlen und anrühmen. Man lasse sich nicht irre machen, wenn Analogie manchmal irre führt, wenn sie, als zu weit gesuchter willkürlicher Witz, völlig in Rauch aufgeht. Verwerfen wir ferner nicht ein heiteres, humoristisches Spiel mit den Gegenständen, schickliche und unschickliche Annäherung, ja

Verknüpfung des Entferntesten, womit man uns in Erstaunen zu setzen, durch Kontrast auf Kontrast zu überraschen trachtet. Halten wir uns aber zu unserm Zweck an eine reine, methodische Analogie, wodurch Erfahrung erst belebt wird, indem das Abgesonderte und entfernt Scheinende verknüpft, dessen Identität entdeckt und das eigentliche Gesammtleben der Natur auch in der Wissenschaft nach und nach empfunden wird.

Die Verwandtschaft der entoptischen Figuren mit den übrigen physischen haben wir oben schon angedeutet: es ist die nächste, natürlichste und nicht zu verkennen. Nun müssen wir aber auch der physiologischen gedenken, welche hier in vollkommener Kraft und Schönheit hervortreten. Hieran finden wir abermals ein herrliches Beispiel, daß Alles im Universen zusammenhängt, sich auf einander bezieht, einander antwortet. Was in der Atmosphäre vorgeht, bezieht sich gleichfalls in des Menschen Auge, und der entoptische Gegensatz ist auch der physiologe. Man schaue in dem obern Spiegel des dritten Apparats das Abbild des unterliegenden Kubus; man nehme sodann diesen schnell hinweg, ohne einen Blick vom Spiegel zu verwenden, so wird die Erscheinung, die helle wie die dunkle, als gespenstiges Bild umgekehrt im Auge stehen und die Farben zugleich sich in ihre Gegensätze verwandeln, das Bräunlichgelb in Blau, und umgekehrt, dem naturfinnigen Forscher zu großer Freude und Kräftigung.

Sodann aber wenden wir uns zur allgemeinen Naturlehre und versichern nach unserer Ueberzeugung Folgendes: sobald die verschiedene Wirkung des direkten und obliquen Widerscheins eingesehen, die Allgemeinheit jenes Gesetzes anerkannt sein wird, so muß die Identität unzähliger Phänomene sich alsobald bethätigen; Erfahrungen werden sich an einander schließen, die man als unzusammenhängend bisher betrachtet und vielleicht mit einzelnen hypothetischen Erklärungsweisen vergebens begreiflicher zu machen gesucht. Da wir aber gegenwärtig nur die Absicht haben können, den Geist zu befreien und anzuregen, so blicken wir ringsumher, um näher oder ferner auf gewisse Analogien zu deuten, die sich in der Folge an einander schließen, sich aus und gegen einander entwickeln mögen. Weiter kann unser Geschäft nicht gehen; denn wer will eine Arbeit übernehmen, die der Folgezeit noch manche Bemühung zumuthen wird!

XXX.

Chladni's Configuren.

Alle geistreiche, mit Naturerscheinungen einigermaßen bekannte Personen, sobald sie unsern entoptischen Kubus zwischen den Spiegeln erblickten, riefen jedesmal die Aehnlichkeit mit den Chladni'schen Figuren, ohne sich zu besinnen, lebhaft aus, und wer wollte sie auch verkennen! Daß nun diese äußeren auffallenden Erscheinungen ein gewisses inneres Verhältniß und in der Entstehungsart viel Uebereinstimmung haben, ist gegenwärtig darzuthun.

Figuren Chladni's	Seebeck's
entstehen	
1) durch Schwingungen.	1) durch Schwingungen.
Diese werden bewirkt	
2) durch Erschüttern der Glastafeln;	2) durch Glühen der Glastafeln, durch Druck ꝛc.;
verharren	
3) in Ruhe;	3) durch schnelle Verkühlung;
verschwinden	
4) durch neues Erschüttern;	4) durch neues Glühen und langsame Erkaltung;
sie richten sich	
5) nach der Gestalt der Tafel;	5) nach der Gestalt der Tafel;
sie bewegen sich	
6) von außen nach innen;	6) von außen nach innen;
ihre Anfänge sind	
7) parabolische Linien, welche mit ihren Gipfeln gegen einander streben, beim Quadrat von der Seite, um ein Kreuz zu bilden;	7) parabolische Linien, welche mit ihren Gipfeln gegen einander streben, beim Quadrat aus den Ecken, um ein Kreuz zu bilden;
sie vermannichfaltigen sich	
8) bei Verbreiterung der Tafel;	8) bei Vermehrung der übereinander gelegten Tafeln;
sie beweisen sich	
9) als oberflächlich.	9) als innerlichst.

Mögen vorerst diese Bezüge hinreichen, um die Verwandtschaft im Allgemeinen anzudeuten; gewiß wird dem Forscher nichts angenehmer sein als eine hierüber fortgesetzte Betrachtung. Ja, die reale Vergleichung beider Versuche, die Darstellung derselben neben einander durch zwei Personen, welche solchen Experimenten gewachsen wären, müßte viel Vergnügen geben und dem innern Sinn die eigentliche Vergleichung überlassen, die freilich mit Worten nie vollkommen dargestellt werden kann, weil das innere Naturverhältniß, wodurch sie bei himmelweiter Verschiedenheit einander ähnlich werden, immer von uns nur geahnet werden kann.

XXXI.

Atmosphärische Meteore.

Da nach unserer Ueberzeugung die nähere Einsicht in die Effekte des direkten und obliquen Widerscheins auch zur Erklärung der atmosphärischen Meteore das Ihrige beitragen wird, so gedenken wir derselben gleichfalls an dieser Stelle. Der Regenbogen, ob wir ihn gleich als durch Refraktion gewirkt anerkennen, hat doch das Eigene, daß wir die dabei entspringenden Farben eigentlich innerhalb der Tropfen sehen; denn auf dem Grunde derselben spiegelt sich die bunte Verschiedenheit.

Nun kommen die Farben des untern Bogens nach einem gewissen Gesetze zu unserm Auge und auf eine etwas komplizirtere Weise die Farben des oberen Bogens gleichfalls; sobald wir dies eingesehen, so folgern wir, daß aus dem Raum zwischen den zwei Bogen kein Licht zu unserm Auge gelangen könne, und dieses bethätigt sich dem aufmerksamen Beobachter durch folgenden Umstand. Wenn wir auf einer reinen, vollkommen dichten Regenwand, welcher die Sonne klar und mächtig gegenübersteht, die beiden Bogen vollkommen ausgedrückt finden, so sehen wir den Raum zwischen beiden Bogen dunkelgrau und zwar entschieden dunkler als über und unter der Erscheinung.

Wir schöpften daher die Vermuthung, daß auch hier ein in gewissem Sinne obliquirtes Licht bewirkt werde, und richteten unseren zweiten entoptischen Apparat gegen diese Stelle, waren aber noch nicht so glücklich, zu einem entschiedenen Resultate zu gelangen. So viel konnten wir bemerken, daß,

wenn der Regenbogen selbst durch unsern entoptischen Kubus durchfiel, das weiße Kreuz erschien und er sich also dadurch als direkten Widerschein erwies. Der Raum unmittelbar drüber, welcher nach der Vermuthung das schwarze Kreuz hätte hervorbringen sollen, gab uns keine deutliche Erscheinung, da wir, seit wir auf diesen Gedanken gekommen, keinen entschieden vollkommenen doppelten Regenbogen und also auch keinen gesättigten dunklen Raum zwischen beiden beobachten konnten. Vielleicht gelingt es andern Naturfreunden besser.

Die Höfe, in deren Mitte Sonne und Mond stehen, die Nebensonnen und Anderes erhalten durch unsere Darstellung gewiß in der Folge manche Aufklärung. Die Höfe, deren Diameter vierzig Grad ist, koinzidiren wahrscheinlich mit dem Kreise, in welchem man bei dem höchsten Stand der Sonne um sie her das schwarze Kreuz bemerkt, ehe die entoptische Erscheinung von dem gewaltsamen Lichte aufgehoben wird. Hier wäre nun der Platz, mit Instrumenten zu operiren; Zahlen und Grade würden sehr willkommen sein. Richtet sich dereinst die Aufmerksamkeit der Naturforscher auf diese Punkte, gewinnt unser Vortrag sich mit der Zeit Vertrauen, so wird auch hiezu Rath werden wie zu so vielem Andern.

Ein auffallendes Meteor, welches offenbar durch direkten Widerschein hervorgebracht worden, beschreibt uns der aufmerksame Reisende Bory de St. Vincent folgendermaßen:

„Le soir du 2 Germinal l'an X nous vimes un très-beau phénomene lumineux. Le ciel était pur, surtout vers le couchant; et au moment où le soleil approchait de l'horizon, on distingua du côté diamétralement opposé cinq ou six faisceaux de rayons lumineux. Ils partaient, en divergeant, d'un demi-disque pareil à un grand globe, dont l'horizon sensible eût caché la moitié. Ce demi-disque était de la couleur du ciel, quand son azur brille du plus grand éclat. Les rayons paraissaient d'autant plus vifs, que le soleil était le plus pres de disparaitre.

„Le couchant s'étant rempli de nuages, qui dérobaient la vue du soleil, le phénomène lumineux ne cessa pas: l'instant où il fut le plus sensible, fut celui où l'astre du jour dût être descendu sous l'horizon: dès-lors son éclat diminua et disparut peu-à-peu."

XXXII.

Paradoxer Seitenblick auf die Astrologie.

Ein phantastisches Analogon der Wirksamkeit unseres direkten und obliquen Widerscheins finden wir schon in der Astrologie, doch mit dem Unterschiede, daß von ihren Eingeweihten der direkte Widerschein, den wir als heilsam erkennen, für schädlich geachtet wird; mit dem Geviertschein jedoch, welcher mit unserm obliquirten zusammenfällt und den auch wir als deprimirend ansprechen, haben sie es getroffen, wenn sie denselben für widerwärtig und unglücklich erklarten. Wenn sodann der Gedrittschein und Gesechstschein, welchen wir für schwankend erklären, von ihnen als heilsam angenommen wird, so möchte dies allenfalls gelten und würde die Erfahrung nicht sehr widersprechen; denn gerade an dem Schwankenden, Gleichgiltigen beweist der Mensch seine höhere Kraft und wendet es gar leicht zu seinem Vortheil.

Durch diese Bemerkungen wollen wir nur so viel sagen, daß gewisse Ansichten der irdischen und überirdischen Dinge, dunkel und klar, unvollständig und vollkommen, gläubig und abergläubisch, von je her vor dem Geiste der Menschen gewaltet, welches kein Wunder ist, da wir Alle auf gleiche Weise gebaut sind und wohlbegabte Menschen sämmtlich die Welt aus einem und demselben Sinne anschauen; daher denn, es werde entdeckt, was da wolle, immer ein Analogon davon in früherer Zeit aufgefunden werden kann.

Und so haben die Astrologen, deren Lehre auf gläubige, unermüdete Beschauung des Himmels begründet war, unsere Lehre von Schein, Rück-, Wider- und Nebenschein vorempfunden; nur irrten sie darin, daß sie das Gegenüber für ein Widerwärtiges erklärten, da doch der direkte Rück- und Widerschein für eine freundliche Erwiderung des ersten Scheins zu achten. Der Vollmond steht der Sonne nicht feindlich entgegen, sondern sendet ihr gefällig das Licht zurück, das sie ihm verlieh; es ist Artemis, die freundlich und sehnsuchtsvoll den Bruder anblickt.

Wollte man daher diesem Wahnglauben fernerhin einige Aufmerksamkeit schenken, so müßte man nach unsern Angaben und Bestimmungen bedeutende Horoskope, die schon in Erfüllung gegangen sind, rektifiziren und beachten, inwiefern

unſere Auslegungsart beſſer als jene Annahme mit dem Erfolg übereintreffe.

So würde z. B. eine Geburt, die gerade in die Zeit des Vollmondes fiele, für höchſt glücklich anzuſehen ſein; denn der Mond erſcheint nun nicht mehr als Widerſacher, den günſtigen Einfluß der Sonne hemmend und ſogar aufhebend, ſondern als ein freundlich milder, nachhelfender Beiſtand, als Lucina, als Hebamme. Welche große Veränderung der Sterndeutekunſt durch dieſe Auslegungsart erwüchſe, fällt jedem Freund und Gönner ſolcher Wunderlichkeiten alſobald in die Augen.

XXXIII.

Mechaniſche Wirkung.

Sollten wir nun vielleicht den Vorwurf hören, daß wir mit Verwandtſchaften, Verhältniſſen, mit Bezügen, Analogien, Deutungen und Gleichniſſen zu weit umhergegriffen, ſo erwidern wir, daß der Geiſt ſich nicht beweglich genug erhalten könne, weil er immer fürchten muß, an dieſem oder jenem Phänomen zu erſtarren; doch wollen wir uns ſogleich zur nächſten Umgebung zurückwenden und die Fälle zeigen, wo wir jene allgemeinen kosmiſchen Phänomene mit eigner Hand techniſch hervorbringen und alſo ihre Natur und Eigenſchaft näher einzuſehen glauben dürfen. Aber im Grunde ſind wir doch nicht, wie wir wünſchen, durchaus gefördert; denn ſelbſt was wir mechaniſch leiſten, müſſen wir nach allgemeinen Naturgeſetzen bewirken, und die letzten Handgriffe haben immer etwas Geiſtiges, wodurch alles körperlich Greifbare eigentlich belebt und zum Unbegreiflichen erhoben wird.

Man ſpanne ein ſtarkes Glastäfelchen, das keine entoptiſchen Eigenſchaften hat, in einen metallnen Schraubſteck derzeſtalt, daß zwei entgegengeſetzte Punkte der Peripherie vorzüglich affizirt werden, man bringe dieſe Vorrichtung unter die Spiegel, ſo wird man eine von jenen beiden Punkten ausgehende Erſcheinung erblicken; ſie iſt büſchelförmig, theils hell theils dunkel nach dem Geſetz gefärbt und ſucht ſich durch eine ovale Neigung gegen einander zu verbinden. Durch den Druck geht alſo eine Veränderung der Textur der Beſtandtheile vor, ihre Lage gegen einander wird verändert, und wir dürfen eine solutio continui, wie bei dem ſchnell verkühlten Glaſe vorgeht, annehmen.

Eine ähnliche Erfahrung giebt uns hierüber abermals einiges Licht. Es fand ſich ein knopfartig gearbeitetes Stück Bernſtein, vollkommen klar, in der Mitte durchbohrt; zwiſchen die Spiegel gebracht, zeigten ſich vier aus dem Mittelpunkt ausgehende weiße und bei der Umkehrung ſchwarze Strahlenbüſchel. Hier ſcheint der Bohrer, aus der Mitte gegen die Seite drückend, ebendieſelbe Wirkung hervorgebracht zu haben als die Zwinge auf die Seiten der Glastafel, nur daß hier immanent geblieben war, was bei der Glastafel, wenn die Zwinge geöffnet wird, ſogleich vorüber iſt. Wir ließen, um der Sache mehr beizukommen, einige Stücke Bernſtein durchbohren; das Phänomen gelang aber nicht zum zweiten Mal.

XXXIV.

Damaſtweberei.

Wo wir aber dieſe Erſcheinung mit Händen greifen können, indem wir ſie ſelbſt techniſch hervorbringen, iſt bei dem Damaſtweben. Man nehme eine gefaltete Serviette von ſchön gearbeitetem, wohl gewaſchenen und geglätteten Tafelzeuge und halte ſie flach vor ſich gegen das Licht; man wird Figuren und Grund deutlich unterſcheiden. In einem Fall ſieht man den Grund dunkel und die Figuren hell; kehre man die Serviette im rechten Winkel nunmehr gegen das Licht, ſo wird der Grund hell, die Figuren aber dunkel erſcheinen; wendet man die Spitze gegen das Licht, daß die Fläche diagonal erleuchtet wird, ſo erblickt man weder Figuren noch Grund, ſondern das Ganze iſt von einem gleichgiltigen Schimmer erleuchtet.

Dieſe Erſcheinung beruht auf dem Prinzip der Damaſtweberei, wo das nach Vorſchrift abwechſelnde Muſter darzuſtellen, die Fäden auf eine eigene Weiſe übers Kreuz gerichtet ſind, ſo daß die Geſtalten hell erſcheinen, wenn das Licht der Fadenlänge nach zu unſerm Auge kommt, dunkel aber von denen Fäden, welche quer gezogen ſind. Die auf den Beſchauer gerichteten Fäden leiten das Licht bis zu den Augen und bringen ſolches direkt zur Erſcheinung; die durchkreuzenden dagegen führen das Licht zur Seite und müſſen daher als dunkel oder beſchattet geſehen werden. In der Diagonale beleuchtet, führen ſie beide das Licht vom Auge abwärts und können ſich nur als gleichgiltigen Schein manifeſtiren.

Ja, mein Herz, es iſt der Spiegel,
Freund, worin Du Dich erblickt;
Dieſe Bruſt, wo Deine Siegel
Kuß auf Kuß hereingedrückt.

Süßes Dichten, lautre Wahrheit
Feſſelt mich in Sympathie!
Rein verkörpert Liebesklarheit,
Im Gewand der Poeſie!

48.

Laß den Weltenſpiegel Alexandern!
Denn was zeigt er? — Da und dort
Stille Völker, die er mit den andern
Zwingend rütteln möchte fort und fort.

Du, nicht weiter, nicht zu Fremdem ſtrebe!
Singe mir, die Du Dir eigen ſangſt!
Denke, daß ich liebe, daß ich lebe,
Denke, daß Du mich bezwangſt!

„Schau in Deinem Geſicht ein göttliches Wunder, ich werde
Einen Spiegel Gottes Dir ſchicken",
erklärt nämlich Hammer:
„Ich will Dir mein Herz ſchicken,
Damit Du Dich darin wie in einem Spiegel ſehen könneſt."
Vergl. die Stelle aus dem Wunderhorn in der Note zu Nr. 46. — In Strophe 3 ſind die Küſſe Subjekt, die Siegel Objekt.

48. Erſt 1837 hinzugekommen. — Suleika iſt als ſprechend zu denken. — Zu Grunde liegt wol der Vers des Hafis (Ta. XLIII):
„Meiner Freundin Gemüth iſt der weltenzeigende Spiegel."
— Alexander's Spiegel gehört zu den Wundern der orientaliſchen Poeſie und Mythe, wie das Siegel Salomo's und der Becher Tſchemſchid's. Alexander brauchte nur hineinzuſehen, um auf den erſten Blick alle Pläne des Darius zu durchſchauen (Hammer, Note zu Hafis' Diwan, I. 9). Hafis ſpielt oft auf dieſen Spiegel an, z. B. Eliſ, VI. Ta. XLIII („Der weltenzeigende Spiegel"), und Taf. XXI („Ich will einſt Alexandern gleich, den Spiegel nehmen in die Hand"). — Oben in Nr. 27, Strophe 1, iſt gleichfalls der Gegenſatz des Liebesglücks zu den politiſchen Bewegungen der Zeit wie hier ausgedrückt.

Hier geht nun ebendasselbe hervor, was sich am großen Himmel ereignet, und des Webers Geschicklichkeit verständiget uns über die Eigenschaften der Atmosphäre. Zu meinem Apparat ließ ich durch eine geschickte Nähterin erst ein Damenbrett-Muster, woran sich die Erscheinung am Entschiedensten zeigt, mit den zartesten Fäden sticken, sodann aber das entoptische Kreuz mit den Punkten in den Ecken, das man denn, je nachdem die Fläche gegen das Licht gerichtet ist, hell oder dunkel schauen kann.

XXXV.

Zehnelnde theoretische Ansicht.

Da wir uns bemühen, in dem Erfahrungskreise analoge Erscheinungen aufzusuchen, so ist es nicht weniger wichtig, wenn wir auf Vorstellungsarten treffen, welche, theoretisch ausgesprochen, auf unsere Absicht einiges Licht werfen können.

Ein geistreicher Forscher hat die entoptischen Erscheinungen und die damit nahe verwandten Phänomene der doppelten Refraktion dadurch aufzuklären getrachtet, daß er longitudinale und transversale Schwingungen des Lichtes annahm. Da wir nun in der Damastweberei den Widerschein des Lichtes durch Fäden bedingt sehen, welche theils der Länge theils der Quere nach zu unserm Auge gerichtet sind, so wird uns Niemand verargen, wenn wir in dieser Denkart eine Annäherung an die unsrige finden; ob wir gleich gern bekennen, daß wir jene Bedingungen nach unserer Weise nicht im Licht als Licht, sondern am Lichte, das uns nur mit der erfüllten Raumlichkeit, mit der zartesten und dichtesten Körperlichkeit zusammentreffend erscheinen kann, bewirkt finden.

XXXVI.

Gewässertes Seidenzeug.

Dieses wird erst in Riesen oder Maschen gewoben oder gestrickt und alsdann durch einen ungleich glättenden Druck dergestalt geschoben, daß Höhen und Tiefen mit einander abwechseln, wodurch bei verschiedener Richtung des Seidenzeuges gegen den Tag der Widerschein bald unserm Auge zugewendet bald abgewendet wird.

XXXVII.

Gemodelte Zinn-Oberfläche.

Hierher gehört gleichfalls die mannichfaltige und wunderſam erfreuliche Erſcheinung, wenn eine glatte Zinn-Oberfläche durch verdünnte Säuren angegriffen und dergeſtalt behandelt wird, daß dendritiſche Figuren darauf entſtehen. Der Beobachter ſtelle ſich mit dem Rücken gegen das Fenſter und laſſe das Licht von der einen Seite auf die vertikale Tafel fallen, ſo wird man den einen Theil der Zweige hell und erhöht, den andern dunkel und vertieft erblicken; nun kehre man ſich leiſe herum, bis das Licht zur rechten Seite hereintritt: das erſt Helle wird nun dunkel, das Dunkele hell, das Erhöhte vertieft und beſchattet, das Vertiefte erhöht und erleuchtet in erfreulicher Mannichfaltigkeit erſcheinen. Solche Bleche, mit farbigem Lackfirniß überzogen, haben ſich durch ihren anmuthigen Anblick zu mancherlei Gebrauch empfohlen. Auch an ſolchen lackirten Flächen läßt ſich der Verſuch gar wohl anſtellen; doch iſt es beſſer, beim entoptiſchen Apparat der Deutlichkeit wegen ungefirnißte Bleche vorzuzeigen.

XXXVIII.

Oberflächen natürlicher Körper.

Alle diejenigen Steinarten, welche wir ſchillernde nennen, ſchließen ſich hier gleichfalls an. Mehreres, was zum Feldſpath gerechnet wird, Adular, Labrador, Schriftgranit, bringen das Licht durch Widerſchein zum Auge, oder anders gerichtet leiten ſie es ab. Man ſchleift auch wol dergleichen Steine etwas erhaben, damit die Wirkung auffallender und abwechſelnder werde und die helle Erſcheinung gegen die dunkle ſchneller und kräftiger kontraſtire. Das Katzenauge ſteht hier obenan; doch laſſen ſich Asbeſte und Selenite gleichmäßig zurichten.

XXXIX.

Rückkehr und Wiederholung.

Nachdem wir nun die Bahn, die ſich uns eröffnete, nach Kräften zu durchlaufen geſtrebt, kehren wir zum Anfang, zum

Ursprung sämmtlicher Erscheinungen wieder zurück. Der Urquell derselben ist die Wirkung der Sonne auf die Atmosphäre, auf die unendliche blaue Räumlichkeit. In freister Welt müssen wir immer wieder unsere Belehrung suchen.

Bei heiterem Himmel vor Aufgang der Sonne sehen wir die Seite, wo sie sich ankündigt, heller als den übrigen Himmel, der uns rein und gleich blau erscheint; ebendasselbe gilt vom Untergange. Die Bläue des übrigen Himmels erscheint uns völlig gleich. Tausendmal haben wir das reine heitere Gewölb' des Himmels betrachtet, und es ist uns nicht in die Gedanken gekommen, daß es je eine ungleiche Beleuchtung herunterſenden könne, und doch sind wir hierüber nunmehr durch Versuche und Erfahrungen belehrt.

Da wir nun aber über diese Ungleichheit der atmosphärischen Wirkung schon aufgeklärt waren, versuchten wir mit Augen zu sehen, was wir folgern konnten: es müsse nämlich im direkten Gegenschein der Sonne der Himmel ein helleres Blau zeigen als zu beiden Seiten; dieser Unterschied war jedoch nie zu entdecken, auch dem Landschaftsmaler nicht, dessen Auge wir zum Beistand anriefen.

Daß aber die durch entoptische Gläser entdeckte ungleiche Beleuchtung für ein glücklich gebornes, geübtes Maleraugе bemerklich sei, davon giebt Nachstehendes sichere Kunde.

XL.

Wichtige Bemerkung eines Malers.

Ein vorzüglicher, leider allzu früh von uns geschiedener Künstler, Ferdinand Jagemann, dem die Natur nebst andern Erfordernissen ein scharfes Auge für Licht und Schatten, Farbe und Haltung gegeben, erbaut sich eine Werkstatt zu größeren und kleineren Arbeiten; das einzige hohe Fenster derselben wird nach Norden, gegen den freisten Himmel gerichtet, und nun dachte man allen Bedingungen dieser Art genugsaethan zu haben.

Als unser Freund jedoch eine Zeit lang gearbeitet, wollte ihm beim Porträtmalen scheinen, daß die Physiognomien, die er nachbildete, nicht zu jeder Stunde des Tags gleich glücklich beleuchtet seien, und doch war an ihrer Stellung nicht das Mindeste verrückt, noch die Beschaffenheit einer vollkommen hellen Atmosphäre irgend verändert worden.

Die Abwechselung des günstigen und ungünstigen Lichts

hielt ihre Tagesperioden; am frühsten Morgen erschien es am widerwärtigsten grau und unerfreulich; es verbesserte sich, bis endlich, etwa eine Stunde vor Mittag, die Gegenstände ein ganz anderes Ansehen gewannen. Licht, Schatten, Farbe, Haltung, Alles in seiner größten Vollkommenheit sich dem Künstlerauge darbot, so wie er es der Leinwand anzuvertrauen nur wünschen konnte. Nachmittag verschwindet diese herrliche Erscheinung; die Beleuchtung verschlimmert sich, auch am klarsten Tage, ohne daß in der Atmosphäre irgend eine Veränderung vorgegangen wäre.

Als mir diese Bemerkung bekannt ward, knüpfte ich solche sogleich in Gedanken an jene Phänomene, mit denen wir uns so lange beschäftigten, und eilte, durch einen physischen Versuch dasjenige zu bestätigen und zu erläutern, was ein hellsehender Künstler ganz für sich, aus eingeborner Gabe, zu eigner Verwunderung, ja Bestürzung entdeckt hatte. Ich schaffte unsern zweiten entoptischen Apparat herbei, und dieser verhielt sich, wie man nach Obigem vermuthen konnte. Zur Mittagszeit, wenn der Künstler seine Gegenstände am Besten beleuchtet sah, gab der nördliche direkte Widerschein das weiße Kreuz, in Morgen- und Abendstunden hingegen, wo ihm das widerwärtige, obliquirte Licht beschwerlich fiel, zeigte der Kubus das schwarze Kreuz, in der Zwischenzeit erfolgten die Uebergänge.

Unser Künstler also hatte mit zartem geübten Sinn eine der wichtigsten Naturwirkungen entdeckt, ohne sich davon Rechenschaft zu geben. Der Physiker kommt ihm entgegen und zeigt, wie das Besondere auf dem Allgemeinen ruhe.

Wir gedenken ähnlicher Fälle, die uns überraschten lange vorher, ehe die Kenntniß dieser Erscheinung uns erfreute. In Rom, wo wir zehen Wochen des allerreinsten Himmels ohne die mindeste Wolke genossen, war es überhaupt gute Zeit, Gemälde zu sehen. Ich erinnere mich aber, daß eine in meinem Zimmer aufgestellte Aquarellzeichnung mir auf einmal so unendlich schön vorkam, als ich sie niemals gesehen. Ich schrieb es damals eben dem reinen Himmel und einer glücklichen augenblicklichen Disposition der Augen zu; nun, wenn ich der Sache wieder gedenke, erinnere ich mich, daß mein Zimmer gegen Abend lag, daß diese Erscheinung mir des Morgens zuerst auffiel, den ganzen Tag aber wegen des hohen Sonnenstandes Platz greifen konnte.

Da nun aber gegenwärtig dieſe entſchiedene Wirkung zum Bewußtſeyn gekommen iſt, ſo können Kunſtfreunde beim Beſchauen und Vorzeigen ihrer Bilder ſich und Andern den Genuß gar ſehr erhöhen, ja Kunſthandler den Werth ihrer Bilder durch Beobachtung eines glücklichen Widerſcheins unglaublich ſteigern.

Wenn uns nun kein Geheimniß blieb, wie wir ein fertiges Bild ſtellen müſſen, um ſolches in ſeinem günſtigſten Lichte zu zeigen, ſo wird der Künſtler um ſo mehr, wenn er etwas nachbildet, das oblique Licht vermeiden und ſeine Werkſtatt allenfalls mit zwei Fenſtern verſehen, eines gegen Abend, das andere gegen Norden. Das erſte dient ihm für die Morgenſtunden, das zweite bis zwei, drei Uhr Nachmittag, und dann mag er wol billig feiern. Es ſagte Jemand im Scherz, der fleißigſte Maler müſſe ſeine Werkſtatt wie eine Windmühle beweglich anlegen, da er denn bei leichtem Drehen um die Achſe, wo nicht gar durch ein Uhrwerk wie ein umgekehrtes Heliotrop, dem guten Licht von Augenblick zu Augenblick folgen könne.

Ernſthafter iſt die Bemerkung, daß im hohen Sommer, wo der Himmel ſchon vor zehen Uhr ringsumher das weiße Kreuz giebt und ſich bis gegen Abend bei dieſem günſtigen Licht erhält, der Maler, wie durch die Jahreszeit ſo auch durch dieſen Umſtand aufgefordert, am Fleißigſten zu ſein Urſache habe.

Leider muß ich jedoch bei unſerer oft umhüllten Atmoſphäre zugleich bekennen, daß die Wirkungen ſich oft umkehren und gerade das Gegentheil von dem Gehofften und Erwarteten erfolgen könne; denn ſo wird z. B. bei den Nebelmorgen die Nordſeite das weiße Kreuz und alſo ein gutes Licht geben, und der Maler, der hierauf achtete, würde ſich einiger guten Stunden getröſten können. Deswegen ſollte jeder Künſtler unſern zweiten Apparat in ſeiner Werkſtatt haben, damit er ſich von den Zuſtänden und Wirkungen der Atmoſphäre jederzeit unterrichten und ſeine Maßregeln darnach nehmen könne.

XLI.

Fromme Wünſche.

Aus dem Bisherigen folgt, daß man bei einer ſo mühſamen Bearbeitung dieſes Gegenſtandes eine lebhaftere Theilnahme als bisher hoffen und wünſchen muß.

An die Mechaniker ergeht zuerst unsere Bitte, daß sie sich doch möchten auf die Bereitungen entoptischer Tafeln legen. Die reinste Glasart aus Quarz und Kali ist hiezu die vorzüglichste. Wir haben Versuche mit verschiedenen Glasarten gemacht und zuletzt auch mit dem Flintglas, fanden aber, daß diese nicht allein häufiger sprangen als andere, sondern auch durch die Reduktion des Bleies innerlich fleckig wurden, obgleich die wenigen Platten, welche an beiden Fehlern nicht litten, die Erscheinung vollkommen sehen ließen.

Ferner bitten wir die Mechaniker, aus solchen Tafeln, die nur 1½ Zoll im Viereck zu haben brauchen, über einander gelegt einen Kubus zu bilden und ihn in eine messingene Hülse zu fassen, oben und unten offen, an deren einem Ende sich ein schwarz angelaufener Spiegel im Charnier gleichsam als ein Deckelchen bewegte. Diesen einfachen Apparat, womit die eigentlichen Haupt- und Urversuche können angestellt werden, empfehlen wir jedem Naturfreunde; uns wenigstens kommt er nicht von der Seite. Reisenden würden wir ihn besonders empfehlen; denn wie angenehm müßte es sein, in einem Lande, wo der Himmel monatelang blau ist, diese Versuche von der frühesten Morgendämmerung bis zur letzten Abenddämmerung zu wiederholen. Man würde alsdann in den längsten Tagen auch schon mit einem einfachen Apparat den Bezirk um die Sonne, wo der schwarze Kreis erscheint, näher bestimmen können; ferner würde, je mehr man sich der Linie nähert, zu Mittage rings um den Horizont der weiße Kreis vollkommen sichtbar sein. Auf hohen Bergen, wo der Himmel immer mehr ein tieferes Blau zeigt, würde sehr interessant sein, zu erfahren, daß die Atmosphäre, auch aus dem dunkelsten Blau den direkten Widerschein zu uns herabsendend, immer noch das weiße Kreuz erzeugt; ferner müßte in nördlichen Ländern, wo die Nächte kurz, oder wo die Sonne gar nicht untergeht, dieses allgemeine Naturgesetz wieder auf eine besondere Weise sich bethätigen. Auch wären bei leichten oder dichteren Nebeln die Beobachtungen nicht zu versäumen, und wer weiß, was nicht Alles für Gelegenheiten einem geistreichen Beobachter die anmuthigste Belehrung darböten, nicht gerechnet, daß er sogar ein heiteres Spielzeug in der Tasche trägt, wodurch er Jedermann überraschen, unterhalten und zugleich ein Phänomen allgemeiner bekannt machen kann, welches, als eine der wichtigsten Entdeckungen der neuesten

Zeit, immer mehr geachtet werden wird. Wenn nun solche munitre Männer in der weiten Welt auf diesen Punkt ihre Thätigkeit im Vorübergehen wendeten, so würde es Akademien der Wissenschaften wohl geziemen, den von uns angezeigten vierfachen Apparat fertigen zu lassen und in gleicher Zeit alle übrigen Körper und Einrichtungen, die wir in der Farbenlehre zu einfacheren und zusammengesetzteren Versuchen angedeutet, aufzustellen, damit die entoptischen Farben in Gefolg der physiologischen, physischen und chemischen vorgezeigt und die Farbenlehre, welche doch eigentlich auf die Augen angewiesen ist, endlich einmal methodisch könne vor Augen gestellt werden.

Es würde sodann auch der Vortrag akademischer Lehrer in diesem Fache mehr Klarheit gewinnen und dem frischen Menschenverstande der Jugend zu Hilfe kommen, anstatt daß man jetzt noch immer die Köpfe verderben muß, um sie belehren zu können. Und gerade in diesem Fache, vielleicht mehr als irgend einem andern, droht der Physik eine Verwirrung, die mehrere Lustra anhalten kann; denn indem man das alte Unhaltbare immer noch erhalten und fortpflanzen will, so dringt sich doch auch das neue Wahrhaftige, und wär es auch nur in einzelnen Theilen, den Menschen auf; nun kommt die Zeit, wo man jenes nicht ganz verwerfen, dieses nicht ganz aufnehmen will, sondern beides einander zu akkomodiren sucht, wodurch eine Halbheit und Verderbtheit in den Köpfen entsteht, durch keine Logik wiederherzustellen.

XLII.

Schlußanwendung, praktisch.

Zum Schlusse wiederholen wir, was nicht genug zu wiederholen ist, daß eine jede ächte, treu beobachtete und redlich ausgesprochene Naturmaxime sich in tausend und aber tausend Fällen bewahrheiten und, insofern sie prägnant ist, ihre Verwandtschaft mit ebenso fruchtbaren Sätzen bethätigen müsse und eben dadurch überall ins Praktische eingreifen werde, weil ja das Praktische eben in verständiger Benutzung und klugem Gebrauch desjenigen besteht, was uns die Natur darbietet.

Aus dieser Ueberzeugung fließt unsere Art, die Naturlehre zu behandeln; hierauf gründet sich unsere Gewissenhaftigkeit,

erſt die Phänomene in ihrem Urſtande aufzuſuchen und ſie ſodann in ihrer mannichfaltigſten Ausbreitung und Anwendung zu verfolgen.

Nach dieſer Ueberzeugung haben wir unſere ganze Chromatik und nun auch das Kapitel der entoptiſchen Farben aufgeſtellt; die Art unſeres Verfahrens iſt mit großem Bedacht unternommen, auch die Stellung und Folge der Phänomene naturgemäß vorgetragen worden, wodurch wir unſere Arbeit den Freunden der Naturwiſſenſchaft aufs Beſte zu empfehlen hoffen; Andern welche mit unſerer Verfahrungsart unzufrieden, eine Umſtellung des Vorgetragenen wünſchen, We impose the easiest of all tasks, that of undoing what has been done.

Jena, den 1. Auguſt 1820.

Entoptiſche Farben.

Inhalt.

Anſprache.
I. Woher benannt.
II. Wie ſie entdeckt worden.
III. Wie die entoptiſchen Eigenſchaften dem Glaſe mitzutheilen.
IV. Aeußere Grundbedingung.
V. Einfachſter Verſuch.
VI. Zweiter geſteigerter Verſuch.
VII. Warum ein geſchwärzter Spiegel?
VIII. Polarität.
IX. Nordländiſche Atmoſphäre ſelten klar.
X. Beſtändiger Bezug auf den Sonnenſtand.
XI. Theilung des Himmels in vier gleiche oder ungleiche Theile.
XII. Höchſter Sonnenſtand.
XIII. Tiefe Nacht.
XIV. Umwandlung durch trübe Mittel.

XV. Rückkehr zu den entoptischen Gläsern.
XVI. Nähere Bezeichnung der entoptischen Erscheinung.
XVII. Abermalige Steigerung. Vorrichtung mit zwei Spiegeln.
XVIII. Wirkung der Spiegel in Absicht auf Hell und Dunkel.
XIX. Wirkung der Spiegel in Absicht auf irgend ein Bild.
XX. Identität und Umkehrung durch klare Spiegel.
XXI. Abgeleiteter Widerschein.
XXII. Doppelt refrangirende Körper.
XXIII. Glimmerblättchen.
XXIV. Frauenei.
XXV. Doppelspath.
XXVI. Apparat, vierfach gesteigert.
XXVII. Warnung.
XXVIII. Von der innern Beschaffenheit des entoptischen Glases.
XXIX. Umsicht.
XXX. Chladni's Tonfiguren.
XXXI. Atmosphärische Meteore.
XXXII. Paradoxer Seitenblick auf die Astrologie.
XXXIII. Mechanische Wirkungen.
XXXIV. Damastweberei.
XXXV. Aehnelnde theoretische Ansicht.
XXXVI. Gewässertes Seidenzeug.
XXXVII. Gemodelte Zinn-Oberfläche.
XXXVIII. Oberflächen natürlicher Körper.
XXXIX. Rückkehr und Wiederholung.
XL. Wichtige Bemerkung eines Malers.
XLI. Fromme Wünsche.
XLII. Schlußanwendung, praktisch.

Nachträge zur Farbenlehre.

49.

Die Welt durchaus ist lieblich anzuschauen,
Vorzüglich aber schön die Welt der Dichter;
Auf bunten, hellen oder silbergrauen
Gefilden, Tag und Nacht, erglänzen Lichter.
Heut ist mir Alles herrlich; wenn's nur bliebe!
Ich sehe heut durchs Augenglas der Liebe.

50.

Nicht mehr auf Seidenblatt
Schreib' ich symmetrische Reime,
Nicht mehr faß' ich sie
In goldne Ranken;
Dem Staub, dem beweglichen, eingezeichnet,
Ueberweht sie der Wind; aber die Kraft besteht,
Bis zum Mittelpunkt der Erde
Dem Boden angebannt.
Und der Wandrer wird kommen,
Der Liebende. Betritt er
Diese Stelle, ihm zuckt's
Durch alle Glieder:
„Hier! Vor mir liebte der Liebende.
War es Medschnun, der zarte?
Ferhad, der kraftige? Dschemil, der dauernde?
Oder von jenen tausend
Glücklich-unglücklichen Einer?
Er liebte! Ich liebe wie er,
Ich ahn' ihn!"

---

49. Entstanden Weimar, den 7. Februar 1815. — Nach Düntzer's Annahme bezieht sich auf dies Gedicht und auf V. 4) die Stelle in Goethe's Brief an Knebel Nr. 460 vom 8. Februar 1815: „Für die mitgetheilten orientalischen Perlen danke zum Allerschönsten. Ich habe sie sogleich mitaufgereiht" (Freundesbilder, S. 256). — Ein ähnlicher Gedanke liegt der Parabel „Gedichte sind gemalte Fensterscheiben" (Werke, II. 240) zu Grunde, und dem Gedicht „Frühling über's Jahr" (I. 198).

50. Diese unvergleichlich schöne Somme ist erst aus des Dichters Nachlaß 1837 dem Divan einverleibt. Ihre Entstehung fällt aber wol schon in die Zeit um 1815. In der Quartausgabe (I. 1. 363) steht sie der Nr. 49 voraus. — Oben in Nr. 34 war schon die schwindende Kraft der in den Boden eingegrabenen Chiffer geschildert. Die von warmer Liebe dem Staube einge-

Prieſter werden Meſſe ſingen,
Und die Pfarrer werden pred'gen;
Jeder wird vor allen Dingen
Seiner Meinung ſich entled'gen
Und ſich der Gemeine freuen,
Die ſich um ihn her verſammelt,
So im Alten wie im Neuen
Ohngefähre Worte ſtammelt.
Und ſo laſſet auch die Farben
Mich nach meiner Art verkünden,
Ohne Wunden, ohne Narben,
Mit der lößlichſten der Sünden!

Die ächte Converſation
Hält weder früh noch Abends Stich:
In der Jugend ſind wir monoton,
Im Alter wiederholt man ſich.

Aeltere Einleitung.[1])

Der Verfasser eines Entwurfes der Farbenlehre wurde oft gefragt, warum er seinen Gegnern nicht antworte, welche mit so großer Heftigkeit seinen Bemühungen alles Verdienst absprechen, seine Darstellung als mangelhaft, seine Vorstellungsart als unzulässig, seine Behauptungen als unhaltbar, seine Gründe als unüberzeugend ausschreien. Hierauf ward einzelnen Freunden erwidert, daß er von je her zu aller Kontroverse wenig Zutrauen gehabt, deshalb er auch seine frühern Arbeiten nie bevorwortet, weil hinter einer Vorrede gewöhnlich eine Mißhelligkeit mit dem Leser versteckt sei. Auch hat er allen öffentlichen und heimlichen Angriffen auf sein Thun und Bemühen nichts entgegengestellt als eine fortwährende Thätigkeit, die er sich nur durch Vermeidung alles Streites, welcher sowol den Autor als das Publikum von der Hauptsache gewöhnlich ablenkt, zu erhalten entschlossen blieb; ich habe, sprach er, niemals Gegner gehabt, Widersacher viele.

Ein Autor, der mit etwas Ungewöhnlichem auftritt, appellirt mit Recht an die Nachwelt, weil sich ja erst ein Tribunal bilden muß, vor dem das Ungewohnte beurtheilt werden kann, und einen solchen Gerichtshof einzusetzen vermag nur die Zeit, welche dem Seltsamsten das Fremde abstreift und es als etwas Bekanntes vor uns hinstellt. Vergleichen wir die Rezensionen des Tags im ästhetischen Fache mit denen vor dreißig Jahren, so wird man, wenn auch nicht immer einstimmen, doch erstaunen, wie hoch das Urtheil der Deutschen gestiegen ist, seitdem sie es so lange Zeit an den Produktionen einheimischer Schriftsteller üben konnten. Denn Fremdes beurtheilt Niemand, ehe er zu Hause einschlig ist.

---

1) Die in den früheren Drucken dieser Einleitung vorangestellte Tabelle folgt zweckmäßiger unten S. 516. — A. d. H.

auf eingelernt, auch Männern von mittlern Jahren iſt ſie geläufig, weil ſie wie eine Art von Scheidemünze durchaus gebraucht wird. Dazu kommt noch, daß der Mathematiker den großen Ruf eines verdienten allgemeinen Kunſtgenoſſen nicht möchte ausdrücklich ſchmälern laſſen, wenn er gleich im Einzelnen die Irrungen des außerordentlichen Mannes zugeſteht. Noch bis auf den heutigen Tag werden junge Leute auf dieſe Weiſe ins Halbwahre und Falſche eingeweiht, und ich muß daher meinen Nachfahren hinterlaſſen, die Sache dereinſt vor ein kompetentes Gericht zu bringen, weil ich den gleichzeitigen Schöppenſtuhl durchaus nicht anerkenne.

Indeſſen habe ich nach Herausgabe jener zwei ſtarken Oktavbände dieſem Fache eine kaum unterbrochene Aufmerkſamkeit gewidmet, treffliche Mitarbeiter und Freunde gewonnen, deren Bemühungen gewiß nicht unfruchtbar bleiben werden. Dieſen zu Liebe und Förderniß breche ich eigentlich mein Stillſchweigen; denn ob ich freilich Verzicht thue, mich über das Gelingen meines Unternehmens endlich zu freuen, ſo wünſche ich doch durch Gegenwärtiges gebildete Leſer in den Stand zu ſetzen, vorläufig einzuſehen, wovon eigentlich die Rede ſei, nicht damit ſie die Sache beurtheilen, ſondern den Grund einſehen des Beharrens auf meiner Vorſtellungsart, trotz allem Widerſpruch der Wiſſenſchaftsverwandten und zum Verdruß aller Bildemeiſter.

Jene beiden Bände führen den etwas ſonderbaren Titel: „Zur Farbenlehre“, wodurch ausgedrückt wird, daß es nur eine Vorarbeit ſein ſoll. Auch iſt die erſte Abtheilung des ganzen Werkes Entwurf einer Farbenlehre betitelt, woraus hervorgeht, daß man eine völlig ausgebildete Lehre vorzutragen ſich nicht anmaße. Dagegen kann man von einer ſolchen Vorarbeit verlangen, daß ſie bis auf einen gewiſſen Grad zulänglich ſei, daß ſie dem Nacharbeitenden manche Mühe erſpare, wozu denn zweierlei erforderlich iſt, erſtlich, daß die Phänomene fleißig geſammelt, ſodann, daß ſie in einer gewiſſen faßlichen Ordnung aufgeſtellt werden. Was das Erſte betrifft, ſo habe ich mit aller Aufmerkſamkeit die ſämmtlichen Erſcheinungen, die mir ſeit vielen Jahren bekannt geworden, nachdem ich ſie erſt mit Augen geſehen, im Sinne betrachtet, im Geiſte geprüft, in meinen didaktiſchen

Kreis aufgenommen und fahre fort, im Stillen nachzutragen, was mir theils verborgen geblieben, theils was neu entdeckt und bestätigt worden. Jeder Wohlwollende kann dasselbige thun; denn hiezu wie zu andern Zwecken ist die Eintheilung in Paragraphen beliebt worden. Doch würde diese zu bequemer Faßlichkeit nicht hinreichend sein, wären die Erscheinungen nicht in gewisse Fächer nach natürlicher Verwandtschaft getheilt und zugleich gesondert und an einander gereiht worden. Diese Eintheilung geht dergestalt aus der Sache selbst hervor, daß sie von erfahrenen und denkenden Männern gewissermaßen gebraucht worden, schon vor der unseligen Newtonischen Theorie und auch nachher, als diese die Welt in pfäffischen Aberglauben verhüllt hatte.

Der Abtheilungen sind drei. Die erste enthält diejenigen Farben, welche dem Auge selbst angehören, indem sie schon durch farblose Anregung von außen entspringen und die Gegenwirkung des Auges gegen äußere Eindrücke bethätigen. Es sind also solche, die der Person, dem Beschauer, dem Betrachter eigens angehören, und verdienen daher den ersten Rang; wir nennen sie die physiologischen. In die dritte Abtheilung sind solche gestellt, die wir dem Gegenstande zuschreiben müssen. Sie werden an Körpern hervorgebracht, verändern sich bei veränderten Eigenschaften des Körpers, sie können an denselben für ewige Zeiten fixirt werden und sind penetrativ; man nennt sie die chemischen, weil der sie hervorbringende Prozeß ein allgemein chemischer ist, der sich an allem Körperlichen dieser Welt manifestirt, deswegen denn nicht allein die eigentlich chemischen Farben, sondern auch solche, die sich an organischen Körpern zeigen und sich gleichen Gesetzen unterwerfen, hieher geordnet sind. Die zweite Klasse enthält nun die Phänomene, welche vermittelnd zwischen denen der ersten und dritten stehen. Man hat solche die scheinbaren genannt, weil gewisse Mittel unter gewissen Bedingungen dem Auge Farbenerscheinungen darbringen, welche dem vermittelnden Körper nicht angehören, indem derselbe, sobald die Bedingung aufhört, farblos erscheint.

Der ächte und aufrichtige Wissenschaftsfreund findet nun hier ein dreifach Geschäft; erstlich, zu untersuchen, ob die Phänomene vollständig aufgezeichnet sind, und er wird das Fehlende nachbringen; sodann, ob ihm die Methode behage, nach welcher sie gereiht sind; ist diese seiner Denkart nicht gemäß,

so mag er nach einer andern die Erscheinungen umordnen, und wir wünschen ihm Glück dazu! Schließlich wird er aufmerken, inwiefern eine von uns neubeliebte Terminologie mit den Phänomenen übereinstimme, und inwiefern eine gewisse theoretische Ansicht, ohne welche weder Benennung noch Methode denkbar ist, naturgemäß erscheinen könne. Durch Alles dieses würde er meinen Dank verdienen, aber nicht als Gegner auftreten.

Ebenso verhält es sich mit den allgemeinen Ansichten nach außen und was über nachbarliche Verhältnisse zu andern Wissenschaften gesagt ist. Was ich zuletzt über sinnlich-sittliche Wirkung der Farben geäußert und dadurch das Wissenschaftliche an die bildende Kunst angeschlossen habe, findet weniger Anfechtung, ja, man hat es brauchbar gefunden; wie man denn überhaupt meiner Arbeit schon die Ehre anthut, sie hie und da zu benutzen, ohne gerade meiner dabei zu gedenken.

Als Materialien zur Geschichte der Farbenlehre ist Alles, was ich deshalb gesammelt, was ich dabei gedacht und wie es mir vorgekommen, den Jahren nach zusammengereiht. Auch hier findet der Freund des Wahren gar mancherlei Beschäftigung; er wird, wie ich seit jener Zeit auch selbst gethan, gar manches Uebersehene nachtragen, Lücken ausfüllen, die Meinung aufklären und in Gang und Schritt dieser geschichtlichen Wanderung mehr Gleichheit bringen; auch dadurch wird er mich verbinden und kann, indem er mich unterrichtet und belehrt, niemals mein Gegner werden.

Was nun aber zuletzt die Anhänger Newton's betrifft, so sind auch diese nicht meine Gegner; ich aber bin der ihrige. Ich behaupte, daß ihr altes Kastell, schon durch die Zeit sehr angegriffen, nicht lange mehr bestehen kann, und ich bekenne, daß ich Alles beizutragen Lust habe, damit es je eher je lieber zusammenstürze. Mir aber können sie nichts zerstören, denn ich habe nicht gebaut; aber gesäet habe ich und so weit in die Welt hinaus, daß sie die Saat nicht verderben können, und wenn sie noch so viel Unkraut zwischen den Weizen säen.

Was man jedoch mit mehr Grund von mir fordern könnte und was ich wohl noch zu leisten wünschte, wäre ein dritter, ein Supplementarband, in welchem als Nachtrag erschiene Alles, was mir zeither von ältern und neuern Erfahrungen noch bekannt geworden, sodann, inwiefern ich meine Vorstellung über diese Dinge erprobt gefunden oder verändert.

Hiezu würde die Geschichte der Farbenlehre, vom Anfang des Jahrhunderts bis auf den letzten Tag, vor allen Dingen erforderlich sein, wobei ich versuchen würde, meine Widersacher so zu behandeln, als wenn wir sämmtlich aus der Region des Blinzens und Meinens schon lange in die Regionen des Schauens und Erkennens übergegangen wären. Hieran würde sich schließen die Anwendung meiner einfachen Darstellung, um nicht zu sagen Grundsätze, auf komplizirtere Phänomene, deren Erwähnung ich bisher mit Fleiß vermieden, besonders eine neue Entwicklung des Regenbogens. Dieses ist gerade das Phänomen, worauf sich die mathematische Physik am Meisten zu Gute thut. Hier, versichert man, treffe die Rechnung mit der Theorie vollkommen zusammen.

Es ist belehrend, daß so viele tief- und scharfsinnige Männer nicht einsahen, wie eine Berechnung mit dem Phänomen vollkommen übereinstimmen kann und deswegen gleichwol die das Phänomen erklärende Theorie falsch sein dürfte. Im Praktischen gewahren wir's jeden Tag; doch in der Wissenschaft sollten auf der Höhe der Philosophie, auf der wir stehen und, obgleich mit einigem Schwanken, gegründet sind, dergleichen Verwechselungen nicht mehr vorkommen.

Jener Supplementband, den ich selbst an mich fordere, aber leider nicht verspreche, sollte nun ferner enthalten das Verzeichniß eines vollkommenen Apparats, den Jeder nicht allein besitzen, sondern jederzeit zu eigenem und fremdem Gebrauch benutzen könnte. Denn es ist nichts jammervoller als die akademisch-optischen Apparate, welche das Jahr über verstauben und verblinden, bis das Kapitel an die Reihe kommt, wo der Lehrer kümmerliche Versuche von Licht und Farben gerne darstellen möchte, wenn nur die Sonne bei der Hand wäre. Es kann sein, daß irgendwo etwas einigermaßen Hinreichendes vorgezeigt werde; immer geschieht's aber nur nach dem kümmerlichen Anlaß der Kompendien, in welchen sich die Newtonische Lehre, die doch anfangs wenigstens ein Abrakadabra war, zu unzusammenhängenden Trivialitäten verschlechtert. Die Zeugnisse hievon stehen schon im zweiten Bande des [Werks] Zur Farbenlehre, und in den Sessionsberichten des künftigen Gerichts wird bei dieser Gelegenheit öfters stehen: Man lacht!

Ein solches Verzeichniß des nothwendigen Apparats wird ausführlich aufzusetzen sein, da meine sämmtlichen Vorrich-

tungen, mit den Büttner'schen und älteren fürstlichen Instrumenten vereiniat, in Jena aufgestellt, einen vollständigen Vortrag der Farbenlehre möglich machen werden. Jeder Studirende fordere auf seiner Akademie vom Professor der Physik einen Vortrag sämmtlicher Phänomene nach beliebiger Ordnung; fängt dieser aber den bisherigen Bocksbeutel damit an: „Man lasse durch ein kleines Loch einen Lichtstrahl u. s. w.“ so lache man ihn aus, verlasse die dunkle Kammer, erfreue sich am blauen Himmel und am glühenden Roth der untergehenden Sonne nach unserer Anleitung.

Auch würde jener intentirte Supplementband noch manches Andere nachbringen, was Einem verziehen wird, der nicht viel Zeit hat, das, was ihm zu sagen wichtig ist, in leserliche Phrasen einzukleiden.

Neuere Einleitung.

Nach abgeschlossenem entoptischen Vortrag, dessen Bearbeitung uns mehrere Jahre beschäftigt, nach dem frischen Beweis, daß an unsere Farbenlehre sich jede neu entdeckte Erscheinung freundlich anschließt, ins Ganze fügt und keiner besondern theoretischen Erklärung bedarf, finden wir der Sache gerathen, manches Einzelne, was sich bisher gesammelt, hier gleichfalls darzulegen und in jene Einheit zu verschlingen. Den Hauptsinn unseres ganzen Vorhabens wiederholen wir daher, weil das Meiste, was bis jetzt über Farbe öffentlich gesagt worden, auf das Deutlichste zeigt, daß man meine Bemühungen entweder nicht kennt oder ignorirt, nicht versteht oder nicht verstehen will.

Und so wird es nicht zu weit ausgeholt sein, wenn wir sagen, daß unsere ältesten Vorfahren bei ihrer Naturbeschauung sich mit dem Phänomen begnügt, dasselbe wol zu kennen getrachtet, aber an Versuche, wodurch es wiederholt würde, wodurch sein Allgemeineres zu Tage käme, nicht gedacht. Sie beschauten die Natur, besuchten Handwerker und Fabrikanten und belehrten sich, ohne sich aufzuklären. Sehr lange verfuhr man so; denn wie kindlich war noch die Art von Versuch, daß man in einem ehernen Kessel Eisenfeilspäne durch einen untergehaltenen Magnet gleichsam sieden ließ!

In der Zwischenzeit wollen wir uns nicht aufhalten und

nur gedenken, wie im 15. und 16. Jahrhundert die unendlichste Masse von einzelnen Erfahrungen auf die Menschen eindrang, wie Porta Kenntnisse und Fertigkeiten viele Jahre durch in der ganzen Welt zusammensuchte, und wie Gilbert am Magneten zeigte, daß man auch ein einzelnes Phänomen in sich abschließen könne.

In demselben Zeitraum zeigte Baco auf das Lebhafteste zur Erfahrung hin und erregte das Verlangen, unzählbaren und unübersehbaren Einzelnheiten nachzugehn. Immer mehr und mehr beobachtete man; man probirte, versuchte, wiederholte; man überdachte, man überlegte zugleich, und so kam ein Wissen zur Erscheinung, von dem man vorher keinen Begriff gehabt hatte. Weil dies aber nicht vorübergehen, sondern das einmal Gefundene festgehalten und immer wieder dargestellt werden sollte, so befleißigte man sich schon in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts nothdürftig verbesserter Instrumente, und es fanden sich Personen, die aus dem Handhaben derselben eine Art von Gewerbe machten. Dies Alles war gut und löblich; aber die Lust, zu theoretisiren, gegen welche Baco sich so heftig geäußert hatte, kann und darf den Menschen nicht verlassen; und so groß ist die Macht des Gedankens, er sei wahr oder falsch, daß er die Erfahrung mit sich fortreißt; daher denn auch gesteigerte und verwickelte Maschinen der Theorie zu Diensten sein und dem Wahren wie dem Falschen zur Bestätigung und Gründung dienen mußten. Nirgends war dieses umgekehrte Verfahren trauriger als in der Farbenlehre, wo eine ganz falsche, auf ein falsches Experiment gegründete Lehre durch neue, das Unwahre stets verbergende und die Verwirrung immer vermehrende, verwickeltere Versuche unzugänglich gemacht und vor dem reinen Menschenverstand düster verhüllt ward.

Da ich in die Naturwissenschaft als Freiwilliger hineinkam, ohne Aussicht und Absicht auf einen Lehrstuhl, welchen beisteigend, man denn doch immer bereit sein muß, ebenso gut dasjenige vorzutragen, was man nicht weiß, als das, was man weiß, und zwar um der lieben Vollständigkeit willen, so konnte ich dagegen auf eine andere Vollständigkeit denken, auf den Baconischen Weg zurückkehrend und die sämmtlichen Phänomene, so viel ich ihrer gewahr werden konnte, sammelnd, welches ohne eine gewisse Ordnung, ohne ein Neben-, Ueber- und Untereinander für den denkenden Geist unmöglich ist.

Wie ich in der Farbenlehre gehandelt, liegt Jedermann vor Augen, der es beschauen will; das Fachwerk, das ich beliebt, wüßte ich noch jetzt nicht zu verändern; noch jetzt giebt es mir Gelegenheit, Verwandtes mit Verwandtem zu gesellen, wie die entoptischen Farben bezeugen mögen, die als neu entdeckt sich in meinen übrigen Vortrag einschalten lassen, eben als hätte man sie gleich anfangs in Betracht gezogen. Hiedurch finde ich mich also berechtigt, ja genöthigt, was ich etwa nachzubringen habe, in derselben Ordnung aufzuführen; denn es kommt hier nicht darauf an, durch eine Hypothese die Erscheinungen zu verrenken, sondern die klaren, natürlichen Rechte einer jeden anzuerkennen und ihr den Platz in der Stadt Gottes und der Natur anzuweisen, wo sie sich denn gern hinstellen, ja niederlassen mag. Und wie sollte man einen so großen errungenen und erprobten Vortheil aufgeben, da Jedermann, der ein Instrument erfunden, das ihm in der Ausübung besondere Bequemlichkeit gewährt, aber Andern unbekannt ist, solches bekannt zu machen sucht, entweder zu seiner Ehre oder, wenn er das Glück hat, ein Engländer zu sein, nach erlangtem Patent zu seinem zeitlichen Gewinn. Lasse man mich also auch die Vortheile wiederholt an Beispielen praktisch aussprechen, die mir aus der Methode zufließen, wornach ich die Farbenlehre gebildet. Sobald ich nämlich die Haupt- und Grundphänomene gefunden und, wie sie sich verzweigen und auf einander beziehen, geordnet hatte, so entstanden wahrhaft geistige Lokate, in welche man gar leicht den besondern Fall dem allgemeinen Begriff unterzuordnen und das Vereinzelte, Seltsame, Wunderbare in den Kreis des Bekannten und Faßlichen einzuschließen fähig wird.

Zu leichterer Uebersicht ist deshalb eine Tabelle vorausgeschickt.

Suleika, Du aber ruhſt
Auf dem zarten Polſter,
Das ich Dir bereitet und geſchmückt.
Auch Dir ruckt's anweckend durch die Glieder:
„Er iſt's, der mich ruft, Hatem.
Auch ich rufe Dir, o Hatem! Hatem!"

51.

In tauſend Formen magſt Du Dich verſtecken,
Doch, Allerliebſte, gleich erkenn' ich Dich;
Du magſt mit Zauberſchleiern Dich bedecken,
Allgegenwärt'ge, gleich erkenn' ich Dich.

An der Zypreſſe reinſtem, jungem Streben,
Allſchlangenwachſe, gleich erkenn' ich Dich.
In des Kanales reinem Wellenleben,
Allſtromeinheitliche, wohl erkenn' ich Dich.

Wenn ſteigend ſich der Waſſerſtrahl entfaltet,
Allſpielende, wie froh erkenn' ich Dich!
Wenn Wolke ſich geſtaltend umgeſtaltet,
Allmannichfalt'ge, dort erkenn' ich Dich.

---

zeichneten Lieder ſind nicht in den Sand geſchrieben (bildl.), ſie behalten eine ihre magiſche Kraft für die Liebenden, welche die verzauberte Stelle betreten, und Suleika wird dann die Stimme ihres Hatem vernehmen. Wo der Spielmann begraben liegt, ſtolpert der Wanderer, und den Metallgräber durchzucken die im Boden verborgenen Schätze. Ebenſo magnetiſch fühlt der Liebende die Juwelen der Dichter der Liebe. — Die hier genannten Liebenden ſind aus III. 1 bekannt, die Glückſelig-Unglückſeligen (nach Dante's Inferno). Vergl. das unglückſel'ge Glück in Fr. 41 und oben II. 2. Jene Helden liegen dem Orientalen ſtets im Sinne, und Tſchami ſingt: „Da ein Leidgenoß mir fehlet, welchem ſei mein Leid erzählet. Will ich bald an Medſchnun denken, bald den Sinn auf Ferhad lenken." (Rückert's Ueberſ.)

51. Als Schluß der Preis der Geliebten mit Prädikaten, welche Allah's Namenhundert nachgebildet ſind. Dieſes iſt angegeben in den Fundgruben, IV. 161 u. 162, der Allmilde, der Allerbarmende, der Allverdirbter, der Allheilige, der Allfehlerfreie, der Allwaltende, der Allumfaſſende, der Allgegenwärtige, der Allbelebende, der Allerreichende u. ſ. w. Vergl. Hottinger, Dian. de nominibus Dei Orientalium. 1820. S. 280 ff.: „Arabes nomina Deo tribuunt nonaginta novem, quae tamen attributa potius sunt ab effectis, adeoque a posteriori desumta, quam nomina Essentiam, a priori, exhibentia."

Auge

empfänglich und gegenwirkend.

Berührt im höheren Sinne von **Licht und Finsterem,** beide durch Trübe dynamisch verbunden, erzeugen Farbe.

Roth
Gelbroth Blauroth
Farbenkreis
gültig
für alle Erscheinungen.
Geld Blau
Grün

Berührt im gemeinen Sinne von **Weiß und Schwarz,** beide durch **Mengung** atomistisch gemischt, **erzeugen** Grau.

Farbe manifestirt sich

Physiologisch.
Subjektiv
unaufhaltsam, flüchtig;
Vermittlung im Subjekt.

Physisch.
Subjektiv und objektiv,
wandelbar, verschwindend;
Vermittlung durchscheinender, durchsichtiger Körper.

Chemisch.
Objektiv,
wandelbar, festzuhalten;
Vermittlung Körper aller Art.

Licht erweitert, Finsterniß verengt.
Helles Bild vergrößert, dunkles verkleinert sich.
Helles Bild nähert, dunkles entfernt sich.
Licht blendet, Finsterniß stellt her.
Dauer des Eindrucks.
Nachdauer.
Verklingen, farbiges.
Fernerungen.
Blendung, roth;
Umkehrung, grün.
Blut, roth, orange, gelb;
Regenbild, grün, blau, violet.
Farbiges Licht und Schatten ebenso.

Dioptrisch:
durchscheinend, ohne Refraktion und Bild;
durchsichtig, mit Refraktion und Bild.
Katoptrisch: Bei beschränktem Zurückwerfen.
Paroptisch: Bei kreuzendem Vorbeischeinen.
Epoptisch: Auf der Fläche und zwischen Flächen.
Entoptisch: Innerhalb durchsichtiger Körper.

Aktive Seite.
Geld, Gelbroth, Purpur;
durch Säuren gesteigert.
Geld, Gelbroth;
wärmend,
Licht entzündend,
Metallkalk nicht verändernd.

Passive Seite.
Blau, Blauroth, Grün;
durch Alkalien herabgezogen.
Blau und Blauroth;
kühlend,
Licht mittheilend,
Metallkalk entsäurend.

Physiologe Farben.

Diese sind es, die als Anfang und Ende aller Farbenlehre bei unserm Vortrag vorangestellt worden, die auch wol nach und nach in ihrem ganzen Werth und Würde anerkannt und, anstatt daß man sie vorher als flüchtige Augenfehler betrachtete, nunmehr als Norm und Richtschnur alles übrigen Sichtbaren festgehalten werden. Vorzüglich aber ist darauf zu achten, daß unser Auge weder auf das kräftigste Licht noch auf die tiefste Finsterniß eingerichtet; jenes blendet, diese verneint im Uebermaß. Das Organ des Sehens ist wie die übrigen auf einen Mittelstand angewiesen. Hell, Dunkel und die zwischen beiden entspringenden Farben sind die Elemente, aus denen das Auge seine Welt schöpft und schafft. Aus diesem Grundsatz fließt alles Uebrige, und wer ihn auffaßt und anwenden lernt, wird sich mit unserer Darstellung leicht befreunden.

1.

Hell und Dunkel im Auge bleibend.

Hell und Dunkel, welche, eins oder das andere auf das Auge wirkend, sogleich ihren Gegensatz fordern, stehn vor Allem voran. Ein dunkler Gegenstand, sobald er sich entfernt, hinterläßt dem Auge die Nöthigung, dieselbe Form hell zu sehen. In Scherz und Ernst führen wir eine Stelle aus Faust an, welche hierher bezüglich ist. Faust und Wagner, auf dem Felde gegen Abend spazierend, bemerken einen Pudel.

Faust.

Siehst Du den schwarzen Hund durch Saat und Stoppel streifen?

Wagner.

Ich sah ihn lange schon, nicht wichtig schien er mir.

Faust.

Betracht ihn recht! Für was hältst Du das Thier?

Wagner.

Für einen Pudel, der auf seine Weise
Sich auf der Spur des Herren plagt.

Faust.

Bemerkst Du, wie in weitem Schneckenkreise
Er um uns her und immer näher jagt?
Und irr' ich nicht, so zieht ein Feuerstrudel
Auf seinen Pfaden hinterdrein.

Wagner.

Ich sehe nichts als einen schwarzen Pudel;
Es mag bei Euch wol Augentäuschung sein.

Vorstehendes war schon lange aus dichterischer Ahnung und nur im halben Bewußtsein geschrieben, als bei gemäßigtem Licht vor meinem Fenster auf der Straße ein schwarzer Pudel vorbeilief, der einen hellen Lichtschein nach sich zog: das undeutliche, im Auge gebliebene Bild seiner vorübereilenden Gestalt. Solche Erscheinungen sind um desto angenehm-überraschender, als sie gerade, wenn wir unser Auge bewußtlos hingeben, am Lebhaftesten und Schönsten sich anmelden.

2.

Weiteres Beispiel.

Wo ich die gleiche Erscheinung auch höchst auffallend bemerkte, war, als bei bedecktem Himmel und frischem Schnee die Schlitten eilend vorbeirutschten, da denn die dunklen Kufen weit hinter sich die klarsten Lichtstreifen nachschleppten. Niemand ist, dem solche Nachbilder nicht öfters vorkamen, aber man läßt sie unbeachtet vorübergehn; jedoch habe ich Personen gekannt, die sich deshalb ängstigten und einen fehlerhaften Zustand ihrer Augen darin zu finden glaubten, worauf denn der Aufschluß, den ich geben konnte, sie höchst erfreulich beruhigte.

3.

Eintretende Reflexion.

Wer von dem eigentlichen Verhältniß unterrichtet ist, bemerkt das Phänomen öfters, weil die Reflexion gleich eintritt. Schiller verwünschte vielmal diese ihm mitgetheilte Ansicht, weil er dasjenige überall erblickte, wovon ihm die Nothwendigkeit bekannt geworden.

4.

Komplementare Farben.

Nun erinnern wir uns sogleich, daß ebenso wie Hell und Dunkel auch die Farben sich ihrem Gegensatze nach unmittelbar fordern, so daß nämlich im Satz und Gegensatz alle immer zugleich enthalten sind. Deswegen hat man auch die geforderten Farben nicht mit Unrecht komplementare genannt, indem die Wirkung und Gegenwirkung den ganzen Farbenkreis darstellt, so daß, wenn wir mit den Malern und Pigmentisten Blau, Gelb und Roth als Hauptfarben annehmen, alle drei in folgenden Gegensatzen immer gegenwärtig sind:

Gelb	Violet
Blau	Orange
Roth	Grün.

Von diesen Phänomenen bringen wir einige in Erinnerung, besonderer Umstände wegen, die sie merkwürdig machen.

5.

Leuchtende Blumen.

Sehr erfreulich ist es, in den Stockholmer Abhandlungen, Band XXIV, Seite 291 zu lesen, daß ein Frauenzimmer das Blitzen der rothgelben Blumen zuerst entdeckt habe; denn dort heißt es: „Die feuergelben Blumen des Tropäolum majus L. blitzen jeden Abend vor der Dämmerung, wie solches die Fräulein Tochter des Ritters Karl von Linné, Elisabeth Christina, auf ihres Herrn Vaters Landgute, Hamarby, eine Meile von Upsala, in Gesellschaft Anderer in dem Garten beobachtet hat. Dieses Blitzen besteht in einem plötzlichen Hervorschießen des Glanzes, daß man sich es nicht schneller vorstellen kann."

Die Blumen, an welchen, außer dem Tropäolum, die gleiche Erscheinung bemerkt wurde, waren die Kalendel, Feuerlilie, Tagetes und manchmal die Sonnenblume. Mit vollem Rechte läßt sich aber der orientalische Mohn hinzuthun, wie ich in meinem Entwurf der Farbenlehre §. 54 umständlich erzählt habe und solches hier einrücke, da wenigen meiner Leser jenes Buch zur Hand sein möchte.

Am 19. Junii 1799, als ich zu später Abendzeit bei der in eine klare Nacht übergehenden Dämmerung mit einem

Freunde im Garten auf und ab ging, bemerkten wir sehr deutlich an den Blumen des orientalischen Mohns, die vor allen andern eine mächtig-rothe Farbe haben, etwas Flammenähnliches, das sich in ihrer Nähe zeigte. Wir stellten uns vor die Stauden hin, sahen aufmerksam darauf, konnten aber nichts weiter bemerken, bis uns endlich bei abermaligem Hin- und Wiedergehen gelang, indem wir seitwärts darauf blickten, die Erscheinung so oft zu wiederholen, als uns beliebte. Es zeigte sich, daß es ein physiologisches Farbenphänomen und der scheinbare Blitz eigentlich das Scheinbild der Blume in der geforderten blaugrünen Farbe sei."

6.

Weiter geführt und ausgelegt.

Ist uns nun aber einmal die Ursache dieses Ereignisses bekannt, so überzeugt man sich, daß unter gar vielen andern Bedingungen dasselbige hervorzubringen sei. Am Tage in dem blumenreichen Garten auf- und abgehend, bei genäßigtem Licht, sogar beim hellen Sonnenschein, wird der aufmerksame Beobachter solche Scheinbilder gewahr; nur, wenn man die Absicht hat, sie zu sehen, fasse man dunkle Blumen ins Auge, welche den besten Erfolg gewähren. Die Purpurfarbe einer Päonie giebt im Gegensatz ein helles Meergrün, das violete Geranium ein gelblich grünes Nachbild; einen dunklen Buchsbaumstreifen der Rabatteneinfassung kann man durch Abwendung des Auges auf den Sandweg hell violet projiziren und mit einiger Uebung sich und Andere von der Konstanz dieses Phänomens überzeugen. Denn ob wir gleich ganz unbewußt und unaufmerksam diese Erscheinungen vielleicht am Lebhaftesten gewahr werden, so hängt es doch auch von unserm Willen ab, dieselben vollkommen in jedem Augenblick zu wiederholen.

7.

Wechselseitige Erhöhung.

Wenn nun Hell und Dunkel so wie die obgenannten sich fordernden Farben wechselseitig hervortreten, sobald nur eine derselben dem Auge geboten wird, so folgt daraus, daß sie sich wechselseitig erhöhen, wenn sie neben einander gestellt sind. Was Hell und Dunkel betrifft, so giebt folgender Versuch eine überraschend angenehme Erscheinung.

Man habe graues Papier von verschiedenen auf einander

folgenden Schattirungen, man klebe Streifen deſſelben der Ordnung nach neben einander, man ſtelle ſie vertikal, und man wird finden, daß jeder Streifen an der Seite, wo er ans Hellere ſtößt, dunkler, an der Seite, mit der er ans Dunkle ſtößt, heller ausſieht, dergeſtalt daß die Streifen zuſammen dem Bilde einer kannelirten Säule, die von einer Seite her beleuchtet iſt, völlig ähnlich ſehen.

Phyſiſche Farben.

8.

Falſche Ableitung des Himmelblauen.

Zu traurigen Betrachtungen giebt es Anlaß, wenn man in der Naturlehre nach Anerkennung eines wahren Prinzips ſolches alſobald falſch anwenden ſieht. Die phyſiologen Farben ſind kaum eingeſtanden und dadurch die Chromatik im Subjekt gegründet, ſo ſchwärmt man ſchon wieder umher und zieht Erſcheinungen heran, die in ein ganz ander Kapitel gehören. Die Heidelberger Jahrbücher der Literatur, 12ter Jahrgang, 10tes Heft, ſprechen von Muncke's Anfangsgründen der Naturlehre und äußern ſich folgendermaßen.

„Namentlich ſind in der Optik die gefärbten Schatten ſo wie die Bläue des Himmels als ſubjektive Farben dargeſtellt, und findet für die letztere Behauptung, daß die atmoſphäriſche Luft nicht blau gefärbt ſei, ſondern nur durch ſubjektive Farbenbildung blau und über den hochroth gefärbten Bergſpitzen grün erſcheine, unter andern der einfache Grund ſtatt, daß der blauſte Himmel, mit einem Auge frei, mit dem andern durch ein ſchwarz gefärbtes enges Rohr betrachtet, blos dem freien Auge blau erſcheint."

Daß die farbigen Schatten zu den ſubjektiven Farben gehören, daran iſt wol kein Zweifel; indem aber die Heidelberger Jahrbücher der nachfolgenden grundloſen Behauptung, das Himmelblau betreffend, Beifall geben, ſo retardiren ſie, wie ſchon vormals geſchehen, die Ausbreitung der ächten Farbenlehre. Gar ſehr wünſchten wir, Rezenſent hätte dagegen Herrn Muncke zurechtgewieſen und uns die Mühe erſpart, abermals zu wiederholen: die Himmelsbläue gehört in das Kapitel von der Trübe; man ſehe Goethe's Farbenlehre §. 55 und folgende, wo ſich Alles natürlich entwickelt. Wie es aber irgend Jemand einfallen könne, dieſe Bläue für

eine subjektive Farbe anzusprechen, ist Demjenigen unbegreiflich, der es weiß, daß physiologe Farbe aus einer Wechselwirkung entspringt, wo denn eine Erscheinung die andere nothwendig voraussetzt.

Das reine Hellblau wird durch seinen Gegensatz, das Gelbrothe, gefordert; nun möcht' ich doch einmal die orangefarbne Welt sehen, die das Auge nöthigte, den Himmel blau zu erblicken! Unter allen Bedingungen erscheint uns der reine Himmel blau, wir mögen ihn über alten Schindel- und Strohdächern, über Ziegel- und Schieferdächern sehen; hinter jedem kahlen, unbewachsenen grauen Berge, über dem düstersten Fichtenwald, über dem muntersten Buchenwald erscheint am heitern Tage der Himmel gleich blau, ja, aus einem Brunnen heraus müßte er ebenso erscheinen. Hier also kann von keiner geforderten Farbe die Rede sein.

Wenden wir uns nun zu dem vorgeschriebenen Versuch, welcher jene Meinung begründen soll, so finden wir, daß Herr Muncke sich ebenso im Sehen wie im Denken übereilt hat, wie denn immer Eins aus dem Andern zu folgen pflegt. Nehme ich, nach dem Himmel schauend, vor das eine Auge ein Rohr und lasse das andere frei, so ist jenes, vor allem eindringenden Licht geschützt, ruhiger und empfänglicher und sieht also die Himmelsbläue heller; da nun aber in unsern nördlichen Gegenden sehr selten die Atmosphäre ein vollkommenes Blau sehen läßt, so kann ein helleres, blässeres Blau gar leicht für weißlich, ja, für farblos gehalten werden.

Mit einer jeden reinblauen Tapete läßt sich derselbe Versuch wiederholen; das freie Auge wird sie dunkler sehen als das geschützte. Vermannichfaltiget nun, nach des experimentirenden Physikers erster Pflicht, den Versuch immer weiter, so werdet Ihr finden, daß das Gesagte nicht allein vom Blauen, sondern von allem Sichtbaren gelte: es gilt vom Weißen, von allen Stufen des Grauen bis ins Schwarze, von allen Farbenstufen, reinern und unreinern. Jedes Gesehene wird dem beruhigten Auge immer heller und folglich auch deutlicher erscheinen als dem Auge, welches von allen Seiten Licht empfängt. Jede Papierrolle, sie braucht gar nicht einmal inwendig geschwärzt zu sein, setzt uns jeden Augenblick in den Stand, diesen einfachsten aller Versuche anzustellen; man nehme sie vor das eine Auge und blicke zugleich mit dem andern frei umher im Zimmer oder in der Landschaft, so wird man die Wahrheit des Gesagten erfahren.

Das freie Auge ſieht den friſchgefallnen Schnee grau, wenn er dem durch die Rolle geſchützten glänzend und beinahe blendend erſcheint.

Kaum aber bedarf es der Rolle, man ſehe durch die als Röhre zuſammengebogenen Finger, und eine zwar ſchwächere, doch gleiche Wirkung wird erfolgen, wie jeder Kunſtfreund weiß, der bei Beſchauung von Gemälden dieſe natürlich leichte Vorrichtung ſogleich zur Hand hat.

Schließlich gedenken wir noch eines ganz einfachen Apparats, deſſen wir uns in Bildergalerien bedienen und welcher uns vollkommen überzeugen kann, daß die Himmelsblaue keine ſubjektive Farbe ſei.

Man verfertige ein Käſtchen von Blech oder Pappe, das vorn offen, hinten zwei den beiden Augen korreſpondirende kurze Röhren habe und inwendig ſchwarz gefärbt ſei; hiedurch ſchließe man alle irdiſchen Gegenſtände aus, beſchaue mit beiden Augen den reinen Himmel, und er wird vollkommen blau erſcheinen. Wo iſt denn aber nun das Pomeranzengelb, um jenen Gegenſatz hervorzurufen?

Hierher gehört auch nachſtehende Erfahrung. Es iſt mir oft auf Reiſen begegnet, daß ich, in der Poſtchaiſe ſitzend, am hellen Sommertage eingeſchlafen bin, da mir denn beim Erwachen die Gegenſtände, welche zuerſt in die Augen fielen, überraſchend hell, klar, rein und glänzend erſchienen, kurz darnach aber auf die gewohnte Weiſe wieder in einem gemäßigten Lichte ſich darſtellten.

9.

Trüber Schmelz auf Glas.

Da ſich uns nun abermals aufdringt, wie nöthig es iſt, die Lehre vom Trüben, woraus alle phyſiſche Farbenphänomene ſich entwickeln laſſen, weiter zu verbreiten und die erfreulich-überraſchende Erſcheinung vor Jedermanns Auge zu bringen, ſo ſei Folgendes hier Denen geſagt, welche zu ſchauen Luſt haben; den Wahnluſtigen kann es nichts helfen.

Schon in der alten Glasmalerei, welche ihren großen Effekt den Metallkalken verdankt, findet man einen trüben Schmelz, welcher, auf Glas getragen, bei durchſcheinendem Lichte ein ſchönes Gelb hervorbringt; zu dieſem Zwecke ward er auch daher benutzt. Die blaue Erſcheinung dagegen, bei

auffallendem Licht und dunklem Grunde, kam dabei zwar nicht in Betracht; ich besitze jedoch eine solche Scheibe, durch die Gunst des Herrn Achim von Arnim, wo gewisse Räume beim durchscheinenden Licht, der Absicht des Malers gemäß, ein reines Gelb, in der entgegengesetzten Lage ein schönes Violet zur Freude des Physikers hervorbringen.

In der neuern Zeit, wo die Glasmalerei wieder sehr löblich geübt wird, habe ich auf Wiener und Karlsbader Trinkgläsern dieses herrliche Phänomen in seiner größten Vollkommenheit gesehen. Am letztern Orte hat der Glasarbeiter Mattoni den guten Gedanken gehabt, auf einem Glasbecher eine geringelte Schlange mit einer solchen Lasur zu überziehen, welche bei durchscheinendem Licht oder auf einen weißen Grund gehalten Hochgelb, bei auffscheinendem Licht und dunklem Grunde aber das schönste Blau sehen läßt. Man kann sogar durch eine geringe Bewegung, indem man das Gelbe zu beschatten und das Blaue zu erhellen weiß, Grün und Violet hervorbringen. Möge der Künstler dergleichen viele in Bereitschaft haben, damit Badegäste sowol als Durchreisende sich mit solchen Gefäßen versehen können, um dem Physiker ernstlich an Hand zu gehen und zum Scherz sowol Junge als Alte ergetzlich zu überraschen. Hier erscheint ein Urphänomen, setzt natürliche Menschen in Erstaunen und bringt die Erklärsucht zur Verzweiflung.

Ferner hat man den Kranz um manche Glasbecher mit solchem trüben Mittel überzogen, woraus der sehr angenehme Effekt entspringt, daß die aufgetragenen leichten Goldzierrathen sich von einem gelben durchscheinenden goldaleichen Grunde bald metallisch glänzend absetzen, bald auf blauem Grunde um desto schöner hervorgehoben werden. Mögen häufige Nachfragen die Künstler anfeuern, solche Gefäße zu vervielfältigen.

Aus der Bereitung selbst machen sie kein Geheimniß, es ist feingepülvertes schwefelsaures Silber; bei dem Einschmelzen jedoch müssen zufällige, mir noch unbekannte Umstände eintreten; denn verschiedene nach Vorschrift unternommene Versuche haben bis jetzt nicht glücken wollen. Unsre so bereiteten Glastafeln bringen beim Durchscheinen zwar das Gelbe zur Ansicht, die Umkehrung ins Blaue beim Aufscheinen will jedoch nicht gelingen. Dabei ist zu bemerken, daß das Silber unter dem Einschmelzen sich oft reduzirt und zu körperlich wird, um trüb zu sein.

10.

Trübe Infusionen.

Wenn wir aber von trüben Mitteln sprechen, so erinnert sich Jedermann der Infusion des sogenannten Lignum nephriticum. Es hat aufgehört, offizinell zu sein; die in den Apotheken unter dieser Rubrik noch vorhandenen Stücke gaben meist einen gelben, nicht aber ins Blaue sich umwendenden Aufguß. Herr Hofrath Döbereiner, dessen Mitwirkung ich die entschiedensten Vortheile verdanke, ist gelegentlich zu einer Infusion gekommen, welche das Phänomen aufs Allerschönste darstellt. Hier die Verfahrungsweise, wie er solche mitgetheilt.

„Das Lignum Quassiae (von Quassia excelsa) enthält eine eigenthümliche rein bittere Substanz. Um diese zum Behuf einer nähern Untersuchung unverändert darzustellen, wurde jenes Holz in gepülvertem Zustande in meiner Auflösungspresse mit Wasser durch den Druck einer drei Fuß hohen Quecksilbersäule kalt extrahirt. Nachdem das Holz erschöpft war oder vielmehr aufgehört hatte, dem Wasser farbigen Stoff mitzutheilen, wurde es mit einer neuen Quantität Wasser in der Absicht behandelt, um den letzten Antheil des etwa noch in ihm enthaltenen auflöslichen Stoffes zu scheiden und zu meinem Zwecke zu gewinnen. Das Resultat dieser letzten Behandlung war Wasser, ungefärbt, jedoch bitter schmeckend und mit der Eigenschaft begabt, die wir an rein trüben Mitteln kennen, wenn sie in einem durchsichtigen Glas erleuchtet oder beschattet werden.

„Hat man also die Absicht, aus der Quassia das weiße flüssige Chamäleon darzustellen, so muß man dieselbe pülvern und durch sie so lange kaltes Wasser filtriren, bis sie von farbiger Substanz befreit und dieses nur noch äußerst schwach zu trüben fähig ist. In dieser Periode stellt sich bei fortgesetzten Aufgüssen kaltes Wassers die oben beschriebene Flüssigkeit dar."

Es hat diese Infusion den Vortheil, daß sie in einem Glase, gut verschlossen, wol über ein halbes Jahr das Phänomen sehr deutlich zeigt und zum Vorweisen immer bei der Hand ist; da jedoch die Bereitung Mühe und Genauigkeit erfordert, so geben wir ein anderes Mittel an, wobei sich die Erscheinung augenblicklich manifestirt.

Man nehme einen Streifen frischer Rinde von der Roßkastanie, man stecke denselben in ein Glas Wasser, und in der

An des geblümten Schleiers Wiesenteppich,
Allbuntbesternte, schön erkenn' ich Dich;
Und greift umher ein tausendarm'ger Eppich,
O, Allumklammernde, da kenn' ich Dich.

Wenn am Gebirg der Morgen sich entzündet,
Gleich, Allerheiternde, begrüß' ich Dich,
Dann über mir der Himmel rein sich ründet,
Allherzerweiternde, dann athm' ich Dich.

Was ich mit äußerm Sinn, mit innerm kenne,
Du Allbelebende, kenn' ich durch Dich;
Und wenn ich Allah's Namenhundert nenne,
Mit jedem klingt ein Name nach für Dich.

Christus werden nur 72 Namen beigelegt. Gegenstand eines Gedichts von Hans Sachs vom 10. April 1540 (Goedeke, I. 317). — Der zweite Reim ist als ein dreifacher, jedoch nur in den ersten 4 Strophen, nach Gaselen-Art, festgehalten. — K. Goedeke gedenkt eines dem Gedichte zu Grunde liegenden orientalischen Originals, in welchem das Reimwort jedesmal eine der Formen und Hüllen nenne, an denen der Liebende die Geliebte erkennt (S. XVIII der Einleitung zu Bd. II von Goethe's Sämmtl. Werken, 1870). Uns ist dasselbe unbekannt geblieben. Uns scheint das Gedicht geboren aus der Neigung der Dichter zur Apotheose, aus der Neigung, der menschlichen Natur göttliche Eigenschaften beizulegen und zu diesem Zwecke auch die Naturkräfte zu personifiziren. Diese Richtung ist allerdings ächt orientalisch (Hammer's Gesch., S. 134). — Jedem im letzten Verse bezieht sich auf Namen, als wenn im Verse vorher statt Namenhundert stünde hundert Namen.

kürzesten Zeit werden wir das vollkommenste Himmelblau entstehen sehen da, wo das von vorn erleuchtete Glas auf dunklen Grund gestellt ist, hingegen das schönste Gelb, wenn wir es gegen das Licht halten. Dem Schüler wie dem Lehrer, dem Laien wie dem Eingeweihten ist es jeden Tag zur Hand.

II.

Im Wasser Flamme.

Georg Agricola in seinem Werke De natura eorum quae effluunt ex terra, und zwar dessen viertem Buche, meldet Folgendes: Si lapis in lacum, qui est prope Dennstadium, Toringiae oppidum, injicitur, dum delabitur in profundum, teli ardentis speciem prae se ferre solet.

Buffon, flammender Phänomene gedenkend, bringt diese Stelle genau übersetzt: Agricola rapporte, que lorsqu'on jette une pierre dans le lac de Dennsted, en Turingue, il semble, lorsqu'elle descend dans l'eau, que ce soit un trait de feu.

Vorgemeldetes Phänomen erkennen wir als wahr an, vindiziren aber solches der Farbenlehre und zählen es zu den prismatischen Versuchen, und zwar verhält sich's damit folgendermaßen.

Am obern Ende der westlichen Vorstadt von Tennstedt, einem durch Ackerbau gesegneten, im angenehmen Thale liegenden und von reichlichem Bach- und Brunnenwasser wohl versorgten Orte, liegt ein Teich mäßiger Größe, welcher nicht durch äußern Zufluß, sondern durch mächtige, in ihm selbst hervorstrebende Quellen seinen immer gleichen Wassergehalt einer zunächst daran gebauten Mühle überflüssig liefert. Von der unergründlichen Tiefe dieses Teichs, daß er im Sommer des Wassers nicht ermangele und Winters nicht zufriere, wissen die Anwohner viel zu erzählen, so auch die Klarheit des Wassers über Alles zu rühmen. Letzteres ist auch ohne Widerrede zuzugestehn, und eben die Reinheit eines tiefen Wassers macht jenes den Augen vorgebildete Feuerphänomen möglich.

Nun bemerke man, daß um den Teich her nur weiße Kalksteine liegen, und mit solchen ist auch der Versuch nur anzustellen; man wähle einen schwarzen Stein, und nichts von Flamme wird gesehen werden. Wenn aber ein weißer untersinkt, so zeigen sich an ihm prismatische Ränder, und zwar weil er als helles Bild auf dunklem Grunde, er sinke noch so tief, immer durch die Refraktion dem Auge entgegengehoben

wird, unten gelbroth und gelb, oben blau und blauroth; und so zittert diese Erscheinung als ein umgekehrtes Flämmchen in die Tiefe.

Leider war bei meinem dortigen Sommeraufenthalte 1816 der Teich lange nicht von Wasserpflanzen gereinigt worden, die aufs Ueppigste aus der Tiefe bis an und über die Oberfläche hervorsproßten, worunter die Chara, welche immer auf Schwefelquellen hindeutet, sich häufig bemerken ließ. Die einzigen reinen Stellen waren die der ausliefenden Punkte, aber zu weit von dem Ufer und zu sehr bewegt, als daß ich das Phänomen Jemanden sonst als mir selbst darzustellen vermochte.

Jedoch hatte ich das Gleiche in dem Feldzuge von 1792 schon in der Nähe von Verdun gesehen, wo ein tiefer, fast zirkelrunder Erdkessel vom klarsten, dem Grund entsprießenden Quellwasser gefüllt war. Dort wiederholte ich meine herkömmlichen prismatischen Versuche im Großen, und zwar wählte ich zu Gegenständen zerbrochene Steingutscherben, welche an den dunkeln Seiten des Kessels sich angenehm flammenartig und auffallend farbiger, je kleiner sie waren, hinabsenkten. Ganze, kaum beschädigte Teller überließ mir die freundliche Feldküche. Unten auf dem Boden liegend, zeigt ein solches helles Rund zunächst dem Beschauer immer Gelbroth und Gelb, oben Blau und Blauroth, und so werden kleinere Stücke, wie die beiden Farbenränder sich verbreitern, wohl für ein Flämmchen gelten.

Wer eine solche reine ruhige Wassertiefe vor sich hat, der kann diese Erfahrung leicht zum Versuch erheben. Er gebe solchen Scherben eine ovale Gestalt, durchbohre sie am obern Theil, befestige sie an einen Faden, diesen an eine Fischerruthe und tauche so das helle Bild ins Wasser, lasse es niedersinken und ziehe es wieder heraus, so wird er den flammenden Pfeil nach Belieben verstärken, seine Farben vermehren und vermindern können.

Gelingt es einem Naturfreunde, den Tennstedter Mühlenteich von Pflanzen reinigen zu lassen, wobei er wohl aufachten möchte, welche Geschlechter und Arten hier einheimisch sind, so wird man auf angezeigte Weise den Versuch jeden Augenblick wiederholen können. Ja, der Mühlknappe könnte sich, durch einen immer vorhandenen leichten Apparat, wie ich oben angegeben, manches Trinkgeld von Badegästen und Reisenden verdienen, da die Straße von Leipzig nach Mühl-

hausen an diesem Teiche vorbeigeht und Tennstedt wegen der Wirksamkeit seiner Schwefelwasser immer besucht sein wird.

Doch brauchen wir eigentlich deswegen keine weite Reise zu machen; ein wahrer Versuch muß sich immer und überall wiederholen lassen, wie denn Jedermann auf seinem Schreibtische ein Stück Siegellack findet, welches gerieben auf die höchste, Alles durchdringende, Alles verbindende Naturkraft hindeutet. Ebenso ist auch ein jeder Brunnentrog voll klaren Wassers hinreichend, das merkwürdige Tennstedter Flämmchen hervorzubringen. Wir bedienen uns hierzu einer schwarzen Blechscheibe, nicht gar einen Fuß im Durchmesser, in deren Mitte ein weißes Rund gemalt ist; wir tauchen sie, an einen Faden geheftet, ein, und es bedarf kaum einer Elle Wassers, so ist die Erscheinung für den aufmerksamen Beobachter schon da: mit mehrerer Tiefe vermehrt sich Glanz und Stärke. Nun ist aber die andere Seite weiß angestrichen, mit einem schwarzen Rund in der Mitte; nun versinkt ein eigentliches Flämmchen, violet und blau untermärts, gelb und gelbroth oberwärts, und das Alles wieder aus Gründen, die doch endlich Jedermann bekannt werden sollten.

12.

Ehrenrettung.

In den Gilbertischen Annalen der Physik, Band 16, findet sich Seite 278 Robertson's Bericht von seiner zweiten Luftfahrt zu Hamburg, gehalten am 11. August 1803, mit Noten von dem Herausgeber, in welchen der Luftschiffer für Gefahr und Bemühung wenig Dank findet. Er soll nicht gut gesehen, beobachtet, gefolgert, geschlossen, ja sogar unter den gegebenen Umständen manches Unmögliche referirt haben. Das müssen wir nun dahingestellt sein lassen; nur wegen eines einzigen Punktes halten wir für Pflicht, uns seiner anzunehmen.

Seite 283 sagt Robertson: „Ich habe bemerkt, daß die durch ein Prisma gebrochenen Lichtstrahlen nicht mehr die lebhaften und klar sich unterscheidenden Farben, sondern bleiche und verworrene geben." Hierauf entgegnet die Note: „Wie hat der Aeronaut das bemerken können? Darüber müßte er uns vor allen Dingen belehrt haben, sollten wir einer solchen Beobachtung einiges Vertrauen schenken." Wir aber versetzen hierauf: Allerdings hat der Mann ganz recht gesehen; weit über die Erde erhaben, vermißte er um sich her jeden Gegen-

stand und konnte durch sein Prisma nur nach den Wolken schauen. Diese gaben ihm bleiche verworrene Farben, wie Jeder jeden Tag auf Erden die Beobachtung wiederholen kann.

Aus meinen Beiträgen zur Optik von 1791 erhellt schon aufs Deutlichste, daß bei der prismatischen Erscheinung nicht von Lichtstrahlen, sondern von Bildern und ihren Rändern die Rede ist. Je schärfer sich diese, hell oder dunkel, vom Grunde abschneiden, desto stärker ist die Farbenerscheinung. Hätte der gute Robertson eine Farbentafel mit schwarzen und weißen Bildern mit in die Höhe genommen und sie durchs Prisma betrachtet, so würden die Ränder ebenso stark als auf der Erde gewesen sein. Wenn wir nun auch diese Kenntniß von ihm nicht fordern, so durfte man sie doch wol von dem Herausgeber eines physischen Journals, welches schon 1799 seinen Anfang genommen, billig erwarten. Leider werden wir von dem Nichtwissen oder Nichtwissenwollen dieser privilegirten Zunftherren noch manches Beispiel anzuführen haben.

13.

Unsinn.

Die Münchener politische Zeitung enthält folgende Bemerkungen über die Witterung dieses Winters.

„Zu Ende des Sommers hatten wir keine Aequinoktialstürme, und schon im September gab es dafür excessivrothe Abenddämmerungen, so daß, wo das Roth in die Himmelsbläue überging, der Himmel nach dem Farbenmischungsgesetze oft auf Strecken von 36 Grad ganz grün gefärbt war, welches Phänomen einer Abendgrüne sich in den folgenden Monaten einigemal wiederholte."

Allgemeine Zeitung 1818, Nr. 55.

14.

Desgleichen.

So wie nicht leicht etwas Vernünftiges gedacht oder gesagt werden kann, was nicht irgendwo schon einmal gedacht oder gesagt wäre, so finden wir auch wol die Absurditäten unserer Mitlebenden in verjährten Schriften aufgezeichnet, und zu jedem neuen Irrthume sind alte Parallelstellen zu finden. In Claudii Minoris Kommentarien, womit er die

Embleme des Alciatus erläutert, finden wir folgende Stelle: „Color flavus, qui ex albo, rufo et viridi concretus est.“ Daß also das Einfachste aus Zusammensetzung entspringe, muß doch von je her gelehrten und unterrichteten Menschen nicht so albern vorgekommen sein, als es ist. Hier haben wir unsern guten Wünsch wieder und seinen Essig, der aus Gurkensalat erzeugt wird.

Gegner und Freunde.

15.

Widersacher.

Als im Mai des Jahres 1810 der Druck meiner Farbenlehre geendigt war, reiste ich alsobald nach Karlsbad, mit dem festen Vorsatz, diesen Betrachtungen, insofern es möglich wäre, so bald nicht weiter nachzuhangen. Ich wandte Sinn und Gedanken gegen biographische Erinnerungen, rekapitulirte mein eignes Leben sowie das Leben eingreifender Freunde. Hackert's Biographie ward vorgesucht und, weil ich einmal ins Erzählen gekommen war, mehrere kleine Novellen, Geschichten, Romane, wie man sie nennen will, niedergeschrieben, deren Stoff mir längst schon erfreulich gewesen, die ich oft genug in guter Gesellschaft erzählt und nach endlicher Behandlung unter dem Titel Wilhelm Meister's Wanderjahre zu sammeln und zu vereinigen gedachte.

Gewissenhaft, wie bei frühern Arbeiten geschehen, vermied ich, auch nur die geringste Kenntniß zu nehmen, was gegen meine der Farbenlehre gewidmeten Absichten und Bemühungen von Seiten einer mächtigen und tief verletzten Partei Feindseliges möchte unternommen werden. Damit ich aber künftig bei erneuter Lust, die chromatischen Geschäfte wieder aufzunehmen, mit einiger Bequemlichkeit vorfände, was die Zeit über geschehen, so ersuchte ich einen werthen Freund, der sowol der Physik im Ganzen und besonders diesem Theile ununterbrochene Aufmerksamkeit schenkte, mir zu notiren, wo er meine Ansichten, welche auch die seinigen waren, angefochten fände, und mir solches bis zur gelegenen Stunde aufzubewahren. Dieses geschah denn, wie ich solches hier mittheile.

Neue oberdeutsche allgemeine Literatur-Zeitung 1810. Nr. 132.

Zach's monatliche Korrespondenz 1810. Juli. S. 91—93. (Von Mollweide.)

Leipziger Literatur-Zeitung 1810. Nr. 102.

Kritischer Anzeiger für Literatur und Kunst. München 1810. Nr. 30—33. (Vom Hofmaler Klotz.)

Heidelbergische Jahrbücher, 3. Jahrg. (1810.) 39. Heft. S. 289—307. (Soll von Jakob Fries verfaßt sein.)

Hallische allgemeine Literatur-Zeitung 1811. Januar. Nr. 30—32. (Wahrscheinlich von Mollweide.)

Mollweide, Demonstratio propositionis quae theoriae colorum Newtoni fundamenti loco est. Lips. 1811.

Angekündigt war in der Hallischen allgemeinen Literatur-Zeitung 1811, Nr. 107:

„Darstellung der optischen Irrthümer in des Herrn v. Goethe Farbenlehre und Widerlegung seiner Einwürfe gegen die Newton'sche Theorie; vom Professor Mollweide. Halle 1811. Bei Kümmel. 8."

Zach's monatliche Korrespondenz, 23. Bd. 1811. April. S. 322. (Von v. Lindenau.)

Göttingische gelehrte Anzeigen 1811. 99. St.

Gilbert's Annalen der Physik 1811. 2. St. S. 135 bis 154. (Von Poselger.)

Parrot's Grundriß der Physik, 2. Th. Dorpat und Riga 1811. Vorrede, p. V—IX. XX—XXIV.

Gilbert's Annalen der Physik 1812. 1. St. S. 103 bis 115. (Von Malus.)

Das Original dieses Aufsatzes befindet sich in den Annales de Chimie 1811. Août, p. 199 bis 209.

Jenaische Allgemeine Literatur-Zeitung 1812. Nr. 77. In der Rezension von Schweigger's Journal ꝛc.

Jenaische Allgem. Literatur-Zeitung 1813. Nr. 3—6.

Ebendaselbst; Ergänzungsblätter für 1813. Nr.

Bibliothèque Britannique. No. 418. 1813 Mai. (Von Prevost.)

Pfaff (C. H.), Ueber Newton's Farbentheorie, Herrn v. Goethe's Farbenlehre und den chemischen Gegensatz der Farben, Leipzig 1813.

Rezensionen über Pfaff's Werk: Newton's Farbentheorie und v. Goethe's Farbenlehre in:

Götting. gel. Anz. 1813. St. 77. S. 761—767. und Heidelberg. Jahrbücher 1814. Nr. 27. S. 417—430.

Pfaff (C. H.), Ueber die farbigen Säume der Nebenbilder des Doppelspaths, mit besonderer Rücksicht auf Herrn v. Goethe's Erklärung der Farbenentstehung durch Nebenbilder.

In Schweigger's Journal für Chemie und Physik, Bd. 6. Hft. 2. S. 177—211.

The Quarterly Review. Lond. 1814. January. N. XX. p. 423 bis 441.

Heidelbergische Jahrbücher der Literatur 1815. Nr. 25. (Prof. J. Fries in der Rezension von Hegel's Logik.)

Benzenberg, in seiner Reise in die Schweiz. 2. Th. 34. Brief.

Professor Weiß, desgleichen Professor Jungius haben in der naturforschenden Gesellschaft in Berlin Aufsätze gegen meine Farbenlehre vorgelesen; ob sie gedruckt worden, ist mir nicht bekannt.

Professor E. G. Fischer hat eine lange Abhandlung über die Farbenlehre in der philomathischen Gesellschaft zu Berlin vorgelesen.

16.

Wohl zu erwägen.

Als ich mit einem einsichtigen, meiner Farbenlehre günstigen Manne über diese Angelegenheit sprach und auch des hartnäckigen Widerstandes erwähnte, den sie seit so vielen Jahren erdulden müssen, eröffnete er mir Folgendes: er habe seit langer Zeit mit Physikern darüber gesprochen und gefunden, der Widerwille komme eigentlich daher, daß ich meine ersten kleinen Hefte Beiträge zur Optik genannt: denn da die Optik eine abgeschlossene, dem Mathematiker bisher ganz anheimgegebene Wissenschaft gewesen sei, so habe Niemand begreifen können noch wollen, wie man ohne Mathematik Beiträge zur Optik bringen oder wol gar die Hauptlehrsätze derselben bezweifeln und bekämpfen dürfe. Und so überzeugte mich der treffliche Freund gar leicht, daß, wenn ich gleich

anfangs Beiträge zur Farbenlehre angekündigt und, wie ich nachher gethan, den Vortrag dieser Erscheinungen in die allgemeine Naturwissenschaft getheilt, die Sache ein ganz anderes Ansehn gewonnen hätte.

Es scheint mir dieser Fall merkwürdig genug, um aufmerksam zu machen, wie eine falsche Behandlung bei Einleitung eines wichtigen Gegenstandes das Geschäft so viele Jahre erschweren, wo nicht gar dessen Ausführung völlig hindern könne, eben wie durch eine verfehlte Rechtsform die triftigste Rechtssache verloren werden kann. Ich mußte lange leben, um zu sehen, daß jener Fehler sich nach und nach durch die Zeit verbessere.

Wie ich jetzt die Stellung meiner Farbenlehre gegen die wissenschaftliche Welt betrachte, will ich kürzlich aussprechen. Ich wünsche, daß ein aufgeweckter, guter, besonders aber liberaler Kopf zur Sache greife. Liberal aber heiß' ich: von beschränkendem Egoismus frei, von dem selbstsüchtigen Gefühl, das weder mit guter Art zu nehmen noch zu geben weiß.

17.

Lehrbuch der Physik von Professor Ettmann,

2 Bände. Wien 1820.

Diesem vorzüglichen Naturforscher und -Kenner habe ich verpflichteten Dank zu sagen für die Art und Weise, wie er meiner Farbenlehre gedenkt. Zwar versäumt er keineswegs die Pflicht, seine Schüler bekannt zu machen mit der allgemein angenommenen und verbreiteten theoretischen Erklärungsweise. Doch gedenkt er auch an schicklichen Orten, wenn nicht mit entschiedenem Beifall, doch mit billigem Anerkennen desjenigen, was ich nach meiner Art und Ueberzeugung vorgetragen. So äußert er sich z. B. im 2ten Theile, S. 323, §. 738:

„Unter die Hauptgegner der Lehre Newton's von dem farbigen Lichte gehört vorzüglich Herr von Goethe. Er erklärt alle Farbenerscheinung daraus, daß entweder das Licht durch ein trübes Mittel gesehen wird oder hinter einem beleuchteten trüben Mittel sich die Finsterniß als ein Hintergrund befindet. Geschieht das Erste, so erscheint das Licht bei geringer Trübung des Mittels gelb und geht mit zunehmender Trübe in Gelbroth und Roth über. So sieht man die Sonne, wenn

sie ihren höchsten Stand hat, ziemlich weiß, obgleich auch hier ins Gelbe spielend; immer gelber aber erscheint sie, je tiefer sie sich senkt, je größer demnach der Theil der Atmosphäre ist, den ihre Strahlen zu durchlaufen haben, bis sie endlich roth untergeht. — Sieht man dagegen durch ein weiß erleuchtetes Trübe in die Finsterniß des unendlichen Raumes hin, so erscheint dieser, wenn die Trübe dicht ist, bläulich; ist sie weniger dicht, so nimmt die Bläue an Tiefe zu und verliert sich ins Violete. — Die prismatischen Versuche suchet von Goethe durch eine Verrückung des Hellen (z. B. des Sonnenbildes in der dunkeln Kammer) über das Dunkle und durch eine Bedeckung des Hellen durch das Dunkle zu erklären."

Gleichermaßen gedenkt Hr. Prof. Neumann an anderen Stellen mancher Phänomene, die ich hervorgehoben, gesondert, zusammengestellt, benamset und abgeleitet, durchaus mit reiner Theilnahme und wohlwollender Mäßigung, wofür Demselben denn hiermit wiederholter Dank gebracht sei.

18.

Französische gute Gesellschaft.

Frau von Necker hat uns in ihrem Werke Nouveaux mélanges. Paris 1801. Tom. I. p. 879 ein merkwürdiges Zeugniß aufbehalten, wie ihre Umgebung von den Newtonischen Arbeiten dachte. Sie drückt sich folgendermaßen aus.

„Die Synthese ist eine Methode, die nicht erlaubt, klar zu sein. Newton hatte seine optischen Lehren in seinen Philosophischen Transaktionen nach der analytischen Methode geschrieben, und man verstand ihn vollkommen; nachher schrieb er sie auf synthetische Weise, und Niemand kann es lesen."

Zuerst müssen wir einen Ausdruck berichtigen. Statt: in seinen Philosophischen Transaktionen, könnte stehen: in seinem Briefe in den Philosophischen Transaktionen. Wahrscheinlich aber soll es heißen optischen Lektionen. Denn in diesen ist ein freierer Erfahrungsgang, aus dem zuletzt das Theoretische hervorspringen soll. Die Optik hingegen ist dasjenige Werk, welches hier, als auf synthetische Weise behandelt, nicht mit Unrecht angegeben wird.

Dieses vorausgesetzt, so haben wir nur die wichtigen Worte zu betrachten: Niemand kann es lesen.

Frau von Necker lebte in sehr bedeutender Gesellschaft. Sie hatte Fontenelle gekannt, war genau mit Buffon verbunden und ebenso mit d'Alembert und schrieb in ihren Mélanges sowol ihre eigenen Gefühle und Ueberzeugungen als die Meinungen und Aussprüche ihrer Sozietät nieder.

Eine Frau ihrer Art würde nie gewagt haben, vor dem französischen Publikum laut zu sagen, daß Niemand Newton's Optik lesen könne, wenn das nicht eine unter ihren gelehrten Bekannten öfters gebrauchte Redensart, ein offnes Geständniß der vorzüglichsten Männer gewesen wäre.

Denn wie wenig sie in die Sache selbst hineingesehen, ist schon daraus klar, daß sie die Bücher und Titel verwechselt. Wir nehmen es daher als ein Zeugniß an, daß kein Franzose der letzten Zeit die Optik gelesen, wie sie denn wirklich kaum zu lesen ist.

Aber daran ist nicht die synthetische Manier Schuld, sondern die verwickelte kaptiose Art, wie sie angewendet wird. Der Leser soll von etwas Unwahrem überzeugt werden, das ihm nicht zu Kopfe will; er verwirrt sich und glaubt dem Autor lieber gleich, daß er Recht habe, und läßt das Buch liegen.

19.

Prediger in der Wüste, ein Deutscher.

Gesetzt, eine Experimentalphysik des Lichts lieferte sogar alle Resultate als mit der Erfahrung übereinstimmend, gefliessentlich aber ja kein einziges Resultat anders als nur durch das Mittel eines mystischen Hypothesenkrams, und sie verhielte sich ununterbrochen, als ob eine ruhige genaue Ansicht der Experimente und ihrer Resultate, an sich allein und ohne alle Verbrämungen, schlechterdings nichts, dagegen aber die üppigste Phantasmagorie Alles in Allem wäre, welche unaufhörlich das Gehirn des Lesers zu ihren Zwecken bearbeitet, alle Pfiffigkeiten der Diplomatie, Sophistik, Rhetorik, alle Künste des Helldunkel anwendet, die gründlichsten Beweise für ihre Behauptungen, lange vorher, sehr freigebig verspricht, in der Folge sich dieses Versprechens so wenig als der ganz bekehrte Leser erinnert, gleich am Anfange ein Beiwort als unschuldig, weiterhin ein zweites, drittes, behutsam und crescendo einschleichen läßt, sodann durch die sorgfältigste Wiederholung derselben ihre Ausdehnung usurpirt ex praescriptione,

IX.

Saki Namch.

Das Schenkenbuch.

1.

Ja, in der Schenke hab' ich auch gesessen,
Mir ward wie Andern zugemessen;
Sie schwatzten, schrieen, händelten von heut,
So froh und traurig, wie's der Tag gebeut;
Ich aber saß, im Innersten erfreut,
An meine Liebste dacht' ich — wie sie liebt?
Das weiß ich nicht! Was aber mich bedrängt?
Ich liebe sie, wie es ein Busen giebt,
Der treu sich Einer gab und knechtisch hängt!
Wo war das Pergament, der Griffel wo,
Die Alles faßten? — Doch so war's! Ja, so!

IX. Das Schenkenbuch. Auch Hafis' Divan (s. oben S. 1. Note) enthält ein eignes Buch dieses Titels; doch sind Hafis' Schenkenlieder durch alle Bücher seines Divan zerstreut. — Von den 21 Nummern unsers Schenkenbuchs sind Nr. 12. 13 u. 21 1827, die Strophen 3 bis 5 von Nr. 4 1837 aus dem Nachlasse und Nr. 11 erst in unsrer Ausgabe hinzugekommen.

1. Dieses und die nächstfolgenden Gedichte bis Nr. 8 leiten über von den Suleikaliedern zu den dem Schenken gewidmeten. Sie schildern zunächst nur das Leben in der Schenke, nach Hafis' ausgelassenem Wort: „Der Winkel in der Schenke ist das eigentliche Vaterland" (Dal. III). Unsre Nr. 1 ist ein heitres Gegenstück zu Nr. 28 des vorigen Buchs; dort, in VIII. 16 und in den Anfangsgedichten unsers Buchs, weilt der Dichter in der Schenke mit den Gedanken an die Geliebte. — Händeln, s. Grimm, IV. 2. Sp. 379, für Händel besprechen (M. Heyne).

bis der Leser über ihre ungeheure Bedeutung stutzet, aber zu spät, da er sein Gehirn schon ganz in der Mache des liebkosenden Mystizismus wahrnimmt u. s. w."

Ueber Polarisation des Lichts, von Rohde; Potsdam 1819.

20.

Desgleichen, ein Franzos.

Cependant ne serait-on pas fondé à croire que les productions modernes ont acquis plus de certitude, par l'usage établi depuis un siècle de traiter géométriquement toutes les propositions d'un système? C'est-à-dire qu'au produit souvent chimérique de l'imagination, si l'on peut adapter quelque démonstration géométrique, on en a prouvé l'évidence! On n'est pas revenu, et on reviendra difficilement sur l'effet merveilleux de ce mot emphatique, géométriquement ou mathématiquement. Ceux qui ne sont pas en état de s'élever contre tout ce que paraît avoir confirmé la science exacte, la science par excellence, et c'est le plus grand nombre, croient sur quelques probabilités, parce qu'ils ne voient point, et qu'ils sont persuadés que la vérité est toujours renfermée dans ce qui est au-dessus de leur intelligence: accoutumés à considérer ces démonstrations mathématiques comme le voile qui la leur cache, ils s'en rapportent à ceux qui peuvent soulever ce voile; et ceux-ci, qui, pour la plupart, ne s'attachent qu'à reconnaître l'exactitude des calculs, sont, pour la multitude, des autorités au nom desquelles elle sacrifie bien souvent la raison.

Je ne veux parler ici que de la partie analytique de cette science: puisque la partie purement géométrique marche de front avec le raisonnement: l'autre au contraire le transporte à la conclusion, sans le faire passer par tous les degrés intermédiaires. Il y a dans cette manière de procéder un motif de défiance pour le moins plausible, c'est que cet instrument si expéditif pourrait être appliqué à faux, ou seulement à une base trop étroite. Les yeux entièrement fixés sur lui jugent du succès de l'opération par le terme de ses mouvemens. On voit la fin dans les moyens, ce qui sans doute est d'une grande conséquence. Cette réflexion, qui trouvera son application dans la suite de cet ouvrage, me conduit tout naturellement à une autre, qu'on regardera comme une espèce de blas-

phème: „la méthode analytique appliquée à la physique a produit plus de mal qu'elle n'a fait de bien, par la certitude qu'on lui suppose.“ En effet, c'est le rempart, le phylactérion, le talisman le plus redoutable; il protège les erreurs et les vérités avec une égale puissance: les unes et les autres en reçoivent le même degré d'inviolabilité; et elles passent pour être inattaquables, non pas précisément parce que leur solidité est mise en évidence, mais parce qu'il leur prête son secours. La Physique, je ne crains pas de l'affirmer, n'en a, pour ainsi dire, aucun besoin. Les succès de ceux qui l'ont traitée par le raisonnement le prouvent. Ceux qui, suivant la même route, n'ont pas aussi bien réussi, sont au-moins sans danger pour la science, et les faux jugemens ne sont pas long-temps à craindre en pareil cas. C'est ce qu'on ne peut pas dire de la méthode analytique, puisque c'est un levier qui, quoique dans les mains d'un petit nombre, peut être employé par toute espèce de mains; et comme la faculté de s'en servir facilement ne me semble avoir aucune liaison nécessaire avec le jugement le plus juste, et qu'on ne peut pas prouver que le talent de raisonner soit un don de la culture de la partie analytique, l'habileté de celui qui l'emploie peut bien être un garant de l'exactitude des opérations, mais n'établit aucunement leur connexion avec les propositions qui en sont l'objet.

Nouvelle Croagénésie, par H.-S. Leprince. Paris 1819, page XIII.

Verdeutscht.

„Hiernach aber sollte man denn doch zu glauben berechtigt sein, die wissenschaftlichen Erzeugnisse der Neuern hätten mehr Gewißheit erlangt durch die seit einem Jahrhundert eingeführte Gewohnheit, alle Sätze eines Lehrgebäudes geometrisch zu behandeln? Keineswegs! Denn wenn man bei irgend einem chimärischen Produkt der Einbildungskraft nur etwas von geometrischer Demonstration anbringen kann, so wähnt man schon die Evidenz eines Hirngespinnstes erwiesen zu haben. Schwerlich wird man sich der wundersamen magischen Wirkung des emphatischen Worts auf geometrische oder mathematische Weise völlig entziehen. Diejenigen, die sich nicht zu erheben im Stande sind über Alles, was durch diese exakte Wissenschaft, diese Wissenschaft par ex-

collence, erwiesen scheint — und deren sind viele —, ergeben sich schon auf einige Wahrscheinlichkeiten hin einem unbedingten Glauben, eben weil sie gar nichts sehen, und weil sie sich überzeugten, die Wahrheit liege jedesmal in dem, was über ihren Verstand hinaus ist. Gewohnt, diese mathematischen Demonstrationen anzusehen wie einen Schleier, der ihnen das Wahre verbirgt, halten sie sich in dieser Hinsicht an Solche, welche diesen Schleier zu heben im Stande scheinen; und diese, die größtentheils sich nur darauf verstehen, die Richtigkeit eines Kalküls einzusehen, sind für den großen Haufen Auktoritäten, in deren Namen er öfters die Vernunft gefangen giebt.

„Ich rede hier nur von dem analytischen Theil dieser Wissenschaft, denn der rein geometrische hält mit der Vernunft gleichen Schritt; der andere im Gegentheil entrückt sie wol zum schnellen Resultat, ohne sie durch alle Mittelschritte zu führen. Wir finden aber Ursache genug, dieser Verfahrungsart zu mißtrauen, weil dieses expedite Werkzeug falsch oder im beschränkten Sinn könnte angewendet werden. Die Augen ganz auf die Manipulation gerichtet, urtheilen wir, sie sei gelungen, weil sie fertig ist; man sieht das Ziel in den Mitteln, und dies ist denn doch von bedeutendem Einfluß.

„Diese Bemerkung führt mich auf eine andere, die man für eine Art Gotteslästerung erklären wird: die analytische Methode, auf die Physik angewendet, hat mehr Uebels als Gutes gestiftet durch die Gewißheit, die man ihr voraussetzt; in der That ist sie eine Schutzwehr, ein Amulet, ein Talisman von der furchtbarsten Art: sie beschützt Irrthümer und Wahrheiten mit gleicher Macht, die einen wie die andern erhalten von ihr denselben Grad von Unverletzlichkeit, sie gelten für anantastbar, nicht weil ihre Begründung in Evidenz gesetzt ist, sondern weil sie so hohen Schutz gefunden haben.

„Die Physik — ich wag' es zu behaupten — bedarf ihrer ganz und gar nicht; dies beweist der glückliche Erfolg so Mancher, die sie innerhalb des Kreises eines reinen ruhigen Menschenverstandes behandelt haben. Ist es auch Andern auf demselben Wege nicht vollkommen gelungen, so waren sie für die Wissenschaft wenigstens nicht gefährlich; denn falsche Urtheile sind in diesem Falle nicht lange zu fürchten. Von der analytischen Methode kann man dies nicht behaupten; denn sie ist ein Hebel, der, obgleich in den Händen einer

kleinen Anzahl, doch von einer jeden Faust gebraucht werden kann, und da die Fähigkeit, ihn zu handhaben, meines Erachtens nicht eben im strengsten Zusammenhange steht mit der Schärfe und Richtigkeit des Urtheils, man auch nicht beweisen kann, das Talent, richtig zu sehen und zu folgern, sei ein Geschenk der analytischen Kultur, so kann die Geschicklichkeit Dessen, der sie anwendet, vielleicht für die Genauigkeit der Operation Gewähr leisten; aber sie begründet keineswegs den Zusammenhang derselben mit der Aufgabe, worauf sie angewendet wird."

21.

Aeußre aufmunternde Theilnahme.

„Unter dem so reichen Inhalte des Heftes habe ich aber vor Allem für das Verständniß zu danken, welches Sie uns über die entoptischen Farben haben aufschließen wollen; der Gang und die Abrundung dieser Traktation wie der Inhalt haben meine höchste Befriedigung und Anerkennung erwecken müssen. Denn bisher hatten wir, der so vielfachen Apparate, Machinationen und Versuche über diesen Gegenstand unerachtet, oder vielmehr wol gar um derselben willen selbst, von den ersten Malus'schen und den fernern hieraus hervorgegangenen Erscheinungen nichts verstanden; bei mir wenigstens aber geht das Verstehen über Alles, und das Interesse des trocknen Phänomens ist für mich weiter nichts als eine erweckte Begierde, es zu verstehen.

„Nun aber wend' ich mich zu Solchen, die, was sie haben und wissen, ganz allein von Ihnen profitirt haben und nun thun, als ob sie aus eignen Schachten es geholt, dann aber, wenn sie etwa auf ein weiteres Detail stoßen, hier sogleich, wie wenig sie das Empfangne auch nur sich zu eigen gemacht, dadurch beweisen, daß sie solches etwaige Weitere nicht zum Verständniß aus jenen Grundlagen zu bringen vermögen und es Ihnen lediglich anheimstellen müssen, den Klumpen zur Gestalt herauszulecken, ihm erst einen geistigen Athem in die Nase zu blasen. Dieser geistige Athem — und von ihm ist es, daß ich eigentlich sprechen wollte, und der eigentlich allein des Besprechens werth ist — ist es, der mich in der Darstellung Ew. x. von den Phänomenen der entoptischen Farben höchlich hat erfreuen müssen. Das Einfache und Abstrakte, was Sie sehr treffend das Urphänomen nennen, stellen Sie

an die Spitze, zeigen dann die konkretern Erscheinungen auf, als entstehend durch das Hinzukommen weiterer Einwirkungsweisen und Umstände, und regieren den ganzen Verlauf so, daß die Reihenfolge von den einfachen Bedingungen zu den zusammengesetztern fortschreitet und, so rangirt, das Verwickelte nun durch diese Dekomposition in seiner Klarheit erscheint. Das Urphänomen auszuspüren, es von den andern, ihm selbst zufälligen Umgebungen zu befreien, — es abstrakt, wie wir dies heißen, aufzufassen, dies halte ich für eine Sache des großen geistigen Naturſinns so wie jenen Gang überhaupt für das wahrhaft Wissenschaftliche der Erkenntniß in diesem Felde.

„Bei dem Urphänomen fällt mir die Erzählung ein, die Ew. ꝛc. der Farbenlehre hinzufügen, — von der Begegniß nämlich (Farbenlehre, II. Bd. S. 677),[1]) wie Sie mit Büttner's schon die Treppe hinabeilenden Prismen noch die weiße Wand angesehen und nichts gesehen haben als die weiße Wand; diese Erzählung hat mir den Eingang in die Farbenlehre sehr erleichtert und so oft ich mit der ganzen Materie zu thun bekomme, sehe ich das Urphänomen vor mir, Ew. ꝛc. mit Büttner's Prismen die weiße Wand betrachten und nichts sehen als Weiß.

„Darf ich Ew. ꝛc. aber nun auch noch von dem besondern Interesse sprechen, welches ein so herausgehobenes Urphänomen für uns Philosophen hat, daß wir nämlich ein solches Präparat — mit Ew. ꝛc. Erlaubniß — geradezu in den philosophischen Nutzen verwenden können! — Haben wir nämlich endlich unser zunächst augenhaftes, graues oder ganz schwarzes — wie Sie wollen — Absolutes doch gegen Luft und Licht hingearbeitet, daß es desselben begehrlich geworden, so brauchen wir Fensterstellen, um es vollends an das Licht des Tages herauszuführen; unsere Schemen würden zu Dunst verschweben, wenn wir sie so geradezu in die bunte, verworrene Gesellschaft der widerhaltigen Welt verlieren wollten. Hier kommen uns nun Ew. ꝛc. Urphänomene vortrefflich zu Statten: in diesem Zwielichte, geistig und begreiflich durch seine Einfachheit, sichtlich oder greiflich durch seine Sinnlichkeit — begrüßen sich die beiden Welten, unser Abstrufes und das erscheinende Dasein, einander.

„Wenn ich nun wol auch finde, daß Ew. ꝛc. das Gebiet eines Unerforschlichen und Unbegreiflichen ungefähr ebendahin

1) Oben S. 413. — A. d. H.

verlegen, wo wir hausen — ebendahin, von wo heraus wir Ihre Ansichten und Urphänomene rechtfertigen, begreifen — ja, wie man es heißt, beweisen, deduziren, konstruiren u. s. f. wollen, so weiß ich zugleich, daß Ew. ꝛc., wenn Sie uns eben keinen Dank dafür wissen können, uns doch toleranterweise mit dem Ihrigen so nach unserer unschuldigen Art gewähren lassen; — es ist doch immer noch nicht das Schlimmste, was Ihnen widerfahren ist, und ich kann mich darauf verlassen, daß Ew. ꝛc. die Art der Menschennatur, daß, wo Einer etwas Tüchtiges gemacht, die Andern herbeirennen und dabei auch etwas von dem Ihrigen wollen gethan haben, zu gut kennen.

„Ich muß noch auf eine der Belehrungen Ew. ꝛc. zurückkommen, indem ich mich nicht enthalten kann, Ihnen noch meine herzliche Freude und Anerkennung über die Ansicht, die Sie über die Natur der doppelt reffrangirenden Körper gegeben haben, auszusprechen. Dieses Gegenbild von derselben Sache, einmal als durch äußerliche mechanische Mittel dargestellt — das andere Mal eine innere Damastweberei der Natur —, ist meiner Meinung nach gewiß einer der schönsten Griffe, die gethan werden konnten.

„Berlin, den 20. Febr. 1821.

Hegel."

22.

Entschuldigendes Nachwort.

„Wenn man fleißig ausgearbeitete Bücher, vor einigen hundert Jahren gedruckt, aufschlägt, so kommen uns gewöhnlich mancherlei Enkomien rhythmisch entgegen; der Autor getraut sich nicht allein ins Publikum, nur wohl eskortirt und empfohlen kann er Muth fassen. In der neuern Zeit wagt man sich kühn und zuversichtlich heraus und überläßt auf gut Glück seine Produktion dem Wohlwollen oder Mißwollen der Beurtheilenden.

„Nehmen Sie es in diesem Sinne, theurer verehrter Freund, wenn ich nicht säume, beikommende Nachempfehlungen versprochenermaßen mitzutheilen. Diese geistreich-heiteren, durchdringenden, obgleich nicht einem Jeden gleich eingänglichen Worte machen Ihnen gewiß Vergnügen um meinet- und der Sache willen.

„Wenn man so alt geworden ist als ich und in einem so

würdigen, werthen Unternehmen von den verworrenen Mitlebenden nur widerwillige Hindernisse erfahren hat, muß es höchlich freuen, durch einen so wichtigen Mann die Angelegenheit für die Zukunft sicher zu sehen; denn außerdem hat ein Appell an die Nachwelt immer etwas Triftes."

23.

Aelteste aufmunternde Theilnahme.

„Im Jahr 1795 sandte ich Ew. ꝛc. meinen Versuch über die Lebenskraft, der zum Theil durch Ihre Schrift über die Metamorphose der Pflanzen veranlaßt war. Sie reichten mir dafür mit einem Geiste die Hand, der mich unbeschreiblich glücklich machte. Ich müßte Ihnen eine Art von Beichte ablegen, wenn ich Ihnen die Ursachen sagen wollte, warum Sie nichts weiter von mir hörten. Blieb der Einzelne in der Ferne stehen, so mußte die Ursache daran wol in seiner durch äußere Umstände begünstigten Unthätigkeit, gewiß am Wenigsten in Mangel an Erkenntniß Ihres Geistes liegen.

„Ihr Buch zur Farbenlehre hat mich ganz wieder erweckt. Ich möchte es jedem Arzt und Naturforscher als Muster darbieten, wie Untersuchungen ohne Pfuschen und Manschen gemacht werden sollen! Mein Erwachen soll aber nicht durch Lobgeschrei verkündigt werden.

„Es ist in so vielen Punkten meinen Ideen begegnet und hat sie bekräftiget und aufgeklärt; erlauben Sie mir daher, daß ich Ihnen einige Erfahrungen und Bemerkungen mittheile, wozu ich um so mehr berechtigt zu sein glaube, da sie zum Theil an mir selbst und meiner Familie angestellt sind, über Ihre Akyanoblepsie. — Ich führe mich also bei Ihnen als einen Akyanoblepsis ein, in dessen Unterhaltung man in die größte Verwirrung geräth und fürchtet, wahnsinnig zu werden, — ich wage es bei Ihnen aber schon darauf hin.

„Sie haben die alte Newtonische Burg, welche mit gelehrtem Fleiß und Scharfsinn, aber gewiß ohne Erinnerung an die Platonischen Grundsätze, daß die Aussicht in die Ferne nicht müsse verbauet werden, aufgebauet war, vollkommen niedergerissen. Es mußte Einem grauen, wenn man im Dunklen hineintrat und nur die Vögel der Pallas darin schwirren hörte. In meiner Vorrede zur Lebenskraft sprach ich mein

Grauen aus, und diese veranlaßte damals den sel. Engel (indem er mir seine Abhandlung über das Licht mit der Versicherung zusandte, daß meine Vorrede dazu Anlaß gegeben habe), mir ein Trostwort zuzusprechen, das aber freilich, wie alles Beschwichtigen der Kinder im Finstern, nur das Grauen vermehrte.

„Mit sorgfältiger Beobachtung der Grenzen für den Naturforscher haben Sie auf diese heilige Stätte kein neues Gebäude von Menschenhänden gemacht, der Sänger des Faust's und der Verfasser der nachbarlichen Verhältnisse der Farbenlehre zu andern Lehren hätte einen Tempel darauf bauen können, der Viele mit Andacht erfüllt hätte, aber doch bald wieder von Abgöttern eingenommen wäre.

„Nun aber zu meiner Persönlichkeit! Ich bin in jeder Rücksicht in der Lage, wie Sie den Akyanobleps beschreiben, habe dadurch meiner guten Frau manche kleine Empfindlichkeit veranlaßt, wenn ich ein hellblaues Band oder Kleid für rosenfarb ansah, das sie ehrbar für sich ausgewählt hatte, und bin darüber leider selbst schon für die literarische Ewigkeit bezeichnet, indem es mir der sel. Murray in seinem Apparatu medicaminum, Vol. IV, pag. 208 nicht verzeihen konnte, daß ich in einer Dissertation, der er selbst den Preis zuerkannt hatte, dem Oleum Ricini die rechte Farbe nicht gegeben hatte. Er sagte daselbst: Colorem glauco viridescentem prae se fert, et gravitate specifica tam olea omnia unguinosa, quam pinguedines animales antecellit, frigore solidescit; colore Succini, pellucidum fere (Brandis, Comm. de oleis unguinos., p. 22).

„Mehrere meiner Familie leiden an demselben Uebel. Ein Schwestersohn war in eine gute Seidenhandlung als Lehrling gegeben; man war zufrieden mit ihm und er mit seiner Lage, mußte aber diesen Beruf verlassen, weil er den Käufern Himmelblau für Rosenroth verkaufte. Ein mitleidiger, in der Geschichte der Gelehrsamkeit nicht bewanderter Kommis der Handlung hoffte durch die Gelehrigkeit des jungen Menschen den Fehler zu ersetzen; es wurden Farbentafeln von Seidenband gemacht, unter jede Farbe der Name geschrieben, und nun saß der arme Knabe tagelang und lernte, hoffte freudig, die Sache ergründet zu haben, und das Resultat der Gelehrsamkeit war, daß der nächste Käufer Rosenroth für Himmelblau erhielt.

„Hatte der Mensch wirklich zwischen Rosenroth und Himmels-

blau keinen Unterschied sehen können, so konnte er ja nicht hoffen, ihn lernen zu wollen. Sehe ich beide Farben neben einander, so finde ich den Unterschied sehr deutlich, auch wol kurze Zeit nachher; soll ich aber ohne Vergleichung es bestimmen, so wird es mir wenigstens sehr schwer. Ihre Landschaft ist freilich nicht ganz so, wie ich die Natur sehe, daß sie aber einen rosenrothen Himmel habe, mußte ich erst aus dem Texte lernen. Dabei weiß ich gewiß:

„a. Daß ich für Raumverhältnisse, wo nicht ein ausgezeichnet scharfes, doch nicht schlechtes Gesicht habe. Ich hatte in Göttingen in Rücksicht meines sichern Blickes in Erkenntniß der Mineralien Zutrauen. Nach Textur und Krystallisation forschte ich aber freilich immer sorgfältiger als nach Farbe, und ich kann es nicht leugnen, daß mir selbst rothgülden Erz von weißgülden schwer zu unterscheiden war, wenn dieses fehlte. Ich konnte das Gewicht von Diamanten und ihren Werth Juwelierern richtig taxiren, konnte genau sehen, ob sie ins Gelbe zogen u. s. w.

„b. Ebenso kann ich das Helle und Dunkle der Farben genau unterscheiden, und diese Nuancen bleiben meinem Gedächtniß eingeprägt.

„c. Ich habe kein ausgezeichnet scharfes Gesicht in die Ferne, weil es nicht dazu geübt ist, aber auch durchaus kein schwaches. Ich habe 50 Jahre meine Augen gebraucht, habe bald durch Mikroskop bald durch Teleskop die primordia rerum erforschen wollen, habe manche Nacht gewacht; ich fühle aber keine Veränderung darin. Sie sind übrigens graublau, die meines Neffen und eines Bruders sind aber braun.

„d. Grün und Blau, desgleichen Gelb und Roth verwechsele ich nicht, hingegen leicht Rothgelb und Grün in dunklen Tinten so wie Blau und Roth in hellen.

„e. Was diese Farbenverwechselung auf meinen Kunstsinn für Einfluß gehabt hat, bin ich nicht im Stande zu beurtheilen, da mir die eigentliche Kennerschaft in anderer Rücksicht nicht gemüthlich war. Daß ich mich an wahren Kunstwerken der Maler mehr freue als an andern Genüssen, fühle ich sehr lebhaft, noch lebhafter, daß ich weit glücklicher bin, wenn ich meinen rosenfarbnen Himmel klar über mir und die gebrochne Natur um mich habe.

„f. In meiner ärztlichen Praxis glaube ich viel auf Farbe Rücksicht zu nehmen, und fast getraue ich mich, die

blühenden Wangen einer Bergbewohnerin von denen der nördlichen Küstenbewohnerinnen zu unterscheiden, gewiß die einer Skrofulösen, einer Bleichsüchtigen, Schwindsüchtigen u. s. w. Es hat mich noch kein Maler mit einem blaudächigen Mädchen zu täuschen gesucht, ich glaube auch nicht, daß es möglich wäre; hier sind die Assoziationen, Vergleichungen u. s. w. gewohnter und kräftiger. Vielleicht geht es mir aber auch bei den feinern Nuancen dieser schönern Krystallisationen wie in der Mineralogie, und ich referire die Textur auf die Farbe.

„z. Scharlachroth thut meinen Augen nicht weher als andern, gewiß weniger als manchen Augenkranken, die ich wirklich dadurch habe leiden gesehen.

„Es scheint mir unmöglich, daß ein Auge, welches Licht und Finsterniß, Weiß und Schwarz neben einander und Finsterniß und Licht hinter einander in genauen Dimensionen unterscheiden kann, nicht auch Licht und Finsterniß hinter einander unterscheiden könnte, und meine Erfahrungen widersprechen diesem. Ich kann die positiven und negativen Farben sehr gut unterscheiden, wenn ich sie zugleich sehe; aber ich habe kein sicheres Gedächtniß für das Positive und Negative, ohngeachtet es mir nicht an Gedächtniß für das Maß in beiden fehlt. Ich bin einem Kaufmann zu vergleichen, der sein Buch von Kredit und Debet sorgfältig hält und die Summen in beiden nicht vergißt, aber seine Schuld mit seinem wirklichen Vermögen leicht verwechselt — weil er vielleicht das Positive für groß genug hält. Ich verwechsele das Zentralsystem mit dem Ziliarsysteme.

„In so weit der homo dexter et sinister wahrscheinlich auch auf einem entgegengesetzten, zu einer Einheit wieder vereinigten Polaritätsverhältnisse beruhet, könnte man diese pathologische Augenerscheinung mit dem Linksein vergleichen, und zufällig bin ich auch links, habe aber die rechte Hand zu manchen Arbeiten durch Gewohnheit und Uebung gezwungen; ich schreibe mit der rechten, esse mit der rechten Hand, weil ich immer dazu gezwungen bin, gebe aber in der Regel die linke Hand, wenn mir das da jungere dextram auch noch so lebhaft ist, so wie ich glaube, daß ich mein Zentral- und Ziliarsystem zur Erkenntniß der rothen und blauen Farbe unter bestimmten Assoziationen gezwungen habe.

„Ich zweifele fast nicht, daß Gewohnheit, Mangel an

2.

Sitz' ich allein,
Wo kann ich besser sein?
Meinen Wein
Trink' ich allein;
Niemand setzt mir Schranken,
Ich hab' so meine eignen Gedanken.

So weit bracht' es Muley, der Dieb,
Daß er trunken schöne Lettern schrieb.

3.

Ob der Koran von Ewigkeit sei?
Darnach frag' ich nicht!
Ob der Koran geschaffen sei?
Das weiß ich nicht!
Daß er das Buch der Bücher sei,
Glaub' ich aus Mesleminen-Pflicht.
Daß aber der Wein von Ewigkeit sei,
Daran zweifl' ich nicht;
Oder daß er vor den Engeln geschaffen sei,
Ist vielleicht auch kein Gedicht.
Der Trinkende, wie es auch immer sei,
Blickt Gott frischer ins Angesicht.

---

2. Bedarf keiner Erklärung. Aus Hammer's Gesch. d. sch. Redek. (S. 383 führen wir den Vers eines dichterischen Chans aus der Zeit des Sinkens der persischen Poesie (im 15. und 16. Jahrh.) als orientalisches Gegenstück an:

„Der Schenke ist mir hold, o Herz, nun trinke Liebe,
Zum Beten ist nicht Zeit, Du trink und schweige still!"

Den ersten Versen unsers Gedichts entgegengesetzt heißt es im deutschen Kommerliede:

„Ich bin nicht gern allein
Bei einem Glase Wein"

(Meißheisel's Lieder- und Kommersbuch. 1831. Nr. 30).

Die Persönlichkeit des in den Schlußversen genannten Muley hat nicht festgestellt werden können. Dieb heißt hier so viel als Schelm im guten Sinne.

3. Datirt: Weimar, den 20. Mai 1815. Dieselben zwei Reime, und sogar das erste Reimwort sind nach Gaselen-Art durch das ganze Gedicht festgehalten. — Scherzhafte Heranziehung der mahometanischen Circumcision.

Aufmerksamkeit von Jugend auf auf diesen Augenfehler ähnlichen Einfluß haben als das Linksein.

„Sollten in andern Sinnen nicht ähnliche Erscheinungen vorkommen? Für alle andere Sinne geht die Bejahung und Verneinung durch zusammengesetztere media, ist schon mehr Reflex der Reflexe, und daher wird es uns wenigstens bis jetzt schwerer, die Antithese rein aufzufinden: unsere Empfindungen sind in diesen Sinnen mehr auf ein blos quantitatives Verhältniß in der Fläche als auf ein reines Polaritätsverhältniß reduzirt. In diesen Sinnen scheint die Mittheilung des Lebens der Außenwelt so zu geschehen, als wenn das Auge durch galvanische Leitung durch die Ziliarnerven Licht sieht. Ich möchte also Den, der ein schlechtes musikalisches Gehör oder schlechten Geschmack hat, eher einen schlechten Rechenmeister als einen Anomobleps fürs Gehör oder den Geschmack nennen. Hingegen wäre Derjenige, der ein Klavier ohne Stimmgabel in den verlangten Kammer- oder Chorton stimmen könnte, mit einem Mann zu vergleichen, der die Farbennuancen im Hell wie im Dunkel genau unterscheiden könnte. Zuweilen hat es mir gar scheinen wollen, als wenn ich noch andere Beweise bei den Individuen dafür gefunden hätte. Ich will sie aber gern zurückbehalten, sonst könnte ein *ἐτεροκλινων* oder *ἑτερογνώων* gegen den *ἀκυανόβλεψ* zu Felde ziehen ꝛc. ꝛc.

„Kopenhagen, den 11. Januar 1811.

Dr. Brandis,
Königl. Leibarzt und Ritter des Danebrogs-Ord."

Geschichtliches.

24.

Bernardinus Telesius.

In dem weiten, historischen Theile zur Farbenlehre S. 217[1] hatte ich zu bedauern, daß mir das Werk gedachten Mannes über den gleichen Gegenstand nicht zur Hand gekommen. Seit jener Zeit war ich so glücklich, dasselbe mitgetheilt zu erhalten und zu benutzen. Von ihm selbst und seinem Lebensgange nur Folgendes.

1. S. oben S. 142. — A. d. H.

Bernardinus Telesius, geboren zu Cosenza 1508, aus einem guten Hause, studirte zu Mailand, kommt 1525 nach Rom und wird 1527 in das Unglück der Stadt mit verwickelt. Er verliert sein Vermögen und wird eingekerkert, nach zwei Monaten befreit, begiebt sich nach Padua, weicht vom Aristoteles ab und sucht sich einen neuen Weg. Kehrt wieder nach Rom zurück, findet Freunde und Gönner. Paul IV. bietet ihm das Erzbisthum von Cosenza an, das er seinem Bruder zuwendet. Er heirathet und zeugt drei Söhne. Zwei sterben mit der Mutter, der Ueberbliebene übernimmt die Besorgung der Güter, und der Vater widmet sich ganz allein den Studien. Seine Werke kommen heraus: er begiebt sich nach Neapel und errichtet eine Art von gelehrter Gesellschaft, lehrt die Jugend, kehrt nach Cosenza zurück und stirbt beinahe achtzig Jahr alt.

Nachgemeldete Schrift ist mir nicht zu Handen gekommen:

Ex Historia Philosophica de Bernardini Telesii Philosophi Itali, Seculo XVI. clari, vita et Philosophia, publicam cum eruditis dissertationem instituit M. Joannes Georgius Lotterus Augustanus, respondente Georgio Gottl. Steinert. Lipsiae 1726.

Da nach genauer Betrachtung des Werkes, welches den Titel führt: Bernardini Consentini de colorum generatione opusculum, eine Uebersetzung desselben höchst schwierig und das Original hier einzuschalten nicht räthlich schien, so bringen wir nur den Inhalt der Kapitel bei und fügen nach Anlaß derselben einige Bemerkungen hinzu.

Cap. 1. Lucem, vel calorem summum, et in tenuitate existentem, vel ejus speciem esse.

Cap. 2. Lucem robur a caloris robore, puritatem a tenuitate habere, et albam sui natura esse; a crassitie autem impurari, et aliis intingi coloribus.

Cap. 3. Colores lucem esse imminutam foedatamque, et lucis omnino tenebrarumque esse medios.

Cap. 4. Qui colores albo proximiores, et qui remotiores, nec eorum tamen differentias omnes inquirendas esse.

Cap. 5. Albedinem tenuitatis propriam, et caloris omnino esse opus; nigredinem contra crassitiei propriam et frigoris opus.

Cap. 6. Aqua et terra alba, ignis vero et Sol flavi, et niger color reliquis elementis ab igne combustis; colores alii ex horum commistione fieri Aristoteli videntur.

Cap. 7. Nec flavus color simplex, nec Sol atque ignis flavi, nec terra alba videri debuit Aristoteli.

Cap. 8. Nigrum colorem humidi copia fieri, Aristoteli interdum visum fuisse.

Cap. 9. Colorem nigrum humidi copia fieri, album vero ejus defectu perperam Aristoteli visum fuisse.

Die Uranfänge der sinnlich erscheinenden Dinge vierfach einzutheilen, Feuer, Wasser, Luft und Erde einander gegenüberzustellen, ist einer sinnlich-tüchtigen, gewissermaßen poetischen Anschauung keineswegs zu verargen, dagegen auch der Versuch höchst lobenswürdig, auf einfachere Prinzipien, auf einen einzigen Gegensatz die Erscheinung zurückzuführen.

Der Verfasser lebte in einer Zeit, wo man sich von den Schulspekulationen wieder gegen die Natur zu wenden anfing und daher die religiosen sowol als philosophischen Lehrsätze vor ein offenes Gericht zu fordern wagte, dessen man sich um so eher erkühnen durfte, als die Menschen mit größerer Freiheit über sich selbst, ihre innern und äußern Verhältnisse nachzudenken einen unwiderstehlichen Trieb fühlten.

Unserem Telesius, einem vorzüglichen, ernsten, aufmerkenden Manne, gesteht man gerne zu, daß er seinen Gegenstand wohl angesehn und sich auf alle Weise mit demselben bekannt gemacht habe; dennoch hat er ihn keineswegs ganz durchdrungen und mit Freiheit behandelt; er läßt sich vielmehr durch den einmal angenommenen Gegensatz von Hitze und Frost, Flüchtigem und Starrem, Reinem und Unreinem ꝛc. hin- und herführen und geräth zuletzt ins Stocken. Wie es ihm aber auf seinem Wege eigentlich ergangen, wollen wir mit Wenigem bezeichnen und andeuten.

Im ersten Kapitel gelingt es ihm, das Weiße, Flüchtige, höchst Erhitzte zu vereinigen, als identisch darzustellen und wechselsweise hervorzubringen. Wenn er nun im zweiten und dritten Kapitel zwar ganz auf dem rechten Wege ist, die Farben durch Hinzutritt eines Finstern, Festen, dem Licht Hinderlichen, Widerstrebenden entstehen zu lassen, so verwirrt ihn die Derbheit der lateinischen Sprache, und indem er seiner

tenuitas die crassities entgegensetzt und von foedare, impurare spricht, verwirrt er sich und kann sein Werk nicht zu Stande bringen. Im vierten Kapitel versucht er die Farben dem Weißen zu nähern, dann zu entfernen und sie dorther gewissermaßen abzuleiten, zuletzt aber muß er bei der unendlichen Mannichfaltigkeit das Geschäft aufgeben und gestehen, daß auf seine Weise der Ursprung aller Farben nicht darzuthun sei.

Im fünften Kapitel sucht er sodann eine große Schwierigkeit zu lösen und den Einwurf zu entkräften, daß ja gar viele Dinge, Schnee, Kreide, Bleiweiß und dergl., denen die Tenuität mehr oder weniger abgeht, doch auch als Weiß anerkannt werden müssen, wobei er sich in komplizirte organische Fälle einläßt und dialektische Wendungen braucht, um sich einigermaßen herauszuhelfen. In den folgenden Kapiteln stellt er seine Lehre der Aristotelischen gegenüber und muß, wie es in solchen Kontroversen zu gehen pflegt, seinem Gegner bald beipflichten bald widersprechen, und der Leser blickt ohne sonderliche Belehrung in einen ganz eigenen Zustand der Geister und der Wissenschaft.

Als Vorstehendes schon verfaßt war, kam folgendes Werk mir noch zur Hand:

J. G. Lotteri de Vita et Philosophia Bernardini Telesii Commentarius. Lips. 1733. 4.

Es enthält die weitere Ausführung der oben angezeigten Dissertation, und ich sehe mich daher in den Stand gesetzt, noch Einiges über den würdigen Mann, mit dem wir uns bisher beschäftigt, nachzubringen.

Zu einer Zeit geboren, wo in Italien die alte Literatur der schönsten Blüthe sich zu erfreuen hatte, ward er früh durch einen Oheim in der lateinischen und griechischen Sprache, Redekunst und Poesie eingeweiht. Auch durfte es an Philosophie nicht fehlen, die noch immer im Aristotelischen Sinne vorgetragen wurde. Allein schon hatte das Studium der Griechen und Römer freiere Weltansichten geöffnet und gute Köpfe auf andere Denkweisen hingeleitet, wie denn Martin Luther die Sittenlehre des Aristoteles, Petrus Ramus dessen Philosophiren überhaupt angegriffen. Ebenso ward unser Telesius auf die Natur gewiesen. Da man nun bisher sich blos von

innen heraus beschäftigte, in Pythagorischen Zahlen, Platonischen Ideen, Aristotelischen Schlußfolgen die wahre Behandlung zu finden geglaubt hatte, so wandte man sich nunmehr nach außen und suchte sich mit der Natur unmittelbar zu befreunden. Hier mußte man denn freilich den Sinnen, die man bisher beseitigt, ihre Rechte zugestehen und eine nothwendige Theilnahme derselben an allen Betrachtungen frei anerkennen. Da nun aber solche Männer die philosophischen Studien nach alter Weise in ihrer Jugend getrieben hatten, so wendeten sie nun ihre Dialektik gegen die Schule selbst, und ein heftig und lange geführter Streit entspann sich.

Unter den verschiedenen Werken aber, die Telesius geschrieben, nennen wir: De Natura Rerum, juxta propria principia. Libri II. Romae 1565. 4., wiederholt Neapoli 1570, worin er seine Ansichten der Natur an den Tag legt. Er statuirt zwei geistige Gegensätze: Wärme und Kälte, und zwischen beiden eine Materie, auf welche sie wirken. Diese dagegen widerstrebt, und aus solchem Konflikt entstehen sodann die Körper. Jedem seiner beiden geistigen Prinzipien ertheilt er zugleich vier mitgeborne Eigenschaften, der Wärme nämlich das Heiße, Leuchtende, Bewegliche und Dünne, der Kälte aber das Kalte, Unbewegliche, Dunkle und Dichte.

Diese inwohnenden Kräfte, Determinationen und Eigenschaften sollen aber, wie die Prinzipien selbst, einander völlig entgegengesetzt, in der Erscheinung niemals vereinbar sein. Hier widerspricht nun die Erfahrung; denn es kann ja etwas Helles kalt, etwas Dunkles aber warm sein. Da er nun hier im Ganzen verfährt wie oben bei den besondern Farbenbetrachtungen, wo er mit Weiß und Schwarz auch nicht fertig werden konnte, so begreift sich, wie er eigentlich eine Schule zu stiften und entschiedenen Einfluß zu erlangen nicht ganz geeignet war. Den Rang jedoch eines Vorläufers und glücklichen Neuerers wird man ihm nicht ableugnen; denn wie er sich Zeit und Umständen nach benommen und Andern durch Kraft und Kühnheit den Weg gebahnt, läßt sich aus der Hochschätzung erkennen, welche Baco von Verulam, obgleich nicht mit seiner Lehre durchaus einstimmig, über ihn zu äußern pflegt.

Wir wollen aber, wenn wir die Dinge besser anzusehen glauben, hierüber nicht allzu sehr triumphiren, sondern vielmehr bescheidentlich bedenken, wie langsam sich der Mensch

aus dem Irrthume erhebt, um ſich gegen die Wahrheit zu wenden; viel geſchwinder kehrt er ſich vom Wahren zum Falſchen. Jeder möge in ſeinen eignen Buſen greifen!

Verſchiedene Nachträge.

25.

Symbolik.

Anthropomorphismus der Sprache.

In der Geſchichte überhaupt, beſonders aber der Philoſophie, Wiſſenſchaft, Religion, fällt es uns auf, daß die armen beſchränkten Menſchen ihre dunkelſten ſubjektiven Gefühle, die Apprehenſionen eingeengter Zuſtände in das Beſchauen des Weltalls und deſſen hoher Erſcheinungen überzutragen nicht unwürdig finden.

Zugegeben, daß der Tag, von dem Urquell des Lichts ausgehend, weil er uns erquickt, belebt, erfreut, alle Verehrung verdiene, ſo folgt noch nicht, daß die Finſterniß, weil ſie uns unheimlich macht, abkühlt, einſchläfert, ſogleich als böſes Prinzip angeſprochen und verabſcheut werden müſſe; wir ſehen vielmehr in einem ſolchen Verfahren die Kennzeichen düſterſinnlicher, von den Erſcheinungen beherrſchter Geſchöpfe.

Wie es damit in der alten Symbolik ausgeſehen, davon giebt uns Nachſtehendes genugſames Zeugniß.

„Bedeutend wird endlich, daß der finſtere Thaumas zugleich mit den Harpyien die Göttin des Regenbogens, die ſiebenfarbige Iris, gezeugt hat. Es ſind aus der Finſterniß mit der weißen Farbe der Kälte alle Farben des Lichts und des Feuers entſprungen, und ſelbſt der böſe Ariman, die ewige geiſtige Finſterniß, ſoll die Farben ausgeſtrömt haben."

Kanne, Pantheum, S. 339.

26.

Würdigſte Autorität.

L' azzurro dell' aria nasce dalla grandezza del corpo dell' aria alluminata, interposta fra le tenebre superiori e la terra. L' aria per sè non ha qualità d' odori, o di sapori,

o di colori, ma in sè piglia le similitudini delle cose che dopo lei sono collocate, e tanto sarà di più bell' azzurro quanto dietro ad essa saranno maggiori tenebre, non essendo essa di troppo spazio, nè di troppa grossezza d' umidità: e vedesi ne' monti che hanno più ombre, esser più bell' azzurro nelle lunghe distanze, e così dove è più alluminato, mostrar più il color del monte che dell' azzurro appicatogli dall' aria che infra lui e l' occhio s' interpone.

Trattato della Pittura di Lionardo da Vinci. Roma 1817. Seite 136.

Deutsch ausgesprochen.

„Das Blau der Luft entspringt aus der Masse ihres erleuchteten Körpers, welche sich zwischen die oberen Finsternisse und die Erde stellt. So wenig aber die Luft eine Eigenschaft hat von Gerüchen oder Geschmäcken, so wenig hat sie solche von Farben. In diesem Falle nämlich nimmt sie vielmehr die Aehnlichkeit der Dinge, die hinter ihr sind, in sich auf. Deshalb wird das schönste Blau dasjenige sein, hinter welchem sich die stärksten Finsternisse befinden; nur darf der Luftkörper nicht zu geraumig noch auch die ihn bildende Feuchtigkeit allzu dichte sein. Darum sieht man der fernen Berge Schattenseiten viel schöner blau als die beleuchteten, weil man an diesen mehr die Farbe des Bergs erblickt als das Blaue, das ihm durch die dazwischen schwebende Luft hätte mitgetheilt werden können."

27.

Der Ausdruck Trüb.

Es scheint, als könne man bei Erklärung, Beschreibung, Bestimmung des Trüben nicht füglich dem Durchsichtigen aus dem Wege gehen.

Licht und Finsterniß haben ein gemeinsames Feld, einen Raum, ein Vakuum, in welchem sie auftretend gesehen werden. Dieser ist das Durchsichtige. (Ohne Durchsichtiges ist weder Licht noch Finsterniß. Dieses Vakuum aber ist nicht die Luft, ob es schon mit Luft erfüllt sein kann.)

Wie sich die einzelnen Farben auf Licht und Finsterniß als ihre erzeugenden Ursachen beziehen, so bezieht sich ihr Körperliches, ihr Medium, die Trübe, auf das Durchsichtige. (Jene geben den Geist, dieses den Leib der Farbe.)

Die erste Minderung des Durchsichtigen, d. h. die erste leiseste Raumerfüllung, gleichsam der erste Ansatz zu einem Körperlichen, Undurchsichtigen, ist die Trübe. Sie ist demnach die zarteste Materie, die erste Lamelle der Körperlichkeit. (Der Geist, der erscheinen will, webt sich eine zarte Trübe, und die Einbildungskraft aller Völker läßt die Geister in einem nebelartigen Gewand erscheinen.)

Eine Verminderung des Durchsichtigen ist einerseits eine Verminderung des Lichts, anderseits eine Verminderung der Finsterniß.

Das zwischen Licht und Finsterniß gewordene Undurchsichtige, Körperliche wirft Licht und Finsterniß nach ihnen selbst zurück. Das Licht heißt in diesem Falle Widerschein, die Finsterniß heißt Schatten.

Wenn nun die Trübe die verminderte Durchsichtigkeit und der Anfang der Körperlichkeit ist, so können wir sie als eine Versammlung von Ungleichartigem, d. h. von Undurchsichtigem und Durchsichtigem ansprechen, wodurch der Anblick eines ungleichartigen Gewebes entspringt, den wir durch einen Ausdruck bezeichnen, der von der gestörten Einheit, Ruhe, Zusammenhang solcher Theile, die nunmehr in Unordnung und Verwirrung gerathen sind, hergenommen ist, nämlich trübe.

(Dunst, Dampf, Rauch, Staubwirbel, Nebel, dicke Luft, Wolke, Regenguß, Schneegestöber sind sämmtlich Aggregate, Versammlungen von Ungleichartigem, d. h. von Atomen und deren vacuo, wovon jene keine Durchsicht, dieses aber eine Durchsicht gestattet.

Trübes Wasser ist ein Durchsichtiges mit Undurchsichtigem in Vermischung, dergestalt daß Wasseratome und Erdatome, kopulirt, das dichteste Netz von Körperchen und deren vacuo vorbilden.)

Auf diese Weise drücken sich auch die lateinische und deren Töchtersprachen aus:

turbo, are.
turbidus, von turba.
torbido, ital.
torbio, span.
trouble, franz.

Das griechische θολός, θολερός beurkundet, durch den attischen Dialekt τλός, τλερός hindurch, seine Verwandtschaft mit μέλας

(μέλανος in μέλαινα) und κελαινός, d. h. mit dem völlig Undurchsichtigen, worin nichts mehr zu unterscheiden ist, oder dem Schwarzen, wie hingegen ψυφαρός, ψυφαῖος das durch ein Gewimmel undurchsichtiger Atome entstehende Trübe des Rauches und ähnlicher Erscheinungen andeutet.

Indem die ungleichartigen Theilchen zwar gesondert, doch an einander hangend oder angenähert schweben, bilden sie zugleich das, was wir auch

locker,
dünn,

die Römer rarus (Lucret., II. 106), die Griechen ἀραιός nennen (οὗ τὰ μέσα διάστασιν ποὸς ἄλληλα ἔχει).

Wir können demnach die Trübe auch als ein Dünnes aussprechen, als eine verminderte, theilweis aufgehobene Undurchsichtigkeit, als ein Liquezziren des Soliden, als ein Zerreißen und Durchlöchern eines continuum oder Dichten.

Die Luft als ein vorzügliches Mittel zwischen Durchsichtigkeit und Undurchsichtigkeit, zwischen vacuum und solidum, bietet uns das Trübe in mannichfaltigen Graden, als Dunst, Nebel, Wolke und in allen diesen Gestalten als ein wahres ἀραιὸν oder rarum.

In dieser Hinsicht hat die griechische Sprache vor andern glücklich durch die von Luft, ἀήρ, ἠήρ, gebildeten Ableitungen ἀέριος, ἠέριος, ἀερώδης, ἠερώδης, Ursach und Wirkung oder Grund und Erscheinungsweise des Trüben schon früh zu bezeichnen gewußt, welche nicht allein die farblose Trübe, wie νεφελώδης und ὁμιχλώδης, sondern auch den vor dunklen Gegenständen durch sie entstehenden Blauduft naturgemäß anzeigen.

Indem aber auch das Trübe, als zwischen Licht und Finsterniß stehend, eins wie das andere überschwebt und vor erleuchteten wie vor beschatteten Körpern sich fixiren kann, bringt es die Erscheinung hervor, wo wir das Trübe bezeichnen durch

angelaufen
beschlagen
blind,
appannato } ital.
nebbioso }
terne, franz.

Auch in diesem Falle ist das Trübe eine Versammlung von Durchsichtigem und Undurchsichtigem, ein netzartiger Ueberzug von undurchsichtigen Atomen und deren durchsichtigen vacuis.

R—r.

28.

Wahres, mystisch vorgetragen.

Naturae naturantis et naturatae Mysterium in Scuto Davidico etc. Berlenburg 1724.

§. VIII.

Die Farben scheiden sich nach Licht und Finsterniß und nach verschiedenen gradibus derselben und gehen dennoch aus einem centro, welches den Grund aller Farben in sich hat. Ist das Licht in progressu, und will das Licht aus der Finsterniß sich zum Licht erbären, so ist der erste gradus das Rothe; hieraus erbieret sich das Gelbe, und aus diesem das völlig Weiße. Ist aber das Licht in regressu, und will die Finsterniß aus dem Licht sich zur Finsterniß begeben, so ist der erste gradus das Grüne; hierauf erfolget das Blaue und nach diesem das völlig Schwarze. Doch endigt sich der höchste Grad der Farben wiederum in dem ersten. Dann das höchste Weiß verkläret sich im Rothen, und das höchste Schwarz verlieret sich im Grünen; und wer diesem Allen etwas tiefer nachsinnet, der wird diese Anmerkungen mit der geheimen Philosophie und Experienz derer Chemicorum desto leichter vereinigen können.

IX.

Sonsten aber ist zwischen Grün und Blau und hinwiederum zwischen Roth und Gelb darin ein merklicher Unterschied, daß die zwei ersten Farben aus einer Vermischung, die zwei letzteren Farben aber ohne Vermischung, durch eine gleichsam natürliche Geburt hervorkommen. Denn durch Vermischung der beiden äußersten contrairen Farben, des Schwarzen und des Weißen, entstehet das Blaue; und durch Vermischung der beiden mittlern contrairen Farben, des Blauen und des Gelben, entstehet das Grüne: hingegen Roth und Gelb entstehen aus keiner Mischung, sondern urständen aus dem natürlichen Fortgange des Lichts; welches in seiner wesentlichen Geburt nicht hinter sich, sondern vielmehr vor sich gehet.

4.

Trunken müssen wir Alle sein!
Jugend ist Trunkenheit ohne Wein;
Trinkt sich das Alter wieder zu Jugend,
So ist es wundervolle Tugend.
Für Sorgen sorgt das liebe Leben,
Und Sorgenbrecher sind die Reben.

Da wird nicht mehr nachgefragt!
Wein ist ernstlich untersagt,
Soll denn doch getrunken sein,
Trinke nur vom besten Wein!
Doppelt wärest Du ein Ketzer
In Verdammniß um den Krätzer.

In welchem Weine
Hat sich Alexander betrunken?
Ich wette den letzten Lebensfunken:
Er war nicht so gut als der meine.

---

ob der Koran geschaffen oder unerschaffen, mit Gott gleich ewig sei. Die Türken nehmen Letzteres, die Perser Ersteres an (s. Oelsner's Mahomet, S. 183 u. 184. Note 2, und S. 216. Note, und Goethe's Noten zum Divan, Abschn. Mahomet). Die Entscheidung der Frage liegt in Sure 9. V. 36. des Koran. — Dr. Borberger hat eine Parallelstelle zu V. 7 in Pulci's Morgante Maggiore entdeckt (s. Goethe's Archiv, 1871, II. 344), wo Margutte, auf die Frage, ob er Christ oder Mahometaner sei, antwortet:

„Io non credo più al nero ch'all' azzurro . . . .
Ma sopra tutto nel buon vino ho fede!"
(Vor Allem glaube ich an guten Wein.)

Die Anwendung des Worts Gedicht, wie hier, im Sinne von Erfindung, kennt schon Gellert (in dem Gedicht Die Widersprecherin), und noch früher Opitz (A., IV. 209), und Hammer übersetzt die 75. Sure, V. 5. des Koran (Hundar., II. 26): „Aber der Mensch hielt es gerne für ein Gedicht". Vergl. auch Goethe's Werke, XI. 1. S. 344.

Der Schlußvers erinnert an Stellen des Studentenliedes: „Est mihi propositum in taberna mori", insbesondere an die Verse:

„Ut dicant, cum venerint angelorum chori:
Deus sit propitius huic potatori",

und an den deutschen Spruch: „Kinder, Narren und Betrunkene sagen die Wahrheit".

4. Strophe 1 und 2 dieser Verse, wahrscheinlich frisch entstanden, las Goethe Sulpiz Boisserée (I. 361) am 5. August 1815 vor. — „In der Jugend sind

X.

Die rothe Farbe gehört dem Marti und dem röthlichen Eisen; die grüne der Veneri und dem grünlichen Kupfer; die gelbe dem Soli und dem gelbscheinenden Golde; die blaue dem Jovi und dem blaulichen Zinn; die weiße der Lunae und dem weißen Silber, die schwarze dem Saturno und dem schwärzlichen Blei; die gemischte oder melirte Farbe dem Mercurio und Quecksilber, als dem Samen aller Metalle.

XI.

In dem Rothen eröffnet sich das Feuer, im Gelben das Licht, in dem Weißen die Klarheit; in dem Grünen hingegen ist Verbergung des Lichts, im Blauen der Schatten, im Schwarzen die Finsterniß.

XII.

In dem Rothen ist suchen und begehren, in dem Gelben ist finden und erkennen, in dem Weißen ist besitzen und genießen; hinwiederum in dem Grünen ist hoffen und erwarten, in dem Blauen ist merken und denken, in dem Schwarzen ist vergessen und entbehren.

29.

Geheimniß wird angerathen.

Sed considero, quod in pellibus caprarum et ovium non traduntur secreta naturae ut a quolibet intelligantur, sicut vult Socrates et Aristoteles. Ipsemet enim dicit in libro Secretorum, quod esset fractor sigilli coelestis, qui communicaret secreta naturae et artis, adjungens, quod multa mala sequuntur eum qui revelat secreta. Caeterum in lib. Noctium Atticarum de collatione sapientum, quod suillum est asino praebere lactucas, cum ei sufficiant cardui: atque in lib. Lapidum scribitur, quod rerum minuit majestatem, qui divulgat mystica, nec manent secreta, quorum turba sit conscia. Ex divisione enim probabili vulgi dicendi oppositum contra sapientes: nam quod videtur omnibus, est verum: et quod sapientibus similiter, et maxime notis. Ergo quod pluribus, hoc est vulgo in quantum hujusmodi videtur, oportet quod sit falsum. De vulgo loquor, quod contra sapientes

distinguitur in hac dictione. Nam in communibus conceptionibus animi concordat cum sapientibus, sed in propriis principiis et conclusionibus artium et scientiarum discordat, laborantes circa apparentias in sophismatibus, subtilitatibus, et de quibus sapientes non curant. In propriis igitur vel secretis vulgus errat, et sic dividitur contra sapientes, sed in communibus sub lege omnium continetur, et cum sapientibus concordat. Communia vero pauci sunt valoris, nec proprie sequenda, sed propter particularia et propria. Sed causa hujus latentiae fuit apud omnes sapientes, quia vulgus deridet et negligit secreta sapientiae, et noscit uti rebus dignissimis: atque si aliquod magnificum in ejus notitiam cadat, a fortuna illud per accidens suscipit, et eo abutitur in damnum multipliciter personarum atque communitatis: et ideo insanus est, qui aliquod secretum scribit, nisi a vulgo celetur, et vix a studiosis et sapientibus possit intelligi. Sic currit vita sapientum a principio, et multis modis occultaverunt a vulgo sapientiae secreta.

30.

Die so bedenkliche Warnung eines weisen Vorfahren muß uns wunderlich däuchten zu einer Zeit, wo nichts geheim bleiben, sondern Alles öffentlich ausgesprochen und verhandelt werden soll. Indessen wird es doch für höchst merkwürdig gelten, wenn wir bei erweiterter Uebersicht und nach tieferer Betrachtung gar wohl erkennen, daß weder das Geheime noch das Oeffentliche sein Recht völlig aufgiebt, vielmehr eins das andere im Zaum zu halten, zu bändigen, bald heranzulassen, bald abzuweisen versteht. Gar Manches wird ausgesprochen, gedruckt und an den Tag gebracht, welches demohngeachtet geheim bleibt; man übersieht, verkennt, verstößt es. Von der andern Seite wird Einiges verheimlicht, welches trotz aller Vorsicht und Bedächtigkeit der Bewahrer endlich doch einmal gewaltsam, unvermuthet ans Licht springt. Unsere ganze Klugheit, ja Weisheit besteht also darin, daß wir Beides im Auge behalten, im Offenbaren das Verborgene, im Verborgenen das Offenbare wiederzuerkennen, um uns auf solche Weise mit unserm Zeitalter ins Gleichgewicht zu setzen.

31.

Alle Wirkungen, von welcher Art sie seien, die wir in der Erfahrung bemerken, hängen auf die stetigste Weise zusammen, gehen in einander über; sie undulirten von der ersten bis zur letzten. Daß man sie von einander trennt, sie einander entgegensetzt, sie unter einander vermengt, ist unvermeidlich; doch mußte daher in den Wissenschaften ein grenzenloser Widerstreit entstehen. Starre, scheidende Pedanterie und verflößender Mystizismus bringen beide gleiches Unheil. Aber jene Thätigkeiten, von der gemeinsten bis zur höchsten, vom Ziegelstein, der dem Dache entstürzt, bis zum leuchtenden Geistesblick, der Dir aufgeht und den Du mittheilst, reihen sie sich an einander. Wir versuchen es auszusprechen:

Zufällig,
Mechanisch,
Physisch,
Chemisch,
Organisch,
Psychisch,
Ethisch,
Religios,
Genial.

32.

Aus Ueberzeugung, das Wahre könne durch Kontroverß gar leicht verrückt, verschoben und verdeckt werden, haben wir den Gegnern bisher nicht geantwortet, und sie wußten sich unserer Schweigsamkeit diese vollen sehen Jahre her zu ihrem Vortheile gar trefflich zu bedienen. Einstimmig deuteten sie mein Stillschweigen dahin, daß ich mich selbst für widerlegt halte, da ich nach ihrer Ueberzeugung genugsam widerlegt sei.

Ich aber finde es nun gerade an der Zeit, dagegen auszusprechen, daß sämmtliche Gegner, wie ich sie oben genannt und bezeichnet, nichts gethan, als die alten Irrthümer zu wiederholen, welche durch meine Arbeiten zur Farbenlehre längst widerlegt und aufgeklärt sind, wobei ich zugleich versichere, daß ich meine Sammlung von Phänomenen noch immer für vollständig genug und meine Weise, sie zu stellen, höchst vortheilhaft halte, wie sich denn die neu entdeckten ent-

optischen Farben sogleich den übrigen schon bekannten physischen Farben willig angeschlossen haben, anstatt daß die Schule bei jeder neuen Erscheinung eine neue und immer seltsamere Modifikation des Lichts entdecken wollte.

Wartesteine.

In Bezug auf die Seite 316 eingeheftete Tafel, welche keiner weitern Erklärung bedarf, und nach Anleitung derselben fügen wir noch Einiges hinzu.

Die physiologe Abtheilung ist genau nach meiner Farbenlehre schematisirt, doch dabei zu bemerken, daß die glücklichen Bemühungen des Herrn Geh. Staatsrath Schulz zu Berlin und des Herrn Prof. Purkinje zu Prag dieser Lehre abermalige Begründung, weitere Ausdehnung, genauere Bestimmung und frischen Glanz verliehen. Diese denkenden Beobachter führen solche immer tiefer in das Subjekt hinein, so daß aus dem Sinne des Sehens sich endlich die höchsten Geistesfunktionen entwickeln. Ich werde nicht verfehlen, so treffliche Arbeiten auch von meiner Seite dankbar anerkennend zu benutzen.

Aus der physischen Abtheilung sprechen wir zuerst von den dioptrischen Farben der ersten Klasse, die Lehre vom Trüben abermals einschärfend. Hier kommen wir nochmals auf die falsche Ableitung des Himmelblauen zurück. Man will das atmosphärische Blau in die vorhergehende Abtheilung setzen und es zu einer physiologen Farbe machen (S. 321).

Kein größerer Schade kann der Wissenschaft geschehen als die ewigen Neuerungen im Erklären; denn da alles Erklären ein Herleiten ist, so zerreißt jede falsche Erklärung den Faden, der durchs Ganze durchgehen soll, und die Methode ist zerstört. Auf diese Weise kann man, indem man sich meiner Farbenlehre bedient, sie freilich zerstückeln.

Nun aber sei von jener anempfohlenen Vorrichtung gesprochen: man soll mit dem einen Aug' durch eine schwarze, enge Röhre sehen. Warum denn schwarz? zur Täuschung ganz zweckmäßig; denn im Gegensatz vom Dunklen wird das Helle heller, und jede Farbe nähert sich dem Weißen. Warum

denn eng? gleichfalls Verirrung begünstigend: das Auge empfängt das zu Unterscheidende im geringsten Maße und wird in den Fall gesetzt, von dem eindringenden Licht geblendet zu werden. Das ist gerade der Newtonische Geist, der noch über den Häuptern der Naturforscher waltet.

Bei der sonderbaren Witterung des vergangenen Dezembers, wo das Himmelblau schöner war, als es sonst bei uns zu sein pflegt, war das Blau beiden Augen, dem eingeschränkten sowol als dem freien, vollkommen sichtbar; ich schaute durch eine innerlich geschwärzte Röhre, einen Zoll im Durchmesser; diesen mußte sie haben, wenn sie den Augapfel fassen sollte; eine weiße ließ wenig Unterschied bemerken.

Schon de Saussure mußte auf seinen Bergreisen und bei Einrichtung des Cyanometers sich der rechten Ableitung nähern, wie sie unsere Vorfahren längst gekannt und ausgesprochen hatten (S. 551 f.). Es ist aber mit dem Wahren völlig wie mit dem Bernstein in den Dünen: es thäte noth, man triebe Bergbau drauf.

Wenn bei dunstvollem Himmel die Bläue sich ins Weiße verlieren kann, so zeigt sich der Gegensatz sehr schön in der Erfahrung eines neueren Reisenden, des Herrn Hofrath v. Hamel von Petersburg, welcher auf seinen merkwürdigen und gefahrvollen Wanderungen zum Montblanc den hochblauen Himmel neben den glänzenden aufgethürmten Eismassen beinahe schwarz gesehen. Dies Alles beruht auf mehr oder weniger Dunst und starkem Kontrast.

Und so hängen die Phänomene zusammen, wie wir sie in unserer Farbenlehre gewissenhaft dargestellt haben.

Zu den paroptischen Farben bemerken wir Folgendes. Bei eintretender Sonnenfinsterniß am 7. September 1820 hatte Jemand den glücklichen Gedanken, auf eine Fläche vertikal eine Nadel aufzustecken, und bemerkte, wie zu vermuthen war, bei vollkommen ringförmiger Verfinsterung zwei Schatten, welches auf eine einfache Weise abermals beweist, wovon wir längst überzeugt sind, daß die Sonne ihre Strahlen nicht parallel, sondern treuweis zu uns sendet, und daß es daher unmöglich sei, einen einzelnen Sonnenstrahl durch das kleine Löchlein in die dunkle Kammer zu lassen. Daher ist es ein übereilter Schluß, wenn wir das hinter der Oeffnung aufge-

fangene, die Größe derselben weit überschreitende Bild einer Beugung und sodann das Erscheinen gewisser farbiger Säume einer Dekomposition des Lichtes zuschreiben; denn die farbigen Streifen sind und bleiben Halbschatten, durch streifende, sich kreuzende Halblichter hervorgebracht, wie unsere Farbenlehre im Kapitel von paroptischen Farben umständlich darthut. Wer Ernst, Lust und Liebe hat, kann sich durch jeden Schein und Gegenschein davon überzeugen, wo sich denn, weil ein Phänomen immer aufs andere hindeutet, die Lehre von den farbigen Schatten unmittelbar anschließt.

Herr Fraunhofer in München hat die paroptischen Farben ins Grenzenlose getrieben und das Mikroskop dabei angewendet, auch seine Erfahrungen mit den genauesten Abbildungen begleitet, wofür wir ihm den schönsten Dank sagen, konnten aber in den durch Gitter und sonstige Hindernisse neu veranlaßten Schattenpunkten und Kreuzerscheinungen keineswegs eine neue Modifikation des Lichts entdecken. Ebenso sind auch die im prismatischen Spektrum von ihm bemerkten Querstreifen nur in den beim Eintritt des freien, reinen Sonnenbildes in die kleine Oeffnung sich kreuzenden Halblichtern zu suchen. Wir wollen zwar keineswegs solchen Arbeiten ihr Verdienst absprechen; aber die Wissenschaft würde mehr gewinnen, wenn wir, anstatt die Phänomene in unendliche Breite zu vermannichfaltigen und dadurch nur eine weite fruchtlosere Empirie zu erschaffen, sie nach innen zurückführten, wo zwar nicht so viel Verwunderungswürdiges zu berechnen, aber doch immer noch genug Bewunderungswürdiges übrig bliebe, das der wahren Erkenntniß frommte und dem Leben durch unmittelbare Anwendung praktisch nutzen würde.

Zu den entoptischen Farben haben wir Folgendes hinzuzufügen.

Die entoptischen Gestalten, von gewissen Farben begleitet, richten sich nach der Form der Glaskörper; wir kannten diese bisher nur in scharf begrenzten Tafeln, Kubus, Parallelepipeden und dergleichen. Nun erinnere man sich aber auch der sogenannten Florentiner kolben- oder keulenartig geblasenen, schnell verkühlten Gläser, welche durch ein hineingeworfenes Steinchen gleich zerspringen. Wenn man diese nun in ihrer Integrität zwischen die beiden Spiegel bringt, und zwar so,

daß der Kolben nach unten, der Hals und die Oeffnung aber nach oben gerichtet sind, so läßt sich auf ihrem Boden sowol das schwarze als weiße Kreuz zum Allerschönsten erblicken. Hier ist also eine durch Abrundung hervorgebrachte Begrenzung hinreichend, um das Phänomen zu manifestiren.

Als uns vor einigen Jahren des Herrn Biot stark beleibte Physik zu Gesicht kam, besonders aber der uns am Meisten interessirende vierte Theil, der allerbeleibteste, erschien, bedauerten wir die würdigen Männer, denen Studium und Geschäft die Nothwendigkeit auferlegt, ein solch Abrakadabra von Zahlen und Zeichen zu entwirren, da wir uns bei Durchsicht der Prämissen schon überzeugen konnten, daß manches Unnütze und Falsche in dieser Bogenmasse enthalten sei. Das Studium des Auszuges, der uns näher lag, unsere eigne gewissenhafte Bearbeitung der entoptischen Farben bestätigten die Ueberzeugung; wir sprachen aber die Lehre rein aus, ohne im Widerspruch auch nur ein einziges Wort zu verlieren, das Fernere der Zukunft anheimgebend.

Jetzt aber geht uns von Frankreich selbst her ein neues Licht auf; wir sehen der Hoffnung entgegen, aus gedachtem vierten Bande der Biotischen Physik hundert Seiten auf einmal los zu werden; denn die mobile Polarisation nebst den daraus hergeleiteten Oszillationen der Licht-Ur-Theilchen sind im Begriff, den Abschied zu erhalten, wenn sie nicht selbst darum nachzusuchen belieben sollten.

Es war nämlich schon längst kein Geheimniß, daß Herr Arago, der anfangs gemeinschaftlich mit Biot in diesem Felde gearbeitet hatte, in gar manchen Punkten keineswegs die Ueberzeugung seines Kollegen theile, und wir hofften seither immer auf eine Erläuterung deshalb. Nun aber lesen wir mit Vergnügen und Beruhigung Folgendes.

„Les Mémoires que M. Biot a publiés sur la théorie de la polarisation mobile formeraient plus de deux gros volumes in 4to. Ce n'est certainement pas trop, si ces Mémoires établissent, comme on l'a prétendu, que les molécules de lumière, dans leur trajet au travers des cristaux, oscillent sur elles-mêmes à la maniere d'un pendule, tandis que le tout pourrait, sans difficulté, être reduit à une quarantaine de pages, si les objections de M. Fresnel sont fondées."

„M. Fresnel établit aussi qu'il y a, non pas seulement de simples analogies, mais la liaison la plus intime entre ces phénomènes et ceux des anneaux colorés ordinaires et de la diffraction."

„N'est-il pas d'ailleurs évident qu'ils (les détails historiques) sont plutôt contraires que favorables à la théorie de la polarisation mobile, et que s'ils prouvent quelque chose, c'est seulement la grande mobilité d'idées de M. Biot?"

Arago.

Annales de Chimie et de Physique.
Juillet 1821.

Wir lassen nunmehr eine Ueberſetzung dieſer Stelle folgen und fügen einige Bemerkungen hinzu, nicht ohne Ausſicht und Vorſatz, auf dieſen Gegenſtand wieder zurückzukommen.

Vor etwa zehn Jahren hielt der berühmte franzöſiſche Phyſiker Biot, welcher um die Lehre der Polariſation viel bemüht geweſen, ſich genöthigt, um gewiſſe dabei eintretende Phänomene zu erklären, nach und zu ſo viel andern Hypotheſen eine mobile Polariſation anzunehmen. Vor fünf Jahren übergab Fresnel, ein jüngerer Naturforſcher, der Akademie einen Aufſatz, worin er jene Lehre zu widerlegen ſuchte. Die beiden Akademiker Arago und Ampère erhielten den Auftrag, hierüber Bericht zu erſtatten; er fiel für den Verfaſſer günſtig aus, und obgleich die Berichtenden ſich ſehr mäßig und vorſichtig benahmen, ſo war doch der bürgerliche Krieg innerhalb der Akademie erklärt, und Biot ließ in die Annalen der Phyſik, und zwar Juli 1821, eine heftige Vertheidigung einrücken, die ſowol Gehalt als Form des Berichtes angriff.

In einer ebendenſelben Stücke der Annalen einverleibten Gegenrede von Arago merkten wir uns die Stelle:

„Die Aufſätze, welche Herr Biot über die mobile Polariſation herausgegeben, würden mehr als zwei ſtarke Bände in Quart füllen, und es wäre das nicht zu viel, wenn dieſe Aufſätze, wie man behaupten wollte, wirklich bewieſen, daß die Urtheilchen des Lichtes, indem ſie durch Kryſtalle durchgehen, eine ſchwingende Bewegung annehmen wie die des Pendels;

indessen könnte man das Ganze ohne Schwierigkeit auf etwa vierzig Seiten bringen, wenn die Einwendungen des Herrn Fresnel gegründet sind."

Hieraus erhellet also abermals, daß man, um einen Irrthum zu beschönigen und geltend zu machen, viele Worte braucht, anstatt daß die Wahrheit sich mit Wenigem vortragen läßt. Wollte man Alles zusammenstellen, was über die Polarisation des Lichtes geschrieben worden, so würde man eine hübsche Bibliothek vor sich sehen. Wir aber sagen mit einiger Zuversicht, daß wir Alles, worauf es dabei ankommt, auf fünfundsechzig Seiten dargestellt. (Heft III, S. 126 bis 190.)[1]

Wenn uns nun, ohne weiter in die Sache selbst einzugehen, höchst erfreulich ist, daß ein geistreicher Franzose jene Weitläuftigkeit, womit uns ihre Physik erschreckt, ins Enge zu bringen anfängt, so war uns Folgendes zu lesen ebenso angenehm.

„Herr Fresnel setzt fest, daß nicht etwa nur blos Analogien, sondern die innerste Verbindung stattfinde zwischen gedachten Phänomenen, den gewöhnlichen farbigen Ringen und den Erscheinungen der prismatischen Farbensäume."

Auf dieser Ueberzeugung beruht denn auch im Allgemeinen unsere Farbenlehre, wie im Besonderen die Abtheilung der physischen Farben; wir halten sie nur insofern verschieden, als sie unter verschiedenen Bedingungen erscheinen, überhaupt aber doch nur das Urphänomen darstellen; wie denn für die ganze Naturwissenschaft durch verschiedene Bedingungen dasjenige als verschieden in die Wirklichkeit tritt, was der Möglichkeit nach eins und dasselbe gewesen wäre. Gerathen wir nicht seit Kurzem in die Versuchung, Erdmagnetismus und Elektricität als identisch anzusprechen?

Höchst beachtenswerth ist sodann nachfolgende Stelle des französischen Textes.

„Wollte man sich auf historische Einzelnheiten, wie Herr Biot verlangt, einlassen, so würde in die Augen fallen, daß sie der Theorie einer beweglichen Polarisation eher ungünstig als günstig sind, und sollten sie ja etwas beweisen, so wäre es die große Beweglichkeit der Ideen des Herrn Biot."

[1] „Zur Naturwissenschaft überhaupt", I. dieses S. 463–504. — A. d. H.

Einem redlichen Deutſchen, dem es um die wahre Naturwiſſenſchaft zu thun iſt, muß dieſer innerliche Krieg der franzöſiſchen Phyſiker höchſt willkommen ſein, weil hiebei Dinge zur Sprache kommen, deren zu gedenken man ſich bei uns kaum erkühnt. Wir leben in größerer wiſſenſchaftlicher Abhängigkeit vom Auslande, als man ſich geſteht, und es leuchtet uns wirklich ein glücklicher Stern, wenn uns Fremde gegen Fremde zu Hülfe kommen.

Wir haben auf der 558. Seite einen zwar wohlüberdachten, doch immer kühn ſcheinenden Schritt gewagt: die ſämmtlichen Welterſcheinungen in ſtetiger Folge, wie ſie ſich aus einander entwickeln, in einander verketten, unbedenklich aufzuzeichnen. Damit aber das, was dort noch einigermaßen parador lauten möchte, bei näherer Ueberlegung ſich dem Denkenden einſchmeichle, führen wir das eingeleitete Beiſpiel ausführlicher durch.

Ein Ziegelſtein löſt ſich vom Dache los, wir nennen dies im gemeinen Sinne zufällig; er trifft die Schultern eines Vorübergehenden doch wol mechaniſch; allein nicht ganz mechaniſch: er folgt den Geſetzen der Schwere, und ſo wirkt er phyſiſch. Die zerriſſenen Lebensgefäße geben ſogleich ihre Funktion auf, im Augenblick wirken die Säfte chemiſch, die elementaren Eigenſchaften treten hervor. Allein das geſtörte organiſche Leben widerſetzt ſich ebenſo ſchnell und ſucht ſich herzuſtellen; indeſſen iſt das menſchliche Ganze mehr oder weniger bewußtlos und pſychiſch zerrüttet, die ſich wiederkennende Perſon fühlt ſich ethiſch im Tiefſten verletzt, ſie beklagt ihre geſtörte Thätigkeit, von welcher Art ſie auch ſei; aber ungern ergäbe der Menſch ſich in Geduld. Religios hingegen wird ihm leicht, dieſen Fall einer höhern Schickung zuzuſchreiben, ihn als Bewahrung vor größerm Uebel, als Einleitung zu höherem Guten anzuſehen. Dies reicht hin für den Leidenden; aber der Geneſende erhebt ſich genial, vertraut Gott und ſich ſelbſt und fühlt ſich gerettet, ergreift auch wol das Zufällige, wendet's zu ſeinem Vortheil, um einen ewig friſchen Lebenskreis zu beginnen.

Wein, er kann Dir nicht bekommen,
Dir hat ihn kein Arzt erlaubt;
Wenig nur verdirbt den Magen,
Und zu viel erhitzt das Haupt.

Wißt Ihr denn, was Liebchen heiße?
Wißt Ihr, welchen Wein ich preiſe?

5.

So lang' man nüchtern iſt,
Gefällt das Schlechte;
Wie man getrunken hat,
Weiß man das Rechte;
Nur iſt das Uebermaaß
Auch gleich zu Handen.
Hafis, o lehre mich,
Wie Du's verſtanden!

---

die Menſchen ganz ohne Wein berauſcht" heißt es im Buch der Kabus, S. 419, und Burton allegirt hierzu den Spruch Muetenebbi's: „Die Jugend iſt nur Raufluſtigkeit".

Freidank (132, 16): „Later Wîn, reine unde zuot, der jungest alten tiute Muot." — Sorgendrecher iſt eine acht deutſche Bezeichnung des Weins; die von Sanders angeführten drei Belege (Muskat, Heine, Gupfen) laſſen ſich ſehr vermehren.

Der Strophe 2 liegt wiederum das Buch Kabus (S. 444 f.) zu Grunde. Der König giebt darin ſeinem Sohne die goldne Regel: „Laß immer den beſten Wein bringen! Denn iſt der Wein ſchlecht, ſo wird die Mahlzeit für ſchlecht gehalten. Hieza kommt, daß Wein zu trinken Sünde iſt. Wenn Du alſo die Sünde begehſt, ſo begehe ſie wenigſtens um des beſten Weines willen; denn ſonſt würdeſt Du theils die Sünde begehen, theils würdeſt Du ſchlechten Wein trinken."

Verboten wird der Wein in Sure 2 und 5 des Koran. — Da wird nicht mehr nachgefragt knüpft an den Schluß der 1. Strophe an, daß die Reben Sorgenbrecher ſeien. — Strophen 3–5 ſind erſt 1827 hier eingeſchoben. — Alexander's Wein war nicht gut; er konnte ja nicht den Gaſtfreund (132, 16): „Later Wîn, reine unde zuot, der jungest alten tiute Muot." — Sorgendrecher iſt eine acht deutſche Bezeichnung des Weins; die von Sanders angeführten drei Belege (Muskat, Heine, Gupfen) laſſen ſich ſehr vermehren.

5. Trägt das Datum des 26. Juli 1814, iſt daher auf der Reiſe, gleichzeitig mit I. 11, 12, 15 u. a. m. entſtanden. Gedruckt erſchien das Gedicht zuerſt, S. 329 der Berliner Liedertafel, von Zelter unter dem wenig paſſenden Titel Verſtand und Nicht ſchon am 28. Februar 1816 in Muſik geſetzt. — Vers 3 und 4 bergen die Sprüche: „In vino veritas" und „Trunkner Mund, wahrer Mund!" — Mit dem Schlußſatze vergl. Goethe's ſpätres Wort (Werke, III. 39):

Herrn von Henning's Vorlesungen.

Einleitung zu öffentlichen Vorlesungen über Goethe's Farbenlehre, gehalten an der Königl. Universität zu Berlin von Leopold von Henning, Doktor der Philosophie. Berlin 1822.

„Dem Verfasser dieser kleinen Schrift — der, obschon er nicht Physiker von Beruf ist, sich gleichwol von der philosophischen Seite her lebhaft auch zur Beschäftigung mit dem empirischen Theil der Naturwissenschaft hingetrieben gefühlt, insbesondere aber seit längerer Zeit eine genaue Bekanntschaft mit den Goethe'schen Forschungen über die Natur der Farben wegen ihres großen Interesses für eine gedankenmäßige Betrachtung der Natur sich zu erwerben gesucht hat, — ist die ausgezeichnete Gunst zu Theil geworden, durch die Liberalität der höchsten Unterrichtsbehörde des Staates, welcher sich die Beförderung und den Schutz wissenschaftlicher Bestrebungen aller Art auf eine so ruhmwürdige Weise angelegen sein läßt, mit allem zum Behuf eines experimentalen Vortrags der Farbenlehre Nöthigen und Wünschenswerthen reichlich versehen zu werden."

Er fühlte sich dadurch verpflichtet, einen vollständigen Kursus dieser in allen ihren Theilen zusammenhängenden Lehre öffentlich vorzutragen, die sämmtlichen Erfahrungen experimentirend in ihr wahres Licht zu setzen.

Was hieraus entspringt, muß geduldig abgewartet werden; indessen hab' ich zu dem talentvollen jungen Mann, der, wie ich aus mündlicher Unterhaltung schon gewahr geworden und wie vorzüglich aus genanntem Hefte hervorgeht, sich mit dem Gegenstand innig befreundet und denselben völlig in sich aufgenommen und zu dem seinigen gemacht hat, das völlige Vertrauen, daß er nicht allein das Vorhandene klar und sicher überliefern, sondern auch, was daraus zu folgern ist, selbst entdecken und weiterführen kann.

Vorerst mögen wir es für ein großes Glück rechnen daß ein Apparat möglich geworden, die wirklich herrlichen und erfreulichen Phänomene der sämmtlichen Chromatik zum Anschauen zu bringen, wo eine frohe Bewunderung die Lust zu erklären, nicht aufkommen läßt, und wo ein geordneter, im

Kreise ſich abſchließender Vortrag eine jede Hypotheſe verdächtig macht und entfernt.

Zugleich wollen wir denn auch hoffen und erwarten, daß Männer vom Fache gewahr werden, wie ich auch für ſie mich bemüht, wie das, was ich gewonnen, auch für ſie ein Gewinnſt wird. Aber auch dieſe Wirkung kann nicht beſchleunigt werden, ſie hängt von Umſtänden, vom Zufall ab; denn es bedarf ebenſowol einer Art von Eingebung, um in dem Ueberlieferten das Wahre zu entdecken, als um eine originale Entdeckung, durch irgend einen Gegenſtand angeregt, ſelbſt zu machen.

Und ſo gedenkt denn ſchon ein mehrjähriger geprüfter Freund, Wilhelm von Schütz, in dem dritten Hefte ſeiner intellektuellen und ſubſtantiellen Morphologie abermals meiner Farbenlehre und ſonſtigen Leiſtungen dieſer Art mit Wohlwollen, welches dankbarlichſt erkenne. Er betrachtet das Wahrzeichen, das ich errichtet, als einen Grenzſtein zwiſchen der Tag- und Nachtſeite, von wo aus Jeder nun nach Belieben zu einer oder der andern Region ſeinen Weg einſchlagen könne.

Auch dieſes ſind ich meinen Vorſätzen und Wünſchen gemäß; denn inſofern mir vergönnt iſt, auf meiner von der Natur angewieſenen Stelle zu verharren, wird es mir höchſt erfreulich und lehrreich, wenn Freunde, von ihren Reiſen nach allen Seiten wieder zurückkehrend, bei mir einſprechen und ihren allgemeineren Gewinnſt mitzutheilen geneigt ſind.

Neuer entoptiſcher Fall.

Bei der großen eintretenden Kälte des vergangenen Winters waren die Fenſterſcheiben unbewohnter Zimmer ſehr ſtark gefroren; man heizte ein, und die baumförmig geſtalteten Eisrinden fingen an aufzuthauen. Zufällig lag ein ſchwarzer Glasſpiegel auf der Fenſterbank, in welchem ein Hinzutretender die ſämmtlichen Zweiggeſtalten des aufthauenden Eiſes in herrlicher Abwechſelung aller Farben glänzend erblickte. Dieſes Phänomen erſchien ſodann mehrere Tage an allen aufthauenden Fenſterſcheiben, deren ſchmelzende Eisbilder man im untergelegten Spiegel in völligem Glanz der apparenten Farben mehrere Stunden ſehen konnte.

Diese Erscheinung giebt zu vergleichender Betrachtung Anlaß. Denn da dem Glase selbst durch schnellen Temperaturwechsel die chromatische Eigenschaft mitgetheilt wird, die es alsdann für ewige Zeiten behält, so ist hier ein Temperaturwechsel gleichfalls die Ursache an einer schneller vorübergehenden Eigenschaft des durch Frost zum glasartigen Körper erstarrten Wassers.

Schöne entoptische Entdeckung.

Wir sind diese der Aufmerksamkeit des Herrn von Henning schuldig; Jedermann, der mit dem angegebenen Apparate (Zur Naturwissenschaft, 1. Band, §. 17, S. 142)[1] versehen ist, kann sich diese bedeutende Erscheinung leicht vor Augen bringen.

Man lege einen größeren Kubus, wie gewöhnlich, zwischen die beiden Spiegel und stelle darauf einen viel kleineren in die Mitte desselben, so werden beide, je nachdem die Richtung des oberen Spiegels beliebt ist, in der Erscheinung gleich sein. Setzt man den kleineren Kubus in die Ecken des größeren, so kehrt die Erscheinung sich um; hat die Mitte das weiße Kreuz, so zeigen die Enden das schwarze, und umgekehrt.

Dieser Fund ist von der größten Wichtigkeit; denn er deutet auf die Wahrheit unserer Auslegung des Phänomens überhaupt, daß in dem einen Falle, wenn das weiße Kreuz in der Mitte erscheint, das Dunkle nach dem Hellen, und umgekehrten Falles das Helle nach dem Dunkeln strebe, wie wir denn hier sehen, daß die Ecken immer das Umgekehrte von der Mitte wirken. Man bedenke, was wir (Zur Naturwissenschaft, 1. Band, S. 140)[2] von den Quellpunkten umständlich ausgesprochen.

Physikalische Preisaufgabe der Petersburger Akademie der Wissenschaften.

Die Kaiserliche Akademie der Wissenschaften in Petersburg hat am 29. Dezember 1826, als bei ihrer hundertjäh-

1) Oben S. 474. – A. d. H.
2) Oben S. 473. – A. d. H.

rigen Stiftungsfeier, mehrere Ehren- und korrespondirende Mitglieder ausgerufen und zugleich nachstehende bedeutende physikalische Aufgabe mit ausgesetztem anständigen Preise den Naturforschern vorgelegt.

Question de physique.

La nature nous offre dans la physique de la lumière quatre problèmes à résoudre, dont la difficulté n'a échappé à aucun physicien: la diffraction de la lumière, les anneaux colorés, la polarisation et la double réfraction.

Newton a imaginé pour la solution des deux premiers son hypothèse des accès de facile transmission et de facile réflexion, hypothèse que M. Biot a reprise, modifiée et soumise au calcul avec une sagacité, qui semble ne laisser rien à désirer. La découverte de la polarisation de la lumière, due à M. Malus, a jeté un nouveau jour sur le phénomène de la double réfraction, traité surtout par Newton et Huyghens, et nous devons aux travaux de M. Biot un plus grand développement de ces deux objets, aussi étendu que l'observation et le calcul peuvent l'offrir de nos jours.

Malgré tous ces travaux qui nous font pénétrer dans les opérations les plus délicates de la nature, nous ne nous trouvons dans ce champ semé de difficultés que vis-à-vis de considérations mathématiques, qui nous laissent dans l'obscurité sur la cause physique de ces phénomènes. Nous sentons confusément qu'ils doivent tous se réduire à un phénomène simple, celui de la réfraction ordinaire. Car d'un côté l'on peut, sans s'appuyer sur une hypothèse quelconque, considérer la diffraction et les anneaux colorés comme des décompositions de la lumière et des déviations des rayons simples, et de l'autre nous savons par les travaux de M. Brewster, que l'angle de polarisation est entièrement dépendant de l'angle de réfraction, et par ceux de M. Biot, que la lumière se polarise en traversant plusieurs lames d'un même milieu, séparées par des couches d'air ou d'un autre milieu hétérogène.

Ainsi nous ne connaissons ces phénomènes que mathématiquement, les deux premiers en supposant une qualité occulte dans la lumière, qui ne s'est point manifestée par des phénomènes simples, les autres en les ramenant à des forces attrac-

tives et répulsives, dont l'analyse a réduit l'action à des axes mathématiques donnés de position. Mais cette qualité occulte et ces forces qui semblent partir d'une ligne géométrique, ne peuvent suffire au physicien, ni satisfaire à son devoir, de ne rapporter les phénomènes compliqués qu'à des phénomènes simples bien constatés.

M. Young a cru atteindre ce but pour la diffraction et les anneaux colorés, trouver la cause de ces phénomènes mystérieux dans la loi simple du mouvement, en abandonnant le système d'émanation créé par Newton pour celui des vibrations imaginé par Descartes, travaillé par Huygheus, complété par Euler et abandonné depuis, et en substituant à l'hypothèse des accès le principe des interférences, qui est parfaitement fondé dans la théorie mathématique des ondes ou des vibrations.

Tout physicien se rendrait volontiers à l'évidence de ces explications aussi physiques que mathématiques, s'il n'était arrêté par les considérations suivantes.

Les rayons de lumière, introduits par une petite ouverture dans un espace obscur, ne se transmettent que dans leur direction primitive, et non comme le son dans toutes les directions. M. Young n'a admis de règle que la première espèce de transmission, mais cependant il a dû, ou plutôt M. Fresnel à sa place, avoir recours à la seconde pour expliquer certaines parties du phénomène de la diffraction; ce qui certainement est une contradiction, aucune raison ne pouvant être alléguée, pour que la lumière garde sa direction dans la plupart des cas, et se disperse en tous sens dans d'autres cas.

Dans le système des ondes la vitesse de la lumière au travers de milieux transparents est en raison réciproque des densités, plus petite dans les plus denses et plus grande dans les moins denses, principe qu'Euler avait déjà déduit de sa théorie. Or ce principe contredit formellement la simple et satisfaisante explication de la réfraction que Newton a appuyée de tant d'expériences, renforcées par celle de M. Parrot, dans laquelle on voit une petite bande de rayons solaires se fléchir, dans un milieu, dont les couches ont des densités variables vers les couches plus denses, et, au sortir hors de ces couches, produire à quelques pieds de distance l'image des couleurs prismatiques aussi prononcée que dans l'image même du prisme. Comme cette explication de Newton, si rigoureusement

démontrée, et qui se prête à tous les phénomènes connus de réfraction, met évidemment en principe, que la vitesse de la lumière est plus grande dans les milieux plus denses, il est clair que le système des ondes ne peut pas être le système de la nature.

Enfin les propriétés chimiques de la lumière, si généralement constatées, répugnent à ce système, en ce qu'il n'est pas concevable que l'éther en repos ne puisse pas agir chimiquement, et qu'il faille qu'il se forme en ondes pour faire cet effet. L'exemple de l'air atmosphérique, dont on emprunte les phénomènes des sons pour étayer le système optique des ondes, réfute directement l'idée, que les opérations chimiques de l'éther n'aient lieu qu'en vertu du mouvement ondoyant, puisqu'il est bien connu que l'air atmosphérique n'a pas besoin de former des sons pour déployer ses affinités.

Il existe un troisième système de la lumière, connu depuis 1809, mais moins répandu que les autres et que l'on pourrait nommer système chimique d'optique, où M. Parrot fait dériver les phénomènes d'optique des propriétés chimiques de la lumière. Ce système explique les détails uniquement par le principe d'une plus grande réfraction dans les milieux plus denses, principe qui offre une marche analogue à celle du principe des transférences imaginé depuis par M. Young. Mais, appuyé dans ses applications uniquement sur quelques constructions géométriques et dénué de calculs analytiques, il n'a par cette raison pas ce dégré d'évidence qui résulte de l'accord des résultats de calcul avec ceux de l'observation. En outre il n'a pas encore été appliqué à la polarisation de la lumière.

Vu cet état des choses, l'Académie propose au choix des concurrents les trois problèmes suivants.

Ou de trouver et bien établir la cause physique des quatre phénomènes ci-dessus nommés dans le système de l'émanation et des accès.

Ou de délivrer le système optique des ondes de toutes les objections qu'on lui a faites, à ce qu'il paraît de droit, et d'en faire l'application à la polarisation de la lumière et à la double réfraction.

Ou d'étayer le système chimique d'optique sur les calculs et les expériences nécessaires pour l'élever à la dignité d'une théorie, qui embrasse tous les phénomènes qui se rapportent

à la diffraction, aux anneaux colorés, à la polarisation de la lumière et à la double réfraction.

L'Académie, qui désire réunir enfin par ce concours les idées des physiciens sur ces objets aussi délicats qu'importants, fixe le terme du concours à deux ans, c'est-à-dire au 1 Janvier 1829, et décernera un prix de 200 ducats à celui qui aura complétement réussi à fonder d'une manière irréprochable une des trois hypothèses qui viennent d'être nommées.

Pour le cas où aucun des Mémoires ne remplirait les vues de l'Académie, celui qui en aura le plus approché et qui contiendra de nouvelles et importantes recherches, obtiendra un accessit de 100 ducats.

Kritik

vorstehender Preisaufgabe.

In der physikalischen Wissenschaft, insofern sie sich mit dem Lichte beschäftigt, wurde man im Verlauf der Zeit auf vier Erscheinungen aufmerksam, welche sich bei verschiedenen Versuchen hervorthun:

1) auf das Farbengespenst des prismatischen Versuches;
2) auf die farbigen Ringe beim Druck zweier durchsichtiger Platten auf einander;
3) auf das Erhellen und Verdunkeln bei doppelter verschiedener Reflexion, und
4) auf die doppelte Refraktion.

Diese vier Erscheinungen bietet uns keineswegs die Natur, sondern es bedarf vorsätzlicher, künstlich zusammenbereiteter Vorrichtungen, um gedachte Phänomene, welche freilich in ihrem tiefsten Grunde natürlich sind, nur gerade auf diese Weise, wie es im wissenschaftlichen Vortrage gefordert wird, abgeschlossen darzustellen.

Ferner ist es nicht rathsam, von vier Problemen zu reden; denn hier werden zwei Hypothesen ausgesprochen: die Diffraktion des Lichtes und die Polarisation; dann aber zwei augenfällige reine Erscheinungen: die farbigen Ringe und die doppelte Refraktion.

Nachdem nun die Societät das, was unter diesen vier Rubriken im wissenschaftlichen Kreise geschehen, uns vorgelegt

hat, ſo geſteht ſie, daß alle dieſe Bemühungen der Mathematiker nicht hinreichend ſeien, eine gründliche, befriedigende Naturanſicht zu fördern; ſie ſpricht zugleich ſehr beſcheiden aus, daß ſie bis jetzt ein verwerrenes, unklares Gefühl vor ſich habe, und verlangt deshalb dieſe ſämmtlichen Erſcheinungen auf ein einfaches einzelnes Phänomen zurückgeführt zu ſehen.

Dieſes Gefühl iſt vollkommen richtig, möge es nur nicht in dem herkömmlichen Labyrinth ſich irre führen laſſen, wie es beinahe den Anſchein hat. Denn wenn man ſich überreden will, daß die gewöhnliche Refraktion ein ſolches einfaches Phänomen ſei, ſo thut man einen großen Mißgriff; denn das farbige Phänomen der Refraktion iſt ein abgeleitetes, und wie es in dem Newtoniſchen Verſuche zugeſtutzt wird, iſt es ein doppelt und dreifach zuſammengeſetztes, das erſt ſelbſt wieder auf ein einfacheres zurückgebracht werden muß, wenn es einigermaßen verſtanden oder, wie man zu ſagen pflegt, erklärt werden ſoll.

Alle vier Erſcheinungen alſo, ohne von den bisher ihnen beigefügten Hypotheſen Kenntniß zu nehmen, erklären wir als völlig gleiche, auf einer Linie ſtehende, mit einander von einem höhern Prinzip abhängige.

Ehe wir aber weiter gehen, müſſen wir ein Verſäumniß anklagen, deſſen ſich das Programm der Aufgabe ſchuldig macht. Jene genannten vier Phänomene ſind durchaus von Farbe begleitet, und zwar dergeſtalt, daß in dem reinen Naturzuſtande die Farbe nicht von ihnen zu trennen iſt, ja daß, wenn ſie nicht Farbe mit ſich führten, kaum von ihnen würde geſprochen worden ſein.

Hieraus geht nun hervor, daß von dieſen Erſcheinungen, als rein und ohne von Farben begleitet, gar nichts prädizirt werden kann, und daß alſo das Ziel weiter geſteckt werden muß, als es der Akademie beliebt hat; man muß bis zur Farbenerzeugung vordringen, wenn man ſich einen folgerechten Begriff von demjenigen machen will, welches bisher unmöglich war, weil man mit Linien zu operiren hinreichend hielt.

Hier aber treffen wir auf den wichtigen Punkt, wo wir, ſtatt vom Beobachteten zu reden, vom Beobachter ſelbſt ſprechen müſſen. Hier wie überall behauptet der menſchliche Geiſt ſeine Rechte, welches bei der beſtimmt verſchiedenen Denkart nur in einem Widerſtreit geſchehen kann. Auch hier hat die

atomistische Vorstellung als die bequemste die Oberhand erworben und sich zu erhalten gewußt; man gewöhnte sich, zu denken, das reine weiße Licht sei zusammengesetzt aus dunklen Lichtern, aus welchen es wieder zusammengesetzt werden könne.

Diese grobe Vorstellungsart wollte feineren Geistern nicht gefallen; man verlieh dem Lichte Schwingungen und fühlte nicht, daß man auch hier sehr materiell verfuhr; denn bei etwas, was schwingen soll, muß doch etwas schon da sein, das einer Bewegung fähig ist. Man bemerkte nicht, daß man eigentlich ein Gleichniß als Erklärung anwendete, das von den Schwingungen einer Saite hergenommen war, deren Bewegung man mit Augen sehen, deren materielle Einwirkung auf die Luft man mit dem Ohr vernehmen kann.

Wenn nun die Akademie ausspricht, daß die bisherigen mathematischen Bemühungen das Räthsel aufzulösen nicht hinlänglich gewesen, so haben wir schon viel gewonnen, indem wir dadurch aufgefordert werden, uns anderwärts umzusehen; allein wir kommen in Gefahr, uns in die Metaphysik zu verlieren, wenn wir uns nicht bescheiden, innerhalb des physischen Kreises unsere Bemühungen zu beschränken.

Wie wir uns diese Beschränkung denken, suchen wir folgendermaßen auszudrücken. Die Pflicht des Physikers besteht nach uns darin, daß er sich von den zusammengesetzten Phänomenen zu den einfachen, von den einfachen zu den zusammengesetzten bewege, um dadurch sowol jene in ihrer einfachen Würde kennen zu lernen, als diese in ihren auffallenden Erscheinungen sich verdeutlichen zu können. Von dem einfachsten Phänomen des blauen Himmels bis zu dem zusammengesetztesten des Regenbogens, die wir beide in der reinen Natur an der Himmelswölbung gewahr werden, ist ein unendlicher und verschlungener Weg, den noch Niemand zurückgelegt hat. Mit wenig Worten läßt sich die Ursache der Himmelsbläue aussprechen, mit vielen Vorrichtungen und Bemühungen kaum das Ereigniß des Regenbogens faßlich machen, und eben die Schritte zu bezeichnen, wie von dem Einen zu dem Andern zu gelangen sei, ist die Schwierigkeit. Es gehört hiezu kein weitläufiger und kostbarer Apparat, aber ein vollständiger, damit man Alles, wovon die Rede ist, dem Auge darlegen könne. Mit bloßen Worten, gesprochenen, noch viel weniger geschriebenen, mit linearen Zeichnungen ist nichts zu thun; denn ehe man sich's versieht, kommt man auf die eine wie

auf die andere Weise zu einer Symbolik, mit der man alsdann verfährt wie Kartenſpieler mit gemiſchten Blättern; man verſteht ſich, aber es kommt weiter nichts dabei heraus, als daß man ſich verſtanden hat: es war ein Spiel innerhalb eines gegebenen und angenommenen Kreiſes, das aber außerdem ohne Wirkung bleibt.

Die Aufgabe der Akademie ſetzt die vier bisher mehr oder weniger gangbaren Hypotheſen,

1) der Emanation,
2) der Schwingungen,
3) der Polariſation,
4) der doppelten Refraktion,

als Weſen voraus, welche wie irdiſche Staatsmächte das Recht haben, mit einander Krieg zu führen und zu fordern, daß ſie ſich wechſelsweiſe, wie das Glück gut iſt, einander ſubordiniren.

Dieſer Krieg dauert ſchon eine Weile fort, ſie haben ſich von einander unabhängig erklärt, und bei jeder neuen Entdeckung hat man eine neue unabhängige Hypotheſe vorgebracht. Die Diffraktion hat die älteſten Rechte behauptet; die Undulation hat viel Widerſpruch gefunden; die Polariſation hat ſich eingedrungen und ſteht für ſich eigentlich am Unabhängigſten von den andern; die doppelte Refraktion iſt ſo nah mit ihr verwandt, Niemand wird ſie leugnen, aber Niemand weiß recht, was er damit machen ſoll. Die chemiſche Anſicht tritt denn auch für ſich auf, und wie man die neueſten Kompendien der Phyſik anſieht, ſo werden ſie zuſammen hiſtoriſch vorgetragen; die Phänomene, wie ſie nach und nach bemerkt worden, die Meinungen, die man bei dieſer Gelegenheit ausgeſprochen, werden aufgeführt, wobei an keine eigentliche Verknüpfung zu denken iſt, wenn ſie auch zum Schein verſucht wird, und Alles läuft zuletzt hinaus auf das Voltairiſche: Demandez à Monsieur Newton, il vous dira etc.

Daß dieſes ſich ſo verhalte, giebt die Aufgabe der Akademie ſelbſt an den Tag, ja, ſie ſpricht es aus und thut uns dadurch einen großen Dienſt. Wie ſie oben bekannt, daß die Mathematiker der Sache nicht genuggethan, ſo bezeugt ſie nun auch, daß die Phyſiker noch keinen Vereinigungspunkt der verſchiedenen Vorſtellungsarten gefunden haben.

Wie ſollte dies aber auch auf dem bisherigen Wege möglich geweſen ſein! Wer der Mathematik entgehen wollte, fiel der

Denn meine Meinung iſt
Nicht übertrieben:
Wenn man nicht trinken kann,
Soll man nicht lieben;
Doch ſollt Ihr Trinker Euch
Nicht beſſer dünken:
Wenn man nicht lieben kann,
Soll man nicht trinken.

6.

Suleika.

Warum Du nur oft ſo unhold biſt?

Hatem.

Du weißt, daß der Leib ein Kerker iſt;
Die Seele hat man hinein betrogen;
Da hat ſie nicht freie Ellebogen.
Will ſie ſich da- und dorthin retten,
Schnürt man den Kerker ſelbſt in Ketten;
Da iſt das Liebchen doppelt gefährdet,
Deshalb ſie ſich oft ſo ſeltſam geberdet.

„Wo wir trinken, wo wir lieben,
Da iſt leicht, freie Welt“;
und Hafis' Vers:
„Vom Wirthe hab' ich ein Fetwa; ich traf die Uebereinkunft,
Daß Trinken dort verboten ſei, wo ſich kein Liebchen (Liebling) findet“
(Mim, LI).

6. Ein Dialog zwiſchen Suleika und Hatem, mit dem Datum: Eiſenach, 26. Mai 1815 (alſo gleichzeitig mit III, 10 entſtanden). — Daß der Leib der Kerker der Seele ſei, dieſer Gedanke wird in der perſiſchen Poeſie, nicht ſcherzhaft wie hier, ſondern ernſthaft, ſehr oft ausgeſprochen. Der Gedanke war die Rettung vor dem Despotismus:

„Ich bin nur eingeſperrt im Käfichte des Daſeins“
(Omar Chiam).

Ferid-ed-din Attar forderte in ſeiner Sterbeſtunde ſeinen Mörder ſelbſt auf, „ihn der Bürde des Lebens zu entlaſten, und ſeine Seele, die wie ein gefangener Vogel im Käfig ſchmachte, in Freiheit zu ſetzen“, und Dſchelal-ed-din Rumi (Buchſt. Kral ſeines Diwan):

Metaphysik in die Netze, und dort kommt es ja darauf an, zu welcher Gesinnung sich Dieser oder Jener hinneigt. Der Atomist wird Alles aus Theilchen zusammengesetzt sehen und aus dem Dunkeln das Helle entspringen lassen, ohne im Mindesten einen Widerspruch zu ahnen; der Dynamiker, wenn er von Bewegung spricht, bleibt immer noch materiell, denn es muß doch etwas da sein, was bewegt wird. Da giebt es denn hypothetische Schwingungen, und was versucht nicht Jeder nach seiner Art!

Deshalb sind die Schriften, welche diesmal um den Preis konkurriren, aller Aufmerksamkeit werth; er mag gewonnen oder ausgesetzt werden, es wird immer Epoche machen.

Sollen wir aber die Hauptfrage geistreich, mit Einfalt und Freimüthigkeit anfassen, so sei verziehen, wenn wir sagen: Die Aufgabe, wie sie von der Akademie gestellt worden, ist viel zu beschränkt; man stellt vier Erscheinungen als die merkwürdigsten, ja den Kreis abschließenden, den Hauptgegenstand erschöpfenden auf; sie sollen unter einander verglichen, wenn es möglich, einander subordinirt werden. Aber es giebt noch gar manche Phänomene von gleichem, ja höherem Werth und Würde, die zur Sprache kommen müßten, wenn eine gedeihliche Abrundung dieses Geschäfts möglich sein sollte. Gegenwärtig wäre nur an Vorarbeiten zu denken, wovon wir vorerst zwei aufführen und näher bezeichnen wollen, ehe wir weiter fortschreiten.

Das erste wäre die Verknüpfung jener anzustellenden Untersuchungen mit der Farbenlehre. Das oben Gesagte schärfen wir nochmals ein: Die sämmtlichen ausgesprochenen Phänomene sind durchaus von Farben begleitet, sie können ohne Farbe kaum gedacht werden. Allein wir könnten auf unserm Wege zu gar nichts gelangen, wenn wir uns nicht vorerst der herkömmlichen Denkweise entschlagen, der Meinung, die Farben seien als Lichter im ursprünglichen Licht enthalten und werden durch mancherlei Umstände und Bedingungen hervorgelockt. Alles dieses, und was man sonst noch gewohnt haben mag, müssen wir entfernen und uns erst ein Fundament unabhängig von jeder Meinung verschaffen, worunter wir eine methodische Aufstellung aller Phänomene verstehen, wo das Auge Farbe gewahr wird.

Dabei nun werden die oben wiederholt genannten Phänomene sämmtlich an Ort und Stelle ihren Platz finden und sich durch Nachbarschaft und Folge wechselseitig aufklären.

Hiezu aber müßte die zweite Vorarbeit geschehen: eine Revision sämmtlicher Versuche wäre anzustellen und nicht allein aller derjenigen, auf welche gedachte Hypothesen gegründet sind, sondern auch aller andern, welche noch irgend gefordert werden könnten.

Eine solche Revision, mit Einsicht unternommen, würde eigentlich keinen bedeutenden Geldaufwand erfordern; aber da das Geschäft größer und schwieriger ist, als man denken möchte, so gehört ein Mann dazu, der sich mit Liebe dafür herabe und sein Leben darin verwendete. Gelegenheit und Lokalität müßte ihm zu Gebote stehen, wo er einen Mechaniker an der Seite, seinen Apparat aufstellen könnte. Die Erfordernisse sämmtlich müßten methodisch aufgestellt sein, damit Alles und Jedes zur rechten Zeit bei der Hand wäre; er müßte sich in den Stand setzen, alle Versuche, wenn es verlangt würde, zu wiederholen, die einfachsten wie die verschränktesten, diejenigen, auf die man bisher wenig Werth gelegt, und die wichtigsten, worauf sich die Theorien des Tags begründen, Alles, was vor, zu und noch Newton's Zeit beobachtet und besprochen worden. Alsdann würde sich wunderbar hervorthun, welch ein Unterschied es sei, zwischen den kümmerlichen Linearzeichnungen, in welchen dieses Kapitel erstarrt ist, und der gegenwärtigen lebendigen Darstellung der Phänomene.

Derjenige aber, der mit freiem Sinn und durchdringendem Geiste dieses Geschäft unternimmt, wird erstaunen und bei seinen Zuhörern Erstaunen erregen, wenn unwidersprechlich hervorgeht, daß seit hundert und mehr Jahren aus diesem herrlichsten Kapitel der Naturlehre alle Kritik verbannt und jeder sorgfältige Beobachter, sobald er auf das Wahre hingedeutet, sogleich beseitigt und geächtet worden. Desto größere Freude aber wird er empfinden, wenn er überschaut, in welche Ernte er berufen sei, und daß es Zeit sei, das Unkraut zu sondern von dem Weizen.

Wir sehen uns als Vorläufer eines solchen Mannes an, ja solcher Männer, denn die Sache ist nicht mit einmal und sogleich abzuthun; die Akademie hat ein neues Jahrhundert vor sich, und im Laufe desselben muß das ganze Geschäft von Grund aus eine andere Ansicht gewonnen haben.

der Seite gesehen, daß das hintere Bild des Fensters, der Sonne oder der Kerze am Rande der Kugel roth verschwindet. Beim Sonnen- und Kerzenlicht habe ich bemerkt, daß das hintere Bild sich auch nach der Seite in der Kugel bei h abspiegelt, und daß die Farben erscheinen, wenn man so weit zur Seite schreitet, daß beide Bilder sich (bei g) über einander schieben, und zwar löst sich die ganze Erscheinung in Roth auf, sobald beide Bilder sich decken; bei fernerem Fortschreiten verschwindet damit das Phänomen.

Grundriß.

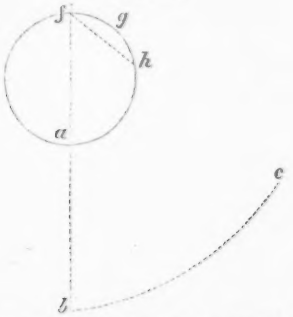

Es ist offenbar, daß bei dem gewöhnlichen Tageslicht dasselbe vorgeht, nur erscheint hierbei das zweite Spiegelbild h nicht recht deutlich, weil das Fenster ein zu großes Bild macht und daher das zweite Spiegelbild bei diesem Experiment auf der gebogenen Kugelfläche sich in einen uniformlichen Lichtschimmer auflöst. Die Sonnenscheibe und die Kerzenflamme hingegen erscheinen in ganz entschiedenen Bildern. Man sieht das vordere a, welches sich bei dem Zurseiteschreiten nur wenig bewegt, und die beiden hintern Bilder f und h,

erſcheinung verſchwinden, und zwar ganz am äußerſten Rande g. die rothe Farbe glänzend zuletzt.

Dieſe Kugel entfernen Sie nicht aus Ihrer Gegenwart, ſondern betrachten ſie hin- und hergehend beim hellſten Sonnenſchein, Abends bei Licht; immer werden Sie finden, daß ein gebrochenes Bild an der einen Seite der Kugel ſich abſpiegelt und ſo, nach innen gefärbt, ſich, wie Sie Ihr Auge nach dem Rande zu bewegen, verengt und bei nicht ganz deutlichen mittlern Farben entſchieden roth verſchwindet.

Es iſt alſo ein Bild und immer ein Bild, welches refrangirt und bewegt werden muß: die Sonne ſelbſt iſt hier weiter nichts als ein Bild. Von Strahlen iſt gar die Rede nicht; ſie ſind eine Abſtraktion, die erfunden wurde, um das Phänomen in ſeiner größten Einfalt allenfalls darzuſtellen, von welcher Abſtraktion aber fortoperirt, auf welche weiter gebaut oder vielmehr aufgehäuft, die Angelegenheit zuletzt ins Unbegreifliche geſpielt worden. Man braucht die Linien zu einer Art von mathematiſcher Demonſtration; ſie ſagen aber wenig oder gar nichts, weil von Maſſen und Bildern die Rede iſt, wie man ſie nicht darſtellen und alſo im Buche nicht brauchen kann.

Haben Sie das angegebene ganz einfache Experiment recht zu Herzen genommen, ſo ſchreiben Sie mir, auf welche Weiſe es Ihnen zuſagt, und wir wollen ſehen, wie wir immer weiter ſchreiten, bis wir es endlich im Regenbogen wiederfinden.

Mehr nicht für heute, damit Gegenwärtiges als das Nothwendigſte nicht aufgehalten werde.

Weimar, den 11. Januar 1832.

II.

Erwiderung.

Die Glaskugel, verehrteſter Freund, ſteht nun ſchon ſeit vielen Tagen vor meinen Augen, und ich habe noch nicht dazu gelangen können, Ihnen zu ſagen, was ich darin geſehen.

Ihrem Rath gemäß habe ich ſie bei gewöhnlichem Tageslicht wie bei Sonnen- und Kerzenlicht vielfach betrachtet, und immer habe ich bei der Bewegung meines Auges nach

Ueber den Regenbogen.

I.

Goethe an Sulpiz Boisserée.

Für Ihren werthen Brief im Allgemeinen und zum Allerschönsten dankend, will ich nur eilfast die wichtige Frage wegen des Regenbogens zu erwidern anfangen. Hier ist mit Worten nichts ausgerichtet, nichts mit Linien und Buchstaben; unmittelbare Anschauung ist noth und eigenes Thun und Denken. Schaffen Sie sich also augenblicklich eine hohle Glaskugel a, etwa 5 Zoll, mehr oder weniger im Durchmesser, wie sie Schuster und Schneider überall brauchen, um das Lampenlicht auf den Punkt ihrer Arbeit zu konzentriren.

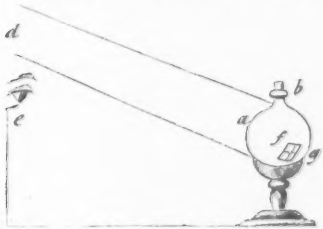

füllen solche mit Wasser durch das Hälschen und verschließen sie durch den Stöpsel b, stellen sie auf ein festes Gestelle gegen ein verschlossenes Fenster d, treten alsdann mit dem Rücken gegen das Fenster gekehrt in e, etwas zur Seite, um das in der Rückseite der Kugel sich präsentirende umgekehrte verkleinerte Fensterbild zu schauen, fixiren solches und bewegen sich ganz wenig nach Ihrer rechten Hand zu, wo Sie denn sehen werden, daß die Glastafeln zwischen den Fensterleisten sich verengen und zuletzt von den dunkeln Kreuzen völlig zusammengedrängt, mit einer schon vorher bemerkbaren Farben-

welche sich, je nachdem man fortschreitet, gegen einander bewegen und endlich farbig über einander schieben bis sie sich gänzlich decken und roth verschwinden.

Ferner habe ich die Kugel auf die Erde gestellt und das Bild der Sonne oder der daneben gestellten Kerze darauf fallen lassen, indem ich im rechten Winkel nahe an die Kugel trat.

Grundriß.

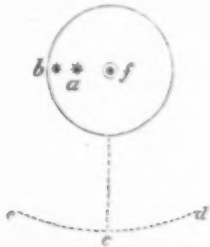

Das weiße Bild a erschien dann nicht weit von dem Hals der Kugel f, und in b zeigte sich ein farbiges Spektrum, welches bei der Bewegung nach d blau und bei der Bewegung nach c roth verschwand. Um das Experiment am Bequemsten zu machen, stellte ich mich in die Nähe eines Tisches, auf dessen Ecke ich mich stützen konnte, so daß ich stehen bleiben durfte und nur den Oberleib nach den beiden Seiten hin oder leise vorwärts und rückwärts zu bewegen brauchte. Das Spektrum scheint auch hier nicht auf einem einfachen Bilde zu beruhen, welches durch einen Theil der Glaskugel gebrochen wird, sondern es scheint, daß man hier gleich zwei über einander geschobene Bilder sieht; denn als ich das Experiment mit Kerzenlicht machte, zeigten sich nach dem Verschwinden des blauen Lichts zwei auseinandergehende schwache Bilder. Daß ich dieses beim Sonnenlicht nicht gesehen, mag daher rühren, weil bei dem weißeren Licht der Sonne die reflektirten

Spiegelbilder im Gegensatz gegen das sehr glänzende Spektrum weniger ansprechend erscheinen als bei dem orangefarbenen Kerzenlicht.

Genug, ich habe mich mit der Glaskugel vielfältig befreundet und erkenne darin einen sehr belehrenden Repräsentanten des Regentropfens, so daß die Gedanken nun schon zum Regenbogen eilen. Ich halte sie zurück, um Ihrer Belehrung nicht vorzugreifen, die mir erst die gehörige Sicherheit zum Weiterschreiten geben oder mir zeigen wird, daß ich auf dem Weg des Irrthums bin. Es wird mich unendlich freuen, wenn Sie mich über diese wunderbar anziehende Naturerscheinung einmal zur Klarheit bringen. Was die gewöhnlichen Naturforscher darüber zu sagen wissen, ist gar unbefriedigend.

München, am 2. Februar 1832.

Sulpiz Boisserée.

III.

Goethe an Sulpiz Boisserée.

Es ist ein großer Fehler, dessen man sich bei der Naturforschung schuldig macht, wenn wir hoffen, ein komplizirtes Phänomen als solches erklären zu können, da schon viel dazu gehört, dasselbe auf seine ersten Elemente zurückzubringen; es aber durch alle verwickelten Fälle mit ebender Klarheit durchführen zu wollen, ist ein vergebenes Bestreben. Wir müssen einsehen lernen, daß wir dasjenige, was wir im Einfachsten geschaut und erkannt, im Zusammengesetzten supponiren und glauben müssen. Denn das Einfache verbirgt sich im Mannichfaltigen, und da ist's, wo bei mir der Glaube eintritt, der nicht der Anfang, sondern das Ende alles Wissens ist.

Der Regenbogen ist ein Refraktionsfall und vielleicht der komplizirteste von allen, wozu sich noch Reflexion gesellt. Wir können uns also sagen, daß das Besondere dieser Erscheinung Alles, was von dem Allgemeinen der Refraktion und Reflexion erkennbar ist, enthalten muß.

Nehmen Sie ferner das Heft meiner Tafeln und deren Erklärung vor sich und betrachten auf der zweiten die vier Figuren in der obersten Reihe, bezeichnet mit A, B, C, D. Lesen Sie, was Seite 54) zur Erklärung gesagt ist, und gehen

54) S. Bd. XXXV, S. 354, dieser Ausg. — B. d. H.

Sie nun drauf los, ſich mit dieſen Anfängen völlig zu befreunden. Und zwar würde ich vorſchlagen, zuerſt die objektiven Verſuche bei durchfallendem Sonnenlichte vorzunehmen.

Verſehen Sie ſich mit verſchiedenen Linſen, beſonders von bedeutendem Durchmeſſer und ziemlich ferner Brennweite, ſo werden Sie, wenn Sie Lichtmaſſe hindurch und auf ein Papier fallen laſſen, ſehen, wie ſich ein abgebildeter Kreis verengt und einen gelben, zunächſt am dunklen einen gelbrothen Saum erzeugt. Wie Sie nun die Erſcheinung näher betrachten, ſo bemerken Sie, daß ſich ein ſehr heller Kreis an den farbigen anſchließt, aus der Mitte des Bildes jedoch ſich ein graulich dunkler Raum entwickelt. Dieſer läßt nun nach dem Hellen zu einen blauen Saum ſehen, welcher violet das mittlere Dunkel umgrenzt, welches ſich hinter dem Fokus über das ganze Feld ausbreitet und durchaus blau geſäumt erſcheint.

Laſſen Sie ſich dieſe Phänomene auf das Wiederholteſte angelegen ſein, ſo werden Sie alsdann zu weiteren Fortſchritten hingeriſſen werden.

Hängen Sie nunmehr Ihre mit Waſſer gefüllte Kugel (die Sie als eine geſetzlich aufgeblaſene Linſe anſehen können) ins freie Sonnenlicht, ſtellen Sie ſich alsdann, gerade wie in meiner Zeichnung des erſten Verſuchs angegeben iſt, ſchauen Sie in die Kugel, ſo werden Sie ſtatt jenes reflektirten Fenſters die auf die Kugel fallende Lichtmaſſe in einen Kreis zuſammengezogen ſehen, indeſſen derſelbige Kreis durch das Glas durchgeht, um hinter der äußern Fläche einen Brennpunkt zu ſuchen. Der Kreis aber innerhalb der Kugel, welcher durch Reflexion und Refraktion nunmehr in Ihr Auge kommt, iſt der eigentliche Grund jener Zurückſtrahlung, wodurch der Regenbogen möglich werden ſoll.

Bewegen Sie ſich nunmehr, wie in den andern bisherigen Fällen, ſo werden Sie bemerken, daß, indem Sie eine ſchiefere Stellung annehmen, der Kreis ſich nach und nach oval macht, bis er ſich dergeſtalt zuſammenzieht, daß er Ihnen zuletzt auf der Seite ſichtbar zu werden ſcheint und endlich als ein rother Punkt verſchwindet. Zugleich, wenn Sie aufmerkſam ſind, werden Sie bemerken, daß das Innere dieſes rothgeſäumten Kreiſes dunkel iſt und mit einem blau violeten Saum, welcher, mit dem Gelben des äußeren Kreiſes zuſammentreffend, zuerſt das Grüne hervorbringt, ſich ſodann als Blau manifeſtirt und zuletzt bei völligem Zuſammendrängen als Roth erſcheint.

Dabei müssen Sie sich nicht irre machen lassen, daß noch ein paar kleine Sonnenbilder sich an den Rand des Kreises gesellen, die ebenfalls ihre kleineren Höfe um sich haben, die denn auch bei oben bemerktem Zusammenziehen ihr Farbenspiel gleichfalls treiben und deren zusammengedrängte Kreise, als an ihren nach außen gekehrten halben Rändern gleichfalls roth, das Roth des Hauptkreises kurz vor dem Verschwinden noch erhöhen müssen. Haben Sie Alles dieses sich bekannt und durch wiederholtes Schauen ganz zu eigen gemacht, so werden Sie finden, daß doch noch nicht Alles gethan ist, wobei ich denn auf den allgemein betrachtenden Anfang meiner unternommenen Mittheilung hinweisen muß, Ihnen Gegenwärtiges zur Beherzigung und Ausübung bestens empfehlend, worauf wir denn nach und nach in unsern Andeutungen fortzufahren und des eigentlichen reinen Glaubens uns immer würdiger zu machen suchen werden.

Nun aber denken Sie nicht, daß Sie diese Angelegenheit jemals los werden. Wenn sie Ihnen das ganze Leben über zu schaffen macht, müssen Sie sich's gefallen lassen. Entfernen Sie die Kugel den Sommer über nicht aus Ihrer Nähe, wiederholen Sie an ihr die sämmtlichen Erfahrungen, auch jene mit Linsen und Prismen: es ist immer eins und ebendasselbe, das aber in Labyrinthen Versteckens spielt, wenn wir täppisch, hypothetisch, mathematisch, linearisch, angularisch, darnach zu greifen wagen. Ich kehre zu meinem Anfang zurück und spreche noch aus, wie folgt.

Ich habe immer gesucht, das möglichst Erkennbare, Wißbare, Anwendbare zu ergreifen, und habe es zu eigener Zufriedenheit, ja auch zu Billigung Anderer darin weit gebracht. Hiedurch bin ich für mich an die Grenze gelangt, dergestalt daß ich da anfange, zu glauben wo Andere verzweifeln, und zwar Diejenigen, die vom Erkennen zu viel verlangen und, wenn sie nur ein gewisses dem Menschen Beschiedenes erreichen können, die größten Schätze der Menschheit für nichts achten. So wird man aus dem Ganzen ins Einzelne und aus dem Einzelnen ins Ganze getrieben, man mag wollen oder nicht.

Für freundliche Theilnahme dankbar,
Fortgesetzte Geduld wünschend,
Ferneres Vertrauen hoffend.

Weimar, den 25. Februar 1802.

Anhang und Bemerkungen.

7.

Wenn der Körper ein Kerker ist,
Warum nur der Kerker so durstig ist?
Seele befindet sich wohl darinnen
Und bliebe gern vergnügt bei Sinnen;
Nun aber soll eine Flasche Wein,
Frisch, eine nach der andern, herein.
Seele will's nicht länger ertragen,
Sie an der Thüre in Stücke schlagen.

8.

Dem Kellner.

Setze mir nicht, Du Grobian,
Mir den Krug so derb vor die Nase!
Wer mir Wein bringt, sehe mich freundlich an,
Sonst trübt sich der Gießer im Glase!

Dem Schenken.

Du zierlicher Knabe, Du, komm herein,
Was stehst Du denn da auf der Schwelle?
Du sollst mir künftig der Schenke sein,
Jeder Wein ist schmackhaft und helle.

„Nur die Liebe hilft der Seele
Aus des Körpers finstern Kerker."
Hammer, Gesch. d. sch. Kerk., S. 81, 141, 166.

Vergl. die 2. Parabel des folgenden Buchs. Aus der Bibliothek der Weltliteratur anzuführen, wäre müßig. Wir nennen nur eine aus der Bibliothek. Cicero sagt (Somn. Scip.): „Immo vero vi vivunt, qui e corporum vinculis, tanquam e carcere evolaverunt; vestra vero, quae dicitur vita, mors est."

7. Tatiet: Frankfurt a. M. den 27. Mai 1815. — Die Weinmetaphorik und Nutzanwendung des vorigen Gedichts. Cato: „Nullum crimen mihi est, nisi culpa bibendi."

8. Die zweite Strophe hat das Datum: 1. Juli 1815. — Einführung des Schenken, eines Knaben, der zugleich als dienender Page und als verehrender Schüler des Dichters zu denken ist. — Nach Suitzis Berichterstattung

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
GOETHE,J.W.
3-598-50924-3
FN. 16590/477

Geschichte der Farbenlehre.

1. Unter dem wunderbaren Verhalten des Gassendi zu Epikur (S. 4) versteht Goethe jedenfalls den Versuch des Ersteren, der bekanntlich den Epikureismus erneuerte, denselben mit der christlichen Theologie in Uebereinstimmung zu bringen.

2. Pythagoras nach Diogenes Laertius (S. 10), VIII. (1). 29.

3. Pythagoreer nach Plutarch (das.), in dessen Schrift De placitis philosophorum, IV. 14 (*περὶ κατοπτρικῶν ἐμφάσεων*) und I. 15 (*περὶ χρωμάτων*).

4. Empedokles nach Theophrast (S. 11), in dessen Schrift De sensu et sensibilibus, Cap. 7 sq., woselbst die Philologen als Gegenstände der äußeren Umgebung außer Erde und Luft aus dem Zusammenhange „Wasser" (*καὶ ὕδωρ*) hinzufügen. (Vgl. Prantl, „Aristoteles über die Farben", S. 40.) Die in Klammern befindlichen Worte sind im Sinne des Empedokles von G. zugesetzt, stehen aber im Original an jener Stelle nicht.

5. Nach Stobäus (S. 11), in dessen Eclogae physicae, Lib. I. Cap. 16 (*περὶ χρωμάτων*).

6. Nach Plutarch (S. 12), in der angeführten Schrift IV. 14 (Abschn. *περὶ κατοπτρικῶν ἐμφάσεων*). Prantl bemerkt (a. a. O. S. 44) zu dieser Stelle, G. habe diesen gerade seiner eigenen Ansicht verwandtesten Punkt — daß nämlich das Auge selbst Feuer sei und das Sehen durch das aus dem Auge sich ausscheidende Feuerhafte zu Stande komme —, bei Empedokles übersehen, was wir jedoch nach dem Resumé, welches G. über des

Empedokles Ansichten S. 78 giebt, keineswegs finden können. Denn worauf es hier allein ankommen kar[illegible] ist die Anerkennung des Grundsatzes: Gleiches werde n[illegible] von Gleichem erkannt, welchem G. in den bekannten Versen: „Wär' nicht das Auge sonnenhaft ꝛc." Ausdruck verliehen hat. Daß aber übrigens G. dies nur im symbolischen oder „geistigen" Sinne (S. 78) verstanden wissen will, glauben wir in Anm. 22 zum vorigen Bande (S. 537) dargethan zu haben.

7. Demokritus nach Theophrast (S. 12), in der angeführten Schrift Cap. 50.

8. Nach Plutarch (daf., Z. 4 v. u.). Es scheint die Stelle im VIII. Kap. der Schrift Adversus Colotem gemeint zu sein, woselbst die Worte: τῷ γὰρ νόμῳ χροιὴν εἶναι vorkommen, so daß G. die Erklärung derselben giebt.

9. Nach Stobäus (S. 13), Ecl. phys., I. 16.

10. Demokritus und Epikurus nach Plutarch (daf.), in der Schrift De placit. philosoph., IV. 13 (*περὶ ὁράσεως καὶ πῶς ὁρῶμεν*) und IV. 14.

11. Epikurus nach Plutarch (daf.), in dessen Schrift Adversus Colotem, Cap. 7.

12. Nach Diogenes Laertius (daf.), X. 44.

13. Zeno . . . nach Plutarch (daf.), in der Schrift De placit. phil., I. 15 (*περὶ χρωμάτων*).

14. Chrysippus nach Plutarch (S. 14), a. a. O. IV. 15 (*εἰ ὁρατὸν τὸ ἀκύτος*).

15. Nach Diogenes Laertius (daf.), VII. (1). 157, in dem Abschnitt über Zeno gegen Ende.

16. Pyrrhonier nach Diogenes Laertius (daf.), IX. (11). 84—86, von G. zusammengezogen.

17. Plato (S. 15), im Timäus, 67 f.

18. Die Citate aus Aristoteles (S. 16—18 med.) sind entnommen seiner Schrift „Ueber die Empfindung und die empfindbaren Dinge" (*περὶ αἰσθήσεως καὶ αἰσθητῶν*), Cap. 7 und

Cap. 4; S. 18 med. — S. 20, Z. 4 v. u. aus der Schrift „Ueber die Seele", Lib. II. Cap. 7; von da bis S. 24 med. aus Cap. 3 u. 4 der zuerſt genannten Schrift; der Schlußabſatz endlich (S. 24) aus der Schrift „Ueber Träume", Cap. 2; zwiſchen dem erſten und zweiten Satze iſt eine längere Stelle unüberſetzt geblieben.

19. Die Ueberſetzung des dem Theophraſt oder Ariſtoteles zugeſchriebenen Büchleins von den Farben (S. 25) (περὶ χρωμάτων) unternahm G. während der Rekonvaleſcenz von einem heftigen Katarrh 1801 und führte ſie während des darauf folgenden Aufenthalts in Pyrmont fort (Annalen, Abſ. 214, 242). Dann las er es mit Friedrich Auguſt Wolf im Sommer 1802 und ſchrieb hierüber an Schiller am 28. Juni aus Lauchſtedt: „Mit Wolf habe ich heute ſchon angefangen, das Büchlein von den Farben durchzuleſen und dadurch ſchon großen Vortheil und Sicherheit zur Ausarbeitung des Ganzen erlangt, und ich erwarte noch manches ſchöne Reſultat von unſern Konferenzen." Ferner am 5. Juli: „Mit Wolf habe ich ſchon das Büchlein von den Farben durchgegangen. Das Hauptreſultat: daß, auch nach ſeinen Kriterien, das Werk ächt, alt und der peripatetiſchen Schule werth ſei, hat mich, wie Sie denken können, ſehr gefreut. Ja, er mag es lieber dem Ariſtoteles als einem Nachfolger zuſchreiben.

„Er hält, ſo wie ich, dieſes kleine Werk für ein in ſich geſchloſſenes Ganze, das ſogar durch Abſchreiber wenig gelitten hat. Meine drei Konjekturen zu Verbeſſerung des Textes hat er gleich angenommen, und die eine beſonders mit Vergnügen, da ich Weiß anſtatt Schwarz ſetzen mußte. Er habe, ſagt er, wenn vom ſolchen Verbeſſerungen die Rede geweſen, manchmal eben dieſen Gegenſatz, gleichſam als einen verwegenen Scherz gebraucht, und nun ſei es doch äußerſt luſtig, daß ſich in der Erfahrung wirklich ein Beiſpiel finde, wo in den Codicibus Schwarz für Weiß ſtehe."

Die Ueberſchriften zu den einzelnen Kapiteln des Büchleins von den Farben ſind G.'s Zuſätze, ebenſo wie die Inhaltsangabe an der Spitze deſſelben, welche von den bisherigen Ausgaben weggelaſſen war.

20. Nr. 5 (S. 26) iſt nicht wörtlich überſetzt, ſondern zuſammengezogen; im griechiſchen Texte kommen Wiederholungen vor; vgl. übrigens Prantl, „Ariſtoteles über die Farben", S. 160 f.

21. Zwischen Nr. 11 u. 12 (S. 26 f.) sind einige Zeilen, welche 11 begründen sollen, unübersetzt geblieben.

22. Der Schiefer (S. 30, Nr. 30), Zusatz von G.; in den Handschriften ist hier eine Lücke.

23. Die in Klammern gesetzten Worte von Nr. 38 (S. 32) sind von G. zugesetzt.

24. Weil die der Luft ausgesetzte Feuchtigkeit austrocknet (S. 34, Nr. 42). Die Bekker'sche Rezension (Berliner Ausgabe des Aristoteles) liest: *διὰ τὸ καθ' αὑτὰ μὴ ξηραίνεσθαι διαψυχόμενον τὸ ὑγρόν*, also gerade entgegengesetzt der G.'schen Uebersetzung. G. las somit entweder *μὲν* st. *μή*, wie auch eine Handschrift des Bekker'schen Apparats, oder strich *μή* ganz, wie es der Sinn offenbar erfordert.

25. Bei der Entstehung aber ist die rothe Farbe später (S. 36, Nr. 54). Danach las G. *ὕστερον*, wie auch eine Handschrift, während die Bekker'sche Rezension *πρότερον* liest; ersteres aber ist offenbar im Sinne des darauf folgenden Satzes.

26. . . . und die Frucht schwarz (S. 37, Nr. 58). Im griechischen Text folgt auf *τῶν μὲν μέλας* noch *τῶν δὲ φοινικοῦς* (sc. *ὁ καρπός*), welche Worte demnach unübersetzt geblieben sind.

27. Die S. 39, Nr. 61 u. 62 in Klammern befindlichen Worte sind von G. zugesetzt.

28. . . . weiße Hirsche (S. 41, Nr. 74). Dies ist wol jene in dem citirten Briefe an Schiller erwähnte Konjektur, weiß statt schwarz, die Wolf sogleich annahm; denn im griechischen Texte steht *μέλας*, und so lesen alle Handschriften. Auch später im Briefe an Schütz vom 19. Juli 1816 erinnert sich G. dieser Emendation in heiterer Weise. Prantl, „Aristoteles über die Farben" (S. 179 zu 728a 26) vermuthet indessen unter dem korrumpirten *μέλας* einen Thiernamen.

Zwar findet sich in der Uebersetzung Nr. 79 noch einmal Weiß, wo im Original Schwarz steht, was wir jedoch lediglich als ein Versehen bezeichnen zu müssen glauben.

Wir lassen es schließlich dahingestellt sein, ob außer dieser die in Anm. 24 und 25 angegebenen Lesarten G.'s die von ihm in dem citirten Briefe an Schiller erwähnten drei Konjekturen sind.

29. . . . und weiß (S. 42, Nr. 77). Im griech. Text ist es

negativ ausgedrückt: *οὐ γίνεται μέλαν.* — Hinter Farbe iſt zu ergänzen: der Haare (*τὰ λευκὰ τῶν τριχωμάτων*); G. läßt das Subſtantiv hinter ſchwarze (vorletzte Zeile dieſer Nr.) folgen. Die eingeklammerten Worte ſind G.'s Zuſatz. Im griechiſchen Texte wird noch der häufig wiederkehrende Grund der Farbenwandlung der Haare angegeben, nämlich „Abnahme und ſtärkere Kochung der Nahrung". Die eingeklammerten Worte in Nr. 78 ſind G.'s Zuſätze.

30. Denn ſo wie das Röthliche ins Weiße ſich verwandelt und das Schwarze ins Röthliche, ſo geht auch das Weiße ins Gelbe über (S. 43, Nr. 79). Der Text lautet: *ὥσπερ γὰρ καὶ τὸ πυῤῥὸν εἰς τὸ μέλαν μεταβάλλει καὶ τὸ μέλαν πάλιν εἰς τὸ πυῤῥὸν, οὕτω καὶ τὸ λευκὸν εἰς τὸ ξανθόν.* In der G.'ſchen Ueberſetzung finden wir alſo an Stelle des erſten *μέλαν* Weiß geſetzt, und das *πάλιν* nach dem zweiten *μέλαν* iſt unüberſetzt geblieben. Allein der ganze Zuſammenhang erfordert ſowol beide Male *μέλαν* als auch das *πάλιν*. Denn Ariſtoteles ſagt wiederholt, daß die Haare aus dem Röthlichen ins Schwarze übergehen, wie Nr. 66, 69—71, und ehe ſie grau oder weiß werden, alſo aus dem Schwarzen, wieder ins Röthliche, Braunrothe übergehen, Nr. 72, 77.

In Nr. 79 ſagt nun Ariſtoteles: „Manche Vögel ſind anfänglich weiß und werden bei fortſchreitendem Alter gelb, andere ſind anfänglich gelb und werden auf dem Gipfel des Wachsthums weiß; die Weiße kann aber bei denſelben Vögeln wieder ins Gelbe übergehen." Dies wird nun in dem Schlußſatze der Nr. 79 zuſammengefaßt und mit einer andern rückkehrenden Farbenwandlung in Parallele geſetzt. Danach muß dieſer Satz vollſtändig lauten: „Denn ſo wie das Röthliche ins Schwarze ſich verwandelt und das Schwarze wieder ins Röthliche, ſo geht auch das Weiße ins Gelbe und das Gelbe wieder ins Weiße über." So bemerkt auch Prantl (a. a. O. S. 190), daß dieſe letzteren Worte *καὶ τὸ ξανθὸν εἰς τὸ λευκὸν* ausgefallen ſeien.

31. Die in Klammern befindlichen Worte (S. 44, Nr. 82) ſind von G. zugeſetzt.

32. Farbenbenennungen der Griechen und Römer (S. 44). In Schöll's „Briefe und Aufſätze von Goethe" ꝛc.

lesen wir S. 79 (Abschn. „Naturlehre"): „Acutum in coloribus dicitur τὸ λαμπρόν, pressum τὸ σκοτεινόν. Vid. Buchner ad Plin. Epist., Lib. VIII. Ep. XX." An unserer Stelle S. 45: pressum βαρύ . . . clarum λαμπρόν . . . acutum ὀξύ.

33. Die Stelle aus Lucretius (S. 48 f.) ist nach Knebel's handschriftlicher Uebersetzung (II. 709—815), welche erst 1821 im Druck erschien, wiedergegeben; die gedruckte Uebersetzung zeigt in der von G. mitgetheilten Stelle geringe Abweichungen von dieser. Am 7. Oktober 1807 ersucht ihn G. um eine Abschrift von dem Vers an:

„Oder aus jeglicher Farbe, mit welcher es gänzlich im Streit steht"

(S. 50), welche Knebel am 9ten sendet. (Vgl. „Anzeige und Uebersicht des Goethischen Werkes zur Farbenlehre", Th. XXIX. S. 297.)

34. Mit Plinius (S. 51) beschäftigte sich G. behufs der Geschichte der Farbenlehre 1806, wie in den „Annalen" unter diesem Jahre (Abt. 585) mitgetheilt wird. Daß der Freund, welcher die „Hypothetische Geschichte des Kolorits" (S. 52—75) verfaßt hat, Heinrich Meyer ist, berichtet G. wiederholt, so in der „Konfession" (S. 423) und in der „Anzeige und Uebersicht des Goethischen Werkes zur Farbenlehre" (Th. XXIX. S. 297). An Knebel schreibt G. am 7. Oktober 1807: „Meyer hat einen gar schönen Beitrag gegeben, die Geschichte des Kolorits bei den griechischen Malereien betreffend, meist nach Plinius." Vgl. auch „Annalen" 1807, Abt. 642.

35. In dem Folgenden (S. 79). Das Büchlein des Aristoteles über die Farben geht vielmehr diesem Abschnitt voraus. Diese Stelle hat wol die andern Ausgaben veranlaßt, denselben jenem voranzustellen, was wir, treu unserem Grundsatz, das Original wiederzugeben, nicht thaten. Wir bemerken nur, daß man aus dieser Stelle schließen könnte, G. habe allerdings eine solche Reihenfolge ursprünglich beabsichtigt, sie aber bei der späteren Redaktion fallen lassen. Dieser Meinung würde jedoch entgegenstehn, daß der ganze Abschnitt den Charakter einer Uebersicht über die Farbenlehre der Alten, Aristoteles eingeschlossen, hat. Unzweifelhaft scheint uns dieser Abschnitt viel später geschrieben zu sein als die Uebersetzung des Büchleins des Theophrastos (Aristoteles). Denn wenn G. an Knebel in dem

eben erwähnten Briefe (1807) ſchreibt: „Ich bin nun beſchäftigt, einige Betrachtungen über die Farbenlehre der Alten aufzuſetzen und dann über die Kunſt des Mittelalters bis zur neuern Zeit herüberzuſpringen", ſo kann darunter nichts Anderes als der vorliegende und die unmittelbar darauf folgenden Abſchnitte verſtanden ſein.

36. Die Dauer des [Licht-] Eindrucks war ihnen bekannt (S. 79). Von einem farbigen Abklingen . . . finden ſich Spuren (S. 80) in der Stelle aus Ariſtoteles S. 24.

37. Die Phänomene beiſeite zu bringen (S. 81); vgl. hiezu Th. XXXIV. S. 248, Anm. 25. Aehnlich äußert ſich G. gegen Schiller im Briefe vom 26. Juni 1799.

38. Die Verſuche ſind Vermittler ꝛc. (S. 82). Vgl. den Aufſatz „Der Verſuch als Vermittler von Objekt und Subjekt", Th. XXXIV. S. 74 ff. Ueber das Verhältniß von Kunſt und Wiſſenſchaft (S. 82) vgl. „Sprüche in Proſa", Nr. 504—507.

39. Seneca ſpricht über die meteoriſchen Feuerkugeln u. ſ. w. (S. 86) im I. Buch ſeiner Quaestiones naturales, Cap. 1—16, über die Kometen auch im VII., über die Quellen im III. und über den Nil im IV. Buche. — Kapuzinerpredigten gegen den römiſchen Luxus (S. 87) finden ſich häufig, ſo im I. und IV. Buche gegen Ende, beſonders aber in den Briefen.

40. Den Ausdruck: das zweite Volk von Statuen, womit die Stadt überladen war (S. 87), gebraucht G. als Vergleich in Nr. 252 der „Sprüche in Proſa": „Wie in Rom außer den Römern noch ein Volk von Statuen war, ſo iſt außer dieſer realen Welt noch eine Welt des Wahns, viel mächtiger beinahe, in der die Meiſten leben."

41. Fugenweiſe (S. 90). „Sprüche in Proſa", Nr. 67: „Die Geſchichte der Wiſſenſchaften iſt eine große Fuge, in der die Stimmen der Völker nach und nach zum Vorſchein kommen."

42. Wird nicht in Abrede ſein (S. 95), iſt eine mehrfach von G. gebrauchte Redewendung, ſo oben S. 378 und in einem neuerdings bekannt gewordenen Gutachten von G.

über Eichstädt, mitgetheilt in den „Grenzboten“ 1878, Nr. 43, S. 154: „Bedenkt man nur recht genau, worauf die Dauer einer solchen Anstalt beruht, so wird man nicht in Abrede sein, daß“ u. s. w.

43. In Bezug auf die Frage über den erziehenden Werth der Bibel (S. 95) sagt G. „Sprüche in Prosa“, Nr. 332: „Man streitet viel und wird viel streiten über Nutzen und Schaden der Bibelverbreitung. Das ist klar: schaden wird sie, wie bisher, dogmatisch und phantastisch gebraucht; nutzen, wie bisher, didaktisch und gefühlvoll aufgenommen.“ Und in den „Noten und Abhandlungen“ zum „Divan“, Abschnitt „Hebräer“ am Schlusse: „Und so dürfte Buch für Buch, das Buch aller Bücher darthun, daß es uns deshalb gegeben sei, damit wir uns daran wie an einer zweiten Welt versuchen, uns daran verirren, aufklären und ausbilden mögen.“

44. Ueber das Verhalten des Plato und Aristoteles zur Welt (S. 96) sagt G. in den „Sprüchen in Prosa“, Nr. 961: „Sie treten als befugte Individuen vor die Natur: der Eine mit Geist und Gemüth, sich ihr anzueignen, der Andere mit Forscherblick und Methode, sie für sich zu gewinnen.“

45. Autorität (S. 98). Dieselbe Ueberschrift trägt Nr. 842 der „Sprüche in Prosa“, und es heißt daselbst von der Autorität: „Ohne sie kann der Mensch nicht existiren, und doch bringt sie ebenso viel Irrthum als Wahrheit mit sich; sie verewigt im Einzelnen, was einzeln vorübergehen sollte, lehnt ab und läßt vorübergehen, was festgehalten werden sollte, und ist hauptsächlich Ursache, daß die Menschheit nicht vom Flecke kommt.“ Ferner Nr. 888: „Autorität, daß nämlich etwas schon einmal geschehen, gesagt oder entschieden worden sei, hat großen Werth; aber nur der Pedant fordert überall Autorität.“

46. Die Worte, daß aller Verstandesunterricht zur Anarchie führt (S. 99), erinnern an Nr. 591 der „Sprüche in Prosa“, worin es heißt: „Treffliche Männer leben in einer Art von Verzweiflung, daß sie dasjenige, was sie amts- und vorschriftsmäßig lehren und überliefern müssen, für unnütz und schädlich halten.“

47. Mit Roger Bacon (S. 101) beschäftigte sich G. behufs geschichtlicher Studien zur Farbenlehre vorzüglich 1807 (Annalen, Bd. 611 und 688). Der Kanzler Bacon erzählt

9.

Schenke

spricht.

Du, mit Deinen braunen Locken,
Geh mir weg, verschmitzte Dirne!
Schenk' ich meinem Herren zu Danke,
Nun, so küßt er mir die Stirne.

Aber Du, ich wollte wetten,
Bist mir nicht damit zufrieden,
Deine Wangen, Deine Brüste
Werden meinen Freund ermüden.

Glaubst Du wol mich zu betrügen,
Daß Du jetzt verschämt entweichst?
Auf der Schwelle will ich liegen
Und erwachen, wenn Du schleichest.

(I. 263) gab der „schöne, junge, blonde Kellner auf dem Geisberg" bei Wiesbaden den realen Anlaß. — Der Eilfer, der Wein des berühmten Kometenjahres 1811, beherrschte in den Jahren 1814 und 1815, als der Dichter am Rheine weilte, alle übrigen Jahrgänge. Goethe sagt von ihm: „Es ist mit diesem Weine wie mit dem Namen eines großen und wohlthätigen Regenten: er wird jederzeit genannt, wenn auf etwas Vorzügliches im Lande die Rede kommt. Ferner hat denn auch der Eilfer die Haupteigenschaft des Trefflichen: er ist zugleich köstlich und reichlich" (Werke, 1840, Bd. 26, S. 284). — Vor dem letzten Verse der 2. Strophe ist ein vermittelndes So oder Dann zu supplieren. — Das deutsche Sprichwort sagt: „Ist die Wirthin schön, ist auch der Wein schön" (Masson, Weish. des Volks, S. 380).

9. Die Entstehung des Gedichts läßt sich in den Oktober 1814. Am 8. August des folgenden Jahres las Goethe es unter andern Gedichten dieses Buchs Sulpiz Boisserée (I. 263) vor, der es folgendermaßen bezeichnet: „Der Schenke. Kuß auf die Stirne. Eifersucht. Das Mädchen sei eine böse, ermüdende Liebhaberei für den alten Freund." Wie im vorigen Gedicht der in der Schenke angestellte Kellner, so wird in diesem das Schenkmädchen, die Kellnerin, durch den Schenken-Knaben verdrängt und ersetzt. Die Poesie übernimmt das Offizium. — Schleichen am Schlusse für herbeischleichen, heranschleichen.

(Goethe's Unterhaltungen ꝛc., S. 4), daß G. ihm am 14. December 1808 die Einleitung zu Roger Baco's Leben vorgelegt und hinzugesetzt habe: „Auf so heiterm Grunde lasse ich nun die Figur selbst hervortreten." — Eine längere Auslassung G.'s über Baco am 29. Februar 1809 theilt Falk mit (Goethe, aus näherem persönlichen Umgange dargestellt, S. 27 ff.), worin G. ebenfalls wie an unserer Stelle (S. 108 f.) von Baco's Vorahnung der Entdeckungen des Sonnenmikroskops, der Camera obscura u. s. w. spricht und das Resumé zieht: „Dieser sinnige Mönch, ebenso weit vom Aberglauben als vom Unglauben entfernt, hat Alles in der Idee, nur nicht in der Wirklichkeit gehabt. [Hiezu vgl. die analogen Worte an unserer Stelle S. 109: „Aber die Art, wie er sich über diese Dinge äußert, zeigt, daß sein Apparat nur in seinem Geiste gewirkt, und daß daher manche imaginäre Resultate entsprungen sein mögen."] Die ganze Magie der Natur ist ihm im schönsten Sinne des Worts aufgegangen. Er sah Alles, was kommen mußte, die Sonnenmikroskope, die Uhren, die Camera obscura, die Projektionen des Schattens; kurz, aus der Erscheinung des einzigen Mannes konnte man abnehmen, was für Fortschritte das Volk, zu dem er gehörte, im Gebiete der Erfindungen, Künste und Wissenschaften zu machen berufen war." Diese Vorahnungen, auch in Betreff des Schießpulvers (oben S. 108) hat Baco in seinem Opus majus betitelten Werke niedergelegt. Das Pulver war aber schon vor ihm bekannt; die Universität Oxford besitzt ein Manuskript, Liber ignium, aus dem neunten Jahrhundert, dessen Verfasser ein Grieche Namens Marcus ist, in welchem bereits die Zusammensetzung des Pulvers angegeben wird (Wilde, „Geschichte der Optik", I. 97 f.). — Die S. 103—104, Z. 5 citirte Stelle findet sich im Opus majus, Pars IV. Dist. I. Cap. III. p. 62 der Folioausgabe von 1733 und ist sehr frei übersetzt; die folgende, S. 104, Z. 6 bis S. 105, Z. 12, daselbst Dist. II. Cap. I. p. 66 sq. Zwischen dem ersten und zweiten Absatz ist eine Stelle unübersetzt geblieben, desgl. einige Worte hinter dem ersten Satze des zweiten Absatzes.

In ähnlicher Weise wie hier über den Aberglauben (S. 107 f., 110) äußert sich G. in Nr. 35 der „Sprüche in Prosa": „Der Aberglaube gehört zum Wesen des Menschen und flüchtet sich, wenn man ihn ganz und gar zu verdrängen denkt, in die wundersichten Ecken und Winkel, von wo er auf einmal, wenn er einigermaßen sicher zu sein glaubt, wieder hervortritt." Vgl. auch Nr. 184.

48. Der optische Traktat des Alhazen (S. 111) erschien in lateinischer Uebersetzung von Risner unter dem Titel Opticae thesaurus Alhazeni Arabis. Aus ihm und Vitello, der ums Jahr 1270 lebte, hat Baco namentlich seine Aeußerungen über die Vergrößerung mittels gläserner Kugelsegmente geschöpft.

49. Die Stelle aus Themistius (S. 111) findet sich in Dessen Paraphrase zu Aristoteles' Schrift „über Träume", Cap. 2, ist aber nicht wörtlich übersetzt. Das Citat aus Augustinus vermochten wir dagegen nicht aufzufinden.

50. G. hatte ursprünglich nicht die Absicht, die Lücke (S. 113) zwischen Baco und dem sechzehnten Jahrhundert bestehen zu lassen, wenigstens schrieb er im Anschluß an das Studium des ersteren 1807 „zur Vorbereitung das Schema des funfzehnten Jahrhunderts" und „holte" 1809 in Jena neben dem sechzehnten auch „das funfzehnte Jahrhundert nach" (Annalen, Abs. 641, 718). Aber der Grund, den er an unserer Stelle angiebt, weshalb er Manches, was sich in seinen Kollektaneen vorfand, beiseite legte, weil es uns zu weit von dem vorgesteckten Ziele ablenken würde, soll wol nichts Anderes besagen, als daß die Auslese eine sehr geringe war. Auch andere Geschichtschreiber der Optik, wie Priestley, Fischer und Wilde, führen aus dem vierzehnten und funfzehnten Jahrhundert keine Namen an.

51. Die Verse Omniparens natura etc. (S. 130) bilden den Schluß eines Gedichtes des Thylesius: De Cicindela (über das Johanniswürmchen).

52. Scaliger's Buch (S. 132) führt den Titel: De subtilitate ad Hieronymum Cardanum.

53. Die Aeußerungen über den Unterschied des Charakters der griechischen und lateinischen Sprache, namentlich, daß die erstere naiver, die letztere befehlshaberisch ist (S. 133), erinnern an Nr. 609 der „Sprüche in Prosa": „Bei den Griechen, deren Poesie und Rhetorik einfach und positiv war, erscheint die Billigung öfter als die Mißbilligung; bei den Lateinern hingegen ist es umgekehrt, und je mehr sich Poesie und Redekunst verdirbt, desto mehr wird der Tadel wachsen und das Lob sich zusammenziehen."

54. Das Wort bepfählt (S. 133), nach dem holländischen bepaalt, gebraucht G. in demselben Sinne wie hier in Nr. 925 der „Sprüche in Prosa".

55. Die Magnetnadel, welche sich zur Erde niederneigt (S. 139 f.), nennt man bekanntlich Inklinationsnadel, welche in ihrem Schwerpunkte um eine horizontale Achse in vertikaler Ebene drehbar aufgehängt ist.

56. Das 12 Oktavseiten haltende Büchlein des Telesius, De colorum generatione, welches G. bei Abfassung der Geschichte der Farbenlehre nicht gesehen hat (S. 142), hat er später doch erlangt und darüber in den Nachträgen zur Farbenlehre (oben S. 546) berichtet. Siehe unten Nr. 171.

57. Porta giebt sein Buch De magia naturali im Jahr 1560 heraus, eben als er das funfzehnte seines Alters erreicht hatte (S. 147). G. nimmt also 1545 als das Geburtsjahr des Porta, welches sehr verschieden angegeben wird, nämlich außer 1545 noch 1535, 1538, 1540. Indessen erschien das Buch, dessen vollständiger Titel lautet: Magia naturalis sive de miraculis rerum naturalium, bereits 1558, dann folgten mehrere Ausgaben, 1560, 1561, 1567 ꝛc., aber eine zweite, sehr vermehrte Auflage 1589, welche zwanzig Bücher enthält, während die erste nur vier umfaßt.

58. Bacons Schrift Cogitata et visa de interpretatione naturae sive de inventione rerum et operum (S. 150) erschien 1612 und wurde später zu dem Novum organum scientiarum umgearbeitet.

59. Der Brief des Ritter Bodley (S. 150) ist in der lateinischen Frankfurter Folioausgabe der Werke Baco's von 1665 S. 599—603 enthalten.

60. Daß ein Fall oft tausende werth ist (S. 154), welche Worte sich mit geringer Variation S. 160 wiederholen, ist ein der Naturanschauung G.'s eigener Grundsatz, der fast alle seine naturwissenschaftlichen Arbeiten durchdringt. (Vgl. unsere Einleitung zu Th. XXXIII: „Goethe's Verhältniß zur Naturwissenschaft", insbesondere S. LIV ff.) Um noch einen analogen Ausspruch G.'s anzuführen, erinnern wir an Nr. 899 der „Sprüche in Prosa": „Was ist das Allgemeine? Der einzelne Fall. Was ist das Besondere? Millionen Fälle."

61. Daß durchaus und auch in den Wissenschaften

protestirt wird (S. 157), ist keineswegs im tadelnden Sinne zu nehmen, vielmehr sagt G. selbst in Nr. 468 der „Sprüche in Prosa": „Genau besehen, haben wir uns noch alle Tage zu reformiren und gegen Andere zu protestiren, wenn auch nicht in religiösem Sinne." Von Loeper erinnert hiebei an das anläßlich des Reformationsfestes 1817 gedichtete „Dreihundert Jahre hat sich schon ꝛc." mit dem Schlusse:

„Und will in Kunst und Wissenschaft
Wie immer protestiren."

Auch schließt sich hieran wie an den ganzen Abschnitt über Bacon passend noch Nr. 1014: „Man datirt von Bacon von Verulam eine Epoche der Erfahrungs-Naturwissenschaften. Ihr Weg ist jedoch durch theoretische Tendenzen oft durchschnitten und ungangbar gemacht worden. Genau besehen, kann und soll man von jedem Tag eine neue Epoche datiren."

62. Alles kommt in der Wissenschaft auf das an, was man ein Aperçu nennt ꝛc. (S. 160). In Th. XXXIII. S. 252 sagt G. mit Bezug auf seine Wirbeltheorie des Schädels: „Jedoch ein dergleichen Aperçu, ein solches Gewahrwerden, Auffassen, Vorstellen, Begriff, Idee, wie man es nennen mag, behält immerfort, man geberde sich, wie man will, eine esoterische Eigenschaft; im Ganzen läßt sich's aussprechen, aber nicht beweisen, im Einzelnen laßt sich's wol vorzeigen, doch bringt man es nicht rund und fertig." Vgl. auch oben S. 419.

63. Das Citat aus Kepler (S. 163) ist dessen Paralipomena ad Vitellionem (Cap. I), welche G. auch im Didaktischen Theil der Farbenlehre §. 18 citirt, entnommen, und zwar Cap. I De natura lucis, Prop. XV.

64. Ueber die Gesetze der Refraktion in objektiver und subjektiver Hinsicht (S. 164) spricht G. im Didaktischen Theil §. 787.

65. Snellius machte seine Entdeckung nicht bekannt, aber Hungens (S. 167) versichert, die ungedruckte Schrift des Snellius, in welcher jene enthalten war, gesehen zu haben. In vollständig richtiger Form gab das Gesetz zuerst Descartes wieder, ohne Snellius zu nennen, dessen Schrift er, wie Hungens gehört hat, gesehen haben soll. (Vgl. oben S. 179.) Die Entdeckung des

Snellius beſtätigt auch Iſaak Voſſius, dem der Sohn des Erſteren deſſen Schrift gezeigt hatte (Wilde, „Geſchichte der Optik“, I. 227 f.).

66. Der Traktat des Antonius de Dominis (S. 166) wurde vor G. nicht genügend gewürdigt.

67. Die von G. wiederhergeſtellte Figur (S. 169) zum Verſuche de Dominis' findet ſich auf der XV. der zur Farbenlehre gehörigen Tafeln; durch ſie ſind kleine unweſentliche Aenderungen in der von G. citirten Stelle bedingt.

68. Mit Aguilonius (S. 172) beſchäftigte ſich G. 1807 (Annalen, Abſ. 688). Der Abſchnitt über intentionelle Farben ſteht S. 45 der Ausgabe von 1613.

69. Wilde (Geſchichte der Optik, I. 212) bemerkt, daß G. bei Entwicklung des Begriffs der intentionellen Farben (S. 173 ff.) die von Aguilonius gemachte Bedingung, daß ihre Quelle etwas gefärbtes Körperliches ſei, überſehe. Denn nach G's. Erklärung gehörten auch die apparenten Farben zu den intentionellen, während Aguilonius dieſe von jenen unterſcheide, wie aus dem von ihm angeführten Beiſpiele hervorgeht, daß zu den intentionellen Farben die der Bilder eines gefärbten Gegenſtandes, welche vermittelſt einer Linſe in einem verfinſterten Zimmer auf einem weißen Schirm aufgefangen werden, gehören. Indeſſen ſcheint der Schlußſatz dieſes Abſchnitts (S. 177) darauf hinzudeuten, daß G. auch die Bedingung des gefärbten Körperlichen im Sinne gehabt habe.

70. Die Verſe aus Lucrez (S. 177) ſtehen in deſſen Gedicht De rerum natura, IV. 75—86.

71. Die Schriften des Carteſius (S. 178), welche für ſeine Lehre von den Farben und der Entſtehung des Regenbogens vorzugsweiſe in Betracht kommen, ſind die Dioptrik und Ueber die Meteore.

72. Ueber das nephritiſche Holz (S. 183) vgl. Anm. 50 in Th. XXXV. S. 548.

73. **Kircher's eigene Erfahrungen von den Farben des Chamäleons** (S. 183) bestehen darin, daß dasselbe auch, entgegen der bis dahin bestandenen Meinung, die weiße und rothe Farbe annehmen könne. Er findet in der Farbenwandlung des Chamäleons eine sichere Schutzwehr desselben vor den Nachstellungen seiner Feinde.

74. Mit Grimaldi (S. 198) scheint G. sich zuerst im Jahre 1791 bekannt gemacht zu haben. Damals hielt er ihn noch nicht für einen Vorläufer Newton's; denn er schreibt am 8. Oktober 1791 an Knebel: „An einem Jesuiten Grimaldi, welcher ohngefähr zu ebender Zeit mit Newton sich um das Licht und die Farben bekümmerte, habe ich sehr große Freude und Trost. Sein Buch De Lumine, Coloribus et Iride ist fünf Jahre früher gedruckt, als Newton seine optischen Vorlesungen hielt, und viel früher, als er seine Optik herausgab. Grimaldi ist ein weit schärferer Beobachter als Newton und ganz, dünkt mich, auf dem rechten Wege, von dem uns dieser Kirchenvater abgebracht hat."

75. Boyle's Werk (S. 202), welches übrigens zuerst in englischer Sprache 1663 erschien, las G. 1798 und schreibt hierüber am 10. Februar des genannten Jahres an Schiller: „Ich habe diese Tage das Werk des Robert Boyle über die Farben gelesen und kenne in diesem ganzen Felde noch keine schönere Natur. Mit einer entschiedenen Neigung zu einer gewissen Erklärungsart, die freilich auf den chemischen Theil, den er bearbeitet, noch so leidlich paßt, erhält er sich eine schöne Liberalität, die ihn einsehen läßt, daß für andere Phänomene andere Vorstellungsarten bequemer sind. Die Unvollkommenheiten seiner Arbeiten erkennt er sehr klar, und seine Darstellung ist in diesem Sinne sehr honnet. Er unterläßt nicht, seine Meinung vorzutragen und auszuführen, aber immer wie Einer, der mit einem Dritten spricht, mit einem jungen Manne, und diesen immer ermahnt, Alles noch besser zu untersuchen und zu überdenken. Er berührt fast alle bedeutenden Fragen und beurtheilt das Meiste mit sehr viel Sinn. Nur die zwei ersten Abtheilungen seines Werks sind eigentlich ausgearbeitet, im letzten sind die Experimente weniger methodisch zusammengestellt. Er schrieb das Werk, da er schon sehr in den Augen litt, aus einzelnen Papieren und aus dem Gedächtniß zusammen, um das, was er gedacht und erfahren

hatte, nicht untergehen zu lassen. Er spricht mit einer erfreulichen Klarheit und Wahrheit vom Werth und Unwerth seiner Bemühungen und scheint mir bis jetzt in diesem Fache der Einzige, der nach des Baco gutem Rath gearbeitet hat. Sein Buch kam ein Jahr früher heraus, ehe Newton auf seine Hypothese fiel und mit derselben ganz anti-Baconisch dieses Feld tyrannisirte. Wären nur noch zwei Menschen auf Boyle gefolgt, welche dieses Fach in seiner Art fortbearbeitet hätten, so wäre uns nichts zu thun übrig geblieben, und ich hätte meine Zeit vielleicht besser anwenden können. Doch man wendet seine Zeit immer gut auf eine Arbeit, die uns täglich einen Fortschritt in der Ausbildung abnöthigt." Behufs Ausarbeitung der Geschichte der Farbenlehre war Boyle, wie G. in den „Annalen" (Abs. 688) mittheilt, im Jahre 1807 einer seiner Hauptschriftsteller.

76. Der Lektüre des Aufsatzes von Nuguet (S. 213) gedenkt G. in den „Annalen" 1807 (Abs. 641).

77. Daß die Geschichte des Kolorits seit Wiederherstellung der Kunst (S. 224—240) von Heinrich Meyer ist, sagt G. in der „Konfession" oben S. 423 und in der „Anzeige und Uebersicht ꝛc.", Th. XXIX. S. 299.

78. Ueber Thomas Sprat (S. 241) schreibt G. am 2. Mai 1805 an Wolf: „Sprat ist nach meiner vorläufigen Ansicht ein excellenter Kopf, den man wohl benutzen kann, ohne ihm zu vertrauen. Seine Geschichte der königlichen Sozietät scheint mir durchaus ein rednerisch zweckmäßiges Produkt, und desto belehrender wird mir es sein, zu vernehmen, was Jener [nämlich Montucla, um dessen Histoire des Mathématiques er Wolf bittet; vgl. oben S. 242] aussetzt." G. las das Werk schon 1804, wie er in den „Annalen" (Abs. 432) berichtet.

79. Das Buch des französischen Reisenden Sorbière (S. 242), gegen welches Sprat seine Polemik richtete, führt den Titel: Relation d'un voyage en Angleterre, où sont touchées plusieurs choses, qui regardent l'estat des Sciences et de la Religion et autres matières curieuses. 1665. Darin bespricht G. die „Académie Royale des Physiciens" zu London.

80. Auch das Werk von Birch (S. 243) las G. 1804 und widmete ihm, wie er in den „Annalen“ (Abs. 433) sagt, jede ruhige Stunde. In dem so eben erwähnten Briefe an Wolf ersucht er Diesen, wenn er nach England schreibe, sich nach dem Preise des Werkes zu erkundigen. „Es ist ein Buch,“ fügt er hinzu, „das keiner Bibliothek fehlen sollte.“ Der erste Band erschien übrigens 1756, wie auch in dem Briefe richtig angegeben ist. G. erhielt beide Werke aus der Göttinger Bibliothek (Annalen, Abs. 434).

81. Das schon von Sprat (S. 247) erwähnte naturforschende Salomonische Kollegium (S. 251), welches Baco in seiner Nova Atlantis (oder Novus Atlas), einer Fragment gebliebenen Schrift, schildert, ist ein Phantasiegemälde, mit welchem er das Muster einer naturforschenden Gesellschaft aufstellen wollte. Er nennt die fingirte Gesellschaft: Societas Domus (sive Collegii) Salomonis. Darauf bezieht sich G.'s Aeußerung im Briefe an Knebel vom 21. November 1782: „Die Kosmogonie und die neusten Entdeckungen darüber, die Mineralogie und neustens der Berg, mich der Oekonomie zu nähern, die ganze Naturgeschichte umgiebt mich wie Bacons großes Salomonisches Haus . . . .“ Das Fragment findet sich S. 967 bis 974 der in Anm. 59 erwähnten Frankfurter Ausgabe von 1665. Die von G. unter Anführungsstrichen, aber nicht wörtlich wiedergegebene Stelle steht S. 993 f. gegen Ende des Fragments.

82. Im Jahre 1671 wird er Mitglied der Londner Sozietät (S. 257), d. h. nach der damals noch in England üblichen Zeitrechnung; denn die Engländer nahmen erst 1752 den Gregorianischen Kalender an und begannen bis dahin ihr bürgerliches Jahr mit dem 25. März. Newton's Aufnahme in die Sozietät fand statt am 11. Januar 1671 nach damaliger englischer, 1672 nach allgemein gebräuchlicher Zeitrechnung.

83. Der Brief Newton's (das) an Oldenburg, den Sekretär der Königlichen Sozietät, ist vom 6. Februar des genannten Jahres.

84. Unter Stärke des Glases (S. 259) meint hier G. ganz richtig die Dicke oder Masse, während er im Polemischen Theile, worauf wir in Nr. 125 der Bemerkungen zu demselben

(Th. XXXV. S. 579 aufmerkſam machten, Newton's Ausdruck thickness of the Prism zwar mit Stärke des Prisma überſetzt, darunter aber die Größe des brechenden Winkels verſteht und deshalb Newton einen elementaren Irrthum vorwirft. Ueber den Einfluß der Oeffnung vgl. daſelbſt. Im Uebrigen nehmen wir hier nur auf diejenigen Punkte der Polemik G.'s gegen Newton Bezug, welche wir nicht bereits in der Einleitung oder den Bemerkungen zum vorigen Theile beſprochen haben.

85. Aehnlich wie hier über Priorität (S. 266) äußert ſich G. Th. XXXIV. S. 85—87, und der Anagramme Galilei's, worin Dieſer ſeine Entdeckungen niederlegte, gedenkt er daſelbſt S. 91.

86. Sowol der Brief Newton's (S. 269) als auch die polemiſchen Artikel, deren Inhalt G. angegeben hat (S. 269 bis 276), finden ſich in Newtoni Opuscula mathematica, philosophica etc. 1744, Tom. II, p. 279—294 und p. 312—406.

87. Unter dem mehrfach genannten Herausgeber (S. 270, 273) iſt natürlich der der Philoſophiſchen Transaktionen, alſo Oldenburg zu verſtehen.

88. Der Hooke'ſche Verſuch mit den zwei farbigen Prismen (S. 269) hatte den Zweck, die Anſicht, Blau und Roth ſeien die Grundfarben, aus deren Kombination alle übrigen entſtänden (vgl. oben S. 208), zu beſtätigen. Zu dem Ende füllte Hooke ein prismatiſches gläſernes Gefäß mit einer blauen Kupferſalzlöſung, ein anderes mit einer rothen Aloëtinktur und glaubte, da an den Ecken der Gefäße die Farben ſchwächer und in der Mitte dunkler waren, alle möglichen Abänderungen von Farben dadurch hervorrufen zu können, daß er zwei Seiten zuſammen und die Ecken nach entgegengeſetzten Richtungen ſtellte und an verſchiedenen Stellen durchſähe. Natürlich fand er ſtatt deſſen, daß, wenn beide Prismen über einander geſchoben waren, das Geſichtsfeld dunkel war, während jedes Prisma für ſich, ſelbſt doppelt ſo ſtark genommen, durchſichtig blieb (Prieſtley, „Geſchichte der Optik", überſetzt von Klügel, S. 118 f.). Die Erklärung dieſes Phänomens hat bereits Newton gegeben. (Siehe Einleitung zu Th. XXXV. S. XLIII).

89. Das geiſtreiche Experiment des Lucas, welches G.

nachgeahmt hat (S. 274), besteht darin, daß er ein mit Seidenfäden von verschiedener Farbe umwickeltes Lineal auf den Boden eines mit Wasser gefüllten Gefäßes legte. Nach Newton's Theorie der verschiedenen Brechbarkeit des Lichts dürfte man nicht alle Farben in einer geraden Linie sehen, was jedoch nach Lucas' Behauptung bei seinen Versuchen stets der Fall gewesen sei. Dieser wie der analoge Versuch G.'s läßt sich nicht kontroliren, weil keine Zahlen angegeben sind; denn der Grad der scheinbaren Verrückung der verschiedenen Farben hängt ab von der Tiefe des Wassers und von der Entfernung des Auges des Beobachters von der Oberfläche. Nach einer von Wilde (Geschichte der Optik, II. 159 f.) angestellten einfachen Berechnung beträgt, unter der Annahme, daß die Länge der Wasserfläche 25 Zoll, ihre Tiefe 5 Zoll und die Höhe des Auges über derselben 1 Zoll wäre, die Erhebung der äußersten blauen Strahlen über die rothen nicht mehr als etwa eine Minute, welche daher wegen ihrer Kleinheit nicht bemerkbar ist. Prevost hat einen einfachen Apparat angegeben, vermittelst dessen die Verschiebung sichtbar gemacht werden kann (Gilbert's Annalen 1815, Bd. 49. S. 393; vgl. auch Pfaff, „Ueber Newton's Farbentheorie, Herrn von Goethe's Farbenlehre" ꝛc., S. 64 ff). G. erwähnt diesen Versuch auch in Nr. 970 der „Sprüche in Prosa": „Man streiche zwei Stäbchen, einen roth an, den andern blau; man bringe sie neben einander ins Wasser, und einer wird gebrochen erscheinen wie der andere. Jeder kann dieses einfache Experiment mit den Augen des Leibes erblicken; wer es mit Geistesaugen beschaut, wird von tausend und abertausend irrthümlichen Paragraphen befreit sein."

90. Daß die prismatische Farbe eine Randerscheinung sei (S. 275), spricht Lucas dadurch aus, daß er durch die farbigen Säume, welche sich zeigten, wenn ein rothes und ein blaues Blatt Papier neben einander befestigt und durch ein Prisma beobachtet wurden, die dahinter befindlichen Gegenstände erkannt habe. Daraus schloß er, daß nicht allein das von dem Papiere, sondern auch das von der umgebenden Luft reflektirte Licht zur Erzeugung der Farben beitrage, und hieran knüpft er die Bemerkung, daß, wenn hinter der Sonne ein hellerer Grund hervorträte, die Ordnung der Farben im Spektrum umgekehrt sein müßte.

91. In der Nouvelle Biographie universelle ist 1686 als das

10.

Sie haben wegen der Trunkenheit
Vielfältig uns verklagt
Und haben von unsrer Trunkenheit
Lange nicht genug gesagt.
Gewöhnlich der Betrunkenheit
Erliegt man, bis es tagt;
Doch hat mich meine Betrunkenheit
In der Nacht umhergejagt.
Es ist die Liebestrunkenheit,
Die mich erbärmlich plagt,
Von Tag zu Nacht, von Nacht zu Tag
In meinem Herzen zagt.
Dem Herzen, das in Trunkenheit
Der Lieder schwillt und ragt,
Daß keine nüchterne Trunkenheit
Sich gleich zu heben wagt.
Lieb-, Lied- und Weines Trunkenheit,
Ob's nachtet oder tagt,
Die göttlichste Betrunkenheit,
Die mich entzückt und plagt!

11.

Wo man mir Gut's ereignet, überall
's ist eine Flasche Eilfer.
Am Rhein und Main, im Neckarthal,
Man bringt mir lächelnd Eilfer,

10. Zu Heidelberg, Sonntags den 24. September (Michaeli) 1815 entstanden, also zugleich mit VIII. 18. — Trunkenheit ist nach Gelenart das durch das Gedicht, mit einer Ausnahme, festgehaltne erste Reimwort, und auch der zweite Reim bleibt derselbe. Goethe's Einl. zum Divan: Werke, 1872. II. S. XVIII) erwähnt ein diesem Gedicht zu Grunde liegendes Original, bezeichnet es jedoch nicht näher. Uns ist es unbekannt. — Unter Lied ist der Trieb der Liebe, des Lieds und des Weins gemeint, doch der Liebes-Trunkenheit vorzüglich. Und nach Hafis werden

„Liebestrunkene von Gottesfürchtigen nicht getadelt,
Sterb werden sie unter Verständigen entschuldigt"
(Diez' Denkw., II. 201).

In Vers 14 und 15 wird der poetischen die prosaische (nüchterne) Trunkenheit gegenübergestellt, die blos physische, nicht vergeistigte Trunkenheit.

11. Das Original dieses Gedichts auf den Eilfer, bisher nur in ein paar Einzelblättern gedruckt (1868), befindet sich in des Dichters Handschrift

Jahr angegeben, in welchem Mariotte's Traité de la nature des couleurs (S. 279) erſchien.

92. Im Polemiſchen Theile (S. 289); vgl. außer den von G. angezogenen Stellen deſſelben §§. 202, 247, 424 ff.

93. Er war vier Jahre alt, als Karl I. enthauptet wurde (S. 297). Das iſt ein Verſehen; denn Newton wurde am 25. Dezember 1642 geboren, und die Hinrichtung Karl's I. fand am 30. Januar 1649 ſtatt.

94. Von Montmort-de Sorbière (S. 307). Das ſind zwei Perſönlichkeiten, welche G. zuſammenfaßt, weil Sorbière den Brief an die Londner Sozietät im Auftrage Montmort's ſchrieb, wie Erſterer ſelbſt in dem oben (Nr. 79) citirten Werk: Relation d'un voyage etc., p. 59 sq. berichtet. Um dies anzudeuten, haben wir zwiſchen die beiden Namen Bindeſtriche geſetzt.

95. Der Aufſatz von La Hire (S. 308), Remarques sur quelques couleurs, in welchem eine der G.'ſchen verwandte Ableitung der blauen und rothen Farbe gegeben wird, ſteht p. 78 der Memoiren von 1711.

96. Die Briefe Voltaire's, welche G. (S. 322) ausgezogen, finden ſich in ſeinen Werken, herausgegeben von Beuchot, Paris 1831, Tom. 53. p. 223.

97. Die Wendung von den parvulis, die ad regnum coelorum berufen werden (dal.), auf welche G. S. 325 Bezug nimmt, iſt übrigens nach Ev. Matth. 19, 14.

98. Das Werk des Algarotti (S. 323) iſt betitelt: Il Newtonianismo per le donne ovvero dialoghi sopra la luce e i colori. Napoli 1737.

99. Ueber Handwerker (S. 327) als Plural von „Handwerk" vgl. die Textrevision.

100. Caſtel's Schrift (S. 328) las G. 1795. „Der lebhafte Franzos", ſchreibt er am 23. Dezember an Schiller, „macht mich recht glücklich." Vgl. auch den Brief vom 10. Februar 1798.

101. Die Schrift des Le Blond (S. 335) erschien zu London 1735 und ist betitelt: Il Colorito.

102. Der Beschäftigung mit Gauthier's Chroogenesie (S. 336) gedenkt G. in den „Annalen" 1806 (Abs. 590).

103. Der Versuch mit dem subjektiven Herunterrücken des objektiven Bildes ꝛc. (S. 338) ist erwähnt §. 544 des Polemischen Theils.

104. Hartsoeker's Essai de Dioptrique (S. 343) erschien zu Paris 1694.

105. Daß Johannes Vermaasen (S. 346), der seit seinem zweiten Jahre blind war, die Farben durch das Tastgefühl unterscheiden konnte, erzählt Boyle in seiner Schrift: Experimenta et considerationes de coloribus, Pars I. cap. III. §. II. — Finch, ein Anatom, war es, der sich selbst davon überzeugt hatte, und dem Boyle jene Mittheilung verdankt. Letzterer spricht auch die Vermuthung aus §. 13., daß die Farben durch den Geruch erkannt werden können und daß Vermaasen auch diese Fähigkeit besessen habe.

106. Vernünftige Gedanken von den Wirkungen der Natur lautet der Titel des nur durch die Anfangsworte (S. 347) citirten Werkes von Wolff.

107. Boyle (S. 353) führt außer Roth, Blau und Gelb auch Weiß und Schwarz auf.

108. Das Talanischen Wachses (S. 356), vom Berliner Hofmaler Talau aus amerikanischen Pflanzen gewonnen und zum Anmachen der Farben sehr tauglich befunden, bediente sich Lambert, um die Pigmente, vermittelst deren er, durch Mischung in verschiedenen Verhältnissen, die 91 von Mayer berechneten Farbenvariationen (s. oben S. 354, Nr. 16) herzustellen suchte, abzureiben und in die Farbenpyramide einzutragen (vgl. Wilde, „Geschichte der Optik", II. 186 ff.).

109. Runge's Schrift „Farbenkugel (S. 356) oder Konstruktion des Verhältnisses aller Mischungen der Farben zu einander

und ihrer vollständigen Affinität ꝛc." erschien 1810. Der Verfasser hatte sie G. im Manuskript zugesandt, und Dieser erwiderte hierauf am 18. Oktober 1809: „Sie haben mir, werthester Herr Runge, durch Ihren Aufsatz sehr viel Vergnügen gemacht; denn wie sehr meine Vorstellungsweise mit der Ihrigen zusammentrifft, ergiebt sich schon daraus, daß ich am Schlusse meines Entwurfs einer Farbenlehre einige schon früher mitgetheilte Blätter mit abdrucken ließ. Leider habe ich das Ganze noch nicht abschließen können, und so liegt denn Eins mit dem Andern noch im Verborgenen. Desto angenehmer ist mir's, wenn Sie gegenwärtige Schrift je eher je lieber herausgeben, damit ich mich darauf beziehen könne. Sie enthält nichts, was sich nicht an die meinige anschlösse, was nicht in das von mir Vorgetragene auf eine oder die andre Weise eingriffe. So wie ich meine Arbeit durch die Ihrige hie und da supplirt finde, so werden Sie auch sich wieder durch mich gefördert sehen, und es muß sich alsdann eine lebhaftere Kommunikation eröffnen. Die angenehm ist mir's, daß ich auch unter den Gleichzeitigen Gleichgesinnte nennen kann, die ich bisher nur unter den Abgeschiedenen aufsuchen mußte!" In den „Annalen" 1809 (Abt. 718) sagt G., Rungens Farbenkugel habe seine chromatischen Betrachtungen aufs Neue in Bewegung gesetzt.

110. Ueber Scherffer's Erklärung der farbigen Nachbilder, wovon S. 357 die Rede ist, vgl. Theil XXXV. S. 541.

111. Zur Hermannsmanier (S. 357) vgl. §. 178 des Polemischen Theils der Farbenlehre.

112. Darwin (S. 357), in seiner Abhandlung On the ocular spectra of light and colours, welche G. S. 383 ff. ausführlich bespricht.

113. Der Vertheidiger Newton's, der die Vermuthung geäußert, daß in dem Wasser, dessen sich Newton bedient, Bleizucker aufgelöst gewesen (S. 360), ist Michell, wie Priestley in seiner „Geschichte der Optik" S. 353 berichtet.

114. Euler (S. 361) glaubte nämlich irrthümlich, daß das menschliche Auge achromatisch sei, und meinte, da dieses aus ver-

schiedenen brechenden Medien bestehe, so müßten sich durch solche achromatische Fernröhre herstellen lassen. So nahm die Entdeckung der achromatischen Fernröhre von einem aus einer falschen Voraussetzung gezogenen richtigen Schluß ihren Ausgang.

115. Dollond ... widersprach (S. 361), daß das Auge achromatisch sei. Da im Uebrigen G. selbst in Bezug auf die Geschichte der Entdeckung der achromatischen Fernröhre auf Priestley's Geschichte der Optik verweist, welcher Abschnitt in der Klügel'schen Uebersetzung S. 339—363 steht, so glauben wir uns jeder weiteren Bemerkung zu diesem Abschnitt enthalten zu sollen und verweisen nur in Betreff des Begriffs der Zerstreuung auf Nr. 159 der Bemerkungen zum vorigen Bande. (Vergl. auch daselbst Nr. 144.)

116. Die Lobschrift des Frisi (S. 364) führt den Titel: Elogio del cavaliere Isaaco Newton.

117. Die Marat'sche Farbenlehre (S. 371—374) hat G. im Lager zu Marienborn am 15. Juli 1792 der seinigen und der Newton'schen gegenübergestellt und dieses Blatt einem Schreiben vom 19. Juli an Jacobi beigefügt. Er führt darin zwei Punkte auf, in denen Marat von Newton abweicht. Nach Newton „wird das Licht durch Refraktion, Reflexion und Inflexion dekomponirt". Maratische Lehre: „Das Licht wird nur durch Inflexion dekomponirt. Refraktion und Reflexion zeigen nur deutlicher, was schon durch Inflexion gethan ist." Während ferner das Licht nach Newton „in sieben, vielmehr in unzählige [Farben] dekomponirt" wird, lautet die Maratische Lehre: „Es wird nur in drei dekomponirt, deren Mischungen sehr mannichfaltig sind."

118. Zu: H. F. T. (S. 374—378) vergl. Nr. 35 der Bemerkungen zum vorigen Bande.

119. Eine der Schriften des Diego de Carvalho e Sampayo (S. 378), wahrscheinlich die zuletzt angeführte, erhielt G. von Wilhelm von Humboldt; Dieser bemerkt hierzu im Begleitschreiben vom 11. November 1801: „Es enthält eine Theorie, die mir der Ihrigen sehr ähnlich scheint, und ist von dem ehemaligen portugiesischen Gesandten in Madrid, der es mir dort geschenkt hat. Er hat eigentlich mehrere Abhandlungen über

dieſen Gegenſtand geſchrieben, die aber alle im Auszug in dieſer enthalten ſind. In Deutſchland iſt dieſes Werkchen noch, ſo viel ich weiß, ganz unbekannt. Zwar hatte Profeſſor Herrgen in Madrid die ſämmtlichen Abhandlungen des Verfaſſers über dieſen Gegenſtand überſetzt und an Dietrich in Göttingen geſchickt. Er wußte aber, als ich in Madrid war, nicht einmal, ob ſie angekommen wären.

„Ich zweifle nicht, daß Sie des Portugieſiſchen mächtig genug ſind, dieſe Kleinigkeit zu verſtehen und, im Fall Sie es intereſſant finden, zu überſetzen. Macht es Ihnen indeß nur einige Mühe, ſo ſchicken Sie mir das Büchlein, das ich übrigens für Sie beſtimme, durch Gentz zurück, und Sie ſollen in acht Tagen eine Ueberſetzung neben dem Original haben. Wollen Sie öffentlichen Gebrauch davon machen, ſo erlauben Sie mir wol, Ihnen eine Note über den Verfaſſer dazu mitzutheilen."

Hierauf erwiderte G. am 29. November: „Für die portugieſiſche Schrift danke ich recht vielmals, ich kann damit ſo ziemlich zurechtkommen. Es iſt ſehr angenehm, zu ſehen, wie ein Gegenſtand, der uns intereſſirt, die Aufmerkſamkeit ſo manches Andern gleichfalls in Bewegung ſetzt. Dieſer Freund begeht den Fehler, dem Viele in derſelben Materie ſowie den verwandten Fächern ausgeſetzt waren; anſtatt eine partiale Erſcheinung recht zu entwickeln, fundirt er gleich eine Hypotheſe, einen theoretiſchen Ausſpruch darauf. Anſtatt ein merkwürdig Phänomen in Reihe und Glied zu ſtellen, will er mit demſelben, als einer Zauberformel, das ganze Fach erobern. Sagen Sie mir doch etwas Näheres von ſeinen Lebensumſtänden! Ich will mich doch in Göttingen eheſtens nach jenen Ueberſetzungen erkundigen."

120. Ueber Johann Leonhard Hoffmann (S. 392) wünſcht G. in einem Schreiben vom 29. März 1801 an Rochlitz Auskunft. Die betreffende Briefſtelle lautet: „Ich wünſchte Nachricht von einem Manne, welcher ſich Johann Leonhard Hoffmann nennt und einen Verſuch einer Geſchichte der Farben-Harmonie 1786 in Hendel's Verlag zu Halle herausgegeben. Die Dedikation an Herrn Gottfried Winkler, in welcher ſich der Verfaſſer einen Franken nennt, iſt von Leipzig aus datirt, wo er ſich eine Zeit lang aufgehalten und mit Oefer Umgang gehabt haben mag. Vielleicht haben Sie Gelegenheit, etwas Näheres über dieſen Mann zu erfahren, der mir von gewiſſen Seiten

interessant geworden ist." Mit demselben Wunsche wandte er sich am 20. November 1809 an Rochlitz: „Indem ich mich mit der Geschichte der Chromatik beschäftige, treffe ich wieder auf einen Mann, von dessen Lebensumständen ich schon längst eine nähere Nachricht gewünscht hätte. Er heißt Johann Leonhard Hoffmann, und sein Buch: „Versuch einer Geschichte der malerischen Harmonie überhaupt und der Farbenharmonie insbesondere, mit Erläuterungen aus der Tonkunst und vielen praktischen Anmerkungen. Halle in Joh. Christ. Hendel's Verlage 1786." Die Dedikation ist Leipzig im Sommermonat desselbigen Jahres datirt, an Herrn Gottfried Winkler gerichtet. Daraus und aus der Art, wie in der Vorrede von Oefer'n gesprochen wird, sieht man, daß der Verfasser sich eine Zeit lang in Leipzig aufgehalten hat. Er scheint ein zarter, wohldenkender Mann gewesen zu sein, der schöne Kenntnisse sowol in der Malerei als in der Musik verräth, und wenn er seinem Unternehmen auch nicht ganz gewachsen ist, doch wegen seiner und glücklicher Bemerkungen alle Aufmerksamkeit und in der Geschichte eine ehrenvolle Erwähnung verdient. Könnten Ew. Wohlgeboren mir von den Lebensumständen dieses Mannes einige Nachricht verschaffen, so würden Sie mich sehr verbinden."

121. Wie die Menge urtheilt, wenn ein Talent in ein anderes Fach übergehen will, darüber äußert sich G. ähnlich wie hier (S. 408) in dem Aufsatz: „Schicksal der Handschrift", Th. XXXIII. S. 77.

122. Bei den Physikern und Chemikern, die mit den Gasarten und mit dem Galvanismus beschäftigt waren (S. 418), ist auch an Alexander von Humboldt zu denken (vgl. „Annalen" 1797, Abt. 167).

123. Die von G. hier (S. 418) erwähnte, von Dalberg mit Randbemerkungen versehene Abhandlung ist im vorigen Bande dieser Ausgabe zuerst gedruckt.

124. . . . keinen Physiker (S. 419). Mit Seebeck trat G. erst 1806 in näheren Verkehr.

125. Daß Lichtenberg G's Beiträge zur Optik in der Ausgabe von Erxleben's Naturlehre nicht erwähnte

(S. 419), darüber beklagt ſich G. auch im Briefe an Schiller vom 21. November 1795. Nachdem er geäußert, wie er ſich gegen „Rezenſenten, Journaliſten, Magazinſammler und Kompendienſchreiber“ zu verhalten gedenke, fährt er fort: „Was ſagen Sie z. B. dazu, daß Lichtenberg, mit dem ich in Briefwechſel über die bekannten optiſchen Dinge und übrigens in einem ganz leidlichen Verhältniß ſtehe, in ſeiner neuen Ausgabe von Erxleben's Kompendio meiner Verſuche auch nicht einmal erwähnt, da man doch gerade nur um des Neueſten willen ein Kompendium wieder auflegt und die Herren in ihre durchſchoſſenen Bücher ſich ſonſt Alles geſchwind genug zu notiren pflegen? Wie viel Arten giebt es nicht, ſo eine Schrift auch nur im Vorbeigehn abzufertigen! Aber auf keine derſelben konnte ſich der witzige Kopf in dieſem Augenblick beſinnen.“

126. Die Sammlung von Materialien zur Geſchichte der Farbenlehre auf der Göttinger Bibliothek (S. 422) geſchah 1801 auf der Rückreiſe von Pyrmont. G. berichtet darüber in den „Annalen“ unter dem genannten Jahre (Abſ. 257): „Mein eigentlicher Zweck bei einem längern Aufenthalt daſelbſt [in Göttingen] war, die Lücken des hiſtoriſchen Theils der Farbenlehre, deren ſich noch manche fühlbar machten, abſchließlich auszufüllen. Ich hatte ein Verzeichniß aller Bücher und Schriften mitgebracht, deren ich bisher nicht habhaft werden können; ich übergab ſolches dem Herrn Profeſſor Reuß und erfuhr von ihm ſowie von allen übrigen Angeſtellten die entſchiedenſte Beihilfe. Nicht allein ward mir, was ich aufgezeichnet hatte, vorgelegt, ſondern auch gar Manches, das mir unbekannt geblieben war, nachgewieſen. Einen großen Theil des Tags vergönnte man mir auf der Bibliothek zuzubringen, viele Werke wurden mir nach Hauſe gegeben, und ſo verbracht' ich meine Zeit mit dem größten Nutzen. Die Gelehrtengeſchichte von Göttingen nach Pütter ſtudirte ich nun am Orte ſelbſt mit größter Aufmerkſamkeit und eigentlichſter Theilnahme, ja ich ging die Lektionskatalogen vom Urſprung der Akademie ſorgfältig durch, woraus man denn die Geſchichte der Wiſſenſchaften unſerer Zeit gar wohl abnehmen konnte. Sodann beachtete ich vorzüglich die ſämmtlichen phyſikaliſchen Kompendien, nach welchen geleſen worden, in den nach und nach auf einander folgenden Ausgaben, und in ſolchen beſonders das Kapitel von Licht und Farben.“

Supplementarer Theil.

127. Die Tafeln, in deren Erklärung G. über Wünsch's Darstellung der prismatischen Randerscheinung spricht (S. 430), sind die neunte und zehnte. Vergl. den vorigen Band S. 601 ff.

128. Ueber Klotz (S. 430) vgl. Einleitung zum vorigen Bande S. LVIII, Note 1.

129. Placidus Heinrich scheint die Erwartung auf ein ausführliches Werk (S. 430) über Farben nicht erfüllt zu haben. Seine Schrift „Von der Natur und den Eigenschaften des Lichts", welche von der Petersburger Akademie gekrönt wurde, erschien 1808.

130. Steffens' Schrift über die Bedeutung der Farben in der Natur (S. 430) erschien zugleich mit Runge's „Farbenkugel oder Construction des Verhältnisses aller Mischungen der Farben zu einander ꝛc." in einem Quartheste Hamburg 1810.

131. Ueber G.'s Beschäftigung mit der Wirkung farbiger Beleuchtung (S. 431) vgl. Nr. 90 der Bemerkungen zum vorigen Bande. Ueber Seebeck's Bemühungen auf diesem Gebiete sagt G. in den „Annalen" 1806 (Abs. 578), daß seine Versuche auf Oxydation und Desoxydation, auf Erwarmen und Erkalten, Entzünden und Auslöschen für ihn im chromatischen Sinne von der größten Bedeutung waren; und an Riemer schreibt er am 30. September 1806: „Dr. Seebeck hat die Versuche über die durch die Farbe bewirkte Erleuchtung, Erwärmung und Oxydation nebst ihren Gegensätzen sehr hübsch mit großer Genauigkeit durchgeführt, so daß man dieses Kapitel für unsern Zweck als fertig ansehen kann."

Auf den Seebeck'schen Aufsatz bezieht sich auch G.'s Aeußerung im Briefe vom 14. Februar 1810 an Knebel: „Herrn Doktor Seebeck danke schönstens für seinen Brief. Er wird mir erlauben, ihn in meiner Farbengeschichte abdrucken zu lassen."

Die entoptischen Farben.

132. Die Abhandlung über die entoptischen Farben und die folgenden sind zuerst in der von G. herausgegebenen Zeitschrift „Zur Naturwissenschaft überhaupt" veröffentlicht worden.

133. Das Motto (S. 446) ist in die Gedichtsammlung unter der Ueberschrift: „Was es gilt. Dem Chromatiker", aufgenommen.

134. Das Vorwort (S. 447 f.) bezieht sich allerdings auch auf andere als chromatische in den Heften „Zur Naturwissenschaft" enthaltene Abhandlungen, aber nichts desto weniger glaubten wir nicht den bisherigen Ausgaben folgen und es nur theilweise wiedergeben zu dürfen. Den auf die geologischen Arbeiten bezüglichen Theil haben wir auch im Anhang zu Th. XXXIII. S. 507 mitgetheilt.

135. Einem auswärtigen Freund (S. 448). Das ist eine Stelle aus einem Briefe an Sulpiz Boisserée, welche hier geringe Abänderungen erfahren hat. Vgl. Textrevision. Aehnlich äußert sich übrigens G. im Briefe vom 18. Juni an Denselben.

136. Den Aufsatz über die Doppelbilder des rhombischen Kalkspaths (S. 454), als unabhängig von dem Studium der entoptischen Farben geschrieben, erwähnt G. in den „Annalen" 1813 (Abs. 835); er wurde aber erst 1817 im 1. Heft „Zur Naturwissenschaft" veröffentlicht. (Vgl. auch „Annalen" 1815, Abs. 875.) Im Inhaltsverzeichniß zu diesem Heft ist der Aufsatz benannt: „Wirkung des Doppelspaths".

137. Die entoptischen Farben (S. 459) erregten bald nach Seebeck's Arbeit hierüber G.'s Aufmerksamkeit (Annalen, Abs. 835). Eines kurzen Aufsatzes über die entoptischen Phänomene, dessen bald gefühlte Unzulänglichkeit ihn zu weiteren Forschungen nöthigte, erwähnt G. a. a. O. 1816, Abs. 903. Von dieser Beschäftigung giebt er dem Staatsrath Schultz am 25. Mai und 19. Juli Nachricht und schreibt an Knebel am 7. November: „Jetzt beschäftigen mich die Seebeckischen entoptischen Farben sehr lebhaft. Ich schreibe ein Supplement-Kapitel zu meiner Farbenlehre, als ein Tüpfchen aufs i. Da meine ganze Bemühung von je her dahinaus lief, die Phänomene klar vorzuzeigen und

sie zu sondern und nach ihrer Verwandtschaft zu ordnen, so kommt mir jede neue Entdeckung zu paß, denn sie fügt sich an und füllt eine Lücke." Aehnlich, aber ausführlicher an Reinhard den 16. November 1818. Von da ab werden die Aeußerungen über das Studium der „entoptischen" Phänomene so zahlreich, daß wir nur die in besonderem Bezug zu den vorliegenden Abhandlungen stehenden erwähnen können. Der Aufsatz „Elemente der entoptischen Farben" erschien 1817 im I. Heft „Zur Naturwissenschaft". Im Inhaltsverzeichniß zu diesem führt der Aufsatz übrigens den Titel: „Elemente der entoptischen Figuren und Farben".

138. S. 461 beschreibt G. kurz die von Malus entdeckte Polarisation des Lichts durch Reflexion; ebenso S. 474 f. Daß die Figuren, welche man im Kalkspathkrystall oder in einem „entoptischen" Glase erblickt, nämlich abwechselnd helle und dunkle, bei Anwendung von weißem Lichte ähnlich den Newton'schen Ringen gefärbte Ringe, die von einem weißen oder schwarzen Kreuze durchschnitten sind, je nachdem die Reflexionsebenen der beiden Spiegel parallel oder zu einander senkrecht stehen (vgl. auch S. 483), und welche G. schlechthin als weißes und schwarzes Kreuz bezeichnet (vgl. S. 467), eine Folge der Interferenz des polarisirten Lichts sind, haben wir in der Einleitung bemerkt.

139. Der Aufsatz Entoptische Farben (S. 463—504) erschien 1820 im III. Heft „Zur Naturwissenschaft". Der Arbeit an diesem Kapitel gedenkt G. auch im Briefe vom 31. März 1820 an Schultz. (Vgl. noch den Briefwechsel mit Diesem Nr. 45 u. 46 und „Annalen" 1820, Abs. 1000.)

140. Brewster (S. 465 f.) hatte unter Anderm gefunden, daß dem Glase auch durch Druck die „entoptischen" Eigenschaften mitgetheilt werden können. G. gedenkt dieser von ihm selbst wiederholten Versuche in den „Annalen" 1818, Abs. 965.

141. Die Ansicht, daß die „entoptischen" Phänomene atmosphärischen Ursprungs seien, von dem direkten oder obliquen Sonnenschein abhängen (S. 466 ff.), hat G. bereits S. 462 angedeutet. Er sagt hierüber in den „Annalen" 1817, Abs. 935: „Indessen vermannichfaltigte ich die entoptischen Versuche ins Grenzenlose, da ich denn zuletzt den einfachen atmosphärischen Ursprung entdecken mußte. Zu völliger Ueberzeugung bestätigte sich der Hauptbegriff am siebzehnten Juni bei ganz klarem

Und nennt gar manchen braven Mann
Viel seltner als den Eilfer;
Hat er der Menschheit wohlgethan,
Ist immer noch kein Eilfer.
Die guten Fürsten nennt man so
Beinahe wie den Eilfer;
Uns machen ihre Thaten froh,
Sie leben hoch im Eilfer!
Und manchen Namen nenn' ich leis,
Still schoppelnd meinen Eilfer,
Sie weiß es, wenn es Niemand weiß,
Da schmeckt mir erst der Eilfer.
Von meinen Liedern sprechen sie
Fast rühmlich wie vom Eilfer,
Und Blum' und Zweige brechen sie,
Mich kränzend und den Eilfer.
Das Alles wär' ein größres Heil, —
Ich theilte gar den Eilfer —
Nähm' Hafis auch nur seinen Theil
Und schlürfte mit den Eilfer!
Drum eil' ich in das Paradies,
Wo leider nie vom Eilfer
Die Gläub'gen trinken! Sei er süß
Der Himmelswein, kein Eilfer!
Geschwinde, Hafis, eile hin,
Da steht ein Römer Eilfer!

12.

Du kleiner Schelm, Du!
Daß ich mir bewußt bin,
Darauf kommt es überall an.

---

in lateinischen Lettern, jedoch ohne Datum, in dem Besitze des Herrn Senator Culemann zu Hannover, der uns den Abdruck gütigst verstattet hat. Will man die heitre, für Goethe's Stimmung in den Herbsttagen 1815 so charakteristische Gasele in seine Gedichte, sei es auch nur um der Vollständigkeit willen, aufnehmen: so bestimmen Form und Inhalt ihr den Platz in unserm Buch. — Unser Citat aus Goethe's Werken zu dem Gedicht Nr. 8 oben kann auch als Note für obige Gasele dienen. Auch Rückert (Herbst 1833 in Neuses) frägt:

„Wer weiß, ob Nektar süßer mundet,
Ob besser man vom Wein gesundet."

12. 1827 hinzugekommen. — Seitenstück zu den beiden letzten Versen von Nr. 2.

Himmel, und ich machte nun Anstalt, die vielen Einzelheiten als Schalen und Hüllen wegzuwerfen und den Kern Natur- und Kunstfreunden mündlich und schriftlich mitzutheilen." Doch schreibt G. schon am 7. Juni an Heinrich Meyer: „Zuvörderst muß ich Ihnen, mein Theuerster, mit einigem Triumph die Nachricht geben, daß ich für mancherlei Leiden und Gebrechen genugsam entschädigt worden, daß ich die Grundphänomene der entoptischen Farben endlich entdeckt habe, nachdem sie mich auf meinem, wie ich wohl wußte, recht eingeschlagenen Wege zehn Wochen lästerlich geäfft hatten. Weil man immer nur durch ein Gegebenes zu solchen Dingen herankommt, so schleppt man auf eine unbehülfliche Weise die alten Schalen und Häute mit, da ein guter Erfolg blos darauf ankommt, daß man sie abwirft." Und an Boisserée den 18. Juni: „Mein Heft zur Naturwissenschaft ist fertig, es muß nur trocken und dem Buchbinder eingehändigt werden. Ich habe noch zu guter Letzt großes Glück gehabt, indem ich das wahre letzte Verhältniß eines Phänomens erst entdeckte, da eine zwar nicht falsche, aber doch untergeordnete Ansicht schon abgedruckt war, und ich glaube, ich wäre nicht aufs Rechte gekommen, wäre ich nicht im Begriff gewesen, das Halbwahre zu stempeln." Im Briefe an Staatsrath Schultz vom 24. November 1817 sagt G.: „Die Lehre vom direkten und obliquen Licht ist so fruchtbar, daß ich selbst noch oft dafür erschrecke. Mehrere Fälle, die seltsamsten, lösten sich mir auf durch das Einfachste, was Jeder längst schon weiß." Am 17. Mai dieses Jahres hatte G. das Gedicht „Entoptische Farben. (An Julien)" geschrieben (Werke, Th. II. S. 235).

142. Zu Abschnitt XIV (S. 471 f.) vgl. G.'s Brief an Schultz vom 25. September 1820, welcher sich auf die beiden vorangehenden Briefe von Schultz bezieht, der die Bedeutung dieses Abschnittes im Sinne der G.'schen Lehre vom Trüben sogleich herausgefunden hatte.

143. Den S. 485 beschriebenen Apparat erhielt G. 1818 zu seinem Geburtstage (Annalen, Abs. 966).

144. Die Flaschen und Becher (S. 487) sind die sogenannten Bologneser (vgl. auch S. 561), und die Glastropfen nennt man bekanntlich auch Glasthränen. Im Ganzen läßt sich der Sinn des Abschn. XXVIII dahin aussprechen, daß rasch abgekühltes Glas eine andere Elastizität besitzt als allmählich gekühltes, und eben das verschiedene elastische Ver-

halten bedingt die „entoptischen" Phänomene. Dasselbe gilt von der Wirkung des Druckes. (S. oben S. 494 u. Anm. 140; vgl. auch Th. XXXIII. S. 455.)

145. Außerordentlich häufig hebt G. die Analogie zwischen den entoptischen Figuren und Chladni's Tonfiguren (S. 490) hervor. Eine an den Anfang des vorliegenden Abschnitts erinnernde Stelle findet sich in den „Annalen" 1817 (Abt. 935): „Professor Roux hatte die Gefälligkeit, mir genaue Nachbildungen der entoptischen Farbenbilder zu liefern. Beide Seiten, die helle sowol als die dunkle, sah man nun in gesteigerter Folge neben einander, jeder Beschauende rief aus, daß er die Chladni'schen Figuren gefärbt vor sich sehe." An Knebel schreibt G. den 8. Februar 1815: „Die neuen Seebeck'schen Versuche und Entdeckungen sind allerliebst, ich möchte sie Dir vorzeigen und auslegen. Du erinnerst Dich der Farben, die ich epoptische genannt habe, die auf der Oberfläche der Körper durch Hauch, Druck, Erhitzung u. s. w. entspringen; nun hat man gefunden, daß auch im Innern des Glases, es sei in Scheiben- oder Körpergestalt, wenn es schon verkühlt, durch Reflexion zwischen zwei Spiegeln sich farbige Bilder erzeugen, die sich nach der Gestalt der Körper richten, in vollkommener Aehnlichkeit mit den Chladni'schen Tonfiguren. Man muß das Phänomen mit Augen sehen, weil das Wunderbare und Anmuthige davon nicht zu beschreiben ist." (Vgl. auch Th. XXXIV. S. 123).

146. Das französische Citat (S. 492) ist entnommen der „Voyage dans les quatres principales iles des mers d'Afrique etc." Paris 1804. Tom. III. p. 285 sq. (Vgl. auch Briefw. mit Schultz, S. 299 ff.)

147. Das Stück Bernstein (S. 495) hatte G. von Döbereiner erhalten; er sendet es am 24. Juli 1819 mit dem Bemerken zurück, daß es „seine entoptischen Eigenschaften verloren zu haben scheint".

148. Der Erscheinung am Damast (S. 495) gedenkt G. in den „Annalen" 1818 (Abt. 965) mit folgenden Worten: „Ich meinerseits, überzeugt vom Zusammenwirken des Technisch-Mechanischen mit dem Dynamisch-Ideellen, ließ die Seebeckischen Kreuze auf Damastart sticken und konnte sie nun nach beliebigem Scheinwechsel hell oder dunkel auf derselben Fläche sehen."

149. Daß man zur Erklärung der „entoptischen" Erscheinungen heutzutage allgemein nur transversale Schwingungen (S. 496) annimmt, ist in der Einleitung bemerkt worden.

150. Die wichtige Bemerkung eines Malers (S. 498) wurde 1817 gemacht. G. sagt in den „Annalen" unter dem genannten Jahre (Abs. 935): „Dabei entdeckte sich, daß ein dem Maler günstiges oder ungünstiges Licht von dem direkten oder obliquen Widerschein herrühre." Und an Staatsrath Schultz schreibt er am 7. September desselben Jahres: „Die Lehre vom direkten und obliquen Widerschein hat sich in einem erst erbauten Malerateliér jetzt bewahrheitet, und zwar auf das Wunderbarste. Ein einziges großes Fenster ist nach Norden gerichtet; der Künstler klagte mir, er habe, selbst bei völlig klarem Himmel, in den ersten Morgenstunden ein widerwärtiges Licht; es verbessere sich bei unveränderter Atmosphäre gegen die Mittagsstunden und verschlechtere sich wieder gegen Abend. Ich brachte sogleich meine Spiegelung, zeigte ihm das schwarze und weiße Kreuz und klärte ihn möglichst darüber auf. Die Lehre, die daraus erfolgte, war freilich nicht die erbaulichste; denn hiernach muß der Künstler nicht zu früh aufstehen und außer dem höchsten Sonnenstande nur wenige Stunden des Tages arbeiten. Der Allerfleißigste müßte seine Werkstatt auf einem Drehzapfen beweglich anlegen, um sie, wie eine Windmühle nach dem Wind, so nach dem direkten Widerschein von Stunde zu Stunde richten zu können. Bei Beschauung fertiger Bilder kommt dieselbe Bedingung in Anschlag." Hierbei sei bemerkt, daß bei Betrachtung von Gemälden auch oft das polarisirte Reflexlicht durch seinen Glanz störend ist, das man fortschaffen kann, wenn man durch ein Nicol'sches Prisma so hindurchblickt, daß seine Hauptschnittsebne der Reflexionsebne parallel ist. Aehnlich verhält es sich mit dem Verschwinden des Musters beim Damast (s. oben S. 496) oder anderen glänzenden Stoffen.

151. Versuche zur Bereitung „entoptischer" Tafeln (S. 501) machte G. auch nach der Abfassung des vorliegenden Aufsatzes, so namentlich 1822 in der Glashütte von Zikentscher. Siehe „Notirtes und Gesammeltes auf der Reise vom 16. Juni bis zum 29. August 1822", Th. XXVII. 1. S. 349 ff.; Briefw. mit Sternberg, S. 77.

Nachträge zur Farbenlehre.

152. **Die unter dem Titel Nachträge zur Farbenlehre (S. 505) zusammengefaßten Aufsätze erschienen, mit Ausnahme der „Kritik der Preisaufgabe" und der Briefe „über den Regenbogen" sämmtlich 1822 im vierten Heft „Zur Naturwissenschaft" und 1823 im ersten Heft des II. Bandes dieser Zeitschrift unter der Generalrubrik „Chromatik". Da aber dieser Titel ohne Zweifel nur zur Unterscheidung von zu anderen Disziplinen gehörigen Aufsätzen gewählt ist, so ist die seit der Ausgabe letzter Hand übliche Fassung um so mehr gerechtfertigt, als an die vorliegenden Aufsätze zu denken ist, wenn G. in den „Annalen" 1820 (Abs. 1000) sagt: „Sodann begab ich mich an verschiedene Paralipomena der Farbenlehre."**

153. Das erste Motto (S. 506) steht in der Gedichtsammlung unter der Ueberschrift „Herkömmlich", das zweite unter den „Zahmen Xenien".

154. **Manche Aeußerungen der Aelteren Einleitung (S. 507) erinnern an mehrere Invektiven G.'s, so der Anfang an die „Zahme Xenie":**

„Für mich hab' ich genug erworben,
So viel auch Widerspruch sich regt;
Sie haben meine Gedanken verdorben
Und sagen, sie hätten mich widerlegt";

der Satz: „Es ist belehrend" u. s. w. (S. 512) an:

„Das ist eine von den alten Sünden:
Sie meinen, Rechnen, das sei Erfinden."

155. **Falsche Ableitung des Himmelblauen (S. 521).** Im Anschluß an diese Nummer bringen wir eine Beschreibung der „Farben des Himmels" von Goethe zum Abdruck, welche sich im Anhange zu der „Instruktion für die sämmtlichen Beobachter der Großherzoglichen meteorologischen Anstalten" als „Beilage 1" findet, und die wir, wie in der Einleitung bemerkt ist, der Schlesischen Gesellschaft für vaterländische Kultur zu Breslau verdanken (vgl. Tg. XXXIV. S. XIV, 297 ff., 240—244).

„Farben des Himmels.

„Hängen genau mit dem Witterungszustande zusammen.

„Nachfolgende Erfahrung muß man sich einprägen, weil sie der Grund aller in der Atmosphäre zu beobachtenden Farbenerscheinung bleibt.

„Ein trübes Glas vor das Finstere gehalten, von vorne aber erleuchtet, erscheint blaulicht, je weniger trüb, desto blauer, das am Wenigsten getrübte violet; umgekehrt erscheint dasselbe Glas gegen das Helle gehalten gelb, nach seiner mehreren Dichtigkeit röther, so daß endlich die Sonne selbst rubinroth zu schauen ist.

„Die Luft, als Feuchtigkeitsträger, auch die heiterste, ist immer als trüb anzusehen, weswegen der Himmel der Sonne gegenüber und zur Seite blau erscheinen wird; denn das Finstere des Weltalls wirkt noch durch den Flor hindurch. Ebendeshalb erscheinen die Berge in einiger Entfernung dunkler blau als in größerer.

„Auf den höchsten Bergen wegen der Reinheit der Atmosphäre erscheint die Luft hochblau, zuletzt ins Röthliche spielend; im flachen Lande, bei größerer Verdichtung und Trübung der Luft wird das Blau immer bläßer, verschwindet zuletzt und erscheint ganz weiß.

„Die Sonne und der helle Raum um sie her, durch eine stark mit Dünsten angefüllte Atmosphäre gesehen, erscheint gelbroth bis zum Rothen.

„Vor Sonnenaufgang, wenn die Sonne durch die starken Dünste des Horizonts durchscheint, so beleuchtet sie die Wolken mit gelbem, ja mit rothem Schein.

„Beim Höherauch erscheint die Sonne blutroth, wie durch ein stark getrübtes Glas.

„Auf beigelegter Zeichnung hat man den Blaumesser, mit dem Gelb- und Rothmesser verbunden; jener hat nur die Hälfte seiner Stufen, die nicht einmal alle bei uns vorkommen, dieser ist ganz durchgeführt, obgleich das höchste Roth bei uns wol selten sein möchte; in Italien kommt es vor zu Zeiten des Sirocco."

156. Vermannichfaltiget nun ꝛc. (S. 522). „Die Vermannichfaltigung eines jeden einzelnen Versuches ist also die eigentliche Pflicht eines Naturforschers", sagt G. in „Der Versuch als Vermittler von Objekt und Subjekt", Th. XXXIV. S. 80 f.

157. Ueber die Trinkgläser (S. 524), welche die Erscheinungen trüber Medien zeigen, erzählt Carus (Goethe. Zu dessen näherem Verständniß, 1843, S. 13), der sie 1821 und speziell das hier beschriebene gesehen hat (a. a. O. S. 22). Auf Carus' Anfrage, wo jene Becher zu haben seien, erwidert G. am 14. April 1823: „Sehr gern würde ich ein Trinkglas, wie Sie bei mir gesehen, überlassen, wenn noch eins vorräthig wäre; das vorgezeigte ist mein Letztes; sie sind überhaupt seltener, als ich anfangs dachte; bei meinem vorjährigen Aufenthalt [in Böhmen] konnte ich keins erlangen." Vergl. auch Eckermann, „Gespräche", II. 50.

158. Mit Bezug auf das Lignum nephriticum (S. 525), wovon wiederholt sowol in diesem als im vorigen Bande die Rede war, bemerken wir noch, daß G. am 19. Juni 1817 an Döbereiner ein Stückchen Holz sandte, welches man ihm als das ächte Lignum nephriticum ankündigte, das ihm noch nie zu Handen gekommen. Er ersucht Diesen, „dasselbe in Späne [zu] schneiden und mit destillirtem Wasser [zu] übergießen, damit wir erfahren, ob sich denn wirklich ein trüber Liquor erzeugt, welcher denn, wie ganz natürlich, die bekannten Eigenschaften der Trübe haben müßte, vor dunklem Grund blaureth und blau, vor hellem gelbroth und gelb zu werden. Hierbei würde vortheilhaft sein, wenn man bei Gewinnung dieses zarten Liquors das Violet darstellen könnte, welches nicht leicht geschehen kann, weil der erste, zarteste Grad von Trübung hiezu erfordert wird". Auch am 24. Juli 1819 sendet G. an Döbereiner „ein Stück sogenanntes Nierenholz zu gelegentlichem Versuch, ob nicht etwa auch aus demselben wie aus der Quassia ein trüber Liquor zu entwickeln wäre". Die Nachricht über die Quassia-Infusion wird G. zwischen Mitte April und Mitte Juni 1818 erhalten haben. Am 20. Juni schreibt er an Döbereiner: „Mögen Ew. Wohlgeboren gefälligst mir die Operation anzeigen, wodurch der so fein getrübte Liquor entstanden, welcher künftighin keinem Physiker fehlen sollte, um die wichtige Erscheinung des Violeten bei dem ersten Grad der Trübe darstellen zu können." Im Briefe an Schultz vom 18. Juni 1819 sagt G. von dieser Infusion, daß sie „im Effekt, das herrlichste Urphänomen hervorzubringen, Alles übertrifft, was man vom Lignum nephriticum erwartet". Endlich mag hier noch die Aeußerung in den „Annalen" 1816 (Abt. 906) Platz finden: „Farbenversuche mit vegetabilischen Extrakten dienten wiederholt, die höchste Konsequenz der Farben-

lehre darzuthun." Im Uebrigen vgl. zu der vorliegenden Nummer Th. XXXV. S. 549.

159. Das 1792 beobachtete Phänomen (S. 527) beschreibt G. in der „Campagne in Frankreich" (Th. XXV. S. 32 f.) folgendermaßen:

„Auf dem großen grünen ausgebreiteten Teppich zog ein wunderliches Schauspiel meine Aufmerksamkeit an sich: eine Anzahl Soldaten hatten sich in einen Kreis gesetzt und hantierten etwas innerhalb desselben. Bei näherer Untersuchung fand ich sie um einen trichterförmigen Erdfall gelagert, der, von dem reinsten Quellwasser gefüllt, oben etwa dreißig Fuß im Durchmesser haben konnte. Nun waren es unzählige kleine Fischchen, nach denen die Kriegsleute angelten, wozu sie das Geräth neben ihrem übrigen Gepäcke mitgebracht hatten. Das Wasser war das klarste von der Welt, und die Jagd lustig genug anzusehen. Ich hatte jedoch nicht lange diesem Spiele zugeschaut, als ich bemerkte, daß die Fischlein, indem sie sich bewegten, verschiedene Farben spielten. Im ersten Augenblick hielt ich diese Erscheinung für Wechselfarben der beweglichen Körperchen, doch bald eröffnete sich mir eine willkommene Aufklärung. Eine Scherbe Steingut war in den Trichter gefallen, welche mir aus der Tiefe herauf die schönsten prismatischen Farben gewährte. Heller als der Grund, dem Auge entgegengehoben, zeigte sie an dem von mir abstehenden Rande die Blau- und Violetfarbe, an dem mir zugekehrten Rande dagegen die rothe und gelbe. Als ich mich darauf um die Quelle ringsum bewegte, folgte mir, wie natürlich bei einem solchen subjektiven Versuche, das Phänomen, und die Farben erschienen, bezüglich auf mich, immer dieselbigen.

„Leidenschaftlich ohnehin mit diesen Gegenständen beschäftigt, machte mir's die größte Freude, dasjenige hier unter freiem Himmel so frisch und natürlich zu sehen, weshalb sich die Lehrer der Physik schon fast hundert Jahre mit ihren Schülern in eine dunkle Kammer einzusperren pflegten. Ich verschaffte mir noch einige Scherbenstücke, die ich hineinwarf, und konnte gar wohl bemerken, daß die Erscheinung unter der Oberfläche des Wassers sehr bald anfing, beim Hinabsinken immer zunahm und zuletzt ein kleiner weißer Körper, ganz übersärbt, in Gestalt eines Flämmchens am Boden anlangte. Dabei erinnerte ich mich, daß Agricola schon dieser Erscheinung gedacht und sie unter die feurigen Phänomene zu rechnen sich bewogen gesehn."

160. **So wie nicht leicht etwas Vernünftiges gedacht** ꝛc. (S. 529). Dazu „Sprüche in Prosa" Nr. 1: „Alles Gescheite ist schon gedacht worden; man muß nur versuchen, es noch einmal zu denken", und „Faust":

„Wer kann was Dummes, wer was Kluges denken,
Das nicht die Vorwelt schon gedacht? —"

Vgl. die zu ersterem Ausspruch von v. Loeper angeführten Parallelstellen Werke, Th. XIX.

161. **Hier haben wir unsern guten Wünsch wieder und seinen Essig, der aus Gurkensalat erzeugt wird** (S. 530), ist eine Reminiscenz an die Lenie in Schiller's „Musenalmanach für 1797":

„Gelbroth und Grün macht das Gelbe, Grün und Violblau das Blaue.
So wird aus Gurkensalat wirklich der Essig erzeugt!"
(Werke, Th. III. S. 251).

Wünsch suchte in seiner Schrift: „Versuche und Beobachtungen über die Farben des Lichts", zu beweisen, daß es drei einfache Farben gebe. Im vorigen Theil ist von Wünsch öfter die Rede. Vergl. auch über ihn G.'s Brief an Zelter vom 5. Oktober 1828.

162. **Gegner und Freunde. Widersacher** (S. 530). Erstere Ueberschrift ist seit der vierzigbändigen Ausgabe zugesetzt und ist insofern gerechtfertigt, als in Nr. 15 nicht blos Widersacher aufgeführt und überdies mehrfach von G. selbst Generaltitel gewählt sind, welche mehrere Nummern umfassen, wie z. B. oben „Physische Farben". In den späteren Nummern 16—23 folgen befreundete Ansichten, während die Ueberschrift Widersacher eigentlich Nr. 15 gilt. Die meisten der aufgeführten Rezensionen sind allerdings gegnerisch, allein die Leipziger Litteratur-Zeitung giebt nur eine Inhaltsangabe, die man als wohlwollend bezeichnen kann, und die Rezensionen in den Ergänzungsblättern ist in ihrer zweiten Hälfte, welche von einem andern Rezensenten herrührt als die erste, durchaus zustimmend.

163. Der Freund, welcher G. das Verzeichniß der Rezensionen mittheilte (S. 530), ist Seebeck; es geschah mit Brief vom 25. April 1812 (Goethe's Naturwissenschaftliche Korrespondenz, II. 321 f.); die später erschienenen fügte G. zu.

164. Prediger in der Wüste (S. 535). Dies erinnert an eine Stelle im Briefe G.'s an Schultz vom 19. August 1823:

„Nicht weniger bin ich im Geognostischen den streitigen Punkten näher gerückt. Auch da muß man sich lossagen von allem äußeren Einfluß, nur genau Acht geben auf alte bedeutende Stimmen aus der Wüste.“

165. Auf die Nouvelle Croagénésie par Leprince (S. 537) wurde G. von Graf Reinhard im Briefe vom 1. Febr. 1820 aufmerksam gemacht. G. antwortet am 12. April: „Das in Ihrem Briefe bezeichnete Buch ... ist seit einigen Tagen in meinen Händen, und es will mir nicht gelingen, mich damit zu befreunden, noch mir ein Bild von der Denkweise des Verfassers zu machen. Er sieht die Newton'schen Irrthümer und die sophistische Art, sie geltend zu machen, recht gut ein, weil er aber gleich von vornherein polemisch verfährt und zugleich eine andere Erklärung an die Stelle setzen will, so wird weder sein Widerspruch noch seine Lehre ganz klar. Vielleicht gelingt es mir bei näherer und ruhigerer Betrachtung, über Beides deutlicher zu werden.

„Seine Vorrede ist in meinem Sinne, den Sie kennen und billigen, aber diffus geschrieben, weder anziehend noch eindringlich. Es findet sich keine Spur, daß er meine Arbeit gekannt habe; auch sagt er ausdrücklich, er habe keine Schrift darüber gelesen und kenne nur einen einzigen Verfasser, den er citirt (Hauy).

„Dieses Buch wird meines Erachtens ganz ohne Wirkung bleiben, wie das Werk des Engländers Dr. Read; Dieser sieht auch den Newton'schen Irrthum vollkommen ein, setzt aber einen andern an die Stelle, der noch absurder ist. Und so darf mich bis auf den heutigen Tag jene große Arbeit nicht reuen, da sie uns in den Stand setzt, Alles, was in diesem Fache zum Vorschein kommt, mit leichter Uebersicht zu beurtheilen ...“ Aehnlich äußert sich G. in den „Annalen“ 1820 (Abt. 1001).

166. Den Brief von Hegel (S. 539 ff.), dessen Zustimmung G. bereits in Dessen „Wissenschaft der Logik“ 1812—1816 und dann in der 1817 erschienenen „Encyklopädie der philosophischen Wissenschaften im Grundrisse“ erfahren hatte (vgl. Sulpiz Boisserée, II. 175, 177 f., 189; „Annalen“ 1817, Abt. 936), hat G. nicht wörtlich, sondern nur auszugsweise und gleichsam zugestutzt wiedergegeben. Er giebt der Freude, welche ihm die erneute Zustimmung, die ihm zur Aufmunterung wird, wiederholt Ausdruck, so im Briefe an Reinhard vom 5. März 1821, an Schultz vom 10. März, an Zelter vom 19. October. Hegel's Brief ist eine Erwiderung auf ein Schreiben G.'s vom

7. Oktober 1820, welches das III. Heft „Zur Naturwissenschaft“ begleitete. G. dankt Hegel am 13. April 1821.

167. Das entschuldigende Nachwort (S. 541) ist der Anfang eines Briefes von G. an Reinhard vom 29. März 1821, und unter den beikommenden Nachempfehlungen ist Hegel's Brief gemeint, den er Reinhard mittheilte.

168. Appell an die Nachwelt immer etwas Triftes (S. 542). In Nr. 221 der „Sprüche in Prosa“ sagt G.: „Der Appell an die Nachwelt entspringt aus dem reinen, lebendigen Gefühl, daß es ein Unvergängliches gebe und, wenn auch nicht gleich anerkannt, doch zuletzt aus der Minorität sich der Majorität werde zu erfreuen haben.“

169. Bei Gelegenheit des Schreibens von Brandis (S. 542 ff.) möchten wir nachträglich bemerken, daß die von G. im Entwurf einer Farbenlehre §. 104 ff. besprochenen Farbenblinden höchst wahrscheinlich nicht blaublind, sondern rothblind waren, und dasselbe würde von Brandis selbst gelten.

170. Die Abhandlung von Engel (S. 543) führt den Titel „Versuch über das Licht“. Berlin 1800.

171. Das Werk von Telesius (S. 546) wünscht G. am 14. Dezember 1810 durch Fritz Schlosser aus der Frankfurter Stadtbibliothek auf eine zu bestimmende Zeit zu erhalten; es geschähe ihm damit, fügt er in jenem Schreiben hinzu, eine besondere Gefälligkeit, denn er habe es längst zu sehen gewünscht. Am 24. Januar 1811 schreibt G. an Denselben: „Das Packet mit den Büchern ist glücklich angekommen. Das zweite von Ew. Wohlgeboren beigelegte Exemplar, sowie die Dissertation sohne Zweifel die S. 549 erwähnte Schrift von Lotter] sind für mich besonders von Bedeutung. Ich werde baldmöglichst Gebrauch davon machen und Alles wieder wohleingepackt zurückschicken.“ Dann am 15. Februar: „Die mir anvertrauten Bücher sende mit Dank zurück. Besonders enthielt die Ausgabe in Quart zu meiner Freude auch die kleineren Schriften des Telesius und das Büchelchen De colorum generatione, worauf es mir hauptsächlich ankam. Nicht weniger war mir die Dissertation erwünscht, welche, sehr gründlich und gut geschrieben, mich mit den Schicksalen dieses Mannes und seinen Werken näher bekannt machte.“ Vgl. auch „Annalen“ 1821 (Abs. 1101).

Und so erfreu' ich mich
Auch Deiner Gegenwart,
Du Allerliebster,
Obgleich betrunken.

13.

Was in der Schenke waren heute
Am frühsten Morgen für Tumulte!
Der Wirth und Mädchen! Fackeln, Leute!
Was gab's für Händel, für Insulte!
Die Flöte klang, die Trommel scholl!
Es war ein wüstes Wesen —
Doch bin ich, Lust und Liebe voll,
Auch selbst dabei gewesen.

Daß ich von Sitte nichts gelernt,
Darüber tadelt mich ein Jeder;
Doch bleib' ich weislich weit entfernt
Vom Streit der Schulen und Katheder.

---

13. Erschien zuerst 1827 in Goethe's Kunst und Alterthum. VI. 1. S. 212. u. d. T. Hafis, dann in demselben Jahre auch im Divan. B. I. H. — Wie die Ueberschrift des Gedichts im ersten Druck andeutet, ist dasselbe einer Gasele des Hafis (Dal. CXXIV) nachgebildet, welche in Hammer's Uebertragung anfängt:

„Si, ei! Was in der Schenke heut
Des Morgens für ein Lärmen war,
Wo Schenke, Liebchen, Fackel, Licht
Im heftigen Tumulte war.
Und wo wiewol Erklärungen
Die Liebeigeschichte nicht bedarf)
Die Flöte und die Trommel doch
Im lautesten Getöse war.
Wer blos aus Lieb' in Streit und Zank
In diesen Kreis von Narren ging,
Bei weit entfernet von dem Streit
Der Schulen und der Tanzeln war."

Der Schluß, insofern ihn Goethe sich angeeignet hat, weist zurück auf manche Lieder des Buchs des Unmuths, wie Nr. 5 und 8. — V. 5 wenig verändert in Heine's Romanzero (89): „Die Trommel scholl, das Kuhhorn klang."

172. Der Trattato des Lionardo da Vinci (S. 552), welchen G. schon vor der italienischen Reise und in Italien von Neuem gelesen hatte (siehe „Rom, den 9. Februar 1788“) wurde, wie G. selbst an Heinrich Meyer am 24. Februar 1818 schreibt, 1817 nach einem Manuskript der Vaticana abermals gedruckt. G. sagt über das vorliegende Citat in den „Annalen“ 1817 (Abh. 936): „Der Aufsatz Leonardo da Vinci's über die Ursache der blauen Farbenerscheinung an fernen Bergen und Gegenständen machte mir wiederholt große Freude. Er hatte als ein die Natur unmittelbar anschauend auffassender, an der Erscheinung selbst denkender, sie durchdringender Künstler ohne Weiters das Rechte getroffen.“

173. Auf Nr. 31 (S. 558) folgt in den Heften „Zur Naturwissenschaft“ Meteorologisches und Geologisches. Das Stück: „Aus Ueberzeugung ꝛc.“ ist daselbst nicht numerirt, ihm gehen folgende Zeilen voran, die wohl für die Zeitschrift, aber nicht für die Ausgabe der Werke sich eignen, weshalb wir sie gleich den übrigen Ausgaben nicht in den Text aufgenommen haben, sondern hier nachbringen:

„Da nunmehr aber der Raum nicht gestattet, noch irgend einen bedeutenden Aufsatz einzurücken und wir außerdem noch wünschen, auf künftige Hefte, deren Herausgabe uns gegönnt sein möge, vorläufig hinzudeuten, so lassen wir Wartesteine vorragen, damit man ahne, daß da, wo unser Gebäude mangelhaft oder unausgeführt erscheinen könnte, noch wohl mancher Flügel nach unserm Entwurf zu verbinden und anzubauen sein möchte.“

174. Diese vollen zehen Jahre (S. 558) — seit dem Erscheinen der Farbenlehre 1810.

175. Schultz (S. 559), dessen Briefwechsel mit G. zum großen Theil die Farbenlehre zum Gegenstande hat, veröffentlichte durch des Letztern Vermittelung in Schweigger's „Journal für Chemie und Physik“, Bd. XVI. (1816). S. 121—157 einen Aufsatz über physiologische Gesichts- und Farbenerscheinungen, welchem G. folgende Bemerkung am Schlusse hinzufügte.

„Vorstehender Aufsatz war schon im November 1814 geschrieben, sodann zur Prüfung Freunden und Forschern mitgetheilt, und obgleich der Verfasser seit der Zeit neue Bemerkungen gemacht, abweichende Ansichten gewonnen, so bringt man dennoch einen unveränderten Abdruck einstweilen ins Publikum, mit dem

Wunsche, durch Theilnahme der Kenner eine umfassendere Bearbeitung erleichtert und befördert zu sehen."

Im August 1817 schrieb Schultz in Weimar einen zweiten Aufsatz desselben Titels, worüber G. unter Anderm in den „Annalen" (Abs. 936) bemerkt: „Staatsrath Schultz in Berlin übersandte mir den zweiten Aufsatz über physiologe Farben, wo ich meine Hauptbegriffe ins Leben geführt sah." Endlich erschien im I. Heft des II. Bandes (S. 20—38) „Zur Naturwissenschaft" anonym ein Aufsatz von Schultz: „Ueber physiologe Farbenerscheinungen, insbesondere das phosphorische Augenlicht, als Quelle derselben, betreffend." Die Namensnennung unterblieb auf Schultz' Wunsch.

176. Ueber Purkinje (das.) vergl. Th. XXXIV. S. 119 und Th. XXXV. S. 539.

177. B. Hamel's „Beschreibung zweier Reisen auf den Montblanc" (S. 560), welche G. auch Th. XXXIII. S. 447 citirt, erschien 1821.

178. Fraunhofer's Beobachtung der Querstreifen im prismatischen Spektrum (S. 561) führte bekanntlich zur Entdeckung der Spektralanalyse. (Vgl. übrigens „Sprüche in Prosa", Nr. 1001, Briefwechsel mit Schultz, S. 378, mit Sternberg, S. 91).

179. Den Widerwillen gegen Biot's Behandlung der Physik und insbesondere der sogenannten Polarisation des Lichts (S. 562) äußert G. so oft, daß es genügen wird, auf einige Stellen zu verweisen: „Annalen" 1817, Abs. 932 und 1820, Abs. 1002. Brief an Schultz vom 24. November 1817. Vgl. auch Th. XXXIV. S. 133 f. und Nr. 787 der „Sprüche in Prosa".

180. . . . ein solch Abrakadabra von Zahlen und Zeichen (das.). An Schultz schreibt G. am 11. März 1816, nachdem er bemerkt hat, daß er sich durch die Unzulänglichkeit der Sprache oft habe abhalten lassen, das zu sagen, was er hätte sagen können und sollen: „Jene Scheu, deren ich mich eben anklage, überwand ich zu Liebe der Farbenlehre, die mich viele Jahre beschäftigt hatte, und ich ließ mich nicht irren, daß die ganze physische Gilde in hergebrachten hohlen Chiffern zu sprechen gewohnt ist, deren Abrakadabra ihnen die Geister der

lebendigen Natur, die überall zu ihnen spricht, möglichst vom trocknen dogmatischen Leichnam abhält."

181. Der Fehde zwischen Biot und Arago (daf.) gedenkt G. unter Anderm in den „Annalen" 1821, Abt. 1102.

182. Mit prismatischen Farbensäumen (S. 564) übersetzt G. das Wort diffraction, welches eigentlich Beugung des Lichts bedeutet.

183. Ueber Henning (S. 566) sind G.'s Äußerungen sehr zahlreich. Vgl. „Annalen" 1821, Abt. 1103; 1822, Abt. 1128; „Notirtes und Gesammeltes ꝛc.", S. 341. Briefwechsel mit Zelter, III. 204, 277; mit Schultz, S. 254, 273; mit Reinhard, S. 214; Sulpiz Boisserée, II. 339, 431 u. A. Indessen wandte sich Henning später von der chromatischen Beschäftigung ab. Vgl. Goethe's Briefwechsel mit Schultz, S. 371, 373. Die Besprechung der Vorlesungen Henning's wie die beiden folgenden Stücke erschienen im I. Heft des II. Bandes „Zur Naturwissenschaft" 1823.

184. Auf den neuen entoptischen Fall (S. 567) machte G. Schultz im Briefe vom 9. Januar 1824 mit folgenden Worten aufmerksam: „Bei eintretendem Frost empfehle dringend, den schwarzen Glasspiegel auf die Fensterbank zu legen und die aufthauenden baumförmig gestalteten Eisrinden darin zu beschauen, nach Anlaß des naturwissenschaftlichen Heftes, B. II. S. 96. Es ist wol eins der angenehmsten Schauspiele in der ganzen Chromatik." Mit Bezug auf G.'s Bemerkung über die Ursache dieses Phänomens (S. 568) dürfen wir noch an folgende Stelle aus einem Briefe an Döbereiner vom 18. Febr. 1821 erinnern: „Ferner hätte ich, da uns die Kälte noch begünstigt, Sie zu ersuchen, Sie möchten in Gefolg der Bemerkung, daß auch durchs Erkalten die durchsichtigen Körper entoptische Eigenschaften erlangen, einen gleichen Versuch mit gläsernen Täfelchen machen. Bei freier Uebersicht darf man gar wohl aussprechen, daß die entoptische Wirkung vom Temperaturwechsel herrühre. Wenn man also ein in hohem Grade erkaltetes Glas unmittelbar in starke Wärme brächte, so wäre zu vermuthen, daß ihm die Eigenschaft, Formen und Farben hervorzubringen, mitgetheilt würde."

185. Die Kritik der Preisaufgabe der Petersburger Akademie (S. 572) hat G. laut einem Briefe an Schultz vom 29. Juni

1829 im Jahre 1827 verfaßt; dieselbe ist erst in den „Nachgelassenen Werken“ 1833 veröffentlicht worden. Es heißt in dem angeführten Briefe: „Die Kaiserliche Akademie der Wissenschaften zu Petersburg hat am 29. Dezember 1826, als bei ihrer hundertjährigen Stiftungsfeier, eine bedeutende physikalische Aufgabe, mit ausgesetztem ansländigen Preise, den Naturforschern vorgelegt.

„Nachdem ich das Programm gelesen, welches mir, als neuernanntem Ehrenmitgliede, alsobald zukam, erklärte ich klar und unumwunden meiner Umgebung: Die Akademie wird keine Auflösung erhalten und hätte sie eigentlich nicht erwarten sollen. Sie verlangt die verschiedenen Hypothesen, die man über die dem Licht, wie man glaubt, abgewonnenen Eigenheiten und Eigenschaften nach und nach ausgesprochen, abschließlich vereinigt, versöhnt, subordinirt, unter einen Hut gebracht zu sehen. Niemand wurde gewahr, daß sie alle mit einander mit Farbenerscheinungen verknüpft sind; man dachte nicht, daß die Phänomene, worauf jene Hypothesen gegründet sind, nochmals müßten revidirt werden, ihre Reinheit, Kongruität, Einfachheit und Mannichfaltigkeit, Ursprüngliches und Abgeleitetes erst noch müßte untersucht werden.

„Obige meine Weissagung ist eingetroffen, die Akademie erklärte am 29. Dezember 1828, sie habe in diesen zwei Jahren kein einziges Memoire erhalten, prorogirt jedoch den Termin bis in den September d. J., wo gewiß auch keine Beantwortung eingehen kann und wird.

„Ich setzte vor zwei Jahren im ersten Anlauf eines aufgeregten Interesses mehrere Punkte aufs Papier.“

In Nr. 837 der „Sprüche in Prosa“ giebt G. einen Grund an, weshalb die Petersburger Akademie auf ihre Preisfrage keine Antwort erhalten, und fährt in Nr. 838 fort: „Auch der verlängerte Termin wird nichts helfen. Sie sollte jetzt den Preis verdoppeln und ihn Demjenigen versprechen, der sehr klar und deutlich vor Augen legte: warum keine Antwort eingegangen ist, und warum sie nicht erfolgen konnte. Wer dies vermöchte, hätte jeden Preis wohl verdient.“

186. Die Auszüge aus dem Briefwechsel mit Sulpiz Boisserée über den Regenbogen (S. 578 ff.) erschienen zuerst in den „Nachgelassenen Werken“ 1833. Ueber die Abweichungen bei Boisserée vgl. die Textrevision.

Zur Reviſion des Textes.

Verglichen ſind folgende Drucke:

F. Zur Farbenlehre. von Goethe. Zweyter Band. Tübingen, in der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. 1810.

N. Zur Naturwiſſenſchaft überhaupt. Von Goethe. Stuttgard und Tübingen, in der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. 2 Bde. 1817–1824. – Mit der Zeitſchrift „Zur Morphologie. Von Goethe" unter dem gemeinſchaftlichen Titel „Zur Naturwiſſenſchaft überhaupt, beſonders zur Morphologie. Erfahrung, Betrachtung, Folgerung, durch Lebensereigniſſe verbunden." 4 Bde. 8.

T. (Taſchenausgabe.) Goethe's Werke. Vollſtändige Ausgabe letzter Hand. 53., 54. u. 55. Band. Unter des durchlauchtigſten deutſchen Bundes ſchützenden Privilegien. 60. Band. Stuttgart und Tübingen, in der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. 1833. 1842. (Goethe's nachgelaſſene Werke. 13., 14., 15. u. 20. Band.) 16.

O. Dieſelbe Ausgabe. Oktav. 1833. 1834. 1842.

C. (Claſſikerausgabe.) Goethe's ſämmtliche Werke in vierzig Bänden. Vollſtändige, neugeordnete Ausgabe. 37., 39. u. 40. Band. Unter des durchlauchtigſten deutſchen Bundes ſchützenden Privilegien. Stuttgart und Tübingen. J. G. Cotta'ſcher Verlag. 1840. Schiller-Format.

Q. (Quartausgabe) Goethe's poetiſche und proſaiſche Werke in zwei Bänden. Mit elf Stahlſtichen. Unter den ſchützenden Privilegien ſämmtlicher Staaten des deutſchen Bundes. Zweiten Bandes zweiter Theil. Stuttgart und Tübingen. J. G. Cotta'ſcher Verlag. 1847. Lexikon-Format. (Zweiter Titel: Goethe's ſämmtliche Werke. Dritter Band.)

G. Goethe's Sämmtliche Werke. Vollſtändige Ausgabe in fünfzig Bänden. Mit Einleitungen von Karl Goedeke. 15. Band. Stuttgart. Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. 1876. 8.

Geschichte der Farbenlehre.

Seite	Zeile	
1.		Der Titel nach F; in T u. Q lautet er: Geschichte der Farbenlehre. Erster Theil. Von den Griechen und Römern bis auf Newton; in C u. G: Geschichte der Farbenlehre.
4.	17	sollte dieser Band, F u. G; T–Q sollten diese Bände.
5.	13 v. u.	unbestimmten. F–Q; G unbestimmtem.
7.	9	kindlichen; C u. Q kindischen.
8.	14	freigegebenen. G preisgegebenen.
10.		Griechen; T–G Griechen und Römer. In diesen Ausgaben fehlt der ganze Abschnitt bis S. 24 unseres Textes, und es folgt sogleich die Abhandlung: „Betrachtungen über Farbenlehre und Farbenbehandlung der Alten." (Siehe ob. S. 75.)
17.	15	das; F Druck. bas.
22.	7	Portionen nach F, aber wahrscheinlich Druck. statt Proportionen.
25.	1	vielmehr, fehlt in T–Q. Das Register Z. 3–9 fehlt in den Ausgaben.
33.	18	sie; nothwendige Correctur bereits bei G; F–Q sich.
35.	7	durchleget. F u. G; T–Q durchscheibt; vgl. Z. 3 v. u. und S. 40. Z. 19 wo alle Ausg. d schreiben.
	10 v. u.	schattenfaebig; F–G schattenfärbig. — Z. 4 v. u. sei; G ist.
41.	3 v. u.	Augenbraunen F u. G; T–Q Augenbrauen.
44.	1	die, fehlt in T. C. Q.
	17	und; F als, aber im Druckfehlerverzeichniß in und verbessert.
46.	1	ὠχρόν; O. C. Q ὀχρόν. — Z. 17 ξουθόν; F. T. O. Q ξοῦθον.
	5 v. u.	coelinum οὐρανοειδές; G ungeschickte Nebenform.
47.	3	πυκνός, πιλός; C hat d. Neutrum, aber dennoch pullus.
	18	welches, fehlt T–Q. — Z. 3 v. u. geworden, T–Q werden.
48–75.	12 v. u.	fehlt in den Ausgaben.
75.	1	möchten, unsere Correctur; F mochten.
76.	2	in; C u. Q im.
78.	14 v. u.	Neuern nach F; T–G Neuere. — 11 v. u. zeigt F u. G. T–Q erzeugt.
79.	17	empfinden. G Empfindung. — Z. 13–14 v. u.; jener kurzen aus dem Timäus ausgehobenen Stelle, nach F; T–G der Meinungen Plato's über die Farbe.
83.	9 10	wie es der Verfasser des oben stehenden Aufsatzes getban, nach F, fehlt in den Ausgaben.

Seite	Zeile	
85.	9	von diesen gutmüthigen Hoffnungen, nach F, fehlt in den Ausgaben.
86.	7	Sternschnuppen; T Sternschnuppen.
87.	13	Freiheitssinn; T–G Freiheitssinn.
89.	1	Dritte; T–G Zweite.
96.	5	spaltete; T spaltet.
103.	4 v. u.	höhere F; T–G höheren.
104.	1 v. u.	bewegen die; statt dessen I der.
108.	7	viel; G viele.
109.	3	traut; C u. Q traute.
110.	7 v. u.	ohnmächtige; T. O. Q unmächtige, und so öfter.
114.		Vierte; T–G Dritte.
116.	1.2	hier zuerst das Büchlein des Antonius Thylesius, von den Farben in der Urschrift abdrucken lassen und sodann unsere Leser mit diesem Manne ... F; T–G unsere Leser zuerst mit Antonius Thylesius G Telesius.
	8	den Aufsatz; T–G den obigen Aufsatz.
	9	den wir auf der 44sten Seite eingeschaltet, fehlt in den Ausgaben. Das Büchlein des Thylesius ist in den Ausgaben nicht abgedruckt. Wir haben den Text mit der Ausgabe von 1563 (Basel) verglichen, deren offenbare Fehler wir jedoch hier nicht berücksichtigen.
	13 v. u.	circum complexu, nach genannter Ausgabe; F circumplexu.
117.	17 v. u.	Minervae; F Druck. Minerva.
121.	3 v. u.	appellabant; F Druck. appelle bant.
124.	17	coloribus, nach gen. Ausgabe; F coloribus.
125.	19	decolor is; F decoloris.
126.	21	Galbina; F Galbia.
128.	14	vorstehendes ... Buch; T–G des Antonius Thylesius ... Buch De Coloribus. — Im Allgemeinen bemerken wir hier, daß G oft und zuweilen auch die anderen Ausgaben) die Namen vollständiger angiebt als F, in der Schreibung von F abweicht und ihnen Geburts- und Todesjahr beifügt, wo die Zahlen in F nicht stehen. In diesen Fällen sowol als auch in der Flexion der Namen hielten wir uns streng an das Original.
	20	zwar, fehlt T–G.
	10 v. u.	nochmals vervielfältigt; T–G wiederholt empfunden.
129.	15 v. u.	Galathee, nach F; T–G Galathea.
132.	18	verfaßte; G verfaßt.
133.	11	Infinitiven; G Infinitive.
	14 v. u.	S... des gegenwärtigen Bandes, fehlt T–G.
135.	10 v. u.	1541, C u. G; F, T, O u. Q 1543.
139.	6	rein, fehlt in T, Q u. C.
140.	13 v. u.	ungeahneten; G ungeahnten, und so öfter.
146.	7 v. u.	Netrologen; G Netrologe.
157.	10–14	fehlt T–G.
158.	1	dünfte; T–G Biere.
159.	17	thörige; G thörichte.
162.	16.15 v. u.	Joh. Bapt; F u. G sämmtlich Wilhelm.
	14 v. u.	herrlichten; C u. Q herrlichen.
163.	11	materiae; C u. Q materia.

Seite	Zeile	
168.	18	**Scheint; G erscheint.**
175.	7	**zwischen, fehlt bei G.**
178.	2	**1650; F Druck. 1560.**
181.	17	**Ja, der leuchtende . . . . bis Z. 21 Ja. fehlt T–Q.**
183.	1 v. u.	**eigene; G einige.**
184.	2 v. u.	**bis S. 185, Z. 13 fehlt in F und ist erst seit T zugesetzt.**
185.	7	**1665; T, O u. Q fälschlich 1672.**
186.	4 v. u.	**auch, fehlt bei G.**
209.	4	**Mémoires; C u. Q Mémoire.**
211.	13 v. u.	**1655; F Druck. 1685; Q 1633.**
218.	11	**was; G das. — Z. 14 v. u. etwanigen; G etwaigen.**
217.	13	**entgegenfunden; G entgegenstanden.**
220.	6	**zwischen „etwas" und „zu" schaltet G dabei ein.**
222–240.		**Die Abschnitte: Nachtrag zc., Uebetaana zc., Geschichte des Kolorits zc. fehlen in allen Ausgaben.**
241.	1	**Sechste; T–G fünfte. — Z. 10 Londner; F Londoner, aber vgl. Z. 15; S. 208, Z. 3 v. u.; S. 241, Z. 17 v. u.; S. 245, Z. 17 v. u.; S. 257, Z. 11; S. 285, Z. 5 v. u., wo F stets das o ersetzt.**
242.	16	**Anaelegenheiten; G hat den Singular.**
244.	6 v. u.	**49; G 1649.**
245.	4 v. u.	**der; G das.**
249.	11 v. u.	**vor „neben" schalten T–G und sie ein.**
251.	10	**oder; T, C, Q und.**
260.	3 v. u.	**vor wie nach; C u. Q nach wie vor.**
265.	5 v. u.	**Geschichtforschers; C, Q u. G Geschicht ö forschers.**
266.	21 22	**Hilfenschafts; T–Q Wissenschaft.**
269.	18 v. u.	**weiter nicht; G nicht weiter.**
279.	10	**(Peter) nach F, fehlt in den Ausgaben.**
284.	12	**treuen; T, C u. Q getreuen.**
289.	18 v. u.	**achten und neunten, nur G; F–Q irrig siebenten und achten. — Z. 16 v. u. auch er; G er auch.**
294.	13 v. u.	**hinter „zufälligerweise" schalten C, Q u. G etwas ein.**
295.	13	**(so ein Mensch), fehlt T–Q.**
301.	6	**gelten; G geltend. — Z. 14 nur; C u. Q nun.**
303.	6	**den, fehlt bei G. — Z. 16 der, G des.**
304.	15 v. u.	**Niemanden; G Niemand.**
307.	6/7	**von Montmort-le Sorbière, nach F (vgl. oben Nr. 94 der Bemerkungen); T–G nur Sorbiere. — Z. 13 Manie; T–G Genie.**
311.	10	**Klimaten; T–Q Klimate.**
313.	5	**original; G originell.**
314.	10	**„Als" vor „eine Theorie", welches in F–Q fehlt und dessen irrtümliche Einschaltung sich aus dem „als" der vorhergehenden Zeile erklärt, haben wir mit G getilgt.**
316.	2 v. u.	**von; G de.**
318.	7 v. u.	**ersten; G erster.**
322.	16	**Reynault's; F fälschlich Renaud's.**
327.	10 v. u.	**Handwerker als Plural von „Handwerk" hat Grimm (Bd. IV, 2, 2p. 423) mit Belegen belegt, bemerkt jedoch, daß er den Gebrauch dieses Plurals nach der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts nicht belegen könne, was also mit vorliegender Stelle geschieht. Bal. ferner Herder (Sämmtliche Werke). Zp. XXII, S. 52 „Künste und Handwerker", und Zelter (zweite Ausg.). Th. XI, 1, S. 274 „Knechte . . ., die jene Handwerker treiben müssen".**

Seite	Zeile	
328.	15	15 v. u. Der Titel des Werkes von Gattel fehlt im Texte von F, ist aber im Druckfehlerverzeichnis hinzugefügt jedoch fehlerhaft, wie auch T–G, sur toute la pratique statt surtout à la pr.
330.		6 v. u. gefucht; G gefunden.
335.		1 Le Blond F–G, welche Schreibung, als die richtige, wir beibehalten haben, obwol das Druckfehlerverzeichnis in F in Le Blon zu ändern vorschreibt.
339.		1 zu; G zur. — Z. 5 v. u. halben; G halben. — Z. 3 v. u. hierauf; G hiermit.
345.		19 v. u. generalis; F generalior. Des Buches letzte Lemmata wir nicht haltbar werden, unsere Aenderung stützt sich auf Poggendorff's Gelehrtenlexikon.
346.		3 Hinter Schmidt fehlen T–Q: Joh. Andr. Schmieder ein.
		7 v. u. Physica fehlt T–Q. — Z. 6 v. u. 1737; T–G 1747.
349.		11 Grant; F Krant. — Z. 18 v. u. Beckmann; F Beckmann.
350.		1 die, fehlt T–G. — Z. 15 v. u. 1790; T–G 1799.
351.		11 Kursus F u. Q; die andern Kurses.
352.		10 v. u. Gottingae; F Goettingae.
358.		11 v. u. 1794; F falsch 1762.
368.		15 v. u. etwas; T, C, Q was.
370.		2 v. u. Franzos, nach F; T–G Franzose.
374.		13 geduldigen, nach F; T–G geduldigem.
389.		10 behandelt; G behandelte.
392.		2 v. u. uns, fehlt bei G.
395.		19 hinter „wieder" schieben T–G zu ein.
396.		11 allem nach F; T–G allen.
405.		9 v. u. XI; F T O u. Q VI.
406.		13 stark, F, O, G; T, C, Q starke. — Z. 9 v. u. XXIII; F–Q XXII.
409.		9 trete, mit G; F–Q treten.
411.		2 einsichtigen, Korrektur mit G; F–Q einseitigen.
412.		18 v. u. fertigen, nach F, T–G fertigem.
413.		7 viel; G vieles.
414.		7 fehlt; C u. Q fehlt.
415.		7 v. u. vor; G für.
418.		21 Galvanismus; G Galvanism, und so öfter.
419.		20 war; T u. C ward.
422.		18 v. u. Stand; C Stande.
423.		18 16 v. u. dieselbige entwarf, wie wir sie in zwei Abtheilungen unsern Lesern vorgelegt haben, nach F; T–G dieselbige in zwei Abtheilungen entwarf.
		16 v. u. welche hypothetisch genannt wird, nach F; T–G streichen welche und wird.
424.		1 einigen; G eigenen.

Supplementarer Theil.

426.	1	unser, nach F; Schiller (Hempel'sche Ausgabe, I. 1. 184) unsres.
	7	ewiger; C u. Q ew'ger.
427.	10	hinter „Jahren" schalten C u. Q (1805) ein.
429.	16	ins Reine; C u. Q im Reinen.
	20/22	Citate nachzubringen, gar mancherlei Verbesserungen im Namen, Jahrzahlen und andern

Seite	Zeile	
		kleinen Angaben. F u. G; T–Q Citate und mancherlei Verbesserungen nachzubringen.
430.	10	wird, nach F; T–G findet sich. — Z. 11/12 hier zum Schlusse mitgetheilt, fehlt T–U. — Z. 15 Verwirrung, F–Q; G hat den Plural. — Z. 20 thunlich, F u. G; T–Q thulich.
431.	18 bis zu	Ende, sowie der Aufsatz von Seebeck: „Wirkung farbiger Beleuchtung" rc. (S. 422—444), nach F. fehlt in den Ausg.

Die entoptischen Farben.

447. Das Vorwort und die Aufsätze „Doppelbilder rc." (S. 454 bis 456), „Elemente rc." (S. 456—463) und „Entoptische Farben" (S. 463 ff.) folgen in C, Q u. G dem Didaktischen 2 heile der Farbenlehre; T u. O bringen die erstgenannten drei Aufsätze für sich an der Spitze der im 6t. Bande mitgetheilten „Nachträge zur Farbenlehre" und drucken die Abhandlung „Entoptische Farben" hinter dem Historischen Theile ab.

Das Vorwort nach N. I. p. V—VII ist in den Ausgaben gekürzt und zum Schlusse geändert (vgl. S. 613, Nr. 134 der Bemerkungen). In den Ausgaben fehlen die ersten 4 Absätze und der Schlußabsatz (S. 448) lautet: „Hier nun folgen zunächst zwei Aufsätze, deren erster die Phänomene des Doppelbildes, der andere die bei Gelegenheit der Untersuchung jener merkwürdigen Silberverdoppelung erst und bekannt wordenen entoptischen Farben nach meiner Ueberzeugung und nach den Maximen meiner Farbenlehre auszusprechen bemüht sein wird."

448.	med. bis	zu Ende, nach N, fehlt in den Ausgaben (vgl. Nr. 135 der Bemerkungen).
	18 v. u.	dem; im Briefwechsel mit Sulpiz Boisserée diesem.
	15 v. u.	sch, fehlt bei Sulp. Boisserée.
	10 v. u.	mehr, fehlt bei S. B.
	8 v. u.	unschuldige, nach N, bei S. B. unschuldig.
	5 v. u.	anstatt aus einigen gedruckten Bogen . . . bis zu Ende des Satzes, bei S. B. aus der Beilage, wenn Sie dem Verfolg dessen, was Sie schon kennen, einige Aufmerksamkeit schenken mögen.
	3/2 v. u.	fehlt bei S. B.
449—454.		Der Aufsatz „Geschichte der entoptischen Farben", nach N, fehlt in den Ausgaben.
449.	11 v. u.	ein; N Druck. einen.
450.	13 v. u.	Kegeln; N Kegel.
451.	18 v. u.	hervorbringen; N hervorbringe.
454.	8	en, fehlt in N, steht aber im „Moniteur" von 1816, S. 37.
	15	les; N Druck. le.
456.	9	eine Tafel, fehlt bei G.
458.	17	entstehen, wie G; N–Q entstehe. — Z. 5 v. u. Morgana; N C, G Morgaua.
460.	15	geschehen; N C, O u. G geschehe.
463.	5 v. u.	hinter „gelange" schieben T–G ich ein, das in N fehlt.
464.	18	die, unsere Norm; N–G sie, hinter die ist ich, wie so häufig in späteren Arbeiten G. s, fortgelassen.
484.	7 v. u.	450; N Druck. 188.

14.

Schenke.

Welch ein Zustand! Herr, so spate
Schleichst Du heut aus Tamer Kammer;
Perser nennen's Bidamag buden,
Deutsche sagen Katzenjammer.

Dichter.

Laß mich jetzt, geliebter Knabe!
Mir will nicht die Welt gefallen,
Nicht der Schein, der Duft der Rose,
Nicht der Sang der Nachtigallen.

Schenke.

Eben das will ich behandeln,
Und ich denk', es soll mir klecken;
Hier! Genieß die frischen Mandeln,
Und der Wein wird wieder schmecken!

Dann will ich auf der Terrasse
Dich mit frischen Lüften tränken;
Wie ich Dich ins Auge fasse,
Giebst Du einen Kuß dem Schenken.

---

14. Im Oktober 1814, wahrscheinlich in den ersten Tagen dieses Monats (vor dem 8ten) zu Heidelberg entstanden. Denn hier war es Paulus' vierzehnjähriger Sohn, der Goethe zu Schenkenliedern anregte. Derselbe wird erwähnt bei S. Boisserée (I. 58). — Bei Chardin (10, 120) fand Goethe die Bemerkung, daß der dem Weingenuß ergebene persische König Selim III. nach beendigtem Rausche stets der übelsten Laune und sogar einem Sterbenden ähnlich gewesen sei. Chardin fügt hinzu: „Les Persans appellent cela bidamag buden, c'est à dire, sanoganiele." Auch sonst ist im Orient „das Verhaftsein des **Kopfwehs** nach dem Rausche" sprichwörtlich (Anzüge aus Saadebi in Nr. 1007. Bd. IX der Zeitschr. der D. Morg. Ges.).

Den deutschen Ausdruck für jenes Kopfweh (mal aux cheveux) entnahm Goethe wol der Studentensprache Heidelberg's, speziell der seines Schenken. R. Hildebrand hat ein älteres Vorkommen des Ausdrucks nicht nachweisen können (Grimm, V. 296 u. 297); doch trifft man ihn bei neueren Dichtern, Brentano, L. v. Arnim, Heine, Platen, Eichendorff u. A. m., vielfach an. — **Klecken** (Strophe 3), im Sinne von **gelingen**, s. B. Hans Sachs (3, 3, 29): „Sein Arznei will an mir **klecken**", und Immermann (Münchhausen, 3, 130): „Da es aber mit meinen Rezepten nicht recht **klecken** wollte" (s. R. Hildebrand in Grimm's Wörterb., V. 1056, Nr. 4 ff., woselbst reiche Beispiele, wie

Seite	Zeile	
465.	2/3	zu einer allgemeinen Chromatologie. G einer Farbenlehre.
468.	12 v. u.	Goethe in seiner, nach N; T–G ich in meiner.
475.	3 v. u.	helles; C T u. Q helle.
481.	2 v. u.	Blättchen, nach N; T–G Blättchen.
484.	8 v. u.	Bilder, fehlt bei G.
487.	2 v. u.	gefordert; G gefördert.
489.	15	Universen; G Universum.
491.	8	nie; C nur.
495.	10	Zwinge N, O. G; T, C. Q Zunge. — Z. 7 v. u. denen; G den.
496.	1	hervor; G vor. Da aber von Manipulationen der Weber die Rede war, so kann G, sehr wohl hervor absichtlich gewählt haben, und ein Grund zur Aenderung scheint uns nicht vorzuliegen.
	11 9 v. u.	am Lichte das . . . kann, bewirkt finden, mit G; N am Lichte das . . . kann, bewirkt wird; T Q Q am Lichte finden, das . . . kann; C am Lichte bewirkt finden, das . . . kann.
497.	7	dem; N Druckf. den.
499.	11 v. u.	zehen, nach N; die Ausgaben zehn, so auch S. 500 Z. 21 v. u.
502.	18	hinter „als" schieben T–G ein, das in N nicht steht.
503–504.		Das Inhaltsverzeichniß nach N, fehlt in den Ausgaben.

Nachträge zur Farbenlehre.

506.	3 v. u.	Abends, nach G.'s Werken. Bd. II. S. 360; N–G Abend.
508.	5	Pflanzenkenner; T Druckf. Pflanzenfinder.
509.	12/13	jener zwei starken Stammbände, nach N; C–G jener Bände zur Farbenlehre; G jener Bände.
	15 v. u.	beiden, nach N, fehlt C–G.
511.	5 v. u.	ein dritter, N u. G; fehlt C–Q.
512.	19	sollten; N Druckf. sollte. — Z. 615 v. u. im zweiten Bande des (Textes) zur Farbenlehre, nach N, woselbst jedoch Werkes, offenbar aus Versehen, fehlt, weshalb wir es in Klammern setzten; C–G statt dessen: in meiner Geschichte der Farbenlehre.
517.	9	hinter „eingerichtet" lassen T–Q ist folgen, das in N nicht steht und auch G nicht aufgenommen hat.
518.	13 v. u.	vorkämen; C vorkamen.
519.	4 3 v. u.	wenigen meiner Leser, nach N; C–G meinen Lesern; die Ausg. schalten ferner hinter „Buch" Z. 3 v. u. nicht gleich ein. — Z. 2 v. u. Juni!, nach N; C–G Juni.
520.	1 v. u.	habe; G gebe.
525.	15	meiner, unsere Korr.; N–G meine, was offenbar Druckf. — Z. 10 v. u. kaltes N; C–G kalten.
526.	3 v. u.	zeigen; G zogen.
528.	16 v. u.	statt der Jahreszahl 1803 in N (.), seit C ergänzt.
530.	8	Die Ueberschrift Gegner und Freunde fehlt in N, seit G zugesetzt. Vgl. S. 622. Nr. 162 der Bemerkungen.
531.	5 v. u.	Nr. haben wir nach N belassen, obwol die Ergänzungsblätter überhaupt keine Nummern haben. Die Recension steht Spalte 17–44.
532.	13	25; N fälschlich 15.

Seite	Zeile	
534.	13 v. u.	hatte, nach N; C—G hat.
535.	7 v. u.	Heildunkel; G Heildunkels.
538.	11	Auktoritäten; T u. G Autoritäten.
540.	14	Farbenlehre. II. Bd. S. 677, nach N; C u. Q substituiren Geschichte der Farbenlehre und die entsprechende Seitenzahl der Werke; T u. O nur Band- u. Seitenzahl; bei G fehlen jene Worte ganz.
541.	9 v. u.	Mißwollen; im Briefw. mit Reinhard, S. 198, woher die vorliegende Stelle entnommen. Mißfallen.
542.	11 v. u.	Akyanoblepsie; N Druckf. Aganoblepsie.
546.	7 v. u.	zweiten, nach N, fehlt C—G.
551.	4	Die Ueberschrift Verschiedene Nachträge fehlt in N, seit C zugesetzt.
552.	10	1817; C 1816.
	21	dichte; G dicht, u. so öfter.
553.	2 v. u.	Polegós; C, T, Q Polegés; J. 1 v. u. ólegós; T ólaogós.
555.	5	R—r; G Riemer.
558.	17 v. u.	die Ziffer 32 fehlt in N. — J. 1 v. u. denn, Korr. mit G; N—Q dann.
559.	6	die Seite .... eingeheftete; Q die Seite .... stehende; G die Seite ... befindliche.
560.	4 v. u.	kreuzweis; G kreuzweise.
561.	15	konnten, unsere Korr.; N—G könnten. — J. 14 v. u. Verwanderungswürdiges; G Verwanderungswürdiges.
564.	11	fünfundsechzig; N—G falsch fünfundvierzig.
	11. 12	Heft III. S. 126 bis 190, nach N; C—G siehe entoptische Farben, folgt Band- und Seitenzahl der Werke. Analoge Aenderung S. 568. J. 11 u. J. 109 v. u.
565.	1	Die Ueberschrift Herrn von Henning's Vorlesungen fehlt in N, seit C zugesetzt.
567	9/10	originale; G originelle. — J. 10 v. u. hinter „Winters" schaltet G (1822) ein.
570.	6	simples; fehlt bei G.
572.	13 v. u.	keineswegs, nach O; die anderen Ausgaben keineswegs.
574.	4	werden könne, nur G; T—Q sei.
577.	4	aller, O u. G; C u. Q alle.
578.	9 v. u.	sie; im Briefwechsel mit Sulpiz Boisserée solche.
579.	8	deutlichen, C u. G; T, O, Q u. S. B. deutscheren. — J. 18 mathematischer; S. B. mathematischen.
581.	1 v. u.	reflectirten; G reflectirenden.
582.	9 v. u.	Reflexion; S. B. Reflexion.
583.	4	von; S. B. mit. — J. 8 und fehlt bei S. B. — med. Zeichnung; S. B. Beschreibung.
584.	4	bemerkten, nur G; T—Q u. S. B. bewirkten.
	20 v. u.	eins, fehlt bei S. B. — J. 14 v. u. ergreifen; S. B begreifen.
610.	9	1756, im Briefe an Rochlitz bei Jahn. „Goethe's Briefe an Lebrecht Grosse", fälschlich 1768, in dem S. 609 citirten Briefe richtig 1786.
620.	20	vor; im Briefe an Döbereiner beidemal von.

Regiſter.

I.
Perſonenregiſter
zu
Theil XXXV und XXXVI.

(Dieſem und dem folgenden Sachregiſter haben wir die dem II. Bande der Farbenlehre (1810) angehängten Regiſter zu Grunde gelegt und dieſelben ergänzt.)

Aepinus, Franz Ulrich Theodor, Profeſſor der Aſtronomie zu Berlin, dann Profeſſor der Phyſik zu Petersburg (1724–1802) XXXVI. 385.
Aglaophon XXXVI. 57.
Agricola, Georg der Mineralog (1490–1555) XXXVI. 155. 526. 621.
Aguilonius, Franciscus, Jeſuit, Lehrer der Mathematik und Rektor des Kollegiums zu Antwerpen (1566–1617) XXXVI. 172. 177. 182. 198. 509.
Albani, Francesco, Maler (1578–1660) XXXVI. 233.
Albertus Magnus (Albrecht Graf von Bollſtadt) (1205–1280) XXXVI. 146. 170.
Alciatus, Andreas, italieniſcher Juriſt (1492–1550) XXXVI. 590.
Alembert, Jean Lerond d', der Mathematiker und Encyklopädiſt (1717 bis 1783) XXXVI. 353.
Alexander der Große XXXVI. 66 ff.
Algarotti, Francesco Graf von (1712–1774) XXXVI. 322 f., 436, 605.
Alhazen, eigentlich Abu Ali Alhazen Ben Alhazen († 1038) XXXVI. 111. 506.
Allamand, Jean Nicolas Sebaſtian, Profeſſor der Philoſophie und Naturgeſchichte zu Leyden (1713–1787) XXXVI. 437 f.
Allegri, Antonio i. Correggio.
Allori, Chriſtofano, Maler (1577–1621) XXXVI. 232.
Alopius, römiſcher Heiliger XXXV. 305.
Altenſtein, Karl Frhr. von Stein zum, der preußiſche Miniſter (1770–1840) XXXVI. 455.
Ampere, André Marie, Profeſſor der Phyſik am College de France zu Paris (1775–1836) XXXVI. 563.
Anaxagoras XXXVI. 112.
Andreani, Andreas, Kupferſtecher und Formſchneider (1560–1623) XXXVI. 554.
Androcydes, Maler XXXVI. 59.

Angelico, Fra Giovanni, genannt da Fiesole, Maler (1387–1455) XXXVI. 226.
Angelika Kauffmann, verehelichte Zucchi, Malerin in Rom (1741–1807) XXXV. 547. XXXVI. 339, 412.
Apelles XXXVI. 61–67, 71.
Apollodorus, aus Athen, Maler XXXVI. 58 f.
Arago, Dominique Franz Johann, der französische Physiker und Astronom (1786–1853) XXXVI. 449, 450, 465, 563 f., 627.
Arbices, Maler XXXVI. 58 f.
Aristides, aus Theben, Maler XXXVI. 61 f.
Aristoteles XXXVI. 15, 47, 79, 82, 94, 96 f., 111, 118, 123 f., 128, 132, 141 f., 148 ff., 171, 173, 187, 212, 393, 547 ff., 556, 587–594, 596.
Von den Farben XXXVI. 25–44.
Arnim, Achim von, der Dichter (1781–1831) XXXVI. 524.
Attius, L., römischer Dichter XXXVI. 127.
Augustinus, der Kirchenvater XXXVI. 111, 596.
Augustus, Cäsar XXXVI. 75, 120.
Averroes, Mohammed Ibn Bassah, arabischer Philosoph († zu Fez 1141) XXXVI. 111.
Aventin, Johannes, Historiker (1466–1534) XXXVI. 95.
Averrhoes, der arabische Philosoph und Arzt († 1198) XXXVI. 111.

Bacn, Roger, der Franziskaner, zu Oxford (1214–1294) XXXVI. 101 f., 106–108, 113, 146, 157, 174, 297, 594 ff.
Bacon von Verulam, Francis, Lord (1561–1626) XXXV. LXII; XXXVI. 148, 153 ff., 157 f., 247, 249, 251, 297, 514, 597 f., 601 f.
Bähr, Johann Karl, Maler (1801–1829) XXXV. LVII.
Baier, Johann David, Professor der Theologie zu Altorf (1681–1752) XXXVI. 345.
Balzac, Jean Louis Guez de, französischer Schriftsteller (1594–1654) XXXVI. 178.
Barbarelli, Giorgio, da Castel Franco, genannt Giorgione, Maler (1477–1511) XXXVI. 228, 231.
Barbieri, Giov. Francesco, genannt il Guercino da Cento, Maler (1590–1666) XXXVI. 232.
Baroccio, Friedrich, von Urbino (Perozzi oder Fiori Federico), Maler und Kupferstecher (1528–1612) XXXVI. 231, 234.
Barrow, Isaak, Dr. theol., Professor der Geometrie am Gresham College in London, dann in Cambridge, Kanzler der Universität, lebte zuletzt ganz der Theologie (1630–1677) XXXVI. 223, 257.
Barth, Johann Matthäus, Senior des geistlichen Ministeriums und Assessor des Konsistoriums zu Regensburg († nach 1751) XXXVI. 345.
Bartolommeo s. Marco.
Bartolus, Johannes XXXVI. 166.
Baselow, Johann Bernhard, der Pädagog (1724–1790) XXXV. 451.
Bassano s. Ponte.
Bastion, Sebastian, Arzt (lebte in der 2. Hälfte des 16. Jahrh.) XXXVI. 222.
Battoni, Pompejo Girolamo, Maler (1708–1787) XXXVI. 230.
Beccaria, Johann Bartist, Professor der Physik an der Universität zu Turin (1716–1781) XXXV. 96; XXXVI. 435, 437 f.
Beckmann, Architekturmaler, Professor an der Berliner Akademie XXXV. LVII.
Beguelin, Nicolas de, Mitglied der Akademie der Wissenschaften zu Berlin, (1714–1789) XXXVI. 359, 365.
Bellini, Giovanni, gewöhnlich Giambellini genannt, Maler († 1494, † nach 1516) XXXVI. 227 f.

Benzenberg, Johann Friedrich, Professor der Physik und Mathematik am Lyceum zu Düsseldorf (1777–1846) XXXVI. 332.
Berenni, Pietro von Cortona, Maler zu Rom (1596–1669) XXXVI. 67. 235 f.
Berlinghieri, Bonaventura, Maler von Lucca (in der 1. Hälfte des 13. Jahrh.) XXXVI. 224.
Berthold, ✠ XXXV. 549.
Berthollet, Claude Louis, Graf, der französische Chemiker zu Paris (1748 bis 1822) XXXVI. 439.
Besborodko, Alexis Alexei Graf von, russischer Großkanzler (1699–1760) XXXVI. 443.
Beuchot, Adrien Jean Quentin, französischer Schriftsteller (1773–1851) XXXVI. 605.
Beyerle, Wilhelm von XXXV. 569. 601.
Bicci, Lorenzo di, Maler aus Florenz (1350–1427?) XXXVI. 225.
Biedermann, Karl Woldemar Freiherr von XXXV. 559.
Biot, Johann Baptist, der französische Physiker (1774–1862) XXXVI. 449. 453. 465. 562. 564. 569. 626 f.
Birch, Thomas, Sekretär der Kgl. Gesellschaft zu London (1705–1766) XXXVI. 241. 243. 602.
Blair, Robert, Professor der praktischen Astronomie an der Universität Edinburgh († 1828) XXXVI. 396 ff., 405 f.
Bodley, Thomas, englischer Ritter (1544–1612 oder 1613) XXXVI. 150, 155. 597.
Böckmann, Johann Lorenz, Professor der Physik und Mathematik am Gymnasium zu Karlsruhe (1741–1802) XXXVI. 349.
Böhme, Jakob, der Theosoph, Schuster zu Görlitz (1575–1624) XXXV. 537.
Bömer, Philipp Ludwig, Theologe erst Professor zu Helmstadt, zuletzt General-Superintendent und Pastor primarius zu Zelle († 1735) XXXVI. 228.
Bol, Ferdinand, Maler und Kupferstecher aus Dortrecht (1610–1681) XXXVI. 71.
Boissevee, Sulpiz, der Kunstsammler (1783–1854) XXXV. 608 XXXVI. 378. 582. 613. 615. 623. 627 f.
Bonacursius, Bartholomäus, Professor der Philosophie und Medizin zu Bologna (um die Mitte des 17. Jahrhunderts) XXXVI. 185.
Boscovich, Ruggiero Giuseppe, Jesuit, Professor der Mathematik und Philosophie am Collegio romano in Rom, dann in Paris, zuletzt in Mailand lebend (1711–1787) XXXVI. 363.
Boucher, Franz, Maler (1703–1770) XXXVI. 240.
Bougner, Pierre, Professor der Hydrographie und Mitglied der Akademie der Wissenschaften in Paris (1698–1758) XXXV. 113. XXXVI. 356.
Boyle, Robert, Privatmann, Mitglied der Royal Society (1627–1691) XXXV. 83. 90. 123. 213. 248. 549; XXXVI. 188. 301 f., 307. 219 f., 244. 267 f., 272. 286. 289. 339. 344 f., 346. 353. 600 f., 606.
Brandis, Joachim Dietrich, Arzt, zuletzt Königl. Leibarzt zu Kopenhagen (1762–1846) XXXV. 547; XXXVI. 543. 546. 624.
Brewster, David, Sir, der englische Physiker (1781–1868) XXXV. XXXVIII. LV. 549; XXXVI. 454. 465. 569. 614.
Bruchhausen, Anton, Domkapitular zu Münster (1735–1815) XXXVI. 350.
Brücke, Ernst XXXV. XXX. LIV. 531. 549. 569.
Buchner, Augustus, Dichter und Professor der Eloquenz (1591–1661) XXXVI. 592.
Büsch, Johann Georg, Professor der Mathematik am Gymnasium zu Hamburg (1728–1800) XXXV. 121.

Büttner, Christian Wilhelm, Natur- und Sprachforscher, Hofrath zu Jena (1734–1798) XXXV. XXVIII; XXXVI. 614. 640.
Buffon, Georg Ludwig Le Clerc, Graf von, der Naturforscher (1707 bis 1788) XXXV. 90; XXXVI. 307, 336, 356, 359, 374, 396, 536, 565.

Cäsar XXXVI. 67, 117, 121.
Calau, Benjamin, Berliner Hofmaler (1724–1783) XXXVI. 606.
Canton, John, Physiker, Vorsteher einer Privatschule (Academy) zu London, Mitglied der Royal Society (1718–1772) XXXVI. 432.
Caravaggio, Michel Angelo Merigbi von, Maler (1569–1609) XXXV. 312; XXXVI. 232 f.
Cardanus, Hieronymus, Arzt, Mathematiker und Philosoph, der Arzneikunde nach Professor in Mailand, Pavia und Bologna (1500–1576) XXXVI. 132, 143 f., 157, 171, 586.
Cardi, Ludwig, genannt Cigoli, Maler und Baumeister (1556–1613) XXXVI. 232.
Carracci, Augustin (1557 oder 1558–1601?) XXXVI. 232.
„ Hannibal (1560–1609) XXXVI. 232.
„ Ludwig, Maler in Bologna (1555–1619) XXXVI. 232.
Carstius XXXV. 115. 433. 546; XXXVI. 169, 178 f., 187, 191, 199, 203, 205, 208 f., 211, 218, 261 f., 268, 302, 328, 344, 570, 588 f.
Carus, Carl Gustav, Professor und Leibarzt zu Dresden (1789–1869) XXXVI. 630.
Carvalho e Saavrano, Diego de, portugiesischer Gesandter in Madrid XXXVI. 378, 394, 608.
Caschubini, Johannes Wenceslaus, Magister in Jena († vor 1727) XXXVI. 345.
Castel, Louis Bertrand, Jesuit, in Toulouse und Paris lebend (1688 bis 1757) XXXV. 274; XXXVI. 322, 328 ff., 336, 348, 352, 605.
Catilina XXXVI. 117.
Cellini, Benvenuto, Goldschmied und Bildhauer 1500–1571) XXXVI. 143.
Cerdissoborus, Maler XXXVI. 57.
Chester-Moreball XXXVI. 361.
Chevreul, Michel Eugene, Professor der Chemie am Musée d'histoire naturelle zu Paris (1786– ?) XXXV. 543.
Chimenti da Empoli, Jacopo, Maler (1554–1640) XXXVI. 232.
Chladni, Ernst Florens Friedrich, der Akustiker (1756–1827) XXXVI. 490, 504, 616.
Chrysippus, der Stoiker XXXVI. 14, 568.
Cicero, M. Tullius XXXVI. 117, 125.
Cignani, Carlo, Maler (1628–1719) XXXVI. 232.
Cigoli s. Cardi.
Cimabue, Giovanni, Maler † 1240) XXXVI. 224 f.
Cimon von Cleone, Maler XXXVI. 55.
Clairaut, Alexis-Claude, Mitglied der Akademie der Wissenschaften zu Paris (1713–1765) XXXVI. 363.
Clarke, Samuel, Dr. theol., Rektor von St. James, Westminster (1675 bis 1729) XXXVI. 305 f.
Clouet (Clowet) Albert, Kupferstecher aus Antwerpen (1624–1687) XXXVI. 185.
Colbert, der französische Minister unter Ludwig XIV. (1619–1683) XXXV. 241; XXXVI. 327.
Columbus, Christoph XXXVI. 246.
Comenius, Johann Amos, Theolog und Philosoph (1592–1671) XXXVI.

Cominale, Celestin, Professor der Medizin an der Universität Neapel (1722–1780) XXXVI. 342.
Conca, Thomas, Maler († 1767) XXXVI. 228.
Conradi, Johann Michael, Lehrer am Gymnasium zu Koburg, dann französischer Sprachmeister der Pagen zu Dresden († 1742) XXXVI. 308.
Corrado, Hyacinth, Maler (1690–1760) XXXVI. 297.
Correggio, Antonio Allegri, genannt C. (1494–1534) XXXV. 302; XXXVI. 230 f., 295.
Corsona s. Beretini.
Cousin, Victor, der französische Philosoph (1792–1867) XXXV. 546.
Coppel, Anton, Maler (1661–1728) XXXVI. 297.
Creil, Lorenz Florenz Friedrich von, zuletzt Professor der Chemie an der Universität Göttingen (1744–1816) XXXVI. 383.
Cromwell, Oliver, der Protektor von England XXXVI. 245.
Cuvier XXXV. XXV. 272.

Dalberg, Karl Theodor Anton Maria, Freiherr von und zu, Fürst Primas (1744–1817) XXXV. XV. 533; XXXVI. 610.
Dalham, a S. Theresia, Florian, Professor der Philosophie, Mathematik und Geschichte zu Wien (1713–1795) XXXVI. 348.
D'Arco, Patrick, Graf, französischer Feldmarschall und Pensionnaire-Geometer der Akademie der Wissenschaften zu Paris (1725–1779) XXXVI. 385.
Darwin, Erasmus, praktischer Arzt, Mitglied der Royal Society (1731–1802) XXXVI. 383 f.
" Robert Waring, praktischer Arzt zu Shrewsbury in Shropshire, Sohn des Vorigen, Mitglied der Royal Society (1766–1848) XXXV. 30; XXXVI. 257, 265 f., 407.
Daubenton, Louis Jean Marie, Anatom (1716–1800) XXXVI. 307.
David, Jacques Louis, Maler (1748–1826) XXXVI. 240.
Davies, Arzt der Irrenanstalt zu Maidstone in der Grafschaft Kent in England XXXV. 569.
Davy, Sir Humphry, der Chemiker (1778–1829) XXXVI. 434.
De Dominis, Marco Antonio, Erzbischof von Spalatro (1566–1624) XXXVI. 166. 169 f., 179. 183. 258 f., 261. 429. 599.
De la Chambre, Martin, Cureau, Leibarzt Ludwig's XIV., Mitglied der Akademie der Wissenschaften zu Paris (1594–1669) XXXVI. 187 f. 199.
De la Hire, Philipp, erst Maler und Architekt, dann Professor der Mathematik am College royale de France, Mitglied der Akademie der Wissenschaften zu Paris (1640–1718) XXXVI. 308. 317. 334. 385. 605.
Delambre, Jean Baptiste Joseph, Professor der Astronomie am College de France zu Paris (1749–1822) XXXV. 576.
Delaval, Edward Hussey, Mitglied der Royal Society (1729–1814) XXXV. 236. 561; XXXVI. 190. 389. 391 f.
Demokritus, der griechische Philosoph XXXVI. 12 f., 17 f., 20. 77 f., 568.
Desaguliers, Jean Theophile, Professor der Physik in Oxford, dann in London, Mitglied der Royal Society (1683–1744) XXXV. 413, 418, 586; XXXVI. 279, 285–289, 291, 294 ff., 303, 318, 364.
Descartes s. Cartesius.
Diderot, Denis, der Encyklopädist (1713–1784) XXXV. 569–572.
Dietrich (Dieterich), Johann Christian, Verlagsbuchhändler in Göttingen (1712–1800) (oder dessen Sohn Heinrich, 1761–1837) XXXVI. 609.
" Christian Wilhelm Ernst, auch Dietricy, Maler (1712–1774) XXXVI. 238.

Diogenes Laertius XXXVI. 19. 13 f., 587 f.
Döbereiner, Johann Wolfgang, Professor der Chemie in Jena (1780 bis 1849) XXXV. XLVI. 567; XXXVI. 464, 525, 618, 630. 627, 636.
Dollond, John, der Optiker (1706–1761) XXXV. 469; XXXVI. 241, 359, 361, 396, 608.
Domenichino s. Zampieri.
Doub (oder Dow, Don), Gerard, der Maler (1613–1680) XXXVI. 234.
Dove, Heinrich Wilhelm XXXV. 558, 561; XXXVI. XIV, XVII.
Du Chatelet, Gabriele Emilie, Le Tonnelier de Breteuil, Marquise (1706 bis 1749) XXXVI. 321.
Dürer, Albrecht XXXVI. 228.
Dufay, Charles Jérome de Cisternay, Kapitän in der französischen Armee, Mitglied der Akademie der Wissenschaften (1698–1739) XXXVI. 327 ff., 353.
Dufougerais, Baron Benjamin François la Douepe XXXVI. 363.
Du Hamel s. Hamel.
Dunch, Georg Petrus Domclius XXXVI. 304.
Dyck, Anton van (1599–1611) XXXVI. 233, 235.

Eastlake, Charles Lock, englischer Maler XXXV. XLVI, LVII.
Eberhard, Johann Peter, Professor der Medizin, Mathematik und Physik an der Universität Halle (1727–1779) XXXVI. 348, 351.
Echion, Maler XXXVI. 61, 64.
Eckermann, Johann Peter (1792–1854) XXXV. XLV, XLVII, LIX, 544, 574, 607; XXXVI. XII, 630.
Eduard I., König von England XXXVI. 101.
„ VI., König von England XXXVI. 347.
Eichel, Johann, Arzt, Landphysikus auf Fünen und Langeland (1729 bis 1817) XXXVI. 386.
Eichstädt, Heinrich Karl Abraham, Professor der Philosophie und Oberbibliothekar zu Jena (1773–1848) XXXVI. 594.
Elisabeth, Königin von England XXXVI. 347.
Empedokles XXXVI. 11, 15, 17, 19, 78 f., 587 f.
Encyklopädisten XXXVI. 352.
Engel, Johann Jakob, Professor am Joachimsthal'schen Gymnasium zu Berlin (1741–1802) XXXVI. 543, 624.
Ennius, der römische Dichter XXXVI. 116.
Epikur XXXVI. 4, 19, 77 f., 177, 587 f.
Erxleben, Johann Christian Polykarp, Professor der Physik an der Universität Göttingen (1744–1777) XXXV. 11; XXXVI. 349, 351, 355, 610 f.
Este, Hippolytus von, Kardinal von Ferrara (1509–1572) XXXVI. 147.
Euenor, Maler XXXVI. 57.
Euklides, der griechische Mathematiker XXXVI. 162.
Euler, Leonhard (1707–1783) XXXV. 465; XXXVI. 361, 363, 436 f., 570, 607.
Eumarus XXXVI. 55.
Eurbranor, Maler XXXVI. 61.
Eupompus, Maler XXXVI. 59 f.
Eyck, Johann van, der Maler XXXVI. 226.

Faber, Petrus Johannes, Arzt und Chemiker zu Montpellier (in der ersten Hälfte des 17. Jahrh.) XXXVI. 223.
Fabri, Honoratus, Jesuit, Lehrer der Philosophie am Ordenskollegium zu Leyden (1606/7–1688) XXXVI. 212 f.
Falk, Johannes Daniel, Dichter (1768–1826) XXXVI. 395.
Ferri, Ciro, Maler (1635–1689) XXXVI. 236.

Eikentscher, Wolfgang Caspar, Mitbesitzer einer Glashütte in Neuwied (1779–1837) XXXVI. 617.
Einch, John, Anatom bei Ferdinand II. Großherzog von Florenz XXXVI. 346. 606.
Fischer, Ernst Gottfried, Professor der Physik an der Universität Berlin (1754–1831) XXXVI. 502.
Johann Karl, erst Professor zu Jena, zuletzt Professor der Mathematik an der Universität Greifswalde (1760–1833) XXXVI. 421. 596.
Fontenelle, Bernard le Bovier de (1657–1757) XXXVI. 310–313. 316. 325. 328. 555.
Formont, Jean Baptiste Nicolas, Privatmann († 1758) XXXVI. 322.
Forster, Johann Georg Adam, Naturforscher (1754–1794) XXXVI. 418.
Fra Filippo Lippi, Maler (1400–1469) XXXVI. 226.
Fra Giovanni da Fiesole s. Angelico.
Franceschini, Marc Anton, Maler (1648–1729) XXXVI. 207.
Franklin, Benjamin (1706–1790) XXXVI. 358.
Frauenstädt, Christian Martin Julius, philosophischer Schriftsteller (1813 bis 1879) XXXV. XLVI.
Fraunhofer, Joseph, der Münchener Optiker, Mitglied der Akademie (1787 bis 1826) XXXV 557, XXXVI. 561. 626.
Fresnel, Augustin Jean, der französische Physiker (1788–1827) XXXVI. XV f., 562 ff., 570.
Fries, Jakob Friedrich, Professor der Philosophie und Elementar-Mathematik an der Universität Heidelberg, dann Professor der Philosophie zu Jena, zuletzt Professor der Physik und Mathematik daselbst (1773 bis 1843) XXXVI. 581 f.
Frisi, Paolo, Professor der Philosophie und Mathematik nach einander an mehreren italienischen Hochschulen, so zu Novarra und Mailand (1728 bis 1784) XXXVI. 364. 606.
Füssli, Johann Heinrich, Maler (1742–1825) XXXVI. 240.
Fuidam, Wib XXXVI. 429.
Funccius (Funck), Johann Caspar, Professor der Mathematik am Gymnasium zu Ulm und Pastor daselbst (1680–1729) XXXVI. 212.

Gabler, Matthias, Professor der Philosophie an der Universität zu Ingolstadt (1736–1805) XXXVI. 349.
Gaddi, Taddäus, Maler († wahrscheinlich nach 1366) XXXVI. 225.
Galilei, Galileo XXXVI. 160 f., 178. 198. 266. 605.
Gall, Johann Joseph, der Physiolog (1758–1822) XXXV. 607.
Gascoigne, Wilhelm XXXVI. 273 f., 277.
Gassendi, Pierre, der Philosoph und Mathematiker (1592–1655) XXXVI. 4. 567.
Gauger, Nicolas, Parlaments-Advokat in Paris und königlicher Bücherrevisor (1680–1730) XXXVI. 291. 296 f., 319.
Gauthier-d'Agoty, Jacques, Maler, Graveur, Literat und Anatom in Dijon († 1785) XXXVI. 335 f., 338. 340 ff., 576. 606.
Gebler, Johann Samuel Traugott, Privatdozent der Mathematik in Leipzig (1751–1795) XXXVI. 421. 436.
Gellius, Aulus, römischer Schriftsteller XXXVI. 46.
Gentile, Francesco da Fabriano, Maler († gegen Ende des 14. Jahrh.) XXXVI. 226.
Gens, Heinrich, Professor der Baukunst an der Berliner Akademie (1765 bis 1811) XXXVI. 608.
Geoffroy, Claude Joseph, genannt der Jüngere, Besitzer einer Apotheke in

Paris, Mitglied der Akademie der Wissenschaften (1685–1752) XXXVI 326.
Georg I., König von England XXXVI. 297.
Gesner, Konrad, der Polyhistor (1516–1565) XXXVI. 129.
Gilbert's (Ludwig Wilhelm) Annalen XXXV. 580; XXXVI. 440, 528, 581, 604.
Gilbert, William, Arzt in London (1540–1603) XXXVI. 153, 268, 514.
Gildemeister, Friedrich, Advokat, dann Senator in Bremen (1779–1849) XXXV. 547.
Giordano, Luca, Maler aus Neapel (1632–1705) XXXVI. 67, 287.
Giorgione s. Barbarelli.
Giotto di Bondone, eigentlich Ambrogiotto Bondone, Maler, Bildhauer und Baumeister aus Florenz († 1276 oder 1297) XXXVI. 225.
Glottino s. Stefano.
Goethe XXXV. IX–L, LII–LXIV, 71, 591–551, 553–556, 558–561, 563 bis 583, 586 f., 590, 593, 595–599, 607, 609; XXXVI. IX–XIII, XV ff., 521, 531–534, 578, 582, 587–628.
Göttling, Johann Friedrich August, Professor der Chemie, Pharmazie und Technologie zu Jena (1755–1809) XXXVI. 418.
Gordon, Andreas, Professor der Philosophie im Ordenskloster zu Erfurt (1712–1751) XXXVI. 347.
Gotha, Herzog Ernst von XXXVI. 418.
Prinz August von XXXVI. 418.
Grävell, Friedrich XXXV. XLV. LVII.
Graa, Daniel, Historienmaler (1694–1757) XXXVI. 238.
Grant, Bernhard, aus Schottland, Benediktiner, Professor der Philosophie an der Universität zu Erfurt (1725–1785) XXXVI. 349.
's Gravesande, eigentlich Storm van 's Gravesande, Wilhelm Jakob, Professor der Mathematik an der Universität Leyden (1688–1742) XXXVI. 286, 305.
Gregory, James, Professor der Mathematik an der Universität Edinburgh (1638–1675) XXXVI. 267.
Gren, Friedrich Albert Karl, Professor der Chemie und Medizin an der Universität Halle (1760–1798) XXXV. X, 504, 600, 608 f.; XXXVI. 421.
Greuze, Johann Baptist, französischer Maler (1726–1805) XXXVI. 240.
Grimaldi, Franciscus Maria, Jesuit, Lehrer der Mathematik am Ordenskollegium zu Bologna (1613–1663) XXXV. 469; XXXVI. 196, 200, 208, 258, 282, 362, 372, 600.
Grüner, Josef Sebastian, Magistrats- und Kriminalrath zu Eger († 1864) XXXV. XXV. XLV. XLVII.
Gülich, Jeremias Friedrich, Fabrikant (1733–1806) XXXV. 274, 285, XXXVI. 387.
Guercino s. Barbieri.
Guido von Siena s. Siena.
Guise, Herzog von XXXV. 101.
Guyot, Gyme Gilles, Geograph und Physiker (1706–1786) XXXVI. 309.

Hackert, Jakob Philipp, der Maler (1737–1807) XXXVI. 530.
Hadrian, römischer Kaiser XXXVI. 74.
Hagenbach XXXV. 549.
Halley, Edmund der Astronom (1656–1724) XXXV. 519.
Hamberger, Georg Albert, Professor der Mathematik und Physik an der Universität Jena (1662–1716) XXXV. 90; XXXVI. 173, 222.
„ Georg Erhard, des Vorigen Sohn, Professor der Physik, So-

Schau, die Welt ist keine Höhle,
Immer reich an Brut und Nestern,
Rosenduft und Rosenöle!
Bulbul auch, sie singt wie gestern.

15.

Jene garstige Bettel,
Die dubleritsche,
Welt heißt man sie,
Mich hat sie betrogen,
Wie die Uebrigen alle.
Glaube nahm sie mir weg,
Dann die Hoffnung;
Nun wollte sie
An die Liebe;
Da riß ich aus.
Den geretteten Schatz
Für ewig zu sichern,
Theilt' ich ihn weislich
Zwischen Suleika und Sak.
Jedes der Beiden
Beeifert sich um die Wette,
Höhere Zinsen zu entrichten.
Und ich bin reicher als je:
Den Glauben hab' ich wieder!

---

auch bei Sander9). — Im 2. Verse der Schlußstrophe ist mental zu lesen: „Die Welt ist vielmehr immer reich" u. s. w. — Brut und Nester für: lebendige Schaffenstriebe, insbesondere reiche Thier- und Vogelwelt. — Der Schlußvers kehrt wieder in den Gedichten (Werke, II. 199).

15. Datirt: Weimar, den 25. Oktober 1815. — Die Liebe Suleika's und des Schenken Saki hat dem Dichter die ihm von der Welt geraubten oder gefährdeten drei christlichen Kardinaltugenden mit reichlichen Zinsen zurückerstattet. Wie hier die Welt, so heißt bei den orientalischen Dichtern die Welt oder das Glück überhaupt eine alte Bettel (viele Beispiele bei Worm, S. 227 bis 230), und auch Hafis nennt die Welt eine „abgefeimte Betrügerin" (Hammer, I. XXXVIII). Luther's Bibel kennt den Ausdruck „altvetterliche Fabeln" (1. Timoth. 4, 7). — Er im dritteletzten Verse ist wiederum der Glaube, durch den Wein vermittelt, so daß die schöne Gegenwart die Hoffnung nicht aufkommen läßt.

tanik, Anatomie und Chirurgie zu Jena (1697–1738) XXXVI. 343, 346, 351.
Hamel, Johann Baptiste du, Professor der Philosophie am College de France in Paris und Almosenier des Königs (1624–1706) XXXVI. 223, 307, 546.
" Joseph von, Hofrath zu Petersburg XXXVI. 569, 620.
Hartsoeker, Nikolaus, Mathematiker und Physiker, auswärtiges Mitglied der Pariser und Berliner Akademie (1656–1725) XXXVI. 543, 606.
Hauch, Kaam Wilhelm von, Chef des Königlichen Naturhistorischen Museums und der Königlichen Bibliothek zu Kopenhagen (1755–1828) XXXVI. 350.
Haüy, René Just, der französische Mineralog (1743–1822) XXXV. 457, 746; XXXVI. 628.
Hawksbee, Francis, Mitglied der Royal Society († 1713?) XXXVI. 266.
Hegel, Georg Wilhelm Friedrich, der Philosoph (1770–1831) XXXV. XLV. XXXVI. 464, 541, 625 f.
Heinrich IV., König von Frankreich XXXV. 101.
" VII., König von England XXXVI. 246.
" VIII., König von England XXXVI. 246.
" Placidus (eigentlich Joseph) Benediktiner, Professor der Experimentalphysik am Lyceum zu Regensburg (1756–1825) XXXVI. 430, 612.
Helmholtz, Hermann, XXXV. XXXIII. XXXVII f., XLIV. LIII f., LVIII. 531, 537 ff., 541, 545, 554, 570, 597, 599.
Hensterhuis, Tiberius, Professor der griechischen Sprache und Geschichte zu Leyden (1684–1766) XXXVI. 437 f.
Hendel, Johann Christian, Verlagsbuchhändler in Halle XXXVI. 629 f.
Henning, Leopold von, Professor der Philosophie in Berlin († 1866) XXXV. XXXVIII. XLVII.; XXXVI. 566, 568, 627.
Hergen XXXVI. 609.
Herschel, Friedrich Wilhelm (1738–1822) XXXV. 549, 562, 564; XXXVI. 367, 430 f.
Herofeld, Theodor, s. Mel.
Himly, Karl Gustav, Professor der Medizin zu Jena, dann zu Göttingen (1772–1837) XXXV. L.
Hirtel, Salomon (1804–1877 XXXV. XXV.
Hobert, Johann Philipp, Professor der Mathematik an der Kriegsschule zu Berlin (1730–1820) XXXVI. 350.
Hoffmann, Johann Leonhard XXXVI. 302, 609 f.
Holbein, Hans, der Jüngere XXXVI. 226.
Hollmann, Samuel Christian, Professor der Philosophie an der Universität Göttingen (1696–1787) XXXVI. 346 f., 351.
Holzer, Johann Evangelist, Historienmaler (1709–1740) XXXVI. 238.
Homberg, Wilhelm, Mitglied der Akademie der Wissenschaften zu Paris, Lehrer der Chemie und Leibarzt des Herzogs von Orleans (1652 bis 1715) XXXVI. 210.
Homer XXXVI. 116.
Hooke, Robert, Professor der Geometrie am Gresham College in London, Sekretär der Royal Society (1635–1703) XXXV. 520, XXXVI. 208, 251, 254 f., 265 f., 270, 286, 344, 603.
Horaz, der römische Dichter XXXV. 536; XXXVI. 119, 122 f.
Horvath, Johann Baptist, Professor der Physik an der Universität zu Tyrnau, Abt der heiligen Jungfrau Maria von Egres zu Pest (1732 bis 1799) XXXVI. 350.
Humboldt, Alexander von XXXVI. 610.
" Wilhelm von XXXV. 533; XXXVI. 608.

Huygens (Zuylichem), Christian, der Mathematiker (1629—1695) XXXVI. XIV, 165, 262, 296, 569 f., 598.

Jacobi, Friedrich Heinrich, der Philosoph (1743—1819) XXXV. XIII f., XVII. LVIII, 543, 560; XXXVI. X, 608.
Jacquier, François, Professor der Physik und später der Mathematik am Collegio Romano zu Rom (1711—1788) XXXVI. 342, 351.
Jagemann, Ferdinand, Maler (1780—1820) XXXVI. 498.
Jahn, Otto, Professor zu Bonn (1813—1869) XXXVI. 636.
Jakob I., König von England XXXVI. 245, 247.
Jeurat, Karl Nikolaus, Chirurg zu Paris XXXVI. 336.
Josephus, Flavius, der jüdische Geschichtschreiber zu Rom XXXVI. 95.
Jouvenet, Jean, französischer Maler (1644—1717) XXXVI. 297.
Junius, Friedrich Wilhelm, Professor der Mathematik und Physik am Friedrich-Wilhelms-Gymnasium zu Berlin (1771—1819) XXXVI. 532.
Jurin, James, Arzt in London, Mitglied und Sekretär der Royal Society und Präsident des College of Physicians (1684—1750) XXXVI. 385.
Justi, Johann Heinrich Gottlob von, Berg- und Finanzrath in Jena, preußischer Oberaufseher der Bergwerke († 1771) XXXVI. 398.

Kämtz, Ludwig Friedrich, Professor der Physik zu Halle, dann zu Dorpat XXXV. XLVI.
Kästner, Abraham Gotthelf, Professor der Mathematik und Physik an der Universität Göttingen (1719—1800) XXXVI. 354, 355.
Kanne, Johann Arnold, Philolog, zuletzt Professor der orientalischen Literatur in Erlangen (1773—1824) XXXVI. 551.
Kant XXXV. 537.
Karl August, Herzog von Weimar XXXV. XIII, XXV; XXXVI. 418.
„ I., König von England XXXVI. 245, 297, 605.
„ II., König von England XXXVI. 246.
Karsten, Wenzeslaus Johann Gustav, Professor der Mathematik und Physik an der Universität Halle (1732—1787) XXXVI. 349 f.
Kaufmann s. Angelika.
Kell, John, Professor der Physik und Astronomie an der Universität Oxford (1671—1721) XXXVI. 286, 308.
Kepler XXXV. 94; XXXVI. 161 f., 185 f., 420, 598.
Kircher, Athanasius, Jesuit, lehrte in Würzburg Weltweisheit, Mathematik, hebräische und syrische Sprache, dann in Avignon, zuletzt in Rom (1601—1680) XXXV. 108, 543 f.; XXXVI. 180, 183 ff., 187, 198, 212, 221, 258, 261, 600.
Kleanthes XXXVI. 54.
Kleorhantus, Maler aus Korinth XXXVI. 53 f.
Klingenstierna, Samuel, Professor der Mathematik an der Universität Upsala, Mitglied der Akademie der Wissenschaften zu Stockholm (1698 bis 1765) XXXVI. 361.
Kloeden, Gustav Adolph von XXXVI. XIII.
Klotz, Matthias, Hofmaler in München (1748—1821) XXXV. LVIII; XXXVI. 490, 531, 612.
Klügel, Georg Simon, Professor der Mathematik und Physik an der Universität Halle (1739—1812) XXXV. 469, 509; XXXVI. 362, 365, 390, 401, 533—536, 563; XXXVI. IX f., 592, 600, 602, 612 f., 616.
Knebel, Karl Ludwig von (1744—1834) XXXV. XIII f., XVIII, XXV, XLVI.
Knoller, Martin, Maler (1725—1804) XXXVI. 28.
Körner, Johann Christian Friedrich, Universitäts-Mechanikus und Privatdozent zu Jena (1778—1847) XXXVI. 464.

Konstantin der Große XXXVI. 741.
Kopernikus XXXVI. 140. 162.
Kosmus I., Großherzog von Florenz XXXVI. 130.
Kraft, Georg Wolfgang, Professor der Mathematik und Mitglied der Akademie zu Petersburg, dann Professor der Mathematik und Physik an der Universität und am Collegium illustre zu Tübingen (1701 bis 1754) XXXVI. 347.
Krantz, Lukas XXXVI. 228.
Krabenstein, Christian Gottlieb, Professor in Halle, dann Professor der Medizin und Physik an der Universität Kopenhagen (1721–1795) XXXVI. 350.
Kuruzz, Johann, ungarischer Porträtmaler (1666–1746) XXXVI. 238.

Laireße, Gerhard von, Historienmaler (1640–1711) XXXVI. 411.
Lambert, Johann Heinrich, Mitglied der Berliner Akademie der Wissenschaften und Ober-Baurath (1728–1777) XXXV. 113. 540; XXXVI. 356. 606.
Lancret, Nikolaus, Maler in Paris und Professor an der Akademie (1690 bis 1749 oder 1747) XXXVI. 237.
Largillière, Nicolaus de, französischer Porträtmaler (1656–1746) XXXVI. 237 f.
Lastmann, Pieter, Maler und Rabiner, Rembrandt's Lehrer († 1562) XXXVI. 334.
Laruau de Lestrade XXXV. XLIV.
Le Bande XXXVI. 203.
Le Blond, Jakob Christoph, Miniaturmaler und Kupferstecher, Schriftsteller (1670–1741) XXXVI. 335. 606.
Lémery, Louis, königlicher Leibarzt, Demonstrator der Chemie am Jardin du Roi und Mitglied der Akademie der Wissenschaften zu Paris (1677 bis 1743) XXXVI. 326.
Lenz, Johann Georg, Mineralog, Bergrath zu Jena (1748–1832) XXXVI. 458. 464.
Leo der Zehnte XXXV. 305.
Leonardo da Vinci XXXV. LIV, 310; XXXVI. 227. 374. 552. 625.
Le Prince, J. XXXVI. 537, 623.
Lerich XXXV. XLIV.
Leuenr (le Sieur), Thomas, Professor der Theologie am Kollegium der Propaganda und der Mathematik an der Sapienza zu Rom (1703 bis 1770) XXXVI. 342. 351.
Lewes, George Henry, der englische Biograph Goethe's (1817–1878) XXXV. 549.
Lichtenberg, Georg Christoph, der Göttinger Physiker (1744–1799) XXXV. XIX. 11. 296; XXXVI. 351 f., 355. 390. 392. 410. 610 f.
Lindner, Ernst Otto, Schriftsteller, Mitredakteur der Vossischen Zeitung (1830–1867) XXXV. XLVI.
Linné XXXV. 548; XXXVI. 519.
— Elisabeth Christina, des Vorigen Tochter XXXVI. 519.
Linus, Franciscus, Jesuit, Lehrer der Mathematik und der hebräischen Sprache am englischen Kollegium zu Lüttich (1595–1675) XXXVI. 272 ff., 277.
Lloyd, Humphrey, Geistlicher, früher Professor der Physik an der Universität zu Dublin (geb. 1800) XXXVI. XIII.
Loder, Justus Christian, Professor der Medizin in Jena, später Leibarzt und Staatsrath in Moskau (1753–1832) XXXVI. 419.
Loeper, Gustav von XXXV. XX, 553; XXXVI. 598. 622.

Löscher, Martin Gottlieb, Professor der Medizin und Physik an der Universität Wittenberg († 1735) XXXVI. 343.
Lorrain, Claude XXXVI. 294.
Lotter, Johann Georg, erst Magister der Philosophie zu Leipzig, dann Professor zu Petersburg († 1739) XXXVI. 547. 549. 574.
Lucas, Antonius, aus Lüttich, Schüler des Linné XXXVI. 274–278. 600 f.
Lucilius, römischer Satirendichter XXXVI. 126.
Lucrez, der römische Dichter XXXVI. XII. 68. 77 f., 177. 554. 562. 590.
Luise, Herzogin von Weimar XXXV. 71.
Luther XXXVI. 108. 549.
Lutl, Benedetto, Maler aus Florenz (1666–1724) XXXVI. 297.

Maclaurin, Colin, Professor der Mathematik an der Universität Edinburgh (1698–1746) XXXVI. 304.
Magellan (Magelhaens) Joao Hyazinthe de, Augustinermönch, dann zum Protestantismus übergetreten, Mitglied der Royal Society zu London, Urenkel des Weltumseglers (1722–1790) XXXVI. 436 ff.
Mairan, Jean Jacques d'Ortous de, Mitglied der Akademie der Wissenschaften zu Paris (1678–1771) XXXVI. 316 f., 326.
Malebranche Nicolaus, der französische Philosoph, Vater des Oratoriums (1638–1715) XXXV. 465; XXXVI. 209. 211. 316 f., 369 f.
Maler, Jakob Friedrich, Professor der Physik und Mathematik zu Karlsruhe (1714–1764) XXXVI. 349.
Malus, Etienne Louis, französischer Militär, Examinator bei der polytechnischen Schule, Mitglied des Instituts (1775–1812) XXXV. 560; XXXVI. XIII f., 449. 454. 463. 531. 569. 614.
Marat, Jean Paul, Arzt, der Revolutionsmann (1743–1793) XXXVI. 371. 373. 608.
Maratti, Carlo, genannt **Carlo delle Madonne**, Maler und Radirer (1625–1713) XXXVI. 287 f.
Marci, Marcus (Marci de Kronland, Johann Marcus), Professor der Medizin an der Universität Prag, Leibarzt des Kaisers Ferdinand III. (1595–1667) XXXVI. 185.
Marco, Fra Bartolommeo di San (**Baccio della Porta**, auch **il Frate** genannt), Maler (1649–1517) XXXV. 310; XXXVI. 228.
Margaraf, Andreas Sigismund, der Berliner Hofapotheker und Chemiker, Mitglied der Akademie der Wissenschaften (1709–1782) XXXVI. 432.
Maria Stuart XXXVI. 247.
Mariotte, Edme, der französische Physiker († 1684) XXXV. 412. 418. 586; XXXVI. 279–284. 286 f., 289. 308. 315 f., 325. 330. 339. 345. 349. 352. 605.
Maron, Anton, Maler (1773–1808) XXXVI. 320.
Martin, Benjamin, Mechanikus und Optikus in London (1704–1782) XXXV. 407; XXXVI. 351.
Masaccio da S. Giovanni, Maler (1402–1443?) XXXVI. 226.
Masolino da Panicale, Maler (1378–1415?) XXXVI. 225 f.
Mattoni, Glasarbeiter zu Karlsbad XXXVI. 324.
Mauclerc XXXVI. 371.
Mayer, Johann Tobias, Professor der Oekonomie und Mathematik zu Göttingen und Aufseher der Sternwarte daselbst (1723–1762) XXXVI. 352 f., 355. 606.
Mayer, Johann Tobias, Sohn des Vorigen, Professor der Physik an der Universität Göttingen (1752–1830) XXXVI. 354. 355. 362.
Meadow, John, Arzt, Mitglied der Royal Society († 1679) XXXVI. 251.
Maclot, Guillaume, Abbé, Professor der Physik am College de Navarre zu Paris (1712–1776) XXXVI. 359.

Meister, Albrecht Ludwig Friedrich, Professor der Philosophie an der Universität Göttingen (1734–1788) XXXVI. 351.
Mel (oder Mell), Konrad (Theodor Horsfeld), Prediger, Inspektor zu Horsfeld, Mitglied der Berliner Akademie der Wissenschaften 1666 bis 1703) XXXVI. 344.
Melanthius, Schüler des Pamphilus, Maler XXXVI. 64.
Melville XXXVI. 329.
Memmi, Simone (Simone di Martino), Maler aus Siena (1284–1324) XXXVI. 235.
Mengs, Anton Raphael, Maler und Kunstschriftsteller (1728–1779) XXXV. LVI; XXXVI. 254, 258 f., 386.
Mersenne, Marinus, Minorit, meist in Ordensklöstern zu Paris lebend (1588–1648) XXXVI. 222.
Metsu (oder Metju), Gabriel, niederländischer Maler († 1671) XXXVI. 234.
Meyer, Heinrich, der Kunstschriftsteller (1760–1832) XXXV. XIX, 542 f., 571; XXXVI. XII, 424, 502, 601, 615, 625.
" Johann Karl Friedrich, Hofrentheker in Stettin, Korrespondent der Akademie und Mitglied der naturforschenden Freunde in Berlin (1733–1811) XXXVI. 388.
Michel Angelo XXXVI. 67.
Michell, John, Pfarrer zu Thornhill in Yorkshire, Mitglied der Royal Society († 1793) XXXVI. 607.
Mikon aus Kegina, Maler XXXVI. 56.
Millot XXXVI. 374.
Minos (oder Mignaut), Claudius, Professor des kanonischen Rechts zu Paris († 1608) XXXVI. 529.
Mollweide, Karl Brandan, Lehrer der Mathematik und Physik am Pädagogium zu Halle, dann Professor der Mathematik an der Universität Leipzig (1774–1825) XXXV. 560; XXXVI. 335, 351.
Molyneux, William, Privatmann aus Dublin, Mitglied der Royal Society (1656–1698) XXXVI. 304.
Monardes, Nikolaus, spanischer Arzt († 1577) XXXV. 548.
Montaigne, Michael Eyquem de, der französische Philosoph (1533–1592) XXXVI. 143.
Montmort, Pierre Rémond de, Privatmann, Mitglied der Royal Society und der Pariser Akademie (1678–1719) XXXVI. 307.
Montucla, Johann Stephan, Mitglied der Akademie der Wissenschaften zu Paris (1725–1799) XXXVI. 242, 352, 601.
Morichini, Domenico Pini, Arzt, Professor der Chemie an der Sapienza zu Rom (1773–1836) XXXV. 567.
Moser, Ludwig Ferdinand, Professor der Physik XXXV. LXI, 568.
Müller, Johannes, der Physiolog (1801–1858) XXXV. XXXIII, XLVI, XLIX f., LII, LXIII, 537 f., 540, 546, 562; XXXVI. XI.
" Theodor Adam Heinrich Friedrich von, Kanzler zu Weimar (1779 bis 1849) XXXVI. 595.
Münchow, Karl Dietrich von, Professor der Philosophie zu Jena, dann der Astronomie, Mathematik und Physik zu Bonn (1778–1836) XXXV. XLIV.
Muncke, Georg Wilhelm, Professor der Physik an der Universität Heidelberg (1772–1847) XXXVI. 521.
Murillo XXXVI. 254.
Murray, Johann Andreas, schwedischer Arzt, Professor der Medizin zu Göttingen (1740–1791) XXXVI. 543.
Musschenbroek, Peter van, Professor der Mathematik nach einander an den Universitäten Duisburg, Utrecht und Leyden (1692–1761) XXXVI. 505 f., 531.

Necker, Frau von, Suſanne, Gattin des franzöſiſchen Finanzminiſters N. unter Ludwig XVI. († 1794) XXXVI. 534 f.
Nero, der römiſche Kaiſer XXXVI. 117.
Neumann, Johann Philipp, Profeſſor der Phyſik am polytechniſchen Inſtitut zu Wien (1774—) XXXVI. 553 f.
Newton XXXV. IX. XI ff., XVI., XVIII. XXII. XXVII. XXXIII. XXXV. XXXVII—XLV. XLVIII., LVII. LXI. 28. 62—65. 67 f., 325. 327 ff., 331. 333—338. 343. 347 f., 350 f., 353 f., 356. 359. 362—367. 369. 371—375. 380. 382. 385 f., 390. 393—398. 400. 403—407. 409 f., 412 ff., 416. 418. 422 ff., 426. 428. 430 ff., 434 ff., 438 f., 442 ff., 446 f., 450. 452. 454 f., 457. 461. 463. 465 f., 468 ff., 473 f., 477. 480 f., 483 f., 486 f., 489 ff., 496. 498 f., 499. 501 f., 504 f., 507. 509. 511. 513 f., 518 f., 524. 527. 548. 551 f., 555. 558. 568. 574—590. 592—596. 598 f., 604. 607 ff.; XXXVI. XII. 197. 208. 220. 241. 254—262. 284. 286 ff., 291. 294 f., 297 f., 300. 302—306. 309 ff., 398. 417. 419 f., 436. 511. 531—535. 569 f., 575. 600—605. 607. **Newtonus** ante Newtonum XXXVI. 197; ſeine Perſönlichkeit XXXVI. 297—303; ſeine Lehre, ein Amalgam von Wahrheit und Irrthum, Polem. Ib. § 463. Wortkram, Pol. § 635. XXXVI. 352; leicht zu lernen und ſchwer anzuwenden, Pol. §§ 613. 624. Remora aller geſunden Phyſik XXXVI. 329; ſteht einer freien Anſicht der Natur entgegen XXXV. 75. der Technik entgegen XXXVI. 269; Art von Arche des Herrn XXXVI. 279, verglichen mit einer alten Burg XXXV. 73 f., zerſtört durch die Entdeckung der Achromaſie. Pol. § 471. XXXVI. 365; Hauptſtelle, um die gekämpft wird, Pol. §§ 411 bis 416; ſeine Methode, die der Regentraufe. Pol. § 234. ein Hysteron Proteron XXXVI. 264. Pol. § 116. voll Vor- und Nachmathematiſch. Pol. § 33. voll Abrakadabraſtreiche. Pol. § 113. Einleitung zur Pol. S. 328. voll Sophiſtereі. Pol. §§ 230. 513. 582. XXXVI. 264. Taſchenſpielerei und Spiegelfechterei. Pol. §§ 113. 440. XXXVI. 315. unredlich Pol. § 211. XXXVI. 300. 331. 333. ſchändlich. Pol. § 652; ſein Apparat unzulänglich XXXVI. 267 f., Pol. § 347; ſeine Verſuche voll unnützer Nebenbedingungen XXXVI. 268; Pol. § 332; ſein Mandver gegen ſeine Gegner XXXVI. 268. 276. 278.
Newtonianer, Abſcheu, ſo ſie tragen ſollten. Pol. § 572. Albernheiten ſagen ſie unbedenklich XXXVI. 338. Ausflüchte XXXVI. 288. 292. Ballamiren den Leichnam der Newtoniſchen Lehre. Pol. § 471. Credo derſelben XXXVI. 256. 278. Dünkel XXXV. 77. Ergo bibamus, ihr ewiget. Pol. § 386. Faulheit XXXVI. 292. 303. Gängeln ihre Schüler. Pol. § 141. Glaubensſtärkung. Pol. § 135. Halsſtarrigkeit XXXVI. 261. Imarimum XXXVI. 303. Irrlichter, geruſtete XXXV. 26. Irrthumskopisten XXXVI. 303. Kämmen, fremdeln, karbätſchen Pol. § 227. Lächerlich XXXVI. 290. Lever, alte. XXXVI. 350. Leviten bei der Arche des Herrn XXXVI. 279. Manier XXXVI. 273. 288. Nachbeterei XXXVI. 419. Notabene, beſtändiges XXXVI. 294; vgl. Pol. § 422. Obreptionen. Pol. § 441. Plaiſirſtoß. Pol. § 600. Quälereien. Pol. § 284. Retrain, ewiger XXXVI. 345. Seilige Ueberzeugung. Pol. § 31. XXXVI. 292. Selbſtzufriedenheit XXXVI. 292. 303. Starrſinn. Pol. § 211. Tort, den ſie machbeten XXXVI. 276. Unverſtändlich XXXVI. 290. Unredlichkeit. Pol. § 45. XXXVI. 289. 303. Verfolgungsgeiſt XXXVI. 303. Verkehrte Welt XXXVI. 290. Winkelzüge XXXVI. 282. Wortkrämer. Pol. §§ 500. 635. XXXVI. 350. Zeichenmenger. Pol. §§ 396 ff.

Nicias von Athen, Maler XXXVI. 62. 65.
Nigal, Glasschleifer in München XXXVI. 483.
Nikomachus aus Theben, Maler XXXVI. 64.
Nollet, Jean Antoine, Abbé, Professor der Physik am Collège de Navarre zu Paris (1700—1770) XXXVI. 306. 374.
Noje, Karl Wilhelm, Arzt und Geolog (1758—1835) XXXV. 536.
Nuguet, Lazare XXXV. 549; XXXVI. 187. 213. 221. 601.

Oeser, Adam Friedrich, Director der Zeichenakademie zu Leipzig (1717 bis 1799) XXXVI. 288. 609.
Oldenburg, Heinrich, Secretär der Royal Society (1626? — 1678) XXXVI. 242. 265. 272 f., 275. 602 f.
Ostade, Adrian van, der niederländische Maler (1610—1685) XXXVI. 71. 234.

Paurphilius, aus Amphipolis, Maler XXXVI. 61.
Panämus, Maler, Bruder des Phidias XXXVI. 56.
Pauli, Matthäus, Jesuit, Professor der Physik zu Freyburg (1740—1798) XXXVI. 197. 350.
Paracelsus, Philippus Aureolus Theophrastus Bombastus von Hohenheim (1493—1541) XXXVI. 135. 328.
Pardies, Ignatius Gaston, Jesuit, Lehrer der [illegible]n Sprachen und dann der Mathematik und Physik am Kolleg[illegible] zu Pau (1636—1673) XXXVI. 269 f., 273, 277.
Parmegianino, Francesco Mazzuoli, genannt [illegible], Maler (1503 oder 4 bis 1540) XXXVI. 231.
Parrhasius, aus Ephesus, Maler XXXVI. 57. 59 ff.
Parrot, Georg Friedrich, Professor der Physik in Dorpat, dann in Petersburg, Mitglied der Akademie der Wissenschaften (1767—1852) XXXVI. 531. 570.
Paul der Vierte XXXVI. 547.
Pausanias, der griechische Reisende und Schriftsteller XXXVI. 56 f.
Pelisson, Fontanier (Paul), Schriftsteller, Mitglied der französischen Akademie (1624—1693) XXXVI. 312.
Pemberton, Henry, Arzt und Professor der Medizin am Gresham College in London (1694—1771) XXXVI. 304.
Perugino s. Vannucci.
Pfaff, Christian Heinrich, Professor in Kiel (1772—1852) XXXV. XLII, 548. 577 f., 581, 583; XXXVI. 581 f., 604.
Phidias XXXVI. 56.
Philolaos XXXVI. 54.
Piazetta, Giovanni, Maler aus Venedig (1682—1754) XXXVI. 235.
Piccolomini, Alessandro, Erzbischof von Patrasso, Coadjutor des Erzbischofs von Siena (1508—1578) XXXVI. 171.
Placidus, s. Heinrich.
Plateau, Joseph Antoine Ferdinand, Professor der Physik an der Universität Gent (* 1801) XXXV. 541.
Plato XXXVI. XII, 15. 47. 79. 94. 96 f., 141. 148. 172 f., 190. 203. 588. 594.
Plinius der Aeltere (23—79 n. Chr.) XXXVI. XII, 46. 51—67. 71 f., 502.
— der Jüngere XXXVI. 502.
Plutarch XXXVI. 10. 12 f., 587 f.
Poggendorff, Johann Christian, der Berliner Physiker (1796—1877) XXXV. XXX. XXXVIII. LIV f., 548 f.
Polignac, Melchior, Kardinal, Mitglied der französischen Akademie (1661 bis 1741) XXXVI. 319.
Poliniere, Pierre, Professor der Physik am Collège d'Harcourt in Paris (1661—1734) XXXVI. 220.

Polydor (Polidoro Caldara, genannt da Caravaggio), Maler (1495 bis 1543) XXXV. 302.
Polygnot, von Thasos, der Maler XXXVI. 56—59. 65.
Ponte, Jacopo da, genannt Bassano, Maler (1511—1592) XXXVI. 231.
Porta, Johann Baptist, oder Giambattista della P., Theilmann aus Neapel (1538—1615) XXXVI. 144. 146 f., 157, 162, 251, 514, 597.
Portius (Porta, Porzio), Simon, Lehrer der Philosophie, erst in Pisa, dann in Neapel (1497—1554) XXXVI. 116. 130 f.
Poseiger, Friedrich Theodor, Professor an der Kriegsschule und Mitglied der Akademie der Wissenschaften zu Berlin (1771—1838) XXXVI. 451.
Pourchot, Edmund, Philosoph, zu Paris lehrend (1651—1734) XXXVI. 219 f.
Poussin, Nikolaus, Maler, der französischen Schule angehörig (1594—1665) XXXVI. 185.
Prantl, Karl von XXXVI. 567, 569 ff.
Praxiteles XXXVI. 62.
Prevost, Pierre, Mitglied der Akademie der Wissenschaften und Professor der Philosophie in Berlin, dann Professor der Philosophie und allgemeinen Physik zu Genf (1751—1839) XXXVI. 581, 604.
Priestley, Joseph, Prediger in England (1733—1804) XXXV. 77, 549, 596; XXXVI. 359, 363 f., 436 f., 439, 506, 603, 607.
Protogenes, aus Kaunos in Karien, Maler XXXVI. 64, 67.
Pütter, Johann Stephan, Professor des Staatsrechts an der Universität Göttingen (1725—1807) XXXVI. 611.
Purkinje, Johann Evangelista, Professor der Physiologie zu Breslau, dann zu Prag (1787—1869) XXXV. I, 538 f., 550, 626.
Pyrrhonier XXXVI. 14, 568.
Pythagoras XXXVI. 10, 567.
Pythagoreer XXXVI. 10, 567.

Rafael von Urbino s. Raphael.
Ramus, Petrus (Pierre de la Ramée), Philosoph (1515—1572) XXXVI. 549.
Raphael XXXV. 302; XXXVI. 67, 97, 228.
Reade, Joseph XXXVI. 628.
Réaumur, René Antoine Ferchault de, Mitglied der Akademie der Wissenschaften zu Paris (1683—1757) XXXVI. 326.
Regnault, Noel, Jesuit, Professor der Mathematik am Collège Louis le Grand in Paris (1683—1762) XXXVI. 304. 322.
Reinhard, Karl Friedrich, Graf von, der Diplomat (1761—1837) XXXV. XXV, XLV, 576. 586; XXXVI. X. 614. 625 f., 627.
Rembrandt, der Maler XXXVI. 71.
Reni, Guido, Maler (1575—1642) XXXV. 310. XXXVI. 233.
Restout, Jean, Maler (1692—1768) XXXVI. 237.
Reuß, Heinrich XIII., Fürst v. Reuß-Plauen (1747—1817) XXXV. XIV.
" Jeremias David von, Kustos, dann Oberbibliothekar und Professor der Literaturgeschichte zu Göttingen (1750—1807) XXXVI. 611.
Reynolds, Josua, Porträtmaler (1723—1792) XXXVI. 239.
Ribera l. Spagnoletto.
Riccioli, Giovanni Battista, Jesuit, Lehrer der Philosophie und Theologie in den Ordenskollegien zu Parma und Bologna, dann der Astronomie an letzterm (1598—1671) XXXVI. 198.
Richter, Georg Friedrich, Professor der Mathematik, dann der Moral und Politik zu Leipzig (1691—1742) XXXVI. 294 f.
Riedel, August von, der Maler XXXV. LVII.
Riemer, Friedrich Wilhelm, Gymnasialprofessor und Bibliothekar zu Weimar (1774—1845) XXXVI. XII. 555. 612.

Rich, Peter Theophil, Professor, Mitglied der Akademie der Wissenschaften zu Berlin XXXV 568.
Rigaud, Hyacinthe, Porträtmaler (1659–1743) XXXVI. 297 f.
Risner, Friedrich, aus Hersfeld gebürtig, lange in Paris lebend († 1580) XXXVI. 596.
Ritter, Johann Wilhelm, der Physiker (1776–1810) XXXV. 564. XXXVI. 434. 438 f., 442.
Ritzzetti, Johannes, Graf († 1751) XXXV. XI. 20. 423. 469; XXXVI. 289, 291 f., 294–297, 318 f., 341, 349, 352, 360, 362.
Robertson, Etienne Gaspard, Aeronaut, ursprünglich Theologe, dann Professor der Physik im Dep. de l'Ourthe (1763–1837) XXXVI. 538.
Robusti, Jacopo, genannt il Tintoretto, Maler (1512–1594) XXXV. 310; XXXVI. 291.
Rochlitz, Johann Friedrich, Schriftsteller in Leipzig (1769–1842) XXXVI. 609 f., 630.
Roberer XXXVI. 355.
Robault, Jacques, Professor und Privatlehrer der Mathematik (1620 bis 1675) XXXVI. 286. 303.
Robde, Johann Philipp von, Generalmajor, Lehrer an der Ingenieur-Akademie in Potsdam (1769–1834) XXXVI. 596.
Rohr, Julius Bernhard von, Kammerrath und Domherr zu Merseburg (1688–1742) XXXVI. 545.
Romanelli, Giovanni Francesco, Maler (1617–1662) XXXVI. 297.
Rour, Jakob Wilhelm Christian, Maler, Professor in Heidelberg (1771 bis 1831) XXXVI. 464. 616.
Rubens, der Maler XXXV. 306; XXXVI. 293.
Rumford, Sir Benjamin Thompson, Graf von, Mitglied der Royal Society und des Pariser Instituts (1753–1814) XXXV. LII. 113. 548; XXXVI. 356. 439.
Runge, Philipp Otto, Maler (1777–1810) XXXV. 315, 572 f., 577; XXXVI. 356. 430, 607 f., 612.

Sacchi, Andrea, genannt Ouche, Maler (1600?–1665) XXXVI. 296 f., 299.
Sallust, der römische Geschichtschreiber XXXVI. 117.
Sarto s. Vannucchi.
Saussure, Horace Benoit (der Aeltere), Professor der Naturgeschichte zu Paris (1740–1799) XXXVI. XXX. 110. 544. XXXVI. 569.
Scaliger, Julius Cäsar, lebte als Arzt in Venedig und Padua, dann in Frankreich (1484–1558) XXXVI. 116, 132, 144, 207, 596.
Schab, G. XXXVI. 358.
Scheele, Karl Wilhelm, der Chemiker, Mitglied der Akademie der Wissenschaften zu Stockholm (1743–1786) XXXVI. 429 f.
Scheiner, Christoph, Jesuit, Professor der hebräischen Sprache und Mathematik zu Freiburg im Breisgau, dann zu Ingolstadt, lebte einige Zeit in Rom, wurde Rector des Jesuitenkollegiums zu Neisse in Schlesien (1575–1650) XXXVI. 222.
Schelling, Friedrich Wilhelm Joseph, der Philosoph (1775–1854) XXXV. XLV. XXXVI. 418.
Scherffer, Karl, Jesuit, Professor der Mathematik und Physik zu Wien (1716–1783) XXXV. 90. 94. 122. 541; XXXVI. 356. 358. 383. 607.
Schenchzer, Johann Jakob, Arzt, Professor der Mathematik und Physik am Gymnasium zu Zürich (1672–1733) XXXVI. 344.
Schiebler XXXV. 307.
Schiller XXXV. XIV, XVIII–XXI, XXIII f., XLIX, LVIII f., 507 f.,

343. 348. 349. 364 f. 367. 376; XXXVI. IX f. 422. 428. 809 f. 898. 900. 908. 611. 629.
Charlotte von, des Vorigen Gattin (1766—1806) XXXVI. XI.
Salzsalz, Johann Friedrich Heinrich, Advokat in Frankfurt (1780—1851) XXXVI. 624.
Johann Georg, Goethe's Schwager (1739—1799) XXXV. XVIII, 365 f.
Schwabing XXXVI. 349.
Schmidius (Schmid), Johann Andreas, Professor der Mathematik, Logik und Metaphysik zu Jena, dann Professor der Theologie und kirchlichen Antiquitäten zu Helmstädt (1632—1726) XXXVI. 348.
Schöll, Adolph XXXVI. 501.
Schön (oder Schongauer), Martin, der Maler XXXVI. 227.
Schopenhauer, Arthur, der Philosoph XXXV. XXXV. XLV—XLVIII, L. LX. 541.
Schütz, Christian Wilhelm von, Ritterschaftsdirektor der Neumark (1776 bis 1847) XXXVI. 567.
Schultz, Christoph Friedrich Ludwig, Staatsrath in Berlin (1781—1834) XXXV. XLVI. 566; XXXVI. 464. 559. 560. 613—617. 620. 622 f., 625 f., 627.
Schweigger, Johann Salomon Christoph, Professor der Physik und Chemie in Halle (1779—1857) XXXV. XLI. LVII. XXXVI. 453. 454. 485.
Schweigger's Journal XXXVI. 450. 453. 455. 531 f., 625.
Seebeck, Thomas Johann, der Physiker (1770—1848) XXXV. XIX. XLVI. 564. 567. 578 f.; XXXVI. XII. XIV f., XVII. 430 f., 447. 454. 464 f., 610. 612 f., 622.
Segner, Johann Andreas von, Professor der Physik und Mathematik zu Göttingen, dann zu Halle (1704—1777) XXXVI. 347. 351.
Senebier, Jean, erst Prediger in Genf und Cbanch, dann Oberbibliothekar der Stadt Genf (1742—1809) XXXVI. 429 f., 444.
Seneca, Lucius Annäus, der Philosoph XXXVI. 83 f., 500.
Sennert, Daniel, Professor der Medizin an der Universität Wittenberg (1572—1637) XXXVI. 222.
Siena, Guido da, Maler im 13. Jahrhundert XXXVI. 224.
Sloane, Hans, Sir, Arzt, Mitglied, Sekretär und Präsident der Royal Society (1660—1752) XXXVI. 295.
Smith, Robert, Dr. theol., Professor der Mathematik an der Universität Cambridge (1689—1768) XXXVI. 351. 385.
Snellius, van Roijen, Willebrord, Professor der Mathematik an der Universität Leyden (1591—1626. XXXV. 427; XXXVI. 164 ff., 236. 362. 596 f.
Sömmerring, Samuel Thomas von, der Anatom (1755—1830) XXXV. XIV. XVII. XXIII. 544. 563; XXXVI. 418.
Sokrates XXXVI. 506.
Soltmena, Francesco, genannt Abbate Ciccio, Maler (1657—1747) XXXVI. 257 f.
Sommerville, Mrs Mary, Ehrenmitglied der Royal Astronom. Society (1790—?) XXXV. 568.
Sorbière, Samuel, französischer Schriftsteller (1615—1670) XXXVI. 242. 307. 491.
Spagnoletto, eigentlich Joseph de Ribera, Maler (1588—1656 oder 57) XXXVI. 262.
Sperling, Johann, Professor der Physik an der Universität Wittenberg (1603—1658) XXXVI. 222.

An ihre Liebe den Glauben!
Er, im Becher, gewährt mir
Herrliches Gefühl der Gegenwart;
Was will da die Hoffnung!

16.

Schenke.

Heute haſt Du gut gegeſſen,
Doch Du haſt noch mehr getrunken;
Was Du bei dem Mahl vergeſſen,
Iſt in dieſen Napf geſunken.

Sieh, das nennen wir ein Schwänchen,
Wie's dem ſatten Gaſt gelüſtet;
Dieſes bring' ich meinem Schwane,
Der ſich auf den Wellen brüſtet.

Doch vom Singſchwan will man wiſſen,
Daß er ſich zu Grabe läutet;
Laß mich jedes Lied vermiſſen,
Wenn es auf Dein Ende deutet!

---

16. Aus derſelben Zeit wie Nr. 14. — Paulus zu Heidelberg erhielt das Gedicht mit dem abſichtlich irrigen Zuſatze „Nach dem Lateiniſchen" von Goethe erſt unter dem Datum: Weimar, den 1. Januar 1815. zugeſandt. S. Boiſſerée (I. 264) hörte es am 8. Auguſt d. J. und nennt es ein Gedicht „auf den kleinen Paulus in Heidelberg mit ſeinem Schwänchen von Pfirſichen, Kirſchwaſſer und Mandeln" („die kleine" ſcheint Druckfehler für „den kleinen"). Das Schwänchen iſt alſo hier dem Deſſert, dem Nachtiſch entnommen. Das Gedicht iſt ein kindliches Spiel mit drei Bedeutungen des Wortes Schwan aus der Seele des kleinen Schenken, wol um einen ſcherzhaften realen Vorgang zu verewigen. Der Schenke raubt dem Dichter ſein von ihm zurückgeſtelltes Deſſert, um damit Schwäne oder einen Schwan zu füttern, gedenkt aber am Schluſſe auch des Dichters, dem die Speiſe eigentlich gebührte, als ſeines Singſchwans. — Schwänchen in der allgemeineren Bedeutung als zufällige Verbindung verſchiedenartiger Dinge (per satiram) braucht Goethe ſehr oft, z. B. in einem Briefe an F. Nicolovius (in Nr. 16 des Weimariſchen Sonntagsblattes, 1856) und in ſeiner Korreſpondenz mit S. Boiſſerée (II. 69, 74, 80, 89, 93), auch in der mit Staatsrath Schulz. Im engeren Sinne bezeichnet der nur provinzielle

Erinoma führt das Goethe'sche Register an, er ist aber nicht genannt, sondern stillschweigend gemeint XXXVI. 201 med. (im Original II. S. 312, Z. 6).
Exeter, Thomas Bischof von Rochester, Mitglied der Königlichen Gesellschaft zu London (1634–1713) XXXVI. 241 ff., 246, 272, 297, 601.
Stefano, Fommaso di, genannt Gottino († 1324?) XXXVI. 225.
Steffens, Heinrich, Professor der Physik und philosophischen Naturlehre in Halle dann in Berlin (1773–1845) XXXVI. 450, 612.
Stein, Charlotte von, geb. von Schardt (1742–1828) XXXV. XLIX, 396, 543.
– Friedrich Freiherr von, der Vorigen Sohn, General-Landschafts-Präsident von Schlesien (1773–1844) XXXV. 533.
Steiner, Johann Ludwig, Uhrmacher und Mechanikus in Zürich (1711 bis 1779) XXXVI. 363.
Steinert, Georg Gottlieb XXXVI. 547.
Sternberg, Kaspar, Graf, naturhistorischer Schriftsteller (1761–1838) XXXV. LXIII; XXXVI. 617, 635.
Stobäus, griechischer Schriftsteller im 5. Jahrhundert n. Chr. XXXVI. 11, 13, 567 f.
Sturm, Johann Christoph, erst Docent zu Jena, dann Prediger zu Deiningen und darauf Professor der Mathematik und Physik an der Universität Altorf (1635–1703) XXXVI. 211.
St. Vincent, Borg de (Jean Baptiste Marcellin, Baron), Offizier, Naturforscher und Reisender (1780–1846) XXXVI. 492.
Sulzer, Johann Georg, Professor zu Berlin, Mitglied der Akademie der Wissenschaften (1720–1779) XXXVI. 412.
Swedenborg, Emanuel von, der schwedische Geisterseher (1688–1772) XXXVI. 346.

T., H. F. XXXV. 544. XXXVI. 374, 388, 391, 606.
Teichmeyer, Hermann Friedrich, Professor der Experimentalphysik und Medizin sowie der Botanik, Chirurgie und Anatomie an der Universität Jena (1685–1744) XXXVI. 344, 346.
Telephanes, Maler XXXVI. 51 f.
Telesius, Bernhard, Philosoph (1508–1588) XXXVI. 141 f., 546–550, 597, 624.
– Antonius s. Thylesius.
Teniers, David, der Jüngere, Maler (1610–1690?) XXXVI. 234.
Terburg, Gerhard (auch G. Ter Borch oder G. T. Borch), Maler (1608 oder 1610–1681) XXXVI. 234.
Terenz, der römische Komödiendichter XXXVI. 117 f., 136.
Tessier, Henri Alexandre, Professor der Agrikultur und des Handels an der Centralschule zu Paris, Mitglied der Akademie der Wissenschaften (1741–1837) XXXVI. 444.
Themistius, Rhetor und Philosoph im 4. Jahrhundert n. Chr. XXXVI. 111, 596.
Theophrast, der Schüler des Aristoteles XXXV. 83; XXXVI. 11 ff., 25, 105, 111, 130, 184, 201, 293, 567 ff., 592.
Thiriot, einige Zeit Korrespondent bei dem Prinzen Friedrich (nachmals Friedrich II.) (1696–1772) XXXVI. 322.
Thylesius, Antonius, Lehrer der Philosophie in Mailand, Rom, Venedig u. a. O. (1492–1593) XXXVI. XII, 116, 128, 133, 596.
Tibull, der römische Dichter XXXVI. 123.
Timanthes, aus Sikyon, Maler XXXVI. 59 f.
Tintoretto s. Robusti.
Titius (Tietz), Johann Daniel, Professor der Mathematik und Physik an der Universität Wittenberg (1729–1796) XXXVI. 350.

Titus, der römische Kaiser XXXVI. 61 f.
Titian, der Maler XXXV. 310 f. XXXVI. 228 - 231.
Tobiesen, Rudolph Hermann, Director der Navigationsschule in Danzig, dann Astronom bei der Marine in Kronstadt (1771—1829) XXXVI. 850.
Trorler, Ignaz Paul Vitalis, Arzt zu Luzern, nachmals Professor der Philosophie und Geschichte daselbst, dann zu Basel und später zu Bern (1780—1866) XXXV. L.
Tschudi, Aegidius, schweizerischer Historiker, Landammann in Glarus (1505—1572) XXXVI. 26.
Tycho de Brahe, der Astronom XXXV. 96; XXXVI. 162, 185, 256.
Tyndall, John XXXV. XXXI.

Uccello, Paolo (eigentlich Paolo di Dono, detto Uccello), Maler (1389—1472) XXXV. 309.
Unterberger, Christoph, Maler (1732—1798) XXXVI. 238.
Urban VIII., Papst XXXVI. 235.

Vannucci, Pietro di Christofano, genannt P. Perugino, Maler (1446 bis 1524) XXXVI. 227.
Vannucchi, Andrea, genannt A. del Sarto, Maler (1478 oder 1488 bis 1530) XXXVI. 228.
Vecelli s. Tizian, dessen Familienname ersterer ist.
Velasquez de Silva, Don Diego, Maler (1599—1660) XXXVI. 234.
Vermaasen, Johannes XXXVI. 346. 606.
Veronese, Paul XXXVI. 231.
Verrocchio, Andrea del, Goldschmied, Maler, Bildhauer und Holzschnitzer (1432—1488) XXXVI. 227 f.
Villers, Charles François Dominique de, französischer Schriftsteller, als Flüchtling in Deutschland lebend, kurze Zeit Professor der französischen Literatur in Göttingen (1764—1815) XXXV. XLV.
Virgil XXXVI. 117 f., 121. 123 ff.
Vischer, Friedrich Theodor XXXV. 569.
Vitellio XXXV. 94; XXXVI. 171. 508.
Vitello (Witelo), Magister, aus Thüringen gebürtig (um 1270) XXXVI. 508.
Vivarini, Bartolommeo, genannt B. da Murano, Maler XXXVI. 227.
Voigt, Christian Gottlob von, Oberkammerpräsident zu Weimar (1743 bis 1819) XXXV. XXV.
" Friedrich Siegmund, Professor der Botanik zu Jena, Bergrath und Geh. Hofrath (1781—1850) XXXVI. 463 f.
Voltaire XXXVI. 320 ff., 325, 328, 603.
Vossius (Voß), Isaak, Dr. jur., nach mehrjährigen Reisen in England, Frankreich, Italien und Schweden Kanonikus in Windsor (1618 bis 1689) XXXVI. 166, 191, 197, 199, 509.

Wagner, Rudolph, Professor der Physiologie, vergleichenden Anatomie und Zoologie in Göttingen (1805—1864) XXXV. XVII.
Wall, Martin, Professor der Klinik an der Universität Oxford und Lehrer der Chemie daselbst (1746—1824) XXXV. 92.
Wateau (Watteau, Watteau), Antoine, Maler (1684—1721) XXXVI. 207.
Weidlers (Weidler), Johann Friedrich, Professor der Mathematik an der Universität Wittenberg, darauf Professor der Rechte daselbst (1692 bis 1755) XXXVI. 346.
Weigel, Christian Ehrenfried, Dr. med., Professor der Botanik und Chemie an der Universität Greifswald (1748—1831) XXXVI. 374.

Weiß, Christian Samuel, Professor der Physik an der Universität Leipzig, dann Professor der Mineralogie und Direktor des mineralogischen Museums an der Universität Berlin (1780–1856) XXXV. 595; XXXVI. 582.
Weiß, Benjamin, Historienmaler (1778–1820) XXXVI. 229.
Weitzel, Christian Friedrich Gotthart Hennings, Rektor der Stadtschule zu Buckeburg (1746–1828) XXXVI. 142. 366. 568.
Whiston, Wilhelm, Professor der Mathematik in Cambridge (1667–1752) XXXVI. 304.
Wilde, Emil, Professor der Mathematik und Physik am Berlinischen Gymnasium zum Grauen Kloster XXXV. XXXI. 548 f., 577; XXXVI. 566 f., 579. 604. 606.
Wilhelm, Johann, Kurfürst, von der Pfalz XXXVI. 343.
Wilson XXXVI. 434. 436 f.
Winckler, Johann Heinrich, Professor der griechischen und römischen Sprache und der Physik zu Leipzig (1703–1770) XXXVI. 347. 413.
Winkler, Gottfried, Raths- und Kaufherr zu Leipzig XXXVI. 609 f.
Wohlgemuth, Michael, Maler (1434–1519) XXXVI. 227.
Wolf, Friedrich August, der Philolog (1759–1824) XXXVI. 419. 589 f., 601 f.
Wolf, Christian, der Philosoph (1679–1752) XXXVI. 345 ff., 351. 605.
— Kaspar Friedrich, Professor der Anatomie und Physiologie zu Petersburg (1733–1794) XXXVI. XI.
Wucherer, Johann Friedrich, Professor der Physik zu Jena, dann Professor der Theologie daselbst und Sachsen-weimarischer Kirchenrath (1682 bis 1737) XXXVI. 343.
Wünsch, Christian Ernst, Professor der Mathematik und Physik an der Universität Frankfurt a. O. (1744–1828) XXXV. 601. 603. 606 f.; XXXVI. 386. 430. 530. 612. 622.

Young, Thomas, der Physiker, Arzt, Professor der Physik an der Royal Institution (1773–1829) XXXV. 541. 565; XXXVI. 570 f.

Zabarella, Giacomo, Professor der Logik an der Universität Padua (1533 bis 1589) XXXVI. 222.
Zach, Franz Xaver, Freiherr von, Astronom (1754–1832) XXXV. 580.
Zach's monatliche Korrespondenz XXXVI. 331.
Zambeccari, Francesco, Graf, spanischer Seeoffizier, Aeronaut (1756–1812) XXXV. 122.
Zamrieri, Domenico, genannt Domenichino, Maler (1582–1641) XXXVI. 233.
Zanotti, Francesco Maria, Professor der Logik, dann der Philosophie und Physik an der Universität Bologna (1692–1777) XXXVI. 435 f., 438.
Zeiher, Johann Ernst, Professor der Mechanik bei der Akademie der Wissenschaften zu Petersburg, dann Professor der Mathematik an der Universität Wittenberg (1720–1784) XXXVI. 383.
Zelter, Karl Friedrich, der Komponist (1758–1832) XXXV. XXV, XLVI f., 566. 568. 573. 595; XXXVI. 622 f., 627.
Zeno, der Stoiker XXXVI. 13. 78. 588.
Zeuris, der Maler XXXVI. 50 f.
Ziegler (Zieglerin), Johanna Charlotte, vermählt mit Dr. Johann August Unger (1724–1782) XXXVI. 348.

II.

Sachregiſter

zu

Theil XXXV und XXXVI.

ABC der prismatiſchen Erfahrungen XXXV. 426.

Abendröthe XXXV. 129.

Aberglaube, iſt zum Theil aus falſcher Anwendung der Mathematik entſtanden XXXVI. 107, gründet ſich auf ein wahres Bedürfniß XXXVI. 107. 136. 366, wird der Menſch nicht los XXXVI. 110, iſt ein Erbtheil energiſcher Naturen XXXVI. 110

Aberration, von Seiten der Farbe und der Geſtalt der Gläſer XXXV. 431 f.

Abgeſchmackteſte That, ſo jemals begangen worden XXXVI. 87.

Ablingen, farbiges eines blenden den Lichteindrucks XXXV. 99 ff., 399; XXXVI. 80. 111 f., 508.

Abſicht des Verfaſſers bei der Farbenlehre XXXV. 74. 277; XXXVI. 3 f.

Achromaſie des Auges XXXV. 129. 199, des Mittels 163., 179 f., in wiefern XXXVI. 401, chemiſche Wirkung bei derſelben XXXVI. 400 — 403., Geſchichte derſelben XXXVI. 350 ff., Schwierigkeit in der Anwendung XXXVI. 396 ff., Verſuche mit mehreren Mitteln ebendaſelbſt

Acta Eruditorum XXXVI. 286.

Adularia XXXV. 449.

Aethiops XXXV. 221. 500.

Affen XXXV. 226.

Akademien ſchaden den Wiſſenſchaften XXXVI. 330.

Alkanobiers XXXV. 547; XXXVI. 412. 543 — 546. 624.

Alkanobierſie XXXV. 118 ff., 547.

Alaunerde, XXXV. 220. 237.

Alchymie, poetiſcher Theil derſelben XXXVI. 136.

Alchymiſten XXXVI. 136 ff.

Alkalien XXXV. 218.

Allegoriſcher Gebrauch der Farbe XXXV. 513.

Alten, wer ſie verſtehe und genieße XXXVI. 82. Kenntniß derſelben in der Farbenlehre XXXVI. 79 bis 82, was ihnen abgeht XXXVI. 82.

Amaranten XXXV. 246.

Anagramme XXXVI. 266. 609.

Anarchie, in der wir leben XXXVI. 84. 366.

Anglomanie XXXVI. 324.

Anhäufung, giomeratio, des Lichts XXXVI. 300.

Anlaufen des Stahls XXXV. 212. 214.

Antike Malereien XXXV. 302. Charakteriſtik derſelben XXXVI. 67—73. aus welchem Zeitraum XXXVI. 75.

Antike Statuen XXXV. 301.

Antiquarien XXXVI. 143.

Anſehen fordert Anſtoßen XXXVI. 80.

Aoeten, Wichtigkeit deſſelben XXXVI. 160. 213. entſchiedenes wird man nicht los XXXVI. 419.

Apianatiſche Gläſer XXXVI. 607.

Apokryphiſche Schriften XXXVI. 112.

Apparat, Newton's, iſt nicht überdacht, nicht ausgeſucht, nicht fixirt XXXVI. 267.

Appellation, laſſen die Newtonianer nicht zu XXXVI. 295.

Arianismus XXXVI. 304.
Arienkorn XXXV. 224.
Arnt, was der Verfaſſer von ihm hofft XXXV. 87.
Asphalt XXXV. 63.
Aſtrologie XXXVI. 107. 493.
Atheismus, nur Wenigen gemäß XXXVI. 325.
Atmoſphäriſche Farben XXXV. 129 f., 134; XXXVI. 619.
Attramentum XXXVI. 63. des Apelles, was es geweſen XXXVI. 64. 66.
Attrium XXXVI. 64.
Auge, ſieht es ſo XXXV. 84 ſieht keine Form, ebendaſelbſt, ſieht durch Brechung XXXVI. 360, inwiefern es achromatiſch XXXV. 199; XXXVI. 360. 407. Sammeln und Entbinden, Kolligiren und Diegregiren, συγκρίνειν und διακρίνειν deſſelben XXXVI. 79 f., 172. wann es die prismatiſchen Räder ſehe XXXVI. 407.
Augenzeugen XXXVI. 383 ff.
Augenkrankheiten XXXV. 95. 103. 117. 123.
Augentäuſchungen XXXV. 99. 136. unrichtiger Ausdruck XXXVI. 385.
Autoſehen der neueſten Zeit XXXVI. 3. vgl. 84.

Balanciren der Farbe XXXV. 225.
Bankerottirer XXXV. 285.
Barberini, Palaſt XXXVI. 74.
Batiſt XXXV. 250.
Baumwolle XXXV. 219. 229.
Bedingungen der Farbenerſcheinung XXXV. 140. 169. der Zunahme derſelben XXXV. 143. 173.
Begebenheiten in der Natur, was ſie ſind XXXVI. 85.
Behandlung der Farben in antiken Gemälden XXXVI. 69 f., 73.
Beigen XXXV. 229. 252. 268.
Bekenntniſſe, Konfeſſionen geben vom Beichtſtuhl in die Selbſtbiographien XXXVI. 148.
Beleuchtung, farbige XXXV. 258.
Bergbau, Bergweſen XXXVI. 155.
Bergkryſtall XXXV. 217.
Berliner Blau XXXV. 222 f., 235.
Bernſtein XXXV. 92.
Betrachtungen, hiſtoriſche XXXV. 297.
Bibel XXXVI. 94. allgemeine Beliebtheit der Völker XXXVI. 115.
Bild, farbloſes Mondrund XXXV. 99.
Bilder XXXV. 141. 146. primäre, ſekundäre XXXV. 146. farbige XXXV. 166. 175. urſprüngliche, abgeleitete XXXV. 146. graue XXXV. 98. 175. direkte, indirekte 147 f., ſchwarze und weiße XXXV. 93. Hauptbilder, Nebenbilder 148 f., (vgl. XXXIV. 8.) Doppelbilder XXXV. 147 f.
Biographien als Konfeſſionen XXXVI. 143.
Birken XXXV. 248.
Bittererde XXXV. 217.
Blasen, farbige XXXV. 209.
Blau XXXV. 20. 128 ff. 145. 286. XXXVI. 65 f., 80. 308 f., 324. iſt mit dem Dunklen und Schattigen verwandt XXXVI. 77. Dunmacht deſſelben XXXVI. 412. Menſchen, die kein Blau ſehen XXXVI. 118 ff. 412.
Blaurock XXXV. 37. 145.
Blei XXXV. 217. 220 f.
Bleichkraft XXXV. 229.
Bleichmittel XXXV. 244.
Bleiweiß XXXV. 217. 221. 223; gebrannter, von wem zuerſt gebraucht XXXVI. 62.
Blinder, der Farben fühlt und riecht XXXVI. 346.
Blumen, Blüten oder phosphoresziren XXXV. 109 f.
Blut, verſchiedene Farbe deſſelben XXXV. 251; XXXVI. 326.
Braunſteinerde XXXV. 227.
Brechbarkeit, verſchiedene, giebt es nicht XXXVI. 165 [vgl. XXXV. XXIX. XXXIX. LXII.].
Brechung XXXV. 138. ohne Farbenerſcheinung, von Alters her bekannt XXXVI. 359 f., ſoll Alles auf dem Siege der Brechung erklärt werden XXXVI. 391.
Brille, grüne XXXV. 105; XXXVI. 359.
Buchdruckerei macht die Zenſur nöthig XXXVI. 140.
Bulben XXXV. 245.
Buntes XXXV. 309.

Camahen XXXV. 302.

Camera obscura, von Porta entdeckt XXXVI. 102, 108.
Chamäleon XXXV. 251, mineralisches XXXV. 297.
Charakter, Betrachtungen darüber XXXVI. 299—302.
Charakteristische Zusammenstellung der Farben XXXV. 296.
Charakterlose XXXV. 295.
Chemie XXXV. 7, was sie hervorgebracht XXXVI. 135.
Chemiker XXXV. 88; XXXVI. 325.
Chemische Farben XXXV. 215
Chiromantie XXXVI. 107.
Chromatik, verschieden von der Optik XXXVI. 420.
Chromatische Kraft verschiedener Mittel XXXVI. 396—403.
Chromatoskop XXXV. 109.
Chrysze XXXV. 129.
Clairobscur XXXV. 300.
Coccus XXXV. 252.
Cochenille XXXV. 289 f.
Coloros adventicii, imaginarii, phantastici XXXV. 90, apparentes, fluxi, fugitivi, phantastici, falsi, variantes, speciosi, emphatici XXXV. 125, 263, proprii, corporei, materiales, veri, permanentes, fixi XXXV. 215, notionales et intensionales XXXV. 238; XXXVI. 178.
Comités, wissenschaftliche, taugen nichts XXXVI. 268, 273.
Cramoisi XXXV 283, 290.
Crownglas XXXV. 164 f.

Dachrinnen, Bleierne, leiden vom Galvanismus XXXVI. 145 f.
Dauer des Lichteindrucks im Auge XXXV. 95, 121 f.; XXXVI. 80, 111 f.
Deduction, was sie verlangt XXXVI. 181.
Deismus, wodurch vorbereitet XXXVI. 304. Voltairens XXXVI. 323.
Demos, seine Devise XXXVI. 312.
Deutsche, was sie thun sollten XXXV. 272, ihr Verdienst XXXVI. 84, verglichen mit den Engländern XXXVI. 153.
Diaskrisis und Synkrisis des Auges XXXVI. 79. 172. 288. 293.
Diaphanes s. Durchsichtiges.
Diastole und Systole setzen sich wechselseitig voraus XXXV. 99. 276; XXXVI. 143.
Dilettanten, was Kunst und Wissenschaft ihnen verdanke XXXV. 322 f.
Dioptrische Farben XXXV. 127 bis 140.
Diplomatiker XXXVI. 118.
Disgregiren und Kollegiren des Auges XXXVI. 79 f., 172.
Disperston s. Zerstreuung.
Dispersive Mittel XXXVI. 401 ff.
Divergenz XXXV. 407.
Doppelbilder des rhomboidischen Kalkspathes XXXVI. 454.
Druck bringt Farben hervor XXXV. 201—209.
Durchsichtiges, Durchsichtigkeit XXXV. 126. 217; XXXVI. 18 bis 21.
Durchwandern des Farbenkreises XXXV. 226.

Edelsteine, Heilkräfte derselben XXXV. 282, ihre Farbe, strirt durch die Natur XXXV. 268.
Eindruck des Bildes im Auge XXXV. 91. 94. 121.
Eisen, chemisches Verhalten desselben XXXV. 218 f., 221. 276. Magnetismus desselben XXXV. 74.
Elastizität der Luft XXXVI. 208.
Electricität XXXV. 276 f.
Electron XXXVI. 80.
Elementarfarben XXXV. 255 f.
Elephanten als Lückenbüßer XXXVI. 98.
Elfenbein, gebrauntes XXXVI. 63.
Elfenbeinschwarz XXXVI. 66.
Elogien, Lobreden, ihr Ursprung XXXVI. 312.
Emerite, Verdienstliches derselben XXXV. 274.
England, aus ihm verbreitet sich eine neue Theorie XXXVI. 241.
Engländer, wodurch sie den Auswärtigen imponiren XXXVI. 324.
Englische Verfassung XXXVI. 301.
Entoptische Erscheinungen XXXV. 567 f.
Entoptische Farben, Elemente derselben XXXVI. 459, 464. Geschichte derselben XXXVI. 449. Nachtrag zu denselben XXXVI. 561 f.

Entoptische Gläser. XXXVI. 452 466. 472. 486.
Entziehung der Farbe XXXV. 238 bis 242.
Entzweiung, ursprüngliche XXXV. 275 f.
Eoptische Farben XXXV. 200 bis 214.
Erben XXXV. 217.
Erfahrungsarten, zweierlei XXXVI. 92.
Erfahrungswissenschaft, jede, wodurch sie aufgehoben werden kann XXXVI. 340.
Erfinder, was man von ihnen verlangt XXXVI. 109.
Erregung der Farbe XXXV. 218. 223.
Essig macht das Eisen schwarz XXXV. 218.
Ethische Beweggründe wirken in den Wissenschaften XXXVI. 290.
Experiment, was dazu gehört XXXV. 505, eins, das die Newtonische Lehre zerstört XXXVI. 274 f. [Vgl. XXXVI. 608 f.]
Experimentalphilosophen in England XXXVI. 253 ff., 285.
Experimentiren, wie es im 17ten Jahrh. damit aussah XXXVI. 253, wart ein Meister XXXVI. 286.
Exorcisten, moderne, vertreiben die guten mit den bösen Geistern XXXVI. 156 f.

Färber und Färbekunst XXXV. 273 f.
Farbe, Reize derselben XXXV. 3 f. Von ihr zu handeln ist gefährlich XXXV. 85. Erklärung derselben daselbst (vgl. S. 73). Erzeugung XXXV. 86. Farben sind als Halblichter, Halbschatten anzusehen XXXV. 87 (vgl. XXIX). Bedingungen zu ihrer Entstehung XXXV. 454. Eintheilung derselben XXXV. 86. Energie der Farbe XXXV. 268. geliebt von Naturmenschen, rohen Völkern, Kindern XXXV. 124. 286. 297. Abneigung der Gebildeten XXXV. 124. 286. 298. Streben zur Farbe XXXV. 302 f., XXXVI. 334. Gebrauch zu Abzeichen XXXV. 298 f., Farbe der verschiedenen Nationen XXXV. 298. der Alter und Geschlechter XXXV. 298 f.
Farbenbehandlung der Alten XXXVI. 73–85.
Farbenbenennungen in der Mineralogie XXXV. 214 f., der Griechen und Römer XXXVI. 44–47, wovon sie ausgegangen XXXVI. 143 f.
Farbenerscheinungen, ob sie null werden können bei der Refraktion XXXV. 261. Versuch sie zusammenzustellen, dreimal gemacht XXXV. 83.
Farbenlehre XXXV. 8. 304 ff.
Farbenkarten XXXVI. 329.
Farbenkugel XXXVI. 336.
Farbenlehre, Stand bisher gegen die übrige Naturlehre zurück XXXV. 75; XXXVI. 280. Betrachtungen über die der Alten XXXVI. 75 bis 85.
Farbenpyramide XXXVI. 356.
Farbenton in den antiken Gemälden XXXVI. 69 f.
Farbige Bilder durch Brechung verrückt XXXV. 40. 158. 178.
Farbige Flächen XXXV. 55 ff.
Farbige Lichter XXXV. 334 f.
Farbige Schatten XXXV. 107 bis 113; XXXVI. 374–378. 381 ff.
Federn der Vögel XXXV. 253 f.
Feminisiren der Wissenschaften XXXVI. 311.
Fensterrand XXXV. 94. 96 f., 198; XXXVI. 185. 238 f.
Fensterscheiben, angehauchte XXXV. 190. Blindwerden derl. XXXV. 132.
Fensterstäbe XXXV. 112. 145. 147.
Finsterniß und Licht zum Auge XXXV. 91.
Firniß der Kupferstecher XXXV. 211, der aus Schwarz Alau macht XXXV. 133 f., dessen sich Apelles bedient XXXVI. 63.
Fische XXXV. 249.
Fixation der Farbe XXXV. 228.
Fixsterne XXXV. 128.
Flächen, graue XXXV. 98.
Flächenbaste, il piazzoso in der Malerei XXXV. 301.
Flintglas XXXV. 164 f., 260.
Fluorescenz XXXV. 549.
Formel des Lebens XXXV. 99.
Formeln, mathematische, mechanische, metaphysische, moralische ꝛc. XXXV. 280; XXXVI. 109 f., 108.

Franzosen, bulgarisiren die Wissenschaften XXXVI. 310f., die Aelteren widersetzen sich einstimmig der Newtonischen Lehre. Siehe Mariotte, Castel, Gauthier, Gunot. Den Neuern wird sie eingeprägt XXXV. 457.

Gallus XXXV. 218 f.
Galvanität XXXV. 277.
Gegenfarbe des Auges gegen gebotene Farbe XXXV. 97 f., 102, 264.
Gelb, chromatischer XXXV. 216, chemischer ebend., Werth und Würde desselben XXXVI. 80.
Geist, menschlicher XXXV. 477; XXXVI. 139.
Geistlichkeit, Farbe der hohen XXXV. 288.
Geld XXXV. 20, 145, 287, Geld und Blau XXXV. 55, 219, 222, 284, Geld und Purpur XXXV. 284, ausdrucksvoller als Blau XXXVI. 371.
Geldroth XXXV. 57, 145, 286, 295.
Geldsüchtiger XXXV. 123.
Gelehrte Gesellschaften, sind in einer mißlichen Lage XXXVI. 317.
Gemüth, Stimmung desselben durch Farben XXXV. 283.
Genie, Autorität desselben XXXVI. 99, ihm gilt ein Fall statt tausend XXXVI. 160, überwindet alle Hindernisse XXXVI. 161.
Geschichte der Wissenschaften, was sie ist, XXXVI. 93, resendster Moment derselben XXXVI. 90, Hintergrund XXXVI. 94, was sie erfreulich macht XXXVI. 162; in England 246 f.
Geschlecht, wer es zuerst in den Figuren unterschieden XXXVI. 55.
Gewissen XXXVI. 99.
Gilden, wissenschaftlicher Beschränktheit XXXVI. 439.
Glas, Grünglas XXXV. 164, Flintglas XXXV. 164, 209f., anlaufendes XXXV. 132, Blindwerden desselb. XXXV. 213, chromatische Eigenschaft desselb., wodurch sie erhöht wird XXXV. 209f.
Glasblasen zeigen Farben XXXV. 200—208.
Glasscheiben, farbige XXXV. 105.
Glimmer XXXV. 217; XXXVI. 478.
Göttingen, Akademie XXXVI. 851.
Gold XXXV. 220 f., 224.
Goldauflösung XXXV. 224.
Goldglimmer XXXV. 117.
Goldsalz XXXVI. 444.
Grau XXXV. 61, 64 f., wie es sich zu Weiß und Schwarz verhalte XXXV. 155, wie zu den Farben XXXV. 156, 230 f., Entstehung desselben XXXV. 231.
Graue Bilder, durch Brechung verrückt XXXV. 98, 153, 178.
Grenze, gehört zur Farbenerscheinung XXXV. 143 [vgl. XXVIII, XXXV f.].
Greatham College XXXVI. 245.
Griechen, wie sie die Natur betrachtet XXXVI. 76, Glück ihrer Ausbildung XXXVI. 83.
Griechische Sprache XXXVI. 133.
Griffel XXXVI. 57.
Grün XXXV. 20, 56, 226, 290 [vgl. XXXVII, 597].
Grundfarben des Physikers zweifach, des Malers und Färbers drei XXXV. 266 [vgl. Seite 564 f.]; XXXVI. 328, 353.
Grund, in Gemälden XXXV. 310 ff., weißer, vergoldeter XXXVI. 75; abstechender XXXV. 348, 350, 353.
Grundphänomene XXXV. 129, 134 f., 141.
Gutfarben XXXVI. 327.

Häutchen, farbige XXXV. 211.
Haberreifarbe XXXV. 265.
Halbverbrennung XXXV. 218.
Haltung XXXV. 303.
Handarif XXXVI. 134.
Handwerker XXXVI. 154, Beschreibung derselben XXXVI. 327.
Handwerksstun XXXVI. 429.
Harmonie der Farben XXXV. 291, in antiken Gemälden XXXVI. 69 ff., Grund derselben XXXVI. 386, verglichen mit der musikalischen XXXVI. 392—395.
Hauch trübt Farben hervor XXXV. 207 f., 263.
Hebung, siehe Brechung XXXV. 138; XXXVI. 165.
Heertauch XXXV. 129.
Heiligenbilder XXXVI. 75.

Hell und Dunkel XXXV. 266. XXXVI. 317.
Helldunkel XXXV. 300. Behagen daran, woher es entspringe XXXV. 97 f.
Herkulanische Gemälde XXXVI. 67. 74.
Herz, menschliches XXXVI. 139.
Heterogen XXXV. 126. 223.
Heimath, der Polacken, ein vortrefflicher Newtonianer XXXV. 346.
Hetrurische Gefäße XXXVI. 53 f.
Himmel, warum er blau erscheint XXXV. 129; XXXVI. 168. 182. 308 f. 521 f. 551 f. 619 [vgl. XXXV. XXX f.].
Historiker, griesgrämige XXXVI. 90.
parteiische XXXVI. 91.
Historische Betrachtung über die Farben XXXV. 297.
Höfe, subjective XXXV. 115 ff., objective XXXV. 189 f.
Höllenzwang XXXVI. 107.
Hohlspiegel des Newtonischen Lehre XXXV. 343; XXXVI. 315.
Hohl, farbiges XXXV. 247. Leuchten des faulen XXXV. 92. 114.
Homogen XXXV. 126. 233.
Hornsilber XXXV. 260; XXXVI. 439–442.
Hyperchromasie XXXV. 163. 179. 264.
Hypochondristen, was sie sehen XXXV. 121.

Jahrhundert, vergangenes 18tes kritisirt XXXVI. 156. 15tes und 16tes XXXVI. 157.
Idee, läßt sich nicht ins Enge noch Gleiche bringen XXXVI. 408, auf welchen die Alchymie beruhe XXXVI. 137, fixe Idee XXXVI. 365.
Idiosynkrasien XXXVI. 145.
Jesuitenschulen nehmen die Newtonische Lehre auf XXXVI. 342.
Indicium XXXVI. 66.
Indig XXXV. 57. 228. 235. 348.
Individuum, Werth und Wichtigkeit desselben in den Wissenschaften XXXVI. 93.
Infantiren der Wissenschaften XXXVI. 311.
Inflexion des Lichts XXXVI. 199 f.
Ingwer XXXVI. 168.
Inkalkulables und Inkommensurables der Weltgeschichte XXXVI. 91.
Injecten XXXV. 249. 252.
Instrumente empfindliche, schlechter Zustand XXXVI. 229.
Intentionale Farben XXXVI. 173 bis 176. 189.
Intensiven gegen Neuton XXXVI. 330–333.
Ironie über sich selbst XXXVI. 301; in den Wissenschaften XXXV. 73.
Irrthum, Freunde desselb. XXXVI. 5. kann brauchbar werden XXXV. 323, nöthigt zum Wahren XXXV. 414, giebt Gelegenheit zur Ostentation des Scharfsinns XXXVI. 162, wann er gewaltsam wirkt XXXVI. 255, Fortpflanzung desselben XXXVI. 221. 305, wird ungeheuer XXXVI. 300 f., wird verzeihlich XXXVI. 303, macht den Menschen falsch XXXVI. 301, Regen des Charakters zu ihm XXXVI. 300 f.
Juden, Abzeichen XXXV. 285; Schacher XXXVI. 95.

Käfer XXXV. 252.
Kälte, eine Privation XXXVI. 164.
Kalender XXXV. 104.
Kalkerde XXXV. 217.
Kalkgrube XXXV. 246. 247.
Kammerregister XXXVI. 87.
Karmesin XXXV. 283. 290.
Karmin XXXV. 289.
Karteardische Darstellungen XXXVI. 55.
Katoptrische Farben XXXV. 185.
Kermes XXXV. 290.
Ketzerlicht, wie es auf die Farben wirkt 113 f. 352, verschiedene Farbe desselben XXXV. 189.
Kochung, organische (πέψις) XXXV. 245; XXXVI. 33 ff.
Ketzerlacetten XXXVI. 268.
Kohle XXXVI. 218.
Kolorit XXXV. 304–307, hypothetische Geschichte desselben XXXVI. 52–75, seit Wiederherstellung der Kunst XXXVI. 224–240.
Komponisten, was sie sind XXXVI. 343 f., Komponistenschreiber, in welchen Fall sie kommen, ebendaselbst; wie verwegen XXXV. 417.

Komplementare Farben XXXVI. 519.
Kopernikanisches System, Einfluß desselben XXXVI. 140.
Korallen XXXV. 249.
Krante, was sie leben XXXV. 122 f.
Krankhafte pathologische Phänomene XXXV. 117 ff.
Kreisartige Diskposition der Retina XXXV. 116 f.
Kriegsheiden, wem sie auf der Spur sind XXXVI. 109.
Kritik XXXVI. 115.
Krystallinse XXXV. 123. 132.
Kulmination XXXV. 224.
Kunst, ihr sind die Menschen mehr gewachsen als der Wissenschaft XXXVI. 82, verglichen mit der Wissenschaft XXXVI. 83, letztere als Kunst zu denken bat., griechische Kunst XXXVI. 85, beruht weniger auf der Erfahrung XXXV. 323. Wer sich damit abgeben sollte XXXV. 322.
Kupfer XXXV. 220 f.
Kupferroth XXXV. 57.

Lackfarben XXXV. 216.
Lackmus XXXV. 226.
Lackmustinktur XXXVI. 325.
Laien, was sie oft geleistet XXXV. 322 f.
Lamellen XXXV. 206 f., 211; XXXVI. 200.
Lampe, Argandische XXXV. 402.
Lapis Lazuli XXXVI. 66.
Lasuren, XXXV. 234, wer sie eingeführt XXXVI. 68, streben viel höher als Mischung XXXVI. 102.
Lateinische Sprache XXXVI. 133.
Latentes Licht, latente Wärme XXXVI. 391.
Laterna magica XXXV. 355; XXXVI. 369.
Laugen XXXV. 240.
Leben der Natur, worin es bestehe XXXV. 275 f., des Menschen, dat drei Epochen XXXVI. 158 f.
Lederfarben XXXV. 85.
Leimfarben XXXVI. 71.
Leinwand XXXV. 219. 220.
Leuchtsteine oder Phosphoren unter farbiger Beleuchtung XXXVI. 432 f.
Licht bisher als eine Art Abstraktum angesehen XXXV. 184, wird durch Mittel bezingt 126 f., Licht und Finsterniß zum Auge XXXV. 91, Licht und Schatten, erste Andeutung derselben in der Malerei XXXVI. 58, ob es Substanz oder Accidenz XXXVI. 187. 199, was es Alles erleiden muß XXXVI. 208.
Lichtbild XXXV. 185 ff.; XXXVI. 261.
Lichteindruck, Dauer desselb. XXXV. 95; XXXVI. 79.
Lichter, farbige XXXV. 384 f. 476, schwachwirkende XXXV. 113 f.
Lichtkügelchen und -Wirbelchen XXXVI. 211. 268.
Lichtstärke XXXV. 113; XXXVI. 356.
Liebhaber f. Dilettanten.
Lignum Quassiae XXXVI. 525.
Lilie XXXV. 270.
Linearperspektive XXXV. 303.
Linearzeichnungen XXXVI. 53.
Linse, ist eine Versammlung von Prismen XXXV. 349, prismatische Versuche damit XXXV. 170 f.
Linsen XXXV. 299.
Logik, Newtonische, Ergo bibamus XXXV. 451 f.
Lokalfarben XXXV. 306; erste Anwendung derselben XXXVI. 58.
London, Spietät in XXXVI. 241, 244, ihre Sessionen XXXVI. 250 f.
Luftballon XXXV. 96.
Luftfahrer XXXV. 122.
Luftperspektive XXXV. 309 f.
Luftthermometer XXXV. 256 f.

Madonnenbilder XXXVI. 73.
Magie, natürliche, Ursprung und Absicht XXXVI. 145 f.
Magnet XXXVI. 80. 368.
Magnetismus XXXV. 74. 376.
Maler, haben oft besondere Dispositionen des Auges XXXV. 106. 124.
Malerei, worin sie ausgeartet XXXVI. 52. Alter derselben XXXVI. 54 f., antike und deren Charakter XXXVI. 68 ff. wodurch sie mächtig wird XXXV. 84.
Malven XXXV. 246.
Mannichfaltigkeit der Farben XXXVI. 96.

17.

Schenke.

Nennen Dich den großen Dichter,
Wenn Dich auf dem Markte zeigest;
Gerne hör' ich, wenn Du singest,
Und ich horche, wenn Du schweigest.

Doch ich liebe Dich noch lieber,
Wenn Du küssest zum Erinnern;
Denn die Worte gehn vorüber,
Und der Kuß, der bleibt im Innern.

Reim auf Reim will was bedeuten;
Besser ist es, viel zu denken.
Singe Du den andern Leuten
Und verstumme mit dem Schenken!

Ausdruck ein Gemisch leckter Sachen, welche die Gäste von einem Gastmahl in einer Serviette oder einem Papier nach Hause mitnehmen (Böttiger, Journ. d. luxus u. d. Moden, 1797. Bd. 12. S. 205).

Gelüsten, mit dem Dativ der Person jetzt selten, früher allgemein, findet sich bei Voß, Bürger, Heinse, aber auch noch bei Platen und Börne. — Der Singschwan, der verbend Stimme gewinnt, feststehendes Sinnbild für Dichter, gebraucht von David: de cantu Davidis quem vocant ὠιδικὸν und bei Plato im Phaedon Schwanengesang, in Aeschylos' ἐξαμειπνον („sie aber, noch nach Schwanes Art aufjauchzend ihrer Todesweise letztes Lied") und bei Ariost, der die Schwäne beschreibt, welche berühmte Männer vor der Verzweiflenheit retten. (Vergl. Goethe's Archiv, I. 565, und Goethe's Briefw. mit Knebel, Nr. 434.)

17. Entstanden wie Nr. 14. — Der Schenke spricht zwar, aber das Gedicht will ihn dafür belohnen, daß es ihm am Schweigen, am stillen Denken, am Verstummen des Dichters genügt und er nur einen Kuß zur Erinnerung verlangt.

Der Schenke horcht, wenn der Dichter schweigt, wie es in der Weish. Salom., 8. 12. heißt: „Wenn ich schweige, werden sie auf mich harren"; Plato sagt: „Mensch ist, dessen Schweigen über seinem Sprechen die Oberhand hat"; Cicero schreibt dem Atticus: „An dieser Stelle habe ich etwas von Deiner Beredsamkeit angenommen, denn ich habe geschwiegen"; und Schiller: „Melancholie an Laura: „Und noch schweigend horcht das Haus." Ein Silentium clamorosum nennt Kassiodor (V. L. 4. p. 51). Vergl. das englische Sprichwort: „Sprechen verdirbt die Konversation", und das französische: „C'est souvent éloquence de savoir garder silence."

Massen von Licht und Schatten, wie sie zuerst angewendet XXXVI. 62.
Materie XXXV. 221. 223. 235.
Mathematik XXXV. 271. XXXVI. 102 ff., 286.
Mathematiker XXXV. 88. 272; XXXVI. 109. lieben sich Schwierigkeiten XXXVI. 302; wo ihr Beitritt gewünscht wird XXXV. 272.
Maximen, was sie thun müssen XXXVI. 153. einseitige XXXVI. 232.
Meer, Farbe desselben XXXV. 106.
Meergrün XXXV. 111 f., 287.
Melinum, eine weiße Erde XXXVI. 72.
Menge, wenn sie ein Talent zugesteht XXXVI. 408 f., was ihr am Gemäßheiten XXXVI. 179.
Mennige XXXV. 228. 280. 283.
Mensch, lust- und hülfsbedürftig XXXVI. 109. sein Verhalten gegen Autorität XXXVI. 99. 366. welcher Zeit er angehöre XXXVI. 136. was er immer wieder hervorbringt XXXVI. 94. was er begreift XXXV. 387; erkennt nur das Mittlere XXXVI. 407. neigt sich zur Aristokratie und Monarchie XXXVI. 204 f., was ihm angeboren XXXVI. 8. seine Lust daß, seine Seligkeit XXXVI. 161. falsche Tendenzen XXXVI. 410. geht ins Minutiöse XXXVI. 407. muß mit sich in Bündniß treten XXXVI. 409. mag gern Getrenntes zusammenbringen XXXVI. 141. sucht sein Lückenhaftes zu ersetzen XXXVI. 410.
Menschenbildung, welches die schönste XXXV. 257.
Menschheit, Sobegang derselben XXXVI. 90. größte Forderung an sie XXXVI. 140. ergeht sich in einem engen Raume XXXVI. 3. 98.
Menschliche Farbe XXXV. 236 f.
Messerklingen, zeigen paroptische Erscheinungen XXXV. 199.
Messing XXXV. 221.
Meßkunst XXXV. 271 f.
Metallkalke XXXV. 217.
Metalloxyde, erhöhen die Farbenerscheinung XXXV. 164. XXXVI. 307.
Metamorphose der Pflanzen XXXV. 246. 254; XXXVI. 145. 506.
Metaschematismen XXXVI. 145.
Mineralien XXXV. 244.
Mischung, reale XXXV. 230. scheinbare XXXV. 230. der beiden farbigen Gluten XXXV. 264 f.
Mittheilung, wirkliche XXXV. 234. scheinbare XXXV. 237.
Modefarben XXXV. 289.
Mohne, XXXV. 164. 247.
Molluskus XXXV. 251.
Mond, verschiedene Größe seines Erscheinens XXXV. 93.
Mondlicht, prismatische Versuche XXXV. 170 f.
Mondschein beim, farbige Schatten XXXV. 111 f.
Morgenröthe XXXV. 129.
Morphologie XXXV. 255.
Mosaiken XXXVI. 75.
Muscheln XXXV. 249 ff.
Musik, was mit ihr geschehen sollte XXXV. 279.

Nachtstück, antikes XXXVI. 61.
Narrenfarbe XXXV. 256.
Narrheits-Prognostikon, wahres XXXVI. 159.
Natur, wie sie spricht XXXV. 73 f.; ist republikanisch gesinnt XXXVI. 391.
Naturgeschichte, was sie werden sollte XXXV. 274 f.
Naturwissenschaften, Epochen und Gang derselben XXXVI. 99 f., in England XXXVI. 246 ff., Bearbeiter derselben theilen sich in zwei Klassen XXXVI. 255.
Neapelgelb XXXVI. 62.
Nephritisches Holz XXXV. 131. 522; XXXVI. 219 ff., 525; Fluorescenz desselben XXXV. 549.
Netzhaut siehe Retina. Verschiedene Farbenwirkung auf dieselbe seien die Farben XXXVI. 366–369. Thätigkeit derselben bei physiologischen Farben XXXVI. 383 ff.
Nimbus XXXV. 96 f., 115.
Nomenklatur der Farben XXXV. 243 f.

Objective Versuche XXXV. 106 ff.

Oker XXXV. 221. 228. lichter, zuerst angewendet XXXVI. 56. attischer oder Sil XXXVI. 64. 72. dunkler XXXVI. 73.
Ocularspectra XXXV. 90; XXXVI. 383 ff.
Oelfarben XXXVI. 226.
Oelmalerei XXXVI. 73. 226.
Oval XXXV. 181.
Optik, wird mit Chromatik vermengt XXXV. 271 f.
Orange, kommt nicht in den alten Gemälden vor XXXVI. 72. ist schwer mit Vortheil anzuwenden XXXVI. 386.
Organismus XXXV. 274.
Orlean XXXV. 225.
Ornithinon XXXV. 219; XXXVI. 16. 28. 47.
Oxford, Sozietät zu XXXVI. 242. 244 ff.
Oxydation und Desoxydation XXXV. 219 f. 277. Halboxydation XXXV. 218.

Pfauen XXXV. 104.
Papageien XXXV. 254.
Papier XXXV. 219. gefärbtes und durchscheinendes XXXVI. 370. Papierdrache XXXV. 96.
Parallaxe XXXV. 192. 199.
Paralipse XXXV. 93. 121.
Paroptische Farben XXXV. 191; XXXVI. 373. 560.
Particularia, ueben die Aufmerksamkeit eines ganzen Zeitalters an XXXVI. 140 f.
Patente, woher sie entsprungen XXXVI. 266.
Pathologische Farben XXXV. 117 ff.
Pergamentblätter XXXV. 182.
Perlorthische Farben XXXV. 191.
Perle XXXV. 251.
Perlenmutter XXXV. 189. 251.
Pfauenauge XXXV. 254.
Pfirschblüthfarbe XXXV. 20. 159; XXXVI. 441.
Pflanzen XXXV. 245. Wirkung farbiger Beleuchtung auf sie XXXVI. 444.
Philosoph, wenn er von Farbe hört XXXV. 85. was er zu thun hatte XXXV. 135. 202 f. was der Verfasser von ihm erwartet XXXV. 87. Natural-Experimentalphilosophen XXXVI. 265.
Philosophie, was man sonst in England darunter verstand XXXVI. 265.
Phosphoren oder Leuchtsteine, ihr Verhalten bei farbiger Beleuchtung XXXV. 209 f.; XXXVI. 432 f.
Phosphoresciren der Blumen XXXV. 108 f., XXXVI. 519 f.
Photometrie XXXVI. 356.
Physiker, geben am Besten zu Ohren XXXVI. 304.
Physik, Zustand derselben XXXV. 275. unabhängig von Mathematik XXXVI. 420. Newtonische Behandlungsart XXXV. 460 f.
Physikalische Instrumente, schlechter Zustand im 18ten Jahrhundert XXXVI. 253. 267.
Physiologische Farben XXXV. 90; XXXVI. 517 f. 559.
Physische Farben XXXV. 125 ff.; XXXVI. 521. 529.
Piazzoso il, das Flächenhafte XXXV. 301.
Pierres de Stras XXXVI. 363.
Pigmente XXXV. 11. 312 f. anfängliche Zahl derselben XXXVI. 64. vermehrt durch Kreide XXXVI. 63 verhalten sich spezifisch XXXVI. 353. kaum stellt die Farbe rein dar XXXVI. 354.
Pinsel, wann erfunden XXXVI. 97.
Plastik, Alter derselben XXXVI. 55.
Platina XXXV. 221.
Plus und Minus XXXV. 216. 221 f., 264.
Poesie, ihr Vortheil vor andern Sprachweisen XXXVI. 174.
Poet XXXVI. 129.
Polarisation des Sichts XXXVI. XIII—XVI. 614. mobile XXXVI. 453.
Polarität, in der Farbenlehre XXXV. 264. 281; XXXVI. 430. den Alten noch nicht deutlich XXXVI. 80.
Pompeji, Gemälde XXXVI. 67 ff.
Priorität der Entdeckung, Streit darüber XXXVI. 266.
Prismen XXXV. 122. 139. 144. achromatische XXXV. 140. 179 f.
Protestantismus, sein Vortheil XXXVI. 143.
Prozessionen in den Wissenschaften XXXVI. 127.

Publikum lernbegierig, wornach es greift XXXVI. 307 f.
Pulsiren XXXV. 79.
Punktirkunst XXXVI. 107.
Purpur und Gold XXXV. 294. Purpur und Blau ebendas.
Purpur, wie er entsteht XXXV. 57. 145. 243. 265. 288 f.; XXXVI. 72. 75. fehlt bei Newton ganz XXXV. 477.
Purpurfarbe des Meers XXXV. 105 f.
Purpurglas XXXV. 289.
Purpurschnecke XXXV. 290 f. von Reaumur untersucht XXXVI. 326.

Quantitatives, macht qualitativen Eindruck auf unsre Sinne XXXV. 223.
Quecksilber XXXV. 221. Verfahrungsart desselben in Absicht auf Farben XXXVI. 326. chromatische Kraft des sublimirten XXXVI. 397.
Quecksilberoxyd XXXVI. 443.
Quodlibet der Sozietätssessionen XXXVI. 250.

Rand XXXV. 38. 144.
Randerscheinung, ist die prismatische Farbe XXXVI. 275. kommt sich auf gleiche Weise aus XXXVI. 402 f. lässt Newton einmal gelten XXXV. 505.
Rauch XXXV. 130.
Rauchtopas XXXV. 219.
Reagentien XXXV. 240. 268.
Rebner, worauf es ihm nicht ankomme XXXVI. 311.
Reflexe XXXV. 238.
Reflexion des Lichts XXXV. 185 ff. 238. 507 ff.; XXXVI. 200, totale XXXV. 584. 607.
Refraktion XXXV. 136 ff., ohne Farbenerscheinung XXXV. 140. 148. 155.
Regenbogen XXXVI. 163. 169. 171. 578. Verdienste des Cartesius u. A. de Dominis um die Erklärung desselben XXXVI. 129 f.
Reichsanzeiger XXXVI. 404.
Reisdekokt, in Gährung, schwärzt das Eisen XXXV. 218.
Retina, Netzhaut, verschiedene Zustände derselben XXXV. 91 ff., vgl. XXXVI. 303 ff., verschiedene Wärmewirkung auf dieselbe soll die Farben erregen XXXVI. 500—508.
Revolutionäre Gesinnungen der Einzelnen, woher XXXVI. 138. in den Wissenschaften XXXVI. 176.
Rezept, dasselbe zum Besserleben der Gemälde XXXV. 92.
Reimer, was sie eigentlich interessirte XXXVI. 85. Zustand der Naturwissenschaften daselbst, Charakter XXXVI. 87. Quelle ihres Luxus ebendas.
Roser XXXV. 246. 248.
Rosenlack, Palast XXXVI. 74.
Rotation, bringt Farben hervor XXXV. 263.
Rot XXXV. 20. 57. 265 f. **Rotblau** XXXV. 287. **Rotbgelb** XXXV. 285.
Rubinrot XXXV. 128 f.

Saugetiere XXXV. 255.
Säuren XXXV. 216.
Säurungen XXXV. 216 ff., 222.
Saffor XXXV. 225.
Sal Sulzbur und Mercurius Gegensatz der ältern Chemie XXXVI. 135. 228.
Salzsäure, chromatische Kraft derselben XXXVI. 397. 400—403.
Saum XXXV. 144.
Schatz eines Newtonianers XXXV. 6/7 (Erklärung d. Tafeln).
Schall XXXVI. 310.
Schaltbiere XXXV. 251.
Scharlach, französischer XXXV. 290. italienischer ebd.
Scharlachfärberei XXXV. 226.
Schatten farbige XXXV. 107—113.
Schattenhaftes der Farbe (σκιερόν) XXXV. 108. 156. 230.
Scheidung, zwischen Geist und Körper, Gott und Welt XXXVI. 201.
Scheinbild XXXV. 99 ff.
Scheinen des Sonnen- und andern Lichts XXXV. 193.
Schemätismen der Materie XXXVI. 78.
Schießpulver, vertreibt die persische Tapferkeit XXXVI. 140. ob es Roger Baco gekannt XXXVI. 108 (vgl. 166).
Schmarotzerpflanzen XXXV. 253.
Schmetterlinge XXXV. 252.

Schminke, nothwendig XXXV. 209, spanische XXXV. 235.
Schönfärben XXXVI. 327.
Schönfärberei XXXV. 241.
Schokoladenschaum XXXV. 209 f.
Scholastiker XXXV. 238.
Schwarz, Ableitung desselb. XXXV. 53. 206. 207. aus gebranntem Elfenbein XXXVI. 63.
Schwefel XXXVI. 135. Ausbrennen der Weinfässer damit XXXVI. 225. als Ursache der Farben XXXVI. 199 ff.
Schwefeldampf XXXV. 240.
Schwefelgeld XXXV. 227.
Schwefelsäure XXXV. 240.
Schwingungen XXXVI. 209 f. 309 f.
Schwingungslehre XXXV. 465; XXXVI. 317 f.
Schwungrad XXXV. 232. 529.
Scirocco XXXV. 129; XXXVI. 412. 619.
Seide XXXV. 219. 229. 305.
Seifensiedereyen XXXV. 131.
Seidfärberey XXXV. 343.
Signatura rerum XXXVI. 107.
Sil atticum, Scherart XXXVI. 72.
Silber XXXV. 229 f.
Silberblatte XXXV. 187.
Silhouetten XXXV. 303.
Sinne XXXV. 137.
Sinnlich-sittliche Wirkung der Farbe XXXV. 262 f.
Sinopis rothe Erde zum Malen XXXVI. 72.
Smaragdgrün XXXV. 111.
Solutionen, metallische XXXV. 131.
Sonne, Auf- und Untergehen XXXV. 93. 111; XXXVI. 168. 412. wirkt als bloses Sichtbild XXXV. 168 f.. 357; XXXVI. 277.
Sonnen-Oeffnen, wozu nicht genannt XXXVI. 254. Siehe Gelehrte Gesellschaften.
Spaltung des Lichts, beständiges Gleichniß der Elementen XXXVI. 324.
Specifikationen XXXVI. 145.
Spiegel, gegen Doppelbilder XXXV. 147.
Spiegelung, Farben, die dabei entstehen XXXV. 185 f.
Spiesglanzkutter XXXV. 261.
Spinnweben XXXV. 188.
Sprache, Kunstrepomorphismus der XXXVI. 551.
Sprache ist symbolisch XXXV. 279 f.; XXXVI. 551. der Natur XXXV. 73 f.
Staarkranke XXXV. 120.
Stadt XXXV. 220—224. angelaufener XXXV. 212.
Stahlfarben XXXV. 186.
Steigerung XXXV. 229 f. 263.
Stein der Weisen XXXVI. 137.
Stil eines Schriftstellers XXXVI. 5. in der Wissenschaft XXXVI. 84.
Stoff ist nachzuahmen vom Maler XXXV. 305.
Strahl, eine Fiktion XXXV. 409, 433.
Strahlenbündel XXXVI. 201. 332.
Strahlungen XXXV. 37.
Streben zur Farbe XXXV. 302 f.; XXXVI. 384.
Stufengefäße XXXV. 222 f.
Subjektive Versuche XXXV. 140.
Symbole XXXVI. 174.
Symbolik XXXV. 74. 281; XXXVI. 174. 551.
Sympathetische Tinte XXXV. 228.
Symphonien XXXVI. 145.
Systole und Diastole sehen sich wechselseitig voraus XXXV. 99. 276; XXXVI. 142.

Tabaksrauch XXXV. 248.
Tafeln, unzulängliches Surrogat XXXV. 79.
Talk XXXV. 217.
Tapetenmiszerey XXXV. 241.
Taschenspielerey vervollkommnet XXXVI. 184.
Taucher XXXV. 112. 131. 519.
Technik, der, ist die Wissenschaft viel schuldig XXXVI. 154.
Techniker, Farben XXXV. 89.
Technisches Verfahren der Alten bei ihren Gemälden XXXVI. 73.
Teleskop, katoptrisches XXXV. 434. 431. 496; XXXVI. 269.
Tendenzen, falsche, was sie thun XXXVI. 410.
Terminologie der Farbenlehre deutsche XXXV. 243. Betrachtungen darüber XXXV. 279 f.
Teufel, muß die Bauernbenennungen erklären XXXVI. 108.
Theorie, Sucht zur derselben XXXV. 310; XXXVI. 249 f.

Thonerde XXXV. 217.
Tinte XXXV. 218.
Tintenfisch XXXV. 250.
Ton, dorer XXXV. 308, falscher, ebendas. in den antiken Gemälden XXXVI. 308, rother der Rauchstuben XXXV. 106; über die Vergleichung desselben mit der Farbe 301 f.; XXXVI. 316. 363 ff.; Turton, Mollon XXXV. 308.
Ton, herrschender, der Zeit XXXVI. 146.
Tonscalen vgl. mit den entoptischen XXXVI. 490.
Tonlehre, Verhältniß derselben zur Farbe XXXV. 278 f.
Torik, nothdürftige der alten Naturlehre XXXVI. 134.
Totalität und Harmonie der Farbenerscheinung XXXV. 226 f., 294.
Totalität, wodurch sie entsteht XXXV. 149.
Transaktionen, philosophische XXXVI. 244, die unphilosophischste aller Sammlungen XXXVI. 285.
Trübe und trübe Mittel XXXV. 128—134; XXXVI. 352 f. [vergl. XXXV. XXIX ff.]
Turbith XXXV. 221. 223.

Uebereinstimmung der vollständigen Farbenerscheinung XXXV. 267.
Uebersetzungen richten Unheil an XXXVI. 133.
Ueberzeugung hängt vom Willen ab XXXV. 337.
Ultramarin XXXVI. 75.
Umriß des menschlichen Schattens, inwiefern wahrscheinlicher Anfang der Malerei XXXVI. 52 f.
Unbehagen, an ihm erfreut sich der Mensch XXXVI. 312.
Unglaube, Eigenthum schwacher, kleingesinnter selbstischer Seelen XXXVI. 110.
Uniformen XXXV. 299.
Universum, möchte Jeder vorstellen XXXVI. 64.
Urphänomen, was der Verfasser so nennt XXXV. 194. 153. Richtigkeit desselben XXXV. 270; XXXVI. 154.
Ursa oder gebranntes Bleiweiß, von wem es erfunden XXXVI. 62, 65.

Verbindung objektiver und subjektiver Versuche XXXV. 181.
Verfasser, Konfession desselben XXXVI. 408.
Verhältnisse, nachbarliche der Farbenlehre XXXV. 262—279.
Verheimlichungskünste XXXVI. 113.
Vermilion XXXV. 224.
Vernunft hat Autorität XXXVI. 99.
Verrückung XXXV. 138 f. [vergl. XXXII. XXXIV. f., XXXIX].
Verstand hat keine Autorität XXXVI. 99.
Versuch, was er ist XXXVI. 82, den Alten fehlt die Kunst, ihn anzustellen, ebendas. absoluter zweck desselben XXXVI. 268, hat einen heimlichen Feind bei sich XXXVI. 290.
Vibrations de pression XXXVI. 310.
Villa Hadriani XXXVI. 74.
Violet XXXV. 20, 57, 128, 222.
Violeter Ton XXXVI. 70.
Virer, was die Franzosen so nennen XXXV. 225.
Vitia fugitiva XXXV. 90. 103; XXXVI. 223.
Vitrum, Waid XXXVI. 66.
Völker, tätowirte behandeln ihre Technik mit Religion XXXVI. 9, technisch höchstgebildete, machen die Maschinen zu Tyrannen, ebendas.
Vogelfedern, changeant XXXV. 189, Farben XXXV. 233.
Vollständigkeit der mannichfaltigen Erscheinungen XXXV. 266.
Vorurtheil, Macht desselben XXXV. 337, Methode, es zu zerstören XXXV. 378 f.

Wachs XXXV. 219.
Wärme bringt Farben hervor XXXV. 263; XXXVI. 366—369.
Wärme und Kälte, als Prinzipe der Materie XXXVI. 142.
Wahnsinn unsrer Zeit XXXVI. 110.
Waid XXXVI. 66.
Warme und kalte Tinten, Gesetz derselben XXXV. 9 f.
Wasserprisma XXXV. 36. 169.
Weingeist XXXV. 130, zieht die Pflanzenfarben aus XXXV. 240.
Weingeistfirniß XXXV. 134.
Weinstein XXXV. 211.
Weiß, Ableitung desselben XXXV.

§1. 217. Weiß ist die reflectirte Farbe XXXV. 128. 217, sind alle Grundfarben XXXV. 217. 229. Newtonisches Licht aus wie Strahlenkoth XXXV. 68. 436. daß es aus der Zusammenmischung aller Farben entstehe, eine hundertjährige Absurdität XXXV. 231 [vgl. XL. 8.].
Weiß, womit ihr gedient ist XXXVI. 149 f., sonstiges Verfahren XXXVI. 158.
Weißgeschichte. Momente derselben XXXVI. 91. muß umgeschrieben werden XXXVI. 155.
Weltmann, Art und Weise desselben XXXVI. 153.
Wetterelektrizität XXXV. 96.
Wille und Wollen XXXVI. 299 f.
Winde XXXVI. 155.
Wirkung der Farben, chemische XXXV. 240. ästhetische XXXV. 300. sinnlich-sittliche XXXV. 282; farbiger Beleuchtung XXXV. 256; XXXVI. 431—444.
Wissenschaft, ist als Kunst zu denken XXXVI. 83. Wissenschaften ruhen weit mehr auf der Erfahrung, als die Kunst XXXV. 328; durch welche Behandlung sie wol nicht gewinnen XXXVI. 311.
Wolle XXXV. 229.
Würmer XXXV. 349.

Zeichensprache, Symbolik XXXV. 281.
Zeichnung XXXVI. 57.
Zerbrechung, diffractio, des Lichts XXXVI. 200.
Zerreißung, discissio, des Lichts XXXVI. 200.
Zerstreuung, dissipatio, des Lichts XXXV. 469; XXXVI. 200. 361 f. [vgl. XXXV. 396].
Ziegelmehl, zur Kolorirung angewandt XXXVI. 53.
Zierde, des Menschen erstes Bedürfnis XXXVI. 7.
Zink XXXV. 220.
Zinn XXXV. 220. Unfärblichkeit desselben XXXV. 220 f.
Zinnauflösung XXXV. 224.
Zinnober XXXV. 229 f., 283. Erfindung desselben XXXVI. 56.
Zitzlitze, Metalle, zeigen Farben XXXV. 187.
Zoopsyten XXXV. 249.
Zumutung, so Niemanden zu machen XXXVI. 149.

Chronologie

der Entſtehung Goethe'ſcher Schriften.

Am Schluß von Goethe's Werken geben wir noch die von Riemer und Eckermann 1837 verfaßte Chronologie, welche, wenn auch durch neuere Forschungen an manchen Stellen überholt, doch dadurch einen großen Werth behält, daß die Genannten ihrer Arbeit archivalische Quellen, die für jetzt verschlossen sind, zu Grunde legen und aus ihnen schöpfen konnten.

1765.

Das Gedicht: Die Höllenfahrt Christi.

1766—1769.

Die Laune des Verliebten. Die Mitschuldigen. Von kleinern Gedichten: Drei Oden an Behrisch; Die Brautnacht; Wahrer Genuß; Die schöne Nacht; Glück und Traum; Der Misanthrop; Verschiedene Drohung; Mädchenwünsche; Beweggrund; Liebe wider Willen; Lebendiges Andenken; Glück der Entfernung; An Luna; Schadenfreude; Unschuld; Scheintod; Wechsel.

1770—1771.

Lieder: Stirbt der Fuchs, so gilt der Balg; Blinde Kuh; Der Abschied; An die Erwählte; Willkommen und Abschied; Mit einem gemalten Bande. Schreibt den Aufsatz: Ueber deutsche Baukunst, Briefe eines Landgeistlichen an seinen Amtsbruder, und Zwo wichtige biblische Fragen; auch die Ode: Wanderers Sturmlied.

1772.

Uebersetzt das Deserted Village von Goldsmith. Schreibt das Gedicht: Der Wandrer. Recensionen in die Frankfurter gelehrten Anzeigen. Götz von Berlichingen.

1773—1774.

Werther; Clavigo; das Jahrmarktsfest zu Plundersweilern; Pahrdt; Pater Brey; Satyros; Götter, Helden und Wieland; Hanswurst's Hochzeit. Die Gedichte: Der König in Thule; „Es war ein Buhle frech genung ꝛc.“; „Hoch auf dem alten Thurme steht ꝛc.“; „Zwischen Lavater und Basedow ꝛc.“ — Plan zu einem dramatischen Gedichte: Mahomet, woraus „Mahomet's Gesang“ sich erhalten. Fragmente des ewigen Juden. Schreibt den Prometheus; Stella; die ältesten Scenen des Faust; Künstlers Erdewallen. Ferner die Gedichte: Künstlers Abendlied; Kenner

und Künstler; Kenner und Enthusiast; Sendschreiben; Künstlers Fug und Recht; die Ode: An Schwager Kronos.

1775.

Klaggesang von der edlen Frauen des Asan Aga. Die Lieder: Neue Liebe, neues Leben; An Belinden; „In allen guten Stunden ꝛc." Die Opern: Erwin und Elmire, und Klaudine von Villa Bella; desgleichen ein verloren gegangenes kleines Stück unter dem Titel: „Sie kommt nicht." Ferner die Gedichte: „Und frische Nahrung, neues Blut ꝛc."; „Angedenken Du verklungner Freude ꝛc."; Lili's Park. Beginnt den Egmont.

1776.

Gedichte: Hans Sachs; Seefahrt; Proserpina. Schreibt Die Geschwister.

1777.

Schreibt die Oper Lila, und den Triumph der Empfindsamkeit. Anfänge des Wilhelm Meister. Beginnt ein Gedicht vom Prinzen Radegisi, welches verloren gegangen. Schreibt die Ode: „Dem Geier gleich ꝛc."

1778.

Das erste Buch von Wilhelm Meister beendigt. Die Oper Lila umgearbeitet; auch einige neue Scenen am Egmont geschrieben.

1779.

Iphigenie in Prosa vollendet. An Egmont fortgefahren. Jery und Bätely.

1780.

Ferneres am Egmont. Anfänge des Tasso. Schreibt: Die Vögel, und Das Neueste von Plundersweilern. Redigirt die zweite Abtheilung der Briefe aus der Schweiz.

1781.

Vollendet den Tasso in Prosa. Redoutengedicht: Ein Zug Lappländer. Arien zur Fischerin. Anfänge des Elpenor. Gedichte: Meine Göttin; Der Becher; An die Zikade.

1782.

Gedichte zu den Redoutenaufzügen: des Winters, der vier Weltalter, der weiblichen Tugenden, des Amor's. Schreibt ferner die Gedichte: Wieding's Tod, Versus memoriales; Das Göttliche; Einsamkeit; Erwählter Fels; Ländliches Glück. Das Singspiel

18.

Dichter.

Schenke, komm! Noch einen Becher!

Schenke.

Herr, Du haſt genug getrunken;
Nennen Dich den wilden Zecher!

Dichter.

Sahſt Du je, daß ich geſunken?

Schenke.

Mahomet verbietet's.

Dichter.

Liebchen!
Hört es Niemand, will Dir's ſagen.

Schenke.

Wenn Du einmal gerne redeſt,
Brauch' ich gar nicht viel zu fragen.

Dichter.

Horch! Wir andern Muſelmanen,
Nüchtern ſollen wir gebückt ſein,
Er, in ſeinem heil'gen Eifer,
Möchte gern allein verrückt ſein!

(Wahl, S. 176 u. 150); endlich Niccolini in Giovanni da Procida (II. 3):

„La parola è colpa
E si tace il silenzio".

Goethe ſelbſt bemerkt in den Noten zum Diwan (Abſchn. Nachtrag), „das orientaliſche Leben ſei an ſich ſelbſt nicht geſprächig."

Wie ſehr Goethe die Gewohnheit des Küſſens, auch unter Männern, hatte, zeigt ſein Verkehr mit Felix Mendelsſohn-Bartholdy. Dieſe ſpäte Freundſchaft iſt der Gipfel der in unſerm Buche angedeuteten Verhältniſſe zu jungen Leuten und Knaben. Und ſo ſchreibt Mendelsſohn im Jahre 1821 aus Weimar: „Jeden Morgen erhalte ich vom Autor des Fauſt und des Werther einen Kuß, und jeden Nachmittag vom Vater und Freund Goethe zwei Küſſe. Bedenkt!" (Goethe und Felix M.-B., 1871, S. 6 u. 7.) — Schließlich erwähnen wir, daß Platen die 1. Strophe unſers Gedichts 1821 ſehr gelungen gloſſirt hat.

18. Trägt das Datum: Weimar, 23. Februar 1815. — Benutzt iſt folgende Stelle in Oelsner's Mahomet (S. 217): „Die Abſchweifungen des Koran .... ſind oft von der Art, daß der Prophet nur deswegen den Gläubigen den Wein unterſagt zu haben ſcheint, um das Vorrecht der Trunkenheit für ſich ſelber zu behalten."

Die Fischerin vollendet. Zweites und drittes Buch des Wilhelm Meister. Werther vervollständigt.

1783.

Gedicht: Zur Feier der Geburtsstunde des Erbprinzen. Zwei Akte von Elpenor geendet. Einschränkung; Ilmenau: „Ueber allen Gipfeln ist Ruh ꝛc." Viertes Buch von Wilhelm Meister.

1784.

Der Maskenzug: Planetentanz. Aufsatz über den Zwischenknochen. Wilhelm Meister fortgesetzt.

1785.

Episches Gedicht: Die Geheimnisse. Gedicht auf den Tod des Herzogs Leopold von Braunschweig. Oper: Scherz, List und Rache. Endigt das sechste Buch des Wilhelm Meister.

1786.

Redigirt die ersten Bände seiner bei Göschen in Leipzig erscheinenden Schriften. Gedicht: Abschied im Namen der Engelhäuser Bäuerinnen. Schreibt in Italien seine Iphigenie in Versen. Plan zu einer Iphigenie in Delphi.

1787.

Den Tasso in Verse zu bringen angefangen. Anfänge einer Tragödie Nausikaa. Einiges am Wilhelm Meister gethan. Egmont vollendet. Die Opern Klaudine von Villa Bella und Erwin und Elmire umzuarbeiten angefangen.

1788.

Redigirt den achten Band seiner Schriften. Die Opern Erwin und Elmire und Klaudine von Villa Bella beendigt. Schreibt die Aufsätze: Frauenrollen, auf dem Römischen Theater durch Männer gespielt; Zur Theorie der bildenden Künste; Einfache Nachahmung der Natur, Manier, Stil; Von Arabesken. Dichtet die Römischen Elegien; ingleichen das Gedicht: Amor als Landschaftsmaler. Plan zu einer weiteren Ausarbeitung des Faust und einige Scenen davon geschrieben. Die Scene der Hexenküche im Garten Borghese ausgeführt. Künstlers Apotheose. Tasso fortgesetzt und den Plan vervollständigt.

1789.

Römisches Karneval. Stammbaum Cagliostro's. Tasso vollendet. Lieder: „Lasset Gelehrte sich zanken und streiten ꝛc." und

„Geh, gehorche meinen Winken ꝛc.“ Schreibt den Groß-Kophta; Die ungleichen Hausgenossen, sowie den Aufsatz: Ueber Christus und die zwölf Apostel.

1790.

Die Ausgabe der gesammelten Schriften beendigt. Redigirt die Römischen Elegien. Schreibt die Metamorphose der Pflanzen. Erstes Aperçu seiner Farbenlehre. Schreibt zu Venedig den Aufsatz: Ueber ältere Gemälde; desgleichen die Venetianischen Epigramme.

1791.

Erstes Stück optischer Beiträge. Prolog zu Eröffnung des Theaters. Die Oper Theatralische Abenteuer bearbeitet und die beiden Lieder „An dem reinsten Frühlingsmorgen ꝛc.“ und „Bei dem Glanz der Abendröthe ꝛc.“ eingelegt. Prolog vom 1. Oktober.

1792.

Herausgabe seiner neuen Schriften bei Unger begonnen. Zweites Stück optischer Beiträge. Epilog vom 11. Juni. In der Farbenlehre fortgefahren. Reise der Söhne Megaprazon's. Gedicht: Der neue Amor. Epilog vom letzten Dezember.

1793.

Reineke Fuchs. Der Bürgergeneral. Prolog vom 15. Oktober. Die Aufgeregten und die Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten begonnen. Der Versuch als Vermittler von Objekt und Subjekt.

1794.

Die Aufgeregten fortgesetzt. Redaktion und Druck des Wilhelm Meister beginnt. Prolog zum 6. Oktober. Schreibt die beiden Episteln in Hexametern. Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten fortgesetzt.

1795.

Erzählung von der Sängerin Antonelli; von Bassompierre mit der Krämerin; desgleichen vom Prokurator. Bekenntnisse einer schönen Seele. Schreibt den Aufsatz: Literarischer Sansculottismus. Von Gedichten erscheinen: Die Nähe des Geliebten; Der Besuch; Meeresstille; Glückliche Fahrt. Redigirt die Venetianischen Epigramme. Das Märchen geschrieben und die Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten geschlossen. Uebersetzt den „Versuch über die Dichtungen ꝛc.“ von Frau von Stael. Schreibt den Entwurf einer Einleitung in die vergleichende Anatomie. Wilhelm Meister's Lehrjahre fortgesetzt.

1796.

Die Xenien. Erste Abtheilung der Briefe aus der Schweiz redigirt. Die Uebersetzung des Benvenuto Cellini begonnen. Die vier Jahreszeiten. Plato als Mitgenosse einer christlichen Offenbarung. Gedichte: Alexis und Dora; Musen und Grazien in der Mark; Der Chinese in Rom; Lied: An Mignon. Schreibt den Aufsatz: Vorträge über den Entwurf einer Einleitung in die vergleichende Anatomie. Endigt den Wilhelm Meister im August. Schreibt die ersten Gesänge von Hermann und Dorothea, desgleichen das Prooemium zu diesem Gedichte. Auch am Faust Einiges gethan.

1797.

Hermann und Dorothea am 21. März vollendet. Plan zu einem epischen Gedicht: Die Jagd. Schema der Metamorphose der Insekten. Cellini fortgesetzt. Aufsatz: Israel in der Wüste. Gedichte: Der Schatzgräber; Der neue Paulias; Die Metamorphose der Pflanzen; Der Zauberlehrling; Die Braut von Korinth; Der Gott und die Bajadere; desgleichen die beiden Lieder: „Wenn die Reben wieder blühen ꝛc." und „Zu lieblich ist's, ein Wort zu brechen ꝛc." Entwirft ein Schema zur Beschreibung der Peterskirche in Rom. Das Schema zum Faust vervollständigt, sowie Oberon's und Titania's goldene Hochzeit, die Zueignung und den Prolog geschrieben. Aufsatz: Laokoon; desgleichen Ueber Wahrheit und Wahrscheinlichkeit der Kunstwerke. Balladen: Der Gefangene und die Müllerin; Der Junggesell und der Mühlbach; Der Müllerin Reue. Aufsatz: Vortheile, die ein junger Maler haben könnte. Elegie: Amyntas. Plan, die Sage des Wilhelm Tell als episches Gedicht zu behandeln. Gedicht: Schweizeralpe. Elegie: Euphrosyne. Aufsatz: Ueber epische und dramatische Dichtkunst. Legende vom Hufeisen.

1798.

Maskenzug zum 30. Januar. Cellini fortgesetzt und Noten dazu. Aufsatz über pathologisches Elfenbein. Geschichte der Farbenlehre geordnet. Faust fortgesetzt. Homer's Ilias schematisirt. Plan zur Achilleis. Einleitung zu den Propyläen. Gedichte: Der Müllerin Verrath; Die Musageten; Das Blümlein Wunderschön; Deutscher Parnaß; Die Weissagungen des Bakis. Diderot von den Farben übersetzt und Anmerkungen dazu. Einleitung zur Farbenlehre. Der Sammler und die Seinigen angefangen. Recension der Grübel'schen Gedichte.

1799.

Achilleis, erster Gesang. Gedicht: Spiegel der Muse. Der Sammler und die Seinigen beendigt. Schreibt mit Schiller und Meyer das Schema: Ueber den Dilettantismus in den Künsten. Idee zu einem großen Naturgedicht. Die Propyläen fortgesetzt. Redigirt seine neueren kleinen Gedichte zur Herausgabe bei Unger in Berlin. Schreibt die Kantate: Erste Walpurgisnacht. Den Faust wieder vorgenommen; auch Einiges an der Farbenlehre gethan. Uebersetzt den Mahomet von Voltaire. Plan zur natürlichen Tochter.

1800.

Die Arbeit an der Farbenlehre fortgesetzt und solche in drei Hauptmassen, die didaktische, polemische und historische, eingetheilt. Exposition des schon früher begonnenen Zweiten Theils der Zauberflöte. Die guten Weiber. Helena angefangen. Paläophron und Neoterpe. Sechstes und letztes Stück der Propyläen. Uebersetzt den Tankred.

1801.

Uebersetzt das Büchlein Theophrast's von den Farben. Schema eines Romans: Die Wanderschaft nach Pyrmont im Jahre 1582. In Göttingen fernere Materialien zur Geschichte der Farbenlehre gesammelt. Erster Akt der natürlichen Tochter. Lied zum neuen Jahr 1802.

1802.

Maskenzug zum Geburtstag der Herzogin Luise am 30. Januar. Aufsatz: Weimarisches Theater. Zweiter Akt der natürlichen Tochter. Gedichte: Tischlied; Stiftungslied; Frühzeitiger Frühling; Hochzeitlied. Schreibt das Vorspiel: Was wir bringen. An der Farbenlehre und Cellini fortgefahren.

1803.

Cellini beendigt; desgleichen den ersten Theil der natürlichen Tochter. Entwurf einer Fortsetzung derselben. Gedicht: Magisches Netz. Schreibt die Regeln für Schauspieler. Plan zum: Mann von funfzig Jahren. Aufsatz über Polygnot's Gemälde in der Lesche zu Delphi. Es erscheinen die Gedichte: Generalbeichte; Weltseele; Dauer im Wechsel; Schäfers Klagelied; Trost in Thränen; Sehnsucht; Nachtgesang; Bergschloß; Die glücklichen Gatten; Wanderer und Pächterin; Ritter Kurt's Brautfahrt; Kriegserklärung; Selbstbetrug; Der Rattenfänger; Frühlingsorakel.

1804.

Recensionen der Gedichte von Voß. Götz von Berlichingen für das Theater eingerichtet. An der Farbenlehre fortgefahren. Winckelmann und sein Jahrhundert begonnen; desgleichen eine Uebersetzung von Rameau's Neffen.

1805.

Rameau's Neffen beendigt; desgleichen die Anmerkungen dazu geschrieben. Recension der Gedichte von Hebel. Winckelmann und sein Jahrhundert abgeschlossen. Epilog zu Schiller's Glocke. Druck der Farbenlehre beginnt.

1806.

Recension über des Knaben Wunderhorn, Hiller's Gedichte, Humboldt's Ideen zu einer Physiognomik der Gewächse ꝛc. in die Jenaische Literatur-Zeitung. Aphorismen über den Galvanismus. Den ersten Theil des Faust abgeschlossen. Ausgabe seiner Werke bei Cotta in zwölf Bänden. Vier Gedichte an Tischbein geschrieben. Redaktion der Farbenlehre fortgesetzt. Ein Schema der allgemeinen Naturlehre.

1807.

Die Rede von Johannes von Müller über Friedrich den Großen überiegt. Rede zum Andenken der Herzogin Amalie. Prolog zur Eröffnung des Theaters in Leipzig. Plan zu den Wanderjahren. Schreibt St. Joseph den Zweiten; Die neue Melusine; Die pilgernde Thörin; Die gefährliche Wette und Der Mann von funfzig Jahren. Ordnet die Materialien zu Hackert's Leben. Macht einen Katalog der Karlsbader Mineraliensammlung. Schreibt das Vorspiel zu Eröffnung des Weimarischen Theaters; der Pandora Ersten Theil; desgleichen einige Sonette. Redaktion und Druck der Farbenlehre fortgesetzt.

1808.

Ballade: Wirkung in die Ferne. Gedicht an die Kurprinzeß von Kassel unter dem Titel: „Einer hohen Reisenden." Mehrere Sonette. Redaktion der neuen Ausgabe seiner Werke fortgesetzt. Schema eines lyrischen und historischen Volksbuches. Beschreibung des Kammerbergs bei Eger. Die Wahlverwandtschaften schematisirt. Gedicht: der Goldschmiedsgesell.

1809.

Mit der Farbenlehre beschäftigt. Ballade: Johanna Sebus. Die Wahlverwandtschaften geschrieben. Vorarbeiten zu Dichtung und Wahrheit.

1810.

Maskenzug: Die romantische Poesie, zum Geburtstage der Herzogin Luise; desgleichen einen Maskenzug russischer Nationen, zum Geburtstag der Großfürstin Maria Paulowna. Gedichte: Rechenschaft; Ergo bibamus; Genialisch Treiben; Fliegentod; Schneidercourage. Die Farbenlehre abgeschlossen. Schreibt in Karlsbad: Das nußbraune Mädchen; desgleichen die Gedichte: Der Kaiserin Ankunft; der Kaiserin Becher; der Kaiserin Platz; der Kaiserin Abschied. Die Tabellen der Tonlehre entworfen. Hackert's Leben angefangen. Dichtung und Wahrheit schematisirt. Finnisches Lied.

1811.

Sizilianisches Lied; Schweizerlied. Kantate: Rinaldo. Hackert's Leben beendigt. Das Knabenmärchen geschrieben. Prolog zur Eröffnung des neuen Schauspielhauses in Halle. Den ersten Band von Dichtung und Wahrheit vollendet. Romeo und Julie fürs Theater.

1812.

Aufsatz: Der Tänzerin Grab. Gedichte an den Kaiser und die Kaiserin von Oesterreich; desgleichen an die Kaiserin von Frankreich. Das kleine Lustspiel: Die Wette. Sonett an Boudé. Den zweiten Band von Dichtung und Wahrheit beendigt; den dritten begonnen. Versuch, den Faust für die Bühne zu bearbeiten. Aufsatz: Myron's Kuh.

1813.

Schreibt zum Geburtstage der Herzogin Luise die Kantate: Idylle. Schreibt ferner die Gedichte: „Alles kündet Dich an ꝛc.“; „Donnerstag nach Belvedere ꝛc.“; Sonett in das Stammbuch der Großfürstin Maria Paulowna. Parabel: Pfaffenspiel. Lied: „Ich habe geliebet ꝛc.“ Rede zum Andenken Wieland's. Von Aufsätzen fallen in dieses Jahr: Doppelbilder des rhombischen Kalkspaths; Ruysdael als Dichter; Shakespeare und kein Ende; über Zinnformation. Es entstehen die Balladen: Die wandelnde Glocke; Der getreue Eckart; Der Todtentanz. Den dritten Band von Dichtung und Wahrheit beendigt. Epilog zum Essex. Eine Oper, der Löwenstuhl, begonnen.

1814.

Redaktion seiner Italiänischen Reise beginnt; desgleichen die neue Ausgabe seiner Werke in zwanzig Bänden bei Cotta. Von Gedichten entstehen: Kriegsglück; Die Weisen und die Leute; Jahr-

markt zu Hünefeld; Auf den Kauf: Das Parterre spricht. Schreibt in Verbindung mit Riemer das Vorspiel für Halle zum Andenken Reil's. Schreibt Epimenides' Erwachen. Schema des Rochusfestes zu Bingen. Ferner entsteht in diesem Jahre ein großer Theil seiner Gedichte des West-östlichen Divans.

1815.

Redaktion der Italiänischen Reise und neue Ausgabe der Werke fortgesetzt. Viele Gedichte zum Divan. Das Requiem auf den Tod des Prinzen von Ligne begonnen. Schreibt die Aufsätze: Ueber das deutsche Theater; Don Cicero, und Nachricht von alt deutschen in Leipzig entdeckten Kunstschätzen. Schreibt in Verbindung mit Peucer das Nachspiel zu den Hagestolzen. Erstes Heft von Kunst und Alterthum vorbereitet. Lied: „Knabe saß ich, Fischerknabe ꝛc."

1816.

Redaktion der neuen Ausgabe seiner Werke fortgesetzt. Plan zu einer orientalischen Oper. Gedicht: „Im Namen Dessen, der sich selbst erschuf ꝛc." Den ersten Band der Italiänischen Reise abgeschlossen; desgleichen das erste Heft von Kunst und Alterthum. Theorie der entoptischen Farben begonnen. Schreibt den Aufsatz: Shakespeare als Theaterdichter, sowie das Rochusfest zu Bingen. Die Herausgabe seiner naturwissenschaftlichen Hefte vorbereitet. Gedicht zum Jubiläum des Staatsministers von Voigt. Entwurf einer großen Kantate zum Lutherfest. Redaktion des zweiten Bandes seiner Italiänischen Reise begonnen. Den vierten Band von Dichtung und Wahrheit schematisirt. Schreibt die Ballade: „Herein, o Du Guter! Du Alter herein ꝛc."; desgleichen die Lieder: „Zu erfinden, zu beschließen ꝛc."; „So ist der Held, der mir gefällt ꝛc." und verschiedene Gedichte zum Divan.

1817.

Das zweite Heft von Kunst und Alterthum abgeschlossen. Kotzebue's Schutzgeist und dessen Lustspiel: Die Bestohlenen, für die Weimarische Bühne eingerichtet. Schreibt die Geschichte seines botanischen Studiums; desgleichen den Aufsatz über seine erste Bekanntschaft mit Schiller. Redigirt das erste Heft zur Naturwissenschaft und das erste Heft zur Morphologie. Den zweiten Band seiner Italiänischen Reise beendigt. Schreibt die Aufsätze: Verein deutscher Bildhauer; Anforderung an den modernen Bildhauer; über Blücher's Denkmal; Vorschlag zur Güte; Meteore des literarischen Himmels; Bildungstrieb; Castri's redende Thiere; Naivetät

und Humor; Wolkenbildung. Dichtet die Orphischen Urworte, den irischen Klaggesang und die Verse zu Howard's Ehrengedächtniß. Recension des Manfred von Byron. Divan fortgesetzt. Aufsatz über Leonardo da Vinci's Abendmahl begonnen.

1818.

Ueber Blumenmalerei; Geistes-Epochen. Leonardo da Vinci's Abendmahl beendigt. Drittes Heft von Kunst und Alterthum. Lied: Um Mitternacht. Beschreibung der Philostratischen Gemälde. Schreibt den Aufsatz: Antik und modern; desgleichen die Noten und Abhandlungen zum bessern Verständniß des Divan. Viertes Heft von Kunst und Alterthum. Die Theorie der entoptischen Farben fortgesetzt. Ueber Classiker und Romantiker in Italien. Schreibt den großen Maskenzug zum 18. December bei Anwesenheit der Kaiserin Mutter Maria Feodorowna.

1819.

Die Annalen begonnen; den Divan beendigt; desgleichen die neue Ausgabe seiner Werke in zwanzig Bänden. Theorie der entoptischen Farben fortgesetzt. Schreibt das Gedicht: Die Metamorphose der Thiere; desgleichen Fuchs und Kranich. Arnold's Pfingstmontag beurtheilt.

1820.

Zweites Heft zur Naturwissenschaft und Morphologie abgeschlossen, desgleichen das fünfte Heft von Kunst und Alterthum. Uebersetzt das: Veni creator spiritus. Schreibt nachträglich zum Divan die Gedichte: „Der ächte Moslem spricht vom Paradiese ꝛc.“; „Heute steh' ich meine Wache ꝛc.“, und „Deine Liebe, Dein Kuß mich entzückt ꝛc.“ Schreibt den Kommentar über die orphischen Urworte. Gedicht: „Zu der Apfelverkäuferin ꝛc.“ und St. Nepomuk's Vorabend. Schreibt die Erzählung: Wo steckt der Verräther? Die Theorie der entoptischen Farben beendigt; desgleichen das sechste Heft von Kunst und Alterthum. Manzoni's Carmagnola beurtheilt; „Der Mann von funfzig Jahren“ und „Das nußbraune Mädchen“ fortgesetzt. Mantegna's Triumphzug. Redaktion der Wanderjahre. Das dritte Heft zur Naturwissenschaft und zur Morphologie.

1821.

Beendigt die erste Ausgabe der Wanderjahre, desgleichen das siebente Heft von Kunst und Alterthum. Prolog zur Eröffnung des Berliner Theaters. Gedichte zu seinen Handzeichnungen. Erste Abtheilung zahmer Xenien redigirt. Achtes Heft von Kunst und

Alterthum. Gedichte zu Tischbein's Idyllen. Schreibt Bemerkungen über Zauner's Grundzüge einer deutschen Poetik. Ueber Calderon's Tochter der Luft. Ueber Knebel's Lukrez. Zum vierten Bande von Dichtung und Wahrheit den Geburtstag Lili's geschrieben. Versucht eine Wiederherstellung des Phaëthon des Euripides. Die Novelle „Nicht zu weit" begonnen, desgleichen die Redaktion der Campagne in Frankreich. Kommentar zu Tischbein's Idyllen. Gedicht: Der Paria. Neuntes Heft von Kunst und Alterthum.

1822.

Die Campagne in Frankreich beendigt. Manzoni's Ode auf Napoleon übersetzt. Vorwort zum deutschen Gil Blas. Abhandlung über d'Alton's Faulthiere und den fossilen Urstier. Viertes Heft zur Naturwissenschaft und zur Morphologie abgeschlossen. Mantegna's Triumphzug, zweiter Abschnitt. Bemerkungen über die Gabriele von Johanna Schopenhauer. Neugriechische Heldenlieder übersetzt. An den Annalen gearbeitet. Möser über Volksaberglauben. Eine Abhandlung über Meteorologie geschrieben. Zehntes Heft von Kunst und Alterthum. Ueber die spanischen Romanzen von Beauregard Pandin. Gedicht: Aeolsharfen.

1823.

Die Annalen fortgesetzt. Ueber die tragischen Tetralogien der Griechen. Nachtrag zum Phaëthon des Euripides. Bedeutende Förderniß durch ein geistreiches Wort. Von deutscher Baukunst 1823. Das elfte Heft von Kunst und Alterthum geschlossen, desgleichen das fünfte Heft zur Naturwissenschaft und zur Morphologie. Gedicht an Tieck und Lord Byron. Elegie von Marienbad. Schreibt den Aufsatz: „Uralte neuentdeckte Naturfeuer- und Gluthspuren"; desgleichen über die Lepaden. Redigirt eine zweite Abtheilung zahmer Xenien. Schließt das zwölfte Heft von Kunst und Alterthum.

1824.

Ueber Salvandy's Alonso, Byron's Kain, Erlesteine, die drei Paria, Frithjof's Saga und Biographische Denkmale von Varnhagen von Ense. Gedicht zu Thaer's Jubelfest; Gedicht an Werther. Vorwort zum jungen Feldjäger. Die Redaktion seines Briefwechsels mit Schiller begonnen. Dreizehntes Heft von Kunst und Alterthum. Ueber sein Verhältniß zu Byron, über d'Alton's Nagethiere, über serbische Lieder, über Martius' Genera et species Palmarum, und über Gebirgsgestaltung im Ganzen und Ein-

zelnen. Das sechste Heft zur Morphologie und zur Naturwissenschaft abgeschlossen. Ueber die Parodie bei den Alten.

1825.

Neuer Schluß zu Jery und Bätely. Versuch einer Witterungslehre. Am vierten Bande von Dichtung und Wahrheit Einiges geschrieben. Geschichte des nußbraunen Mädchens fortgesetzt. Den zweiten Theil des Faust wieder vorgenommen und Einiges am fünften Akt vollendet. Das vierzehnte Heft von Kunst und Alterthum abgeschlossen. Den Anfang der Helena wieder vorgenommen und weitergeführt. Die Annalen fortgesetzt. Die Wanderjahre neu zu bearbeiten angefangen. Liebesfolien nach dem Neugriechischen geschrieben; Gedicht zu dem Jubiläum des Großherzogs Karl August. Ueber das Lehrgedicht. Herausgabe seiner Werke in vierzig Bänden begonnen.

1826.

Ueber Gerard's historische Porträts. Die Helena vollendet. Ueber die erste Ausgabe des Hamlet; desgleichen über den Globe und die Oeuvres dramatiques de Goethe. Das funfzehnte Heft von Kunst und Alterthum abgeschlossen. Die neue Bearbeitung der Wanderjahre fortgesetzt. Die Geschichte des Mannes von funfzig Jahren weiter geführt. Nachlese zu Aristoteles' Poetik. Gedicht: Bei Betrachtung von Schiller's Schädel; An den Herzog Bernhard von Weimar; und: „Als ich ein junger Geselle war ꝛc." Schreibt die Novelle vom Kind und Löwen. Ueber die Mathematik und deren Mißbrauch. Ueber das Neueste serbischer Literatur. Fährt fort am zweiten Theile des Faust.

1827.

Ueber neuere französische Literatur. Ueber chinesische Gedichte. Ueber Manzoni's Adelchi. Ueber die neueste deutsche Poesie. Die Einleitung zu den Memoiren Robert Guillemard's geschrieben. Das sechzehnte Heft von Kunst und Alterthum abgeschlossen. Die Erweiterung der Wanderjahre fortgesetzt. Am Zweiten Theile des Faust fortgefahren. Kritik der Petersburger Preisaufgabe. Ueber Jacobi's Briefwechsel. Ueber das Leben Napoleon's von Walter Scott. Die Gedichte der chinesisch-deutschen Jahres- und Tageszeiten geschrieben.

1828.

Am zweiten Theile des Faust fortgearbeitet. Gedicht zu den Erzeugnissen der Stotternheimer Saline; Zu Zelter's Geburtstag;

19.

Saki.

Denk, o Herr, wenn Du getrunken,
Sprüht um Dich des Feuers Glaft!
Praſſelnd blitzen tauſend Funken,
Und Du weißt nicht, wo es faßt.

Mönche ſeh' ich in den Ecken,
Wenn Du auf die Tafel ſchlägſt,
Die ſich gleißnerisch verſtecken,
Wenn Dein Herz Du offen trägſt.

Sag mir nur, warum die Jugend,
Noch von keinem Fehler frei,
So ermangelnd jeder Tugend,
Klüger als das Alter ſei!

Alles weißt Du, was der Himmel,
Alles, was die Erde trägt,
Und verbirgſt nicht das Gewimmel,
Wie ſich's Dir im Buſen regt.

---

19. Die Entſtehungszeit dieſes ſchönen Dialogs iſt nicht bekannt. Daß derſelbe erſt 1827 dem Divan einverleibt iſt, ſchließt nicht einen ältern Urſprung (1815, 1816) aus.

Mit Strophe 2 vergl. oben I. 15 und V. 5, und Stellen bei Hafis wie:

„Wiewol mir nichts als Seitenblicke
Der Mönch gemacht" (Tal. V),

und: „Geh zur Schenke, töthe Dein Angeſicht dorten!
Geh nicht in die Zelle, dort wohnen die Gleißner"
(Dal., XXIII),

und bei Saadi (Roſengarten, von Keſſelmann, S. 49):

„Sieh da den frommen Heuchler,
Der ſich ins Mönchskleid ſteckt!"

Die ſchöne Schlußſtrophe erinnert an die letzte der Römiſchen Elegien. Da alles Dichten ein begeiſtertes Offenbaren oder Entäußern der Wahrheit iſt, ſo iſt Dichten und Geheimhalten unvereinbar. Jeder große Künſtler, jeder große Gelehrte, jeder Erfinder iſt ein Verräther des Geheimniſſes. Jedem kann man zurufen, wie ein italieniſcher Gelehrter dem Erasmus, als er ſeine Adagia geſchrieben hatte: „Was machſt Du, Erasme? Du verräthſt unſere Geheimniſſe!"

Hafis ſagt das Gleiche, nur von der Trunkenheit:

„Heimliches wird kund durch Trunkne" (Buch des Sängers).

Glaft (S. 2), oberdeutſche und dichteriſche Form für Glanz, häufig bei Uhland, Rückert, Hebel, Schwab, Geibel, aber auch ſchon bei Luther und Hans Sachs (Sanders). — Strophe 3 amplifizirt den Spruch: „Jugend hat keine Tugend."

Dem aufgehenden Vollmonde; Der Bräutigam; „Früh, wenn Thal, Gebirg und Schatten ꝛc."; „Und wenn mich am Tag die Ferne ꝛc." Aufsätze: über Volkspoesie; über nationelle Dichtkunst; über Ritz Neroulos' Cours de littérature. Das siebzehnte Heft von Kunst und Alterthum abgeschlossen. Die Wanderjahre fortgeführt. Die Redaktion des zweiten Aufenthalts in Rom begonnen.

1829.

Die Wanderjahre beendigt; desgleichen den zweiten Aufenthalt in Rom. Das Gedicht: Vermächtniß geschrieben. Am zweiten Theil des Faust fortgearbeitet. Ueber das Denkmal bei Igel. Ueber King Coal.

1830.

Ueber Krummacher's Predigten. Christus nebst zwölf alt- und neutestamentlichen Figuren. Vorwort zu Schiller's Leben von Carlyle. Ueber das Luisenfest. Gedichte: Dem würdigen Bruderfeste, Johanni 1830. Parabel: „Ich trat in meine Gartenthür ꝛc." Ueber Zahn's Ornamente und Gemälde zu Pompeji. Ueber die Briefe eines Verstorbenen; Ueber die Principes de Philosophie zoologique par Geoffroy de St. Hilaire. An Faust's zweitem Theile fortgefahren; desgleichen am vierten Band von Dichtung und Wahrheit. Herausgabe seiner Werke in vierzig Bänden beendigt.

1831.

Ueber die Spiraltendenz der Vegetation. Die Geschichte seiner botanischen Studien ergänzt. Den zweiten Theil von Faust vollendet, desgleichen den vierten Band von Dichtung und Wahrheit. Nachträgliches zu Rameau's Neffen. Beurtheilung des Livre des Cent-et-un.

1832.

Ueber plastische Anatomie. Ueber die Oper: Die Athenerinnen. Ueber den Regenbogen. Zweiter Abschnitt des Artikels Principes etc. par Geoffroy de St. Hilaire. — Stirbt am 22. März in seinem 83sten Jahre.

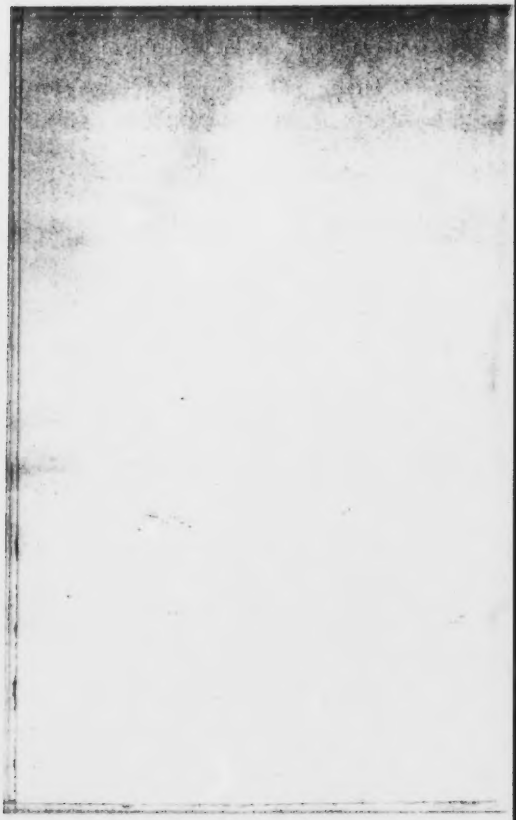

Register

der in Theil 1—36 enthaltenen Aufsätze, Schriften, Dichtungen ꝛc., nach den Ueberschriften geordnet.

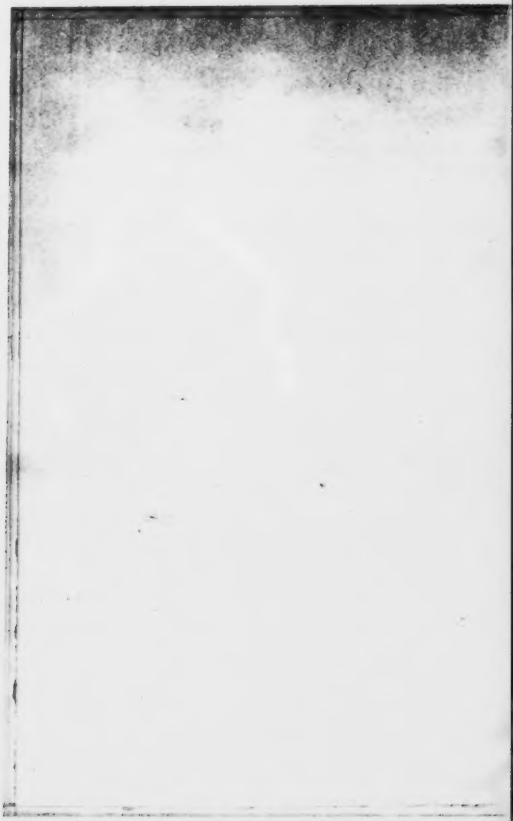

Regiſter.

(Die Theile ſind mit römiſchen, die Seitenzahlen mit arabiſchen Ziffern bezeichnet.)

Abendlied. Jägers (Gedicht). I. 63.
" Künſtlers (Gedicht). II. 188.
Abendmahl von Leonhard da Vinci (Kunſt). XXVIII. 502.
Aberwitz und Wahnwitz (Xenie). III. 254.
Abglanz (Divan). IV. 165.
Abſchied (Gedicht). I. 41.
" (Gedicht). I. 213.
" Der (Gedicht). I. 31.
" Willkommen und (Gedicht). I. 44.
Abſolutiſten, Den (Epigramm). II. 270.
Abwechſelung, Zur (Xenie). III. 233.
Abwege (Gedicht). II. 198.
Abweſende, Der, dem Maskenfeſt (Gedicht). II. 435.
Achilleis. V. 195.
Vorbemerkung des Herausgebers. V. 183.
Textrecenſion. V. 286.
Achromaſie. XXXV. 163. 179.
" (Geſch. d. Farbenl.). XXXVI. 359.
Ackermann, Dem (Gedicht). II. 6.
Adelchi, Aus Manzoni's (Gedicht). III. 387.
Adler, mit einer Lyra nach oben ſtrebend (Gedicht). III. 165.
" und Taube (Gedicht). I. 160.
Adreſſen, Die (Xenie). III. 250.
Aeolsharfen (Gedicht aus Trilogie der Leidenſchaft). I. 191.
Aeſthetik und allgemein Literariſches. XXIX. 317.
Affiche (Xenie). III. 253.
Agamemnon (Xenie). III. 246.

Agape, Kestner's (Gedicht). III. 189.
Aguilonius, Franciscus (Gesch. d. Farbenl.). XXXVI. 172.
Akademie nützlicher Wissenschaften, Preisfrage der (Xenie). III. 253.
Akademie Göttingen (Gesch. d. Farbenl.). XXXVI. 351.
Akademischen Mittagsmahl, Toast zum, 22. Apr. 1820 (Gedicht). II. 441.
" auf der Rose, Toast beim, 28. Aug. 1820 (Gedicht). II. 441.
Alaunsteine von der Gegend von Tolfa. XXIV. 371.
Alchymisten (Gesch. d. Farbenl.). XXXVI. 136.
Alcibiades (Xenie). III. 247.
Alcinous, Der neue (Gedicht). III. 289.
Alexander I., Kaiser von Rußland, gemalt 1814. XXVIII. 580.
Alexandra, Ihro Kaiserlichen Hoheit der Großfürstin (Gedicht). II. 447.
Alexis und Dora (Gedicht). II. 37.
" (Epigramm). III. 202.
Algarotti (Gesch. d. Farbenl.). XXXVI. 323.
Allemannische Gedichte von J. P. Hebel (Rec.). XXIX. 418.
Allen, Reinh. von (Epigramm). II. 300.
Allerdings (Gedicht). II. 237.
Alles, Eins und (Gedicht). II. 226.
Alles zu seiner Zeit (Epigramm). III. 197.
Allgemeine Literatur-Zeitung (Xenie). III. 236.
All-Leben (Tiran). IV. 23.
Allwil, Waldemar und (Xenie). III. 246.
Almanach für Theater und Theaterfreunde von Iffland (Rec.). XXVIII. 700.
Alonso, Don, oder Spanien. Eine Geschichte von Salvandy. (Vorwort und Rec.). XXIX. 714.
Altdeutsche Kunstschätze, Nachricht von in Leipzig entdeckten. XXVIII. 550.
Alten, Betrachtungen über Farbenlehre und Farbenbehandlung der. XXXVI. 75.
Altenberg, Auffuhr nach Zinnwald und. XXXIII. 337.
Alter, Das (Epigramm). II. 263.
Alterthum, Ueber Kunst und, von Goethe. XXIX. 331.
" Kunst und (Epigramm). II. 272.
" Verzierungen aus dem. Von F. Bußler (Rec.). XXVIII. 816.
Alterthümer, Zwei deutsche. XXXIV. 201.
Alte Welt, Universalhistorische Uebersicht der Geschichte der, von Schlosser (Rec.). XXIX. 144.
Alte und neue Zeit von Iffland, Prolog zum Schauspiel. XI 1 Abth. 230.
" Terrevision. XI 1 Abth. 420.
Altgriechische Literatur (Rec. u. Aufs.). XXIX. 485.
Altpersischen Glaubens, Vermächtniß des (Tiran). IV. 198.
Altrömische Denkmal, Das, bei Igel unweit Trier. XXVIII. 415.
Am 5. Oktober 1806 (Gedicht). III. 336.
Am 28. August 1815 (Gedicht). V. 262.
Amadis, Der neue (Gedicht). I. 14.
Amalgama, Das (Xenie). III. 244.

Amalia, Anna, Herzogin zu Sachsen-Weimar und Eisenach. Zum feierlichen Andenken. XXVII 2 Abth. 35.
Amalia. An die Herzogin. Theaterrede. XI 1 Abth. 282. Textrevision. XI 1 Abth. 420.
Amalia von Weimar. Der Herzogin (Gedicht). V. 277.
„ „ „ V. 284.
Amerikanischen Wilden. Liebeslied eines (Gedicht). V. 259.
Amor. Maskenzug. XI 1 Abth. 288.
Textrevision. XI 1 Abth. 425.
Amor. Der neue (Gedicht). II. 11.
„ als Landschaftsmaler (Gedicht). II. 186.
„ und Psyche (Gedicht). II. 291.
„ Zwei Teufelchen und. Scene zu Faust. XIII. 253.
Amtliche Vorträge. XXVII 2 Abth. 17.
Einführung. XXVII 2 Abth. 5.
Textrevision. XXVII 2 Abth. 107.
Personen-Register. XXVII 2 Abth. 110.
Ammmas (Gedicht). II. 53.
„ Elegie (Schweizerreise). XXVI. 117.
An . . . (Gedicht). III. 345.
„ „ Erwiderungen (Gedicht). III. 309.
„ . . . . (Epigramm: Stark an Faust ꝛc.) III. 207.
„ („ Du, der Gefällige ꝛc.) III. 209.
„ *** (Gedicht). III. 333.
„ „ (Gedicht). III. 353.
„ die Herren A. B. C. (Xenie). III. 248.
„ die Herren H. J. K. (Xenie). III. 249.
„ die Herren N. O. P. (Xenie). III. 249.
„ die T. . und D. . (Xenie). III. 281.
„ Frau K. in C. (Gedicht). III. 308.
„ mehr als Einen (Xenie). III. 242.
Anakreon's Grab (Gedicht). II. 6.
Analyse und Synthese (Naturwiss.). XXXIV. 141.
Analytiker (Xenie). III. 233.
Anatomie. Erster Entwurf einer allgemeinen Einleitung in die vergleichende, ausgehend von der Osteologie. XXXIII. 189.
Vorträge über die drei ersten Kapitel. XXXIII. 257.
„ Plastische. XXVIII. 494.
Andenken, lebendiges (Gedicht). I. 33.
Anekdote zu den Freuden des jungen Werther's. X. 527.
Vorbemerkung des Herausgebers. X. 523.
Textrevision. X. 566.
Angedenken (Epigramm). III. 207.
Anglomanie (Gesch. d. Farbenl.). XXXVI. 324.
Anklage (Divan). IV. 31.
Anklang (Divan). IV. 212.
Ankündigung von Goethe's Schriften in acht Bänden. XXIX. 273.

Ankündigungen (Literatur). XXIX. 797.
Anliegen (Gedicht). I. 172.
Annalen s. Tag- und Jahreshefte und biographische Einzelnheiten.
„ Entstehung der biographischen. XXIX. 827.
„ der Philosophie und des philosophischen Geistes (Xenie). III. 297.
Annonce (Epigramm). III. 309.
Anorganisch, Ueber den Ausdruck. XXIX. 243.
Anorganischer Massen, Gestaltung großer. XXXIII. 447.
Anrufung (Gedicht). III. 89.
Anzuwenden (Gedicht). II. 429.
Anticipirtheuna (Gedicht). II. 222.
Antheil, Schicksal und (Hermann und D.). II. 63.
Anthropologie, Heinroth's (Rec.). XXIX. 211.
Antik und Modern (Kunst). XXVIII. 328.
Antike (Gedicht). II. 196.
„ Gemme, Erklärung einer (Gedicht). II. 284.
„ weibliche Figuren, Zwei. XXVIII. 407.
Antiker Form sich nähernd (Gedichte). II. 9; III. 117.
Antikritik (Gedicht). III. 304.
Antiquar, Der (Xenie). III. 299.
Antonius de Dominis (Gesch. d. Farbenl.). XXXVI. 166.
Antwort auf Bürger's Anfrage wegen Uebersetzung des Homer's. XXIX. 105.
Antwort des Recensenten von Sophokles' Trauerspiele, übers. von S. 118. XXIX. 242.
Antworten bei einem gesellschaftlichen Fragespiel (Gedicht). I. 27.
Anzeige der sämmtlichen Werke von Goethe in zwölf Bänden. XXIX. 282.
Aphorismen zur Kunst (Sprüche in Prosa). XIX. 137.
„ Natur (Sprüche in Prosa). XIX. 167.
Apollo (Xenie). III. 283.
„ Auf die Geburt des (Gedicht). III. 380.
Apotheose s. Künstlers A.
„ Homer's. XXVIII. 398.
April (Gedicht). I. 195.
Araber (Noten zum Diwan). IV. 232.
Arabesken, Von (Ital. Reise). XXIV. 500.
Arcadien. Goethe's Aufnahme in die Gesellschaft der (Ital. Reise). XXIV. 466.
Architektonisch-naturhistorisches Problem. XXXIV. 223.
Architektur in Sicilien. XXVIII. 368.
Architv d(er) Zeit) (Xenie). III. 297.
Arie (Gedicht). III. 61.
Aristoteles (Gesch. d. Farbenl.). XXXVI. 16.
„ von den Farben. XXXVI. 25.
„ Poetik. Nachlese zu. XXIX. 490.
Arm, Beschilderter (Gedicht). III. 167.
Arnim und Brentano, Des Knaben Wunderhorn (Rec.). XXIX. 384.

Artischocke. Bei Uebersendung einer (Gedicht). III. 365.
Ajax, Klagegesang von der edlen Frauen des (Gedicht). II. 459.
Aschaffenburg. Kunstschätze. XXVI. 312.
Asiatische Literaturen (Rec. u. Aufs.). XXIX. 297.
Astrologie. Paradoxer Seitenblick auf die. XXXVI. 493.
Athener ein Gedicht (Rec.). XXIX. 447.
Athenienser. Die. Große Oper. Poesie von Jouy. Musik von Spontini (Rec.). XXIX. 297.
Atmosphäre (Gedicht). II. 292.
Atmosphärische Meteore. XXXVI. 491.
Aufgeregten, Die. Politisches Drama. X. 249.
Vorbemerkung des Herausgebers. X. 245.
Terterrision. X. 589.
Aufsätze, vereinzelte, vor der italiänischen Reise (Rec.). XXIX. 99.
Aufsätze zur Kunst s. Kunst.
Aufsätze, die Weimarische Kunstausstellung betr. XXVIII. 267.
Aufsätze und Recensionen zur auswärtigen Literatur. XXIX. 485.
Aufsätze zur deutschen Literatur nach der italiänischen Reise. XXIX. 111.
Aufschrift. Gedanken über eine alte (Rec.). XXIX. 18.
Aufzug der vier Weltalter. Maskenzug. XI 1 Abth. 294.
Terterrision. XI 1 Abth. 426.
Aufzug des Winters. Maskenzug. XI 1 Abth. 278.
Terterrision. XI 1 Abth. 425.
Aug' um Auge (Gedicht). I. 202.
Augen. Unter vier (Xenie). III. 243.
Auguste Gräfin zu Stolberg. An (Gedicht). III. 85.
Auguste von Sachsen-Weimar-Eisenach. Der Prinzessin (Gedicht). II. 442.
Aus meinem Leben s. Dichtung und Wahrheit.
Fragmentarisches. XXVII 1 Abth. 205. 288.
Ausgeschnittener Landschaften, Zu einer Sammlung künstlich (Gedicht) II. 443.
Ausgewanderten s. Unterhaltungen.
Auskunft (Xenie). III. 234.
Ausonius. Das 10. Epigramm des III. 410.
Ausruf. Lyrischer (Gedicht). III. 84.
Aussicht (Hermann und D.). II. 117.
Aussichten in die Ewigkeit (Rec.). XXIX. 60.
Austausch (Gedicht). III. 164.
Auswahl (Xenie). III. 234.
Autor, Der (Gedicht). III. 406.
Autoren (Gedicht). II. 279.

B. und L. (Gedicht). III. 295.
Baalsbrüsten (Xenie). III. 241.
Bacchantinnen, Die, des Euripides. XXIX. 516.
Baco von Verulam (Gesch. d. Farbenl.). XXXVI. 148.
Bacon, Roger (Gesch. der Farbenl.). XXXVI. 101.

Badrdi I. Prolog.
Bajadere. Der Gott und die (Ballade). I. 372.
Bakis. Weissagungen des (Gedichte). II. 156; III. 151.
Ballade vom vertriebenen und zurückkehrenden Grafen. I. 283.
Balladen. I. 225; III. 111.
Ballet, Pantomimisches. Maskenzug. XI 1 Abth. 281.
Terpsichore. XI 1 Abth. 425.
Band. Mit einem gewalten (Gedicht). I. 48.
Bänkelsängerlied zum Geburtstag des Grafen Moritz Brühl (Gedicht). III. 328.
Bannfluch. Aus Byron's Manfred (Gedicht). II. 465.
Barbua. An die Malerin Karoline (Gedicht). III. 226.
Basaltsteinbrüche. Die, am Rüdersberge bei Oberkassel am Rhein. XXXIII. 431.
Baseldow. Reim auf (Gedicht). III. 314.
Basrelief. Rauch's, am Piedestal von Blücher's Statue. XXVIII. 430.
Baukunst (Ital. Reise). XXIV. 515.
„ Ueber. XXVIII. 337.
„ Von deutscher. 1772. XXVIII. 339; 1823. XXVIII. 352.
Baulustige. An deutsche (Xenie). III. 245.
Baum im Wäldchen bei Seelenheim. Auf einen (Lied). III. 17.
Bäume. An meine (Lied). III. 22.
Becher. Der (Gedicht). I. 179.
Bedenklich (Divan). IV. 48.
Bedenklichstes (Literatur). XXIX. 271.
Bedingung (Epigramm). II. 260.
Begegnen. Freundliches (Gedicht). I. 210.
Begeisterung (Gedicht). II. 197.
Begräbniß (Gericht). II. 294.
Beherzigung (Gedicht). I. 42.
„ (Gedicht). III. 55.
Behrisch. Drei Oden an meinen Freund. III. 31.
Beichtiger. Mein, mein Beichtiger (Gedicht). III. 57.
Beiname (Divan). IV. 29.
Beispiel (Epigramm). II. 264.
Bekehrte. Die (Gedicht). I. 19.
Bekehrungsgeschichte des vormaligen Grafen J. F. Struensee. Von Dr. B. Münter (Rec.). XXIX. 41.
Bekenntnisse einer schönen Seele (Rec.). XXIX. 309.
Belagerung von Mainz. XXV. 235.
Vorbemerkung des Herausgebers. XXV. 229.
Textrevision. XXV. 230.
Anmerkungen des Herausgebers. XXV. 271.
Register. XXV. 287.
Beleben. Erschaffen und (Divan). IV. 14.
Belinde. An (Gedicht). I. 46.
„ „ (Lied). III. 18.

Hatem.

Eben drum, geliebter Knabe,
Bleibe jung und bleibe klug!
Dichten zwar iſt Himmelsgabe,
Doch im Erdeleben Trug.

Erſt ſich im Geheimniß wiegen,
Dann verplaudern früh und ſpat!
Dichter iſt umſonſt verſchwiegen,
Dichten ſelbſt iſt ſchon Verrath!

20.

Sommernacht.

Dichter.

Niedergangen iſt die Sonne,
Doch im Weſten glänzt es immer;
Wiſſen möcht' ich wol, wie lange
Dauert noch der goldne Schimmer?

Schenke.

Willſt Du, Herr, ſo will ich bleiben,
Warten außer dieſen Zelten;
Iſt die Nacht des Schimmers Herrin,
Komm' ich gleich, es Dir zu melden.

---

20. Sommernacht. Trägt das Datum: Jena, den 16. Dezember 1814, iſt aber wahrſcheinlich ſchon im Juni 1814 zu Berka konzipirt und nur in Jena ausgearbeitet, „redigirt", wie mehrere Divansgedichte. — E. Beſſerer (I. 283) hörte das Gedicht ſchon am 8. Auguſt 1815 von Goethe vorleſen. Er bezeichnet es mit den Worten: „Das Ganze (das Verhältniß des Dichters zum Schenken) als ein edles, freies, pädagogiſches Verhältniß, als Liebe und Ehrfurcht der Jugend gegen das Alter; vorzüglich ſchön ausgeſprochen in einem Gedicht: die kürzeſte Nacht, wo Morgenroth und Abendroth zugleich am Himmel ſind. Ökonomie. Eitel." Mit dieſen Worten iſt der Sinn des Gedichts ſehr gut getroffen. Es iſt alſo die Schilderung einer Nacht, in der es überhaupt nicht Nacht wird („die Nacht kommt ins Gedränge"). Dem Schenken iſt dies neu. Der Dichter giebt die Erklärung, aber nicht wiſſenſchaftlich, ſondern mythologiſch, den ſchönen Schenken in höchſter Poeſie zuletzt mit Hesperus identifizirend.

In der Zeit der längſten Tage giebt es in Deutſchland und Frankreich aſtronomiſch keine Nacht, die Sonne geht nicht ganz unter. Babinet (Dieb. 29/6. 1839) ſagt: „Le 22. juin, à Paris, il n'est jamais nuit close, et le crépuscule dure du coucher du soleil jusqu'à son lever." So beginnt

Belsazar, ein Drama (Fenie). III. 240.
Belvedere. Mit einem Bildchen „Schloß B. in der Abendsonne" (Gedicht). III. 172.
Benvenuto Cellini. XXX.
Vorbemerkung des Herausgebers. XXX. V.
Textrevision. XXX. 369.
Beobachters Zweifel des (Fenie). III. 252.
Beauemes Wandern (Gedicht). II. 230.
Berg, geb. v. Sivers, An Frau H. T. (Gedicht). III. 339.
Berge. Vom (Gedicht). I. 54.
Bergbau zu Almenau. Rede bei Eröffnung des neuen. XXVII 2 Abth. 19.
„ Vierte Nachricht von dem Fortgang. XXVII 2 Abth. 23.
Bergdorf. Das (Gedicht). II. 296.
Bergschloß (Gedicht). I. 60.
Berlichingen I. 629.
Berliner Dramaturgen. XXVIII. 750.
Berliner Theaters Prolog zur Eröffnung des im Mai 1821. XI 1 Abth. 253.
Textrevision. XI 1 Abth. 423.
Bernhard von Weimar, An Herzog (Gedicht). III. 349.
Beruf, Verfehlter (Fenie). III. 242.
Beruf des Storches (Gedicht). III. 217.
Beschossener Arm (Gedicht). III. 167.
Beste, Das (Epigramm). II. 261.
Besten, Den (Epigramm). II. 259.
Besuch, Der (Gedicht). I. 176.
Betrachtung, Vernünftige (Fenie). III. 235.
Betrachtung von Schillers Schädel, Bei (Gedicht). III. 190.
Betrachtungen, Buch der (Zwan). IV. 58—76.
Beuge nach außen. XXIV. 672.
Biberich, Kunstschätze. XXVI. 284.
Bibliothek schöner Wissenschaften (Fenie). III. 226.
Biblische Fragen, zwei wichtige, bisher unerörterte, gründlich beantwortet. XXVII 2 Abth. 98.
Bildchen, Mit einem, „Schloß Belvedere" (Gedicht). III. 172.
„ Zu einem „Goethe's Wohnhaus in Weimar" (Gedicht). III. 173.
Bilde, Zu einem, von Frankfurt am Main mit der Sachsenhausener Brücke (Gedicht). III. 172.
Bilde, Zu dem, einer Hafenstadt am Schwarzen Meere (Gedicht). III. 173.
Bildenden Kunst, Reizmittel in der. XXVIII. 396.
„ „ Unterhaltungen über Gegenstände der. XXVIII. 796.
„ Künste, Zur Theorie der. XXIV. 515.
Bilderleenen (Gedicht). II. 429.
Bilderleenen (Gedicht). II. 432.
Bildhauer, Anforderung an die modernen. XXVIII. 377.
„ Verein der deutschen. XXVIII. 381.
„ Vortheile eines jungen Malers, der sich zuerst bei einem B. in die Lehre gebe. XXVIII. 543.

Bildniß, Zum, der Prinzessin Marie von Weimar (Gedicht). III. 172.
Bildnisse aufgezeichneter Griechen und Philhellenen, von Kruseniern (Rec.). XXIX. 173.
„ jetzt lebender Berliner Gelehrten, von C. M. Lewe (Rec.). XXIX. 117.
Bildung (Gedicht). III. 217.
„ Grochen geselliger. XXIX. 209.
Bildungstrieb (Naturwiss.). XXXIV. 100.
Bingen, Sankt-Rochusfest zu (Rheinreise). XXVI. 229.
Biographie Goethe's von Friedrich Förster. I. S. I.
Biographischen Annalen, Entstehung der. XXIX. 877.
Biographische Denkmale. Von Varnhagen von Ense (Rec.). XXIX 181. 193.
Biographische Einzelnheiten. XXVII 1 Abth. 293.
Anmerkungen des Herausgebers. XXVII 1 Abth. 549.
Textrevision. XXVII 1 Abth. 564.
Register der Absätze der Tag- und Jahreshefte und B. E. nach ihrer Jahreszusammengehörigkeit. XXVII 1 Abth. 567.
Register, Goethe's Dichtungen, Schriften und Briefe in den Tag- und Jahresheften und B. E. XXVII 1 Abth. 569.
Sachregister. XXVII 1 Abth. 575.
Geographisches Register. XXVII 1 Abth. 579.
Personenregister. XXVII 1 Abth. 587.
Nachträge. XXVII 1 Abth. 655.
Birch, Thomas (Gesch. d. Farbenl.). XXXVI. 249.
Biron von Kurland. An Fürst B. v. K. (Gedicht). II. 437.
Bitte, Erklärung und. XXIX. 270.
„ Wiederholte Entschuldigung und. XXIX. 270.
Blair, Robert (Gesch. d. Farbenl.). XXXVI. 396.
Blick, Feindlicher (Epigramm). II. 270.
„ um Blick (Gedicht). I. 203.
Blicke ins Asch der Gnade. Predigten von Krummacher (Rec.). XXIX. 213.
Blinde Kuh (Gedicht). I. 17.
Blond, Le (Gesch. d. Farbenl.). XXXIV. 335.
Blücher von Wahlstatt. Dem Fürsten (Epigramm). III. 206.
Blücher's Denkmal. XXVIII. 425. Auch s Basrelief. XXVIII. 450.
Blum, Lyrische Gedichte (Rec.). XXIX. 30.
Blumen und Pflanzen (Gedicht). III. 400.
„ und Zeichenwechsel (Noten zum Divan). IV. 284.
Blumenchor, Das (Gedicht). V. 261.
Blumengruß (Gedicht). I. 51.
Blumenkranz. Mit einem zierlichst aufgetrockneten (Gedicht). III. 98.
Blumenmädchen, Der neue Claudius und sein (Gedicht). II. 41.
Blumenmalerei. XXVIII. 544.
Blümlein Wunderschön, Das (Ballade). I. 235.
Blüthe, Reichthum und (Gedicht). II. 446.

Böhmen. Zur Geognosie und Topographie von. XXXIII. 414.
„ vor Entdeckung Amerika's ein kleines Peru. XXXIII. 289.
„ Die Gesellschaft des vaterländischen Museums in. XXXIII. 404.
Böhmischen Gebirge. Zur Kenntniß der. XXXIII. 311.
„ Geologie. Zur. XXXIII. 355.
Boisserée. An Stolzig (Gedicht). III. 163.
„ „ (Gedicht). III. 335.
„ Briefe über den Regenbogen XXXVI. 578.
Boisserée's „Herstellung des Straßburger Münsters", Goethe's Zusatz. XXVIII. 363.
Bolognefer Schwerkraft. Zur Naturgeſchichte der. XXIV. 568.
Bondi. An Herrn Abbate (Gedicht). II. 416.
Bonn. Kunſtſchätze. XXVI. 278.
Bock. An Obriſtlieutenant von (Gedicht). III. 332.
Böse Geſellſchaft (Lenie). III. 241.
Boſſi, Joſeph. über Leonhard da Vinci's Abendmahl. XXVIII. 502.
Botaniſche Schriften Goethe's. Einleitung des Herausgebers S. Kaliſcher. XXXIII. S. CVI.
Boyle. Robert (Geſch. d. Farbenl.). XXXVI. 201.
Braſilianiſch (Gedicht). V. 254.
Braun's. H., Verſuch in proſaiſchen Fabeln und Erzählungen (Rec.). XXIX. 24.
Braunſchweig. Herzog Leopold von (Gedicht). II. 5.
Braut, Die, von Korinth (Ballade). I. 266.
„ von Meſſina, Schiller's (Gedicht). III. 63.
Brautfahrt, Ritter Kurt's (Ballade). I. 238.
Bräutigam, Der (Gedicht). III. 100.
Brautnacht (Gedicht). I. 35.
Breit wie lang (Epigramm). II. 261.
Brenner, Vom, bis Verona (Ital. Reiſe). XXIV. 17.
Bretzelfrau (Gedicht). III. 405.
Bretzellied für die Bretzelfrau in Weimar (Gedicht). III. 404.
Brey f. Pater.
Brief. Erſter Brief an J. J. Rieſe (Gedicht). III. 129.
„ Zweiter „ „ „ III. 129.
„ Dritter „ „ „ III. 131.
„ Aus einem, an Kestner (Gedicht). III. 139.
„ des Paſtors zu *** an den neuen Paſtor zu ***. XXVII 2 Abth. 87.
Briefe, Vertraute, aus Paris, von Johann Friedrich Reichardt (Rec.). XXIX. 112.
Briefe aus der Schweiz. XVI. 223.
Vorbemerkung des Herausgebers. XVI. 217.
Terrorismus. XVI. 339.
Briefe eines Verſtorbenen (Rec.). XXIX. 173.
„ über die wichtigſten Wahrheiten der Offenbarung (Rec.). XXIX. 20.
Briſtol, Lord, Biſchof von Derry (Biogr. Einleitd.). XXVII 1 Abth. 313.
Brondſtedt, Reiſen und Unterſuchungen in Griechenland (Rec.). XXIX. 178.

Brüderfest, Dem würdigen (Gedicht). III. 261.
Brüderpaar, Das (Xenie). III. 339.
Brühl, Bänkelsängerlied zum Geburtstage des Grafen Moritz (Gedicht). III. 328.
Brühl. In das Stammbuch der Gräfin Tina (Gedicht). III. 122.
Bryophyllum calycinum, Mit einem Blatt (Gedicht). III. 350.
„ Mit einem Blatt derselbigen Pflanze (Gedicht). III. 351.
Buch-Orakel (Noten zum Divan). IV. 293.
Buchstabensparer, Dem (Gedicht). III. 305.
Bündel, das irdische (Xenie). III. 354.
Bundeslied (Gedicht). I. 73.
Burg, Die, von Otranto (Gedicht). III. 153.
Bürger, Die (Hermann und D.). II. 77.
„ (Xenie). III. 344.
Bürgergeneral, Der. Ein Lustspiel. X. 209.
Vorbemerkung des Herausgebers. X. 205.
Textrevision. X. 568.
Bürgerpflicht (Epigramm). III. 210.
Bürgerschaft von Karlsbad, Im Namen der (Gedichte). II. 403.
Büßler, Verzierungen aus dem Alterthum (Rec.). XXVIII. 816.
Byron, An Lord (Gedicht). II. 451.
„ Cain, a Mystery. XXIX. 758.
„ Don Juan (Gedicht). II. 462.
„ Don Juan (Rec.). XXIX. 756.
„ Lebensverhältniß zu. XXIX. 761.
„ Manfred, a dramatic Poem (Rec.). XXIX. 753.
„ Manfred, Aus (Gedicht). II. 465.
„ Manfred, Monolog aus (Gedicht). II. 463.
„ Nach Lord (Xenie). III. 278.

Cabinet des Médailles, Notice sur le. XXVIII. 447.
Caesar's, Julius, Triumphzug, gemalt von Mantegna. XXVIII. 482.
Cain, a Mystery by Lord Byron. XXIX. 758.
Catalani, Madame (Gedicht). III. 337.
Calderon's Tochter der Luft. XXIX. 603.
Campagne in Frankreich. XXV. 15.
Vorbemerkung des Herausgebers. XXV. 5.
Textrevision. XXV. 284.
Anmerkungen des Herausgebers. XXV. 179.
Register. XXV. 296.
Campe's Laokoon (Gedicht). V. 259.
Cardanus, Hieronymus (Geich. d. Farben[). XXXVI. 143.
Carlyle, An Frau, nach Edinburg. Auf einer sterilen Büstenkarte (Gedicht). III. 354.
„ An Frau, mit einer Drahtkette (Gedicht). III. 354.
„ Mit einer weiblichen Arbeit (Gedicht). III. 354.

Carlyle An Frau. Zur Brustnadel (Gedicht). III. 354.
„ „ „ Zum Armband (Gedicht). III. 355.
„ Thomas. Leben Schiller's. Vorwort. XXIX. 781.
Carmagnola. Il Conte di. Tragedia di Allessandro Manzoni (Rec.). XXIX. 629. Nachtrag XXIX. 641.
(Graf Carmagnola noch einmal. XXIX. 642.
Carstens Leben des Künstlers Asmus Jakob. Von Karl Ludwig Fernow (Rec.). XXVIII. 615.
Carte générale Orographique et Hydrographique d'Europe. XXXIII. 424.
Cartesius, Renatus (Gesch. d. Farbenl.). XXXVI. 178.
Carvalho e Sampayo, Diego de (Gesch. d. Farbenl.). XXXVI. 378.
Castel Louis Bertrand (Gesch. d. Farbenl.). XXXVI. 328.
Casti's Fabelgedichte: Die redenden Thiere. Skizzen zu. XXVIII. 560.
Castelli's, J. F. Gedichte in niederösterreichischer Mundart (Rec.). XXIX. 426.
Celebrität (Gedicht). II. 268.
Cellini I. Benvenuto.
Cent-et-un, Le Livre des (Rec.). XXIX. 727.
Chalkographische Gesellschaft zu Dessau. XXVIII. 802.
Chambre, De la (Gesch. d. Farbenl.). XXXVI. 187.
Charade (Gedicht). I. 218.
„ (Terzine). III. 243.
Charakteristik der vornehmsten europäischen Nationen (Rec.). XXIX. 58.
Chardin, Tavernier und (Noten zum Divan). IV. 346.
Charon (Gedicht). II. 476.
„ neugriechisches Gedicht bildenden Künstlern als Preisaufgabe vorgelegt. XXVIII. 568.
Chemiker (Gesch. d. Farbenl.). XXXVI. 325.
Chemische Farben. XXXV. 215.
Chiffer (Noten zum Divan). IV. 297.
Chinesische Dramen. XXIX. 809.
Chinesisch-Deutsche Jahres- und Tageszeiten (Gedicht). III. 155.
Chinesische und indische Dichtung. XXIX. 809.
Chinesisches. XXIX. 813.
Chladni's Tonfiguren. XXXVI. 490.
Chor zu Shakespeare's Romeo und Julia. X. 577.
Vorbemerkung des Herausgebers. X. 573.
Christel (Gedicht). I. 17.
Christgeschenk (Gedicht). I. 215.
Christus nebst zwölf alt- und neutestamentlichen Figuren. XXVIII. 390.
„ Ueber, und die zwölf Apostel nach Raphael. XXVIII. 477.
Chronicon Thuringicum, Nicolai de Syghen. XXIX. 189.
Chronik des Otto von Freysingen. XXIX. 135.
Chrysopus (Gesch. d. Farbenl.). XXXVI. 14.
Chuld Nameh. Buch des Paradieses (Divan). IV. 203—225.
Cicero, Don. XXIX. 612.

Cirrus (Gedicht). II. 234.
Clarigo. Ein Trauerspiel. VI. 127.
Vorbemerkung des Herausgebers. VI. 115.
Textrevision. VI. 209.
Coal, King (Rec.). XXIX. 765.
Cobleng. Dins zu (Epigramm). II. 258.
Collin, Regulus, eine Tragödie (Rec.). XXIX. 490.
Cominale, Celestin (Gesch. d. Farbenl.). XXXVI. 342.
Concerto dramatico (Gedicht). V. 241.
Conradi, Johann Michael (Gesch. d. Farbenl.). XXXVI. 208.
Cours de Littérature grecque moderne par Jorovaky Rizo-Néroulos (Rec.). XXIX. 566.
Müller's Ueberlegung (Rec.). XXIX. 571.
Creuz, Lobrede auf Karl Kasimir von (Rec.). XXIX. 34.
Cumulus (Gedicht). II. 234.
Cuno in Karlsbad. An den Bücherverleiher (Gedicht). III. 341.
Cymbeline, ein Trauerspiel (Rec.). XXIX. 43.

Dainos oder Litthauische Volkslagen, herausgeg. von L. J. Rhesa (Rec.). XXIX. 802.
Damastweberei. XXXVI. 495.
Danae. XXVIII. 594.
Dank, Geognostischer (Gedicht). III. 61.
Dank des Paria (Ballade). I. 279.
Dank des Sängers (Gedicht). II. 434.
Dante. XXIX. 609.
Dante, Nach (Gedicht). III. 387.
Darmstadt, Kunstschätze. XXVI. 313.
Darthula's Grabesgesang (Gedicht). III. 377.
Darwin, Robert Waring (Gesch. d. Farbenl.). XXXVI. 383.
Dauer im Wechsel (Gedicht). I. 76.
Deinhardtstein, Prolog zu „Hans Sachs," von. XI 1 Abth. 264.
Textrevision. XI 1 Abth. 423.
Delaval, Edward Hussey (Gesch. d. Farbenl.). XXXVI. 389.
Delikatesse im Tadel (Xenie). III. 235.
Dem 31. Oktober 1817 (Epigramm). II. 266.
Demokritus (Gesch. d. Farbenl.). XXXVI. 12.
Demuth (Epigramm). II. 260.
Denk- und Sendeblätter (Gedichte). II. 397; III. 311.
Denkmal, Das altrömische, bei Zael unweit Trier. XXVIII. 415.
Denkmal Blücher's. XXVIII. 423.
Denkmale. XXVIII. 423.
Denkmünze auf Kant (Gedicht). V. 259.
Derb und Tüchtig (Xenien). IV. 21.
Desaguliers, Johann Theophilus (Gesch. d. Farbenl.). XXXVI. 285.
Deserted village by Dr. Goldsmith. Zu ein Exemplar des (Gedicht). III. 313.

Deutsche, Der, denke (Divan). IV. 33.
Deutschen Dichter, Ueber den Werth einiger (Rec.). XXIX. 13.
Deutsche Kunst (Xenie). III. 255.
„ Monatsschrift (Xenie). III. 297.
„ Sprache. XXIX. 244.
„ Theater, Ueber das. XXVIII. 716.
Deutschen, Stellung der, zum Auslande. XXIX. 268.
Deutscher Nationalcharakter (Xenie). III. 253.
„ Parnaß (Gedicht). I. 101.
Deutsches Theater. XXVIII. 705.
Deutschland, Wirkungen in, in der zweiten Hälfte des vor. Jahrhunderts. XXIX. 262.
Dialog (Gedichte). III. 406.
Dialogen aus dem Griechischen (Xenie). III. 240.
Diana der Edelen. Groß ist die (Gedicht). II. 195.
Dichtarten (Noten zum Divan). IV. 294.
Dichter, Der, im Staatswagen (Gedicht). III. 49.
Dichter, Für junge (Epigramm). III. 210.
„ Für junge. XXIX. 228.
„ Noch ein Wort für junge. XXIX. 230.
Dichterkönige (Noten zum Divan). IV. 254.
Dichtkunst, Nationelle. XXIX. 584.
Dichtung, Mit Wahrheit und (Gedicht). II. 423.
Dichtung, Naturformen der (Noten zum Divan). IV. 292.
„ Ueber epische und dramatische. XXIX. 223.
„ indische und chinesische. XXIX. 809.
Dichtung und Wahrheit. Erster Theil. 1—5 Buch. XX. 1. Zweiter Theil. 6—10 Buch. XXI. 3. Dritter Theil. 11—15 Buch. XXII. 3. Vierter Theil. 16—20 Buch. XXIII. 1.
Inhaltsverzeichniß XXIII. S. III.
Einleitung des Herausgebers. XXIII. S. VII.
Textrevision. XX. 301; XXI. 317; XXII. 305; XXIII. 113.
Anmerkungen des Herausgebers. XX. 327; XXI. 293; XXII. 291; XXIII. 129.
Register von Goethe's Dichtungen, Schriften und Briefen in. XXIII. 247.
Sachregister. XXIII. 257.
Geographisches Register. XXIII. 277.
Personenregister. XXIII. 288.
Goethe's Genealogie. XXIII. 300.
Dichtungen (Recensionen). XXIX. 309.
„ Versuch über die. XXIX. 819.
Dickhäutigen, Die, Saulthiere und die. XXXIII. 274.
Diderot, Ueber Rameau's Neffen von (Biogr. Einl.). XXVII 1 Abth. 339.
„ Moralische Erzählungen und Idyllen von, und S. Gessner (Rec.). XXIX. 35.
Diderot, Versuch über Malerei. XXVIII. 42.
Vorbemerkung des Herausgebers. XXVIII. 45.

Dieg. Von (Noten zum Divan). IV. 351.
Dilettant und Kritiker (Gedicht). II. 200.
„ **und Künstler** (Gedicht). III. 163.
Dilettantismus, Ueber den, oder Liebhaberei in den Künsten. XXXIII. 163.
Vorbemerkung des Herausgebers. XXVIII. 161.
Dinè zu Coblenz (Epigramm). II. 253.
Dinge, Fünf (Divan). IV. 58.
„ „ **andere** (Divan). IV. 59.
Diortrische Farben. XXXV. 127.
Distinktionszeichen (Texte). III. 255.
Divan, Zum (Epigramm). III. 206.
„ Künftiger (Noten zum Divan). IV. 300.
Divan, West-östlicher. IV.
Inhalt IV. S. V.
Vorbemerkung des Herausgebers. IV. S. XV.
Noten und Abhandlungen zum besseren Verständniß. IV. 227.
Register zu den Noten und Abhandlungen. IV. 370.
Textrevision. IV. 375.
Alphabetisches Register der Anfangsworte der Gedichte. IV. 393.
Divan, West-östlicher oder Versammlung deutscher Gedichte in steter Bezug auf den Orient. XXIX. 317.
Döbereiner, An (Gedicht). III. 337.
Döbler, In das Stammbuch des Professor (Gedicht). III. 365.
Dominis, Antonius de (Gesch. d. Farbenl.). XXXVI. 166.
Domino, das Gänschen im (Gedicht). III. 47.
Don Juan, Byron's (Gedicht). II. 462.
„ „ (Literatur). XXIX. 756.
Dorfadvokat. XXXVI. 482.
Dora, Kleris und (Gedicht). II. 32.
„ „ (Epigramm). III. 302.
Dornburg, September 1828 (Gedicht). III. 100.
Dornburger Inschrift (Gedicht). III. 412.
Dorothea, Hermann und. II. 107.
Dramatische Dichtung, Ueber epische und. XXIX. 223.
„ „ Form. XXVIII. 621.
„ „ Preisaufgabe. XXVIII. 671.
Dramaturgen, Berliner. XXVIII. 750.
Dramaturgische Blätter, Ludwig Tieck's (Rec.). XXVIII. 755.
Dreikaiserfest (Gedicht). III. 180.
Dreitägkeit (Divan). IV. 21.
Dreßuren, verschiedene (Texte). III. 241.
Drillingsfreunden, Den von Köln (Gedicht). II. 420.
Drohende Zeichen (Gedicht). II. 295.
Drohung, Verschiedene (Gedichte). III. 28.
Druckfehler, Hör-, Schreib- und. XXIX. 255.
Dschami (Noten zum Divan). IV. 363.

Dschelal-ed-din Rumi (Diwan). IV. 76.
„ „ (Noten zum Diwan). IV. 259.
Duett (Lied aus Jery und Bätely). III. 19.
Dufau (Gesch. d. Farbenl.). XXXVI. 327.
Dumont, Wilhelm, ein einfacher Roman von Clemtherie Holberg (Rec.). XXIX. 368.
Durand Engels Zu das Stammbuch der Frau (Gedicht). V. 264.
Dürer's Albrecht, christlich-mythologische Handzeichnungen (Rec.). XXVIII. 818.
Duval. An die Damen, zu Cartigny im Kanton Genf (Gedicht). III. 361.
„ Le Tasse, drame historique (Rec.). XXIX. 630.

Eckart. Der getreue (Ballade). I. 259.
Edelknabe, Der, und die Müllerin (Ballade). I. 246; XXVI. 98.
Eden, das ist Betrachtungen über das Paradies (Rec.). XXIX. 32.
Edinburgh Reviews (Rec.). XXIX. 776.
Egalité (Epigramm). II. 265.
Egloffstein, An Frau Oberkammerherrin von (Gedichte). II. 431; III. 351.
„ An Gräfin Julie von (Gedicht). II. 432.
„ „ „ Reise-Segen (Gedicht). II. 432.
„ „ „ Zur Dresdner Reise (Gedicht). II. 433.
„ An Dieselbe (Gedicht). II. 433.
„ An Gräfin Karoline von (Gedicht). III. 339; Bei ihrer Abreise nach Petersburg (Gedicht). III. 340.
„ In das Album Derselben (Gedichte). III. 340.
Egmont, Lieder aus. III. 5.
Egmont. Ein Trauerspiel. VII. 15.
Vorbemerkung des Herausgebers. VII. 5.
Textrevision. VII. 296.
Ehrengedächtniß, Howard's (Gedicht). II. 233.
Ei, Frisches, gutes (Epigramm). II. 262.
Eifersucht, Waffen gegen (Gedicht). III. 64.
Eigenthum (Gedicht). I. 66.
Eile zu Ihr (Gedicht). V. 265.
Einfall, Feindlicher (Xenie). III. 233.
Einladung (Xenie). III. 235.
„ (Diwan). IV. 121.
Einlaß (Diwan). IV. 210.
Einquartierung, Die, der Franzosen in Nürnberg (Rec.). XXIX. 415.
Eins und Alles (Gedicht). II. 226.
„ wie's Andre (Gedicht). III. 216.
Einsamkeit (Gedicht). II. 7.
Einsamste Bildniß (Gedicht). II. 218.
Einschränkung (Gedicht). I. 65.
Einsiedel, An Gräfin Marie von. Zum Tauftage (Gedicht). II. 440.
Einwirkung der neueren Philosophie (Naturwiss.). XXXIV. 90.

Einzelne, Ins (Epigramm). II. 367.
Einzelnheiten s. Biographische E.
Elegie (Gedicht aus Trilogie der Leidenschaft). I. 181.
„ (Gedicht). III. 88.
Elegien I (Gedichte). II. 15.
„ II (Gedichte). II. 35.
„ Römische (Gedichte). II. 17.
„ Aus den Römischen (Gedicht). III. 128.
Elegischen Dichter der Hellenen, Die, von Dr. Weber (Rec.). XXIX. 556.
Elemente (Divan). IV. 13.
Elfenbein, Betrachtungen über eine Sammlung krankhaften. XXXIII. 290.
Elfenbeinarbeiten in Berlin. XXVIII. 849.
Elfenliedchen. III. 22.
Elisa, Großherzogin von Toskana, und ihre Tochter Napoleon Elisa, gemalt 1811. XXVIII. 588.
Elisabeth de France, Tragédie par Alex. Soumet (Rec.). XXIX. 701.
Elpenor. Ein Trauerspiel. VIII. 405.
„ Vorbemerkung des Herausgebers. VIII. 399.
„ Textrevision. VIII. 464.
Elysium (Gedicht). III. 27.
Empedokles (Gesch. d. Farbenl.). XXXVI. 11.
Empfindungen, Verschiedene, an einem Platze (Gedicht). I. 29.
Empiriker (Xenie). III. 254.
England. An die neunzehn Freunde in (Gedicht). III. 367.
Englische Literatur (Rec. und Aufs.). XXIX. 743.
Englisches Schauspiel in Paris. XXVIII. 742.
Enke, Barnhagen von, Biographische Denkmale (Rec.). XXIX. 181. 183.
Entdecken, Erfinden und (Naturwiss.) XXXIV. 90.
Entfernte, An die (Gedichte). I. 41; V. 262.
Entfernung, Glück der (Gedicht). I. 34.
„ von der Geliebten (Lied). III. 15.
Entführung, Die, oder der alte Bürgerkapitän (Rec.). XXIX. 449.
Entgegnung vom 28. August (Gedicht). II. 439.
Enthusiast, Kenner und (Gedicht). II. 190.
Enterische Farben (Gedicht). II. 235.
„ „ Die s. Farben.
Entschuldigung (Gedicht). II. 10.
„ Wiederholte, und Bitte. XXIX. 270.
Entwicklung, Geschichtliche, der Begriffe von Recht, Staat und Politik von Friedrich von Raumer (Rec.). XXIX. 142.
Enwerl (Noten zum Divan). IV. 257.
Erbeter, Groß ist die Diana der (Gedicht). II. 195.
Epigramm, Das 10. des Autonius (Gedicht). III. 410.
Epigrammatisch (Gedichte). II. 247; III. 196.
Epigramme auf Myron's Kuh (Gedicht). III. 384.
„ Der Leviathan und die (Xenie). III. 242.

Denn ich weiß, Du liebst, das Droben,
Das Unendliche zu schauen,
Wenn sie sich einander loben,
Jene Feuer in dem Blauen.

Und das hellste will nur sagen:
„Jetzo glänz' ich meiner Stelle;
Wollte Gott Euch mehr behagen,
Glänztet Ihr wie ich so helle."

Denn vor Gott ist Alles herrlich,
Eben weil er ist der Beste;
Und so schläft nun aller Vogel
In dem groß- und kleinen Neste.

Einer sitzt auch wol gestängelt
Auf den Aesten der Zypresse,
Wo der laue Wind ihn gängelt,
Bis zu Thaues luft'ger Nässe.

Solches hast Du mich gelehret,
Oder etwas auch dergleichen;
Was ich je Dir abgehöret,
Wird dem Herzen nicht entweichen.

---

das Gericht mit der Wahrnehmung, daß das Abendroth nicht vergeht. Der Schenke, der mit dem Dichter auf der Terrasse in dem duftenden, von Nachtigallen ertönenden Garten (Strophe 8 u. 10) gesessen ist, versteht die Frage nicht richtig und meint, es werde binnen Kurzem tiefe Nacht werden und das Firmament von Sternen leuchten, im ethisch-religiös-astronomischen Sinne, wie der Dichter ihn das früher gelehrt. Endlich kramt er seine Kenntnisse aus. Der Dichter klärt ihn über seinen Irrthum auf, in scherzhafter Heranziehung der griechischen Mythe. Abendstern und Morgenröthe zeigen sich zugleich am Himmel, und es giebt nur eine Dämmerung, aber keine Nacht. Aurora „lüben heil, und drüben helle" Hesperus. — Strohwittwe, weil von dem im Ozean weilenden Gemahl Tithonos getrennt.

Wegen der Schönheit der orientalischen Nacht s. Rückert's Makamen, 1826. I. 349 ff.

Im Einzelnen: Zu V. 2, Strophe 2, ist hinzuzudenken: „während Du Dich in die Zelte begiebst"; es geschieht aber umgekehrt, der Dichter schickt den Schenken hinein. — Mit Strophe 3 vergl. Hafis (Ta. LXXXII):

„Mit einem halben Glas erzählet hier der Jünger,
Was in der andern Welt in Hohes vorgegangen.
O komm, und lerne hier von mir die Wissenschaften,
Vom heil'gen Geiste ist der Anschluß ausgegangen."

Betagen in Strophe 4, nach J. Grimm (I. 1003. 5) erhellen, im Gegensatz zu benachten, d. h. dunkel machen (Grimm citirt die Stelle eines ältern Autors: „Gleichwie die Sonne über die Frommen und Bösen täglich

Epigramme. Venedig 1790. II. 135; III. 147.
„ Venetianische (Gedichte). V. 255.
Epikurus (Gesch. der Farbenl.). XXXVI. 13.
Epilog zu Schiller's Glocke (Gedicht). I. 136.
Epilog zu Schiller's Glocke. XI 1. Abth. 207.
Textrevision. XI 1. Abth. 421.
Epilog zum Trauerspiel „Essex". XI 1. Abth. 248.
Textrevision. XI 1. Abth. 423.
Epilog 1791. XI 1. Abth. 224.
Textrevision. XI 1. Abth. 419.
Epilog 1792. XI 1. Abth. 236.
Textrevision. XI 1. Abth. 419.
Epimenides Des Erwachen. Ein Festspiel. XI 1. Abth. 154.
Voreswertung des Herausgebers. XI 1. Abth. 405.
Textrevision. XI 1. Abth. 415.
Epimenides. Zu dem Festspiel „Des E. Erwachen" (Gedicht). III. 51.
„ Des. Erwachen. Anzeige des Festspiels. XXIX. 304.
„ Kriegsgesänge aus „Des E. Erwachen". III. 51.
Epiphanias (Gedicht). I. 93.
Epirrhema (Gedicht). II. 230.
Epische und dramatische Dichtung. Ueber. XXIX. 223.
Epistel. Erste. II. 129.
„ Zweite. II. 132.
„ Heitre (Gedicht). III. 46.
„ Französische, an Traxe (Gedicht). III. 133.
„ an Herrn Oeser (Rec.). XXIX. 30.
Episteln (Gedichte). II. 127; III. 127.
Epoche (Gedicht). I. 217.
„ der forcirten Talente. XXIX. 264.
Epochen geselliger Bildung. XXIX. 209.
„ deutscher Literatur. XXIX. 261.
Exoptische Farben. XXXV. 209.
Erato (Herrmann und D.) II. 107.
Erbgroßherzogin von Sachsen-Weimar und Eisenach. Ihro Kaiserlichen Hoheit der Frau (Gedicht). II. 414.
Erbschaft, Die. Ein Lustspiel von Mennechet (Rec.). XXIX. 707.
Erdenwallen i. Künstlers.
Erdkörpers, Bildung des. XXXIII. 383.
Erdkugel, Schwebender Genius über der (Gedicht). III. 166.
Erfunden und Entdecken (Naturwiss.). XXXIV. 90.
Ergebung (Divan). IV. 53.
Ergo bibamus! (Gedicht). I. 91.
Erinnerung (Gedicht). I. 44.
„ (Epigramm). III. 202.
„ des Gesanges der Vorzeit (Gedicht). III. 377.
Erkanntes Glück (Gedicht). II. 7.

Erklärung eines alten Holzschnittes, vorstellend Hans Sachsens poetische Sendung (Gedicht). I. 118.
„ einer antiken Gemme (Gedicht). II. 284.
„ einer Kupfertafel mit Abbildungen von Mineralien (Gedicht). III. 59.
„ und Bitte. XXIX. 270.
Erlkönig (Ballade). I. 231.
Eros. Der neugeborene (Gedicht). III. 363.
Erreurs et Vérité (Texte). III. 238.
Erschaffen und Beleben (Divan). IV. 14.
Erwählte, An die (Gedicht). I. 58.
Erwählter Fels (Gedicht). II. 7.
Erwiderung (Gedicht). III. 99.
„ Mystische (Gedicht). III. 335.
„ der sittlichen Gaben (Gedicht). III. 362.
Erwin und Elmire. Ein Singspiel. IX. 13.
Vorbemerkung des Herausgebers. IX. 7.
Textrevision. IX. 309.
Erwin und Elmire. Erste Bearbeitung in Prosa. XI 2 Abth. 135.
Vorbemerkung des Herausgebers. XI 2 Abth. 133.
Textrevision. XI 2 Abth. 327.
Erwin und Elmire. Lyrische Gedichte aus. III. 71.
Erwin's Grabe. Dritte Wallfahrt nach, im Juli 1775. XXVIII. 354.
Erzählungen, Moralische und Idyllen von Diderot und S. Gehner (Rec.). XXIX. 35.
Erzeugnisse, Die ersten, der Stotternheimer Saline (Gedicht). III. 356.
Es ist gut (Divan). IV. 197.
Eschwege, Auszug eines Schreibens des Herrn Barons v. XXXIII. 334.
Esser, Epilog zum Frauerspiele. XI 1 Abth. 248.
Textrevision. XI 1 Abth. 423.
Etliches. Sprüche in Prosa. XIX. 19.
Etymologie (Epigramm). III. 204.
Eunomia, von Dr. Karl Ilgen (Rec.). XXIX. 565.
Eupdosyne (Elegie). II. 48; XXVI. 148.
Euripides, Phaeton. Tragödie des. XXIX. 500. 511. 514.
„ Die Bacchantinnen des. XXIX. 516.
Euterpe (Herrmann und D.). II. 81.
Ewig. Für (Gedicht). I. 109.
Ewige Jude. Der (Gedicht). III. 181.
Exemzel (Texte). III. 251.
Externsteine. Die. XXVIII. 411.

Fabeln. H. Braun's Versuch in prosaischen, und Erzählungen. XXIX. 24.
Facaden zu Stuben- und Landhäusern, von C. A. Menzel (Rec.). XXVIII. 848.
Fahne, Auf die (Divan). IV. 364.
Fahrt, glückliche (Gedicht). I. 43.

Falconet, Nach und über. XXVIII. 348.
Falkenorden, Rede bei der Stiftung des weißen. XXVII. 2 Abth. 46.
Familie, Heilige (Gedicht). II. 9.
Familiengemälde (Gedicht). III. 469.
Farben, Die entoptischen. XXXVI. 443.
Inhalt. XXXVI. 503.
Vorbemerkung des Herausgebers. XXXVI. S. XII.
Anhang und Bemerkungen. XXXVI. 613.
Textrevision. XXXVI. 634.
Register. XXXVI. 637.
Farben, Entoptische (Gedicht). II. 295.
Farben, Dr. Jakob Reut, Ueber die im technischen Sinne. XXVIII. 392.
Farbenbenennungen der Griechen und Römer. XXXVI. 44.
Farbenlehre, Versuch die Elemente der, zu entdecken. XXXV. 49.
Inhaltsverzeichniß. XXXV. S. III.
Einleitung des Herausgebers. XXXV. S. IX.
Anhang und Bemerkungen. XXXV. 533.
Textrevision. XXXV. 613.
Farbenlehre, zur. XXXV. 69.
Inhaltsverzeichniß. XXXV. S. III.
Einleitung des Herausgebers. XXXV. S. IX.
Didaktischer Theil. XXXV. 81.
Polemischer Theil. Enthüllung der Theorie Newton's. XXXV. 325.
Anhang und Bemerkungen. XXXV. 536.
Textrevision. XXXV. 613.
Materialien zur Geschichte der F. XXXVI. 1.
Inhaltsverzeichniß. XXXVI. S. III.
Vorbemerkung des Herausgebers. XXXVI. S. IX.
Anhang und Bemerkungen. XXXVI. 587.
Textrevision. XXXVI. 629.
Register zu Th. XXXV u. XXXVI. XXXVI. 637.
Statt des versprochenen supplement. Theils. XXXVI. 425.
Nachträge. XXXVI. 505.
Farbenlehre, Anzeige und Uebersicht des Goethischen Werkes zur. XXIX. 290; Nachtrag XXIX. 367.
Farbentheorie, Neueste, von Münsch (Tenie). III. 251.
Farbige Flächen, durchs Prisma betrachtet. XXXV. 40.
Farbiger Beleuchtung, Wirkung. XXXVI. 431.
Farbigen Flächen, Von. XXXV. 55. 66.
Fastnachtsspiel s. Pater Brey.
Faulthiere, Die, und die Dickhäutigen. XXXIII. 274.
Fauntleroy und Konsorten (Gedicht). III. 307.
Faust. Eine Tragödie. Erster Theil. XII.
Vorbemerkung des Herausgebers. XII. S. III.
Parallpomena. XII. 158.
Zur Rahsmeill'schen Faust-Komposition. XII. 163.
Textrevision. XII. 165.

Faust. Der Tragödie Zweiter Theil. XIII. 1.
Vorbemerkung des Herausgebers. XIII. S. III.
Paralipomena. XIII. 247.
Zwei Teufelchen und Amor. XIII. 253.
Textrevision. XIII. 257.
Faust, Lieder aus. III. 6.
„ Gedicht aus. III. 93.
„ Balladen aus. III. 113.
„ Schink's (Rec.). III. 246.
„ Neuwerk, Bilder zu (Rec.). XXVIII. 850.
„ Nedlich's Darstellungen aus (Rec.). XXVIII. 853.
„ **Helena. Zwischenspiel zu.** XXIX. 342.
„ „ in Edinburgh, Paris und Moskau. XXIX. 344.
Faust, Tragédie de Mr. de Goethe, traduit en Français par Mr. Stapfer (Rec.). XXIX. 697.
Faustsage. Ueber die. XXIX. 341.
Feder, Pinsel und, vom Lorbeer umwunden (Gedicht). III. 169.
Feerei, Mythologie, Hexerei. Aus dem Französischen des Globe. XXIX. 668.
Feindlicher Einfall (Xenie). III. 233.
Feindseliger Blick (Epigramm). II. 270.
Feldjäger, Junger (Rec.). XXIX. 199.
„ „ Eingeführt durch Goethe (Rec.). XXIX. 202.
„ Des jungen F. Kriegskamerad (Rec.). XXIX. 205.
Feldlager in Schlesien (Gedicht). III. 123.
Fels, Erwählter (Gedicht). II. 7.
Felsweihe, Gesang an Psyche. III. 35.
Ferienschriften von Karl Zell (Rec.). XXIX. 141.
Ferne (Gedicht). II. 10.
„ Wirkung in die (Ballade). I. 257.
Fernow, Leben des Künstlers Asmus Jakob Carstens (Rec.). XXVIII. 815.
Ferrara bis Rom (Ital. Reise). XXIV. 90.
Festfreunden, Den verehrten achtbaren Frankfurter (Gedicht). III. 366.
Festlichen Gaben, Erwiderung der. III. 362.
Festspiel in Jffland's Andenken, Ueber die Entstehung desf. XXIX. 314.
Festspiele XI 1 Abth. 11.
Inhalt. XI 1 Abth. 3.
Vorbemerkung des Herausgebers. XI 1 Abth. 5.
Fetwa (Diwan: Hafis' Dichterzüge ꝛc.). IV. 32.
„ Diwan: Der Mufti las ꝛc.). IV. 34.
Fichte's Wissenschaftslehre. (Xenie). III. 252.
Figuren, Zwei antike weibliche. XXVIII. 407.
Fillan's Erscheinung und Fingal's Schildklang (Gedicht). III. 373.
Finale zu Johann von Paris. Theaterscene. XI 1 Abth. 210.
Fingal's Schildklang, Fillan's Erscheinung und (Gedicht). III. 373.
Finnisches Lied (Gedicht). I. 97.
Firdusi (Diwan). IV. 75.

Firdusi (Noten zum Diwan). IV. 256.
Fischer, Der (Ballade). I. 233.
Fischerin, Die. Ein Singspiel. IX. 173.
Vorbemerkung des Herausgebers. IX. 169.
Terneresion. IX. 316.
Fischerin, Die. Gedichte aus dem Singspiel. III. 43.
Fliegentod (Gedicht). II. 292.
Flora. Jena's (Gedicht). II. 345.
„ (Xenie). III. 238.
Fluß, Am (Gedicht). I. 41.
Flusse, Am (Gedicht). II. 292.
Folgesammlung (von Mineralien). XXXIII. 409.
Fontan, Perkins Warbeck. Drame historique (Rec.). XXIX. 701.
Fontenelle, Bernard le Bovier de (Gesch. d. Farbenl.). XXXVI. 310.
Fördernis, Bedeutende, durch ein einziges geistreiches Wort (Biogr. Einz.). XXVII 1 Abth. 351.
Förster, An Friedrich (Gedicht). III. 341.
„ Fr., Goethe's Leben und seine Werke. I. S. I.
Fossiler Stier. XXXIII. 279.
Fragment (Gedichte). III. 121. 145.
Franken zur griechischen Literatur (Rec.). XXIX. 48.
Frankfurt am Main, Zu einem Bilde, mit der Sachsenhausener Brücke (Gedicht). III. 172.
Frankfurt (Schweizerreise). XXVI. 28.
„ Von, nach Heidelberg (Schweizerreise). XXVI. 51.
„ Kunstschätze. XXVI. 286; Nachträgliches XXVI. 302.
Frankfurter Festfreunden, Den verehrten achtzehn (Gedicht). III. 366.
Frankfurter Theater. Schilderungen einiger Personen des. (Schweizerreise). XXVI. 36.
Frankfurter gelehrten Anzeigen, Recensionen in den. XXIX. 3.
Franklin, Benjamin (Gesch. d. Farbenl.). XXXVI. 358.
Frankreich i. Campagne.
„ (Xenie). III. 242.
Franzosen, Die Einquartierung der, in Nürnberg (Rec.). XXIX. 415.
Französische Epistel an Trapp (Gedicht). III. 133.
Französische Literatur. (Rec. u. Aufs.). XXIX. 623.
„ „ Einzelnheiten über. XXIX. 663.
Französischen, Uebersetzungen aus dem. XXIX. 817.
Französischer Kritiker. Urtheilsworte. XXIX. 736.
Französisches Schauspiel in Berlin. XXVIII. 744.
„ Haupttheater. XXVIII. 746.
Frauen, Auserwählte (Diwan). IV. 207.
Frauenehs. XXXVI. 481.
Frauenrollen, auf dem Römischen Theater durch Männer gespielt (Ital. Reise). XXIV. 522.
Frauen-Verein, An den (Gedicht). III. 338.
„ Dem (Gedicht). V. 263.

Frech und Froh (Epigramm). II. 256.
„ „ (Lied aus Klaudine von Villa Bella). III. 30.
Frédéric, La Gloire de (Rec.). XXIX. 121.
Freibeuter (Gedicht). I. 205.
Freie Welt (Gedicht). II. 219.
Freisinn (Divan). IV. 8.
Freitagsgesellschaft, Die Absicht und Hoffnungen der Mitglieder der XXVII. 2 Abth. 51.
Fremden Sprachen, Aus (Gedichte). II. 457; III. 369.
Freude, Kurze (Xenie). III. 250.
Freuden, Die (Gedicht). II. 279.
„ des jungen Werther's s. Anekdote.
Freunde, Einer Gesellschaft versammelter (Gedicht). II. 454.
„ in England. An die neunzehn (Gedicht). III. 367.
Freunden, Den, am 28. August 1826 (Gedicht). III. 348.
Freundliches Begegnen. I. 210.
Frevsingen, Chronik des Otto von. XXIX. 135.
Friederike (Lied). III. 16.
Friedrich August, König von Sachsen, gemalt 1809. XXVIII. 582.
Friedrich's des Großen, Zu einer Handschrift (Epigramm). III. 206.
„ Ruhm. Vorlesung durch Johann von Müller. Aus dem Franz. XXIX. 844.
Fries, Paolo (Gesch. d. Farbenl.). XXXVI. 264.
Fries, Graf und Gräfin, gemalt 1804. XXVIII. 587.
Frisches Ei, gutes Ei (Epigramm). II. 262.
„ Futter (Xenie). III. 242.
Frithiof's Saga. XXIX. 798.
Fritsch, An Gräfin Konstanze von (Gedicht). II. 417; III. 333.
Froh, Frech und (Epigramm). II. 256.
„ „ (Lied aus Klaudine von Villa Bella). III. 30.
Fröhliches Gedächtniß (Gedicht). II. 443.
Frösche, Die (Gedicht). II. 294.
Frühling, Frühzeitiger (Gedicht). I. 52.
„ (Gedichte aus den vier Jahreszeiten). II. 165.
„ übers Jahr (Gedicht). I. 198.
„ 1818 (Epigramm). III. 209.
Frühlingsgarten (Gedicht). II. 444.
Frühlingsgruß (Gedicht an Frau von Stein). III. 90.
Frühlingsorakel (Gedicht). I. 71.
Frühzeitiger Frühling (Gedicht). I. 52.
Fuchs s. Reinicke F.
„ und Jäger (Gedicht). II. 260.
„ und Kranich (Gedicht). II. 262.
Füßli, Vorlesungen über die Malerei. Aus dem Englischen von Eichenburg (Rec.). XXIX. 743.
Fug und Recht, Künstlers (Gedicht). II. 193.
Für ewig (Gedicht). I. 199.

Fürnstein, deutscher Naturdichter. XXIX. 405.
Fürstenregel (Epigramm). II. 264.
Futter, Frisches (Xenie). III. 242.

Gabriele von Johanna Schopenhauer. (Rec.). XXIX. 379.
Gallitt, Gottfried (Gesch. d. Farbenl.). XXXVI. 160.
Gänschen, Das im Domino (Gedicht). III. 47.
Ganymed (Gedicht). I. 103.
Garstige Gesicht, Das (Epigramm). II. 253.
Gatte der Gattin (Gedicht). II. 429.
Gatten, Die glücklichen (Gedicht). I. 78.
Gauger (Gesch. d. Farbenl.). XXXVI. 296.
Gauthier (Gesch. d. Farbenl.). XXXVI. 335.
Gebet, Königlich (Gedicht). I. 168.
Gebilde, Lied und (Divan). IV. 20.
Gebirgsarten, Verzeichniß von E.- und Steinarten, auf der italiänischen Reise gesammelt. XXIV. 565.
Gebirgsgestaltung im Ganzen und Einzelnen. XXXIII. 452.
Gebrüder, An zwei, eifrige junge Naturfreunde (Gedicht). II. 450.
Geburtstag, Zum, mit meinen kleinen Gedichten (Gedicht). II. 434.
„ Zum (Xenie). III. 245.
„ Der, eine Idyllenrolle (Rec.). XXXIX. 445.
Gedächtniß, Fröhliches (Gedicht). II. 443.
Gedanken, Poetische, über die Höllenfahrt Jesu Christi (Gedicht). III 177.
Gedenkblatt (Gedicht). III. 346.
Gedichte I–III.
Vorbemerkung des Herausgebers. I. 3; III. S. XVII.
Inhalt. I. S. V; II. S. III; III. S. III.
Lieder. I. 11; III. 3.
Gesellige Lieder. I. 67.
Vermischte Gedichte. I. 99; III. 23.
Lyrisches. I. 183; III. 67.
Sonnette. I. 207; III. 103.
Aus Wilhelm Meister. I. 219; III. 107.
Balladen. I. 225; III. 111.
Antiker Form sich nähernd. II. 3; III. 117.
Elegien I. II. 15.
„ II. II. 35.
Hermann und Dorothea. II. 57.
Vorbemerkung des Herausgebers. II. 59.
Episteln. II. 127; III. 127.
Epigramme II. 135; III. 147.
Vorbemerkung des Herausgebers. III. 147.
Weissagungen des Bakis. II. 155; III. 151.
Vier Jahreszeiten. II. 163.
Chinesisch-Deutsche Jahres- und Tageszeiten. III. 155.
Vorbemerkung des Herausgebers. III. 156.

Gedichte I—III.
Kunst II. 175; III. 161.
Vorbemerkung des Herausgebers. II. 176.
Gott und Welt. II. 221; III. 175.
Epigrammatisch. II. 247; III. 195.
Parabolisch. II. 277; III. 211.
Kantaten. II. 301; III. 219.
Vorbemerkung des Herausgebers. II. 302.
Gott, Gemüth und Welt. II. 313.
Vorbemerkung des Herausgebers. II. 314.
Sprichwörtlich. II. 319.
Zahme Xenien. II. 341; III. 257.
Xenien und verwandte Gedichte. Zahme Xenien und Invektiven. III. 229.
Vorbemerkung des Herausgebers. III. 229.
An Personen zu festlichen Gelegenheiten, Inschriften, Denk- und Sendeblätter. II. 397; III. 313.
Aus fremden Sprachen. II. 457; III. 369.
Vorbemerkung des Herausgebers. III. 370.
Anhang. III. 391.
Vorbemerkung des Herausgebers. III. 393.
Nachlese. V. 225.
Vorbemerkung. V. 227.
Inhalt. V. 239.
Textrevision. I. 285; II. 481; III. 413; V. 269.
Alphabetisches Register der Anfangsworte. III. 431; V. 367.
Gedichte (Gedicht). II. 209.
„ von einem polnischen Juden (Rec.). XXIX. 38.
„ Serbische XXIX. 569.
Gefangenen. Todeslied eines (Gedicht). V. 252.
Gefunden (Gedicht). I. 21.
Gegenseitig (Gedicht). I. 205.
Gegentoast der Schwestern (Gedicht). II. 425.
Gegenwart (Gedicht). I. 40.
„ Dankbare. 1823 (Biograph. Einl.). XXVII 1 Abth. 355.
Gegenwärtigen. Zur. Vergnügen (Diwan). IV. 16.
Geheimes (Diwan). IV. 55.
Geheimniß. Offenbar (Diwan). IV. 38.
Geheimnisse. Die (Gedicht). I. 124.
„ Ueber das Fragment: Die. I. 133.
Geheimschrift (Diwan). IV. 164.
Geheimster Wahnsinn (Gedicht). II. 219.
Geheimstes (Diwan). IV. 56.
Gehindertes Verkehr (Gedicht). II. 220.
Geismar. An Obrist v. (Gedicht). III. 334.
Geist und Schönheit in Stein (Gedicht). II. 207.
Geister, Gesang der, über den Wassern (Gedicht). I. 141.

Geistes-Epochen (Rec.). XXIX. 207.
„ Gruß (Gedicht). I. 61.
Geistliche Briefe. XXVII 2 Abth. 85.
Einführung. XXVII 2 Abth. 5.
Terterirten. XXVII 2 Abth. 107.
Personen-Register. XXVII 2 Abth. 110.
Geistlicher, Ein lutherischer (recht (Tenie). III. 276.
Geistliches Dialogisirtes Lied (Ital. Reise). XXIV. 341.
Gelehrte Zeitungen (Tenie). III. 265.
Gelichter, Rede des (Gedicht). I. 29.
Gellert's Monument von Oeser (Gedicht). I. 107.
Gemälde, Kettere (Ital. Reise). XXIV. 355.
„ Jahn's Ornamente und aus Pompeji, Herkulanum und Stabiä. XXVIII. 665.
Gemälden, Zu einer Kapelle (Gedicht). II. 199.
Gemme, Erklärung einer antiken (Gedicht). II. 284.
Gemmensammlung, Hamilton-Gallitzinische. XXVIII. 444.
Gemüth, Gott, G. und Welt (Gedichte). II. 313.
Gemüthsruhe, Wanderers (Diran). IV. 88.
Genaft, An Herrn (Gedicht). II. 428.
„ An die Schauspielerin Frau (Gedicht). III. 342.
Generalbeichte (Gedicht). I. 80.
Genesende, Thal und Sonne. An Gesunde und (Gedicht). II. 455.
Genialisch Treiben (Epigramm). II. 257.
Genialische Kraft (Tenie). III. 255.
Genie, Wissenschaftliches (Tenie). III. 252.
Genius, Schwebender, über der Erdkugel (Gedicht). III. 166.
„ die Büste der Natur enthüllend (Gedicht). III. 168.
„ anderer Welten (Gedicht). V. 258.
Genius) d(er) Zeit) (Tenie). III. 257.
Genovera, Leben und Tod der Heiligen. In 14 Platten von Nievenhausen. (Rec.). XXVIII. 812.
Genug (Epigramm). II. 270.
Genügsam (Diran). IV. 51.
Genuß, Wahrer (Gedicht). III. 68.
Geognosie, D'Aubuisson de Voissins'. XXXIII. 426.
Geognostischer Dank (Gedicht). III. 61.
Geognostisches Tagebuch der Harzreise. XXXIII. 438.
Geologie, Zur s. Mineralogie.
„ Mein Verhältniß zu der Wissenschaft, besonders der (Biogr. Einz.). XXVII 1 Abth. 303.
Geologie, Zur, besonders der böhmischen. XXXIII. 355.
Geologische Probleme und Versuch ihrer Auflösung. XXXIII. 463.
Geologisches Werk, Herrn von Hoff's. XXXIII. 429.
Gérard, Collection des Portraits historiques de M. le Baron G. XXVIII. 579.
Gericht, Vor (Ballade). I. 245.

German Romance (Rec.). XXIX. 778.
Gesang, Mahomet's (Gedicht). I. 139.
„ der Geister über den Wassern (Gedicht). I. 141.
Gesanges der Vorzeit, Erinnerung des (Gedicht). III. 277.
Geschnittene Steine, Verzeichniß der, im Museum zu Berlin. XXVIII. 441.
Geschwister, Die. Ein Schauspiel. VI. 183.
Vorbemerkung des Herausgebers. VI. 173.
Textrevision. VI. 216.
Geschwister, Die (Gedicht). II. 6.
Geselle, Der böse (Xenie). III. 241.
Gesellige Lieder. I. 67.
Gesellschaft (Epigramm). II. 258.
„ Böse (Xenie). III. 241.
„ Einer, versammelter Freunde (Gedicht). II. 454.
Gesellschaftliche Vorträge. XXVII 2 Abth. 49.
Einführung. XXVII 2 Abth. 5.
Textrevision. XXVII 2 Abth. 107.
Personen-Register. XXVII 2 Abth. 110.
Gesicht, Das garstige (Epigramm). II. 253.
Gespräch zwischen Schildwache und Freund Hain (Gedicht). III. 56.
Gessner. Moralische Erzählungen und Idyllen von Diderot und S. (Rec.). XXIX. 35.
Gestaltung großer anorganischer Massen. XXXIII. 447.
Geständniß (Xenie). III. 244.
„ (Tivan). IV. 12.
Gesunde, Thal und Sonne. An G. und Genesende (Gedicht). II. 455.
Gewarnt (Tivan). IV. 46.
Geweihter Platz (Gedicht). II. 8.
Gewerbeschule. Programm zur Prüfung der Zöglinge der, vom Director Kleden. XXVIII. 604.
Gewerbetag. Vortrag bei Eröffnung des, am 6. Junius 1791. XXVII. 2 Abth. 29.
Gewerbetag. Vortrag beim Schlusse am 11. Junius 1791. XXVII 2 Abth. 32.
Gewohnheit. Verhältniß, Neigung, Liebe, Leidenschaft. XXIX. 296.
Gewohnt, gethan (Gedicht). I. 79.
Gherardesca, Ugolino, ein Trauerspiel, herausgeg. von Seidendorf (Rec.). XXIX. 463.
Ghibellinen, Moderne Guelfen und. XXIX. 628.
Gil Blas. Der deutsche. XXIX. 184.
„ „ eingeführt von Goethe (Rec.). XXIX. 190.
„ Nekrolog. XXIX. 197.
Glas. Mit einem (Gedicht). III. 88.
Glasmalerei. XXVIII. 549.
„ (Schwesterartikel). XXVI. 95.
Gleich und Gleich (Gedicht). I. 22.
„ zu Gleich (Gedicht). III. 58.

Eule will ich Deinetwegen
Kauzen hier auf der Terraſſe,
Bis ich erſt des Nordgeſtirnes
Zwillingswendung wohl erpaſſe.

Und da wird es Mitternacht ſein,
Wo Du oft zu früh ermunterſt,
Und dann wird es eine Pracht ſein,
Wenn das All mit mir bewunderſt.

Dichter.

Zwar in dieſem Duft und Garten
Tönet Bulbul ganze Nächte;
Doch Du könnteſt lange warten,
Bis die Nacht ſo viel vermöchte.

Denn in dieſer Zeit der Flora,
Wie das Griechenvolk ſie nennet,
Die Strohwittwe, die Aurora,
Iſt in Heeperus entbrennet.

Sieh Dich um, ſie kommt! Wie ſchnelle!
Ueber Blumenfelds Gelänge! —
Hüben hell und drüben helle,
Ja, die Nacht kommt ins Gedränge.

---

aufgehet und die mit den hellleuchtenden Strahlen betaget"), jedoch ſehr ſelten. — Aller Vogel in Strophe 5 für jeder Vogel, wie in Herrmann und Dorothea (V. 19): „Aller Zuſtand iſt gut." — Gefängelt, Strophe 6, abſichtliche Nachbildung des franzöſiſchen perché. Goethe ſchreibt in dem für ſeine Sprachbehandlung bezeichnenden Briefe an Riemer vom 30. Juni 1813 (Br., S. 200): „So haben die Franzoſen das Wort perche, Stange, davon das Verbum perchor. Sie bezeugen dadurch, daß die Hühner, die Vögel ſich auf eine Stange, einen Zweig ſetzen. Im Deutſchen haben wir das Wort fängeln. Man ſagt: ich fängle die Bohnen; ebenſogut kann man ſagen: die Bohnen fängeln, ſie winden ſich an den Stangen herauf. Und warum ſollten wir uns nicht des Ausdrucks bedienen: die Hühner fängeln, ſie ſetzen ſich auf die Stangen." Unſer gefängelt oben iſt eine Anwendung dieſer köſtlichen Stelle, welche die Lebendigkeit der Goethiſchen Sprache an einem Beiſpiele erklärt. Und das Schöne iſt, daß bereits Fiſchart das Wort in einem erweiterten Sinne braucht, indem er einen eine Leimſtange fangenden und gebrauchenden Mann einen Leimfängler nennt (Goedeke, Grundr., I. 309). — Eule will ich .. kauzen (Strophe 6), d. h.: wie eine Nachteule will ich auf der Terraſſe kauern (ſ. Grimm, V. 309. 370. 1218, unter Kiebe, ſowie unter kiben und kukanzen). Vergl. Goethe's Briefe an Eichſtädt, S. 259. — Des Nordgeſtirnes Zwillingswendung; im Juni ſteht die Sonne im Zeichen des Krebſes zwiſchen den Stern-

Gleichniß. Ein (Gedicht). III. 216.
Gleichgewinn (Epigramm). II. 273.
Glimmerblättchen. XXXVI. 478.
Glocke. Epilog zu Schiller's (Gedicht). I. 156.
„ Die wandelnde (Ballade). I. 258.
Gloire. La. de Frédérie (Rec.). XXIX. 121.
Glück Erkanntes (Gedicht). II. 7.
„ Ländliches (Gedicht). II. 8.
„ und Traum (Gedicht). I. 32.
„ der Entfernung (Gedicht). I. 34.
Glückliche Fahrt (Gedicht). I. 43.
Glückseligkeit. Der (Xenie). III. 223.
Gnaden. Vier (Divan). IV. 10.
Gnomische Verse (Gedicht). III. 119.
Goethe. Wiegenlied dem jungen Minnelegen Walter von (Gedicht). II. 435.
„ In das Stammbuch meinem lieben Enkel Walter von (Gedicht). III. 353.
„ In das Stammbuch des Sohns (Gedicht). V. 258. 263.
„ Ottilien von (Gedicht). II. 440.
„ 's Bild. Bei Uebersendung einer Medaille mit (Gedicht). III. 367.
„ 's Leben an . . . . . (Gedicht). III. 348.
„ Mit meinen Werken (Gedicht). III. 353.
„ an Gotter (Gedicht). III. 140.
„ und Pustkuchen (Gedicht). III. 307.
Goethe, Faust, Tragédie de Mr. de, traduit en Français par Mr. Stapfer (Rec.). XXIX. 697.
„ Oeuvres dramatiques de, traduites de l'allemand (Rec.). XXIX. 678.
„ Notice sur la Vie et les Ouvrages de, par Albert Stapfer (Rec.). XXIX. 692.
Goethe's Schriften (Ankündigungen). XXIX. 273.
„ „ Ankündigung. in acht Bänden. XXIX. 273.
„ „ Erster bis vierter Theil. Ankündigung. XXIX. 275.
„ Verhältniß zur Naturwissenschaft und seine Bedeutung in derselben. Einleitung zu G. naturwissenschaftlichen Schriften von S. Kalischer. XXXIII. S. XIX.
„ Werke. Anzeige der sämmtlichen W. in zwölf Bänden. XXIX. 282.
„ „ Ueber die neue Ausgabe in zwanzig Bänden. XXIX. 330.
„ sämmtliche Werke. Anzeige der vollständigen Ausgabe letzter Hand. XXIX. 350.
„ Werke. Sicherung meines literarischen Nachlasses. XXIX. 344.
„ Wohnhaus in Weimar. Zu dem Büchchen (Gedicht). III. 173.
Goldenes Zeitalter (Xenie). III. 253.
Goldoni. Prolog zu dem Lustspiel „Der Krieg". XI 1 Abth. 228.
„ Terrevision. XI 1 Abth. 419.
Goldschmiedsgesell, Der (Gedicht). I. 20.
Goldsmith. In ein Exemplar des „Deserted village" by Dr. G. (Gedicht). III. 513.

Göschen (Xenie). III. 243.
Gott, Der, und die Bajadere (Ballade). I. 272.
„ **Gemüth und Welt (Gedichte). II. 313.**
„ **und Welt (Gedichte). II. 271; III. 175.**
Götter, Goethe an (Gedicht). III. 140.
Götter, Helden und Wieland. Eine Farce. VIII. 261.
Vorbemerkung des Herausgebers. VIII. 255.
Textrevision. VIII. 456.
Göttingen, Akademie (Gesch. d. Farbenl.). XXXVI. 351.
Gottfried von Berlichingen s. Götz v. B. Erster Entwurf.
Gotthard. Von Stäfa auf den, und zurück (Schweizerreise). **XXVI. 123.**
Göttin, Meine (Gedicht). I. 142.
Göttliche, Das (Gedicht). I. 166.
Götz von Berlichingen, mit der eisernen Hand. Schauspiel. VI. 15.
Vorbemerkung des Herausgebers. VI. 5.
Textrevision. VI. 200.
„ Erster Entwurf. XI 2 Abth. 13.
Vorbemerkung des Herausgebers. XI 2 Abth. 7.
Textrevision. XI 2 Abth. 373.
„ Bühnenbearbeitung. XI 2 Abth. 283.
Vorbemerkung des Herausgebers. XI 2 Abth. 279.
Textrevision. XI 2 Abth. 383.
„ Bruchstücke der Bühnenbearbeitung. XI 2 Abth. 351.
Vorbemerkung des Herausgebers. XI 2 Abth. 347.
Götz von Berlichingen, Lieder aus. III. 10.
Grab, Der Tänzerin. XXVIII. 401.
Grabesgesang, Tarthula's (Gedicht). III. 377.
Grabschrift (Epigramm). II. 264.
„ (Xenie). III. 268.
„ Der Vater dem Kinde (Gedicht). II. 447.
„ für sich selbst (Epigramm). III. 300.
Grafen, Ballade vom vertriebenen und zurückkehrenden. I. 282.
Granitarbeiten in Berlin. XXVIII. 432.
Grane, weiße schwarze Körper und Flächen. XXXV. 51. 65.
„ Flächen, durchs Prisma betrachtet. XXXV. 58.
Grave sande, Wilhelm Jakob (Gesch. d. Farbenl.). XXXVI. 305.
Grazien, Musen und, in der Mark (Gedicht). I. 92.
„ Kalender der Musen und (Xenie). III. 245.
Grenzen der Menschheit (Gedicht). I. 164.
Griechen und Philhellenen. Bildnisse ausgezeichneter, von Graboisen (Rec.). XXIX. 179.
Griechen (Gesch. d. Farbenl.). XXXVI. 10.
„ Farbenbenennungen der. XXXVI. 44.
„ Die tragischen Textlegenden der (Rec.). XXIX. 493.
Griechenland. Reisen und Untersuchungen in, von Brandstedt (Rec.). XXIX. 178.

Griechische Literatur. Alte. Rec. u. Aufs. XXIX. 465.
„ „ Neue. Rec. u. Aufs. XXIX. 501.
Griechischen. Dialogen aus dem (Xenie). III. 240.
Griechischen Literatur. Franken zur (Rec.). XXIX. 48.
Grimaldi. Franciscus Maria (Gesch. d. Farbenl.). XXXVI. 198.
Groß ist die Diana der Epheser (Gedicht). II. 195.
Großherzogin Luise. Am Geburtstage der (Gedicht). II. 417.
Großcophta. Der. Ein Lustspiel. X. 129.
Vorbemerkung des Herausgebers. X. 119.
Textversion. X. 265.
Großvezier. Dem (Xenie). III. 241.
Grübel's Gedichte in Nürnberger Mundart (Rec.). XXIX. 410. 415.
Grund. Der wahre (Xenie). III. 254.
Grundbedingung (Epigramm). II. 268.
Gruß. Geistes- (Gedicht). I. 61.
„ (Divan). IV. 51.
Guelfen. Moderne, und Ghibellinen. XXIX. 628.
Guillemard's Memoiren. Des verabschiedeten Sergeanten Robert. Eingeführt und eingeleitet von Goethe. XXIX. 725.
Gülich, Jeremias Friedrich (Gesch. d. Farbenl.). XXXVI. 387.
Gunst. Höchste (Divan). IV. 74.
Günstigen. An die (Gedicht). I. 14.
Guzla. La, poésies Illyriques, recueillies dans la Dalmatie, la Bosnie, la Croatie et l'Herzegowine (Rec.). XXIX. 703.
Guten. Den (Epigramm). II. 259.
Gute Nacht (Divan). IV. 225.
Guten Rath (Gedicht). II. 191.
Gutmann und Gutweib (Ballade). III. 114.
Guyot (Gesch. d. Farbenl.). XXXVI. 369.

H. S. J. (Gesch. d. Farbenl.). XXXVI. 374.
Hackert, Jakob Philipp. Aufsatz aus dem Morgenblatt. XXIX. 282.
Hackert, Philipp. XXXII.
Inhalt. XXXII. 3.
Vorbemerkung des Herausgebers. XXXII. 7.
Textversion. XXXII. 201.
„ Zwei Landschaften von Philipp (Rec.). XXVIII. 804.
Hafenstadt. Zu dem Bilde einer, am Schwarzen Meere (Gedicht). III. 173.
Hafis, An (Divan: Hafis. Dir sich ic.). IV. 37.
„ „ (Divan: Was Alle wollen ic.). IV. 39.
„ (Noten zum Divan). IV. 261.
„ Nahmeh. Buch Hafis (Divan). IV. 29.
Hagen, Ortfried und Eisenz (Rec.). XXIX. 449.
Hagestolzen, l. Nachspiel.
Haidenröslein (Gedicht). I. 16.
Halle, den 6. August 1811. Prolog. XI 1 Abth. 244.
Haller (Xenie). III. 247.

Halskettchen. Mit einem goldnen (Gedicht). I. 48.
Hamlet, The first edition of the Tragedy of, by W. Shakespeare (Rec.). XXIX. 748.
Hammer, Von (Noten zum Diwan). IV. 356.
Hanau. Kunstschätze. XXVI. 306.
Händel, An den Kuchenbäcker, in Leipzig (Gedicht). III. 56.
Handgriff. Sein (Xenie). III. 242.
Handschrift, Zu einer, Friedrich's des Großen (Epigramm). III. 205.
Handzeichnungen, Zu meinen. II. 217.
„ **Albrecht Dürer's, christlich-mythologische** (Rec.). XXVIII. 818.
„ **berühmter Meister aus dem k. bair. Kunstkabinette** (Rec.). XXVIII. 834.
Hans Liederlich (Gedicht). III. 402.
„ **Sachsens poetische Sendung (Gedicht).** I. 113.
„ **Sachs, von Teichardtstein, Prolog zu.** XI 1 Abth. 264.
Textrevision XI 1 Abth. 423.
Hanswurst's Hochzeit oder der Lauf der Welt. Ein mikrokosmisches Drama. VIII. 239.
Vorbemerkung des Herausgebers. VIII. 235.
Textrevision. VIII. 455.
Hardenberg. Dem Fürsten (Gedicht). II. 441.
Harfenspieler (Ged. a. Wilh. Meister: Wer sich der Einsamkeit). I. 223.
„ („ „ : An die Thüren). I. 223.
„ („ „ : Wer nie sein Brod). I. 223.
Harrach, An Graf Karl (Gedicht). II. 439.
Harzreise im Winter (Gedicht). I. 145.
„ **Geognostisches Tagebuch der.** XXXIII. 458.
Hatem (Diwan: Nicht Gelegenheit ꝛc.). IV. 123.
„ **(Diwan: Dies zu deuten ꝛc.).** IV. 126.
Hauptsache, Die (Xenie). III. 253.
Hausball, Der. Fragment. V. 269.
Vorbemerkung des Herausgebers. V. 270.
Hausen, Leben und Charakter Christian Adolf Klotzens (Rec.). XXIX. 28.
Hausgarten (Gedicht). II. 219.
Hausgenossen, Die ungleichen. Ein Singspiel. IX. 241.
Vorbemerkung des Herausgebers. IX. 239.
Textrevision. IX. 330.
Haus-Pact (Gedicht). I. 203.
Hausrecht (Xenie). III. 255.
Hebel, Allemannische Gedichte (Rec.). XXIX. 418.
Hebräer (Noten zum Diwan). IV. 356.
Hegire (Diwan). IV. 3.
Heidelberg. Kunstschätze. XXVI. 316; **Nachträgliches.** XXVI. 335.
Heidelberg, Von, über Heilbronn und Ludwigsburg nach Stuttgart. (Schweizerreise). XXVI. 56.

Heilbronn. Von Heidelberg über H. und Ludwigsburg nach Stuttgart (Schweizerreise). XXVI. 56.
Heilige, Neue (Epigramm). II. 256.
Heilige Familie (Gedicht). II. 9.
Heiligen drei Könige, Die (Rec.). XXIX. 124.
Heilkunst, Windischmann's Ueber einen Satz der H. Natt thut (Rec.) XXIX. 212.
Heilsberg, Die Inschrift von. XXIX. 244.
Heimath, Ungleiche (Gedicht). II. 9.
Heinse Epistel (Gedicht). III. 46.
Held, So ist der, der mir gefällt (Gedicht). III. 94.
Heldenlieder, Neugriechisch-epirotische (Gedichte). II. 472.
Helena, Zwischenspiel zu Faust. XXIX. 342.
„ in Elmburgh, Paris und Moskau. XXIX. 344.
Hellenen, Die elegischen Dichter der, von Dr. Weber (Rec.). XXIX. 350.
Heinroth's Anthropologie (Rec.). XXIX. 211.
Hemsterhuis-Gallitzinische Gemmensammlung. XXVIII. 444.
Henning's Vorlesungen, Herrn von. XXXVI. 566.
Herbst (Gedichte aus den vier Jahreszeiten). II. 169—173.
Herbstgefühl (Gedicht). I. 54.
Herder, An (Gedicht). III. 142.
„ An, und dessen Gattin (Gedicht). III. 144.
„ Biogr. Ein. XXVII 1 Abth. 313. S. d. Ausgang XXVII 1 Abth. 316.
Herder, Ideen zur la philosophie de l'histoire de l'humanité, traduites par Quinet (Rec.). XXIX. 702.
Herkömmlich (Gedicht). II. 236.
Hermes, Phöbus und (Gedicht). II. 11.
Heroische Statuen von Tieck. XXVIII. 848.
Herr F*** (Xenie). III. 238.
Herrmann und Dorothea (Epos). II. 57.
„ (Gedicht). II. 54.
Herz, An ein goldenes, das er am Halse trug (Gedicht). I. 62.
Herzen, Kleine (Gedicht an Frau von Stein). III. 91.
Herzog Leopold von Braunschweig (Gedicht). II. 5.
Hesperus oder 45 Hundspostage (Xenie). III. 248.
Heut und ewig (Epigramm). II. 274.
Hexerei, Mythologie, Feerei, Aus dem Französischen des Globe. XXIX. 668.
Hikmet Nameh, Buch der Sprüche (Divan). IV. 94.
Hildegard von Hohenthal (Xenie). III. 247.
Hiller, An Ferdinand (Gedicht). III. 355.
„ Gottlieb, Gedichte und Selbstbiographie (Rec.). XXIX. 400.
Himburg, Auf Ch. F. (Epigramm). III. 200.
Himmel, Was ist der, was ist die Welt? (Epigramm). III. 199.
Historische Quellen (Xenie). III. 249.
Hochbild (Divan). IV. 157.
Hochländisch (Gedicht). III. 389.
Hochschnitt, Ueber den. XXVIII. 553.
Hochzeit, Die (Gedicht). II. 294.

Hochzeit i. Hamburg. **XXXVI.** 202.
Hochzeitlied (Ballade). **I.** 240.
Hoff's, Herrn von, geologisches Werk. **XXXIII.** 429.
Hoffmann, Johann Leonhard (Gesch. d. Farbenl.). **XXXVI.** 202.
Hoffnung (Gedicht). **I.** 66.
„ (Xenie). **III.** 251.
Hoftheater, herzogliches, in Weimar (Biogr. Einz.). **XXVII** 1 Abth. 307.
Hohen Liedes, Aus einer Uebertragung des. **III.** 378.
Hohenstaufen, Friedrich von Raumer, Geschichte der (Rec.). **XXIX.** 143.
Hohenthal, Hildegard von (Xenie). **III.** 247.
Höheres und Höchstes (Divan). **IV.** 218.
Holberg, Wilhelm Dumont, ein einfacher Roman (Rec.). **XXIX.** 369.
Holland's philosophische Anmerkungen über das System der Natur (Rec.). **XXIX.** 96.
Höllenfahrt Jesu Christi, Poetische Gedanken über die (Gedicht). **III.** 177.
Holzschnitt, Erklärung eines alten, vorstellend Hans Sachsens poetische Sendung (Gedicht). **I.** 113.
Homer wieder Homer (Epigramm). **II.** 272.
„ noch einmal. **XXIX.** 557.
„ Schreiben über den. Von Seybold (Rec.). **XXIX.** 43.
Homer s. Robert Wood's Versuch über das Originalgenie des (Rec.). **XXIX** 86.
„ Diesseitige Antwort auf Bürger's Anfrage wegen Uebersetzung des. **XXIX.** 105.
„ Apotheose (Skulptur). **XXVIII.** 398.
„ Ilias im Auszug. **XXIX.** 519.
„ „ in Prosa übersetzt von Jacger. **XXIX.** 556.
„ Odyssee, freie Nachbildung von Hetwig Hülle. **XXIX.** 556.
Hooke (Gesch. d. Farbenl.). **XXXVI.** 206.
Hör-, Schreib- und Druckfehler. **XXIX.** 255.
Horen (Xenie). **III.** 254.
Horn, Der. **XXXIII.** 378.
Howard Lukе, an Goethe. **XXXIV.** 29.
Howard's Ehrengedächtniß (Gedicht). **II.** 253.
„ Ehrengedächtniß. **XXXIV.** 21.
„ Terminologie. **XXXIV.** 23.
Howard, Luke, to Goethe. **XXXIV.** 26.
Hufeisen, Legende vom (Gedicht). **II.** 281.
Hülle, Hetwig, Odyssee, freie Nachbildung. **XXIX.** 556.
Hünfeld, Jahrmarkt zu (Epigramm). **II.** 255.
Humboldt, An Alexander von (Gedicht). **III.** 336.
„ Alex. v., Ideen zu einer Physiognomik der Gewächse. (Rec.). **XXXIV.** 188.
Hundstagsstrauß, Hebrews oder 45 (Xenie). **III.** 248.
Hyazinthe, Mit einer Gedicht an Frau von Stein. **III.** 90.
Hydrographique, Carte generale Orographique et, d'Europe. **XXXIII.** 424.
Hygrometrische. **XXXV.** 163. 179.
Hypochonder (Epigramm). **II.** 257.

Jacobi (Biogr. Einz.) XXVII 1 Abth. 321.
Jacobi's, Fr. H., auserlesener Briefwechsel (Rec.). XXIX. 219.
Jagemann, Ferd., Todtenfeier. XXVII 2 Abth. 78.
Jäger, Fuchs und (Gedicht). II. 298.
Jägers Abendlied (Gedicht). I. 63.
Jägerin, Die. Ein Gedicht (Rec.). XXIX. 19.
Jahr, Zum neuen (Gedicht). I. 69.
Jahr aus, Jahr ein (Epigramm). II. 269.
Jahre, Die (Epigramm). II. 263.
Jahreszeiten, Vier (Gedicht). II. 163.
„ Chinesisch-Deutsche Jahres- und Tageszeiten (Gedicht). III. 155.
Jahrmarkt zu Hünfeld (Epigramm). II. 255.
Jahrmarktsfest, Das, zu Plundersweilern. Ein Schönbartspiel. VIII. 159.
Vorbemerkung des Herausgebers. VIII. 138.
Textrevision. VIII. 448.
Jaracziewska, An Gräfin (Gedicht). II. 437.
Ideale (Gedicht). II. 197.
Idylle (Gedicht). II. 310.
Idyllen, Wilhelm Tischbein's (Gedichte). II. 302; III. 164.
„ Moralische Erzählungen und, von Diderot und S. Gehner (Rec.). XXIX. 35.
Jena's Flora (Gedicht). II. 445.
Jenaische Museen und Sternwarte. XXXIV. 197.
Jery und Bätely. Ein Singspiel. IX. 143.
Vorbemerkung des Herausgebers. IX. 137.
Textrevision. IX. 313.
Jery und Bätely, Lieder aus. III. 18. 19. 81. 82.
Iffland, Prolog zum Schauspiel „Alte und neue Zeit" von. XI 1 Abth. 230.
Textrevision. XI 1 Abth. 420.
Iffland, Besuch von (Biogr. Einz.). XXVII 1 Abth. 306.
„ Zu Schiller's und Iffland's Andenken. XXVIII. 703.
„ Ueber die Entstehung des Festspiels zu J.'s Andenken. XXIX. 314.
Iffland's Stammbuch, In (Gedicht). III. 125.
„ Almanach für Theater und Theaterfreunde (Rec.). XXVIII. 700.
„ „Hagestolzen" s. Nachspiel.
Igel, Das altrömische Denkmal bei J. unweit Trier. XXVIII. 415.
Ilias, Leukothea (Rec.). XXIX. 565.
„ Gynomia (Rec.). XXIX. 565.
Ilias im Auszug. XXIX. 519.
„ in Prosa, übersetzt von Zumpe. XXIX. 556.
Ilmenau am 3. September 1783 (Gedicht). I. 108.
Imécourt, Ferdinand, Ordonnanzoffizier des Marschalls Lefebvre ꝛc., gemalt 1808. XXVIII. 586.
Immer Mädchen (Gedicht). II. 291.
Immer und Ueberall (Gedicht). I. 194.

Immergrün, Inschrift zu einer Lyra, aus J. geflochten (Gedicht). III. 359.
Indicazione di ciò che nel 1819 si è fatto in Italia intorno alle lettere, alle scienze ed alle arti. XXIX. 623.
Indische und chinesische Dichtung. XXIX. 809.
Individualpoesie. XXIX. 899.
Individuellen, Bedeutung des (Biogr. Eing.). XXVII 1 Abth. 327.
Inschrift (Gedicht). III. 173.
„ Bei Absendung des Vorstehenden (Gedicht). III. 174.
„ Dornburger (Gedicht). III. 412.
„ für einen Felsen (Gedicht: Was ich leugnend ꝛc.). III. 120.
„ „ (Gedicht: Felsen sollten nicht ꝛc). III. 171.
„ **von Heilsberg, Die. XXIX. 244.**
„ zu einer Lyra, aus Immergrün geflochten (Gedicht). III. 359.
Inschriften (Gedichte). II. 397; III. 311.
Insekten, Die (Xenie). III. 294.
Invektiven (Gedichte). III. 289.
Joh. Alexander von, Ueber Belohnung und Strafen nach türkischen Gesetzen (Rec.). XXIX. 73.
Johann Friedrich, Kurfürst zu Sachsen, ein Trauerspiel (Rec.). XXIX. 466.
Johann von Paris, Finale zu. Theaterscene. XI 1 Abth. 210.
Johanna Sebus (Ballade). I. 280.
Jonas, Predigten über das Buch J., von Johann Kaspar Lavater (Rec.). XXIX. 89.
Journal des Luxus und der Moden (Xenie). III. 286.
Journal der Moden (Gedicht). III. 294.
Joup, Die Athenerinnen. Große Oper (Rec.). XXIX. 707.
Iphigenie auf Tauris. Ein Schauspiel. VII. 111.
Vorbemerkung des Herausgebers. VII. 90.
Textrevision. VII. 299.
Iphigenie auf Tauris. Erste Bearbeitung in Prosa. XI 2 Abth. 217.
Vorbemerkung des Herausgebers. XI 2 Abth. 213.
Textrevision. XI 2 Abth. 380.
Irrthum. Heiteres Mißverständniß (Gedicht). II. 447.
„ Wiederherstellung. Berichtigt. (Gedicht). II. 448.
Irrthümer und Wahrheiten von Wilhelm Schütz. XXIX. 750.
Israel in der Wüste (Noten zum Tiran). IV. 312.
Italiänische Reise. XXIV. 1.
Inhaltsverzeichniß. XXIV. S. III.
Vorbemerkung des Herausgebers. XXIV. S. IX.
Textrevision. XXIV. 575.
Anmerkungen des Herausgebers. XXIV. 619.
Register von Goethes Schriften, Briefen ꝛc. XXIV. 975.
Sachregister. XXIV. 978.
Geographisch-topographisches Register. XXIV. 1002.
Personenregister. XXIV. 1018.
Italien. Ueber. Fragmente eines Reisejournals. XXIV. 513.
„ Kirchen, Paläste und Klöster. XXVIII. 371.

Italien, Klassiker und Romantiker in. XXIX. 616.
Italienische Literatur (Rec. u. Aufs.). XXIX. 597.
„ Zeitungen. Schweizerreise. XXVI. 31.
Italienischen Zeitungen, Recensionen einiger. XXIX. 658.
„ „ Aus dem (Gedicht: Wer wird uns trösten ꝛc.). III. 411.
„ „ (Gedicht: Um vor die Seele ꝛc.). III. 411.
Juan, Byron's Don (Gedicht). II. 462.
Jubiläums-Medaille, Mit der (Gedicht). III. 346.
Jude, Der ewige (Gedicht). III. 181.
Jugend der Schauspieler. XXVIII. 699.
Jungesell, Der, und der Mühlbach (Ballade). I. 248; XXVI. 121.
Jungius, Leben und Verdienste des Doktor Joachim, Rectors zu Hamburg. XXXIV. 208.
Jüngsten Gerichts, Der Kommissar des (Texte). III. 240.
Juni (Gedicht). I. 136.

Kaiser von Oestreich, Ihro des K. v. O. Majestät (Gedicht). II. 410.
Kaiserin von Oestreich, Der K. Ankunft (Gedicht). II. 403.
„ „ Der K. Becher (Gedicht). II. 405.
„ „ Der K. Platz (Gedicht). II. 405.
„ „ Der K. Abschied (Gedicht). II. 406.
„ „ Ihro der K. v. O. Majestät (Gedicht). II. 408.
„ von Frankreich, Ihro der K. v. Fr. Majestät (Gedicht). II. 412.
Kalender der Musen und Grazien (Texte). III. 245.
Kalenderlein der Frau Hofräthin Kämpf, Zu das (Gedicht). III. 314.
Kalifoden (Noten zum Divan). IV. 250.
Kalischer, Goethe's Verhältniß zur Naturwissenschaft. Einleitung zu G.'s naturwissenschaftlichen Schriften. XXXIII. S. XIX.
Kalkbrath's, Doppelbilder des rhombischen. XXXVI. 454.
Kalliope (Herrmann u. D.). II. 63.
Kammerberg, Der, bei Eger. XXXIII. 341. 379.
Kammerbühl. XXXIII. 410.
Kämpf, Zu das Kalenderlein der Frau Hofräthin (Gedicht). III. 314.
Kant, Denkmünze auf (Gedicht). V. 259.
Kantaten (Gedichte). II. 301; III. 219.
Kapelle, Zu Gemälden einer (Gedicht). II. 199.
Karl August, Dem Großherzog (Gedicht). II. 450.
„ „ Aus einem Briefe an den Herzog (Gedicht). III. 316.
„ „ An den Herzog (Gedicht: Zwar bin ich nicht ꝛc.). III. 317.
„ „ „ („ Durchlauchtigster ꝛc.). III. 317.
„ „ „ („ So groß als die ꝛc.). III. 318.
„ „ „ („ Ist es denn wahr ꝛc.). III. 318.
„ „ „ („ Du sorgest freundlich ꝛc.). III. 320.
„ „ „ („ Zu dem erbaulichen ꝛc.). III. 320.
„ „ „ („ Fehlt der Gabe ꝛc.). III. 321.
„ „ „ Willkommen, Gedichte). III. 331.

Karl August, Des Großherzogs, Verhalten gegenüber den Bewegungen 1817—1819. XXVII 2 Abth. 64.
Karl Friedrich, Feier der Geburtsstunde des Erbprinzen von Sachsen-Weimar (Gedicht). III. 332.
Karl X., König von Frankreich. Porträt deſſ. XXVIII. 381.
Karlsbad, Im Namen der Bürgerſchaft von (Gedicht). II. 403.
„ bis auf den Brenner (Ital. Reiſe). XXIV. 3.
Karneval i. Römiſcher.
Karoline, Zueignung an die Prinzeſſin K. von Weimar (Gedicht). III. 326.
Käſtner, Chriſtoph Wilhelm, Todtenfeier. XXVII 2 Abth. 75.
Katechiſation (Epigramm). II. 252.
Katharina, Königl. Prinzeſſin von Württemberg ꝛc., gemalt 1813. XXVIII. 567.
Katoptriſche Farben. XXXV. 185.
Katzenpalaſtre (Gedicht). II. 283.
Kauf, Auf den (Epigramm). II. 267.
Käufer, Die (Gedicht). II. 295.
Kauffmann, An Dr. Chriſtoph (Epigramm). III. 208.
Kein Vergleich (Epigramm). II. 271.
Keins von Allen (Epigramm). II. 260.
Kellner, Dem (Diwan). IV. 176.
Kenner, Der (Tenie). III. 239.
„ und Enthuſiaſt (Gedicht). II. 190.
„ und Künſtler (Gedicht). II. 189.
Kepler, Johann (Geſch. d. Farbenl.). XXXVI. 161.
Kestner, Aus einem Briefe an (Gedicht). III. 139.
Kestner's Agare (Gedicht). III. 189.
Kind, Neugriechiſche Volkslieder (Rec.). XXIX. 563
Kinderverſtand (Gedicht). III. 27.
King Coal (Rec.) XXIX. 763.
Kirchen in Italien. XXVIII. 371.
Kircher, Athanaſius (Geſch. d. Farbenl.). XXXVI. 180.
Kirms, An, und von Schardt (Gedicht). III. 334.
Kiſſen, Mit einem buntgeſtickten (Gedicht). III. 351.
Klaffer (Gedicht). II. 288.
Klagelied Schäfers (Gedicht). I. 55.
Klaggeſang, Irrſch (Gedicht). II. 471.
„ von der edlen Frauen des Aſan Aga (Gedicht). II. 459.
Klaſſiker und Romanker in Italien. XXIX. 616.
Klaudine von Villa Bella. Ein Singſpiel. IX. 49.
Vorbemerkung des Herausgebers. IX. 43.
Terterriſion. IX. 311.
Klaudine von Villa Bella. Erſte Bearbeitung in Proſa. XI 2 Abth. 165
Vorbemerkung des Herausgebers. XI 2 Abth. 163.
Terterriſion. XI 2 Abth. 378.
Klaudine von Villa Bella. Lieder aus. III. 20.
„ „ Lyriſche Gedichte aus. III. 78.

Und auf rothen, leichten Sohlen
Ihn, der mit der Sonn' entlaufen,
Eilt sie irrig einzuholen;
Fühlst Du nicht ein Liebeschnaufen?

Geh nur, Lieblichster der Söhne,
Tief ins Innre, schließ die Thüren!
Denn sie möchte Deine Schöne
Als den Hesperus entführen.

21.

Der Schenke (schläfrig).

So hab' ich endlich von Dir erharrt:
In allen Elementen Gottes Gegenwart.
Wie Du mir das so lieblich giebst!
Am Lieblichsten aber, daß Du liebst!
(Entschläft.)

Hatem.

Der schläft recht süß und hat ein Recht zu schlafen.
Du guter Knabe hast mir eingeschenkt,
Vom Freund und Lehrer, ohne Zwang und Strafen,
So jung vernommen, wie der Alte denkt.
Nun aber kommt Gesundheit holder Fülle
Dir in die Glieder, daß Du Dich ereuest;
Ich trinke noch, bin aber stille, stille,
Damit Du mich erwachend nicht erfreust.

---

bildern des Stier und der Zwillinge: die Nordgestirne, deren beider Zwillings-Erhebung der Schenke erwartet, sind der große und der kleine Bär. — Ermuntern ist hier ausnahmsweise intransitiv gebraucht für munter werden; Sanders (Wörterb.) kennt nur diesen Fall. — Eilt, sie irrig einzuholen, lakonisch statt: sie glaubt irrig, ihn durch Eile erreichen zu können.

21. Trägt das Datum: 21. Juli 1818. Erst 1827 hier hinzugefügt. — Im engen Anschluß an Nr. 20 zu denken. — Der Zusatz entschläft nach Goethe's Handschrift. — Erharrt B. 1) wie in VIII. 2. — Der Schlußvers, dem Gedanken nach, einfach für: Damit Du nicht erwachst, würde mir auch Deine Gesellschaft Freude machen.

Kleine Herren (Gedicht an Fr. v. Stein). III. 91.
Kleinenberg, Auf Fräulein von (Gedicht). III. 43.
Klinger, An (Gedicht). III. 171.
Klio (Herrmann und D.). II. 97.
Klöden, Programm zur Prüfung der Zöglinge der Gewerbeschule. XXVIII. 604.
Klopstock in Italien. XXVIII. 371.
Klopstock, Leben und Charakter Herrn Christian Adolf Klotzens von Karl Renatus Hausen (Rec.). XXIX. 28.
Klügel, Georg Simon (Geb. d. Farbenl.). XXXVI. 365.
Knabe, Der untreue (Ballade). I. 230.
Knabenschaft zu Tarnowitz An die (Gedicht). III. 124.
Knebel, Meinem Freunde v. (Gedicht). II. 434.
„ An Bernhard v. (Gedicht). II. 443.
„ In das Stammbuch von Bernhard v. (Gedicht). III. 337.
„ Dem theuren Lebensgenossen v. (Gedicht). III. 348.
„ An (Gedicht). V. 257.
Knebel's Schreibtisch (Gedicht). III. 120.
„ Uebersetzung des Lucrez (Rec.). XXIX. 397.
Knochenlehre, Vergleichende. XXXIII. 296.
Koblenz, Kunstschätze. XXVI. 282.
Koburg-Saalfeldischen Lande, Die Organisation der (Rec.). XXIX. 116.
Kollegen, An gewisse (Xenie). III. 283.
Köln, Kunstschätze. XXVI. 267.
Kölner Mummenschanz, Der (Epigramm). II. 275.
Köln, Den Dultungsfreunden von (Gedicht). II. 420.
Kolorits, Geschichte des. XXXVI. 223.
Kommissarius, Der des jüngsten Gerichts (Xenie). III. 240.
Kommt Zeit, kommt Rath (Epigramm). II. 265.
König, Der, in Thule (Ballade). I. 234.
Könige, Den, die Muse. Zum näheren Verständniß des Gedichts. XXIX. 457.
„ Pilgernde (Gedicht). II. 299.
„ Die heiligen drei (Rec.). XXIX. 124.
Königlich Gebet (Gedicht). I. 168.
Konversationsblatt, Literarisches. XXIX. 259.
Kopernikus, Der neue (Gedicht). I. 204.
Koptisches Lied (Gedichte). I. 82.
Kore (Gedicht). II. 199.
Korinth, Die Braut von (Ballade). I. 266.
Kosegarten, Auf K's Grab. Die Kinder dem Vater (Gedicht). II. 438.
Kotzebue (Gedicht). III. 298.
„ (Gedicht: Du hast es lange u.). III. 299.
„ (Biogr. Erw.). XXVII 1 Abth. 331.
Kraft, Genialische (Xenie). III. 255.
Kranich, Fuchs und (Gedicht). II. 292.
Kränze, Die (Gedicht). II. 13.
Kraniche, Bildnisse ausgezeichneter Griechen und Hellenen (Rec.). XXIX. 179.

Kreuzzüge, Wallfahrten und (Noten zum Divan). IV. 328.
Krieg, Der, Prolog zu dem Lustspiel von Goldoni. XI 1 Abth. 269.
Lesarten. XI 1 Abth. 419.
Kriegserklärung (Gedicht). I. 94.
Kriegsgesänge aus „Des Epimenides Erwachen". III. 51.
Kriegsglück (Gedicht). I. 84.
Kritiker, Dilettant und (Gedicht). II. 280.
„ Urtheilsworte französischer. XXIX. 736.
Kritische Studien (Xenien). III. 245.
Kritiker (Gedicht). II. 287.
Kronos, An Schwager (Gedicht). I. 134.
„ als Kunstrichter (Epigramm). II. 268.
Krüger, An den Schauspieler (Gedicht). III. 355.
Krumbholz, Johann Michael, Todtenfeier. XXVII 2 Abth. 77.
Krummacher, Blicke ins Reich der Gnade, Predigten (Rec.). XXIX. 213.
Kuchenbäcker Händel, An den, in Leipzig (Gedicht). III. 56.
Kuh, Blinde (Gedicht). I. 17.
Kunckel, Johann. XXXIV. 204.
Kunst (Gedichte). II. 175; III. 161.
„ Natur und (Gedicht). III. 105.
„ Höchster Zweck der (Xenien). III. 239.
„ Deutsche (Xenien). III. 255.
„ Sprüche in Prosa. XIX. 137.
Kunst, Reizmittel in der bildenden K. XXVIII. 396.
„ Abhandlungen. XXVIII. 855.
Kunst, Schriften und Aufsätze zur K. XXVIII.
Vorbemerkung des Herausgebers. XXVIII. S. IX.
Anhang. Vorbemerkung des Herausgebers. XXVIII. 760.
Lesarten. XXVIII. 883.
Personen- und Sachregister. XXVIII. 919.
Kunst, Flüchtige Uebersicht über die K. in Deutschland. XXVIII. 780.
„ Unterhaltungen über Gegenstände der bildenden K. XXVIII. 796.
„ Neue Unterhaltungen über verschiedene Gegenstände der K. XXVIII. 799.
„ Recensionen und Nachrichten über neue Erscheinungen auf dem Kunstgebiet. XXVIII. 802.
„ und Alterthum (Epigramm). II. 272.
„ „ „ Ueber, von Goethe. XXIX. 331.
Kunstausstellung, Weimarische von 1801. XXVIII. 784.
„ „ 1802. XXVIII. 786.
„ „ 1803. XXVIII. 788.
„ „ 1804. XXVIII. 795.
„ „ 1805. XXVIII. 795.
Kunstausstellung 1805, Bieger, Einl. XXVII 1 Abth. 312.
Kunstausstellungen, Weimarische, Aufsätze und Nachrichten. XXVIII. 767.
Künste, Die schönen, von Sulzer (Rec.). XXIX. 68.
Kunstjünger, Lehre an den (Xenien). III. 254.

Künstler. Kenner und (Gedicht). II. 199.
„ Dilettant und (Gedicht). III. 169.
„ Nachricht an. und Preisaufgaben. XXVIII. 767.
„ -Lied (Gedicht). II. 201.
Künstlerische Behandlung landschaftlicher Gegenstände. XXVIII. 874.
Künstlern, Vorschläge, den K. Arbeit zu verschaffen. XXVIII. 365.
Künstlers Abendlied (Gedicht). II. 188.
Künstlers Apotheose. Drama. VIII. 191.
Vorbemerkung des Herausgebers. VIII. 142.
Textrevision. VIII. 453.
Künstlers Erdenwallen. Drama. VIII. 153.
Vorbemerkung des Herausgebers. VIII. 137.
Textrevision. VIII. 447.
Künstler's Fug und Recht (Gedicht). II. 193.
„ Morgenlied (Gedicht). II. 184.
Kunstschätze, Nachricht von altdeutschen, in Leipzig entdeckten. XXVIII. 350.
Kunstschätze am Rhein, Main und Neckar. Rheinreise. XXVI. 367.
Kunstwerke, Ueber Wahrheit und Wahrscheinlichkeit der. XXVIII. 97.
Kupferstich, Ankündigung eines bedeutenden. XXVIII. 852.
„ nach Tizian. XXVIII. 565.
Kupferstiche, Neu erschienene (Rec.). XXVIII. 807.
Kupfertafel, Erklär. einer, mit Abbildungen von Mineralien (Gedicht). III. 59.
Kupido (Gedicht). III. 92.
Kurland, An Fürst Biron von (Gedicht). II. 437.
Kurt's, Ritter, Brautfahrt (Ballade). I. 258.
Kurz und gut (Gedicht). I. 211.
Kurze Freude (Xenie). III. 250.

Labire, de (Gesch. d. Farbenl.). XXXVI. 308.
Lähmung (Epigramm). II. 259.
Lambert, Johann Heinrich (Gesch. der Farbenl.). XXXVI. 356.
Ländlich (Gedicht). II. 199.
Landschaft (Gedicht). II. 200.
Landschaften, In eine Sammlung künstl. ausgeschnittener (Gedicht). II. 445.
„ Zwei, von Philipp Hackert (Rec.). XXVIII. 804.
Landschaftsmaler, Amor als (Gedicht). II. 186.
Landtag, Toast zum (Gedicht). II. 446.
Laokoon, Lamee's (Gedicht). V. 259.
Laokoon, Ueber. XXVIII. 31.
Vorbemerkung des Herausgebers. XXVIII. 29.
Lappländer, Ein Zug. Maskenzug. XI 1 Abth. 277.
Textrevision. XI 1 Abth. 434.
Lateinischen, Nach dem (Gedicht). III. 121.
Lauf, Der Welt (Xenie). III. 251.
Laune, Die, des Verliebten. Ein Schäferspiel. VIII. 11.
Vorbemerkung des Herausgebers. VIII. 7.
Textrevision. VIII. 427.

Lavater (Biogr. Einz.). XXVII 1 Abth. 297.
„ Predigten über das Buch Jonas (Rec.). XXIX. 99.
Lavater's Pontius Pilatus. Ueber. XXIX. 108.
Leben, Aus meinem l. Dichtung und Wahrheit.
„ Neue Liebe, neues (Gedicht). I. 43.
„ Goethe's und seine Werke, von Friedrich Förster II. I. S. 1.
Lebendiges Andenken (Gedicht). I. 32.
Lebenskunst (Epigramm). II. 260.
Lebensgenuß (Epigramm). II. 273.
Lebensregel (Epigramme). II. 261. III. 207.
Lebensverhältniß zu Baron. XXIX. 761.
Le Blond (Gesch. d. Farbenl.). XXXVI. 535.
Legende (Ballade). I. 276.
„ (Gedicht). II. 286.
„ vom Hufeisen (Gedicht). II. 281.
Lehre an den Kunstjünger (Xenie). III. 254.
Lehrer, Die (Gedicht). II. 9.
„ (Noten zum Divan). IV. 348.
Lehrgedicht. Ueber das. XXIX. 226.
Lehrjahre s. Meister.
Lehrspruch (Gedicht). V. 266.
Leiden des jungen Werther's. XIV. 12.
Vorbemerkung des Herausgebers. XIV. 5.
Textversion. XIV. 129.
Leiden des jungen Werthers. Zu den (Gedicht). III. 43.
Leidenschaft. Trilogie der (Gedichte). I. 185.
„ Verhältniß, Neigung, Liebe, 2. Gewohnheit. XXIX. 286.
Leipziger Theater. XXVIII. 623.
Lektüre, Beiträge zur deutschen, für Leser und Leserinnen (Rec.). XXIX. 79.
Lemercier, Richelieu, comédie historique (Rec.). XXIX. 705.
Lenz, An (Gedicht). V. 251.
„ An Bergrath (Gedicht). III. 342.
„ (Biogr. Einz.). XXVII 1 Abth. 297.
Leonhard, An Herrn von (Mineralogie). XXXIII. 227. 332.
Leonhard's Handbuch der Oryktognosie. XXXIII. 427.
Leopold, Herzog von Braunschweig (Gedichte). II. 5; V. 255.
Leraden, Die. XXXIII. 287.
Lesebuch (Divan). IV. 45.
Lesern, Gerissen (Xenie). III. 242.
Letzte Zuflucht (Xenie). III. 254.
Leuchtender Stern über Winkelmaße, Blei und Zirkel (Gedicht). III. 169.
Leukothea, von Dr. Karl Ilgen (Rec.). XXIX. 564.
Leute, Die Weisen und die (Gedicht). II. 238.
Leviathan, Der, und die Epigramme (Xenie). III. 243.
Lida, An (Gedicht). I. 180.
Liebe, Rastlose (Gedicht). I. 54.

Liebe, Neue, neues Leben (Gedicht). I. 45.
„ Die, wider Willen (Gedicht). III. 28.
„ und Jugend (Gedicht). III. 29.
„ Unbewußte (Gedicht). III. 401.
„ Buch der (Divan). IV. 43.
„ (Gedicht). V. 261.
„ Verhältniß, Neigung, L., Leidenschaft, Gewohnheit. XXIX. 296.
„ Lied der, übers. von Umbreit (Rec.). XXIX. 805.
„ -Stolien, Neugriechische (Gedicht). II. 477.
Liebebedürfniß (Gedicht). I. 172.
Liebende, Die, schreibt (Gedicht). I. 213.
„ Die, abermals (Gedicht). I. 214.
„ Die, spricht (Divan). IV. 148.
„ „ abermals (Divan). IV. 149.
Liebesgötter? Wer kauft (Gedicht). I. 30.
Liebeslied eines amerikanischen Wilden (Gedicht). V. 253.
Liebesspruch (Gedicht). III. 119.
Liebhaber in allen Gestalten (Gedicht). I. 25.
Liebhabers, Monolog des (Gericht, Kunst). II. 191.
Liebliches (Divan). IV. 46.
Liebschaft (Gedicht). II. 452.
Lied, Finnisches (Gedicht). I. 97.
„ und Gebilde (Divan). IV. 20.
„ Geistliches dialogisirtes (Ital. Reise). XXIV. 541.
„ Kordtsches (Gedicht). I. 82.
„ Künstler- (Gedicht). II. 201.
„ der Liebe, übers. von Umbreit (Rec.). XXIX. 805.
„ Sizilianisches (Gedicht). I. 95.
„ zum Tanz unter der Dorflinde. III. 6.
Lieder, Gesellige. I. 67.
„ I. II.: III. 3.
„ Serbische. XXIX. 575.
Liederlich, Hans (Gedicht). III. 402.
Liedersammlung, Neue, von Karl Friedrich Zelter. XXIX. 313.
Liedesausbreitung (Gedicht). II. 444.
Liedeswirkung (Gedicht). II. 444.
Ligne, Requiem dem Fürsten (Gedicht). III. 221.
„ An den Fürsten Karl von (Gedicht). III. 331.
„ An Christine von (Gedicht). III. 331.
Lila. IX. 105.
Vorbemerkung des Herausgebers. IX. 101.
Textrevision. IX. 313.
Lila, Lyrische Gedichte aus. III. 82.
Lili, An (Gedicht). III. 101.
Lili's Park (Gedicht). I. 168.
Lina, An (Gedicht). I. 66.
Literarischer Sansculottismus. XXIX. 287.

Literarisches, Aesthetik und allgemein. XXIX. 217.
„ **Konversationsblatt. XXIX. 259.**
Literatur, Aufsätze zur. XXIX.
Einführung des Herausgebers. XXIX. S. XV.
Textrevision. XXIX. 865.
Personenregister. XXIX. 859.
Register Goethischer Dichtungen und Schriften. XXIX. 889.
Sachregister. XXIX. 894.
Literatur, Englische (Rec. u. Aufs.). XXIX. 743.
„ Epochen deutscher. XXIX. 261.
„ Französische (Rec. u. Aufs.). XXIX. 663.
„ Handbuch der Geschichte der, von Wachler (Rec.). XXIX. 259.
„ Das Neueste serbischen. XXIX. 592.
„ Neugriechische (Rec. u. Aufs.). XXIX. 561.
„ Recensionen und Aufsätze zur auswärtigen. XXIX. 482.
„ Römische, spanische und italienische (Rec. u. Aufs.). XXIX. 597.
Literaturen, Verschiedene, besonders asiatische (Rec. u. Aufs.). XXIX. 797.
Literatur-Zeitung, Allgemeine (Xenie). III. 236.
Lithographie. Musterbuch der lithographischen Druckerei von A. Sennefelder, F. Gleißner u. Comp. (Rec.). XXVIII. 831.
Litthauische Volkssagen oder Dainos, herausgeg. von S. J. Rhesa (Rec.) XXIX. 802.
Livre des Cent-et-un, Le, (Rec.). XXIX. 727.
Lobrede auf den Herrn Karl Kasimir von Creuz (Rec.). XXIX. 34.
Loeben, An Graf L. (Gedicht: Da Du gewiß ꝛc.). III. 338.
„ „ („ Nun ist's geschehn ꝛc.). III. 338.
Loge (Gedichte). II. 423.
Logenfeier, Zur (Gedicht). II. 426.
Lohn. Der Welt (Gedicht). III. 406.
Londoner Sozietät (Gesch. d Farbenl.). XXXVI. 341.
Lorbeer, Myrte und (Gedicht). II. 446.
Lottchen, An (Gedicht). I. 49.
Louisenfest, Das (Biogr. Einz.). XXVII 1 Abth. 300.
Löwen, Zeichen des (Xenie). III. 245.
Lucian von Samosata (Xenie). III. 244.
Lucrez, Von Knebel's Uebersetzung des. XXIX. 597.
Ludwig Napoleon, König von Holland, gemalt 1806. XXVIII. 582.
Ludwig Philipp, Herzog von Orleans, gemalt 1817. XXVIII. 586.
Ludwigsburg, Von Heidelberg über Heilbronn nach, und Stuttgart Schweizerreise). XXVI. 56.
Lug oder Trug? (Epigramm). II. 264.
Lügner, Der. Von Corneille. Uebersetzung. X. 515.
Vorbemerkung des Herausgebers. X. 513.
Textrevision. X. 508.
Luise, Am Geburtstage der Großherzogin (Gedicht). II. 417.
„ An die Herzogin (Gedicht). III. 408.
„ von Weimar. An Herzogin (Gedicht). III. 322.

Luisenburg Die, bei Alexandersbad. XXXIII. 428.
Lukretius (Gesch. d. Farbenl.). XXXVI. 48.
Luna. An (Gedicht). I. 34.
Lust und Qual (Gedicht). I. 193.
Lustigen. Die von Weimar (Gedicht). I. 95.
Lustspiele ohne Herrathen (Rec.). XXIX. 79.
Lutherischer Geistlicher spricht. Ein (Lied). III. 276.
Lyra. Inschrift zu einer aus Immergrün geflochten (Gedicht). III. 359.
Lyrische Gedichte von Blum (Rec.). XXIX. 30.
Lyrischer Anstrus (Gedicht). III. 84.
Lyrisches (Gedichte). I. 183; III. 67.

Mächtiges Ueberraschen (Gedicht). I. 209.
Mädchen spricht. Das (Gedicht). I. 211.
„ (Gedicht). I. 217.
„ Immer (Gedicht). II. 291.
„ Einem jungen (Gedicht). III. 368.
Mädchens Held (Gedicht). V. 249.
Megarazon's s. Reise.
Magdeburg's, Die Zerstörung (Gedicht). III. 403.
Magisches Netz (Gedicht). I. 178.
Mahmud von Gasna (Roten zum Diwan). IV. 252.
Mahomet (Roten zum Diwan). IV. 246.
Mahomet. Trauerspiel. X. 393.
Vorbemerkung des Herausgebers. X. 387.
Terrevision. X. 504.
Mahomet. Vorwort zu einigen Scenen aus, nach Voltaire, von Goethe. XXIX. 280.
Mahomet's Gesang (Gedicht). I. 139.
„ Nachtbomme (Gedicht). III. 44.
Mai (Gedicht). I. 195.
„ Der fünfte. Ode von Alexander Manzoni. II. 467.
Mailied (Gedicht). I. 47.
„ (Gedicht). I. 52.
Main, Rhein und (Gedichte). II. 418.
„ s. Reise am Rhein. — Kunstschätze. XXVI. 267.
Mainz, Belagerung von s. Belagerung.
„ Kunstschätze. XXVI. 283.
Mairan, Jean Jacques d'Ortous de (Gesch. d. Farbenl.). XXXVI. 316.
Majolika-Gefäße, Ueber. XXVIII. 855.
Malebranche, Nicolaus (Gesch. d. Farbenl.). XXXVI. 209. 309.
Malende Gegenstände. Zu. XXVIII. 540.
Malers, Vortheile eines jungen, wenn er zuerst beim Bildhauer lernte. XXVIII. 543.
Malerei, Verschiedenes über. XXVIII. 469.
„ Diderot's Versuch über. XXVIII. 47.
„ Technische (Gesch. d. Farbenl.). XXXVI. 334.

Malerei, Vorlesungen über die, von Heinrich Füssli. Aus dem Englischen von Eschenburg (Rec.). XXIX. 743.
Malkolmi, Dem Schauspieler, das Publikum (Gedicht). II. 438.
„ An die Schauspielerin Amalie Malkolmi, geb. (Gedicht). III. 201.
Mamsell N. N. (Epigramm). III. 201.
Mandelslob, An Frau Klementine von, geb. von Milkau (Gedicht). III. 203.
Manfred, Monolog aus Byron's (Gedicht). II. 463.
„ Aus Byron's (Gedicht). II. 465.
Manfred, a dramatic Poem by Lord Byron (Rec.). XXIX. 753.
Manier, Einfache Nachahmung der Natur, M., Stil (Ital. Reise). XXIV. 525.
Männer, Berechtigte (Divan). IV. 204.
Männern, Den, zu zeigen (Epigramm). III. 199.
Mannlich, Zeichenbuch für Zöglinge der Kunst und Liebhaber (Rec.). XXVIII. 811.
Manzoni, Der fünfte Mai. Ode von Alexander M. II. 467.
„ Aus M.'s „Adelchi" (Gedicht). III. 387.
Manzoni, Il Conte di Carmagnola. Tragedia (Rec.). XXIX. 629.
Nachtrag XXIX. 641.
Graf Carmagnola noch einmal. XXIX. 642.
Manzoni, Alexander, an Goethe. XXIX. 648.
Manzoni, Opere poetiche. Vorrede dazu. XXIX. 650.
Mara, An Madame M. zum frohen Jahresfest (Gedicht). III. 363.
Marat (Gesch. d. Farbenl.). XXXVI. 371.
Marci, Marcus (Gesch. d. Farbenl.). XXXVI. 185.
Marco Polo (Noten zum Divan). IV. 329.
Maria, Das Hinscheiden der, von Schoreel (Rec.). XXVIII. 851.
„ von Sachsen-Weimar-Eisenach, Der Prinzessin (Gedicht). II. 440.
Marie von Weimar. Zum Bildniß der Prinzessin (Gedicht). III. 172.
Marienbad (Gedicht). III. 342.
„ überhaupt und besonders in Rücksicht auf Geologie. XXXIII. 385.
Mariotte, Edem (Peter) (Gesch. d. Farbenl.). XXXVI. 279. 308.
Markgrafenstein, Der, auf dem Raubschen Berge bei Fürstenwalde. XXVIII. 433.
Märlein, Zwei schöne neue (Rec.). XXIX. 53.
Martial (Xenien). III. 233.
Märtyrer, Der letzte (Xenie). III. 251.
Mars (Gedicht). I. 194.
Maskenzug zum 30. Januar 1798. XI 1 Abth. 299.
Lesarten. XI 1 Abth. 426.
Maskenzug zum 30. Januar 1803. XI 1 Abth. 300.
Lesarten. XI 1 Abth. 427.
Maskenzug zum 30. Januar 1806. XI 1 Abth. 302.
Lesarten. XI 1 Abth. 427.
Maskenzug russischer Nationen. XI 1 Abth. 313.
Lesarten. XI 1 Abth. 429.

Maskenzug bei Anwesenheit der Kais. Maria Feodorowna. XI 1 Abth. 316.
Terterviſion. XI 1 Abth. 429.
Maskenzug Zum 30. Januar 1809. XI 1 Abth. 371.
Vorbemerkung des Herausgebers. XI 1 Abth. 365.
Terterviſion. XI 1 Abth. 430.
Maskenzüge (Gedicht). II. 435.
Maskenzüge XI 1 Abth. 275.
Anhang. XI 1 Abth. 363.
Inhalt. XI 1 Abth. 4.
Vorbemerkung des Herausgebers XI 1 Abth. 271; zum Anhang. XI 1 Abth 365.
Terterviſion. XI 1 Abth. 424.
Maskenzüge. Der Abweſende dem (Gedicht). II. 435.
Martial. Nameb. Buch der Parabeln (Trans.). IV. 191.
Mathematik und deren Mißbrauch, Ueber. XXXIV. 130.
Material der bildenden Kunst (Kral. Reiſe). XXIV. 518.
Mauclere (Geſch. d. Farbenl.). XXXVI. 371.
Mayer, Tobias (Geſch. d. Farbenl.). 352.
Maximen (Sprüche in Proſa). XIX. 19.
Medaille mit Goethe's Bild. Bei Ueberſendung einer (Gedicht). III. 367.
Médailles, Notice sur la Cabinet des. XXVIII. 447.
Meers-Stille (Gedicht). I. 43.
Mein Beichtiger, mein Beichtiger (Gedicht). III. 57.
Meine Göttin (Gedicht). I. 142.
Meine Habl (Epigramm). II. 261.
Meiſter einer ländlichen Schule, Ein (Gedicht). II. 283.
Gedichte aus Wilhelm M. I. 219; III. 107.
Meiſter's, Wilhelm, Lehrjahre. XVII. 21.
Vorbemerkung des Herausgebers. XVII. 5.
Terterviſion. XVII. 571.
Meiſter's, Wilhelm, Wanderjahre oder die Entſagenden. Ein Roman. XVIII. 25.
Vorbemerkung des Herausgebers. XVIII. 5.
Terterviſion. XVIII. 421.
Meiſter's, Wilhelm, Wanderjahre, Auskunft über XXIX. 310.
Geneigte Theilnahme an den Wanderjahren. XXIX. 311.
Mel.: „O Vater der Barmherzigkeit" (Epigramm). III. 201.
Melanie, das Findelkind (Rec.). XXIX. 369.
Melisb, An Freund (Gedicht). II. 445.
Melodien, Gewiſſe (Terte). III. 240.
Ueberſchriften dazu (Terte). III. 241.
Melpomene (Herrmann und D.). II. 113.
Memento (Epigramm). II. 261.
Ein anderes. II. 261.
Memoiren Robert Guillemard's, verabſchiedeten Sergeanten. Eingeführt und eingeleitet von Goethe. XXIX. 723.
Mendelsſohn-Bartholdy, An Felix (Gedicht). III. 342.

Mengs, Anton Raphael (Gesch. d. Farbenl.). XXXVI. 866.
Mennechet, Die Erbschaft. Ein Lustspiel (Rec.). XXIX. 707.
Menschengefühl (Gedicht). I. 168.
Menschheit, Grenzen der (Gedicht). I. 164.
Menschlichkeiten (Zwei Xenien). III. 251.
Monti, Vicenzo, sulla Mitologia und Carlo Tedaldi-Fores, Meditazione poeticha. XXIX. 627. 628.
Menzel, Bagatellen zu Stadt- und Landhäusern (Rec.). XXVIII. 848.
Merck, Zueignung an (Gedicht). V. 248.
Merkur (Xenie). III. 236.
„ Teutscher (Gedicht). III. 294.
Messina, Schiller's Braut von (Gedicht). III. 63.
Metamorphose der Pflanzen, Die (Gedicht). II. 227.
„ der Pflanzen, Die. XXXIII. 15.
Metamorphose der Thiere (Gedicht). II. 230.
Meteore, Atmosphärische. XXXVI. 491.
„ des literarischen Himmels. XXXIV. 84.
Meteorologie, Zur. XXXIV.
Inhaltsverzeichniß. XXXIV. S. III.
Einleitung des Herausgebers. XXXIV. S. VII.
Anhang und Bemerkungen. XXXIV. 235.
Terterision. XXXIV. 284.
Personenregister. XXXIV. 291.
Meteorologische Nachschrift. XXXIV. 37.
Meting, Auf M.'s Tod (Gedicht). I. 118.
Mignon. An (Gedicht). I. 59.
„ (Ged. a. Wilh. Meister: Heiß mich nicht reden). I. 221.
„ („ „ „ Nur wer die Sehnsucht kennt). I. 222.
„ („ „ „ So laßt mich scheinen). I. 223.
„ (Ballade). I. 227.
Milder, An Frau (Gedicht). III. 347.
Milkau, An Frau Klementine von Mandelsloh, geb. von (Gedicht). III. 360.
Mineralogie und Geologie, Zur. XXXIII. 309.
Inhalt XXXIII. S. VI.
Vorbemerkung des Herausgebers. XXXIII. S. IX.
Einleitung des Herausgebers. XXXIII. S. CLV.
Anhang und Bemerkungen. XXXIII. 507.
Terterision. XXXIII. 542.
Personenregister. XXXIII. 551.
Mineralogische Gesellschaft. XXXIV. 195.
Mineralogischer Patriotismus (Xenie). III. 250.
Minerva (Xenie). III. 236.
Ministerial-Jubiläum (Gedicht). II. 421.
Misanthrop, Der (Gedicht). III. 29.
(Mißverständniß, Heiteres). Irrthum. II. 447.
Mittagsmahl, Toast zum akademischen (Gedicht). II. 441.
„ „ „ auf der Rose. II. 441.

X.

Mathal Nameh.

Buch der Parabeln.

1.

Vom Himmel sank in wilder Meere Schauer
Ein Tropfe bangend, gräßlich schlug die Fluth;
Doch lohnte Gott bescheidnen Glaubensmuth
Und gab dem Tropfen Kraft und Dauer.
Ihn schloß die stille Muschel ein.
Und nun, zu ew'gem Ruhm und Lohne,
Die Perle glänzt an unsers Kaisers Krone
Mit holdem Blick und mildem Schein.

X. Buch der Parabeln. Nr. 3 und 7 sind erst 1827 hinzugekommen. Wenn Goethe in seinen Noten zum Divan (Abschn. Künftiger Divan) die Parabeln des Orients in fünf Klassen eintheilt, in ethische, moralische, asçetische, wunderbare (welche die unerforschlichen Rathschlüsse Gottes darstellen, und den Islam, die Unterwerfung unter diese Rathschlüsse) und in mystische: so sind die Parabeln unsers Divan vorzugsweise der vierten Klasse zuzurechnen. Denn auf dem Islam beruhen ganz Nr. 1, 2, 3, 5, 9 und 10. Nr. 4, 6 und 7 wären dagegen besser den ethischen Parabeln zuzurechnen, vielleicht Nr. 4 auch zugleich den wunderbaren.

1. Höchster Ausdruck des Islam. Die Parabel findet sich in Saadi's Baumgarten (Clearius, S. 49) und bei Chardin (I. 19). Nach Chardin giebt sie W. Jones (S. 258 seiner Commentariorum etc.) in arabischer und lateinischer Prosa, zugleich aber auch unmittelbar nach Saadi in arabischen und lateinischen Versen. Auch Addison übersetzte die Parabel. Goethe's Verse schließen sich an Jones' lateinische Uebertragung in Prosa am Nächsten an. Dieselbe lautet wörtlich in deutscher Uebersetzung: „Ein Tröpfchen Wasser fiel aus Regenwolken (nubibus pluviosis) in die Strudel des brandenden Meeres; doch als es die in ungeheurem Wirbel tosenden (in vasto vortice furentes) Fluthen sah, stockte es erschrocken und schwieg aus Scham und seufzte in Thränen: Weh mir, o unseliger Tag, an welchem ich mehr erniedrigt bin als eine Dattelschale: obgleich ich noch gestern unter Wolken leuchtete, fühl' ich mich heute zu nichts geworden. Als der Tropfen dies demüthig sprach, ergänzte er plötzlich; denn die Gottheit, zum Lobe seiner Bescheidenheit, hüllte ihn

Mittel, Das (Xenien). III. 252. 255.
Mittelmäßigkeit (Xenie). III. 248.
Mittermacht, Um (Gedicht). I. 200.
Mitschuldigen, Die. Ein Lustspiel. VIII. 39.
Vorbemerkung des Herausgebers. VIII. 33.
Textrevision. VIII. 438.
Mode-Kemerinnen (Gedicht). III. 385.
Moderne's (Gedicht). II. 198.
Moganni Nameh. Buch des Sängers (Divan). IV. 3.
Möglichkeit, Die (Xenie). III. 250.
Molière, Histoire de la Vie et des Ouvrages de, par J. Taschereau (Rec.). XXIX. 735.
Monatsschrift, Deutsche (Xenie). III. 247.
„ des vaterländ. Museums in Böhmen (Rec.). XXIX. 147.
Mond, An den (Gedicht). I. 64.
Monolog des Liebhabers (Gedicht). II. 191.
„ aus Byron's Manfred (Gedicht). II. 463.
Montebello, Herzog von, Marschall Lannes, gemalt 1810. XXVIII. 584.
Monteville, Johannes von, Noten zum Divan). IV. 331.
Monument, Gellert's, von Oeser (Gedicht). I. 107.
Moor, In das Stammbuch von Friedr. M. ꝛc. (Gedicht). III. 313.
Moralische Zwecke der Poesie (Xenie). III. 252.
Moralisten, An die (Xenie). III. 255.
Morgen, Ein grauer trüber (Lied). III. 17.
Morgenklagen (Gedicht). I. 174.
Morgenlied, Künstler's (Gedicht). II. 184.
„ Pilgers. III. 39.
Morgenständchen (Lied). III. 13.
Moritz (Xenie). III. 247.
„ als Etymolog (Ital. Reise). XXIV. 459.
Morphologie, Zur. XXXIII.
Inhalt. XXXIII. S. III.
Vorbemerkung des Herausgebers. XXXIII. S. IX.
Einleitung des Herausgebers. XXXIII. S. CVI.
Verlag. XXXIII. 55.
Anhang und Bemerkungen. XXXIII. 475.
Textrevision. XXXIII. 533.
Personenregister. XXXIII. 551.
Möser, Justus. XXIX. 221.
Moser's, Johann Jakob, neueste kleine Staatsschriften (Rec.). XXIX. 85.
Müd, Vergebliche (Epigramm). II. 269.
Mühlbach, Der Junggesell und der (Ballade). I. 248; XXVI. 121.
Müller, Herrn Kanzler von (Gedicht). II. 450.
„ Johann von, Friedrich's Ruhm. Aus dem Französ. XXIX. 844.
Müllerin, Der Edelknabe und die (Ballade). I. 246. XXVI. 98.
Müllerin Verrath, Der (Ballade). I. 250.
Müllerin Reue, Der (Ballade). I. 252.

Müllerische, Joseph, Sammlung (von Mineralien). XXXIII. 318.
„ Nebst Steinsammlung. XXXIII. 335.
„ fernere über J. M. und dessen Sammlung. XXXIII. 337.
Müller's Uebersetzung des Cours de Littérature grecque moderne von Riso-Néroulos (Rec.). XXIX. 571.
Müllner, Auf (Gedicht: Ein strenger Mann ꝛc). III. 205.
„ „ („ Wir litten schon ꝛc). III. 206.
Mummenschanz, Der Kölner (Epigramm). II. 275.
Münter, Bekehrungsgeschichte des vormaligen Grafen J. E. Struensee (Rec.). XXIX. 41.
Münzkunde der deutschen Mittelzeit. XXVIII. 432.
Musageten, Die (Gedicht). I. 173.
Muse, Spiegel der (Gedicht). II. 11.
„ Dem Könige die. Zum näheren Verständniß des Gedichts. XXIX. 457.
Museen (Gedicht). II. 198.
„ Jenaische, und Sternwarte. XXXIV. 197.
Musen und Grazien in der Mark (Gedicht). I. 92.
„ „ Kalender der (Xenie). III. 245.
Musenalmanach, Schiller's von 1796 (Xenie). III. 294.
„ Dieser (Xenie). III. 234.
„ Voßens (Xenie). III. 245.
„ für 1773 (Rec.). XXIX. 64.
Musensohn, Der (Gedicht). I. 20.
Museum in Böhmen, Monatsschrift des vaterländischen (Rec.). XXIX. 147.
„ „ Die Gesellschaft des vaterländischen. XXXIII. 404.
Mutschenbroek, Peter van (Gesch. d. Farbenl.). XXXVI. 306.
Musterbilder (Tiran). IV. 43.
Muth (Gedicht). I. 44.
Mutter und Sohn (Hermann und T.). II. 81.
Myron's Kuh. Epigramme auf. III. 384.
Myron's Kuh. XXVIII. 459.
Myrte und Lorbeer (Gedicht). II. 446.
Mystische Erwiderung (Gedicht). III. 335.
Mythologie, heroïsche, Feerei. Aus dem Französischen des Globe. XXIX. 668.

Nachahmung, Einfache, der Natur, Manier, Stil (Ital. Reise). XXIV. 52.
„ des Schönen, Ueber bildende, von Moritz. XXIV. 489.
XXVIII. 454.
Nachbildung (Tiran). IV. 36.
Nachgefühl (Gedicht). I. 39.
Nachklang (Tiran). IV. 156.
Nachrede zu der versprochenen Vorrede (Zu den Frankfurter Anzeigen). XXIX. 76.
Nachricht an Künstler und Kunstaufgabe. XXVIII. 767.
Nachrichten, die Heimarischen Kunstausstellungen betr. XXVIII. 767.

Nachspiel zu Iffland's „Hagestolzen". XI 1 Abth. 395.
Vorbemerkung des Herausgebers. XI 1 Abth. 389.
Terrerisien. XI 1 Abth. 431.
Nacht. Die schöne (Gedicht). I. 32.
„ Gute (Divan). IV. 225.
Nacht. Tausend und eine (Rec.). XXVIII. 847.
Nachtgedanken (Gedicht). I. 180.
Nachtgesang (Gedicht). I. 57.
Nachthymne, Mahomet's (Gedicht). III. 44.
Nachtlied, Wanderers (Gedichte). I. 62 63.
Nagethiere. Die Skelette der. XXXIII. 360.
Rabe (Gedicht). I. 181.
„ des Geliebten (Gedicht). I. 70.
Napoleon, Unterredung mit. 1808 (Biogr. Einz.). XXVII 1 Abth. 323.
„ Bonaparte und das französische Volk unter seinem Konsulate (Rec.). XXIX. 115.
Napoleon's Leben. Von Walter Scott (Rec.). XXIX. 768.
Narr. Der, epilogirt (Epigramm). II. 276.
National-Versammlung (Epigramm). II. 265.
Nationalcharakter. Deutscher (Xenie). III. 253.
Nationen, Charakteristik der vornehmsten europäischen (Rec.). XXIX. 58.
Nativität (Epigramm). II. 266.
Natur (Sprüche in Prosa). XIX. 167.
„ Einfache Nachahmung der N. Manier, Stil (Ital. Reise). XXIV. 525.
„ Hrn. Holland's philos. Anmerk. über das System der (Rec.). XXIX. 96.
„ Die. XXXIV. 71.
„ Die. Erläuterung zu dem aphoristischen Aufsatz „D. N." XXXIV. 144.
„ Gemälde der organischen, von Bilbrand und Ritzen. XXXIV. 193.
„ System der, und ihrer Geschichte, von Fried. Siegmund Voigt. XXXIV. 195.
„ und Kunst (Gedicht). III. 105.
„ und Vernunft (Xenie). III. 243.
Naturbetrachtungen. Störende (Ital. Reise). XXIV. 374.
Naturformen der Dichtung (Noten zum Divan). IV. 292.
Naturfeuer- und Gluthspuren, Uralte neu entdeckte. XXXIII. 430.
Naturfreunde. An zwei Gebrüder, ehrige junge (Gedicht). II. 450.
Naturhistorische Abbildungen, Ueber die Anforderungen an, im Allgemeinen und an ophiologische insbesondere. XXXIV. 113.
Naturlehre (Ital. Reise). XXIV. 551.
Natürliche Tochter, Die (Gedicht aus dem Drama). III. 106.
Naturphilosophie. XXIX. 295.
Naturwissenschaft. Goethe's Verhältniß zur, und seine Bedeutung in derselben. Einleitung zu Goethe's naturwiss. Schriften von G. Kaufcher. XXXIII. S. XIX.
Naturwissenschaft. Zur, im Allgemeinen. XXXIV. 68.
Inhaltsverzeichniß. XXXIV. S. IV.
Einleitung des Herausgebers. XXXIV. S. VII.

Naturwissenschaft, Zur, im Allgemeinen.
Anhang und Bemerkungen. XXXIV. 349.
Textrevision. XXXIV. 285.
Personenregister. XXXIV. 291.
Naturwissenschaftliche Einzelnheiten. XXXIV. 175.
Inhaltsverzeichniß. XXXIV. S. V.
Einleitung des Herausgebers. XXXIV. S. VII.
Anhang und Bemerkungen. XXXIV. 365.
Textrevision. XXXIV. 288.
Personenregister. XXXIV. 291.
Nausikaa. Ein Trauerspiel. Fragment. X. 539.
Vorbemerkung des Herausgebers. X. 533.
Textrevision. X. 509.
Naumerk. Bilder zu Faust (Rec.). XXVIII. 850.
Neapel (Ital. Reise). XXIV. 168. 306.
Nechschebi's Tauri Nameh, übers. von Iken, mit Anmerk. von Kosegarten (Rec.). XXIX. 807.
Neckar s. Reise am Rhein. — Kunstschätze. XXVI. 267.
Nekrlich's Darstellungen aus Faust (Rec.). XXVIII. 853.
Neigung, Verhältniß N., Liebe, Leidenschaft, Gewohnheit. XXIX. 256.
Nektartropfen, Die (Gedicht). II. 177.
Nemesis (Gedicht). I. 215.
Neologen (Gedicht). II. 287.
Neoterre s. Palaophron.
Neromack. St. N.'s Vorabend (Gedicht). I. 201.
Nerl, Philipp, der humoristische Heilige (Ital. Reise). XXIV. 332.
Nett und niedlich (Epigramm). II. 269.
Netz, Magisches (Gedicht). I. 178.
Neue Heilige (Epigramm). II. 256.
Neue Liebe, neues Leben (Gedicht). I. 45.
Neueste von Plunderswellen, Das. VIII. 201.
Vorbemerkung des Herausgebers. VIII. 144.
Textrevision. VIII. 453.
Neueste Schule Tenfe. III. 245.
Neugriechisch-exotische Heldenlieder (Gedichte). II. 472.
Neugriechische Liebe Skolien (Gedichte). II. 477.
Literatur (Rec. u. Aufs.). XXIX. 561.
Volkslieder, herausgeg. von Kind (Rec.). XXIX. 563.
Neujahrslied (Gedicht). III. 25.
Neumann, Lehrbuch der Physik. XXXVI. 533.
Neurieck. Kunstsachen. XXVI. 281.
Nibelungenlied, Das, übersetzt von Karl Simrock (Rec.). XXIX. 498.
Nicolai. Auf J. G. (Epigramm). III. 198.
auf Werther's Grabe (Epigramm). III. 198.
Nicolovius, Alfred, über Goethe. XXIX. 358.
Niebuhr, Römische Geschichte (Rec.). XXIX. 145.
Nimbus (Gedicht). II. 284.

Nisami (Noten zum Diwan). IV. 258.
Noch ein Paar Diwan. IV. 45.
Nose, Karl Wilhelm. XXXIII. 371.
Notice sur la Cabinet des Medailles. XXVIII. 447.
Notiz über die Wahlverwandtschaften. XXIX. 289.
Novelle. Aus der (Gedicht). III. 213.
Novelle. XVI. 141.
Vorbemerkung des Herausgebers. XVI. 135.
Terterecision. XVI. 336.
Novemberlied (Gedicht). I. 27.
Nuguet Lazarus (Gesch. d. Farbenl.). XXXVI. 213.

Obern, An die (Tenie). III. 241.
Observations on Leonardo da Vinci's celebrated picture of the Last supper. XXVIII. 531.
Oddities, Whims and (Rec.). XXIX. 772.
Ode von Alexander Manzoni. Der fünfte Mai. II. 467.
Oden, Drei, an meinen Freund Bedrisch. III. 31.
O'Donel, Gräfin, als Eleonore (Gedicht). II. 415.
„ An Gräfin (Gedichte). II. 415.
„ An Gräfin Titinne (Gedicht). II. 431.
Oddfee, freie Nachbildung von Hedwig Hülle. XXIX. 556.
Oelgemälde. Zu einem (Gedicht). III. 172.
Oeser, An Mademoiselle, zu Leipzig (Gedicht). III. 134.
„ Epistel an Herrn (Rec.). XXIX. 30.
Offenbach. Kunstschätze. XXVI. 306.
Offenbar Geheimniß (Diwan). IV. 38.
Offenbarung, Briefe über die wichtigsten Wahrheiten der (Rec.). XXIX. 20.
Offenbarungen Gottes (Prolog.
Offne Tafel (Gedicht). I. 86.
Oktave (Gedicht an Frau von Stein). III. 91.
Olearius (Noten zum Diwan). IV. 345.
Olympische Ode, Pindar's 8te (Gedicht). III. 379.
Oper, Ueber die Trennung des Schauspiels von der. XXVII 2 Abth. 41.
Opere poetiche di Alessandro Manzoni, Vorrede zu. XXIX. 650.
Oppenheimer Dom, Der (Rec.). XXVIII. 846.
Optik, Beiträge zur. XXXV. I.
Inhaltsverzeichniß. XXXV. S. III.
Einleitung des Herausgebers. XXXV. S. IX.
Anhang und Bemerkungen. XXXV. 582.
Terterecision. XXXV. 612.
Register. XXXVI. 637.
Optik, Anzeige der Schriften Goethe's über. XXIX. 290.
Orakel, Buch- (Noten zum Diwan). IV. 260.
Ordensband, Auf das (Diwan). IV. 365.
Organischen Natur, Gemälde der, von Wilbrand und Ritgen. XXXIV. 198.
Organischer Naturen, Bildung und Umbildung. XXXIII. 8.

Orientalischer Poesie, Urelemente (Noten zum Divan). IV. 268.
Originalen, Den (Epigramm). II. 250.
Originalen, Die (Gedicht). III. 218.
Ornamente, Zahn's, und Gemälde aus Pompeji, Herkulanum und Stabiä. XXVIII. 605.
Orographique, Carte générale, et Hydrographique d'Europe. XXXIII. 424.
Orphisch, Urworte. II. 241.
Orphognosie, Von Leonhard's Handbuch der. XXXIII. 427.
Osmanischen Reichs, Graf Eduard Raczinsky's malerische Reise in einigen Provinzen des (Rec.). XXIX. 180.
Ossian, Gedichte aus. III. 373.
Osteologie, Zur, und Zoologie. XXXIII. 187.
Einleitung des Herausgebers. XXXIII. S. CXXVII.
Otfried und Isena, Ein romant. Ged. von Aug. Hagen. (Rec.). XXIX. 449.
Otranto, Die Burg von (Gedicht). III. 153.

Paar, An Graf (Gedichte). II. 436. 437.
Pächterin, Wanderer und (Ballade). I. 253.
Paket, Das Tenie). III. 237.
Pallaopron und Neoterer, Ein Festspiel. XI 1 Abth. 21.
Vorbemerkung des Herausgebers. XI 1 Abth. 13.
Schluß. XI 1 Abth. 214.
Textrevision. XI 1 Abth. 411.
Paläste in Italien. XXVIII. 371.
Palinodien, Drei (Gedichte). II. 297.
Panacee (Epigramm). II. 272.
Pandora, Ein Festspiel. X. 337.
Vorbemerkung des Herausgebers. X. 293.
Textrevision. X. 591.
Pandora, (Gedicht aus B.). III. 92.
Pantheist, Der (Tenie). III. 268.
Pantomimisches Ballet, Maskenzug. XI 1 Abth. 281.
Textrevision. XI 1 Abth. 425.
Parrenheim, An Jenny von (Gedicht). III. 367.
Pärstliche Teppiche (Ital. Reise). XXIV. 356.
Parabase (Gedicht). II. 227.
Parabeln, Buch der (Divan). IV. 191.
Parabolisch (Gedichte). II. 277; III. 211.
Paracelsus (Gedicht v. Hartenst.). XXXVI. 135.
Paradieses, Buch des (Divan). IV. 303.
Paralipomena. XXIX. 347.
Paria (Drei Balladen). I. 275.
„ Dank des (Ballade). I. 279.
„ Die drei. XXIX. 69.
„ Des G. Gebet (Ballade). I. 275.
„ Legende (Ballade). I. 276.

Park. Der (Gedicht). II. 9.
„ Haus- (Gedicht). I. 205.
„ Lilla (Gedicht). I. 168.
Parnaß Deutscher (Gedicht). I. 101.
Parodie der Alten, Ueber die. XXIX. 496.
Parodische Farben. XXXV. 191.
Parsi Nameh. Buch des Parsen (Divan). IV. 196.
Parterre spricht Das (Epigramm). II. 286.
Paßavant- und Schüblerischen Brautwaare, Dem (Gedicht). III. 314.
Pater Brey. Ein Fastnachtsspiel vom. VIII. 179.
Vorbemerkung des Herausgebers. VIII. 140.
Fortsetzung. VIII. 452.
Patriotische Farben. XXXV. 117.
Patriot. Der (Xenie). III. 253.
Patriotismus Mineralogischer (Xenie). III. 250.
Paulo post futuri (Epigramm). III. 301.
Paulus. Der neue, und sein Blumenmädchen (Gedicht). II. 41.
Pentazonium Vimariense (Baukunst). XXVIII. 365.
Peregrinus Proteus (Xenie). III. 244.
Perfectibilität (Epigramm). II. 251.
Perser. Aeltere (Noten zum Divan). IV. 238.
„ Geschichte (Noten zum Divan). IV. 243.
„ Regiment (Noten zum Divan). IV. 242.
Personen. An, zu festlichen Gelegenheiten (Gedichte). II. 397; III. 311.
Peucer. An Regierungsrath (Gedicht). III. 332.
Pfaffenspiel (Gedicht). II. 289.
Pfingsten (Gedicht). I. 202.
Pflanzen, Blumen und (Gedicht). III. 309.
„ Die Metamorphose der (Gedicht). II. 227.
„ Die Metamorphose der. XXXIII. 15.
Verfolg. XXXIII. 55.
Pfingstmontag. Der. Lustspiel (Rec.). XXIX. 468.
Phaëton. Tragödie des Euripides. XXIX. 500. 511. 514.
Phänomen (Divan). IV. 15.
Philhellenen. Bildnisse ausgez. Griechen und. v. Kratzeisen (Rec.). XXIX. 179.
Philine (Gedicht aus Wilh. Meister). I. 224.
Philipp s. Hackert und Neri.
Philister. An die (Xenie). III. 235.
Philologen, Den, empfohlen. XXIX. 252.
Philomele (Gedicht). II. 8.
Philosoph. Der, und der Schwärmer (Xenie). III. 254.
Philosophie, Einwirkung der neueren (Naturwiss.). XXXIV. 93.
Philosophie Zoologique, Principes de, par Geoffroy de St. Hilaire. XXXIV. 146.
Philostrat's Gemälde. XXVIII. 275.
Vorbemerkung des Herausgebers. XXVIII. 271.
Nachträgliches. XXVIII. 330.

Phöbos und Hermes (Gedicht). II. 11.
Physikalische Preisaufgabe der Petersburger Akademie der Wissenschaften. XXXVI. 568.
Physiognomik der Gewächse, Ideen zu einer, von Alex. von Humboldt (Rec.). XXXIV. 188.
Physiognomische Reisen (Gedicht). II. 13.
Physiognomische Fragmente. XXVIII. 471; XXXIV. 177.
Physiognomische Skizzen der Gebrüder Henschel. XXVIII. 850.
Physiologische Farben. XXXV. 90.
Physisch-chemisch-mechanisches Problem. XXXIV. 230.
Physische Farben. XXXV. 125.
Piccolomini. Bericht über die erste Aufführung in Weimar. XXVIII. 649.
Pilgernde Könige (Gedicht). II. 299.
Pilger's Morgenlied. III. 29.
Pinakothek, Weimarische (Rec.). XXVIII. 838.
Pindar's 8te Olympische Ode (Gedicht). III. 379.
Pinsel und Feder, vom Lorbeer umwunden (Gedicht). III. 163.
Planetentanz. Maskenzug. XI 1 Abth. 291.
Tertrevision. XI 1 Abth. 426.
Plastische Anatomie. XXVIII. 434.
Plato (Gesch. d. Farbenl.). XXXVI. 15.
Plato als Mitgenosse einer christlichen Offenbarung. XXIX. 480.
Platz, Geweihter (Gedicht). II. 8.
Pleß Zum Bildchen: Ruine Pl. bei Göttingen (Gedicht). II. 444.
Plinius (Gesch. d. Farbenl.). XXXVI. 51.
Plunderswellern i. Jahrmarktsfest.
Poesie, Die (Gedicht). II. 290.
„ Moralische Zwecke der (Tenie). III. 232.
Poesie, Die romantische. Maskenzug. XI 1 Abth. 304.
Tertrevision. XI 1 Abth. 427.
Poesie, Neueste deutsche. XXIX. 366.
Poetische Gedanken über die Höllenfahrt Jesu Christi (Gedicht). III. 177.
Pograd, Fahrt nach. XXXIII. 414.
Polignac, Kardinal (Gesch. d. Farbenl.). XXXVI. 319.
Polo, Marco. Noten zum Divan. IV. 329.
Polygnot's Gemälde in der Lesche zu Delphi. XXVIII. 207. 862.
Vorbemerkung des Herausgebers. XXVIII. 203.
Polydymnia. Herrmann und D.). II. 89.
Pontius Pilatus. Ueber Lavater's. XXIX. 198.
Porzdvrogeneta, den Kopf unter dem Arme (Tenie). III. 253.
Porta, Johann Baptist (Gesch. d. Farbenl.). XXXVI. 144.
Portius, Simon (Gesch. d. Farbenl.). XXXVI. 130.
Porträt der Großherzogin von Sachsen-Weimar-Eisenach (Rec.). XXVIII. 845.
Porträtkapsel (Gedicht). II. 438.
Portraits historiques, Collection des, de M. le Baron Gerard. XXVIII. 579.

Preisaufgabe fürs Jahr 1800 (Kunst). XXVIII. 772.
„ Die, fürs Jahr 1800 betreffend. XXVIII. 774.
„ auf 1801. XXVIII. 779.
„ für 1802. XXVIII. 784.
„ „ 1803. XXVIII. 786.
„ „ 1804. XXVIII. 788.
„ „ 1805. XXVIII. 795.
Preisaufgabe und Nachricht an Künstler. XXVIII. 767.
Preisertheilung, Nachricht über die Pr. 1801. XXVIII. 783.
„ Weimarische 1802. XXVIII. 786.
„ und Recensionen der eingegangenen Konkurrenzstücke (Kunst), XXVIII. 772.
Preisfrage der Akademie nützlicher Wissenschaften (Chemie). III. 253.
Priesterchor aus dem zweiten Theil der Zauberflöte. III. 55.
Priestley, Joseph (Gesch. d. Farbenl.). XXXVI. 304.
Principes de Philosophie Zoolog. par Geoffroy de St. Hilaire. XXXIV. 146.
Prisma, Beschreibung eines großen. XXXV. 33.
Prismatische Erscheinungen im Allgemeinen. XXXV. 12.
„ **Versuche**, Besondere. XXXV. 14.
Privilegium, Das (Xenie.). III. 255.
Probatum est (Epigramm). II. 256.
Problem (Epigramm). II. 257.
„ **Architektonisch-naturhistorisches**. XXXIV. 229.
„ **Physisch-chemisch-mechanisches**. XXXIV. 230.
„ und Erweiterung. XXXIV. 100.
Problematisch (Mineralogie). XXXIII. 366.
Produkte böhmischer Erdbrände. XXXIII. 381.
Programm zur Prüfung der Zöglinge der Gewerbschule, von Direktor Klöden. XXVIII. 604.
Prolog zu den neuesten Offenbarungen Gottes, verdeutscht durch Dr. Karl Friedrich Bahrdt. VIII. 249.
Vorbemerkung des Herausgebers. VIII. 247.
Textrevision. VIII. 455.
Prolog bei Eröffnung des Theaters den 7. Mai 1791. XI 1 Abth. 221.
Textrevision. XI 1 Abth. 418.
„ Gesprochen den 1. Oktbr. 1794. XI 1 Abth. 222.
Textrevision. XI 1 Abth. 419.
„ zum Lustspiel „Der Krieg". XI 1 Abth. 228.
Textrevision. XI 1 Abth. 419.
„ zum Schauspiel „Alte und neue Zeit". XI 1 Abth. 230.
Textrevision. XI 1 Abth. 420.
„ bei Wiederholung von „Was wir bringen". 1802. XI 1 Abth. 234.
Textrevision. XI 1 Abth. 421.
„ bei Eröffnung des Weimar. Theaters in Leipzig 1807. XI 1 Abth. 241.
Textrevision. XI 1 Abth. 421.
„ Halle 1811. XI 1 Abth. 246.
Textrevision. XI 1 Abth. 421.

Prolog zur Eröffnung des Berliner Theaters 1791. XI 1 Abth. 223.
Textrevision. XI 1 Abth. 423.
„ „Hans Sachs". XI 1 Abth. 264.
Textrevision. XI 1 Abth. 423.
Prometheus (Gedicht). I. 162.
Prometheus. Dramatisches Fragment. VIII. 283.
Vorbemerkung des Herausgebers. VIII. 277.
Textrevision. VIII. 390. 457.
Proömion (Gedicht). II. 223.
Prophet. Der (Fenie). III. 244.
„ spricht. Der (Diwan). IV. 92.
Propyläen. Einleitung in die. XXVIII. 7.
Vorbemerkung des Herausgebers. XXVIII. 3.
Propyläen. Verschiedene Anzeigen der. XXIX. 276. 360.
Proserpina. Ein Monodrama. VIII. 309.
Vorbemerkung des Herausgebers. VIII. 303.
Textrevision. VIII. 458.
Proserpina. Melodram von Goethe. Musik von Eberwein (Rec.). XXVIII. 708.
Proteus. Peregrinus (Fenie). III. 244.
Psyche. Amor und (Gedicht). II. 291.
„ Felsweihe-Gesang an. III. 35.
Psychologie zur Erklärung der Seelenerscheinungen, von Ernst Stiedenroth. XXXIV. 128.
Puppenspiel. Neueröffnetes moralisch-politisches. Prolog. VIII. 149.
Vorbemerkung des Herausgebers. VIII. 135.
Textrevision. VIII. 447.
Pustkuchen, Goethe und (Gedicht). III. 307.
Pyrmont. Aufenthalt in (Biogr. Einzelnh.). XXVII 1 Abth. 314.
Pyrrhonier (Gesch. d. Farbenl.). XXXVI. 14.
Pythagoras (Gesch. d. Farbenl.). XXXVI. 10.
Pythagoreer (Gesch. d. Farbenl.). XXXVI. 10.

Quarterly Review, The Foreign (Rec.). XXIX. 773.
Quellen. Historische (Fenie). III. 249.

Racinet's, Graf Eduard, malerische Reise in einigen Provinzen des osmanischen Reichs Rec.). XXIX. 180.
Rameau's Neffe. XXXI.
Inhalt. XXXI. 5.
Vorbemerkung des Herausgebers. XXXI. 7.
Textrevision. XXXI. 159.
Rameau's Neffe. Ueber, von Diderot (Biographische Einzelnheiten). XXVII 1 Abth. 159.
Rapp. An Gräfin, geb. v. Rothberg (Gedicht). III. 351.
„ Nach dem Tode ihres einzigen Sohnes (Gedicht). III. 352.
Rastlose Liebe (Gedicht). I. 54.

2.

Bulbul's Nachtlied durch die Schauer
Drang zu Allah's lichtem Throne,
Und dem Wohlgesang zu Lohne
Sperrt' er sie in goldnen Bauer.
Dieser sind des Menschen Glieder.
Zwar sie fühlet sich beschränket;
Doch wenn sie es recht bedenket,
Singt das Seelchen immer wieder.

3.

Wunderglaube.

Zerbrach einmal eine schöne Schal'
Und wollte schier verzweifeln;
Unart und Uebereil zumal
Wünscht' ich zu allen Teufeln.
Erst raf't' ich aus, dann weint' ich weich
Beim traurigen Scherbelesen;
Das jammerte Gott, er schuf es gleich
So ganz, als wie es gewesen.

---

in edles Gewand und legte ihn nieder in eine Muschel. Dort verwandelte er sich in die kostbarste Perle und glänzt jetzt in des Königs Krone." Im Schlusse von VIII. 18 ist bereits auf diese Parabel angespielt. — Vergl. Rückert's Liebesfrühling, 1. Strauß. XIV. und Herder's Gedicht Die Perle (Werke. I. S. 29). — Metrische Bearbeitungen der Parabel finden sich in den Fundgruben (I. 94) von Helmine v. Chezy, und im Morgenblatt. 1815, Nr. 102, von Haug.

2. Auch diese Parabel, obgleich die Fassung ächt Goethisch ist, beruht auf orientalischer Anschauung. Zu Grunde liegt eine Stelle in den Fundgruben (II. 109) aus persischen Quellen (Buch Nizamitan; s. Mgrm. S. 253), welche lautet: „Diese gefangene Nachtigall, die den Namen Seele führt, dient nicht dem Körper, der vielmehr ihr Käfig (Sarg) ist." — Vergl. oben IX. 6 und 7 und die Noten dazu, sowie wegen des Schlusses Werke. II. S. 199 Ländlich. — Die Schauer V. 1, die Schauer der Nacht, finden ihren Gegensatz in V. 2.

3. Wunderglaube. Erst 1827 hinzugekommen. — Wieder ganz auf dem Islam beruhend. Chardin (4. 258) führt den persischen Spruch an: „Le verre rompu se remet en son entier, combien plus l'homme peut être rétabli dans le sien, après que la mort l'a mis en pièces". Der Spruch enthält hier zugleich die Anwendung auf den Menschen. Doch scheint Goethe die Parabel ohne eine orientalische Anregung gedichtet zu haben. — Statt es in den beiden Schlußversen hätte wol sie näher gelegen; jetzt ist zu subintelligiren: das Zerbrechne, das Scherbenwesen.

Rath. Guter (Gedicht). II. 194.
Rath. Kommt Zeit, kommt (Epigramm). II. 365.
Rathsel (Epigramme). II. 262. 263. III. 205.
Rattenfänger. Der (Ballade). I. 244.
Rauch's Basrelief am Piedestal von Blücher's Statue. XXVIII. 430.
Raumer, Friedr. v., Geschichtliche Entwickelung der Begriffe von Recht, Staat und Politik Rec.). XXIX. 142.
„ Geschichte der Hohenstaufen (Rec.). XXIX. 140.
Récamier, Madame, gemalt 1805. XXVIII. 589.
Recensionen in die Frankfurter gelehrten Anzeigen. XXIX. 3.
„ und Aufsätze zur deutschen Literatur nach der italienischen Reise. XXIX. 111.
„ für die Frankfurter gelehrten Anzeigen. Vorwort zu dem Aufsatz „Ueber Goethe's Recensionen." XXIX. 349.
„ und Aufsätze zur auswärtigen Literatur. XXIX. 482.
„ einiger italienischen Zeitungen. XXIX. 658.
Rechenschaft (Gedicht). I. 88.
Recht. Künstlers Fug und (Gedicht). II. 196.
Rechtfertigung (Kunst). XXVIII. 784.
Redenden Thiere. Die, Skizzen zu Casti's Fabelgedicht. XXVIII. 560.
Redensarten, welche der Schriftsteller vermeidet ꝛc. XXIX. 253.
Reflexionen (Sprüche in Prosa). XIX. 19.
Regeln für Schauspieler. XXVIII. 682.
Regen und Regenbogen (Gedicht). II. 298.
Regenbogen (Gedicht). III. 167.
„ Ueber den. XXXVI. 578.
Regulus, eine Tragödie von Collin (Rec.). XXIX. 459.
Reichardt, An (Xenie). III. 242.
„ Vertraute Briefe aus Paris (Rec.). XXIX. 115.
Reicher, Ein, dem gemeinen Wesen zur Nachricht (Gedicht). V. 252.
Reichsanzeiger (Xenie). III. 287.
Reichthum und Blüthe (Gedicht). II. 446.
Reime auf Basedow (Gedicht). III. 314.
Reim-Kollegen (Xenie). III. 277.
Reimspruch (Epigramm). III. 209.
Reineke Fuchs (Xenie). III. 238.
Reineke Fuchs (Epos). V. 21.
Vorbemerkung des Herausgebers. V. 5.
Anhang. Uebersicht der der Goethischen Dichtung entsprechenden Stellen in anderen Dichtungen. V. 173.
Textrevision. V. 279.
Reise i. Italiänische.
Reise der Söhne Megaprazon's. Fragmente. XVI. 197.
Vorbemerkung des Herausgebers. XVI. 193.
Textrevision. XVI. 339.
Reise in die Schweiz. Aus einer, im Jahre 1797. XXVI. 17.
Vorbemerkung des Herausgebers. XXVI. 7.

Reise in die Schweiz 1797.
Anmerkungen des Herausgebers. XXVI. 163.
Textrevision. XXVI. 379.
Register. XXVI. 395.
Reise am Rhein, Main und Neckar. XXVI. 227.
Vorbemerkung des Herausgebers. XXVI. 213.
Anmerkungen „ „ XXVI. 340.
Textrevision. XXVI. 387.
Register. XXVI. 395.
Reise vom 16. Juni bis 29. August 1822. Notirtes und Gesammeltes (Biogr. Einz.). XXVII 1 Abth. 340.
Reisen durch Deutschland, Empfindsame (Rec.). XXIX. 15.
Reisechronologie, Skizze einer, 1814 (Biogr. Einz.). XXVII 1 Abth. 328.
Reisen, Physiognomische (Gedicht). II. 13.
Reisen ins südliche Frankreich (Xenie). III. 248.
Reisen u. Untersuchungen in Griechenland, von Brändstedt (Rec.) XXIX. 178.
Reisende, Neuere und neueste (Noten zum Diwan). IV. 347.
Reisenden, Einer hohen (Gedicht). II. 402.
Reisegebrung (Gedicht). I. 212.
Rembrandt der Denker. XXVIII. 397.
Rendsch Nameh. Buch des Unmuths (Tiean). IV. 77.
Requiem dem Fürsten Ligne (Gedicht). III. 221.
Requisit, Das (Xenie). III. 239.
Rettung (Gedicht). I. 19.
Retzsch, Galerie zu Shakespeare's dramatischen Werken. XXVIII. 393.
Reue, Der Müllerin (Ballade). I. 252.
Review, The Foreign Quarterly (Rec.). XXIX. 773.
Reviews, Edinburgh (Rec.). XXIX. 778.
Reunier's, Johann Peter, Stammbuch (Gedicht). III. 41.
Rezension (Gedicht). II. 280.
Rezension (Xenie). III. 256.
Rhein s. Reise am Rh. — Kunstschätze. XXVI. 207.
„ **und Main (Gedichte). II. 418.**
Rheinfall bei Schaffhausen (Schweizerreise). XXVI. 105.
Rheingau, Im. Herbsttage (Rheinreise). XXVI. 255.
Richelieu, ou la journée des dupes, comédie historique par Lemercier (Rec.). XXIX. 705.
Richter, Der berufene (Xenie). III. 255.
Ritel's Todtenfeier. XXVII 2 Abth. 74.
Riemer, An Frau Hofräthin (Gedicht). III. 352.
Riese, Erster Brief an J. J. R. (Gedicht). III. 129.
„ **Zweiter „ „ („). III. 129.**
„ **Dritter „ „ („). III. 131.**
Riesenhausen, Leben und Tod der heiligen Genovera. In 14 Blatten Rec.). XXVIII. 512.
Rinaldo (Gedicht). II. 306.
Ring, Der (Gedicht). III. 94.

Ritornell (Ital. Reise). XXIV. 196.
Ritter Kurt's Brautfahrt (Ballade). I. 298.
Rizo-Neroulos, Cours de Litterature grecque moderne (Rec.). XXIX. 566.
Müller's Uebersetzung (Rec.). XXIX. 571.
Rizzetti, Johannes (Gesch. d. Farbenl.). XXXVI. 291.
Rochlitz, Für Freunde der Tonkunst (Rec.) XXVIII. 708.
Rom, Der Chimäre in (Gedicht). II. 10.
Rom (Ital. Reise). XXIV. 114.
Roma sotterranea (Skulptur). XXVIII. 409.
Romance, German (Rec.). XXIX. 778.
Romanbelden, Gewisse (Kenn). III. 244.
Romantiker und Klassiker in Italien. XXIX. 616.
Romantische Poesie, Die. Madvig. XI 1 Abth. 304.
Textrevision. XI 1 Abth. 427.
Romanze (Ital. Reise). XXIV. 337.
Romeo und Julia, zu Shakespeare's 4. Akt.
Römer (Gesch. d. Farbenl.). XXXVI. 46.
Römer, Farbenbenennungen der. XXXVI. 44.
Römerinnen, Mode- (Gedicht). III. 385.
Römische Elegien. II. 15.
Römische Karneval. Das. XVI. 297.
Vorbemerkung des Herausgebers. XVI. 293.
Textrevision. XVI. 349.
Römische Geschichte von Niebuhr (Rec.). XXIX. 145.
„ spanische und italienische Literatur (Rec. u. Aufl.). XXIX. 597.
Römischen Elegien. Aus den (Gedicht). III. 129.
Römischer Aufenthalt, zweiter (Ital. Reise). XXIV. 345.
Römischen Theater, Frauenrollen auf dem durch Männer gespielt (Ital. Reise). XXIV. 522.
Rose, Toast zum akademischen Mittagsmahl auf der. II. 441.
Rösel, An Professor (Gedicht: Rösel's Pinsel ꝛc). III. 170.
„ „ („ Schwarz und ohne Licht). III. 171.
Rothberg. An Gräfin Rapp, geb. von (Gedicht). III. 351.
„ Nach dem Tode ihres einzigen Sohnes (Gedicht). III. 352.
Roux, Dr. Jakob, Ueber die Farben im technischen Sinne. XXVIII. 592.
Rückert, Friedrich, Oestliche Rosen (Rec.). XXIX. 453.
Ruine Pleß bei Göttingen, Zum Bildchen (Gedicht). II. 444.
Russisch. Maskenzug russischer Nationen. XI 1 Abth. 313.
Textrevision. XI 1 Abth. 429.
Ruysdael als Dichter. XXVIII. 555.

Saadi (Noten zum Divan). IV. 261.
Saarbrücken. Als ich in S. war (Lied). III. 16.
Sachsens, Hans, poetische Sendung (Gedicht). I. 113.
Sacy, An Silvestre de (Divan). IV. 373.
Saki Nameh. Das Schenkenbuch (Divan). IV. 171.
Sakontala (Gedicht). III. 124.

Salomo's, Königs von Israel und Juda, sämtliche Werke von der Taufe bis zum Tode. III. 213.
Salvandy, Don Alonso, oder Spanien (Vorwort d. Red.). XXIX. 714.
Sammler, Der, und die Seinigen. XXVIII. 107.
Vorbemerkung des Herausgebers. XXVIII. 105.
Sammlung künstl. ausgeschnittener Landschaften. In eine (Gedicht). II. 445.
Samolata, Lucian von (Leute). III. 244.
Sampayo, Diego de Carvalho e (Gesch. d. Farbenl.). XXXVI. 378.
Sänger, Der (Ballade). I. 228.
Sängers, Dank des (Gedicht). II. 424.
„ Buch des (Diwan). IV. 3.
Sankt-Rochusfest zu Bingen (Rheinreise). XXVI. 229.
Sanscullottismus, Literarischer. XXIX. 287.
Satyros oder der vergötterte Waldteufel. Drama. VIII. 217.
Vorbemerkung des Herausgebers. VIII. 144.
Textrevision. VIII. 454.
Scaliger, Julius Cäsar (Gesch. d. Farbenl.). XXXVI. 132.
Schädelgerüst, Das, aus sechs Birkelknochen aufgebaut. XXXIII. 253.
Schadenfreude (Gedicht). I. 36.
Schäfer, Der (Lied aus Jery und Bätely). III. 18.
Schäfers Klagelied (Gedicht). I. 55.
Schaffhausen und der Rheinfall (Schweizerreise). XXVI. 105.
Schaffhausen, Von, nach Stäfa (Schweizerreise). XXVI. 112.
Schah Sedichah, An, und Seinesgleichen (Diwan). IV. 75.
Schardt, An Kirms und von (Gedicht). III. 334.
Schauspiel, Englisches, in Paris. XXVIII. 742.
„ Französisches, in Berlin. XXVIII. 744.
Schauspiele, Neue (Rec.). XXIX. 23.
Schauspieler, Regeln für. XXVIII. 682.
„ Jugend der. XXVIII. 699.
Schauspielerin (Leute). III. 349.
Schauspiels, Ueber die Trennung des, von der Oper. XXVII 2 Abth. 41.
Schatzgräber, Der (Ballade). I. 242.
Schellhorn, An Rath (Gedicht). III. 345.
Schenke spricht (Diwan). IV. 177.
„ (Diwan: Heute hast Du ꝛc.). IV. 183.
„ („ Nennen Dich ꝛc.). IV. 184.
Schenken, Dem (Diwan). IV. 176.
Schenkenbuch, Das (Diwan). IV. 171.
Scheintod (Gedicht). I. 37.
Scherffer, Karl (Gesch. d. Farbenl.). XXXVI. 336.
Scherz, List und Rache. Ein Singspiel. IX. 199.
Vorbemerkung des Herausgebers. IX. 195.
Textrevision. IX. 318.
Scherz, List und Rache. Lied aus (Nacht o holde ꝛc.). III. 19.
„ „ Lyrisches Gedicht aus. III. 88.
Scherze (Gedicht). III. 46.

Schicksal und Antheil (Hermann und D.). II. 63.
Schiller. An (Gedicht). III. 335.
„ An Fräulein von (Gedicht). III. 339.
„ Epilog zu Sch.'s Glocke (Gedicht). I. 136.
„ Epilog zu Sch.'s „Glocke". XI 1 Abth. 297.
Tertiär-Epoche. XI 1 Abth. 421.
„ Erste Bekanntschaft mit Sch. (Biogr. Einz.). XXVII 1 Abth. 309.
Verneres. XXVII 1 Abth. 312.
„ Zu Sch.'s und Iffland's Andenken. XXVIII. 700.
Schiller. The Life of Friedrich (Rec.). XXIX. 780.
Schiller's Leben von Thomas Carlyle. Vorwort. XXIX. 781.
„ Wallenstein. From the German (Rec.). XXIX. 784.
„ Braut von Messina (Gedicht). III. 67.
„ Musenalmanach von 1796 (Xenie). III. 234.
„ Schädel. Bei Betrachtung von (Gedicht). III. 190.
„ dramat. Bearbeitung der Wallensteinischen Geschichte. XXVIII. 696.
Schink's Faust (Xenie). III. 246.
Schlafregen (Epigramm). III. 208.
Schlechter Trost (Distich). IV. 50.
Schlesien, Feldlager in (Gedicht). III. 123.
Schlosser. An Hieron. Peter (Gedicht). III. 316.
„ Universalhistorische Uebersicht der Geschichte der alten Welt (Rec.). XXIX. 144.
Schlußpoesie (Epigramm). II. 274.
Schmeichler, Der Demoiselle (Gedicht). III. 363.
Schmidt, Georg Friedrich (Kunst). XXVIII. 509.
Schmierer, An Schwätzer und (Xenie). III. 239.
Schneider-Courage (Epigramm). II. 251.
Schön, Immer (Gedicht). II. 291.
Schöne, Herr (Gedicht). III. 305.
Schönen Künste, Allgemeine Theorie der, von Sulzer (Rec.). XXIX. 5.
Schönheit, Geist und, im Streit (Gedicht). II. 297.
Schopenhauer, Gabriele (Rec.). XXIX. 379.
Schöpfung durch Feuer (Xenie). III. 250.
Schorcel, Das Hinscheiden der Maria (Rec.). XXVIII. 851.
Schreibfehler, Hör-, Schr.- und Druckfehler. XXIX. 255.
Schriften für Damen und Kinder (Xenie). III. 238.
Schriften zur Kunst s. Kunst.
Schröder's Stammbuch, In S. S. (Gedicht). III. 134.
Schröter, An Korona (Gedicht). III. 408.
Schübler, Dem Pastorant- und Sch.'schen Brautpaare (Gedicht). III. 314.
Schul-Ephoria (Epigramm). III. 206.
Schule, Ein Meister einer ländlichen (Gedicht). II. 280.
Schule, Neueste (Xenie). III. 245.
Schule, Triumph der (Xenie). III. 250.
Schütz, Wilhelm, Irrthümer und Wahrheiten. XXIX. 750.
Schützen, Zeichen des (Xenie). III. 245.

Schwachheit, Unschuldige (Xenie). III. 249.
Schwager Kronos. An (Gedicht). I. 134.
Schwärmer. Der Philosoph und der (Xenie). III. 254.
Schwarze, weiße, graue Körper und Flächen. XXXV. 51. 65.
Schwarzen Meer. Zu dem Bilde einer Hafenstadt am (Gedicht). III. 173.
Schwätzer und Schmierer. An (Xenie). III. 239.
Schweiz s. Briefe a. Reise.
Schweizeralpe (Gedicht). II. 12.
Schweizerlied (Gedicht). I. 96.
Schwerspath. Zur Naturgeschichte des Bologneser. XXIV. 568.
Scott, Walter. Leben Napoleon's (Rec.). XXIX. 768.
Séance (Gedicht). II. 286.
Sebus, Johanna (Ballade). I. 280.
Sebschan. An Schah- und Seinesgleichen (Divan). IV. 73.
See. Auf dem (Gedicht). I. 50.
Seefahrt (Gedicht). I. 159.
Segensspänder (Divan). IV. 6.
Sehen. Das, in subjektiver Hinsicht, von Purkinje (Naturw.). XXXIV. 119.
Sehnsucht (Gedichte). I. 57; III. 402.
„ (Lied). III. 12.
„ Selige (Divan). IV. 26.
Seidenzeug. Gewässertes. XXXVI. 496.
Selbstbetrug (Gedicht). I. 23.
Selige Sehnsucht (Divan). IV. 26.
Sendeblätter. Denk- und (Gedichte). II. 397; III. 311.
Sendschreiben (Gedicht). II. 192.
Sendung, Hans Sachsens poetische (Gedicht). I. 113.
Senefelder. Musterbuch d. lithographischen Druckerei (Rec.). XXVIII. 881.
Serben, Volkslieder der, übersetzt von Fräul. v. Jakob. XXIX. 586.
Serbische Volkslieder (Rec. und Aufs.). XXIX. 575.
„ Lieder. XXIX. 575.
„ Gedichte. XXIX. 589.
Serbischer Literatur. Das Neueste. XXIX. 592.
Serenate (Aus Klaudine von Villa Bella). III. 21.
Servian popular poetry, translated by John Bowring (Rec.). XXIX. 586.
Sesenheim. Auf einen Baum im Wäldchen bei (Gedicht). III. 17.
„ Nach (Gedicht). III. 40.
Sendold. Schreiben über den Power (Rec.). XXIX. 43.
Shakespeare. Gallerie zu Sh.'s dramatischen Werken von Moritz Retzsch. XXVIII. 593.
„ und kein Ende. XXVIII. 729.
„ The first edition of the Tragedy of Hamlet (Rec.). XXIX. 746.
„ zu Romeo und Julia s. Chor.
Shakespearetag. Zum. XXIX. 101.
Sicherheit. Die (Xenie). III. 254.
Sicherung meines (Goethe's) literarischen Nachlasses. XXIX. 344.

Sie. An (Gedicht: Bist Du's nicht ꝛc.). III. 97.
„ „ („ Ist das Chaos ꝛc.). III. 95.
„ „ („ Schwerter, welche Dich ꝛc.). III. 98.
Sie. Für (Epigramm). II. 270.
Sie kann nicht enden (Gedicht). I. 214.
Siebenschläfer (Tirau). IV. 221.
Silvie. An (Gedicht). II. 400.
Sined's des Barden. Die Lieder (Rec.). XXIX. 92.
Sirene. Die neue (Gedicht). III. 125.
Sirvokus (Xenie). III. 246.
Sivers. An Frau H. D. v. Berg, geb. v. (Gedicht). III. 330.
Sizilianische Steinarten. Verzeichniß. XXIV. 571.
Sizilianisches Lied (Gedicht). I. 95.
Sizilien (Ital. Reise). XXIV. 213.
„ Architektur in. XXVIII. 368.
Skulptur. Verschiedenes über. XXVIII. 375.
Slevoigt. Christ. Ant. Aug. Todtenfeier. XXVII 2 Abth. 77.
Snellius. Willibrord (Gesch. d. Farbenl.). XXXVI. 164.
Sohn. Mutter und (Herrmann und D.). II. 81.
Soldatenchor zu Wallenstein's Lager (Gedicht). III. 49.
Soldatentrost (Epigramm). II. 257.
Solger's nachgelassene Schriften und Briefwechsel (Rec.). XXIX. 217.
Sommer. Im (Gedicht). I. 51.
„ (Gedichte aus den vier Jahreszeiten). II. 167.
Sommernacht (Tirau). IV. 187.
Sonne. Thal und. An Gesunde und Genesende (Gedicht). II. 455.
Sonnenfels. Ueber die Liebe des Vaterlandes (Rec.). XXIX. 26.
Sonnett. Das (Epigramm). II. 248.
Sonnette (Gedichte). I. 207; III. 103.
Sontag. An die Sängerin Henriette (Gedicht). III. 347.
Sorge (Gedicht). I. 63.
Sorgen. Süße (Gedicht). II. 10.
Sounet, Elisabeth de France. Tragédie (Rec.). XXIX. 701.
Spektakl. Londoner (Gesch. d. Farbenl.). XXXVI. 241.
Spanische Literatur (Rec. u. Aufs.). XXIX. 397.
„ Romanzen, überl. von Beauregard Pankin (Rec.). XXIX. 606.
Speckschen Gemäldesammlung. Verzeichniß der (Rec.). XXVIII. 846.
Spiegel. Der goldne, oder die Könige von Scheschian (Rec.). XXIX. 54.
„ der Muse (Gedicht). II. 11.
„ der großen Welt von Karoline von Woltmann (Rec.). XXIX. 384.
„ Der treue (Xenie). III. 243.
„ Frau von, ins Stammbuch (Gedicht). II. 448.
„ In das Stammbuch des Fräulein Melanie von (Gedicht). III. 365.
Spiegelungen. Wiederholte. XXIX. 856.
Spinnerin. Die (Ballade). I. 244.
Spontini. Die Athenerinnen. Große Oper (Rec.). XXIX. 707.
Sprache (Epigramm). II. 249.

Sprache, Deutsche. XXIX. 244.
Sprachen, Todte (Xenie). III. 253.
„ Aus fremden (Gedicht). II. 437; III. 369.
Sprat, Thomas (Gesch. d. Earl-ord.). XXXVI. 241.
Sprichwörtlich (Gedicht). II. 319.
Spröde, Die (Gedicht). I. 18.
„ An seine (Gedicht). I. 173.
Spruch, Widerspruch (Epigramm). II. 260.
Sprüche, Buch der (Tiran). IV. 94.
Sprüche in Prosa. Eigenes und Angeeignetes. XIX. 17.
Vorbemerkung des Herausgebers. XIX. 3.
Register. Die Sprüche in alphabetischer Ordnung nach den Anfangsworten. XIX. 229.
Namen-Register. XIX. 241.
Sach-Register. XIX. 247.
St. Peronnet's Vorabend (Gedicht). I. 204.
Staaten, Den vereinigten (Xenie). III. 264.
Staatswagen, Der Dichter im (Gedicht). III. 49.
Stael, Frau von (Biogr. Einz.). XXVII 1 Abth. 318.
Stäfa, Von, auf den Gotthard und zurück (Schweizerr.). XXVI. 123.
Stadthaus, Auf dem (Gedicht). III. 63.
Stammbuch, Aus einem, von 1604 (Gedicht). I. 199.
„ In ein (Gedicht). III. 353.
„ In das, der Gräfin Ima Brühl (Gedicht). III. 122.
„ In das, des Professor Döbler (Gedicht). III. 365.
„ In das, der Frau Durand-Engels (Gedicht). V. 364.
„ In das, des Sohns (Gedicht). V. 256. 263.
„ In das, meinem lieben Enkel Walter von Goethe (Gedicht). III. 353.
„ In Iffland's (Gedicht). III. 125.
„ In das, von Bernhard von Knebel (Gedicht). III. 307.
„ In das, von Friedr. Max Moor (Gedicht). III. 313.
„ Johann Peter Reymer's (Gedicht). III. 41.
„ In F. L. Schröder's (Gedicht). III. 124.
„ Frau von Spiegel ins (Gedicht). II. 448.
„ In das, des Fräulein Melanie von Spiegel (Gedicht). III. 365.
„ In das, des Frhr von Stein (Gedicht). III. 122.
Stammbuch-Weihe (Gedichte). II. 416; III. 347.
Stammbuchs-Verse (Gedicht). III. 268.
Stände, Die drei (Xenie). III. 253.
Stapfer, Notice sur la Vie et les Ouvrages de Goethe (Rez.). XXIX. 602.
Stein, Gedichte an Frau von. III. 86. 120. 121.
„ In das Stammbuch des Frhr von (Gedicht). III. 122.
Steinarten, Verzeichniß von Gebirgs- und St., auf der italiänischen Reise gesammelt. XXIV. 365.
Steine, Verzeichniß geschnittener, im Museum zu Berlin. XXVIII. 441.
Steinsammlung, Aechte Jolerd Müllersche. XXXIII. 313. 335. 337.

Stella. Ein Trauerspiel. VIII. 89.
Vorbemerkung des Herausgebers. VIII. 81.
Textversion. VIII. 440.
Stellung der Deutschen zum Auslande. XXIX. 268.
Stern, Leuchtender, über Dinkelsbühl. Blut und Tinte (Gedicht). III. 169.
Sternberg, An Graf Kaspar (Gedicht: Erntungsgefühlen u.). III. 344.
„ „ („ Komm wie jugendlichen ꝛc.). III. 344.
„ „ („ Bei seiner Abreise von Weimar). III. 345.
„ „ („ In das Album des). III. 345.
Sterne Lorens. XXIX. 749.
Sternheim, Geschichte des Fräuleins von, herausgeg. von Wieland (Rec.). XXIX. 11.
Sternwarte, Jenaische Museen und. XXXIV. 197.
Stickerin, Der vollkommenen (Gedicht). II. 449.
Stiedenroth, Psychologie z. Erklär. d. Seelenerscheinungen. XXXIV. 126.
Stier, Fossilien. XXXIII. 279.
Stiftungslied (Gedicht). I. 70.
Stil, Einfache Nachahmung d. Natur. Manier. St. (Ital. Reise). XXIV. 325.
Stirbt der Fuchs, so gilt der Balg (Gedicht). I. 15.
Stockblinden, Die (Xenie). III. 249.
Stoff und Gehalt, zur Bearbeitung vorgeschlagen. XXIX. 231.
Stolberg, An Auguste Gräfin zu (Gedicht). III. 85.
Stolberg, Voß contra (Gedicht). III. 302.
„ (Biogr. Einl.). XXVII 1 Abth. 396.
Storches, Beruf des (Gedicht). III. 217.
Stoßgebet (Xenie). III. 241.
„ (Gedicht). V. 250.
Stoßseufzer (Epigramm). II. 251.
Stotternheimer Saline, Die ersten Erzeugnisse der (Gedicht). III. 356.
Strahlungen, Von den. XXXV. 37.
Straßburger Münster, Goethe's Zusatz zu C. Beisserée's „Herstellung des Str. M." XXVIII. 363.
Stratus (Gedicht). II. 233.
Strauß, Mit einem (Gedicht an Frau von Stein). III. 91.
Sträußchen, Das, Altböhmisch (Gedicht). II. 470.
Strophe zum Wanderlied. III. 58.
Struensee, Regierungsgeschichte des vormaligen Grafen J. F. Von Dr. F. Münter (Rec.). XXIX. 41.
Studien (Gedicht). II. 197.
Studien, Kritische (Xenie). III. 245.
Stundenmaß der Italiäner (Ital. Reise). XXIV. 519.
Sturm, Johann Christoph (Gesch. d. Farbenl.). XXXVI. 211.
Sturmlied, Wanderers (Gedicht). I. 155.
Stuttgart, Von, nach Tübingen (Schweizerreise). XXVI. 87.
Suleika (Divan). IV. 78. 124. 126. 155. 159. 166.
„ An (Divan). IV. 120. 134.

Suleika Nameh. Buch Suleika (Divan). IV. 121.
„ Buch (Divan, Gedicht). IV. 149.
Sulzer (Xenie). III. 247.
„ Allgemeine Theorie der schönen Künste (Rec.). XXIX. 5.
„ Die schönen Künste (Rec.). XXIX. 68.
Süße Sorgen (Gedicht). II. 10.
Sygben, Nicolai de, Chronicon Thuringicum. XXIX. 139.
Symbole (Gedicht). II. 296.
Symbolischer Behandlung, Beispiele. XXVIII. 541.
Symbolum (Gedicht). II. 429.
Symbole, Analyse und (Naturwiss.). XXXIV. 141.
Systeme. Die (Xenie). III. 252.
Szymanowska, An Madame (Gedicht). III. 344.
„ An Madame Marie (Gedicht). II. 453.

Tafel, Offne (Gedicht). I. 86.
Tag, Tausend u. ein, nach von der Hagen's Uebersetzung (Rec.). XXIX. 806.
Tag- und Jahreshefte. XXVII 1 Abth. 1.
Inhalt. XXVII 1 Abth. S. III.
Einführung des Herausgebers. XXVII 1 Abth. S. V.
Anmerkungen des Herausgebers. XXVII 1 Abth. 361.
Nachträge. XXVII 1 Abth. 655.
Textrevision. XXVII 1 Abth. 561.
Register. Die Absätze dieser und der Biogr. Einzelnd. nach ihrer Jahreszusammengehörigkeit. XXVII 1 Abth. 567.
„ Goethe's Dichtungen, Schriften u. dergl. in dens. und den Biogr. Einzelnd. XXVII 1 Abth. 569.
Sachregister. XXVII 1 Abth. 575.
Geographisches Register. XXVII 1 Abth. 579.
Personenregister. XXVII 1 Abth. 586.
Nachträge. XXVII 1 Abth. 655.
Entstehung der biographischen Annalen. XXIX. 327.
Tagebuch, Geognostisches, der Harzreise. XXXIII. 438.
Tagesseiten, Chinesisch-Deutsche Jahres- und (Gedicht). III. 155.
Talismane (Divan). IV. 8.
Talleyrand, Karl Moritz von, Prinz von Benevent ꝛc., gemalt 1808. XXVIII. 585.
Tankred. Ein Trauerspiel. X. 453.
Vorbemerkung des Herausgebers. X. 449.
Textrevision. X. 595.
Tanz, Wechsellied zum (Gedicht). I. 22.
Tänzerin Grab, Der. XXVIII. 401.
Tarantella, Die (Ital. Reise). XXIV. 550.
Taranowitz, An die Gnädigen zu (Gedicht). III. 124.
Taschenbuch (Xenie). III. 246.
Tascheraw, Histoire de la Vie et des ouvrages de Molière (Rec.). XXIX. 735.

4.

Die Perle, die der Muschel entrann,
Die schönste, hochgeboren,
Zum Juwelier, dem guten Mann,
Sprach sie: Ich bin verloren!
Durchbohrst Du mich, mein schönes All,
Es ist sogleich zerrüttet,
Mit Schwestern muß ich, Fall für Fall,
Zu schlechten sein gekittet.

„Ich denke jetzt nur an Gewinn,
Du mußt es mir verzeihen;
Denn wenn ich hier nicht grausam bin,
Wie soll die Schnur sich reihen?“

5.

Ich sah mit Staunen und Vergnügen
Eine Pfauenfeder im Koran liegen:
Willkommen an dem heil'gen Platz,
Der Erdgebilde höchster Schatz!
An Dir, wie an des Himmels Sternen,
Ist Gottes Größe im Kleinen zu lernen,

---

4. Von Goethe bereits am 5. August 1815 Sulpiz Boisserée (I. 361) vorgelesen. — Eine orientalische Quelle dafür ist nicht aufgefunden. Jedoch kommt das Bild von Perlen und der Perlenschnur bei den orientalischen Dichtern ebenso vor wie in unserm Divan (oben VIII. 18). Zum Besten der Perlenschnur, des höheren Ganzen, muß sich die Perle, der Einzelne, opfern. Vergl. Rückert's Vierzeilen vom Mauerstein (I. 45), und das Distichon:

„Immer strebe zum Ganzen, und kannst Du selber kein Ganzes
Werden, als dienendes Glied schließ an ein Ganzes Dich an“
(Goethe's „Vier Jahreszeiten“, Nr. 45).

Gekittet, gebräuchlich neben gekittet. Rückert (Weish. d. Brahm., 142) reimt auf zerrüttet: „Der Eintracht Kitt verkittet.“

5. Trägt das Datum des 17. März 1815. — Nach Saadi (Rosengarten, übers. von Neffelmann, Abth. III. Nr. 20):

„Eine Pfauenfeder fand ich in den Blättern des Koran;
Diese Ehre, sprach ich, scheint mir doch zu hoch für Deinen Werth.
Schweigend sprach sie, wer sich einer Schönheit, einen Werthes freut,
Wo er immer hinkommt, Niemand sich verächtlich von ihm kehrt“;

nach Herder (Blumenlese, S. 108):

„Eine Pfauenfeder lag zwischen Blättern des Koran:
Stolze, sprach ich, zu hoch ist diese Stelle für Dich!
Nicht antwortete sie; wohin die schöne Gestalt kommt,
Ist sie an ihrem Platz; Jeder vergönnet ihr sie.“

Tasso, Le drame historique par M. Alexandre Duval (Rec.). XXIX. 693.
Tasso s. Torquato.
Taube. Adler und (Gedicht). I. 160.
Tauris s. Jphigenie.
Tausend u. ein Tag, nach von der Hagen's Uebersetzung (Rec.). XXIX. 806.
Tavernier und Chardin, Noten zum Diwan). IV. 346.
Tedaldi-Fores, Carlo, Meditazioni poetiche. XXIX. 627. 628.
Teleolog. Ter (Xenie). III. 239.
Telesius, Bernhardinus (Geich. d. Farbenl.). XXXVI. 141. 546.
Tempel des Jupiter Serapis zu Puzzuolo. XXXIV. 235.
Tefkir Nameh. Buch der Betrachtungen (Diwan). IV. 56.
Terzine. Dürftige (Ital. Reise). XXIV. 358.
Terminologie. Howard's. XXXIV. 23.
Terpsichore (Herrmann und D.). II. 69.
Tetralogien der Griechen. Die tragischen (Rec.). XXIX. 493.
Teufelchen. Zwei, und Amor (Scene zu Faust). XIII. 233.
Teutscher Merkur (Gedicht). III. 294.
Thaer's Jubelfest. Zu (Gedicht). II. 455.
Thal und Sonne. (An Gesunde und Genesende.) (Gedicht). II. 455.
Thalia (Herrmann und D.). II. 77.
Theater, 1815 (Biogr. Einz.). XXVII 1 Abth. 330.
„ Deutsches. XXVIII. 705.
„ Eröffnung des Weimarischen. XXVIII. 630.
„ Frauenrollen, auf dem Römischen Th. durch Männer gespielt (Ital. Reise). XXIV. 522.
„ Leipziger. XXVIII. 628.
„ Schilderungen einiger Personen des Frankfurter (Schweizerreise). XXVI. 36.
„ Ueber das deutsche. XXVIII. 716.
„ Verschiedenes über. XXVIII. 619.
„ Weimarisches Hoftheater. XXVIII. 673.
Theatralalmanach für das Jahr 1773 (Rec.). XXIX. 81.
Theaterreden. XI 1 Abth. 221.
Inhalt. XI 1 Abth. 3.
Vorbemerkung des Herausgebers. XI 1 Abth. 217.
Tertrevision. XI 1 Abth. 418.
Theatersaal, Weimarischer neudekorirter. XXVIII. 636.
Theaterscenen. XI 1 Abth. 207.
Inhalt. XI 1 Abth. 3.
Vorbemerkung des Herausgebers. XI 1 Abth. 206.
Tertrevision. XI 1 Abth. 417.
Theegesellschaft, An die (Gedicht). III. 48.
Theorbrast von den Farben. XXXVI. 25.
Theoretiker (Xenie). III. 254.
Theorie der bildenden Künste, Zur. XXIV. 515.
Thiere, Metamorphose der (Gedicht). II. 290.
Thiere, Begünstigte (Diwan). IV. 217.

Thränen, Trost in (Gedicht). I. 56.
Thule, Der König in (Ballade). I. 284.
Thyleſius, Antonius (Geſch. d. Farbenl.). XXXVI. 116.
Tieck, Die Verlobung (Rec.). XXIX. 383.
Tieck's Dramaturgiſche Blätter (Rec.). XXVIII. 755.
Timur, Der Winter und (Divan). IV. 118.
„ ſpricht (Divan). IV. 93.
„ Nameh. Buch des Timur (Divan). IV. 118.
Tiſch, Ueber (Gedicht). III. 40.
Tiſchbein, An (Gedichte). II 400. 401.
Tiſchbein's Wilhelm, Idyllen (Gedichte). II. 202; III. 164.
„ **Zeichnungen des Ammazzements der Schweine in Rom.** XXVIII. 595.
Tiſchlied (Gedicht). I. 77.
„ zu Zelter's ſiebzigſtem Geburtstag. III. 359.
Titian, Kurfürſtlich nach. XXVIII. 563.
Toaſt beim akademiſchen Mittagsmahl auf der Roſe (Gedicht). II. 441.
„ zum Sanktage (Gedicht). II. 446.
Tochter, Die natürliche. Trauerſpiel. X. 18.
Vorbemerkung des Herausgebers. X. 7.
Textrevision. X. 583.
Tochter, Die natürliche. Schema zur Fortſetzung. X. 111.
Vorbemerkung des Herausgebers. X. 104.
Textrevision. X. 586.
Todeslied eines Gefangenen (Gedicht). V. 252.
Todte Sprachen (Xenie). III. 255.
Todtentanz, Der (Ballade). I. 361.
Tonkunſt, Für Freunde der, von Kochlitz (Rec.). XXVIII. 758.
Torquato Taſſo. Ein Schauſpiel. VII. 197.
Vorbemerkung des Herausgebers. VII. 183.
Textrevision. VII. 502.
Totalität (Epigramm). II. 252.
Trade, Franzöſiſche Grillen an (Gedicht). III. 133.
Trauerloge (Gedicht). II. 426.
Trauerſpiel in der Chriſtenheit. Fragmente einer Tragödie. X. 561.
Vorbemerkung des Herausgebers. X. 554.
Textrevision. X. 599.
Traum, Glück und (Gedicht). I. 32.
Treiben, Genialiſch (Epigramm). II. 252.
Trier (Gedicht). III. 125.
Trilogie der Leidenſchaft (Gedichte). I. 185.
Triumph, Der, der Empfindſamkeit. Eine dramatiſche Grille. VIII. 327.
Vorbemerkung des Herausgebers. VIII. 321.
Textrevision. VIII. 560.
Triumph der Schule (Xenie). III. 250.
Triumvirat (Gedicht). III. 296.
Trocken zu Gleichniſſen, Uebergang von (Noten zum Divan). IV. 284.

Trost, Schlechter (Divan). IV. 30.
„ in Thränen (Gedicht). I. 56.
Trug' Lug oder (Epigramm). II. 264.
Touti Nameh. Nachschrift, übers. von Iken, mit Anmerk. von Kosegarten (Rec.). XXIX. 807.
Tübingen, Von nach Schaffhausen (Schweizerreise). XXVI. 100
Tüchtig, Derb und (Divan). IV. 21.
Tugend, Liebe und (Gedicht). III. 29.
Tugenden, Die weiblichen. Maskenzug. XI 1 Abth. 200.
Textrevision. XI 1 Abth. 425.
Typus (Gedicht). II. 197.

Ueber Tisch (Gedicht). III. 40.
Ueberall, Immer und (Gedicht). I. 194.
Ueberlieferungen (Noten zum Divan). IV. 255.
Ueberraschen, Mächtiges (Gedicht). I. 209.
Ueberschriften zu gewissen Melodien (Xenie). III. 241.
Uebersendung einer Artischocke, Bei. III. 365.
Uebersetzungen (Noten zum Divan). IV. 359.
„ aus dem Französischen. XXIX. 817.
Ugolino Gherardesca, ein Trauerspiel, herausgeg. von Böhlendorf (Rec.). XXIX. 463.
Uhr, Vergleichungskreis der italiänischen und deutschen (Ital. Reise). XXIV. 41.
Ulrich's Garten, Zum Büdchen von (Gedicht). II. 445.
Ultimatum (Gedichte). II. 237; III. 300.
Umgekehrt (Epigramm). II. 264.
Umrisse nach altitalienischen und altdeutschen Gemälden. Von Wendelstädt (Rec.). XXVIII. 847.
Umwälzung (Xenie). III. 242.
Unbegrenzt (Divan). IV. 85.
Unbewußte Liebe (Gedicht). III. 401.
Undine, Der zierlichsten (Gedicht). II. 434.
Ungeduld (Gedicht). I. 193.
Ungleiche Heirath (Gedicht). II. 9.
Ungleichen I. Hausgenossen.
Unmuths, Buch des (Divan). IV. 77.
Unschuld (Gedicht). I. 36.
Unschuldige Schwachheit (Xenie). III. 249.
Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten. XVI. 23.
Vorbemerkung des Herausgebers. XVI. 7.
Textrevision. XVI. 327.
Unterschied, Der (Xenie). III. 254.
Unüberwindlich (Gedicht). III. 57.
Unvermeidlich (Divan). IV. 54.
Urania (Herrmann und D.). II. 117.
„ (Xenie). III. 268.

Uranius, An (Gedicht). II. 402.
Urne auf einem bunten Teppich (Gedicht). III. 169.
Ursprüngliches (Epigramm). II. 258.
Ursprungs wissenschaftlicher Entdeckungen, Allgemeine Betrachtung über den Einfluß des (Naturwiss.). XXXIV. 92.
Urstier, Zweiter. XXXIII. 286.
Urtheilskraft, Anschauende (Naturwiss.). XXXIV. 97.
Urtheilsworte französischer Kritiker. XXIX. 736.
Urworte. Orphisch. II. 241.
Uschk Nameh. Buch der Liebe (Tiran). IV. 43.

Valet (Gedicht). II. 299.
Valle, Pietro della (Noten zum Diwan). IV. 331.
Vanitas! vanitatum vanitas! (Gedicht). I. 83.
Varnhagen von Ense, Biographische Denkmale (Rec.). XXIX. 181. 183.
Vater, Der dem Kinde, Grabschrift (Gedicht). II. 447.
Vaterlandes, Ueber die Liebe des, von J. v. Sonnenfels (Rec.). XXIX. 26.
Vaudevilles (Ital. Reise). XXIV. 537.
Veilchen, Das (Ballade). I. 229.
Venedig (Ital. Reise). XXIV. 56.
Venetianische Epigramme. II. 135; III. 147; V. 255.
Veni Creator Spiritus (Gedicht). III. 64.
Venus, An die (Gedicht). III. 26.
Verbindungen, Die gefährlichen (Xenien). III. 248.
Vereinigten Staaten, Den (Xenien). III. 264.
Verfehlter Beruf (Xenien). III. 242.
Vergangenes, Im Gegenwärtigen (Diwan). IV. 18.
Vergleich, Kein (Epigramme). II. 271.
Vergebliche Müh' (Epigramm). II. 260.
Vergnügliches, Der liebenden, zum Geburtstage (Gedicht). II. 429.
Verhältniß, Neigung, Liebe, Leidenschaft, Gewohnheit. XXIX. 256.
Verkehr, Gehindertes (Gedicht). II. 220.
Verlobung, Die, eine Novelle von Ludwig Tieck (Rec.). XXIX. 388.
Verlust, Erster (Gedicht). I. 38.
Vermächtniß (Gedichte). III. 191. 364.
— altpersischen Glaubens (Diwan). IV. 198.
Vermischte Gedichte. I. 99; III. 23.
Vernunft, Natur und (Xenien). III. 243.
Vernünftige Betrachtung (Xenien). III. 235.
Verona bis Venedig (Ital. Reise). XXIV. 53.
Verrath, Der Müllerin (Ballade). I. 250.
Verschiedene Prüfung (Gedicht). III. 28.
Verschwiegenheit (Gedicht). II. 425.
Verse, Gnomische (Gedicht). III. 119.
Versuch, Der als Vermittler von Objekt u. Subjekt (Naturwiss.). XXXIV. 74.
Versuchung (Gedicht). II. 9.
Versunken (Diwan). IV. 47.

Versus Memoriales (Epigramm). II. 255.
Versus Memoriales zur Verbreitung und Festhaltung der zwei wichtigsten natürlichen Systeme (Epigramm). III. 263.
Vertrauen (Epigramm). II. 270.
Verulam, Baco von (Gesch. d. Farbenl.). XXXVI. 148.
Vielrath (Epigramm). II. 271.
Vier Gnaden (Divan). IV. 10.
Vier Jahreszeiten (Gedichte II. 163.
Virtuose, Der (Xenie). III. 249.
Vögel, Die. Nach dem Aristophanes. VIII. 371.
Vorbemerkung des Herausgebers. VIII. 367.
Textrevision. VIII. 462.
v. Voigt's Jubiläum (Gedicht). II. 429.
Voigt, Fr. Siegm., System d. Natur und ihrer Geschichte. XXXIV. 195.
Volksgesang (Ital. Reise). XXIV. 553.
Volksgesänge, abermals empfohlen. XXIX. 561.
Volkslieder, Ungarische. Herausgeg. von Kind (Rec.). XXIX. 563.
„ Serbische (Rec. und Aufs.). XXIX. 575.
„ der Serben, übers. v. Fräulein v. Jakob (Rec.). XXIX. 586.
Vollmond, Dem aufgehenden (Gedicht). III. 99.
Vollmondnacht (Divan). IV. 162.
Voltaire (Gesch. d. Farbenl.). XXXVI. 320.
Vorbilder für Fabrikanten und Handwerker. XXVIII. 601.
Vorklage (Gedicht). I. 13.
Vorlage, Meine. Folgen meiner Ueberzeugung (Rec.). XXIX. 50.
Vorschlag zur Güte (Epigramm). II. 250.
„ „ „ XXIX. 356.
„ „ „ (Naturwiss.). XXXIV. 83.
Vorschmack (Divan). IV. 203.
Vorspiel 1807. XI 1 Abth. 87.
Vorbemerkung des Herausgebers. XI 1 Abth. 79.
Textrevision. XI 1 Abth. 414.
Vorträge, amtliche s. Amtliche.
„ gesellschaftliche s. Gesellschaftliche.
Vorübergehn, Im (Gedicht). I. 201.
Vorwärts! Kriegsgesang aus „Des Epimenides Erwachen". III. 53.
Voſſens Musenalmanach (Xenie). III. 245.
Voß (Biogr. Einz.). XXVII 1 Abth. 336.
„ Johann Heinrich, Lyrische Gedichte (Rec.). XXIX. 432.
„ contra Stolberg (Gedicht). III. 302.
Vossius, Isaak (Gesch. d. Farbenl.) XXXVI. 191.
Vulkane. Ueber den Bau und die Wirkungsart der, in verschiedenen Erdstrichen. XXXIII. 412.
Vulkanische Produkte aus der Nachbarschaft von Rom. XXIV. 569.
„ „ von dem Vesuv. XXIV. 570.
„ „ von Ischia. XXIV. 571.

Wachler, Handbuch der Geschichte der Literatur (Rec.). XXIX. 260.
Wachsthum (Gedicht). I. 213.
Wächter Zion's (Xenie). III. 241.
Waffen gegen Eifersucht (Gedicht). III. 64.
Wagener, Friedrich, An (Gedicht). V. 263.
Wagner, Johann Daniel, An (Gedicht). III. 352.
" Martin, Einiges von dem Lebens- und Kunstgange desl. XXVIII. 793.
Wahl, Meine (Epigramm). II. 261.
Wahlverwandtschaften, Die. Roman. XV. 19.
Vorbemerkung des Herausgebers. XV. 5.
Textrevision XV. 249.
Wahlverwandtschaften, Die. Notiz darüber. XXIX. 289.
Wahnwitz, Aberwitz und (Xenie). III. 254.
Wahrer Genuß (Gedicht). III. 69.
Wahrheit s. Dichtung.
Wahrheit und Dichtung. Mit (Gedicht). II. 423.
Wahrheit, Die (Gedicht). III. 122.
Wahrheit und Wahrscheinlichkeit der Kunstwerke. XXVIII. 97.
Vorbemerkung des Herausgebers. XXVIII. 95.
Wahrheiten, Irrthümer und, von Wilhelm Schütz. XXIX. 750.
Waidtasche, Die (Xenie). III. 248.
Wäldchen bei Selenheim, Auf einen Baum im (Gedicht). III. 17.
Waldteufel s. Satyros.
Wallenstein. From the German of Frederick Schiller (Rec.). XXIX. 794.
Wallenstein's Lager. Soldatenchor zu (Gedicht). III. 49.
" Zu. Theaterscene. XI 1 Abth. 207.
Wallensteinische Geschichte. Dramat. Bearbeitung durch Schiller. XXVIII. 636.
Wallfahrten und Kreuzzüge (Noten zum Divan). IV. 328.
Walpurgisnacht, Die erste (Gedicht). II. 303.
Wanderer und Bäckerin (Ballade). I. 255.
Wanderers Sturmlied (Gedicht). I. 155.
" Gemüthsruhe (Divan). IV. 88.
Wanderjahre s. Meister.
Wanderjahren, Aus den (Gedichte). III. 193; V. 264.
Wanderlied (Gedicht). I. 184.
" Strophe zum. III. 59.
Wandern, Beginnen (Gedicht). II. 220.
Wandersegen (Epigramm). II. 272.
Wandrer, Der (Gedicht). II. 178.
Wandrers Nachtlied (Gedichte). I. 62. 63.
Warbeck Perkins, Drame historique par M. Fontan (Rec.). XXIX. 701.
Warnung (Gedicht). I. 216; II. 7.
" (Epigramm). II. 256.
" (Xenie). III. 234.
Warteleine. XXXVI. 570.
Warum gabst Du uns die tiefen Blicke? (Gedicht). III. 86.

Was es gilt (Gedicht). II. 296.
Was wir bringen. Lied aus. III. 12.
Was wir bringen. Vorspiel 1802. XI 1 Abth. 41.
Vorbemerkung des Herausgebers. XI 1 Abth. 33.
Prolog bei Wiederholung. XI 1 Abth. 254.
Textrevision. XI 1 Abth. 412.
Was wir bringen. 1814. XI 1 Abth. 375.
Vorbemerkung des Herausgebers. XI 1 Abth. 366.
Textrevision. XI 1 Abth. 430.
Wasserbildung (Gedicht). V. 260.
Wieder. Die elegischen Dichter der Hellenen (Rec.). XXIX. 570.
Wechsel (Gedicht). I. 42.
„ Tauer im (Gedicht). I. 76.
Wechsellied zum Tanze (Gedicht). I. 22.
Wege. Verschiedene (Gedicht). III. 406.
Wehmuth. Wonne der (Gedicht). I. 62.
Weiber. Die guten. XVI. 167.
Vorbemerkung des Herausgebers. XVI. 165.
Textrevision. XVI. 337.
Weibliche Figuren. Zwei antike. XXVIII. 407.
Weibliche Tugenden. Die. Maskenzug. XI 1 Abth. 290.
Textrevision. XI 1 Abth. 425.
Weihnachts-Kind. An ein (Gedicht). III. 334.
Weimar. Herzogliches Hoftheater in (Biogr. Einz.). XXVII 1 Abth. 207.
Weimarische Kunstausstellungen. Aufsätze und Nachrichten. XXVIII. 767.
„ Pinakothek (Rec.). XXVIII. 858.
Weimarischer neudekorirter Theaterſaal. XXVIII. 636.
Weimarisches Theater. Eröffnung deſſ. XXVIII. 630.
Hoftheater. XXVIII. 673.
Weisen. Die, und die Leute (Gedicht). II. 238.
Weissagungen des Bakis (Gedichte). II. 155; III. 151.
Weiße, schwarze, graue Körper und Flächen. XXXV. 51. 65.
Weinmacher. Dem (Gedicht). III. 304.
Weite. Ins (Epigramm). II. 268.
Welt. Freie (Gedicht). II. 219.
„ Gott und (Gedichte). II. 221; III. 175.
„ Gott, Gemüth und (Gedichte). II. 313.
„ Was ist der Himmel, was ist die (Epigramm). III. 199.
„ In die, hinaus (Epigramm). III. 210.
„ Der, Lauf (Texte). III. 251.
„ Der, Lohn (Gedicht). III. 406.
Weltalter, Aufzug der vier. Maskenzug. XI 1 Abth. 291.
Textrevision. XI 1 Abth. 426.
Weltbürger, Der (Hermann und D.). II. 89.
Welten. Zwischen beiden (Gedicht). I. 159.
Weltliteratur (Gedicht). III. 58.
Weltliteratur, Fernered über. XXIX. 674.

Weltseele (Gedicht). II. 224.
Wendelstädt. Umrisse nach altitalienischen und altdeutschen Gemälden (Rec.). XXVIII. 847.
Wer glaubt's? (Xenie). III. 250.
Werth des Wortes (Gedicht). II. 299.
Werther, An (Gedicht). I. 185.
Werther's f. Leiden.
„ Zu den Leiden des jungen (Gedicht). III. 45.
„ Freuden des jungen s. Anekdote.
„ Grab. Nicolai auf (Epigramm). III. 198.
Wetzfeld, C. F. G. (Gesch. d. Farbenl.). XXXVI. 366.
West-östlicher Divan s. Diwan.
Wette, Die. Lustspiel. IX. 285.
Vorbemerkung des Herausgebers. IX. 293.
Textrevision. IX. 322.
Whims and Oddities (Rec.). XXIX. 772.
Widerspruch. Spruch (Epigramm). II. 260.
Widerstand. Der (Xenie). III. 251.
Widmung (Xenie). III. 257.
„ (Gedicht). III. 322.
Wie Du mir, so ich Dir (Epigramm). II. 265.
Wiederfinden (Diwan). IV. 160.
Wiederherstellung. Berichtigt (Gedicht). II. 448.
Wiederholung (Xenie). III. 250.
„ Blöße (Xenie). III. 252.
Wiedersehn. Das (Gedicht). II. 52.
„ Nach dem (Gedicht). III. 88.
Wiegenlied dem jungen Mineralogen Walter von Goethe (Gedicht). II. 435.
Wieland s. Götter. Helden und.
„ Zum Andenken des edlen Dichters ꝛc. XXVII 2 Abth. 54.
„ Der goldne Spiegel (Rec.). XXIX. 54.
Wiesbaden. Kunstschätze. XXVI. 265.
Wilbrand und Ritgen. Gemälde der organischen Natur. XXXIV. 190.
Bildniß, Einfamste (Gedicht). II. 218.
Wilhelm s. Meister.
Willemer, An Geheimrath von (Gedicht). II. 422.
Willkommen und Abschied (Gedicht). I. 44.
Willkommen' — Uebersicht (Rec.). XXIX. 454.
Winckelmann. (Schriften zur Kunst). XXVIII. 189.
Vorbemerkung des Herausgebers. XXVIII. 185.
Windischmann. Ueber etwas, das der Heilkunst Noth thut (Rec.). XXIX. 212.
Wink (Diwan). IV. 39.
Winter. (Gedichte aus den vier Jahreszeiten). II. 173.
„ Der und Zimur (Diwan). IV. 118.
„ Nativa des, Maskenzug. XI 1 Abth. 278.
Textrevision. XI 1 Abth. 425.
Wirkung in die Ferne (Ballade). I. 297.

Wirkungen in Deutschland in d. zweiten Hälfte des vor. Jahrh. XXIX. 262.
Wissenschaft, Mein Verhältniß zu der, besonders der Geologie (Biogr. Einz.). XXVII 1 Abth. 333.
Wissenschaftliches Genie (Xenie). III. 252.
Wissenschaftslehre, Fichte's (Xenie). III. 252.
Witterungsliebe. Versuch einer. XXXIV. 47.
Wohl zu merken (Gedicht). II. 235.
Wohnsitz, Gebeimster (Gedicht). II. 219.
Woldemar und Allwill (Xenie). III. 246.
Wolff, An die Schauspielerin Amalie, geb. Malsolmi (Gedicht). III. 331.
Wolfsberg, Der. XXXIII. 418.
Wolkengestalt nach Homers. XXXIV. 3.
Woltmann, K. v. Spiegel der großen Welt (Rec.). XXIX. 384.
Wonne der Wehmuth (Gedicht). I. 62.
Wood's Robert, Versuch über das Originalgenie des Homer (Rec.). XXIX. 86.
Wortes, Werth des (Gedicht). II. 229.
Wörth, Schießchen (Schweizerreise). XXVI. 108.
Wotowska, An Fräulein Kasimire (Gedichte). II. 454; III. 343.
Wunderglaube (Tivan). IV. 192.
Wunderhorn, Des Knaben, von Achim von Arnim und Clemens Brentano (Rec.). XXIX. 384.
Wunderschön, Das Blümlein (Ballade). I. 285.
Wunsch eines jungen Mädchens (Gedicht). III. 30.
Wünsch, Neueste Farbentheorie von (Xenie). III. 251.

Xenien, Zahme (Gedichte). II. 341; III. 257; V. 265.
Xenien. III. 233.
Xenien (Xenie). III. 234.
„ Die (Xenie). III. 244.

Zacharia, An (Gedicht). II. 399.
Zahme Xenien (Gedichte). II. 341; III. 257; V. 265.
Zahn's Ornamente und Gemälde aus Pompeji ꝛc. XXVIII. 605.
Zauberflöte, Priesterchor aus dem zweiten Theil der. III. 55.
„ Lyrisches Gedicht aus dem zweiten Theil der. III. 84.
Zauberflöte, Der, zweiter Theil. Fragment. IX. 267.
„ Vorbemerkung des Herausgebers. IX. 263.
„ Textrevision. IX. 320.
Zauberlehrling, Der (Ballade). I. 263.
Zaurer, Ilias, in Prosa übersetzt von. XXIX. 536.
Zeichen, Trobende (Gedicht). II. 295.
„ der Zeit (Epigramm). II. 265.
„ des Löwen (Xenie). III. 245.
„ des Schützen (Xenie). III. 245.
Zeichenbuch für Zöglinge der Kunst und Liebhaber von J. C. von Mannlich (Rec.). XXVIII. 811.
Zeichnen, Beim (Gedicht). III. 88.

Zeh, Kommt Z., kommt Rath (Epigramm). II. 365.
„ Zeichen der (Epigramm). II. 365.
„ und Zeitung (Epigramm). II. 365.
Zeitalter, Das (Hermann und D.). II. 97.
„ Goldenes (Xenie). III. 253.
Zeiten, Die erleichterten, oder Betrachtungen über den Zustand der Wissenschaften und Sitten (Rec.). XXIX. 47.
Zeitmaß (Gedicht). II. 6.
Zeitschrift, Eine italienische und eine französische (Rec.). XXIX. 661.
Zeitung, Zeit und (Epigramm). II. 365.
Zeitungen, Gelehrte (Xenie). III. 235.
„ Italienische (Schweizerreise). XXVI. 31.
„ Recensionen einiger italienischen. XXIX. 658.
Zell, Karl, Ferienschriften (Rec.). XXIX. 141.
Zelter, Karl Friedrich, Neue Liedersammlung. XXIX. 313.
„ Tischlied zu Z.'s siebzigstem Geburtstag. III. 359.
„ An (Gedicht). III. 360.
Zelter's siebzigster Geburtstag (Gedicht). III. 225.
Zeno der Stoiker (Gesch. der Farbenl.). XXXVI. 13.
Zergliederer, Die (Xenie). III. 252.
Zerstörung Magdeburg's, Die (Gedicht). III. 403.
Ziegesar, Der Frau von, geb. von Stein (Gedicht). II. 442.
„ An Silvie von (Gedicht). III. 328.
Zigeunerlied (Gedicht). I. 97.
Zikade, An die (Gedicht). II. 462.
Zinn-Oberfläche, Gemodelte. XXXVI. 497.
Zimmwald, Ausflug nach, und Altenberg. XXXIII. 257.
Zion's, Der Wächter (Xenie). III. 241.
Zoologie s. Osteologie.
Zudringlichen, Dem (Xenie). III. 240.
„ Den (Epigramm). II. 259.
Zueignung (Gedichte). I. 7; III. 30.
„ an die Prinzessin Karoline von Weimar (Gedicht). III. 326.
„ an Merck (Gedicht). V. 348.
Zuflucht, Letzte (Xenie). III. 254.
Zum 2. Februar 1824 (Gedicht). II. 455.
„ neuen Jahr 1779 (Gedicht an Frau v. Stein). III. 90.
Zweck, Höchster der Kunst (Xenie). III. 239.
Zwecke der Poesie, Moralische (Xenie). III. 252.
Zweifel des Beobachters (Xenie). III. 252.
Zweifelnden, Die (Gedicht). I. 206.
Zweiter Römischer Aufenthalt (Ital. Reise). XXIV. 345.
Zwiespalt (Divan). IV. 17.
Zwischen beiden Welten (Gedicht). I. 199.
Zwischenkuchen, Dem Menschen wie den Thieren ist ein Zw. der obern Kinnlade zuzuschreiben. XXXIII. 221.
Zwischenrede (Naturwiss.). XXXIV. 33.

Daß Er, der Welten überblickt,
Sein Auge hier hat aufgedrückt
Und so den leichten Flaum geschmückt,
Daß Könige kaum unternahmen,
Die Pracht des Vogels nachzuahmen.
Bescheiden freue Dich des Ruhms,
So bist Du werth des Heiligthums!

6.

Ein Kaiser hatte zwei Kassiere,
Einen zum Nehmen, einen zum Spenden;
Diesem fiel's nur so aus den Händen,
Jener wußte nicht, woher zu nehmen.
Der Spendende starb; der Herrscher wußte nicht gleich,
Wem das Geberamt sei anzuvertrauen,
Und wie man kaum that um sich schauen,
So war der Nehmer unendlich reich;
Man wußte kaum vor Gold zu leben,
Weil man einen Tag nichts ausgegeben.

Alberus läßt schon 1550 (Fabb., S. 151, Nr. 31) Gott zum Pfauen sprechen:

„Alle eine sonderliche Gab
Ich Dir im Anfang geben hab.
Daß Du geziert mit Federn bist
So herrlich, als kein Vogel ist,
Und machst damit ein schönes Rat,
Die Gnad Dir Gott gegeben hat."

Am Schluß des 5. Verses ist aus dem Zusammenhange zu ergänzen: im Großen (an den Sternen wie im Kleinen an der Feder).

6. Datiert: den 25. Februar 1815. — Eine orientalische Quelle ist nicht ermittelt. Deutsche Anklänge: „Laerenbuitel und Füllenlac pflegent des Hoves Rabt und Tac" (Hugo von Trimberg im Renner, 9005); „Hans Schenk hat Gnad zu Hofe" Agricola, Sprichw., 1560, 34a); „Schenk ist gestorben, Gebhard verdorben" (Sebrenzel, Altes Gold, Klausthal 1669); und Goethe in den Gedichten, Rubrik Sprichwörtlich (Werke, II. 381):

„Willst lustig leben,
Geh mit zwei Säcken,
Einen zum Geben,
Einen, um einzustecken!
Da gleichst Du Prinzen,
Plünderst and beglückst Provinzen";

und: „Wenn Du nehmen willst, so zieh" (Werke, II. 365),

„Die Einen (Unterthanen) füllen
Mit nützlicher Geschäftigkeit den Beutel,
Und Andre wissen nur ihn brav zu leeren",

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
GOETHE,J.W.
3-598-50924-3
FN. 16591/478

53.102

POSITIONES JURIS

QUAS

AUSPICE DEO

INCLYTI JURECONSULTORUM ORDINIS

CONSENSU

PRO LICENTIA

SUMMOS IN UTROQUE JURE HONORES

RITE CONSEQUENDI

IN ALMA ARGENTINENSI

DIE VI. AUGUSTI MDCCLXXI.

H. L. Q. C.

PUBLICE DEFENDET

IOANNES WOLFGANG GŒTHE

MOENO-FRANCOFURTENSIS.

ARGENTORATI

ex Officina JOHANNIS HENRICI HEITZII, Univerſit. Typographi.

Ka/53/319

Staats-
Bibliothek

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

POSITIONES
JURIS.

I.

Jus naturæ eſt, quod natura omnia animalia docuit.

II.

Conſuetudo abrogat & emendat legem ſcriptam.

III.

Idonea cautio fit tam per pignora, quam per fide-juſſores.

)(

IV.

Pactum contractibus bonæ fidei adjectum parit actionem; sed stricti juris contractibus appositum actionem non producit.

V.

Prodigus non ipso jure, sed Magistratus sententia bonorum administratione interdicitur, & post interdictionem promittendo, ne quidem naturaliter obligatur.

VI.

Illiterati & juris imperiti judices esse non possunt.

VII.

Transactio super re certa vel judicata fieri non potest.

VIII.

Servitute imposita, ne luminibus officiatur, tam de futuris, quam de præsentibus luminibus cautum censetur.

IX.

Testator non potest usufructuario remittere cautionem fructuariam earum rerum, quæ usu consumuntur, in præjudicium hæredis.

XVII.

Sola præſtatio uſurarum longo tempore facta non inducit obligationem uſurarum in futurum.

XVIII.

Societas ſolvitur morte, hereſque ſocii in ſocietate non ſuccedit.

XIX.

Pro vino vel frumento mutuato reddi non poteſt pecunia, invito creditore.

XX.

Reus non tenetur actori edere inſtrumenta vel rationes ad intentionem ejus fundandam; ſed actor reo ad probandam exceptionem inſtrumenta edere tenetur.

XXI.

Favorabiliores rei potius quam actores habentur.

XXII.

Furti tenetur cujus ope vel conſilio tantum furtum factum eſt.

XXIII

Qui legat certam fructuum quantitatem, ſi non naſcatur tantum, quantum legavit, hæres ad præſtationem totius tenetur.

XXIV.

Teſtamentum, quo poſthumus præteritus vivo teſtatore decedit, valet.

XXV.

Fructus & uſuræ legatorum a tempore moræ debentur.

XXVI.

Liberi & liberu non reſtituuntur in integrum contra parentes & patronos.

XXVII.

Redditio chirographi facta a creditore debitori, inducit remiſſionem debiti, pignoris vero reſtitutio non idem.

XXVIII.

Uſusfructus non dominii pars ſed ſervitus eſt.

XXIX.

Quando nihil pactum eſt de diſtrahendo pignore, creditor nihilominus poſt unam denunciationem pignus vendere poteſt.

XXX.

Suſpectus tutor ob latam culpam remotus non fit infamis.

XXXI.

Dominium ſine poſſeſſione acquiri non poteſt.

XXXII.

Actionis verbo non continetur exceptio.

XXXIII.

Privilegia realia tranſeunt ad hæredes, non perſonalia.

XXXIV.

Major annis XVII. poteſt eſſe procurator ad litem.

XXXV.

In contractibus nominatis non datur condictio ob rem dati.

XXXVI.

Unica interpellatio conſtituit debitorem in mora.

XXXVII.

Venditor etſi fundum ſimpliciter vendat, tamen eum liberum a ſervitute præſtare tenetur.

XXXVIII.

In contractibus jus accreſcendi non habet locum.

XXXIX.

Etiam ob latam culpam juratur in litem, & lata culpa ſub dolo continetur in civilibus cauſſis.

XL.

Nec urbanæ, nec ruſticæ ſervitutes oppignorari poſſunt.

XLI.

Studium Juris longe præſtantiſſimum eſt.

Da ward nun erſt dem Kaiſer klar,
Was Schuld an allem Unheil war.
Den Zufall wußt' er wohl zu ſchätzen,
Nie wieder die Stelle zu beſetzen.

7.

Zum Keſſel ſprach der neue Topf:
„Was haſt Du einen ſchwarzen Bauch!" —
Das iſt bei uns nun Küchgebrauch;
Herbei, herbei, Du glatter Tropf,
Bald wird Dein Stolz ſich mindern!
Behält der Henkel ein klar Geſicht,
Darob erhebe Du Dich nicht,
Beſieh nur Deinen Hintern!

---

lautet die Kehrreime der Münze bei Schiller (IV. 59). Vergl. im Plutarch die Erzählung des Simonides von dem Weiſen, der zwei Trauben hatte, eine zum Geben, eine zum Nehmen, und die deutſche ſprichwörtl. Redensart „Geberß, Nehmerß", welche Luther (daß 5., 6. und 7. Kap. S. Matthei, Wittenberg 1532, letztes Blatt von e) anführt: „Daß heißt man Geberß, Nemerß, wie die Kinder unter einander ſpotten."

7. Trägt das Datum: Karlsbad, den 5. September 1818. Schon wegen dieſer ſpäten Entſtehung konnte die Parabel erſt 1827 dem Divan einverleibt werden. — Nr. 161 der oft erwähnten Sprüche des Oghuz (Diez' Denkw., I. 200, und II. 593) lautet: „Mühe ſagte der Mühe: Dein Hinterer iſt ſchwarz", wozu Dieß die Erklärung giebt: „Das iſt, Jeder tadelt am Andern, was er an ſich ſelbſt hat." Hammer (Jen. Allg. Lit.-Zeitg., 1816, Nr. 211) übertrug dagegen denſelben Spruch: „Der Fleiſchtopf ſagte dem Fleiſchtopf: Dein Hinterer iſt ſchwarz", und in der Faſſung der Gebildeten: „Der Mohr ſprach zum Mohren: Dein Geſicht iſt ſchwarz."

Lateiniſch: „Quam nigra es auror, dicebat cacabus ollas."

Italieniſch: „Disse la padella al pajuolo, fatti in là ch'ò tu mi tingi!"

Franzöſiſch: „Le chaudron machure la poêle" und „La pelle (Feuerſchaufel) se moque du fourgon" (Feuergabel).

Deutſch: „Ein Eſel ſchilt den andern Eſelträger." Goethe ſelbſt wiederholt, nach einem ferneren deutſchen Sprichwort, das Bild in den Zahmen Xenien (I):

„Der Keſſel ſchilt den Ofentopf;
Schwarz ſind ſie alle Beide."

Ganz ebenſo lautet der holländiſche Spruch: „De pot verwyt den ketel, dat hy swart is" (ſ. auch Niederdeutſche Sprichw. von K. Eichwald, Bremen, 1870, Nr. 1637 und 1003). Verwandt iſt das deutſche Sprichw. (Simrock, 5356):

„Ein Kaſtler ſchilt den andern Blaskopf."

XLII.

De omnibus, quæ palam fiunt, judicat Jurisconſultus, de occultis Eccleſia.

XLIII.

Omnis legislatio ad Principem pertinet.

XLIV.

Ut & legum interpretatio.

XLV.

Conſuetudo legi non derogat.

XLVI.

Salus reipublicæ ſuprema lex eſto.

XLVII.

Non uſus ſed utilitas gentium jus gentium conſtituit.

XLVIII.

XLVIII.

Judici ſola applicatio legum ad caſus competit.

XLIX.

Legum corpus nunquam colligendum.

L.

Tabulæ potius conſcribendæ, breves verbis, amplæ argumento.

LI.

Interpretationes a Principe factæ ſeparatim colligendæ, neque cum tabulis fundamentalibus confundendæ.

LII.

Sed qualibet generatione, vel novo quodam Regnante ad ſummum imperium evecto, abrogandæ, atque novæ interpretationes a Principe petendæ videntur.

LIII.

Pœnæ capitales non abrogandæ.

LIV.

Lex Saxonica, quæ non niſi confeſſum & convictum condemnari vult, lex æquiſſima, effectu crudeliſſima evadit.

LV.

An fœmina partum recenter editum trucidans capite plectenda ſit? quæſtio eſt inter Doctores controverſa.

LVI.

Servitus Juris naturalis eſt.

Parmi les différentes causes qui sont à l'origine de la venue de Gœthe à Strasbourg, il en est une qui devait permettre au futur poète d'achever ses études de droit après être entré en contact étroit avec la culture française, et de faire connaître publiquement par la soutenance d'une thèse, les connaissances qu'il avait acquises en la matière. Cependant, il faut bien dire, que quiconque a compris la tendance fondamentale de la personnalité de Gœthe, ne sera surpris d'apprendre que celui-ci ne songeait presque qu'en dernier lieu, à cette tâche, en égard à la multiplicité des intérêts qui dirigeaient ses pensées à Strasbourg.

Et c'est précisément sur ce sujet que Gœthe s'est prononcé avec une franchise exempte de toute réserve dans „Poésie et Vérité". La dissertation juridique rédigée par Gœthe sur le désir exprès de son père, se rapportait à un thème qui ne pouvait être agréable en aucune manière à la Faculté; elle dénotait dans tout son ensemble une attitude tellement hérétique que

le conseil fut donné au candidat de la retirer. Cette dissertation a été perdue; elle devait toutefois exister encore en 1816, à en juger par la phrase suivante extraite d'une lettre de Zelter, en date du 12 décembre de la dite année: „Hier, ta dissertation m'a été montrée; j'en aurais volontiers pris copie, mais cela ne m'a été permis en aucun cas".

Dans „Poésie et Vérité" Gœthe rapporte ce qui suit:

„Mon père demanda de moi un travail convenable que, de son avis, j'étais en mesure de concevoir fort bien, si j'en manifestais seulement la volonté et si je m'en donnais le temps. Je me trouvais ainsi dans la nécessité de me jeter sur une question quelconque, d'ordre général et qui m'était familière. Je connaissais presque mieux l'histoire de l'Eglise que l'histoire universelle; j'avais toujours eu un vif intérêt pour le conflit à double direction dans lequel l'Eglise, le culte reconnu publiquement, se trouve engagée et restera toujours engagée. En effet, elle est en lutte, d'une part avec l'Etat contre lequel elle veut s'élever, et d'autre part, avec les individus qu'elle veut voir rassemblés tous autour d'elle. De son côté, l'Etat ne veut pas reconnaître sa souveraineté et par ailleurs les individus résistent à son droit de coercition. Les visées de l'Etat sont d'ordre public et général; celles de l'individu sont du domaine domestique, sentimental et de confortable paisibilité. Dès ma jeunesse, j'avais été témoin de mouvements à la suite desquels le clergé avait mécontenté tantôt ses supérieurs, tantôt ses communautés. C'est ainsi que, dans mon esprit juvénil, j'avais décrété que l'Etat, le législateur, aurait le droit d'imposer un culte selon lequel le clergé devrait enseigner et aurait à se conformer, tandis que les laïques devraient s'en accomoder strictement aussi bien extérieurement que publiquement; au surplus, la question ne devait pas se poser de savoir ce que chacun pense, ressent et médite. De la sorte, j'estimais avoir évincé en une seule fois tous les

conflits. C'est pourquoi je choisis comme sujet de ma dissertation, la première moitié de ce thème: à savoir que le législateur a non seulement le droit, mais aussi l'obligation d'imposer un certain culte auquel ne peuvent se soustraire ni le clergé, ni les laïques. Je développai ce sujet en étayant mon argumentation partie sur l'histoire, partie sur le raisonnement, tandis que je démontrai que toutes les religions publiques ont été introduites par des chefs militaires, des rois et des hommes tout-puissants. Au surplus, j'ajoutai qu'il en est bien ainsi de la religion chrétienne; l'exemple du protestantisme était tout près. Et j'entrepris ce travail d'autant plus résolument qu'il s'agissait somme toute, de donner satisfaction à mon père et que mon désir le plus ardent était de le voir à la censure. Me souvenant encore de Behrisch, j'éprouvais une aversion profonde à la pensée de voir passer à l'imprimerie un quelconque de mes travaux. D'autre part, mes relations avec Herder m'avaient démontré trop clairement mon insuffisance; il en était résulté que j'éprouvais envers moi-même une certaine méfiance arrivée à complète maturité.

Ayant puisé dans mes propres ressources les éléments nécessaires à ce travail, parlant et écrivant couramment le latin, le temps employé à la rédaction de ma dissertation s'écoula très agréablement. L'affaire avait au moins un fond; du point de vue oratoire la présentation n'était pas mauvaise et le tout n'était pas dépourvu de rondeur. Dès que je fus arrivé à bout de ma composition, j'en fis l'examen avec un bon latiniste. Sans pouvoir en améliorer mon style dans l'ensemble, celui-ci élimina en un tournemain tous les manquements frappants, si bien qu'il en ressortit quelque chose susceptible d'être présenté. Immédiatement, une bonne copie en fut transmise à mon père. Mais ce dernier désapprouva l'absence totale de chacun des sujets prévus tout d'abord comme devant être à la base de ma dissertation. Néanmoins, en protestant bien-pensant, il se déclara satisfait de la témérité de mon entreprise. Ma particularité fut tolérée, mes efforts furent loués et mon père se promit une excellente impression de la publication de ce petit ouvrage. Je remis alors les feuillets à la Faculté qui se comporta heureusement à leur égard d'une manière aussi avisée qu'aimable. Le doyen, un homme à l'esprit vif et judicieux, commença par m'adresser des éloges, pour passer à la critique et arriver peu à peu à la conclusion que mon ouvrage offrait un danger; enfin, qu'il serait recommandable de ne pas le présenter comme étant une dissertation académique. Il ajouta que le candidat s'était montré comme un jeune

penseur de qui on était en droit d'attendre les choses les meilleures et que la Faculté voulait bien me laisser disputer des thèses, afin de n'entraver quoique ce soit, que je pourrais par la suite publier ma dissertation telle qu'elle était ou bien complétée, soit en latin, soit en toute autre langue. Ceci me serait aisé, en tant qu'homme privé et protestant et je pourrais alors me réjouir du succès d'autant plus généralement et profondément. C'est à peine si je pus cacher à cet excellent homme combien ses exhortations me soulageaient l'âme, et les nouveaux arguments qu'il faisait valoir, afin de ne pas me froisser ou me fâcher par un refus, m'allégeaient le cœur, ainsi qu'à lui-même finalement, car je n'opposai, contre toute attente, rien aux motifs qu'il faisait valoir; au contraire, je les trouvais tout-à-fait plausibles et je promis de m'en tenir en tout point à ses conseils et à ses instructions.

Mon affaire avait fait parler d'elle rapidement dans la société strasbourgeoise. On racontait qu'un nommé Goethe, de Francfort (parfois mon nom était écorché; c'est ainsi que le digne et pieux Pfeffel parlait de "Gette„) avait osé aborder dans une dissertation, les questions les plus effarantes portant atteinte aux sentiments religieux."

Elias Stœber a dit que Gœthe était un jeune homme qui s'est fait connaître comme un demi-savant trop spirituel et comme un contempteur de religion. Un professeur nommé Metzger a parlé de Gœthe en ces termes: "Un jeune homme enflé de son érudition et principalement de quelques chicanes de Monsieur de Voltaire".

Gœthe a présenté des thèses au lieu de dissertations, ce qui était admis à Strasbourg; il disputa publiquement ses thèses. Le fascicule comprend douze pages in-quarto avec 56 thèses.

Dans ces thèses on rencontre des phrases banales, telles que celle-ci: "Jus naturae este quod omnia animalia docuit". Le professeur Metzger déjà cité qui les a relevées, est d'avis que des phrases de ce genre exprimaient uniquement le mépris et le peu d'importance qu'attachait Gœthe à la Faculté de droit. ("Pour faire un peu sentir son mépris il a donné les thèses les plus simples").

On note aussi dans la thèse 41 cette raillerie: "Studium juris longe praestantissimum est." Car, en vérité, le poète estimait qu'en lui imposant la profession de juriste, c'était faire preuve d'une étroite partialité qu'il ne pouvait admettre, en égard à la tendance qu'il avait d'envisager d'une manière harmonieuse les conceptions humaines. Il suffit de se représenter comment Gœthe réclamait toujours contre toute prétention partiale envers l'homme une action compensatrice réciproque. Dans son étude sur la lumière et les couleurs cette manière de voir a atteint une présentation allant jusqu'à la physiologie des sens. Elle a toujours été l'idée dominante de sa vie; on l'observe déjà, tantôt accrue, tantôt modérée dans les folles années d'ardeur irrésistible. Aussi bien, ne devons-nous pas être surpris de trouver cette idée, même dans les thèses spéciales. Bien entendu,

les disciplines particulières de la jurisprudence devaient être prises en considération en tout premier lieu: Le droit naturel et le droit positif; le droit coutumier et le droit codifié: le droit privé et le droit des gens, ainsi que le droit international. Cependant, au dessus du statut et de la conditionnalité temporelle du droit sous toutes ses formes, il semble que plane-telle une loi suprême-l'aspiration vers une réorganisation conforme à l'existence humaine plus profonde; cette aspiration perçait avec une puissance réglée toujours plus nette dans le poète qui façonne la destinée des particuliers et des peuples. Dans son caractère incisif, la condamnation à mort pouvait occuper tout particulièrement Gœthe et même la question de savoir si cette peine devait être consommée à l'égard d'une jeune fille qui a tué son enfant. Dans sa fougue et son oppresion Gœthe en qui la fable de Faust commençait à tinter, en qui la tragédie de Marguerite avec son dénouement saisissant s'efforçait de prendre forme, ne pouvait pas encore proposer une solution juridique exempte d'objections; cependant, comme il s'agit d'une question encore insuffisamment éclaircie, il en fait du moins mention spécialement dans sa LVe thèse. Gœthe a vécu le côté humain de ce cas avec un intérêt que l'on peut considérer

comme étant à l'origine de cette création incomparable et qui nous émeut toujours profondément.

„La dispute de la thèse avec mes commensaux se déroula dans la plus franche gaieté et même légèreté, du fait de ma grande habitude de me produire in corpus juris – ce qui me fut même d'un grand secours – et parceque je pouvais passer pour un homme bien renseigné. Un excellent festin mit fin à la solennité". Ainsi s'exprime Gœthe dans „Poésie et Vérité". Une note de Bœttiger fournit d'intéressants détails sur la dispute de la thèse de Gœthe. Par exemple ceci: „Lerse était son répondant. Il poussa Gœthe si bien à bout, que celui-ci répartit en allemand: ("Je crois mon frère, que tu veux jouer à l'Hector avec moi)„. Lorsque Lerse remarqua que la plaisanterie prenait une tournure trop osée pour le doyen, il mit fin à l'affaire par un compliment finement tourné."

L'intermède de Lerse se reflète même dans la composition en vers que Gœthe avait en préparation à Strasbourg „Gœtz de Berlichingen". Vraisemblablement on a essayé de faire croire que la première rencontre de Lerse avec Gœtz fut la forme voilée des faits relatés ci-dessus au sujet de la dispute des licenciés. (Voir l'ouvrage de Th. Maurer: Goethes

8.

Alle Menschen, groß und klein,
Spinnen sich ein Gewebe fein,
Wo sie mit ihrer Scheren Spitzen
Gar zierlich in der Mitte sitzen.
Wenn nun darein ein Besen fährt,
Sagen sie, es sei unerhört,
Man habe den größten Palast zerstört.

9.

Vom Himmel steigend Jesus brachte
Des Evangeliums ew'ge Schrift,
Den Jüngern las er sie Tag und Nacht;
Ein göttlich Wort, es wirkt und trifft.
Er stieg zurück, nahm's wieder mit;
Sie aber hatten's gut gefühlt,
Und Jeder schrieb, so Schritt vor Schritt,
Wie er's in seinem Sinn behielt,
Verschieden. Es hat nichts zu bedeuten:
Sie hatten nicht gleiche Fähigkeiten;
Doch damit können sich die Christen
Bis zu dem jüngsten Tage fristen.

---

8. Datirt: den 17. März 1815. — Goethe hat den Kreis von Lieblingsmeinungen, Vorurtheilen, überkommenen und ungeprüft angenommenen Schulansichten und eine gewisse Sphäre der Mittelmäßigkeit im Sinn, worin sich das Individuum gern gefällt. Vergl. Sprüche in Prosa, Nr. 304 und 968. Seine Farbenlehre sah er als einen solchen mit den Spinnweben aufräumenden Besen an. S. Brief an Zelter vom 4. Febr. 1832: „Warum sollen sie (die Gegner seiner Farbenlehre) den Besen nicht verfluchen, der ihre Spinnweben früher oder später zu zerstören Miene macht!“ Die Spinnweben sind grade ein Gleichniß des Subjektivsten, dessen, was man sich, nicht dem Objekte entnimmt. „Er fangt es aus den Fingern“; „ex se fingit, velut aranea“ (Tappius, Germ. Ad., 1543, C. 29).

9. Trägt das Datum des 24. Mai 1815. — Zu Grunde liegt die mohametanische Auffassung von der Entstehung unserer Evangelien. Danach erhielt Jesus das Evangelium von dem Erzengel Gabriel, um es seine Apostel und Schüler lesen zu lassen, es dann aber bei seiner Himmelfahrt wieder mitzunehmen. Einige der Apostel hätten dann nachträglich aus dem Gedächtniß niedergeschrieben, soviel Jeder behalten. Doch wird auch ange-

Michaëlserlebnis, p. 49 et suivantes). Lerse attaque Gœtz dans le drame et le blesse. „Il transperça mon brassard si bien que la chair fut quelque peu touchée". L'inclination qu'avait Gœthe à faire entrer dans les événements qu'il rapportait des choses qu'il avait vécues n'est point autrement surprenante.

Lorsque la Faculté de Strasbourg s'adressa à lui en septembre, pour l'inviter à se présenter à la promotion du doctorat, Gœthe déclina ainsi qu'il en est fait mention dans la lettre qu'il écrivait à Salzman: „L'appariteur reçoit sa réponse. Non! La lettre arrivait à un moment peu propice et, abstraction faite du cérémoniel, l'envie m'est passée de devenir docteur. J'ai tellement assez de toutes les licences que c'est tout au plus si je remplis mon devoir pour la forme et au surplus, en Allemagne les deux grades ont la même valeur".

Landesbibliothek

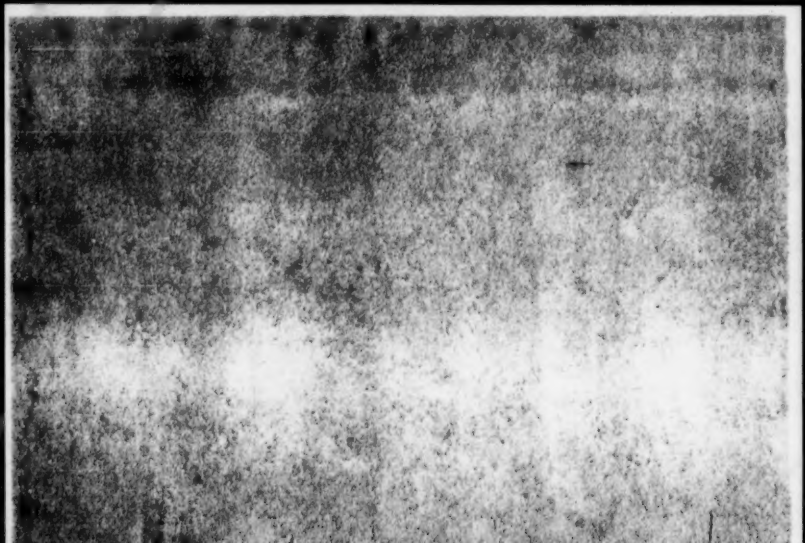

Hermann und Dorothea,

von

Göthe.

Ins Lateinische übersetzt

von

Joseph, Grafen von Berlichingen.

Jagsthausen,
1828.

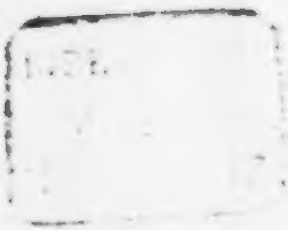

Vorwort.

Fremdling! Woher? Vom Gestade der Jagst. Aus des Odenwalds Nähe?
Ziemlich. So hab' ich es doch gleich an der Toga gewahrt.

Scharfblick! Und denkest Du denn der Männer des Tags mit der Wage,
Mit dem erspähenden Blick, Dike's erkohrener auch?

Nutzig, sie lesen mich nicht. Gleichviel für Areopagen;
Recensiren sie doch, was sie nicht lesen, so schön.

Laß sie! Dem häuslichen Kreis nachsichtiger Freunde behagt
Dieses kleine Gebild ländlicher Muse, so frommt's.

Aber gedruckt ist gedruckt. So möge Dir immer bedünken,
Daß für Freunde das Ding zierlich geschrieben nur sey.

Praeloquium.

Cujas? Jugestae de ripa. Adfinis Odino?
Proximus. Hoc docuit protinus ipsa toga.

Callide! Sed tratinam meministi tunc virosque,
Qui, sacra turba Dicee, cuncta notare solent.

Nil timeo, legere haec nolent. Sed Areopagitae
Censent vel nondum lecta perinde bene.

Sit! Modo privatis aequisque probetur amicis,
Quod leviter finxit rustica Musa, juvat.

At patet impressum. Me solis illud amicis
Pro bella scripto propensisse scias.

Hermann und Dorothea.

10.

Es iſt gut.

Bei Mondenſchein im Paradeis
Fand Jehovah im Schlafe tief
Adam verſunken, legte leis
Zur Seit' ein Docken, das auch entſchlief.
Da lagen nun in Erdeſchranken
Gottes zwei lieblichſte Gedanken. —
„Gut!“ rief er ſich zum Meiſterlohn;
Er ging ſogar nicht gern davon.

Kein Wunder, daß es uns berückt,
Wenn Auge friſch in Auge blickt,
Als hätten wir's ſo weit gebracht,
Bei Dem zu ſein, der uns gedacht.
Und ruft er uns, wolan, es ſei!
Nur, das bedinq' ich, alle Zwei!
Dich halten dieſer Arme Schranken,
Liebſter von allen Gottes-Gedanken!

---

nommen, was davon auf der Erde verblieben, befinde ſich im Koran (Chardin, 10. 42 bis 48, und S. 176). Wurm erinnert hiebei an die Stelle in Goethe's Dichtung und Wahrheit (Buch 12): „Die Evangeliſten mögen ſich widerſprechen, wenn ſich nur das Evangelium nicht widerſpricht!“ — Goethe las das Gedicht Sulpiz Boiſſerée (I. 262) am 6. Auguſt 1815 vor. Es heißt in Deſſen Tagebuch: „Dann las er (Goethe), wie Jeſus das Evangelium gebracht und wieder mit zum Himmel genommen hat. Aber was die Jünger, Jeder auf ſeine Art, davon behalten, verſtanden und mißverſtanden, iſt ſo viel, daß die Menſchen genug daran haben für immer zu ihrem Bedarf.“

10. Es iſt gut. An demſelben Tage wie Nr. 9 zu Eiſenach gedichtet. S. Boiſſerée (I. 262) hörte das Gedicht gleichfalls am 6. Aug. 1815. Er ſchreibt: „Sonntag am 6. Abends las mir Goethe wieder einen Theil aus ſeinem Divan vor, worunter das Schönſte Adam und Eva war, wie der Schöpfer ſie macht und ſeine Freude an ihnen hat. Er legt dem Adam die Eva an die Seite und möchte dabei ſtehen bleiben. Ein Bildchen, eine Idylle von der ſchönſten, reinſten Naivität und wieder der höchſten Größe; es machte mir den Eindruck wie das beſte plaſtiſche Werk der Griechen.“ — Zu Grunde liegt 1. Moſ. 2. B. 22 und 23, und hinſichtlich des Es iſt gut der Ueberſchrift und des Gut des 7. Verſes ebenda, 1. B. 21, 25 und 31. — Die Form Paradeis, die Goethe öfter braucht, war bei den ältern Dichtern, z. B. Logau, die üblichere (I. 43, 61).

Mit V. 3 und 4 der 2. Strophe vergl. oben I. 17, Strophe 3:

„Da mir Gott in Liebchens Augen
Sich im Gleichniß giebt.“

I.

Calliope.

Schickſal und Antheil.

Hab' ich den Markt und die Straßen doch nie ſo einſam geſehen!
Iſt doch die Stadt wie gekehrt, wie ausgeſtorben! Nicht fünfzig,
Däucht mich, blieben zurück von allen unſern Bewohnern.
Was die Neugier nicht thut! So rennt und läuft nun ein jeder,
Um den traurigen Zug der armen Vertriebnen zu ſehen.
Bis zum Dammweg, welchen ſie zieh'n, iſt's immer ein Stündchen,
Und da läuft man hinab, im heißen Staube des Mittags.
Möcht' ich mich doch nicht rühren vom Platz, um zu ſehen das Elend
Unter fliehender Menſchen, die nun mit geretteter Habe,
Leider, das überrheiniſche Land, das ſchöne, verlaſſend
Zu uns herüber kommen, und durch den glücklichen Winkel
Dieſes fruchtbaren Thals und ſeiner Krümmungen wandern.
Trefflich haſt Du gehandelt, o Frau! daß Du milde den Sohn fort

I.

CALLIOPE.

Sors et Commiseratio.

Tam solas nunquam vidi plateasque forumque!
Oppidulum veluti vastum! Credo, quinquaginta
Civibus e nostris cunctis mansisse videntur!
Quanta cupido novi! Quivis currítque ruitque,
Exilio miseram cupiens spectare catervam.
Hinc decimus lapis est, ubi vadit in aggere turba;
Sole illuc medio per pulveris arida currunt.
Hinc ego non movear, visurus tristia fata
Pulsorum patriæ, raptis qui e turbine rebus
Eheu! linquentes Rheni confinia pulchra
Has nostras tentant terras, latebrasque beatas
Hujus fœcundæ vallis flexusque peragrant.
Laudibus, o conjux! tu digna es, quod pia natum

1..

I.

Schickest, mit altem Linnen und etwas Essen und Trinken,
Um es den Armen zu spenden; denn geben ist Sache des Reichen.
Was der Junge dort fährt! und wie er bändigt die Hengste!
Sehr gut nimmt sich das Kütschchen aus, das neue; bequemlich
Säßen Viere darinn, und auf dem Bocke der Kutscher.
Diesmal fuhr er allein; wie rollt es leicht um die Ecke!
So sprach, unter dem Thore des Hauses sitzend, am Markte,
Wohlbehaglich, zur Frau der Wirth zum goldenen Löwen.

Und es versetzte darauf die kluge, verständige Hausfrau:
Vater, nicht gerne verschenk' ich die abgetragene Leinwand;
Denn sie ist zu manchem Gebrauch, und für Geld nicht zu haben,
Wenn man ihrer bedarf. Doch heute gab ich so gerne
Manches bessere Stück an Ueberzügen und Hemden;
Denn ich hörte von Kindern und Alten, die nackend daher gehn.
Wirst du mir aber verzeihn? denn auch Dein Schrank ist geplündert.
Und besonders den Schlafrock mit indianischen Blumen,
Von dem feinsten Cattun, mit feinem Flanelle gefüttert,
Gab ich hin; er ist dünn und alt und ganz aus der Mode.

Aber es lächelte drauf der treffliche Hauswirth und sagte:
Ungern vermiß' ich ihn doch, den alten cattunenen Schlafrock,

I.

Misisti, ut potumque cibumque et lintea trita
His ferat afflictis, namque est dare munera ditis.
En, ut ibi vehitur juvenis, domitatque caballos!
Perquam est insignis forma hæc nova rhedula, laxe
Insideant quatuor, sedeat quoque rector equorum.
Solus inest modo; per flexus facile ecce rotatur!
Haecce, forum juxta residens sub poste, profatur
Nuptæ caupo vigens, leo cui notat aureus ædem.

Et respondet ad hæc sapiens et provida conjux:
Certe invita, Pater, detrita ego lintea dono,
Multiplicis nam sunt usus, haud ære paranda,
Quando opus est illis. Hodie at largita lubens sum
Plures interulas, melioraque stragula quædam;
Nam puerosque senesque ferunt incedere nudos.
Sed parces? quoniam spoliata est et tua cista.
Præcipueque togam noeturnam, floribus judis
Pertextam, e xylino tenui, lanisque calentem,
Concessi; trita est, nec mori congrua nostro.

Ast herus egregius subridens inquit ad ista:
Cattuncam hancce togam veterem non cedo libenter,

Echt oſtindiſchen Stoffs; ſo etwas kriegt man nicht wieder.
Wohl! ich trug ihn nicht mehr. Man will jetzt freilich, der Mann ſoll
Immer geh'n im Sürtout und in der Pekeſche ſich zeigen,
Immer geſtiefelt ſeyn; verbannt iſt Pantoffel und Mütze.

Siehe! verſetzte die Frau, dort kommen ſchon einige wieder,
Die den Zug mit geſehn; er muß doch wohl ſchon vorbey ſeyn.
Seht, wie allen die Schuhe ſo ſtaubig ſind! wie die Geſichter
Glühen! u. jeglicher führt das Schnupftuch u. wiſcht ſich den Schweiß ab.
Möcht' ich doch auch in der Hitze nach ſolchem Schauſpiel ſo weit nicht
Laufen und leiden! Fürwahr, ich habe genug am Erzählten.

Und es ſagte darauf der gute Vater mit Nachdruck:
Solch ein Wetter iſt ſelten zu ſolcher Erndte gekommen,
Und wir bringen die Frucht herein, wie das Heu ſchon herein iſt,
Trocken; der Himmel iſt hell, es iſt kein Wölkchen zu ſehen,
Und von Morgen wehet der Wind mit lieblicher Kühlung.
Das iſt beſtändiges Wetter! und überreif iſt das Korn ſchon;
Morgen fangen wir an zu ſchneiden die reichliche Erndte.

Als er ſo ſprach, vermehrten ſich immer die Schaaren der Männer
Und der Weiber, die über den Markt ſich nach Hauſe begaben.

I.

Indica nam vere est, nec posthac talis ematur.
Sit! pridem haud utebar ea. Vir, more jubente,
Incedat semper tectus chlamyde atque lacerna,
Ocrea crus tegat, at crepidæ absint atque galera.

En! ibi jam quosdam redeuntes, excipit uxor,
Qui videre agmen, quod præteriisse videtur.
En! ut calceolos fœdavit pulvis! ut ora
Candent! muccinio sudorem quisque retergit.
Tam procul hoc æstu nolim hæc spectacula visum
Ire ac torreri; satis est mihi voce relatum.

Et bonus hasce pater dat cum gravitate loquelas:
Talis tempestas tali haud messi obtigit unquam;
Ut fœnum invectum est, dabitur quoque condere farra
Sicca, vides sine nube diem, cœlumque serenum.
Ventum fert oriens suavem, qui temperat æstum.
Haud varium est cœlum, frumentaque præmatura,
Cras largam videas messem sub falce cadentem.

Dixerat: at crescens sensim grex inde virorum
Fœmineusque, forum pervadens, tecta petebat.

Und so kam auch zurück, mit seinen Töchtern, gefahren,
Rasch, an die andere Seite des Markts, der begüterte Nachbar,
An sein erneuertes Haus, der erste Kaufmann des Ortes,
Im geöffneten Wagen, (er war in Landau verfertigt).
Lebhaft wurden die Gassen; denn wohl war bevölkert das Städtchen,
Mancher Fabriken befliß man sich da, und manches Gewerbes.

Und so saß das trauliche Paar, sich, unter dem Thorweg,
Ueber das wandernde Volk mit mancher Bemerkung ergötzend.
Endlich aber begann die würdige Hausfrau, und sagte:
Seh't! dort kommt der Prediger her; es kommt auch der Nachbar
Apotheker n om: die sollen uns alles erzählen,
Was sie draußen gesehn, und was zu schauen nicht froh mache.

Freundlich kamen heran die Beiden, und grüßten das Ehpaar,
Setzten sich auf die Bänke, die hölzernen, unter dem Thorweg,
Staub von den Füßen schüttelnd, und Luft mit dem Tuche sich fächelnd.
Da begann denn zuerst, nach wechselseitigen Grüßen,
Der Apotheker zu sprechen und sagte, beinahe verdrießlich:
So sind die Menschen, fürwahr! und einer ist doch wie der andre,
Daß er zu gaffen sich freut, wenn den Nächsten ein Unglück befället!
Läuft doch jeder, die Flamme zu sehn, die verderblich emporschlägt,

I.

Cumque suis repetit natalibus jam quoque vectus
Parte fori adversa rapide vicinus abundans,
Oppiduli princeps mercator, tecta novata,
In patula rheda, quales Landavia profert.
Jamque vias implet populus, qui plurimus illic
Nonnullas fabricas, varia et commercia tractat.

Sic sub poste sedet socium par, dum libet illi
Hanc, quæ transibat, turbam lustrare jocando.
Alma parens tandem has effundit pectore voces:
En! illic rediens parochus, vicinus itemque
Pharmacopola comes, qui nobis singula narrent,
Quæ videre foris, sed quæ non grata videnti.

Comiter accedit par conjugum uterque salutans,
Ligneo et insidens scamno sub limine portæ,
Pulvere decusso, sibi lino ventilat ora.
Tum primum alterna dicta acceptaque salute
Jam pæne indignans sic pharmacopola profatur:
En homines! omnes natura prorsus eadem!
Vicini casus gaudent spectare sinistros!
Quisque ruit, flammam visum, quæ noxia surgit,

I.

Jeder den armen Verbrecher, der peinlich zum Tode geführt wird.
Jeder spaziert nun hinaus, zu schauen der guten Vertriebnen
Elend, und niemand bedenkt, daß ihn das ähnliche Schicksal
Auch, vielleicht zunächst, betreffen kann, oder doch künftig.
Unverzeihlich find' ich den Leichtsinn; doch liegt er im Menschen.

Und es sagte darauf der edle, verständige Pfarrherr,
(Er, die Zierde der Stadt, ein Jüngling, näher dem Manne;
Dieser kannte das Leben, und kannte der Hörer Bedürfniß,
War vom hohen Werthe der heiligen Schriften durchdrungen,
Die uns der Menschen Geschick enthüllen, und ihre Gesinnung;
Und so kannt' er auch wohl die besten weltlichen Schriften)
Dieser sprach: ich tadle nicht gerne, was immer dem Menschen
Für unschädliche Triebe die gute Mutter Natur gab;
Denn was Verstand und Vernunft nicht immer vermögen, vermag oft
Solch ein glücklicher Hang, der unwiderstehlich uns leitet.
Lockte die Neugier nicht den Menschen mit heftigen Reizen,
Sagt! erführ' er wohl je, wie schön sich die weltlichen Dinge
Gegen einander verhalten? Denn erst verlangt er das Neue,
Suchet das Nützliche dann mit unermüdetem Fleiße;
Endlich begehrt er das Gute, das ihn erhebet und werth macht.
In der Jugend ist ihm ein froher Gefährte der Leichtsinn,

I.

Vel miserum, ad capitis pœnam quem crimina ducunt.
Sic nunc quisque fugam pergit spectare bonorum
Et casum, at nemo sibi sortem sentit eandem
Impendere brevi fortasse aut postmodo saltem.
Damnanda hæc levitas est, attamen insita cordi.

Nobilis at pastor prudensque reponit ad ista:
(Hic decus oppidi erat, juvenis maturior annis,
Et prudens rerum, norat gregis auribus apta,
Scripturæ sacræ reverens præstantia verba,
Quæ nobis hominum sortes animosque revelat;
Præcipuos libros humani noverat ortus.)
Hic infit: Vitio vertam mortalibus ægre,
Quod dedit innocuum studium natura benigna.
Nam quod mens ratioque nequit, fere perficit illud,
Quæ nos vi mira ducit, propensio felix.
Ni traheret vehemens nos rerum cura novarum,
Dicite, sciremus, rerum quam pulchra per orbem
Mutua sit ratio? Nam prima cupido novorum,
Assiduum sequitur studium post, commoda quærens,
Denique recta petit, quæ dant meritumque decusque.
Læta comes levitas animi, juvenilibus annis,

XI.

Parsi Namch.

Buch des Parsen.

1.

Vermächtniß altpersischen Glaubens.

Welch Vermächtniß, Brüder, sollt' Euch kommen
Von dem Scheidenden, dem armen Frommen,
Den Ihr Jüngeren geduldig nähretet,
Seine letzten Tage pflegend ehretet?

Wenn wir oft gesehn den König reiten,
Gold an ihm und Gold an allen Seiten,
Edelstein' auf ihn und seine Großen
Ausgestreut, wie dichte Hagelschloßen:

XI. Buch des Parsen. Nach der Bemerkung zu diesem Buch in den Noten (Abschn. Künftiger Divan) beabsichtigte der Dichter, die Feuerreligion der alten Perser in ihrem ganzen Umfange darzustellen. Das erste Gedicht enthält jedoch schon den Kern der Lehre.

1. Das Vermächtniß des alten Parsen war eine der Dichtungen, welche S. Boisserée (I. 360) schon am 6. August 1815 von Goethe zu Wiesbaden hörte. Er berichtet: „Die Feuranbeter der alten Parsen. Ein solcher stirbt und spricht seine Lehre als Vermächtniß aus. Verehrung der Sonne, durch Ordnung und Reinlichkeit, damit sie sich nicht betrübe, den Schmutz und Wüsten der Menschen und der Erde zu sehn (eben Strophe 13). (Stiftung, eine Grube zu trennen, damit die Sonne mit Freuden hineinscheine.) In demselben Bezug Scherben (Strophe 19). (Auf ähnliche humane Weise erklärt Goethe sich die Verehrung der Kuh, als nützlichstes Hausthier, und des goldenen Kalbes, und sei alle gar nicht so absurd und abgeschmackt, als es aussehe.) Verehrung des Feuers als irdische Sonne (Strophe 17). Ich erzähle, wie die Symbolik des Lichts mit

Der die Gefahr ihm verbirgt, und heilsam geschwinde die Spuren
Tilget des schmerzlichen Uebels, sobald es nur irgend vorbeizog.
Freilich ist er zu preisen, der Mann, dem in reiferen Jahren
Sich der gesetzte Verstand aus solchem Frohsinn entwickelt,
Der im Glück, wie im Unglück, sich eifrig und thätig bestrebet;
Denn das Gute bringt er hervor und ersetzet den Schaden.

Freundlich begann sogleich die ungeduldige Hausfrau:
Saget uns, was ihr gesehn; denn das begehrt' ich zu wissen.

Schwerlich, versetzte darauf der Apotheker mit Nachdruck,
Werd' ich sobald mich freun nach dem, was ich alles erfahren.
Und wer erzählet es wohl, das mannigfaltigste Elend!
Schon von ferne sahn wir den Staub, noch eh wir die Wiesen
Abwärts kamen; der Zug war schon von Hügel zu Hügel
Unabsehlich dahin, man konnte wenig erkennen.
Als wir nun aber den Weg, der quer durch's Thal geht, erreichten,
War Gedräng' und Getümmel noch groß der Wandrer und Wagen.
Leider sahen wir noch genug der Armen vorbeiziehn,
Konnten einzeln erfahren, wie bitter die schmerzliche Flucht sey,
Und wie froh das Gefühl des eilig geretteten Lebens.
Traurig war es zu sehn die mannigfaltige Habe,

Ipsi discrimen tegit, et vestigia sanans
Plagarum delet, simul ac fugere dolores.
Felix ille quidem, cui, cum maturior annis,
E tali levitate animi constantia prodit,
Acri qui studio in fortuna perstat utraque;
Namque bonum profert, illataque damna resarcit.

Comiter impatiens hera tum sic protinus infit:
Dicite, quæ vobis visa; hæc ego scire peropto.

Aegre, reddit ad hæc tum pharmacopola severe,
Gaudia mox capiam post hæc spectacula capta;
Et quisnam enarret, quæso, genus omne malorum!
Jam procul est pulvis conspectus, prata priusquam
Liquimus, et clivos jamjam superaverat agmen
Indistinctum oculis: poteras discernere pauca.
Quum vero attigimus vallem et transversa viarum,
Se magno pressere homines currusque tumultu.
Vidimus heu! multos prætermigrare fugatos,
Percipimus carptim, tristis fuga quam sit acerba,
Quantaque servatæ raptim sint gaudia vitæ.
Tristis erat visu variarum copia rerum,

Die ein Haus nur verbirgt, das wohlverseh'ne, und die ein
Guter Wirth umher an die rechten Stellen gesetzt hat,
Immer bereit zum Gebrauche; denn alles ist nöthig und nützlich;
Nun zu sehen das alles, auf mancherlei Wagen und Karren
Durch einander geladen, mit Uebereilung geflüchtet.
Ueber dem Schranke lieget das Sieb und die wollene Decke;
In dem Backtrog das Bett, und das Leintuch über dem Spiegel.
Ach! und es nimmt die Gefahr, wie wir bei'm Brande vor zwanzig
Jahren auch wohl gesehn, dem Menschen alle Besinnung,
Daß er das Unbedeutendste faßt, und das Theure zurück läßt.
Also führten auch hier, mit unbesonnener Sorgfalt,
Schlechte Dinge sie fort, die Ochsen und Pferde beschwerend:
Alte Bretter und Fässer, den Gänsestall und den Käfig.
Auch so keuchten Weiber und Kinder, mit Bündeln sich schleppend,
Unter Körben und Butten voll Sachen keines Gebrauches;
Denn es verläßt der Mensch so ungern das Letzte der Habe.
Und so zog auf dem staubigen Weg der drängende Zug fort,
Ordnungslos und verwirrt. Mit schwächeren Thieren der eine
Wünschte langsam zu fahren, ein and'rer emsig zu eilen.
Da entstand ein Geschrei der gequetschten Weiber und Kinder,
Und ein Blöcken des Viehes, dazwischen der Hunde Gebelfer,
Und ein Wehlaut der Alten und Kranken, die hoch auf dem schweren

I.

Quas modo prædives placide domus occulit, et quas
Ad loca, queis quadrant, disponit sedula cura,
Semper ad usum ut sint; quodvis est utile et aptum.
Vidimus has carris variis et curribus omnes
Confuse impositas, propere fugientibus illis.
Obducunt cribrum tegumentaque lanea riscum,
Lina tegunt speculum, stratis est mactra referta.
Eripit, ah! terror, viginti incendium ut ante
Annos sat docuit, mentem mortalibus omnem.
Vilia tunc prendens trepidus pretiosa relinquit.
Hic inconsulta quoque sollicitudine portant,
Mole boves et equos onerantes, vilia secum;
Dolia cum tabulis, caveas atque ornithona.
Fœminæ item puerique gravi sub pondere anhelant,
Sina repleta ferunt et corbes rebus ineptis;
Inviti linquunt homines postrema bonorum.
Volvitur hoc agmen per pulverulenta viarum
Confuse et mixte. Ob jumentum lassius unus
Tardius ire cupit, properare citatius alter.
Horrendum acclamant contusi fœmina et infans,
Latratusque canum exoritur pecudumque boatus,
Aegroti atque senes plangunt, per culmina onusti

Uebergepackten Wagen auf Betten saßen und schwankten.
Aber, aus dem Gleise gedrängt, nach dem Rande des Hochwegs
Irrte das knarrende Rad; es stürzt' in den Graben das Fuhrwerk,
Umgeschlagen, und weit hin entstürzten im Schwunge die Menschen,
Mit entsetzlichem Schrein, in das Feld hin, aber doch glücklich.
Später stürzten die Kasten, und fielen näher dem Wagen.
Wahrlich, wer im Fallen sie sah, der erwartete nun sie
Unter der Last der Kisten und Schränke zerschmettert zu schauen.
Und so lag zerbrochen der Wagen, und hülflos die Menschen;
Denn die übrigen giengen und zogen eilig vorüber,
Nur sich selber bedenkend und hingerissen vom Strome.
Und wir eilten hinzu, und fanden die Kranken und Alten,
Die zu Haus und im Bett schon kaum ihr dauerndes Leiden
Trügen, hier auf dem Boden, beschädigt, ächzen und jammern,
Von der Sonne verbrannt und erstickt vom wogenden Staube.

Und es sagte darauf, gerührt, der menschliche Hauswirth:
Möge doch Hermann sie treffen und sie erquicken und kleiden!
Ungern würd' ich sie seh'n; mich schmerzt der Anblick des Jammers;
Schon von dem ersten Bericht so großer Leiden gerühret,
Schickten wir eilend ein Scherflein von unserm Ueberfluß, daß nur
Einige würden gestärkt, und schienen uns selber beruhigt.

I.

Carpenti in lectis residentes, atque labantes.
Verum extrusa via, versus celsi aggeris oram
Deflexit stridens rota; fertur ad ima vehiclum
Eversum, atque homines jactat procul inde ruina
In campum multum clamantes, sed sine damno;
Tardius et propius labuntur scrinia plaustro.
Sane, qui vidit labentes, crederet illos
Arcarum mole et cistarum pondere fractos.
Sic inopes jacuere homines plaustrumque solutum;
Pergebant reliqui curru pedibusque citati,
Se modo curantes et turbæ flumine rapti.
Acceleramus eo, vetulos ægrosque videmus,
In lecto atque domi qui vix incommoda longa
Ferrent, prostratos, vexatos atque gementes,
Pulvere confectos undanti et sole perustos.

Hospes at humanus commotus reddit ad ista:
O levet inventos Hermannus, vestiat illos!
Cernere eos nolim, ne sint mihi causa doloris;
Primo tantorum moti rumore malorum,
Misimus extemplo nonnulla superflua, saltem
Paucos quæ recreent, quod pectora nostra levabat.

Aber laßt uns nicht mehr die traurigen Bilder erneuern;
Denn es beschleichet die Furcht gar bald die Herzen der Menschen,
Und die Sorge, die mehr als selbst mir das Uebel verhaßt ist.
Tretet herein in den hinteren Raum, das kühlere Sälchen.
Nie scheint Sonne dahin, nie dränget wärmere Luft dort
Durch die stärkeren Mauern; und Mütterchen bringt uns ein Gläschen
Drei und achtziger her, damit wir die Griller vertreiben.
Hier ist nicht freundlich zu trinken; die Fliegen umsummen die Gläser.
Und sie giengen dahin und freuten sich alle der Kühlung.

Sorgsam brachte die Mutter des klaren herrlichen Weines,
In geschliffener Flasche auf blankem, zinnernen Runde
Mit den grünlichen Römern, dem echten Becher des Rheinweins.
Und so sitzend umgaben die Drei den glänzend gebohnten,
Runden, braunen Tisch, er stund auf mächtigen Füßen.
Heiter klangen sogleich die Gläser des Wirthes und Pfarrers;
Doch unbeweglich hielt der Dritte denkend das seine,
Und es fordert' ihn auf der Wirth, mit freundlichen Worten:

Frisch, Herr Nachbar, getrunken! denn noch bewahrte vor Unglück
Gott uns gnädig, und wird auch künftig uns also bewahren.
Denn wer erkennet es nicht, daß seit dem schrecklichen Brande,

I.

Amplius at nos hæc tristis ne turbet imago;
Namque metus subito mortalia pectora tentat
Quæque malo magis est ipso mihi cura perosa.
Jam postica domus et frigidiora subite,
Quo nunquam penetrat radiis titanius ardor
Densos per muros; tu fer, matercula, viuum
Interiore nota, curarum ut tristia pellat:
Gaudia nam turbat potanti hic musca susurrans.
Protinus ingressi gaudebant frigore suavi.

Dulcia cum cura fert mater munera Bacchi,
In lævi cotyla, quam fulcit stanneus orbis,
Et calices virides, rhenano debita vasa.
Et jam tres illi resident, cinguntque politum
Fuscae orbem mensae, pollente statumine nixae.
Pocula mox hilares collidunt pastor et hospes;
Tertius usque suum meditans immobile servat,
Et verbis illum blanditis provocat hospes:

Sume alacer vinum, vicine! avertit acerba
A nobis Numen, quod nos custodiet ultra.
Nam quis non videt, hoc ut tristi incendio ab illo,

Da er so hart uns gestraft, er uns nun beständig erfreut hat,
Und beständig beschützt, so wie der Mensch sich des Auges
Köstlichen Apfel bewahrt, der vor allen Gliedern ihm lieb ist.
Sollt' er fernerhin nicht uns schützen und Hülfe bereiten?
Denn man sieht es erst recht, wie viel er vermag, in Gefahren;
Sollt' er die blühende Stadt, die er erst durch fleißige Bürger
Neu aus der Asche gebaut und dann sie reichlich gesegnet,
Jetzo wieder zerstören und alle Bemühung vernichten?

Heiter sagte darauf der treffliche Pfarrer und milde:
Haltet am Glauben fest, und fest an dieser Gesinnung;
Denn sie macht im Glücke verständig und sicher, im Unglück
Reicht sie den schönsten Trost, und belebt die herrlichste Hoffnung.

Da versetzte der Wirth, mit männlichen klugen Gedanken:
Wie begrüßt' ich so oft mit Staunen die Fluthen des Rheinstroms,
Wenn ich, reisend nach meinem Geschäft, ihm wieder mich nahte!
Immer schien er mir groß, und erhob mir Sinn und Gemüthe;
Aber ich konnte nicht denken, daß bald sein liebliches Ufer
Sollte werden ein Wall, um abzuwehren den Franken,
Und sein verbreitetes Bett ein allverhindernder Graben.
Seht, so schützt die Natur, so schützen die wackeren Deutschen,

I.

Quo nos punivit, nobis hucusque benignum
Præsidio fuerit, mortali sicut ocelli
Præ reliquis membris carissima pupula curæ est.
Hoc Numen nos non tueatur et adjuvet ultra?
Nam, quantum valeat, demum in discrimine sentis.
Oppidum an hoc florens, per gnavos quod modo cives
E cinere extruxit renovans, largeque beavit,
Nunc iterum vastet, cunctos perdatque labores?

Pastor ad hæc præstans hilaris mitisque reponit:
Hancce fidem, socii, mentemque tenete perennem;
Hæc facit, ut felix sapiat fidatque, jacenti
Solamen præbet gratum, spe pectora firmans.

Prudens huic hospes respondet mente virili:
Sæpe salutavi stupefactus flumina Rheni,
Quo me non raro quæstus contendere jussit.
Ingens ille mihi tum mentem animumque levavit,
Sed nec opinanti, mox ejus littus amœnum
Versurum in vallum, quod Francos arceat hostes,
Et patulo, tamquam fossa, nos protegat alveo.
Sic natura tegit, sic Germanique tuentur,

Habt Ihr jemals ihn darum beneidet?
Und nicht herrlicher den Blick geweidet,
Wenn die Sonne ſich auf Morgenflügeln
Tarnawend's unabſ'gen Gipfelbügeln

Bogenhaft hervorhob? Wer entkielte
Sich des Blicks dahin? Ich fühlte, fühlte
Tauſendmal, in ſo viel Lebenstagen,
Mich mit ihr, der kommenden, getragen:

Gott auf ſeinem Throne zu erkennen,
Ihn den Herrn des Lebensquells zu nennen,
Jenes hohen Anblicks werth zu handeln
Und in ſeinem Lichte fortzuwandeln.

Aber ſtieg der Feuerkreis vollendet,
Stand ich als in Finſterniß geblendet,
Schlug den Buſen, die erfrischten Glieder
Warf ich, Stirn voran, zur Erde nieder.

ſo großem Geiſt in den chriſtlichen Gottesdienſt aufgenommen ſei, am Charſamstag Symbolik der ganzen Schöpfung, Waſſer, Licht u. ſ. w." Die eingeklammerten Stellen ſind als Reſte der unter dem Vorleſen geführten Unterhaltung anzuſehen. Von der erwähnten „Stiftung" ſpricht Goethe auch in ſeinen Noten, Abſchn. Aeltere Perſer. Jener ganze Abſchnitt enthält den vollſtändigſten Kommentar unſers Gedichts.

Das Vermächtniß iſt nicht als aus der Zeit des herrſchenden Parſismus, ſondern aus der Zeit ſeiner Unterdrückung und Verfolgung durch den Mahometanismus herrührend zu denken. Es ſpricht ein Verfolgter, der Zoroaſter's Lehre bewahrt hat. Das Gedicht iſt ſo nicht blos Erzählung und Schilderung, ſondern als wahrer Dichter läßt Goethe dieſe aus einer Handlung hervorgehen. — Nach Zoroaſter's Lehre war der Lobgeſang beim erſten Lichte der Morgenröthe anzuſtimmen (Strophe 3 bis 5); dort in den Oſten verlegt das Zendaveſta den Wohnort der guten und reinen Geiſter, an den Aufgang der Sonne und an die Quelle des Lichts. Das Morgengebet lautete: „Mehre meines Herzens Reinigkeit, daß ich ſehr rein und heilig handle!" Iſt die Sonne aufgegangen, ſo hat ſich der Gueber zur Erde niederzuwerfen (Strophe 6). Es folgt nun ein Theil der praktiſchen Vorſchriften, auf welche Goethe als Quelle und Hebel der Kultur vorzüglichen Werth legte. Dieſe Kulturſeite hebt auch ein neuerer Geſchichtſchreiber in folgenden Worten hervor: „Die beſte Abwehr der böſen Geiſter ſchien dem Zoroaſter (Zarathuſtra) darin zu liegen, daß man die Erde, welche zu bereit war, Nahrung zu bringen, urbar machte, fleißig beſtellte und gut bewäſſerte, daß man Bäume pflanzte und die ſchädlichen Thiere austrottete, daß man dem Leben und der Frucht Raum ſchaffte gegen die Wüſte und die Unfruchtbarkeit" (M. Duncker, Geſch. des Alterth., II. 389). In die Lehren des Zendaveſta, in die vom Sonnengott Mithra und vom Dualismus des Ormuz und Ahriman hat ſich Goethe hier nicht eingelaſſen.

Und so schützt uns der Herr; wer wollte thöricht verzagen?
Müde schon sind die Streiter, und alles deutet auf Frieden.
Möge doch auch, wenn das Fest, das lang erwünschte, gefeiert
Wird in unserer Kirche, die Glocke dann tönt zu der Orgel,
Und die Trompete schmettert, das hohe Te Deum begleitend,
Möge mein Hermann doch auch an diesem Tage, Herr Pfarrer,
Mit der Braut, entschlossen, vor Euch, am Altare, sich stellen,
Und das glückliche Fest, in allen Landen begangen,
Auch mir künftig erscheinen, der häuslichen Freuden ein Jahrstag!
Aber ungern seh' ich den Jüngling, der immer so thätig
Mir in dem Hause sich regt, nach außen langsam und schüchtern.
Wenig findet er Lust sich unter Leuten zu zeigen;
Ja, er vermeidet sogar der jungen Mädchen Gesellschaft,
Und den fröhlichen Tanz, den alle Jugend begehret.

Also sprach er, und horchte. Man hörte der stampfenden Pferde
Fernes Getöse sich nah'n, man hörte den rollenden Wagen,
Der mit gewaltiger Eile nun donnert' unter dem Thorweg.

Sic vigilat Dominus; quisnam desperet inepte?
Miles jam fessus, portendunt omnia pacem.
O si, cum festum celebrabitur hocce cupitum,
Organaque in templo nostro et campana sonabunt,
Ambrosiumque sacrum tuba cum comitabitur hymnum,
Hermannus noster luce illa, pastor amice!
Cum sponsa certus tibi conspiciatur ad aram,
Et facta in cunctis terris solennia sacra
Gaudia mî referant etiam privata quotannis!
At juvenem invitus video, qui sedulus usque
Nostra domi curat, timidumque et ad extera tardum.
Huncce parum cœtus hominum delectat obire;
Imo puellarum juvenum consortia vitat,
Et lætas choreas, quas cuncta juventa peroptat.

Sic ait, auscultat; rapidorum auditur equorum
Jam propior sonitus, rheda auditurque rotata,
Quæ mox fulmineo strepitu subit ostia velox.

II.

Terpſichore.

Hermann.

Als nun der wohlgebildete Sohn in's Zimmer hereintrat,
Schaute der Prediger ihm mit ſcharfen Blicken entgegen,
Und betrachtete ſeine Geſtalt und ſein ganzes Benehmen,
Mit dem Auge des Forſchers, der leicht die Mienen enträthſelt;
Lächelte dann, und ſprach zu ihm mit traulichen Worten:
Kommt Ihr doch als ein veränderter Menſch. Ich habe noch niemals
Euch ſo munter geſeh'n und Eure Blicke ſo lebhaft.
Fröhlich kommt Ihr und heiter; man ſieht, Ihr habet die Gaben
Unter die Armen vertheilt und ihren Segen empfangen.

Ruhig erwiederte drauf der Sohn, mit ernſtlichen Worten:
Ob ich löblich gehandelt? ich weiß es nicht; aber mein Herz hat
Mich geheißen zu thun, ſo wie ich genau nun erzähle.

II.

TERPSICHORE.

Hermannus.

At cum formosus penetralia filius intrat,
Intentos oculos pastor convertit in illum,
Perlustratque ejus gestum totamque figuram,
Utpote qui scrutans vultus bene perlegat omnes.
Subridet, verbis illumque affatur amicis:
Immutatus homo rediisti! Namque ego nunquam
Tam vegetum tenet, tam ardentia lumina vidi.
Fronte serena alacerque redis, et dona valeris
Largitus miseris, et ab his pia vota tulisse.

Filius huic placide tum seria verba reponit:
Non liquet, an merear laudem, sed pectore sancto
Ductus ego feci, quæ nunc verissima narro.

II.

Mutter, Ihr kramtet so lange, die alten Stücke zu suchen
Und zu wählen; nur spät war erst das Bündel zusammen,
Auch der Wein und das Bier ward langsam, sorglich gepacket.
Als ich nun endlich vor's Thor und auf die Straße hinaus kam,
Strömte zurück die Menge der Bürger mit Weibern und Kindern,
Mir entgegen; denn fern war schon der Zug der Vertrieb'nen.
Schneller hielt ich mich dran, und fuhr behende dem Dorf zu,
Wo sie, wie ich gehört, heut übernachten und rasten.
Als ich nun meines Weges die neue Straße hinan fuhr,
Fiel mir ein Wagen in's Auge, von tüchtigen Bäumen gefüget,
Von zwei Ochsen gezogen, den größten und stärksten des Auslands,
Neben her aber gieng, mit starken Schritten, ein Mädchen,
Lenkte mit langem Stabe die beiden gewaltigen Thiere,
Trieb sie an und hielt sie zurück, sie leitete klüglich.
Als mich das Mädchen erblickte, so trat sie den Pferden gelassen
Näher, und sagte zu mir: nicht immer war es mit uns so
Jammervoll, als Ihr uns heut' auf diesen Wegen erblicket.
Noch nicht bin ich gewohnt, vom Fremden die Gabe zu heischen,
Die er oft ungern giebt, nur los zu werden den Armen;
Aber mich dringet die Noth zu reden. Hier auf dem Strohe
Liegt die erst entbundene Frau des reichen Besitzers,
Die ich mit Stieren und Wagen noch kaum, die Schwang're, gerettet.

II.

Mater! res veteres versando ultroque citroque,
Delectus causa, tibi sarcina sero parata est;
Lente et sollicite vinum zythumque locasti.
Cum tandem evasi per portam in strata viarum,
Fœminæ et infantes mixti civesque reversi
Occurrere mihi; ast agmen procul inde migrabat.
Acrius hinc instans properavi attingere pagum,
In quo, ut fama tulit, ventura nocte quiescent.
Cum vero sursum jam per nova strata ferebar,
Carpentum vidi lignis ex grandibus aptum,
Quod par forte boum, peregrinum ingensque, trahebat,
Juxta incedebat gressu properante puella,
Grandia procero baculo jumenta gubernans,
Quæ, mox impellens, retinens mox, dextere agebat.
Me viso, bigas accedit virgo modeste,
Et propior dicit: non hac nos vivimus usque
Aerumna pressi, qua jam via plena videtur.
Ignotos nondum consuevi dona rogare,
Qui sæpe inviti dant, ut redimantur egenis.
Sed nunc re cogente loquor. Nam stramine in isto
Divitis est uxor, nunc ipsum enixa, coloni,
Quam gravidam vix cum bobus curruque recepi.

Spät nur kommen wir nach, und kaum das Leben erhielt ſie.
Nun liegt, neugeboren, das Kind ihr nackend im Arme,
Und mit Wenigem nur vermögen die Unſern zu helfen,
Wenn wir im nächſten Dorf, wo wir heute zu raſten gedenken,
Auch ſie finden, wiewohl ich fürchte, ſie ſind ſchon vorüber.
Wär' Euch irgend von Leinwand nur was entbehrliches, wenn Ihr
Hier aus der Nachbarſchaft ſeyd, ſo ſpender's gütig den Armen.

Alſo ſprach ſie, und matt erhob ſich vom Strohe die bleiche
Wöchnerin, ſchaute nach mir; ich aber ſagte dagegen:
Guten Menſchen, fürwahr, ſpricht oft ein himmliſcher Geiſt zu,
Daß ſie fühlen die Noth, die dem armen Bruder bevorſteht;
Denn ſo gab mir die Mutter, im Vorgefühle von eurem
Jammer, ein Bündel, ſogleich es der nackten Nothdurft zu reichen.
Und ich lös'te die Knoten der Schnur, und gab ihr den Schlafrock
Unſers Vaters dahin, und gab ihr Hemden und Leintuch.
Und ſie dankte mit Freuden, und rief: der Glückliche glaubt nicht,
Daß noch Wunder geſchehn; denn nur im Elend erkennt man
Gottes Hand und Finger, der gute Menſchen zum Guten
Leitet. Was er durch Euch an uns thut, thu' er Euch ſelber.
Und ich ſah die Wöchnerin froh die verſchiedene Leinwand,
Aber beſonders den weichen Flanell des Schlafrocks befühlen.

II.

Subsequimur tarde, et vitam vix abstulit illa;
Nudum amplectuntur nunc natum brachia matris,
Et paucis tantum nostri succurrere possunt,
Etsi in pago isto, quo pernoctare statutum,
Inveniamus eos, quos jam transisse veremur.
Lintea, queis facile careas, si sunt tibi, si tu
Haud longe hinc habitas, miseris largire benigne!

Dixerat, et misere pallens e stramine surgit
Me visum mulier, sed ad hæc ego talia reddo:
Certo adstat genius cœlestis recta colenti,
Sentiat ut fratri minitantia fata sinistra.
Sic mihi jam mater vestri præsaga paravit
Casus sarcinulam, quam nudis illico donem.
Tum solvi nodos lini, vestemque togatam
Patris porrexi, ac indusia, lintea, cuncta.
Gratans, læta refert: Felices credere nolunt
Mira et adhuc fieri; miseris agnoscitur unis
Dextra Dei digitusque, bonos ad facta benigna
Ducens. Nos per vos recreans, vos recreet ipse!
Et vidi, varia ut lætata puerpera lina,
Præcipue mollem lana palpabat amictum.

II.

Eilen wir, ſagte zu ihr die Jungfrau, dem Dorf zu, in welchem
Unſre Gemeine ſchon raſtet und dieſe Nacht durch ſich aufhält;
Dort beſorg' ich ſogleich das Kinderzeug, alles und jedes.
Und ſie grüßte mich noch, und ſprach den herzlichſten Dank aus,
Trieb die Ochſen; da gieng der Wagen. Ich aber verweilte,
Hielt die Pferde noch an; denn Zwieſpalt war mir im Herzen,
Ob ich mit eilenden Roſſen das Dorf erreichte, die Speiſen
Unter das übrige Volk zu ſpenden, oder ſogleich hier
Alles dem Mädchen gäbe, damit ſie es weislich vertheilte.
Und ich entſchied mich gleich in meinem Herzen, und fuhr ihr
Sachte nach, und erreichte ſie bald, und ſagte behende:
Gutes Mädchen, mir hat die Mutter nicht Leinwand alleine
Auf den Wagen gegeben, damit ich den Nakten bekleide,
Sondern ſie fügte dazu noch Speiſ' und manches Getränke,
Und es iſt mir genug davon im Kaſten des Wagens.
Nun bin ich aber geneigt, auch dieſe Gaben in deine
Hand zu legen, und ſo erfüll' ich am beſten den Auftrag;
Du vertheilſt ſie mit Sinn, ich müßte dem Zufall gehorchen.
Drauf verſetzte das Mädchen: mit aller Treue verwend' ich
Eure Gaben; der Dürftigſte ſoll ſich derſelben erfreuen.
Alſo ſprach ſie. Ich öffnete ſchnell die Kaſten des Wagens,
Brachte die Schinken hervor, die ſchweren, brachte die Brode,

II.

Huic dixit virgo: in pagum properemus, in illo
Jam sese recreant nostri, atque hac nocte morantur;
Cuncta ibi componam puerilia lintea curans.
Atque vale dicens grates de pectore solvit,
Bobus et impulsis it currus. At ipse moratus
Sustinui bigas, varie nam mente trahebar,
Immissis an equis nunc pagum attingere, et escam
Ipse gregi misero dare vellem, an protinus isthic,
Apte ut divideret, præberem cuncta puellæ.
Consilium vero cito cepi corde, sequendo
Lente mox ad eam perveni, ac illico dixi:
Percipe, virgo bona, haud mihi mater lintea solum
Carpento imposuit, nudati ut veste tegantur,
Copia sed potus illis adjuncta cibique est,
Quam mihi non parce carpenti cista recondit.
Atque tuæ, (sic fert animus,) quæ dona supersunt,
Crediderim dextræ, peragam sic perbene jussa;
Me casus regeret, tu scite dividis illa.
Respondit virgo: cum religione dabuntur
Munera vestra, illis vere recreentur egeni.
Dixerat, et rhedæ reseratis illico cistis,
Panes depromsi, et tumidas pinguedine pernas,

Und nun sei ein heiliges Vermächtniß
Brüderlichem Wollen und Gedächtniß:
Schwerer Dienste tägliche Bewahrung!
Sonst bedarf es keiner Offenbarung.

Regt ein Neugeborner fromme Hände,
Daß man ihn sogleich zur Sonne wende,
Tauche Leib und Geist im Feuerbade!
Fühlen wird es jeden Morgens Gnade.

Dem Lebend'gen übergebt die Todten,
Selbst die Thiere deckt mit Schutt und Boden,
Und, soweit sich Eure Kraft erstrecket,
Was Euch unrein dünkt, es sei bedecket!

Grabet Euer Feld ins zierlich Reine,
Daß die Sonne gern den Fleiß bescheine!
Wenn Ihr Bäume pflanzt, so sei's in Reihen!
Denn sie läßt Geordnetes gedeihen.

Auch dem Wasser darf es in Kanälen
Nie am Laufe, nie an Reine fehlen;
Wie Euch Senderud aus Bergrevieren
Rein entspringt, soll er sich rein verlieren.

— Der Damawend (oder Demawend) (Strophe 3) ist die höchste Spitze des Elburz am Kaspischen Meer. An ihn knüpfen sich viele Wundersagen. — Der Senderud (Strophe 11) ist der Strom, an dem Ispahan liegt. Er wird zu vielen Bewässerungen benutzt. — Dambeh (Strophe 16) ist Baumwolle. — Traulich (das.) wegen der häuslichen Annäherung an das Göttliche. — Daß das Morgengebet unter keinen Umständen und auch trotz Krankheit und Elend nicht versäumt werden darf, lehrt der Orient mit hundert Zungen. — Im Schlußverse ist der Damawend wiederum als der heilige Berg bezeichnet. Nach dem Zendavesta (Vendîd., XXI. 20 und XIX. 80) ist es der heilige Berg, „auf welchen sich der Sonnengott Mithra zuerst mit siegreichem Glanz setzt", der ferner eine Brücke zur Wohnung der Götter des Lichts bildet und wohin auch die reinen Seelen, in der dritten Nacht nach dem Tode, beim Aufgang der Sonne — wie Goethe es oben schildert — hingelangen, um die Unsterblichkeit zu genießen. Für diesen Berg wird jedoch auch der Beiname Hoogh gebraten (Duncker, a. a. O. S. 323 und 325). — Sie tagt (im vorletzten Verse) d. i. die Sonne. — (Vergl. die neueste Darstellung des Parsismus und seines Zusammenhangs mit andern Religionen, namentlich mit dem Islam, in: „Das Buch von dem Geiste der Weisheit. Aus dem Persischen von Wolf. Stuttgart und London 1871", sowie R. Rapp's Preisschrift „Die Religion und Sitte der Perser" Bd. 19 u. 20 der Zeitschr. d. D. Morgenl. Gesellschaft).

Flaſchen Weines und Biers, und reicht' ihr alles und jedes.
Gerne hätt' ich noch mehr ihr gegeben; doch leer war der Kaſten.
Alles packte ſie drauf zu der Wöchnerin Füßen, und zog ſo
Weiter; ich eilte zurück mit meinen Pferden der Stadt zu.

Als nun Hermann geendet, da nahm der geſprächige Nachbar
Gleich das Wort, und rief: o glücklich, wer in den Tagen
Dieſer Flucht und Verwirrung in ſeinem Haus nur allein lebt,
Wem nicht Frau und Kinder zur Seite bange ſich ſchmiegen!
Glücklich fühl' ich mich jetzt; ich möcht' um vieles nicht heute
Vater heißen und nicht für Frau und Kinder beſorgt ſeyn.
Oefters dacht' ich mir auch ſchon die Flucht, und habe die beſten
Sachen zuſammengepackt, das alte Geld und die Ketten
Meiner ſeligen Mutter, wovon noch nichts verkauft iſt.
Freilich bliebe noch vieles zurück, das ſo leicht nicht geſchafft wird.
Selbſt die Kräuter und Wurzeln, mit vielem Fleiße geſammelt,
Mißt' ich ungern, wenn auch der Werth der Waare nicht groß iſt.
Bleibt der Proviſor zurück, ſo geh' ich getröſtet von Hauſe.
Hab' ich die Baarſchaft gerettet, und meinen Körper, ſo hab' ich
Alles gerettet; der einzelne Mann entfliehet am leichtſten.

Nachbar, verſetzte darauf der junge Hermann mit Nachdruck:

II.

Ampullas vini zythique, et singula trado.
Plura lubens dederim, verum utraque cista vacabat.
Pone pedem enixæ locat omnia, sicque profecta est
Ultra; sed petii properis ego nuncia bigis.

Dixerat Hermannus, vicinus garrulus autem
Talia verba refert: Felix, qui tempore tali
Turbarum atque fugæ solus sibi vivit in æde,
Cui pavida ad latus haud soboles, haud uxor adhæret!
Sentio felicem nunc me, nummeque recusem,
Esse pater, soboles quem curis angat et uxor.
Sæpius ipse fugam meditabar, et optima pridem
Composui rerum, nummos veteresque catellas
Defunctæ matris, quorum nil vendidi adhuedum.
Certo multa domi, facile haud reparanda, manerent.
Quin herbas etiam et radices undique lectas
Invitus linquam, quamvis merx obvia prostet.
Dum provisor adest, securus limina linquo;
Servatis tantum nummis et corpore salvo,
Totus Ego salvus; facile quisque effugit unus.

Vicine! Hermannus juvenis tum fortiter infit:

Keineswegs denk' ich wie Ihr, und tadle die Rede.
Ist wohl der ein würdiger Mann, der, im Glück und im Unglück,
Sich nur allein bedenkt, und Leiden und Freuden zu theilen
Nicht verstehet, und nicht dazu von Herzen bewegt wird?
Lieber möcht' ich, als je, mich heute zur Heirath entschließen;
Denn manch gutes Mädchen bedarf des schützenden Mannes,
Und der Mann des erheiternden Weibs, wenn ihm Unglück bevorsteht.

Lächelnd sagte darauf der Vater: so hör' ich Dich gerne!
Solch ein vernünftiges Wort hast Du mir selten gesprochen.

Aber es fiel sogleich die gute Mutter behend ein:
Sohn, fürwahr! Du hast Recht; wir Eltern gaben das Beispiel.
Denn wir haben uns nicht an fröhlichen Tagen erwählet,
Und uns knüpfte vielmehr die traurigste Stunde zusammen.
Montag Morgens — ich weiß es genau; denn Tages vorher war
Jener schreckliche Brand, der unser Städtchen verzehrte —
Zwanzig Jahre sind's nun; es war ein Sonntag wie heute,
Heiß und trocken die Zeit, und wenig Wasser im Orte.
Alle Leute waren, spazierend in festlichen Kleidern,
Auf den Dörfern vertheilt und in den Schenken und Mühlen.
Und am Ende der Stadt begann das Feuer. Der Brand lief

II.

Non eadem mihi mens, et dicta redarguo verba.
Num laudandus erit, lætis qui rebus et arctis
Se solum curans partiri grata et iniqua
Nescit, non animi motu compulsus ad illud?
Connubio jungi malim nunc quam prius unquam;
Nam tutore viro bona eget nonnulla puella,
Vir vero alloquio muliebri, instante periclo.

Tum pater arridens ait: hæc mihi dicta probantur;
Raro dixisti mihi tam prudentia verba.

Respondit vero b[illegible] mater ad ista repente:
Mi fili, sic est, exemplum sume parentes.
Nam nos temporibus nos non elegimus æquis,
Hora hoc connubium potius tristissima junxit.
Mane die lunæ, memini bene, pristina nam lux
Oppidulum nostrum consumi viderat igne,
Viginti ante annos, et erat lux solis, ut hæcce,
Aridus et fervens aër, penuria aquarum.
Festis exierant spatiatum vestibus omnes,
Passim in camponis sparsi pagisque molisque.
Oppido in extremo flamma est exorta, volansque

Eilig die Straßen hindurch, erzeugend sich selber den Zugwind.
Und es braunten die Scheunen der reichgesammelten Erndte,
Und es braunten die Straßen bis zu dem Markt, und das Haus war
Meines Vaters hierneben verzehrt, und dieses zugleich mit.
Wenig flüchteten wir. Ich saß, die traurige Nacht durch,
Vor der Stadt auf dem Anger, die Kasten und Betten bewahrend.
Doch zuletzt befiel mich der Schlaf, und als nun des Morgens
Mich die Kühlung erweckte, die vor der Sonne herabfällt,
Sah' ich den Rauch und die Gluth und die hohlen Mauern und Essen.
Da war beklemmt mein Herz; allein die Sonne ging wieder
Herrlicher auf als je, und flößte mir Muth in die Seele.
Da erhob ich mich eilend. Es trieb mich, die Stätte zu sehen,
Wo die Wohnung gestanden, und ob sich die Hühner gerettet,
Die ich besonders geliebt; denn kindisch war mein Gemüth noch.
Als ich nun über die Trümmer des Hauses und Hofes daher stieg,
Die noch rauchten, und so die Wohnung wüst und zerstört sah,
Kamst du zur andern Seite herauf, und durchsuchtest die Stätte.
Dir war ein Pferd in dem Stalle verschüttet; die glimmenden Balken
Lagen darüber und Schutt, und nichts zu sehn war vom Thiere.
Also standen wir gegeneinander, bedenklich und traurig;
Denn die Wand war gefallen, die unsre Höfe geschieden.
Und du faßtest darauf mich bei der Hand an, und sagtest:

Percurrit plateas, generans flabra ipsa sibimet,
Horrea flagrarunt opulenta messe repleta;
Usque forum vici flagrarunt, est domus illa
Igne absumta patris, penes hanc, simul arsit et ipsa.
Pauca igne extulimus. Tristi illa nocte sedebam
Vicino in campo, ut cistas lectosque tuerer.
Oppressit tandem me somnus: tunc, ubi mane
Me comes amorae somnis excusserat algor,
Conspexi muros vacuos, fumum atque favillam.
Tum pressum sensi pectus. Sed demo Titan
Ortus erat raro splendore, animumque recepi.
Tum cito surrexi, cupiens inquirere vicum,
Quo steterant ædes, an sitque volatile salvum,
Præ reliquis earum quod mens puerilis habebat.
Sed quum transcendens aulaeque domusque ruinas
Fumantes, adeo vastata habitacula vidi,
Adversus mihi tu venisti visere vestra.
Oppressum in stabulis tibi equum succensa tigilla
Texere et rudus, nec membra videre dabatur.
Adversi stetimus cum sollicitudine tristi;
Lapsus erat paries, modo qui diviserat aulas.
Prensaque dein mihi dextra, haec dicta dedisti:

Lischen, wie kommst du hieher? geh' weg! du verbrennest die Sohlen;
Denn der Schutt ist heiß, er sengt mir die stärkeren Stiefeln.
Und du hobest mich auf, und trugst mich herüber, durch deinen
Hof weg. Da stand noch das Thor des Hauses mit seinem Gewölbe,
Wie es jetzt steht; es war allein von Allem geblieben.
Und Du setztest mich nieder und küßtest mich, und ich verwehrt' es.
Aber Du sagtest darauf mit freundlich bedeutenden Worten:
Siehe das Haus liegt nieder. Bleib hier, und hilf mir es bauen,
Und ich helfe dagegen auch deinem Vater an seinem.
Doch ich verstand dich nicht, bis du zum Vater die Mutter
Schicktest, und schnell das Gelübde der fröhlichen Ehe vollbracht war.
Noch erinn' ich mich heute des halbverbrannten Gebälkes
Freudig, und sehe die Sonne noch immer so herrlich heraufgehn;
Denn mir gab der Tag den Gemahl, es haben die ersten
Zeiten der wilden Zerstörung den Sohn mir der Jugend gegeben.
Darum lob' ich dich, Hermann, daß du mit reinem Vertrauen
Auch ein Mädchen dir denkst in diesen traurigen Zeiten,
Und es wagtest zu frey'n im Krieg und über den Trümmern.

Da versetzte sogleich der Vater lebhaft und sagte:
Die Gesinnung ist löblich, und wahr ist auch die Geschichte,
Mütterchen, die du erzählst; denn so ist alles begegnet.

II.

Tu quid agis? cede hinc, soleas succendis, Elisa!
Hoc rudus calidum haud mea crassior ocrea perfert.
Et cito sublatam transcendens ad tua portas
Limina; adhuc stabant hic ostia, stabat et arcus,
Ut nunc stant; grassans hæc sola reliquerat ignis.
Oscula depositæ tum figis, et ipsa reluctor.
Sed blande profers hæc significantia verba:
En domus hic jacet, hanc mihi quæso assiste struenti,
Ipse juvabo tuum patrem sua tecta struentem.
Non cepi ista prius, quam patrem mater adire
Jussa fuit, fuimusque tori cito fundere juncti.
Semicremata probe quoque nunc ego tigna recordor
Læta, et adhuc video splendentem surgere solem.
Namque mihi sponsum hæc lux dedit, illaque prima
Tempora turbarum prole ornavere juventam.
Hinc, Hermanne, tibi recte fiducia sancta
Ad sponsam mentem hoc convertit tempore tristi,
Quam ducas audax in bellis atque ruina.

Hæc ubi dicta, pater verbis ardentibus infit:
Laudanda hæc mens est, est et narratio vera,
Quæ sunt facta, probe retulisti singula, mater.

Aber beſſer iſt beſſer. Nicht einen Jeden betrifft es,
Anzufangen von vorn ſein ganzes Leben und Weſen.
Nicht ſoll Jeder ſich quälen, wie wir und Andere thaten.
O, wie glücklich iſt der, dem Vater und Mutter das Haus ſchon
Wohlbeſtellt übergeben, und der mit Gedeihen es ausziert!
Aller Anfang iſt ſchwer, am ſchwerſten der Anfang der Wirthſchaft.
Mancherlei Dinge bedarf der Menſch, und alles wird täglich
Theurer; da ſeh' er ſich vor, des Geldes mehr zu erwerben.
Und ſo hoff' ich von dir, mein Hermann, daß du mir nächſtens
In das Haus die Braut mit ſchöner Mitgift hereinführſt;
Denn ein wackerer Mann verdient ein begütertes Mädchen,
Und es behaget ſo wohl, wenn mit dem gewünſchten Weibchen
Auch in Körben und Kaſten die nützliche Gabe hereinkommt.
Nicht umſonſt bereitet durch manche Jahre die Mutter
Viele Leinwand der Tochter, von feinem und ſtarkem Gewebe;
Nicht umſonſt verehren die Pathen ihr Silbergeräthe,
Und der Vater ſondert im Pulte das ſeltene Goldſtück:
Denn ſie ſoll dereinſt mit ihren Gütern und Gaben
Jenen Jüngling erfreu'n, der ſie vor allen erwählt hat.
Ja, ich weiß, wie behaglich ein Weibchen im Hauſe ſich findet,
Das ihr eignes Geräth in Küch' und Zimmer erkennet,
Und das Bette ſich ſelbſt und den Tiſch ſich ſelber gedeckt hat.

II.

Sed meliora tamen præfer. Non cuique necesse est,
Condendo vitæ deludere tempus ab ovo.
Ne subeant omnes, quos nos aliique, labores.
Felix ille, cui genitor materque domum jam
Instructam tradunt, qui florens ornet eandem.
Cunctis sunt cœptis graviora domestica cœpta.
Nonnullis opus est homini, pretia omnia rerum
Augescunt, ideo nummos sibi quærere curet.
Hinc paucis etiam mihi, spero, Hermanne, diebus
Huc sponsam duces ampla cum dote jugali;
Namque viri virtus opulenta est virgine digna,
Et juvat eximie pariter cum conjuge cara
Adlatum in sportis et cistis utile domum.
Non frustra mater per multos præparat annos
Natæ subtilis texturæ lintea firma;
Non frustra sponsor baptismi argenta ministrat,
Inque arca genitor rarum clam separat aurum.
Dotibus illa suis nimirum aliquando bonisque
Hunc juvenem recreet, qui prætulit omnibus ipsam.
Jucunde sane muliercula vivit in æde,
Quæ propriis rebus conclave focumque decorat,
Ipsa sibi lectum mensamque ad prandia sternit.

Sanften Fall des Waſſers nicht zu ſchwächen,
Sorgt, die Gräben fleißig auszuſtechen;
Rohr und Binſe, Molch und Salamander,
Ungeſchöpfe, tilgt ſie mit einander!

Habt Ihr Erd' und Waſſer ſo im Reinen,
Wird die Sonne gern durch Lüfte ſcheinen,
Wo ſie, ihrer würdig aufgenommen,
Leben wirkt, dem Leben Heil und Frommen.

Ihr, von Mud' zu Mübe ſo gepeinigt,
Seid getroſt, nun iſt das All gereinigt,
Und nun darf der Menſch als Prieſter wagen,
Gottes Gleichniß aus dem Stein zu ſchlagen.

Wo die Flamme brennt, erkennet freudig:
Hell iſt Nacht, und Glieder ſind geſchmeidig.
An des Herdes raſchen Feuerkräften
Reift das Rohe Thier- und Pflanzenſäften.

Schleppt Ihr Holz herbei, ſo thut's mit Wonne!
Denn Ihr tragt den Samen ird'ſcher Sonne.
Pflückt Ihr Pambeh, mögt Ihr traulich ſagen:
Dieſe wird als Docht das Heil'ge tragen.

Werdet Ihr in jeder Lampe Brennen
Fromm den Abglanz höhern Lichts erkennen,
Soll Euch nie ein Mißgeſchick verwehren,
Gottes Thron am Morgen zu verehren.

Da iſt unſers Daſeins Kaiſerſiegel,
Uns und Engeln reiner Gottesſpiegel,
Und was nur am Lob des Höchſten ſtammelt,
Iſt in Kreiſ' um Kreiſe dort verſammelt.

Will dem Ufer Senderud's entſagen,
Auf zum Damawend die Flügel ſchlagen,
Wie ſie tagt, ihr freudig zu begegnen
Und von dorther ewig Euch zu ſegnen.

II.

Nur wohl ausgestattet möcht' ich im Hause die Braut sehn;
Denn die Arme wird doch nur zuletzt vom Manne verachtet,
Und er hält sie als Magd, die als Magd mit dem Bündel hereinkam.
Ungerecht bleiben die Männer, und die Zeiten der Liebe vergehen.
Ja, mein Hermann, du würdest mein Alter höchlich erfreuen,
Wenn Du mir bald in's Haus ein Schwiegertöchterchen brächtest
Aus der Nachbarschaft her, aus jenem Hause, dem grünen.
Reich ist der Mann fürwahr: sein Handel und seine Fabriken
Machen ihn täglich reicher; denn wo gewinnt nicht der Kaufmann?
Nur drei Töchter sind da; sie theilen allein das Vermögen.
Schon ist die älteste bestimmt, ich weiß es; aber die zweite,
Wie die dritte, sind noch, und vielleicht nicht lange, zu haben.
Wär' ich an deiner Statt, ich hätte bis jetzt nicht gezaudert,
Eins mir der Mädchen geholt, sowie ich das Mütterchen forttrug.

Da versetzte der Sohn bescheiden dem dringenden Vater:
Wirklich, mein Wille war auch, wie Eurer, eine der Töchter
Unsers Nachbars zu wählen. Wir sind zusammen erzogen,
Spielten neben dem Brunnen am Markt in früheren Zeiten,
Und ich habe sie oft vor der Knaben Wildheit beschützet.
Doch das ist lange schon her; es bleiben die wachsenden Mädchen
Endlich billig zu Haus, und fliehn die wilderen Spiele.

II.

Non sine dote ampla mihi sponsa placebit in æde;
Namque erit æris inops tandem despecta marito,
Tractabitque velut servam cum fasce receptam.
Injusti usque viri, fugiunt et tempora amoris.
Quin, Hermanne! meam posses hilarare senectam,
In mea tecta nurum si mox adducere velles
Ex illa viridante domo, quæ proxima nobis.
Dives vir sane: hunc fabricæ mercesque paratæ
Augent quaque die; lucrans mercator ubique est.
Tres tantum natæ bona patris cuncta tenebunt.
Designata, scio, jam prima est, altera vero,
Sicuti tertia, erunt post paulo fœdere junctæ.
Ipse tuo, mi nate, loco non multa moratus
Unam legissem, matrem velut ipse legebam.

Sic pater urgebat, sed natus ad ista modeste:
Unam natarum sane, ut vos, ipse volebam
Ducere vicini. Teneros una egimus annos,
Inque foro ad puteum consumsimus otia ludis;
Sæpe et defendi a pueris petulantibus illas.
Ast hoc jam dudum est: adolescens virgo moratur
Tandem jure domi, ludos vitatque strepentes.

II.

Wohlgezogen sind sie gewiß! Ich ging auch zu Zeiten
Noch, aus alter Bekanntschaft, so wie Ihr es wünschtet, hinüber;
Aber ich konnte mich nie in ihrem Umgang erfreuen.
Denn sie tadelten stets an mir, das mußt' ich ertragen:
Gar zu lang war mein Rock, zu grob das Tuch, und die Farbe
Gar zu gemein, und die Haare nicht recht gestutzt und gekräuselt.
Endlich hatt' ich im Sinne, mich auch zu putzen, wie jene
Handelsbübchen, die stets am Sonntag drüben sich zeigen,
Und um die, halbseiden, im Sommer das Läppchen herumhängt.
Aber noch früh genug merkt' ich, sie hatten mich immer zum besten;
Und das war mir empfindlich, mein Stolz war beleidigt: doch mehr noch
Kränkte mich's tief, daß so sie den guten Willen verkannten,
Den ich gegen sie hegte, besonders Minchen die jüngste.
Denn so war ich zuletzt an Ostern hinübergegangen,
Hatte den neuen Rock, der jetzt nur oben im Schrank hängt,
Angezogen, und war frisirt wie die übrigen Bursche.
Als ich eintrat, lächerten sie; doch zog ich's auf mich nicht.
Minchen saß am Clavier; es war der Vater zugegen,
Hörte die Töchterchen singen, und war entzückt und in Laune.
Manches verstand ich nicht, was in den Liedern gesagt war;
Aber ich hörte viel von Pamina, viel von Tamino.
Und ich wollte doch auch nicht stumm seyn! sobald sie geendet,

II.

Sunt bene formatæ, fateor; quandoque salutans
Illas conveni ex usu, prout ipse volebas.
Attamen inter eas haud unquam gaudia cepi;
Nam me culpabant semper, quod ferre tenebar:
Longa nimis vestis, pannus crassusque, colorque
Vulgaris mihi erat, male comti denique crines.
Tandem me parili cultu decorare volebam,
Quo festis ibi adest tyronum turba diebus,
Quos æstate volant circum subserica vela.
Sed me continuo delusum in tempore sensi,
Offensusque animus doluit meus, amplius autem
Me pupugit respecta parum mea prompta voluntas,
Qua mihi erant cultæ, præsertim tertia, Mina.
Sic conveni illas revoluto tempore paschæ,
Veste nova, quæ jam supra modo pendet in arca,
Indutus, comtusque aliorum more capillos.
Ingredior, rident, quod me non tangere rebar.
Pulsabat chordas tum Mina adstante parente,
Qui natarum hilaris præbebat cantibus aures.
Me latuere tamen quædam, quæ carmen habebat,
Sæpius audivi voces: Pamina, Tamino.
Sed ne essem mutus, cum cantum finiit illa,

II.

Fragt' ich dem Texte nach, und nach den beiden Personen.
Alle schwiegen darauf und lächelten; aber der Vater
Sagte: Nicht wahr, mein Freund, Er kennt nur Adam und Eva?
Niemand hielt sich alsdann, und laut auf lachten die Mädchen,
Laut auf lachten die Knaben, es hielt den Bauch sich der Alte.
Fallen ließ ich den Hut vor Verlegenheit, und das Gekicher
Dauerte fort und fort, so viel sie auch sangen und spielten.
Und ich eilte beschämt und verdrießlich wieder nach Hause,
Hängte den Rock in den Schrank, und zog die Haare herunter
Mit den Fingern, und schwur, nicht mehr zu betreten die Schwelle.
Und ich hatte wohl recht; denn eitel sind sie und lieblos,
Und ich höre, noch heiß' ich bei ihnen immer Tamino.

Da versetzte die Mutter: du solltest, Hermann, so lange
Mit den Kindern nicht zürnen; denn Kinder sind sie ja sämmtlich.
Minchen fürwahr ist gut, und war dir immer gewogen;
Neulich fragte sie noch nach dir. Die solltest du wählen!

Da versetzte bedenklich der Sohn: ich weiß nicht, es prägte
Jener Verdruß sich so tief bei mir ein, ich möchte fürwahr nicht
Sie am Clavier mehr seh'n und ihre Liedchen vernehmen.

II.

Quæsivi, quid verba velint, et nomen utrumque?
Obticuere omnes et subrisere: paterque
Infit: amice, tibi modo notus Adamus et Eva.
Jam se nemo tenet, risus tollunque puellæ
Una cum pueris, cohibet pater ilia quassa.
Confuso cecidit mihi pileus, atque cachinnum
Continuare illi, quantumvis multa canentes.
Inde domum indignans perturbatusque reversus,
Inclusi vestem cista, crinesque resolvi
His digitis, non me tacturum ea limina jurans.
Et recte hoc feci; sunt vanæ et amore carentes,
Et, prout audivi, vocitant me ex inde Tamino.

Mater ad hæc: adeo memores, Hermanne, caveto
Corde fovere iras: ludunt pueriliter illæ.
Mina bona est sane, et tibi tempore quoque favebat;
Nuper adhuc de te scitata est. Hanc lege, fili!

Filius at dubitans: impressa est, nescio quî fit,
Ista offensa meo cordi, non opto profecto,
Amplius ad chordas illas audire canentes.

Doch der Vater fuhr auf und sprach die zornigen Worte:
Wenig Freud' erleb' ich an dir! Ich sagt' es doch immer,
Als du zu Pferden nur und Lust nur bezeigtest zum Acker.
Was ein Knecht schon verrichtet des wohlbegüterten Mannes,
Thust du; indessen muß der Vater des Sohnes entbehren,
Der ihm zur Ehre doch auch vor andern Bürgern sich zeigte.
Und so täuschte mich früh mit leerer Hoffnung die Mutter,
Wenn in der Schule das Lesen und Schreiben und Lernen dir niemals
Wie den Andern gelang, und du immer der Unterste saßest.
Freilich! das kommt daher, wenn Ehrgefühl nicht im Busen
Eines Jünglings lebt, und wenn er nicht höher hinauf will.
Hätte mein Vater gesorgt für mich, so wie ich für dich that,
Mich zur Schule gesendet und mir die Lehrer gehalten,
Ja, ich wäre was anders, als Wirth zum goldenen Löwen.

Aber der Sohn stand auf und nahte sich schweigend der Thüre,
Langsam und ohne Geräusch; allein der Vater, entrüstet,
Rief ihm nach: so gehe nur hin! ich kenne den Trotzkopf!
Geh' und führe fortan die Wirthschaft, daß ich nicht schelte;
Aber denke nur nicht, du wollest ein bäurisches Mädchen
Je mir bringen in's Haus, als Schwiegertochter, die Trulle!
Lange hab' ich gelebt und weiß mit Menschen zu handeln,

II.

At pater iratus verba hæc stomachosa profatur:
Gaudia pauca paras mihi! pridem hoc ipse querebar,
Cum modo gauderes agris constanter equisque.
Quæ solers peragit locupletis verna coloni,
Hæc facis; interea nato pater orbus habendus,
Qui cives inter versans ipsum ornet honore.
Sic mater pridem me spe fallebat inani,
Dum puer in ludo discens scribensque nec unquam
Aequabas reliquos, ac ultimus usque sedebas.
Scilicet hoc fit, ubi non sensu pectus honoris
Incaluit juvenis, si non vult tendere sursum.
Quodsi me, quæ te, fovisset cura paterna,
Si commisisset me ludis atque magistris,
Næ, jam non hospes, leo quem notat aureus, essem.

At surgit natus, tacitusque ad limina vadit
Lente, nec strepitans; pater autem percitus ira
Insequitur dictis hunc: Ilicet, usque reluctans,
I, curaque domum porro, et convicia vita!
Neve tuum inducas animum, de rure puellam,
Quæ me compellet socerum, hue adducere, pinguem!
Multum jam vixi, novi commercia vitæ,

Weiß zu bewirthen die Herr'n und Frauen, daß sie zufrieden
Von mir weggeh'n; ich weiß den Fremden gefällig zu schmeicheln.
Aber so soll mir denn auch ein Schwiegertöchterchen endlich
Wieder begegnen und so mir die viele Mühe versüßen;
Spielen soll sie mir auch das Klavier; es sollen die schönsten,
Besten Leute der Stadt sich mit Vergnügen versammeln,
Wie es Sonntags geschieht im Hause des Nachbars. Da drückte
Leise der Sohn auf die Klinke, und so verließ er die Stube.

II.

Hospitium curo, ut dòmini dominæque probantes
Discedant, aliisque scio dare byssina verba.
Hinc exopto, nurus pariter mihi blandula tandem
Obveniat, pensetque meas dulcedine curas;
Illa etiam pulset mihi chordas, atque venusti
Præstantesque homines, hic juncti, gaudia carpant,
Ut vicinum adeunt festa nunc luce. Reducta
Ansa tum natus tacite conclave reliquit.

2.

Wenn der Mensch die Erde schätzet,
Weil die Sonne sie bescheinet,
An der Rebe sich ergetzet,
Die dem scharfen Messer weinet,
Da sie fühlt, daß ihre Säfte,
Wohlgekocht, die Welt erquickend,
Werden regsam vielen Kräften,
Aber mehreren erstickend:
Weiß er das der Gluth zu danken,
Die das Alles läßt gedeihen;
Wird Betrunkner stammelnd wanken,
Mäß'ger wird sich singend freuen.

---

2. Wo der Kultus ganz in der Verehrung der Sonne besteht, kann ein Lob des Weins nicht fehlen. Goethe selbst sagt in den Noten u. A. Th.: „Alles, wozu die Sonne lächelte, ward mit höchstem Fleiß betrieben, vor Anderm aber die Weinrebe, das eigentlichste Kind der Sonne, gepflegt." — Das Gedicht trägt das Datum: Eisenach, den 24. Mai 1815.

III.

Thalia.

Die Bürger.

Also entwich der bescheidene Sohn der heftigen Rede;
Aber der Vater fuhr in der Art fort, wie er begonnen:
Was im Menschen nicht ist, komme auch nicht aus ihm, und schwerlich
Wird mich des herzlichen Wunsches Erfüllung jemals erfreuen,
Daß der Sohn dem Vater nicht gleich sey, sondern ein Beßrer.
Denn was wäre das Haus, was wäre die Stadt, wenn nicht immer
Jeder gedächte mit Lust zu erhalten und zu erneuen,
Und zu verbessern auch, wie die Zeit uns lehrt und das Ausland!
Soll doch nicht als Pilz der Mensch dem Boden entwachsen,
Und verfaulen geschwind an dem Platze, der ihn erzeugt hat,
Keine Spur nachlassend von seiner lebendigen Wirkung!
Sieht man am Hause doch gleich so deutlich, weß Sinnes der Herr sey,
Wie man, das Städtchen betretend, die Obrigkeiten beurtheilt.

III.

THALIA.

Cives.

Sic fugit natus vehementia dicta modestus.
At pater incepiam pergit proferre loquelam:
Edet homo nunquam quod non habet intus, et aegre
Voti compos ero, quod dudum pectore fovi,
Ut non par, verum melior sit patre propago.
Dic mihi, quae domus urbsque foret, nisi tempore quoque
Quivis curaret servare, novare libenter,
Atque emendare, ut peregrini et tempora suadent.
Non hominem decet, ut fungum, procrescere terra,
Et, qua natus erat, subito putrescere ibidem,
Nulla reliquentem validae vestigia vitae.
Mens domini subito conspecta noscitur aede,
Atque magistratum nosti, simul oppidum ut intras.

Denn wo die Thürme verfallen und Mauern, wo in den Gräben
Unrath sich häufet, und Unrath auf allen Gassen herumliegt,
Wo der Stein aus der Fuge sich rückt und nicht wieder gesetzt wird,
Wo der Balke verfault und das Haus vergeblich die neue
Unterstützung erwartet: der Ort ist übel regieret.
Denn wo nicht immer von oben die Ordnung und Reinlichkeit wirket,
Da gewöhnet sich leicht der Bürger zu schmutzigem Saumsal,
Wie der Bettler sich auch an lumpige Kleider gewöhnet.
Darum hab' ich gewünscht, es solle sich Hermann auf Reisen
Bald begeben, und sehn zum wenigsten Strasburg und Frankfurt,
Und das freundliche Mannheim, das gleich und heiter gebaut ist.
Denn wer die Städte gesehn, die großen und reinlichen, ruht nicht,
Künftig die Vaterstadt selbst, so klein sie auch sey, zu verzieren.
Lobt nicht der Fremde bei uns die ausgebesserten Thore
Und den geweißten Thurm und die wohlerneuerte Kirche?
Rühmt nicht jeder das Pflaster? die wasserreichen, verdeckten,
Wohlvertheilten Kanäle, die Nutzen und Sicherheit bringen,
Daß dem Feuer sogleich beim ersten Ausbruch gewehrt sey?
Ist das nicht alles geschehn seit jenem schrecklichen Brande?
Bauherr war ich sechsmal im Rath, und habe mir Beifall,
Habe mir herzlichen Dank von guten Bürgern verdienet,
Was ich angab, emsig betrieben, und so auch die Anstalt

III.

Namque ubi labuntur turres et mœnia, fossas
Colluvies implet, cœno sordentque platea,
Junctura motos lapides ubi nemo reponit,
Putrescuntque trabes, domus atque recentia frustra
Fulcra requirit; ibi perverse sceptra geruntur.
Namque ubi mundities non regnat et ordo superne,
Civis ibi facile torpori adsuescit inerti,
Mendicus veluti lacerato adsuescit amicto.
Hinc volui, Hermannum in peregrinas tendere terras,
Visere mox saltem Francfordiam et Argentinam,
Blandum et Manhemium, lætum quod struxit amussis.
Nam qui urbes vidit magnas mundasque, studebit,
Ut posthac patriam, quamvis sit parva, perornet.
Prædicat a nobis reparatas advena portas,
Atque dealbatam turrim templumque novatum;
Strata omnes laudant, et dites unda et opertos,
Qui, bene dispositi, prosunt tutantque, canales,
Ut restinguatur modo natus protinus ignis.
Cuncta hæc facta vides funesto incendio ab illo.
Aedilem bis ter me legit curia, laudes
Promerui gratesque bonis a civibus inde,
Naviter insistens coeptis, conata simulque

Redlicher Männer vollführt, die ſie unvollendet verließen.
So kam endlich die Luſt in jedes Mitglied des Rathes.
Alle beſtreben ſich jetzt, und ſchon iſt der neue Chauſſeebau
Feſt beſchloſſen, der uns mit der großen Straße verbindet.
Aber ich fürchte nur ſehr, ſo wird die Jugend nicht handeln!
Denn die einen, ſie denken auf Luſt und vergänglichen Putz nur,
Andere hocken zu Hauſ und brüten hinter dem Ofen.
Und das fürcht' ich, ein ſolcher wird Hermann immer mir bleiben.

Und es verſetzte ſogleich die gute, verſtändige Mutter:
Immer biſt Du doch, Vater, ſo ungerecht gegen den Sohn! und
So wird am wenigſten Dir Dein Wunſch des Guten erfüllet.
Denn wir können die Kinder nach unſerem Sinne nicht formen;
So wie Gott ſie uns gab, ſo muß man ſie haben und lieben,
Sie erziehen auf's beſte, und jeglichen laſſen gewähren.
Denn der eine hat die, die andern andere Gaben;
Jeder braucht ſie, und jeder iſt doch nur auf eigene Weiſe
Gut und glücklich. Ich laſſe mir meinen Hermann nicht ſchelten;
Denn ich weiß es, er iſt der Güter, die er dereinſt erbt,
Werth und ein trefflicher Wirth, ein Muſter Bürgern und Bauern,
Und im Rathe gewiß, ich ſeh' es voraus, nicht der Letzte.
Aber täglich mit Schelten und Tadeln hemmſt Du dem Armen

III.

Perpetravi hominum jamjam deserta proborum.
Sic tandem hoc studio flagravit quisque senator.
Commune est studium nunc, jam nova strata viarum
Condere decretum, ut pateat via regia nobis.
Sed metuo, ut cœptis insistat nostra juventus!
Gaudia sunt cordi multis et luxus inanis,
Cætera turba domi sedet, ac torpescit in umbra;
Et timeo, Hermannum ne talem habeamus in ævum.

Confestim mater sapiens atque alma reponit:
Ne, pater, in natum sis, quæso, semper iniquus!
Sic minime melius tibi votum implebitur unquam.
Nam non, ut volumus, natos formare valemus;
Ut natura dedit, tales habeamus, amemus,
Et bene formato sit libera cuique voluntas.
Nam dotes aliis alias natura ministrat;
Quisque suis utens, tantum est ratione suamet
Felix atque bonus. Noli mihi spernere natum!
Namque bonis scio, quæ quondam patrimonium habebit,
Dignum, solertem, civi exemplum atque colono,
Inque magistratu certe haud erit ultimus olim.
Quotidiana autem misero convicia demunt

Allen Muth in der Bruſt, ſo wie Du es heute gethan haſt.
Und ſie verließ die Stube ſogleich und eilte dem Sohn nach,
Daß ſie ihn irgendwo fänd' und ihn mit gütigen Worten
Wieder erfreute; denn er, der treffliche Sohn, er verdient' es.

Lächelnd ſagte darauf, ſobald ſie hinweg war, der Vater:
Sind doch ein wunderlich Volk die Weiber ſo wie die Kinder!
Jedes lebet ſo gern nach ſeinem eignen Belieben,
Und man ſollte hernach nur immer loben und ſtreicheln.
Einmal für allemal gilt das wahre Sprüchlein der Alten:
Wer nicht vorwärts geht, der kommt zurücke! So bleibt es.

Und es verſetzte darauf der Apotheker bedächtig:
Gerne geb' ich es zu, Herr Nachbar, und ſehe mich immer
Selbſt nach dem Beſſeren um, wofern es nicht theuer, doch neu iſt:
Aber hilft es fürwahr, wenn man nicht die Fülle des Gelds hat,
Thätig und rührig zu ſeyn, und innen und außen zu beſſern?
Nur zu ſehr iſt der Bürger beſchränkt; das Gute vermag er
Nicht zu erlangen, wenn er es kennt. Zu ſchwach iſt ſein Beutel,
Das Bedürfniß zu groß, ſo wird er immer gehindert.
Manches hätt' ich gethan; allein wer ſcheut nicht die Koſten
Solcher Verändrung, beſonders in dieſen gefährlichen Zeiten!

III.

Qualemcunque animum de pectore, quod modo factum.
Sic fata egreditur propere, natumque requirit,
Ut quaquam reperiret eum, verbisque benignis
Erigeret, præstans nam filius illa merebat.

Illa digressa subridens tum pater infit:
Ut 'pueri, gens est muliebris mira profecto!
Vivere nempe illæ cupiunt, ut cuique videtur,
Insuper et laudes et blandimenta reposcunt.
Est semel omnino veterum sententia vera:
Qui non progreditur, retrogradus ille manebit.

Ad quæ consulte tum pharmacopola reponit:
Hæc concedo lubens, vicine, et persequor usque
Quidquid, non constans magno, melinsque novumque.
Verum quid prodest, si copia deficit æris,
Ut cuncta emendes, omnes intendere nervos?
Cives arctantur nimium, melioraque quisnam
Quamvis nota paret? nimirum parva crumena est,
Rebus egent multis, sic undique vincla coërcent.
Multa ego perficerem, sed sumtus quisque veretur,
Quos mutatio habet, præsertim hoc tempore iniquo.

III.

Lange lachte mir ſchon mein Haus im modiſchen Kleidchen,
Lange glänzten durchaus mit großen Scheiben die Fenſter;
Aber wer thut dem Kaufmann es nach, der bei ſeinem Vermögen
Auch die Wege noch kennt, auf welchen das beſte zu haben.
Seht nur das Haus an da drüben, das neue! Wie prächtig in grünen
Feldern die Stukatur der weißen Schnörkel ſich ausnimmt!
Groß ſind die Tafeln der Fenſter; wie glänzen und ſpiegeln die Scheiben!
Daß verdunkelt ſtehen die übrigen Häuſer des Marktes!
Und doch waren die unſern gleich nach dem Brande die ſchönſten,
Die Apotheke zum Engel, ſo wie der goldene Löwe.
So war mein Garten auch in der ganzen Gegend berühmt, und
Jeder Reiſende ſtand und ſah durch die rothen Staketen
Nach den Bettlern von Stein, und nach den farbigen Zwergen.
Wem ich den Kaffee dann gar in dem herrlichen Grottenwerk reichte,
Das nun freilich verſtaubt und halb verfallen mir daſteht,
Der erfreute ſich doch des farbig ſchimmernden Lichtes
Schöngeordneter Muſcheln; und mit geblendetem Auge
Schaute der Kenner ſelbſt den Bleiglanz und die Corallen.
Eben ſo ward in dem Saale die Mahlerei auch bewundert,
Wo die geputzten Herrn und Damen im Garten ſpazieren,
Und mit ſpitzigen Fingern die Blumen reichen und halten.
Ja, wer ſähe das jetzt nur noch an! Ich gehe verdrießlich

III.

Dudum more novo mea tecta ornata niterent,
Dudum fulgeret mihi tessera magna fenestræ;
Sed mercatori quis par sit, dives opum qui
Insuper et fontes, unde hauriat optima, novit?
Ecce novas ædes illas! viridantia belle
Quadrata exornat cælatus et albidus ancon.
Tessera, ceu speculum, resplendet magna fenestræ,
Hæ solæ obscurant longe tecta omnia circum,
Quanquam post ignes fuerant pulcherrima nostra,
Aureus hicce leo genioque apotheca notata.
Et meus hortus erat multo celebratus in ore, et
Spectabat rubros per palos advena quivis
Mendicos sculptos nanosque colore nitentes.
Cui vero caldam præbebam splendido in antro,
Quod nunc stat partim collapsum et pulvere sparsum,
Is lætabatur perquam radiante colore
Pulchre structarum concharum, oculosque fatigans
Vel guarus vidit permixta coralla galeræ.
Sic et picturam est quivis miratus in æco,
Cultæ ubi cum dominis dominæ spatiantur in horto,
Et teneris digitis flores præbentque tenentque.
Quis vero adspectet nunc hæc! Me tædet adire

XII.

Chuld Nameh.

Buch des Paradieſes.

1.

Vorſchmack.

Der ächte Moslem ſpricht vom Paradieſe,
Als wenn er ſelbſt allda geweſen wäre;
Er glaubt dem Koran, wie es der verhieße.
Hierauf begründet ſich die reine Lehre.

Doch der Prophet, Verfaſſer jenes Buches,
Weiß unſre Mängel droben auszuwittern
Und ſieht, daß trotz dem Donner ſeines Fluches
Die Zweifel oft den Glauben uns verbittern.

Deshalb entſendet er den ew'gen Räumen
Ein Jugendmuſter, Alles zu verjüngen;
Sie ſchwebt heran und feſſelt ohne Säumen
Um meinen Hals die allerliebſten Schlingen.

XII. Buch des Paradieſes. Enthielt in der erſten Ausgabe des Divan nur ſechs Gedichte. Die fünf Nummern 1 und 4 bis 7, ſämmtlich aus dem Jahre 1820, ſind 1827 hinzugefügt, Nr. 3b erſt 1837. Noch andre Erweiterungen dieſes Buchs hatte Goethe, nach ſeinen Noten zu demſelben (Abſchn. Künftiger Divan), im Sinne, wie die Schilderung der Reiſe Mahomet's durch alle Himmel und die Feier der heiligen Nacht, als der Koran dem Propheten von oben dargebracht wurde.

1. Vorſchmack. Aus dem Jahre 1820. — Ernſt und Scherz verſchlingen ſich in unſerm Gedicht, wie in den meiſten dieſes Buchs. Den Vorſchmack des Paradieſes giebt auf Erden ſchon die Geliebte, und ihre Liebe tilgt alle Glaubenszweifel. — Zu V. 3, Strophe 2: Donner ſeines Fluchs vergl. die Stelle aus Oelsner's Mahomet (S 19): „Der Koran donnert, er erſchüttert, er belegt den Ungehorſam ſogar mit körperlichen Strafen."

Kaum mehr hinaus; denn alles ſoll anders ſeyn und geſchmackvoll,
Wie ſie's heißen, und weiß die Latten und hölzernen Bänke,
Alles iſt einfach und glatt; nicht Schnitzwerk oder Vergoldung
Will man mehr, und es koſtet das fremde Holz nun am meiſten.
Nun, ich wär' es zufrieden, mir auch was Neues zu ſchaffen,
Auch zu gehn mit der Zeit, und oft zu verändern den Hausrath;
Aber es fürchtet ſich Jeder, auch nur zu rücken das Kleinſte.
Denn wer vermöchte wohl jetzt die Arbeitsleute zu zahlen?
Neulich kam mir's in Sinn, den Engel Michael wieder,
Der mir die Offizin bezeichnet, vergolden zu laſſen,
Und den gräulichen Drachen, der ihm zu Füßen ſich windet;
Aber ich ließ ihn verbräunt, wie er iſt; mich ſchreckte die Forderung.

III.

Ista foris, nova nam sint omnia sintque venusta,
Ut dicunt, albi sint pali et lignea scamna.
Lævia, nuda placent, auratum et sculptile quodvis
Spernunt; jam lignum peregrinum maximo emendum est.
Ipse mihi vellem sane nova multa parare,
Et cum more mihi variaret sæpe supellex;
Verum vel minimam rem quisque movere veretur,
Nam, quæso, quis nunc operas persolvere possit?
Jam mihi visa iterum genii Michaëlis imago
Exornanda auro, mea qua signata taberna est,
Cum diro, sese subtus torquente, dracone;
Sed sit fuscus, ut est; me suntus terruit ingens.

IV.

Euterpe.

Mutter und Sohn.

Alſo ſprachen die Männer, ſich unterhaltend. Die Mutter
Gieng indeſſen, den Sohn erſt vor dem Hauſe zu ſuchen,
Auf der ſteinernen Bank, wo ſein gewöhnlicher Sitz war.
Als ſie daſelbſt ihn nicht fand, ſo gieng ſie im Stalle zu ſchauen,
Ob er die herrlichen Pferde, die Hengſte, ſelber beſorgte,
Die er als Fohlen gekauft, und die er Niemand vertraute.
Und es ſagte der Knecht: er iſt in den Garten gegangen.'
Da durchſchritt ſie behende die langen doppelten Höfe,
Ließ die Ställe zurück und die wohlgezimmerten Scheunen,
Trat in den Garten, der weit bis an die Mauern des Städtchens
Reichte, ſchritt ihn hindurch, und freute ſich jeglichen Wachsthums,
Stellte die Stützen zurecht, auf denen beladen die Aeſte
Ruhten des Apfelbaums, wie des Birnbaums laſtende Zweige,

IV.

E U T E R P E.

Mater et Filius.

Continuant trini voces sibi reddere. Mater
Interea ante ædes digressa est quærere natum
In lapidum scamno, consueto ubi more sedebat.
Non invento illic procedit visum in equili,
Isthic num curet præstantes ipse caballos,
Quos emtos pullos nolebat credere cuiquam.
Quærenti dixit servus: Secessit in hortum.
Tum subito longas geminasque perambulat aulas,
Excedit stabula, et validis structa horrea tignis,
Hortum init, oppiduli qui longe mœnia ad usque
Panditur, hunc transit, lætatur quolibet auctu,
Fulcra ibi restituit, quæ ramos pondere pressos
Mali sustentant, gravidas frondesque pirorum,

Nahm gleich einige Raupen vom kräftig strozenden Kohl weg;
Denn ein geschäftiges Weib thut keine Schritte vergebens.
Also war sie an's Ende des langen Gartens gekommen,
Bis zur Laube mit Gaisblatt bedeckt; nicht fand sie den Sohn da,
Eben so wenig, als sie bis jetzt ihn im Garten erblickte.
Aber nur angelehnt war das Pförtchen, das aus der Laube,
Aus besonderer Gunst, durch die Mauer des Städtchens gebrochen
Hatte der Ahnherr einst, der würdige Bürgermeister.
Und so gieng sie bequem den trock'nen Graben hinüber,
Wo an der Straße sogleich der wohlumzäunete Weinberg
Aufstieg steileren Pfads, die Fläche zur Sonne gekehret.
Auch den schritt sie hinauf, und freute der Fülle der Trauben
Sich im Steigen, die kaum sich unter den Blättern verbargen.
Schattig war und bedeckt der hohe mittlere Laubgang,
Den man auf Stufen erstieg, von unbehauenen Platten.
Und es hiengen herein Gutedel und Muskateller,
Röthlich blaue darneben von ganz besonderer Größe,
Alle mit Fleiße gepflanzt, der Gäste Nachtisch zu zieren.
Aber den übrigen Berg bedeckten einzelne Stöcke,
Kleinere Trauben tragend, von denen der köstliche Wein kommt.
Also schritt sie hinauf, sich schon des Herbstes erfreuend
Und des festlichen Tags, an dem die Gegend im Jubel

Erucisque simul turgentes liberat herbas;
Namque gradum solers nullum fert fœmina frustra.
Sic tandem ad longi finem pervenerat horti,
Frondea loniceræ tecta usque, nec obvia nato,
Qui nusquam toto quærenti visus in horto.
Verum accliuis erat tantummodo janua septi,
Oppiduli muris instructa, favente senatu,
A proavo quondam, merito prætore gravique.
Et siccam fossam jam transmeat absque labore,
Qua bene septa viæ se juxta vinea tractum
Soli exadversum, prærupto tramite, tollit.
Hunc etiam vincit, lætans turgentibus uvis,
Dum scandit, foliis quæ vix condnntur opacis.
Explicat in medio tecta altaque porticus umbram,
Qua scabrosa gradus scandenti saxa ministrant.
Immiuet uva apiana simul muscataque cunti,
Et juxta ingentes, quæ miscent cærula rubro,
Sollicite cultæ, bellaria ut hospitis ornent.
Sed sparsas vites alias juga cætera habebant,
Quarum bacca minor profert suavissima vina.
Et jam scandentis recreat vindemia pectus
Atque dies festus, quo omnis vicinia læta

Trauben lieset und tritt, und den Most in die Fässer versammelt,
Feuerwerke des Abends von allen Orten und Enden
Leuchten und knallen, und so der Erndten schönste geehrt wird.
Doch unruhiger gieng sie, nachdem sie dem Sohne gerufen
Zwei auch dreimal, und nur das Echo vielfach zurückkam,
Das von den Thürmen der Stadt, ein sehr geschwätziges, herklang.
Ihn zu suchen war ihr so fremd; er entfernte sich niemals
Weit, er sagt' es ihr denn, um zu verhüten die Sorge
Seiner liebenden Mutter und ihre Furcht vor dem Unfall.
Aber sie hoffte noch stets, ihn doch auf dem Wege zu finden;
Denn die Thüren, die untre, so wie die obre, des Weinbergs
Standen gleichfalls offen. Und so nun trat sie in's Feld ein,
Das mit weiter Fläche den Rücken des Hügels bedeckte.
Immer noch wandelte sie auf eigenem Boden, und freute
Sich der eigenen Saat und des herrlich nickenden Kornes,
Das mit goldener Kraft sich im ganzen Felde bewegte.
Zwischen den Aeckern schritt sie hindurch, auf dem Raine, den Fußpfad,
Hatte den Birnbaum im Auge, den großen, der auf dem Hügel
Stand, die Gränze der Felder, die ihrem Hause gehörten.
Wer ihn gepflanzt, man konnt' es nicht wissen. Er war in der Gegend
Weit und breit gesehn, und berühmt die Früchte des Baumes.
Unter ihm pflegten die Schnitter des Mahls sich zu freuen am Mittag.

IV.

Lectam uvam calcat, mustumque in dolia condit,
Arte parati ignes dum vespere quaque per ores
Lucent et crepitant præpulchræ in messis honorem.
At metuens pergit, cum natum voce vocasset
Bis terque, ast Echo tantum ingeminata rediret;
Quippe ex oppiduli resonebat garrula tectis.
Oblivere non suerat solitum discedere nunquam
Longe, ipsa ignara, ne sollicitulo gravaret
Matrem dilectam, facile mala quæque timentem.
At reperire illum sperat vestigia sectans;
Utraque nam supra vineti janua et infra
Stabat aperta itidem. Jam nunc procedit in arvum,
Quod late patulum collis juga contegit ampla.
Hactenus illa suis in agris meat, atque serena
Fronte videt propriam segetem et nutantia spica,
Quorum vis omnem per campum aurata movetur.
Semitam init sursum, mediosque tenditque per agros,
Prospectatque pyrum prægrandem, in colle supremo
Stantem, quæ fines proprionum signat agrorum.
Quis plantarit eam, discas ex nomine: circum
Undique conspicuum fructus fecere celebrem.
Sole ibi messores medio prandere solebant,

Und die Hirten des Viehs in seinem Schatten zu warten;
Bänke fanden sie da von rohen Steinen und Rasen.
Und sie irrete nicht; dort saß ihr Hermann und ruhte,
Saß mit dem Arme gestützt und schien in die Gegend zu schauen
Jenseits, nach dem Gebirg', er kehrte der Mutter den Rücken.
Sachte schlich sie hinan, und rührt' ihm leise die Schulter.
Und er wandte sich schnell; da sah sie ihm Thränen im Auge.

Mutter, sagt' er betroffen, Ihr überrascht mich! Und eilig
Trocknet' er ab die Thräne, der Jüngling edlen Gefühles.
Wie? Du weinest, mein Sohn? versetzte die Mutter betroffen:
Daran kenn' ich Dich nicht! ich habe das niemals erfahren!
Sag, was beklemmt Dir das Herz? was treibt Dich, einsam zu sitzen
Unter dem Birnbaum hier? was bringt Dir Thränen in's Auge?

Und es nahm sich zusammen der treffliche Jüngling, und sagte:
Wahrlich, dem ist kein Herz im ehernen Busen, der jetzo
Nicht die Noth der Menschen, der ungetriebnen, empfindet;
Dem ist kein Sinn in dem Haupte, der nicht um sein eigenes Wohl sich
Und um des Vaterlands Wohl in diesen Tagen bekümmert.
Was ich heute gesehn und gehört, das rührte das Herz mir;
Und nun ging ich heraus, und sah die herrliche, weite

IV.

Pastoresque gregum vices reparare sub umbra;
E crudo hic saxo constructa et cespite scamna.
Nec venit frustra; hac Hermannus sede quiescens
Et cubito innixus, terras spectare videtur
Ultra montanas, tergo conversus ad illam.
Tum lente accedens humerum illi tangit amice.
Et cito conversi lacrymantia lumina cernit.

Hem, turbatus ait: genitrix inopina! citoque
Fusas abstergit lacrymas generosus ephebus.
Quid? fili, lacrymas? inquit perterrita mater:
Talem non novi te; nunquam talia vidi!
Dic, quid te vexet, solum cogatque sedere
Hic sub fronde pyri, lacrymis quid lumina turbet?

Colligit at sese juvenis praeclarus et infit:
Certo illi ars triplex concludit pectora, qui nunc
Non expulsorum sentit lacrymabile fatum;
Non caput huic mentem condit, propriam ipse salutem.
Tempore qui non hoc curat, patriaque salutem.
Audivis visisque hodie sum pectore motus,
Et nunc exivi visorus vestum et anna nun

Auf meinem Schoß, an meinem Herzen halt' ich
Das Himmelswesen, mag nichts weiter wissen
Und glaube nun ans Paradies gewaltig;
Denn ewig möcht' ich sie so treulich küssen.

2.

Berechtigte Männer.

Nach der Schlacht von Bedr, unterm Sternenhimmel.

Mahomet
spricht.

Seine Todten mag der Feind betrauern;
Denn sie liegen ohne Wiederkehren.
Unsre Brüder sollt Ihr nicht bedauern;
Denn sie wandeln über jenen Sphären.

Die Planeten haben, alle sieben,
Die metallnen Thore weit gethan,
Und schon klopfen die verklärten Lieben
Paradieses Pforten kühnlich an.

---

2. Berechtigte Männer. Das Gedicht erschien 1819 zugleich im Divan und im Morgenblatt vom 7. September. — Wie Goethe die Verkündigung der Paris-Lehre mit einer Handlung verwebte, so ist auch hier die Paradieslehre des Islam nicht blos geschildert, nicht dogmatisch, sondern in ihrer unmittelbaren Entstehung, als Produkt eines großen historischen Moments, als Handlung dargestellt. Mahomet selbst giebt die Lehre als Verheißung für die Gläubigen, welche in der gegen die Mekkaner siegreichen Schlacht bei Bedr, zwischen Mekka und Medina, (623 n. Chr.) gefallen sind, auf dem Schlachtfelde selbst. — Im Einzelnen beruht das Gedicht ganz auf dem Koran. Zu Strophe 1 vergl. Sure 2: „Sprecht nicht von Denen, die im Glaubenskriege getödtet worden: sie sind todt. Nennt sie Lebendige!" und Sure 3: „Du sollst aber Keinen, der für die Sache Gottes ermordet worden ist, für todt halten, sondern für Lebendige, die von Gott versorgt worden." — Zu Strophe 2 vergl. Sure 23: „Sieben Himmel haben wir über Euch geschaffen", und jeder Himmel hat seine eigene Pforte. — Strophe 3 spielt auf das einzige Wunder Mahomet's an, seinen Ritt durch alle Himmel (Sure 17, Isra), dessen unten in Nr. 6 näher gedacht wird. — Strophe 4 ist zurückzuführen auf die Suren 55 u. 56 des Koran: „Für Den, der die Allgegenwart seines Herrn fürchtet, sind zwei Gärten bereitet, mit weitzweigenden Bäumen ausgeschmückt, die Obst, Palmfrüchte und Granaten tragen", und „Wohnen werden sie bei

Landſchaft, die ſich vor uns in fruchtbaren Hügeln umher ſchlingt;
Sah die goldene Frucht den Garben entgegen ſich neigen,
Und ein reichliches Obſt uns volle Kammern verſprechen.
Aber, ach! wie nah iſt der Feind! die Fluthen des Rheines
Schützen uns zwar; doch ach! was ſind nun Fluthen und Berge
Jenem ſchrecklichen Volke, das wie ein Gewitter daherzieht!
Denn ſie rufen zuſammen aus allen Enden die Jugend,
Wie das Alter, und dringen gewaltig vor, und die Menge
Scheut den Tod nicht; es dringt gleich nach der Menge die Menge.
Ach! und ein Deutſcher wagt in ſeinem Hauſe zu bleiben?
Hofft vielleicht zu entgehen dem Alles bedrohenden Unfall?
Liebe Mutter! ich ſag' Euch, am heutigen Tage verdrießt mich,
Daß man mich neulich entſchuldigt, als man die Streitenden auslas
Aus den Bürgern. Fürwahr! ich bin der einzige Sohn nur,
Und die Wirthſchaft iſt groß, und wichtig unſer Gewerbe;
Aber wär' ich nicht beſſer zu widerſtehen da vorne
An der Gränze, als hier zu erwarten Elend und Knechtſchaft?
Ja, mir hat es der Geiſt geſagt, und im innerſten Buſen
Regt ſich Muth und Begier, dem Vaterlande zu leben
Und zu ſterben, und andern ein würdiges Beiſpiel zu geben.
Wahrlich, wäre die Kraft der deutſchen Jugend beiſammen,
An der Gränze verbündet, nicht nachzugeben den Fremden, —

IV.

Tractum, fertilibus qui nosmet collibus ambit;
Auratas vidi fruges hoc falce cadentes,
Quarque amplas repleant cellas, largissima poma.
Sed proh! hostis abest non longe! flumina Rheni
Obstant alta quidem; sed quid sunt flumina monsque
Horrendo huic populo venienti turbinis instar;
Compellunt etenim quovis ex fine juventam
Atque senes, grassans violenter turba cruenta
Non metuit mortem; turbæ subit illico turba.
Et proh! Germanus cunctatur pone penates?
Sperans elabi rapientes omnia casus?
Mater amata! scias mihi jam nunc esse molestum,
Mansisse immunem, modo cum legerentur ad arma
Cives nonnulli. Sane haud est filius alter,
Hospitiumque frequens, sunt et commercia magna;
Nonne autem præstet defendere in agmine primo
Fines, quam servi hic sortem expectare malignam?
Me vero Numen monuit, perque intima cordis
Vis ardorque animi patriæ me vivere jussit
Atque mori, et reliquis exemplum prodere honestum.
Næ, si germanæ vis esset juncta juventæ
Finibus in nostris, jurata resistere Gallis, —

O, sie sollten uns nicht den herrlichen Boden betreten,
Und vor unsern Augen die Früchte des Landes verzehren,
Nicht den Männern gebieten und rauben Weiber und Mädchen!
Sehet, Mutter, mir ist im tiefsten Herzen beschlossen,
Bald zu thun und gleich, was recht mir däucht und verständig;
Denn wer lange bedenkt, der wählt nicht immer das Beste.
Sehet, ich werde nicht wieder nach Hause kehren! Von hier aus
Geh' ich gerad' in die Stadt, und übergebe den Kriegern
Diesen Arm und dieß Herz, dem Vaterlande zu dienen.
Sage der Vater alsdann, ob nicht der Ehre Gefühl mir
Auch den Busen belebt, und ob ich nicht höher hinauf will!

Da versetzte bedeutend die gute, verständige Mutter,
Stille Thränen vergießend, sie kamen ihr leichtlich in's Auge:
Sohn, was hat sich in dir verändert und deinem Gemüthe,
Daß du zu deiner Mutter nicht redest, wie gestern und immer
Offen und frei, und sagst, was deinen Wünschen gemäß ist?
Hörte jetzt ein Dritter dich reden, er würde fürwahr dich
Höchlich loben und deinen Entschluß als den edelsten preisen,
Durch dein Wort verführt und deine bedeutenden Reden.
Doch ich tadle Dich nur; denn sieh', ich kenne Dich besser.
Du verbirgst dein Herz, und hast ganz andre Gedanken.

IV.

O nunquam hæc contingat iis bona tangere rura,
Et coram nobis patrias consumere fruges,
Imperitare viris, muliebrem abducere sexum!
Heus, mater! mihi jam manet alta mente statutum,
Mox facere atque statim visum sapiensque bonumque;
Namque diu reputans haud eligit optima semper.
Scito, domum patriam repetam non amplius; hinc jam
Urbem, qua via recta, peto, committoque Marti
Corque manusque meas, patriæ quæ commoda præstent.
Judicet inde parens, an non mihi sensus honoris
Accendat pectus, nec sursum tendere conet!

Voce gravi mater bona tum sapiensque reponit,
Occultas fundens lacrymas, facile elicit illas:
Fili, qui mihi nunc et quali meate videris,
Quod tuos ad matrem sermo non pristinus ille est
Liber et ingenuus, quæcunque optata recludens?
Certe, alius si quis tibi nunc auditor adesset,
Teque tuumque animum summa cum laude probaret,
Horum dictorum deceptus pondere magno.
Verum te melius novi, atque redarguo tantum.
Longe aliud sentis, mentem mihi condere tentes.

IV.

Denn ich weiß es, dich ruft nicht die Trommel, nicht die Trompete,
Nicht begehrst du zu scheinen in der Montur vor den Mädchen;
Denn es ist deine Bestimmung, so wacker und brav du auch sonst bist,
Wohl zu verwahren das Haus und stille das Feld zu besorgen.
Darum sage mir frei: was dringt dich zu dieser Entschließung?

Ernsthaft sagte der Sohn: Ihr irret, Mutter. Ein Tag ist
Nicht dem andern gleich. Der Jüngling reifet zum Manne;
Besser im Stillen reift er zur That oft, als im Geräusche
Wilden, schwankenden Lebens, das manchen Jüngling verderbt hat.
Und so still ich auch bin und war, so hat in der Brust mir
Doch sich gebildet ein Herz, das Unrecht hasset und Unbill,
Und ich verstehe recht gut die weltlichen Dinge zu sondern;
Auch hat die Arbeit den Arm und die Füße mächtig gestärket.
Alles, fühl' ich, ist wahr; ich darf es kühnlich behaupten.
Und doch tadelt Ihr mich mit Recht, o Mutter, und habt mich
Auf halbwahren Worten ertappt und halber Verstellung.
Denn, gesteh' ich es nur, nicht ruft die nahe Gefahr mich
Aus dem Hause des Vaters, und nicht der hohe Gedanke,
Meinem Vaterland hülfreich zu seyn, und schrecklich den Feinden.
Worte waren es nur, die ich sprach; sie sollten vor Euch nur
Meine Gefühle verstecken, die mir das Herz zerreissen.

IV.

Non fallor, tibi nec tuba sunt nec tympana cordi,
Nec tu conspicuus sagulo cupis esse puellis;
Namque tuum est, alias sis quanquam acerque bonusque,
Custodem esse domus, tacitum rurisque colonum.
Ingenue mihi dic, quid te compellat ad ista?

Natus ait constans: Erras, matercula! Tempus
Mutatur. Juvenem maturior excipit ætas;
Sæpe latens melius crescit virtute, tumultu
Effrænis multos corrupit vita vagantes.
Et mihi cum placidi sint mores, pectus in imum
Mens tamen immissa est, quæ quodvis odit iniquum;
Et res humanas discernere perbene novi;
Et vires pedibus labor addidit atque lacertis.
Hæc vera esse scio, fideuter prædico cuncta.
Attamen, o mater, merito me carpis, et hic me
Deprensum video simulantem et ficta loquentem.
Nam, fateor, non me propiora pericula pellunt
E laribus patriis, nec tanta elatio mentis,
Ut terrere hostes, patriæ succurrere flagrem.
Vana loquela fuit, quam fudi, nil nisi tenet,
Conans, qui pectus cruciat, celare dolorem.

Und so laßt mich, o Mutter! Denn da ich vergebliche Wünsche
Hege im Busen, so mag auch mein Leben vergeblich dahin gehn.
Denn ich weiß es recht wohl: der Einzelne schadet sich selber,
Der sich hingibt, wenn sich nicht Alle zum Ganzen bestreben.

Fahre nur fort, so sagte darauf die verständige Mutter,
Alles mir zu erzählen, das Größte, wie das Geringste;
Denn die Männer sind heftig, und denken nur immer das Letzte,
Und die Hinderniß treibt die Heftigen leicht von dem Wege;
Aber ein Weib ist geschickt, auf Mittel zu denken, und wandelt
Auch den Umweg, geschickt zu ihrem Zweck zu gelangen.
Sage mir alles daher, warum du so heftig bewegt bist,
Wie ich dich niemals gesehn, und das Blut dir wallt in den Adern,
Wider Willen die Thräne dem Auge sich dringt zu entstürzen.

Da überließ sich dem Schmerze der gute Jüngling und weinte,
Weinte laut an der Brust der Mutter, und sprach so erweichet:
Wahrlich! des Vaters Wort hat heute mich kränkend getroffen,
Das ich niemals verdient, nicht heut' und keinen der Tage.
Denn die Eltern zu ehren, war früh mein Liebstes, und Niemand
Schien mir klüger zu seyn und weiser, als die mich erzeugten,
Und mit Ernst mir in dunkler Zeit der Kindheit geboten.

IV.

Hinc sine me, mater! nam cum modo inania vota
Corde feram, mihi vita etiam flaccescat inanis.
Nam satis hocce liquet: se perdit singulus ipse
Obluctans, nisi sit cunctis res publica curæ.

Perge modo, sapiens respondet mater ad illa,
Prodere cuncta mihi, seu maxima, sive minora;
Namque viri ingenium vehemens tantum ultima spectat,
Quæque obstant, facile vehementem in devia pellunt;
At mulier scit cauta vias reperire, legitque
Ambages etiam, solers contingere metam.
Cuncta mihi memora, cur hic te concitet æstus,
Quem nunquam vidi, quo sanguis fluctuet igne,
Invitosque tibi cur fundant lumina fletus?

Indulgers lacrymis juvenis bonus atque dolori,
Jam matrem amplectens flet multum, et mollior infit:
Læserunt hodie nimium me verba parentis,
Qualia non hodie merui, nec tempore lapso.
Carius a teneris mihi nil pietate, nec ullus
Esse mihi potior visus genitoribus unquam,
Qui rerum ignaro præcepta severa dedere.

IV.

Vieles hab' ich fürwahr von meinen Gespielen geduldet,
Wenn sie mit Tücke mir oft den guten Willen vergalten;
Oftmals hab' ich an ihnen nicht Wurf noch Streiche gerochen.
Aber spotteten sie mir den Vater aus, wenn er Sonntags
Aus der Kirche kam mit würdig bedächtigem Schritte;
Lachten sie über das Band der Mütze, die Blumen des Schlafrocks,
Den er so stattlich trug, und der erst heute verschenkt ward:
Fürchterlich ballte sich gleich die Faust mir; mit grimmigem Wüthen
Fiel ich sie an und schlug und traf, mit blindem Beginnen,
Ohne zu sehen wohin. Sie heulten mit blutigen Nasen,
Und entrissen sich kaum den wüthenden Tritten und Schlägen.
Und so wuchs ich heran, um viel vom Vater zu dulden,
Der, statt Anderer, mich gar oft mit Worten herum nahm,
Wenn bei Rath ihm Verdruß in der letzten Sitzung erregt ward,
Und ich büßte den Streit und die Ränke seiner Collegen.
Oftmals habt Ihr mich selbst bedauert; denn vieles ertrug ich,
Stets in Gedanken der Eltern von Herzen zu ehrende Wohlthat,
Die nur sinnen, für uns mehren die Hab' und die Güter,
Und sich selber manches entzieh'n, um zu sparen den Kindern.
Aber, ach! nicht das Sparen allein, um spät zu genießen,
Macht das Glück, es macht nicht das Glück der Hause beim Hausen,
Nicht der Acker am Acker, so schön sich die Güter auch schließen.

IV.

Vexatus sociis toleravi multa profecto,
Quando voluntatem pronam mihi fraude referrent!
Neglexi ulcisci jactus et verbera sæpe.
Sin risere patrem, festis cum forte diebus
E templo ingrediens graviter lenteque veniret;
Si clavum petasi risere togæque fluentis,
Quæ decorabat eum, et modo cessit munus egenis:
Atrox compressi pugnum, rabieque furente
Illos invasi feriens conamine cœco
Et temere. Flebant illi udis sanguine nasis,
Aegre vitantes vehementia verbera et ictus.
Egressum e pueris patris me exercuit æstus,
Qui mihi sæpe, aliis stomachans, convicia dixit,
Ipsi cum bilem movissent acta senatus,
Ut collegarum luerem litesque dolosque.
Ipsa miserta mei sæpe es. Sum plurima passus,
Mente mihi semper repetens benefacta parentum,
Qui bona perpetuo nobis augere laborant,
Quosque jubet multis natorum cura carere.
Sed proh! non solum collecta hæc, sero fruenda,
Felicem reddunt, non junctus acervus acervo,
Non agris agri, sese ut bene prædia claudant.

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
GOETHE,J.W.
3-598-50924-3
FN. 16537/424

Denn der Vater wird alt, und mit ihm altern die Söhne,
Ohne die Freude des Tag's und mit der Sorge für Morgen.
Sagt mir, und schauet hinab, wie herrlich liegen die schönen,
Reichen Gebreite nicht da, und unten Weinberg und Garten,
Dort die Scheunen und Ställe, die schöne Reihe der Güter!
Aber seh' ich dann dort das Hinterhaus, wo am Giebel
Sich das Fenster uns zeigt von meinem Stübchen im Dache;
Denk' ich die Zeiten zurück, wie manche Nacht ich den Mond schon
Dort erwartet und schon so manchen Morgen die Sonne,
Wenn der gesunde Schlaf mir nur wenige Stunden genügte:
Ach! da kommt mir so einsam vor, wie die Kammer, der Hof und
Garten, das herrliche Feld, das über die Hügel sich hinstreckt;
Alles liegt so öde vor mir, ich entbehre der Gattin.

Da antwortete drauf die gute Mutter verständig:
Sohn, mehr wünschest du nicht, die Braut in die Kammer zu führen,
Daß Dir werde die Nacht zur schönen Hälfte des Lebens,
Und die Arbeit des Tags dir freier und eigener werde,
Als der Vater es wünscht und die Mutter. Wir haben dir immer
Zugeredet, ja dich getrieben, ein Mädchen zu wählen.
Aber mir ist es bekannt, und jetzo sagt es das Herz mir:
Wenn die Stunde nicht kommt, die rechte, wenn nicht das rechte

IV.

Fit pater ipse senex, sobolesque procedit et annis,
Non lætans hodie, sed jamjam crastina curans.
Despecta, quæso, lætos belleque jacentes
Et dites campos, hortum vinetaque subter,
Horrea cum stabulis illic, seriemque bonorum!
At si conspicio posticum, ubi vertice summo
Sub tecto obvertit nobis mea cella fenestram,
Si repeto, quoties ego noctis tempore lunam
Expectarim illic, et solis lumina mane,
Cum mihi blanda quies paucis sufficerat horis:
Quam deserta mihi nunc cella videtur et aula et
Hortus et arva, super clivos quæ læta patescunt;
Hei! mihi vasta jacent cuncta hæc; sum conjugis expers!

Tum bona respondit mater sapienter ad ista:
Non magis in cellam, fili, optas ducere sponsam,
Ut tibi nox mediæ sit pars pulcherrima vitæ,
Liberiusque tibi sit opus propriumque diurnum,
Quam pater hoc materque peroptant. Nos tibi semper
Suasimus, instantes adeo, tibi ducere sponsam.
At mihi constat, et hæc mentis sententia certa est:
Ni tibi justa dies adventet, ni tibi justa

Mädchen zur Stunde sich zeigt, so bleibt das Wählen im Weiten
Und es wirket die Furcht, die falsche zu greifen, am meisten.
Soll ich dir sagen, mein Sohn, so hast du, ich glaube, gewählet;
Denn dein Herz ist getroffen, und mehr als gewöhnlich empfindlich.
Sag' es gerad nur heraus, denn mir schon sagt es die Seele:
Jenes Mädchen ist's, das vertriebene, das du gewählt hast.

Liebe Mutter, ihr sagt's! versetzte lebhaft der Sohn drauf.
Ja, sie ist's! und führ' ich sie nicht als Braut mir nach Hause
Heute noch, ziehet sie fort, verschwindet vielleicht mir auf immer
In der Verwirrung des Kriegs und im traurigen Hin- und Herziehn.
Mutter, ewig umsonst gedeiht mir die reiche Besitzung
Dann vor Augen; umsonst sind künftige Jahre mir fruchtbar.
Ja, das gewohnte Haus und der Garten ist mir zuwider;
Ach! und die Liebe der Mutter, sie selbst nicht tröstet den Armen.
Denn es löset die Liebe, das fühl' ich, jegliche Bande,
Wenn sie die ihrigen knüpft; und nicht das Mädchen allein läßt
Vater und Mutter zurück, wenn sie dem erwähleten Mann folgt;
Auch der Jüngling, er weiß nichts mehr von Mutter und Vater,
Wenn er das Mädchen sieht, das einziggeliebte, davon zieh'n.
Darum lasset mich geh'n, wohin die Verzweiflung mich antreibt.
Denn mein Vater, er hat die entscheidenden Worte gesprochen,

Tempore virgo adsit, dubius versaberis usque,
Scilicet errati nimium formido repugnat.
Ni fallor, fili, legisti jam tibi sponsam;
Saucius est animus, nimis impatiensque doloris.
Plane nunc mihi dic, mea mens quod jam mihi prodit:
Extorris patria tibi lecta est illa puella.

Natus ad ista refert commotior: est ita, mater!
Hæc est; quam nostras nisi sponsam duxero in ædes
Luce hac, discedet, fortassis tempus in omne,
In belli turbis misere loca multa pererrans.
Frustra hæc deinde mihi floret possessio dives
Ante oculos, frustra est posthac mihi fertilis annus.
Quin consueta mihi domus hæc sordebit et hortus;
Nec proh! matris amor miserum solabitur ipse.
Nam dissolvit amor, quod sentio, vincula quævis,
Dum sua vincla ligat; nec virgo sola profecto
Et patrem et matrem linquit, sequiturque maritum!
Ast etiam juvenis nescit matremque patremque,
Unam cum caram videt emigrare puellam.
Ire igitur sine me, quo desperatio pellit.
Namque pater dixit mihi decretoria verba,

Und sein Haus ist nicht mehr das meine, wenn er das Mädchen
Ausschließt, das ich allein nach Haus zu führen begehre.

Da versetzte behend die gute verständige Mutter:
Stehen wie Felsen doch zwei Männer gegen einander!
Unbewegt und stolz will keiner dem andern sich nähern,
Keiner zum guten Worte, dem ersten, die Zunge bewegen.
Darum sag' ich Dir, Sohn: noch lebt die Hoffnung in meinem
Herzen, daß er sie Dir, wenn sie gut und brav ist, verlobe,
Obgleich arm, so entschieden er auch die Arme versagt hat.
Denn er redet gar Manches in seiner heftigen Art aus,
Das er doch nicht vollbringt; so gibt er auch zu das Versagte.
Aber ein gutes Wort verlangt er, und kann es verlangen;
Denn er ist Vater! Auch wissen wir wohl, sein Zorn ist nach Tische,
Wo er heftiger spricht und Anderer Gründe bezweifelt,
Nie bedeutend; es reget der Wein dann jegliche Kraft auf
Seines heftigen Wollens, und läßt ihn die Worte der Andern
Nicht vernehmen, er hört und fühlt alleine sich selber.
Aber es kommt der Abend heran, und die vielen Gespräche
Sind nun zwischen ihm und seinen Freunden gewechselt.
Milder ist er fürwahr, ich weiß, wenn das Räuschchen vorbei ist,
Und er das Unrecht fühlt, das er Andern lebhaft erzeigte.

IV.

Ejus porro domus mea non est, quando puellam
Excludit, solam quam gestio ducere sponsam.

Tum bona confestim mater sapiensque reponit:
Ecce viri duo stant adversi sicuti rupes!
Spiritus immotum retinet sublatus utrumque,
Ei lenem neuter primus vult mittere vocem.
Dico idcirco tibi, fili: mihi lactat adhuc spes
Mentem, illam tibi, si proba sit, sponsam esse daturum,
Pauper sit quamvis, inopemque negârit acerbe.
Scilicet ingenium vehemens permulta profatur,
Quæ tamen haud peragit, concedit itemque negata.
Verba tamen poscit placida ille, ac debita poscit;
Nam pater est! Et scis, post cœnam est illius ira,
Aestu cum fervens aliorum verba refellit,
Nunquam difficilis; vires vinum excitat omnes
Mentis præcipitis, voces, quas edidit alter,
Ut non percipiat, se sentiat, audiat unum.
Ecce autem! prope vesper abest, variasque loquelas
Ad finem jamjam perducunt ipse et amici.
Mitescit certe, scio, cum defervet Jacchus,
Inque alios animus sentit peccata per æstum.

IV.

Komm! wir wagen es gleich; das Frischgewagte geräth nur,
Und wir bedürfen der Freunde, die jetzo bei ihm noch versammelt
Sitzen; besonders wird uns der würdige Geistliche helfen.

Also sprach sie behende, und zog, vom Steine sich hebend,
Auch vom Sitze den Sohn, den willig folgenden. Beide
Kamen schweigend herunter, den wichtigen Vorsatz bedenkend.

IV.

Nunc age, tentemus! bene cedunt fortiter ausa,
Et nobis opus est his, qui nunc intus amici
Adsunt; præcipue pastor bonus ista juvabit.

Hæc properanter ait, trahit et de rupe resurgens
De scamno natum, sequitur qui promus, et ambo
Descendunt taciti, reputantes ardua cœpta.

V.

Polyhymnia.

Der Weltbürger.

Aber es saßen die Drei noch immer sprechend zusammen,
Mit dem geistlichen Herrn der Apotheker beim Wirthe;
Und es war das Gespräch noch immer ebendasselbe,
Das viel hin und her nach allen Seiten geführt ward.
Aber der treffliche Pfarrer versetzte, würdig gesinnt, drauf:
Widersprechen will ich Euch nicht. Ich weiß es, der Mensch soll
Immer streben zum Bessern, und, wie wir sehen, er strebt auch
Immer dem Höheren nach, zum wenigsten sucht er das Neue.
Aber geht nicht zu weit! denn neben diesen Gefühlen
Gab die Natur uns auch die Lust, zu verharren im Alten,
Und sich dessen zu freu'n, was Jeder lange gewohnt ist.
Aller Zustand ist gut, der natürlich ist und vernünftig.
Vieles wünscht sich der Mensch, und doch bedarf er nur wenig;

V.

POLYHYMNIA.

Cosmicus.

Tres illi vero residebant usque loquentes,
Pharmacopola simulque hospes præsesque sacrorum;
Semper adhuc erat his sermo de rebus iisdem,
In partes omnes abiens ultroque citroque.
At præstans parochus tum recta mente profatur:
Non oppugnabo: sic est: mortalis oportet
Ad melius tendat semper; videasque petentem
Continuo majus, saltem nova quærit habere.
Sed ne sis nimius! Quoniam cum sensibus istis
Nobis natura et veterum ingeneravit amorem,
His ut lætetur quivis, quæ suevit habere.
Quem natura statum poscit ratioque, probemus.
Multa optant homines, paucis modo rebus egentes,

Finden, ungeboſſt und überglücklich,
Herrlichkeiten, die mein Flug berührt,
Als das Wunderpferd mich augenblicklich
Durch die Himmel alle durchgeführt.

Weisheitsbaum an Baum, zypreſſenragend,
Heben Aepfel goldner Zierd' empor,
Lebensbäume, breite Schatten ſchlagend,
Decken Blumenfuß und Kräuterflor.

Und nun bringt ein ſüßer Wind von Oſten
Hergeführt die Himmels-Mädchen-Schaar;
Mit den Augen fängſt Du an zu koſten,
Schon der Anblick ſättigt ganz und gar.

Forſchend ſtehn ſie, was Du unternahmeſt?
Große Plane? Fährlich blut'gen Strauß?
Daß Du Held ſeiſt, ſehn ſie, weil Du kameſt;
Weich ein Held Du ſeiſt, ſie forſchen's aus.

Und ſie ſehn es bald an Deiner Wunden,
Die ſich ſelbſt ein Ehrendenkmal ſchreibt.
Glück und Hoheit, Alles iſt verſchwunden,
Nur die Wunde für den Glauben bleibt.

Führen zu Kioſken Dich und Lauben,
Säulenreich von buntem Lichtgeſtein,
Und zum edlen Saft verklärter Trauben
Laden ſie mit Nippen freundlich ein.

---

dornenloſen Sidrabäumen und bei nach der ſchönſten Ordnung in Reihen geſtellten Tuhbäumen, die einen weiten Schatten werfen." Der Sidrabaum iſt der mythiſche Baum des Lebens und der Weisheit, daher oben die „Weisheitsbäume". Schon im Jahre 1772 (Brief an Lotte Buff vom 2. Okt.) ſchildert Goethe das Paradies ähnlich: „Droben im Paradieſe, wo kühle Bäche fließen zwiſchen Palmbäumen und Früchte drüber hängen wie Gold", und 1773: „Der weiche Orientale beholſtert ſein Paradies um wohlgeſchmückte Tiſche, unter unverwelklichen Bäumen, von denen Früchte des Lebens über die Lauberhütten und ihre ewig reinen Weiber herabhängen" (Werke, 1840, Bd. 32, S. 70). Auch Hölty ſpricht von jenen „Lebensbäumen" des Jenſeits. — Strophe 5 weiſt auf die Suren 55 und 56: „In den Gärten des Paradieſes werden die beſten, die ſchönſten Jungfrauen ſein u. ſ. w., bewacht in Zelten" (Kioſken und Lauben der Strophe 6). Ebenſo heißt es in der Sure 37, V. 40 bis 42, vom Paradieſe: „Sie werden einen ſichern Lebensunterhalt haben, ſchöne Früchte; geehrt werden ſie

Denn die Tage ſind kurz, und beſchränkt der Sterblichen Schickſal.
Niemals tadl' ich den Mann, der immer thätig und raſtlos
Umgetrieben, das Meer und alle Straßen der Erde
Kühn und emſig befährt, und ſich des Gewinnes erfreuet,
Welcher ſich reichlich um ihn und um die Seinen herum häuft;
Aber jener iſt auch mir werth, der ruhige Bürger,
Der ſein väterlich Erbe mit ſtillen Schritten umgehet,
Und die Erde beſorgt, ſo wie es die Stunden gebieten.
Nicht verändert ſich ihm in jedem Jahre der Boden,
Nicht ſtreckt eilig der Baum, der neugepflanzte, die Arme
Gegen den Himmel aus, mit reichlichen Blüthen gezieret.
Nein, der Mann bedarf der Geduld; er bedarf auch des reinen,
Immer gleichen, ruhigen Sinn's und des graden Verſtandes.
Denn nur wenige Saamen vertraut er der nährenden Erde,
Wenige Thiere nur verſteht er, mehrend, zu ziehen;
Denn das Nützliche bleibt allein ſein ganzer Gedanke.
Glücklich, wem die Natur ein ſo geſtimmtes Gemüth gab!
Er ernähret uns alle. Und Heil dem Bürger des kleinen
Städtchens, welcher ländlich Gewerb mit Bürgergewerb paart!
Auf ihm liegt nicht der Druck, der ängſtlich den Landmann beſchränket,
Ihn verwirrt nicht die Sorge der vielbegehrenden Städter,
Die dem Reicheren ſtets und dem Höheren, wenig vermögend,

V.

Quorum vita brevis, sors certis finibus arcta est.
Nunquam culpo virum, qui gnavus et impiger usque
Per quascunque vias terræ versatur, et æquor
Trajiciens audax e quæstu gaudia sumit,
Ipsi qui large crescit prolique tuendæ;
Est autem civis laudandus et ille quietus,
Qui tantum patrios tranquillus obambulat agros,
Atque colit terram, veniens ut præcipit hora.
Illi non variatur humus cum quolibet anno,
Non plantata recens subito arbor brachia pandit
Altas ad nubes, prælargo flore decora.
Hinc opus est animus patiens atque integer illi,
Æquus, tranquillus semper, mens denique recta.
Semina pauca etenim telluri credit alenti,
Non nisi pauca fovens augere animalia callet,
Scilicet hic animo versat solum utile semper.
Felix est animo natura prædítus illo!
Nos alit ille omnes. Et salve tu quoque, civis
Oppiduli, qui ruris opus civileque jungis!
Pondere non premeris, quod acerbius urget agrestes,
Non urbanorum sitiens te cura fatigat,
Qui dites proceresque, licet sit curta supellex,

Nachzuſtreben gewohnt ſind, beſonders die Weiber und Mädchen.
Segnet immer darum des Sohnes ruhig Bemühen,
Und die Gattin, die einſt er, die gleichgeſinnte, ſich wählet.

Alſo ſprach er. Es trat die Mutter zugleich mit dem Sohn ein,
Führend ihn bei der Hand, und vor den Gatten ihn ſtellend.
Vater, ſprach ſie, wie oft gedachten wir, untereinander
Schwatzend, des fröhlichen Tags, der kommen würde, wenn künftig
Hermann, ſeine Braut ſich erwählend, uns endlich erfreute!
Hin und wieder dachten wir da, bald dieſes, bald jenes
Mädchen beſtimmten wir ihm mit elterlichem Geſchwätze.
Nun iſt er kommen, der Tag; nun hat die Braut ihm der Himmel
Hergeführt und gezeigt, es hat ſein Herz nun entſchieden.
Sagten wir damals nicht immer: er ſolle ſelber ſich wählen?
Wünſchteſt Du nicht noch vorhin, er möchte heiter und lebhaft
Für ein Mädchen empfinden? Nun iſt die Stunde gekommen!
Ja, er hat gefühlt und gewählt, und iſt männlich entſchieden.
Jenes Mädchen iſt's, die Fremde, die ihm begegnet.
Gieb ſie ihm; oder er bleibt, ſo ſchwur er, im ledigen Stande.

Und es ſagte der Sohn: die gebt mir, Vater! mein Herz hat
Rein und ſicher gewählt; Euch iſt ſie die würdigſte Tochter.

V.

Exæquare student, præsertim filia et uxor.
Hinc placidum nati studium tibi, quæso, probetur-
Unanimisque, sibi quam posthac legerit, uxor.

Dixerat. Et mater cum nato accedit ad illos,
Quem dextra ducit repræsentatque marito.
Ah, pater! illa infit: quoties præcepimus una
Colloquiis, venturæ aliquando gaudia lucis,
Quæ pareret nobis Hermannus virgine lecta!
Nunc illam, nunc hanc, agitantes pectore cuncta,
Garrulitate pia sponsam selegimus illi.
Illa dies venit; nunc illi sidera sponsam
Adductam monstrant, jam stat sententia menti.
Nonne volebamus dudum, ut decerneret ipse?
Nonne ipse optasti modo, molli ut lætus amore
Virginis arderet? Jam contigit ecce! cupitum.
Incaluit, legit, decrevit mente virili.
Est peregrina, cui fuit obvius, illa puella.
Hanc nisi concedas, cælebs persistere jurat.

Filius: ah pater! hanc mihi da, nam corde mihimet
Lecta pio et certo est, dignissima filia vobis.

Aber der Vater ſchwieg. Da ſtand der Geiſtliche ſchnell auf,
Nahm das Wort, und ſprach: der Augenblick nur entſcheidet
Ueber das Leben des Menſchen und über ſein ganzes Geſchicke;
Denn nach langer Berathung iſt doch ein jeder Entſchluß nur
Werk des Moments, es ergreift doch nur der Verſtänd'ge das Rechte.
Immer gefährlicher iſt's, beim Wählen dieſes und jenes
Nebenher zu bedenken, und ſo das Gefühl zu verwirren.
Rein iſt Hermann; ich kenn' ihn von Jugend auf, und er ſtreckte
Schon als Knabe die Hände nicht aus nach dieſem und jenem.
Was er begehrte, das war ihm gemäß; ſo hielt er es feſt auch.
Seyd nicht ſcheu und verwundert, daß nun auf einmal erſcheinet,
Was ihr ſo lange gewünſcht. Es hat die Erſcheinung fürwahr nicht
Jetzt die Geſtalt des Wunſches, ſo wie Ihr ihn etwa geheget.
Denn die Wünſche verhüllen uns ſelbſt das Gewünſchte; die Gaben
Kommen von oben herab, in ihren eignen Geſtalten.
Nun verkennet es nicht, das Mädchen, das Eurem geliebten,
Guten, verſtändigen Sohn zuerſt die Seele bewegt hat.
Glücklich iſt der, dem ſogleich die erſte Geliebte die Hand reicht,
Dem der lieblichſte Wunſch nicht heimlich im Herzen verſchmachtet!
Ja, ich ſeh' es ihm an, es iſt ſein Schickſal entſchieden.
Wahre Neigung vollendet ſogleich zum Manne den Jüngling.

V.

Obticuit pater; at pastor cito sede relicta
Infit: momento tantum decernitur uno
Vita hominis fatique tenor durabilis ejus;
Consilio longe tracto est sententia tandem
Momenti unius: modo prudens recta capessit.
Fallitur is facile, nimium cui multa legenti
Juxta expenduntur: sensus turbabitur illi.
Hermammum a teneris novi puerum, atque petentem
Non vidi manibus puerum promiscua quæque.
Congrua naturæ constante petebat amore.
Ne mirere stupens, quod nunc venere repente
Exoptata diu. Quæ apparent, hæc male certe
Voto respondent, quod tu fortasse fovebas.
Nam vota ipsa solent optata recondere; dona
Quæque sua specie cœlo demissa feruntur.
Hinc ne spreta tibi sit virgo, quam tibi carus
Primam, mente bona et sapienti, natus amavit.
Felix, prima statim cui dextram præbet amata,
Cui non clam tabent animi suavissima vota!
Næ, sortem vultus præ se fert ille statutam.
Vir subito ex juvene est, vere qui corpit amare.

Nicht beweglich iſt er; ich fürchte, verſagt Ihr ihm dieſes,
Gehen die Jahre dahin, die ſchönſten, in traurigem Leben.

Da verſetzte ſogleich der Apotheker bedächtig,
Dem ſchon lange das Wort von der Lippe zu ſpringen bereit war:
Laßt uns auch dießmal doch nur die Mittelſtraße betreten!
Eile mit Weile! das war ſelbſt Kaiſer Auguſtus Deviſe.
Gerne ſchick' ich mich an, den lieben Nachbarn zu dienen,
Meinen geringen Verſtand zu ihrem Nutzen zu brauchen:
Und beſonders bedarf die Jugend, daß man ſie leite.
Laßt mich alſo hinaus; ich will es prüfen, das Mädchen,
Will die Gemeinde befragen, in der ſie lebt und bekannt iſt.
Niemand betrügt mich ſo leicht; ich weiß die Worte zu ſchätzen.

Da verſetzte ſogleich der Sohn mit geflügelten Worten:
Thut es, Nachbar, und geht und erkundigt Euch. Aber ich wünſche,
Daß der Herr Pfarrer ſich auch in Eurer Geſellſchaft befinde;
Zwei ſo treffliche Männer ſind unverwerfliche Zeugen.
O, mein Vater! ſie iſt nicht hergelaufen, das Mädchen;
Keine, die durch das Land auf Abenteuer umherſchweift
Und den Jüngling beſtrickt, den unerfahrnen, mit Ränken.
Nein; das wilde Geſchick des allverderblichen Krieges,

V.

Mobilis hic non est; metuo, ne, si ista negâris,
Florentes mœror consumat torpidus annos.

Consulte vero tum pharmacopola profatur,
Cui pridem voces agitarunt labra paratæ:
Hac quoque erit medius cursus tutissimus in re!
Festina lente! en Augusti Cæsaris illud!
Caris vicinis operam ipse dicabo libenter,
Ingenio tenui cupiens esse utilis illis:
Consilio inprimis opus est moderante juventæ.
Hinc exire mihi liceat, spectare puellam,
Cumque quibus vivit, bene nota, exquirere cives.
Non facile fallor; scite dijudico verba.

Filius alatis subito tum vocibus infit:
Hoc, vicine, probo; scitatum perge. Sed opto,
Ut tibi se socium velit hic quoque jungere pastor;
Hac virtute duos testes quis spernere possit?
O pater! hancce vagam ne credas esse puellam;
Non hæc fortunam tentans loca nostra pererrat,
Nec juveni ignaro vafre sua retia tendit.
Nequaquam; fera sors, perturbans omnia, belli,

V.

Das die Welt zerſtört, und manches feſte Gebäude
Schon aus dem Grunde gehoben, hat auch die Arme vertrieben.
Streifen nicht herrliche Männer von hoher Geburt nun im Elend?
Fürſten fliehen vermummt, und Könige leben verbannet.
Ach! ſo iſt auch ſie, von ihren Schweſtern die beſte,
Aus dem Lande getrieben; ihr eignes Unglück vergeſſend,
Steht ſie Anderen bei, iſt ohne Hülfe noch hülfreich.
Groß ſind Jammer und Noth, die über die Erde ſich breiten;
Sollte nicht auch ein Glück aus dieſem Unglück hervorgehn,
Und ich, im Arme der Braut, der zuverläßigen Gattin,
Mich nicht erfreuen des Kriegs, ſo wie Ihr des Brandes Euch freutet?

Da verſetzte der Vater, und that bedeutend den Mund auf:
Wie iſt, o Sohn, dir die Zunge gelöſt, die ſchon dir im Munde
Lange Jahre geſtockt, und nur ſich dürftig bewegte!
Muß ich doch heut' erfahren, was jedem Vater gedroht iſt:
Daß den Willen des Sohns, den heftigen, gerne die Mutter
Allzugelind begünſtigt, und jeder Nachbar Parthey nimmt,
Wenn es über den Vater nur hergeht oder den Ehmann.
Aber ich will Euch zuſammen nicht widerſtehen; was hülf es?
Denn ich ſehe doch ſchon hier Trotz und Thränen im voraus.

V.

Quæ vastat terras, et structas firmiter ædes
Funditus evertit, miseram quoque sede fugavit.
Nonne errant profugi vel claro sanguine creti?
Velati proceres patriam regesque relinquunt.
Heu! sic illa etiam, quæ lumen flosque sororum,
Exturbata domo est; damnorum oblita suorum,
Auxilio ipsa carens, alios est promta juvare.
Aerumna atque malis diris est terra repleta;
Hæ res adversæ non gignant prospera quædam,
Non ego in amplexu sponsæ fidæque maritæ
Læter bello, ut vos fecere incendia lætos?

Infit ad ista pater, graviterque hæc ore profatur,
Quam tibi lingua loquax, o fili, quæ tibi in ore
Hæserat ex multis annis, vix mota parumper!
Eu! hodie doceor, patri quod cuique timendum:
Matrem natorum flagrantia vota libenter
Mente juvare levi, vicinum et quemque favere,
Carpendus si forte pater sit sive maritus.
Sed vobis nolo junctis obsistere frustra;
Namque hic prævideo stomachum lacrimasque futuras.

Jüngling! Mehr als Jüngling bist willkommen!
Alle sind wie Alle licht und klar;
Hast Du Eine Dir ans Herz genommen,
Herrin, Freundin ist sie Deiner Schaar.

Doch die Allertrefflichste gefällt sich
Keineswegs in solchen Herrlichkeiten:
Heiter, neidlos, redlich unterhält Dich
Von den mannichfalt'gen Andrer Trefflichkeiten.

Eine führt Dich zu der Andern Schmause,
Den sich Jede äußerst ausersinnt:
Viele Frauen hast und Ruh im Hause,
Werth, daß man darob das Paradies gewinnt.

Und so schicke Dich in diesen Frieden!
Denn Du kannst ihn weiter nicht vertauschen;
Solche Mädchen werden nicht ermüden,
Solche Weine werden nicht berauschen.

Und so war das Wenige zu melden,
Wie der sel'ge Muselman sich brüstet:
Paradies der Männer Glaubenshelden
Ist hiemit vollkommen ausgerüstet.

---

sein in den Gärten der Freude." — Strophe 6 und 7: zu den Werken, die ins Paradies führen (Sunna 190; Sunbyr., I. S. 150 ff.), gehört vor allen der Tod für den Glauben aber, wie es hier ausgedrückt ist: „der Krieg auf Gottes Wegen." Noch Oelsner's Mahomet (S. 56): „Das Schwert ist der Schlüssel des Himmels. — Glücklich ist Derjenige, welcher fällt in der Schlacht! — Am Tage des Gerichts werden seine Wunden glänzen wie Rubinen und duften wie Moschus!" — Strophe 8: die Paläste des Paradieses sind aus Rubin, Perlen, Smaragd und Gold erbaut, die Kioßken (Pavillons) mit den reichsten Stoffen und Matten behangen (Wurm, S. 260). Dazu die 76. Sure des Koran: „Es wallen ihnen kühle Schatten, und Früchte neigen sich von der Bäume Spitze. Es kreisen Schalen aus Silber und Becher aus Glas" u. s. w. In der scherzhaften Behandlung der vier letzten Strophen fällt Mahomet etwas aus der Rolle, und es ist mehr der deutsche Dichter selbst, der spricht. — In Strophe 10 müßte „Anderer" nach „Trefflichkeiten" stehn. — Aeußerst (Strophe 11), mit äußerster Sorgfalt: der S. 3 daselbst hebt für das Paradies die Gültigkeit des Spruchs oben VI. 36 scherzhaft auf. — Das Paradies ist so ein Arkadien, eine Idylle.

V.

Gehet und prüfet, und bringt in Gottes Namen die Tochter
Mir in's Haus; wo nicht, so mag er das Mädchen vergessen.

Also der Vater. Es r[illegible] der Sohn mit froher Geberde:
Noch vor Abend ist Euch die trefflichste Tochter bescheret,
Wie sie der Mann sich wünscht, dem ein kluger Sinn in der Brust lebt.
Glücklich ist die Gute dann auch, so darf ich es hoffen.
Ja, sie danket mir ewig, daß ich ihr Vater und Mutter
Wieder gegeben in Euch, so wie sie verständige Kinder
Wünschen. Aber ich zaudre nicht mehr; ich schirre die Pferde
Gleich, und führe die Freunde hinaus auf die Spur der Geliebten,
Ueberlasse die Männer sich selbst und der eigenen Klugheit,
Richte, so schwör' ich Euch zu, mich ganz nach ihrer Entscheidung,
Und ich seh es nicht wieder, als bis es mein ist, das Mädchen.
Und so gieng er hinaus, indessen manches die Andern
Weislich erwogen, und schnell die wichtige Sache besprachen.

Hermann eilte zum Stalle sogleich, wo die muthigen Hengste
Ruhig standen und rasch den reinen Hafer verzehrten,
Und das trockene Heu, auf der besten Wiese gehauen.
Eilig legt' er ihnen darauf das blanke Gebiß an,
Zog die Riemen sogleich durch die schön versilberten Schnallen,

V.

Ite, probate, nurumque adducite, quod bene vertat,
Ad me; quam si vos reprobâritis, ille quiescat!

Hæc pater. At gestu respondit natus ovante:
Antea, quam vesper, veniet nurus optima vobis,
Qualem optat, cui mens sapiens in pectore vivit.
Tum felix erit ipsa etiam bona, sic mihi spes est.
Grates usque feret, per me matremque patremque
Nacta iterum vosmet, quales cordata propago
Exoptat. Sed rumpo moras, junctisque caballis
Illico, vicinis relegam vestigia amatæ,
Horum consilio committens cuncta virorum.
Quidquid censuerint, sanctum mihi juro futurum.
Nec, mea donec erit, rursum ipse videbo puellam.
His dictis exit: reliqui tum plurima junctim
Prudenter reputant, de re graviore loquentes.

Ad stabulum Hermannus properat fortesque caballos,
Tranquille puræ mandentes pabula avenæ,
Et fœnum siccum per pinguia prata resectum.
Jam festinus iis imponit frena polita,
Loraque transmittit, qua argentea fibula prostat,

V.

Und befestigte dann die langen, breiteren Zügel,
Führte die Pferde heraus in den Hof, wo der willige Knecht schon
Vorgeschoben die Kutsche, sie leicht an der Deichsel bewegend.
Abgemessen knüpften sie drauf an die Wage mit saubern
Stricken die rasche Kraft der leicht hinziehenden Pferde.
Hermann faßte die Peitsche; dann saß er und rollt' in den Thorweg.
Als die Freunde nun gleich die geräumigen Plätze genommen,
Rollte der Wagen eilig, und ließ das Pflaster zurücke,
Ließ zurück die Mauern der Stadt und die reinlichen Thürme.
So fuhr Hermann dahin, der wohlbekannten Chaussee zu,
Rasch, und säumete nicht und fuhr bergan wie bergunter.
Als er aber nunmehr den Thurm des Dorfes erblickte,
Und nicht fern mehr lagen die gartenumgebenen Häuser,
Dacht' er bei sich selbst, nun anzuhalten die Pferde.

Von dem würdigen Dunkel erhabener Linden umschattet,
Die Jahrhunderte schon an dieser Stelle gewurzelt,
War, mit Rasen bedeckt, ein weiter, grünender Anger
Vor dem Dorfe, den Bauern und nahen Städtern ein Lustort.
Flachgegraben befand sich unter den Bäumen ein Brunnen.
Stieg man die Stufen hinab, so zeigten sich steinerne Bänke,
Rings um die Quelle gesetzt, die immer lebendig hervorquoll,

V.

Et longas latasque dehinc adnectit habenas;
Inque aulam producit equos, dum promtus agaso
Protrudit rhedam, facile temone rotatam.
Posthac ex æquo tersis nexere stateræ
Funibus impigras bigas leviterque trahentes.
Arripit Hermannus flagrum, sedet, et subit arcum.
Sedibus in laxis considit amicus uterque,
Et jam rheda volat, vicorum strata relinquens,
Et nitidas turres linquens et mœnia retro.
Ad nota Hermannus tum tendit strata viarum
Præpes, et absque mora superat vallemque jugumque.
Ast oculis ubi jam pagi fuit obvia turris,
Nec procul inde aberant hortis circumdata tecta,
Cogitat ille animo, jamjam retinere caballos.

Hic, tiliæ grandes ubi sacra umbracula texunt,
Quæ per secla suis ibi jam radicibus hærent,
Amplus erat campus, viridanti cespite tectus,
Pro pago, agrestes recreans urbemque propinquam.
Arboribus suberat non alte fossa scatebra.
Saxea descendens scalas ibi scamna videres,
Quæ fontem vivum circumdant atque perennem,

Reinlich, mit niedriger Mauer gefaßt, zu ſchöpfen bequemlich.
Hermann aber beſchloß, in dieſem Schatten die Pferde
Mit dem Wagen zu halten. Er that ſo, und ſagte die Worte:
Steiget, Freunde, nun aus und geht, damit ihr erfahret,
Ob das Mädchen auch werth der Hand ſey, die ich ihr biete.
Zwar ich glaub' es, und mir erzählt ihr nichts Neues und Selt'nes;
Hätt' ich allein zu thun, ſo gieng' ich behend zu dem Dorf hin,
Und mit wenigen Worten entſchiede die Gute mein Schickſal.
Und ihr werdet ſie bald vor allen andern erkennen;
Denn wohl ſchwerlich iſt an Bildung ihr Eine vergleichbar.
Aber ich geb' Euch noch die Zeichen der reinlichen Kleider:
Denn der rothe Latz erhebt den gewölbeten Buſen,
Schön geſchnürt, und es liegt das ſchwarze Mieder ihr knapp an;
Sauber hat ſie den Saum des Hemdes zur Krauſe gefaltet,
Die ihr das Kinn umgibt, das runde, mit reinlicher Anmuth;
Frei und heiter zeigt ſich des Kopfes zierliches Eyrund;
Stark ſind vielmal die Zöpfe um ſilberne Nadeln gewickelt;
Vielgefaltet und blau fängt unter dem Latze der Rock an,
Und umſchlägt ihr im Gehn die wohlgebildeten Knöchel.
Doch das will ich Euch ſagen, und noch mir ausdrücklich erbitten:
Redet nicht mit dem Mädchen, und laßt nicht merken die Abſicht,
Sondern befraget die Andern, und hört, was ſie alles erzählen.

V.

Purum, septum humili muro, percommodo ad haustum.
Hac Hermannus equos secum decrevit in umbra
Sistere cum rheda; quo facto hæc verba profatur:
Linquite nunc sedem, et compertum pergite, amici,
Hac an sit dextra, quam porrigo, digna puella.
Digna quidem: mihi nil rarive novive refertis;
Si mihi fas esset, pagum properanter adirem,
Atque meam paucis decerneret hæc bona sortem.
Et dignoscetis mox illam ex omnibus unam;
Namque ipsi forma vix assimilabitur ulla.
Sed vobis addam vestitus signa nitentis:
Namque sinum tumidum rubicunda subucula tollit,
Stricta bene, et strophio nigro arcte cingitur illa;
Interulæ est limbus nitide in collare plicatus,
Quod mentum tenerum et pulposum suaviter ambit;
Impavidum atque vigens formam caput exhibet ovi,
Contortasque comas argentea fibula stringit;
Et toga sub strophio sinuosa et cærula pendet,
Quæ talos circum formosos ludit eunti.
Hoc autem vobis unum addo, precorque diserte:
Affari nolite puellam et prodere causam,
Sed percontantes reliquos, audite relata.

Habt ihr Nachricht genug, zu beruhigen Vater und Mutter,
Kehret zu mir dann zurück, und wir bedenken das Weitre.
Also dacht' ich mir's aus, den Weg her, den wir gefahren.

Also sprach er. Es gingen darauf die Freunde dem Dorf zu,
Wo in Gärten und Scheunen und Häusern die Menge von Menschen
Wimmelte, Karrn an Karrn die breite Straße dahin stand;
Männer besorgten das brüllende Vieh und die Pferd' an den Wagen;
Wäsche trockneten emsig auf allen Hecken die Weiber,
Und es ergötzten die Kinder sich plätschernd im Wasser des Baches.
Also durch die Wagen sich drängend, durch Menschen und Thiere,
Sahen sie rechts und links sich um, die gesendeten Späher,
Ob sie nicht etwa das Bild des bezeichneten Mädchens erblickten;
Aber keine von allen erschien die herrliche Jungfrau.
Stärker fanden sie bald das Gedränge. Da war um die Wagen
Streit der drohenden Männer, worein sich mischten die Weiber,
Schreiend. Da nahte sich schnell mit würdigen Schritten ein Alter,
Trat zu den Scheltenden hin; und sogleich verklang das Getöse,
Als er Ruhe gebot und väterlich ernst sie bedrohte.
Hat uns, rief er, noch nicht das Unglück also gebändigt,
Daß wir endlich verstehn, uns untereinander zu dulden
Und zu vertragen, wenn auch nicht jeder die Handlungen abmißt?

V.

Edocti, quæ sciro juvat matremque patremque,
Quum reduces eritis, reputemus cætera junctim.
Hæc ego composui, dum nos huc rheda ferebat.

Dixerat. Et pagum petierunt illico amici.
Hic fugitiva hortosque domosque ac horrea turba
Implerat, longe via lata erat obsita carris;
Ad currum curat vir equos clamansque jugale,
Fœmina siccabat sepes sua lintea ad omnes,
Atque puer ludens rivi gaudebat in undis.
Sic dum per currus, homines pecudesque laborant,
Ad dextram et lævam speculantes lumina vertunt,
An forte occurrat signatæ forma puellæ;
Sed præstans oculis nusquam fuit obvia virgo.
Mox hominum crevit concursus. Nam prope currus
Concivere viri rixas, muliebribus auctas
Vocibus. At cito vir graviorque senexque propinquat,
Jurgantes adiens; strepitusque repente resedit,
Cum pacem ille jubet minitans gravitate paterna.
Nos, ait, an nondum sic res adversa subegit,
Nos ut discamus tandem tolerare vicissim
Et perferre, licet non quivis ponderet acta?

V.

Unverträglich fürwahr iſt der Glückliche! Werden die Leiden
Endlich euch lehren, nicht mehr, wie ſonſt, mit dem Bruder zu hadern?
Gönnet einander den Platz auf fremdem Boden und theilet,
Was ihr habet, zuſammen, damit ihr Barmherzigkeit findet.

Alſo ſagte der Mann, und alle ſchwiegen; verträglich
Ordneten Vieh und Wagen die wieder beſänftigten Menſchen.
Als der Geiſtliche nun die Rede des Mannes vernommen,
Und den ruhigen Sinn des fremden Richters entdeckte,
Trat er an ihn heran, und ſprach die bedeutenden Worte:
Vater, fürwahr! wenn das Volk in glücklichen Tagen dahin lebt,
Von der Erde ſich nährend, die weit und breit ſich aufthut
Und die erwünſchten Gaben in Jahren und Monden erneuert,
Da geht alles von ſelbſt, und jeder iſt ſich der Klügſte,
Wie der beſte; und ſo beſtehen ſie neben einander,
Und der vernünftigſte Mann iſt wie ein andrer gehalten:
Denn, was alles geſchieht, geht ſtill, wie von ſelber, den Gang fort.
Aber zerrüttet die Noth die gewöhnlichen Wege des Lebens,
Reißt das Gebäude nieder, und wühlet Garten und Saat um,
Treibt den Mann und das Weib vom Raume der traulichen Wohnung,
Schleppt in die Irre ſie fort, durch ängſtliche Tage und Nächte:

V.

Rixosi certe felices! An mala, quæso,
Vos tandem doceant fraternæ parcere culpæ?
Cuique loci sua sit peregrini portio, partem
Rerum quisque ferat, ne vobis gratia desit.

Hæc dicente viro, cuncti tacuere; quiete
Disposuere homines flexi currusque pecusque.
Dicta viri parochus simulac exaudiit ista,
Et peregrini animum perspexit judicis æquum,
Accedens ad eum verba hæc graviora profatur:
Quando, pater! populus felices transigit annos,
Se pascens terra longe lateque reclusa,
Mensibus optatas dotes quæ reddit et annis,
Sponte fluunt cuncta, et sapiens sibi quisque videtur
Et præstans; juxta positi stant unus et alter,
Consilioque potens reliquis æqualis habetur:
Nam quæ contingunt, tacite et quasi sponte moventur.
At quando solitum cursum infortunia turbant,
Aedes evertunt, ac hortos et sata vastant,
Uxorem atque virum pellunt de sede beata,
Sollicitosque trahunt errantes nocte dieque:

3. a.

Auserwählte Frauen.

Frauen sollen nichts verlieren,
Reiner Treue ziemt zu hoffen;
Doch wir wissen nur von vieren,
Die alldort schon eingetroffen.

Erst Suleika, Erdensonne,
Gegen Jussuf ganz Begierde;
Nun, des Paradieses Wonne,
Glänzt sie der Entsagung Zierde.

Dann die Allgebenedeite,
Die den Heiden Heil geboren
Und, getäuscht, in bitterm Leide
Sah den Sohn am Kreuz verloren.

Mahom's Gattin auch, sie baute
Wohlfahrt ihm und Herrlichkeiten
Und empfahl bei Lebenszeiten
Einen Gott und eine Traute.

Kommt Fatima dann, die Holde,
Tochter, Gattin sonder Fehle,
Englisch allerreinste Seele
In dem Leib von Honiggelbe.

3a. **Auserwählte Frauen**, den berechtigten Männern folgend. — Da das Paradies nur für die Glaubenshelden bestimmt ist und dessen weibliche Bevölkerung in den Himmels-Jungfrauen besteht, so ist dort für die irdischen Frauen kein Platz. Diese werden an einem andern Orte selig. Aber in den „höchsten Himmelskreis", wie das folgende Gedicht besagt, sind auch einige wenige auserwählte Frauen aufgenommen. Dazu gehört Sulekha, die mit ihren Gesellschafterinnen im Koran erwähnt wird; nach der Sunna (Fundgr., I. Nr. 400) sind außerdem vollkommene Frauen: Asia, die Gemahlin Pharao's, und Maria, die Tochter Amran's. Aische aber unter den Weibern an Vortrefflichkeit, wie der Triet unter den Speisen. Dazu tritt (nach Nr. 433 und 434) dann noch Fatime (Fundgr., I. 27). Aber auch Mahomet's erste Frau Chadidsche, nach deren Tode er sich erst der Vielweiberei ergab, wird genannt (ebenda, Nr. 557); ihr hatte Mahomet

V.

Ach! da sieht man sich um, wer wohl der verständigste Mann sey,
Und er redet nicht mehr die herrlichen Worte vergebens.
Sagt mir, Vater, Ihr seyd gewiß der Richter von diesen
Flüchtigen Männern, der Ihr sogleich die Gemüther beruhigt?
Ja, Ihr erscheint mir heut' als einer der ältesten Führer,
Die durch Wüsten und Irren vertriebene Völker geleitet.
Denk' ich doch eben, ich rede mit Josua oder mit Moses.

Und es versetzte darauf mit ernstem Blicke der Richter:
Wahrlich unsere Zeit vergleicht sich den seltensten Zeiten,
Die die Geschichte bemerkt, die heilige wie die gemeine.
Denn wer gestern und heut' in diesen Tagen gelebt hat,
Hat schon Jahre gelebt: so drängen sich alle Geschichten.
Denk' ich ein wenig zurück, so scheint mir ein graues Alter
Auf dem Haupte zu liegen; und doch ist die Kraft noch lebendig.
O, wir anderen dürfen uns wohl mit jenen vergleichen,
Denen in ernster Stund' erschien im feurigen Busche
Gott der Herr; auch uns erschien er in Wolken und Feuer.

Als nun der Pfarrer darauf noch weiter zu sprechen geneigt war
Und das Schicksal des Manns und der Seinen zu hören verlangte,

V.

Tum circumspectant, quis sit vir mente sagaci,
Nec porro in cassum sua verba salubria fundit.
Dic mihi, quaeso, pater! judex hos nonne gubernas
Expulsos, animum quibus illico flectere nosti?
E ducibus jamnunc unum te censeo priscis,
Qui duxere vagas pulsasque per avia gentes.
Josua tu mihi jam vel Moses esse videris.

At judex vultu respondet ad ista severo:
Certo ævum nostrum raris se comparat illis,
Quæ memorant nobis libri sacri atque profani.
Namque dies istos, hodie qui vixit herique,
Annos jam vixit: gestorum copia tanta.
Tempora si repeto, mihi cana senecta videtur
Hoc onerare caput, quamvis sit vivida virtus.
Verum jure illis nos assimilare licebit,
Tempore qui videre gravi in flagrante vepreto
Jovam; idem nobis visus per nubila et ignem.

Dixerat, at parochus quum promere plura volebat
Ardebatque viri et sociorum noscere sortem;

Sagte behend der Gefährte mit heimlichen Worten in's Ohr ihm:
Sprecht mit dem Richter nur fort, u. bringt das Gespräch auf das Mädchen;
Aber ich gehe herum, sie aufzusuchen, und komme
Wieder, so bald ich sie finde. Es nickte der Pfarrer dagegen,
Und durch die Hecken und Gärten und Scheunen suchte der Späher.

V.

Tum propere comes illi hæc verba susurrat ad aurem:
Colloquio tracto cum judice tange puellam;
Ast ego perquirens lustrabo cuncta, gradumque
Huc referam, inventa, quam quærimus. Annuit ille,
Et dumos, hortos speculator et horrea obibat.

VI.

Elis.

Das Zeitalter.

Als nun der geiſtliche Herr den fremden Richter befragte,
Was die Gemeine gelitten, wie lang ſie von Hauſe vertrieben;
Sagte der Mann darauf: nicht kurz ſind unſere Leiden;
Denn wir haben das Bitt're der ſämmtlichen Jahre getrunken,
Schrecklicher, weil auch uns die ſchönſte Hoffnung zerſtört ward.
Denn wer läugnet es wohl, daß hoch ſich das Herz ihm erhoben,
Ihm die freiere Bruſt mit reineren Pulſen geſchlagen,
Als ſich der erſte Glanz der neuen Sonne heranhob,
Als man hörte vom Rechte der Menſchen, das allen gemein ſey,
Von der begeiſternden Freiheit und von der löblichen Gleichheit!
Damals hoffte Jeder, ſich ſelbſt zu leben; es ſchien ſich
Aufzulöſen das Band, das viele Länder umſtrickte,
Das der Müßiggang und der Eigennutz in der Hand hielt.

VI.

C L I O.

A e v u m.

Ut vero pastor peregrino ab judice quærit,
Quæ cives passi sint, ex quo sedibus orbi;
Respondit judex: jam dudum nos mala vexant,
Cunctorum armorum nos hausimus omnia acerba,
Tristius, et nobis quod spes pulcherrima falsa est.
Nam quis dissimulet, se erectum corde fuisse,
Et puro pectus pulsu micuisse solutum,
Cum cœpere novi solis se fundere flammæ, et
Jus jactabatur cunctis commune quod esset,
Almaque libertas, et grata æquatio sortis!
Speravit quivis, ipsi sibi vivere, visum est
Vinclum jam ruptum, populos plerosque coërcens,
Quod modo desidies et avara cupido tenebat.

VI.

Schau'ten nicht alle Völker in jenen dringenden Tagen
Nach der Hauptstadt der Welt, die es schon so lange gewesen,
Und jetzt mehr als je den herrlichen Namen verdiente?
Waren nicht jener Männer, der ersten Verkünder der Botschaft,
Namen den höchsten gleich, die unter die Sterne gesetzt sind?
Wuchs nicht jeglichem Menschen der Muth und der Geist und die Sprache?

Und wir waren zuerst, als Nachbarn, lebhaft entzündet.
Drauf begann der Krieg, und die Züge bewaffneter Franken
Rückten näher; allein sie schienen nur Freundschaft zu bringen.
Und die brachten sie auch: denn ihnen erhöht war die Seele
Allen; sie pflanzten mit Lust die munteren Bäume der Freiheit,
Jedem das Seine versprechend, und jedem die eigne Regierung.
Hoch erfreute sich da die Jugend, sich freute das Alter,
Und der muntere Tanz begann um die neue Standarte.
So gewannen sie bald, die überwiegenden Franken,
Erst der Männer Geist mit feurigem, muntern Beginnen,
Dann die Herzen der Weiber mit unwiderstehlicher Anmuth.
Leicht selbst schien uns der Druck des vielbedürfenden Krieges;
Denn die Hoffnung umschwebte vor unsern Augen die Ferne,
Lockte die Blicke hinaus in neueröffnete Bahnen.

VI.

Nonne attendit iis gravibus gens quæque diebus
Urbem, quæ fuerat jam dudum prima per orbem,
Nomine præclaro non unquam diguior ante?
Primorum causæ præconum nonne fuere
Nomina supremis æquata, per astra locatis?
Nonne animus cunctis et vox et spiritus auctus?

Et nos vicinos incendit flamma propinqua.
Tum Mars bella ciet: Francorum armata caterva
Fit propior, nobis tamen esse videtur amica.
Quin et amica fuit; namque illi, pectore celsi,
Libertatis erant malum omnes figere promti,
Spondentes proprium regimenque suumque cuique.
Gaudebant juvenes, gaudebat cana senectus,
Vexillumque novum circum volitare choreæ.
Et sic prævalidi Franci cepere repente
Primo animos, forti cœpto et fervente, virorum,
Invictoque dein muliebria corda lepore.
Nec gravis est belli tunc visa molestia edacis;
Namque videbamus spe collustrata futura,
Hæc in reclusos flectebat lumina cursus.

VI.

O, wie froh iſt die Zeit, wenn mit der Braut ſich der Bräut'gam
Schwinget im Tanze, den Tag der gewünſchten Verbindung erwartend!
Aber herrlicher war die Zeit, in der uns das Höchſte,
Was der Menſch ſich denkt, als nah und erreichbar ſich zeigte.
Da war jedem die Zunge gelöſ't; es ſprachen die Greiſe,
Männer und Jünglinge laut voll hohen Sinns und Gefühles.

Aber der Himmel trübte ſich bald. Um den Vortheil der Herrſchaft
Stritt ein verderbtes Geſchlecht, unwürdig das Gute zu ſchaffen.
Sie ermordeten ſich und unterdrückten die neuen
Nachbarn und Brüder, und ſandten die eigennützige Menge.
Und es praßten bei uns die Obern, und raubten im Großen,
Und es raubten und praßten bis zu dem Kleinſten die Kleinen;
Jeder ſchien nur beſorgt, es bleibe was übrig für morgen.
Allzugroß war die Noth, und täglich wuchs die Bedrückung;
Niemand vernahm das Geſchrei, ſie waren die Herren des Tages.
Da fiel Kummer und Wuth auch ſelbſt ein gelaſ'nes Gemüth an;
Jeder ſann nur und ſchwur, die Beleidigung alle zu rächen,
Und den bittern Verluſt der doppelt betrogenen Hoffnung.
Und es wendete ſich das Glück auf die Seite der Deutſchen,
Und der Franke floh mit eiligen Märſchen zurücke.
Ach, da fühlten wir erſt das traurige Schickſal des Krieges!

VI.

O, quam læta dies, qua sponsus sponsaque juncti
In choreis, sperant celebrare jugalia festa.
Lætitia at major nobis, quo tempore summa,
Quæ capiunt homines, quam proxima visa fuere.
Lingua soluta fuit cunctis, seniorque locutus
Virque puerque palam, mente alta animoque repleti.

Sed mox collectæ nubes; nam commoda regni
Certans adfectat gens prava, indigna mereri.
Inter se miscent cædes, subiguntque recentes
Vicinos fratresque, et mittunt vulgus avarum.
Luxuriant proceres, lætantes divite præda,
Luxuriat prædam raptans plebs infima quamvis,
Et ne cras aliquid superesset, quisque timebat.
Quotidie crevere mala atque injuria crevit.
Clamor inanis erat, namque isti fræna tenebant.
Tum dolor et rabies mitissima pectora cepit;
Ulcisci cupide juravit vulnera quivis,
Dupliciter falsæque spei dispendia amara.
Mox ad Germanos belli fortuna revertit,
Et Gallos rapido cursu dare terga coëgit.
Sensimus hinc demum belli tristissima fata.

Diese finden wir alldorten;
Und wer Frauenlob gepriesen,
Der verdient, an ew'gen Orten
Lustzuwandeln wohl mit diesen.

3. b.

Ferner sind allhier zu finden
Vier, die allerschönsten Frauen,
Taß, gereizt sie anzuschauen,
Huris fürchten zu erblinden;

Die zur Freude gläub'ger Söhne
In dem Jugendquell sich laben
Und an ihrer eignen Schöne
Selbst ein ewig Muster haben.

Abia, Herrin von Mizraim,
Ihr muß Gabriel sich neigen;
Rahel gäbe die Dudaim,
Ihr von ferne nur zu gleichen.

---

ein rohrgeflochtenes Haus (nach Andern eine goldne Laube) im Paradies versprochen. Goethe hat oben vier ausgewählt: Suleika, Maria (Miriam; verbeten III. 334), Chadidsche und Fatime, Tochter Mahomet's und Gattin Ali's. In dem Gespräch Goethe's mit S. Boisserée vom 4. August 1815 (I. 254) bemerkte Ersterer: „bei den Mahometanern sei Maria die heilige Frau im höheren Paradies; dort auch vier Thiere".

3b. Dasselbe Gedicht in der ursprünglichen, allerdings sehr verschiedenen Form, 1837 aus dem Nachlasse des Dichters im Divan mitgetheilt. Es trägt das Datum des 10. März 1815, und das Foliohlatt des Manuskripts ist bezeichnet: Bl. 46. Nr. 31. Es gehört also zu den 31 ersten Divansgedichten, wenigstens des betreffenden Manuskript-Bandes. Es muß Goethe nicht genügt haben; in 3a hat er ihm eine sowol nach Form als Inhalt verbesserte Gestalt gegeben. — Die hier gefeierten vier Frauen sind: Abia, Miriam, Asche und Fatime. Abia ist identisch mit der in der Note zu 3a erwähnten Asia, der Frau Pharao's, welche Moses erzogen und welche von ihm den Glauben an einen Gott angenommen hatte. Mizraim ist Aegypten (wie Misri, s. oben Note zu II. 5). Im Fortgang der Strophe 3 und in Strophe 4 werden Personen aufgeführt, welche der Schönheit der Abia hätten huldigen müssen, wenn sie sie gesehen. Wenn Jussuf, heißt es hier,

Denn der Sieger iſt groß und gut, zum wenigſten ſcheint er's,
Und er ſchonet den Mann, den beſiegten, als wär' er der ſeine,
Wenn er ihm täglich nützt und mit den Gütern ihm dienet.
Aber der Flüchtige kennt kein Geſetz; denn er wehrt nur den Tod ab,
Und verzehret nur ſchnell und ohne Rückſicht die Güter.
Dann iſt ſein Gemüth auch erhitzt, und es kehrt die Verzweiflung
Aus dem Herzen hervor das frevelhafte Beginnen.
Nichts iſt heilig ihm mehr; er raubt es. Die wilde Begierde
Dringt mit Gewalt auf das Weib, und macht die Luſt zum Entſetzen.
Ueberall ſieht er den Tod, und genießt die letzten Minuten
Grauſam, freut ſich des Bluts, und freut ſich des heulenden Jammers.

Grimmig erhob ſich darauf in unſern Männern die Wuth nun,
Das Verlorne zu rächen und zu vertheid'gen die Reſte.
Alles ergriff die Waffen, gelockt von der Eile des Flüchtlings,
Und vom blaſſen Geſicht und ſcheu unſicheren Blicke.
Raſtlos nun erklang das Getön der ſtürmenden Glocke,
Und die künft'ge Gefahr hielt nicht die grimmige Wuth auf.
Schnell verwandelte ſich des Feldbaus friedliche Rüſtung
Nun in Wehre; da troff von Blute Gabel und Senſe.
Ohne Begnadigung fiel der Feind, und ohne Verſchonung;
Ueberall raſte die Wuth und die feige tückiſche Schwäche.

VI.

Victor enim est bonus et magnus, certe esse videtur,
Et pareit victo, tanquam sit proprius ipsi,
Commoda quotidie si defert et bona præbet.
At fugiens tantum mortem, legum immemor, arcet,
Et temere et raptim deglutit quidque bonorum.
Tunc quoque mens ardet, tunc desperatio versans
Ex animo prodit patratus incepta nefanda.
Nil illi sacrum, rapit omne. Effrena libido
Insultat nuptis, heu! fit horrenda voluptas.
Mortem ubicunque videt, vitæque vel ultima fœdat
Sævitia, gaudetque ululatu et sanguine gaudet.

Tunc homines nostri furioso ardore feruntur,
Erepta ulcisci jurant reliquumque tueri.
Jam quivis capit arma, fuga properante vocatus,
Pallenti facie, vultu incerto atque pavente.
Indicat assiduo sonitu campana tumultum,
Nec sævum retinent ventura pericla furorem.
Instrumenta statim pacata et rustica mutant
In gladios, et furca et falx jam sanguine manant.
Immemores veniæ cædunt, nec parcitur hosti;
Undique tunc sævit rabies, ignavia et astus.

VI.

Möcht' ich den Menſchen doch nie in dieſer ſchnöden Verirrung
Wiederſehn! Das wüthende Thier iſt ein beſſerer Anblick.
Sprech' er doch nie von Freyheit, als könn' er ſich ſelber regieren!
Losgebunden erſcheint, ſobald die Schranken hinweg ſind,
Alles Böſe, das tief das Geſetz in die Winkel zurücktrieb.

Trefflicher Mann! verſetzte darauf der Pfarrer mit Nachdruck:
Wenn ihr den Menſchen verkennt, ſo kann ich Euch darum nicht ſchelten;
Habt Ihr doch Böſes genug erlitten vom wüſten Beginnen!
Wolltet Ihr aber zurück die traurigen Tage durchſchauen,
Würdet Ihr ſelber geſtehen, wie oft Ihr auch Gutes erblicktet,
Manches Treffliche, das verborgen bleibt in dem Herzen,
Regt die Gefahr es nicht auf, und drängt die Noth nicht den Menſchen,
Daß er als Engel ſich zeig', erſcheine den Andern ein Schutzgott.

Lächelnd verſetzte darauf der alte würdige Richter:
Ihr erinnert mich klug, wie oft nach dem Brande des Hauſes
Man den betrübten Beſitzer an Gold und Silber erinnert,
Das geſchmolzen im Schutt nun überblieben zerſtreut liegt.
Wenig iſt es fürwahr, doch auch das wenige köſtlich;
Und der Verarmte gräbet ihm nach, und freut ſich des Fundes.
Und ſo kehr' ich auch gern die heitern Gedanken zu jenen

VI.

Tam pravis actos homines erroribus, absit,
Ut videam rursus: potior mihi bellua sæva.
Ne libertatem jactet moderaminis impos!
Namque soluta vides, ut primum claustra recedunt,
Cuncta mala, arcanis a lege retenta latebris.

Vir præstans! parochus graviter respondit ad illa:
Te, si despicias homines, reprehendere nolo;
Quippe mali satis es passus conamine turpi!
Tempora si vero retrorsum tristia lustres,
Te bona sæpe etiam vidisse, fateberis ipse.
Multas virtutes, quas intima corda recondunt,
Nonne pericla cient? mortalem non mala cogunt,
Ceu numen divum, reliquis patronus ut adsit?

Subridens judex veneraudus reddit ad ista:
Prudens ista refers, ut, cum domus igne perempta est,
Possessor mœrens auri argentique monetur,
Quod superest passim, liquefactum, rudere mixtum.
Sunt ea pauca quidem, sed sunt et paucula cara.
Afflictus quærit fodiens, gaudetque repertis.
Lætior atque lubens et ego convertor ad illa,

Wenigen guten Thaten, die aufbewahrt das Gedächtniß.
Ja, ich will es nicht läugnen, ich sah sich Feinde versöhnen,
Um die Stadt vom Uebel zu retten; ich sah auch der Freunde,
Sah der Eltern Lieb', und der Kinder, Unmögliches wagen;
Sah, wie der Jüngling auf einmal zum Manward; sah, wie der Greis sich
Wieder verjüngte, das Kind sich selbst als Jüngling enthüllte.
Ja, und das schwache Geschlecht, so wie es gewöhnlich genannt wird,
Zeigte sich tapfer und mächtig, und gegenwärtigen Geistes.
Und so laßt mich vor allen der schönen That noch erwähnen,
Die hochherzig ein Mädchen vollbrachte, die treffliche Jungfrau,
Die auf dem großen Gehöft allein mit den Mädchen zurückblieb;
Denn es waren die Männer auch gegen die Fremden gezogen.
Da überfiel den Hof ein Trupp verlaufnen Gesindels,
Plündernd, und drängte sogleich sich in die Zimmer der Frauen.
Sie erblickten das Bild der schön erwachsenen Jungfrau
Und die lieblichen Mädchen, noch eher Kinder zu heißen.
Da ergriff sie wilde Begier; sie stürmten gefühllos
Auf die zitternde Schaar und auf das hochherzige Mädchen.
Aber sie riß dem einen sogleich von der Seite den Säbel,
Hieb ihn nieder gewaltig; er stürzt' ihr blutend zu Füßen.
Dann mit männlichen Streichen befreite sie tapfer die Mädchen,

VI.

Pauca licet, bene facta, mihi quæ mente reposta.
Hostes, ut fatear verum, iras ponere vidi,
Oppidum ut a damnis servarent; vidi et amicos
Atque pios natos conari infanda patresque;
E juvene esse virum subito, vidi, atque senecta
Ut juvenescebat, puer ut referebat ephebum.
Et sexus sequior, quo nomine sæpe vocatur,
Est præsenti animo visus, fortisque valensque.
Præ reliquis clari facti meminisse licebit,
Quod gessit generosa puella, heroica virgo,
Cum sociis magna in villa quæ sola remansit;
Namque viri exierant et grassabantur in hostes.
Irruit in villam palantûm abjecta caterva
Prædans, et penetrat subito in muliebre cubile.
Ut formam pulchræ viderunt virginis illi,
Et suaves socias, infantes nomine vero,
Effræno rapti fervore feroque ruebant
In formidantem turbam, fortemque puellam.
Ast uni hæc subito e vagina prærripit ensem,
Atque illum valide prosternit cæde cruenta.
Fortibus et plagis dein liberat ipsa puellas;

Traf noch viere der Räuber; doch die entflohen dem Tode.
Dann verschloß sie den Hof, und harrte de. Hülfe, bewaffnet.

Als der Geistliche nun das Lob des Mädchens vernommen,
Stieg die Hoffnung sogleich für seinen Freund im Gemüth auf,
Und er war im Begriff zu fragen, wohin sie gerathen?
Ob auf der traurigen Flucht sie nun mit dem Volk sich befinde?

Aber da trat herbey der Apotheker behende,
Zupfte den geistlichen Herrn, und sagte die wispernden Worte:
Hab' ich doch endlich das Mädchen aus vielen hundert gefunden,
Nach der Beschreibung! So kommt und sehet selber mit Augen;
Nehmet den Richter mit Euch, damit wir das Weitere hören.
Und sie kehrten sich um, und weg war gerufen der Richter
Von den Seinen, die ihn, bedürftig des Rathes, verlangten.
Doch es folgte sogleich dem Apotheker der Pfarrherr
An die Lücke des Zauns, und jener deutete listig.
Seht Ihr, sagt' er, das Mädchen? Sie hat die Puppe gewickelt,
Und ich erkenne genau den alten Kattun und den blauen
Kissenüberzug wohl, den ihr Hermann im Bündel gebracht hat.
Sie verwendete schnell, fürwahr, und gut die Geschenke.
Diese sind deutliche Zeichen, es treffen die übrigen alle;

VI.

Cædit adhuc quatuor prædonum; hi terga dedere.
Tum claudit villam, sperans armata juvamen.

Pastor ubi audivit præconia virginis illa,
Mentem spes jamjam subiit de rebus amici,
Scitari ut vellet, quorsum devenerit illa?
In tristine fuga nunc cum popularibus erret?

Tum vero adventat pede pharmacopola citato,
Pastorisque togam vellens, hæc verba susurrat:
Illa mihi tandem e centenis visa puella est,
Ut descripta fuit; sequere et nunc ipse tuere.
Judex esto comes, plura ut rescire queamus.
Tum se convertunt, sed judex inde vocatur,
Consilio cives ut egentes adjuvet apto.
Pharmacopolam autem sequitur comes illico pastor
Septi ad fissuram; tum callidus immit ille:
En, ait, illa puella! involvens tegmine pupam,
Detritum xylinum distincte et cærula novi
Tegmina pulvilli, quæ Hermannus pertulit illi.
Tam bene, quam promte, hæc impendit dona profecto.
Hoc specimen clarum est, et quadrant cetera cuncta;

VI.

Denn der rothe Latz erhebt den gewölbeten Busen,
Schön geschnürt, und es liegt das schwarze Mieder ihr knapp an;
Sauber ist der Saum des Hemdes zur Krause gefaltet,
Und umgibt ihr das Kinn, das runde, mit reinlicher Anmuth;
Frey und heiter zeigt sich des Kopfes zierliches Eyrund,
Und die starken Zöpfe um silberne Nadeln gewickelt;
Sitzt sie gleich, so sehen wir doch die treffliche Größe,
Und den blauen Rock, der vielgefaltet, vom Busen
Reichlich herunterwallt zum wohlgebildeten Knöchel.
Ohne Zweifel, sie ist's. Drum kommet, damit wir vernehmen,
Ob sie gut und tugendhaft sey, ein häusliches Mädchen.

Da versetzte der Pfarrer, mit Blicken die Sitzende prüfend:
Daß sie den Jüngling entzückt, fürwahr, es ist mir kein Wunder;
Denn sie hält vor dem Blick des erfahrenen Mannes die Probe.
Glücklich, wem doch Mutter Natur die rechte Gestalt gab!
Denn sie empfiehlt ihn stets, und nirgends ist er ein Fremdling.
Jeder nahet sich gern, und Jeder möchte verweilen,
Wenn die Gefälligkeit nur sich zu der Gestalt noch gesellet.
Ich versichr' Euch, es ist dem Jüngling ein Mädchen gefunden,
Das ihm die künftigen Tage des Lebens herrlich erheitert,
Treu mit weiblicher Kraft durch alle Zeiten ihm beisteht.

VI.

Namque sinum tumidum rubicunda subucula tollit,
Strieta bene, et strophio nigro arcte cingitur illa;
Interulæ est limbus nitide in collare plicatus,
Quod mentum tenerum et pulposum suaviter ambit;
Impavidum atque vigens formam caput exhibet ovi,
Contortasque comas argentea fibula stringit;
Conspicua est, sedeat licet, ejus celsa statura,
Et sinuosa chlamys, quæ cærula pectore summo
Large formosos ad talos defluit usque.
Hæc est haud dubie. Jam resciscamus uterque,
An bona sit, virtutis amans frugique puella.

Pastor ad hæc lustrans oculo scrutante sedentem:
Hæc si cor tetigit juvenis, certo haud mihi mirum est,
Quæ vel judicio prudente probanda virorum.
Felix ille, cui placida est innata figura!
Hac commendatur semper, non hospitus usquam.
Quisque lubens accedit eum, gestitque morari,
Dum conjuncta simul videatur gratia formæ.
Ergo tibi dico, juveni est inventa puella,
Quæ ventura hilarabit eum per tempora vitæ,
Fidaque fœminea semper virtute juvabit.

Juſſuf wäre mit Suleika
Nicht in Ewigkeit verbunden,
Immer wachte noch Jamleika,
Wenn ſie dies Gebild gefunden.

Miriam dann, der Jungfrau'n Krone,
Die den Logos ausgeboren
Und zu reinen Glaubens Lohne
Nichts an ihrem Werth verloren.

Dann Aiſcha, des Propheten
Liebſtes eh'licher Geſpiele,
Treu und kühn in Schmerz und Nöthen,
Freilich auch ein Schalk wie Viele.

Und Fatima dann, die Holde,
Gattin Ali's, ſonder Fehle,
Wie ein Leib aus Honiggolde
Um des reinſten Engels Seele.

Dieſe werden nur bewundert
In dem höchſten Himmelskreiſe;
Doch ſind ähnliche zu hundert
Freundlich Dir im Paradieſe.

---

wenn Jamleika, der Schönſte der Siebenſchläfer, dies Gebild, die Abia gefunden. — ſo hätte der Erſte ſich nicht mit Suleika vermählt, der Zweite wäre nicht in Schlaf verſunken, und die, obſchon ſehr ſchöne, Rahel hätte, nur um ihr ähnlich zu werden, die der Lea abverlangten Dudaim (I. Moſ., 30. B. 14—16) gern zurückerſtattet.

Strophe 5 entſpricht der Strophe 3 des vorigen Gedichts. Die Johanneiſch-gnoſtiſche Logoslehre iſt auch dem Orient bekannt; in den Fundgruben (II. 316) entwickelt ſie der Patriarch Genadius im Geſpräch mit Mahomet II. — Aiſcha (Strophe 6), ſehr verſchieden von Mahomet's erſter Gattin geſchildert, heißt die Mutter der Rechtgläubigen (Saalebi, Nr. 331; Zeitſchr. d. D. Morg. Geſellſch., VI. 48 ff.). — Liebſtes eh'licher Geſpiele (das liebſte Geſpiel), die Liebſte unter Mahomet's elf Frauen und elf Sklavinnen, das Orakel des Islam für die kleineren Ueberlieferungen des Propheten (Rückert, Note 9 zur 34. Makame). Freilich ward Aiſcha auch der Untreue gegen Mahomet beſchuldigt. — Strophe 7 iſt wenig verſchieden von Strophe 5 des vorigen Gedichts.

So ein vollkommener Körper gewiß verwahret auch die Seele
Rein, und die rüstige Jugend verspricht ein glückliches Alter.

Und es sagte darauf der Apotheker bedenklich:
Trüget doch öfter der Schein! Ich mag dem Aeußern nicht trauen;
Denn ich habe das Sprichwort so oft erprobet gefunden:
Eh' du den Scheffel Salz mit dem neuen Bekannten verzehrest,
Darfst du nicht leichtlich ihm trauen; dich macht die Zeit nur gewisser,
Wie du es habest mit ihm, und wie die Freundschaft bestehe.
Lasset uns also zuerst bei guten Leuten uns umthun,
Denen das Mädchen bekannt ist, und die uns von ihr nun erzählen.

Auch ich lobe die Vorsicht, versetzte der Geistliche folgend;
Frey'n wir doch nicht für uns! Für Andere frey'n ist bedenklich.
Und sie gingen darauf dem wackern Richter entgegen,
Der in seinen Geschäften die Straße wieder heraufkam.
Und zu ihm sprach sogleich der kluge Pfarrer mit Vorsicht:
Sagt, wir haben ein Mädchen gesehn, das im Garten zunächst hier
Unter dem Apfelbaum sitzt, und Kindern Kleider verfertigt
Aus getragnem Kattun, der ihr vermuthlich geschenkt ward.
Uns gefiel die Gestalt; sie scheinet der wackeren eine.
Saget uns, was Ihr wißt; wir fragen aus löblicher Absicht.

VI.

Certe etiam mentem corpus præstabile condit
Puram, hilarem spondet senium robusta juventus.

Subdubitans vero tum pharmacopola profatur:
Sæpe color fallit, speciei fidere nolo;
Nam sæpe inveni, vera esse hæc verba vetusta:
Absumat tecum modium salis ante sodalis,
Illi quam fidas; rescisces tempore solum,
Tum quæ sit ratio, tum qualis sensus amici.
Hinc age! nunc homines primo scrutabimur æquos,
Virgo quibus nota est, qui nobis cetera narrent.

Pastor ad hæc, comitans: mens et mihi provida laudi est;
Non legimus nobis, aliis legere ardua res est.
Tum vero egregius judex fuit obvius illis,
Quem sua per plateam civere negotia retro.
Hunc pastor cautis compellat vocibus ultro:
Dic, visa est nobis virgo, quæ proxima in horto
Sub malo sedet, et vestes infantibus aptat
E trito xylino, donato fragmine, opinor.
Forma placet nobis, ex gravis una videtur;
Dic, quæ nota tibi, scitamur mente profunda.

VI.

Als in den Garten zu blicken der Richter sogleich nun herzutrat,
Sagt' er: diese kennet Ihr schon; denn wenn ich erzählte
Von der herrlichen That, die jene Jungfrau verrichtet,
Als sie das Schwert ergriff und sich und die Ihren beschützte —
Diese war's! Ihr seht es ihr an, sie ist rüstig geboren,
Aber so gut wie stark; denn ihren alten Verwandten
Pflegte sie bis zum Tode, da ihn der Jammer dahinriß
Ueber des Städtchens Noth und seiner Besitzung Gefahren.
Auch, mit stillem Gemüth, hat sie die Schmerzen ertragen
Ueber des Bräutigams Tod, der, ein edler Jüngling, im ersten
Feuer des hohen Gedankens, nach edler Freiheit zu streben,
Selbst hinging nach Paris und bald den schrecklichen Tod fand;
Denn wie zu Hause, so dort, bestritt er Willkühr und Ränke.
Also sagte der Richter. Die beiden schieden und dankten,
Und der Geistliche zog ein Goldstück, (das Silber des Beutels
War vor einigen Stunden von ihm schon milde verspendet,
Als er die Flüchtlinge sah in traurigen Haufen vorbeiziehn.)
Und er reicht' es dem Schulzen und sagte: theilet den Pfennig
Unter die Dürftigen aus, und Gott vermehre die Gabe!
Doch es weigerte sich der Mann, und sagte: wir haben
Manchen Thaler gerettet und manche Kleider und Sachen,
Und ich hoffe, wir kehren zurück, noch eh' es verzehrt ist.

VI.

Illico tum judex accedens spectat in hortum:
Hanc, inquit, nostis: nam quod memoravimus ante
Egregium factum, patratum virgine ab illa,
Quæ gladio arrepto defendit seque suasque,
Edidit hæc! Fortis nata est, quod cernitis ipsi,
At bona non minus est; grandævum namque propinquum
Curavit, donec rapuerunt fata genitorem
Oppiduli cladem rerumque pericla suarum.
Sic tranquillo animo quoque pertulit illa dolores
Exstincto sponso, juveni fortique, recens qui
Ad libertatis studium inflammatus honestæ,
Ipse Lutetiam adit, dira at mox morte necatur,
Impugnans fraudem et violenta domique foriseque.
Sic judex. Abeunt, et grates reddit uterque,
Aureolum parochus promens (æs omne crumenæ
Ante horas aliquot diviserat ille benigne,
Prætericns profugum ac miserum quum viderat agmen)
Prætori præbet, dicitque: hunc divide nummum
Pauperibus, donoque Deus velit addere plura!
Detrectans vero munus vir dicit: habemus
Plures thaleros salvos tegumentaque resque,
Hæc bene sufficient, donec remeare licebit.

Da versetzte der Pfarrer, und drückt' ihm das Geld in die Hand ein:
Niemand säume zu geben in diesen Tagen, und Niemand
Weigre sich anzunehmen, was ihm die Milde geboten!
Niemand weiß, wie lang' er es hat, was er ruhig besitzet;
Niemand, wie lang' er noch in fremden Landen umherzieht
Und des Ackers entbehrt und des Gartens, der ihn ernähret.

Ey doch! sagte darauf der Apotheker geschäftig:
Wäre mir jetzt nur Geld in der Tasche, so solltet Ihr's haben,
Groß wie klein; denn viele gewiß der Euren bedürfen's.
Unbeschenkt doch laß' ich Euch nicht, damit Ihr den Willen
Sehet, woferne die That auch hinter dem Willen zurückbleibt.
Also sprach er, und zog den geflickten ledernen Beutel
An den Riemen hervor, worin der Taback ihm verwahrt war,
Oeffnete zierlich, und theilte; da fanden sich einige Pfeifen.
Klein ist die Gabe, setzt' er dazu. Da sagte der Schultheiß:
Guter Taback ist doch dem Reisenden immer willkommen.
Und es lobte darauf der Apotheker den Knaster.

Aber der Pfarrer zog ihn hinweg, und sie schieden vom Richter.
Eilen wir! sprach der verständige Mann; es wartet der Jüngling
Peinlich. Er höre so schnell, als möglich, die fröhliche Botschaft.

VI.

Intrudit donum manibus tum pastor, et infit:
Nemo cunctetur donare hoc tempore, nemo
Illud detrectet, quod munificentia præbet!
Nemo, quam mansura diu sibi sint sua, novit,
Nemo, quam peragranda diu porro hospita terra,
Quamque diu sit alente horto carituras agroque.

Pharmacopola autem sic fatur sedulus: Heu me!
Si quid haberem in funda æris, donatus abires
Et magno et parvo: vestrum nonnullus egebit.
Nec tamen indonatus abi, quo grata voluntas
Spectetur, quamvis res non sit congrua menti.
Dixit, et e corio pictum quem sacculum habebat
Producit loris, (erat illi hic theca tabaci)
Belle aperit, præbet, nonnullaque portio prodit.
Exiguum donum est, adjungit. Prætor at infit:
Grata viatori res usque est suave tabacum.
Pharmacopola suum laudabat deinde canastrum.

Ast abducit eum parochus prætore relicto.
Vir dicit prudens: Age! nos exspectat ephebus
Anxius; huic jamjam nos nuncia læta feramus.

Und sie eilten und kamen und fanden den Jüngling gelehnet
An den Wagen unter den Linden. Die Pferde zerstampften
Wild den Rasen; er hielt sie im Zaum, und stand in Gedanken,
Blickte still vor sich hin und sah die Freunde nicht eher,
Bis sie kommend ihn riefen und fröhliche Zeichen ihm gaben.
Schon von ferne begann der Apotheker zu sprechen;
Doch sie traten näher hinzu. Da faßte der Pfarrherr
Seine Hand, und sprach und nahm dem Gefährten das Wort weg:
Heil Dir, junger Mann! Dein treues Auge, Dein treues
Herz hat richtig gewählt! Glück Dir und dem Weibe der Jugend!
Deiner ist sie werth; drum komm' und wende den Wagen,
Daß wir fahrend sogleich die Ecke des Dorfes erreichen,
Um sie werben und bald nach Hause führen die Gute.

Aber der Jüngling stand, und ohne Zeichen der Freude
Hört' er die Worte des Boten, die himmlisch waren und tröstlich,
Seufzete tief und sprach: wir kamen mit eilendem Fuhrwerk,
Und wir ziehen vielleicht beschämt und langsam nach Hause;
Denn hier hat mich, seitdem ich warte, die Sorge befallen,
Argwohn und Zweifel und Alles, was nur ein liebendes Herz kränkt.
Glaubt Ihr, wenn wir nur kommen, so werde das Mädchen uns folgen,
Weil wir reich sind, aber sie arm und vertrieben einherzieht?

VI.

Et properi veniunt, juvenem cernuntque reclinem
Rhedæ sub tiliis. Tundunt feriuntque caballi
Frendentes gramen, meditans tenet ille capistra,
Stat fixis oculis, nec amicos conspicit ante,
Quam reduces vocitant, ac dant felicia signa.
Eminus incepit jam pharmacopola profari.
Accessere tamen propius, parochusque prehensa
Illius dextra, socii sic verba repellit:
Macte, vigens juvenis! Tua lumina fida, fidele et
Cor bene legerunt! Tu macte et sponsa juventæ!
Hæc temet digna est; age jam, converte vehiculum,
Ut vecti subito repetamus limina pagi,
Adscitamque bonam mox deducamus ad ædes.

Sed juvenis stans et nequaquam gaudia prodens
Audit legati grata et cœlestia verba,
Atque gemens: curru properante advenimus, inquit,
Confusi fortasse domum lentique petemus;
Exspectantis enim hic invasit pectora cura,
Scrupulus et dubium, tum quidquid vexat amantem.
Scilicet advectos nos illico virgo sequetur
Propter opes nostras, quia pauper oberrat et exul?

Armuth selbst macht stolz, die unverdiente. Genugsam
Scheint das Mädchen und thätig; und so gehört ihr die Welt an.
Glaubt Ihr, es sey ein Weib von solcher Schönheit und Sitte
Aufgewachsen, um nie den guten Jüngling zu reizen?
Glaubt Ihr, sie habe bis jetzt ihr Herz verschlossen der Liebe?
Fahret nicht rasch bis hinan; wir möchten zu unsrer Beschämung
Sachte die Pferde herum nach Hause lenken. Ich fürchte,
Jegend ein Jüngling besitzt dieß Herz, und die wackere Hand hat
Eingeschlagen und schon dem Glücklichen Treue versprochen.
Ach! da steh' ich vor ihr mit meinem Antrag beschämet.

Ihn zu trösten, öffnete drauf der Pfarrer den Mund schon;
Doch es fiel der Gefährte mit seiner gesprächigen Art ein:
Freilich! so wären wir nicht vor Zeiten verlegen gewesen,
Da ein jedes Geschäft nach seiner Weise vollbracht ward.
Hatten die Eltern die Braut für ihren Sohn sich ersehen,
Ward zuvörderst ein Freund vom Hause vertraulich gerufen;
Diesen sandte man dann als Freiersmann zu den Eltern
Der erkohrenen Braut, der dann in stattlichem Putze
Sonntags etwa nach Tische den würdigen Bürger besuchte,
Freundliche Worte mit ihm im Allgemeinen zuvörderst
Wechselnd, und klug das Gespräch zu lenken und wenden verstehend.

VI.

Expers culpæ esset paupertas pectora. Frugi
Virgo et gnava videtur; ei patet amplior orbis.
An vero mulier, quæ forma et moribus istis
Est ornata, bonum juvenem non moverit unquam?
Cor hucusque illam clausisse putatis amori?
Ne celeretis eo cursum; non absque pudore
Reflectamus equos lente. Me cura fatigat,
Ne cor hoc teneat juvenis quis, dextraque fortis
Sit data, sitque fides illi promissa beato.
Ah! tum me pudeat coram illa stare rogantem.

Hunc solaturus parochus jamjam ora recludit;
Garrulitate autem sueta comes occupat illum:
Scilicet hæc olim haud vexasset pectora cura,
Quum res quæque fuit propria ratione peracta.
Si nato sponsam legissent quando parentes,
De filiis unus primo est accitus amicis;
Pronubus hic deinceps est jussus adire parentes
Delectæ sponsæ, qui tunc ornatus opime,
Forte die solis civem amplum pransus adibat,
Blandis principio generatim vocibus illum
Compellans, scite et sermonem flectere callens.

4.

Einlaß.

Huri.

Heute steh' ich meine Wache
Vor des Paradieses Thor,
Weiß nicht grade, wie ich's mache,
Kommst mir so verdächtig vor!

Ob Du unsern Mosleminen
Auch recht eigentlich verwandt?
Ob Dein Kämpfen, Dein Verdienen
Dich ans Paradies gesandt?

Zählst Du Dich zu jenen Helden?
Zeige Deine Wunden an,
Die mir Ruhmliches vermelden,
Und ich führe Dich heran.

---

4. Einlaß. In der ersten Ausgabe stand hier nach Ja die unten folgende Nr. 8, Begünstigte Thiere, so daß die Thiere des Paradieses sich unmittelbar an deren Männer und Frauen anschlossen. In der Ausg. l. Hand ist zwischen 3 und 8 die im Jahre 1820 nachträglich entstandene Folge von Paradieses-Gedichten Nr. 3 bis 7 eingeschoben. Obgleich die Trennung von 3 und 8 nicht ganz ohne Nachtheile geblieben ist, so war sie, um jenen neuen Gedichten die geeignetste Stelle zu geben, nothwendig, indem nun Nr. 8 einen glücklichen Uebergang zu Nr. 9 und 10 bildet. Wir haben es daher auch bei jener Anordnung belassen. — Die Gedichte 4 bis 7 stehen in einem natürlichen innern Zusammenhang und sind wie eine fortlaufende Dichtung. Der Ton, zwischen Scherz und Ernst aufs Glücklichste gehalten, ist in allen mehr oder weniger derselbe. — Nr. 4 trägt das Datum: Hof, den 24. April 1820, wo Goethe auf der Reise nach Karlsbad eine Nacht verblieb. Derselben Badereise verdanken auch die übrigen Nummern ihr Dasein. Gedruckt wurde Nr. 4 zuerst in Goethe's besonders erschienenen Anzeige seiner sämmtlichen Werke letzter Hand vom 4. März 1826, demnächst in Kunst und Alterth., VI. 1, und dann 1827 in den Werken. — Th. Moore's Lalla Rookh (woraus der Stoff des R. Schumann'schen Oratoriums Das Paradies und die Peri genommen ist) soll die Anregung zu unsers Paradieses-Gesprächen gegeben haben. In den Unterhaltungen mit dem Kanzler Müller deutet Goethe wenigstens darauf hin. Müller erzählt unter dem 26. September 1823: „Zuletzt holte er (Goethe) seine Divan-Manuskripte und las uns zwei herrliche Gedichte zur Ergänzung des (Buchs des) Paradieses vor. Eine Huri steht Wache an der Pforte des Himmels, will den Dichter nicht einlaß., weil sie ihn für verdächtig hält, und fordert Beweise für seine Glaubenskämpfe. Da antwortet er ihr:

VI.

Endlich nach langem Umschweif ward auch der Tochter erwähnet,
Rühmlich, u. rühmlich des Maas u. des Hauses, von dem mangesandten.
Kluge Leute merkten die Absicht; der kluge Gesandte
Merkte den Willen gar bald, und konnte sich weiter erklären.
Lehnte den Antrag man ab, so war auch ein Korb nicht verdrießlich.
Aber gelang es denn auch, so war der Freyersmann immer
In dem Hause der Erste bei jedem häuslichen Feste;
Denn es erinnerte sich durch's ganze Leben das Ehpaar,
Daß die geschickte Hand den ersten Knoten geschlungen.
Jetzt ist aber das alles, mit andern guten Gebräuchen,
Aus der Mode gekommen, und Jeder freyt für sich selber.
Nehme denn Jeglicher auch den Korb mit eigenen Händen,
Der ihm etwa beschert ist, und stehe beschämt vor dem Mädchen!

Sey es, wie ihm auch sey! versetzte der Jüngling, der kaum auf
Alle die Worte gehört, und schon sich im Stillen entschlossen:
Selber geh' ich und will mein Schicksal selber erfahren
Aus dem Munde des Mädchens, zu dem ich das größte Vertrauen
Hege, das irgend ein Mensch nur je zu dem Weibe gehegt hat.
Was sie sagt, das ist gut, es ist vernünftig, das weiß ich.
Soll ich sie auch zum letztenmal sehn, so will ich noch einmal
Diesem offenen Blick des schwarzen Auges begegnen;

VI.

Inde per ambages et natæ mentio facta est
Ampla, ablegantis simul ampla virique domusque.
Quid vellet, sensere cati, prudensque petitor
Mox animo poterat percepto exponere plura.
Sic non offendit, vel si qua est lata repulsa.
Si vero bene res processit, pronubus usque
Primus erat, quoties celebranda domestica festa;
Conjugibus quippe ex animis non excidit unquam,
Cujus dexteritas primum conjunxerit ipsos.
Ast hoc nunc aliis cum rectis ritibus omne
Rejiciunt mores, sibi quisque est ipse petitor.
Ergo manu propria referat sibi quisque repulsam,
Si qua datur, rubeatque pudore ante ora puellæ.

Quo res cunque cadent, juvenis respondet, omissis
Omnibus his verbis, servans jam mente statutum:
Pergens ipse meam cupio cognoscere sortem
Virginis e labiis, cujus fiducia summa
Est mihi, quali hominem mulier nondum imbuit ullum.
Quæ dicit, bona sunt, et sunt prudentia certe.
Hanc si postremum videam, semel ardeo adhucdum
Illius nigri candori occurrere ocelli.

Drück ich sie nie an das Herz, so will ich die Brust und die Schultern
Einmal noch sehn, die mein Arm so sehr zu umschließen begehret;
Will den Mund noch sehen, von dem ein Kuß und das Ja mich
Glücklich macht auf ewig, das Nein mich auf ewig zerstöret.
Aber laßt mich allein! Ihr sollt nicht warten. Begebet
Euch zu Vater und Mutter zurück, damit sie erfahren,
Daß sich der Sohn nicht geirrt, und daß es werth ist das Mädchen.
Und so laßt mich allein! Den Fußweg über den Hügel
An den Birnbaum hin, und unsern Weinberg hinunter,
Geh' ich näher nach Hause zurück. O, daß ich die Traute
Freudig und schnell heimführte! Vielleicht auch schleich' ich alleine
Jene Pfade nach Haus, und betrete froh sie nicht wieder.

Also sprach er und gab dem geistlichen Herren die Zügel,
Der verständig sie faßte, die schäumenden Rosse beherrschend,
Schnell den Wagen bestieg und den Sitz des Führers besetzte.

Aber du zaudertest noch, vorsichtiger Nachbar, und sagtest:
Gerne vertrau' ich, mein Freund, Euch Seel' und Geist und Gemüth an;
Aber Leib und Gebein ist nicht zum besten verwahret,
Wenn die geistliche Hand der weltlichen Zügel sich anmaßt.
Doch du lächeltest drauf, verständiger Pfarrer, und sagtest:

VI.

Ut nunquam amplexer, pectusque humerosque peropto
Cernere adhuc semel, amplecti quæ brachia flagrant;
Os mihi cernatur, quod præbens suavia pronum,
Felicem reddet, renuens evertet in ævum.
Sed solus maneam! vos ne restate. Referte
Jam vos ad patrem matremque, ut noscere possint,
Nec temere, et dignam natum legisse puellam;
Me sinite hic solum! superans hunc tramite clivum
Usque pyrum, nostra et vadens vineta deorsum,
Hinc propius remeabo domum. O! fas sit mihi caram
Lætus eo ducam mox! Sed fors solus inibo
Hosce redux calles, post nunquam lætus iturus.

Hæc ubi fatus erat, pastori tradit habenas,
Qui scite prendens, acres domitansque caballos,
Conscensa rheda, in rectoris sede resedit.

Provide tu vero vicine, moraris aisque:
Cor, mentem atque animum tibi credo libenter, amice,
Corpus et ossa tamen fore vix tutissima credo,
Cum sacrata manus sibi sumit fræna profana.
Subrides vero tu, prudens pastor, et inquis:

VI.

Sitzet nur ein, und getrost vertraut mir den Leib, wie die Seele;
Denn geschickt ist die Hand schon lange, den Zügel zu führen,
Und das Auge geübt, die künstlichste Wendung zu treffen.
Denn wir waren in Strasburg gewohnt den Wagen zu lenken,
Als ich den jungen Baron dahin begleitete; täglich
Rollte der Wagen, geleitet von mir, das hallende Thor durch,
Staubige Wege hinaus, bis fern zu den Auen und Linden,
Mitten durch Schaaren des Volks, das mit Spazieren den Tag lebt.

Halb getröstet bestieg darauf der Nachbar den Wagen,
Saß wie einer, der sich zum weislichen Sprunge bereitet,
Und die Hengste rannten nach Hause, begierig des Stalles.
Aber die Wolke des Staubes quoll unter den mächtigen Hufen.
Lange noch stand der Jüngling, und sah den Staub sich erheben,
Sah den Staub sich zerstreun; so stand er ohne Gedanken.

VI.

Conside, haud dubitans animam mihi membraque crede;
Nam tractare diu manus hæc est frena perita,
Et callent oculi sinuosos ducere gyros.
Namque Argentinæ consueram flectere currum,
Quottidie (juvenem comitabar quippe baronem)
Per resonantem arcum rexi currum ipse rotantem
Ad prata et tilias in pulverulenta viarum,
Per medios, quorum est spatiando fallere tempus.

Conscendit currum firmatus pæne propinquus.
At sedet ad saltum tanquam qui se parat aptum,
Et cupidi stabulum cursu petiere caballi.
Pulveream vero valida excitat ungula nubem;
Stansque diu juvenis surgentem cernit adhucdum,
Atque residentem cernit; sic restitit excors.

VII.

Erato.

Dorothea.

Wie der wandernde Mann, der vor dem Sinken der Sonne
Sie noch einmal in's Auge, die schnellverschwindende, faßte,
Dann im dunkeln Gebüsch und an der Seite des Felsens
Schweben siehet ihr Bild; wohin er die Blicke nur wendet,
Eilet es vor und glänzt und schwankt in herrlichen Farben:
So bewegte vor Hermann die liebliche Bildung des Mädchens
Sanft sich vorbei, und schien dem Pfad' ins Getreide zu folgen.
Aber er fuhr aus dem staunenden Traum auf, wendete langsam
Nach dem Dorfe sich zu, und staunte wieder; denn wieder
Kam ihm die hohe Gestalt des herrlichen Mädchens entgegen.
Fest betrachtet er sie; es war kein Scheinbild, sie war es
Selber. Den größeren Krug und einen kleinern am Henkel
Tragend in jeglicher Hand: so schritt sie geschäftig zum Brunnen.

VII.

E R A T O.

Dorothea.

Ut peregrinator, qui solis euntis ad undas
Et cito demersi radios captarat adhuc dum,
Jamjam in virgulti tenebris et parjete rupis
Versantem speciem cernit; quo lumina vertit,
Prævolat et fulget versatilis igne colorum;
Sic grata obversans Hermanno forma puellæ
Leniter incessit, segetem pervadere visa.
Sed stupor et species aufugit, lentior ivit
Ad pagum tendens; at rursus turbat euntem
Obvia præstantis species excelsa puellæ.
Figit in hanc oculos; nec fallax ludit imago, est
Ipsamet. Ansa hydriam majorem unamque minorem
In manibus gestans, ad fontem sedula vadit.

Und er ging ihr freudig entgegen. Es gab ihm ihr Anblick
Muth und Kraft; er sprach zu seiner Verwunderten also:
Find' ich Dich, wackeres Mädchen, so bald auf's Neue beschäftigt,
Hülfreich Andern zu seyn und gern zu erquicken die Menschen?
Sag', warum kommst Du allein zum Quell, der doch so entfernt liegt,
Da sich Andere doch mit dem Wasser des Dorfes begnügen?
Freilich ist dieß von besonderer Kraft und lieblich zu kosten.
Jener Kranken bringst Du es wohl, die Du treulich gerettet?

Freundlich begrüßte sogleich das gute Mädchen den Jüngling,
Sprach: so ist schon hier der Weg mir zum Brunnen belohnet,
Da ich finde den Guten, der uns so vieles gereicht hat;
Denn der Anblick des Gebers ist, wie die Gaben, erfreulich.
Kommt und sehet doch selber, wer Eure Milde genossen,
Und empfanget den ruhigen Dank von allen Erquickten.
Daß Ihr aber sogleich vernehmet, warum ich gekommen,
Hier zu schöpfen, wo rein und unabläßig der Quell fließt,
Sag' ich Euch dieß: es haben die unvorsichtigen Menschen
Alles Wasser getrübt im Dorfe, mit Pferden und Ochsen
Gleich durchwatend den Quell, der Wasser bringt den Bewohnern.
Und so haben sie auch mit Waschen und Reinigen alle
Tröge des Dorfes beschmutzt und alle Brunnen besudelt;

VII.

Lætus eam accedit. Conspecta impertiit illum
Viribus ac animo, et miranti talia fatur:
Jamne iterum video te, præstans virgo, studentem
Auxiliari aliis, hominesque levare paratam.
Dic, cur distantem longe petis unica fontem,
Cum satient reliquos pagi de fontibus undæ?
Excellente quidem est hæc vi suavique sapore.
Hacce pie servata tibi recreabitur ægra?

At subito juvenem bona virgo salutat amice,
Dicens: ad fontem via jam mihi præmia præbet,
Quod bonus occurrit, largitus plurima nobis,
Dantis enim aspectu, dono lætamur ut ipso.
Ipse veni visum, quosnam tua dona levarint,
Et recreatorum tranquillas percipe grates.
At jam comperias, quæ me res jusserit ire,
Ut laticem purum hic haurirem e fonte perenni.
Scilicet illa hominum nostrorum improvida turba
Undas turbavit pagi, cum bobus equisque
Fontem pervadens, qui præbet civibus undas.
Lintea dumque lavant et purgant sordibus, omnis
Est illis puteus maculatus et alveus omnis.

Dichter.

Nicht ſo vieles Federleſen!
Laß mich immer nur herein:
Denn ich bin ein Menſch geweſen,
Und das heißt ein Kämpfer ſein.

Schärfe Deine kräft'gen Blicke!
Hier durchſchaue dieſe Bruſt,
Sieh der Lebenswunden Tücke,
Sieh der Liebeswunden Luſt!

Und doch ſang ich gläub'gerweiſe:
Daß mir die Geliebte treu,
Daß die Welt, wie ſie auch kreiſe,
Liebevoll und dankbar ſei.

Mit den Treffſtichen zuſammen
Wirkt' ich, bis ich mir erlangt,
Daß mein Nam' in Liebesflammen
Von den ſchönſten Herzen prangt.

Mach nicht ſo viel Federleſen,
Laß mich zu der Pforte ein!
Denn ich bin Menſch geweſen,
Und das heißt ein Kämpfer ſein.

(Die von Müller aus der Erinnerung niedergeſchriebene Strophe 4.)

Dann zeigte er ihr die Wunden, die Schickſal und Leidenſchaft ſeinem Herzen geſchlagen, und wie er dennoch dabei froh, ſtumm und dankbar geblieben; ſie läßt ihn ein, und er zählt nun an ihren Roſenfingern die Ewigkeiten. „So habe ich den Briten (Moore) zu überbieten geſucht.“ Wir waren Beide, Line (Karoline Egloffſtein) und ich, innig gerührt von der Wärme ſeines Vortrags.“ — Strophe 1 liegt die mahometaniſche Vorſtellung zu Grunde, daß Engel, Huris, an den Paradieſes-Pforten Wache halten. Auch Mahomet ſelbſt hielt dort Wache; denn ein Spruch der Sunna (Sunder., I. S. 277 ff. Nr. 587) fängt an: „Ich ſtand am Thore des Paradieſes und ſah“ u. ſ. w. — Die Strophe 4 kann als Motto des Goethiſchen Lebens angeſehn werden, wie des Voltaireſchen die Deviſe: „Ma vie est un combat“; nach Hiob, 7, 1: „Militia est vita hominis super terram“; Luther: „Muß nicht der Menſch immer in Streit ſein auf Erden?“ C. Schulze (Die bibl. Sprichw., 1860, S. 35 bis 39) bei dieſen Gedanken des Kampfes auf die Idee eines guten und böſen Weltprinzips zurückgeführt und ihn namentlich vom chriſtl. Standpunkte durch Hinweiſungen auf Stellen des Neuen Teſtaments (Römer, 15, 30; Timotheus, I. 6, 12; I. 1, 18; II. 2, 3—5; II. 4, 7; Philipper, 1, 27; Ebräer, 12, 4; II. Kor., 10, 4; I. Theſſ., 5, 8, und Epheſ., 6, 10—17) begründet. So faßte man im Mittelalter das Leben als einen Ritterdienſt auf.

Denn ein Jeglicher denkt nur, sich selbst und das nächste Bedürfniß
Schnell zu befried'gen und rasch, und nicht des Folgenden denkt er.

Also sprach sie, und war die breiten Stufen hinunter
Mit dem Begleiter gelangt; und auf das Mäuerchen setzten
Beide sich nieder des Quells. Sie beugte sich über, zu schöpfen;
Und er faßte den anderen Krug, und beugte sich über.
Und sie sahen gespiegelt ihr Bild in der Bläue des Himmels
Schwanken, und nickten sich zu, und grüßten sich freundlich im Spiegel.
Laß mich trinken, sagte darauf der heitere Jüngling;
Und sie reicht' ihm den Krug. Dann ruhten sie Beide, vertraulich
Auf die Gefässe gelehnt; sie aber sagte zum Freunde:
Sage, wie find' ich Dich hier? und ohne Wagen und Pferde,
Ferne vom Ort, wo ich erst Dich gesehn? wie bist Du gekommen?

Denkend schaute Hermann zur Erde; dann hob er die Blicke
Ruhig gegen sie auf, und sah ihr freundlich in's Auge,
Fühlte sich still und getrost. Jedoch ihr von Liebe zu sprechen,
Wär' ihm unmöglich gewesen; ihr Auge blickte nicht Liebe,
Aber hellen Verstand, und gebot verständig zu reden.
Und er faßte sich schnell, und sagte traulich zum Mädchen:
Laß mich reden, mein Kind, und Deine Fragen erwiedern.

VII.

Nam sese quivis studet et, quæ vita requirit,
Illico curare, at ventura haud æstimat ullus.

Dixerat, atque gradus latos descenderat illa
Cum socio gradiens; et muri in sede residunt
Ambo, cingentis fontem. Hæc inflectitur haustum,
At reliquam prendens hydriam se flectit et ille.
Cæruleoque vident cœlo simulacra remissa,
Quæ sibi per fluctus adnutant blanda salutem.
Jam lætus dicit juvenis: mihi porrige potum.
Illa hydriam præbet. Concordes ambo quiescunt
Innixi vasis; tum virgo affatur amicum:
Dic, cur hic adsis, non curru vectus equisque?
Huc quî venisti, primum procul hinc mihi visus?

Spectat humi Hermannus meditans; tum lumina tollit
Tranquille, et placide illius defigit in ora,
Erectum sentit sese; sed pandere sensus
Non potis est; ejus lumen non prodit amorem,
Sed mentem sobriam, sana et jubet edere verba.
Firmatus subito dicit fidensque puellæ:
Me sine, cara, loqui, et tibi reddere dicta roganti.

Deinetwegen kam ich hieher! was soll ich's verbergen?
Denn ich lebe beglückt mit beiden liebenden Eltern,
Denen ich treulich das Haus und die Güter helfe verwalten,
Als der einzige Sohn, und unsre Geschäfte sind vielfach.
Alle Felder besorg' ich; der Vater waltet im Hause
Fleißig; die thätige Mutter belebt im Ganzen die Wirthschaft.
Aber Du hast gewiß auch erfahren, wie sehr das Gesinde
Bald durch Leichtsinn und bald durch Untreu plaget die Hausfrau,
Immer sie nöthigt zu wechseln und Fehler um Fehler zu tauschen.
Lange wünschte die Mutter daher sich ein Mädchen im Hause,
Das mit der Hand nicht allein, das auch mit dem Herzen ihr hülfe
An der Tochter Statt, der leider frühe verlornen.
Nun, als ich heut' am Wagen Dich sah, in froher Gewandtheit,
Sah die Stärke des Arms und die volle Gesundheit der Glieder,
Als ich die Worte vernahm, die verständigen, war ich betroffen,
Und ich eilte nach Hause, den Eltern und Freunden die Fremde
Rühmend nach ihrem Verdienst. Nun komm' ich Dir aber zu sagen,
Was sie wünschen, wie ich. — Verzeih' mir die stotternde Rede.

Scheuet Euch nicht, so sagte sie drauf, das Weitre zu sprechen;
Ihr beleidigt mich nicht, ich hab' es dankbar empfunden.
Sagt es nur grad' heraus; mich kann das Wort nicht erschrecken:

VII.

Te propter veni, cur nolim dicere vera?
Nam vivo felix et amantes ambo parentes,
Quos in curandis fide juvo rure domoque,
Unica progenies, nec pauca negotia nostra.
Unus ego campos, genitorque domestica curat
Sedulus, et studio genitricis cuncta vigescunt.
Verum experta scies etiam, qua turba ministra
Vel levitate bonam dominam vel fraude fatiget,
Et cogat vitium vitio mutare subinde.
Hinc sibi vult pridem mater præsto esse puellam,
Non solum dextra, quæ mente et sublevet ipsam,
Partes suscipiens natæ, olim morte perentæ.
Cum te vidi hodie prope currum, alacremque levemque,
Cum vidi validos artus et brachia firma,
Cum verba audivi prudentia, motus abivi,
Teque, repente redux ad amicos atque parentes,
Laudavi merito. Sed nunc tibi nuntius adsum,
Quid cupiant, ut ego. Verum hæsito: parce loquelæ.

Illa dein: mihi ne verearis pandere plura;
Non istis lædor, quin grato corde recepi.
Dic mihi sine citer, (quid me vox terreat ista?)

VII.

Dingen möchtet Ihr mich als Magd bei Vater und Mutter,
Zu versehen das Haus, das wohlerhalten Euch dasteht;
Und Ihr glaubet an mir ein tüchtiges Mädchen zu finden,
Zu der Arbeit geschickt und nicht von rohem Gemüthe.
Euer Antrag war kurz; so soll die Antwort auch kurz seyn.
Ja, ich gehe mit Euch, und folge dem Rufe des Schicksals.
Meine Pflicht ist erfüllt, ich habe die Wöchnerin wieder
Zu den Ihren gebracht, sie freuen sich alle der Rettung;
Schon sind die meisten beisammen, die übrigen werden sich finden.
Alle denken gewiß, in kurzen Tagen zur Heimath
Wiederzukehren; so pflegt sich stets der Vertriebne zu schmeicheln:
Aber ich täusche mich nicht mit leichter Hoffnung in diesen
Traurigen Tagen, die uns noch traurige Tage versprechen:
Denn gelöst sind die Bande der Welt; wer knüpfet sie wieder,
Als allein nur die Noth, die höchste, die uns bevorsteht!
Kann ich im Hause des würdigen Manns mich, dienend, ernähren
Unter den Augen der trefflichen Frau, so thu' ich es gerne;
Denn ein wanderndes Mädchen ist immer von schwankendem Rufe.
Ja, ich gehe mit Euch, sobald ich die Krüge den Freunden
Wiedergebracht und noch mir den Segen der Guten erbeten.
Kommt! Ihr müßet sie sehen, und mich von ihnen empfangen.

VII.

Me cupis ancillam patri et conducere matri,
Cui sit cura domus, quæ vobis integra floret,
Et vobis videor solers satis esse puella,
Apta operi, simul haud inculta prædita mente.
Quærenti paucis et ego respondeo paucis:
Te sequor omnino, et fatorum pareo voci.
Debita perfeci, nam salva puerpera rursum est
Consociata suis, cuncti gaudentque salute.
Pars jam convenit major, reliquique subibunt.
In patriam paucis confidit quisque diebus
Se reducem fore, spe fugiens hac pascitur omnis.
Attamen ista levis spes me non fallet in hisce
Temporibus miseris, quæ tristia plura minantur:
Nam rerum nexus ruptos quis denuo jungat,
Ni jungat nobis impendens summa malorum?
Si domino famulans queo victum quærere honesto,
Ante oculos præstantis heræ, non hocce recuso.
Nam peregrinantis non certa est fama puellæ.
Te sequar omnino, quamprimum vascula amicis
Reddidero, illorumque benigna petivero vota.
Illicet, ut videas illos, qui me tibi tradant.

VII.

Fröhlich hörte der Jüngling des willigen Mädchens Entschließung,
Zweifelnd, ob er ihr nun die Wahrheit sollte gestehen.
Aber es schien ihm das Beste zu seyn, in dem Wahn sie zu lassen,
In sein Haus sie zu führen, zu werben um Liebe nur dort erst.
Ach! und den goldenen Ring erblickt' er am Finger des Mädchens;
Und so ließ er sie sprechen, und horchte fleißig den Worten.

Laßt uns, fuhr sie nun fort, zurücke kehren! Die Mädchen
Werden immer getadelt, die lange beim Brunnen verweilen;
Und doch ist es am rinnenden Quell so lieblich zu schwätzen.
Also standen sie auf, und schauten Beide noch einmal
In den Brunnen zurück, und süßes Verlangen ergriff sie.

Schweigend nahm sie darauf die beiden Krüge beim Henkel,
Stieg die Stufen hinan, und Hermann folgte der Lieben.
Einen Krug verlangt' er von ihr, die Bürde zu theilen.
Laßt ihn, sprach sie; es trägt sich besser die gleichere Last so.
Und der Herr, der künftig befiehlt, er soll mir nicht dienen.
Seht mich so ernst nicht an, als wäre mein Schicksal bedenklich!
Dienen lerne bey Zeiten das Weib nach ihrer Bestimmung;
Denn durch Dienen allein gelangt sie endlich zum Herrschen,
Zu der verdienten Gewalt, die doch ihr im Hause gehöret.

VII.

Lætè audit juvenis propensam mente puellam,
Sed dubitans secum, an fateatur vera cupitæ.
At præstare putat, non hoc errore solutam,
Inductamque domum demum exorare sibimet.
Virginis in digito simul annulus aureus obstat.
Hanc sinit ergo loqui, dictisque accommodat aures.

Illa dein: jamjam redeamus, quæso. Puellæ
Culpantur semper, quæ fontem linquere tardant;
Et tamen ad fontis dulce est garrire susurros.
Sic tandem surgunt, atque ambo demo spectant
In fontem retro, et capit illos grata cupido.

Et tacite capulo prendit vasa ambo puella,
Ascendit scalam, sequiturque Hermannus amatam.
Poscit vas unum, ut levet illam mole ferenda.
Concede, illa refert; levius fit sic onus æquum,
Nec servire decet dominum mihi jussa daturum.
Ne gravius tueare, quasi mea sors sit iniqua!
Fœmina servire, ut decet ipsam, in tempore discat;
Solo servitio dominatio cedet in illam,
Imperiumque domus, merito quod poscit, habebit.

VII.

Dienet die Schwester dem Bruder doch früh, sie dienet den Eltern,
Und ihr Leben ist immer ein ewiges Geben und Kommen,
Oder ein Heben und Tragen, Bereiten und Schaffen für Andre.
Wohl ihr, wenn sie daran sich gewöhnt, daß kein Weg ihr zu sauer
Wird, und die Stunden der Nacht ihr sind wie die Stunden des Tages,
Daß ihr niemals die Arbeit zu klein und die Nadel zu fein dünkt,
Daß sie sich ganz vergißt und leben mag nur in Andern!
Denn als Mutter, fürwahr, bedarf sie der Tugenden alle,
Wenn der Säugling die Kranknde weckt und Nahrung begehret
Von der Schwachen, und so zu Schmerzen Sorgen sich häufen.
Zwanzig Männer verbunden ertrügen nicht diese Beschwerde,
Und sie sollen es nicht; doch sollen sie dankbar es einsehn.

Also sprach sie, und war, mit ihrem Begleiter zur Seite,
Durch den Garten gekommen, bis an die Tenne der Scheune,
Wo die Wöchnerin lag, die sie froh mit den Töchtern verlassen,
Jenen geretteten Mädchen, den schönen Bildern der Unschuld.
Beide traten hinein; und von der anderen Seite
Trat, ein Kind an jeglicher Hand, der Richter zugleich ein.
Diese waren bisher der jammernden Mutter verloren;
Aber gefunden hatte sie nun im Gewimmel der Alte.
Und sie sprangen mit Lust, die liebe Mutter zu grüßen,

VII.

Mature servit fratri soror atque parenti,
Illi perpetuus vitæ ordo est: ire, redire,
Tollere vel portare aliis, generare, parare.
Felix illa, viæ quæ nulli parcere suevit,
Quæque horas æquat nocturnas atque diurnas,
Cui nec acus tenuis, nec opus leve spernitur unquam,
Quæ, se non curans, aliis modo vivere gaudet.
Certo mater eget virtutibus omnibus istis,
Cum lactens ægræ somnos fugat, et petit, altrix
Infirma ut sibi sit, cum mixta est cura dolore.
Viginti ista viri juncti haud mala ferre valebunt,
Nec vero debent: agnoscant hæc modo grati.

His dictis jam cum socio comitante puella
Hortum transierat, jam panditur area tecti,
Enixæ hospitium cum natis ante relictæ,
Quas ea servarat, simulacra venusta pudoris.
Ambo succedunt hinc: et contrarius illinc
Judex adducit dextra lævaque puellos;
Mater lamentans illos amiserat ante,
Jam vero senior per turbam invenerat ambos.
Adsultant læti matri, caramque salutant,

Nein! Du wählst nicht den Geringern;
Gieb die Hand, daß Tag für Tag
Ich an Deinen zarten Fingern
Ewigkeiten zählen mag!

5.

Ausklang.

Huri.

Draußen am Orte,
Wo ich Dich zuerst sprach,
Wacht' ich oft an der Pforte,
Dem Gebote nach.
Da hört' ich ein wunderlich Gesäusel,
Ein Ton- und Silbengekräusel,
Das wollte herein;
Niemand aber ließ sich sehen,
Da verklang es klein zu klein;
Es klang aber fast wie Deine Lieder,
Das erinnr' ich mich wieder.

Dichter.

Ewig Geliebte! Wie zart
Erinnerst Du Dich Deines Trauten!
Was auch, in irdischer Lust und Art,
Für Töne lauten,

„Der Menschen Leben ist
Ein Streit auf Erden alle Frist"
(s. Zeiger Schulprogr. von Lothholz, 1871, S. 37).

Strophe 6 ist ganz aus des Dichters innerster Seele geflossen: siehe Ginzgref's Vorschrift (Apophth., I. 94.: „Erkennen, nicht passen!" und seine eignen Worte:

„Wonach soll man am Ende trachten?
Die Welt zu kennen und sie nicht verachten!"
(Werke, II. 345.)

5. Fortsetzung des Gespräch's. — Schon im ersten Gedichte des Divan sagt Goethe am Schluß, Dichterworte den aus Thor klopfenden Gebeten gleichstellend:

„Wisset nur, daß Dichterworte
Um des Paradieses Pforte
Immer leise klopfend schweben,
Sich erbittend ew'ges Leben."

Daß der mahometanischen Huri die deutschen Rhythmen und Reime wie ein wunderliches Gesäusel und Gekräusel vorkommen, ist natürlich.

Sich des Bruders zu freun, des unbekannten Gespielen!
Auf Dorotheen sprangen sie dann und grüßten sie freundlich,
Brod verlangend und Obst, vor allem aber zu trinken.
Und sie reichte das Wasser herum. Da tranken die Kinder,
Und die Wöchnerin trank, mit den Töchtern, so trank auch der Richter.
Alle waren gelezt, und lobten das herrliche Wasser;
Säuerlich war's und erquicklich, gesund zu trinken den Menschen.

Da versetzte das Mädchen mit ernsten Blicken, und sagte:
Freunde, dieses ist wohl das letztemal, daß ich den Krug euch
Führe zum Munde, daß ich die Lippen mit Wasser euch netze:
Aber wenn euch fortan am heißen Tage der Trunk labt,
Wenn ihr im Schatten der Ruh' und der reinen Quellen genießet,
Dann gedenket auch mein und meines freundlichen Dienstes,
Den ich aus Liebe mehr, als aus Verwandtschaft geleistet.
Was ihr mir Gutes erzeigt, erkenn' ich durch's künftige Leben.
Ungern lass' ich euch zwar; doch Jeder ist dießmal dem Andern
Mehr zur Last als zum Trost, und Alle müssen wir endlich
Uns im fremden Lande zerstreun, wenn die Rückkehr versagt ist.
Seht, hier steht der Jüngling, dem wir die Gaben verdanken,
Diese Hülle des Kinds und jene willkommene Speise.
Dieser kommt und wirbt, in seinem Haus mich zu sehen,

VII.

Fratre etiam gaudent, noto non ante sodali;
Dorotheæ dein assiliunt illamque salutant,
Panem poscentes et poma, ante omnia potum.
Porrigit hæc laticem circum, puerique bibebant,
Enixa et natæ, judex simul ora rigabant.
Atque refecti omnes hanc undam laude ferebant,
Quippe acidam gustu, recreantem, hominique salubrem.

Tumque gravi vultu profert hæc verba puella:
Postremum vestris nunc urceum, opinor, amici,
Admoveo labiis, nec aqua post ora rigabo:
Sed si vos sicca hinc recreârit potio hucc,
Si vos fons purus requiesque levârit in umbra;
Tum vero este mei memores operæque benignæ,
Quam studium tribuit, non tam cognatio, vobis.
Quæ mihi fecistis bene, mente reposta tenebo.
Vos invita quidem linquo, sed mutua jam nos
Vincla minus recreant, quam vexant: postmodo cunctos
Nos, redîtu vetito, sparsos terra extera habebit.
En! hic stat juvenis, largitus munera nobis,
Hoc prolis tegumen, simul ista cibaria grata.
Hic venit, atque suam rogitans me arcessit in ædem,

Daß ich diene daſelbſt den reichen, trefflichen Eltern;
Und ich ſchlag' es nicht ab; denn überall dienet das Mädchen,
Und ihr wäre zur Laſt, bedient im Hauſe zu ruhen.
Alſo folg' ich ihm gern; er ſcheint ein verſtändiger Jüngling,
Und ſo werden die Eltern es ſeyn, wie Reichen geziemet.
Darum lebet nun wohl, geliebte Freundin, und freuet
Euch des lebendigen Säuglings, der ſchon ſo geſund Euch anblickt.
Drücket Ihr ihn an die Bruſt in dieſen farbigen Wickeln,
O, ſo gedenket des Jünglings, des guten, der ſie uns reichte,
Und der künftig auch mich, die Eure, nähret und kleidet.
Und Ihr, trefflicher Mann, ſo ſprach ſie gewendet zum Richter,
Habet Dank, daß Ihr Vater mir war't in mancherley Fällen.

Und ſie kniete darauf zur guten Wöchnerin nieder,
Küßte die weinende Frau, und vernahm des Segens Gelispel.
Aber du ſagteſt indeß, ehrwürdiger Richter, zu Hermann:
Billig ſeyd Ihr, o Freund, zu den guten Wirthen zu zählen,
Die mit tüchtigen Menſchen den Haushalt zu führen bedacht ſind,
Denn ich habe wohl oft geſehn, daß man Rinder und Pferde,
So wie Schafe, genau bei Tauſch und Handel betrachtet;
Aber den Menſchen, der Alles erhält, wenn er tüchtig und gut iſt,

VII.

Ditibus ut famuler genitoribus atque benignis;
Atque hoc non renuo, nam servit ubique puella,
Et famulos ægre potius sibi haberet in æde.
Non invita sequor; nam sobrius esse videtur,
Et tales, (decet hoc dites,) reor esse parentes.
Hinc tibi dico vale, mihi dilectissima, gaude
Lactente hoc vegeto, qui sanos tollit ocellos.
Cum premis ad pectus picta illum fascia in ista,
Tum memor esto boni juvenis, qui præbuit illam,
Qui dabit et vestræ, mihi, post vestemque cibumque.
Et tu vir præstans, prætori adversa profatur,
Jam, qui sæpe mihi fueras pater, accipe grates.

Postea ad enixam subsidens poplite flexo,
Oscula fert flenti, et prosperrima lene precanti.
Tu vero Hermanno, judex venerande, profaris:
Inter heros tu jure bonos numerandus, amice, es,
Qui curant operum socios habuisse probatos.
Sæpe quidem vidi, qua cura equus atque juvencus
Et lustretur ovis, si quis permutat emitve;
Ast homo, qui, si scitus et est bonus, omnia servat,

Und der Alles zerſtreut und zerſtört durch falſches Beginnen,
Dieſen nimmt man nur ſo auf Glück und Zufall in's Haus ein,
Und bereuet zu ſpät ein übereiltes Entſchließen.
Aber es ſcheint, Ihr verſteht's; denn Ihr habt ein Mädchen erwählet,
Euch zu dienen im Haus und Euren Eltern, das brav iſt.
Haltet ſie wohl! Ihr werdet, ſo lang ſie der Wirthſchaft ſich annimmt,
Nicht die Schweſter vermiſſen, noch Eure Eltern die Tochter.

Viele kamen indeß, der Wöchnerin nahe Verwandte,
Manches bringend und ihr die beſſere Wohnung verkündend.
Alle vernahmen des Mädchens Entſchluß, und ſegneten Hermann
Mit bedeutenden Blicken und mit beſondern Gedanken.
Denn ſo ſagte wohl Eine zur Andern flüchtig an's Ohr hin:
Wenn aus dem Herrn ein Bräutigam wird, ſo iſt ſie geborgen.
Hermann faßte darauf ſie bei der Hand an, und ſagte:
Laß uns gehen; es neigt ſich der Tag, und fern iſt das Städtchen.
Lebhaft geſprächig umarmten darauf Dorotheen die Weiber.
Hermann zog ſie hinweg; noch viele Grüße befahl ſie.
Aber da fielen die Kinder, mit Schreyn und entſetzlichem Weinen,
Ihr in die Kleider, und wollten die zweite Mutter nicht laſſen.
Aber eins und das andre der Weiber ſagte gebietend:

Aut pravo turbat dispergitque omnia cœptu,
Fortuito tantum temereque vocatur in ædes,
Consiliique citi capiuntur tædia sero.
Sed te sat gnarum video legisse puellam
Frugi, quæ patri, matri et tibi rite ministret.
O bene eam tractes! dum res curaverit illa,
Gaudebunt nata genitores, tuque sorore.

Enixam interea multi visere propinqui
Promentes dona et melioris nuncia tecti;
Hermannumque beant, percepta mente puellæ,
Insigni vultu et reputantes plurima secum.
Una fere alterius raptim sic dixit ad aurem:
Hic herus in sponsum si transeat, illa beata est.
Hermannus, dextram tum prendens illius, infit:
Vesper adest, atque hinc distat procul oppidum, eamus.
Dorotheam inde loquax amplexa est femina quæque.
Urgente Hermanno multis jubet illa salutem.
Tum vero infantes clamant flentesque prehendunt
Vestes, ac tendunt matrem retinere secundam.
Increpat at mulier sic una atque altera dictis:

Stille, Kinder! ſie geht in die Stadt, und bringt euch des guten
Zuckerbrodes genug, das euch der Bruder beſtellte,
Als der Storch ihn jüngſt beim Zuckerbäcker vorbeitrug,
Und ihr ſehet ſie bald mit den ſchön vergoldeten Deuten.
Und ſo ließen die Kinder ſie los, und Hermann entriß ſie
Noch den Umarmungen kaum und den fernewinkenden Tüchern.

VII.

St! pueri, petit hæc urbem: lauta afferet illinc
Multa a fratre bono provisa cupedia vobis,
Qui pistorem adiit transvectus ab alite nuper;
Et mox auratos vobis feret illa cucullos.
Atque ita dimittunt: Hermannus at eripit illam
Amplexis ægre et velis nutantibus usque.

VIII.

Melpomene.

Hermann und Dorothea.

Also giengen die zwei entgegen der sinkenden Sonne,
Die in Wolken sich tief, gewitterdrohend, verhüllte,
Aus dem Schleyer, bald hier bald dort, mit glühenden Blicken
Strahlend über das Feld die ahnungsvolle Beleuchtung.
Möge das drohende Wetter, so sagte Hermann, nicht etwa
Schloßen uns bringen und heftigen Guß; denn schön ist die Ernte.
Und sie freuten sich Beide des hohen, wankenden Kornes,
Das die Durchschreitenden fast, die hohen Gestalten, erreichte.
Und es sagte darauf das Mädchen zum leitenden Freunde:
Guter, dem ich zunächst ein freundlich Schicksal verdanke,
Dach und Fach, wenn im Freien so manchem Vertriebnen der Sturm dräut!
Saget mir jetzt vor allem, und lehret die Eltern mich kennen,
Denen ich künftig zu dienen von ganzer Seele geneigt bin;

VIII.

MELPOMENE.

Hermannus et Dorothea.

Sic versus solem procedunt ambo cadentem,
Nube gravi obductum tempestatemque minante, et
E velo passim radiis candentibus isto
Lumina mittentem in campos præsaga malorum.
Tunc Hermannus ait: ne nubes forte minaces
In lætam effundant nimbos cum grandine messem!
Atque ambo segete excelsa nutanteque gaudent,
Quæ pervadentes superabat pæne figuras.
Tum vero virgo ducentem affatur amicum:
Optime, cui soli placidam nunc debeo sortem et
Tectum, aliis profugis sub dio instante procella!
Dic mihi præ reliquis nunc, et describe parentes,
Queis sum toto animo posthac servire parata;

Die wollen alle herauf;
Viele verklingen da unten zu Hauf;
Andere mit Geistes Flug und Lauf,
Wie das Flügelpferd des Propheten,
Steigen empor und flöten
Draußen an dem Thor.
Kommt Deinen Gespielen so etwas vor,
So sollen sie's freundlich vermerken,
Das Echo lieblich verstärken,
Daß es wieder hinunter balle,
Und sollen Acht haben,
Daß in jedem Falle,
Wenn er kommt, seine Gaben
Jedem zu Gute kommen;
Das wird beiden Welten frommen.

Sie mögen's ihm freundlich lohnen,
Auf liebliche Weise fügsam,
Sie lassen ihn mit sich wohnen:
Alle Guten sind genügsam.

Du aber bist mir beschieden,
Dich lass' ich nicht aus dem ewigen Frieden;
Auf die Wache sollst Du nicht ziehn;
Schick eine ledige Schwester dahin!

6.

Dichter.

Deine Liebe, Dein Kuß mich entzückt!
Geheimnisse mag ich nicht erfragen;
Doch sag mir, ob Du an irdischen Tagen
Jemals Theil genommen!
Mir ist es oft so vorgekommen,
Ich wollt' es beschwören, ich wollt' es beweisen:
Du hast einmal Suleika geheißen.

---

6. Dieser Dialog, datirt: Karlsbad, 10. Mai 1820, wendet sich nach einer andern Richtung. Ist die Himmelsjungfrau identisch mit Suleika, der einstigen Geliebten des Dichters auf Erden? — Die Erzählung der Huri erinnert ganz an Mahomet's Worte oben Nr. 2, nur geht sie mehr in Einzelheiten. — Strophe 2; daß die Huris unmittelbar aus den Elementen geschaffen, bestätigt eine Stelle in Olearius' Reisebeschreibung (Warm, S. 269)

VIII.

Denn kennt jemand den Herrn, so kann er ihm leichter genug thun,
Wenn er die Dinge bedenkt, die jenem die wichtigsten scheinen,
Und auf die er den Sinn, den festbestimmten, gesetzt hat.
Darum saget mir doch: wie gewinn' ich Vater und Mutter?

Und es versetzte dagegen der gute, verständige Jüngling:
O, wie geb' ich dir Recht, du gutes treffliches Mädchen,
Daß du zuvörderst dich nach dem Sinne der Eltern befragest!
Denn so strebt' ich bisher vergebens, dem Vater zu dienen,
Wenn ich der Wirthschaft mich als wie der meinigen annahm,
Früh den Acker und spät und so besorgend den Weinberg.
Meine Mutter befriedigt' ich wohl, sie wußt' es zu schätzen;
Und so wirst du ihr auch das trefflichste Mädchen erscheinen,
Wenn du das Haus besorgst, als wenn du das Deine bedächtest.
Aber dem Vater nicht so; denn dieser liebet den Schein auch.
Gutes Mädchen, halte mich nicht für kalt und gefühllos,
Wenn ich den Vater dir sogleich, der Fremden, enthülle.
Ja, ich schwör' es, das erstemal ist's, daß frei mir ein solches
Wort die Zunge verläßt, die nicht zu schwatzen gewohnt ist;
Aber du lockst mir hervor aus der Brust ein jedes Vertrauen.
Einige Zierde verlangt der gute Vater im Leben,
Wünschet äußere Zeichen der Liebe, so wie der Verehrung,

VIII.

Nam domino noto melius se quisque probabit,
Omnia respiciens, illi quæ magna videntur,
Et quæ persequitur constanter mente tenaci.
Hinc cedo, quî potero matrique patrique placere?

Respondet juvenis bonus et cordatus ad illa:
O! quam te laudo, prudens præstansque puella;
Quod quæris primo genitorum noscere mentem.
Semper ego frustra patri servire studebam
Incumbens operi et quasi propria singula tractans,
Et mane et sero campos vinetaque curans.
Et mater contenta quidem mea facta probabat;
Sic quoque tu virgo præclara videberis illi,
Si tu rem nostram propriæ curaveris instar;
Nec vero patri: speciem quoque diligit ille.
Ne, bona, me lentum credas sensuque carentem,
Protinus externæ tibi si develo parentem;
Quin juro, prima vice nunc mihi libera talis
Vox linguam, haud suetam garrire, supervolat hancce.
Tu vero ex animo mihi secretum elicis omne.
Certa bonus genitor vitæ ornamenta requirit,
Signa videre cupit cultus externa et amoris,

Und er würde vielleicht vom schlechteren Diener befriedigt,
Der dieß wüßte zu nutzen, und würde dem besseren gram seyn.

Freudig sagte sie drauf, zugleich die schnelleren Schritte
Durch den dunkelnden Pfad verdoppelnd mit leichter Bewegung:
Beide zusammen hoff' ich fürwahr zufrieden zu stellen;
Denn der Mutter Sinn ist wie mein eigenes Wesen,
Und der äußeren Zierde bin ich von Jugend nicht fremde.
Unsere Nachbarn, die Franken, in ihren früheren Zeiten
Hielten auf Höflichkeit viel; sie war dem Edlen und Bürger
Wie den Bauern gemein, und Jeder empfahl sie den Seinen.
Und so brachten bei uns auf Deutscher Seite gewöhnlich
Auch die Kinder des Morgens mit Händeküssen und Knixchen
Segenswünsche den Eltern, und hielten sittlich den Tag aus.
Alles, was ich gelernt und was ich von jung auf gewohnt bin,
Was von Herzen mir geht — ich will es dem Alten erzeigen.
Aber wer sagt mir nunmehr: wie soll ich dir selber begegnen,
Dir, dem einzigen Sohn und künftig meinem Gebieter?

Also sprach sie, und eben gelangten sie unter den Birnbaum.
Herrlich glänzte der Mond, der volle, vom Himmel herunter;
Nacht war's, völlig bedeckt das letzte Schimmern der Sonne.

Atque satisfaciat pejor fortasse minister,
His uti callens, melior fastidia gignat.

Illa refert gaudens, passusque subinde citatos
Conduplicans facili motu per callis opaca:
Ipsa satisfaciam, sic spero, utrique parenti,
Scilicet ingenium par est matrique mihique,
At decus externum docuit me prima juventus.
Galli vicini per tempora quippe priora
Urbanos mores coluere, imi atque supremi
Ruricolæque, suos etiam jussere tenere.
Hinc vulgo nostra in germana parte ferebat
Mane puer, manui reverenter basia libans,
Vota patri, totumque diem degebat honeste.
Quæ didici et suevi tractare a tempore primo,
Quæque e corde fluunt, patri præstare statutum est.
At quis me doceat, te quomodo prosequar ipsum,
Unigenam patris, posthac mihi jussa daturum?

Hæc ubi dicta, pyri subierunt tegmina jamjam.
Plena refulgebat de cœlo et splendida luna.
Nox erat, et penitus tecta ultima lumina solis.

VIII.

Und so lagen vor ihnen in Massen gegen einander,
Lichter, hell wie der Tag, und Schatten dunkeler Nächte.
Und es hörte die Frage, die freundliche, gern in dem Schatten
Hermann, des herrlichen Baums, am Orte, der ihm so lieb war,
Der noch heute die Thränen um seine Vertriebne gesehen.
Und indem sie sich nieder ein wenig zu ruhen gesetzet,
Sagte der liebende Jüngling, die Hand des Mädchens ergreifend:
Laß dein Herz dir es sagen, und folg' ihm frei nur in Allem.
Aber er wagte kein weiteres Wort, so sehr auch die Stunde
Günstig war; er fürchtete nur ein Nein zu ereilen,
Ach, und er fühlte den Ring am Finger, das schmerzliche Zeichen.
Also saßen sie still und schweigend neben einander;
Aber das Mädchen begann und sagte: wie find' ich des Mondes
Herrlichen Schein so süß! er ist der Klarheit des Tags gleich.
Seh' ich doch dort in der Stadt die Häuser deutlich und Höfe,
An dem Giebel ein Fenster; mich däucht, ich zähle die Scheiben.

Was du siehst, versetzte darauf der gehaltene Jüngling,
Das ist unsere Wohnung, in die ich nieder dich führe,
Und dieß Fenster dort ist meines Zimmers im Dache,
Das vielleicht das Deine nun wird; wir verändern im Hause.
Diese Felder sind unser, sie reifen zur morgenden Ernte.

VIII.

Visque videbatur duplex, adversa sibimet,
Nocturnæ hinc tenebræ, lux illinc clara diei.
Atque lubens blande quærentem audivit in umbra
Arboris Hermannus celsæ caræque, locoque,
Qui lacrimantem hodie de pulsa viderat ipsum.
Cumque resedissent, paulum requiescere aventes,
Virginis apprendens dextram respondet ephebus:
Hoc te animus doceat, morem huic gere libera soli.
Plura tamen fari non audet, tempore quamvis
Æquo, nam metuit sibi maturare repulsam.
Obvius in digito turbat simul annulus illum.
Ambo sic una placidi tacitique sedebant.
Sed jam virgo loqui cœpit: quam luna videtur
Splendere egregie! veluti lux clara diei;
Oppidi enim cortes clare discerno domosque,
Summa fenestra videtur ibi, numerabo tabellas.

Quas isthic cernis, constans respondet ephebus,
Nostræ sunt ædes, in quas te duco deorsum,
Illa fenestra meam monstrat sub culmine cellam,
Quæ tua forsan erit, mutabimus ordinem in æde.
Campi hi sunt nostri: eras messis opima legetur.

VIII.

Hier im Schatten wollen wir ruhn und des Mahles genießen.
Aber laß uns nunmehr hinab durch Weinberg und Garten
Steigen; denn sieh', es rückt das schwere Gewitter herüber,
Wetterleuchtend und bald verschlingend den lieblichen Vollmond.
Und so standen sie auf, und wandelten nieder, das Feld hin,
Durch das mächtige Korn, der nächtlichen Klarheit sich freuend;
Und sie waren zum Weinberg gelangt und traten in's Dunkel.

Und so leitet' er sie die vielen Platten hinunter,
Die, unbehauen gelegt, als Stufen dienten im Laubgang.
Langsam schritt sie hinab, auf seinen Schultern die Hände;
Und mit schwankenden Lichtern, durch's Laub, überblickte der Mond sie,
Eh' er, von Wetterwolken umhüllt, im Dunkeln das Paar ließ.
Sogleich stützte der Starke das Mädchen, das über ihn herhing;
Aber sie, unkundig des Steigs und der roheren Stufen,
Fehlte tretend; es knackte der Fuß, sie drohte zu fallen.
Eilig streckte gewandt der sinnige Jüngling den Arm aus,
Hielt empor die Geliebte; sie sank ihm leis' auf die Schulter,
Brust war gesenkt an Brust, und Wang' an Wange. So stand er,
Starr wie ein Marmorbild, vom ernsten Willen gebändigt,
Drückte nicht fester sie an, er stemmte sich gegen die Schwere.
Und so fühlt' er die herrliche Last, die Wärme des Herzens,

VIII.

Hic requiescentes cœnam sumemus in umbra.
Per vineta autem sine nunc hortosque deorsum
Tendamus, nam trux tempestas ingruit, ecce!
Fulgurat, et lunæ tegitur fere plenior orbis.
Et jam consurgunt, descendunt inde per arva
Perque amplas segetes, lætantes nocte serena;
Jam vero ingressos vinetum contegit umbra.

Ducit eam multas per quadras ille deorsum,
Crude dispositas, ubi surgit porticus umbrans,
Lente hæc descendens humeris innititur ejus;
Per frondes illis lux lunæ incerta micabat,
Ante minans tonitru nubes quam par tegit umbris.
Ille impendentem curat fulcire puellam;
Sed graduum rudium non gnara et tramitis illa
Fallitur ingrediens, et pes crepat, illa labatque.
Extemplo juvenis solers sua brachia pandit,
Sustentans caram; inque humeros ea lene residit;
Cor cordi admotum est, os ori; sic stetit ille,
Ut marmor frigens, animi gravitate subactus;
Obnitens oneri, non arctius adpremit illam.
Sic sentit pondus gratum, cordisque calorem,

VIII.

Und den Balſam des Athems, an ſeinen Lippen verhauchet,
Trug mit Mannesgefühl die Heldengröße des Weibes.

Doch ſie verhehlte den Schmerz, und ſagte die ſcherzenden Worte:
Das bedeutet Verdruß, ſo ſagen bedenkliche Leute,
Wenn beim Eintritt in's Haus, nicht fern von der Schwelle, der Fuß knackt.
Hätt' ich mir doch fürwahr ein beſſeres Zeichen gewünſchet!
Laß uns ein wenig verweilen, damit Dich die Eltern nicht tadeln
Wegen der hinkenden Magd, und ein ſchlechter Wirth Du erſcheineſt.

VIII.

Atque suis labiis quæ balsama spiritus adfert,
Et vim fœmineam portat virtute virili.

Celato illa dolore, jocos erumpit in hosce:
Portendi lites, vulgo docet error anilis,
Aedem ingressuro si pes sub limine lapset.
Optavi vero, ut felicius omen haberem.
Cunctemur paulum, ut patris convicia vites,
Nec tibi sit vitio claudam adduxisse ministram.

Huri.

Wir sind aus den Elementen geschaffen,
Aus Wasser, Feuer, Erd' und Luft,
Unmittelbar; und ird'scher Duft
Ist unserm Wesen ganz zuwider.
Wir steigen nie zu Euch hernieder;
Doch wenn Ihr kommt, bei uns zu ruhn,
Da haben wir genug zu thun.

Denn, siehst Du, wie die Gläubigen kamen,
Von dem Propheten so wohl empfohlen,
Besitz vom Paradiese nahmen,
Da waren wir, wie er befohlen,
So liebenswürdig, so scharmant,
Wie uns die Engel selbst nicht gekannt.

Allein der Erste, Zweite, Dritte,
Die hatten vorher eine Favorite;
Gegen uns waren's garstige Dinger,
Sie aber hielten uns doch geringer;
Wir waren reizend, geistig munter.
Die Moslems wollten wieder hinunter.

Nun war uns himmlisch Hochgebornen
Ein solch Betragen ganz zuwider,
Wir aufgewiegelten Verschwornen
Besannen uns schon hin und wieder;
Als der Prophet durch alle Himmel fuhr,
Da paßten wir auf seine Spur;
Rückkehrend hatt' er sich's nicht versehn,
Das Flügelpferd, es mußte stehn.

---

hinsichtlich des Feuers, eine andere in Hammer's Geschichte ꝛc. (S. 185) hinsichtlich der Erde; sie sind nach der letztern aus vom Ambrahauch der Liebe duftendem Thon geformt.

In Strophe 6 und 8 wird der schon oft erwähnte Wunderritt Mahomet's (s. Nr. 2 und 5 dieses Buchs) geschildert. Es ist kein einziges Wunder, und die Gläubigen streiten, ob der Ritt als eine Vision des Propheten oder eine wahre Wunderbegebenheit zu gelten habe. Die Dichter behandeln sie als Ereigniß (Hammer's Gesch., 18). In der Nacht der Auffahrt (Sure 17) im Monat Ramesan ward Mahomet von Gabriel geweckt und in Schnelligkeit nach Jerusalem gebracht. Vom dortigen Tempel aus durchsprengte er auf dem Glanzrosse Alborrak, nach den Flügeln ein Vogel, nach dem Gesicht ein Mensch, die sieben Himmel, und obgleich er in jedem sich mit den Pro-

IX.

Urania.

Aussicht.

Musen, die ihr so gern die herzliche Liebe begünstigt,
Auf dem Wege bisher den trefflichen Jüngling geleitet,
An die Brust ihm das Mädchen noch vor der Verlobung gedrückt habt:
Helfet auch ferner den Bund des lieblichen Paares vollenden,
Theilet die Wolken sogleich, die über ihr Glück sich heraufziehn!
Aber saget vor allem, was jetzt im Hause geschiehet.

Ungeduldig betrat die Mutter zum drittenmal wieder
Schon das Zimmer der Männer, das sorglich erst sie verlassen,
Sprechend vom nahen Gewitter, vom schnellen Verdunkeln des Mondes;
Dann vom Außenbleiben des Sohns und der Nächte Gefahren;
Tadelte lebhaft die Freunde, daß, ohne das Mädchen zu sprechen,
Ohne zu werben für ihn, sie so bald sich vom Jüngling getrennet,

IX.

URANIA.

Explicatio.

Musæ! quæ veri fautrices estis amoris,
Perque viam egregium juvenem duxistis adhucdum,
Pressistis nondum sponsam huic ad pectus amicam:
Vos et porro juvet componere fœdus amantum.
Adversasque statim, quæ surgunt, pellere nubes!
Dicite sed primo, quid nunc contingat in æde.

Impatiens mater rursum vice tertia ibat
Jam conclave virûm, modo cura angente relictum,
Obductam lunam memorans imbresque minantes,
Atque moram nati et metuenda pericula noctis;
Et non afflatos profugam culpabat amicos,
Digressosque statim, sponsa non ante petita.

IX.

Mache nicht ſchlimmer das Uebel! verſetzt' unmuthig der Vater;
Denn du ſiehſt, wir harren ja ſelbſt, und warten des Ausgangs.

Aber gelaſſen begann der Nachbar ſitzend zu ſprechen:
Immer verdank' ich es doch in ſolch unruhiger Stunde
Meinem ſeligen Vater, der mir, als Knabe, die Wurzel
Aller Ungeduld ausriß, daß auch kein Fäschen zurückblieb,
Und ich erwarten lernte ſogleich, wie keiner der Weiſen.
Sagt, verſetzte der Pfarrer, welch Kunſtſtück brauchte der Alte?
Das erzähl' ich Euch gern, denn jeder kann es ſich merken,
Sagte der Nachbar darauf. Als Knabe ſtand ich am Sonntag
Ungeduldig einmal, die Kutſche begierig erwartend,
Die uns ſollte hinaus zum Brunnen führen der Linden.
Doch ſie kam nicht; ich lief, wie ein Wieſel, dahin und dorthin,
Treppen hinauf und hinab, und von dem Fenſter zur Thüre.
Meine Hände prickelten mir; ich kratzte die Tiſche,
Trappelte ſtampfend herum, und nahe war mir das Weinen.
Alles ſah der gelaſſene Mann; doch als ich es endlich
Gar zu thöricht betrieb, ergrief er mich ruhig beim Arme,
Führte zum Fenſter mich hin, und ſprach die bedenklichen Worte:
Siehſt du des Tiſchlers da drüben für heute geſchloſſene Werkſtatt?
Morgen eröffnet er ſie; da rühret ſich Hobel und Säge,

IX.

At pater indignans: mala cur pejoribus auges?
Eventum ipsa vides nos exspectare propinquum.

Jamque sedens placide vicinus dicere cœpit:
Incertis memini grates ego talibus horis
Defuncto patri, tenero qui jam mihi stirpem
Sustulit ardoris, fibram nullamque reliquit,
Protinus ut quovis docto patientior essem.
Dic mihi, pastor ait, pater hoc qua præstitit arte?
Imo lubens dicam, teneat sibi quilibet illud,
Reddidit ille. Die solis stans ipse puellus
Quondam exspectavi vehemente cupidine rhedam,
Quæ nos ad tilias veheret fontemque peregre.
Huc illuc, cunctante illa, ut mustela, cucurri
De scala in scalam, per portas adque fenestras;
Pruritum manuum sensi, rasique tabellas,
Supplodensque pedem fremui, flens denique pæne.
Cuncta hæc tranquillus vir vidit, postmodo vero
Urgenti nimium placide mihi brachia prendit,
Et sic compellat me serius ante fenestram:
En hodie fabrica est illic lignaria clausa,
Cras illam pandent; serra et runcina premetur,

IX.

Und so geht es von frühe bis Abend die fleißigen Stunden.
Aber bedenke dir dieß: der Morgen wird künftig erscheinen,
Da der Meister sich regt mit allen seinen Gesellen,
Dir den Sarg zu bereiten und schnell und geschickt zu vollenden;
Und sie tragen das breterne Haus geschäftig herüber,
Das den Geduld'gen zuletzt und den Ungeduldigen aufnimmt,
Und gar bald ein drückendes Dach zu tragen bestimmt ist.
Alles sah ich sogleich im Geiste wirklich geschehen,
Sah die Bretер gefügt und die schwarze Farbe bereitet,
Saß geduldig nunmehr und harrete ruhig der Kutsche.
Rennen Andere nun in zweifelhafter Erwartung
Ungebärdig herum, da muß ich des Sarges gedenken.

Lächelnd sagte der Pfarrer: des Todes rührendes Bild steht
Nicht als Schrecken dem Weisen, und nicht als Ende dem Frommen.
Jenen drängt' es ins Leben zurück, und lehret ihn handeln;
Diesem stärkt es, zu künftigem Heil, im Trübsal die Hoffnung;
Beiden wird zum Leben der Tod. Der Vater mit Unrecht
Hat dem empfindlichen Knaben den Tod im Tode gewiesen.
Zeige man doch dem Jüngling des edel reifenden Alters
Werth, und dem Alter die Jugend, daß beide des ewigen Kreises
Sich erfreuen und so sich Leben im Leben vollende!

IX.

Mane illic opifex et vespere sedulus instat.
Hoc vero reputa: mane est aliquando futurum,
Quo tendent omnes socii simul atque magister,
Ut tibimet capulum promte fabricentur et apte,
Portabuntque domum tabulatam huc naviter illi,
Qua tandem impatiens patiensque recondítur æque,
Et quam post paulo tectum fatale gravabit.
Tunc equidem cuncta hæc animo contingere vidi,
Et fabrum tabulas nigrumque parare colorem:
Et rhedam exspectans, tranquillus postea sedi.
Quodsi suspensus jam cursitat unos et alter,
Et sine more ruit, loculi, quasi sponte, recordor.

Arridens parochus: permulcens mortis imago
Non extrema piis, non est sapientibus horrens,
Quæ docet in vitam revocans hos facta patrare,
Venturam miseros illos sperare salutem.
Vitam mors utrisque affert. Ego non probo patrem
Sic mortem puero monstrantem in morte tenello.
Monstretur juveni maturæ ætatis honestas
Pulchra, senique juventa, ambo ut simul orbe perenni
Lætentur, vitam ut perfectam vita reportet.

Aber die Thür gieng auf. Es zeigte das herrliche Paar sich,
Und es erstaunten die Freunde, die liebenden Eltern erstaunten
Ueber die Bildung der Braut, des Bräutigams Bildung vergleichbar;
Ja, es schien die Thüre zu klein, die hohen Gestalten
Einzulassen, die nun zusammen betraten die Schwelle.
Hermann stellte den Eltern sie vor, mit fliegenden Worten.
Hier ist, sagt' er, ein Mädchen, so wie ihr im Hause sie wünschet.
Lieber Vater, empfanget sie gut; sie verdient es. Und liebe
Mutter, befragt sie sogleich nach dem ganzen Umfang der Wirthschaft,
Daß ihr sehet, wie sehr sie verdient, Euch näher zu werden.
Eilig führt' er darauf den trefflichen Pfarrer bei Seite,
Sagte: würdiger Herr, nun helft mir aus dieser Besorgniß
Schnell, und löset den Knoten, vor dessen Entwicklung ich schaudre.
Denn ich habe das Mädchen als meine Braut nicht geworben,
Sondern sie glaubt, als Magd in das Haus zu gehn, und ich fürchte,
Daß unwillig sie flieht, sobald wir gedenken der Heirath.
Aber entschieden sey es sogleich! Nicht länger im Irrthum
Soll sie bleiben, wie ich nicht länger den Zweifel ertrage.
Eilet und zeiget auch hier die Weisheit, die wir verehren!
Und es wendete sich der Geistliche gleich zur Gesellschaft.
Aber leider getrübt war durch die Rede des Vaters
Schon die Seele des Mädchens; er hatte die munteren Worte,

IX.

Janua jam patefit. Par est præstabile præsto,
Et pater et mater, simul et mirantur amici
Sponsatæ formam, quæ sponsi æquanda figuræ.
Janua parva nimis formas est visa peraltas
Vix capere intrantes, una quæ limina tangunt.
Hermannus paucis monstrat genitoribus illam:
En virgo optatis et rebus congrua vestris!
Excipe, care pater, dignam bene. Tu quoque, cara
Mater, eam subito perquire domestica cuncta,
Ut, quam sit digna esse tibi quam proxima, constet.
Pastorem egregium properat seducere jamjam
Dicens: vir venerande, hac me nunc eximc cura,
Solve cito nodum, mihi cor hic exitus angit.
Nam non sponsa mihi fuit hæc deducta puella,
Sed sese ancillam putat huc venisse; timendum,
Ne, si conjugium memores, offensa recedat.
Sed cito decretam volo rem, non amplius error
Illam perturbet, dubius nolo ipse morari.
Prode cito, tua quid veneranda scientia possit.
Tunc ad conventum convertitur illico pastor.
Interim erat turbata eheu! sermone parentis
Jam virgo mente, hic quod erat lusoria verba,

IX.

Mit behaglicher Art, im guten Sinne gesprochen:

Ja, das gefällt mir, mein Kind! Mit Freuden, erfahr' ich, der Sohn hat
Auch wie der Vater Geschmack, der seiner Zeit es bewiesen,
Immer die Schönste zum Tanze geführt, und endlich die Schönste
In sein Haus, als Frau, sich geholt; das Mütterchen war es.
Denn an der Braut, die der Mann sich erwählt, läßt gleich sich erkennen,
Welches Geistes er ist, und ob er sich eigenen Werth fühlt.
Aber Ihr brauchtet wohl auch nur wenig Zeit zur Entschließung?
Denn mich dünket fürwahr, ihm ist so schwer nicht zu folgen.

Hermann hörte die Worte nur flüchtig; ihm bebten die Glieder
Innen, und stille war der ganze Kreis nun auf einmal.

Aber das treffliche Mädchen, von solchen spöttischen Worten,
Wie sie ihr schienen, verletzt und tief in der Seele getroffen,
Stand, mit fliegender Röthe die Wange bis gegen den Nacken
Uebergossen; doch hielt sie sich an und nahm sich zusammen,
Sprach zu dem Alten darauf, nicht völlig die Schmerzen verbergend:
Traun! zu solchem Empfang hat mich der Sohn nicht bereitet,
Der mir des Vaters Art geschildert, des trefflichen Bürgers;
Und ich weiß, ich stehe vor Euch, dem gebildeten Manne,
Der sich klug mit jedem beträgt, und gemäß den Personen.

IX.

Indulgens genio, non prava mente locutus:
Laudo te, fili, lætusque intelligo, natum,
Ut patrem, sentire venusta, quod ante probavi:
Præ reliquis pulchra ad choreas, pulcherrima tandem
Est uxor mihi ducta domum, matercula nempe.
Scilicet e sponsa, quam vir legit, illico nosces,
Qua sit mente, an sit virtutis conscius ipse.
Sed neque tu longum tempus dubitasse videris:
Hunc, puto, sectari vere non ardua res est.

Hermanno, hæc raptim dum percipit, ossa tremebant
Intus; conticuit confestim circulus omnis.

Sed præstans virgo verbis mordacibus illis,
Qualia visa, animo violata et saucia in imo
Stat, subitoque genas ad cervicem usque rubore
Suffusa, at moderans ardori, temperat iræ.
Tum dicit patri, haud celans omnino dolorem:
Hæc inopina salus nati haud est congrua dictis,
Qui patris ingenium descripsit, civis honesti;
Atque hic ante virum novi me stare politum,
Qui quemvis hominem tractat prudenter et apte.

Da hatten wir ihn in der Mitte! —
Freundlich ernſt, nach Prophetenſitte,
Wurden wir kürzlich von ihm beſchieden;
Wir aber waren ſehr unzufrieden.
Denn ſeine Zwecke zu erreichen,
Sollten wir eben Alles lenken;
So wie Ihr dächtet, ſollten wir denken,
Wir ſollten Euren Liebchen gleichen.

Unſere Eigenliebe ging verloren,
Die Mädchen krauten hinter den Ohren;
Doch, dachten wir, im ewigen Leben
Muß man ſich eben in Alles ergeben.

Nun ſieht ein Jeder, was er ſah,
Und ihm geſchieht, was ihm geſchah.
Wir ſind die Blonden, wir ſind die Braunen,
Wir haben Grillen und haben Launen,
Ja, wol auch manchmal eine Flauſe,
Ein Jeder denkt, er ſei zu Hauſe;
Und wir darüber ſind friſch und froh,
Daß ſie meinen, es wäre ſo.

Du aber biſt von freiem Humor,
Ich komme Dir paradieſiſch vor;
Du giebſt dem Blick, dem Kuß die Ehre,
Und wenn ich auch nicht Suleika wäre.
Doch da ſie gar zu lieblich war,
So glich ſie mir wol auf ein Haar.

---

pheten, ſeinen Vorfahren, beſprach, zum Anſchaun Gottes gelangte und aus deſſen Munde den Auftrag zu ſeinem Amte und zur Abfaſſung des Koran empfing; vollendete er den Ritt dennoch ſo ſchnell, daß, als er in ſein Bett nach Mekka zurückgelangte, das Waſſer der beim Aufſtoße umgeſtoßenen Kanne noch nicht völlig ausgefloſſen war. Sprichwörtlich heißt es: „Wenn alle Nächte mächtige Wundernächte wären, ſo würde die eine mächtige Wundernacht nicht in ſo großem Werth mehr ſtehn“ (Saadi's Roſenth., Buch VIII. Nr. 67). — Der übrige humoriſtiſche Theil des Gedichts iſt klar. — Von einer Seite, wenn wir nicht irren, von Sanders, ſind V. 5 und 6 der letzten Strophe für zu ſtreichende Einſchiebſel erachtet worden; doch ſcheint uns dieſe Anſicht nicht genügend motivirt. Jene Verſe unterbrechen zwar ſcheinbar die Rede der Hurí; andrerſeits aber präludiren ſie dem folgenden Gedichte Nr. 8.

Aber so scheint es, Ihr fühlt nicht Mitleid genug mit der Armen,
Die nun die Schwelle betritt und die Euch zu dienen bereit ist;
Denn sonst würdet Ihr nicht mit bitterem Spotte mir zeigen,
Wie entfernt mein Geschick von Eurem Sohn und von Euch sey.
Freilich tret' ich nur arm, mit kleinem Bündel, ins Haus ein,
Das mit allem versehn die frohen Bewohner gewiß macht;
Aber ich kenne mich wohl, ich fühle das ganze Verhältniß.
Ist es edel, mich gleich mit solchem Spotte zu treffen,
Der auf der Schwelle beinah mich schon aus dem Hause zurücktreibt?

Bang bewegte sich Hermann, und winkte dem geistlichen Freunde,
Daß er ins Mittel sich schlüge, sogleich zu verscheuchen den Irrthum.
Eilig trat der Kluge heran, und schaute des Mädchens
Stillen Verdruß und gehaltenen Schmerz und Thränen im Auge.
Da befahl ihm sein Geist, nicht gleich die Verwirrung zu lösen,
Sondern vielmehr das bewegte Gemüth zu prüfen des Mädchens.
Und er sagte darauf zu ihr mit versuchenden Worten:
Sicher, du überlegtest nicht wohl, o Mädchen des Auslands,
Wenn Du bei Fremden zu dienen Dich allzu eilig entschlossest,
Was es heiße das Haus des gebietenden Herrn zu betreten;
Denn der Handschlag bestimmt das ganze Schicksal des Jahres;
Und gar vieles zu dulden verbindet ein einziges Jawort.

IX.

Verum non multum, video, misereris egenæ,
Quæ nunc limen adit vobis servire parata;
Hinc mihi ludibrio tu testificaris acerbo,
Quam procul a vobis et nato sors mea distet.
Sarcina parva quidem; pauperque hæc tecta subivi,
Quæ certos faciunt cunctis instructa colentes;
Sed bene me novi et rationem sentio totam.
Anne erat ingenuum, tali me tangere morsu,
Qui vix ingressam de limine pæne repellit?

Hermannus trepidans pastori nutat amico,
Ut se interponens errorem pelleret illum.
Vir catus accedit propere, cernitque puellam,
Afflictam tacite, flere et retinere dolorem.
Ast illas prohibet mens illico solvere lites,
Sed præfert animum motum explorare puellæ.
Alloquiturque dein verbis tentantibus illam:
Certe non recte reputasti, externa puella,
Servire ignotis nimium cum promta fuisti,
Quidnam sit dominantis heri succedere tectum;
Nam data dextra omnem fortunam terminat anni,
Et permulta pati verbum nos obligat unum.

IX.

Sind doch nicht das schwerste des Diensts die ermüdenden Wege,
Nicht der bittere Schweiß der ewig drängenden Arbeit;
Denn mit dem Knechte zugleich bemüht sich der thätige Freye:
Aber zu dulden die Laune des Herrn, wenn er ungerecht tadelt,
Oder dieses und jenes begehrt, mit sich selber in Zwiespalt,
Und die Heftigkeit noch der Frauen, die leicht sich erzürnet,
Mit der Kinder roher und übermüthiger Unart:
Das ist schwer zu ertragen, und doch die Pflicht zu erfüllen
Ungesäumt und rasch, und selbst nicht mürrisch zu stocken.
Doch du scheinst mir dazu nicht geschickt, da die Scherze des Vaters
Schon Dich treffen so tief, und doch nichts gewöhnlicher vorkommt,
Als ein Mädchen zu plagen, daß wohl ihr ein Jüngling gefalle.

Also sprach er. Es fühlte die treffende Rede das Mädchen,
Und sie hielt sich nicht mehr; es zeigten sich ihre Gefühle
Mächtig, es hob sich die Brust, aus der ein Seufzer hervordrang,
Und sie sagte sogleich mit heiß vergossenen Thränen:
O, nie weiß der verständige Mann, der im Schmerz uns zu rathen
Denkt, wie wenig sein Wort, das kalte, die Brust zu befreien
Je von dem Leiden vermag, das ein hohes Schicksal uns auflegt.
Ihr seyd glücklich und froh, wie sollt' ein Scherz euch verwunden!
Doch der Krankende fühlt auch schmerzlich die leise Berührung.

IX.

Servitii non est durissima pars via lassans,
Non operis nunquam cessantis sudor acerbus,
Nam liber gnavus cum servo nititur una.
Sed sufferre animum domini, cum culpat inique,
Et secum discors nunc hoc, nunc postulat illud,
Et motus acres dominæ proclivis ad iram,
Atque rudis prolis lasciva protervaque facta:
Difficile est hæc ferre, tamen sua munia obire
Strenue et absque mora, nec mente resistere prava.
Te vero his aptam non censeo, quæ sale patris
Jam mota es, quamvis soleat nil crebrius esse,
Quam, quod ei juvenis placeat, ridere puellam.

Dixerat. At virgo sermonem sentit acutum.
Nec se porro tenet, sensus se prodere cœpit
Fortius, elato gemitus de pectore surgit;
Et fusis subito lacrymis ferventibus infit:
O, nescit prudens, nostros lenire dolores
Conans, quam male vox de pectore pellere lenta
Aerumnas valeat, quas mittunt fata superne.
Felices lætosque jocus vos quomodo lædat!
Sed tactum quemvis infirmus sentit acerbe.

Nein; es hülfe mir nichts, wenn selbst mir Verstellung gelänge.
Zeige sich gleich, was später nur tiefere Schmerzen vermehrte
Und mich drängte vielleicht in stillverzehrendes Elend.
Laßt mich wieder hinweg! Ich darf im Hause nicht bleiben;
Ich will fort und gehe, die armen Meinen zu suchen,
Die ich im Unglück verließ, für mich nur das Bessere wählend.
Dieß ist mein fester Entschluß; und ich darf euch darum nun bekennen,
Was im Herzen sich sonst wohl Jahre hätte verborgen.
Ja, des Vaters Spott hat tief mich getroffen: nicht, weil ich
Stolz und empfindlich bin, wie es wohl der Magd nicht geziemet,
Sondern weil mir fürwahr im Herzen die Neigung sich regte
Gegen den Jüngling, der heute mir als ein Erretter erschienen.
Denn als er erst auf der Straße mich ließ, so war er mir immer
In Gedanken geblieben; ich dachte des glücklichen Mädchens,
Das er vielleicht schon als Braut im Herzen möchte bewahren.
Und als ich wieder am Brunnen ihn fand, da freut' ich mich seines
Anblicks so sehr, als wär' mir der Himmlischen einer erschienen.
Und ich folgt' ihm so gern, als nun er zur Magd mich geworben.
Doch mir schmeichelte freilich das Herz (ich will es gestehen,)
Auf dem Wege hierher, als könnt' ich vielleicht ihn verdienen,
Wenn ich würde des Hauses dereinst unentbehrliche Stütze.
Aber, ach! nun seh' ich zuerst die Gefahren, in die ich

IX.

Nil, vel si possem, me dissimulasse juvaret.
Jam pateat, quod post altos augere dolores,
Forsitan et tacita me tabe absumere posset.
Mittite me rursus, non fas mihi porro manere.
Discedam, et miseros populares quærere pergam,
Quos inopes mihimet sumens meliora, reliqui.
Firma hæc stat mihi mens; vobis licet ergo fateri,
Quod celatum alias mansisset corde per annos.
Me pupugere nimis patris dicteria: non quod
Sim tumida aut mollis, qualem haud decet esse ministram,
Verum quod sane succensum est pectus amore
In juvenem, qui nos hodie servator alivit.
Nam, cum me liquit per iter, mihi mansit ad usque
Impressus menti, et felix mihi visa puella est,
Quam forsan sibi jam servaret pectore sponsam.
Cumque ad fontem iterum reperi illum, gaudia cepi
Tanta e conspectu, superum quasi numen adesset.
Et cum me servam petiit, sum læta secuta.
Scilicet ipsa animo mihi sum blandita, fatebor,
Huc tendens, me posse illum fortasse mereri,
Si me quando domus præstarem immobile fulcrum.
Nunc vero primum vidi illa pericula, quæ proh!

Mich begab, ſo nah dem ſtill Geliebten zu wohnen.
Nun erſt fühl' ich, wie weit ein armes Mädchen entfernt iſt,
Von dem reicheren Jüngling, und wenn ſie die tüchtigſte wäre.
Alles das hab' ich geſagt, damit Ihr das Herz nicht verkennet,
Das ein Zufall beleidigt, dem ich die Beſinnung verdanke.
Denn das mußt' ich erwarten, die ſtillen Wünſche verbergend,
Daß er ſich brächte zunächſt die Braut zum Hauſe geführet;
Und wie hätt' ich alsdann die heimlichen Schmerzen ertragen!
Glücklich bin ich gewarnt, und glücklich löſ't das Geheimniß
Von dem Buſen ſich los, jetzt, da noch das Uebel iſt heilbar.
Aber das ſey nun geſagt. Und nun ſoll im Hauſe mich länger
Hier nichts halten, wo ich beſchämt und ängſtlich nur ſtehe,
Frei die Neigung bekennend, und jene thörichte Hoffnung.
Nicht die Nacht, die breit ſich bedeckt mit ſinkenden Wolken,
Nicht der rollende Donner (ich hör' ihn) ſoll mich verhindern,
Nicht des Regens Guß, der draußen gewaltſam herabſchlägt,
Noch der ſauſende Sturm. Das hab' ich alles ertragen
Auf der traurigen Flucht, und nah' am verfolgenden Feinde.
Und ich gehe nun wieder hinaus, wie ich lange gewohnt bin,
Von dem Strudel der Zeit ergriffen, von Allem zu ſcheiden.
Lebet wohl! ich bleibe nicht länger; es iſt nun geſchehen.

IX.

Suscepi, conans secreti esse accola amoris.
Sentio jam, quantum sit egens disjuncta puella,
Quamlibet excellat reliquis, a divite ephebo.
Hæc dixi, vobis animus ne sordeat hicce,
Quem læsit casus, qui me mihi reddidit ipsi.
Namque timendum erat hoc tacite mea vota tegenti,
Ne jam jamque domum sponsam deduceret ipse;
Quomodo tum tacitos valuissem ferre dolores!
Me casus monuit felix, occultaque prodit
Pectus, dum nondum est hoc insanabile vulnus.
Dicta hæc sint. Jam me nec in æde diutius hacce
Quidquam detineat, nam sto confusa pavensque,
Spem male conceptam secretaque vota recludens.
Non nox, quæ late se velat nubibus atris,
Non strepitans obstet tonitru, quod verberat aures,
Non gravis, in campos qui cælo decidit, imber,
Non venti rabies. Toleravi hæc omnia pridem
Aegro animo fugiens, hostique propinqua sequenti.
Exeo nunc iterum, quod sævi tempore longo,
Aevi vorticibus correpta, relinquere cuncta.
Sicque vale dico! non resto diutius, actum est.

IX.

Alſo ſprach ſie, ſich raſch zurück nach der Thüre bewegend,
Unter dem Arm das Bündelchen noch, das ſie brachte, bewahrend.
Aber die Mutter ergriff mit beiden Armen das Mädchen,
Um den Leib ſie faſſend, und rief verwundert und ſtaunend:
Sag', was bedeutet mir dieß? und dieſe vergeblichen Thränen?
Nein, ich laſſe Dich nicht; Du biſt mir des Sohnes Verlobte.
Aber der Vater ſtand mit Widerwillen dagegen,
Auf die Weinende ſchauend, und ſprach die verdrießlichen Worte:
Alſo das iſt mir zuletzt für die höchſte Nachſicht geworden,
Daß mir das Unangenehmſte geſchieht noch zum Schluſſe des Tages!
Denn mir iſt unleidlicher nichts, als Thränen der Weiber,
Leidenſchaftlich Geſchrei, das heftig verworren beginnet,
Was mit ein wenig Vernunft ſich ließe gemächlicher ſchlichten.
Mir iſt läſtig, noch länger dieß wunderliche Beginnen
Anzuſchauen. Vollendet es ſelbſt; ich gehe zu Bette.
Und er wandte ſich ſchnell, und eilte zur Kammer zu gehen,
Wo ihm das Ehbett ſtand, und wo er zu ruhen gewohnt war.
Aber ihn hielt der Sohn, und ſagte die flehenden Worte:
Vater, eilet nur nicht und zürnet nicht über das Mädchen!
Ich nur habe die Schuld von aller Verwirrung zu tragen,
Die unerwartet der Freund noch durch Verſtellung vermehrt hat.
Redet, würdiger Herr! denn Euch vertraut' ich die Sache.

IX.

Dixerat, et gressum properans ad limina vertit,
Sarcinulam manibus retinens, ut venerat ante.
Jamque manu mater comprendit utraque puellam,
Amplectens corpus, mirata stupensque profatur:
Dic mihi, quid sibi vult ploratus inutilis iste?
Non te dimittam, nati mihi sponsa manebis.
At genitor stomachans adversa ex parte resistit,
Aspiciens flentem, morosaque verba profatur:
Hocce mihi meruit summa indulgentia tandem,
Ut finita dies mihi tædia maxima gignat!
Intolerabilius mihi nil, quam fœmina fleus est,
Et motus vehemens, multo clamore repugnans,
Quem moderato animo facile componere possis.
Me vero tædet cœptum hoc mirabile porro
Cernere, vos ipsi id finite; ego me dabo somno.
Et cito conversus properabat adire cubile:
Quippe torus fessum hic somno recreare solebat.
At natus retinens verbis illum obsecrat hisce:
Ne propera, pater, atque irasci parce puellæ!
Cuncta in me solum turbarum culpa resultat:
Dissimulando illas auxit necopinus amicus.
Nunc age, vir venerande! a me tibi credita res est.

Dichter.

Du blendest mich mit Himmelsklarheit;
Es sei nun Täuschung oder Wahrheit,
Genug, ich bewundre Dich vor Allen.
Um ihre Pflicht nicht zu versäumen,
Um einem Deutschen zu gefallen,
Spricht eine Huri in Knittelreimen.

Huri.

Ja, reim auch Du nur unverdrossen,
Wie es Dir aus der Seele steigt!
Wir paradiesische Genossen
Sind Wort- und Thaten reines Sinns geneigt.
Die Thiere, weißt Du, sind nicht ausgeschlossen,
Die sich gehorsam, die sich treu erzeigt!
Ein derbes Wort kann Huri nicht verdrießen;
Wir fühlen, was vom Herzen spricht,
Und was aus frischer Quelle bricht,
Das darf im Paradiese fließen.

7.

Huri.

Wieder einen Finger schlägst Du mir ein!
Weißt Du denn, wie viel Aeonen
Wir vertraut schon zusammen wohnen?

Dichter.

Nein! — Will's auch nicht wissen. Nein!
Mannichfaltiger frischer Genuß,
Ewig bräutlich keuscher Kuß! —
Wenn jeder Augenblick mich durchschauert,
Was soll ich fragen, wie lang' es gedauert!

---

7. Das letzte Gedicht der dialogischen Reihe: es knüpft an den Schluß von Nr. 4, Einlaß, an:

„Gieb die Hand, daß Tag für Tag
Ich an Deinen zarten Fingern
Ewigkeiten zählen mag!"

Auch V. 3 und 4 der letzten Strophe enthalten, nur noch vertiefter, den Gedanken der 6. Strophe jenes Gedichts. V. 7 der letzten Strophe: Wie klang es draußen vor dem Thor? schließt sich dagegen an das Gedicht

Häufet nicht Angſt und Verdruß; vollendet lieber das Ganze!
Denn ich möchte ſo hoch Euch nicht in Zukunft verehren,
Wenn Ihr Schadenfreude nur übt ſtatt herrlicher Weisheit.

Lächelnd verſetzte darauf der würdige Pfarrer und ſagte:
Welche Klugheit hätte denn wohl das ſchöne Bekenntniß
Dieſer Guten entlockt, und uns enthüllt ihr Gemüthe?
Zu nicht die Sorge ſogleich Dir zur Wonn' und Freude geworden?
Rede darum nur ſelbſt! was bedarf es fremder Erklärung?

Nun trat Hermann hervor, und ſprach die freundlichen Worte:
Laß Dich die Thränen nicht reun, noch dieſe flüchtigen Schmerzen;
Denn ſie vollenden mein Glück und, wie ich wünſche, das Deine.
Nicht das treffliche Mädchen als Magd, die Fremde, zu dingen,
Kam ich zum Brunnen; ich kam, um deine Liebe zu werben.
Aber, ach! mein ſchüchterner Blick, er konnte die Neigung
Deines Herzens nicht ſehn; nur Freundlichkeit ſah er im Auge,
Als aus dem Spiegel Du ihm des ruhigen Brunnens begrüßteſt.
Dich ins Haus nur zu führen, es war ſchon die Hälfte des Glückes.
Aber nun vollendeſt Du mir's! O, ſey mir geſegnet! —
Und es ſchaute das Mädchen mit tiefer Rührung zum Jüngling,
Und vermied nicht Umarmung und Kuß, den Gipfel der Freude,

IX.

Ne stomachum et curas cumula, sed perfice coptum!
Nam mihi vix solita post sis pietate colendus,
Si tua lætari mens possit provida damno.

Arridens pastor venerandus dicit ad ista:
Quonam consilio, quæso, confessio talis
Huic erepta esset, mentisque arcana retecta?
Nonne vides curas confestim in gaudia versas?
Ipse aperi sensus, opus hic interprete quid sit?

Et tunc Hermannus procedens comiter inquit:
Ne te paniteat fletus volucrisque doloris,
Qui nos ad vitam perducunt, opto, beatam.
Non, præstans virgo! profugam conducere servam
Ad fontem volui, volui conquirere amorem.
Verum illic timidus juvenis latitantis amoris
Pectore nil vidit, blandos modo vidit ocellos
E placido fontis speculo nutare salutem.
Jam sat eram felix, huc cum sequereris amantem,
Sed nunc terque quaterque beas. Carissima, salve!
Adspectat juvenem graviter commota puella,
Oscula et amplexus non vitans, gaudia summa,

IX.

Wenn ſie den Liebenden ſind die lang' erſehnte Verſichrung
Künftigen Glücks im Leben, das nun ein unendliches ſcheinet.

Und den Uebrigen kam der Pfarrherr Alles erkläret.

Aber das Mädchen kam, vor dem Vater ſich herzlich mit Anmuth
Neigend, und ſo ihm die Hand, die zurückgezogene, küſſend,
Sprach: Ihr werdet gerecht der Ueberraſchten verzeihen,
Erſt die Thränen des Schmerzes, und nun die Thränen der Freude.
O, vergebt mir jenes Gefühl! vergebt mir auch dieſes,
Und laßt nur mich ins Glück, das neu mir gegönnte, mich finden!
Ja, der erſte Verdruß, an dem ich Verworrene Schuld war,
Sey der letzte zugleich! Wozu die Magd ſich verpflichtet,
Treu, zu liebendem Dienſt, den ſoll die Tochter Euch leiſten.

Und der Vater umarmte ſie gleich, die Thränen verbergend.
Traulich kam die Mutter herbei und küßte ſie herzlich.
Schüttelte Hand in Hand; es ſchwiegen die weinenden Frauen.

Eilig faßte darauf der gute, verſtändige Pfarrherr
Erſt des Vaters Hand, und zog ihm vom Finger den Trauring.
(Nicht ſo leicht; er war vom rundlichen Gliede gehalten)

IX.

Exoptata diu siquidem sunt pignora amantum
Felicis vitæ, quæ tunc æterna videtur.

Interea reliquis narraverat omnia pastor.

At virgo accedens se coram patre decenter
Inclinans, manuique retractæ suavia libans,
Dicit: concedes justus, necopina videnti,
Fletus, quos primum mœror, nunc gaudia fundunt.
Hos pariter sensus illosque ignosce precanti,
Et sine, jam discam fortunæ munera ferre.
Hæc, ego quam movi turbata, offensio prima
Ultima sit simul! et quæ serva futura spopondi,
Munera grata tibi præstabo filia fida.

Et pater occultans lacrymas amplectitur illam,
Mater et accedens illi oscula figit amica,
Atque manus quassat; fletus utraque femina muta est.

A pastore statim sapiente bonoque prehensus
Detrahitur digito patris annulus ille jugalis
Haud facile, teres articulus tenet arctius illum.

IX.

Nahm den Ring der Mutter darauf und verlobte die Kinder;
Sprach: noch einmal ſey der goldenen Reifen Beſtimmung,
Feſt ein Band zu knüpfen, das völlig gleiche dem alten.
Dieſer Jüngling iſt tief von der Liebe zum Mädchen durchdrungen,
Und das Mädchen geſteht, daß auch ihr der Jüngling erwünſcht iſt.
Alſo verlob' ich euch hier und ſegn' euch künftigen Zeiten,
Mit dem Willen der Eltern, und mit dem Zeugniß des Freundes.

Und es neigte ſich gleich mit Segenswünſchen der Nachbar.

Aber als der geiſtliche Herr den goldenen Reif nun
Steckt' an die Hand des Mädchens, erblickt er den anderen ſtaunend,
Den ſchon Hermann zuvor am Brunnen ſorglich betrachtet.
Und er ſagte darauf mit freundlich ſcherzenden Worten:
Wie! Du verlobeſt Dich ſchon zum zweitenmal? Daß nicht der erſte
Bräutigam bei dem Altar ſich zeige mit hinderndem Einſpruch!

Aber ſie ſagte darauf: o, laßt mich dieſer Erinnrung
Einen Augenblick weihen! Denn wohl verdient ſie der Gute,
Der mit ihm ſcherzend gab und nicht zur Heimath zurückkam.
Alles ſah er voraus, als raſch die Liebe der Freiheit,
Als ihn die Luſt im neuen veränderten Weſen zu wirken

IX.

Annulum et adjungit matris, tum sponsat amantes
Dicens: vi prima nunc aureus orbis uterque
Constringat nodum firmum similemque priori.
Hic juvenis penitus commotus amore puellæ est.
Optatum esse sibi juvenem quoque virgo fatetur;
Hinc ego vos sponso, et venturis sacro diebus
Cum patris et matris consensu, teque amice.

Et mox se inclinans defert pia vota propinquus.

Aureolum vero cum vir venerabilis orbem
Virginis immittit digito, en! ibi conspicit illum,
Hermanno curas qui ad fontem moverat ante.
Tum vero verba hæc blanda atque jocosa profatur:
Num sponsalia inis iterum? quid, si prior ille
Interpellando vos turbet sponsus ad aram?

Illa ait: O! quem tu memoras, meminisse licebit
Momento sacro, namque hoc bonus ille meretur,
Qui dedit illum abiens, patriam nec deinde revisit,
Omnia prævidit, cum libertatis amore
Inque novis rebus studio majora patrandi

IX.

Trieb, nach Paris zu gehen, dahin, wo er Kerker und Tod fand.
Lebe glücklich, sagt' er. Ich gehe; denn Alles bewegt sich
Jetzt auf Erden einmal, es scheint sich Alles zu trennen.
Grundgesetze lösen sich auf der festesten Staaten,
Und es löst der Besitz sich los vom alten Besitzer,
Freund sich los von Freund; so löst sich Liebe von Liebe.
Ich verlasse Dich hier; und, wo ich jemals Dich wieder
Finde — wer weiß es? Vielleicht sind diese Gespräche die letzten.
Nun ein Fremdling, sagt man mit Recht, ist der Mensch hier auf Erden;
Mehr ein Fremdling als jemals, ist nun ein Jeder geworden.
Uns gehört der Boden nicht mehr; es wandern die Schätze;
Geld und Silber schmilzt aus den alten heiligen Formen;
Alles regt sich, als wollte die Welt, die gestaltete, rückwärts
Lösen in Chaos und Nacht sich auf, und neu sich gestalten.
Du bewahrst mir Dein Herz; und finden dereinst wir uns wieder
Ueber den Trümmern der Welt, so sind wir erneute Geschöpfe,
Ungebildet und frei und unabhängig vom Schicksal.
Denn was fesselte den, der solche Tage durchlebt hat!
Aber soll es nicht seyn, daß je wir, aus diesen Gefahren
Glücklich entronnen, uns einst mit Freuden wieder umfangen,
O, so erhalte mein schwebendes Bild vor Deinen Gedanken,
Daß Du mit gleichem Muthe zu Glück und Unglück bereit seyst!

IX.

Ductus, Parisios et vincla necemque subivit.
Vive valeque, inquit. Pergo, nam cuncta moventur
Nunc simul in terra, dissolvi cuncta videntur,
Solvitur in firmis lex vel primaria regnis,
Eripitur domino possessio quæque priori,
Concordem concors, et amans dimittit amatum.
Hic linquo te nunc; et ubi te postmodo rursus
Inveniam, quis scit? sunt verba hæc ultima forsan.
Vere hominem nostro peregrinum dicis in orbe;
Jam magis est quivis peregrinus, quam fuit unquam.
Agri non nostri sunt amplius, et bona tollunt,
E priscis formis argentum cudit et aurum,
Omnia turbantur, quasi mundi hæc forma, reversa
In chaos et noctem, mutari denuo tendat.
Cor mihi tu servas! aliquando denuo junctis,
Collapso mundo hoc, erit hæc natura renata,
Libera, mutata, et non ultra obnoxia fatis.
Nam quid cum teneat, tali qui vixit in ævo!
Sed si fata vetent, nos e discrimine tanto
Servari, optatisque frui complexibus olim,
Usque tuæ mea tum menti obversetur imago,
Æquo utrumque animo sortem ut sis ferre parata!

IX.

Locket neue Wohnung dich an und neue Verbindung,
So genieße mit Dank, was dann Dir das Schicksal bereitet.
Liebe die Liebenden rein, und halte dem Guten Dich dankbar.
Aber dann auch setze nur leicht den beweglichen Fuß auf;
Denn es lauert der doppelte Schmerz des neuen Verlustes.
Heilig sey Dir der Tag; doch schätze das Leben nicht höher
Als ein anderes Gut, und alle Güter sind trüglich.
Also sprach er: und nie erschien der Edle mir wieder.
Alles verlor ich indeß, und tausendmal dacht' ich der Warnung.
Nun auch denk' ich des Worts, da schön mir die Liebe das Glück hier
Neu bereitet und mir die herrlichsten Hoffnungen aufschließt.
O, verzeih, mein trefflicher Freund, daß ich, selbst an dem Arm Dich
Haltend, bebe! So scheint dem endlich gelandeten Schiffer
Auch der sicherste Grund des festesten Bodens zu schwanken.

Also sprach sie, und steckte die Ringe nebeneinander.
Aber der Bräutigam sprach, mit edler männlicher Rührung:
Desto fester sey, bei der allgemeinen Erschütterung,
Dorothea, der Bund! Wir wollen halten und dauern,
Fest uns halten und fest der schönen Güter Besitzthum.
Denn der Mensch, der zur schwankenden Zeit auch schwankend gesinnt ist,
Der vermehret das Uebel, und breitet es weiter und weiter.

IX.

Si nova te domus et novus allectaverit ardor,
Utere grata illis, quæ tum tibi fata parabunt.
Grata bonis et amans puro sis pectore amantum.
At placide incerto pede tunc incedere cura;
Nam nova dupliciter luctum jactura minatur.
Sit tibi sacra dies, vitam at ne pluris habeto
Qualicunque bono, bona sunt fallacia cuncta.
Dixit: nec præstans juvenis mihi postea visus.
Post orbæ cunctis monitum hoc mihi sæpe subivit.
Nunc etiam memini dicti, cum munera amoris
Jam nova percipio, cum me spes optima lactat.
Optime! da veniam, quod vel tua brachia nondum
Me firmant: nautæ appulsa sic nave videntur
Et firmæ terræ fundamina tuta labare.

Dixerat, et digitis juxta inserit annulum utrumque.
At jam sponsus ait commotus corde virili:
Firmius hinc, tantis in rerum motibus, esto,
Dorothea, hoc fœdus! stabiles duremus uterque,
Nos ipsos pulchra et teneamus prædia firme.
Namque vacillanti qui mente vacillat in ævo,
Longius ille malum multo dispergit adaugens.

Huri.

Abweſend biſt denn doch auch einmal,
Ich merk' es wol, ohne Maaß und Zahl.
Haſt in dem Weltall nicht verzagt,
An Gottes Tiefen Dich gewagt;
Nun ſei der Liebſten auch gewärtig!
Haſt Du nicht ſchon das Liedchen fertig?
Wie klang es draußen an dem Thor?
Wie klingt's? — Ich will nicht ſtärker in Dich dringen;
Sing mir die Lieder an Suleika vor:
Denn weiter wirſt Du's doch im Paradies nicht bringen.

8.

Begünſtigte Thiere.

Vier Thieren auch verheißen war,
Ins Paradies zu kommen;
Dort leben ſie das ew'ge Jahr
Mit Heiligen und Frommen.

Den Vortritt hier ein Eſel hat,
Er kommt mit muntern Schritten;
Denn Jeſus zur Prophetenſtadt
Auf ihm iſt eingeritten.

Nr. 5. Anklang, an. — Unſer Buch Suleika iſt unter den Liedern an Suleika oben vorl. Bers zu verſtehn, die Goethe ſelbſt im Paradieſe zu übertreffen, nicht zu hoffen wagte.

8. Begünſtigte Thiere. Datirt: 22. Februar 1815. — Vergl. oben die Note zu Nr. 4 wegen des früheren Standorts des Gedichts. — Nach der in vielen Quellen zerſtreuten morgenländiſchen Sage iſt einer Reihe von Thieren der Eintritt ins Paradies verſtattet, ſo der Taube Noah's, dem Hammel, den Abraham ſtatt des Iſaak opferte, der Ameiſe Salomo's, die ihm huldigend einen Strohhalm dargebracht, dem Wiedehopf der Königin von Saba (ſ. oben III. 12 bis 14), dem Eſel des Propheten Eſra (oder Jeremias), Jonas' Wallfiſch, dem Hunde der Siebenſchläfer (ſ. unten Nr. 10), dem Kameel Mahomet's u. ſ. w. Goethe hat nur vier Thiere aufgezählt. Es ſind dies: 1. der Eſel Chriſti, der (Wurm, 371) zu jenen bevorzugten Thieren der Sage noch gehört (vergl. oben VI. 42, ein Spruch, der dieſen Eſel des Paradieſes nicht ſehr werth erſcheinen läßt); 2. der Wolf Mahomet's; von der Hindin lautet die Legende, daß dieſelbe, von einem hungrigen Wolf aufs Aeußerſte bedrängt, Mahomet um Rettung

IX.

Aber wer feſt auf dem Sinne beharrt, der bildet die Welt ſich.
Nicht dem Deutſchen geziemt es, die fürchterliche Bewegung
Fortzuleiten, und auch zu wanken hierhin und dorthin.
Dieß iſt unſer! ſo laß uns ſagen und ſo es behaupten!
Denn es werden noch ſtets die entſchloſſenen Völker gepriesen,
Die für Gott und Geſetz, für Eltern, Weiber und Kinder
Stritten und gegen den Feind zuſammenſtehend erlagen.
Du biſt mein; und nun iſt das Meine meiner als jemals.
Nicht mit Kummer will ich's bewahren und ſorgend genießen,
Sondern mit Muth und Kraft. Und drohen dießmal die Feinde,
Oder künftig, ſo rüſte mich ſelbſt und reiche die Waffen.
Weiß ich durch Dich nur verſorgt das Haus und die liebenden Eltern,
O, ſo ſtellt ſich die Bruſt dem Feinde ſicher entgegen.
Und gedächte Jeder wie ich, ſo ſtünde die Macht auf
Gegen die Macht, und wir erfreuten uns Alle des Friedens.

Sed sortem ipsa sibi fortis constantia fingit.
Germanum motus horrendos non decet istos
Proferre, atque etiam fluitare ultroque citroque.
Hæc sunt nostra! decet nos dicere, et illa tueri.
Nam fortes animo gentes celebrantur adhuedum,
Quæ pro lege, Deo, genitore, uxore satoque
Pugnantes opibus junctis periere per hostem.
Es mea; jam mea res magis est mea, quam fuit unquam.
Sollicitudo absit servando, cura fruendo,
Vis animusque adsit. Quodsi nunc ingruat hostis
Vel posthac, tu me ipsa accinge tuentibus armis.
Si scio te curæ dominum carosque parentes,
O! tum confidens advertam pectus in hostem.
Qua si mente omnes essent, vis surgeret arcens
Vim minitantem, et pax nos omnes alma bearet.

Halb schüchtern kommt ein Wolf sodann,
Dem Mahomet befohlen:
„Laß dieses Schaf dem armen Mann,
Dem Reichen magst Du's holen!“

Nun, immer wedelnd, munter, brav,
Mit seinem Herrn, dem braven,
Das Hündlein, das den Siebenschlaf
So treulich mit geschlafen.

Abuherrira's Katze hier
Knurrt um den Herrn und schmeichelt;
Denn immer ist's ein heilig Thier,
Das der Prophet gestreichelt.

9.

Höheres und Höchstes.

Daß wir solche Dinge lehren,
Möge man uns nicht bestrafen:
Wie das Alles zu erklären,
Dürft Ihr Euer Tiefstes fragen.

---

anflebt. Er entreißt sie dem Wolfe, und als dieser, an des Propheten Gerechtigkeit appellirend, Stillung des Hungers und einen Lohn der gehabten Mühe verlangt, weist ihm Mahomet eine bessere Beute nach (Chardin, 7. 445). Dieselbe Legende erscheint hier in anderer Einkleidung. Nach einer altarabischen Sage hatte der Prophet Obban mit einem Wolf gesprochen, woher der Wolf Obban's zur sprichw. Redensart geworden (Kaz. aus Saalebi, in d. Zeitschr. d. D. Morg. Ges., Bd. VII. S. 542 f. Nr. 550 u. 560); 3. der schon erwähnte treue Schäferhund, Kitmir (s. das Nähere unter Nr. 10); der Hund des Siebenschläfers dient sprichwörtlich zur Bezeichnung einer unzertrennlichen Be[illegible]ung, wie im Französischen: „Où loch et son chien“ (a. a. O., Nr. 593); 4. Abuherrira's Katze; diese Katze kommt sprichwörtlich bei Saadi (Rosengarten) vor. Abuherrira war Zeitgenosse und Freund Mahomet's, der die Katze gestreichelt haben soll, und so ist sie in den Ruf der Heiligkeit gelangt und ihr ein Platz im Paradiese angewiesen worden. Die Katze gilt überhaupt den Mahometanern als ein reines Thier, während Hunde unrein sind (Sprenger, Leben Mahomet's, II. 389).

9. **Höheres und Höchstes.** — Goethe giebt in seinen Noten zu dem Buch des Parabieses (Abschn. Künftiger Divan) selbst den besten Kommentar zu diesem Gedichte mit den Worten: „ein verklärtes Alltägliche verleiht und flügelt, zum Höheren und Höchsten zu gelangen.“ — Dies Gedicht ist ein ernstes, eigenes Wort des Dichters, zur Rechtfertigung der

Und so werdet Ihr vernehmen,
Daß der Mensch, mit sich zufrieden,
Gern sein Ich gerettet sähe,
So dadroben wie hienieden.

Und mein liebes Ich bedürfte
Mancherlei Bequemlichkeiten;
Freuden, wie ich hier sie schlürfte,
Wünscht' ich auch für ew'ge Zeiten.

So gefallen schöne Gärten,
Blum' und Frucht und hübsche Kinder,
Die uns Allen hier gefielen,
Auch verjüngtem Geist nicht minder.

Und so möcht' ich alle Freunde,
Jung und Alt, in Eins versammeln,
Gar zu gern in deutscher Sprache
Paradiesesworte stammeln.

Doch man horcht nun Dialekten,
Wie sich Mensch und Engel kosen,
Der Grammatik, der versteckten,
Deklinirend Mohn und Rosen.

---

poetisch-legendarischen Darstellung des orientalischen Paradieses vor uns nüchternen Abendländern. Wundert Euch nicht, ruft er uns zu, daß ich diese Märchen erzähle; denn sie sind ein Ausfluß des im Wesen des Menschen tief begründeten Bedürfnisses, an Unsterblichkeit zu glauben. Ihr dürft nur Euer Tiefstes fragen (Strophe 1; vergl. Danzel, Goethe's Spinozismus, S. 73). Jener Glaube ist eben das Höhere. „Es war immer so und natürlich", sagt Goethe an einer andern Stelle, „daß der nach Ewigkeit Hungernde und Dürstende solche Speisen sich droben in Phantasie bereitete, die seinem Gaumen hier angenehm waren ..... Der brave Norde überschaut vor Asgard in den Tiefen des Himmels unermeßlichen Kampfplatz, ein erwünschtes Feld seiner ungestörlichen Stärke, ruht dann ..... neben Vater Odin auf der Bank. Und der gelehrte, denkende Theolog und Weltkündiger hofft dort eine Akademie, durch unendliche Experimente, ewiges Forschen sein Wissen zu vermehren, seine Kenntniß zu erweitern" (Werke, 1840, Bd. 32, S. 70). Damit ist zu verbinden die zu Strophe 4 von Nr. 3 oben allegirte Stelle. — An Strophe 5, wonach derselbe Dichter, der sich einst so unmuthig über die deutsche Sprache geäußert (Ven. Epigr., Nr. 89), auch im Paradiese seinem Deutsch treu bleiben möchte, knüpft sich der Gedanke, daß das ewige Leben geistiger aufzufassen sei. Auf die irdischen Sprachen ist zu verzichten, und

Mag man ferner auch in Blicken
Sich rhetorisch gern ergehen
Und zu himmlischem Entzücken
Ohne Klang und Ton erhöhen!

Ton und Klang jedoch entwindet
Sich dem Worte selbstverständlich,
Und entschiedener empfindet
Der Verklärte sich unendlich.

Ist somit dem Fünf der Sinne
Vorgesehn im Paradiese,
Sicher ist es, ich gewinne
Einen Sinn für alle diese.

Und nun dring' ich aller Orten
Leichter durch die ew'gen Kreise,
Die durchdrungen sind vom Worte
Gottes rein-lebend'gerweise.

Ungehemmt mit heißem Triebe
Läßt sich da kein Ende finden,
Bis im Anschaun ew'ger Liebe
Wir verschweben, wir verschwinden.

---

die himmlischen Dialekte und grammatischen Formen sind sehr verschieden von den irdischen. Dies wird nun näher ausgeführt in nechtischer Verbindung mit den Sinnen, mittelst welcher wir jene himmlischen Sprachelemente in uns aufnehmen: das Gehör für die Dialekte des Koiens, der Geruch für die Deklination der Rosen (rose colte in Paradiso; Tasso, Ger. lib., Canto III. 1), der Geschmack mal für den Opium (Mohn) und das Gesicht für die Rhetorik der Blicke. Das Gefühl ist unendlich gesteigert. Auch gesprochen wird, aber nicht in irdischer Zunge, sondern in Tönen und Klängen, welche man ohne Weiteres versteht: den Worten entwinden sich jene Töne selbstverständlich. So verschmelzen alle Sinne in einen einzigen, in ein höheres Organ, kraft welches der Selige zum Anschaun Gottes und der ewigen Liebe gelangt. Und dieses Letzte ist dann eben das, in der Ueberschrift gemeinte, Höchste. — Das Fünf der Sinne, d. h. die fünf Sinne als ein Ganzes (Grimm's Wörterbuch, IV. 1. 367. Z. Weigand).

10.

Siebenſchläfer.

Sechs Begünſtigte des Hofes
Fliehen vor des Kaiſers Grimme,
Der als Gott ſich läßt verehren,
Doch als Gott ſich nicht bewähret;
Denn ihn hindert eine Fliege,
Guter Biſſen ſich zu freuen.
Seine Diener ſcheuchen wedelnd,
Nicht verjagen ſie die Fliege.
Sie umſchwärmt ihn, ſticht und irret
Und verwirrt die ganze Tafel,
Kehret wieder wie des hämiſchen
Fliegengottes Abgeſandter.

Nun — ſo ſagen ſich die Knaben —
Sollt' ein Fliegtein Gott verhindern?
Sollt' ein Gott auch trinken, ſpeiſen,
Wie wir Andern? Nein, der Eine,
Der die Sonn' erſchuf, den Mond auch,
Und der Sterne Gluth uns wölbte,
Dieſer iſt's, wir fliehn! — Die zarten
Leicht beſchuht-, bepuzten Knaben
Nimmt ein Schäfer auf, verbirgt ſie
Und ſich ſelbſt in Felſenhöhle.
Schäferhund, er will nicht weichen,
Weggeſcheucht, den Fuß zerſchmettert,
Drängt er ſich an ſeinen Herren

---

10. **Die Siebenſchläfer-Legende.** Zu Jena Ende Dezember 1814 angefangen und zu Wiesbaden Ende Mai des folgenden Jahres beendigt. — Die Legende beruht auf dem Koran, Sure 18, die Höhle. Er ſagt: „In ihrer Höhle ſchliefen ſie dreihundert Jahre und darüber neun." Urſprünglich bezieht ſie ſich auf Nimrod; um Abrahem gegen ſeine Verfolgungen zu ſchützen, plagten Mücken den Nimrod. Saadi erzählt im Roſenthal (Decarius, Ende des VII. Buchs): „Eine von den Mücken ſtiegt Nimrod an die Stirn, er jaget ſie weg; ſie aber ſetzet ſich auf die Naſe, und als ſie da auch verfolgt wird, kreucht ſie gar in die Naſe und krieget hinauf bis ans Gehirn. Das verurſachet dem Nimrod ein ſolch Jucken, daß er ohne Unterlaß an der Stirn kratzen muß." Hiegegen müſſen Nimrod nun ſeine Kammerknaben beſtellen, die ihm aber zuletzt den Kopf ſpalten und ſo die Mücke befreien. Der zweite Theil unſrer Legende ging

Und gesellt sich zum Verborgnen,
Zu den Lieblingen des Schlafes.

Und der Fürst, dem sie entflohen,
Liebentrüstet, sinnt auf Strafen,
Weiset ab so Schwert als Feuer,
In die Höhle sie mit Ziegeln
Und mit Kalk sie läßt vermauern.

Aber Jene schlafen immer,
Und der Engel, ihr Beschützer,
Sagt vor Gottes Thron berichtend:
„So zur Rechten, so zur Linken
Hab' ich immer sie gewendet,
Daß die schönen jungen Glieder
Nicht des Moders Qualm verletze.
Spalten riß ich in die Felsen,
Daß die Sonne, steigend, sinkend,
Junge Wangen frisch erneute;
Und so liegen sie beseligt." —
Auch, auf heilen Vorderpfoten,
Schläft das Hündlein süßen Schlummers.

Jahre fliehen, Jahre kommen,
Wachen endlich auf die Knaben,
Und die Mauer, die vermorschte,
Altershalben ist gefallen.
Und Jamblika sagt, der Schöne,
Ausgebildete vor Allen,
Als der Schäfer fürchtend zaudert:
„Lauf' ich hin und hol' Euch Speise!
Leben wag' ich und das Goldstück!" —

---

dagegen aus einer spätern orientalisch-christlichen Sage hervor, welche sich zur Zeit der Christenverfolgung unter Kaiser Decius 250 n. Chr. bei Ephesus zugetragen haben soll und daher in die christliche Martyrologie gehört (Baronius, 10. 77). Danach schliefen die Jünglinge nur 184 Jahre, indem sie unter Theodosius dem Jüngern erwachten. Unsere Legende ist aus beiden Sagen kombinirt, und diese Kombination fand Goethe in des Engländers J. G. Rich „The story of the seven sleepers" (Fundgruben, III. 347 bis 361) bereits vor, wie auch im 6. Bande von Gibbon's Römischer Geschichte. Burm (S. 379 bis 375) giebt eine reiche Literatur dieser im Abend- wie im Morgenlande weitverbreiteten Erzählung. Auch Lessing spielt im Nathan (IV. 4) mit den Worten: „In welcher Höhle Du geschlafen?" darauf

Epheſus, zur manches Jahr ſchon
Ehrt die Lehre des Propheten
Jeſus. (Friede ſei dem Guten!)

Und er lief. Da war der Thore
Wart' und Thurn und Alles anders;
Doch zum nächſten Bäckerladen
Wandt' er ſich nach Brod in Eile. —
„Scheiſſe," ſo rief der Bäcker, „haſt Du,
Jüngling, einen Schatz gefunden!
Gieb mir, Dich verräth das Goldſtück,
Mir die Hälfte zum Verſöhnen!"

Und ſie hadern. — Vor den König
Kommt der Handel; auch der König
Will nur theilen wie der Bäcker.

Nun bethätigt ſich das Wunder
Nach und nach aus hundert Zeichen.
An dem ſelbſterbauten Palaſt
Weiß er ſich ſein Recht zu ſichern.
Denn ein Pfeiler, durchgegraben,
Führt zu ſcharfbenamſ'ten Schätzen.
Gleich verſammeln ſich Geſchlechter,
Ihre Sippſchaft zu beweiſen.
Und als Urvater prangend
Steht Jumblika's Jugendfülle.
Wie von Ahnherrn hört er ſprechen
Hier von ſeinem Sohn und Enkeln.
Der Urenkel Schaar umgiebt ihn
Als ein Volk von tapfern Männern,
Ihn, den Jüngſten, zu verehren.

---

88. — Die Grundlage des 1. Abſatzes iſt im Eingange der Note gegeben. Der Fliegengott iſt Beelzebub. — Der 2. Abſatz beruht auf K. 13 der Sure 10: „Darum ſprechen ſie: Unſer Herr iſt der Herr des Himmels und der Erde; nimmer werden wir anruſen einen Gott außer ihm; wahrlich, wir ſprechen da eine überſchwenglige Lüge." Der Schäfer des Habil oder Abel, ſein Hund Kitmir, Berbe, der Schäfer und der Hund, ſind beſonders angeſehene Schutzheilige des Orients. Der Hund iſt zum Löwen und ſogar zum Menſchen erhoben; l. Saadi (Roſeng., Kap. II: „Der Siebenſchläfer Hund iſt kurze Zeit der Guten Spur gefolgt und Menſch geworden", und Rückert (Damen-Taſchenb. a. d. J. 1829, S. 139):

Und ein Merkmal übers andre
Dringt sich auf, Beweis vollendend;
Sich und den Gefährten hat er
Die Persönlichkeit bestätigt.

Nun zur Höhle kehrt er wieder;
Volk und König ihn geleiten. —
Nicht zum König, nicht zum Volke
Kehrt der Auserwählte wieder;
Denn die Sieben, die von lang' her —
Achte waren's mit dem Hunde —
Sich von aller Welt gesondert,
Gabriel's geheim Vermögen
Hat, gemäß dem Willen Gottes,
Sie dem Paradies geeignet,
Und die Höhle schien vermauert.

„Ein Hündlein, das einst Nachts that bei Schläfern,
Ging' in die Höhl' ein mit den Siebenschläfern;
Und als sie drinnen Zeit und Welt verschliefen,
Verschlief es auch den niedern Dienst bei Schafen;
Und als im Himmel ihnen ward die Krone,
Ward es zu einem Leu'n an Gottes Throne."

Auch im Mahabharata nimmt Held Judhischtira (Yudhishthira) bei seiner Himmelfahrt sein treues Hündchen mit hinauf.

Zum 4. Absatz ist anzuziehen S. 16 der erwähnten Sure: „Du hättest sehen können, wie die Sonne, wenn sie aufging, sich neigte vor ihrer Höhle zur Rechten, und wenn sie unterging, sich von ihnen wandte zur Linken, während sie im freien Raum der Höhle lagen." Gabriel, der Bote des Herrn an seine Propheten, leitet diese Wunder (s. über Gabriel Hammer's Note zu Hafis' Diwan, I. 163, und Wolheim d. Fonseca, Nat.-Hist. des Orients, II. 146). Von dem Hunde heißt es in der zuletzt angeführten Koranstelle: „Und ihr Hund lag ausgestreckt mit seinen Vorderbeinen am Eingange." — Der in Abs. 5 genannte Jamblika (in der lateinischen Version Maximianus), oben in 3b als Jamlicha angeführt, war der Erste, Aelteste und Schönste der Schläfer. — Hinsichtlich des Segenswunsches für Jesus ist hervorzuheben, daß der Orientale nie einen Propheten nennen oder dessen Namen schreiben wird, ohne hinzuzufügen: „Heil" oder „Segen" oder „Friede sei über ihm" (Chardin, I. 77, 82). — Bei den Kretenser Epimenides Erwachen aus langem Höhlenschlaf ergaben sich ähnliche Alters-Verrückungen wie hier nach dem vorletzten Absatz. — Als Sprichwort führt Pichler-Meidani den Ausdruck an: „Nicht sorge um die Schläfer in der Grotte!" (Rosen, Radnewi, S. 36.)

II.

Gute Nacht!

Nun, so leat Euch, liebe Lieder,
An den Busen meinem Volke!
Und in einer Moschuswolke
Hüte Gabriel die Glieder
Des Ermüdeten gefällig,
Daß er frisch und wohlerhalten,
Froh, wie immer, gern gesellig,
Möge Felsenklüfte spalten,
Um des Paradieses Weiten
Mit Heroen aller Zeiten
Im Genusse zu durchschreiten,
Wo das Schöne, stets das Neue,
Immer wächst nach allen Seiten,
Daß die Unzahl sich erfreue,
Ja, das Händlein zart, das treue,
Darf die Herren hinbegleiten!

---

11. **Gute Nacht!** Epilog des ganzen Divan. — Der Dichter knüpft an die eben gehörte Legende an, wünscht, daß auch Gabriel ihn, den Ermüdeten, im Schlafe hüte und sich wieder erfrischen lasse, um durch geöffnete Felsenspalten in die Paradiesesgärten sich zu erheben und der Welt, der Unzahl, fernere Gaben der Dichtkunst und Weisheit zu spenden. Auch hier wird des Händchens nicht vergessen. Denselben Gedanken drückt der Schluß des noch der Divanszeit, dem Jahre 1819, angehörigen und nur mit Rücksicht auf diese Zeit verständlichen Dankgedichts aus: „Sah gemalt in Gold und Rahmen" (Werke, II. 439). Und dies entspricht ganz der tiefern (mystischen) Auslegung der Legende bei den orientalischen Dichtern; denn generalisirend verstehen sie unter den Schläfern der Grotte die in ihrer Begeisterung Gott schauenden Dichter und Propheten. (Rosen, a. a. O.)

Noten und Abhandlungen

zu

besserem Verständniß

des

West-östlichen Divans.

Wer das Dichten will verſtehen,
Muß ins Land der Dichtung gehen:
Wer den Dichter will verſtehen,
Muß in Dichters Lande gehen.*)

*) Unten zu Ende des Abſchnitts Entſchuldigung wiederholt Goethe B. 3 und 4. unter Hinzufügung von zwei neuen Verſen. Vergl. auch Goethe's Spruch in den Gedichten (Rubrik Sprichwörtlich):

„Sprichwort bezeichnet Nationen;
Muß aber erſt unter ihnen wohnen!"

Einleitung.

Alles hat seine Zeit! — Ein Spruch,*) dessen Bedeutung man bei längerem Leben immer mehr anerkennen lernt; diesemnach giebt es eine Zeit zu schweigen, eine andere zu sprechen, und zum Letzten entschließt sich diesmal der Dichter. Denn wenn dem früheren Alter Thun und Wirken gebührt, so ziemt dem späteren Betrachtung und Mittheilung.

Ich habe die Schriften meiner ersten Jahre ohne Vorwort in die Welt gesandt, ohne auch nur im Mindesten anzudeuten, wie es damit gemeint sei; dies geschah im Glauben an die Nation, daß sie früher oder später das Vorgelegte benutzen werde. Und so gelang mehreren meiner Arbeiten augenblickliche Wirkung, andere, nicht ebenso faßlich und eindringend, bedurften, um anerkannt zu werden, mehrerer Jahre.**) Indessen gingen auch diese vorüber, und ein zweites, drittes nachwachsendes Geschlecht entschädigt mich doppelt und dreifach für die Unbilden, die ich von meinen früheren Zeitgenossen zu erdulden hatte.

Nun wünscht' ich aber, daß nichts den ersten guten Eindruck des gegenwärtigen Büchleins hindern möge. Ich entschließe mich daher zu erläutern, zu erklären, nachzuweisen, und zwar blos in der Absicht, daß ein unmittelbares Verständniß Lesern daraus erwachse, die mit dem Osten wenig oder nicht bekannt sind. Dagegen bedarf Derjenige dieses Nachtrags nicht, der sich um Geschichte und Literatur einer so höchst merkwürdigen Weltregion näher umgethan hat. Er wird vielmehr die Quellen und Bäche leicht bezeichnen, deren erquickliches Naß ich auf meine Blumenbeete geleitet.

Am Liebsten aber wünschte der Verfasser vorstehender Gedichte als ein Reisender angesehen zu werden, dem es zum Lobe gereicht, wenn er sich der fremden Landesart mit Neigung bequemt, deren Sprachgebrauch sich anzueignen trachtet, Gesinnungen zu theilen, Sitten anzunehmen versteht. Man entschuldigt ihn, wenn es ihm auch nur bis auf einen gewissen Grad gelingt, wenn er immer

*) Pred. Salomo. 3. 1.

**) Diesen Satz notirte Beethoven bei dem Erscheinen des Diwan in sein Tagebuch, da er darin auch das Schicksal seiner eigenen Werke ausgesprochen fand.

noch an einem eignen Accent, an einer unbezwinglichen Unbiegsamkeit seiner Landsmannschaft als Fremdling kenntlich bleibt. In diesem Sinne möge nun Verzeihung dem Büchlein gewährt sein! Kenner vergeben mit Einsicht; Liebhaber, weniger gestört durch solche Mängel, nehmen das Dargebotne unbefangen auf.

Damit aber Alles, was der Reisende zurückbringt, den Seinigen schneller behage, übernimmt er die Rolle eines Handelsmanns, der seine Waaren gefällig auslegt und sie auf mancherlei Weise angenehm zu machen sucht; anklündigende, beschreibende, ja lobpreisende Redensarten wird man ihm nicht verargen.

Zuvörderst also darf unser Dichter wol aussprechen, daß er sich im Sittlichen und Aesthetischen Verständlichkeit zur ersten Pflicht gemacht, daher er sich denn auch der schlichtesten Sprache in dem leichtesten, fasslichsten Silbenmaaße seiner Mundart befleißigt und nur von Weitem auf Dasjenige hindeutet, wo der Orientale durch Künstlichkeit und Künstelei zu gefallen strebt.

Das Verständniß jedoch wird durch manche nicht zu vermeidende fremde Worte gehindert, die deshalb dunkel sind, weil sie sich auf bestimmte Gegenstände beziehen, auf Glauben, Meinungen, Herkommen, Fabeln und Sitten. Diese zu erklären, hielt man für die nächste Pflicht und hat dabei das Bedürfniß berücksichtigt, das aus Fragen und Einwendungen deutscher Hörender und Lesender hervorging. Ein angefügtes Register bezeichnet die Seite, wo dunkle Stellen vorkommen, und auch wo sie erklärt werden. Dieses Erklären aber geschieht in einem gewissen Zusammenhange, damit nicht abgerissene Noten sondern ein selbstständiger Text erscheine, der, obgleich nur flüchtig behandelt und lose verknüpft, dem Lesenden jedoch Uebersicht und Erläuterung gewähre.

Möge das Bestreben unseres diesmaligen Berufes angenehm sein! Wir dürfen es hoffen; denn in einer Zeit, wo so Vieles aus dem Orient unserer Sprache treulich angeeignet wird, mag es verdienstlich erscheinen, wenn auch wir von unserer Seite die Aufmerksamkeit vorthin zu lenken suchen, woher so manches Große, Schöne und Gute seit Jahrtausenden zu uns gelangte, woher täglich mehr zu hoffen ist.

Hebräer.

Naive Dichtkunst ist bei jeder Nation die erste; sie liegt allen folgenden zum Grunde; je frischer, je naturgemäßer sie hervortritt, desto glücklicher entwickeln sich die nachherigen Epochen.

Da wir von orientalischer Poesie sprechen, so wird nothwendig, der Bibel, als der ältesten Sammlung, zu gedenken. Ein großer Theil des Alten Testaments ist mit erhöhter Gesinnung, ist enthusiastisch geschrieben und gehört dem Felde der Dichtkunst an.

Erinnern wir uns nun lebhaft jener Zeit, wo Herder und Eichhorn*) uns hierüber persönlich aufklärten, so gedenken wir eines hohen Genusses, dem reinen orientalischen Sonnenaufgang zu vergleichen. Was solche Männer uns verliehen und hinterlassen, darf nur angedeutet werden, und man verzeiht uns die Eilfertigkeit, mit welcher wir an diesen Schätzen vorübergehen.

Beispiels willen jedoch gedenken wir des Buches Ruth, welches bei seinem hohen Zweck, einem Könige von Israel anständige, interessante Voreltern zu verschaffen, zugleich als das lieblichste kleine Ganze betrachtet werden kann, das uns episch und idyllisch überliefert worden ist.

Wir verweilen sodann einen Augenblick bei dem hohen Lied,**) als dem Zartesten und Unnachahmlichsten, was uns von Ausdruck leidenschaftlicher, anmuthiger Liebe zugekommen. Wir beklagen freilich, daß uns die fragmentarisch durch einander geworfenen, über einander geschobenen Gedichte keinen vollen, reinen Genuß gewähren, und doch sind wir entzückt, uns in jene Zustände hinein zu ahnen, in welchen die Dichtenden gelebt. Durch und durch wehet eine milde Luft des lieblichsten Bezirks von Kanaan; ländlich trauliche Verhältnisse, Wein-, Garten- und Gewürzbau, etwas von städtischer Beschränkung, sodann aber ein königlicher Hof mit seinen Herrlichkeiten im Hintergrunde. Das Hauptthema jedoch bleibt glühende Neigung jugendlicher Herzen, die sich suchen, finden, abstoßen, anziehen, unter mancherlei höchst einfachen Zuständen.

Mehrmals gedachten wir aus dieser lieblichen Verwirrung Einiges herauszuheben, an einander zu reihen; aber gerade das Räthselhaft-Unauflösliche giebt den wenigen Blättern Anmuth und Eigenthümlichkeit. Wie oft sind nicht wohldenkende, ordnungsliebende Geister angelockt worden, irgend einen verständigen Zu-

*) Herder hauptsächlich durch seine ausgezeichnete Schrift: Vom Geist der ebräischen Poesie, 1782 und 1783, und Joh. Gottfr. Eichhorn, der Orientalist, in den 70er und 80er Jahren Professor zu Jena, seit 1788 zu Göttingen, Herausgeber von W. Jones' Werk über asiatische Poesie (1777) und schon vorher der „Monum. antiquiss. hist. Arab." (1775).

**) Auf diese Stelle verweist Goethe in der kurzen Besprechung des „Lieds der Liebe", übersetzt und erklärt von Umbreit, 1820 (Werke, 1840, Bd. 33. S. 276 u. 279).

sammenhang zu finden oder hineinzulegen, und einem Folgenden bleibt immer dieselbige Arbeit.

Ebenso hat das Buch Ruth seinen unbezwinglichen Reiz über manchen wackern Mann schon ausgeübt, daß er dem Wahn sich hingab, das in seinem Lakonismus unschätzbar dargestellte Ereigniß könne durch eine ausführliche, paraphrastische Behandlung noch einigermaßen gewinnen.

Und so dürfte, Buch für Buch, das Buch aller Bücher darthun, daß es uns deshalb gegeben sei, damit wir uns daran wie an einer zweiten Welt versuchen, uns daran verirren, aufklären und ausbilden mögen.*)

Araber.

Bei einem östlichen Volke, den Arabern, finden wir herrliche Schätze an den Moallakat. Es sind Preisgesänge, die aus dichterischen Kämpfen siegreich hervorgingen, Gedichte, entsprungen vor Mahomet's Zeiten, mit goldenen Buchstaben geschrieben, aufgehängt an den Pforten des Gotteshauses zu Mekka. Sie deuten auf eine wandernde, heerdenreiche, kriegerische Nation, durch den Wechselstreit mehrerer Stämme innerlich beunruhigt. Dargestellt sind: festeste Anhänglichkeit an Stammgenossen, Ehrbegierde, Tapferkeit, unversöhnbare Rachelust, gemildert durch Liebestrauer, Wohlthätigkeit, Aufopferung, sämmtlich grenzenlos. Diese Dichtungen geben uns einen hinlänglichen Begriff von der hohen Bildung des Stammes der Koraischiten, aus welchem Mahomet selbst entsprang, ihnen aber eine düstere Religionshülle überwarf und jede Aussicht auf reinere Fortschritte zu verhüllen wußte.

Der Werth dieser trefflichen Gedichte, an Zahl sieben, wird noch dadurch erhöht, daß die größte Mannichfaltigkeit in ihnen herrscht. Hiervon können wir nicht kürzere und würdigere Rechenschaft geben, als wenn wir einschaltend hinlegen, wie der einsichtige Jones ihren Charakter ausspricht**) „Amralkai's Gedicht ist weich, froh, glänzend, zierlich, mannichfaltig und anmuthig. Tarafa's kühn, aufgeregt, aufspringend***) und doch

*) Vergl. Goethe's Aeußerungen über die Bibel in den Sprüchen in Prosa, Nr. 294, 467, 573.

**) Dies geschieht in seinem Kommentar der asiatischen Poesie, im dritten Kapitel: Ueber das arabische Idyll, in Eichhorn's Ausgabe S. 72.

***) Aufspringend ist hier die Uebersetzung von exultans, wie später bei der Charakteristrung Antara's treffend für vibrans steht.

mit einiger Fröhlichkeit durchwebt. Das Gedicht von Zoheir scharf, ernst, keusch, voll moralischer Gebote und ernster Sprüche. Lebid's Dichtung ist leicht, verliebt, zierlich, zart; sie erinnert an Virgil's zweite Ekloge; denn er beschwert sich über der Geliebten Stolz und Hochmuth und nimmt daher Anlaß, seine Tugenden herzuzählen, den Ruhm seines Stammes in den Himmel zu erheben. Das Lied Antara's zeigt sich stolz, drohend, treffend, prächtig, doch nicht ohne Schönheit der Beschreibungen und Bilder. Amru ist heftig, erhaben, ruhmredig; Hareth darauf voll Weisheit, Scharfsinn und Würde. Auch erscheinen die beiden letzten als poetisch-politische Streitreden, welche vor einer Versammlung Araber gehalten werden, um den verderblichen Haß zweier Stämme zu beschwichtigen."

Wie wir nun durch dieses Wenige unsere Leser gewiß aufregen, jene Gedichte zu lesen oder wieder zu lesen, so fügen wir ein anderes bei aus Mahomet's Zeit und völlig im Geiste jener. Man könnte den Charakter desselben als düster, ja finster ansprechen, glühend, rachlustig und von Rache gesättigt.*)

*) Diese Uebertragung der altarabischen Ballade übersandte Goethe an den Prof. J. G. L. Kosegarten zu Jena, seinen Ratgeber in orientalischen Dingen, am 23. September 1818 (O. Jahn in Nr. 23 der Grenzb. v. 1868, S. 336). Der Uebersetzung liegt, nach Jahn, eine soweit lateinisch als deutsch 1814 erschienene Uebertragung des Gedichts von Freitag zu Grunde (Baur, in der Zeitschr. d. D. Morg. Ges., I. 26 ff.). Aber schon Michaelis, der Göttinger Orientalist, hatte das Gedicht in deutscher Uebertragung (S. XCIV bis XCIX) mit Erklärungen in der Vorrede von Erpenius' Arabischer Grammatik 1771 mitgetheilt. Seitdem ist das Gedicht in Deutschland bekannt. Goethe sagt, dasselbe sei „aus Mahomet's Zeit". Das ist nicht richtig. Es ist etwa 200 Jahre später entstanden, doch ganz im Geiste der altarabischen Gesänge, mit gesetzmäßiger Abgeschlossenheit jedes Verses und absichtlicher Vermeidung von Uebergängen. Daher ist die Reihenfolge der Verse schwankend. In einer musikalischen Komposition des Gedichts von K. v. Kreutzer, die jedoch nur 15 Strophen umfaßt, sind letztere folgendermaßen umstellt: 1, 13, 6, 11, 10, 1 (noch einmal), 3, 2, 14, 15, 16, 22, 27, 17, 23, 25. — In London ist 1854 der Divan der Hudsheiliten von Kosegarten herausgegeben worden (The Hudsailian Poems, by K.), der, außer Satiren, vorzugsweise Kampfgedichte, darunter unser Gedicht, enthält.

– Der Professor der orientalischen Sprachen und ausgezeichnete Numismatiker Dr. C. Stickel zu Jena, welcher die erste Anregung zu seinen orientalisch-numismatischen Studien von Goethe selbst erhalten hat, nennt Goethe's Uebertragung obigen Hudsheiliten-Gedichts „ein für alle Zeiten gültiges Muster", „Unvergeßlich", schreibt Derselbe, „bleibt mir, wie Goethe mir sechs Wochen vor seinem Tode, obschon etwas krank, den Anfang jenes Gedichts, als sich zufällig unsere Unterhaltung darauf gewendet hatte, frisch aus dem Gedächtniß recitirte. Der schöne Greis richtete sich im Sitzen hoch empor, seine Augen öffneten sich weit und schienen Funken zu sprühen, indem er wie ein begeisterter, vom furor poeticus ergriffener Barde die ersten Strophen vortrug."

1.
Unter dem Felſen am Wege
Erſchlagen liegt er,
In deſſen Blut
Kein Thau herabträuft.

2.
Große Laſt legt' er mir auf
Und ſchied;
Fürwahr, dieſe Laſt
Will ich tragen!

3.
„Erbe meiner Rache
Iſt der Schweſterſohn,
Der Streitbare,
Der Unverſöhnliche.

4.
Stumm ſchwitzt er Gift aus,
Wie die Otter ſchweigt,
Wie die Schlange Gift haucht,
Gegen die kein Zauber gilt."

5.
Gewaltſame Botſchaft kam über uns
Großen, mächtigen Unglücks;
Den Stärkſten hätte ſie
Ueberwältigt.

6.
Mich hat das Schickſal geplündert,
Den Freundlichen verletzend,
Deſſen Gaſtfreund
Nie beſchädigt ward.

Im Einzelnen: Strophe 1. Thau fällt nach dem Glauben der Araber erſt dann an den Ort des Todtſchlags, wenn der Erſchlagne gerächt iſt. — Strophe 2. Die Laſt, d. i. die Blutrache. — Strophe 3 und 4 ſpricht der Todte. — Strophe 7 bis 12. Preis des Erſchlagenen. Die Worte nicht kümmerlich in Strophe 8 überſetzt Michaelis ohne Geiz, und feucht von Händen heißt ebenſo freigebig — In Honig und Wermuth in Strophe 12 vergl. unſre Note oben zu VIII. 44. Strophe 3. — Jemen (Strophe 13), das glückliche Arabien, iſt wegen ſeiner Klingen berühmt. — Staatlich (Strophe 11) iſt ältere Form für ſtattlich, in dieſem Sinne noch gebraucht von Schiller, Weiße, Kotzebue, Körner, Wieland u. A. m. — Strophe 14 bis 17, Schilderung des Zuges, auf welchem für den eben Gepriesenen Rache genommen ward an den Todfeinden. In Strophe 16, V. 1, läßt Michaelis die Jünglinge Mittags Raſt halten, was wol richtiger ſein dürfte. — Strophe 18 bis 20, Rückwendung zur Ermordung des unnennbar Geächteten. — Von Strophe 21 an bis zu Ende Triumphgeſang.

7.
Sonnenhitze war er
Am kalten Tag,
Und brannte der Sirius,
War er Schatten und Kühlung.

8.
Trocken von Hüften,
Nicht kümmerlich,
Feucht von Händen,
Kühn und gewaltsam.

9.
Mit festem Sinn
Verfolgt' er sein Ziel,
Bis er ruhte;
Da ruht' auch der feste Sinn.

10.
Wolkenregen war er,
Geschenke vertheilend,
Wenn er anfiel,
Ein grimmiger Löwe.

11.
Staatlich vor dem Volke,
Schwarzen Haares, langen Kleides;
Auf den Feind rennend,
Ein magrer Wolf.

12.
Zwei Geschmäcke theilt' er aus,
Honig und Wermuth;
Speise solcher Geschmäcke
Kostete Jeder.

13.
Schreckend ritt er allein,
Niemand begleitet' ihn
Als das Schwert von Jemen,
Mit Scharten geschmückt.

14.
Mittags begannen wir Jünglinge
Den feindseligen Zug,
Zogen die Nacht hindurch
Wie schwebende Wolken ohne Ruh.

15.

Jeder war ein Schwert,
Schwert umgürtet,
Aus der Scheide gerissen,
Ein glänzender Blitz.

16.

Sie schlürften die Geister des Schlafes;
Aber wie sie mit den Köpfen nickten,
Schlugen wir sie,
Und sie waren dahin.

17.

Rache nahmen wir völlige;
Es entrannen von zwei Stämmen
Gar Wenige,
Die Wenigsten.

18.

Und hat der Hudseilite
Uns zu verderben die Lanze gebrochen,
Weil er mit seiner Lanze
Die Hudseiliten zerbrach.

19.

Auf rauhen Ruhplatz
Legten sie ihn,
An schroffen Fels, wo selbst Kamele
Die Klauen zerbrachen.

20.

Als der Morgen ihn da begrüßt,
Am düstern Ort, den Gemordeten,
War er beraubt,
Die Beute entwendet.

21.

Nun aber sind gemordet von mir
Die Hudseiliten mit tiefen Wunden.
Mürbe macht mich nicht das Unglück,
Es selbst wird mürbe.

22.

Des Speeres Durst ward gelöscht
Mit erstem Trinken,
Versagt war ihm nicht
Wiederholtes Trinken.

23.
Nun iſt der Wein wieder erlaubt,
Der erſt verſagt war;
Mit vieler Arbeit
Gewann ich mir die Erlaubniß.
24.
Auf Schwert und Spieß
Und aufs Pferd erſtreckt' ich
Die Vergünſtigung;
Das iſt nun Alles Gemeingut.
25.
Reiche den Becher denn,
O, Samad Ben Amre!
Denn mein Körper um des Oheims willen
Iſt eine große Wunde.
26.
Und den Todeskelch
Reichten wir den Hudſeiliten,
Deſſen Wirkung iſt Jammer,
Blindheit und Erniedrigung.
27.
Da lachten die Hyänen
Beim Tode der Hudſeiliten,
Und Du ſahest Wölfe,
Denen glänzte das Angeſicht.
28.
Die edelſten Geier flogen daher,
Sie ſchritten von Leiche zu Leiche,
Und von dem reichlich bereiteten Mahle
Nicht in die Höhe konnten ſie ſteigen.

Wenig bedarf es, um ſich über dieſes Gedicht zu verſtändigen. Die Größe des Charakters, der Ernſt, die rechtmäßige Grauſamkeit des Handelns und hier eigentlich das Mark der Poeſie. Die zwei erſten Strophen geben die klare Expoſition; in der dritten und vierten ſpricht der Todte und legt ſeinem Verwandten die Laſt auf ihn zu rächen. Die ſechste und ſiebente ſchließt ſich dem Sinne nach an die erſten, ſie ſtehen lyriſch verſetzt; die ſiebente bis dreizehnte erhebt den Erſchlagenen, daß man die Größe ſeines Verluſtes empfinde. Die vierzehnte bis ſiebzehnte Strophe

schildert die Expedition gegen die Feinde; die achtzehnte führt wieder rückwärts; die neunzehnte und zwanzigste könnte gleich nach den beiden ersten stehen. Die einundzwanzigste und zweiundzwanzigste könnten nach der siebzehnten Platz finden; sodann folgt Siegeslust und Genuß beim Gastmahl; den Schluß aber macht die furchtbare Freude, die erlegten Feinde Hyänen und Geiern zum Raube vor sich liegen zu sehen.

Höchst merkwürdig erscheint uns bei diesem Gedicht, daß die reine Prosa der Handlung durch Transposition der einzelnen Ereignisse poetisch wird. Dadurch, und daß das Gedicht fast alles äußern Schmucks ermangelt, wird der Ernst desselben erhöht, und wer sich recht hineinliest, muß das Geschehene von Anfang bis zu Ende nach und nach vor der Einbildungskraft aufgebaut erblicken.*)

Uebergang.

Wenn wir uns nun zu einem friedlichen, gesitteten Volke, den Persern, wenden, so müssen wir, da ihre Dichtungen eigentlich diese Arbeit veranlaßten, in die frühste Zeit zurückgehen, damit uns dadurch die neuere verständlich werde. Merkwürdig bleibt es immer dem Geschichtsforscher, daß, mag auch ein Land noch so oft von Feinden erobert, unterjocht, ja vernichtet sein, sich doch ein gewisser Kern der Nation immer in seinem Character erhält und, ehe man sich's versieht, eine altbekannte Volkserscheinung wieder auftritt.

In diesem Sinne möge es angenehm sein, von den ältesten Persern zu vernehmen und einen desto sicherern und freieren Schritt bis auf den heutigen Tag eilig durchzuführen.

Aeltere Perser.

Auf das Anschauen der Natur gründete sich der alten Parsen Gottesverehrung. Sie wendeten sich, den Schöpfer anbetend, gegen die aufgehende Sonne, als der auffallend herrlichsten Erscheinung. Dort glaubten sie den Thron Gottes, von Engeln umfunkelt, zu erblicken. Die Glorie dieses verherrlichenden Dienstes konnte sich Jeder, auch der Geringste, täglich vergegenwärtigen.

*) Auf diese Stelle nimmt Goethe bei Beurtheilung von Manzoni's Adelchi Bezug (Werke, Ausg. 1840, Bd. 34, S. 265).

Aus der Hütte trat der Arme, der Krieger aus dem Zelt hervor, und die religiosesten aller Funktionen war vollbracht. Dem neugebornen Kinde ertheilte man die Feuertaufe in solchen Strahlen, und den ganzen Tag über, das ganze Leben hindurch, sah der Parse sich von dem Urgestirne bei allen seinen Handlungen begleitet. Mond und Sterne erhellten die Nacht, ebenfalls unerreichbar, dem Grenzenlosen angehörig. Dagegen stellt sich das Feuer ihnen zur Seite, erleuchtend, erwärmend, nach seinem Vermögen. In Gegenwart dieses Stellvertreters Gebete zu verrichten, sich vor dem unendlich Empfundenen zu beugen, wird angenehme, fromme Pflicht. Reinlicher ist nichts als ein heiterer Sonnenaufgang, und so reinlich mußte man auch die Feuer entzünden und bewahren, wenn sie heilig, sonnenähnlich sein und bleiben sollten.*)

Zoroaster scheint die edle, reine Naturreligion zuerst in einen umständlichen Kultus verwandelt zu haben. Das mentale Gebet, das alle Religionen einschließt und ausschließt und nur bei wenigen gottbegünstigten Menschen den ganzen Lebenswandel durchdringt, entwickelt sich bei den meisten nur als flammendes, beseligendes Gefühl des Augenblicks, nach dessen Verschwinden sogleich der sich selbst zurückgegebene, unbefriedigte, unbeschäftigte Mensch in die unendlichste Langeweile zurückfällt.

Diese mit Ceremonien, mit Weihen und Entführen, mit Kommen und Gehen, Neigen und Beugen umständlich auszufüllen, ist Pflicht und Vortheil der Priesterschaft, welche denn ihr Gewerbe durch Jahrhunderte durch in unendliche Kleinlichkeiten zersplittert. Wer von der ersten kindlichfrohen Verehrung einer aufgehenden Sonne bis zur Verrücktheit der Guebern, wie sie noch diesen Tag in Indien stattfindet, sich einen schnellen Ueberblick verschaffen kann, der mag dort eine frische, vom Schlaf dem ersten Tageslicht sich entgegenregende Nation erblicken, hier aber ein verdüstertes Volk, welches gemeine Langeweile durch fromme Langeweile zu tödten trachtet.

Richtig ist es jedoch zu bemerken, daß die alten Parsen nicht etwa nur das Feuer verehrt; ihre Religion ist durchaus auf die Würde der sämmtlichen Elemente gegründet, insofern sie das Dasein und die Macht Gottes verkündigen. Daher die heilige Scheu, das Wasser, die Luft, die Erde zu besudeln. Eine solche Ehrfurcht vor Allem, was den Menschen Natürliches umgiebt, leitet auf alle bürgerliche Tugenden: Aufmerksamkeit, Reinlichkeit,

*) S. oben das Gedicht XI. 1.

Fleiß wird angeregt und genährt. Hierauf war die Landeskultur gegründet; denn wie sie keinen Fluß verunreinigten, so wurden auch die Kanäle mit sorgfältiger Wasserersparniß angelegt und rein gehalten, aus deren Circulation die Fruchtbarkeit des Landes entquoll, so daß das Reich damals über das Jahrsache mehr bebaut war. Alles, wozu die Sonne lächelte, ward mit höchstem Fleiß betrieben, vor Andern aber die Weinrebe, das eigentlichste Kind der Sonne, gepflegt.

Die seltsame Art ihre Todten zu bestatten,*) leitet sich her aus eben dem übertriebenen Vorsatz, die reinen Elemente nicht zu verunreinigen. Auch die Stadtpolizei wirkt aus diesen Grundsätzen: Reinlichkeit der Straßen war eine Religionsangelegenheit, und noch jetzt, da die Guebern vertrieben, verstoßen, verachtet sind und nur allenfalls in Vorstädten, in verrufenen Quartieren ihre Wohnung finden, vermacht ein Sterbender dieses Bekenntnisses irgend eine Summe, damit eine oder die andere Straße der Hauptstadt sogleich möge völlig gereinigt werden.**) Durch eine so lebendige, praktische Gottesverehrung ward jene unglaubliche Bevölkerung möglich, von der die Geschichte ein Zeugniß giebt.

Eine so zarte Religion, gegründet auf die Allgegenwart Gottes in seinen Werken der Sinnenwelt, muß einen eignen Einfluß auf die Sitten ausüben. Man betrachte ihre Hauptgebote und Verbote: nicht lügen, keine Schulden machen, nicht undankbar sein! Die Fruchtbarkeit dieser Lehren wird sich jeder Ethiker und Äszete leicht entwickeln. Denn eigentlich enthält das erste Verbot die beiden andern und alle übrigen, die doch eigentlich nur aus Unwahrheit und Untreue entspringen; und daher mag der Teufel im Orient blos unter Beziehung des ewigen Lügners***) angedeutet werden.

Da diese Religion jedoch zur Beschaulichkeit führt, so könnte sie leicht zur Weichlichkeit verleiten, sowie denn in den langen und weiten Kleidern auch etwas Weibliches angedeutet scheint. Doch war auch in ihren Sitten und Verfassungen die Gegenwirkung groß. Sie trugen Waffen, auch im Frieden und geselligen Leben, und übten sich im Gebrauch derselben auf alle mögliche Weise. Das geschickteste und heftigste Reiten war bei ihnen herkömmlich; auch ihre Spiele, wie das mit Ballen und Schlägel,

*) Die Todten wurden weder beerdigt noch verbrannt, sondern der Luft an hochgelegenen Orten frei ausgesetzt.

**) S. Note zu XI. 1.

***) S. Faust-Werke, XII. S. 45 unten).

auf großen Rennbahnen, erhielt ſie rüſtig, kräftig, behend, und eine unbarmherzige Konſkription machte ſie ſämmtlich zu Helden auf den erſten Wink des Königs.

Schauen wir zurück auf ihren Gottesſinn! Anfangs war der öffentliche Kultus auf wenige Feuer eingeſchränkt und daher deſto ehrwürdiger; dann vermehrte ſich ein hochwürdiges Prieſterthum nach und nach zahlreich, womit ſich die Feuer vermehrten. Daß dieſe innigſt verbundene geiſtliche Macht ſich gegen die weltliche gelegentlich auflehnen würde, liegt in der Natur dieſes ewig unverträglichen Verhältniſſes. Nicht zu gedenken, daß der falſche Smerdis, der ſich des Königreichs bemächtigte, ein Magier geweſen, durch ſeine Genoſſen erhöht und eine Zeit lang gehalten worden,*) ſo treffen wir die Magier mehrmals den Regenten fürchterlich.

Durch Alexander's Invaſion zerſtreut, unter ſeinen parthiſchen Nachfolgern nicht begünſtigt, von den Saſſaniden wieder hervorgehoben und verſammelt, bewieſen ſie ſich immer feſt auf ihren Grundſätzen und widerſtrebten dem Regenten, der dieſen zuwiderhandelte. Wie ſie denn die Verbindung des Chosru mit der ſchönen Schirin, einer Chriſtin,**) auf alle Weiſe beiden Theilen widerſetzlich verleideten.

Endlich von den Arabern auf immer . drängt und nach Indien vertrieben, und was von ihnen oder ihren Geiſtesverwandten in Perſien zurückblieb, bis auf den heutigen Tag verachtet und beſchimpft, bald geduldet, bald verfolgt nach Willkür der Herrſcher, hält ſich noch dieſe Religion hie und da in der frühеſten Reinheit, ſelbſt in kümmerlichen Winkeln, wie der Dichter ſolches durch das Vermächtniß des alten Parſen***) auszudrücken geſucht hat.

Daß man daher dieſer Religion durch lange Zeiten durch ſehr viel ſchuldig geworden, daß in ihr die Möglichkeit einer höhern Kultur lag, die ſich im weſtlichen Theile der öſtlichen Welt verbreitet, iſt wol nicht zu bezweifeln. Zwar iſt es höchſt ſchwierig, einen Begriff zu geben, wie und woher ſich dieſe Kultur ausbreitete. Viele Städte lagen als Lebenspunkte in vielen Regionen

*) Der falſche Smerdis, ein Magier, der ſich für den Bruder des Kambyſes, alſo für Cyrus' Sohn, ausgab und, von den Magiern unterſtützt, durch ſieben Monate nach dem Tode des Kambyſes den Thron einnahm, bis er auf Anſtiften des ächten Thronfolgers, Darius Hyſtaſpis, nebſt einer großen Anzahl Magier getödtet wurde (Duncker, Geſch. d. Alt., II. 600 ff.).

**) S. oben III. 1 und VIII. 12. Note.

***) Oben XI. 1. — Es exiſtiren noch P. Müller heute noch etwa 100,000 Parſen.

zerstreut; am Bewundernswürdigsten aber ist mir, daß die fatale Nähe des indischen Götzendienstes nicht auf sie wirken konnte. Auffallend bleibt es, da die Städte von Balch und Bamian so nah an einander lagen, hier die verrücktesten Götzen in riesenhafter Größe verfertigt und angebetet zu sehen, indessen sich dort die Tempel des reinen Feuers erhielten, große Klöster dieses Bekenntnisses entstanden und eine Unzahl von Mobeden*) sich versammelten. Wie herrlich aber die Einrichtung solcher Anstalten müsse gewesen sein, bezeugen die außerordentlichen Männer, die von dort ausgegangen sind. Die Familie der Barmeliden stammte daher, die so lange als einflußreiche Staatsdiener glänzten, bis sie zuletzt, wie ein ungefähr ähnliches Geschlecht dieser Art zu unsern Zeiten, ausgerottet und vertrieben worden.**)

Regiment.

Wenn der Philosoph aus Prinzipien sich ein Natur-, Völker- und Staatsrecht auferbaut, so forscht der Geschichtsfreund nach, wie es wol mit solchen menschlichen Verhältnissen und Verbindungen von jeher gestanden habe. Da finden wir denn im ältesten Oriente, daß alle Herrschaft sich ableiten lasse von dem Rechte, Krieg zu erklären. Dieses Recht liegt wie alle übrigen anfangs in dem Willen, in der Leidenschaft des Volks. Ein Stammglied wird verletzt; sogleich regt sich die Masse unaufgefordert, Rache zu nehmen am Beleidiger. Weil aber die Menge zwar handeln und wirken, nicht aber sich führen mag, überträgt sie durch Wahl, Sitte, Gewohnheit die Anführung zum Kampfe

*) Magierpriester, Parsipriester.

**) S. oben das Motto des ersten Buchs. Neben den Stimmen des Preises haben wir auch eine Satire über die Barmeliden gefunden. Der Dichter Abu Faraqn sagt von ihnen:

„Die Barmeliden sind
Der Wohlthat Quell, wie Jeder weiß;
Doch, was aus dieser Quelle rinnt,
Ist Völkerschweiß“ (Morgenblatt, 1815, Nr. 78).

Welches „ungefähr ähnliche Geschlecht“ zu unsrer Zeit Goethe im Sinne hatte, ist uns nicht klar. Man möchte an die beiden Moser, Vater und Sohn, die beiden Pitt in England und ähnliche „Staatsdiener“ denken; aber Deren Familien sind nicht ausgerottet, nicht vertrieben worden, und mit den damals eben geächteten und vertriebenen Napoleoniden — fehlen alle Vergleichspunkte.

einem Einzigen, es sei für einen Kriegszug, für mehrere; dem tüchtigen Manne verleiht sie den gefährlichen Posten auf Lebenszeit, auch wol endlich für seine Nachkommen. Und so verschafft sich der Einzelne durch die Fähigkeit, Krieg zu führen, das Recht, den Krieg zu erklären.

Hieraus fließt nun ferner die Befugniß, jeden Staatsbürger, der ohnehin als kampflustig und streitfertig angesehen werden darf, in die Schlacht zu rufen, zu fordern, zu zwingen. Diese Konskription mußte von jeher, wenn sie sich gerecht und wirksam erzeigen wollte, unbarmherzig sein. Der erste Darius rüstet sich gegen verdächtige Nachbarn, das unzählige Volk gehorcht dem Wink. Ein Greis liefert drei Söhne; er bittet, den Jüngsten vom Feldzuge zu befreien; der König sendet ihm den Knaben in Stücken zerhauen zurück. Hier ist also das Recht über Leben und Tod schon ausgesprochen. In der Schlacht selbst leidet's keine Frage; denn wird nicht oft willkürlich, ungeschickt ein ganzer Heerestheil vergebens aufgeopfert? Und Niemand fordert Rechenschaft vom Anführer.

Nun zieht sich aber bei kriegerischen Nationen derselbe Zustand durch die kurzen Friedenszeiten. Um den König her ist's immer Krieg und Niemandem bei Hofe das Leben gesichert. Ebenso werden die Steuern forterhoben, die der Krieg nöthig machte. Deshalb setzte denn auch Darius Kodomannus vorsichtig regelmäßige Abgaben fest statt freiwilliger Geschenke. Nach diesem Grundsatz, mit dieser Verfassung stieg die persische Monarchie zu höchster Macht und Glückseligkeit, die denn doch zuletzt an dem Hochsinn einer benachbarten, kleinen, zerstückelten Nation endlich scheiterte.

Geschichte.

Die Perser, nachdem außerordentliche Fürsten ihre Streitkräfte in Eins versammelt und die Elastizität der Masse aufs Höchste gesteigert, zeigten sich selbst entfernten Völkern gefährlich, um so mehr den benachbarten.

Alle waren überwunden; nur die Griechen, uneins unter sich, vereinigten sich gegen den zahlreichen, mehrmals herandringenden Feind und entwickelten musterhafte Aufopferung, die erste und letzte Tugend, worin alle übrigen enthalten sind. Dadurch ward Frist gewonnen, daß in dem Maaße, wie die persische Macht innerlich zerfiel, Philipp von Macedonien eine Einheit gründen

konnte, die übrigen Griechen um sich zu versammeln und ihnen für den Verlust ihrer innern Freiheit den Sieg über äußere Dränger vorzubereiten. Sein Sohn überzog die Perser und gewann das Reich.

Nicht nur furchtbar sondern äußerst verhaßt hatten sich diese der griechischen Nation gemacht, indem sie Staat und Gottesdienst zugleich bekriegten. Sie, einer Religion ergeben, wo die himmlischen Gestirne, das Feuer, die Elemente als gottähnliche Wesen in freier Welt verehrt wurden, fanden höchst scheltenswerth, daß man die Götter in Wohnungen einsperrte, sie unter Dach anbetete. Nun verbrannte und zerstörte man die Tempel und schuf dadurch sich selbst ewig Haß erregende Denkmäler, indem die Weisheit der Griechen beschloß, diese Ruinen niemals wieder aus ihrem Schutte zu erheben, sondern zu Anreizung künftiger Rache abndungsvoll liegen zu lassen. Diese Gesinnungen, ihren beleidigten Gottesdienst zu rächen, brachten die Griechen mit auf persischen Grund und Boden; manche Grausamkeit erklärt sich daher; auch will man den Brand von Persepolis damit entschuldigen.

Die gottesdienstlichen Uebungen der Magier, die freilich, von ihrer ersten Einfalt entfernt, auch schon Tempel und Klostergebäude bedurften, wurden gleichfalls zerstört, die Magier versagt und zerstreut, von welchen jedoch immer eine große Menge versteckt sich sammelten und auf bessere Zeiten Gesinnung und Gottesdienst aufbewahrten. Ihre Geduld wurde freilich sehr geprüft; denn als mit Alexander's Tode die kurze Alleinherrschaft zerfiel, und das Reich zersplitterte, bemächtigten sich die Parther des Theils, der uns gegenwärtig besonders beschäftigt. Sprache, Sitten, Religion der Griechen ward bei ihnen einheimisch. Und so vergingen fünfhundert Jahre über der Asche der alten Tempel und Altäre, unter welchen das heilige Feuer immerfort glimmend sich erhielt, so daß die Sassaniden zu Anfang des dritten Jahrhunderts unserer Zeitrechnung, als sie, die alte Religion wieder bekennend, den frühern Dienst herstellten, sogleich eine Anzahl Magier und Mobeden vorfanden, welche an und über der Grenze Indiens sich und ihre Gesinnungen im Stillen erhalten hatten. Die altpersische Sprache wurde hervorgezogen, die griechische verdrängt, und zu einer eignen Nationalität wieder Grund gelegt. Hier finden wir nun in einem Zeitraum von vierhundert Jahren die mythologische Vorgeschichte persischer Ereignisse durch poetisch-prosaische Nachklänge einigermaßen erhalten. Die glanzreiche Dämmerung derselben erfreut uns immerfort, und eine Mannichfaltigkeit von Charakteren und Ereignissen erweckt großen Antheil.

Was wir aber auch von Bild- und Baukunst dieser Epoche vernehmen, so ging es damit doch blos auf Pracht und Herrlichkeit, Größe und Weitläuftigkeit und unförmliche Gestalten hinaus; und wie konnt' es auch anders werden, da sie ihre Kunst vom Abendlande bernehmen mußten, die schon dort so tief entwürdigt war? Der Dichter besitzt selbst einen Siegelring Sapor des Ersten, einen Onyx, offenbar von einem westlichen Künstler damaliger Zeit, vielleicht einem Kriegsgefangnen, geschnitten. Und sollte der Siegelschneider des überwindenden Sassaniden geschickter gewesen sein als der Stempelschneider des überwundenen Valerian?*) Wie es aber mit den Münzen damaliger Zeit aussehe, ist uns leider nur zu wohl bekannt. Auch hat sich das dichterisch-Märchenhafte jener überbliebenen Monumente nach und nach durch Bemühung der Kenner zur historischen Prosa herabgestimmt. Da wir denn nun deutlich auch in diesem Beispiel begreifen, daß ein Volk auf einer hohen sittlich-religiosen Stufe stehen, sich mit Pracht und Prunk umgeben und in Bezug auf Künste noch immer unter die barbarischen gezählt werden kann.

Ebenso müssen wir auch, wenn wir orientalische und besonders persische Dichtkunst der Folgezeit redlich schätzen und nicht zu künftigem eignen Verdruß und Beschämung solche überschätzen wollen, gar wohl bedenken, wo denn eigentlich die werthe, wahre Dichtkunst in jenen Tagen zu finden gewesen.

Aus dem Westlande scheint sich nicht viel selbst nach dem nächsten Osten verloren zu haben; Indien hielt man vorzüglich im Auge; und da denn doch den Verehrern des Feuers und der Elemente jene verrückt-monstrose Religion, dem Lebemenschen aber eine abstruse Philosophie keineswegs annehmlich sein konnte, so nahm man von dorther, was allen Menschen immer gleich willkommen ist, Schriften, die sich auf Weltklugheit bezieben, da man denn auf die Fabeln des Bidpai den höchsten Werth legte und dadurch schon eine künftige Poesie in ihrem tiefsten Grund zerstörte. Zugleich hatte man aus derselben Quelle das Schachspiel**)

*) Siehe das Gedicht (Werke, III. 339): „Der Heiden-Kaiser Valerian ꝛc." Die Sassaniden ließen zuerst Münzen mit der Schrift des Landes prägen. — Goethe's Ring hatte die Legende (Koran, II. 90): „Und ich habe keinen Beistand außer bei Gott!" (Stricker.)

**) Chosru Nuschirwan ließ „den gelehrten Arzt Barsuje nach Indien reisen, um das Schachspiel und die Fabeln Bidpai's, als die größten Schätze, welche der persische Kaiser dem indischen neidete, auf persischen Boden zu verpflanzen. Mit einem Reisegelde von einer halben Million Silberstücke ausgestattet, ging Barsuje nach Indien und brachte das Spiel und das Buch der Könige (?) zurück, das Nuschirwan aus diesen

andeuten, ſo ſagen wir: Beide ſind von einem Gott ergriffen und begeiſtert, der Poet aber vergeudet die ihm verliehene Gabe im Genuß, um Genuß hervorzubringen, Ehre durch das Hervorgebrachte zu erlangen, allenfalls ein bequemes Leben. Alle übrigen Zwecke verſäumt er, ſucht mannichfaltig zu ſein, ſich in Geſinnung und Darſtellung grenzenlos zu zeigen. Der Prophet hingegen ſieht nur auf einen einzigen beſtimmten Zweck; ſolchen zu erlangen, bedient er ſich der einfachſten Mittel. Irgend eine Lehre will er verkünden und, wie um eine Standarte, durch ſie und um ſie die Völker verſammeln. Hiezu bedarf es nur, daß die Welt glaube; er muß alſo eintönig werden und bleiben; denn das Mannichfaltige glaubt man nicht, man erkennt es.

Der ganze Inhalt des Korans, um mit Wenigem Viel zu ſagen, findet ſich zu Anfang der zweiten Sure und lautet folgendermaßen: „Es iſt kein Zweifel in dieſem Buch. Es iſt eine Unterrichtung der Frommen, welche die Geheimniſſe des Glaubens für wahr halten, die beſtimmten Zeiten des Gebets beobachten und von demjenigen, was wir ihnen verliehen haben, Almoſen austheilen; und Welche der Offenbarung glauben, die den Propheten vor Dir herabgeſandt worden, und gewiſſe Verſicherung des zukünftigen Lebens haben, Dieſe werden von ihrem Herrn geleitet und ſollen glücklich und ſelig ſein. Die Ungläubigen betreffend, wird es ihnen gleichviel ſein, ob Du ſie vermahneſt oder nicht vermahneſt; ſie werden doch nicht glauben. Gott hat ihre Herzen und Ohren verſiegelt. Eine Dunkelheit bedecket ihr Geſicht, und ſie werden eine ſchwere Strafe leiden.“

Und ſo wiederholt ſich der Koran Sure für Sure. Glauben und Unglauben theilen ſich in Oberes und Unteres; Himmel und Hölle ſind den Bekennern und Leugnern zugedacht. Nähere Beſtimmung des Gebotenen und Verbotenen, fabelhafte Geſchichten jüdiſcher und chriſtlicher Religion, Amplifikationen aller Art, grenzenloſe Tautologien und Wiederholungen bilden den Körper dieſes heiligen Buches, das uns, ſo oft wir auch daran gehen, immer von Neuem anwidert, dann aber anzieht, in Erſtaunen ſetzt und am Ende Verehrung abnöthigt.

Worin es daher jedem Geſchichtsforſcher von der größten Wichtigkeit bleiben muß, ſprechen wir aus mit den Worten eines vorzüglichen Mannes:*) „Die Hauptabſicht des Korans ſcheint

*) Dieſe Stelle haben wir weder in Oelsner's Mahomet, noch bei Jourd. Diez, Michaelis, Hammer, Herder gefunden. Die Satzbildung möchte auf lateiniſches Original ſchließen laſſen; jedenfalls iſt ſie undeutſch.

diese gewesen zu sein, die Bekenner der drei verschiedenen, in dem volkreichen Arabien damals herrschenden Religionen, die meistentheils vermischt unter einander in den Tag hineinlebten und ohne Hirten und Wegweiser herumirrten, indem der größte Theil Götzendiener und die übrigen entweder Juden oder Christen eines höchst irrigen und ketzerischen Glaubens waren, in der Erkenntniß und Verehrung des einigen, ewigen und unsichtbaren Gottes, durch dessen Allmacht alle Dinge geschaffen sind, und die, so es nicht sind, geschaffen werden können, des allerhöchsten Herrschers, Richters und Herrn aller Herren, unter der Bestätigung gewisser Gesetze und den äußerlichen Zeichen gewisser Ceremonien, theils von alter und theils von neuer Einsetzung, und die durch Vorstellung sowol zeitlicher als ewiger Belohnungen und Strafen eingeschärft wurden, zu vereinigen und sie Alle zu dem Gehorsam des Mahomet, als des Propheten und Gesandten Gottes, zu bringen, der nach den wiederholten Erinnerungen, Verheißungen und Drohungen der vorigen Zeiten endlich Gottes wahre Religion auf Erden durch Gewalt der Waffen fortpflanzen und bestätigen sollte, um sowol für den Hohenpriester, Bischof oder Papst in geistlichen als auch höchsten Prinzen in weltlichen Dingen erkannt zu werden."

Behält man diese Ansicht fest im Auge, so kann man es dem Muselman nicht verargen, wenn er die Zeit vor Mahomet die Zeit der Unwissenheit benennt und völlig überzeugt ist, daß mit dem Islam Erleuchtung und Weisheit erst beginne. Der Stil des Korans ist, seinem Inhalt und Zweck gemäß, streng, groß, furchtbar, stellenweis wahrhaft erhaben; so treibt ein Keil den andern, und darf sich über die große Wirksamkeit des Buches Niemand verwundern. Weshalb es denn auch von den ächten Verehrern für unerschaffen und mit Gott gleich ewig erklärt wurde.*) Demungeachtet aber fanden sich gute Köpfe, die eine bessere Ordnung und Schreibart der Vorzeit anerkannten und behaupteten: daß, wenn es Gott nicht gefallen hätte, durch Mahomet auf einmal seinen Willen und eine entschieden geistliche Bildung zu offenbaren, die Araber nach und nach von selbst eine solche Stufe und eine noch höhere würden erstiegen und reinere Begriffe in einer reinen Sprache entwickelt haben.

Andere, verwegener, behaupteten, Mahomet habe ihre Sprache und Literatur verdorben, so daß sie sich niemals wieder erholen werde. Der Verwegenste jedoch, ein geistvoller Dichter, war kühn

*) S. oben IX. 1.

genug zu versichern, Alles, was Mahomet gesagt habe, wollte er auch gesagt haben und besser; ja, er sammelte sogar eine Anzahl Sektirer um sich her. Man bezeichnete ihn deßhalb mit dem Spottnamen Motanabbi, unter welchem wir ihn kennen, welches so viel heißt als: Einer, der gern den Propheten spielen möchte. *)

Ob nun gleich die muselmanische Kritik selbst an dem Koran manches Bedenken findet, indem Stellen, die man früher aus demselben angeführt, gegenwärtig nicht mehr darin zu finden sind, andere, sich widersprechend, einander aufheben, und was dergleichen bei allen schriftlichen Ueberlieferungen nicht zu vermeidende Mängel sind, so wird doch dieses Buch für ewige Zeiten höchst wirksam verbleiben, indem es durchaus praktisch und den Bedürfnissen einer Nation gemäß verfaßt worden, welche ihren Ruhm auf alte Ueberlieferungen gründet und an herkömmlichen Sitten festhält. **)

In seiner Abneigung gegen Poesie erscheint Mahomet auch höchst konsequent, indem er alle Märchen verbietet. Diese Spiele einer leichtfertigen Einbildungskraft, die vom Wirklichen bis zum Unmöglichen hin- und wiederschwebt und das Unwahrscheinliche als ein Wahrhaftes und Zweifelloses vorträgt, waren der orientalischen Sinnlichkeit, einer weichen Ruhe und bequemem Müssiggang höchst angemessen. Diese Luftgebilde, über einem wunderlichen Boden schwankend, hatten sich zur Zeit der Sassaniden ins Unendliche vermehrt, wie sie uns „Tausend und Eine Nacht", an einen losen Faden gereiht, als Beispiele darlegt. Ihr eigentlicher Charakter ist, daß sie keinen sittlichen Zweck haben und daher den Menschen nicht auf sich selbst zurück sondern außer sich hinaus ins unbedingte Freie führen und tragen. Gerade das Entgegengesetzte wollte Mahomet bewirken. Man sehe, wie er die Ueberlieferungen des Alten Testaments und die Ereignisse patriarchalischer Familien, die freilich auch auf einem unbedingten Glauben an Gott, einem unwandelbaren Gehorsam und also gleichfalls auf einem Islam beruhen, in Legenden zu verwandeln weiß, mit

*) Oben VIII. 31. Dieterici zu Berlin hat neuerdings den Motanabbi (Motanabbi) und Seifuddaula herausgegeben.

**) Döllinger zu München hat sich unlängst (Vortrag vom 31. Januar 1872) sehr ungünstig über den Islam ausgesprochen; er hält ihn nur wohlthätig für Völker der untersten Bildungsstufe, z. B. für Neger. „Diese Religion", sagt Döllinger, „besteht seit 1950 Jahren und herrscht über 190 Millionen Seelen. Ihr Einfluß aber verschuldet das Absterben und Hinsiechen ganzer Völker; sie ist gerichtet." Seite 253 unten urtheilt Goethe ähnlich.

kluger Ausführlichkeit den Glauben an Gott, Vertrauen und Gehorsam immer mehr auszusprechen und einzuschärfen versteht, wobei er sich denn manches Märchenhafte, obgleich immer zu seinen Zwecken dienlich, zu erlauben pflegt. Bewundernswürdig ist er,*) wenn man in diesem Sinne die Begebenheiten Noah's, Abraham's, Joseph's betrachtet und beurtheilt.

Kalifen.

Um aber in unsern eigensten Kreis zurückzukehren, wiederholen wir, daß die Sassaniden bei vierhundert Jahre regierten, vielleicht zuletzt nicht mit früherer Kraft und Glanz; doch hätten sie sich wol noch eine Weile erhalten, wäre die Macht der Araber nicht dergestalt gewachsen, daß ihr zu widerstehen kein älteres Reich im Stande war. Schon unter Omar, bald nach Mahomet, ging jene Dynastie zu Grunde, welche die altpersische Religion gehegt und einen seltenen Grad der Kultur verbreitet hatte.

Die Araber stürmten sogleich auf alle Bücher los, nach ihrer Ansicht nur überflüssige oder schädliche Schreibereien; sie zerstörten alle Denkmale der Literatur, so daß kaum die geringsten Bruchstücke zu uns gelangen konnten. Die sogleich eingeführte arabische Sprache verhinderte jede Wiederherstellung dessen, was national heißen konnte. Doch auch hier überwog die Bildung des Ueberwundenen nach und nach die Rohheit des Ueberwinders, und die mahometanischen Sieger gefielen sich in der Prachtliebe, den angenehmen Sitten und den dichterischen Resten der Besiegten. Daher bleibt noch immer als die glänzendste Epoche berühmt die Zeit, wo die Barmekiden Einfluß hatten zu Bagdad. Diese, von Balch abstammend, nicht sowol selbst Mönche als Patrone und Beschützer großer Klöster und Bildungsanstalten, bewahrten unter sich das heilige Feuer der Dicht- und Redekunst und behaupteten durch ihre Weltklugheit und Charaktergröße einen hohen Rang auch in der politischen Sphäre. Die Zeit der Barmekiden heißt daher sprichwörtlich: eine Zeit lokalen, lebendigen Wesens und Wirkens, von der man, wenn sie vorüber ist, nur hoffen kann, daß sie erst nach geraumen Jahren an fremden Orten unter ähnlichen Umständen vielleicht wieder aufquellen werde.**)

*) ist er, hier für erscheint er.

**) S. das Motto des I. Buchs und S. 242.

Aber auch das Kaliphat war von kurzer Dauer; das ungeheure Reich erhielt sich kaum vierhundert Jahre; die entfernteren Statthalter machten sich nach und nach mehr und mehr unabhängig, indem sie den Kaliphen als eine geistliche, Titel und Pfründen spendende, Macht allenfalls gelten ließen.

Fortleitende Bemerkung.

Physisch-klimatische Einwirkung auf Bildung menschlicher Gestalt und körperlicher Eigenschaften leugnet Niemand; aber man denkt nicht immer daran, daß Regierungsform eben auch einen moralisch-klimatischen Zustand hervorbringe, worin die Charaktere auf verschiedene Weise sich ausbilden. Von der Menge reden wir nicht sondern von bedeutenden, ausgezeichneten Gestalten.

In der Republik bilden sich große, glückliche, ruhig-rein thätige Charaktere; steigert sie sich zur Aristokratie, so entstehen würdige, konsequente, tüchtige, im Befehlen und Gehorchen bewunderungswürdige Männer. Geräth ein Staat in Anarchie, sogleich thun sich verwegene, kühne, sittenverachtende Menschen hervor, augenblicklich gewaltsam wirkend, bis zum Entsetzen alle Mäßigung verbannend.*) Die Despotie dagegen schafft große Charaktere; kluge, ruhige Uebersicht, strenge Thätigkeit, Festigkeit, Entschlossenheit, Alles Eigenschaften, die man braucht, um den Despoten zu dienen, entwickeln sich in fähigen Geistern und verschaffen ihnen die ersten Stellen des Staats, wo sie sich zu Herrschern ausbilden. Solche erwuchsen unter Alexander dem Großen, nach dessen frühzeitigem Tode seine Generale sogleich als Könige dastanden. Auf die Kaliphen häufte sich ein ungeheures Reich, das sie durch Statthalter mußten regieren lassen, deren Macht und Selbstständigkeit gedieh, indem die Kraft der obersten Herrscher abnahm. Ein solcher trefflicher Mann, der ein eigenes Reich sich zu gründen und zu verdienen wußte, ist Derjenige, von dem wir nun zu reden haben, um den Grund der neueren persischen Dichtkunst und ihre bedeutenden Lebensanfänge kennen zu lernen.

*) Vergl. Goethe's Tenie:
„Das Weltregiment — über Nacht
Seine Formen hab' ich durchgedacht ꝛc."
(Werke, II. 271), und wegen der Charaktere, welche die Despotie schafft, Sprüche in Prosa, Nr. 280, auf Napoleon bezüglich: „De Despotismus fördert die Autokratie eines Jeden ꝛc."

Mahmud von Gasna.

Mahmud,*) dessen Vater im Gebirge gegen Indien ein starkes Reich gegründet hatte, indessen die Kalifphen in der Fläche des Euphrat's zur Nichtigkeit versanken, setzte die Thätigkeit seines Vorgängers fort und machte sich berühmt wie Alexander und Friedrich. Er läßt den Kaliphen als eine Art geistlicher Macht gelten, die man wol zu eignem Vortheil einigermaßen anerkennen mag; doch erweitert er erst sein Reich um sich her, dringt sodann auf Indien los, mit großer Kraft und besonderm Glück. Als eifrigster Mahometaner beweist er sich unermüdlich und streng in Ausbreitung seines Glaubens und Zerstörung des Götzendienstes. Der Glaube an den einigen Gott wirkt immer geisterbebend, indem er den Menschen auf die Einheit seines eignen Innern zurückweist. Näher steht der Nationalprophete, der nur Anhänglichkeit und Förmlichkeiten fordert und eine Religion auszubreiten befiehlt, die, wie eine jede, zu unendlichen Auslegungen und Mißdeutungen dem Sekten- und Parteigeist Raum läßt und demungeachtet immer dieselbige bleibt.

Eine solche einfache Gottesverehrung mußte mit dem indischen Götzendienste im derbsten Widerspruch stehen, Gegenwirkung und Kampf, ja blutige Vernichtungskriege hervorrufen, wobei sich der Eifer des Zerstörens und Bekehrens noch durch Gewinn unendlicher Schätze erhöht fühlte. Ungeheure, fratzenhafte Bilder, deren hohler Körper mit Gold und Juwelen ausgefüllt erfunden ward, schlug man in Stücke und sendete sie, geviertheilt, verschiedene Schwellen mahometanischer Heilorte zu pflastern. Noch jetzt sind die indischen Ungeheuer jedem reinen Gefühle verhaßt;**) wie gräßlich mögen sie den bilderlosen Mahometaner angeschaut haben!

Nicht ganz am unrechten Orte wird hier die Bemerkung stehen, daß der ursprüngliche Werth einer jeden Religion erst nach Verlauf von Jahrhunderten aus ihren Folgen beurtheilt werden kann. Die jüdische Religion wird immer einen gewissen starren Eigensinn, dabei aber auch freien Klugsinn und lebendige Thätigkeit verbreiten; die mahometanische läßt ihren Bekenner nicht aus einer dumpfen Beschränktheit heraus, indem sie, keine schweren

*) Wegen Mahmud, Gründers der Dynastie der Gasnewiden, s. Hammer, a. a. O., S. 36 und 37.

**) Gegen diese indischen Ungeheuer sind die zahmen Xenien (II.): „Nicht Jeder kann Alles ertragen“, „Dummes Zeug kann man viel reden“, „Auch diese will ich nicht verschonen“ und „Auf ewig hab' ich sie vertrieben“ gerichtet.

Pflichten fordernd, ihm innerhalb derselben alles Wünschenswerthe verleiht und zugleich durch Aussicht auf die Zukunft Tapferkeit und Religionspatriotismus einflößt und erhält.

Die indische Lehre taugte von Haus aus nichts, sowie denn gegenwärtig ihre vielen tausend Götter, und zwar nicht etwa untergeordnete, sondern alle gleich unbedingt mächtige Götter, die Zufälligkeiten des Lebens nur noch mehr verwirren, den Unsinn jeder Leidenschaft fördern und die Verrücktheit des Lasters als die höchste Stufe der Heiligkeit und Seligkeit begünstigen.

Auch selbst eine reinere Vielgötterei, wie die der Griechen und Römer, mußte doch zuletzt auf falschem Wege ihre Bekenner und sich selbst verlieren. Dagegen gebührt der christlichen das höchste Lob, deren reiner, edler Ursprung sich immerfort dadurch bethätigt, daß nach den größten Verirrungen, in welche sie der dunkle Mensch hineinzog, eh man sich's versieht, sie sich in ihrer ersten lieblichen Eigenthümlichkeit als Mission, als Hausgenossen- und Brüderschaft zu Erquickung des sittlichen Menschenbedürfnisses immer wieder hervortut.

Billigen wir nun den Eifer des Götzenstürmers*) Mahmud, so gönnen wir ihm die zu gleicher Zeit gewonnenen unendlichen Schätze und verehren besonders in ihm den Stifter persischer Dichtkunst und höherer Kultur. Er, selbst aus persischem Stamme, ließ sich nicht etwa in die Beschränktheit der Araber hineinziehen; er fühlte gar wohl, daß der schönste Grund und Boden für Religion in der Nationalität zu finden sei; diese ruhet auf der Poesie, die uns älteste Geschichte in fabelhaften Bildern überliefert,**) nach und nach sodann ins Klare hervortritt und ohne Sprung die Vergangenheit an die Gegenwart heranführt.

Unter diesen Betrachtungen gelangen wir also in das zehnte Jahrhundert unserer Zeitrechnung. Man werfe einen Blick auf die höhere Bildung, die sich dem Orient, ungeachtet der ausschließenden Religion, immerfort aufdrang. Hier sammelten sich fast wider Willen der wilden und schwachen Beherrscher die Reste griechischer und römischer Verdienste und so vieler geistreicher Christen, deren Eigenheiten aus der Kirche ausgestoßen worden, weil auch diese, wie der Islam, auf Einzläubigkeit***) losarbeiten mußte.

*) Gebildet nach der Analogie von Bilderstürmer.

**) Also auf der Mythe.

***) Einzläubigkeit, von Goethe gebildet nach der Analogie von andersgläubig, die Glaubensgleichheit (nicht etwa den Monotheismus) auszudrücken.

Doch zwei große Verzweigungen des menschlichen Wissens und Wirkens gelangten zu einer freiern Thätigkeit!

Die Medizin sollte die Gebrechen des Mikrokosmus*) heilen und die Sternkunde dasjenige dolmetschen, womit uns für die Zukunft der Himmel schmeicheln oder bedrohen möchte; jene mußte der Natur, diese der Mathematik huldigen, und so waren beide wohl empfohlen und versorgt.

Die Geschäftsführung sodann unter despotischen Regenten blieb auch bei größter Aufmerksamkeit und Genauigkeit immer gefahrvoll, und ein Kanzleiverwandter bedurfte so viel Muth, sich in den Divan zu bewegen, als ein Held zur Schlacht; Einer war nicht sicherer, seinen Herd wiederzusehn, als der Andere.

Reisende Handelsleute brachten immer neuen Zuwachs an Schätzen und Kenntnissen herbei; das Innere des Landes vom Euphrat bis zum Indus bot eine eigne Welt von Gegenständen dar. Eine Masse wider einander streitender Volkerschaften, vertriebene, vertreibende Herrscher stellten überraschenden Wechsel von Sieg zur Knechtschaft, von Obergewalt zur Dienstbarkeit nur gar zu oft vor Augen und ließen geistreiche Männer über die traumartige Vergänglichkeit irdischer Dinge die traurigsten Betrachtungen anstellen.

Dieses Alles und noch weit mehr, im weitesten Umfange unendlicher Zersplitterung und augenblicklicher Wiederherstellung, sollte man vor Augen haben, um billig gegen die folgenden Dichter, besonders gegen die persischen zu sein; denn Jedermann wird einsehen, daß die geschilderten Zustände keineswegs für ein Element gelten können, worin der Dichter sich nähren, erwachsen und gedeihen durfte. Deswegen sei uns erlaubt, schon das edle Verdienst der persischen Dichter des ersten Zeitalters**) als problematisch auszusprechen. Auch diese darf man nicht nach dem Höchsten messen, man muß ihnen Manches zugeben, indem man sie liest, Manches verzeihen, wenn man sie gelesen hat.

Dichterkönige.

Viele Dichter versammelten sich an Mahmud's Hofe; man spricht von vierhunderten, die daselbst ihr Wesen getrieben. Und

*) Der Mikrokosmus der Mensch als eine Welt, der Makrokosmus die Welt als ein Mensch.

**) Hammer (a. a. O., S. 14) rechnet den ersten Zeitraum von 913 bis 1196 unserer Zeitrechnung. Firdusi gehört diesem Zeitraum an.

wie nun Alles im Orient ſich unterordnen, ſich höheren Geboten fügen muß, ſo beſtellte ihnen auch der Fürſt einen Dichterfürſten,*) der ſie prüfen, beurtheilen, ſie zu Arbeiten, jedem Talent gemäß, aufmuntern ſollte. Dieſe Stelle hat man als eine der vorzüglichſten am Hofe zu betrachten: er war Miniſter aller wiſſenſchaftlichen, hiſtoriſch-poetiſchen Geſchäfte; durch ihn wurden die Gunſtbezeigungen ſeinen Untergebenen zu Theil, und wenn er den Hof begleitete, geſchah es in ſo großem Gefolge, in ſo ſtattlichem Aufzuge, daß man ihn wol für einen Vezir halten konnte.

Ueberlieferungen.

Wenn der Menſch daran denken ſoll, von Ereigniſſen, die ihn zunächſt betreffen, künftigen Geſchlechtern Nachricht zu hinterlaſſen, ſo gehört dazu ein gewiſſes Behagen an der Gegenwart, ein Gefühl von dem hohen Werthe derſelben. Zuerſt alſo befeſtigt er im Gedächtniß, was er von Vätern vernommen, und überliefert ſolches in fabelhaften Umhüllungen; denn mündliche Ueberlieferung wird immer märchenhaft wachſen. Iſt aber die Schrift erfunden, ergreift die Schreibfertigkeit ein Volk vor dem andern, ſo entſtehen alsdann Chroniken, welche den poetiſchen Rhythmus behalten, wenn die Poeſie der Einbildungskraft und des Gefühls längſt verſchwunden iſt. Die ſpäteſte Zeit verſorgt uns mit ausführlichen Denkſchriften, Selbſtbiographien unter mancherlei Geſtalten.

Auch im Orient finden wir gar frühe Dokumente einer bedeutenden Weltausbildung. Sollten auch unſere heiligen Bücher ſpäter in Schriften verfaßt ſein, ſo ſind doch die Anläſſe dazu als Ueberlieferungen uralt und können nicht dankbar genug beachtet werden. Wie Vieles mußte nicht auch in dem mittlern Orient, wie wir Perſien und ſeine Umgebungen nennen dürfen, jeden Augenblick entſtehen und ſich trotz aller Verwüſtung und Zerſplitterung erhalten! Denn wenn es zu höherer Ausbildung großer Landſtreden dienlich iſt, daß ſolche nicht einem Herrn unterworfen ſondern unter mehrere getheilt ſeien, ſo iſt derſelbe Zuſtand gleichfalls der Erhaltung nütze, weil das, was an dem einen Ort zu Grunde geht, an dem andern fortbeſtehen, was aus dieſer Oaſe vertrieben wird, ſich in jene flüchten kann.

*) Nach Hammer, a. a. O., S. 37.

Auf solche Weise müssen, ungeachtet aller Zerstörung und Verwüstung, sich manche Abschriften aus frühern Zeiten erhalten haben, die man von Epoche zu Epoche theils abgeschrieben, theils erneuert. So finden wir, daß unter Jesdedschird, dem letzten Sassaniden, eine Reichsgeschichte verfaßt worden, wahrscheinlich aus alten Chroniken zusammengestellt, dergleichen sich schon Ahasverus in dem Buch Esther bei schlaflosen Nächten vorlesen läßt. Kopien jenes Werkes, welches Bastan Nameh betitelt war, erhielten sich; denn vierhundert Jahre später wird unter Mansur I., aus dem Hause der Samaniden, eine Bearbeitung desselben vorgenommen,*) bleibt aber unvollendet, und die Dynastie wird von den Gasnewiden verschlungen. Mahmud jedoch, genannten Stammes zweiter Beherrscher, ist von gleichem Triebe belebt und vertheilt sieben Abtheilungen des Bastan Nameh unter sieben Hofdichter. Es gelingt Ansari, seinen Herrn am Meisten zu befriedigen; er wird zum Dichterkönig ernannt und beauftragt, das Ganze zu bearbeiten.**) Er aber, bequem und klug genug, weiß das Geschäft zu verspäten und mochte sich im Stillen umthun, ob er nicht Jemand fände, dem es zu übertragen wäre.

Firdusi.

Starb 1030.

Die wichtige Epoche persischer Dichtkunst, die wir nun erreichen, giebt uns zur Betrachtung Anlaß, wie große Weltereignisse nur alsdann sich entwickeln, wenn gewisse Neigungen, Begriffe, Vorsätze hie und da, ohne Zusammenhang, einzeln ausgeäßet, sich bewegen und im Stillen formachsen, bis endlich früher oder später ein allgemeines Zusammenwirken hervortritt. In diesem Sinne ist es merkwürdig genug, daß zu gleicher Zeit, als ein mächtiger Fürst auf die Wiederherstellung einer Volks- und Stammes-Literatur bedacht war, ein Gärtnerjohn zu Tus***) gleichfalls ein

*) S. Hammer, a. a. O., I. 7: „namentlich die unter Jesdedschird III. unter dem Titel Bastan-Nameh zusammengetragene Reichsgeschichte, die Quellen, aus denen in der Folge Abu Mansur Omri (der Beste Mansur I.) das Schah Nameh in Prosa, und Firdusi auf Befehl Mahmud's in Versen beschrieben." — Die Gasnewiden seit dem J. 365 der Flucht.

**) Ebenda, S. 37 u. 52.

***) Daf. S. 51. Firdusi's Vater diente als Gärtner in einer Vorstadt von Tus. Das Folgende ist genau nach Hammer, a. a. O., erzählt.

Exemplar des Bastan Nameh sich zueignete und das eingeborene schöne Talent solchen Studien eifrig widmete.

In Absicht, über den dortigen Statthalter wegen irgend einer Bedrängniß zu klagen, begiebt er sich nach Hofe, ist lange vergebens bemüht, zu Ansari durchzudringen und durch dessen Fürsprache seinen Zweck zu erreichen. Endlich macht eine glückliche, gehaltvolle Reimzeile, aus dem Stegreife gesprochen, ihn dem Dichterkönige bekannt, welcher, Vertrauen zu seinem Talente fassend, ihn empfiehlt und ihm den Auftrag des großen Werkes verschafft. Firdusi beginnt das Schah Nameh unter günstigen Umständen; er wird im Anfange theilweis hinlänglich belohnt, nach dreißigjähriger Arbeit hingegen entspricht das königliche Geschenk seiner Erwartung keineswegs. Erbittert verläßt er den Hof und stirbt, eben da der König seiner mit Gunst abermals gedenkt. Mahmud überlebt ihn kaum ein Jahr, innerhalb welches der alte Essedi,*) Firdusi's Meister, das Schah Nameh völlig zu Ende schreibt.

Dieses Werk ist ein wichtiges, ernstes, mythisch-historisches Nationalfundament, worin das Herkommen, das Dasein, die Wirkung alter Helden aufbewahrt wird. Es bezieht sich auf frühere und spätere Vergangenheit, deshalb das eigentlich Geschichtliche zuletzt mehr hervortritt, die früheren Fabeln jedoch manche uralte Traditionswahrheit verhüllt überliefern.

Firdusi scheint überhaupt zu einem solchen Werke sich vortrefflich dadurch zu qualifiziren, daß er leidenschaftlich am Alten, ächt Nationelle festgehalten und auch in Absicht auf Sprache frühe Reinigkeit und Tüchtigkeit zu erreichen gesucht, wie er denn arabische Worte verbannt und das alte Pehlewi**) zu beachten bemüht war.

Enweri.***)

Stirbt 1158.

Er studirt zu Tus, einer wegen bedeutender Lehranstalten berühmten, ja sogar wegen Ueberbildung verdächtigen Stadt; und

*) Hammer, a. a. O., S. 49. Nr. 15: Essedi aus Tus.

**) Eine der älteren persischen Hauptsprachen, das Huzvaresch.

***) Nach Hammer, a. a. O., S. 88. Nr. 28, der größte Dichter Persiens in der Kasside oder dem panegyrischen Gedichte. Der folgende erste Absatz beruht auf Hammer, S. 89. — In dem Aufsatz Epochen deutscher Literatur vergleicht Goethe seine Zeit mit der „zweiten (Epoche) der persischen Poesie, in welcher sich Enweri besonders hervorthat, und die wir die enkomiastische nennen dürfen" (Werke, 1840, Bd. 33, S. 434).

als er, an der Thüre des Kollegiums sitzend, einen mit Gefolge und Prunk vorbeireitenden Großen erblickt, zu seiner großen Verwunderung aber hört, daß es ein Hofdichter sei, entschließt er sich, zu gleicher Höhe des Glücks zu gelangen. Ein über Nacht geschriebenes Gedicht, wodurch er sich die Gunst des Fürsten erwirbt, ist uns übrig geblieben.

Aus diesem und aus mehreren Poesien, die uns mitgetheilt worden, blickt ein heiterer Geist hervor, begabt mit unendlicher Umsicht und scharfem, glücklichen Durchschauen; er beherrscht einen unüberlehbaren Stoff. Er lebt in der Gegenwart, und wie er vom Schüler sogleich zum Hofmann übergeht, wird er ein freier Eudemonist und findet, daß kein besser Handwerk sei, als mitlebende Menschen durch Lob zu ergetzen. Fürsten, Vesire, edle und schöne Frauen, Dichter und Musiker schmückt er mit seinem Preis und weiß auf einen Jeden etwas Zierliches aus dem breiten Weltvorrathe anzuwenden.

Wir können daher nicht billig finden, daß man ihm die Verhältnisse, in denen er gelebt und sein Talent genutzt, nach so viel hundert Jahren zum Verbrechen macht. Was sollt' aus dem Dichter werden, wenn es nicht hohe, mächtige, kluge, thätige, schöne und geschickte Menschen gäbe, an deren Vorzügen er sich auferbauen kann? An ihnen wie die Rebe am Ulmenbaum, wie Epheu an der Mauer, rankt er sich hinauf, Auge und Sinn zu erquicken. Sollte man einen Juwelier schelten, der die Edelsteine beider Indien zum herrlichen Schmuck trefflicher Menschen zu verwenden sein Leben zubringt? Sollte man von ihm verlangen, daß er das freilich sehr nützliche Geschäft eines Straßenpflasterers übernähme?

So gut aber unser Dichter mit der Erde stand, ward ihm der Himmel verderblich. Eine bedeutende, das Volk aufregende Weissagung, als werde an einem gewissen Tage ein ungeheurer Sturm das Land verwüsten, traf nicht ein, und der Schah selbst konnte gegen den allgemeinen Unwillen des Hofes und der Stadt seinen Liebling nicht retten. Dieser floh. Auch in entfernter Provinz*) schützte ihn nur der entschiedene Charakter eines freundlichen Statthalters.

Die Ehre der Astrologie kann jedoch gerettet werden, wenn man annimmt, daß die Zusammenkunft so vieler Planeten in

*) Er zog nach Balch, woselbst der Richter sich für ihn verbürgte (Hammer a. a. O., S. 89).

einem Zeichen*) auf die Zukunft von Dschengis Khan hindeute, welcher in Persien mehr Verwüstung anrichtete, als irgend ein Sturmwind hätte bewirken können.

Nisami.**)

Stirbt 1180.

Ein zarter, hochbegabter Geist, der, wenn Firdusi die sämmtlichen Heldenüberlieferungen erschöpfte, nunmehr die lieblichsten Wechselwirkungen innigster Liebe zum Stoffe seiner Gedichte wählt. Medschnun und Leila, Chosru und Schirin, Liebespaare, führt er vor, durch Ahnung, Geschick, Natur, Gewohnheit, Neigung, Leidenschaft für einander bestimmt, sich entschieden gewogen, dann aber durch Grille, Eigensinn, Zufall, Nöthigung und Zwang getrennt, eben so wunderlich wieder zusammengeführt und am Ende doch wieder auf eine oder die andere Weise weggerissen und geschieden.

Aus diesen Stoffen und ihrer Behandlung erwächst die Erregung einer ideellen Sehnsucht. Befriedigung finden wir nirgends. Die Anmuth ist groß, die Mannichfaltigkeit unendlich.

Auch in seinen andern, unmittelbar moralischem Zweck gewidmeten Gedichten athmet gleiche liebenswürdige Klarheit. Was auch dem Menschen Zweideutiges begegnen mag, führt er jederzeit wieder ans Praktische heran und findet in einem sittlichen Thun allen Räthseln die beste Auflösung.

Uebrigens führt er, seinem ruhigen Geschäft gemäß, ein ruhiges Leben unter den Seldschugiden und wird in seiner Vaterstadt Gendsche begraben.

Dschelal-ed-din Rumi.***)

Stirbt 1262.

Er begleitet seinen Vater, der wegen Verdrießlichkeiten mit dem Sultan sich von Balch hinwegbegiebt, auf dem langen Reise-

*) Die sieben Planeten waren im Zeichen der Wage zusammengetroffen.

**) Bei Hammer S. 105. Nr. 32.

***) Ebendo, S. 163. Nr. 57: Mewlana Dschelal-ed-din Rumi, oft kurz Mewlana genannt, obgleich sehr viele persische Dichter diesen Beinamen mit ihm theilen. Nach Hammer „der größte mystische Dichter des Orients, das Orakel der Sofis, die Nachtigall des beschaulichen Lebens.“ Rückert hat bereits 1819 einen Theil seines Divan bearbeitet (Gesammelte Gedichte, II. S. 209 bis 456). Rosen setzten Mesnewi (ein doppelt gereimtes allegorisches Gedicht) 1845.

zug. Unterwegs nach Mekka treffen sie Attar,*) der ein Buch göttlicher Geheimnisse dem Jünglinge verehrt und ihn zu heiligen Studien entzündet.

Hiebei ist so viel zu bemerken: daß der eigentliche Dichter die Herrlichkeit der Welt in sich aufzunehmen berufen ist und deshalb immer eher zu loben als zu tadeln geneigt sein wird. Daraus folgt, daß er den würdigsten Gegenstand aufzufinden sucht und, wenn er Alles durchgegangen, endlich sein Talent am Liebsten zu Preis und Verherrlichung Gottes anwendet. Besonders aber liegt dieses Bedürfniß dem Orientalen am Nächsten, weil er immer dem Uebersinnlichen zustrebt und solches bei Betrachtung der Gottheit in größter Fülle gewahr zu werden glaubt, sowie ihm denn bei jeder Ausführung Niemand Uebertriebenheit Schuld geben darf.

Schon der sogenannte mahometanische Rosenkranz, wodurch der Name Allah mit neunundneunzig Eigenschaften verherrlicht wird, ist eine solche Lob- und Preis-Litanei. Bejahende, verneinende Eigenschaften bezeichnen das unbegreiflichste Wesen; der Anbeter staunt, ergiebt und beruhigt sich. Und wenn der weltliche Dichter die ihm vorschwebenden Vollkommenheiten an vorzügliche Personen verwendet,**) so flüchtet sich der Gottergebene in das unpersönliche Wesen, das von Ewigkeit her Alles durchdringt.

So flüchtete sich Attar vom Hofe zur Beschaulichkeit, und Dschelal-ed-din, ein reiner Jüngling, der sich so eben auch vom Fürsten und der Hauptstadt entfernte, war um desto eher zu tieferen Studien zu entzünden.

Nun zieht er mit seinem Vater nach vollbrachten Wallfahrten durch Kleinasien; sie bleiben zu Iconium. Dort lehren sie, werden verfolgt, vertrieben, wieder eingesetzt und liegen daselbst mit einem ihrer treusten Lehrgenossen begraben. Indessen hatte Dschengis Khan Persien erobert, ohne den ruhigen Ort ihres Aufenthaltes zu berühren.

Nach obiger Darstellung wird man diesem großen Geiste nicht verargen, wenn er sich ins Abstruse gewendet. Seine Werke sehen etwas bunt aus: Geschichten, Märchen, Parabeln, Legenden, Anekdoten, Beispiele, Probleme behandelt er, um eine geheimnißvolle Lehre einigermaßen zu machen, von der er selbst keine deutliche Rechenschaft zu geben weiß. Unterricht und Erbauung ist sein Zweck; im Ganzen aber sucht er durch die Einheitslehre

*) Der berühmte Dichter der Vogelgesprüche, Ferid-ed-din Attar (bei Hammer S. 140, Nr. 46).

**) S. VIII, 51.

alle Sehnsucht wo nicht zu erfüllen doch aufzulösen, und anzudeuten, daß im göttlichen Wesen zuletzt Alles untertauche und sich verklare.

Saadi.*)

Stirbt 1291, alt 102 Jahre.

Gebürtig von Schiras, studirt er zu Bagdad, wird als Jüngling durch Liebesunglück zum unsteten Leben eines Derwisch bestimmt. Wallfahrtet funfzehnmal nach Mekka, gelangt auf seinen Wanderungen nach Indien und Kleinasien, ja als Gefangener der Kreuzfahrer ins Westland. Er übersteht wundersame Abenteuer, erwirbt aber schöne Länder- und Menschenkenntniß. Nach dreißig Jahren zieht er sich zurück, bearbeitet seine Werke und macht sie bekannt. Er lebt und webt in einer großen Erfahrungsbreite und ist reich an Anekdoten, die er mit Sprüchen und Versen ausschmückt. Leser und Hörer zu unterrichten, ist sein entschiedener Zweck.

Sehr eingezogen in Schiras erlebt er das hundertundzweite Jahr und wird daselbst begraben. Dschengis' Nachkommen hatten Iran zum eignen Reiche gebildet, in welchem sich ruhig wohnen ließ.

Hafis.**)

Stirbt 1389.

Wer sich noch aus der Hälfte des vorigen Jahrhunderts erinnert, wie unter den Protestanten Deutschlands nicht allein Geistliche, sondern auch wol Laien gefunden wurden, welche mit den heiligen Schriften sich dergestalt bekannt gemacht, daß sie, als lebendige Konkordanz, von allen Sprüchen, wo und in welchem Zusammenhange sie zu finden, Rechenschaft zu geben sich geübt hatten, die Hauptstellen aber auswendig wußten und solche zu in-

*) Bei Hammer S. 204. Nr. 65. Durch Olearius sind schon seit der Mitte des 17. Jahrhunderts Saadi's Gülistan und Bostan (Rosengarten und Baumgarten) in Deutschland bekannt. „Von allen großen persischen Dichtern," sagt Hammer, „ist keiner, dessen Genius dem des Abendlandes weniger fremd ..... dessen Moral tiefer im praktischen Leben eingewurzelt wäre."

**) Bei Hammer S. 261. Nr. 100: Schems-ed-din Mahomet Hafis (s. oben Buch Hafis).

gend einer Anwendung immerfort bereit hielten, der wird zugleich gestehen, daß für solche Männer eine große Bildung daraus erwachsen mußte, weil das Gedächtniß, immer mit würdigen Gegenständen beschäftigt, dem Gefühl, dem Urtheil reinen Stoff zu Genuß und Behandlung aufbewahrte. Man nannte sie **bibelfest**, und ein solcher Beiname gab eine vorzügliche Würde und unzweideutige Empfehlung.*)

Das, was nun bei uns Christen aus natürlicher Anlage und gutem Willen entsprang, war bei den Mahometanern Pflicht; denn indem es einem solchen Glaubensgenossen zum größten Verdienst gereichte, Abschriften des Korans selbst zu vervielfältigen oder vervielfältigen zu lassen, so war es kein geringeres, denselben auswendig zu lernen, um bei jedem Anlaß die gehörigen Stellen anführen, Erbauung befördern, Streitigkeit schlichten zu können. Man benannte solche Personen mit dem Ehrentitel Hafis, und dieser ist unserm Dichter als bezeichnender Hauptname geblieben.

Nun ward, gar bald nach seinem Ursprunge, der Koran ein Gegenstand der unendlichsten Auslegungen, gab Gelegenheit zu den spitzfindigsten Subtilitäten, und indem er die Sinnesweise eines Jeden aufregte, entstanden grenzenlos abweichende Meinungen; verrückte Kombinationen, ja die unvernünftigsten Beziehungen aller Art wurden versucht, so daß der eigentlich geistreiche, verständige Mann eifrig bemüht sein mußte, um nur wieder auf den Grund des reinen, guten Textes zurückzulangen. Daher finden wir denn auch in der Geschichte des Islam Auslegung, Anwendung und Gebrauch oft bewundernswürdig.

Zu einer solchen Gewandtheit war das schönste dichterische Talent erzogen und herangebildet; ihm gehörte der ganze Koran, und was für Religionsgebäude man darauf gegründet, war ihm kein Räthsel. Er sagt selbst:

Durch den Koran hab' ich Alles,
Was mir je gelang, gemacht.**)

Als Derwisch, Sofi, Scheich lebte er in seinem Geburtsorte Schiras, auf welchen er sich beschränkte, wohl gelitten und geschätzt von der Familie Mosaffer und ihren Verehrungen. Er beschäftigte sich mit theologischen und grammatikalischen Arbeiten und versammelte eine große Anzahl Schüler um sich her.

*) S. unten Abschnitt Chiffer.

**) Hafis' Diwan, Mim. XLII.

Mit solchen ernsten Studien, mit einem wirklichen Lehramte stehen seine Gedichte völlig im Widerspruch, der sich wohl dadurch heben läßt, wenn man sagt: daß der Dichter nicht geradezu Alles denken und leben müsse, was er ausspricht, am Wenigsten derjenige, der in späterer Zeit in verwickelte Zustände geräth, wo er sich immer der rhetorischen Verstellung nähern und dasjenige vortragen wird, was seine Zeitgenossen gerne hören. Dies scheint uns bei Hafis durchaus der Fall. Denn wie ein Märchenerzähler auch nicht an die Zaubereien glaubt, die er vorspiegelt, sondern sie nur aufs Beste zu beleben und auszustatten gedenkt, damit seine Zuhörer sich daran ergetzen, ebenso wenig braucht gerade der lyrische Dichter dasjenige Alles selbst auszuüben, womit er hohe und geringe Leser und Sänger ergetzt und beschmeichelt. Auch scheint unser Dichter keinen großen Werth auf seine so leicht hinfließenden Lieder gelegt zu haben; denn seine Schüler sammelten sie erst nach seinem Tode.

Nur wenig sagen wir von diesen Dichtungen, weil man sie genießen, sich damit in Einklang setzen sollte. Aus ihnen strömt eine fortquellende, mäßige Lebendigkeit. Im Engen genügsam, froh und klug, von der Fülle der Welt seinen Theil dahinnehmend, in die Geheimnisse der Gottheit von fern hineinblickend, dagegen aber auch einmal Religionsübung und Sinnenlust ablehnend, eins wie das andere; wie denn überhaupt diese Dichtart, was sie auch zu befördern und zu lehren scheint, durchaus eine skeptische Beweglichkeit behalten muß.

Dschami.*)

Stirbt 1492, alt 83 Jahre.

Dschami faßt die ganze Ernte der bisherigen Bemühungen zusammen und zieht die Summe der religiosen, philosophischen, wissenschaftlichen, prosaisch-poetischen Kultur. Er hat einen großen Vortheil, dreiundzwanzig Jahre nach Hafis' Tode geboren zu werden und als Jüngling abermals ein ganz freies Feld vor sich zu finden. Die größte Klarheit und Besonnenheit ist sein Eigenthum.

*) Bei Hammer, a. a. O., S. 319, Nr. 150: Mewlana Dschami. Vergl. Tieg' Textb., I. S. 28. Sein bekanntestes Werk ist Jussuf und Suleika, ein Gesang aus einer größeren Dichtung. Bei Hammer a. a. O. finden sich seine sämmtlichen Schriften verzeichnet.

Nun versucht und leistet er Alles, erscheint sinnlich und übersinnlich zugleich; die Herrlichkeit der wirklichen und Dichterwelt liegt vor ihm, er bewegt sich zwischen beiden. Die Mystik konnte ihn nicht annuthen; weil er aber ohne dieselbe den Kreis des National-Interesses nicht ausgefüllt hätte, so giebt er historisch Rechenschaft von allen den Thorheiten, durch welche stufenweis der in seinem irdischen Wesen befangene Mensch sich der Gottheit unmittelbar anzunähern und sich zuletzt mit ihr zu vereinigen gedenkt; da denn doch zuletzt nur widernatürliche und widergeistige, grasse Gestalten zum Vorscheine kommen. Denn was thut der Mystiker anders, als daß er sich an Problemen vorbeischleicht oder sie weiterschiebt, wenn es sich thun läßt?

Uebersicht.

Man hat aus der sehr schicklich geregelten Folge der sieben ersten römischen Könige schließen wollen, daß diese Geschichte füglich und absichtlich erfunden sei, welches wir dahingestellt sein lassen,*) dagegen aber bemerken, daß die sieben Dichter, welche von dem Perser für die ersten gehalten werden und innerhalb eines Zeitraums von fünfhundert Jahren nach und nach erschienen, wirklich ein ethisch-poetisches Verhältniß gegen einander haben, welches uns erdichtet scheinen könnte, wenn nicht ihre hinterlassenen Werke von ihrem wirklichen Dasein das Zeugniß gäben.

Betrachten wir aber dieses Siebengestirn genauer, wie es uns aus der Ferne vergönnt sein mag, so finden wir, daß sie Alle ein fruchtbares, immer sich erneuendes Talent besaßen, wodurch sie sich über die Mehrzahl sehr vorzüglicher Männer, über die Unzahl mittlerer, täglicher Talente erhoben haben, dabei aber auch in eine besondere Zeit, in eine Lage gelangten, wo sie eine große Ernte glücklich wegnehmen und gleich talentvollen Nachkommen sogar die Wirkung auf eine Zeit lang verkümmern durften, bis wieder ein Zeitraum verging, in welchem die Natur dem Dichter neue Schätze abermals aufschließen konnte.

In diesem Sinne nehmen wir die Dargestellten einzeln nochmals durch und bemerken: daß

Firdusi die ganzen vorhandenen Staats- und Reichsereignisse, fabelhaft oder historisch aufbehalten, vorwegnahm,**) so daß

*) Anspielung auf Niebuhr's römische Geschichte.

**) Durch sein Schah Nameh.

einem Nachfolger nur Bezug und Anmerkung, nicht aber neue Behandlung und Darstellung übrig blieb.

Enweri hielt sich fest an der Gegenwart. Glänzend und prächtig, wie die Natur ihm erschien, freud- und gabenvoll erblickt er auch den Hof seines Schahs; beide Welten und ihre Vorzüge mit den lieblichsten Worten zu verknüpfen, war Pflicht und Behagen. Niemand hat es ihm hierin gleichgethan.

Nisami griff mit freundlicher Gewalt Alles auf, was von Liebes- und Halbwunder-Legende in seinem Bezirk vorhanden sein mochte. Schon im Koran war die Andeutung gegeben, wie man uralte lakonische Ueberlieferungen zu eigenen Zwecken behandeln, ausführen und in gewisser Weitläuftigkeit könne ergetzlich machen.

Dschelal-ed-din Rumi findet sich unbehaglich auf dem problematischen Boden der Wirklichkeit und sucht die Räthsel der innern und äußern Erscheinungen auf geistige, geistreiche Weise zu lösen; daher sind seine Werke neue Räthsel, neuer Auflösungen und Kommentare bedürftig. Endlich fühlt er sich gedrungen, in die Alleinigkeitslehre zu flüchten, wodurch so viel gewonnen als verloren wird und zuletzt das so tröstliche als untröstliche Zero übrig bleibt. Wie sollte nun also irgend eine Redemittheilung poetisch oder prosaisch weiter gelingen? Glücklicherweise wird

Saadi, der Treffliche, in die weite Welt getrieben, mit grenzenlosen Einzelnheiten der Empirie überhäuft, denen er allen etwas abzugewinnen weiß. Er fühlt die Nothwendigkeit sich zu sammeln, überzeugt sich von der Pflicht zu belehren, und so ist er uns Westländern zuerst fruchtbar und segenreich geworden.

Hafis, ein großes, heiteres Talent, das sich begnügt, Alles abzuweisen, wonach die Menschen begehren, Alles bei Seite zu schieben, was sie nicht entbehren mögen, und dabei immer als lustiger Bruder ihresgleichen erscheint. Er läßt sich nur in seinem National- und Zeitkreise richtig anerkennen. Sobald man ihn aber gefaßt hat, bleibt er ein lieblicher Lebensgeleiter. Wie ihm denn auch noch jetzt, unbewußt mehr als bewußt, Kameel- und Maulthiertreiber fortsingen, keineswegs um des Sinnes halben, den er selbst muthwillig zerstückelt, sondern der Stimmung wegen, die er ewig rein und erfreulich verbreitet. Wer konnte denn nun auf Diesen folgen, da alles Andere von den Vorgängern weggenommen war, als

Dschami, Allem gewachsen, was vor ihm geschehen und neben ihm geschah; wie er nun dies Alles zusammen in Garben band, nachbildete, erneuerte, erweiterte, mit der größten Klarheit die Tugenden und Fehler seiner Vorgänger in sich vereinigte, so

blieb der Folgezeit nichts übrig, als zu sein wie er, insofern sie sich nicht verschlimmerte; und so ist es denn auch drei Jahrhunderte durch geblieben. Wobei wir nur noch bemerken, daß, wenn früher oder später das Drama hätte durchbrechen und ein Dichter dieser Art sich hervorthun können, der ganze Gang der Literatur eine andere Wendung genommen hätte.

Wagten wir nun mit diesem Wenigen fünfhundert Jahre persischer Dicht- und Redekunst zu schildern, so sei es, um mit Quintilian, unserm alten Meister, zu reden, von Freunden aufgenommen in der Art, wie man runde Zahlen erlaubt, nicht um genauer Bestimmung willen, sondern um etwas Allgemeines bequemlichkeitshalber annähernd auszusprechen.

Allgemeines.

Die Fruchtbarkeit und Mannichfaltigkeit der persischen Dichter entspringt aus einer unübersehbaren Breite der Außenwelt und ihrem unendlichen Reichthum. Ein immer bewegtes öffentliches Leben, in welchem alle Gegenstände gleichen Werth haben, wagt vor unserer Einbildungskraft, deswegen uns ihre Vergleichungen oft so sehr auffallend und mißbeliebig sind. Ohne Bedenken verknüpfen sie die edelsten und niedrigsten Bilder, an welches Verfahren wir uns nicht so leicht gewöhnen.

Sprechen wir es aber aufrichtig aus: ein eigentlicher Lebemann, der frei und praktisch ahmet, hat kein ästhetisches Gefühl und keinen Geschmack; ihm genügt Realität im Handeln, Genießen, Betrachten, ebenso wie im Dichten; und wenn der Orientale, seltsame Wirkung hervorzubringen, das Ungereimte zusammenreimt, so soll der Deutsche, dem dergleichen wol auch begegnet, dazu nicht scheel sehen.

Die Verwirrung, die durch solche Produktionen in der Einbildungskraft entsteht, ist derjenigen zu vergleichen, wenn wir durch einen orientalischen Bazar, durch eine europäische Messe gehen. Nicht immer sind die kostbarsten und niedrigsten Waaren im Raume weit gesondert, sie vermischen sich in unsern Augen, und oft gewahren wir auch die Fässer, Kisten, Säcke, worin sie transportirt worden. Wie auf einem Obst- und Gemüsmarkt sehen wir nicht allein Kräuter, Wurzeln und Früchte, sondern auch hier und dort allerlei Arten Abwärtlinge, Schalen und Strunke.

Ferner kostet's dem orientalischen Dichter nichts, uns von der Erde in den Himmel zu erheben und von da wieder herunterzustürzen, oder umgekehrt. Dem Aas eines faulenden Hundes versteht Nisami eine sittliche Betrachtung abzulocken, die uns in Erstaunen setzt und erbaut.

*) Herr Jesus, der die Welt durchwandert,
Ging einst an einem Markt vorbei;
Ein todter Hund lag auf dem Wege,
Geschleppet vor des Hauses Thor;
Ein Haufe stand ums Aas umher,
Wie Geier sich um Aeser sammeln.
Der Eine sprach: „Mir wird das Hirn
Von dem Gestank ganz ausgelöscht."
Der Andre sprach: „Was braucht es viel!
Der Gräber Auswurf bringt nur Unglück."
So sang ein Jeder seine Weise,
Des todten Hundes Leib zu schmähen.
Als nun an Jesus kam die Reih,
Sprach ohne Schmähn er guten Sinns,
Er sprach aus gütiger Natur:
„Die Zähne sind wie Perlen weiß!"
Dies Wort macht den Umstehenden,
Durchglühten Muscheln ähnlich, heiß.

Jedermann fühlt sich betroffen, wenn der so liebevolle als geistreiche Prophet nach seiner eigensten Weise Schonung und Nachsicht fordert. Wie kräftig weiß er die unruhige Menge auf sich selbst zurückzuführen, sich des Verwerfens, des Verwünschens zu schämen, unbeachteten Vorzug mit Anerkennung, ja vielleicht mit Neid zu betrachten!**) Jeder Umstehende denkt nun an sein eigen Gebiß. Schöne Zähne sind überall, besonders auch im Morgenland, als eine Gabe Gottes hoch angenehm. Ein faulendes Geschöpf wird durch das Vollkommene, was von ihm übrig bleibt, ein Gegenstand der Bewunderung und des frömmsten Nachdenkens.

Nicht ebenso klar und eindringlich wird uns das vortreffliche Gleichniß, womit die Parabel schließt; wir tragen daher Sorge, dasselbe anschaulich zu machen.

---

*) Dies Gedicht führt Hammer a. a. O. S. 108 an.

**) Zu schämen und zu betrachten hängen ab von führen (einzuschieben ein dahin zu führen), nicht etwa von weiß.

In Gegenden, wo es an Kalklagern gebricht, werden Muschelschalen zu Bereitung eines höchst nöthigen Baumaterials angewendet und, zwischen dürres Reisig geschichtet, von der erregten Flamme durchgeglüht. Der Zuschauende kann sich das Gefühl nicht nehmen, daß diese Wesen, lebendig im Meere sich nährend und wachsend, noch kurz vorher der allgemeinen Lust des Daseins nach ihrer Weise genossen und jetzt nicht etwa verbrennen, sondern, durchgeglüht, ihre völlige Gestalt behalten, wenngleich alles Lebendige aus ihnen weggetrieben ist. Nehme man nunmehr an, daß die Nacht hereinbricht, und diese organischen Reste dem Auge des Beschauers wirklich glühend erscheinen, so läßt sich kein herrlichers Bild einer tiefen, heimlichen Seelenqual vor Augen stellen. Will sich Jemand hievon ein vollkommenes Anschauen erwerben, so ersuche er einen Chemiker, ihm Austerschalen in den Zustand der Phosphorescenz zu versetzen, wo er mit uns gestehen wird, daß ein siedend heißes Gefühl, welches den Menschen durchdringt, wenn ein gerechter Vorwurf ihn mitten in dem Dünkel eines zutraulichen*) Selbstgefühls unerwartet betrifft, nicht furchtbarer auszusprechen sei.

Solcher Gleichnisse würden sich zu hunderten auffinden lassen, die das unmittelbarste Anschauen des Natürlichen, Wirklichen voraussetzen und zugleich wiederum einen hohen sittlichen Begriff erwecken, der aus dem Grunde eines reinen, ausgebildeten Gefühls hervorsteigt.

Höchst schätzenswerth ist bei dieser grenzenlosen Breite ihre Aufmerksamkeit aufs Einzelne, der scharfe, liebevolle Blick, der einem bedeutenden Gegenstand sein Eigenthümlichstes abzugewinnen sucht. Sie haben poetische Stilleben, die sich den besten niederländischer Künstler an die Seite setzen, ja im Sittlichen sich darüber erheben dürften. Aus eben dieser Neigung und Fähigkeit werden sie gewisse Lieblingsgegenstände nicht los; kein persischer Dichter ermüdet, die Lampe blendend, die Kerze leuchtend vorzustellen. Ebendaher kommt auch die Eintönigkeit, die man ihnen vorwirft; aber genau betrachtet, werden die Naturgegenstände bei ihnen zum Surrogat der Mythologie; Rose und Nachtigall nehmen den Platz ein von Apoll und Daphne.**) Wenn man bedenkt, was ihnen abging, daß sie kein Theater, keine

*) Zutraulich im Sinne von selbstvertrauend. — Betreffen für treffen.

**) Oben VIII, 7.

bildende Kunst hatten, ihr dichterisches Talent aber nicht geringer war als irgend eins von jeher, so wird man, ihrer eigensten Welt befreundet, sie immer mehr bewundern müssen.

Allgemeinstes.

Der höchste Charakter orientalischer Dichtkunst ist, was wir Deutsche Geist*) nennen, das Vorwaltende des oberen Leitenden; hier sind alle übrige Eigenschaften vereinigt, ohne daß irgend eine, das eigenthümliche Recht behauptend, hervorträte. Der Geist gehört vorzüglich dem Alter oder einer alternden Weltepoche. Uebersicht des Weltwesens, Ironie, freien Gebrauch der Talente finden wir in allen Dichtern des Orients. Resultat und Prämisse wird uns zugleich geboten; deshalb sehen wir auch, wie großer Werth auf ein Wort aus dem Stegreife gelegt wird. Jene Dichter haben alle Gegenstände gegenwärtig und beziehen die entferntesten Dinge leicht auf einander; daher nähern sie sich auch dem, was wir Witz nennen; doch steht der Witz nicht so hoch, denn dieser ist selbstsüchtig, selbstgefällig, wovon der Geist ganz frei bleibt, deshalb er**) auch überall genialisch genannt werden kann und muß.

Aber nicht der Dichter allein erfreut sich solcher Verdienste; die ganze Nation ist geistreich, wie aus unzähligen Anekdoten hervortritt. Durch ein geistreiches Wort wird der Zorn eines Fürsten erregt, durch ein anderes wieder besänftigt. Neigung und Leidenschaft leben und weben in gleichem Elemente; so erfinden Behramgur und Dilaram den Reim, Dschemil und Boteinah bleiben bis ins höchste Alter leidenschaftlich verbunden. Die ganze Geschichte der persischen Dichtkunst wimmelt von solchen Fällen.

Wenn man bedenkt, daß Nuschirwan,***) einer der letzten Sassaniden, um die Zeit Mahomet's mit ungeheuren Kosten die Fabeln des Bidpai und das Schachspiel aus Indien kommen läßt, so ist der Zustand einer solchen Zeit vollkommen ausgesprochen. Jene, nach dem zu urtheilen, was uns überliefert ist, überboten einander an Lebensklugheit und freieren Ansichten irdischer Dinge. Deshalb konnte vier Jahrhunderte später, selbst

---

*) Oben Schluß von VIII. 25.
**) er, selbstverständlich der Geist, nicht der Witz.
***) Bekannter unter dem Namen Kosroës. S. oben Abschnitt Geschichte.

in der ersten besten Epoche persischer Dichtkunst, keine vollkommen reine Naivität stattfinden. Die große Breite der Umsicht, die vom Dichter gefordert ward, das gesteigerte Wissen, die Hof- und Kriegsverhältnisse, Alles verlangte große Besonnenheit.

Neuere, Neueste.

Nach Weise von Dschami und seiner Zeit vermischten folgende Dichter Poesie und Prosa immer mehr, so daß für alle Schreibarten nur ein Stil angewendet wurde. Geschichte, Poesie, Philosophie, Kanzlei- und Briefstil, Alles wird auf gleiche Weise vorgetragen, und so geht es nun schon drei Jahrhunderte fort. Ein Muster des allerneuesten sind wir glücklicherweise im Stande vorzulegen.

Als der persische Botschafter Mirza Abul Hassan Khan sich in Petersburg befand, ersuchte man ihn um einige Zeilen seiner Handschrift. Er war freundlich genug, ein Blatt zu schreiben, wovon wir die Uebersetzung hier einschalten.

„Ich bin durch die ganze Welt gereist, bin lange mit vielen Personen umgegangen; jeder Winkel gewährte mir einigen Nutzen, jeder Halm eine Aehre; und doch habe ich keinen Ort gesehen, dieser Stadt vergleichbar, noch ihren schönen Huris. Der Segen Gottes ruhe immer auf ihr!" *)

„Wie wohl hat jener Kaufmann gesprochen, der unter die Räuber fiel, die ihre Pfeile auf ihn richteten! Ein König, der den Handel unterdrückt, verschließt die Thüre des Heils vor dem Gesichte seines Heeres. Welcher Verständige möchte bei solchem Ruf der Ungerechtigkeit sein Land besuchen? Willst Du einen guten Namen erwerben, so behandle mit Achtung Kaufleute und Gesandte. Die Großen behandeln Reisende wohl, um sich einen guten Ruf zu machen. Das Land, das die Fremden nicht beschützt, geht bald unter. Sei ein Freund der Fremden und Reisenden, denn sie sind als Mittel eines guten Rufs zu betrachten;

*) Citat aus Saadi: s. oben IV. B., woselbst Goethe dasselbe in Reime gebracht hat.

sei gastfrei, schütze die Vorüberziehenden, hüte Dich, ungerecht gegen sie zu sein! Wer diesen Rath des Gesandten befolgt, wird gewiß Vortheil davon ziehen."

„Man erzählt, daß Omar-ebn-abd-el-asis ein mächtiger König war und Nachts in seinem Kämmerlein voll Demuth und Unterwerfung, das Angesicht zum Throne des Schöpfers wendend, sprach: O Herr! Grokes hast Du anvertraut der Hand des schwachen Knechtes; um der Herrlichkeit der Reinen und Heiligen Deines Reiches willen, verleihe mir Gerechtigkeit und Billigkeit, bewahre mich vor der Bosheit der Menschen; ich fürchte, daß das Herz eines Unschuldigen durch mich könne betrübt worden sein und Fluch des Unterdrückten meinem Nacken folge. Ein König soll immer an die Herrschaft und das Dasein des höchsten Wesens gedenken, an die fortwährende Veränderlichkeit der irdischen Dinge, er soll bedenken, daß die Krone von einem würdigen Haupt auf ein unwürdiges übergeht, und sich nicht zum Stolze verleiten lassen. Denn ein König, der hochmüthig wird, Freund und Nachbarn verachtet, kann nicht lange auf seinem Throne gedeihen; man soll sich niemals durch den Ruhm einiger Tage aufblähen lassen. Die Welt gleicht einem Feuer, das am Wege angezündet ist; wer so viel davon nimmt als nöthig, um sich auf dem Wege zu leuchten, erduldet kein Uebel; aber wer mehr nimmt, verbrennt sich.

„Als man den Plato fragte, wie er in dieser Welt gelebt habe, antwortete er: Mit Schmerzen bin ich hereingekommen, mein Leben war ein anhaltendes Erstaunen, und ungern geh' ich hinaus, und ich habe nichts gelernt, als daß ich nichts weiß. Bleibe fern von Dem, der etwas unternimmt und unwissend ist, von einem Frommen, der nicht unterrichtet ist; man könnte sie beide einem Esel vergleichen, der die Mühle dreht, ohne zu wissen, warum. Der Säbel ist gut anzusehen, aber seine Wirkungen sind unangenehm. Ein wohldenkender Mann verbindet sich mit Fremden; aber der Bösartige entfremdet sich seinen Nächsten. Ein König sagte zu Einem, der Behloul hieß: Gieb mir einen Rath! Dieser versetzte: Beneide keinen Geizigen, keinen ungerechten Richter, keinen Reichen, der sich nicht aufs Haushalten versteht, keinen Freigebigen, der sein Geld unnütz verschwendet, keinen Gelehrten, dem das Urtheil fehlt! Man erwirbt in der Welt entweder einen guten oder einen bösen Namen; da kann man nun zwischen beiden wählen, und da nun ein Jeder sterben

muß, Gut oder Bös, glücklich Der, welcher den Ruhm eines Tugendhaften vorzog.*)

„Diese Zeilen schrieb, dem Verlangen eines Freundes gemäß, im Jahre 1231 der Hegire, den Tag des Demasul Sani, nach christlicher Zeitrechnung am .. Mai 1816, Mirza Abul Hassan Khan, von Schiras, während seines Aufenthalts in der Hauptstadt St. Petersburg, als außerordentlicher Abgesandter Sr. Majestät von Persien Feth Ali Schah Katschar. Er hofft, daß man mit Güte einem Unwissenden verzeihen wird, der es unternahm, einige Worte zu schreiben."

Wie nun aus Vorstehendem klar ist, daß seit drei Jahrhunderten sich immer eine gewisse Prosa-Poesie erhalten hat und Geschäfts- und Briefstil öffentlich und in Privatverhandlungen immer derselbige bleibt, so erfahren wir, daß in der neusten Zeit am persischen Hofe sich noch immer Dichter befunden, welche die Chronik des Tages und also Alles, was der Kaiser vornimmt, und was sich ereignet, in Reime verfaßt und zierlich geschrieben, einem hiezu besonders bestellten Archivarius überliefern. Woraus denn erhellt, daß in dem unwandelbaren Orient, seit Ahasverus' Zeiten, der sich solche Chroniken bei schlaflosen Nächten vorlesen ließ, sich keine weitere Veränderung zugetragen hat.

Wir bemerken hiebei, daß ein solches Vorlesen mit einer gewissen Deklamation geschehe, welche mit Emphase, einem Steigen und Fallen des Tons vorgetragen wird und mit der Art, wie die französischen Trauerspiele deklamirt werden, sehr viel Aehnlichkeit haben soll. Es läßt sich dies um so eher denken, als die persischen Doppelverse einen ähnlichen Kontrast bilden wie die beiden Hälften des Alexandriners.

Und so mag denn auch diese Beharrlichkeit die Veranlassung sein, daß die Perser ihre Gedichte seit achthundert Jahren noch immer lieben, schätzen und verehren; wie wir denn selbst Zeuge gewesen, daß ein Orientale ein vorzüglich eingebundenes und erhaltenes Manuskript des Mesnewi**) mit eben so viel Ehrfurcht, als wenn es der Koran wäre, betrachtete und behandelte.

---

*) Auch diese Betrachtungen des Gesandten bestehen unzweifelhaft zum überwiegenden Theil aus Citaten persischer oder arabischer Gemeinsprüche.

**) Von Dschelal-ed-din Rumi. Der Orientale war wol ein Jenaer Student.

Zweifel.

Die persische Dichtkunst aber, und was ihr ähnlich ist, wird von dem Westländer niemals ganz rein, mit vollem Behagen aufgenommen werden, worüber wir aufgeklärt sein müssen, wenn uns der Genuß daran nicht unversehens gestört werden soll.

Es ist aber nicht die Religion, die uns von jener Dichtkunst entfernt. Die Einheit Gottes, Ergebung in seinen Willen, Vermittlung durch einen Propheten, Alles stimmt mehr oder weniger mit unserm Glauben, mit unserer Vorstellungsweise überein. Unsere heiligen Bücher liegen auch dort, ob nur gleich legendenweis, zum Grund.

In die Märchen jener Gegend, Fabeln, Parabeln, Anekdoten, Witz- und Scherzreden sind wir längst eingeweiht. Auch ihre Mystik sollte uns ansprechen; sie verdiente wenigstens eines tiefen und gründlichen Ernstes wegen mit der unsrigen verglichen zu werden, die in der neusten Zeit, genau betrachtet, doch eigentlich nur eine charakter- und talentlose Sehnsucht ausdrückt; wie sie sich denn schon selbst parodirt, zeuge der Vers:

Mir will ewiger Durst nur frommen
Nach dem Durste.*)

Despotie.

Was aber dem Sinne der Westländer niemals eingehen kann, ist die geistige und körperliche Unterwürfigkeit unter seinen**) Herren und Oberen, die sich von uralten Zeiten herschreibt, indem Könige zuerst an die Stelle Gottes traten. Im Alten Testament lesen wir ohne sonderliches Befremden, wenn Mann und Weib vor Priester und Helden sich aufs Angesicht niederwirft und anbetet, denn dasselbe sind sie vor den Elohim zu thun gewohnt. Was zuerst aus natürlichem frommen Gefühl geschah, verwandelte sich später in umständliche Hofsitte. Der Ku-tou, das dreimalige Niederwerfen dreimal wiederholt, schreibt sich daher. Wie viele westliche Gesandtschaften an östlichen Höfen sind an dieser Cere-

*) Dieser Vers ist also einem deutschen Mystiker der damaligen Zeit, einem „schmachtenden Hungerleider nach dem Unerreichlichen" entnommen.

**) seinen nicht etwa des Westländers; vielmehr ist nach Unterwürfigkeit in Gedanken zu setzen: des Orientalen.

monie gescheitert, und die persische Poesie kann im Ganzen bei uns nicht gut aufgenommen werden, wenn wir uns hierüber nicht vollkommen deutlich machen.

Welcher Westländer kann erträglich finden, daß der Orientale nicht allein seinen Kopf neunmal auf die Erde stößt, sondern denselben sogar wegwirft irgendwohin zu Ziel und Zweck.

Das Maillespiel zu Pferde, wo Ballen und Schlägel die große Rolle zugetheilt ist, erneuert sich oft vor dem Auge des Herrschers und des Volkes, ja mit beiderseitiger persönlicher Theilnahme. Wenn aber der Dichter seinen Kopf als Ballen auf die Maillebahn des Schahs legt, damit der Fürst ihn gewahr werde und mit dem Schlägel*) der Gunst zum Glück weiter fortspedire, so können und mögen wir freilich weder mit der Einbildungskraft noch mit der Empfindung folgen; denn so heißt es:

Wie lang' wirst ohne Hand und Fuß
Du noch des Schicksals Ballen sein!
Und überspringst Du hundert Bahnen,
Dem Schlägel kannst Du nicht entfliehn.
Leg auf des Schahes Bahn den Kopf!
Vielleicht, daß er Dich doch erblickt.

Ferner:

Nur dasjenige Gesicht
Ist des Glückes Spiegelwand,
Das gerieben ward am Staub
Von dem Hufe dieses Pferdes.**)

Nicht aber allein vor dem Sultan, sondern auch vor Geliebten erniedrigt man sich ebenso tief und noch häufiger:

Mein Gesicht lag auf dem Weg;
Keinen Schritt hat er vorbeigethan.***)

Beim Staube Deines Wegs
Mein Hoffnungszelt!
Bei Deiner Fuße Staub
Dem Wasser vorzuziehn.†)

*) S. Hammer's Gesch., S. 160. Nr. 52. S. 255 (die Grade der Liebe), 301 (Satisf. u. 268.

**) Aus Hafis' Divan, Tal. XII.

***) Tal. XVII. der Anfang.

†) Tal. Lam. VII. Strophe 3. (Hammer übers: gil weicht statt vorzuziehn.)

Denjenigen, der meine Scheitel
Wie Staub zertritt mit Füßen,
Will ich zum Kaiser machen,
Wenn er zu mir zurückkommt.*)

Man sieht deutlich hieraus, daß eins so wenig als das andere heißen will, erst bei würdiger Gelegenheit angewendet, zuletzt immer häufiger gebraucht und gemißbraucht. So sagt Hafis wirklich possenhaft:

Mein Kopf im Staub des Weges
Des Wirthes sein wird.**)

Ein tieferes Studium würde vielleicht die Vermuthung bestätigen, daß frühere Dichter mit solchen Ausdrücken viel bescheidener verfahren, und nur spätere, auf demselben Schauplatz in derselben Sprache sich ergehend, endlich auch solche Mißbräuche nicht einmal recht im Ernst sondern parodistisch beliebt, bis sich endlich die Tropen dergestalt vom Gegenstand weg verlieren, daß kein Verhältniß mehr weder gedacht noch empfunden werden kann.

Und so schließen wir denn mit den lieblichen Zeilen Enweri's, welcher so anmuthig als schicklich einen werthen Dichter seiner Zeit verehrt:

Dem Vernünft'gen sind Lockspeise Schefchai's Gedichte,
Hundert Vögel wie ich fliegen begierig darauf.
Geh, mein Gedicht, und küß vor dem Herrn die Erde und sag ihm:
Du, die Tugend der Zeit, Tugendepoche bist Du!***)

Einrede.

Um uns nun über das Verhältniß der Despoten zu den Übrigen, und wiefern es noch menschlich sei, einigermaßen aufzu-

*) Ebenda, Dal. CXXVI.
**) Daf., Dal. L. Die Gasele fängt an:
„So lang' von Wein und Schenken
Ein Zeichen sein wird,
Mein Kopf im Staub des Weges
Des Wirthes sein wird."
***) Anfang der Kaside Enweri's: „An den Dichter Schefchai" (Hammer's Gesch. d. sch. Redek. S. 91).

klären, auch uns über das knechtische Verfahren der Dichter vielleicht zu beruhigen, möge eine und die andere Stelle hier eingeschaltet sein, welche Zeugniß giebt, wie Geschichts- und Weltkenner hierüber geurtheilt. Ein bedächtiger Engländer drückt sich folgendermaßen aus:

„Unumschränkte Gewalt, welche in Europa durch Gewohnheiten und Umsicht einer gebildeten Zeit zu gemäßigten Regierungen gesänftiget wird, behält bei asiatischen Nationen immer einerlei Charakter und bewegt sich beinahe in demselben Verlauf. Denn die geringen Unterschiede, welche des Menschen Staatswerth und Würde bezeichnen, sind blos von des Despoten persönlicher Gemüthsart abhängig und von dessen Macht, ja öfters mehr von dieser als jener. Kann doch kein Land zum Glück gedeihen, das fortwährend dem Krieg ausgesetzt ist, wie es von der frühsten Zeit an das Schicksal aller östlichen schwächeren Königreiche gewesen. Daraus folgt, daß die größte Glückseligkeit, deren die Masse unter unumschränkter Herrschaft genießen kann, sich aus der Gewalt und dem Ruf ihres Monarchen beschreibe, sowie das Wohlbehagen, worin sich dessen Unterthanen einigermaßen erfreuen, wesentlich auf den Stolz begründet ist, zu dem ein solcher Fürst sie erhebt.

„Wir dürfen daher nicht blos an niedrige und verkäufliche Gesinnungen denken, wenn die Schmeichelei uns auffällt, welche sie dem Fürsten erzeigen. Fühlles gegen den Werth der Freiheit, unbekannt mit allen übrigen Regierungsformen, rühmen sie ihren eigenen Zustand, worin es ihnen weder an Sicherheit ermangelt noch an Behagen, und sind nicht allein willig sondern stolz, sich vor einem erhöhten Manne zu demüthigen, wenn sie in der Größe seiner Macht Zuflucht finden und Schutz gegen größeres unterdrückendes Uebel."

Gleichfalls läßt sich ein deutscher Rezensent geist- und kenntnißreich also vernehmen:

„Der Verfasser, allerdings Bewunderer des hohen Schwungs der Panegyriker dieses Zeitraums, tadelt zugleich mit Recht die sich im Ueberschwung der Lobpreisungen vergeudende Kraft edler Gemüther und die Erniedrigung der Charakterwürde, welche dies gewöhnlich zur Folge hat. Allein es muß gleichwol bemerkt werden, daß in dem in vielfachem Schmucke reicher Vollendung aufgeführten Kunstgebäude eines ächt poetischen Volkes panegyrische Dichtung ebenso wesentlich ist als die satirische, mit welcher sie nur den Gegensatz bildet, dessen Auflösung sich sodann entweder in der moralischen Dichtung, der ruhigen Richterin menschlicher

Vorzüge und Gebrechen, der Führerin zum Ziele innerer Beruhigung, oder im Epos findet, welches mit unparteiischer Kühnheit das Edelste menschlicher Trefflichkeit neben die nicht mehr getadelte, sondern als zum Ganzen wirkende Gewöhnlichkeit des Lebens hinstellt und beide Gegensätze auflöst und zu einem reinen Bilde des Daseins vereinigt. Wenn es nämlich der menschlichen Natur gemäß und ein Zeichen ihrer höheren Abkunft ist, daß sie das Edle menschlicher Handlungen und jede höhere Vollkommenheit mit Begeisterung erfaßt und sich an deren Erwähnung gleichsam das innere Leben erneuert, so ist die Lobpreisung auch der Macht und Gewalt, wie sie in Fürsten sich offenbart, eine herrliche Erscheinung im Gebiete der Poesie und bei uns, mit vollestem Rechte zwar, nur darum in Verachtung gesunken, weil Diejenigen, die sich derselben hingaben, meistens nicht Dichter sondern nur feile Schmeichler gewesen. Wer aber, der Calderon seinen König preisen hört, mag hier, wo der kühnste Aufschwung der Phantasie ihn mit fortreißt, an Käuflichkeit des Lobes denken? Oder wer hat sein Herz noch gegen Pindar's Siegeshymnen verwahren wollen? Die despotische Natur der Herrscherwürde Persiens, wenn sie gleich in jener Zeit ihr Gegenbild in gemeiner Anbetung der Gewalt bei den Meisten, welche Fürstenlob sangen, gefunden, hat dennoch durch die Idee verklärter Macht, die sie in edlen Gemüthern erzeugte, auch manche der Bewunderung der Nachwelt werthe Dichtungen hervorgerufen. Und wie die Dichter dieser Bewunderung noch heute werth sind, sind es auch diese Fürsten, bei welchen wir ächte Anerkennung der Würde des Menschen und Begeisterung für die Kunst, welche ihr Andenken feiert, vorfinden. Enweri,*) Chakani, Sahir Farjabi**) und Achestegi***) sind die Dichter dieses Zeitraums im Fache der Panegyrik, deren Werke der Orient noch heute mit Entzücken liest und so auch ihren edlen Namen vor jeder Verunglimpfung sicherstellt. Ein Beweis, wie nahe das Streben des panegyrischen Dichters an die höchste Forderung, die an den Menschen gestellt werden kann, grenzt ist der plötzliche Uebertritt eines dieser panegyrischen Dichter, Senaji's,†) zur religiösen Dichtung: aus dem Lobpreiser seines

*) Enweri ist mehrfach erwähnt. Chakani Hakakki bildet in Hammer's Dichterreihe (a. a. O., S. 135) die Nr. 49; er starb i. J. 1186, Zeitgenosse der beiden zunächst genannten Dichter.

**) Daf., S. 130. Nr. 43.

***) Esiireddin Achestegi, daf., S. 122. Nr. 36.

†) Daf., S. 102. Nr. 20.

Fürsten ward er ein nur für Gott und die ewige Vollkommenheit begeisterter Sänger, nachdem er die Idee des Erhabenen, die er vorher im Leben aufzusuchen sich begnügte, nun jenseits dieses Daseins zu finden gelernt hatte."

Nachtrag.

Diese Betrachtungen zweier ernster, bedächtiger Männer werden das Urtheil über versische Dichter und Enkomiasten zur Milde bewegen, indem zugleich unsere früheren Aeußerungen hiedurch bestätigt sind: in gefährlicher Zeit nämlich komme beim Regiment Alles darauf an, daß der Fürst nicht allein seine Unterthanen beschützen, sondern sie auch persönlich gegen den Feind anführen könne. Zu dieser bis auf die neusten Tage sich bestätigenden Wahrheit lassen sich manche Beispiele finden; wie wir denn das Reichsgrundgesetz anführen, welches Gott dem israelitischen Volke mit dessen allgemeiner Zustimmung in dem Augenblick ertheilt, da es ein- für allemal einen König wünscht. Wir setzen diese Konstitution, die uns freilich heut zu Tag etwas wunderlich scheinen möchte, wörtlich hieher.

„Und Samuel verkündigte dem Volk das Recht des Königs, den sie von dem Herrn forderten:*) das wird des Königs Recht sein, der über Euch herrschen wird: Eure Söhne wird er nehmen zu seinem Wagen und Reutern, die vor seinem Wagen herraben, und zu Hauptleuten über tausend und über funfzig und zu Ackerleuten, die ihm seinen Acker bauen, und zu Schnittern in seiner Ernte, und daß sie seinen Harnisch und was zu seinen Wagen gehört, machen. Eure Töchter aber wird er nehmen, daß sie Apothekerinnen, Köchinnen und Bäckerinnen seien. Eure besten Aecker und Weinberge und Oelgärten wird er nehmen und seinen Knechten geben. Dann von Eurer Saat und Weinbergen wird er den Zehenten nehmen und seinen Kämmerern und Knechten geben. Und Eure Knechte und Mägde und Eure feinesten Jünglinge und Eure Esel wird er nehmen und sein Geschäft damit ausrichten. Von Euren Heerden wird er den Zehenten nehmen: und Ihr müsset seine Knechte sein."

Als nun Samuel dem Volk das Bedenkliche einer solchen Uebereinkunft zu Gemüthe führen und ihnen abrathen will, ruft

*) Nach I. Samuelis, 8. 10—17, 19 u. 20.

es einstimmig: „Mit nichten, sondern es soll ein König über uns sein; daß wir seien auch wie alle andere Heiden, daß uns unser König richte und vor uns her ausziehe, wenn wir unsere Kriege führen."

In diesem Sinne spricht der Perser:

Mit Rath und Schwert umfaßt und schützet Er das Land;
Umfassende und Schirmer stehn in Gottes Hand.*)

Ueberhaupt pflegt man bei Beurtheilung der verschiedenen Regierungsformen nicht genug zu beachten, daß in allen, wie sie auch heißen, Freiheit und Knechtschaft zugleich polarisch existire. Steht die Gewalt bei Einem, so ist die Menge unterwürfig; ist die Gewalt bei der Menge, so sieht der Einzelne im Nachtheil; dieses geht denn durch alle Stufen durch, bis sich vielleicht irgendwo ein Gleichgewicht, jedoch nur auf kurze Zeit, finden kann. Dem Geschichtsforscher ist es kein Geheimniß; in bewegten Augenblicken des Lebens jedoch kann man darüber nicht ins Klare kommen. Wie man denn niemals mehr von Freiheit reden hört, als wenn eine Partei die andere unterjochen will und es auf weiter nichts angesehen ist, als daß Gewalt, Einfluß und Vermögen aus einer Hand in die andere gehen sollen. Freiheit ist die leise Parole heimlich Verschworner, das laute Feldgeschrei der öffentlich Umwälzenden, ja das Losungswort der Despotie selbst, wenn sie ihre unterjochte Masse gegen den Feind anführt und ihr von auswärtigem Druck Erlösung auf alle Zeiten verspricht.**)

Gegenwirkung.

Doch so verfänglich-allgemeiner Betrachtung wollen wir uns nicht hingeben, vielmehr in den Orient zurückwandern und schauen, wie die menschliche Natur, die immer unbezwinglich bleibt, sich

*) Hammer, a. a. O. S. 245, führt dies Distichon, jedoch als ein arabisches an.

**) Dieser letzte Absatz enthält Goethe's intimste Ansichten über Völkerfreiheit. Man findet dieselben, wenig modifizirt, zerstreut in den Sahmen Xenien, z. B. in „Das Weltregiment — über Nacht" und: „O Freiheit süß der Presse" (Schluß) und sonst (Werke, II. 371 und 354). — Der vorletzte Satz möchte sich auf den Wechsel der Gewalt in der französischen Revolution, der letzte sowol auf die auswärtigen Kriege Frankreichs jener Zeit als auch auf den deutsch-russischen Befreiungskrieg 1813 bis 1815 beziehn (s. die Invektiven „Bei einer großen Wassersnoth" und die nächstfolgenden (Werke, III. 283, sowie Goethe's Briefe an Eichstädt, Nr. 175).

dem äußersten Druck entgegensetzt; und da finden wir denn überall, daß der Frei- und Eigensinn der Einzelnen sich gegen die Allgewalt des Einen ins Gleichgewicht stellt; sie sind Sklaven, aber nicht unterworfen, sie erlauben sich Kühnheiten ohne Gleichen. Bringen wir ein Beispiel aus den älteren Zeiten, begeben wir uns zu einem Abendgelag in das Zelt Alexander's, dort treffen wir ihn mit den Seinigen in lebhaften, heftigen, ja wilden Wechselreden.

Clitus, Alexander's Milchbruder, Spiel- und Kriegsgefährte, verliert zwei Brüder im Felde, rettet dem König das Leben, zeigt sich als bedeutender General, treuer Statthalter wichtiger Provinzen. Die angemaßte Gottheit des Monarchen kann er nicht billigen; er hat ihn herankommen sehen, dienst- und hilfsbedürftig gekannt; einen innern hypochondrischen Widerwillen mag er nähren, seine Verdienste vielleicht zu hoch anschlagen.

Die Tischgespräche an Alexander's Tafel mögen immer von großer Bedeutung gewesen sein; alle Gäste waren tüchtige, gebildete Männer, alle zur Zeit des höchsten Rednerglanzes in Griechenland geboren. Gewöhnlich mochte man sich nüchterner Weise bedeutende Probleme aufgeben, wählen oder zufällig ergreifen und solche sophistisch-rednerisch mit ziemlichem Bewußtsein gegen einander behaupten. Wenn denn aber doch ein Jeder die Partei vertheidigte, der er zugethan war, Trunk und Leidenschaft sich wechselsweise steigerten, so mußte es zuletzt zu gewaltsamen Scenen hinauslaufen. Auf diesem Wege begegnen wir der Vermuthung, daß der Brand von Persepolis nicht blos aus einer rohen, absurden Völlerei entglommen sei, vielmehr aus einem solchen Tischgespräch aufgeflammt, wo die eine Partei behauptete, man müsse die Perser, da man sie einmal überwunden, auch nunmehr schonen, die andere aber, das schonungslose Verfahren der Asiaten in Zerstörung griechischer Tempel wieder vor die Seele der Gesellschaft führend, durch Steigerung des Wahnsinnes zu trunkener Wuth die alten königlichen Denkmale in Asche verwandelte. Daß Frauen mitgewirkt, welche immer die heftigsten, unversöhnlichsten Feinde der Feinde sind, macht unsere Vermuthung noch wahrscheinlicher.

Sollte man jedoch hierüber noch einigermaßen zweifelhaft bleiben, so sind wir desto gewisser, was bei jenem Gelag, dessen wir zuerst erwähnten, tödtlichen Zwiespalt veranlaßt habe; die Geschichte bewahrt es uns auf. Es war nämlich der immer sich wiederholende Streit zwischen dem Alter und der Jugend. Die Alten, auf deren Seite Clitus argumentirte, konnten sich auf eine

folgerechte Reihe von Thaten berufen, die sie, dem König, dem Vaterland, dem einmal vorgesteckten Ziele getreu, unablässig mit Kraft und Weisheit ausgeführt. Die Jugend hingegen nahm zwar als bekannt an, daß das Alles geschehen, daß viel gethan worden, und daß man wirklich an der Grenze von Indien sei; aber sie gab zu bedenken, wie viel zu thun noch übrig bliebe, erbot sich, das Gleiche zu leisten, und eine glänzende Zukunft versprechend, wußte sie den Glanz geleisteter Thaten zu verdunkeln. Daß der König sich auf diese Seite geschlagen, ist natürlich; denn bei ihm konnte vom Geschehenen nicht mehr die Rede sein. Clitus kehrte dagegen seinen heimlichen Unwillen heraus und wiederholte in des Königs Gegenwart Mißreden, die dem Fürsten, als hinter seinem Rücken gesprochen, schon früher zu Ohren gekommen. Alexander hielt sich bewundernswürdig zusammen, doch leider zu lange. Clitus verging sich grenzenlos in widerwärtigen Reden, bis der König aufsprang, den seine Nächsten zuerst festhielten und Clitus bei Seite brachten. Dieser aber kehrt rasend mit neuen Schmähungen zurück, und Alexander stößt ihn, den Spieß von der Wache ergreifend, nieder.

Was darauf erfolgt, gehört nicht hierher; nur bemerken wir, daß die bitterste Klage des verzweifelnden Königs die Betrachtung enthält, er werde künftig wie ein Thier im Walde einsam leben, weil Niemand in seiner Gegenwart ein freies Wort hervorzubringen wagen könne. Diese Rede, sie gehöre dem König oder dem Geschichtsschreiber, bestätigt dasjenige, was wir oben vermuthet.*)

Noch im vorigen Jahrhunderte durfte man dem Kaiser von Persien bei Gastmahlen unverschämt widersprechen; zuletzt wurde denn freilich der übermüthige Tischgenosse bei den Füßen weg und am Fürsten nah vorbei geschleppt, ob dieser ihn vielleicht begnadige? Geschah es nicht, hinaus mit ihm und zusammengehauen!**)

Wie grenzenlos hartnäckig und widersetzlich Günstlinge sich gegen den Kaiser betrugen, wird uns von glaubwürdigen Geschichtsschreibern anekdotenweis überliefert. Der Monarch ist wie das Schicksal unerbittlich, aber man trotzt ihm. Heftige Naturen ver-

*) S. oben VIII. 30.

**) Eine solche Szene findet man z. B. in „Joh. Bapt. Tavernier's vierzigjährige Reisebeschreibung, übersetzt von P. Mennier. Nürnberg 1681. Der Persianischen Reisen 4. Buch." S. 211 u. 212 geschildert.

fallen darüber in eine Art Wahnsinn, wovon die wunderlichsten Beispiele vorgelegt werden könnten.

Der obersten Gewalt jedoch, von der Alles herfließt, Wohlthat und Pein, unterwerfen sich mäßige, feste, folgerechte Naturen, um nach ihrer Weise zu leben und zu wirken. Der Dichter aber hat am Ersten Ursache, sich dem Höchsten, der sein Talent schätzt, zu widmen. Am Hof, im Umgange mit Großen, eröffnet sich ihm eine Weltübersicht, deren er bedarf, um zum Reichthum aller Stoffe zu gelangen. Hierin liegt nicht nur Entschuldigung, sondern Berechtigung zu schmeicheln, wie es dem Panegyristen zukommt der sein Handwerk am Besten ausübt, wenn er sich mit der Fülle des Stoffes bereichert, um Fürsten und Vesire, Mädchen und Knaben, Propheten und Heilige, ja zuletzt die Gottheit selbst, menschlicherweise überfüllt, auszuschmücken.

Auch unsern westlichen Dichter loben wir, daß er eine Welt von Putz und Pracht zusammengehäuft, um das Bild seiner Geliebten zu verherrlichen.*)

Eingeschaltetes.

Die Besonnenheit**) des Dichters bezieht sich eigentlich auf die Form, den Stoff giebt ihm die Welt nur allzu freigebig, der Gehalt entspringt freiwillig aus der Fülle seines Innern; bewußtlos begegnen beide***) einander, und zuletzt weiß man nicht, wem eigentlich der Reichthum angehöre.

Aber die Form, ob sie schon vorzüglich im Genie liegt, will erkannt, will bedacht sein, und hier wird Besonnenheit gefordert, daß Form, Stoff und Gehalt sich zu einander schicken, sich in einander fügen, sich einander durchdringen.

Der Dichter steht viel zu hoch, als daß er Partei machen sollte. Heiterkeit und Bewußtsein sind die schönen Gaben, für die er dem Schöpfer dankt: Bewußtsein, daß er vor dem Furchtbaren nicht erschrecke, Heiterkeit, daß er Alles erfreulich darzustellen wisse.

*) Oben VIII. 15.

**) Ein von Herder eingeführtes Wort.

***) Beide, d. h. Gehalt und Stoff. S. über diese Begriffe Goethe's Aeußerungen in den Sprüchen in Prosa, Nr. 119, 240 und 723, den Aufsatz Stoff und Gehalt (Werke, 1840, Bd. 39. S. 431) und die Ausführung: Gehalt ohne Methode u. s. w. (ebenda, Bd. 39. S. 62).

Orientalischer Poesie Elemente.

In der arabischen Sprache wird man wenig Stamm- und Wurzelworte finden, die, wo nicht unmittelbar, doch mittelst geringer An- und Umbildung sich nicht auf Kameel, Pferd und Schaf beziehen. Diesen allerersten Natur- und Lebensausdruck dürfen wir nicht einmal tropisch nennen. Alles, was der Mensch natürlich frei ausspricht, sind Lebensbezüge; nun ist der Araber mit Kameel und Pferd so innig verwandt als Leib mit Seele; ihm kann nichts begegnen, was nicht auch diese Geschöpfe ungleich ergriffe und ihr Essen und Essen mit dem seinigen lebendig verbände. Denkt man zu den oben genannten noch andere Haus- und wilde Thiere hinzu, die dem frei umherziehenden Beduinen oft genug vors Auge kommen, so wird man auch diese in allen Lebensbeziehungen antreffen. Schreitet man nun so fort und beachtet alles übrige Sichtbare: Berg und Wüste, Felsen und Ebene, Bäume, Kräuter, Blumen, Fluß und Meer und das vielgestirnte Firmament, so findet man, daß dem Orientalen bei Allem Alles einfällt, so daß er, übers Kreuz das Fernste zu verknüpfen gewohnt, durch die geringste Buchstaben- und Silbenbiegung Widersprechendes aus einander herzuleiten kein Bedenken trägt. Hier sieht man, daß die Sprache schon an und für sich produktiv ist, und zwar, insofern sie dem Gedanken entgegenkommt, rednerisch, insofern sie der Einbildungskraft zusagt, poetisch.

Wer nun also, von den ersten nothwendigen Uttropen ausgehend, die freieren und kühneren bezeichnete, bis er endlich zu den gewagtesten, willkürlichsten, ja zuletzt ungeschickten, konventionellen und abgeschmackten gelangte, der hätte sich von den Hauptmomenten der orientalischen Dichtkunst eine freie Uebersicht verschafft. Er würde aber dabei sich leicht überzeugen, daß von dem, was wir Geschmack nennen, von der Sonderung nämlich des Schicklichen vom Unschicklichen, in jener Literatur gar nicht die Rede sein könne. Ihre Tugenden lassen sich nicht von ihren Fehlern trennen, beide beziehen sich auf einander, entspringen aus einander, und man muß sie gelten lassen ohne Mäkeln und Markten. Nichts ist unerträglicher, als wenn Reiske und Michaelis jene Dichter bald in den Himmel heben, bald wieder wie einfältige Schulknaben behandeln.*)

*) Von Seiten Michaelis' geschieht Letzteres z. B. in seiner Ausgabe von Erpenius' arabischer Grammatik, nebst arabischer Chrestomathie (1779). S. XLIII, von Reiske's ebenda, S. LXII, Note; in beiden Fällen betreffen die Aeußerungen jedoch arabische Geschichtschreiber.

Dabei läßt sich jedoch auffallend bemerken, daß die ältesten Dichter, die zunächst am Naturquell der Eindrücke lebten und ihre Sprache dichtend bildeten, sehr große Vorzüge haben müssen; diejenigen, die in eine schon durchgearbeitete Zeit, in verwickelte Verhältnisse kommen, zeigen zwar immer dasselbe Bestreben, verlieren aber allmählig die Spur des Rechten und Lobenswürdigen. Denn wenn sie nach entfernten und immer entfernteren Tropen haschen, so wird es barer Unsinn; höchstens bleibt zuletzt nichts weiter als der allgemeinste Begriff, unter welchem die Gegenstände allenfalls möchten zusammenzufassen sein, der Begriff, der alles Anschauen und somit die Poesie selbst aufhebt.

Uebergang von Tropen zu Gleichnissen.

Weil nun alles Vorgesagte auch von den nahe verwandten Gleichnissen gilt, so wäre durch einige Beispiele unsere Behauptung zu bestätigen.

Man sieht den im freien Felde aufwachenden Jäger, der die aufgehende Sonne einem Falken vergleicht:

Thät und Leben mir die Brust durchdringen,
Wieder auf den Füßen steh' ich fest:
Denn der goldne Falke, breiter Schwingen,
Ueberschwebet sein azurnes Nest.*)

Oder noch prächtiger einem Löwen:

Morgendämmrung wandte sich ins Helle,
Herz und Geist auf einmal wurden frey,
Als die Nacht, die schüchterne Gazelle,
Vor dem Träun des Morgenlöwens floh.

Wie muß nicht Marco Polo, der Alles dieses und mehr geschaut,**) solche Gleichnisse bewundert haben!

Unaufhörlich finden wir den Dichter, wie er mit Leben spielt.

*) Hafis sagt in der Gasele CLXVII. Taf. seines Divan:
„Wenn zum Trotze des Rabens, der Nacht, der goldene Falke
Seinen Platz einnimmt in dem lasurnen Nest";
und Tschami (Hammer's Gesch., S. 548):
„Des Morgens Falke schwang sich auf vom Ost."

**) S. Marco Polo's Reisen, Buch II. Kap. 13—16.

Es stecken mehr als funfzig Angeln
In jeder Locke Deiner Haare;*)

ist höchst lieblich an ein schönes, lockenreiches Haupt gerichtet; die Einbildungskraft hat nichts dawider, sich die Haarspitzen hakenartig zu denken. Wenn aber der Dichter sagt, daß er an Haaren aufgehängt sei, so will es uns nicht recht gefallen.**) Wenn es nun aber gar vom Sultan heißt:

In Deiner Locken Banden liegt
Des Feindes Hals verstrickt;***)

so giebt es der Einbildungskraft entweder ein widerlich Bild oder gar keins.

Daß wir von Wimpern gemordet werden, möchte wol angehn; aber an Wimpern gespießt sein,†) kann uns nicht behagen; wenn ferner Wimpern, gar mit Besen verglichen, die Sterne vom Himmel herabkehren, so wird es uns doch zu bunt. Die Stirn der Schönen als Glättstein der Herzen;††) das Herz des Liebenden, als Geschiebe von Thränenbächen fortgerollt und abgerundet: dergleichen mehr witzige als gefühlvolle Wagnisse nöthigen uns ein freundliches Lächeln ab.

Höchst geistreich aber kann genannt werden, wenn der Dichter die Feinde des Schahs wie Zeltenbehör behandelt wissen will:

Seien sie stets wie Späne gespalten, wie Lappen zerrissen!
Wie die Nägel geklopft und wie die Pfähle gesteckt!†††)

Hier sieht man den Dichter im Hauptquartier; das immerwiederholte Ab- und Aufschlagen des Lagers schwebt ihm vor der Seele.

Aus diesen wenigen Beispielen, die man ins Unendliche vermehren könnte, erhellet, daß keine Grenze zwischen dem, was in unserm Sinne lobenswürdig und tadelhaft heißen möchte, gezogen werden könne, weil ihre Tugenden ganz eigentlich die Blüthen ihrer Fehler sind. Wollen wir an diesen Produktionen der herrlichsten Geister theilnehmen, so müssen wir uns orientalisiren;

*) Aus Hafis' Divan, Dal. CXXXV.
**) Dschami sagt in einer Gasele: „An jedem Haar jener Flechten hängt eine Seele" (Fundgr., I. 18).
***) Aus Hafis' Divan, Lam. IX.
†) Hafis sagt nämlich ebendas. III:
„An Deinen spitzen Wimpern sind
Noch hundert Andere wie ich
Gefallene gespießt."
††) S. oben II. 11. Str. 6.
†††) Ein Distichon Enweri's (Hammer's Gesch., S. 90).

der Orient wird nicht zu uns herüberkommen. Und obgleich Ueberſetzungen höchſt löblich ſind, um uns anzulocken, einzuleiten, ſo iſt doch aus allem Vorigen erſichtlich, daß in dieſer Literatur die Sprache als Sprache die erſte Rolle ſpielt. Wer möchte ſich nicht mit dieſen Schätzen an der Quelle bekannt machen!

Bedenken wir nun, daß poetiſche Technik den größten Einfluß auf jede Dichtungsweiſe nothwendig ausübe, ſo finden wir auch hier, daß die zweizeilig gereimten Verſe der Orientalen einen Parallelismus fordern, welcher aber, ſtatt den Geiſt zu ſammeln, ſelben zerſtreut, indem der Reim auf ganz fremdartige Gegenſtände hinweiſt. Dadurch erhalten ihre Gedichte einen Anſtrich von Quodlibet oder vorgeſchriebenen Endreimen, in welcher Art etwas Vorzügliches zu leiſten freilich die erſten Talente gefordert werden. Wie nun hierüber die Nation ſtreng geurtheilt hat, ſieht man daran, daß ſie in fünfhundert Jahren nur ſieben Dichter als ihre Oberſten anerkennt.

Warnung.

Auf Alles, was wir bisher geäußert, können wir uns wol berufen als Zeugniß deſſen Willens gegen orientaliſche Dichtkunſt. Wir dürfen es daher wol wagen, Männern, denen eigentlich nähere, ja unmittelbare Kenntniß dieſer Regionen gegönnt iſt, mit einer Warnung entgegenzugehen, welche den Zweck, allen möglichen Schaden von einer ſo guten Sache abzuwenden, nicht verleugnen wird.

Jedermann erleichtert ſich durch Vergleichung das Urtheil, aber man erſchwert ſich's auch; denn wenn ein Gleichniß, zu weit durchgeführt, hinkt, ſo wird ein vergleichendes Urtheil immer unpaſſender, je genauer man es betrachtet. Wir wollen uns nicht zu weit verlieren, ſondern im gegenwärtigen Falle nur ſo viel ſagen: wenn der vortreffliche Jones die orientaliſchen Dichter mit Lateinern und Griechen vergleicht, ſo hat er ſeine Urſachen; das Verhältniß zu England und den dortigen Alterthümern nöthigt ihn dazu. Er ſelbſt, in der ſtrengen klaſſiſchen Schule gebildet, begriff wohl das ausſchließende Vorurtheil, das nichts wollte gelten laſſen, als was von Rom und Athen her auf uns vererbt worden. Er kannte, ſchätzte, liebte ſeinen Orient und wünſchte deſſen Produktionen in Altengland einzuführen, einzuſchwärzen, welches nicht anders als unter dem Stempel des Alterthums zu bewirken war. Dieſes Alles iſt gegenwärtig ganz unnöthig, ja ſchädlich. Wir

wissen die Dichtart der Orientalen zu schätzen, wir gestehen ihnen die größten Vorzüge zu; aber man vergleiche sie mit sich selbst, man ehre sie in ihrem eignen Kreise und vergesse doch dabei, daß es Griechen und Römer gegeben!

Niemandem verarge man, welchem Horaz bei Hafis einfällt. Hierüber hat ein Kenner sich bewundrungswürdig erklärt, so daß dieses Verhältniß nunmehr ausgesprochen und für immer abgethan ist. Er sagt nämlich:

„Die Aehnlichkeit Hafisens mit Horaz in den Ansichten des Lebens ist auffallend und möchte einig nur durch die Aehnlichkeit der Zeitalter, in welchen beide Dichter gelebt, wo, bei Zerstörung aller Sicherheit des bürgerlichen Daseins, der Mensch sich auf flüchtigen, gleichsam im Vorübergehen gehaschten Genuß des Lebens beschränkt, zu erklären sein."*)

Was wir aber inständig bitten, ist, daß man Firdusi nicht mit Homer vergleiche,**) weil er in jedem Sinne, dem Stoff, der Form, der Behandlung nach, verlieren muß. Wer sich hiervon überzeugen will, vergleiche die furchtbare Monotonie der sieben Abenteuer des Isfendiar mit dem dreiundzwanzigsten Gesang der Ilias, wo zur Todtenfeier Patrollos' die mannichfaltigsten Preise von den verschiedenartigsten Helden auf die verschiedenste Art gewonnen werden. Haben wir Deutsche nicht unsern herrlichen Nibelungen durch solche Vergleichung den größten Schaden gethan? So höchst erfreulich sie sind, wenn man sich in ihren Kreis recht einbürgert und Alles vertraulich und dankbar aufnimmt, so wunderlich erscheinen sie, wenn man sie nach einem Maaßstabe mißt, den man niemals bei ihnen anschlagen sollte.***)

Es gilt ja schon dasselbe von dem Werke eines einzigen Autors, der viel, mannichfaltig und lange geschrieben. Ueberlasse man doch der gemeinen, unbehilflichen Menge, vergleichend zu

---

*) Wenn wir nicht irren, Aeußerung von Diez. — Hammer vergleicht Hafis' Gaselen unaufhörlich mit Horazischen Oden oder andern lateinischen Gedichten.

**) Diesen Vergleich macht W. Jones in seinem Kommentar der arabischen Poeste (Eichhorn's Allg. B. 845): „Nullum est ab Europaeis scriptum poëma, quod ad Homeri dignitatem et quasi coelestem ardorem propius accedat."

***) Vergl. Goethe's Brief an Knebel vom 9. Novbr. 1814 (II. Nr. 435): „Ich habe an der Homerischen wie an der Nibelungischen Tafel gespeiset, mir aber für meine Person nichts gemäßer gefunden als die derbe und tiefe, immer lebendige Natur, die Werke der griechischen Dichter und Bildner", und den Brief an Fr. Creuzer vom 1. Okt. 1817. Auch Hegel (Aesthetik, III. S. 408) weist die Vergleichung der Nibelungen mit Homer zurück.

loben, zu wählen und zu verwerfen. Aber die Lehrer des Volks müssen auf einen Standpunkt treten, wo eine allgemeine deutliche Uebersicht reinem, unbewundenen Urtheil zu Statten kommt.

Vergleichung.

Da wir nun so eben bei dem Urtheil über Schriftsteller alle Vergleichung abgelehnt, so möchte man sich wundern, wenn wir unmittelbar darauf von einem Falle sprechen, in welchem wir sie zulässig finden. Wir hoffen jedoch, daß man uns diese Ausnahme darum erlauben werde, weil der Gedanke nicht uns, vielmehr einem Dritten angehört.

Ein Mann, der des Orients Breite, Höhen und Tiefen durchdrungen, findet, daß kein deutscher Schriftsteller sich den östlichen Poeten und sonstigen Verfassern mehr als Jean Paul Richter genähert habe;*) dieser Ausspruch schien zu bedeutend, als daß wir ihm nicht gehörige Aufmerksamkeit hätten widmen sollen; auch können wir unsere Bemerkungen darüber um so leichter mittheilen, als wir uns nur auf das oben weitläufig Durchgeführte beziehen dürfen.

Allerdings zeugen, um von der Persönlichkeit anzufangen, die Werke des genannten Freundes von einem verständigen, umschauenden, einsichtigen, unterrichteten, ausgebildeten, und dabei wohlwollenden, frommen Sinne. Ein so begabter Geist blickt nach eigentlichst orientalischer Weise munter und kühn in seiner Welt umher, erschafft die seltsamsten Bezüge, verknüpft das Unverträgliche, jedoch dergestalt, daß ein geheimer ethischer Faden sich mitschlinge, wodurch das Ganze zu einer gewissen Einheit geleitet wird.

Wenn wir nun vor Kurzem die Naturelemente, woraus die älteren und vorzüglichsten Dichter des Orients ihre Werke bildeten, angedeutet und bezeichnet, so werden wir uns deutlich erklären, indem wir sagen: daß, wenn jene in einer frischen, einfachen Region gewirkt, dieser Freund hingegen in einer ausgebildeten,

*) Hammer sagt in seiner Gesch. d. schönen Redek. Persiens (S. 17): „So haben wir Deutsche einen Jean Paul, dessen Muse sich aus dem Orient nach dem Occident verirrt und, um als Fremdlingin anerkannt zu bleiben, die Larve des Witzes und der Laune vorgenommen zu haben scheint, dessen Phantasie deutsch r Poesie wol als Fronjuwele, aber deutscher Kultur und Bildung nicht als Gemeingut angehört."

überbildeten, verbildeten, vertrackten Welt leben und wirken und ebendaher sich anschicken muß, die seltsamsten Elemente zu beherrschen. Um nun den Gegensatz zwischen der Umgebung eines Beduinen und unseres Autors mit Wenigem anschaulich zu machen, ziehen wir aus einigen Blättern*) die bedeutendsten Ausdrücke:

Barrièrentraktat, Extrablätter, Kardinäle, Nebenrezeß, Billard, Bierkrüge, Reichsbänke, Sessionsstühle, Primärkommissarius, Entbusiasmus, Zepterqueue, Brustitücke, Eichhornbauer, Agioteur, Schmutzfink, Inkognito, Kollegium, kanonischer Billardstock, Gipsabdruck, Avancement, Hüttenjunge, Naturalisationsakte, Pfingstprogramm, maurerisch, Manualpantomime, amputirt, Supranumerar, Bijouteriebude, Sabbaterweg u. s. f.

Wenn nun diese sämmtlichen Ausdrücke einem gebildeten deutschen Leser bekannt sind, oder durch das Konversations-Lexikon bekannt werden können, gerade wie dem Orientalen die Außenwelt durch Handels- und Wallfahrts-Karawanen, so dürfen wir kühnlich einen ähnlichen Geist für berechtigt halten, dieselbe Verfahrungsart auf einer völlig verschiednen Unterlage walten zu lassen.

Gestehen wir also unserm so geschätzten als fruchtbaren Schriftsteller zu, daß er, in späteren Tagen lebend, um in seiner Epoche geistreich zu sein, auf einen durch Kunst, Wissenschaft, Technik, Politik, Kriegs- und Friedensverkehr und -Verderb so unendlich verklausulirten, zersplitterten Zustand mannichfaltigst anspielen müsse, so glauben wir ihm die zugesprochene Orientalität genugsam bestätigt zu haben.

Einen Unterschied jedoch, den eines poetischen und prosaischen Verfahrens, heben wir hervor. Dem Poeten, welchem Takt, Parallel-Stellung, Silbenfall, Reim die größten Hindernisse in den Weg zu legen scheinen, gereicht Alles zum entschiedensten Vortheil, wenn er die Räthselknoten glücklich löst, die ihm aufgegeben sind, oder die er sich selbst aufgiebt; die kühnste Metapher verzeihen wir wegen eines unerwarteten Reims und freuen uns der Besonnenheit des Dichters, die er in einer so nothgedrungenen Stellung behauptet.

Der Prosaist hingegen hat die Ellebogen gänzlich frei und ist für jede Verwegenheit verantwortlich, die er sich erlaubt; Alles, was den Geschmack verletzen könnte, kommt auf seine Rechnung.

*) Der Schriften Jean Paul's.

Da nun aber, wie wir umständlich nachgewiesen, in einer solchen Dicht- und Schreibart das Schickliche vom Unschicklichen abzusondern unmöglich ist, so kommt hier Alles auf das Individuum an, das ein solches Wagstück unternimmt. Ist es ein Mann wie Jean Paul, als Talent von Werth, als Mensch von Würde, so befreundet sich der angezogene Leser sogleich; Alles ist erlaubt und willkommen. Man fühlt sich in der Nähe des wohldenkenden Mannes behaglich, sein Gefühl theilt sich uns mit. Unsere Einbildungskraft erregt er, schmeichelt unseren Schwächen und festiget unsere Stärken.

Man übt seinen eigenen Witz, indem man die wunderlich aufgegebenen Räthsel zu lösen sucht, und freut sich, in und hinter einer buntverschränkten Welt, wie hinter einer andern Charade, Unterhaltung, Erregung, Rührung, ja Erbauung zu finden.

Dies ist ungefähr, was wir vorzubringen wußten, um jene Vergleichung zu rechtfertigen; Uebereinstimmung und Differenz trachteten wir so kurz als möglich auszudrücken; ein solcher Text könnte zu einer grenzenlosen Auslegung verführen.

Verwahrung.

Wenn Jemand Wort und Ausdruck als heilige Zeugnisse betrachtet und sie nicht etwa, wie Scheidemünze oder Papiergeld, nur zu schnellem, augenblicklichen Verkehr bringen, sondern im geistigen Handel und Wandel als wahres Aequivalent austauschen will, so kann man ihm nicht verübeln, daß er aufmerksam macht, wie herkömmliche Ausdrücke, woran Niemand mehr Arges hat, doch einen schädlichen Einfluß verüben, Ansichten verdüstern, den Begriff entstellen und ganzen Fächern eine falsche Richtung geben.

Von der Art möchte wol der eingeführte Gebrauch sein, daß man den Titel: schöne Redekünste*) als allgemeine Rubrik behandelt, unter welcher man Poesie und Prosa begreifen und eine neben der andern, ihren verschiedenen Theilen nach, aufstellen will.

Poesie ist, rein und ächt betrachtet, weder Rede noch Kunst; keine Rede, weil sie zu ihrer Vollendung Takt, Gesang, körper-

*) Gerichtet gegen den Titel des vielerwähnten Hammer'schen Werks: „Geschichte der schönen Redekünste Persiens".

bewegung und Mimik bedarf; sie ist keine Kunst, weil Alles auf dem Naturell beruht, welches zwar geregelt, aber nicht künstlerisch geängstiget werden darf; auch bleibt sie immer wahrhafter Ausdruck eines aufgeregten, erhöhten Geistes, ohne Ziel und Zweck.

Die Redekunst*) aber im eigentlichen Sinne ist eine Rede und eine Kunst; sie beruht auf einer deutlichen, mäßig leidenschaftlichen Rede und ist Kunst in jedem Sinne. Sie verfolgt ihre Zwecke und ist Verstellung vom Anfang bis zu Ende. Durch jene von uns gerügte Rubrik ist nun die Poesie entwürdigt, indem sie der Redekunst bei, wo nicht untergeordnet wird, Namen und Ehre von ihr ableitet.

Diese Benennung und Eintheilung hat freilich Beifall und Platz gewonnen, weil höchst schätzenswerthe Bücher sie an der Stirne tragen, und schwer möchte man sich derselben so bald entwöhnen. Ein solches Verfahren kommt aber daher, weil man bei Klassifikation der Künste den Künstler nicht zu Rathe zieht. Dem Literater kommen die poetischen Werke zuerst als Buchstaben in die Hand, sie liegen als Bücher vor ihm, die er aufzustellen und zu ordnen berufen ist.

Dichtarten.

Allegorie, Ballade, Cantate, Drama, Elegie, Epigramm, Epistel, Epopöe, Erzählung, Fabel, Heroide, Idylle, Lehrgedicht, Ode, Parodie, Roman, Romanze, Satire.

Wenn man vorgemeldete Dichtarten, die wir alphabetisch zusammengestellt, und noch mehrere dergleichen methodisch zu ordnen versuchen wollte, so würde man auf große, nicht leicht zu beseitigende Schwierigkeiten stoßen. Betrachtet man obige Rubriken genauer, so findet man, daß sie bald nach äußeren Kennzeichen, bald nach dem Inhalt, wenige aber einer wesentlichen Form nach benamst sind. Man bemerkt schnell, daß einige sich nebeneinander stellen, andere sich andern unterordnen lassen. Zu Vergnügen und Genuß möchte jede wohl für sich bestehen und wirken; wenn man aber zu didaktischen oder historischen Zwecken einer rationelleren Anordnung bedürfte, so ist es wohl der Mühe werth, sich nach einer solchen umzusehen. Wir bringen daher Folgendes der Prüfung dar.

*) Rhetorik.

Naturformen der Dichtung.

Es giebt nur drei ächte Naturformen der Poesie: die klar erzählende, die enthusiastisch aufgeregte und die persönlich handelnde: Epos, Lyrik und Drama. Diese drei Dichtweisen können zusammen oder abgesondert wirken. In dem kleinsten Gedicht findet man sie oft beisammen, und sie bringen eben durch diese Vereinigung im engsten Raume das herrlichste Gebild hervor, wie wir an den schätzenswerthesten Balladen aller Völker deutlich gewahr werden. Im älteren griechischen Trauerspiel sehen wir sie gleichfalls alle drei verbunden, und erst in einer gewissen Zeitfolge sondern sie sich. So lange der Chor die Hauptperson spielt, zeigt sich Lyrik obenan; wie der Chor mehr Zuschauer wird, treten die andern hervor, und zuletzt, wo die Handlung sich persönlich und häuslich zusammenzieht, findet man den Chor unbequem und lästig. Im französischen Trauerspiel ist die Exposition episch, die Mitte dramatisch, und den fünften Akt, der leidenschaftlich und enthusiastisch ausläuft, kann man lyrisch nennen.

Das Homerische Heldengedicht ist rein episch; der Rhapsode waltet immer vor; was sich ereignet, erzählt er; Niemand darf den Mund aufthun, dem er nicht vorher das Wort verliehen, dessen Rede und Antwort er nicht angekündigt. Abgebrochene Wechselreden, die schönste Zierde des Drama's, sind nicht zulässig.

Höre man aber nun den modernen Improvisator auf öffentlichem Markte, der einen geschichtlichen Gegenstand behandelt; er wird, um deutlich zu sein, erst erzählen, dann, um Interesse zu erregen, als handelnde Person sprechen, zuletzt enthusiastisch auflodern und die Gemüther hinreißen. So wunderlich sind diese Elemente zu verschlingen, die Dichtarten bis ins Unendliche mannichfaltig, und deshalb auch so schwer eine Ordnung zu finden, wornach man sie neben oder nach einander aufstellen könnte. Man wird sich aber einigermaßen dadurch helfen, daß man die drei Hauptelemente in einem Kreis gegen einander über stellt und sich Musterstücke sucht, wo jedes Element einzeln obwaltet. Alsdann sammle man Beispiele, die sich nach der einen oder nach der andern Seite hinneigen, bis endlich die Vereinigung von allen dreien erscheint und somit der ganze Kreis in sich geschlossen ist.

Auf diesem Wege gelangt man zu schönen Ansichten, sowol der Dichtarten als des Charakters der Nationen und ihres Geschmacks in einer Zeitfolge. Und obgleich diese Verfahrungsart mehr zu eigner Belehrung, Unterhaltung und Maßregel als zum Unterricht Anderer geeignet sein mag, so wäre doch vielleicht ein

Schema aufzustellen, welches zugleich die äußeren zufälligen Formen und diese inneren nothwendigen Uranfänge in faßlicher Ordnung darbrächte. Der Versuch jedoch wird immer so schwierig sein als in der Naturkunde das Bestreben, den Bezug auszufinden der äußeren Kennzeichen von Mineralien und Pflanzen zu ihren inneren Bestandtheilen, um eine naturgemäße Ordnung dem Geiste darzustellen.

Nachtrag.

Höchst merkwürdig ist, daß die persische Poesie kein Drama hat. Hätte ein dramatischer Dichter aufstehen können, ihre ganze Literatur müßte ein anderes Ansehn gewonnen haben. Die Nation ist zur Ruhe geneigt, sie läßt sich gern etwas vorerzählen; daher die Unzahl Märchen und die grenzenlosen Gedichte. So ist auch sonst das orientalische Leben an sich selbst nicht gesprächig; der Despotismus befördert keine Wechselreden, und wir finden, daß eine jede Einwendung gegen Willen und Befehl des Herrschers allenfalls nur in Citaten des Korans und bekannter Dichterstellen hervortritt, welches aber zugleich einen geistreichen Zustand, Breite, Tiefe und Konsequenz der Bildung voraussetzt. Daß jedoch der Orientale die Gesprächsform so wenig als ein anderes Volk entbehren mag, sieht man an der Hochschätzung der Fabeln des Bidpai, der Wiederholung, Nachahmung und Fortsetzung derselben. Die Vögelgespräche des Ferid-ed-din Attar geben hievon gleichfalls das schönste Beispiel.

Buch-Orakel.

Der in jedem Tag düster befangene, nach einer aufgehellten Zukunft sich umschauende Mensch greift begierig nach Zufälligkeiten, um irgend eine weissagende Andeutung aufzuhaschen. Der Unentschlossene findet nur sein Heil im Entschluß, dem Ausspruch des Looses sich zu unterwerfen. Solcher Art ist die überall herkömmliche Orakelfrage an irgend ein bedeutendes Buch, zwischen dessen Blätter man eine Nadel versenkt und die dadurch bezeichnete Stelle beim Aufschlagen gläubig beachtet. Wir waren früher mit Personen genau verbunden, welche sich auf diese Weise bei der Bibel, dem Schatzkästlein und ähnlichen Erbauungswerken

zutraulich Raths erholten und mehrmals in den größten Nöthen Trost, ja Bestärkung fürs ganze Leben gewannen.*)

Im Orient finden wir diese Sitte gleichfalls in Uebung; sie wird Fal genannt, und die Ehre derselben begegnete Hafisen gleich nach seinem Tode. Denn als die Strenggläubigen ihn nicht feierlich beerdigen wollten, befragte man seine Gedichte, und als die bezeichnete Stelle seines Grabes erwähnt, das die Wanderer dereinst verehren würden, so folgerte man daraus, daß er auch müsse ehrenvoll begraben werden.**) Der westliche Dichter spielt ebenfalls auf diese Gewohnheit an und wünscht, daß seinem Büchlein gleiche Ehre widerfahren möge.***)

Blumen- und Zeichenwechsel.

Um nicht zu viel Gutes von der sogenannten Blumensprache zu denken oder etwas Zartgefühltes davon zu erwarten, müssen wir uns durch Kenner belehren lassen. Man hat nicht etwa einzelnen Blumen Bedeutung gegeben, um sie im Strauß als Geheimschrift zu überreichen, und es sind nicht Blumen allein, die bei einer solchen stummen Unterhaltung Wort und Buchstaben bilden, sondern alles Sichtbare, Transportable wird mit gleichem Rechte angewendet.

Doch wie das geschehe, um eine Mittheilung, einen Gefühl- und Gedankenwechsel hervorzubringen, dieses können wir uns nur vorstellen, wenn wir die Haupteigenschaften orientalischer Poesie vor Augen haben: den weit umgreifenden Blick über alle Weltgegenstände, die Leichtigkeit zu reimen, sodann aber eine gewisse Lust und Richtung der Nation, Räthsel aufzugeben, wodurch sich zugleich die Fähigkeit ausbildet, Räthsel aufzulösen, welches Denjenigen deutlich sein wird, deren Talent sich dahin neigt, Charaden, Logogryphen und dergleichen zu behandeln.

*) Besonders auf Goethe's Mutter und Fräul. v. Klettenberg zu beziehn.

**) Nach Hammer's Vorrede (XXII) zu Hafis' Divan erzählt. Die Stelle seiner Gedichte lautete (Ta. XLI):

„Wende die Schritte nicht ab
Vom Grab Hafisens!
Wenngleich in Sünden verstrickt,
Harrt er des Himmels."

***) S. oben VI. 1.

Hiebei ist nun zu bemerken: wenn ein Liebendes dem Geliebten irgend einen Gegenstand zusendet, so muß der Empfangende sich das Wort aussprechen und suchen, was sich darauf reimt, sodann aber ausspähen, welcher unter den vielen möglichen Reimen für den gegenwärtigen Zustand passen möchte? Daß hiebei eine leidenschaftliche Divination obwalten müsse, fällt sogleich in die Augen. Ein Beispiel kann die Sache deutlich machen, und so sei folgender kleine Roman in einer solchen Korrespondenz durchgeführt.

Die Wächter sind gebändiget
Durch süße Liebesthaten;
Doch wie wir uns verständiget,
Das wollen wir verrathen;
Denn, Liebchen, was uns Glück gebracht,
Das muß auch Andern nutzen,
So wollen wir der Liebesnacht
Die düstern Lampen putzen.
Und wer sodann mit uns erreicht,
Das Ohr recht abzureimen,
Und liebt wie wir, dem wird es leicht,
Den rechten Sinn zu reimen.
Ich schickte Dir, Du schicktest mir,
Es war sogleich verstanden.

Amarante	Ich sah und brannte.*)
Raute	Wer schaute?
Haar vom Tiger	Ein kühner Krieger.
Haar der Gazelle	An welcher Stelle?
Büschel von Haaren	Du sollst's erfahren.
Kreide	Meide!

*) Die Anregung und die Vorbilder zu dieser scherzhaften Blumensprache haben Goethe mehrere Artikel der Fundgruben des Orients gegeben. Im I. Bande (S. 33—42) derselben findet sich ein Aufsatz von Hammer: „Sur le langage des fleurs," welchem S. 36 ff. ein Dictionnaire du langage des fleurs folgt. Darin findet sich z. B.:

„Orgueuil — J'ai rendu à Dieu mon destin.
Du fil — Fidèle jusque dans l'exil.
Poire — Donnez-moi de l'espoir!
Des marrons (s. oben S. 296 Marronen) — Ses yeux sont des marrons."

Denselben Gegenstand behandelt ein andrer Aufsatz im II. Bande der Fundgruben, S. 306 ff. Darin finden sich Beispiele wie:

„Koralien — Tausend Seelen sollen Dir zum Opfer fallen.
Bohne (wie oben S. 296 Bohnen) — Nimm und behalt mich zum Lohne!"

Eine ähnliche Spielerei kennt auch das deutsche Volk in Thüringen; s. das Weimarische Blatt Chaos, II. Nr. 9.

Stroh	**Ich brenne lichterloh.**
Trauben	**Will's erlauben.**
Korallen	**Kannst mir gefallen.**
Mandelkern	Sehr gern.
Rüben	**Willst mich betrüben.**
Karotten	**Willst meiner spotten.**
Zwiebeln	**Was willst Du grübeln!**
Trauben, die weißen	Was soll das heißen?
Trauben, die blauen	**Soll ich vertrauen?**
Quecken	**Du willst mich necken.**
Nelken	Soll ich verwelken?
Narzissen	Du mußt es wissen.
Veilchen	Wart ein Weilchen!
Kirschen	Willst mich zerknirschen.
Feder vom Raben	Ich muß Dich haben.
Vom Papageien	Mußt mich befreien.
Marronen	Wo wollen wir wohnen?
Blei	**Ich bin dabei.**
Rosenfarb	**Die Freude starb.**
Seide	Ich leide.
Bohnen	Will Dich schonen.
Majoran	Geht mich nichts an.
Blau	Nimm's nicht genau!
Traube	Ich glaube.
Beeren	Will's verwehren.
Feigen	Kannst Du schweigen?
Gold	Ich bin Dir hold.
Leder	Gebrauch die Feder!
Papier	So bin ich Dir.
Maßlieben	Schreib nach Belieben!
Nachtviolen	Ich laß' es holen.
Ein Faden	Bist eingeladen.
Ein Zweig	Mach keinen Streich!
Strauß	Ich bin zu Haus.
Winden	Wirst mich finden.
Myrten	Will Dich bewirthen.
Jasmin	Nimm mich hin!
Melissen	*** auf einem Kissen.
Zypressen	Will's vergessen.
Bohnenblüthe	Du falsch Gemüthe.
Kalk	Bist ein Schalk.
Kohlen	Maz der *** Dich holen!

Und hätte mit Boteinah so
Nicht Dschemil sich verstanden,
Wie wäre denn so frisch und froh
Ihr Name noch vorhanden?

Vorstehende seltsame Mittheilungsart wird sehr bald unter lebhaften, einander gewogenen Personen auszuüben sein. Sobald der Geist eine solche Richtung nimmt, thut er Wunder. Zum Beleg aus manchen Geschichten nur eine.

Zwei liebende Paare machen eine Lustfahrt von einigen Meilen, bringen einen frohen Tag mit einander zu; auf der Rückkehr unterhalten sie sich, Charaden aufzugeben. Gar bald wird nicht nur eine jede, wie sie vom Munde kommt, sogleich errathen, sondern zuletzt sogar das Wort, das der Andere denkt und eben zum Vortrüthsel umbilden will, durch die unmittelbarste Divination erkannt und ausgesprochen.

Indem man dergleichen zu unsern Zeiten erzählt und betheuert, darf man nicht fürchten, lächerlich zu werden, da solche psychische Erscheinungen noch lange nicht an dasjenige reichen, was der organische Magnetismus zu Tage gebracht hat.

Chiffer.

Eine andere Art aber sich zu verständigen ist geistreich und herzlich! Wenn bei der vorigen Ohr und Witz im Spiele war, so ist es hier ein zartliebender ästhetischer Sinn, der sich der höchsten Dichtung gleichstellt.

Im Orient lernte man den Koran auswendig, und so gaben die Suren und Verse durch die mindeste Anspielung ein leichtes Verständniß unter den Geübten. Das Gleiche haben wir in Deutschland erlebt, wo vor funfzig Jahren die Erziehung dahin gerichtet war, die sämmtlichen Heranwachsenden bibelfest zu machen; man lernte nicht allein bedeutende Sprüche auswendig, sondern erlangte zugleich von dem Uebrigen genugsame Kenntniß.*) Nun gab es mehrere Menschen, die eine große Fertigkeit hatten, auf Alles, was vorkam, biblische Sprüche anzuwenden und die heilige

*) S. oben Abschnitt Hafis.

Schrift in der Konversation zu verbrauchen. Nicht zu leugnen ist, daß hieraus die witzigsten, anmuthigsten Erwiderungen entstanden, wie denn noch heutiges Tags gewisse ewig anwendbare Hauptstellen hie und da im Gespräch vorkommen.

Gleicherweise bedient man sich klassischer Worte, wodurch wir Gefühl und Ereigniß als ewig wiederkehrend bezeichnen und aussprechen.

Auch wir vor funfzig Jahren, als Jünglinge die einheimischen Dichter verehrend, belebten das Gedächtniß durch ihre Schriften und erzeigten ihnen den schönsten Beifall, indem wir unsere Gedanken durch ihre gewählten und gebildeten Worte ausdrückten und dadurch eingestanden, daß sie besser als wir unser Innerstes zu entfalten gewußt.

Um aber zu unserm eigentlichen Zweck zu gelangen, erinnern wir an eine, zwar wohlbekannte, aber doch immer geheimnißvolle Weise, sich in Chiffern mitzutheilen: wenn nämlich zwei Personen, die ein Buch verabreden und indem sie Seiten- und Zeilenzahl zu einem Briefe verbinden, gewiß sind, daß der Empfänger mit geringem Bemühen den Sinn zusammenfinden werde.

Das Lied, welches wir mit der Rubrik Chiffer*) bezeichnet,

*) S. oben VIII. 45. Geheimschrift, und Note. H. Grimm hat in dem oben in den Noten zu Buch VIII mehrfach citirten Artikel: „Goethe und Suleika" zwei der von Goethe an Marianne, unter Hinweisung auf Hafis' Divan, geschriebenen Chiffer-Briefe mitgetheilt. Der erste, datirt 10. Oktober 1815, lautet:

I.	II.
313 — 3. 4.	121 u. 122.
314 — 7—18.	
315 — 11. 12.	
316 — 17—20.	
317 — 19—22.	
329 — 9. 10.	
335 — 15—18.	
336 — 1—4.	

Der Brief ist etwas lang; die Auflösung hat die Adressatin auf einem besondern Zettel zusammengestellt. Der Anfang lautet:

„Die Einsamkeit ist schön.
Sobald die Freundin meine Freundin ist.
Aus meinem Kopfe geht
Die Sehnsucht Deines Aufenthaltes nicht,
Weil dort das irre Herz
Des armen Fremdlings wie zu Hause ist.
Was brauchet es noch mehr
Vom Herzensbrande einen Kommentar?
Er wird ja leicht erkannt
Am Feuer, das in meinen Worten ist" u. s. w.

Man sieht, Goethe hat für die Zeit der Trennung Trennungs-Motive zusammengesucht. In gleicher Weise ist obiges Gedicht (S. 299) entstanden;

will auf eine ſolche Verabredung hindeuten. Liebende werden einig, Hafiſens Gedichte zum Werkzeug ihres Gefühlwechſels zu legen; ſie bezeichnen Seite und Zeile, die ihren gegenwärtigen Zuſtand ausdrückt, und ſo entſtehen zuſammengeſchriebene Lieder vom ſchönſten Ausdruck; herrliche zerſtreute Stellen des unſchätzbaren Dichters werden durch Leidenſchaft und Gefühl verbunden, Neigung und Wahl verleihen dem Ganzen ein inneres Leben, und die Entfernten finden ein tröſtliches Ergeben, indem ſie ihre Trauer mit Perlen ſeiner Worte ſchmücken.

Dir zu eröffnen
Mein Herz, verlangt mich;
Hört' ich von Deinem,
Darnach verlangt mich;
Wie blickt ſo traurig
Die Welt mich an!

In meinem Sinne
Wohnet mein Freund nur,
Und ſonſten keiner
Und keine Feindſchaft.
Wie Sonnenaufgang
Ward mir ein Vorſatz!

Mein Leben will ich
Nur zum Geſchäfte
Von ſeiner Liebe
Von heut an machen.
Ich denke ſeiner,
Mir blutet's Herz.

---

die erſte Strophe iſt Hafiſ' Divan, Ta 62, die zweite und dritte Ta 88 und Dal 6 entnommen; das Original der letzten, Daſ. 71, lautet:

„Ich habe keine Kraft als die,
Im Stillen ihn zu lieben.
Wenn ich ihn nicht umarmen kann,
Was wird wol aus mir werden?"

In der Handſchrift lautete B. 3 der 1. Strophe urſprünglich: „Von Dir zu hören"; B. 1 der 2. Str. ſtand für Sinne „Herzen"; die beiden letzten Verſe der 3. Strophe lauteten endlich:

„Warum ich athme.
Das weiß ich nur."

Goethe ſandte das Gedicht am 11. März 1816 an Zelter (Briefw., II. 220) mit der fernern Variante in der 2. Strophe:

„Wie Morgenkerzen." ſt. Wie Sonnenaufgang.

Am 18. deſſelben Monats hatte Zelter das Gedicht bereits in Muſik geſetzt, dabei aber den Text wiederum ſehr verändert, wie er das liebte.

Kraft hab' ich keine,
Als ihn zu lieben,
So recht im Stillen.
Was soll das werden!
Will ihn umarmen,
Und kann es nicht.

Künftiger Divan.

Man hat in Deutschland zu einer gewissen Zeit manche Druckschriften vertheilt als Manuskript für Freunde. Wem dieses befremdlich sein könnte, der bedenke, daß doch am Ende jedes Buch nur für Theilnehmer, für Freunde, für Liebhaber des Verfassers geschrieben sei. Meinen Divan besonders möcht' ich also bezeichnen, dessen gegenwärtige Ausgabe nur als unvollkommen betrachtet werden kann. In jüngeren Jahren würd' ich ihn länger zurückgehalten haben; nun aber sind' ich es vortheilhafter, ihn selbst zusammenzustellen, als ein solches Geschäft wie Hafis den Nachkommen zu hinterlassen. Denn eben, daß dieses Büchlein so dasteht, wie ich es jetzt mittheilen konnte, erregt meinen Wunsch, ihm die gebührende Vollständigkeit nach und nach zu verleihen. Was davon allenfalls zu hoffen sein möchte, will ich Buch für Buch der Reihe nach andeuten.

Buch des Dichters. Hierin, wie es vorliegt, werden lebhafte Eindrücke mancher Gegenstände und Erscheinungen auf Sinnlichkeit und Gemüth enthusiastisch ausgedrückt und die näheren Bezüge des Dichters zum Orient angedeutet. Fährt er auf diese Weise fort, so kann der heitere Garten aufs Anmuthigste verziert werden; aber höchst erfreulich wird sich die Anlage erweitern, wenn der Dichter nicht von sich und aus sich allein handeln wollte, vielmehr auch seinen Dank Gönnern und Freunden zu Ehren ausspräche, um die Lebenden mit freundlichem Wort festzuhalten, die Abgeschiedenen ehrenvoll wieder zurückzurufen.

Hiebei ist jedoch zu bedenken, daß der orientalische Flug und Schwung, jene reich und übermäßig lobende Dichtart, dem Gefühl des Westländers vielleicht nicht zusagen möchte. Wir ergehen uns hoch und frei, ohne zu Hyperbeln unsre Zuflucht zu nehmen; denn wirklich nur eine reine, wohlgefühlte Poesie vermag allenfalls die eigentlichsten Vorzüge trefflicher Männer auszusprechen,

deren Vollkommenheiten man erst recht empfindet, wenn sie dahingegangen sind, wenn ihre Eigenheiten uns nicht mehr stören und das Eingreifende ihrer Wirkungen uns noch täglich und stündlich vor Augen tritt. Einen Theil dieser Schuld hatte der Dichter vor Kurzem, bei einem herrlichen Feste in allerhöchster Gegenwart, das Glück nach seiner Weise gemüthlich abzutragen.*)

Das Buch Hafis. Wenn alle Diejenigen, welche sich der arabischen und verwandter Sprachen bedienen, schon als Poeten geboren und erzogen werden, so kann man sich denken, daß unter einer solchen Nation vorzügliche Geister ohne Zahl hervorgehen. Wenn nun aber ein solches Volk in fünfhundert Jahren nur sieben Dichtern den ersten Rang zugesteht, so müssen wir einen solchen Ausspruch zwar mit Ehrfurcht annehmen; allein es wird uns zugleich vergönnt sein, nachzusehen, worin ein solcher Vorzug eigentlich begründet sein könne.

Diese Aufgabe, insofern es möglich ist, zu lösen, möchte wol auch dem künftigen Divan vorbehalten sein. Denn, um nur von Hafis zu reden, wächst Bewunderung und Neigung gegen ihn, je mehr man ihn kennen lernt: das glücklichste Naturell, große Bildung, freie Facilität und die reine Ueberzeugung, daß man den Menschen nur alsdann behagt, wenn man ihnen vorsingt, was sie gern, leicht und bequem hören, wobei man ihnen denn auch etwas Schweres, Schwieriges, Unwillkommenes gelegentlich mit unterschieben darf. Wenn Kenner im nachstehenden Liede Hafisens Bild einigermaßen erblicken wollen, so würde den Westländer dieser Versuch ganz besonders erfreuen.**)

*) Durch die Gedichte auf Wieland, Herder und Schiller in dem Maskenzug zum 18. Oct. 1818 (Werke. XI. 1. S. 316 ff.). — Wie Goethe am 4. Aug. 1815 Sulpiz Boisserée mittheilte (I. 254), war es seine Absicht, Lobgedichte auf alte Orientalisten zu schreiben. Das an Diez gerichtete (unten, Abschnitt Von Diez) hörte Boisserée damals schon von ihm. Unser Diez ist jetzt nur noch E. de Sacy bedacht (Schluß der Noten).

**) Hier folgte in der 1. Ausgabe das Gedicht An Hafis (oben II. 11), welches Goethe hienach zu spät gedichtet zu haben scheint, um es noch in das Buch Hafis 1819 einreihen zu können. Dies geschah erst 1827 in der Ausg. letzter Hand, wofelbst es die letzte Stelle unter den Gedichten erhielt; zugleich wurde es aber ferner in den Noten mitabgedruckt. Hier ist es erst seit der Quartausg. 1837 fortgelassen, in welcher obiger Schlußsatz deshalb ein Wenig modificirt wurde. Dagegen enthalten alle Cotta'schen Ausgaben von 1840 bis 1872 an Stelle jenes Schlußsatzes einen ganz andern Satz von drei Zeilen, der nicht aus Goethe's Feder geflossen, vielmehr von seinen Herausgebern erfunden zu sein scheint. Vergl. die Textrevision.

Buch der Liebe würde sehr anschwellen, wenn sechs Liebespaare in ihren Freuden und Leiden entschiedener aufträten, und noch andere neben ihnen aus der düsteren Vergangenheit mehr oder weniger klar hervorgingen.*)

Nicht weniger ist dieses Buch geeignet zu symbolischer Abschweifung, deren man sich in den Feldern des Orients kaum enthalten kann. Der geistreiche Mensch, nicht zufrieden mit dem, was man ihm darstellt, betrachtet Alles, was sich den Sinnen darbietet, als eine Vermummung, wohinter ein höheres geistiges Leben sich schalkhaft-eigensinnig versteckt, um uns anzuziehen und in edlere Regionen aufzulocken.**) Verfährt hier der Dichter mit Bewußtsein und Maaß, so kann man es gelten lassen, sich daran freuen und zu entschiedenerem Auffluge die Fittige versuchen.

Buch der Betrachtungen erweitert sich jeden Tag Demjenigen,***) der im Orient hauset; denn Alles ist dort Betrachtung, die zwischen dem Sinnlichen und Uebersinnlichen hin und her wogt, ohne sich für eins oder das andere zu entscheiden. Dieses Nachdenken, wozu man aufgefordert wird, ist von ganz eigner Art; es widmet sich nicht allein der Klugheit, obgleich diese die stärksten Forderungen macht, sondern es wird zugleich auf jene Punkte geführt, wo die seltsamsten Probleme des Erdelebens strack und unerbittlich vor uns stehen und uns nöthigen, dem Zufall, einer Vorsehung und ihren unerforschlichen Ratbschlüssen die Kniee zu beugen und unbedingte Ergebung als höchstes politisch-sittlich-religiöses Gesetz auszusprechen.

Buch des Unmuths. Wenn die übrigen Bücher anwachsen, so erlaubt man auch wol diesem das gleiche Recht. Erst müssen

*) In der Ausgabe des Divan von 1819, sowie in allen folgenden, schließt sich hier der Satz an:

„Wamik und Asra z. B., von denen sich außer den Namen keine weitere Nachricht findet, könnten folgendermaßen eingeführt werden:" Hierauf folgt das Gedicht Noch ein Paar, oben III. 2.

Auch diese Verse scheinen so spät entstanden zu sein, daß sie unter den bereits druckfertigen Gedichten des Divan einen Platz nicht mehr finden konnten. Erst 1827 wurden sie in das Buch der Liebe eingefügt. Damit ist aber, wie bei dem in der vorigen Note erwähnten Gedichte An Hafis, der Grund weggefallen, jene Verse, wie in den Cotta'schen Ausgaben noch ferner geschieht, zugleich hier in den Noten und Abhandlungen abzudrucken.

**) S. z. B. das Gedicht Gedenntes, III. 18.

***) Dieses und die beiden folgenden Bücher sind später, 1827 und 1837, erheblich erweitert worden. — Tefkir (arab.) heißt das Nachdenken (Buch Tefkir).

sich anmuthige, liebevolle, verständige Zuthaten versammeln, eh die Ausdrücke des Unmuths erträglich sein können. Allgemein menschliches Wohlwollen, nachsichtiges, hilfreiches Gefühl verbindet den Himmel mit der Erde und bereitet ein den Menschen gegönntes Paradies. Dagegen ist der Unmuth stets egoistisch; er besteht auf Forderungen, deren Gewährung ihm außenblieb; er ist anmaßlich, abstoßend und erfreut Niemand, selbst Diejenigen kaum, die von gleichem Gefühl ergriffen sind. Demungeachtet aber kann der Mensch solche Explosionen nicht immer zurückhalten; ja, er thut wohl, wenn er seinem Verdruß, besonders über verhinderte, gestörte Thätigkeit, auf diese Weise Luft zu machen trachtet. Schon jetzt hätte dies Buch viel stärker und reicher sein sollen; doch haben wir Manches, um alle Mißstimmung zu verhüten, bei Seite gelegt. Wie wir denn hierbei bemerken, daß dergleichen Aeußerungen, welche für den Augenblick bedenklich scheinen, in der Folge aber als unverfänglich mit Heiterkeit und Wohlwollen aufgenommen werden, unter der Rubrik Paralipomena*) künftigen Jahren aufgespart werden.

Dagegen ergreifen wir diese Gelegenheit, von der Anmaßung zu reden, und zwar vorerst, wie sie im Orient zur Erscheinung kommt. Der Herrscher selbst ist der erste Anmaßliche, der die übrigen Alle auszuschließen scheint. Ihm stehen Alle zu Dienst, er ist Gebieter sein selbst, Niemand gebietet ihm, und sein eigner Wille erschafft die übrige Welt, so daß er sich mit der Sonne, ja mit dem Weltall vergleichen kann. Auffallend ist es jedoch, daß er eben dadurch genöthigt ist, sich einen Mitregenten zu erwählen, der ihm in diesem unbegrenzten Felde beistehe, ja ihn ganz eigentlich auf dem Weltenthrone erhalte. Es ist der Dichter, der mit und neben ihm wirkt und ihn über alle Sterbliche erhöht. Sammeln sich nun an seinem Hofe viele dergleichen Talente, so giebt er ihnen einen Dichterkönig und zeigt dadurch, daß er das höchste Talent für seinesgleichen anerkenne. Hierdurch wird der Dichter aber aufgefordert, ja verleitet, ebenso hoch von sich zu denken als von dem Fürsten und sich im Mitbesitz der größten Vorzüge und Glückseligkeiten zu fühlen. Hierin wird er bestärkt durch die grenzenlosen Geschenke, die er erhält, durch den Reichthum, den er sammelt, durch die Einwirkung, die er ausübt. Auch setzt er sich in dieser Denkart so fest, daß ihn irgend ein Mißlingen seiner

*) Jene Paralipomena sind unter die übrigen Gedichte, namentlich die Zahmen Xenien und die Invektiven, sowie unter die Gedichte obigen Buchs vertheilt worden.

Hoffnungen bis zum Wahnsinn treibt. Firduſi erwartet für ſein Schah Nameh nach einer früheren Aeußerung des Kaiſers ſechzigtausend Goldstücke; da er aber dagegen nur sechzigtausend Silberſtücke erhält, eben da er ſich im Bade befindet, theilt er die Summe in drei Theile, ſchenkt einen dem Boten, einen dem Bademeiſter und den dritten dem Sorbetſchenken und vernichtet ſogleich mit wenigen ehrenrührigen Schmähzeilen alles Lob, was er ſeit ſo vielen Jahren dem Schah geſpendet. Er entflieht, verbirgt ſich, widerruft nicht, ſondern trägt ſeinen Haß auf die Seinigen über, ſo daß ſeine Schweſter ein anſehnliches Geſchenk, vom begütigten Sultan abgeſendet, aber leider erſt nach des Bruders Tode ankommend, gleichfalls verſchmäht und abweiſt.*)

Wollten wir nun das Alles weiter entwickeln, ſo würden wir ſagen, daß vom Thron durch alle Stufen hinab bis zum Derwiſch an der Straßenecke Alles voller Anmaßung zu finden ſei, voll weltlichen und geiſtlichen Hochmuths, der auf die geringſte Veranlaſſung ſogleich gewaltſam hervorſpringt.

Mit dieſem ſittlichen Gebrechen, wenn man's dafür halten will, ſieht es im Weſtlande gar wunderlich aus. Beſcheidenheit iſt eigentlich eine geſellige Tugend; ſie deutet auf große Ausbildung; ſie iſt eine Selbſtverleugnung nach außen, welche, auf einem großen innern Werthe ruhend, als die höchſte Eigenſchaft des Menſchen angeſehen wird. Und ſo hören wir, daß die Menge immer zuerſt an den vorzüglichſten Menſchen die Beſcheidenheit preiſt, ohne ſich auf ihre übrigen Qualitäten ſonderlich einzulaſſen. Beſcheidenheit aber iſt immer mit Verſtellung verknüpft und eine Art Schmeichelei, die um deſto wirkſamer iſt, als ſie ohne Zudringlichkeit dem Andern wohlthut, indem ſie ihn in ſeinem behaglichen Selbſtgefühle nicht irre macht. Alles aber, was man gute Geſellſchaft nennt, beſteht in einer immer wachſenden Verneinung ſein ſelbſt, ſo daß die Sozietät zuletzt ganz null wird; es müßte denn das Talent ſich ausbilden, daß wir, indem wir unſere Eitelkeit befriedigen, der Eitelkeit des Andern zu ſchmeicheln wiſſen.

Mit den Anmaßungen unſers weſtlichen Dichters aber möchten wir die Landsleute gern verſöhnen. Eine gewiſſe Aufſchneiderei durfte dem Diwan nicht fehlen, wenn der orientaliſche Charakter einigermaßen ausgedrückt werden ſollte.

---

*) Dieſe Konflikte des Firduſi mit dem Schah ſind von Stürenberger als Drama, von H. Heine in drei Romanzen (Hiſtorien) und ſonſt auch als Epos behandelt.

In die unerfreuliche Anmaßung gegen die höheren Stände konnte der Dichter nicht verfallen. Seine glückliche Lage überhob ihn jedes Kampfes mit Despotismus. In das Lob, das er seinen fürstlichen Gebietern zollen könnte, stimmt ja die Welt mit ein. Die hohen Personen, mit denen er sonst in Verhältniß gestanden, pries und preist man noch immer. Ja, man kann dem Dichter vorwerfen, daß der enkomiastische Theil seines Divans nicht reich genug sei.

Was aber das Buch des Unmuths betrifft, so möchte man wohl Einiges daran zu tadeln finden. Jeder Unmuthige drückt zu deutlich aus, daß seine persönliche Erwartung nicht erfüllt, sein Verdienst nicht anerkannt sei. So auch er! Von oben herein ist er nicht beengt, aber von unten und von der Seite leidet er. Eine zudringliche, oft platte, oft tückische Menge mit ihren Oberführern lähmt seine Thätigkeit; erst waffnet er sich mit Stolz und Verdruß, dann aber, zu scharf gereizt und gepreßt, fühlt er Stärke genug, sich durch sie durchzuschlagen.

Sodann aber werden wir ihm zugestehen, daß er mancherlei Anmaßungen dadurch zu mildern weiß, daß er sie, gefühlvoll und kunstreich, zuletzt auf die Geliebte bezieht, sich vor ihr demüthigt, ja vernichtet. Herz und Geist des Lesers wird ihm dieses zu Gute schreiben.

Buch der Sprüche, sollte vor andern anschwellen; es ist mit den Büchern der Betrachtung und des Unmuths ganz nahe verwandt. Orientalische Sprüche jedoch behalten den eigenthümlichen Charakter der ganzen Dichtkunst, daß sie sich sehr oft auf sinnliche, sichtbare Gegenstände*) beziehen; und es finden sich viele darunter, die man mit Recht lakonische Parabeln**) nennen könnte. Diese Art bleibt dem Westländer die schwerste, weil unsere Umgebung zu trocken, geregelt und prosaisch erscheint. Alte deutsche Sprichwörter jedoch, wo sich der Sinn zum Gleichniß umbildet, können hier gleichfalls unser Muster sein.

Buch des Timur. Sollte eigentlich erst gegründet werden, und vielleicht müßten ein paar Jahre hingehen, damit uns die

*) S. g. B. Nr. 50 und 51.

**) Dazu könnte man g. B. Nr. 10, 40, 58 rechnen; Nr. 58 ist auch einer der Sprüche, „wo sich der Sinn zum Gleichniß umbildet".

allzu nah liegende Deutung*) ein erhöhtes Anschauen ungeheurer Weltereignisse nicht mehr verkümmerte. Erheitert könnte diese Tragödie werden, wenn man des fürchterlichen Weltverwüsters launigen Zug- und Zeltgefährten Nussreddin Chodscha von Zeit zu Zeit auftreten zu lassen sich entschlösse. Gute Stunden, freier Sinn werden hiezu die beste Förderniß verleihen. Ein Musterstück der Geschichtchen, die zu uns herübergekommen, fügen wir bei.

* * *

Timur war ein häßlicher Mann; er hatte ein blindes Auge und einen lahmen Fuß. Indem nun eines Tags Chodscha um ihn war, kratzte sich Timur den Kopf, denn die Zeit des Barbierens war gekommen, und deßhalb, der Barbier solle gerufen werden. Nachdem der Kopf geschoren war, gab der Barbier, wie gewöhnlich, Timur den Spiegel in die Hand. Timur sah sich im Spiegel und fand sein Ansehn gar zu häßlich. Darüber fing er an zu weinen, auch der Chodscha hub an zu weinen, und so weinten sie ein paar Stunden. Hierauf trösteten einige Gesellschafter den Timur und unterhielten ihn mit sonderbaren Erzählungen, um ihn Alles vergessen zu machen. Timur hörte auf zu weinen, der Chodscha aber hörte nicht auf, sondern fing erst recht an stärker zu weinen. Endlich sprach Timur zum Chodscha: „Höre! Ich habe in den Spiegel geschaut und habe mich sehr häßlich gesehen; darüber betrübte ich mich, weil ich nicht allein Kaiser bin, sondern auch viel Vermögen und Glanzmittel habe, dabei aber so häßlich bin; darum habe ich geweint. Und warum weinst Du noch ohne Aufhören?“ Der Chodscha antwortete: „Wenn Du nur einmal in den Spiegel gesehen und bei Beschauung Deines Gesichts es gar nicht hast aushalten können, Dich anzusehen, sondern darüber geweint hast, was sollen wir denn thun, die wir Nacht und Tag Dein Gesicht anzusehen haben? Wenn wir nicht weinen, wer soll denn weinen! Deshalb habe ich geweint.“ — Timur kam vor Lachen außer sich.**)

Buch Suleika. Dieses, ohnehin das stärkste der ganzen Sammlung, möchte wol für abgeschlossen anzusehen sein. Der

*) D. h. die Beziehung auf die Napoleonischen Siege.

**) Zwei andre Anekdoten aus Timur's Leben bei Hammer, Gesch. d. Osm. Reichs. Obige Anekdote erhielt Goethe freundlich von Diez.

Hauch und Geist einer Leidenschaft, der durch das Ganze weht, kehrt nicht leicht wieder zurück, wenigstens ist dessen Rückkehr wie die eines guten Weinjahres in Hoffnung und Demuth zu erwarten.

Ueber das Betragen des weltlichen Dichters aber in diesem Buche dürfen wir einige Betrachtungen anstellen. Nach dem Beispiele mancher östlichen Vorgänger hält er sich entfernt vom Sultan. Als genügsamer Derwisch darf er sich sogar dem Fürsten vergleichen; denn der gründliche Bettler soll eine Art von König sein. Armuth giebt Verwegenheit. Irdische Güter und ihren Werth nicht anzuerkennen, nichts oder wenig davon zu verlangen ist sein Entschluß, der das sorgloseste Behagen erzeugt. Statt einen angstvollen Besitz zu suchen, verschenkt er in Gedanken Länder und Schätze und spottet über Den, der sie wirklich besaß und verlor. Eigentlich aber hat sich unser Dichter zu einer freiwilligen Armuth bekannt, um desto stolzer auftreten, daß es ein Mädchen gebe, die ihm deswegen doch hold und gewärtig ist.*)

Aber noch eines größern Mangels rühmt er sich: ihm entwich die Jugend; sein Alter, seine grauen Haare schmückt er mit der Liebe Suleika's,**) nicht geckenhaft aufdringlich, nein, ihrer Gegenliebe gewiß. Sie, die Geistreiche, weiß den Geist zu schätzen, der die Jugend früh zeitigt und das Alter verjüngt.***)

Das Schenkenbuch. Weder die unmäßige Neigung zu dem halbverbotenen Weine noch das Zartgefühl für die Schönheit eines heranwachsenden Knaben durfte im Divan vermißt werden; letzteres wollte jedoch unseren Sitten gemäß in aller Reinheit behandelt sein.

Die Wechselneigung des früheren und späteren Alters deutet eigentlich auf ein ächt pädagogisches Verhältniß. Eine leidenschaftliche Neigung des Kindes zum Greise ist keineswegs eine seltene, aber selten benutzte Erscheinung. Hier gewahre man den Bezug des Enkels zum Großvater, des spätgebornen Erben zum überraschten, zärtlichen Vater. In diesem Verhältniß entwickelt sich eigentlich der Klugsinn der Kinder; sie sind aufmerksam auf Würde, Erfahrung, Gewalt des Aelteren; rein geborne Seelen empfinden dabei das Bedürfniß einer ehrfurchtsvollen Neigung; das Alter wird hievon ergriffen und festgehalten. Empfindet und benutzt

*) S. oben VIII. 15 u. 16.
**) S. I. 9 und VIII. 19, 20 u. 24.
***) S. oben VIII. 25.

die Jugend ihr Uebergewicht, um kindliche Zwecke zu erreichen, kindische Bedürfnisse zu befriedigen, so versöhnt uns die Anmuth mit frühzeitiger Schalkheit. Höchst rührend aber bleibt das heranstrebende Gefühl des Knaben, der, von dem hohen Geiste des Alters erregt, in sich selbst ein Staunen fühlt, das ihm weissagt, auch dergleichen könne sich in ihm entwickeln. Wir versuchten, so schöne Verhältnisse im Schenkenbuche anzudeuten und gegenwärtig weiter auszulegen. Saadi hat jedoch uns einige Beispiele erhalten, deren Zartheit, gewiß allgemein anerkannt, das vollkommenste Verständniß eröffnet.

Folgendes nämlich erzählt er in seinem Rosengarten:*) „Als Mahmud, der König zu Ghuarezm, mit dem König von Catai Friede machte, bin ich zu Kaschker (einer Stadt der Usbeken oder Tartern) in die Kirche gekommen, woselbst, wie Ihr wißt, auch Schule gehalten wird, und habe allda einen Knaben gesehen, wunderschön von Gestalt und Angesicht. Dieser hatte eine Grammatik in der Hand, um die Sprache rein und gründlich zu lernen; er las laut und zwar ein Exempel von einer Regel: Sarabа Seidon Amran. Seiden hat Amran geschlagen oder bekriegt. Amran ist der Accusativus. (Diese beiden Namen stehen aber hier zu allgemeiner Andeutung von Gegnern, wie die Deutschen sagen: Hinz oder Kunz.)**) Als er nun diese Worte einige Mal wiederholt hatte, um sie dem Gedächtniß einzuprägen, sagte ich: „Es haben ja Ghuarezm und Catai endlich Friede gemacht; sollen denn Seiden und Amran stets Krieg gegen einander führen?“ Der Knabe lachte allerliebst und fragte, was ich für ein Landsmann sei? Und als ich antwortete: „Von Schiras“, fragte er, ob ich nicht etwas von Saadi's Schriften auswendig könnte, da ihm die persische Sprache sehr wohl gefalle.

Ich antwortete: „Gleichwie Dein Gemüth aus Liebe gegen die reine Sprache sich der Grammatik ergeben hat, also ist auch mein Herz der Liebe zu Dir völlig ergeben, so daß Deiner Natur Bildniß das Bildniß meines Verstandes entraubet.“ Er betrachtete mich mit Aufmerksamkeit, als wollt' er forschen, ob das, was ich sagte, Worte des Dichters oder meine eignen Gefühle seien; ich aber fuhr fort: „Du hast das Herz eines Liebhabers in Dein Netz

*) Buch V. Kap. 16. (S. 69 Clearius, 1696.)

**) Clearius, dessen Uebersetzung dieser und der folgenden Stelle aus dem „Rosengarten“ zum Grunde liegt, jedoch mehrfach verkürzt und modernisirt ist, citirt hier die Stelle aus Sr. Napoleonaus' arabischem Wörterbuch: „Amran est nomen viri, quo utuntur cum nomine Seidon in uno exemplo, sicut nos: Petrus et Paulus“.

gefangen wie Seidon. Wir gingen gerne mit Dir um, aber Du bist gegen uns, wie Seidon gegen Amran, abgeneigt und feindlich." Er aber antwortete mir mit einiger bescheidenen Verlegenheit in Versen aus meinen eignen Gedichten, und ich hatte den Vortheil, ihm auf eben die Weise das Allerschönste sagen zu können, und so lebten wir einige Tage in anmuthigen Unterhaltungen. Als aber der Hof sich wieder zur Reise beschickt und wir willens waren, den Morgen früh aufzubrechen, sagte einer von unsern Gefährten zu ihm: „Das ist Saadi selbst, nach dem Du getragt hast."

Der Knabe kam eilend gelaufen, stellte sich mit aller Ehrerbietung gar freundlich gegen mir*) an und wünschte, daß er mich doch eher gekannt hätte, und sprach: „Warum hast Du diese Tage her mir nicht offenbaren und sagen wollen: Ich bin Saadi, damit ich Dir gebührende Ehre nach meinem Vermögen anthun und meine Dienste vor Deinen Füßen demüthigen können?" Aber ich antwortete: „Indem ich Dich ansah, konnte ich das Wort: Ich bin's, nicht aus mir bringen, mein Herz brach auf gegen Dir als eine Rose, die zu blühen beginnt." Er sprach ferner, ob es denn nicht möglich wäre, daß ich noch etliche Tage daselbst verharrte, damit er etwas von mir in Kunst und Wissenschaft lernen könnte; aber ich antwortete: „Es kann nicht sein; denn ich sehe hier vortreffliche Leute zwischen großen Bergen sitzen, mir aber gefällt, mich vergnügt, nur eine Höhle in der Welt zu haben und daselbst zu verweilen." Und als er mir darauf etwas betrübt vorkam, sprach ich, warum er sich nicht in die Stadt begebe, woselbst er sein Herz vom Bande der Traurigkeit befreien und fröhlicher leben könnte. Er antwortete: „Da sind zwar viel schöne und anmuthige Bilder; es ist aber auch kothig und schlüpfrig in der Stadt, daß auch wol Elephanten gleiten und fallen könnten; und so würd' auch ich, bei Anschauung böser Exempel, nicht auf festem Fuße bleiben." Als wir so gesprochen, küßten wir uns darauf Kopf und Angesicht und nahmen unsern Abschied. Da wurde denn wahr, was der Dichter sagt: „Liebende sind im Scheiden dem schönen Apfel gleich; Wange, die sich an Wange drückt, wird vor Lust und Leben roth; die andere hingegen ist bleich wie Kummer und Krankheit."**)

*) So nach Olearius.

**) Olearius giebt den Schluß in Versen:

„Was hilft es, einen Freund zu guter Letzt einst küssen?
Hernachre ferner nicht, weil er wird scheiden müssen.
Man ist in diesem Fall dem schönen Apfel gleich.
Die eine Back' ist roth, die andre bleibet bleich."

An einem andern Orte*) erzählt derselbige Dichter:
„In meinen jungen Jahren pflog ich mit einem Jüngling meinesgleichen aufrichtige, beständige Freundschaft. Sein Antlitz war meinen Augen die Himmelsregion,**) wohin wir uns im Beten als zu einem Magnet wenden. Seine Gesellschaft war von meines ganzen Lebens Wandel und Handel der beste Gewinn. Ich halte dafür, daß Keiner unter den Menschen (unter den Engeln möchte es allenfalls sein) auf der Welt gewesen, der sich ihm hätte vergleichen können an Gestalt, Aufrichtigkeit und Ehre. Nachdem ich solcher Freundschaft genossen, hab' ich es verredet, und es däucht mir unbillig zu sein, nach seinem Tode meine Liebe einem Andern zuzuwenden. Ungefähr gerieth sein Fuß in die Schlinge***) seines Verhängnisses, daß er schleunigst ins Grab mußte. Ich habe eine gute Zeit auf seinem Grabe als ein Wächter gesessen und gelegen und gar viele Trauerlieder über seinen Tod und unser Scheiden ausgesprochen, welche mir und Andern noch immer rührend bleiben."

Buch der Parabeln. Obgleich die westlichen Nationen vom Reichthum des Orients sich Vieles zugeeignet, so wird sich doch hier noch Manches einzuernten finden, welches näher zu bezeichnen wir Folgendes eröffnen.

Die Parabeln sowol als andere Dichtarten des Orients, die sich auf Sittlichkeit beziehen, kann man in drei verschiedene Rubriken nicht ungeschickt eintheilen: in ethische, moralische und ascetische. Die ersten enthalten Ereignisse und Andeutungen, die sich auf den Menschen überhaupt und seine Zustände beziehen, ohne daß dabei ausgesprochen werde, was gut oder bös sei. Dieses aber wird durch die zweiten vorzüglich herausgesetzt und dem Hörer eine vernünftige Wahl vorbereitet. Die dritte hingegen fügt noch eine entschiedene Nöthigung hinzu: die sittliche Anregung wird Gebot und Gesetz. Diesen läßt sich eine vierte anfügen: sie stellen die wunderbaren Führungen und Fügungen dar, die aus unerforschlichen, unbegreiflichen Rathschlüssen Gottes hervorgehen, lehren und bestätigen den eigentlichen Islam, die unbedingte Ergebung in den Willen Gottes, die Ueberzeugung, daß Niemand seinem

*) Im „Rosengarten". Buch V. Kap. 17.
**) Bei Olearius: „meinen Augen gleichsam der Mittag (Kible) oder der Ort, dahin wir im Beten unsere Augen als zu einem Magnet wenden."
***) Bei Olearius „Schlamm".

einmal bestimmten Loose ausweichen könne. Will man noch eine fünfte hinzuthun, welche man die mystische nennen müßte: sie treibt den Menschen aus dem vorbergehenden Zustand, der noch immer ängstlich und drückend bleibt, zur Vereinigung mit Gott schon in diesem Leben und zur vorläufigen Entsagung derjenigen Güter, deren allenfallsiger Verlust uns schmerzen könnte. Sondert man die verschiedenen Zwecke bei allen bildlichen Darstellungen des Orients, so hat man schon viel gewonnen, indem man sich sonst in Vermischung derselben immer gehindert fühlt, bald eine Nutzanwendung sucht, wo keine ist, dann aber eine tieferliegende Bedeutung übersieht. Auffallende Beispiele sämmtlicher Arten zu geben, müßte das Buch der Parabeln interessant und lehrreich machen. Wohin die von uns diesmal vorgetragenen zu ordnen sein möchten, wird dem einsichtigen Leser überlassen.*)

Buch des Parsen. Nur vielfache Ableitungen haben den Dichter verhindert, die so abstrakt scheinende und doch so praktisch eingreifende Sonn- und Feuerverehrung in ihrem ganzen Umfange dichterisch darzustellen, wenn der herrlichste Stoff sich anbietet. Möge ihm gegönnt sein, das Versäumte glücklich nachzuholen!**)

Buch des Paradieses. Auch diese Region des mahometanischen Glaubens hat noch viele wunderschöne Plätze, Paradiese im Paradiese, daß man sich daselbst gern ergehen, gern ansiedeln möchte. Scherz und Ernst verschlingen sich hier so lieblich in einander, und ein verklärtes Alltägliche verleiht uns Flügel, zum Höheren und Höchsten zu gelangen. Und was sollte den Dichter hindern, Mahomet's Wunderpferd zu besteigen und sich durch alle Himmel zu schwingen? Warum sollte er nicht ehrfurchtsvoll jene heilige Nacht feiern, wo der Koran vollständig dem Propheten von obenher gebracht ward? Hier ist noch gar Manches zu gewinnen.***)

Alttestamentliches.

Nachdem ich mir nun mit der süßen Hoffnung geschmeichelt, sowol für den Divan als für die beigefügten Erklärungen in der

*) S. oben Note zu X. Buch der Parabeln.
**) Ist nicht geschehn.
***) Nachträglich erweitert durch die Nr. 1 und 4 bis 7.

Folge noch Manches wirken zu können, durchlaufe ich die Vorarbeiten, die, ungenutzt und unausgeführt, in zahllosen Blättern vor mir liegen; und da find' ich denn einen Aufsatz, vor fünfundzwanzig Jahren geschrieben, auf noch ältere Papiere und Studien sich beziehend.*)

Aus meinen biographischen Versuchen werden sich Freunde wohl erinnern, daß ich dem ersten Buch Moſis viel Zeit und Aufmerksamkeit gewidmet und manchen jugendlichen Tag entlang in den Paradiesen des Orients mich ergangen. Aber auch den folgenden historischen Schriften war Neigung und Fleiß zugewendet. Die vier letzten Bücher Moſis nöthigten zu pünktlichen Bemühungen, und nachstehender Aufsatz enthält die wunderlichen Resultate derselben. Mag ihm nun an dieser Stelle ein Platz gegönnt sein. Denn wie alle unsere Wanderungen im Orient durch die heiligen Schriften veranlaßt werden, so kehren wir immer zu denselben zurück, als den erquicklichsten, obgleich hie und da getrübten, in die Erde sich verbergenden, sodann aber rein und frisch wieder hervorspringenden Quellwassern.

Israel in der Wüste.

„Da kam ein neuer König auf in Aegypten, der wußte nichts von Joseph." **) Wie dem Herrscher so auch dem Volke war das Andenken seines Wohlthäters verschwunden; den Israeliten selbst scheinen die Namen ihrer Urväter nur wie altherkömmliche Klänge von Weitem zu tönen. Seit vierhundert Jahren hatte sich die kleine Familie unglaublich vermehrt. Das Versprechen, ihrem großen Ahnherren von Gott unter so vielen Unwahrscheinlichkeiten gethan, ist erfüllt; allein was hilft es ihnen! Gerade diese große Zahl macht sie den Haupteinwohnern des Landes verdächtig. Man sucht sie zu quälen, zu ängstigen, zu vertilgen, und so sehr sich auch ihre hartnäckige Natur dagegen wehrt, so

*) fünfundzwanzig ist hier eine runde Zahl nach Art des Quintilian; jener Aufsatz ist den Goethe im April und Mai 1797 verfaßt (s. Briefw. mit Schiller, 2. Aufl., 1. Nr. 296–298, 300, 309–313). Damals war es die von Fr. A. Wolf an Homer geübte Kritik, welche Goethe anregte, seine „noch ältern Papiere und Studien" über die Bibel wieder aufzunehmen. Jene ältern Studien fallen in den Anfang und die Mitte der 70er Jahre; eine Probe derselben ist die 1773 erschienene kleine Schrift: „Zwo wichtige bisher unerörterte biblische Fragen".

**) II. Moſ., 1. 8.

sehen sie doch ihr gänzliches Verderben wohl voraus, als man sie, ein bisheriges freies Hirtenvolk, nöthiget, in und an ihren Grenzen mit eignen Händen feste Städte zu bauen, welche offenbar zu Zwing- und Kerkerplätzen für sie bestimmt sind.

Hier fragen wir nun, ehe wir weiter gehen und uns durch sonderbar, ja unglücklich redigirte Bücher mühsam durcharbeiten: was wird uns denn als Grund, als Urstoff von den vier letzten Büchern Mosis übrig bleiben, da wir Manches dabei zu erinnern, Manches daraus zu entfernen für nöthig finden?

Das eigentliche, einzige und tiefste Thema der Welt- und Menschengeschichte, dem alle übrigen untergeordnet sind, bleibt der Konflikt des Unglaubens und Glaubens. Alle Epochen, in welchen der Glaube herrscht, unter welcher Gestalt er auch wolle, sind glänzend, herzerhebend und fruchtbar für Mitwelt und Nachwelt. Alle Epochen dagegen, in welchen der Unglaube, in welcher Form es sei, einen kümmerlichen Sieg behauptet, und wenn sie auch einen Augenblick mit einem Scheinglanze prahlen sollten, verschwinden vor der Nachwelt, weil sich Niemand gern mit Erkenntniß des Unfruchtbaren abquälen mag.

Die vier letzten Bücher Mosis haben, wenn uns das erste den Triumph des Glaubens darstellte, den Unglauben zum Thema, der auf die kleinlichste Weise den Glauben, der sich aber freilich auch nicht in seiner ganzen Fülle zeigt, zwar nicht bestreitet und bekämpft, jedoch sich ihm von Schritt zu Schritt in den Weg schiebt und oft durch Wohlthaten, öfter aber noch durch gräuliche Strafen nicht geheilt, nicht ausgerottet, sondern nur augenblicklich beschwichtigt wird und deshalb seinen schleichenden Gang dergestalt immer fortsetzt, daß ein großes, edles, auf die herrlichsten Verheißungen eines zuverlässigen Nationalgottes unternommenes Geschäft gleich in seinem Anfange zu scheitern droht und auch niemals in seiner ganzen Fülle vollendet werden kann.

Wenn uns das Ungemüthliche dieses Inhalts, der, wenigstens für den ersten Anblick, verworrene, durch das Ganze laufende Grundfaden unlustig und verdrießlich macht, so werden diese Bücher durch eine höchst traurige, unbegreifliche Redaktion ganz ungenießbar. Den Gang der Geschichte sehen wir überall gehemmt durch eingeschaltete zahllose Gesetze, von deren größtem Theil man die eigentliche Ursache und Absicht nicht einsehen kann, wenigstens nicht, warum sie in dem Augenblick gegeben worden, oder, wenn sie spätern Ursprungs sind, warum sie hier angeführt und eingeschaltet werden. Man sieht nicht ein, warum bei einem so ungeheuren Feldzuge, dem ohnehin so viel im Wege stand, man

sich recht absichtlich und kleinlich bemüht, das religiöse Ceremoniengepäck zu vervielfältigen, wodurch jedes Vorwärtskommen unendlich erschwert werden muß. Man begreift nicht, warum Gesetze für die Zukunft, die noch völlig im Ungewissen schwebt, zu einer Zeit ausgesprochen werden, wo es jeden Tag, jede Stunde an Rath und That gebricht, und der Heerführer, der auf seinen Füßen stehen sollte, sich wiederholt aufs Angesicht wirft, um Gnaden und Strafen von oben zu erflehen, die beide nur verzettelt gereicht werden, so daß man mit dem verirrten Volke den Hauptzweck völlig aus den Augen verliert.

Um mich nun in diesem Labyrinthe zu finden, gab ich mir die Mühe, sorgfältig zu sondern, was eigentliche Erzählung ist, es mochte nun für Historie, für Fabel, oder für Beides zusammen, für Poesie, gelten. Ich sonderte dieses von dem, was gelehret und geboten wird. Unter dem Ersten verstehe ich das, was allen Ländern, allen sittlichen Menschen gemäß sein würde, und unter dem Zweiten, was das Volk Israel's besonders angeht und verbindet. Inwiefern mir das gelungen, wage ich selbst kaum zu beurtheilen, indem ich gegenwärtig nicht in der Lage bin, jene Studien nochmals vorzunehmen, sondern was ich hieraus aufzustellen gedenke, aus früheren und späteren Papieren, wie es der Augenblick erlaubt, zusammentrage. Zwei Dinge sind es daher, auf die ich die Aufmerksamkeit meiner Leser zu richten wünschte. Erstlich auf die Entwickelung der ganzen Begebenheit dieses wunderlichen Zugs aus dem Charakter des Feldherrn, der anfangs nicht in dem günstigsten Lichte erscheint, und zweitens auf die Vermuthung, daß der Zug keine vierzig, sondern kaum zwei Jahre gedauert; wodurch denn eben der Feldherr, dessen Betragen wir zuerst tadeln mußten, wieder gerechtfertigt und zu Ehren gebracht, zugleich aber auch die Ehre des Nationalgottes gegen den Unglimpf einer Härte, die noch unerfreulicher ist als die Halsstarrigkeit eines Volks, gerettet und beinah in seiner frühern Reinheit wiederhergestellt wird.

Erinnern wir uns nun zuerst des israelitischen Volkes in Aegypten, an dessen bedrängter Lage die späteste Nachwelt aufgerufen ist Theil zu nehmen. Unter diesem Geschlecht, aus dem gewaltsamen Stamme Levi, tritt ein gewaltsamer Mann hervor; lebhaftes Gefühl von Recht und Unrecht bezeichnen denselben. Würdig seiner grimmigen Ahnherren erscheint er, von denen der Stammvater ausruft:*) „Die Brüder Simeon und Levi; ihre Schwerter

*) 1. Mose, 49. 5—7.

sind mörderische Waffen. Meine Seele komme nicht in ihren Rath, und meine Ehre sei nicht in ihrer Versammlung;*) denn in ihrem Zorn haben sie den Mann erwürgt, und in ihrem Muthwillen haben sie den Ochsen verderbt. Verflucht sei ihr Zorn, daß er so heftig ist, und ihr Grimm, daß er so störrig ist! Ich will sie zerstreuen in Jakob und zerstreuen in Israel."

Völlig nun in solchem Sinne kündigt sich Moses an. Den Aegypter, der einen Israeliten mißhandelt, erschlägt er heimlich. Sein patriotischer Meuchelmord wird entdeckt, und er muß entfliehn. Wer, eine solche Handlung begehend, sich als bloßen Naturmenschen darstellt, nach dessen Erziehung hat man nicht Ursache zu fragen. Er sei von einer Fürstin als Knabe begünstigt, er sei am Hofe erzogen worden, nichts hat auf ihn gewirkt; er ist ein trefflicher, starker Mann geworden, aber unter allen Verhältnissen roh geblieben. Und als einen solchen kräftigen, kurz gebundenen, verschlossenen, der Mittheilung unfähigen finden wir ihn auch in der Verbannung wieder. Seine kühne Faust erwirbt ihm die Neigung eines midianitischen Fürstenpriesters, der ihn sogleich mit seiner Familie verbindet. Nun lernt er die Wüste kennen, wo er künftig in dem beschwerlichen Amte eines Heerführers auftreten soll.

Und nun lasset uns vor allen Dingen einen Blick auf die Midianiter werfen, unter welchen sich Moses gegenwärtig befindet! Wir haben sie als ein großes Volk anzuerkennen, das, wie alle nomadischen und handelnden Völker, durch mannichfaltige Beschäftigung seiner Stämme, durch eine bewegliche Ausbreitung noch größer erscheint, als es ist. Wir finden die Midianiter am Berge Horeb, an der westlichen Seite des kleinen Meerbusens und sodann bis gegen Moab und den Arnon. Schon zeitig fanden wir sie als Handelsleute, die selbst durch Kanaan karawanenweis nach Aegypten ziehn.

Unter einem solchen gebildeten Volke lebt nunmehr Moses, der auch als ein abgesonderter, verschlossener Hirte. In dem dürftigsten Zustande, in welchem ein trefflicher Mann sich nur befinden mag, der, nicht zum Denken und Ueberlegen geboren, blos nach That strebt, sehen wir ihn einsam in der Wüste, stets im Geiste beschäftigt mit den Schicksalen seines Volks, immer zu dem Gott seiner Ahnherren gewendet, ängstlich die Verbannung fühlend aus einem Lande, das, ohne der Väter Land zu sein,

*) Bei Luther: „Kirche".

doch gegenwärtig das Vaterland seines Volks ist; zu schwach, durch seine Faust in diesem großen Anliegen zu wirken, unfähig, einen Plan zu entwerfen, und wenn er ihn entwürfe, ungeschickt zu jeder Unterhandlung, zu einem die Persönlichkeit begünstigenden, zusammenhangenden mündlichen Vortrag. Kein Wunder wär es, wenn in solchem Zustande eine so starke Natur sich selbst verzehrte.

Einigen Trost kann ihm in dieser Lage die Verbindung geben, die ihm durch hin- und wiederziehende Karawanen mit den Seinigen erhalten wird. Nach manchem Zweifel und Zögern entschließt er sich, zurückzukehren und des Volkes Retter zu werden. Aaron, sein Bruder, kommt ihm entgegen, und nun erfährt er, daß die Gährung im Volke aufs Höchste gestiegen sei. Jetzt dürfen es beide Brüder wagen, sich als Repräsentanten vor den König zu stellen. Allein dieser zeigt sich nichts weniger als geneigt, eine große Anzahl Menschen, die sich seit Jahrhunderten in seinem Lande aus einem Hirtenvolk zum Ackerbau, zu Handwerken und Künsten gebildet, sich mit seinen Unterthanen vermischt haben, und deren ungeschlachte Masse wenigstens bei Errichtung ungeheurer Monumente, bei Erbauung neuer Städte und Festen frohnweis wohl zu gebrauchen ist, nunmehr so leicht wieder von sich und in ihre alte Selbstständigkeit zurücklassen.

Das Gesuch wird also abgewiesen und, bei einbrechenden Landplagen immer dringender wiederholt, immer hartnäckiger versagt. Aber das aufgeregte hebräische Volk, in Aussicht auf ein Erbland, das ihm eine uralte Ueberlieferung verhieß, in Hoffnung der Unabhängigkeit und Selbstbeherrschung, erkennt keine weiteren Pflichten. Unter dem Schein eines allgemeinen Festes lockt man Gold- und Silbergeschirre den Nachbarn ab, und in dem Augenblick, da der Aegypter den Israeliten mit harmlosen Gastmahlen beschäftigt glaubt, wird eine umgekehrte sizilianische Vesper unternommen: der Fremde ermordet den Einheimischen, der Gast den Wirth, und geleitet durch eine grausame Politik, erschlägt man nur den Erstgebornen, um in einem Lande, wo die Erstgeburt so viele Rechte genießt, den Eigennutz der Nachgebornen zu beschäftigen und der augenblicklichen Rache durch eine eilige Flucht entgehen zu können. Der Kunstgriff gelingt, man stößt die Mörder aus, anstatt sie zu bestrafen. Nur spät versammelt der König sein Heer; aber die den Fußvölkern sonst so fürchterlichen Reiter und Sichelwagen streiten auf einem sumpfigen Boden einen ungleichen Kampf mit dem leichten und leicht bewaffneten Nachtrab, wahrscheinlich mit demselben entschlossenen, kühnen Haufen, der

sich bei dem Wagestück des allgemeinen Mordes schon vorgeübt, und den wir in der Folge an seinen grausamen Thaten wieder zu erkennen und zu bezeichnen nicht verfehlen dürfen.

Ein so zu Angriff und Vertheidigung wohlgerüsteter Heeres- und Volkszug konnte mehr als einen Weg in das Land der Verheißung wählen; der erste am Meere her über Gaza war kein Karawanenweg und mochte wegen der wehrgerüsteten, kriegerischen Einwohner gefährlich werden; der zweite, obgleich weiter, schien mehr Sicherheit und mehr Vortheile anzubieten. Er ging an dem Rothen Meere hin bis zum Sinai; von hier an konnte man wieder zweierlei Richtung nehmen. Die erste, die zunächst zum Ziel führte, zog sich am kleinen Meerbusen hin durch das Land der Midianiter und der Moabiter zum Jordan; die zweite, quer durch die Wüste, wies auf Kades; in jenem Falle blieb das Land Edom links, hier rechts. Jenen ersten Weg hatte sich Moses wahrscheinlich vorgenommen; den zweiten hingegen einzulenken scheint er durch die klugen Midianiter verleitet zu sein, wie wir zunächst wahrscheinlich zu machen gedenken, wenn wir vorher von der düsteren Stimmung gesprochen haben, in die uns die Darstellung der diesen Zug begleitenden äußeren Umstände versetzt.

Der heitere Nachthimmel, von unendlichen Sternen glühend, auf welchen Abraham von seinem Gott hingewiesen worden, breitet nicht mehr sein goldenes Gezelt über uns aus; anstatt jenen heiteren Himmelslichtern zu gleichen, bewegt sich ein unzählbares Volk mißmuthig in einer traurigen Wüste. Alle fröhlichen Phänomene sind verschwunden, nur Feuerflammen erscheinen an allen Ecken und Enden. Der Herr, der aus einem brennenden Busche Mosen berufen hatte, zieht nun vor der Masse her in einem trüben Gluthqualm, den man Tags für eine Wolkensäule, Nachts als ein Feuermeteor ansprechen kann. Aus dem umwölkten Gipfel Sinai's schrecken Blitz und Donner, und bei gering scheinenden Vergehen brechen Flammen aus dem Boden und verzehren die Enden des Lagers. Speise und Trank ermangeln immer aufs Neue, und der unmuthige Volkswunsch nach Rückkehr wird nur bänglicher, je weniger ihr Führer sich gründlich zu heißen weiß.

Schon zeitig, ehe noch der Heereszug an den Sinai gelangt, kommt Jethro seinem Schwiegersohn entgegen, bringt ihm Tochter und Enkel, die zur Zeit der Noth im Vaterzelte verwahrt gewesen, und beweist sich als einen klugen Mann. Ein Volk wie die Midianiter, das frei seiner Bestimmung nachgeht und seine Kräfte

in Uebung zu setzen Gelegenheit findet, muß gebildeter sein als ein solches, das unter fremdem Joche in ewigem Widerstreit mit sich selbst und den Umständen lebt; und wie viel höherer Ansichten mußte ein Führer jenes Volkes fähig sein als ein trübsinniger, in sich selbst verschlossener, rechtschaffener Mann, der sich zwar zum Thun und Herrschen geboren fühlt, dem aber die Natur zu solchem gefährlichen Handwerke die Werkzeuge versagt hat.

Moses konnte sich zu dem Begriff nicht erheben, daß ein Herrscher nicht überall gegenwärtig sein, nicht Alles selbst thun müsse; im Gegentheil machte er sich durch persönliches Wirken seine Amtsführung höchst sauer und beschwerlich. Jethro giebt ihm erst darüber Licht und hilft ihm das Volk organisiren und Unterobrigkeiten bestellen, worauf er freilich selbst hätte fallen sollen.

Allein nicht blos das Beste seines Schwähers und der Israeliten mag Jethro bedacht, sondern auch sein eigenes und der Midianiter Wohl erwägt haben. Ihm kommt Moses, den er ehemals als Flüchtling aufgenommen, den er unter seine Diener, unter seine Knechte noch vor Kurzem gezählt, nun entgegen an der Spitze einer großen Volksmasse, die, ihren alten Sitz verlassend, neuen Boden aufsucht und überall, wo sie sich hinlenkt, Furcht und Schrecken verbreitet.

Nun konnte dem einsichtigen Manne nicht verborgen bleiben, daß der nächste Weg der Kinder Israel durch die Besitzungen der Midianiter gehe, daß dieser Zug überall den Heerden seines Volks begegnen, dessen Ansiedelungen berühren, ja auf dessen schon wohleingerichteten Städte treffen würde. Die Grundsätze eines dergestalt auswandernden Volks sind kein Geheimniß, sie ruhen auf dem Eroberungsrechte. Es zieht nicht ohne Widerstand, und in jedem Widerstand sieht es Unrecht; wer das Seinige vertheidigt, ist ein Feind, den man ohne Schonung vertilgen kann.

Es brauchte keinen außerordentlichen Blick, um das Schicksal zu übersehen, dem die Völker ausgesetzt sein würden, über die sich eine solche Heuschreckenwolke herabwälzte. Hieraus geht nun die Vermuthung zunächst hervor, daß Jethro seinem Schwiegersohn den geraden und besten Weg verleidet und ihn dagegen zu dem Wege quer durch die Wüste beredet; welche Ansicht dadurch mehr bestärkt wird, daß Hobab nicht von der Seite seines Schwagers weicht, bis er ihn den angerathenen Weg einschlagen sieht, ja ihn sogar noch weiter begleitet, um den ganzen Zug von den Wohnorten der Midianiter desto sicherer abzulenken.

Vom Ausgange aus Aegypten an gerechnet erst im vierzehnten Monat geschah der Aufbruch, von dem wir sprechen. Das Volk bezeichnete unterwegs einen Ort, wo es wegen Lüsternheit große Plage erlitten, durch den Namen Gelüstgräber, dann zogen sie gen Hazeroth und lagerten sich ferner in der Wüste Paran. Dieser zurückgelegte Weg bleibt unbezweifelt. Sie waren nun schon nah an dem Ziel ihrer Reise, nur stand ihnen das Gebirg entgegen, wodurch das Land Kanaan von der Wüste getrennt wird. Man beschloß, Kundschafter auszuschicken, und rückte indessen weiter vor bis Kades. Hierhin kehrten die Botschafter zurück, brachten Nachrichten von der Vortrefflichkeit des Landes, aber leider auch von der Furchtbarkeit der Einwohner. Hier entstand nun abermals ein trauriger Zwiespalt, und der Wettstreit von Glauben und Unglauben begann aufs Neue.

Unglücklicherweise hatte Moses noch weniger Feldherren- als Regententalente. Schon während des Streites gegen die Amalekiter begab er sich auf den Berg, um zu beten, mittlerweile Josua an der Spitze des Heers den lange hin und wieder schwankenden Sieg endlich dem Feinde abgewann. Nun zu Kades befand man sich wieder in einer zweideutigen Lage. Josua und Kaleb, die beherztesten unter den zwölf Abgesandten, rathen zum Angriff, rufen auf, getrauen sich das Land zu gewinnen. Indessen wird durch übertriebene Beschreibung von bewaffneten Riesengeschlechtern allenthalben Furcht und Schrecken erregt; das verschüchterte Heer weigert sich hinauf zu rücken. Moses weiß sich wieder nicht zu helfen, erst fordert er sie auf, dann scheint auch ihm ein Angriff von dieser Seite gefährlich. Er schlägt vor, nach Osten zu ziehen. Hier mochte nun einem biedern Theil des Heeres gar zu unwürdig scheinen, solch einen ernstlichen, mühsam verfolgten Plan auf diesem ersehnten Punkt aufzugeben. Sie rotten sich zusammen und ziehen wirklich das Gebirg hinauf. Moses aber bleibt zurück, das Heiligthum setzt sich nicht in Bewegung; daher ziemt es weder Josua noch Kaleb, sich an die Spitze der Kühneren zu stellen. Genug! Der nicht unterstützte, eigenmächtige Vortrab wird geschlagen, Ungeduld vermehrt sich. Der so oft schon ausgebrochene Unmuth des Volkes, die mehreren Meutereien, an denen sogar Aaron und Miriam Theil genommen, brechen aufs Neue desto lebhafter aus und geben abermals ein Zeugniß, wie wenig Moses seinem großen Berufe gewachsen war. Es ist schon an sich keine Frage, wird aber durch das Zeugniß Kaleb's unwiderruflich bestätigt, daß an dieser Stelle möglich, ja unerläßlich gewesen, ins Land Kanaan einzudringen, Hebron, den

Hain Mamre in Besitz zu nehmen, das heilige Grab Abraham's zu erobern und sich dadurch einen Ziel-, Stütz- und Mittelpunkt für das ganze Unternehmen zu verschaffen. Welcher Nachtheil mußte dagegen dem unglücklichen Volk entspringen, wenn man den bisher befolgten, von Jethro zwar nicht ganz uneigennützig, aber doch nicht ganz verrätherisch vorgeschlagenen Plan auf einmal so freventlich aufzugeben beschloß!

Das zweite Jahr, von dem Auszuge aus Aegypten an gerechnet, war noch nicht vorüber, und man hätte sich vor Ende desselben, obgleich noch immer spät genug, im Besitz des schönsten Theils des erwünschten Landes gesehen; allein die Bewohner, aufmerksam, hatten den Riegel vorgeschoben, und wohin nun sich wenden? Man war nordwärts weit genug vorgerückt, und nun sollte man wieder ostwärts ziehen, um jenen Weg endlich einzuschlagen, den man gleich anfangs hätte nehmen sollen. Allein gerade hier im Osten lag das von Gebirgen umgebene Land Edom vor, man wollte sich einen Durchzug erbitten, die klügeren Edomiter schlugen ihn rund ab. Sich durchzufechten war nicht räthlich, man mußte sich also zu einem Umweg, bei dem man die edomitischen Gebirge links ließ, bequemen, und hier ging die Reise im Ganzen ohne Schwierigkeit von Statten; denn es bedurfte nur wenige Stationen, Oboth, Ijim, um an den Bach Sared, den ersten, der seine Wasser ins Todte Meer gießt, und ferner an den Arnon zu gelangen. Indessen war Miriam verschieden, Aaron verschwunden, kurz nachdem sie sich gegen Moses aufgelehnt hatten.

Vom Bache Arnon an ging Alles noch glücklicher wie bisher. Das Volk sah sich zum zweiten Male nah am Ziele seiner Wünsche, in einer Gegend, die wenig Hindernisse entgegensetzte; hier konnte man in Masse vordringen und die Völker, welche den Durchzug verweigerten, überwinden, verderben und vertreiben. Man schritt weiter vor, und so wurden Midianiter, Moabiter, Amoriter in ihren schönsten Besitzungen angegriffen, ja die ersten sogar, was Jethro vorsichtig abzuwenden gedachte, vertilgt, das linke Ufer des Jordan's wurde genommen und einigen ungeduldigen Stämmen Ansiedelung erlaubt, unterdessen man abermals auf hergebrachte Weise Gesetze gab, Anordnungen machte und den Jordan zu überschreiten zögerte. Unter diesen Verhandlungen verschwand Moses selbst, wie Aaron verschwunden war, und wir müßten uns sehr irren, wenn nicht Josua und Kaleb die seit einigen Jahren ertragene Rezenschaft eines beschränkten Mannes zu endigen und ihn so vielen Unglücklichen, die er vorausgeschickt, nachzusenden

für gut gefunden hätten, um der Sache ein Ende zu machen und mit Ernst sich in den Besitz des ganzen rechten Jordanufers und des darin gelegenen Landes zu setzen.

Man wird der Darstellung, wie sie hier gegeben ist, wol gerne zugestehen, daß sie uns den Fortschritt eines wichtigen Unternehmens so rasch als konsequent vor die Seele bringt; aber man wird ihr nicht sogleich Zutrauen und Beifall schenken, weil sie jenen Heereszug, den der ausdrückliche Buchstabe der heiligen Schrift auf sehr viele Jahre hinausdehnt, in kurzer Zeit vollbringen läßt. Wir müssen daher unsere Gründe angeben, wodurch wir uns zu einer so großen Abweichung berechtigt glauben, und dies kann nicht besser geschehen, als wenn wir über die Erdfläche, welche jene Volksmasse zu durchziehen hatte, und über die Zeit, welche jede Karawane zu einem solchen Zuge bedürfen würde, unsere Betrachtungen anstellen und zugleich, was uns in diesem besonderen Falle überliefert ist, gegen einander halten und erwägen.

Wir übergehen den Zug vom Rothen Meer bis an den Sinai, wir lassen ferner Alles, was in der Gegend des Berges vorgegangen, auf sich beruhen und bemerken nur, daß die große Volksmasse am zwanzigsten Tage des zweiten Monats im zweiten Jahr der Auswanderung aus Aegypten vom Fuße des Sinai aufgebrochen. Von da bis zur Wüste Paran hatten sie keine vierzig Meilen, die eine beladene Karawane in fünf Tagen bequem zurücklegt. Man gebe der ganzen Kolonne Zeit, um jedesmal heranzukommen, genugsame Rasttage, man setze anderen Aufenthalt, genug, sie konnten auf alle Fälle in der Gegend ihrer Bestimmung in zwölf Tagen ankommen, welches denn auch mit der Bibel und der gewöhnlichen Meinung übereintrifft. Hier werden die Botschafter ausgeschickt, die ganze Volksmasse rückt nur um Weniges weiter vor bis Kades, wohin die Abgesendeten nach vierzig Tagen zurückkehren, worauf denn sogleich, nach schlecht ausgefallenem Kriegsversuch, die Unterhandlung mit den Edomitern unternommen wird. Man gebe dieser Negotiation so viel Zeit, als man will, so wird man sie nicht wol über dreißig Tage ausdehnen dürfen. Die Edomiter schlagen den Durchzug rein ab, und für Israel war es keineswegs räthlich, in einer so sehr gefährlichen Lage lange zu verweilen; denn wenn die Kananiter mit den Edomitern einverstanden, jene von Norden, diese von Osten aus ihren Gebirgen hervorgebrochen wären, so hätte Israel einen schlimmen Stand gehabt.

Auch macht hier die Geschichtserzählung keine Pause, sondern der Entschluß wird gleich gefaßt, um das Gebirge Edom herum-

zuziehen. Nun beträgt der Zug um das Gebirge Edom, erst nach Süden, dann nach Norden gerichtet, bis an den Fluß Arnon abermals keine vierzig Meilen, welche also in fünf Tagen zurückzulegen gewesen wären. Summirt man nun auch jene vierzig Tage, in welchen sie den Tod Aaron's betrauert, hinzu, so behalten wir immer noch sechs Monate des zweiten Jahrs für jede Art von Retardation und Zaudern und zu den Zügen übrig, welche die Kinder Israel glücklich bis an den Jordan bringen sollen. Wo kommen aber denn die übrigen achtunddreißig Jahre hin?

Diese haben den Auslegern viel Mühe gemacht, sowie die einundvierzig Stationen, unter denen funfzehn sind, von welchen die Geschichtserzählung nichts meldet, die aber, in dem Verzeichnisse eingeschaltet, den Geographen viel Pein verursacht haben. Nun stehen die eingeschobenen Stationen mit den überschüssigen Jahren in glücklich fabelhaftem Verhältniß; denn sechzehn Orte, von denen man nichts weiß, und achtunddreißig Jahre, von denen man nichts erfährt, geben die beste Gelegenheit, sich mit den Kindern Israel in der Wüste zu verirren.

Wir setzen die Stationen der Geschichtserzählung, welche durch Begebenheiten merkwürdig geworden, den Stationen des Verzeichnisses entgegen, wo man dann die leeren Ortsnamen sehr wohl von denen unterscheiden wird, welchen ein historischer Gehalt innewohnt.

Stationen der Kinder Israel in der Wüste.

Geschichtserzählung nach dem II. III. IV. V. Buch Mose.	Stationenverzeichniß nach dem IV. Buch Mose, 33. Kapitel.
	Raemses.
	Suchoth.
	Etham.
Hahiroth.	Hahiroth.
	Migdol.
	Durchs Meer.
Marah, Wüste Sur.	Marah, Wüste Etham.
Elim.	Elim. 12 Brunnen.
	Am Meer.
Wüste Sin.	Wüste Sin.
	Daphka.
	Alus.
Raphidim.	Raphidim.
Wüste Sinai.	Wüste Sinai.
Lustgräber.	Lustgräber.

Hazeroth.	Haseroth.
	Rithma.
Kades in Paran.	Rimon Parez.
	Libna.
	Rissa.
	Kehelatha.
	Gebirg Sapher.
	Harada.
	Makheloth.
	Thahath.
	Tharah.
	Mithka.
	Hasmona.
	Moseroth.
	Bne Jaeken.
	Horgidgad.
	Jathbatha.
	Abrona.
	Eziongaber.
Kades, Wüste Zin.	Kades, Wüste Zin.
Berg Hor, Grenze Edom.	Berg Hor, Grenze Edom.
	Zalmona.
	Phunon.
Oboth.	Oboth.
	Ijim.
	Dibon Gad.
	Almon Diblathaim.
Gebirg Abarim.	Gebirg Abarim, Nebo.
Bach Sared.	
Arnon diesseits.	
Mathana.	
Nahaliel.	
Bamoth.	
Berg Pisga.	
Jahzah.	
Hesbon.	
Sihon.	
Basan.	
Gefild der Moabiter am Jordan.	Gefild der Moabiter am Jordan.

Worauf wir nun aber vor allen Dingen merken müssen, ist, daß uns die Geschichte gleich von Hazeroth nach Kades führt, das Verzeichniß aber hinter Hazeroth das Kades ausläßt und es erst

nach der eingeschobenen Namenreihe hinter Ezeongaber auffährt und dadurch die Wüste Zin mit dem kleinen Arm des Arabischen Meerbusens in Berührung bringt. Hieran sind die Ausleger höchst irre geworden, indem einige zwei Kades, andere hingegen, und zwar die meisten, nur eines annehmen, welche letztere Meinung wol keinen Zweifel zuläßt.

Die Geschichtserzählung, wie wir sie sorgfältig von allen Einschiebseln getrennt haben, spricht von einem Kades in der Wüste Paran und gleich darauf von einem Kades in der Wüste Zin; von dem ersten werden die Botschafter weggeschickt, und von dem zweiten zieht die ganze Masse weg, nachdem die Edomiter den Durchzug durch ihr Land verweigern. Hieraus geht von selbst hervor, daß es ein und ebenderselbe Ort ist; denn der vorgehabte Zug durch Edom war eine Folge des fehlgeschlagenen Versuchs, von dieser Seite in das Land Kanaan einzudringen, und so viel ist noch aus anderen Stellen deutlich, daß die beiden öfters genannten Wüsten an einander stoßen, Zin nördlicher, Paran südlicher lag, und Kades in einer Oase als Raſtplatz zwischen beiden Wüsten gelegen war.

Niemals wäre man auch auf den Gedanken gekommen, sich zwei Kades einzubilden, wenn man nicht in der Verlegenheit gewesen wäre, die Kinder Israel lange genug in der Wüste herumzuführen. Diejenigen jedoch, welche nur ein Kades annehmen und dabei von dem vierzigjährigen Zug und den eingeschalteten Stationen Rechenschaft geben wollen, sind noch übler dran, besonders wissen sie, wenn sie den Zug auf der Karte darstellen wollen, sich nicht wunderlich genug zu geberden, um das Unmögliche anschaulich zu machen. Denn freilich ist das Auge ein besserer Richter des Unschicklichen als der innere Sinn. Sanson schiebt die vierzehn unächten Stationen zwischen den Sinai und Kades. Hier kann er nicht genug Zickzacks auf seine Karte zeichnen, und doch beträgt jede Station nur zwei Meilen, eine Strecke, die nicht einmal hinreicht, daß sich ein solcher ungeheurer Heerwurm in Bewegung setzen könnte.

Wie bevölkert und bebaut muß nicht diese Wüste sein, wo man alle zwei Meilen, wo nicht Städte und Ortschaften, doch mit Namen bezeichnete Ruheplätze findet! Welcher Vortheil für den Heerführer und sein Volk! Dieser Reichthum der inneren Wüste aber wird dem Geographen bald verderblich. Er findet von Kades nur fünf Stationen bis Ezeongaber und auf dem Rückwege nach Kades, wohin er sie doch bringen muß, unglücklicherweise gar keine; er legt daher einige seltsame und selbst in jener

Liste nicht genannte Städte dem reisenden Volk in den Weg, so wie man ehemals die geographische Leerheit mit Elephanten bedeckte. Calmet sucht sich aus der Noth durch wunderliche Kreuz- und Querzüge zu helfen, setzt einen Theil der überflüssigen Orte gegen das Mittelländische Meer zu, macht Hazeroth und Mosereth zu einem Orte und bringt durch die seltsamsten Zersprünge seine Leute endlich an den Arnon. Wells, der zwei Nadirs annimmt, verkehrt die Lage des Landes über die Maaßen. Bei Rolin tanzt die Karawane eine Polonaise, wodurch sie wieder ans Rothe Meer gelangt und den Sinai nordwärts im Rücken hat. Es ist nicht möglich, weniger Einbildungskraft, Anschauen, Genauigkeit und Urtheil zu zeigen als diese frommen, wohldenkenden Männer.

Die Sache aber aufs Genaueste betrachtet, wird es höchst wahrscheinlich, daß das überflüssige Stationenvorzeichniß zu Rettung der problematischen vierzig Jahre eingeschoben worden. Denn in dem Texte, welchem wir bei unserer Erzählung genau folgen, steht: daß das Volk, da es von den Kananitern geschlagen und ihm der Rückweg durchs Land Edom verlegt worden, auf dem Wege am Schilfmeer gegen Ezeongaber der Edomiter Land umzogen. Daraus ist der Irrthum entstanden, daß sie wirklich ans Schilfmeer nach Ezeongaber, das wahrscheinlich damals noch nicht existirte, gekommen, obgleich der Text von dem Umziehen des Gebirges Seir auf genannter Straße spricht, so wie man sagt, der Fuhrmann fährt die Leipziger Straße, ohne daß er deshalb nothwendig nach Leipzig fahren müsse. Haben wir nun die überflüssigen Stationen bei Seite gebracht, so möchte es uns ja wol auch mit den überflüssigen Jahren gelingen. Wir wissen, daß die alttestamentliche Chronologie künstlich ist, daß sich die ganze Zeitrechnung in bestimmte Kreise von neunundvierzig Jahren auflösen läßt, und daß also diese mystischen Epochen herauszubringen manche historische Zahlen müssen verändert werden sein. Und wo ließen sich sechs- bis achtunddreißig Jahre, die etwa in einem Zyklus fehlten, bequemer einschieben als in jene Epoche, die so sehr im Dunkeln lag, und die auf einem wüsten, unbekannten Flecke sollte zugebracht worden sein?

Ohne dabei an die Chronologie, das schwierigste aller Studien, nur irgend zu rühren, so wollen wir den poetischen Theil derselben hier zu Gunsten unserer Hypothese kürzlich in Betracht ziehen.

Mehrere runde, heilig, symbolisch, poetisch zu nennende Zahlen kommen in der Bibel sowie in anderen alterthümlichen Schriften vor. Die Zahl Sieben scheint dem Schaffen, Wirken und Thun, die Zahl Vierzig dagegen dem Beschauen, Erwarten, vorzüglich

aber der Absonderung gewidmet zu sein. Die Sündfluth, welche Noah und die Seinen von aller übrigen Welt abtrennen sollte, nimmt vierzig Tage zu; nachdem die Gewässer genugsam gestanden, verlaufen sie während vierzig Tagen, und so lange noch hält Noah den Schalter der Arche verschlossen. Gleiche Zeit verweilt Moses zweimal auf Sinai, abgesondert von dem Volke; die Kundschafter bleiben eben so lange in Kanaan, und so soll denn auch das ganze Volk, durch so viel mühselige Jahre abgesondert von allen Völkern, gleichen Zeitraum bestätigt und geheiligt haben. Ja, ins Neue Testament geht die Bedeutung dieser Zahl in ihrem vollen Werth hinüber: Christus bleibt vierzig Tage in der Wüste, um den Versucher abzuwarten.

Wäre uns nun gelungen, die Wanderung der Kinder Israel vom Sinai bis an den Jordan in einer kürzeren Zeit zu vollbringen, ob wir gleich hiebei schon viel zu viel auf ein schwankendes, unwahrscheinliches Retardiren Rücksicht genommen, hätten wir uns so vieler fruchtloser Jahre, so vieler unfruchtbarer Stationen entledigt, so würde sogleich der große Heerführer gegen das, was wir an ihm zu erinnern gehabt, in seinem ganzen Werthe wiederhergestellt. Auch würde die Art, wie in diesen Büchern Gott erscheint, uns nicht mehr so drückend sein als bisher, wo er sich durchaus grauenvoll und schrecklich erzeigt, da schon im Buch Josua und der Richter, sogar auch weiterhin, ein reineres patriarchalisches Wesen wieder hervortritt und der Gott Abraham's nach wie vor den Seinen freundlich erscheint, wenn uns der Gott Moses eine Zeit lang mit Grauen und Abscheu erfüllt hat. Uns hierüber aufzuklären, sprechen wir aus: wie der Mann, so auch sein Gott.*) Daher also von dem Charakter Moses noch einige Schlußworte!

Ihr habt, könnte man uns zurufen, in dem Verherzehenden mit allzu großer Bereitwilligkeit einem außerordentlichen Manne diejenigen Eigenschaften abgesprochen, die bisher höchlich an ihm bewundert wurden, die Eigenschaften des Regenten und Heerführers. Was aber zeichnet ihn denn aus? Wodurch legitimirt er sich zu einem so wichtigen Beruf? Was giebt ihm die Kühnheit, sich trotz innerer und äußerer Unkunst zu einem solchen Geschäfte hinzudrängen, wenn ihm jene Haupterfordernisse, jene unerläßlichen Talente fehlen, die Ihr ihm mit unerhörter Frechheit absprecht? Hierauf lasse man uns antworten: Nicht die Talente,

*) Aus jener Zeit (21. Juni 1814) rührt Goethe's Zahme Xenie (IV) her: „Wie Einer ist, so ist sein Gott" ꝛc. Vergl. Tholuck (Mahomet, S. 211): „Der Gott des Moses ist nichts als ein allmächtiger Jude mit allen menschlichen Gebrechen dieses Volks."

nicht das Geſchick zu Dieſem oder Jenem machen eigentlich den Mann der That; die Perſönlichkeit iſt's, von der in ſolchen Fällen Alles abhängt. Der Charakter ruht auf der Perſönlichkeit, nicht auf den Talenten. Talente können ſich zum Charakter geſellen, er geſellt ſich nicht zu ihnen; denn ihm iſt Alles entbehrlich außer er ſelbſt. Und ſo geſtehen wir gern, daß uns die Perſönlichkeit Moſis von dem erſten Meuchelmord an, durch alle Grauſamkeiten durch, bis zum Verſchwinden ein höchſt bedeutendes und würdiges Bild giebt von einem Manne, der durch ſeine Natur zum Größten getrieben iſt. Aber freilich wird ein ſolches Bild ganz entſtellt, wenn wir einen kräftigen, kurz gebundenen, raſchen Thatmann vierzig Jahre ohne Sinn und Noth mit einer ungeheuren Volksmaſſe auf einem ſo kleinen Raum im Angeſicht ſeines großen Zieles herumtaumeln ſehen. Blos durch die Verkürzung des Wegs und der Zeit, die er darauf zugebracht, haben wir alles Böſe, was wir von ihm zu ſagen gewagt, wieder ausgeglichen und ihn an ſeine rechte Stelle gehoben.

Und ſo bleibt uns nichts mehr übrig, als Dasjenige zu wiederholen, womit wir unſere Betrachtungen begonnen haben. Kein Schade geſchieht den heiligen Schriften, ſo wenig als jeder anderen Ueberlieferung, wenn wir ſie mit kritiſchem Sinne behandeln, wenn wir aufdecken, worin ſie ſich widerſpricht, und wie oft das Urſprüngliche, Beſſere durch nachherige Zuſätze, Einſchaltungen und Akkommodationen verdeckt, ja entſtellt worden. Der innerliche, eigentliche Ur- und Grundwerth geht nur deſto lebhafter und reiner hervor, und dieſer iſt es auch, nach welchem Jedermann, bewußt oder bewußtlos, hinblickt, hingreift, ſich daran erbaut und alles Uebrige, wo nicht wegwirft, doch fallen oder auf ſich beruhen läßt.

Summariſche Wiederholung.

Zweites Jahr des Zugs.

Verweilt am Sinai	Monat	1	Tage	20
Reiſe bis Kades	„	—	„	5
Raſttage	„	—	„	5
Aufenthalt wegen Miriam's Krankheit	„	—	„	7
Außenbleiben der Kundſchafter . . .	„	—	„	40
Unterhandlung mit den Edomitern .	„	—	„	30
Reiſe an den Arnon	„	—	„	5
Raſttage	„	—	„	5
Trauer um Aaron	„	—	„	40
	Monat	1	Tage	157

Zusammen also sechs Monate. Woraus deutlich erhellt, daß der Zug, man rechne auf Zaudern und Stockungen, Widerstand, so viel man will, vor Ende des zweiten Jahrs gar wohl an den Jordan gelangen konnte.*)

Nähere Hilfsmittel.

Wenn uns die heiligen Schriften uranfängliche Zustände und die allmählige Entwickelung einer bedeutenden Nation vergegenwärtigen, Männer aber, wie Michaelis, Eichhorn, Paulus, Heeren, noch mehr Natur und Unmittelbarkeit in jenen Ueberlieferungen aufweisen, als wir selbst hätten entdecken können, so geben wir, was die neuere und neuste Zeit angebt, die größten Vortheile aus Reisebeschreibungen und andern dergleichen Dokumenten, die uns mehrere nach Osten vordringende Westländer nicht ohne Mühseligkeit, Genuß und Gefahr nach Hause gebracht und zu herrlicher Belehrung mitgetheilt haben. Hievon berühren wir nur einige Männer, durch deren Augen wir jene weit entfernten, höchst fremdartigen Gegenstände zu betrachten seit vielen Jahren beschäftigt gewesen.

Wallfahrten und Kreuzzüge.

Deren zahllose Beschreibungen belehren zwar auch in ihrer Art; doch verwirren sie über den eigentlichsten Zustand des Orients

*) Goethe's Berechnung ist von den Fachmännern als eine, nach Maaßgabe des Standes der Wissenschaft seiner Zeit, durchaus richtige anerkannt worden. Erst die spätere Kritik des Pentateuch hat die Lückenhaftigkeit des biblischen Berichts ergeben, wonach ein längerer Zeitraum angenommen werden muß (G. Stickel's, H. Ewald in seiner berühmten Geschichte des Volks Israel (Bd. II. S. 241) nimmt für die Wanderung drei Jahre an: „Während die große Mitte dieser 40 Jahre ein völlig leerer Raum bleibt, ... werden alle die Ereignisse, welche nicht in das Ende der Wüstenzüge gehören konnten, in die zwei ersten, alle übrigen in das letzte der 40 Jahre verlegt. Innerhalb der drei nach nicht einmal ganz ausgefüllten Jahre werden sodann ... Monat und Tag näher bestimmt" u. s. w. Verfolgt man den Zug der Israeliten auf der Ritter-Kiepert'schen Karte von Palästina 1842, so fällt in die Augen, daß Goethe, der die Juden von Kades auf direktem Wege nach Palästina gelangen läßt, den langwierigen Umweg außer Acht gelassen hat, welchen sie von Kades in südlicher Richtung nach Ezeongaber bis an den jetzigen Meerbusen von Akaba und von da nordöstlich längs des edomitischen Gebirgs und der arabischen Wüste zu machen gezwungen wurden. S. 325 sucht er diesen Umweg zu eliminiren.

mehr unſere Einbildungskraft, als daß ſie ihr zu Hilfe kämen. Die Einſeitigkeit der chriſtlich-feindlichen Anſicht beſchränkt uns durch ihre Beſchränkung, die ſich in der neuern Zeit nur einigermaßen erweitert, als wir nunmehr jene Kriegsereigniſſe durch orientaliſche Schriftſteller nach und nach kennen lernen. Indeſſen bleiben wir allen aufgeregten Wall- und Kreuzfahrern zu Dank verpflichtet, da wir ihrem religiöſen Enthuſiasmus, ihrem kräftigen, unermüdlichen Widerſtreit gegen öſtliches Zudringen doch eigentlich Beſchützung und Erhaltung der gebildeten europäiſchen Zuſtände ſchuldig geworden.

Marco Polo.*)

Dieſer vorzügliche Mann ſteht allerdings obenan. Seine Reiſe fällt in die zweite Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts; er gelangt bis in den fernſten Oſten, führt uns in die fremdartigſten Verhältniſſe, worüber wir, da ſie beinahe fabelhaft ausſehen, in Verwunderung, in Erſtaunen geraten. Gelangen wir aber auch nicht ſogleich über das Einzelne zur Deutlichkeit, ſo iſt doch der gedrängte Vortrag dieſes weitausgreifenden Wanderers höchſt geſchickt, das Gefühl des Unendlichen, Ungeheuren in uns aufzuregen. Wir befinden uns an dem Hof des Kublai Khan, der als Nachfolger von Dſchengis grenzenloſe Landſtrecken beherrſchte. Denn was ſoll man von einem Reiche und deſſen Ausdehnung

*) Marco Polo, Sohn des Nicolo Polo, Kaufmanns zu Venedig, unternahm mit ſeinem Vater und deſſen beiden Brüdern im Jahr 1250 aus Unternehmungsluſt eine Reiſe nach Konſtantinopel und von da, nach einmaliger Rückkehr nach Italien, in das Innre Aſiens, von wo ſie ſämmtlich erſt 1295 nach Venedig zurückgelangten. Marco verfaßte über ihre Reiſen, beſonders über ihren langen Aufenthalt am Hofe des Groß-Khans und Mongolenherrſchers Kublai, des Eroberers von China und Tibet, eine Beſchreibung, deren hoher Werth erſt in neuſter Zeit von der Wiſſenſchaft voll anerkannt worden iſt. Den früheren Jahrhunderten erſchienen Marco's Reiſen mehr Dichtung als Wahrheit zu enthalten, obgleich ſie als beliebtes Volksbuch ſeit Mitte des 14. Jahrh. die weiteſte Verbreitung in Europa, nicht nur, ſondern auch in Aſien fanden. Berühmt iſt die deutſche Ueberſetzung der Reiſen „des edeln ritters und lanndtfarers Marcho Polo", Nürnberg 1477. Für die Kenntniß Aſiens iſt das Buch ein Schatz, der vielleicht noch nicht ganz gehoben iſt, trotz Ritter, Marsden und Neumann. Wenn Goethe zu Ende obigen Abſchnitts ſagt: „Nur der wohlunterrichtete Geograph könnte dies Buch ordnen und bewähren", ſo iſt dies jedoch in hoher Vollendung geſchehen in der mit reichem Kommentar und mit Zuſätzen von Neumann verſehenen Ausgabe der „Reiſen" von Aug. Bürck (Leipzig 1845).

halten, wo es unter Andern heißt: „Persien ist eine große Provinz, die aus neun Königreichen besteht;“*) und nach einem solchen Maaßstab wird alles Uebrige gemessen. So die Residenz im Norden von China unübersehbar; das Schloß des Khans, eine Stadt in der Stadt; daselbst aufgehäufte Schätze und Waffen; Beamte, Soldaten und Hofleute unzählbar; zu wiederholten Festmahlen Jeder mit seiner Gattin berufen.**) Ebenso ein Landaufenthalt! Einrichtung zu allem Vergnügen, besonders ein Heer von Jägern und eine Jagdlust in der größten Ausbreitung. Gezähmte Leoparden, abgerichtete Falken, die thätigsten Gehilfen der Jagenden, zahllose Beute gehäuft.***) Dabei das ganze Jahr Geschenke ausgespendet und empfangen. Gold und Silber, Juwelen, Perlen, alle Arten von Kostbarkeiten im Besitz des Fürsten und seiner Begünstigten, indessen sich die übrigen Millionen von Unterthanen wechselseitig mit einer Scheinmünze †) abzufinden haben.

Begeben wir uns aus der Hauptstadt auf die Reise, so wissen wir vor lauter Vorstädten nicht, wo die Stadt aufhört.††) Wir finden sofort Wohnung an Wohnungen, Dorf an Dörfern, und den herrlichen Fluß hinab eine Reihe von Lustorten. Alles nach Tagereisen gerechnet und nicht wenigen.

Nun zieht, vom Kaiser beauftragt, der Reisende nach andern Gegenden; er führt uns durch unübersehbare Wüsten, dann zu beerdenreichen Gauen, Barbarei hinan, zu Menschen von wunderbaren Gestalten und Sitten und läßt uns nicht über Eis und Schnee nach der ewigen Nacht des Poles hinbauen. Dann auf einmal trägt er uns, wie auf einem Zaubermantel, über die Halbinsel Indiens hinab. Wir sehen Ceylon †††) unter uns liegen,

*) In der angeführten Bürde'schen Uebersetzung lautet die Ueberschrift des 11. Kap. des I. Buchs: „Von dem Lande Persien und den acht Königreichen darin; auch von den Rosen und Eisen allda.“

**) Die Residenz im Norden von China in der Stadt Kanbalu (Schangtu) ist im 56. Kap. des I. Buchs der „Reisen“, das Schloß des Khans in der Stadt Kambalu (d. i. Peking) im 4. Kap. des II. Buchs, das Heer im 1. Kap., die Leibwache im 9. Kap. und die Festmahle im 10—12. Kap. desselben Buchs beschrieben.

***) Kap. 13 bis 16 des II. Buchs.

†) In China war schon damals das Papiergeld (Tschao) eine alte Erfindung.

††) Kap. 7 des II. Buchs, gegen Ende.

†††) Sibirien und Rußland sind in den Kap. 45 und 46 des III. Buchs geschildert, welches sonst Indien gewidmet ist; die Insel Ceylon ist im 23. Kap. das an der Ostküste von Afrika belegene Madagaskar (nach Hörensagen) im 36. und Java im 7. Kap. beschrieben.

Madagaskar, Java; unser Blick irrt auf wunderlich benannte Inseln, und doch läßt er uns überall von Menschengestalten und Sitten, von Landschaft, Bäumen, Pflanzen und Thieren so manche Besonderheit erkennen, die für die Wahrheit seiner Anschauung bürgt, wenngleich Vieles märchenhaft erscheinen möchte. Nur der wohlunterrichtete Geograph könnte dies Alles ordnen und bewähren. Wir mußten uns mit dem allgemeinen Eindruck begnügen; denn unsern ersten Studien kamen keine Noten und Bemerkungen zu Hilfe.

Johannes von Montevilla.

Dessen Reise beginnt im Jahre 1320, und ist uns die Beschreibung derselben als Volksbuch, aber leider sehr ungestaltet, zugekommen. Man gesteht dem Verfasser zu, daß er große Reisen gemacht, Vieles gesehen und gut gesehen, auch richtig beschrieben. Nun beliebt es ihm aber, nicht nur mit fremdem Kalbe zu pflügen, sondern auch alte und neue Fabeln einzuschalten, wodurch denn das Wahre selbst seine Glaubwürdigkeit verliert. Aus der lateinischen Ursprache erst ins Niederdeutsche, sodann ins Oberdeutsche gebracht, erleidet das Büchlein neue Verstümmlung der Namen. Auch der Uebersetzer erlaubt sich, auszulassen und einzuschalten, wie unser Görres in seiner verdienstlichen Schrift über die deutschen Volksbücher anzeigt, auf welche Weise Genuß und Nutzen an diesem bedeutenden Werke verkümmert worden.*)

Pietro della Valle.**)

Aus einem uralten Römischen Geschlechte, das seinen Stammbaum bis auf die edlen Familien der Republik zurückführen durfte,

*) Die Beschreibung der orientalischen Reisen des Engländers John Maundeville († 1372), der nebst seinen vier Begleitern funfzehn Monate lang dem Khan von Catai als Soldat Dienste leistete, vom Jahre 1356, erreicht bei Weitem nicht den Werth und die Bedeutung derjenigen des Marco Polo. Sie wurde jedoch auch zu einem weit verbreiteten europäischen Volksbuch. Görres in dem bezeichneten Werke (1807) führt S. 53. Nr. 10, eine Kölner und Nürnberger Volksausgabe an. Uns liegt eine Kölner vom Jahre 1600 vor. Für die beste neuere Ausgabe gilt die englische von Halliwell (The Voiage and Traveule of Sir J. Maundeville by Halliwell. London 1839. Lumley).

**) Die Marco Polo's Lebenszeit in die Dante's fällt, so fällt die Lebenszeit Pietro (oder Pietro) della Valle's, wie Goethe oben bemerkt, noch in die Tasso's. Ist die Aufklärung, welche des Erstern Reisen

ward Pietro della Valle geboren, im Jahre 1586, zu einer Zeit, da die sämmtlichen Reiche Europens sich einer hohen geistigen Bildung erfreuten. In Italien lebte Tasso noch, obgleich in traurigem Zustande; doch wirkten seine Gedichte auf alle vorzügliche Geister. Die Verskunst hatte sich so weit verbreitet, daß schon Improvisatoren hervortraten und kein junger Mann von freiern Gesinnungen des Talents entbehren durfte, sich reimweis auszudrücken. Sprachstudium, Grammatik, Red- und Stilkunst wurden gründlich behandelt, und so wuchs in allen diesen Vorzügen unser Jüngling sorgfältig gebildet heran.

Waffenübungen zu Fuß und zu Roß, die edle Fecht- und Reitkunst dienten ihm zu täglicher Entwickelung körperlicher Kräfte und der damit innig verbundenen Charakterstärke. Das wüste Treiben früherer Kreuzzüge hatte sich nun zur Kriegskunst und zu ritterlichem Wesen herangebildet, auch die Galanterie in sich aufgenommen. Wir sehen den Jüngling, wie er mehreren Schönen, besonders in Gedichten, den Hof macht, zuletzt aber höchst unglücklich wird, als ihn die Eine, die er sich anzueignen, mit der er sich ernstlich zu verbinden gedenkt, hintansetzt und einem Unwürdigen sich hingiebt. Sein Schmerz ist grenzenlos, und um

---

gewähren, für die Kunde Mittel- und Oft-Asiens so wichtig, weil kein andres Werk über jene Länder in so früher Zeit nicht verbreitet: so ist die Reisebeschreibung della Valle's ungleich ausführlicher, genauer und förderlicher zur Orientirung über die Sitten des mittlern Asiens. Die vier Bücher der Reisen (über 800 Seiten Groß-Folio) lesen sich äußerst angenehm, und man kann Goethe's Eingenommenheit für dieselben verstehn. Es ist ein klassisches Reisewerk und war seiner Zeit ein weit verbreitetes Lesebuch. Es liegt uns vor in einer Genfer Folioausgabe in deutscher Uebersetzung vom Jahre 1674. Der vielsagende Titel lautet: „Petri | della Valle, | Eines vornehmen Römischen Patritii | Reißbeschreibung | in unterschiedliche Theile | der Welt, | Nemlich In Türcken, Egypten, Palæstina, Persien, Oft-Indien, | und andere weit entlegene Landschafften, | Samt | Einer außführlichen Erzehlung aller Denck- und Merckwürdigsten Sachen, | so darinnen zu finden und anzutreffen; Nebenst den Sitten, und Gebräuchen dieser | Nationen und anderen Dingen, dergleichen zuvor niemals von anderen | angemerket und beschrieben worden. | Erstlich von dem Authore selbs, der diese Reisen gethan, | in Italianischer Sprach beschrieben, und in vier- und fünffzig Send-Schreiben | in vier Theile verfasset: Nachgehends auß dieser in die Frantzösische und Holländische: Anjetzo aber auß dem Original in die Hoch-Teutsche Sprach übersetzet, mit schönen Kupfferen gezieret, | und vieren wohlanständigen Registeren versehen. | Erster Theil. | (Ein Kupfer mit der Legende: Gradatim Ad Sidera Tollor). Getruckt zu Genff, | In Verlegung Johann-Herman Widerholds, | M. DC. LXXIV." (Die gesperrten Stellen sind gedruckt.) Es muß bemerkt werden, daß diese Uebersetzung in ganz vorzüglichem Teutsch verfaßt ist. Goethe's Eingang scheint auf der kurzen, die vorangeschickten Biographie Pietro's zu beruhn.

sich Luft zu machen, beschließt er, im Pilgerkleide nach dem heiligen Lande zu wallen.

Im Jahre 1614 gelangt er nach Konstantinopel, wo sein adeliges, einnehmendes Wesen die beste Aufnahme gewinnt. Nach Art seiner früheren Studien wirft er sich gleich auf die orientalischen Sprachen, verschafft sich zuerst eine Uebersicht der türkischen Literatur, Landesart und Sitten und begiebt sich sodann, nicht ohne Bedauern seiner en erworbenen Freunde, nach Aegypten.*) Seinen dortigen Aufenthalt nutzt er ebenfalls, um die altertümliche Welt und ihre Spuren in der neueren auf das Ernstlichste zu suchen und zu verfolgen: von Kairo zieht er auf den Berg Sinai, das Grab der heiligen Katharina zu verehren, und kehrt wie von einer Luftreise zur Hauptstadt Aegyptens zurück: gelangt, von da zum zweiten Male abreisend, in sechzehn Tagen nach Jerusalem, wodurch das wahre Maaß der Entfernung beider Städte sich unserer Einbildungskraft aufdrängt. Dort, das heilige Grab verehrend, erbittet er sich vom Erlöser, wie früher schon von der heiligen Katharina, Befreiung von seiner Leidenschaft; und wie Schuppen fällt es ihm von den Augen, daß er ein Thor gewesen, die bisher Angebetete für die Einzige zu halten, die eine solche Huldigung verdiene; seine Abneigung gegen das übrige weibliche Geschlecht ist verschwunden, er sieht sich nach einer Gemahlin um und schreibt seinen Freunden, zu denen er bald zurückzukehren hofft, ihm eine würdige auszusuchen.**)

Nachdem er nun alle heiligen Orte betreten und bebetet, wozu ihm die Empfehlung seiner Freunde von Konstantinopel, am Meisten aber ein ihm zur Begleitung mitgegebener Capigbi ***) die besten Dienste thun, reist er mit dem vollständigsten Begriff dieser Zustände weiter, erreicht Damaskus, sodann Aleppo, woselbst er sich in syrische Kleidung hüllt und seinen Bart wachsen läßt. Hier nun begegnet ihm ein bedeutendes, schicksalbestimmendes Abenteuer. Ein Reisender gesellt sich zu ihm, der von der Schönheit und Liebenswürdigkeit einer jungen georgischen Christin, die

*) Die ersten 9 Sendschreiben sind aus Konstantinopel vom 22. Aug. 1614 bis 10. Sept. 1615, das 11. und 12. aus Kairo 25. Januar bis 7. März 1616 datirt. Die Abreise nach Jerusalem behandelt das 13. Schreiben aus Mitte Juni dess. Jahres.

**) S. das 15. Schreiben aus Aleppo.

***) Zu Anfang des 13. Schreibens wird seine ganze Begleitung im Einzelnen erwähnt, nebst „meinen zweyen Türken, nemlich der Capigbi und sein Knecht".

sich mit den Ihrigen zu Bagdad aufhält, nicht genug zu erzählen weiß, und Valle verliebt sich nach ächt orientalischer Weise in ein Wortbild, dem er begierig entgegenreist. Ihre Gegenwart vermehrt Neigung und Verlangen, er weiß die Mutter zu gewinnen, der Vater wird beredet; doch geben Beide seiner ungestümen Leidenschaft nur ungerne nach: ihre geliebte anmuthige Tochter von sich zu lassen, scheint ein allzu großes Opfer. Endlich wird sie seine Gattin, und er gewinnt dadurch für Leben und Reise den größten Schatz.*) Denn ob er gleich mit adeligem Wissen und Kenntniß mancher Art ausgestattet die Wallfahrt angetreten und in Beobachtung dessen, was sich unmittelbar auf den Menschen bezieht, so aufmerksam als glücklich und im Betragen gegen Jedermann in allen Fällen musterhaft gewesen, so fehlt es ihm doch an Kenntniß der Natur, deren Wissenschaft sich damals nur noch in dem engen Kreise ernster und bedächtiger Forscher bewegte. Daher kann er die Aufträge seiner Freunde, die von Pflanzen und Hölzern, von Gewürzen und Arzneien Nachricht verlangen, nur unvollkommen befriedigen; die schöne Maani aber, als ein liebenswürdiger Hausarzt, weiß von Wurzeln, Kräutern und Blumen, wie sie wachsen, von Harzen, Balsamen, Oelen, Samen und Hölzern, wie sie der Handel bringt, genugsame Rechenschaft zu geben und ihres Gatten Beobachtung der Landesart gemäß zu bereichern.

Wichtiger aber ist diese Verbindung für Lebens- und Reisethätigkeit. Maani, zwar vollkommen weiblich, zeigt sich von reifelutem, allen Ereignissen gewachsenem Charakter; sie fürchtet keine Gefahr, ja sucht sie eher auf und beträgt sich überall edel und ruhig; sie besteigt auf Mannsweise das Pferd, weiß es zu bezähmen und anzutreiben, und so bleibt sie eine muntere, aufregende Gefährtin. Ebenso wichtig ist es, daß sie unterwegs mit den sämmtlichen Frauen in Berührung kommt und ihr Gatte daher von den Männern gut aufgenommen, bewirthet und unterhalten wird, indem sie sich auf Frauenweise mit den Gattinnen zu bethun und zu beschäftigen weiß.

Nun genießt aber erst das junge Paar eines bei den bisherigen Wanderungen im türkischen Reiche unbekannten Glücks. Sie betreten Persien**) im dreißigsten Jahre der Regierung Abbas'

*) S. das 17. Schreiben vom Dezember 1616.

**) Die Reise nach Persien schildert der 2. Theil, die Jahre 1617—1619 umfassend.

des Zweiten, der sich, wie Peter und Friedrich, den Namen des Großen verdiente. Nach einer gefahrvollen, bänglichen Jugend wird er sogleich beim Antritt seiner Regierung aufs Deutlichste gewahr, wie er, um sein Reich zu beschützen, die Grenzen erweitern müsse, und was für Mittel es gebe, auch innerliche Herrschaft zu sichern; zugleich geht Sinnen und Trachten dahin, das entvölkerte Reich durch Fremdlinge wiederherzustellen und den Verkehr der Seinigen durch öffentliche Wege- und Gastanstalten zu beleben und zu erleichtern. Die größten Einkünfte und Begünstigungen verwendet er zu grenzenlosen Bauten. Ispahan, zur Hauptstadt gewürdigt, mit Palästen und Gärten, Karawanserein und Häusern für königliche Gäste übersäet; eine Vorstadt für die Armenier erbaut, die sich dankbar zu beweisen ununterbrochen Gelegenheit finden, indem sie, für eigene und für königliche Rechnung handelnd, Profit und Tribut dem Fürsten zu gleicher Zeit abzutragen klug genug sind. Eine Vorstadt für Georgier, eine andere für Nachfahren der Feueranbeter erweitern abermals die Stadt, die zuletzt so grenzenlos als eine unserer neuen Reichsmittelpunkte sich erstreckt. Römisch-katholische Geistliche, besonders Karmeliten, sind wohl aufgenommen und beschützt; weniger die griechische Religion, die, unter dem Schutz der Türken stehend, dem allgemeinen Feinde Europens und Asiens anzugehören scheint.

Ueber ein Jahr hatte sich della Valle in Ispahan aufgehalten und seine Zeit ununterbrochen thätig benutzt, um von allen Zuständen und Verhältnissen genau Nachricht einzuziehen. Wie lebendig sind daher seine Darstellungen! Wie genau seine Nachrichten! Endlich, nachdem er Alles ausgekostet, fehlt ihm noch der Gipfel des ganzen Zustandes, die persönliche Bekanntschaft des von ihm so hoch bewunderten Kaisers, der Begriff, wie es bei Hof, im Gefecht, bei der Armee zugehe.

In dem Lande Mazenderan, der südlichen Küste des Kaspischen Meers, in einer freilich sumpfigen, ungesunden Gegend, legte sich der thätige, unruhige Fürst abermals eine große Stadt an, Ferhabad benannt, und bevölkerte sie mit beorderten Bürgern; sogleich in der Nähe erbaut er sich manchen Besitz auf den Höhen des amphitheatralischen Kessels, nicht allzu weit von seinen Gegnern, den Russen und Türken, in einer durch Bergrücken geschützten Lage. Dort residirt er gewöhnlich, und della Valle sucht ihn auf. Mit Maani kommt er an, wird wohl empfangen, nach einem orientalisch klugen, vorsichtigen Zaudern dem Könige vorgestellt, gewinnt dessen Gunst und wird zur Tafel und Trinkgelagen zugelassen, wo er vorzüglich von europäischer Verfassung,

Sitte, Religion dem schon wohlunterrichteten, wissensbegierigen Fürsten Rechenschaft zu geben hat.*)

Im Orient überhaupt, besonders aber in Persien, findet sich eine gewisse Naivität und Unschuld des Betragens durch alle Stände bis zur Nähe des Throns. Zwar zeigt sich auf der obern Stufe eine entschiedene Förmlichkeit bei Audienzen, Tafeln und sonst; bald aber entsteht in des Kaisers Umgebung eine Art von Karnevalsfreiheit, die sich höchst scherzhaft ausnimmt. Erlustigt sich der Kaiser in Gärten und Kiosken, so darf Niemand in Stiefeln auf die Teppiche treten, worauf der Hof sich befindet. Ein tartarischer Fürst kömmt an, man zieht ihm den Stiefel aus; aber er, nicht geübt auf einem Beine zu stehen, fängt an zu wanken; der Kaiser selbst tritt nun hinzu und hält ihn, bis die Operation vorüber ist. Gegen Abend sieht der Kaiser in einem Holzzirkel, in welchem goldene, weingefüllte Schalen herumkreisen; mehrere von mäßigem Gewicht, einige aber durch einen verstärkten Boden so schwer, daß der ununterrichtete Gast den Wein verschüttet, wo nicht gar den Becher zu höchster Belustigung des Herrn und der Eingeweihten fallen läßt. Und so trinkt man im Kreise herum, bis Einer, unfähig, länger sich auf den Füßen zu halten, weggeführt wird oder zur rechten Zeit hinwegschleicht. Beim Abschied wird dem Kaiser keine Ehrerbietung erzeigt, Einer verliert sich nach dem Andern, bis zuletzt der Herrscher allein bleibt, einer melancholischen Musik noch eine Zeit lang zuhört und sich endlich auch zur Ruhe begiebt. Noch seltsamere Geschichten werden aus dem Harem erzählt, wo die Frauen ihren Beherrscher kitzeln, sich mit ihm balgen, ihn auf den Teppich zu bringen suchen, wobei er sich unter großem Gelächter nur mit Schimpfreden zu helfen und zu rächen sucht.

Indem wir nun dergleichen lustige Dinge von den innern Unterhaltungen des kaiserlichen Harems vernehmen, so dürfen wir nicht denken, daß der Fürst und sein Staatsdivan müßig oder nachlässig geblieben. Nicht der thätig-unruhige Geist Abbas' des Großen allein war es, der ihn antrieb, eine zweite Hauptstadt am Kaspischen Meer zu erbauen; Ferdabad lag zwar höchst günstig zu Jagd- und Hoflust, aber auch, von einer Bergkette geschützt, nahe genug an der Grenze, daß der Kaiser jede Bewegung der Russen und Türken, seiner Erbfeinde, zeitig vernehmen und Gegenanstalten treffen konnte. Von den Russen war gegenwärtig

*) S. das 4. Sendschreiben 2. Theils vom Mai und Juli 1618.

nichts zu fürchten, das innere Reich, durch Usurpatoren und Trugfürsten zerrüttet, genügte sich selbst nicht; die Türken hingegen hatte der Kaiser schon vor zwölf Jahren in der glücklichsten Feldschlacht dergestalt überwunden, daß er in der Folge von dort her nichts mehr zu befahren hatte, vielmehr noch große Landstrecken ihnen abzwang. Eigentlicher Friede jedoch konnte zwischen solchen Nachbarn sich nimmer befestigen, einzelne Neckereien, öffentliche Demonstrationen weckten beide Parteien zu fortwährender Aufmerksamkeit.

Gegenwärtig aber sieht sich Abbas zu ersteren Kriegesrüstungen genöthigt. Völlig im uralttesten Stil ruft er sein ganzes Heervolk in die Flächen von Aderbijan zusammen; es drängt sich in allen seinen Abtheilungen, zu Roß und Fuß, mit den mannichfaltigsten Waffen herbei, zugleich ein unendlicher Troß. Denn Jeder nimmt wie bei einer Auswanderung Weiber, Kinder und Gepäcke mit. Auch della Valle führt seine schöne Maani und ihre Frauen zu Pferd und Sänfte dem Heer und Hofe nach, weshalb ihn der Kaiser belobt, weil er sich hiedurch als einen angesehenen Mann beweist.*)

Einer solchen ganzen Nation, die sich massenhaft in Bewegung setzt, darf es nun auch an gar nichts fehlen, was sie zu Hause allenfalls bedürfen könnte; weshalb denn Kauf- und Handelsleute aller Art mitziehen, überall einen flüchtigen Bazar aufschlagen, eines guten Absatzes gewärtig. Man vergleicht daher das Lager des Kaisers jederzeit einer Stadt, worin denn auch so gute Polizei und Ordnung gehandhabt wird, daß Niemand bei grausamer Strafe weder fourragiren noch requiriren, viel weniger aber plündern darf, sondern von Großen und Kleinen Alles baar bezahlt werden muß; weshalb denn nicht allein alle auf dem Wege liegenden Städte sich mit Vorräthen reichlich versehen, sondern auch aus benachbarten und entfernteren Provinzen Lebensmittel und Bedürfnisse unversiegbar zufließen.

Was aber lassen sich für strategische, was für taktische Operationen von einer solchen organisirten Unordnung erwarten? Besonders, wenn man erfährt, daß alle Volks-, Stamm- und Waffenabtheilungen sich im Gefecht vermischen und ohne bestimmten Vorder-, Neben- und Hintermann, wie es der Zufall giebt, durch einander kämpfen; daher denn ein glücklich errungener Sieg so leicht umschlagen und eine einzige verlorne Schlacht auf viele Jahre hinaus das Schicksal eines Reiches bestimmen kann.

*) S. das 5. Sendschreiben 2. Theils, vom 29. April 1619.

Diesmal aber kommt es zu keinem solchen furchtbaren Faust- und Waffengemenge. Zwar dringt man mit unbenchtbarer Beschwerniß durchs Gebirge; aber man zaudert, weicht zurück, macht sogar Anstalten, die eigenen Städte zu zerstören, damit der Feind in verwüsteten Landstrecken umkomme. Panischer Alarm, leere Siegesbotschaften schwanken durch einander; freventlich abgelehnte, stolz verweigerte Friedensbedingungen, verstellte Kampflust, hinterlistiges Zögern verspäten erst und begünstigen zuletzt den Frieden. Da zieht nun ein Jeder auf des Kaisers Befehl und Strafgebot, ohne weitere Noth und Gefahr, als was er von Weg und Gedränge gelitten, ungesäumt wieder nach Hause.

Auch della Valle finden wir zu Kasbin*) in der Nähe des Hofes wieder, unzufrieden, daß der Feldzug gegen die Türken ein so baldiges Ende genommen. Denn wir haben ihn nicht blos als einen neugierigen Reisenden, als einen vom Zufall hin und wieder getriebenen Abenteurer zu betrachten; er hegt vielmehr seine Zwecke, die er unausgesetzt verfolgt. Persien war damals eigentlich ein Land für Fremde; Abbas' vieljährige Liberalität zog manchen muntern Geist herbei; noch war es nicht die Zeit förmlicher Gesandtschaften, kühne, gewandte Reisende machen sich geltend. Schon hatte Sherley, ein Engländer, früher sich selbst beauftragt und spielte den Vermittler zwischen Osten und Westen; so auch della Valle, unabhängig, wohlhabend, vornehm, gebildet, empfohlen, findet Eingang bei Hofe und sucht gegen die Türken zu reizen. Ihn treibt ebendasselbe christliche Mitgefühl, das die ersten Kreuzfahrer aufregte; er hatte die Mißhandlungen frommer Pilger am heiligen Grabe gesehen, zum Theil mit erduldet, und allen westlichen Nationen war daran gelegen, daß Konstantinopel von Osten her beunruhigt werde: aber Abbas vertraut nicht den Christen, die, auf eignen Vortheil bedacht, ihm zur rechten Zeit niemals von ihrer Seite beigestanden. Nun hat er sich mit den Türken verglichen; della Valle läßt aber nicht nach und sucht eine Verbindung Persiens mit den Kosaken am Schwarzen Meer anzuknüpfen. Nun kehrt er nach Ispahan zurück, mit Absicht, sich anzusiedeln und die römisch-katholische Religion zu fördern. Erst die Verwandten seiner Frau, dann noch mehr Christen aus Georgien zieht er an sich, eine georgianische Waise nimmt er an Kindesstatt an, hält sich mit den Karmeliten und führt nichts

*) Zu Ende des schon gedachten 5. Sendschreibens; der Ort heißt in unserm Exemplar Cozuin.

weniger im Sinne, als vom Kaiser eine Landstrecke zu Gründung eines neuen Rom's zu erhalten.*)

Nun erscheint der Kaiser selbst wieder in Ispahan, Gesandte von allen Weltgegenden strömen herbei. Der Herrscher zu Pferd, auf dem größten Platze, in Gegenwart seiner Soldaten, der angesehensten Dienerschaft, bedeutender Fremden, deren Vornehmste auch alle zu Pferd mit Gefolge sich einfinden, ertheilt er launige Audienzen; Geschenke werden gebracht, großer Prunk damit getrieben, und doch werden sie bald hochfahrend verschmäht, bald daran jüdisch gemarktet, und so schwankt die Majestät immer zwischen dem Höchsten und Tiefsten. Sodann, bald geheimnißvoll verschlossen im Harem, bald vor Aller Augen handelnd, sich in alles Oeffentliche einmischend, zeigt sich der Kaiser in unermüdlicher, eigenwilliger Thätigkeit.

Durchaus auch bemerkt man einen besondern Freisinn in Religionssachen. Nur keinen Mahometaner darf man zum Christenthum bekehren; an Bekehrungen zum Islam, die er früher begünstigt, hat er selbst keine Freude mehr. Uebrigens mag man glauben und vernehmen, was man will. So feiern z. B. die Armenier gerade das Fest der Kreuzestaufe, die sie in ihrer prächtigen Vorstadt, durch welche der Fluß Senderud läuft, feierlichst begehen. Dieser Funktion will der Kaiser nicht allein mit großem Gefolge beiwohnen, auch hier kann er das Befehlen, das Anordnen nicht lassen. Erst besichtigt er sich mit den Pfaffen, was sie eigentlich vorhaben. Dann sprengt er auf und ab, reitet hin und her und gebietet dem Zug Ordnung und Ruhe, mit Genauigkeit, wie er seine Krieger behandelt hätte. Nach geendigter Feier sammelt er die Geistlichen und andere bedeutende Männer um sich her, bespricht sich mit ihnen über mancherlei Religionsmeinungen und -Gebräuche. Doch diese Freiheit der Gesinnung gegen andere Glaubensgenossen ist nicht blos dem Kaiser persönlich, sie findet bei den Schiiten überhaupt statt. Diese, dem Ali anhängend, der erst vom Kaliphate verdrängt und, als er endlich dazu gelangte, bald ermordet wurde, können in manchem Sinne als die unterdrückte mahometanische Religionspartei angesehen werden; ihr Haß wendet sich daher hauptsächlich gegen die Sunniten, welche die zwischen Mahomet und Ali eingeschobenen Kaliphen mitzählen und verehren. Die Türken sind diesem Glauben zugethan, und eine sowol politische als religiöse Spaltung trennt

*) Anfang des 3. Theils der „Reisen", umfassend die Jahre 1619—1623.

die beiden Völker; indem nun die Schiiten ihre eigenen verschieden denkenden Glaubensgenossen aufs Aeußerste hassen, sind sie gleichgiltig gegen andere Bekenner und gewähren ihnen weit eher als ihren eigentlichen Gegnern eine geneigte Aufnahme.

Aber auch, schlimm genug, diese Liberalität leidet unter den Einflüssen kaiserlicher Willkür! Ein Reich zu bevölkern oder zu entvölkern, ist dem despotischen Willen gleich gemäß. Abbas, verkleidet auf dem Lande herumschleichend, vernimmt die Mißreden einiger armenischen Frauen und fühlt sich dergestalt beleidigt, daß er die grausamsten Strafen über die sämmtlichen männlichen Einwohner des Dorfes verhängt. Schrecken und Bekümmerniß verbreiten sich an den Ufern des Senderud's, und die Vorstadt Chalfa, erst durch die Theilnahme des Kaisers an ihrem Feste beglückt, versinkt in die tiefste Trauer.

Und so theilen wir immer die Gefühle großer, durch den Despotismus wechselsweise erhöhten und erniedrigten Völker. Nun bewundern wir, auf welchen hohen Grad von Sicherheit und Wohlstand Abbas, als Selbst- und Alleinherrscher, das Reich erhoben und zugleich diesem Zustand eine solche Dauer verliehen, daß seiner Nachfahren Schwäche, Thorheit, folgelos Betragen erst nach neunzig Jahren das Reich völlig zu Grunde richten konnten; dann aber müssen wir freilich die Kehrseite dieses imposanten Bildes hervorwenden.

Da eine jede Alleinherrschaft allen Einfluß ablehnet und die Persönlichkeit des Regenten in größter Sicherheit zu bewahren hat, so folgt hieraus, daß der Despot immerfort Verrath argwöhnen, überall Gefahr ahnen, auch Gewalt von allen Seiten befürchten müsse, weil er ja selbst nur durch Gewalt seinen erhabenen Posten behauptet. Eifersüchtig ist er daher auf Jeden, der außer ihm Ansehn und Vertrauen erweckt, glänzende Fertigkeiten zeigt, Schätze sammelt und an Thätigkeit mit ihm zu wetteifern scheint. Nun muß aber in jedem Sinn der Nachfolger am Meisten Verdacht erregen. Schon zeugt es von einem großen Geist des königlichen Vaters, wenn er seinen Sohn ohne Neid betrachtet, dem die Natur in Kurzem alle bisherigen Besitzthümer und Erwerbnisse ohne die Zustimmung des mächtig Wollenden unwiderruflich übertragen wird. Anderseits wird vom Sohne verlangt, daß er, edelmüthig, gebildet und geschmackvoll, seine Hoffnungen mäßige, seinen Wunsch verberge und dem väterlichen Schicksal auch nicht dem Scheine nach vorgreife. Und doch, wo ist die menschliche Natur so rein und groß, so gelassen abwartend, so unter nothwendigen Bedingungen mit Freude thätig, daß in einer

solchen Lage sich der Vater nicht über den Sohn, der Sohn nicht über den Vater beklage? Und wären sie Beide engelrein, so werden sich Ohrenbläser zwischen sie stellen, die Unvorsichtigkeit wird zum Verbrechen, der Schein zum Beweis. Wie viele Beispiele liefert uns die Geschichte! wovon wir nur des jammervollen Familienlabyrinths gedenken, in welchem wir den König Herodes befangen sehen. Nicht allein die Seinigen halten ihn immer in schwebender Gefahr, auch ein durch Weissagung merkwürdiges Kind erregt seine Sorgen und veranlaßt eine allgemein verbreitete Grausamkeit, unmittelbar vor seinem Tode.

Also erging es auch Abbas dem Großen: Söhne und Enkel machte man verdächtig, und sie gaben Verdacht; einer ward unschuldig ermordet, der andere bald schuldig geblendet. Dieser sprach: „Mich hast Du nicht des Lichts beraubt, aber das Reich."

Zu diesen unglücklichen Gebrechen der Despotie fügt sich unvermeidlich ein anderes, wobei noch zufälliger und unvorgesehener sich Gewaltthaten und Verbrechen entwickeln. Ein jeder Mensch wird von seinen Gewohnheiten regiert, nur wird er, durch äußere Bedingungen eingeschränkt, sich mäßig verhalten, und Mäßigung wird ihm zur Gewohnheit. Gerade das Entgegengesetzte findet sich bei dem Despoten; ein uneingeschränkter Wille steigert sich selbst und muß, von außen nicht gewarnt, nach dem völlig Grenzenlosen streben. Wir finden hiedurch das Räthsel gelöst, wie aus einem löblichen jungen Fürsten, dessen erste Regierungsjahre geeignet wurden, sich nach und nach ein Tyrann entwickelt, der Welt zum Fluch und zum Untergang der Seinen, die auch deshalb öfters dieser Qual eine gewaltsame Heilung zu verschaffen genöthigt sind.

Unglücklicherweise nun wird jenes, dem Menschen eingeborne, alle Tugenden befördernde Streben ins Unbedingte seiner Wirkung nach schrecklicher, wenn physische Reize sich dazu gesellen. Hieraus entsteht die höchste Steigerung, welche glücklicherweise zuletzt in völlige Betäubung sich auflöst. Wir meinen den übermäßigen Gebrauch des Weins, welcher die geringe Grenze einer besonnenen Gerechtigkeit und Billigkeit, die selbst der Tyrann als Mensch nicht ganz verneinen kann, augenblicklich durchbricht und ein grenzenloses Unheil anrichtet. Wende man das Gesagte auf Abbas den Großen an, der durch seine funfzigjährige Regierung sich zum einzigen, unbedingt Wollenden seines ausgebreiteten, bevölkerten Reichs erhoben hatte; denke man sich ihn freimüthiger Natur, gesellig und guter Laune, dann aber durch Verdacht, Verdruß und, was am

Schlimmsten ist, durch übel verstandene Gerechtigkeitsliebe irre geführt, durch heftiges Trinken aufgeregt und, daß wir das Letzte sagen, durch ein schnödes, unheilbares körperliches Uebel gepeinigt und zur Verzweiflung gebracht: so wird man gestehen, daß Diejenigen Verzeihung, wo nicht Lob verdienen, welche einer so schrecklichen Erscheinung auf Erden ein Ende machten. Selig preisen wir daher gebildete Völker, deren Monarch sich selbst durch ein edles, sittliches Bewußtsein regiert; glücklich die gemäßigten, bedingten Regierungen, die ein Herrscher selbst zu lieben und zu fördern Ursache hat, weil sie ihn mancher Verantwortung überheben, ihm gar manche Reue ersparen!

Aber nicht allein der Fürst, sondern ein Jeder, der durch Vertrauen, Gunst oder Anmaßung Theil an der höchsten Macht gewinnt, kommt in Gefahr, den Kreis zu überschreiten, welchen Gesetz und Sitte, Menschengefühl, Gewissen, Religion und Herkommen zu Glück und Beruhigung um das Menschengeschlecht gezogen haben. Und so mögen Minister und Günstlinge, Volksvertreter und Volk auf ihrer Hut sein, daß nicht auch sie, in den Strudel unbedingten Wollens hingerissen, sich und Andere unwiederbringlich ins Verderben hinabziehen.

Kehren wir nun zu unserm Reisenden zurück, so finden wir ihn in einer unbequemen Lage. Bei aller seiner Vorliebe für den Orient muß della Valle doch endlich fühlen, daß er in einem Lande wohnt, wo an keine Folge zu denken ist, und wo mit dem reinsten Willen und größter Thätigkeit kein neues Rom zu erbauen wäre. Die Verwandten seiner Frau lassen sich nicht einmal durch Familienbande halten; nachdem sie eine Zeit lang zu Ispahan in dem vertraulichsten Kreise gelebt, finden sie es doch gerathener, zurück an den Euphrat zu ziehen und ihre gewohnte Lebensweise dort fortzusetzen. Die übrigen Georgier zeigen wenig Eifer, ja die Karmeliten, denen das große Vorhaben vorzüglich am Herzen liegen mußte, können von Rom her weder Antheil noch Beistand erfahren.

Della Valle's Eifer ermüdet, und er entschließt sich, nach Europa zurückzukehren, leider gerade zur ungünstigsten Zeit. Durch die Wüste zu ziehen, scheint ihm unleidlich, er beschließt, über Indien zu gehen; aber jetzt eben entspinnen sich Kriegshändel zwischen Portugiesen, Spaniern und Engländern wegen Ormus, dem bedeutendsten Handelsplatz, und Abbas findet seinem Vortheil gemäß, Theil daran zu nehmen. Der Kaiser beschließt, die unbequemen portugiesischen Nachbarn zu bekämpfen, zu entfernen und die hilfreichen Engländer zuletzt, vielleicht durch List und Ver-

zögerung, um ihre Absichten zu bringen und alle Vortheile sich zuzueignen.*)

In solchen bedenklichen Zeitläuften überrascht nun unsern Reisenden das wunderbare Gefühl einer Art, das den Menschen mit sich selbst in den größten Zwiespalt setzt, das Gefühl der weiten Entfernung vom Vaterlande im Augenblick, wo wir, unbehaglich in der Fremde, nach Hause zurückzuwandern, ja schon dort angelangt zu sein wünschten. Fast unmöglich ist es, in solchem Fall sich der Ungeduld zu erwehren; auch unser Freund wird davon ergriffen, sein lebhafter Charakter, sein edles, trauendes Selbstvertrauen täuschen ihn über die Schwierigkeiten, die im Wege stehen. Seiner zu Wagnissen aufgelegten Kühnheit ist es bisher gelungen, alle Hindernisse zu besiegen, alle Plane durchzusetzen, er schmeichelt sich fernerhin mit gleichem Glück und entschließt sich, da eine Rückkehr ihm durch die Wüste unerträglich scheint, zu dem Weg über Indien, in Gesellschaft seiner schönen Maani und ihrer Pflegetochter Mariuccia.

Manches unangenehme Ereigniß tritt ein, als Vorbedeutung künftiger Gefahr; doch sieht er über Persepolis und Schiras,**) wie immer aufmerkend, Gegenstände, Sitten und Landesart genau bezeichnend und aufzeichnend. So gelangt er an den Persischen Meerbusen; dort aber findet er, wie vorauszusehen gewesen, die sämmtlichen Häfen geschlossen, alle Schiffe nach Kriegsgebrauch in Beschlag genommen. Dort am Ufer, in einer höchst ungesunden Gegend, trifft er Engländer gelagert, deren Karawane, gleichfalls aufgehalten, einen günstigen Augenblick erpassen möchte. Freundlich aufgenommen, schließt er sich an sie an, errichtet seine Gezelte nächst den übrigen und eine Palmhütte zu besserer Bequemlichkeit. Hier scheint ihm ein freundlicher Stern zu leuchten! Seine Ehe war bisher kinderlos, und zu größter Freude beider Gatten erklärt sich Maani guter Hoffnung; aber ihn ergreift eine Krankheit, schlechte Kost und böse Luft zeigen den schlimmsten Einfluß auf ihn und leider auch auf Maani; sie kommt zu früh nieder, und das Fieber verläßt sie nicht. Ihr standhafter Charakter, auch ohne ärztliche Hülfe, erhält sie noch eine Zeit lang, sodann aber fühlt sie ihr Ende herannahen, ergiebt sich in frommer Gelassenheit, verlangt aus der Palmenhütte unter die Zelte gebracht zu sein, woselbst sie, indem Mariuccia die geweihte Kerze hält

*) S. della Valle's letztes Schreiben im 9. Theil, vom 18. Januar 1623.
**) S. das 15. Schreiben 3. Theils aus Schiras vom 21. Oktober 1621.

und della Valle die herkömmlichen Gebete verrichtet, in seinen Armen verscheidet. Sie hatte das dreiundzwanzigste Jahr erreicht.

Einem solchen unzeberen Verluste zu schmeicheln, beschließt er fest und unwiderruflich, den Leichnam in sein Erbbegräbniß mit nach Rom zu nehmen. An Harzen, Balsamen und kostbaren Spezereien fehlt es ihm; glücklicherweise findet er eine Ladung des besten Kampfers, welcher, kunstreich durch erfahrne Personen angewendet, den Körper erhalten soll.

Hiedurch aber übernimmt er die größte Beschwerde, indem er so fortan den Aberglauben der Kameeltreiber, die habsüchtigen Vorurtheile der Beamten, die Aufmerksamkeit der Zollbedienten auf der ganzen künftigen Reise zu beschwichtigen oder zu bestechen hat.

Nun begleiten wir ihn nach Lar, der Hauptstadt des Laristan, wo er bessere Luft, gute Aufnahme findet und die Eroberung von Ormus durch die Perser abwartet. Aber auch ihre Triumphe dienen ihm zu keiner Förderniß. Er sieht sich wieder nach Schiras zurückgedrängt,*) bis er denn doch endlich mit einem englischen Schiffe nach Indien geht.**) Hier finden wir sein Betragen dem bisherigen gleich; sein standhafter Muth, seine Kenntnisse, seine adeligen Eigenschaften verdienen ihm überall leichten Eintritt und ehrenvolles Verweilen; endlich aber wird er doch nach dem Persischen Meerbusen zurück und zur Heimfahrt durch die Wüste genöthigt.

Hier erduldet er alle gefürchteten Unbilden. Von Stammhäuptern decimirt, tarirt von Zollbeamten, beraubt von Arabern und selbst in der Ebbiskenheit überall verirt und verspätet, bringt er doch endlich Kuriositäten und Kostbarkeiten genug, das Seltsamste und Kostbarste aber, den Körper seiner geliebten Maani, nach Rom. Dort, auf Ara Coeli, begeht er ein herrliches Leichenfest, und als er in die Grube hinabsteigt, ihr die letzte Ehre zu erweisen, finden wir zwei Jungfräulein neben ihm, Silvia, eine während seiner Abwesenheit anmuthig herangewachsene Tochter, und Tinatin di Ziba,***)

*) Der Tod der Maani, die Reise nach Lar, die Eroberung von Ormus und della Valle's Rückkehr nach Schiras, dies Alles fällt ins 16. Schreiben 3. Theils, Schiras 27. Juli 1622.

**) S. das 18. Schreiben 3. Theils vom 18. Januar 1623. Alles Weitere ist in den 18 Schreiben des 4. Theils enthalten, deren letztes zu Rom den 1. August 1626 verfaßt ist. Dort war della Valle den 28. März desselben Jahrs eingetroffen.

***) Maria getauft. Die Darstellung der letzten vierzehn Jahre beruht auf der den „Reisen" vorangeschickten Lebensbeschreibung della Valle's. Er starb den 20. April 1652.

die mir bisher unter dem Namen Mariuccia gekannt, Beide ungefähr funfzehnjährig. Letztere, die seit dem Tode seiner Gemahlin eine treue Reisegefährtin und einziger Trost gewesen, nunmehr zu betrathen entschließt er sich gegen den Willen seiner Verwandten, ja des Papstes, die ihm vornehmere und reichere Verbindungen zudenken. Nun bethätigt er, noch mehrere Jahre glanzreich, einen heitz-kühnen und muthigen Charakter, nicht ohne Händel, Verdruß und Gefahr, und hinterläßt bei seinem Tode, der im sechsundsechzigsten Jahre erfolgt, eine zahlreiche Nachkommenschaft.

Entschuldigung.

Es läßt sich bemerken, daß ein Jeder den Weg, auf welchem er zu irgend einer Kenntniß und Einsicht gelangt, allen übrigen vorzieht und seine Nachfolger gern auf denselben einleiten und einweihen möchte. In diesem Sinne hab' ich Peter della Valle umständlich darzestellt, weil er derjenige Reisende war, durch den mir die Eigenthümlichkeiten des Orients am Ersten und Klarsten aufgegangen, und meinem Vermuthen will scheinen, daß ich durch diese Darstellung erst meinem Divan einen eigenthümlichen Grund und Boden gewonnen habe. Möge dies Andern zur Aufmunterung gereichen, in dieser Zeit, die so reich an Blättern und einzelnen Heften ist, einen Folianten durchzulesen, durch den sie entschieden in eine bedeutende Welt gelangen, die ihnen in den neusten Reisebeschreibungen zwar oberflächlich umgeändert, im Grund aber als dieselbe erscheinen wird, welche sie dem vorzüglichen Manne zu seiner Zeit erschien.

Wer den Dichter will verstehen,
Muß in Dichters Lande gehen;
Er im Orient sich freue,
Daß das Alte sei das Neue!*)

Olearius.

Die Bogenzahl unserer bis hierher abgedruckten Arbeiten**) erinnert uns, vorsichtiger und weniger abschweifend von nun an

*) Fortführung des Motto's S. 228.
**) Der vorige Abschnitt schloß in der ersten Ausgabe mit dem 31. Bogen ab. Es folgten deren dann noch vier.

fortzufahren. Deswegen sprechen wir von dem genannten trefflichen Manne nur im Vorübergehen. Sehr merkwürdig ist es, verschiedene Nationen als Reisende zu betrachten. Wir finden Engländer, unter welchen wir Sherley und Herbert ungern vorbeigingen, sodann aber Italiener, zuletzt Franzosen. Hier trete nun ein Deutscher hervor in seiner Kraft und Würde.*) Leider war er auf seiner Reise nach dem persischen Hof an einen Mann gebunden, der mehr als Abenteurer denn als Gesandter erscheint, in beidem Sinne aber sich eigenwillig, ungeschickt, ja unsinnig benimmt. Der Gerafsinn des trefflichen Olearius läßt sich dadurch nicht irre machen; er giebt uns höchst erfreuliche und belehrende Reiseberichte, die um so schätzbarer sind, als er nur wenige Jahre nach della Valle und kurz nach dem Tode Abbas' des Großen nach Persien kam und bei seiner Rückkehr die Deutschen mit Saadi, dem Trefflichen, durch eine tüchtige und erfreuliche Uebersetzung bekannt machte. Ungern brechen wir ab, weil wir auch diesem Manne für das Gute, das wir ihm schuldig sind, gründlichen Dank abzutragen wünschten. In gleicher Stellung finden wir uns gegen die beiden Folgenden, deren Verdienste wir auch nur oberflächlich berühren dürfen.

Tavernier und Chardin.**)

Ersterer, Goldschmied und Juwelenhändler, dringt mit Verstand und klugem Betragen, kostbar-kunstreiche Waaren zu seiner Empfehlung vorzeigend, an die orientalischen Höfe und weiß sich

---

*) Adam Olearius (1599—1671), Rath des Herzogs Friedrich von Holstein-Gottorf ꝛc., begleitete Denselben nach Moskau und Persien, wohin sich Ersterer im Auftrage der schwedischen Krone in den Jahren 1633 bis Mitte 1639 als Gesandter mit ansehnlichem Gefolge begab. Die Reisebeschreibung des Olearius, in vielen Auflagen seit 1646 (Schleswig) verbreitet (s. Goedeke's Grundr., II. 448), auch in andere Sprachen übersetzt, hat außerordentlich viel zur Verbreitung richtiger Kenntnisse von Asien während des 17. und 18. Jahrhunderts beigetragen. Verstärkt wurde dieser Einfluß durch die von Olearius verfaßten Uebersetzungen des Gülistan und Bostan von Saadi. Olearius fand viel Nachfolger, wie die seiner Reisebeschreibung in der Folio-Ausgabe (Hamburg 1696) beigefügten drei orientalischen Reisebeschreibungen des Joh. Albr. von Mandelslo, des Jürgen Andersen und des Volquard Iversen beweisen. Auch Jakob Spon's Reisebeschreibung der Jahre 1675 und 1676 ist zu nennen. Olearius' Reisebeschreibung war im vorigen Jahrhundert ein weitverbreitetes Lesebuch des deutschen Mittelstandes.

**) Joh. Bapt. Tavernier's „vierzigjährige Reisebeschreibung", deren Anfang in das Jahr 1629 fällt, liegt uns in einer Großfolio gedruckten

überall zu ſchicken und zu finden. Er gelangt nach Indien zu den Demantgruben, und nach einer gefahrvollen Rückreiſe wird er im Weſten nicht zum Freundlichſten aufgenommen. Deſſen hinterlaſſene Schriften ſind höchſt belehrend, und doch wird er von ſeinem Landsmann, Nachfolger und Rival Chardin nicht ſowol im Lebensgange gehindert, als in der öffentlichen Meinung nachher verdunkelt. Dieſer, der ſich gleich zu Anfang ſeiner Reiſe durch die größten Hinderniſſe durcharbeiten muß, verſteht denn auch die Sinnesweiſe orientaliſcher Macht- und Geldhaber, die zwiſchen Großmuth und Eigennutz ſchwankt, trefflich zu benutzen und ihrer beim Beſitz der größten Schätze nie zu ſtillenden Begier nach friſchen Juwelen und fremden Goldarbeiten vielfach zu dienen, deshalb er denn auch nicht ohne Glück und Vortheil wieder nach Hauſe zurückkehrt.

An dieſen beiden Männern iſt Verſtand, Gleichmuth, Gewandtheit, Beharrlichkeit, einnehmendes Betragen und Standhaftigkeit nicht genug zu bewundern, und könnte jeder Weltmann ſie auf ſeiner Lebenskreiſe als Muſter verehren. Sie beſaßen aber zwei Vortheile, die nicht einem Jeden zu Statten kommen: ſie waren Proteſtanten und Franzoſen zugleich — Eigenſchaften, die, zuſammen verkündet, höchſt ſähige Individuen hervorzubringen im Stande ſind.

Neuere und neuſte Reiſende.

Was wir dem achtzehnten und ſchon dem neunzehnten Jahrhundert verdanken, darf hier gar nicht berührt werden. Die Engländer haben uns in der letzten Zeit über die unbekannteſten Gegenden aufgeklärt. Das Königreich Kabul, das alte Gedroſien und Karamanien ſind uns zugänglich geworden. Wer kann ſeine Blicke zurückhalten, daß ſie nicht über den Indus hinüberſtreifen und dort die große Thätigkeit anerkennen, die täglich weiter um ſich greift; und ſo muß denn, hiedurch gefördert, auch im

Nürnberger Prachtausgabe v. J. 1681 vor. — Chardin's orientaliſche Reiſebeſchreibung, in 10 Bändchen erſchienen, übertrifft alle genannten durch das Eingehn auf die Religion, die Poeſie und Litteratur der durchreiſten Länder. Während della Valle durch das lebendige Detail eigner Erlebniſſe und deren klaſſiſche Darſtellung Goethe das richtigſte Bild des Orients im Großen gab, diente ihm Chardin als unverſiegliche Quelle orientaliſcher Sprichwörter, Redewendungen, Inſchriften und poetiſcher Anregungen. Auch Chardin ließt ſich ſehr bequem und taugt zu wiederholter Leſung ein.

Occident die Luſt nach ferner und tieferer Sprachkenntniß ſich immer erweitern. Wenn wir bedenken, welche Schritte Geiſt und Fleiß Hand in Hand gethan haben, um aus dem beſchränkten hebräiſch-rabbiniſchen Kreiſe bis zur Tiefe und Weite des Sanskrit zu gelangen, ſo erfreut man ſich, ſeit ſo vielen Jahren Zeuge dieſes Fortſchreitens zu ſein.*) Selbſt die Kriege, die, ſo Manches hindernd, zerſtören, haben der gründlichen Einſicht viele Vortheile gebracht. Von den Himalaja-Gebirgen herab ſind uns die Ländereien zu beiden Seiten des Indus, die bisher noch märchenhaft genug geblieben, klar, mit der übrigen Welt im Zuſammenhang erſchienen. Ueber die Halbinſel hinunter bis Java können wir nach Belieben, nach Kräften und Gelegenheit unſere Ueberſicht ausdehnen und uns im Beſonderſten unterrichten; und ſo öffnet ſich den jüngern Freunden des Orients eine Pforte nach der andern, um die Geheimniſſe jener Urwelt, die Mängel einer ſeltſamen Verfaſſung und unglücklichen Religion, ſowie die Herrlichkeit der Poeſie kennen zu lernen, in die ſich reine Menſchheit, edle Sitte, Heiterkeit und Liebe flüchtet, um uns über Kaſtenſtreit, phantaſtiſche Religionsungeheuer und abſtrufen Myſticismus zu tröſten und zu überzeugen, daß doch zuletzt in ihr das Heil der Menſchheit aufbewahrt bleibe.

Lehrer;

abgeſchiedene, mitlebende.

Sich ſelbſt genaue Rechenſchaft zu geben, von wem wir auf unſerem Lebens- und Studiengange dieſes oder jenes gelernt, wie wir nicht allein durch Freunde und Genoſſen, ſondern auch durch Widerſacher und Feinde gefördert worden, iſt eine ſchwierige, kaum zu löſende Aufgabe. Indeſſen fühl' ich mich angetrieben, einige Männer zu nennen, denen ich beſonderen Dank abzutragen ſchuldig bin.

Jones. Die Verdienſte dieſes Mannes ſind ſo weltbekannt und an mehr als einem Orte umſtändlich gerühmt, daß mir nichts übrig bleibt, als nur im Allgemeinen anzuerkennen, daß ich aus

*) Bopp's epochemachende Schrift „Ueber das Konjugationsſyſtem der Sanskritſprache in Vergleichung mit jenen der griechiſchen, lateiniſchen, perſiſchen und germaniſchen Sprache ꝛc. ꝛc. Frankfurt a. M. 1817" war ſchon erſchienen, als Goethe Obiges ſchrieb. Er hatte dabei die Sprachſtudien der Schlegel und Wilh. v. Humboldt's vorzüglich im Auge.

seinen Bemühungen von jeher möglichsten Vortheil zu ziehen gesucht habe; doch will ich eine Seite bezeichnen, von welcher er mir besonders merkwürdig geworden.

Er, nach ächter englischer Bildungsweise in griechischer und lateinischer Literatur dergestalt gegründet, daß er nicht allein die Produkte derselben zu würdern, sondern auch selbst in diesen Sprachen zu arbeiten weiß, mit den europäischen Literaturen gleichfalls bekannt, in den orientalischen verändert, erfreut er sich der doppelt schönen Gabe, einmal eine jede Nation in ihren eigentlichen Verdiensten zu schätzen, sodann aber das Schöne und Gute, worin sie sämmtlich einander nothwendig gleichen, überall aufzufinden.

Bei der Mittheilung seiner Einsichten jedoch findet er manche Schwierigkeit, vorzüglich stellt sich ihm die Vorliebe seiner Nation für alte klassische Literatur entgegen, und wenn man ihn genau beobachtet, so wird man leicht gewahr, daß er, als ein kluger Mann, das Unbekannte ans Bekannte, das Schätzenswerthe an das Geschätzte anzuschließen sucht; er verschleiert seine Vorliebe für asiatische Dichtkunst und zieht mit gewandter Bescheidenheit meistens solche Beispiele, die er lateinischen und griechischen hochbelobten Gedichten gar wohl an die Seite stellen darf; er benutzt die rhythmischen antiken Formen, um die anmuthigen Zartheiten des Orients auch Klassikern einzänglich zu machen. Aber nicht allein von alterthümlicher, sondern auch von patriotischer Seite mochte er viel Verdruß erlebt haben; ihn schmerzte Herabsetzung orientalischer Dichtkunst, welches deutlich hervorleuchtet aus dem bart-ironischen, nur zweiblättrigen Aufsatz: **Arabs, Sive De Poesi Anglorum Dialogus**, am Schlusse seines Werkes über asiatische Dichtkunst.*) Hier stellt er uns mit offenbarer Bitterkeit vor Augen, wie absurd sich Milton und Pope im orientalischen Gewand ausnähmen; woraus denn folgt, was auch wir so oft wiederholen, daß man jeden Dichter in seiner Sprache und im eigenthümlichen Bezirk seiner Zeit und Sitten aufsuchen, kennen und schätzen müsse.

*) In Eichhorn's Ausgabe der Jones'schen Kommentare (1777). S. 405 bis 408. Ein Engländer, der im Gespräch mit einem Araber **Milton** dem Virgil, **Spencer** und andre Lyriker, zuletzt **Pope** dem Horaz gegenüberstellt, wird von dem Araber so ausgelacht, daß er bald aufhören muß, die Verse der einheimischen Dichter zu rezitiren.

Eichhorn.*) Mit vergnüglicher Anerkennung bemerke ich, daß ich bei meinen gegenwärtigen Arbeiten noch dasselbe Exemplar benutze, welches mir der hochverdiente Mann von seiner Ausgabe des Jones'schen Werks vor zweiunddierzig Jahren verehrte, als wir ihn noch unter die Unseren zählten und aus seinem Munde gar manches Heilsam-Belehrende vernahmen. Auch die ganze Zeit über bin ich seinem Lehrgange im Stillen gefolgt, und in diesen letzten Tagen freute ich mich höchlich, abermals von seiner Hand das höchst wichtige Werk, das uns die Propheten und ihre Zustände aufklärt,**) vollendet zu erhalten. Denn was ist erfreulicher für den ruhig-verständigen Mann wie für den aufgeregten Dichter, als zu sehen, wie jene gottbegabten Männer mit hohem Geiste ihre bewegte Zeitumgebung betrachteten, und auf das Wundersam-Bedenkliche, was vorging, strafend, warnend, tröstend und herzerhebend hindeuteten!

Mit diesem Wenigen sei mein dankbarer Lebensbezug zu diesem würdigen Manne treulich ausgesprochen.

Lorsbach.***) Schuldigkeit ist es, hier auch des wackern Lorsbach zu gedenken. Er kam betagt in unsern Kreis, wo er in keinem Sinne für sich eine behagliche Lage fand; doch gab er mir gern über Alles, worüber ich ihn befragte, treuen Bescheid, sobald es innerhalb der Grenze seiner Kenntnisse lag, die er oft mochte zu scharf gesegen haben.

Wunderlam schien es mir anfangs, ihn als keinen sonderlichen Freund orientalischer Poesie zu finden; und doch geht es einem Jeden auf ähnliche Weise, der auf irgend ein Geschäft mit Vorliebe und Enthusiasmus Zeit und Kräfte verwendet und doch zuletzt eine gehoffte Ausbeute nicht zu finden glaubt. Und dann ist ja das Alter die Zeit, die des Genusses entbehrt, da wo ihn der Mensch am Meisten verdiente. Sein Verstand und seine Redlichkeit waren gleich heiter, und ich erinnere mich der Stunden, die ich mit ihm zubrachte, immer mit Vergnügen.

---

*) S. über Eichhorn die Note oben S. 231.

**) Die hebräischen Propheten. 3 Bde. Göttingen, 1816–1819.

***) Georg Wilh. Lorsbach, Prof. der orient. Literatur zu Jena. In den „Annalen" v. J. 1805 nennt Goethe ihn „höchst theilnehmend und hilfreich" und bemerkt, daß er durch ihn mit Silv. de Sacy in Berührung gekommen. Durch Eichstädt läßt Goethe Lorsbach in den Briefen an Ersteren vom 20. Oktbr. 1813 (Nr. 167) und vom 8. November 1814 (Nr. 184) orientalische Fragen vorlegen. Lorsbach, früher in Marburg, verstarb zu Jena den 29. März 1816.

Von Diez.

Einen bedeutenden Einfluß auf mein Studium, den ich dankbar erkenne, hatte der Prälat von Diez. Zur Zeit, da ich mich um orientalische Literatur näher bekümmerte, war mir das Buch des Kabus*) zu Handen gekommen und schien mir so bedeutend, daß ich ihm viele Zeit widmete und mehrere Freunde zu dessen Betrachtung aufforderte. Durch einen Reisenden bot ich jenem schätzbaren Manne, dem ich so viel Belehrung schuldig geworden, einen verbindlichen Gruß. Er sendete mir dagegen freundlich das kleine Büchlein über die Tulpen.**) Nun ließ ich auf seidenartiges Papier***) einen kleinen Raum mit prächtiger goldner Blumeneinfassung verzieren, worin ich nachfolgendes Gedicht schrieb:

Wie man mit Vorsicht auf der Erde wandelt,
Es sei bergauf, es sei hinab vom Thron,
Und wie man Menschen, wie man Pferde handelt,
Das Alles lehrt der König seinen Sohn.
Wir wissen's nun durch Dich, der uns beschenkte;
Jetzt zugelt Du der Tulpe Flor daran,
Und wenn mich nicht der goldne Rahm beschränkte,
Wo endete,†) was Du für uns gethan!

Und so entspann sich eine briefliche Unterhaltung, die der würdige Mann bis an sein Ende mit fast unleserlicher Hand unter Leiden und Schmerzen getreulich fortsetzte.

---

*) Der Titel des Buchs lautet bei Diez: „Buch des Kabus oder Lehren des persischen Königs Kekjawus für seinen Sohn Gilan Schah. Ein Werk für alle Zeitalter aus dem Türkisch-Persisch-Arabischen übersetzt und durch Abhandlungen und Anmerkungen erläutert von Heinrich Friedrich von Diez. Berlin, 1811" (866 S.). Der zweite Theil von G. B. Funk's Kl. Schriften, Berlin 1821 (S. 266), enthält einen Brief von Diez an Funk. Berlin, 7. Juni 1811, über die Schwierigkeiten der Herausgabe dieses Werks. Es wurde Jahre hindurch ein Lieblingsbuch Goethe's, aus welchem er in betrauteren Kreisen vorzulesen und welches er an Freunde zu verschenken liebte. Das Exemplar des Herausgebers war ein solches Geschenk, und zwar das Exemplar, welches Goethe seinem Frankfurter Freunde v. Willemer sandte. Die eigenhändige Widmung Goethe's lautet: Dem verehrten Einsiedler am Manne wiedmet dieses königliche Buch orientalischer Weisheit der dankbare Gastfreund Hatem. W.(eimar) d. 18. Oktober 1813.

**) Vom Tulpen- und Narcissenbau in der Türkei von Scheich Muhammed Lalezari. Halle und Berlin, 1815. 40 S. (auch abgedruckt im II. Theil der Denkwürdigkeiten von Asien).

***) „Auf Seidenblatt von Samarkand" (I. oben VIII. 15. Str. 4). Boisserée (I. 254) hörte das Gedicht schon am 3. August 1815.

†) Zu ergänzen: die Aufzählung dessen.

Da ich nun mit Sitten und Geschichte des Orients bisher nur im Allgemeinen, mit Sprache so gut wie gar nicht bekannt gewesen, war eine solche Freundlichkeit mir von der größten Bedeutung. Denn weil es mir bei einem vorgezeichneten, methodischen Verfahren um augenblickliche Aufklärung zu thun war, welche in Büchern zu finden Kraft und Zeit verzehrenden Aufwand erfordert hätte, so wendete ich mich in bedenklichen Fällen an ihn und erhielt auf meine Frage jederzeit genügende und fördernde Antwort. Diese seine Briefe verdienten gar wohl wegen ihres Gehalts gedruckt und als ein Denkmal seiner Kenntnisse und seines Wohlwollens aufgestellt zu werden. Da ich seine strenge und eigene Gemüthsart kannte, so hütete ich mich, ihn von gewisser Seite zu berühren; doch war er gefällig genug, ganz gegen seine Denkweise, als ich den Charakter des Nussreddin Chodscha, des lustigen Reise- und Zeitgefährten des Welteroberers Timur, zu kennen wünschte, mir einige jener Anekdoten zu übersetzen.*) Woraus denn abermal hervorging, daß gar manche verfängliche Märchen, welche die Westländer nach ihrer Weise behandelt, sich vom Orient herschreiben, jedoch die eigentliche Farbe, den wahren, angemessenen Ton bei der Umbildung meistentheils verloren.

Da von diesem Buche das Manuskript sich nun auf der königlichen Bibliothek zu Berlin befindet, wäre es sehr zu wünschen, daß ein Meister dieses Faches uns eine Uebersetzung gäbe. Vielleicht wäre sie in lateinischer Sprache am Füglichsten zu unternehmen, damit der Gelehrte vorerst vollständige Kenntniß davon erhielte. Für das deutsche Publikum ließe sich alsdann recht wohl eine anständige Uebersetzung im Auszug veranstalten.

Daß ich an des Freundes übrigen Schriften, den Denkwürdigkeiten des Orients u. s. w.**) Theil genommen und Nutzen daraus gezogen, davon möge gegenwärtiges Heft Beweise führen; bedenklicher ist es, zu bekennen, daß auch seine nicht gerade immer zu billigende Streitsucht mir vielen Nutzen geschafft.***) Erinnert

*) S. oben S. 306. Die Uebersetzung erfolgte aus dem zunächst gedachten Manuskript.

**) Denkwürdigkeiten von Asien u. s. w. von Diez. I. 1811 (314 S.); II. 1815 (1079 S.).

***) Die bitterste Fehde war zwischen Diez und Hammer ausgebrochen. Hammer recensirte Diez's Schriften in der Jenaischen Allg. Lit.-Ztg. (Januar 1813, Nr. 7 bis 9, und November 1816, Nr. 309—311) höchst ungünstig, und Diez rächte sich für die erste Rezension in der polemischen, auch dem 2. Theil der „Denkwürdigkeiten" einverleibten, Schrift: „Unfug und Betrug in der morgenländischen Literatur" u. s. w. Berlin, 1815 (508 S.). Von Hammer erschien darauf: „Trug und Wahrheit in der morgenländischen Literatur". Wien, 1816 (29 S.).

man ſich aber ſeiner Univerſitätsjahre, wo man gewiß zum Fechtboden eilte, wenn ein paar Meiſter oder Senioren Kraft und Gewandtheit gegen einander verſuchten, ſo wird Niemand in Abrede ſein, daß man bei ſolcher Gelegenheit Stärken und Schwächen gewahr wurde, die einem Schüler vielleicht für immer verborgen geblieben wären.

Der Verfaſſer des Buches Kabus, Kjekjawus, König der Dilemiten, welche das Gebirgsland Ghilan, das gegen Mittag den Pontus euxinus abſchließt, bewohnten, wird uns bei näherer Bekanntſchaft doppelt lieb werden. Als Kronprinz höchſt ſorgfältig zum freiſten, thätigſten Leben erzogen, verließ er das Land, um weit in Oſten ſich auszubilden und zu prüfen.

Kurz nach dem Tode Mahmud's,*) von welchem wir ſo viel Rühmliches zu melden hatten, kam er nach Gasna, wurde von deſſen Sohne Meſſud freundlichſt aufgenommen und in Gefolg mancher Kriegs- und Friedensdienſte mit einer Schweſter vermählt. An einem Hofe, wo vor wenigen Jahren Firduſi das Schah Nameh geſchrieben, wo eine große Verſammlung von Dichtern und talentvollen Menſchen nicht ausgeſtorben war, wo der neue Herrſcher, kühn und kriegeriſch wie ſein Vater, geiſtreiche Geſellſchaft zu ſchätzen wußte, konnte Kjekjawus auf ſeiner Irrfahrt den köſtlichſten Raum zu fernerer Ausbildung finden.

Doch müſſen wir zuerſt von ſeiner Erziehung ſprechen. Sein Vater hatte, die körperliche Ausbildung aufs Höchſte zu ſteigern, ihn einem trefflichen Pädagogen übergeben. Dieſer brachte den Sohn zurück, geübt in allen ritterlichen Gewandtheiten: zu ſchießen, zu reiten, reitend zu ſchießen, den Speer zu werfen, den Schlägel zu führen und damit den Ball aufs Geſchickteſte zu treffen. Nachdem dies Alles vollkommen gelang und der König zufrieden ſchien, auch deshalb den Lehrmeiſter höflich lobte, fügte er hinzu: „Ich habe doch noch Eins zu erinnern. Du haſt meinen Sohn in Allem unterrichtet, wozu er fremder Werkzeuge bedarf: ohne Pferd kann er nicht reiten, nicht ſchießen ohne Bogen; was iſt ſein Arm, wenn er keinen Wurfſpieß hat, und was wäre das Spiel ohne Schlägel und Ball! Das Einzige haſt Du ihn nicht gelehrt, wo er ſein ſelbſt allein bedarf, welches das Nothwendigſte iſt und wo ihm Niemand helfen kann.“ Der Lehrer ſtand beſchämt und vernahm, daß dem Prinzen die Kunſt zu ſchwimmen fehle. Auch

*) S. oben S. 252.

diese wurde, jedoch mit einigem Widerwillen des Prinzen, erlernt, und diese rettete ihm das Leben, als er auf einer Reise nach Mekka mit einer großen Menge Pilger, auf dem Euphrat scheiternd, nur mit Wenigen davonkam.

Daß er geistig in gleich hohem Grade gebildet gewesen, beweist die gute Aufnahme, die er an dem Hofe von Gasna gefunden, daß er zum Gesellschafter des Fürsten ernannt war, welches damals viel heißen wollte, weil er gewandt sein mußte, verständig und angenehm von allem Vorkommenden genügende Rechenschaft zu geben.

Unsicher war die Thronfolge von Ghilan, unsicher der Besitz des Reiches selbst wegen mächtiger, eroberungssüchtiger Nachbarn. Endlich nach dem Tode seines erst abgesetzten, dann wieder eingesetzten königlichen Vaters bestieg Kjekjawus mit großer Weisheit und entschiedener Ergebenheit in die mögliche Folge der Ereignisse den Thron, und in hohem Alter, da er voraussah, daß der Sohn Ghilan Schah noch einen gefährlichern Stand haben werde als er selbst, schreibt er dies merkwürdige Buch, worin er zu seinem Sohne spricht: „daß er ihn mit Künsten und Wissenschaften aus dem doppelten Grunde bekannt mache, um entweder durch irgend eine Kunst seinen Unterhalt zu gewinnen, wenn er durchs Schicksal in die Nothwendigkeit versetzt werden möchte, oder im Fall er der Kunst zum Unterhalt nicht bedürfte, doch wenigstens vom Grunde jeder Sache wohl unterrichtet zu sein, wenn er bei der Hoheit verbleiben sollte."

Wäre in unsern Tagen den hohen Emigrirten, die sich oft mit musterhafter Ergebung von ihrer Hände Arbeit nährten, ein solches Buch zu Handen gekommen, wie tröstlich wäre es ihnen gewesen!

Daß ein so vortreffliches, ja unschätzbares Buch nicht mehr bekannt geworden, daran mag hauptsächlich Ursache sein, daß es der Verfasser auf seine eigenen Kosten herausgab und die Firma Nicolai solches nur in Kommission genommen hatte, wodurch gleich für ein solches Werk im Buchhandel eine ursprüngliche Stockung entsteht. Damit aber das Vaterland wisse, welcher Schatz ihm hier zubereitet liegt, so setzen wir den Inhalt der Kapitel hierher und ersuchen die schätzbaren Tagesblätter, wie das Morgenblatt und der Gesellschafter, die so erbaulichen als erheiternden Anekdoten und Geschichten, nicht weniger die großen unvergleichlichen Maximen, die dieses Werk enthält, vorläufig allgemein bekannt zu machen.

Inhalt des Buches Kabus kapitelweise.

1) Erkenntniß Gottes.
2) Lob des Propheten.*)
3) Gott wird gepriesen.
4) Fülle des Gottesdienstes ist nothwendig und nützlich.
5) Pflichten gegen Vater und Mutter.
6) Herkunft durch Tugend zu erheben.
7) Nach welchen Regeln man sprechen muß.
8) Die letzten Regeln Nuschirwan's.
9) Zustand des Alters und der Jugend.
10) Wohlanständigkeit und Regeln beim Essen.
11) Verhalten beim Weintrinken.
12) Wie Gäste einzuladen und zu bewirthen.
13) Auf welche Weise gescherzt, Stein und Schach gespielt werden muß.
14) Beschaffenheit der Liebenden.
15) Nutzen und Schaden der Beiwohnung.
16) Wie man sich baden und waschen muß.
17) Zustand des Schlafens und Ruhens.
18) Ordnung bei der Jagd.
19) Wie Ballspiel zu treiben.
20) Wie man dem Feind entgegengehen muß.
21) Mittel, das Vermögen zu vermehren.
22) Wie anvertraut Gut zu bewahren und zurückzugeben.
23) Kauf der Sklaven und Sklavinnen.
24) Wo man Besitzungen ankaufen muß.
25) Pferdekauf und Kennzeichen der besten.
26) Wie der Mann ein Weib nehmen muß.
27) Ordnung bei Auferziehung der Kinder.
28) Vortheile, sich Freunde zu machen und sie zu wählen.
29) Gegen der Feinde Anschläge und Ränke nicht sorglos zu sein.
30) Verdienstlich ist es, zu verzeihen.
31) Wie man Wissenschaft suchen muß.
32) Kaufhandel.
33) Regeln der Aerzte, und wie man leben muß.
34) Regeln der Sternkundigen.
35) Eigenschaften der Dichter und Dichtkunst.
36) Regeln der Musiker.
37) Die Art, Kaisern zu dienen.

*) Bei Diez: „erklärt das Lob der Propheten." Auch im Text spricht Kabus von den Propheten im Plural.

38) Stand der Vertrauten und Gesellschafter der Kaiser.
39) Regeln der Kanzleiämter.
40) Ordnung des Beistrats.
41) Regeln der Heerführerschaft.
42) Regeln der Kaiser.
43) Regeln des Ackerbaues und der Landwirthschaft.
44) Vorzüge der Tugend.*)

Wie man nun aus einem Buche solchen Inhalts sich ohne Frage eine ausgebreitete Kenntniß der orientalischen Zustände versprechen kann, so wird man nicht zweifeln, daß man darin Analogien genug finden werde, sich in seiner europäischen Lage zu belehren und zu beurtheilen.

Zum Schluß eine kurze chronologische Wiederholung. König Kjekjawus kam ungefähr zur Regierung Heg. 450 = 1058, regierte noch Heg. 473 = 1080, vermählt mit einer Tochter des Sultan Mahmud von Gasna. Sein Sohn, Ghilan Schah, für welchen er das Werk schrieb, ward seiner Länder beraubt. Man weiß wenig von seinem Leben, nichts von seinem Tode. Siehe Diez' Uebersetzung. Berlin 1811.

Diejenige Buchhandlung, die vorgemeldetes Werk in Verlag oder Kommission übernommen, wird ersucht, solches anzuzeigen. Ein billiger Preis wird die wünschenswerthe Verbreitung erleichtern.

Von Hammer.

Wie viel ich diesem würdigen Mann schuldig geworden, beweist mein Büchlein in allen seinen Theilen. Längst war ich auf Hafis und dessen Gedichte aufmerksam; aber was mir auch Literatur, Reisebeschreibung, Zeitblatt und sonst zu Gesicht brachte, gab mir keinen Begriff, keine Anschauung von dem Werth, von dem Verdienste dieses außerordentlichen Mannes. Endlich aber, als mir im Frühling 1813 die vollständige Uebersetzung aller seiner Werke**) zukam, ergriff ich mit besonderer Vorliebe sein

*) Diese Ueberschriften geben diejenigen des Buchs Kabus in Diez' Uebertragung meist mit einigen Veränderungen wieder.

**) Der Diwan von Mohammed Schemsed-din Hafis. Aus dem Persischen zum ersten Male ganz übersetzt von Joseph v. Hammer. Stuttg. und Tüb. 1812. 2 Thle.

inneres Wesen und suchte mich durch eigene Produktion mit ihm in Verhältniß zu setzen. Diese freundliche Beschäftigung half mir über bedenkliche Zeiten hinweg und ließ mich zuletzt die Früchte des errungenen Friedens aufs Angenehmste genießen.

Schon seit einigen Jahren war mir der schwunghafte Betrieb der Fundgruben*) im Allgemeinen bekannt geworden; nun aber erschien die Zeit, wo ich Vortheil daraus gewinnen sollte. Nach mannichfaltigen Seiten hin deutete dieses Werk, erregte und befriedigte zugleich das Bedürfniß der Zeit; und hier bewahrheitete sich mir abermals die Erfahrung, daß wir in jedem Fach von den Mitlebenden auf das Schönste gefördert werden, sobald man sich ihrer Vorzüge dankbar und freundlich bedienen mag. Kenntnißreiche Männer belehren uns über die Vergangenheit, sie geben den Standpunkt an, auf welchem sich die augenblickliche Thätigkeit hervorthut, sie deuten vorwärts auf den nächsten Weg, den wir einzuschlagen haben. Glücklicherweise wird genanntes herrliche Werk noch immer mit gleichem Eifer fortgesetzt; und wenn man auch in diesem Felde seine Untersuchungen rückwärts anstellt, so kehrt man doch immer gern mit erneutem Antheil zu demjenigen zurück, was uns hier so frisch genießbar und brauchbar von vielen Seiten geboten wird.

Um jedoch eines zu erinnern, muß ich gestehen, daß mich diese wichtige Sammlung noch schneller gefördert hätte, wenn die Herausgeber, die freilich nur für vollendete Kenner eintragen und arbeiten, auch auf Laien und Liebhaber ihr Augenmerk gerichtet und, wo nicht allen, doch mehreren Aufsätzen eine kurze Einleitung über die Umstände vergangner Zeit, Persönlichkeiten, Lokalitäten vorgesetzt hätten; da denn freilich manches mühsame und zerstreuende Nachsuchen dem Lernbegierigen wäre erspart worden.

Doch Alles, was damals zu wünschen blieb, ist uns jetzt in reichlichem Maaße geworden durch das unschätzbare Werk, das uns Geschichte persischer Dichtkunst überliefert.**) Denn ich gestehe gern, daß schon im Jahre 1814, als die Göttinger Anzeigen uns die erste Nachricht von dessen Inhalt vorläufig bekannt

*) Die von uns oft allegirten Fundgruben des Orients, welche Hammer, unter Betheiligung einer Gesellschaft deutscher und ausländischer Orientalisten, zu Wien seit 1809 in mehreren Foliobänden erscheinen ließ.

**) Goethe meint Hammer's Werk: „Geschichte der schönen Redekünste Persiens, mit einer Blüthenlese aus zweihundert persischen Dichtern.“ Wien 1818. Der Inhalt findet sich in den Gött. Gel. Anz. Nr. 149 vom 17. Sept. (S. 1481—1485), von Bouterweck kurz angegeben, an welchen Hammer schon damals die Handschrift eingesandt hatte.

machten, ich sogleich meine Studien nach den gegebenen Rubriken ordnete und einrichtete, wodurch mir ein ansehnlicher Vortheil geworden. Als nun aber das mit Ungeduld erwartete Ganze endlich erschien, fand man sich auf einmal wie mitten in einer bekannten Welt, deren Verhältnisse man klar im Einzelnen erkennen und beachten konnte, da wo man sonst nur im Allgemeinsten, durch wechselnde Nebelschichten hindurchsah.

Möge man mit meiner Benutzung dieses Werks einigermaßen zufrieden sein und die Absicht erkennen, auch Diejenigen anzulocken, welche diesen gehäuften Schatz auf ihrem Lebenswege vielleicht weit zur Seite gelassen hätten.

Gewiß besitzen wir nun ein Fundament, worauf die persische Literatur herrlich und übersehbar aufgebaut werden kann, nach dessen Muster auch andere Literaturen Stellung und Förderniß gewinnen sollen. Höchst wünschenswerth bleibt es jedoch, daß man die chronologische Ordnung immerfort beibehalte und nicht etwa einen Versuch mache einer systematischen Aufstellung, nach den verschiedenen Dichtarten. Bei den orientalischen Poeten ist Alles zu sehr gemischt, als daß man das Einzelne sondern könnte; der Charakter der Zeit und des Dichters in seiner Zeit ist allein belehrend und wirkt belebend auf einen Jeden; wie es hier geschehen, bleibe ja die Behandlung so fortan!

Mögen die Verdienste der glänzenden Schirin,*) des lieblich ernst belehrenden Kleeblatts, das uns eben am Schluß unserer Arbeit erfreut, allgemein anerkannt werden!**)

---

*) Hammer's „Schirin. Ein persisches romantisches Gedicht nach morgenländischen Quellen." 2 Thle. Leipzig 1809. — Unter dem Kleeblatt dürften Chosru, Schirin und Ferhad zu verstehen sein.

**) Hammer-Purgstall's Thätigkeit für die Literatur des Orients, welche in den Anfang dieses Jahrhunderts zurückreicht, erlosch erst mit seinem Tode im November 1856. Kurz vorher (1851 war seine „Literaturgeschichte der Araber" in 2 Bänden erschienen. Von den zahlreichen übrigen Schriften führen wir nur noch „die Geschichte der Assassinen", die „Geschichte des osmanischen Reichs", in zehn Bänden, und seinen eigenen Divan, die „Duftkörner, aus persischen Dichtern gesammelt" an, welche letztere Fr. Bodenstedt 1850 in zweiter Auflage neu herausgegeben hat. Nachdem Hammer in früherer Zeit viel Lob erfahren, außer von Goethe, von Jaumerayer, von Umbreit u. A. m., entging er gegen das Ende seiner Laufbahn nicht dem Tadel weiter fortgeschrittener Orientalisten, von welchen wir nur Weil und A. Rapp nennen.

Ueberſetzungen.

Da nun aber auch der Deutſche durch Ueberſetzungen aller Art gegen den Orient immer weiter vorrückt, ſo finden wir uns veranlaßt, etwas zwar Bekanntes, doch nie genug zu Wiederholendes an dieſer Stelle beizubringen.

Es giebt dreierlei Arten Ueberſetzung. Die erſte macht uns in unſerm eigenen Sinne mit dem Auslande bekannt; eine ſchlicht-proſaiſche iſt hiezu die beſte. Denn indem die Proſa alle Eigenthümlichkeiten einer jeden Dichtkunſt völlig aufhebt und ſelbſt den poetiſchen Enthuſiasmus auf eine allgemeine Waſſerebne niederziehet, ſo leiſtet ſie für den Anfang den größten Dienſt, weil ſie uns mit dem fremden Vortrefflichen, mitten in unſerer nationellen Häuslichkeit, in unſerem gemeinen Leben überraſcht und, ohne daß wir wiſſen, wie uns geſchieht, eine höhere Stimmung verleihend, wahrhaft erbaut. Eine ſolche Wirkung wird Luther's Bibelüberſetzung jederzeit hervorbringen.

Hätte man die Nibelungen gleich in tüchtige Proſa geſetzt und ſie zu einem Volksbuche geſtempelt, ſo wäre viel gewonnen worden, und der ſeltſame, ernſte, düſtere, grauerliche Ritterſinn hätte uns mit ſeiner vollkommenen Kraft angeſprochen. Ob dieſes jetzt noch räthlich und thunlich ſei, werden Diejenigen am Beſten beurtheilen, die ſich dieſen alterthümlichen Geſchäften entſchiedener gewidmet haben.

Eine zweite Epoche folgt hierauf, wo man ſich in die Zuſtände des Auslandes zwar zu verſetzen, aber eigentlich nur fremden Sinn ſich anzueignen und mit eignem Sinne wieder darzuſtellen bemüht iſt. Solche Zeit möchte ich im reinſten Wortverſtand die parodiſtiſche nennen. Meiſtentheils ſind es geiſtreiche Menſchen, die ſich zu einem ſolchen Geſchäft berufen fühlen. Die Franzoſen bedienen ſich dieſer Art bei Ueberſetzung aller poetiſchen Werke; Beiſpiele zu Hunderten laſſen ſich in Delille's Uebertragungen finden. Der Franzoſe, wie er ſich fremde Worte mundrecht macht, verfährt auch ſo mit den Gefühlen, Gedanken, ja den Gegenſtänden; er fordert durchaus für jede fremde Frucht ein Surrogat, das auf ſeinem eignen Grund und Boden gewachſen ſei.

Wieland's Ueberſetzungen gehören zu dieſer Art und Weiſe; auch er hatte einen eigenthümlichen Verſtands- und Geſchmacksſinn, mit dem er ſich dem Alterthum, dem Auslande nur inſofern annäherte, als er ſeine Konvenienz dabei fand. Dieſer vorzügliche Mann darf als Repräſentant ſeiner Zeit angeſehen werden; er hat außerordentlich gewirkt, indem gerade das, was ihn anmuthete,

wie er sich's zueignete und es wieder mittheilte, auch seinen Zeitgenossen angenehm und genießbar begegnete.

Weil man aber weder im Vollkommenen noch Unvollkommenen lange verharren kann, sondern eine Umwandlung nach der andern immerhin erfolgen muß, so erlebten wir den dritten Zeitraum, welcher der höchste und letzte zu nennen ist, derjenige nämlich, wo man die Uebersetzung dem Original identisch machen möchte, so daß eins nicht anstatt des andern, sondern an der Stelle des andern gelten solle.

Diese Art erlitt anfangs den größten Widerstand; denn der Uebersetzer, der sich fest an sein Original anschließt, giebt mehr oder weniger die Originalität seiner Nation auf, und so entsteht ein Drittes, wozu der Geschmack der Menge sich erst heranbilden muß.

Der nie genug zu schätzende Voß konnte das Publikum zuerst nicht befriedigen, bis man sich nach und nach in die neue Art hinein hörte, hinein bequemte. Wer nun aber jetzt übersieht, was geschehen ist, welche Versatilität unter die Deutschen gekommen, welche rhetorische, rhythmische, metrische Vortheile dem geistreich talentvollen Jüngling zur Hand sind, wie nun Ariost und Tasso, Shakspeare und Calderon als eingedeutschte Fremde uns doppelt und dreifach vorgeführt werden, der darf hoffen, daß die Literargeschichte unbewunden aussprechen werde, wer diesen Weg unter mancherlei Hindernissen zuerst einschlug.

Die von Hammer'schen Arbeiten deuten nun auch meistens auf ähnliche Behandlung orientalischer Meisterwerke, bei welchen vorzüglich die Annäherung an äußere Form zu empfehlen ist. Wie unendlich vortheilhafter setzen sich die Stellen einer Uebersetzung des Firduß, welche uns genannter Freund geliefert,*) gegen diejenigen eines Umarbeitets, wovon Einiges in den Fundgruben zu lesen ist. Diese Art, einen Dichter umzubilden, halten wir für den traurigsten Mißgriff, den ein fleißiger, dem Geschäft übrigens gewachsener Uebersetzer thun könnte.

Da aber bei jeder Literatur jene drei Epochen sich wiederholen, umkehren, ja die Behandlungsarten sich gleichzeitig ausüben lassen, so wäre jetzt eine prosaische Uebersetzung des Schah Nameh**) und der Werke des Nisami immer noch am Platz.

*) Geich d. sch. Redek., S. 56 bis 76, und Fundgr. II, 64.

**) Glücklicherweise besitzen wir seit einigen Jahren Heldensagen von Firdusi. Berlin 1851. die vortreffliche metrische Uebersetzung des Schah Nameh von Fr. v. Schack. — Sich vertrauen braucht Goethe drei Zeilen weiter, nach der Analogie von sich verbrüdern, in dem ganz ungewöhnlichen Sinne von sich vertraut machen.

Man benutzte sie zur überhineilenden, den Hauptsinn aufschließenden Lektüre, wir erfreuten uns am Geschichtlichen, Fabelhaften, Ethischen im Allgemeinen und vertrauten uns immer näher mit den Gesinnungen und Denkweisen, bis wir uns endlich damit völlig verbrüdern könnten.

Man erinnere sich des entschiedensten Beifalls, den wir Deutschen einer solchen Uebersetzung der Sakontala*) gezollt, und wir können das Glück, was sie gemacht, gar wohl jener allgemeinen Prosa zuschreiben, in welche das Gedicht aufgelöst worden. Nun aber wär' es an der Zeit, uns davon eine Uebersetzung der dritten Art zu geben, die den verschiedenen Dialekten, rhythmischen, metrischen und prosaischen Sprachweisen des Originals entspräche und uns dieses Gedicht in seiner ganzen Eigenthümlichkeit aufs Neue erfreulich und einheimisch machte. Da nun in Paris eine Handschrift dieses ewigen Werkes befindlich, so könnte ein dort hausender Deutscher sich um uns ein unsterblich Verdienst durch solche Arbeit erwerben.

Der englische Uebersetzer des Wolkenboten, Meğa-Dubta,**) ist gleichfalls aller Ehren werth; denn die erste Bekanntschaft mit einem solchen Werke macht immer Epoche in unserem Leben. Aber seine Uebersetzung ist eigentlich aus der zweiten Epoche, paraphrastisch und suppletorisch, sie schmeichelt durch den fünffüßigen Jambus dem nordöstlichen Ohr und Sinn. Unserm Kosegarten dagegen verdanke ich wenige Verse unmittelbar aus der Ursprache, welche freilich einen ganz andern Aufschluß geben. Ueberdies hat sich der Engländer Transpositionen der Motive erlaubt, die der geübte ästhetische Blick sogleich entdeckt und mißbilligt.

Warum wir aber die dritte Epoche auch zugleich die letzte genannt, erklären wir noch mit Wenigem. Eine Uebersetzung, die sich mit dem Original zu identifiziren strebt, nähert sich zuletzt der Interlinearversion und erleichtert höchlich das Verständniß des Originals; hiedurch werden wir an den Grundtext hinan-

*) In der Uebersetzung von G. Forster 1791.

**) Wilson. G. Goethe's Aeußerungen über jenes Gedicht des Kalidasa (Werke, II. S. 355) in dem Aufsatz „Indische Dichtung" (Werke, Ausg. 1840. Bd. 33. S. 281) und in den „Annalen" von 1821 (das. Bd. 27. S. 288). Kosegarten, der im Sommer 1817 als Professor nach Jena berufen worden, übersetzte den Anfang des Gedichts unmittelbar aus dem Sanskrit. Dieser Uebersetzung gedenkt auch Frau von Schiller am Schlusse des Briefes an Knebel vom 4. Juli 1818 (deren Briefe an d. verst. Freund, S. 397).

geführt, ja getrieben, und so ist denn zuletzt der ganze Zirkel abgeschlossen, in welchem sich die Annäherung des Fremden und Einheimischen, des Bekannten und Unbekannten bewegt.

Endlicher Abschluß!

Inwiefern es uns gelungen ist, den urältesten, abgeschiedenen Orient an den neusten, lebendigsten anzuknüpfen, werden Kenner und Freunde mit Wohlwollen beurtheilen. Uns kam jedoch abermals Einiges zur Hand, das, der Geschichte des Tages angehörig, zu frohem und beliebtem Schlusse des Ganzen erfreulich dienen möchte.

Als vor etwa vier Jahren der nach Petersburg bestimmte persische Gesandte die Aufträge seines Kaisers erhielt, versäumte die erlauchte Gemahlin des Monarchen keineswegs diese Gelegenheit; sie sendete vielmehr von ihrer Seite bedeutende Geschenke Ihro der Kaiserin Mutter aller Reußen Majestät, begleitet von einem Briefe, dessen Uebersetzung wir mitzutheilen das Glück haben.

Schreiben

der Gemahlin des Kaisers von Persien an Ihro Majestät die Kaiserin Mutter aller Reußen.

So lange die Elemente dauern, aus welchen die Welt besteht, möge die erlauchte Frau des Palasts der Größe, das Schatzkästchen der Perle des Reiches, die Konstellation der Gestirne der Herrschaft, die, welche die glänzende Sonne des großen Reiches getragen, den Zirkel des Mittelpunkts der Oberherrschaft, den Palmbaum der Frucht der obersten Gewalt, möge sie immer glücklich sein und bewahrt vor allen Unfällen!

Nach dargebrachten diesen meinen aufrichtigsten Wünschen hab' ich die Ehre anzumelden, daß, nachdem in unsern glücklichen Zeiten durch Wirkung der großen Barmherzigkeit des allgewaltigen Wesens die Gärten der zwei hohen Mächte aufs Neue frische Rosenblüthen hervortreiben und Alles, was sich zwischen die beiden herrlichen Höfe eingeschlichen, durch aufrichtigste Einigkeit und Freundschaft beseitigt ist, auch in Anerkennung dieser großen Wohlthat nunmehr Alle, welche mit einem oder dem andern Hofe verbunden sind, nicht aufhören werden, freundschaftliche Verhältnisse und Briefwechsel zu unterhalten.

Nun also in diesem Momente, da Se. Excellenz Mirza Abul Hassan Khan, Gesandter an dem großen russischen Hofe, nach dessen Hauptstadt abreist, hab' ich nöthig gefunden, die Thüre der Freundschaft durch den Schlüssel dieses aufrichtigen Briefes zu eröffnen. Und weil es ein alter Gebrauch ist, gemäß den Grundsätzen der Freundschaft und Herzlichkeit, daß Freunde sich Geschenke darbringen, so bitte ich, die dargebotenen artigsten Schmuckwaaren unseres Landes gefällig aufzunehmen. Ich hoffe, daß Sie dagegen durch einige Tropfen freundlicher Briefe den Garten eines Herzens erquicken werden, das Sie höchlich liebt. Wie ich denn bitte, mich mit Aufträgen zu erfreuen, die ich angelegentlichst zu erfüllen mich erbiete.

Gott erhalte Ihre Tage rein, glücklich und ruhmvoll!

Geschenke.

Eine Perlenschnur, an Gewicht 198 Karat.
Fünf indische Shawls.
Ein Pappenkästchen, Ispahanische Arbeit.
Eine kleine Schachtel, Federn darein zu legen.
Behältniß mit Gerätschaften zu nothwendigem Gebrauch.
Fünf Stück Brokate.

Wie ferner der in Petersburg verweilende Gesandte über die Verhältnisse beider Nationen sich klug, bescheidentlich ausdrückt, konnten wir unsern Landsleuten, im Gefolg der Geschichte persischer Literatur und Poesie, schon oben*) darlegen.

Neuerdings aber finden wir diesen gleichsam gebornen Gesandten, auf seiner Durchreise für England, in Wien von Gnadengaben seines Kaisers erreicht, denen der Herrscher selbst durch dichterischen Ausdruck Bedeutung und Glanz vollkommen verleihen will. Auch diese Gedichte fügen wir hinzu, als endlichen Schlußstein unseres zwar mit mancherlei Materialien, aber doch, Gott gebe, dauerhaft aufgeführten Domgewölbes.

*) S. oben S. 270 f.

در درفش

فتحعلی شه ترك جمشید کیشی افروز
کشور خدای ایران خورشید عالم ارا
چترش بمحن کیهان افکنده ظلّ اعظم
کردش بمغز کیوان اکنده مشك سارا
ایران کنام شیران خورشید شاه ایران
زانست شیر وخورشید نقش درفش دارا
فرق سفیر دانا یعنی ابو الحسن خان
بر اطلس فلك شود از این درفش خارا
از مهر سوی لندن اورا سفیر فرمود
زان داد فرّ و نصرت بر خسرو نصارا

Auf die Fahne.*)

Feth Ali Schah, der Türk', ist Dschemschid gleich,
Weltlicht und Irans Herr, der Erden Sonne.
Sein Schirm wirft auf die Weltflur weiten Schatten,
Sein Gurt baucht Muskus in Saturn's Gehirn.
Iran ist Löwenschlucht, sein Fürst die Sonne;
Drum prangen Leu und Sonn' in Dara's Banner.
Das Haupt des Boten Abul Hassan Khan
Erhebt zum Himmelsdom das seidne Banner.
Aus Liebe ward nach London er gesandt
Und brachte Glück und Heil dem Christenherrn.

*) Die Uebersetzung dieses und des folgenden persischen gereimten Gedichts rührt von Kosegarten her. S. unten Abschn. Revision.

در پرده

با صورت شاه وافتاب

تبارك الله زاین پرده همایون فر
که افتاب بر پردکش پرده در
بلی طرازش از کلك مانی ثانی
نگار فتحعلی شاه افتاب افسر
مبین سفیر شهنشاه اسمان درگاه
ابو الحسن خان ان هوشمند دانشور
زپای تا سر او غرق گوهر از خسرو
سپرد چون ره خدمت بجای پا از سر
چو خواست بازکند تارکش قرین با مهر
قرانش داد بدین مهر اسمان چاکر
درین خجسته بشارت اشارتست بزرك
بر ان سفیر نکو سیرت ستوده سیر
که هست عهدش عهد جهانکشا دارا
که هست قولش قول سپهر فر داور

Auf das Ordensband

mit dem Bilde der Sonne und des Königs.

Es segne Gott dies Band des edlen Glanzes!
Die Sonne zieht den Schleier vor ihm weg.
Sein Schmuck kam von des zweiten Mani Pinsel,
Das Bild Feth Ali Schah's mit Sonnenkrone.

Ein Bote groß des Herrn mit Himmelshof
Ist Abul Hassan Khan, gelehrt und weise,
Von Haupt zu Fuß gesenkt in Herrscherperlen;
Den Dienstweg schritt vom Haupt zum Ende er.
Da man sein Haupt zur Sonne wollt' erheben,
Gab man ihm mit die Himmelssonn' als Diener.
So frohe Botschaft ist von großem Sinn
Für den Gesandten, edel und belobt;
Sein Bund ist Bund des Heilgebieters Dara,
Sein Wort ist Wort des Herrn mit Himmelsglanz.

Die orientalischen Höfe beobachten unter dem Schein einer kindlichen Naivität ein besonderes kluges, listiges Betragen und Verfahren; vorstehende Gedichte sind Beweis davon.

Die neueste russische Gesandtschaft nach Persien fand Mirza Abul Hassan Khan zwar bei Hofe, aber nicht in ausgezeichneter Gunst; er hält sich bescheiden zur Gesandtschaft, leistet ihr manche Dienste und erregt ihre Dankbarkeit. Einige Jahre darauf wird derselbige Mann mit stattlichem Gefolge nach England gesendet; um ihn aber recht zu verherrlichen, bedient man sich eines eigenen Mittels. Man stattet ihn bei seiner Abreise nicht mit allen Vorzügen aus, die man ihm zudenkt, sondern läßt ihn mit Kreditiven, und was sonst nöthig ist, seinen Weg antreten. Allein kaum ist er in Wien angelangt, so ereilen ihn glänzende Bestätigungen seiner Würde, auffallende Zeugnisse seiner Bedeutung. Eine Fahne mit Insignien des Reichs wird ihm gesendet, ein Ordensband mit dem Gleichniß der Sonne, ja mit dem Ebenbild des Kaisers selbst verziert: das Alles erhebt ihn zum Stellvertreter der höchsten Macht, in und mit ihm ist die Majestät gegenwärtig. Dabei aber läßt man's nicht bewenden: Gedichte werden hinzugefügt, die, nach orientalischer Weise, in glänzenden Metaphern und Hyperbeln Fahne, Sonne und Ebenbild erst verherrlichen.

Zum bessern Verständnisse des Einzelnen fügen wir wenige Bemerkungen hinzu. Der Kaiser nennt sich einen Türken, als aus dem Stamme Katschar entsprungen, welcher zur türkischen Zunge gehört. Es werden nämlich alle Haupttämme Persiens, welche das Kriegsheer stellen, nach Sprache und Abstammung getheilt in die Stämme der türkischen, kurdischen, lurischen und arabischen Zunge.

Er vergleicht sich mit Dschemschid, wie die Perser ihre mächtigen Fürsten mit ihren alten Königen in Beziehung auf

gewiſſe Eigenſchaften zuſammenſtellen: Feridun an Würde, ein Dſchemſchid an Glanz, Alexander an Macht, ein Darius an Schutz. Schirm iſt der Kaiſer ſelbſt, Schatten Gottes auf Erden, nur bedarf er freilich am heißen Sommertage eines Schirms; dieſer aber beſchattet ihn nicht allein, ſondern die ganze Welt. Der Moſchusgeruch, der feinſte, dauerndſte, theilbarſte, ſteigt von des Kaiſers Gürtel bis in Saturn's Gehirn. Saturn iſt für ſie noch immer der oberſte der Planeten, ſein Kreis ſchließt die untere Welt ab; hier iſt das Haupt, das Gehirn des Ganzen; wo Gehirn iſt, ſind Sinne; der Saturn iſt alſo noch empfänglich für Moſchusgeruch, der von dem Gürtel des Kaiſers aufſteigt. Dara iſt der Name Darius und bedeutet Herrſcher; ſie laſſen auf keine Weiſe von der Erinnerung ihrer Voreltern los. Daß Iran Löwenſchlucht genannt wird, finden wir deshalb bedeutend, weil der Theil von Perſien, wo jetzt der Hof ſich gewöhnlich aufhält, meiſt gebirgig iſt, und ſich gar wohl das Reich als eine Schlucht denken läßt, von Kriegern, Löwen bevölkert. Das ſeidene Banner erhöhet nun ausdrücklich den Geſandten ſo hoch als möglich, und ein freundliches, liebevolles Verhältniß zu England wird zuletzt ausgeſprochen.

Bei dem zweiten Gedicht können wir die allgemeine Anmerkung vorausſchicken, daß Wortbeuge der perſiſchen Dichtkunſt ein inneres, anmuthiges Leben verleihen; ſie kommen oft vor und erfreuen uns durch ſinnigen Anklang.

Das Band gilt auch für jede Art von Beurkung, die einen Eingang hat und deswegen wol auch eines Pförtners bedarf, wie das Original ſich ausdrückt und ſagt: „deſſen Vorhang (oder Thor) die Sonne aufhebt (öffnet)"; denn das Thor vieler orientaliſchen Gemächer bildet ein Vorhang; der Halter und Aufheber des Vorhanges iſt daher der Pförtner. Unter Mani iſt Manes gemeint, Ketzerhaupt der Manichäer; er ſoll ein geſchickter Maler geweſen ſein und ſeine ſeltſamen Irrlehren hauptſächlich durch Gemälde verbreitet haben. Er ſteht hier, wie wir Apelles und Raphael ſagen würden. Bei dem Wort Herrſcherperlen fühlt ſich die Einbildungskraft ſeltſam angeregt. Perlen gelten auch für Tropfen, und ſo wird ein Perlenmeer denkbar, in welches die gnädige Majeſtät den Günſtling untertaucht. Zieht ſie ihn wieder hervor, ſo bleiben die Tropfen an ihm hängen, und er iſt köſtlich geſchmückt von Haupt zu Fuß. Nun aber hat der Dienſtweg auch Haupt und Fuß, Anfang und Ende, Beginn und Ziel; weil nun alſo dieſen der Diener treu durchſchritten, wird er gelobt und belohnt. Die folgenden Zeilen deuten abermals auf die

Absicht, den Gesandten überschwenglich zu erhöhen und ihm an dem Hofe, wo er hingesandt worden, das höchste Vertrauen zu sichern, eben als wenn der Kaiser selbst gegenwärtig wäre. Daraus wir denn schließen, daß die Absendung nach England von der größten Bedeutung sei.

Man hat von der persischen Dichtkunst mit Wahrheit gesagt, sie sei in ewiger Diastole und Systole*) begriffen; vorstehende Gedichte bewahrheiten diese Ansicht. Immer geht es darin ins Grenzenlose und gleich wieder ins Bestimmte zurück. Der Herrscher ist Weltlicht und zugleich seines Reiches Herr; der Schirm, der ihn vor der Sonne schützt, breitet seine Schatten über die Weltflur aus; die Wohlgerüche seines Leibarms sind dem Saturn noch ruchbar, und so weiter fort strebt Alles hinaus und herein, aus den fabelhaftesten Zeiten zum augenblicklichen Heitau. Hieraus lernen wir abermals, daß ihre Tropen, Metophern, Hyperbeln niemals einzeln, sondern im Sinn und Zusammenhange des Ganzen aufzunehmen sind.

Revision.

Betrachtet man den Antheil, der von den ältesten bis auf die neusten Zeiten schriftlicher Ueberlieferung gegönnt worden, so findet sich derselbe meistens dadurch belebt, daß an jenen Pergamenten und Blättern immer noch etwas zu verändern und zu verbessern ist. Wäre es möglich, daß uns eine anerkannt fehlerlose Abschrift eines alten Autors eingehändigt würde, so möchte solcher vielleicht gar bald zur Seite liegen.

Auch darf nicht geleugnet werden, daß wir persönlich einem Buche gar manchen Druckfehler verzeihen, indem wir uns durch dessen Entdeckung geschmeichelt fühlen. Möge diese menschliche Eigenheit auch unserer Druckschrift zu Gute kommen, da verschiedenen Männern abzuhelfen, manche Fehler zu verbessern, uns oder Andern künftig vorbehalten bleibt; doch wird ein kleiner Beitrag hiezu nicht unfreundlich abgewiesen werden.

Zuvörderst also möge von der Rechtschreibung orientalischer Namen die Rede sein, an welchen eine durchgängige Gleichheit kaum zu erreichen ist. Denn bei dem großen Unterschiede der östlichen und westlichen Sprachen hält es schwer, für die Alphabete

*) Ausdehnen und Zusammenziehn.

jener bei uns reine Aequivalente zu finden. Da nun ferner die europäischen Sprachen unter sich, wegen verschiedener Abstammung und einzelner Dialekte, dem eignen Alphabet verschiedenen Werth und Bedeutung beilegen, so wird eine Uebereinstimmung noch schwieriger.

Unter französischem Geleit sind wir hauptsächlich in jene Gegenden eingeführt worden. Herbelot's Wörterbuch kam unsern Wünschen zu Hilfe. Nun mußte der französische Gelehrte orientalische Worte und Namen der nationellen Aussprache und Hörweise aneignen und gefällig machen, welches denn auch in deutsche Kultur nach und nach herüberging. So sagen wir noch Hegire lieber als Hedschra, des angenehmen Klanges und der alten Bekanntschaft wegen.

Wie viel haben an ihrer Seite die Engländer nicht geleistet! Und, ob sie schon über die Aussprache ihres eignen Idioms nicht einig sind, sich doch, wie billig, des Rechts bedient, jene Namen nach ihrer Weise auszusprechen und zu schreiben, wodurch wir abermals in Schwanken und Zweifel gerathen.

Die Deutschen, denen es am Leichtesten fällt, zu schreiben, wie sie sprechen, die sich fremden Klängen, Quantitäten und Accenten nicht ungern gleichstellen, gingen ernstlich zu Werke. Eben aber weil sie dem Ausländischen und Fremden sich immer mehr anzunähern bemüht gewesen, so findet man auch hier zwischen älteren und neueren Schriften großen Unterschied, so daß man sich einer sichern Autorität zu unterwerfen kaum Ueberzeugung findet.

Dieser Sorge hat mich jedoch der ebenso einsichtige als gefällige Freund, J. G. L. Kosegarten, dem ich auch obige Uebersetzung der kaiserlichen Gedichte verdanke, gar freundlich entboben und Berichtigungen mitgetheilt. Möge dieser zuverlässige Mann meine Vorbereitung zu einem künftigen Diwan gleichfalls geneigt begünstigen!

Regiſter.

A.

Aaron 314. 329.
Abbas 130. 334. 335.
Abrahas 7. 134.
Abuherrira 218.
Abul Haſſan Khan 364.
Achetegi 277.
Ahia 308.
Aiſcha 309.
Alexander 131. 155. 167. 173. 251. 309.
Allah 75. 93. 108. 154. 162. 170. 192. 280.
Amralkai 232.
Amru 233.
Anſari 256.
Antara 233.
Arafat 57.
Arra 45.
Attar 309.

B.

Badakſchan 132.
Balch 133. 242. 250. 259.
Bamian 242.
Barmekiden 3. 242. 250.
Baſſora 133.
Baſſan Rameh 256.
Bazar 64. 141.
Behramgur 153. 269.
Bidamag bnden 181.
Bidpai 245. 269. 293.
Bokhara 132. 133.
Boteinah 44. 141. 269. 297.
Bramanen 132.
Bulbul 190. 192.

C.

Catai 308.
Chadidſche 207.
Chakani 277.
Chardin 346. 347.
Chiſer 3.
Chosru Parviz 241. 246. 259.
Chuarezm 308.
Clitus 280. 281.

D.

Darnawend 199.
Dermſch 261. 262.
Dicz (von) 351.
Dilaram 153. 269.
Dſchami 152. 265.
Dſchelal-ed-din Rumi 76. 259. 265.
Dſchemil 44. 141. 269. 297.
Dſchemſchid 366.
Dſchengis Khan 259. 308.
Dulbend 130.

E.

Ebuſund 32. 33. 34.
Eichhorn 231. 328. 350.
Elohim 14.
Enkomiaſt 258.
Enweri 98. 257. 265. 275. 277.
Eſſedi 357.

F.

Fal 224.
Fatima 207. 309.
Ferduſi ſ. Firduſi.

Ferhad 43.
Ferid-ed-din Attar 293.
Feridun 367.
Feth Ali Schah 272. 364. 365.
Fetwa 32.
Firduſi 75. 140. 256. 264. 287. 304. 333. 360.

G.

Gasnewiden 256.
Gendſche 269.
Ghilan Schah 354. 356.
Ginge biloba 128.
Gurdern 240.

H.

Hafis 5. 29. 261. 265. 287. 294. 299. 301. 356.
Hammer (von) 356. 360.
Hareth 235.
Hatem 123. 140.
Hatem Thai 123.
Hatem Zograi 125.
Hegire 3. 362.
Hadhud 51. 52. 53.
Hudſeilite 237.
Huris 5. 34. 74. 143. 210. 212. 270.

J.

Jamblika 209. 222.
Jemen 235.
Jezdedjird 256.
Ikonium 260.
Jones 232. 286. 348.
Iran 130. 261. 364. 367.
Iſfendiar 287.
Islam 108. 248. 262. 310.
Israel 312.
Juſſuf 43. 128. 309.

K.

Kaliph und Kalliphat 250. 251.
Kalifer 306.
Kaſchar 272. 366.
Kioſken 205.
Kiſchawus 353. 356.
Koſegarten 361. 369.
Kublai Chan 329.

L.

Lebid 233.
Leila 44. 57. 230.
Lokman 111.
Lorsbach 350.

M.

Maani 335.
Mahmud von Gasna 252. 354.
Manſur I. 256.
Marco Polo ſ. Polo.
Mayers 17.
Medſchnun 44. 57. 87. 250.
Mega-Tubia 361.
Medinet 272.
Meſſad 350.
Midianiter 315.
Mirza 32.
Mirza Abul Haſſan Khan 272. 363. 366.
Miſri 34.
Moallakat 232.
Mobeden 242. 246.
Monteville (Jeh. v.) 331.
Moſaffer 262.
Moſes 312. 315. 317. 318. 326.
Motanabbi 140. 249.
Muley 172.

N.

Nisami 46. 152. 259. 265. 267. 360.
Nuſchirwan 269.
Nuſreddin Chodſcha 306. 353.

O.

Oaſen 5.
Olearius 345.
Omar 250.
Omar-ebn-abd-el-aſis 271.
Ormus 129.

P.

Pambeh 301.
Parsen 196. 238. 311.
Pehlewi 257.
Polo (Marco) 264. 329.

N.

Nebatäer 43.
Nuschan 43.

S.

Saadi 152. 261. 265. 308. 344.
Sacy (Silvestre de) 373.
Sahir Fariabi 277.
Saki 182. 186.
Sakontala 361.
Samaniden 256.
Samarkand 133.
Sapor I. 245.
Sassaniden 153. 246. 250. 256.
Sawad Ben Amre 237.
Schah Nameh 257. 304. 353. 360.
Schah Sedschan 73.
Schebdschai 275.
Schehâb-ed-din 37.
Scheich 262.
Schiiten 339.
Schiras 17. 135. 262.
Schirin 43. 341. 346. 358. 358.
Seldschuziden 258.
Semaji 277.
Senderud 300. 340.
Silvia 344.
Smerdis 241.
Sofi 262.
Soumelpour 132.
Sufeika 43. 76. 122. 306.
Sunniten 339.
Sure 247.

T.

Tarsia 338.
Tavernier 346.
Theriak 32.
Timur 93. 118. 132. 303.
Tinatin di Zida 344.
Transoxanen 73.
Tus 256. 2[illegible].

U.

Usbeken 308.

V.

Valle (Pietro della) 381.
Vesir 16. 116.
Voß 360.

W.

Wamik 45.

Z.

Zobeir 233.
Zoroaster 238.

An

Silveſtre de Sacy.

Unſerm Meiſter, geh, verpfände
Dich, o Büchlein, traulich-froh!
Hier am Anfang, hier am Ende,
Oeſtlich, weſtlich, *A* und *Ω*.*)

سيلويستر دساسى

يا ايها الكتاب سر الى سيدنا الاعز
فسلم عليه بهذه الورقة
التى فى اول الكتاب واخره
يعنى اوله فى المشرق واخره فى المغرب

*) Die nachſtehenden arabiſchen Zeilen, nicht gereimt, geben obigen Widmungsgedicht an Silveſtre de Sacy wieder. Herr Profeſſor Dieterici zu Berlin iſt ſo gütig geweſen, uns eine genaue Ueberſetzung des Arabiſchen zu geben. Sie lautet:

„O Buch, geh zu unſerm herrlichſten Meiſter und bring ihm Gruß (Salâm) mit dieſem Blatt, welches da iſt der Anfang und das Ende des Buches, das heißt ſein Anfang im Orient, ſein Ende im Occident."

ما نصیحت بجای خود کردیم
روزکاری دریں بسر بردیم
کس نیاید بگوش رغبت کس
بر رسولاں پیام باشد وبس

Wir haben nun den guten Rath gesprochen
Und manchen unsrer Tage dran gewandt;
Mißtönt er etwa in des Menschen Ohr —
Nun, Botenpflicht ist sprechen. Damit gut!*)

*) Diese Verse sind dem Schlusse von Saadi's Rosengarten entnommen. Sie lauten bei Nesselmann:

„Wir haben Rath, wie es ziemt, gegeben,
Drauf einen Theil verwandt von unserm Leben;
Wenn er begegnet einem Uebeldeuter —
Des Boten Amt ist Botschaft und nichts weiter."

Daß Goethe anfangs mit einem andern Spruche zu schließen gedachte, ist oben im Buch der Sprüche (VI, 42) erwähnt. Rosengarten schlug wahrscheinlich den jetzigen Schluß vor und theilte Goethe zugleich die vorstehenden vier persischen Original-Verse Saadi's mit; deren Interlineor-Version, welche wir der Güte des Hrn. Professor R. Gosche zu Halle verdanken, lautet:

„Wir Rath am Orte, seinem, gaben (eigentlich: machten) wir,
Eine Lebenszeit darauf verwendeten wir;
Wenn er nicht kommt ans Ohr des Verlangens irgend Eines:
Auf den Boten Botschaft liegt (ist, und (nun) genug!"

So schließt das Ganze mit dem Koran (5, 93), auf welchen der letzte Vers hinzielt: „Wisset, daß unsers Gesandten Amt ist die klare Botschaft!"

Zur Reviſion des Textes.

Verglichen sind:

I. Handschriften des Dichters

von einzelnen Gedichten:

Buch I. 7, 9, 10;
„ III. 9;
„ IV. 5;
„ VI. 53, 57, 59;
„ VIII. 17, 22;
„ IX. 11, 12, 21;
„ XII. 9b;
S. 292, das Gedicht:

„Dir zu eröffnen
Mein Herz, verlangt mich".

II. Drucke.

A. Einzeldrucke:

1. **Morgenblatt für gebildete Stände** vom 22. März 1816. Nr. 71 (enthält: I. 4, 3 und 5).
2. **Taschenbuch für Damen** a. d. J. 1817. S. I bis XVI: West-Oestlicher Divan. Versammelt von Goethe. In den Jahren 1814 und 1815 (enthält die Nummern: I. 1, 5, 6, 9; II. 6, 1; VI. 52 bis 55; III. 1, 15 bis 17 und I. 18).
3. **Gaben der Milde.** Zweites Bändchen. Für die Bücher-Verloosung zum Vortheil hülfloser Krieger herausgegeben von J. W. Gubitz. Berlin 1817 (enthält S. 1 die Nummern IV. 4 und 5).
4. **Die Liedertafel.** Berlin 1818 (enthält I. 8, 7; IX. 5; I. 14 und 13).
5. **West-östlicher Divan von Goethe.** Stuttgard, in der Cottaischen Buchhandlung. 1819. 8°. 556 S. (mit arabischem, reich ornamentirten Titelblatt).

5a. **West-östlicher Divan von Goethe.** Original-Ausgabe. Wien, bei Carl Armbruster. Stuttgart, in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. 1820. 484 S. 8°.

6. **Wilhelm Meister's Wanderjahre oder die Entsagenden. Ein Roman von Goethe. Erster Theil.** Stuttgard und Tübingen in der Cotta'schen Buchhandlung. 1821 (ohne Seitenzahl vorgedruckt: III. 9 und VI. 6, 8, 13, 11 u. 7).
7. **Anzeige von Goethe's sämmtlichen Werken, vollst. Ausg. letzter Hand.** Weimar d. 1. März 1826 (enthält den ersten Druck des Gedichts XII. 4. mit Seitenzahl 1 und 2).
8. **Ueber Kunst und Alterthum.** Von Goethe. VI. Band. 1. Heft. 1827 (S. 212 das Gedicht IX. 13).
9. **Berliner Nationalzeitung vom 26. März 1858. Nr. 143** (enthält das Gedicht IV. 12 zuerst vollständig).
10. **Ghasele auf den Eilfer von Goethe.** Zur Feier des 28. August 1868 zum ersten Mal in Druck gegeben. Berlin. G. Lange. 4 unpag. Bl. (das Gedicht IX. 11).

B. **Drucke in den Werken:**

6. **Goethe's Werke.** Vollständige Ausgabe letzter Hand. Stuttgart und Tübingen, in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. (Oktav.)

6a. Dieselbe Ausgabe in Sedez.

V. Fünfter Band (enthält die Gedichte); 6a 1827; 6 1828.
VI. Sechster Band (enthält die „Noten und Abhandlungen"); 6a 1827; 6 1828.
LVI. Sechsundfunfzigster Band. Nachgelassene Werke, sechzehnter Band. 1842 (enthält S. 115–122 die Nachträge aus 8).

(In dieser Ausgabe neu:
III. 4, 8, 9, 15 (letzte Strophe);
IV. 7–10, 12–14, 16, 18, 20;
V. 13, 16 u. 18;
VI. 6–13 u. 57–59;
VIII. 27 (erste Strophe), 32, 48;
IX. 12, 13, 19 u. 21;
X. 3 u. 7;
XII. 1, 4–7.)

8. **Goethe's poetische und prosaische Werke in Zwei Bänden.** Stuttgart und Tübingen. Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. 1857. (Lexikon-Format; 8. Quart-Ausgabe.)

I. 1. Des Ersten Bandes Erste Abtheilung. S. 333–419 (und 200).

(In dieser Ausgabe neu:
I. 17;
II. 8;
III. 13 u. 14;

IV. 11, 19 u. 25;
V. 3 u. 6;
VI. 43, 47 u. 56;
VIII. 17, 20, 22, 30, 31, 36 und 50;
IX. 4 (Str. 3–5) und
XII. 3b.)

9. Goethe's sämmtliche Werke in vierzig Bänden. Stuttgart und Tübingen. J. G. Cotta'scher Verlag. 1840. (Duodez.)
IV. Vierter Band.

13. Goethes sämmtliche Werke in vierzig Bänden. Stuttgart. Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. 1869. (Duodez.)
IV. Vierter Band.

14. Goethes Sämmtliche Werke. Vollständige Ausgabe in fünfzehn Bänden. Mit Einleitungen von Karl Goedeke. Stuttgart. Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. 1872. 8°.
II. Zweiter Band. S. XV–XX und S. 198–415.

K. Goethes Werke (Auswahl). (Aus der Bibl. d. Deutsch. Nat.-Lit. Herausg. von H. Kurz.) Hildburghausen 1868. (Oktav.)
II. Zweiter Band. S. 1–144.

Zur Revision des Textes.

Varianten, Druckfehler und sprachliche Bemerkungen.

Seite Zeile

I. 1. u. 2. (Titelblatt.) Der arabische Titel aus A 5, fehlend in den übrigen Ausgaben.

4. Nach B 8 (S. 338).

I. Buch.

3. 1. **Moganni** (Sänger); arabisch richtiger **Mogḥanni**.
letzte. **Chiser's Quell**; A 2 **Jugendquell** (S. III).

5. 1. **mischen**; in der Handschrift **mengen** (H. Sauppe in dem Gött. Universit.-Programm. Ostern 1870. S. 15).
2. **An Oasen mich erfrischen**; in der Handschrift **Mich durch Blüthenbüsche drängen** (ebenda).
3. **Wenn**; in der Handschrift **Will. — wandle**; in der Handschrift **wandlen** (ebenda).
4. **handle**; in der Handschrift **handlen** (ebenda).
letzte. **Hurts**; arab. **ahwar**, schönäugig, davon der Gesellschaftsplural **ḥûr**, die schönäugigen Paradiesfrauen (Koran 52, 20).

6. 3. **Dichterworte**; A 2 **Dichterworte**.
5. **Sezenspänder**. Boissrée (I. 254) schon am 3. August 1815 bekannt.
9. **Talisman**; arab. **tilsam** (τέλεσμα), Weihe, Weihbruch.
10. **Gläub'gen** (wie 211, 3 u. **gläub'gerweise**) nach S. 179. 3 u (Handschr.).

7. 1. **Amulete**; arab. **ḥamâlah**, Last, Ladung (**ḥamala**, tragen).
13. **Abraxas**; verwandt **Abracadabra!**

8. 2. **Freisinn**; in A 1 ohne Ueberschrift und im Anschluß an Nr. 4.
7. **Euch**; in A 1 **uns**.

11. 16. **ihrem**; in A 1 **Ihrem** (also nur bezogen auf eine Geliebte).
18. **So geb' ich**; A 1 **Ich geb' sie**.

12. 2. **Gesändnit**; A 2 **Treo Frauen**.
9. **derzen** nach A 5, B 6—9 und N; B 14 **verdergen** nach A 2, fehlerhaft.

13. 2. **Elemente**; A 4 **Liederstoff**. — In der Handschr. Buchstabe Sin, Gasele XIII. Da der Buchst. Sin bei Hafis nur 6 Gaselen enthält, so ist vielleicht Sain, XIII gemeint, worauf sich auch Nr. 11 bezieht.
10. **Wird's um deste**; A 4 **Wird es um so**.
15. **gefodert**; A 4 **gefordert**.
16. **Trommete**; A 5 und Handschr. **Trommete**.
18. **vergöttre**; Handschr. anfangs **vergöttert**, dann **vergöttere**.

Seite Zeile

14. 1. **Hafis gleich wird er**; A 4 und Handschr. **Wird er wie Hafis.**
10. **Erschaffen und Beleben**; A 4 **Der erste Mensch**; Handschr. **Die 18. Gasele des Buchstaben Tal.**
13. **Mutter**; A 4 Erde.
15. 8. **So, Hafis, mag**; A 4 und Handschr. **So soll Hafis.**
19. 12. **runden**; B 6 und Ga **rundes.**
20. 11. **Löscht' ich**; A 4 **Löscht sich.**
21. 2. **Dreistigkeit**; A 4 **Entschluß.**
4. Nach **gesundet** setzen alle Ausgaben von A 5 bis B 14 ein Fragezeichen, dann aber nach **rundet** (Z. 6) einen Punkt. Die Frage schließt aber mit dem 4. Verse ab, worauf dann in der 2. Strophe die Antwort erfolgt. Ganz ebenso war ursprünglich (A 5) in I. 7, Str. 1, das Fragezeichen an das Ende des 2. Verses gesetzt, obschon B 3 und 4 dort klar in den Fragesatz gehören. Ebenso steht in I. 17, Str. 2 und 3, und in III. 16, Str. 3, das Fragezeichen ursprünglich nicht am Ende von V. 4 sondern trotz von V. 2. Goethe hatte die eigentümliche Art, Frage- und Ausrufungszeichen nicht an das Ende des ganzen Satzes, sondern an das des fragenden oder ausrufenden Vordersatzes zu stellen. B 3 und 4 der 1. Str. werden in B 3 und 4 der 2. Str. beantwortet und geben nur in der Gestalt eines Fragesatzes einen zusammenhängenden Sinn.
22. 18. **Schwarz'** B 6; A 5 **Schwarze.**
24. 18. **heilig**, **heimlich** nach A 5; in B 6 ohne Komma; Düntzer schlägt vor **heilig-heimlich**, was sich sehr empfiehlt.
25. 1. Nr. 17 ist in B 5 als zu Nr. 16 gehörig gedruckt; nicht richtig, Nr. 17 behandelt nicht mehr das **Alleben.**
26. 2. **Selige Sehnsucht**; A 2 **Vollendung**; Handschr. **Buch Gad. Gasele I.**
4. **Flammentod**; Handschr. **Flammenschein.**
8. **fremde**; Handschr. anfangs **neue.**
16. **leuchtet**; der Reim verlangt **leuchtest (Düntzer).**

II. Buch.

30. 8. **gemeinen**; B 6 u. Ga **gemeines.**
10. **›Samen‹**; die übrigen Ausg. **Samen.** Doch sind nur Nachkommen der Propheten gemeint.
20. **genommen**; **gesogen** A 2 (S. IX).
32. 10. **ew'ge**; **ewige** Druckfehler in B 9.
20. **bewahren** nach B 6—9; **verwahren** A 5 und danach B 14 und K; die Note S. 33 ergiebt, daß Goethe's Quelle allerdings **verwahren** hatte; doch ist der Ausdruck in der Ausg. letzter Hand authentisch geändert und auch wol gebessert.
22. **Obsund Euch**; Düntzer hat mit Recht bemerkt, daß ein Fuß zu viel dadurch in den Vers gekommen ist, daß Goethe anfangs, Hammer folgend, **Obsund** (dreisilbig) geschrieben hatte. **Euch** wäre hiernach zu streichen. K wiederholt die falsche Lesart **Obsund.**
33. 1.
34. 4.) **hat's**; in A 5 stand, aus dem eben angegebenen Grunde: **hat's**; ebenso bei K, der auch hier **Obsund** schreibt.
35. 6. **immerfort**; A 2 **immer ist's.**
8. **Anfang**; A 2 **Anfang**, welche Lesart vorzüglicher scheint.

Seite Zeile
68. 10. **Deinem** nach B 8—14 und K; **Deinen** A 5 und B 6 u. 7a. Düntzer hält unsere Lesart für Druckfehler; uns scheint Deinen aber keinen Sinn zu geben.
41. 10. **Flaum**; die Cotta'schen Ausgaben von A 5 bis incl. B 14 und K halten an der in diesem Sinne ungewöhnlichen Schreibart **Pflaum** fest, für die Grimm (unter „Flaum") allerdings ein paar Belege anführt. Alle die Ausgaben, welche sich hier auf die obsolete Form **Pflaum** steifen, schreiben das Wort S. 194, 3 o in demselben Sinne mit und **Flaum**. Warum also nicht auch hier?

III. Buch.

43. 8. **Musterbilder**; A 2 **Liebesmuster**.
17. **Ferhad**; A 2 **Khosru**.
44. 4. **Boteinah**; A 2 **Schandah**.
49. 10. **Der Lebestrudel** Handschr.; **Der Lebe-Strudel** B 6—14; **Des Lebens Strudel** A 6.
53. 8. **Das Gedicht Nr. 14 hier zuerst in den Diwan eingerückt.** Siehe die Note.
15. **Ergebung**; A 2 **Theilnahme**.
54. 11. **Unvermeidlich**; A 2 **Ungeduld** (S. XIV).
55. 1. **mich wol**; A 2 **wohl mich**.
10. **Geheimeß**; A 2 **Glückliches Geheimniß** (S. XV).
14. **recht gut**; A 2 **allein**.
56. 6. **Schwäger** hier in der Bedeutung von **Rivalen**. Nach Sanders ist in obiger Stelle der Schwager (3. Bedeutung) „der Einen zum Hahnrei Machende".

IV. Buch.

58. 2. **Tefkir** heißt arab. das Nachdenken.
10. **schönste** nach A 3 und B 6—9 (nämlich die schönste Braut); B 13 u. 14 mit K **Schönste** (das schönste Mädchen).
59. 13. **gewinnen** nach B 8 u. 9; **Gewinnen** Druckfehler in A 5, B 6, 13 u. 14. **Gewinnen** ist hier Zeitwort. Der deutsche Denkspruch, der zu Grunde liegt, und welchen Goethe an Tischbein zur Zeit seines Diwan sandte, lautet: „Was bringt zu Ehren? Sich wehren! Was macht gewinnen? Nicht lange besinnen." (Aus „Tischbein's Leben und Briefen, herausg. von v. Alten." 1872. S. 118.)
60. 1. **Nr. 4**, verbunden mit Nr. 5, hat in A 3 die Ueberschrift **Wonne des Gebens**.
6. Mit dieser Zeile fängt in A 3 eine neue Strophe an.
12. **Und was im Pend Nameh steht** (auch handschriftlich); in A 3 **Was in vielen Büchern steht**. — Handschr. steht unter dem Gedicht, als Note zu Nameh: im 69. Cap.
61. 2. **einem**; e'nem A 5.
62. 10. **Blieb** B 6—9 und K; **Blieb'** B 14. Es ist nicht konditionelle, sondern positive Zeitform.
20. Nach „zählt" ein **Punkt** B 6, 9 und K; **Komma** B 8; **Semikolon** B 14.
22. **Lehret mich** B 6, 8, 14 und K; **Und mich lehrt** B 9, fehlerhaft.
65. 8. **Die letzte Strophe hier neu in den Diwan eingerückt.**
68. 12. **Kannicht** nach B 6 und K; B 8—14 **Kannnicht** in pedantischer Konsequenz. Die Grimm'sche Schule verwirft überall die Häufung von

Seite Zeile

drei Konſonanten; zwei leiſten Daſſelbe. A. Hildebrandt in Grimm's Wörterb. (V. 168) ſchreibt daher auch Kannicht, Kannig.

73. 4. An nach A 5, B 14 und K; fehlt in B 6—9.
74. 10. Da; Daß Druckfehler in B 14.
75. 6. u. 7 Dieſe Verſe müſſen durchaus, wie bei K, durch einen Strich oder in anderer Art von den beiden vorherſtehenden, welche allein Zirbuſt angehören, geſondert werden. Nach B 14 muß man glauben, Zirbuſt ſpreche alle 8 Verſe der Nr. 26. Am Beſten wäre es, die erſten beiden Verſe mit Anführungszeichen zu verſehen; dann iſt klar, daß in den folgenden Verſen der Dichter wieder ſelbſt redet.

V. Buch.

84. 27. zum Schlimmſten nach B 6—14; daß Schlimmſte A 5.
86. 7. Und das Lied nach A 5 und B 9—14; Liedchen aber B 6 u. 8. — Das Schluß Kolon leitet hier nur den Schlußgedanken ein, es ſoll aber nicht, wie Porchat die Stelle in der franzöſiſchen Ueberſetzung verſteht, der Inhalt des Liedchens ſelbſt angegeben werden.
88. 5. wollt, ſo auch K und B 14; wollt' A 5 und B 6—9, vielleicht gemeint als Abbreviatur von wolltet?
9. Euch; auch Druckfehler in B 6—9, beſeitigt in B 14 und K.
92. 11 u. 12. fehlen in A 5.
12. An ſteht B 6; Um A 5. An entſpricht der in der Note angeführten Quelle.

VI. Buch.

104. 1. verſteht nach Boiſſerée, II. 217 (auf Grund der Handſchrift); verſtehet die Drucke A und B.
107. 1. Ein; Eine Druckfehler in B 14 (im Regiſter Ein).
117. 9. Die Poeten! In der Handſchrift ſtehen dieſe Worte zwiſchen zwei Gedankenſtrichen.

VII. Buch.

120. 12. lieben nach B 8 ſchr.; Lieben A 5, B 6 und K, Druckfehler.
14. Seelenregenden nach A 5 und B 6; Seelerregenden B 8—14 und K. Mit Dünzer ſehen wir keinen Grund, weshalb das Seele-Regen, in ein Seel'-Erregen verwandelt werden ſoll. Goethe bevorzugt ſtets die Anwendung der Simplex und ſcheut dabei keineswegs ungewöhnliche Wendungen.

VIII. Buch.

124. 8. erneuerten; B 6 erneuertes.
9. Das Gedicht Nr. 5 durch kleinere Typen von den übrigen Gedichten auszuſcheiden, wie in B 14 geſchieht, iſt nicht erlaubt, da Goethe daſſelbe ein für alle Mal unter die ſeinigen aufgenommen hat. Man darf den fremden Urſprung, wie bei ſo vielen „Sprüchen in Proſa", nur hiſtoriſch erwähnen.
127. In Nr. 10 ſind die Anführungszeichen von uns hinzugeſetzt.
128. 12. Gingo biloba; in „Creuzer, Aus dem Leben eines alten Profeſſors", 1848. S. 111: Herrn Hofrath Creuzer in Heidelberg (bei Ueberſendung des Weſt-öſtlichen Divans).

Seite Zeile

128. 17. es; bei Creuzer ebenda er.
18. Bei Creuzer ebenda mit der Unterschrift: Zur Erinnerung glücklicher Septembertage 1815.
129. 5. Schöne Schrift von deiner Hand seit B 6; Schöngeschrieben, deine Hand A 5.
11. Wimpern-Pfeilen seit B 6; Moschusduftend A 5.
16. Hals und Busen seit B 6; Augenwimpern A 5.
132. 12. Gerüll nach A 5, B 6—9 und K; Geröll unmotivirt in B 13 u. 14. Siehe die Note.
20. reihen; reichen Druckfehler in B 6a.
133. 11. Balch, Bokhara seit B 6; Bolhara und A 5.
135. 10. Verbrechen;
136. 11. Solch ein Jammerbild; (handschr. anfangs) durch Laster.
12. Salomo verschwur; (handschr. anfangs) Missethäterbild.
18. diesem; (handschr. anfangs) Er verläugnete.
137. 8. Nach „Tafeln" ein Komma B 6 u. 8; ein Punkt A 5, B 9—14 und K, böser Druckfehler. (handschr. anfangs) einem.
20. Mit dieser Zeile eine neue Strophe nach A 5, auch B 14; dagegen nicht in B 6—9; in K mit Z. 19.
23. Auftrösle nach A 5, B 6 und K; B 8—14 auftrösle, unmotivirt; J. Grimm (Wörterbuch, I. 766) bestätigt die Richtigkeit der ursprünglichen Lesart.
138. 2. Dichterische nach A 5; Dichterische nach B 6—9, unrhythmisch; B 14 u. K folgen der ersten Lesart.
141. 13. Macht'st nach A 5 (geistliche Uebereinstimmung mit „wäre"), ebenso B 14; B 6—9 und K Machst.
142. 14. der nach B 6, 8, 14 u. K; die A 5, B 6a u. 9.
146. 3. Wüsten seit B 6; Wüste A 5.
152. 15. nach „Schall" ein Semikolon oder Punkt A 5, B 6—9 und K; Komma B 14. Wir halten die letztere Interpunktion, die wohlüberdacht erscheint, für eine unmotivirte und verfehlte Neuerung. Denn mit Ist's beginnt offenbar ein neuer Frageclay, der von dem mit Schall endenden Satze durch die Interpunktion abzusondern ist.
158. 9. Auch dies Gedicht (Nr. 39) ist in B 14 mit kleineren Typen gedruckt. Vergl. das zu S. 124. Z. 9 Gesagte.
159. 5. Von diesem Gedicht (Nr. 42) gilt dasselbe.
12. Augen; die Konjektur Auen findet sich durch die Originalfassung des Gedichts nicht bestätigt.
161. 9. sich trennte A 5 und B 6 (III. 75); so trennte B 6 (V. 188) und B 8 flgde.
10. Scheu die, wo Z. 9 sich trennte; Scheu sich, wo Z. 9 so trennte.
165. 2. unbedingten; B 6 u. 6a unbedingtes.
169. 7. Nr. 51 ist im Morgenblatt, 1819. Nr. 210 (Abdruck aus A 5), überschrieben Suleika.

IX. Buch.

173. 4. zu; B 6a zur.
5. Die 1. und 2. Strophe stehen in innerm Zusammenhang und dürfen deshalb nicht, wie von B 8 bis einschl. B 14 geschieht, durch andere Strophen getrennt werden.
174. 7. Nr. 5 ist im A 4 überschrieben Verstand und Recht.
176. 5. ertragen bis B 6; tragen A 5.

Seite Zeile

178. 4. von unsrer nach B 6 fgde. (von unserer B 14); von der A 5, was vielleicht sinnentsprechender.
6. der seit B 6; die A 5.
7. Erliegt man, bis seit B 6; Verschwindet sowie A 5.
10. Liebe-, Lieb- und Weines Trunkenheit. Die Richtigkeit dieser Schreibung ergiebt sich aus dem Bedürfnis homogener Begriffe und aus dem ganzen Zusammenhang; denn es wird nur vereinigt, was schon einzeln gepriesen ist („Liebestrunkenheit", „Trunkenheit der Lieder"). Von l. 4. B. 3 lautete die erste Lesart „Nord- und südliches Gelände". Die übrigen Ausgaben lesen entsprechend „Lieb', Lied und Weines Tr."; so A 5, B 6—14 und K.
12. Nr. 12 ist hier neu dem Divan eingefügt und die Interpunktion, welche in der Handschrift sehr lückenhaft, von uns ergänzt.

183. 6. Schenke; der gute Schenke in: „Paulus und seine Zeit, nach dessen literar. Nachlasse u. s. w., von Reichlin-Meldegg", II. 1853.
8. Du hast noch mehr; weit besser noch ebenda.
11. Sieh, so: Dieses ebenda.
12. Wie's dem satten; Wie's auch sattem ebenda.
13. Dieses bring' ich; Und ich bring es ebenda.
16. Bei Paulus a. a. O. mit dem Datum: Weimar, den 1. Januar 1815 und dem Zusatz: Nach dem Lateinischen.

188. 1. nach liebt ein Komma mit K; es fehlt in A 5 und B 6—14. Das Trauben wird nicht von Lieben, sondern von schauen regiert.

190. 12. Von uns zugesetzt nach der Handschrift.

X. Buch.

195. 7. Die Anführungszeichen von uns zugesetzt.

197. 2. Bei; Beim Druckfehler in B 13 und 14. — Mondenschein nach A 5, B 14 u. K; Mondeschein B 6—9.

XI. Buch.

198. 5. altpersischen; B 6 u. 6a alt persischen.

200. 8. es; so in allen Ausgaben, obwohl der 1. V. der Strophe ein Neugeborner und der 2. V. ihn liest. Neutrales Subject ist, unerachtet der männlichen Bezeichnung in jenen Versen, das Kind. Doch kann es auch Druckfehler für er sein; denn der Geschlechtswechsel bleibt auffällig. Vergl. jedoch das es S. 192, letzte Zeile.
9. Lebend'gen nach B 6—9 und K; Lebendigen A 5 und B 14.

201. 10. höhern; B 6 höhres.
11. Da nach A 5; Das seit B 6 alle Ausgaben. Uns scheint jedoch Da restituirt werden zu müssen, da nicht das eben Vorgetragene als des Daseins Siegel bezeichnet, sondern örtlich auf Gottes Thron, auf den Aufgang der Sonne und die heilige Sokelfläche hingewiesen wird. Daher im 4. Vers der Strophe ein dem da des 1. entsprechendes dort. Siehe die Note.

XII. Buch.

203. 6. »Baum«; alle Ausgaben Baum; dieser ist aber nothwendig auch ein Weisheitsbaum.
11. Deiner (Wunden Singular) seit B 6; Deinen A 5.

Seite Zeile
207. 4. Reiner; Reine Druckfehler in B 6.
208. 11. haben; Handschr. anfangs haben.
12. gäbe; Handschr. anfangs müßte.
209. 11. Honiggolde; Handschr. Honigsgolde.
12. sind; in B 9 Druckfehler auch, im Druckfehler-Verzeichniß vermerkt.
213. 12. er B 6 und 9 (mit Beziehung auf Jedem des nächsten Verses); Er Druckfehler in B 9, fortgepflanzt nach B 13, 14 und K.
216. 9 u. 4. Die Anführungszeichen von und hinzugesetzt.
221. 11. beschuht, bepuhten; die anderen Ausg. beschuht bepuhten.
12. Schäferhund nach B 6; Schäferhund A 5.
222. 10. Schlummert A 5, B 14 u. K; Schlummer B 6.
222.) Die Anführungszeichen von und hinzugesetzt.
223. 14. nur A 5 u. B 9—14; nun Druckfehler in B 6, fortgepflanzt nach B 9 und K.

Noten und Abhandlungen.

227. 1—4. Nach B 6; Besserem Verständniß A 5.
228. 1—4. Das Motto in A 5 und B 6 u. 9 unmittelbar unter der Ueberschrift (vor. Seite); seit B 9 auf der Außenseite besonders.
232. 1. folgenden („Nachfolger", nicht „folgenden Geiste"); folgenden die Ausgaben.
238. 11. die ..... als der, unverlaubter Kaufwechsel.
240. 23. »Verbote; sonst Verbote.
241. 1. erhielt; gewöhnlicher wäre erhielten; Goethe hatte jedoch das Ball-Spiel als Subjekt im Sinne.
244. 11. zerstört, von gottesdienstlichen Uebungen; gewöhnlicher wäre gestört. Doch sind die Tempel und Klostergebäude als Gegenstand der Zerstörung zu verstehen.
245. 10. Valerian seit B 6; Valentinian Fehler in A 5 (s. z. B. Schlosser's Weltgesch., III. 513).
248. 21. Demungeachtet aber A 5 und B 14; dessenungeachtet aber B 6; dessenungeachtet K (aber fortgelassen, ist ein Fehler).
250. 18. von seit B 8; vom A 5 und B 6.
251. 13. bewunderungswürdige A 5 u. B 6—9; bewundernswürdige Druckfehler in B 13 u. 14.
253. 20. Die, Object, abhängig vom überliefern, dann Subjekt vom hervortreten und heranführen.
256. 13. von gleichem Triebe A 5, B 6—9 und K; vom gleichen Triebe Druckfehler in B 13 u. 14.
257. 1. und A 5, B 6—9 und K; um Druckfehler in B 13 und 14.
258. 27. 1262 A 5 und B 14; B 6—9 und K irrthümlich 1162. S. Hammer's Gesch. d. sch. Redek. Persiens, S. 165: „Newâsna starb 661 (1262)".
260. 23. reiner A 5 und B 14; reicher Druckfehler in B 6—9ff, auch beibehalten von K.
261. Legte. hatten; hatga in den übr. Ausgaben möchte Druckfehler sein.
262. 27. 1492 nach B 6—14; 1494 irrthümlich in A 5, B 6 und bei K; s. Hammer a. a. O., S. 315: „Er starb 92 Jahre alt, zu Ende seines Jahrh. im Jahre der Hedschra 898 (1492)".

Seite Zeile

267. 10 u. 11. Bei Hammer a. a. O., S. 108: „Es stand ein Hause um das Aas, Rauhvögeln gleich, die Leser fressen".
12. Mir; Hammer Es.
13. Durchglühten; Hammer a. a. O. Verbrannten.
268. 2. Stillleben, aus dem zu S. 68, Z. 13, angeführten Grunde; sonst Stillleben.
269. 6. Das Vorwaltende des oberen Leitenden; man möchte Vorwaltende als Druckfehler für Vorwalten ansehn. Doch haben wir eine Aenderung nicht gewagt.
7. übrigen B 6—14; übrige A 5.
270. 11. allerneusten (d. h. Stils) A 5 u. B 6—13; Allerneuesten Druckfehler in B 14.
271. 21 mit A 5; in B 6 fortgelassen. Beides giebt einen Sinn; ohne Kenntniß des Originals läßt sich keine Entscheidung treffen.
276. 7. Umsicht nach A 5 und B 6—9; Umsichten Druckfehler in B 13 und 14.
277. 28. Enweri, Chakani (2 Dichter) B 8 u. 9; Enweri Chakani (1 Dichter) A 5 u. B 6. Der schon 1837 beseitigte Druckfehler in B 13 und 14 (1869 und 1872) wiederholt.
278. 6. ernster, bedächtiger B 6; ernsten, bedächtigen A 5.
27. seinem (das erste Mal) nach Luther; seinen die Ausgaben seit A 5.
28. seinen gleichfalls nach Luther; seinem seit A 5.
29. Oelgärten; Obstgärten Druckfehler in allen übrigen Ausgaben von 1819 bis 1872 (B 14); bei Luther Oelgärten, welche Form den Druckfehler erklärlich macht. Der Franzose Vorchat verwechselt den Fehler und schreibt nach der Bibel: et de vos plants d'oliviers.
279. 12. maurerisch; sonst Maureisch. — amputirt; sonst Amputirt.
24. Berberb; sonst Verderb.
295. 2. was fl. das, wie S. 304, Z. 7.
299. 12. In der Handschrift ursprünglich Von dir zu hören.
16. „ „ „ „ Herzen fl. Sinne.
19. „ „ „ „ Feindsspur fl. Feindspur.
20 u. 21. „ „ „ „ Darum ich athme,
Das weiß ich nur.
301. 5. Seit B 9 bis incl. B 14, jedoch nicht bei K, zwischen Feste und in allerhöchster in Klammern der Zusatz: s. Maskenzug 1818, der in eine Note, nicht in den Text gehört.
9. unter statt aus; es muß anfangs ein Zeitwort wie vorfinden beabsichtigt gewesen sein.
24—28. Unser Satz Wenn bis erfreuen ist A 5, B 6 u. 6a und B 8 als die authentische Lesart entnommen; in A 5 und B 6 folgte unmittelbar darauf das Gedicht An Hafis (II. 11), was in B 6 bereits überflüssig war (s. Note ""); dasselbe blieb hier in B 8 fort, weshalb die Worte des Satzes im nachstehenden Liede Hafisens Bild ersetzt wurden durch die Worte in dem Liede an Hafis: „Was alle wollen, weißt Du schon" dessen Bild. Im Jahre 1840 sodann legten die Herausgeber dem schon seit acht Jahren verblichenen Dichter folgende retrospektive Erklärung in den Mund: Alles dieses sind Vorzüge und Eigenthümlichkeiten, deren wir uns bei Hafis erfreuen, und die uns zu ferneren Gedichten über ihn noch reichlichen Stoff bieten werden. Dieser Satz findet sich seitdem in allen Ausgaben der Gothaischen Werke von B 9 bis B 14, mit Ausnahme der Kurz'schen Ausgabe, wofelbst ein ähnliches Arrangement getroffen ist wie in B 8. Wir halten die Stelle für

Seite Zeile:

einem Roth- und Zielfluß der Herausgeber, in welchem sie Goethe im Grabe noch Gedichte zu liefern verpflichten lassen, obschon sie wußten, daß er „fernere Gedichte" über Hafis seit 1819 nicht verfaßt hatte. Selbst wenn wir es mit einem ursprünglich ächten, bei der Redaktion von 1819 jedoch verworfenen Satze zu thun haben sollten, wäre die Renovation ebenso wenig gestattet gewesen. Und herrlich hat Goethe nicht testamentarische Verfügungen darüber getroffen, in welchen Gestalten die einzelnen künftigen Ausgaben seiner Werke je 1837 und 1840 sgde. erscheinen sollen. Wie stehen daher einer ganz unbefangen vorgenommenen Text-Veränderung und -Vermehrung, um nicht zu sagen -Fälschung, gegenüber.

802. 1. Hier folgt in allen übrigen Ausgaben das Gedicht Noch ein Paar (III. 9); der Grund der Einfügung desselben an dieser Stelle war bei A 5, ebenso wie hinsichtlich des Gedichts An Hafis (II. 11), die Unmöglichkeit, die Gedichte noch in die schon fertig gedruckten Lieder des Divan einzureihen. Mit dem Wegfallen des Grundes fällt auch die Rüge fort, die Gedichte hier in den „Noten und Abhandlungen" zum ersten Mal zu bringen.

803. 12. dies A 5, B 6, 8 sgde. und K; dieses Druckfehler in B 13 u. 14.
804. 7. was st. das, wie S. 295, Z. 3.
806. 6. Musterstück; Meisterstück Druckfehler in B 13 u. 14.
8. In dem Absatz haben wir die Anführungszeichen zugesetzt.
12. zum (der Chodscha); zu Druckfehler in B 13 und 14.
808.) Die Anführungszeichen hinsichtlich der einzelnen Reden Saadi's und
809.) des Knaben sind von uns hinzugesetzt.
814. 17. Volk Israel's nach A 5 und B 6; seit B 8 Volk Israel. Beides ist zulässig; Goethe sagt sonst stets Kinder Israel.
815. 8. karawanen weis nach A 5 u. B 6–9; karawanenweise ohne Grund B 13 u. 14.
817. 10. vor den zweiten scheint ein in zu fehlen.
818. 27. wohleingerichteten nach A 5, sonst wohleingerichtete.
821. 8. sehr fehlt in B 6.
827. 22. die sich bezieht sich auf Ueberlieferung. Doch schwebt im Sinn die heilige Schrift.
letzte. Monat 1 fehlt in A 5 und B 6–9. Richtiger Zusatz in B 13 u. 14.
831. 13. ungestaltet A 5; umgestaltet Druckfehler in B 6.
833. 9. vollständigsten A 5 u. B 14; vollständigen B 6.
834. 21. genuglame A 5 u. B 14; genugsam B 6.
837. 5. Landstrecken A 5 u. B 14; Landstreckten B 6.
14. Denn als Anfang eines neuen Satzes nach A 5 und B 6 folgd.; denn nach Semikolon unmotivirt B 13 und 14.
839. 26. -Gebräuche; sonst Gebräuche.
28. -verehren; sonst verehren.
840. 1. indem nach einem Semikolon A 5 u. B 6–9; unmotivirt Indem als Anfang eines neuen Satzes in B 13 u. 14.
844. 8. ein nach A 5 mit B 14; sein B 6–9.
847. letzte. vor denn in A 5 sich, gestrichen in B 6.
848. 1. sich vor immer in B 6, fehlt in A 5.
854. 8. daran läßt ein kommendes Schuld sein erwarten; Ursache sein gewöhnlich mit davon konstruirt.
11. eigenen B 6; eigene A 5.
866. 12. besonders, im Sinne von vorzüglich; daher besonderes (A 5 bis B 14) zu vermeiden, weil das Wort sonst Adjektiv zu sein scheinen könnte.

Seite Zeile

368. 10. seines fehlt in B 6.
letzte. Sprachen A 5 und B 14; Sprache Druckfehler in B 6—9.

369. 2. Zwischen den Worten Berichtigungen und mitgetheilt stand in A 3: wie sie im Register enthalten sind, wo auch zugleich einige Druckfehler bemerkt worden. Dieser Zwischensatz bezog sich lediglich auf das, Berichtigungen enthaltende, Register der 1. Ausgabe; er wurde noch in B 6 wiederholt, obgleich er hier nicht mehr paßte. Mit Recht ist er seit B 8 weggelassen. Seit B 9 wird vor Berichtigungen noch ein ganz unauthentisches manche eingeschoben, selbst noch in B 14.

372. 1. An erst hinzugesetzt in B 8.
7. Die fünf arabischen Zeilen, Uebersetzung der Verse auf Saay, fehlen in B 3.

374. 1—4. Die vier persischen Verse, in B 8 gleichfalls fehlend, sind das Original des Schluß-Spruchs. In A 5 und B 6 sind die persischen Verse wohl abgeändert von den arabischen Zeilen der vorigen Seite. Seit B 9 ist dies nicht mehr geschehen und das Arabische und Persische ist unterschiedlos in Cinis gesetzt, selbst noch in B 14.

Register.

Alphabetisches Register

der Anfangsworte von

sämmtlichen Gedichten des Divan.

Die Sprüche (Buch VI) und die Motto's einzelner Bücher sind, analog dem bei den übrigen Gedichten beobachteten Verfahren (Register des Band III), mit kleiner Schrift gedruckt.

Ach, ich kann sie nicht erwidern 139
Ach, um Deine feuchten Schwingen 159
Alle Menschen, groß u. klein 196
Als ich auf dem Euphrat schiffte 126
Als ich einmal eine Spinne erschlagen 105
Als wenn das auf Namen ruhte 85
An das lust'gen Brunnens Rand 150
An vollen Büschelzweigen . . 150
Aergert's Jemand, daß es Gott gefallen 92
Auch in der Ferne Dir so nah 147
Auch in Locken hab' ich mich. 46
Aus wie vielen Elementen . 13
Befindet sich Einer heiter u. gut 81
Behandelt die Frauen mit Nachsicht 67
Behramgur, sagt man, hat den Reim erfunden . . . 153
Bei Mondenschein i. Paradeis 197
Betrübt Euch nicht, Ihr guten Seelen 111
Bist Du von Deiner Geliebten getrennt 146
Bulbul's Nachtlied durch die Schauer 192
Da Du nun Suleika heißest 123
Da wird nicht mehr nachgefragt 173
Das Leben ist ein Gänsespiel. 69
Das Leben ist e. schlechter Spaß 68
Das Meer fluthet immer 95
Daß des Hauses Glanz sich mehre . 110
Daß Du nicht enden kannst, das macht Dich groß. . . 35
Daß Suleika von Jussuf entzückt war 122
Daß wir solche Dinge lehren 218
Deine Liebe, Dein Kuß mich entzückt 213
Deinem Blick mich zu bequemen. 154
Den Gruß des Unbekannten ehre ja 61

Denk, o Herr, wenn Du getrunken 186
Der ächte Moslem spricht vom Paradiese 203
Der Liebende wird nicht irre gehn 125
Der Mufti las des Mistri Gedichte 34
Der Spiegel sagt mir: ich bin schön 76
Dichten ist ein Uebermuth . 21
Die Flut der Leidenschaft, sie stürmt 115
Die Jahre nahmen Dir, Du sagst, so Vieles 69
Die Perle, die der Muschel entrann 193
Die schön geschriebenen . . 136
Die Sonne, Helios d. Griechen 157
Die Sonne kommt! Ein Prachterscheinen 130
Die Wächter sind gebändiget 295
Die Welt durchaus ist lieblich anzuschauen 168
Dies zu deuten, bin erbötig 126
Dieses Baums Blatt, der von Osten 128
Dir mit Wohlgeruch zu lesen 120
Dir zu eröffnen 299
Draußen am Orte 212
Du bist auf immer geborgen 111
Du hast gar Vielen nicht gedankt . . 114
Du hast so manche Bitte gewährt . . 116
Du kleiner Schelm, Du . . 179
Du, mit Deinen braun. Locken 177
Du vergehst und bist so freundlich 53
Du zierlicher Knabe, Du, komm herein 176
Dämmrung ist nichts zu ertragen . . . 99
Dunkel ist d. Nacht, bei Gott ist Licht 105
Durch allen Schall u. Klang 73
Ein Herre mit zwei Gesind 107
Ein Kaiser hatte zwei Kassiere 194
Ein Spiegel, er ist mir geworden 165
Eine Stelle suchte der Liebe Schmerz 54
Einen Helden m. Lust preisen u. wenden 102
Einwen sagt's e. Herrlichster d. Männer 98
Er, der einzige Gerechte . . 9
Er hat Euch die Gestirne gesetzt 8
Es geht Eins nach dem Andern hin 67
Es klingt so prächtig, wenn der Dichter 158
Ferner sind allhier zu finden 208
Frage nicht, durch welche Pforte 65
Frauen sollen nichts verlieren 207
Freigebiger wird betrogen . 71
Fünf Dinge bringen fünfe nicht hervor 58
Gar viele Länder hab' ich bereist 74
Geschrieben! Die Dichter des Orients 100
Getrennt Zusammen. 113
Glaubst Du denn, von Mund zu Ohr. 90
Gottes ist der Orient . . . 8
Guten Ruf mußt Du Du machen . 115
Gutes thu rein aus d. Gut. Liebe, das 98
Gutes thu rein aus d. Gut. Liebe! Was 102
Hab' ich Euch denn je gerathen 87
Haben sie von Deinen Fehlen 62
Hafis' Dichterzüge, sie bezeichnen. 32
Hafis, Dir sich gleich zu stellen 37
Hans Adam war e. Erdenkloß 14
Hätt' ich irgend wo Bedenken 133
Heil'ger Ebenmaß, hast's getroffen 33
Herr, laß Dir gefallen 110
Herrin, sag, was heiße das Flüstern 162
Herrlich bist Du wie Moschus 139
Herrlich ist der Orient. 112
Heute hast Du gut gegessen . 183
Heute steh' ich meine Wache. 210
Hochbeglückt in Deiner Liebe 124
Hör' ich doch in Deinen Liedern . . 112
Hör und bewahre 43

Höre den Rath, den die Leyer tönt 58
Hudhud auf dem Palmenstechen 53
Hudhud sprach: Mit einem Blicke 52
Ja, die Augen waren's, ja, der Mund 46
Ja, in der Schenke hab' ich auch gesessen 171
Ja, Lieben ist ein groß Verdienst 45
Ich gedachte in der Nacht 121
Ich möchte dieses Buch wol gern zusammenschürzen . 149
Ich sah mit Staunen und Vergnügen 193
Jene garstige Bettel 182
Ihr lieben Leute, bleibt dabei . . . 107
Ihr nennt mich einen faulen Mann . 106
Im Athemholen sind zweierlei Gnaden 10
In Deine Reimart hoff' ich mich zu finden 36
In tausend Formen magst Du Dich verstecken 169
In welchem Weine 173
Ist es möglich! Stern der Sterne 160
Ist's möglich, daß ich, Liebchen, Dich kose 125
Kaum daß ich Dich wieder habe 151
Keinen Reimer wird man find. 78
Kenne wohl d. Männer Blicke 127
Komm, Liebchen, komm, umwinde mir die Mütze . . 130
Laß Deinen süßen Rubinenmund 145
Laß den Weltenspiegel Alexandern 167
Laß Dich nur in keiner Zeit 103
Laßt Euch, o Diplomaten . 164
Laßt mich nur auf meinem Sattel gelten 8
Laßt mich weinen! Unschränkt von Nacht 154
Lieb' um Liebe, Stund' um Stunde 138
Liebchen, ach, im starren Bande 49
Lieblich ist des Mädchens Blick, der winket 60
Locken, haltet mich gefangen 144
Mag der Grieche seinen Thon 20
Mag sie sich immer ergänzen 146
Mahomet Schems-ed-din sage 29
Märkte reizen Dich zum Kauf 63
Medschnun heißt — ich will nicht sagen 87
Mein Erbtheil wie dürftig, weit u. breit 95
Mich nach- und umzubilden, mißzubilden 83
Mich verwirren will das Irren 9
Mit d. Deutschen Freundschaft 80
Mitternachts weint' und schluchzt ich 50
Muß nicht vor dem Tage fliehen 121
Närrisch, daß Jeder in seinem Falle. 106
Nennen Dich d. großen Dichter 184
Nicht Gelegenheit macht Diebe 123
Nicht mehr auf Seidenblatt. 168
Niedergangen ist die Sonne. 187
Nimmer will ich Dich verlieren 145
Noch ist es Tag; da rühre sich d. Mann 96
Nord und West und Süd zersplittern 3
Nun, so legt Euch, liebe Lieder 225
Nur wenig ist's, was ich verlange 131
Nur wer von Allah begünstiget ist 75
O, daß der Sinnen doch so viele sind 146
O Welt; wie schamlos und beshaft bist Du 75
O wie selig ward mir . . . 51
Ob d. Koran v. Ewigkeit sei 172

Ob ich Jed'sches denk' u. sinne 9
Prüft d. Geschick Dich, weiß es wohl 96
Reitest Du bei einem Schmied vorbei 61
Ros' u. Lilie morgenthaulich 18
Sag, Du hast wol viel gedichtet 129
Sage mir, was mein Herz 43
Sagt es Niemand, nur den Weisen 26
Schenke, komm! Noch einen Becher 185
Schlägst Du ihn aber mit Gewalt . 114
Schlimm ist es, wie doch wol geschieht 116
Schön u. köstlich ist die Gabe 53
Schreibt er in Neoki 149
Schwarzer Schatten ist über dem Staub 25
Sechs Begünstigte des Hofes 221
Sei das Wort der Braut genannt . . 29
Seine Todten mag der Feind betrauern 204
Setze mir nicht, Du Grobian 176
Sich im Respekt zu erhalten . . . 101
Sich selbst zu loben, ist ein Fehler 90
Sie haben Dich, heiliger Hafis 38
Sie haben wegen d. Trunkenheit 178
Sitz' ich allein 172
So hab' ich endlich von Dir erharrt 190
So lang' man nüchtern ist . 174
So umgab sie nun d. Winter 118
So weit bracht' es Muley, der Dieb 172
Solcher Bande darfst Niemand rühm. 115
Soll ich Dir die Gegend zeigen . . . 106
Soll ich v. Smaragden reden 48
Soll man Dich n. aufs Schmählichste 102
Sollt' einmal durch Erfurt fahren 70
Sollt' ich nicht ein Gleichniß brauchen 25
Sonst, wenn man d. heiligen Koran zitirte 92
Sprich, unter welchem Himmelszeichen 140
Stand ist eins der Elemente 23
Süßes Kind, die Perlenreihen 134
Talisman in Karneol . . . 6
Talismane werd' ich in d. Buch zerstr. 94
Thut ein Schiff sich doch hervor 28
Trunken müssen wir Alle sein 173
Ueber meines Liebchens Aeugeln 55
Ueberall will Jeder obenauf sein . . 100
Uebermacht, Ihr könnt es spüren 82
Uebers Niederträchtige . . . 88
Und doch haben sie Recht, d. ich schelte 39
Und hätte mit Boteinah so . 297
Und so war das Wenige zu melden 206
Und warum sendet 148
Und was im Peud Nameh steht 60
Und wer franzet oder britet . 91
Ungezähmt, so wie ich war . 74
Unserm Meister, geh, verkünde 373
Unter dem Felsen am Wege 234
Verlohen uns Gott, m. Dein Grimme 100
Verweilst Du in der Welt, sie stieht als Traum . . 76
Vier Thieren auch verheißen war 217
Volk u. Knecht u. Ueberwinder 139
Voll Locken kraus ein Haupt so rund 47
Vom braut'gen Tag, von heut'ger Nacht 94
Vom Himmel sank in wilder Meere Schauer 191
Vom Himmel steigend Jesus bracht' 196
Vor den Wissenden sich stellen 71
Warum Du nur oft so unhold bist 175
Warum ist Wahrheit fern und weit. 103

Was Alle wollen, weißt Du schon 39
Was bedeutet die Bewegung 155
Was brachte Lessman nicht herver . . 111
Was doch Buntes dort verblinket 16
Was heißt denn Reichthum? — Eine wärmende Sonne 75
Was hilft's dem Pfaffenorden . . . 101
Was? Ihr mißbilliget den kräftigen Sturm 93
Was in der Schenke waren heute 180
Was ist schwer zu verbergen? Das Feuer 12
Was singst Du über Inseln . . . 99
Was weißt Du an d. Weich? Sie ist
Was schmückst Du d. eine Hand denn 112
Was verkürzt mir die Zeit . 59
Was willst Du unterjochen 104
Was wird mir jede Stunde so bang 49
Wein, er kann Dir nicht bekommen 174
Welch ein Zustand! Herr, so späte 181
Welch eine bunte Gemeinde 105
Welch Vermächtniß, Brüder, sollt' Euch kommen . . . 198
Wenn der Körper ein Kerker ist 176
Wenn d. Mensch d. Erde schätzet 202
Wenn der schwer Gedrückte klagt . . 97
Wenn Du auf dem Guten ruhst 83
Wenn Gott so schlechter Nachbar wäre 9
Wenn ich Dein gedenke . . 148
Wenn links an Baches Rand 17
Wenn man auch nach Mekka ziehe . 113
Wenn zu der Regenwand . 15
Wer auf d. Welt kommt, dann ein neues 109
Wer befehlen kann, wird loben . 72
Wer das Dichten will verstehen 228
Wer den Dichter will verstehen 345
Wer geboren in höhern Tagen . . . 95
Wer in meinem Haus tritt, d. kann schreiten 102
Wer kann gebieten d. Vögeln 54
Wer schweigt, hat wenig zu sagen . 106
Wer wird v. d. Welt verlangen 89
Wie des Goldschmieds Bazarlädchen 141
Wie einmal sie leicht 95
Wie ich so ehrlich war . . . 64
Wie irrig wähnest Du . . . 51
Wie kommt's, daß man an jedem Orte 103
Wie man mit Vorsicht . . . 351
Wie mit innigstem Behagen . 166
Wie sollt' ich heiter bleiben . 147
Wie ungleich ist doch Ihr Euch hienem. 97
Wieder einen Finger schlägst Du mir ein 216
Will der Neid sich doch zerreißen . . 101
Wir haben nun d. guten Rath 374
Wir sind emsig, nachzuspüren 56
Wirr, daß mir wer mißfällt 117
Wißt Ihr denn, auf wen die Teufel lauern 31
Wißt Ihr denn, was Liebchen heiße 174
Wo hast Du das genommen. 77
Wo man mir Gut's erzeigt, überall 178
Wofür ich Allah höchlich danke . . . 108
Woher ich kam? Es ist noch eine Frage 66
Worauf kommt es überall an 21
Wunderlichstes Buch d. Bücher 45
Zerbrach einmal eine schöne Schal' 192
Zu genießen weiß im Prachern 64
Zum Kessel sprach der neue Topf 195
Zwanzig Jahre ließ ich gehn 3

Goethe's Werke.

Nach den vorzüglichsten Quellen revidirte Ausgabe.

Fünfter Theil.

Gedichte.

Fünfter Theil.

Reineke Fuchs. — Achilleis. — Nachtrag lyrischer Gedichte.

Herausgegeben und mit Anmerkungen begleitet von
Fr. Strehlke.

Berlin.
Gustav Hempel.

Mus. a. germ. 483 8°
5

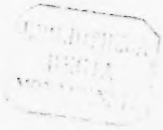

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

44 G.

Reineke Fuchs.

Vorbemerkung des Herausgebers.

Unter den zahlreichen Bearbeitungen und Umarbeitungen, welche die Stoffe der Thiersage im Laufe der Jahrhunderte erfahren haben, sind nicht immer die poetisch bedeutendsten zur größten Verbreitung und Anerkennung gekommen. Zufällige Umstände haben es nicht selten herbeigeführt, daß diese der Vergessenheit anheimfielen oder sich den Blicken der Menschen entzogen und daß weniger verdienstvolle Nachbildungen derselben allgemein gelesen wurden. Ein spätes Beispiel für diese Erscheinung ist nach dem Urtheile Vieler, wiewol nicht nach dem des Herausgebers, auch Goethe's „Reineke Fuchs". Das Gedicht ist oft, und in einzelnen Punkten nicht ohne Grund, getadelt worden; aber dies hat nicht verhindert, daß es unter allen gleichen Inhalts vielleicht das gelesenste und populärste wurde.

Schon in dem letzten Umstande liegt eine Rechtfertigung für die ausführliche Behandlung, welche wir „Reineke Fuchs" in unsrer Ausgabe zu Theil werden lassen; noch mehr aber waren zwei andere Gründe hiefür maßgebend. Das Gedicht Goethe's bietet für ein eingehendes Verständniß im Großen und Ganzen dieselben Schwierigkeiten wie die älteren Darstellungen, da es sich sehr nahe an dieselben angeschlossen hat. Es allein aus ihm selbst zu erklären, ist unmöglich; die Deutung der in dieser oder jener Stelle verborgenen Beziehungen, die der Thier-, Menschen- und Ortsnamen, endlich die Feststellung der Quellen und

Zeiten, aus denen die einzelnen Theile des erst spät zu einer Einheit gestalteten Ganzen ihren Ursprung herleiten, Alles dies nöthigt fortwährend auf die älteren Bearbeitungen der Thiersage zurückzugehen. Zweitens aber ist es von großem Interesse, deutlich zu erkennen, was Goethe seinem Original entlehnt und was er selbstständig hinzugesetzt hat, auch abgesehen davon, daß hierdurch Gelegenheit geboten wird, verschiedene Mißverständnisse des Urtextes in Goethe's Dichtung festzustellen, an denen freilich, wie sich später zeigen wird, meistens Gottsched Schuld hat. Tritt doch erst durch jenen Vergleich der große Unterschied zwischen dem volksthümlichen Ausdruck und der Darstellungsform an den Tag, welche unserm Dichter namentlich in der mittleren Periode seines Lebens eigen war.

Nach Alledem findet nun die Aufgabe des Herausgebers ihre natürliche Grenze darin, daß nur Goethe's „Reineke Fuchs" zu erklären, dagegen die Heranziehung von Allem zu vermeiden ist, was ausschließlich für die verwandten Gedichte von Interesse sein kann; aber es bedarf der ausdrücklichen Erwähnung, daß auch dies bescheidene Ziel nicht zu erreichen gewesen wäre, wenn wir uns nicht auf einem Gebiete bewegten, auf dem die moderne Philologie mit so großem Erfolge thätig gewesen ist. Namentlich seit Jakob Grimm 1834 seinen „Reinhart Fuchs" herausgab, zum Theil allerdings auch schon früher, hat sich ein großes Interesse für die Behandlung der Thiersage und die Herausgabe der ihr angehörigen einzelnen Dichtungen gezeigt, und wir bescheiden uns daher in Beziehung auf diesen Punkt gern damit, oft nur die Resultate fremder Forschung auf Goethe's Gedicht zuerst angewendet zu haben.

Für das Verständniß desselben ist es vor Allem nothwendig, an die bedeutendsten schriftlichen Bearbeitungen der Thiersage, so weit wir von ihnen Kunde haben, zu erinnern; denn nur so wird es möglich, ein Bild von dem Prozesse zu gewinnen, der die älteren Gedichte zu neuen und immer neuen Umwandlungen geführt hat.

Es ist ein weiter Weg, auch wenn nur das für den vorliegenden Zweck Nothwendigste berührt wird, von der „Ecbasis", einem lateinischen Gedichte, das wol noch aus dem zehnten Jahrhundert stammt, bis zum Jahre 1793, in das Goethe's Arbeit fällt; und doch muß man sich, selbst wenn man diese frühe Zeit zum Ausgangspunkte nimmt, jeden Rückblick auf die lange Vorzeit versagen, die bereits an der Ausbildung der Thiersage gearbeitet hat. Aber schon in jenem alten Gedichte, dessen Hauptinhalt allerdings die allegorisch dargestellte Flucht eines Mönches aus dem Kloster ausmacht, steht eine Erzählung, die in die meisten späteren Darstellungen übergegangen ist, die Heilung des Löwen durch den Fuchs, hier mit dem Felle, bei Späteren mit der Leber des Wolfes (Goethe, Gesang XI, V. 270 — 307); und ebenso findet sich dort bereits jenes stereotype Motiv, daß der Wolf sich zum Mönche machen läßt (Gesang III, V. 287 f.). Dieselbe Erzählung, allerdings in veränderter Gestalt, und außerdem die in den späteren niederländischen Bearbeitungen fehlende von der Wallfahrt der Ziege Bertiliana enthält auch der gleichfalls lateinische „Isengrimus" aus dem Ende des 11ten oder der ersten Hälfte des 12ten Jahrhunderts. Der Verfasser desselben, nach Lachmann's Ermittelung ein Magister Nivardus, hat im südlichen Flandern gelebt, zu dem damals noch die Grafschaft Artois gerechnet wurde (Reinhart Fuchs von Jacob Grimm, S. LXIX).

Schon von bedeutend größerer Ausdehnung als „Isengrimus", der nur aus 344 Distichen besteht, ist „Reinardus Vulpes". Er enthält in 6596 Versen zwölf Abenteuer, unter ihnen auch die beiden des „Isengrimus"; von den übrigen finden sich das 1te, 2te, 7te, 8te und 10te — nach Grimm's Bezeichnungen „das gewonnene Schwein", „der Fischfang", „der Wolf wird Mönch", „das Pferd und der Wolf" und „die getheilte Beute" — auch in den späteren Bearbeitungen, wiewol in wesentlich andrer Gestalt wieder. Der Verfasser des Gedichtes — aus dem nördlichen Flandern stammend — ist unbekannt; geschrieben ist

es nach dem übereinstimmenden Urtheile von Grimm und F. J. Mone, dem Herausgeber des „Reinardus" (Reinardus Vulpes, Stuttgart 1832), in der Zeit zwischen den Jahren 1148 und 1160.

Als der Zeit nach am Nächsten würden jetzt die ältesten französischen Behandlungen der Thierfabel folgen; aber diejenigen, deren Texte bisher bekannt geworden sind, gehören alle einer späteren Zeit an, während die älteste hochdeutsche Bearbeitung „Reinhart Fuchs" noch aus der zweiten Hälfte des 12ten Jahrhunderts stammt. Von dieser ist etwa ein Drittel (1839 in dem hessischen Städtchen Melsungen aufgefunden), welches J. Grimm in seinem „Sendschreiben an Karl Lachmann über Reinhart Fuchs, 1840" mitgetheilt hat, noch in seiner ursprünglichen Gestalt vorhanden. Außerdem giebt es aber noch eine mindestens funfzig Jahre später, also schon in das 13te Jahrhundert zu setzende, gleichfalls zum Theil lückenhaft auf uns gekommene Ueberarbeitung des Ganzen, die aber wenigstens den Inhalt des älteren Gedichts ganz genau wiedergiebt. Sie wurde zuerst von Mayläth und Köffinger 1818 in Pesth nach einer Koloczaer Handschrift herausgegeben, später von J. Grimm, unter Hinzuziehung einer aus der Pfalz stammenden, in seinem „Reinhart Fuchs" mit bedeutend verbessertem Texte. Der Ueberarbeiter ist bis jetzt unbekannt; Verfasser des ursprünglichen Gedichtes ist Heinrich der Glichesaere, dessen Heimath die Schweiz, das Elsaß oder Baden gewesen zu sein scheint. Nach Grimm's Eintheilung besteht das 2266 Verse enthaltende Gedicht aus zehn Gesängen, von denen der 7te bis zum 10ten eine vollständig zusammenhängende Erzählung bilden. Es ist dies insofern von Interesse, als gerade diese letzteren dem Hauptinhalte nach mit dem ersten Buche der später zu erwähnenden niederländischen Bearbeitung, dem des „Reinaert" übereinstimmen, ohne daß sie dessen unmittelbare Quelle sind, und in Folge dessen auch mit den drei ersten Gesängen von dem Gedichte Goethe's.

Die französischen Bearbeitungen der Thiersage, die größtentheils von Méon in dem „Roman du Renard“ (4 Vols. Paris 1826) nach verschiedenen Handschriften gesammelt sind, müssen zwar entschieden auf deutsche Quellen zurückgeführt werden; indessen ist nicht zu leugnen, daß die Behandlung des Stoffes auf französischem Boden zu einer reichen Entfaltung gediehen ist. Schon der äußere Umfang ist sehr bedeutend. Die 27 „branches“, — wol sämmtlich aus dem 13ten Jahrhundert stammend, — welche den Inhalt der ersten drei Theile bei Méon ausmachen, haben 30,362 Verse; „Le couronnemens Renart“ von Marie de France und „Renart le nouvel“ von Jaquemars Gielée aus Lille geben deren noch 8048; der im 14ten Jahrhundert geschriebene „Renart li contrefet“, der uns indessen hier weniger angeht, hat allein noch über 50,000. Jene 27 branches jedoch bilden kein zusammenhängendes Ganzes, wie es bei den früheren Dichtungen der Fall war; auch sind sie, wie es bei der Verschiedenheit der Verfasser nicht anders möglich war, von sehr verschiedenem Werthe. Für die Vergleichung mit den niederländischen und späteren deutschen Gedichten sind übrigens besonders die 15te und 16te branche (Méon, V. 8221 — 11368) von Bedeutung, aber auch die 2te, 7te, 9te, 13te und 21ste bieten mannichfachen Anlaß hiezu dar.

Erst mit dem niederländischen „Reinaert“ kommen wir zu der Jahrhunderte lang unbekannt gebliebenen Quelle, die allen späteren deutschen Behandlungen der Thiersage zu Grunde liegt. Es giebt von demselben drei Handschriften: die erste ist die sogenannte Comburger, die jetzt in Stuttgart aufbewahrt wird; die zweite, welche lange Zeit vom Drucke zurückgehalten wurde, war ursprünglich in Amsterdam, dann in England und wurde von dort durch die belgische Regierung in Brüssel angekauft, weshalb sie gewöhnlich als die „Brüsseler“ bezeichnet wird; die dritte endlich ist ein von dem Holländer van Wyn aufgefundenes Fragment von 1038 Versen, welches mit geringen Abweichungen

auch in den vorigen enthalten ist. Die erste dieser Handschriften, die nur 3474 Verse enthält, wurde zuerst 1812 sehr unvollkommen von Graeter in einem Sammelwerke herausgegeben, dann 1834 mit bedeutenden Verbesserungen von J. Grimm, der hiemit in seinem „Reinhart Fuchs“ (S. 235—267) zugleich den Abdruck der dritten Handschrift verband. Die erste vollständige Ausgabe hat indessen erst Willems (Gent 1836; Zweiter Abdruck 1850) herstellen können, dem auch die Grimm unzugängliche Brüsseler Handschrift zu Gebote stand. Sie ist in der Weise veranstaltet, daß bis V. 3488 die Comburger Handschrift und der Grimm'sche Text zu Grunde gelegt und die Abweichungen der Brüsseler unten bemerkt werden; von V. 3489—6778 folgt dann der Abdruck der Brüsseler Handschrift, von hier bis zum Schlusse meistens das van Wyn'sche Fragment. Im Jahre 1856 ist auf diese Ausgabe noch eine von Jonckbloet gefolgt, welche wieder den Text der Comburger Handschrift in verbesserter und von Willems nicht unwesentlich abweichender Gestalt bringt, womit freilich der von Grimm ausgesprochene Wunsch (Göttingische gelehrte Anzeigen. 1837. St. 88. S. 869 ff.), die ganze Brüsseler Handschrift abgedruckt zu sehen, noch nicht erfüllt ist. Außerdem ist hier sogleich zu erwähnen, daß schon 1479 eine Prosa-Bearbeitung des „Reinaert“ in Gouda, 1485 eine eben solche in Delft erschienen war, die, obwol nur Nachdruck, 1783 wieder von L. Suhl neu herausgegeben wurde, — Werke, aus denen dann später die so zahlreich verbreiteten nieder- und hochdeutschen Volksbücher hervorgingen.

Bei diesen etwas verwickelten Verhältnissen darf es uns nicht Wunder nehmen, daß die wissenschaftlichen Untersuchungen über „Reinaert“ zu sehr verschiedenen Resultaten geführt haben, — wenigstens was die Zeit seiner Abfassung und den oder die Verfasser anbetrifft. Es liegt außer unserm Zwecke, in die weitläufigen Untersuchungen einzugehen, welche namentlich von J. Grimm, Willems und Jonckbloet auf diesem Ge-

biete angeſtellt werden ſind, und es ſei nur bemerkt, daß der Letztere zu dem Reſultate kommt, daß der erſte Theil des „Reinaert“ in das Jahr 1170, wie auch Willems annimmt, der zweite dagegen in die zweite Hälfte des 14ten Jahrhunderts zu ſetzen iſt, wie dies von Grimm behauptet worden war. Aber gegen ihn iſt wieder Serrure in ſeiner „Geschiedenis der Letterkunde in het Graefschap Vlaenderen“, bl. 143, aufgetreten, der den erſten Theil zwiſchen 1200 und 1220, den zweiten, wie Willems, etwa in das Jahr 1270 ſetzt. Das Letztere wenigſtens beſtätigt ſich auch durch die lateiniſche Ueberſetzung eines Theiles des „Reinaert“, die zuerſt Campbell 1859, nach dem einzig noch vorhandenen, 1473 gedruckten Exemplar herausgegeben hat, und auf die Knorr 1860 eine zweite Ausgabe folgen ließ. Dieſe lateiniſche Ueberſetzung, deren Herausgeber, der Mönch Balduin, ſowol den Comburger wie den Brüſſeler Text gekannt hat (vgl. E. Schulze, Ueber Reinardus Vulpes ed. Knorr, Programm des Gymnaſiums zu Züllichau, 1862), iſt, wie aus verſchiedenen Daten nachgewieſen wird, bereits vor dem Jahre 1280 verfaßt. Danach gehörte alſo der ganze „Reinaert“ ſeiner Abfaſſung nach dem 13ten Jahrhundert an, wenn auch die beiden Theile durch eine Reihe von Jahren getrennt und die wirklich vorhandenen Handſchriften, namentlich die Brüſſeler, erſt ſpäteren Datums ſind. Von geringerem Intereſſe iſt für uns die Frage über den Verfaſſer des „Reinaert“, und wir müſſen es dahingeſtellt ſein laſſen, was es mit jenem „Willem, die vele boeken maecte“ oder „die den Madoc maecte“ für eine Bewandtniß hat; denn keine der bis jetzt gemachten Hypotheſen ſcheint unbedingt überzeugend. — Außer jener Zeitbeſtimmung ſind aber noch einige Reſultate feſtzuhalten, über die kein Zweifel herrſchen kann; erſtens, daß der erſte Theil des „Reinaert“ an poetiſchem Werth weit über dem zweiten ſteht, ſodann, daß die Brüſſeler Handſchrift, ſoweit ſie mit der Comburger übereinſtimmt, ſich als eine ſpätere Ueberarbeitung erweiſt und in ihrem zweiten Theile eine auf franzöſiſchen Quellen beruhende Fortſetzung derſelben

ist. — „Reinaert" ist übrigens auch bereits ins Hochdeutsche übersetzt. Den von Grimm herausgegebenen Theil gab F. W. Genthe 1841 im zweiten Bande seiner „Deutschen Dichtungen des Mittelalters" in prosaischer Bearbeitung; eine vollständige Uebersetzung nach der Ausgabe von Willems, zugleich mit mancherlei namentlich juristischen Erläuterungen, erschien 1844 von A. F. H. Geyder.

Die Umwandlung des „Reinaert" in den niederdeutschen „Reinke," dessen Verbreitung die aller früheren Gedichte bei Weitem übertrifft, ist vermuthlich nicht durch direkte Bearbeitung vor sich gegangen, sondern durch Vermittelung einer holländischen Uebersetzung. Von dieser, die bis vor Kurzem für verloren galt, sind Bruchstücke aufgefunden und herausgegeben worden (sieben Blätter in Quart, die 198 ganze und 24 halbe Verse enthalten; man vergl. das Nähere in der Einleitung zu Lübben's Ausgabe des „Reinke de Vos"). In dieser stand übrigens bereits die sogenannte „Glosse", d. h. jene weitläufigen moralisirenden Zusätze in Prosa, die sich in sämmtlichen älteren Ausgaben des „Reinke" finden, wie bereits in der ältesten, die 1498 in Lübeck erschien, und von der je ein Exemplar noch in Wolfenbüttel und in Bremen vorhanden ist. Auch hier herrscht aber wieder Unsicherheit, ob jener holländische Ueberarbeiter, der vielgenannte „Hierek (Hinrik) van Alkmer", Derjenige gewesen ist, dem wir eigentlich die deutsche Dichtung verdanken.

Von dem ersten Erscheinen der niederdeutschen Bearbeitung ab verbreitete sich das Gedicht in kurzer Zeit fast über das ganze nördliche Europa. Zahlreiche niederdeutsche Ausgaben, deren Druckerte meistens Rostock, Hamburg und Frankfurt a. M. sind, erschienen noch in der ersten Hälfte des 16ten Jahrhunderts, 1545 auch bereits die erste hochdeutsche von Michael Beuther, welche, so mangelhaft und unvollständig sie war, doch zahlreiche Auflagen erlebte. Aus ihr ging auch die gleichfalls sehr populär gewordene lateinische Uebersetzung von Hartmann Schopper (erste Aufl. 1567) hervor, die in vierfüßigen Jamben geschrieben und dem Kaiser Maximilian II. gewidmet ist. Auch

diese kürzt den Inhalt sehr ab und stört durch das fortgesetzte Einschieben eigener Gedichte des Verfassers; indessen ist die Uebersetzung selbst gewandt und hat jedenfalls besonders dazu beigetragen, den „Reinke" bei fremden Völkern bekannt zu machen; wenigstens erschienen in nicht allzu langer Frist englische, dänische, schwedische und französische Uebersetzungen desselben. Auch in der späteren Zeit schwand das Interesse für „Reinke" nicht ganz. Unter Anderm erschien 1711 die Ausgabe des „Reinke de Vos mit dem Koker", d. h. einer Zugabe von kurzgefaßten Sittensprüchen, von Professor Hackmann in Wolfenbüttel, auf die wir noch gelegentlich zurückkommen, außerdem 1752 die Prosabearbeitung von Gottsched, unter dem Titel „Heinrich's von Alkmar Reineke der Fuchs." Diese Uebersetzung, die zwar sorgfältig gemacht ist, aber doch Mangel an Geschmack und Takt verräth und bei der damaligen Unbekanntschaft mit der älteren deutschen Sprache mancherlei Fehler bringen mußte, ist die Hauptquelle Goethe's gewesen, außer ihr allerdings auch der an die Ausgabe angeschlossene ursprüngliche Text, für den Gottsched die obengenannte Ausgabe von 1711 benutzte. Es kommt dann 1793 Goethe's Arbeit (1806 von Oehlenschläger nachgeahmt), auf welche später die Uebersetzungen von Soltau (zuerst 1803), in neuerer Zeit die von Marbach und Simrock, 1861 auch noch eine plattdeutsche Uebersetzung von Karl Tannen (mit einer Vorrede von Dr. Klaus Groth) folgten. Von Ausgaben aus späterer Zeit haben, da die von J. H. Voß und Bredow (Eutin 1798) und von Scheller (Braunschweig 1825) von keiner erheblichen Bedeutung sind, nur noch die mit Erläuterungen und Wörterbuch versehenen von Hoffmann von Fallersleben (erste Aufl. Breslau 1834, zweite Aufl. 1852) und die von A. Lübben (Oldenburg 1867) wissenschaftlichen Werth.

Nach diesen unvermeidlichen Bücheraufzählungen wird es sich jetzt zunächst um die Feststellung des Verhältnisses handeln, in dem der niederdeutsche „Reinke" und seine Bearbeitungen zum

niederländischen „Reinaert“ stehen. Um mit der äußeren Anordnung zu beginnen, so hat Willems diesen in zwei Bücher von ziemlich gleichem Umfange (I. V. 1—3488; II. V. 3489—7816) eingetheilt; „Reinke“ dagegen, der über 900 Verse weniger enthält, zerfällt in vier Bücher, von denen das erste fast die Hälfte des ganzen Werkes ausmacht, die drei folgenden aber wieder einander an Länge ziemlich gleich sind. Jedes Buch ist in eine Anzahl von Kapiteln eingetheilt, auf deren jedes die obenerwähnte Glosse folgt. Goethe ist dieser Eintheilung wenigstens insofern ziemlich treu geblieben, als von seinen zwölf Gesängen die sechs ersten dem ersten Buche und je zwei der folgenden dem zweiten, dritten und vierten Buche entsprechen. Von späteren Uebersetzern hat nur Seltau ihn insoweit nachgeahmt, als auch er zwölf Gesänge hat, die er jedoch in vier Bücher von je drei Gesängen vertheilt. — In Beziehung auf den Inhalt ferner ist die Differenz zwischen „Reinaert“ und „Reinke“ nicht allzu bedeutend, wenigstens wenn man in Anschlag bringt, daß der letztere mehr Bearbeitung als eigentliche Uebersetzung ist. Einzelne Partien, so namentlich die Beichte Reineke's (bei Goethe im achten Gesang), sein Verhalten bei Hofe (im neunten), sind allerdings ganz umgearbeitet; Orts- und Personennamen, seltener die Namen der Thiere, sind verändert, manches einzelne Motiv ist in Folge von Mißverständniß des „Reinaert“ zu einem andern geworden; aber im Großen und Ganzen sind die Fehler und die Vorzüge beider Werke fast gleich, und fast dieselbe Frische und Unmittelbarkeit des Eindrucks wird uns aus dem einen wie dem andern zu Theil. Alle neuern Bearbeitungen dagegen, unter denen die von Simrock noch am Höchsten zu stellen sein möchte, geben nur ein sehr abgeblaßtes Bild des Originals, — und dies tritt gerade bei denjenigen recht störend entgegen, die sich in Versmaaß und Ausdruck genau an jenes anschließen, also damit die Absicht verrathen, ihm möglichst nahe zu kommen. Ist es unmöglich, durch den hochdeutschen Ausdruck die Naivetät des niederdeutschen zu erreichen? Wenigstens treibt es uns bei jeder dieser Uebersetzungen immer wieder zum Urtexte zurück, und wir

sind überrascht, um wie viel mehr derselbe unser poetisches Bedürfniß befriedigt. Sollte Goethe bei manchen Mängeln seiner Dichtung, die wir keinen Augenblick in Abrede stellen wollen, am Ende nicht doch wenigstens darin das Richtige getroffen haben, daß er sich in Beziehung auf den Ausdruck freier bewegte und sich nicht ein Ziel setzte, welches überhaupt nicht zu erreichen war? Doch müssen wir zuvor sehen, wie er überhaupt auf diesen Stoff gekommen ist, und was er mit ihm beabsichtigt hat.

Obgleich „Reineke Fuchs" nicht unter den Volksbüchern namhaft gemacht wird, die Goethe, wie er im ersten Buch von „Dichtung und Wahrheit" erzählt, schon in früher Jugend kennen lernte, so ist dies doch ziemlich wahrscheinlich; denn dafür spricht der eigenthümliche Gang von Goethe's Bildung überhaupt, ferner die Verbreitung des Gedichtes in den verschiedenartigsten Ausgaben, sowie der Umstand, daß eine große Anzahl derselben gerade in Frankfurt am Main herausgekommen war. Auch erwähnt er den „Reineke", wenn auch erst in späteren Jahren, so doch lange vorher, ehe er an eine eigene Bearbeitung desselben dachte, gelegentlich in den Briefen an Frau von Stein (I. S. 173); und als er ihn am 19ten Februar 1782 bei der Herzogin Amalie vorlas, so geschah dies wahrscheinlich schon nach der Uebersetzung Gottsched's; denn Tags darauf wandte er sich brieflich an den Buchhändler J. G. J. Breitkopf in Leipzig, bei dem derselbe 1752 erschienen war, um nähere Auskunft über die Radirungen des Albert van Everdingen zu erhalten, die sich in jener Ausgabe finden, und ebenso spricht er von denselben in Briefen an Knebel und Merck.

Die wirkliche Bearbeitung des Gedichtes — Goethe bezeichnet sie selbst als zwischen Umarbeitung und Uebersetzung schwebend — gehört dem Jahre 1793 an, und der Zweck, den er nach seiner eigenen Erklärung für sich selbst damit verband, war, wenn wir uns auf sein Gedächtniß in dieser Beziehung hinlänglich verlassen können, in der That in hohem Grade eigenthümlich. Während er in andern Dichtungen, die

der Zeit der französischen Revolution angehören, seine Stoffe gerade aus der letzteren wählte oder wenigstens an sie anknüpfte, war er von den Ereignissen, die der Anfang des Jahres 1793 brachte, so ergriffen, daß er einer Ablenkung seines Gemüthes, einer Erholung von dem täglich Erlebten bedurfte. So pries er es denn als „eine glückliche Fügung", daß ihm „Reineke Fuchs" in die Hände kam. „Hatte ich mich", schreibt er in der „Kampagne in Frankreich", „bisher an Straßen-, Markt- und Pöbelauftritten bis zum Abscheu übersättigen müssen, so war es nun wirklich erheiternd, in den Hof- und Regentenspiegel zu blicken; denn wenn auch hier das Menschengeschlecht sich in seiner ungeheuchelten Thierheit ganz natürlich verträgt, so geht doch Alles, wo nicht musterhaft, doch heiter zu, und nirgends fühlt sich der gute Humor gestört".

Der Anfang dieser neuen Thätigkeit fällt vermuthlich schon in den Januar des genannten Jahres; denn am ersten Februar schreibt Goethe an Jacobi, daß er eine Arbeit unternommen habe, die ihn sehr attachire, von der er aber nichts sagen dürfe, bis er ein Pröbchen schicken könne. Diese Zusendungen müssen jedenfalls im Laufe der folgenden Monate erfolgt sein, wie denn auch Herder und später Knebel solche erhielten; denn schon am zweiten Mai meldet Goethe an Jacobi, daß „Reineke" fertig sei, etwa 4500 Hexameter enthalte, und er ihm bald wieder ein Stück senden werde. Die letzte Durchsicht der Arbeit sowol von Seiten des Dichters selbst als von Knebel, Herder und Wieland, welche mit dazu herangezogen wurden, verzögerte sich jedoch, wenn sich auch gelegentliche Aeußerungen finden, daß sie fortgesetzt ward. Beendigt wurde sie indessen auch noch nicht während seines Aufenthaltes im Lager von Marienborn vor Mainz, sondern sie beschäftigte ihn noch einige Monate nach seiner Rückkehr, so daß der Druck erst im November beginnen konnte. Im folgenden Jahre erschien dann „Reineke Fuchs" als zweiter Band der Unger'schen Ausgabe von Goethe's „Neuen Schriften". In späterer Zeit ist wenig mehr

an dem Gedichte geändert worden; nur im Jahre 1816, als er die letzte Ausgabe seiner Schriften (1815—1821) redigirte, unterzog er dasselbe einer nochmaligen Durchsicht.

Für die Beurtheilung von Goethe's „Reineke" ist vorerst die Frage von Bedeutung, wie sich derselbe zu seinem Vorbilde verhält. Da fällt denn zunächst auf, daß jener an Umfang bedeutend größer geworden ist als die alte Dichtung; zur Wiedergabe von 6844 meistens kurzen Versen mit vier Hebungen hat Goethe 4311 Hexameter gebraucht, so daß das Ganze etwa um ein Viertel länger geworden ist. Von dieser Erweiterung kommt nur ein verschwindend geringer Theil auf wirkliche Einschaltungen, welche dadurch veranlaßt sind, daß der Dichter sich gedrungen fühlte, Anwendungen der Thierfabel oder ihr nahe liegender Motive auf seine eigene Zeit zu machen. Streng genommen sind nur zwei Stellen (Ges. VIII. V. 152—160 und 172—177) eingeschaltet, dieselben, über deren angebliche Ungehörigkeit sich Gervinus (Geschichte der deutschen Dichtung, V. S. 367) so scharf ausgesprochen hat und deren Berechtigung Rosenkranz (Goethe und seine Werke, S. 253) so lebhaft vertritt. Dagegen ist es in Goethe's „Reineke" häufig vorgekommen, daß die einzelnen Situationen weiter ausgeführt wurden, ohne daß er darum eine besondere satirische oder polemische Absicht gehabt hätte. Der bei Weitem größte Theil des Zuwachses hat seinen Grund in der modernen Darstellung oder im Stil, wenn man diesen Begriff in seiner weitesten Bedeutung faßt. Goethe ist im „Reineke" nicht unbedingt naiver Dichter wie etwa in „Herrmann und Dorothea"; er begnügt sich nicht mit der Einfachheit und Unreflektirtheit der älteren Dichtung, welche die Personen handeln läßt und ihre Handlungen erzählt, ohne überhaupt ein Urtheil über sie abzugeben, ohne sie als gut oder schlecht, klug oder unklug zu bezeichnen. Und auch in der Motivirung des Geschehenden ist Goethe bedeutend breiter und ausführlicher als die alte Dichtung; was jene errathen haben will oder als selbstverständlich voraussetzt, wird von ihm öfters speziell

ausgeführt. Zu Alledem kommen endlich noch die nothwendigen Veränderungen, zu denen ihn sein ganzer Standpunkt der Dichtung gegenüber nöthigte. Er hatte als Versmaaß für dieselbe den Hexameter gewählt. Dafür war nicht etwa das Beispiel jener oben erwähnten alten Dichtungen, der „Ecbasis," des „Isengrimus" und des „Reinardus", maßgebend gewesen; man kannte dieselben damals noch nicht, und ihre Unvollkommenheit hätte, wenn es der Fall gewesen wäre, eher von der Wahl eines gleichen Versmaaßes abschrecken müssen. Auch der Umstand bestimmte ihn schwerlich allein, daß er in damaliger Zeit durch die Venetianischen Epigramme und Römischen Elegien eine besondere Vorliebe für die dichterischen Formen des Alterthums gewonnen hatte; war doch bei ihm stets die Form von der Sache abhängig. Vielmehr sah er ein oder fühlte wenigstens, daß ein direktes und treues Wiedergeben des alten Gedichtes in seiner eigenthümlichen Form geradezu unmöglich wäre. Dasselbe Wort, im Niederdeutschen und im Hochdeutschen angewendet, macht einen verschiedenen Eindruck; was dort als naiv, als natürlicher Ausdruck der gegebenen Sache auftritt, erscheint hier roh oder gemein; die sinnliche Bezeichnung der Dinge ist in der neueren Sprachform einer metaphorischen gewichen, und gleichlautende Ausdrücke beider decken sich nicht mehr für den Begriff, den wir mit ihnen verbinden. Indem nun Goethe den Hexameter anwendete, legte er sich selbst mit Bewußtsein eine Schranke und ein Maaß des Ausdrucks auf, das er nicht überschreiten wollte. Es kann demnach nie seine Absicht gewesen sein, „Reineke" nur in ein anderes Idiom oder einen andern Dialekt zu verpflanzen, sondern er wollte den Inhalt desselben dem modernen Bewußtsein, der modernen Sprach- und Denkweise näher bringen. Aus diesem Bestreben erklären sich auch die vielen Zusätze zu der alten Dichtung, deren Unterscheidung von den älteren Bestandtheilen des Ganzen nicht ohne Interesse ist und die den Herausgeber veranlaßten, am Schlusse diejenigen Stellen und Worte noch besonders zu bezeichnen, welche sich

deutlich als ſolche Zuſätze kenntlich machen. — Wenn aber Goethe in ſeinem „Reineke Fuchs“ in vieler Beziehung von ſeinem Vorbilde abweicht, ſo iſt er demſelben doch auch wieder in Vielem ähnlich geblieben; der Humor namentlich, den das Original hat, iſt auch in der modernen Darſtellung kaum vermindert worden.

Die Urtheile der Kritik über Goethe's Arbeit ſind, wie ſich dies wol erwarten ließ, ſehr verſchieden geweſen. Herder, der ſich auch in ſeinem „Andenken an einige ältere deutſche Dichter“ (Zerſtreute Blätter, V. Samml. S. 210 ff.) ausführlicher über die früheren Bearbeitungen des Stoffes äußert und, wie wir geſehen haben, auf die Geſtaltung des Ganzen nicht ohne Einfluß geblieben war, ſpricht von dem Gedichte als der „erſten und größten Epopöe deutſcher Nation, die in Goethe's glücklichen Hexametern auf eine eigenthümliche Weiſe mehr den Deutſchen angehöre“ (Aus Herder's Nachlaß, I. S. 157). Knebel, gleichfalls bei der Durchſicht des Gedichtes thätig, meint, „Reineke Fuchs ſei das beſte und der Sprache eigenthümlichſte Werk deutſcher Proſodie“ (Goethe-Knebel'ſcher Briefwechſel, I. S. 125) — und ähnlich anerkennende Urtheile ließen ſich noch mehrere aufzählen. Aber auf der andern Seite waren, wie Goethe ſelbſt ſagt (Tag- und Jahreshefte von 1794), die rhythmiſchen Bemerkungen von J. H. Voß keineswegs tröſtlich, „und“ — fährt er fort, — „ich mußte nur zufrieden ſein, daß mein gutes Verhältniß zu den Freunden nicht geſtört wurde, anſtatt daß es ſich hätte erhöhen oder beleben ſollen.“ In ſpäterer Zeit hob die Jenaer Literaturzeitung (vom 31. Dezember 1804 u. ff.) ganz einſeitig die inzwiſchen erſchienene Ueberſetzung von Soltau gegen Goethe's Arbeit hervor. So iſt es bis in die neueſte Zeit gegangen. Bedeutende Autoritäten haben Goethe's Arbeit getadelt, andre ſie wieder in Schutz genommen. Gervinus tadelt beſonders, indem er ſich auf die oben citirte Stelle aus „Dichtung und Wahrheit“ bezieht, den Sinn, aus dem das Ganze hervorgegangen war, und die Anwendung, die der Dichter von ſeinem Gedichte machte. „Aus einer früheren Periode“,

sagt er unter Anderm, „wo in der Satire auf dem Hintergrunde einer kindlich einfältigen Zeit die Thorheit und Schlechtigkeit vergrößert ihr Spiel treibt, rückte Goethe dieses Gedicht in eine ganz andere Zeit, wo die Satire auf dem Grunde einer verschwundenen goldenen Vergangenheit das Gemälde der gegenwärtigen Verderbniß aufziehen mußte". Der Tadel J. Grimm's bezieht sich auf einen anderen Punkt. „Goethe's Gedicht", heißt es in seinem „Reinhart Fuchs" (S. 180), „zeugt laut für die epische Kraft der auch ein klassisches Gewand ertragenden Fabel, hat aber ihre natürliche einfache Vertrautheit oft daran gegeben." Dagegen vertheidigt wieder Rosenkranz (Goethe und seine Werke, S. 252 ff.) den von dem Dichter eingenommenen Standpunkt, und in ähnlichem Sinne haben sich unter Andern auch Hettner (Literaturgeschichte des 18ten Jahrhunderts, III. S. 108) und Goedeke (Vorwort zu der Ausgabe von Goethe's Werken von 1867) ausgesprochen. Auch wir können uns schließlich nur dahin erklären, daß wir die von Goethe gewählte Form der Darstellung wenigstens für die relativ richtigste halten und daß seine Leistung von keiner späteren auf diesem Gebiete übertroffen ist.

Reineke Fuchs.

In zwölf Gesängen.

In den Anmerkungen ist für die Citate aus dem „Renard" (Rd.) die Ausgabe von Méon, für die aus dem „Reinaert" (Rt.) die von Willems, für die aus dem „Reinke" (Rke.) die von Lübben benutzt. Außerdem sind für häufig vorkommende Bezeichnungen oder Werke noch die nachstehenden Abkürzungen angewendet. Camburger Handschrift: Cbg.H.; Brüsseler Handschrift: Br.H.; Reinhart Fuchs von Jacob Grimm: Gr.R.F.; Dessen deutsche Rechtsalterthümer: Gr.D.R.A.

Erſter Geſang.

Pfingſten,[1] das liebliche Feſt, war gekommen; es grünten und blühten
Feld und Wald; auf Hügeln und Höhn, in Büſchen und Hecken
Uebten ein fröhliches Lied die neu ermunterten Vögel;
Jede Wieſe ſproßte von Blumen in duftenden Gründen,
Feſtlich[2] heiter glänzte der Himmel und farbig die Erde.

Nobel,[3] der König, verſammelt den Hof, und ſeine Vaſallen
Eilen gerufen[4] herbei mit großem Gepränge; da kommen
Viele ſtolze Geſellen[5] von allen Seiten und Enden:
Lütke,[6] der Kranich, und Markart,[7] der Häher, und alle die Beſten.[8]
Denn der König gedenkt mit allen ſeinen Baronen

---

[1] Eine allgemeine Verſammlung des Volkes ſowie der Großen des Reichs fand ſchon unter den Merowingern im Frühjahr ſtatt, und wurde dieſelbe von Pipin dem Kleinen 755 auf den Mai verlegt. Zu dieſem Maifeld (Martiscampus) verſammelten ſich namentlich auch unter Karl dem Großen weltliche und geiſtliche Vaſallen.

[2] Statt V. 5 in Rk.: „de dach was schone, dat woder lůkr."

[3] In der urſprünglichen Geſtalt der Thierſage iſt der Bär der König der Thiere, womit auch ein in faſt allen Bearbeitungen ſich wiederholendes Motiv übereinſtimmt: der Fuchs verdächtigt den Bären bei dem Könige, daß er nach der Herrſchaft ſtrebe. Gleichwol tritt ſchon in den älteſten uns erhaltenen Gedichten der Löwe als König der Thiere auf, ſo in der Ecbasis und im Ioangrimus, wo er jedoch nur mit ſeinem lateiniſchen Gattungsnamen bezeichnet iſt. Im Reinardus heißt er „Rufanus" (nach Mone's Reinardus Vulpes, S. 8, Rogramm von Aranda, dem deutſchen Kaiſer Arnulph 887—899), im Reinhart: „Drevel"; der Name „Nobel", der ſich in Rt. und Rte. findet, ſtammt aus den franzöſiſchen Bearbeitungen und iſt durch ſie allgemein üblich geworden.

[4] Die Berufung zu einem Hoftage geſchah in früherer Zeit durch Sendboten mit mündlichem Auftrage, ſpäter ſchriftlich, etwa ſechs Wochen vor der Verſammlung (Rübben, S. 23).

[5] Wörtlich nach Rte., während Gottſched überſetzt: „Eine unzählbare Menge ſtolzer Junker."

[6] „Lutke de krön". Der Kranich tritt mit dieſem Eigennamen zuerſt im Rte. auf. Nach Hoffmann bedeutet derſelbe ſoviel als „der Kleine"; wahrſcheinlicher iſt die Annahme, daß es eine Diminutivform von Ludolf oder Ludwig iſt. (Vgl. A. Lübben: „Die Thiernamen im Reinete Vos. Programm des Gymnaſiums zu Oldenburg." 1863.)

[7] Markwart, zuerſt im Rte. auftretend (im Nouveau Renart: „Wanbet"); Deutung: „Grenz"- oder wahrſcheinlicher „Waldhüter".

[8] Im Rt. und Rte. liegt der Sinn darin, daß alle Thiere, ſelbſt die Kleinen, da ſind; ſie werden indeſſen nicht beſonders qualifizirt.

Hof zu halten in Feier und Pracht; er läßt sie berufen
Alle mit einander, so gut die großen als kleinen.
Niemand sollte fehlen! Und dennoch fehlte der Eine,
Reineke Fuchs, der Schelm, der viel begangenes Frevels
Halben des Hofs sich enthielt.[1]) So scheuet das böse Gewissen
Licht und Tag;[2]) es schonte der Fuchs die versammelten Herren.
Alle hatten zu klagen; er hatte sie alle beleidigt,
Und nur Grimbart,[3]) den Dachs, den Sohn des Bruders, verschont' er.

Isegrim[4]) aber, der Wolf, begann die Klage; von allen
Seinen Vettern und Gönnern, von allen Freunden begleitet,[5]) trat er vor den König und sprach die gerichtlichen Worte:
„Gnädigster König und Herr, vernehmet meine Beschwerden!
Edel seid Ihr und groß und ehrenvoll, Jedem erzeigt Ihr
Recht und Gnade: so laßt Euch denn auch des Schadens erbarmen,
Den ich von Reineke Fuchs mit großer Schande gelitten!
Aber vor allen Dingen erbarmt Euch, daß er mein Weib so
Frevenlich öfters verhöhnt[6]) und meine Kinder verletzt hat!
Ach, er hat sie mit Unrath besudelt, mit ätzendem Unflath,[7])
Daß mir zu Hause noch drei in bittrer Blindheit[8]) sich quälen.
Zwar ist alle der Frevel schon lange zur Sprache gekommen,
Ja, ein Tag war gesetzt,[9]) zu schlichten solche Beschwerden;

---

[1]) Die irrthümliche Auffassung Gottsched's, daß Reineke nicht an den Hof kommen durfte, die übrigens auch noch Soltau theilt, ist hier glücklich vermieden.

[2]) Nfr.: „De quât deit, de schuwet gern dat licht."

[3]) In den französischen Gedichten: „Grimbert, Grimbiers", im Nfr.: „Grimbârt", im Nfr.: „Grenak" (nur im Reinhart: „Krimele"; Deutungen: „grimmglänzend", oder „helmglänzend", das Letztere vom Geschlechte des Dachses, der an beiden Seiten des Kopfes etwas schwarzen, den Helmbändern ähnlichen Streifen hat (Hübben).

[4]) Der in allen Gedichten mit geringen Abweichungen vorkommende Name ist seinem Ursprunge nach wahrscheinlich Personenname. „Im Reinardus. III. 1743. heißt der Stammvater Isegrim's: Lovo oder Lovon, was an leonem erinnert." Deutungen: „eisgrimmig" (Willems); „mit eiserner Barre" (grima) (J. Grimm); Andere: „eisen-" oder „schwertgrimmig".

[5]) Nach altdeutschem Rechtsgebrauch ließ man sich bei Klagen vor Gericht von seinen Verwandten begleiten.

[6]) Nfr.: „dat he min gude wif dêsk gehonet"; honen = in Unglück, in Schande bringen, so z. B. nach Psalm 35, 4: „Es müssen sich schämen und gehöhnet werden, die nach meiner Seele stehen".

[7]) Nfr.: „he bemêch und beseichede se."

[8]) Nfr.: „starblint", Gottsched: „Rockblind".

[9]) Hierin liegt eine Hindeutung auf die ältere Erzählung im Reinhart (V. 1121 ff.) und in der 15. Branche des Renard, wo der Fuchs auf das Bitten („Bestes" resp. „Noonel") Gelübe den Reinigungseid ablegen soll, aber listig zu entrinnen weiß.

Er erbot sich zum Eide;[1]) doch bald besann er sich anders
Und entwischte behend nach seiner Veste. Das wissen
Alle Männer zu wohl, die hier und neben mir stehen.
Herr, ich könnte die Drangsal, die mir der Bube[2]) bereitet,
Nicht mit eilenden Worten in vielen Wochen[3]) erzählen.
Würde die Leinwand[4]) von Gent, so viel auch ihrer gemacht wird,
Alle zu Pergament, sie faßte die Streiche nicht alle,
Und ich schweige davon. Doch meines Weibes Entehrung[5])
Frißt mir das Herz; ich räche sie auch, es werde, was wolle."

Als nun Ziegrim so mit traurigem Muthe gesprochen,
Trat ein Hündchen hervor, hieß Wackerlos,[6]) redte Französisch
Vor dem König: wie arm es gewesen und nichts ihm geblieben
Als ein Stückchen Wurst in einem Wintergehäuse;
Reinele hab' auch das ihm genommen! Jetzt sprang auch der Kater
Hinze[7]) zornig hervor und sprach: „Erhabner Gebieter,
Niemand beschwere sich mehr, daß ihm der Bösewicht schade,
Denn der König allein! Ich sag' Euch, in dieser Gesellschaft
Ist hier Niemand, jung oder alt, er fürchtet den Frevler
Mehr als Euch. Doch Wackerlos' Klage will wenig bedeuten;
Schon sind Jahre vorbei, seit diese Händel geschehen;
Mir gehörte die Wurst! Ich sollte mich damals beschweren!
Jagen war ich gegangen; auf meinem Wege durchsucht' ich
Eine Mühle zu Nacht; es schlief die Müllerin;[8]) sachte
Nahm ich ein Würstchen, ich will es gestehn; doch hatte zu dieser
Wackerlos irgend ein Recht, so dankt' er's meiner Bemühung."

---

[1]) Ueber den „Reinigungseid", der übrigens in verschiedenen Behandlungen der Thiersage sich wiederholt, vgl. Gr. D. M. S. 856, 3a.

[2]) Nt.: „dat felle dier". Nfc.: „do lose valsche kumpân".

[3]) Nfc.: „in einer weken".

[4]) Nfc.: „Laken", d. i. Tuch, wie auch Gottsched und Soltau übersetzen. Simrock: „wär' alles Leder Pergament". — Gent war schon im 10. Jahrhundert durch seine Tuchfabrikation berühmt.

[5]) Nfc.: „laster", welches Wort aber dem hier vorliegenden Sinne entspricht.

[6]) Es ist nicht auffällig, daß die Erzählung des Hündchens in der französischen Darstellung fehlt; sie findet sich zuerst im Nt., wo statt „Wackerlos" der Name „Cortois" steht. Der deutsche Name ist offenbar Imperativbildung wie „Rakonouwe", „Merkonouwe" u. a.

[7]) Oberdeutsche Diminutivform, die niederdeutsch „Heinke" heißen müßte, nicht etwa, wie in Schopper's lateinischer Uebersetzung gebildet wird, „Histinko"; vielleicht ist es indessen auch ein übertragener Personenname. Der Name ist übrigens dem Nfc. eigenthümlich; Nt. und Nd. haben dafür „Tibert".

[8]) In allen andern Gedichten ist es ein Müller (Nt. und Nfc. „molenmann").

Und der Panther[1]) begann: „Was helfen Klagen und Worte!
Wenig richten sie aus; genug, das Uebel ist ruchbar.
Er ist ein Dieb, ein Mörder! Ich darf es kühnlich behaupten,
Ja, es wissen's die Herren, er übet jeglichen Frevel.
Möchten doch alle die Edlen, ja selbst der erhabene König
Gut und Ehre verlieren, er lachte, gewänn' er nur etwa
Einen Bissen dabei von einem fetten Kapaune.[2])
Laßt Euch erzählen, wie er so übel an Lampen,[3]) dem Hasen,
Gestern that! Hier steht er, der Mann, der Keinen verletzte.
Reineke stellte sich fromm und wollt' ihn allerlei Weisen
Kürzlich lehren und was zum Kaplan noch weiter gehöret;
Und sie setzten sich gegen einander, begannen das Credo.
Aber Reinele konnte die alten Tücken nicht lassen;
Innerhalb unsers Königes Fried' und freiem Geleite,[4])
Hielt er Lampen gefaßt mit seinen Klauen und zerrte
Tücklich den redlichen Mann. Ich kam die Straße gegangen,
Hörte Beider Gesang, der, kaum begonnen, schon wieder
Endete. Horchend wundert' ich mich; doch als ich hinzukam,
Kannt' ich Reineken stracks; er hatte Lampen beim Kragen,[5])
Ja, er hätt' ihm gewiß das Leben genommen, wofern ich
Nicht zum Glücke des Wegs gekommen wäre. Da steht er!

---

[1]) Das Auftreten eines fremdländischen Thieres ist von jeher aufgefallen, da es sonst sowol im Rt. wie im Rfe. vermieden wird, obgleich es in den französischen Bearbeitungen nicht selten Statt findet. Daher hat man mit gutem Grunde vermuthet, daß unter dem Panther ein anderes Thier zu verstehen sei. Nun kommt in Rt. zweimal (V. 126 und 1861) der Ausdruck: „Pancer die bever" vor, während in Rfe. nur an der ersten Stelle „Panther", an der zweiten „Bokert de bever" steht. Dies deutet Lübben (Thiernamen, S. 54) so, daß der „Biber" in den beiden von verschiedenen Verfassern stammenden Theilen auf verschiedene Weise bezeichnet sei, so daß also beides Namen für den Biber wären; der Bearbeiter des Rfe. dachte indessen an den wirklichen Panther, der denn auch seitdem seine Stelle behauptet hat.

[2]) Rfe.: „ein vet morsel van einer hennen".

[3]) Der allerdings schon vor der Bearbeitung des Rfe. übliche Name kommt in den älteren Gedichten nicht vor; im Isengrimus und Reinardus heißt der Hase „Gutthero und Guiero", in den französischen Dichtungen „Coars oder „Coart", in Rt. „Cuwaert und Couart". J. Grimm vermuthet, daß „Lampe" aus dem niederländischen „lampôl" = „Kaninchen" entsprungen ist; Lübben nimmt ihn als Eigennamen, der durch Verkürzung von „Lambert" oder „Lamprecht" entstanden sei.

[4]) Die erste Einführung der „treuga Dei" (frz. trêve) wird in das Jahr 1043 unter Heinrich III. gesetzt, dessen Nachfolger dann wieder ihre besondern Frieden beschworen ließen (Gr. R.F., S. LXVIII). Wer zum Gerichtstage zog, hatte Frieden hin und zurück und befand sich im Geleite, d. h. im Schutze des Königs. (Eichhorn's Staats- und Rechtsgeschichte, II. § 312, und Lübben's Reinke, S. 235.)

[5]) Rfe.: „kele".

Seht die Wunden an ihm, dem frommen Manne, den Keiner
Zu beleidigen denkt! Und will es unser Gebieter,
Wollt Ihr Herren es leiden, daß so des Königes Friede,
Sein Geleit und Brief von einem Diebe verhöhnt wird,
O, so wird der König und seine Kinder noch späten
Vorwurf hören von Leuten, die Recht und Gerechtigkeit lieben."

Isegrim sagte darauf: „So wird es bleiben, und leider
Wird uns Reineke nie was Gutes erzeigen. O läg' er
Lange todt! Das wäre das Beste für friedliche Leute;
Aber wird ihm diesmal verziehn, so wird er in Kurzem
Etliche kühnlich berücken, die nun es am Wenigsten glauben."

Reinekens Neffe, der Dachs, nahm jetzt die Rede, und muthig
Sprach er zu Reinekens Bestem, so falsch auch Dieser bekannt war.
„Alt und wahr, Herr Isegrim," sagt' er, „beweist sich das Sprichwort:[1])
„„Feindes Mund frommt selten."" [2]) So hat auch wahrlich mein Oheim
Guter Worte sich nicht zu getrösten. Doch ist es ein Leichtes.
Wär' er hier am Hofe so gut als Ihr, und erfreut' er
Sich des Königes Gnade, so möcht' es Euch sicher gereuen,
Daß Ihr so hämisch gesprochen und alte Geschichten erneuert.
Aber was Ihr Uebles an Reineken selber verübet,
Uebergebt Ihr; und doch, es wissen es manche der Herren,
Wie Ihr zusammen ein Bündniß geschlossen und Beide versprochen,
Als zwei gleiche Gesellen zu leben. Das muß ich erzählen.
Denn im Winter einmal erduldet' er große Gefahren
Euretwegen. Ein Fuhrmann — er hatte Fische geladen —
Fuhr die Straße; Ihr spürtet ihn aus und hättet um Alles
Gern von der Waare gegessen; doch fehlt' es Euch leider am Gelde.
Da beredetet Ihr den Oheim: er legte sich listig
Grade für todt in den Weg. Es war, beim Himmel, ein kühnes
Abenteuer! Doch merket, was ihm für Fische geworden![3])
Und der Fuhrmann kam und sah im Gleise den Oheim;
Hastig zog er sein Schwert, ihm eins zu versetzen; der Kluge
Rührt' und regte sich nicht, als wär' er gestorben; der Fuhrmann
Würft ihn auf seinen Karrn und freut sich des Balges im Voraus.
Ja, das wagte mein Oheim für Isegrim; aber der Fuhrmann

[1]) Mt.: „een out bi:ol". Mc.: „ein altsproken wort."
[2]) Mt.: „Vlants mont teit zelden wal". Mc.: „des viendes munt schaffet zelden vrom."
[3]) Mt.: „merket, worden em ok de vische sûr?"

Fuhr dahin, und Reineke warf von den Fiſchen herunter.
Iſegrim kam von ferne geſchlichen, verzehrte die Fiſche.
Reineken mochte nicht länger zu fahren belieben; er hub ſich,
Sprang vom Karren und wünſchte nun auch von der Beute zu ſpeiſen.
Aber Iſegrim hatte ſie alle verſchlungen; er hatte
Ueber Noth ſich beladen, er wollte berſten; die Gräten
Ließ er allein zurück und bot dem Freunde den Reſt an.
Noch ein anderes Stückchen! Auch dies erzähl' ich Euch wahrhaft.
Reineken war es bewußt, bei einem Bauer am Nagel
Hing ein gemäſtetes Schwein,[1]) erſt heute geſchlachtet. Das ſagt' er
Treu dem Wolfe; ſie gingen dahin, Gewinn und Gefahren
Redlich zu theilen. Doch Müh' und Gefahr trug Jener alleine.
Denn er kroch zum Fenſter hinein und warf mit Bemühen
Die gemeinſame Beute dem Wolf herunter; zum Unglück
Waren Hunde nicht fern, die ihn im Hauſe verſpürten
Und ihm wacker das Fell zerzauſten. Verwundet entkam er;
Eilig ſucht' er Iſegrim auf und klagt' ihm ſein Leiden
Und verlangte ſein Theil. Da ſagte Jener: „Ich habe
Dir ein köſtliches Stück verwahrt; nun mache Dich drüber
Und benage mir's wohl! Wie wird das Fette Dir ſchmecken!“
Und er brachte das Stück; das Krummholz war es; der Schlächter
Hatte daran das Schwein gehängt; der köſtliche Braten
War vom gierigen Wolfe, dem ungerechten, verſchlungen.
Reineke konnte vor Zorn[2]) nicht reden; doch was er ſich dachte,
Denket Euch ſelbſt! Herr König, gewiß, daß hundert und drüber
Solcher Stückchen der Wolf an meinem Oheim verſchuldet!
Aber ich ſchweige davon. Wird Reineke ſelber gefordert,
Wird er ſich beſſer vertheid'gen. Indeſſen, gnädigſter König,
Edler Gebieter, ich darf es bemerken: Ihr habet, es haben
Dieſe Herren gehört, wie thöricht Iſegrim's Rede
Seinem eignen Weibe und ihrer Ehre zu nah tritt,
Die er mit Leib und Leben beſchützen ſollte. Denn freilich,
Sieben Jahre ſind's her und drüber, da ſchenkte mein Oheim
Seine Lieb' und Treue zum guten Theile der ſchönen
Frauen Gieremund. Solches geſchah beim nächtlichen Tanze;
Iſegrim war vereint, ich ſag' es, wie mir's bekannt iſt.

[1]) Im Nr. (S. 217) iſt es nur ein „hake“, d. h. ein Ferkel, ebenſo wie ſpäter S. 221. Eine ähnliche Erzählung ſteht übrigens ſchon im Reinardus. l. 427 ff.

[2]) Nr.: „vnd ensachte“, ſo daß weder Gottſched's und Soltau's Ueberſetzung „vor Schwerz“; noch auch die vorliegende richtig iſt; nur der Stuttgt. ſetzt „vor Hunger.“

Freundlich und höflich ist sie ihm oft zu Willen geworden.
Und was ist es denn mehr?[1]) Sie bracht' es niemals zur Klage;
Ja, sie lebt und befindet sich wohl; was macht er für Wesen?[2])
Wär' er klug, so schwieg' er davon; es bringt ihm nur Schande."
Weiter sagte der Dachs: „Nun kommt das Märchen vom Hasen!
Eitel leeres Gewäsche![3]) Den Schüler sollte der Meister
Etwa nicht züchtigen, wenn er nicht merkt und übel bestehet?
Sollte man nicht die Knaben[4]) bestrafen,[5]) und ginge der Leichtsinn,
Ginge die Unart so hin, wie sollte die Jugend erwachsen?
Nun klagt Wackerlos, wie er ein Würstchen im Winter verloren
Hinter der Hecke; das sollt' er nun lieber im Stillen verschmerzen;
Denn wir hören es ja, sie war gestohlen. Zerronnen
Wie gewonnen![6]) Und wer kann meinem Oheim verargen,
Daß er gestohlenes Gut dem Diebe genommen? Es sollen
Edle Männer von hoher Geburt sich gehässig den Dieben
Und gefährlich erzeigen. Ja, hätt' er ihn damals gehangen,
War es verzeihlich. Doch ließ er ihn los, den König zu ehren;
Denn am Leben zu strafen, gehört dem König alleine.[7])
Aber weniges Danks kann sich mein Oheim getrösten,
So gerecht er auch sei und Uebelthaten verwehret.
Denn seitdem des Königes Friede verkündiget worden,
Hält sich Niemand wie er. Er hat sein Leben verändert,
Speiset nur einmal des Tags, lebt wie ein Klausner, kasteit sich,
Trägt ein härenes Kleid auf bloßem Leibe und hat schon
Lange von Wildpret und zahmem Fleische sich gänzlich enthalten,
Wie mir noch gestern Einer erzählte, der bei ihm gewesen.
Malepartus,[8]) sein Schloß, hat er verlassen und baut sich

[1]) Im Nfc. „Wattan?" als Ausdruck für den ganzen Satz.
[2]) Nfc.: „wat worde scholen dar mêr af wesen?" Der Infinitiv „wesen" (sein) scheint Gottsched, dem auch Goethe gefolgt ist, zu der Uebersetzung veranlaßt zu haben: „Was macht er denn viel Wesens davon?"
[3]) Nfc.: „visevase" — Wischwasch. Gottsched übersetzt irrthümlich: „einen Rogen Fund."
[4]) Nfc.: „scholreknus."
[5]) Lübben citirt zu dieser Stelle eine Bestimmung der Kölner Synode von 1663: „Der bricht den Frieden nicht, der seinen Knecht oder Schüler oder sonst ihm Untergebenen, die sich vergingen, mit Ruthen oder Stöcken schlagen läßt."
[6]) R. und Nfc.: „Male ganesite, male perdite."
[7]) Nfc.: „men de lêt it dem konnink to aren; de ; 'ake alleine hoft in strâf."
[8]) In den fränkischen Gedichten „Malpertuis", im Reinhart (V. 1522) „Uebelloch", im Rt. „Maupertûs", im Nfc. „Malepertûs". Die Form „Malepartus" stammt aus der lateinischen Uebersetzung von Schopper und ist auch schon von Gottsched angenommen.

Eine Klause zur Wohnung. Wie er so mager geworden,
Bleich von Hunger und Durst und andern strengeren Bußen,[1])
Die er reuig erträgt, das werdet Ihr selber erfahren.
Denn was kann es ihm schaden, daß hier ihn Jeder verklaget?
Kommt er hieher, so führt er sein Recht aus und macht sie zu Schanden."

Als nun Grimbart geendigt, erschien zu großem Erstaunen
Henning,[2]) der Hahn, mit seinem Geschlecht. Auf trauriger Bahre,
Ohne Hals und Kopf ward eine Henne getragen,
Krahfuß war es, die beste der Eier legenden Hennen.
Ach, es floß ihr Blut, und Reineke hatt' es vergossen!
Jetzo sollt' es der König erfahren. Als Henning, der wackre,
Vor dem König erschien mit höchst betrübter Geberde,
Kamen mit ihm zwei Hähne, die gleichfalls trauerten. Krevant[3])
Hieß der eine, kein besserer Hahn war irgend zu finden
Zwischen Holland und Frankreich[4]); der andere durft' ihm zur Seite
Stehen, Kantart genannt, ein stracker, kühner Geselle;
Beide trugen ein brennendes Licht; sie waren die Brüder
Der ermordeten Frau. Sie riefen über den Mörder
Ach und Weh![5]) Es trugen die Bahr' zwei jüngere Hähne,
Und man konnte von fern die Jammerklage vernehmen.
Henning sprach: „Wir klagen den unersetzlichen Schaden,
Gnädigster Herr und König! Erbarmt Euch, wie ich verletzt bin,
Meine Kinder und ich! Hier seht Ihr Reinekens Werke!
Als der Winter vorbei und Laub und Blumen und Blüthen
Uns zur Fröhlichkeit riefen, erfreut' ich mich meines Geschlechtes,[6])
Das so munter mit mir die schönen Tage verlebte!
Jeden junge Söhne mit vierzehn[7]) Töchtern, sie waren
Voller Lust, zu leben; mein Weib, die treffliche Henne,

[1]) Afe.: „zware karinen", d. h. vierzigtägige Buße mit Fasten und Kasteien.

[2]) Der Name tritt zuerst im Afe. auf. In den lateinischen Gedichten vertritt ihn „sprotinus"; im Reinhart heißt der Hahn „Schantecler", ebenso mit unbedeutenden Variationen in den französischen Gedichten und im At.; auch der nachfolgende Name „Krassevit" = „Krahfuß" ist dem Afe. eigen; die älteren Gedichte variiren in diesen Namen vielfach, indessen sind „Piate" und „Coppe" die häufigsten.

[3]) Dieser Name, ebenso V. 191 „Kantart" steht schon im At.

[4]) Im At. ist die Ortsbezeichnung: „Tuschen Portengen ende Polanen" = „Zwischen Britannien und Polen."

[5]) Das dreimalige Wehgeschrei, welches die Verwandten des Ermordeten bei Beginn der Klage erheben mußten (Willems, S. 13).

[6]) Afe.: „tweimal seven."

Hatte ſie alle zuſammen in einem Sommer erzogen.
Alle waren ſo ſtark und wohl zufrieden; ſie fanden
Ihre tägliche Nahrung an wohl geſicherter Stätte.
Reichen Mönchen gehörte der Hof, uns ſchirmte die Mauer,
Und ſechs große Hunde, die wackern Genoſſen des Hauſes,
Liebten meine Kinder und wachten über ihr Leben.
Reineken aber, den Dieb, verdroß es, daß wir in Frieden
Glückliche Tage verlebten und ſeine Ränke vermieden.
Immer ſchlich er bei Nacht um die Mauer und lauſchte beim Thore;
Aber die Hunde bemerkten's; da mocht' er laufen! Sie faßten
Packer ihn endlich einmal und rucken das Fell ihm zuſammen;
Doch er rettete ſich und ließ uns ein Weilchen in Ruhe.
Aber nun höret mich an! Es währte nicht lange, ſo kam er
Als ein Klausner und brachte mir Brief und Siegel. Ich kannt' es;
Euer Siegel ſah ich am Briefe; da fand ich geſchrieben,
Daß Ihr feſten Frieden ſo Thieren als Vögeln verkündigt.
Und er zeigte mir an, er ſei ein Klausner geworden,
Habe ſtrenge Gelübde gethan, die Sünden zu büßen,
Deren Schuld er leider bekenne; da habe nun Keiner
Mehr vor ihm ſich zu fürchten; er habe heilig gelobet,
Nimmermehr Fleiſch zu genießen. Er ließ mich die Kutte beſchauen,
Zeigte ſein Skapulier; daneben wies er ein Zeugniß,
Das ihm der Prior geſtellt, und, um mich ſicher zu machen,
Unter der Kutte ein härenes Kleid. Dann ging er und ſagte:
„„Gott, dem Herren, ſeid mir befohlen! Ich habe noch Vieles
Heute zu thun! Ich habe die Sext[1]) und die None zu leſen
Und die Veſper dazu.““ Er las im Gehen und dachte
Vieles Böſe ſich aus; er ſann auf unſer Verderben.
Ich mit erheitertem Herzen erzählte geſchwinde den Kindern
Eures Briefes fröhliche Botſchaft; es freuten ſich alle.
Da nun Reineke Klausner geworden, ſo hatten wir weiter
Keine Sorge noch Furcht. Ich ging mit ihnen zuſammen
Vor die Mauer hinaus, wir freuten uns Alle der Freiheit;
Aber leider bekam es uns übel. Er lag im Gebüſche
Hinterliſtig; da ſprang er hervor und verrannt' uns die Pforte;
Meiner Söhne ſchönſten ergriff er und ſchleppt' ihn von dannen;
Und nun war kein Rath, nachdem er ſie einmal gekoſtet;

[1]) Alte.: „sext unde nön". Da der geiſtliche Tag in ſieben Zeiten zerfiel (matutina, prima, tertia, sexta, nona, vespera und completorium), ſo iſt die Lesart dieſer Ausgaben „Sext" ſicher unrichtig; denn es iſt nicht anzunehmen, daß Reineke hier, wie Geſang III, V. 868, das Lateiniſche verrumpirt.

Immer versucht' er es wieder, und weder Jäger noch Hunde
Konnten vor seinen Ränken bei Tag und Nacht uns bewahren.
So entriß er mir nun fast alle Kinder, von zwanzig[1])
Bin ich auf fünfe gebracht; die andern raubt' er mir alle.
O, erbarmt Euch des bittern Schmerzes! Er tödtete gestern
Meine Tochter; es haben die Hunde den Leichnam gerettet.
Seht, hier liegt sie! Er hat es gethan; o nehmt es zu Herzen!"[2])

Und der König begann: „Kommt näher, Grimbart, und sehet:
Also fastet der Klausner, und so beweist er die Buße!
Leb' ich noch aber ein Jahr, so soll es ihn wahrlich gereuen!
Doch was helfen die Worte! Vernehmet, trauriger Henning:
Eurer Tochter ermangl' es an nichts, was irgend den Todten
Nur zu Rechte geschieht! Ich laß' ihr Vigilie singen,
Sie mit großer Ehre zur Erde bestatten; dann wollen
Wir mit diesen Herren des Mordes Strafe bedenken."

Da gebot der König, man solle Vigilie singen.
„Domino placebo"[3]) begann die Gemeine, sie sangen
Alle Verse davon. Ich könnte ferner erzählen,
Wer die Lektion gesungen und wer die Responsen;
Aber es währte zu lang', ich laß' es lieber bewenden.
In ein Grab ward die Leiche gelegt und drüber ein schöner
Marmorstein, polirt wie ein Glas, gehauen im Viereck,
Groß und dick, und oben drauf war deutlich zu lesen:
„Kratzefuß, Tochter Henning's, des Hahns, die beste der Hennen,
Legte viel Eier ins Nest und wußte klüglich zu scharren.
Ach, hier liegt sie, durch Reinekens Mord den Ihren genommen!
Alle Welt soll erfahren, wie bös und falsch er gehandelt,
Und die Todte beklagen!" So lautete, was man geschrieben.

Und es ließ der König darauf die Klügsten berufen,
Rath mit ihnen zu halten, wie er den Frevel bestrafte,
Der so klärlich vor ihn und seine Herren gebracht war.
Und sie riethen zuletzt, man habe dem listigen Frevler[4])
Einen Boten zu senden, daß er um Liebes und Leides[5])

[1]) Goethe hat das Beibehalten der Zahl 24 nicht für nöthig gehalten.
[2]) Nfe.: „Dat latet ju doch to herten gân."
[3]) Anfang des Officium defunctorum: „Placebo domino in regione vivorum".
[4]) Nfe.: „de nicht en was van den besten."
[5]) Eine gerichtliche Formel, die zwar dem Sinne, aber nicht dem Wortlaut nach mit M. und Nfe. übereinstimmt. Der von Goethe gewählte Ausdruck stammt von Gottsched.

Nicht sich entzöge; er solle sich stellen am Hofe des Königs
An dem Tage der Herrn,[1]) wenn sie zunächst sich versammeln; 275
Braun,[2]) den Bären, ernannte man aber zum Boten. Der König
Sprach zu Braun, dem Bären: „Ich sag' es, Euer Gebieter,
Daß Ihr mit Fleiß die Botschaft verrichtet! Doch rath' ich zur Vorsicht;
Denn es ist Reineke falsch und boshaft; allerlei Listen
Wird er gebrauchen, er wird Euch schmeicheln, er wird Euch belügen, 280
Hintergehen, wie er nur kann." „Mit Nichten," versetzte
Zuversichtlich der Bär; „bleibt ruhig![3]) Sollt' er sich irgend
Nur vermessen und mir zum Hohne das Mindeste wagen,
Seht, ich schwör' es bei Gott: Der möge mich strafen, wofern ich
Ihm nicht grimmig vergölte, daß er zu bleiben nicht wüßte."[4]) 285

[1]) Daß die in einzelnen Ausgaben stehende Lesart „des Herrn" widersinnig ist, leuchtet ein, da es sich um den „Herrentag" handelt.
[2]) Durch die ganze Thiersage geht für den Bären derselbe Name durch. Schon im Isengrimus und Reinardus heißt er „Bruno", im Reinhart „Brûn", in Nl. und Nfr. „Bruin", bei den Franzosen „Brun."
[3]) Nfr.: „swiget der rede!"
[4]) Nfr.: „he scholde vor mi nicht wollen to bliven."

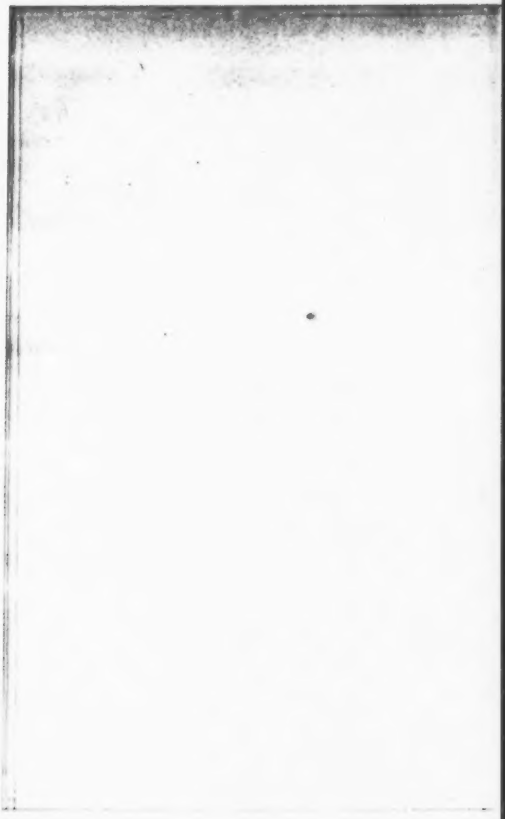

Zweiter Gesang.

Also wandelte Braun[1]) auf seinem Weg zum Gebirge
Stolzes Muthes dahin durch eine Wüste, die groß war,
Lang und sandig und breit; und als er sie endlich durchzogen,
Kam er gegen die Berge, wo Reineke pflegte zu jagen;
Selbst noch Tages zuvor hatt' er sich dorten erlustigt.
Aber der Bär ging weiter nach Malepartus; da hatte
Reinete schöne Gebäude. Von allen Schlössern und Burgen,
Deren ihm viele gehörten, war Malepartus die beste.
Reinete wohnte daselbst, sobald er Uebels besorgte.
Braun erreichte das Schloß und fand die gewöhnliche Pforte
Fest verschlossen. Da trat er davor und besann sich ein Wenig;
Endlich rief er und sprach: „Herr Oheim,[2]) seid Ihr zu Hause?
Braun, der Bär, ist gekommen, des Königs gerichtlicher Bote.
Denn es hat der König geschworen, Ihr sollet bei Hofe
Vor Gericht Euch stellen; ich soll Euch holen, damit Ihr
Recht zu nehmen und Recht zu geben Keinem verweigert,
Oder es soll' Euch das Leben kosten; denn bleibt Ihr dahinten,
Ist mit Galgen und Rad Euch gedroht. Drum wählet das Beste!
Kommt und folget mir nach! Sonst möcht' es Euch übel bekommen."

Reineke hörte genau vom Anfang zum Ende die Rede,
Lag und lauerte still und dachte: „Wenn es gelänge,
Daß ich dem plumpen Kompan die stolzen Worte bezahlte!
Laßt uns die Sache bedenken!" Er ging in die Tiefe der Wohnung,
In die Winkel des Schlosses; denn künstlich war es gebauet.
Löcher fanden sich hier und Höhlen mit vielerlei Gängen,
Eng und lang, und mancherlei Thüren zum Oeffnen und Schließen,
Wie es Zeit war und Noth. Erfuhr er, daß man ihn suchte

---

[1]) Im Reinhart ist „Brun" des Königs „Kaplan". Der Fuchs redet ihn „edele schrîbaere" und „lieber vriunt mîn" an; von einem Verwandtschaftsverhältniß Beider findet sich nichts.

[2]) Die Bezeichnungen „Oheim" (ôm) und „Neffe" werden auch im Nt. und Nfr. nicht streng geschieden, weder in den gegenseitigen Anreden zwischen Fuchs und Wolf noch in denen zwischen Fuchs, Kater, Dachs und Affe

Wegen schelmischer That, da fand er die beste Beschirmung.
Auch aus Einfalt hatten sich oft in diesen Mändern
Arme Thiere gefangen,[1]) willkommene Beute dem Räuber.“
Reineke hatte die Worte gehört, doch fürchtet' er klüglich,
Andre möchten noch neben dem Boten im Hinterhalt liegen.
Als er sich aber versichert, der Bär sei einzeln gekommen,
Ging er listig hinaus und sagte: „Werthester Oheim,
Seid willkommen! Verzeiht mir, ich habe Vesper gelesen;
Darum ließ ich Euch warten. Ich dank' Euch, daß Ihr gekommen;
Denn es nutzt mir gewiß bei Hofe; so darf ich es hoffen.
Seid zu jeglicher Stunde, mein Oheim, willkommen! Indessen
Bleibt der Tadel für Den, der Euch die Reise befohlen;
Denn sie ist weit und beschwerlich. O Himmel, wie Ihr erhitzt seid!
Eure Haare sind naß und Euer Odem beklommen.
Hatte der mächtige König sonst keinen Boten zu senden
Als den edelsten Mann, den er am Meisten erhöhet?
Aber so sollt' es wol sein zu meinem Vortheil; ich bitte,
Helft mir am Hofe des Königs, allwo man mich übel verleumdet!
Morgen setzt' ich mir vor, trotz meiner mißlichen Lage
Frei nach Hofe zu gehen, und so gedenk' ich noch immer;
Nur für heute bin ich zu schwer, die Reise zu machen.
Leider hab' ich zu viel von einer Speise gegessen,
Die mir übel bekommt; sie schmerzt mich gewaltig im Leibe.“
Braun versetzte darauf: „Was war es, Oheim?“ Der Andre
Sagte dagegen: „Was könnt' es Euch helfen, und wenn ich's erzählte?
Kümmerlich frist' ich mein Leben; ich leid' es aber geduldig.
Ist ein armer Mann doch kein Graf! Und findet zuweilen
Sich für uns und die Unsern nichts Besseres, müssen wir freilich
Honigscheiben verzehren; die sind wol immer zu haben.
Doch ich esse sie nur aus Noth; nun bin ich geschwollen.[2])
Wider Willen schluckt' ich das Zeug; wie sollt' es gedeihen?
Kann ich es immer vermeiden, so bleibt mir's ferne vom Gaumen.“[3])

„Ei, was hab' ich gehört,“ versetzte der Braune, „Herr Oheim!
Ei, verschmähet Ihr so den Honig, den Mancher begehret?
Honig, muß ich Euch sagen, geht über alle Gerichte,
Wenigstens mir; o schafft mir davon! Es soll Euch nicht reuen!

[1]) Nfr.: „Mannich dêr in simpelheit ok dar in lêp.“
[2]) Nfr.: „dar van is mi de bûk so grót.“
[3]) Nfr.: „wolde ik unnne hunnich node upstân.“

Dienen werd' ich Euch wieder." — „Ihr spottet," sagte der Andre.
„Nein, wahrhaftig," verschwur sich der Bär, „es ist ernstlich gesprochen."

„Ist dem also," versetzte der Rothe, „da kann ich Euch dienen;
Denn der Bauer Rüsteviel[1]) wohnt am Fuße des Berges.
Honig hat er — gewiß mit allem Euerm Geschlechte
Habt Ihr niemal so viel beisammen." Da lüstet' es Braunen
Uebermäßig nach dieser geliebten Speise.[2]) „O führt mich,"
Rief er, „eilig dahin! Herr Oheim, ich will es gedenken.
Schafft mir Honig, und wenn ich auch nicht gesättiget werde!"
„Gehen wir," sagte der Fuchs, „es soll an Honig nicht fehlen;
Heute bin ich zwar schlecht zu Fuße; doch soll mir die Liebe,
Die ich Euch lange gewidmet, die sauern Tritte versüßen.
Denn ich kenne Niemand von allen meinen Verwandten,
Den ich verehrte wie Euch! Doch kommt! Ihr werdet dagegen
An des Königes Hof am Herrentage mir dienen,
Daß ich der Feinde Gewalt und ihre Klagen beschäme.
Honigfatt mach' ich Euch heute, so viel Ihr immer nur tragen[3])
Möget." — Es meinte der Schalk die Schläge der zornigen Bauern.

Reineke lief ihm zuvor, und blindlings folgte der Braune.
„Will mir's gelingen," so dachte der Fuchs, „ich bringe Dich heute
Noch zu Markte, wo Dir ein bittrer Honig zu Theil wird."
Und sie kamen zu Rüsteviel's Hofe; das freute den Bären,
Aber vergebens, wie Thoren sich oft mit Hoffnung betriegen.[4])

Abend war es geworden, und Reineke wußte, gewöhnlich
Liege Rüsteviel nun in seiner Kammer zu Bette,
Der ein Zimmermann war, ein tüchtiger Meister. Im Hofe
Lag ein eichener Stamm; er hatte, diesen zu trennen,
Schon zwei tüchtige Keile hineingetrieben, und oben
Klaffte gespalten der Baum fast ellenweit. Reincke merkt' es,
Und er sagte: „Mein Oheim, in diesem Baume befindet

[1]) Im Reinhart ohne Namen „ein villân", im Nt. (Br.H.) „een kerl, heit Lanfroit", im Nd. „Lanfroi", im Nfr. „Rustevilo", woraus die lateinische Uebersetzung und Gottsched, denen Soltau und Simrock folgen, „Rüsteveil" gemacht haben, während Goethe durch seine Veränderung die Etymologie des Namens zerstörte.

[2]) Nfr.: „Brunon dome stak sôr dat smoc, | na honnigo stunt al ôn begêr."

[3]) Im Sinne von „ertragen", wie auch Gottsched übersetzt, oder von „vertragen."

[4]) Nfr.: „So geit it noch mannigem unvrodsam (unking) man."

Sich des Honiges mehr, als Ihr vermuthet; nun stecket
Eure Schnauze[1]) hinein, so tief Ihr möget! Nur rath' ich,
Nehmt nicht gierig zu viel! Es möcht' Euch übel bekommen."
„Meint Ihr," sagte der Bär, „ich sei ein Vielfraß?[2]) Mit Nichten!
Maaß ist überall gut, bei allen Dingen."[3]) Und also
Ließ der Bär sich bethören und steckte den Kopf in die Spalte
Bis an die Ohren hinein und auch die vordersten Füße.
Reineke machte sich dran; mit vielem Ziehen und Zerren
Bracht' er die Keile heraus; nun war der Braune gefangen,
Haupt und Füße geklemmt; es half kein Schelten noch Schmeicheln.
Vollauf hatte der Braune zu thun, so stark er und kühn war;
Und so hielt der Neffe mit List den Oheim gefangen.
Heulend plärrte[4]) der Bär, und mit den hintersten Füßen
Scharrt' er grimmig und lärmte so sehr, daß Rüsteviel aufsprang.
Was es wäre, dachte der Meister, und brachte sein Beil mit,
Daß man bewaffnet ihn fände, wenn Jemand zu schaden gedächte.

Braun befand sich indeß in großen Aengsten; die Spalte
Klemmt' ihn gewaltig; er zog und zerrte,[5]) brüllend vor Schmerzen.
Aber mit alle der Pein war nichts gewonnen; er glaubte,
Nimmer von dannen zu kommen; so meint' auch Reineke freudig.
Als er Rüsteviel sah von ferne schreiten, da rief er:
„Braun, wie steht es? Mäßiget Euch und schonet des Honigs!
Sagt, wie schmeckt es? Rüsteviel kommt und will Euch bewirthen;
Nach der Mahlzeit bringt er ein Schlückchen,[6]) es mag Euch bekommen!"
Da ging Reineke wieder nach Malepartus, der Beste.

Aber Rüsteviel kam, und als er den Bären erblickte,
Lief er, die Bauern zu rufen, die noch in der Schenke beisammen
Schmauseten. „Kommt," so rief er, „in meinem Hofe gefangen

---

[1]) Rk.: „horet" (Haupt).
[2]) Im Rt. „unvret", im Rk. „unvelt", d. i. „unklug", wie denn auch Gottsched übersetzt: „Meinet Ihr, daß ich so dumm bin?" Goethe hat sich vielleicht durch die lateinische Uebersetzung zu dieser Abweichung bestimmen lassen: „Amice, numquid, Reineke Voraciorem nominem Brunone credis?" Während Soltau auch nicht genau übersetzt: „Ich bin kein Freund vom Uebermuth", scheint Simrock Goethe's Aenderung den Vorzug zu geben: „Meint Ihr gar, ich sei ein Fraß."
[3]) Rt.: „Mate es tallen spele goet." Rk.: „Mate is to allen dingen gut."
[4]) Nach Gottsched. Rt Br. H.: „Hi began te hulsen ende te hulen." Rk.: „He begunde to hulen unde to beschen (brüllen, lärmen."
[5]) Rk.: „he brak sich und toch, dat he pép"; dem entsprechend Simrock: „Er zog und zerrte sich, daß er pfiff."
[6]) Rk.: „wil ju up de maltit schenken."

Hat sich ein Bär; ich sage die Wahrheit." Sie folgten und liefen;
Jeder bewehrte sich eilig, so gut er konnte. Der Eine
Nahm die Gabel zur Hand und seinen Rechen der Andre,
Und der Dritte, der Vierte, mit Spieß und Hacke bewaffnet,
Kamen gesprungen, der Fünfte mit einem Pfahle gerüstet.
Ja, der Pfarrer[1]) und Küster, sie kamen mit ihrem Geräthe.
Auch die Köchin[2]) des Pfaffen (sie hieß Frau Jutte, sie konnte
Grütze bereiten und kochen wie Keine,) blieb nicht dahinten,
Kam mit dem Rocken gelaufen, bei dem sie am Tage gesessen,
Dem unglücklichen Bären den Pelz zu waschen.[3]) Der Braune
Hörte den wachsenden Lärm in seinen schrecklichen Nöthen,
Und er riß mit Gewalt das Haupt aus der Spalte; da blieb ihm
Haut und Haar des Gesichts bis zu den Ohren im Baume;
Nein, kein kläglicher[4]) Thier hat Jemand gesehen! Es rieselt'
Ueber die Ohren das Blut. Was half ihm, das Haupt zu befreien?
Denn es blieben die Pfoten im Baume stecken; da riß er
Hastig sie ruckend heraus; er raf'te sinnlos, die Klauen
Und von den Füßen das Fell blieb in der klemmenden Spalte.
Leider schmeckte dies nicht nach süßem Honig, wozu ihm
Reineke Hoffnung gemacht;[5]) die Reise war übel gerathen;
Eine sorgliche Fahrt war Braunen geworden. Es bluten'
Ihm der Bart und die Füße dazu; er konnte nicht stehen,
Konnte nicht kriechen noch gehn. Und Küsteviel eilte zu schlagen;
Alle fielen ihn an, die mit dem Meister gekommen;
Ihn zu tödten war ihr Begehr. Es führte der Pater
Einen langen Stab in der Hand und schlug ihn von ferne.
Kümmerlich wandt' er sich hin und her, es drängt' ihn der Haufen,
Einige hier mit Spießen, dort Andre mit Beilen; es brachte
Hammer und Zange der Schmied, es kamen Andre mit Schaufeln,
Andre mit Spaten; sie schlugen drauf los und riefen und schlugen,
Daß er vor schmerzlicher Angst in eignem Unflath sich wälzte.
Alle setzten ihm zu, es blieb auch Keiner dahinten;
Der krummbeinige Schloppe[6]) mit dem breitnasigen Ludolf

---

[1]) Nk.: „do pape van der kerken." Rfc.: „de karkhere."
[2]) Nk.: „Des papen wijf, vrouwe Julocke". Rfc.: „De papemeierscke, de hete vrouw Jutta." Der Ausdruck „Köchin" kommt von Gottsched.
[3]) Im Rfc. will Frau Jutte den Bären mit dem Rocken „messen" (mētten).
[4]) Das auch von Simrock beibehaltene Wort entspricht dem lētliker („letzlicher" im aktiven Sinne) des Rfc.
[5]) Rfc.: „dat konnich was nicht van dame soten (süßen), | dar ome Reinke, ein her, van sede."
[6]) Fast sämmtliche in dieser Szene vorkommenden Namen sind von dem Bearbeiter des Rfc. erfunden; im Nk. finden sich außer dem bereits erwähnten

Waren die Schlimmsten, und Gerold bewegte den hölzernen Flegel
Zwischen den krummen Fingern, ihm stand sein Schwager zur Seite;
Kükelrei war es, der Dicke; die Beiden schlugen am Meisten.
Abel Quack und Frau Jutte dazu, sie ließen's nicht fehlen,
Talke Lorden Quacks traf mit der Butte den Armen.
Und nicht diese Genannten allein; denn Männer und Weiber,
Alle liefen herzu und wollten das Leben des Bären.
Kückelrei machte das meiste Geschrei, er dünkte sich vornehm;
Denn Frau Williget rud am hinteren Thore[1]) (man wußt' es)
War die Mutter, bekannt war nie sein Vater geworden.
Doch es meinten die Bauern, der Stoppelmäher, der schwarze
Sander, sagten sie, möcht' es wol sein, ein stolzer Geselle,
Wenn er allein war.[2]) Es kamen auch Steine gewaltig geflogen,
Die den verzweifelten Braunen von allen Seiten bedrängten.
Nun sprang Rüsteviel's Bruder[3]) hervor und schlug mit dem langen,
Dicken Knüttel den Bären aufs Haupt, daß Hören und Sehen
Ihm verging; doch fuhr er empor vom mächtigen Schlage.
Rasend fuhr er unter die Weiber, die unter einander
Taumelten, fielen und schrien, und einige stürzten ins Wasser;[4])
Und das Wasser war tief. Da rief der Pater und sagte:
„Sehet, da unten schwimmt Frau Jutte, die Köchin, im Pelze,
Und der Rocken ist hier! O helft, Ihr Männer! Ich gebe
Bier zwei Tonnen[5]) zum Lohn und großen Ablaß und Gnade.
Alle ließen für todt den Bären liegen und eilten
Nach den Weibern ans Wasser; man zog aufs Trockne die Fünfe.
Da indessen die Männer am Ufer beschäftiget waren,
Kroch der Bär ins Wasser vor großem Elend und brummte

„Lamfroit und vrouwe Julocke: Lottram lancvoet, vrouwe Vulmaerte seerpelooge, vrow Bave, Ludmoer metter langer nese, Ludolf metten crommen vingeren, Rugelin metten crommen boene und vrouwe Ogerne." Nur „Abel Quack" ist aus dem Rt. beibehalten. Der letztere sowol wie „Talke Lorden Quacks" sind Frauennamen. In der lateinischen Uebersetzung werden zwei der vorkommenden Personen zu einer vereinigt: „Ludolphus impar grossibus."

[1]) Rfe.: „vor der kasporten", entsprechend der Br.H. des Rt.: „van der alter poorten" — nach Lübben das Thor, aus dem man den Unrath herausschafft.

[2]) D. h. wenn ihm keine Gefahr von Andern drohte. Die Worte stimmen mit der Br.H. des Rt. und mit dem Rfe. dem Sinne nach ganz überein: „Een stout man, daer hi was alleen"; „Ein stolt man, dar he was allein." Simrock übersetzt indessen: „Ein stolzer Mann, für sich allein."

[3]) In der Ebg.H. des Rt. ist es Lamfroit selbst, der den Schlag führt, aber in der Br.H. auch sein Bruder.

[4]) Rt. „rivier". Rfe. „roër".

[5]) Zusatz des Rfe.; im Rt. verheißt der Pfaffe nur einen einjährigen Ablaß.

Vor entſetzlichem Weh. Er wollte ſich lieber erſäufen,
Als die Schläge ſo ſchändlich erdulden. Er hatte zu ſchwimmen
Nie verſucht und hoffte, ſogleich das Leben zu enden.
Wider Vermuthen fühlt' er ſich ſchwimmen, und glücklich getragen
Ward er vom Waſſer hinab; es ſahen ihn alle die Bauern,
Riefen: „Das wird uns gewiß zur ewigen Schande gereichen!“
Und ſie waren verdrießlich und ſchalten über die Weiber:
„Beſſer blieben ſie doch zu Hauſe! Da ſeht nun, er ſchwimmet
Seiner Wege!“ Sie traten herzu, den Block zu beſehen,
Und ſie fanden darin noch Haut und Haare vom Kopfe
Und von den Füßen, und lachten darob und riefen: „Du kommſt uns
Sicher wieder, behalten wir doch die Ohren zum Pfande!“[1])
So verhöhnten ſie ihn noch über den Schaden; doch war er
Froh, daß er nur dem Uebel entging. Er fluchte den Bauern,[2])
Die ihn geſchlagen, und klagte den Schmerz der Ohren und Füße,
Fluchte Reineken, der ihn verrieth. Mit ſolchen Gebeten
Schwamm er weiter; es trieb ihn der Strom, der reißend und groß war,
Binnen weniger Zeit faſt eine Meile hinunter,
Und da kroch er ans Land am ſelbigen Ufer und leichte.
Kein bedrängteres Thier hat je die Sonne geſehen!
Und er dachte den Morgen nicht zu erleben,[3]) er glaubte,
Plötzlich zu ſterben und rief: „O Reineke, falſcher Verräther![4])
Loſes Geſchöpf!“ Er dachte dabei der ſchlagenden Bauern,
Und er dachte des Baums und fluchte Reinekens Liſten.

Aber Reineke Fuchs, nachdem er mit gutem Bedachte
Seinen Oheim zu Markte geführt, ihm Honig zu ſchaffen,
Lief er nach Hühnern; er wußte den Ort und ſchnappte ſich eines,
Lief und ſchleppte die Beute behend am Fluſſe hinunter.
Dann verzehrt' er ſie gleich und eilte nach andern Geſchäften
Immer am Fluſſe dahin und trank des Waſſers und dachte:
„O wie bin ich ſo froh, daß ich den tölpiſchen Bären
So zu Hofe gebracht! Ich wette, Rüſteviel hat ihm
Wol das Beil zu koſten gegeben. Es zeigte der Bär ſich
Stets mir feindlich geſinnt; ich hab' es ihm wiedervergolten.[5])

---

[1]) Der Sinn des Rfe.: „Kum woddar, drüse däft! | hir sint dine oren unde hantschen to pande!“ (ſt in allen Ueberſetzungen verändert.

[2]) Im Rt. und Rfe. gilt der erſte fluch Braun's „dome bome, de one vlak.“

[3]) Einfacher im Rfe.: „he mende sinen geist dar up to geven, | unde wente de nicht longer to leven.“

[4]) Rfe.: „du valsche creatûr.“

[5]) Rfe.: „nu hebbe ik em dat gedreven in.“

Oheim[1]) hab' ich ihn immer genannt, nun ist er am Baume
Todt geblieben; deß will ich mich freun, so lang' ich nur lebe.
Klagen und schaden wird er nicht mehr!" — Und wie er so wandelt,
Schaut er am Ufer hinab und sieht den Bären sich wälzen.
Das verdroß ihn im Herzen, daß Braun lebendig entkommen.
„Rüsteviel," rief er, „Du lässiger Wicht![2]) Du grober Geselle!
Solche Speise verschmähst Du, die fett und gutes Geschmacks ist,
Die manch ehrlicher Mann sich wünscht, und die so gemächlich
Dir zu Handen gekommen? Doch hat für Deine Bewirthung
Dir der redliche Braun ein Pfand gelassen!" So dacht' er,
Als er Braunen betrübt, ermattet und blutig erblickte.
Endlich rief er ihn an: „Herr Oheim, sind' ich Euch wieder?
Habt Ihr etwas vergessen bei Rüsteviel? Sagt mir, ich lass' ihm
Wissen, wo Ihr geblieben. Doch soll ich sagen, ich glaube,
Vielen Honig habt Ihr gewiß dem Manne gestohlen;
Oder habt Ihr ihn redlich bezahlt? Wie ist es geschehen?
Ei, wie seid Ihr gemalt? Das ist ein schmähliches Wesen!
War der Honig nicht gutes Geschmacks? Zu selbigem Preise
Steht noch mancher zu Kauf! Doch, Oheim, saget mir eilig,
Welchem Orden habt Ihr Euch wol so kürzlich gewidmet,
Daß Ihr ein rothes Barett auf Euerm Haupte zu tragen
Anfangt? Seid Ihr ein Abt? Es hat der Bader gewißlich,
Der die Platte Euch schor, nach Euern Ohren geschnappet.
Ihr verloret den Schopf, wie ich sehe, das Fell von den Wangen
Und die Handschuh dabei. Wo habt Ihr sie hängen gelassen?"
Und so mußte der Braune die vielen ironischen Worte
Hinter einander vernehmen und konnte vor Schmerzen nicht reden,
Sich nicht rächen noch helfen. Und um nicht weiter zu hören,
Kroch er ins Wasser zurück[3]) und trieb mit dem reißenden Strome
Nieder und landete drauf am flachen Ufer. Da lag er,
Krank und elend, und jammerte laut und sprach zu sich selber:
„Schläge nur Einer mich todt! Ich kann nicht geben und sollte
Nach des Königes Hof die Reise vollenden und bleibe

---

[1]) Der Sinn ist hier nicht recht deutlich und auch von Sollau nicht richtig getroffen, wenn er übersetzt: „Ich nannt' ihn Ohm, doch nur im Spott." Der Text im Ms.: „Ik hêt on, dat is wîr, vor minen ôm" bedeutet, daß er ihn als solchen angeredet und behandelt habe.

[2]) Die Ehz H. des Kl. hat hier ein bisher unerklärtes Schimpfwort, die Br. H. „vuyl keerl Lantfreit." Ms. „du slimme dwâs Harrl, du arme slumpe grove wicht," also meistens sehr viel derbere Ausdrücke.

[3]) Ms.: „up dat he der worde nicht hörde mer krop he wedder in dat rovige (flutz)."

So geschändet zurück von Reinekens bösem Verrathe.[1])
Bring' ich mein Leben davon, gewiß, Dich soll es gereuen!"
Doch er raffte sich auf und schleppte mit gräßlichen Schmerzen
Durch vier Tage sich fort, und endlich kam er zu Hofe.

Als der König den Bären in seinem Elend erblickte,
Rief er: „Gnädiger Gott, erkenn' ich Braunen? Wie kommt er,
So geschändet?" Und Braun versetzte: „Leider erbärmlich
Ist das Ungemach, das Ihr erblickt; so hat mich der Frevler
Reineke schändlich verrathen!" Da sprach der König entrüstet:[2])
„Nächen will ich gewiß ohn' alle Gnade den Frevel.
Solch einen Herrn wie Braun, den sollte Reineke schänden?
Ja, bei meiner Ehre, bei meiner Krone, das schwör' ich,
Alles soll Reineke büßen, was Braun zu Rechte begehret.
Halt' ich mein Wort nicht, so trag' ich kein Schwert mehr! Ich will es geloben!"

Und der König gebot, es solle der Rath sich versammeln,
Ueberlegen und gleich der Frevel Strafe bestimmen.
Alle riethen darauf, wofern es dem König beliebte,
Solle man Reinecken abermals fordern, er solle sich stellen,
Gegen Anspruch und Klage sein Recht zu wahren.[3]) Es könne
Hinze, der Kater, sogleich die Botschaft Reinecken bringen,
Weil er klug und gewandt sei. So riethen sie Alle zusammen.[4])

Und es vereinigte sich der König mit seinen Genossen,
Sprach zu Hinzen: „Merket mir recht die Meinung der Herren!
Ließ' er sich aber zum dritten Mal fordern, so soll' es ihm selbst und
Seinem ganzen Geschlechte zum ewigen Schaden gereichen.
Ist er klug, so komm' er in Zeiten! Ihr schärft ihm die Lehre!
Andre verachtet er nur, doch Euerm Rathe gehorcht er."

Aber Hinze versetzte: „Zum Schaden oder zum Frommen
Mag es gereichen! Komm' ich zu ihm, wie soll ich's beginnen?
Meinetwegen thut oder laßt es! Aber ich dächte,
Jeden Andern zu schicken, ist besser, da ich so klein bin.

---

[1]) Nfr.: „van Reinken, dem ohr quaden dufft" (dem sehr bösen Schurken).
[2]) Auch Soltau läßt den König in „Grimm" sprechen; im Nfr. steht nur: „mit snellem rade."
[3]) Nfr.: „dat Reineke queme dar | unde eines rechtes neme war | van aller tosprake und klage."
[4]) Nfr.: „desse rät duchte deme koninke gůt."

Braun, der Bär, ist so groß und stark und konnt' ihn nicht zwingen;
Welcher Weise soll ich es enden? O, habt mich entschuldigt!"

„Du beredest mich nicht," versetzte der König; „man findet
Manchen kleinen Mann voll List und Weisheit, die manchem
Großen fremd ist. Seid Ihr auch gleich kein Riese[1]) gewachsen,
Seid Ihr doch klug und gelehrt." Da gehorchte der Kater und sagte:
„Euer Wille geschehe! Und kann ich ein Zeichen erblicken
Rechter Hand am Wege, so wird die Reise gelingen."

[1]) Mz.: ...Al wat gi van gromtem nedh, gnk.

Dritter Gesang.

Nun war Hinze, der Kater, ein Stückchen Weges gegangen;
Einen Martins-Vogel[1]) erblickt' er von Weitem, da rief er:
„Edler Vogel, Glück auf! O, wende die Klauen und fliehe
Her zu meiner Rechten!" Es flog der Vogel und setzte
Sich zur Linken des Katers, auf einem Baume zu singen.
Hinze betrübte sich sehr, er glaubte sein Unglück zu hören;
Doch er machte nun selber sich Muth, wie Mehrere pflegen.
Immer wandert' er fort nach Malepartus; da fand er
Vor dem Hause Reinecken sitzen; er grüßt' ihn und sagte:
„Gott, der reiche,[2]) der gute, bescher' Euch glücklichen Abend!
Euer Leben bedrohet der König, wofern Ihr Euch weigert,
Mit nach Hofe zu kommen; und ferner läßt er Euch sagen:
Stehet den Klägern zu Recht! Denn werden's die Ferneren büßen."
Reineke sprach: „Willkommen dahier, geliebtester Neffe!
Mögest Ihr Segen von Gott nach meinem Wunsche genießen!"
Aber er dachte nicht so in seinem verrätherischen Herzen;
Neue Tücke sann er sich aus; er wollte den Boten
Wieder geschändet nach Hofe senden. Er nannte den Kater
Immer seinen Neffen[3]) und sagte: „Neffe, was setzt man
Euch für Speise nur vor? Man schlägt gesättiget besser.

---

[1]) Ueberall seit dem Renard (l'oisel Saint Martin). Die Deutungen sind verschieden. Nach Einigen ist die Gans gemeint (vgl. die Note bei Willems, S. 43), und zwar die wilde (Lübben, S. 311), nach Andern der kleine Raubvogel „falco cyaneus" (Grimm's Abtheilg. S. 1064); Seltau erklärt sich für die „Amsel" oder den „Krammetsvogel"; indessen entscheiden sich Grimm (Reinhart Fuchs, S. CXXVI), Hoffmann, Willems und Lübben doch für die „Krähe", deren Aufsliegen zur linken ja schon bei den Römern als ein ungünstiges Vorzeichen galt. Die lateinische Uebersetzung hat „cornix."

[2]) So zuerst im Rt. Der Ausdruck bedeutet „mächtig" wie in der Bibel und nach ihr in alten Kirchenliedern, z. B. in den Ebersäulen „Nun danket Alle Gott" und „Ach, bleib mit Deiner Gnade": „Der ewig reiche Gott" und „O reicher Herr."

[3]) Dies könnte dahin mißverstanden werden, als wenn die Bezeichnung „Neffe" hier von Reineke so zu sagen als neue List erfunden wird, und Gottsched hat es in der That so aufgefaßt, indem er übersetzt: „Darum hieß er den Kater seinen Neffen." Es soll indessen nur der zwischen Beiden herrschende Gebrauch bezeichnet werden. Schon im Reinhart redet Reineke den Kater mit „sippehmot" und „neve" an.

Einmal bin ich der Wirth; wir gingen dann morgen am Tage
Beide nach Hofe; so dünkt es mich gut. Von meinen Verwandten
Ist mir keiner bekannt, auf den ich mich lieber verliefe.
Denn der gefräßige[1]) Bär war trotzig zu mir gekommen.
Er ist grimmig und stark, daß ich um Vieles[2]) nicht hätte
Ihm zur Seite die Reise gewagt. Nun aber versteht sich's,
Gerne geh' ich mit Euch. Wir machen uns frühe des Morgens
Auf den Weg; so scheinet es mir das Beste gerathen."
Hinze versetzte darauf: „Es wäre besser, wir machten
Gleich uns fort nach Hofe, so wie wir gehen und stehen.
Auf der Heide scheinet der Mond, die Wege sind trocken."[3])
Reineke sprach: „Ich finde bei Nacht das Reisen gefährlich.[4])
Mancher grüßet uns freundlich bei Tage; doch käm' er im Finstern
Uns in den Weg, es möchte wol kaum zum Besten gerathen."[5])
Aber Hinze versetzte: „So laßt mich wissen, mein Neffe,
Bleib' ich hier, was sollen wir essen?" Und Reineke sagte:
„Aermlich[6]) behelfen wir uns; doch wenn Ihr bleibet, so bring' ich
Frische Honigscheiben hervor; ich wähle die klärsten."
„Niemals eß' ich dergleichen," versetzte murrend der Kater;
„Fehlet Euch Alles im Hause, so gebt eine Maus her — mit dieser
Bin ich am Besten versorgt — und sparet den Honig für Andre!"
„Eßt Ihr Mäuse so gern?" sprach Reineke; „redet mir ernstlich!
Damit kann ich Euch dienen. Es hat mein Nachbar, der Pfaffe,
Eine Scheune[7]) im Hofe, darin sind Mäuse, man führe
Sie auf seinem Wagen hinweg; ich höre den Pfaffen
Klagen, daß sie bei Nacht und Tag ihm lästiger werden."
Unbedächtig sagte der Kater: „Thut mir die Liebe,
Bringet mich hin zu den Mäusen! Denn über Wildpret und Alles
Lob' ich mir Mäuse; die schmecken am Besten." Und Reineke sagte:
„Nun wahrhaftig, Ihr sollt mir ein herrliches Gastmahl genießen.
Da mir bekannt ist, womit ich Euch diene, so laßt uns nicht zaudern!"

---

[1]) Dasselbe Wort bei Gottsched und Simrock. Nd.: „Bruun de vraet"; Mfe.: „de vratige Brün."
[2]) Nd. und Mfe.: „dusent mark."
[3]) Im Mfe. folgt noch: „de lucht (Luft) is klär."
[4]) Mfe.: „di nacht to wanken bringet vär."
[5]) Von Goethe verändert. Mfe.: „he dede uns quät unde nammer gůt"; welchen Worten Gottsched's Uebersetzung „viel Böses und kein Gutes thun" wenigstens einigermaßen entspricht.
[6]) Nd.: „Hier es der spisen gnaden tijt" (Hier ist es schlechte Zeit mit der Nahrung, nach Geyder's Uebersetzung: „Mit Speisen ist's hier nicht weit her." Mfe.: „Spise geit dar ganz ringe to."

Hinze glaubt'[1]) ihm und folgte; sie kamen zur Scheune des Pfaffen,
Zu der lehmernen Wand. Die hatte Reineke gestern
Klug durchgraben und hatte durchs Loch dem schlafenden Pfaffen
Seiner Hähne den besten entwendet. Das wollte Martinchen[2]) 55
Räuchen, des geistlichen Herren geliebtes Söhnchen; er knüpfte
Klug vor die Oeffnung den Strick mit einer Schlinge; so hofft' er
Seinen Hahn zu rächen am wiederkehrenden Diebe.
Reineke wußt' und merkte sich das und sagte: „Geliebter
Neffe, kriechet hinein gerade zur Oeffnung! Ich halte 60
Wache davor, indessen Ihr mauset; Ihr werdet zu Hausen
Sie im Dunkeln erhaschen. O höret, wie munter sie pfeifen![3])
Seid Ihr satt, so kommt nur zurück! Ihr findet mich wieder.
Trennen dürfen wir nicht uns diesen Abend; denn morgen
Geben wir früh und kürzen den Weg mit muntern Gesprächen." 65
„Glaubt Ihr," sagte der Kater, „es sei hier sicher zu kriechen?
Denn es haben mitunter die Pfaffen auch Böses im Sinne."[4])
Da versetzte der Fuchs, der Schelm: „Wer konnte das wissen!
Seid Ihr so bieder! Wir gehen zurück; es soll Euch mein Weibchen[5])
Gut und mit Ehren empfangen, ein schmackhaft[6]) Essen bereiten; 70
Wenn es auch Mäuse nicht sind, so laßt es uns fröhlich verzehren!"
Aber Hinze, der Kater, sprang in die Oeffnung — er schämte
Sich vor Reinekens spottenden Worten — und fiel in die Schlinge.
Also empfanden[7]) Reinekens Gäste die böse Bewirthung.

Da nun Hinze den Strick an seinem Halse verspürte, 75
Fuhr er ängstlich zusammen und übereilte sich furchtsam;
Denn er sprang mit Gewalt; da zog der Strick sich zusammen.
Kläglich rief er Reineken zu, der außer dem Loche
Horchte, sich hämisch erfreute und so zur Oeffnung hineinsprach:

---

[1]) Nfc.: „volgede op rechten loren." Schon in ihm ist eine Stelle des Nt. (V. 1159) weggelassen, nach der Tibert (Hinze) bis Mom.nt pellier gehen will, wenn es Mäuse giebt.

[2]) So Gottsched und Goethe; sonst seit Kb. überall „Martinet."

[3]) Nt., Br.H.: „Hoort, hoe si van welicheit pipen!" und nach ihr Nfc.: „hore gi, wo se van welicheit pipen?" Gottsched: „aus Uebermuth"; Soltau: „lustig"; Simrock: „vor Uppigkeit".

[4]) Nt., Br.H.: „Dees papen konnen mennigen quaet." Nfc.: „de papen weten ok vele quât." Lateinische Uebersetzung: „Certe sacerdos impiis | Est quisque plenus fraudibus."

[5]) In allen früheren Bearbeitungen „Orik."

[6]) Sonst überall „gut."

[7]) Nt., Br.H.: „Dus hundde (verfuhr mit) Reynaert synen gast." Nfc.: „nu schendede Reinke eine geste."

„Hinze, wie schmecken die Mäuse? Ihr findet sie, glaub' ich, gemästet.[1])
Wüßte Martinchen doch nur, daß Ihr sein Wildpret verzehret,
Sicher brächt' er Euch Senf; er ist ein höflicher Knabe.
Singet man so bei Hofe zum Essen? Es klingt mir bedenklich.
Wüßt' ich Isegrim nur in diesem Loche, so wie ich
Euch zu Falle gebracht, er sollte mir Alles bezahlen,
Was er mir Uebels gethan!" Und so ging Reineke weiter.

Aber[2]) er ging nicht allein, um Diebereien zu üben;
Ebbruch, Rauben und Mord und Verrath, er hielt es nicht sündlich.
Und er hatte sich eben was ausgesonnen. Die schöne
Gieremund wollt' er besuchen in doppelter Absicht: fürs Erste
Hofft' er von ihr zu erfahren, was eigentlich Isegrim klagte;
Zweitens wollte der Schalk die alten Sünden erneuern.
Isegrim war nach Hofe gegangen; das wollt' er benutzen.
Denn wer zweifelt daran, es hatte die Neigung der Wölfin[3])
Zu dem schändlichen Fuchse den Zorn des Wolfes entzündet.
Reineke trat in die Wohnung der Frauen und fand sie nicht heimisch.
„Grüß' Euch Gott, Stiefkinderchen!" sagt' er, nicht mehr und nicht minder,
Nickte freundlich den Kleinen und eilte nach seinem Gewerbe.[4])
Als Frau Gieremund kam des Morgens, wie es nur tagte,
Sprach sie: „In Niemand kommen, nach mir zu fragen?" „Soeben
Geht Herr Pathe Reineke fort; er wünscht' Euch zu sprechen.[5])
Alle, wie wir hier sind, hat er Stiefkinder geheißen."
Da rief Gieremund aus: „Er soll es bezahlen!"[6]) und eilte,
Diesen Frevel zu rächen zur selben Stunde. Sie wußte,
Wo er pflegte zu gehn; sie erreicht' ihn, zornig begann sie:
„Was für Worte sind das, und was für schimpfliche Reden
Habt Ihr ohne Gewissen vor meinen Kindern gesprochen?
Büßen sollt Ihr dafür!"[7]) So sprach sie zornig und zeigt' ihm

[1]) Im Rt. und Rtc.: „gut und fett."
[2]) Die Erzählung von hier bis V. 150 fehlt im Rt. und ist erst im Rtc. eingeschoben.
[3]) Drastischer im Rtc.: „dat Reinke, de valve lose dêf, mit der wulvinnen bolerie dröf."
[4]) Rtc.: „gewin," und so an vielen andern Stellen.
[5]) Rtc.: „he vragede na jû."
[6]) Rtc.: „Dar vor schal en ellen de mort." Soltau übersetzt sehr matt: „Dies soll ihm sauer werden dieses Wort."
Rtc.: „dar vor krige ji ein quât jâr." Simrock giebt den Sinn genau wieder; Gottsched: „Die Reden sollen Euch wahrlich übel bekommen"; Soltau: „Das soll Euch bringen ein nasses Jahr."

Ein ergrimmtes Gesicht;[1]) sie faßt' ihn am Barte, da fühlt' er
Ihrer Zähne Gewalt und lief und wollt' ihr entweichen;
Sie bebend strich hinter ihm drein. Da gab es Geschichten[2]) —
Ein verfallenes Schloß[3]) war in der Nähe gelegen;
Hastig liefen die Beiden hinein; es hatte sich aber
Altershalben die Mauer an einem Thurme gespalten.
Reineke schlupfte hindurch; allein er mußte sich zwängen,
Denn die Spalte war eng, und eilig steckte die Wölfin,
Groß und stark wie sie war,[4]) den Kopf in die Spalte; sie drängte,
Schob und brach und zog, und wollte folgen, und immer
Klemmte sie tiefer sich ein und konnte nicht vorwärts noch rückwärts.
Da das Reineke sah, lief er zur anderen Seite
Krummes Weges herein und kam und macht' ihr zu schaffen.
Aber sie ließ es an Worten nicht fehlen; sie schalt ihn: „Du handelst
Als ein Schelm,[5]) ein Dieb!" Und Reineke sagte dagegen:
„Ist es noch niemals geschehn, so mag es jetzo geschehen!"

Wenig Ehre verschafft es, sein Weib mit andern zu sparen,[6])
Wie nun Reineke that. Gleichviel war Alles dem Bösen.
Da nun endlich die Wölfin sich aus der Spalte gerettet,
War schon Reineke weg und seine Straße gegangen.
Und so dachte die Frau sich selber Recht zu verschaffen,
Ihrer Ehre zu wahren, — und doppelt war sie verloren.

Lasset uns aber zurück nach Hinzen sehen! Der Arme,
Da er gefangen sich fühlte, beklagte nach Weise der Kater
Sich erbärmlich; das hörte Martinchen und sprang aus dem Bette.
Gott sei Dank! Ich habe den Strick zur glücklichen Stunde
Vor die Oeffnung geknüpft; der Dieb ist gefangen! Ich denke,
Wohl bezahlen soll er den Hahn!" So jauchzte Martinchen,

---

[1]) Mfc.: „an blator golik" (wilde Geberden); Gottsched: „einen finstern Rachen".
[2]) Mfc.: „Nu mach men horen aventüre."
[3]) Mfc.: „eine woste borg."
[4]) Mfc.: „Gromöt was ein stark grôt wif | und hadde ein grôt dicke lif."
[5]) So Gottsched und Goethe. Mfc.: „ein droch" (ein Betrieger), in welchem Sinne auch Soltau und Simrock übersetzen.
[6]) „sein" ist betont, und „sparen" hat den Sinn von „vernachlässigen", „zurücksetzen." In dieser Weise erklärten bereits Hoffmann und Jühbes, der Letztere noch unter Anführung einer fast gleichlautenden Stelle aus „Veldekens bescheidenheit", 108. I. 2. Auch nach einer von Sanders citirten Stelle aus Geiler von Keisersberg gilt der Ausdruck: „sein Weib mit andern sparen" geradezu für „ehebrechen."

Zündete hurtig ein Licht an (im Hause schliefen die Leute),
Weckte Vater und Mutter darauf und alles Gesinde,
Rief: „Der Fuchs[1]) ist gefangen! Wir wollen ihm dienen.“ Sie kamen
Alle, Groß und Klein, ja selbst der Pater erhub sich,
Warf ein Mäntelchen um; es lief mit doppelten Lichtern
Seine Köchin voran, und eilig hatte Martinchen
Einen Knüttel[2]) gefaßt und machte sich über den Kater,
Traf ihm Haut und Haupt und schlug ihm grimmig ein Aug' aus.
Alle schlugen auf ihn; es kam mit zackiger Gabel[3])
Hastig der Pater herbei und glaubte den Räuber zu fällen.[4])
Hinze dachte zu sterben; da sprang er, wütbend[5]) entschlossen,
Zwischen die Schenkel des Pfaffen und biß und kratzte gefährlich,
Schändete grimmig den Mann und rächte grausam das Auge.
Schreiend stürzte der Pater und fiel ohnmächtig zur Erden.
Unbedachtsam schimpfte die Köchin, es habe der Teufel
Ihr zum Possen das Spiel selbst angerichtet. Und doppelt,
Dreifach schwur sie: wie gern verlöre sie, wäre das Unglück
Nicht dem Herren begegnet, ihr Bißchen Habe zusammen.
Ja, sie schwur, ein Schatz von Golde, wenn sie ihn hätte,
Sollte sie wahrlich nicht reuen, sie wollt' ihn missen. So jammert'
Sie die Schande des Herrn und seine schwere Verwundung.
Endlich brachten sie ihn mit vielen Klagen zu Bette,
Ließen Hinzen am Strick und hatten seiner vergessen.

Als nun Hinze, der Kater, in seiner Noth sich allein sah,
Schmerzlich geschlagen und übel verwundet, so nahe dem Tode,
Zahlt' er aus Liebe zum Leben den Strick und nagt' ihn bebende.
„Sollt' ich mich etwa erlösen vom großen Uebel?“ so dacht' er.
Und es gelang ihm; der Strick zerriß. Wie fand er sich glücklich,
Eilte, dem Ort zu entfliehn, wo er so Vieles erduldet!
Hastig sprang er um Lucke heraus und eilte die Straße

[1]) Nur im Rd.: „Li gespil“ (der Fuchs), und in der lateinischen Uebersetzung „vulpecula“, sonst überall „Hôverdiev“.

[2]) Rfc.: „pekstaf“, d. h. wie auch Soltau übersetzt, ein Stab mit einer Büchse. Bei Gottsched ist es ein Stab, der im Winkel stand; im Rt. wirft Martinet dem Kater das Auge mit einem Steine aus.

[3]) Im Rt. begnügt sich der Pfaffe, mit seines Weibes Spinnrocken zu schlagen. Rfc.: „vorkenstel“, was Simrock mit demselben Worte wiedergiebt; Gottsched: „Stiel aus einer Mistgabel“; Soltau: „Belenthiel“.

[4]) Rfc.: „vellen“. Ebenso Gottsched und Simrock. Das Wort bedeutet „todtschlagen“.

[5]) Von hier bis V. 157 weicht Goethe bedeutend von dem Ausdruck der älteren Texte ab.

Nach des Königes Hof, den er des Morgens erreichte.
Aegerlich schalt er sich selbst: „So mußte dennoch der Teufel
Dich durch Reinekens List, des bösen Verräthers, bezwingen!
Kommst Du doch mit Schande zurück, am Auge geblendet
Und mit Schlägen schmerzlich beladen! Wie mußt Du Dich schämen!"

Aber des Königes Zorn entbrannte heftig; er dräute
Dem Verräther den Tod ohn' alle Gnade. Da ließ er
Seine Räthe versammeln; es kamen seine Baronen,
Seine Weisen[1]) zu ihm; er fragte, wie man den Frevler
Endlich brächte zu Recht,[2]) der schon so Vieles verschuldet.
Als nun viele Beschwerden sich über Reineken hauften,
Redete Grimbart, der Dachs: „Es mögen in diesem Gerichte
Viele Herren auch sein, die Reineken Uebels gedenken;
Doch wird Niemand die Rechte des freien Mannes verletzen.[3])
Nun zum dritten Mal muß man ihn fordern. Ist dieses geschehen,
Kommt er dann nicht, so möge das Recht ihn schuldig erkennen!"
Da versetzte der König: „Ich fürchte, Reinet von Allen
Gynge, dem tückischen Manne die dritte Ladung zu bringen.
Wer hat ein Auge zu viel? Wer mag verwegen genug sein,
Leib und Leben zu wagen um diesen bösen Verräther,
Seine Gesundheit aufs Spiel zu setzen und dennoch am Ende
Reineken nicht zu stellen? Ich denke, Niemand versucht es."

Ueberlaut[4]) versetzte der Dachs: „Herr König, begehret
Ihr es von mir, so will ich sogleich die Botschaft verrichten,
Sei es, wie es auch sei! Wollt Ihr mich öffentlich senden,
Oder geh' ich, als käm' ich von selber? Ihr dürft nur beheben."
Da beschied ihn der König: „So geht dann! Alle die Klagen
Habt Ihr sämmtlich gehört, und geht nur weislich zu Werke!
Denn es ist ein gefährlicher[5]) Mann." Und Grimbart versetzte:
„Einmal muß ich es wagen und hoff', ihn dennoch zu bringen."

[1]) Die „Weisen" sind erst im Rfe. zugesetzt.
[2]) D. h.: „Ihn zwänge, vor Gericht zu erscheinen."
[3]) Rfe.: „so schal men doch vrrechi dragen." Zu diesem Rechte des freien Mannes gehörte sowol die dreimalige Aufforderung als auch das später erwähnte Stellen am dritten Tage. Beider der Reinhart nach der Renard hat diese Angaben, so daß man also wol an eigenthümlich deutsche und der Zeit der Abfassung des Rt. entsprechende Rechtsverhältnisse zu denken hat.
[4]) So Gottsched und Goethe; Rfe.: „openbare", d. h „öffentlich"; Simrock: „aus freier Brust."
[5]) Rt., Br. H.: „Koynaert is loos fol ende quaet" Rfe.: „Reinke is los unde quat". Gottsched: „leichtfertig und bosthaft."

So betrat er den Weg nach Malepartus, der Veste;
Reineken fand er daselbst mit Weib und Kindern und sagte:
„Oheim Reinele, seid mir gegrüßt! Ihr seid ein gelehrter,
Weiser, kluger Mann; wir müssen uns Alle verwundern,
Wie Ihr des Königs Ladung verachtet, ich sage, verspottet.
Däucht Euch nicht, es wäre nun Zeit? Es mehren sich immer
Klagen und böse Gerüchte von allen Seiten. Ich rath' Euch:
Kommt nach Hofe mit mir! Es hilft kein längeres Zaudern.
Viele, viele Beschwerden sind vor den König gekommen;
Heute werdet Ihr nun zum dritten Male geladen.
Stellt Ihr Euch nicht, so seid Ihr verurtheilt. Dann führet der König
Seine Vasallen hieher, Euch einzuschließen, in dieser
Veste Malepartus Euch zu belagern; so gehet
Ihr mit Weib und Kindern und Gut und Leben zu Grunde.
Ihr entfliehet dem Könige nicht; drum ist es am Besten,
Kommt nach Hofe mit mir! Es wird an listiger[1]) Wendung
Euch nicht fehlen; Ihr habt sie bereit und werdet Euch retten;
Denn Ihr habt ja wol oft auch an gerichtlichen Tagen[2])
Abenteuer bestanden, weit größer als dieses, und immer
Kamt Ihr glücklich davon und Eure Gegner in Schande."

Grimbart hatte gesprochen, und Reineke sagte dagegen:
„Oheim, Ihr rathet mir wohl, daß ich zu Hofe mich stelle,
Meines Rechtes selber zu wahren. Ich hoffe, der König
Wird mir Gnade gewähren; er weiß, wie sehr ich ihm nütze;
Aber er weiß auch, wie sehr ich deshalb den Andern verhaßt bin.
Ohne mich kann der Hof nicht bestehn. Und hätt' ich noch zehnmal
Mehr verbrochen, so weiß ich es schon, sobald mir's gelinget,
Ihm in die Augen zu sehen und ihn zu sprechen, so fühlt er
Seinen Zorn im Busen bezwungen.[3]) Denn freilich begleiten
Viele den König und kommen, in seinem Rathe zu sitzen;
Aber es geht ihm niemal zu Herzen; sie finden zusammen
Weder Rath noch Sinn. Doch bleibet an jeglichem Hofe,
Wo ich immer auch sei, der Rathschluß meinem Verstande.
Denn versammeln sich König und Herren, in kitzlichen Sachen[4])

[1]) Nfe.: „si konet noch so manich quât."
[2]) Die Worte: „auch an gerichtlichen Tagen," die in den übrigen Bearbeitungen fehlen, dienen dazu, um den Sinn des Wortes „Abenteuer" genauer zu bestimmen.
[3]) Nfe.: „he wert sinen torn mit wichtmode breken."
[4]) Nfe. hat für die Worte „in kitzlichen Sachen klugen Rath zu ersinnen": „dar men subtilen rât schal ramen" (ergielen, treffen).

Klugen Rath zu ersinnen, so muß ihn Reineke finden,
Das mißgönnen mir Viele. Die hab' ich leider zu fürchten;
Denn sie haben den Tod mir geschworen, und grade die Schlimmsten
Sind am Hofe versammelt. Das macht mich eben bekümmert.
Ueber jeden und Mächtige sind's; wie kann ich alleine
Vielen widerstehn? Drum hab' ich immer gezaudert.
Gleichwol sind' ich es besser, mit Euch nach Hofe zu wandeln,
Meine Sache zu wahren; das soll mehr Ehre mir bringen,
Als durch Zaudern mein Weib und meine Kinder in Aengsten
Und Gefahren zu stürzen; wir wären Alle verloren.
Denn der König ist mir zu mächtig, und was es auch wäre,
Müßt' ich thun, sobald er's befiehlt. Wir[1]) können versuchen,
Gute Verträge vielleicht mit unsern Feinden zu schließen."

Reineke sagte darnach: „Frau Ermelyn, nehmet der Kinder,
(Ich empfehl' es Euch) wahr, vor allen andern des jüngsten,
Reinhart's! Es stehn ihm die Zähne[2]) so artig ums Mäulchen;
ich hoff', er
Wird der leibhaftige Vater; und hier ist Rossel, das Schelmchen,[3])
Der mir ebenso lieb ist. O, thut den Kindern zusammen
Etwas zu gut, indeß ich weg bin! Ich will's Euch gedenken,
Kehr' ich glücklich zurück und Ihr geborchet den Worten."
Also schied er von dannen mit Grimbart, seinem Begleiter,
Ließ Frau Ermelyn dort mit beiden Söhnen und eilte.
Unberathen ließ er sein Haus; das schmeryte die Füchsin.[4])

Beide waren noch nicht ein Stündchen Weges gegangen,
Als zu Grimbart Reineke sprach: „Mein theuerster Oheim,[5])

---

[1]) Dieser und der folgende Vers sind frei behandelt. Genauer (nach Nfc.) Simrock: „Mithin, da ich Anderes nicht vermag, frommt mir nichts mehr als ein guter Vertrag."

[2]) So Gottsched und Goethe. Nt.: „die gaerdeline." Nfc.: „eine granekin." Daher Soltau: „Die Granuchen"; Simrock: „Die Flaumchen." — Es sind die ersten Barthaare gemeint.

[3]) Nt.: „van scone dief"; Nfc.: „ein schone dâf," wobei „Dieb" nur als Ausdruck für die Jugend dient, wie denn diese Bezeichnung im Scherze in Baiern üblich ist (s. die Wörterbücher von Schmeller und Grimm). Daher geben alle die bisherigen Uebersetzungen, in denen der Ausdruck „Dieb" beibehalten ist, den Sinn nicht ausreichend wieder, und Gottsched's sonst wenig treffende Worte: „gleichfalls ein hübscher Junge" kommen der Sache noch am Nächsten.

[4]) Nfc.: „dan was de vrouinne ganz unvro."

[5]) Im Nfc. wird, wie es auch Gottsched wiedergiebt, in der Anrede „Oheim" und „Neffe" sogar gleichzeitig gebraucht: „horet mi, ôm unde vrunt, Grimbart, alderlovaste nevo."

Wertheſter Freund, ich muß Euch geſtehn, ich bebe vor Sorgen.
Ich entſchlage mich nicht des ängſtlichen, bangen Gedankens,
Daß ich wirklich dem Tod entgegengehe. Da ſeh' ich
Meine Sünden vor mir, ſo viel ich deren begangen.
Ach, Ihr glaubet mir nicht die Unruh, die ich empfinde.
Laßt mich beichten! Höret mich an! Kein anderer Pater
Iſt in der Nähe zu finden, und hab' ich Alles vom Herzen,
Werd' ich nicht ſchlimmer darum vor meinem Könige ſtehen."
Grimbart ſagte: „Verredet[1]) zuerſt das Rauben und Stehlen,
Allen böſen Verrath und andre gewöhnliche Tücken!
Sonſt kann Euch die Beichte nicht[2]) helfen." „Ich weiß es," verſetzte
Reineke, „darum laßt mich beginnen und höret bedächtig!

„Confiteor tibi Pater et Mater,[3]) daß ich der Otter,[4])
Daß ich dem Kater und Manchen gar manche Tücke verſetzte;
Ich bekenn' es und laſſe mir gern die Buße gefallen."
„Redet Deutſch," verſetzte der Dachs, „damit ich's verſtehe!"
Reineke ſagte: „Ich habe mich freilich — wie ſollt' ich es leugnen! —
Gegen alle Thiere, die jetzo leben, verſündigt.
Meinen Oheim, den Bären, den hielt ich im Baume gefangen;
Blutig ward ihm ſein Haupt, und viele Prügel ertrug er.
Hinein führt' ich nach Mäuſen; allein am Stricke gehalten,
Mußt' er Vieles erdulden und hat ſein Auge verloren.[5])
Und ſo klaget auch Henning mit Recht; ich raubt' ihm die Kinder
Groß' und kleine, wie ich ſie fand, und ließ ſie mir ſchmecken.
Selbſt verſchont' ich des Königes nicht, und mancherlei Tücken
Uebt' ich kühnlich an ihm und an der Königin ſelber;
Spät verwindet ſie's nur. Und weiter muß ich bekennen:
Hegrim hab' ich, den Wolf, mit allem Fleiße geſchändet.
Alles zu ſagen, fänd' ich nicht Zeit. So hab' ich ihn immer

---

[1]) „Gebeten, daß man etwas nicht thun werde." Auf das Wort ſelbſt ſcheint Goethe durch den Ausdruck „verredete" (Ke., B. 1385) gekommen zu ſein.

[2]) Ke.: „nicht ein kaf" (Spreu, Hülſe). Gottſched: „nicht einen Pfifferling."

[3]) Der Fuchs iſt kein guter Lateiner. Man vgl. außer der Note zu Geſang I, V. 229, noch die zu Geſang VI, V. 128; auch in der vorliegenden Stelle ſind Worte aus verſchiedenen Theilen der Beichte: „Confiteor" und das auf den Geiſtlichen bezügliche „Et tibi, pater" zuſammengewürfelt, und „et mater" iſt hinzugeſetzt.

[4]) Zufällig iſt hier das Auftreten der Otter (ſeit Nr. 1, die ſpäter 6. Geſang XI, V. 408 ff.) Reineke ſo gute Dienſte leiſtet, und über die ſonſt unſeres Wiſſens keine dem obigen Sinn entſprechende Fabel exiſtirt.

[5]) Ke.: „ward he eines ogen quit."

Scherzend Oheim genannt, und wir sind keine Verwandte.
Einmal — es werden nun bald sechs Jahre — kam er nach Elkmar[1])
Zu mir ins Kloster — ich wohnte daselbst — und bat mich um Beistand,
Weil er eben ein Mönch[2]) zu werden gedächte. Das, meint' er,
Wär' ein Handwerk für ihn, und zog die Glocke. Das Läuten
Freut' ihn so sehr! Ich band ihm darauf die vorderen Füße
Mit dem Seile zusammen; er war es zufrieden und stand so,
Zog und erlustigte sich und schien das Läuten zu lernen.
Doch es sollt' ihm die Kunst zu schlechter Ehre gedeihen;
Denn er läutete zu wie toll[3]) und thöricht. Die Leute
Liefen eilig bestürzt aus allen Straßen zusammen;
Denn sie glaubten, es sei ein großes Unglück begegnet;[4])
Kamen und fanden ihn da, und eh er sich eben erklärte,
Daß er den geistlichen Stand ergreifen wolle,[5]) so war er
Von der dringenden Menge beinah zu Tode geschlagen.
Dennoch beharrte der Thor auf seinem Vorsatz und bat mich,
Daß ich ihm sollte mit Ebren zu einer Platte verhelfen;
Und ich ließ ihm das Haar auf seinem Scheitel versengen,
Daß die Schwarte davon zusammenschrumpfte. So bab' ich
Oft ihm Prügel und Stöße mit vieler Schande bereitet.[6])
Fische lehrt' ich ihn fangen; sie sind ihm übel bekommen.
Einmal folgt' er mir auch ins Jülicher[7]) Lande; wir schlichen
Zu der Wohnung des Pfaffen, des reichsten in dortiger Gegend.
Einen Speicher hatte der Mann mit köstlichen Schinken,
Lange Seiten des zartesten Specks verwahrt' er daneben,
Und ein frisch gesalzenes Fleisch befand sich im Troge.
Durch die steinerne Mauer gelang es Isegrim endlich

[1]) So schreibt Goethe nach Gottsched, obgleich auch die alten Ausgaben und die lateinische Uebersetzung „Elemar" haben. Elemar (‚Elmare" nach Rt. oder „Elemär" nach Rfe.) ist eine zu dem St. Peters-Kloster in Gent gehörende Propstei, an der Grenze von Flandern und Seeland gelegen, die 1144 gestiftet und 1424 durch eine Überschwemmung zu Grunde gerichtet wurde, wie Willems zu Rt. B. 373 nach „Sanderus, Flandria illustrata", I. p. 252 u. 263 angiebt. — Die neueren Bearbeitungen haben sämmtlich „Elemar".

[2]) Vgl. Vorbemerkung S. 7.

[3]) Rfe.: „so sere utor mates".

[4]) Rt. und Rfe.: „dat die duvel ware" und „de duvel were dare".

[5]) Rt. u. Rfe. haben nur den einfachen Ausdruck „bogeven", welches so viel heißt als: „sich der Welt begeben", „Mönch werden".

[6]) Der auch im Rfe. hier wenig passende Vers: „raken kréch he van mi den ramp" (oft kriegte er von mir das Unglück) ist im Rt., Br. H., viel zweckmäßiger mit dem Folgenden in Zusammenhang gebracht.

[7]) Diese Ortsbezeichnung fehlt Rfe.; im Rt. ist es das Land von Bermandois

Eine Spalte zu kratzen, die ihn gemächlich hindurch ließ;
Und ich trieb ihn dazu, es trieb ihn seine Begierde.
Aber da konnt' er sich nicht im Ueberflusse bezwingen,
Uebermäßig füllt' er sich an; da hemmte gewaltig
Den geschwollenen Leib[1]) und seine Rückkehr die Spalte.
Ach, wie klagt' er sie an, die ungetreue![2]) Sie ließ ihn
Hungrig hinein und wollte dem Satten die Rückkehr verwehren.
Und ich machte darauf ein großes Lärmen im Dorfe,
Daß ich die Menschen erregte,[3]) die Spuren des Wolfes zu finden;
Denn ich lief in die Wohnung des Pfaffen und traf ihn beim Essen,
Und ein fetter Kapaun ward eben vor ihn getragen,
Wohl gebraten; ich schnappte darnach und trug ihn von dannen.
Hastig wollte der Pfaffe mir nach und lärmte; da stieß er
Ueber den Haufen den Tisch mit Speisen und allem Getränke.
„„Schlaget, werfet, fanget und stechet!““ so rief der ergrimmte[4])
Pater und fiel und kühlte den Zorn (er hatte die Pfütze
Nicht gesehen) und lag. Und Alle kamen und schrien:
„„Schlagt!““ Ich rannte davon und hinter mir Alle zusammen,
Die mir das Schlimmste gedachten. Am Meisten lärmte der Pfaffe:
„„Welch ein verwegener Dieb! Er nahm das Huhn mir vom Tische!““
Und so lief ich voraus bis zu dem Speicher; da ließ ich
Wider Willen das Huhn zur Erde fallen, es ward mir
Endlich leider zu schwer; und so verlor mich die Menge.[5])
Aber sie fanden das Huhn, und da der Pater es aufhub,
Ward er des Wolfes im Speicher gewahr; es sah ihn der Haufen.
Allen rief der Pater nun zu: „„Hieher nur, und tresst ihn!
Uns ist ein anderer Dieb, ein Wolf, in die Hände gefallen!
Käm' er davon, wir wären beschimpft; es lachte wahrhaftig[6])
Alles auf unsre Kosten im ganzen Jülicher Lande.““
Was er nur konnte, dachte der Wolf.[7]) Da regnet' es Schläge

[1]) Nfc.: „in grote bük.“

[2]) Die Personifizirung der Spalte findet sich in den älteren Bearbeitungen nicht.

[3]) Nfc.: „up dat ik en to plasse brachte“ (daß ich ihn zu Falle brächte). Simrock übersetzt scherzhaft, um den Anklang an „plasse“ wiederzugeben: „daß ich zum Plagen brächte den Schlauch.“

[4]) Dies Wort, wie die ganze Ausführung bis „Schlagt“ (V. 329) ist neu. Im Nfc. steht nur: „do vél de pape in den drek.“

[5]) Nfc.: „unde lép do hen mine straten.“

[6]) Nfc. statt „es lachte wahrhaftig Alles auf unsre Kosten“: „des hebbe wi schande.“

[7]) Diese Worte (Nfc.: „Isegrim dachte, wat he konde“) erklärt wol Hoffmann richtig, indem er sie scherzhaft nimmt und ergänzt: „Es half ihm aber nichts.“ Gottsched: „Er besann sich, was zu thun wäre.“ Simrock: „Ich weiß nicht, was sich Isegrim dachte.“

Hieher und dorther ihm über den Leib und schmerzliche Wunden.
Alle schrien, so laut sie konnten; die übrigen Bauern
Liefen zusammen und streckten für todt ihn zur Erde darnieder.
Größeres Weh geschah ihm noch nie, so lang' er auch lebte.
Malt' es Einer auf Leinwand, es wäre seltsam zu sehen,
Wie er dem Pfaffen den Speck und seine Schinken bezahlte.[1])
Auf die Straße warfen sie ihn und schleppten ihn eilig
Ueber Stock und Stein;[2]) es war kein Leben zu spüren.
Und er hatte sich unrein gemacht;[3]) da warf man mit Abscheu
Vor das Dorf ihn hinaus; er lag in schlammiger Grube;
Denn sie glaubten ihn todt. In solcher schmählichen Ohnmacht
Blieb[4]) er, ich weiß nicht, wie lange, bevor er sein Elend gewahr ward.
Wie er noch endlich entkommen, das hab' ich niemals erfahren.
Und doch schwur er hernach (es kann ein Jahr sein), mir immer
Treu[5]) und gewärtig zu bleiben; nur hat es nicht lange gedauert.[6])
Denn warum er mir schwur, das konnt' ich leichtlich begreifen:
Gerne hätt' er einmal sich satt an Hühnern gegessen.
Und damit ich ihn tüchtig betröge, beschrieb ich ihm ernstlich
Einen Balken, auf dem sich ein Hahn des Abends gewöhnlich
Neben sieben Hühnern zu setzen pflegte. Da führt' ich
Ihn im Stillen bei Nacht, — es hatte Zwölfe geschlagen, —
Und der Laden des Fensters, mit leichter Latte gestützet,
Stand (ich wußt' es) noch offen. Ich that, als wollt' ich hineingehn;
Aber[7]) ich schmiegte mich an und ließ dem Oheim den Vortritt.
„„Gehet frei nur hinein,"" so sagt' ich, „„wollt Ihr gewinnen,
Seid geschäftig! Es gilt! Ihr findet gemästete Hennen.""[8])
Gar bedächtig kroch er hinein und tastete leise
Hier- und dahin und sagte zuletzt mit zornigen Worten:
„„O, wie führt Ihr mich schlecht![9]) Ich finde wahrlich von Hühnern

[1]) D. h. „bezahlen mußte." Der Ausdruck paßt eigentlich nur für die viel drastischere Schilderung der Szene, wie sie im Rfe. gegeben wird.
[2]) Alle Bearbeitungen haben diese uns geläufige Verbindung statt des niederdeutschen „over stene ende over struke" (Rt.) oder „dorch strük, dorch stén" (Rfe.) gewählt.
[3]) Im Ausdruck gemildert, während „mit Abscheu" zugesetzt ist.
[4]) Rfe.: „lach he dar de ganzen nacht."
[5]) Rfe.: „hulde," d. h. „der Eid der Treue"; in der That sind die Worte „treu und gewärtig" aus dem Homagium entnommen.
[6]) Rfe.: „man dat en was nicht vele beweent", „das wollte nicht viel sagen, hatte nicht viel auf sich" (Ebbeken, Hoffmann), woher Simrock übersetzt: „doch mit der Treue nahm er's leicht."
[7]) Statt dieses Verses im Rfe.: „men loegrim moste kropen vore."
[8]) Rfe.: „ein vetken hön."
[9]) Statt dessen im Rfe.: „Wi ein vormoldet" (verrathen).

Keine Feder.““ Ich sprach: „„Die vorne pflegten zu sitzen,
Hab' ich selber geholt, die andern sitzen dahinten.
Geht nur unverdrossen voran und tretet behutsam!““
Freilich der Balken war schmal, auf dem wir gingen. Ich ließ ihn
Immer voraus und hielt mich zurück und drückte mich rückwärts
Wieder zum Fenster hinaus und zog am Holze; der Laden
Schlug und klappte; das fuhr dem Wolf in die Glieder und schreckt' ihn;
Zitternd plumpt' er hinab vom schmalen Balken zur Erde.
Und erschrocken erwachten die Leute; sie schliefen am Feuer.
„„Sagt, was fiel zum Fenster herein!““ So riefen sie Alle,
Rafften behende sich auf, und eilig brannte die Lampe.[1])
In der Ecke fanden sie ihn und schlugen und gerbten
Ihm gewaltig das Fell; mich wundert, wie er entkommen.

„Weiter bekenn' ich vor Euch, daß ich Frau Gieremund heimlich
Oefters besucht und öffentlich auch. Das hätte nun freilich
Unterbleiben sollen. O, wär' es niemals geschehen!
Denn so lange sie lebt, verwindet sie schwerlich die Schande.[2])

„Alles hab' ich Euch jetzt gebeichtet, dessen ich irgend
Mich zu erinnern vermag, was meine Seele beschweret.
Sprechet mich los! Ich bitte darum, ich werde mit Demuth
Jede Buße vollbringen, die schwerste, die Ihr mir auflegt.“[3])

Grimbart wußte sich schon in solchen Fällen zu nehmen.[4])
Brach ein Reischen am Wege, dann sprach er: „Oheim, nun schlagt Euch
Dreimal über den Rücken mit diesem Reischen und legt es,
Wie ich's Euch zeige, zur Erde und springet dreimal darüber!
Dann mit Sanftmuth küsset das Reis und zeigt Euch gehorsam!
Solche Buße leg' ich Euch auf und spreche von allen
Sünden und allen Strafen Euch los und ledig, vergeb' Euch
Alles im Namen des Herrn, so viel Ihr immer begangen.“

Und als Reinecke nun die Buße willig vollendet,
Sagte Grimbart: „Lasset an guten Werken, mein Oheim,

[1]) Afc.: „se entfengeden lecht“ (sie fündeten Licht an).
[2]) Afc.: „unde lanksem dat schal vorwinnen.“
[3]) Afc.: „settet mi (legt mir zur Buße auf), dat ju dunket gût!“
[4]) Afc.: „was listich unde vrôt“ (klug).
[5]) Im Afc. wird ihm noch zur Bekräftigung gemacht, nicht zu strauchein; im Rt. (V. 1680) giebt der Dachs selbst Reinecke vierzig Schläge.

Eure Besserung spüren und leset Psalmen, besuchet
Fleißig die Kirchen und fastet an rechten gebotenen Tagen![1])
Wer Euch fraget, Dem weiset den Weg, und gebet den Armen
Gern und schwöret mir zu, das böse Leben zu lassen,
Alles Rauben und Stehlen, Verrath und böse Verführung!
Und so ist es gewiß, daß Ihr zu Gnaden gelanget."
Reineke sprach: „So will ich es thun, so sei es geschworen!"

Und so war die Beichte vollendet. Da gingen sie weiter
Nach des Königes Hof. Der fromme[2]) Grimbart und Jener
Kamen durch schwärzliche fette Gebreite;[3]) sie sahen ein Kloster
Rechter Hand des Weges; — es dienten geistliche Frauen
Spat und früh dem Herren daselbst und nährten im Hofe
Viele Hühner und Hähne mit manchem schönen Kapaune,
Welche nach Futter zuweilen sich außer der Mauer zerstreuten.
Reineke pflegte sie oft zu besuchen. Da sagt' er zu Grimbart:
„Unser kürzester Weg geht an der Mauer vorüber."
Aber er meinte die Hühner, wie sie im Freien spazierten.
Seinen Beichtiger führt' er dahin; sie nahten den Hühnern;
Da verdrehte der Schalk die gierigen Augen im Kopfe.
Ja, vor allen gefiel ihm ein Hahn, der, jung und gemästet,
Hinter den andern spazierte; den faßt' er treulich ins Auge,
Hastig sprang er hinter ihm drein; es stoben die Federn.

Aber Grimbart, entrüstet, verwies ihm den schändlichen Rückfall.
„Handelt Ihr so, unseliger Oheim, und wollt Ihr schon wieder
Um ein Huhn in Sünde gerathen, nachdem Ihr gebeichtet?
Schöne Reue heiß' ich mir das!" Und Reineke sagte:
„Hab' ich es doch in Gedanken gethan! O theuerster Oheim,
Bittet zu Gott, er möge die Sünde mir gnädig vergeben!
Nimmer thu' ich es wieder und laß' es gerne." Sie kamen
Um das Kloster herum in ihre Straße; sie mußten
Ueber ein schmales Brückchen hinüber, und Reineke blickte
Wieder nach den Hühnern zurück; er zwang sich vergebens.
Hätte Jemand das Haupt ihm abgeschlagen, es wäre
Nach den Hühnern geflogen; so heftig war ihre Begierde.

[1]) Im Mc. steht noch: „trostet de kranken in alle jnnen dagen."
[2]) Mc.: „dichtvader."
[3]) Im Mc. kommen sie nur „up ein slichten stad."

Grimbart sah es und rief: „Wo laßt Ihr, Neffe, die Augen
Wieder spazieren? Fürwahr, Ihr seid ein häßlicher Vielfraß!"
Reineke sagte darauf: „Das macht Ihr übel, Herr Oheim!
Uebereilet Euch nicht und stört nicht meine Gebete!
Laßt ein Paternoster mich sprechen! Die Seelen der Hühner
Und der Gänse bedürfen es wol, so viel ich den Nonnen,
Diesen heiligen Frauen, durch meine Klugheit entrissen."

Grimbart schwieg, und Reineke Fuchs verwandte das Haupt nicht
Von den Hühnern, so lang' er sie sah. Doch endlich gelangten
Sie zur rechten Straße zurück und nahten dem Hofe.
Und als Reineke nun die Burg des Königs erblickte,
Ward er innig betrübt; denn heftig war er beschuldigt.

Vierter Gesang.

Als man bei Hofe vernahm, es komme Reineke wirklich,
Drängte sich Jeder heraus, ihn zu sehn, die Großen und Kleinen,
Wenige freundlich gesinnt; fast Alle hatten zu klagen.
Aber Reineken däuchte, das sei von keiner Bedeutung;
Wenigstens stellt' er sich so, da er mit Grimbart, dem Dachse,
Jetzo dreist und zierlich die hohe Straße daherging.
Muthig kam er heran und gelassen,[1]) als wär' er des Königs
Eigener Sohn und frei und ledig von allen Gebrechen.[2])
Ja, so trat er vor Nobel, den König, und stand im Palaste
Mitten unter den Herren; er wußte sich ruhig zu stellen.[3])

„Edler König, gnädiger Herr," begann er zu sprechen:
Edel seid Ihr und groß, von Ehren und Würden der Erste;
Darum bitt' ich von Euch, mich heute rechtlich zu hören.
Keinen treueren Diener hat Eure fürstliche Gnade
Je gefunden als mich; das darf ich kühnlich behaupten.
Viele weiß ich am Hofe, die mich darüber verfolgen.
Eure Freundschaft würd' ich verlieren, woferne die Lügen
Meiner Feinde, wie sie es wünschen, Euch glaublich erschienen;
Aber glücklicherweise bedenkt Ihr jeglichen Vortrag.
Hört den Beklagten so gut als den Kläger; und haben sie Vieles
Mir im Rücken gelogen, so bleib' ich ruhig und denke:
Meine Treue kennt Ihr genug; sie bringt mir Verfolgung."

„Schweiget," versetzte der König, „es hilft kein Schwätzen und Schmeicheln;
Euer Frevel ist laut, und Euch erwartet die Strafe.
Habt Ihr den Frieden gehalten, den ich den Thieren geboten,

---

[1]) Nfe.: „also wolich van gelate" (so muthig im Benehmen); das Wort „gelate" hat die Uebersetzung „gelassen" hervorgerufen, die sich auch bei Gottfried und Marbach findet.

[2]) Nfe.: „oft he nemande up eine . . . . bone hadde misgedân."

[3]) Nfe.: „unde hélt sik bet, wan eme was" (hielt sich besser als ihm [zu Muthe] war).

Den ich geschworen? Da steht der Hahn! Ihr habt ihm die Kinder,
Falscher, leidiger[1]) Dieb, eins nach dem andern entrissen.
Und wie lieb Ihr mich habt, das wollt Ihr, glaub' ich, beweisen,
Wenn Ihr mein Ansehn schmäht und meine Diener beschädigt.
Seine Gesundheit verlor der arme Hinze! Wie langsam
Wird der verwundete Braun von seinen Schmerzen genesen!
Aber ich schelt' Euch nicht weiter. Denn hier sind Kläger die Menge,
Viele bewiesene Thaten. Ihr möchtet schwerlich entkommen."[2])

„Bin ich, gnädiger Herr, deswegen strafbar?" versetzte
Reineke; „kann ich davor, wenn Braun mit blutiger Platte
Wieder zurückkehrt? Wagt' er sich doch und wollte vermessen
Rüsteviel's Honig verzehren! Und kamen die tölpischen Bauern
Ihm zu Leibe, so ist er ja stark und mächtig an Gliedern;
Schlugen und schimpften sie ihn, eh er ins Wasser gekommen,
Hätt' er als rüstiger Mann die Schande billig gerochen.
Und wenn Hinze, der Kater, den ich mit Ehren empfangen,
Nach Vermögen bewirthet, sich nicht vom Stehlen enthalten,
In die Wohnung des Pfaffen, so sehr ich ihn treulich verwarnte,[3])
Sich bei Nacht geschlichen und dort was Uebels erfahren:
Hab' ich Strafe verdient, weil Jene thöricht gehandelt?
Eurer fürstlichen Krone geschähe das wahrlich zu nahe!
Doch Ihr möget mit mir nach Euerm Willen verfahren,
Und so klar auch die Sache sich zeigt, beliebig verfügen,
Mag es zum Nutzen, mag es zum Schaden auch immer gereichen,
Soll ich gesotten, gebraten, geblendet oder gehangen
Werden oder geköpft, so mag es eben geschehen!
Alle sind wir in Eurer Gewalt, Ihr habt uns in Händen.
Mächtig seid Ihr und stark; was widerstünde der Schwache?
Wollt Ihr mich tödten, das würde fürwahr ein geringer Gewinn sein.
Doch es komme, was will! Ich stehe redlich zu Rechte."

Da begann der Widder Bellyn: „Die Zeit ist gekommen;
Laßt uns klagen!" Und Isegrim kam mit seinen Verwandten,
Hinze, der Kater, und Braun, der Bär, und Thiere zu Schaaren. —
Auch der Esel Boldewyn[4]) kam und Lampe, der Hase,

[1]) Ms.: „untrowe."
[2]) Ms.: „men jowe hals schal des entgelden."
[3]) Ms.: „sunder minen rât."
[4]) Der Name des Esels, der so viel als „unbesorgt, selbstvertrauend" (qui bona fiducia fertur) bedeutet, geht mit geringen Variationen durch alle Bearbeitungen durch. Schon im Reinhardus (IV. 370) heißt der Vater des Esels

Mackerlos kam, das Hündchen, und Ayn,[1] die Dogge, die Ziege
Metke,[2] Hermen, der Bock, dann das Eichhorn, die Wiesel[3]
Und das Hermelin. Auch waren der Ochs[4] und das Pferd nicht
Außen geblieben; daneben erlab man die Thiere der Wildniß,
Als den Hirsch[5] und das Reh und Bokert, den Biber,[6] den Marder,[7]
Das Kaninchen, den Eber, und Alle drängten einander.
Bartolt,[8] der Storch, und Markart, der Häher, und Lütke, der Kranich,
Flogen herüber; es meldeten sich auch Tybbke,[9] die Ente,
Alheid, die Gans und Andere mehr mit ihren Beschwerden.
Henning, der traurige Hahn, mit seinen wenigen Kindern[10]
Klagte heftig; es kamen herbei unzählige Vögel
Und der Thiere so viel — wer wüßte die Menge zu nennen!
Alle gingen dem Fuchs zu Leibe; sie hofften, die Frevel
Nun zur Sprache zu bringen und seine Strafe zu sehen.
Vor den König drängten sie sich mit heftigen Reden,
Häuften Klagen auf Klagen, und alt' und neue Geschichten
Brachten sie vor. Man hatte noch nie an einem Gerichtstag
Vor des Königes Thron so viele Beschwerden gehört.
Reineke stand und wußte darauf gar künstlich zu dienen;
Denn ergriff er das Wort, so floß die zierliche Rede
Seiner Entschuldigung her, als wär' es lautere Wahrheit.
Alles wußt' er bei Seite zu lehnen und Alles zu stellen.
Hörte man ihn, man wunderte sich und glaubt' ihn entschuldigt;

Carcophas „Balduinus", und auch in andern Gedichten des Mittelalters findet sich dieser Name.

[1] Dieser Name zuerst im Rt.; im Reinhard heißt der große Hund „Reitze", im Rd. „Roonel, Roonias." Man vgl. die Note zu Ges. I. V. 31.

[2] Der Name ist Diminutiv von Mechtildis, Mathilde, dagegen „Hermen" so viel als „der Einfältige" (man vgl. den ausführlichen Artikel bei Adelung), eine Benennung, die allerdings besser für den Schafbock paßt.

[3] Singular, wie Ges. XII. V. 212. Das Wort kommt in allen drei Geschlechtern vor; Goethe scheint indessen mit Absicht von Gottsched abzuweichen, der an beiden Stellen „das Wiesel" sagt.

[4] Ochse und Pferd kommen in den französischen Bearbeitungen, das letztere auch noch im Reinardus, mit Eigennamen vor.

[5] Der Hirsch heißt im Reinhart „Randolt", im Reinardus und Isengrimus „Rearidus", im Rd. „Brichemorn", das Reh im letzteren „Blanchard."

[6] Vgl. die Anmerkung zu Ges. I. V. 57.

[7] Der „Marder" ist hier zugesetzt.

[8] Wie der Storch zu diesem Namen kommt, ist bisher nicht mit Sicherheit ermittelt; im Rfe. steht das alte Wort „adebâr" dafür.

[9] Dieser Name, sowie „Alheid" fehlt im Rt.; das erstere ist nach Lübben Nebenform zu „Tiedeborta"; wie die Gans zu ihrem Namen kommt, ist zweifelhaft.

[10] Rfe.: „unde al sine kinder."

Ja, er hatte noch übriges Recht und Vieles zu klagen.[1])
Aber es standen zuletzt wahrhaftige, redliche Männer
Gegen Reineken auf, die wider ihn zeugten, und alle
Seine Frevel fanden sich klar. Nun war es geschehen!
Denn im Rathe des Königs mit einer Stimme[2]) beschloß man:
Reineke Fuchs sei schuldig des Todes! So soll' man ihn fahen,
Soll' ihn binden und hängen[3]) an seinem Halse, damit er
Seine schweren Verbrechen mit schmählichem Tode verbüße.

Jetzt[4]) gab Reineke selbst das Spiel verloren; es hatten
Seine klugen Worte nur wenig geholfen. Der König
Sprach das Urtheil selber. Da schwebte dem losen Verbrecher,
Als sie ihn fingen und banden, sein klägliches Ende vor Augen.

Wie nun nach Urtheil und Recht gebunden Reineke dastand,
Seine Feinde sich regten, zum Tod ihn eilend zu führen,
Standen die Freunde betroffen und waren schmerzlich bekümmert,
Martin,[5]) der Affe, mit Grimbart und Vielen aus Reinekens Sippschaft.
Ungern hörten sie an das Urtheil und trauerten alle
Mehr, als man dächte. Denn Reineke war der ersten Baronen
Einer und stand nun, entsetzt von allen Ehren und Würden
Und zum schmählichen Tode verdammt. Wie mußte der Anblick
Seine Verwandten empören![6]) Sie nahmen alle zusammen
Urlaub vom Könige, räumten den Hof, so viele sie waren.

Aber dem Könige ward es verdrießlich, daß ihn so viele
Ritter verließen. Es zeigte sich nun die Menge Verwandten,
Die sich, mit Reinekens Tod sehr unzufrieden, entfernten.
Und der König sprach zu einem seiner Vertrauten:
„Freilich ist Reineke bosshaft; allein man sollte bedenken,
Viele seiner Verwandten sind nicht zu entbehren am Hofe."

[1]) Dieser von Goethe hinzugesetzte Vers kann nur bedeuten, daß Reineke sich nicht allein von jedem Unrecht gegen Andere frei machte, sondern auch zu beweisen suchte, daß Diele Unrecht gegen ihn verübt hätten.

[2]) Ake.: „eindrachtigen unde eines modes" (Sinnes).

[3]) Ueber die Strafe selbst, bei deren Bezeichnung der gerichtliche Ausdruck „an seinem Halse" beibehalten ist, und deren Schimpflichkeit (V. 90 u. 102) vgl. Gr. D. R. A., S. 682 f.

[4]) V. 91—94 sind frei behandelt.

[5]) Der Name des Affen ist schon im Mt. „Mertijn" oder „Martin". Auch im Nd. heißt der Sohn des Affen Counterians „Martinet."

[6]) Ake.: „so en mochten nicht desse nöt vordragen."

Aber Isegrim, Braun und Hinze, der Kater, sie waren
Um den Gebundnen geschäftig; sie wollten die schändliche Strafe,
Wie es der König gebot, an ihrem Feinde vollziehen,[1])
Führten ihn hastig hinaus und sahen den Galgen von ferne.
Da begann der Kater erbost zum Volke zu sprechen:
„Nun bedenket, Herr Isegrim, wohl, wie Reineke damals
Alles that und betrieb, wie seinem Hasse gelungen,
Euern Bruder am Galgen zu sehn![2]) Wie sog er so fröhlich
Mit ihm hinaus! Versäumet ihm nicht die Schuld zu bezahlen!
Und gedenket, Herr Braun, er hat Euch schändlich verrathen,
Euch in Nusterviel's Hofe dem groben, zornigen Volke,
Männern und Weibern, treulos geliefert und Schlägen und Wunden,
Und der Schande dazu, die aller Orten bekannt ist.
Habet Acht und haltet zusammen! Entkäm' er uns heute,
Könnte sein Witz ihn befrein und seine listigen Ränke,
Niemals würd' uns die Stunde der süßen Rache beschert sein.[3])
Laßt uns eilen und rächen, was er an Allen verschuldet!"

Isegrim sprach: „Was helfen die Worte? Geschwinde verschafft mir
Einen tüchtigen Strick! Wir wollen die Qual ihm verkürzen."
Also sprachen sie wider den Fuchs und zogen die Straße.

Aber Reineke hörte sie schweigend; doch endlich begann er:
„Da Ihr so grausam mich haßt und tödtliche Rache begehrt,
Wisset Ihr doch kein Ende zu finden! Wie muß ich mich wundern!
Hinze wüßte wol Rath zu einem tüchtigen Stricke;
Denn er hat ihn geprüft, als in des Pfaffen Behausung
Er sich nach Mäusen hinabließ und nicht mit Ehren davonkam.
Aber Isegrim, Ihr, und Braun, Ihr eilt ja gewaltig,
Euern Oheim zum Tode zu bringen; Ihr meint, es gelänge."[4])

---

[1]) Mc.: „desse dachten en ok up to hengen." Daß übrigens diese Drei trotz ihres hohen Ranges die Exekution selbst vollziehen, lag im Wesen des alten Rechts; Henker von Profession gab es nicht.

[2]) Im Rt. und Mc. sowie in den späteren Bearbeitungen sind es zwei Brüder, die im ersten „Kunne" (der Große) und „Widelanke" (der Weitschenkligе) heißen. Die Beziehung auf ältere Fabeln, welche hier vorliegt, scheint nicht ermittelt zu sein.

[3]) Mc. hat statt V. 125 u. 126: „entquëme he wëch tt desser nôt, | uns wroke (rächten) wi uns nummer mêre."

[4]) Der Sinn des Mc.: „gi weren, ju schal denne wol gelingen," ist: „es wird Euch dann später gut gehen", so daß sich das Ganze nicht auf den vorliegenden Akt des Hängens bezieht. Nur in der Uebersetzung von Simrock: „Ihr meint, es wird Euch dann gelingen," wird dies einigermaßen angedeutet.

Und der König erhob sich mit allen Herren des Hofes,
Um das Urtheil vollstrecken zu sehn; es schloß an den Zug sich
Auch die Königin an, von ihren Frauen begleitet;[1])
Hinter ihnen strömte die Menge der Armen und Reichen;
Alle wünschten Reinekens Tod und wollten ihn sehen.
Isegrim sprach indeß mit seinen Verwandten und Freunden
Und ermahnete sie, ja fest an einander geschlossen,
Auf den gebundenen Fuchs ein wachsam Auge zu haben;
Denn sie fürchteten immer, es möchte der Kluge sich retten.
Seinem Weibe befahl der Wolf besonders: „Bei Deinem
Leben, stehe mir zu und hilf den Bösewicht halten!
Käm' er los, wir würden es Alle gar schmählich empfinden."
Und zu Braunen sagt' er: „Gedenket, wie er Euch höhnte!
Alles könnt Ihr ihm nun mit reichlichen Zinsen bezahlen.
Hinze klettert und soll uns den Strick da oben befesten;[2])
Haltet ihn und stehet mir bei! Ich rücke die Leiter;
Wenig Minuten, so soll's um diesen Schelmen gethan sein!"
Braun versetzte: „Stellt nur die Leiter! Ich will ihn schon halten."

„Seht doch," sagte Reineke drauf, „wie seid Ihr geschäftig,
Euern Oheim zum Tode zu bringen! Ihr solltet ihn eher
Schützen und schirmen, und wär' er in Noth, Euch seiner erbarmen.
Gerne bät' ich um Gnade; allein was könnt' es mir helfen?
Isegrim haßt mich zu sehr, ja, seinem Weibe gebeut er,
Mich zu halten und mir den Weg zur Flucht zu vertreten.
Dächte sie voriger Zeiten, sie könnte mir wahrlich nicht schaden.
Aber soll es nun über mich gehn, so wollt' ich, es wäre
Bald gethan. So kam auch mein Vater in schreckliche Nöthen;[3])
Doch am Ende ging es geschwind. Es begleiteten freilich
Nicht so Viele den sterbenden Mann. Doch wolltet Ihr länger
Mich verschonen, es müßt' Euch gewiß zur Schande gereichen."
„Hört Ihr," sagte der Bär, „wie trotzig der Bösewicht redet?
Immer, immer hinauf! Es ist sein Ende gekommen."[4])

[1]) „Von ihren Frauen begleitet", ein Zusatz, zu dem Goethe durch die schon in den Homerischen Gedichten übliche Sitte veranlaßt zu sein scheint.

[2]) Derselbe Ausdruck findet sich noch Werke, III. S. 217. A. 8.

[3]) Es scheint, als wenn Reineke hier schon allmählig die Erzählung vorbereitet, die er im folgenden Gesang in Betreff seines Vaters erfindet. Dasür spricht auch V. 255.

[4]) Wesentlich verändert. Nr.: „ein trachent (Zäunung) nu ende nemen schal."

Aengstlich dachte Reineke nun: „O, möcht' ich in diesen
Großen Nöthen geschwind was glücklich Neues ersinnen,
Daß der König mir gnädig das Leben schenkte und diese
Grimmigen Feinde, die drei, in Schaden und Schande geriethen!
Laßt uns Alles bedenken, und helfe, was helfen kann! Denn hier
Gilt es den Hals; die Noth ist dringend; wie soll ich entkommen?
Alles Uebel häuft sich auf mich. Es zürnet der König,
Meine Freunde sind fort und meine Feinde gewaltig;
Selten hab' ich was Gutes gethan, die Stärke des Königs,
Seiner Räthe Verstand wahrhaftig wenig geachtet;
Vieles hab' ich verschuldet und hoffte dennoch, mein Unglück
Wieder zu wenden. Gelänge mir's nur, zum Worte zu kommen.
Wahrlich, sie hingen mich nicht; ich lasse die Hoffnung nicht fahren." [1]

Und er wandte darauf sich von der Leiter zum Volke,
Rief: „Ich sehe den Tod vor meinen Augen und werd' ihm
Nicht entgehen. Nur bitt' ich Euch Alle, so Viele mich hören,
Um ein Weniges nur, bevor ich die Erde verlasse.
Gerne möcht' ich vor Euch in aller Wahrheit die Beichte
Noch zum letzten Mal öffentlich sprechen und redlich bekennen
Alles Uebel, das ich gethan, damit nicht ein Andrer
Etwa dieses und jenes von mir im Stillen begangnen,
Unbekannten Verbrechens dereinst beschuldigt werde;
So verhüt' ich zuletzt noch manches Uebel, und dessen
Kann ich, es werde mir's Gott in allen Gnaden gedenken."

Viele jammerte das. Sie sprachen unter einander:
„Klein ist die Bitte, gering nur die Frist!" Sie baten den König,
Und der König vergönnt' es. Da ward' es Reinckes wieder
Etwas leichter ums Herz; er hoffte glücklichen Ausgang.
Gleich benutzt' er den Raum, der ihm gegönnt war, und sagte:

„Spiritus Domini helfe mir nun! Ich sehe nicht Einen
Unter der großen Versammlung, den ich nicht irgend beschädigt.
Erst, ich war noch ein kleiner Kompan und hatte die Brüste
Kaum zu saugen verlernt, da folgt' ich meinen Begierden
Unter die jungen Lämmer und Ziegen, die neben der Heerde
Sich im Freien zerstreuten; [2]) ich hörte die blökenden Stimmen [3])

[1]) V. 176—183 schließen sich nur lose an das Original an.
[2]) Rfc.: „war so gingen hüten den wegen."
[3]) Im Rfc. Handschrift: „ero blokent unde stemmen."

Gar zu gerne; da lüstete mich nach lederer Speise,[1])
Lernte hurtig sie kennen. Ein Lämmchen biß ich zu Tode,
Leckte das Blut — es schmeckte mir köstlich — und tödtete weiter
Vier der fünften Ziegen und aß sie und übte mich ferner;
Sparte keine Vögel noch Hühner noch Enten noch Gänse,
Wo ich sie fand, und habe gar Manches im Sande vergraben,
Was ich geschlachtet und was mir nicht Alles zu essen beliebte.

„Dann begegnet' es mir, in einem Winter am Rheine[2])
Lernt' ich Isegrim kennen; er lauerte hinter den Bäumen.
Gleich versichert' er mir, ich sei aus seinem Geschlechte;
Ja, er wußte mir gar die Grade der Sippschaft am Finger
Vorzurechnen. Ich ließ mir's gefallen; wir schlossen ein Bündniß
Und gelobten einander, als treue Gesellen zu wandern;[3])
Leider sollt' ich dadurch mir manches Uebel bereiten.
Wir durchstrichen zusammen das Land; da stahl er das Große,
Stahl ich das Kleine. Was wir gewonnen, das sollte gemein sein;
Aber es war nicht gemein, wie billig; er theilte nach Willkür;
Niemals empfing ich die Hälfte, ja, Schlimmeres hab' ich erfahren.
Wenn er ein Kalb sich geraubt, sich einen Widder erbeutet,
Wenn ich im Ueberfluß itzen ihn fand, er eben die Ziege,
Frisch geschlachtet, verzehrte, ein Bock ihm unter den Klauen
Lag und zappelte, grinst' er mich an und stellte sich grämlich,
Trieb mich knurrend hinweg; so war mein Theil ihm geblieben.
Immer ging es mir so, es mochte der Braten so groß sein,
Als er wollte. Ja, wenn es geschah, daß wir in Gesellschaft
Einen Ochsen gefangen, wir eine Kuh uns gewonnen,
Gleich erschienen sein Weib und sieben Kinder und warfen
Ueber die Beute sich her und drängten mich hinter die Mahlzeit.
Keine Rippe konnt' ich erlangen, sie wäre denn gänzlich
Glatt und trocken genagt. Das sollte mir Alles gefallen![4])
Aber Gott sei gedankt, ich litt deswegen nicht Hunger;
Heimlich nährt' ich mich wol von meinem herrlichen Schatze,
Von dem Silber und Golde, das ich an sicherer Stätte

[1]) Rk.: „do begunde ik ersten lecherie to lern."
[2]) Die Fr. H. des Rk. liest: „Te wynter wen den ouden Ryn." womit der „Alte Rhein", ein Arm des Rheins bei Leyden, gemeint wäre; dagegen die Chq. H.: „Daer na quam ic met Isingrime | Te wintre in enen couden rime | Bi Bazele ander enen boom." Dort ist dann „couden rime" (kalter Reif) und „Bazele" eine Ortschaft bei Tendermonde. Rk. hat sich auch hier nach ersterer gerichtet. Das Reineke Isegrim erst dort kennen lernt, ist Goethischer Zusatz.
[3]) Rk.: „wi loveden ... gude gesellschop."
[4]) V. 225—235 in ziemlich freier Behandlung.

Heimlich verwahre; deß hab' ich genug. Es schafft mir wahrhaftig
Ihn kein Wagen hinweg, und wenn er siebenmal führe."

Und es dorchte der König, da von dem Schatze gesagt ward,
Neigte sich vor und sprach: „Von wannen ist er Euch kommen?
Saget an! Ich meine den Schatz." Und Reineke sagte:
„Dieses Geheimniß verhehl' ich Euch nicht; was könnt' es mir helfen?
Denn ich nehme nichts mit von diesen köstlichen Dingen.
Aber wie Ihr befehlt, will ich Euch Alles erzählen;
Denn es muß nun einmal heraus; um Liebes und Leides [1])
Meldet' ich wahrhaftig das große Geheimniß nicht länger verhehlen;
Denn der Schatz war gestohlen. Es hatten sich Viele verschworen,
Euch, Herr König, zu morden, und wurde zur selbigen Stunde
Nicht der Schatz mit Klugheit entwendet, so war es geschehen.
Merket es, gnädiger Herr! Denn Euer Leben und Wohlfahrt
Hing an dem Schatz. Und daß man ihn stahl, das brachte denn leider
Meinen eigenen Vater in große Nöthen, es bracht' ihn
Frühe zur traurigen Fahrt, vielleicht zu ewigem Schaden;
Aber, gnädiger Herr, zu Euerm Nutzen geschah es!"

Und die Königin hörte bestürzt die gräßliche Rede,
Das verworrne Geheimniß von ihres Gemahles Ermordung,
Von dem Verrath, vom Schatz, und was er Alles gesprochen.
„Ich vermahn' Euch, Reineke," rief sie, „bedenket, die lange
Heimfahrt steht Euch bevor! Entladet rasch die Seele!
Saget die lautere Wahrheit und redet mir deutlich vom Morde!"
Und der König setzte hinzu: „Ein Jeglicher schweige!
Reineke komme nun wieder herab und trete mir näher —
Denn es betrifft die Sache mich selbst — damit ich sie höre!"

Reineke, der es vernahm, stand wieder getröstet; die Leiter
Stieg er zum großen Verdruß der Feindlichgesinnten herunter;
Und er nahte sich gleich dem König und seiner Gemahlin,
Die ihn eifrig befragten, wie diese Geschichte begegnet.

Da bereitet' er sich zu neuen gewaltigen Lügen.[2])
„Könnt' ich des Königes Huld und seiner Gemahlin," so dacht' er,
„Wiedergewinnen und könnte zugleich die List mir gelingen,
Daß ich die Feinde, die mich dem Tod entgegengeführet,

[1]) Alte Formel. Nfr.: „wër dorch lêf noch dorch lêt."
[2]) Nfr.: „do wolde Reinke logen mit macht."

Selbst verdürbe, das rettete mich aus allen Gefahren.
Sicher wäre mir das ein unerwarteter Vortheil;
Aber ich sehe schon, Lügen bedarf es, und über die Maaßen.“ [1])

Ungeduldig befragte die Königin Reineken weiter:
„Lasset uns deutlich vernehmen, wie diese Sache beschaffen!
Saget die Wahrheit, bedenkt das Gewissen, entladet die Seele!“
Reineke sagte darauf: „Ich will Euch gerne berichten.
Sterben muß ich nun wol; es ist kein Mittel dagegen.
Sollt' ich meine Seele beladen am Ende des Lebens,
Ewige Strafe verwirken, es wäre thöricht gehandelt.
Besser ist es, daß ich bekenne; und muß ich dann leider
Meine lieben Verwandten und meine Freunde verklagen,
Ach, was kann ich dafür! Es drohen die Qualen der Hölle.“

Und es war dem Könige schon bei diesen Gesprächen
Schwer geworden ums Herz. Er sagte: „Sprichst Du die Wahrheit?“
Da versetzte Reineke drauf mit verstellter Geberde:
„Freilich bin ich ein sündiger Mensch; doch red' ich die Wahrheit.
Könnt' es mir nutzen, wenn ich Euch löge? Da würd' ich mich selber
Ewig verdammen. Ihr wißt ja nun wol, so ist es beschlossen,
Sterben muß ich, ich sehe den Tod und werde nicht lügen;
Denn es kann mir nicht Böses noch Gutes zur Hilfe gedeihen.“
Bebend sagte Reineke das und schien zu verzagen.

Und die Königin sprach: „Mich jammert seine Beklemmung;
Sehet ihn gnadenreich an, [2]) ich bitt' Euch, mein Herr, und erwäget:
Manches Unheil wenden wir ab nach seinem Bekenntniß.
Laßt uns je eher je lieber den Grund der Geschichte vernehmen!
Heißet Jeglichen schweigen und laßt ihn öffentlich sprechen!“

Und der König gebot; da schwieg die ganze Versammlung.
Aber Reineke sprach: „Beliebt es Euch, gnädiger König,
So vernehmet, was ich Euch sage! Geschieht auch mein Vortrag
Ohne Brief und Papier, [3]) so soll er doch treu und genau sein;
Ihr erfahrt die Verschwörung, und Niemands denk' ich zu schonen.“

---

[1]) In seiner Farbenlehre (Polemischer Theil, Nr. 645) wendet Goethe diesen Vers auf Newton an.

[2]) Nfc.: „Ick bidden etlike gnade.“

[3]) Nt.: „sunder brief“; Nfc.: „sunder bréf“, d. h. „ohne Schriftstück“.

Fünfter Gesang.

Nun vernehmet die List und wie der Fuchs sich gewendet,
Sein Frevel wieder zu decken und Andern zu schaden!
Bodenlose Lügen ersann er, beschimpfte den Vater
Jenes der Grube, beschwerte den Dachs mit großer Verleumdung,
Seinen redlichsten Freund, der ihm beständig gedienet.
So erlaubt' er sich Alles, damit er seiner Erzählung
Glauben schaffte, damit er an seinen Verklägern sich rächte.

„Mein Herr Vater," sagt' er darauf, „war so glücklich gewesen,
König Emmrich's,[1]) des Mächtigen, Schatz auf verborgenen Wegen
Einst zu entdecken; doch brachte ihm der Fund gar wenigen Nutzen;
Denn er überlud sich des großen Vermögens und schämte
Seinesgleichen von nun an nicht mehr, und seine Gesellen
Achtet' er viel zu gering; er suchte sich höhere Freunde.
Hinze, den Kater, sendet er ab in die wilden Ardennen,
Braun, den Bären, zu suchen; dem sollt' er Treue versprechen,
Sollt' ihn laden, nach Flandern zu kommen und König zu werden.

„Als nun Braun das Schreiben gelesen, erfreut' es ihn herzlich;
Unverdrossen und kühn bezab er sich eilig nach Flandern,
Denn er hatte schon lange so was in Gedanken getragen.
Meinen Vater fand er daselbst; der sah ihn mit Freuden,
Sendete gleich nach Isegrim aus und nach Grimbart, dem Weisen,
Und die Vier verhandelten dann die Sache zusammen;
Doch der Fünfte dabei war Hinze, der Kater. Ein Dörfchen
Liegt allda, wird Itte[2]) genannt, und grade da war es,

---

[1]) Der mythische König der Ostgothen Ermannarich, der sich beim Heranahen der Hunnen selbst den Tod gab, in der Nibelungensage „Ermenrich" und im Rt. „Hermeling" genannt, ist hier gemeint. Der Sage nach hatte er zu Gent ein Schloß erbaut, in welchem er seine Schätze bewahrte. Ueber die Quelle dieser Sage vgl. Jakob Grimm's Reinhart Fuchs, S. CLII, und Willems' Reinaert, S. 90.

[2]) Im Rt., Cdg H.: „Hijste, | Tusscen Hijste ende Gent"; Br.H.: „Tusschen Kisel ende Ghent," so daß sich also auch hier der Bearbeiter des Rte. nach der ersteren gerichtet hat. Nach Willems ist Ytte eine Ortschaft in der Nähe von Deftelbonk und Lochristy.

Zwischen Iffe und Geul, wo sie zusammen gehandelt.
Eine lange, düstere Nacht verbarg die Versammlung,
Nicht mit Gott; es hatte der Teufel, es hatte mein Vater
Sie in seiner Gewalt mit seinem leidigen Golde.
Sie beschlossen des Königes Tod, beschwuren zusammen
Festen, ewigen Bund, und also schwuren die Fünfe
Sämmtlich auf Jegrim's Haupt,[1]) sie wollten Braunen, den Bären,
Sich zum Könige wählen und auf dem Stuhle zu Aachen[2])
Mit der goldnen Krone das Reich ihm festlich versichern.
Wollte nun auch von des Königes Freunden und seinen Verwandten
Jemand dagegen sich setzen, den sollte mein Vater bereden
Oder bestechen, und ginge das nicht, sogleich ihn verjagen.
Das bekam ich zu wissen; denn Grimbart hatte sich einmal
Morgens lustig getrunken und war geprächtig geworden;
Seinem Weibe[3]) verschwätzte der Thor die Heimlichkeit alle,
Legte Schweigen ihr auf; da, glaubt' er, wäre geholfen.
Sie begegnete drauf bald meinem Weibe, die musst' ihr
Der drei Könige Namen[4]) zum feierlichen Gelübde
Nennen, Ehr' und Treue verpfänden, um Liedes und Leides[5])
Niemand ein Wörtchen zu sagen, und so entdeckt' sie ihr Alles.
Ebensowenig hat auch mein Weib das Versprechen gehalten;
Denn sobald sie mich fand, erzählte sie, was sie vernommen,
Gab mir ein Merkmal dazu, woran ich die Wahrheit der Rede
Leicht erkennte;[6]) doch war mir dadurch nur schlimmer geschehen.
Ich erinnerte mich der Frösche,[7]) deren Gequake

[1]) Der Zug, daß der Schwur auf Jegrim's Haupt geschieht, fehlt in der Chg.H. des Rl., steht aber in der Br.H.: „Sy zwoeren op Ingrim's crown." Die Tonsur Jegrim's, der ja Mönch gewesen war, vertritt die Stelle einer Reliquie, auf die man sonst zu schwören pflegte.

[2]) Der alte Königssitz Karl's des Großen.

[3]) In der Chg.H. des Rl. verräth der Dachs das Geheimniß unmittelbar an die Füchsin; aber auch in der Br.H. ist die Füchsin (vrou Sloppelcade) die Mittelsperson.

[4]) Sie mußte also die Namen „Melchior, Kaspar und Balthasar" aussprechen; im Rl. (Br.H.) und im Rfe. schwört sie nur „bi der drier kuninge namen".

[5]) Derselbe Ausdruck in Gel. IV. V. 347, während hier im Rfe. steht: „wër durch lëf noch durch ruwe."

[6]) Conj. Imperf. wie Werke. II. S. 42. Z. 8 u. S. 326. Z. 7. Man vgl. über die Form Sanders' Untersuchung im Archiv für neuere Literatur. Bd. 26. S. 465.

[7]) Alte Aesopische Fabel (allerdings hier in veränderter Gestalt). Bei Aesop und nach ihm bei Phädrus erhalten die Frösche zuerst einen Klotz und dann eine Wasserschlange zum Könige. — Weil dies im ersten Theile des Ganzen soweit derselbe durch die Chg.H. überliefert ist, die einzige Entlehnung aus dem Alterthum ist, hält Jonckbloet die betreffende Stelle für eine spätere Einschiebung.

Bis zu den Ohren des Herrn im Himmel endlich gelangte.
Einen König wollten sie haben und wollten im Zwange
Leben, nachdem sie der Freiheit in allen Landen genossen.
Da erhörte sie Gott und sandte den Storch, der beständig
Sie vertelget und bald und keinen Frieden gewähret.
Ohne Gnade behandelt' er sie; nun klagen die Thoren,
Aber leider zu spät; denn nun bezwingt sie der König."

Reineke redete laut zur ganzen Versammlung, es hörten
Alle Thiere sein Wort, und so vertolgt' er die Rede:
„Seht, für Alle fürchtet' ich das. So wär' es geworden.
Herr, ich sorgte für Euch und hatte beste Belohnung.
Braunens Ränke sind mir bekannt, sein tückisches Wesen,
Manche Missethat auch von ihm; ich besorgte das Schlimmste.
Würd' er Herr, so wären wir Alle zusammen verdorben.
Unser König ist edel geboren und mächtig und gnädig.
Dacht' ich im Stillen bei mir; es wär' ein traurger Wechsel,
Einen Bären[1]) und tölpischen Taugenicht[2]) so zu erhöhen.
Etliche Wochen sann ich darüber und sucht' es zu hindern.

„Auch vor Allem begriff ich es wol, behielte mein Vater
Seinen Schatz in der Hand, so brächt' er Viele zusammen;
Sicher gewänn' er das Spiel, und wir verlören den König.
Meine Sorge ging nun dahin, den Ort zu entdecken,
Wo der Schatz sich befände, damit ich ihn heimlich entführte.
Zog mein Vater ins Feld, der alte Listige, lief er
Nach dem Walde bei Tag oder Nacht, in Frost oder Hitze,
Näss' oder Trockne, so war ich dahinter[3]) und spürte den Gang aus.

„Einmal lag ich versteckt in der Erde mit Sorgen und Sinnen,
Wie ich entdeckte den Schatz, von dem mir so Vieles bekannt war.
Da erblickt' ich den Vater aus einer Ritze sich schleichen;
Zwischen den Steinen kam er hervor und stieg aus der Tiefe.
Still und verborgen hielt ich mich da; er glaubte sich einsam,
Schaute sich überall um, und als er Niemand bemerkte

---

[1]) Alle von uns verglichenen Ausgaben des Rk. haben „bär" (Bauer), Gottsched, Goethe und Mardach „Bär".

[2]) „einen unedelen wrät" (Frecher). Hier hat Goethe Gottsched's „Taugenicht" aufgenommen, während er sonst auch die üblichere Form „Taugenichts" anwendet.

[3]) Rk.: „iummer was ik ok in der lage" (auf der Lauer).

Nah oder fern, begann er sein Spiel; Ihr sollt es vernehmen.[1])
Wieder mit Sande verstopft' er das Loch und wußte geschicklich
Mit dem übrigen Boden es gleich zu machen. Das konnte,
Wer nicht zufalls, unmöglich erkennen. Und eh er von dannen
Wanderte, wußt' er den Platz, wo seine Füße gestanden,
Ueber und über geschickt mit seinem Schwanze zu streichen,
Und verwühlte die Spur mit seinem Munde.[2]) Das lernt' ich
Jenes Tages zuerst von meinem listigen Vater,
Der in Ränken und Schwänken und allen Streichen gewandt war.
Und so eilt' er hinweg nach seinem Gewerbe. Da sann ich,
Ob sich der herrliche Schatz wol in der Nähe befände?
Eilig trat ich herbei und schritt zum Werke; die Ritze
Hatt' ich in weniger Zeit mit meinen Pfoten eröffnet,
Kroch begierig hinein. Da fand ich köstliche Sachen,[3])
Feines Silbers genug und rothes Goldes! Wahrhaftig,
Auch der Aelteste hier hat nie so vieles gesehen.
Und ich machte mich dran mit meinem Weibe; wir trugen,
Schleppten bei Tag und bei Nacht; uns fehlten Karren und Wagen,
Viele Mühe kostet' es uns und manche Beschwernis.
Treulich hielt Frau Ermelyn aus; so hatten wir endlich
Die Kleinode[4]) hinweg zu einer Stätte getragen,
Die uns gelegener schien. Indessen hielt sich mein Vater
Täglich mit Jenen zusammen, die unsern König verriethen.
Was sie beschlossen, das werdet Ihr hören und werdet erschrecken.

„Braun und Isegrim sandten sofort in manche Provinzen[5])
Offene Briefe, die Söldner zu locken; sie sollten zu Haufen
Eilig kommen, es wolle sie Braun mit Diensten versehen,
Milde woll' er sogar voraus die Söldner bezahlen.
Da durchstrich mein Vater die Länder und zeigte die Briefe,
Seines Schatzes gewiß; der, glaubt' er, läge geborgen.
Aber es war nun geschehn; er hätte mit allen Gesellen,
Sucht' er auch noch so genau, nicht einen Pfennig gefunden.

Keine Bemühung ließ er sich reun; so war er behende
Zwischen der Elb' und dem Rheine[6]) durch alle Länder gelaufen,

[1]) Ms.: „dede he, also it ju seggen mach."
[2]) Aus der Br.H. des Ms.; in der Cbg.H. verstopft Reinekens Vater die Oeffnung viel passender mit Sand und Staub und benutzt dazu seinen Wedel.
Ms.: „vroten gewin."
[3]) Ms.: „den sêr riken schat."
[4]) Ms.: „lant."
[5]) In M. statt dessen die Formel.

Manchen Söldner hatt' er gefunden und manchen gewonnen.
Kräftigen Nachdruck sollte das Geld den Worten verleihen.

„Endlich kam der Sommer ins Land; zu seinen Gesellen
Kehrte mein Vater zurück. Da hatt' er von Sorgen und Nöthen
Und von Angst zu erzählen, besonders wie er beinahe
Vor den hohen Burgen in Sachsen sein Leben verloren,
Wo ihn Jäger mit Pferden und Hunden alltäglich verfolgten,
Daß er knapp und mit Noth mit heilem Pelze davonkam.[1])

„Freudig zeigt' er darauf den vier Verräthern die Liste,
Welche Gesellen er alle mit Gold und Versprechen gewonnen.
Braunen erfreute die Botschaft; es lasen die Finste zusammen,
Und es hieß: Zwölfhundert von Isegrim's kühnen Verwandten
Werden kommen mit offenen Mäulern und spitzigen Zähnen,
Ferner, die Kater und Bären sind alle für Braunen gewonnen,
Jeder Vielfraß und Dachs aus Sachsen und Thüringen[2]) hielt sich.
Doch man solle sich ihnen zu der Bedingung verbinden,
Einen Monat[3]) des Soldes vorauszuzahlen; sie wollten
Alle dagegen mit Macht beim ersten Gebote sich stellen.
Gott sei ewig gedankt, daß ich die Plane gehindert!

„Denn nachdem er nun Alles besorgt, so eilte mein Vater
Ueber Feld und wollte den Schatz auch wieder beschauen.
Da ging erst die Bekümmerniß an; da grub er und suchte.
Doch je länger er scharrte, je weniger fand er. Vergebens
War die Mühe, die er sich gab, und seine Verzweiflung;
Denn der Schatz war fort, er konnt' ihn nirgend entdecken.
Und vor Aerger und Scham — wie schrecklich quält die Erinnrung
Mich bei Tag und bei Nacht![4]) — erhängte mein Vater sich selber.

„Alles das hab' ich gethan, die böse That zu verhindern.
Uebel geräth es mir nun; jedoch es soll mich nicht reuen.
Isegrim aber und Braun, die gefräßigen, sitzen am Nächsten
Bei dem König zu Rath. Und Reinele, wie Dir dagegen,
Armer Mann, jetzt gedankt wird, daß Du den leiblichen Vater

[1]) Alt.: „unde so sin lif hangede in der wage."
[2]) Man könnte glauben, daß hier oder auch schon V. 121 eine lokale Beziehung von Goethe beabsichtigt sei; indessen finden sich dieselben Namen schon in den älteren Dichtungen.
[3]) Kl.: Wo.-H.: „zwanzig Tage"; Br.-H.: „drei Wochen".
[4]) Alt.: „Dar dede he, dat ik mach klagen."

Hingegeben, den König zu retten! Wo sind sie zu finden,
Die sich selber verderben, nur Euch das Leben zu fristen!"

König und Königin hatten indeß, den Schatz zu gewinnen,
Große Begierde gefühlt; sie traten seitwärts und riefen
Reineken, ihn besonders zu sprechen und fragten behende:
„Saget an: wo habt Ihr den Schatz? Wir möchten es wissen."
Reineke ließ sich dagegen vernehmen: „Was könnt' es mir helfen,
Zeigt' ich die herrlichen Güter dem Könige, der mich verurtheilt!
Glaubet er meinen Feinden doch mehr, den Dieben und Mördern,
Die Euch mit Lügen beschweren, mein Leben mir abzugewinnen."

„Nein," versetzte die Königin, „nein, so soll es nicht werden!
Leben läßt Euch mein Herr, und das Vergangne vergißt er;
Er bezwingt sich und zürnet nicht mehr. Doch möget Ihr künftig
Klüger handeln und treu und gewärtig[1]) dem Könige bleiben."

Reineke sagte: „Gnädige Frau,[2]) vermöget den König,
Mir zu geloben vor Euch, daß er mich wieder begnadigt,
Daß er mir alle Verbrechen und Schulden und alle den Unmuth,
Den ich ihm leider erregt, auf keine Weise gedenket,
So besitzet gewiß in unsern Zeiten kein König
Solchen Reichthum, als er durch meine Treue gewinnet.
Groß ist der Schatz; ich zeige den Ort, Ihr werdet erstaunen."

„Glaubet ihm nicht!" versetzte der König; „doch wenn er von Stehlen,
Lügen und Rauben erzählet, das möget Ihr allenfalls glauben;
Denn ein größerer Lügner ist wahrlich niemals gewesen."

Und die Königin sprach: „Fürwahr, sein bisheriges Leben[3])
Hat ihm wenig Vertrauen erworben; doch jetzo bedenket:
Seinen Oheim, den Dachs, und seinen eigenen Vater
Hat er diesmal beträchtigt und ihre Frevel verkündigt.
Wollt' er, so konnt' er sie schonen und konnte von anderen Thieren
Solche Geschichten erzählen; er wird so thöricht nicht lügen."

„Meinet Ihr so," versetzte der König, „und denkt Ihr, es wäre
Wirklich zum Besten gerathen, daß nicht ein größeres Uebel

[1]) Siehe die Note zu Ges. III. V. 356.
[2]) Nfc.: „min here vrowe."
[3]) Nfc. statt V. 172 u. 173: „al was Reinke quât van leven."

Draus entſtünde, ſo will ich es thun und dieſe Verbrechen
Reinekens über mich nehmen und ſeine verwundete Sache.
Einmal trau' ich, zum letzten Mal noch! Das mag er bedenken!
Denn ich ſchwör' es ihm zu bei meiner Krone, wofern er
Künftig frevelt und lügt, es ſoll ihn ewig gereuen;
Alles, wär' es ihm nur verwandt im zehenten Grade,[1]
Wer ſie auch wären, ſie ſollen's entgelten, und Keiner entgeht mir,
Sollen in Unglück und Schmach und ſchwere Prozeſſe[2] gerathen!"

Als nun Reineke ſah, wie ſchnell ſich des Königs Gedanken
Wendeten, faßt' er ein Herz[3] und ſagte: „Sollt' ich ſo thöricht
Handeln, gnädiger Herr, und Euch Geſchichten erzählen,
Deren Wahrheit ſich nicht in wenig Tagen beweiſe?"

Und der König glaubte den Worten, und Alles vergab er,
Erſt des Vaters Verrath, dann Reinekens eigne Verbrechen.
Ueber die Maaßen freute ſich Der; zur glücklichen Stunde
War er der Feinde Gewalt und ſeinem Verhängniß entronnen.[4]

„Edler König, gnädiger Herr," begann er zu ſprechen,
„Möge Gott Euch Alles vergelten und Eurer Gemahlin,
Was Ihr an mir Unwürdigem thut; ich will es gedenken,
Und ich werde mich immer gar höflich dankbar erzeigen.
Denn es lebet gewiß in allen Landen und Reichen
Niemand unter der Sonne, dem ich die herrlichen Schätze
Lieber gönnte denn eben Euch Beiden. Was habt Ihr nicht Alles
Mir für Gnade bewieſen! Dagegen geb' ich Euch willig
König Emmerich's Schatz, ſo wie ihn Dieſer beſeſſen.
Wo er liegt, beſchreib' ich Euch nun; ich ſage die Wahrheit.

„Höret! Im Oſten von Flandern iſt eine Wüſte; darinnen
Liegt ein einzelner Buſch, heißt Hüſterlo;[5] merket den Namen!

---

[1]) Die Verwandtſchaft wird nach dem deutſchen Rechte nur bis zum ſiebenten Grade gerechnet (Gr. D. R. A., S. 468); indeſſen ſteht die obige Zahl ſowol im Nt. wie im Nfc., und auch der neunte und eilfte Grad, letzterer z. B. im Parcival (B. 3827), kommen vor.

[2]) Nfc.: „perlement."

[3]) Nfc.: „kröch einen boteren mût."

[4]) Nfc.: „dat en konde ok anders nicht wesen. | wente he was van dôme dode genesen."

[5]) Nt. „Hulsterlo"; Nfc. „Ilusterlo". Willems nennt zwei Lokalitäten dieſes Namens; die eine iſt eine Ortſchaft, die ſchon 1136 in einer Urkunde erwähnt wird und als Wallfahrtsort im 13ten und im Anfang des 14ten Jahr-

Dann iſt ein Brunn, der Krekeldorn[1]) heißt, Ihr werdet verſtehen,
Beide nicht weit aus einander. Es kommt in ſelbige Gegend
Weder Weib noch Mann im ganzen Jahre. Da wohnet
Nur die Eul' und der Schuhu, und dort begrub ich die Schätze.
Krekeldorn heißt die Stätte; das merket und nützet das Zeichen!
Gehet ſelber dahin mit Eurer Gemahlin![2]) Es wäre
Niemand ſicher genug, um ihn als Boten zu ſenden,
Und der Schade wäre zu groß; ich darf es nicht rathen.
Selber müßt Ihr dahin. Bei Krekeldorn geht Ihr vorüber,
Seht zwei junge Birken hernach, und merket: die eine
Steht nicht weit von dem Brunnen; ſo geht nun, gnädiger König,
Grad auf die Birken los! Denn drunter liegen die Schätze.
Kratzt und ſcharret nur zu! Erſt findet Ihr Moos an den Wurzeln,
Dann entdeckt Ihr ſogleich die allerreichſten[3]) Geſchmeide,
Golden, künſtlich und ſchön, auch findet Ihr Emmerich's Krone;
Wäre des Bären Wille geſchehn, Der ſollte ſie tragen.
Manchen Zierrath ſeht Ihr daran und Edelgeſteine,
Goldnes Kunſtwerk; man macht es nicht mehr; wer wollt' es bezahlen?
Sehet Ihr alle das Gut, o gnädiger König, beiſammen,
Ja, ich bin es gewiß, Ihr denket meiner in Ehren.
Reineke, redlicher Fuchs, ſo denkt Ihr, der Du ſo klüglich
Unter das Moos die Schätze gegraben, o mög' es Dir immer,
Wo Du auch ſein magſt, glücklich ergehn!" So ſagte der Heuchler.

Und der König verſetzte darauf: „Ihr müßt mich begleiten;
Denn wie will ich allein die Stelle treffen? Ich habe
Wol von Aachen[4]) gehört wie auch von Lübeck und Köllen

---

hunderts bekannt war; ſie lag in der Nähe von Kieldrecht; die andere iſt ein Wald (een groot hoech) zwiſchen Beerneem und Wildenborg. Willems entſcheidet ſich ebenſo wie Grimm dafür, daß der erſtere Ort, dagegen Lübben, daß der zweite gemeint ſei.

[1]) Mt. „Kriekepit"; Mc. „Krekelput"; die proſaiſche Bearbeitung „Krockelblut", wie denn überhaupt der Name mannichfach variirt wird. Obgleich übrigens derſelbe vermuthlich erdichtet iſt, hat man verſchiedene Ableitungsverſuche gemacht. J. Grimm denkt bei den zwei erſten Silben an „Griechen", womit dann das Fremdartige, Abenteuerliche bezeichnet wäre. Hoffmann und Geyder an die Grille, ſo daß es dann „Grillenbrunnen" bedeuten würde.

[2]) Mc.: „Gi ſcholen dar hen unde ok uln vrouwen." Nach Simrock's Ueberſetzung: „Ihr ſollt dahin mit meiner Frauen", könnte man fälſchlich auf den Glauben kommen, daß damit Frau Ermelyn, Reinekens Frau, gemeint wäre.

[3]) Mc.: „mannich."

[4]) In der Chg.-H. des Mt. ſind nur Aachen und Paris, in der Br.-H. Köln und Tuwa (Donay) genannt; die lateiniſche Ueberſetzung hat außerdem Antwerpen und Bologna, während Aachen weggelaſſen wird.

Und von Paris; doch Hüſterlo hört' ich im Leben nicht einmal
Nennen, ebenſowenig als Krekelborn; ſollt' ich nicht fürchten,
Daß Du uns wieder belügſt und ſolche Namen erdichteſt?"

Reineke hörte nicht gern des Königs bedächtige Rede,
Sprach: „So weiß' ich Euch doch nicht fern von hinnen, als hättet
Ihr am Jordan[1]) zu ſuchen. Wie ſchien' ich Euch jetzo verdächtig?
Nächſt, ich bleibe dabei, iſt Alles in Flandern zu finden.
Laßt uns Einige fragen! Es mag es ein Andrer verſichern!
Krekelborn, Hüſterlo, ſagt' ich, und alſo heißen die Namen."
Lampen rief er darauf, und Lampe zauderte behend.
Reineke rief: „So kommt nur getroſt! Der König begehrt Euch,
Will, Ihr ſollt bei Eid und bei Pflicht, die Ihr neulich geleiſtet,
Wahrhaft reden; ſo zeiget denn an, wofern Ihr es wiſſet:
Sagt, wo Hüſterlo liegt und Krekelborn! Laſſet uns hören!"

Lampe ſprach: „Das kann ich wol ſagen. Es liegt in der Wüſte
Krekelborn nahe bei Hüſterlo. Hüſterlo nennen die Leute
Jenen Buſch, wo Simonet[2]) lange, der Krumme, ſich aufhielt,
Falſche Münze zu ſchlagen mit ſeinen verwegnen Geſellen.
Vieles hab' ich daſelbſt von Froſt und Hunger gelitten,
Wenn ich vor Ihnen, dem Hund, in großen Rotten geflüchtet."
Reineke ſagte darauf: „Ihr könnt Euch unter die Andern
Wieder ſtellen; Ihr habet den König genugſam berichtet."
Und der König ſagte zu Reinelen: „Seid mir zufrieden,
Daß ich haſtig geweſen und Eure Worte bezweifelt!
Aber ſehet nun zu, mich an die Stelle zu bringen!"

Reineke ſprach: „Wie ſchätzt' ich mich glücklich, geziemt' es mir heute
Mit dem König zu gehn und ihm nach Flandern zu folgen!
Aber es müßt' Euch zur Sünde gereichen. So ſehr ich mich ſchäme,

---

[1]) Schon im Rke. iſt eine ſcherzhafte Ausdrucksweiſe aufgegeben, deren Eigenthümlichkeit darin beſteht, daß für die Entfernungsangaben Orts- und Zeitbeſtimmungen gemiſcht werden. Im Rt. (Chg.H.) heißt es, die Entfernung ſei ſo nahe, „alſo van Colne tote Meie" (als von Köln bis zum Mai). Andere Beiſpiele haben Grimm und Willems geſammelt: „Cela n'est passé entre Mardorge et la Pentecôte" (aus der Gegenwart), zwiſchen Pfingſten und Straßburg; „van Aken to paschen" (von Aachen bis Oſtern) u. ſ. w.

[2]) Die Namen ſind in den einzelnen Bearbeitungen verſchieden: Rt. Chg.H. „Reinout de ries", Br.H. „Symonet die rike vriess", alte Proſabearbeitung „pater Symonet de Vries", lateiniſche Ueberſetzung „Sylvius utroque grossa claudicans". Die Deutung der Perſönlichkeiten, die man verſucht hat, beruht auf ziemlich unſicheren Vermuthungen.

Muß es heraus, wie gern ich es auch noch länger verschwiege.
Isegrim ließ vor einiger Zeit zum Mönche sich weihen,
Zwar nicht etwa dem Herren zu dienen, — er diente dem Magen,
Zehrte das Kloster fast auf, man reicht' ihm für Sechse[1]) zu essen,
Alles war ihm zu wenig; er klagte mir Hunger und Kummer;
Endlich erbarmet' es mich, als ich ihn mager und krank sah,
Half ihm treulich davon;[2]) er ist mein naher Verwandter.
Und nun hab' ich darum den Bann des Papstes verschuldet,
Möchte nun ohne Verzug mit Euerm Wissen und Willen
Meine Seele berathen und morgen mit Aufgang der Sonne,
Gnad' und Ablaß zu suchen, nach Rom mich als Pilger begeben,
Und von dannen über das Meer; so werden die Sünden
Alle von mir genommen; und kehr' ich wieder nach Hause,
Darf ich mit Ehren neben Euch gehn. Doch thät' ich es heute,
Würde Jeglicher sagen: „„Wie treibt es jetzo der König
Wieder mit Reineken, den er vor Kurzem zum Tode verurtheilt,
Und der über das Alles im Bann des Papstes verstrickt ist!““
Gnädiger Herr, Ihr seht es wol ein, wir lassen es lieber."

„Wahr," versetzte der König drauf, „das konnt' ich nicht wissen.
Bist Du im Banne, so wär' mir's ein Vorwurf,[3]) Dich mit mir zu führen.
Lampe kann mich oder ein Andrer zum Borne begleiten.
Aber, Reineke, daß Du vom Banne Dich suchst zu befreien,
Find' ich nützlich und gut. Ich gebe Dir gnädigen Urlaub,
Morgen bei Zeiten zu gehn; ich will die Wallfahrt nicht hindern.
Denn mir scheint, Ihr wollt Euch bekehren vom Bösen zum Guten.
Gott gesegne den Vorsatz und lass' Euch die Reise vollbringen!"

[1]) Nt.: „Doene comte hem de provende niet genogen | Daer VI monke hem bi bedrogen." Nte.: „Eine konde an der provende nicht genogen. | do em een monnike opdrogen." Schon Ebben macht darauf aufmerksam, daß der Bearbeiter des Nte. sein Original mißverstanden habe, wie das Wort „opdrogen" beweise. Der Sinn kann füglich nur der sein, daß Isegrim die Präbende von sechs Mönchen hatte und auch von dieser nicht satt wurde. Auch Gottsched übersetzt zwar ungeschickt, aber nicht unrichtig: „Er ließ sich an den Einkünften nicht genügen, die ihm sechs Mönche abtrugen," während Goethe und alle Späteren an das Auftragen der Mahlzeit zu denken scheinen.

[2]) Einen Mönch aus dem Kloster zu befreien, war strafbillig und wurde mit der Exkommunikation (Bann) bestraft. Im Nt. ist diese Partie ausführlicher; der Bußstrecker des Bannes ist dort der Dekan Hermann (nach Grimm vermuthlich Abt von St. Marten te Doornik, ein angesehener Schriftsteller aus dem Anfange des 12ten Jahrhunderts).

[3]) Die Exkommunikation schloß den persönlichen Verkehr aus.

Sechster Geſang.

So gelangte Reineke wieder zur Gnade des Königs.
Und es trat der König hervor auf erhabene Stätte,
Sprach vom Steine[1]) herab und hieß die ſämmtlichen Thiere
Stille ſchweigen; ſie ſollten ins Gras nach Stand und Geburt[2]) ſich
Niederlaſſen. Und Reineke ſtand an der Königin Seite;
Aber der König begann mit großem Bedachte[3]) zu ſprechen:

„Schweiget und höret mich an, zuſammen Vögel und Thiere,
Arm' und Reiche, höret mich an, Ihr Großen und Kleinen,
Meine Baronen und meine Genoſſen des Hofes und Hauſes!
Reineke ſteht hier in meiner Gewalt; man dachte vor Kurzem
Ihn zu hängen; doch hat er bei Hofe ſo manches Geheimniß
Dargethan, daß ich ihm glaube und wohlbedächtlich die Huld ihm
Wieder ſchenke. So hat auch die Königin, meine Gemahlin,
Sehr gebeten für ihn, ſo daß ich ihm günſtig geworden,
Mich ihm völlig verſöhnet und Leib und Leben und Güter
Frei ihm gegeben. Es ſchützt ihn fortan und ſchirmt ihn mein Friede.
Nun ſei Allen zuſammen bei Leibesleben geboten:
Reineken ſollt Ihr überall ehren mit Weib und mit Kindern,
Wo ſie Euch immer bei Tag oder Nacht hinkünftig begegnen!
Ferner hör' ich von Reinekens Dingen nicht weitere Klage;
Hat er Uebles gethan, ſo iſt es vorüber; er wird ſich
Beſſern und thut es gewiß. Denn morgen wird er bei Zeiten
Stab und Ränzel ergreifen, als frommer Pilger nach Rom gehn
Und von dannen über das Meer; auch kommt er nicht wieder,
Bis er vollkommenen Ablaß der ſündigen Thaten erlangt hat."

Hinzu wandte ſich drauf zu Braun und Iſegrim zornig:
„Nun iſt Mühe und Arbeit verloren," ſo rief er; „o wär' ich

[1]) Ueber die Sitte, Gericht bei hohen Steinen zu halten, giebt Gr. D. R. A. (S. 803—804) ausführliche Nachricht.

[2]) Das Zeremoniell war bei den Hofgerichten um ſo nöthiger, als dort Perſonen des verſchiedenſten Ranges zuſammenkamen (vgl. Geyder, S. 287, und die dort angegebenen Quellen).

[3]) Alt.: „van al sinen sinnen."

Weit von hier![1]) Ist Reineke wieder zu Gnaden gekommen,
Braucht er jegliche Kunst, uns alle Drei zu verderben.
Um ein Auge bin ich gebracht, ich fürchte fürs andre!"

„Guter Rath ist theuer," versetzte der Braune, „das seh' ich."
Isegrim sagte dagegen: „Das Ding ist seltsam! Wir wollen
Grad zum Könige gehn." Er trat verdrießlich[2]) mit Braunen
Gleich vor König und Königin auf; sie redeten Vieles
Wider Reineken, redeten heftig; da sagte der König:
„Hörtet Ihr's nicht? Ich hab' ihn aufs Neue zu Gnaden empfangen."
Zornig sagt' es der König und ließ im Augenblick Beide
Fahen, binden und schließen; denn er gedachte der Worte,
Die er von Reineken hatte vernommen, und ihres Verrathes.

So veränderte sich in dieser Stunde die Sache
Reinekens völlig.[3]) Er machte sich los, und seine Verkläger
Wurden zu Schanden; er wußte sogar es tückisch zu lenken,
Daß man dem Bären ein Stück von seinem Felle herabzog,[4])
Fuß lang, Fuß breit, daß auf die Reise daraus ihm ein Ränzel
Fertig würde; so schien zum Pilger ihm wenig zu fehlen.
Aber die Königin bat er, auch Schuh' ihm zu schaffen, und sagte:
„Ihr erkennt mich, gnädige Frau, nun einmal für Euern[5])
Pilger; helfet mir nun, daß ich die Reise vollbringe!
Isegrim hat vier tüchtige Schuhe; da wär' es wol billig,
Daß er ein Paar mir davon zu meinem Wege verliehe;
Schafft mir sie, gnädige Frau, durch meinen Herren, den König!
Auch entbehrte Frau Gieremund wol ein Paar von den ihren;
Denn als Hausfrau bleibt sie doch meist in ihrem Gemache."

---

[1]) Nfe.: „Ik wolde, dat ik were to Lutertune." Was Gottsched vermutbet, daß Londontown gemeint sei, scheint jetzt allgemein angenommen zu sein. Die Uebersetzer, mit Ausnahme Soltau's, der an das Städtchen Landrethun in der Pikardie denkt, helfen sich mit Ausdrücken, die eine weite Entfernung bezeichnen: „daß ich doch bei dem Pfeffer wär'" (Marbach); „ich wollt', ich wär' am End' der Welt" (Simrock. Im Rt. geht Tiecelin, der Rabe, den drei Gesellen die Botschaft zu bringen.

[2]) Nfe.: „mit drovigen (betrübten) sinnen."

[3]) Nfe.: „Alsus kröch up den sulwen dach | Reinkens sake einen ummeslach."

[4]) Ueber die Strafe des Riemenausschneidens aus der Haut vgl. Gr. D. R. A., S. 704.

[5]) Ebenso Rt., V. 2857, und Nfe., V. 2641. Reineke nennt sich den Pilgrim der Königin, weil er ihr und dem König die Wallfahrt gelobt hat (Fußbn.); aber Diese hatten davon den Vortheil, daß er für sie beten würde. Daher im Rt. (nach Geyder's Uebersetzung): „Für einen Pilger paßt es sich, | daß er in sein Gebet schließt ein | das Gute, so man ihm angedeihn".

Dieſe Forderung fand die Königin billig. „Sie können
Jedes wahrlich ein Paar entbehren,“ ſagte ſie gnädig.
Reinekе dankte darauf und ſagte mit freudiger Beugung:
„Krieg' ich doch nun vier tüchtige Schuhe! Da will ich nicht zaudern.
Alles Guten, was ich ſofort als Pilger vollbringe,
Werdet Ihr theilhaft gewiß, Ihr und mein gnädiger König!
Auf der Wallfahrt ſind wir verpflichtet für Alle zu beten,
Die uns irgend geholfen. Es lohne Gott Euch die Mühe!“

An den vorderen Füßen verlor Herr Ziegrim alſo
Seine Schuhe bis an die Knorren; desgleichen verſchonte
Man Frau Gieremund nicht; ſie mußte die hinterſten laſſen.

So verloren ſie Beide die Haut und Klauen der Füße,
Lagen erbärmlich mit Braunen zuſammen und dachten zu ſterben;
Aber der Heuchler hatte die Schuh' und das Mäntel gewonnen,
Trat herzu und ſpottete noch beſonders der Wölfin:[1])
„Liebe, Gute,“[2]) ſagt' er zu ihr, „da ſehet, wie zierlich
Eure Schuhe mir ſtehn! Ich hoffe,[3]) ſie ſollen auch dauern.
Manche Mühe gabt Ihr Euch ſchon zu meinem Verderben;
Aber ich habe mich wieder bemüht; es iſt mir gelungen.
Habt Ihr Freude gehabt, ſo kommt nun endlich die Reihe
Wieder an mich; ſo pflegt es zu gehn, man weiß ſich zu faſſen.
Wenn ich nun reiſe, ſo kann ich mich täglich der lieben Verwandten
Dankbar erinnern; Ihr habt mir die Schuhe gefällig gegeben,
Und es ſoll Euch nicht reuen; was ich an Ablaß verdiene,
Theil' ich mit Euch; ich hol' ihn zu Rom und über dem Meere.“

Und Frau Gieremund lag in großen Schmerzen; ſie konnte
Faſt nicht reden, doch griff ſie ſich an und ſagte mit Seufzen:
„Unſre Sünden zu ſtrafen, läßt Gott Euch Alles gelingen.“
Aber Ziegrim lag und ſchwieg mit Braunen zuſammen;[4])

[1]) V. 65—68 ſind ganz frei behandelt.
[2]) Goethe iſt Gottſched gefolgt, während im Nfr. „min leve moie“ (meine liebe Muhme) ſteht.
[3]) Von hier bis V. 78 wiederum in freier Behandlung.
[4]) Alle neueren Bearbeitungen laſſen hier eine Stelle des Originals aus: „he hadde de seven vroude nicht all.“ Unter den „seven vroude“ verſteht Hoffmann die ſieben himmliſchen Freuden, die man aus dem 22. Kapitel der Offenbarung Johannis abgeleitet hat, während Lübben mehr an die höchſten Freuden im allgemein menſchlichen Sinne denkt, die ſprichwörtlich mit der Siebenzahl bezeichnet werden ſollen. Gottſched überſetzt: „Er hatte ſo wenig Freude dabei,“ was Goethe mit Recht wol zu matt erſchienen iſt.

Beide waren elend genug, gebunden, verwundet
Und vom Feinde verspottet. Es fehlte Hinze, der Kater;
Reineke wünschte so sehr, auch ihm das Wasser zu wärmen.[1])

Nun beschäftigte sich der Heuchler am anderen Morgen,
Gleich die Schuhe zu schmieren, die seine Verwandten verloren,
Eilte, dem Könige noch sich vorzustellen und sagte:
„Euer Knecht ist bereit, den heiligen Weg zu betreten,
Euerm Priester werdet Ihr nun in Gnaden befehlen,
Daß er mich segne, damit ich von hinnen mit Zuversicht scheide,
Daß mein Ausgang und Eingang gebenedeit sei!“ So sprach er.
Und es hatte der König den Widder zu seinem Kanzlare;
Alle geistlichen Dinge besorgt' er, es braucht' ihn der König
Auch zum Schreiber; man nennt' ihn Bellyn. Da ließ er ihn rufen,
Sagte: „Leset sogleich mir etliche heilige Worte
Ueber Reineken hier, ihn auf die Reise zu segnen,
Die er vorhat! Er gehet nach Rom und über das Wasser.
Hänget das Ränzel ihm um und gebt ihm den Stab in die Hände!“
Und es erwiderte drauf Bellyn: „Herr König, Ihr habet,
Glaub' ich, vernommen, daß Reineke noch vom Banne nicht los ist.
Uebels würd' ich deswegen von meinem Bischof erdulden,
Der es leichtlich erfährt und mich zu strafen Gewalt hat.
Aber ich thue Reineken selbst nichts Grades noch Krummes.[2])
Könnte man freilich die Sache vermitteln, und sollt' es kein Vorwurf
Mir beim Bischof, Herrn Ohnegrund,[3]) werden, zürnte nicht etwa
Drüber der Propst, Herr Leisehund, oder der Dechant
Kapiamus, ich segnet' ihn gern nach Euerm Befehle.“

Und der König versetzte: „Was soll das Reimen und Reden?[4])
Viele Worte laßt Ihr uns hören und wenig dahinter.
Leset Ihr über Reineke mir nicht Grades noch Krummes,

[1]) Der Ausdruck des Originals ist hier beibehalten, dessen Sinn jedoch vielleicht durch die von Gottsched und Soltau gegebene Uebersetzung: „das Bad heizen“ (d. h. so, daß man es nicht aufhalten kann; besser wiedergegeben wird.

[2]) Nach J. Grimm's und Hoffmann's Erklärung: „Jemandes Thun weder fördern noch hindern“; nach Sanders: „Jemandem nichts zu Leide thun.“

[3]) Die Namen der Geistlichen finden sich erst im Rfc.; im Rt. wird überhaupt der Konflikt, in welchem sich Bellyn befindet, in anderer Weise gehoben, nämlich dadurch, daß der König selbst eine Stelle aus Aegster Introet, d. i. Godofridus Andegavensis (Anfang des 12. Jahrh.) citirt, nach welcher Reineke gesegnet werden darf, und daß außerdem Bellyn mit seinem Zorne bedroht wird.

[4]) Rfc.: „Wat schal de rim unde de velen unnutten wort?“ Der Ausdruck „Reimen und Reden“ ist von Goethe wol der Assonanz wegen gewählt; den Sinn würde Simrock's „Leiern und Plärren“ deutlicher wiedergeben.

Frag' ich den Teufel darnach! Was geht mich der Bischof im Dom[1]) an?
Reineke macht die Wallfahrt nach Rom, und wollt Ihr das hindern?"
Aengstlich traute Bellyn sich hinter den Ohren; er scheute
Seines Romaes Feen und fing sogleich aus dem Buch an
Ueber den Pilger zu lesen,[2]) doch dieser achtet' es wenig,
Was es mochte, half es denn auch; das kann man sich denken.

Und nun war der Segen gelesen; da gab man ihm weiter
Mänsel und Stab, der Pilger war fertig. So lief er die Wallfahrt.
Falsche Thränen liefen dem Schelmen die Wangen herunter
Und benetzten den Bart, als jubl' er die schmerzhafte Reue.
Freilich schmerzt' es ihn auch, daß er nicht Alle zusammen,
Wie sie waren, ins Unglück gebracht und Drei nur geschändet.
Doch er stand und bat, sie möchten Alle getreulich
Für ihn beten, so gut sie vermochten. Er machte nun Anstalt,
Fortzueilen; er fühlte sich schuldig und hatte zu fürchten.
„Reineke," sagte der König, „Ihr seid mir so eilig! Warum das?" —
„Wer was Gutes beginnt, soll niemals weilen," versetzte
Reineke drauf; „ich bitt' Euch um Urlaub; es ist die gerechte
Stunde gekommen, gnädiger Herr, und lasset mich wandern!"

„Habet Urlaub!" sagte der König; und also gebot er
Sämmtlichen Herren des Hofs, dem falschen Pilger ein Stückchen
Weges zu folgen und ihn zu begleiten. Es lagen indessen
Braun und Isegrim, Beide gefangen, in Jammer und Schmerzen.[4])

Und so hatte denn Reineke wieder die Liebe des Königs
Völlig gewonnen und ging mit großen Ehren von Hofe,
Schien mit Mänzel und Stab nach dem heiligen Grabe zu wallen,
Hatt' er dort gleich so wenig zu thun als ein Maibaum in Aachen.[5])
Ganz was Anders führt' er im Schilde. Nun war ihm gelungen,

---

[1]) Gottsched: „im Thume" (Bisthume).

[2]) In der lateinischen Uebersetzung liest Bellyn eine Verwünschung: „Impostor improbissime | Nequamque perversissime | Vel omnium taeterrime | Commendo te Diabolo."

[3]) Rfc.: „de gůt wil dön, en schal nicht sparen."

[4]) Rfc.: „so wunscheden sik sulwen vaken (oft) den dôt."

[5]) Den Ursprung dieser offenbar sprichwörtlichen Redensart hat bis jetzt Niemand gefunden; übrigens nehmen Alle außer Gottsched und Goethe das Wort als Eigennamen. Das Mißverständniß Gottsched's im V. 140, daß Reineke, um auf der Reise unkenntlich zu sein, sich selbst einen flachsernen Bart und eine wächserne Nase gemacht habe, ist von Goethe glücklich vermieden worden.

Einen flächsenen Bart und eine wächserne Nase
Seinem König zu drehen; es mußten ihm alle Verkläger
Folgen, da er nun ging, und ihn mit Ehren begleiten.
Und er konnte die Lücke nicht lassen und sagte noch scheidend:
„Sorget, gnädiger Herr, daß Euch die beiden Verräther
Nicht entgehen, und haltet sie wohl im Kerker gebunden!
Würden sie frei, sie ließen nicht ab mit schändlichen Werken.[1])
Euerm Leben drohet Gefahr! Herr König, bedenkt es!"

Und so ging er dahin mit stillen, frommen Geberden,
Mit einfältigem Wesen, als wüßt' er's eben nicht anders.
Drauf erhub sich der König zurück zu seinem Palaste;
Sämmtliche Thiere folgten dahin. Nach seinem Befehle
Hatten sie Reineken erst ein Stückchen Weges begleitet;
Und es hatte der Schelm sich ängstlich und traurig geberdet,
Daß er manchen gutmüthigen Mann zum Mitleid bewegte.
Lampe, der Hase, besonders war sehr bekümmert. „Wir sollen,
Lieber Lampe," sagte der Schelm, „und sollen wir scheiden?
Möcht' es Euch und Bellyn, dem Widder, heute belieben,
Meine Straße mit mir noch ferner zu wandeln! Ihr würdet
Mir durch Eure Gesellschaft die größte Wohlthat erzeigen.
Ihr seid angenehme Begleiter und redliche Leute,
Jedermann redet nur Gutes von Euch; das brächte mir Ehre;
Geistlich seid Ihr und heiliger Sitte. Ihr lebet gerade,
Wie ich als Klausner gelebt. Ihr laßt Euch mit Kräutern begnügen,
Pfleget mit Laub und Gras den Hunger zu stillen und fraget
Nie nach Brod oder Fleisch noch andrer besonderer Speise."
Also konnt' er mit Lob der Beiden Schwäche bethören.
Beide gingen mit ihm zu seiner Wohnung und sahen
Malepartus, die Burg, und Reineke sagte zum Widder:
„Bleibet hieraußen,[2]) Bellyn, und laßt die Gräser und Kräuter
Nach Belieben Euch schmecken! Es bringen diese Gebirge
Manche Gewächse hervor, gesund und gutes Geschmackes.
Lampen nehm' ich mit mir; doch bittet ihn, daß er mein Weib mir
Trösten möge, die schon sich betrübt, und wird sie vernehmen,
Daß ich nach Rom als Pilger verreise, so wird sie verzweifeln."
Süße Worte brauchte der Fuchs, die Zwei zu betriegen.

[1]) Alt.: „so scholden schenden juwe majestät."
[2]) Bei Goethe sonst gewöhnlich „dauſſen". Man vgl. Werke. I. S. 231. Z. 16, XIV. S. 94. Z. 27, und die zweite Note zu IX. S. 153.

Lampen führt' er hinein; da fand er die traurige Füchsin
Liegen neben den Kindern, von großer Sorge bezwungen;
Denn sie glaubte nicht mehr, daß Reineke sollte von Hofe
Wiederkehren. Nun sah sie ihn aber mit Ränzel und Stabe —
Wunderbar kam es ihr vor — und sagte: „Reinhart, mein Lieber,
Saget mir doch, wie ist's Euch gegangen? Was habt Ihr erfahren?"
Und er sprach: „Schon war ich verurtheilt, gefangen, gebunden;
Aber der König beseitigte sich gnädig, befreite mich wieder,
Und ich zog als Pilger hinweg; es blieben zu Bürgen [1])
Braun und Ziegrim Beide zurück. Dann hat mir der König
Lampen zur Sühne gegeben, und was wir nur wollen, geschieht ihm.
Denn es sagte der König zuletzt mit gutem Bescheide:
„„Lampe war es, der Dich verrieth.““ [2]) So hat er wahrhaftig
Große Strafe verdient und soll mir Alles entgelten."
Aber Lampe vernahm erschrocken die drohenden Worte,
War verwirrt und wollte sich retten und eilte zu fliehen.
Reineke schnell vertrat ihm das Thor; es faßte der Mörder
Bei dem Halse den Armen, der laut und gräßlich um Hilfe
Schrie: „O, helfet, Bellyn! Ich bin verloren! Der Pilger
Bringt mich um!" Doch schrie er nicht lange; denn Reineke hatt' ihm
Bald die Kehle zerbissen. Und so empfing er den Gastfreund.
„Kommt nun," sagt' er, „und essen wir schnell, denn fett ist der Hase,
Gutes Geschmackes. Er ist wahrhaftig zum ersten Mal etwas
Nütze, der alberne Geck; ich hatt' es ihm lange geschworen.
Aber nun ist es vorbei; nun mag der Verräther verklagen!"

Reineke machte sich dran mit Weib und Kindern; sie pflückten
Eilig dem Hasen das Fell und speis'ten mit gutem Behagen.
Köstlich schmeckt' es der Füchsin, und einmal über das andre:
„Dank sei König und Königin," rief sie, „wir haben durch ihre
Gnade das herrliche Mahl; Gott mög' es ihnen belohnen!"
„Esset nur," sagte Reineke, „zu! Es reichet für diesmal;
Alle werden wir satt, und Mehreres denk' ich zu holen;
Denn es müssen doch Alle zuletzt die Zeche bezahlen,
Die sich an Reineken machen und ihm zu schaden gedenken."

---

[1]) Im Nr. ist der Ausdruck „Geißeln" gebraucht, der dem hier vorliegenden Sinne genauer entspricht; denn Reineke meint offenbar, Braun und Ziegrim werden so lange gefangen bleiben, bis er wiederkommt.

[2]) Im Rd. findet sich der Zug, daß der Hase den Fuchs, als er verurtheilt war, von ferne mit Steinen geworfen hatte (V. 11105: „Coere il Lièvre l'arochait | De loing."), wodurch Reineke's Handlungsweise gegen ihn etwas mehr motivirt wird.

Und Frau Ermelyn sprach: „Ich möchte fragen: wie seid Ihr
Los und ledig geworden?“ „Ich brauchte,“ sagt' er dagegen,
„Viele Stunden, wollt' ich erzählen, wie fein ich den König
Umgewendet und ihn und seine Gemahlin betrogen.
Ja, ich leugn' es Euch nicht, es ist die Freundschaft nur dünne
Zwischen dem König und mir und wird nicht lange bestehen.[1])
Wenn er die Wahrheit erfährt, er wird sich grimmig entrüsten.[2])
Kriegt er mich wieder in seine Gewalt, nicht Gold und nicht Silber
Könnte mich retten; er folgt mir gewiß und sucht mich zu fangen.
Keine Gnade darf ich erwarten; das weiß ich am Besten;
Ungehangen läßt er mich nicht; wir müssen uns retten.

„Laßt uns nach Schwaben[3]) entfliehn! Dort kennt uns Niemand; wir halten
Uns nach Landes Weise daselbst. Hilf, Himmel, es findet
Süße Speise sich da und alles Guten die Fülle:
Hühner, Gänse, Hasen, Kaninchen und Zucker und Datteln,
Feigen, Rosinen und Vögel von allen Arten und Größen;
Und man bäckt im Lande das Brod mit Butter und Eiern.
Rein und klar ist das Wasser, die Luft ist heiter und lieblich.
Fische giebt es genug, die heißen Gallinen,[4]) und andre
Heißen Pullus und Gallus und Anas, wer nennte sie alle?
Das sind Fische nach meinem Geschmack! Da brauch' ich nicht eben
Tief ins Wasser zu tauchen; ich habe sie immer gegessen,
Da ich als Klausner mich hielt. Ja, Weibchen, wollen wir endlich
Friede genießen, so müssen wir hin; Ihr müßt mich begleiten.

„Nun versteht mich nur wohl! Es ließ mich diesmal der König
Wieder entwischen, weil ich ihm log von seltenen Dingen.
König Emmerich's herrlichen Schatz versprach ich zu liefern;
Den beschrieb ich, er läge bei Krekelborn. Werden sie kommen,
Dort zu suchen, so finden sie leider nicht Dieses noch Jenes,
Werden vergeblich im Boden wühlen, und siehet der König

[1]) Mk.: „unde noch kranker worden schal.“
[2]) Mk.: „Ko werd mi heten valsche wicht.“
[3]) Im Rk. wird „Schwaben“ nicht genannt, sondern nach der Chg.-H. schlägt Reineke nur vor, in eine „wilderness“, nach der Br.-H. in ein „schoon ander forcest“ zu ziehen.
[4]) Reineke wird stets als ein sehr mangelhafter Lateiner dargestellt (vgl. Ges. I. V. 229, und die Note zu Ges. III. V. 268). Noch deutlicher tritt diese Absicht im Original hervor, wo zu den in scherzhafter Absicht „Fische“ genannten Gallinen noch hinzugefügt ist: „ok wolde andere also anca (Gans) | pullus, gallus unde panca.“

Dergeſtalt ſich betrogen, ſo wird er ſchrecklich ergrimmen;
Denn was ich für Lügen erſann, bevor ich entwichte,
Könnt Ihr denken; fürwahr, es ging zunächſt an den Kragen!
Niemals war ich in größerer Noth, noch ſchlimmer geängſtigt.
Nein, ich wünſche mir ſolche Gefahr nicht wieder zu ſehen.
Kurz, es mag mir begegnen, was will, ich laſſe mich niemals
Wieder nach Hofe bereden, um in des Königs Gewalt mich
Wieder zu geben; es brauchte wahrhaftig die größte Gewandtheit,
Meinen Daumen mit Noth aus ſeinem Munde zu bringen."

Und Frau Ermelyn ſagte betrübt:[1] „Was wollte das werden?
Elend ſind wir und fremd in jedem anderen Lande;
Hier iſt Alles nach unſerm Begehren. Ihr bleibet der Meiſter
Eurer Bauern. Und habt Ihr ein Abenteuer zu wagen
Denn ſo nöthig? Fürwahr, um Ungewiſſes zu ſuchen,
Das Gewiſſe zu laſſen, iſt weder räthlich noch rühmlich.
Leben wir hier doch ſicher genug! Wie ſtark iſt die Veſte!
Uebertög' uns der König mit ſeinem Heere, belegt' er
Auch die Straße mit Macht, wir haben immer ſo viele
Seitenthore,[2] ſo viel geheime Wege, wir wollen
Glücklich entkommen. Ihr wißt es ja beſſer; was ſoll ich es ſagen?
Uns mit Macht und Gewalt in ſeine Hände zu kriegen,
Viel gehörte dazu. Es macht mir keine Beſorgniß.
Aber daß Ihr über das Meer zu gehen geſchworen,
Das betrübt mich. Ich faſſe mich kaum. Was könnte das werden!"

„Liebe Frau, bekümmert Euch nicht!" verſetzte dagegen
Reineke; „höret mich an und merket: „„Beſſer geſchworen
Als verloren!"„[3] So ſagte mir einſt ein Weiſer im Beichtſtuhl,
Ein gezwungener Eid bedeute wenig. Das kann mich
Keinen Katzenſchwanz[4] hindern! Ich meine den Eid, verſteht nur!
Wie Ihr geſagt habt, ſoll es geſchehen. Ich bleibe zu Hauſe.
Wenig hab' ich fürwahr in Rom zu ſuchen, und hätt' ich
Zehen Eide geſchworen, ſo wollt' ich Jeruſalem nimmer

[1]) Nfc.: „altohant" (ſogleich).
[2]) Nfc.: „nidelgate."
[3]) Im Nl. hat das Sprichwort eine andere Geſtalt: „So meer gesworen, so meer verloren", ſo daß alſo Reineke ſelbſt einzuſehen ſcheint, er könne nicht im Lande bleiben.
[4]) Ohne Zweifel urſprünglich mit Beziehung auf die Pflanze, die ſo genannt wird, „Equisetum arvense" (Schachtelhalm), holländiſch „Kattenstert", oder auch „Hippuris vulgaris" (Tannenwedel).

Sehen; ich bleibe bei Euch und hab' es freilich bequemer;
Andrer Orten sind' ich's nicht besser, als wie ich es habe.
Will mir der König Verdruß bereiten, ich muß es erwarten;
Stark und zu mächtig ist er für mich; doch kann es gelingen,
Daß ich ihn wieder bethöre, die bunte Kappe mit Schellen
Ueber die Ohren ihm schiebe.[1]) Da soll er's, wenn ich's erlebe,
Schlimmer finden, als er es sucht. Das sei ihm geschworen!"

Ungeduldig begann Bellyn am Thore zu schmähen:
„Lampe, wollt Ihr nicht fort? So kommt doch! Lasset uns gehen!"
Reineke hört' es und eilte hinaus und sagte: „Mein Lieber,
Lampe bittet Euch sehr, ihm zu vergeben; er freut sich
Drin mit seiner Frau Muhme; das werdet Ihr, sagt er, ihm gönnen.
Gehet sachte voraus! Denn Ermelyn, seine Frau Muhme,
Läßt ihn so bald nicht hinweg; Ihr werdet die Freude nicht stören."

Da versetzte Bellyn: „Ich hörte schreien; was war es?
Lampen hört' ich, er rief mir: „Bellyn! Zu Hilfe! Zu Hilfe!"
Habt Ihr ihm etwas Uebels gethan?" Da sagte der kluge
Reineke: „Höret mich recht! Ich sprach von meiner gelobten
Wallfahrt; da wollte mein Weib darüber völlig verzweifeln;
Es befiel sie ein tödtlicher Schrecken, sie lag uns in Ohnmacht.[2])
Lampe sah das und fürchtete sich und in der Verwirrung
Rief er: „„Helfet, Bellyn! Bellyn, o säumet nicht lange!
Meine Muhme wird mir gewiß nicht wieder lebendig!""
„So viel weiß ich," sagte Bellyn, „er bat ängstlich gerufen."
„Nicht ein Härchen ist ihm verletzt," verschwur sich der Falsche;
„Lieber möchte mir selbst als Lampen was Böses begegnen!"
„Hörtet Ihr," sagte Reineke drauf, „es hat mich der König
Gestern, kam' ich nach Hause, da sollt' ich in einigen Briefen
Ueber wichtige Sachen ihm meine Gedanken vermelden.[3])
Lieber Neffe, nehmet sie mit! Ich habe sie fertig.
Schöne Dinge sag' ich darin und rath' ihm das Klügste.
Lampe war über die Maaßen vergnügt, ich hörte mit Freuden
Ihn mit seiner Frau Muhme sich alter Geschichten erinnern.
Wie sie schwatzten! Sie wurden nicht satt! Sie aßen und tranken,
Freuten sich über einander; indessen schrieb ich die Briefe."

[1]) Me.: „wil ik emo anhengen klocken mit oren." Die alten Narrenkappen hatten ein Paar lange Ohren, an deren Spitzen Schellen hingen (Gottsched). Demnach müßte es eigentlich heißen: „oren mit klocken."
[2]) Me.: „do krich se alderwegen wo, i dat se lange bewimet lach."
[3]) Me.: „dat ik emo ein pär breve schreve."

„Lieber Reinhart," sagte Bellyn, „Ihr müßt nur die Briefe
Wohl verwahren; es fehlt, sie einzustecken, ein Täschchen.
Wenn ich die Siegel zerbräche, das würde mir übel bekommen."
Reineke sagte: „Das weiß ich zu machen. Ich denke, das Känsel,
Das ich aus Braunens Felle bekam, wird eben sich schicken;
Es ist dicht und stark, darin verwahr' ich die Briefe,
Und es wird Euch dagegen der König besonders belohnen;
Er empfängt Euch mit Ehren, Ihr seid ihm dreimal[1]) willkommen."
Alles das glaubte der Bürder Bellyn. Da eilte der Andre
Wieder ins Haus; das Känsel ergriff er und steckte behende
Lampens Haupt, des Ermordeten, drein und dachte daneben,
Wie er dem armen Bellyn die Tasche zu öffnen verwehrte.[2])

Und er sagte, wie er herauskam: „Hänget das Känsel
Nur um den Hals und laßt Euch, mein Neffe, nicht etwa gelüsten,
In die Briefe zu sehen! Es wäre schädliche Neugier;
Denn ich habe sie wohl verwahrt; so müßt Ihr sie lassen.
Selbst das Känsel öffnet mir nicht! Ich habe den Knoten
Künstlich geschürzt; ich pflege das so in wichtigen Dingen
Zwischen dem König und mir; und findet der König die Riemen
So verschlungen, wie er gewohnt ist, so werdet Ihr Gnade
Und Geschenke verdienen als zuverlässiger Bote.

„Ja, sobald Ihr den König erblickt und wollt noch in bessres
Ansehn Euch setzen bei ihm, so laßt ihn merken, als hättet
Ihr mit gutem Bedacht zu diesen Briefen gerathen,
Ja, dem Schreiber geholfen; es bringt Euch Vortheil und Ehre."
Und Bellyn ergetzte sich sehr und sprang von der Stätte,
Wo er stand, mit Freuden[3]) empor und hierhin und dorthin,
Sagte: „Reineke, Neffe und Herr, nun seh' ich, Ihr liebt mich,
Wollt mich ehren. Es wird vor allen Herren des Hofes
Mir zum Lobe gereichen, daß ich so gute Gedanken,
Schöne, zierliche[4]) Worte zusammenbringe. Denn freilich
Weiß ich nicht zu schreiben wie Ihr; doch sollen sie's meinen,
Und ich dank' es nur Euch. Zu meinem Besten geschah es,
Daß ich Euch folgte hierher. Nun sagt, was meint Ihr noch weiter?
Geht nicht Lampe mit mir in dieser Stunde von hinnen?"

[1]) Rfc.: „sêr."
[2]) Rfc.: „men dat en moste Bellin nicht wetten, | dat Lampen hovet dar lane stak."
[3]) Rfc.: „hoger dan anderhalven vôt."
[4]) Rfc.: „in schonen worden unde in slichten."

„Nein, verſteht mich,“ ſagte der Schalk, „noch iſt es unmöglich.
Geht allmählig voraus, er ſoll Euch folgen, ſobald ich
Einige Sachen von Wichtigkeit ihm vertraut und befohlen.“
„Gott ſei bei Euch,“ ſagte Bellyn, „ſo will ich denn gehen.“
Und er eilete fort; um Mittag gelangt' er nach Hofe.

Als ihn der König erſah und zugleich das Ränzel erblickte,
Sprach er: „Saget, Bellyn, von wannen kommt Ihr, und wo iſt
Reineke blieben? Ihr traget das Ränzel; was ſoll das bedeuten?“
Da verſetzte Bellyn: „Er hat mich, gnädigſter König,
Euch zwei Briefe zu bringen; wir haben ſie Beide zuſammen
Ausgedacht. Ihr findet ſubtil die wichtigſten Sachen
Abgehandelt, und was ſie enthalten, das hab' ich gerathen.
Hier im Ränzel finden ſie ſich. Er knüpfte den Knoten.“

Und es ließ der König ſogleich dem Biber gebieten,
Der Notarius war und Schreiber des Königs, man nennt' ihn
Bokert. Es war ſein Geſchäft, die ſchweren, wichtigen Briefe
Vor dem König zu leſen; denn manche Sprache verſtand er.
Auch nach Hinzen ſchickte der König, er ſollte dabei ſein.
Als nun Bokert den Knoten mit Hinze, ſeinem Geſellen,
Aufgelöſet, zog er das Haupt des ermordeten Haſen
Mit Erſtaunen hervor und rief: „Das heiß' ich mir Briefe!
Seltſam genug! Wer hat ſie geſchrieben? Wer kann es erklären?
Dies iſt Lampens Kopf; es wird ihn Niemand verkennen.“

Und es erſchraken König und Königin. Aber der König
Senkte ſein Haupt und ſprach: „O Reineke, hätt' ich Dich wieder!“
König und Königin, Beide betrübten ſich über die Maaßen.
„Reineke hat mich betrogen,“ ſo rief der König. „O hätt' ich
Seinen ſchändlichen Lügen nicht Glauben gegeben!“ So rief er,
Schien verworren; mit ihm verwirrten ſich alle die Thiere.[1])

Aber Lupardus begann, des Königs naher Verwandter:[2])
„Traun, ich ſehe nicht ein, warum Ihr alſo betrübt ſeid

[1]) Goethe hat ſich bei dieſem und dem folgenden Vers durch Gottſched's falſche Ueberſetzung beſtimmen laſſen. Im Nr. ſteht: „ihn' begonste werden vnt | Den dat vreeslijcste gelual. | Dat noint van diere gehoert waert. Alle dieren waren vervaert“; im Kr.: „He rep unde was ganz sere voreret, so dat al de deren worden voreret.“ Dies kann nur heißen: „Er brüllte und war ganz außer ſich vor Zorn, ſo daß alle Thiere in Angſt geriethen.“ In dieſem Sinne überſetzen auch Soltau, Mordach und Simrock.

[2]) Nr.: „hi was van dem | Dos comint maech“ nach Gender's Ueberſetzung: „Der halb und halb gerechnet ward zu des Königs Sippe“; Kr.: „ingeboren (cognatus) vrunt.“

Und die Königin auch.[1]) Entfernet diese Gedanken,
Faſſet Muth! Es möcht' Euch vor Allen zur Schande gereichen.
Seid Ihr nicht Herr? Es müſſen Euch Alle, die hier ſind, gehorchen."

„Eben deswegen," verſetzte der König, „ſo laßt Euch nicht wundern,
Daß ich im Herzen betrübt bin! Ich habe mich leider vergangen.
Denn mich hat der Verräther mit ſchändlicher Tücke bewogen,
Meine Freunde zu ſtrafen.[2]) Es liegen Beide geſchändet,
Braun und Fiegrim; ſollte mich's nicht von Herzen gereuen?
Ehre bringt es mir nicht, daß ich den beſten Baronen
Meines Hofes ſo übel begegnet, und daß ich dem Luzner[3])
So viel Glauben geſchenkt und ohne Vorſicht gehandelt.
Meiner Frauen ſolat' ich zu ſchnell. Sie ließ ſich bethören,
Bat und flehte für ihn; o wär' ich nur feſter geblieben!
Nun iſt die Reue zu ſpät, und aller Rath iſt vergebens."[4])

Und es ſagte Lupardus: „Herr König, höret die Bitte:
Trauert nicht länger! Was Uebels geſchehn iſt, läßt ſich vergleichen.
Gebet dem Bären, dem Wolfe, der Wölfin[5]) zur Sühne den Widder!
Denn es bekannte Bellyn gar offen und kläglich, er habe
Lampens Tod gerathen; das mag er nun wieder bezahlen!
Und wir wollen hernach zuſammen auf Reineken losgehn,
Werden ihn fangen, wenn es geräth; da hängt man ihn eilig;
Kommt er zum Worte, ſo ſchwätzt er ſich los und wird nicht gehangen.
Aber ich weiß es gewiß, es laſſen ſich Jene verſöhnen."[6])

Und der König hörte das gern; er ſprach zu Lupardus:
„Euer Rath gefällt mir. So geht nun eilig und holet
Mir die beiden Baronen! Sie ſollen ſich wieder mit Ehren
In dem Rathe neben mich ſetzen. Laßt mir die Thiere
Sämmtlich zuſammenberufen, die hier zu Hofe geweſen!
Alle ſollen erfahren, wie Reineke ſchändlich gelogen,
Wie er entgangen und dann mit Bellyn den Lampe getödtet.
Alle ſollen dem Wolf und dem Bären mit Ehrfurcht begegnen,

[1]) Nte ganz abweichend: „Al were de Konniginne ok döt" (als wäre auch die Königin todt). Gottſched überſetzt: „der König."
[2]) Nte.: „dat ik mins vrunde vorwracht" (verwirkt, verloren). Der durch Gottſched veranlaßte Irrthum iſt auch in den übrigen Ueberſetzungen nicht beſeitigt.
[3]) Nte.: „domo quaden horonsone"; „quät" überſetzt Gottſched falſch mit „ſchelmiſch."
[4]) Der ganze Vers iſt frei umſchrieben. — [5]) Nte.: „dor vrouwen ſin."
[6]) Im Nte. iſt noch geſagt, daß ihnen mit dieſer Sühne genug geſchehen, daß ſie ihnen genügen (nogen) wird.

Und zur Sühne[1]) geb' ich den Herren, wie Ihr gerathen,
Den Verräther Bellyn und seine Verwandten auf ewig." [2])

Und es eilte Lupardus, bis er die beiden Gebundnen,
Braun und Isegrim, fand. Sie wurden gelöset; da sprach er:
„Guten Trost vernehmet von mir! Ich bringe des Königs
Festen Frieden und freies Geleit. Versteht mich, Ihr Herren:
Hat der König Euch Uebels gethan, so ist es ihm selber
Leid; er läßt es Euch sagen und wünscht Euch Beide zufrieden;
Und zur Sühne sollt Ihr Bellyn mit seinem Geschlechte,
Ja mit allen Verwandten auf ewige Zeiten empfahen.
Ohne Weiteres tastet sie an, Ihr möget im Walde,
Möget im Felde sie finden! Sie sind Euch alle gegeben.
Dann erlaubt Euch mein gnädiger Herr noch über[3]) das Alles,
Reineken, der Euch verrieth, auf jede Weise zu schaden;
Ihn, sein Weib und Kinder und alle seine Verwandten
Mögt Ihr verfolgen, wo Ihr sie trefft; es hindert Euch Niemand.
Diese köstliche Freiheit verkünd' ich im Namen des Königs.
Er und Alle, die nach ihm herrschen, sie werden es halten!
Nur vergesset denn auch, was Euch Verdrießlichs begegnet!
Schwöret, ihm treu[4]) und gewärtig zu sein! Ihr könnt es mit Ehren;
Nimmer verletzt er Euch wieder; ich rath' Euch, ergreifet den Vorschlag!"

Also war die Sühne beschlossen; sie mußte der Widder
Mit dem Halse bezahlen, und alle seine Verwandten
Werden noch immer verfolgt von Isegrim's mächtiger Sippschaft.
So begann der ewige Haß. Nun fahren die Wölfe
Ohne Scheu und Scham auf Lämmer und Schafe zu wüthen
Fort; sie glauben, das Recht auf ihrer Seite zu haben;
Keines verschonet ihr Grimm, sie lassen sich nimmer versöhnen. —
Aber um Braun's und Isegrim's willen und ihnen zu Ehren
Ließ der König den Hof zwölf Tage verlängern; er wollte
Oeffentlich zeigen, wie ernst[5]) es ihm sei, die Herrn zu versöhnen.

---

[1]) Ueber die Viehbußen und deren Bedeutung im deutschen Recht vgl. Gr. D.R.A., S. 587 ff. und S. 667.

[2]) Rk.: „van nu an wente tom jungesten dage."

[3]) Statt „über das Alles" steht im Rk.: „ane jennige klacht" (Klage).

[4]) Rk.: „owe hulde." Man vgl. auch die Anm. zu Gel. III. B. 356.

[5]) Die letzten zwölf Verse dieses Gesanges sind ziemlich frei behandelt. Das Wort „ernst" (Gottsched: „eifrig") ist wol nur zufällig in den Text gekommen; im Rk. steht: „so blide was he, dat he ene sönde" (so froh war er, daß er sie versöhnte).

Siebenter Geſang.

Und nun ſah man den Hof gar herrlich beſtellt und bereitet;
Manche Ritter kamen dahin; den ſämmtlichen Thieren
Folgten unzählige Vögel, und Alle zuſammen verehrten
Braun und Ziegrim hoch, die ihrer Leiden vergaßen.
Da ergetzte ſich feſtlich die beſte Geſellſchaft.[1]) die jemals
Nur beiſammen geweſen; Trompeten und Pauken[2]) erklangen,
Und den Hoftanz führte man auf mit guten Manieren.
Ueberflüſſig war Alles bereitet, was Jeder begehrte.
Boten auf Boten gingen ins Land und luden die Gäſte;
Vögel und Thiere machten ſich auf; ſie kamen zu Paaren,
Reiſeten hin bei Tag und bei Nacht und eilten zu kommen.

Aber Reinecke Fuchs lag auf der Lauer zu Hauſe,
Dachte nicht, nach Hofe zu gehn, — der verlogene[3]) Pilger;
Wenig Dankes erwartet' er ſich.[4]) Nach altem Gebrauche
Seine Tücke zu üben, gefiel am Beſten dem Schelme.
Und man hörte bei Hof die allerſchönſten Geſänge;
Speiſ' und Trank ward über und über den Gäſten gereichet;[5])
Und man ſah turnieren[6]) und fechten. Es hatte ſich Jeder
Zu den Seinen geſellt; da ward getanzt und geſungen,
Und man hörte Pfeifen dazwiſchen und hörte Schalmeien.[7])
Freundlich ſchaute der König von ſeinem Saale hernieder;
Ihm behagte das große Getümmel, er ſah es mit Freuden.[8])

[1]) Durch dieſen Ausdruck iſt der Sinn des Originals etwas geändert; „blitschop", wie dort ſteht, bedeutet „Freude, Feſtlichkeit."
[2]) Rke.: „schalmeiden."
[3]) Rke.: „valsche."
[4]) Im Rke. iſt dieſer Satz auf die Thiere bezogen, gegen die er ſeine Tücke übte.
[5]) Rke.: „do spiso vloiede (floß, war reichlich vorhanden) unde do drank."
[6]) Rke.: „schermen", welches eigentlich nur die Defenſive beim Fechten ausdrückt. Indeſſen haben auch Gottſched, Soltau und Simrock das „Turnieren" ſchon an dieſer Stelle gebracht, welches im Rke. erſt im V. 3306 vorkommt und durch das Wort „grâl" ausgedrückt wird.
[7]) Rke.: „hangen" (Trommeln).
[8]) Rke.: „de koninк sach van sinem sâl, | ome hagede sêr wol de gröte grâl."

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
GOETHE,J.W.
3-598-50924-3
FN. I6538/425

Und acht Tage waren vorbei (es hatte der König
Sich zu Tafel gesetzt mit seinen ersten Baronen;
Neben der Königin saß er), und blutig kam das Kaninchen
Vor den König getreten und sprach mit traurigem Sinne:

„Herr, Herr König und Alle zusammen, erbarmet Euch meiner!
Denn Ihr habt so argen Verrath und mörderische Thaten,
Wie ich von Reineken diesmal erduldet, nur selten vernommen.
Gestern morgen fand ich ihn sitzen, es war um die sechste
Stunde, da ging ich die Straße vor Malepartus vorüber;
Und ich dachte, den Weg in Frieden zu ziehen. Er hatte,
Wie ein Pilger gekleidet, als läs' er Morgengebete.[1])
Sich vor seine Pforte gesetzt. Da wollt' ich behende
Meines Weges vorbei, zu Euerm Hofe zu kommen.
Als er mich sah, erhub er sich gleich und trat mir entgegen,
Und ich glaubt', er wollte mich grüßen; da faßt' er mich aber
Mit den Pfoten gar mörderlich an, und zwischen den Ohren
Fühlt' ich die Klauen und dachte wahrhaftig das Haupt zu verlieren;
Denn sie sind lang und scharf; er drückte mich nieder zur Erde.
Glücklicherweise macht' ich mich los, und da ich so leicht bin,
Konnt' ich entspringen; er knurrte mir nach und schwur, mich zu finden.
Aber ich schwieg und machte mich fort; doch leider behielt er
Mir ein Ohr zurück; ich komme mit blutigem Haupte.
Seht, vier Löcher trug ich davon! Ihr werdet begreifen,
Wie er mit Ungestüm schlug; fast wär' ich liegen geblieben.
Nun bedenket die Noth, bedenket Euer Geleite!
Wer mag reisen, wer mag an Euerm Hofe sich finden,
Wenn der Räuber die Straße belegt und Alle beschädigt?"

Und er endigte kaum, da kam die gesprächige Krähe[2])
Merkenau, sagte: „Würdiger Herr und gnädiger König!
Traurige Märe bring' ich vor Euch; ich bin nicht im Stande,
Viel zu reden vor Jammer und Angst, ich fürchte, das bricht mir
Noch das Herz; so jämmerlich Ding begegnet' mir heute.
Scharfenebbe, mein Weib, und ich, wir gingen zusammen
Heute früh, und Reineke lag für todt auf der Heide,[3])

[1]) Nfc.: „dat he sine tide las", d. h. daß der Tageszeit entsprechende Gebet. S. Anmerkung zu Gef. I. S. 229.

[2]) Nr.: „Corbout, die swee"; Nfc.: „Merkenouwe."

[3]) Nfc.: „gelik eineme doden kelive"; fast ebenso im Nr. Ein dem Worte „Kelif" (sq. cheilf) entsprechender Ausdruck darf eigentlich nicht fehlen; denn es liegt darin die Andeutung enthalten, daß die Krähe Anrecht auf die Leiche hatte.

Beide Augen im Kopfe verkehrt, es hing ihm die Zunge
Weit zum offenen Munde heraus. Da fing ich vor Schrecken
Laut an zu schreien. Er regte sich nicht, ich schrie und beklagt' ihn.
Rief: „O weh mir!“ und „Ach!“ und wiederholte die Klage:
„Ach, er ist todt! Wie dauert er mich! Wie bin ich bekümmert!“
Meine Frau betrübte sich auch; wir jammerten Beide.
Und ich betastet' ihm Bauch und Haupt; es nahte desgleichen
Meine Frau sich und trat ihm ans Kinn, ob irgend der Athem
Einiges Leben verrieth'; allein sie lauschte vergebens; [1])
Beide hätten wir drauf geschworen. Nun höret das Unglück!

„Wie sie nun traurig und ohne Besorgniß dem Munde des Schelmen
Ihren Schnabel näher gebracht, bemerkt' es der Unheld,
Schnappte grimmig nach ihr und riß das Haupt ihr herunter.
Wie ich erschrak, das will ich nicht sagen: „O weh mir! O weh mir!“
Schrie ich und rief. Da schoß er hervor und schnappte mit einmal
Auch nach mir; da fuhr ich zusammen und eilte zu fliehen.
Wär' ich nicht so behende gewesen, er hätte mich gleichfalls
Fest gehalten; mit Noth entkam ich den Klauen des Mörders;
Eilend erreicht' ich den Baum. O hätt' ich mein trauriges Leben
Nicht gerettet! Ich sah mein Weib in des Bösewichts Klauen.
Ach, er hatte die Gute gar bald gezessen! Er schien mir
So begierig und hungrig, als wollt' er noch Einige [2]) speisen;
Nicht ein Beinchen ließ er zurück, kein Knöchelchen übrig.
Solchen Jammer sah ich mit an! Er eilte von dannen;
Aber ich konnt' es nicht lassen und flog mit traurigem Herzen
An die Stätte; da fand ich nur Blut und wenige Federn
Meines Weibes. Ich bringe sie her, Beweise [3]) der Unthat.
Ach, erbarmt Euch, gnädiger Herr! Denn sollte Ihr diesmal
Diesen Verräther verschonen, gerechte Rache verzögern,
Eurem Frieden und Eurem Geleite nicht Nachdruck verschaffen,
Vieles würde darüber gesprochen; es würd' Euch mißfallen.
Denn man sagt: Der ist schuldig der That, der zu strafen Gewalt hat
Und nicht strafet; es spielet alsdann ein Jeder den Herren.
Eurer Würde ging' es zu nah; Ihr mögt es bedenken.“

Also hatte der Hof die Klage des guten Kaninchens
Und der Krähe vernommen. Da zürnte Nobel, der König,

[1]) Rc.: „he lach dôt also ein stein.“
[2]) Rc.: „twei.“
[3]) Vgl. Gr. D. M. A., S. 879—881. Nach älterer Sitte mußte der Leichnam des Gemordeten auf die Gerichtsstätte mitgebracht werden; später begnügte man sich mit Wahrzeichen, z. B. mit der abgeschlagenen rechten Hand.

Bayerische Staatsbibliothek München

Rief: „So sei es geschworen bei meiner ehlichen Treue,[1])
Diesen Frevel bestraf' ich; man soll es lange gedenken!
Mein Geleit und Gebot zu verhöhnen! Ich will es nicht dulden.
Gar zu leicht vertraut' ich[2]) dem Schelm und ließ ihn entkommen,
Stattet' ihn selbst als Pilger noch aus und sah ihn von hinnen
Scheiden, als ging' er nach Rom.[3]) Was hat uns der Lügner nicht Alles
Aufgeheftet![4]) Wie wußt' er sich nicht der Königin Vorwort
Leicht zu gewinnen! Sie hat mich beredet, nun ist er entkommen;
Aber ich werde der Letzte nicht sein, den es bitter gereute,
Frauenrath befolget zu haben.[5]) Und lassen wir länger
Ungestraft den Bösewicht laufen, wir müssen uns schämen.
Immer war er ein Schalk[6]) und wird es bleiben. Bedenket
Nun zusammen, Ihr Herren, wie wir ihn fahen und richten!
Greifen wir ernstlich dazu, so wird die Sache gelingen."

Isegrimen und Braunen behagte die Rede des Königs.
„Werden wir doch am Ende gerochen!" So dachten sie Beide.
Aber sie trauten sich nicht zu reden; sie sahen, der König
War verstörtes Gemüths und zornig über die Maaßen.
Und die Königin sagte zuletzt: „Ihr sollet so heftig,
Gnädiger Herr, nicht zürnen, so leicht nicht schwören;[7]) es leidet
Euer Ansehn dadurch und Eurer Worte Bedeutung.[8])
Denn wir sehen die Wahrheit noch keineswegs am Tage;
Ist doch erst der Beklagte[9]) zu hören. Und wär' er zugegen,
Würde Mancher verstummen, der wider Reineken redet.

[1]) Genau im Sinne des Originals und schon des Nt.: „bi miner truwen, die ik schuldig bin miner vrouwen."

[2]) Im Nfr. ist Nobel weniger rücksichtsvoll gegen sich: „Ik was ein tor" (Thor).

[3]) Zufällig stimmt Goethe hier mit dem Nt. überein, während im Nfr. und dem entsprechend auch bei Gottsched „Jerusalem" steht.

[4]) Nfr.: „Wo klowede he mi up der mouwen!" (Aermel), mit Hoffmann in dem Sinne von „schmeicheln" auffaßt; aber schon Gottsched übersetzt: „Wie hat er es mir nicht auf den Aermel gebetet"; und auch J. Grimm, Lübben u. A. erklären den Ausdruck im Sinne von „Jemandes gerichtsthätigkeit mißbrauchen, ihm etwas aufbinden."

[5]) Nfr. viel kürzer: „Men de schuld was bi miner vrouwen; | doch ik bin des alleine nicht, | de bi vrouwen rade schaden kricht."

[6]) Nfr.: „ein slimmen droch" (Betrüger).

[7]) Im Nt. spricht die Königin die den obigen entsprechenden Worte französisch: „Sire, pour Dieu, ne crois mie ; Toutes choses qu'on vous die, | Et ne jurez pas legierement!"

[8]) Nfr.: „up dat gi bliven bi macht unde eren".

[9]) Nt.: „die wedersprache"; Nfr.: „de wedersprake" d. h. „die Gegenrede" (des Beklagten).

Beide Parteien sind immer zu hören;[1]) denn mancher Verwegne
Klagt, um seine Verbrechen zu decken.[2]) Für klug und verständig
Hielt ich Reineken, dachte nichts Böses und hatte nur immer
Euer Bestes vor Augen, wiewol es nun anders gekommen.
Denn sein Rath ist gut zu befolgen, wenn freilich sein Leben
Manchen Tadel verdient. Dabei ist seines Geschlechtes
Große Verbindung wohl zu bedenken.[3]) Es werden die Sachen
Nicht durch Uebereilung gebessert, und was Ihr beschließet,
Werdet Ihr dennoch zuletzt als Herr und Gebieter vollziehen."[4])

Und Lupardus sagte darauf: „Ihr höret so Manchen;
Höret Diesen denn auch! Er mag sich stellen, und was Ihr
Dann beschließt, vollziehe man gleich! So denken vermuthlich
Diese sämmtlichen Herrn mit Eurer edlen Gemahlin."[5])

Ziegrim sagte darauf: „Ein Jeder rathe zum Besten!
Herr Lupardus, höret mich an! Und wäre zur Stunde
Reineke hier und entledigte sich der doppelten Klage
Dieser Beiden, so wär' es mir immer ein Leichtes, zu zeigen,
Daß er das Leben verwirkt. Allein ich schweige von Allem,
Bis wir ihn haben. Und habt Ihr vergessen, wie sehr er den König
Mit dem Schatze belogen? Den sollt' er in Husterlo neben
Krekelkorn finden, und was der groben Lüge noch mehr war.
Alle hat er betrogen und mich und Braunen geschändet;
Aber ich setze mein Leben daran. So treibt es der Lügner
Auf der Heide. Nun streicht er herum und raubet und mordet.
Däucht es dem Könige gut und seinen Herren, so mag man
Also verfahren! Doch, wär' es ihm Ernst, nach Hofe zu kommen,
Hätt' er sich lange gefunden. Es eilten die Boten des Königs
Durch das Land, die Gäste zu laden; doch blieb er zu Hause."[6])

Und es sagte der König darauf: „Was sollen wir lange
Hier ihn erwarten? Bereitet Euch Alle, (so sei es geboten!)

[1]) Rt. u. Rke. nur in verschiedener Wortstellung: „Alterum partem audite!"
[2]) Im Rt. und Rke. in etwas anderm Sinne und mehr in Form des Sprichworts: „Sulc claecht, die selve meest misdoet", und „he klaget vaken (oft), de sulven misdôt."
[3]) Rke.: „he is) van groteme geschlechte."
[4]) V. 123—125 in ganz freier Behandlung.
[5]) Rke.: „Dar umme volget juwer vrouwen rât | unde ok der heren, de hir stât."
[6]) Rke. V. 143 u. 144 kürzer: „he hefft de mere wol vornomen, | ût den konninges hove bi (durch) sinen boden."

Mir am sechsten Tage zu folgen. Denn wahrlich, das Ende
Dieser Beschwerden will ich erleben. Was sagen die Herren?[1])
Wär' er nicht fähig zuletzt, ein Land zu Grunde zu richten?
Macht Euch fertig, so gut Ihr nur könnt, und kommet im Harnisch,
Kommt mit Bogen und Spießen und allen andern Gewehren[2])
Und betragt Euch wacker und brav! Es führe mir Jeder —
Denn ich schlage wol Ritter im Felde — den Namen mit Ehren!
Malepartus, die Burg, belegen wir; was er im Haus hat,
Wollen wir sehen." Da riefen sie alle: „Wir werden gehorchen."

Also dachte der König und seine Genossen die Veste
Malepartus zu stürmen, den Fuchs zu strafen. Doch Grimbart,
Der im Rathe gewesen, entfernte sich heimlich und eilte,
Reineken aufzusuchen und ihm die Nachricht zu bringen.
Trauernd ging er und klagte vor sich und sagte die Worte:
„Ach, was kann es nun werden,[3]) mein Oheim! Billig bedauert
Dich Dein ganzes Geschlecht, Du[4]) Haupt des ganzen Geschlechtes!
Vor Gerichte vertrateſt Du uns, wir waren geborgen;
Niemand konnte bestehn vor Dir und Deiner Gewandtheit."[5])

So[6]) erreicht' er das Schloß, und Reineken fand er im Freien[7]) Sitzen; er hatte sich erst zwei junge Tauben gefangen;
Aus dem Neste wagten sie sich, den Flug zu versuchen,
Aber die Federn waren zu kurz; sie fielen zu Boden,
Nicht im Stande, sich wieder zu heben, und Reineke griff sie;
Denn oft ging er umher, zu jagen. Da sah er von Weitem
Grimbart kommen und wartete sein; er grüßt' ihn und sagte:
„Seid mir, Neffe, willkommen vor Allen meines Geschlechtes!

[1]) Im Rfe. noch der Zusatz: „van dome valen wichte."
[2]) Rfe. statt „allen andern Gewehren": „mit donrebussen, pollexen unde harden" (Donnerbüchsen, Streitäxten und Handbeilen). Hat Goethe es auch wie neuere Erklärer unpassend gefunden, daß die Thiere in dieser Art die Kampfesweise der Menschen nachahmen? Man könnte es fast glauben. Aber ebenso auffällig ist es doch, wenn V. 179 dieses Gelanges „Büchsen und Wagen" angewendet werden. Im Rfe. steht übrigens an der ersten Stelle „Donrebussen unde bombaerden." Der Gebrauch aller dieser Waffen dürfte nur wenig über die Zeit der Schlacht bei Crecy (1346) hinausgehen.
[3]) Der Ausdruck im Rfe.: „nu wilt sik maken", den etwas Ungünstigem, würde, wenn er beibehalten wäre, ganz den entgegengesetzten Sinn ergeben haben.
[4]) Das Pathos, welches im Bokativ liegt und dem Rfe. fremd ist, wird nur durch die Auslassung von „bist" hervorgebracht.
[5]) Kl. u. Rfe.: „fallacien".
[6]) Rfe. statt dessen: „Mit sus groter lamentacien".
[7]) Rfe.: „buten".

Warum lauft Ihr so sehr? Ihr leichet! Bringt Ihr was Neues?"
Ihm erwiderte Grimbart: „Die Zeitung, die ich vernelde,
Klingt nicht tröstlich;[1]) Ihr lebt, ich komm' in Aengsten gelaufen; 175
Leben und Gut ist alles verloren! Ich habe des Königs
Zorn gesehen; er schwört, Euch zu haben und schändlich zu tödten.
Allen hat er befohlen, am sechsten Tage gemahnet
Hier zu erscheinen mit Bogen und Schwert, mit Büchsen und Wagen.[2])
Alles fällt nun über Euch her; bedenkt Euch in Zeiten! 180
Isegrim aber und Braun sind mit dem Könige wieder
Besser vertraut, als ich nur immer mit Euch bin, und Alles,
Was sie wollen, geschieht. Den gräßlichsten Mörder und Räuber
Schilt Euch Isegrim laut,[3]) und so bewegt er den König.
Er wird Marschall; Ihr werdet es sehen in wenigen Wochen.[4]) 185
Das Kaninchen erschien, dazu die Krähe; sie brachten
Große Klagen gegen Euch vor. Und sollt' Euch der König
Diesmal haben, so lebt Ihr nicht lange! Das muß ich befürchten."

„Weiter nichts?"[5]) versetzte der Fuchs. „Das sticht mich nun Alles
Keinen Pfifferling an.[6]) Und hätte der König mit seinem 190
Ganzen Rathe doppelt und dreifach gelobt und geschworen,
Komm' ich nur selber dahin, ich bete mich über sie Alle.
Denn sie rathen und rathen und wissen es nimmer zu treffen.[7])
Lieber Neffe, lasset das fahren und folgt nur und lebet,
Was ich Euch gebe! Da hab' ich soeben die Tauben gefangen, 195
Jung und fett. Es bleibt mir das liebste von allen Gerichten;
Denn sie sind leicht zu verdauen, man schluckt sie nur eben hinunter;
Und die Knöchelchen schmecken so süß, sie schmelzen im Munde,
Sind bald Milch,[8]) bald Blut. Die leichte Speise bekommt mir,
Und mein Weib ist von gleichem Geschmack. So kommt nur! Sie
wird uns 200

[1]) Rfe.: „is van quaden dingen."
[2]) Vgl. die Note zu V. 151 dieses Gesanges.
[3]) V. 183—184 im Rfe.: „Isegrim heft eme laten vorstân, | dat gi ein mordar unde rover sit. | He drecht up jn so grôsen nît."
[4]) Rfe.: „noch er deme meie" (vor dem Mai).
[5]) Rt.: „Och, lieve neve, ist anders niet?" Rfe: „Schlt, sprak Reinke, isset anders nicht?"
[6]) Rfe.: „dat is wol einer bonen wert." Der dort folgende Vers: „Si gi dar van so sêr vorvêrt?" (in Furcht gesetzt), ist hier weggelassen.
[7]) Die diesem Verse entsprechende Stelle im Rfe.: „wen dat hovet en doch nicht ane mi" ist korrumpirt, so daß Goethe zu einer freien Einschaltung genöthigt wurde.
[8]) Nur im Rfe. „melk", im Rt. „march" (Mark), was, wie schon Willems und Lübben bemerken, einen viel besseren Sinn giebt.

Freundlich empfangen; doch merke sie nicht, warum Ihr gekommen!
Jede Kleinigkeit fällt ihr aufs Herz und macht ihr zu schaffen.
Morgen geh' ich nach Hofe mit Euch; da hoff' ich, Ihr werdet,
Lieber Neffe,[1]) mir helfen, so wie es Verwandten geziemet."

„Leben und Gut verpflicht' ich Euch gern zu Euerm Behufe,"[2])
Sagte der Dachs; und Reineke sprach: „Ich will es gedenken;
Leb' ich lange,[3]) so soll es Euch frommen!" Der Andre versetzte:
„Tretet immer getrost vor die Herren und wahret zum Besten
Eure Sache! Sie werden Euch hören. Auch stimmte Lupardus
Schon dahin, man sollt' Euch nicht strafen, bevor Ihr genugsam
Euch vertheidigt. Es meinte das Gleiche die Königin selber.
Merket den Umstand und sucht ihn zu nutzen!" Doch Reineke sagte:
„Seid nur gelassen! Es findet sich Alles. Der zornige König,
Wenn er mich hört, verändert den Sinn; es frommt mir am Ende."[4])

Und so gingen sie Beide hinein und wurden gefällig
Von der Hausfrau empfangen; sie brachte, was sie nur hatte.
Und man theilte die Tauben, man fand sie schmackhaft, und Jedes
Speiste sein Theil; sie wurden nicht satt und hätten gewißlich
Ein halb Dutzend verzehrt, wofern sie zu haben gewesen.[5])

Reineke sagte zum Dachse: „Bekennt mir, Oheim, ich habe
Kinder trefflicher Art, sie müssen Jedem gefallen!
Sagt mir, wie Euch Rossel behagt und Reinhart,[6]) der Kleine?
Sie vermehren einst unser Geschlecht und fangen allmählig
An, sich zu bilden;[7]) sie machen mir Freude von Morgen bis Abend.
Einer fängt sich ein Huhn, der Andere hascht sich ein Küchlein;
Auch ins Wasser ducken sie brav, die Ente zu holen
Und den Kibitz. Ich schicke sie gern noch öfter zu jagen;
Aber Klugheit muß ich vor Allem sie lehren und Vorsicht,
Wie sie vor Strick und Jäger und Hunden sich weise bewahren.

---

[1]) Rke.: „Ohm", und anstatt der zweiten Hälfte des Verses: „also ein Ohm seine anderen thut."

[2]) Rke.: „ja, lif unde gůt | is to jower behof (Behuf, Bedarf) mit ellt" (Eifer).

[3]) Das Original hat den Sinn: „so lange ich lebe", wie dies auch in den Uebersetzungen von Soltau und Simrock ausgedrückt wird.

[4]) A. 215 u. 216 sind ganz frei behandelt.

[5]) Dem Sinne nach genau mit dem Original übereinstimmend: „Hadde der duven mer gewesen, | ielik hadde noch wol twei upgelesen" (aufgegessen).

[6]) Rke.: „Reinardin".

[7]) Rke.: „alrede to generen" (bereits, sich zu ernähren).

Und verstehen sie dann das rechte Wesen, und sind sie
Abgerichtet, wie sich's gehört, dann sollen sie täglich
Speise holen und bringen, und soll im Hause nichts fehlen.[1])
Denn sie schlagen mir nach und spielen grimmige Spiele.
Wenn sie's beginnen, so ziehn den Kürzern[2]) die übrigen Thiere,
An der Kehle fühlt sie der Gegner und zappelt nicht lange.
Das ist Reinekens Art und Spiel. Auch greifen sie hastig,
Und ihr Sprung ist gewiß; das dünkt mich eben das Rechte!"

Grimbart sprach: „Es gereichet zur Ehre, und mag man sich freuen,
Kinder zu haben, wie man sie wünscht, und die zum Gewerbe
Bald sich gewöhnen, den Eltern zu helfen. Ich freue mich herzlich,
Sie von meinem Geschlechte zu wissen, und hoffe das Beste."
„Mag es für heute bewenden," versetzte Reineke; „gehn wir
Schlafen, denn Alle sind müd' und Grimbart besonders ermattet."
Und sie legten sich nieder im Saale, der über und über
War mit Heu und Blättern bedeckt, und schliefen zusammen.[3])

Aber Reineke wachte vor Angst; es schien ihm die Sache
Gutes Raths zu bedürfen, und sinnend fand ihn der Morgen.
Und er hub vom Lager sich auf und sagte zu seinem
Weibe: „Betrübt Euch nicht! Es hat mich Grimbart gebeten,
Mit nach Hofe zu gehn; Ihr bleibet ruhig zu Hause.
Redet Jemand von mir, so kehret es immer zum Besten,
Und verwahret die Burg, so ist uns Allen gerathen!"

Und Frau Ermelyn sprach: „Ich find' es seltsam! Ihr wagt es,
Wieder nach Hofe zu gehn, wo Euer so übel gedacht wird.
Seid Ihr genöthigt? Ich seh' es nicht ein; bedenkt das Vergangne!"
„Freilich," sagte Reineke drauf, „es war nicht zu scherzen;
Viele wollten mir übel, ich kam in große Bedrängniß;
Aber mancherlei Dinge begegnen unter der Sonne.[4])
Wider alles Vermuthen erfährt man Dieses und Jenes,
Und wer was zu haben vermeint, vermißt es auf einmal.

[1]) Nfc., V. 231 u. 232: „so scholden vaken (oft) unsen lust [van mannigher hande (Art) spise boten (befriedigen), [de wi van noden hebben moten."
[2]) Nfc.: „Do konen nicht an ene baten" (sie können keinen Gewinn an ihnen haben).
[3]) V. 241—245 mit mannichfachen Veränderungen. Es ist im Original nur von Grimbart's Ermüdung die Rede, und auch die Kinder (alle de proie [Brut]) schlafen im Saale.
[4]) Nfc.: „doch dat ovenstr (das Geschehende) is mannichvolt".

Alſo laſt mich nur gehn! Ich habe dort Manches zu ſchaffen.
Bleibet ruhig, das bitt' ich Euch ſehr, Ihr habet nicht nöthig,
Euch zu ängſtigen! Wartet es ab! Ihr ſehet, mein Liebchen,
Iſt es mir immer nur möglich, in fünf, ſechs Tagen mich wieder."[1])
Und ſo ſchied er von dannen,[2]) begleitet von Grimbart, dem Dachſe. 265

[1]) Nfe.: „ik komme wedder uppet alderlangst | binnen vif dagen, isset dat ik kan."
[2]) Nfe.: „Hir mede scheiden se van dan."

Achter Gesang.

Weiter gingen sie nun zusammen über die Heide,
Grimbart und Reineke, grade den Weg zum Schlosse des Königs.
Aber Reineke sprach: „Es falle, wie es auch wolle,
Diesmal adnet es mir,[1] die Reise führet zum Besten.
Lieber Oheim, höret mich nun! Seitdem ich zum Letzten
Euch gebeichtet, verging ich mich wieder in sündigem Wesen;[2]
Höret Großes und Kleines, und was ich damals vergessen!

„Von dem Leibe des Bären und seinem Felle verschafft' ich
Mir ein tüchtiges Stück; es liefen der Wolf und die Wölfin
Ihre Schuhe mir ab; so[3] hab' ich mein Müthchen gekühlet.
Meine Lüge verschaffte mir das; ich wußte den König
Aufzubringen und hab' ihn dabei entsetzlich[4] betrogen;
Denn ich erzählt' ihm ein Märchen, und Schätze wußt' ich zu dichten.
Ja, ich hatte daran nicht genug,[5] ich tödtete Lampen,
Ich packte Bellyn mit dem Haupt des Ermordeten; grimmig
Sah der König auf ihn, er mußte die Zeche bezahlen.[6]
Und das Kaninchen, ich drückt' es gewaltig hinter die Ohren,
Daß es beinah das Leben verlor, und war mir verdrießlich,
Daß es entkam. Auch muß ich bekennen, die Krähe beklagt sich
Nicht mit Unrecht; ich habe Frau Scharfenebbe, sein Weibchen,
Aufgegessen. Das hab' ich begangen, seitdem ich gebeichtet;
Aber damals vergaß ich nur Eines — ich will es erzählen —

---

[1]) Nach Gottsched. Rke.: „esto dit mi sus slumpt (ob es mir nicht so glücken sollte), dat mi desse reise tom besten kumpt."
[2]) Im Rke. einfach: „sunde."
[3]) Rke.: „dit dede ik ai dorch hates willen."
[4]) Rke.: „wôr, wan ik nu seggen kan."
[5]) Im Rke. mit Beziehung auf den Schatz: „men he hefft des noch nicht lange gehat."
[6]) Rke.: „darmit he krêch des konniges torn."

Eine Schalkheit,[1]) die ich beging, Ihr müßt sie erfahren.
Denn ich möchte nicht gern so etwas tragen; ich lud es
Damals dem Wolf auf den Rücken. Wir gingen nämlich zusammen
Zwischen Kackyß[2]) und Elverdingen; da sahn wir von Weitem
Eine Stute mit ihrem Fohlen, und Eins wie das Andre
Wie ein Rabe[3]) so schwarz; vier Monat mochte das Fohlen
Alt sein — und Isegrim war vom Hunger gepeinigt; da bat er:
„„Fraget mir doch, verkauft uns die Stute nicht etwa das Fohlen,
Und wie theuer?““ Da ging ich zu ihr und wagte das Stückchen.
„„Liebe Frau Mähre,““ sagt' ich zu ihr, „„das Fohlen ist Euer,
Wie ich weiß; verkauft Ihr es wol? Das möcht' ich erfahren.““[4])
Sie versetzte: „„Bezahlt Ihr es gut, so kann ich es missen,
Und die Summe, für die es mir feil ist, Ihr werdet sie lesen:
Hinten steht sie geschrieben an meinem Fuße.““ Da merkt' ich,
Was sie wollte, versetzte darauf: „„Ich muß Euch bekennen,
Lesen und schreiben gelingt mir nicht eben, so wie ich es wünschte.[5])
Auch begehr' ich des Kindes nicht selbst; denn Isegrim möchte
Das Verhältniß[6]) eigentlich wissen; er hat mich gesendet.““

„„Laßt ihn kommen!““ versetzte sie drauf, „„er soll es erfahren.““
Und ich ging, und Isegrim stand und wartete meiner. —
„„Wollt Ihr Euch sättigen,““ sagt' ich zu ihm, „„so geht nur! Die Mähre
Giebt Euch das Fohlen; es steht der Preis am hinteren Fuße
Unten geschrieben; ich möchte nur, sagte sie, selber da nachsehn.
Aber zu meinem Verdruß mußt' ich schon Manches versäumen,

---

[1]) So auch Gottsched, Simrock, Marbach; Soltau: „ein böser, hämischer Streich.“ In dem ursprünglichen Texte des Rk. steht das unsers Wissens bis jetzt unerklärte „hornscheit“, wofür in neuerer Zeit die Herausgeber, dem Rk. entsprechend, „hovescheit“ (Höflichkeit) gesetzt haben, was dann im ironischen Sinne zu verstehen ist.

[2]) Rt.: „Houthorst ende Everdingen“; alte Prosa: „Hoothulst en Elverdingho“; Rke. wie hier; in dem hochdeutschen Prosadruck: „Kallys (Calais) und Elverdingen.“ Für Kackys vermuthet Willems: „Machuyn“, zwischen Loo und Everlam; Elverdingen ist ein großes Dorf zwischen Ypern und Dixmude. — Die Geschichte von Pferd, Wolf und Fuchs ist alt; sie bildet das achte Abenteuer im Reinardus.

[3]) Rt. und Rke. machen den Vergleich mit der Kohle.

[4]) Rke.: „segget mi dat.“

[5]) Rt.: „Ic en can lesen niet een vers“ (Federstrich); Rke.: „lesen ofte (oder) schriven kan ik niet.“ Das Letztere ist mehr im Sinne der Thierfabel als der von Goethe gewählte Ausdruck. Der Fuchs hat keine gründlichen Kenntnisse; vom Latein hat er nur einige Brocken aufgeschnappt, die er ohne Sinn anwendet. Vgl. die Noten zu Ges. I. V. 229, III. V. 268, und VI. V. 229.

[6]) Rke.: „wo it were.“

Weil ich nicht lesen und schreiben gelernt. Versucht es, mein Oheim,
Und beschauet die Schrift![1]) Ihr werdet vielleicht sie verstehen.""

Jegrim sagte: „„Was sollt' ich nicht lesen! Das wäre mir seltsam!
Deutsch, Latein und Wälsch, sogar Franzöisch[2]) versteh' ich;
Denn in Erfurt[3]) hab' ich mich wohl zur Schule gehalten,
Bei den Weisen, Gelahrten und mit den Meistern des Rechtes
Fragen und Urtheil gestellt; ich habe meine Licenzen
Förmlich genommen,[4]) und was für Strikturen man immer auch findet,
Les' ich, als wär' es mein Name. Drum wird es mir heute nicht fehlen.
Bleibet! Ich geh' und lese die Schrift; wir wollen doch sehen!""

„Und er ging und fragte die Frau: „„Wie theuer das Fohlen?
Macht es billig!"" Sie sagte darauf: „„Ihr dürft nur die Summe
Lesen; sie stehet geschrieben an meinem hinteren Fuße.""
„„Laßt mich sehen,"" versetzte der Wolf. Sie sagte: „„Das thu' ich!""
Und sie hub den Fuß empor aus dem Grase; der war erst
Mit sechs Nägeln beschlagen; sie schlug gar richtig und fehlte
Nicht ein Härchen, sie traf ihm den Kopf, er stürzte zur Erden,
Lag betäubt wie todt. Sie aber eilte von dannen,
Was sie konnte. So lag er verwundet; es dauerte lange.
Eine Stunde verging, da rapt' er sich wieder und heulte
Wie ein Hund. Ich trat ihm zur Seite und sagte: „„Herr[5]) Oheim,
Wo ist die Stute? Wie schmeckte das Fohlen? Ihr habt Euch gesättigt,
Habt mich vergessen; Ihr thatet nicht wohl, ich brachte die Botschaft!
Nach der Mahlzeit schmeckte das Schläfchen. Wie lautete, sagt mir,
Unter dem Fuße die Schrift? Ihr seid ein großer Gelehrter.""

---

[1]) Rfe.: „Om, sêt, oft gi dat konnen lesen."

[2]) Diese Sprache fehlt im Rt. und ist erst im Rfe. zugesetzt.

[3]) Im Rt. ist Jegrim auf hohe Schulen in Westfalen und in der Provence gegangen; aber in der Deister Preia steht „Erfurt". Die Gründung der dortigen Universität fällt erst in das Jahr 1392.

[4]) Rfe.: „ok hebbe ik mit den wisen olden, | also mit den mesters van der audiencien, | questien gegeven unde sentencien. Ik was in loie gelicencieret." Das Wort „loie" wird hier von Gottsched in dem Sinne von „Logik" gefaßt; in der Ausgabe von Lredow hatte man dafür „Loewen" gesetzt, wo also eine Universität gegründet wurde; indessen hat hier Goethe wol zuerst das Richtige getroffen. Jegrim will sagen, daß er Lizentiat beider Rechte geworden ist.

[5]) Im Rfe. wird noch besonders angegeben, daß Reinecke die feierliche Anrede mit „Herr" wählt; daher Simrod übersetzt: „Ich ging und nannt' ihn Herr Baron".

„„Ach,““ versetzt' er, „„spottet Ihr noch? Wie bin ich so übel
Diesmal gefahren! Es sollte fürwahr ein Stein sich erbarmen.
Die langbeinige Mähre![1]) Der Henker mag's ihr bezahlen!
Denn der Fuß war mit Eisen beschlagen; das waren die Schriften!
Neue Nägel! Ich habe davon sechs Wunden im Kopfe.““

„Kaum[2]) behielt er sein Leben. — Ich habe nun Alles gebeichtet;
Lieber Neffe, vergebet mir nun die sündigen Werke!
Wie es bei Hofe geräth, ist mißlich; aber ich habe
Mein Gewissen befreit und mich von Sünden gereinigt.
Saget nun, wie ich mich bessre, damit ich zu Gnaden gelange!"

Grimbart sprach: „Ich find' Euch von Neuem mit Sünden beladen.
Doch es werden die Todten nicht wieder lebendig; es wäre
Freilich besser, wenn sie noch lebten. So will ich, mein Oheim,
In Betrachtung der schrecklichen Stunde, der Nähe des Todes,
Der Euch droht, die Sünde vergeben als Diener des Herren;
Denn sie streben Euch nach mit Gewalt, ich fürchte das Schlimmste,
Und man wird Euch vor Allem das Haupt des Hasen gedenken.
Große Dreistigkeit war es, gestehl's, den König zu reizen,
Und es schadet Euch mehr, als Euer Leichtsinn gedacht hat."

„Nicht ein Haar,"[3]) versetzte der Schelm, „und daß ich Euch sage,
Durch die Welt sich zu helfen, ist ganz was Eignes; man kann sich
Nicht so heilig bewahren als wie im Kloster; das wißt Ihr.
Handelt Einer mit Honig, er leckt unweilen die Finger.[4])
Lampe reizte mich sehr; er sprang herüber, hinüber,[5])
Mir vor den Augen herum; sein feines Wesen gefiel mir,[6])
Und ich setzte die Liebe bei Seite. So gönnt' ich Bellynen
Wenig Gutes. Sie haben den Schaden; ich habe die Sünde.
Aber sie sind zum Theil auch so plump, in jeglichen Dingen

[1]) Im Rt. und Rfe.: „Die hoer metten langen beenen"; „De hore mit dome langen bên."
[2]) V. 77—86 sind frei behandelt, so z. B. fehlt statt der Worte: „Ich find' Euch von Neuem mit Sünden beladen" im Rfe.: „uwe sunde sint grôt"; die Ausdrücke: „Diener des Herrn", „in Betrachtung der schrecklichen Stunde", „Euer Leichtsinn" stehen nicht im Original.
[3]) Rfe.: „Nen, schit, nicht ein hâr."
[4]) Dieser Vers fehlt nicht im Rfe., wohl aber im Rt.: „Wie honich handelt, vingher leet", woraus fast zu schließen wäre, daß Goethe auch diesen in irgend einer Bearbeitung vor sich gehabt haben muß.
[5]) Beliebte Verbindung bei Goethe. Vgl. Werke. I. S. 231. Z. 3, und II. S. 130. Z. 15.
[6]) Rfe.: „he was wol vel."

Grob und stumpf. Ich sollte noch viel Zeremonien machen?
Wenig Lust bekleidt ich dann. Ich hatte von Hofe
Mich mit Aexten gerettet und lehrte sie Dieses und Jenes;
Aber es wollte nicht fort. Zwar Jeder sollte den Nächsten
Lieben, das muß ich gestehn; indessen achtet' ich Diese
Wenig,[1]) und todt ist todt, so sagt Ihr selber. — Doch laßt uns
Andre Dinge besprechen! Es sind gefährliche Zeiten;
Denn wie gebt es von oben herab?[2]) Man soll ja nicht reden;
Doch wir Andern merken darauf und denken das Unsre.

„Raubt der König ja selbst so gut als Einer, wir wissen's;
Was er selber nicht nimmt, das läßt er Bären und Wölfe
Holen und glaubt, es geschähe mit Recht. Da findet sich Keiner,
Der sich getraut, ihm die Wahrheit zu sagen — so weit hinein ist es
Böse — kein Beichtiger, kein Kaplan;[3]) sie schweigen! Warum das?
Sie genießen es mit, und wär' nur ein Rock zu gewinnen.
Komme dann Einer und klage! Der haschte mit gleichem Gewinne
Nach der Luft, er tödtet' die Zeit und beschäftigte besser
Sich mit neuem Erwerb. Denn fort ist fort, und was einmal
Dir ein Mächtiger nimmt, das hast Du verloren. Der Klage
Giebt man wenig Gehör, und sie ermüdet am Ende.[4])
Unser Herr ist der Löwe, und Alles an sich zu reißen,
Hält er seiner Würde gemäß. Er nennt uns gewöhnlich
Seine Leute. Fürwahr, das Unsre, scheint es, gehört ihm![5])

„Darf ich reden, mein Oheim? Der edle König, er liebt sich
Ganz besonders Leute, die bringen, und die nach der Weise,
Die er singt, zu tanzen verstehn. Man sieht es zu deutlich.
Daß der Wolf und der Bär zum Rathe wieder gelangen,
Schadet noch Manchem. Sie stehlen und rauben; es liebt sie der König:
Jeglicher sieht es und schweigt; er denkt, an die Reihe zu kommen.
Mehr als Vier befinden sich so zur Seite des Herren.
Ausgezeichnet vor Allen, sie sind die Größten am Hofe.

[1]) Goethe hat hier wieder gegen Gottsched den richtigen Sinn getroffen. Die wörtliche Uebersetzung aus Afe. würde lauten: „Wohl soll ich Meinesgleichen (meinen Nächsten) lieb haben; doch der Wahrheit kann ich mich nicht entziehen: Jene (Bestia und Lampe) achtete ich damals nicht sehr."
[2]) Afe.: „de prelaten . . . gân uns vore."
[3]) Statt dessen im Afe.: „adder (oder) do dor spreken: it is oval gedân, | nicht ein dichtvader noch de kappellân."
[4]) V. 115—119 sind im Ausdruck ganz frei behandelt.
[5]) Afe.: „Dat is noch neins grote eddelicheit, | dat he den undersaten (Unterthanen) wrâden (?) dâ."

Nimmt ein armer Teufel wie Reineke[1]) irgend ein Hühnchen,
Wollen sie Alle gleich über ihn her, ihn suchen und fangen,
Und verdammen ihn laut mit einer Stimme zum Tode.[2])
Kleine Diebe hängt man so weg, es haben die großen
Starken Vorsprung,[3]) mögen das Land und die Schlösser verwalten.
Sehet, Oheim, bemerk' ich nun das und sinne darüber,
Nun, so spiel' ich halt auch mein Spiel und denke darneben
Oefters bei mir, es muß ja wol recht sein; thun's doch so Viele!
Freilich regt sich dann auch das Gewissen und zeigt mir von ferne
Gottes Zorn und Gericht[4]) und läßt mich das Ende bedenken.
Ungerecht Gut, so klein es auch sei, man muß es erstatten.
Und da fühl' ich denn Reu' im Herzen; doch währt es nicht lange.
Ja, was hilft Dich's,[5]) der Beste zu sein, es[6]) bleiben die Besten
Doch nicht unberedet in diesen Zeiten vom Volke.
Denn es weiß die Menge genau nach Allem zu forschen,
Niemand vergessen sie leicht, erfinden Dieses und Jenes;
Wenig Gutes ist in der Gemeine, und wirklich verdienen
Wenige drunter auch gute, gerechte Herren zu haben.
Denn sie singen und sagen vom Bösen immer und immer;
Auch das Gute wissen sie zwar von großen und kleinen
Herren; doch schweigt man davon, und selten kommt es zur Sprache.
Doch das Schlimmste sind' ich den Dünkel des irrigen Wahnes,
Der die Menschen ergreift, es könne Jeder im Taumel
Seines heftigen Wollens die Welt beherrschen und richten.
Hielte doch Jeder sein Weib und seine Kinder in Ordnung,
Wüßte sein trotzig Gesinde zu bändigen, könnte sich stille,
Wenn die Thoren verschwenden, in mäßigem Leben erfreuen!
Aber wie sollte die Welt sich verbessern? Es läßt sich ein Jeder
Alles zu und will mit Gewalt die Andern bewingen.
Und so sinken wir tiefer und immer tiefer ins Aerge.[7])

---

[1]) Rfc.: „Arm man Reinke."

[2]) Rfc.: „ja, es ropen alle, men schal ene hangen."

[3]) So auch Gottsched. Rfc.: „vorhoch", d. h. „Schutz"; also ist das Ganze nicht im Sinne des gewöhnlichen Sprichworts, daß man nur die großen Diebe laufen läßt, wie dies auch die folgenden Worte beweisen.

[4]) V. 139 u. 140 im Rfc.: „Doch vruge ik vaken mine conciencien; unde denke denne up godes wunderen."

[5]) „Helfen" mit dem Akkusativ findet sich auch Werke. VIII. S. 156. Z. 16.

[6]) Die nachfolgenden neun Verse, die übrigens von Rfc. bedeutend abweichen, beziehen sich dort nur auf die Priester.

[7]) V. 152—160 sind von Goethe hinzugesetzt; es sind die Verse, die Gervinus (Geschichte der deutschen Dichtung, V. 367) wegen ihrer unmittelbaren Beziehung auf die Gegenwart so hart getadelt hat. — Vgl. Vorbemerkung, S. 17.

Afterreden, Lug und Verrath und Diebstahl, und falscher
Eidschwur, Rauben und Morden, man hört nichts Anders erzählen,
Falsche Propheten und Heuchler betriegen[1]) schändlich die Menschen.

„Jeder lebt nur so hin, und will man sie treulich ermahnen,
Nehmen sie's leicht und sagen auch wol: Ei, wäre die Sünde
Groß und schwer, wie hier und dort uns manche Gelehrte
Predigen, würde der Pfaffe die Sünde selber vermeiden.
Sie entschuldigen sich mit bösem Exempel und gleichen
Gänzlich dem Affengeschlecht, das, nachzuahmen geboren,
Weil es nicht denket und wählt, empfindlichen Schaden erduldet.[2])

„Freilich sollten die geistlichen Herrn sich besser betragen!
Manches könnten sie thun, wofern sie es heimlich vollbrächten;
Aber sie schonen uns nicht, uns andre Laien, und treiben
Alles, was ihnen beliebt, vor unsern Augen, als wären
Wir mit Blindheit geschlagen; allein wir sehen zu deutlich,
Ihre Gelübde gefallen den guten Herren so wenig,
Als sie dem sündigen Freunde der weltlichen Werke behagen.

„Denn so haben über den Alpen[3]) die Pfaffen gewöhnlich
Eigens ein Liebchen, nicht weniger sind in diesen Provinzen,[4])
Die sich sündlich vergehn. Man will mir sagen, sie haben
Kinder wie andre verehlichte Leute; und sie zu versorgen,
Sind sie eifrig bemüht und bringen sie hoch in die Höhe.
Diese denken hernach nicht weiter, woher sie gekommen,
Lassen Niemand den Rang und gehen stolz und gerade,
Eben als wären sie edles Geschlechts, und bleiben der Meinung,
Ihre Sache sei richtig. So pflegte man aber vor Diesem
Pfaffenkinder so hoch nicht zu halten; nun beißen sie alle
Herren und Frauen. Das Geld ist freilich Alles vermögend.[5])
Selten findet man fürstliche Lande, worin nicht die Pfaffen

[1]) Rk.: „beschiten."
[2]) V. 164—170 schließen sich nur lose an Rk. (V. 3959—3972) an. V. 171 bis 177 sind ganz neu hinzugesetzt.
[3]) Gottsched vermeidet, wol um keinen Anstoß zu erregen, jede Ortsbestimmung. Rk.: „Lombardien."
[4]) Rk.: „man nicht en sin do in dessemo lande." Der Sinn wird verschieden, je nachdem man mit Hoffmann hier ein Anführungszeichen setzt oder, wie Lübben, den Satz als Parenthese faßt; im ersten Falle ist es „in diesem Lande", also in der Heimath des Schreibenden, wie in der Lombardei, im andern Falle nicht. Von Neueren hat nur Simrock die letztere Auffassung gewählt, indem er übersetzt: „Das ist nicht Brauch in unserm Lande"; indessen sprechen auch die nachfolgenden Verse im Rk. sehr für dieselbe.
[5]) Rk.: „Dat golt hefft nu de overen hant."

Zölle und Zinsen erhüben und Dörfer und Mühlen benutzten.[1]) 190
Diese verkehren die Welt, es lernt die Gemeine das Böse;
Denn man siehet, so hält es der Pfaffe; da sündiget Jeder,[2])
Und vom Guten leitet hinweg[3]) ein Blinder den andern.
Ja, wer merkte denn wol die guten Werke der frommen
Priester, und wie sie die heilige Kirche mit gutem Exempel 195
Auferbauen? Wer lebt nur darnach? Man stärkt sich im Bösen.
So geschieht es im Volke, — wie sollte die Welt sich verbessern?

„Aber höret mich weiter! Ist Einer unächt geboren,
Sei er ruhig darüber! Was kann er weiter zur Sache?
Denn ich meine nur so, versteht mich! Wird sich ein Solcher 200
Nur mit Demuth betragen und nicht durch eitles Benehmen
Andre reizen, so fällt es nicht auf, und hätte man Unrecht,
Ueber dergleichen Leute zu reden. Es macht die Geburt uns
Weder edel noch gut, noch kann sie zur Schande gereichen.
Aber Tugend und Laster, sie unterscheiden die Menschen. 205
Gute, gelehrte geistliche Männer, man hält sie, wie billig,
Hoch in Ehren; doch geben die bösen ein böses Exempel.
Predigt so Einer das Beste, so sagen doch endlich die Laien:
Spricht er das Gute, und thut er das Böse, was soll man erwählen?
Auch der Kirche thut er nichts Gutes; er prediget Jeden: 210
Leget nur aus und bauet die Kirche! Das rath' ich, Ihr Lieben,
Wollt Ihr Gnade verdienen und Ablaß! So schließt er die Rede,
Und er legt wol wenig dazu, ja gar nichts, und fiele
Seinetwegen die Kirche zusammen. So hält er denn weiter
Für die beste Weise zu leben, sich köstlich zu kleiden, 215
Lecker zu essen. Und hat sich so Einer um weltliche Sachen
Uebermäßig bekümmert, wie will er beten und singen?
Gute Priester sind täglich und stündlich im Dienste des Herren
Fleißig begriffen und üben das Gute;[4]) der heiligen Kirche
Sind sie nütze; sie wissen die Laien durch gutes Exempel 220
Auf dem Wege des Heils zur rechten Pforte zu leiten.

[1]) Rfc.: „raden over", d. h. „verfügen über etwas."
[2]) Gottsched hat die Stelle mißverstanden, daher auch Goethe's Abweichung von dem Text des Rfc., in welchem steht: „Wan sus de mönnik dat quadeste loren unde sën, dat desse sus hebben wiver, | so sundigen se mit en desto rivere" (wenn so die Gemeinde das Schlechteste lernt und sieht, daß diese so Weiber haben, so sündigen sie mit ihnen [d. h. wol nicht mit diesen Weibern, sondern wie die Pfaffen] desto mehr).
[3]) Rfc.: „van gode gescheidet" (von Gott entfernt).
[4]) Rfc.: „wo se gode mogen denen" (wie sie Gott dienen mögen).

„Aber ich kenne denn auch die Bekappten;[1]) sie plärren und plappern[2])
Immer zum Scheine so fort und suchen immer die Reichen,
Wissen den Leuten zu schmeicheln und gehn am Liebsten zu Gaste.
Bittet man Einen, so kommt auch der Zweite; da finden sich weiter
Noch zu diesen Zwei oder Drei.[3]) Und wer in dem Kloster
Gut zu schwätzen versteht, der wird im Orden erhoben,
Wird zum Lesemeister, zum Kustos oder zum Prior.
Andere stehen bei Seite. Die Schüsseln werden gar ungleich
Aufgetragen. Denn Einige müssen des Nachts in dem Chore
Singen, lesen, die Gräber umgehn; die Anderen haben
Guten Vortheil und Ruh und essen die köstlichen Bissen.

„Und die Legaten des Papsts, die Aebte, Pröpste, Prälaten,
Die Beguinen und Nonnen, da wäre Vieles zu sagen!
Ueberall heißt es: Gebt mir das Eure und laßt mir das Meine!
Wenige finden sich wahrlich, nicht Sieben,[4]) welche der Vorschrift
Ihres Ordens gemäß ein heiliges Leben beweisen.
Und so ist der geistliche Stand gar schwach und gebrechlich."

„Oheim," sagte der Dachs, „ich find' es besonders, Ihr beichtet
Fremde Sünden. Was will es Euch helfen? Mich dünket, es wären
Eurer eignen genug.[5]) Und sagt mir, Oheim, was habt Ihr
Um die Geistlichkeit Euch zu bekümmern und Dieses und Jenes?
Seine Bürde mag Jeglicher tragen, und Jeglicher gebe
Red' und Antwort, wie er in seinem Stande die Pflichten
Zu erfüllen strebt! Dem soll sich Niemand entziehen,
Weder Alte noch Junge, hier außen oder im Kloster.
Doch Ihr redet zu viel von allerlei Dingen und könntet

[1]) D. h. Mönche (Simrock: „Kuttenträger").
[2]) Anders im Rte.: „bidden unde gilen."
[3]) Die Stelle ist von Gottsched mißverstanden, und dies Mißverständ ist scheint, außer auf Goethe's, auch auf Marbach's Uebersetzung Einfluß gehabt zu haben. Rte.: „Noch sint to dussen twei efte drei | in dome kloster dest van worden"; es handelt sich also nicht um eine Vermehrung der Gäste, sondern um die Zahl der talentvolleren Persönlichkeiten in einem Kloster.
[4]) Im Rte. ist das allerdings seltsame Verhältniß „kaum Sieben unter Zehen" angenommen, weshalb die Uebersetzer sich Veränderungen erlaubt haben (Scott: „Ten vom Hundert"; Marbach: „Einer unter Sieben").
[5]) Rte.: „Dos dichtent helpet nichs einen drok, | de nicht en dichtet sin egene gebrek."

Mich zuletzt zum Irrthum verleiten. Ihr kennet vortrefflich
Wie die Welt nun bestellt und alle Dinge sich fügen;
Niemand schickte sich besser zum Pfaffen. Ich käme mit andern
Schafen, zu beichten bei Euch und Eurer Lehre zu horchen,
Eure Weisheit zu lernen; denn freilich muß ich gestehen:
Stumpf und grob sind die Meisten von uns und hätten's von Nöthen."

Also hatten sie sich dem Hofe des Königs genähert.
Reineke sagte: „So ist es gewagt," und nahm sich zusammen.
Und sie begegneten Martin, dem Affen; der hatte sich eben
Aufgemacht und wollte nach Rom; er grüßte die Beiden.
„Lieber Oheim, fasset ein Herz!" so sprach er zum Fuchse,
Fragt' ihn Dieses und Jenes, obschon ihm die Sache bekannt war.
„Ach, wie ist mir das Glück in diesen Tagen entgegen," [1])
Sagte Reineke drauf; „da haben mich etliche Diebe
Wieder beschuldigt, wer sie auch sind, besonders die Kühe
Mit dem Kaninchen; sein Weib verlor das Eine, dem Andern
Fehlt ein Ohr. Was kümmert mich das? Und könnt' ich nur selber
Mit dem Könige reden, sie Beide sollten's empfinden.
Aber mich hindert am Meisten, daß ich im Banne des Papstes
Leider noch bin. Nun hat in der Sache der Dompropst die Vollmacht,
Der beim Könige gilt, — und in dem Banne befind' ich
Mich um Isegrim's willen, der einst ein Klausner geworden,
Aber dem Kloster entlief, von Ellwar,[2]) wo er gewohnet.
Und er schwur, so könnt' er nicht leben, man halt' ihn zu strenge;
Lange könn' er nicht fasten und könne nicht immer so lesen.
Damals half ich ihm fort. Es reut mich; denn er verleumdet
Mich beim Könige nun und sucht mir immer zu schaden.
Soll ich nach Rom? Wie werden indeß zu Hause die Meinen
In Verlegenheit sein! Denn Isegrim kann es nicht lassen:
Wo er sie findet, beschädigt er sie. Auch sind noch so Viele,
Die mir Uebels gedenken und sich an die Meinigen halten.[3])
Wär' ich aus dem Banne gelöst't, so hätt' ich es besser,
Könnte gemächlich mein Glück bei Hofe wieder versuchen." [3])

Martin versetzte: „Da kann ich Euch helfen, es trifft sich! Soeben
Geh' ich nach Rom und nütz' Euch daselbst mit künstlichen Stücken.

[1]) Vgl. die Note zu Gel. III. V. 266.
[2]) Nfz.: „unde soken up mi nér bosen rât."
[3]) Nfz.: „spraken vor mine egene sake."

Unterdrücken laſſ' ich Euch nicht! Als Schreiber des Biſchofs,
Dünkt mich, verſteh' ich das Werk. Ich ſchaffe, daß man den Dompropſt
Grade nach Rom zitirt; da will ich gegen ihn fechten.[1])
Seht nur, Oheim, ich treibe die Sache und weiß ſie zu leiten;
Exequiren laſſ' ich das Urtheil; Ihr werdet mir ſicher
Advokirt, ich bring' es Euch mit; es ſollen die Feinde
Uebel ſich freun und ihr Geld zuſammt der Mühe verlieren;
Denn ich kenne den Gang der Dinge zu Rom und verſtehe,
Was zu thun und zu laſſen. Da iſt Herr Simon,[2]) mein Oheim,
Angeſehn und mächtig: er hilft den guten Bezahlern.[3])
Schalkefurb, das iſt ein Herr! Und Doktor Greifzu und Andre,
Wendemantel und Loſefund, hab' ich Alle zu Freunden.
Meine Gelder ſchickt' ich voraus; denn, ſeht nur, ſo wird man
Dort am Beſten bekannt! Sie reden wol[4]) von Zittren;
Aber das Geld begehren ſie nur. Und wäre die Sache
Noch ſo krumm, ich mache ſie grad mit guter Bezahlung.
Bringſt Du Geld, ſo findeſt Du Gnade; ſobald es Dir mangelt,
Schließen die Thüren ſich zu. Ihr bleibet ruhig im Lande;
Eurer Sache nehm' ich mich an, ich löſe den Knoten.[5])
Geht nur nach Hofe! Ihr werdet daſelbſt Frau Rückenau finden,
Meine Gattin; es liebt ſie der König, unſer Gebieter,
Und die Königin auch; ſie iſt bedeutes Verſtandes.
Sprecht ſie an! Sie iſt klug, verwendet ſich gerne für Freunde.
Viele Verwandte findet Ihr da. Es hilft nicht immer,
Recht zu haben.[6]) Ihr findet bei ihr zwei Schweſtern, und meines
Kinder ſind drei, daneben noch manche von Euerm Geſchlechte,
Euch zu dienen bereit, wie Ihr es immer begehret.
Und verſagte man Euch das Recht, ſo ſollt Ihr erfahren,
Was ich vermag. Und wenn man Euch drückt, berichtet mir's eilig!
Und ich laſſe das Land in Bann thun, den König und alle
Beiber und Männer und Kinder! Ein Interdikt[7]) will ich ſenden,

[1]) Mſc.: „pleiteren" (plädiren).
[2]) Derſelbe Name auch im Mſc. und Mſe., ebenſo „Schalkefund". Bei den übrigen ſind im erſten einige Abweichungen: ſtatt „Greifzu", „Wendemantel" („Wendehalke" im Mſc.) und „Loſefund" ſtehen dort „Frankout", „Gaſtmi", „Groepenol" und „Luiſterwel."
[3]) Mſc.: „do wat mach geven."
[4]) Mſc.: „ja, echt."
[5]) Mſc.: „ik gere se ju quit" (ich befreie Euch von ihr).
[6]) Mſc.: „dat recht helft vaken hulpe nöt."
[7]) Das Interdikt, in Folge deſſen alle geiſtlichen Handlungen in einem Lande (mit Ausnahme des Taufens) verboten ſind, iſt verſchiedentlich über Flandern verhängt worden, z. B. 1139 (Wilkens, nach Warnkönig's Histoire de la Flandre, I. 189 ff.).

Singen soll man nicht mehr noch Messe lesen noch taufen,
Noch begraben, was es auch sei. Deß tröstet Euch, Neffe!

„Denn der Papst[1]) ist alt und krank und nimmt sich der Dinge
Weiter nicht an; man achtet ihn wenig. Auch hat nun am Hofe
Kardinal Ohnegenüge[2]) die ganze Gewalt, der ein junger
Rüstiger Mann ist, ein feuriger Mann von schnellem Entschlusse.
Dieser liebt ein Weib, das ich kenne; sie soll ihm ein Schreiben
Bringen, und was sie begehrt, das weiß sie trefflich zu machen.[3])
Und sein Schreiber, Johannes Partei, der kennt aufs Genauste
Alte und neue Münze; dann Horchegenau,[4]) sein Geselle,
Ist ein Hofmann; Schleifen und Wenden[5]) ist Notarius,
Baccalaureus beider Rechte, und bleibt er nur etwa
Noch ein Jahr, so ist er vollkommen in praktischen Schriften.[6])
Dann sind noch zwei Richter daselbst, die heißen Moneta[7])
Und Donarius; sprechen sie ab, so bleibt es gesprochen.

„So verübt man in Rom gar manche Listen und Tücken,
Die der Papst nicht erfährt. Man muß sich Freunde verschaffen!
Denn durch sie vergiebt man die Sünden und löset die Völker
Aus dem Banne. Verlaßt Euch darauf, mein wertbester Oheim!
Denn es weiß der König schon lang', ich lass' Euch nicht fallen;
Eure Sache führ' ich hinaus und bin es vermögend.
Ferner mag er bedenken, es sind gar Viele den Affen
Und den Füchsen verwandt, die ihn am Besten berathen!
Und das hilft Euch gewiß, es gehe, wie es auch welle."

Reineke sprach: „Das tröstet mich sehr; ich denk' es Euch wieder.
Komm' ich diesmal nur los." Und Einer empfahl sich dem Andern.[8])
Ohne Geleit[9]) ging Reineke nun mit Grimbart, dem Dachse,
Nach dem Hofe des Königs, wo man ihm übel gesinnt war.

---

[1]) Man hat dies ohne zureichenden Grund auf Gregor IX. bezogen, der fast hundert Jahre alt am 21. August 1241 starb (Willems).

[2]) Im Nl. „Valosk", was man von „valoir" ableitet, so daß es ungefähr soviel als „Saargeld" bedeuten würde; in der alten Prosa: „Puergut."

[3]) Nl.: „dat blift nén tant" (das bleibt kein Tand).

[4]) Nl.: „Horkenouwete."

[5]) Nl.: „Slipenande-wenden."

[6]) Nl.: „in praktiken schrift", was nichts anders heißen kann als „in juristischer Praxis", natürlich ohne den Mißbrauch auszuschließen.

[7]) „Geld"; „Donarius", Einer der Geschenke annimmt.

[8]) Nl.: „Hie mit ein van dem anderen scheide."

[9]) Nicht auf eine Begleitung bezüglich, sondern darauf, daß Reineke nicht „des Königs Geleit" hatte.

Neunter Gesang.

Reineke war nach Hofe gelangt; er dachte die Klagen
Abzuwenden, die ihn bedrohten. Doch als er die vielen
Feinde beisammen erblickte, wie alle standen und alle
Sich zu rächen begehrten und ihn am Leben zu strafen,
Fiel ihm der Muth; er zweifelte nun, doch ging er mit Kühnheit[1]
Grade durch alle Baronen, und Grimbart ging ihm zur Seite;
Sie gelangten zum Throne des Königs; da lispelte[2] Grimbart:
„Seid nicht furchtsam, Reineke, diesmal! Gedenket: Dem Blöden
Wird das Glück nicht zu Theil; der Kühne sucht die Gefahr auf
Und erfreut sich mit ihr; sie hilft ihm wieder entkommen.“[3]
Reineke sprach: „Ihr sagt mir die Wahrheit; ich danke zum Schönsten
Für den herrlichen[4] Trost, und komm' ich wieder in Freiheit,
Werd' ich's gedenken.“ Er sah nun umher, und viele Verwandte
Fanden sich unter der Schaar, doch wenige Gönner; den Meisten
Pflegt' er übel zu dienen;[5] ja, unter den Ottern und Bibern,
Unter Großen und Kleinen trieb er sein schelmisches Wesen.[6]
Doch entdeckt' er noch Freunde genug im Saale des Königs.

Reineke kniete vorm Throne zur Erden und sagte bedächtig:[7]
„Gott, dem Alles bekannt ist, und der in Ewigkeit mächtig
Bleibt, bewahr' Euch, mein Herr und König, bewahre nicht minder
Meine Frau, die Königin, immer, und Beiden zusammen
Geb' er Weisheit und gute Gedanken, damit sie besonnen

---

[1] V. 1—5 in ziemlich freier Behandlung.

[2] Alt.: „sprak.“

[3] Alt.: „dem bloden is dat gelucke dure, | dome kunen helpet dat eventure“; das letztere offenbar eine Umschreibung des lateinischen Spruches „Audaces fortuna juvat.“ Im Alt. sind die beiden ersten Verse ziemlich ähnlich, aber es ist noch hinzugesetzt: „Eun dach is beter dan sulc een jaer“ (ein Tag ist mehr ihm, als Jenem ein Jahr — nach Geyder's Uebersetzung).

[4] Alt.: „goden“.

[5] Alt.: „unde dit konde he ok wol vordonen,“ nämlich daß er nur wenige Gönner hatte, — so daß Goethe also nicht unwesentlich vom Texte abweicht.

[6] Alt.: „he dröf vorsen art“.

[7] Alt.: „tohant“ (sofort).

Recht und Unrecht erkennen! Denn viele Falschheit ist jetzo
Unter den Menschen im Gange. Da scheinen Viele von außen,
Was sie nicht sind. O hätte doch Jeder am Vorhaupt[1]) geschrieben,
Wie er gedenkt, und säh' es der König! Da würde sich zeigen,
Daß ich nicht lüge und daß ich Euch immer zu dienen bereit bin.
Zwar verklagen die Bösen mich heftig; sie möchten mir gerne
Schaden und Eurer Huld mich berauben, als wär' ich derselben
Unwerth. Aber ich kenne die strenge Gerechtigkeitsliebe
Meines Königs und Herrn;[2]) denn ihn verleitete Keiner
Je die Wege des Rechtes zu schmälern; so wird es auch bleiben."

Alles kam und drängte sich nun; ein Jeglicher mußte
Reinekens Kühnheit bewundern; es wünscht' ihn Jeder zu hören.
Seine Verbrechen waren bekannt; wie wollt' er entrinnen?[3])

„Reineke, Bösewicht," sagte der König, „für diesmal erretten
Deine losen Worte Dich nicht; sie helfen nicht länger,
Lügen und Trug zu verkleiden; nun bist Du ans Ende gekommen;
Denn Du hast die Treue zu mir, ich glaube, bewiesen
Am Kaninchen und an der Krähe! Das wäre genugsam.[4])
Aber Du übest Verrath an allen Orten und Enden;
Deine Streiche[5]) sind falsch und behende; doch werden sie nicht mehr
Lange dauern; denn voll ist das Maaß — ich schelte nicht länger."[6])

Reineke dachte: „Wie wird es mir gehn? O hätt' ich nur wieder
Meine Behausung erreicht! Wo will ich Mittel ersinnen?
Wie es auch geht, ich muß nun hindurch. Versuchen wir Alles!"

„Mächtiger König, edelster Fürst," so ließ er sich hören,
„Meint Ihr, ich habe den Tod verdient, so habt Ihr die Sache
Nicht von der rechten Seite betrachtet; drum bitt' ich, Ihr wollet
Erst mich hören. Ich habe ja sonst Euch nützlich gerathen;
In der Noth bin ich bei Euch geblieben, wenn Etliche wichen,
Die sich zwischen uns Beide nun stellen zu meinem Verderben

[1]) Im Rt. und Rk. steht nur „Haupt"; indessen mag Gottsched's Uebersetzung „Stirn" durch die Vermittelung des englischen „forehead" diesen Ausdruck veranlaßt haben.

[2]) Rk.: „ik wét, gi sint bescheiden" (d. h. der Bescheid weiß, verständig und erfahren ist).

[3]) V. 33—35 sind frei behandelt.

[4]) D. h.: schon dies wäre ausreichend, um mich gegen Dich in Zorn zu bringen.

[5]) Rk.: „dine vunde".

[6]) Rk.: „ik wil nicht vele mit di kiven."

Und die Gelegenheit nützen, wenn ich entfernt bin. Ihr möget,
Eher König, bab' ich gesprochen, die Sache dann schlichten!
Beid' ich schuldig befunden, so muß ich es freilich ertragen.[1])
Wenig habt Ihr meiner gedacht, indeß ich im Lande
Vielen Orten und Enden die sorglichste Wache gehalten.
Meint Ihr, ich wäre nach Hofe gekommen, wofern ich mich schuldig
Wußte groß- oder kleiner Vergehn? Ich würde bedächtig
Eure Gegenwart fliehn und meine Feinde vermeiden.
Nein, mich hätten gewiß aus meiner Feste nicht sollen
Alle Schätze der Welt[2]) bieher verleiten; da war ich
Frei auf eigenem Grund und Boden. Nun bin ich mir aber
Keines Uebels bewußt, und also bin ich gekommen.
Eben stand ich, Wache zu halten, da brachte mein Oheim
Mir die Zeitung, ich solle nach Hof. Ich hatte von Neuem,
Wie ich dem Bann mich entzöge, gedacht, darüber mit Martin
Vieles gesprochen, und er gelobte mir heilig, er wolle
Mich von dieser Bürde befrein. „„Ich werde nach Rom gehn,““
Sagt' er, „„und nehme die Sache von nun an völlig auf meine
Schultern. Geht nur nach Hofe! Des Bannes werdet Ihr ledig.““
Sehet, so hat mir Martin geratben, er muß es verstehen;
Denn der vortreffliche Bischof, Herr Ohnegrund,[3]) braucht ihn beständig,
Schon fünf[4]) Jahre dient er demselben in rechtlichen Sachen.
Und so kam ich hieher und finde Klagen auf Klagen.
Das Kaninchen, der Aeugler,[5]) verleumdet mich; aber es steht nun
Reineke hier; so tret' er hervor mir unter die Augen!
Denn es ist freilich was Leichtes, sich über Entfernte beklagen;
Aber man soll den Gegentheil hören, bevor man ihn richtet.
Diese falschen Gesellen, bei meiner Treue, sie haben
Gutes genossen von mir, die Krähe mit dem Kaninchen;
Denn vorgestern am Morgen in aller Frühe begegnet'
Mir das Kaninchen und grüßte mich schön; ich hatte soeben
Vor mein Schloß mich gestellt und las die Gebete des Morgens.

[1]) Akr.: „so denot mi nicht bet dan gude gedult".
[2]) Sowol im Rt. als im Akr. ist es „eine Welt von Gold."
[3]) Im Rt. ist es der Bischof von Kameriken (Cambray); aber dort so wenig wie im Akr. scheint eine Beziehung auf eine bestimmte Person beabsichtigt.
[4]) Im Rt.: „negen" (neun); auch im Akr. ist die Lesart der von Goethe benutzten Hackmann'schen Ausgabe, in der „fünf" steht, unrichtig, und seit Hoffmann wird „zehn" geschrieben.
[5]) Ebenso B. 96. Im Akr.: „ogelär", was schon Gottsched mit „Aeugler" übersetzt. Ueber den weitern Gebrauch des Wortes, das Goethe aus dieser Stelle kennen gelernt haben mag, vgl. die 7te Note zu Werke, X. S. 309.

Und er zeigte mir an, er gehe nach Hofe; da sagt' ich:
„„Gott begleit' Euch!““ Er klagte darauf: „„Wie hungrig und müde
Bin ich geworden!““ Da fragt' ich ihn freundlich: „„Begehrt Ihr zu essen?““
„„Dankbar nehm' ich es an,““ versetzt' er.[1]) Aber ich sagte:
„„Geb' ich's doch gerne.““ So ging ich mit ihm und brachte ihm behende
Kirschen und Butter;[2]) ich pflege kein Fleisch am Mittwoch zu essen.
Und er sättigte sich mit Brod und Butter und Früchten.[3])
Aber es trat mein Söhnchen, das jüngste, zum Tische, zu sehen,
Ob was übrig geblieben, — denn Kinder lieben das Essen —[4])
Und der Knabe haschte darnach. Da schlug das Kaninchen
Haftig ihm über das Maul; es bluteten Lippen und Zähne.[5])
Reinhart, mein andrer, sah die Begegnung und fachte den Aeugler
Grad an der Kehle, spielte sein Spiel[6]) und rächte den Bruder.
Das geschah, nicht mehr und nicht minder. Ich säumte nicht lange,
Lief und strafte die Knaben und brachte mit Mühe die Beiden
Aus einander. Kriegt' er was ab, so mag er es tragen;
Denn er hatte noch mehr verdient; auch wären die Jungen,
Hätt' ich es übel gemeint, mit ihm wol fertig geworden.
Und so dankt er mir nun! Ich riß ihm, sagt er, ein Ohr ab;
Ehre hat er genossen und hat ein Zeichen behalten.[7])

„Ferner kam die Krähe zu mir und klagte, die Gattin
Hab' er verloren, sie habe sich leider zu Tode gegessen,
Einen ziemlichen Fisch mit allen Gräten verschlungen;
Wo es geschah, das weiß er am Besten; nun sagt er, ich habe
Sie gemordet; er that es wol selbst, und würde man ernstlich
Ihn verhören, dürft' ich es thun, er sprache wol anders.
Denn sie fliegen; es reichet kein Sprung so hoch in die Lüfte.

---

[1]) Rfc.: „ja, sprak he, gevet mi einen beiten!“

[2]) Rt.: „een paer Kersspetten, ôver botter op lach“; Rfc.: „gude kerseboern, dar sote butter uppe lach“. Kerspetten sind Waffeln, Kerseboern Kirschen, so daß Rfc. den Rt. mißverstanden und eine seltsame Zusammenstellung von Speisen gemacht hat.

[3]) Rfc.: „visschen“

[4]) Rfc.: „wente junge Kinder hebben dat etent lêf.“

[5]) Rfc.: „dat it blôt lêp over einen dê.“

[6]) Rfc.: „her Nitarden spele,“ wofür Gottsched übersetzt: „spielte mit ihm des Herrn Reidhardes Spiel.“

[7]) Rfc.: „Wo gerne hadde he des einen bréf sodaner ere, alse he dar dréf.“ Hoffmann und Jubben erklären gleichmäßig die Stelle als ironisch gesagt, so daß sie bedeutet: „Er wird sich schwerlich Brief und Siegel darüber geben lassen, wie er sich dort betragen hat.“ Durch Goethe's Worte wird dies nicht ausgedrückt.

„Will nun solcher verbotenen Thaten mich Jemand bezüchten,
Thu' er's mit redlichen, giltigen Zeugen! Denn also gehört sich's,
Gegen edle Männer zu rechten; ich müßt' es erwarten.
Aber finden sich keine, so giebt es ein anderes Mittel.
Hier! Ich bin zum Kampfe bereit! Man setze den Tag an
Und den Ort! Es zeige sich dann ein würdiger Gegner,
Gleich mit mir von Geburt! Ein Jeder führe sein Recht aus!
Wer dann Ehre gewinnt, Dem mag sie bleiben! So hat es
Immer in Rechte gegolten, und ich verlang' es nicht besser."

Alle standen und hörten und waren über die Worte
Reinekens höchlich verwundert, die er so trotzig gesprochen.
Und es erschraken die Beiden, die Krähe mit dem Kaninchen,
Räumten den Hof und trauten[1]) nicht weiter ein Wörtchen zu sprechen;
Gingen und sagten unter einander: „Es wäre nicht rathsam,
Gegen ihn weiter zu rechten. Wir möchten Alles versuchen,
Und wir kämen nicht aus. Wer hat's gesehen? Wir waren
Ganz allein mit dem Schelm; wer sollte zeugen? Am Ende
Bleibt der Schaden uns doch. Für alle seine Verbrechen
Warte der Henker[2]) ihm auf und lohn' ihm, wie er's verdiente!
Kämpfen will er mit uns? Das möcht' uns übel bekommen.
Nein, fürwahr, wir lassen es lieber; denn falsch und behende,
Lose und tückisch kennen wir ihn. Es wären ihm wahrlich
Unser Fünfe zu wenig; wir müßten es theuer[3]) bezahlen."

Isegrim aber und Braunen war übel zu Muthe; sie sahen
Ungern die Beiden vom Hofe sich schleichen. Da sagte der König:
„Hat noch Jemand zu klagen, Der komme! Laßt uns vernehmen!
Gestern drohten so Viele. Hier steht der Beklagte! Wo sind sie?"

Reineke sagte: „So pflegt es zu gehn; man klagt und beschuldigt
Diesen und Jenen; doch stünd' er dabei, man bliebe zu Hause.[4]) 140
Diese losen Verräther, die Krähe mit dem Kaninchen,
Hätten mich gern in Schande gebracht und Schaden und Strafe;
Aber sie bitten mir's ab, und ich vergebe; denn freilich,
Da ich komme, bedenken sie sich und weichen zur Seite.[5])

[1]) Ebenso in nicht reflexivem Gebrauch: Ges. XI. V. 49; Werke, XI. 1. S. 182, und öfters.
[2]) Nc.: „de duvel".
[3]) Nc.: „mit dem live".
[4]) Nc.: „de klage achter blive" (unterbliebe).
[5]) Nc.: „hebben se dat refugium genomen."

Wie beschämt' ich sie nicht! Ihr sehet, wie es gefährlich
Ist, die losen Verleumder entfernter Diener zu hören;
Sie verdrehen das Rechte und sind den Besten gehässig.
Andre dauern mich nur; an mir ist wenig gelegen."[1])

„Höre mich," sagte der König darauf, „Du loser Verräther!
Sage, was trieb Dich dazu, daß Du mir Lampe, den treuen,
Der mir die Briefe zu tragen pflegte, so schmählich getödtet?
Hatt' ich nicht Alles vergeben, so viel Du immer verbrochen?
Ränzel und Stab empfingst Du von mir; so warst Du versehen,
Solltest nach Rom und über das Meer;[2]) ich gönnte Dir Alles,
Und ich hoffte Bekehrung von Dir. Nun seh' ich zum Anfang,
Wie Du Lampen gemordet; es mußte Bellyn Dir zum Boten
Dienen; der brachte das Haupt im Ränzel getragen und sagte
Oeffentlich aus, er bringe mir Briefe, die Ihr zusammen
Ausgedacht und geschrieben; er habe das Beste gerathen.[3])
Und im Ränzel fand sich das Haupt, nicht mehr und nicht minder.
Mir zum Hohne thatet Ihr das. Bellynen behielt ich
Gleich zum Pfande, sein Leben verlor er; nun gebt es an Deines."

Reineke sagte: „Was hör' ich? Ist Lampe todt, und Bellynen
Find' ich nicht mehr? Was wird nun aus mir? O, wär' ich gestorben![4])
Ach, mit Beiden geht mir ein Schatz, der größte, verloren!
Denn ich sandt' Euch durch sie Kleinode, welche nicht besser
Ueber der Erde sich finden. Wer sollte glauben, der Bidder
Würde Lampen ermorden und Euch der Schätze berauben?
Hüte sich Einer, wo Niemand Gefahr und Tücke vermuthet!"

Zornig hörte der König nicht aus, was Reineke sagte.
Wandte sich weg nach seinem Gemach[5]) und hatte nicht deutlich
Reinekens Rede vernommen; er dacht', ihn am Leben zu strafen;
Und er fand die Königin eben in seinem Gemache
Mit Frau Rückenau stehn. Es war die Aeffin besonders
König und Reinken lieb; — das sollte Reineken helfen.

---

[1]) V. 145—148 sind ganz frei behandelt.

[2]) Nfr.: „dn schaldest tohant : wanderen in dat hilge land : to Jerusalem oder dat mêr. van dar to Rome unde wedder her."

[3]) Nf.: „unde he den sin hadde âfgegeven."

[4]) Nfr.: „wo mi, dat ik bin geboren!"

[5]) Im Nr. verläßt der König die Gerichtssitzung nicht, sondern die Aeffin Rückenau tritt für Reineke auf und führt seine Sache weiter.

Unterrichtet war sie und klug und wußte zu reden;
Wo sie erschien, sah Jeder auf sie und ehrte sie höchlich.
Diese merkte des Königs Verdruß und sprach mit Bedachte:[1])
„Wenn Ihr, gnädiger Herr, auf meine Bitte zuweilen
Hörtet, gereut' es Euch nie, und Ihr vergabt mir die Kühnheit,
Wenn Ihr zürntet, ein Wort gelinder Meinung zu sagen.
Seid auch diesmal geneigt, mich anzuhören! Betrifft es
Doch mein eignes Geschlecht! Wer kann die Seinen verleugnen?
Reinekе, wie er auch sei, ist mein Verwandter, und soll ich,
Wie sein Betragen mir scheint, aufrichtig bekennen, ich denke,
Da er zu Rechte sich stellt, von seiner Sache das Beste.
Mußte sein Vater doch auch, den Euer Vater begünstigt,
Viel von losen Mäulern erdulden und falschen Verklägern!
Doch beschämt' er sie stets; sobald man die Sache genauer
Untersuchte, fand es sich klar: die tückischen Neider
Suchten Verdienste sogar als schwere Verbrechen zu deuten.
So erhielt er sich immer in größerem Ansehn bei Hofe
Braun und Isegrim jetzt; denn Diesen wäre zu wünschen,
Daß sie alle Beschwerden auch zu beseitigen wüßten,
Die man häufig über sie hört; allein sie verstehen
Wenig vom Rechte; so zeigt es ihr Rath, so zeigt es ihr Leben."

Doch der König versetzte darauf: „Wie kann es Euch wundern,
Daß ich Reineken gram bin, dem Diebe, der mir vor Kurzem
Lampen getödtet, Bellynen verführt und frecher als jemals
Alles leugnet und sich als treuen und redlichen Diener
Anzupreisen erkühnt, indessen Alle zusammen
Laute Klagen erheben und nur zu deutlich beweisen,
Wie er mein sicher Geleite verletzt, und wie er mit Stehlen,
Rauben und Morden das Land und meine Getreuen beschädigt.
Nein, ich duld' es nicht länger!" Dagegen sagte die Aeffin:
„Freilich ist's nicht Vielen gegeben, in jeglichen Fällen
Klug zu handeln und klug zu rathen, und wem es gelinget,
Der erwirbt sich Vertrauen; allein es suchen die Neider
Ihm dagegen heimlich zu schaden, und werden sie zahlreich,
Treten sie öffentlich auf. So ist es Reinecken mehrmals
Schon ergangen; doch werden sie nicht die Erinnrung vertilgen,
Wie er in Fällen Euch weise gerathen, wenn Alle verstummten.

[1]) In V. 179—196 sind die Motive weitläufig ausgeführt, die im Rfc. ganz kurz (V. 4540—4550) gegeben werden; dasselbe findet statt in V. 206—215, die V. 4561—4570 des Rfc. entsprechen.

Wißt Ihr noch — vor Kurzem geschah's — der Mann und die Schlange
Kamen vor Euch, und Niemand verstund die Sache zu schlichten;
Aber Reineke fand's; Ihr lobtet ihn damals vor Allen."

Und der König versetzte nach kurzem Bedenken dagegen:
„Ich erinnre der Sache mich wol; doch hab' ich vergessen,
Wie sie zusammenhing; sie war verworren, so dünkt mich.[1])
Wißt Ihr sie noch, so laßt sie mich hören! Es macht mir Vergnügen."
Und sie sagte: „Befiehlt es mein Herr, so soll es geschehen!

„Eben sind's zwei Jahre, da kam ein Lindwurm und klagte
Stürmisch, gnädiger Herr, vor Euch, es wollt' ihm ein Bauer
Nicht im Rechte sich fügen, ein Mann, den zweimal das Urtheil
Nicht begünstigt. Er brachte den Bauer vor Euern Gerichtshof
Und erzählte die Sache mit vielen heftigen Worten.

„Durch ein Loch im Zaune zu kriechen gedachte die Schlange,[2])
Fing sich aber im Stricke, der vor die Oeffnung gelegt war;
Fester zog die Schlinge sich zu; sie hätte das Leben
Dort gelassen; da kam ihr zum Glück ein Wandrer gegangen.
Aengstlich rief sie: „„Erbarme Dich meiner und mache mich ledig!
Laß Dich erbitten!"" Da sagte der Mann: „„Ich will Dich erlösen;
Denn mich jammert Dein Elend; allein erst sollst Du mir schwören,
Mir nichts Leides zu thun."" Die Schlange fand sich erbötig,
Schwur den theuersten Eid, sie wolle auf keinerlei Weise
Ihren Befreier verletzen; und so erlöste der Mann sie.

„Und sie gingen ein Weilchen zusammen; da fühlte die Schlange
Schmerzlichen Hunger, sie schoß auf den Mann und wollt' ihn erwürgen,[3])
Ihn verzehren; mit Angst und Noth entsprang ihr der Arme.
„„Das ist mein Dank? Das hab' ich verdient?"" so rief er, „„und hast Du
Nicht geschworen den theuersten Eid?"" Da sagte die Schlange:

[1]) Rk. statt V. 217 u. 218: „Dat is mi half vorgetten; | latet mi de sake wetten."

[2]) Die ganze Fabel vom Mann und der Schlange kommt öfters in französischen Quellen vor, so in Meon, Fabliaux, II. p. 73, in den Fables inédites des XIIe, XIIIe et XIVe siècles, II. p. 251. Man vgl. die erste Note bei Willems, S. 189.

[3]) Rk.: „torten" (zerreißen).

„„Leider nöthiget mich der Hunger; ich kann mir nicht helfen;
Noth erkennt kein Gebot,[1]) und ſo beſteht es zu Rechte.““

„Da verſetzte der Mann: „„So ſchone nur meiner ſo lange,
Bis wir zu Leuten kommen, die unparteiiſch uns richten!““[2])
Und es ſagte der Wurm: „„Ich will mich ſo lange gedulden.““

„Alſo gingen ſie weiter und fanden über dem Waſſer
Pfückebeutel, den Raben, mit ſeinem Sohne, man nennt ihn
Quackeler.[3]) Und die Schlange berief ſie zu ſich und ſagte:
„„Kommt und höret!““ Es hörte die Sache der Rabe bedächtig,
Und er richtete gleich, den Mann zu eſſen. Er hoffte,
Selbſt ein Stück zu gewinnen. Da freute die Schlange ſich höchlich:
„„Nun, ich habe geſiegt! Es kann mir's Niemand verdenken.““
„„Nein,““ verſetzte der Mann, „„ich habe nicht völlig verloren;
Sollt' ein Räuber zum Tode verdammen, und ſollte nur Einer
Richten? Ich fordere ferner Gehör im Gange des Rechtes;
Laßt uns vor Vier,[4]) vor Zehn die Sache bringen und hören!““

„„Gehn wir,““ ſagte die Schlange. Sie gingen, und es begegnet'
Ihnen der Wolf und der Bär, und Alle traten zuſammen.
Alles befürchtete nun der Mann; denn zwiſchen den Fünfen
War es gefährlich zu ſtehn und zwiſchen ſolchen Geſellen;
Ihn umringten die Schlange, der Wolf, der Bär und die Raben.
Bange war ihm genug; denn bald verglichen ſich Beide,
Wolf und Bär, das Urtheil in dieſer Maße[5]) zu fällen:
„„Tödten dürfe die Schlange den Mann; der leidige Hunger
Kenne keine Geſetze, die Noth entbinde vom Eidſchwur.““
Sorgen und Angſt befielen den Wandrer; denn Alle zuſammen
Wollten ſein Leben. Da ſchoß die Schlange mit grimmigem Ziſchen,
Spritzte Geifer auf ihn,[6]) und ängſtlich ſprang er zur Seite.

---

[1]) Rk.: „Lüfs noot breeckt alle wet" (was heilig iſt); Rtc.: „Liven nöt brikt dat re 't."

[2]) Rtc.: „de nicht umme schaden ofte umme vromen | recht efte (oder) unrecht recht konen scheiden."

[3]) Die Namen kommen zuerſt im Rtc. vor (Pinckebudel und Quackelêr) und bezeichnen das Diebiſche und Schwatzhafte des Raben; im Rt. ſind es: „Corbout" und „Slindspier" (Schlingdenwurm, Wurmſchlinger).

[4]) Weder die im Rt. gewählten Zahlen (3 oder 4) noch die hier nach Rtc. folgenden entſprechen dem Rechtsgebrauche, nach welchem 7 oder 12 die gewöhnliche Zahl der Schöffen war. (Vgl. Gr. D. R. A., S. 777 ff.)

[5]) Maße = Weiſe; ebenſo S. 307 bis. Geſ., und an zwei Stellen der Farbenlehre (Enthüllung der Theorie Newton's).

[6]) Rtc.: „schôt it sin quade vonnin."

„„Großes Unrecht,““ rief er, „„begehst Du! Wer hat Dich zum Herren
Ueber mein Leben gemacht?““ Sie sprach: „„Du hast es vernommen;
Zweimal sprachen die Richter, und zweimal hast Du verloren.““[1])
Ihr versetzte der Mann: „„Sie rauben selber und stehlen;
Ich erkenne sie nicht. Wir wollen zum Könige gehen.
Mag er sprechen, ich füge mich drein, und wenn ich verliere,
Hab' ich noch Uebels genug; allein ich will es ertragen.““
Spottend sagte der Wolf und der Bär: „„Du magst es versuchen;
Aber die Schlange gewinnt; sie wird's nicht besser begehren.““
Denn sie dachten, es würden die sämmtlichen Herren des Hofes
Sprechen wie sie,[2]) und gingen getrost und führten den Wandrer,
Ramen vor Euch, die Schlange, der Wolf, der Bär und die Raben;
Ja, selbdritt erschien der Wolf; er hatte zwei Kinder,
Eitelbauch hieß der Eine, der Andere Nimmersatt;[3]) Beide
Machten dem Mann am Meisten zu schaffen; sie waren gekommen,
Auch ihr Theil zu verzehren; denn sie sind immer begierig;[4])
Heulten damals vor Euch mit unerträglicher Grobheit.[5])
Ihr verbotet den Hof den beiden plumpen Gesellen.

„Da berief sich der Mann auf Eure Gnaden, erzählte,
Wie ihn die Schlange zu tödten gedenke; sie habe der Wohlthat
Völlig vergessen, sie breche den Eid. So fleht' er um Rettung.
Aber die Schlange leugnete nicht: „„Es zwingt mich des Hungers
Allgewaltige Noth; sie kennet keine Gesetze.““

„Gnädiger Herr, da warn Ihr bekümmert. Es schien Euch die Sache
Gar bedenklich zu sein und rechtlich schwer zu entscheiden.
Denn es schien Euch hart, den guten Mann zu verdammen,
Der sich hilfreich bewiesen; allein Ihr dachtet dagegen
Auch des schmählichen Hungers. Und so berief Ihr die Räthe.
Leider war die Meinung der Meisten dem Manne zum Nachtheil;
Denn sie wünschten die Mahlzeit und dachten der Schlange zu helfen.[6])

---

[1]) V. 269–271 in freier Behandlung.

[2]) Ein nicht unwesentlicher Zusatz aus Mk.: „Here, ik segge dit mit orlof" (Erlaubniß), ist hier weggelassen.

[3]) Nt.: „Idelbuch unde Seldensat"; Mk.: „Idelhalß unde Nimmersatt"

[4]) Mk.: „se mogen vele."

[5]) Mk.: „plump unde grof."

[6]) Im Nt. und Mk.: „helpen vellen", d. h. helfen schinden, die Haut abziehen.

Doch Ihr ſendetet Boten nach Reineken; alle die Andern
Sprachen gar Manches und konnten die Sache zu Rechte nicht ſcheiden.
Reineke kam und hörte den Vortrag; Ihr legtet das Urtheil
Ihm in die Hände, und wie er es ſpräche, ſo ſollt' es geſchehen.

„Reineke ſprach mit gutem Bedacht: „„Ich finde vor Allem
Nöthig, den Ort zu beſuchen, und ſeh' ich die Schlange gebunden,
Wie der Bauer ſie fand, ſo wird das Urtheil ſich geben.““
Und man band die Schlange von Neuem an ſelbiger Stätte,
In der Maße, wie ſie der Bauer im Zaune gefunden.

„Reineke ſagte darauf: „„Hier iſt nun Jedes von Beiden
Wieder im vorigen Stand, und Keines hat weder gewonnen
Noch verloren; jetzt zeigt ſich das Recht, ſo ſcheint mir's, von ſelber.[1])
Denn beliebt es dem Manne, ſo mag er die Schlange noch einmal
Aus der Schlinge befrein; wo nicht, ſo läßt er ſie hängen;
Frei, mit Ehren[2]) geht er die Straße nach ſeinen Geſchäften.
Da ſie untreu geworden, als ſie die Wohlthat empfangen,
Hat der Mann nun billig die Wahl. Das ſcheint mir des Rechtes
Wahrer Sinn; wer's beſſer verſteht, der laſſ' es uns hören!““

„Damals gefiel Euch das Urtheil und Euern Räthen zuſammen;
Reineke wurde geprieſen, der Bauer dankt' Euch, und Jeder
Rühmte Reinekens Klugheit; ihn rühmte die Königin ſelber.
Vieles wurde geſprochen: Im Kriege wären noch eher
Ifegrim und Braun zu gebrauchen,[3]) man fürchte ſie Beide
Weit und breit, ſie fänden ſich gern, wo Alles verzehrt wird.
Groß und ſtark und kühn ſei Jeder, man könn' es nicht leugnen;
Doch im Rathe fehle gar oft die nöthige Klugheit;[4])
Denn ſie pflegen zu ſehr auf ihre Stärke zu trotzen.
Kommt man ins Feld und naht ſich dem Werke, da hinkt es gewaltig.
Muthiger kann man nichts ſehn, als ſie zu Hauſe ſich zeigen;

[1]) Rfc.: „dat recht wise ik an anel".
[2]) Dies iſt im Rfc. auf das Hängenlaſſen der Schlange bezogen.
[3]) Die entſprechende Stelle im Rt. (V. 5060) wie im Rfc. (V. 4744) iſt dunkel; indeſſen ſcheint der Sinn darin zu liegen, daß Beide nur prahlen, aber nichts Ordentliches ausführen können.
[4]) Rfc.: „men van klokeme rade hebben se nên nût" (nach Hoffmann: „Klugen Rath, da ſie ihn nicht beſitzen, macht ihnen kein Beſchwer").

Trauben liegen sie gern im Hinterhalt. Setzt es denn einmal
Tüchtige Schläge, so nimmt man sie mit so gut als ein Andrer.[1])
Bären und Wölfe verderben das Land; es kümmert sie wenig,
Wessen Haus die Flamme verzehrt; sie pflegen sich immer
An den Kohlen zu wärmen, und sie erbarmen sich Keines,
Wenn ihr Kropf sich nur füllt. Man schlürft die Eier hinunter,
Läßt den Armen die Schalen und glaubt noch redlich zu theilen.[2])
Reineke Fuchs mit seinem Geschlecht versteht sich dagegen
Wohl auf Weisheit und Rath, und hat er nun etwas verseben,
Gnädiger Herr, so ist er kein Stum. Doch wird Euch ein Andrer
Niemals besser berathen. Darum verzeiht ihm, ich bitte!"

Da versetzte der König: „Ich will es bedenken. Das Urtheil
Ward gesprochen, wie Ihr erzählt, es büßte die Schlange.
Doch von Grund aus[3]) bleibt er ein Schalk; wie sollt' er sich bessern?
Macht man ein Bündniß mit ihm, so bleibt man am Ende betrogen;
Denn er dreht sich so listig heraus; wer ist ihm gewachsen?
Wolf und Bär und Kater, Kaninchen und Krähe, sie sind ihm
Nicht behende genug; er bringt sie in Schaden und Schande.
Diesem bebielt er ein Ohr, dem Andern das Auge, das Leben
Raubt' er dem Dritten! Fürwahr, ich weiß nicht, wie Ihr dem Bösen
So zu Gunsten sprecht und seine Sache vertheidigt."
„Gnädiger Herr," versetzte die Aeffin, „ich kann es nicht bergen;
Sein Geschlecht ist edel und groß; Ihr mögt es bedenken!"

Da erhub sich der König, herauszutreten; es stunden
Alle zusammen und warteten sein; er sah in dem Kreise
Viele von Reinekens nächsten Verwandten; sie waren gekommen,
Ihren Vetter zu schützen; sie wären schwerlich zu nennen.
Und er sah das große Geschlecht, er sah auf der andern
Seite Reinekens Feinde; es schien der Hof sich zu theilen.

Da begann der König: „So höre mich, Reineke! Kannst Du
Solchen Frevel entschuld'gen, daß Du mit Hilfe Bellynens

[1]) Der Sinn des Originals ist in V. 328 und 329 wenig getroffen: „vallen dar slege so gin se striken (davonlaufen), wen de armen helde moten (dürfen) nicht wiken."

[2]) Rfc.: „en dunket best er egen hovet", daher Simrock übersetzt: „Sie sorgen für ihr eigen Haupt."

[3]) Rfc.: „in suner hût" (Haut).

Meinen frommen Lampe getödtet, und daß Ihr Verwegnen[1])
Mir sein Haupt ins Ränzel gesteckt, als wären es Briefe?
Mich zu höhnen, thatet Ihr das; ich habe den Einen
Schon bestraft; es büßte Bellyn; erwarte das Gleiche!"

„Weh mir," sagte Reineke drauf, „o wär' ich gestorben!
Höret mich an, und wie es sich findet, so mag es geschehen!
Bin ich schuldig, so tödtet mich gleich! Ich werde doch nimmer
Aus der Noth und Sorge mich retten, ich bleibe verloren.
Denn der Verräther Bellyn, er unterschlug mir die größten
Schätze; kein Sterblicher hat derzleichen jemals gesehen.
Ach, sie kosten Lampen das Leben! Ich hatte sie Beiden
Anvertraut; nun raubte Bellyn die köstlichen Sachen.
Ließen sie sich doch wieder erforschen! Allein ich befürchte,
Niemand findet sie mehr,[2]) sie bleiben auf immer verloren."

Aber die Aeffin versetzte darauf: „Wer wollte verzweifeln?
Sind sie nur über der Erde, so ist noch Hoffnung zu schöpfen.
Früh und späte wollen wir gehn und Laien und Pfaffen
Emsig fragen; doch zeiget uns an, wie waren die Schätze?"

Reineke sagte: „Sie waren so köstlich; wir finden sie nimmer;
Wer sie besitzt, verwahrt sie gewiß. Wie wird sich darüber
Nicht Frau Ermelyn quälen! Sie wird mir's niemals verzeihen.
Denn sie mißrieth mir, den Beiden das köstliche Kleinod zu geben.
Nun erfindet man Lügen auf mich und will mich verklagen;
Doch ich verfechte mein Recht, erwarte das Urtheil, und werd' ich
Losgesprochen, so reis' ich umher durch Länder und Reiche,
Suche die Schätze zu schaffen, und sollt' ich mein Leben verlieren."[3])

---

[1]) Nc.: „quaden dove".
[2]) Nc.: „dar word nicht af worden" (davon wird nichts werden).
[3]) V. 381—384 sehr freie Uebersetzung von V. 4845—4852 des Nc.

Zehnter Geſang.

„O mein König,“ ſagte darauf der liſtige Redner,
„Laßt mich, edelſter Fürſt, vor meinen Freunden erzählen,
Was Euch Alles von mir an köſtlichen Dingen beſtimmt war!
Habt Ihr ſie gleich nicht erhalten, ſo war mein Wille doch löblich.“
„Sage nur an,“ verſetzte der König, „und kürze die Worte!“

„Glück und Ehre ſind hin! Ihr werdet Alles erfahren,“
Sagte Reineke traurig. „Das erſte köſtliche Kleinod
War ein Ring. Ich gab ihn Bellynen, er ſollt' ihn dem König
Ueberliefern. Es war auf wunderbarliche Weiſe
Dieſer Ring zuſammengeſetzt und würdig, im Schatze
Meines Fürſten zu glänzen,[1]) aus feinem Golde gebildet.
Auf der inneren Seite, die nach dem Finger ſich kehret,
Standen Lettern gegraben und eingeſchmolzen; es waren
Drei hebräiſche Worte von ganz beſonderer Deutung.
Niemand erklärte ſo leicht in dieſen Landen die Züge;
Meiſter Abrjon[2]) nur von Trier, Der konnte ſie leſen.
Es iſt ein Jude, gelehrt, und alle Zungen und Sprachen
Kennt er, die von Poitou bis Lüneburg[3]) werden geſprochen,
Und auf Kräuter und Steine verſteht ſich der Jude beſonders.

Als ich den Ring ihm gezeigt, da ſagt' er: „Köſtliche Dinge
Sind hierinnen verborgen. Die drei gegrabenen Namen

---

[1]) Nc.: „van ... dingen, de werdich waren eines vorsten schat.“

[2]) Grimm (Reinhart Fuchs. S. CLXIII) hält es für möglich, daß der Name eine Corruption aus Laron, Abraham aber aus Lyrion, dem Diminutiv von Ephraim, iſt; Willems ſieht ihn für fingirt an, da im Altfranzöſiſchen „Abricoon“ „Quackſalber“ und „abriconner“ „betrügen“ bedeutet.

[3]) Nc.: „Tuschen Arkeloos ende Drongelingen, | Ende Kenam and Floorsbergen.“ Die beiden erſten Orte ſind unbekannt, der dritte iſt bei Audenaerde gelegen, der vierte zweifelhaft. Die Proſabearbeitung dagegen hat ſtatt der beiden erſten bekannte Orte „Harlebeke“ und „Drongen“, der eine bei Kortryk, der andere bei Gent gelegen. Nc. hat die beiden Ortſchaften „Poitrow“ und „Luneborch“; das erſte iſt ein Dorf im Lauenburgiſchen. Gottſched und Goethe haben das leicht erklärliche Mißverſtändniß mit „Poitou“ gemacht; daß Scherhafte des Ausdrucks beruht aber gerade darin, daß eine ganz kleine Strecke Landes bezeichnet werden ſoll.

Brachte Seth,[1]) der Fromme, vom Paradiese hernieder,
Als er das Oel der Barmherzigkeit suchte; und wer ihn am Finger
Trägt, der findet sich frei von allen Gefahren. Es werden
Weder Donner noch Blitz noch Zauberei ihn verletzen.
Ferner sagte der Meister, er habe gelesen, es könne,
Wer den Ring am Finger bewahrt, in grimmiger Kälte
Nicht erfrieren; er lebe gewiß ein ruhiges Alter.
Außen stand ein Edelgestein, ein heller Karfunkel;
Dieser leuchtete Nachts und zeigte deutlich die Sachen.
Viele Kräfte hatte der Stein: er heilte die Kranken;[2])
Wer ihn berührte, fühlte sich frei von allen Gebrechen,
Aller Bedrängniß; nur ließ sich der Tod allein nicht bezwingen.
Weiter entdeckte der Meister des Steines herrliche Kräfte:
Glücklich reis't der Besitzer durch alle Lande, ihm schadet
Weder Wasser noch Feuer; gefangen oder verrathen
Kann er nicht werden, und jeder Gewalt des Feindes entgeht er.
Und besieht er nüchtern den Stein, so wird er im Kampfe
Hundert überwinden und mehr. Die Tugend des Steines
Nimmt dem Gifte die Wirkung und allen schädlichen Säften.
Ebenso vertilgt sie den Haß, und sollte gleich Mancher
Den Besitzer nicht lieben, er fühlt sich in Kurzem verändert.[3])

„Wer vermöchte die Kräfte des Steines alle zu zählen,
Den ich im Schatze des Vaters gefunden, und den ich dem König
Nun zu senden gedachte? Denn solches köstlichen Ringes
War ich nicht werth; ich wußt' es recht wohl; er sollte dem Einen,
Der von Allen der Edelste bleibt, so dacht' ich, gehören;
Unser Wohl beruht nur auf ihm und unser Vermögen,
Und ich hoffte sein Leben vor allem Uebel zu schützen.

„Ferner sollte Widder Vellyn der Königin gleichfalls
Kamm und Spiegel verehren, damit sie meiner gedächte.
Diese hatt' ich einmal zur Lust vom Schatze des Vaters
Zu mir genommen; es fand sich auf Erden kein schöneres Kunstwerk.
O wie oft versucht' es mein Weib und wollte sie haben!

---

[1]) Eine poetische Bearbeitung der Sage, wie Seth seinem Vater das „Oel der Barmherzigkeit" aus dem Paradiese brachte, findet sich in der Hamburger Kirchengeschichte von Starbert, Bd. IV. S. 203—222 (Hoffmann, S. 224).

[2]) Es scheint, daß in diese Schilderung manche Vorstellungen von den Wirkungen des heiligen Gral übergegangen sind.

[3]) Vr.: „Were jomant, do en ok nicht mochte liden, | de krege one lêf in harten liden."

Sie verlangte nichts weiter von allen Gütern der Erde,
Und wir ſtritten darum; ſie konnte mich niemals bewegen.[1])
Doch nun ſendet' ich Spiegel und Kamm mit gutem Bedachte
Meiner gnädigen Frauen, der Königin, welche mit immer
Große Wohlthat erwies und mich vor Uebel beſchirmte.
Oefters hat ſie für mich ein günſtiges Wörtchen geſprochen;
Edel iſt ſie, von hoher Geburt, es ziert ſie die Tugend,
Und ihr altes Geſchlecht bewährt ſich in Worten und Werken;
Würdig war ſie des Spiegels und Kammes! Die hat ſie nun leider
Nicht mit Augen geſehn; ſie bleiben auf immer verloren.

„Nun vom Kamme zu reden. Zu dieſem hatte der Künſtler
Pantherknochen genommen, die Reſte des edeln Geſchöpfes;[2])
Zwiſchen Indien wohnt es und zwiſchen dem Paradieſe.
Allerlei Farben zieren ſein Fell, und ſüße Gerüche
Breiten ſich aus, wohin es ſich wendet, darum auch die Thiere
Seine Fährte ſo gern auf allen Wegen[3]) verfolgen;
Denn ſie werden geſund von dieſem Geruche; das fühlen
Und bekennen ſie alle. Von ſolchen Knochen und Beinen
War der zierliche Kamm mit vielem Fleiße gebildet,
Klar wie Silber und weiß, von unausſprechlicher Reinheit,
Und des Kammes Geruch ging über Nelken und Zimmet.
Stirbt das Thier, ſo fährt der Geruch in alle Gebeine,
Bleibt beſtändig darin und läßt ſie nimmer verweſen;
Alle Seuche treibt er hinweg und alle Vergiftung.[4])

„Ferner ſah man die köſtlichſten Bilder am Rücken des Kammes
Hocherhaben, durchflochten mit goldenen zierlichen Ranken
Und mit roth- und blauer Laſur. Im mittelſten Felde
War die Geſchichte künſtlich gebildet, wie Paris von Troja
Eines Tages am Brunnen ſaß, drei göttliche Frauen[5])
Vor ſich ſah: man nannte ſie Pallas und Juno und Venus.
Lange ſtritten ſie erſt; denn Jegliche wollte den Apfel
Ferne beſitzen, der ihnen bisher zuſammen gehörte;

[1]) Mſc.: „Nu ist se gekomen van der hant."
[2]) Mſc.: „der" (Thier).
[3]) Mſc.: „alderwegen wor dat geit."
[4]) Mſc.: „unde jaget woch alle venula unde vergift." Gottſched überſetzt „venula" (venenum) mit „Zinnen", Gellius „allen böſen Duft", am Beſten Simrock „alles Gift und böſe Sucht."
[5]) Mſc.: „dre afgodinnen" (Abgöttinnen); ſpäter (S. 5031) wird Venus auch „gudinne" genannt.

Endlich verglichen sie sich, es solle den goldenen Apfel
Paris der Schönsten bestimmen; sie sollt' allein ihn behalten.

„Und der Jüngling beschaute sie wohl mit gutem Bedachte.
Juno sagte zu ihm: „„Erhältst' ich den Apfel, erkennst Du
Mich für die Schönste, so wirst Du der Erste vor Allen an Reichthum.““
Pallas versetzte: „„Bedenke Dich wohl und gieb mir den Apfel,
Und Du wirst der mächtigste Mann, es fürchten Dich Alle,
Wird Dein Name genannt, so Feind' als Freunde zusammen.““
Venus sprach: „„Was soll die Gewalt? Was sollen die Schätze?
Ist Dein Vater nicht König Priamus? Deine Gebrüder,
Hektor und Andre, sind sie nicht reich und mächtig im Lande?
Ist nicht Troja geschützt von seinem Heere, und habt Ihr
Nicht umher das Land bezwungen und fernere Völker?
Wirst Du die Schönste mich preisen und mir den Apfel ertheilen,
Sollst Du des herrlichsten Schatzes auf dieser Erde Dich freuen.
Dieser Schatz ist ein treffliches Weib, die Schönste von allen,
Tugendsam, edel und weise; wer könnte würdig sie loben?
Gieb mir den Apfel! Du sollst des griechischen Königs Gemahlin,
Helena mein' ich, die Schöne, den Schatz der Schätze, besitzen.““

„Und er gab ihr den Apfel und pries sie vor Allen die Schönste.
Aber sie half ihm dagegen die schöne Königin rauben,
Menelaus' Gemahlin; sie ward in Troja die Seine.
Diese Geschichte sah man erhaben im mittelsten Felde.
Und es waren Schilder umher mit künstlichen Schriften;[1])
Jeder durfte nur lesen, und so verstand er die Fabel.

„Höret nun weiter vom Spiegel! Daran die Stelle des Glases
Ein Beryll vertrat von großer Klarheit und Schönheit;
Alles zeigte sich drin, und wenn es meilenweit[2]) vorgina,
War es Tag oder Nacht. Und hatte Jemand im Antlitz
Einen Fehler, wie er auch war, ein Fleckchen im Auge,
Durft' er sich nur im Spiegel besehn; so gingen von Stund an
Alle Mängel hinweg und alle fremden Gebrechen.
Ist's ein Wunder, daß mich es verdrießt, den Spiegel zu missen?
Und es war ein köstliches Holz zur Fassung der Tafel

[1]) Alt.: „bilden."
[2]) Alt.: „over einer milen" (über eine Meile weit).

— Sethym[1]) heißt es — genommen, von festem, glänzendem Wuchse;
Keine Würmer stechen es an und wird auch, wie billig,
Höher gehalten als Gold, nur Ebenholz kommt ihm am Nächsten.
Denn aus diesem verfertigt' einmal ein trefflicher Künstler
Unter König Krompardes ein Pferd von seltnem Vermögen;[2])
Eine Stunde brauchte der Reiter und mehr nicht zu hundert
Meilen. Ich könnte die Sache für jetzt nicht gründlich erzählen;
Denn es fand sich kein ähnliches Roß, so lange die Welt steht.

„Anderthalb Fuß war rings die ganze Breite des Rahmens
Um die Tafel herum geziert mit künstlichem Schnitzwerk,
Und mit goldenen Lettern stand unter jeglichem Bilde,
Wie sich's gehört, die Bedeutung geschrieben. Ich will die Geschichten
Kürzlich erzählen. Die erste war von dem neidischen Pferde.[3])
Um die Wette gedacht' es mit einem Hirsche zu laufen;
Aber hinter ihm blieb es zurück; das schmerzte gewaltig.
Und es eilte darauf, mit einem Hirten zu reden,
Sprach: „„Du findest Dein Glück, wenn Du mir eilig gehorchest.
Setze Dich auf, ich bringe Dich hin; es hat sich vor Kurzem
Dort ein Hirsch im Walde verborgen; den sollst Du gewinnen;
Fleisch und Haut und Geweih, Du magst sie theuer verkaufen! 140
Setze Dich auf! Wir wollen ihm nach!““ — „„Das will ich wol wagen,““
Sagte der Hirt und setzte sich auf; sie eilten von dannen.
Und sie erblickten den Hirsch in Kurzem, folgten behende
Seiner Spur und jagten ihm nach. Er hatte den Vorsprung,
Und es ward dem Pferde zu sauer; da sagt' es zum Manne: 145
„„Setze was ab! Ich bin müde geworden; der Ruhe bedarf ich.““
Nein, wahrhaftig““, versetzte der Mann, „„Du sollst mir gehorchen,
Meine Sporen sollst Du empfinden, Du hast mich ja selber
Zu dem Ritte gebracht.““ Und so bezwang es der Reiter.

---

[1]) Nach Hoffmann und Lübben identisch mit einem auch in der Bibel vorkommenden Holze, aus dem die Arche Noah, der Tempel Salomonis und die Bundeslade gebaut wurden, von Luther mit „Föhrenholz“ übersetzt.

[2]) Die Geschichte von dem hölzernen Pferde des Krompardes, die im Nr. 19. 5077—5649) ausführlicher erzählt wird, ist nach Hoffmann (S. 224) und Willems (S. 218) aus dem Roman von Alexandre oder „Le cheval de fust“ entnommen, den u. A. Adenez le Roi, Minstrel Heinrichs des Dritten, Herzogs von Brabant, 1280 in Verse brachte.

[3]) Als vermuthliche Quelle für diese Fabel giebt Willems den französischen „Isopet“ an, zu finden in „Robert, fables inédites des XIIe, XIIIe, XIVe siècles,“ I. p. 70, und in „Chignell's Dyragon,“ fab. XX. bl. 127.

Seht, so lohnet sich Der mit vielem Bösen, der, Andern
Schaden zu bringen, sich selbst mit Pein und Uebel beladet![1])

„Ferner zeig' ich Euch an, was auf dem Spiegel gebildet
Stand. Wie ein Esel und Hund[2]) bei einem Reichen in Diensten
Beide gewesen, so war denn der Hund nun freilich der Liebling;
Denn er saß beim Tische des Herrn und aß mit demselben
Fisch und Fleisch und ruhte wol auch im Schooße des Gönners,
Der ihm das beste Brod zu reichen pflegte; dagegen
Wedelte mit dem Schwanze der Hund und leckte den Herren.

„Boldewyn sah das Glück des Hundes,[3]) und traurig im Herzen
Ward der Esel und sagte bei sich: „„Wo denkt doch der Herr hin,
Daß er dem faulen Geschöpfe[4]) so äußerst freundlich begegnet?
Springt das Thier nicht auf ihm herum und leckt ihn am Barte,
Und ich muß die Arbeit verrichten und schleppe die Säcke!
Er probir' es einmal und thu' mit fünf, ja mit zehen
Hunden im Jahre soviel, als ich des Monats verrichte!
Und doch wird ihm das Beste gereicht, mich speist man mit Stroh ab,[5])
Läßt auf der harten Erde mich liegen, und wo man mich hintreibt
Oder reitet, spottet man meiner. Ich kann und ich will es
Länger nicht dulden, will auch des Herren Gunst mir erwerben.““

„Als er so sprach, kam eben sein Herr die Straße gegangen;
Da erhub der Esel den Schwanz und bäumte sich springend
Ueber den Herren und schrie und sang und plärrte gewaltig,
Leckt' ihm den Bart und wollte nach Art und Weise des Hundes
An die Wange sich schmiegen[6]) und stieß ihm einige Beulen.
Aengstlich entsprang ihm der Herr und rief: „„O, fangt mir den Esel,
Schlagt ihn todt!““ Es kamen die Knechte; da regnet' es Prügel,
Nach dem Stalle trieb man ihn fort; da blieb er ein Esel.[7])

---

[1]) Nfr.: „sik piniget".
[2]) Dieselbe Fabel bei Robert (I. 234—239), Cligmett (Bl. 8), zu denen Lübben noch hinzufügt: Burkhard Waldis (I. 13) u. Boner's Edelstein (20; S. 30 der Ausgabe von Pfeiffer).
[3]) Nfr.: „dit" statt „sah das Glück des Hundes."
[4]) Nfr.: „canis".
[5]) Nfr.: „ik krige men stro".
[6]) Nfr.: „wolden kussen vor de munt".
[7]) Der Zusatz im Nfr. „also he was" scheint kaum entbehrlich.

Und er schwitzte vor Angst, und häufige Losung entfiel ihm;
Leichter fand er sich da, und so entging er den Feinden.

„Schändlich, Ihr habt es gehört, verrieth ihn der nächste Verwandte,
Dem er sich doch an Meisten vertraut. Es ging ihm ans Leben;[1])
Denn die Hunde waren zu schnell, und hätt' er nicht eilig
Einer Höhle sich wieder erinnert, so war es geschehen;
Aber da schlupft' er hinein, und ihn verloren die Feinde.
Solcher Bursche giebt es noch viel, wie Hinze sich damals
Gegen den Vater bewies; wie sollt' ich ihn lieben und ehren?
Halb zwar hab' ich's vergeben; doch bleibt noch etwas zurücke. —
All dies war auf dem Spiegel geschnitten mit Bildern und Worten.

„Ferner sah man daselbst ein eignes Stückchen vom Wolfe,[2])
Wie er zu danken bereit ist für Gutes, das er empfangen.
Auf dem Anger fand er ein Pferd, woran nur die Knochen
Uebrig waren; doch hungert' ihn sehr, er nagte sie gierig,
Und es kam ihm ein spitziges Bein die Quer' in den Kragen;
Aengstlich stellt' er sich an, es war ihm übel gerathen.[3])
Boten auf Boten sendet' er fort, die Aerzte zu rufen;
Niemand vermochte zu helfen, wiewol er große Belohnung
Allen geboten. Da meldete sich am Ende der Kranich,
Mit dem rothen Barett[4]) auf dem Haupt, Ihm stehte der Kranke:
„„Doktor, helft mir geschwind von diesen Nöthen![5]) Ich geb' Euch,
Bringt Ihr den Knochen heraus, so viel Ihr immer begehret.““[6])

Also glaubte der Kranich den Worten und steckte den Schnabel
Mit dem Haupt in den Rachen des Wolfes und holte den Knochen.
„„Weh mir,““ heulte der Wolf, „„Du thust mir Schaden! Es schmerzet!
Laß es nicht wieder geschehn! Für heute sei es vergeben!
Wär' es ein Andrer, ich hätte das nicht geduldig gelitten.““
„„Gebt Euch zufrieden,““ versetzte der Kranich, „„Ihr seid nun genesen;
Gebt mir den Lohn! Ich hab' ihn verdient, ich hab' Euch geholfen.““

---

[1]) Ake.: „vlins (beinahe) hadden se eme gemerket dat vel."
[2]) Die Erzählung findet sich nicht allein in den mehrfach erwähnten französischen Quellen, sondern kommt auch schon im Alterthume vor.
[3]) Ake.: „Mir van krôch he sware nât".
[4]) Vgl. V. 310 dies. Ges.: Roth ist noch jetzt die amtliche Farbe der medizinischen Fakultät auf den Universitäten.
[5]) Ake.: „wolage."
[6]) Ake.: „ein groten gût".

„„Höret den Geken,““ sagte der Wolf, „„ich habe das Uebel,
Er verlangt die Belohnung und hat die Gnade vergessen,
Die ich ihm eben erwies. Hab' ich ihm Schnabel und Schädel,
Den ich im Munde gefühlt, nicht unbeschädigt entlassen?
Hat mir der Schüler nicht Schmerzen gemacht? Ich könnte wahrhaftig,
Ist von Belohnung die Rede, sie selbst am Ersten verlangen.““
Also pflegen die Schälke mit ihren Knechten zu handeln.

„Diese Geschichten und mehr verzierten, künstlich geschnitten,
Rings die Fassung des Spiegels und mancher gegrabene Zierrath,
Manche goldene Schrift. Ich hielt des köstlichen Kleinods
Mich nicht werth; ich bin zu gering, und sandt' es deswegen
Meiner Frauen, der Königin, zu.[1]) Ich dachte durch Solches
Ihr und ihrem Gemahl mich ehrerbietig zu zeigen.
Meine Kinder betrübten sich sehr, die artigen Knaben,
Als ich den Spiegel dahingab. Sie sprangen gewöhnlich und spielten
Vor dem Glase, beschauten sich gern, sie sahen die Schwänzchen
Hängen vom Rücken herab und lachten den eigenen Mäulchen.[2])
Leider vermuthet' ich nicht den Tod des ehrlichen Lampe,
Da ich ihm und Bellyn auf Treu' und Glauben die Schätze
Heilig empfahl; ich hielt sie Beide für redliche Leute;
Keine besseren Freunde gedacht' ich jemals zu haben.
Wehe sei über den Mörder gerufen! Ich will es erfahren,
Wer die Schätze verborgen; es bleibt kein Mörder verhohlen.
Müßte doch Ein- und Andrer vielleicht im Kreis hier zu sagen,
Wo die Schätze geblieben, und wie man Lampen getödtet!

„Seht, mein gnädiger König, es kommen täglich so viele
Wichtige Sachen vor Euch; Ihr könnt nicht Alles behalten;
Doch vielleicht gedenket Ihr noch des herrlichen Dienstes,
Den mein Vater[3]) dem Euern an dieser Stätte bewiesen.
Krank lag Euer Vater; sein Leben rettete meiner;
Und doch sagt Ihr, ich habe noch nie, es habe mein Vater
Euch nichts Gutes erzeigt. Beliebt, mich weiter zu hören!
Sei es mit Eurer Erlaubniß gesagt! Es fand sich am Hofe
Eures Vaters der meine[4]) bei großen Würden und Ehren

[1]) Statt V. 249 und 250 hat Nk.: „to groten eren | der koninginnen unde hemelige, minerme heren."
[2]) Nk.: „unde ok, wo an ere mulekin stunt."
[3]) Im Nk. noch der Zusatz: „de olde vos."
[4]) Nk.: „min here vader". Die Erzählung von der Krankheit des Löwen geht durch alle Bearbeitungen; sie findet sich z. B. im Isengrimus (s. die Ver-

Als erfahrener Arzt. Er wußte das Wasser des Kranken
Klug zu besehn; er half der Natur; was immer den Augen,
Was den edelsten Gliedern gebrach, gelang ihm zu heilen;
Kannte wohl die emetischen Kräfte, verstand auch daneben
Auf die Zähne sich gut und holte die schmerzenden spielend.[1])
Gerne glaub' ich, Ihr habt es vergessen; es wäre kein Wunder;
Denn drei Jahre hattet Ihr nur. Es legte sich damals
Euer Vater im Winter mit großen Schmerzen zu Bette;
Ja, man mußt' ihn heben und tragen. Da ließ er die Aerzte
Zwischen hier und Rom zusammenberufen, und alle
Gaben ihn auf; er schickte zuletzt, man holte den Alten.
Dieser hörte die Noth und sah die gefährliche Krankheit.

„Meinen Vater jammert' es sehr; er sagte: „„Mein König,
Gnädiger Herr, ich setzte, wie gern, mein eigenes Leben,
Könnt' ich Euch retten, daran! Doch laßt im Glase mich Euer
Wasser besehn!"" Der König befolgte die Worte des Vaters,
Aber klagte dabei, es werde je länger je schlimmer.
Auf dem Spiegel war es gebildet, wie glücklich zur Stunde
Euer Vater genesen. Denn meiner sagte bedächtig:
„„Wenn Ihr Gesundheit verlangt, entschließt Euch ohne Versäumniß,
Eines Wolfes Leber[2]) zu speisen! Doch sollte derselbe
Sieben Jahre zum Wenigsten haben; die müßt Ihr verzehren.
Sparen[3]) dürft Ihr mir nicht; denn Euer Leben betrifft es.
Euer Wasser zeiget[4]) nur Blut; entschließt Euch geschwinde!""

„In dem Kreise befand sich der Wolf und hört' es nicht gerne.
Euer Vater sagte darauf: „„Ihr habt es vernommen,
Höret, Herr Wolf, Ihr werdet mir nicht zu meiner Genesung

---

bemerkung, S. 7), im Reinardus in sehr weitläufiger Ausführung (II. 31 ff.), im Reinhart Fuchs mit sehr vielen Abweichungen, im Renard (II. 305 ff.), Marie de France (II. 250) u. s. w.

[1]) Statt V. 273—276 hat Nr.: „he wuste tûbreken stelen, ogen, brodere (im Sinne von ἀδελφοί) ofte tene út tên" (Zähne ausziehen).

[2]) Im Nt. und Nre. ohne diese Modifikation: „Eines wahren lever van seven jâren", während im Isengrimus es sich um die Leber des Widders und des Bockes handelt. „Wolfsleber" (hepar lupi) wurde noch im vorigen Jahrhundert in den Apotheken vorräthig gehalten.

[3]) Das Niederdeutsche „sparen" bedeutet auch „warten", was einzig und allein einen guten Sinn giebt; sämmtliche Bearbeitungen haben indessen den ersten Ausdruck beibehalten.

[4]) Gleichfalls ein Mißverständniß. Im Nt. und Nre.: „tegrel", „tegrel", was „zeigen", aber nicht, wie Gottsched und Goethe es fassen, „zeugen" bedeutet

Eure Leber verweigern.“[1]) Der Wolf verſetzte dagegen:
„„Nicht fünf Jahre bin ich geboren! Was kann ſie Euch nutzen?““
„„Eitles Geſchwätz,““ verſetzte mein Vater, „„es ſoll uns nicht hindern,
An der Leber ſeh' ich das gleich.““ Es mußte zur Stelle
Nach der Küche der Wolf, und brauchbar fand ſich die Leber.[2])
Euer Vater verzehrte ſie ſtracks. Zur ſelbigen Stunde
War er von aller Krankheit befreit und allen Gebrechen.
Meinem Vater dankt' er genug; es mußt' ihn ein Jeder
Doktor[3]) heißen am Hofe; man durft' es niemals vergeſſen.

„Alſo ging mein Vater beſtändig dem König zur Rechten.
Euer Vater verehrt' ihm hernach — ich weiß es am Beſten —
Eine goldene Spange mit einem rothen Barette,
Sie vor allen Herren zu tragen; ſo haben ihn Alle
Hoch in Ehren gehalten. Es hat ſich aber mit ſeinem
Sohne leider geändert, und an die Tugend des Vaters
Wird nicht weiter gedacht. Die allergierigſten[4]) Schälke
Werden erhoben, und Nutz und Gewinn bedenkt man alleine;
Recht und Weisheit ſtehen zurück. Es werden die Diener[5])
Große Herren; das muß der Arme gewöhnlich entgelten.
Hat ein Solcher Macht und Gewalt, ſo ſchlägt er nur blindlings
Unter die Leute, gedenket nicht mehr, woher er gekommen;
Seinen Vortheil gedenkt er aus allem Spiele zu nehmen.
Um die Großen finden ſich Viele von dieſem Gelichter.
Keine Bitte hören ſie je, wozu nicht die Gabe
Gleich ſich reichlich geſellt, und wenn ſie die Leute beſcheiden,
Heißt es: Bringt nur und bringt, zum Erſten, Zweiten und Dritten![6])

„Solche gierige Wölfe behalten köſtliche Biſſen[7])
Gerne für ſich, und wär' es zu thun mit kleinem Verluſte,
Ihres Herren Leben zu retten, ſie trügen Bedenken.
Wollte der Wolf doch die Leber nicht laſſen, dem König zu dienen!
Und was Leber! Ich ſag' es heraus: Es möchten auch zwanzig
Wölfe das Leben verlieren, behielte der König und ſeine
Theure Gemahlin das ihre, ſo wär' es weniger Schade;

---

[1]) Nfc.: „achal ik genesen, | so möt it juwe lewer wesen“ (ſein).
[2]) Nfc.: „unde do lever wart eme tögedän.“
[3]) Nf.: „meester Reinaert.“
[4]) Nfc.: „girigen.“
[5]) Nf.: „een dorper gier“ (ein gieriger Bauer); Nfc.: „ein herleman.“
[6]) Nfc.: „unde denne noch mér.“
[7]) Nf.: „de besten morsele.“

Denn ein schlechter Samt, was kann er Gutes erzeugen?[1])
Was in Eurer Jugend geschah, Ihr habt es vergessen,
Aber ich weiß es genau, als wär' es gestern geschehen.
Auf dem Spiegel stand die Geschichte, so wollt' es mein Vater;
Edelsteine zierten das Werk und goldene Ranken.[2])
Könnt' ich den Spiegel erfragen, ich wagte Vermögen und Leben."

„Reineke," sagte der König, „die Rede hab' ich verstanden,
Habe die Worte gehört, und was Du Alles erzählteſt.
War Dein Vater so groß hier am Hofe, und hat er so viele
Nützliche Thaten gethan, das mag wol lange schon her sein.
Ich erinnre mich's nicht, auch hat mir's Niemand berichtet.
Eure Händel dagegen, die kommen mir öfters zu Ohren;[3])
Immer seid Ihr im Spiele, so hör' ich wenigstens sagen;
Thun sie Euch Unrecht damit, und sind es alte Geschichten,
Möcht' ich einmal was Gutes vernehmen; es findet sich selten."

„Herr," versetzte Reineke drauf, „ich darf mich hierüber
Wol erklären vor Euch;[4]) denn mich betrifft ja die Sache.
Gutes hab' ich Euch selber gethan! Es sei Euch nicht etwa
Vorgeworfen! Behüte mich Gott! Ich erkenne mich schuldig,
Euch zu leisten, so viel ich vermag. Ihr habt die Geschichte
Ganz gewiß nicht vergessen. Ich war mit Isegrim glücklich,
Einst ein Schwein zu erjagen; es schrie, wir hissen es nieder.
Und Ihr kamt und klagtet so sehr und sagtet, es käme
Eure Frau noch hinter Euch drein, und theilte nur Jemand
Wenige Speise mit Euch, so wär' Euch Beiden geholfen.
„„Gebet von Euerm Gewinne was ab!"" so sagtet Ihr damals.
Isegrim sagte wol Ja, doch murmelt' er unter dem Barte,[5])
Daß man kaum es verstand. Ich aber sagte dagegen:
„„Herr, es ist Euch gegönnt, und wären's der Schweine die Menge.
Sagt, wer soll es vertheilen?"" „„Der Wolf,"" versetzet Ihr wieder.
Isegrim freute sich sehr; er theilte, wie er gewohnt war,
Ohne Scham und Scheu, und gab Euch eben ein Viertheil,
Eurer Frauen das andre, und er fiel über die Hälfte,

---

[1]) Im Nfr. steht: „Wenne wat dar kumpt van quadem sade, schal selden eines dankes dön doget" (da, was da kommt von schlechter Saat, wird selten mit Willen Tüchtiges thun).
[2]) Im Nfr.: „mit golde."
[3]) Nfr.: „Men juwer sake der wil ik vele."
[4]) Nfr.: „ik antworde to den saken."
[5]) Nfr.: „binnen dome kiane."

Schlang begierig hinein und reichte mir außer den Ohren
Nur die Nase[1]) noch hin und eine Hälfte der Lunge;
Alles Andre behielt er für sich, Ihr habt es gesehen.
Wenig Edelmuth zeigt' er uns da. Ihr wißt es, mein König!
Euer Theil verzehrtet Ihr bald; doch merkt' ich, Ihr hattet
Nicht den Hunger gestillt; nur Ziegrim wollt' es nicht sehen,
Aß und lautte so fort und bot Euch nicht das Geringste.
Aber da traft Ihr ihn auch mit Euern Tatzen gewaltig
Hinter die Ohren, verschobt ihm das Fell;[2]) mit blutiger Glatze
Lief er davon, mit Beulen am Kopf, und heulte vor Schmerzen.
Und Ihr riefst ihm noch zu: „„Komm wieder, lerne Dich schämen!
Theilst Du wieder, so trifft mir's besser, sonst will ich Dir's zeigen!
Jetzt mach eilig Dich fort und bring uns ferner zu essen!““
„„Herr, gebietet Ihr das,““ versetzt' ich, „„so will ich ihm folgen,
Und ich weiß, ich hole schon was.““ Ihr wart es zufrieden.
Ungeschickt hielt sich Ziegrim damals; er blutete, seufzte,
Klagte mir vor; doch trieb ich ihn an, wir jagten zusammen,
Fingen ein Kalb! Ihr liebt Euch die Speise.[3]) Und als wir es brachten,
Fand sich's fett. Ihr lachtet dazu und sagtet zu meinem
Lobe manch freundliches Wort; Ich wäre, meintet Ihr, trefflich
Auszusenden zur Stunde der Noth, und sagtet daneben:
„„Theile das Kalb!““ Da sprach ich: „„Die Hälfte gehöret schon Euer!
Und die Hälfte gehört der Königin; was sich im Leibe
Findet, als Herz und Leber und Lunge, gehöret, wie billig,
Euern Kindern; ich nehme die Füße, die lieb' ich zu nagen,
Und das Haupt behalte der Wolf, die köstliche Speise!““[4])

„Als Ihr die Rede vernommen, versetztet Ihr: „„Sage, wer hat Dich
So nach Hofart theilen gelehrt? Ich möcht' es erfahren.““
Da versetzt' ich: „„Mein Lehrer ist nah; denn Dieser mit rothem
Kopfe, mit blutiger Glatze, hat mir das Verständniß geöffnet.
Ich bemerkte genau, wie er heut frühe das Ferkel
Theilte; da lernt' ich den Sinn von solcher Theilung begreifen;
Kalb oder Schwein, ich find' es nun leicht und werde nicht fehlen.““

„Schaden und Schande befiel den Wolf und seine Begierde.
Seinesgleichen giebt es genug! Sie schlingen der Güter

---

[1]) Nfc.: „nosegaten" (Nasflöcher).
[2]) Nfc.: „so dat en dat vel moste schoren" (zerreißen, platzen).
[3]) Nfc.: „dat gi wol mochten".
[4]) Nfc.: „wante (weil) dat is sote" (süß).

Reichliche Früchte zusammt den Unterfassen hinunter.
Alles Wohl zerstören sie leicht, und keine Verschonung
Ist zu erwarten, und wehe dem Lande, das Selbige nähret![1])

„Seht, Herr König, so hab' ich Euch oft in Ehren gehalten.
Alles, was ich besitze und was ich nur immer gewinne,
Alles widm' ich Euch gern und Eurer Königin; sei es
Wenig oder auch viel, Ihr nehmt das Meiste von Allem.
Wenn Ihr des Kalbes und Schweines gedenkt, so merkt Ihr die Wahrheit,
Wo die rechte Treue sich findet. Und dürfte wol etwa
Isegrim sich mit Reineken messen? Doch leider im Ansehn
Steht der Wolf als oberster Vogt, und Alle bedrängt er.
Euern Vortheil besorgt er nicht sehr; zum Halben und Ganzen
Weiß er den seinen zu fördern. So führt er freilich mit Braunen
Nun das Wort, und Reinekens Rede wird wenig geachtet.

„Herr, es ist wahr, man hat mich verklagt. Ich werde nicht weichen;
Denn ich muß nun hindurch, und also sei es gesprochen:
Ist hier Einer, der glaubt zu beweisen, so komm' er mit Zeugen,
Halte sich fest an die Sache und setze gerichtlich zum Pfande[2])
Sein Vermögen, sein Ehr, sein Leben, wenn er verlöre,
Und ich setze das Gleiche dagegen. So hat es zu Rechte
Stets gegolten, so halte man's noch, und alle die Sache,
Wie man sie für und wider gesprochen, sie werde getreulich
Solcher Weise geführt und gerichtet; ich darf es verlangen!"

„Wie es auch sei," versetzte der König, „am Wege des Rechtes
Will und kann ich nicht schmälern, ich hab' es auch niemals gelitten.
Groß ist zwar der Verdacht. Du hadest an Lampens Ermordung
Theil genommen, des redlichen Boten! Ich liebt' ihn besonders
Und verlor ihn nicht gern, betrübte mich über die Maaßen,
Als man sein blutiges Haupt aus Deinem Körbel herauszog;
Auf der Stelle büßt' es Bellyn, der böse Begleiter,
Und Du magst die Sache nun weiter gerichtlich verfechten.
Was mich selber betrifft, vergeb' ich Reineken Alles;
Denn er hielt sich zu mir in manchen bedenklichen Fällen.

---

[1]) V. 398—402 in freier Uebersetzung.
[2]) Ueber die Sitte, bei gerichtlichen Zweikämpfen ein Pfand einzusetzen, vgl. Gr. R. A., S. LXVIII., und Geyder, S. 309 ff.

Hätte weiter Jemand zu klagen, wir wollen ihn hören;
Stell' er unbescholtene Zeugen und bringe die Klage
Gegen Reineken ordentlich vor! Hier steht er zu Rechte."

Reineke sagte: „Gnädiger Herr, ich danke zum Besten.
Jeden hört Ihr, und Jeder genießt die Wohlthat des Rechtes.
Laßt mich heilig betheuern, mit welchem traurigen Herzen
Ich Bellyn und Lampen entließ! Mir ahnete, glaub' ich,
Was den Beiden sollte geschehn; ich liebte sie zärtlich."[1])

So staffirte Reineke klug Erzählung und Worte.
Jedermann glaubt' ihm; er hatte die Schätze so zierlich beschrieben,
Sich so ernstlich betragen, er schien die Wahrheit zu reden.
Ja, man sucht' ihn zu trösten. Und so betrog er den König,[2])
Dem die Schätze[3]) gefielen; er hätte sie gerne besessen,
Sagte zu Reineken: „Gebt Euch zufrieden! Ihr reiset und suchet
Weit und breit, das Verlorne zu finden, das Mögliche thut Ihr;
Wenn Ihr meiner Hilfe bedürft, sie steht Euch zu Diensten."

„Dankbar," sagte Reineke drauf, „erkenn' ich die Gnade;
Diese Worte richten mich auf und lassen mich hoffen.
Raub und Mord zu bestrafen, ist Eure höchste Behörde.[4])
Dunkel bleibt mir die Sache, doch wird sich's finden; ich sehe
Mit dem größten Fleiße darnach und werde des Tages
Emsig reisen und Nachts und alle Leute befragen.
Hab' ich erfahren, wo sie sich finden, und kann sie nicht selber
Wiedergewinnen, wär' ich zu schwach, so bitt' ich um Hilfe;
Die gewährt Ihr alsdann, und sicher wird es gerathen.
Bring' ich glücklich die Schätze vor Euch, so sind' ich am Ende
Meine Mühe belohnt und meine Treue bewähret."

Gerne hört' es der König und fiel in Allem und Jedem
Reineken bei, der hatte die Lüge so künstlich geflochten.[5])

---

[1]) Nfe.: „sär."
[2]) Nfe.: „Sus makede he dome konninge wes vrö" (etwas weis).
[3]) Im Nfe. noch der Zusatz, daß Reineke von ihnen viel Lobes gemacht hatte.
[4]) Hier in dem auch sonst nachweisbaren Sinne von „Aufgabe, Pflicht", veranlaßt offenbar durch den Ausdruck im Nfe.: „Tu behörst" (Euch kommet es zu). Adelung und Grimm zitiren noch die archaistische Wendung: „Wir werden die Behörde (d. h. das Gehörige, die Sache Angehende) verfügen."
[5]) Im Nfe. in drei Versen ausgeführt, in denen auch „die wächserne Nase" (s. Ges. VI. V. 140) wieder vorkommt.

Alle die Andern glaubten es auch;[1]) er durfte nun wieder
Reisen und gehen, wohin ihm gefiel und ohne zu fragen.

Aber Isegrim konnte sich länger nicht halten, und knirschend[2])
Sprach er: „Gnädiger Herr! So glaubt Ihr wieder dem Diebe,
Der Euch zwei- und dreifach belog? Wen sollt' es nicht wundern!
Seht Ihr nicht, daß der Schalk Euch betriegt und uns Alle beschädigt?[3])
Wahrheit redet er nie, und eitel Lügen ersinnt er.
Aber ich lass' ihn so leicht nicht davon! Ihr sollt es erfahren,
Daß er ein Schelm ist und falsch. Ich weiß drei große Verbrechen,
Die er begangen; er soll nicht entgehn, und sollten wir kämpfen.
Zwar man fordert Zeugen von uns; was wollte das helfen?
Stünden sie hier und sprächen und zeugten den ganzen Gerichtstag,
Könnte das fruchten?[4]) Er thäte nur immer nach seinem Belieben.
Oft sind keine Zeugen zu stellen; da sollte der Frevler
Nach wie vor die Tücke verüben? Wer[5]) traut sich zu reden?
Jedem hängt er was an, und Jeder fürchtet den Schaden.
Ihr und die Euern empfinden es auch und Alle zusammen.
Heute will ich ihn halten; er soll nicht wanken noch weichen,
Und er soll zu Rechte mir stehn; nun mag er sich wahren!"

[1]) Im Nfr. noch der Zusatz: „he hadde en de oren vul geslagen."
[2]) Nfr.: „tornich unde nimmodich ser."
[3]) Nfr.: „vordovet" betäubt, taub gemacht).
[4]) Der Sinn des Nfr. in den V. 473 und 474 entsprechenden Versen ist ein andrer; im Nfr. heißt es: „Ja, mach he hebben so langen dach, | so deit he vort, al was he mach" (ja, wenn er so lange Frist erhält, so thut er fort, was ihm gefällt).
[5]) Von hier bis zum Schlusse des Gesanges in freier Behandlung.

Elfter Geſang.

Iſegrim klagte, der Wolf, und ſprach: „Ihr werdet verſtehen!
Reineke, gnädiger König, ſo wie er immer ein Schalk war,
Bleibt er es auch und ſtiebt und redet ſchändliche Dinge,
Mein Geſchlecht zu beſchimpfen und mich. So hat er mir immer,
Meinem Weibe noch mehr, empfindliche Schande bereitet.
So[1]) bewog er ſie einſt, in einem Teiche zu waten
Durch [illegible] Moraſt, und hatte verſprochen, ſie ſolle des Tages
Viele [illegible] gewinnen; ſie habe den Schwanz nur ins Waſſer
Eintuta[illegible]n und hängen zu laſſen: es würden die Fiſche
Feſt ſich beißen, ſie könne ſelbviert nicht alle verzehren.
Watend kam ſie darauf und ſchwimmend gegen das Ende,
Gegen den Zapfen;[2]) da hatte das Waſſer ſich tiefer geſammelt,[3])
Und er hieß ſie, den Schwanz ins Waſſer hängen. Die Kälte
Gegen Abend war groß, und grimmig begann es zu frieren,
Daß ſie faſt nicht länger ſich hielt; ſo war auch in Kurzem
Ihr der Schwanz ins Eis gefroren; ſie konnt' ihn nicht regen,
Glaubte, die Fiſche wären ſo ſchwer, es wäre gelungen.
Reineke merkt' es, der ſchändliche Dieb, und was er getrieben,
Darf ich nicht ſagen; er kam und übermannte[4]) ſie leider!
Von der Stelle ſoll er mir nicht! Es koſtet der Frevel
Einen von Beiden, wie Ihr uns ſeht, noch heute das Leben.[5])
Denn er ſchwätzt ſich nicht durch; ich hab' ihn ſelber betroffen
Ueber der That; mich führte der Zufall am Hügel den Weg her.
Laut um Hilfe hört' ich ſie ſchreien, die arme Betrogne.[6])

[1]) Die Erzählung iſt alt und in vielen Bearbeitungen verbreitet. Im Reinardus (l. 620 ff.) iſt es übrigens der Wolf ſelbſt, der von Reineke bethört wird: „Sta, patrue dulcis, | (hiscebat glacies rupta recenter ibi); | hic impingo tuam, carissime patrue, caudam!"

[2]) Die Worte „gegen den Zapfen" ſind von Goethe hinzugeſetzt. „Zapfen" ſind Pfähle, mit denen das Gerinne eines Teiches geöffnet oder verſchloſſen wird; „gegen" bedeutet hier die Richtung, in der Gieremund ſchwimmt.

[3]) Die etwas unklaren Worte im Rfe.: „men doch nicht min" ſind hier wie in den meiſten anderen Bearbeitungen weggelaſſen.

[4]) Rfe.: „vorwaldigede."

[5]) Rfe.: „Mi ofte en schal dit koeten dat lif."

[6]) Rfe.: „dorn" (Dirne).

Fest im Eise stand sie gefangen und konnt' ihm nicht wehren,
Und ich kam und mußte mit eignen Augen das Alles
Sehen! Ein Wunder fürwahr, daß mir das Herz nicht gebrochen!
„„Reineke,““ rief ich, „„was thust Du?““ Er hörte mich kommen
und eilte
Seine Straße. Da ging ich hinzu mit traurigem Herzen,
Mußte waten und frieren[1]) im kalten Wasser und konnte
Nur mit Mühe das Eis zerbrechen, mein Weib zu erlösen.
Ach, es ging nicht glücklich von Statten! Sie zerrte gewaltig,
Und es blieb ihr ein Viertel des Schwanzes im Eise gefangen.
Jammernd klagte sie laut und viel; das hörten die Bauern,
Kamen hervor und spürten uns aus und riefen einander.
Hitzig liefen sie über den Damm mit Piken und Aexten,
Mit dem Rocken kamen die Weiber und lärmten gewaltig:
„„Fangt sie! Schlagt nur und werft!““ So riefen sie gegen einander.
Angst wie damals empfand ich noch nie, das Gleiche bekennet[2])
Gieremund auch; wir retteten kaum mit Mühe das Leben,
Liefen, es rauchte das Fell.[3]) Da kam ein Bube gelaufen,
Ein vertrachter Geselle;[4]) mit einer Pike bewaffnet,
Leicht zu Fuße, stach er nach uns und drängt' uns gewaltig.
Wäre die Nacht nicht gekommen, wir hätten das Leben gelassen.
Und die Weiber riefen noch immer, die Hexen,[5]) wir hätten
Ihre Schafe gefressen. Sie hätten uns gerne getroffen,
Schimpften und schmähten hinter uns drein. Wir wandten uns aber
Von dem Lande wieder zum Wasser und schlupften behende
Zwischen die Binsen; da trauten die Bauern nicht, weiter zu folgen;
Denn es war dunkel geworden. Sie machten sich wieder nach Hause.[6]) So
Knapp entkamen wir so. Ihr sehet, gnädiger König,
Ueberwältigung, Mord und Verrath; von solchen[7]) Verbrechen
Ist die Rede; die werdet Ihr streng,[8]) mein König, bestrafen."

Als der König die Klage vernommen, versetzt' er: „Es werde
Rechtlich hierüber erkannt; doch laßt uns Reineken hören!"

[1]) Alt.: „baden."
[2]) Alt.: „secht."
[3]) Alt.: „dat wy dat wull tobrak."
[4]) Alt.: „ein ledder" (liederlicher, ausschweifender Mensch), nach jetzt hochdeutsch: „Lotterbube."
[5]) So nach Gottsched. Im Alt.: „alse olden kewen" (wie alte Hündinnen); Eimrod: „alte Petzen."
[6]) Im Alt. noch mit dem Zusatz: „vor bolgen" (sehr erzürnt).
[7]) Alt.: „Bülken" (leidig, widerwärtig).
[8]) Alt.: „ane alle gnade."

Reineke ſprach: „Verhielt' es ſich alſo, würde die Sache
Wenig Ehre mir bringen, und Gott bewahre mich gnädig,
Daß man es fände, wie er erzählt! Doch will ich nicht leugnen,
Daß ich ſie Fiſche fangen gelehrt und auch ihr die beſte
Straße, zu Waſſer zu kommen, und ſie zu dem Teiche gewieſen.
Aber ſie lief ſo gierig darnach, ſobald ſie nur Fiſche
Nennen gehört, und Weg und Maaß und Lehre vergaß ſie.[1])
Blieb ſie feſt im Eiſe befroren, ſo hatte ſie freilich
Viel zu lange geſeſſen; denn hätte ſie zeitig gezogen,
Hätte ſie Fiſche genug zum köſtlichen Mahle gefangen.
Allzu große Begierde wird immer ſchädlich. Gewöhnt ſich
Ungenügſam das Herz, ſo muß es Vieles vermiſſen.
Wer den Geiſt der Gierigkeit hat, er lebt nur in Sorgen,
Niemand ſättiget ihn. Frau Gieremund hat es erfahren,
Da ſie im Eiſe befror. Sie dankt nun meiner Bemühung
Schlecht. Das hab' ich davon, daß ich ihr redlich geholfen!
Denn ich ſchob und wollte mit allen Kräften ſie heben,
Doch ſie war mir zu ſchwer, und über dieſer Bemühung
Traf mich Ziegrim an, der längs dem Ufer daherging,
Stand da droben und rief und fluchte grimmig[2]) herunter.
Ja fürwahr, ich erſchrak, den ſchönen Segen zu hören!
Ein- und zwei- und dreimal warf er die gräßlichſten Flüche
Ueber mich her und ſchrie, von wildem Zorne getrieben,
Und ich dachte: „„Du machſt Dich davon und warteſt nicht länger;
Beſſer laufen als faulen.““[3]) Ich hatt' es eben getroffen;
Denn er hätte mich damals zerriſſen. Und wenn es begegnet,
Daß zwei Hunde ſich beißen um einen Knochen, da muß wol
Einer verlieren. So ſchien mir auch da das Beſte gerathen,
Seinem Zorn zu entweichen und ſeinem verwornen Gemüthe.
Grimmig war er und bleibt es, wie kann er's leugnen? Befraget
Seine Frau! Was hab' ich mit ihm, dem Lügner, zu ſchaffen?
Denn ſobald er ſein Weib im Eiſe befroren bemerkte,[4])
Flucht' und ſchalt er gewaltig und kam und half ihr entkommen.
Dachten die Bauern ſich hinter ſie her, ſo war es zum Beſten;
Denn ſo kam ihr Blut in Bewegung, ſie froren nicht länger.[5])

[1]) Nfc.: „So en hilt nicht den woch noch de wise."
[2]) Nfc.: „mer, dan jemant mach loven" (glauben).
[3]) Nfc.: „beter galopen wan vorvlien."
[4]) B. [illegible] in ziemlich freier Ueberſetzung, wenn auch die einzelnen Motive des Nfc. benutzt ſind.
[5]) Nfc.: „unde makede en beiden warm dat blöt, [wente so weren in dome ism vorvroren."

Was ist weiter zu sagen? Es ist ein schlechtes Benehmen,[1])
Wer sein eigenes Weib mit solchen Lügen beschimpfet.
Fragt sie selber! Da steht sie, — und hätt' er die Wahrheit gesprochen,
Würde sie selber zu klagen nicht fehlen. Indessen erbitt' ich
Eine Woche mir Frist[2]), mit meinen Freunden zu sprechen,
Was für Antwort dem Wolf und seiner Klage gebühret."

Gieremund sagte darauf: „In Euerm Treiben und Wesen
Ist nur Schalkheit, wir wissen es wohl, und Lügen und Triegen,
Büberei, Täuschung und Trotz. Wer Euern verfänglichen Reden
Glaubt, wird sicher am Ende beschädiget. Immer gebraucht Ihr
Lose, verworrene Worte. So hab' ich's am Borne gefunden.[3])
Denn zwei Eimer hingen daran, Ihr hattet in einen
— Weiß ich, warum? — Euch gesetzt und wart hernieder gefahren;
Nun vermochtet Ihr nicht, Euch selber wieder zu heben,
Und Ihr klagtet gewaltig.[4]) Des Morgens kam ich zum Brunnen,
Fragte: „„Wer bracht' Euch herein?““ Ihr saget: „„Kommt Ihr doch eben,
Liebe Gevatterin, recht! Ich gönn' Euch jeglichen Vortheil;
Steigt in den Eimer da droben, so fahrt Ihr hernieder und esset
Hier an Fischen Euch satt!““ Ich war zum Unglück gekommen;
Denn ich glaubt' es, Ihr schwurt[5]) noch dazu, Ihr hättet so viele
Fische verzehrt, es schmerz' Euch der Leib. Ich ließ mich bethören,
Dumm wie ich war,[6]) und stieg in den Eimer; da ging er hernieder
Und der andere wieder herauf; Ihr kamt mir entgegen.
Wunderlich schien mir's zu sein; ich fragte voller Erstaunen:
„„Sagt, wie gehet das zu?““ Ihr aber saget dawider:
„„Auf und ab, so geht's in der Welt, so geht es uns Beiden.
Ist es doch also der Lauf! Erniedrigt werden die Einen
Und die Andern erhöht nach eines Jeglichen Tugend.““
Aus dem Eimer sprangt Ihr und liefet und eiltet von dannen.
Aber ich saß im Brunnen bekümmert und mußte den Tag lang
Harren und Schläge genug am selbigen Abend erdulden,
Eh ich entkam. Es traten zum Brunnen einige[7]) Bauern;

[1]) Rke.: „eine grove untucht."
[2]) Es handelt sich um die Beschaffung der Beweismittel, welche die eine oder die andere Partei, sei es zur Klage, sei es zur Widerlegung, braucht. (Siehe Gesdet, S. 308, und die dort angegebenen Quellen.)
[3]) Dieselbe Erzählung, aber mit nicht geringen Abweichungen, im Renard (V. 6455 und 14329.
[4]) Im Rke. noch der Zusatz: „dit was bi nacht."
[5]) Im Rke. noch der Zusatz: „einen eit bi juwer oslo."
[6]) Rke.: „ik dulle wif."
[7]) Rke.: „twei."

Sie bemerkten mich da. Von grimmigem Hunger gepeinigt,
Saß ich in Trauer und Angſt; erbärmlich war mir zu Muthe.
Unter einander ſprachen die Bauern: „„Da ſieh nur, im Eimer
Sitzt da unten der Feind, der unſre Schafe vermindert.““[1])
„„Hol ihn herauf!““ verſetzte der Eine, „„ich halte mich fertig
Und empfang' ihn am Rand; er ſoll uns die Lämmer bezahlen!““
Wie er mich aber empfing, das war ein Jammer! Es fielen
Schläg' auf Schläge mir über den Pelz; ich hatte mein Leben
Keinen traurigern Tag, und kaum entrann ich dem Tode.“

Reineke ſagte darauf: „Bedenkt genauer die Folgen,
Und Ihr findet gewiß, wie heilſam die Schläge geweſen!
Ich für meine Perſon mag lieber dergleichen entbehren,
Und wie die Sache ſtand, ſo mußte wohl Eines von Beiden
Sich mit den Schlägen beladen; wir konnten zugleich nicht entgehen.
Wenn Ihr's Euch merkt, ſo nutzt es Euch wohl, und künftig vertraut Ihr
Keinem ſo leicht in ähnlichen Fällen. Die Welt iſt voll Schalkheit!“

„Ja,“ verſetzte der Wolf, „was braucht es weiter Beweiſe!
Niemand verletzte mich mehr als dieſer böſe Verräther.
Eines erzählt' ich noch nicht, wie er in Sachſen[2]) mich einmal
Unter das Affengeſchlecht zu Schand' und Schaden geführet.
Er beredete mich, in eine Höhle zu kriechen,
Und er wußte voraus, es würde mir Uebels begegnen.[3])
Wär' ich nicht eilig entflohn, ich wär' um Augen und Ohren[4])
Dort gekommen. Er ſagte vorher mit gleißenden Worten:
Seine Frau Muhme ſind' ich daſelbſt — er meinte die Aeffin;
Doch es verdroß ihn, daß ich entkam. Er ſchickte mich tückiſch
In das abſcheuliche[5]) Neſt; ich dacht', es wäre die Hölle.“

Reineke ſagte darauf vor allen Herren des Hofes:
„Iſegrim redet verwirrt; er ſcheint nicht völlig bei Sinnen.
Von der Aeffin will er erzählen, ſo ſag' er es deutlich!
Drittehalb Jahr ſind's her, als nach dem Lande zu Sachſen
Er mit großem Praſſen[6]) gezogen, wohin ich ihm folgte.

[1]) Nfc.: „to bitende plocht“ (zu beißen pflegt).
[2]) Im Nf. iſt die Gegend nicht genannt; im Nfc. noch der Zuſatz: „to Kaus dorch.“
[3]) Nfc.: „it was dar quât.“
[4]) Nfc.: „oin ör.“
[5]) Nfc.: „vule.“
[6]) So auch Gottſched. Allerdings ſteht auch im Nfc. daſſelbe Wort; es bedeutet aber „Gepränge, Aufſehen“.

Daß ist wahr, das Uebrige lügt er. Es waren nicht Affen,
Meerkatzen[1]) waren's, von welchen er redet; und nimmermehr werd' ich
Diese für meine Muhmen erkennen. Martin, der Affe,
Und Frau Rückenau sind mir verwandt. Sie ehr' ich als Muhme,
Ihn als Vetter,[2]) und rühme mich deß. Notarius ist er
Und versteht sich aufs Recht. Doch was von jenen Geschöpfen
Isegrim sagt, geschieht mir zum Hohn; ich habe mit ihnen
Nichts zu thun, und nie sind's meine Verwandten gewesen;
Denn sie gleichen dem höllischen Teufel. Und daß ich die Alte[3])
Damals Muhme geheißen, das that ich mit gutem Bedachte.
Nichts verlor ich dabei, das will ich gerne gestehen;
Gut gastirte sie mich; sonst hätte sie mögen ersticken.[4])

„Seht, Ihr Herren, wir hatten den Weg zur Seite gelassen,
Gingen hinter dem Berg, und eine düstere Höhle,
Tief und lang, bemerkten wir da. Es fühlte sich aber
Isegrim krank wie gewöhnlich vor Hunger. Wann hätt' ihn auch jemals
Einer so satt gesehen, daß er zufrieden gewesen?
Und ich sagte zu ihm: „„In dieser Höhle befindet
Speise fürwahr sich genug; ich zweifle nicht, ihre Bewohner
Theilen gerne mit uns, was sie haben; wir kommen gelegen.““
Isegrim aber versetzte darauf: „„Ich werde, mein Oheim,
Unter dem Baume hier warten; Ihr seid in Allem geschickter,
Neue Bekannte zu machen, und wenn Euch Essen gereicht wird,
Thut mir's zu wissen!““ So dachte der Schalk, auf meine Gefahr erst
Abzuwarten, was sich ergäbe; ich aber begab mich
In die Höhle hinein. Nicht ohne Schauer durchwandert'
Ich den langen und krummen Gang; er wollte nicht enden.
Aber was ich dann fand, — den Schrecken wollt' ich um vieles
Rothes Gold[5]) nicht zweimal in meinem Leben erfahren!
Welch ein Nest voll häßlicher Thiere, größer und kleiner!

[1]) Im At. wird der Unterschied des Geblütes zwischen Affen und Meerkatzen gar nicht berührt.
[2]) Nfc.: „pape", was hier so viel als „Oheim" bedeuten muß, aber sonst in dieser Bedeutung nicht nachzuweisen ist.
[3]) Nfc.: „de merkatten."
[4]) Im Nfc. statt V. 166: „wu lete ik so andern wol vorvresen" (sonst möchte ich sie wol erfrieren lassen). Auch Gottsched hat bereits diese richtige Uebersetzung, so daß Goethe's Veränderung als beabsichtigt erscheint.
[5]) Im At. an einer Stelle: „hundert Pfund", an einer andern eine allgemeine Bezeichnung: „om geen got" (um kein Gut); im Nfc.: „twintich punt."

Und die Mutter dabei, — ich dacht', es wäre der Teufel, —
Weit und groß ihr Maul mit langen, häßlichen Zähnen,
Lange Nägel an Händen und Füßen und hinten ein langer
Schwanz an den Rücken geſetzt; ſo was Abſcheuliches hab' ich
Nicht im Leben geſehn! Die ſchwarzen leidigen Kinder[1])
Waren ſeltſam gebildet wie lauter junge Geſpenſter.[2])
Gräulich ſah ſie mich an. Ich dachte: „„Wär' ich von dannen!““
Größer war ſie als Ziegrim ſelbſt, und einige Kinder
Faſt von gleicher Statur.[3]) Im faulen Heue gebettet
Fand ich die garſtige Brut und über und über beſchlabbert
Bis an die Ohren mit Koth; es ſtank in ihrem Reviere
Aerger als hölliſches Pech. Die reine Wahrheit zu ſagen:
Wenig gefiel es mir da; denn ihrer waren ſo Viele,
Und ich ſtand nur allein; ſie zogen gräuliche Fratzen.
Da beſann ich mich denn, und einen Ausweg verſucht' ich,
Grüßte ſie ſchön — ich meint' es nicht ſo — und wußte ſo freundlich
Und bekannt mich zu ſtellen. „„Frau Muhme!““ ſagt' ich zur Alten,
Vettern hieß ich die Kinder und ließ es an Worten nicht fehlen.
„„Spar' Euch der gnädige Gott auf lange, glückliche Zeiten!
Sind das Eure Kinder? Fürwahr, ich ſollte nicht fragen;[4])
Wie behagen ſie mir! Hilf, Himmel, wie ſie ſo luſtig,
Wie ſie ſo ſchön ſind! Man nähme ſie alle für Söhne des Königs.
Seid mir vielmal gelobt, daß Ihr mit würdigen Sproſſen
Mehret unſer Geſchlecht; ich freue mich über die Maaßen.
Glücklich ſind' ich mich nun, von ſolchen Oehmen zu wiſſen;
Denn zu Zeiten der Noth bedarf man ſeiner Verwandten.““[5])

„Als ich ihr ſo viel Ehre geboten, wiewol ich es anders
Meinte, bezeigte ſie mir von ihrer Seite desgleichen,
Hieß mich Oheim und that ſo bekannt, ſo wenig die Närrin
Auch zu meinem Geſchlechte gehört. Doch konnte für diesmal
Gar nicht ſchaden, ſie Muhme zu heißen. Ich ſchwitzte dazwiſchen
Ueber und über vor Angſt; allein ſie redete freundlich:
„Reinele, werther Verwandter, ich heiß' Euch ſchönſtens willkommen!
Seid Ihr auch wohl? Ich bin Euch mein ganzes Leben verbunden,[6])

[1]) Afr.: „dullikon deren“ (leidiger Thiere).
[2]) Afr.: „ik wânde, dat it junge duvele weren.“
[3]) Afr.: „na deme sulven pas.“
[4]) Afr.: „dat so ik wil.“
[5]) V. 209 und 210 ſind frei überſetzt.
[6]) Afr.: „it is mi eine vronde alle tit.“

Daß Ihr zu mir gekommen. Ihr lehret kluge Gedanken
Meine Kinder[1]) fortan, daß sie zu Ehren gelangen.““
Also hört' ich sie reden; das hatt' ich mit wenigen Worten,
Daß ich sie Muhme genannt und daß ich die Wahrheit geschonet,
Reichlich verdient; doch wär' ich so gern im Freien[2]) gewesen.
Aber sie ließ mich nicht fort und sprach: „„Ihr dürfet, mein Oheim,
Unbewirthet nicht weg![3]) Verweilet, laßt Euch bedienen!““
Und sie brachte mir Speise genug; ich wüßte sie wahrlich
Jetzt nicht alle zu nennen; verwundert war ich zum Höchsten,
Wie sie zu Allem gekommen. Von Fischen,[4]) Reben und anderm
Guten Wildpret, ich speiste davon, es schmeckte mir herrlich.[5])
Als ich zur Gnüge gegessen, belud sie mich über das Alles,
Bracht' ein Stück vom Hirsche[6]) getragen, ich sollt' es nach Hause
Zu den Meinigen bringen; und ich empfahl mich zum Besten.[7])
„„Reineke,““ sagte sie noch, „„besucht mich öfters!““ Ich hätte,
Was sie wollte, versprochen; ich machte, daß ich herauskam.
Lieblich war es nicht da für Augen und Nase, ich hätte
Mir den Tod beinahe geholt; ich suchte zu fliehen,
Lief behende den Gang bis zu der Oeffnung am Baume.[8])
Ilegrim lag und stöhnte daselbst; ich sagte: „„Wie geht's Euch,
Oheim?““ Er sprach: „„Nicht wohl! Ich muß vor Hunger verderben.““
Ich erbarmte mich seiner und gab ihm den köstlichen Braten,[9])
Den ich mit mir gebracht. Er aß mit großer Begierde;[10])
Vielen Dank erzeigt' er mir da, nun hat er's vergessen![11])
Als er nun fertig geworden, begann er: „„Laßt mich erfahren,
Wer die Höhle bewohnt! Wie habt Ihr's drinne gefunden?
Gut oder schlecht?““ Ich sagt' ihm darauf die lauterste Wahrheit,
Unterrichtet' ihn wohl. Das Nest sei böse, dagegen
Finde sich drin viel köstliche Speise. Sobald er begehre,
Seinen Theil zu erhalten, so mög' er keklich hineingehn,
Nur vor Allem sich hüten, die grade Wahrheit zu sagen:
„„Soll es Euch nach Wünschen ergehn, so spart mir die Wahrheit!““

[1]) Rke.: „juwe ámkens."
[2]) Rke.: „van dan" (von dannen).
[3]) Rke.: „gi scholen erst eten eine gude mältit."
[4]) Statt dessen hat Rke.: „herte" (Hirsche).
[5]) Rke.: „unde at wol sat."
[6]) Rke.: „Hinde."
[7]) Rke.: „ik nam orlof van er."
[8]) V. 253—237, entsprechend Rke. V. 5967—5974, in freier Bearbeitung; auch die Bemerkung des Rke., daß es nach der Wiege zuch (V. 5969), ist weggelassen.
[9]) Rke.: „dat sulve stucke."
[10]) Rke.: „dat smeckede em sêr wol."
[11]) Rke.: „als is de gunst nu worden krank."

Wiederholt' ich ihm noch; „„denn führet sie Jemand beständig
Unklug im Munde, der leidet Verfolgung, wohin er sich wendet;
Ueberall stehet er zurück; die Andern werden geladen.““[1])
Also hieß ich ihn gehn; ich lehrt' ihn, was er auch fände,
Sollt' er reden, was Jeglicher gerne zu hören begehret,
Und man werd' ihn freundlich empfangen. Das waren die Worte,
Gnädiger König und Herr, nach meinem besten Gewissen.[2])
Aber das Gegentheil that er hernach, und kriegt' er darüber
Etwas ab, so hab' er es auch! Er sollte mir folgen.
Grau sind seine Zotteln fürwahr; doch sucht man die Weisheit
Nur vergebens dahinter. Es achten solche Gesellen
Weder Klugheit noch seine Gedanken; es bleibet dem groben,
Tölpischen Volke der Werth von aller Weisheit verborgen.[3])
Treulich schärft' ich ihm ein, die Wahrheit diesmal zu sparen.
„„Weiß ich doch selbst, was sich ziemt!““ versetzt' er trotzig dagegen,
Und so trabt' er[4]) die Höhle hinein; da hat er's getroffen.

„Hinten sah das abscheuliche Weib — er glaubte, den Teufel
Vor sich zu sehn —[5]) die Kinder dazu! Da rief er betroffen:
„„Hilfe![6]) Was für abscheuliche Thiere! Sind diese Geschöpfe
Eure Kinder? Sie scheinen fürwahr ein Höllengesindel.[7])
Geht, ertränkt sie! Das wäre das Beste, damit sich die Brut nicht
Ueber die Erde verbreite! Wenn es die Meinigen wären,
Ich erdrosselte sie. Man finge wahrlich mit ihnen
Junge Teufel; man brauchte sie nur in einem Moraste
Auf das Schilf zu binden, die garstigen, schmutzigen Rangen![8])
Ja, Mooraffen[9]) sollten sie heißen; da paßte der Name!““

„Eilig versetzte die Mutter und sprach mit zornigen Worten:
„„Welcher Teufel schickt uns den Boten? Wer hat Euch gerufen,

---

[1]) Alte.: „(de) möt ok vaken (oft) buten stân, | wan de anderen in de herberge gân."
[2]) Alte.: „so ik en lorade."
[3]) V. 258—263 sind frei behandelt; aber „die grauen Zotteln", die auch Gottsched hat, beruhen wol auf einem Mißverständnisse. Im Alte. steht: „de groven pluggen" (die groben Rispe), also dasselbe, was Goethe, der Gottsched's Fehler doch vielleicht erkannt hat, in V. 262 und 263 durch das „grobe, tölpische Volk" ausdrückt.
[4]) Alte.: „gink he."
[5]) Alte.: „de wârapen, | de also de duvel was geschapen."
[6]) Alte.: „holp"; aber es ist dies ein Ausruf der Verwunderung.
[7]) Alte.: „edder (oder) sint se ût der hellen gesprungen?"
[8]) Alte.: „Wo rechte ütlik sint se schapen" (beschaffen).
[9]) Im Alt. steht diese Bezeichnung noch nicht.

Hier uns grob zu begegnen?[1]) Und meine Kinder! Was habt Ihr
Schön oder häßlich, mit ihnen zu thun? Soeben verläßt uns
Reineke Fuchs, der erfahrene Mann,[2]) der muß es verstehen;
Meine Kinder, betheuert' er hoch,[3]) er finde sie sämmtlich
Schön und sittig, von guter Manier; er mochte mit Freuden
Sie für seine Verwandten erkennen.[4]) Das hat er uns Alles
Hier an diesem Platz vor einer Stunde versichert.
Wenn sie Euch nicht wie ihm gefallen, so hat Euch wahrhaftig
Niemand zu kommen gebeten. Das mögt Ihr, Isegrim, wissen!""

„Und er forderte gleich von ihr zu essen und sagte:
„„Holt herbei! Sonst helf' ich Euch suchen! Was wollen die Reden
Weiter helfen?"" Er machte sich dran und wollte gewaltsam
Ihren Vorrath betasten;[5]) das war ihm übel gerathen!
Denn sie warf sich über ihn her, zerbiß und zerkratzt' ihm
Mit den Nägeln das Fell und klaut' und zerrt' ihn gewaltig;
Ihre Kinder thaten das Gleiche; sie bissen und krammten[6])
Gräulich auf ihn; da heult' er und schrie mit blutigen Wangen,
Wehrte sich nicht und lief mit hastigen Schritten zur Oeffnung.
Uebel zerbissen sah ich ihn kommen, zerkratzt, und die Fetzen
Hingen herum, ein Ohr war gespalten und blutig die Nase;
Manche Wunde kneipten sie ihm und hatten das Fell ihm
Garstig zusammengerucket. Ich fragt' ihn, wie er heraustrat:
„„Habt Ihr die Wahrheit gesagt?"" Er aber sagte dagegen:
„„Wie ich's gefunden, so hab' ich gesprochen. Die leidige Hexe[7])
Hat mich übel geschändet; ich wollte, sie wäre hier außen;
Theuer bezahlte sie mir's! Was dünkt Euch, Reineke? Habt Ihr
Jemals solche Kinder gesehn, so garstig, so böse?
Da ich's ihr sagte, da war es geschehn; da fand ich nicht weiter
Gnade vor ihr und habe mich übel im Loche befunden.""[8])

„„Seid Ihr verrückt?"" versetzt' ich ihm drauf; „„ich hab' es Euch anders
Weislich geheißen. Ich grüß' Euch zum Schönsten (so solltet Ihr sagen),

[1]) Nfc.: „affen" (verhöhnen).
[2]) Nfc.: „de is doch klük."
[3]) Nfc.: „he sprak."
[4]) Nfc.: „he holt se vor sine geborne vrunde."
[5]) Nfc.: „er (ihr) spise nemen."
[6]) Nfc.: „kleieden" (d. h. kratzten). In anderer Bedeutung findet sich das Wort Werke, VIII. S. 151. Z. 22.
[7]) Nfc.: „teve." Vgl. V. 45 dieses Gesanges und die Note dazu.
[8]) Nfc.: „In unlit quam ik dar to bade" (zur Unzeit kam ich da ins Bad)

Liebe Muhme, wie geht es mit Euch? Wie geht es den lieben
Artigen Kindern? Ich freue mich ſehr, die großen und kleinen
Neffen wiederzuſehn.““ Doch Iſegrim ſagte dagegen:
„Muhme das Weib zu begrüßen und Neffen die häßlichen Kinder?
Nehm' ſie der Teufel zu ſich! Mir graut vor ſolcher Verwandtſchaft.[1])
Phui, ein ganz abſcheuliches Pack! Ich ſeh' ſie nicht wieder.““
Darum ward er ſo übel bezahlt. Nun richtet, Herr König!
Sagt er mit Recht, ich hab' ihn verrathen? Er mag es geſtehen!
Hat die Sache ſich nicht, wie ich erzähle, begeben?“

Iſegrim ſprach entſchloſſen dagegen: „Wir machen wahrhaftig
Dieſen Streit mit Worten nicht aus. Was ſollen wir keifen?
Recht bleibt Recht, und wer es auch hat, es zeigt ſich am Ende.
Trotzig, Reineke, tretet Ihr auf, ſo mögt Ihr es haben!
Kämpfen wollen wir gegen einander; da wird es ſich finden.
Vieles wißt Ihr zu ſagen, wie vor der Affen Bedauſung
Ich ſo großen Hunger gelitten, und wie Ihr mich damals
Treulich genährt. Ich wüßte nicht, wie! Es war nur ein Knochen,[2])
Den Ihr brachtet; das Fleiſch vermuthlich ſpeiſtet Ihr ſelber.
Wo Ihr ſtehet, ſpottet Ihr mein und redet verwegen
Meiner Ehre zu nah. Ihr habt mit ſchändlichen Lügen
Mich verdächtig gemacht, als hätt' ich böſe Verſchwörung
Gegen den König im Sinne gehabt und hätte ſein Leben
Ihm zu rauben gewünſcht; Ihr aber prahltet dagegen
Ihm von Schätzen was vor; er möchte ſchwerlich ſie finden!
Schmählich behandeltet Ihr mein Weib und ſollt es mir büßen.
Dieſer Sachen klag' ich Euch an! Ich denke zu kämpfen
Ueber Altes und Neues und wiederhol'[3]) es: Ein Mörder,
Ein Verräther ſeid Ihr, ein Dieb; und Leben um Leben
Wollen wir kämpfen! Es endige nun das Keifen und Schelten!
Einen Handſchuh biet' ich Euch an, ſo wie ihn zu Rechte
Jeder Fordernde[4]) reicht; Ihr mögt ihn zum Pfande behalten,
Und wir finden uns bald.[5]) Der König hat es vernommen,
Alle die Herren haben's gehört! Ich hoffe, ſie werden
Zeugen ſein des rechtlichen Kampfs. Ihr ſollt nicht entweichen,
Bis die Sache ſich endlich entſcheidet; dann wollen wir ſehen.“

[1]) Nfc.: „Erer vruntschop hebbe ik nên gebrûk“ (habe ich nicht).
[2]) V. 319—336 (Nfc. 6097—6106) in freier Ausführung; ebenſo auch wieder V. 370—384.
[3]) Nfc.: „spreke.“
[4]) Nfc.: „de dûdet den kamp“ (wer den Kampf ausbietet).
[5]) Nfc.: „draden schal sik dat vinden an“ (das wird ſich jetzt ſchnell finden).

Reineke dachte bei sich: „Das geht um Vermögen und Leben!
Groß ist er, ich aber bin klein, und könnt' es mir diesmal[1])
Etwa mißlingen, so hätten mir alle die listigen Streiche
Wenig geholfen. Doch warten wir's ab! Denn wenn ich's bedenke,
Bin ich im Vortheil; verlor er ja schon die vordersten Klauen!
Ist der Thor nicht kühler geworden, so soll er am Ende
Seinen Willen nicht haben, es koste, was es auch wolle!"[2])

Reineke sagte zum Wolfe darauf: „Ihr mögt mir wol selber
Ein Verräther, Isegrim, sein, und alle Beschwerden,
Die Ihr auf mich zu bringen gedenket, sind alle gelogen.
Wollt Ihr kämpfen? Ich wag' es mit Euch und werde nicht wanken;
Lange wünscht' ich mir das.[3]) Hier ist mein Handschuh dagegen!"

So empfing der König die Pfänder; es reichten sie Beide
Kühnlich. Er sagte darauf: „Ihr sollt mir Bürgen bestellen,
Daß Ihr morgen zum Kampfe nicht fehlt; denn beide Parteien
Sind' ich verworren; wer mag die Reden alle verstehen?"
Isegrim's Bürgen wurden sogleich der Bär und der Kater,
Braun und Hinze; für Reinekes aber verbürgten sich gleichfalls
Vetter Moneke,[4]) Sohn von Märtenaffe, mit Grimbart.[5])

„Reineke," sagte Frau Rückenau drauf, „nun bleibet gelassen,
Klug von Sinnen! Es lehrte mein Mann, der jetzo nach Rom ist,
Euer Oheim, mich einst ein Gebet; es hatte dasselbe
Abt von Schluckauf[6]) gesetzt und gab es meinem Gemahle,
Dem er sich günstig erwies,[7]) auf einem Zettel geschrieben.
„„Dieses Gebet,"" so sagte der Abt, „„ist beilsam den Männern,
Die ins Gefecht sich begeben; man muß es nüchtern des Morgens

[1]) Nke.: „desse kanze" (chance, günstige Gelegenheit).
[2]) Statt dessen in Nke.: „ik hope, dat he jo dat sulve noch volet" (ich hoffe, daß er dasselbe auch noch einmal empfindet, fühlt).
[3]) Im Nke. noch der kaum entbehrliche Zusatz: „Isegrim lucht hir, dat he sechts".
[4]) Die Bedeutung des Namens, durch den die sehr deutliche des Nt.: „Bitelnus" ersetzt wurde, ist zweifelhaft.
[5]) Im Nke. mit dem Zusatze: „de kone" (kühne).
[6]) Nke.: „Slakup", jetzt Schlatup, ein noch existirender Ort im Lübecker Stadtgebiete an der Trave (ursprünglich Freilup als Befestigung genannt, in dem freilich nie eine Abtei existirt hat. Im Nt. wird der Abt von Bardelo genannt; dieser Ort liegt im Waeklande und ist im zwölften Jahrhundert gestiftet.
[7]) Nke.: „De abbet hadde Marten lêf."

Ueberlesen, so bleibt man des Tags von Noth und Gefahren
Völlig befreit, vorm Tode geschützt, vor Schmerzen und Wunden.“
Tröstet Euch, Neffe, damit! Ich will es morgen bei Zeiten
Ueber Euch lesen, so geht Ihr getrost und ohne Besorgniß.“
„Liebe Muhme,“ versetzte der Fuchs, „ich danke von Herzen;
Ich gedenk' es Euch wieder. Doch muß mir immer am Meisten
Meiner Sache Gerechtigkeit helfen und meine Gewandtheit.“

Reinekens Freunde blieben beisammen die Nacht durch und scheuchten
Seine Grillen durch muntre Gespräche. Frau Rückenau aber
War vor Allen besorgt und geschäftig;[1]) sie ließ ihn bedende
Zwischen Kopf und Schwanz und Brust und Bauche bescheren
Und mit Fett und Oele[2]) bestreichen; es zeigte sich aber
Reineke fett und rund und wohl zu Fuße. Daneben
Sprach sie: „Höret mich an, bedenket, was Ihr zu thun habt!
Höret den Rath verständiger Freunde! Das hilft Euch am Besten.
Trinket nur brav und haltet das Wasser, und kommt Ihr des Morgens
In den Kreis, so macht es gescheut, benetzet[3]) den rauben
Wedel über und über und sucht den Gegner zu treffen![4])
Könnt Ihr die Augen ihm salben,[5]) so ist's am Besten gerathen;
Sein Gesicht verdunkelt sich gleich. Es kömmt Euch zu Statten,
Und ihn hindert es sehr. Auch müßt Ihr anfangs Euch furchtsam
Stellen und gegen den Wind mit flüchtigen Füßen entweichen.
Wenn er Euch folget, erregt nur den Staub, auf daß Ihr die Augen
Ihm mit Unrath und Sande verschließt! Dann springet zur Seite,
Paßt auf jede Bewegung, und wenn er die Augen sich auswischt,
Nehmt des Vortheils gewahr und salbt ihm aufs Neue die Augen
Mit dem ätzenden Wasser, damit er völlig verblinde,[6])
Nicht mehr wisse, wo aus noch ein, und der Sieg Euch verbleibe!
Lieber Neffe,[7]) schlaft nur ein Wenig! Wir wollen Euch wecken,
Wenn es Zeit ist. Doch will ich sogleich die heiligen Worte

[1]) Nfc.: „Was Reinken gût unde sêr truwa.“
[2]) Diese Hendiadys ist von Goethe. Nfc.: „vet mit olie“, ebenso Gedicht XII. V. 3.
[3]) Im Nfc. mit dem volksthümlichen Ausdruck.
[4]) Nfc.: „unde slâ den wulf unmo sinen bart!“
[5]) Nfc.: „in de ogen raken“ (reichen).
[6]) V. 391—397 in freier Uebersetzung, aber im Allgemeinen V. 6209—6218 des Nfc. entsprechend.
[7]) Im Nfc. noch der Zusatz: „it is an so geschapen.“

Ueber Euch lesen, von welchen ich sprach, auf daß ich Euch stärke.
Und sie legt' ihm die Hand aufs Haupt und sagte die Worte:
„Nekräft negibaul geid sum namteslih bnudna mein tedachs!"[1])
Nun Glück auf! Nun seid Ihr verwahrt!" Das Nämliche sagte
Oheim Grimbart; dann führten sie ihn und legten ihn schlafen.
Ruhig schlief er. Die Sonne ging auf; da kamen die Otter
Und der Dachs, den Vetter zu wecken. Sie grüßten ihn freundlich,
Und sie sagten: „Bereitet Euch wohl!" Da brachte die Otter
Eine junge Ente hervor und reicht' sie ihm, sagend:
„Eßt! Ich habe sie Euch mit manchem Sprunge gewonnen
An dem Damme bei Hünerbrot;[2]) laßt's Euch belieben, mein Vetter!"[3])

„Gutes Handgeld[4]) ist das," versetzte Reineke munter;
„So was verschmäh' ich nicht leicht. Das möge Gott Euch vergelten,
Daß Ihr meiner gedenkt!" Er ließ das Essen sich schmecken
Und das Trinken dazu und ging mit seinen Verwandten
In den Kreis auf den ebenen Sand; da sollte man kämpfen.

---

[1]) „Schadet Niemand und helfet; man muß die Gläubigen stärken". Die Worte in Nt. und Nke. sind mit Absicht so entstellt oder durch Zufall so geworden, daß man bisher keinen Sinn in ihnen gefunden hat.

[2]) Der Name tritt in sehr verschiedener Gestalt auf. Nt.: „Helrebrooc" (Willems), „Hoelre broek" Grimm; „Hoeckenbroek" latte Prosa, das letztere ein zwischen Damme und Sluis gelegener Bruch; Nke.: „Honrebrôt". Von neueren Bearbeitern ist Simrock Goedke gefolgt. (Gottsched: „Hünerburg"; Soltau: „Hühnerbusch"; Marbach: „Hönerburg").

[3]) Nke.: „dan schole gi eten, lève veddar."

[4]) In dem Sinne von „Unterpfand für den glücklichen Ausgang des Kampfes."

Zwölfter Gesang.

Als der König Reineken sah, wie dieser am Kreise
Glatt geschoren sich zeigte, mit Oel und schlüpfrigem Fette
Ueber und über gesalbt, da lacht' er über die Maaßen.
„Fuchs, wer lehrte Dich das?" so rief er, „mag man doch billig
Reineke Fuchs Dich heißen; Du bist beständig der Lose!
Aller Orten kennst Du ein Loch und weißt Dir zu helfen."

Reineke neigte sich tief vor dem Könige, neigte besonders
Vor der Königin sich[1]) und kam mit muthigen Sprüngen
In den Kreis. Da hatte der Wolf mit seinen Verwandten
Schon sich gefunden; sie wünschten dem Fuchs ein schmähliches Ende;
Manches zornige Wort und manche Drohung vernahm er.
Aber Lynx[2]) und Lupardus, die Wärter des Kreises, sie brachten
Nun die Heil'gen[3]) hervor, und beide Kämpfer beschwuren,
Wolf und Fuchs, mit Bedacht die zu behauptende Sache.[4])

Isegrim schwur mit heftigen Worten und drohenden Blicken,
Reineke sei ein Verräther, ein Dieb, ein Mörder und aller
Missethat schuldig, er sei auf Gewalt und Ehbruch betreten,
Falsch in jeglicher Sache; das gelte Leben um Leben!
Reineke schwur zur Stelle dagegen, er seie sich keiner
Dieser Verbrechen bewußt, und Isegrim lüge wie immer,
Schwöre falsch wie gewöhnlich, doch soll' es ihm nimmer gelingen,
Seine Lüge zur Wahrheit zu machen, am Wenigsten diesmal.
Und es sagten die Wärter des Kreises: „Ein Jeglicher thue,
Was er schuldig zu thun ist! Das Recht wird bald sich ergeben."
Groß und Klein verließen den Kreis, die Beiden alleine
Drin zu verschließen. Geschwind begann die Aeffin zu flüstern:[5])
„Merket, was ich Euch sagte! Vergeßt nicht, dem Rathe zu folgen!"

[1]) Im Nte. nach der Zusatz: „Ke wisede sik to wosen wolgemoit."
[2]) Im Nt. u. Nte.: „Lo los"; Gottsched: „der Luchs".
[3]) Man leistete den Schwur auf ein Büchsen, in dem sich Reliquien befanden. Ueberhaupt giebt die hier folgende Darstellung ein getreues Abbild der alten gerichtlichen Formen und Gebräuche.
[4]) Nte.: „unme wal so dar quamen in den kreit."
[5]) Nte.: „De apinne vormande Reinken der wort, de he van er haddo gehört."

Reineke sagte heiter[1]) darauf: „Die gute Vermahnung
Macht mich muthiger jetzt. Getrost, ich werde der Klugheit
Und der List auch jetzt nicht vergessen, durch die ich aus manchen
Größern Gefahren entronnen, worein ich öfters gerathen,
Wenn ich mir Dieses und Jenes gehelt, was bis jetzt nicht bezahlt ist,
Und mein Leben kühnlich gewagt. Wie sollt' ich nicht jetzo
Gegen den Bösewicht stehen? Ich hoff' ihn gewißlich zu schänden,
Ihn und sein ganzes Geschlecht, und Ehre den Meinen zu bringen.
Was er auch lügt, ich tränk' es ihm ein." Nun ließ man die Beiden
In dem Kreise zusammen, und Alle schauten begierig.[2])

Isegrim zeigte sich wild und grimmig,[3]) er reckte die Tatzen,
Kam daher mit offenem Maul und gewaltigen Sprüngen.
Reineke, leichter als er, entsprang dem stürmenden Gegner
Und benetzte behende den rauhen Wedel mit seinem
Aetzenden Wasser und schleift' ihn im Staube, mit Sand ihn zu füllen.
Isegrim dachte, nun hab' er ihn schon. Da schlug ihm der Lose[4])
Ueber die Augen den Schwanz, und Hören und Sehen verging ihm.
Nicht das erste Mal übt' er die List; schon viele Geschöpfe
Hatten die schädliche Kraft des ätzenden Wassers erfahren.
Isegrim's Kinder blendet' er so, wie anfangs gesagt ist,
Und nun dacht' er den Vater zu zeichnen.[5]) Nachdem er dem Gegner
So die Augen gesalbt, entsprang er seitwärts und stellte
Gegen den Wind sich, rührte den Sand und jagte des Staubes
Viel in die Augen des Wolfs, der sich mit Reiben und Wischen
Hastig und übel benahm und seine Schmerzen vermehrte.[6])
Reineke wußte dagegen geschickt den Wedel zu führen,
Seinen Gegner aufs Neue zu treffen und gänzlich zu blenden.
Uebel bekam es dem Wolfe; denn seinen Vorteil benutzte
Nun der Fuchs. Sobald er die schmerzlich thränenden Augen
Seines Feindes erblickte, begann er mit heftigen Sprüngen,
Mit gewaltigen Schlägen auf ihn zu stürmen, zu kratzen
Und zu beißen und immer die Augen ihm wieder zu salben.
Halb von Sinnen tappte der Wolf: da spottete seiner
Reineke dreister und sprach: „Herr Wolf, Ihr habt wol vor Zeiten
Manch unschuldiges Lamm verschlungen, in Euerem Leben
Manch unsträfliches Thier verzehrt; ich hoffe, sie sollen

[1]) Kfe.: „mit vrieme môt."
[2]) Kfe.: „dar mochte men do twei kempen sên."
[3]) Kfe.: „quam mit grotsme nide."
[4]) Kfe.: „Reinke."
[5]) Kfe.: „to maken blint."
[6]) Kfe.: „Isegrim wischede; dat dede om unmâte."

Künftig Ruhe genießen; auf alle Fälle bequemt Ihr
Euch, sie in Frieden zu lassen und nehmet Segen zum Lohne.
Eure Seele gewinnt bei dieser Buße, besonders
Wenn Ihr das Ende geduldig erwartet. Ihr werdet für diesmal
Nicht aus meinen Händen entrinnen; Ihr müßtet mit Bitten
Mich versöhnen, da schont' ich Euch wol und ließ' Euch das Leben."[1])

Hastig sagte Reineke das und hatte den Gegner
Fest an der Kehle gepackt und hofft' ihn also zu zwingen.[2])
Isegrim aber, stärker als er, bewegte sich grimmig;
Mit zwei Zügen riß er sich los. Doch Reineke griff ihm
Ins Gesicht, verwundet' ihn hart und riß ihm ein Auge
Aus dem Kopfe; es rann ihm das Blut die Nase herunter.
Reineke rief: „So wollt' ich es haben! So ist es gelungen!"
Blutend verzagte der Wolf, und sein verlorenes Auge
Macht' ihn rasend; er sprang, vergessend Wunden und Schmerzen,
Gegen Reineken los und drückt' ihn nieder zu Boden.
Uebel befand sich der Fuchs, und wenig half ihm die Klugheit.
Einen der vorderen Füße, die er als Hände gebrauchte,[3])
Faßt' ihn Isegrim schnell und hielt ihn zwischen den Zähnen.
Reineke lag bekümmert am Boden; er sorgte zur Stunde
Seine Hand zu verlieren und dachte tausend Gedanken.
Isegrim brummte dagegen mit hohler Stimme die Worte:[4])

„Deine Stunde, Dieb, ist gekommen! Ergieb Dich zur Stelle,
Oder ich schlage Dich todt für Deine betrieglichen Thaten!
Ich bezahle Dich nun; es hat Dir wenig geholfen,
Staub zu kratzen, Wasser zu lassen, das Fell zu bescheren,
Dich zu schmieren. Wehe Dir nun! Du hast mir so vieles
Uebel gethan, gelogen auf mich, mir das Auge geblendet;
Aber Du sollst nicht entgehn; ergieb Dich, oder ich beiße!"

Reineke dachte: „Nun geht es mir schlimm; was soll ich beginnen?
Geb' ich mich nicht, so bringt er mich um, und wenn ich mich gebe,
Bin ich auf ewig beschimpft. Ja, ich verdiene die Strafe;
Denn ich hab' ihn zu übel behandelt, zu gröblich beleidigt."
Süße Worte versucht' er darauf, den Gegner zu mildern.
„Lieber Oheim," sagt' er zu ihm, „ich werde mit Freuden

[1]) V. 41—69 in freier Behandlung und weiterer Ausführung als im Nfr.
[2]) Nfr.: „unde dede eme werk" (zu schaffen machen).
[3]) Nfr.: „dat weren sine hende."
[4]) Nfr.: „sprak rôt vullenes munde."

Euer Lehnsmann sogleich mit Allem, was ich besitze.
Gerne geh' ich als Pilger für Euch zum heiligen Grabe,
In das heilige Land, in alle Kirchen, und bringe
Ablaß genug von dannen zurück. Es gereichet derselbe
Eurer Seele zu Nutz, und soll für Vater und Mutter
Uebrig bleiben, damit sich auch Die im ewigen Leben
Dieser Wohlthat erfreun; wer ist nicht ihrer bedürftig?[1])
Ich verehr' Euch, als wärt Ihr der Papst, und schwöre den theuern
Heiligen Eid, von jetzt auf alle künftigen Zeiten
Ganz der Eure[2]) zu sein mit allen meinen Verwandten.
Alle sollen Euch dienen zu jeder Stunde. So schwör' ich!
Was ich dem Könige selbst nicht versprüche, das sei Euch geboten!
Nehmt Ihr es an, so wird Euch dereinst die Herrschaft des Landes.
Alles, was ich zu fangen verstehe, das will ich Euch bringen:
Gänse, Hühner, Enten und Fische, bevor ich das Mindste
Solcher Speise verzehre; ich laß' Euch immer die Auswahl,
Euerm Weib und Kindern. Ich will mit Fleiße daneben
Euer Leben berathen; es soll Euch kein Uebel berühren.
Lose heiß' ich, und Ihr seid stark; so können wir Beide
Große Dinge verrichten.[3]) Zusammen müssen wir halten,
Einer mit Macht, der Andre mit Rath, wer wollt' uns bezwingen?
Kämpfen wir gegen einander, so ist es übel gehandelt.
Ja, ich hätt' es niemals gethan, wofern ich nur schicklich
Hätte den Kampf zu vermeiden gewußt; Ihr fordertet aber,
Und ich mußte denn wol mich ehrenhalber bequemen.
Aber ich habe mich höflich gehalten und während des Streites
Meine ganze Macht nicht bewiesen; es muß Dir, so dacht' ich,
Deinen Oheim zu schonen, zur größten Ehre gereichen;
Hätt' ich Euch aber gehaßt, es wär' Euch anders gegangen.
Wenig Schaden habt Ihr gelitten, und wenn aus Versehen
Euer Auge verletzt ist, so bin ich herzlich bekümmert.[4])
Doch das Beste bleibt mir dabei, ich kenne das Mittel,
Euch zu heilen, und theil' ich's Euch mit, Ihr werdet mir's danken.
Bliebe das Auge gleich weg, und seid Ihr sonst nur genesen,
Ist es Euch immer bequem; Ihr badet, legt Ihr Euch schlafen,
Nur ein Fenster zu schließen; wir Andern bemühen uns doppelt.[5])
Euch zu versöhnen, sollen sogleich sich meine Verwandten

[1]) V. 102—105 in eigener Ausführung. Im Ne. steht nur, daß der Fuchs bringen will „brève unde des aflates so vele | vor ju un[de] juwer olderen sele."
[2]) Ne.: „juwe knecht."
[3]) Ne.: „dön dat werk."
[4]) Ne.: „dat sulve is mi so lêt."
[5]) Ne.: „dar ein ander môt twei todôn."

Vor Euch neigen, mein Weib und meine Kinder; sie sollen
Vor des Königes Augen, im Angesicht dieser Versammlung
Euch ersuchen und bitten, daß Ihr mir gnädig vergebet
Und mein Leben mir schenkt. Dann will ich offen bekennen,
Daß ich unwahr gesprochen und Euch mit Lügen geschändet,
Euch betrogen, wo ich gekonnt. Ich verspreche, zu schwören,
Daß mir von Euch nichts Böses bekannt ist, und daß ich von nun an
Nimmer Euch zu beleidigen denke.[1]) Wie könntet Ihr jemals
Größere Sühne verlangen als die, wozu ich bereit bin?
Schlagt Ihr mich todt, was habt Ihr davon? Es bleiben Euch immer
Meine Verwandten zu fürchten und meine Freunde; dagegen
Wenn Ihr mich schont, verlaßt Ihr mit Ruhm und Ehren den Kampfplatz,
Scheinet Jeglichem edel und weise; denn höher vermag sich
Niemand zu heben, als wenn er vergiebt. Es kommt Euch so bald nicht
Diese Gelegenheit wieder; benutzt sie! Uebrigens kann mir
Jetzt ganz einerlei sein, zu sterben oder zu leben."

„Falscher Fuchs," versetzte der Wolf, „wie wärst Du so gerne
Wieder los! Doch wäre die Welt von Golde[2]) geschaffen,
Und Du bötest sie mir in Deinen Nöthen, ich würde
Dich nicht lassen. Du hast mir so oft vergeblich geschworen,
Falscher Geselle! Gewiß, nicht Eierschalen erhielt' ich,
Ließ' ich Dich los. Ich achte nicht viel auf Deine Verwandten;
Ich erwarte, was sie vermögen, und denke, so ziemlich
Ihre Feindschaft zu tragen.[3]) Du Schadenfroher, wie würdest
Du nicht spotten, gäb' ich Dich frei auf Deine Betheurung!
Wer Dich nicht kennte, wäre betrogen. Du hast mich, so sagst Du,
Heute geschont, Du leidiger Dieb![4]) Und hängt mir das Auge
Nicht zum Kopfe heraus? Du Bösewicht, hast Du die Haut mir
Nicht an zwanzig Orten verletzt? Und kount' ich nur einmal
Wieder zu Athem gelangen, da Du den Vortheil gewonnen?
Thöricht wär' es gehandelt, wenn ich für Schaden und Schande
Dir nun Gnad' und Mitleid erzeigte. Du brachtest, Verräther,
Mich und mein Weib in Schaden und Schmach; das kostet Dein Leben."

[1]) Die entsprechende Stelle im Rte. (V. 6455): „Ik begere ok nergens vor ju to leiden" ist zweifelhaft; indessen stimmt die Gottsched-Goethe'sche Auffassung mit Hoffmann, während Lübben das Wort „leiden" im Sinne von „verleiten" genommen wissen will.
[2]) Rte.: „von golde röt."
[3]) Rte.: „ere vientschop will ik wol dragen."
[4]) Rte.: „du schalk van quader art."

Also sagte der Wolf. Gessen hatte der Lose
Zwischen die Schenkel des Gegners die andre Tatze geschoben;
Bei den empfindlichsten Theilen ergriff er denselben und ruckte,
Zerrt' ihn grausam, ich sage nicht mehr. — Erbärmlich zu schreien
Und zu heulen begann der Wolf mit offenem Munde.
Reineke zog die Tatze behend aus den klemmenden Zähnen,
Hielt mit beiden den Wolf nun immer fester und fester,
Kneipt' und zog; da heulte der Wolf und schrie so gewaltig,
Daß er Blut zu speien begann; es brach ihm vor Schmerzen
Ueber und über der Schweiß durch seine Zotten; er löste
Sich vor Angst. Das freute den Fuchs; nun hofft' er zu siegen,
Hielt ihn immer mit Händen und Zähnen, und große Bedrängniß,[1])
Große Pein kam über den Wolf; er gab sich verloren.
Blut rann über sein Haupt, aus seinen Augen; er stürzte
Nieder, betäubt. Es hätte der Fuchs des Goldes die Fülle[2])
Nicht für diesen Anblick genommen; so hielt er ihn immer
Fest und schleppte den Wolf und zog, daß Alle das Elend
Sahen, und kneipt' und druckt' und biß und klaute den Armen,
Der mit dumpfem Geheul im Staub und eigenem Unrath
Sich mit Zuckungen wälzte, mit ungeberdigem Wesen.

Seine Freunde jammerten laut; sie baten den König,
Aufzunehmen[3]) den Kampf, wenn es ihm also beliebte.
Und der König versetzte: „Sobald Euch Allen bedünket,
Allen lieb ist, daß es geschehe, so bin ich's zufrieden."

Und der König gebot, die beiden Wärter des Kreises,
Lynx und Lupardus, sollten zu beiden Kämpfern hineingehn.
Und sie traten darauf in die Schranken und sprachen dem Sieger
Reineke zu, es sei nun genug; es wünsche der König,
Aufzunehmen den Kampf, den Zwist geendigt zu sehen.
„Er verlangt," so fuhren sie fort, „Ihr mögt ihm den Gegner
Ueberlassen, das Leben dem Ueberwundenen schenken.[4])
Denn wenn Einer getödtet in diesem Zweikampf erläge,
Wäre es Schade auf jeglicher Seite. Ihr habt ja den Vortheil!
Alle sahen es, Klein' und Große. Auch fallen die besten
Männer Euch bei; Ihr habt sie für Euch auf immer gewonnen."

---

[1]) V. 171—180 in freier Behandlung.
[2]) Nfc.: „nên gelt."
[3]) Hier und V. 197 in dem Sinne von „aufheben, beendigen".
[4]) Nfc.: „dat gi eme willen ugewen | lorgrime unde laten ene leven."

Reineke ſprach: „Ich werde dafür mich dankbar beweiſen!
Gern folg' ich dem Willen des Königs, und was ſich gebühret,
Thu' ich gern; ich habe geſiegt, und Schöners verlang' ich
Nichts zu erleben. Es gönne mir nur der König das Eine,
Daß ich meine Freunde befrage!" Da riefen die Freunde
Reinekens alle: „Es dünket uns gut, den Willen des Königs
Gleich zu erfüllen." Sie kamen zu Schaaren zum Sieger gelaufen,
Alle Verwandte, der Dachs und der Affe[1]) und Otter und Biber.
Seine Freunde waren nun auch der Marder, die Wieſel,
Hermelin und Eichhorn, und Viele, die ihn befeindet,
Seinen Namen zuvor nicht nennen mochten, ſie liefen
Alle zu ihm. Da fanden ſich auch, die ſonſt ihn verklagten,
Seine Verwandten anjetzt und brachten Weiber und Kinder,
Große, mittlere, kleine, dazu die kleinſten; es that ihm
Jeglicher ſchön, ſie ſchmeichelten ihm und konnten nicht enden.

In der Welt geht's immer ſo zu.[2]) Dem Glücklichen ſagt man:
„Bleibet lange geſund!" Er findet Freunde die Menge.
Aber wem es übel geräth, der mag ſich gedulden![3])
Ebenſo fand es ſich hier. Ein Jeglicher wollte der Nächſte
Neben dem Sieger ſich blähn.[4]) Die Einen flöteten, Andre
Sangen, bliesen Poſaunen und ſchlugen Pauken dazwiſchen.
Reinekens Freunde ſprachen zu ihm: „Erfreut Euch, Ihr habet
Euch und Euer Geſchlecht in dieſer Stunde gehoben!
Sehr betrübten wir uns, Euch unterliegen zu ſehen;
Doch es wandte ſich bald; es war ein treffliches Stückchen."[5])
Reineke ſprach: „Es iſt mir geglückt," und dankte den Freunden.
Alſo gingen ſie hin mit großem Getümmel, vor Allen
Reineke mit den Wärtern des Kreiſes. Alſo gelangten
Sie zum Throne des Königs: da kniete Reineke nieder.
Aufſtehn hieß ihn der König und ſagte vor allen den Herren:
„Euern Tag bewahrtet Ihr wohl; Ihr habet mit Ehren
Eure Sache vollführt; deswegen ſprech' ich Euch ledig;
Alle Strafe hebet ſich auf; ich werde darüber
Nächſtens ſprechen im Rath mit meinen Edlen, ſobald nur
Iſegrim wieder geheilt iſt; für heute ſchließ' ich die Sache."[6])

[1]) Im Rt. und Rte. auch noch ein anderes Thier „de mûshunt" (die Katze).
[2]) Rte.: „dit sulve is noch der worlde kunst."
[3]) Rte.: „wenich vrunde hefft de; dat is wis" (gewiß).
[4]) Rte.: „bi ome stân."
[5]) Rte.: „ein gût stucke."
[6]) Rte.: „so lange schal it in dage stân" (ſo lange ſoll die Sache — ſo weit ſie Iſegrim angeht — vertagt werden).

„Euerm Rathe, gnädiger Herr," versetzte bescheiden
Reineke drauf, „ist heilsam zu folgen. Ihr wißt es am Besten:
Als ich hieher kam, klagten so Viele; sie logen dem Wolfe,
Meinem mächtigen Feinde, zu Lieb'. Der wollte mich stürzen,
Hatte mich fast in seiner Gewalt; da riefen die Andern:
„„Kreuzige!"" klagten mit ihm, nur mich aufs Letzte zu bringen,
Ihm gefällig zu sein; denn Alle konnten bemerken,
Besser stand er bei Euch als ich, und Keiner gedachte
Weder ans Ende, noch wie sich vielleicht die Wahrheit verhalte.[1])
Jenen Hunden vergleich' ich sie wol, die pflegten in Menge
Vor der Küche zu stehn und hofften, es werde wol ihrer
Auch der günstige Koch mit einigen Knochen gedenken.
Einen ihrer Gesellen[2]) erblickten die wartenden Hunde,
Der ein Stück gesottenes Fleisch dem Koche genommen
Und nicht eilig genug zu seinem Unglück davonsprang.
Denn es begoß ihn der Koch mit heißem Wasser von hinten
Und verbrüht' ihm den Schwanz; doch ließ er die Beute nicht fallen,
Mengte sich unter die Andern; sie aber sprachen zusammen:
„„Seht, wie Diesen der Koch vor allen Andern begünstigt!
Seht, welch köstliches Stück er ihm gab!"" Und Jener versetzte:
„„Wenig begreift Ihr davon. Ihr lobt und preist mich von vorne,
Wo es Euch freilich gefällt, das köstliche Fleisch zu erblicken;
Aber beseht mich von hinten und preis't mich glücklich, wofern Ihr
Eure Meinung nicht ändert!""[3]) Da sie ihn aber besahen,
War er schrecklich verbrannt; es fielen die Haare herunter,
Und die Haut verschrumpft' ihm am Leib. Ein Grauen befiel sie,
Niemand wollte zur Küche; sie liefen und ließen ihn stehen.
Herr, die Gierigen mein' ich hiermit. So lange sie mächtig
Sind, verlangt sie ein Jeder zu seinem Freunde zu haben.
Stündlich sieht man sie an, sie tragen das Fleisch in dem Munde.
Wer sich nicht nach ihnen bequemt, der muß es entgelten.
Leben muß man sie immer, so übel sie handeln, und also
Stärkt man sie nur in sträflicher That. So thut es ein Jeder,
Der nicht das Ende bedenkt. Doch werden solche Gesellen
Oefters gestraft, und ihre Gewalt nimmt ein trauriges Ende.
Niemand leidet sie mehr; so sollen zur Rechten und Linken

[1]) V. 244 – 247 in freier Ausführung.
[2]) Im Rke. ist nur von einem Hunde im Allgemeinen die Rede; in Schopper's Uebersetzung hat derselbe einen Namen bekommen: „proprio Nickel vocatus domino."
[3]) Rke.: „oft ik den bin wert."

Ihnen die Haare vom Leibe. Das sind die vorigen Freunde;
Groß und Klein, sie fallen nun ab und lassen sie nackend,[1])
So wie sämmtliche Hunde sogleich den Gesellen verließen,
Als sie den Schaden bemerkt und seine geschändete Hälfte.[2])

„Gnädiger Herr, Ihr werdet verstehn, von Reineken soll man
Nie so reden, es sollen die Freunde sich meiner nicht schämen.
Euer Gnaden dank' ich aufs Beste, und könnt' ich nur immer
Euern Willen erfahren, ich würd' ihn gerne vollbringen."

„Viele Worte helfen uns nichts," versetzte der König;
„Alles hab' ich gehört, und was Ihr meinet, verstanden.
Euch als edlen Baron, Euch will ich im Rathe wie vormals
Wieder sehen; ich mach' Euch zur Pflicht, zu jeglicher Stunde
Meinen geheimen Rath zu besuchen. So bring' ich Euch wieder
Völlig zu Ehren und Macht, und Ihr verdient es, ich hoffe.
Helfet Alles zum Besten wenden! Ich kann Euch am Hofe
Nicht entbehren, und wenn Ihr die Weisheit mit Tugend verbindet,
So wird Niemand über Euch gehn und schärfer und klüger
Rath und Wege bezeichnen. Ich werde künftig die Klagen
Ueber Euch weiter nicht hören. Und Ihr sollt immer an meiner
Stelle reden und handeln[3]) als Kanzler des Reiches. Es sei Euch
Also mein Siegel befohlen, und was Ihr thuet[4]) und schreibet,
Bleibe gethan und geschrieben!" — So hat nun Reineke billig
Sich zu großen Gunsten geschwungen, und Alles befolgt man,
Was er räth und beschließt, zu Frommen oder zu Schaden.

Reineke dankte dem König und sprach: „Mein edler Gebieter,
Zu viel Ehre thut Ihr mir an; ich will es gedenken,
Wie ich hoffe, Verstand zu behalten. Ihr sollt es erfahren."[5])

Wie es dem Wolf indessen erging, vernehmen wir kürzlich![6])
Ueberwunden lag er im Kreise und übel behandelt;[7])

---

[1]) Nfc.: „allene."

[2]) Nfc. Katt V. 277 und 278: „do se segen oren kumpân verbrant | unde achter sus blôt unde geschant" (bloß und geschändet).

[3]) Nfc.: „dagen."

[4]) Nfc.: „bestellet."

[5]) Nfc. Katt V. 300 und 301: „dat gi mi nu vele ere dêt; | ich denke des wedder, bin ik vrôd" (klug).

[6]) Im Nfc. ein anderer Uebergang: „De leser, de dosse istorien schrêf, | schrift vorder, wor Isegrim blêf."

[7]) Nfc.: „gevaren."

Weib und Freunde gingen zu ihm, und Hinze, der Kater,
Braun, der Bär, und Kind und Gesind' und seine Verwandten.
Klagend legten sie ihn auf eine Bahre (man hatte
Wohl mit Heu sie gepolstert,[1]) ihn warm zu halten) und trugen
Aus dem Kreis ihn heraus. Man untersuchte die Wunden,
Zählete sechsundzwanzig; es kamen viele Chirurgen,[2])
Die sogleich ihn verbanden und heilende Tropfen ihm reichten.[3])
Alle Glieder waren ihm lahm. Sie rieben ihm gleichfalls
Kraut ins Ohr; er nies'te gewaltig von vornen und hinten.
Und sie sprachen zusammen: „Wir wollen ihn salben[4]) und baden!"
Trösteten solchergestalt des Wolfes traurige Sippschaft,[5])
Legten ihn sorglich zu Bette; da schlief er, aber nicht lange.
Wachte verworren und kümmerte sich; die Schande, die Schmerzen
Setzten ihm zu; er jammerte laut und schien zu verzweifeln.
Sorglich wartete Gieremund sein mit traurigem Muthe,
Dachte den großen Verlust. Mit mannichfaltigen Schmerzen
Stand sie, bedauerte sich und ihre Kinder und Freunde,
Sah den leidenden Mann; er konnt' es niemals verwinden,
Raf'te vor Schmerz; der Schmerz war groß und traurig die Folgen.[6])

Reineken aber behagte das wohl; er schwatzte vergnüglich
Seinen Freunden was vor und hörte sich preisen und loben.
Hohes Muthes schied er von dannen. Der gnädige König
Sandte Geleite mit ihm und sagte freundlich zum Abschied:
„Kommt bald wieder!" Da kniete der Fuchs am Throne zur Erden,
Sprach: „Ich dank' Euch von Herzen und meiner gnädigen Frauen,
Euerm Rathe, den Herren zusammt. Es spare,[7]) mein König,
Gott zu vielen Ehren Euch auf, und was Ihr begehret,
Thu' ich gern; ich lieb' Euch gewiß und bin es Euch schuldig.
Jetzo, wenn Ihr's vergönnt, gedenk' ich nach Hause zu reisen,
Meine Frau und Kinder zu sehn; sie warten und trauern."[8])

[1]) Rfe. nur: „mit hoie."

[2]) Rl.: „meesters van surgion" (englisch: surgeon = der Wundarzt), wofür Grimm indessen „cirurgien" gelesen wissen will. Rfe.: „meisters van Krummesse," was Hoffmann als „Krummesser" erklärt. Lübben als einen Ortsnamen auffaßt (Krumesse oder Krummesse ist ein uraltes Dorf auf der Grenze gegen Lauenburg).

[3]) Rfe.: „geven eme drank."

[4]) Rfe.: „smeren".

[5]) Rfe. nur: „sine vrunde."

[6]) V. 316—322 in freier Behandlung.

[7]) Derselbe Ausdruck im Rfe., der indessen mehr die Bedeutung von „erhalten" hat.

[8]) Rfe.: „do miner hebben groten hinder" (die großen Schaden von mir haben, insofern ich nicht bei ihnen bin).

„Reiset nur hin," versetzte der König, „und fürchtet nichts weiter!"
Also machte sich Reineke fort, vor Allen begünstigt.
Manche seines Gelichters verstehen dieselbigen Künste,
Rothe Bärte tragen nicht alle; doch sind sie geherzen.

Reineke zog mit seinem Geschlecht, mit vierzig Verwandten,
Stolz von Hofe; sie waren geehrt und freuten sich dessen.
Als ein Herr trat Reineke vor, es folgten die Andern.
Frohes Muthes erzeigt' er sich da: es war ihm der Wedel
Breit geworden, er hatte die Gunst des Königs gefunden,
War nun wieder im Rath und dachte, wie er es nutzte.
„Wen ich liebe, Dem frommt's, und meine Freunde genießen's,"
Also dacht' er; die Weisheit ist mehr als Gold zu verehren.[1])

So begab sich Reineke fort, begleitet von allen
Seinen Freunden, den Weg nach Malepartus, der Veste.
Allen zeigt' er sich dankbar, die sich ihm günstig erwiesen,
Die in bedenklicher Zeit[2]) an seiner Seite gestanden.
Seine Dienste bot er dagegen; sie schieden und gingen
Zu den Seinigen Jeder, und er in seiner Behausung
Fand sein Weib, Frau Ermelyn, wohl; sie grüßt' ihn mit Freuden,
Fragte nach seinem Verdruß, und wie er wieder entkommen.
Reineke sagte: „Gelang es mir doch![3]) Ich habe mich wieder
In die Gunst des Königs gehoben, ich werde wie vormals
Wieder im Rathe mich finden, und unserm ganzen Geschlechte
Wird es zur Ehre gedeihn. Er hat mich zum Kanzler des Reiches
Laut vor Allen ernannt und mir das Siegel befohlen.
Alles, was Reineke thut und schreibt, es bleibet für immer
Wohlgethan und geschrieben. Das mag sich Jeglicher merken!

„Unterwiesen hab' ich den Wolf in wenig Minuten,[4])
Und er klagt mir nicht mehr. Geblendet ist er, verwundet
Und beschimpft sein ganzes Geschlecht; ich hab' ihn gezeichnet![5])
Wenig nützt er künftig der Welt. Wir kämpften zusammen,
Und ich hab' ihn untergebracht. Er wird mir auch schwerlich

[1]) V. 336—345 in sehr freier Behandlung. Daß es Leute wie Reineke am Hofe des Papstes und des Kaisers giebt, daß „Simon und Gevert (d. h. Simonie und Bestechung) holden dat volk" (Rfc. V. 6771), und manche andere Züge sind weggelassen.
[2]) Rfc.: „in der nôt."
[3]) Rfc.: „al mit vromen."
[4]) Rfc.: „in dessen tagen."
[5]) Rfc.: „gelubbet."

Wieder gesund. Was liegt mir daran? Ich bleibe sein Vormann,[1])
Aller seiner Gesellen, die mit ihm halten und stehen."

Reinekens Frau vergnügte sich sehr; so wuchs auch den beiden
Kleinen Knaben der Muth bei ihres Vaters Erhöhung.
Unter einander sprachen sie froh: „Vergnügliche Tage
Leben wir nun, von Allen verehrt, und denken indessen
Unsre Burg zu befest'gen und heiter und sorglos zu leben."[2])

Hochgeehrt ist Reineke nun! Zur Weisheit bekehre
Bald sich Jeder und meide das Böse, verehre die Tugend!
Dieses ist der Sinn des Gesangs, in welchem der Dichter
Fabel und Wahrheit gemischt, damit Ihr das Böse vom Guten
Sondern möget und schätzen die Weisheit, damit auch die Käufer
Dieses Buchs vom Laufe der Welt sich täglich belehren.
Denn so ist es beschaffen, so wird es bleiben. Und also
Endigt sich unser Gedicht von Reinekens Wesen und Thaten.
Uns verhelfe der Herr zur ewigen Herrlichkeit! Amen.[3])

[1]) Nfc.: „Ik bin geworden ein overman."
[2]) V. 368—372 weitläufigere Ausführung von V. 6822—6828 des Nfc.
[3]) Der Schluß des Gedichtes, der im Nl. wieder wesentlich verschieden ist, lautet im Nfc.:

„Dar umme is dit bök gedicht;
dit is de sin unde andere nicht.
Fabelen unde sodaner bisproke mere
werden gesat to unser lere,
uppe dat wi undaget scholen miden
unde leven wisheit to allen tiden.
Dit bök is sêr gût to deme köp,
hir steit vast in der werlde löp.
Wultu wetten der werlde stât,
so köp dit bök, dat is rât.
Alsus endiget Reinkens istorien.
Got helpe uns in sine ewigen glorien!"

Anhang.

Nachstehende Uebersicht giebt für jeden einzelnen Gesang des Goethe'schen „Reineke Fuchs" einen Nachweis der demselben entsprechenden Stellen resp. Verse im Reinaert, Reineke und anderen bezüglichen älteren Dichtungen. Außerdem sind diejenigen Stellen des Goethe'schen Gedichts einzeln aufgeführt, welche als freie Zusätze und Aenderungen Goethe's zu betrachten sind. Da wir hierdurch das Verhältniß der Goethe'schen Dichtung zu den älteren nur im Allgemeinen und Ganzen anschaulich machen wollen, so ist die erstere Uebersicht vorzugsweise auf Reinaert und Reineke beschränkt worden; bei den Zusätzen und Aenderungen verbot sich eine absolute Vollständigkeit von selbst, da manche scheinbare Zusätze häufig nichts Anderes sind als eine Umschreibung für einen Ausdruck oder eine Andeutung des Originals, eine scharfe Abgrenzung hier also unmöglich wurde.

Erster Gesang.

Der Inhalt findet sich zum größten Theil in der 16ten Branche des Rd. (V. 9659—10166), außerdem vollständig im Rt., V. 41—496, und im Rk., V. 1—470. In dem letzteren sowie in der mit ihm in der Eintheilung genau übereinstimmenden lateinischen Uebersetzung von Schopper und der deutschen von Gottsched entsprechen dem ersten Gesang die fünf ersten Kapitel und der Anfang des sechsten von Buch I.

Zusätze.

Vers
1. das liebliche Fest.
3. die neu ermunterten
5. von allen Seiten und Enden:
21. die gerichtlichen
39. bebend
53. mit eilenden Worten
61. so mit traurigem Muthe
67 f. Niemand beschwere sich mehr, daß ihm der Böswicht schade, Denn der König allein!
80. genug, das Uebel ist ruchbar.

Vers
60. stellte sich fromm
72. den redlichen Mann.
83. die Recht und Gerechtigkeit lieben.
84. leider
93. Doch ist es ein Leichtes.
106. sah im Gleise
127. fern, die ihn im Hause verspürten
129. Eilig
134 f. der köstlichen Braten Mar vom giergen Wolfe, dem ungerechten, verschlungen.

178. daß werdet Ihr selber erfahren.
180. und macht sie zu Schanden.
184. die beste der Eier legenden Hennen.
186. der wachte.
196. Hier seht Ihr Reinekens Werke!
201. Das so munter mit mir die schönen Tage verlebte.
207. Reichen
211. Glückliche Tage
217. Ich kannt' es;
223. Deren Schuld er leider bekannt;
231. er sann auf unser Verderben.
236. wir freuten uns Alle der Freiheit;
245. des bittern Schmerzes!
251. trauriger
266. den Ihren genommen!
271. Der so klärlich vor ihn und seinen Herren gebracht war.

Zweiter Gesang.

Reinhart, V. 1511—1656; Rb., 16te Branche (V. 10167—10459); Rt., V. 497—1042; und Rte., V. 471—940 oder I. 6—12.

Zusätze.

3. Und als er sie endlich durchzogen.
11. Fest
19. Sonst möcht' es Euch übel bekommen.
24. denn künstlich war es gebauet.
29. in diesen Mäandern
30. Arme
" willkommene Beute dem Räuber.
52. neben dem Boten
54. listig
55. Verzeiht mir.
56. Darum ließ ich Euch warten.
41. und Euer Odem beklommen.
45. allwo man mich übel verleumdet!
46. trotz meiner mißlichen Lage
47. Frei
49. Leider
53. ich leid' es aber geduldig.
56. die sind mal immer zu haben.
58. wie sollt' es gedeihen?
63. Es soll Euch nicht reuen!
74 f. doch soll mir die Liebe, Die ich Euch lange gewidmet, die sauern Tritte versüßen.
81. der Schall
" der zornigen Bauern.
109. Daß man bewaffnet ihn finde,
113. freudig.
117. es mag Euch bekommen!
129. blieb nicht dahinten.
139. in der klemmenden Spalte.
147. von ferne.
171. mächtigen
172. Tauweiten, fielen und schrien,
183 f. Er hatte zu schwimmen Nie versucht und dürfte, sogleich das Leben zu enden.
201. die Sonne
212. tölpischen
218. und schaden
224. für Deine Bewirthung
226. ermattet
244. reißenden
246. und jammerte laut
253. in seinem Elend
255. So geschändet?
285. geborchte.

Dritter Gesang.

Der Inhalt stimmt im Allgemeinen überein mit dem 9ten Abenteuer des Reinhart (V. 1655—1834) und bildet einen Theil der 16ten Branche des Rb. (V. 10453—10930); im Rt.: V. 1043—1756; Rte.: V. 941—1684 oder I. 12—18.

Zusätze.

29. Man schläft gesättiget besser.
28. so scheinet es mir das Beste gerathen.
30. so wie mir gehen und stehen.
38. ich wähle die Klarsten.
50. Ihr sollt mir ein herrliches Gastmahl genießen.
58. am wiederkehrenden Tiebe.
65. und kürzen den Weg mit muntern Gesprächen.
83. Es klingt mir bedenklich.
89. schöne
107. ohne Gewissen
114. Altershalben
139. Wir wollen ihm dienen.
164. Wie fand er sich glücklich.
171. Wie mußt Du Dich schämen!
184. dem tückischen Manne
196. Einmal
214. auch an gerichtlichen Tagen
260. Ach, Ihr glaubet mir nicht die Unruh, die ich empfinde.
272. wie sollt' ich es leugnen!
279. und ließ sie mir schmecken.
299. Von der dringenden Menge
308. köstlichen
309. zartesten
313 f. es trieb ihn seine Begierde. Aber da konnt' er sich nicht im Ueberflusse bezwingen,
336 f. ergrimmte Vater und fiel und fluchte den Jorn (er hatte die Pfütze Nicht gesehen) und lag. Und Alle kamen und schrien: Schlaat!
350. mit Abscheu
422. Hinter den andern spazierte; den faßt' er treulich ins Auge,
435. so heftig war die Begierde.

Vierter Gesang.

Zu vergleichen sind nur, da im Reinhart die Erzählung einen ganz anderen Verlauf nimmt, die 17te Branche des Rd. (V. 10931—11368), die allerdings auch schon bedeutende Abweichungen darbietet, ferner Rt., V. 1757—2232, und Rk., V. 1685—2126 oder I. 19—24 (Anfang).

Zusätze.

29 f. Hört den Beklagten so gut als den Kläger; und haben sie Vieles Mir im Rücken gelogen, so bleib' ich ruhig und denke:
Meine Treue kennt Ihr genug; sie bringt mir Verfolgung. (faß ganz.)
31. Wird der verwundete Braun von seinen Schmerzen genesen!
37. tölpischen
44. den Marder,
49. traurige
50. Ja, er hatte noch übriges Recht und Vieles zu klagen.
59 f. damit er Seine schweren Verbrechen mit schmählichem Tode verbüße.
121. dem groben, zornigen Volke,
122. treulos
141. von ihren Frauen begleitet;
174. Grimmigen Feinde.
193. So verhüt' ich zuletzt noch manch Uebel.
214. Kennt' ich Ifegrim kennen;
223. ja, Schlimmeres hab' ich erfahren.
225. Wenn ich im Ueberfluß sitzen ihn fand,
257. die geistliche Rede.
258. Das verworrne Geheimniß
277. Ungeduldig
283. es wäre thöricht gehandelt.

Fünfter Gesang.

Für den Inhalt dieses Gesanges, der ebenso wie der des sechsten in den bisher bekannt gewordenen älteren Gedichten fehlt, vgl. man Rt., V. 2233—2754, und Rte., V. 2127—2568 oder I. 24—29.

Zusätze.

4. Jenseit der Grube.
10. doch bracht' ihm der Fund gar wenigen Nutzen;
13. er suchte sich höhere Freunde.
26. verbarg die Versammlung,
28. leidigen
40. da, glaubt' er, wäre geholfen.
101. Treulich hielt Frau Ermelyn aus;
105. und wertet erschrecken.
118. Endlich
143 f. Alles das hab' ich gethan, die böse That zu verhindern.
Uebel geräth es mir nun; jedoch es soll mich nicht reuen.
158. so soll es nicht werden!
165. Den ich ihm leider erregt,
181. und seine verwundete Sache.
198. Unwürdigem
225. man macht es nicht mehr; wer wollt' es bezahlen?
230. So sagte der Henkster.
264. Zwar nicht etwa dem Herren zu dienen, — er diente dem Magen
266. Alles war ihm zu wenig;
268. treulich

Sechster Gesang.

Man vgl. Rt., V. 2755—3488; Rte., V. 2569—3246 oder I. 30—39.

Zusätze.

45. so schien zum Pilger ihm wenig zu fehlen.
54. Diese Forderung fand die Königin billig.
56. mit freudiger Beugung:
57. Da will ich nicht zaudern.
117. das kann man sich denken.
123. und Drei nur geschändet.
142. und ihn mit Ehren begleiten.
154. gutmüthigen Mann
156. der Schelm.
158 f. Ihr würdet Mir durch Eure Gesellschaft die größte Wohlthat erzeigen.
169 f. und laßt die Gräser und Kräuter Nach Belieben Euch schmecken! Es bringen diese Gebirge Manche Gewächse hervor, gesund und gutes Geschmackes.
181. Was habt Ihr erfahren?
192. der Mörder
193. den Armen,
196 f. Er ist wahrhaftig zum ersten Mal etwas Nütze,
203. Köstlich schmeckt' es der Füchsin,
242. fürwahr, es ging zunächst an den Kragen!
254. ist weder räthlich noch rühmlich.
258. so viel geheime Wege.
278. Das sei ihm geschworen!
285. Ihr werdet die Freude nicht stören.
288. fluge
292. und in der Verwirrung
306. Wie sie schwatzten! Sie wurden nicht satt!
309. das würde mir übel bekommen.
321. Es wäre schädliche Reuigerz
324 f. ich pflege das so in wichtigen Dingen Zwischen dem König und mir;
327. als zuverlässiger Bote.
331. dem Schreiber
342. der Schalk.
354. Er knüpfte den Knoten.
361. ermordeten
385. o wär' ich nur fester geblieben!
396. gern;
415. Sie sind Euch alle gegeben.

Siebenter Gesang.

Man vergleiche Rt., V. 3489—3963; Rfe., V. 3277—3696 oder II. 1—5; die Verse 3247—3276, die dem letzteren eigenthümlich sind und die Unterredungen der Thiere unter einander enthalten, wie sie jetzt Reineke endlich vernichten wollen, sind von Goethe fortgelassen.

Zusätze.

4. die ihrer Leiden vergaßen.
11. und eilten zu kommen.
25. dintig
40. und Alle beschädigt?
80. gesprächige
61. Wie dauert er mich! Wie bin ich bekümmert!
74. den Klauen des Mörders;
75f. O hätt' ich mein trauriges Leben Nicht gerettet!
86. Rachedruck verschaffen.
87. es würd' Euch mißfallen.
90. Ihr mögt es bedenken.
95. Ich will es nicht dulden.
176f. Ich habe des Königs Zorn gesehen;
217. man fand sie schmackhaft.
224. sie machen mir Freude von Morgen bis Abend.
237. Und ihr Sprung ist gewiß;
241. und hoffe das Beste.
250. Ihr bleibet ruhig zu Hause.
252. so ist uns Allen gerathen!
253f. Ich find' es seltsam! Ihr wagt es, Wieder nach Hofe zu gehn, wo Euer so übel gedacht wird.
255. Ich seh' es nicht ein;
261. Also laßt mich nur gehn! Ich habe dort Manches zu schaffen.

Achter Gesang.

Man vergleiche Rt., V. 3964—4283; Rfe., V. 3697—4234 oder II. 6—9.

Zusätze.

15. des Ermordeten;
29. Ihr müßt sie erfahren.
74. Der Henker mag's ihr bezahlen!
92. ist ganz was Eignes;
108. und denken das Unsre.
120. er denkt an die Weise zu kommen.
134f. Doch das Schlimmste sind' ich den Dünkel des irrigen Wahnes,
Der die Menschen ergreift, es könne Jeder im Taumel
Seines heftigen Wollens die Welt beherrschen und richten.
Hielte doch Jeder sein Weib und seine Kinder in Ordnung,
Wüßte sein trotzig Gesinde zu bändigen, könnte sich stille,
Wenn die Thoren verschwenden, in mäßigem Leben erfreuen!
171f. Freilich sollten die geistlichen Herrn sich besser betragen!
Manches könnten sie thun, wofern sie es heimlich vollbrächten;
Aber sie schonen uns nicht, uns andre Laien, und treiben
Alles, was ihnen beliebt, vor unsern Augen, als wären
Wir mit Blindheit geschlagen; allein wir sehen zu deutlich,
Ihre Gelübde gefallen den guten Herren so wenig.

Als sie dem sündigen Freunde der weltlichen Werke behagen.
209. was soll man erwählen?
245. Dem soll sich Niemand entziehen,
253. und hätten's von Räthen.
264. Was kümmert mich das?
269. und ihr Geld zusammt der Mühe verlieren;
333. mein werthester

Neunter Gesang.

Man vergleiche Rt., V. 4284—5329, der indessen hier bedeutende Abweichungen zeigt und weit mehr Stoff enthält, und Rte., V. 4235—4852 oder III. 1—5.

Zusätze.

10. Und erfreut sich mit ihr; sie hilft ihm wieder entkommen.
11. zum Schönsten
32. so wird es auch bleiben.
45. Wo will ich Mittel ersinnen?
46. Versuchen wir Alles!
53. zu meinem Verderben
64. und also bin ich gekommen.
97. und rächte den Bruder.
98. Ich säumte nicht lange,
111. es reichet kein Sprung so hoch in die Lüfte.
114. ich müßt' es erwarten.
115f. so giebt es ein anderes Mittel.
Hier! Ich bin zum Kampfe bereit!
178. mit Bedachte:
200f. und sich als treuen und redlichen Diener Anzupreisen erkühnt.
202. und nur zu deutlich beweisen,
205. Nein, ich duld' es nicht länger!
225. mit vielen heftigen Worten.
235. Ihren Befreier
238. der Arme.
239. Das hab' ich verdient?
261. Ihn umringten die Schlange, der Wolf, der Bär und der Raben.
267. mit grimmigem Zischen,
273. Ich erkenne sie nicht.
275. allein ich will es ertragen.
279. und führten den Wandrer,
286. den beiden plumpen Gesellen.
291. Allgewaltige
343. wer ist ihm gewachsen?
350. Ihr mögt es bedenken!
354. Ihren Vetter
356. es schien der Hof sich zu theilen.
366. ich bleibe verloren.
376. Emsig

Zehnter Gesang.

Vgl. Rt., V. 5330—6282; Rte., V. 4853—5624 oder III. 6—14.

Zusätze.

1. darauf der listige Redner,
4. so war mein Wille doch löblich.
7. köstliche
15. so leicht
22. der Fromme,
39. und mehr.
59. und mich vor Uebel beschirmte.
62. Und ihr altes Geschlecht bewährt sich in Worten und Werken;
65. Nun vom Kamme zu reden.
74. unaussprechlicher
75. Reifen und
91. Im mittelsten Felde
92. Bedenke Dich wohl
102. trefflichen
105. den Schatz der Schätze,
109. im mittelsten Felde.
118. fremden
124. ein trefflicher Künstler
125. von seinem Vermögen;
130. geziert mit künstlichem Schnitzwerk.
163. das Thier
164. Er probir' es einmal
167. harten
178. gewaltig,
210. der nächste Verwandte,

218. mit Bildern und Worten.
233. Es schmerzet!
234. Für heute
235. geduldig.
237. Ich hab' ihn verdient, ich hab' Euch geholfen.
241. den ich im Munde gefühlt,
242. der Schäfer
251. die artigen Knaben,
257. ich hielt sie Seide für redliche Leute;
273. er half der Natur;
278. zu Bette;
300. Was kann sie Euch nutzen?
301. Eitles Geschwätz.
304. strafts. Zur selbigen Stunde
305. und allen Gebrechen.
309. hernach,
321. von diesem Gelichter.
323. und wenn sie die Leute beschreiben,
329. Und was Leber!
339. und was Du Alles erzähltest.
352. glücklich.
357. so sagtet Ihr damals.
369. halt;
371. und saute so fort
393. Mein Lehrer ist nah;
410. und Alle bedrängt er.
419f. So hat es zu Recht
Stets gegolten, so halte man's noch, und alle die Sache,
Wie man sie für und wider gesprochen, sie werde getreulich
Solcher Weise geführt und gerichtet; ich darf es verlangen!
436. des redlichen Boten!
437. betrübte mich über die Maßen,
438. aus Deinem Ringel
439f. Auf der Stelle büßt' es Bellyn, der böse Begleiter.
Und Du magst die Sache nun weiter gerichtlich verfechten.
432. in manchen bedenklichen Fällen.
435. Hier steht er zu Rechte!
441. klug
449. zierlich
447. das Mögliche thut Ihr;
452. Dunkel bleibt mir die Sache, doch wird sich's finden;
480. nun mag er sich wahren!

Elfter Gesang.

Man vergleiche Rt., V. 6283–6916; Rte., V. 5625–6298 oder IV. 1–6.

Zusätze.

5. empfindliche
12. Gegen den Zapfen;
14. Gegen Abend
17. es wäre gelungen.
19. leider!
30. Von der Stelle soll er mir nicht!
31. mein Weib zu erlösen.
32. gewaltig.
35. und spürten uns aus
37. und lärmten gewaltig;
73. und über dieser Bemühung
84. Seinem Zorn zu entweichen und seinem verworrnen Gemüthe.
96. und seiner Klage
99. Trotz — verfänglichen
106f. Kommt Ihr doch eben, liebe Gevatterin, recht! Ich gönn' Euch jeglichen Vortheil;
108. so fuhr Ihr hernieder
114. voller Erstaunen!
130. bekümmert
146. der Feind,
130. über den Pelz;
133. die Folgen.
134. für meine Person
135. wie die Sache stand,
136. in ähnlichen Fällen.
146. Er sagte vorher mit gleißenden Worten:
148. tückisch
165. das will ich gerne gestehen;
170. wie gewöhnlich
174. wir kommen gelegen.
177. Neue Befannte zu machen.
178f. So dachte der Schalk, auf meine Gefahr erst Abzuwarten, was sich ergäbe;
195. in ihrem Revière
200. so freundlich
202. und sieh es an Worten nicht fehlen.
207. mit würdigen Sprossen
213. bezeigte sie mir von ihrer Seite desgleichen,
216. freundlich:

217. lästernd
224. Aber sie läßt mich nicht fort
225. Verweilet, laßt Euch bedienen!
226. Guten
247. köstliche
248. kostlich
249. vor Allem; — grade
251. Wiederholt ich ihm noch;
254. was er auch finde,
264. Treulich
265. was sich ziemt!
266. da hat er's getroffen.
276. da paßte der Rome!
277. mit zornigen Worten:
279. Und meine Kinder!
289. Ich grüß' Euch zum Schlafen
311. Artigen
326. Ich wüßte nicht, wie!
327. vermuthlich
337. ein Dieb;
342f. Ich hoffe, sie werden Zeugen sein des rechtlichen Kampfs.
344. denn wollen wir sehen.
348. Doch warten wir's ab! Denn wenn ich's bekenne,
358. Kühnlich
364. gefaßen,
377. und meine Gewandtheit.
406. Rubig
407. Sie grüßten ihn freundlich.

Zwölfter Gesang.

Man vgl. Rk., V. 6917—7816; Rk., V. 6299—6844 oder IV. 7—13.

Zusätze.

14. mit Bedacht
15. mit heftigen Worten und drohendem Blicken,
17. er sei auf Gewalt — betreten,
19f. er seie sich keiner Dieser Verbrechen bewußt, — wie immer,
21. wie gewöhnlich,
22. am Wenigsten diesmal,
27. Bergeßt nicht, dem Rathe zu folgen!
33. kühnlich
40. dem stürmenden Gegner
44. Hören und
73. bewegte sich grimmig;
80. und wenig half ihm die Klugheit.
83. zwischen den Zähnen.
85f. Meinete lag bekümmert am Boden; er sorgte zur Stunde
Seine Hand zu verlieren und dachte tausend Gedanken.
90. Wehe Dir nun!
92. Erzieh Dich, oder ich beiße!
96. Denn ich hab' ihn zu übel behandelt, zu gröblich beleidigt.
97. den Gegner zu mildern.
113. Enten
121. Ja, — schicklich
132. sonst nur
148f. denn höher vermag sich Niemand zu heben, als wenn er vergiebt.
Es kommt Euch so bald nicht diese Gelegenheit wieder; benutzt sie!
159. Du Schadenfroher,
163. zum Kopfe
187f. Der mit dumpfem Geheul im Staub und eigenem Unrath
Sich mit Zuckungen wälzte, mit ungeberdigem Wesen.
192. so bin ich's zufrieden.
195. dem Sieger
196. es sei nun genug;
200. getödtet
203. Ihr habt sie für Euch auf immer gewonnen.
210. zum Sieger
218. sie schmeichelten ihm und konnten nicht enden.
234f. Ihr habet mit Ehren Eure Sache vollführet;
239. bescheiden
242. Meinem mächtigen Feinde,
250. günstige
261. wartenden
267. köstliches
269. köstliche
284. am Teich
273. trauriges
283. wie vormals
297. Er
298. Ehren — und Ihr verdient es, ich hoffe.
301. Ihr sollt es erfahren.
325. gnädige
326. freundlich
351. in seiner Behausung
353. Laut
360. Das mag sich Jeglicher merken!

Achilleis.

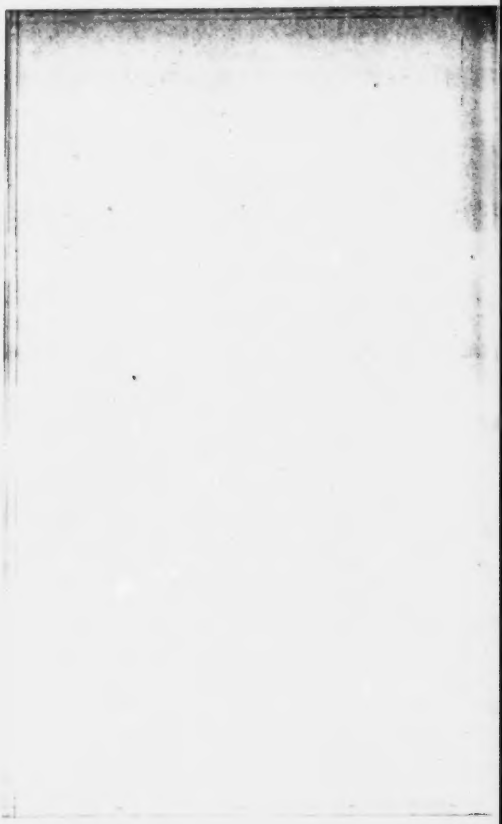

Vorbemerkung des Herausgebers.

Unter den poetiſchen Schöpfungen Goethe's, welche der Einwirkung des Alterthums ihr Entſtehen verdanken, nimmt die „Achilleis" inſofern eine beſondere Stellung ein, als ſich Goethe in dieſer Dichtung mehr als in jeder andern an ein beſtimmtes Vorbild anſchloß: er wollte im Sinne und Geiſte der Ilias dichten. Wie dieſer Gedanke ſich bei ihm ausbildete und zur Ausführung gedieh, werden wir an der Entſtehungsgeſchichte der „Achilleis" ſelbſt zeigen, nachdem wir zuvor einen Blick auf die allmählige Entwickelung ſeiner Auffaſſung der Homeriſchen Dichtung geworfen haben.

Wie wir aus dem erſten Buche von „Dichtung und Wahrheit" erfahren, verdankte Goethe ſeine erſte Bekanntſchaft mit Homer der proſaiſchen Bearbeitung in „v. d. Loen's neuer Sammlung der merkwürdigſten Reiſegeſchichten". So wenig aber die im franzöſiſchen Theatergeſchmack gehaltenen Kupfer dieſes Werkes ſeine Auffaſſung des Hellenenthums auf die Dauer zu trüben vermochten, ebenſowenig kann man aus ſeiner ſchon damals empfundenen und kundgegebenen Unzufriedenheit mit dem unfertigen Abſchluſſe der Ilias den erſten Gedanken an ſeine eigene „Achilleis" herleiten. Dagegen zeigen ſich deutliche Spuren eines tieferen und eingehenderen Studiums des helleniſchen Epos in den erſten ſiebziger Jahren, namentlich ſeitdem Herder's Einfluß auf ihn ſich geltend gemacht hatte. So berichtet er z. B. Anfangs Juli 1772 (Aus Herder's Nachlaß, I. 38 ff.) ausführlich an Herder über ſeine Beſchäftigung mit Homer und mit den Griechen überhaupt; es iſt ferner nicht zufällig, ſondern ein Ausdruck von des

Dichters innerstem Wesen, daß Werther sich von seinem Homer nicht trennen kann, und daß in „Künstlers Morgenlied“ (Werke, II. 184) der Künstler vor den Altar tritt und „Andacht liturgischer Lektion im heiligen Homer“ liest, bis sich in seiner Phantasie die Kämpfe vor Troja gestalten. Selbst theoretische Fragen über die Homerischen Dichtungen, wie sie in der damaligen Zeit aufgeworfen und behandelt wurden, erregten Goethe's Interesse, wie dies drei von ihm verfaßte Rezensionen der „Frankfurter gelehrten Anzeigen“ (1772 und 1773) beweisen.

Bei Alledem war aber seine Gesammtauffassung Homer's noch eine einseitige, wie es in seinem damaligen Standpunkte liegen mußte. Der Gegensatz des Natürlichen gegen das Konventionelle, des unbefangen Sinnlichen gegen affektirte Moral, des Einfachen der Heroenzeit gegen die komplizirten Verhältnisse der Gegenwart, — diese Gegensätze waren es, auf welche er selbst und seine Genossen in „Sturm und Drang“ den höchsten Werth legten. Aber in Italien und Sizilien, wo Goethe sowol durch die Natur des Landes als durch die Werke der Kunst sich häufig wieder auf die Homerische Dichtung hingewiesen fand, lernte er in dieser auch noch ein Zweites erkennen, daß sie nämlich trotz ihrer einfachen Natürlichkeit zu gleicher Zeit die höchsten Gesetze aller dichterischen Darstellung in sich verwirklicht; und wenn diese Erkenntniß auch selbst damals noch keine auf tieferes Studium des Homer begründete war, so wurde sie es jedenfalls nach wenigen Jahren durch den Verkehr mit Schiller.

So war Goethe bereits zu einem wirklichen Verständnisse Homer's gelangt und hatte sich sein Interesse für denselben bewahrt, als F. A. Wolf's berühmte „Prolegomena“ erschienen und Vieles, was man früher für sicher und ausgemacht anzusehen gewohnt war, aufs Neue in Frage stellten. Sie richteten sich allerdings bekanntlich nicht zunächst gegen den ästhetischen Werth der Homerischen Dichtung; aber daß auch dieser geringer erscheinen mußte, wenn man die Richtigkeit von Wolf's Aufstellun-

gen zugab, liegt auf der Hand. Als Goethe, zuerst durch W. v. Humboldt angeregt, sich im Winter von 1794 auf 1795 mit Wolf's Schrift beschäftigte, war er jedoch weit entfernt, dessen Ueberzeugungen zu theilen; er hielt die Idee desselben, daß Odyssee und Ilias Werke nicht *eines*, sondern *vieler* Dichter wären, für eine interessante Hypothese, in die sich indessen viel Subjektives mische. „Die Bemühung," schreibt er in dem betreffenden Briefe an Schiller vom 17. Mai 1795, „ist respektabel, wenn nur nicht diese Herren, um ihre schwachen Flanken zu decken, gelegentlich die fruchtbarsten Gärten des ästhetischen Gebiets verwüsten und in leidige Verschanzungen verwandeln müßten." Ja, er hatte „diesen Herren" selbst eine tüchtige Epistel zugedacht und war jedenfalls in seinem poetischen Unbehagen angenehm berührt, als wenige Monate nach diesem Briefe im 9ten Stücke der Horen ein Aufsatz von Herder: „Homer, der Günstling seiner Zeit," erschien, in welchem zwar keine direkte Polemik gegen Wolf geführt, aber dessen Ansichten doch so gut wie ignorirt wurden. „Herder's Homer", schreibt er am 21. August, „ist fürtrefflich gerathen und wird den Horen zu großem Schmucke gereichen." Um so mehr verletzte es ihn und Schiller, der sich überhaupt niemals mit der Wolf'schen Ansicht befreundet hat (vgl. Werke, I. 1. 196 u. 205 die Gedichte „Ilias" und „Die Homeriden"), als Wolf eine äußerst heftige und schonungslose Entgegnung gegen Herder veröffentlichte. (Ueber das Nähere vgl. G. Lotholz, „Das Verhältniß Wolf's und W. von Humboldt's zu Goethe und Schiller", im Festprogramm des Lyceums zu Wernigerode 1863, S. 4 ff, und besonders M. Bernays, „Goethe's Briefe an Friedrich August Wolf", S. 19 f.) Nach langen Berathungen, was geschehen sollte, kamen Goethe und Schiller, da Herder persönlich nichts thun wollte, dahin überein, in dem bereits projektirten Xenien-Almanach für das Jahr 1797 alle Gegner der Horen anzugreifen, — ein Plan, der indeß, wenigstens was Wolf anbetrifft, nicht zur Ausführung kam;

denn die zwei Xenien von Schiller (Werke, I. 2. S. 132, Nr. 164, und S. 123, Nr. 68) sind nur in sehr geringem Grade polemisch. Daß der Angriff gegen Wolf unterblieb, konnte Goethe nur erwünscht sein; denn seine eigene Ansicht über die Einheit der Homerischen Gedichte änderte sich bald. Schon am 26. Dezember 1796, wenige Monate nach dem Erscheinen des Xenien-Almanachs für 1797, welcher im August herausgekommen war, schrieb er an Wolf: „Vielleicht sende ich Ihnen bald die Ankündigung eines epischen Gedichtes, in der ich nicht verschweige, wie viel ich jener Ueberzeugung schuldig bin, die Sie mir so fest eingeprägt haben. . . . Schon lange war ich geneigt, mich in diesem Fache zu versuchen, und immer schreckte mich der hohe Begriff von Einheit und Untheilbarkeit der Homerischen Schriften ab; nunmehr, da Sie diese herrlichen Werke einer Familie zueignen, so ist die Kühnheit geringer, sich in größere Gesellschaft zu wagen und den Weg zu verfolgen, den uns Voß in seiner „Luise“ so schön gezeigt hat.“ Das Gedicht, welches Goethe meint, die Elegie „Herrmann und Dorothea“ (Werke, II. S. 54), war damals schon geschrieben, und es spricht bekanntlich die volle Anerkennung Wolf's und unbedingte Uebereinstimmung mit dessen Ansichten aus:

„Erst die Gesundheit des Mannes, der, endlich vom Namen Homeros
Kühn uns befreiend, uns auch ruft in die vollere Bahn!“

„Herrmann und Dorothea“ erschien zuerst im Herbste des Jahres 1797, und überreich war die Anerkennung, welche dem Dichter gezollt wurde. Aber nicht dieser Beifall war es, welcher ihn auf der einmal betretenen Bahn weitertrieb; es war einzig und allein das Fortwirken jenes lebendigen Interesses für die Schöpfungen des Alterthums, die innere Ueberzeugung von ihrer Vortrefflichkeit und der beruhigende Gedanke, daß man es ohne Anmaßung wagen dürfe, zwar nicht mit Homer, wol aber mit den Homeriden zu wetteifern.

Die erste Hindeutung auf die „Achilleis“ findet sich in einem

Briefe an Schiller vom 27. Dez. 1797. Goethe ſchreibt darin, daß er fortfahre, „die Ilias zu ſtudiren, um zu überlegen, ob zwiſchen ihr und der Odyſſee nicht noch eine Epopöe inneliege". Was von hieher gehörigen Gedichten aus dem Alterthum vorhanden war, iſt ihm damals wol ziemlich gleichgiltig geweſen. Die Achilleis des Papinius Statius lag ihm ſchon deshalb ferne, weil in den beiden von ihr vorhandenen Geſängen nur die Jugend des Achilles beſungen wird; auf die Poſthomerika des Quintus Smyrnaeus und die Benutzung des Apollonius Rhodius iſt er wol erſt ſpäter, auf Tryphiodor's Eroberung Ilion's und andere wenig verbreitete Dichtungen gar nicht gekommen. Bei ſeinem Studium — berichtet er in dem erwähnten Briefe weiter — findet er freilich nur tragiſche Stoffe, zu denen er mit Recht auch den Tod des Achilles rechnet. Er glaubt indeſſen, daß dieſer wegen der Breite und Ausdehnung der mit ihm zuſammenhängenden Begebenheiten eine epiſche Behandlung nicht nur zulaſſe, ſondern gewiſſermaßen fordere. „Und nun," fährt er fort, „würde die Frage entſtehen, ob man wohlthue, einen tragiſchen Stoff allenfalls epiſch zu behandeln. Es läßt ſich Allerlei dafür und dagegen ſagen. Was den Effekt anbetrifft, ſo würde ein Neuer, der für Neue arbeitet, immer dabei im Vortheil ſein, weil man ohne pathologiſches Intereſſe wol ſchwerlich ſich den Beifall der Zeit erwerben wird." — Ein halbes Jahr ſpäter hat ſich Goethe vorläufig über die Art der Behandlung entſchieden, aber nicht in der Weiſe, wie es nach dem Vorigen zu erwarten ſtand; denn er will ſich vollſtändig an die Alten anſchließen und ihnen ſogar darin folgen, worin ſie getadelt werden. Alles Subjektive und Pathologiſche ſoll demnach ausgeſchloſſen ſein. Aber während er dies am 12. Mai 1798 ausſpricht, iſt er nach wenigen Tagen wieder zu ſeiner früheren Anſicht zurückgekehrt: „Die Achilleis", ſchreibt er, „iſt ein tragiſcher Stoff und durchaus ſentimental und wird ſich in dieſer doppelten Eigenſchaft zu einer modernen Arbeit qualifiziren; eine ganz realiſtiſche

Behandlung wird jene beiden innern Eigenschaften wieder ins Gleichgewicht setzen." Dieser Unsicherheit und Unentschiedenheit tritt indessen Schiller mit einem sehr verständigen Rathe entgegen. Indem er ihn daran erinnert, daß es eine Tugend, nicht aber ein Fehler seines Stoffes sei, wenn er den Forderungen des eigenen Zeitalters entgegenkomme, empfiehlt er ihm, seine „Achilleis" nur mit sich selbst zu vergleichen, bei Homer nur Stimmung zu suchen, sich ihn aber in keiner Weise als Muster zur Nachahmung vorzustellen. „Sie werden Sich ganz gewiß", fährt Schiller fort, „Ihren Stoff so bilden, wie er sich zu Ihrer Form qualifizirt, und umgekehrt werden Sie die Form zu dem Stoffe nicht verfehlen. Für Beides bürgt Ihnen Ihre Natur und Ihre Einsicht und Erfahrung. — Ihr schöner Beruf ist es, ein Zeitgenosse und Bürger beider Dichterwelten zu sein, und gerade um dieses höheren Vorzugs willen werden Sie keiner ausschließend angehören."

Goethe antwortete hierauf zwar zustimmend und versprach zugleich, jetzt wirklich ans Werk zu gehen, worauf Schiller schon zu verschiedenen Malen gedrungen hatte; gleichwol verging das ganze Jahr 1798, ohne daß er den Anfang machte. Erst ein längerer Aufenthalt Schiller's in Weimar — im Januar und Februar des folgenden Jahres — brachte die „Achilleis" wieder in Anregung. Goethe theilte Schiller einmal während dieser Zeit den von ihm entworfenen Plan des ersten Gesanges mit. Mit Bezug hierauf schreibt Letzterer unterm 5. März an Goethe: „Ich kann jenes kurze Gespräch, wo Sie mir den Inhalt des ersten Gesanges erzählten, noch immer nicht vergessen, so wenig als den Ausdruck von heiterem Feuer und aufblühendem Leben, der sich bei dieser Gelegenheit in Ihrem ganzen Wesen zeigte." Auch Goethe denkt offenbar an diese Mittheilung, wenn er in den „Tag- und Jahresheften" von 1798, also mit einer kleinen chronologischen Verschiebung und, wie die nachfolgenden Worte zeigen, auch nicht ganz genau in Beziehung auf die Sache selbst, berichtet:

„Zur „Achilleis“ hatte ich den Plan ganz im Sinne, den ich Schiller eines Abends ausführlich erzählte. Der Freund schalt mich aus, daß ich etwas so klar vor mir sehen konnte, ohne Solches auszubilden durch Wort und Silbenmaaß.“

Jedenfalls hatte indessen Schiller's Ermahnung und Ermuthigung gewirkt, — wie Goethe auch ausdrücklich anerkennt, daß er ihm die „Achilleis“ verdanke (Gespräche mit Eckermann, II. 133). Den März über ist Goethe fortwährend an ihr thätig. Am 9. hat sich bereits „ein großer Theil des Gedichts, dem es noch an innerer Gestalt fehlte, bis in seine kleinsten Zweige organisirt“; am 10. weilt er „auf der Ebene von Troja.“ Am 13. müßte er, wenn er Schiller etwas schreiben wollte, „von seinen Göttern und Helden reden“, am 15. und 22. theilt er Knebel seine Absicht in Betreff seiner Dichtung mit, am 26. ist er „bis zur Rede der Minerva (V. 355 ff.) gelangt“ und will sie, da er grade zu dieser Zeit selbst in Jena war, Schiller vorlesen; am 2. April endlich beendigt er den ersten Gesang. Er will nur eine kleine Pause machen, „um sich der Motive, die nun zunächst zu bearbeiten seien, spezieller zu versichern.“ „Ich habe den besten Muth zu dieser Arbeit,“ schreibt er dem Freunde, „und ersuche Sie um fortdauernden Beistand.“

Seitdem ist indessen lange Zeit nichts an der Dichtung geschehen. Erst nach acht Jahren dachte er daran, die „Achilleis“ in seine Werke aufzunehmen. „Ich nahm das Ganze wieder vor,“ berichtet er in den „Tag- und Jahresheften“ von 1807, „hatte jedoch genug zu thun, um den ersten Gesang so weit zu führen, um ihn anfügen zu können.“ Und so erschien derselbe — ohne die gewiß noch vorhandene Schematisirung der übrigen — zuerst 1808 im 10. Bande der 1806 begonnenen Ausgabe von Goethe's Werken; der zweite Druck in der Ausgabe von 1816 ist unverändert, und nur für die Ausgabe letzter Hand sind einige wenige Verbesserungen gemacht worden.

Der wirkliche Inhalt der 651 Hexameter, welche von der „Achilleis“ ausgeführt sind, läßt sich in wenige Worte zusammenfassen. Unmittelbar an den Schluß der Ilias anknüpfend, läßt der Dichter den Achilles, der sich seines nahen, vom Schicksal bestimmten Todes bewußt ist, die Vorbereitungen für seinen Grabhügel am Strande des Meeres treffen, der ein Denkmal für künftige Zeiten für ihn und seinen Freund Patroklos werden soll. Es folgt eine zweite, mehr ins Einzelne ausgeführte Szene, die Versammlung der Götter im Olympus, an der auch Thetis Theil nimmt, welche ihr unbezwinglicher Schmerz und die Hoffnung, irgend eine Linderung für denselben zu finden, aus der Tiefe des Meeres heraustreibt. Endlich verläßt Athene den Rath der Götter, um den Achilles durch die Vorstellung des ewigen Ruhmes, der seiner harre, die Bitterkeit des Todes vergessen zu machen. Sie erscheint ihm in der Gestalt seines Freundes Antilochos und entfaltet vor seinen Augen die herrliche Aussicht, immer im Munde der Nachwelt zu leben, ein Gedanke, der am Schönsten in V. 506 f. und V. 570 f. ausgesprochen wird.

Hiemit war aber kaum der Boden vorbereitet, es waren kaum die ersten Grundlagen gegeben, auf denen sich das ganze Epos aufbauen sollte, und es drängt sich die Frage auf: welches der weitere Inhalt des Gedichts gewesen sein würde, wenn es zur Vollendung gekommen wäre. Die Beantwortung dieser Frage ist jedoch an andere Bedingungen geknüpft als in den übrigen fragmentarischen Dichtungen, wie „Pandora“, „Elpenor“, die „Natürliche Tochter“, bei denen wenigstens eine problematische Lösung versucht werden mußte.

Für den möglichen Inhalt einer „Achilleis“ liegt schon in den Sagen des Alterthums, mögen sie auch zum Theil erst in einer ziemlich späten Zeit desselben dichterisch bearbeitet sein, eine gewisse Anzahl von Handlungen und Motiven vor, die auch der moderne Dichter nicht ignoriren konnte. So mußte Goethe daran denken, die Amazonen unter Penthesilea, die

Aethiopen unter Memnon als Bundesgenossen der Troer auftreten zu lassen, wie diese seine Absicht auch aus V. 326 ff. der „Achilleis“ deutlich zu erkennen ist; er mußte Achilles die Polyxena, die Tochter des Priamus, lieben, diese Liebe aber durch seinen Tod nicht zur Erfüllung kommen lassen. Und selbst Achilles' Tod konnte nicht anders herbeigeführt werden als durch Paris, welcher, von Apollo gereizt, ihn an der einzig verwundbaren Stelle seines Körpers mit dem Pfeile traf. Und daß Goethe sich auch von allen diesen allgemeinen Grundlagen nicht entfernen wollte, zeigt er deutlich genug. In der Elegie „Euphrosyne“, die 1798 vollendet wurde (Werke, II. S. 48 ff.), wird Polyxena's gedacht als „trüb noch von dem bräutlichen Tod“; und nach Riemer (Mittheilungen, II. 523) hat sich Goethe selbst über den beabsichtigten Inhalt des Ganzen zu ihm in folgender Weise geäußert: „Achill weiß, daß er sterben muß, verliebt sich aber in die Polyxena und vergißt sein Schicksal rein darüber, nach der Tollheit seiner Natur.“

Wenn aber auch so die Haupthandlungen deutlich zu erkennen sind, welche das Ganze unter allen Umständen hätte enthalten müssen, so läßt sich doch bei den vielen vorliegenden Möglichkeiten weder die Art und Weise bestimmen, wie jene in Verbindung gebracht, noch die Zwecke, zu denen sie benutzt worden wären. Und auch nach einer andern Seite hin ist es bedenklich, hier Ergänzungsversuche zu machen. Die Widerlegung von noch so scharfsinnigen Hypothesen könnte sehr leicht durch die Veröffentlichung von Goethe's oben erwähntem Plane erfolgen, der, wie sich nicht anders annehmen läßt, noch vorhanden ist, jedoch bis jetzt der Oeffentlichkeit entzogen wird.

Einen Beweis für das eben Gesagte liefert auch Dr. Klein in seiner trefflichen Abhandlung über Goethe's „Achilleis“ (Programm des Gymnasiums zu Emmerich, 1850), in der er zwei mögliche Pläne für die Fortsetzung von Goethe's Dichtung ausführt, ohne die Bedenken zu verschweigen, die beide

darbieten. Nach dem ersten Plan, der mehr zu den oben mitgetheilten Worten Goethe's stimmt, findet Achill bei Polyxena Gegenliebe, und sie tödtet sich selbst aus Schmerz über seinen Tod. Hier ist also Achill der Freiende; denn er strebt dadurch, daß er nicht vor Troja sterben, sondern mit der Polyxena nach seiner Heimath zurückkehren will, die Eroberung Troja's unmöglich zu machen. Nach dem zweiten Plane wird Achill, dessen Schuld gegen die Seinen bisher nur noch im Gedanken gelegen hat, von Polyxena, die ihn nicht liebt, verrathen, und er fällt, wie auch nach dem ersten Plane, im Heiligthum zu Thymbre durch den Pfeil des Paris.

Kehren wir demnach zu dem wirklich vorhandenen Theile der „Achilleis" zurück, in dem sich alles Uebrige, wie wir sahen, um drei Hauptpunkte — die Aufschüttung des Grabhügels, den Rath der Götter und den Trost der Athene — gruppirt, und versuchen wir zu erkennen, ob es Goethe in der That gelungen ist, in seiner Dichtung jeder modernen Zuthat zu entsagen und die Homerische Dichtungsweise vollständig zu reproduziren.

Goethe's Absicht erkennt man, abgesehen davon, daß er sie selbst ausgesprochen hat, zunächst im Einzelnen daraus, daß er eine große Anzahl Homerischer Worte und Ausdrücke geradezu übersetzt hat, und zwar in dem Maaße, daß sich z. B. die Mehrzahl der gebrauchten Epitheta aus der Ilias oder der Odyssee belegen läßt. Und wie mit den einzelnen Worten, so ist es häufig auch mit ganzen Szenen und Situationen, so daß sich dem Herausgeber in den Anmerkungen häufig Veranlassung darbot, einfach auf die bezüglichen Stellen in den alten Dichtungen zu verweisen. Noch häufiger aber lag die Veranlassung vor, zu zeigen, wie Goethe auch in scheinbar willkürlichen Dingen doch stets die Anschauungs- und Denkweise des Alterthums festgehalten hat. Geben wir vom Einzelnen auf den Charakter und die Idee des Ganzen über, so finden wir wenigstens einen Vorwurf, den man der „Achilleis" oft gemacht

hat, nicht begründet, denjenigen nämlich, daß ihr die heroische Haltung der Ilias fehle. Was Horaz von der Darstellung des Achilles seitens der Dichter verlangt (Ars poetica, V. 120—122), ist gewiß vollkommen begründet; aber in der „Achilleis“ haben wir nur eine Expositon und ihren Helden nach dem mit den Troern geschlossenen Waffenstillstand dem Gedanken hingegeben, daß der Tod ihm unmittelbar bevorstehe. In solcher Lage ziemt auch dem antiken Helden eine gewisse Beschaulichkeit, obgleich Gervinus (Geschichte der deutschen Dichtung, V. S. 434) diese hier so unangemessen findet; die folgenden Kämpfe mit den Aethiopen und Amazonen hätten ihn bald aus derselben herausgerissen. Oder sollte etwa Achill seinem Heroismus schon verläufig in Worten Ausdruck geben, ehe zu Thaten Gelegenheit da ist?

Trotz Alledem läßt sich aber auch nicht leugnen, daß das Bemühen des Dichters nicht überall von glücklichem Erfolge begleitet gewesen ist, und Bernays (S. 33 der eben zitirten Schrift) hat mit Recht darauf hingewiesen, daß der Homerische Charakter nicht getroffen sei, wenn Ares z. B. „mit Adel und Ehrfurcht“ (V. 314) zur Here spreche, Ganymed durch den „Ernst des ersten Jünglingsblickes im kindlichen Auge“ (V. 145 u. 146) bezeichnet, Aphrodite die „äugelnde Göttin“ (V. 131) genannt werde.

Aber verhältnißmäßig geringfügige Mängel sind von der Kritik sehr oft übertrieben worden. Was F. A. Wolf eigentlich getadelt hat, läßt sich freilich aus den betreffenden Stellen im Goethe-Zelter'schen Briefwechsel (IV. 145 und VI. 302) nicht mit Sicherheit entnehmen. Dagegen zitirt Riemer (Mittheilungen, II. 523) den Ausspruch eines andern — nicht genannten — Philologen, der, so hart er ist, doch eine große Verbreitung in andern Schriften gefunden hat: „Während es Goethe's Absicht gewesen sei, daß kein Vers in der Achilleis stehen solle, den Homer nicht könne geschrieben haben, stehe jetzt fast keiner darin, den er geschrieben haben

könnte." — Auf Gervinus' ungünstiges Urtheil ist schon oben hingewiesen worden; noch härteren Tadel spricht Cholevius (Geschichte der deutschen Poesie nach ihren antiken Elementen, II. 313) aus, wenn er sagt, „daß das Gedicht Antikes und Modernes auf eine unleidliche Weise mische." Milder dagegen ist Hettner (Literaturgeschichte des 18. Jahrhunderts, III. Theil. Buch 3. Abth. 2. S. 281): „Wir hören," heißt es bei ihm in Beziehung auf die Achilleis, „den feinen Kenner Homer's und der alten Plastik; aber es fehlt die Einfalt, die heitere Naivetät, die sinnliche Fülle."

Nach der Ansicht des Herausgebers, der das letztere Urtheil als im Allgemeinen berechtigt anerkennen muß, liegt, wie er dies bereits früher ausgesprochen hat (Ueber Goethe's „Elpenor" und „Achilleis", Programm des Gymnasiums zu Marienburg, 1870), in der „Achilleis" weniger ein in der Ausführung geradezu verfehlter Versuch vor als vielmehr ein solcher, zu dessen weiterer Durchführung der Dichter nicht die Kraft in sich fühlte. Schrieb er doch zu der Zeit, als er diese noch beabsichtigte (am 27. März 1799), an H. Meyer (Briefe von und an Goethe, herausgeg. von Riemer, S. 72), „die Arbeit fange schon an, eine ungeheure Breite zu zeigen, wozu ohne anhaltenden Fleiß das Leben wol nicht ausreichen werde." Wir dürfen ferner mit Sicherheit annehmen, daß Goethe außerdem bald zu der Ueberzeugung gekommen ist, auch das höchste Ziel, welches sich auf dem von ihm eingeschlagenen Wege erreichen lasse, stehe weit hinter andern zurück, denen die moderne Dichtung zuzustreben habe. Demnach möchte auch die spätere, von Riemer erwähnte Idee Goethe's, aus der „Achilleis" einen Roman zu machen, nicht ernstliche Absicht, sondern nur ein augenblicklicher Einfall gewesen sein.

Achilleis.

Erster Gesang.

Erster Gesang.

Hoch zu Flammen entbrannte die mächtige Lohe noch einmal,
Strebend gegen den Himmel, und Ilios' Mauern erschienen
Roth durch die finstere Nacht; der aufgeschichteten Waldung
Ungeheures Gerüst,[1]) zusammenstürzend, erregte
Mächtige Gluth zuletzt. Da senkten sich Hektor's Gebeine
Nieder, und Asche lag der edelste Troer am Boden.

Nun erhob sich Achilleus vom Sitz vor seinem Gezelte,
Wo er die Stunden durchwachte, die nächtlichen, schaute der Flammen
Fernes schreckliches Spiel und des wechselnden Feuers Bewegung,
Ohne die Augen zu wenden von Pergamos' röthlicher Feste.
Tief im Herzen empfand er den Haß noch gegen den Todten,[2])
Der ihm den Freund erschlug und der nun bestattet dahinsank.

Aber als nun die Wuth nachließ des fressenden[3]) Feuers
Allgemach, und zugleich mit Rosenfingern[4]) die Göttin
Schmückete Land und Meer, daß der Flammen Schreckniße bleichten,
Wandte sich tief bewegt und sanft der große Pelide
Gegen Antilochos hin und sprach die gewichtigen Worte:
So wird kommen der Tag,[5]) da bald von Ilios' Trümmern
Rauch und Qualm sich erhebt, von thrakischen Lüften getrieben,
Ida's langes Gebirg und Gargaros'[6]) Höhe verdunkelt;

[1]) Die Begriffe „Waldung" und „ungeheuer" sind in ἄσπετος ὕλη (Ilias, XXIV. 784 u. a. O.) vereinigt.

[2]) In ächt homerischer Vorstellung. Der Haß reicht noch über das Grab hinaus. Auf Odysseus' freundliche Anrede im Hades giebt der Telamonische (Ilias, der ihm noch wegen der Waffen des Achilles grollt, keine Antwort (Odyssee, XI. 541—564).

[3]) Dies hier dem Feuer, V. 368 der Flamme gegebene Beiwort entspricht seinem Homerischen vollständig; am Nächsten käme noch παμφάγος, wenn man die Bedeutung „Alles verbrennend" dafür annimmt, die das Wort bei Sophokles (Elektra, V. 1139, und Antigone, V. 1009) hat.

[4]) Homer: ῥοδοδάκτυλος.

[5]) Mit Beziehung auf den bekannten Vers, der sich Ilias, IV. 164 und VI. 448 findet.

[6]) Die südliche Spitze des Ida, auf der ein Tempel des Zeus stand.

Aber ich werd' ihn nicht sehen.[1]) Die Völkerweckerin[2]) Eos
Fand mich Patroklos' Gebein zusammenlesend; sie findet
Hektor's Brüder anjetzt in gleichem frommem Geschäfte,
Und Dich mag sie auch bald, mein trauter Antilochos, finden,
Daß Du den leichten Rest[3]) des Freundes sammelnd bestattest.
Soll dies also nun sein, wie mir es die Götter entbieten,
Sei es![4]) Gedenken wir nur des Nöthigen, was noch zu thun ist!
Denn mich soll, vereint mit meinem Freunde Patroklos,[5])
Ehren ein herrlicher Hügel, am hohen Gestade des Meeres
Aufgerichtet, den Völkern und künftigen[6]) Zeiten ein Denkmal.
Fleißig haben mir schon die rüstigen Myrmidonen
Rings umgraben den Raum, die Erde warfen sie einwärts,
Gleichsam schützenden Wall aufführend gegen des Feindes
Andrang. Also umgrenzten den weiten Raum sie geschäftig.
Aber wachsen soll mir das Werk! Ich eile, die Schaaren
Aufzurufen, die mir noch Erde mit Erde zu häufen
Willig sind, und so vielleicht befördr' ich die Hälfte;
Euer sei die Vollendung, wenn bald mich die Urne gefaßt hat!"

Also sprach er und ging und schritt durch die Reihe der Zelte,
Winkend Jenem und Diesem und rufend Andre zusammen.
Alle, sogleich nun erregt, ergriffen das starke Geräthe,
Schaufel und Hacke mit Lust, daß der Klang des Erzes ertönte,
Auch den gewaltigen Pfahl, den steinbewegenden Hebel.
Und so zogen sie fort, gedrängt aus dem Lager ergossen,
Aufwärts den sanften Pfad, und schweigend eilte die Menge.
Wie wenn, zum Ueberfall gerüstet, nächtlich die Auswahl
Stille ziehet des Heers, mit leisen Tritten die Reihe

[1]) Achilles weiß es lange vorher, daß sein Tod nahe ist, und nach den letzten Büchern der Ilias haben ihn Theils, Hektor und der Schatten des Patroklos wieder daran erinnert.

[2]) Nicht direkt nach der Vorstellung im Homer. Dort verbreitet sich Eos über die Erde, um Unsterblichen und Sterblichen Licht zu bringen oder vielmehr anzukündigen (ἐφαίνουσα).

[3]) Nach dem Ausdruck σμικρὰ λείψανα in Sophokles' Elektra (V. 1113), die Goethe sehr genau bekannt war.

[4]) Unbedingtes und unweigerliches Sichfügen in den Willen der Götter ist ein Charakterzug der beiden Hauptheiden der Homerischen Dichtung. Man vgl. Ilias, XXII. 365 f., und Odyssee, XI. 139.

[5]) Vgl. Ilias, XXIII, 83 f., wo die Seele des Patroklos gleichfalls den Wunsch ausspricht, daß die Gebeine beider Freunde neben einander liegen möchten.

[6]) Ebenso wie der ähnliche Ausdruck V. 443 Nachbildung des Homerischen καὶ ἐπιφραδέσσι πυθέσθαι Odyssee, III. 204, XI. 76).

Wandelt und Jeder die Schritte mißt und Jeder den Athem
Anhält, in feindliche Stadt, die ſchlechtbewachte, zu dringen:
Alſo zogen auch ſie, und Aller thätige Stille
Ehrte das ernſte Geſchäft und ihres Königes Schmerzen.

Als ſie aber den Rücken des wellenbeſpülten[1]) Hügels
Bald erreichten und nun das Meeres Weite ſich aufthat,
Blickte freundlich Eos ſie an aus der heiligen[2]) Frühe
Fernem Nebelgewölk, und Jedem erquickte das Herz ſie.
Alle ſtürzten zugleich dem Graben zu, gierig der Arbeit,
Riſſen in Schollen auf den lange betretenen Boden,
Warfen ſchauſelnd ihn fort; ihn trugen Andre mit Körben
Aufwärts. In Helm und Schild einfüllen ſah man die Einen,
Und der Zipfel des Kleids war Anderen ſtatt des Gefäßes.

Itzt eröffneten heftig des Himmels Pforte die Horen,[3])
Und das wilde Geſpann des Helios,[4]) brauſend erbub ſich's.
Raſch erleuchtet' er gleich die frommen Aethiopen,[5])
Welche die Aeußerſten wohnen von allen Völkern der Erde.
Schüttelnd bald die glühenden Locken, entſtieg er des Ida
Wäldern, um klagenden Troern, um rüſt'gen Achaiern zu leuchten.

---

[1]) Wol das Wort πολύπλυστος in der Odyſſee, obgleich es dort die Bedeutung „Wellen viel anſpülend" hat und erſt bei ſpäteren Dichtern paſſiviſchen Sinn annimmt.

[2]) In antikem Sinne iſt Alles heilig, was zu den Göttern in Beziehung ſteht oder von ihnen ausgeht, ſo Ilion, das ſie erbauten, die Opfer, die ſie erhalten, Tag und Nacht, Licht und Finſterniß, die Seher, welche die Zukunft verkünden, die Flüſſe, weil ſie ihre eigenen Flußgötter haben; daher denn auch die häufige Verwendung dieſes Epithetons in der Achilleis (S. 87, 277, 404, 461, 490).

[3]) Sie ſind Thürhüterinnen des Olympos (Ilias, V. 749 f. und VIII. 393 f.).

[4]) Ein eigentliches Geſpann des Helios, wie hier und B. 485 f., kommt in Ilias und Odyſſee noch nicht vor; indeſſen kannte Goethe auch die ſogenannten Homeriſchen Hymnen, die auch in der von ihm benutzten Ausgabe von F. A. Wolf (im letzten Bande) ſtehen. Den Hymnos an Apollo hatte er ſelbſt überſetzt (Werke, III. 380 f.), und in denen an Hermes und Demeter (S. 69 und 89) kommen die Sonnenroſſe bereits vor. Vielleicht ſtammt indeſſen die vorliegende Stelle auch aus Pindar's Olymp., VII. 71, wo Helios der Führer der feuerſchnaubenden Roſſe (πῦρ πνεόντων ἀρχὸς ἵππων) genannt wird.

[5]) Die Aethiopen wohnen nach Homeriſcher Vorſtellung am Ausgang und Untergang der Sonne; hier ſind natürlich die Erſteren gemeint, zu denen die Götter zu gehen pflegen, um Hekatomben von ihnen zu empfangen. (Odyſſee, I. 22; Ilias, I. 423 und XXIII. 206.) — „Fromm" dachten ſich die Alten die Aethiopen, ohne daß es Homer direkt ausſpricht, entweder wegen ihrer reichlichen Opferſpenden, oder weil ſie dem Lichte nahe wohnten.

Aber die Horen[1]) indeß, zum Aether strebend, erreichten
Zeus Kronion's heiliges Haus, das sie ewig begrüßen.
Und sie traten hinein; da begegnete ihnen Hephaistos,
Eilig, hinkend,[2]) und sprach auffordernde Worte zu ihnen:
„Trieg'liche, Glücklichen Schnelle, den Harrenden Langsame, hört mich!
Diesen Saal[3]) erbaut' ich, dem Willen des Vaters gehorsam,
Nach dem göttlichen Maaß des herrlichsten Musengesanges;
Sparte nicht Gold und Silber noch Erz, und bleiches Metall[4]) nicht.
Und so wie ich's vollendet, vollkommen stehet das Werk noch,
Ungekränkt von der Zeit; denn hier ergreift es der Rost nicht,
Noch erreicht es der Staub, des irdischen Wandrers Gefährte.
Alles hab' ich gethan, was irgend schaffende Kunst kann.
Unerschütterlich ruht die hohe Decke des Hauses,
Und zum Schritte ladet der glatte Boden den Fuß ein.
Jedem Herrscher folget sein Thron,[5]) wohin er gebietet,
Wie dem Jäger der Hund, und goldene wandelnde Knaben
Schuf ich, welche Kronion, den kommenden, unterstützen,
Wie ich mir eherne Mädchen erschuf. Doch Alles ist leblos!

[1]) Die Horen treten hier in einer neuen, aber auch mythologisch begründeten Thätigkeit auf; sie sind neben den Charitinnen und Nymphen dienende und begleitende Umgebung der übrigen Götter (Preller's Mythologie. I. 773).

[2]) Vgl. Ilias. I. 600 und XVIII. 411 u. 417. Bei der Verbindung des Eisens und des Hinkens schwebte dem Dichter wol die erste Stelle vor, wo von den Göttern unauslöschliches Gelächter erhoben wird, als sie den Hephästos Nektar einschenkend und herumtragend sich durch den Saal abmühen (ποτιπνύοντα) sehen.

[3]) Ein mit besonderer Kunst von Hephästos ausgeschmückter Götterssaal kommt im Homer nicht vor. Wol hat Jener die Wohnungen der einzelnen Götter erbaut und für seine Mutter Here ein mit besonders künstlichem Schlosse versehenes Gemach hergestellt (Ilias. I. 606 f. und XIV. 166 f.); aber die Götterversammlungen fanden in dem goldenen Saale des Zeus statt (Ilias, IV. Aufz.), der nicht weiter beschrieben wird. Daß Goethe nun diesen Götterssaal nach dem Maaße des herrlichsten Musengesangs erbaut sein läßt, ist eine Uebertragung aus den Mythen von Orpheus und Amphion, wenn nicht überhaupt nur die harmonischen Proportionen des Saales bezeichnet werden sollen.

[4]) Nach den bei Homer vorkommenden Zusammenstellungen (Ilias, XVIII. 474 f. u. XX. 271 f.) müßte man zuerst an „Zinn" (κασσίτερος, bei den Römern plumbum album) denken, indessen kann auch Eisen (σίδηρος) gemeint sein, weil es häufig (z. B. Ilias, IX. 366 und XXIII. 261) das Beiwort „grau" (πολιός) hat.

[5]) In freier Erweiterung von Odyssee. VII. 91 f. und Ilias, XVIII. 372 und 417. An den genannten Stellen kommen künstliche, unterirdische Hunde vor, die das Haus des Alkinoos bewachen, goldene Jungfrauen, die den Hephästos im Gehen unterstützen und lebenden sehr ähnlich sind, endlich — und das ist der hier vorliegenden Vorstellung am Nächsten verwandt — Dreifüße, die sich selbstständig bewegen können (αὐτόματοι).

Euch allein iſt gegeben, den Charitinnen und Euch nur,
Ueber das todte Gebild des Lebens Reize zu ſtreuen.
Auf denn! Sparet mir nichts und gießt aus dem heiligen Salbhorn[1])
Liebreiz herrlich umher, damit ich mich freue des Werkes,
Und die Götter entzückt ſo fort mich preiſen wie anfangs!“
Und ſie lächelten ſanft, die beweglichen, nickten dem Alten[2])
Freundlich und goſſen umher verſchwenderiſch Leben und Licht aus,
Daß kein Menſch es ertrüg' und daß es die Götter entzückte.

Alſo gegen die Schwelle bewegte ſich eilig Hephaiſtos,
Auf die Arbeit geſinnt; denn dieſe nur regte das Herz ihm.
Da begegnet' ihm Here, von Pallas Athene begleitet,
Sprechend wechſelndes Wort,[3]) und als den Sohn ſie erblickte,
Hielt ſie ihn an ſogleich und ſprach, die göttliche Here:
„Sohn, Du mangelſt nun bald des ſelbſtgefälligen Ruhmes,
Daß Du Waffen bereiteſt, vom Tode zu ſchützen die Menſchen,
Alle Kunſt erſchöpfend, wie dieſe Dich bittet und jene[4])
Göttin; denn nah iſt der Tag, da zeitig der große Pelide
Sinken wird in den Staub, der Sterblichen Grenze bezeichnend.
Schutz nicht iſt ihm Dein Helm noch der Harniſch, auch nicht des Schildes
Umfang, wenn ihn beſtreiten die finſteren Keren des Todes.“[5])

Aber der künſtliche[6]) Gott Hephaiſtos ſagte dagegen:
Warum ſpotteſt Du mein, o Mutter, daß ich geſchäftig
Mich der Thetis bewies und jene Waffen verfertigt?
Käme doch Gleiches nicht vom Ambos irdiſcher Männer;

---

[1]) Unter den mannichfachen Attributen der Charitinnen — Roſen, Myrten, Aehren, Aepfeln — kommt auch, wiewol nicht bei Homer, das Salbfläſchchen (ἀρυτὸς, ἀρυτίδιον) vor.

[2]) Dieſe Bezeichnung widerſpricht eigentlich der Homeriſchen Vorſtellung von den Göttern und auch dem, was V. 196 geſagt iſt; denn die Götter ſind unſterblich und altern nicht (Ilias, VIII. 539). Indeſſen mag hier die Anſchauung der bildenden Künſte mitgewirkt haben, in denen Hephäſtos namentlich in älterer Zeit öfters zwergartig, alſo mit altem Geſichte dargeſtellt wird.

[3]) Homer: ἀμείβεσθαι ἐπέεσσι.

[4]) Nach Homer wäre nur an Thetis zu denken; denn Dieſe allein hat den Hephäſtos gebeten, Waffen für ihren Sohn zu fertigen; aber in dem von Goethe gleichfalls benutzten Quintus Smyrnaeus (II. 450) tritt auch der Sohn der Eos, Memnon (vgl. V. 396 f.), mit Waffen des Hephäſtos auf.

[5]) Homer: κῆρες μέλανος θανάτοιο (die Keren des finſteren Todes).

[6]) Homer: κλυτόεργος oder κλυτοτέχνης.

Ja, mit meinem Geräth verfertigte selbst sie ein Gott nicht,
Angegossen dem Leid, wie Flügel[1]) den Helden erhebend,
Undurchdringlich und reich, ein Wunder staunendem Anblick.
Denn was ein Gott den Menschen verleiht, ist segnende Gabe,
Nicht wie ein Feindesgeschenk,[2]) das nur zum Verderben bewahrt wird.
Und mir wäre gewiß Patroklos glücklich und siegreich
Wiedergekehrt, wofern nicht Phöbos den Helm von dem Haupt ihm
Schlug[3]) und den Harnisch trennte, so daß der Entblößte dahinsank.
Aber soll es denn sein, und fordert den Menschen das Schicksal,
Schützte[4]) die Waffe nicht, die göttlichste, schützte die Aegis[5])
Selbst nicht, die Göttern allein die traurigen Tage davonscheucht.
Doch was kümmert es mich! Wer Waffen schmiedet, bereitet
Krieg und muß davon der Zither Klang nicht erwarten."
Also sprach er und ging und murrte; die Göttinnen lachten.

Unterdessen betraten den Saal die übrigen Götter.
Artemis kam, die Frohe, schon freudig des siegenden Pfeiles,[6])
Der den stärksten Hirsch ihr erlegt an den Quellen des Ida.
Auch mit Iris Hermeias, dann die erhabene Leto,
Ewig der Here verhaßt, ihr ähnlich, mildereres Wesens.[7])
Phöbus folgt ihr, des Sohns erfreut sich die göttliche Mutter.[8])
Ares schreitet mächtig heran, behende, der Krieger,

[1]) Die Metapher in dieser Anwendung ist nicht Homerisch; indessen konnten die Flügelschuhe des Hermes und die in späteren Dichtungen vorkommenden des Perseus leicht auf sie führen.

[2]) Mit Hinblick auf das hölzerne Pferd, das den Troern verderbliche Geschenk der Danaer, oder auf das Schwert, das Aias von Hektor erhalten hatte und mit dem er sich selbst tödtete. (Vgl. Ilias, VII. 303, und Sophokles' Aias, V. 654 und 817.) „Keine Geschenke," heißt es außerdem V. 665, „sind die Geschenke der Feinde und bringen keinen Nutzen" (*ἐχθρῶν ἄδωρα δῶρα κοὐκ ὀνήσιμα*).

[3]) Nach Ilias, XVI. 793 und 804.

[4]) Konjunkt. Imperf., ebenso wie V. 182 „scherte", V. 183 „verwüstete", V. 226 „rettete" und V. 316 „ziemte".

[5]) Der Schild des Zeus, welcher Ilias, V. 738 f. beschrieben wird und mit dem er zuerst im Kampfe gegen die Gigantен erschien, den er aber auch an Athene und Apollo zu geben pflegte.

[6]) Homer: *ἰοχέαιρα*, die Pfeilfrohe (Voß: froh des Geschosses), nach der auch noch jetzt von Vielen beibehaltenen Auffassung des Wortes.

[7]) Die nachhomerische, im Hymnus auf Apollo (s. Note 4 auf S. 129) überlieferte Sage läßt Leto, weil sie von Zeus geliebt wird, durch die eifersüchtige Here auf der ganzen Erde verfolgt werden, bis sie auf der Insel Artemis und Apollo gebiert. Bei Hesiod (Theogonie, V. 107) hat Leto das Epitheton *ἤπιος* (sanft, mild).

[8]) In dem eben erwähnten Hymnus auf Apollo (V. 204—206) freuen sich die „goldlockige Leto" und der „rathersinnende Zeus", wie Jener unter den übrigen Göttern zur Zither spielt.

Keinem freundlich, und nur bezähmt ihn Kypris,[1]) die Holde.
Spät kam Aphrodite herbei, die ängelnde[2]) Göttin,
Die von Liebenden ſich in Morgenſtunden ſo ungern
Trennet. Reizend ermattet, als hätte die Nacht ihr zur Ruhe
Nicht genüget, ſo ſenkte ſie ſich in die Arme des Thrones.

Und es leuchtete ſanft die Hallen her; Weben des Aethers[3])
Drang aus den Weiten hervor, Kronion's Nähe verkündend.
Gleich nun trat er heran aus dem hohen Gemach zur Verſammlung,
Unterſtützt durch Hephaiſtos' Gebild.[4]) So gleitet' er herrlich
Bis zum goldenen Thron, dem künſtlichen, ſaß, und die Andern
Stehenden neigten ſich ihm und ſetzten ſich, Jeder geſondert.

Munter eilten ſogleich die ſchenkbefliſſnen, gewandten
Jugendgötter hervor, die Charitinnen und Hebe,
Spendeten rings umher des reichen, ambroſiſchen Gaſtes,
Voll, nicht überfließend, Genuß den Uranionen.
Nur zu Kronion trat Ganymed[5]) mit dem Ernſte des erſten
Jünglingsblickes im kindlichen Aug', und es freute der Gott ſich.
Alſo genoſſen ſie ſtill die Fülle der Seligkeit alle.

Aber Thetis erſchien, die göttliche, trauerndes Blickes,
Vollgeſtaltet und groß,[6]) die lieblichſte Tochter des Nereus,
Und zu Here ſogleich gewendet ſprach ſie das Wort aus:
„Göttin, nicht weggekehrt empfange mich! Lerne, gerecht ſein!

---

[1]) Ebenſo V. 329, 352 und 361 — Bezeichnung der Aphrodite nach ihrer Heimath und dem Hauptſitze ihres Kultus.

[2]) Kein Homeriſcher Ausdruck. Im „Reineke Fuchs" (Geſang IX. V. 76) nennt Goethe, dem Beiſpiel Gottſched's folgend, das Kaninchen „Aeugler". Für den ſonſtigen Gebrauch des Wortes vgl. man Werke, I. S. 369. 7te Note.

[3]) Die Bewegung, die Zeus ſelbſt hervorruft, wenn er ſeine ambroſiſchen Locken ſchüttelt (Ilias, I. 529 f.) iſt hier in freier Weiſe benutzt.

[4]) Eine gewiſſe Berechtigung der hier vorliegenden Vorſtellung ergiebt ſich aus dem in Note 5, S. 200 Geſagten; eine ſpeziellere Begründung aus Homer iſt nicht möglich. Ebenſowenig finden ſich bei Dieſem beſondere Auszeichnungen und Ehrenbezeigungen, die Zeus erwieſen werden, ſo daß man annehmen kann, Goethe habe hier an die Götterverſammlung bei Ovid (Metamorph., I. 168 f.) gedacht.

[5]) Ganymedes, Sohn des Troiſchen Königs Tros, ward von den Göttern ſeiner Schönheit wegen geraubt, damit er Mundſchenk des Zeus werden ſollte. An der Hauptſtelle (Ilias, XX. 232 bis 236 — außerdem kommt er nur noch V. 266 vor) wird von ihm nur geſagt, daß er der Schönſte unter den ſterblichen Menſchen geweſen ſei.

[6]) Ueber die Bildwerke, auf denen Thetis dargeſtellt iſt, vgl. man „Erſch' und Gruber's Realenzyklopädie" unter dem Artikel „Peleus" und Friedreich's „Realien in der Ilias und Odyſſee", S. 497.

Denn ich schwör' es bei Jenen, die, unten im Tartarus wohnend,
Sitzen um Kronos umher und über der Stygischen Quelle,
Späte Rächer dereinst des falsch gesprochenen Schwures:[1]
Nicht her bin ich gekommen, damit ich hemme des Sohnes
Nur zu gewisses Geschick und den traurigen Tag[2] ihm entferne;
Nein, mich treibet herauf aus des Meeres Purpurbehausung[3]
Unbezwinglicher Schmerz, ob in der Olympischen Höhe
Irgend ich lindern möchte die jammervolle Beängstung.
Denn mich rufet der Sohn nicht mehr an; er stehet am Ufer,
Mein vergessend und nur des Freundes sehnlich gedenkend,
Der nun vor ihm hinab in des Ais dunkle Behausung
Stieg, und dem er sich nach selbst hin zu den Schatten bestrebet.
Ja, ich mag ihn nicht sehn, nicht sprechen. Hülf' es, einander
Unvermeidliche Noth, zusammen jammernd, zu klagen?"

Heftig wandte Here sich um, und fürchterlich blickend[4]
Sprach sie, voller Verdruß, zur Traurigen kränkende Worte:
„Gleißnerin, Unerforschte, dem Meer gleich, das Dich erzeugt hat!
Trauen soll ich und gar mit freundlichem Blick Dich empfangen?
Dich, die tausendfach mich gekränkt, wie sonst so vor Kurzem,[5]
Die mir die edelsten Krieger zum Tod befördert, um ihres
Sohns unerträglichem Sinn, dem unvernünft'gen, zu schmeicheln.
Glaubst Du, ich kenne Dich nicht und denke nicht jenes Beginnens,
Da Dir als Bräutigam[6] schon Kronion herrlich hinabstieg,

[1] Der Schwur beim Styx galt als der feierlichste und am Meisten bindende (Ilias, XV. 37 f.). Die unterirdischen Götter im Tartarus sind indessen bei Homer nur Zeugen für den Eid (Ilias, XIV. 274), also nicht Rächer des etwaigen Meineides.

[2] Homer: κακὸν oder μόριμον ἦμαρ.

[3] Nach Ilias, I. 432, wo die Welle des Meeres „purpurn" (πορφύρεον) genannt wird.

[4] Ebenso V. 384 u. 385; Homer: Ἥρη βοῶπις, oder noch verstärkt: Ἥρη δεινὸν ἰδυῖα. Uebrigens ist die dieser entsprechende Unterredung (Ilias, XXIV. 101 f.) zwischen Thetis und Here durchaus freundlicher Art.

[5] Die Beziehung ist nicht ganz deutlich. Here scheint an die von Achilles getödteten Trojanischen Krieger zu denken, welche ihr theuer sind.

[6] Um Thetis hatten außer Zeus auch Poseidon und Theseus gefreit; Prometheus aber, wie Aeschylos dies in seinem „Entfesselten Prometheus" (Προμηθεὺς λυόμενος) darstellt, ist an den Kaukasus geschmiedet, im Besitz des Geheimnisses, daß Zeus, wenn er sich mit der Thetis verbände, einen Sohn erzeugen würde, der größer als er selbst sein und seine Macht stürzen würde. Als Zeus dies erfährt, entsagt er der Verbindung, zwingt aber Thetis, wider ihren Willen die Gattin eines Sterblichen, des Peleus, zu werden.

Mich, die Gattin und Schweſter[1]), verließ, und die Tochter des Nereus
Himmelskönigin hoffte zu ſein, entzündet von Hochmuth?
Doch wol kehrt' er zurück, der Göttliche, von des Titanen
Weiſer Sage[2]) geſchreckt, der aus dem verdammlichen Bette
Ihm den gefährlichſten Sohn verkündet. Prometheus verſtand es!
Denn von Dir und dem ſterblichen Mann iſt entſprungen ein Unthier,
An der Chimära[3]) Statt und des erdeverwüſtenden Drachens.
Hätt' ein Gott ihn gezeugt, wer ſicherte Göttern den Aether?
Und wie Jener die Welt, verwüſtete Dieſer[4]) den Himmel.
Und doch ſeh' ich Dich nie herannahn, daß nicht, erheitert,
Dir der Kronide winkt[5]) und leicht an der Wange Dir ſtreichelt,
Ja, daß er Alles bewilligt, der Schreckliche, mich zu verkürzen.
Unbefriedigte Luſt welkt nie in dem Buſen des Mannes!"

Und die Tochter verſetzte des wahrhaft[6]) ſprechenden Nereus:
„Grauſame, welcherlei Rede verſendeſt Du, Pfeile des Haſſes!
Nicht verſchonſt Du der Mutter Schmerz, den ſchrecklichſten[7]) aller,
Die das nahe Geſchick des Sohnes bekümmert umherklagt.[8])
Wol erfuhreſt Du nicht, wie dieſer Jammer im Buſen
Wüthet des ſterblichen Weibes ſowie der unſterblichen Göttin.
Denn, von Kronion gezeugt, umwohnen Dich herrliche Söhne,
Ewig rüſtig und jung,[9]) und Du erfreuſt Dich der Hohen.

[1]) Vgl. Ilias, XVI. 432 und IV. 58 f.; dieſelbe Vorſtellung, daß Here Zeus' Gattin und Schweſter ſei, wird auch noch von den römiſchen Dichtern, z. B. von Vergil und Horaz beibehalten.

[2]) Im Sinne von „Ausſage" oder deſſen, was man ſagt („Wort"), ebenſo wie Werke, II. S. 431. Z. 17.

[3]) Ein Ungethüm göttlichen Urſprungs, welches Bellerophon tödtete; es war vorn Löwe, hinten Drache, in der Mitte, wonach es auch genannt wurde, eine wilde Bergziege (Ilias, VI. 179 f.).

[4]) D. h. der Sohn, den Thetis dem Zeus geboren haben würde, wenn er ſich mit ihr verbunden hätte.

[5]) Nach Ilias, I. 528.

[6]) Das entſprechende ἡμερτής wird im Homer niemals von Nereus gebraucht, obgleich es zu deſſen mythologiſchem Charakter entſchieden paßt, wol aber von Proteus, der (Odyſſee, IV. 384) γέρων ἅλιος ἡμερτὴς heißt, während Nereus nur als ἅλιος γέρων (Meergreis) vorkommt.

[7]) Die nachfolgende Stelle zeigt, eine wie tiefe Empfindung Goethe für das Tragiſche hat, das im Geſchicke der Thetis liegt; übrigens ſtammt auch Schiller's „Klage der Ceres" (Werke, I. 1. 87 f.), die ein nahe verwandtes Motiv behandelt, faſt aus derſelben Zeit wie die „Achilleis".

[8]) Für den tranſitiven Gebrauch des Wortes vgl. außer B. 364 Werke, II. S. 50. Z. 27, und die Note in der Textrevision zu I. S. 119. Z. 29.

[9]) Siehe S. 201, Note 3.

Doch Du jammertest selbst, in ängstliche Klagen ergossen,
Jenes Tags, da Kronion,[1]) erzürnt, den treuen Hephaistos
Deinetwegen hinab auf Lemnos' Boden geschleudert,
Und der Herrliche lag, an dem Fuße verletzt, wie ein Erdsohn.
Damals schriefest Du laut zu den Nymphen der schattigen Insel,
Riefest den Päon[2]) herbei und wartetest selber des Schadens.
Ja,[3]) noch jetzt betrübt Dich der Fehl des hinkenden Sohnes.
Eilt er geschäftig umher, wohlwollend, daß er den Göttern
Reiche des köstlichen Tranks, und trägt er die goldene Schale
Schwankend, ernstlich besorgt, damit er nicht etwa vergieße,
Und unendlich Gelächter entsteht von den seligen Göttern:
Immer zeigst Du allein Dich ernst und nimmst Dich des Sohns an.
Und ich suchte mir nicht des Jammers gesellige Lindrung
Heute, da mir der Tod des Herrlichen, Einz'gen bevorsteht?
Denn mir hat es zu fest der graue[4]) Vater verkündet,
Nereus, der wahre Mund, des Künftigen göttlicher Forscher,
Jenes Tages, als Ihr versammelt, Ihr ewigen Götter,
Mir das erzwungene[5]) Fest, des sterblichen Mannes Umarmung,
In des Pelion's Wäldern, herniedersteigend, gefeiert.
Damals kündete gleich der Greis mir den herrlichen Sohn an,
Vorzuziehen dem Vater; denn also wollt' es das Schicksal;
Doch er verkündet' zugleich der traurigen Tage Verkürzung.
Also wälzten sich mir die eilenden Jahre[6]) vorüber,

---

[1]) Hephästos wurde zweimal aus dem Olymp geworfen, zuerst bald nach seiner Geburt von Here, die sich seiner schämte, weil er lahm war (Ilias, XVIII. 395 f.), wo er dann ins Meer fiel und von den Nereiden Thetis und Eurynome aufgenommen wurde; das zweite Mal von Zeus wegen des Beistandes, den er seiner Mutter geleistet hatte, als diese von Zeus gemißhandelt wurde (*Περιωσμός*). Vgl. Ilias, I. 590 f.

[2]) Päon ist Arzt der Götter. Er heilt (Ilias, V. 401 und 900) den Hades und den Ares von ihren Wunden; Hephästos wird jedoch nach Homer, als er bei seinem zweiten Herabstürzen auf Lemnos niedersank, von Sintischen Männern, den Urbewohnern der Insel, gepflegt.

[3]) V. 202—207 sind eine freie Ausführung von Ilias, I. 595—600. Hinzugesetzt ist indessen die Theilnahme der Mutter für das Gebrechen des Sohnes, sowie die goldene Schale, die Hephästos in der Hand trägt.

[4]) Vgl. vorige Seite, Note 6. Es ist eine Variation des Homerischen *γέρων*, ebenso wie die Appositionen in V. 211 *νημερτὴς* anders wiederzugeben suchen als in V. 188.

[5]) Vgl. S. 204, Note 6. Die Erzählung von der Hochzeit des Peleus und der Thetis, bei der alle Götter mit Ausnahme der Eris geladen waren, ist ein in der Poesie und in der bildenden Kunst gleich beliebter Gegenstand. Im Homer steht indessen keine ausführliche Darstellung, und Goethe hat augenscheinlich den Apollonius Rhodius (IV. 865 f.) benutzt.

[6]) Homer: *περιτέλλομένων ἐνιαυτῶν*.

Unaufhaltſam, den Sohn zur ſchwarzen Pforte[1]) des Ais
Drängend. Was half mir die Kunſt und die Liſt,[2]) was die läuternde Flamme,[3])
Was das weibliche Kleid? Den Edelſten riſſen zum Kriege
Unbegrenzte Begier nach Ruhm und die Bande des Schickſals.
Traurige Tage hat er verlebt; ſie geben zu Ende
Gleich. Mir iſt ſie bekannt, des hohen Geſchickes Bedingung.
Ewig bleibt ihm geſicherter Ruhm; doch die Waffen der Keren[4])
Droben ihm nah und gewiß; ihn rettete ſelbſt nicht Kronion."
Alſo ſprach ſie und ging und ſetzte ſich Leto zur Seite,
Die ein mütterlich Herz vor den übrigen Uranionen
Hegt im Buſen, und dort genoß ſie die Fülle des Schmerzens.[5])

Ernſt nun wandte Kronion und mild ſein göttliches Antlitz
Gegen die Klagende hin, und väterlich alſo begann er:
„Tochter, ſollt' ich von Dir der Läſterung heftige Worte
Jemals im Ohre vernehmen, wie ſie ein Titan[6]) wol im Unmuth
Ausſtößt gegen die Götter, die doch den Olympos beherrſchen?
Selber ſprichſt Du dem Sohn das Leben ab, thöricht verzweifelnd;
Hoffnung[7]) bleibt mit dem Leben vermählt, die ſchmeichelnde Göttin,

[1]) „Nebliges Dunkel" (*ζόφος ἠερόεις*) iſt die gewöhnliche Bezeichnung für den Hades; daß aber das Lichtloſe leicht ſchwarz benannt werden konnte, bedarf keines Beweiſes, und ſchon Ovid (Metamorph. IV. 438) braucht den Ausdruck „nigra fera regia Ditis" (die ſchreckliche Burg des ſchwarzen Dis).

[2]) Offenbar Hendiadys für „künſtliche Liſt". Goethe benutzt hier nachhomeriſche Erzählungen. Während nach Ilias, IX. 410 f. Achilles, wenn er vor Troja bis zu deſſen Eroberung bleibt, ſterben muß, aber unſterblichen Ruhm erlangt, bei zeitiger Rückkehr weniger Ruhm, aber langes Leben gewinnt, hat man ſpäter der Sage die Wendung gegeben, daß ſein Ziehen nach Troja unvermeidlich ſeinen Tod herbeiführen müſſe. Daher bringt ihn ſeine Mutter nach Skyros und läßt ihn dort in weiblicher Kleidung unter den Töchtern des Königs Lykomedes leben und von Odyſſeus und Diomedes aufgefunden werden.

[3]) Thetis legte, wie ſpätere Erzählungen angeben, den Achilles Nachts ins Feuer und ſalbte ihn am Tage mit Ambroſia, um ihn unſterblich zu machen. Die Sage, daß ſie ihn zu dieſem Zwecke in den Styx getaucht habe, iſt noch ſpäteren Urſprungs. Man vgl. Statius' Achilleis, I. 269, Apollonius Rhodius, IV. 865, und den Scholiaſten des Letzteren, der das Feuer (*φλογμὸς πυρός*) für „ſiedendes Waſſer" erklärt.

[4]) Die Keren als Göttinnen des gewaltſamen Todes miſchen ſich ſelbſt in den Kampf und eine Kere tödtet perſönlich (Ilias, XVIII. 535); ſie können daher auch ſinnlich mit Waffen gedacht werden.

[5]) Vgl. die erſte Note zu Werke, XI. 2. S. 145.

[6]) Nach Homeriſcher Vorſtellung wäre hier vorzugsweiſe an Kronos und Japetos zu denken, die denn auch wol unter den unterirdiſchen Göttern, (Ilias, XIV. 278: *θεοὶ ὑποταρτάριοι*) gemeint ſind.

[7]) Die Hoffnung findet ſich perſonifizirt zuerſt bei Heſiod (Werke und Tage, V. 59) bei Gelegenheit der Mythe von Pandora, auf deren ausführ-

Angenehm vor Vielen, die als getreue Dämonen[1])
Mit den sterblichen Menschen die wechselnden Tage durchwallen.
Ihr verschließt sich nicht der Olymp, ja selber des Aïs[2])
Grause Wohnung eröffnet sich ihr, und das eherne Schicksal
Lächelt, wenn sie sich ihm, die Holde, schmeichlerisch andrängt.
Gab doch die undurchdringliche Nacht Admetos' Gemahlin[3])
Meinem Sohne zurück, dem Unbezwingbaren! Stieg nicht
Protesilaos[4]) herauf, die trauernde Gattin umfangend?
Und erweichte sich nicht Persephone, als sie dort unten
Hörte des Orpheus[5]) Gesang und unbezwingliche Sehnsucht?
Ward nicht Asklepios'[6]) Kraft von meinem Strahle gebändigt,
Der verwegen genug die Todten dem Leben zurückgab?
Selbst für den Todten hofft der Lebende. Willst Du verzweifeln,
Da der Lebendige noch das Licht der Sonne genießet?
Nicht ist fest umzäunt die Grenze des Lebens; ein Gott treibt,
Ja, es treibet der Mensch sie zurück, die Feren des Todes.
Darum laß mir nicht sinken den Muth! Bewahre vor Frevel
Deine Lippen und schleuß dem feindlichen Spotte Dein Ohr zu!
Oft begrub schon der Kranke den Arzt, der das Leben ihm kürzlich
Abgesprochen, genesen und froh der beleuchtenden Sonne.

---

liche Behandlung in der Vorbemerkung zu dem gleichnamigen Stücke (Werke, I. S. 293 f.) hier zu verweisen ist.

[1]) Vgl. Werke, X. S. 354 f. 10, und die entsprechende Note.

[2]) Man vgl. hierzu Schiller's mit der Achilleis ziemlich gleichzeitiges Gedicht „Hoffnung" (Werke, I. 1. S. 79).

[3]) Vgl. V. 545 und Goethe's eigene Darstellung der Euripideischen Alkestis in „Götter, Helden und Wieland" (Werke, VIII. S. 270 f.).

[4]) Vgl. Ilias, II. 698 f. und XIII. 681 f. An diesen Stellen wird nur erzählt, daß Protesilaos sich dadurch für die Griechen opferte, daß er zuerst vom Schiffe ans Land sprang; denn er wußte, daß, wer dies thäte, sterben müsse, und außerdem, daß er seine Gattin Laodamia in tiefem Schmerze (ἀμφιδύρηος, d. h. mit zerrissenen Wangen) und sein Haus halb vollendet zurückgelassen habe. Die spätere Sage fügt noch hinzu, Laodamia habe nicht eher geruht, bis ihr Gatte wieder aus der Oberwelt gekommen, sich mit ihr vereinigt habe und dann mit ihr in den Hades zurückgekehrt sei. (Vgl. Ovid's Heroid. XIII.).

[5]) Die Erzählung von Orpheus und Eurydice kommt im Homer nicht vor, war aber im ganzen Alterthum verbreitet, wie sie denn z. B. Aeschylus, Euripides, Horaz, Apollonius Rhodius erwähnen.

[6]) Nachhomerische Sage. Im Homer (Ilias, II. 732) kommt Asklepios nur als Vater zweier heilkundiger Heerführer, des Podaleirios und des Machaon, vor; aber schon Pindar (4te Pythische und 3te Nemeische Ode) und der Verfasser des Hymnos auf Asklepios kennen Diesen als Sohn des Apollo und als Arzt, resp. als Wiedererwecker der Todten. In der vorliegenden Stelle liegt der Ton auf der letzteren Fähigkeit des Asklepios, nicht auf der Strafe, die Zeus ihm zu Theil werden läßt.

Dränget nicht oft Poſeidon[1]) den Kiel des Schiffes gewaltig
Nach der verderblichen Syrt' und ſpaltet Planken und Rippen?
Gleich entſinket das Ruder der Hand, und des berſtenden Schiffes
Trümmer, von Männern gefaßt, zerſtreuet der Gott in den Wogen.
Alle will er verderben; doch rettet Manchen der Dämon.[2])
So auch weiß, mich dünkt, kein Gott noch der Göttinnen erſte,
Wem von Ilios' Feld Rückkehr nach Hauſe beſtimmt ſei."

Alſo ſprach er und ſchwieg; da riß die göttliche Here
Schnell vom Sitze ſich auf und ſtand, wie ein Berg[3]) in dem Meer ſteht,
Deſſen erhabene Gipfel des Aethers Wetter umleuchten.
Zürnend ſprach ſie und hoch, die Einzige, würdiges Weſens:
„Schrecklicher,[4]) wankend Geſinnter! Was ſollen die täuſchenden Worte?
Sprächeſt Du, mich zu reizen etwa und Dich zu ergötzen,
Wenn ich zürne, mir ſo vor den Himmliſchen Schmach zu bereiten?
Denn ich glaube wol kaum, daß ernſtlich das Wort Dir bedacht ſei.
Ilios fällt! Du ſchwurſt es mir ſelbſt, und die Winke des Schickſals
Deuten alle dahin; ſo mag denn auch fallen Achilleus,
Er, der Beſte der Griechen, der würdige Liebling[5]) der Götter!
Denn wer im Wege ſteht dem Geſchick,[6]) das dem endlichen Ziele
Furchtbar zueilt, ſtürzt in den Staub, ihn zerſtampfen die Roſſe,
Ihn zerqueſchet das Rad des ehernen, heiligen Wagens.
Alſo acht'[7]) ich es nicht, wie viel Du auch Zweifel erregeſt,

[1]) Das Gegenbild hierzu findet ſich in Schiller's gleichzeitigem Gedichte „Das Glück" (Werke, I. 1. S. 163. Z. 34 f.)

[2]) Das Wort iſt hier nicht wie B. 237 und überhaupt nicht in Homeriſchem Sinne gebraucht, ſondern es liegt die Vorſtellung zu Grunde, daß jeder Menſch ſeinen eigenen Dämon habe, der ihm Glück oder Unglück bereitet.

[3]) Daſſelbe Bild iſt Odyſſee, I. 113 von der Königin der Lüftegonen gebraucht, die mit einem Bergesgipfel (ὄρεος κορυφῇ) verglichen wird.

[4]) Ueberſetzung des vieldeutigen Homeriſchen δαιμόνιος.

[5]) Die hier ausgeſprochene und B. 381 wiederholte Vorſtellung von beſondern Lieblingen der Götter iſt ächt Homeriſch. Ueberall tritt der Gedanke hervor, den auch Schiller in dem Gedichte „Das Glück" (Werke, I. 1. S. 163) entwickelt, daß nicht ſowol das Verdienſt als Glück und Talent, Schönheit und Macht, kurz, Güter, die ſich der Menſch nicht ſelbſt erworben hat, ihm die Neigung der Götter erwerben. Da es demnach auch unwürdige Lieblinge der Götter geben kann, ſo iſt hier das Epitheton „würdig" gewiß mit Abſicht gewählt.

[6]) Daß „das Geſchick" auf ehernem Wagen dahinfährt, iſt Erfindung des Dichters, wie ſich denn überhaupt in Ilias und Odyſſee nur die erſten Anfänge zur Perſonifikation dieſes Begriffes finden.

[7]) Homer: οὐκ ἀλεγίζω, wie dort auch hier mit dem Nebenſinn des Verächtlichen.

Jene vielleicht zu erquicken, die weich sich den Schmerzen dahingiebt.
Aber dies sag' ich Dir doch, und nimm[1]) Dir Solches zu Herzen:
Willkür bleibet ewig verhaßt den Göttern und Menschen,
Wenn sie in Thaten sich zeigt, auch nur in Worten sich kundgiebt.
Denn so hoch wir auch stehn, so ist der ewigen Götter
Ewigste Themis[2]) allein, und Diese muß dauern und walten,
Wenn Dein Reich dereinst, so spät es auch sei, der Titanen[3])
Uebermächtiger Kraft, der lange gebändigten, weichet."

Aber unbewegt und heiter versetzte Kronion:
Weise sprichst Du, nicht handelst Du so; denn es bleibet verwerflich
Auf der Erd' und im Himmel, wenn sich der Genosse des Herrschers
Zu den Widersachern gesellt, geschäh' es in Thaten
Oder Worten; das Wort ist nahenden Thaten ein Herold.
Also bedeut' ich Dir dieses: Beliebt's, Unruhige, Dir, noch
Heute des Kronos Reich, da unten waltend, zu theilen,
Steig entschlossen hinab, erharre den Tag der Titanen,
Der, mich dünkt, noch weit vom Lichte des Aethers entfernt ist!
Aber Euch Anderen sag' ich es an: noch drängt nicht Verderben
Unaufhaltsam heran, die Mauern Troja's zu stürzen.
Auf denn! Wer Troja beschützt, beschütze zugleich den Achilleus,
Und den Uebrigen steht, mich dünkt, ein trauriges Werk vor,
Wenn sie den treffsichersten Mann der begünstigten[4]) Danaer tödten."
Also sprechend erhub er vom Thron sich nach seinen Gemächern.

Und von dem Sitze bewegt entfernten sich Leto und Thetis
In die Tiefe der Hallen, des einsamen Wechselgespräches
Traurige Wonne begehrend, und Keiner folgte den Beiden.
Nun zu Ares gekehrt rief aus die erhabene Here:
„Sohn, was sinnest nun Du, daß ungebändigte Willkür
Diesen und Jenen begünstigt, den Einen bald und den Andern[5])
Mit dem wechselnden Glück der schrecklichen Waffen erfreuet?

[1]) Homer ähnlich: αὐ ἔνι φρονέειν βάλλεο σῷσι.
[2]) Themis ist in der Ilias, XV. 87 und XX. 4. nur Götterbotin und Aufrechterhalterin der Ordnung im Götterstaate; bei Hesiod ist sie Gattin des Zeus und erst der Späteren Göttin der Gerechtigkeit.
[3]) Die alte, wenn auch nicht Homerische Sage, daß das Reich der Olympier dereinst werde zerstört werden, beruht auf dem Fluche, den Kronos über Zeus ausgesprochen hat.
[4]) Die Danaer sind insofern begünstigt von den Göttern, als nach dem Tode des Achilles der Untergang Troja's bevorsteht.
[5]) Homer (Ilias, V. 831 und 889): ἀλλοτρόπαλλος, d. h. Jemand der sich bald zu dem Einen, bald zu dem Andern wendet.

Die liegt nimmer das Ziel im Sinn, wohin es geſteckt ſei,
Augenblickliche Kraft nur und Wuth und unendlicher Jammer.
Alſo denk' ich, Du werdeſt nun bald in der Mitte der Troer
Selbſt den Achilleus bekämpfen, der endlich ſeinem Geſchick naht
Und nicht unwerth iſt, von Götterhänden zu fallen."

Aber Ares verſetzte darauf mit Adel und Ehrfurcht:[1])
„Mutter, Dieſes gebiete mir nicht! Denn Solches zu enden,
Ziemte nimmer dem Gott. Es mögen die ſterblichen Menſchen
Unter einander ſich tödten, ſo wie ſie des Sieges Begier treibt.
Mein iſt, ſie aufzuregen aus ferner friedlicher Wohnung,
Wo ſie unbedrängt die herrlichen Tage genießen,
Sich um die Gaben der Ceres, der Nährerin, emſig bemühend.
Aber ich mahne ſie auf, von Oſſa[2]) begleitet; der fernen
Schlachten Getümmel erklingt vor ihren Ohren, es ſauſet
Schon der Sturm des Gefechts um ſie her und erregt die Gemüther
Grenzenlos; nichts hält ſie zurück, und in muthigem Drange
Schreiten ſie lechzend heran, der Todesgefahren begierig.
Alſo zieh' ich nun hin, den Sohn der lieblichen Eos,
Memnon,[3]) aufzurufen und äthiopiſche Völker,
Auch das Amazonengeſchlecht,[4]) dem Männer verhaßt ſind."
Alſo ſprach er und wandte ſich ab; doch Kypris, die Holde,
Faßt' ihn und ſah ihm ins Aug' und ſprach mit herrlichem Lächeln:

„Wilder, ſtürmſt Du ſo fort, die letzten[5]) Völker der Erde
Aufzufordern zum Kampf, der um ein Weib hier gekämpft wird?

[1]) Der Ausdruck weiſt bedeutend von Homeriſcher Sinnes- und Denkweiſe ab, ſowol darin, daß Ares eine beſondere Ehrfurcht gegen Here an den Tag legt, mehr aber noch, weil ihm der ganz moderne Begriff des Adels der Geſinnung beigelegt wird.

[2]) Oſſa iſt im Homer (Ilias, II. 93. und Odyſſee, XXIV. 413) das Gerücht, der Kriegsruf, kommt aber nicht als Begleiterin des Ares vor, der ſie hier als Erregungsmittel zum Kriege verwenden will.

[3]) Memnon iſt nach Hektor's Tode der vorzüglichſte Vertheidiger der Troer; er tödtete ſpäter den Antilochos (Odyſſee, IV. 188) und wurde zuletzt von Achill beſiegt (Quintus Smyrnaeus, II. 549 f.).

[4]) Die Amazonen ſind in der Ilias (III. 189 und VI. 186) gegen die Troer feindlich geſinnt und werden als ἀντιάνειραι, d. h. „männergleich", „mit Männern kämpfend", bezeichnet. Bei Quintus Smyrnaeus kommen ſie allerdings unter der tapfern Penthesilea den bedrängten Troern zu Hilfe. Mehr im Sinne ſpäterer Vorſtellungen von den Amazonen ſind auch die Worte der Aphrodite über ſie in V. 339—343.

[5]) Schon in der Odyſſee heißen die Aethiopen „die entfernteſten der Menſchen", ἔσχατοι ἀνδρῶν, und nördlich von ihnen am Thermodon ſuchte man ſich den Wohnſitz der Amazonen. Man vgl. auch V. 64.

Thu es, ich halte Dich nicht! Denn um die Schönſte der Frauen
Iſt es ein wertherer Kampf als je um der Güter Beſitzthum.
Aber errege mir nicht die äthiopiſchen Völker,
Die den Göttern ſo oft die frömmſten Feſte bekränzen,
Reines Lebens[1]) ich gab die ſchönſten Gaben den Guten,
Ewigen Liebesgenuß und unendlicher Kinder Umgebung.
Aber ſei mir geprieſen, wenn Du unweibliche Schaaren
Bilder Amazonen zum Todeskampfe heranführſt!
Denn mir ſind ſie verhaßt, die Rohen, welche der Männer
Süße Gemeinſchaft fliehn und, Pferdebändigerinnen,
Jeden reinlichen Reiz, den Schmuck der Weiber, entbehren."

Alſo ſprach ſie und ſah dem Eilenden nach; doch behende
Wandte die Augen ſie ab, des Phöbos Wege zu ſpähen,
Der ſich von dem Olympos zur blühenden Erde herabließ,
Dann das Meer durchſchritt, die Inſeln alle vermeidend,
Nach dem Thymbräiſchen[2]) Thal hineilete, wo ihm ein Tempel
Ernſt und würdig ſtand, von Troja's Völkern umfloſſen,[3])
Als es Friede noch war, wo Alles der Feſte begehret.
Aber nun ſtand er leer und ohne Feier und Wettkampf.
Dort erblickt' ihn die kluge, gewandte Kypris, die Göttin,
Ihm zu begegnen geſinnt; denn mancherlei wälzt'[4]) ſie im Buſen.

Und zu Here ſprach die ernſte Pallas Athene:
„Göttin, Du zürneſt mir nicht — ich ſteige jetzo hernieder,
Jenem zur Seite zu treten, den bald nun das Schickſal ereilet.
Solch ein ſchönes Leben verdient nicht, zu enden in Unmuth.
Gern geſteh' ich es Dir, vor allen Helden der Vorzeit
Wie auch der Gegenwart lag ſtets mir Achilleus am Herzen;
Ja, ich hätte mich ihm verbunden in Lieb' und Umarmung,
Könnten Tritogeneien[5]) die Werke der Kypris geziemen;

[1]) Appoſition zu „Völker".

[2]) Vgl. Ilias, X. 430. Thymbre iſt eine Ebene in Troas, die von dem Fluſſe Thymbrius durchſtrömt wird und in der ſich das Lager der Troiſchen Bundesgenoſſen bis zum Meere erſtreckte. Der Tempel des Apollo wird erſt in ſpäterer Zeit erwähnt, z. B. von Euripides.

[3]) D. h. „zahlreich beſucht", „umſtrömt".

[4]) Homer: *μερμήριζεν κατα φρένα* (*φρεσί*) oder *ἐνὶ φρεσὶ βάλλεσθαι*. (Vgl. die 1. Note S. 210.)

[5]) Von den drei Deutungen, die man dieſem Beinamen der Athene giebt, ſcheint Goethe an diejenige zu denken, welche die Tritogeneia als „aus dem Haupte (des Zeus) geboren" bezeichnet; wenigſtens macht der Gegenſatz gegen Kypris dies wahrſcheinlich. Ueber das Unweibliche, Zurückhaltende in Athene's Charakter vgl. man Nägelsbach's Homeriſche Theologie, 2te Aufl., S. 104 ff.

Aber wie er den Freund mit gewaltiger Neigung umfaßt hat,
Alſo halt' ich auch ihn; und ſo wie er Jenen bejammert,
Werd' ich, wenn er nun fällt, den Sterblichen klagen, die Göttin.
Ach, daß ſchon ſo frühe das ſchöne Bildniß der Erde
Fehlen ſoll, die breit und weit am Gemeinen ſich freuet,
Daß der ſchöne Leib, das herrliche Lebensgebäude,
Freſſender Flamme ſoll dahingegeben zerſtieben!
Ach, und daß er ſich nicht, der edle Jüngling, zum Manne
Bilden ſoll! Ein fürſtlicher Mann iſt ſo nöthig auf Erden,
Daß die jüngere Wuth, des wilden Zerſtörens Begierde
Sich als mächtiger Sinn, als ſchaffender, endlich beweiſe.
Der die Ordnung beſtimmt, nach welcher ſich Tauſende richten.[1])
Nicht mehr gleicht der Vollendete dann dem ſtürmenden[2]) Ares,
Dem die Schlacht nur genügt, die männertödtende![3]) Nein, er
Gleicht dem Kroniden ſelbſt, von dem ausgehet die Wohlfahrt.
Städte zerſtört er nicht mehr, er baut ſie; fernem Geſtade
Führt er den Ueberfluß der Bürger zu;[4]) Küſten und Horten
Wimmeln von neuem Volk, des Raums und der Nahrung begierig.
Dieſer aber baut ſich ſein Grab. Nicht kann oder ſoll ich
Meinen Liebling zurück von der Pforte des Aïs geleiten,
Die er ſchon forſchend umgeht und ſucht, dem Freunde zu folgen,
Die ihm, ſo nahe ſie klafft,[5]) noch nächtliche Dunkel umhüllen."
Alſo ſprach ſie und blickte ſchrecklich hinaus in den weiten
Aether. Schrecklich blicket ein Gott da, wo Sterbliche weinen.

Aber Here verſetzte, der Freundin[6]) die Schulter berührend:
„Tochter, ich theile mit Dir die Schmerzen, die Dich ergreifen;
Denn wir denken ja gleich in Vielem, ſo auch in Dieſem,
Daß ich vermeide des Mannes Umarmung, Du ſie verabſcheuſt.
Aber deſto geehrter iſt ſtets uns der Würdige. Vielen

---

[1]) V. 370—373 haben offenbar eine Beziehung auf die politiſchen Verhältniſſe zu der Zeit, da die „Achilleïs" geſchrieben wurde; ebenſo wie auch in „Reinete Fuchs" 1. B. Geſang VIII. V. 153—160 ſich auf die Gegenwart beziehen.

[2]) Homer: Φοῖβος.

[3]) Homer: ἀνδροφόνος, ein gewöhnliches Beiwort des Hektor.

[4]) Man vgl. die ähnliche Darſtellung bei Schiller in dem „Spaziergang" (Werke. I. 1. S. 178. V. 21 ff.).

[5]) Die Vorſtellung, daß die Erde, wie hier die Pforte des Hades, „klafft", um den Menſchen in ſich aufzunehmen, iſt ſchon Homeriſch. Man vgl. Ilias, IV. 183 und XVII. 417.

[6]) Die ſonſt für das Verhältniß von Here und Athene wenig geeignete Bezeichnung wird durch V. 386—390 gerechtfertigt.

Frauen iſt ein Weichling erwünſcht wie Anchiſes, der Blonde,[1])
Oder Endymion gar, der nur als Schläfer geliebt ward.
Aber faſſe Dich nun, Kronion's würdige Tochter,
Steige hinab zum Peliden und fülle mit göttlichem Leben
Seinen Buſen, damit er vor allen ſterblichen Menſchen
Heute der Glücklichſte ſei, des künftigen Ruhmes gedenkend,
Und ihm der Stunde Hand[2]) die Fülle des Ewigen reiche!"

Pallas eilig ſchmückte den Fuß mit den goldenen Sohlen,[3])
Die durch den weiten Raum des Himmels und über das Meer ſie
Tragen, ſchritt ſo hinaus und durchſtrich die ätheriſchen Räume
So wie die untere Luft, und auf die Skamandriſche Höhe[4])
Senkte ſie ſchnell ſich hinab, ans weitgeſehene Grabmal
Aeſyetes'. Nicht blickte ſie erſt nach der Feſte der Stadt hin,
Nicht in das ruhige Feld, das zwiſchen des heiligen Xanthos
Immer fließendem Schmuck und des Simois ſteinigem, breitem,
Trockenem Bette hinab nach dem tiefigen Ufer ſich ſtrecket.
Nicht durchlief ihr Blick die Reihen der Schiffe, der Zelte,
Spähete nicht im Gewimmel herum des geſchäftigen Lagers;
Meerwärts wandte die Göttliche ſich, der Sigeiſche Hügel
Füllt' ihr das Auge; ſie ſah den rüſtigen Peleionen
Seinem geſchäftigen Volke den Myrmidonen gebietend.

Gleich der beweglichen Schaar Ameiſen,[5]) deren Geſchäfte
Tief im Walde der eilende Tritt des Jägers geſtöret,
Ihren Haufen zerſtreuend, wie lang' er und ſorglich gethürmt war:
Schnell die geſellige Menge, zu tauſend Schaaren zerſtoben,
Wimmelt ſie hin und her, und einzelne Tauſende wimmeln,

[1]) Von den Göttern werden im Homer Demeter, in den Hymnen auch Leto, von hervorragenden Helden Achilleus, Menelaos, Odyſſeus, außerdem noch Meleagros, Rhadamanthys und Aganede, die Tochter des Augeias, als blond bezeichnet; von Anchiſes kommt dies nicht vor.

[2]) D. h. die Gunſt des Augenblicks.

[3]) Homer: *νιν ποσσὶν ἑὸησατο καλὰ πεδίλα.*

[4]) Der Schauplatz des Trojaniſchen Krieges iſt die Ebene zwiſchen den Flüſſen Simoeis und Skamandros oder Xanthos. Nach Ilias. XX. 74 iſt der letztere der Name, den die Götter, der erſte der, den die Menſchen gebrauchen. Einer der hervorragendſten Punkte in der Ebene iſt das Grabmal des Aeſyetes, von dem aus man das griechiſche Lager erblicken konnte. Der bei Homer nicht erwähnte Sigeiſche Hügel, auf welchem man noch in ſpäten Zeiten das Grabmal des Achilles zeigte, iſt das Vorgebirge nördlich von der Mündung des Skamandros.

[5]) Das Gleichniß iſt wol dadurch veranlaßt, daß nach der zuerſt von Heſiod berichteten Sage die Myrmidonen aus Ameiſen entſtanden ſind.

Jede das Nächſte faſſend und ſich nach der Mitte beſtrebend,
Hin nach dem alten Gebäude des labyrinthiſchen Kegels —
Alſo die Myrmidonen; ſie häuften Erde mit Erde,
Rings von außen den Wall auftürmend; alſo erwuchs er
Höher augenblicks hinauf in beſchriebenem Kreiſe.

Aber Achilleus ſtand im Grunde des Bechers, umgeben
Rings von dem ſtürzenden Wall, der um ihn, ein Denkmal, emporſtieg.
Hinter ihn trat Athene, nicht fern; des Antilochos[1]) Bildung
Hüllte die Göttin ein, nicht ganz; denn herrlicher ſchien er.
Bald nun zurückgewandt, erblickte den Freund der Pelide
Freudig, ging ihm entgegen und ſprach, die Hand ihm ergreifend:
„Trauter, kommſt Du mir auch das ernſte Geſchäft zu befördern,
Das der Jünglinge Fleiß mir nah und näher vollbringet?
Sieh, wie rings der Damm ſich erhebt und ſchon nach der Mitte
Sich der rollende Schutt, den Kreis verengend, herandrängt!
Solches mag die Menge vollenden; doch Dir ſei empfohlen,
In der Mitte das Dach, den Schirm der Urne, zu bauen!
Hier — zwei Platten ſondert' ich aus, beim Graben gefundne,
Ungeheure; gewiß, der Erderſchütterer[2]) Poſeidon
Riß vom hohen Gebirge ſie los und ſchleuderte hieher
Sie an des Meeres Rand, mit Kies und Erde ſie deckend.
Dieſe bereiteten, ſtelle ſie auf! An einander ſie lehnend,
Baue das feſte Gezelt! Darunter möge die Urne
Stehen, heimlich verwahrt, fern bis ans Ende der Tage!
Fülle die Lücke ſodann des tiefen Raumes mit Erde,
Immer weiter heran, bis daß der vollendete Kegel,
Auf ſich ſelber geſtützt, den künftigen Menſchen ein Mal ſei!"

Alſo ſprach er, und Zeus' klaräugige[3]) Tochter Athene
Hielt ihm die Hände noch feſt, die ſchrecklichen, denen im Streite
Ungern nahet[4]) ein Mann, und wenn er der Trefflichſte wäre.

[1]) Antilochos, der älteſte von Nestor's ſieben Söhnen, wird ſchon Ilias, XXIII. 346 als Freund des Achilles erwähnt; er war auch Derjenige, der ihm zuerſt die Nachricht von dem Tode des Patroklos brachte (Ilias, XVIII. 16 f.). Wie er in der Unterwelt in der Begleitung des Achilles erſcheint (Odyſſee, XI. 467 f. und XXIV. 16 und 78 f.), ſo war auch ſeine Aſche auf demſelben Grabhügel beigeſetzt.

[2]) Homer: ἐνοσίχθων, ἐννοσίγαιος.

[3]) Dieſer Ausdruck ſowie die S. 457 und 471 ſtehenden ſind Nachbildungen des Homeriſchen γλαυκῶπις.

[4]) Im Homer heißen die Hände der Helden „unnahbar" (ἄατοι). Man vgl. Schiller (Werke, I. 1, S. 1, § 4).

Diese drückt' sie geschlossen mit göttlicher, freundlicher Stärke
Wiederholend und sprach die holden erfreuenden Worte:
„Lieber, was Du gedenkst, vollendet künftig der Deinen
Letzter, sei es nun ich, sei auch es ein Andrer, wer weiß es?
Aber laß uns sogleich, aus diesem drängenden Kreise
Steigend hinauf, des Walles erhabenen Rücken[1]) umschreiten!
Dorten zeigt sich das Meer und das Land und die Inseln der Ferne."
Also sprach sie und regte sein Herz und hob, an der Hand ihn
Führend, leicht ihn hinauf, und also wandelten Beide
Um den erhabenen Rand des immer wachsenden Dammes.

Aber die Göttin begann, die blauen glänzenden Augen
Gegen das Meer gewendet, versuchende,[2]) freundliche Worte:
„Welche Segel sind dies, die zahlreich hinter einander
Streben dem Ufer zu, in weite Reihe gedehnet?
Diese nahen, mich dünkt, so bald nicht der heiligen Erde;
Denn vom Strande der Wind weht morgendlich ihnen entgegen."

„Irret[3]) der Blick mich nicht," versetzte der große Pelide,
„Trieget mich nicht das Bild der bunten[4]) Schiffe, so sind es
Kühne, phönikische Männer, beziehn mancherlei Reichthums.
Aus den Inseln[5]) führen sie her willkommene Nahrung
Zu dem achaiischen Heer, das lange vermißte die Zufuhr.
Wein und getrocknete Frucht und Heerden blökenden Viehes.
Ja, sie sollen gelandet, mich dünkt, die Völker erquicken,
Ehe die drängende Schlacht die Neugestärkten heranruft."

„Wahrlich," versetzte darauf die bläulich blickende Göttin,
„Keineswegs irrte der Mann, der, hier an der Küste
Sich die Warte zu schaffen, die Seinigen sämmtlich erregte,
Künftig ins hohe Meer nach kommenden Schiffen zu spähen

[1]) Der Rücken eines Berges, eines Grabhügels u. s. w. war eine auch den Alten geläufige Vorstellung.

[2]) Homer: πειρητίζω, bei dem das Wort auch in der Weise angewendet wird, daß man Jemanden auf die Probe stellt (Odyssee, XIV. 459 u. XV. 504).

[3]) Vgl. die Note zu Werke, XI. 2. S. 142.

[4]) Das Epitheton ist wol in Erinnerung an das Homerische μελαινάων oder φοινικοπάρων gewählt, wodurch die rothe Farbe der Schiffsseiten bezeichnet wird. Das gewöhnlichste Beiwort der Schiffe κοίλος (gehöhlt oder hohl) findet sich hier V. 479 und 615.

[5]) Die Zufuhr, wenigstens an Wein, geschah für die Griechen während des Trojanischen Krieges besonders aus Lemnos. (Ilias, VII. 467 f.)

Oder ein Feuer zu zünden, der Steuernden nächtliches Zeichen.
Denn der weiteſte Raum eröffnet hier ſich den Augen,
Nimmer leer; ein Schiff begegnet ſtrebenden Schiffen
Oder folgt. Fürwahr, ein Mann, von Okeanos [1]) Strömen
Kommend und körniges Gold des hinterſten Phaſis im hohlen
Schiffe führend, begierig, nach Tauſch das Meer zu durchſtreifen,
Immer würd' er geſehn, wohin er ſich wendete. Schiff' er
Durch die ſalzige Fluth des breiten Hellespontes
Nach des Kroniden Sieg' und nach den Strömen Aegyptos',
Die tritoniſche Syrte [2]) zu ſehen verlangend, vielleicht auch
An dem Ende der Erde [3]) die niederſteigenden Roſſe
Helios' zu begrüßen und dann nach Hauſe zu kehren,
Reich mit Waaren beladen, wie manche Küſte geboten,
Dieſer würde geſehn ſo hinwärts alſo auch herwärts.
Selbſt auch wohnet, mich däucht, dort hinten zu, wo ſich die Nacht nie
Trennt von der heiligen Erde, der ewigen Nebel verdroſſen,
Mancher entſchloſſene Mann, auf Abenteuer begierig,
Und er wagt ſich ins offene Meer; nach dem fröhlichen Tag zu
Steuernd gelangt er hieher und zeigt den Hügel von ferne
Seinen Geſellen und fragt, was hier das Zeichen bedeute."

Und mit heiterem Blick erwiderte froh der Pelide:
„Weislich ſagſt Du mir das, des weiſeſten [4]) Vaters Erzeugter!
Nicht allein bedenkend, was jetzt Dir das Auge berühret,

[1]) Der Dichter hat ſich ſtreng an Homeriſche Vorſtellungen angeſchloſſen. Der durch den Argonautenzug berühmte Phaſis im Reiche des Königs Aeetes liegt an dem weſtlichen Theile der Erdſcheibe, nordöſtlich von den Aethiopen. Von dort ausfahrend, muß jedes Schiff den Hellespont berühren, gleichviel ob es nach Kreta will, wo Zeus von der Rhea geboren und in der Idäiſchen Höhle geborgen war, oder nach Aegypten (denn es ſcheint nicht, daß Goethe hier wie Homer unter dem Namen „Aegyptos" den Nil ſelbſt bezeichnet).

[2]) Der Fluß Triton ging in alter Zeit durch drei Seen, deren letzter nach ihm *Τριτωνίτις λίμνη* heißt, und dieſer Rand wieder mit dem Meerbuſen, der allgemein die „kleine Syrte" genannt wird, durch einen ſchmalen Waſſerarm in einer Verbindung, die aber nach den Berichten neuerer Reiſenden nicht mehr exiſtirt. Schon im Alterthum verwechſelte man häufig die „kleine Syrte" und jenen See, wie z. B. auch Herodot und Diodor es thun, und es iſt mehr als wahrſcheinlich, daß auch Goethe ſich unter der Tritoniſchen Syrte eine Meeresbucht, nicht einen Landſee gedacht hat. (Vgl. Forbiger's Handbuch der alten Geographie, II. 835 f.)

[3]) Nach Homeriſcher Vorſtellung der weſtliche Rand der Erdſcheibe. Es iſt dieſelbe Gegend, die nachher V. 489 bezeichnet wird, bei welcher offenbar an die Beſchreibung der Kimmerier (Odyſſee, XI. 14 f.) gedacht iſt.

[4]) Zahlreiche Stellen in Ilias und Odyſſee ſprechen von der Weisheit des Neſtor, welcher der erſte Rathgeber des Agamemnon wie vieler andrer Helden und der Griechen überhaupt iſt.

Sondern das Künftige schauend und heiligen Sehern vergleichbar.[1])
Gerne hör' ich Dich an; die holden Reden erzeugen
Neue Wonne der Bruft, die schon so lang' ich entbehre.
Wol wird Mancher daher die blaue Woge durchschneiden,
Schauen das herrliche Mal und zu den Ruderern sprechen:
„Hier[2]) liegt keineswegs der Achaier geringster bestattet,
Denen zurück den Weg der Moiren Strenge versagt hat;
Denn nicht Wenige trugen den thürmenden[3]) Hügel zusammen."

„Nein, so redet er nicht," versetzte heftig die Göttin;
„„Sehet,"" ruft er entzückt, von fern den Gipfel erblickend,
Dort ist das herrliche Mal des einzigen großen Peliden,
Den so frühe der Erde der Moiren Willkür entrissen!""
Denn das sag' ich Dir an, ein wahrheitsliebender Seher,
Dem jetzt augenblicks das Künftige Götter enthüllen:
Weit von Okeanos' Strom, wo die Rosse Helios herführt,
Ueber den Scheitel[4]) sie lenkend, bis hin, wo er Abends hinabsteigt,
Ja, soweit nur der Tag und die Nacht reicht, siehe, verbreitet
Sich Dein herrlicher Ruhm, und alle Völker verehren
Deine treffende Wahl[5]) des kurzen rühmlichen Lebens.
Köstliches hast Du erwählt. Wer jung die Erde verlassen,
Wandelt auch ewig jung[6]) im Reiche Persephoneia's,
Ewig erscheint er jung den Künftigen, ewig ersehnet.
Stirbt mein Vater dereinst, der graue, reifige[7]) Nestor,
Wer beklagt ihn alsdann? Und selbst von dem Auge des Sohnes
Wälzet die Thräne sich kaum, die gelinde. Völlig vollendet

[1]) Homer: ἀναλίγκιος.

[2]) In Erinnerung an Ilias, VII. 84 f., wo Hektor von einem Grabmale spricht, das man einem etwa von ihm getödteten tapferen Achäer setzen würde.

[3]) Im Sinne von „getürmt", wie Schiller im „Spaziergang" den Ausdruck „die thürmende Stadt" braucht.

[4]) Der Höhepunkt des Gebirges, von wo es nach beiden Seiten abwärts geht. Goethe hat hier für den Weg, den Helios zurücklegt, nachhomerische Vorstellungen zu Hilfe genommen, etwa solche, wie sie in Ovid's Metamorph. II. 64 f., vorliegen, wonach die höchste Höhe in der Mitte des Himmels (medio est [sc. via] altissima coelo) erreicht wird.

[5]) Vgl. Note 2 auf S. 207 und Schiller (Werke, I. 1. S. 96, Z. 20), der Achill's Sohn, Neoptolemus, auf diese Wahl Bezug nehmen läßt.

[6]) Die Verklärung, daß man jung gestorben, in der Unterwelt auch ewig jung bleibt, welche Goethe auch in der Elegie „Euphrosyne" (Werke, II. S. 18 f.) vorauszuschweben scheint, ist, wenn auch nicht direkt in den Homerischen Gedichten ausgesprochen, so doch ohne Schwierigkeiten aus denselben abzuleiten. Odysseus sieht in der Unterwelt an einer wol nur zum Theil ächten Stelle der Odyssee (XI. 36 f.) Jungfrauen und Jünglinge ebenso wie Greise.

[7]) Homer: ἐπάορος. — Auch Voß übersetzt „reifiger".

Liegt der ruhende Greis, der Sterblichen herrliches Muster.[1])
Aber der Jüngling[2]) fallend erregt unendliche Sehnsucht
Allen Künftigen auf, und Jedem stirbt er aufs Neue,
Der die rühmliche That mit rühmlichen Thaten gekrönt wünscht."

Gleich versetzte darauf einstimmende Reden Achilleus:
„Ja, so schätzet der Mensch das Leben als heiliges Kleinod.
Daß er Jenen am Meisten verehrt, der es trotzig verschmähet.
Manche Tugenden giebt's der hohen verständigen Weisheit,
Manche der Treu' und der Pflicht und der Alles umfassenden Liebe;
Aber keine wird so verehrt von sämmtlichen Menschen
Als der festere Sinn, der, statt dem Tode zu weichen,
Selbst der Göttern[3]) Gewalt zum Streite muthig herausruft.
Auch ehrwürdig sogar erscheinet künft'gen Geschlechtern
Jener, der, nahe bedrängt von Schand' und Jammer, entschlossen
Selber[4]) die Schärfe des Erzes zum zarten Leibe gewendet.
Wider Willen folgt ihm der Ruhm; aus der Hand der Verzweiflung
Nimmt er den herrlichen Kranz des unverwelklichen Sieges."

Also sprach er; doch ihm erwiderte Pallas Athene:
„Schickliches hast Du gesprochen; denn so begegnet's den Menschen.
Selbst den Geringsten erhebt der Todesgefahren Verachtung.
Herrlich steht in der Schlacht ein Knecht an des Königes Seite.
Selbst des häuslichen Weibes Ruhm verbreitet die Erde.
Immer noch wird Alkestis,[5]) die stille Gattin, genennet
Unter den Helden, die sich für ihren Admetos dahingab.
Aber Keinem steht ein herrlicher, größeres Loos vor
Als Dem, welcher im Streit unzähliger Männer der Erste
Ohne Frage gilt, die hier, achaiischer Abkunft

---

[1]) Nicht auf das Alter überhaupt, sondern speziell auf Nestor bezüglich.
[2]) V. 534—536, ebenso auch V. 542—543, enthalten Anklänge an Tyrtaeus, namentlich an III. 47 f.
[3]) In ähnlichem Sinne heißt es in Schiller's mit der „Achilleis" fast gleichzeitigem Gedichte „Das Glück" (Werke, I. 1. S. 163), daß der Mann groß zu nennen ist, „der durch der Tugend Gewalt selber die Parze bezwingt".
[4]) Man vgl. hierzu die „Realien in der Ilias und der Odyssee" von Friedreich (S. 165), der sich wieder auf Stäudlin „Geschichte der Vorstellungen und Lehren vom Selbstmorde" bezieht: „Je tiefer wir in das Alterthum zurückgehen, desto weniger finden sich Spuren von Selbstmord und von Urtheilen darüber". In der That kommt in der Ilias und Odyssee kein Beispiel des Selbstmordes vor.
[5]) Vgl. Anmerkung 3 auf S. 206.

Oder heimische Phrygen,[1]) unendliche Kämpfe durchstreiten.
Mnemosyne[2]) wird eh mit ihren herrlichen Töchtern
Jener Schlachten vergessen, der ersten göttlichen Kämpfe,[3])
Die dem Kroniden das Reich befestigten, wo sich die Erde,
Wo sich Himmel und Meer bewegten in flammendem Antheil,
Eh die Erinnrung verlöschen der argonautischen Kühnheit,
Und Herkulischer[4]) Kraft nicht mehr die Erde gedenken,
Als daß dieses Gefild und diese Küste nicht sollten
Künden hinfort zehnjährigen Kampf und die Gipfel der Thaten.
Und Dir war es bestimmt, in diesem herrlichen Kriege,
Der ganz Hellas erregt und seine rüstigen Streiter
Ueber das Meer getrieben, so wie die letzten[5]) Barbaren,
Bundesgenossen der Troer, hieher zum Kampfe gefordert,
Immer der Erste[6]) genannt zu sein, als Führer der Völker.
Wo sich nun künftig der Kranz der ruhigen Männer versammelt
Und den Sänger vernimmt, in sicherem Hafen gelandet,[7])
Ruhend auf gehauenem Stein von der Arbeit des Ruders
Und vom schrecklichen Kampf mit unbezwinglichen Wellen,
Auch am heiligen Fest[8]) um den herrlichen Tempel gelagert
Zeus', des Olympiers, oder des fernetreffenden[9]) Phöbos,
Wenn der rühmliche Preis den glücklichen Siegern ertheilt ward,
Immer wird Dein Name zuerst von den Lippen des Sängers
Fließen, wenn er voran des Gottes preisend erwähnte.
Füllen erhebst Du das Herz als gegenwärtig, und allen
Tapfern verschwindet der Ruhm, sich auf Dich Einen vereinend."

---

[1]) Zusammenfassender Name für die Troer und ihre Bundesgenossen, während in der Ilias (II. 862. III. 185 f., XVI. 719) die Phrygier, als am Sangarios wohnend, von den Troern geschieden werden.

[2]) Mnemosyne kommt als Mutter der Musen schon in dem Hymnus auf Hermes (V. 429) und in Hesiod's Theogonie (V. 54 und 915) vor.

[3]) Sowol die Gigantomachie als der Argonautenzug und die Thaten des Herakles werden bereits in den Homerischen Gedichten erwähnt.

[4]) Entsprechend dem Ausdruck in Ilias, II. 666, und Odyssee, XI. 601: *βίη Ἡρακληείη*.

[5]) Vgl. die Note zu V. 331.

[6]) Mit Anklang an das öfters in der Ilias vorkommende *αἰὲν ἀριστεύειν καὶ ὑπείροχον ἔμμεναι ἄλλων*.

[7]) Nicht auf den Sänger bezüglich, sondern auf die Schaar der vom Meere Kommenden.

[8]) Unter den zahlreichen Arten von Gesängen, deren schon Ilias und Odyssee Erwähnung thun, ist hier, wie aus der Erwähnung der Gottheit V. 572 hervorgeht, an die epischen Vorträge der Rhapsoden zu denken, die im Lande umherzogen und auch bei den Festversammlungen auftraten.

[9]) Homer: *ἑκατος, ἑκαεργος, ἑκηβολος οὐτε ἑκατηβόλος*.

Drauf mit ernstem Blick versetzte lebhaft Achilleus:
„Dieses redest Du bieder und wohl, ein verständiger Jüngling.
Denn zwar reizt es den Mann, zu sehn die drängende Menge
Seinetwegen versammelt, im Leben, gierig des Schauens,
Und so freut es ihn auch, den holden Sänger zu denken,
Der des Gesanges Kranz mit seinem Namen verflechtet;[1])
Aber reizender ist's, sich nahverwandter Gesinnung
Edeler Männer zu freun, im Leben, so auch im Tode.
Denn mir ward auf der Erde nichts Köstlichers jemals gegeben,
Als wenn mir Ajax[2]) die Hand, der Telamonier, schüttelt,
Abends nach geendigter Schlacht und gewaltiger Mühe
Sich des Sieges erfreuend und niedergemordeter Feinde.
Wahrlich,[3]) das kurze Leben, es wäre dem Menschen zu gönnen,
Daß er es froh vollbrächte, vom Morgen bis an den Abend
Unter der Halle sitzend und Speise die Fülle genießend,
Auch dazu den stärkenden Wein, den Sorgenbezwinger,[4])
Wenn der Sänger indeß Vergangnes und Künftiges[5]) brächte!
Aber ihm ward so wohl nicht jenes Tages beschieden,
Da Kronion erzürnt dem klugen Japetiden,[6])
Und Pandorens Gebild Hephaistos dem König geschaffen;
Damals war beschlossen der unvermeidliche Jammer
Allen sterblichen Menschen, die je die Erde bewohnen,
Denen Helios nur zu trieglichen Hoffnungen leuchtet,
Triegend selbst durch himmlischen Glanz und erquickende Strahlen.
Denn im Busen des Menschen ist stets des unendlichen Haders

[1]) „O fortunatum adolescentem," rief Alexander aus, als er das Grabmal des Achilles auf dem Sigeum sieht, „qui Homerum virtutis tuae praeconem inveneris" (o glückseliger Jüngling, daß Du in Homer den Herold Deiner Tapferkeit gefunden hast).

[2]) Sehr passend ist hier gerade Aias als Beispiel gewählt, obschon im Homer nicht eigentlich von einer Freundschaft zwischen ihm und Achilles die Rede ist; erst in der Unterwelt ist er wie Antilochos (vgl. Anmerkung zu V. 424) in der Begleitung des Achilles. Aber abgesehen davon ist Aias dem Achilles nahe verwandt: ihre Väter Telamon und Peleus sind Beide Söhne des Aeakos; er ist ferner der Beste an Gestalt und Körper von den andern Danaern, so lange Achilles zürnt, und die Achäer trauern um seinen Tod ebenso wie um Jenen (Ilias, II. 768, und Odyssee, XI. 469, 550, 556).

[3]) V. 587—591 sind freie Nachbildung der Worte des Odysseus (Odyssee, IX. V. 3—11).

[4]) *Ἄνακτος*, nachhomerische Bezeichnung des Dionysos.

[5]) Von dem Seher Kalchas heißt es (Ilias, I. 70), daß er das Gegenwärtige, Künftige und Vergangene weiß.

[6]) Ueber Prometheus, den Sohn des Japetos, und die Pandora-Mythe vgl. die Vorbemerkungen zu „Prometheus" und zu dem Festspiel „Pandora" (Werke, VIII. S. 279 f. und X. S. 309 f.). Auch bei V. 609 hat Goethe doch die Gestalt der Pandora im Auge.

Quelle zu fließen geneigt, des ruhigſten Hauſes Verderber,
Neid und Herrſchſucht und Wunſch des unbedingten Beſitzes
Weit vertheileten Guts, der Heerden ſo wie des Weibes,
Die, ihm göttlich ſcheinend, gefährlichen Jammer ins Haus bringt.
Und wo raſtet der Menſch von Müh' und gewaltigem Streben,
Der die Meere befährt im hohlen Schiffe, die Erde,
Kräftigen[1]) Stieren folgend, mit ſchicklicher Furche durchziehet?
Ueberall ſind Gefahren ihm nah, und Lyche,[2]) der Moiren
Aelteſte, reget den Boden der Erde ſo gut als das Meer auf.
Alſo ſag' ich Dir dies: Der Glücklichſte denke, zum Streite
Immer gerüſtet zu ſein, und Jeder gleiche dem Krieger,
Der von Helios' Blick[3]) zu ſcheiden immer bereit iſt!"

Lächelnd verſetzte darauf die Göttin Pallas Athene:
Laß dies Alles uns nun beſeitigen! Jegliche Rede,
Wie ſie auch weiſe ſei, der erdegeborenen[4]) Menſchen
Löſet die Räthſel nicht der undurchdringlichen Zukunft.
Darum gedenk' ich beſſer des Zwecks, warum ich gekommen —
Dich zu fragen, ob Du vielleicht mir irgend gebötteſt,
Dir ſogleich zu beſorgen das Nöthige wie auch den Deinen."

Und mit heiterem Ernſt verſetzte der große Pelide:
Wol erinnerſt Du mich, der Weiſere, was es bedürfe.
Mich zwar reizet der Hunger nicht mehr noch der Durſt noch ein andres
Erdegebornes Verlangen zur Feier fröhlicher Stunden;
Aber Dieſen iſt nicht, den treu arbeitenden Männern,
In der Mühe ſelbſt der Mühe Labung gegeben.
Forderſt Du auf der Deinigen Kraft, ſo mußt Du ſie ſtärken
Mit den Gaben der Ceres,[5]) die alles Nährende ſpendet.

---

[1]) Homer: ἴφθιμος.

[2]) Vgl. Pindar's Olymp. XII (Anfang), und die Pindar erläuternde Stelle in Pauſanias' Descriptio Graeciae, VII. B. 8. Lyche iſt Tyche, eine Tochter des Zeus Eleutherios, die mächtigſte unter ihren Schweſtern, welche die Unternehmungen der Menſchen zu Meere, im Landkriege und in der Rathsverſammlung lenkt.

[3]) Das Scheiden von Helios, dem Lichte, als dem Gegenſatze zur Unterwelt, gilt als beſonders ſchmerzlich. Deshalb wird im Homer das Leben häufig damit zuſammengeſtellt, daß man noch das Licht der Sonne erblicke (ὄφρα ἔτι ζώοις καὶ ὁρᾷ φάος ἠελίοιο), und Aias, als er ſich zu tödten im Begriff iſt, nimmt von dem Tageslicht noch beſonders Abſchied (Sophokles' Aias, 856 f.).

[4]) Ebenſo B. 622, ohne daß ein anderes beſtimmtes Homeriſches Epitheton als ἐπιχθονίοις zu Grunde läge.

[5]) Homer, z. B. Ilias, XIII. 322: Δημήτερος ἀκτή.

Darum eile hinab, mein Freund, und ſende des Brodes
Und des Weines genug, damit wir fördern die Arbeit!
Und am Abende ſoll der Geruch willkommenes Fleiſches
Euch entgegendampfen, das erſt geſchlachtet dahinfiel."
Alſo ſprach er laut; die Seinen hörten die Worte,
Lächelnd unter einander, erquickt vom Schweiße[1]) der Arbeit.

Aber hinab ſtieg Pallas, die Göttliche, fliegendes Schrittes,
Und erreichte ſogleich der Myrmidonen Gezelte
Unten am Fuße des Hügels, die rechte Seite des Lagers
Treu bewachend; es fiel dies Loos[2]) dem hohen Achilleus.
Gleich erregte die Göttin die ſtets vorſichtigen Männer,[3])
Welche, die goldene Frucht der Erde reichlich bewahrend,
Sie dem ſtreitenden Mann zu reichen immer bereit ſind.
Dieſe nun rief ſie an und ſprach die gebietenden Worte:
„Auf! Was ſäumet Ihr nun, des Brodes willkommene Nahrung
Und des Weines hinauf den Schwerbemühten zu bringen,
Die nicht heut am Gezelt in frohem Geſchwätze verſammelt
Sitzen, das Feuer ſchürend, ſich tägliche Nahrung bereiten?
Auf, Ihr Faulen, ſchaffet ſogleich den thätigen Männern,
Was der Magen bedarf! Denn allzu oft nur verkürzt Ihr
Streitendem Volk den ſchuldigen Lohn verheißener Nahrung.
Aber mich dünkt, Euch ſoll des Herrſchenden Zorn noch ereilen,
Der den Krieger nicht her um Euretwillen geführt hat."
Alſo ſprach ſie, und Jene gehorchten verdroſſenes Herzens
Eilend und ſchafften die Fülle heraus, die Mäuler beladend.

---

[1]) So daß ſie durch den Gedanken an die Stärkung von dem Gefühle der gehabten Anſtrengung befreit wurden.

[2]) Achilles' und Aias' Schiffe Randen, weil ſie die tapferſten Führer waren, an den gefährlichſten Punkten, die des Erſtern am rechten Flügel des Schiffslagers, die des Andern am linken (Ilias, XI. 5—9 u. VIII. 224—225).

[3]) Ilias, XIX. 44 werden Verwalter der Lebensmittel des heleniſchen Heeres erwähnt: (οἱ) ταμίαι παρὰ νηυσὶν ἔσαν, σίτοιο δοτῆρες,

Nachlese

der

Gedichte.

Vorbemerkung.

Seit dem Erſcheinen der drei erſten Bände unſrer Ausgabe ſind eine Menge kleinerer und größerer Gedichte Goethe's bekannt geworden, deren nachträgliche Aufnahme die Rückſicht auf möglichſte Vollſtändigkeit erheiſcht.

Als Goethe 1815 zuerſt anfing, ſeine Gelegenheitsgedichte zu ſammeln, entſchlüpften ihm die Worte:

„Vieles reicht' ich meinen Lieben:
Weniges iſt mir geblieben." (II. 397.)

Seitdem, ſeit dem Verlauf von faſt ſechzig Jahren, iſt von poetiſchen Gaben an ſeine Lieben eine ſolche Fülle ans Licht getreten, daß die Klage, nur „Weniges ſei geblieben", wol verſtummen muß. Erſt nach dem Tode der Freunde und Freundinnen des Dichters und der Unzähligen, mit welchen ihn nur entferntere Bekanntſchaft verband, haben ſich jene Gaben in annähernder Vollſtändigkeit zuſammengefunden. In noch jedem Nachlaß von Perſonen ſeines Kreiſes tauchten derartige Erinnerungen auf, und dieſe Quelle ſcheint nicht verſiegen, unſre Vorſtellung von ſeiner Productivität ſich noch immer erweitern zu ſollen.

Sind wir daher im Stande, heute, drei Jahre nach dem Abſchluſſe des, lediglich Nachlaßgedichte enthaltenden, dritten Bandes der Werke, wiederum an vierzig bisher unbekannte lyriſche Gedichte zu einem Nachtrag zu vereinigen, welcher ſich zeitlich über Goethe's ganze dichteriſche Laufbahn, von 1772 bis 1832, erſtreckt, ſo iſt doch nicht zu erwarten, daß

dieser oder ein noch von der Zukunft zu hoffender Beitrag uns von seinen dichterischen Eigenschaften eine neue Anschauung gewähre. Nein, die Ernte ist längst geschnitten, das Feld geräumt, die Frucht gespeichert, und von den mit dem Nachrechen gestoppelten Halmen mag mancher leer sein. Aber man findet auch vollgehaltige Aehren. Und das Neue dient doch immer, unser Urtheil über den Dichter genauer zu begründen, schon bekannte Gedichte zu erklären, neues Licht auf einzelne Perioden seines Lebens zu werfen, wie z. B. die Verse an Lili (III. 101), vor Allem aber durch den frischen Eindruck neu zu erfreuen und zu erquicken. Wenn der Dichter seinen Reichthum nicht zusammenhielt, wenn ihm nur Wenig verblieb, so ist es an uns, mit dem Geretteten zu geizen und uns keinen Vers dieser wunderbaren Feder entgehen zu lassen.

In diesem Sinne ist unsre Nachlese aufzunehmen, aus welcher alles Unächte oder Zweifelhafte ausgeschieden ist. In gleicher Art sind wir auch früher verfahren, vielleicht zu streng, da einige Stücke, deren Authenticität uns nicht genügend erhärtet dünkte, inzwischen als ächt beglaubigt sind. Dies gilt von der Uebersetzung des Brasilianischen Liebesliedes „Schlange, halte stille“ (No. 9 der Nachlese), welche wir S. 370 und 371 des dritten Bandes nicht Goethe zuzuschreiben wagten, obschon der Druck in lateinischen Lettern (Kunst und Alterthum, V. 3. S. 130) ein deutliches Anzeichen für seine Urheberschaft enthielt. Dagegen hat sich der fremde Ursprung der Verse „Denkmal der Freundschaft“ (III. 394) klar erwiesen, indem Burkhardt dieselben von Lenzens Hand mit der Ueberschrift „Der Wasserzell, Denkmal d. Fr.“, aufgefunden hat.*) Ebenso wird unsre aus der Sprachbehandlung geschöpfte Annahme, die Uebersetzung

*) Grenzboten, 1871. No. 34. und „Das Tiefurter Journal“, Leipzig Hesdig, 1873, S. 10.

der Dornburger Inschrift (III. 412) rühre von Goethe selbst her, durch einen seiner Briefe an den Kanzler von Müller, vom 18. Juli 1828, bestätigt, dem er schreibt: „ich habe jene Inschrift vorläufig nach meiner Art übersetzt." Die Sprachbehandlung und der ganze Ton der Bretzellieder (das. S. 404 u. 405) erscheinen uns dagegen so fremdartig, daß wir Goethe's Autorschaft bezweifeln, obwol sie von der Hand seiner Schwiegertochter mit seiner Unterschrift verliegen (Düntzer). Auch das Band III. S. XVIII bereits angekündigte Sonnett an Bettina vom 4. Januar 1811 wird man in unserm Nachtrag vergebens suchen. Der Homöopath Arthur Lutze hat es zwar 1870 noch kurz vor seinem Tode in einer illustrirten Prachtausgabe Goethischer Gedichte (s. die Note zu No. 39) veröffentlicht; der hochgeschraubte Ton des Sonnetts erschien uns jedoch von Anfang an unechtisch, und wir ermittelten Riemer als den Verfasser bei einer Vergleichung der Worte in Bettina's Brief an Goethe zu Neujahr 1811 von „lauter und lauter Vergißmeinnicht einer Hrn. R. gesandten Weste" mit den Versen des Gedichts:

„Sie denkt an mich, und legt mit tausend zarten
Vergißmeinnicht sich selber mir ans Herz."

Das Sonnett ist auch schon seit 1819 unter Riemer'schen Poesien gedruckt.*)

Von den ferner Bd. III. S. XVIII erwähnten Gedichten enthält unsre Nachlese als No. 31 die Verse an Fanny Hensel, deren Existenz uns damals nur bekannt war. Inzwischen hat sich herausgestellt, daß sie identisch sind mit einem schon seit 1837 in Goethe's Werken (I. 1. S. 200) gedruckten Gedichte. Wir hatten letzteres, sowie No. 37 der Nachlese, für den

*) S. 161 der „Blumen und Blätter von Silvio Romano. Zweite Sammlung: Ernst und Scherz. Leipzig, 1819, bei Carl Cnobloch", u. d. T. Ordensklei.

„West-östlichen Diwan“ zurückgelegt, auf welchen der Inhalt (der Anklang an Suleika's Gesang) zu verweisen schien, nach der Veröffentlichung des Buchs über Felix Mendelssohn (s. Note zu No. 31) aber Bedenken getragen, sie darin aufzunehmen. Somit folgen beide Stücke hier nach, desgleichen die Verse zum 30. Januar 1812 als No. 28, das Distichon an Knebel als No. 21 und die Zahme Xenie „Man ist mit Recht bescheiden“ als vorletzte Nummer.

Auf mehrere Lücken hat Frhr. v. Biedermann bei Besprechung der ersten drei Bände gegenwärtiger Ausgabe*) aufmerksam gemacht. Die von ihm vermißte Widmung an Wagener und das Gedicht aus den „Wanderjahren“ sind hier als No. 34 und 35 eingerückt.

Derselbe hat als fehlend ferner bezeichnet:

a) die englischen Verse, welche Goethe auf den hintern Rahmen eines mit Bleistift von ihm gezeichneten Frauenbrustbildes geschrieben, lautend:

That is the maid my soul adores,
The dear, the good, the fair.
Thrice blessed is with her my life,
And blessed my death with her.**)

b) die englische Uebersetzung der Zahmen Xenie (II. 377. 7)

„Liegt Dir Gestern klar und offen“:

Know'st thou Yesterday, its aim and reason,
Work'st thou well To day for worthy things,
Then calmly wait the Morrows hidden season,
And fear not thou what hap soe'er brings.

June 1830. J. W. Goethe.

*) In No. 87—90 der Wissenschaftl. Beilage zur Leipziger Zeitung 1869, und in „Zu Goethe's Gedichten“. Leipzig, Serbe. 1870. 65 S.

**) Zuerst gedruckt in der Cöthen'schen Zeitung, 1868, No. 304. Besitzer des Bildes war der schon oben gedachte Dr. Arthur Lutze daselbst, der es

c) die französische Uebersetzung desselben Spruchs:

Chaque jour est un bien que du ciel je reçois,
Profitons aujourd'hui de celui qu'il nous donne;
Il n'appartient pas plus aux jeunes gens qu'à moi,
Et celui de demain n'appartient à personne.
ce 24 Juin 1830. J. W. Goethe.*)

Ebenso widmete Goethe:

d) das Gedicht Ausſöhnung, „Die Leidenschaft bringt Leiden" (I. 191), der wol des Deutschen unkundigen Polin Frau Szymanowska (s. III. 344) in einer französischen Uebersetzung: „Les passions donnent des souffrances."

Wir können jedoch in allen vier Fällen Goethe nicht für den Verfasser (bei a) und Uebersetzer (bei b bis d) erachten. Wenn auch des Englischen und noch mehr des Französischen wie wenige Deutsche kundig, war er doch nicht in dem eminenten Grade Meister beider Sprachen, um so nebenher auch in ihnen dichten zu können, und wäre er's gewesen, so hätten wir mehr und verbürgtere Proben eines so seltnen Talents. Daß unter b und c sein Name steht, ist unwesentlich, da die Blätter zur Vertheilung an Frauen bestimmt waren, denen es lediglich auf dieſen ankam. In Weimar gab es Engländer und Franzosen (Soret) genug, ihm die Mühe der Uebertragung eintretenden Falls abzunehmen.

Andere poetische Abfälle, wie die Worte, welche Goethe,

---

nebſt vielen Goethischen Reliquien von der Wittwe eines seiner Kammerdiener erwarb. In dem Bilde hat man Lili oder auch die schöne Mailänderin erkennen wollen. Auch befand sich darunter ein angeblich ungedrucktes Geburtstagsgedicht an Zelter, vermuthlich das Gedicht III. 360.

*) Die Sprüche b und c sandte Goethe am 31. August 1830 an Küstner; gedruckt bei v. Biedermann, „Goethe und Leipzig", 1865, II. 143. Schon vorher, am 29. August 1830, hatte er den zu o in das Stammbuch der Frau Quetelet zu Brüssel (Frau des Direktors der Sternwarte) eingezeichnet (v. Biedermann, „Zu Goethe's Gedichten", S. 62).

nach Böttiger,*) den vor den Propyläen seine Nothdurft verrichtenden Kotzebue sprechen läßt:

„Ach, könnt' ich doch nur dort hinein,
Gleich sollt's voll Stank und Unrath sein;"

die, nach Luden's**) Erinnerung, in Gesprächen über Geschichtsstudium etwa 1806 von Goethe im Mephistopheliſchen Sinne improvisirten Verse:

So war es schon in meinen Tagen:
Ein Jeder schlägt gar hoch sich an;
Und würdest Du sie Alle fragen,
Das Wichtigste hat Er gethan.

Es lastet schwer die schwere Last,
Die selber Du zu tragen hast,
Und ob ein Andrer ächzt und keucht,
Für Dich ist seine Bürde leicht;

und:

Was Völker sterbend hinterlassen,
Das ist ein bleicher Schattenschlag;
Du siehst ihn wol; ihn zu erfassen,
Läufst Du vergeblich Nacht und Tag.

Wer immerdar nach Schatten greift,
Kann stets nur leere Luft erlangen;
Wer Schatten stets auf Schatten häuft,
Sieht endlich sich von düstrer Nacht umfangen;

wozu Goethe noch in Prosa bemerkt: „Der Schatten, den ein Volk wirft, es mag blühen oder zu Grunde gehen, fällt zurück, nicht vorwärts"; die fernere, jedoch ganz unverbürgte Improvisation „Er ist ein Ei, lieber Werner" ꝛc.,***) sowie die von Helmine von Chézy (Freihafen, 1841, II. 282) Goethe zugeschriebenen, an das polemische Gedicht „Auf den Kauf" (II. 267) anklingenden Verse:

*) Literarische Zustände und Zeitgenossen. Leipzig 1838. I. 63.
**) H. Luden, Rückblicke in mein Leben. Jena 1847. S. 55 und 56.
***) Gartenlaube, 1866, S. 797.

Und die noch nicht den Löffel können halten,
Sie legen doch getrost ihr täglich Ei
Und beten an das hohe Wunderkreuz,
Das aufgerichtet aller Welt zum Kreuz;

endlich den Reim in Goethe's Brief an Zelter vom 11. September 1828 (Briefwechsel, V. 115) über das Wetter:

Denn mit dem himmlischen Küchenzettel
Iſt's immer wieder der alte Bettel —

diese und andere Verse kann man wol anmerken, aber sie verdienen keine Aufnahme in Reih' und Glied der Gedichte.

Ebenso lassen wir das Scherzgedicht aus der Straßburger Zeit: „Ein Ritter wohnt in diesem Haus“ (Dichtung und Wahrheit, Buch XI.) an seiner Stelle, da es Goethe nicht als von ihm verfaßt bezeichnet.

Ein andres aus Weimar mitgetheiltes Gedicht, unter welches Jemand mit Bleistift Goethe's Namen gesetzt, geben wir in der Note.*) Wir halten es für die Arbeit eines Andern, vielleicht Riemer's, auf den auch die Handschrift deutet.

*) Georginens Purpurtracht,
Königskron' umfaltend,
Offenbart des Genius Macht,
Andeutsinnlich waltend.

Der Orange Blüthenduft
Von Hesperiens Auen
Haucht der Dichtung Frühlingsluft
In des Nordens Gauen.

Ernſtes Blau des Enzian —
Höh- und Tiefen-Spiegel,
Zieht den Geiſt ſo mächtig an
Wie geheime Siegel.

Tulpe malt des Orients
Buntes Pracht-Entzücken,
Um hinfort des Occidents
Trüben Tag zu ſchmücken.

Das Lied von der Tochter des Kommandanten zu Groß-Wardein „In Ungarland“, der „Christliche Roman“ in No. 28 des Tiefurter Journals, von Goethe für daſſelbe nach der Erzählung einer alten Frau zu Oettern geliefert, ſchien uns gleichfalls nicht zur Aufnahme geeignet, da das Lied nach R. Köhler's Forſchungen der deutſchen Volksliteratur angehört*) und Goethe dabei nur als Sammler in Betracht kommt.

Eine Anzahl Goethiſcher Gelegenheits- und perſönlicher Gedichte iſt aber unzweifelhaft noch verborgen. Varnhagen

---

In dem Hyazinthen-Flor
Zarter Lilienſtengel
Bildet ſich ein Doppelchor
Allerliebſter Engel.

Epheu, ewig grün und jung
Und in Treu' beſtändig,
Iſt der Friſchbegeiſterung
Friſcher Sinn lebendig.

Wie nun Ende mit Beginn
Sich zum Kranze neiget,
Bleibe zu geheimem Sinn
Blum' und Wort verzweiget!

Andre Stücke, welche wol Goethe zugeſchrieben wurden, von v. Biedermann a. a. O. S. 61 angeführt, nämlich eine Fortſetzung von Klärchens Lied „Freudvoll und leidvoll“ in Reichardt's Kompoſition, die „Klage“ in deſſen „Liedern der Liebe und Einſamkeit“ (1804, S. 29), ein Gedicht „Der Sänger: Auf dem Berge ſah ein Mäder“ in „Der unerſchöpfliche Kalter de Plaiſir“, 1834, 6. Aufl., S. 93, und die proſaiſche Ankündigung der „Völkerwanderung“, 1810, können ohne Weiteres geſtrichen werden. In dem beſondern Abdruck der von Reichardt komponirten Goethiſchen Gedichte (Hamburg und Altona, Bollmer, 1810) fehlten S. 77 jene „Fortſetzung“ von Klärchens Lied und das Gedicht „Klage“. Erſtere wird einer Frau zugeſchrieben (v. Biedermann), und die „Klage“ dürfte von Becker ſein und auf ihn das „Von demſelben“ des Inhaltsverzeichniſſes ſich per saltum beziehn.

*) S. den Artikel „Goethiana“ in der Zeitſchr. f. d. Philol., Aug. 1871, III. S. 475 f. Das Lied ſteht in „Des Knaben Wunderhorn“, I. 64 (2. A. I. 73) und ſonſt. Vergl. Goethe's Werke (40 bdge Ausg.), Bd. 38. S. 145.

ſpricht in ſeinen Denkwürdigkeiten (I. 321, Ausg. von 1871) von einem Leipziger Studiengenoſſen Goethe's, dem ſpätern Stadtſchulzen Avenarius zu Hameln, der (1805) außer dem Gedichte auf den Kuchenbäcker Händel (III. 56) noch ein „köſtliches Stammbuchblatt" von ihm beſaß. Ferner hatte Jung Stilling zu Anfang des Jahres 1815 von ihm ein Gedicht erhalten, welches unbekannt geblieben iſt. Freilich goutirte Jung, der Goethe in ſpätern Jahren nicht beſonders ſchätzte, es wenig, und er ſchrieb, Karlsruhe, den 5. Februar 1815, an ſeinen Sohn: „Seine (Goethe's) mir überſandten Verſe ſind unter aller Kritik." *) Das Gedicht mag ſich jedoch unter den ſchon bekannten befinden, ſowie die Strophe Goethe's im Album der Frau von Martius in München, Weimar, 28. Auguſt 1831:**)

Geſegnet ſei ein redliches Bemühen,
Und wenn wir erſt in abgemeſſnen Stunden
Mit Geiſt und Fleiß uns an die Kunſt gebunden,
Mag frei Natur im Herzen wieder blühen!

nur wenig verändert dem Sonnett III. S. 105, und XI., erſte Abth., S. 71 entnommen iſt.

Als verloren wird dagegen das Gedicht zu betrachten ſein, welches Goethe nach einer Zeitungsnachricht, Tennſtedt, den 15. Mai 1869, dort im Jahre 1816 auf den Wunſch der Badegäſte zur Feier des Brunnenfeſtes verfaßte, und welches angefangen haben ſoll:

Stimmt an zum Lobe der Najade,
Stimmt an ein frohes Lied,
Die hier am wirthlichen Geſtade
Uns ſo viel Heil beſchied.

*) S. Katalog der Radowitz'ſchen Autographenſammlung, Berlin 1864. III. 618.

**) Zuerſt gedruckt bei Burkhardt „Zu Goethe's Gedichten", Goſche's Archiv, 1872, II. 814.

Spuren Goethischer Verse fand Düntzer auch in einem Briefe Meunier's an Frau von Schardt, indem der Erstere von ihr noch außer der Elegie „Herrmann und Dorothea" ein Gedicht empfangen, worin Goethe die Xenien mit dem Vergange der Alten entschuldigt. Doch mag eine Verwechslung zu Grunde liegen.

Das an ein Fenster des Billardzimmers zu Tiefurt geschriebene Distichon:

O Vernunft der Unvernunft! Laß vernünftig mich denken
Unvernünft'ger Vernunft, um vernünft'ger Vernunft zu betreiben,

vindicirt die oder doch eine Weimar'sche Tradition, gestützt auf das Zeugniß der Hofdame Fräulein von Göchhausen, Goethe wol mit Unrecht, da es sich unter den neun Sprüchen findet, welche als „von Major Knebel an ein Fenster des Tiefurt'schen Landhauses geschrieben" in No. 4 der Beilagen des Tiefurter Journals (Exemplar des Großherzogs von Weimar) aufgeführt werden.

Dagegen ist Goethe als der Uebersetzer oder Bearbeiter der drei Verse anzusehn, welche der Unterzeichnete von seiner Hand auf einem losen Blatt besitzt:

Da, in den engen Schluchten lenkte mir ein Mann
Den Wagen zu, wie Du mir ihn beschreibst,
Mit vier Begleitern, und ich stand bedrängt.

Dies ist Goethe's Sprache. Nicht ohne Grund erblickt Frhr. von Biedermann in diesen Versen die Spur einer Bearbeitung des Oedipus Tyrannus für die Bühne; Goethe beabsichtigte eine solche, und die Verse sind jener Tragödie des Sophokles (V. 752 flgd. und 800 flgde.) entnommen.

Unter den nun in die Nachlese aufgenommenen Gedichten tritt die große Zahl antiker Distichen (No. 10 bis 27 und 30) charakteristisch hervor, vornehmlich die von Burkhardt in Weimar neu aufgefundene Gruppe Venetianischer Epigramme.

Das Manuscript derselben, aus dem Nachlasse der Herzogin Amalia, besteht, außer dem Widmungsdistichen, aus 74 auf einzelne ungeordnete Blätter geschriebenen Epigrammen, wobei die gedruckten Nummern 22 und 23 (II. 142) nur ein Stück ausmachen. Diese 74 Nummern werden gebildet von den acht neuen Epigrammen (No. 11 — 18 der Nachlese), welchen ein nicht mittheilbares „Schamhaft hältst Du Dich noch" (No. 11 bei Burkhardt) hinzutritt, den drei von uns Bd. III. S. 148 angeführten, ferner den Nummern 2, 3, 5 und 6 (das. S. 149 und 150) und achtundfunfzig der Epigramme in Theil II. S. 135. Von diesen fehlen daher sechsundvierzig, und zwar No. 2, 3, 5, 8, 11, 13, 15, 20, 21, 25, 30, 36, 50, 56, 58—67, 72, 74, 78—80, 82—96, 98 und 101, wodurch Düntzer's Annahme der spätern Entstehung einiger Gruppen erheblich unterstützt wird (Erläut. der lyr. Ged., II. 84).

Der Gründe, aus welchen Goethe die aufgefundenen neuen Epigramme*) in die gedruckte Sammlung nicht aufgenommen, waren wol mehrere. Einige konnten als unbedeutend, andre wegen der, durch den Anblick des katholischen Kultus in Italien bei Goethe hervorgerufenen, antichristlichen Tendenz, und noch andere wegen der freien Behandlung geschlechtlicher Verhältnisse Anstoß erregen, obschon nach allen drei Richtungen kaum mehr als die bisher gedruckten.

Die zweite schwer wiegende Gabe sind die von Frhr. v. Biedermann wieder ans Licht gezogenen vier Epigramme des Jahres 1804 (No. 23—26 der Nachlese), welche Goethe's damalige kritische Thätigkeit illustriren.

*) Das von Burkhardt a. a. O. als No. 1 gebrachte Epigramm: „Frankreich hat uns ein Beispiel gegeben" findet sich so schon in Schiller's Musenalmanach a. d. J. 1796, als die erste Gestalt der jetzigen No. 54. Vergl. auch Burkhardt's Artikel „Die ältesten Venetianischen Epigramme Goethe's" in den Grenzboten, 1872, IV. November. S. 374—377.

Von den übrigen Gedichten erfreuen besonders die Widmungen an Merck, Lenz, die Herzogin Amalia und den Sohn. Die Mittheilung eines neuentdeckten Epigramms auf Schiller's Don Karlos vom Jahre 1791 war uns leider nicht gestattet.

Für die Erklärung bietet die größte Schwierigkeit das Concerto dramatico des Jahres 1772, ein skurriler Vorläufer der Goethischen Fastnachtsspiele, eine wilde Burleske, voll satirischer Ausfälle auf die Eigenthümlichkeiten der Darmstädter Freunde, die uns freilich entgehn. Dahin gehört das „Aus nichts wird nichts" des Allegro con spirito, dessen Witz, beim Mangel jener Kenntniß, nicht ganz einleuchtet. Jedoch ist immer der Versuch zu machen, die Vernunft der Unvernunft zu finden.

Berlin, im November 1872.

G. von Loeper.

Inhalt.

		Seite
1.	Concerto dramatico	
2.	Zueignung an Merck	241
3.	Mädchens Held	248
4.	Stoßgebet	249
5.	An Lenz	250
6.	Ein Reicher	251
7.	Todeslied eines Gefangenen	252
8.	Liebeslied eines amerikanischen Wilden	252
9.	Brasilianisch	253
10.	Herzog Leopold von Braunschweig	254
11—19.	Neun Venetianische Epigramme	255
20.	Der Herzogin Amalia von Weimar	255
21.	An Knebel	257
22.	In das Stammbuch des Sohns	257
23.	Genius andrer Welten	258
24.	Denkmünze auf Kant	258
25.	Campe's Laokoon	259
26.	Wafferbildung	259
27.	Der Herzogin Amalia von Weimar	260
28.	Das Blumenchor	260
29.	Liebe	261
30.	Am 28. Auguſt 1815	261
31.	An die Entfernte	262
32.	In das Stammbuch des Sohns	263

Seite
33. Dem Frauenverein 263
34. An Friedrich Wagener 263
35. Aus den Wanderjahren 264
36. In das Stammbuch der Frau Dürand-Engels . . . 264
37. Eile zu Ihr 265
38. Gar Mancher hat sich ernst 265
39. Man ist mit Recht 265
40. Lehrspruch 266

Concerto dramatico

composto dal

Sigr. Dottore Flamminio

detto Panurgo secondo.

Aufzuführen in der

Darmstädter Gemeinschaft der Heiligen.

1772.

Tempo giusto. C

Die Du steigst im Winterwetter
Von Olympus' Heiligthum,
Thatenschwangerste der Götter,
Langeweile, Preis und Ruhm,
Dank Dir! Schobest meinen Lieben
Stumpfe Federn in die Hand,
Hast zum Schreiben sie getrieben
Und ein Freudenblatt gesandt.

Das Concerto dramatico ist zuerst gedruckt 1809 in K. Zöpprits' Schrift „Aus F. H. Jacobi's Nachlaß". Bd. II. No. 191. S. 267 bis 272. war aber schon einige Jahre vorher in einem Facsimile bekannt, welches wir, als korrekter, unserm Abdruck zu Grunde gelegt haben. Wir verdanken Herrn S. Hirzel die Kenntniß dieses Facsimile's. Ueber die Zeit des Concerto verlautet nichts. Es scheint in einem Januar, jedenfalls im Winter verfaßt zu sein, wie aus dem 1. Verse, dem Allegro con furia, dem Cantabile und dem Januar des Andantino, sowie aus Var. 2 des Capriccio und der Strophe Lon expressivo hervorgeht. Das Stück ist an den Darmstädter Freundeskreis gerichtet, als Antwort auf die Briefe, „das Freudenblatt", welche der Dichter von dort im Winter empfangen, hauptsächlich an Merck, dem er das Stücklein zugesandt haben wird. Die Intimität mit jenem Kreise fand aber im Winter 1772 und im Winter 1773 in ihrer Blüthe. Aus vielen Gründen geben wir dem ersten Winter den Vorzug, besonders wegen der Augenblicklichkeit der ganzen Konzeption, welche die Hochzeitspiele der Jahre 1773 und 1774 im Prime enthält, ohne daß die dramatische Form schon durchbräche. Somit verlegen wir das Scherzgedicht in den Januar 1772. Goethe schreibt sich: Doktor Flamminio, genannt Panurg der Zweite. Ob wir in dem Namen einen augenblicklichen Einfall des Dichters oder die Italienische Form der Scherznamen vor uns haben, welche er im Darm-

Allegretto. $^2/_3$

Machst Jungfrau zur Frauen,
Gesellen zum Mann,
Und wär's nur im Scherze,
Wer anders nicht kann.
Und sind sie verehlicht,
Bist wieder bald da,
Machst Weibchen zur Mutter,
Monsieur zum Papa.

Arioso.

Gekaut Papier! Sollt's Juno's Bildung sein!
Gar großen Dank! Mag nicht Jrion sein.

---

städter Zirkel erhalten hatte, steht dahin. Es läßt sich aber das letztere annehmen, insoweit wenigstens, daß obige Bezeichnungen an die ihm dort beigelegten Eigenschaften und Spitznamen anknüpfen. In gleicher Art führten Herder's Braut, Karoline Flachsland, und Fräulein von Roussillon, beide Mitglieder der Darmstädter „Gemeinschaft der Heiligen", die Namen Psyche und Urania (s. Bd. III. 35 und 37). Von Goethe, dem Wanderer, sind jedoch Bezeichnungen, wie die beiden obigen, sonst nicht bekannt; auch erscheint die erstere, Flamminio, beziehungslos, sofern man nicht darin den römischen Namen, den Opferpriester, den Namen floralis (Andantino) u. pomonalis (Presto fugato), oder aber den lustigen Bruder aus Flandern, den Flamingo, den Blamländer und Flämischen wiederfinden will. Panurg ist dagegen die bekannte Rabelais'sche Figur (les brobis de Panurge), den Goethe später in der „Reise der Söhne Megapragon's" (Bd. XVI. 191) wiedererweckte. Panurg ist der Schelm, der Kluge, Alles Vermögende, und vielleicht hat man Goethe in Darmstadt mit diesem Namen getauft, worauf das dotto hinweist. Der Darmstädter Zirkel nannte sich Gemeinschaft der Heiligen grade im Winter 1771 auf 1772; denn aus Wetzlar schreibt Goethe im Juli 1772 an Herder: „Von unsrer Gemeinschaft der Heiligen sag' ich Euch nichts. Ich bin προφυτος und im Grund bisher nur neben Allen hergegangen; mit Merken bin ich fest verbündet", und in dem Gedicht An Psyche aus dem Mai 1772 heißen die Freunde: „Verbunden Ehe mit ew'gem Band" (Bd. III. 36).

Tempo giusto. Das C bedeutet "Takt. Wie hier, ist im 27. der Venetianischen Epigramme (Bd. II. 143) die Langeweile als „Mutter der Musen" gegrüßt, und in den Reimsprüchen (das. S. 328) als „eine Würze, die viel verdaut".

Allegretto. Die Liebe als Wirkung der langen Weile. Gesellen für Junggesellen (Singular). Im 5. Verse Anspielung auf das in Frankfurt beliebte Mariagespiel. S. Dichtung und Wahrheit, Buch XV.

Arioso. Gekaut Papier. Verdeutschung von papier mâché. In losem Zusammenhang mit der vorigen Strophe wird hier der bildlichen Darstellung einer Juno gedacht. Denn Merck war wie Goethe Zeichner, Maler und Kunstfreund; wie die unten folgende Zueignung an Merck und der Gute Rath auf ein Reißbrett u. s. w. (II. 191) beweisen, bewegte sich ihr Verkehr damals vorzugsweise in dieser Richtung. Das Fren-

Allegro con furia.

Weh! Weh! Schrecken und Tod!
Es droht
Herein der jüngste Tag, im Brausen
Des Sturmes hör' ich die Noth
Verdammter Geister sausen,
Und roth
In Blutflamm' glüht Berg und Flur;
In meinen Gebeinen wühlt ein Grausen
Der Hölle, Nacht und Angst
Und das Brüllen des ungeheuren Löwen,
Des Seelenverderbers,
Umgiebt mich. Ich versinke
In Feuer-Seelenqualen pechentflammten Schlund.

Cantabile.

Schlafe mein Kindlein und ruhe gesund!
Pfeift drauß' ein Windlein und bellt drauß' ein Hund.

Andantino.

Der Frühling brächte Rosen
Nicht gar;
Ihr möchtet sie wol lieber
Im Januar.
Wart' nur, Ihr lieben Mädchen,
Den Juni ran
Und dann wahrt Eure Finger,
Sind Dornen dran.

---

denblatt der 1. Strophe mag das, mit den dort erwähnten Schreibenübersandte, Bild der Juno gewesen sein, auf welches das Arioso zurückkommt. Eine Juno zu lieben, ist gefährlich, nach der Erfahrung des Ixion, dem sie ein Wolken-Trugbild unterschob, auf welche Sage Goethe auch im Faust anspielt (Bd. XIII. 251). Sofern nicht papier mâché auch zu Zeichenpapier verwandt wird, möchte ein Dosenbild der Juno gemeint sein oder eines im Rahmen von jenem Stoff.

Allegro con furia. Schilderung der Winterstürme in Höllen-Breughel's Manier, als Perstflage. Den Gegensatz bildet das folgende Cantabile, ein Wiegenlied; hier pfeift nur ein Windlein, dort Brausen des Sturmes; hier bellt ein Hund, dort Brüllen des Löwen; hier Kinderuh, dort Seelenqualen. Alte Kinderverse scheinen benutzt zu sein.

Andantino. Im Winter Hoffnung auf den Frühling, wie im Schlaf-Presto auf den Sommer und Herbst. Der Anfang so zu verstehn: „Als wenn der Frühling nicht Rosen brächte, wünscht Ihr solche schon im Januar." — Wart' für wartet.

Lamentabile.

Meine Augen roth von Thränen,
Müde meine Bruſt von Stöhnen,
Nirgends, nirgends find' ich Ruh,
Schließe meine Augen zu.
Schlaf, verwiege meine Sorgen!

(Ein Wenig geſchwinder, con speranza.)

Kommſt Du heut nicht, ſo kommſt Du morgen.

Allegro con spirito.

Nirgends eine Welt von Nichts,
Nirgend Menſchen ohne Lieb',
Sonne kann nicht ohne Schein,
Menſch nicht ohne Liebe ſein.
Nichts nichts iſt und nichts nichts giebt,
Alles iſt und Alles liebt.

Choral.

Erbarm Dich unſrer, Herre Gott,
In aller Noth,
In Langeweil' und Grillen Noth,
Entzieh uns lieber ein Stückchen Brod,
Kennſt Deine Kinder, o Herre Gott!

Capriccio con Variazioni.

Und will auf der Erde
Dumm ſtille nichts ſtehn,
Will Alles herum,
Diduni ſich drehn.

Lamentabile. Die parodiſtiſche Tendenz beſonders deutlich im Schluß, der mit den vorhergehenden zwei Versen, gleich dem Cantabile, wieder die Langeweile feiert.

Allegro con spirito verſpottet ebenſo wie das Allegro con furia und das Lamentabile die extremen Ausdrucksweiſen der Zeitdichter in Klopſtock's Gefolge: es iſt zugleich Selbſtparodie. Aehnlich im Satyros (Bd. VIII. S. 227).

Choral. Lieber hungern, als langweilen. — Die mittelalterliche Form Herre oft bei Goethe im Vokativ, aber auch im Nominativ und Dativ; Kenner und Enthuſiaſt: „Ach Herre Gott, ach Herre Gott" (II. 190).

Var. 1.

Seiltänzer und Jungfern,
Studenten, Husaren,
Geschwungen, gesungen,
Geritten, gefahren.
In Lüften, der Erde,
Auf Wasser und Eis.
Bricht Eines sein Hälsli,
Das Ander Gott weiß.
(Capriccio da Capo)

Var. 2.

Auf Schlittschuh wie Blitze
Das Flüßli hina,
Und sind wir nun droben,
So sind mir halt da.
Und muß es gleich wieder
Nach Heimä zu geh',
Und thut Ei'm das Hütli
Und Füßli so weh.
(Capriccio da Capo)

Var. 3.

Geritten wie Teufel
Berg auf und Berg ab,
Galopp auf Galopp,
Gehn die Hund' nur im Trab.
Bis Gaul wund am Kreuz ist,
Der Ritter am Steiß;
Frau Wirthin, ein Bett, hol'
Der Teufel die Reis'!
(Capriccio da Capo)

---

im Jahrmarktsfest „lieber Herre Gott" (VIII. 178), in den Versen an Frau Rumpf „unserm Herre-Gott" (III. 314), im Divan „Ein Herre" (IV. 107), und unten im Großgebet v. J. 1775 „lieber Herre Gott".

Capriccio schildert Belustigungen, besonders Winterbelustigungen zur Vertreibung der langen Weile, jedoch mit launigem Spott auf deren sehr schmerzhafte Folgen. Der Ton des Capriccio, wie der Anfang der 1. Variation und die Anklänge an den Frankfurter Dialekt (Heimä, wie „noch der Heimen" im Kinderliede Simrock No. 350) anticipiren die Eigenthümlichkeiten des Jahrmarktsfests zu Plunderweilern (VIII. 150). Der Schlußvers der Var. 1 zu verstehen: „Gott weiß, wann auch das Andre bricht", und V. 4 von Var. 3: „Die Hunde mögen traben, wir galoppiren."

Air.

Une fille
Gentille,
Bien soignée par Mama,
Toute échauffée,
Dans une allée
Se promena.
Elle en gagna
Un gros rhume, et bonne Mama
S'écria
De toute sa poitrine:
Médecin! Médecine!

Un garçon
Bel et bon
Par aventure se trouva,
Et s'y prêta,
Et la frotta,
La bien chauffa,
Que rhume bientôt s'envola.
Le divin! La divine!
Médecin! Médecine!

Molto andante.

Hat Alles seine Zeit.
Das Nahe wird weit,
Das Warme wird kalt,
Der Junge wird alt,
Das Kalte wird warm,
Der Reiche wird arm,
Der Narre gescheit,
Alles zu seiner Zeit.

Air, sicherlich einer französischen Quelle entnommen; ganz im ältern, zwar cynischen, jedoch nicht lüsternen Rabelais'schen Geschmack.

Molto andante, nach Vrch. Salomo, 3, 1—8. Dieselbe Priamel gab Goethe 1774 auf der Abreise zum Besten (s. III, 197), wobei dort aus unsrer Strophe der fehlende sechste Vers „Der Reiche wird arm" zu ergänzen ist. Alte Verse liegen zu Grunde. (Vergl. Simrock, d. d. Kinderbuch 3. A., No. 165—167, die Anfänge).

Con espressione.

Ein Weiblein der Sibyllenschaar
Drohte mir Gefahr, Gefahr
Von schwarzen Augen im Januar
Und Februar
Und März und — ach, durchs ganze Jahr!
Wenn, Marianne, Du mitleidig bist,
Wie schön, vergönne mir
Die arme kurze Frist!

Presto fugato.

Und Rosenblüth' und Rosenlust!
Und Kirschen, Aepfel und Birnen voll!
Gejauchzt, getanzt mit voller Brust!
Herbei! Herbei! Und laut und toll!
Laßt sie kommen,
Alle!
Hier ist genug,
Hier schäumt der Most,
Die Fässer heraus!

Rum Rum,
Didi di dum,
Herbei, herbei,
Didi di bei!
Die Laffen,
Da stehn sie und gaffen
Der Herrlichkeit zu.

Con espressione. Ausführung des sprichwörtlichen „Januar, Februar, März" (II. 333). In Sibyllenschaar fehlt der Nebenbegriff des Priesterlichen, Prophetischen nicht ganz; denn die „Weiblein" alle treiben das „Zauberhandwerk" (III. 317). Im eigentlichen Sinne spricht Goethe von Sibyllen XI. 1, 108: „Uns, Eurem Dienst entzündeten Sibyllen", XIII. 90: „Die liebste mir aus der Sibyllengilde", und sonst. Hier ist die Bezeichnung freundlicher. Der Name war damals üblicher als jetzt, und von Goethe's Freundinnen trug ihn die im Mariageispiel ihm verbundne Fräulein Münch, im Vater Brey und im Faust (XII. 114) kommt der Name vor. Der Name Marianne, durch Haller geweiht und von Goethe oft gebraucht, z. B. in den Geschwistern und im Wilhelm Meister, steht hier ohne bestimmte Beziehung. An Höpfner's Braut, Marianne Senn, ist nicht zu denken.

Presto fugato. Aus dieser Schluß enthält viel Anklänge oder vielmehr Vorklänge von Goethe's „Jahrmarktsfest". Dem Winter und der langen Weile sind hier der Sommer und Herbst, die Erntefreude und

Mit! Mit!
Gesprungen! Gesungen!
Alten und Jungen!
Mit! Duru! Mit!
Sind große Geister,
Gestopelte Meister,
Verschnitten dazu!

Weiber und Kinder,
Zöllner und Sünder,
Kritaster, Poeten,
—, Propheten,
Dal dilleri du!
Da stehn sie, die Laffen,
Und gaffen ::
Der Herrlichkeit zu.

Dum du, dum du,
Dam dim di di du,
Dam dim di di du,
Huhu! Huhu!

Zueignung an Merck.*)

1774.

Hier schick' ich Dir ein theures Pfand,
Das ich mit eigner hoher Hand
Mit Zirkel und mit Lineal
Gefertigt Dir zur Zeichenschal'

---

die Zelterlust gegenübergestellt. Aber auch hier fehlt nicht die satirische Tendenz des Ganzen, und die Laffen, die großen Geister stehen da als Philister auf der Kirmes.

Gestopelt wol für gestoppelt, Dichter, deren Werke nicht aus dem Ganzen und Vollen geschaffen, vielmehr gestoppelt, zusammengestoppelt, und außerdem, gleich den Hecken der damaligen französischen Gärten, verschnittene sind. (S. wegen Stoppeln Sanders' Wörterb. II. 1225.) Kritaker für Kritikaster, Kunstkritiker, der Dichter selbst und Merck. Mit dem nächsten Verse vergl. III. 302: „—pack, zuletzt Propheten!" „Dum di dum", u. s. w. malende Klänge wie bei Simrock, a. a. O. No. 56. S. 14, und im Wunderhorn, I. 97.

*) Zuerst mitgetheilt 1871 in der Darmstädter Mainzeitung, No. 204 vom 2. September, und danach von Düntzer in der Kölnischen Zeitung vom Oktober. Das Gedicht wurde, nebst dem bekannten „Guter Rath" (II. 191), letzteres mit der Ueberschrift: Denk- und Trostsprüchlein, als Aufschrift

Und auch zu feſtem Kraft und Grund
In meiner guten Zeichenſtund'.
Nimm's, lieber Alter, auf Dein Knie
Und denke mein, wenn's um Dich ſchwebt,
Wie es in Sympathieen die
Um mein verſchwirbelt Hirnchen lebt.
Geb' Gott Dir Lieb' zu Deinem Pantoffel,
Ehr jede krüpplige Kartoffel,
Erkenne jedes Dings Geſtalt,
Sein Leid und Freud', Ruh und Gewalt,
Und fühle, wie die ganze Welt
Der große Himmel zuſammenhält;
Dann Du ein großer Zeichner, Koloriſt,
Haltungs und Ausdrucks Meiſter biſt.

Mädchens Held.

1774.

(Die Strophen 7 und 8 des Gedichts: So iſt der Held, der mir gefällt!)*)

So iſt der Held, der mir gefällt!
Soll mein deutſches Herz weich flöten,
Raſches Blut in meinen Adern röthen,
So iſt der Held, der mir gefällt!
Ich vertauſch' ihn nicht um eine Welt.

---

einer Zeichen-Mappe auf dem Boden des Darmſtädter Schloſſes im gedachten Jahre aufgefunden. Die Epiſtel fällt in die Zeit des lebendigen Verkehrs Goethe's mit Merck und dem Darmſtädter Kreiſe. Genau wüßten wir das Jahr nicht zu beſtimmen; jedoch wird man nur zwiſchen 1773 und 1774 zu wählen haben. Wir würden dem letztern Jahre, in welchem Goethe auch für Schloſſer ein ähnliches Geſchenk verfertigte und malte (III. 316), den Vorzug geben, da der Ton des Gedichts auf eine ſpätere Zeit als 1773 ſchließen läßt, obſchon der Anfang an die Epiſtel an Gotter vom Jahre 1773 (III. 140) erinnert.

*) Zuerſt von uns mitgetheilt in einem Artikel über jenes Gedicht (Bd. III. S. 94 und 95) in R. Gosche's Archiv f. Litt.-Geſch., 1870. I. S. 500 ff. Durch die beiden obigen Strophen erhält das, urſprünglich Mädchens Held überſchriebene Gedicht ſeinen Abſchluß. In der Note Bd. III. S. 94 war bereits die, bisher unbekannte, Beziehung auf Wieland angedeutet und dadurch eine Zeitgrenze für die Entſtehung des Gedichts gewonnen, welches die „Chronologie der Entſtehung Goethe'ſcher Schriften" fälſchlich in das Jahr 1816, die Zeit der Wiederauffindung deſſelben, verlegt hatte. Die Exiſtenz der obigen beiden Schlußſtrophen, von H. Düntzer (Komm., II. 410) bereits aus innern Gründen vermuthet, machte hierauf Frh. v.

Singt, Schäfer, singt, wie's Euch gelingt!
Wieland soll nicht mehr mit Seinesgleichen
Edlen Muth von Eurer Brust verscheuchen.
Singt, Schäfer, singt, wie's Euch gelingt,
Bis Ihr deutschen Glanz zu Grabe bringt!

Flohgebet.*)

1775.

Vor Werther's Leiden,
Mehr noch vor seinen Freuden
Bewahr uns, lieber Herre Gott!

Biedermann 1869 in der Wissensch. Beil. zur Leipziger Zeitung (No. 87 bis 90) bekannt, verwies auf den ersten Druck vom Jahre 1827 in Zelter's „Sechs deutsche Lieder f. d. Altstimme" (Berlin, Trautwein, als No. 3) und betonte zugleich die Tendenz gegen Wieland's verweichlichende Dichtung.

In jenem Druck trägt das Gedicht gleichfalls die Ueberschrift Mädchens Held, und Zelter setzte dasselbe, der Handschrift der Komposition zufolge, bereits am 3. Dezember 1816. In demselben Jahre hatte er es von Goethe erhalten und unter dem 15. desselben Monats brieflich die Schwierigkeit hervorgehoben, den Vers: „Und so soll mein deutsches Herz weich tödten" (Korruption des obigen 2. Verses) zu komponiren. Wenn Goethe somit das Gedicht als seines an Zelter 1816 gab und dieser es als ein Goethisches 1827 drucken ließ, weshalb nahm der Dichter die so gelungne und in allem Glanz der Sprache ausgeführte Parodie und Abwehr der Hirtenlieder der 70er Jahre in Wieland's Geschmack nicht unter seine lyrischen Gedichte auf? Weshalb nicht in die Ausgabe letzter Hand? Weil er sich 1827 nicht mehr erinnerte, das Gedicht gemacht zu haben, und seine Manier darin nicht wiederfand (s. seinen Brief an Kanzler v. Müller vom 22. Juni 1827 in Gosche's Archiv, 1872, II. 517, nebst der siebenten Strophe von Burkhardt mitgetheilt). Seine Herausgeber waren dagegen von seiner Urheberschaft überzeugt und veröffentlichten das Gedicht auf eigne Verantwortung in seinen nachgelassenen Werken 1833 (Bd. 7. S. 82, in 6 Strophen). Als Goethe im Jahre 1816 sich für den Verfasser des Gedichts hielt, befand er sich gewiß im Rechte, und 1827 im Unrechte. Sophie La Roche, mit der Goethe von 1773 bis 1775 in regem Verkehr und Briefwechsel stand, bewahrte das Gedicht als ein Goethisches, und wir verdanken der freundlichen Mittheilung H. Grimm's interessante Varianten der aus deren Nachlasse stammenden Abschrift (von Schlosser's Hand, in 8 Strophen. Vergl. Textrevision). Das Gedicht kann nur 1773 oder 1774 zur Zeit der jugendlichen Opposition Goethe's gegen Wieland entstanden sein, jedenfalls vor dem Dezember 1774, in welchem Monate beide Dichter sich für immer aussöhnten.

*) R. Köhler theilte diese Verse aus „F. H. Jacobi's Nachlaß" 1869 (II. 384) mit. Sie fanden sich von Goethe's Hand in einer die „Freuden

An Lenz.*)

Straßburg. Juli 1775.

Zur Erinnrung guter Stunden,
Aller Freuden, aller Wunden,
Aller Sorgen, aller Schmerzen
In zwei tollen Dichter-Herzen,
Noch im letzten Augenblick
Laß' ich Lenzen dies zurück.

---

des jungen Werther's" von Fr. Nicolai (1775) betreffenden Notiz: darunter stehen zwei mit der Feder im Profil gezeichnete Karikaturköpfe. Vergl. die „Anekdote zu den Freuden des jungen Werther's" (Bd. I. 521). Die Gebetsformel des dritten Verses war eine weitverbreitete; wir erinnern nur an den Spruch des 15. Jahrhunderts über die Brandenburgischen Raubritter, welcher ebenso schließt:

„Vor Köckeritze und Löderitze,
Vor Krachte und vor Ihenplitze
Behüt uns, lieber Herre Gott!"

G. Klöden, „Die Unitzow's und ihre Zeit". Hinsichtlich der Form Herre s. oben die Note zu dem Choral des Concerto dramatico.

*) Bisher nur in ein paar Exemplaren auf einem besonderen Blatt zum 28. August 1870 gedruckt. Die Verse standen in Lenz' Stammbuch, aus welchem der humoristische Dichter Karl Peterssen, Syndikus der Universität Dorpat, sie für den Dr. Dumpf kopierte. Mit den Papieren des Letzteren erhielt sie Baron J. v. Sivers in Livland, und dessen Güte verdanken wir die Abschrift. Lenz' Stammbuch selbst ist nicht wieder aufgefunden. Ueberschrift, Ort und Zeit fehlen in der Kopie. Straßburg kann nicht zweifelhaft sein, schon wegen des letzten Verses. Dagegen muß man sich entscheiden, ob man die Verse dem August 1771, als Goethe die Universität Straßburg verließ, oder dem Juli 1775, als er sich auf der Schweizer-Reise in Straßburg aufhielt, zuschreiben will. Und deuten die Verse 2 und 3 auf ihren Freuden, Sorgen und Schmerzen auf die spätere Werther- und Lili-Periode (vergl. den Anfang der Epistel „An Lottchen", I. 49). Auch ist uns zweifelhaft, ob sich Goethe schon 1771 beim Verlassen der Universität so bestimmt wie hier als „Dichter" bezeichnen konnte. Zudem stand die Freundschaft mit Lenz grade zur Zeit des Straßburger Aufenthalts 1770 auf ihrem Gipfel.

Mit Lenz vollendete Goethe im Juli 1775 „die übrigen Stationen" seiner dritten Wallfahrt nach Erwin's Grabe (Werke, 1840, Bd. 31, S. 34), und Lenz seinerseits widmete Goethe'n damals die Verse: Denkmal der Freundschaft. (III. 394. Siehe Burkhardt in den Grenzboten, 1871. No. 34, und unsere Bordemerkung S. 228.)

Ein Reicher,
dem gemeinen Wesen zur Nachricht.*)

Vor 1778.

Wollt Ihr wissen, woher ich's hab',
Mein Haus und Hab'?
Hab' allerlei Pfiff' ersonnen,
Es mit Müh, Schweiß und Angst gewonnen;
Genug, ich bin reich,
Drum — ich auf Euch!

Todeslied eines Gefangenen.**)

1783.

Kommt nur kühnlich, kommt nur Alle
Und versammelt Euch zum Schmause!
Denn Ihr werdet mich mit Dräuen,
Mich mit Hoffnung nimmer beugen.
Seht, hier bin ich, bin gefangen,
Aber noch nicht überwunden.
Kommt, verzehret meine Glieder

---

*) Von H. Düntzer zuerst in dem Nachlaß der Frau von Stein, Goethe's Freundin, im Jahre 1869 aufgefunden, und zwar in einem Abschriften Goethischer Gedichte enthaltenden Buche aus dem Jahre 1778. Hier stehn obige Verse unmittelbar vor dem Gedicht „Vor Gericht" (I. 245), dessen so frühe Entstehung bisher nicht bekannt war. Danach hat Düntzer die Verse in dem Artikel „Zur Goethe-Literatur" in der Beilage zur Allgem. Zeit. No. 222 vom 10. August 1870 zuerst mitgetheilt, welche auch auf einem besondern Blatt in wenigen Exemplaren (Berlin 1869) gedruckt sind. Die Verse berühren sozialistische Fragen in volksthümlich-epigrammatischer Form, wie das verwandte, gleichfalls jener frühen Zeit angehörige und auch schon in dem Buche der Frau von Stein enthaltene „Katechisation" (II. 252), welches genau den Satz paraphrasirt: la propriete c'est le vol. Auch „Menschengefühl" und „Hypochonder" (I. 168 und II. 257) finden sich schon hier.

**) Zuerst gedruckt in Burkhardt's Studie „Das Tiefurter Journal" (Grenzboten, 1871. No. 34. und daraus besonders Leipzig bei Herbig, 1871. 19 S.). Hier ist Goethe als Einsender dieses und des folgenden Gedichts für jenes Journal (No 38 v. J. 1782) zuerst nachgewiesen. Beide Stücke stehn auf demselben Blatt von seiner Hand. K. Köhler verdanken wir den Nachweis des Ursprungs (s. dessen Artikel Goethiana in der Zeitschrift f. deutsche Philologie von Hoffmer und Zacher. Halle. August 1871. III. 4. S. 475 bis 480). M. Montaigne, im 1. Buch seiner berühmten Essais (1580), bringt beide Gedichte in Prosa im 30. Kapitel (Des Cannibales), als Gesänge der Gefangenen aus dem neuentdeckten Lande.

Und verzehrt zugleich mit ihnen
Eure Ahnherrn, Eure Väter,
Die zur Speise mir geworden!
Dieses Fleisch, das ich Euch reiche,
Ist, Ihr Thoren, Euer eignes,
Und in meinen innern Knochen
Stickt das Mark von Euren Ahnherrn.
Kommt nur, kommt, mit jedem Bissen
Kann sie Euer Gaumen schmecken.

---

a.

Liebeslied eines amerikanischen Wilden.*)

1782.

Schlange, warte, warte, Schlange,
Daß nach Deinen schönen Farben,
Nach der Zeichnung Deiner Ringe
Meine Schwester Band und Gürtel

„wo Bilsezaignen gelandet, der es das antarktische Frankreich nannte". Dies Land, von ihm zuerst 1557 betreten, war Brasilien. Montaigne also berichtet hier, er besitze von einem jener Gefangenen einen Gesang, in welchem folgende Stelle vorkommie: Qu'ils viennent hardiment trestous, et s'assemblent pour dîner de lui, car ils mangeront quand et quand leurs pères et leurs ayeux qui ont servi d'aliment et de nourriture à son corps: ces muscles, dit-il, cette chair et ces veines ce sont les vôtres, pauvres fols que vous êtes; vous ne reconnaissez pas que la substance des membres de vos ancêtres s'y tient encore: savourez-les bien, vous y trouverez le goût de votre propre chair (deutsch bei Titius, Montagne's Versuche, Leipzig 1753. I. S. 353, mit dem Marginal Kriegslied eines solchen Gefangenen: „Sie sollten nur alle kühnlich kommen und sich versammeln, um von ihm zu schmausen. Sie würden zugleich auch ihre Väter und Großväter mit fressen, die seinem Leibe zur Nahrung und Speise gedient hätten. Diese Muskeln, sagt er, dieses Fleisch und diese Adern sind von Euch, Ihr Narren. Ihr wißt nicht, daß das Beste von Eurer Vorfahren Glieder noch darinnen ist. Kostet sie nur recht: Ihr werdet Euer eigen Fleisch schmecken"). Montaigne, der hier schon ganz als ein Vorverkündiger des Rousseau'schen Naturevangeliums auftritt, sagt hinzu: Invention qui ne sent aucunement la barbarie, womit heute kein Leser übereinstimmen wird. Wie Köhler richtig bemerkt, sind V. 3 bis 6 Goethe's Zusatz, entnommen Montaigne's eigener Erzählung, besonders der sogleich auf das Gedicht folgenden Stelle: De vrai, ils ne cessent jusqu'au dernier soupir de les (ihre Wächter) braver, et dôner de parole et de contenance. Köhler theilt a. a. O. zugleich die Uebersetzung beider Lieder von Bode (Montaigne's Versuche. Berlin 1793. II. 181) mit. — Stickt, im letztgehen Verse als 3. Person Singularis des Präsens von hecken, ist eine von Goethe stets beibehaltene ältere Form.

*) Dies Lied folgt in zwei verschiedenen Bearbeitungen, die erste aus dem Tiefurter Journal No. 30 vom Jahre 1783 (siehe die vorige Note), die

Mir für meine Liebste flechte.
Deine Schönheit, Deine Bildung
Wird vor allen andern Schlangen
Herrlich dann gepriesen werden.

b.

Brasilianisch.

1825.

Schlange, halte stille!
Halte stille, Schlange!
Meine Schwester will von Dir ab
Sich ein Muster nehmen;
Sie will eine Schnur mir flechten,
Reich und bunt, wie Du bist,
Daß ich sie der Liebsten schenke.
Trägt sie die, so wirst Du
Immerfort vor allen Schlangen
Herrlich schön gepriesen.

---

zweite aus Kunst und Alterthum, V. 3. 150 vom Jahre 1826, in lateinischen Lettern (I. III. 371 der Werke). M. Montaigne Essais, I. ch. 30 sagt, er besitze, außer einem der Kriegslieder der Eingebornen (von Brasilien), ein Liebeslied, welches also beginne: „Couleuvre, arrête-toi, arrête-toi couleuvre, afin que ma soeur tire sur le patron de ta peinture la façon et l'ouvrage d'un riche cordon que je puisse donner à ma mie; ainsi soit en tout temps ta beauté et ta disposition preferée à tous les autres serpents." Er fügt hinzu: „Ce premier couplet, c'est le refrain de la chanson. Or j'ai assez de commerce avec la poesie pour juger ceci, que non seulement il n'y a rien de barbarie en cette imagination, mais qu'elle est tout à fait anacreontique."

Titus ist vorige Note, bei welchem dieser Zusatz, soweit er gesperrt ist, fehlt, übersetzt, unter dem Marginale Liebeslied eines Wilden in Amerika: „Schlange, warte, warte, Schlange, damit mir meine Schwester nach der Zeichnung Deiner Haut ein schönes Band für meine Liebste machen kann. So mag Deine Schönheit und Deine Bildung der Schönheit aller andern Schlangen ihren (sic) vorgezogen werden". Spuren dieser Uebersetzung treten in der Goethischen Bearbeitung z. namentlich in der Ueberschrift klar hervor (M. Köhler), so daß es den Anschein gewinnt, z liege Titus zu Grunde, und b sei, nach der Auffindung von z im Tiefurter Journal, von Goethe wiederum 1824 oder 1825 frei nach z umgedichtet; es läge dann in beiden Fällen keine Uebersetzung aus dem französischen Originale vor, sondern nur Bearbeitung einer vorhandenen deutschen Uebersetzung, zuerst einer fremden, dann einer eignen. Auch bei dem vorigen Stück wird nur Titus benutzt sein.

Herzog Leopold von Braunschweig.*)

1785.

Dich ergriff mit Gewalt der alte Herrscher des Flusses,
Hält Dich und theilet mit Dir ewig sein strömendes Reich.
Glücklich ruhest Du nun beim stilleren Rauschen der Urne,
Bis Dich die steigende Fluth wieder umbrauset und weckt.
Werde dann hilfreich den Menschen, wie Du es Sterblicher warest,
Den wir als Krieger geehrt, herzlich als Bruder geliebt.

Oder statt der zwei letzten Zeilen:

Werde dann hilfreich den Menschen, und was Du Sterblicher wolltest,
Führe Unsterblicher aus, bändige Wellen und Noth!

Venetianische Epigramme.**)

1790.

I.

Viele folgten Dir gläubig und haben des irdischen Lebens
Rechte Wege verfehlt, wie es Dir selber erging.
Folgen mag ich Dir nicht, ich möchte dem Ende der Tage
Als ein vernünftiger Mann, als ein vergnügter mich nahn.
Heute geborch' ich Dir doch und wähle den Pfad ins Gebirge;
Diesmal schwärmst Du wol nicht. König der Juden, leb wohl!

*) Erste, alternative, Gestalt des Epigramms Bd. II. S. 5, nach Goethe's eigenhändiger Niederschrift, uns mitgetheilt von Frhr. v. Biedermann. Es schien Goethe wol gewagt, das „herzlich als Bruder geliebt" der ersten Fassung auf ein öffentliches Denkmal zu setzen; aus diesem Grunde schickte er, für den Fall der Verwerfung, sogleich eine zweite Lesart mit, welche auch, mit einigen Abänderungen, gewählt wurde. Das Schlußdistichon in obiger erster Alternative fand sich auch in Herder's Nachlaß (I. 177) vor, wo jedoch Sterblichen ein auch in unsre Ausgabe (II. 5. Note**) übergegangner Schreib- oder Druckfehler ist; auch steht an letzterer Stelle dem irrig für den. Im Haus-Archive zu Weimar wird das Gedicht in der von Goethe schließlich festgestellten Fassung der Drucke aufbewahrt (Burkhardt in Gosche's Archiv, II. 516).

**) Wegen der Quelle und des ersten Drucks s. Vorbemerkung, S. 237. Zu 1. Wenn sich der Dichter, gleich Christus, in das Gebirge zurückziehen will, so kann das Epigramm nicht wol in Venedig selbst, sondern erst auf der Rückreise, etwa in Verona, entstanden sein, woselbst Goethe zu Ende Mai, namentlich zu Pfingsten (23. Mai) verweilte. Dort kann man schon von „Pfaden ins Gebirge" sprechen. Strauß urtheilt ähnlich über Christus: „Es hat edle, hat geistvolle Schwärmer gegeben; ein Schwärmer kann anregend, erhebend, kann auch historisch sehr nachhaltig wirken; aber zum Lebens führer werden wir ihn nicht wählen wollen. Er wird uns auf Abwege führen" (Der alte und der neue Glaube, 1872. S. 80).

2.

Offen steht das Grab! Welch herrlich Wunder, der Herr ist
Auferstanden! Wer's glaubt! Schelmen, Ihr trugt ihn ja weg.

3.

Was auch Helden gethan, was Kluge gelehrt, es verachtet's
Wähnender christlicher Stolz neben den Wundern des Herrn.
Und doch schmückt er sich selbst und seinen nackten Erlöser
Mit dem Besten heraus, was uns der Heide verließ.
So versammelt der Pfaffe die edlen leuchtenden Kerzen
Um das gestempelte Brod, das er zum Gott sich geweiht.

4.

Wenn Du schelten willst, so wolle kein Heiliger scheinen!
Denn ein rechtlicher Mann schweigt und verzeihet uns gern.

5.

Ob erfüllt sei, was Moses und was die Propheten gesprochen,
An dem heiligen Christ, Freunde, das weiß ich nicht recht.
Aber das weiß ich: erfüllt sind Wünsche, Sehnsucht und Träume,
Wenn das liebliche Kind süß mir am Busen entschläft.

6.

„Wagst Du deutsch zu schreiben unziemliche Sachen?" Mein Guter,
Deutsch dem kleinen Bezirk leider ist griechisch der Welt.

7.

Amerikanerin nennst Du das Töchterchen, alter Phantaste?
Glücklicher hast Du sie nicht hier in Europa gemacht.

8.

Lange sucht' ich ein Weib mir, ich suchte, da fand ich nur Dirnen.
Endlich erhascht' ich Dich mir, Dirnchen, da fand ich ein Weib.

Zu 2. Die Osterwoche, Anfang April, brachte Goethe in Venedig zu. Vergl. das auf den Charfreitag bezügliche Epigramm No. 9 (II. 139) und die Note daselbst. Der Rationalismus des vorigen Jahrhunderts, vertreten durch Reimarus, hatte angenommen, daß die Jünger Christi Leichnam aus dem Grabe entwendet hätten, um ihren Meister für auferstanden auszugeben.

Zu 6. Den früheren gegen die deutsche Sprache gerichteten Epigrammen Nr. 29 und 77 (II. 143 und 151) reiht sich das obige an, indem es ihr die geringe Ausbreitung vorwirft. Graeca sunt, non leguntur.

Zu 7. Bezieht sich wiederum auf Bettina, der von No 37 (II. 145) an so viele Tüchchen gelten. Alter Phantaste heißt hier der Vater, wie III. 150 in No. 6 „Alter Gaukler".

Zu 8. No. 8 ist dagegen ein Rückblick auf des Dichters deutsche

9.

Was hat Joſeph gewollt, und was wird Leopold wollen?
Menſchen ſind ſie wie wir, Menſchen, wir ſind es wie ſie.
Nie gelingt es der Menge, für ſich zu wollen; wir wiſſen's.
Doch wer verſtehet, für uns Alle zu wollen, er zeig's!

Der Herzogin Amalia von Weimar

mit den Venetianiſchen Epigrammen.*)

1790 oder 1791.

Sagt, wem geb' ich dies Büchlein? Der Fürſtin, die mir's gegeben,
Die uns Italien jetzt noch in Germanien ſchafft.

An Knebel.**)

Völligen Unſinn ſiegelt' ich hier, geſchriebnes Geſchreibe;
Oeffn' es nicht, ſonſt ſchwirrt Käfer auf Käfer umher.

Geliebte, ſein ſpätres „Weib", die pſychologiſche Erklärung dieſes Bundes und ſchon das Motiv von „Der Gott und die Bajadere" (I. 272) enthaltend. So nennt ihn auch ſeine Mutter „glücklicher als in einer fatalen Ehe" (Frau Rath von K. Teil, 1871. No. 115).

Zu 9. Erſte Faſſung des 52. Epigramms (II. 148). Dort lautet das erſte Diſtichon allgemeiner:

Könige wollen das Gute, die Demagogen desgleichen.
Sagt man; doch irren ſie ſich: Menſchen, ach, ſind ſie wie wir.

Der Kaiſer Joſeph der Zweite war am 20. Februar 1790 verſtorben, und nur wenige Tage vor Goethe's Abreiſe nach Italien war die Trauernachricht nach Weimar gelangt. Der Regierungswechſel und die erſten Regenten-Handlungen Leopold des Zweiten, in die Zeit von Goethe's Venediger Aufenthalt fallend, riefen das Epigramm hervor. Der Kaiſer Beſtrebungen liefen anfänglich parallel mit der franzöſiſchen Revolution, und Bourgoing (Histoire diplomat. de l'Europe pendant la revolut. franç., 1867) nennt ſie deshalb des libéraux autoritaires, Demagogen von oben, für uns Alle wollend.

*) Zuerſt mitgetheilt 1879 von Burkhardt, a. a. O., II. 512. Note. — Die Fürſtin, in deren Begleitung Goethe 1790 Italien verließ, die Kennerin zugleich der Alten, war vorzugsweiſe befähigt, jene Epigramme zu verſtehen und zu würdigen. Ein Theil derſelben, wenn auch ein nur geringer, war noch unter ihren Augen in Italien entſtanden und vielleicht Einzelnes auf ihre Anregung. Noch 1805 widmete ihr Goethe ſeinen Winckelmann. Siehe unten No. 27.

**) Das Diſtichon, bisher ungedruckt, ſchrieb Goethe auf ein Briefcouvert mit der Adreſſe: „An Major v. Knebel in Jena", worin ein: „Manuſcript zum Druck an Bertuch in Thalen." Das Manuſcript enthielt jedenfalls Xenien oder Epigramme, vor welchen Inſekten Knebel ſcherzhaft

In das Stammbuch des Sohns.*)

1805 oder 1804.

Gönnern reiche das Buch, und reich' es Freund und Gespielen,
Reich' es dem Eilenden hin, der sich vorüberbewegt.
Wer des freundlichen Worts, des Namens Gabe Dir spendet,
Häufet den edlen Schatz holden Erinnerns Dir an.

Genius anderer Welten.**)

Januar 1804.

Wie Du Vertrauen erweckst, o Genius anderer Welten,
Mehr als der indische Mann zeige Dich selig und reich!

---

gewarnt wird. Goethe nennt sie **unversöhnende Läser**, wie Bd. II. S. 390 die zahmen Xenien **unversöhnende Mücken**. — **Geschriebenes Geschreibe**", im Gegensatz zu einer **gedruckten** Schrift; es kann aber auch ein Wortspiel mit **Epigramm** beabsichtigt sein (wie Bd. II. 149. No. 60), so daß „geschriebnes Geschreibe" ein scherzhaft herabsetzender Ausdruck wäre für „geschriebene Epigramme", für **Epigrammen-Manuscript**. Auch diese Bezeichnung enthält den Begriff des Geschriebenen tautologisch zweimal (γράφειν und scribere). Die Zeit der Sendung wüßten wir nicht zu bestimmen. Das Original ist im Großherzoglichen Besitz zu Weimar.

*) Zuerst gedruckt in dem zu London 1869 (Macmillan & Co.) erschienenen Werke: Diary, Reminiscences and Correspondence of Henry Crabb Robinson by Sadler, Vol. I. p. 190 (auch ins Deutsche übersetzt von Sitzer). Crabb Robinson, der sich vielfach in Deutschland und besonders in Jena und Weimar aufgehalten, notirte diese Distichen aus dem Stammbuch von Goethe's Sohn, als dieser 1804 Frau von Staël um einen Eintrag bat. Auch E. Hitzel hat die Distichen in das Druckheft „Zur Hausandacht für die Stille Gemeinde, am 28. August 1871" S. 4 aufgenommen. Goethe hat seinem Sohn reichlich mit Stammbuchversen bedacht; denn außer dem Distichon vom 12. Juni 1806 (III. S. 256. No. 170) fand, nach Burkhardt's Forschungen in Gelbe's Archiv. II. 517, auch die Verse Bd. III. S. 353 „Dies Album" am 5. Juni 1825 dem Sohne gewidmet, wie auch der unten als Nr. 22 mitgetheilte Zusatz zu diesen Versen. Robinson theilt außerdem Schiller's Eintrag in jenes Stammbuch mit; ein andrer findet sich in Meissl's Gedichten, Hamburg 1818. S. 27.

**) Im Intelligenzblatt der Jenaischen Allg. Lit.-Zeit., 1804. No. 14. S. 111, ohne Ueberschrift gedruckt, darnach in den von Frdr. v. Biedermann 1879 herausgegebenen Briefen Goethe's an Eichstädt. S. 242. In dem Briefe No. 19 vom 27. Januar 1804 übersendet Goethe sub 4 dies „geheimnißvolle Distichon, sich auf Verhältnisse zu einem entfernten Leser beziehend" (l. bal. S. 36). Es war also wol Goethe's anonyme Antwort auf einen Brief; er selbst ist jedenfalls unter dem

Denkmünze auf Kant.*)

Juli 1804.

Sieh! Das gebändigte Volk der lichtſcheu mukenden Kauze
Kutſcht nun ſelber, o Kant, über die Wolken Dich hin!

Lampe's Laokoon.**)

Juli 1804.

Schon vom Gifte durchwühlt, gebiſſen und wiedergebiſſen,
Vater und Sohn! O! Weh! — Heilige Plaſtik, o weh!

---

irdiſchen Mann zu verſtehen, der dem überirdiſchen Genius, welchem der „entfernte Leſer" ſich vertraut, ironiſch es überläßt, dieſen durch ſeine Gaben zu belohnen.

*) Zuerſt gedruckt, gleichfalls ohne Ueberſchrift, im Intell.-Bl. der Jen. Allg. Lit.-Zeitung, August 1804, No. 93. S. 767, und darnach bei v. Biedermann 1877 a. a. O. S. 250, jedoch ſchon vorher bei Düntzer (Beil. z. Allg. Zeit., 1870, No. 222). Goethe überſandte das Diſtichon an Eichſtädt (Briefw. Beider. S. 91) am 4. Juli 1804 mit dem Bemerken: „Hat unſer Boß etwas dabei zu erinnern, ſo bitte um Nachricht." Das die Verſe begleitende Avertiſſement entdeckt die Anzeige einer Berliner Denkmünze auf den eben verſtorbenen Kant von Loos, welche auf dem Revers den Genius der Philoſophie auf einem von Eulen gezogenen Wagen darſtellte, mit einer lateiniſchen Inſchrift von Bättiger, welche deutſch ſo wiedergegeben iſt: Lichtſcheu Geflügel bezwang er und ſtreute ſtrahlendes Licht aus. (S. v. Biedermann, a. a. O.) Dieſe Inſchrift variirt Goethe's Epigramm, welches auf dem Spiel mit zwei Bedeutungen der Eule beruht, mit der auf der Münze gemeinten als Vogel der Minerva (Eulen nach Athen tragen) und mit der Bedeutung als Symbol der Obſcuranten, deren Trupf (Hüpfer) Kant im Leben zu ſtützen gehabt hatte.

**) Zuerſt gedruckt in dem Int.-Bl. der Jen. Allg. Lit.-Zeit., 1804. No. 87. S. 719, und danach bei v. Biedermann, a. a. O., S. 261 und 376. Goethe überſandte es an Eichſtädt am 25. Juli jenes Jahres (I. Briefw., S. 95) mit den Worten: „Hiebei ein Diſtichon, das ich genau, wie es geſchrieben iſt, unter dem Strich abgedruckt wünſchte. Es ſchadet nicht, wenn wir wieder einmal Händel anfangen." Lampe hatte im 25. Briefe, Band II. ſeiner „Reiſe durch England und Frankreich, in Briefen an einen jungen Freund in Deutſchland" 1800 die von ihm in Paris geſehene Gruppe des Laokoon beſprochen, hierbei gegen Leſſing und beſonders gegen Goethe polemiſirt und, während dieſer angenommen, der Vater erhalte eben den erſten Biß der Schlange und der jüngere Sohn ſei noch nicht gebiſſen, die Bewegung aufgefaßt, ſo erlitten Beide bereits wiederholten Biſſen ... der Wirkung des Giftes „Laokoon hat den Biß ſchon empfangen; adole ſcens erwartet die Schlange zu beißen oder doch ihr Gift der Wunde einzuſpritzen fortfährt" und „Beide Schlangen fahren noch fort

Wasserbildung.*)

Juli 1804.

Offen zeigt sich die Pforte des bergabstürzenden Waldstroms;
Doch in die offene kehrt nimmer das Wasser zurück.

Ja doch! Es kehret zurück! Schon steigt es in Wolkengebild auf,
Ziehet, erhöhtesten Schwungs, morgengeröthet hinan.

Der Herzogin Amalia von Weimar.**)

Mai 1805.

Freundlich empfange das Wort laut ausgesprochner Verehrung,
Das die Parze mir fast schnitt von den Lippen hinweg.

---

zu heißen" u. s. w.). Zugleich hatte Campe dem Kupferstich der Gruppe im 1. Stück der Propyläen Mängel vorgeworfen und in dem Titelkupfer des 2. Theils seiner „Reise" eine angeblich „treuere Zeichnung" derselben geliefert. — In dem obigen Distichon soll das erste „O! Weh" die Schmerzen von „Vater und Sohn", denen sie Campe zugesteht leben will, das zweite dagegen Goethe's eignen Schmerz über den Frevel gegen die Gesetze der Plastik ausdrücken, von welchen Campe allerdings nicht das Geringste verstand.

*) Zuerst gedruckt, jedoch ohne Ueberschrift, im Int.-Bl. der Jen. Allg. Lit.-Zeitung, No. 91. S. 731, und danach bei v. Biedermann a. a. O. S. 262, aber schon früher von Karl Müllenmann in der Wochenausgabe der „Allgemeinen Zeitung", No. 50. v. J. 1867, mitgetheilt. Goethe sandte die Distichen an Eichstädt am 28. Juli 1804 zum Druck, sofern „unser Bos nicht zu erinnern" hat (Briefw., S. 96). Ganz ebenso, wenn auch weniger poetisch, schildert No. 17 der Weissagungen des Bakis (II. 150) den Prozeß der Wasserbildung und -Verdampfung.

**) Auch die Erhaltung dieses Distichons, mit welchem Goethe der Herzogin Amalia das ihr gewidmete Werk: Winckelmann und sein Jahrhundert überreichte, verdanken wir Crabb Robinson, der es in dem S. 258, erste Note, allegirten Buch (I. S. 315) mittheilt. Als die Herzogin ihm das eben erhaltene Werk vorzeigte, fiel ein Blatt mit obigen Widmungsversen aus dem Bande, und Robinson fand es möglich, sie zu kopiren. Der Pentameter spielt auf die Krankheit Goethe's im Frühjahr 1805 an, nach der er sich sehr hinfällig fühlte, und ihm, wie er sich ausdrückt, „so manches Andre vom Munde weggeschnitten worden war" (Brief an Eichstädt vom letzten Tage 1805, No. 107). Schon vorher unter dem 20. Mai 1805 sagte er von seinem Winckelmann, er habe das Buch „in mehr als einem Sinne erkämpfen müssen" (das. No. 98). Das Distichon hat G. Hirzel in die S. 258, erste Note, erwähnte Schrift v. J. 1871 S. 7 mitaufgenommen.

Das Blumenchor.*)

Zum 30. Januar 1812.

Wir begegnen dem Entzücken,
Wie es Jeder fühlen mag,
Und mit kindlich heitern Blicken
Grüßen wir den schönsten Tag.

Liebe.**)

Berka a. d. Ilm, d. 9. Juni 1814.

Ich bliebe gern verschlossen still,
Doch muß ich mich im Kreise zeigen.
Vergebt, wenn ich mich rühmen will!
Denn heute soll ja Niemand schweigen.

O! Wie's in meinem Busen ringt!
Mir ist das schwerste Loos gefallen:
Denn Opfer, wie sie Liebe bringt,
Das sind die schmerzlichsten von allen.

---

*) Zum Geburtstag der Herzogin Louise von Weimar gedruckt auf einem Blatt in Folio und zuerst wieder aufgefunden von Freih. M. von Maltzahn, dem wir die Mittheilung verdanken (s. Bd. III. S. XVIII). Der Hofmarschall von Ende hatte es übernommen, die schönsten Blumen in einem Korbe zur Feier zu ordnen und sie einen poetischen Glückwunsch sagen zu lassen. Er brachte die Verse jedoch trotz des besten Willens nicht zu Stande, so daß Goethe mit obigen als Nothhelfer eintreten mußte (s. Charl. v. Schiller u. ihre Freunde, 1860, I. S. 631, Brief der Ersteren an die Prinzessin Karoline v. 3. Febr. 1812).

**) Aus dem Nachlasse des 1847 verstorbenen preußischen Generals Rühle v. Lilienstern, eines der Vertrauten des Großherzogs Karl August, durch die Güte des Professor Düntzer erhalten. Das Original, in lateinischen Lettern von des Dichters Hand auf ein Blatt mit schönen Randverzierungen geschrieben, trägt seine Unterschrift und obiges Datum. Das Gedicht erscheint hier zum ersten Mal gedruckt. Wegen der Gleichzeitigkeit mit der Der Ring überschriebenen Strophe (Werke, III. 94) möchten wir auch obiges Gedicht auf die in Goethe's Haus als Waise aufgenommene, ihm und seiner Gattin nah befreundete Karoline Ulrich, spätere Frau Riemer, beziehn (s. Werke, III. 369). Das Gedicht fällt in die Zeit des „Epimenides".

Am 28. August 1815.*)

Als die Tage noch wuchsen, gefiel das Leben mir wenig;
Nun, abnehmend mit Eil', könnten gefallen sie mir.

An die Entfernte.**)

November 1821.

Wenn ich mir in stiller Seele
Singe leise Lieder vor:
Wie ich fühle, daß sie fehle,
Die ich einzig auserkor;
Möcht' ich hoffen, daß sie sänge,
Was ich ihr so gern vertraut,
Ach, aus dieser Brust und Enge
Drängen frohe Lieder laut!

---

*) Mitgetheilt von H. Düntzer in dem Artikel: Goethe und Marianne von Willemer. September 1870, in Westermann's ill. deutschen Monatsheften, No. 168. S. 654. Goethe schrieb dies Distichon unter den Farbendruck eines, von Frau Städel herrührenden Bildes von Frankfurt von der Gerbermühle aus, auf welcher im Jahre 1815 eine heitre Feier seines Geburtstages im Kreise der Willemer'schen Familie stattgefunden hatte. Mit diesen Versen schenkte Goethe das Bild an ein Mitglied jenes Kreises. Es ist dasselbe, auf welches sich die Verse an Kräuter (Werke. III. 172) beziehen. Zu andern Exemplaren dieses Bildes sind die Strophen daselbst II. S. 418 No. 3, 5 und 6, sowie S. 419 No. 3 bis 9 und S. 420 No. 1 verfaßt (Düntzer, a. a. O.).

**) Gedruckt 1837, Quartausgabe. I. 1. S. 200, und danach 1840, Bd. 6. S. 122, und 1842. Nachgelassene Werke, Bd. 16. S. 73 (A. l. H., Bd. 56) ohne Ueberschrift und Datum. Beides entnehmen wir der Schrift: Goethe und Felix Mendelssohn-Bartholdy, Leipzig 1871, S. 16. Hiernach sandte Goethe diese Strophe im November 1821 an Felix Mendelssohn's Schwester Fanny, spätre Frau Hensel († 1847), nachdem Felix dem Dichter erzählt hatte, die Schwester beklage sich über Mangel an komponirbaren Texten. Fanny hat jedoch diese Verse „bei aller Hochachtung des Manuscriptes nie zu komponiren versucht." Wahrscheinlich sind die Verse indeß bei einer andern Gelegenheit schon früher gedichtet.

In das Stammbuch des Sohns.*)

Den 5. Juni 1825.

Manches ward indeß erfahren,
Manches auch von uns gethan;
Alles hier, nach zwanzig Jahren,
Fangen wir von vorne an.

Dem Frauenverein.**)

Weihnachten 1825.

In dem Frühling gar zu süße
Wären Rosen ohne Dornen,
Hier sind Lerchen ohne Füße,
Hier sind Ritter ohne Spornen.

An Friedrich Wagener.***)

August 1826.

Die Freunde haben's wohlgemacht!
Und wie sie gütig mein gedacht,
So bringe ihnen, Fern und Nah,
Den Dank hier — Iphigenia!

---

*) Zuerst mitgetheilt 1872 von Burkhardt in Goschel's Archiv. II. 517. Die Verse bilden die zweite Strophe des Bd. III. S. 353 aus Goethe's nachgelassenen Werken aufgenommenen Stammbuchgedichts: „Dies Album mag so manches Jahr in Banden," welches Goethe seinem Sohne, zwanzig Jahre nach seinem Eintrag vom 12. Juli 1805 (das Distichon Nr. 170, Werke, III. S. 254) in dasselbe Stammbuch stiftete.

**) Mitgetheilt von Burkhardt 1872, a. a. O., S. 511. Goethe sandte drei Blumensträuße an den in unserer Ueberschrift genannten Verein und mit jedem eine Strophe; zwei vieler Gedichte entnahm er dem damals noch unbekannten zweiten Theile des Faust: „Tereh' Gaben, Euch zu nahen" und „Aus bunte Blumen" (Werke, XIII. S. 15). Der Strauß, welchen obige Verse begleiteten, wird aus Rosen, Kirschenzweigen und Ritterspora zusammengesetzt gewesen sein.

***) Erwiederung auf ein Gedicht des, in den Jahren 1826 bis 1828 am Weimarischen Hoftheater angestellten Schauspielers und Regisseurs

Aus den Wanderjahren.*)

Juni 1828.

Ich sah's in meisterlichen Händen —
Wie denk' ich gern der schönen Zeit! —
Sich erst entwickeln, dann vollenden
Zu nie geseh'ner Herrlichkeit.
Zwar ich besitz' es gegenwärtig;
Doch soll ich mir nur selbst gestehn:
Ich wollt', es wäre noch nicht fertig;
Das Machen war doch gar zu schön!

In das Stammbuch der Frau Durand-Engels.**)

Juni 1831.

„Donnerstag nach Belvedere".
Und so ging's die Woche fort;
Denn das war der Frauen Lehre:
Lustige Leute, lustiger Ort!

Dr. Wagener zu Goethe's Geburtstag 1826, welches in Thordirektor Häser's Komposition von Stromeyer, Moritz und andern Weimarischen Sängern vorgetragen worden war. Die Erwiederung begleitete ein Exemplar der „Jubiläumsausgabe" in der Jubelausgabe von 1825, gleich dem spätern Gedichte an Wagener's Vater (Werke, III. 356), worauf der Schlußvers hindeutet. Gedruckt bisher nur in „Originalien aus dem Gebiete der Wahrheit, Kunst, Laune und Phantasie von G. Lot" (Hamburg, 1832. Nr. 84. S. 667. Vergl. von Biedermann, „Zu Goethe's Gedichten", S. 64, und Pasque, „Goethe's Theaterleitung", II. S. 347. Fehlt bei Hirzel.

*) Umschreibende Uebersetzung der Verse des Ovid (Metam., IV. 17. 18):

Nec factas solum vestes spectare juvabat,
Tum quoque, dum fierent; tantus decor adfuit arti.

Goethe klagt in den Wanderjahren (II. 4), „daß er das schon festirte Verkum herum in ein frauriig abstraktes Substantivum verändert habe" („Das Machen). Das Gedicht bezieht sich hier (zuerst gedruckt 1829. Bd. XXII. S. 80 der Ausg. l. L. in Taschenf.) auf eine prachtig gestickte Brieftasche. Vergl. die ähnliche Umbildung Horazischer Verse, Werke, III. 110.

**) Zuerst mitgetheilt 1872 von Burkhardt in Gsche's Archiv. II. 518. Das Gedicht knüpft an den ersten Vers des bekannten Gedichts „Die Lustigen von Weimar" (Werke I. 69 ꝛc. ꝛc. in welchen Lustigen auch die Gesellschafterinnen Durand vor ihrer Verheirathung, als Frl. Engels, gehört hatte. Sie sang in Goethe's Hause zur Guitarre, und das Gedicht „Gegenwart" (Werke, I. 60) wurde gedichtet, um von ihr gesungen zu werden. S. über sie Pasque a. a. O., II. S. 257. Nr. 58, und S. 288. Nr. 64.

Ueben wir auf unſern Zügen
Auch nicht mehr dergleichen Schwung,
Stiftet inniges Vergnügen
Heitern Glücks Erinnerung.

Eile zu Ihr.*)

Eile zu Ihr,
Klein und gedrängt!
Ach, was an Dir
Für Erinnerung hängt!

Zahme Xenien.**)

I.

Gar Mancher hat ſich ernſt befliſſen,
Und hatte dennoch ſchlechten Lohn;
Es iſt ganz eigen: wenn ſie wiſſen,
So meinten ſie, ſie wüßten's ſchon.

II.

Man iſt mit Recht beſcheiden,
Wenn groß Verdienſt uns ziert;
Sonſt mußt Du Dich beſcheiden,
Daß es Dir nicht gebührt;
Du ſcheinſt dann eins von beiden:
Dumm oder affektirt.

---

*) Ohne weitere Angabe zuerſt gedruckt 1827 in der Quartausgabe, I. 1, S. 200, und danach 1840, Bd. 6, S. 122, und 1848, Nachgelaſſene Werke, Bd. 16, S. 75 (A. l. H., Bd. 56). Daß „Klein und gedrängt" dürfte auf ein Lied, ein Buch oder einen Brief ſich bezogen und obige Strophe die Sendung begleitet haben, erinnernd an Ovid's „Parvo, sine me, liber ibis in urbem" (Trist., I. 1. V. 1).

**) Die Mittheilung der erſten bisher ungedruckten „Zahmen Xenie" verdanken wir unſerm Mitarbeiter, dem Frhrn. von Biedermann.

Die zweite iſt bereits gedruckt S. VIII. des illuſtrirten Prachtwerks „Goethe's Gedichte. Mit einem bisher noch nicht gedruckten Sonett und Epigramm. Für deutſche Frauen aufgewählt von Arthur Lutze. Mit

Lehrspruch.*)

Wer soll Lehrling sein?
Jedermann.
Wer soll Geselle sein?
Wer was kann.
Wer soll Meister sein?
Wer was ersann.

4 Illustrationen von Hermine Stille. Farbendruck von R. Steinbock in Berlin. Goethen. Verlag der Lupe'schen Klinik. 1870." VIII und 56 S. Folio.

*) Der Spruch findet sich auf dem Erinnerungsblatt, welches die Besucher des Goethe-Hauses zu Frankfurt a. M., und auf den Diplomen, welche die Mitglieder des „Freien deutschen Hochstiftes" daselbst erhalten, in dieser Art zuerst benutzt bei der Aufnahme Fr. Rückert's. Ein früherer Druck ist uns unbekannt, sowie es uns auch nicht gelungen ist, die Quelle zu ermitteln. Goethe's Autorschaft bleibt daher noch authentisch nachzuweisen.

Zur Textrevision.

Concerto dramatico (S. 242). Unserm Druck liegt das Facsimile der Handschrift zu Grunde. Der Abdruck bei Köpke's Aus Jacobi's Nachlaß, II. S. 268 ff.) weicht davon mehrfach ab. Letzterer liest Bösen st. Löwen S. 243. Zeile 11; wir st. mir S. 245. Z. 15. und die R. 8. S. 247. fehlt bei ihm ganz. Die Orthographie des Concerto haben wir mehrfach modernisirt, sowol die deutsche, z. B. das Füßli S. 245. Z. 19, wofür Goethe Füeßli schrieb, als die französische (S. 246), indem wir Roll (Facsimile) oder Bele (Köpke) in Rol, avanture (Facsimile) in aventure, choffe in chauffe und Medicine in Medecine verwandelten. Nach dem Facsimile stand S. 244. Z. 15 anfänglich lebt für ist.

Mädchens Held (S. 249) variirt in den drei uns bekannten Abschriften von Schlosser, Zelter und dem Kanzler Müller, bei welchem jedoch die letzte Strophe fehlt. Wir sind der Zelterschen gefolgt, nur daß wir das hier vor dem Text S. 249. Z. 19 stehende Und so nach den beiden andern Abschriften gestrichen, und S. 250. Z. 1 mit Schlosser lesen wie's, in Uebereinstimmung mit Z. 4, während bei Zelter steht wenn's. — Bei Müller sind Z. 18 und 21. S. 249 in je 3 vierfüßige Zeilen abgetheilt, so daß der innre Reim zur Geltung kommt und man liest S. 249. Z. Vertauscht' st. vertauscht'. — Die Schlosser'sche Abschrift hat S. 249. Z. 19 mit weichen Flöten st. weich flöten; Z. 20 tödten st. rächen und S. 250. Z. 3. Deutschen Muth aus unsrer Brust verscheuchen. Die beiden Verse S. 249. Z. 19 und 20 hat Zelter in seinen „Sechs deutschen Liedern f. d. Altstimme, Berlin 1827", durch folgende ersetzt:

Und so soll mein deutsches Herz ihn kennen,
Und so soll mein treues Herz ihn nennen.

Register

der in der Nachlese enthaltenen oder erläuterten Gedichte nach den Anfängen.

	Seite
Ach, Ihr Götter	252
Ach, könnt' ich doch nur dort hinein	232
Alles kündet Dich an	264
Als die Tage noch wuchsen	262
Amerikanerin nennst Du	256
Auf dem Berge saß ein Mädel	234
Bedenk, o Kind	252
Chaque jour est un bien	231
Da, in den engen Schluchten	236
Denn mit dem himmlischen Küchenzettel	233
Der Kommandant zu Großwardein	234
Der Teufel hol' das Menschengeschlecht	252
Dich ergriff mit Gewalt	255
Die Du steigst im Winterwetter	241
Die Freunde haben's wohlgemacht	263
Die Leidenschaft bringt Leiden	231
Dies Album lag so manches Jahr in Banden . . 258.	263
Donnerstag nach Belvedere	264
Eile zu Ihr . . . . . 229.	265
Ein Ritter wohnt in diesem Haus	233
Er ist ein Esel, lieber Werner	232
Fliehe, Täubchen, fliehe	249
Frankreich hat uns ein Beispiel gegeben	237
Frankreichs traurig Geschick	237
Freudig trete herein	229
Freudvoll und leidvoll	234
Freundlich empfange das Wort	260
Gar Mancher hat sich ernst befliffen	265
Georginens Purpurtracht	233
Gesegnet sei ein redliches Bemühen	235
Glanzvollstes aller hohen	229
Gönnern reiche das Buch	258
Hier schick' ich Dir ein theures Pfand	248
Ja doch! Es kehret zurück	260
Ich bliebe gern verschlossen still	261
Ich liebte sie mit innigem Gefühle (Klage)	234
Ich sah's in meisterlichen Händen	264
Ihr stummen Bäume 228.	251
In dem Frühling gar zu süße	263
In Ungarland, zu Großwardein	234
Kauft Bretzeln	229
Know'st thou Yesterday	230
Kommt nur kühnlich	252
Könige wollen das Gute	257
Lange sucht' ich ein Weib mir	256
Les passions donnent des souffrances	231
Liegt Dir Gestern klar	230
Man ist mit Recht bescheiden	265
Manches ward indeß erfahren	263

	Seite
Nackend willst Du nicht neben mir liegen	237
Natur und Kunst, sie scheinen	235
O Vernunft der Unvernunft	236
Ob erfüllt sei, was Moses	256
Offen steht das Grab	256
Offen zeigt sich die Pforte	260
Sagt, wem geb' ich dies Büchlein	257
Schamhaft hältst Du Dich	237
Schlange, halte stille	228. 254
Schlange, warte	253
Schon vom Gifte durchwühlt	259
Sieh! Das gebändigte Volk	259
So ist der Held	249
So war es schon in meinen Tagen	232
Stimmt an zum Lobe der Najade	235
That is the maid	230
Und die noch nicht den Löffel	233
Viele folgten Dir gläubig	255
Völligen Unsinn siegelt' ich	257
Von wem ich es habe	252
Vor Werther's Leiden	250
Wagst Du deutsch zu schreiben	256
Was auch Helden gethan	256
Was hat Joseph gewollt	257
Was Völker sterbend hinterlassen	232
Wenn Du schelten willst	256
Wenn ich mir in stiller Seele	229. 262
Wer soll Lehrling sein	266
Wie Du Vertrauen erweckst	258
Wir begegnen dem Entzücken	261
Wollt Ihr wissen, woher ich's hab'	252
Wüßte Euer thöricht Herz	229
Zur Erinnerung guter Stunden	251

Der Hausball.

Fragment.

1781.

Die nachstehende Erzählung erscheint hier zum ersten Mal gedruckt. Sie gehört, nach Burkhardt's überaus fleißigen und gründlichen Untersuchungen, zu den Beiträgen, welche Goethe zu dem nur handschriftlich ausgegebenen Tiefurter Journal (1781—1783) geliefert hat. Dort erschien sie in No. 6 und 9, brach hier aber leider unvollendet ab. Da das Journal im Oktober 1781 bis zum sechsten Stück versandt war (Burkhardt, Das Tief. Journal, 1870, S. 7) und das Jahr mit dem dreizehnten Stück abschloß, so fällt Goethe's Erzählung in den Oktober, jedenfalls in den Herbst 1781. Das noch vorhandene Originalconcept zeigt die Hand seines Schreibers, ist aber von ihm selbst mit wesentlichen Aenderungen und Korrekturen, sowie mit Anweisungen für die Abschreiber des Journals versehen (Burkhardt, a. a. O. S. 9). Aber auch die Sprache, die lebhafte, realistische Darstellung und Stil-Eigenthümlichkeiten seiner frühern Zeit kennzeichnen ihn als den Verfasser. Gleichwol kann er nur als Nacherzähler, nicht als Erfinder der Geschichte gelten. Diese hat ein so ächt Wienerisches Gepräge, daß Goethe's Angabe in den einleitenden Worten, sie sei ihm aus Wien zugekommen, nicht als bloße Einkleidung anzusehen ist. Er, der nie Wien gesehen, damals auch noch nicht den Kaiserstaat betreten hatte, kann die so charakteristischen Details der Erzählung nur aus einer österreichischen Quelle geschöpft haben. Die Einleitung gehört ihm allein an. Wie er hier den viel versprechenden Regierungs-Antritt Joseph's II. (29. November 1780) als Morgenröthe einer schönern Zeit poetisch begrüßte, so drückt No. 52 der Venetianischen Epigramme, zumal dessen erste Gestalt (No. 19 unsrer „Nachlese", oben S. 257), das Scheitern der Hoffnungen am Ende dieser Regierung bedeutsam aus.

G. v. Loeper.

Der Hausball.

Eine deutsche National-Geschichte.

An den Leser.

Die neusten literarischen Nachrichten aus der Hauptstadt unseres Vaterlandes versichern alle einmüthiglich, daß daselbst die Morgenröthe des schönsten Tages einzubrechen anfange, und ob wir gleich uns ziemlich entfernt von jenen Gegenden befinden, so sind wir doch auch geneigt, ebendasselbe zu glauben. Denn gewiß, es kann eine Schaar von wilden Sonnenverehrern nicht mit einer größeren Inbrunst, mit einem gewaltsameren Jauchzen und durch alle Glieder laufenden Entzücken die Ankunft der Himmelskönigin begrüßen, als unsre Wiener, freilich auf eine gleichfalls rohe Art, die ersten Strahlen einer geeigneten Regierung Joseph des II. verehren. Wir wünschen ihm und ihnen den schönsten Tag; die gegenwärtigen Augenblicke aber gleichen jenen Stunden des Morgens, wo aus allen Tiefen und von allen Bächen aufsteigende Nebel die nächste Ankunft der Sonne verkündigen.

Unter vielen unlesbaren fliegenden Schriftchen haben wir eine, gleichfalls unlesbare, vorgefunden, deren Inhalt dennoch lustig und unterhaltend genug scheint, um unsern Lesern im Auszuge mitgetheilt zu werden.

In der Klasse von Menschen, die ohne Einfluß auf die Großen und ohne von ihnen bemerkt zu sein, ihr eigenes oft behagliches, oft unbehagliches Leben führen, ließ sich ein Hauswirth einfallen, im Hornung einen Ball bei sich auf Subscription zu geben.

Er wollte nicht, wie er sagte, dadurch irgend einen Profit machen, sondern blos seine guten Freunde zusammen in seinem Quartiere vergnügen, erbat die Erlaubniß hierzu von der Polizei und erhielt sie.

Unser Mann hatte viele Bekanntschaft und einen leidlich bürgerlichen Ruf. In kurzer Zeit unterzeichneten sich eine Menge Gäste beiderlei Geschlechts; sein enges Quartier, das durch mancherlei Meubles noch völlig verstellt war, machte die Bewirthung so vieler Personen unmöglich; er sah sich um und fand hinten im Hause einen großen zweideutigen Raum, der das Holz, die Hausgefäße, und was man sonst sich von dieser Art denken mag, bisher in sich gefaßt hatte, ließ geschwind Alles auf die Seite schaffen, den Boden aufs Möglichste säubern, die Wände ablehren und brachte nach seiner Art einen ganz schicklichen Platz zurecht.

Jeder von der Gesellschaft hatte zwei Gulden ausgezahlt, und unser Ballwerber versicherte dagegen, daß er den Saal wohl beleuchten, das Orchester stark besetzen und für ein gut zugerichtetes Souper sorgen wolle; Kaffee, Thee und Limonade sollten auch bereit sein, Maskenkleider könne ein Jedes nach Belieben anziehen, nur die Larven müsse man entbehren, damit der Wirth hierüber nicht zur Verantwortung gezogen und gestraft werden möchte. Auf solche Art war die Anzahl auf hundertundsechs Personen festgesetzt; die Kasse, aus 212 Gulden bestehend, war in seinen Händen, als auf einmal ein großes Unheil den gänzlichen Umsturz derselben drohte.

Ein ausgelernter Wucherer hatte unserm theuren Wirth vor einem halben Jahre 100 Gulden dargeliehen, wofür er ihm 150 verschreiben mußte, das Präsent einer pinschbeckenen Uhr nicht mitgerechnet, welches er ihm vorher abgereicht hatte.

Dieser Wechsel war zur Klage gekommen, die Klage war bis zum Arrest getrieben, und der aufmerksame Gläubiger erhielt Nachricht von dem schönen baaren Gelde, das sich in des Schuldners Händen befand. Er dringt auf den Gerichtsdiener, und dieser trifft unsern Unternehmer in der Hausthüre, als er eben im Begriff ist, mit der Magd auszugehen, um selbst diesmal den Markt zu besuchen; er kündigt ihm den Arrest an, wenn er die 150 Gulden nicht im Augenblicke erlegt.

Da wir vermuthen können, daß alle unsre Leser sich einen solchen Vorfall vergegenwärtigen können, wo ein Mann, der 212 Gulden in der Tasche hat, sich mit 150 Gulden vom Arrest befreien kann, so begeben wir uns des rührlichen Vortheils der Darstellung und sagen nur, daß er diese Summe nach manchem Kampf mit Thränen erlegte und noch dazu 43 Gulden vorläufig moderirte Kosten bezahlte.

Unser lieber Wirth saß voller Verzweiflung auf seinem Stuhle, als eben ein junger Mensch voll Respekt hineintrat und um sechs Billets zu dem Ball bat. Er legte einen Souverain'or demüthig auf das Tischeck, nahm sechs Billets und empfahl sich, ohne auf die Verhaltungsordnung und erlaubten Gebrauch der Masken viel zu hören.

Der Anblick des Souverain'or, den der junge Geck gebracht hatte in dem Augenblick, daß der Unglückliche von den Dienern der gesetzlichen Ordnung ausgezogen worden war, brachte den halb Verzweifelten wieder zu sich selbst; er zählte sein Gold; es belief sich noch auf 31 Gulden 40 Kreuzer. Jetzt wohin damit? sprach er und dachte nach. Könnt' ich nur so viel erborgen, um meinen Ball zu geben! Wäre der Kredit hier zu Lande nicht so auf Schrauben gesetzt, lieh' mir nur Einer 50 Gulden auf mein ehrlich Gesicht, ich wollte ihm gern zweimal so viel dafür verschreiben.

Und sogleich sprangen zwei lustige junge Bürschchen ins Zimmer, fragten um Erlaubniß, von dem Ball sein zu dürfen, legten Geld hin. Er gab die Billets dagegen, erlaubte ihnen, im Maskenkleide zu kommen, sie eilten fort, und er wünschte sich noch viel solcher Gäste.

Das Glück, das unsern Patron wieder anlächelte, ermunterte seinen Geist zu neuen Gedanken und Erfindungen, wie er sich weiter helfen könne. Es fiel ihm ein, Jedermann werde en masque erscheinen, und er bedürfe also seines Galakleides mit goldenen Tressen nicht, womit er sich herauszuputzen gedacht hatte. Vielmehr würde es anständiger sein, wenn er sich gleichfalls maskirt sehen ließe. Seinen Rock, dem er Uhr und Schnallen nebst einer Dose zur Gesellschaft zu geben sich entschloß, wollte er bei einem diensthilflichen benachbarten Manne versetzen und hoffte mit dem darauf erhaltenen Gelde hinlänglich zu reichen.

Die Magd wird gerufen, die Stücke werden ihr eingehändigt. „Gilt, was Ihr könnt," sagt dieser Patron; sie bebende zur Thür hinaus und stürzt unvorsichtig die dunkle Treppe hinunter. Ein entsetzliches Geschrei macht ihren Unfall und ein übel verrenktes Bein der ganzen Nachbarschaft kund. Und ehe der Hausknecht es gewahr wird und hinabeilt, hat man sie schon aufgehoben und zurecht gebracht. Er übernimmt sie aus den mitleidigen Händen und fragt eifrig nach den zu verpfändenden Sachen. Wehe ihm! Sie waren der Unglücklichen im Schreck aus den Händen gefallen und nicht mehr zu finden. Den Rock erblickte er noch, als ihn eben Einer unter den Mantel schieben und fort-

tragen wollte. Er fiel den Räuber mit großer Wuth an, und als er die übrigen Sachen von den Umstehenden gleichfalls mit Heftigkeit verlangte und sie als Diebe behandelte, so entstand ein großes Murren, das sich bald in Schelten verwandelte und mit Schlägen zu endigen drohte, wenn nicht ein vorübergehender Prokurator, ein guter Freund, sich dreingemischt und die Aufgebrachten besänftigt hätte.

Mit großer Heftigkeit und gewaltsamer Betrübniß erzählte nun unser Ballmeister den Unfall dem neuen Ankömmling. Die Knaben, durch die Neugierde herbeigelockt, hielten das Pathetische des Ausdrucks für Wirkung der Trunkenheit, sie zischten und lachten ihn aus, wodurch die beiden Freunde genöthigt wurden, sich in das obere Zimmer zu begeben. Hier wurde dem Prokurator der Vorfall umständlich erzählt und ihm zuletzt das Kleid mit der Bitte vorgewiesen, 60 Gulden, so viel als es unter Brüdern werth sei, darauf nur acht Tage lang zu borgen. Der Freund bedachte sich und willigte endlich ein unter der Bedingung, daß ihm noch für seine ganze Familie gratis die nöthigen Billets abgegeben werden sollten. Der gedrängte Ballgeber, dem das Gewissen wegen der zu viel ausgegebenen Billets erwachte, der einen Augenblick die Menge der Personen und die Enge des Platzes gegen einander maß, willigte nur gezwungen drein. Er ging nach dem Kästchen und glaubte seinen Freund mit drei oder vieren abzufertigen; wie erschrak und erstaunte er aber, als dieser für sich, seine Frau, sieben Kinder, drei Dienstboten, eine Schwester, ihren Mann, Hausleute und einige Bekannte in Allem 36 Billets verlangte. Der Verdruß, den der Meister beim Darzählen empfand, die Angst, die ihn überfiel, da er wieder allein war, wurden bald durch die 60 Gulden verscheucht, die der Prokurator in lauter Groschen überschickte. Mit so viel baarem Gelde versehen, ging er, von einem alten Knecht begleitet, — denn die Magd konnte noch nicht wieder auftreten, — in die Gewürz-, Kram- und Zuckerläden, bezahlte das Eine, ließ das Andere aufschreiben und bestellte Wein in einem Kloster, wo er bekannt war. Nachmittags erschien ein alter abgedankter Hofkoch mit seiner Frau, die das Nöthige zu der Mahlzeit vorbereiten sollten. Sie brachten in kurzer Zeit eine Menge Eßwaaren zusammen, man rupfte die Vögel, spickte die Braten, fett die Schinken ab und beschäftigte sich, eine Anzahl Backwerk und viele Pasteten hervorzubringen. Die Krankheit der Magd, die Ungeschicklichkeit des Knechts hatten unsern Herrn genöthigt, selbst eine Schürze vorzubinden und bald hier, bald da behilflich zu sein. Es war schon zwei Uhr nach

Mitternacht, und die Pfanne hatte noch nicht geruht. Die alte Kochfrau, die ſie bisher traktirt hatte, wurde auf eine andre Seite hingerufen und vertraute unſerm Herrn auf einen Augenblick den heißen Stiel. Es ſchmerzte ihn an ſeinen zarten Händen, die Butter lief ins Feuer, und in dem Augenblick ſtand das übrige Fett in Flammen. Es ſprützte, plazte, er warf die Pfanne weg und ſah mit Entſetzen den Ruß in der übel geputzten Oeſe brennen. Er hielte nun Alles für verloren. Die ſtrenge Polizei und die akkurate Feuer-Ordnung fielen auf ſeine bewegte Einbildungskraft. Er hörte die Trommeln ſchon geben, ſahe ſein Haus umringt, das Waſſer trieſte ihm um die Ohren, und da er das eifrige Gießen der Spritzenleute kannte, ſo ſah er ſchon ſeinen ſchön aufgetiſchten Vorrath in gleichem Augenblick in Gefahr, zu brennen und zu ſchwimmen.

Die reſolutere Kochfrau hatte indeſſen einen Oeſenkehrer herbeigeholt; man verſiegelte ſeinen Mund mit einem Dukaten, und ein Junge, der auf einem naſſen Pfühl die brennenden Rußſtücke und viel Qualm und Unrath herunter auf den Herd brachte, endigte das ganze Uebel auf einmal.

Die neue Arbeit, die nunmehr entſtand, die Küche zu reinigen und die Ordnung herzuſtellen, brachte zugleich mit dem Schrecken unſern Hausherrn ſo außer ſich, daß er gegen ſechs Uhr halb ohnmächtig auf das Bette ſinken mußte und dort in einem Zuſtande einſchlummerte, den wir unſern Leſern ſich vorzuſtellen überlaſſen.

Textreviſion

zum

fünften Theil der Gedichte.

Verzeichniß der Stellen,

in denen unſer Text von anderen Drucken und Ausgaben abweicht.

Reineke Fuchs.

Verglichen ſind die Ausgaben 3 bis 13 und K. — Die Einzel-Ausgaben kommen für den Text nicht in Betracht; die 1822 bei F. A. Brockhaus in Leipzig erſchienene ſtimmt bis auf den Titel mit der Ausgabe 3, die der Cotta'ſchen Buchhandlung von 1832 iſt identiſch mit der Ausgabe 6a, und die von 1857 mit Illuſtrationen von Kaulbach iſt ein Abdruck von der Ausgabe 11 der Werke.

Geſang Vers

I. 2. Feld; — 5, 6a, 8 u. K Felt.
12. die großen als kleinen; — 5a die Großen als Kleinen, während man aus Vers 10 „Barone" zu ergänzen hat.
14. begangenes, nach der in 6 und 6a ſonſt gewöhnlich beibehaltenen Wortform, ebenſo V. 107 wenniges, Geſ. II. 2 ſtoljes, 222 und 230 gutes, Geſ. III. 121 krummes u. ſ. w.
18. verſchont'; — 3 verſchont.
23. behend; — 3 behende.
31. Mackerlos', nach 8, 11a und 12; — die übrigen Mackerlos.
33. ruchtbar, nach der älteren, von Goethe wol mit Abſicht beibehaltenen Form; — 5a ruchbar.
40. alten Tücken, nach 3 und 9 bis 13; — 4 und 8 alten Tücke; 5 bis 6a alte Tücke.
61. ſpäten, nach 5ff; — 3, 4 und 5a ſpäte.
80. Beſtem, nach 5 bis 6a, 9 bis 13 und K; — 3, 4, 5a und 8 Beſten.
94. erfreut'; — 3 erfreut. Ueberhaupt fehlt dort der Apoſtroph außerordentlich häufig, auch wo er unbedingt nothwendig iſt, z. B. 3 104 fehlt, V. 121 ſagt, V. 130 ſucht — klagt, V. 229 ſchleppt, V. 241 verflucht; II. 10 luſtet, 111 klemmt, 178 rieſelt, 180 blutet; III. 2 wandert.
115. hub; — 5a hob, ebenſo III. 120 erhob, 221 aufhob, und öfters.
126. Auch dies erzählt' ich Euch wahrhaft, nach 5ff; — 3 will ich euch wahrhaft erzählen; 4 ich will es euch wahrhaft erzählen; 5a auch das erzählt' ich euch wahrhaft.
132. ſchwieg', nach 6a, 9 bis 13 und K; — 3 bis 6 und 8 ſchwieg.
139. Königs, nach 3 und 9 bis 13; — 4 bis 6 und K Königs.
173. zahmem; — 3 zahmen.
201. ſtracker; — 3 ſtarker.
220. vorbai; — 3 und 4 vorbei war.
265. ſo — fehlt in 3 und 4.
277. Brief, nach 3 bis 5a, 6 und 11 bis 13; — die übrigen Briefe. Daß nur von einem Brief die Rede iſt, ſteht man aus V. 278.
278. Sept, nach 11 bis 13; — alle übrigen Ausgaben Sept. Man vergl. dazu die Note im Text.

Ges. Vers

I. 21. ward, nach 3 und 8 bis 13; — 4 bis 6a und K war.
22. der; — 3 des.
„ versammeln; — 3 bi 85a versammlen, ebenso III. 174, 220 u. ö.
23. vergülte; — 5a vergülte.
„ daß; — 5a ſo daß.

II. 14. ſollet, nach 2 bis 5a und 11 bis 13; — 6 bis 9 und K ſollet.
43. allwo, nach 5 bis 13 und K; — 3 und 4 wo; 5a als wo.
58. ferne; — 3 fern.
61. verſchmähet; — 5a verſchmäht.
94. Honiges; — 5a Honigs.
96. Nehmt, nach 3, 4 und 5a ſowie 11 bis 13; — 5 bis 9 und K Nehmet.
113. des Honigs, nach 5 bis 13; — 3, 4 und 5a das Honig.
126. rieſelt', nach 6 und 11 bis 13; — 3 bis 5a, 6a bis 9 und K rieſelt.
127. blieben, nach der ohne Zweifel richtigen Verbeſſerung in 11a, der auch 12 und 13 folgen; — 3 bis 11 und K bleiben.
146. Begehr; — 3 und 4 Begehren.
147. Einen; — 6 und 6a Ein (Druckfehler).
148. drängt'; — 3, 5a, 6a, 8 und 9 drängt.
150. Schmied; — 3 bis 5 Schmidt.
153. vor; — 3 für.
158. Abel; — 5, 6a, 8 und K Aber.
170. den, nach 5 bis 13 und K; — 3, 4 und 5a dem.
175. ſchwimmt, nach 5 bis 13 und K; — 3, 4 und 5a ſchwimmet.
197. verrieth, nach 5 bis 13 und K; — 3 und 4 verrathen.
211. feindlich; — 4, 5 und 6a freundlich.
214. Tu läſſiger, nach 3, 4, 11 bis 13 u. K; — 5, 6a, 8 u. 9 läſſiger.
220. Vielen, nach der Verbeſſerung in 8, die auch in 9 bis 13 angenommen iſt und deren Nothwendigkeit aus V. 222 hervorgeht; — 3 bis 6a und K Vieles.
224. mancher, nach 9 bis 13; — 3 bis 6a und K manches.
226. 228. Reineken. — Die Ausgaben ſchwanken zwiſchen dieſer Form und Reineke; da aber in den meiſten andern Stellen der Name in alle Kaius flektirt iſt, haben wir ſtets die flektirte Form gewählt.
231. der; — 3 des.
273. Lieb' — ſoll'; — in einzelnen Ausgaben fehlt ein Apoſtroph, in andern beide, aber beide ſtehen in keiner.
285. Der Vers lautet in 3: Seyd ihr doch gelehrt und weiſe. Da ſagte der Kater:

III. 2. Weitem, nach 11a bis 13; — 3 bis 9 weiten.
41. den, nach 38; — 3 bis 6a und K das. Für die Beibehaltung des Neutrums liegt kein Grund vor, da es an andern Stellen in das Maskulinum verwandelt iſt.
44. führe; — 6a, 8, 9 und K führte.
56. Herren, nach 3; — 4 bis 13 und K Herrn, was metriſch keine Verbeſſerung iſt.
58. am; — 3 an.
73. Schlinge, nach 3, 9 bis 13 und K; — 4 bis 8 Schlingen.
82. er Euch Senf; er; — 3 es euch Senf; es.
111. bebend; — 3 bebende.
113. verfallenes; — 3 verfallnes.

Zur Lesart.

III. 112. Haſtig liefen die Beiden hinein; — 3 Beyde liefen haſtig hinein.
115. ſchlupfte; — 3 ſprang.
128. anderen; — 3 andern.
136. jammert', nach 11a bis 13; — 3 bis 9 und K jammert.
180. gelehrter; — 3 Gelehrter.
201. Dünch; — 5a Düncht es.
203. hieher; — 3 hierher, ebenſo B. 207, B. 208, und öfters, auch in andern Ausgaben.
216. Eure; — 5a Euer.
221. deßhalb; — 3 und 4 deßwegen.
222. beſtehn; — 5a beſtehen.
227. niemal, nach 3 bis 9 und K; — die Veränderung in niemals (11a bis 13) iſt nicht gerechtfertigt, da auch niemal vorkommt.
234. täglichen; — 3 täglichen.
240. will's Euch gedenken; — 3 will es euch denken.
254. thöricht, nach 11a bis 13 und K; — die übrigen theils thörigt, theils thörig, ebenſo IV. 6, u. a. O.
266. Einmal, nach 9 bis 13; — K Einſtmal, 3 bis 8 Einsmal. Die letztere Form, obgleich auch ſonſt nachzuweiſen, wird von Grimm als unrichtig verworfen und iſt wol auch Druckfehler.
304. Speck's; — 3 Specke.
„ baneben; — 5 barneben.
370. und ſtechet; — 12 ſtechet.
340. unſre; — 3 unſere.
346. Einer; — 3 jemand.
366. Gehet; — 5a Geht.
369. Hier- und dahin, nach 11a bis 13; — die übrigen Ausgaben Hier und dahin.
371. mich rückwärts; — 5a mich immer rückwärts (Druckfehler).
380. Naſſen; — 3 Naſſen.
398. darum; — 3 drum.
413. Spat; — 5a Spät.
414. Kapaune; — 3 Capannen.
423. faßt' er; — 3 faßt er; 8 faßte er.

IV. 6. ſtellt'; — 3 ſtellt, ebenſo B. 11 glaubt, B. 114 lernt, B. 118 verſichert, B. 127 grinſt, B. 127 nährt.
14. treueren; — 3 trauern.
42. die; — 3 der.
53. widerſtände; — 5a widerſtände.
78. Boldewyn; — 3 Boldewein.
86. baneben; — 3 barneben.
87. Dybbe; — 3 Dybbe.
98. zur, nach 3, 4, 5a und K; — 5 und 6 bis 13 zu.
98. ſchweren; — 3, 4, 5 und 5a ſchwere.
102. Da; — 3 Als.
112. den Gebundnen; — 3 dem gebundnem.
118. am Galgen zu ſehn; — 3 und 4 an Galgen zu bringen.
145. ermahnete; — 3 ermahnte.
191. begangnen; — 3 und 11 begangen.
198. beſchtiget; — 4 und 11a bis 13 beſichtiget. Auch Geſang V B. 22 und ſonſt ſchwankt die Schreibweiſe.
228. gegbnnt; — 5a veranbnnt.

Ges. Vers
IV. 102. blickenden; — 3 blickende.
107. bis; — 3 bis (Druckfehler).
110. nach Gänse; — 3 und Gänse.
113. in; — 6 im (Druckfehler).
140. mit; — fehlt in 3a.
146. Möcht'; — 3 Mögt.
154. eigenen; — 6a und 11 eignen.
158. Verrath; — 3 Verrathe.
164. herab; — 3 und 4 herunter.
167. Geliebt; — 3a Beliebt'.
168. erfahrt; — 3 erfahret.

V. 8. Emmrich'd; — 3 Emmrich.
11. überhub; — 3a und 6 überhob; 8 und 9 erhub.
18. Achten'; — 3 Achtet; ebenso B. 17 erfreut, B. 21 sucht, B. 29 erblickt, B. 31 verknüpft, B. 39 kostet.
26. düstere; — 3 düstre.
30. Wollte nun auch; — 3 Wollt' auch.
41. drauf bald; — 11, 11a und 12 bald drauf.
44. entdeckt'; — 3 bis 8 entdeckt.
45. erkennte; — 13 erkannte.
48. behandelt', nach 3 bis 8, 11a, 12a. K; — 9, 11a. 13 behandelt.
50. für Alle fürchtet' ich das; — 3 ich fürchtete das für alle.
56. Taugenicht; — 12 und 13 Taugenichts.
70. ging; — 11 geht.
73. alte Listige; — sämmtliche Ausgaben alte listige.
77. so Vieles; — 11 so viel Gutes.
107. Offene, nach 5 bis 13 und K; — 3, 4 und 5a Offne.
112. geschehn; — 3 geschehen.
113. Sucht'; — 3a Sucht.
141. Erinnrung; — 3 Erinnerung.
146. Rath; — 3 Rathe.
148. erregt, nach 11a bis 13; — 3 bis 11 und K erregt', obgleich die Form hier ohne Zweifel Partizipium, nicht Imperfektum ist.
160. von; — 5a vom.
170. erzählet, nach 6 bis 13 und K; — 3 bis 5a erzählt.
180. entstünde; — 5a entstände.
185. zehenten; — 3 zehnten.
186. sollen's, nach 3, 11 bis 13 und K und mit Rücksicht auf V. 187, wo auch Sollen steht; — 4 bis 9 sollten's.
190. fuhr'; — 9 und 11 fuhr.
*. ein; — 5, 6a, 9, 11a und 12 fein.
196. Unwürdigem, nach 6 bis 13 und K; — 3 bis 5a Unwürdigen.
204. Edelgesteine; — 5, 6a und 8 Edelsteine.
209. Lübeck; — 3 und K Lüttich.
217. gern; — 3 gerne.
246. kommt, nach der Verbesserung in 13; — 3 bis 12 komme, obgleich der Wechsel des Numerus sicher nicht beabsichtigt ist.
252. Reineken, nach 3 und weil durch der Name durchgängig flektirt wird; — 4 bis 13 Reinecke. Man vergleiche die Note der Textrevision zu Ges. II. V. 22 u. 23.
259. geziemt'; — 4 bis 9 geziemt.
280. gehn; — 3 gehen.
286. drauf; — 13 darauf.

Bol. Vers

VI. 10. hier in meiner Gewalt; — 3 in meiner Gewalt hier.
25. vollkommenen; — 5, 6a und K vollkommen.
56. Guten; — 3 Gute.
77. stehn; — 3 stehen.
84. noch; — 11 nach.
94. geistlichen, nach 6 bis 9; — 3 bis 5, 11 bis 13 u. K geistliche.
* besorgt', braucht', nach 11 bis 13; — 3 bis 9 und K besorgt, braucht.
95. nennt', als Imperfektum, wie z. B. V. 29 u. 33; — 3 bis 9 und K nennt, 11 bis 13 nannt'.
107. Trüber, nach 3 bis 9, 13 und K; — 11, 11a und 12 Mir darüber. Die Korrektur ist gemacht, um dem Hexameter den fehlenden sechsten Fuß zu geben.
108. Reimen und Reden, nach 5a, 8 bis 13 und K; — 3, 4, 5, 6, 6a u. 9 reimen und reden.
111. nicht, nach 3, 4, 5 und 6 bis 9 und K; — 11 bis 13 nichts.
113. von; — 6 bis 9 vom.
120. führt'; — 3 und 11 führt.
122. erhub; — 5a erhob, ebenso VII. 240, VIII. 6 und IX. 854.
211. sagt'; — 3 sagt, ebenso B 284 folgt.
221. entfliehn; — 3 entfliehen.
229. nennte; — 11, 11a und 12 nännte.
230. Geschmack; — 9 Geschmacke.
236. einst; — 5, 6, 6a und 8 ernst.
260. so bald, nach 3 bis 5; — 6 bis 13 und K sobald.
286. schreien; — 3 schrein.
317. daneben; — 3 darneben.
344. vertraut; — 5 ertraut (Druckfehler).
348. nennt', wie V. 95; — 3 bis 9 und K nennt; 11 bis 13 nannt'.
368. läßt; — 3 das läßt.
380. mich; — 3 mir.
402. zu, nach 3 bis 5a; — 6 bis 13 und K bei.
423. treu; — 3 Treu.
427. Isegrim's; — 5 Isegrim.

VII. 14. erwartet'; — 3 erwartet, ebenso B. 27 faßt, B. 28 fühlt, B. 42 macht, B. 58 beklagt, B 88 vertraut, B. 97 Statiet, B. 98 ging, B. 160 erreicht, B. 171 grüßt.
18. turnieren; — 3, 4 und 5a Turnieren.
20. erhub; — 5a erhob; ebenso B. 258 hob.
40. drückte, nach 8; — die übrigen Ausgaben druckte.
54. begegnet', nach 11 bis 13 und K; — 3 bis 9 begegnet.
72. Reinecke; — 3 Reinicke.
79. schreim; — 3 schreien.
92. und wiederholte; — 5a ich wiederholte.
95. verriet's'; — K verrietb.
98. ging'; — die Ausgaben sämmtlich ging.
96. Kaninchens; — 3 Kaninchen.
98. ehlichen; — 3 ehrlichen.
103. nun ist er; — 3 er ist uns.
105. hoch, nach 3, 4, 5a, 6, 8 und K; — fehlt in den übrigen Ausgaben.
109. trauten; — 12 getrauten.
141. seinen; — 3 seinem (Druckfehler).
142. Ernst; — 6a und 9 ernst.

Ges. Vers

VII. 138. alle; — 3 alle alle (Druckfehler).
167. ganzen; — 4a ganzes (Druckfehler).
184. beſtehn; — 3 beſtehen.
170. Weitem, nach 8, 11 bis 13 und K; — 3 bis 4a und 9 weitem, während z. B. Ges. VIII. m überall die erstere Form steht.
172. keichet; — 8 keuchet.
177. geſehen; — 3 gesehn.
178. Rathe; — 3, 4 und 5a Rath.
188. nur; — 3 nun.
208. gern; — 3 gerne.
220. Andere, nach 3, 4, 5a und 11a; — die übrigen Ausgaben andre.
224. ziehn; — 3 ziehen.
254. Euer, nach dem sonstigen Gebrauch und nach 8; — alle übrigen Ausgaben Euren.
255. Vergangne; — 5a Vergangene.

VIII. 2. grabe; — 6a und K grab.
4. ahnet; — 3 u. 4 ahndet.
5. Oheim, nach 3 bis 6; — 5a bis 13 und K ohne allen Grund Neffe. Man vgl. die Note zu Gesang II. V. 12.
6. verſchafft'; — 3 verschafft; ebenso B. w erzählt, C m und m sagt, m merkt, w gönnt, m tödtet.
26. ein; — 5a eine.
74. langbeinige, nach 6 bis 13; — 3 bis 5a und K langbeinigte;
108. darauf; — 3 drauf.
110. er Bären; — 3 eh Bären (Druckfehler).
130. bemerk'; — 5a bemerkt'.
136. thun'ſt; — 3 eh thun.
157. in mäßigem; — 3 im mäßigem.
170. eh; — 3 er (Druckfehler).
179. erhüben; — 3a erhöben.
191. Gemeine; — 12 und 13 Gemeinde.
196. nur; — 3 nun.
216. um weltliche; — 3 unweltliche (Druckfehler).
227. ſchwätzen, nach 3 bis 5a, 11 bis 13 u. K; — 6 bis 9 ſchwatzen.
233. Papſts; — 5a Pabſt.
„ Prälaten; — 3 Prelaten.
234. Beguinen; — 3 Beghinen; 4, 5 und 5a Beginen.
240. dünket; — 9 dunket.
241. da haben; — 3 eh haben.
267. Tamprana; — 3 Trabd.
311. drückt, nach 3 und 9; — die übrigen Ausgaben druckt.
326. Ohnegenüge; — 5a Ohnegnüge.
333. dann, nach 3, 9, 11, 13 und K; — die übrigen Ausgaben denn.
„ Horchegenau; — 3 und 11a Horchenau.
339. Geleit, nach 3 bis 5; — 6 bis 13 und K Geleite.

IX. 6. Reineke, diesmal! Gedenket; — 5a Reineke! Diesmal gedenket.
15. Großen und Kleinen; — 3 grohen und kleinen.
17. entdeckt'; — 3 entdeckt; ebenso B. m wünscht, B w sagt, 190 gerent, 199 beſchämt, 207 begegnet, 209 ſliehn, 220 dankt, 227 Raubt.
28. zu — fehlt in 5, 6a und 9.
35. große oder kleiner; — 3 bis 9 u. K groß oder kleiner.

Orl. Vers
IX. 68. eigenem; — 9 eigenen; 11, 11a und 12 eignem.
69. befrein; — 3 befreien.
72. vortreffliche; — 3 fürtreffliche.
76. falschen; — 3 falsche.
80. begegnet', nach 11a bis 13; — 3 bis 11 und K begegnet.
87. Begehrt; — 3 Begehret.
95. ihm, nach 3, 4 und 5a; — 5, 6 bis 13 und K ihn.
102. beziehten, nach 3, 4 und K; — 5 bis 13 beziehen.
106. stünd'; — 5a ständ'.
120. trieb, nach 3, 6, 11 bis 13 und K; — die übrigen treibt.
161. thatet; — 3 that.
191. zürnten, nach 3, 4, 5a u. 9 bis 13; — die übrigen zürnet.
213. geschah'ß; — 3 geschah es.
224. verstund; — 5a verstand.
247. der Sache mich wol; — 3 mich wohl der Sache.
252. wollt'; — 11, 11a und 12 wollt'.
264. Er; — 3 Es.
, Bauer; — 6a und K Bauern.
267. grimmigem; — 3 grimmigen.
270. Herren; — 3 Herrn.
281. feldbrist; — 3 feld Dritt.
288 Bedacht; — 3 Bedenken.
304. fehle, nach 3, 4, 11 bis 13 und K; — 5 bis 9 fehlte.
325. schlürft, nach 6 bis 13 und K; — 3 bis 5a schlurft.
341. stunden; — 5a standen.
342. erwarte; — 5a erwartet.
373. spate; — 11, 11a und 12 spate.
382. reit'; — 3 reib'.

X. 11. in diesen Landen; — 5a in diesem Lande.
19. sagt'; — 3 sagt; ebenso ohne Apostroph: B. er sendet, B. es sagt, B. es redt, B. es schlupft, B. es hungert, B. es stellt, B. es vermuthet, B. es hört, B. es dankt, B. es verehrt, B. es merkt, B. es bückt, B. es glaubt, B. es sucht, B. es hört.
21. gegrabenen; — 3 bis 5a gegrabene.
42. hoffte, nach 9 bis 13 und K; — 3 bis 8 hoffe; die allerdings erst mit 9 gemachte Verbesserung erscheint als durchaus nothwendig.
56. Widder; — 9 wieder.
63. hett'; — 5a hatte.
73. köstlichsten, nach 3, 4, 11 bis 13 und K; — 5 bis 9 köstlichen.
81. roth- und blauer; — die Ausgaben roth und blauer.
87. solle; — 5a soll.
94. Feind'; — 3 Feind.
113. frembden, nach 6 bis 9 und 13; — die übrigen Ausgaben fremd.
127. für; — 3 bis 5a vor.
131. goldenen, nach 4 bis 9, 13 und K; — 3, 11, 11a und 12 goldnen.
138. es; — 3 er.
168. ich will; — 5a will.
169. Herren; — 3 Herrn.
171. erhub; — 5a erhob.
172. Herren; — 11, 11a und 12 Herrn.
186. dann; — 3 denn.

Ged. Vers

X. 128. **vor Allem, nach dem von und festgehaltenen Gebrauche; — alle Ausgaben vor allen.**
201. **einen,** nach 6 bis 13 und K; — 2 bis 5a **einem.**
214. **schlupft';** — 2, 4, 6a und K **schlupft.**
227. **hielt;** — 3 **hielte.**
229. **besehn;** — 3 **besehen.**
250. **goldne;** — 11, 11a und 12 **goldne.**
256. **erkenne;** — 3 **kenne.**
258. **Speise;** — 5a **Speisen.**
269. **verzehret;** — 5 **verzehret.**
274. **vor;** — 3 **für.**
285. **daneben;** — 3 **darneben.**
297. **gedenkt;** — 3 **gedenket.**
421. **für,** nach 6 bis 13 und K; — 3 bis 5a **vor.**
422. **darf;** — 4 bis 11a **darf'.**
430. **ahnete;** — 3 und 4 **ahndete.**
454. **und alle;** — 5a **alle.**
473. **Stunden;** — 5a **Ständen.**

XI. 18. **merkt';** — 3 **merkt;** ebenso ohne Apostroph: V. 21 **hört,** V. 42 **drängt,** V. 59 **glaubt,** V. 68 **erzählt,** V. 86 **durchwandert,** V. 98 **verflucht,** V. 111 **hört,** V. 122 **ergeigt,** V. 130 **unterrichtet,** V. 134 **wiederholt,** V. 154 **fehrt,** V. 159 **kriegt,** V. 164 **schärft,** V. 175 **versetzt,** V. 202 **betheuert,** V. 214 **klaut, zerrt,** V. 228 **heult,** V. 242 **fragt,** V. 422 **liegt.**
30. **hörte;** — 5a **hört.**
46. **hätten;** — 9 **hatten.**
53. **streng;** — 3 **strenge.**
58. **alte;** — 3 **alte, so**
69. **ihn;** — 3 **ihm** (Druckfehler).
74. **längst;** — 3 **längst.**
77. **Ein- und zwei- und dreimal;** — sämmtliche Ausgaben **eins und zwei und dreimal.**
92. **eignes;** — 3 **eignes.**
109. **beschädiget,** nach 3, 4, 13 und K; — 5 bis 12 **beschädigt.**
118. **andere,** nach 3, 4, 5a und 13; — 5, 6, 12 und K **andre.**
121. **unsre;** — 5 **unsere.**
125. **Verwandten,** nach 6 bis 13; — 3 bis 5a und K **Verwandte.**
126. **gestehen;** — 5a **gestehn.**
207. **Vettern,** nach 3, 4, 5a, 11 bis 13 und K.; — 5 und 6 bis 9 **Vetter.**
218. **vor;** — 3 **für.**
221. **das;** — 5a **da.**
228. **andern;** — 3 **andern.**
240. **darauf;** — 3 **drauf.**
262. **bleibet;** — 5a **bleibt.**
291. **erfahrene;** — 3 und 5a **erfahrne.**
298. **wird;** — 3 **mag.**
321. **Sinne;** — 5, 6a und 8 **Sinn.**
363. **Märtenaffe;** — 11 bis 13 **Martin dem Affen.**
365. **Daneben;** — 3 **Darneben.**
385. **erregt;** — 3 **erreget.**
394. **Ihm;** — 3 **Ihn** (Druckfehler).
468. **drunten;** — 3 **dunten.**

Ges. Vers
XII. 4. lacht'; — 3 lacht; ebenso ohne Apostroph: B. 9 schleift, B. 11 übt, B. 17 blendet, B. 19 schont, ließ, B. 74 verwundet, B. 79 bricht, B. 92 Fuß, B. 97 versucht, B. 98 sagt, B. 173 zerrt, B. 180 Kneipe, B. 198 hofft, B. 258 verdrießt, B. 284 verschrumpft, B. 341 erzeigt, B. 348 zeigt, B. 353 grüßt.
12. sie brachten, nach 6, 11, 11a und 12; — 3 bis 5a, 6a, 9, 13 und K brachten.
26. flüstern; — 8 flistern.
30. er reckte, nach 3, 4 und K; — 5 bis 13 reckte.
70. Reineken; — 3 Reinecke.
97. betrieglichen; — 3 betrügliche.
107. künftigen, nach 6 und 9; — alle übrigen Ausgaben künftige.
113. Mindste; — 3 und 5a mindeste.
119. daneben; — sämmtliche Ausgaben darneben.
126. ich's; — 3 ich es.
137. Königes; — 5a Königs.
140. könniet; — 8 konnet.
147. Verwandten, nach 6 und 11 bis 13; — die übrigen Ausgaben Verwandte.
151. kennte; — 11a und 12 könnte. Man vgl. die Note im Text zu Gesang V. V. 40.
163. Schaden und Schmach, nach 5 bis 13 und K; — 3 und 4 Schaden und Schande.
171. Bei den empfindlichsten Theilen, nach 5 bis 9, 13 und K; — 3 und 4 Bei empfindlichen Theilen; 11, 11a und 12 Bei den empfindlichen Theilen.
178. Zotten; — 5a Zoten.
187. eigenem, nach 5 und 6a bis 13; — 3, 4, 6 und K eigenen.
202. Kleig'; — 3 klein.
215. Da fanden sich auch; — 3 und 4 Es fanden sich manche.
234. Seine Verwandten, nach 3, 4 und 6; — 5, 5a und 6a bis 13 Als Verwandten; K Als Verwandte.
248. blähn; — 3 und 4 zeigen.
278. Euer; — 5 eurer.
287. sämmtliche; — 3 und 4 diese.
313. bemerkt; — 3 und 4 bemerkten.
325. Euch will; — 3 und 4 will.
328. mein; — 5a meine (Druckfehler).
. thuet; — 3 thut.
367. zu großen Gunsten; — 3 zu großer Liebe.
381. erging; — 3 ergangen.
384. Gelang es mir doch; — 3 und 4 mir ist es gelungen.
389. bleibet; — 5a bleibt.
399. Unter einander sprachen sie froh; — 3 und 4 Und sie sagten unter einander.
423. Unsre Burg zu beseh'gen und heiter; — 3 und 4 Unsre Burg nur fester zu machen.

In einzelnen Exemplaren der ersten Ausgabe (3) vom 1794 finden sich noch verschiedene Abweichungen (z. B. in den letzten Gesängen: X. ai er statt der, aa mich statt mir, XI. a war es statt war er u. a. m.), die wir jedoch vorläufig nicht aufführen, weil dieser zweite Abdruck bei den späteren Ausgaben nicht zu Grunde gelegt und offenbar ohne Wissen des Dichters veranstaltet ist.

Achilleis.

Es sind die Ausgaben 4 bis 13 und K verglichen worden.

Vers
1. u. sonst. **Ilios'**, nach 11 bis 13; — 4, 5 und 5a **Ilion'**, 6 bis 9 **Ilios**.
19. **Gargaros'**, nach 8 und 11 bis 13; — 5a **Gagaros**, die übrigen Ausgaben **Gargaros**.
33. **frommem**; — 4 bis 5a **frommen**.
70. **Dich**; — K **Ich**.
97. **nur**, nach 4 und 5a; — alle übrigen Ausgaben **nun**.
40. **mißt**, und; — 4 und 5a **mißt**.
69. **Schüttelnd bald die glühenden Locken**, nach 6 bis 13 und K; — 4, 5 und 5a **Bald, die glühenden Locken schüttelnd**.
72. **Eilig**, hinkend; — 8, 9 und K **Eilig hinkend**.
83. **liebreiz herrlich**; — 4, 5 und 5a **Herrlichen Liebreiz**.
127. **milderes**, nach 4 bis 9 und K und entsprechend dem von uns durchgeführten Gebrauche; — 11 bis 13 **milderem**. Ebenso V. 140, 267, 405, 420, 620, 630.
138. **so**; — fehlt in 4, 5 und 5a.
177. **kehre'**; — sämmtliche Ausgaben **kehrt**.
214. **Pelion's**, nach 4 bis 6a und K; — 8 bis 13 **Pelion**.
227. **verkünden'**, nach 11a bis 13; — 4 bis 11 und K **verkündet**.
246. **genesen**, nach 6a bis 13 und K; — 4 bis 6 **geneset**.
275. **o ört'**, nach 4, 5a, 9 bis 13 und K; — 5 **sprach'**, 6, 6a und 8 **sprach**.
288. **bleibet**; — 4 und 5a **bleibe**.
301. **erhub**; — 5a **erhob**.
305. **Nun**; — 5a **Nur**.
310. **Augenblickliche Kraft nur**, nach 6 bis 13 und K; — 4, 5 und 5a **Nur des Augenblicks Kraft**.
342. **hineilete**; — 4 und 5a **hineilte**.
354. **waltst'**, nach 11a bis 13; — 4 bis 11 und K **waltst**.
356. **Helden**, nach 6 bis 13 und K; — 4, 5 und 5a **Holden**.
376. **ausgehet**; — 4, 5 und 5a **herabkommt**.
402. **blickte**; — 9 und 11 **blicken**.
405. u. 406. **breitem, Trockenem**, nach 6, 9 bis 13 und K; — 4, 5, 5a und 8 **breiten, Trockenen**.
408. **kiesigen**; — 4, 5 und 5a **kiesigten**.
413. **gestoben**; — 5 **verschoben**.
422. **im**; — 5a **in dem**.
426. 427. **hieher**, nach unserem Gebrauche; — die Ausgaben meist **hierher**.
442. **geküßt**, nach 4, 5a, 6 u. 11 bis 13; — 5, 6a, 8, 9 u. K **geküßet**, was keinen Sinn giebt.
457. **achaitischen**, nach 4 bis 6a und K; — 8 bis 13 **Achäischen**. So auch in den Namen **Hephaistos, Moiren** u. a.
464. **hier sich**; — 13 **sich hier**.
477. **einstimmende**; — 5a **einstimmige**.
538. **schäget**, nach 4, 5a und 11a bis 13; — die übrigen Ausgaben **schützt**.
578. **Siegeß**, nach 4 und 5a, 9 bis 13; — 5, 6, 6a, 8 und K **Siegers**.
641. **Schicklicher**; — 5a **Schrecklicheß**.
657. **Gefild**; — 4, 5 und 5a **Feld**.
659. **Künden hinfort**; — 4, 5 und 5a **Ewig verkünden**.
698. **die je die Erde bewohnen**; — diese Worte fehlen in 4, 5 und 5a.
698. **Erdegeborneß**; — 5a **Erdgeborneß**.

Ergänzungen der Textreviſion

zu

Theil I.—III. der Gedichte.

Vorbemerkung.

Während der Herausgeber ursprünglich nur diejenigen Abweichungen von dem jetzigen Texte anzugeben beabsichtigte, welche möglicherweise für die Feststellung desselben in Betracht kommen konnten, wurde später von vielen Seiten der Wunsch ausgesprochen, daß wir in Mittheilung des kritischen Materials weiter gehen möchten. Demnach sind in diese Ergänzungen nicht etwa nur bisher von uns unberücksichtigt gebliebene Fehler und Varianten des Textes aufgenommen, sondern dieselben bestehen vorzugsweise in der Mittheilung älterer Gestalten später umgearbeiteter Gedichte, für die der Herausgeber, obgleich das Material dazu sehr zerstreut ist, einige Vollständigkeit erreicht zu haben hofft. Außerdem bot sich bisweilen Gelegenheit dar, diese oder jene Bemerkung zu dem früher Gesagten hinzuzufügen, manches erst nach der Herausgabe der ersten Theile Bekanntgewordene zu benutzen und endlich dieses oder jenes Versehen im Texte oder in den Noten zu verbessern. Für dies Alles sind dem Herausgeber eine Reihe von Notizen sehr erwünscht gewesen, die theils von Seiten des Herrn v. Loeper zur Disposition gestellt wurden. Bei alledem lag es indessen keineswegs in der Absicht, diese Ergänzungen zu einem Kommentar der Gedichte zu erweitern. Ein solcher, wenn er wirklich seinen Zweck erfüllen soll, würde so umfangreich werden, daß er nur in einer besonderen Ausgabe der Gedichte seine Stelle finden könnte.

Die gegebenen Ergänzungen in derselben Weise auch auf den dritten Theil auszudehnen, erschien nicht erforderlich. Allerdings bedürfen auch in ihm viele Gedichte noch einer genaueren Erklärung und Andeutung der in ihnen verborgenen Beziehungen; indessen mußte aus dem eben angegebenen Grunde von einer solchen hier Abstand genommen werden. Dagegen bietet der Text der hieher gehörigen Gedichte, die der Mehrzahl nach nur in einer Gestalt vorhanden sind, wenige Anwendungen, und somit konnte auch die Zahl der hier zu gebenden Notizen sehr beschränkt werden.

Zur Vermeidung von störenden Wiederholungen in den Citaten sind die häufiger vorkommenden Schriften mit Abkürzungen bezeichnet, über welche das nachfolgende Verzeichniß Auskunft giebt.

Abkürzungen.

Die hier benutzten älteren Ausgaben von Goethe's Werken sind wie gewöhnlich mit den Zahlen 8—13, die von Kurz ist mit K bezeichnet; die Hamburg'schen Nachdrucke haben die Zeichen H1, H2, H3; außerdem sind die nachstehenden Abkürzungen angewendet:

ADM1.2.3. Almanach der deutschen Musen auf das Jahr 1773. Leipzig, in der Schwickert'schen Buchhandlung. Derselbe für 1776 (Weygand'sche Buchhandlung) und 1777.

AG. B. R. Abeken, Goethe in den Jahren 1771—1775. Hannover 1961.

AGL. B. R. Abeken, Ein Stück aus Goethe's Leben zum Verständniß einzelner Werke desselben. Berlin Verlag der Nicolai'schen Buchhandlung 1845.

AHN. Aus Herder's Nachlaß. Herausgegeben von Heinrich Düntzer und Ferdinand Gottfried von Herder. 3 Bände. Frankfurt a. M. Meidinger Sohn und Comp. 1856—1857.

ALG. Archiv für Literatur-Geschichte, II. Band, herausgegeben von R. Gosche. 1872.

BGJ. Briefwechsel zwischen Goethe und F. H. Jacobi, herausgegeben von Max Jacobi. Leipzig Weidmann'sche Buchhandlung 1846.

BGK. Briefwechsel zwischen Goethe und Knebel. Zwei Theile. Leipzig F. A. Brockhaus 1851. (Herausgegeben von G. E. Guhrauer.)

BGL. Briefe von Goethe an Lavater. Aus den Jahren 1774—1783. Herausgegeben von Heinrich Hirzel. Leipzig Weidmann'sche Buchhandlung 1833.

BGM.1.2.3. 1. Briefe an Johann Heinrich Merck von Goethe, Herder u. s. w. herausgegeben von Dr. Karl Wagner. Darmstadt Verlag von Johann Philipp Diehl 1835 (Erste Sammlung). 2. Briefe an und von Johann Heinrich Merck. Ebendaselbst 1838 (Zweite Sammlung). 3. Briefe aus dem Freundeskreise von Goethe, Herder, Höpfner und Merck. Leipzig Ernst Fleischer 1847 (Dritte Sammlung).

BGZ. Briefwechsel zwischen Goethe und Zelter. Herausg. von Dr. F. W. Riemer. Sechs Theile. Berlin 1833—1834. Verlag von Duncker und Humblot.

BL. M. Freiherr von Biedermann, Goethe und Leipzig. 2 Theile. Leipzig F. A. Brockhaus 1865.

CB. Fünfundzwanzig Lieder. In Musik gesetzt von Corona Schröter. Weimar 1794. Annoch bey mir selbst und in Commission in der Hoffmannischen Buchhandlung.

DM. Deutsches Museum 1777. Leipzig. In der Weygand'schen Buchhandlung.

DMS. Deutsche Monatsschrift. Berlin bey Friedrich Vieweg dem älteren. — (Für Goethe kommen nur die Jahrgänge 1791 und 1792 in Betracht.)

EGG. J. P. Eckermann, Gespräche mit Goethe in den letzten Jahren seines Lebens. 3 Theile. Dritte Auflage. Leipzig F. A. Brockhaus 1868.

EPS. Fantasien auf einer Reise durch Gegenden des Friedens von C. P. von S. — Herausgegeben von J. L. Gwalt. Hannover Helwing 1799.

EPH. Ephemeriden der Litteratur und des Theaters. (Jahrgänge von 1786 und 1787.)

GBK. Goethe's Briefwechsel mit einem Kinde. Drei Theile. Zweite Auflage. Berlin C. H. Jonas. 1837.

GBL. Goethe's Briefe an Leipziger Freunde. Herausgegeben von Otto Jahn. Leipzig, Druck und Verlag von Breitkopf und Härtel 1849.

GBS. Goethe's Briefe an Frau von Stein aus den Jahren 1776—1826. Zum ersten Mal herausgegeben durch A. Schöll. Drei Bände. Weimar Landes-Industrie-Comptoir 1848—51.

GGD. Goethe's lyrische Gedichte. Für gebildete Leser erläutert von H. Düntzer. 2 Bände. Elberfeld 1856. Verlag von R. L. Friderichs.

GGV1. Goethe's Gedichte, erläutert von Heinrich Viehoff. 3 Theile. Düsseldorf und Utrecht Verlag der Bötticherschen Buchhandlung. 1846—1853.

GGV2. Dieselben. Zweite gänzlich umgearbeitete Auflage, in zwei Bänden. Stuttgart Verlag von Carl Conradi. 1869—1870.

GL1. Gesänge der Liedertafel. Erstes Bändchen. Berlin 1811.

GL2. Die Liedertafel. Berlin 1818.

GM. Das Gaismahl. Gedicht von Goethe. Musik von Zelter 1832. Facsimile der Handschrift.

GMA. 1774. Musenalmanach. MDCCLXXIV. Göttingen bei J. C. Dieterich. Derselbe MDCCLXXV, von J. H. Voß herausgegeben 1776. Bauenburg.

HFO. Handschriftliche Sammlung für Friederike Oeser.

HS. Die Horen, eine Monatsschrift, herausgegeben von Schiller. Tübingen in der J. G. Cottaischen Buchhandlung. 10 Bände 1795—1797.

HSV. Herder, Stimmen der Völker. (Abdruck der „Volkslieder“ in H.'s Werken.)

HV1.2. Volkslieder. (Von Herder.) Erster Theil. Leipzig in der Bergangschen Buchhandlung 1778. Zweiter Theil 1779.

JJ. Iris (Zeitschrift von J. G. Jacobi). 6 Bände, jeder in 3 Stücken. 1774 bis 1776, die 4 ersten in Düsseldorf, die 4 letzten in Berlin bei Haude und Spener.

JLS. Jacobi (F. H.). Ueber die Lehre des Spinoza, in Briefen an Herrn Moses Mendelssohn. Breslau bei Gottl. Löwe 1785.

JT. Journal von Tiefurt. Manuscript 1781—1783.

KA. Ueber Kunst und Alterthum, von Goethe. Achtzehn Hefte in 6 Bänden. 1816—1832. Stuttgart in der Cottaischen Buchhandlung.

KGA. Katalog der Goethe-Ausstellung. Berlin 1861 G. H. Schröder.

KGW. Goethe und Werther. Briefe Goethe's, meistens aus seiner Jugendzeit, mit erläuternden Dokumenten. Herausg. von A. Kestner. Stuttgart und Tübingen J. G. Cotta'scher Verlag 1854.

KMJ. Allgemeine (Kieler) Monatsschrift für Wissenschaft und Literatur. Braunschweig C. A. Schwetschke und Sohn (Jahrgang 1854).

LL. Neue Lieder, in Melodien gesetzt von Bernhard Theodor Breitkopf. Leipzig bei Bernhard Christoph Breitkopf und Sohn. 1770. (Gewöhnlich „Leipziger Liederbuch" genannt.)

LPF1.2. Johann Caspar Lavater's Physiognomische Fragmente zur Beförderung der Menschenkenntniß und Menschenliebe. Erster Versuch. Leipzig und Winterthur 1775. Bei Weidmann's Erben und Reich, und Heinrich Steiner und Compagnie. — Lavater's Physiognomische Fragmente. Zweiter Versuch. 1776.

MB. Morgenblatt für gebildete Stände. (Beiträge von Goethe in den Jahrgängen 1807—1824.) Stuttgart u. Tübingen Cotta'sche Buchh.

MU. Die Muse. Eine poetische Wochenschrift von W. G. Becker. 2 Theile. Leipzig in Johann Carl Müller's Buch- und Kunsthandlung 1776.

NDM. Der neue Teutsche Merkur. Weimar 1790—1810. Dreiundsechzig Bände. (Von Wieland, Reinhold und K. A. Böttiger.)

NVS. Neuer Versuch über die Schauspielkunst. Aus dem Französischen. Mit einem Anhang aus Goethe's Briefmsche. Leipzig im Schwickert'schen Verlage 1776.

P. Pantheon. Eine Zeitschrift für Wissenschaft und Kunst. Herausgegeben von Dr. Johann Gustav Büsching und Dr. Carl Ludwig Kannegiesser. Zweiter Band. Erstes Heft. Leipzig bei L. Salfeld 1810.

SGL. H. Sauppe. Goethiana. Göttinger Lektionskatalog zum Sommer 1870.

SMA. Musenalmanach für das Jahr 1796. Herausgegeben von Schiller. Neustrelitz bei dem Hofbuchhändler Michaelis; die spätern Jahrgänge von 1797, 1798 und 1799: Tübingen in der J. G. Cottaischen Buchhandlung.

TAM. Die theatralischen Abenteuer von Mozart und Cimarosa. 1791 (Text von Bulpius), neu abgedruckt im Goethe-Schiller-Museum, herausgegeben von A. Diezmann. Leipzig Adolf Gumprecht 1858.

TB. Taschenbuch für Damen auf das Jahr 1814. Tübingen bei Cotta.

TM. Der Teutsche Merkur. Weimar 1773—1789. Achtundsechzig Bände zu je drei Heften. (Von Wieland allein herausgegeben.)

TWG. Taschenbuch auf das Jahr 1804. Herausgegeben von Wieland und Goethe. Tübingen in der Cotta'schen Buchhandlung.

VOK. Vorträge über eine Auswahl von Goethe's lyrischen Gedichten, gehalten an der Universität zu Breslau von Dr. Carl Ludwig Kannegiesser. Breslau 1835 Richter'sche Buchhandlung.

VLSs. 1. 2. Volks- und andere Lieder mit Begleitung des Fortepiano. In Musik gesetzt von Siegmund Freyherrn von Seckendorff. Weimar bei Carl Ludolf Hoffmann 1779. (Erste Sammlung. — Zweite Sammlung.) Die dritte Sammlung: Dessau, auf Kosten der Verlags-Kasse und zu finden in der Buchhandlung der Gelehrten, 1782.

VMA. Musenalmanach fürs Jahr 1796. Herausgegeben von Johann Heinrich Voß. Hamburg bey Carl Ernst Bohn.

WB. Der Deutsche, sonst Mandsbecker Bote. (Für Goethe kommt der Jahrgang von 1774 in Betracht.)

WKS. Weimar's Klassische Stätten. Von Robert Springer. Berlin 1863. Verlag von Julius Springer.

ZNM. Zur Naturwissenschaft überhaupt, besonders zur Morphologie ꝛc. ꝛc. — Von Goethe. Stuttgart und Tübingen in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. (Periodische Zeitschrift, die von 1817—1823 in 2 Bänden — I à 4, II à 2 Hefte — erschien und, vollständig, folgende zwei abgeschlossene getrennte Werke bildete: 1) Zur Naturwissenschaft überhaupt. I. Band, 1817; II. Band, 1823. 2) Zur Morphologie. I. Band, 1817; II. Band, 1823. Jedes Heft lieferte sowohl Bogen des einen wie des anderen Werks.)

Erſter Theil.

Seite Zeile

14. 14. **Der neue Amadis.** — In CS ſtatt deſſen die Ueberſchrift Jugendlied.
19. in; — JJ, II. 1. S. 78, 3, 4, 5 und 13 im.
20. durch; — JJ und CS im.
24. Statt 1774 in der Note iſt zu leſen 1775.
15. 6. **Götterbrod;** — JJ und CS Himmelsbrod.
13. **Sie zurück vom ſchnellen Fliehn;** — JJ und CS Ihr verrätheriſch Fliehn, 2 und 2a Ihr zu ſchnelles Fliehn.
17. Nach Mittage; — EGG, III. S. 173, Nachmittage, AG S. 29 Nachmittages.
16. 2. **Mußt';** — 2 Mußte.
17. 3-4. In 2 und 2a: **Warum ſeh' ich ſo böſe Mit offnen Augen Dich? Die Augen feſt verbunden.**
4 **ſchnell;** — 2 und 2a gleich.
9 **Chriſtel;** — die Ueberſchrift fehlt in TM 1776 II. S. 3.
22. **einen;** — TM und Ro ein' n.
18. 5. **denn;** — dieſelben dann.
6. **luft'gen;** — dieſelben lüft'gen.
9. **taumlig;** — dieſelben tümmlig.
24. **nicht;** — dieſelben nit.
28. Die Ueberſchriften dieſes und des folgenden Gedichts ſtehen ſeit der Ausgabe 4 und fehlen natürlich in TAM.
29. **reinſten;** — TAM ſchönſten.
32. **klang;** — ebendaſ. drang.'
34. **So la la! le ralla;** — TAM hier und S. 19. Z. 5 und 10 So: Lara, lara u. ſ. w.
19. 2. **Zwei, drei;** — ebendaſ. Da zwei.
8. **Schalkhaft blickte ſie ein Veilchen;** — ebendaſ. **Sie beſann ſich nun ein Veilchen.**
12. **Glanze,** nach 4 bis 9, 13 und K; — TAM und 9 bis 12 Glanz.
13. **ben;** — TAM dem.
15. **Daß es von den Felſen klang;** — ebendaſ. **Daß mir's in die Seele drang.**
16. 17. 20. In TAM So: Lara, lara u. ſ. w.
17. **ach! an ſich,** nach denſelben; — TAM und 9 bis 12 zu ſich.
20. **Ruhe,** nach denſelben; — TAM und 9 bis 12 Ruh.
23. **Meine Freude floh davon;** — TAM **Meine Freuden ſind entflohn.**
24. **Und ich höre,** nach 4 bis 8, 13 und K; — TAM **Es ſchwebt,** 9 bis 12 **Und ich hör'.**

Seite Zeile.
19. m. den alten; — TAM der alte.
20. 1. stand; — JJ, III. A. S. 157, stund.
m. liebes; — JJ und Hz süßes.
14. Auf immer; — JJ und Hz Auf ewig.
m. von; — JJ vom.
24. So geht's von Ort zu Ort. — Im 10ten Buch von „Dichtung und Wahrheit", wo die drei ersten Zeilen des Liedes citirt werden: So ging's den ganzen Tag.
22. 13. fein; — DGE, II. S. 112, hinein.
24. 2. Und sichle; — TWG Ich sichle.
28. 4. ihm; — 3 ihn.
24. Zwischen den beiden letzten Strophen steht in dem Singspiel, aus dem das Gedicht entnommen ist, noch eine andere (vgl. Werke, IX. S. 30). Eine zweite Strophe, die von Kurz (Werke, I. S. 593) gleichfalls noch in die Textrevision aufgenommen ist, kann nur als Entwurf gelten und hat bei uns ihre Stelle am Schluß des Singspiels gefunden.
29. m. Wie zieh' ich; — im Singspiel Ich ziehe.
30. 1. mich; — ebendas. mir.
7. Beladen; — ebendas. Zur Küche.
32. 8–21. Die älteste Gestalt des Gedichtes, welches 1789 in die erste ächte Ausgabe der Werke aufgenommen wurde, giebt HFO, worauf dann LL, ADM1 und MU folgen. Wir geben den Text zunächst nach HFO und lassen die Varianten der übrigen Drucke folgen:

Die Nacht.

1. Gern verlaß' ich diese Hütte,
Meiner Schönen Aufenthalt,
Und durchstreich' mit leisem Tritte
Diesen ausgestorbnen Wald.
Luna bricht die Nacht der Eichen,
Zephors necken ihren Lauf,
Und die Birken streun mit Neigen
Ihr den süßen Weihrauch auf.

2. Schauer, der das Herze fühlen,
Der die Seele schmelzen macht,
Wandelt im Gebüsch im Kühlen:
Welche schöne, süße Nacht!
Freude! Wollust! Raum zu fassen!
Und doch weiß ich, Himmel, Dir
Tausend Deiner Nächte lassen,
Gib mein Mädchen eine mir.

1, 1, LL und MU Liebsten. 1, 3 und 4 LL Wandle mit verhülltem Tritte Durch den ausgestorbnen Wald. 1, 3 MU vergnügtem. 1, 7 und 8, ADM und MU Und die Birken, die sich neigen, Senden ihr den Duft hinauf. 2, 3 LL, ADM und MU Flüchtet durch's Gebüsch im Kühlen. 2, 7 LL, ADM und MU solcher.

Seite Zeile.
32. 2016 32. 4. Das Gedicht ist bekannt aus HFO, LL und ADM2. In LL lautet die Ueberschrift „Das Glück. An mein Mädgen", in den beiden andern „An Annetten", in HFO die zweite Strophe abweichend:

Sie sind, die süß verträumten Stunden,
Die durchgeliebten, sind verschwunden,
Wir wünschen traurig sie zurück
O wünsche Dir kein größres Glücke!
Es flieht der Erden größtes Glücke
Wie des geringsten Traumes Glück.

33. 2. In LL und ADM1 „Die Reliquie."
6–8. LL u. ADM1:

Ich kenn', o Jüngling, Deine Freude,
Erwischest Du einmal zur Beute
Ein Band, ein Stückchen von dem Kleide,

Seite Zeile.

33. 8. LL: Das Dein geliebtes Mädchen trug (ADMi Ein Strumpfband, einen Ring — ein Nichts).

10–16. fehlen in ADMi, während 13 bis 16 in LL lauten:
Mein zweites Glücke nach dem Leben,
Mein Mädchen hat mir was gegeben;
Setzt Eure Schätze mir daneben,
Und Eure Herrlichkeit wird nichts.

22. tändeln; — 5 tadeln.

22. LL und ADMi: Bleibt mir der schönste Theil von Dir.

23. 24. Dieselben: Und gleiteten oft mit Verlangen
Von da herab zur runden Brust.

31. von; — dieselben vom.

32. Du süß Geschenk; — dieselben Reliquie.

35. an Glück und Lust; — dieselben der alten Lust.

34. 1. LL „Das Glück der Liebe."

2. LL „An den Mond."

35. 9–16. LL: Dämmrung, wo die Sinnlust thront,
Schwimmt um ihre runden Glieder.
Trunken sinkt mein Blick hernieder.
Was verbüllt man wohl dem Mond!
Doch, was das für Wünsche sind!
Voll Begierde zu genießen,
So da droben hängen müssen —
Ei, da schielest Du Dich blind.

17. HFO und LL „Hochzeitlied. An meinen Freund." Der Text in LL stimmt wörtlich mit dem gegenwärtigen, weicht aber in HFO bedeutend ab:

Im Schlafgemach, fern von dem Feste, Wie schlägt Dein Herz beim Schlag der
Sitzt Amor Dir getreu und wacht, Stunde,
Daß nicht die List muthwill'ger Gäste Der Deiner Freunde Lärm verjagt!
Das Brautbett Dir unsicher macht. Wie blickst Du nach dem schönen Munde,
Er harrt auf Dich. Der Fackel Schimmer Der Dir nun bald nichts mehr versagt!
Umglänzt ihn, und ihr flammend Gold Du eilst, Dein Glück zu vollenden,
Treibt Weihrauchdampf, der durch das Mit ihr ins Heiligthum herein;
Zimmer Die Fackel in des Amors Händen
In wollustvollen Wirbeln rollt. Wird wie ein Nachtlicht still und klein.

Wie glüht vor Deiner Küsse Menge
Der Schönen reizendes Gesicht!
Zum stillen Scherz wird ihre Strenge;
Denn Deine Kühnheit wird zur Pflicht.
Schnell hilft ihr Amor sich entkleiden
Und ist doch nicht so schnell als Du;
Dann hält der kleine Schalk bescheiden
Sich fest die beiden Augen zu.

Seite Zeile.

36. 1. HFO, LL und MU „Der Schmetterling."

2. HFO Und in Papillons Gestalt, MU So in Papillons Gestalt.

3. LL „An die Unschuld."

37. 12. HFO, LL und MU „Amor's Grab", in den beiden ersteren noch mit dem Zusatze: „Nach dem Französischen."

17. HFO Von nichts, von ohngefähr erwacht er wieder.

38. 2. Man vgl. für das Entstehen dieses Gedichtes Werke, IX. S. 250–251.

41. 17. sing' entzückt Euch wieder; — SMA 1799 sing' Euch lieblich wieder.

Seite Zeile.

41. 13. **Mädchen**; — ebendaf. **Jüngling**.
19. **von**; — ebendaf. **an**.
43. 13. HFO, LL und ADMz „**Unbeständigkeit**."
14. HFO Auf Kieseln im Bache, da **sieg**' ich wie **Helle**!
17. **danieder**; — HFO, LL und ADMz **darnieder**.
18. **So**; — HFO, LL und ADMz **Da**.
19–21. HFO, LL und ADMz:

O Jüngling, sei weise, verwein nicht vergebens
Die fröhlichsten Stunden des traurigen Lebens,
Wenn flatterhaft je Dich ein (HFO Dich ja ein) **Mädchen** vergißt
Geh, ruf sie zurücke, die vorigen Zeiten!
Es flicht sich so süße der Duften der Zweiten,
Als kaum sich der Busen der Ersten gelüft.

43. 1–3. Goethe benutzte diese Strophe öfters zu Facsimiles, die er an Freunde ausgab; indessen sind auf den BL, II. S. 142, mitgetheilten 3 6 u. 7 umgestellt.
44. 14. In JJ, II. S. 244, ohne Ueberschrift, in 2 steht „**Willkomm**" statt „**Willkommen**".
15. u. 16. JJ **Mir schlug das Herz; geschwind zu Pferde,**
Und fort, wild wie ein Held zur Schlacht!
19. **stand**; — JJ **stund**.
21. **einem**; — JJ **seinem**.
22–25. JJ:

Doch tausendfacher war mein Muth;
Mein Geist war ein verzehrend Feuer,
Mein ganzes Herz zerfloß in Glut.

45. 1. **Dich sah ich**; — JJ „**Ich sah Dich**."
3. **rosenfarbenes**; — Ebendaf. **rosenfarbes**.
4. **Umgab das liebliche**; — Ebendaf. **Lag auf dem lieblichen**.
9–14. Ebendaf.:

Der Abschied, wie bedrängt, wie trübe!
Aus Deinen Blicken sprach Dein Herz.
In Deinen Küssen, welche Liebe,
O welche Wonne, welcher Schmerz!
Du gingst, ich stund und sah zur Erden
Und sah Dir nach mit nassem Blick.

16. **warum**; — JJ **worum**.
21. **nur**; — ebendaf. **mir**.
46. 1. **Veränderung**; — der Nachdruck von JJ **Verwandlung**.
47. 1. **Mailied**; — JJ **Maifest**.
24. **blickt**; — JJ **blinkt**.
48. 1. JJ **Lied, das ein selbstgemaltes Band begleitete, — mit der Unterschrift D. S.**
13. JJ **lüftig**.
15. **Liebsten**; — JJ **Liebe**.
16. **Und so tritt sie**; — JJ **Und sie eilet**.
19. **Selbst**; — JJ **Sie**.
20. **Blick**; — JJ **Kuß**.
28. JJ, IV. S. 148, **Mit einem goldnen Halskettchen überschickt. Das Ganze mit der Unterschrift S.**
27. **Dir darf**; — JJ **Sah Dir**.
49. 1–6. JJ:

Denn wär es eine andre Kette,
Die fester hält und schwerer drückt,
Da winkt' ich Dir wol selbst — Liberte,
Ganz recht, mein Kind! Nicht gleich gemückt!

6. TM, 1776 Januar: „**Brief an Lottchen.**"

Seite Zeile.

49. 13. u. 14. TM: Denken an das Abendbrot,
Das Du ihnen freundlich reichtest.
15. uns; — TM mir.
21. den Herzensdruck; — TM den vollen Herzensdruck.
22. wahres, gutes; — TM gutes, gutes.
23. leichtunruhige; — TM leicht', unruhige.
31. innen; — Hz immer.

50. 1. so oft, nach 6 bis 12 und K; — TM, 2 bis 5 und 13 oft so.
11. nur Neigung; — TM Vertrauen.
13. Weh, bei Deinem Glücke; — TM Weh und Glücke.
16. Herz — es; — TM Herze.
20. gold, wie 9 bis 12 und K, da das Wort Adjectiv ist; — 2 bis 8 und 13 Gold.

51. 12. Im achtzehnten Buche von „Dichtung und Wahrheit", wo die ganze Strophe citirt wird: „Wär, was wär' mein Glück."

54. 1. JJ, IV. S. 249, und Hz „Im Herbst 1775".
3. quellet; — JJ und Hz quillet.
8. Zwillingsbeeren; — dieselben Zwillingsbeere.
9. glänzend; — dieselben glänzet.
11. Fruchtende; — dieselben Früchtende.
12. Mondes; — dieselben Monds.

58. 10. finster und finsterer; — TWG 1804 finster und finster.
20. erschein' — 5 erschien.

60. 4. Thüren und Thore; — TWG Thore und Thüren.
12. Becher; — ebendas. Flaschen.

61. 2. Geistes Gruß, nach 6 ff.; — 2 bis 5a Geister-Gruß.

63. 2. Alles Leid; — GBS, I. 10, Alle Freud.
3a. Was soll all der Schmerz und Lust; — GBS Was soll all die Qual und Lust.

68. 12. Gespannt mein Feuerrohr; — TM, 1776. Januar. S. 9, und Hz Tausch mit dem Feuerrohr.
13. setzt; — dieselben ist.
14. Durch Feld und liebes Thal; — dieselben Durchs Feld und liebe Thal.

19-21. Dieselben: Des Menschen, der in aller Welt
Nicht findet Ruh noch Rast,
Dem wie zu Hause so im Feld
Sein Herze schwillt zur Last.
Mir ist es, denk' ich nur an Dich,
Als säh' den Mond ich an;
Ein süßer Friede kommt auf mich,
Weiß nicht, wie mir gethan.

64. 1. Busch und Thal; — GBS, I. 158, 's liebe Thal.
2. des Freundes; — GBS der Liebsten.
3-8. fehlen in GBS.

9-20. GBS: Wenn in der Winternacht
Er vom Tode schwillt,
Und bei Frühlings Lebenspracht
An den Knospen quillt.

65. 2. Einen Freund; — GBS Einen Mann.
3. u. 4. GBS: Was dem Menschen unbewußt
Dient muß veracht.

Seite Zeile.

65. 1–20. Das Gedicht mit der Ueberschrift: Dem Schicksal lautet in BGL, S. 158 und 159, wo es in seiner ältesten Gestalt steht, folgendermaßen:

Was weiß ich, was mir hier gefällt,
In dieser engen kleinen Welt
Mit seinem Zauberband mich hält!
Mein Lieb und ich vergessen hier,
Wie seltsam und wie tief sein Schicksal leitet,
Und, ach, ich fühls, im Stillen werden wir
Zu neuen Scenen vorbereitet.
Du hast uns lieb, Du gabst uns das Gefühl:
Daß ohne Dich wir nur vergebens sinnen,
Durch Ungeduld und glaubenleere Gewißheit
Voreilig Dir niemals was abgewinnen.
Du hast für uns das rechte Maaß getroffen,
In reine Dumpfheit uns gehüllt,
Daß wir, von Lebenskraft erfüllt,
In holder Gegenwart der lieben Zukunft hoffen.

69. 12. von; — TWG, 1804, S. 91, vom.
19. Windung; — 4 und 5 Wendung.
71. 6. Zusammen; — TWG Zusamm'.
17. fehlt'; — TWG fehlt.
73. 6. Sag'; — TWG und 4 Sage.
12. Pa-pa-papa; — TWG Pa, pa, pa, papa.
20. lang'; — TWG lange.
30. Wär'; — TWG Wäre.

75. 21 bis 76. 28. In TM, Februar. 1776. S. 122, hat das Bundeslied folgende wesentlich abweichende Form, die sich auch in Ka wieder findet.

Bundeslied, einem jungen Paar gesungen von Vieren.

1. Den künft'gen Tag- und Stunden,
Nicht heut dem Tag allein,
Soll dieses Lied verbunden
Von uns gesungen sein!
Euch bracht' ein Gott zusammen,
Der uns zusammen bracht';
Von schnellen ew'gen Flammen
Seid glücklich durchgefacht!
2. Ihr seid nun Eins, Ihr Beide,
Und wir mit Euch sind Eins.
Auf, trinkt erneuter Freude
Ein Glas des ächten Weins!
Auf, in der holden Stunde
Stoßt an und küsset treu
Bei diesem neuen Bunde
Die alten wieder neu!
3. Nicht lang in unserm Kreise,
Bist nicht mehr neu darin,
Kennst schon die freie Weise
Und unsern treuen Sinn.
So bleib zu allen Zeiten
Herz Herzen zugekehrt;
Durch keine Kleinigkeiten
Werd unser Bund gestört!
4. Uns hat ein Gott gelegent
Kingdom mit freiem Blick,
Und wie umher die Gegend
So frisch sei unser Glück!
Durch Grillen nicht gedränget
Verdrückt sich keine Lust;
Durch Zieren nicht geenget
Schlägt freier unser Brust.
5. Mit jedem Schritt wird weiter
Die rasche Lebensbahn
Und heiter, immer heiter
Steigt unser Blick hinan;
Und bleiben lange, lange,
Fort ewig so gereiht,
Ach, daß von einer Wange
Hier eine Thräne fällt!
6. Doch Ihr sollt nichts verlieren,
Die Ihr verbunden bleibt,
Wenn Einen einst von Vieren
Das Schicksal vom Euch treibt.
Ist's doch, als wenn er bliebe;
Euch ferne sucht sein Blick;
Erinnerung der Liebe
Ist wie die Liebe Glück.

Seite Zeile.
90. 6. er macht; — BL, II. S. 86, und macht.
91. 12. Schäferſtunde; — GLs gute Stunde.
13. Flucht'gen Kuß; — GLs Manches Lieb
25. Unabläßlich; — GLs Unabläſſig.
92. 6. Eben zum Narren; — GLs Auch eben zum Narren. Außerdem bilden die zweite und dritte Strophe mit Auslaſſung des Refrains dort eine.
gehört; — SMA 1796 gehöhrt.
93. 6. Kamrade; — GLs Kamerade.
20. 21. 2. ſucht', macht', behagt'; — 4 ſucht, macht, behagt.
94. 17. mein gehört; — GLs mein iſt nun.
96. 7. Offne Tafel; — GM Das Gaſtmahl.
97. 21. ein — fehlt in GM und GLs.
22. nun; — GM und GLs nur.
98. 4. Der Reißer; — GLs Präſes.
8. Verdrießlich; — TB verdrießlich.
15. wär'; — TB war.
16. Sie hier; — GLs hier Sie.
17. zerrauft'; — TB und GL zerrauft.
99. 7. Einem; — TB Einen.
20. fehlt'; — P und TB fehlt.
24. Macht'; — dieſelben Macht.
100. 19 Lumpe; — P, TB und GLs Lumpen.
22. Sollt uns nicht; — dieſelben Keiner ſoll.
23. Gleich; — dieſelben Schnell.
101. 12. freundlich; — GLs traulich.
24. dem Frohen der Fröhliche; — GLs der Frohe dem Fröhlichen.
25. Wir klingen und ſingen; — GLs Wir klingen und ergo.
102. 27. n us; — J von.
103. 4. Laß'; — SMA 1799 und K Laßt.
28. Epiphaniaß; — in GLs Die heiligen drei Könige. Die hier hinter den einzelnen Verſen ſtehenden Refrains kommen wol von Zelter her. So z. B. ſingt der Chor hinter der fünften Strophe mit Beziehung auf den bekannten Berliner Schauſpieler Gern:

„So ſo, Herr Gern, auch Sie, Herr Gern,
Sie eſſen und trinken und bekommen ſich gern."

Auf Strophe 6, 7 und 8 folgen die Refrains:

„Was ſchmackt Ihr drei von Stroh und Heu!
Ihr miſcht ja Kohl und Kraut in Euern Brei!"

„So klug ſind wir auch, Ihr drei Herren Sechs;
Verſchaffet uns Wein, doch vom beſten Gewächs!"

„Ja wohl, Ihr Herrn, packt Euch nur fort!
Ihr ſeid hier nicht am rechten Ort."

104. 28. unſeres; — GLs unſers.
105. 21. Sicilianiſches Lied; — BGZ, I. 434, Sicilianiſch und ſtatt S. 96 Z. 5 und S. 97 Z. 1 Schweizeriſch und Finniſch.
107. 12. gute; — die Handſchrift des Gedichts und BGK II, 24 guter.
17. Zigeunerlied; — die urſprüngliche Geſtalt deſſelben ſ. Werke, XI. S. 101 ff.

Seite Zeile.

101. 1. Deutscher Parnaß; — SMA 1799 Sängerwürde, 4 Dithyrambe.
103. 28. Morgenhaine; — SMA und 4 Myrthenhaina.
105. 9. In SMA auf zwei Zeilen vertheilt.
24. Tränket; — 12 Tränktet.
25. Gar Silen's abscheulich Thier; — SMA Gar Silenens häßlich Thier.
27. Dort entweiht es; — SMA Es entweihet.
106. 1. füllt; — SMA füllte.
12. Erglühen; — SMA Orgien.
23. unsern Grenzen; — SMA unsrer Grenze.
107. 25. einen; — s und der Abdruck in BL, II. 37, einem.
112. 6. raschem Stuhle; — Abeken (AGl. S. 27) will „rascher Spule" lesen, eine Veränderung, die nicht nöthig erscheint.
113. 27. Einen saubern; — TM, 1776. April. S. 75, Ein sauber. Auch die nachfolgenden Abweichungen sind, soweit sie nicht anderweitig bezeichnet werden, sämmtlich aus dem Merkur.
28. an dem; — an den.
29. sieb'nten; — siebenten.
114. 1. wirken; — würken.
8. fein, nach TM 4, 6 und 12; — die übrigen sein.
10. erfreun; — erfreuen.
12. Wollten ihn — weihn; — Wollt'n — weyhen.
16. mit den Augen herum; — mit'n Augen TUM.
20. gülden; — güldin.
22. Auge; — Aug.
25. lang; — schon lang.
28. habe; — hab.
29. Frummkeit; — Frommkeit.
30. Das Böse; — Das Bös.
115. 1. 2. sind umgestellt.
5. Männlichkeit; — Mannlichkeit.
9. alles; — all das.
16. einen; — ein'm.
18. ihm möcht eins; — ihnen möcht zur.
20. seinen; — sein'm.
25. wunniglich, nach 4 und 5, 11a bis 13 und K; — TM innniglich, die übrigen wonniglich.
28. In TM folgen hier nach 3. 28 noch zwei Verse:
Sie iſt rumpfet, frumpfet, duckiet und krumb,
Aber eben ehrwürdig darumb.
29. leichen-wankenden Schritten; — TM mitleuchend wankendem Schritten; 2a. 2a mitReichen und wankenden Schritten.
30. Paradies; — Paradeis.
116. 1. einem; — ein'm.
10. Laster Geschicht; — Lastergeschicht.
11. das; — dies.
13. sehr; — wohl.
15. eben; — Alles.
18. war; — was.
22. thät; — that.
23. Affensprung; — Affentsprungen.
27. groß; — großen.
31. ein'n; — e'n.

Seite Zeile.
116. 22. Beſpöttet; — Beſpottet.
117. 4. ihrer doch nicht wollen wen'ger; — ihr doch nie wöll'n minder.
6. wollt; — möcht.
9. So fort; — das All.
12. anzuſchauen; — anzuſchau'n.
13. Wie ein — Frauen; — Wie'n — Frau'n.
15. wirkender; — TM und 2 würkender.
16. Ein; — TM und 2 Das.
20. umjäunten; — umjaunten.
22. Sitzt; — Sitz't.
24. ihren; — ihr'n.
25. lehr; — gar.
28. Hoffnungsfülle; — Hoffnungsſüll.
118. 6. Dir im Einem; — einem in Dir.
10. Auge; — Aug.
14. Mühe; — Müh er.
15. liebe; — runde.
16. Lebenstäg, nach TM und 2; — ſonſt Lebenstag'.
18. kehret; — TM und 2 kehrt.
19. Schelmereien; — Schelmereyn.
20. erfreuen; — erfreun.
23. Wie er; — Weil er.
25. Eichkranz; — Eichenkranz.
119. 6. Der thät'ge Jude, nach 6 ff. und K; — 2 und 4 Der Jude Elkan, 12 und 13 Der thät'ge Elkan.
20. jedem, nach der Lesart ſämmtlicher Ausgaben, während das in JT ſtehende jeden unzweifelhaft richtig iſt. Man vgl. für „klagen" mit dem Akkuſativ Werke, II. S. 50. Z. 27.
22. Die nächſten 9 Zeilen fehlen in 2 und 2a.
120. 20. wenn; — JT wann.
22. ſchwache; — 12 ſchwachen.
121. 1. Von; — JT Mit.
122. 18. Ward; — 9e Ward (Druckfehler).
27. Erſcheint; — Erſchient, Konjektur von Düntzer, die in K aufgenommen iſt, und aber nicht nöthig erſcheint.
123. 7. ihr; — JT auch.
126. 2. füllt; — 9b füllte (Druckfehler).
21. Es ſteht, nach 2 bis 5, deren auch K und 12 folgen; — 6 und 6a Es ſieht, 8 bis 12 Er ſieht.
127. 24. bittrer, nach 2 bis 4; — 5 ff. und K bittren.
25. in der Bruſt. Düntzer (GGD) vermuthet, da der Vers einen Jambus zu wenig hat, daß Goethe geſchrieben habe: in der heil'gen Bruſt.
131. 22. aus, nach 2 und 2a; — die übrigen Ausgaben vom.
23. vor, nach 5ff.; — 2 bis 4 für.
136. 18. Ueber die verſchiedenen Veränderungen, die dieſes Gedicht erfahren hat, und die Varianten des Textes vgl. Werke, XI. s. S. 237 ff. und 421 ff.
139. 17. In GMA 1774 ſteht dies Gedicht mit der Ueberſchrift „Geſang" und der Unterſchrift EO in folgender Faſſung:

III. Geht den Felſenquell,
Freudehell
Wie ein Sternenblick!
Paterna. Ueber Wolken
Währten ſeine Jugend
Gute Geiſter
Zwiſchen Klippen
Im Gebüſch.

M. Jünglingsfrisch
Tanzt er auf der Welle
Auf die Marmorfelsen nieder,
Jauchzet wieder
Nach dem Himmel.
F. Durch die Gipfelgänge
Jagt er bunten Kieseln nach,
M. Und mit festem Führertritt
Reißt er seine Brüderquellen
Mit sich fort.
F. Trunken werden in dem Thal
Unter seinem Fußtritt Blumen,
Und die Wiese lebt von
Seinem Hauch.
M. Doch ihn hält kein Schattenthal,
Keine Blumen.
Die ihm seine Knie umschlingen,
Ihn mit Liebesaugen schmeicheln,
Noch der Ebne bringt sein Lauf
Schlangenwandelnd.
F. Bäche schmiegen
Sich gesellschaftlich an ihn;
Und nun tritt er in die Ebne
Silberprangend.
M. Und die Ebne prangt mit ihm,
Und die Flüsse von der Ebne
F. Und die Bächlein von Gebirgen
Jauchzen ihm und rufen:
Beide. Bruder!
F. Bruder, nimm die Brüder mit!
Mit zu Deinem alten Vater,
Zu dem ewigen Ozean,
Der mit weitverbreit'ten Armen
Unsrer wartet,
Die sich, acht vergebens öffnen,
Seine sehnenden zu fassen;
M. Denn und reißt in ihrer Wüste
Gier'ger Sand; die Sonne droben
Saugt an unserm Blut;
Ein Hügel
Hemmet uns zum Teichel
Bruder,
Nimm die Brüder von der Ebne,
F. Nimm die Brüder von Gebirgen
Beide. Mit, zu Deinem Vater mit!
M. Kommt Ihr Alle! —
Und nun schwillt er herrlicher;
(Ein ganz Geschlechte
Trägt den Fürsten hoch empor!)
Triumphirt durch Königreiche,
Gießt Provinzen seinen Namen,
Städte werden unter seinem Fuß.
F. Doch ihn halten keine Städte,
Nicht der Thürme Flammengipfel,
Marmorhäuser, Monumente
Seiner Güte, seiner Macht.
M. Zedernhäuser trägt der Atlas
Auf den Riesenschultern; sausend
Wehen über seinem Haupte
Tausend Segel auf zum Himmel,
Seine Macht und Herrlichkeit.
Und so trägt er seine Brüder,
F. Seine Schätze, seine Kinder
Beide. Dem erwartenden Erzeuger
Freudebrausend an das Herz.

Seite Zeile.

141. 12. In der ersten handschriftlich vorhandenen Fassung des Gedichts, die dem Herausg. zur Einsicht mitgetheilt wurde, lautet die Ueberschrift: Gesang der lieblichen Geister in der Wüste.
20. dann; — fehlt daselbst.
142. 4. verschleiernd; — ebendas. schleyernd.
6. Sturz; — 2 und 2a Sturze.
20. Schäumende; — ebendas. alle die.
23. In JT mit der Ueberschrift Ode.
25. Niemand; — GBS, I. 345, und JT keinem.
143. 1. Seltsamen; — dieselben Seltsamsten.
5. Alle; — dieselben Alle die.
13. Blumenthäler; — dieselben Blüthen-Thäler.
20. düsterm Blicke; — dieselben düsterem Blick.
22. Felsenwände; — dieselben Felsenwand.
23. Dem; — dieselben den.

Seite Zeile.

144. 4 a. Alle die andern Armen; — dieſelben Hingehen die armen Andern.
b. Der Verſtellt in denſelben.
10. Und trüben Schmerzen; — dieſelben und trübem Leiden.

145. 1. In BGMı, S. 138, mit der Ueberſchrift: Auf dem Harz im December 1771.
2. ſchweren Morgenwolken; — BGMı Morgenſchloſſen Wolken.
11. Ziele rennt; — ebendaſ. Ziel läuft.
13. Dem aber; — ebendaſ. Aber wem.
16. doch; — fehlt ebendaſ.

146. 9. fein; — ebendaſ. hier.
21. Wildß; — ebendaſ. Schweins.

147. 2. Du ſtehſt mit unerforſchtem Buſen; — ebendaſ. ſteht, unerforſcht die Geweide.

155. 2. Und ein Friſchung verheißender; — 2 und 2a Und der Friſchung verheißende.

156. 1. Regengewölk; — BGJ, S. 3. Regen Wolke.
3-5. BGJ Entgegenſingen wie die Lerche, die da droben. Darauf ſind die vier erſten Zeilen des Gedichts noch einmal wiederholt. In SGL wird die ſtatt Du als das unbedingt Richtige empfohlen.
11. Teufalions Fluthſchlamm; — BGJ Deukalionsfluthſchlamm.
13. Hinter dieſem Verſe iſt in BGJ noch hinzugeſetzt: Den du nicht verläſſeſt, Genius.
20. 21. In BGJ als ein Vers; außerdem Därm' umhüllen ſtatt wärmumhüllen; und.
23. hinter dieſem Verſe der Zuſatz: Wen du nicht verläſſeſt, Genius
24. Umſchwebet; — BGJ Umſchwebt.
22-25. In BGJ als ein Vers.

157. 6. Der kehren; — BGJ Soll der zurückkehren.
9. alle; — BGJ all.
20. Phöbus Apoll; — ebendaſ. Phöb Apoll.
24. Glüh' entgegen; — ebendaſ. Glüh ihm entgegen.
25. Kraft; — ebendaſ. Grün.
26. quillſt; — ebendaſ. quoll.

158. 1. Rinnt; — ebendaſ. Quillt.
3. Rinnet; — ebendaſ. Quillet.
4. Hinter dieſem Verſe ſteht ebendaſ. noch: Jupiter Pluvius.
17. 18. BGJ In dem hohen Gebürg nicht, | deſſen Stirn die | Allmächtige Sonne beglänzt.
19. Den Blumen-ſingenden; — BGJ Den Bienenſingenden. In SGL wird der alten Lesart unter Beziehung auf Horaz Carm. IV. 2. 27ff der Vorzug gegeben.
18-28. In BGJ als ein Vers.
19. wälzt'; — ebendaſ. wälzt.
20. herab; — ebendaſ. herab ſich.
21. Thal; — ebendaſ. Thal wälzt.
22. Muth; — ebendaſ. Muth, Pindar.
22.23. BGJ Dort iſt meine Hütte | Zu waten bis dort hin.

159. 1. In DM, S. 267, mit der Ueberſchrift: G. den 11. September 1776, in BGMı, S. 56, und SGL, S. 12, ohne Ueberſchrift.
2. Lange Tag' und Nächte; — BGL und BGMı Taglang Nachtlang, DM Tagelang Nächtelang.
3. Günſt'ger; — BGMı und DM Günſtiger.
6. BGMı und DM Und ſie wurden mit mir ungeduldig.

Beim Zeile.

158. 14. Rückkehrenden; — BGM1 und DM rückfahrenden.
15. entjauchzt; — DM entjauchzt'.
16. nach; — DM nach.
17. Reisefreuden; — BGM1 und BGL Reisefreude.
18-23. fehlen in BGM1 und DM.

160. 4. Herz darnieder; — BGL, BGM1 und DM Herze nieder.
5. kommt; — DM kömmt.
6. In BGL, BGM1 und DM Streicht der Schiffer weit die Segel nieder. Die Lesart wird in SGL als die richtigere bezeichnet.
10. Freund'; — BGL Freund.
12. männlich'; — BGL und BGM1 mannlich.
13. auf; — BGL, BGM1 und DM in.
19. scheiternd oder landend; — dieselben landend oder scheiternd
21. GMA 1774 und Ha Der Adler und die Taube.
23. Adlerjüngling; — dieselben Adlerjüngling.
24.25. stürzt — zuckt; — Se stürzt — zuckt.
29. heilt; — GMA und Ha heilt'.

161. 3. Unwiderbringem; — dieselben Unwiderbringer.
5. Er; — dieselben und.
10. Aug'; — dieselben Auge.
13. Dahergerauscht; — dieselben Hergerauscht.
14. am; — 4 und.
18. Der Vers fehlt in GMA und Ha.
19. Tauber; — dieselben Täuber.
21.22. desgl. ß und ss sowie ſs und s in GMA und Ha all ein Vers.
23. tiefernst; — GMA trüb ernst, Ha trüb ernst.

162. 1. Wuth; — 2 Wuth.
16.17. In JLS (zwischen S. 48 und 49) und BGM1 in je zwei Versen.
18.19. desgl.
21. Da ich ein Kind war; — JLS und BGM1 Als ich ein Knabe war. (In der Handschrift Kinb.)
22. noch ein; — JLS wo ein.
24. ich; — fehlt in JLS.
Auge; — JLS Aug'.
29. Sich des Bedrängten; — JLS Sich Bedrängter.
30. Bider; — steht in JLS noch in der vorangehenden Zeile.
31. Du; — JLS Dus.

163. 4. Wofür; — JLS Wofürs.
13. Du; — fehlt in JLS.
14. sollte; — JLS sollt'.
15. fliehen; — JLS fliehn.
17. Blüthenträume; — JLS Blüthen, Träume, BGM1 Blüthenträume und Knabenmährchen.
21. zu; — fehlt in BGM1.
23. Zu genießen; — BGM1 genießen.
26. Ganymed; — spätestens 1778 gedichtet. Man vgl. unten zu S. 245. 3. u.

166. 1. In JT und JLS ohne Ueberschrift, in KPH, 11. Stück 1786, „Der Mensch".
9. Höhern; — JLS Höheren.
10. ahnen; — JT, JLS, EPH, 2 und 4 ahnden, ebenso S. 167. 3. u geahneten.
11. In JT, JLS und KPH steht vor diesem noch ein Vers: „Ihnen gleiche der Mensch," der erst in K wieder in den Text gesetzt ist.
13. unfühlend; — JT unfühlbar.

Seite Zeile.

166. m. Böse; — JLS Böſ'.
167. 4. Unſeres; — JLS Unſers.
168. 2. Menſchengefühl; — ſpäterhins 1779 gedichtet. Man vgl. unten zu S. 245 § 11.
169. a. Ich, wie Sauppe (SGL) richtig bemerkt, in zwei Verſe zu zerlegen, ſchon damit der Reim auf „Fiſche" nicht fehle. Ein Reim fehlt allerdings auch auf § 14 zu Brod, aber da vermuthet Sauppe wieder, daß ein Vers etwa: „Bernat zu Tod" im Drucke ausgefallen ſei.
16. all; — fehlt in 2 und 2a.
170. 12. wildst, nach 6 ff.; — 2 bis 5a wildſt.
171. 9. Sinne, nach 6 ff.; — 2 bis 5a Sinnen.
m. herbem; — J und 2a herben.
172. 2. In GBS, I. 67 ff., hat das Gedicht folgende sehr abweichende Fassung:

An den Geiſt des Johannes Secundus.

Lieber, heil'ger, großer Küſſer,
Der Du mir's in lechzend athmender
Glückſeligkeit faſt vorgethan haſt!
Wem ſoll ich's klagen, klagt' ich Dir's nicht!
Dir, deſſen Lieder wie ein warmes Küſſen
Heilender Kräuter mir unters Herz ſich legten,
Daß es wieder aus dem krampfigen Starren
Erbeterlend klopfend ſich erholte.
Ach, wie klag' ich Dir's, daß meine Lippe blutet,
Mir geſpalten iſt und erbärmlich ſchmerzet,
Meine Lippe, die ſo viel gewohnt iſt,
Von der Liebe ſüßem Glück zu ſchwellen,
Und wie eine goldne Himmelspforte
Lallende Seligkeit aus und ein zu ſtammeln.
Geſprungen iſt ſie! Nicht vom Biß der Holden,
Die, in voller ringumfangender Liebe
Mehr möcht' haben von mir und möchte mich Ganzen
Ganz erküſſen und freſſen und weiß ſie kümmer!
Nicht geſprungen, weil nach ihrem Hauche
Meine Lippen unheil'ge Lüſte entverlernten,
Ach, geſprungen, weil mich Oeden, Kalten
Ueber herbenden Reif der Herbſtwind anpackt.
Und da iſt Traubenſaft und der Saft der Bienen
An meines Heerdes treuem Feuer vereinigt;
Der ſoll mir helfen! Wahrlich, er hilft nicht;
Denn von der Liebe Alles heilenden
Geſtaltlos iſt kein Tröpfchen drunter. O.

174. m. ſpannest; — BGJ, S. 117, ſpannſt.
175. m. Hüpst'; — ebendaſ. Hüpft.
176. m. Sopha; — SMA 1796 Bette.
177. 6. vom ſüßen, nach 5a, 6 ff.; — SMA von ſüßem.
m. jetzt; — SMA itzt.
m. ſchleich, nach SMA; — die übrigen Ausgaben ſchlich.
178. 6. zu; — bis zum.
7–9a. TWG 1804 Allermünſchteſt begünſtigt | Von der vielgeliebten Herrin | Als ein anerkannter Diener!
179. m. Die ganze Zeile fehlt in JT, wo außerdem je zwei Zeilen ſtets zu einer vereinigt ſind.
m. Neigung; — JT Leitung.

Seite Zeile.
179. 27. Deinen lieben Hals umfasse; — JT Deine lieben Hüfte halte.
28. Hangbewahrter, noch 2 ff.; — JT Hang bewährter.
180. 3. nie; — JT, 2 und 3a nicht.
6. klisten, klisgten; — 2 und 3a klikte, klägte.
10. Das Gedicht steht schon in JT (vgl. GBS, II. 122) mit der Ueberschrift „Aus dem Griechischen".
12. weilend; — JT bleibend.
21. In BGS, II. 106, ohne Ueberschrift und so, daß Z. 24 und 25 sowie Z. 26 und 27 einen Vers bilden.
181. 8. In den „Wanderjahren" (Bd. XVIII. unserer Ausgabe) ohne Ueberschrift.
12. 13. Da; — in den ältesten Ausgaben der „Wanderjahre" steht die Gerade an den beiden Stellen, wo sie vorkommt (S. 285 und 289 unserer Ausgabe) nicht ganz gleichmäßig: statt Da steht Und, statt Und Z. 13 Auch. Offenbar ist diese Variation nicht beabsichtigt.
186. 25. entjäht. — In der Handschrift des Gedichtes (vgl. SGL) stand ursprünglich beglückt, wurde aber schon in derselben verändert.
190. 4. mein. — In der Handschrift hat sehr zu empfehlende ein, da, wie Saupe bemerkt, das Gesagte sich füglich nicht auf eine Person, sondern auf alle Menschen bezieht.
13. unbefangne; — 6 bis 12 unbefangene.
14. Wie; — 3 und 6a Die.
15. schweift; — in der Handschrift schwebt; indessen ist diese Aenderung doch vielleicht beabsichtigt, wenn auch die andre Lesart viel für sich hat.
18. spät, wie die S. 185 erwähnte Werther-Ausgabe, der sich auch 5 und 13 anschließen; — 6 bis 12 spat.
20. Und wir; — die Handschrift So wir, wodurch allerdings der innerliche Zusammenhang der Gedanken wesentlich gewinnt.
187. 21. den; — Handschrift der.
25. von heil'gen; — Handschrift vom heiligen.
191. 20. In BGZ, III. 280, ohne Ueberschrift. Die vier dem Gedichte dort noch zugefügten, aber durch einen Strich getrennten Zeilen stehen in unserer Ausgabe (III. 343) unter der Ueberschrift „Marienbad".
192. 23. des Himmels Bläue; — BGZ die Himmels-Bläue.
194. 21. falschem; — viele Ausgaben falschen.
196. 9. Tischchen; — KA Tischen.
199. 29. Neue Aufklärungen über diese Gedicht finden sich durch C. v. Loeper gegeben, in Goethe's Archiv für Litt.-Geschichte, II. 521. Dort wird der englische Text mitgetheilt, den Goethe übersetzt hat.
209. 7. Dämonisch aber stürzt; — GBK Doch stürzt sich Orcus.
8. folgten; — GBK folgen.
10. Und hemmt den Lauf; — GBK Herab zur Flut.
212. 15. Deinem; — GBK und 3a einem.
In Goethe's erster Handschrift vom 13. Dez. 1807 lautet diese Zeile (nach H. Grimm's Mittheilung in den Deutsch. Jahrbüchern, 1872. Nov.): Ich knie nun vor Deinem Blick, dem flücht'gen.
213. 1. In der Handschrift nach KGA mit der Ueberschrift „Trennung".
4. Nach herber Trennung tief empfundnem Leiden; — GBK Nach solcher Trennung herb empfundnem Leiden; — 6 bis 13 und K empfundnen, während 3 und 3a unsre Lesart haben.
11. mir; — GBK mir'S.
219. 14. Dinge; — GBK Wesen.
16. in jung- und alten; — GBK an schön beschlossnen.

Seite Zeile

222. 9. schwindelt; — in einigen Ausgaben der „Lehrjahre“ schwindet.
11. himmlischen; — 5, 5a und die entsprechenden Ausgaben der „Lehrjahre“ himmlische.

223. 21. Fromme; — in der ältesten Ausgabe der „Lehrjahre“ Frommer. Vgl. die Textrevision zu Werke, XVII. S. 319.

224. 13. Andern; — 5, 5a und die entsprechenden Ausgaben der „Lehrjahre“ andern.

229. 1. Der Sänger. Man vgl. den Text Werke, XVII. S. 133 unsr. Ausg. und die entsprechende Textrevision.

229. 10. Das Veilchen. Vgl. Werke, IX. S. 19 u. 20, sowie XI. 2. S. 146.

230. 11. Der untreue Knabe. Vgl. Werke, IX. S. 79, u. XI. 2 S. 191 ff.

231. 29. Erlkönig. Man vgl. Werke, IX. S. 175.

233. 13. Der Fischer. — VLSS Das Lied vom Fischer.
22. sie sprach; — HVz VLSS und Hs und sprach.
23. stieg't; — dieselben kämft.

234. 7, 8. Dieselben: Lockt nicht Dein eigen Angesicht | Dich her in ew'gem Thauf — nur Hs ew'gen.
10. Recht'; — dieselben Recht.
11. sehnsuchtsvoll; — dieselben sehnensvoll.
17. Der König in Thule. — Der älteste Text in VLSS lautet:

Es war ein König in Tule,
Einen goldnen Becher er hätt
Empfangen von seiner Buhle
Auf ihrem Todes-Bett
Den Becher hätt er lieber,
Trank draus bei jedem Schmaus;
Die Augen gingen ihm über,
So oft er trank daraus.
Und als er kam zu sterben,
Zählt' er sein' Städt' und Reich,
Gönnt alles seinen Erben,
Den Becher nicht zugleich.

Im hohen Königssaale,
Die Ritter um ihn her,
Im alten Vaterssaale
Auf seinem Schloß am Meer,
Da saß der alte Zecher
Trank letzte Lebens Gut
Und warf den heiligen Becher
Hinunter in die Flut.
Er sah ihn sinken und trinken
Und stürzen tief ins Meer,
Die Augen thäten ihm sinken
Trank keinen Tropfen mehr.
(aus Goethens Dr. Faust).

237. 1. Wem's; — SMA 1799 Wenn's.
4. Und rein; — in GGD, I. 240, wird besser vorgeschlagen: Und frei.
18. Sorgen, nach 5 bis 12; — SMA, 3, 4 und 13 Sorge.
24. vor Sonne; — SMA vor der.

241. 24. kürt, nach Sff; — in TWG 1804 kehrt (Druckfehler), 4 köhrt, 5 und 5a führt.

242. 18. am; — SMA 1798 und 3 an.

243. 1. Kreif'; — SMA Kreis.
28. Abends; — SMA Abend.

245. 20. In dieser Note ist hinzuzusetzen, daß dies Gedicht, wie Lieboff bereits vermuthete, ohne indessen einen Beweis liefern zu können, spätestens um das Jahr 1778 verfaßt ist. Es hat sich nämlich ein von der Hand der Frau von Stein geschriebenes Buch erhalten, das meist Gedichte von Goethe enthält und dessen Einzeichnungen bis auf einige spätere dem Jahre 1778 angehören. Auch dies Gedicht steht darin. — Vgl. Beilage zur Allgemeinen Zeitung, Mittwoch den 10. August 1870.

248. 6. Der Vers fehlt in SMA 1799.

249. 28. Schmerz; — 5 Scherz (Druckfehler).

250. 1. Man vgl. Werke, XVIII. 72 ff. wegen der nicht unbedeutenden Abweichungen des dortigen Textes. Ueberhaupt hat Goethe die Ueber-

setzung mehrfach angefangen, wie dies einige in der „Schweizerreise von 1797“ enthaltene Strophen von verschiedener metrischer Form beweisen:

Im stillen Busch den Bach hinab
Treibt Amor seine Spiele.
Und immer leise: bip, bip, bop,
So schleicht er nach der Mühle.
So macht die Mühle: kap, rap, rap,
So geht es stille: bip, bip, bap,
Was ich im Herzen fühle.

* * *

Da saß sie wie ein Täubchen
Und rückte sich am Häubchen
Und wendete sich ab;
Ich glaube gar, sie lachte,
Und meine Kleider machte
Die Alte gleich zum Bündel.
Wie nur soviel Gesindel
Im Hause sich verbarg!
Es lärmten die Verwandten,
Und zwei verfluchte Tanten,
Die machten's drastisch arg.

Goethe's Original ist ein Lied aus dem „Recueil des plus jolies chansons de ce temps“ (Paris 1764), das auch in der anonymen Erzählung der „Cahiers de lecture“ (1789) „La folle en pelerinage“ (Goethe's „Pilgernde Thörin“ in den „Wanderjahren“) benutzt ist (vgl. GGV², I. S. 236). — Der vollständige Text lautet:

Romance.

1. En manteau, manteau sans chemise,
Non que l'ami pût en manquer,
C'est que la sienne lui fut prise
En lieu charmant à remarquer:
Surpris en cueillant une pomme,
Femme de vingt ans au moulin,
On l'avait mis nu comme l'homme,
En le chassant de cet Eden.

2. Aux bords glacés de la rivière
Au point du jour, demi-Janvier,
Il fit ce jour-là sa prière,
Pensant à Dieu moins qu'au meunier.
Le manteau, dans cette aventure,
En cette saison sans figuiers,
Le préserva de quelque injure,
Sans l'empêcher d'aller aux pieds.

3. La bise soufflant à merveille,
L'ami se fit de son manteau,
Depuis la cuisse vers l'oreille,
Culotte, habit, veste et chapeau.
Le soleil qui parut en rire
De pitié vint le réchauffer;
Mais son courroux devait suffire,
Son courroux prêt à l'étouffer.

4. „A-t-on jamais vu dans le monde,
Au rendez-vous, plus de malheur!“
C'est ce qu'il chantait près de l'onde
Que n'arrêta point sa douleur.
„Le tour est pour vous trop habile,
Belle meunière, aux yeux menteurs:
Laissez aux dames de la ville
A dépouiller leurs serviteurs.“

5. „Durant cette nuit de mystère,
Vous appeliez dix fois l'amour;
Et vous appeliez votre mère
Seulement vers le point du jour!
Votre père dans la famille
S'en va chercher deux témoins
Pour prouver que vous étiez fille?
Helas! il n'en fallait pas moins!

6. Mais dites-moi, témoins faussaires
Vous qui voulez, quoiqu'il en soit,
Dans ma bourse, maudits corsaires,
Plutôt qu'au feu mettre le doigt,
Dites-moi quand on vit en France
Une race de corbeaux blancs,
Et seulement une apparence
De meunière fille à vingt ans?"

7. A ces mots l'ami se retire;
Epargnez-le, vents et glaçons!
Moi, j'ai fait la chanson pour rire,
Ah, je rirai de ces garçons
Qui trompent la maitresse honnête
Par des serments le long du jour,
Et sont trompés par la grisette
La nuit au moulin de l'amour.

Seite Zeile.
250. 19. solchen, nach 6 ff.; — SMA bis 5a frischen.
252. 28. Drohen; — 9 bis 11 Drohn.
255. 2. aller; — TWG 1804 und 6 vieler.
258. 2. Die Ueberschrift in BGZ, II. S. 86, heißt: „Die wackelnde Glocke".
259. 10. im; — BGZ in.
11. Es lauft, es kommt; — BGZ Es läuft, es kömmt.
12. richtig; — BGZ hurtig.
260. 2. Die Braut von Korinth; — SMA 1798 Romanze.
24. hofft'; — SMA hofft.
28. voraus; — SMA in Ernst.
268. 1. nichts; — SMA nicht.
12. vor; — SMA für.
269. 2. Das; — SMA Was.
270. 11. Klag- und Wonnelaut; — SMA Klag' und Wonnelaut.
17. morgen Nacht; — SMA Morgennacht.
273. 8. auf die; — SMA 1798 nach den.
9. schöne; — SMA schönste.
17. Spät; — SMA Spat.
274. 7. was drängst zu der Grube Dich hin; — SMA was drängst Zu zur Grube Dich hin?
280. 1. In der Handschrift: Zum Andenken der schönen, guten, siebzehnjährigen Johanna Sebus ꝛc. ꝛc.
2–3. In der Handschrift: Und ruft zu jener: Hier auf den Bäh!
Da retten euch hin, das werde mein Ziel!
Jetzt habt ihr noch trocken und wenige Schritt.
281. 11. Krach; — Handschrift Karr.
11. sei; — Handschrift seye.

Zweiter Theil.

Seite Zeile

5. 2-9. Zwei bisher unbekannte Fassungen des Gedichtes s. Nachlese, S. 255 dieses Theils.

8. 9. AHN, I. S 177, Sei dann hülfreich den Menschen, wie Du es Sterblichen warest, | Den wir als Krieger geehrt, herzlich als Bruder geliebt. — In 2 und 2a lauter Z. 9: Sei dann hülfreich dem Volke, wie Du es Sterblicher wolltest.

8. 2-4. Im „Weimarischen Jahrbuch für deutsche Sprache, Litteratur und Kunst. Herausgegeben von Hoffmann von Fallersleben und Oskar Schade." III. Bd. 2. Heft. Hannover. Carl Rümpler, S. 480, ebenso in 2 und 2a lauten diese Verse:

Eine flache Furche bedeckt den goldenen Samen,
Eine tiefere deckt endlich Dein ruhend Gebein.
Pflüge fröhlich und säe, hier keimet Nahrung dem Leben.

14. 15. in 2 und 2a: Schlummer und Schlaf, zwey himmlische Brüder, die Göttern nur dienten.

17-19. ebendaselbst:

Doch was Göttern leicht, wird Menschen schwer zu ertragen;
So ward ihr Schlummer uns Schlaf, so ward ihr Schlaf uns zum Tod.

21. 22. ebendaselbst:

Eine Sanduhr in jeglicher Hand erblickt ich den Amor!
Wie? Der leichtsinnige Gott, mißt er uns doppelt die Zeit?

7. 2. Wecke den Amor nicht auf! Noch; — 2 und 2a Wecke nicht den Amor, etc.

4. So der Zeit bedienet sich klug die; — 2 und 2a Klug gebrauchet der Zeit so eine.

7. bewohnt; — BGK, I. 32, bewohnet.

9. Trost; — BGK Muth.

12. Jeglichem; — BGK Jedem.

13. tröstlich und hilflich; — BGK, 2 und 2a hülfreich und tröstlich.

14. BGK, WKS, S. 84, 2 und 2a. Hier gedachte still ein Liebender seiner Geliebten.

15. BGK u. WKS Auf' ich weihend und froh; werde mir Denkmal des Glücks; — ebenso 2 und 2a, aber bleibe statt werde.

20. Doch die Stimme verleih' ich nur Dir; — BGK, WKS, 2 und 2a. Dir allein verleih' ich die Stimme.

22. 2 und 2a. Was die gute Natur weislich nur vielen vertheilet.

23. von Vielen so innig Verehrte; — 2 und 2a die von so vielen verehrte.

Seite Zeile.

8. 1. In BGK, I. S. 32, ohne Ueberschrift.
2. o ſeid, Ihr; — BGK, 2 und 2a ſeyd, o ihr.
3. Euren; — dieſelben und euren.
4. Beißend feierten ſie im Stillen; — dieſelben Jene feyerten erſt hier ſtill.
5. BGK Wir beſchleichen ſanft auf ihren Tritten das Glück; — 2 und 2a Wir beſchleichen geheim auf ihren Pfaden das Glück.
6. uns; — BGK, 2 und 2a euch.
8. Philomele; — GBS, II. S 208: Der Nachtigal. Man vergl. zu dem Gedichte BL, II. S. 46, GBL, Note zu 134, und SGL, S. 15.
11. 12. GBS Tamals ſaugteſt Du ſchlürfend den Gift in die liebliche Kehle,
Denn wie Cyprions Sohn trifft Philomele das Herz.
2 und 2a Schlürfend ſaugteſt Du Gift in die unſchuldige Kehle.
Denn mit der Liebe Gewalt trifft Philomele das Herz.
14-22. 2 und 2a:
Wenn zu den Reihen der Nymphen, die eine Mondnacht verſammelt,
Sich die Grazien heimlich von dem Olympus geſellen,
Hier belauſcht ſie der Dichter und hört die ſchönen Geſpräche,
Sieht den freundlichen Tänzen, den ſtillen Bewegungen zu.
Was der Himmel Herrliches hat, was glücklich die Erde
Reizendes immer gebar, erſcheint dem wachenden Träumer:
Dann erzählt er's den Muſen, und daß die Götter nicht zürnen,
Lehren ihn die Muſen beſcheiden Geheimniſſe ſprechen.

Auf dem Poſtament im Parke zu Tiefurt iſt jeder Hexameter in zwei Theile getheilt und Folgendes abweichend (vgl. WKS, S. 45):

18. Sieht dem heiligen Tanz | Ihrer Bewegungen zu.
20. Reizendes hervorbringt.
21. Dann erzählt er's.
22. Lehren ihn die Muſen | Beſcheiden Geheimniſſe ſprechen.
9. 4. Wol den Schöpfer ahmet Ihr nach; — 2 und 2a Wohl ahmt ihr dem Schöpfer nach.
5. Fiſch; — dieſelben Fiſch'.
6. Euere; — dieſelben eure.
7. Fehlet ein Glücklicher hier, fehlt Euch; — dieſelben Fehlt hier Ein glücklicher Menſch, und euch.
13-19 In BGS, II. S. 76 u. 77, ohne Ueberſchrift und in folgender Geſtalt:

Eine ſchädliche Frucht reicht unſere Mutter dem Gatten
Und vom tödtigen Biß kränkelt das ganze Geſchlecht.
Von dem heiligen Leib, der Seelen Speiſet und heilet,
Koſtet Du, Sylvia, fromm, lieblichen, blühendes Kind;
Darum ſend ich Dir ſchnell die Früchte voll irdiſcher Süße,
Daß der Himmel Dich nicht Deinem Geliebten entzieh'.

Nahezu übereinſtimmend iſt der Text in 2 und 2a; nur Folgendes weicht ab: reicht', unſre, thörichten, Leibe, Libia und gleich (statt ſchnell).
21-23. 2 und 2a:
Selbſt das himmliſchſte Paar fand doch ſich ungleich zuſammen,
Pſyche ward älter und klug, Amor bleibt immer ein Kind.
23. Aermer nicht ſo; — 2 und 2a Unglücklicher nicht.

Seite Zeile.

10. 7. **denn**; — 2 und 2a **dann**, während im Briefwechsel des Großherzogs Karl August mit Goethe (I. S. 136) auch **denn** steht.
9–13. In BGS, II. S. 198, ohne Ueberschrift und in folgender Form:
Königen, sagt man, hat die Natur vor andren Geborenen
Zu des Reiches Heil längere Arme verliehen.
Doch auch mir Geringem gab sie das fürstliche Vorrecht,
Denn ich fasse von fern und halte Dich Psyche mir fest.
11. In 2 und 2a **Einen längern Arm und eine stärkere Faust.**
12. **mir, dem Geringen**; — 3 und 3a **mir Geringen.**
13. **Geschnitz**; — SMA 1797 und **Schnitzwerk.**
11. 2. **Delos'**; — in den „Propyläen", II. 1. S. 3, und in den meisten Ausgaben **Delos.**
17. 6. **wünscht', verlangt'**; — häufig **wünscht, verlangt.**
20. **drängest**; — Propyläen **drängt.**
2. **nicht**; — in der „Kampagne in Frankreich", wo das Gedicht gleichfalls abgedruckt ist, **nicht aber.**
12. 1. **Ach! die**; — ebendas. **Ach und die.**
18. 2. **verlangend erquickt**; — HS, II. 6. S. 1, **verlangt und erquickt**
4. **Ihn'**; — HS, 3 und 4 **Ihnd'.**
6. **Kirch' und Palast**; — HS **Palläst und Kirchen.**
7. **schicklich die Reise benutzt**; — HS **sich auf der Reise beträgt.**
20. bis 19. 5. Für die zweite römische Elegie giebt C. A. H. Burkhardt in ALG (II. 511 ff.) einen älteren Entwurf, von dem vier Verse mit dem von uns Werke, III. 123, Z. 5 ff. mitgetheilten Fragmente übereinstimmen; der nach einer Handschrift des Weimarischen Hausarchivs gegebene Text lautet:

Fraget nun, wenn ihr auch wollt! mich werdet ihr nimmer erreichen,
Schöne Damen und ihr, Herren der feineren Welt!
Ob denn auch Werther gelebt? ob denn auch alles sein wahr sey?
Welche Stadt sich mit Recht Lotten's der Einzigen rühmt?
Ach wie hab' ich so oft die thörigten Blätter verwünscht,
Die mein jugendlich Leid unter die Menschen gebracht.
Wäre Werther mein Bruder gewesen, ich hätt' ihn erschlagen,
Kaum verfolgte mich so rächend sein trauriger Geist.
So verfolgte das Liebchen „Maldrough" den reisenden Britten
Einst von Paris nach Livorn, dann von Livorno nach Rom,
Weiter nach Napel hinunter, und wär' er nach Smyrna gesegelt,
„Maldrough" empfing' ihn auch dort, „Maldrough" im Hafen das Lieb.
Glücklich bin ich entflohn! sie kennet Werthern und Lotten,
Kennet den Namen des Manns, der sie sich eignete, kaum.
Sie erkennet in ihm den freyen rüstigen Fremden,
Der in Bergen in Schnee hölzerne Häuser bewohnt.

Der Text in HS stimmt für diese Elegie mit den Ausgaben überein, nur daß dort Z. 15 **Bettern** steht.
19. 1. **mir**; — fehlt in HS.
2. **des Amor**; einige **ritzen**; — HS **des Amors, denn einige ritzen.**
12. **bebende das Blut**; — HS **auf einmal uns an.**
13. **am**; — HS und 3 **denn.**
23. **So erzeugte die Söhne sich Mars**; — HS **So erzeugte sich Mars zwey Söhne.**
31. **Basalt**; — HS **Granit.**

Seite Zeile.

20. 1. Eh' an die Ferse lockten wir selbst; — HS Eher lockten wir selbst an die Fersen.
4. am rollenden Rad und am Felsen zu dulden; — HS an rollenden Rädern und Felsen zu dulden.
7. HS Lauter und reitzender spricht Vorwelt und Mitwelt zu mir.
8. Hier befolg' ich; — HS und 3 Ich befolge.
durchblättre; — HS durchblättere.
21. 2. beglückt; — HS vergnügt
4. indem; — HS wenn.
6. den Marmor erst recht; — HS erst recht den Marmor.
16. die Lamp' indeß; — HS indeß die Lampe.
19 Grausamer; — HS Grausame (Druckfehler).
20. ohne Bedacht; — HS unvorsichtig.
24. ein; — HS die.
28. war; — HS und 3 das war.
22. 1. HS Denn ihr seyd am Ende doch nur betrogen! so sagte.
2. Sagte; — HS Mir.
4. auch; — HS doch.
16. leuchtende Flamme; — HS leuchtend die Flamme.
20. meine Scheitel sich senkte; — HS meinen Scheitel sich neigte.
24. helleren; — HS hellen.
26. HS und 3 Sternenhelle glänzet die Nacht, sie klingt von Gesängen.
27. nordischer Tag; — HS ehmals der Tag.
23. 1. Theilt als ein Mädchen sie aus; — HS Theilet sie mädchenhaft aus.
2. O dann, so; — HS O so; 3 O, wohl! so.
5. wohin verstiegen Du Dich; — HS und 3 wo verstiegst du dich hin?
6. Mal; — HS Denkmal.
13. Dich; — fehlt in HS.
14. mir Dich als; — HS und 3 in Dir mir ein.
15. HS So vermisset die Blüte des Weinstocks Farben und Bildung.
19. glänzet; — HS glänzend.
21. 22. HS und 3:
Denn das gab ihr Amor vor vielen andern, die Freude
Wieder zu wecken, wenn sie still, wie zu Asche versank.
24. 4. HS und 3 Wenn ich ihnen dieß Lager auf eine Nacht nur vergönnte.
6. lieberwärmeten; — HS lieberwärmenden.
8. die wenigen Blätter ein Dichter; — HS ein Dichter die wenigen Blätter.
11. Der Künstler freuet sich seiner; — HS Dahin bestrebt sich der Künstler.
12. HS Daß die Werkstatt um ihn immer ein Pantheon seh.
13. Stirn; — HS Stirne.
16. schalkisch; — HS schalkhaft.
17. dem Träumenden, hebet; — HS dem holden erhebet.
18. Blicke; — HS Augen voll.
20. Seiner Umarmung gedenket sie gern; — HS Sie gedenket seiner Umarmung.

Seite Zeile.
24. 23. Hörst — H in unserm Text nach der Uebereinstimmung aller Ausgaben in Hörest zu verändern.
27. HS Weit von hier. Sie haben dem Römer die Gruft vollendet.
25. 5. HS Ein versammeltes Volk stellen zwey Liebende vor.
6. je; — HS jemals.
9. Rom's; — HS von Rom.
10. Fern entwich; — HS Und es floh.
11. Reinheit; — HS Unschuld.
14. umher; — HS des Tempels.
15. HS Erst nach vielen Proben, oft wiederkehrend, erfuhrer.
22—27. 11. Diese Elegie ist zuerst in DMS, Juli 1791, veröffentlicht; indessen stimmt der Text daselbst fast vollständig mit HS überein.
23. und; — fehlt in DMS und HS.
24. Diesmal nur traue mir noch; — DMS und HS Traue mir diesmal nur noch.
26. 10. ich formte sie selbst; — DMS und HS ich lehrte sie formen.
11. Denkst Du nun wieder zu bilden, o Freund; — DMS und HS Denkst du Freund nun wieder zu bilden.
12. Altklug lieb' ich Dich nicht; — DMS und HS Nicht so altklug gethan.
13. War das Antike doch neu; — DMS und HS Das Antike war neu.
Glücklichen; — DMS, HS, 3 und 4 Glückliche.
24. Sophist; — DMS, HS und 3 Sophiste.
25. Blick und Händedruck; — DMS und HS Blicke, Händedruck.
26. DMS und HS Da wird ein Lispeln Geschwätze, da wird ein Stottern zur Rede; — 3 Da wird Lispeln Geschwätz, da wird ein Stottern zur Rede.
27. 1. stets; — DMS und HS immer.
2. sehe; — DMS sähe.
3. verwirrt; — DMS und HS verworren.
10. DMS und HS Einen Kuß nur auf diese Lippen! O Theseus, und scheide!
13. mir; — fehlt in HS.
15. 16. HS Hinter die Häuser verbarg sich die Sonne, nicht hinter die Berge. Noch ein halb Stündchen vergeht bis zum Geläute der Nacht.
17. gehorch'; — HS gehorche.
20. fernen; — HS dem.
24. Und noch schöner von heut an seid mir; — 3 Und von heut' an seid mir noch schöner.
25. heute die Liebste, begleitet vom Oheim; — HS heute die Liebste, vom Oheim begleitet.
28. 2. gewendet; — HS rückwärts.
4. 7. dem ihrigen; immer begierig Schaut' ich; — HS mit ihrem, ich schaute begierig, immer.
14. Erst nach; — HS Nach.
17. Horaz; — Genaueres über die Frage: Horaz oder Properz? vgl. SGL, S. 14.
18. mir nicht; — HS nicht länger.
21. HS Was du, mit göttlicher Kunst, viele Jahrhunderte sahst.
29. 2. feuchten; — HS feuchte.

Seite Zeile.

29. 9. erſt; — HS Dir.
10. drauf; — HS und 3 dann.

29. 11 eben; — HS einſam.
12. hin ſich und her ſich; — HS hinwärts und herwärts.
15. Eine Scheuche nur; — HS Nur ein Vogelſcheu.
16. Flicken wir; — HS Flickt er.
17. Emſig half ich; — HS Ach! ich half ihm.
18. Nun, des Alten Wunſch iſt erfüllt; — HS Nun! ſein Wunſch iſt erfüllt, er hat.
19. Scheucht' er heute; — HS Heute verſcheuchet; — 3 und 4 Scheucht er heute.
21. Verdruß; — HS zuwider.
23. da ſie; — HS und 3 das.
24. allen; — HS vielen.

30. 8. Fauſtine mein Glück; — HS mich Fauſtine ſo glücklich.
11. Und ſo dämmert der Morgen heran; — HS So erſcheinet uns wieder der Morgen.
28. Herkules iſt es nicht; — HS und 3 Es iſt nicht Herkules.
29. HS Zimmer war ſie die mächtige Göttin, doch für die Geſellſchaft.
32. nur mich; — HS und 3 Mich.

31. 2. zu gut; — HS beſſer.
4. Raich; — fehlt in HS.
5. 6. den Zweien der Fehde nicht Stillſtand; — HS den beyden nicht Stillſtand der Fehde.

32. 27. vergrüb' er es gern; — HS möcht' er's vergraben.

33. 7. damit; — HS daß.
8. im; — HS durch's.
11. HS Und, wie jenes Rohr geſchwätzig, entdeckt den Quiriten.

37. 4. Langhin furcht ſich die Gleiſe des Kiels; — 3 Lange (ſonſt ebenſo); — SMA 1797 Lange Furchen hinter ſich ziehend.
6. auf glückliche; — SMA die glücklichſte.
Boetzmann; — SMA Schiffer.
7. für Alle; — SMA ſtatt ſeiner.
8. Vorwärts bringt der Schiffende Geiſt; — SMA Alle Gedanken ſind vorwärts gerichtet.
9. Einer nur ſteht rückwärts traurig; — SMA Nur Ein Trauriger ſteht, rückwärts.
12. ach! Dir; — SMA dir, ach!

38. 2. SMA Nur Ein Augenblick war's, in dem ich lebte, der wieget.
4. Ach! nur im Augenblick, im letzten; — SMA Nur Ein Augenblick war's, der letzte, da.
8. SMA Phöbus, mir iſt er verhaßt, dieſer allleuchtende Tag.
11. ſehn; — SMA ſehen.
13. SMA Jeden freut die ſeltne Verknüpfung der zierlichen Bilder.
17. entdeckt; — SMA gefunden.
20. nahmſt ſie; — SMA warum.
21. Lange ſchon harrte betrachtet das Schiff; — SMA Lange harrte das Schiff, betrachtet.

Seite Zeile.

38. 27. zum Tempel Dich gehn; — SMA dich gehn zum Tempel.
31. Dein; — SMA erst dein.
34. hielt; — SMA hielte.
35. ja; — fehlt in SMA.
37. innen im; — SMA im dem.
42. Flink; — SMA Dogg.

39. 3. es flattert im Winde, so sprach er; — SMA so sprach er, es flattert im Winde.
6. Würdig die segnende Hand; — SMA Segnend die würdige Hand.
13. Küssen besuchst Du nun; — SMA Gegenden wirst du besuchen.
14. Handelst Du ein; — SMA wieder bringen.
21. Heftiger tönte vom Schiff das Geschrei; — SMA Immerfort tönte das Rufen der Schiffer.
22. kamst Du zur Laube hinan, da fand sich; — SMA warst du zur Laube gekommen, da fandst du.
24. sich über und; — SMA darüber sich.
25. stand; — SMA ging nicht.
28. Mir sank über die Schulter Dein Haupt; — SMA Mir war dein Haupt auf die Schultern gesunken.

40. 2. vor: — SMA für.
3. rief es am Strand; — SMA riefen die Schiffer.
7. SMA Stärker rief's in dem Gäßchen, Alezis! da sah mich der Knabe.
8. herein; — SMA und kam.
12. schonten; — SMA sie schonten.
14. Ewig! Dora, liebtest Du; — SMA Ewig! liebtest du, o Dora!
15. Stand sie doch; — SMA ja! sie stand.
21. In der Werkstatt gleich ordne; — SMA Aus der Werkstatt sogleich, reiche.
22. zur Kette soll das Kettchen werden; — SMA es soll zur Kette werden das Kettchen.
24. Ferner; — SMA Außerdem.
25. auch; — fehlt in SMA.
26. das Edelgestein; — SMA die herrlichen Steine.
28. Köstlicher Leinwand Stücke; — SMA Stücke köstlicher Leinwand.
40. täuschet; — SMA o täuschet.

41. 4. 5. SMA Als das gelassne Gespenst mich, das mir die Schöne von Ferne.
21. die Wunden Ihr nicht; — SMA ihr nicht die Wunden.

42. 11. nun; — SMA Ihr zu.
14. SMA Laß zu deinen Füßen mich sitzen, im blumigen Kreise.
23. den Glanz der blendenden Blumen zu mildern; — SMA und damit der Glanz der Blumen nicht blende.
30. am Abende Dir; — SMA am Abend dir zu.

43. 2. Ach, wie wäre der Maler beglückt; — SMA Ach nur glücklich wäre der Maler.
4. beglückt; — SMA glücklich.
24. und von der Tafel er an; — SMA er von der Tafel und an.
29. Und; — SMA Ach!

Seite Zeile.
44. 15. die Pracht welkt vor dem Abende ſchon; — SMA es welkt früher als Abend die Pracht.
17. und lockre; — SMA damit ſie.
18. SMA Stets erneuend und ſtets ziehen die Herrlichen an.
20. die Roſenknoſpe; — SMA und eine Blume.
45. 21. Dich nur ſah ich; — SMA und 3 Und ich ſahe nur Dich.
22. raſch; — fehlt in SMA und 3.
23. verletzte der Zufall; — SMA der Zufall verletzte.
46. 25. hangen; — SMA hängen.
29. Dein erſtes Geſchenk! Ich vergaß nicht; — SMA der erſte ich hatt' im Getümmel.
30. Ihn im Getümmel; ich hing; — SMA Nicht ihn vergeſſen; ich hängt'.
31. Abends betrachtet' ich mir die welkenden; — SMA Und ich ſah die Kränze des Abends und.
32. entlegne; — SMA verborgne.
47. 12. Schnell; — SMA Ja.
48. 14. glüht; — SMA 1799 glühet.
49. 4. Wald und grauſes Gebirge; — SMA Wälder und grauſe Gebirge.
6. blicket; — SMA und blicket.
10. mich, das Kind, Du; — SMA du das Kind mich.
27. zerſchmetterten; — SMA geſtürzten, und.
30. SMA Endlich ſchlug ich das Aug auf und ſah dich, Geliebter, in ernſte.
32. die Hände Dir dankbar; — SMA dir dankbar die Hände.
34. mein Vater, ſo ernſt; — SMA ſo ernſt mein Vater.
50. 2. ſtark; — SMA ernſt.
7. mich Du gerührt; — SMA du mich rührſt.
9. doch mich; — SMA mich doch.
12. ſich; — fehlt in SMA.
17. Aus der bewölkten; — SMA Sich aus bewölkter.
18. Fichten grünen ſo; — SMA Grünet die Fichte doch.
19. heimliche; — SMA heimlich die.
20. nach Geſetz; — SMA geſetzlich.
22. mir; — SMA nun.
51. 1. ſtehn; — SMA ſitzen.
15. Mühe nicht ſpart noch Fleiß, wenn thätig der Kräfte; — SMA Fleiß nicht ſpart noch Mühe, wenn ſie die Kräfte.
16. ſie; — SMA Dir.
17. Guter, dann gedenkeſt Du mein; — SMA Dann gedenkeſt du mein, du Guter.
52. 2. wie heute der Baum; — VMA 1796 der Baum wie heute.
53. 4. zu ſcheiden am Abende; — VMA am Abend zu ſcheiden und.
8. kehret zurück: — VMA iſt wieder erſchienen.
9. Zehnmal, leider; — VMA Leider zehnmal.
Der Text der letzten Strophe in der „Neuen Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften und Künſte“ (ſ. die 2. Note S. 52), zeigt noch einige Abweichungen, deren Aufführung wir unterlaſſen, da dieſer Abdruck ohne kritiſchen Werth iſt.
12. Ach, mir ſchwanden die Kräfte; — SMA 1799, ebenſo in dem Abdrucke des Gedichts in dem biographiſchen Abſchnitte „Aus einer Reiſe in die Schweiz“: Ach! die Kraft ſchon ſchwand mir.
13. Felſen; — SMA Felſen.

Seite Zeile.

53. 22. so — in der „Schweizer-Reise" schon.
54. 2. u. 3 Daß des Lebens bedingender Drang nicht den Menschen verändert.
55. 12. Schüre; — 3 Schüret.
56. 12. am Ende; — 3 das Ende.
13. Das Jahrhundert; — 3 Des Jahrhunderts.

Herrmann und Dorothea.

Aus den zahlreichen Einzelausgaben, die von dieser Dichtung bei Nicolai in Braunschweig in der Zeit von 1798—1826 erschienen sind, und an die sich seit 1817 auch die von Cotta anschließen, ist noch eine Reihe von Varianten nachzutragen, die weiteren den drei ältesten Ausgaben angehören. Da die Zahl der Ausgaben aber nicht weniger als fünfundzwanzig beträgt, so erscheint es ausreichend, die Abweichungen einfach anzugeben, um so mehr, als keine derselben auf die Herstellung des Textes von Einfluß ist.

65. 22. gern; — gerne.
66. 22. Anderer; — 6 bis 8 Andrer.
67. 27. zinnernem; — zinnernen.
28. den . . . Bechern; — dem . . Becher.
68. 4. Pfarrer; — Pfarherr, ebenso S. 99. Z. 22, S. 105. Z. 10, S. 113. Z. 1 u. 22 und S. 123. Z. 6; dagegen S. 100. Z. 24, S. 102. Z. 6. Pfarrer statt Pfarrherr.
22. den; — fehlt.
70. 11. dränget; — dringet.
20. Zwiespalt war mir im Herzen; — mir war Zwiespalt im Herzen.
71. 22. ungern; — ungerne.
72. 22 hierher; — hieher.
73. 16. wagtest; — wagest.
21. gewünschereu; — gewünschten.
74. 12. so; — fehlt.
75. 1. so sie den; — sie so den.
20. den Bauch sich; — sich den Bauch.
76. 14. nur; — nun.
16. wolltest; — wolltest.
19. Herren; — Herr'n.
77. 21. Balken; — Balke.
78. 2. solle; — soll.
17. sie; — es.
27. Dein; — Ein.
31. anderen; — andern.
82. 3. daneben; — darneben.
27. sie; — sich.
83. 6. tiefsten; — tiefen.
84. 17. verbirgst; — verbirgest.
86. 17. schönen; — schönern.
23. 24. Hin- und Herziehn; — Hinziehn und Herziehn.
40. allein läßt; — alleine.
41. Läßet Vater und Mutter dahinten, wenn sie dem Mann folgt.
95. 20. mit ernstem Blicke der Richter; — der Richter mit ernstem Blicke.
97. 24. Drauf; — Da.

Seite Zeile.
96. 6. munterm; — muntern.
99. 28. unſcherer; — unſcherem.
28. Euch herum; — darum euch.
101. 13. erfahrenen; — erfahrnen.
a. der ihr vermuthlich geſchenkt ward; — den man ihr vermuthlich geſchenkt hat.
103. 18. Seufzete; — Seufzte.
104. 17. andern; — anderen.
c. heimführte; — ihn führte.
105. 24. Staudte; — Staudes.
107. 16. wackres; — wackres.
110. 6. ſchwätzen; — ſchwatzen.
12. ſprach; — ſagt.
17. dünkt; — ſcheint.
24. ſtillen Begleiter; — Begleiter zur Seite.
a. der jammernden Mutter verloren; — der Mutter verloren geweſen.
111. 4. Da; — Es.
21. ſteht; — ſtehet.
28. Reichen; — es Reichen.
112. 4. bereuet; — er bereuet.
113. 16. jetzt; — jetzo.
24. gutes; — kluges.
114. 4. ihr auch; — auch ihr.
15. Beide heiſt' ich fürwahr zuſammen zufrieden zu ſtellen.
20. Sohn; — Sohne.
118. 21. harrete; — harrte.
119. 24. länger; — mehr.
121. 19. ſtill; — ſtille.
20. dereinſt; — einſt.
c. ſtill; — ſtille.
122. 20. ſürmt nicht; — ſürmet.
123. 28. mich; — ſelbſt.
124. 11. anderen; — andern.
13. verlobeſt; — verlobſt.
126. 4. ſtünde; — ſtände.

129. 18. ganz vorzüglich; — HS, I. 1, 1759, noch beſondrer.
130. 9. Glänzet; — HS Glänzend.
mir; — HS es.
a. ſüß; — HS mir.
11. Freilich; — HS Denn freilich.
18. Lieſt doch nur Jeder; — HS Es lieſt nur ein jeder.
28. HS Soll ich ſagen wie ich es denke! ſo ſcheint mir es bildet.
29. gern; — HS gerne.
32. beſtimmt nicht die Meinung; — HS macht nicht meynen, denn.
32. Schmeichelt'; — HS Schmeichelt.
131. 2. da; — ſetzt in HS.
4. allwo man gefügelte; — HS die den gefügelten.
8. verſchlug mich der Sturm; — HS werd ich verſchlagen.
13. betrat; — HS betreten.
17. Völlig vergeſſen und jeglicher Noth; — HS Und der Noth vollkommen vergeſſen.

Seite Zeile.

131. 2. Reiche mir weniger! hat ich den Wirth; — HS Weniger hat ich den Wirth mir zu reichen.
3. müff'; — HS muß.
9. Unserer; — HS und 4 Unsrer.

132. 2. Spott nur; — HS im Spotte.
3. HS Nur Hans ohne Sorge genannt und von Hause vertrieben.
8. Tisch; — HS Tische.
12. Bauch; — HS Bauche.
13. Unserer; — HS Unsrer.
23. So; — HS, I. 2. 1795. S. 95, et.
25. zu schaffen hat ein Mädchen; — HS hat die Jungfrau zu schaffen.

133. 3. trinkbar; — HS sich trinkbar.
4. sich künftigen Jahren vollende; — HS für künftige Jahre vollende.
6. Reif geistig der Trank; — HS der Trank steht geistig.
7. Laß der andern die Küche zum Reich; — HS Laß die andre die Küche besorgen.
12. giebt; — HS ihr bringt.
14. reift nur eben; — HS kaum reift ihr.
15. an Vorrath schon für den Winter; — HS schon an Vorrath des Winters.
16. Gährt ihr der kräftige; — HS Gähret ihr schmackhaft der.
17. Luftige; — HS lüftige.
bewahrt ihr; — HS bewahrt.
18. mißlingt ihr etwas; — HS wenn etwas mißlingt.
20.21. HS Als wenn dein Schuldner davon geht, und dir den Wechsel zurück läßt.
20. getheilt; — HS getheiltes.
22. HS So erzeuge dir selbst, patriarchalisch, ein kleines.
23.25. HS Wie vermehrt sich das Nähen und Flicken und Waschen und Bügeln.

134. 2. der Mädchen ein Dutzend; — HS ein Dutzend Mädchen.
4. Arbeit; — HS selber.
5. Selber; — HS Arbeit.
Außer den Abweichungen, welche der Text in DMS 1791 (siehe Werke, II. S. 136) und in SMA 1796 enthält, sind im Nachfolgenden auch diejenigen angegeben, die in ALG (II. 311 ff.) erst kürzlich aus einer Handschrift des Weimarischen Hausarchivs bekannt geworden sind.

137. 2. Sarkophagen und Urnen; — ALG Seinen Sarkophag.
3–6. der ziegengeführere bis erklingen; — fehlt in ALG und SMA.
6. und hören; — ALG und SMA lebendig.
8–10. fehlen in ALG und SMA.
12. So umgebe denn spät; — ALG und SMA Und so ziere denn auch
13. von ihm; — ALG und SMA die er.
15. DMS und SMA den blaueren Himmel, die glänzende Sonne; — 3 die glänzende Sonn' an dem blaueren Himmel.
16. lautlicher, nach DMS, 4 ff.; — SMA und 3 lautlichen.
19. die Musen sich gleich; — DMS und SMA sich wieder die Musen.
22. drängt; — ALG schließt.

138. 2. schöne; — 3 schelte.

Seite Zeile.

138. 4. ALG und SMA Allen Freuden des Lebens hab ich den Rücken gekehret; — 3 Leider ich wende den Rücken der einzigen Freude des Lebens.
6. dahin; — ALG und SMA umher.
10. Das ist Italien, das ich; — SMA Noch ist Italien, wie ichs.
23. mißtrauet dem Andern, ist eitel; — SMA ist eitel, mißtraut dem andern.
25. ALG und SMA Rubig saß ich in meiner Gondel und fuhr durch die Schiffe; — 3 Ruhig gelehnt in der Gondel durchfuhr ich die Reihen der Schiffe.
27. Mancherlei; — ALG und SMA Jedes.
manches; — ALG und SMA jedes
28. Scheite wie; — ALG und SMA Scheitholz und.
29. Pfeilschnell drangen wir durch, da traf; — ALG und SMA Schnell drang die Gondel vorbei, mich schlug.
30. mir; — ALG und SMA auf.
32. Nur zu; — ALG und SMA fuhr hin.

139. 2. so kann ich mich nie der Thränen; — SMA ich kann mich der Thränen niemals.
9. der sanft einschaukelnden Wiege; — DMS und SMA der Wiege, sie schaukelt gefällig.
10. darauf; — 9c drauf.
11. Zwischen der Wieg' und dem Sarg; — DMS und SMA Zwischen Sarg und Wiege.
13. sorglos durchs Leben; — 3 träumend ins Leben.
15. 3 Stehst du neben dem Doge den Nuncius feyerlich gehen?
16. Einer; — ALG und SMA dieser.
17. Was der Doge sich denkt; — ALG Ob der Doge ein Schelm ist?
18. ALG Nuncius, Evangelist, Lügner, Betrüger sind eins.
20. treibt sich das Volk so und schreit? — ALG schreyt das Volk und rennt so? — SMA treibt sich das Volk und schreit so?
27. nur so; — DMS und SMA daß man.

140. 1. Schelte; — DMS Schelte.
3. ist er beglückt; — DMS und SMA glücklich ist er.
8. mit weichlichen Füßen im Frühling; — DMS und SMA im Frühling mit weichlichen Füßen.
12. sehnendem; — DMS und SMA Sehnsucht im.
14. 3 Ach! den gewohnten Genuß läßt mich entbehren der Mann.
16. 17. ALG und SMA Diesen Ambos vergleich ich dem Lande, den Hammer dem Fürsten.
18. Blech; — ALG und SMA Bleche.
22. Schüler macht sich der Schwärmer genug; — DMS und SMA Darum macht der Schwärmer sich Schüler.
rühret; — DMS rührt.
29. Mache zum Herrscher sich der; — ALG, SMA und 3 Herrscher möge der seyn.
31. ALG, SMA und 3 Noth lehrt beten, sagt man; wer beten will lernen, der gehe.

141. 2. heftig; — ALG emsig.
Wie emsig; — ALG drey Männer.
4. 4. ALG Mägen, dann nehmen sie Geld, reichen den Käufern geschwind; SMA wie unser Text, nur fehlt das zweite „man".

Seite Zeile.

141. 1. heißt sich; — ALG heiß ich.
10. als Knaben; — ALG von Jugend an; SMA und 3 als Knabe.
11. die; — fehlt in SMA.
12. Priester; — ALG Pfaffe.
14. Muhig um; — DMS und SMA Vor dem.
15. wie; — fehlt in DMS und SMA.
Thurm; — DMS Thurn.
18. der neue; — DMS und SMA denn der.
19. Schnurrt überall; — DMS und SMA Ueberall schnurrt er.
nennet; — DMS nennt.
21. Ruh; — fehlt in DMS und SMA.

142. 1-11. In ALG ist das 21. und 22. Epigramm als eines gefaßt.
2. heut erscheint; — DMS heute bist.
3. 3 Vielfach ist das Geschenk dieses Momentes fürwahr.
4. dem Lande grünendes Wachsthum; — DMS und vermuthlich auch die Handschrift in ALG und grünes Wachsthum dem Lande.
9. mir nicht dies Büchlein; — 3 dieß Büchlein mir nicht.
13. jene; — SMA eine.
20. 24. SMA Ueberall ist Sardinien, wo man allein schläft; und Tibur
Ueberall ist es, Freund, wo Dich die Liebliche weckt.
21. Alle Neun, sie winkten mir oft; — ALG und SMA Oft sind alle neune gekommen.
27. achtet' es; — ALG und SMA hörte sie.

143. 2. suchte; — ALG und SMA seitwärts.
4. ALG und SMA Aber der Himmel ist voll von Göttern, du kamst mir zu Hülfe.
5-8. fehlen in 3.
14. Unbeständig jedoch; — ALG, SMA und 3 Aber unbeständig.
15. Nur ein einzig Talent brachst' ich der Meisterschaft nah; — AGL, SMA und 3 Nur der Meisterschaft nah brachst' ich ein einzig Talent.
17. In dem; — 3 Ich im.

144. 1. Sämmtliche; — ALG, SMA und 3 Alle.
treibet; — ALG, SMA und 3 treibt.
11. Mäßiges braucht er, doch viel; — ALG und SMA mäßig ist es, doch viel.
14. schwagen; — SMA schwätzen.
18. ALG Daß ich hören könne und lesen der Völker Gewerbe.
24. ALG und SMA Wollt ihr mir Ansehn beim Volke, mir Einfluß bei Mächtigen geben.
25. ALG Völlig fertig, denn ihr gabt mir dies alles ja schon; SMA Etwas fertig, denn ihr gabt mir das meiste ja schon.
26. Germaniens freilich der meine; — ALG der Deutschen mein Fürst, ich gesteh' es.
32. Denn; — ALG Aber.
33. ALG Stand, Vertrauen, Gewalt, Garten und Wohnung und Geld.

145. 1. Niemand braucht' ich zu danken als ihm; — ALG Keinen braucht' ich zu bitten als ihn.
4. wie schwer; — ALG noch oft.
8. ALG Und wie gefällig empfing England den leidenden Gast.
9. fördert es mich; — ALG hilft es mir.

Seite Zeile.

145. 11. Ängſtlicher; — ALG geſchäftiger.
13. ALG Nie hat nach mir ein Kayſer gefragt, nie hat ſich ein König.
15. was iſt's; — SMA iſt wenig.
24. zu den Büchern das Urbild; — SMA das Urbild der Büchern.

146. 1. ALG und SMA Vieles kannt' ich, Menſchen und Thiere und Vögel und Fiſche; — 3 Menſchen und Thiere hab' ich gekannt, ſo Vögel als Fiſche.
2. Manches beſondre Gewürm; — ALG und SMA Kannte manches Gewürm.
4. ALG und SMA Denn du biſt alles zugleich und biſt ein Engel dazu.
6. liebliches Kind; — SMA o Kind.
10. dumpf; — SMA ſeltnen.
19. trübe; — SMA dunkel.
22. Singend mit Macht, Neugier; — ALG und SMA Tönend die Neugier mit Macht.
25. Vorwärts glaubet zu gehn; — ALG und SMA Glaubt, und vorwärts zu gehn.
28. die holden Glieder vermechſelnd; — SMA und wol auch ALG wenn ſie die Glieder vermechſelt.

147. 12. ob nichts; — SMA als wär.
14. entrunzelt ſich jedes Geſicht; — ALG und SMA entrunzeln ſich alle Geſichter.
15. Sorgen und Armuth fliehn; — ALG und SMA Sorg' und Armuth ſie fliehn.
Glückliche; — ALG glücklich.
16. Wange; her; — ALG und SMA Wangen, die.
18. Dir färglich; — ALG und SMA färglich dir.
er thut; — ALG und SMA ſie thun.
20. Mirakeln Anton's; — ALG u. SMA fünf Wunden des Herrn.
21. ALG und SMA Bei dem Herzen der ſeligſten Jungfrau, beim heiligen Anton.
27. luſtig Metier; — ALG, SMA und 3 luſtiges Handwerk.
29. Dich Müßigen; — ALG und SMA dich im Müßiggang; — 3 hält ſie die Müßigen.
32. ich ſinge die Könige bald; — ALG und SMA bald will ich die Könige ſingen.
34. einſt; — ALG und SMA und ſie.
35. Doch Bettinen ſing' ich indeß; — ALG und SMA Unterdeſſen ſing' ich Bettinen.
36–41. ALG: Geht zu meiner Linken, ihr Böcke, ſo ſagte der Richter,
Und ihr Schafe, ſeyd mir ruhig zur Rechten geſtellt.
Mocht' Doch Einer verſchweigen die Evangeliſten: dann ſprach er:
Kommt, Vernünftige, mir grad gegenüber zu ſtehn.
Damit ſtimmt SMA, nur daß Z. 38 ſtatt ſo ſagte jetzt wird künftig, Z. 39 ſtatt Und Ihr Schafe ebendaſ. Sagen, und Schäfchen.

148. 2. zu Hunderten Euch Epigramme; — SMA und 3 euch Epigramme zu Schaaren.
4. DMS und SMA Denn es ſuchte doch nur jeder die Mittelſtraße für ſich.
10. 17. ALG Kreuzigen ſollte man jeden Propheten im dreie-

Seite Zeile.

bigsten Jahre; — SMA Übereinstimmend damit bis auf die Worte jeglichen Schwärmer.

148. 20. 21. ALG und DMS:
Frankreich hat uns ein Beispiel gegeben, nicht daß wir es wollnschten Nachahmen, allein merkt und beherzigt es wohl!

22. 23. fehlen in ALG und DMS.

24. thöricht; — ALG unklug.

29-31. SMA:
Sieh wie ungeschickt wild, sieh nur, wie dumm er sich zeigt.
Ungeschickt scheint er und dumm, weil ihr ihn eben betrüget,
Seyd nur redlich, und er, glaubt mir, ist menschlich und klug.

32. 33. Lügen und Unsinn; — ALG, DMS und SMA Unsinn und Lügen.

37. Wenn der Probirstein fehlt; — ALG, DMS und SMA Wer den Probirstein nicht hat.
sie; — ALG ihn.

40. laut; — DMS und SMA so laut.
Straßen; — DMS Plätzen.

149. 1. Mir auch; — ALG, DMS und 2 Auch mir.

2. Das Fragezeichen in unserm Text ist in einen Punkt zu verwandeln.

3. Seid doch nicht so frech, Epigramme; — SMA und 3 Epigramme, seyd nicht so frech; 4 Seyd nicht so frech, Epigramme.

14. zeigt; — SMA so zeigt.

16. Ein Epigramm, ob wol es gut seit — Ueber die Lesart vgl. die Textrevision zu Werk, II. S. 149.
Kannst Du's entscheiden! — SMA wer kann es entscheiden?

19. Um so; — SMA und 3 Je.

20. Um so; — SMA und 3 Desto.

26. Philarchos; — ist in SMA das letzte Wort des Verses.

28. Ist; — SMA und 3 Ist's.

31. hört's gerne; — SMA mag's gern hören.

36. Tabaks; — SMA und 3 Tobacks.

38. Längst schon hätt' ich Euch gern; — ALG Lange hätt ich euch gerne, ebenso SMA, jedoch gern statt gerne.

150. 2. die; — SMA und 3 das.

4. Nun sind sie; — SMA sie sind.

13. schwatzen; — SMA schwätzen

14. den; — SMA und 3 der.

17. 18. nicht scheut, nicht Gäßchen und Treppchen; — 4, SMA u. 3 die Gäßchen und Treppen nicht scheuet.

22. Dunkele; — SMA Dunkle.
sind's; — SMA sind es.

24. Heilige; — SMA Weise.

25. Treu sein wollt' ich und froh; — SMA Treu und froh wollt ich seyn.

151. 9. ja; — SMA und.

15. ALG und SMA Einen Dichter meint es zu bilden; es wär ihm gelungen.

26. erklärt; — SMA und 3 erkläret.

27. uns; — SMA mich

28. SMA und 3 Wie die Winke des Mädchens, das keine Zeit hat und eilig.

152. 2. Wolken und Dünste; — SMA und 3 Dunst und Wolken.

Seite Zeile.

152. 4. Regen; — SMA und 3 der Regen.
5. DMS Willst du die Freuden der Liebe rein ohne Reue genießen; — SMA mit reinem Gefühle statt rein ohne Reue.
10. O; — DMS und SMA O! so.
11. Die; — DMS und SMA Jene.
der; — DMS und SMA dieser.
12. DMS und SMA Siehe da lispelt (SMA lächelt) der Gott beiden das Gegentheil zu.
14. DMS Dieses Auge bleibt wach, schließt es nur Amor nicht zu; — SMA anfangs übereinstimmend, nachher drückt mir es Amor nicht zu.
20. Ha; — DMS Ja.
21. Dunkel; — DMS und SMA Dunkeln.
22. Du führest uns bald; — DMS bald führest du uns.
23. die falsche erlischt; — DMS verschwunden ist sie; SMA die Falsche verlischt.
30. Ist es Dir Ernst, so zaudre nun länger nicht! — SMA Ist es Ernst, so zaudre nicht länger, und; — in 3 fehlt das Dir unsres Textes.
29. bis 153. 2. fehlen in SMA.

153. 4. nicht Sommer, noch Winter, seit; — SMA kein Sommer, kein Winter, seitdem.
10. heraus; — DMS hervor.
20. Tags; — DMS und SMA Morgens.
23. Du erstaunest und zeigst; — DMS Ihr erstaunt und zeigt.
24. flammend; — DMS leuchtend.
25. daß; — DMS daß.
28. wendete rückwärts; — DMS und SMA wendet mein Auge.
31. bald sich der schmachtende Blick; — DMS und SMA rückwärts den schmachtenden Blick.
32. Südwärts liegen der Schätze wie viel; — DMS und SMA Welche Schätze liegen mir südwärts.
33. großer; — DMS starker.
37. Gott; — SMA Gott zu.
38. Hauch; — SMA das Lüftchen.

154. 2. als ich sie geworben, das Mädchen; — SMA sie, als ich das Mädchen geworben; 3 das Mädchen, als ich's geworben.
6. dieses; — SMA und 3 das.
12. Mir im ähnlichen Fall geht's lust'ger; — DMS und SMA Lustiger geht mir's auf ähnliche Weise; 3 Lustiger geht's mir in ähnlichem Fall.
15. Holde Musen, ich sträube mich nicht; — DMS und SMA Gern ertrag' ich das Schicksal, ihr Musen.
18. es; — DMS und SMA sie.
nicht mir; — DMS und SMA mir nicht.
17. die Beste; — ALG und SMA mein Liebchen.
18. vernehme; — 3 vernimm.
das; — ALG mein.
22. nirgends, nach 5 und 6 ff.; — ALG, SMA und 3, 4 u. 5a nirgend.
24. will; — SMA wolle.
27. Freunden; — SMA und 3 Freuden (Druckfehler).
28. ich würzt' es; — SMA würzt' ich.
30. es; — SMA ich.

Seite Zeile.
155. 4. 4. Das Motto fehlt in 3 und 4.
157. 21. Nur; — 3 Nun.
22. dem Nachen entfallen; — 3 dem Kahn denn entfallen.
158. 28. War denn Gerechtigkeit auch; — 3 War die Gerechtigkeit denn auch.
159. 2. Sage zur Zehne: Sei zehn! — 3 Sage nur Zehne sey zehn.
160. 21. eigene; — 3 eigne.
165. 1. Frühling; — in SMA 1797 steht die Ueberschrift Bielen.
12. SMA Viele Veilchen binde zusammen! das Sträußchen erscheinet.
19. Ihr rathet; — SMA Wir wissen.
166. 5. SMA Unter der Menge strahlest du vor, du ergötzest im Freyen.
7–12. S. die dritte Note desf.
19. Ostern; — SMA und 3 Ostern (Druckfehler).
21. SMA Keine lockt mich von euch, ich möchte zu keiner mich wenden.
24. bescheidener; — SMA und zierlicher.
167. 10. Sommer; — in SMA mit der Ueberschrift Einer und unterzeichnet G und S.
12. erweiset sich Amor an; — SMA handelt Amor mit.
18. reift; — SMA schoßt.
25. 26. Anschauung; — SMA Denken.
168. 2. Roß; — SMA Pferde.
5. uns; — SMA mir.
4. 6. SMA Schwer zu besiegen ist schon die Neigung, gesellet sich aber
Gar die Gewohnheit zu ihr, unüberwindlich ist sie.
11. Sie entzückt mich und täuschet vielleicht; — SMA Wer mich entzückt, vermag mich zu täuschen!
20. ist nicht kürzer der herrliche Kuß; — SMA ist denn nicht noch viel kürzer der Kuß!
20. daß herrliche Gift; — SMA und 3 den herrlichen Gift.
21. Es; — SMA und 3 Er.
29. um mit ihr; — 3 mit ihr um.
169. 7. beiden; — SMA beyde.
9. Ueber No. 38, 48, 63, 64 und 83 vgl. die erste Note desf.
15–17. SMA Lehret! das ziemet euch wohl, auch wir verehren die Sitte;
Aber die Muse läßt sich nicht gebieten von euch.
Nicht von dem Architekt erwart' ich melodische Weisen,
Und, Moralist, von dir nicht zu dem Epos den Plan.
Vielfach sind die Kräfte des Menschen, o daß sich doch jede
Selbst beherrsche, sich selbst bilde zum herrlichsten auch.
19. beleb, o Muse; — SMA o Muse, belebe.
170. 8. den, ach; — 3 ach! den.
7–8. Mit der Ueberschrift Pflicht für Jeden bei Schiller (Werke, I. 1. S. 197. Z. 31—33).
14. redlicher Freund . . . Dir; — SMA redliche Freunde . . . euch.
15. Glaube; — SMA Glaubt.
18. ich ziehe; — SMA wie zieh' ich.
23. Schadet ein Irrthum wohl — SMA Ist ein Irrthum wohl schädlich!
24. schadet's; — SMA ists schädlich.
25. wir lieben sie nie; — SMA lieben wir nie.

Seite Zeile.
170. 28. Irrthum verläßt uns nie; doch ziehet (3 zieht); — SMA Nie verläßt uns der Irrthum, doch zieht.
32. Gleich sei Keiner; — SMA und Schiller (Werke, I. 1. S. 188) unter der Ueberschrift „Aufgabe" Keiner sei gleich.
34-36. Vgl. Schiller's Werke, I. 1 S. 191 unter der Ueberschrift Die schwere Verbindung.
171. 6. stehl' ich für heute mich weg; — SMA sag ich ihm diesmal: Leb wohl!
8. daß diese; — SMA wenn eine.
12. Wahrlich, Du wirst; — SMA so bist Du fürwahr.
13-15. Vgl. Schiller's Werke, I. 2. S. 117. No. 11, Das Verbindungsmittel.
20-22. SMA Was das Lutherthum war, ist jetzt das Franzthum; in diesen letzten Tagen, es drängt ruhige Bildung zurück.
28. Willst Du, mein Sohn, frei bleiben; — SMA Willst du frey seyn, mein Sohn.
29. nie blicke; — SMA sieh niemals.
34. stets sich; — SMA immer.
35. SMA Welchen Vortheil er hat, stets sich zum Gleichgewicht neigt.
172. 1-6. Vgl. die Note zu Werke, II. S. 169.
8. des Staats; — SMA der Regierung.
9. SMA Und im despotischen Land ist er der Pfeiler des Staats.
14. oben; — SMA von oben.
19. SMA Bald, kennt jeder den eigenen Vortheil und gönnet dem andern.
23. sei er Minister; — SMA er sey Minister.
173. 10. SMA Singe, wie mehrere thun, schlafend wo möglich, dein Lied.
11-12. S. die Note zu Werke, II. S. 169.
18. der Fluß; — SMA die Welle.
24. verborgen am; — SMA tief unten im.
25. Durch einander gleiten sie her; — SMA Alles gleitet unter einander.
174. 4-7. SMA Euch Präconen des Pfuschers, Verkleinerer des Meisters, euch wünscht ich

Blaß und im Ohnmachtsgefühl stumm, hier am Ufer zu sehn.

28. Stürzt der rüstigste Läufer der Bahn; — SMA Fällt auf dem Eise der rüstigste Läufer.
31. über Besiegte sich; — SMA sich über Feldherrn.
32. Schwimme, Du mächtige Scholle, nur hin; — SMA Schwimme nur hin du mächtige Scholle.
179. 7. Ulmbaumß; — GMA 1774 Ulmenbaumß.
11. Gewerb; — BGMz, S. 41, GMA, Hs und e Gewerbe.
12. staubigen; — BGMz, GMA und Hs sandigen.
179. 6-7. BGMz, GMA und Hs Ich bringe (BGMz bring) keine Waaren Aus der Stadt. Schwül ist, schwül der Abend.
17. Den ich trinke; — BGMz, GMA und Hs Da ich trinke braus.
24. hinauf; — dieselben nauf.
24-25. Dieselben Der Venus — und ihr übrigen | Seyd verloschen, | Weggewanderi (BGMz Weggewandelt) ihr Gespielen.
180. 9. 10. In GMA und Hs als ein Vers.

Seite Zeile.

180. 25–28. BGMz, GMA und Hz Da zur Seit hinab. | Quillt der Brunnen, da ich trinke braun.
26. 28. In denselben ein Vers.
27–37. In denselben mit abweichender Vertheilung Genial! Ueber Dir ist | Zusammengestürzt dein Meisterstück.
29. 31. Dieselben Wart, ich will ein | Schöpfgefäß dir holen.
30. 32. In denselben ein Vers.

181. 2. Düstres; — GMA und Hz Düsters.
12. Du; — steht in GMA und Hz im nächsten Verse.
14. Säen; — GMA und Hz Sä'n.
19–21. BGMz, GMA und Hz Unter'm Pappelbaum dich setzen! | Hie ist's kühl! Nimm den Knaben, | Daß ich hinabgeh, Wasser zu schöpfen.
20. Schwimmend; — steht in GMA und Hz im vorangehenden Verse.
20. in; — BGMz im.
21. Jedes; — BGMz Jeden.
24–26. BGMz, GMA und Hz Lieblich hämmernden Frühlingstags Schmuck | Scheinend vor deinen Gesellen.
25. 27. In denselben als ein Vers, in dem außerdem reif statt reife steht.

182. 43. In GMA und Hz auf zwei Verse vertheilt.
43.44. BGMz, GMA und Hz Vom Feld, blieb Mann, | Und ist mit und Daß Abendbrod!
43. Dieselben Hier, zwischen das Gemäuer her.
56. Ueber den in BGMz, GMA und Hz hier noch folgenden Vers vgl. Werke, II. S. 488.
59–71. BGMz, GMA und Hz Deine Kinder all! Hat mütterlich mit einem | Erbtheil ausgestattet, | Einer Hütte! Hoch baut die Schwalb am Architrav.
59. Erhabne Trümmer; — BGM Erhabnen Trümmern.
60. Hütte; — BGMz, GMA und Hz Hütt'.

183. 71. Pfad; — GMA und Hz Weg.
73. Natur; — steht in GMA und Hz in der folgenden Zeile.
75. wandle; — GMA und Hz wandele.
76–77. BGMz, GMA und Hz Leit ihn zum Schutzort vor'm Nord geschützet (als ein Vers).
76. u. 184 Z. 1. — ebenso, als ein Vers, in welchem aber das Wort und fehlt.

184. 1–3. In GMA und Hz als ein Vers.
1. Vergoldet; — in BGMz, GMA und Hz Vergüldet, in den beiden letzteren zum vorigen Verse gezogen.
2. NVS, S. 505, und Hz Ich hab' euch einen Tempel baut.
12. Morgend; — dieselben Morgends.
14. Im heil'gen. — NVS, Hz, J und Jn Im heil'gem.
21. hin; — NVS und Hz hier.
25. er; — dieselben der.

185. 5. Freund, Feinde; — dieselben Freund, Feind.
7. Heldensohn; — dieselben Helden Sohn.
8. dann; — dieselben denn.
10. Götterhand; — dieselben Gottheit Hand.
11. NVS und Hz Nah auf den Leichen Kegus Ärzt.
15. es wird; — dieselben und fah.
19. zum; — dieselben wird.
20. Feindeswuth; — dieselben der Feinde Wuth.
26. Thränenmuth, — dieselben Thränen Muth.

Seite Zeile.

186. 2. **trägt ihn fort**; — dieſelben **bringt ihn rück.**
4. NVS und Hs **Mich ſchmachtend liebend an.**
188. 2. **Zum**; — NVS und Hs **Im.**
10. **Arm**; — dieſelben **Arme.**
14. **heilig's**; — dieſelben **heil'ges.**
17.18. NVS und Hs **Ein geiles Schwänzgen hinten vor | Die Ohren aufgereckt.**
20. **Am**; — NVS, Hs, 2 und 3a **An.**
27. In 2 bis 3a mit der Ueberſchrift **Amor ein Landſchaftsmaler.**
189. 2. In LPF1, S. 272, und BGL, S. 29, mit der Ueberſchrift **Lied eines Phitiognomiſchen Zeichners** und nur in zwei Strophen abgetheilt, deren erſte die erſten acht Zeilen enthält.
9. **Ach**; — LPF, BGL und BGM1, S. 55, C.
9. **ich ſtottre**; — LPF und **ſtottre.**
189. 1. **Bedenk' ich dann**; — LPF, BGL und BGM **Wenn ich bedenk.**
6. **Nun**; — dieſelben **Jetzt.**
7. **Wie ſehn' ich mich**; — dieſelben **Da ahnd' ich ganz.**
8. **treu**; — dieſelben **frei.**
11. **meine**; — BGL **deine.**
12. **erheitern**; — LPF **erweitern** (Druckfehler).
17. In GMA 1776 ſchließt die erſte Zeile mit „**Herr**".
20.21. fehlen in GMA, NVS und Hs.
20.24. NVS und Hs **als ein Verſ.**
25. **So**; — dieſelben **Zu.**
190. 2. **Vermöge**; — dieſelben **Vermag.**
3. **Mein'**; — GMA **Meine.**
4. **ſehen**; — ebendaſ **ſehn.**
6. Ueber die verſchiedenen Ueberſchriften in GMA 1776, NVS und Hs vgl. die Note daſelbſt. Hinzuzufügen iſt noch eine vierte „**Anekdote unſrer Tage**" in einem Hefte der Frau von Stein (vgl. S. 309 die Note zu Werke, I. S. 245. Z. 32).
10. **einen**; — NVS und Hs **ein'n.**
zu m; — GMA **zu n'm.**
11. **Wolk'**; — GMA **Wolk'n.**
12. **der macht**; — GMA, NVS und Hs **macht.**
13. **Naſe**; — GMA **Naſ'**; — NVS und Hs **Naß.**
19. **Betracht**; — GMA **Betracht't.**
herüber, hinüber; — NVS und Hs **rüber hinüber.**
22. **gar bald**; — GMA, NVS und Hs **ſchon lang.**
23. **führt**; — dieſelben **zieht.**
29. **meinem**; — NVS und Hs **mein.**
31. **wird's**; — dieſelben **wird.**
191. 1. **rief**; — GMA, NVS und Hs **rief.**
4.4. **Dieſelben Hätt' ich nur jetzo meine Braut | Wollt ſie für dich bezahlen.**
6. **Mägt'**; — dieſelben **Mägt.**
14. **Dieſelben Zu ſüße Liebesbanden.**
17. Ueber die Ueberſchrift, die in TM, 1776. Jahr, S. 128, und auch in Hs ſteht, ſiehe die erſte Note daſelbſt.
18. **nutzt**; — TM und Hs **frommt.**
19. TM und Hs **An deinem Buſen hin.**
20. **nutzt Dir**; — dieſelben **hilft dich.**
21. Vgl. die zweite Note daſelbſt.

Seite Zeile.

190. 7. 8. NVS und Hs 's g'schieht wohl, daß man an einem Tag | Weder Gott noch Menschen leiden mag.

192. 2. heye; — dieselben hey.
4. sind; — dieselben 18.
7. Vgl. die Note daselbst.
10. ist mir's; — BGMi, S. 55 in der Anmerkung, mir ist's.
12. der Schöne Flor; — BGMi dem Schönen hier.
13. vor; — BGMi für.
19. Und; — fehlt in BGMi.

193. 13. noch; — BGMi, NVS und Hs wohl.
14. goldne; — NVS und Hs goldnen.
16. In EPB, S. 196, Der Maler.
17. ihn'n; — EPB ihm.

194. 3. ewigen; — EPB wenig.
5-6. fehlen in EPB.
11. dabei was; — EPB was dabei.
12. darum desto; — EPB das sich um desto.
13. 14. fehlen in EPB.
16. Dünk'; — EPB Dünde.
17. sollte; — EPB solle.
18. Und; — EPB sie.
20. Verbindlich's; — EPB Verbindliches.
21. allerlei; — EPB mancherlei.
23. Und; — EPB Da.
nur; — fehlt in EPB.

195. 1. denn; — fehlt in EPB.
6. Allerlei; — EPB allerhand.
10. Dürft', — EPB könnt'.
11. Jeder gleich; — EPB gleich jeder.
12. 'nen; — EPB einen.
13. dieser; — EPB jeder.
14. Wie's; — EPB Wie es.

196. 12-23. Kore. — Das aus dem Jahre 1821 stammende Gedicht bezieht sich auf eine im Besitz des Großfürsten Michael gewesene italienische Goldmünze; auf dem Avers war die Kore mit drei Delphinen, auf dem Revers ein Bienenspann dargestellt.

201. 6. Dort; — in „Wilhelm Meister's Wanderjahren" in sämmtlichen Ausgaben Hier.

204. 17-20. Ueber die älteren Lesarten vgl. S. 330 zu S. 182, 3. 9 – 20 ff.

224. 1. In TWG, 1804 S. 104, und in LTs „Die Weltschöpfung".

229. 6. glücklich; — fehlt in 4.
8. bildet; — SMA 1799 bilde.
10. befruchtender; — SMA befeuchtender.
12. jätrichen; — SMA parteyen.
20. Rippe; — SMA Ribbe.
21. SMA Um die Kose bildet sich so her bergende Kelch aus.

229. 1. gereift; — SMA gereift.
3. staunt; — SMA, 3 und 4 erstaunt.
5. Zwiefach streben sie vor; — SMA Wickeln sich zwiefach hervor.
18. ordnen; — SMA und 3 reihen.
19. Wende nun, o Geliebte; — SMA Nun Geliebte wende.
21. verkündet; — SMA winket.
23. die; — SMA diese.

Seite Zeile.
282. 9–11. Diese Verse stimmen überein mit einer Stelle im I. Theil des „Faust“ (Werke, XII. S. 62, Z. 13—18, nur steht statt (Z. 15) Sie dort Wo.
239. 11. helfen; — MBz. 1821. Wo. 151, helfen.
242. 7. und 245. Z. m. Zur Textrevision ist nachzutragen, daß sich die dort angegebenen Varianten auch in ZNM finden.
251. 6. vergebenes; — 4 vergebnes.
252. 7. Katechisation; — spätestens 1778 gedichtet. Vgl. S. 309 die Note in diesen Ergänzungen zu I. S. 245. Z. 32.
253. 7. In KGW hinter Seite 184 „An Lotten“.
8. würdigen; — KGW seel'gen.
12. mit; — KGW von.
13. Ehrwürdig; — KGW Hochwürdig.
15. da mein Bildniß; — KGW meinen Schatten.
20. ernste Stirne; — KGW lang Nase.
21. KGW Der Stirne Drang, der Lippe Flehn.
22. ungefähr; — KGW ohngefähr.
24. Am 19. Juli; — nach Lavater's Tagebuch ist es der 18. Juli.
255. 2. Vgl. die Note zu dieser Stelle.
3. gehn; — LTs gehen.
22. freun; — LTs freuen.
256. 16. In GBS, I. S. 140, ohne Ueberschrift. Das Original befindet sich im Hausarchiv zu Weimar, Abtheilung C (vgl. ALG).
17. GBS Wie einst Titania im Feen- und Zauberland.
18. Arme; — GBS Schese.
19. GBS Sollst Du erwachend bald für alle Deine Sünden.
257. 21. schöne; — LTs liebe.
22. Hypochonder — hinderlend 1778 versetzt. Vgl. S. 309 die Note zu I. S. 245 Z. 32.
260. 14. endlich; — 5 und 5a redlich.
263. 24. In BGZ, II. S. 97, ohne Ueberschrift; das Datum „der 23. Februar 1814“ bezieht sich auf den Brief, aber nicht auf dieses und das nachfolgende Gedicht, die derselben beigefügt sind.
25. Leut'; — BGZ Leute.
26. heut'; — BGZ heute.
265. 1–3. Das Gedicht wurde einem Briefe an Zelter vom 22. April 1814 beigelegt
22. Sind's; — 5 Sind.
nun; — 6a und.
270. 15. Den, nach 8 K.; — 6, 6a und K Dem.
273. 3–8. Diese Zeilen wurden von Goethe öfters zu Autographen benutzt, auf denen bildweilen nach Hans bei vor unsres Textes steht (vgl. ALG).
275. 6–20. Nach K ist der älteste Druck des Gedichtes 1825 in Ettinger's „Journal für Literatur, Kunst, Luxus und Mode“.
278. 8. wieder; — fehlt in 9.
279. 1. Vgl. die Note zu dieser Stelle.
3. Ob; — HFO, LL, ADMz, GBL, G. 192, und MU Da.
4. HFO, LL, ADMz, GBL und MU Der Wasserpapillon.
6. der; — dieselben ein.
7–8. Im Berliner Alb ein Vers. Bald roth und blau, bald blau und grün.
20. ihre; — dieselben seine.
21. 22. HFO, LL, ADMz, GBL und MU Da fliegt der Kleine vor mir hin; Und setzt sich auf die stillen Weiden.

Seite Zeile.

279. 13. HFO, LL, ADMs und GBL Da hab' ich ihn, welches nur in MU noch einmal wiederholt ist.
14. sie; — alle fünf älteren Drucke ihn.
17. Vgl. die Note zu dieser Stelle.
18. Wiese; — KMJ, April 1854. S. 253, Wiesen.
20. jüngsten; — KMJ frischen.
21. vor; — WB, GMA und Hs für.
23. Gewinnst; — GMA und Hs Geheimnis.
24. tauschst; — KMJ tauschtest.
um einen; — KMJ nur ein.

280. 9. Im KMJ in zwei Verse gesetzt.
3. Hab'; — KMJ Habe.
5. Geld; — KMJ mit wesentlicher Veränderung des Sinnes: gelt.
7. wie es; — KMJ wie's.
11. Vgl. die Note zu dieser Stelle.
14. just; — GMA 1775 und Hs so.
19. Hat; — WB Hatt.
Kerl; — WB und Hs Mensch.
21. Der Braten brauner; — WB Brauner der Braten.
24. Vgl. die Note zu dieser Stelle.

281. 8. Täubchen; — WB 1775 Täubelein.
9. doch; — fehlt in WB.
10. brechen; — K stechen.
12. Geht wol an; — WB 's geht an.
14. es; — WB 's.
15. zum Exempel, sind; — WB sind viel.
18. schwinget; — WB schwingt's.

283. 18. Hättst Du's; — SMA So hättst Du's.

286. 4. wie; — 5 mir.

293. 22. In BGZ. III. S. 84, mit der Ueberschrift „Profit vom gestrigen Jahrmarkt"
24. aus dem; — BGZ in die.
28. 29. fehlen in BGZ.

296. 1. Maare; — BGZ alles.

298. 19. Nach KGA, 1861. S. 18. Gegentafel.

303. 6. Luftgefänge; — H. Saupe (SGL, S. 11) verlangt die Lesart der Ausgaben 3 und 4 Luftgefänge. Man vergl. indessen Zarncke Leipziger Literarisches Centralblatt, 1871, S. 119) und den Ausdruck „Luftbegriffen" (Werke, II. S. 405. 3. 20).

304. 14. schichtet; — 3 und 4 schichten.
15. Sorgen, nach 3 und 4; — 5ff und K Sorge.
24. dumofen; — 3 dampfe.

311. 12. sie; — 5 mich.

312. 9. hab; — 3a der.

349. 6. Die Bemerkung zu dieser Stelle (II. S. 491) wird dadurch ziemlich unhaltbar, daß im französischen Original des betreffenden Spruches „honte et dommage" steht.

366. 13-16. Diesen schon 1821 gedruckten Spruch schickte Goethe in einem Briefe vom 9. Dezember 1822 an den Staatsrath Schultz in Berlin (Briefwechsel zwischen Goethe und Staatsrath Schultz, S. 261).
15. ereignen; — im Briefwechsel erläugnen.
16. Kal'; — ebend. Kalc.
17-20. In Riemer's „Briefen von und an Goethe" (2. 291) werden beide Strophen als ein Gedicht mitgetheilt.

Seite Zeile.
368. 3 u. Der Spruch ist datirt „Berka, d. 21. Juni 1814“ (f. KGA, S. 17).
399. 1. In ADM3 und H3 An Herrn Professor Zacharia.
3. Deinen; — BL, I. S. 113, Deinem.
400. 1. unerwartet; — ADM3 und H3 ohnerwartet.
8. dann; — H3 denn.
21.—401. 34. Von diesen vier im April 1806 verfaßten und vom 1. Mai 1806 datirten Gedichten gilt das erste im Namen des Fräuleins Göchhausen, das zweite in dem Goethe's, das dritte für die Herzogin Amalie, das letzte für H. Meyer.
405. 8. klein gedümt; — die Lesart der ältesten Drucke (f. die Note zu Werke, II. S. 403) klein-gedümt, ist unbedingt vorzuziehen, da die Blumen klein sind, aber nicht das Gras.
20. Luftbezirken; — der älteste Karlsbader Druck hat Luftbezirken. Man vgl. indeß oben die Note zu S. 300, 3. 8.
406. 19. Sammle; — 6 sammelt.
413. 14. bis jetzt; — Ab bisher.
416. 2. Im Original Der Dem. Caroline Ulrich (1816 an Riemer vermählt) mit einem Blumenkranze.
417. 21—24. Die Strophe hat in der Handschrift das Datum „Zum 16. Februar 1814“, und 3. 24 lautet daselbst: Dich unter uns als Bleibende zu schauen.
420. 15. Das Gedicht war unterschrieben: Von Goethe und Rabe (Professor der Architektur in Berlin).
423. 21. schwer und schwerer; — diese Lesart ist durch einen vorgesetzten Druckfehler entstanden. Im ersten Druck von 1816 steht fern und ferner.
424. 11. winden; — ebendas. flechten.
427. 3. bekränzend; — diese von uns aus 9 übernommene Lesart erscheint bei genauerer Prüfung unrichtig; es handelt sich hier um eine Beschränkung des Zusammenseins auf die Mitglieder der Loge, auf „Vertraute“, was durch den Ausdruck begrenzend angedeutet werden soll.
429. 18. Die Note Goethe's hat den Sinn, daß die Strophe für die „Geheimnisse“ (I. 124) bestimmt gewesen ist; daraus ergiebt sich auch, daß das aus Goethe's Werken (Ausgabe letzter Hand, IV. 76) entnommene Datum, der 15. März 1816 (3. 12), sich unmöglich auf dies offenbar viel früher entstandene Gedicht beziehen kann.
433. 7. Kotzebue war am 26. Oktober 1819 gestorben.
444. 26. 27. Auf der Handschrift steht Zum Bildchen Ruine Hanstein bei Göttingen. Weimar 17. Mai 1815, so daß der Name „Bleß“ (richtiger Blesse) auf einem Irrthum zu beruhen scheint.
30. nur; — in der Handschrift nur davon.
454. 4. Motowöle; — man lese Molouka (wie III. 343).
455. 22. Im ersten Druck (Festprogramme, Ferienwalde a. O. 1824, letztes Blatt) steht „Zum vierzehnten Mai 1824“.
456. 2. Ebendas. Er ist auf einmal so still.
5. wird; — ebendas. ist.
13. Ebendas. Und nun auf einmal hat er's los.
14. er; — ebendas. man.
459. 5. er wäre; — BSV und HV1, da wäre. Nachfolgend die übrigen Abweichungen für dies Gedicht (S. 459—461), welche in BSV und HV1, und zwar hier allein, befindlich.
5. drin; — drein.
460. 6. Afan; — Afans.

Siehe Zeile.
460. 8. Und es kehrt zurück die Gattin Asuns.
12. sieht; — und sieht.
19. Küßt'; — Küßt.
25. 26. Unsre; — Liebe.
31. Ach, bei deinem Leben bitt' ich, Bruder.
35. Doch die Gute; — Doch die Frau, sie.
461. 8. erblicke; — zu sehen.
17. Deiner Halle; — Deinen Kindern.
20. Ist mit und das Brod in Deiner Halle.
19. hört'; — hört.
25. Laß doch; — Bruder.
28. 29. Lieben; — lieben.
29 Wiege; — Wiegen.
462. 1. In JT An die Heuschrecke. Aus dem Griechischen.
6. JT Wie ein König singend lebeß.
13. Verehrte; — JT Geehrte.
18. JT Und dich liebet Phöbus selber.
20. Geborne; — JT geboren.

Dritter Theil.

Seite Zeile.
XVIII. 19. nur recht; — man lese mit Recht, ebenso im Register S. 447.
47. 12. Das Komma ist zu streichen.
60. 4. schön; — K ohne Autorität schon
17. Metalle; — ebendas Metallen
23. Bewunderung; — ebendas Verwunderung.
62. 9. Die hier ausgesprochene Vermuthung hat sich inzwischen bestätigt. In dem noch vorhandenen Manuskripte der „Ersten Sammlung“ der Goethischen Gedichte vom Jahre 1789 findet sich am Schlusse das Gedicht „Der wahre Genuß“ (M. Bernays)
72. 8. Ihr sollt; — man lese Ihr sollet. Die erstere Lesart, vom Herausgeber (Werke III. S. 418) als Variante gebracht, ist auf dem Umschlag des Januarheftes des „Teutschen Merkur“, 1776, als Druckfehler, und die zweite als die richtige bezeichnet.
73. 19. und: — man lese nach, ebenso wie bereits Werke, IX. S. 16. Z. 20, und XI. 2. S. 149. Z. 30 steht.
83. 6. Dek; — K Dek.
94. 1ff. Ueber zwei neu aufgefundene Strophen dieses Gedichts, die in ALG, I. 503 u. II. 517, mitgetheilt worden, s. die Nachlese S. 249 dieses Bandes.
20. her zu Liebchens Ohre; — ALG (II) und Schlosser hin zu Chloes Ohren.
95. 1. Thore; — ALG (II) Thoren.
5. webet; — hebet in der Schlosser'schen Handschrift.
8. schreiten mit; — ALG (I u. II) und Schlosser gleiten mit.
9 u. 12. Mann'; — Schlosser Mann.
13. Schwarze; — ALG (I.) Seine; Schlosser Schwarze.
12. Gleich; — Schlosser Auch.
15. Auf; — ALG (I.) Vom.
23. in seinen Armen; — Schlosser an seinem Busen.
97. 23. wie; — man lese so.
98. 4 5. Die Verse lauten im „Chaos“: Und ich folge Dir Entführen,
Durch die äußerregte Menge.
11. Marianne von Willemer ist Verfasserin der ersten beiden Strophen dieses Gedichts.
110. 6. 1821; — man lese 1829; die drei kleinen Gedichte stehen erst in der Ausgabe letzter Hand. Das hier noch fehlende Gedicht findet sich in der Nachlese dieses Bandes als Nr. 35.
124. 18. 24. 28. Willß; — bei Herder „Zerstreute Blätter“, 4. Sammlung, Nr. 82. S. 204, steht überall Will.
140. 28. Zäff'ß; — K Zäßt.

Seite Zeile.

261. 4. Göhen; — man lese Görgen.
6. Daß, wie es allerdings bei Döring und in S steht, — ist in Das zu verwandeln.
144. 9. Mägt'; — man lese Mägt.
165. 22. ALG bringt noch die Variante Dich und Dein Geschlecht zu loben.
172. 28. Nach ALG ist es der 20. Juni.
173. 24. Odessa; — man lese Jassy.
197. 7. Hinter V. 7 ist aus Nr. 1 der Nachlese dieses Bandes zu ergänzen: Der Reiche wird arm.
208. 41. Frau; — man verbessere Friedrich.
217. 13. Nach ALG lautete der Vers in der Handschrift: Ich mein Büchlein hab gemästet.
295. 2. Im Einzeldruck des Gedichtes steht hinter V. 3 noch Glückwunsch von Goethe.
256. 10–12. Goethe schrieb dies Distichon in etwas abweichender Gestalt am 12. Juli 1805 in das Stammbuch seines Sohnes (vgl. ALG):
Fest bewahre der Würdigen Bild! Wie leuchtende Sterne
Gilt sie aus die Natur durch den unendlichen Raum.
276. Zweite Note. Die Angabe der Ausgabe von 1836 berichtigt sich dadurch, daß in der That dieser Vers unter Aphorismen von Goethe's Gedichten von Herder's Hand aus den siebziger Jahren gefunden worden ist.
306. 9. Nach den Mittheilungen von G. von Loeper in ALG, S. 520, Frau Krafft in Köln, Witwe des Predigers und Konsistorialraths Krafft daselbst. Das Gedicht fällt etwa in das Jahr 1830.
313. 1ff. Der Abdruck des Gedichtes nach dem Original in den „Mittheilungen des Vereins für Geschichte und Alterthumskunde zu Frankfurt a. M." (Bd. III, Nr. 2, S. 113 und 114) zeigt folgende Abweichungen:
2. Frankfurt; — Frankfurt am Main.
4. Ausrufungszeichen; — ebendas. ein Semikolon.
11. abgehaspelt; — ebendas. abgesetztes.
14. So etwas Gewisses, was; — ebendas. So was Gewisses das.
16. die; — fehlt ebendas.
Erste Note. Das Motto: „Rivum teneatis, amici" steht in den „Mittheilungen" zwischen den beiden Strophen, auch ist das Gedicht vollständig.
320. 28–29. Burkhardt (ALG) findet in der zweiten Strophe des Gedichtes Beziehungen auf ein anderes, das datirt „Lodeba, den 18. März 1791" von der Frau J. S. Boblin an Goethe übersandt und von diesem vielleicht dem Herzog mitgetheilt sei; wenigstens fand es sich im Nachlasse Karl August's.
334. 12. Die nach SOL. hier fehlenden Strophen stehen in unserer Ausgabe, Bd. IV, S. 65, Nr. 12.
336. Erste Note. Das hier zu citirende Werk Humboldt's ist: „Ideen zu einer Physiognomik der Gewächse" (s. Alexander v. Humboldt, von H. Bruhns, 1872, I, S. 199).
340. 22. Nach einer Abschrift des Kanzlers v. Müller lautet dieser Vers: Deiner schönen Flügeldecke (ALG).
341. 10. oft sich; — ebendas. suchend sich.
11. feischem; — ebendas. reichem.
12. Statt dessen ebend. zwei Verse: Wie wir's auch getrieben haben,
Sey es nun Euch übergeben.
13. Die in der Note ausgesprochene Vermuthung hat sich inzwischen be-

Seite Zeile.

fältigt. Das Original ist datirt: Am Ende des Mai's 1830 (S. Hirzel). Erster Abdruck in der „Abendzeitung" vom 10. Juli 1830, Nr. 163. S. 2 (Goedeke, Grundr., III. 852).

341. 28. Nacht bei; — Handschrift fetzt in.
29. Formart; — ebendas. Formaten.

342. 17ff. Nach der Schrift „Goethe und Felix Mendelssohn-Bartholdy", 1871, S. 20, ist der Vers zu einer Zeichnung von Adele Schopenhauer geschrieben; auf der Zeichnung ist ein geflügeltes Steckenpferd dargestellt, das von einem Genius geritten wird. Datirt ist das Ganze: Weimar, den 29 Januar 1822, während der Besuch Mendelssohn's bei Goethe allerdings im November 1821 stattfand.
31. Steckenpferdlein; — in dem citirten Werke Steckenpferdchen.
11. weiter Töne-Flur; — ebendas. weiter Töne Flur.
12. manche; — ebendas. Manchem.

344. 13. Das Original ist datirt vom 13. Juni 1827 (vgl. ALG).

345. 8. Das Original desgl. vom 14. Juni 1827 (ebendas.).

349. 8. und Strauß; — man lese und - Strauß.

350. 17. 18. Am 12. November 1826 gerichtet an Marianne von Willemer.

351. 1. Gerichtet an Dieselbe.
7. Das Original vom 10. Mai 1826 (vgl. ALG).

352. 14 u. 25. Wagner; — lies Wagener.

353. 17–20. Nach ALG schrieb Goethe diese Strophe, nebst der als Nr. 32 der „Nachlese der Gedichte" (S. 263 dieses Bandes) mitgetheilten, in das Stammbuch seines Sohns am 5. Juni 1825 im Anschluß an seinen frühern Eintrag vom 12. Juli 1805 (Bd. III. S. 256, Z. 10–12).

359. 7. Zuerst gedruckt als Nr. II der „Gesänge am 11. December 1829" (Berlin). 8. 8 Seiten unpaginirt, mit der Ueberschrift: Zelter's siebzigster Geburtstag, von Goethe und Felix Mendelssohn-Bartholdy.

360. 8. Nach Allerdeßen steht in dem genannten Druck ein Punkt.
10. er strebe; — ebendas. falsch erstrebe.

361. 23. Freundesliebe, Männertreue, im ersten Separatdruck (1 Bl. 8°, „Abdruck für Maurerbüder"), im „Taschenbuch für Damen" auf das Jahr 1831 und 11 bis 13; — 6 bis 9 und K Freundes Liebe, Männer Treue.

364. 27. Dies „Vermächtniß" ist an Marianne von Willemer gerichtet. Goethe sandte ihr das Gedicht mit ihren Briefen in versiegeltem Couvert, das erst nach seinem Tode eröffnet werden sollte.

383. 2. Verdüsterung, hier, da es eine Uebersetzung des italienischen „oscurità" ist, in dem Sinne von Unverständlichkeit gebraucht.

396. Nr. 8. Das Gedicht „Apotheose" ist identisch mit dem bei uns bereits Werke, II. S. 299 gedruckten Gedicht „Werth des Wortes."

408. 23.–409. 18. Dieser Dialog findet sich zum Theil in „Moser's Mannichfaltigkeiten" S. 150, bei Riemer in seinen „Briefen von und an Goethe", Abschnitt „Aphorismen und Brocardica", S. 366, erwähnt.

450. Ep. 1. Hier fehlt: Wir kennen Dich, Werke, II. S. 333.

Bayerische Staatsbibliothek München 22°

Goethe's Werke.

Nach den vorzüglichsten Quellen revidirte Ausgabe.

Sechster Theil.

Götz von Berlichingen. — Clavigo. — Die Geschwister.

Herausgegeben und mit Anmerkungen begleitet von

Dr. Fr. Strehlke,

Direktor des Gymnasiums zu Marienburg.

Berlin.

Gustav Hempel.

BIBLIOTECA REGIA

Druck von G. Bernstein in Berlin.

Götz von Berlichingen.

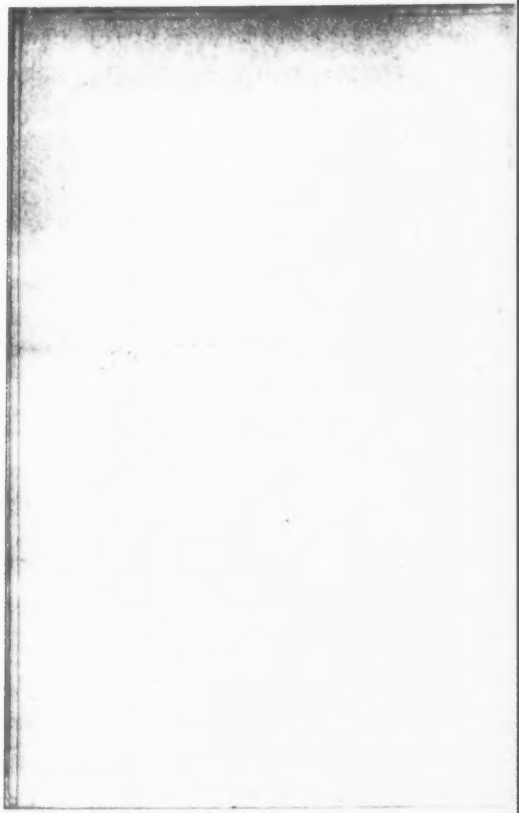

Vorbemerkung des Herausgebers.

Es iſt bekannt, eine wie mächtige Bewegung ganz Deutſchland ergriff, als am Anfange der ſiebziger Jahre des vorigen Jahrhunderts jener Kampf gegen ſtarre Rechtgläubigkeit in Kunſt und Wiſſenſchaft begann und an die deutſche Nation von allen Seiten der Ruf erging, zur Einfachheit und zur Natur zurückzukehren. Ein früher Herd dieſer Bewegung wurde Straßburg, ihr Mittelpunkt für längere Zeit Goethe. Sein Erſtlingswerk, das dieſer „Genieperiode“ angehört, iſt „Götz von Berlichingen“.

Den Stoff zu dieſem Schauſpiel entnahm Goethe aus der „Lebensbeſchreibung Herrn Götzen's von Berlichingen“ von Verono Frank von Steigerwald, Nürnberg 1731; doch verdankt er ſeiner Quelle nur die allgemeinen Grundzüge für den Charakter ſeines Haupthelden und für die ganze Darſtellung eine gewiſſe mittelalterliche Färbung. Gleichwol iſt jene Lebensbeſchreibung keineswegs eine „untergeordnete Scharteke“ und der Götz derſelben nichts weniger als ein „Heckenreiter und Wegelagerer“, wie in der Einleitung zum Götz in der Cotta'ſchen Ausgabe von 1867 behauptet wird,

ſondern die bedeutſamſten Charakterzüge, ſchlichte Einfalt, unwandelbare Wahrhaftigkeit und Treue, Bereitwilligkeit, Bedrängten beizuſtehen, und felſenfeſtes Gottvertrauen treten uns ſchon hier in dem hellſten Lichte entgegen. Hat nicht auch Goethe denſelben Eindruck gewonnen, wenn er an ſeinen Freund Salzmann in Straßburg am 28. November 1771 ſchreibt, daß er die Geſchichte eines der edelſten Deutſchen dramatiſire und das Andenken eines braven Mannes rette? (Vgl. A. Stöber, „Der Aktuar Salzmann." 1855. S. 49.) — Doch für ein Drama bot jene Lebensbeſchreibung allerdings wenig; denn ſie enthält nur eine Reihe unbedeutender, zuſammenhangsloſer Abenteuer: Götz von Berlichingen iſt als ein armer Ritter ſchon früh gezwungen, in fremde Dienſte zu treten. So dient er zuerſt dem Markgrafen Friedrich von Anſpach, dann ſeinem Vetter Euſtachius von Thüngen, mit dem er gemeinſchaftlich die Nürnberger befehdet, und endlich dem Herzog Ulrich von Württemberg. Der ſchwäbiſche Bund vertreibt dieſen aus dem Lande, belagert Götz in der Burg Möckmühl und nimmt ihn nach tapferer Gegenwehr durch Verrath gefangen. Drei und ein halbes Jahr wird er in Heilbronn in Haft gehalten, bis er ſich dazu verſteht, Urfehde zu ſchwören. Drei Jahre ſpäter bricht der Bauernaufſtand aus, in den er nur wider Willen hineingezogen wird. Seine Betheiligung iſt auch nur von kurzer Dauer; aber er wird vom ſchwäbiſchen Bunde abermals in Verhaft gebracht und muß in Augsburg zwei Jahre in hartem Gefängniſſe liegen. — Das ſind die Abenteuer, welche Goethe vorfand; den inneren Zuſammenhang mußte er ſelber ſchaffen und an ſich unbedeutende Aktionen zu dem vollen Lebensbilde des Helden und vor allen Dingen zu einem dramatiſchen Gemälde erweitern

und vertiefen. Dazu war es nothwendig, daß er eine Anzahl unhiſtoriſcher Perſonen ſchuf und dieſelben mit den wenigen geſchichtlichen, dem Kaiſer, Götz, Sickingen, Selbitz, Stumpf in Verbindung brachte. Ebenſo mußte auch ein tragiſches Ende des Stückes erfunden und der Tod des Helden in unmittelbaren Zuſammenhang mit der vorgeführten Handlung gebracht werden.

Das Drama ſelbſt nun wurde tonangebend und zielweiſend für alle Dichter der Genieperiode, und in der That kann ihm an Vielſeitigkeit revolutionärer Beſtrebungen keine andere Dichtung an die Seite geſtellt werden. Die damals noch immer herrſchenden Kunſtregeln des franzöſiſchen Claſſicismus werden faſt in jeder Zeile verletzt. Der ſtarre Zwang der „drei Einheiten“ mußte der freieren Bewegung Shakeſpeare'ſcher Compoſitionskunſt weichen. Auch in der Wahl der Perſonen und in der Art, wie er ſie auftreten läßt, durchbricht Goethe überall die hemmenden Schranken des franzöſiſchen Geſchmacks. Nicht Könige und Staatsmänner, ſondern zum großen Theile Männer des Volks, zu denen man doch ſicher auch den Hauptheiden rechnen muß, Bauern, Reitknechte, Kaufleute und Zigeuner beherrſchen die Bühne und äußern ihre Empfindungen nicht etwa nach der üblichen Schablone des tragiſchen Pathos, ſondern ein Jeder nach der Eigenartigkeit ſeiner Natur, die ſelbſt ſprachlich durch eine größere oder kleinere Beimiſchung von volksthümlichem Ausdruck angedeutet wird. Am Meiſten bedienen ſich deſſelben die Bauern und der Schenkwirth in der Eingangsſcene, der kleine Karl und die Zigeuner, bei welchen letzteren er das Rothwälſch erſetzen ſoll; ganz dialectfrei drücken ſich vorzugsweiſe der Rechtslehrer Olearius, Weislingen und Adelheid aus, alſo gerade diejenigen

Personen, an denen die Unsittlichkeit eines verbildeten Zeitalters am Meisten hervortreten soll. Ueberhaupt hat sich der Dichter bemüht, durch Einführung mittelalterlicher Sprech- und Denkweise seinem Zeitgemälde einen höheren Grad von Naturwahrheit und historischer Treue zu verleihen. Daher jene große Anzahl von mittelalterlichen Ausdrücken und Redewendungen, die der obengenannten Lebensbeschreibung entlehnt sind, und die modernes Sprachgefühl leicht als solche erkennen wird. Und nicht allein das; bisweilen sind ganze Stellen wörtlich aus jenen in das Drama übergegangen. Wir erinnern unter vielen nur an die Erzählung, wie der Bischof von Bamberg Götz die Hand reicht, und an die Antwort des Kaisers auf die Bitten der Kaufleute. Daß freilich von dem Dichter nicht durchgängig der mittelalterliche Charakter und Ton festgehalten ist, weist schon eine der ältesten Beurtheilungen des Götz in Wieland's „Teutschem Merkur" (Band VI, S. 332, Jahrg. 1774) nach, — eine Beurtheilung, deren Verfasser freilich nicht daran denkt, daß eine solche Treue einmal an sich unmöglich ist, andrerseits aber auch, selbst wenn sie möglich wäre, nicht Aufgabe des Dichters sein könnte.

Auch auf dem politischen und sozialen Gebiete zeigt unser Drama dasselbe Streben nach Natur und Freiheit. In einer Schilderung längst vergangener Zeiten enthüllt der Dichter seinem Volke ein Spiegelbild der Gegenwart, das um so ergreifender wirken mußte, als bei der Aehnlichkeit des 16ten und des 18ten Jahrhunderts, die beide den Zusammenstoß zweier Kulturepochen zeigen, sich eine Vergleichung mit der Gegenwart ganz ungezwungen darbot, dann aber auch die Abgeschlossenheit historischer Zustände eine subjective Uebertreibung von Seiten des Dichters von

vornherein unmöglich machte. — An der Spitze des Reichs steht ein wohlmeinender, aber seiner Aufgabe nicht gewachsener Kaiser, ihm zur Seite als die Organe seines Willens ein Reichskammergericht, welches sowol durch seinen schleppenden Geschäftsgang als auch durch die Bestechlichkeit seiner Richter das Rechtsgefühl des Volks mehr untergräbt als fördert, und eine Reichsarmee, die kaum im Stande ist, dem kaiserlichen Willen gegen einen unbedeutenden Ritter Geltung zu verschaffen. Dem Kaiser gegenüber stehen als die natürlichen Feinde kaiserlicher Gewalt die Fürsten, die Jenen gern in äußere Kriege verwickelt sehen, um nur ungestört ihre Macht auf Kosten schwächerer Nachbarn vergrößern zu können. Die Opfer dieser fürstlichen Herrschsucht sind die freien Ritter, die sich auf eigene Faust ihrer Haut wehren, da sie vom Kaiser keinen wirksamen Schutz erlangen können, und die dadurch einen Krieg Aller gegen Alle entzünden, der als der beste Gährstoff die Auflösung des verrotteten Staatsgebäudes beschleunigt. Und doch sind diese Ritter trotz aller Rechtswidrigkeit ihres Handelns der einzige Stand, der die Rechtsidee vertritt; denn wie sie das Recht ihrer eigenen Freiheit mühsam erkämpfen müssen, so suchen sie auch den Bedrängten, freilich auf ihre Weise, zu ihrem Rechte zu verhelfen. In höherm Grade sind die übrigen Stände von der allgemeinen sittlichen Fäulniß angesteckt. Die Geistlichkeit, deren Kenntnisse über die zehn Gebote kaum hinausreichen, fröhnen weltlichem Ehrgeiz oder sinnlichen Genüssen oder Beidem zugleich; die wenigen Ausnahmen, wie Bruder Martin, fühlen sich in fortwährendem Widerspruche mit den Anforderungen ihres Standes, besitzen aber nicht Energie genug, um eine Versöhnung dieses Widerspruches herbeizuführen. Die Bürger, welche die

einzigen Träger der Bildung sind, verleugnen entweder ihre bürgerliche Abkunft und ihren bürgerlichen Namen und verkaufen sich an die Höfe, oder sie suchen Gewinn auf Gewinn zu häufen und kümmern sich mehr um ihre Pfeffersäcke als um Kaiser und Reich. Der Bauernstand endlich, der von allen übrigen Ständen gleichmäßig bedrückt und geknechtet wird, erhebt sich wie das empörte Element und droht in zerstörendem Durchbruch die Schranken der bestehenden Ordnung zu überfluthen und so der schnöde gemißhandelten Natur gewaltsam zu ihrem Rechte zu verhelfen — ein blutig rother Hintergrund dieses erschütternden Gemäldes!

In solcher Fülle und Mannichfaltigkeit hatte der Reformdrang des jungen Deutschlands sich noch niemals geäußert; daher war auch die Wirkung dieses Drama's unbeschreiblich groß, und wenn es auch keine politische Bewegung hervorrief, — das lag weder in der Absicht des Dichters, noch zeigte das deutsche Volk dafür ein Interesse, — so befreite es doch die deutsche Literatur für immer von den Fesseln des französischen Classicismus, und selbst das harte Verdammungsurtheil, welches Friedrich der Große in seiner Schrift „De la literature allemande" aussprach, konnte daran nichts ändern.

Die Nachrichten über die allmählige Entstehung des Götz sind sehr dürftig und zum Theil einander widersprechend. Koberstein's Vermuthung, (vergl. dessen „Grundriß der Geschichte der deutschen Nationalliteratur" II, 1545) daß Goethe die erste Anregung dazu schon 1766 in Leipzig bei Gelegenheit der Aufführung des Schlegel'schen „Herrmann" erhalten habe, läßt sich mit dem damaligen Bildungsgange des jungen Dichters nicht gut vereinigen. Erst in Straßburg, wo das

Studium altdeutſcher Kunſt und Geſchichte ihn auf die Vergangenheit des eigenen Volkes hinwies, und Herder ihm einen Einblick in das Weſen aller ächten Poeſie und insbeſondere der Shakeſpeare'ſchen Compoſitionsweiſe verſchaffte, wurde ſein Geiſt für ein nationales Drama empfänglich. Doch auch hier ſcheint er ſich mit dieſem Stoffe noch nicht beſchäftigt zu haben, wenngleich er es ſelbſt im zehnten Buche von „Dichtung und Wahrheit" behauptet; wenigſtens läßt ſich aus dem bereits genannten Briefe Goethe's an Salzmann, worin er ſeinem Straßburger Freunde von dieſer Dichtung wie von einer ganz neuen Arbeit Mittheilung macht, mit ziemlicher Sicherheit darauf ſchließen. Erſt als das Liebesverhältniß mit Friederike Brion, der Pfarrerstochter von Seſenheim, ſeinen Dichtergenius gezeitigt hatte, und die unbehagliche Leere ſeines Frankfurter Lebens ihn zu dichteriſcher Beſchäftigung trieb, ſcheint die Lektüre der Lebensbeſchreibung unſeres Helden ihn mächtig ergriffen und zur dramatiſchen Bearbeitung dieſes ſo zeitgemäßen Stoffes angeregt zu haben. An dem weiteren Fortgange der Dichtung hatte ſeine Schweſter Kornelie nicht unerheblichen Antheil. In Geſprächen mit ihr gewann Goethe die nöthige Herrſchaft über den Stoff, und durch ſie wurde er auch zur ſchriftlichen Aufzeichnung gedrängt. So wurde das Drama ſchon in demſelben Jahre 1771, in dem es begonnen war, fertig. Dieſe erſte Bearbeitung des Götz iſt erſt im Jahre 1833 nach Goethe's Tode in den nachgelaſſenen Werken im Druck erſchienen und führt den Titel: „Geſchichte Gottfriedens von Berlichingen mit der eiſernen Hand, dramatiſirt." Er ſchickte das Manuſcript zuerſt an ſeine Straßburger Freunde und dann an Herder, der darüber eine aufrichtige Freude empfand. In den Briefen an ſeine Braut nennt er

den Götz „eine brave Production“ und lobt darin „die Stärke, Tiefe und Wahrheit.“ (Vgl. „Aus Herder's Nachlaß,“ III. 251. 302.)

In seinem Antwortschreiben an Goethe hielt Herder freilich seine Bedenken über einige Mängel des Stücks nicht zurück, ohne daß darum sein Urtheil „unfreundlich und hart“ gewesen sein kann, wie es Goethe im dreizehnten Buche von „Dichtung und Wahrheit“ darstellt. Denn in seiner Erwiderung an Herder gesteht er, das Schreiben desselben sei für ihn ein wahres Trostschreiben gewesen; er selber habe das Stück schon tiefer heruntergesetzt, als es von Jenem geschehen sei. Offenbar aber wirkte dies Urtheil mit darauf hin, daß er sich zu einer Umarbeitung entschloß, die er dann auch nach seiner Rückkehr von Wetzlar in einigen Wochen beendigte. Merck aus Darmstadt besorgte den Verlag, und obgleich noch in demselben Jahre (1773) ein Nachdruck erschien, war der Absatz doch so groß, daß es schon im nächsten Jahre von Neuem aufgelegt werden konnte, bis das Stück dann 1775 eine Beute der von L. F. Himburg begonnenen Nachdrucke wurde. Die Umarbeitung war übrigens dem Stücke in hohem Grade günstig gewesen; das Drama hatte an innerer Einheit unendlich gewonnen.

Als Goethe im Jahre 1786 mit Hilfe Herder's und Wieland's seine Werke einer Durchsicht unterwarf, erlitt auch „Götz von Berlichingen“ einige unwesentliche redactionelle Veränderungen, und in dieser Gestalt liegt das Drama hier vor. Doch noch einmal mußte der Götz eine bedeutende Umgestaltung erfahren. Seit nämlich im Jahre 1791 Goethe die Direction des Weimarischen Theaters übernommen hatte, mußte er es sich angelegen sein lassen, ein würdiges Repertoir zu schaffen. So kam er auf den

Gedanken, ſeine Dramen für die Bühne zu bearbeiten. Im Jahre 1802 nahm er zuerſt die „Iphigenie“ vor, übertrug aber die Arbeit an Schiller. Im folgenden Jahre machte er ſich ſelber an Götz, der zwar ſchon in ſeiner älteſten Geſtalt, in Berlin zum Beiſpiel ſechs Tage hintereinander, gegeben war; doch da er ſowol wegen ſeiner Ausdehnung als auch wegen ſeines bunten Scenenwechſels ſich für die Bühne wenig eignen wollte, ſo war die Arbeit bedeutend ſchwieriger, und Goethe vollendete ſie erſt im Sommer des Jahres 1804. Die Umgeſtaltung war durchgreifend. Viele Scenen mußten geſtrichen, andere wieder zur Herſtellung des Zuſammenhangs eingeſchoben werden. So wurde das Bühnenrepertoir freilich um ein Stück reicher, aber unſer Drama hat dadurch ebenſoviel verloren, als es durch jene erſte Ueberarbeitung gewonnen hatte. Goethe konnte ſich nicht mehr in den Ton des Götz hineinfinden, er war ihm ſelbſt fremd geworden, und daher tritt eine ſo große Ungleichmäßigkeit in der Darſtellung hervor, daß man ſchon ohne Vergleichung die eingeſchobenen Stellen mit Leichtigkeit herauserkennen kann. Aber auch der Gewinn für die Bühne war ſehr zweifelhaft. Das Stück war für eine Aufführung zu lang — ſie dauerte faſt ſechs Stunden — und die Zwieſpältigkeit des Intereſſes für die beiden Hauptperſonen, Götz und Weislingen, ließ bei den Zuſchauern eine warme Theilnahme nicht recht aufkommen. Daher entſchloß ſich Goethe zu der bedenklichſten Operation, die je an einem Stücke vorgenommen: er zerlegte es in zwei ſelbſtſtändige Stücke, einen „Adalbert von Weislingen, Ritterſchauſpiel in 4 Aufzügen“ und einen „Götz von Berlichingen, Ritterſchauſpiel in 5 Aufzügen“, die im Dezember 1809 in Weimar zur Aufführung kamen und im Jahre 1819 noch eine neue Ueberarbeitung erfuhren.

(Vgl. Oscar Schade in den Weimarer Jahrbüchern, V. 439.) Goethe selber ſpricht ſich darüber gegen Eckermann aus (vgl. Eckermann's „Geſpräche", Band I, Seite 250): „Ein Stück, das nicht urſprünglich mit Abſicht und Geſchick des Dichters für die Bretter geſchrieben iſt, geht auch nicht hinauf, und wie man auch damit verfährt, es wird immer etwas Ungehöriges und Widerſtrebendes behalten."

Es bleibt übrig, über den Zuſtand zu berichten, in dem uns der Text des Götz überliefert iſt. Auch hier war, wie bei den von uns ſchon herausgegebenen Schriften Goethe's, noch Manches zu thun; denn wenn ſich auch von keiner einzelnen Ausgabe behaupten läßt, daß ſie beſonders zur Verſchlechterung des Textes beigetragen hat, ſo hat doch von den vielen, die von 1787 bis 1868 erſchienen ſind, jede ihre Fehler, und unſer Verzeichniß am Schluſſe des Bandes weiſt nach Abſcheidung alles Orthographiſchen und aller ſich häufig wiederholenden Schwankungen der Wortformen doch noch mehr als 100 Varianten auf.*)

*) Der Herausgeber iſt bei der Text-Reviſion und den übrigen Vorbereitungen für „Götz", „Clavigo" und „Die Geſchwiſter" ſehr weſentlich durch die Mitwirkung des Herrn Dr. F. Gerss unterſtützt worden.

Götz von Berlichingen

mit der eiſernen Hand.

Ein Schauſpiel.

Perſonen.

Kaiſer Maximilian.
Götz von Berlichingen.
Eliſabeth, ſeine Frau.
Maria, ſeine Schweſter.
Karl, ſein Söhnchen.
Georg, ſein Bube.
Biſchof von Bamberg.
Weislingen,
Adelheid von Walldorf, } an des Biſchofs Hofe.
Liebetraut,
Abt von Fulda.
Olearius, beider Rechte Doktor.
Bruder Martin.
Hans von Selbitz.
Franz von Sickingen.
Perſe.
Franz, Weislingen's Bube.
Kammerfräulein der Adelheid.
Metzler, Sievers, Link, Kohl, Wild, Anführer der rebelliſchen Bauern.
Hoffrauen, Hofleute, am Bamberg'ſchen Hofe.
Kaiſerliche Räthe.
Rathsherrn von Heilbronn.

Richter des heimlichen Gerichts.
Zwei Nürnberger Kaufleute.
Max Stumpf, pfalzgräflicher Diener.
Ein Unbekannter.
Brautvater, } Bauern.
Bräutigam, }
Berlichingʼsche, Weislingʼsche, Bambergʼsche Reiter.
Hauptleute, Offiziere, Knechte von der Reichsarmee.
Schenkwirth.
Gerichtsdiener.
Heilbronner Bürger.
Stadtwache.
Gefängnißwärter.
Bauern.
Zigeunerhauptmann.
Zigeuner, Zigeunerinnen.

Erſter Akt.

Schwarzenberg in Franken.

Herberge.

Metzler.*) Sievers am Tiſche. Zwei Reitersknechte beim Feuer. Wirth.

Sievers. Hänſel, noch ein Glas Branntwein, und meß Chriſtian!

Wirth. Du biſt der Nimmerſatt.

Metzler (leiſe zu Sievers). Erzähl das noch einmal vom Berlichingen! Die Bamberger dort ärgern ſich, ſie möchten ſchwarz werden.

Sievers. Bamberger? Was thun die hier?

Metzler. Der Weislingen iſt oben auf'm Schloß beim Herrn Grafen**) ſchon zwei Tage; dem haben ſie das Gleit geben. Ich weiß nicht, wo er herkommt; ſie warten auf ihn; er geht zurück nach Bamberg.

Sievers. Wer iſt der Weislingen?

Metzler. Des Biſchofs rechte Hand, ein gewaltiger Herr, der dem Götz auch auf'n Dienſt lauert.

Sievers. Er mag ſich in Acht nehmen.

Metzler (leiſe). Nur immer zu! (laut) Seit wann hat denn der Götz wieder Händel mit dem Biſchof von Bamberg? Es hieß ja, Alles wäre vertragen und geſchlichtet.

Sievers. Ja, vertrag Du mit den Pfaffen! Wie der Biſchof

*) Den Georg Metzler von Ballenberg nennt Steigerwald in der Lebensbeſchreibung als einen der vornehmſten Aufrührer. (S. 214 Anm. 31.)

**) Freiherr Chriſtoph von Schwarzenberg war Statthalter des ſchwäbiſchen Bundes in Württemberg. (Briefe und Urkunden zu der Lebensgeſchichte des Götz von Berlichingen, aus dem Heilbronner Archiv mitgetheilt. Fürth, 1792. Brief 19.)

sah, er richt nichts aus und zieht immer den Kürzern, kroch er zum Kreuz und war geschäftig, daß der Vergleich zu Stand käm'. Und der getreuherzige Berlichingen gab unerhört nach, wie er immer thut, wenn er im Vortheil ist.

Metzler. Gott erhalt ihn! Ein rechtschaffner Herr!

Sievers. Nun denk, ist das nicht schändlich? Da werfen sie ihm einen Buben*) nieder, da er sich nichts weniger versieht. Wird sie aber schon wieder dafür laufen!

Metzler. Es ist doch dumm, daß ihm der letzte Streich**) mißglückt ist. Er wird sich garstig erhitzt haben.

Sievers. Ich glaub' nicht, daß ihn lang' was so verdrossen hat. Denk auch, Alles war aufs Genauste verkundschaft, wann der Bischof aus dem Bad käm', mit wie viel Reitern, welchen Weg; und wenn's nicht wär' durch falsche Leut' verrathen worden, wollt' er ihm das Bad gesegnet und ihn ausgerieben haben.

Erster Reiter. Was räsonnirt Ihr von unserm Bischof? Ich glaub', Ihr sucht Händel.

Sievers. Kümmert Euch um Eure Sachen! Ihr habt an unserm Tisch nichts zu suchen.

Zweiter Reiter. Wer heißt Euch von unserm Bischof despektirlich reden?

Sievers. Hab' ich Euch Red' und Antwort zu geben? Seht doch den Frechen!

Erster Reiter (schlägt ihn hinter die Ohren).

Metzler. Schlag den Hund todt!

(Sie fallen über einander her.)

Zweiter Reiter. Komm her, wenn Du's Herz hast!

Wirth (reißt sie von einander). Wollen Ihr Ruh haben! Tausend Schwerenoth! Schert Euch 'naus, wenn Ihr was auszumachen habt! In meiner Stub soll's ehrlich und ordentlich zugehen. (Schiebt die Reiter zur Thür hinaus.) Und Ihr Esel, was fangen Ihr an?

Metzler. Nur mit viel Schimpfit, Hänsel! sonst kommen wir Dir über die Glatze. Komm, Kamerad, wollen Die draußen blauen!

Zwei Berliching'sche Reiter kommen.

Erster Reiter. Was giebt's da?

---

* Nach der Lebensbeschreibung hatten die Nürnberger Götzens Knecht erstochen und seinen Kumpan Kurz von Lobwasch niedergeworfen. Darüber gerieth er mit den Nürnbergern in Fehde. Vgl. S. 40.

** Den beabsichtigten Ueberfall im Wildbad wird in der Lebensbeschreibung S. 100 mitgetheilt.

Sievers. Ei guten Tag, Peter! Veit, guten Tag! Woher?

Zweiter Reiter. Daß Du Dich nit unterstehst, zu verrathen, wem wir dienen!

Sievers (leise). Da ist Euer Herr Götz wol auch nit weit?

Erster Reiter. Halt Dein Maul! Habt Ihr Händel?

Sievers. Ihr seid den Kerls begegnet draußen, sind Bamberger.

Erster Reiter. Was thun Die hier?

Metzler. Der Weislingen ist droben auf'm Schloß beim gnädigen Herrn: den haben sie gefeilt.

Erster Reiter. Der Weislingen?

Zweiter Reiter (leise). Peter! Das ist ein gesunden Fressen! (laut) Wie lang' ist er da?

Metzler. Schon zwei Tage. Aber er will heut noch fort, hört' ich einen von den Kerls sagen.

Erster Reiter (leise). Sagt' ich Dir nicht, er wär' daher? Hätten wir dort drüben eine Weile passen können! Komm, Veit! Sievers. Helft uns doch erst die Bamberger ausprügeln!

Zweiter Reiter. Ihr seid ja auch zu zwei. Wir müssen fort. Adieu! (ab.)

Sievers. Lumpenbunde, die Reiter! Wann man sie nit bezahlt, thun sie Dir keinen Streich.

Metzler. Ich wollt' schwören, sie haben einen Anschlag. Wem dienen sie?

Sievers. Ich soll's nit sagen. Sie dienen dem Götz.

Metzler. So! Nun wollen wir über Die draußen. Komm! So lang' ich einen Bengel hab', fürcht' ich ihre Bratspieße nicht.

Sievers. Dürften wir nur so einmal an die Fürsten, die uns die Haut über die Ohren ziehen.

Herberge im Wald.

Götz (vor der Thür unter der Linde). Wo meine Knechte bleiben! Auf und ab muß ich gehen, sonst übermannt mich der Schlaf. Fünf Tag' und Nächte schon auf der Lauer! Es wird Einem sauer gemacht, das Bischen Leben und Freiheit. Dafür, wenn ich Dich habe, Weislingen, will ich mir's wohl sein lassen. (Streckt sich.) Wieder leer! — Georg! — So lang's daran nicht mangelt und an frischem Muth, lach' ich der Fürsten Herrschsucht und Ränke. — Georg! — Schickt Ihr nur Euern gefälligen Weislingen herum in Wettern und Gewittern, laßt mich anklimmen! Nur immer zu! Ich bin wach. Du wirst mir entwischt, Bischof, so mag

denn Dein lieber Weislingen die Zeche bezahlen. — Georg! Hört der Junge nicht? Georg! Georg!

Der Bube (im Panzer eines Erwachsenen). Gestrenger Herr!

Götz. Wo steckt Du? Hast Du geschlafen? Was zum Henker treibst Du für Mummerei? Komm her! Du siehst gut aus. Schäm Dich nicht, Junge! Du bist brav! Ja, wenn Du ihn ausfülltest! Es ist Hansens Küraß?

Georg. Er wollt' ein Wenig schlafen und schnallt' ihn aus.

Götz. Er ist bequemer als sein Herr.

Georg. Zürnt nicht! Ich nahm ihn leise weg und legt' ihn an und holte meines Vaters altes Schwert von der Wand, lief auf die Wiese und zog's aus.

Götz. Und bliebst um Dich herum? Da wird's den Hecken und Dornen gut gegangen sein. Schläft Hans?

Georg. Auf Euer Rufen sprang er auf und schrie mir, daß Ihr rieft. Ich wollt' den Harnisch anschnallen, da hört' ich Euch zwei-, dreimal.

Götz. Geh! Bring ihm seinen Panzer wieder und sag ihm, er soll bereit sein, soll nach den Pferden sehen!

Georg. Die hab' ich recht ausgefüttert und wieder aufgezäumt. Ihr könnt aufsitzen, wann Ihr wollt.

Götz. Bring mir einen Krug Wein, zieh Hansen auch ein Glas, sag ihm, er soll munter sein, es gilt! Ich hoffe jeden Augenblick, meine Kundschafter sollen zurückkommen.

Georg. Ach, gestrenger Herr!

Götz. Was hast Du?

Georg. Darf ich nicht mit?

Götz. Ein ander Mal, Georg, wann wir Kaufleute fangen und Ihren wegnehmen.

Georg. Ein ander Mal, das habt Ihr schon oft gesagt. O diesmal, diesmal! Ich will nur hintendrein laufen, nur auf der Seite lauern. Ich will Euch die verschossenen Bolzen wieder holen.

Götz. Das nächste Mal, Georg. Du sollst erst ein Wamms haben, eine Blechhaube und einen Spieß.

Georg. Nehmt mich mit! Wär' ich letzt dabei gewesen, Ihr hättet die Armbrust nicht verloren.*)

Götz. Weißt Du das?

Georg. Ihr warft sie dem Feind an Kopf, und einer von den Fußknechten hob sie auf; weg war sie! Gelt, ich weiß!

*) Wie Götz die Armbrust verlor, berichtet er selbst a. a. O. S. 65.

Götz. Erzählen Dir das meine Knechte?

Georg. Wohl. Dafür pfeif' ich ihnen auch, wann wir die Pferde striegeln, allerlei Weisen und lerne sie allerlei lustige Lieder.

Götz. Du bist ein braver Junge.

Georg. Nehmt mich mit, daß ich's zeigen kann!

Götz. Das nächste Mal, auf mein Wort! Unbewaffnet, wie Du bist, sollst Du nicht in Streit. Die künftigen Zeiten brauchen auch Männer. Ich sage Dir, Knabe, es wird eine theure Zeit werden; Fürsten werden ihre Schätze bieten um einen Mann, den sie jetzt hassen. (Georg ab.) Sieh Hansen seinen Küraß wieder und bring mir Wein! (Georg ab.) Wo meine Knechte bleiben! Es ist unbegreiflich. Ein Mönch! Wo kommt Der noch her?

Bruder Martin kommt.

Götz. Ehrwürdiger Vater, guten Abend! Woher so spät? Mann der heiligen Ruhe, Ihr beschämt viel Ritter.

Martin. Dank Euch, edler Herr! Und bin vor der Hand nur demüthiger Bruder, wenn's ja Titel sein soll. Augustin mit meinem Klosternamen, doch hör' ich am Liebsten Martin, meinen Taufnamen.

Götz. Ihr seid müde, Bruder Martin, und ohne Zweifel durstig. (Der Bub kommt.) Da kommt der Wein eben recht.

Martin. Für mich einen Trunk Wasser! Ich darf keinen Wein trinken.

Götz. Ist das Euer Gelübde?

Martin. Nein, gnädiger Herr, es ist nicht wider mein Gelübde, Wein zu trinken; weil aber der Wein wider mein Gelübde ist, so trinke ich keinen Wein.

Götz. Wie versteht Ihr das?

Martin. Wohl Euch, daß Ihr's nicht versteht! Essen und Trinken, mein' ich, ist des Menschen Leben.

Götz. Wohl!

Martin. Wenn Ihr gegessen und getrunken habt, seid Ihr wie neugeboren, seid stärker, muthiger, geschickter zu Euerm Geschäft. Der Wein erfreut des Menschen Herz, und die Freudigkeit ist die Mutter aller Tugenden. Wenn Ihr Wein getrunken habt, seid Ihr Alles doppelt, was Ihr sein sollt, noch einmal so leicht denkend, noch einmal so unternehmend, noch einmal so schnell ausführend.

Götz. Wie ich ihn trinke, ist es wahr.

Martin. Davon red' ich auch. Aber wir —

Georg mit Wasser.

Götz (zu Georg heimlich). Geh auf den Weg nach Dachsbach und leg Dich mit dem Ohr auf die Erde, ob Du nicht Pferde kommen hörst, und sei gleich wieder hier!

Martin. Aber wir, wenn wir gegessen und getrunken haben, sind wir grad das Gegentheil von dem, was wir sein sollen. Unsere schläfrige Verdauung stimmt den Kopf nach dem Magen, und in der Schwäche einer überfüllten Ruhe erzeugen sich Begierden, die ihrer Mutter leicht über den Kopf wachsen.

Götz. Ein Glas, Bruder Martin, wird Euch nicht im Schlaf stören. Ihr seid heute viel gegangen. (Bringt's ihm.) Alle Streiter!

Martin. In Gottes Namen! (Sie stoßen an.) Ich kann die müßigen Leute nicht ausstehen; und doch kann ich nicht sagen, daß alle Mönche müßig sind; sie thun, was sie können. Da komm' ich von St. Veit, wo ich die letzte Nacht schlief. Der Prior führte mich in den Garten; das ist nun ihr Bienenkorb. Vortrefflicher Salat! Kohl nach Herzens Lust! und besonders Blumenkohl und Artischocken, wie keine in Europa!

Götz. Das ist also Eure Sache nicht. (Er steht auf, steht nach dem Jungen und kommt wieder.)

Martin. Wollte, Gott hätte mich zum Gärtner oder Laboranten gemacht! ich könnte glücklich sein. Mein Abt liebt mich, mein Kloster ist Erfurt in Sachsen; er weiß, ich kann nicht ruhn; da schickt er mich herum, wo was zu betreiben ist. Ich geh' zum Bischof von Konstanz.

Götz. Noch Eins! Gute Verrichtung!

Martin. Gleichfalls.

Götz. Was seht Ihr mich so an, Bruder?

Martin. Daß ich in Euern Harnisch verliebt bin.

Götz. Hättet Ihr Lust zu einem? Es ist schwer und beschwerlich, ihn zu tragen.

Martin. Was ist nicht beschwerlich auf dieser Welt! Und mir kommt nichts beschwerlicher vor, als nicht Mensch sein dürfen. Armuth, Keuschheit und Gehorsam — drei Gelübde, deren jedes, einzeln betrachtet, der Natur das Unausstehlichste scheint, so unerträglich sind sie alle. Und sein ganzes Leben unter dieser Last oder der weit drückendern Bürde des Gewissens muthlos zu keuchen! O Herr! was sind die Mühseligkeiten Eures Lebens gegen die Jämmerlichkeiten eines Standes, der die besten Triebe, durch die wir werden, wachsen und gedeihen, aus mißverstandener Begierde, Gott näher zu rücken, verdammt?

Göz. Wär' Euer Gelübde nicht so heilig, ich wollte Euch bereden, einen Harnisch anzulegen, wollt' Euch ein Pferd geben, und wir zögen mit einander.

Martin. Wollte Gott, meine Schultern fühlten Kraft, den Harnisch zu ertragen, und mein Arm Stärke, einen Feind vom Pferd zu stechen! — Arme schwache Hand, von jeher gewohnt, Kreuze und Friedensfahnen zu führen und Rauchfässer zu schwingen, wie wolltest Du Lanze und Schwert regieren! Meine Stimme, nur zu Ave und Halleluja gestimmt, würde dem Feind ein Herold meiner Schwäche sein, wenn ihn die Curiae überwältigte. Kein Gelübde sollte mich abhalten, wieder in den Orden zu treten, den mein Schöpfer selbst gestiftet hat.

Göz. Glückliche Wiederkehr!

Martin. Das trinke ich nur für Euch. Wiederkehr in meinen Käfig ist allemal unglücklich. Wenn Ihr wiederkehrt, Herr, in Eure Mauern, mit dem Bewußtsein Eurer Tapferkeit und Stärke, der keine Müdigkeit etwas anhaben kann, Euch zum ersten Mal nach langer Zeit, sicher vor feindlichem Ueberfall, entwaffnet auf Euer Bette streckt und Euch nach dem Schlaf dehnt, der Euch besser schmeckt als mir der Trunk nach langem Durst: da könnt Ihr von Glück sagen!

Göz. Dafür kommt's auch selten.

Martin (feuriger). Und ist, wenn's kommt, ein Vorschmack des Himmels. — Wenn Ihr zurückkehrt, mit der Beute Eurer Feinde beladen, und Euch erinnert: Den stach ich vom Pferd, eh er schießen konnte, und Den rannt' ich sammt dem Pferde nieder, — und dann reitet Ihr zu Euerm Schloß hinauf, und —

Göz. Was meint Ihr?

Martin. Und Eure Weiber! (Er schenkt ein.) Auf Gesundheit Eurer Frau! (Er wischt sich die Augen.) Ihr habt doch eine?

Göz. Ein edles, vortreffliches Weib!

Martin. Wohl Dem, der ein tugendsam Weib hat! daß lebt er noch eins so lange. Ich kenne keine Weiber, und doch war die Frau die Krone der Schöpfung.

Göz (vor sich). Er dauert mich! Das Gefühl seines Standes frißt ihm das Herz.

Georg (zerrungen). Herr, ich höre Pferde im Galopp! Zwei! Es sind sie gewiß.

Göz. Führ mein Pferd heraus! Hans soll aufsitzen! Lebt wohl, theurer Bruder, Gott geleit Euch! Seid muthig und geduldig! Gott wird Euch Raum geben.

Martin. Ich bitt' um Euern Namen.

Götz. Verzeiht mir! Lebt wohl! (Er reicht ihm die linke Hand.)

Martin. Warum reicht Ihr mir die Linke? Bin ich die ritterliche Rechte nicht werth?

Götz. Und wenn Ihr der Kaiser wärt, Ihr müßtet mit dieser vorlieb nehmen. Meine Rechte, obgleich im Kriege nicht unbrauchbar, ist gegen den Druck der Liebe unempfindlich; sie ist Eins mit ihrem Handschuh; Ihr seht, er ist Eisen.

Martin. So seid Ihr Götz von Berlichingen! Ich danke Dir, Gott, daß Du mich ihn hast sehen lassen, diesen Mann, den die Fürsten hassen, und zu dem die Bedrängten sich wenden! (Er nimmt ihm die rechte Hand.) Laßt mir diese Hand, laßt mich sie küssen!

Götz. Ihr sollt nicht!

Martin. Laßt mich! Du, mehr werth als Reliquienhand, durch die das heiligste Blut geflossen ist, todtes Werkzeug, belebt durch des edelsten Geistes Vertrauen auf Gott!

Götz (setzt den Helm auf und nimmt die Lanze.)

Martin.*) Es war ein Mönch bei uns vor Jahr und Tag, der Euch besuchte, wie sie Euch abgeschossen ward vor Landshut. Wie er uns erzählte, was Ihr littet, und wie sehr es Euch schmerzte, zu Euerm Beruf verstümmelt zu sein, und wie Euch einfiel, von Einem gehört zu haben, der auch nur eine Hand hatte und als tapferer Reitersmann doch noch lange diente — ich werde das nie vergessen.

Die zwei Knechte kommen.

Götz (zu ihnen. Sie reden heimlich).

Martin (fährt inzwischen fort). Ich werde das nie vergessen, wie er im edelsten, einfältigsten Vertrauen auf Gott sprach: Und wenn ich zwei Händ hätte, und Deine Gnad wollt' mir nicht, was würden sie mir fruchten? So kann ich mit einer —

Götz. In den Haslacher Wald also! (Kehrt sich zu Martin.) Lebt wohl, werther Bruder Martin! (Küßt ihn.)

Martin. Vergeßt mein nicht, wie ich Euer nicht vergesse!

(Götz ab.)

Martin. Wie mir's so eng ums Herz ward, da ich ihn sah! Er redete nichts, und mein Geist konnte doch den seinigen unterscheiden. Es ist eine Wollust, einen großen Mann zu sehn.

Georg. Ehrwürdiger Herr, Ihr schlaft doch bei uns?

Martin. Kann ich ein Bett haben?

*) Seinen Unfall erzählt Götz a. a. O. S. 78 ff.

Georg. Nein, Herr! ich kenne Betten nur vom Hörensagen, in unsrer Herberg ist nichts als Stroh.

Martin. Auch gut. Wie heißt Du?

Georg. Georg, ehrwürdiger Herr!

Martin. Georg! da hast Du einen tapfern Patron.

Georg. Sie sagen, er sei ein Reiter gewesen; das will ich auch sein.

Martin. Warte! (Zieht ein Gebetbuch hervor und zieht dem Buben einen Heiligen.) Da hast Du ihn. Folge seinem Beispiel, sei brav und fürchte Gott! (Martin geht.)

Georg. Ach, ein schöner Schimmel! Wenn ich einmal so einen hätte! — und die goldene Rüstung! — Das ist ein garstiger Drach — Jetzt schieß' ich nach Sperlingen — Heiliger Georg! Mach mich groß und stark, gieb mir so eine Lanze, Rüstung und Pferd, dann laß mir die Drachen kommen!

Jaxthausen.

Götzens Burg.

Elisabeth. Maria. Karl, sein Söhnchen.

Karl. Ich bitte Dich, liebe Tante, erzähl mir das noch einmal vom frommen Kind, 's ist gar zu schön.

Maria. Erzähl Du mir's, kleiner Schelm, da will ich hören, ob Du Acht giebst.

Karl. Wart e bis, ich will mich bedenken. — Es war einmal — ja — es war einmal ein Kind, und sein Mutter war krank, da ging das Kind hin —

Maria. Nicht doch. Da sagte die Mutter: Liebes Kind —

Karl. Ich bin krank —

Maria. Und kann nicht ausgehn —

Karl. Und gab ihm Geld und sagte: Geh hin und hol Dir ein Frühstück! Da kam ein armer Mann —

Maria. Das Kind ging, da begegnet' ihm ein alter Mann, der war — nun, Karl!

Karl. Der war — alt —

Maria. Freilich! der kaum mehr gehen konnte, und sagte: Liebes Kind —

Karl. Schenk mir was! ich hab' kein Brod gessen gestern und heut. Da gab ihm's Kind das Geld —

Maria. Das für sein Frühstück sein sollte.

Karl. Da sagte der alte Mann —

Maria. Da nahm der alte Mann das Kind —

Karl. Bei der Hand und sagte — und ward ein schöner, glänzender Heiliger und sagte: — Liebes Kind —

Maria. Für Deine Wohlthätigkeit belohnt Dich die Mutter Gottes durch mich: Welchen Kranken Du anrührst —

Karl. Mit der Hand — es war die rechte, glaub' ich.

Maria. Ja.

Karl. Der wird gleich gesund.

Maria. Da lief das Kind nach Haus und konnt' für Freuden nichts reden.

Karl. Und fiel seiner Mutter um den Hals und weinte für Freuden —

Maria. Da rief die Mutter: Wie ist mir! und war — nun, Karl!

Karl. Und war — und war —

Maria. Du giebst schon nicht Acht! — und war gesund. Und das Kind kurirte König und Kaiser und wurde so reich, daß es ein großes Kloster bauete.

Elisabeth. Ich kann nicht begreifen, wo mein Herr bleibt. Schon fünf Tag und Nächte, daß er weg ist, und er hoffte so bald seinen Streich auszuführen.

Maria. Mich ängstigt's lang'. Wenn ich so einen Mann haben sollte, der sich immer Gefahren aussetzte, ich stürbe im ersten Jahr.

Elisabeth. Dafür dank' ich Gott, daß er mich härter zusammengesetzt hat.

Karl. Aber muß dann der Vater ausreiten, wenn's so gefährlich ist?

Maria. Es ist sein guter Wille so.

Elisabeth. Wol muß er, lieber Karl.

Karl. Warum?

Elisabeth. Weißt Du noch, wie er das letzte Mal ausritt, da er Dir Weck mitbrachte?

Karl. Bringt er mir wieder mit?

Elisabeth. Ich glaub' wol. Siehst Du, da war ein Schneider von Stuttgart, der war ein trefflicher Bogenschütz und hatte zu Köln auffm Schießen das Beste gewonnen.*)

Karl. Was's viel?

Elisabeth. Hundert Thaler. Und darnach wollten sie's ihm nicht geben.

---

*) Wie Götz dem Schneider Hans Fleischhauer zu seinem Rechte verhalf, erzählt er in „Lebensbeschreibung" S. 97 ff.

Maria. Gelt, das iſt garſtig, Karl?

Karl. Garſtige Leut!

Eliſabeth. Da kam der Schneider zu Deinem Vater und bat ihn, er möchte ihm zu ſeinem Geld verhelfen. Und da ritt er aus und nahm den Kölnern ein paar Kaufleute weg und plagte ſie ſo lang', bis ſie das Geld herausgaben. Wärſt Du nicht auch ausgeritten?

Karl. Nein! da muß man durch einen dicken, dicken Wald, ſind Zigeuner und Hexen drin.

Eliſabeth. Iſt ein rechter Burſch, fürcht ſich vor Hexen.

Maria. Du thuſt beſſer, Karl, ich Du einmal auf Deinem Schloß als ein frommer chriſtlicher Ritter! Auf ſeinen eigenen Gütern findet man zum Wohlthun Gelegenheit genug. Die rechtſchaffenſten Ritter begeben mehr Ungerechtigkeit als Gerechtigkeit auf ihren Zügen.

Eliſabeth. Schweſter, Du weißt nicht, was Du redſt. Gebe nur Gott, daß unſer Junge mit der Zeit braver wird und dem Weislingen nicht nachſchlägt, der ſo treulos an meinem Mann handelt!

Maria. Wir wollen nicht richten, Eliſabeth. Mein Bruder iſt ſehr erbittert, Du auch. Ich bin bei der ganzen Sache mehr Zuſchauer und kann billiger ſein.

Eliſabeth. Er iſt nicht zu entſchuldigen.

Maria. Was ich von ihm gehört, hat mich eingenommen. Erzählte nicht ſelbſt Dein Mann ſo viel Liebes und Gutes von ihm! Wie glücklich war ihre Jugend, als ſie zuſammen Edelknaben des Markgrafen waren!

Eliſabeth. Das mag ſein. Nur ſag, was kann der Menſch je Gutes gehabt haben, der ſeinem beſten, treuſten Freunde nachſtellt, ſeine Dienſte den Feinden meines Mannes verkauft und unſern trefflichen Kaiſer, der uns ſo gnädig iſt, mit falſchen, widrigen Vorſtellungen einzunehmen ſucht!

Karl. Der Vater! der Vater! Der Thürner bläſt's Liedel: Heiſa, mach's Thor auf!

Eliſabeth. Da kommt er mit Beute.

Ein Reiter kommt.

Reiter. Wir haben gejagt! Wir haben gefangen! Gott grüß Euch, edle Frauen!

Eliſabeth. Habt Ihr den Weislingen?

Reiter. Ihn und drei Reiter.

Eliſabeth. Wie ging's zu, daß Ihr ſo lang' ausbleibt?

Reiter. Wir lauerten auf ihn zwischen Nürnberg und Bamberg, er wollte nicht kommen, und wir wußten doch, er war auf dem Wege. Endlich kundschaften wir ihn aus; er war seitwärts gezogen und saß geruhig beim Grafen auf Schwarzenberg.

Elisabeth. Den möchten sie auch gern meinem Mann feind haben.

Reiter. Ich sagt's gleich dem Herrn. Auf! und wir ritten in Haslacher Wald.*) Und da war's kurios: Wie wir so in die Nacht reiten, hüt't just ein Schäfer da, und fallen fünf Wölf in die Heerd und packten weidlich an. Da lachte unser Herr und sagte: Glück zu, liebe Gesellen! Glück überall und uns auch! Und es freuet' uns All das gute Zeichen. Indem so kommt der Weislingen hergeritten mit vier Knechten.

Maria. Das Herz zittert mir im Leibe.

Reiter. Ich und mein Kamerad, wie's der Herr befohlen hatte, nistelten uns an ihn, als wären wir zusammengewachsen, daß er sich nicht regen noch rühren konnte, und der Herr und der Hans fielen über die Knechte her und nahmen sie in Pflicht. Einer ist entwischt.

Elisabeth. Ich bin neugierig, ihn zu sehen. Kommen sie bald?

Reiter. Sie reiten das Thal herauf; in einer Viertelstund sind sie hier.

Maria. Er wird niedergeschlagen sein.

Reiter. Finster genug sieht er aus.

Maria. Sein Anblick wird mir im Herzen weh thun.

Elisabeth. Ah! — Ich will gleich das Essen zurecht machen. Hungrig werdet Ihr doch Alle sein.

Reiter. Rechtschaffen.

Elisabeth. Nimm die Kellerschlüssel und hol vom besten Wein! Sie haben ihn verdient. (Ab.)

Karl. Ich will mit, Tante.

Maria. Komm, Bursch! (Ab.)

Reiter. Der wird nicht sein Vater, sonst ging' er mit in Stall!

Götz. Weislingen. Reiterknechte.

Götz (Helm und Schwert auf den Tisch legend). Schnallt mir den Harnisch auf und gebt mir mein Wamms! Die Beschwerlichkeit

*) Die Darstellung zeigt große Aehnlichkeit mit der Gefangennehmung des Grafen von Waldeck, die Götz in seiner Lebensbeschreibung, S. 178. 179 erzählt.

wird mir wohl thun. Bruder Martin, Du sagtest recht — Ihr habt uns in Athem erhalten, Weislingen.

Weislingen (antwortet nichts, auf- und abgehend).

Söh. Seid gutes Muths! Kommt, entwaffnet Euch! Wo sind Eure Kleider? Ich hoffe, es soll nichts verloren gegangen sein. (Zum Knecht.) Fragt seine Knechte und öffnet das Gepäcke und seht zu, daß nichts abhanden komme! Ich könnt' Euch auch von den meinigen borgen.

Weislingen. Laßt mich so! Es ist All eins.

Söh. Könnt' Euch ein hübsches, saubres Kleid geben, ist zwar nur leinen. Mir ist's zu eng worden.*) Ich hatt's auf der Hochzeit meines gnädigen Herrn, des Pfalzgrafen an, eben damals, als Euer Bischof so giftig über mich wurde. Ich hatt' ihm vierzehn Tag vorher zwei Schiff auf dem Main niedergeworfen. Und ich geh' mit Franzen von Sickingen im Wirthshaus zum Hirsch in Heidelberg die Trepp hinauf. Eh man noch ganz droben ist, ist ein Absatz und ein eisern Geländerlein; da stund der Bischof und gab Franzen die Hand, wie er vorbeiging, und gab sie mir auch, wie ich hintendrein kam. Ich lacht' in meinem Herzen und ging zum Landgrafen von Hanau, der mir ein gar lieber Herr war, und sagte: Der Bischof hat mir die Hand geben, ich wett', er hat mich nicht gekannt. Das hört' der Bischof, denn ich redt' laut mit Fleiß, und kam zu uns trotzig — und sagte: Wohl, weil ich Euch nicht kannt hab', gab ich Euch die Hand. Da sagt' ich: Herre, ich merkt's wol, daß Ihr mich nicht kanntet, und hiermit habt Ihr Eure Hand wieder. Da ward das Männlein so roth am Hals wie ein Krebs vor Zorn und lief in die Stube zu Pfalzgraf Ludwig und dem Fürsten von Nassau und klagt's ihnen. Wir haben nachher uns oft was drüber zu Gute gethan.

Weislingen. Ich wollt', Ihr ließt mich allein.

Söh. Warum das? Ich bitt' Euch, seid aufgeräumt! Ihr seid in meiner Gewalt, und ich werd' sie nicht mißbrauchen.

Weislingen. Dafür war mir's noch nicht bange. Das ist Eure Ritterpflicht.

Söh. Und Ihr wißt, daß die mir heilig ist.

Weislingen. Ich bin gefangen; das Uebrige ist eins.

Söh. Ihr solltet nicht so reden. Wenn Ihr's mit Fürsten zu thun hättet, und sie Euch in tiefen Thurn an Ketten aufhingen, und der Wächter Euch den Schlaf wegpfeifen müßte —

(Die Knechte mit den Kleidern.)

*) Fast wörtlich wird die Anekdote a. a. O. S. 118 mitgetheilt.

Weislingen (sieht sich um und um).

Karl kommt.

Karl. Guten Morgen, Vater!

Götz (küßt ihn). Guten Morgen, Junge! Wie habt Ihr die Zeit gelebt?

Karl. Recht geschickt, Vater! Die Tante sagt, ich sei recht geschickt.

Götz. So!

Karl. Hast Du mir was mitgebracht?

Götz. Diesmal nicht.

Karl. Ich hab' viel gelernt.

Götz. Ei!

Karl. Soll ich Dir vom frommen Kind erzählen?

Götz. Nach Tische.

Karl. Ich weiß noch was.

Götz. Was wird das sein?

Karl.*) Jarthausen ist ein Dorf und Schloß an der Jart, gehört seit zweihundert Jahren den Herrn von Berlichingen erb- und eigenthümlich zu.

Götz. Kennst Du den Herrn von Berlichingen?

Karl (sieht ihn starr an).

Götz (vor sich). Er kennt wol vor lauter Gelehrsamkeit seinen Vater nicht. — Wem gehört Jarthausen?

Karl. Jarthausen ist ein Dorf und Schloß an der Jart —

Götz. Das frag' ich nicht. — Ich kannte alle Pfade, Weg und Furten, eh ich wußte, wie Fluß, Dorf und Burg hieß. — Die Mutter ist in der Küche?

Karl. Ja, Vater! Sie kocht weiße Rüben und ein Lammsbraten.

Götz. Weißt Du's auch, Hans Küchenmeister?

Karl. Und für mich zum Nachtisch hat die Tante einen Apfel gebraten.

Götz. Kannst Du sie nicht roh essen?

Karl. Schmeckt so besser.

Götz. Du mußt immer was Apartes haben. — Weislingen! ich bin gleich wieder bei Euch. Ich muß meine Frau doch sehn. Komm mit, Karl!

Karl. Wer ist der Mann?

Götz. Grüß ihn! Bitt ihn, er soll lustig sein!

---

*) Hier frötzelt Goethe über die damals übliche Unterrichtsmethode.

Karl. Da, Mann, haſt Du eine Hand. Sei luſtig, das Eſſen iſt bald fertig!

Weislingen (der ihn in die Höh und küßt ihn). Glückliches Kind, das kein Uebel kennt, als wenn die Suppe lang' ausbleibt! Gott laß Euch viel Freud am Knaben erleben, Berlichingen!

Götz. Wo viel Licht iſt, iſt ſtarker Schatten — doch wär' mir's willkommen. Wollen ſehn, was es giebt.

(Sie gehn.)

Weislingen. O, daß ich aufwachte, und das Alles wäre ein Traum! In Berlichingen's Gewalt, von dem ich mich kaum losgearbeitet hatte, deſſen Andenken ich mied wie Feuer, den ich haſſte zu überwältigen! Und er — der alte treuherzige Götz! Heiliger Gott, was will, will aus dem Allen werden? Rückgeführt, Adelbert, in den Saal, wo wir als Buben unſere Jagd trieben — da Du ihn liebteſt, an ihm hingſt wie an Deiner Seele! Wer kann ihm nahen und ihn haſſen? Ach, ich bin ſo ganz nichts hier! Glückſelige Zeiten, Ihr ſeid vorbei, da noch der alte Berlichingen hier am Kamin ſaß, da wir um ihn durch einander ſpielten und uns liebten wie die Engel. Wie wird ſich der Biſchof ängſtigen und meine Freunde! Ich weiß, das ganze Land nimmt Theil an meinem Unfall. Was iſt's! Können ſie mir geben, wornach ich ſtrebe?

Götz (mit einer Flaſche Wein und Becher). Bis das Eſſen fertig wird, wollen wir Eins trinken. Kommt, ſetzt Euch, thut, als wenn Ihr zu Hauſe wärt! Denkt, Ihr ſeid wieder einmal beim Götz. Haben doch lange nicht beiſammen geſeſſen, lang' keine Flaſche mit einander ausgeſtochen. (Bringt's ihm.) Ein fröhlich Herz!

Weislingen. Die Zeiten ſind vorbei.

Götz. Behüte Gott! Zwar vergnügtere Tage werden wir wol nicht wieder finden als an des Markgrafen Hof, da wir noch beiſammen ſchliefen und mit einander umherzogen. Ich erinnere mich mit Freuden meiner Jugend.*) Wißt Ihr noch, wie ich mit dem Polacken Händel kriegte, dem ich ſein gekräuſelt Haar von ungefähr mit dem Aermel vermiſchte?

Weislingen. Es war bei Tiſche, und er ſtach nach Euch mit dem Meſſer.

Götz. Den ſchlug ich wacker aus dazumal, und darüber wurdet Ihr mit ſeinem Kamerad zu Unfried. Wir hielten immer redlich zuſammen als gute, brave Jungen, dafür erkennte uns

*) Ausführlich leſen wir das Abenteuer a. a. O. S. 35 ff.

auch Jedermann. (Schenkt ein und bringt's.) Kastor und Pollux! Mir that's immer im Herzen wohl, wenn uns der Markgraf so nannte.

Weislingen. Der Bischof von Würzburg hatte es aufgebracht.

Götz. Das war ein gelehrter Herr und dabei so leutselig. Ich erinnere mich seiner, so lange ich lebe, wie er uns liebkoste, unsere Eintracht lobte und den Menschen glücklich pries, der ein Zwillingsbruder seines Freundes wäre.

Weislingen. Nichts mehr davon!

Götz. Warum nicht? Nach der Arbeit wüßt' ich nichts Angenehmers, als mich des Vergangenen zu erinnern. Freilich, wenn ich wieder so bedenke, wie wir Liebs und Leids zusammen trugen, einander Alles waren, und wie ich damals wähnte, so sollt's unser ganzes Leben sein! War das nicht all mein Trost, wie mir diese Hand weggeschossen ward vor Landshut, und Du mein pflegtest und mehr als Bruder für mich sorgtest? Ich hoffte, Adelbert wird künftig meine rechte Hand sein. Und nun —

Weislingen. O!

Götz. Wenn Du mir damals gefolgt hättest, da ich Dir anlag, mit nach Brabant zu ziehen, es wäre Alles gut geblieben. Da hielt Dich das unglückliche Hofleben und das Schlenzen und Scherwenzen mit den Weibern. Ich sagt' es Dir immer, wenn Du Dich mit den eiteln garstigen Betteln abgabst und ihnen erzähltest von mißvergnügten Ehen, verführten Mädchen, der rauhen Haut einer Dritten, oder was sie sonst gerne hören: Du wirst ein Spitzbub, sagt' ich, Adelbert.

Weislingen. Wozu soll das Alles?

Götz. Wollte Gott, ich könnt's vergessen, oder es wär' anders! Bist Du nicht eben so frei, so edel geboren als Einer in Deutschland, unabhängig, nur dem Kaiser unterthan, und Du schmiegst Dich unter Vasallen? Was hast Du von dem Bischof? Weil er Dein Nachbar ist, Dich necken könnte? Hast Du nicht Arme und Freunde, ihn wieder zu necken? Verkennst den Werth eines freien Rittersmanns, der nur abhängt von Gott, seinem Kaiser und sich selbst! Verkriechst Dich zum ersten Hofschranzen eines eigensinnigen, neidischen Pfaffen!

Weislingen. Laßt mich reden!

Götz. Was hast Du zu sagen?

Weislingen. Du siehst die Fürsten an, wie der Wolf den Hirten. Und doch, darfst Du sie schelten, daß sie ihrer Leut und Länder Bestes wahren? Sind sie denn einen Augenblick vor den ungerechten Rittern sicher, die ihre Unterthanen auf allen

Straßen anfallen, ihre Dörfer und Schlöſſer verheeren? Wenn nun auf der andern Seite unſers theuern Kaiſers Länder der Gewalt des Erbfeindes ausgeſetzt ſind, er von den Ständen Hilfe begehrt, und ſie ſich kaum ihres Lebens erwehren: iſt's nicht ein guter Geiſt, der ihnen einräth, auf Mittel zu denken, Deutſchland zu beruhigen, Recht und Gerechtigkeit zu handhaben, um einen Jeden, Großen und Kleinen, die Vortheile des Friedens genießen zu machen? Und uns verdenkſt Du's, Berlichingen, daß wir uns in ihren Schutz begeben, deren Hilfe uns nah iſt, ſtatt daß die entfernte Majeſtät ſich ſelbſt nicht beſchützen kann?

Götz. Ja, ja! Ich verſteh', Weislingen! Wären die Fürſten, wie Ihr ſie ſchildert, wir hätten Alle, was wir begehren. Ruh und Frieden! Ich glaub's wol! Den wünſcht jeder Raubvogel, die Beute nach Bequemlichkeit zu verzehren. Wohlſein eines Jeden! Daß ſie ſich nur darum graue Haare wachſen ließen! Und mit unſerm Kaiſer ſpielen ſie auf eine unanſtändige Art. Er meint's gut und möcht' gern beſſern. Da kommt denn alle Tage ein neuer Pfannenflicker und meint ſo und ſo. Und weil der Herr geſchwind etwas begreift und nur reden darf, um tauſend Hände in Bewegung zu ſetzen, ſo denkt er, es wär' auch Alles ſo geſchwind und leicht ausgeführt. Nun ergehn Verordnungen über Verordnungen, und wird eine über die andere vergeſſen; und was den Fürſten in ihren Kram dient, da ſind ſie hinter her und glorüren von Ruh und Sicherheit des Reichs, bis ſie die Kleinen unterm Fuß haben. Ich will darauf ſchwören, es dankt Mancher in ſeinem Herzen Gott, daß der Türk dem Kaiſer die Wage hält.

Weislingen. Ihr ſeht's von Eurer Seite.

Götz. Das thut Jeder. Es iſt die Frage, auf welcher Licht und Recht iſt, und Eure Gänge ſcheuen wenigſtens den Tag.

Weislingen. Ihr dürft reden, ich bin der Gefangne.

Götz. Wenn Euer Gewiſſen rein iſt, ſo ſeid Ihr frei. Aber wie war's mit dem Landfrieden? Ich weiß noch, als ein Bub von ſechzehn Jahren war ich mit dem Markgrafen auf dem Reichstag. Was die Fürſten da für weite Mäuler machten, und die Geiſtlichen am Aergſten! Euer Biſchof lärmte dem Kaiſer die Ohren voll, als wenn ihm Wunder wie! die Gerechtigkeit ans Herz gewachſen wäre; und jetzt wirft er mir ſelbſt einen Buben nieder, zur Zeit, da unſere Händel vertragen ſind, ich an nichts Böſes denke. Iſt nicht Alles zwiſchen uns geſchlichtet? Was hat er mit dem Buben?

Weislingen. Es geſchah ohne ſein Wiſſen.

Götz. Warum giebt er ihn nicht wieder los?

Weislingen. Er hat sich nicht aufgeführt, wie er sollte.

Götz. Nicht wie er sollte? Bei meinem Eid, er hat gethan, wie er sollte, so gewiß er mit Eurer und des Bischofs Kundschaft gefangen ist. Meint Ihr, ich komm' heut erst auf die Welt, daß ich nicht sehen soll, wo Alles hinaus will?

Weislingen. Ihr seid argwöhnisch und thut uns Unrecht.

Götz. Weislingen, soll ich von der Leber weg reden? Ich bin Euch ein Dorn in den Augen, so klein ich bin, und der Sickingen und Selbitz nicht weniger, weil wir fest entschlossen sind, zu sterben eh, als Jemandem die Lust zu verdanken außer Gott, und unsere Treu und Dienst zu leisten als dem Kaiser. Da ziehn sie nun um mich herum, verschwärzen mich bei Ihro Majestät und ihren Freunden und meinen Nachbarn und spionirn nach Vortheil über mich. Aus dem Weg wollen sie mich haben, wie's wäre. Drum nahmt Ihr meinen Buben gefangen, weil Ihr wußtet, ich hatt' ihn auf Kundschaft ausgeschickt; und darum that er nicht, was er sollte, weil er mich nicht an Euch verrieth. Und Du, Weislingen, bist ihr Werkzeug!

Weislingen. Berlichingen!

Götz. Kein Wort mehr davon! Ich bin ein Feind von Explikationen; man betrügt sich oder den Andern und meist Beide.

Karl. Zu Tisch, Vater!

Götz. Fröhliche Beischaft! — Kommt! Ich hoffe, meine Weibsleute sollen Euch munter machen. Ihr wart kaum ein Liebhaber, die Fräulein wußten von Euch zu erzählen. Kommt!

Im bischöflichen Palaste zu Bamberg.

Der Speisesaal.

Bischof von Bamberg. Abt von Fulda. Olearius. Liebetraut. Hofleute.

An Tafel. Der Nachtisch und die großen Pokale werden aufgetragen.

Bischof. Studiren jetzt viel Deutsche von Adel zu Bologna?

Olearius. Vom Adel und Bürgerstande. Und ohne Ruhm zu melden, tragen sie das größte Lob davon. Man pflegt im Sprichwort auf der Akademie zu sagen: So fleißig wie ein Deutscher von Adel. Denn indem die Bürgerlichen einen rühmlichen Fleiß anwenden, durch Talente den Mangel der Geburt zu ersetzen, so bestreben sich Jene mit rühmlicher Wetteiferung, ihre angeborne Würde durch die glänzendsten Verdienste zu erhöhen.

Abt. Ei!

Liebetraut. Sag Einer, was man nicht erlebet. So fleißig wie ein Deutſcher von Adel! Das hab' ich mein Tage nicht gehört.

Olearius. Ja, ſie ſind die Bewunderung der ganzen Akademie. Es werden ehſtens Einige von den Aelteſten und Geſchickteſten als Doktores zurückkommen. Der Kaiſer wird glücklich ſein, die erſten Stellen damit beſetzen zu können.

Biſchof. Das kann nicht fehlen.

Abt. Kennen Sie nicht zum Exempel einen Junker — ? Er iſt aus Heſſen —

Olearius. Es ſind viel Heſſen da.

Abt. Er heißt — er iſt — Weiß es Keiner von Euch? — Seine Mutter war Eine von — Oh! Sein Vater hatte nur ein Aug — und war Marſchall.

Liebetraut. Von Wildenholz?

Abt. Recht — von Wildenholz.

Olearius. Den kenn' ich wohl, ein junger Herr von vielen Fähigkeiten. Beſonders rühmt man ihn wegen ſeiner Stärke im Disputiren.

Abt. Das hat er von ſeiner Mutter.

Liebetraut. Nur wollte ſie ihr Mann niemals drum rühmen.

Biſchof. Wie ſagtet Ihr, daß der Kaiſer hieß, der Euer Corpus Juris geſchrieben hat?

Olearius. Juſtinianus.

Biſchof. Ein trefflicher Herr! Er ſoll leben!

Olearius. Sein Andenken! (Sie trinken.)

Abt. Es mag ein ſchön Buch ſein.

Olearius. Man möcht's wol ein Buch aller Bücher nennen, eine Sammlung aller Geſetze; bei jedem Fall der Urtheilsſpruch bereit; und was ja noch abgängig oder dunkel wäre, erſetzen die Gloſſen, womit die gelehrteſten Männer das vortrefflichſte Werk geſchmückt haben.

Abt. Eine Sammlung aller Geſetze! Potz! Da müſſen wol auch die zehn Gebote drin ſein.

Olearius. Implicite wol, nicht explicite.

Abt. Das mein' ich auch, an und vor ſich, ohne weitere Explikation.

Biſchof. Und was das Schönſte iſt, ſo könnte, wie Ihr ſagt, ein Reich in ſicherſter Ruhe und Frieden leben, wo es völlig eingeführt und recht gehandhabt würde.

Olearius. Ohne Frage.

Bischof. Alle Doktores Juris!

Olearius. Ich werd's zu rühmen wissen. (Sie trinken.) Wollte Gott, man spräche so in meinem Vaterlande!

Abt. Wo seid Ihr her, hochgelahrter Herr?

Olearius. Von Frankfurt am Main, Ihro Eminenz zu dienen.

Bischof. Steht Ihr Herrn da nicht wohl angeschrieben? Wie kommt das?

Olearius. Sonderbar genug. Ich war da, meines Vaters Erbschaft abzuholen; der Pöbel hätte mich fast gesteinigt, wie er hörte, ich sei ein Jurist.

Abt. Behüte Gott!

Olearius. Aber das kommt daher: Der Schöppenstuhl, der in großem Ansehen weit umher steht, ist mit lauter Leuten besetzt, die der Römischen Rechte unkundig sind. Man glaubt, es sei genug, durch Alter und Erfahrung sich eine genaue Kenntnis des innern und äußern Zustandes der Stadt zu erwerben. So werden nach altem Herkommen und wenigen Statuten die Bürger und die Nachbarschaft gerichtet.

Abt. Das ist wol gut.

Olearius. Aber lange nicht genug. Der Menschen Leben ist kurz, und in einer Generation kommen nicht alle Casus vor. Eine Sammlung solcher Fälle von vielen Jahrhunderten ist unser Gesetzbuch. Und dann ist der Wille und die Meinung der Menschen schwankend; Dem däucht heute das recht, was der Andere morgen mißbilliget, und so ist Verwirrung und Ungerechtigkeit unvermeidlich. Das Alles bestimmen die Gesetze, und die Gesetze sind unveränderlich.

Abt. Das ist freilich besser.

Olearius. Das erkennt der Pöbel nicht, der, so gierig er auf Neuigkeiten ist, das Neue höchst verabscheuet, das ihn aus seinem Gleise leiten will, und wenn er sich noch so sehr dadurch verbessert. Sie halten den Juristen so arg als einen Verwirrer des Staats, einen Beutelschneider, und sind wie rasend, wenn Einer dort sich niederzulassen gedenkt.

Liebetraut. Ihr seid von Frankfurt! Ich bin wohl da bekannt. Bei Kaiser Maximilian's Krönung haben wir Euern Bräutigams was vorgeschmaust. Euer Name ist Olearius? Ich kenne so Niemanden.

Olearius. Mein Vater hieß Oelmann. Nur den Mißstand auf dem Titel meiner lateinischen Schriften zu vermeiden, nennt' ich mich nach dem Beispiel und auf Anrathen würdiger Rechtslehrer Olearius.

Liebetraut. Ihr thätet wohl, daß Ihr Euch überſetzten. Ein Prophet gilt nichts in ſeinem Vaterlande, es hätt' Euch in Eurer Mutterſprache auch ſo gehen können.

Olearius. Es war nicht darum.

Liebetraut. Alle Dinge haben ein paar Urſachen.

Abt. Ein Prophet gilt nichts in ſeinem Vaterlande!

Liebetraut. Wißt Ihr auch, warum, hochwürdiger Herr?

Abt. Weil er da geboren und erzogen iſt.

Liebetraut. Wohl! Das mag die eine Urſache ſein. Die andere iſt, weil bei einer nähern Bekanntſchaft mit den Herrn der Nimbus von Ehrwürdigkeit und Heiligkeit verſchwindet, den uns eine neblichte Ferne um ſie herum lügt; und dann ſind ſie ganz kleine Stümpfchen Unſchlitt.

Olearius. Es ſcheint, Ihr ſeid dazu beſtellt, Wahrheiten zu ſagen.

Liebetraut. Weil ich's Herz dazu hab', ſo fehlt mir's nicht am Maul.

Olearius. Aber doch an Geſchicklichkeit, ſie wohl anzubringen.

Liebetraut. Schröpfköpfe ſind wohl angebracht, wo ſie ziehen.

Olearius. Bader erkennt man an der Schürze und nimmt in ihrem Amte ihnen nichts übel. Zur Vorſorge thätet Ihr wohl, wenn Ihr eine Schellenkappe trügt.

Liebetraut. Wo habt Ihr promovirt? Es iſt nur zur Nachfrage, wenn mir einmal der Einfall käme, daß ich gleich vor die rechte Schmiede ginge.

Olearius. Ihr ſeid verwegen.

Liebetraut. Und Ihr ſehr breit.

Biſchof und Abt lachen.

Biſchof. Von was Anders! — Nicht ſo bitzig, Ihr Herrn! Bei Tiſch geht Alles drein — Einen andern Diskurs, Liebetraut!

Liebetraut.*) Gegen Frankfurt liegt ein Ding über, heißt Sachſenhauſen —

Olearius (zum Biſchof). Was ſpricht man vom Türkenzug, Ihro Fürſtliche Gnaden?

Biſchof. Der Kaiſer hat nichts Angelegners, als vorerſt das Reich zu beruhigen, die Fehden abzuſchaffen und das Anſehn der Gerichte zu befeſtigen. Dann, ſagt man, wird er perſönlich

*) Wahrſcheinlich beabſichtigt Liebetraut, um den würdigen Rechtslehrer zu kränken, einen Frankfurter Schwank mitzutheilen, und wird daher von dieſem unterbrochen.

gegen die Feinde des Reichs und der Christenheit ziehen. Jetzt machen ihm seine Privathändel noch zu thun, und das Reich ist trotz ein vierzig Landfrieden noch immer eine Mördergrube. Franken, Schwaben, der Oberrhein und die angrenzenden Länder werden von übermüthigen und kühnen Rittern verheeret. Sickingen, Selbitz mit einem Fuß, Berlichingen mit der eisernen Hand spotten in diesen Gegenden des kaiserlichen Ansehens. —

Abt. Ja, wenn Ihro Majestät nicht bald dazu thun, so stecken Einen die Kerl am End in Sack.

Liebetraut. Das müßt' ein Kerl sein, der das Weinfaß von Fuld in den Sack schieben wollte.

Bischof. Besonders ist der Letztere seit vielen Jahren mein unversöhnlicher Feind und molestirt mich unsäglich; aber es soll nicht lang' mehr währen, hoff' ich. Der Kaiser hält jetzt seinen Hof zu Augsburg. Wir haben unsere Maßregeln genommen, es kann uns nicht fehlen. — Herr Doktor, kennt Ihr Adelberten von Weislingen?

Olearius. Nein, Ihro Eminenz.

Bischof. Wenn Ihr die Ankunft dieses Manns erwartet, werdet Ihr Euch freuen, den edelsten, verständigsten und angenehmsten Ritter in einer Person zu sehen.

Olearius. Es muß ein vortrefflicher Mann sein, der solche Lobeserhebungen aus solch einem Munde verdient.

Liebetraut. Er ist auf keiner Akademie gewesen.

Bischof. Das wissen wir. (Die Bedienten laufen ans Fenster). Was giebt's?

Ein Bedienter. Eben reit Färber, Weislingen's Knecht, zum Schloßthor herein.

Bischof. Seht, was er bringt! Er wird ihn melden.

(Liebetraut geht. Sie stehn auf und trinken noch Eins.)

(Liebetraut kommt zurück.)

Bischof. Was für Nachrichten?

Liebetraut. Ich wollt', es müßt' sie Euch ein Andrer sagen. Weislingen ist gefangen.

Bischof. O!

Liebetraut. Berlichingen hat ihn und drei Knechte bei Haslach wegenommen. Einer ist entronnen, Euch's anzusagen.

Abt. Eine Hiobspost.

Olearius. Es thut mir von Herzen leid.

Bischof. Ich will den Knecht sehn, bringt ihn herauf! — Ich will ihn selbst sprechen. Bringt ihn in mein Kabinet! (Ab.)

Abt (setzt sich). Noch einen Schluck!

(Die Knechte schenken ein.)

Olearius. Belieben Ihro Hochwürden nicht eine kleine Promenade in den Garten zu machen? Post coenam stabis seu passus mille meabis.

Liebetraut. Wahrhaftig, das Sitzen ist Ihnen nicht gesund. Sie kriegen noch einen Schlagfluß.

(Abt hebt sich auf.)

Liebetraut (vor sich). Wann ich ihn nur draußen hab', will ich ihm fürs Exercitium sorgen. (Geht ab.)

Jaxthausen.

Maria. Weislingen.

Maria. Ihr liebt mich, sagt Ihr. Ich glaub' es gerne und hoffe mit Euch glücklich zu sein und Euch glücklich zu machen.

Weislingen. Ich fühle nichts als nur, daß ich ganz Dein bin. (Er umarmt sie.)

Maria. Ich bitte Euch, laßt mich! Einen Kuß hab' ich Euch zum Gottespfennig erlaubt; Ihr scheint aber schon von dem Besitz nehmen zu wollen, was nur unter Bedingungen Euer ist.

Weislingen. Ihr seid zu streng, Maria! Unschuldige Liebe erfreut die Gottheit, statt sie zu beleidigen.

Maria. Es sei! Aber ich bin nicht dadurch erbaut. Man lehrte mich, Liebkosungen sei'n wie Ketten, stark durch ihre Verwandtschaft, und Mädchen, wenn sie liebten, sei'n schwächer als Simson nach Verlust seiner Locken.

Weislingen. Wer lehrte Euch das?

Maria. Die Aebtissin meines Klosters. Bis in mein sechzehntes Jahr war ich bei ihr, und nur mit Euch empfind' ich das Glück, das ich in ihrem Umgang genoß. Sie hatte geliebt und durfte reden. Sie hatte ein Herz voll Empfindung. Sie war eine vortreffliche Frau.

Weislingen. Da glich sie Dir! (Er nimmt ihre Hand.) Wie wird mir's werden, wenn ich Euch verlassen soll!

Maria (zieht ihre Hand zurück). Ein Bißchen eng, hoff' ich, denn ich weiß, wie's mir sein wird. Aber Ihr sollt fort.

Weislingen. Ja, meine Theuerste, und ich will. Denn ich fühle, welche Seligkeiten ich mir durch dies Opfer erwerbe. Gesegnet sei Dein Bruder und der Tag, an dem er auszog, mich zu fangen!

Maria. Sein Herz war voll Hoffnung für ihn und Dich.

Lebt wohl! sagt' er beim Abſchied, ich will ſehen, daß ich ihn wiederfinde.

Weislingen. Er hat's. Die wünſcht' ich, die Verwaltung meiner Güter und ihre Sicherheit nicht durch das leidige Befleben ſo verſäumt zu haben! Du könnteſt gleich die Meinige ſein.

Maria. Auch der Aufſchub hat ſeine Freuden.

Weislingen. Sage das nicht, Maria, ich muß ſonſt fürchten, Du empfindeſt weniger ſtark als ich. Doch ich büße verdient, und welche Hoffnungen werden mich auf jedem Schritt begleiten! Ganz der Deine zu ſein, nur in Dir und dem Kreiſe von Guten zu leben, von der Welt entfernt, getrennt, alle Wonne zu genießen, die ſo zwei Herzen einander gewähren! Was iſt die Gnade des Fürſten, was der Beifall der Welt gegen dieſe einfache, einzige Glückſeligkeit? Ich habe viel geheſſt und gewünſcht; das widerfährt mir über alles Hoffen und Wünſchen.

Götz kommt.

Götz. Euer Knab iſt wieder da. Er konnte vor Müdigkeit und Hunger kaum etwas vorbringen. Meine Frau giebt ihm zu eſſen. So viel hab' ich verſtanden: Der Biſchof will den Knaben nicht herausgeben, es ſollen kaiſerliche Kommiſſarien ernannt und ein Tag ausgeſetzt werden, wo die Sache dann verglichen werden mag. Dem ſei, wie ihm wolle, Adelbert! Ihr ſeid frei; ich verlange weiter nichts als Eure Hand, daß Ihr inskünftige meinen Feinden weder offenlich noch heimlich Vorſchub thun wollt.

Weislingen. Hier faß ich Eure Hand. Laßt von dieſem Augenblick an Freundſchaft und Vertrauen gleich einem ewigen Geiſt der Natur unveränderlich unter uns ſein! Erlaubt mir zugleich, dieſe Hand zu faſſen (er nimmt Mariens Hand) und den Beſitz des edelſten Fräuleins!

Götz. Darf ich Ja für Euch ſagen?

Maria. Wenn Ihr es mit mir ſagt.

Götz. Es iſt ein Glück, daß unſere Vortheile diesmal mit einander gehn. Du brauchſt nicht roth zu werden. Deine Blicke ſind Beweis genug. Ja denn, Weislingen! Gebt Euch die Hände, und ſo ſprech' ich Amen! — Mein Freund und Bruder! — Ich danke Dir, Schweſter, Du kannſt mehr als Hanf ſpinnen. Du haſt einen Faden gedreht, dieſen Paradiesvogel zu feſſeln. Das ſieht nicht ganz frei, Adelbert! Was fehlt Dir? Ich — bin ganz glücklich, was ich nur träumend hoffte, ſeh ich und bin wie träumend. Ach! nun iſt mein Traum aus. Mir war's heute Nacht, ich gäb' Dir meine rechte eiſerne Hand, und Du hielteſt mich ſo

feſt, daß ſie aus den Armſchienen ging wie abgebrochen. Ich erſchrak und wachte drüber auf. Ich hätte nur fortträumen ſollen, da würd' ich geſehen haben, wie Du mir eine neue lebendige Hand anſetzteſt. — Du ſollſt mir jetzo fort, Dein Schloß und Deine Güter in vollkommenen Stand zu ſetzen. Der verdammte Hof hat Dich Beides verſäumen machen. Ich muß meiner Frau rufen. Eliſabeth!

Maria. Mein Bruder iſt in voller Freude.

Weislingen. Und doch darf ich ihm den Rang ſtreitig machen.

Götz. Du wirſt anmutig wohnen.

Maria. Franken iſt ein geſegnetes Land.

Weislingen. Und ich darf wol ſagen, mein Schloß liegt in der geſegnetſten und anmutigſten Gegend.

Götz. Das dürft Ihr, und ich will's behaupten. Hier fließt der Main, und allmählig hebt der Berg an, der, mit Aeckern und Weinbergen bekleidet, von Euerm Schloß gekrönt wird; dann biegt ſich der Fluß ſchnell um die Ecke hinter dem Felſen Eures Schloſſes hin. Die Fenſter des großen Saals geben ſteil herab aufs Waſſer, eine Ausſicht viel Stunden weit.

Eliſabeth kommt.

Eliſabeth. Was ſchafft Ihr?

Götz. Du ſollſt Deine Hand auch dazu geben und ſagen: Gott ſegne Euch! Sie ſind ein Paar.

Eliſabeth. So geſchwind!

Götz. Aber nicht unvermuthet.

Eliſabeth. Möget Ihr Euch ſo immer nach ihr ſehnen als bisher, da Ihr um ſie wardt! Und dann! Möchtet Ihr ſo glücklich ſein, als Ihr ſie lieb behaltet!

Weislingen. Amen! Ich begehre kein Glück als unter dieſem Titel.

Götz. Der Bräutigam, meine liebe Frau, thut eine kleine Reiſe; denn die große Veränderung zieht viel geringe nach ſich. Er entfernt ſich zuerſt vom biſchöflichen Hof, um dieſe Freundſchaft nach und nach erkalten zu laſſen. Dann reißt er ſeine Güter eigennützigen Pachtern aus den Händen. Und — kommt, Schweſter, komm, Eliſabeth! Wir wollen ihn allein laſſen. Sein Knab hat ohne Zweifel geheime Aufträge an ihn.

Weislingen. Nichts als was Ihr wiſſen dürft.

Götz. Braucht's nicht. — Franken und Schwaben! Ihr ſeid nun verſchwiſterter als jemals. Wie wollen wir den Fürſten den Daumen auf dem Aug halten!

(Die Drei gehn.)

Weislingen. Gott im Himmel! Konntest Du mir Unwürdigen solch eine Seligkeit bereiten? Es ist zu viel für mein Herz. Wie ich von den elenden Menschen abhing, die ich zu beherrschen glaubte, von den Blicken des Fürsten, von dem ehrerbietigen Beifall unher! Götz, theurer Götz, Du hast mich mir selbst wiedergegeben, und, Maria, Du vollendest meine Sinnesänderung. Ich fühle mich so frei wie in heiterer Luft. Bamberg will ich nicht mehr sehen, will all die schändlichen Verbindungen durchschneiden, die mich unter mir selbst hielten. Mein Herz erweitert sich, hier ist kein beschwerliches Streben nach versagter Größe. So gewiß ist der allein glücklich und groß, der weder zu herrschen noch zu gehorchen braucht, um etwas zu sein!

Franz tritt auf.

Franz. Gott grüß Euch, gestrenger Herr! Ich bring' Euch so viel Grüße, daß ich nicht weiß, wo anzufangen. Bamberg und zehn Meilen in die Runde entbieten Euch ein tausendfaches „Gott grüß Euch!"

Weislingen. Willkommen, Franz! Was bringst Du mehr?

Franz. Ihr steht in einem Andenken bei Hof und überall, daß es nicht zu sagen ist.

Weislingen. Das wird nicht lange dauern.

Franz. So lang' Ihr lebt. Und nach Euerm Tod wird's heller blinken als die messingenen Buchstaben auf einem Grabstein. Wie man sich Euern Unfall zu Herzen nahm!

Weislingen. Was sagte der Bischof?

Franz. Er war so begierig zu wissen, daß er mit geschäftiger Geschwindigkeit der Fragen meine Antwort verhinderte. Er wußt' es zwar schon; denn Färber, der von Haßlach entrann, brachte ihm die Botschaft. Aber er wollte Alles wissen. Er fragte so ängstlich, ob Ihr nicht verletzt wäret. Ich sagte: Er ist ganz, von der äußersten Haarspitze bis zum Nagel des kleinen Zehs.

Weislingen. Was sagte er zu den Vorschlägen?

Franz. Er wollte gleich Alles herausgeben, den Knaben und noch Geld darauf, nur Euch zu befreien. Da er aber hörte, Ihr solltet ohne das loskommen, und nur Euer Wort das Aequivalent gegen den Buben sein, da wollte er absolut den Verlichingen vertagt haben. Er sagte mir hundert Sachen an Euch — ich hab' sie wieder vergessen. Es war eine lange Predigt über die Worte: Ich kann Weislingen nicht entbehren.

Weislingen. Er wird's lernen müssen!

Franz. Wie meint Ihr? Er sagte: Mach ihn eilen! Es wartet Alles auf ihn!

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
GOETHE,J.W.
3-598-50924-3
FN. 1653/426

Weislingen. Es kann warten. Ich gehe nicht nach Hof.

Franz. Nicht nach Hof? Herr! Wie kommt Euch das? Wenn Ihr wüßtet, was ich weiß! Wenn Ihr nur träumen könntet, was ich gesehen habe!

Weislingen. Wie wird Dir's?

Franz. Nur von der bloßen Erinnerung komm' ich außer mir. Bamberg ist nicht mehr Bamberg, ein Engel in Weibesgestalt macht es zum Vorhofe des Himmels.

Weislingen. Nichts weiter?

Franz. Ich will ein Pfaff werden, wenn Ihr sie seht und nicht außer Euch kommt.

Weislingen. Wer ist's denn?

Franz. Adelheid von Walldorf.

Weislingen. Die! Ich habe viel von ihrer Schönheit gehört.

Franz. Gehört? Das ist eben, als wenn Ihr saatet, ich hab' die Musik gesehen. Es ist der Zunge so wenig möglich, eine Linie ihrer Vollkommenheiten auszudrücken, da das Aug sogar in ihrer Gegenwart sich nicht selbst genug ist.

Weislingen. Du bist nicht gescheit.

Franz. Das kann wol sein. Das letzte Mal, da ich sie sahe, hatte ich nicht mehr Sinne als ein Trunkener. Oder vielmehr kann ich sagen, ich fühlte in dem Augenblick, wie's den Heiligen bei himmlischen Erscheinungen sein mag. Alle Sinne stärker, höher, vollkommener, und doch den Gebrauch von keinem.

Weislingen. Das ist seltsam.

Franz. Wie ich von dem Bischof Abschied nahm, saß sie bei ihm. Sie spielten Schach. Er war sehr gnädig, reichte mir seine Hand zu küssen und sagte mir Vieles, davon ich nichts vernahm. Denn ich sah seine Nachbarin, sie hatte ihr Auge aufs Bret geheftet, als wenn sie einem großen Streich nachsänne. Ein feiner lauernder Zug um Mund und Wange! Ich hätt' der elfenbeinerne König sein mögen. Adel und Freundlichkeit herrschten auf ihrer Stirn. Und das blendende Licht des Angesichts und des Busens, wie es von den finstern Haaren erhoben ward!

Weislingen. Du bist drüber gar zum Dichter geworden.

Franz. So fühl' ich denn in dem Augenblick, was den Dichter macht, ein volles, ganz von einer Empfindung volles Herz! Wie der Bischof endigte, und ich mich neigte, sah sie mich an und sagte: Auch von mir einen Gruß unbekannter Weise! Sag ihm, er mag ja bald kommen! Es warten neue Freunde auf ihn; er soll sie nicht verachten, wenn er schon an alten so reich ist. — Ich wollte was antworten, aber der Paß vom Herzen nach der

Zunge war versperrt, ich neigte mich. Ich hätte mein Vermögen gegeben, die Spitze ihres kleinen Fu[illegible]s küssen zu dürfen! Wie ich so stund, warf der Bischof einen Fanem herunter; ich fuhr darnach und berührte im Aufheben den Saum ihres Kleides; das fuhr mir durch alle Glieder, und ich weiß nicht, wie ich zur Thür hinausgekommen bin.

Weislingen. Ist ihr Mann bei Hofe?

Franz. Sie ist schon vier Monat Wittwe. Um sich zu zerstreuen, hält sie sich in Bamberg auf. Ihr werdet sie sehen. Wenn sie Einen ansieht, ist's, als wenn man in der Frühlingssonne stünde.

Weislingen. Es würde eine schwächere Wirkung auf mich haben.

Franz. Ich höre, Ihr seid so gut als verheirathet.

Weislingen. Wollte, ich wär's. Meine sanfte Marie wird das Glück meines Lebens machen. Ihre süße Seele bildet sich in ihren blauen Augen. Und weiß wie ein Engel des Himmels, gebildet aus Unschuld und Liebe, leitet sie mein Herz zur Ruhe und Glückseligkeit. Pack zusammen! und dann auf mein Schloß! Ich will Bamberg nicht sehen, und wenn Sankt Veit in Person meiner begehrte. (Geht ab.)

Franz. Da sei Gott vor! Wollen das Beste hoffen! Maria ist liebreich und schön, und einem Gefangenen und Kranken kann ich's nicht übel nehmen, der sich in sie verliebt. In ihren Augen ist Trost, gesellschaftliche Melancholie. — Aber um Tod, Adelheid, ist Leben, Feuer, Muth — Ich würde! — Ich bin ein Narr — dazu machte mich ein Blick von ihr. Mein Herr muß hin! Ich muß hin! Und da will ich mich wieder gescheut oder völlig rasend gaffen.

Zweiter Akt.

Bamberg.

Ein Saal.

Bischof. Adelheid. Spielen Schach. **Liebetraut** mit einer Zither. Frauen, Hofleute um ihn herum am Kamin.

Liebetraut (singt und spielt).

Mit Pfeilen und Bogen
Cupido gezogen,
Die Fackel in Brand;
Wollt' muthlich kriegen

Und männlich siegen
Mit stürmender Hand.
Auf! Auf!
An! An!
Die Waffen erklirrten,
Die Flügelein schwirrten,
Die Augen entbrannt.

Da fand er die Busen,
Ach, leider so bloß;
Sie nahmen so willig
Ihn All auf den Schooß.
Er schüttet die Pfeile
Zum Feuer hinein,
Sie herzten und drückten
Und wiegten ihn ein.
Hei ei o! Popeio!

Adelheid. Ihr seid nicht bei Euerm Spiele. Schach dem König!

Bischof. Es ist noch Auskunft.

Adelheid. Lange werdet Ihr's nicht mehr treiben. Schach dem König!

Liebetraut. Dies Spiel spielt' ich nicht, wenn ich ein großer Herr wär', und verböt's am Hof und im ganzen Land.

Adelheid. Es ist wahr, dies Spiel ist ein Probirstein des Gehirns.

Liebetraut. Nicht darum! Ich wollte lieber das Geheul der Todtenglocke und ominöser Vögel, lieber das Gebell des knurrischen Hofhunds Gewissen, lieber wollt' ich sie durch den tiefsten Schlaf hören, als von Laufern, Springern und andern Bestien das ewige „Schach dem König!"

Bischof. Wem wird auch Das einfallen!

Liebetraut. Einem zum Exempel, der schwach wäre und ein stark Gewissen hätte, wie denn das meistentheils beisammen ist. Sie nennen's ein königlich Spiel und sagen, es sei für einen König erfunden worden, der den Erfinder mit einem Meer von Ueberfluß belohnt habe. Wenn das wahr ist, so ist mir's, als wenn ich ihn sähe. Er war minorenn an Verstand oder an Jahren, unter der Vormundschaft seiner Mutter oder seiner Frau, hatte Milchhaare im Bart und Flachshaare um die Schläfe, er war so gefällig wie ein Weidenschößling und spielte gern Dame und mit den Damen, nicht aus Leidenschaft, behüte Gott! nur zum Zeitvertreib. Sein Hofmeister, zu thätig, um ein Gelehrter,

zu unlenksam, ein Weltmann zu sein, erfand das Spiel in usum Delphini, das so homogen mit Seiner Majestät war — und so ferner.

Adelheid. Matt! — Ihr solltet die Lücken unsrer Geschichtsbücher ausfüllen, Liebetraut!

(Sie stehen auf.)

Liebetraut. Die Lücken unsrer Geschlechtsregister, das wäre profitabler. Seitdem die Verdienste unserer Vorfahren mit ihren Porträts zu einerlei Gebrauch dienen, die leeren Seiten nämlich unsrer Zimmer und unsers Charakters zu tapezieren, da wäre was zu verdienen.

Bischof. Er will nicht kommen, sagtet Ihr!

Adelheid. Ich bitt' Euch, schlagt's Euch aus dem Sinn!

Bischof. Was das sein mag?

Liebetraut. Was? Die Ursachen lassen sich herunterbeten wie ein Rosenkranz. Er ist in eine Art von Zerknirschung gefallen, von der ich ihn leicht kuriren wollt'.

Bischof. Thut das, reitet zu ihm!

Liebetraut. Meinen Auftrag!

Bischof. Er soll unumschränkt sein. Spare nichts, wenn Du ihn zurückbringst!

Liebetraut. Darf ich Euch auch hinein mischen, gnädige Frau?

Adelheid. Mit Bescheidenheit.

Liebetraut. Das ist eine weitläufige Kommission.

Adelheid. Kennt Ihr mich so wenig, oder seid Ihr so jung, um nicht zu wissen, in welchem Ton Ihr mit Weislingen von mir zu reden habt?

Liebetraut. Im Ton einer Wachtelpfeife, denk' ich.

Adelheid. Ihr werdet nie gescheit werden!

Liebetraut. Wird man das, gnädige Frau?

Bischof. Geht, geht! Nehmt das beste Pferd aus meinem Stall, wählt Euch Knechte und schafft mir ihn her!

Liebetraut. Wenn ich ihn nicht herbanne, so sagt, ein altes Weib, das Warzen und Sommersflecken vertreibt, verstehe mehr von der Sympathie als ich.

Bischof. Was wird das helfen! Berlichingen hat ihn ganz eingenommen. Wenn er herkommt, wird er wieder fort wollen.

Liebetraut. Wollen, das ist keine Frage; aber ob er kann? Der Händedruck eines Fürsten und das Lächeln einer

schönen Frau! Da reißt sich kein Weisling*) los. Ich eile und empfehle mich zu Gnaden.

Bischof. Reist wohl!

Adelheid. Adieu. (Er geht.)

Bischof. Wenn er einmal hier ist, verlaß' ich mich auf Euch.

Adelheid. Wollt Ihr mich zur Leimstange brauchen?

Bischof. Nicht doch.

Adelheid. Zum Lockvogel denn?

Bischof. Nein, den spielt Liebetraut. Ich bitt' Euch, versagt mir nicht, was mir sonst Niemand gewähren kann!

Adelheid. Wollen sehn.

Jaxthausen.

Hans von Selbitz. Götz.

Selbitz. Jedermann wird Euch loben, daß Ihr Denen von Nürnberg Fehd angekündigt habt.

Götz. Es hätte mir das Herz abgefressen, wenn ich's ihnen hätte lang' schuldig bleiben sollen. Es ist am Tag, sie haben den Bambergern meinen Buben verrathen. Sie sollen an mich denken!

Selbitz. Sie haben einen alten Groll gegen Euch.

Götz. Und ich wider sie; mir ist gar recht, daß sie angefangen haben.

Selbitz. Die Reichsstädte und Pfaffen halten doch von jeher zusammen.

Götz. Sie haben's Ursach.

Selbitz. Wir wollen ihnen die Hölle heiß machen.

Götz. Ich zählte auf Euch. Wollte Gott, der Burgemeister von Nürnberg mit der güldenen Kett um den Hals käm' uns in Wurf, er soll' sich mit all seinem Witz verwundern.

Selbitz. Ich höre, Weislingen ist wieder auf Eurer Seite. Tritt er zu uns?

Götz. Noch nicht; es hat seine Ursachen, warum er uns noch nicht öffentlich Vorschub thun darf; doch ist's eine Weile genug, daß er nicht wider uns ist. Der Pfaff ist ohne ihn, was das Meßgewand ohne den Pfaffen.

Selbitz. Wann ziehen wir aus?

Götz. Morgen oder übermorgen. Es kommen nun bald

*) Dünzer meint, daß mit der Form „Weisling" hier ein Wortspiel versucht sei, und daß der Dichter an den Weißfisch erinnern wolle, wie auch Sickingen den Weislingen S. 60 geradezu so nennt. Doch ist dies nicht nothwendig, da die Form „Weisling" in den ältern Ausgaben auch sonst vorkommt.

Kaufleute von Bamberg und Nürnberg aus der Frankfurter Messe. Wir werden einen guten Fang thun.

Selbig. Will's Gott! (Ab.)

Bamberg.

Zimmer der Adelheid.

Adelheid. Kammerfräulein.

Adelheid. Er ist da, sagst Du? Ich glaub' es kaum.

Fräulein. Wenn ich ihn nicht selbst gesehn hätte, würd' ich sagen, ich weiße.

Adelheid. Den Liebetraut mag der Bischof in Gold einfassen; er hat ein Meisterstück gemacht.

Fräulein. Ich sah ihn, wie er zum Schloß hereinreiten wollte, er saß auf einem Schimmel. Das Pferd scheute, wie's an die Brücke kam, und wollte nicht von der Stelle. Das Volk war aus allen Straßen gelaufen, ihn zu sehn. Sie freuten sich über des Pferds Unart. Von allen Seiten ward er gegrüßt, und er dankte Allen. Mit einer angenehmen Gleichgiltigkeit saß er droben, und mit Schmeicheln und Drohen bracht' er es endlich zum Thor herein, der Liebetraut mit und wenig Knechte.

Adelheid. Wie gefällt er Dir?

Fräulein. Wie mir nicht leicht ein Mann gefallen hat. Er glich dem Kaiser hier, (deutet auf Maximilian's Portrait) als wenn er sein Sohn wäre. Die Nase nur etwas kleiner, ebenso freundliche lichtbraune Augen, ebenso ein blondes schönes Haar, und gewachsen wie eine Puppe. Ein halb trauriger Zug auf seinem Gesicht — ich weiß nicht — gefiel mir so wohl.

Adelheid. Ich bin neugierig, ihn zu sehen.

Fräulein. Das wär' ein Herr für Euch.

Adelheid. Närrin!

Fräulein. Kinder und Narren —

Liebetraut kommt.

Liebetraut. Nun, gnädige Frau, was verdien' ich?

Adelheid. Hörner von Deinem Weibe. Denn nach dem zu rechnen, habt Ihr schon manches Nachbars ehrliches Hausweib aus ihrer Pflicht hinausgeschwatzt.

Liebetraut. Nicht doch, gnädige Frau! Auf ihre Pflicht, wollt Ihr sagen; denn wenn's ja geschah, schwatzt' ich sie auf ihres Mannes Bette.

Adelheid. Wie habt Ihr's gemacht, ihn herzubringen?

Liebetraut. Ihr wißt zu gut, wie man Schnepfen fängt; soll ich Euch meine Kunststückchen noch dazu lehren? — Erst that ich, als wüßt' ich nichts, verstünd' nichts von seiner Aufführung, und setzt' ihn dadurch in den Nachtheil, die ganze Historie zu erzählen. Die sah ich nun gleich von einer ganz andern Seite an als er, konnte nicht finden — nicht einsehen — und so weiter. Dann redete ich von Bamberg Allerlei durch einander, Großes und Kleines, erweckte gewisse alte Erinnerungen, und wie ich seine Einbildungskraft beschäftigt hatte, knüpfte ich wirklich eine Menge Fädchen wieder an, die ich zerrissen fand. Er wußte nicht, wie ihm geschah, fühlte einen neuen Zug nach Bamberg, er wollte — ohne zu wollen. Wie er nun in sein Herz ging und das zu entwickeln suchte und viel zu sehr mit sich beschäftigt war, um auf sich Acht zu geben, warf ich ihm ein Seil um den Hals, aus drei mächtigen Stricken, Weiber-, Fürstengunst und Schmeichelei gedreht, und so hab' ich ihn herbeigeschleppt.

Adelheid. Was saget Ihr von mir?

Liebetraut. Die lautre Wahrheit. Ihr hättet wegen Eurer Güter Verdrießlichkeiten, — hättet gehofft, da er beim Kaiser so viel gelte, werde er das leicht enden können.

Adelheid. Wohl!

Liebetraut. Der Bischof wird ihn Euch bringen.

Adelheid. Ich erwarte sie — (*Liebetraut ab.*) mit einem Herzen, wie ich selten Besuch erwarte.

Im Spessart.

Berlichingen. Selbitz. Georg als Reiterknecht.

Götz. Du hast ihn nicht angetroffen, Georg!

Georg. Er war Tags vorher mit Liebetraut nach Bamberg geritten, und zwei Knechte mit.

Götz. Ich seh' nicht ein, was das geben soll.

Selbitz. Ich wohl. Eure Versöhnung war ein Wenig zu schnell, als daß sie dauerhaft hätte sein sollen. Der Liebetraut ist ein pfiffiger Kerl; von dem hat er sich beschwätzen lassen.

Götz. Glaubst Du, daß er bundbrüchig werden wird?

Selbitz. Der erste Schritt ist gethan.

Götz. Ich glaub's nicht. Wer weiß, wie nöthig es war, an Hof zu gehen; man ist ihm noch schuldig; wir wollen das Beste hoffen.

Selbitz. Wollte Gott, er verdient' es und thäte das Beste!

Götz. Mir fällt eine List ein. Wir wollen Georgen des

Bamberger Reiters erbeuteten Kittel anziehen und ihm das Geleitzeichen geben; er mag nach Bamberg reiten und sehen, wie's steht.

Georg. Da hab' ich lange drauf gehofft.

Götz. Es ist Dein erster Ritt. Sei vorsichtig, Knabe! Mir wäre leid, wenn Dir ein Unfall begegnen sollt'.

Georg. Laßt nur! Mich irrt's nicht, wenn noch so Viel' um mich herumtrabbeln, mir ist's, als wenn's Ratten und Mäuse wären. (Ab.)

Bamberg.

Bischof. Weislingen.

Bischof. Du willst Dich nicht länger halten lassen?

Weislingen. Ihr werdet nicht verlangen, daß ich meinen Eid brechen soll.

Bischof. Ich hätte verlangen können, Du solltest ihn nicht schwören. Was für ein Geist regierte Dich? Konnt' ich Dich ohne das nicht befreien? Gelt' ich so wenig am kaiserlichen Hofe?

Weislingen. Es ist geschehen; verzeiht mir, wenn Ihr könnt!

Bischof. Ich begreif' nicht, was nur im Geringsten Dich nöthigte, den Schritt zu thun! Mir zu entsagen? Waren denn nicht hundert andere Bedingungen, loszukommen? Haben wir nicht seinen Buben? Hätt' ich nicht Geldes genug gegeben und ihn wieder beruhigt? Unsere Anschläge auf ihn und seine Gesellen wären fortgegangen — Ach, ich denke nicht, daß ich mit seinem Freunde rede, der nun wider mich arbeitet und die Minen leicht entkräften kann, die er selbst gegraben hat.

Weislingen. Gnädiger Herr!

Bischof. Und doch — wenn ich wieder Dein Angesicht sehe, Deine Stimme höre — Es ist nicht möglich, nicht möglich.

Weislingen. Lebt wohl, gnädiger Herr!

Bischof. Ich gebe Dir meinen Segen. Sonst, wenn Du ginzst, sagt' ich: Auf Wiedersehn! Jetzt — Wollte Gott, wir sähen einander nie wieder!

Weislingen. Es kann sich Vieles ändern.

Bischof. Vielleicht seh' ich Dich noch einmal als Feind vor meinen Mauern die Felder verheeren, die ihren blühenden Zustand Dir jetzo danken.

Weislingen. Nein, gnädiger Herr.

Bischof. Du kannst nicht Nein sagen. Die weltlichen Stände, meine Nachbarn, haben alle einen Zahn auf mich. So

lang' ich Dich hatte — Geht, Weislingen! Ich habe Euch nichts mehr zu sagen. Ihr habt Vieles zunichte gemacht: Geht!

Weislingen. Und ich weiß nicht, was ich sagen soll.

(Bischof ab.)

Franz tritt auf.

Franz. Adelheid erwartet Euch. Sie ist nicht wohl. Und doch will sie Euch ohne Abschied nicht lassen.

Weislingen. Komm!

Franz. Gehn wir denn gewiß?

Weislingen. Noch diesen Abend. —

Franz. Mir ist, als wenn ich aus der Welt sollte.

Weislingen. Mir auch, und noch darzu, als wüßt' ich nicht, wohin.

Adelheidens Zimmer.

Adelheid. Fräulein.

Fräulein. Ihr seht blaß, gnädige Frau.

Adelheid. Ich lieb' ihn nicht und wollte doch, daß er bliebe. Siehst Du, ich konnte mit ihm leben, ob ich ihn gleich nicht zum Manne haben möchte.

Fräulein. Glaubt Ihr, er geht?

Adelheid. Er ist zum Bischof, um Lebewohl zu sagen.

Fräulein. Er hat darnach noch einen schweren Stand.

Adelheid. Wie meinst Du?

Fräulein. Was fragt Ihr, gnädige Frau? Ihr habt sein Herz geangelt, und wenn er sich losreißen will, verblutet er.

Adelheid. Weislingen.

Weislingen. Ihr seid nicht wohl, gnädige Frau?

Adelheid. Das kann Euch Einerlei sein. Ihr verlaßt uns, verlaßt uns auf immer. Was fragt Ihr, ob wir leben oder sterben!

Weislingen. Ihr verkennt mich.

Adelheid. Ich nehme Euch, wie Ihr Euch gebt.

Weislingen. Das Ansehn trügt.

Adelheid. So seid Ihr ein Chamäleon?

Weislingen. Wenn Ihr mein Herz sehen könntet!

Adelheid. Schöne Sachen würden mir vor die Augen kommen.

Weislingen. Gewiß! Ihr würdet Euer Bild drin finden.

Adelheid. In irgend einem Winkel bei den Porträten ausgestorbener Familien. Ich bitt' Euch, Weislingen, bedenkt, Ihr redet mit mir! Falsche Worte gelten zum Höchsten, wenn sie

Masken unserer Thaten sind. Ein Vermummter, der kenntlich ist, spielt eine armselige Rolle. Ihr leugnet Eure Handlungen nicht und redet das Gegentheil; was soll man von Euch halten?

Weislingen. Was Ihr wollt. Ich bin so geplagt mit dem, was ich bin, daß mir wenig bang ist, für was man mich nehmen mag.

Adelheid. Ihr kommt, um Abschied zu nehmen.

Weislingen. Erlaubt mir, Eure Hand zu küssen, und ich will sagen: Lebt wohl! Ihr erinnert mich. Ich bedachte nicht — Ich bin beschwerlich, gnädige Frau.

Adelheid. Ihr legt's falsch aus. Ich wollte Euch forthelfen; denn Ihr wollt fort.

Weislingen. O sagt, ich muß. Zöge mich nicht die Ritterpflicht, der heilige Handschlag —

Adelheid. Geht! Geht! Erzählt das Mädchen, die den Theuerdank lesen und sich so einen Mann wünschen! Ritterpflicht! Kinderspiel!

Weislingen. Ihr denkt nicht so.

Adelheid. Bei meinem Eid, Ihr verstellt Euch! Was habt Ihr versprochen? Und wem? Einem Mann, der seine Pflicht gegen den Kaiser und das Reich verkennt, in eben dem Augenblick Pflicht zu leisten, da er durch Eure Gefangennehmung in die Strafe der Acht verfällt! Pflicht zu leisten, die nicht giltiger sein kann als ungerechter, gezwungener Eid! Entbinden nicht unsre Gesetze von solchen Schwüren? Macht das Kindern weis, die den Ammenzahl glauben! Es stecken andere Sachen dahinter. Ein Feind des Reichs zu werden, ein Feind der bürgerlichen Ruh und Glückseligkeit! Ein Feind des Kaisers! Geselle eines Räubers! Du, Weislingen, mit Deiner sanften Seele!

Weislingen. Wenn Ihr ihn kenntet —

Adelheid. Ich wollt' ihm Gerechtigkeit widerfahren lassen. Er hat eine hohe, unbändige Seele. Eben darum wehe Dir, Weislingen! Geh und bilde Dir ein, Geselle von ihm zu sein! Geh und laß Dich beherrschen! Du bist freundlich, gefällig —

Weislingen. Er ist's auch.

Adelheid. Aber Du bist nachgebend, und er nicht. Unversehens wird er Dich wegreißen, Du wirst ein Sklave eines Edelmanns werden, da Du Herr von Fürsten sein könntest. — Doch es ist Unbarmherzigkeit, Dir Deinen künftigen Stand zu verleiden.

Weislingen. Hättest Du gefühlt, wie liebreich er mir begegnete!

Adelheid. Liebreich! Das rechnest Du ihm an? Es war

seine Schuldigkeit; und was hättest Du verloren, wenn er widerwärtig gewesen wäre? Mir hätte das willkommner sein sollen. Ein übermüthiger Mensch wie der —

Weislingen. Ihr redet von Euerm Feind.

Adelheid. Ich redete für Eure Freiheit — und weiß überhaupt nicht, was ich für einen Antheil dran nehme. Lebt wohl!

Weislingen. Erlaubt noch einen Augenblick! (Er nimmt ihre Hand und schweigt.)

Adelheid. Habt Ihr mir noch was zu sagen?

Weislingen. — — Ich muß fort.

Adelheid. So geht!

Weislingen. Gnädige Frau! — Ich kann nicht.

Adelheid. Ihr müßt.

Weislingen. Soll das Euer letzter Blick sein?

Adelheid. Geht, ich bin krank, sehr zur ungelegnen Zeit!

Weislingen. Seht mich nicht so an!

Adelheid. Willst Du unser Feind sein, und wir sollen Dir lächeln? Geh!

Weislingen. Adelheid!

Adelheid. Ich hasse Euch.

Franz kommt.

Franz. Gnädiger Herr! Der Bischof läßt Euch rufen.

Adelheid. Geht! Geht!

Franz. Er bittet Euch, eilend zu kommen.

Adelheid. Geht! Geht!

Weislingen. Ich nehme nicht Abschied, ich sehe Euch wieder! (Ab.)

Adelheid. Mich wieder? Wir wollen dafür sein. Margarete, wenn er kommt, weis' ihn ab! Ich bin krank, habe Kopfweh, ich schlafe — Weis' ihn ab! Wenn er noch zu gewinnen ist, so ist's auf diesem Weg. (Ab.)

Vorzimmer.

Weislingen. Franz.

Weislingen. Sie will mich nicht sehn?

Franz. Es wird Nacht. Soll ich die Pferde satteln?

Weislingen. Sie will mich nicht sehn?

Franz. Wann befehlen Ihro Gnaden die Pferde?

Weislingen. Es ist zu spät. Wir bleiben hier.

Franz. Gott sei Dank! (Ab.)

Weislingen. Du bleibst? Sei auf Deiner Hut! Die Versuchung ist groß. Mein Pferd scheute, wie ich zum Schlagbaum herein wollte, mein guter Geist stellte sich ihm entgegen, er kannte die Gefahren, die mein hier warteten. — Doch ist's nicht recht, die vielen Geschäfte, die ich dem Bischof unvollendet liegen ließ, nicht wenigstens so zu ordnen, daß ein Nachfolger da anfangen kann, wo ich's gelassen habe. Das kann ich doch Alles thun, unbeschadet Berlichingen und unserer Verbindung. Denn halten sollen sie mich hier nicht. — Wäre doch besser gewesen, wenn ich nicht gekommen wäre. Aber ich will fort — morgen oder übermorgen. (Geht ab.)

Im Spessart.

Götz. Selbitz. Georg.

Selbitz. Ihr seht, es ist gegangen, wie ich gesagt habe.

Götz. Nein! Nein! Nein!

Georg. Glaubt, ich berichte Euch mit der Wahrheit. Ich that, wie Ihr befahlt, nahm den Kittel des Bambergischen und sein Zeichen, und damit ich doch mein Essen und Trinken verdiente, geleitete ich Reinecksche Bauern hinauf nach Bamberg.

Selbitz. In der Verkappung? Das hätte Dir übel gerathen können.

Georg. So denk' ich auch hintendrein. Ein Reitersmann, der das voraus denkt, wird keine weiten Sprünge machen. Ich kam nach Bamberg, und gleich im Wirthshaus hörte ich erzählen, Weislingen und der Bischof seien ausgesöhnt, und man rede viel von einer Heirath mit der Wittwe des von Walldorf.

Götz. Gespräche.

Georg. Ich sah ihn, wie er sie zur Tafel führte. Sie ist schön, bei meinem Eid! sie ist schön. Wir bückten uns Alle, sie dankte uns Allen, er nickte mit dem Kopfe, sah sehr vergnügt, sie gingen vorbei, und das Volk murmelte: Ein schönes Paar!

Götz. Das kann sein.

Georg. Hört weiter! Da er des andern Tags in die Messe ging, paßt' ich meine Zeit ab. Er war allein mit einem Knaben. Ich stund unten an der Treppe und sagte leise zu ihm: Ein paar Worte von Euerm Berlichingen! Er ward bestürzt, ich sahe das Geständniß seines Lasters in seinem Gesicht, er hatte kaum das Herz, mich anzusehen, mich, einen schlechten Reitersjungen.

Selbitz. Das macht, sein Gewissen war schlechter als Dein Stand.

Georg. Du bist Bambergisch? sagt' er. Ich bring' einen Gruß vom Ritter Berlichingen, sagt' ich, und soll frazen — Komm morgen früh, sagt' er, an mein Zimmer, wir wollen weiter reden!

Götz. Kannst Du?

Georg. Wohl kam ich und mußt' im Vorsaal stehn, lang', lang'. Und die feidnen Buben bezuckten mich von vorn und hinten. Ich dachte, zuckt Ihr — endlich führte man mich hinein; er schien böse, mir war's Einerlei. Ich trat zu ihm und legte meine Kommission ab. Er that feindlich böse, wie Einer, der kein Herz hat und's nit will merken lassen. Er verwunderte sich, daß Ihr ihn durch einen Reitersjungen zur Rede setzen ließt. Das verdroß mich. Ich sagte, es gäbe nur zweierlei Leut, Brave und Schurken, und ich diente Götzen von Berlichingen. Nun fing er an, schwatzte allerlei verkehrtes Zeug, das darauf hinausging: Ihr hättet ihn übereilt, er sei Euch keine Pflicht schuldig und wolle nichts mit Euch zu thun haben.

Götz. Hast Du das aus seinem Munde?

Georg. Das und noch mehr. — Er drohte mir —

Götz. Es ist genug! Der wäre nun auch verloren! Treu und Glaube, Du hast mich wieder betrogen. Arme Marie! Wie werd' ich Dir's beibringen!

Selbitz. Ich wollte lieber mein ander Bein dazu verlieren, als so ein Hundsfott sein. (Ab.)

Bamberg.

Adelheid. Weislingen.

Adelheid. Die Zeit fängt mir an, unerträglich lang zu werden; reden mag ich nicht, und ich schäme mich, mit Euch zu spielen. Langeweile, Du bist ärger als ein kaltes Fieber.

Weislingen. Seid Ihr mich schon müde?

Adelheid. Euch nicht sowol als Euern Umgang. Ich wollt', Ihr wärt, wo Ihr hinwolltet, und wir hätten Euch nicht gehalten.

Weislingen. Das ist Weibergunst! Erst brütet sie mit Mutterwärme unsere liebsten Hoffnungen an; dann, gleich einer unbeständigen Henne, verläßt sie das Nest und überzieht ihre schon keimende Nachkommenschaft dem Tode und der Verwesung.

Adelheid. Scheltet die Weiber! Der unbesonnene Spieler zerbeißt und zerstampft die Karten, die ihn unschuldigerweise verlieren machten. Aber laßt mich Euch was von Mannsleuten erzählen! Was seid denn Ihr, um von Wankelmuth zu sprechen? Ihr, die Ihr selten seid, was Ihr sein wollt, niemals, was Ihr

sein sollte! Könige im Festtagsornat, vom Pöbel beneidet! Was gäb' eine Schneidersfrau drum, eine Schnur Perlen um ihren Hals zu haben von dem Saum Eures Kleids, den Eure Abstöße verächtlich zurückstoßen!

Weislingen. Ihr seid bitter.

Adelheid. Es ist die Antistrophe von Euerm Gesang. Eh ich Euch kannte, Weislingen, ging mir's wie der Schneidersfrau. Der Ruf, hundertzüngig, ohne Metapher gesprochen, hatte Euch so zahnarztmäßig herausgestrichen, daß ich mich überreden ließ, zu wünschen: Möchtest Du doch diese Quintessenz des männlichen Geschlechts, den Phönix Weislingen, zu Gesicht kriegen! Ich ward meines Wunsches gewährt.

Weislingen. Und der Phönix präsentirte sich als ein ordinärer Haushahn.

Adelheid. Nein, Weislingen, ich nahm Antheil an Euch.

Weislingen. Es schien so —

Adelheid. Und war. Denn wirklich, Ihr übertraft Euern Ruf. Die Menge schätzt nur den Widerschein des Verdienstes. Wie mir's denn nun geht, daß ich über [illegible] Leute nicht denken mag, denen ich wohl will, so lebten wir eine Zeit lang neben einander; es fehlte mir was, und ich wußte nicht, was ich an Euch vermißte. Endlich gingen mir die Augen auf. Ich sah statt des aktiven Mannes, der die Geschäfte eines Fürstenthums belebte, der sich und seinen Ruhm dabei nicht vergaß, der auf hundert großen Unternehmungen wie auf über einander gewälzten Bergen zu den Wolken hinaufgestiegen war: den sah ich auf einmal jammernd wie einen kranken Poeten, melancholisch wie ein gesundes Mädchen und müßiger als einen alten Junggesellen. Anfangs schrieb ich's Euerm Unfall zu, der Euch noch neu auf dem Herzen lag, und entschuldigte Euch, so gut ich konnte. Jetzt, da es von Tag zu Tage schlimmer mit Euch zu werden scheint, müßt Ihr mir verzeihen, wenn ich Euch meine Gunst entreiße. Ihr besitzt sie ohne Recht, ich schenkte sie einem Andern auf Lebenslang, der sie Euch nicht übertragen konnte.

Weislingen. So laßt mich les!

Adelheid. Nicht, bis alle Hoffnung v[illegible]en ist. Die Einsamkeit ist in diesen Umständen gefährlich. — Armer Mensch! Ihr seid so mißmuthig wie Einer, dem sein erstes Mädchen untreu wird, und eben darum geb' ich Euch nicht auf. Gebt mir die Hand, verzeiht mir, was ich aus Liebe gesagt habe!

Weislingen. Könntest Du mich lieben, könntest Du meiner heißen Leidenschaft einen Tropfen Linderung gewähren! Adelheid!

Deine Vorwürfe sind höchst ungerecht. Könntest Du den hundertsten Theil ahnen von dem, was die Zeit her in mir arbeitet, Du würdest mich nicht mit Gefälligkeit, Gleichgültigkeit und Verachtung so unbarmherzig hin und her zerrissen haben — Du lächelst! — Nach dem übereilten Schritt wieder mit mir selbst einig zu werden, kostete mehr als einen Tag. Wider den Menschen zu arbeiten, dessen Andenken so lebhaft neu in Liebe bei mir ist!

Adelheid. Wunderlicher Mann, der Du Den lieben kannst, den Du beneidest! Das ist, als wenn ich meinem Feinde Proviant zuführte.

Weislingen. Ich fühl's wol, es galt hier kein Säumen. Er ist berichtet, daß ich wieder Weislingen bin, und er wird sich seines Vortheils über uns ersehen. Auch, Adelheid, sind wir nicht so träg, als Du meinst. Unsere Reiter sind verstärkt und wachsam, unsere Unterhandlungen gehen fort, und der Reichstag zu Augsburg soll hoffentlich unsere Projekte zur Reife bringen.

Adelheid. Ihr geht hin?

Weislingen. Wenn ich eine Hoffnung mitnehmen könnte! (Küßt ihre Hand.)

Adelheid. O Ihr Ungläubigen! Immer Zeichen und Wunder! Geh, Weislingen, und vollende das Werk! Der Vortheil des Bischofs, der Deinige, der meinige, sie sind so verwebt, daß, wäre es auch nur der Politik wegen —

Weislingen. Du kannst scherzen.

Adelheid. Ich scherze nicht. Meine Güter hat der stolze Herzog inne, die Deinigen wird Götz nicht lange ungenedt lassen; und wenn wir nicht zusammenhalten wie unsere Feinde und den Kaiser auf unsere Seite lenken, sind wir verloren.

Weislingen. Mir ist's nicht bange. Der größte Theil der Fürsten ist unserer Gesinnung. Der Kaiser verlangt Hilfe gegen die Türken, und dafür ist's billig, daß er uns wieder beisteht. Welche Wollust wird mir's sein, Deine Güter von übermüthigen Feinden zu befreien, die unruhigen Köpfe in Schwaben aufs Kissen zu bringen, die Ruhe des Bisthums, unser Aller herzustellen! Und dann —?

Adelheid. Ein Tag bringt den andern, und beim Schicksal steht das Zukünftige.

Weislingen. Aber wir müssen wollen.

Adelheid. Wir wollen ja.

Weislingen. Gewiß?

Adelheid. Nun ja. Geht nur!

Weislingen. Zauberin!

Herberge.

Bauernhochzeit. Musik und Tanz draußen.

Der Brautvater, Götz, Selbitz am Tische. Bräutigam tritt zu ihnen.

Götz. Das Gescheitste war, daß Ihr Euern Zwist so glücklich und fröhlich durch eine Heirath endigt.

Brautvater. Besser als ich mir's hätte träumen lassen. In Ruh und Fried mit meinem Nachbar, und eine Tochter wohl versorgt dazu!

Bräutigam. Und ich im Besitz des strittigen Stücks, und drüber den hübschten Backfisch im ganzen Dorf. Wollte Gott, Ihr hättet Euch eher drein geben!

Selbitz. Wie lange habt Ihr prozessirt?

Brautvater. An die acht Jahre. Ich wollte lieber noch einmal so lang' das Frieren haben, als von vorn anfangen. Das ist ein Gezerre, Ihr glaubt's nicht, bis man den Perrücken ein Urtheil vom Herzen reißt; und was hat man darnach? Der Teufel hol den Assessor Sapupi!*) 'S is ein verfluchter schwarzer Italiener.

Bräutigam. Ja, das ist ein toller Kerl. Zweimal war ich dort.

Brautvater. Und ich dreimal. Und seht, Ihr Herren, kriegen wir ein Urtheil endlich, wo ich so viel Recht hab' als er, und er so viel als ich, und wir eben stunden wie die Maulaffen, bis mir unser Herr Gott eingab, ihm meine Tochter zu geben und das Zeug dazu.

Götz (trinkt). Gut Vernehmen künftig!

Brautvater. Geb's Gott! Geb aber, wie's will, prozessiren thu' ich mein Tag nit mehr. Was das ein Geldspiel kost! Jeden Reverenz, den Euch ein Prokurator macht, müßt Ihr bezahlen.

Selbitz. Sind ja jährlich kaiserliche Visitationen da.

Brautvater. Hab' nichts davon gespürt. Ist mir mancher schöne Thaler nebenaus gangen. Das unerhörte Blechen!

Götz. Wie meint Ihr?

Brautvater. Ach, da macht Alles hohle Pfötchen. Der Assessor allein, Gott verzeih's ihm! hat mir achtzehn Goldgülden abgenommen.

---

*) Mit dem Namen „Sapupi" bezeichnet der Dichter anagrammatisch einen Assessor Papius, der bei der von Kaiser Joseph angeordneten Revision des Reichskammergerichts wegen Bestechung kassirt wurde. („Teutscher Merkur" V, 3. S. 378. 1774.)

Bräutigam. Wer?

Brautvater. Wer anders als der Sapupi!

Götz. Das iſt ſchändlich.

Brautvater. Wohl, ich mußt' ihm zwanzig erlegen. Und da ich ſie ihm hingezahlt hatte, in ſeinem Gartenhaus, das prächtig iſt, im großen Saal, wollt' mir vor Wehmuth faſt das Herz brechen. Denn ſeht, Eines Haus und Hof ſteht gut; aber wo ſoll baar Geld herkommen? Ich ſtund da, Gott weiß! wie mir's war. Ich hatte keinen rothen Heller Reisegeld im Sack. Endlich nahm ich mir's Herz und ſtellt's ihm vor. Nun er ſah, daß mir's Waſſer an die Seele ging, da warf er mir zwei davon zurück und ſchickt' mich fort.

Bräutigam. Es iſt nicht möglich! Der Sapupi?

Brautvater. Wie ſtellſt Du Dich! Freilich! Kein Andrer!

Bräutigam. Den ſoll der Teufel holen! Er hat mir auch funfzehn Goldgülden abgenommen.

Brautvater. Verflucht!

Selbitz. Götz! Wir ſind Räuber!

Brautvater. Drum fiel das Urtheil ſo ſcheel aus. Du Hund!

Götz. Das müßt Ihr nicht ungerügt laſſen.

Brautvater. Was ſollen wir thun?

Götz. Macht Euch auf nach Speier! Es iſt eben Viſitationszeit. Zeigt's an! Sie müſſen's unterſuchen und Euch zu dem Eurigen helfen.

Bräutigam. Denkt Ihr, wir treiben's durch?

Götz. Wenn ich ihm über die Ohren dürfte, wollt' ich's Euch verſprechen.

Selbitz. Die Summe iſt wol einen Verſuch werth.

Götz. Bin ich wol eher um des vierten Theils willen ausgeritten.

Brautvater. Wie meinſt Du?

Bräutigam. Wir wollen, geh's wie's geh!

Georg kommt.

Georg. Die Nürnberger ſind im Anzug.

Götz. Wo?

Georg. Wenn wir ganz ſachte reiten, packen wir ſie zwiſchen Beerheim und Mühlbach im Wald.

Selbitz. Trefflich!

Götz. Kommt, Kinder! Gott grüß Euch! Helf uns Allen zum Unſrigen!

Bauer. Großen Dank! Ihr wollet nicht zum Nacht-Ims bleiben?

Götz. Können nicht. Adies!

Dritter Akt.

Augsburg.

Ein Garten.

Zwei Nürnberger Kaufleute.

Erster Kaufmann. Hier wollen wir stehn; denn da muß der Kaiser vorbei. Er kommt eben den langen Gang herauf.

Zweiter Kaufmann. Wer ist bei ihm?

Erster Kaufmann. Adelbert von Weislingen.

Zweiter Kaufmann. Bamberg's Freund! Das ist gut.

Erster Kaufmann. Wir wollen einen Fußfall thun, und ich will reden.

Zweiter Kaufmann. Wohl, da kommen sie!

Kaiser. Weislingen.

Erster Kaufmann. Er sieht verdrießlich aus.

Kaiser. Ich bin unmuthig, Weislingen, und wenn ich auf mein vergangenes Leben zurücksiehe, möcht' ich verzagt werden — so viel balde, so viel verunglückte Unternehmungen; und das Alles, weil kein Fürst im Reich so klein ist, dem nicht mehr an seinen Grillen gelegen wäre als an meinen Gedanken.

Die Kaufleute werfen sich ihm zu Füßen.

Kaufmann. Allerdurchlauchtigster! Großmächtigster!

Kaiser. Wer seid Ihr? Was giebt's?

Kaufmann. Arme Kaufleute von Nürnberg, Eurer Majestät Knechte, und flehen um Hilfe. Götz von Berlichingen und Hans von Selbitz haben unser Dreißig, die von der Frankfurter Messe kamen, im Bambergischen Geleite niedergeworfen und beraubt; wir bitten Eure Kaiserliche Majestät um Hilfe, um Beistand, sonst sind wir Alle verdorbene Leute, genöthigt, unser Brod zu betteln.

Kaiser. Heiliger Gott! Heiliger Gott! Was ist das? Der Eine hat nur eine Hand, der Andere nur ein Bein; wenn sie denn erst zwei Hände hätten und zwei Beine, was wolltet Ihr dann thun?

Kaufmann. Wir bitten Eure Majestät unterthänigst, auf unsere bedrängten Umstände ein mitleidiges Auge zu werfen.

Kaiser. Wie geht's zu! Wenn ein Kaufmann einen Pfeffersack verliert, soll man das ganze Reich aufmahnen; und wenn Händel vorhanden sind, daran kaiserlicher Majestät und dem Reich viel gelegen ist, daß es Königreich, Fürstenthum, Herzog-

thum und Anders betrifft, so kann Euch kein Mensch zusammenbringen.

Weislingen. Ihr kommt zur ungelegnen Zeit. Geht und verweilt einige Tage hier!

Kaufleute. Wir empfehlen uns zu Gnaden. (Ab.)

Kaiser. Wieder neue Händel! Sie wachsen nach wie die Köpfe der Hydra.

Weislingen. Und sind nicht auszurotten als mit Feuer und Schwert und einer muthigen Unternehmung.

Kaiser. Glaubt Ihr?

Weislingen. Ich halte nichts für thunlicher, wenn Eure Majestät und die Fürsten sich über andern unbedeutenden Zwist vereinigen könnten. Es ist mit Nichten ganz Deutschland, das über Beunruhigung klagt. Franken und Schwaben allein glimmt noch von den Resten des innerlichen, verderblichen Bürgerkriegs. Und auch da sind viele der Edeln und Freien, die sich nach Ruhe sehnen. Hätten wir einmal diesen Sickingen, Selbitz — Berlichingen auf die Seite geschafft, das Uebrige würde bald von selbst zerfallen. Denn sie sind's, deren Geist die aufrührische Menge belebt.

Kaiser. Ich möchte die Leute gerne schonen; sie sind tapfer und edel. Wenn ich Krieg führte, müßten sie mit mir zu Felde.

Weislingen. Es wäre zu wünschen, daß sie von jeher gelernt hätten, ihrer Pflicht zu gehorchen. Und dann wär' es höchst gefährlich, ihre aufrührischen Unternehmungen durch Ehrenstellen zu belohnen. Denn eben diese kaiserliche Mild und Gnade ist's, die sie bisher so ungeheuer mißbrauchten, und ihr Anhang, der sein Vertrauen und Hoffnung darauf setzt, wird nicht ehe zu bändigen sein, bis wir sie ganz vor den Augen der Welt zunichte gemacht und ihnen alle Hoffnung, jemals wieder emporzukommen, völlig abgeschnitten haben.

Kaiser. Ihr rathet also zur Strenge?

Weislingen. Ich sehe kein ander Mittel, den Schwindelgeist, der ganze Landschaften ergreift, zu bannen. Hören wir nicht schon hier und da die bittersten Klagen der Edeln, daß ihre Unterthanen, ihre Leibeignen sich gegen sie auflehnen und mit ihnen rechten, ihnen die hergebrachte Oberherrschaft zu schmälern drohen, so daß die gefährlichsten Folgen zu fürchten sind?

Kaiser. Jetzt wär' eine schöne Gelegenheit wider den Berlichingen und Selbitz; nur wollt' ich nicht, daß ihnen was zu Leid geschehe. Gefangen möcht' ich sie haben, und dann müßten sie Urfehde schwören, auf ihren Schlössern ruhig zu bleiben und

nicht aus ihrem Bann zu gehen. Bei der nächsten Session will ich's vortragen.

Weislingen. Ein freudiger, beistimmender Zuruf wird Eurer Majestät das Ende der Rede ersparen. (Ab.)

Jaxthausen.

Sickingen. Berlichingen.

Sickingen. Ja, ich komme, Eure edle Schwester um ihr Herz und ihre Hand zu bitten.

Götz. So wollt' ich, Ihr wärt eher kommen. Ich muß Euch sagen: Weislingen hat während seiner Gefangenschaft ihre Liebe gewonnen, um sie angehalten, und ich sagt' sie ihm zu. Ich hab' ihn losgelassen, den Vogel, und er verachtet die gütige Hand, die ihm in der Noth Futter reichte. Er schwirrt herum, weiß Gott! auf welcher Hecke seine Nahrung zu suchen.

Sickingen. Ist das so?

Götz. Wie ich sage.

Sickingen. Er hat ein doppeltes Band zerrissen. Wohl Euch, daß Ihr mit dem Verräther nicht näher verwandt worden!

Götz. Sie sitzt, das arme Mädchen, verjammert und verbetet ihr Leben.

Sickingen. Wir wollen sie singen machen.

Götz. Wie? Entschließet Ihr Euch, eine Verlassne zu heirathen?

Sickingen. Es macht Euch Beiden Ehre, von ihm betrogen worden zu sein. Soll darum das arme Mädchen in ein Kloster gehn, weil der erste Mann, den sie kannte, ein Nichtswürdiger war? Nein doch! Ich bleibe darauf, sie soll Königin von meinen Schlössern werden.

Götz. Ich sage Euch, sie war nicht gleichgiltig gegen ihn.

Sickingen. Traust Du mir nicht zu, daß ich den Schatten eines Elenden sollte verjagen können? Laß uns zu ihr! (Ab.)

Lager der Reichsexekution.

Hauptmann. Offiziere.

Hauptmann. Wir müssen behutsam gehn und unsere Leute so viel möglich schonen. Auch ist unsere gemessene Ordre, ihn in die Enge zu treiben und lebendig gefangen zu nehmen. Es wird schwer halten; denn wer mag sich an ihn machen?

Erster Offizier. Freilich! Und er wird sich wehren wie ein wildes Schwein. Ueberhaupt hat er und sein Lebelang nichts zu

Leid gethan, und Jeder wird's von sich schieben, Kaiser und Reich zu Gefallen Arm und Bein daranzusetzen.

Zweiter Offizier. Es wäre eine Schande, wenn wir ihn nicht kriegten. Wenn ich ihn nur einmal beim Lappen habe, er soll nicht lebendig kommen.

Erster Offizier. Faßt ihn nur nicht mit Zähnen, er möchte Euch die Kinnbacken ausreißen. Guter junger Herr, dergleichen Leut packen sich nicht wie ein flüchtiger Dieb.

Zweiter Offizier. Wollen sehn.

Hauptmann. Unsern Brief muß er nun haben. Wir wollen nicht säumen und einen Trupp ausschicken, der ihn beobachten soll.

Zweiter Offizier. Laßt mich ihn führen!

Hauptmann. Ihr seid der Gegend unkundig.

Zweiter Offizier. Ich hab' einen Knecht, der hier geboren und erzogen ist.

Hauptmann. Ich bin's zufrieden. (Ab.)

Jaxthausen.

Sickingen.

Sickingen. Es geht Alles nach Wunsch; sie war etwas bestürzt über meinen Antrag und sah mich vom Kopf bis auf die Füße an; ich wette, sie verglich mich mit ihrem Weißfisch. Gott sei Dank, daß ich mich stellen darf! Sie antwortete wenig und durch einander; desto besser! Es mag eine Zeit kochen. Bei Mädchen, die durch Liebesunglück gebeizt sind, wird ein Heirathsvorschlag bald gar.

Götz kommt.

Sickingen. Was bringt Ihr, Schwager?

Götz. In die Acht erklärt!

Sickingen. Was?

Götz. Da lest den erbaulichen Brief! Der Kaiser hat Exekution gegen mich verordnet, die mein Fleisch den Vögeln unter dem Himmel und den Thieren auf dem Felde zu fressen vorschneiden soll.

Sickingen. Erst sollen sie dran. Just zur gelegenen Zeit bin ich hier.

Götz. Nein, Sickingen, Ihr sollt fort. Eure großen Anschläge könnten darüber zu Grunde gehen, wenn Ihr zu so ungelegner Zeit des Reichs Feind werden wolltet. Auch mir werdet Ihr weit mehr nutzen, wenn Ihr neutral zu sein scheint. Der Kaiser liebt Euch, und das Schlimmste, das mir begegnen kann, ist, gefangen zu werden; dann braucht Euer Vorwort und reißt mich

aus einem Elend, in das unzeitige Hilfe uns Beide stürzen könnte. Denn was wär's? Jetzo geht der Zug gegen mich; erfahren sie, Du bist bei mir, so schicken sie mehr, und wir sind um nichts gebessert. Der Kaiser sitzt an der Quelle, und ich wär' schon jetzt unwiederbringlich verloren, wenn man Tapferkeit so geschwind einblasen könnte, als man einen Haufen zusammenblasen kann.

Sickingen. Doch kann ich heimlich ein Zwanzig Reiter zu Euch stoßen lassen.

Götz. Gut. Ich hab' schon Georgen nach dem Selbitz geschickt und meine Knechte in der Nachbarschaft herum. Lieber Schwager, wenn meine Leute beisammen sind, es wird ein Häufchen sein, dergleichen wenig Fürsten beisammen gesehen haben.

Sickingen. Ihr werdet gegen die Menge wenig sein.

Götz. Ein Wolf ist einer ganzen Heerde Schafe zu viel.

Sickingen. Wenn sie aber einen guten Hirten haben?

Götz. Sorg Du! Es sind lauter Miethlinge. Und dann kann der beste Ritter nichts machen, wenn er nicht Herr von seinen Handlungen ist. So kamen sie mir auch einmal, wie ich dem Pfalzgrafen zugesagt hatte, gegen Konrad Schotten zu dienen; da legt' er mir einen Zettel aus der Kanzlei vor, wie ich retten und mich halten sollt'; da warf ich den Räthen das Papier wieder dar und sagt', ich wüßt' nicht darnach zu handeln; ich weiß nicht, was mir begegnen mag, das steht nicht im Zettel; ich muß die Augen selbst auftun und sehn, was ich zu schaffen hab'. *)

Sickingen. Glück zu, Bruder! Ich will gleich fort und Dir schicken, was ich in der Eil zusammentreiben kann.

Götz. Komm noch zu den Frauen! Ich ließ sie beisammen. Ich wollte, daß Du ihr Wort hättest, ehe Du gingst. Dann schick mir die Reiter und komm heimlich wieder, Marien abzubeten: denn mein Schloß, fürcht' ich, wird bald kein Aufenthalt für Weiber mehr sein.

Sickingen. Wollen das Beste hoffen. (Ab.)

---

*) Fast wörtlich aus der Lebensbeschreibung, S. 106. Konrad von Schotten war ein gewaltthätiger Raubritter, den Pfalzgraf wahrscheinlich eben jener Pfalzgraf bei Rhein, Ludwig, der unsern Götz bei Neckarhall gefangen nahm. (Briefe und Urkunden u. s. w. Nr. 11.)

Bamberg.

Adelheidens Zimmer.

Adelheid. Franz.

Adelheid. So sind die beiden Exekutionen schon aufgebrochen?

Franz. Ja, und mein Herr hat die Freude, gegen Eure Feinde zu gehen. Ich wollte gleich mit, so gern ich zu Euch gehe. Auch will ich jetzt wieder fort, um bald mit fröhlicher Botschaft wiederzukehren. Mein Herr hat mir's erlaubt.

Adelheid. Wie steht's mit ihm?

Franz. Er ist munter. Mir befahl er, Eure Hand zu küssen.

Adelheid. Da — Deine Lippen sind warm.

Franz (vor sich, auf die Brust deutend). Hier ist's noch wärmer! (Laut.) Gnädige Frau! Eure Diener sind die glücklichsten Menschen unter der Sonne.

Adelheid. Wer führt gegen Berlichingen?

Franz. Der von Sirau. Lebt wohl, beste gnädige Frau! Ich will wieder fort. Vergeßt mich nicht!

Adelheid. Du mußt was essen, trinken und rasten.

Franz. Wozu das? Ich hab' Euch ja gesehen. Ich bin nicht müd noch hungrig.

Adelheid. Ich kenne Deine Treu.

Franz. Ach, gnädige Frau!

Adelheid. Du hältst's nicht aus. Beruhige Dich und nimm was zu Dir!

Franz. Eure Sorgfalt für einen armen Jungen! (Ab.)

Adelheid. Die Thränen stehn ihm in den Augen. Ich lieb' ihn von Herzen. So wahr und warm hat noch Niemand an mir gehangen. (Ab.)

Jaxthausen.

Götz. Georg.

Georg. Er will selbst mit Euch sprechen. Ich kenn' ihn nicht; es ist ein stattlicher Mann mit schwarzen, feurigen Augen.

Götz. Bring ihn herein!

Lerse kommt.

Götz. Gott grüß Euch! Was bringt Ihr?

Lerse. Mich selbst. Das ist nicht viel; doch Alles, was es ist, biet' ich Euch an.

Götz. Ihr seid mir willkommen, doppelt willkommen, ein braver Mann und zu dieser Zeit, da ich nicht hoffte, neue

Freunde zu gewinnen, eher den Verlust der alten stündlich fürchtete. Gebt mir Euern Namen!

Lerse. Franz Lerse.

Götz. Ich danke Euch, Franz, daß Ihr mich mit einem braven Mann bekannt macht.

Lerse. Ich machte Euch schon einmal mit mir bekannt, aber damals dankte Ihr mir nicht dafür.

Götz. Ich erinnere mich Eurer nicht.

Lerse. Es wäre mir leid. Wißt Ihr noch, wie Ihr um des Pfalzgrafen willen Konrad Schotten feind wart und nach Haßfurt auf die Fastnacht reiten wolltet?

Götz. Wohl weiß ich es.

Lerse. Wißt Ihr, wie Ihr unterwegs bei einem Dorf fünfundzwanzig Reitern entgegenkamt?

Götz. Richtig. Ich hielt sie anfangs nur für zwölfe und theilt' meinen Haufen — waren Unser sechzehn — und hielt am Dorf hinter der Scheuer, in Willens, sie sollten bei mir vorbeiziehen. Dann wollt' ich ihnen nachrucken, wie ich's mit dem andern Haufen abgeredt hatte.

Lerse. Aber wir sahn Euch und zogen auf eine Höhe am Dorf. Ihr zogt herbei und bietet unten. Wie wir sahn, Ihr wolltet nicht heraufkommen, ritten wir herab.

Götz. Da sah ich erst, daß ich mit der Hand in die Kohlen geschlagen hatte. Fünfundzwanzig gegen Acht! Da galt's kein Feiern. Erhard Truchseß*) durchstach mir einen Knecht, dafür rannt' ich ihn vom Pferde. Hätten sie sich Alle gehalten wie er und ein Knecht, es wäre mein und meines kleinen Häufchens übel gewahrt gewesen.

Lerse. Der Knecht, wovon Ihr saget —

Götz. Es war der brauste, den ich gehauen habe. Er setzte mir heiß zu. Wenn ich dachte, ich hätt' ihn von mir gebracht, wollte mit Andern zu schaffen haben, war er wieder an mir und schlug feindlich zu. Er hieb mir auch durch den Panzerärmel hindurch, daß es ein Wenig geblutet hatte.

Lerse. Habt Ihr's ihm vergeben?

Götz. Er gefiel mir mehr als zu wohl.

Lerse. Nun, so hoff' ich, daß Ihr mit mir zufrieden sein werdet; ich hab' mein Probstück an Euch selbst abgelegt.

*) Erhard Truchseß war ein Vetter Konrads von Schotten. (S. 192.) Der Knecht, der sich hier unter dem Namen „Lerse" einführt, trieb nach der „Lebensbeschreibung" anfangs dem Bernhard von Hutten, ging dann aber zu Götz über. (S. 194.)

Götz. Bist Du's? O willkommen, willkommen! Kannst Du sagen, Maximilian, Du hast unter Deinen Dienern einen so geworben!

Lerse. Mich wundert, daß Ihr nicht eh auf mich gefallen seid.

Götz. Wie sollte mir einkommen, daß Der mir seine Dienste anbieten würde, der auf das Feindseligste mich zu überwältigen trachtete?

Lerse. Eben das, Herr! Von Jugend auf dien' ich als Reiterknecht und hab's mit manchem Ritter aufgenommen. Da mir auf Euch stießen, freut' ich mich. Ich kannte Euern Namen, und da lernt' ich Euch kennen. Ihr wißt, ich hielt nicht Stand; Ihr habt, es war nicht Furcht; denn ich kam wieder. Kurz, ich lernt' Euch kennen, und von Stund an beschloß ich, Euch zu dienen.

Götz. Wie lange wollt Ihr bei mir aushalten?

Lerse. Auf ein Jahr. Ohne Entgelt.

Götz. Nein, Ihr sollt gehalten werden wie ein Anderer und drüber, wie Der, der mir bei Remlin zu schaffen machte.

Georg kommt.

Georg. Hans von Selbitz läßt Euch grüßen. Morgen ist er hier mit funfzig Mann.

Götz. Wohl!

Georg. Es zieht am Kocher ein Trupp Reichsvölker herunter, ohne Zweifel, Euch zu beobachten.

Götz. Wie viel?

Georg. Ihrer funfzig.

Götz. Nicht mehr? Komm, Lerse, wir wollen sie zusammenschmeißen, wenn Selbitz kommt, daß er schon ein Stück Arbeit gethan findet.

Lerse. Das soll eine reichliche Vorlese werden.

Götz. Zu Pferde! (Ab).

Wald an einem Morast.*)

Zwei Reichsknechte begegnen einander.

Erster Knecht. Was machst Du hier?

Zweiter Knecht. Ich hab' Urlaub gebeten, meine Nothdurft zu verrichten. Seit dem blinden Lärmen gestern Abends

*) Auch bei dieser Scene hat der Dichter wahrscheinlich an eine Stelle der Lebensbeschreibung gedacht, wo Götz erzählt, wie er in dem französischen Feldzuge die Ruhr bekam. (S. 247.)

ist mir's in die Gedärme geschlagen, daß ich alle Augenblicke vom Pferd muß.

Erster Knecht. Hält der Trupp hier in der Nähe?

Zweiter Knecht. Wo! eine Stunde den Wald hinauf.

Erster Knecht. Wie verlaufst Du Dich denn hieher?

Zweiter Knecht. Ich bin' Dich, verrath mich nicht! Ich will aufs nächste Dorf und sehn, ob ich nit mit warmen Ueberschlägen meinem Uebel abhelfen kann. Wo kommst Du her?

Erster Knecht. Vom nächsten Dorf. Ich hab' unserm Offizier Wein und Brod geholt.

Zweiter Knecht. So? er thut sich was zu gut vor unserm Angesicht, und wir sollen fasten! Schön Exempel!

Erster Knecht. Komm mit zurück, Schurke!

Zweiter Knecht. Wär' ich ein Narr! Es sind noch Viele unterm Haufen, die gern fasteten, wenn sie so weit davon wären als ich.

Erster Knecht. Hörst Du? Pferde!

Zweiter Knecht. O weh!

Erster Knecht. Ich klettere auf den Baum.

Zweiter Knecht. Ich steck' mich ins Rohr.

Götz. Lerse. Georg. Knechte zu Pferde.

Götz. Hier am Teich weg und linker Hand in den Wald, so kommen wir ihnen in Rücken.

(Sie reiten vorbei.)

Erster Knecht (steigt vom Baum). Da ist nicht gut sein, Michel! Er antwortet nicht? Michel, sie sind fort! (Er geht nach dem Sumpf.) Michel! O weh! er ist versunken. Michel! Er hört mich nicht, er ist erstickt. Bist doch kreirt, Du Memme! — Wir sind geschlagen. Feinde, überall Feinde!

Götz. Georg zu Pferde.

Götz. Halt, Kerl, oder Du bist des Todes!

Knecht. Schont meines Lebens!

Götz. Dein Schwert! Georg, führ ihn zu den andern Gefangenen, die Lerse dort unten am Wald hat! Ich muß ihren flüchtigen Führer erreichen. (Ab.)

Knecht. Was ist aus unserm Ritter geworden, der uns führte?

Georg. Unterst zu oberst stürzt ihn mein Herr vom Pferd, daß der Federbusch im Koth naß. Seine Reiter haben ihn aufs Pferd und fort wie besessen! (Ab.)

Lager.

Hauptmann. Erſter Ritter.

Erſter Ritter. Sie ſieden von Weitem dem Lager zu.

Hauptmann. Er wird ihnen an den Ferſen ſein. Laßt ein Fünfzig ausrücken bis an die Mühle! Wenn er ſich zu weit verliert, erwiſcht Ihr ihn vielleicht. (Ritter ab.)

Zweiter Ritter geführt.

Hauptmann. Wie geht's, junger Herr? Habt Ihr ein paar Rippen abgerennt?

Ritter. Daß Dich die Peſt! Das ſtärkſte Geweih wäre geſplittert wie Glas. Du Teufel! Er rannt' auf mich los, es war mir, als wenn mich der Donner in die Erd hinein ſchlüg'.

Hauptmann. Dank Gott, daß Ihr noch davongekommen ſeid!

Ritter. Es iſt nichts zu danken, ein paar Rippen ſind entzwei. Wo iſt der Feldſcher? (Ab.)

Jaxthauſen.

Götz. Selbitz.

Götz. Was ſagſt Du zu der Achtserklärung, Selbitz?

Selbitz. Es iſt ein Streich von Weislingen.

Götz. Meinſt Du?

Selbitz. Ich meine nicht, ich weiß.

Götz. Woher?

Selbitz. Er war auf dem Reichstag, ſag' ich Dir, er war um den Kaiſer.

Götz. Wohl, ſo machen wir ihm wieder einen Anſchlag zunichte.

Selbitz. Hoff's.

Götz. Wir wollen fort, und ſoll die Haſenjagd angehn.

Lager.

Hauptmann. Ritter.

Hauptmann. Dabei kommt nichts heraus, Ihr Herrn. Er ſchlägt uns einen Haufen nach dem andern, und was nicht umkommt und gefangen wird, das läuft in Gottes Namen lieber nach der Türkei als ins Lager zurück. So werden wir alle Tag ſchwächer. Wir müſſen einmal für allemal ihm zu Leib gehen, und das mit Ernſt; ich will ſelbſt dabei ſein, und er ſoll ſehn, mit wem er zu thun hat.

Ritter. Wir ſind's All zufrieden; nur iſt er der Landsart

so kundig, weiß alle Gänge und Schliche im Gebirg, daß er so wenig zu fangen ist wie eine Maus auf dem Kornboden.

Hauptmann. Wollen ihn schon kriegen. Erst auf Jartshausen zu! Mag er wollen oder nicht, er muß herbei, sein Schloß zu vertheidigen.

Ritter. Soll unser ganzer Hauf marschiren?

Hauptmann. Freilich! Wißt Ihr, daß wir schon um Hundert geschmolzen sind?

Ritter. Drum geschwind, eh der ganze Eisklumpen aufthaut; es macht warm in der Nähe, und wir stehn da wie Butter an der Sonne. (Ab.)

Gebirg und Wald.

Götz. Selbitz. Trupp.

Götz. Sie kommen mit hellem Hauf. Es war hohe Zeit, daß Sickingen's Reiter zu uns stießen.

Selbitz. Wir wollen uns theilen. Ich will linker Hand um die Höhe ziehen.

Götz. Gut. Und Du, Frank, führe mir die Fünfzig rechts durch den Wald hinauf! Sie kommen über die Heide, ich will gegen ihnen halten. Georg, Du bleibst um mich! Und wenn Ihr seht, daß sie mich angreifen, so fallt ungesäumt in die Seiten! Wir wollen sie patschen. Sie denken nicht, daß wir ihnen die Spitze bieten können. (Ab.)

Heide,

auf der einen Seite eine Höhe, auf der andern Wald.

Hauptmann. Exekutionszug.

Hauptmann. Er hält auf der Heide! Das ist impertinent. Er soll's büßen! Was! Den Strom nicht zu fürchten, der auf ihn losbraust?

Ritter. Ich wollt' nicht, daß Ihr an der Spitze ritter; er hat das Ansehn, als ob er den Ersten, der ihn anstoßen möchte, umgekehrt in die Erde pflanzen wollte. Reitet hintendrein!

Hauptmann. Nicht gern.

Ritter. Ich bitt' Euch. Ihr seid noch der Knoten von diesem Bündel Haselruthen; löst ihn auf, so knickt er sie Euch einzeln wie Rietgras.

Hauptmann. Trompeter, blas, und Ihr blast ihn weg! (Ab.)

Selbitz hinter der Höhe hervor im Galopp.

Selbitz. Mir nach! Sie sollen zu ihren Händen rufen: Multiplicirt Euch! (Ab.)

Lerse aus dem Wald.

Lerse. Götzen zu Hilf! Er ist fast umringt. Braver Selbitz, Du hast schon Lust gemacht. Wir wollen die Heide mit ihren Distelköpfen besäen. (Vorbei. Getümmel.)

Eine Höhe mit einem Wartthurm.

Selbitz verwundet. Knechte.

Selbitz. Legt mich hieher und kehrt zu Götzen!

Erster Knecht. Laßt uns bleiben, Herr! Ihr braucht unser.

Selbitz. Steig Einer auf die Warte und seh, wie's geht!

Erster Knecht. Steig auf meine Schultern! da kannst Du die Lücke reichen und Dir bis zur Oeffnung hinaufhelfen.

Zweiter Knecht (steigt hinauf). Ach, Herr!

Erster Knecht. Was siehest Du?

Selbitz. Eure Reiter fliehen der Höhe zu.

Erster Knecht. Hölliſche Schurken! Ich wollt', ſie ſtünden, und ich hätt' eine Kugel vorm Kopf. Reit Einer hin und fluch und wetter ſie zurück! (Knecht ab.) Siehest Du Götzen?

Knecht. Die drei ſchwarzen Federn ſeh' ich mitten im Getümmel.

Selbitz. Schwimm, braver Schwimmer! Ich liege hier!

Knecht. Ein weißer Federbuſch, wer iſt das?

Selbitz. Der Hauptmann.

Knecht. Götz drängt ſich an ihn — Bauz! Er ſtürzt.

Selbitz. Der Hauptmann?

Knecht. Ja, Herr.

Selbitz. Wohl! Wohl!

Knecht. Weh! Weh! Götzen ſeh' ich nicht mehr.

Selbitz. So ſtirb, Selbitz!

Knecht. Ein fürchterlich Gedräng, wo er ſtund. Georg's blauer Buſch verſchwindt auch.

Selbitz. Komm herunter! Siehſt Du Lerſen nicht?

Knecht. Nichts. Es geht Alles drunter und drüber.

Selbitz. Nichts mehr! Komm! Wie halten ſich Sickingen's Reiter?

Knecht. Gut. — Da flieht Einer nach dem Wald. Noch Einer! Ein ganzer Trupp! Götz iſt hin.

Selbitz. Komm herab!

Knecht. Ich kann nicht. — Wohl! Wohl! Ich sehe Göten! Ich sehe Georgen!

Selbitz. Zu Pferd?

Knecht. Hoch zu Pferd! Sieg! Sieg! Sie fliehn.

Selbitz. Die Reichstruppen?

Knecht. Die Fahne mitten drin, Göß hintendrein. Sie zerstreuen sich. Göß erreicht den Fähndrich — Er hat die Fahn — Er hält. Eine Handvoll Menschen um ihn herum. Mein Kamerad erreicht ihn — Sie ziehn herauf.

Göß. Georg. Lerse. Ein Trupp.

Selbitz. Glück zu, Göß! Sieg! Sieg!

Göß (steigt vom Pferd). Theuer! Theuer! Du bist verwundt, Selbitz?

Selbitz. Du lebst und siegst! Ich habe wenig gethan. Und meine Hunde von Reitern! Wie bist Du davongekommen?

Göß. Diesmal galt's! Und hier Georgen dank' ich das Leben, und hier Lersen dank' ich's. Ich warf den Hauptmann vom Gaul. Sie hackten mein Pferd nieder und drangen auf mich ein. Georg hielt sich zu mir und sprang ab, ich wie der Blitz auf seinen Gaul, wie der Donner saß er auch wieder. Wie kamst Du um Pferd?

Georg. Einem, der nach Euch hieb, stieß ich meinen Dolch in die Gedärme, wie sich sein Harnisch in die Höhe zog. Er stürzt', und ich half Euch von einem Feind und mir zu einem Pferde.

Göß. Nun stalen wir, bis Franz sich zu uns herumschlug, und da mähten wir von innen heraus.

Lerse. Die Hunde, die ich führte, sollten von außen hinein mähen, bis sich unsere Sensen begegnet hätten; aber sie flohen wie Reichsknechte.

Göß. Es floh Freund und Feind. Nur Du, kleiner Haufe, hieltest mir den Rücken frei; ich hatte mit den Kerls vor mir genug zu thun. Der Fall ihres Hauptmanns half mir sie schrecken, und sie flohen. Ich habe ihre Fahne und wenig Gefangene.

Selbitz. Der Hauptmann ist Euch entwischt?

Göß. Sie hatten ihn inzwischen gerettet. Kommt, Kinder! Kommt, Selbitz! — Macht eine Bahre von Aesten! — Du kannst nicht aufs Pferd. Kommt in mein Schloß! Sie sind zerstreut. Aber Unser sind wenig, und ich weiß nicht, ob sie Truppen nachziehen haben. Ich will Euch bewirthen, meine Freunde. Ein Glas Wein schmeckt auf so einen Strauß.

Lager.

Hauptmann. Ich möcht' Euch Alle mit eigner Hand umbringen! Was, fortlaufen! Er hatte keine Handvoll Leute mehr! Fortzulaufen, vor einem Mann! Es wird's Niemand glauben, als wer über uns zu lachen Luſt hat. — Reit herum, Ihr, und Ihr, und Ihr! Wo Ihr von unſern zerſtreuten Knechten findt, bringt ſie zurück oder ſtecht ſie nieder! Wir müſſen dieſe Scharten auswetzen, und wenn die Klingen drüber zu Grunde gehen ſollten.

Jaxthauſen.

Götz. Lerſe. Georg.

Götz. Wir dürfen keinen Augenblick ſäumen! Arme Jungen, ich darf Euch keine Raſt gönnen. Jagt geſchwind herum und ſucht noch Reiter aufzutreiben! Beſtellt ſie Alle nach Weilern! Da ſind ſie am Sicherſten. Wenn wir zögern, ſo ziehen ſie mir vors Schloß. (Die Zwei ab.) Ich muß Einen auf Kundſchaft ausſagen. Es fängt an, beiß zu werden. Und wenn es nur noch brave Kerls wären! Aber ſo iſt's die Menge. (Ab.)

Sickingen. Maria.

Maria. Ich bitte Euch, lieber Sickingen, geht nicht von meinem Bruder! Seine Reiter, Selbitzens, Eure ſind zerſtreut; er iſt allein, Selbitz iſt verwundet auf ſein Schloß gebracht, und ich fürchte Alles.

Sickingen. Seid ruhig! Ich gehe nicht weg.

Götz kommt.

Götz. Kommt in die Kirch, der Pater wartet! Ihr ſollt mir in einer Viertelſtund ein Paar ſein.

Sickingen. Laßt mich hier!

Götz. In die Kirch ſollt Ihr jetzt.

Sickingen. Gern — und darnach?

Götz. Darnach ſollt Ihr Eurer Wege gehn.

Sickingen. Götz!

Götz. Wollt Ihr nicht in die Kirche?

Sickingen. Kommt, kommt!

Lager.

Hauptmann. Ritter.

Hauptmann. Wie viel ſind's in Allem?

Ritter. Hundertundfünfzig.

Hauptmann. Von vier Hunderten! Das iſt arg. Jetzt

gleich auf und grad gegen Jaxthausen zu, eh er sich wieder erholt und sich uns wieder in Weg stellt.

Jaxthausen.

Götz. Elisabeth. Maria. Sickingen.

Götz. Gott segne Euch, geb Euch glückliche Tage und behalte die, die er Euch abzieht, für Eure Kinder!

Elisabeth. Und Die laß er sein, wie Ihr seid: rechtschaffen! Und dann laßt sie werden, was sie wollen!

Sickingen. Ich dank' Euch. Und dank' Euch, Maria. Ich führte Euch an den Altar, und Ihr sollt mich zur Glückseligkeit führen.

Maria. Wir wollen zusammen eine Pilgrimschaft nach diesem fremden gelobten Lande antreten.

Götz. Glück auf die Reise!

Maria. So ist's nicht gemeint, wir verlassen Euch nicht.

Götz. Ihr sollt, Schwester!

Maria. Du bist sehr unbarmherzig, Bruder!

Götz. Und Ihr zärtlicher als vorsehend.

Georg kommt.

Georg (heimlich). Ich kann Niemand auftreiben. Ein Einziger war geneigt; darnach verinderte er sich und wollte nicht.

Götz. Gut, Georg! Das Glück fängt mir an wetterwendisch zu werden. Ich ahn's aber. (Zu Sickingen, ich bitt' Euch, geht noch diesen Abend! Beredet Marie! Sie ist Eure Frau. Laßt sie's fühlen! Wenn Weiber auch in unsere Unternehmungen treten, ist unser Feind im freien Feld sichrer als sonst in der Burg.

Knecht kommt.

Knecht (leise). Herr, das Reichsfähnlein ist auf dem Marsch, grad hieher, sehr schnell.

Götz. Ich hab' sie mit Ruthenstreichen geweckt! Wie viel sind ihrer?

Knecht. Ungefähr Zweihundert. Sie können nicht zwei Stunden mehr von hier sein.

Götz. Noch überm Fluß?

Knecht. Ja, Herr.

Götz. Wenn ich nur funfzig Mann hätte, sie sollten mir nicht herüber. Hast Du Lersen nicht gesehen?

Knecht. Nein, Herr.

Götz. Biet Allen, sie sollen sich bereit halten! — Es muß geschieden sein, meine Lieben! Weine, meine gute Marie! Es werden Augenblicke kommen, wo Du Dich freuen wirst. Es ist besser,

Du weinst an Deinem Hochzeitstag, als daß übergroße Freude der Vorbote künftigen Elends wäre. Lebt wohl, Marie! Lebt wohl, Bruder!

Maria. Ich kann nicht von Euch, Schwester. Lieber Bruder, laß uns! Achtest Du meinen Mann so wenig, daß Du in dieser Extremität seine Hilfe verschmähst?

Götz. Ja, es ist weit mit mir gekommen. Vielleicht bin ich meinem Sturz nahe. Ihr beginnt heut zu leben, und Ihr sollt Euch von meinem Schicksal trennen. Ich hab' Eure Pferde zu satteln befohlen. Ihr müßt gleich fort.

Maria. Bruder! Bruder!

Elisabeth (zu Sickingen). Geht ihm nach! Geht!

Sickingen. Liebe Marie, laßt uns gehen!

Maria. Du auch? Mein Herz wird brechen.

Götz. So bleib denn! In wenigen Stunden wird meine Burg umringt sein.

Maria. Weh! Weh!

Götz. Wir werden uns verteidigen, so gut wir können.

Maria. Mutter Gottes, hab Erbarmen mit uns!

Götz. Und am Ende werden wir sterben oder uns ergeben. — Du wirst Deinen edeln Mann mit mir in ein Schicksal geweint haben.

Maria. Du marterst mich.

Götz. Bleib! Bleib! Wir werden zusammen gefangen werden. Sickingen, Du wirst mit mir in die Grube fallen! Ich hoffte, Du solltest mir heraushelfen.

Maria. Wir wollen fort. Schwester! Schwester!

Götz. Bringt sie in Sicherheit, und dann erinnert Euch meiner!

Sickingen. Ich will ihr Bette nicht besteigen, bis ich Euch außer Gefahr weiß.

Götz. Schwester — liebe Schwester! (Küßt sie.)

Sickingen. Fort, fort!

Götz. Noch einen Augenblick — Ich seh' Euch wieder. Tröstet Euch! Wir sehn uns wieder.

(Sickingen, Maria ab.)

Götz. Ich trieb sie, und da sie geht, möcht' ich sie halten. Elisabeth, Du bleibst bei mir!

Elisabeth. Bis in den Tod! (Ab.)

Götz. Wen Gott lieb hat, dem geb er so eine Frau!

Georg kommt.

Georg. Sie sind in der Nähe, ich habe sie vom

Thurn gesehen. Die Sonne ging auf, und ich sah ihre Piken blinken. Wie ich sie sah, wollt' mir's nicht bänger werden als einer Katze vor einer Armee Mäuse. Zwar wir spielen die Ratten.

Götz. Seht nach den Thorriegeln! Verrammelt's inwendig mit Balken und Steinen! (Georg ab.) Wir wollen ihre Geduld fürn Narren halten, und ihre Tapferkeit sollen sie mir an ihren eigenen Nägeln verkäuen. (Trompeter von außen.) Aha! ein rothröckiger Schurke, der uns die Frage vorlegen wird, ob wir Hundsfötter sein wollen. (Er geht ans Fenster.) Was soll's? (Man hört in der Ferne reden).

Götz (in seinen Bart). Einen Strick um Deinen Hals!

(Trompeter redet fort.)

Götz. Beleidiger der Majestät! — Die Aufforderung hat ein Pfaff gemacht.

(Trompeter endet.)

Götz (antwortet). Mich ergeben? Auf Gnad und Ungnad? Mit wem redet Ihr! Bin ich ein Räuber? Sag Deinem Hauptmann: Vor Ihro Kaiserliche Majestät hab' ich, wie immer, schuldigen Respekt. Er aber, sag's ihm, er kann mich — — — (Schmeißt das Fenster zu.)

Belagerung.

Küche.

Elisabeth. Götz zu ihr.

Götz. Du hast viel Arbeit, arme Frau.

Elisabeth. Ach wollt', ich hätte sie lang'. Wir werden zwerlich lang' aushalten können.

Götz. Wir hatten nicht Zeit, uns zu versehen.

Elisabeth. Und die vielen Leute, die Ihr seither gespeist habt. Mit dem Wein sind wir auch schon auf der Neige.

Götz. Wenn wir nur auf einen gewissen Punkt halten, daß sie Kapitulation vorschlagen! Wir thun ihnen brav Abbruch. Sie schießen den ganzen Tag und verwunden unsere Mauern und knicken unsere Scheiben. Lerse ist ein braver Kerl; er schleicht mit seiner Büchse herum; wo sich Einer zu nahe wagt, klaff! liegt er.

Knecht kommt.

Knecht. Kohlen, gnädige Frau!

Götz. Was giebt's?

Knecht. Die Kugeln sind alle; wir wollen neue gießen.

Götz. Wie steht's Pulver?

Knecht. So ziemlich. Wir sparen unsere Schüsse wohl aus.

Saal.

Lerse mit einer Armbrust. Knecht mit Kohlen.

Lerse. Stellt sie daher und seht, wo Ihr im Hause Blei kriegt! Inzwischen will ich hier umreißen. (Hebt ein Fenster auf und schlägt die Scheiben ein.) Alle Vortheile gelten. — So geht's in der Welt, weiß kein Mensch, was aus den Dingen werden kann. Der Glaser, der die Scheiben faßte, dachte gewiß nicht, daß das Blei einem seiner Urenkel garstiges Kopfweh machen könnte; und da mich mein Vater zeugte, dachte er nicht, welcher Vogel unter dem Himmel, welcher Wurm auf der Erde mich fressen möchte.

Georg (kommt mit einer Dachrinne).*) Da hast Du Blei. Wenn Du nur mit der Hälfte triffst, so entgeht Keiner, der Ihro Majestät ansagen kann: Herr, wir haben schlecht bestanden.

Lerse (haut davon). Ein brav Stück!

Georg. Der Regen mag sich einen andern Weg suchen! Ich bin nicht bang davor; ein braver Reiter und ein rechter Regen kommen überall durch.

Lerse (er gießt). Halt den Löffel! (Geht ans Fenster.) Da zieht so ein Reichsknappe mit der Büchse herum; sie denken, wir haben uns verschossen. Er soll die Kugel versuchen, warm, wie sie aus der Pfanne kommt! (Bläst.)

Georg (lehnt den Löffel an). Laß mich sehn!

Lerse (schießt). Da liegt der Spatz.

Georg. Der schoß vorhin nach mir, (sie gießen) wie ich zum Dachfenster hinausstieg und die Rinne holen wollte. Er traf eine Taube, die nicht weit von mir saß; sie stürzt' in die Rinne; ich dankt' ihm für den Braten und stieg mit der doppelten Beute wieder herein.

Lerse. Nun wollen wir wohl laden und im ganzen Schloß herumgehen, unser Mittagessen verdienen.

Götz kommt.

Götz. Bleib, Lerse! Ich habe mit Dir zu reden! Dich, Georg, will ich nicht von der Jagd abhalten. (Georg ab.)

Götz. Sie entbieten mir einen Vertrag.

Lerse. Ich will zu ihnen hinaus und hören, was es soll.

Götz. Es wird sein, ich soll mich auf Bedingungen in ritterlich Gefängniß stellen.

Lerse. Das ist nichts. Wie wär's, wenn sie uns freien Abzug eingestünden, da Ihr doch von Sickingen keinen Entsatz erwartet?

*) So schaffte sich Götz auch in Möckmühl Kugeln. Ueberhaupt gleicht diese Belagerung, die darauf folgende Kapitulation und der Vertragsbruch jener Belagerung bei Möckmühl, wie sie Götz S. 116 ff. erzählt.

Wir vergruben Geld und Silber, wo sie's mit keiner Wünschelruthe finden sollten, überließen ihnen das Schloß und kämen mit Manier davon.

Götz. Sie lassen uns nicht.

Lerse. Es kommt auf eine Prob' an. Wir wollen um sicher Geleit rufen, und ich will hinaus. (Ab).

Saal.

Götz. Elisabeth. Georg. Knechte, bei Tische.

Götz. So bringt uns die Gefahr zusammen. Laßt's Euch schmecken, meine Freunde! Vergeßt das Trinken nicht! Die Flasche ist leer. Noch eine, liebe Frau! (Elisabeth zuckt die Achsel.) Ist keine mehr da?

Elisabeth (leise). Noch eine; ich hab' sie für Dich bei Seite gesetzt.

Götz. Nicht doch, Liebe! Gieb sie heraus! Sie brauchen Stärkung, nicht ich; es ist ja meine Sache.

Elisabeth. Holt sie draußen im Schrank!

Götz. Es ist die letzte. Und mir ist's, als ob wir nicht zu sparen Ursach hätten. Ich bin lange nicht so vergnügt gewesen. (Schenkt ein.) Es lebe der Kaiser!

Alle. Er lebe!

Götz. Das soll unser vorletztes Wort sein, wenn wir sterben! Ich lieb' ihn; denn wir haben einerlei Schicksal. Und ich bin noch glücklicher als er. Er muß den Reichsständen die Mäuse fangen, inzwischen die Ratten seine Besitzthümer annagen. Ich weiß, er wünscht sich manchmal lieber todt, als länger die Seele eines so krüpligen Körpers zu sein. (Schenkt ein.) Es geht just noch einmal herum. Und wenn unser Blut anfängt, auf die Neige zu gehen, wie der Wein in dieser Flasche erst schwach, dann tropfenweise rinnt, (träufelt das letzte in sein Glas) was soll unser letztes Wort sein?

Georg. Es lebe die Freiheit!

Götz. Es lebe die Freiheit!

Alle. Es lebe die Freiheit!

Götz. Und wenn die uns überlebt, können wir ruhig sterben. Denn wir sehen im Geist unsere Enkel glücklich und die Kaiser unsrer Enkel glücklich. Wenn die Diener der Fürsten so edel und frei dienen, wie Ihr mir, wenn die Fürsten dem Kaiser dienten, wie ich ihm dienen möchte —

Georg. Da müßt's viel anders werden!

Götz. So viel nicht, als es scheinen möchte. Hab' ich nicht unter den Fürsten treffliche Menschen gekannt, und sollte das Geschlecht ausgestorben sein? Gute Menschen, die in sich und ihren Unterthanen glücklich waren, die einen edeln, freien Nachbar neben sich leiden konnten und ihn weder fürchteten noch beneideten, denen das Herz aufging, wenn sie viel ihres Gleichen bei sich zu Tisch sahen und nicht erst die Ritter zu Hofschranzen umzuschaffen brauchten, um mit ihnen zu leben.

Georg. Habt Ihr solche Herrn gekannt?

Götz. Wohl! Ich erinnere mich zeitlebens, wie der Landgraf von Hanau eine Jagd gab, und die Fürsten und Herrn, die zugegen waren, unter freiem Himmel speisten, und das Landvolk all herbeilief, sie zu sehen. Das war keine Maskerade, die er sich selbst zu Ehren angestellt hatte. Aber die vollen, runden Köpfe der Burschen und Mädel, die rothen Backen alle, und die wohlhäbigen Männer und stattlichen Greise, und Alles fröhliche Gesichter, und wie sie Theil nahmen an der Herrlichkeit ihres Herrn, der auf Gottes Boden unter ihnen sich ergetzte!

Georg. Das war ein Herr, vollkommen wie Ihr.

Götz. Sollten wir nicht hoffen, daß mehr solcher Fürsten auf einmal herrschen können, daß Verehrung des Kaisers, Fried und Freundschaft der Nachbarn und Lieb der Unterthanen der kostbarste Familienschatz sein wird, der auf Enkel und Urenkel erbt? Jeder würde das Seinige erhalten und in sich selbst vermehren, statt daß sie jetzo nicht zuzunehmen glauben, wenn sie nicht Andere verderben.

Georg. Würden wir hernach auch reiten?

Götz. Wollte Gott, es gäbe keine unruhigen Köpfe in ganz Deutschland! Wir würden noch immer zu thun genug finden. Wir wollten die Gebirge von Wölfen säubern, wollten unserm ruhig ackernden Nachbar einen Braten aus dem Wald holen und dafür die Suppe mit ihm essen. Wär' uns das nicht genug, wir wollten uns mit unsern Brüdern wie Cherubim mit flammenden Schwertern vor die Grenzen des Reichs gegen die Wölfe, die Türken, gegen die Füchse, die Franzosen, lagern und zugleich unsers theuern Kaisers sehr ausgesetzte Länder und die Ruhe des Reichs beschützen. Das wäre ein Leben, Georg, wenn man seine Haut für die allgemeine Glückseligkeit dransetzte! (Georg springt auf.) Wo willst Du hin?

Georg. Ach, ich vergaß, daß wir eingesperrt sind — und der Kaiser hat uns eingesperrt — und unsere Haut zuzubringen, setzen wir unsere Haut dran.

Söy. Sei gutes Muths!

Lerse kommt.

Lerse. Freiheit! Freiheit! Das sind schlechte Menschen, unschlüssige, bedächtige Esel. Ihr sollt abziehen mit Gewehr, Pferden und Rüstung. Proviant sollt Ihr dahinten lassen.

Söy. Sie werden sich kein Zahnweh dran kauen.

Lerse (heimlich). Habt Ihr das Silber versteckt?

Söy. Nein! Frau, geh mit Franzen! Er hat Dir was zu sagen. (Alle ab).

Schloßhof.

Georg im Stall, singt.

Es fing ein Knab ein Vögelein;
Hm! Hm!
Da lacht' er in den Käfig 'nein.
Hm! Hm!
So! So!
Hm! Hm!

Der freut' sich traun so läppisch,
Hm! Hm!
Und griff hinein so täppisch.
Hm! Hm!
So! So!
Hm! Hm!

Da flog das Meislein auf ein Haus,
Hm! Hm!
Und lacht' den dummen Buben aus.
Hm! Hm!
So! So!
Hm! Hm!

Söy. Wie steht's?

Georg (führt sein Pferd heraus). Sie sind gesattelt.

Söy. Du bist fix.

Georg. Wie der Vogel aus dem Käfig.

Alle die Belagerten.

Götz. Ihr habt Eure Büchsen? Nicht doch! Gebt hinauf und nehmt die besten aus dem Rüstschrank! Es geht in Einem hin. Wir wollen vorausreiten.

Georg. Hm! Hm!
So! So!
Him! Him! (Ab).

Saal.

Zwei Knechte am Rüstschrank.

Erster Knecht. Ich nehm' die.

Zweiter Knecht. Ich die. Da ist noch eine schönere.

Erster Knecht. Nicht doch! Mach, daß Du fortkommst!

Zweiter Knecht. Horch!

Erster Knecht (springt ans Fenster). Hilf, heiliger Gott! Sie ermorden unsern Herrn. Er liegt vom Pferd! Georg stürzt!

Zweiter Knecht. Wo retten wir uns! An der Mauer den Nußbaum hinunter ins Feld! (Ab).

Erster Knecht. Franz hält sich noch; ich will zu ihm. Wenn sie sterben, mag ich nicht leben. (Ab.)

Vierter Akt.

Wirthshaus zu Heilbronn.

Götz.

Götz. Ich komme mir vor wie der böse Geist, den der Kapuziner in einen Sack beschwur. Ich arbeite mich ab und fruchte mir nichts. Die Meineidigen!

Elisabeth kommt.

Götz. Was für Nachrichten, Elisabeth, von meinen lieben Getreuen?

Elisabeth. Nichts Gewisses. Einige sind erstochen, Einige liegen im Thurn. Es konnte oder wollte Niemand mir sie näher bezeichnen.

Götz. Ist das Belohnung der Treue, des kindlichen Gehorsams? — Auf daß Dir's wohl gehe und Du lange lebest auf Erden!

Elisabeth. Lieber Mann, schilt unsern himmlischen Vater nicht! Sie haben ihren Lohn, er ward mit ihnen geboren, ein

freies, edles Herz. Laß sie gefangen sein, sie sind frei! Gieb auf die deputirten Räthe Acht! Die großen goldnen Ketten stehen ihnen zu Gesicht —

Götz. Wie dem Schwein das Halsband. — Ich möchte Georgen und Franzen geschlossen sehn!

Elisabeth. Es wäre ein Anblick, um Engel weinen zu machen.

Götz. Ich wollt' nicht weinen. Ich wollte die Zähne zusammenbeißen und an meinem Grimm kauen. In Ketten meine Augäpfel! Ihr lieben Jungen, hättet Ihr mich nicht geliebt! — Ich würde mich nicht satt an ihnen sehen können. — Im Namen des Kaisers ihr Wort nicht zu halten!

Elisabeth. Entschlagt Euch dieser Gedanken! Bedenkt, daß Ihr vor den Räthen erscheinen sollt! Ihr seid nicht gestellt, ihnen wohl zu begegnen, und ich fürchte Alles.

Götz. Was wollen sie mir anhaben?

Elisabeth. Der Gerichtsbote!

Götz. Esel der Gerechtigkeit! Schleppt ihre Säcke zur Mühle und ihren Kehrig aufs Feld. Was giebt's?

Gerichtsdiener kommt.

Gerichtsdiener. Die Herrn Kommissarii sind auf dem Rathhause versammelt und schicken nach Euch.

Götz. Ich komme.

Gerichtsdiener. Ich werde Euch begleiten.

Götz. Viel Ehre!

Elisabeth. Mäßigt Euch!

Götz. Sei außer Sorgen! (Ab).

Rathhaus.

Kaiserliche Räthe. Hauptmann. Rathsherrn von Heilbronn.

Rathsherr. Wir haben auf Euern Befehl die stärksten und tapfersten Bürger versammelt; sie warten hier in der Nähe auf Euern Wink, um sich Berlichingen's zu bemeistern.

Erster Rath. Wir werden Ihro Kaiserlichen Majestät Eure Bereitwilligkeit, Ihrem höchsten Befehl zu gehorchen, mit vielem Vergnügen zu rühmen wissen. — Es sind Handwerker?

Rathsherr. Schmiede, Weinschröter, Zimmerleute, Männer mit geübten Fäusten und hier wohl beschlagen (auf die Brust deutend).

Rath. Wohl.

Gerichtsdiener kommt.

Gerichtsdiener. Götz von Berlichingen wartet vor der Thür.

Kath. Laßt ihn herein!

Götz kommt.

Götz. Gott grüß Euch, Ihr Herrn! Was wollt Ihr mit mir?

Kath. Zuerst, daß Ihr bedenkt, wo Ihr seid und vor wem!

Götz. Bei meinem Eid, ich verkenn' Euch nicht, meine Herrn.

Kath. Ihr thut Eure Schuldigkeit.

Götz. Von ganzem Herzen.

Kath. Setzt Euch!

Götz. Da unten hin? Ich kann stehn. Das Stüblchen riecht so nach armen Sündern, wie überhaupt die ganze Stube.

Kath. So steht!

Götz. Zur Sache, wenn's gefällig ist!

Kath. Wir werden in der Ordnung verfahren.

Götz. Bin's wohl zufrieden; wollt', es wär' von jeher geschehen.

Kath. Ihr wißt, wie Ihr auf Gnad und Ungnad in unsere Hände kamt.

Götz. Was geht Ihr mir, wenn ich's vergesse?

Kath. Wenn ich Euch Bescheidenheit geben könnte, würd' ich Eure Sache gut machen.

Götz. Gut machen! Wenn Ihr das könntet! Dazu gehört freilich mehr als zum Verderben.

Schreiber. Soll ich das Alles protokolliren?

Kath. Was zur Handlung gehört.

Götz. Meinetwegen dürft Ihr's drucken lassen.

Kath. Ihr wart in der Gewalt des Kaisers, dessen väterliche Gnade an den Platz der majestätischen Gerechtigkeit trat, Euch anstatt eines Kerkers Heilbronn, eine seiner geliebten Städte, zum Aufenthalt anwies. Ihr verspracht mit einem Eid, Euch, wie es einem Ritter geziemt, zu stellen und das Weitere demüthig zu erwarten.

Götz. Wohl, und ich bin hier und warte.

Kath. Und wir sind hier, Euch Ihro Kaiserlichen Majestät Gnade und Huld zu verkündigen. Sie verzeiht Euch Eure Uebertretungen, spricht Euch von der Acht und aller wohlverdienten Strafe los, welches Ihr mit unterthänigem Dank erkennen und dagegen die Urfehde abschwören werdet, welche Euch hiermit vorgelesen werden soll.

Götz. Ich bin Ihro Majestät treuer Knecht wie immer. Noch ein Wort, eh Ihr weitergeht: Meine Leute, wo sind die? Was soll mit ihnen werden?

Kath. Das geht Euch nichts an.

Götz. So wende der Kaiser sein Angesicht von Euch, wenn

machen, wenn Du in Deinem Leben eine so edle That gethan hättest, wie die ist, um welcher willen ich gefangen sitze.

Rath (winkt dem Rathsherrn, der zieht die Schelle).

Söp. Nicht um des leidigen Gewinnts willen, nicht um Land und Leute unbewehrten Kleinen wegzukapern, bin ich ausgezogen. Meinen Jungen zu befreien und mich meiner Haut zu wehren! Seht Ihr was Unrechts dran? Kaiser und Reich hätten unsere Noth nicht in ihrem Kopfkissen gefühlt. Ich habe, Gott sei Dank! noch eine Hand und habe wohl gethan, sie zu brauchen.

Bürger treten herein, Stangen in der Hand, Wehren an der Seite.

Söp. Was soll das?

Rath. Ihr wollt nicht hören. Fangt ihn!

Söp. Ist das die Meinung? Wer kein ungrischer Ochs ist, komm' mir nicht zu nah! Er soll von dieser meiner rechten eisernen Hand eine solche Ohrfeige kriegen, die ihm Kopfweh, Zahnweh und alles Weh der Erden aus dem Grund kurieren soll. (Sie machen sich an ihn, er schlägt den Einen zu Boden und reißt einem Andern die Wehr von der Seite; sie weichen.) Kommt! Kommt! Es wäre mir angenehm, den Tapfersten unter Euch kennen zu lernen.

Rath. Gebt Euch!

Söp (mit dem Schwert in der Hand). Wißt Ihr, daß es jetzt nur an mir läge, mich durch alle diese Hasenjäger durchzuschlagen und das weite Feld zu gewinnen? Aber ich will Euch lehren, wie man Wort hält. Versprecht mir ritterlich Gefängniß, und ich gebe mein Schwert weg und bin wie vorher Euer Gefangener.

Rath. Mit dem Schwert in der Hand wollt Ihr mit dem Kaiser rechten?

Söp. Behüte Gott! Nur mit Euch und Eurer edeln Kompagnie. — Ihr könnt nach Hause gehn, gute Leute. Für die Versäumniß kriegt Ihr nichts, und zu holen ist hier nichts als Beulen.

Rath. Greift ihn! Giebt Euch Eure Liebe zu Euerm Kaiser nicht mehr Muth?

Söp. Nicht mehr, als ihnen der Kaiser Pflaster giebt, die Wunden zu heilen, die sich ihr Muth holen könnte.

Gerichtsdiener kommt.

Gerichtsdiener. Eben ruft der Thürner: Es zieht ein Trupp von mehr als Zweihunderten nach der Stadt zu. Unversehens sind sie hinter der Weinhöhe hervorgedrungen und drohen unsern Mauern.

Rathsherr. Weh uns! Was ist das?

Wache kommt.

Wache. Franz von Sickingen hält vor dem Schlag und läßt Euch sagen, er habe gehört, wie unwürdig man an seinem Schwager bundbrüchig geworden sei, wie die Herrn von Heilbronn allen Vorschub thäten. Er verlange Rechenschaft, sonst wolle er binnen einer Stunde die Stadt an vier Ecken anzünden und sie der Plünderung preisgeben.

Götz. Braver Schwager!

Rath. Tretet ab, Götz! — Was ist zu thun?

Rathsherr. Habt Mitleiden mit uns und unserer Bürgerschaft! Sickingen ist unbändig in seinem Zorn; er ist Mann, es zu halten.

Rath. Sollen wir uns und dem Kaiser die Gerechtsame vergeben?

Hauptmann. Wenn wir nur Leute hätten, sie zu behaupten! So aber könnten wir umkommen, und die Sache wäre nur desto schlimmer. Wir gewinnen im Nachgeben.

Rathsherr. Wir wollen Götzen ansprechen, für uns ein gut Wort einzulegen. Mir ist's, als wenn ich die Stadt schon in Flammen sähe.

Rath. Laßt Götzen herein!

Götz. Was soll's?

Rath. Du würdest wohl thun, Deinen Schwager von seinem rebellischen Vorhaben abzumahnen. Anstatt Dich vom Verderben zu retten, stürzt er Dich tiefer hinein, indem er sich zu Deinem Falle gesellt.

Götz (sieht Elisabeth an der Thür, heimlich zu ihr). Geh hin! Sag ihm, er soll unverzüglich hereinbrechen, soll hieher kommen, nur der Stadt kein Leids thun! Wenn sich die Schurken hier widersetzen, soll er Gewalt brauchen. Es liegt mir nichts dran umzukommen, wenn sie nur Alle mit erstochen werden.

Ein großer Saal auf dem Rathhaus.

Sickingen. Götz.

Das ganze Rathhaus ist mit Sickingen's Reitern besetzt.

Götz. Das war Hilfe vom Himmel! Wie kommst Du so erwünscht und unvermuthet, Schwager?

Sickingen. Ohne Zauberei. Ich hatte zwei, drei Boten ausgeschickt, zu hören, wie Dir's ginge. Auf die Nachricht von ihrem Meineid macht' ich mich auf den Weg. Nun haben wir sie.

Götz. Ich verlange nichts als ritterliche Haft.

Sickingen. Du bist zu ehrlich. Dich nicht einmal des Vortheils zu bedienen, den der Rechtschaffene über den Mein-

eidigen hat! Sie sitzen im Unrecht; wir wollen ihnen keine Kissen unterlegen. Sie haben die Befehle des Kaisers schändlich mißbraucht. Und wie ich Ihro Majestät kenne, darfst Du sicher auf mehr dringen. Es ist zu wenig.

Söz. Ich bin von jeher mit Wenigem zufrieden gewesen.

Sickingen. Und bist von jeher zu kurz gekommen. Meine Meinung ist, sie sollen Deine Knechte aus dem Gefängniß und Dich zusammt ihnen auf Deinen Eid nach Deiner Burg ziehen lassen. Du magst versprechen, nicht aus Deiner Terminei zu gehen, und wirst immer besser sein als hier.

Söz. Sie werden sagen, meine Güter seien dem Kaiser heimgefallen.

Sickingen. So sagen wir, Du wolltest zur Miethe drin wohnen, bis sie Dir der Kaiser wieder zu Lehn gäbe. Laß sie sich wenden wie Aale in der Reuse, sie sollen uns nicht entschlüpfen. Sie werden von Kaiserlicher Majestät reden, von ihrem Auftrag. Das kann uns Einerlei sein. Ich kenne den Kaiser auch und gelte was bei ihm. Er hat immer gewünscht, Dich unter seinem Heer zu haben.*) Du wirst nicht lange auf Deinem Schlosse sitzen, so wirst Du aufgerufen werden.

Söz. Wollte Gott bald, eh ich's Fechten verlerne!

Sickingen. Der Mutd verlernt sich nicht, wie er sich nicht lernt. Sorge für nichts! Wenn Deine Sachen in der Ordnung sind, geh' ich nach Hof; denn meine Unternehmung fängt an reif zu werden. Günstige Aspekten deuten mir: „Brich auf!" Es ist mir nichts übrig, als die Gesinnung des Kaisers zu sondiren. Trier und Pfalz vermuthen eher des Himmels Einfall, als daß ich ihnen übern Kopf kommen werde. Und ich will kommen wie ein Hagelwetter! Und wenn wir unser Schicksal machen können, so sollst Du bald der Schwager eines Kurfürsten sein. Ich hoffte auf Deine Faust bei dieser Unternehmung.

Söz (betrachtet seine Hand). O, das deutete der Traum, den ich hatte, als ich Tags drauf Marien an Weislingen versprach. Er sagte mir Treu zu und hielt meine rechte Hand so fest, daß sie aus den Armschienen ging wie abgebrochen. Ach! Ich bin in diesem Augenblick wehrloser, als ich war, da sie mir abgeschossen wurde. Weislingen! Weislingen!

Sickingen. Vergiß einen Verräther! Wir wollen seine Anschläge vernichten, sein Ansehn untergraben, und Gewissen und

*) Götz erbot sich während seiner Heilbronner Gefangenschaft, in die Dienste des römischen Königs Karl zu treten. (Heilbronner Urkunden, Nr. 18.)

Schande sollen ihn zu Tode fressen. Ich seh', ich seh' im Geist meine Feinde, Deine Feinde niedergestürzt. Götz, nur noch ein halb Jahr!

Götz. Deine Seele fliegt hoch. Ich weiß nicht, seit einiger Zeit wollen sich in der meinigen keine fröhlichen Aussichten eröffnen. — Ich war schon mehr im Unglück, schon einmal gefangen, und so wie mir's jetzt ist, war mir's niemals.

Sickingen. Glück macht Muth. Kommt zu den Perrücken! Sie haben lang' genug den Vortrag gehabt; laß uns einmal die Müh übernehmen! (ab.)

Adelheidens Schloß.*)

Adelheid. Weislingen.

Adelheid. Das ist verhaßt!

Weislingen. Ich hab' die Zähne zusammengebissen. Ein so schöner Anschlag, so glücklich vollführt, und am Ende ihn auf sein Schloß zu lassen! Der verdammte Sickingen!

Adelheid. Sie hätten's nicht thun sollen.

Weislingen. Sie saßen fest. Was konnten sie machen? Sickingen drohte mit Feuer und Schwert, der hochmüthige, jähzornige Mann! Ich haß ihn. Sein Ansehn nimmt zu wie ein Strom, der nur einmal ein paar Bäche gefressen hat; die übrigen folgen von selbst.

Adelheid. Hatten sie keinen Kaiser?

Weislingen. Liebe Frau! Er ist nur der Schatten davon, er wird alt und mißmuthig. Wie er hörte, was geschehen war, und ich nebst den übrigen Regimentsräthen eiferte, sagte er: Laßt ihnen Ruh! Ich kann dem alten Götz wol das Plätzchen gönnen, und wenn er da still ist, was habt Ihr über ihn zu klagen? Wir redeten vom Wohl des Staats. O! sagt' er, hätt' ich von jeher Räthe gehabt, die meinen unruhigen Geist mehr auf das Glück einzelner Menschen gewiesen hätten!

Adelheid. Er verliert den Geist eines Regenten.

Weislingen. Wir zogen auf Sickingen los. — Er ist mein treuer Diener, sagt' er; hat er's nicht auf meinen Befehl gethan, so that er doch besser meinen Willen als meine Bevollmächtigten, und ich kann's gut heißen, vor oder nach.

*) Soll wol „Adelheidens Zimmer" heißen, da sie sich augenblicklich in Augsburg bei Hofe befindet, und Adelheidens Güter in der Gewalt des Herzogs von Würtemberg sind. Sie selbst weigert sich (siehe folgende Seite), den Hofe weg auf ihr Schloß zu ziehn.

Adelheid. Man möchte ſich zerreißen.

Weislingen. Ich habe deswegen noch nicht alle Hoffnung aufgegeben. Er iſt auf ſein ritterlich Wort auf ſein Schloß gelaſſen, ſich da ſtill zu halten. Das iſt ihm unmöglich. Wir wollen bald eine Urſach wider ihn haben.

Adelheid. Und deſto eher, da wir hoffen können, der Kaiſer werde bald aus der Welt gehn, und Karl, ſein trefflicher Nachfolger, majeſtätiſchere Geſinnungen verſpricht.

Weislingen. Karl? Er iſt noch weder gewählt noch gekrönt.

Adelheid. Wer wünſcht und hofft es nicht?

Weislingen. Du haſt einen großen Begriff von ſeinen Eigenſchaften; faſt ſollte man denken, Du ſähest ſie mit andern Augen.

Adelheid. Du beleidigſt mich, Weislingen. Kennſt Du mich für das?

Weislingen. Ich ſagte nichts, Dich zu beleidigen. Aber ſchweigen kann ich nicht dazu. Karl's ungewöhnliche Aufmerkſamkeit für Dich beunruhigt mich.

Adelheid. Und mein Betragen?

Weislingen. Du biſt ein Weib. Ihr haßt Keinen, der Euch hofirt.

Adelheid. Aber Ihr?

Weislingen. Er frißt mir am Herzen, der fürchterliche Gedanke! Adelheid!

Adelheid. Kann ich Deine Thorheit kuriren?

Weislingen. Wenn Du wollteſt! Du könnteſt Dich vom Hof entfernen.

Adelheid. Sage Mittel und Art! Biſt Du nicht bei Hofe? Soll ich Dich laſſen und meine Freunde, um auf meinem Schloß mich mit den Uhus zu unterhalten? Nein, Weislingen, daraus wird nichts. Beruhige Dich! Du weißt, wie ich Dich liebe.

Weislingen. Der heilige Anker in dieſem Sturm, ſo lang' der Strick nicht reißt. (Ab.)

Adelheid. Fängſt Du's ſo an! Das fehlte noch! Die Unternehmungen meines Buſens ſind zu groß, als daß Du ihnen im Wege ſtehen ſollteſt. Karl! Großer, trefflicher Mann, und Kaiſer dereinſt! Und ſollte er der Einzige ſein unter den Männern, dem der Beſitz meiner Gunſt nicht ſchmeichelte? Weislingen, denke nicht, mich zu hindern! Sonſt mußt Du in den Boden, mein Weg geht über Dich hin.

Franz kommt mit einem Brief.

Franz. Hier, gnädige Frau.

Adelheid. Gab Dir Karl ihn selbst?

Franz. Ja.

Adelheid. Was hast Du? Du siehst so kummervoll.

Franz. Es ist Euer Wille, daß ich mich todt schmachten soll; in den Jahren der Hoffnung macht Ihr mich verzweifeln.

Adelheid (fürsich). Er dauert mich — und wie wenig kostet's mich, ihn glücklich zu machen! (Laut.) Sei gutes Muths, Junge! Ich fühle Deine Lieb und Treu und werde nie unerkenntlich sein.

Franz (beklommen). Wenn Ihr das fähig wärt, ich müßte vergehn. Mein Gott, ich habe keinen Blutstropfen in mir, der nicht Euer wäre, keinen Sinn, als Euch zu lieben und zu thun, was Euch gefällt.

Adelheid. Lieber Junge!

Franz. Ihr schmeichelt mir. (In Thränen ausbrechend.) Wenn diese Erzebenheit nichts mehr verdient, als Andere sich vorgezogen zu sehn, als Eure Gedanken alle nach dem Karl gerichtet zu sehn —

Adelheid. Du weißt nicht, was Du willst, noch weniger, was Du redst.

Franz (vor Verdruß und Zorn mit dem Fuß stampfend). Ich will auch nicht mehr. Will nicht mehr den Unterhändler abgeben.

Adelheid. Franz! Du vergißt Dich.

Franz. Mich aufzuopfern! Meinen lieben Herrn!

Adelheid. Geh mir aus dem Gesicht!

Franz. Gnädige Frau!

Adelheid. Geh, entdecke Deinem lieben Herrn mein Geheimniß! Ich war die Närrin, Dich für was zu halten, das Du nicht bist.

Franz. Liebe gnädige Frau, Ihr wißt, daß ich Euch liebe.

Adelheid. Und Du warst mein Freund, meinem Herzen so nahe. Geh, verrath mich!

Franz. Eher wollt' ich mir das Herz aus dem Leibe reißen! Verzeiht mir, gnädige Frau! Mein Herz ist zu voll, meine Sinnen halten's nicht aus.

Adelheid. Lieber, warmer Junge! (Faßt ihn bei den Händen, zieht ihn zu sich, und ihre Küsse begegnen einander; er fällt ihr weinend um den Hals.) Laß mich!

Franz (erstickend in Thränen an ihrem Hals). Gott! Gott!

Adelheid. Laß mich! Die Mauern sind Verräther. Laß mich! (Macht sich los.) Wanke nicht von Deiner Lieb und Treu, und der schönste Lohn soll Dir werden! (Ab.)

Franz. Der schönste Lohn! Nur bis dahin laß mich leben! Ich wollte meinen Vater ermorden, der mir diesen Platz streitig machte!

Jaxthausen.

Götz an einem Tisch. **Elisabeth** bei ihm mit der Arbeit; es steht ein Licht auf dem Tisch und Schreibzeug.

Götz. Der Müßiggang will mir gar nicht schmecken, und meine Beschränkung wird mir von Tag zu Tag enger; ich wollt', ich könnt' schlafen oder mir nur einbilden, die Ruhe sei was Angenehmes.

Elisabeth. So schreib doch Deine Geschichte aus, die Du angefangen hast! Gieb Deinen Freunden ein Zeugniß in die Hand, Deine Feinde zu beschämen! Verschaff einer edeln Nachkommenschaft die Freude, Dich nicht zu verkennen!

Götz. Ach! Schreiben ist geschäftiger Müßiggang; es kommt mir sauer an. Indem ich schreibe, was ich gethan habe, ärger' ich mich über den Verlust der Zeit, in der ich etwas thun könnte.

Elisabeth (nimmt die Schrift). Sei nicht wunderlich! Du bist eben an Deiner ersten Gefangenschaft in Heilbronn.

Götz. Das war mir von jeher ein fataler Ort.

Elisabeth (liest).*) „Da waren selbst Einige von den Bündischen, die zu mir sagten, ich habe thöricht gethan, mich meinen ärgsten Feinden zu stellen, da ich doch vermuthen konnte, sie würden nicht glimpflich mit mir umgehn. Da antwortet' ich:" — Nun, was antwortetest Du? Schreibe weiter!

Götz. Ich sagte: Setz' ich so oft meine Haut an Anderer Gut und Geld, sollt' ich sie nicht an mein Wort setzen?

Elisabeth. Diesen Ruf hast Du.

Götz. Den sollen sie mir nicht nehmen! Sie haben mir Alles genommen, Gut, Freiheit —

Elisabeth. Es fällt in die Zeiten, wie ich die von Miltenberg und Singlingen in der Wirthsstube fand, die mich nicht kannten. Da hatt' ich eine Freude, als wenn ich einen Sohn geboren hätte. Sie rühmten Dich unter einander und sagten: Er ist das Muster eines Ritters, tapfer und edel in seiner Freiheit, und gelassen und treu im Unglück.

Götz. Sie sollen mir Einen stellen, dem ich mein Wort

*) Ist kein wörtliches Citat aus der Lebensbeschreibung, doch wird es ähnlich erzählt S. 225 ff.

gebrochen! Und Gott weiß, daß ich mehr geschwitzt hab', meinem Nächsten zu dienen als mir, daß ich um den Namen eines tapfern und treuen Ritters gearbeitet habe, nicht um hohe Reichthümer und Rang zu gewinnen. Und, Gott sei Dank, warum ich warb, ist mir worden.

Lerse, Georg mit Wildpret.

Söz. Glück zu, brave Jäger!

Georg. Das sind wir aus braven Reitern geworden. Aus Stiefeln machen sich leicht Pantoffeln.

Lerse. Die Jagd ist doch immer was und eine Art von Krieg.

Georg. Wenn man nur hier zu Lande nicht immer mit Reichsknechten zu thun hätte! Wißt Ihr, gnädiger Herr, wie Ihr uns prophezeihtet, wenn sich die Welt umkehrte, würden wir Jäger werden? Da sind wir's ohne das.

Söz. Es kommt auf Eins hinaus; wir sind aus unserm Kreise gerückt.

Georg. Es sind bedenkliche Zeiten. Schon seit acht Tagen läßt sich ein fürchterlicher Komet sehen, und ganz Deutschland ist in Angst, es bedeute den Tod des Kaisers, der sehr krank ist.

Söz. Sehr krank! Unsere Bahn geht zu Ende.

Lerse. Und hier in der Nähe giebt's noch [illegible]edlichere Veränderungen. Die Bauern haben einen entsetzlichen Aufstand erregt.

Söz. Wo?

Lerse. Im Herzen von Schwaben. Sie sengen, brennen und morden. Ich fürchte, sie verheeren das ganze Land.

Georg. Einen fürchterlichen Krieg giebt's. Es sind schon an die hundert Ortschaften aufgestanden, und täglich mehr. Der Sturmwind neulich hat ganze Wälder ausgerissen, und kurz darauf hat man in der Gegend, wo der Aufstand begonnen, zwei feurige Schwerter kreuzweis in der Luft gesehn.

Söz. Da leiden von meinen guten Herrn und Freunden gewiß unschuldig mit!

Georg. Schade, daß wir nicht reiten dürfen!

Fünfter Akt.

Bauernkrieg.

Tumult in einem Dorf und Plünderung.

Weiber und Alte mit Kindern und Gepäcke.

Flucht.

Alter. Fort, Fort, daß wir den Mordbunden entgehen!

Weib. Heiliger Gott, wie blutroth der Himmel ist, die untergehende Sonne blutroth!

Mutter. Das bedeut't Feuer.

Weib. Mein Mann! Mein Mann!

Alter. Fort! Fort! In Wald! (Ziehen vorbei.)

Link. Was sich widersetzt, niedergestochen! Das Dorf ist unser. Daß von Früchten nichts umkommt, nichts zurückbleibt! Plündert rein aus und schnell! Wir zünden gleich an.

Metzler (vom Hügel heruntergelaufen). Wie geht's Euch, Link?

Link. Drunter und drüber, siehst Du; Du kommst zum Kehraus. Woher?

Metzler. Von Weinsberg. Da war ein Fest!

Link. Wie?

Metzler. Wir haben sie zusammengestochen, daß eine Lust war.

Link. Wen Alles?

Metzler. *) Dietrich von Weiler tanzte vor. Der Fratz! Wir waren mit hellem wüthigem Hauf herum, und er oben auf'm Kirchthurn wollt' gütlich mit uns handeln. Paff! Schoß ihn Einer vorn Kopf. Wir hinauf wie Wetter, und zum Fenster herunter mit dem Kerl.

Link. Ah!

Metzler (zu den Bauern). Ihr Hund', soll ich Euch Bein machen! Wie sie fudern und trenteln, die Esel!

Link. Brennt an! Sie mögen drin braten! Fort! Fahrt zu, Ihr Schlingel!

Metzler. Darnach führten wir heraus den Helfenstein, den Altershofen, an die Dreizehn von Adel, zusammen auf Achtzig. Herausgeführt auf die Ebne gegen Heilbronn. Das war ein Jubiliren und ein Tumultuiren von den Unsrigen, wie die lange

*) Dieser Bericht ist einer Anmerkung Steigerwald's entlehnt. (S. 190, Anm. 4.) Dietrich von Weiler, zu Bolwar und Bapstein Obervogt, war bei Götzens Ursehde als Bürge behülflich. (Heilbr. Urk., Nr. 37.)

Reih arme reiche Sünder daherzog, einander anstarrten und Erd und Himmel! Umringt waren sie, ehe sie sich's versahen, und Alle mit Spießen niedergestochen.

Link. Daß ich nicht dabei war!

Metzler. Hab mein Tag so kein Gaudium gehabt.

Link. Fahrt zu! Heraus!

Bauer. Alles ist leer.

Link. So brennt an allen Ecken!

Metzler. Wird ein hübsch Feuerchen geben. Siehst Du, wie die Kerls über einander purzelten und quiekten wie die Frösche! Es lief mir so warm übers Herz wie ein Glas Branntwein. Da war ein Ringer. Wenn der Kerl sonst auf die Jagd ritt, mit dem Federbusch und weiten Nasslöchern, und uns vor sich hertrieb mit den Hunden und wie die Hunde! Ich hatt' ihn die Zeit nicht gesehen, sein Fratzengesicht fiel mir recht auf. Hasch! den Spieß ihm zwischen die Rippen, da lag er, streckt' alle Vier über seine Gesellen. Wie die Hasen beim Treibjagen zuckten die Kerls über einander.

Link. Raucht schon brav.

Metzler. Dort hinten brennt's. Laß uns mit der Beute gelassen zu dem großen Haufen ziehen!

Link. Wo hält er?

Metzler. Von Heilbronn hieher zu. Sie sind um einen Hauptmann verlegen, vor dem alles Volk Respekt hätt'; denn wir sind doch nur ihres Gleichen. Das fühlen sie und werden schwürig.

Link. Wen meinen sie?

Metzler. Max Stumpf oder Götz von Berlichingen.

Link. Das wär' gut, gäb' auch der Sache einen Schein, wenn's der Götz thät'; er hat immer für einen rechtschaffnen Ritter gegolten. Auf! Auf! Wir ziehen nach Heilbronn zu. Ruft's herum!

Metzler. Das Feuer leucht't uns noch eine gute Strecke. Hast Du den großen Kometen gesehen?

Link. Ja. Das ist ein grausam erschrecklich Zeichen! Wenn wir die Nacht durch ziehen, können wir ihn recht sehen. Er geht gegen Eins auf.

Metzler. Und bleibt nur fünf Viertelstunden. Wie ein gebogner Arm mit einem Schwert sieht er aus, so blutgelbroth.

Link. Hast Du die drei Stern gesehen an des Schwerts Spitze und Seite?

Metzler. Und der breite, wolkenfärbige Streif mit tausend

und tauſend Striemen wie Spieß', und dazwiſchen wie kleine Schwerter.

Link. Mir hat's gegrauſt. Wie das Alles ſo bleichroth, und darunter viel feurige helle Flamme, und dazwiſchen die grauſamen Geſichter mit rauchen Häuptern und Bärten!

Metzler. Haſt Du die auch geſehen? Und das zwitzert Alles ſo durch einander, als läg's in einem blutigen Meere, und arbeitet durch einander, daß Einem die Sinne vergehn!

Link. Auf! Auf! (Ab.)

Feld.

Man ſieht in der Ferne zwei Dörfer brennen und ein Kloſter.

Kohl. Wild. Max Stumpf. Haufen.

Max Stumpf. Ihr könnt nicht verlangen, daß ich Euer Hauptmann ſein ſoll. Für mich und Euch wär's nichts nütze. Ich bin pfalzgräflicher Diener; wie ſollt' ich gegen meinen Herrn führen? Ihr würdet immer wähnen, ich thät' nicht von Herzen.

Kohl. Wußten wol, Du würdeſt Entſchuldigung finden.

Götz, Lerſe, Georg kommen.

*) **Götz.** Was wollt Ihr mit mir?

Kohl. Ihr ſollt unſer Hauptmann ſein.

Götz. Soll ich mein ritterlich Wort dem Kaiſer brechen und aus meinem Bann gehen?

Wild. Das iſt keine Entſchuldigung.

Götz. Und wenn ich ganz frei wäre, und Ihr wollt handeln wie bei Weinsberg an den Edlen und Herrn und ſo forthauſen, wie rings herum das Land brennt und blutet, und ich ſollt' Euch behilflich ſein zu Euerm ſchändlichen, raſenden Weſen — eher ſollt Ihr mich todt ſchlagen wie einen wüthigen Hund, als daß ich Euer Haupt würde!

Kohl. Wäre das nicht geſchehen, es geſchähe vielleicht nimmermehr.

Stumpf. Das war eben das Unglück, daß ſie keinen Führer hatten, den ſie geehrt, und der ihrer Wuth Einhalt thun können. Nimm die Hauptmannſchaft an, ich bitte Dich, Götz! Die Fürſten werden Dir Dank wiſſen, ganz Deutſchland. Es

*) Die Unterhandlung mit den Bauern und die Betheiligung des Max (März nach der Lebensbeſchr.) Stumpf bei derſelben leſen wir in der Lebensbeſchr. S. 208 ff.

wird zum Besten und Frommen Aller sein. Menschen und Länder werden geschont werden.

Götz. Warum übernimmst Du's nicht?

Stumpf. Ich hab' mich von ihnen losgesagt.

Kohl. Wir haben nicht Sattelbenkens Zeit und langer unnöthiger Diskurse. Kurz und gut! Götz, sei unser Hauptmann oder sieh zu Deinem Schloß und Deiner Haut! Und hiermit zwei Stunden Bedenkzeit. Bewacht ihn!

Götz. Was braucht's das! Ich bin so gut entschlossen — jetzt als darnach. Warum seid Ihr ausgezogen? Eure Rechte und Freiheiten wiederzuerlangen? Was wüthet Ihr und verderbt das Land? Wollt Ihr abstehen von allen Uebelthaten und handeln als wackre Leute, die wissen, was sie wollen, so will ich Euch behilflich sein zu Euern Forderungen und auf acht Tag' Euer Hauptmann sein.

Wild. Was geschehen ist, ist in der ersten Hitz' geschehen, und braucht's Deiner nicht, uns künftig zu hindern.

Kohl. Auf ein Viertelfahr wenigstens mußt Du uns zusagen.

Stumpf. Macht vier Wochen! Damit könnt Ihr Beide zufrieden sein.

Götz. Meinetwegen.

Kohl. Eure Hand!

Götz. Und gelobt mir, den Vertrag, den Ihr mit mir gemacht, schriftlich an alle Haufen zu senden, ihm bei Strafe streng nachzukommen!

Wild. Nun ja! Soll geschehen!

Götz. So verbind' ich mich Euch auf vier Wochen.

Stumpf. Glück zu! Was Du thust, schon' unsern gnädigen Herrn, den Pfalzgrafen!

Kohl (leise). Bewacht ihn! Daß Niemand mit ihm rede außer Eurer Gegenwart!

Götz. Lerse! Kehr zu meiner Frau! Steh ihr bei! Sie soll bald Nachricht von mir haben.

(Götz, Stumpf, Georg, Lerse, einige Bauern ab).

Metzler, Link kommen.

Metzler. Was hören wir von einem Vertrag? Was soll der Vertrag?

Link. Es ist schändlich, so einen Vertrag einzugehen.

Kohl. Wir wissen so gut, was wir wollen, als Ihr und haben zu thun und zu lassen.

Wild. Das Rasen und Brennen und Morden mußte doch

einmal aufhören, heut oder morgen; so haben wir noch einen braven Hauptmann dazu gewonnen.

Metzler. Was aufhören! Du Verräther! Warum sind wir da? Uns an unsern Feinden zu rächen, uns emporzuhelfen! — Das hat Euch ein Fürstenknecht gerathen.

Kohl. Komm, Wild, er ist wie ein Vieh. (Ab.)

Metzler. Geht nur! Wird Euch kein Haufen anstehn. Die Schurken! Link, wir wollen die Andern aufhetzen, Miltenberg dort drüben anzünden, und wenn's Händel setzt wegen des Vertrags, schlagen wir den Vertrügern zusammen die Köpf' ab.

Link. Wir haben doch den großen Haufen auf unsrer Seite.

Berg und Thal.

Eine Mühle in der Tiefe.

Ein Trupp Reiter. Weislingen kommt aus der Mühle mit Franzen und einem Boten.

Weislingen. Mein Pferd! — Ihr habt's den andern Herrn auch angesagt?

Bote. Wenigstens sieben Fähnlein werden mit Euch eintreffen im Wald hinter Miltenberg. Die Bauern ziehen unten herum. Ueberall sind Boten ausgeschickt, der ganze Bund wird in Kurzem beisammen sein. Fehlen kann's nicht; man sagt, es sei Zwist unter ihnen.

Weislingen. Desto besser! — Franz!

Franz. Gnädiger Herr!

Weislingen. Richt es pünktlich aus! Ich bind' es Dir auf Deine Seele. Gieb ihr den Brief! Sie soll vom Hof auf mein Schloß! Sogleich! Du sollst sie abreisen sehn und mir's dann melden.

Franz. Soll geschehen, wie Ihr befehlt.

Weislingen. Sag ihr, sie soll wollen! (Zum Boten.) Führt uns nun den nächsten und besten Weg!

Bote. Wir müssen umziehen. Die Wasser sind von den entsetzlichen Regen alle ausgetreten.

Jaxthausen.

Elisabeth. Lerse.

Lerse. Tröstet Euch, gnädige Frau!

Elisabeth. Ach, Lerse, die Thränen standen ihm in den Augen, wie er Abschied von mir nahm. Es ist grausam, grausam!

Lerse. Er wird zurückkehren.

Elisabeth. Es ist nicht das. Wenn er auszog, rühmlichen Sieg zu erwerben, da war mir's nicht weh ums Herz. Ich freute mich auf seine Rückkunft, vor der mir jetzt bang ist.

Lerse. Ein so edler Mann —

Elisabeth. Nenn ihn nicht so, das macht neu Elend! Die Bösewichter! Sie drohten ihn zu ermorden und sein Schloß anzuzünden. — Wenn er wiederkommen wird — ich seh' ihn finster, finster. Seine Feinde werden lügenhafte Klagartikel schmieden, und er wird nicht sagen können: Nein!

Lerse. Er wird und kann.

Elisabeth. Er hat seinen Bann gebrochen. Sag nein!

Lerse. Nein! Er ward gezwungen; wo ist der Grund, ihn zu verdammen?

Elisabeth. Die Bosheit sucht keine Gründe, nur Ursachen. Er hat sich zu Rebellen, Missethätern, Mördern gesellt, ist an ihrer Spitze gezogen. Sage nein!

Lerse. Laßt ab, Euch zu quälen und mich! Haben sie ihm nicht feierlich zugesagt, keine Thathandlungen mehr zu unternehmen wie die bei Weinsberg? Hört' ich sie nicht selbst halbreuig sagen: Wenn's nicht geschehen wär', geschäh's vielleicht nie? Müßten nicht Fürsten und Herrn ihm Dank wissen, wenn er freiwillig Führer eines unbändigen Volks geworden wäre, um ihrer Raserei Einhalt zu thun und so viel Menschen und Besitzthümer zu schonen?

Elisabeth. Du bist ein liebevoller Advokat. — Wenn sie ihn gefangen nähmen, als Rebell behandelten und sein graues Haupt — Lerse, ich möchte von Sinnen kommen.

Lerse. Sende ihrem Körper Schlaf, lieber Vater der Menschen, wenn Du ihrer Seele keinen Trost geben willst!

Elisabeth. Georg hat versprochen, Nachricht zu bringen. Er wird auch nicht dürfen, wie er will. Sie sind ärger als gefangen. Ich weiß, man bewacht sie wie Feinde. Der gute Georg! Er wollte nicht von seinem Herrn weichen.

Lerse. Das Herz blutete mir, wie er mich von sich schickte. Wenn Ihr nicht meiner Hilfe bedürftet, alle Gefahren des schmählichsten Todes sollten mich nicht von ihm getrennt haben.

Elisabeth. Ich weiß nicht, wo Sickingen ist. Wenn ich nur Marien einen Boten schicken könnte!

Lerse. Schreibt nur, ich will dafür sorgen! (Ab.)

Bei einem Dorf.

Götz. Georg.

Götz. Geschwind zu Pferde, Georg! Ich sehe Miltenberg*) brennen. Halten sie so den Vertrag! Reit hin, sag ihnen die Meinung! Die Mordbrenner! Ich sage mich von ihnen los. Sie sollen einen Zigeuner zum Hauptmann machen, nicht mich! Geschwind, Georg! (Georg ab.) Wollt', ich wäre tausend Meilen davon und läg' im tiefsten Thurn, der in der Türkei steht! Könnt' ich mit Ehren von ihnen kommen! Ich fahr' ihnen alle Tag durch den Sinn, sag' ihnen die bittersten Wahrheiten, daß sie mein müd' werden und mich erlassen sollen.

Ein Unbekannter.

Unbekannter. Gott grüß Euch, sehr edler Herr!

Götz. Gott dank Euch! Was bringt Ihr? Euern Namen?

Unbekannter. Der thut nichts zur Sache. Ich komme Euch zu sagen, daß Euer Kopf in Gefahr ist. Die Anführer sind müde, sich von Euch so harte Worte geben zu lassen, haben beschlossen, Euch aus dem Weg zu räumen. Mäßigt Euch oder seht zu entwischen, und Gott geleit Euch! (Ab.)

Götz. Auf diese Art Dein Leben zu lassen, Götz, und so zu enden! Es sei drum! So ist mein Tod der Welt das sicherste Zeichen, daß ich nichts Gemeines mit den Hunden gehabt habe.

Einige Bauern.

Erster Bauer. Herr! Herr! Sie sind geschlagen, sie sind gefangen.

Götz. Wer?

Zweiter Bauer. Die Miltenberg verbrannt haben. Es zog sich ein Bündischer Trupp hinter dem Berg hervor und überfiel sie auf einmal.

Götz. Sie erwartet ihr Lohn. — O Georg! Georg! — Sie haben ihn mit den Bösewichtern gefangen — Mein Georg! Mein Georg! —

Anführer kommen.

Link. Auf, Herr Hauptmann, auf! Es ist nicht Säumens Zeit. Der Feind ist in der Nähe und mächtig.

Götz. Wer verbrannte Miltenberg?

Metzler. Wenn Ihr Umstände machen wollt, so wird man Euch weisen, wie man keine macht.

*) Nach der Lebensbeschreibung S. 210 zündeten sie das Schloß Miltenberg an.

Kohl. Sorgt für unsere Haut und Eure! Auf! Auf!

Göz (zu Metzler). Drohst Du mir? Du Nichtswürdiger! Glaubst Du, daß Du mir fürchterlicher bist, weil des Grafen von Helfenstein Blut an Deinen Kleidern klebt?

Metzler. Berlichingen!

Göz. Du darfst meinen Namen nennen, und meine Kinder werden sich dessen nicht schämen.

Metzler. Mit Dir feigem Kerl! Fürstendiener!

Göz (haut ihn über den Kopf, daß er stürzt. Die Andern treten dazwischen).

Kohl. Ihr seid rasend. Der Feind bricht auf allen Seiten 'rein, und Ihr badert!

Link. Auf! Auf! (Tumult und Schlacht.)

Weislingen. Reiter.

Weislingen. Nach! Nach! Sie fliehen. Laßt Euch Regen und Nacht nicht abhalten! Göz ist unter ihnen, hör' ich. Wendet Fleiß an, daß Ihr ihn erwischt! Er ist schwer verwundet, sagen die Unsrigen. (Die Reiter ab.) Und wenn ich Dich habe! — Es ist noch Gnade, wenn wir heimlich im Gefängniß Dein Todesurtheil vollstrecken. — So verlischt er vor dem Andenken der Menschen, und Du kannst freier athmen, thörichtes Herz! (Ab).

Nacht, im wilden Wald.

Zigeunerlager.

Zigeunermutter am Feuer.

Zigeunermutter. Flick das Strohdach über der Grube, Tochter! Giebt bint Nacht noch Regen genug.

Knab kommt.

Knab. Ein Hamster, Mutter. Da! Zwei Feldmäus.

Mutter. Will sie Dir abziehen und braten, und sollst eine Kapp haben von den Fellchen. — Du blutst?

Knab. Hamster hat mich bissen.

Mutter. Hol mir durr Holz, daß das Feuer lob brennt! Wenn Dein Vater kommt, wird naß sein durch und durch.

Andre Zigeunerin, ein Kind auf dem Rücken.

Erste Zigeunerin. Hast Du brav gebeischen?

Zweite Zigeunerin. Wenig genug. Das Land ist voll Tumult herum, daß man sein's Lebens nicht sicher ist. Brennen zwei Dörfer lichterloh.

Erste Zigeunerin. Ist das dort drunten Brand, der Schein? Seh' ihm schon lang' zu. Man ist der Feuerzeichen am Himmel zeither so gewohnt worden.

Zigeunerhauptmann, drei Gesellen kommen.

Hauptmann. Hört Ihr den wilden Jäger?

Erste Zigeunerin. Er zieht grad über uns hin.

Hauptmann. Wie die Hunde bellen! Wau! Wau!

Zweiter Zigeuner. Die Peitschen knallen.

Dritter Zigeuner. Die Jäger jauchzen holla ho!

Mutter. Bringt ja des Teufels sein Gepäck!

Hauptmann. Haben im Trüben gefischt. Die Bauern rauben selbst, ist's uns wol vergönnt.

Zweite Zigeunerin. Was hast Du, Wolf?

Wolf. Einen Hasen, da, und einen Hahn, ein Bratspieß, ein Bündel Leinwand, drei Kochlöffel und ein Pferdzaum.

Slicks. Ein wullen Deck hab' ich, ein Paar Stiefeln und Zunder und Schwefel.

Mutter. Ist Alles pudelnaß; wollen's trocknen, gebt her!

Hauptmann. Horch, ein Pferd! Geht! Seht, was ist!

Götz zu Pferd.

Götz. Gott sei Dank! Dort seh' ich Feuer, sind Zigeuner. Meine Wunden verbluten, die Feinde hinterher. Heiliger Gott, Du endigst gräßlich mit mir!

Hauptmann. Ist's Friede, daß Du kommst?

Götz. Ich flehe Hilfe von Euch. Meine Wunden ermatten mich. Helft mir vom Pferd!

Hauptmann. Helf ihm! Ein edler Mann an Gestalt und Wort.

Wolf (leise). Es ist Götz von Berlichingen.

Hauptmann. Seid willkommen! Alles ist Euer, was wir haben.

Götz. Dank Euch!

Hauptmann. Kommt in mein Zelt!

Hauptmanns Zelt.

Hauptmann. Götz.

Hauptmann. Ruft der Mutter, sie soll Blutwurzel bringen und Pflaster!

Götz (legt den Harnisch ab).

Hauptmann. Hier ist mein Feiertagswams.

Götz. Gott lohn's!

Mutter (verbind't ihn).

Hauptmann. Ist mir herzlich lieb, Euch zu haben.

Götz. Kennt Ihr mich?

Hauptmann. Wer sollte Euch nicht kennen! Götz, unser Leben und Blut lassen wir für Euch.

Schricks kommt.

Schricks. Kommen durch den Wald Reiter. 'Sind Bündische.

Hauptmann. Eure Verfolger! Sie sollen mir bis zu Euch kommen! Auf, Schricks! Biete den Andern! Wir kennen die Schliche besser als sie, wir schießen sie nieder, eh sie uns gewahr werden.

Götz (allein). O Kaiser! Kaiser! Räuber beschützen Deine Kinder. (Man hört scharf schießen.) Die wilden Kerls, starr und treu!

Zigeunerin kommt.

Zigeunerin. Rettet Euch! Die Feinde überwältigen.

Götz. Wo ist mein Pferd?

Zigeunerin. Hier bei.

Götz (gürtet sich und hat auf ohne Harnisch). Zum letzten Mal sollen sie meinen Arm fühlen. Ich bin so schwach noch nicht. (Ab.)

Zigeunerin. Er sprengt zu den Unsrigen. (Flucht.)

Wolf. Fort! fort! Alles verloren. Unser Hauptmann erschossen. Götz gefangen. (Gehend der Weiber und Flucht.)

Adelheidens Schlafzimmer.

Adelheid mit einem Brief.

Adelheid. Er oder ich! Der Uebermüthige! Mir drohen! — Wir wollen Dir zuvorkommen. Was schleicht durch den Saal? (Es klopft). Wer ist draußen?

Franz (leise). Macht mir auf, gnädige Frau!

Adelheid. Franz! Er verdient wol, daß ich ihm aufmache. (Läßt ihn ein.)

Franz (fällt ihr um den Hals). Liebe gnädige Frau!

Adelheid. Unverschämter! Wenn Dich Jemand gehört hätte!

Franz. O, es schläft Alles, Alles!

Adelheid. Was willst Du?

Franz. Mich läßt's nicht ruhen. Die Drohungen meines Herrn, Euer Schicksal, mein Herz!

Adelheid. Er war sehr zornig, als Du Abschied nahmst?

Franz. Als ich ihn nie gesehen. Auf meine Güter soll sie, sagt' er, sie soll wollen!

Adelheid. Und wir folgen?

Franz. Ich weiß nichts, gnädige Frau.

Adelheid. Betrogener thörichter Junge, Du siehst nicht, wo das hinaus will. Hier weiß er mich in Sicherheit. Denn lange steht's ihm schon nach meiner Freiheit. Er will mich auf seine Güter. Dort hat er Gewalt mich zu behandeln, wie sein Haß ihm eingiebt.

Franz. Er soll nicht!

Adelheid. Wirst Du ihn hindern?

Franz. Er soll nicht!

Adelheid. Ich seh' mein ganzes Elend voraus. Von seinem Schloß wird er mich mit Gewalt reißen, wird mich in ein Kloster sperren.

Franz. Hölle und Tod!

Adelheid. Wirst Du mich retten?

Franz. Eh Alles! Alles!

Adelheid (sie weinend ihn umhalsh). Franz, ach, uns zu retten!

Franz. Er soll nieder, ich will ihm den Fuß auf den Nacken setzen.

Adelheid. Keine Wuth! Du sollst einen Brief an ihn haben, voll Demuth, daß ich gehorche. Und dieses Fläschchen gieß ihm unter das Getränk!

Franz. Gebt! Ihr sollt frei sein!

Adelheid. Frei! Wenn Du nicht mehr zitternd auf Deinen Zehen zu mir schleichen wirst — nicht mehr ich ängstlich zu Dir sage: Brich auf, Franz, der Morgen kommt!

Heilbronn,

vorm Thurn.

Elisabeth. Lerse.

Lerse. Gott nehm das Elend von Euch, gnädige Frau! Marie ist hier.

Elisabeth. Gott sei Dank! Lerse, wir sind in entsetzliches Elend versunken. Da ist's nun, wie mir Alles ahnete! Gefangen, als Meuter, Missethäter in den tiefsten Thurn geworfen —

Lerse. Ich weiß Alles.

Elisabeth. Nichts, nichts weißt Du, der Jammer ist zu groß! Sein Alter, seine Wunden, ein schleichend Fieber, und mehr als Alles das, die Finsterniß seiner Seele, daß es so mit ihm enden soll!

Lerse. Auch, und daß der Weislingen Kommissar ist.

Elisabeth. Weislingen?

Lerse. Man hat mit unerhörten Exekutionen verfahren. Metzler ist lebendig verbrannt, zu Hunderten gerädert, gespießt, geköpft, geviertelt. Das Land umher gleicht einer Metzge, wo Menschenfleisch wohlfeil ist.

Elisabeth. Weislingen Kommissar! O Gott! Ein Strahl von Hoffnung. Marie soll mir zu ihm, er kann ihr nichts abschlagen. Er hatte immer ein weiches Herz, und wenn er sie sehen wird, die er so liebte, die so elend durch ihn ist — Wo ist sie?

Lerse. Noch im Wirthshaus.

Elisabeth. Führe mich zu ihr! Sie muß gleich fort. Ich fürchte Alles.

Weislingen's Schloß.

Weislingen.

Weislingen. Ich bin so krank, so schwach. Alle meine Gebeine sind hohl. Ein elendes Fieber hat das Mark ausgefressen. Keine Ruh und Rast, weder Tag noch Nacht. Im halben Schlummer giftige Träume. Die vorige Nacht begegnete ich Götzen im Wald. Er zog sein Schwert und forderte mich heraus. Ich faßte nach meinem, die Hand versagte mir. Da stieß er's in die Scheide, sah mich verächtlich an und ging hinter mich. — Er ist gefangen, und ich zittre vor ihm. Elender Mensch! Dein Wort hat ihn zum Tode verurtheilt, und Du bebst vor seiner Traumgestalt wie ein Missethäter! — Und soll er sterben? — Götz! Götz! — Wir Menschen führen uns nicht selbst; bösen Geistern ist Macht über uns gelassen, daß sie ihren höllischen Muthwillen an unserm Verderben üben. (Setzt sich.) Matt! Matt! Wie sind meine Nägel so blau! — Ein kalter, kalter, verzehrender Schweiß lähmt mir jedes Glied. Es dreht mir Alles vorm Gesicht. Könnt' ich schlafen! Ach —

Maria tritt auf.

Weislingen. Jesus Marie! — Laß mir Ruh! Laß mir Ruh! — Die Gestalt fehlte noch! Sie stirbt. Marie stirbt und zerrt sich mir an. — Verlaß mich, seliger Geist! Ich bin elend genug.

Maria. Weislingen, ich bin kein Geist. Ich bin Marie.

Weislingen. Das ist ihre Stimme.

Maria. Ich komme, meines Bruders Leben von Dir zu erflehen. Er ist unschuldig, so strafbar er scheint.

Weislingen. Still, Marie! Du Engel des Himmels bringst die Qualen der Hölle mit Dir. Rede nicht fort!

Maria. Und mein Bruder soll sterben? Weislingen, es ist entsetzlich, daß ich Dir zu sagen brauche, er ist unschuldig, daß ich jammern muß, Dich von dem abscheulichsten Morde zurückzuhalten. Deine Seele ist bis in ihre innersten Tiefen von feindseligen Mächten besessen. Das ist Adelbert!

Weislingen. Du siehst, der verzehrende Athem des Todes hat mich angehaucht, meine Kraft sinkt nach dem Grabe. Ich stürbe als ein Elender, und Du kommst, mich in Verzweiflung zu stürzen. Wenn ich reden könnte, Dein höchster Haß würde in Mitleid und Jammer zerschmelzen. O Marie! Marie!

Maria. Weislingen, mein Bruder verkranket im Gefängniß. Seine schweren Wunden, sein Alter! Und wenn Du fähig wärst, sein graues Haupt — Weislingen, wir würden verzweifeln.

Weislingen. Genug. (Zieht die Schelle).

Franz in äußerster Bewegung.

Franz. Gnädiger Herr!

Weislingen. Die Papiere dort, Franz!

Franz (bringt sie).

Weislingen (reißt ein Paket auf und zeigt Marien ein Papier). Hier ist Deines Bruders Todesurtheil unterschrieben.

Maria. Gott im Himmel!

Weislingen. Und so zerreiß' ich's! Er lebt. Aber kann ich wieder schaffen, was ich zerstört habe? Weine nicht so, Franz! Guter Junge, Dir geht mein Elend tief zu Herzen.

Franz (wirft sich vor ihm nieder und faßt seine Knie).

Maria (vor sich). Er ist sehr krank. Sein Anblick zerreißt mir das Herz. Wie liebt' ich ihn! Und nun ich ihm nahe, fühl' ich, wie lebhaft.

Weislingen. Franz, steh auf und laß das Weinen! Ich kann wieder aufkommen. Hoffnung ist bei den Lebenden.

Franz. Ihr werdet nicht. Ihr müßt sterben.

Weislingen. Ich muß?

Franz (außer sich). Gift! Gift! Von Euerm Weibe! — Ich! Ich! (Rennt davon.)

Weislingen. Marie, geh ihm nach! Er verzweifelt. (Maria ab.) Gift von meinem Weibe! Weh! Weh! Ich fühl's! Marter und Tod!

Maria (inwendig). Hilfe! Hilfe!

Weislingen (will aufstehn). Gott, vermag ich das nicht!

Maria (kommt). Er ist hin. Zum Saalfenster hinaus stürzt' er wüthend in den Main hinunter.

Weislingen. Ihm ist wohl. — Dein Bruder ist außer Gefahr. Die übrigen Kommissarien, Seckendorf besonders, sind seine Freunde. Ritterlich Gefängniß werden sie ihm auf sein Wort gleich gewähren. Leb wohl, Marie, und geh!

Maria. Ich will bei Dir bleiben, armer Verlassner.

Weislingen. Wol verlassen und arm! Du bist ein furchtbarer Rächer, Gott! — Mein Weib —

Maria. Entschlage Dich dieser Gedanken! Kehre Dein Herz zu dem Barmherzigen!

Weislingen. Geh, liebe Seele, überlaß mich meinem Elend! — Entsetzlich! Auch Deine Gegenwart, Marie, der letzte Trost, ist Qual.

Maria (vor sich). Stärke mich, o Gott! Meine Seele erliegt mit der seinigen.

Weislingen. Weh! Weh! Gift von meinem Weibe! — Mein Franz verführt durch die Abscheuliche! Wie sie wartet, horcht auf den Boten, der ihr die Nachricht bringe: er ist todt. Und Du, Marie! Marie, warum bist Du gekommen, daß Du jede schlafende Erinnerung meiner Sünden weckteſt! Verlaß mich! Verlaß mich, daß ich sterbe!

Maria. Laß mich bleiben! Du bist allein. Denk, ich sei Deine Wärterin. Vergiß Alles! Vergesse Dir Gott so Alles, wie ich Dir Alles vergesse!

Weislingen. Du Seele voll Liebe, bete für mich, bete für mich! Mein Herz ist verschlossen.

Maria. Er wird sich Deiner erbarmen. — Du bist matt.

Weislingen. Ich sterbe, sterbe, und kann nicht ersterben. Und in dem fürchterlichen Streit des Lebens und Todes sind die Qualen der Hölle.

Maria. Erbarmer, erbarme Dich seiner! Nur einen Blick Deiner Liebe an sein Herz, daß es sich zum Trost öffne, und sein Geist Hoffnung, Lebenshoffnung in den Tod hinüberbringe!

In einem finstern, engen Gewölbe.

Die Richter des heimlichen Gerichts.

Alle vermummt.

Aeltester. Richter des heimlichen Gerichts, schwurt auf Strang und Schwert, unsträflich zu sein, zu richten im Verbor-

genen, zu strafen im Verborgenen Gott gleich! Sind Eure Herzen rein und Eure Hände, hebt die Arme empor, ruft über die Missethäter: Wehe! Wehe!

Alle. Wehe! Wehe!

Aeltester. Rufer, beginne das Gericht!

Rufer. Ich, Rufer, rufe die Klag' gegen den Missethäter. Deß Herz rein ist, dessen Hände rein sind, zu schwören auf Strang und Schwert, der klage bei Strang und Schwert, klage, klage!

Kläger (tritt vor). Mein Herz ist rein von Missethat, meine Hände von unschuldigem Blut. Verzeih mir Gott böse Gedanken und hemme den Weg zum Wille[n]. Ich hebe meine Hand auf und klage, klage, klage!

Aeltester. Wen klagst Du an?

Kläger. Klage an auf Strang und Schwert Adelheiden von Weislingen. Sie hat Ehebruchs sich schuldig gemacht, ihren Mann vergiftet durch ihren Knaben. Der Knab hat sich selbst gerichtet; der Mann ist todt.

Aeltester. Schwörst Du zu dem Gott der Wahrheit, daß Du Wahrheit klagst?

Kläger. Ich schwöre.

Aeltester. Würd' es falsch befunden, beutst Du Deinen Hals der Strafe des Mords und des Ehebruchs?

Kläger. Ich biete.

Aeltester. Eure Stimmen! (Sie reden heimlich zu ihm.)

Kläger. Richter des heimlichen Gerichts, was ist Euer Urtheil über Adelheiden von Weislingen, bezichtigt des Ehebruchs und Mords?

Aeltester. Sterben soll sie, sterben des bittern doppelten Todes, mit Strang und Dolch büßen doppelt doppelte Missethat! Streckt Eure Hände empor und rufet Weh über sie! Weh! Weh! in die Hände des Rächers!

Alle. Weh! Weh! Weh!

Aeltester. Rächer, Rächer, tritt auf!

Rächer (tritt vor).

Aeltester. Faß hier Strang und Schwert, sie zu tilgen von dem Angesicht des Himmels binnen acht Tage Zeit! Wo Du sie findest, nieder mit ihr in Staub! — Richter, die Ihr richtet im Verborgenen und strafet im Verborgenen Gott gleich, bewahrt Euer Herz vor Missethat und Eure Hände vor unschuldigem Blut!

Hof einer Herberge.

Maria. Lerse.

Maria. Die Pferde haben genug gerastet. Wir wollen fort, Lerse!

Lerse. Ruht doch bis an Morgen! Die Nacht ist gar zu unfreundlich.

Maria. Lerse, ich habe keine Ruhe, bis ich meinen Bruder gesehen habe. Laß uns fort! Das Wetter hellt sich aus; wir haben einen schönen Tag zu gewarten.

Lerse. Wie Ihr befehlt.

Heilbronn,

im Thurn.

Götz. Elisabeth.

Elisabeth. Ich bitte Dich, lieber Mann, rede mit mir! Dein Stillschweigen ängstet mich. Du verglühst in Dir selbst. Komm, laß uns nach Deinen Wunden sehen; sie bessern sich um Vieles. In der muthlosen Finsterniß erkenn' ich Dich nicht mehr.

Götz. Suchtest Du den Götz? Der ist lang' hin. Sie haben mich nach und nach verstümmelt, meine Hand, meine Freiheit, Güter und guten Namen. Mein Kopf, was ist an dem? — Was hört Ihr von Georgen? Ist Lerse nach Georgen?

Elisabeth. Ja, Lieber! Richtet Euch auf! Es kann sich Vieles wenden.

Götz. Wen Gott niederschlägt, der richtet sich selbst nicht auf. Ich weiß am Besten, was auf meinen Schultern liegt. Unglück bin ich gewohnt zu dulden. Und jetzt ist's nicht Weislingen allein, nicht die Bauern allein, nicht der Tod des Kaisers und meine Wunden — Es ist Alles zusammen. Meine Stunde ist kommen. Ich hoffte, sie sollte sein wie mein Leben. Sein Wille geschehe!

Elisabeth. Willt Du nicht was essen?

Götz. Nichts, meine Frau. Sieh, wie die Sonne draußen scheint!

Elisabeth. Ein schöner Frühlingstag.

Götz. Meine Liebe, wenn Du den Wächter bereden könntest, mich in sein klein Gärtchen zu lassen auf eine halbe Stunde, daß ich der lieben Sonne genösse, des heitern Himmels und der reinen Luft!

Elisabeth. Gleich, und er wird's wol thun.

Gärtchen am Thurm.

Maria. Lerse.

Maria. Geh hinein und sieh, wie's steht! (Lerse ab).

Elisabeth. Wächter.

Elisabeth. Gott vergelt Euch die Lieb und Treu an meinem Herrn! (Wächter ab.) Maria, was bringst Du?

Maria. Meines Bruders Sicherheit. Ach, aber mein Herz ist zerrissen. Weislingen ist todt, vermählt von seinem Weibe. Mein Mann ist in Gefahr. Die Fürsten werden ihm zu mächtig; man sagt, er sei eingeschlossen und belagert.*)

Elisabeth. Glaubt dem Gerüchte nicht! Und laßt Götzen nichts merken!

Maria. Wie steht's um ihn?

Elisabeth. Ich fürchtete, er würde Deine Rückkunft nicht erleben. Die Hand des Herrn liegt schwer auf ihm. Und Georg ist todt.

Maria. Georg, der goldne Junge!

Elisabeth. Als die Nichtswürdigen Miltenberg verbrannten, sandte ihn sein Herr, ihnen Einhalt zu thun. Da fiel ein Trupp Bündischer auf sie los. — Georg! Hätten sie sich Alle gehalten wie er, sie hätten Alle das gute Gewissen haben müssen. Viel' wurden erstochen und Georg mit; er starb einen Reiterstod.

Maria. Weiß es Götz?

Elisabeth. Wir verbergen's vor ihm. Er fragt mich zehnmal des Tags und schickt mich zehnmal des Tags, zu forschen, was Georg macht. Ich fürchte, seinem Herzen diesen letzten Stoß zu geben.

Maria. O Gott, was sind die Hoffnungen dieser Erden!

Götz. Lerse. Wächter.

Götz. Allmächtiger Gott! Wie wohl ist's Einem unter Deinem Himmel! Wie frei! — Die Bäume treiben Knospen, und alle Welt hofft. Lebt wohl, meine Lieben! Meine Wurzeln sind abgehauen, meine Kraft sinkt nach dem Grabe.

Elisabeth. Darf ich Lersen nach Deinem Sohn ins Kloster schicken, daß Du ihn noch einmal siehst und segnest?

Götz. Laß ihn, er ist heiliger als ich, er braucht meinen Segen nicht. — An unserm Hochzeittag, Elisabeth, ahnte mir's

*) Sickingen wurde im Jahre 1523 in seiner Burg Landstuhl vom Kurfürsten von der Pfalz und vom Landgrafen von Hessen belagert.

nicht, daß ich so sterben würde. — Mein alter Vater segnete uns, und eine Nachkommenschaft von edeln, tapfern Söhnen quoll aus seinem Gebet. — Du hast ihn nicht erhört, und ich bin der Letzte. — Lerse, Dein Angesicht freut mich in der Stunde des Todes mehr als im muthigsten Gefecht. Damals führte mein Geist den Eurigen; jetzt hältst Du mich aufrecht. Ach, daß ich Georgen noch einmal sähe, mich an seinem Blick wärmte! — Ihr seht zur Erden und weint — Er ist todt — Georg ist todt. — Stirb, Götz! — Du hast Dich selbst überlebt, die Edeln überlebt. — Wie starb er? — Ach, fingen sie ihn unter den Mordbrennern, und er ist hingerichtet?

Elisabeth. Nein, er wurde bei Miltenberg erstochen. Er wehrte sich wie ein Löw' um seine Freiheit.

Götz. Gott sei Dank! — Er war der beste Junge unter der Sonne und tapfer. — Löse meine Seele nun! — Arme Frau! Ich lasse Dich in einer verderbten Welt. Lerse, verlaß sie nicht! — Schließt Eure Herzen sorgfältiger als Eure Thore! Es kommen die Zeiten des Betrugs, es ist ihm Freiheit gegeben. Die Nichtswürdigen werden regieren mit List, und der Edle wird in ihre Netze fallen. Maria, gebe Dir Gott Deinen Mann wieder! Möge er nicht so tief fallen, als er hoch gestiegen ist! Selbitz starb und der gute Kaiser und mein Georg. — Gebt mir einen Trunk Wasser! — Himmlische Luft — Freiheit! Freiheit! (Er stirbt.)

Elisabeth. Nur droben, droben bei Dir. Die Welt ist ein Gefängniß.

Maria. Edler Mann! Edler Mann! Wehe dem Jahrhundert, das Dich von sich stieß!

Lerse. Wehe der Nachkommenschaft, die Dich verkennt!

Clavigo.

Vorbemerkung des Herausgebers.

Man ist gewohnt, alle Dichtungen Goethe's nach des Dichters eigenem Geständniß als Bruchstücke einer großen „poetischen Beichte" anzusehen und mit Hilfe des reichen biographischen Materials den Empfindungsgehalt eines Gedichtes sich zu vollerem Verständniß zu bringen. Doch so augenfällig, wie etwa bei „Götz" und namentlich bei „Werther", wird im „Clavigo" die Uebereinstimmung mit den Erlebnissen des Dichters nicht hervortreten. Vergebens forschen wir nach einem bedeutsamen Ereignisse, nach einer größeren Anregung durch den Umgang mit hervorragenden Geistern oder nach einer mächtigen Leidenschaft, welche diese Dichtung hervorgerufen hätte oder auf sie von Einfluß gewesen wäre. Wir finden Goethe im Jahre 1774, in welches die Entstehung des „Clavigo" fällt, zwar in einer glücklichen, zufriedenen Gemüthsstimmung; denn durch die Dichtung des „Werther" hatte er die überschwengliche Empfindsamkeit, die er mit seinem Zeitalter theilte, und die sich überdies durch persönliche Anlässe zu einer beunruhigenden Höhe gesteigert hatte, glücklich überwunden, und er fühlte sich, um mit seinen

eignen Worten zu reden, „wie nach einer Generalbeichte wieder froh und frei und zu einem neuen Leben berechtigt.“ So war freilich eine günstige Disposition zu dichterischem Schaffen vorhanden; aber die beengenden Verhältnisse im väterlichen Hause, die auch früher schon nicht selten die heftigste Mißstimmung in ihm hervorgerufen hatten, die Unzufriedenheit mit der Beschäftigung, welche seine juristische Praxis ihm zur Pflicht machte, der nüchterne pfahlbürgerliche Ton der Frankfurter Gesellschaftskreise, der völlige Mangel einer tiefern Leidenschaft, die sein ganzes Leben hindurch der wirksamste Sporn seines Genies war: Alles dies war nicht dazu angethan, einen höheren Aufschwung seines Geistes zu fördern. Auch sein Verhältniß zu Anna Sibylla Münch, das man für diese Zeit immer anzuführen pflegt, war nach der Schilderung, die er selbst im 15. Buche von „Dichtung und Wahrheit“ macht, durchaus nicht so leidenschaftlich und innig, daß es hier irgendwie in Betracht kommen könnte.

Aber wir brauchen darum die vorhin aufgestellte Behauptung, daß Goethe nur Selbstempfundenes und Selbsterlebtes gedichtet habe, nicht zu widerrufen; denn im zwölften Buche von „Dichtung und Wahrheit“ erzählt er selbst, daß das Andenken an Friederike Brion die Gestalten des Clavigo und der Marie Beaumarchais ebenso hervorgerufen habe wie die des Weislingen und der Maria im „Götz von Berlichingen.“ Und in der That zeigt sich bei beiden Marien dieselbe „himmlische Sanftmuth“, dieselbe „Seele voll Liebe“, dieselbe „gesellschaftliche Melancholie“, die wir als Hauptzüge in Friederikens Charakterbild wiederfinden, während in Weislingen und in Clavigo Goethe's Erregbarkeit und Bestimmbarkeit unverkennbar hervortreten. Man sieht dies

zum Theil aus dem bereits in unserer Biographie Goethe's (S. XCIX.) citirten Briefe an den dänischen Gesandtschaftssekretär von Schönborn in Algier, zum Theil aber auch daraus, daß er in einem wenige Monate später geschriebenen Briefe an F. H. Jacobi gesteht, „Clavigo's Charakter und Clavigo's That hätten sich mit Charakter und Thaten in ihm selber amalgamirt." (Vgl. Briefwechsel mit Jacobi S. 30.)

Jedoch zeigt sich im „Götz" und im „Clavigo" eine große Verschiedenheit in der Darstellung der Charaktere. Im Verlauf der Jahre war die Erinnerung an die frühere Geliebte verblaßt und die Empfindung abgeschwächt; daher haben auch die Charaktere in dem späteren Stücke etwas Schwankendes und Unbestimmtes. Wie tritt uns im „Götz" Mariens Bild trotz der geringen Aufmerksamkeit, die der Dichter ihr hat schenken können, so bestimmt und deutlich entgegen! Wie ist sie bis zum Schlusse der Handlung voll dramatischen Lebens! Wie weiß sie mit ihrer Ruhe und Sanftmuth umsichtiges Handeln und thätige Fürsorge zu verbinden! Obgleich durch die Untreue ihres Geliebten tief verwundet, entschließt sie sich doch bald, dem braven Sickingen ihre Hand zu reichen und so ihre Bestimmung als Weib zu erfüllen; und als ihre ganze Welt zusammenbricht, da ihr Mann nahe daran ist, den Feinden zu unterliegen, Weislingen von Gift und Gewissensqualen zu Tode gefoltert wird, ihr Bruder im Gefängnisse verschmachtet: da ist sie rastlos bemüht, zu helfen und zu retten, und wo Rettung unmöglich ist, den Balsam himmlischen Trostes in die Herzen der Gequälten zu träufeln. Das ist ein lebenswarmes Bild, wie es nur aus einem von Liebe erfüllten Herzen entspringen kann. Ganz anders Beaumarchais' Schwester. Schon zu Beginn der Handlung erscheint das „arme Mädchen", wie sie von Allen genannt

wird, todtkrank und todtmüde, so daß sie sich nicht einmal zu dem Gedanken energischen Handelns emporzuraffen vermag. Es ist „ihr Schicksal", sich abzuhärmen und „ihr armes junges Leben auszuquälen," und sie verlangt auch nichts weiter, als höchstens bedauert zu werden. Selbst das aufgehende Morgenroth neuer Lebenshoffnung vermag sie nicht zu erwärmen, da sie an Glück und Freude nicht mehr glauben kann; es dient nur dazu, sie zu entstellen und die Hoffnungslosigkeit ihrer Lage greller zu beleuchten.

So siecht sie dahin, sich und den Ihrigen zur Last, bis der Tod mehr als eine äußere denn als eine innere Nothwendigkeit sie von ihren Leiden erlöst. Wie unschön, und noch mehr, wie undramatisch! So hatte die Zeit, einem Vampyr gleich, aus dem Erinnerungsbilde Friederikens alles individuelle Leben, jeden warmen Pulsschlag lebensvoller Empfindung ausgesogen und nur die starre Maske des Leidens zurückgelassen.

Ebenso haben Weislingen und Clavigo außer ihrer Bestimmbarkeit und der daraus hervorgehenden Untreue kaum etwas gemein. Während Weislingen den neu eingeschlagenen Weg mit Kraft und Energie verfolgt, ja selbst in der Stunde des Todes seine frühere Neigung gewaltsam zurückdrängt und sich mit aller Leidenschaft an sein ungetreues Weib klammert, schwankt Clavigo haltlos von einer Empfindung zur andern und läßt sich nur durch die jedesmaligen Umstände in seinem Handeln bestimmen. Bei Weislingen ist die Untreue eine einmalige Schuld, bei Clavigo wird sie zum stehenden Charakter. So sehen wir auch hier, wie die Zeit das Individuelle zerstört und das Typische hervortreten läßt. Am Meisten zeigt sich ein solcher Mangel wahrer Empfindung immer in der

Darſtellung der Leidenſchaften. Es iſt ein Erfahrungsſatz, daß überall da, wo wahres Gefühl mangelt, rhetoriſcher Bombaſt und Reflexion ſich breit machen. Dieſen Fehler finden wir im „Clavigo“ in vollem Maße. Wir dürfen nur die racheſchnaubenden Wuthausbrüche Beaumarchais' leſen, die ſich bis zu rohem Kannibalismus ſteigern, um zu erkennen, wie der Dichter nach Kraftwörtern und grellen Bildern haſcht, um ſeinem Gefühl einige Lebendigkeit zu verleihen. Wie kalt laſſen uns ferner die hohlen Tiraden, mit denen Clavigo zu Mariens Füßen ſich und Andere über die Leere ſeines Herzens zu täuſchen verſucht!

So wird auch die wiederauflebende Neigung Clavigo's im zweiten Akte mehr durch Ueberlegung des Verſtandes und durch ſelbſterzeugte Erhitzung der Phantaſie als durch ächtes Gefühl hervorgerufen. „Hätte ich wiſſen können,“ ſagt Clavigo, „daß ſie ſo einen Bruder habe, ſie würde in meinen Augen keine unbedeutende Fremde geweſen ſein; ich würde die anſehnlichſten Vortheile von dieſer Verbindung gehofft haben.“ Daher wird es auch Carlos nicht ſchwer, durch triftige Gegengründe ſeinen Freund zu einer Aenderung ſeines Entſchluſſes zu bewegen, und ſo bewundernswürdig dieſer Dialog im vierten Akte ſonſt ſein mag, ſo muß doch immer hervorgehoben werden, daß auch hier nur die Reflexion, nicht die Empfindung als Hebel der Handlung angewandt iſt.

Die äußere Veranlaſſung zur vorliegenden Dichtung iſt bekannt: Der franzöſiſche Dichter Beaumarchais hatte bei Gelegenheit eines Rechtshandels mehrere Denkſchriften herausgegeben, in denen er die Willkür franzöſiſcher Rechtspflege und die Beſtechlichkeit der Richter ſchonungslos aufdeckte. Die vierte Denkſchrift, die uns hier angeht,

hat den Titel: Quatrième mémoire à consulter pour Pierre Augustin Caron de Beaumarchais, Ecuyer, Conseiller-Secrétaire du Roi, Lieutenant-Général des Chasses etc. Accusé de corruption de Juge. Contre M. Goezmann, Juge, accusé de subornation et de faux; Madame Goezmann et le Sieur Bertrand, accusés; les Sieurs Marin, Gazetier; Darnaud-Baculard, Conseiller d'Ambassade et consorts. In dieſer Denkſchrift erzählt uns der Verfaſſer einen andern Rechtshandel, den er in Spanien durchgekämpft haben will, um einen Beweis zu liefern, wie dort Fremdlinge beſſern Rechtsſchutz erhielten als in Frankreich die eigenen Landeskinder. Die Geſchichte iſt nach den Memoiren in Kurzem folgende:

Caron, der Vater Beaumarchais', vertraut zwei ſeiner Töchter, deren ältere bereits Wittwe iſt, einem Geſchäftsfreunde in Spanien an, der die beiden Schweſtern nach ſeinem Tode zu Erben einzuſetzen verſprach. Als Jener, ohne ſein Verſprechen zu erfüllen, geſtorben war, mußten die zwei Schweſtern eine eigene Handlung übernehmen, die aber durch die Hilfe einflußreicher Freunde einen guten Fortgang hatte. Im Jahre 1764 erhält der Vater aus Spanien einen Brief, worin ihm ſeine älteſte Tochter die Beſchimpfung mittheilt, die der Archivarius des Königs, Don Joſef Clavijo y Flazardo, durch ſeine Bewerbung um die jüngere Schweſter und ſeinen zweimaligen Treubruch ihnen angethan habe. Durch dieſe Nachricht wird Beaumarchais heftig erſchüttert und eilt, mit Empfehlungsbriefen und Geld reichlich verſehen und begleitet von einem franzöſiſchen Kaufmanne, den ſeine beſorgten Freunde ihm als Schutz und Beiſtand beigegeben hatten, nach Madrid. Dort erkundigt er ſich nach dem Stande der Dinge und findet zu ſeinem Vergnügen, daß ſeine Schweſter

den Verräther nicht mehr liebt. Sofort begiebt er ſich zu Clavijo und nöthigt ihn, eine ſchimpfliche Erklärung zu unterſchreiben, deren Veröffentlichung jedoch der Entſcheidung der jüngeren Schweſter überlaſſen wird. Dieſe will von Clavijo nichts mehr wiſſen und dringt auf Beſtrafung; doch erhält Jener die Erlaubniß, die ältere Schweſter beſuchen zu dürfen, während ſich Beaumarchais nach Aranjuez zum franzöſiſchen Geſandten, dem Marquis d'Oſſun, begiebt und ſich unter diplomatiſchen Schutz ſtellt. Hier erhält er den Rath, er ſolle die Reue Clavijo's benutzen und durch eine Heirath die unangenehme Geſchichte beendigen. Mit dieſem Beſcheid kehrt Beaumarchais nach Madrid zurück und wird durch den nähern Umgang mit Clavijo, deſſen Liebe wiedererwacht war, und durch die geiſtreiche Liebenswürdigkeit deſſelben ſo gefeſſelt, daß er ihm vergiebt und auch ſeine Schweſter zu einer Verſöhnung bewegt, die durch Unterſchreibung eines förmlichen Verlöbniſſes beſiegelt wird. Doch bald fühlt Clavijo ſeine Liebe wieder erkalten und ſucht unter verſchiedenen Vorwänden die Hochzeit zu verſchieben, bis er ſich zuletzt, um ſich der Rache des beleidigten Bruders zu entziehen, in das Quartier der Invaliden flüchtet und von dort aus die Hilfe des Hofes gegen einen Fremden anruft, der ihn mit Gewalt zu einer verhaßten Heirath zwingen wolle. Sofort wird ein Verhaftungsbefehl gegen Beaumarchais ausgefertigt; doch durch einen Courier des Geſandten und einen Offizier von den Walloniſchen Garden rechtzeitig gewarnt, flieht Dieſer aus Madrid, kehrt aber nicht nach Hauſe zurück, ſondern eilt nach Aranjuez zum Geſandten. Der Geſandte räth zur Flucht, da der Miniſter Grimaldi ſich nur zu einem Aufſchub der Verhaftung verſtehen wolle. Darauf ſtürmt Beaumarchais zu Gri-

maldi und hört im Vorsaale den Namen Whal's, des früheren Gouverneurs von Indien, nennen, von dem er wußte, daß er einst in französischen Diensten gestanden habe. An diesen wendet er sich in seiner Bedrängniß und weiß ihn durch einen leidenschaftlichen Bericht seiner Angelegenheit so zu fesseln, daß derselbe sich für ihn verwendet und ihm eine Audienz bei Grimaldi und sogar beim Könige auswirkt. So wurde Clavijo entlarvt, seiner Aemter entsetzt und jeder Anstellung unfähig erklärt.

Diese Erzählung, von jugendlicher Begeisterung durchglüht und von dichterischer Phantasie belebt, machte auf Goethe einen bedeutenden Eindruck, um so mehr, da die Erinnerung an seine eigene Untreue dadurch wieder lebendig wurde.

Er las die Denkschrift im Mai des Jahres 1774 in einem geselligen Zirkel unter großem Beifall der Zuhörer vor, und es bedurfte wol kaum der Aufforderung einer seiner Freundinnen, um ihn zur Dramatisirung des Stoffes zu bestimmen („Dichtung und Wahrheit", Buch 15, und Düntzer „Frauenbilder aus Goethe's Jugendzeit" S. 226 ff.). Goethe vollendete das Drama in überraschend kurzer Zeit — wie er selbst sagt, in acht Tagen (vgl. Goethe's Werke a. a. O. und Eckermann „Gespräche mit Goethe," III, S. 161, 3. Aufl.). — Dies erscheint um so glaublicher, da Beaumarchais als Dramatiker seinem Memoire bereits eine dramatisirte Form, der selbst die bei ihm auch sonst übliche Angabe des stummen Spiels nicht fehlt, gegeben hatte (vgl. „Danzel's Gesammelte Aufsätze", herausgeg. von O. Jahn, S. 154 ff.), so daß Goethe den größten Theil des zweiten Akts wörtlich seiner Quelle entlehnen konnte. Die Aenderungen, welche Goethe vornahm, betreffen hauptsächlich den Cha-

rakter Clavigo's. Dieser mußte edler dargestellt werden, weil ein durchaus schlechter Mensch, wie schon Aristoteles sagt, weder Mitleid noch Furcht erregt, und zweitens mußte die tragische Schuld auch tragisch gesühnt werden.

Den Schluß will Goethe einer englischen Ballade entlehnt haben; wahrscheinlich aber benutzte er, wie bereits Düntzer bemerkt hat, ein altes Volkslied, das er nebst elf andern eigenhändig abgeschrieben und in einem Briefe vom August oder September 1771 Herdern zugesandt hatte (vgl. „Aus Herder's Nachlaß" I, S. 29 u. 159 und „Des Knaben Wunderhorn" I, 50). Es ist betitelt: „Das Lied vom Herrn und der Magd," und lauten die bezüglichen Strophen folgendermaßen:

Und als er kam nach Wertelstein
Wol auf die grüne Heide,
Begegnen ihm die Todtenträger
Mit einer Todtenleiche.

Halt still, halt still, Ihr Todtenträger,
Laßt mich die Leich' beschauen!
Er hub den Ladendeckel auf
Und schaut' ihr unter die Augen.

Er zog ein Messer aus seinem Sack
Und stach sich selber ins Herze:
Hast Du gelitten den bittern Tod,
So will ich leiden Schmerzen.

Die Aufnahme, welche „Clavigo" bei Goethe's Freunden fand, war im Ganzen wenig günstig. Klopstock wußte sich gar nicht in ihn zu finden (vgl. Düntzer „Aus Goethe's Freundeskreise" S. 17). Boß erklärte in einem Briefe an Brückner vom 15. August 1774, „daß man im Clavigo den Dichter des Götz nicht wiedererkennen könne"; und wenn er

auch in einem andern Briefe vom 17. November an Ebendenselben schreibt: „Kennst Du Werther, den Hofmeister, Menoza, Clavigo? Sonst kauf, wenn Du Geld hast, und lies!“ so kann man doch darin keine unbedingte Billigung finden. Wieland äußerte sich im „Teutschen Merkur“ (VIII, 2, S. 238 ff.) mehr tadelnd als anerkennend. Am Entschiedensten könnte das bereits aus „Dichtung und Wahrheit“ bekannte Urtheil Merck's erscheinen, der auch noch später in einem Briefe an Nicolai (Briefe aus dem Freundeskreise von Goethe ꝛc., S. 133 ff.) den „Clavigo“ und die „Stella“ als die Arbeit bloßer „Nebenstunden“ erklärt. Größern Beifall fand freilich unsere Dichtung in den Kreisen, denen die französische Manier, die in dem Stücke unverkennbar hervortritt und sich bisweilen sogar sprachlich bemerkbar macht, zusagte. So äußert sich besonders F. H. Jacobi in einem Briefe an Wieland vom 27. August 1774 über den „Clavigo“ mit unbedingter Anerkennung, und Frau von Stein nennt ihn in einem Briefe an Zimmermann aus dem Winter 1774 „vortrefflich“. (Vgl. Goethe's Briefe an Frau von Stein I, Einleitung S. XVI.)

Einen bedeutenden Vorzug hat jedoch „Clavigo“ vor „Götz“, hinter dem er sonst weit zurücksteht, unverkennbar: er ist bühnengerecht. Und in diesem Sinne ist auch die Vertheidigung Goethe's im funfzehnten Buch von „Dichtung und Wahrheit“ zutreffend, wenn er sagt: „Muß ja doch nicht Alles über alle Begriffe hinausgehen, die man nun einmal gefaßt hat; es ist auch gut, wenn Manches sich an den gewöhnlichen Sinn anschließt. Hätte ich damals ein Dutzend Stücke der Art geschrieben, welches mir bei einiger Aufmunterung ein Leichtes gewesen wäre, so hätten sich vielleicht drei oder vier davon auf dem Theater erhalten. Jede Direktion,

die ihr Repertorium zu schätzen weiß, kann sagen, was das für ein Vortheil wäre."

Wenn wir übrigens den Beifall des Publikums nach dem buchhändlerischen Vertriebe beurtheilen wollen, so war er groß genug. Es giebt nicht weniger als sechs Drucke von 1774 mit der Bezeichnung der Weygand'schen Firma (vgl. S. Hirzel's „Neues Verzeichniß einer Goethe-Bibliothek" S. 10), ungerechnet den Nachdruck aus demselben Jahre (Frankfurt a. M. und Leipzig). „Clavigo" erschien ferner in den drei Himburgischen Ausgaben (1775, 1777 und 1779) und ebenso noch einmal bei Weygand 1777. Außerdem wurde das Stück 1776 in Bern und 1778 für das churfürstliche Theater in München abgedruckt. Auch die Memoiren des Beaumarchais wurden jetzt einer größern Aufmerksamkeit gewürdigt; Jacobi gab im „Teutschen Merkur" VII, 2, S. 153 ff. eine Uebersetzung unter dem Titel: „Fragment einer Reise nach Spanien," ohne daß Goethe's Drama erwähnt würde. Vollständiger ist die Uebersetzung eines Ungenannten, der „Die wahre Geschichte des Clavigo ꝛc." in Hamburg 1774 erscheinen ließ und den Theil des Originals, den Goethe wörtlich übernommen hatte, mit Goethe's eigenen Worten mittheilt.

In der ächten Ausgabe von 1787 hat Goethe nur unbedeutende Veränderungen vorgenommen; blos eine Stelle im vierten Akt, in der Beaumarchais' Ausbrüche der Leidenschaft dem Dichter wol selbst zu schauderhaft vorgekommen sein mögen, ist ausgefallen. Doch haben sich einige Fehler auch in diese Ausgabe eingeschlichen und sich aus ihr in alle übrigen fortgepflanzt (vgl. die Textes-Revision am Schlusse des Bandes).

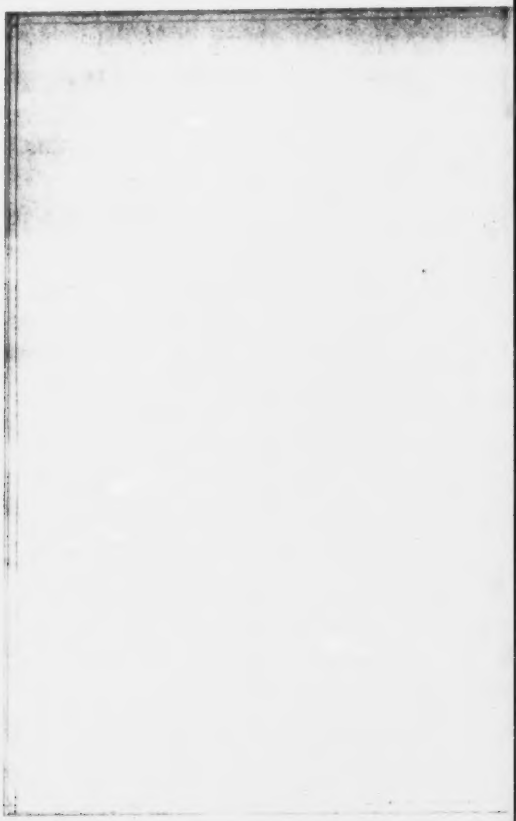

Clavigo.

Ein Trauerspiel.

Perſonen.

Clavigo, Archivarius des Königs.
Carlos, deſſen Freund.
Beaumarchais.
Marie Beaumarchais.
Sophie Guilbert, geborne Beaumarchais.
Guilbert, ihr Mann.
Buenco.
Saint George.

Der Schauplatz iſt zu Madrid.

Erſter Akt.

Clavigo's Wohnung.

Clavigo. Carlos.

Clavigo (vom Schreibtiſch aufſtehend). Das Blatt wird eine gute Wirkung thun, es muß alle Weiber bezaubern. Sag mir, Carlos, glaubſt Du nicht, daß meine Wochenſchrift jetzt eine der erſten in Europa iſt?

Carlos. Wir Spanier wenigſtens haben keinen neuern Autor, der ſo viel Stärke des Gedankens, ſo viel blühende Einbildungskraft mit einem ſo glänzenden und leichten Stil verbände.

Clavigo. Laß mich! Ich muß unter dem Volke noch der Schöpfer des guten Geſchmacks werden. Die Menſchen ſind willig, allerlei Eindrücke anzunehmen; ich habe einen Ruhm, ein Zutrauen unter meinen Mitbürgern; und, unter uns geſagt, meine Kenntniſſe breiten ſich täglich aus; meine Empfindungen erweitern ſich, und mein Stil bildet ſich immer wahrer und ſtärker.

Carlos. Gut, Clavigo. Doch wenn Du mir's nicht übel nehmen willſt, ſo gefiel mir damals Deine Schrift weit beſſer, als Du ſie noch zu Mariens Füßen ſchriebſt, als noch das liebliche, muntere Geſchöpf auf Dich Einfluß hatte. Ich weiß nicht, das Ganze hatte ein jugendlicheres, blühenderes Anſehn.

Clavigo. Es waren gute Zeiten, Carlos, die nun vorbei ſind. Ich geſtehe Dir gern, ich ſchrieb damals mit offenerm Herzen, und wahr iſt's, ſie hatte viel Antheil an dem Beifall, den das Publikum mir gleich anfangs gewährte. Aber in der Länge, Carlos — man wird der Weiber gar bald ſatt; und warſt Du nicht der Erſte, meinem Entſchluß Beifall zu geben, als ich mit vornahm, ſie zu verlaſſen?

Carlos. Du wärſt verſauert. Sie ſind gar zu einförmig. Nur, dünkt mich, wär's wieder Zeit, daß Du Dich nach einem neuen Plan umſähеſt; es iſt doch auch nichts, wenn man ſo ganz auf'm Sand iſt.

Clavigo. Mein Plan iſt der Hof, und da gilt kein Feiern. Hab' ich's für einen Fremden, der ohne Stand, ohne Namen,

ohne Vermögen hierher kam, nicht weit genug gebracht? Hier an einem Hofe, unter dem Gedräng von Menschen, wo es so schwer hält, sich bemerken zu machen! Mir ist's so wohl, wenn ich den Weg ansehe, den ich zurückgelegt habe. Geliebt von den Ersten des Königreichs, geehrt durch meine Wissenschaften, meinen Rang! Archivarius des Königs! Carlos, das spornt mich Alles; ich wäre nichts, wenn ich bliebe, was ich bin. Hinauf! Hinauf! Und da kostet's Mühe und List! Man braucht seinen ganzen Kopf, — und die Weiber, die Weiber! Man vertändelt gar zu viel Zeit mit ihnen.

Carlos. Narre, das ist Deine Schuld. Ich kann nie ohne Weiber leben, und mich hindern sie an gar nichts. Auch sag' ich ihnen nicht so viel schöne Sachen, röste mich nicht Monate lang an Sentiments und dergleichen; wie ich denn mit honetten Mädchen am Ungernsten zu thun habe. Ausgeredt hat man bald mit ihnen; hernach schleppt man sich eine Zeit lang herum, und kaum sind sie ein Bißchen warm bei Einem, hat sie der Teufel gleich mit Heirathsgedanken und Heirathsvorschlägen, die ich fürchte wie die Pest. Du bist nachdenkend, Clavigo?

Clavigo. Ich kann die Erinnerung nicht los werden, daß ich Marien verlassen — hintergangen habe, nenn's, wie Du willst.

Carlos. Wunderlich! Mich dünkt doch, man lebt nur einmal in der Welt, hat nur einmal diese Kräfte, diese Aussichten, und wer sie nicht zum Besten braucht, wer sich nicht so weit treibt als möglich, ist ein Thor. Und heirathen! Heirathen just zur Zeit, da das Leben erst recht in Schwung kommen soll! Sich häuslich niederlassen, sich einschränken, da man noch die Hälfte seiner Wanderung nicht zurückgelegt, die Hälfte seiner Eroberungen noch nicht gemacht hat! Daß Du sie liebtest, das war natürlich; daß Du ihr die Ehe versprachst, war eine Narrheit, und wenn Du Wort gehalten hättest, wär's gar Raserei gewesen.

Clavigo. Sieh, ich begreife den Menschen nicht. Ich liebte sie wahrlich, sie zog mich an, sie hielt mich, und wie ich zu ihren Füßen saß, schwur ich ihr, schwur ich mir, daß es ewig so sein sollte, daß ich der Ihrige sein wollte, sobald ich ein Amt hätte, einen Stand — Und nun, Carlos!

Carlos. Es wird noch Zeit genug sein, wenn Du ein gemachter Mann bist, wenn Du das erwünschte Ziel erreicht hast, daß Du alsdann, um all Dein Glück zu krönen und zu befestigen, Dich mit einem angesehenen und reichen Hause durch eine kluge Heirath zu verbinden suchst.

Clavigo. Sie ist verschwunden, glatt aus meinem Herzen

verschwunden! Und wenn mir ihr Unglück nicht manchmal durch den Kopf führe — Daß man so veränderlich ist!

Carlos. Wenn man beständig wäre, wollt' ich mich verwundern. Sieh doch, verändert sich nicht Alles in der Welt? Warum sollten unsere Leidenschaften bleiben? Sei Du ruhig! Sie ist nicht das erste verlassne Mädchen, und nicht das erste, das sich getröstet hat. Wenn ich Dir rathen soll, da ist die junge Wittwe gegenüber —

Clavigo. Du weißt, ich halte nicht viel auf solche Vorschläge. Ein Roman, der nicht ganz von selbst kommt, ist nicht im Stande, mich einzunehmen.

Carlos. Ueber die delikaten Leute!

Clavigo. Laß das gut sein und vergiß nicht, daß unser Hauptwerk gegenwärtig sein muß, uns dem neuen Minister nothwendig zu machen! Daß Wbal*) das Gouvernement von Indien niederlegt, ist immer beschwerlich für uns. Zwar ist mir's weiter nicht bange; sein Einfluß bleibt — Grimaldi und er sind Freunde, und wir können schwatzen und uns bücken —

Carlos. Und denken und thun, was wir wollen.

Clavigo. Das ist die Hauptsache in der Welt. (Schellt dem Bedienten.) Tragt das Blatt in die Druckerei!

Carlos. Sieht man Euch den Abend?

Clavigo. Nicht wol. Nachfragen könnt Ihr ja.

Carlos. Ich möchte heut Abend gar zu gern was unternehmen, das mir das Herz erfreute; ich muß diesen ganzen Nachmittag wieder schreiben. Das endigt nicht.

Clavigo. Laß es gut sein! Wenn wir nicht für so viele Leute arbeiteten, wären wir so viel Leuten nicht über den Kopf gewachsen. (Ab.)

Guilbert's Wohnung.

Sophie Guilbert. Marie Beaumarchais. Don Buenco.

Buenco. Sie haben eine üble Nacht gehabt?

Sophie. Ich sagt's ihr gestern Abend. Sie war so ausgelassen lustig und hat geschwatzt bis Elfe; da war sie erhitzt, konnte nicht schlafen, und nun hat sie wieder keinen Athem und weint den ganzen Morgen.

*) Nach dem Memoire spielte Wbal in dem Familiendrama eine bedeutende Rolle. Er hatte Clavijo dem Könige zur Beförderung vorgeschlagen, und er war es auch, der Clavijo's Sturz herbeiführte. Uebrigens wird in jener Schrift seiner Uneigennützigkeit in der Amtsführung das höchste Lob gespendet.

Marie. Daß unser Bruder nicht kommt! Es sind zwei Tage über die Zeit.

Sophie. Nur Geduld! Er bleibt nicht aus.

Marie (aufstehend). Wie begierig bin ich, diesen Bruder zu sehen, meinen Richter und meinen Retter! Ich erinnere mich seiner kaum.

Sophie. O ja, ich kann mir ihn noch wohl vorstellen; er war ein feuriger, offner, braver Knabe von dreizehn Jahren, als uns unser Vater hierher schickte.

Marie. Eine edle, große Seele. Sie haben den Brief gelesen, den er schrieb, als er mein Unglück erfuhr. Jeder Buchstabe davon steht in meinem Herzen. „Wenn Du schuldig bist," schreibt er, „so erwarte keine Vergebung! Ueber Dein Elend soll noch die Verachtung eines Bruders auf Dir schwer werden und der Fluch eines Vaters. Bist Du unschuldig, o, dann alle Rache, alle, alle glühende Rache auf den Verräther!" — Ich zittere! Er wird kommen. Ich zittere, nicht für mich, ich stehe vor Gott in meiner Unschuld. — Ihr müßt, meine Freunde — Ich weiß nicht, was ich will! O Clavigo!

Sophie. Du hörst nicht! Du wirst Dich umbringen.

Marie. Ich will stille sein; ja, ich will nicht weinen. Mich dünkt auch, ich hätte keine Thränen mehr. Und warum Thränen? Es ist mir nur leid, daß ich Euch das Leben sauer mache. Denn im Grunde, worüber beklag' ich mich? Ich habe viel Freude gehabt, so lang' unser alter Freund noch lebte. Clavigo's Liebe hat mir viel Freude gemacht, vielleicht mehr als ihm die meinige. Und nun — was ist's nun weiter? Was ist an mir gelegen, an einem Mädchen gelegen, ob ihm das Herz bricht, ob es sich verzehrt und sein armes junges Leben auszuält?

Buenco. Um Gottes willen, Mademoiselle!

Marie. Ob's ihm wol einerlei ist — daß er mich nicht mehr liebt? Ach, warum bin ich nicht mehr liebenswürdig? — Aber bedauern, bedauern sollt' er mich! Daß die Arme, der er sich so nothwendig gemacht hatte, nun ohne ihn ihr Leben hinschleichen, hinjammern soll! — Bedauern! Ich mag nicht von dem Menschen bedauert sein.

Sophie. Wenn ich Dich ihn könnte verachten lehren, den Nichtswürdigen, den Haßenswürdigen!

Marie. Nein, Schwester, ein Nichtswürdiger ist er nicht; und muß ich denn Den verachten, den ich hasse? — Hassen! Ja, manchmal kann ich ihn hassen, manchmal, wenn der spanische Geist über mich kommt. Neulich, o neulich, als wir ihm begeg-

neten, sein Anblick wirkte volle, warme Liebe auf mich; und wie ich wieder nach Hause kam, und mir sein Betragen auffiel, und der ruhige, kalte Blick, den er über mich herwarf an der Seite der glänzenden Donna: da ward ich Spanierin in meinem Herzen und griff nach meinem Dolch und nahm Gift zu mir und verkleidete mich. Ihr erstaunt, Buenco? Alles in Gedanken, versteht sich.

Sophie. Närrisches Mädchen.

Marie. Meine Einbildungskraft führte mich ihm nach, ich sah ihn, wie er zu den Füßen seiner neuen Geliebten alle die Freundlichkeit, alle die Demuth verschwendete, mit der er mich vergiftet hat — ich zielte nach dem Herzen des Verräthers. Ach, Buenco! — Auf einmal war das eutherzige französische Mädchen wieder da, das keine Liebestränke kennt und keine Dolche zur Rache. Wir sind übel dran; Vaudevilles, unsere Liebhaber zu unterhalten, Fächer, sie zu strafen, und wenn sie untreu sind? — Sag, Schwester, wie machen sie's in Frankreich, wenn die Liebhaber untreu sind?

Sophie. Man verwünscht sie.

Marie. Und?

Sophie. Und läßt sie laufen.

Marie. Laufen! Nun, und warum soll ich Clavigo nicht laufen lassen? Wenn das in Frankreich Mode ist, warum soll's nicht in Spanien sein? Warum soll eine Französin in Spanien nicht Französin sein? Wir wollen ihn laufen lassen und uns einen Andern nehmen; mich dünkt, sie machen's bei uns auch so.

Buenco. Er hat eine feierliche Zusage gebrochen und keinen leichtsinnigen Roman, kein gesellschaftliches Attachement. Mademoiselle, Sie sind bis ins innerste Herz beleidigt, gekränkt. O, mir ist mein Stand, daß ich ein unbedeutender ruhiger Bürger von Madrid bin, nie so beschwerlich, nie so ängstlich gewesen als jetzt, da ich mich so schwach, so unvermögend fühle, Ihnen gegen den falschen Höfling Gerechtigkeit zu schaffen!

Marie. Wie er noch Clavigo war, noch nicht Archivarius des Königs, wie er der Fremdling, der Ankömmling, der Neueingeführte in unserm Hause war, wie liebenswürdig war er, wie gut! Wie schien all sein Ehrgeiz, all sein Aufstreben ein Kind seiner Liebe zu sein! Für mich rang er nach Namen, Stand, Gütern: er hat's, und ich! — —

Guilbert kommt.

Guilbert (heimlich zu seiner Frau). Der Bruder kommt.

Marie. Der Bruder! — (Sie zittert, man führt sie in einen Sessel.) Wo? Wo? Bringt mir ihn! Bringt mich hin!

Beaumarchais kommt.

Beaumarchais. Meine Schwester! (Von der ältesten weg nach der jüngsten zustürzend.) Meine Schwester! Meine Freunde! O meine Schwester!

Marie. Bist Du da? Gott sei Dank, Du bist da!

Beaumarchais. Laß mich zu mir selbst kommen!

Marie. Mein Herz, mein armes Herz!

Sophie. Beruhigt Euch! Lieber Bruder, ich hoffte, Dich gelassener zu sehn.

Beaumarchais. Gelassener! Seid Ihr denn gelassen? Seh' ich nicht an der zerstörten Gestalt dieser Lieben, an Deinen verweinten Augen, Deiner Blässe des Kummers, an dem todten Stillschweigen Eurer Freunde, daß Ihr so elend seid, wie ich mir Euch den ganzen langen Weg vorgestellt habe? Und elender — denn ich seh' Euch, ich hab' Euch in meinen Armen, die Gegenwart verdoppelt meine Gefühle. O meine Schwester!

Sophie. Und unser Vater?

Beaumarchais. Er segnet Euch und mich, wenn ich Euch rette.

Buenco. Mein Herr, erlauben Sie einem Unbekannten, der den edeln, braven Mann in Ihnen beim ersten Anblick erkennt, seinen innigsten Antheil an Tag zu legen, den er bei dieser ganzen Sache empfindet. Mein Herr! Sie machen diese ungeheure Reise, Ihre Schwester zu retten, zu rächen. Willkommen! Sein Sie willkommen wie ein Engel, ob Sie uns Alle gleich beschämen!

Beaumarchais. Ich hoffte, mein Herr, in Spanien solche Herzen zu finden, wie das Ihre ist; das hat mich angespornt, den Schritt zu thun. Nirgend, nirgend in der Welt mangelt es an theilnehmenden, beistimmenden Seelen, wenn nur Einer auftritt, dessen Umstände ihm völlige Freiheit lassen, all seiner Entschlossenheit zu folgen. Und o, meine Freunde, ich habe das hoffnungsvolle Gefühl: überall giebt's treffliche Menschen unter den Mächtigen und Großen, und das Ohr der Majestät ist selten taub; nur ist unsere Stimme meist zu schwach, bis dahinauf zu reichen.

Sophie. Kommt, Schwester! Komm! Legt Euch einen Augenblick nieder! Sie ist ganz außer sich. (Sie führen sie weg.)

Marie. Mein Bruder!

Beaumarchais. Will's Gott, Du bist unschuldig, und dann alle, alle Rache über den Verräther! (Marie, Sophie ab.) Mein Bruder! Meine Freunde! Ich seh's an Euern Blicken, daß Ihr's

seid. Laßt mich zu mir selbst kommen! Und dann! Eine reine unparteiische Erzählung der ganzen Geschichte, die soll meine Handlungen bestimmen. Das Gefühl einer guten Sache soll meinen Entschluß befestigen; und glaubt mir, wenn wir Recht haben, werden wir Gerechtigkeit finden.

Zweiter Akt.

Das Haus des Clavigo.

Clavigo.

Clavigo. Wer die Franzosen sein mögen, die sich bei mir haben melden lassen? — Franzosen! Sonst war mir diese Nation willkommen! — Und warum nicht jetzt? Es ist wunderbar; ein Mensch, der sich über so Vieles hinaussetzt, wird doch an einer Ecke mit Zwirnsfäden angebunden. — Weg! — Und wär' ich Marien mehr schuldig als mir selbst? Und ist's eine Pflicht, mich unglücklich zu machen, weil mich ein Mädchen liebt?

Ein Bedienter.

Bedienter. Die Fremden, mein Herr!

Clavigo. Führe sie herein! Du sagtest doch ihrem Bedienten, daß ich sie zum Frühstück erwarte?

Bedienter. Wie Sie befahlen.

Clavigo. Ich bin gleich wieder hier. (Ab.)

Beaumarchais. Saint George.

(Der Bediente setzt ihnen Stühle und geht.)

Beaumarchais. Es ist mir so leicht, so wohl, mein Freund, daß ich endlich hier bin, daß ich ihn habe; er soll mir nicht entwischen! Sein Sie ruhig! Wenigstens zeigen Sie ihm die gelassenste Außenseite! Meine Schwester! Meine Schwester! Wer glaubte, daß Du so unschuldig als unglücklich bist? Es soll an den Tag kommen, Du sollst auf das Grimmigste gerächt werden. Und Du, guter Gott, erhalte mir die Ruhe der Seele, die Du mir in diesem Augenblicke gewährest, daß ich mit aller Mäßigung in dem entsetzlichen Schmerz und so klug handle als möglich!

Saint George. Ja, diese Klugheit, Alles, mein Freund, was Sie jemals von Ueberlegung bewiesen haben, nehm' ich in Anspruch. Sagen Sie mir's zu, mein Bester, noch einmal, daß Sie

bedenken, wo Sie sind — in einem fremden Königreiche, wo alle Ihre Beschützer, wo all Ihr Geld nicht im Stande ist, Sie gegen die geheimen Maschinen nichtswürdiger Feinde zu sichern.

Beaumarchais. Sein Sie ruhig! Spielen Sie Ihre Rolle gut! Er soll nicht wissen, mit welchem von uns Beiden er's zu thun hat. Ich will ihn martern. O, ich bin gutes Humors genug, um den Kerl an einem langsamen Feuer zu braten.

Clavigo kommt wieder.

Clavigo. Meine Herren, es ist mir eine Freude, Männer von einer Nation bei mir zu sehen, die ich immer geschätzt habe.

Beaumarchais. Mein Herr, ich wünsche, daß auch wir der Ehre würdig sein mögen, die Sie unsern Landsleuten anzuthun belieben.

Saint George. Das Vergnügen, Sie kennen zu lernen, hat bei uns die Bedenklichkeit überwunden, daß wir beschwerlich sein könnten.

Clavigo. Personen, die der erste Anblick empfiehlt, sollten die Bescheidenheit nicht so weit treiben.

Beaumarchais. Freilich kann Ihnen nicht fremd sein, von Unbekannten besucht zu werden, da Sie durch die Vortrefflichkeit Ihrer Schriften sich ebenso sehr in auswärtigen Reichen bekannt gemacht haben, als die ansehnlichen Aemter, die Ihro Majestät Ihnen anvertrauen, Sie in Ihrem Vaterlande distinguiren.

Clavigo. Der König hat viel Gnade für meine geringen Dienste, und das Publikum viel Nachsicht für die unbedeutenden Versuche meiner Feder. Ich wünschte, daß ich einigermaßen etwas zu der Verbesserung des Geschmackes in meinem Lande, zur Ausbreitung der Wissenschaften beitragen könnte; denn sie sind's allein, die uns mit andern Nationen verbinden, sie sind's, die aus den entferntesten Geistern Freunde machen und die angenehmste Vereinigung unter Denen selbst erhalten, die leider durch Staatsverhältnisse öfters getrennt werden.

Beaumarchais. Es ist entzückend, einen Mann so reden zu hören, der gleichen Einfluß auf den Staat und auf die Wissenschaften hat. Auch muß ich gestehen, Sie haben mir das Wort aus dem Munde genommen und mich gerades Wegs auf das Anliegen gebracht, um dessen willen Sie mich hier sehen. Eine Gesellschaft gelehrter, würdiger Männer hat mir den Auftrag gegeben, an jedem Orte, wo ich durchreise und Gelegenheit fände, einen Briefwechsel zwischen ihnen und den besten Köpfen des Königreichs zu stiften. Wie nun kein Spanier besser schreibt als der Verfasser

der Blätter, die unter dem Namen „Der Denker“*) so bekannt sind, ein Mann, mit dem ich die Ehre habe zu reden —

Clavigo (macht eine verbindliche Bewegung).

Beaumarchais. Und der eine besondere Zierde der Gelehrten ist, indem er gewußt hat, mit seinen Talenten einen solchen Grad von Weltklugheit zu verbinden, dem es nicht fehlen kann, die glänzenden Stufen zu besteigen, deren ihn sein Charakter und seine Kenntnisse würdig machen — ich glaube meinen Freunden keinen angenehmern Dienst leisten zu können, als wenn ich sie mit einem solchen Manne verbinde.

Clavigo. Kein Vorschlag in der Welt konnte mir erwünschter sein, meine Herren; ich sehe dadurch die angenehmsten Hoffnungen erfüllt, mit denen sich mein Herz oft ohne Aussicht einer glücklichen Gewährung beschäftigte. Nicht daß ich glaubte, durch meinen Briefwechsel den Wünschen Ihrer gelehrten Freunde genug thun zu können; so weit geht meine Eitelkeit nicht. Aber da ich das Glück habe, daß die besten Köpfe in Spanien mit mir zusammenhängen, da mir nichts unbekannt bleiben mag, was in unserm weiten Reiche von einzelnen, oft verborgenen Männern für die Wissenschaften, für die Künste gethan wird; so habe ich mich bisher als einen Colporteur an, der das geringe Verdienst hat, die Erfindungen Anderer gemeinnützig zu machen; nun aber werd' ich durch Ihre Dazwischenkunft zum Handelsmann, der das Glück hat, durch Umsetzung der einheimischen Produkte den Ruhm seines Vaterlandes auszubreiten und darüber es noch mit fremden Schätzen zu bereichern. Und so erlauben Sie, mein Herr, daß ich einen Mann, der mit solcher Freimüthigkeit eine so angenehme Botschaft bringt, nicht wie einen Fremden behandle; erlauben Sie, daß ich frage, was für ein Geschäft, was für ein Anliegen Sie diesen weiten Weg geführt hat. Nicht als wollt' ich durch diese Indiskretion eine eitle Neugierde befriedigen; nein, glauben Sie vielmehr, daß es in der reinsten Absicht geschieht, alle Kräfte, allen Einfluß, den ich etwa haben mag, für Sie zu verwenden; denn ich sage Ihnen zum Voraus, Sie sind an einen Ort gekommen, wo sich einem Fremden zur Ausführung seiner Geschäfte, besonders bei Hofe, unzählige Schwierigkeiten entgegensetzen.

Beaumarchais. Ich nehme ein so gefälliges Anerbieten mit allem Dank an. Ich habe keine Geheimnisse für Sie, mein Herr,

*) „Die wahre Geschichte des Clavigo ꝛc.“ nennt den Titel „Pamander“.

und dieser Freund wird bei meiner Erzählung nicht zu viel sein; er ist sattsam von Dem unterrichtet, was ich Ihnen zu sagen habe.

Clavigo (betrachtet Saint George mit Aufmerksamkeit).

Beaumarchais. Ein französischer Kaufmann, der bei einer starken Anzahl von Kindern wenig Vermögen besaß, hatte viele Korrespondenten in Spanien. Einer der reichsten kam vor funfzehn Jahren nach Paris und that ihm den Vorschlag: „Gebt mir zwei von Euern Töchtern, ich nehme sie mit nach Madrid und versorge sie. Ich bin ledig, bejahrt, ohne Verwandte; sie werden das Glück meiner alten Tage machen, und nach meinem Tode hinterlass' ich ihnen eine der ansehnlichsten Handlungen in Spanien."

Man vertraute ihm die älteste und eine der jüngern Schwestern. Der Vater übernahm, das Haus mit allen französischen Waaren zu versehn, die man verlangen würde, und so hatte Alles ein gutes Ansehn, bis der Korrespondent mit Tode abging, ohne die Französinnen im Geringsten zu bedenken, die sich denn in dem beschwerlichen Falle sahen, allein einer neuen Handlung vorzustehen.

Die Aelteste hatte unterdessen geheirathet, und ungeachtet des geringen Zustandes ihrer Glücksgüter erhielten sie sich durch gute Aufführung und durch die Annehmlichkeit ihres Geistes eine Menge Freunde, die sich wechselsweise beeiferten, ihren Kredit und ihre Geschäfte zu erweitern.

Clavigo (wird immer aufmerksamer).

Beaumarchais. Ungefähr um eben die Zeit hatte sich ein junger Mensch, von den Kanarischen Inseln bürtig, in dem Hause vorstellen lassen.

Clavigo (verliert alle Munterkeit aus seinem Gesicht, und sein Ernst geht nach und nach in eine Verlegenheit über, die immer sichtbarer wird).

Beaumarchais. Ungeachtet seines geringen Standes und Vermögens nimmt man ihn gefällig auf. Die Frauenzimmer, die eine große Begierde zur französischen Sprache an ihm bemerkten, erleichtern ihm alle Mittel, sich in weniger Zeit große Kenntnisse zu erwerben.

Voll von Begierde, sich einen Namen zu machen, fällt er auf den Gedanken, der Stadt Madrid das seiner Nation noch unbekannte Vergnügen einer Wochenschrift im Geschmack des Englischen Zuschauers*)

*) „The Spectator" war die bedeutendste der sogenannten „moralischen Wochenschriften" in England, die sich die Aufgabe gestellt hatten, die wichtigsten Fragen der Philosophie und Religion in populärer Form zu erörtern, und die daher auf die wissenschaftliche und sittliche Ausbildung des Volkes einen höchst bedeutenden Einfluß ausgeübt haben. Diese Zeitschrift erschien in den Jahren 1711 und 1712; ihre bedeutendsten Mitarbeiter waren Addison und Steele.

zu geben. Seine Freundinnen lassen es nicht ermangeln, ihm auf alle Art beizustehn; man zweifelt nicht, daß ein solches Unternehmen großen Beifall finden würde; genug, ermuntert durch die Hoffnung, nun bald ein Mensch von einiger Bedeutung werden zu können, wagt er es, der Jüngsten einen Heirathsvorschlag zu thun.

Man giebt ihm Hoffnung. „Sucht Euer Glück zu machen," sagt die Aelteste, „und wenn Euch ein Amt, die Gunst des Hofes oder irgend sonst ein Mittel ein Recht wird gegeben haben, an meine Schwester zu denken, wenn sie Euch dann andern Freiern vorzieht, kann ich Euch meine Einwilligung nicht versagen."

Clavigo (bewegt sich in höchster Verwirrung auf seinem Sessel).

Beaumarchais. Die Jüngste schlägt verschiedene ansehnliche Partien aus; ihre Neigung gegen den Menschen nimmt zu und bittet ihr die Sorge einer ungewissen Erwartung tragen; sie interessirt sich für sein Glück wie für ihr eigenes, und ermuntert ihn, das erste Blatt seiner Wochenschrift zu geben, das unter einem vielversprechenden Titel erscheint.

Clavigo (ist in der entsetzlichsten Verlegenheit).

Beaumarchais (ganz kalt). Das Werk macht ein erstaunendes Glück; der König selbst, durch diese liebenswürdige Produktion ergetzt, gab dem Autor öffentliche Zeichen seiner Gnade. Man versprach ihm das erste ansehnliche Amt, das sich auftun würde. Von dem Augenblick an entfernt er alle Nebenbuhler von seiner Geliebten, indem er ganz öffentlich sich um sie bemühte. Die Heirath verzog sich nur in Erwartung der zugesagten Versorgung. — Endlich nach sechs Jahren Harrens, ununterbrochener Freundschaft, Beistands und Liebe von Seiten des Mädchens, nach sechs Jahren Ergebenheit, Dankbarkeit, Bemühungen, heiliger Versicherungen von Seiten des Mannes erscheint das Amt — und er verschwindet —

Clavigo. (Es entfährt ihm ein tiefer Seufzer, den er zu verbergen sucht und ganz außer sich ist.)

Beaumarchais. Die Sache hatte zu großes Aufsehn gemacht, als daß man die Entwicklung sollte gleichgiltig angesehen haben. Ein Haus für zwei Familien war gemiethet. Die ganze Stadt sprach davon. Alle Freunde waren aufs Höchste aufgebracht und suchten Rache. Man wendete sich an mächtige Gönner; allein der Nichtswürdige, der nun schon in die Kabalen des Hofs initiirt war, weiß alle Bemühungen fruchtlos zu machen und geht in seiner Insolenz so weit, daß er es wagt, den Unglücklichen zu drohen, wagt, denen Freunden, die sich zu ihm begeben, ins Gesicht

zu sagen, die Französinnen sollten sich in Acht nehmen; er biete sie auf, ihm zu schaden, und wenn sie sich unterständen, etwas gegen ihn zu unternehmen, so wär's ihm ein Leichtes, sie in einem fremden Lande zu verderben, wo sie ohne Schutz und Hilfe seien.

Das arme Mädchen fiel auf diese Nachricht in Konvulsionen, die ihr den Tod drohten. In der Tiefe ihres Jammers schreibt die Aelteste nach Frankreich die offenbare Beschimpfung, die ihnen angethan worden. Die Nachricht bewegt ihren Bruder aufs Schrecklichste; er verlangt seinen Abschied, um in so einer verwirrten Sache selbst Rath und Hilfe zu schaffen, er ist im Fluge von Paris zu Madrid, und der Bruder — bin ich! Der Alles verlassen hat, Vaterland, Pflichten, Familie, Stand, Vergnügen, um in Spanien eine unschuldige, unglückliche Schwester zu rächen.

Ich komme, bewaffnet mit der besten Sache und aller Entschlossenheit einen Verräther zu entlarven, mit blutigen Zügen seine Seele auf sein Gesicht zu zeichnen, und der Verräther — bist Du!

Clavigo. Hören Sie mich, mein Herr — Ich bin — Ich habe — Ich zweifle nicht —

Beaumarchais. Unterbrechen Sie mich nicht! Sie haben mir nichts zu sagen und viel von mir zu hören.

Nun, um einen Anfang zu machen, sein Sie so gütig, vor diesem Herrn, der expreß mit mir aus Frankreich gekommen ist, zu erklären, ob meine Schwester durch irgend eine Treulosigkeit, Leichtsinn, Schwachheit, Unart oder sonst einen Fehler diese öffentliche Beschimpfung um Sie verdient habe.

Clavigo. Nein, mein Herr. Ihre Schwester, Donna Maria, ist ein Frauenzimmer voll Geist, Liebenswürdigkeit und Tugend.

Beaumarchais. Hat sie Ihnen jemals seit Ihrem Umgange eine Gelegenheit gegeben, sich über sie zu beklagen oder sie geringer zu achten?

Clavigo. Nie! Niemals!

Beaumarchais (aufstehend). Und warum, Ungeheuer, botest Du die Grausamkeit, das Mädchen zu Tode zu quälen? Nur weil Dich ihr Herz jenen Andern vorzog, die alle rechtschaffener und reicher waren als Du?

Clavigo. Oh, mein Herr! Wenn Sie wüßten, wie ich verhetzt worden bin, wie ich durch mancherlei Rathgeber und Umstände —

Beaumarchais. Genug! (Zu Saint George.) Sie haben die Rechtfertigung meiner Schwester gehört; gehn Sie und breiten Sie es aus! Was ich dem Herrn weiter zu sagen habe, braucht keine Zeugen.

Clavigo (steht auf. Saint George geht).

Beaumarchais. Bleiben Sie! Bleiben Sie! (Beide setzen sich wieder.) Da wir nun so weit sind, will ich Ihnen einen Vorschlag thun, den Sie hoffentlich billigen werden.

Es ist Ihre Konvenienz und meine, daß Sie Marien nicht heirathen, und Sie fühlen wol, daß ich nicht gekommen bin, den Komödiendruder zu machen, der den Roman entwickeln und seiner Schwester einen Mann schaffen will. Sie haben ein ehrliches Mädchen mit kaltem Blute beschimpft, weil Sie glaubten, in einem fremden Lande sei sie ohne Beistand und Rächer. So handelt ein Niederträchtiger, ein Nichtswürdiger. Und also, zweierlei erklären Sie eigenhändig, freiwillig, bei offenen Thüren, in Gegenwart Ihrer Bedienten, daß Sie ein abscheulicher Mensch sind, der meine Schwester betrogen, verrathen, sie ohne die mindeste Ursache erniedrigt hat; und mit dieser Erklärung geh' ich nach Aranjuez, wo sich unser Gesandter aufhält; ich zeige sie, ich lasse sie drucken, und übermorgen ist der Hof und die Stadt davon überschwemmt. Ich habe mächtige Freunde hier, habe Zeit und Geld, und das Alles wend' ich an, um Sie auf alle Weise aufs Grausamste zu verfolgen, bis der Zorn meiner Schwester sich legt, befriedigt ist, und sie mir selbst Einhalt thut.

Clavigo. Ich thue diese Erklärung nicht.

Beaumarchais. Das glaub' ich; denn vielleicht thät' ich sie an Ihrer Stelle ebenso wenig. Aber hier ist das Andere: Schreiben Sie nicht, so bleib' ich von diesem Augenblick bei Ihnen, ich verlasse Sie nicht, ich folge Ihnen überall hin, bis Sie, einer solchen Gesellschaft überdrüssig, hinter Buenretiro meiner los zu werden gesucht haben. Bin ich glücklicher als Sie, — ohne den Gesandten zu sehn, ohne mit einem Menschen hier gesprochen zu haben, faß' ich meine sterbende Schwester in meine Arme, hebe sie in den Wagen und kehre mit ihr nach Frankreich zurück. Begünstigt Sie das Schicksal, so hab' ich das Meine gethan, und so lachen Sie denn auf unsere Kosten. Unterdessen das Frühstück!

(Beaumarchais zieht die Schelle. Ein Bedienter bringt die Chokolade. Beaumarchais nimmt seine Tasse und geht in der anstoßenden Galerie spazieren, die Gemälde betrachtend.)

Clavigo. Lust! Lust! — Das hat Dich überrascht, angepackt wie einen Knaben — Wo bist Du, Clavigo? — Wie willst Du das enden? — Wie kannst Du das enden? — Ein schrecklicher Zustand, in den Dich Deine Thorheit, Deine Verrätherei gestürzt hat! (Er greift nach dem Degen auf dem Tische.) Ha! Kurz und gut! — (Läßt ihn liegen.) — Und da wäre kein Weg, kein Mittel als

Tod — oder Mord, abscheulicher Mord? — Das unglückliche Mädchen ihres letzten Trostes, ihres einzigen Beistandes zu berauben, ihres Bruders! — Des edeln, braven Menschen Blut zu sehen! Und so den doppelten, unerträglichen Fluch einer vernichteten Familie auf Dich zu laden! — O, das war die Aussicht nicht, als das liebenswürdige Geschöpf Dich die ersten Stunden ihrer Bekanntschaft mit so viel Reizen anzog! Und da Du sie verließest, sahst Du nicht die gräßlichen Folgen Deiner Schandthat? — Welche Seligkeit wartete Dein in ihren Armen, in der Freundschaft solch eines Bruders! — Marie! Marie! O, daß Du vergeben könntest! Daß ich zu Deinen Füßen das Alles abweinen dürfte! — Und warum nicht? — Mein Herz geht mir über; meine Seele geht mir auf in Hoffnung. — Mein Herr!

Beaumarchais. Was beschließen Sie?

Clavigo. Hören Sie mich! Mein Betragen gegen Ihre Schwester ist nicht zu entschuldigen. Die Eitelkeit hat mich verführt. Ich fürchtete, meine Plane, meine Aussichten auf ein ruhmvolles Leben durch diese Heirath zu Grunde zu richten. Hatte ich wissen können, daß sie so einen Bruder habe, sie würde in meinen Augen keine unbedeutende Fremde gewesen sein; ich würde die ansehnlichsten Vortheile von dieser Verbindung gehofft haben. Sie erfüllen mich, mein Herr, mit der größesten Hochachtung für Sie; und indem Sie mir auf diese Weise mein Unrecht lebhaft empfinden machen, flößen Sie mir eine Begierde ein, eine Kraft, Alles wieder gut zu machen. Ich werfe mich zu Ihren Füßen. Helfen Sie! Helfen Sie, wenn's möglich ist, meine Schuld austilgen und das Unglück endigen! Geben Sie mir Ihre Schwester wieder, mein Herr, geben Sie mich ihr! Wie glücklich wär' ich, von Ihrer Hand eine Gattin und die Verzeihung aller meiner Fehler zu erhalten!

Beaumarchais. Es ist zu spät! Meine Schwester liebt Sie nicht mehr, und ich verabscheue Sie. Schreiben Sie die verlangte Erklärung, das ist Alles, was ich von Ihnen fordere, und überlassen Sie mir die Sorgfalt einer ausgesuchten Rache!

Clavigo. Ihre Hartnäckigkeit ist weder gerecht noch klug. Ich gebe Ihnen zu, daß es hier nicht auf mich ankommt, ob ich eine so sehr verschlimmerte Sache wieder gut machen will. — Ob ich sie gut machen kann, das hängt von dem Herzen Ihrer vortrefflichen Schwester ab, ob sie einen Elenden wieder ansehen mag, der nicht verdient, das Tageslicht zu sehen. Allein Ihre Pflicht ist's, mein Herr, das zu prüfen und darnach sich zu betragen, wenn Ihr Schritt nicht einer jugendlichen unbesonnenen Hitze ähnlich sehen soll. Wenn Donna Maria unbeweglich ist — o, ich

kenne das Herz! O, ihre Güte, ihre himmlische Seele schwebt mir ganz lebhaft vor! — Wenn sie unerbittlich ist, dann ist es Zeit, mein Herr.

Beaumarchais. Ich bestehe auf der Erklärung.

Clavigo (nach dem Tisch zu gehend). Und wenn ich nach dem Degen greife?

Beaumarchais (gehend). Gut, mein Herr! Schön, mein Herr!

Clavigo (ihn zurückhaltend). Noch ein Wort! Sie haben die gute Sache; lassen Sie mich die Klugheit für Sie haben! Bedenken Sie, was Sie thun! Auf beide Fälle sind wir Alle unwiederbringlich verloren. Mißt ich nicht für Schmerz, für Beängstigung untergehn, wenn Ihr Blut meinen Degen färben sollte, wenn ich Marien noch über all ihr Unglück auch ihren Bruder raubte? Und dann — der Mörder des Clavigo würde die Pyrenäen nicht zurückmessen.

Beaumarchais. Die Erklärung, mein Herr, die Erklärung!

Clavigo. So sei's denn! Ich will Alles thun, um Sie von der aufrichtigen Gesinnung zu überzeugen, die mir Ihre Gegenwart einflößt. Ich will die Erklärung schreiben, ich will sie schreiben aus Ihrem Munde. Nur versprechen Sie mir, nicht eher Gebrauch davon zu machen, bis ich im Stande gewesen bin, Donna Maria von meinem geänderten, reuevollen Herzen zu überzeugen, bis ich mit Ihrer Aeltesten ein Wort gesprochen, bis Diese ihr gütiges Vorwort bei meiner Geliebten eingelegt hat. So lange, mein Herr!

Beaumarchais. Ich gehe nach Aranjuez.

Clavigo. Gut denn! Bis Sie wiederkommen, so lange bleibt die Erklärung in Ihrem Portefeuille; hab' ich meine Vergebung nicht, so lassen Sie Ihrer Rache vollen Lauf. Dieser Vorschlag ist gerecht, anständig, klug, und wenn Sie so nicht wollen, so sei's denn unter uns Beiden um Leben und Tod gespielt. Und der das Opfer seiner Uebereilung wird, sind immer Sie und Ihre arme Schwester.

Beaumarchais. Es steht Ihnen an, Die zu bedauern, die Sie unglücklich gemacht haben.

Clavigo (sich setzend). Sind Sie das zufrieden?

Beaumarchais. Gut denn, ich gebe nach. Aber keinen Augenblick länger. Ich komme von Aranjuez, ich frage, ich höre. Und hat man Ihnen nicht vergeben, wie ich denn hoffe, wie ich's wünsche — gleich auf und mit dem Zettel in die Druckerei!

Clavigo (nimmt Papier). Wie verlangen Sie's?

Beaumarchais. Mein Herr! In Gegenwart Ihrer Bedienten.

Clavigo. Wozu das?

Beaumarchais. Befehlen Sie nur, daß sie in der anstoßenden Galerie gegenwärtig sind. Man soll nicht sagen, daß ich Sie gezwungen habe.

Clavigo. Welche Bedenklichkeiten!

Beaumarchais. Ich bin in Spanien und habe mit Ihnen zu thun.

Clavigo. Nun denn! (Klingelt. Ein Bedienter.) Ruft meine Leute zusammen und begebt Euch auf die Galerie herbei!

(Der Bediente geht, die Uebrigen kommen und besetzen die Galerie.)

Clavigo. Sie überlassen mir, die Erklärung zu schreiben.

Beaumarchais. Nein, mein Herr! Schreiben Sie, ich bitte, schreiben Sie, wie ich's Ihnen sage!

Clavigo (schreibt).

Beaumarchais. Ich Unterzeichneter, Joseph Clavigo, Archivarius des Königs —

Clavigo. Des Königs.

Beaumarchais. Bekenne, daß, nachdem ich in dem Hause der Madame Guilbert freundschaftlich aufgenommen worden —

Clavigo. Worden.

Beaumarchais. Ich Mademoiselle von Beaumarchais, ihre Schwester, durch hundertfältig wiederholte Heirathsversprechungen betrogen habe. — Haben Sie's?

Clavigo. Mein Herr!

Beaumarchais. Haben Sie ein ander Wort dafür?

Clavigo. Ich dächte —

Beaumarchais. Betrogen habe. Was Sie gethan haben, können Sie ja noch eher schreiben. — Ich habe sie verlassen, ohne daß irgend ein Fehler oder Schwachheit von ihrer Seite einen Vorwand oder Entschuldigung dieses Meineids veranlasset hätte.

Clavigo. Nun!

Beaumarchais. Im Gegentheil ist die Aufführung des Frauenzimmers immer rein, untadelig und aller Ehrfurcht würdig gewesen.

Clavigo. Würdig gewesen.

Beaumarchais. Ich bekenne, daß ich durch mein Betragen, den Leichtsinn meiner Reden, durch die Auslegung, der sie unterworfen waren, öffentlich dieses tugendhafte Frauenzimmer erniedrigt habe; weswegen ich sie um Vergebung bitte, ob ich mich gleich nicht werth achte, sie zu erhalten.

Clavigo (hält inne).

Beaumarchais. Schreiben Sie! Schreiben Sie! — Welches Zeugniß ich mit freiem Willen und ungezwungen von mir gegeben

habe, mit dem besondern Versprechen, daß, wenn diese Satisfaktion der Beleidigten nicht hinreichend sein sollte, ich bereit bin, sie auf alle andere erforderliche Weise zu geben. Madrid.

Clavigo (steht auf, winkt den Bedienten, sich wegzubegeben, und reicht ihm das Papier). Ich habe mit einem beleidigten, aber mit einem edeln Menschen zu thun. Sie halten Ihr Wort und schieben Ihre Rache auf. In dieser einzigen Rücksicht, in dieser Hoffnung hab' ich das schimpfliche Papier von mir gestellt, wozu mich sonst nichts gebracht hätte. Aber ehe ich es wage, vor Donna Maria zu treten, hab' ich beschlossen, Jemandem den Auftrag zu geben, mir bei ihr das Wort zu reden, für mich zu sprechen — und der Mann sind Sie.

Beaumarchais. Bilden Sie sich das nicht ein!

Clavigo. Wenigstens sagen Sie ihr die bittere herzliche Reue, die Sie an mir gesehn haben. Das ist Alles, Alles, warum ich Sie bitte; schlagen Sie mir's nicht ab! Ich müßte einen andern, weniger kräftigen Vorsprecher wählen, und Sie sind ihr ja eine treue Erzählung schuldig. Erzählen Sie ihr, wie Sie mich gefunden haben!

Beaumarchais. Gut, das kann ich, das will ich. Und so Adieu!

Clavigo. Leben Sie wohl! (Er will seine Hand nehmen, Beaumarchais hält sie zurück.)

Clavigo (allein). So unerwartet aus einem Zustand in den andern! Man taumelt, man träumt! — Diese Erklärung, ich hätte sie nicht geben sollen. — Es kam so schnell, so unerwartet als ein Donnerwetter.

Carlos kommt.

Carlos. Was hast Du für Besuch gehabt? Das ganze Haus ist in Bewegung; was giebt's?

Clavigo. Mariens Bruder.

Carlos. Ich vermuthet's. Der Hund von einem alten Bedienten, der sonst bei Guilberts war, und der mir nun trätscht, weiß es schon seit gestern, daß man ihn erwartet habe, und trifft mich erst diesen Augenblick. Er war da?

Clavigo. Ein vortrefflicher Junge.

Carlos. Den wollen wir bald los sein. Ich habe den Weg über schon gesponnen. — Was hat's denn gegeben? Eine Ausforderung? Eine Ehrenerklärung? War er sein hitzig, der Bursch?

Clavigo. Er verlangte eine Erklärung, daß seine Schwester mir keine Gelegenheit zur Veränderung gegeben.

Carlos. Und Du hast sie ausgestellt?

Clavigo. Ich hielt es fürs Beste.

Carlos. Gut, ſehr gut! Iſt ſonſt nichts vorgefallen?

Clavigo. Er drang auf einen Zweikampf oder die Erklärung.

Carlos. Das Letzte war das Geſcheitſte. Wer wird ſein Leben gegen einen ſo romantiſchen Fratzen wagen! Und forderte er das Papier ungeſtüm?

Clavigo. Er diktirte mir's, und ich mußte die Bedienten in die Galerie rufen.

Carlos. Ich verſteh'! Ah, nun hab' ich Dich, Herrchen! Das bricht ihm den Hals. Heiß mich einen Schreiber, wenn ich den Buben nicht in zwei Tagen im Gefängniß habe und mit dem nächſten Transport nach Indien.

Clavigo. Nein, Carlos. Die Sache ſteht anders, als Du denkſt.

Carlos. Wie?

Clavigo. Ich hoffe, durch ſeine Vermittlung, durch mein eifriges Beſtreben Verzeihung von der Unglücklichen zu erhalten.

Carlos. Clavigo!

Clavigo. Ich hoffe, all das Vergangene zu tilgen, das Zerrüttete wiederherzuſtellen und ſo in meinen Augen und in den Augen der Welt wieder zum ehrlichen Mann zu werden.

Carlos. Zum Teufel, biſt Du kindiſch geworden? Man ſpürt Dir doch immer an, daß Du ein Gelehrter biſt. — Dich ſo bethören zu laſſen! Siehſt Du nicht, daß das ein einfältig angelegter Plan iſt, um Dich ins Garn zu ſprengen?

Clavigo. Nein, Carlos, er will die Heirath nicht; ſie ſind dagegen, ſie will nichts von mir hören.

Carlos. Das iſt die rechte Höhe. Nein, guter Freund, nimm mir's nicht übel, ich hab' wol in Komödien geſehen, daß man einen Landjunker ſo geprellt hat.

Clavigo. Du beleidigſt mich. Ich bitte, ſpare Deinen Humor auf meine Hochzeit! Ich bin entſchloſſen, Marien zu heirathen, freiwillig, aus innerm Trieb. Meine ganze Hoffnung, meine ganze Glückſeligkeit ruht auf dem Gedanken, ihre Vergebung zu erhalten. Und dann fahr hin, Stolz! An der Bruſt dieſer Lieben liegt noch der Himmel wie vormals; aller Ruhm, den ich erwerbe, alle Größe, zu der ich mich erhebe, wird mich mit doppeltem Gefühl ausfüllen; denn das Mädchen theilt's mit mir, die mich zum doppelten Menſchen macht. Leb wohl! Ich muß hin! Ich muß die Guilbert wenigſtens ſprechen.

Carlos. Warte nur bis nach Tiſch!

Clavigo. Keinen Augenblick. (Ab.)

Carlos (ihm nachſehend und eine Weile ſchweigend). Da macht wieder Jemand einmal einen dummen Streich. (Ab.)

Dritter Akt.

Gnilbert's Wohnung.

Sophie Gnilbert. Marie Beaumarchais.

Marie. Du haſt ihn geſehen? Mir zittern alle Glieder! Du haſt ihn geſehen? Ich war nah an einer Ohnmacht, als ich hörte, er käme, und Du haſt ihn geſehen? Nein, ich kann, ich werde, nein, ich kann ihn nie wieder ſehn.

Sophie. Ich war außer mir, als er hereintrat; denn ach, liebt' ich ihn nicht, wie Du, mit der vollſten, reinſten, ſchweſterlichſten Liebe? Hat mich nicht ſeine Entfernung gekränkt, gemartert? — Und nun, den Rückkehrenden, den Reuigen zu meinen Füßen! — Schweſter, es iſt ſo was Bezauberndes in ſeinem Anblick, in dem Ton ſeiner Stimme. Er —

Marie. Nimmer, nimmermehr!

Sophie. Er iſt noch der Alte, noch eben das gute, ſanfte, fühlbare Herz, noch eben die Heftigkeit der Leidenſchaft. Es iſt noch eben die Begier, geliebt zu werden, und das ängſtliche, martrende Gefühl, wenn ihm Neigung verſagt wird. Alles! Alles! Und von Dir ſpricht er, Marie, wie in jenen glücklichen Tagen der feurigſten Leidenſchaft; es iſt, als wenn Dein guter Geiſt dieſen Zwiſchenraum von Untreu und Entfernung ſelbſt veranlaßt habe, um das Einförmige, Schleppende einer langen Bekanntſchaft zu unterbrechen und dem Gefühl eine neue Lebhaftigkeit zu geben.

Marie. Du redſt ihm das Wort?

Sophie. Nein, Schweſter; auch verſprach ich's ihm nicht. Nur, meine Beſte, ſeh' ich die Sachen, wie ſie ſind. Du und der Bruder, Ihr ſeht ſie in einem allzu romantiſchen Lichte. Du haſt das mit gar manchem guten Kinde gemein, daß Dein Liebhaber treulos ward und Dich verließ; und daß er wiederkommt, treuig ſeinen Fehler verbeſſern, alle alte Hoffnungen erneuern will — das iſt ein Glück, das eine Andere nicht leicht von ſich ſtoßen würde.

Marie. Mein Herz würde reißen!

Sophie. Ich glaube Dir. Der erste Augenblick muß auf Dich eine empfindliche Wirkung machen — und dann, meine Beste, ich bitte Dich, halt' diese Bangigkeit, diese Verlegenheit, die Dir alle Sinne zu übermeistern scheint, nicht für eine Wirkung des Hasses, für keinen Widerwillen! Dein Herz spricht mehr für ihn, als Du es glaubst, und eben darum traust Du Dich nicht, ihn wiederzusehen, weil Du seine Rückkehr so sehnlich wünschest.

Marie. Sei barmherzig!

Sophie. Du sollst glücklich werden. Fühlt' ich, daß Du ihn verachtetest, daß er Dir gleichgiltig wäre, so wollt' ich kein Wort weiter reden, so sollt' er mein Angesicht nicht mehr sehen. Doch so, meine Liebe — Du wirst mir danken, daß ich Dir geholfen habe, diese ängstliche Unbestimmtheit zu überwinden, die ein Zeichen der innigsten Liebe ist.

Die Vorigen. Guilbert. Buenco.

Sophie. Kommen Sie, Buenco! Guilbert, kommen Sie! Helft mir dieser Kleinen Muth einsprechen, Entschlossenheit, jetzt, da es gilt!

Buenco. Ich wollte, daß ich sagen dürfte: Nehmt ihn nicht wieder an!

Sophie. Buenco!

Buenco. Mein Herz wirft sich mir im Leib herum bei dem Gedanken, er soll diesen Engel noch besitzen, den er so schändlich beleidigt, den er an das Grab geschleppt hat. Und heißen? — Warum? Wodurch macht er das Alles wieder gut, was er verbrochen hat? — Daß er wiederkehrt, daß ihm auf einmal beliebt, wiederzukehren und zu sagen: „Jetzt mag ich sie, jetzt will ich sie?" Just als wäre diese treffliche Seele eine verdächtige Waare, die man am Ende dem Käufer doch noch nachwirft, wenn er Euch schon durch die niedrigsten Gebote und jüdisches Ab- und Zulaufen bis aufs Mark gequält hat. Nein, meine Stimme kriegt er nicht, und wenn Mariens Herz selbst für ihn spräche. — Wiederzukommen, und warum denn jetzt — jetzt? — Mußt' er warten, bis ein tapferer Bruder käme, dessen Rache er fürchten muß, um wie ein Schulknabe zu kommen und Abbitte zu thun? — Ha, er ist so feig, als er nichtswürdig ist!

Guilbert. Ihr redet wie ein Spanier, und als wenn Ihr die Spanier nicht kenntet. Wir schweben diesen Augenblick in einer größern Gefahr, als Ihr Alle nicht seht.

Marie. Bester Guilbert!

Guilbert. Ich ehre die unternehmende Seele unsers Bruders,

ich habe im Stillen seinem Heldengange zugesehn und wünsche, daß Alles gut ausschlagen möge, wünsche, daß Marie sich entschließen könnte, Clavigo ihre Hand zu geben, denn — (lächelnd) ihr Herz hat er doch. —

Marie. Ihr seid grausam.

Sophie. Hör ihn, ich bitte Dich, hör ihn!

Guilbert. Dein Bruder hat ihm eine Erklärung abgedrungen, die Dich vor den Augen aller Welt rechtfertigen soll, und die wird uns verderben.

Buenco. Wie?

Marie. O Gott!

Guilbert. Er stellte sie aus in der Hoffnung, Dich zu bewegen. Bewegt er Dich nicht, so muß er Alles anwenden, um das Papier zu vernichten; er kann's, er wird's. Dein Bruder will es gleich nach seiner Rückkehr von Aranjuez drucken und ausstreuen. Ich fürchte, wenn Du beharrest, er wird nicht zurückkehren.

Sophie. Lieber Guilbert!

Marie. Ich vergehe!

Guilbert. Clavigo kann das Papier nicht auskommen lassen. Verwirfst Du seinen Antrag, und er ist ein Mann von Ehre, so geht er Deinem Bruder entgegen, und Einer von Beiden bleibt; und Dein Bruder sterbe oder siege, er ist verloren. Ein Fremder in Spanien! Mörder dieses geliebten Höflings! — Schwester, es ist ganz gut, daß man edel denkt und fühlt; nur, sich und die Seinigen zu Grunde zu richten —

Marie. Rathe mir, Sophie, hilf mir!

Guilbert. Und Buenco, widerlegen Sie mich!

Buenco. Er wagt's nicht, er fürchtet für sein Leben; sonst hätt' er gar nicht geschrieben, sonst bot' er Marien seine Hand nicht an.

Guilbert. Desto schlimmer; so findet er Hundert, die ihm ihren Arm leihen, Hundert, die unserm Bruder tückisch auf dem Wege das Leben rauben. Ha! Buenco, bist Du so jung? Ein Hofmann sollte keine Meuchelmörder im Sold haben?

Buenco. Der König ist groß und gut.

Guilbert. Auf denn! Durch alle die Mauern, die ihn umschließen, die Wachen, das Zeremoniel, und alle Das, womit die Hofschranzen ihn von seinem Volke geschieden haben, dringen Sie durch und retten Sie uns! — Wer kommt?

Clavigo kommt.

Clavigo. Ich muß! Ich muß!

Marie (thut einen Schrei und fällt Sophien in die Arme).

Sophie. Grausamer! In welchen Zustand versetzen Sie uns!

(Guilbert und Buenco treten zu ihr.)

Clavigo. Ja, sie ist's! Sie ist's! Und ich bin Clavigo. — Hören Sie mich, Beste, wenn Sie mich nicht ansehen wollen! Zu der Zeit, da mich Guilbert mit Freundlichkeit in sein Haus aufnahm, da ich ein armer, unbedeutender Junge war, da ich in meinem Herzen eine unüberwindliche Leidenschaft für Sie fühlte, war's da Verdienst an mir? Oder war's nicht vielmehr innere Uebereinstimmung der Charaktere, geheime Zuneigung des Herzens, daß auch Sie für mich nicht unempfindlich blieben, daß ich nach einer Zeit mir schmeicheln konnte, dies Herz ganz zu besitzen? Und nun — bin ich nicht Derselbe? Warum sollt' ich nicht hoffen dürfen? Warum nicht bitten? Wollten Sie einen Freund, einen Geliebten, den Sie nach einer gefährlichen, unglücklichen Seereise lange für verloren geachtet, nicht wieder an Ihren Busen nehmen, wenn er unvermuthet wiederkäme und sein gerettetes Leben zu ihren Füßen legte? Und habe ich weniger auf einem stürmischen Meere diese Zeit geschwebet? Sind unsere Leidenschaften, mit denen wir in ewigem Streit leben, nicht schrecklicher, unbezwinglicher als jene Wellen, die den Unglücklichen fern von seinem Vaterlande verschlagen? Marie! Marie! Wie können Sie mich hassen, da ich nie aufgehört habe, Sie zu lieben? Mitten in allem Taumel, durch allen verführerischen Gesang der Eitelkeit und des Stolzes hab' ich mich immer jener seligen unbefangenen Tage erinnert, die ich in glücklicher Einschränkung zu Ihren Füßen zubrachte, da wir eine Reihe von blühenden Aussichten vor uns liegen sahen. — Und nun, warum wollten Sie nicht mit mir Alles erfüllen, was wir hofften? Wollen Sie das Glück des Lebens nun nicht ausgenießen, weil ein düsterer Zwischenraum sich unsern Hoffnungen eingeschoben hatte? Nein, meine Liebe, glauben Sie, die besten Freuden der Welt sind nicht ganz rein; die höchste Wonne wird auch durch unsere Leidenschaften, durch das Schicksal unterbrochen. Wollen wir uns beklagen, daß es uns ergangen ist wie allen Andern, und wollen wir uns strafbar machen, indem wir diese Gelegenheit von uns stoßen, das Vergangene herzustellen, eine zerrüttete Familie wiederaufzurichten, die heldenmüthige That eines edeln Bruders zu belohnen und unser eigen Glück auf ewig zu befestigen? — Meine Freunde, um die ich's nicht verdient habe, meine Freunde, die es sein müssen, weil sie Freunde der Tugend sind, zu der ich rückkehre, verbinden Sie Ihr Flehen mit dem meinigen! Marie! (Er wirft sich nieder.) Marie!

Kennst Du meine Stimme nicht mehr? Vernimmst Du nicht mehr den Ton meines Herzens? Marie! Marie!

Marie. O Clavigo!

Clavigo (springt auf und faßt ihre Hand mit entzückten Küssen). Sie vergiebt mir! Sie liebt mich! (Umarmt den Guntert, den Buenco.) Sie liebt mich noch! O Marie, mein Herz sagte mir's! Ich hätte mich zu Deinen Füßen werfen, stumm meinen Schmerz, meine Reue ausweinen wollen; Du hättest mich ohne Worte verstanden, wie ich ohne Worte meine Vergebung erhalte. Nein, diese innige Verwandtschaft unserer Seelen ist nicht aufgehoben; nein, sie vernehmen einander noch wie ehemals, wo kein Laut, kein Wink nöthig war, um die innersten Bewegungen sich mitzutheilen. Marie! — Marie! — Marie! —

Beaumarchais tritt auf.

Beaumarchais. Ha!

Clavigo (ihm entgegenfliegend). Mein Bruder!

Beaumarchais. Du vergiebst ihm?

Marie. Laßt, laßt mich! Meine Sinne vergehn.

(Man führt sie weg.)

Beaumarchais. Sie hat ihm vergeben?

Buenco. Es sieht so aus.

Beaumarchais. Du verdienst Dein Glück nicht.

Clavigo. Glaube, daß ich's fühle!

Sophie (kommt zurück). Sie vergiebt ihm. Ein Strom von Thränen brach aus ihren Augen. Er soll sich entfernen, rief sie schluchzend, daß ich mich erhole! Ich vergeb' ihm. — Ach, Schwester, rief sie und fiel mir um den Hals, woher weiß er, daß ich ihn so liebe?

Clavigo (ihr die Hand küssend). Ich bin der glücklichste Mensch unter der Sonne. Mein Bruder!

Beaumarchais (umarmt ihn). Von Herzen denn! Ob ich Euch schon sagen muß, noch kann ich Euch nicht lieben. Und somit seid Ihr der Unsrige, und vergessen sei Alles! Das Papier, das Ihr mir gabt, hier ist's. (Er nimmt's aus der Brieftasche, zerreißt es und giebt's ihm hin.)

Clavigo. Ich bin der Eurige, ewig der Eurige.

Sophie. Ich bitte, entfernt Euch, daß sie Eure Stimme nicht hört, daß sie sich beruhigt!

Clavigo (sie rings umarmend). Lebt wohl! Lebt wohl! — Tausend Küsse dem Engel! (Ab.)

Beaumarchais. Es mag denn gut sein, ob ich gleich wünschte, es wäre anders. (Lächelnd.) Es ist doch ein gutherziges Geschöpf,

so ein Mädchen — Und, meine Freunde, auch muß ich's sagen, es war ganz der Gedanke, der Wunsch unsers Gesandten, daß ihm Marie vergeben und daß eine glückliche Heirath diese verdrießliche Geschichte endigen möge.

Guilbert. Mir ist auch wieder ganz wohl.

Buenco. Er ist Euer Schwager, und so Adieu! Ihr seht mich in Euerm Hause nicht wieder.

Beaumarchais. Mein Herr!

Guilbert. Buenco!

Buenco. Ich haß' ihn nun einmal bis ans jüngste Gericht. Und gebt Acht, mit was für einem Menschen Ihr zu thun habt! (Ab.)

Guilbert. Er ist ein melancholischer Unglücksvogel. Und mit der Zeit läßt er sich doch wieder bereden, wenn er sieht, es geht Alles gut.

Beaumarchais. Doch war's übereilt, daß ich ihm das Papier zurückgab.

Guilbert. Laßt! Laßt! Keine Grillen! (Ab.)

Vierter Akt.

Clavigo's Wohnung.

Carlos allein.

Carlos. Es ist löblich, daß man dem Menschen, der durch Verschwendung oder andere Thorheiten zeigt, daß sein Verstand sich verschoben hat, von Amtswegen Vormünder setzt. Thut Das die Obrigkeit, die sich doch sonst nicht viel um uns bekümmert, wie sollten wir's nicht an einem Freunde thun? Clavigo, Du bist in übeln Umständen! Noch hoff' ich! Und wenn Du nur noch halbweg lenksam bist wie sonst, so ist's eben noch Zeit, Dich vor einer Thorheit zu bewahren, die bei Deinem lebhaften, empfindlichen Charakter das Elend Deines Lebens machen und Dich vor der Zeit ins Grab bringen muß. Er kommt.

Clavigo nachdenkend.

Clavigo Guten Tag, Carlos!

Carlos Ein schwermüthiges, gepreßtes „Guten Tag!" Kommst Du in dem Humor von Deiner Braut?

Clavigo. Es ist ein Engel! Es sind vortreffliche Menschen!

Carlos. Ihr werdet doch mit der Hochzeit nicht so sehr eilen, daß man sich noch ein Kleid dazu kann stiken lassen?

Clavigo. Scherz oder Ernst, bei unserer Hochzeit werden keine gestickten Kleider paradiren.

Carlos. Ich glaub's wol.

Clavigo. Das Vergnügen an uns selbst, die freundschaftliche Harmonie sollen der Prunk dieser Feierlichkeit sein.

Carlos. Ihr werdet eine stille, kleine Hochzeit machen?

Clavigo. Die Menschen, die fühlen, daß ihr Glück ganz in ihnen selbst beruht.

Carlos. In den Umständen ist es recht gut.

Clavigo. Umständen? Was meinst Du mit den Umständen?

Carlos. Wie die Sache nun steht und liegt und sich verhält.

Clavigo. Höre, Carlos, ich kann den Ton des Rückhalts an Freunden nicht ausstehen. Ich weiß, Du bist nicht für diese Heirath; demungeachtet, wenn Du etwas dagegen zu sagen hast, sagen willst, so sag's geradezu! Wie steht denn die Sache? Wie verhält sie sich?

Carlos. Es kommen Einem im Leben mehr unerwartete, wunderbare Dinge vor, und es wäre schlimm, wenn Alles im Gleise ginge. Man hätte nichts, sich zu verwundern, nichts, die Köpfe zusammenzustoßen, nichts in Gesellschaft zu verschneiden.

Clavigo. Aufsehn wird's machen.

Carlos. Des Clavigo Hochzeit! Das versteht sich. Wie manches Mädchen in Madrid harrt auf Dich, hofft auf Dich, und wenn Du ihnen nun diesen Streich spielst?

Clavigo. Das ist nun nicht anders.

Carlos. Sonderbar ist's. Ich habe wenig Männer gekannt, die so großen und allgemeinen Eindruck auf die Weiber machten als Du. Unter allen Ständen giebt's gute Kinder, die sich mit Planen und Aussichten beschäftigen, Dich habhaft zu werden. Die Eine bringt ihre Schönheit in Anschlag, Die ihren Reichthum, ihren Stand, ihren Witz, ihre Verwandte. Was macht man mir nicht um Deinetwillen für Komplimente! Denn wahrlich, weder meine Stumpfnase, noch mein Krauskopf, noch meine bekannte Verachtung der Weiber kann mir so was zuziehen.

Clavigo. Du spottest.

Carlos. Wenn ich nicht schon Vorschläge, Anträge in Händen gehabt hätte, geschrieben von eignen, zärtlichen, kritzlichen Pfötchen, so unorthographisch als ein originaler Liebesbrief eines Mädchens nur sein kann. Wie manche hübsche Duenna ist mir bei der Gelegenheit unter die Finger gekommen!

Clavigo. Und Du sagtest mir von allem Dem nichts?

Carlos. Weil ich Dich mit leeren Grillen nicht beschäftigen wollte und niemals rathen konnte, daß Du mit einer Einzigen Ernst gemacht hättest. O Clavigo, ich habe Dein Schicksal im Herzen getragen wie mein eignes! Ich habe keinen Freund als Dich; die Menschen sind mir alle unerträglich, und Du fängst auch an, mir unerträglich zu werden.

Clavigo. Ich bitte Dich, sei ruhig!

Carlos. Brenn Einem das Haus ab, daran er zehn Jahre gebauet hat, und schick ihm einen Beichtvater, der ihm die christliche Geduld empfiehlt! — Man soll sich für Niemand interessiren als für sich selbst; die Menschen sind nicht werth — —

Clavigo. Kommen Deine feindseligen Grillen wieder?

Carlos. Wenn ich aufs Neue ganz drein versinke, wer ist schuld dran als Du? Ich sagte zu mir: Was soll ihm jetzt die vortheilhafteste Heirath, ihm, der es für einen gewöhnlichen Menschen weit genug gebracht hätte? Aber mit seinem Geist, mit seinen Gaben ist es unverantwortlich — ist es unmöglich, daß er bleibt, was er ist. — Ich machte meine Projekte. Es giebt so wenig Menschen, die so unternehmend und biegsam, so geistvoll und fleißig zugleich sind. Er ist in alle Fächer gerecht; als Archivarius kann er sich schnell die wichtigsten Kenntnisse erwerben; er wird sich nothwendig machen, und läßt eine Veränderung vorgehn, so ist er Minister.

Clavigo. Ich gestehe Dir, das waren oft auch meine Träume.

Carlos. Träume! So gewiß ich den Thurm erreiche und erklettere, wenn ich darauf losgehe mit dem festen Vorsatze, nicht abzulassen, bis ich ihn erstiegen habe, so gewiß hättest Du auch alle Schwierigkeiten überwunden. Und hernach wär' mir für das Uebrige nicht bang gewesen. Du hast kein Vermögen von Hause, desto besser; das hätte Dich auf die Erwerbung eifriger, auf die Erhaltung aufmerksamer gemacht. Und wer am Zoll sitzt, ohne reich zu werden, ist ein Pinsel. Und dann seh' ich nicht, warum das Land dem Minister nicht so zur Abgaben schuldig ist als dem Könige. Dieser giebt seinen Namen her und Jener die Kräne. Wenn ich denn mit allem Dem fertig war, dann sah ich mich erst nach einer Partie für Dich um. Ich sah manch stolzes Haus, das die Augen über Deine Abkunft zugeblinkt hätte, manches der reichsten, das Dir gern den Aufwand Deines Standes verschafft haben würde, nur um an der Herrlichkeit des zweiten Königs Theil nehmen zu dürfen — und nun —

Clavigo. Du bist ungerecht, Du setzest meinen gegenwär-

tigen Zustand zu tief herab. Und glaubst Du denn, daß ich mich nicht weiter treiben, nicht auch noch mächtigere Schritte thun kann?

Carlos. Lieber Freund, brich Du einer Pflanze das Herz aus, sie mag hernach treiben und treiben unnützige Nebenschößlinge; es giebt vielleicht einen starken Busch, aber der stolze, königliche Wuchs des ersten Schusses ist dahin. Und denke nur nicht, daß man diese Heirath bei Hofe gleichgiltig ansehen wird! Hast Du vergessen, was für Männer Dir den Umgang, die Verbindung mit Marien mißriethen? Hast Du vergessen, wer Dir den finsteren Gedanken eingab, sie zu verlassen? Soll ich Dir sie an den Fingern herzählen?

Clavigo. Der Gedanke hat mich auch schon gepeinigt, daß so Wenige diesen Schritt billigen werden.

Carlos. Keiner! Und Deine hohen Freunde sollten nicht aufgebracht sein, daß Du, ohne sie zu fragen, ohne ihren Rath Dich so geradezu hingegeben hast, wie ein unbesonnener Knabe auf dem Markte sein Geld gegen wurmstichige Nüsse wegwirft?

Clavigo. Das ist unartig, Carlos, und übertrieben.

Carlos. Nicht um einen Zug. Denn daß Einer aus Leidenschaft einen seltsamen Streich macht, das laß' ich gelten. Ein Kammermädchen zu heirathen, weil sie schön ist wie ein Engel — gut, der Mensch wird getadelt, und doch beneiden ihn die Leute.

Clavigo. Die Leute, immer die Leute!

Carlos. Du weißt, ich frage nicht ängstlich nach Andrer Beifall; doch das ist ewig wahr: Wer nichts für Andre thut, thut nichts für sich; und wenn die Menschen Dich nicht bewundern oder beneiden, bist Du auch nicht glücklich.

Clavigo. Die Welt urtheilet nach dem Scheine. O, wer Mariens Herz besitzt, ist zu beneiden!

Carlos. Was die Sache ist, scheint sie auch. Aber freilich dacht' ich, daß das verborgene Qualitäten sein müssen, die Dein Glück beneidenswerth machen; denn was man so mit seinen Augen sieht, mit seinem Menschenverstande begreifen kann — .

Clavigo. Du willst mich zu Grunde richten.

Carlos. Wie ist das zugegangen? wird man in der Stadt fragen. Wie ist das zugegangen? fragt man bei Hofe. Um Gottes willen, wie ist das zugegangen? Sie ist arm, ohne Stand; hätte Clavigo nicht einmal ein Abenteuer mit ihr gehabt, man wüßte gar nicht, daß sie in der Welt ist. Sie soll artig sein, angenehm, witzig! — Wer wird darum eine Frau nehmen? Das

vergeht so in den ersten Zeiten des Ehestands. Ach! sagt Einer, sie soll schön sein, reizend, ausnehmend schön. — Da ist's zu begreifen, sagt ein Anderer —

Clavigo (wird verwirrt, ihm entfährt ein tiefer Seufzer). Ach!

Carlos. Schön? O! sagt die Eine, es geht an! Ich hab' sie in sechs Jahren nicht gesehn. Da kann sich schon was verändern, sagt eine Andere. Man muß doch Acht geben, er wird sie bald produziren, sagt die Dritte. Man fragt, man guckt, man geht zu Gefallen, man wartet, man ist ungeduldig, erinnert sich immer des stolzen Clavigo, der sich nie öffentlich sehen ließ, ohne eine stattliche, herrliche, hochäugige Spanierin im Triumph aufzuführen, deren volle Brust, ihre glühenden Wangen, ihre heißen Augen die Welt rings umher zu fragen schienen: „bin ich nicht meines Begleiters werth?" und die in ihrem Uebermuth den seidnen Schlepprock so weit hintenaus im Winde segeln ließ als möglich, um ihre Erscheinung ansehnlicher und würdiger zu machen. — Und nun erscheint der Herr — und allen Leuten verfagt das Wort im Munde — kommt angezogen mit seiner trippelnden, kleinen, hohläugigen Französin, der die Auszehrung aus allen Gliedern spricht, wenn sie gleich ihre Todtenfarbe mit Weiß und Roth überpinselt hat. O Bruder, ich werde rasend, ich laufe davon, wenn mich nun die Leute zu packen kriegen und fragen und quäftioniren und nicht begreifen können —

Clavigo (ihn bei der Hand faffend). Mein Freund, mein Bruder, ich bin in einer schrecklichen Lage. Ich sage Dir, ich gestehe Dir, ich erschrak, als ich Marien wiedersah! Wie entstellt sie ist, — wie bleich, abgezehrt! O, das ist meine Schuld, meiner Verrätherei! —

Carlos. Possen! Grillen! Sie hatte die Schwindsucht, da Dein Roman noch sehr im Gange war. Ich sagte Dir's tausendmal, und — Aber Ihr Liebhaber habt keine Augen, keine Nasen. Clavigo, es ist schändlich! So Alles, Alles zu vergessen, eine kranke Frau, die die Peit unter Deine Nachkommenschaft bringen wird, daß alle Deine Kinder und Enkel so in gewissen Jahren höflich aussehen wie Bettlerslämpchen. — Ein Mann, der Stammvater einer Familie sein könnte, die vielleicht künftig — Ich werde noch närrisch, der Kopf vergeht mir!

Clavigo. Carlos, was soll ich Dir sagen? Als ich sie wiedersah, im ersten Taumel flog ihr mein Herz entgegen — und ach! — da der vorüber war — Mitleiden — innige, tiefe Erbarmung flößte sie mir ein, aber Liebe — sieh, es war, als wenn mir in der Fülle der Freuden die kalte Hand des Todes übern Nacken führe. Ich strebte, munter zu sein, wieder vor denen

Menschen, die mich umgaben, den Glücklichen zu spielen: es war Alles vorbei, Alles so steif, so ängstlich. Wären sie weniger außer sich gewesen, sie müßten's gemerkt haben.

Carlos. Hölle! Tod und Teufel! Und Du willst sie heirathen! —

Clavigo (steht ganz in sich selbst versunken, ohne zu antworten).

Carlos. Du bist hin, verloren auf ewig! Leb wohl, Bruder, und laß mich Alles vergessen, laß mich mein einsames Leben noch so ausknirschen über das Schicksal Deiner Verblendung! Ha, das Alles! Sich in den Augen der Welt verächtlich zu machen und nicht einmal dadurch eine Leidenschaft, eine Begierde befriedigen! Dir muthwillig eine Krankheit zuziehen, die, indem sie Deine innern Kräfte untergräbt, Dich zugleich dem Anblick der Menschen abscheulich macht!

Clavigo. Carlos! Carlos!

Carlos. Wärst Du nie gestiegen, um nie zu fallen! Mit welchen Augen werden sie das ansehn! Da ist der Bruder, werden sie sagen; das muß ein braver Kerl sein, der hat ihn ins Bockshorn gejagt; er hat sich nicht getraut, ihm die Spitze zu bieten. Ha, werden unsre schwadronirenden Hofjunker sagen, man sieht immer, daß er kein Kavalier ist. Pah, ruft Einer und rückt den Hut in die Augen, der Franzos hätte mir kommen sollen! und patscht sich auf den Bauch, ein Kerl, der vielleicht nicht werth wäre, Dein Reitknecht zu sein.

Clavigo (fällt in dem Ausbruch der heftigsten Beängstigung mit einem Strom von Thränen dem Carlos um den Hals). Rette mich! Freund! Mein Bester, rette mich! Rette mich von dem gedoppelten Meineid, von der unübersehlichen Schande, von mir selbst — ich vergehe!

Carlos. Armer! Elender! Ich hoffte, diese jugendlichen Raserein, diese stürmenden Thränen, diese versinkende Wehmuth sollte vorüber sein, ich hoffte, Dich als Mann nicht mehr erschüttert, nicht mehr in dem beklemmenden Jammer zu sehen, den Du ehemals so oft in meinen Busen ausgeweint hast. Ermanne Dich, Clavigo, ermanne Dich!

Clavigo. Laß mich weinen! (Wirft sich in einen Sessel.)

Carlos. Weh Dir, daß Du eine Bahn betreten hast, die Du nicht endigen wirst! Mit Deinem Herzen, Deinen Gesinnungen, die einen ruhigen Bürger glücklich machen würden, mußtest Du den unseligen Hang nach Größe verbinden! Und was ist Größe, Clavigo? Sich in Rang und Ansehn über Andre zu erheben? Glaub es nicht! Wenn Dein Herz nicht größer ist als Andrer

Herzen, wenn Du nicht im Stande bist, Dich gelassen über Verhältnisse hinauszusetzen, die einen gemeinen Menschen ängstigen würden, so bist Du mit allen Deinen Bändern und Sternen, bist mit der Krone selbst nur ein gemeiner Mensch. Fasse Dich! Beruhige Dich!

Clavigo (richtet sich auf, steht Carlos an und reicht ihm eine Hand, die Carlos mit Heftigkeit anfaßt)

Carlos. Auf, auf, mein Freund, und entschließe Dich! Sieh, ich will Alles bei Seite setzen, ich will sagen: Hier liegen zwei Vorschläge auf gleichen Schalen. Entweder Du heirathest Marien und findest Dein Glück in einem stillen bürgerlichen Leben, in den ruhigen häuslichen Freuden; oder Du führest auf der ehrenvollen Bahn Deinen Lauf weiter nach dem nahen Ziele. — Ich will Alles bei Seite setzen und will sagen, die Zunge steht inne; es kommt auf Deinen Entschluß an, welche von beiden Schalen den Ausschlag haben soll. Gut! Aber entschließe Dich! — Es ist nichts erbärmlicher in der Welt als ein unentschlossener Mensch, der zwischen zweien Empfindungen schwebt, gern beide vereinigen möchte und nicht begreift, daß nichts sie vereinigen kann als eben der Zweifel, die Unruhe, die ihn peinigen. Auf, und gieb Marien Deine Hand, handle als ein ehrlicher Kerl, der das Glück seines Lebens seinen Worten aufopfert, der es für seine Pflicht achtet, was er verdorben hat, wieder gut zu machen, der auch den Kreis seiner Leidenschaften und Wirksamkeit nie weiter ausgebreitet hat, als daß er im Stande ist, Alles wieder gut zu machen, was er verdorben hat; und so genieße das Glück einer ruhigen Beschränkung, den Beifall eines bedächtigen Gewissens und alle Seligkeit, die denen Menschen gewährt ist, die im Stande sind, sich ihr eigen Glück zu schaffen und Freude den Ihrigen! — Entschließe Dich, so will ich sagen, Du bist ein ganzer Kerl —

Clavigo. Einen Funken, Carlos, Deiner Stärke, Deines Muths!

Carlos. Er schläft in Dir, und ich will blasen, bis er in Flammen schlägt. Sieh auf der andern Seite das Glück und die Größe, die Dich erwarten! Ich will Dir diese Aussichten nicht mit dichterischen bunten Farben vormalen; stelle sie Dir selbst in der Lebhaftigkeit dar, wie sie in voller Klarheit vor Deiner Seele standen, ehe der französische Strudelkopf Dir die Sinne verwirrte. Aber auch da, Clavigo, sei ein ganzer Kerl und mache Deinen Weg stracks, ohne rechts und links zu sehen! Möge Deine Seele sich erweitern, und die Gewißheit des großen Gefühls über Dich kommen, daß außerordentliche Menschen eben auch

darin außerordentliche Menschen sind, weil ihre Pflichten von den Pflichten des gemeinen Menschen abgehen; daß Der, dessen Werk es ist, ein großes Ganze zu übersehen, zu regieren, zu erhalten, sich keinen Vorwurf zu machen braucht, geringe Verhältnisse vernachlässiget, Kleinigkeiten dem Wohl des Ganzen aufgeopfert zu haben. Thut das der Schöpfer in seiner Natur, der König in seinem Staate, warum sollten wir's nicht thun, um ihnen ähnlich zu werden?

Clavigo. Carlos, ich bin ein kleiner Mensch.

Carlos. Wir sind nicht klein, wenn Umstände uns zu schaffen machen, nur wenn sie uns überwältigen. Noch einen Athemzug, und Du bist wieder bei Dir selber. Wirf die Reste einer erbärmlichen Leidenschaft von Dir, die Dich in jetzigen Tagen ebenso wenig kleiden als das graue Jäckchen und die bescheidene Miene, mit denen Du nach Madrid kamst. Was das arme Mädchen für Dich gethan hat, hast Du ihr lange gelohnt; und daß Du ihr die erste freundliche Aufnahme schuldig bist — Oh, eine Andere hätte um das Vergnügen Deines Umgangs ebenso viel und mehr gethan, ohne solche Prätensionen zu machen — und wird Dir entfallen, Deinem Schulmeister die Hälfte Deines Vermögens zu geben, weil er Dich vor dreißig Jahren das Abc gelehrt hat? Nun, Clavigo?

Clavigo. Das ist all gut; im Ganzen magst Du Recht haben, es mag also sein; nur, wie helfen wir uns aus der Verwirrung, in der wir stecken? Da gieb Rath, da schaff Hilfe, und dann rede!

Carlos. Gut! Du willst also?

Clavigo. Mach mich können, so will ich. Ich habe kein Nachdenken; hab's für mich!

Carlos. Also denn! Zuerst gehst Du, den Herrn an einen dritten Ort zu bescheiden, und alsdann forderst Du mit der Klinge die Erklärung zurück, die Du gezwungen und unbesonnen ausgestellt hast.

Clavigo. Ich habe sie schon, er zerriß und gab mir sie.

Carlos. Trefflich! Trefflich! Schon den Schritt gethan — und Du hast mich so lange reden lassen? — Also kürzer! Du schreibst ihm ganz gelassen, Du fändest nicht für gut, seine Schwester zu heirathen; die Ursache könnte er erfahren, wenn er sich heute Nacht, von einem Freunde begleitet und mit beliebigen Waffen versehen, da oder dort einfinden wolle. Und somit signirt. — Komm, Clavigo, schreib Das! Ich bin Dein Sekundant und — es müßte mit dem Teufel zugehen —

Clavigo (geht nach dem Tische).

Carlos. Höre! Ein Wort! Wenn ich's so recht bedenke, ist das ein einfältiger Vorschlag. Wer sind wir, um uns gegen einen aufgebrachten Abenteurer zu wagen? Und die Aufführung des Menschen, sein Stand verdient nicht, daß wir ihn für unsers Gleichen achten. Also hör mich! Wenn ich ihn nun peinlich anklage, daß er heimlich nach Madrid gekommen, sich bei Dir unter einem falschen Namen mit einem Helfershelfer anmelden lassen, Dich erst mit freundlichen Worten vertraulich gemacht, dann Dich unvermuthet überfallen, eine Erklärung Dir abgenöthigt und sie auszustreuen weggegangen ist — Das bricht ihm den Hals; er soll erfahren, was das heißt, einen Spanier mitten in der bürgerlichen Ruhe zu befehden.

Clavigo. Du hast Recht.

Carlos. Wenn wir nun aber unterdessen, bis der Prozeß eingeleitet ist, bis dahin uns der Herr noch allerlei Streiche machen könnte, das Gewisse spielten und ihn kurz und gut beim Kopfe nähmen?

Clavigo. Ich verstehe und kenne Dich, daß Du Mann bist, es auszuführen.

Carlos. Nun auch! Wenn ich, der ich schon fünfundzwanzig Jahre mitlaufe und dabei war, da den Ersten unter den Menschen die Angstrepsien auf dem Gesichte standen, wenn ich so ein Possenspiel nicht entwickeln wollte! Und somit lässest Du mir freie Hand! Du brauchst nichts zu thun, nichts zu schreiben. Wer den Bruder einstecken lässt, giebt pantomimisch zu verstehen, daß er die Schwester nicht mag.

Clavigo. Nein, Carlos! Es gehe, wie es wolle, das kann, das werd' ich nicht leiden. Beaumarchais ist ein würdiger Mensch, und er soll in keinem schimpflichen Gefängnisse verschmachten um seiner gerechten Sache willen. Einen andern Vorschlag, Carlos, einen andern!

Carlos. Pah! Pah! Kindereien! Wir wollen ihn nicht fressen, er soll wohl aufgehoben und versorgt werden, und lang' kann's auch nicht währen. Denn siehe, wenn er spürt, daß es Ernst ist, kriecht sein theatralischer Eifer gewiß zum Kreuz, er kehrt bedrückt nach Frankreich zurück und dankt auf das Höflichste, wenn man ja seiner Schwester ein jährliches Gehalt aussetzen will, warum's ihm vielleicht einzig und allein zu thun war.

Clavigo. So sei's denn! Nur verfahrt gut mit ihm!

Carlos. Sei unbesorgt! — Noch eine Vorsicht! Man kann nicht wissen, wie's verschwärzt wird, wie er Wind kriegt, und er überläuft Dich, und Alles geht zu Grunde. Drum begieb Dich

aus Deinem Hause, daß auch kein Bedienter weiß, wohin! Laß nur das Nöthigste zusammenpacken! Ich schicke Dir einen Burschen, der Dir's forttragen und Dich bindringen soll, wo Dich die heilige Hermandad*) selbst nicht findet. Ich hab' so ein paar Mausslöcher immer offen. Adieu!

Clavigo. Leb wohl!

Carlos. Frisch! Frisch! Wenn's vorbei ist, Bruder, wollen wir uns laben.

Guilbert's Wohnung.

Sophie Guilbert. Marie Beaumarchais mit Arbeit.

Marie. So ungestüm ist Buenco fort?

Sophie. Das war natürlich. Er liebt Dich, und wie konnte er den Anblick des Menschen ertragen, den er doppelt hassen muß?

Marie. Er ist der beste, tugendhafteste Bürger, den ich je gekannt habe. (Für die Arbeit zeigend.) Mich dünkt, ich mach' es so? Ich nehe das hier ein, und das Ende steck' ich hinauf. Es wird gut stehn.

Sophie. Recht gut. Und ich will Paille-Band zu dem Häubchen nehmen; es kleid't mich keins besser. Du lächelst?

Marie. Ich lache über mich selbst. Wir Mädchen sind doch eine wunderliche Nation: kaum heben wir den Kopf nur e n Wenig wieder, so ist gleich Putz und Band, was uns beschäftigt.

Sophie. Das kannst Du Dir nicht nachsagen; seit dem Augenblick, da Clavigo Dich verließ, war nichts im Stande, Dir eine Freude zu machen.

Marie (fährt zusammen und sieht nach der Thüre).

Sophie. Was hast Du?

Marie (beklemmt). Ich glaubte, es käme Jemand! Mein armes Herz! O, es wird mich noch umbringen. Fühl, wie es schlägt von dem leeren Schrecken!

Sophie. Sei ruhig! Du siehst blaß; ich bitte Dich, meine Liebe!

Marie (auf die Brust deutend). Es drückt mich hier so. — Es sticht mich so. — Es wird mich umbringen.

Sophie. Schone Dich!

Marie. Ich bin ein närrisches, unglückliches Mädchen.

*) Die heilige Hermandad war ursprünglich eine Art von bewaffneter Bürgerwehr, die in den bedeutendsten spanischen Städten zur Sicherung des öffentlichen Friedens organisirt wurde. Später wurde sie zu Polizeizwecken benutzt.

Schmerz und Freude haben mit all ihrer Gewalt mein armes Leben untergraben. Ich sage Dir, es ist nur halbe Freude, daß ich ihn wiederhabe. Ich werde das Glück wenig genießen, das mich in seinen Armen erwartet; vielleicht gar nicht.

Sophie. Schwester, meine liebe Einzige! Du nagst mit solchen Grillen an Dir selber.

Marie. Warum soll ich mich betriegen?

Sophie. Du bist jung und glücklich und kannst Alles hoffen.

Marie. Hoffnung! O, der süße, einzige Balsam des Lebens bezaubert oft meine Seele. Muthige jugendliche Träume schweben vor mir und begleiten die geliebte Gestalt des Unvergleichlichen, der nun wieder der Meine wird. O Sophie, wie reizend ist er! Seit ich ihn nicht sah, hat er — ich weiß nicht, wie ich's ausdrücken soll — es haben sich alle großen Eigenschaften, die ehemals in seiner Bescheidenheit verborgen lagen, entwickelt. Er ist ein Mann worden und muß mit diesem reinen Gefühle seiner selbst, mit dem er auftritt, das so ganz ohne Stolz, ohne Eitelkeit ist, er muß alle Herzen wegreißen. — Und er soll der Meinige werden? — Nein, Schwester, ich war seiner nicht werth — und jetzt bin ich's viel weniger.

Sophie. Nimm ihn nur und sei glücklich! — Ich höre Deinen Bruder!

Beaumarchais kommt.

Beaumarchais. Wo ist Guilbert?

Sophie. Er ist schon eine Weile weg; lang' kann er nicht mehr ausbleiben.

Marie. Was hast Du, Bruder? — (Aufspringend und ihm um den Hals fallend.) Lieber Bruder, was hast Du?

Beaumarchais. Nichts! Laß mich, meine Marie!

Marie. Wenn ich Deine Marie bin, so sag mir, was Du auf dem Herzen hast!

Sophie. Laß ihn! Die Männer machen oft Gesichter, ohne just was auf dem Herzen zu haben.

Marie. Nein, nein! Ich sehe Dein Angesicht nur wenige Zeit; aber schon drückt es mir alle Deine Empfindungen aus, ich lese jedes Gefühl dieser unverstellten, unverdorbenen Seele auf Deiner Stirne. Du hast etwas, das Dich stutzig macht. Rede, was ist's?

Beaumarchais. Es ist nichts, meine Lieben. Ich hoffe, im Grunde ist's nichts. Clavigo —

Marie. Wie?

Beaumarchais. Ich war bei Clavigo. Er ist nicht zu Hause.

Sophie. Und das verwirrt Dich?

Beaumarchais. Sein Pförtner sagt, er sei verreist, er wisse nicht, wohin; es wisse Niemand, wie lange. Wenn er sich verleugnen ließe! Wenn er wirklich verreist wäre! Wozu dies? Warum das?

Marie. Wir wollen's abwarten.

Beaumarchais. Deine Zunge lügt. Ha, die Blässe Deiner Wangen, das Zittern Deiner Glieder, Alles spricht und zeugt, daß Du Das nicht abwarten kannst. Liebe Schwester! (Faßt sie in seine Arme.) An diesem klopfenden, ängstlich bebenden Herzen schwör' ich Dir. Höre mich, Gott, der Du gerecht bist! Höret mich, alle seine Heiligen! Du sollst gerächet werden, wenn er — die Sinne vergehn mir über dem Gedanken, — wenn er rückfiele, wenn er doppeltes gräßliches Meineids sich schuldig machte, unsers Elends spottete. — Nein, es ist, es ist nicht möglich, nicht möglich — Du sollst gerächet werden.

Sophie. Alles zu früh, zu voreilig. Schone ihrer, ich bitte Dich, mein Bruder!

Marie (setzt sich).

Sophie. Was hast Du? Du wirst ohnmächtig.

Marie. Nein, nein. Du bist gleich so besorgt.

Sophie (reicht ihr Wasser). Nimm das Glas!

Marie. Laß doch! Wozu soll's? — Nun meinetwegen, gieb her!

Beaumarchais. Wo ist Guilbert? Wo ist Buenco? Schicke nach ihnen, ich bitte Dich! (Sophie ab.) Wie ist Dir, Marie?

Marie. Gut, ganz gut! Denkst Du denn, Bruder —?

Beaumarchais. Was, meine Liebe?

Marie. Ach!

Beaumarchais. Der Athem wird Dir schwer?

Marie. Das unbändige Schlagen meines Herzens versetzt mir die Luft.

Beaumarchais. Habt Ihr denn kein Mittel? Braucht Sie nichts Niederschlagendes?

Marie. Ich weiß ein Mittel, und darum bitt' ich Gott schon lange.

Beaumarchais. Du sollst's haben, und ich hoffe, von meiner Hand.

Marie. Schon gut.

Sophie kommt.

Sophie. Soeben giebt ein Kurier diesen Brief ab; er kommt von Aranjuez.

Beaumarchais. Das ist das Siegel und die Hand unsers Gesandten.

Sophie. Ich hieß ihn absteigen und einige Erfrischungen zu sich nehmen; er wollte nicht, weil er noch mehr Depeschen habe.

Marie. Willst Du doch, Liebe, das Mädchen nach dem Arzte schicken?

Sophie. Fehlt Dir was? Heiliger Gott, was fehlt Dir?

Marie. Du wirst mich ängstigen, daß ich zuletzt kaum traue, ein Glas Wasser zu begehren — Sophie! — Bruder! — Was enthält der Brief? Sieh, wie er zittert, wie ihn aller Muth verläßt!

Sophie. Bruder, mein Bruder!

Beaumarchais (wirft sich sprachlos in einen Sessel und läßt den Brief fallen.)

Sophie. Mein Bruder! (Hebt den Brief auf und liest.)

Marie. Laß mich ihn sehn! Ich muß — (Will aufstehn.) Weh! Ich fühl's. Es ist das Letzte. Schwester, aus Barmherzigkeit den letzten, schnellen Todesstoß! Er verräth uns! —

Beaumarchais (aufspringend). Er verräth uns! (An die Stirn schlagend und auf die Brust.) Hier! Hier! Es ist Alles so dumpf, so todt vor meiner Seele, als hätt' ein Donnerschlag meine Sinne gelähmt. Marie! Marie! Du bist verrathen! — Und ich stehe hier! Wohin? — Was? — Ich sehe nichts, nichts! Keinen Weg, keine Rettung! (Wirft sich in den Sessel.)

Guilbert kommt.

Sophie. Guilbert! Rath! Hilfe! Wir sind verloren!

Guilbert. Weh!

Sophie. Lies! Lies! Der Gesandte meldet unserm Bruder, Clavigo habe ihn peinlich angeklagt, als sei er unter einem falschen Namen in sein Haus geschlichen, habe ihm im Bette die Pistole vorgehalten, habe ihn gezwungen, eine schimpfliche Erklärung zu unterschreiben; und wenn er sich nicht schnell aus dem Königreiche entfernt, so schleppen sie ihn ins Gefängniß, daraus ihn zu befreien der Gesandte vielleicht selbst nicht im Stande ist.

Beaumarchais (aufspringend). Ja, sie sollen's! Sie sollen's, sollen mich ins Gefängniß schleppen! Aber von seinem Leichname weg, von der Stelle weg, wo ich mich in seinem Blute werde gelabt haben. — Ah, der grimmige, entsetzliche Durst nach seinem Blute füllt mich ganz. Dank sei Dir, Gott im Himmel, daß Du dem Menschen mitten im glühenden, unerträglichsten Leiden ein Labsal sendest, eine Erquickung! Wie ich die dürstende Rache in meinem Busen fühle! Wie aus der Vernichtung meiner selbst, aus der stumpfen Unentschlossenheit mich das herrliche Gefühl, die

Begier nach seinem Blute herausreißt, mich über mich selbst reißt! Rache! Wie mir's wohl ist! Wie Alles an mir nach ihm hinstrebt, ihn zu fassen, ihn zu vernichten!

Sophie. Du bist fürchterlich, Bruder.

Beaumarchais. Desto besser. — Ach, keinen Degen, kein Gewehr! Mit diesen Händen will ich ihn erwürgen, daß mein die Wonne sei, ganz mein eigen das Gefühl: ich hab' ihn vernichtet!

Marie. Mein Herr! Mein Herz!

Beaumarchais. Ich habe Dich nicht retten können, so sollst Du gerächet werden. Ich schnaube nach seiner Spur, meine Zähne gelüstet's nach seinem Fleisch, meinen Gaumen nach seinem Blut. Bin ich ein rasendes Thier geworden! Mir glüht in jeder Ader, mit zuckt in jeder Nerve die Begier nach ihm! — Ich wurde Den ewig hassen, der mir ihn jetzt mit Gift verzäbe, der mir ihn meuchelmörderisch aus dem Wege räumte. O hilf mir, Guilbert, ihn aufsuchen! Wo ist Buenco? Helft mir ihn finden!

Guilbert. Rette Dich! Rette Dich! Du bist außer Dir.

Marie. Fliehe, mein Bruder!

Sophie. Führ ihn weg! Er bringt seine Schwester um.

Buenco kommt.

Buenco. Auf, f rt! Fort! Ich sah's voraus. Ich gab auf Alles Acht. Und nun! Man stellt Euch nach, Ihr seid verloren, wenn Ihr nicht im Augenblick die Stadt verlaßt.

Beaumarchais. Nimmermehr! Wo ist Clavigo?

Buenco. Ich weiß nicht.

Beaumarchais. Du weißt's. Ich bitte Dich fußfällig, sag mir's!

Sophie. Um Gottes willen, Buenco!

Marie. Ach! Luft! Luft! (fällt zurück.) Clavigo! —

Buenco. Hilfe, sie stirbt!

Sophie. Verlaß uns nicht, Gott im Himmel! — Fort, mein Bruder, fort!

Beaumarchais (fällt vor Marien nieder, die ungeachtet aller Hilfe nicht wieder zu sich selbst kommt). Dich verlassen! Dich verlassen!

Sophie. So bleib und verderb uns Alle, wie Du Marien getödtet hast! Du bist hin, o meine Schwester, durch die Unbesonnenheit Deines Bruders.

Beaumarchais. Halt, Schwester!

Sophie (fortend). Retter! — Rächer! — Hilf Dir selber!

Beaumarchais. Verdien' ich das?

Sophie. Gieb mir sie wieder! Und dann geh in Kerker, geh aufs Martergerüst, geh, vergieße Dein Blut und gieb mir sie wieder!

Beaumarchais. Sophie!

Sophie. Ha! Und ist sie hin, ist sie todt — so erhalte Dich uns! (Ihm um den Hals fallend.) Mein Bruder, erhalte Dich uns, unserm Vater! Eile, eile! Das war ihr Schicksal! Sie hat's geendet. Und ein Gott ist im Himmel, dem laß die Rache!

Buenco. Fort, fort! Kommen Sie mit mir, ich verberge Sie, bis wir Mittel finden, Sie aus dem Königreiche zu schaffen.

Beaumarchais (läßt ab Marien und faßt sie). Schwester! (Sie reißen ihn los, er faßt Sophien, sie macht sich los, man bringt Marien weg, und Buenco mit Beaumarchais ab.)

Guilbert. Ein Arzt.

Sophie (aus dem Zimmer zurückkommend, darein man Marien gebracht hat). Zu spät! Sie ist hin! Sie ist todt!

Guilbert. Kommen Sie, mein Herr! Sehen Sie selbst! Es ist nicht möglich! (Ab.)

Fünfter Akt.

Straße vor dem Hause Guilbert's.

Nacht.

Das Haus ist offen. Vor der Thüre stehen drei in schwarze Mäntel gehüllte Männer mit Fackeln. Clavigo in einen Mantel gewickelt, den Degen unterm Arm, kommt. Ein Bedienter geht voraus mit einer Fackel.

Clavigo. Ich sagte Dir's, Du solltest diese Straße meiden.

Bedienter. Wir hatten einen gar großen Umweg nehmen müssen, und Sie eilen so. Es ist nicht weit von hier, wo Don Carlos sich aufhält.

Clavigo. Fackeln dort?

Bedienter. Eine Leiche. Kommen Sie, mein Herr!

Clavigo. Mariens Wohnung! Eine Leiche! Mir fährt ein Todesschauer durch alle Glieder. Geh, frag, wen sie begraben!

Bedienter (geht zu den Männern). Wen begrabt Ihr?

Die Männer. Marien Beaumarchais.

Clavigo (setzt sich auf einen Stein und verhüllt sich).

Bedienter (kommt zurück). Sie begraben Marien Beaumarchais.

Clavigo (aufspringend). Mußtest Du's wiederholen, Verräther? Das Donnerwort wiederholen, das mir alles Mark aus meinen Gebeinen schlägt?

Bedienter. Stille, mein Herr, kommen Sie! Bedenken Sie die Gefahr, in der Sie schweben!

Clavigo. Geh in die Hölle! Ich bleibe.

Bedienter. O Carlos! O, daß ich Dich fände, Carlos! Er ist außer sich! (Ab.)

Clavigo. In der Ferne die Leichenmänner.

Clavigo. Todt! Marie todt! Die Fackeln dort, ihre traurigen Begleiter! — Es ist ein Zauberspiel, ein Nachtgesicht, das mich erschreckt, das mir einen Spiegel vorhält, darin ich das Ende meiner Verräthereien ahnungsweise erkennen soll. — Noch ist es Zeit! Noch! — Ich bebe, mein Herz zerfließt in Schauer! Nein! Nein! Du sollst nicht sterben. Ich komme! Ich komme! — Verschwindet, Geister der Nacht, die Ihr Euch mit ängstlichen Schrecknissen mir in den Weg stellt — (Geht auf sie los.) Verschwunden! — Sie sieben! Ha, sie sehen sich nach mir um! Weh! Weh mir! Es sind Menschen wie ich. — Es ist wahr — Wahr? — Kannst Du's fassen? — sie ist todt — Es ergreift mich mit allem Schauer der Nacht das Gefühl: Sie ist todt! Da liegt sie, die Blume, zu Deinen Füßen — und Du — Erbarm Dich meiner, Gott im Himmel, ich habe sie nicht getödtet! — Verbergt Euch, Sterne, schaut nicht hernieder, Ihr, die Ihr so oft den Missethäter sahst in dem Gefühl des innigsten Glückes diese Schwelle verlassen, durch eben diese Straße mit Saitenspiel und Gesang in goldnen Phantasien hinschweben und sein am heimlichen Gitter lauschendes Mädchen mit wonnevollen Erwartungen entzünden! — Und Du füllst nun das Haus mit Wehklagen und Jammer, und diesen Schauplatz Deines Glückes mit Grabgesang! — Marie! Marie! Nimm mich mit Dir! Nimm mich mit Dir! (Eine traurige Musik tönt einige Laute von innen). Sie beginnen den Weg zum Grabe! — Haltet! Haltet! Schließt den Sarg nicht! Laßt mich sie noch einmal sehen! (Er geht aufs Haus los.) Ha, wem wag' ich's unters Gesicht zu treten, wem in seinen entsetzlichen Schmerzen zu begegnen? — Ihren Freunden? Ihrem Bruder, dem wüthender Jammer den Busen füllt? (Die Musik geht wieder an.) Sie ruft mir, sie ruft mir! Ich komme! — Welche Angst umgiebt mich! Welches Beben hält mich zurück!

(Die Musik fängt zum dritten Male an und führt fort. Die Fackeln bewegen sich vor der Thüre, es treten noch drei Andere zu ihnen, die sich in Ordnung reihen, um den Leichenzug einzufassen, der aus dem Hause kommt. Sechs tragen die Bahre, darauf der bedeckte Sarg steht.)

Guilbert. Buenco in tiefer Trauer.

Clavigo (hervortretend). Haltet!

Guilbert. Welche Stimme!

Clavigo. Halt! (Die Träger halten.)

Buenco. Wer unterſteht ſich, den ehrwürdigen Zug zu ſtören?

Clavigo. Setzt nieder!

Guilbert. Ha!

Buenco. Elender! Iſt Deiner Schandthaten kein Ende? Iſt Dein Opfer im Sarge nicht ſicher vor Dir?

Clavigo. Laßt! Macht mich nicht raſend! Die Unglücklichen ſind gefährlich! Ich muß ſie ſehen! (Er reißt das Tuch ab. Marie liegt weiß gekleidet und mit gefalteten Händen im Sarge. Clavigo tritt zurück und verbirgt ſein Geſicht.)

Buenco. Willſt Du ſie erwecken, um ſie wieder zu tödten?

Clavigo. Armer Spötter! — Marie! (Er fällt vor dem Sarge nieder).

Beaumarchais kommt.

Beaumarchais. Buenco hat mich verlaſſen. Sie iſt nicht todt, ſagen ſie. Ich muß ſehen, trotz dem Teufel! Ich muß ſie ſehen. Fackeln, Leiche! (Er rennt auf ſie los, erblickt den Sarg und fällt ſprachlos drüber hin; man hebt ihn auf, er iſt wie ohnmächtig. Guilbert hält ihn.)

Clavigo (der an der andern Seite des Sargs aufſteht). Marie! Marie!

Beaumarchais (auffahrend). Das iſt ſeine Stimme! Wer ruft Marie? Wie mit dem Klange der Stimme ſich eine glühende Wuth in meine Adern goß!

Clavigo. Ich bin's.

Beaumarchais (wild hinſehend und nach dem Degen greifend. Guilbert hält ihn.)

Clavigo. Ich fürchte Deine glühenden Augen nicht, nicht die Spitze Deines Degens! Sieh hierher, dieſes geſchloſſene Auge, dieſe gefalteten Hände!

Beaumarchais. Zeigſt Du mir das? (Er reißt ſich los, dringt auf Clavigo ein, der zieht, ſie fechten, Beaumarchais ſtößt ihm den Degen in die Bruſt.)

Clavigo (ſinkend). Ich danke Dir, Bruder! Du vermählſt uns. (Er ſinkt auf den Sarg.)

Beaumarchais (ihn wegreißend). Weg von dieſer Heiligen, Verdammter!

Clavigo. Weh! (Die Träger halten ihn.)

Beaumarchais. Blut! Blick auf, Marie, blick auf Deinen Brautſchmuck, und dann ſchließ Deine Augen auf ewig! Sieh, wie ich Deine Ruheſtätte geweiht habe mit dem Blute Deines Mörders! Schön! Herrlich!

Sophie kommt.

Sophie. Bruder! (Gott, was giebt's?

Beaumarchais. Tritt näher, Liebe, und ſchau! Ich hoffte,

ihr Brautbette mit Rosen zu bestreuen; sieh die Rosen, mit denen ich sie ziere auf ihrem Wege zum Himmel!

Sophie. Wir sind verloren!

Clavigo. Rette Dich, Unbesonnener! Rette Dich, eh der Tag anbricht! Gott, der Dich zum Rächer sandte, gelete Dich! — Sophie — vergieb mir! — Bruder — Freunde, vergebt mir!

Beaumarchais. Wie sein fließendes Blut alle die glühende Rache meines Herzens auslöscht! Wie mit seinem wegfließenden Leben meine Wuth verschwindet! (Auf ihn losgehend.) Stirb, ich vergebe Dir!

Clavigo. Deine Hand! Und Deine, Sophie! Und Eure! (Buenco zaudert.)

Sophie. Gieb sie ihm, Buenco!

Clavigo. Ich danke Dir! Du bist die Alte. Ich danke Euch! Und wenn Du noch hier diese Stätte umschwebst, Geist meiner Geliebten, schau herab, sieh diese himmlische Güte, sprich Deinen Segen dazu und vergieb mir auch! — Ich komme, ich komme! — Rette Dich, mein Bruder! Sagt mir, vergab sie mir? Wie starb sie?

Sophie. Ihr letztes Wort war Dein unglücklicher Name. Sie schied weg ohne Abschied von uns.

Clavigo. Ich will ihr nach und ihr den Eurigen bringen.

Carlos. Ein Bedienter.

Carlos. Clavigo! Mörder!

Clavigo. Höre mich, Carlos! Du siehst hier die Opfer Deiner Klugheit — Und nun, um des Blutes willen, in dem mein Leben unaufhaltsam dahinfließt, rette meinen Bruder —

Carlos. Mein Freund! Ihr steht da? Laust nach Wundärzten! (Bedienter ab.)

Clavigo. Es ist vergebens. Rette, rette den unglücklichen Bruder! — Deine Hand darauf! Sie haben mir vergeben, und so vergeb' ich Dir. Du begleitest ihn bis an die Grenze, und — ab!

Carlos (mit dem Fuße stampfend). Clavigo! Clavigo!

Clavigo (sich dem Sarge näherad, auf den sie ihn niedergelassen). Marie! Deine Hand! (Er entfaltet ihre Hände und faßt die rechte.)

Sophie (zu Beaumarchais). Fort, Unglücklicher! Fort!

Clavigo. Ich hab' ihre Hand! Ihre kalte Todtenhand! Du bist die Meinige — Und noch diesen Bräutigamskuß! Ah!

Sophie. Er stirbt. Rette Dich, Bruder!

Beaumarchais (fällt Sophien um den Hals).

Sophie (umarmt ihn, indem sie zugleich eine Bewegung macht, ihn zu entfernen).

Die Geſchwiſter.

Vorbemerkung des Herausgebers.

Das Privattheater, welches Goethe in der ersten Zeit seines Aufenthaltes in Weimar begründet hatte (s. unsr. Biographie S. CVIII), förderte seine eigene Neigung zu dramatischer Produktion; es lag ein praktischer Anlaß vor, der Armuth an Stücken, die zur Aufführung geeignet waren, durch selbstständige Thätigkeit abzuhelfen. Unter den Singspielen und kleineren Dramen, die auf diese Weise entstanden, sind „Die Geschwister" vielleicht das bedeutendste und jedenfalls dasjenige, welches am Meisten unser Interesse erregt; denn abgesehen von dem eigentlichen Kunstwerthe ist das Stück noch dadurch werthvoll, daß Goethe auch hier die Empfindungen, welche ihn in jener Zeit bewegten, niedergelegt und uns so ein getreues Abbild seines damaligen Gemüthszustandes gegeben hat.

In der Person des Wilhelm erkennen wir unsern Dichter ebenso wieder, wie in der des Werther oder des Clavigo, wenn auch in einer andern Seelenverfassung; schon daß die Namen

„Wilhelm“ und „Mariane“ in „Wilhelm Meister“ wiederkehren, läßt uns erkennen, wie sehr sich der Dichter mit dem Helden unsers Stückes identifizirt hat.*)

Ebenso wie Wilhelm in unserm Stücke, hatte auch die jugendliche Dichterwelt Deutschlands in übermüthiger Genialität ihr geistiges Kapital verschwendet und durch wilde Leidenschaften und schmerzliche Fehltritte frühzeitig aufgerieben, und wenngleich Goethe unter ihnen einer der Besonnensten blieb und an den Ausschreitungen seiner Zeit nur wenig Antheil nahm, so hatte doch auch er sich zu oft dem betäubenden und entnervenden Rausche verstiegener Sentimentalität ergeben, um nicht im Zustande der Ernüchterung über seine Vergangenheit Reue zu empfinden. Und wohl ihm, daß diese Ernüchterung eintrat, daß er, wie Wilhelm, sich rechtzeitig jenem wüsten Treiben entzog, in dem so manche edle Kraft untergegangen ist! Jetzt hatte der Sturm der Leidenschaften ausgetobt, Ruhe und Zufriedenheit waren in die Brust des Dichters eingezogen, und nur in Augenblicken größerer Erregung vermochte die Erinnerung das Schuldbewußtsein wiederzuerwecken.**)

Es war bei Goethe jenes geistige Gleichgewicht eingetreten, jener Zustand der Selbstbestimmung und Selbstbeschränkung, der jedesmal den Abschluß eines größern Lebensabschnitts kennzeichnet. Sein Auge und Herz erschloß sich wieder für die Bedürfnisse und Anforderungen des Tages; das Nächste,

*) Ob man aus dieser Gleichheit der Namen mit Schöll (in Prutz' deutschem Museum 1851, Nr. 1, S. 7) vermuthen darf, daß der Vorlag zum Romanschen vorhanden war, als das Drama entstand, oder ob die Namen aus dem Drama in den Roman übergegangen sind, was ebenso gut möglich wäre, ist hierbei gleichgiltig.

**) Um die Gleichheit zwischen Goethe und Wilhelm zu beweisen, hebt Biedermann „Goethe's Leben“ 2, S. 274 treffend jene Szene (vgl. S. 196) hervor, in welcher unsern Helden in einer Vision die Gestalten seiner treulos verlassenen Geliebten erscheinen.

das Beschränkte, das Stillleben im traulichen Daheim hatte für ihn einen neuen Reiz gewonnen. Sein kleines Gartenhäuschen an der Ilm wurde für ihn eine „Wohnung des Friedens." Hier läßt er sich gern „von den Vögeln vorsingen und zeichnet Rasenbänke, die er will anlegen lassen, damit Ruhe über seine Seele komme und er wieder von vorn mög' anfangen zu tragen und zu leiden." (Vgl. Brief an Auguste Stolberg vom 18. Mai 1776.) So fühlte er sich wahrhaft glücklich, weil seine Wünsche über die Grenzen des Erreichbaren nicht hinausgingen. Besonders charakteristisch für diese Zeit ist ein Brief Goethe's an Lavater vom 8. Januar 1777. „In meinem jetzigen Leben", schreibt er, „weichen alle entfernten Freunde in Nebel; es mag so lang' währen, als es will, so hab' ich doch ein Musterstückchen des bunten Treibens der Welt recht herzlich mitgenossen. Verdruß, Hoffnung, Liebe, Arbeit, Noth, Abenteuer, Langeweile, Haß, Albernheiten, Thorheit, Freude, Erwartetes und Unversehenes, Flaches und Tiefes, wie die Würfel fallen, mit Festen, Tänzen, Schellen, Seide und Flitter ausstaffirt; es ist eine treffliche Wirthschaft. Und bei dem Allem, lieber Bruder, Gott sei Dank, in mir und meinen wahren Endzwecken ganz glücklich. Ich habe keine Wünsche, als die ich wirklich mit schönem Wanderschritt mir entgegenkommen sehe." Diese wunderbare Heilung des Gemüths wird, wie bei Wilhelm, so auch bei Goethe durch den Einfluß einer edeln Frau herbeigeführt; Charlotte heißt sie im Schauspiel, ihr wahrer Name ist — Charlotte von Stein. Die Uebereinstimmung der Namen ist keineswegs zufällig, sondern unzweifelhaft hat der Dichter hier mit wenigen Zügen das Bild seiner innig geliebten Freundin entworfen. Schon im August desselben Jahres hatte er die Absicht gehabt, in einem

leider nicht ausgeführten Drama, das den Titel „Der Falke" erhalten sollte, einige Züge ihres Wesens zum Bilde Giovanna's, der Hauptheldin, zu verwenden, deren Charakter und Wesen er allerdings hauptsächlich in der Erinnerung an Lili entwarf. (Vgl. Briefe an Frau von Stein I, 52.)

An die Stelle des „Falken" traten nun die „Geschwister", und der verstorbenen Freundin Wilhelm's hat Goethe die Züge seiner Freundin verliehen. Frau von Stein ist es, die ihres Freundes Leidenschaften geläutert und seinem Charakter Festigkeit verliehen hat; sie hat die Keime jener reinen Idealität in seine Brust gepflanzt, die wir in seinen spätern Dramen bewundern. Goethe bekennt dies selber in dem Liede (III, 86 unsr. Ausg.) „Warum gabst Du uns die tiefen Blicke", das er am 14. April 1776 ihr zusandte.

Freilich ist Frau von Stein nicht todt, wie Charlotte in unserm Drama; aber nicht selten erscheint sie unserm Dichter so hoch, so unerreichbar, als wäre sie in das Land der Seligen entrückt, „wie Madonna, die gen Himmel fährt", und zu der man nur emporblicken darf, „wie man Sterne sieht". (Man vgl. die Briefe vom 7. Okt. u. 13. April 1776.)

So scheint die Uebereinstimmung beider Charaktere hinreichend bewiesen, selbst wenn der Brief, den Wilhelm seinem Freunde vorliest, nicht die getreue Kopie eines Briefes der Frau von Stein wäre. (Schäfer, „Goethe's Leben" I, S. 272. Diezmann, „Goethe und die lustige Zeit in Weimar," S. 160ff.)

Aber wer ist dann „Marianne"? Der alte Anekdotenjäger Böttiger weiß hier Bescheid: „Goethe vertauschte bald diese Liebe (zur Schwester des Kammerherrn Kalb, der spätern Frau v. Seckendorf) mit der Seladonschaft bei der damals reizend aufknospenden Kotzebue, der zu Gefallen er damals auch das liebliche kleine Stück „Die Geschwister" schrieb,

worin er sich mit seiner Geliebten selbst kopirte." (Böttiger „Literarische Zustände und Zeitgenossen" I, S. 52.) So hätten wir genügende Aufklärung, wenn nur irgend eine innere Wahrscheinlichkeit diese Behauptung unterstützte. Aber Goethe's Briefe an Frau von Stein überzeugen uns, daß seine Liebe zu ihr auch die folgenden Jahre hindurch mit einer Innigkeit fortbestanden hat, die keiner andern Herzensneigung Raum ließ. — Nur das Eine können wir zugeben, daß der Dichter in der Charakterzeichnung der Marianne sich dem Naturell der jungen Kotzebue, der er im Voraus diese Rolle zugedacht hatte, anbequemt hat. (Vgl. Diezmann, S. 160.)

Mehr Wahrscheinlichkeit hat die Vermuthung, daß Goethe hier sein Verhältniß zu seiner Schwester Kornelia, „dessen leidenschaftliche Zärtlichkeit die äußersten Grenzen der Geschwisterliebe berührte", habe darstellen wollen (Schäfer I, S. 265); doch auch für diese Ansicht vermögen wir uns nicht zu entscheiden. Zwar erzählt uns Goethe im sechsten Buche von „Dichtung und Wahrheit", daß er einmal die Absicht gehabt habe, seiner Schwester in einer Dichtung ein Denkmal zu setzen; aber er erklärt an derselben Stelle ausdrücklich, daß er diesen Plan nicht ausgeführt habe, und daß, wenn es geschehen wäre, er allein die Form der Richardson'schen Romane benutzt haben würde. Am Wenigsten dürfen wir jene Absicht in das Jahr 1776 verlegen, wo durch die längere Trennung das Andenken an die Schwester in Goethe's Brust fast ganz erloschen war und der Dichter sich mehr als einmal den Vorwurf machen mußte, dieselbe vernachlässigt zu haben. (Vgl. Briefe an Frau von Stein vom 24. Febr. und Mitte Mai 1776, Brief an Auguste von Stolberg vom 20. Mai 1776.)

So werden wir auch hier bei Frau von Stein stehen bleiben müssen, der einzigen Frau, die in jener Zeit Goethe's Herz voll und ungetheilt besaß. „Sie hat," schreibt Goethe im August 1780 an Lavater, „meine Mutter, Schwester und Geliebten nach und nach geerbt, und es hat sich ein Band geflochten, wie die Bande der Natur sind." Und in der That tritt uns in Goethe's Briefen eine Doppelliebe zu seiner Freundin entgegen. Einmal ist es das Gefühl der Verehrung, mit der er zu ihr wie zu dem unerreichbaren Ideal menschlicher Vollkommenheit emporblickt, andererseits sieht er in ihr die vertraute Freundin, die er nur als Bruder lieben darf und die er doch so gern als Frau besitzen möchte. Das Feuer der Leidenschaft war in ihm noch nicht ganz gedämpft; oft genug stürmte er noch gegen die Schranken an, die die Verhältnisse und die strenge Sittlichkeit seiner Freundin ihm gesetzt hatten. „Du hast Recht," schreibt er an sie am 1. Mai 1776, „mich zum Heiligen zu machen, das heißt von Deinem Herzen zu entfernen. Dich, so heilig Du bist, kann ich nicht zur Heiligen machen und hab' nichts, als mich zu quälen, daß ich mich nicht quälen will." Eine mehrwöchentliche Trennung von seiner Freundin diente nur dazu, seine Neigung zu erhöhen (vgl. d. Brief vom 8. Aug. 1776 u. Gedichte III, S. 86 unsr. Ausg.) und ihn über die Natur seines so „sonderbaren" Verhältnisses aufzuklären. Freilich klarer konnte er sich darüber nicht aussprechen, als er es schon am 14. April in dem eben angeführten Liede gethan hatte:

Sag, was will das Schicksal uns bereiten?
Sag, wie band es uns so rein genau?
Ach, Du warst in abgelebten Zeiten
Meine Schwester oder meine Frau.

„Schwester" war das einzige Liebeswort, das er seiner Freundin gegenüber wagen durfte,*) und „Schwester" nannte er sie oft und gern (vgl. Schöll in dem bereits angeführten Aufsatze in Prutz' Deutschem Museum), während doch seine geheimsten Wünsche auf den vollen Besitz der geliebten Frau gerichtet waren. Dieser Zwiespalt seiner Gefühle wurde ihm auf die Dauer peinigend, und es drängte ihn, eine befriedigende Lösung des Konflikts wenigstens in dem Gebiete der Dichtung herbeizuführen. Es entstanden „Die Geschwister." — So sind auch hier die Personen und die Anlage des Stücks durch die Lebensverhältnisse des Dichters genügend erklärt.

Ob Goethe auch in den „Geschwistern," wie in „Götz" und „Clavigo," noch eine besondere Quelle benutzt oder eine andere Dichtung zum Vorbilde genommen hat, läßt sich nicht mit Bestimmtheit nachweisen, da jeder sichere Anhalt dafür fehlt; denn wir glauben nicht, daß Schäfer (I, 265) Recht hat, wenn er behauptet, daß „den Geschwistern" das kleine Familienstück „La pupille" von Fagan zu Grunde liege.

In dem französischen Stücke hat Arist, ein Mann in vorgerücktem Alter, Julie, sein Mündel, zu sich in sein Haus genommen und widmet derselben eine wahrhaft väterliche Fürsorge, ohne sich bewußt zu sein, daß dieser Zärtlichkeit ein wärmeres Gefühl zu Grunde liege; im Gegentheil überläßt er Julien vollständig die Wahl ihres Gatten und erklärt sich auch mit der Bewerbung des jungen Valerius, der mit seinem Oheim Orgon in sein Haus kommt, vollständig einverstanden für den Fall, daß Julie ihn liebt. Julie liebt aber keinen Andern als ihren Vormund, und

*) Vgl. den Brief an Frau von Stein vom 16. April 1776: „Adieu, liebe Schwester, weil's denn so sein soll."

als der geckenhafte Valerius sich ihr ungestüm nähert, wird sie zu einem Liebesgeständniß gedrängt, das aber durch das Walten von Zufall und Laune nur zu Mißverständnissen führt. Bald scheint Valerius, bald sogar der alte Orgon der Begünstigte zu sein. Erst als Julie Beiden ihre Abneigung unumwunden zu erkennen giebt, verschließt sich Arist der süßen Gewißheit nicht länger; er bewirbt sich um sein Mündel und gewinnt ihre Hand.

Dies ist der Inhalt des Fagan'schen Lustspiels, das, wie man auf den ersten Blick sieht, mit unsern „Geschwistern" kaum die geringste Aehnlichkeit hat. Vor Allem ist die Idee, welche beiden Stücken zu Grunde liegt, durchaus verschieden. Bei Fagan finden wir nichts von einem innern Konflikt, von einem Streit der Gefühle. Arist kennt nur das väterliche Gefühl eines gewissenhaften Vormunds, bis er am Schlusse mit einem Salto mortale sich der Liebe in die Arme wirft; Julie dagegen sieht in ihrem Vormund von Anfang an nur den Geliebten ihres Herzens. Zwar nennt sie ihre Liebe bizarr, aber nicht, weil der Uebergang von kindlicher Pietät zu heißer Gattenliebe auffallend erscheinen könnte, sondern nur, weil das Alter ihres Geliebten von dem ihrigen so verschieden war. Daher vertheidigt sie vor ihrer Kammerzofe besonders die Verbindungen mit bejahrten Männern, so daß Diese auf den Einfall geräth, Julie habe sich in den alten, gebrechlichen Orgon verliebt, was zu einer überaus komischen Scene Veranlassung giebt. Noch mehr zeigt sich die Verschiedenheit beider Stücke in der Darstellung der Charaktere und in der Anwendung der dramatischen Motive; doch würde uns eine genauere Vergleichung zu weit führen. Jedenfalls können wir mit Sicherheit annehmen, daß, wenn Goethe das französische Lust-

spiel benutzt hätte, eine größere Uebereinstimmung in beiden Stücken hervortreten müsse. Wahrscheinlicher ist es, daß der Dichter das Sujet einem der vielen empfindsamen Romane entlehnt hat, die damals an allen Enden der gebildeten Welt auftauchten.

Ueber die Entstehungszeit der „Geschwister" haben wir die bestimmtesten Nachrichten. Goethe erzählt (Eckermann „Gespräche ꝛc." III, S. 235), daß er seine „Geschwister" in drei Tagen geschrieben habe. Genauer berichtet Riemer („Mittheilungen über Goethe ꝛc." II, S. 36, Anm.): „Goethe hatte am 15. (November 1776) Probe von den „Mitschuldigen" und spielte am 21. in seinen „Geschwistern", die er am 26. Oktober erfunden und bis zum 31. abschriftlich fertig gemacht hatte." Goethe spielte bei dieser Aufführung den Wilhelm, Amalie Kotzebue die Marianne, ihr jüngerer Bruder, der nachmalige Bühnendichter, den Briefträger oder, wie er selbst sagt, den Postillon. (Kotzebue, „Jüngste Kinder meiner Laune", Bd. V, S. 123 ff.) Da Goethe eine weitere Verbreitung seines Stückes möglichst zu verhindern suchte (vgl. Brief an Frau von Stein vom 2. Dezember 1776), so blieb es in der ersten Zeit unbeachtet, und als es im dritten Bande der Gesammtausgabe von 1787 und zugleich als Einzeldruck veröffentlicht wurde, erregte es nicht mehr die Aufmerksamkeit der Kritiker.

Auch hier ist nicht der Ort, sich über den Kunstwerth des Drama's eingehend auszulassen; doch möge das Urtheil eines besonnenen Historikers hier noch Platz finden, der sich also äußert: „Was die Geschwister, die Mitschuldigen, Stella auszeichnet, wird man leicht erkennen, wenn man sie mit Iffland's oder Kotzebue's Stücken vergleicht. Sie sind im Ton der guten Gesellschaft geschrieben,

ohne Affektation, die man besonders bei Iffland und Kotzebue überall antrifft." (Schlosser, Gesch. d. achtzehnten Jahrh. VII, S. 13 ff.)

Hin und wieder sind „Die Geschwister" auch auf größern Bühnen aufgeführt worden; Zelter spricht in seinen Briefen von zwei Aufführungen in Berlin. (Goethe-Zelter'scher Briefwechsel III, 10 u. V, 62 ff.) In Frankfurt scheint im Sommer 1805 eine Aufführung der Geschwister stattgefunden zu haben, wenn auch die Nebenumstände, die darüber von der Günderode (vgl. „Die Günderode", herausg. von Bettina von Arnim, 1840, I, 260) mitgetheilt werden, mit Recht für unglaublich gehalten worden sind. (Vgl. Düntzer, „Frauenbilder aus Goethe's Jugendzeit", S. 556.) Auch noch in neuester Zeit ging das Stück in Leipzig über die Bühne, konnte sich jedoch den Beifall des Publikums nicht erwerben. — Was die Beschaffenheit des Textes anbetrifft, so ist dieser ziemlich unverändert in die neuern Ausgaben übergegangen, und haben wir deshalb nur wenige und unbedeutende Varianten zu registriren.

Die Geſchwiſter.

Ein Schauſpiel
in einem Akt.

Perſonen.

Wilhelm, ein Kaufmann.
Marianne, ſeine Schweſter.
Fabriz.
Briefträger.

Wilhelm (an einem Pult mit Handelsbüchern und Papieren). Diese Woche wieder zwei neue Kunden! Wenn man sich rührt, giebt's doch immer etwas; sollt' es auch nur wenig sein, am Ende summirt sich's doch, und wer klein Spiel spielt, hat immer Freude, auch am kleinen Gewinn, und der kleine Verlust ist zu verschmerzen. Was giebt's?

Briefträger (kommt). Einen beschwerten Brief, zwanzig Dukaten, franko bald.

Wilhelm. Gut, sehr gut! Notir' Er mir's zum Uebrigen!

(Briefträger ab.)

Wilhelm (den Brief ansehend). Ich wollte mir heute den ganzen Tag nicht sagen, daß ich sie erwartete. Nun kann ich Fabrizen gerade bezahlen und mißbrauche seine Gutheit nicht weiter. Gestern sagte er mir: Morgen komm' ich zu Dir! Es war mir nicht recht. Ich wußte, daß er mich nicht mahnen würde, und so mahnt mich seine Gegenwart just doppelt. (Indem er die Schatulle aufmacht und zählt.) In vorigen Zeiten, wo ich ein Bißchen hinter wirthschaftete, konnt' ich die stillen Gläubiger am Wenigsten leiden. Gegen Einen, der mich überläuft, belagert, gegen Den gilt Unverschämtheit und Alles, was dran hängt; der Andere, der schweigt, geht gerade ans Herz und fordert am Dringendsten, da er mir sein Anliegen überläßt. (Er legt Geld zusammen auf den Tisch.) Lieber Gott, wie dank' ich Dir, daß ich aus der Wirthschaft heraus und wieder geborgen bin! (Er hebt ein Buch auf.) Deinen Segen im Kleinen, mir, der ich Deine Gaben im Großen verschleuderte! — Und so — Kann ich's ausdrücken? — — Doch Du thust nichts für mich, wie ich nichts für mich thue. Wenn das holde, liebe Geschöpf nicht wäre, säß' ich hier und verglich' Brüche? — O Marianne! Wenn Du wüßtest, daß Der, den Du für Deinen Bruder hältst, daß Der mit ganz anderm Herzen, ganz andern Hoffnungen für Dich arbeitet! — Vielleicht! — Ach! — Es ist doch bitter — — Sie liebt mich — ja, als Bruder — Nein, pfui! Das ist wieder Unglaube, und der hat nie was Gutes gestiftet. — Marianne! Ich werde glücklich sein, Du wirst's sein, Marianne!

Marianne (kommt). Was willst Du, Bruder? Du riefst mich.

Wilhelm. Ich nicht, Marianne.

Marianne. Sticht Dich der Muthwille, daß Du mich aus der Küche hereinvexirst?

Wilhelm. Du siehst Geister.

Marianne. Sonst wol. Nur Deine Stimme kenn' ich zu gut, Wilhelm!

Wilhelm. Nun, was machst Du draußen?

Marianne. Ich habe nur ein paar Tauben gerupft, weil doch wol Fabriz heut Abend mitessen wird.

Wilhelm. Vielleicht.

Marianne. Sie sind bald fertig; Du darfst es nachher nur sagen. Er muß mich auch sein neues Liedchen lehren.

Wilhelm. Du lernst wol gern was von ihm?

Marianne. Liedchen kann er recht hübsch. Und wenn Du hernach bei Tische sitzest und den Kopf hängst, da sang' ich gleich an. Denn ich weiß doch, daß Du lachst, wenn ich ein Liedchen anfange, das Dir lieb ist.

Wilhelm. Hast Du mir's abgemerkt?

Marianne. Ja, wer Euch Mannsleuten auch nichts abmerkte! — Wenn Du sonst nichts hast, so geh' ich wieder; denn ich habe noch Allerlei zu thun. Adieu! — Nun gieb mir noch einen Kuß!

Wilhelm. Wenn die Tauben gut gebraten sind, sollst Du einen zum Nachtisch haben.

Marianne. Es ist doch verwünscht, was die Brüder grob sind! Wenn Fabriz oder sonst ein guter Junge einen Kuß nehmen dürfte, die sprängen Wände doch, und der Herr da verschmäht einen, den ich geben will. — Jetzt verbrenn' ich die Tauben. (ab.)

Wilhelm. Engel! Lieber Engel! Daß ich mich halte, daß ich ihr nicht um den Hals falle, ihr Alles entdecke! — Siehst Du denn auf uns herunter, heilige Frau, die Du mir diesen Schatz aufzuheben gabst? — Ja, sie wissen von uns droben, sie wissen von uns! — Charlotte, Du konntest meine Liebe zu Dir nicht herrlicher, heiliger belohnen, als daß Du mir scheidend Deine Tochter anvertrautest! Du gabst mir Alles, was ich bedurfte, knüpftest mich ans Leben! Ich liebte sie als Dein Kind — und nun! — Noch ist mir's Täuschung. Ich glaube Dich wiederzusehen, glaube, daß mir das Schicksal verjüngt Dich wiedergeben hat, daß ich nun mit Dir vereinigt bleiben und wohnen kann, wie ich's in jenem ersten Traum des Lebens nicht konnte, nicht sollte! — Glücklich, glücklich! All Deinen Segen, Vater im Himmel!

Fabriz (kommt). Guten Abend!

Wilhelm. Lieber Fabriz, ich bin gar glücklich; es iſt alles Gute über mich gekommen dieſen Abend. Nun nichts von Geſchäften! Da liegen Deine dreihundert Thaler! Friſch in die Taſche! Meinen Schein giebſt Du mir gelegentlich wieder. Und laß uns eins plaudern!

Fabriz. Wenn Du ſie weiter brauchſt —

Wilhelm. Wenn ich ſie wieder brauche, gut! Ich bin Dir immer dankbar, nur jetzt nimm ſie zu Dir! — Höre, Charlottens Andenken iſt dieſen Abend wieder unendlich neu und lebendig vor mir geworden.

Fabriz. Das thut's wol öfters.

Wilhelm. Du hätteſt ſie kennen ſollen! Ich ſage Dir, es war eins der herrlichſten Geſchöpfe.

Fabriz. Sie war Wittwe, wie Du ſie kennen lerneſt?

Wilhelm. So rein und groß! Da las ich geſtern noch einen ihrer Briefe. Du biſt der einzige Menſch, der je was davon geſehen hat. (Er geht nach der Schatulle.)

Fabriz (für ſich). Wenn er mich nur jetzt verſchonte! Ich habe die Geſchichte ſchon ſo oft gehört! Ich höre ihm ſonſt auch gern zu; denn es geht ihm immer vom Herzen; nur heute hab' ich ganz andere Sachen im Kopf, und juſt möcht' ich ihn in guter Laune erhalten.

Wilhelm. Es war in den erſten Tagen unſerer Bekanntſchaft. „Die Welt wird mir wieder lieb," ſchreibt ſie, „ich hatte mich ſo los von ihr gemacht, wieder lieb durch Sie. Mein Herz macht mir Vorwürfe; ich fühle, daß ich Ihnen und mir Qualen zubereite. Vor einem halben Jahre war ich ſo bereit zu ſterben, und ich bin's nicht mehr."

Fabriz. Eine ſchöne Seele!

Wilhelm. Die Erde war ſie nicht werth. Fabriz, ich hab' Dir ſchon oft geſagt, wie ich durch ſie ein ganz anderer Menſch wurde. Beſchreiben kann ich die Schmerzen nicht, wenn ich dann zurück und mein väterliches Vermögen von mir verſchwendet ſah! Ich durfte ihr meine Hand nicht anbieten, konnte ihren Zuſtand nicht erträglicher machen. Ich fühlte zum erſten Mal den Trieb, mir einen nöthigen ſchicklichen Unterhalt zu erwerben, aus der Verdroſſenheit, in der ich einen Tag nach dem andern kümmerlich hingelebt hatte, mich herauszureißen. Ich arbeitete — aber was war das? — Ich hielt an, brachte ſo ein mühſeliges Jahr durch; endlich kam mir ein Schein von Hoffnung; mein Weniges vermehrte ſich zuſehends — und ſie ſtarb. — Ich konnte nicht bleiben. Du ahneſt nicht, was ich litt. Ich konnte die Gegend nicht mehr

sehen, wo ich mit ihr gelebt hatte, und den Boden nicht verlassen, wo sie ruhte. Sie schrieb mir kurz vor ihrem Ende — (Er nimmt einen Brief aus der Schatulle.)

Fabriz. Es ist ein herrlicher Brief, Du hast mir ihn neulich gelesen. — Höre, Wilhelm —

Wilhelm. Ich kann ihn auswendig und les' ihn immer. Wenn ich ihre Schrift sehe, das Blatt, wo ihre Hand geruht hat, mein' ich wieder, sie sei noch da — Sie ist auch noch da! — (Man hört ein Kind schreien.) Daß doch Marianne nicht ruhen kann! Da hat sie wieder den Jungen unsers Nachbars; mit dem treibt sie sich täglich herum und stört mich zur unrechten Zeit. (An der Thür.) Marianne, sei still mit dem Jungen oder schick ihn fort, wenn er unartig ist! Wir haben zu reden. (Er steht in sich gekehrt.)

Fabriz. Du solltest diese Erinnerungen nicht so oft reizen.

Wilhelm. Diese Zeilen sind's, diese letzten, der Abschiedshauch des scheidenden Engels! (Er legt den Brief wieder zusammen.) Du hast Recht, es ist sündlich. Wie selten sind wir werth, die vergangenen selig-elenden Augenblicke unsers Lebens wiederzufühlen!

Fabriz. Dein Schicksal geht mir immer zu Herzen. Sie hinterließ eine Tochter, erzähltest Du mir, die ihrer Mutter leider bald folgte. Wenn die nur leben geblieben wäre, Du hättest wenigstens etwas von ihr übrig gehabt, etwas gehabt, woran sich Deine Sorgen und Dein Schmerz geheftet hätten.

Wilhelm (sich lebhaft nach ihm wendend). Ihre Tochter? Es war ein holdes Blüthchen. Sie überlebt mir's — Es ist zu viel, was das Schicksal für mich gethan hat! — Fabriz, wenn ich Dir Alles sagen könnte —

Fabriz. Wenn Dir's einmal ums Herz ist —

Wilhelm. Warum sollt' ich nicht —

Marianne kommt mit einem Knaben.

Marianne. Er will noch gute Nacht sagen, Bruder! Du mußt ihm kein finster Gesicht machen und mir auch nicht. Du sagst immer, Du wolltest heirathen und möchtest gern viele Kinder haben. Die hat man nicht immer so am Schnürchen, daß sie nur schreien, wenn's Dich nicht stört.

Wilhelm. Wenn's *meine* Kinder sind.

Marianne. Das mag wol auch ein Unterschied sein.

Fabriz. Meinen Sie, Marianne?

Marianne. Das muß gar zu glücklich sein! (Sie kauert sich zum Knaben und küßt ihn.) Ich habe Ebrisiteln so lieb! Wenn er erst mein wäre! — Er kann schon buchstabiren; er lernt's bei mir.

Wilhelm. Und da meinst Du, Deiner könnte schon lesen?

Marianne. Ja wol! Denn da thät' ich mich den ganzen Tag mit nichts abgeben, als ihn aus- und anziehen und lehren und zu essen geben und putzen und Allerlei sonst.

Fabriz. Und der Mann?

Marianne. Der thäte mitspielen; der würd' ihn ja wol so lieb haben wie ich. Christel muß nach Haus und empfiehlt sich. (Sie küßt ihn zu Wilhelmen.) Hier, sieh eine schöne Hand, eine rechte Patschhand!

Fabriz (für sich). Sie ist gar zu lieb! Ich muß mich erklären.

Marianne (das Kind zu Fabrizen tragend). Hier dem Herrn auch!

Wilhelm (für sich). Sie wird Dein sein! Du wirst — Es ist zu viel, ich verdien's nicht. — (Laut.) Marianne, schaff das Kind weg! Unterbo'! Herrn Fabrizen bis zum Nachtessen! Ich will nur ein paar Gassen auf- und ablaufen; ich habe den ganzen Tag gesessen.

(Marianne ab.)

Wilhelm. Unter dem Sternhimmel nur einen freien Athemzug! — Mein Herz ist so voll — Ich bin gleich wieder da! (Ab.)

Fabriz. Mach der Sache ein Ende, Fabriz! Wenn Du's nun immer länger und länger träufst, wird's doch nicht reifer. Du hast's beschlossen. Es ist gut, es ist trefflich! Du bist ihrem Bruder weiter, und sie — sie liebt mich nicht, wie ich sie liebe. Aber sie kann auch nicht heftig lieben. — Liebes Mädchen! — Sie vermuthet wol keine andere als freundschaftliche Gesinnungen in mir! — Es wird uns wohl gehen, Marianne! — Ganz erwünscht und wie bestellt die Gelegenheit! Ich muß mich ihr entdecken — Und wenn mich ihr Herz nicht verschmäht — von dem Herzen des Bruders bin ich sicher.

Marianne kommt.

Fabriz. Haben Sie den Kleinen weggeschafft?

Marianne. Ich hätt' ihn gern da behalten; ich weiß nur, der Bruder hat's nicht gern, und da unterlaß' ich's. Manchmal erbettelt sich der kleine Dieb selbst die Erlaubniß von ihm, mein Schlafkamerade zu sein.

Fabriz. Ist er Ihnen denn nicht lästig?

Marianne. Ach, gar nicht. Er ist so wild den ganzen Tag, und wenn ich zu ihm ins Bette komm', ist er so gut wie ein Lämmchen, ein Schmeichelkätzchen, — und herzt mich, was er kann. Manchmal kann ich ihn gar nicht zum Schlafen bringen.

Fabriz (halb für sich). Die liebe Natur!

Marianne. Er hat mich auch lieber als seine Mutter.

Fabrij. Sie sind ihm auch Mutter.

Marianne (steht in Gedanken).

Fabrij (steht sie eine Zeit lang an). Macht Sie der Name „Mutter" traurig?

Marianne. Nicht traurig, aber ich denke nur so —

Fabrij. Was, süße Marianne?

Marianne. Ich denke — ich denke auch nichts. Es ist mir nur manchmal so wunderbar.

Fabrij. Sollten Sie nie gewünscht haben —?

Marianne. Was thun Sie für Fragen!

Fabrij. Fabrij wird's doch dürfen?

Marianne. Gewünscht nie, Fabrij. Und wenn mir auch einmal so ein Gedanke durch den Kopf fuhr, war er gleich wieder weg. Meinen Bruder zu verlassen, wäre mir unerträglich — unmöglich, — alle übrige Aussicht möchte auch noch so reizend sein.

Fabrij. Das ist doch wunderbar! Wenn Sie in einer Stadt bei einander wohnten, hieße das ihn verlassen?

Marianne. O, nimmermehr! Wer sollte seine Wirthschaft führen? Wer für ihn sorgen? — Mit einer Magd? — Oder gar heirathen? — Nein, das geht nicht!

Fabrij. Könnte er nicht mit Ihnen ziehen? Könnte Ihr Mann nicht sein Freund sein? Könnten Sie Drei nicht ebenso eine glückliche, eine glücklichere Wirthschaft führen? Könnte Ihr Bruder nicht dadurch in seinen sauern Geschäften erleichtert werden? — Was für ein Leben könnte das sein!

Marianne. Man sollt's denken. Wenn ich's überlege, ist's mei wahr. Und hernach ist mir's wieder so, als wenn's nicht anginge.

Fabrij. Ich begreife Sie nicht.

Marianne. Es ist nun so. — Wenn ich aufwache, horch' ich, ob der Bruder schon auf ist; rührt sich nichts, thu, bin ich aus dem Bette in der Küche, mache Feuer an, daß das Wasser über und über kocht, bis die Magd aufsteht, und er seinen Kaffee hat, wie er die Augen aufthut.

Fabrij. Hausmütterchen!

Marianne. Und dann setze ich mich hin und stricke Strümpfe für meinen Bruder und hab' eine Wirthschaft und weiß sie ihm jedesmal an, ob sie auch lang genug sind, ob die Ware recht sitzt, ob der Fuß nicht zu kurz ist, daß er manchmal ungeduldig werd. Es ist mir auch nicht ums Meiden; es ist mir nur, daß ich was um ihn zu thun habe, daß er mich einmal anreden muß, wenn er ein paar Stunden geschrieben hat, und er mir nicht Hypochonder

wird. Denn es thut ihm doch wohl, wenn er mich ansieht; ich seh's ihm an den Augen ab, wenn er mir's gleich sonst nicht will merken lassen. Ich lache manchmal heimlich, daß er thut, als wenn er ernst wäre oder böse. Er thut wohl; ich peinigte ihn sonst den ganzen Tag.

Fabriz. Er ist glücklich.

Marianne. Nein, ich bin's. Wenn ich ihn nicht hätte, wüßt' ich nicht, was ich in der Welt anfangen sollte. Ich thue doch auch Alles für mich, und mir ist, als wenn ich Alles für ihn thäte, weil ich auch bei dem, was ich für mich thue, immer an ihn denke.

Fabriz. Und wenn Sie nun das Alles für einen Gatten thäten, wie ganz glücklich würde er sein! Wie dankbar würde er sein, und welch ein häuslich Leben würde das werden!

Marianne. Manchmal stell' ich mir's auch vor und kann mir ein langes Märchen erzählen, wenn ich so lise und stricke oder nähe, wie Alles gehen könnte und gehen möchte. Komm' ich aber hernach aufs Wahre zurück, so will's immer nicht werden.

Fabriz. Warum?

Marianne. Wo wollt' ich einen Garten finden, der zufrieden wäre, wenn ich sagte: „Ich will Euch lieb haben," und mußte gleich dazu setzen: „Lieber als meinen Bruder kann ich Euch nicht haben; für Den muß ich Alles thun dürfen wie bisher." — — — Ach, Sie sehen, daß das nicht geht!

Fabriz. Sie würden nachher einen Theil für den Mann thun, Sie würden die Liebe auf ihn übertragen. —

Marianne. Da sitzt der Kneten! Ja, wenn sich Liebe herüber und hinüber zahlen ließe wie Geld, oder den Herrn alle Quartal veränderte wie eine schlechte Dienstmagd. Bei einem Manne würde das Alles erst **werden** müssen, was hier schon **ist**, was nie **so** wieder werden kann.

Fabriz. Es macht sich viel.

Marianne. Ich weiß nicht. Wenn er so bei Tische sitzt und den Kopf auf die Hand stemmt, niedersieht und still ist in Sorgen — ich kann halbe Stunden lang sitzen und ihn ansehen. Er ist nicht schön, sag' ich manchmal zu mir selbst, und mir ist's so wohl, wenn ich ihn ansehe. — Freilich fühl' ich nun wol, daß es mit für mich ist, wenn er sorgt; freilich sagt mir das der erste Blick, wenn er wieder aufsieht, und das thut ein Großes.

Fabriz. Alles, Marianne. Und ein Gatte, der für Sie sorgte! —

Marianne. Da ist noch Eins; da sind Eure Launen,

Wilhelm hat auch seine Launen; von ihm drücken sie mich nicht, von jedem Andern wären sie mir unerträglich. Er hat leise Launen: ich fühl' sie doch manchmal. Wenn er in unholden Augenblicken eine gute, theilnehmende, liebevolle Empfindung wegstößt — es trifft mich, freilich nur einen Augenblick; und wenn ich auch über ihn knurre, so ist's mehr, daß er meine Liebe nicht erkennt, als daß ich ihn weniger liebe.

Fabriz. Wenn sich nun aber Einer fände, der es auf alles Das hin wagen wollte, Ihnen seine Hand anzubieten?

Marianne. Er wird sich nicht finden! Und dann wäre die Frage, ob ich's mit ihm wagen dürfte!

Fabriz. Warum nicht?

Marianne. Er wird sich nicht finden!

Fabriz. Marianne, Sie haben ihn!

Marianne. Fabriz!

Fabriz. Sie sehen ihn vor sich. Soll ich eine lange Rede halten? Soll ich Ihnen hinschütten, was mein Herz so lange bewahrt? Ich liebe Sie, das wissen Sie lange; ich biete Ihnen meine Hand an, das vermutheten Sie nicht. Nie hab' ich ein Mädchen gesehen, das so wenig dachte, daß es Gefühle Dem, der sie sieht, erregen muß, als Sie. — Marianne, es ist nicht ein feuriger, unbedachter Liebhaber, der mit Ihnen spricht; ich kenne Sie, ich habe Sie erkoren; mein Haus ist eingerichtet, wollen Sie mein sein? — — — Ich habe in der Liebe mancherlei Schicksale gehabt, war mehr als einmal entschlossen, mein Leben als Hagestolz zu enden. Sie haben mich nun — Widerstehen Sie nicht! — Sie kennen mich; ich bin eins mit Ihrem Bruder; Sie können kein reineres Band denken. — Oeffnen Sie Ihr Herz! — Ein Wort, Marianne!

Marianne. Lieber Fabriz, lassen Sie mir Zeit! Ich bin Ihnen gut.

Fabriz. Sagen Sie, daß Sie mich lieben! Ich lasse Ihrem Bruder seinen Platz; ich will Bruder Ihres Bruders sein, wir wollen vereint für ihn sorgen. Mein Vermögen, zu dem seinen geschlagen, wird ihn mancher kummervollen Stunde überheben; er wird Muth kriegen, er wird — Marianne, ich möchte Sie nicht gern überreden. (Er faßt ihre Hand.)

Marianne. Fabriz, es ist mir nie eingefallen — In welche Perle entheit setzen Sie mich! —

Fabriz. Nur ein Wort! Darf ich hoffen?

Marianne. Reden Sie mit meinem Bruder!

Fabriz (mild). Engel! Allerliebste!

Marianne (einen Augenblick ſtill). Gott! Was hab' ich geſagt! (Ab.)

Fabriz. Sie iſt Dein! — — — Ich kann dem lieben kleinen Narren wol die Tändelei mit dem Bruder erlauben; das wird ſich ſo nach und nach herüber begeben, wenn wir einander näher kennen lernen, und er ſoll nichts dabei verlieren. Es thut mir gar wohl, wieder ſo zu lieben und gelegentlich wieder ſo geliebt zu werden! Es iſt doch eine Sache, woran man nie den Geſchmack verliert. — Wir wollen zuſammen wohnen. Ohne das hätt' ich des guten Menſchen gewiſſenhafte Häuslichkeit zeither ſchon gern ein Bißchen ausgeweitet; als Schwager wird's ſchon gehen. Er wird ſonſt ganz Hypochonder mit ſeinen ewigen Erinnerungen, Bedenklichkeiten, Nahrungsſorgen und Geheimniſſen. Es wird Alles hübſch! Er ſoll freier Luft athmen; das Mädchen ſoll einen Mann haben — das nicht wenig iſt, und Du kriegſt noch mit Ehren eine Frau — das viel iſt!

Wilhelm kommt.

Fabriz. Iſt Dein Spaziergang zu Ende?

Wilhelm. Ich ging auf den Markt und die Pfarrgaſſe hinauf und an der Börſe zurück. Mir iſt's eine wunderliche Empfindung, Nachts durch die Stadt zu gehen. Wie von der Arbeit des Tages Alles theils zur Ruh iſt, theils darnach eilt, und man nur noch die Emſigkeit des kleinen Gewerbes in Bewegung ſieht! Ich hatte meine Freude an einer alten Käſefrau, die mit der Brille auf der Naſe beim Stümpfchen Licht ein Stück nach dem andern auf die Wage legte und ab- und zuſchnitt, bis die Käuferin ihr Gewicht hatte.

Fabriz. Jeder bemerkt in ſeiner Art. Ich glaub', es ſind Viele die Straße gegangen, die nicht nach den Käſemüttern und ihren Brillen gezuckt haben.

Wilhelm. Was man treibt, gewinnt man lieb, und der Erwerb im Kleinen iſt mir ehrwürdig, ſeit ich weiß, wie ſauer ein Thaler wird, wenn man ihn groſchenweiſe verdienen ſoll. (Steht einige Augenblicke in ſich gekehrt.) Mir iſt ganz wunderbar geworden auf dem Wege. Es ſind mir ſo viele Sachen auf einmal und durcheinander eingefallen, — und das, was mich im Tiefſten meiner Seele beſchäftigt — (Er wird nachdenkend.)

Fabriz (für ſich). Es geht mir närriſch; ſobald er gegenwärtig iſt, unterſteh' ich mich nicht recht zu bekennen, daß ich Mariannen liebe. — Ich muß ihm doch erzählen, was vorgegangen iſt. — (Laut.) Wilhelm, ſag mir: Du wollteſt hier ausziehen? Du haſt wenig Gelaß und ſitzeſt theuer. Weißt Du ein ander Quartier?

Wilhelm (zerstreut). Nein.

Fabriz. Ich dächte, wir könnten uns Beide erleichtern. Ich habe da mein väterliches Haus und bewohne nur den obern Stock, und den untern könntest Du einnehmen; Du verheirathest Dich doch so bald nicht. — Du hast den Hof und eine kleine Niederlage für Deine Spedition und giebst mir einen leidlichen Hauszins; so ist uns Beiden geholfen.

Wilhelm. Du bist gar gut. Es ist mir wahrlich auch manchmal eingefallen, wenn ich zu Dir kam und so Vieles leer stehen sah, und ich muß mich so ängstlich behelfen. — Dann sind wieder andre Sachen — — — Man muß es eben sein lassen, es geht doch nicht.

Fabriz. Warum nicht?

Wilhelm. Wenn ich nun heirathete?

Fabriz. Dem wäre zu helfen. Ledig hättest Du mit Deiner Schwester Platz, und mit einer Frau ging's ebenso wohl.

Wilhelm (lächelnd). Und meine Schwester?

Fabriz. Die nähm' ich allenfalls zu mir.

Wilhelm (ihn faßt).

Fabriz. Und auch ohne das. Laß uns ein klug Wort reden. — Ich liebe Mariannen; gieb mir sie zur Frau!

Wilhelm. Wie?

Fabriz. Warum nicht? Gieb Dein Wort! Höre mich, Bruder! Ich liebe Mariannen! Ich hab's lang' überlegt: sie allein, Du allein, Ihr könnt mich so glücklich machen, als ich auf der Welt noch sein kann. Gieb mir sie! Gieb mir sie!

Wilhelm (verwirrt). Du weißt nicht, was Du willst.

Fabriz. Ach, wie weiß ich's! Soll ich Dir Alles erzählen, was mir fehlt, und was ich haben werde, wenn sie meine Frau und Du mein Schwager werden wirst?

Wilhelm (aus Gedanken auffahrend, hastig). Nimmermehr! Nimmermehr!

Fabriz. Was hast Du? — Mir thut's weh — Den Abscheu! — Wenn Du einen Schwager haben sollst, wie sich's doch früh oder später macht, warum mich nicht, den Du so kennst, den Du liebst? Wenigstens glaubt' ich —

Wilhelm. Laß mich! — — Ich hab' keinen Verstand.

Fabriz. Ich muß Alles sagen. Von Dir allein hängt mein Schicksal ab. Ihr Herz ist mir geneigt, das mußt Du gemerkt haben. Sie liebt Dich mehr, als sie mich liebt; ich bin's zufrieden. Den Mann wird sie mehr als den Bruder lieben; ich werde in Deine Rechte treten, Du in meine, und wir werden Alle vergnügt

sein. Ich habe noch keinen Knoten gesehen, der sich so menschlich schön knüpfte.

Wilhelm (stumm).

Fabriz. Und was Alles fest macht — Bester, gieb Du nur Dein Wort, Deine Einwilligung! Sag ihr, daß Dich's freut, daß Dich's glücklich macht — Ich hab' ihr Wort.

Wilhelm. Ihr Wort?

Fabriz. Sie war's hin wie einen scheidenden Blick, der mehr sagte, als alles Bleiben gesagt hätte. Ihre Verlegenheit und ihre Liebe, ihr Wollen und Zittern, es war so schön!

Wilhelm. Nein! Nein!

Fabriz. Ich versteh' Dich nicht. Ich fühle, Du hast keinen Widerwillen gegen mich, und bist mir so entgegen? Sei's nicht! Sei ihrem Glücke, sei meinem nicht hinderlich! — Und ich denke immer, Du sollst mit uns glücklich sein! — Versag meinen Wünschen Dein Wort nicht, Dein freundlich Wort!

Wilhelm (stumm in kreutzten Qualen).

Fabriz. Ich begreife Dich nicht —

Wilhelm. Sie? — Du willst sie haben? —

Fabriz. Was ist das?

Wilhelm. Und sie Dich?

Fabriz. Sie antwortete, wie's einem Mädchen ziemt.

Wilhelm. Geh, geh! — Marianne! — — Ich ahnt' es! Ich fühlt' es!

Fabriz. Sag mir nur —

Wilhelm. Was sagen! — Das war's, was mir auf der Seele lag diesen Abend wie eine Wetterwolke. Es zuckt, es schlägt — — Nimm sie! — Nimm sie! — Mein Einziges — mein Alles!

Fabriz (ihn stumm ansehend).

Wilhelm. Nimm sie! — Und daß Du weißt, was Du mir nimmst — (Pause. Er rafft sich zusammen.) Von Charlotten erzählt' ich Dir, dem Engel, der meinen Händen entwich und mir sein Ebenbild, eine Tochter, hinterließ — — und diese Tochter — ich habe Dich belogen — sie ist nicht todt — diese Tochter ist Marianne! — Marianne ist nicht meine Schwester!

Fabriz. Darauf war ich nicht vorbereitet.

Wilhelm. Und von Dir hätt' ich das fürchten sollen! — Warum folgt' ich meinem Herzen nicht und verschloß Dir mein Haus wie Jedem in den ersten Tagen, da ich herkam? Dir allein vergönnt' ich einen Zutritt in dies Heiligthum, und Du wußtest mich durch Güte, Freundschaft, Unterstützung, scheinbare Kälte

gegen die Weiber einzuschläfern. Wie ich dem Schein nach ihr Bruder war, hielt ich Dein Gefühl für sie für das wahre brüderliche; und wenn mir ja auch manchmal ein Argwohn kommen wollte, warf ich ihn weg als unedel, schrieb ihre Gutheit für Dich auf Rechnung des Engelherzens, das eben alle Welt mit einem liebevollen Blick ansieht. — Und Du! — Und sie! —

Fabriz. Ich mag nichts weiter hören, und zu sagen hab' ich auch nichts. Also Adieu! (Ab).

Wilhelm. Geh nur! — Du trägst sie alle mit Dir weg, meine ganze Seligkeit. So weggeschnitten, weggebrochen alle Aussichten — die nächsten — auf einmal — am Abgrunde! Und zusammengestürzt die goldne Zauberbrücke, die mich in die Wonne der Himmel hinüberführen sollte — Weg! Und durch ihn, den Verräther, der so mißbraucht hat die Offenheit, das Zutrauen! — — O Wilhelm! Wilhelm! Du bist so weit gebracht, daß Du gegen den guten Menschen ungerecht sein mußt! — Was hat er verbrochen? — — — Du liegst schwer über mir und bist gerecht, vergeltendes Schicksal! — Warum stehst Du da? Und Du? Just in dem Augenblicke! — Verzeiht mir! Hab' ich nicht gelitten dafür? — Verzeiht! Es ist lange! — Ich habe unendlich gelitten. Ich schien Euch zu lieben; ich glaubte Euch zu lieben; mit leichtsinnigen Gefälligkeiten schloß ich Euer Herz auf und machte Euch elend! — Verzeiht und laßt mich! — Soll ich so gestraft werden? — Soll ich Mariannen verlieren, die letzte meiner Hoffnungen, den Inbegriff meiner Sorgen? — Es kann nicht! Es kann nicht!

(Er bleibt stille.)

Marianne naht verlegen.

Marianne. Bruder!

Wilhelm. Ah!

Marianne. Lieber Bruder, Du mußt mir vergeben, ich bitte Dich um Alles! Du bist böse, ich dacht' es wol. Ich habe eine Thorheit begangen — es ist mir ganz wunderlich.

Wilhelm (sich zusammennehmend). Was hast Du, Mädchen?

Marianne. Ich wollte, daß ich Dir's erzählen könnte. — Mir geht's so konfus im Kopf herum. — Fabriz will mich zur Frau, und ich —

Wilhelm (hastig bitter). Sag's heraus, Du schlägst ein?

Marianne. Nein, nicht ums Leben! Nimmermehr werd' ich ihn heirathen, ich kann ihn nicht heirathen.

Wilhelm. Wie anders klingt das!

Marianne. Wunderlich genug. Du bist gar unhold, Bruder; ich ginge gern und wartete eine gute Stunde ab, wenn mir's nicht gleich vom Herzen müßte. Ein für allemal, ich kann Fabrizen nicht heirathen.

Wilhelm (steht auf und nimmt sie bei der Hand). Wie, Marianne?

Marianne. Er war da und redete so viel und stellte mir so Allerlei vor, daß ich mir einbildete, es wäre möglich. Er drang so, und in der Unbesonnenheit sagt' ich, er sollte mit Dir reden. — Er nahm das als Zawort, und im Augenblicke fühlt' ich, daß es nicht werden konnte.

Wilhelm. Er hat mit mir gesprochen.

Marianne. Ich bitte Dich, was ich kann und mag, mit all der Liebe, die ich zu Dir habe, bei all der Liebe, mit der Du mich liebst: mach es wieder gut, bedenk ihn!

Wilhelm (für sich). Ewiger Gott!

Marianne. Sei nicht böse! Er soll auch nicht böse sein. Wir wollen wieder leben wie vorher und immer so fort. — Denn nur mit Dir kann ich leben, mit Dir allein mag ich leben. Es liegt von jeher in meiner Seele, und Dieses hat's herausgeschlagen, gewaltsam herausgeschlagen — Ich liebe nur Dich!

Wilhelm. Marianne!

Marianne. Bester Bruder! Diese Viertelstunde über, — ich kann Dir nicht sagen, was in meinem Herzen auf- und abgerannt ist. — Es ist mir wie neulich, da es auf dem Markte brannte, und erst Rauch und Dampf über Alles zog, bis auf einmal das Feuer das Dach hob, und das ganze Haus in einer Flamme stand. — Verlaß mich nicht! Stoß mich nicht von Dir, Bruder!

Wilhelm. Es kann doch nicht immer so bleiben.

Marianne. Das eben ängstet mich so! — Ich will Dir gern versprechen, nicht zu heirathen; ich will immer für Dich sorgen, immer, immer so fort. — Da drüben wohnen so ein Paar alte Geschwister zusammen; da denk' ich manchmal zum Spaß: Wenn Du so alt und schrumpilich bist — wenn Ihr nur zusammen seid!

Wilhelm (sein Herz haltend, bald für sich). Wenn Du das aushältst, bist Du nie wieder zu enge.

Marianne. Dir ist's nun wol nicht so; Du nimmst doch wol eine Frau mit der Zeit, und es würde mir immer leid thun, wenn ich sie auch noch so gerne lieben wollte. — Es hat Dich Niemand so lieb wie ich, es kann Dich Niemand so lieb haben.

Wilhelm (versucht zu reden).

Marianne. Du bist immer so zurückhaltend, und ich hab's immer im Munde, Dir ganz zu sagen, wie mir's ist, und wag's nicht. Gott sei Dank, daß mir der Zufall die Zunge löst!

Wilhelm. Nichts weiter, Marianne!

Marianne. Du sollst mich nicht hindern, laß mich Alles sagen! Dann will ich in die Küche gehen und Tage lang an

meiner Arbeit sitzen, nur manchmal Dich ansehn, als wollt' ich sagen: Du weißt's! —

Wilhelm (kommt in dem Umfange seiner Freuden).

Marianne. Du konntest es lange wissen, Du weißt's auch, seit dem Tod unserer Mutter, wie ich auskam aus der Kindheit und immer mit Dir war. — Sieh, ich fühle mehr Vergnügen, bei Dir zu sein, als Dank für Deine mehr als brüderliche Sorgfalt. Und nach und nach nahmst Du so mein ganzes Herz, meinen ganzen Kopf ein, daß jetzt noch etwas Anders Mühe hat, ein Plätzchen drin zu gewinnen. Ich weiß wol noch, daß Du manchmal lachtest, wenn ich Romane las; es geschah einmal mit der Julie Mandeville,*) und ich fragte, ob der Heinrich, oder wie er heißt, nicht ausgesehen habe wie Du? — Du lachtest — das gefiel mir nicht. Da schwieg ich ein ander Mal still. Mir war's aber ganz ernsthaft; denn was die liebsten, die besten Menschen waren, die sahen bei mir alle aus wie Du. Dich sah ich in den großen Gärten spazieren und reiten und reisen und sich duelliren — — (Sie lacht für sich).

Wilhelm. Wie ist Dir?

Marianne. Daß ich's eben so mehr auch gestehe: wenn eine Dame recht hübsch war und recht gut und recht geliebt — und recht verliebt — das war ich immer selbst. — Nur zuletzt, wenn's an die Entwicklung kam, und sie sich nach allen Hindernissen noch beriethen — — Ich bin doch auch ein gar treuherziges, gutes, geschwätziges Ding!

Wilhelm. Fahr fort! (Wegwendet.) Ich muß den Freudenkelch austrinken. Erhalte mich bei Sinnen, Gott im Himmel!

Marianne. Unter Allem konnt' ich am Wenigsten leiden, wenn sich ein Paar Leute lieb haben, und endlich kommt heraus, daß sie verwandt sind, oder Geschwister sind. — Die Miß Fanny**) hätt' ich verbrennen können! — Ich habe so viel geweint! Es ist so ein gar erbärmlich Schicksal! (Sie wendet sich und weint bitterlich.)

Wilhelm (auffahrend an ihrem Hals). Marianne! — Meine Marianne!

Marianne. Wilhelm! Nein, nein! Ewig laß' ich Dich nicht! Du bist mein! — Ich halte Dich! Ich kann Dich nicht lassen!

---

*) „Die Geschichte der Lady Julia Mandeville, von dem Uebersetzer der Briefe der Lady Catesby, aus dem Engländischen. Leipzig, 1764." Eine Beurtheilung dieses Romans steht in der Allgemeinen Deutschen Bibliothek XI, 2, S. 341.

**) „Geschichte der Miß Fanny Wilkes" von J. Th. Hermes. Leipzig 1766.

Fabriz tritt auf.

Marianne. Ha, Fabriz, Sie kommen zur rechten Zeit! Mein Herz ist offen und stark, daß ich's sagen kann. Ich habe Ihnen nichts zugesagt. Sein Sie unser Freund! Heirathen werd' ich Sie nie.

Fabriz (kalt und bitter). Ich dacht' es, Wilhelm! Wenn Du Dein ganzes Gewicht auf die Schale legtest, mußt' ich zu leicht erfunden werden. Ich komme zurück, daß ich mir vom Herzen schaffe, was doch herunter muß. Ich gebe alle Ansprüche auf und liebe, die Sachen haben sich schon gemacht; mir ist wenigstens lieb, daß ich unschuldige Gelegenheit dazu gegeben habe.

Wilhelm. Lästre nicht in dem Augenblick, und raube Dir nicht ein Gefühl, um das Du vergebens in die weite Welt wallfahrtetest! Siehe hier das Geschöpf — sie ist ganz mein — — und sie weiß nicht —

Fabriz (halb spottend). Sie weiß nicht?

Marianne. Was weiß ich nicht?

Wilhelm. Hier lügen, Fabriz? —

Fabriz (getroffen). Sie weiß nicht?

Wilhelm. Ich sag's.

Fabriz. Behaltet einander, Ihr seid einander werth!

Marianne. Was ist das?

Wilhelm (ihr um den Hals fallend). Du bist mein, Marianne!

Marianne. Gott! Was ist das? — Darf ich Dir diesen Kuß zurückgeben? — Welch ein Kuß war das, Bruder?

Wilhelm. Nicht des zurückhaltenden, kaltscheinenden Bruders, der Kuß eines ewig einzig glücklichen Liebhabers. — (Zu ihren Füßen.) Marianne, Du bist nicht meine Schwester! Charlotte war Deine Mutter, nicht meine.

Marianne. Du! Du!

Wilhelm. Dein Geliebter! — Von dem Augenblick an Dein Gatte, wenn Du ihn nicht verschmähst.

Marianne. Sag mir, wie war's möglich? —

Fabriz. Genießt, was Euch Gott selbst nur einmal geben kann! Nimm es an, Marianne, und frag nicht! — Ihr werdet noch Zeit genug finden, Euch zu erklären.

Marianne (ihn ansehend). Nein, es ist nicht möglich!

Wilhelm. Meine Geliebte, meine Gattin!

Marianne (an seinem Hals). Wilhelm, es ist nicht möglich!

Verzeichniß der Stellen,

in denen unser Text von anderen Drucken und Ausgaben abweicht.

Götz von Berlichingen.

Alle Gesammt-Ausgaben sind nach den in Band I. angegebenen Bezeichnungen citirt. Hierzu kommen noch folgende:

G. Götz von Berlichingen mit der eisernen Hand. Ein Schauspiel. 1773. 206 S. 8°.

Ga. Götz von Berlichingen mit der eisernen Hand. Ein Schauspiel. 1773. 160 S. 8° (Nachdruck).

Gb. Götz von Berlichingen u. s. w. Zweite Auflage. Frankfurt 1774 192 S. 8°.

*Ga (mit Stern) bezeichnet die besonderen Abweichungen der Taschenausgabe letzter Hand mit der Jahrzahl 1828, zum Unterschied von der mit Ga bezeichneten gleichen Ausgabe mit der Jahrzahl 1827.

Die Resultate der bei „Götz" besonders schwierigen Textrevision — der überaus mühevollen Arbeit des Herrn Dr. Fr. Gerst — hier vollständig mitzutheilen, schien dem Herausgeber nicht geeignet. Die spätere Bearbeitung des Stückes für die Ausgabe von 1787 weicht so wesentlich von der älteren ab, daß die Aufzählung dieser Varianten allein mehrere Bogen füllen würde, namentlich, wenn Tadsenige noch Berücksichtigung finden sollte, worin wieder die Ausgaben der ersten Bearbeitung unter sich abweichen. Da jedoch Niemand auch auf diesem Wege eine deutliche Vorstellung von der ältesten Fassung des „Götz" gewinnen könnte, deren Mittheilung wir uns für spätere Zeit vorbehalten, so erschien es zweckmäßiger, ein anderes Verfahren zu beobachten. Wir bringen deshalb die Lesarten der älteren Fassung, nach bestimmten Gesichtspunkten geordnet und ohne dabei auf absolute Vollständigkeit Anspruch zu machen, allerdings auch in einem Anhange zur Kenntniß des Lesers, machen aber dafür in der eigentlichen Textrevision nur diejenigen Stellen der älteren Ausgaben (vor 2) bemerklich, die für die Bestimmung des Textes irgendwie maßgebend sein können.

Seite Zeile

18. 7. Berliching'sche, — 2c Berlinging'sche.

20. 9. Streich, — Gb, 1, 1a, 2, 2a Streich.

24. schlägt ihn, — G—1a, 2 schlägt ihm.

28. Wollen Ihr, — Ga, 3, 6, 6a Wollt Ihr; Gb Wollet Ihr. Vgl. 20, 28 „fangen Ihr" und 61, 40 „Ihr wollen" (Druckfehler wollet).

Seite Zeile.
21. 4. mit, — 9c nicht.
13. laut — fehlt in G—4.
16. nur, — 9, 9c nun.
22. 9. aufgezäumt, — 9c Druck. aufgezäunt.
23. 2. wann, — G—5 wenn.
9. theure — fehlt in 2a, 4, 5, 6, 6a, 8, 11.
24. ist — fehlt in 5.
25. 6. gewöhnt, — 5—13 gewohnt, hebt den Unterschied zwischen der Erziehung eines Mönchs und der eines Ritters nicht genügend hervor.
26. 9. ich — fehlt in 4—8.
27. 8. Schenk, — 5 Schenkt.
9. sein Frühstück, — 5—11, 13 ein Frühstück.
28. 2. glänzigter, — 5—11 glänzenden.
20. mir — fehlt in 4—8.
25. von, — 9c aus.
29. 2. widrigen, — 5—9 niedrigen.
11. ausbleibt, — 5 ausbliebt.
30. 4. auf Schwarzenberg, — 5—8 auf dem Schwarzenberg.
9. die Kellerschlüssel, — 5—11 den Kellerschlüssel; man hat hier wol an einen Schlüsselbund zu denken.
31. 4. guter, — G—5 guten.
5. gegangen, — 6a, 7—5, 11, 12 gangen; die Aenderung in 6 muß als eine absichtliche angesehen werden.
6. fragt, — 4—8 frag; unsere Lesart paßt besser zu den beiden andern Imperativformen „öffnet" und „hört".
17. eisern, — 4—9c eisen; „eisern" steht auch in der „Lebensbeschreibung."
20. ein gar, — 4—13 gar ein; es ist nicht anzunehmen, daß gerade die neuern Ausgaben diese alterthümliche Stellung beabsichtigt haben sollten.
33. 11. hatte, — 6, 6a, 9 habe.
13. will, will, — G—1a, 13 will.
29. wieder einmal, — 4—13 einmal wieder.
30. Markgrafen, — G—4 Markgrafend.
31. umherzogen, — G—5 herumzogen.
32. seinem, — 4—8 seinen.
34. 2. gut — fehlt in 4—8.
41. wahren, — Druck. 9c waren.
35. 4. einen, — G—2, 2a einem.
28. mit dem Landfrieden, — 6, 6a, 8 um den Landfrieden.
36. 11. Drum, — G—2, 13 darum; Letzteres wahrscheinlich richtiger, und „drum" nur durch 2a in den Text gekommen.
37. 21. abgängig, — 9c abhängig.
28. wol auch, — G—2, 2a, 13 auch wol.
30. 2. noch so sehr, — 4—6a noch sehr; *6a noch so sehr.
40. nennt', — 5, 6, 6a, 12 nennt.
39. 11. weggeschwindet, — 5 verschwindet.
40. 11. der Letztere, — 4—9 der Letzte; G—1a dieser Letztere.
41. 2. Gehn ab, — 5 Geht ab.
42. 12. Was ist die Gnade, — 6a, 5, 6, 6a Was die Gnade.
44. 28. blinken, — 5 blicken.
45. 2. sahe, — 11, 12, 13 sah.
46. 4. berühret, — 4—8, 11 rührte.
18. haben, — G—2, 2a, 12 machen.
27. Cupido, — 2, 2a, 4 Kam Amor.
28. muthlich kriegen, — 2, 2a, 4 muthig bekriegen.

Seite Zeile.

47. 1. **männlich fiegen**, — 2, 2a, 4 **männlich beſiegen.**
m. **nahmen**, — 5 **nahen.**
willig, — 5, 6, 6a **witzig.**
n. **Gebell**, — 4—8, 11 **Gebeul**; offenbarer Druckfehler, da man wol annehmen muß, daß Goethe die auffällige Wiederholung deſſelben Wortes nicht beabſichtigt hat.
50. m. **gegrüßt**, — 5 **begrüßt.**
n. **denn** — fehlt in 5.
ſchwatz, — G—2 **ſchwätzt.**
51. 6. **an** — fehlt in 5.
m. **gelte**, — *6a **gilt.**
n. **erwarte**, — 5, 9, 9c **erwartete.**
54. m. **als ungerechter**, — G—3, 12 **als ein ungerechter.**
n. **von**, — 11 **vor.**
55. 2 **redete**, — *6a **rede.**
m. **Margarete**, — G, Ga u. b, 2, 2a **Margrethe**; *6a **Margareta.**
56. 6. **ſo** — fehlt in 13.
n. **ſahe**, — 9c, 12, 13 **ſah.**
58. n. **wußte**, — 9c **wüßte.**
m. **mißmuthig**, — 2a, 4—9 **mißmüthig**; *6a **mißmuthig.**
59. 15. **ſoll**, — 4 **ſo.**
m. **Geht nur!** — 5—8 **Geht.**
60. 2. **Fried**, — *6a **Frieden.**
m. **hübſchten**, — 6, *6a **hübſcheſten**; Ga, 6a **hübſchen.**
n. **Perrücken**, — G—2 **Perrucken.**
n. **geſpürt**, — 4—8 **gehört.**
61. 5. **ihm**, — fehlt in 6, 6a, 8.
62. 17. **halbe, ſo viel verunglückte**, — 2a—8 **halbe verunglückte.**
63. 4. **verweilt**, — *6a **verweilt Euch.**
m. **mit** — fehlt in 6, 6a, 8.
n. **zunichte**, — 9, 9c **zu nicht.**
64. 17. **mag**, — 13 **wird.**
65. 13 **deſto beſſer**, — 2, 2a **denn beſſer.**
66. 14. **gegen die Menge**, — G—2 **gegen der Menge**; offenbar hatte Goethe „gegen" ſo konſtruirt wie „gegenüber"; doch muß man annehmen, daß er ſich in den ſpätern Ausgaben dem gemeinen Sprachgebrauch anbequemt hat.
70. 5. **verläuft**, — G—2 **verlaufft**; vgl. 71, m.
m. **in Rücken**, — G, Ga u. b, 2, 2a **im Rücken.**
72. m. **hintendrein**, — 4—8 **hinter drein**; S. 74, 7 haben alle Ausgaben hintendrein.
73. 21. **Knecht**, — 9c **Knechte.**
74. 7. **drin**, — 4—8 **drein**; Letzteres kann man wol nur auf die Frage „wohin?" gebrauchen.
m. **daß Franz ſitzt**, — 4—9c **daß ſich Franz**; „Franz" iſt betont und ſteht daher beſſer voran.
n. **Kommt**, — 5—8 **Komm**; Göz ladet nicht allein den Selbiz, ſondern auch die Uebrigen ein; denn Z. 4 ſteht: „Ich will Euch bewirthen, meine Freunde."
76. 1. **auf** — fehlt in 4—8.
m. **Unternehmungen**, — 2—8, 11, 12 **Unternehmung**; der Plural iſt bei der Allgemeinheit der Sentenz angemeſſener.
77. 6. **heut** fehlt in 2—11.
78. m. **viel** — fehlt in 5—11, 13.

Seite Zeile.
78. 22. lang' — fehlt in 4—8, 11.
23. schon — fehlt in 13.
79. 2. zeugte, — G—2a machte.
82. 24. Meislein, — 8—12 Vöglein.
83. 29. Nichts, — 9c Nicht.
86. 21. gewiesen, — 4—11, 13 bewiesen.
22. seinem, — 4—8 seinen; der Singular ist besser, wie es auch Z. 22 heißt „ihrem Kaiser".
26. in dem, — 2 in den.
87. 15. komm', — 5, 6, 6a kommt.
22. Götz (mit dem Schwert in der Hand) nach Gb, 2, — die übrigen Ausg. haben: Götz. Mit dem Schwert in der Hand!
89. 14. gäbe, — 9a gebe.
15. Reise, — Gb, 9a Jagd.
90. 2. Deine Feinde — fehlt in 1, 2a, 4—8.
9. laß, — 9c laßt.
91. 22. Er frißt mir am Herzen, — G—4, 12, 13 mich; 5—8 Er frißt, sonst Gö.
92. 6. (für sich), und Z. 7 (Laut), steht nur 12, — fehlt sonst; für den Sinn sind diese Zusätze unentbehrlich, und da auch sonst die Ausgaben bei solchen Andeutungen für den Schauspieler etwas nachlässig sind, so ist eine Abweichung hier wol erlaubt.
12. Geh, — 2, 2a, 4 Geht.
93. 18. habe — fehlt in 4—11 u. 13.
20. mir — fehlt in 9c.
22. die zu mir, — 12 die mir; 9c dir mir.
28. so oft, — 2a, 4—8 nicht; Dünzer verlangt nicht so oft, schwerlich mit Recht.
95. 20. haudern (verdruckt saudern), — 2—13 zaudern; Ga hadeln, die Erklärung findet man bei Bernays, S. 39.
96. 24. hätt', — 4—8 hält; 9, 9c hat.
97. 2. Haupt, — 13 Hauptmann.
99. 21. beisammen, 4—12 zusammen.
100. 13. ward, — 5—11, 13 war.
102. 2. feigen, — G—5 feigen.
20. den, — 9c dem.
103. 2. der, — 6, 6a, 8 die.
3. gewohne, — Ga, 1a, 4—13 gewohnt.
16. Stick, — 5 Schrick. (Sind zwei verschiedene Namen.)
104. 2. verbind't ihn, — 12, 13 kommt und verbindet ihn.
21. sprengt, — 5, 6a springt.
105. 1. meine, — alle Ausgaben haben ihre. Dünzer hat auf den Widerspruch aufmerksam gemacht, in welchem diese Stelle mit dem Berichte Weislingen's S. 99, Z. 17 steht; demnach scheint unsere Aenderung nothwendig, zumal Franz die Worte seines Herrn in seinem Berichte sonst treu wiedergiebt.
6. Seele, — G—2 Seelen.
108. 8. Marie, — 5—9c, 12 Maria.
110. 8. zu — fehlt in 5—8.
111. 7. Bruders, — 9a Bruder.

Anhang.

Die Lesarten, die nur in den Ausgaben vor 2 vorkommen, lassen sich nach folgenden Gesichtspunkten gruppiren:

1) Kraftausdrücke, deren Beseitigung dem Dichter später angemessen schien.

Seite Zeile.
21. 21. Sch...kerle die Reiter!
75. 4. Fortzulaufen wie die Sch...kerle.
47. 29 u. 40. spielte gern mit den Damen und auf der Dame.
78. 19. kann mich im A.... lecken.
88. 28. Nun haben wir die Kerls.
90. 16. den Spieß dem Kerl zwischen die Rippen (obgleich hier die Renderung mehr deshalb erfolgt zu sein scheint, um die häufige Wiederholung desselben Wortes zu vermeiden).

2) Aenderung zu modernen, namentlich französischer Ausdrücke.

25. 13. Glückliche Retour!
28. 21. u. 0. O. in der Rede des Karl Papa.
46. 24. Hofdamen (statt Frauen).
50. 25. u. 28. Ein bald trauriger Zug auf seinem Gesicht war so interessant.
55. 6. was ich für ein Interesse dran nahm.
58. 20. nicht denken mag, die mich interessiren.
59. 27. wollen Sie sagen (steht noch in 2a).
51. 4. und setzt ihn dadurch in Desavantage.
7. Dann redete ich von Bamberg und ging sehr ins Detail.
8. alle Ideen.
57. 20. Deklamirt wider die Weiber.
67. 17. Baron von Stein.
71. 21. Er schlägt uns ein Detaschement nach dem andern.
79. 13. wir haben uns prostituirt.
19. ein Reichsmusje.
96. 29 u. 34. Sie deliberiren Einen zum Hauptmann.
29 u. 30. Er ist immer für einen rechtschaffenen Ritter passirt.

3) Ungewöhnliche Wörter und Wortformen.

20. 34. draus; ebenso 21, 6 und 29; 104, 8.
25. planen.
23. 18. Dirnl.
25. 4. meine Schultern fühlten sich Kraft. Ebenso 51. 11. fühlte sich einen neuen Zug.
29. 10. Barsch.
32. 1. (legt sich aus und an).
34. 7 u. 8. wenn uns der Markgraf so intrank.
22. Scharmenten (ob Scharbenten).
37. 17. als wenn ihm Wunder die Gerechtigkeit ans Herz gemachen wäre.
40. 8. darzu, ebenso 43, 22.
43. 7. in Weibergestalt.
17. aufzudrucken.
49. 7. zu Genaden.
27. gulbenen.

Seite Zeile.
51. 2. ſoll ich Euch meine Kunſtſtückchen noch dazu lernen?
56. 7. Das kann ich doch alle thun. (Vgl. auch 90, 11. das Volk all.)
57. 9. und ſagte meine Kommiſſion.
12. Hundsfutt; ebenſo 75, 8. Hundsfütter.
59. 2. nur der Leute willen.
60. 15. Perrucken.
62. 22. zwo.
63. 11. thulicher.
15. von ſich ſelbſten.
64. 20. ſein Lebenlang.
65. 4. Wenn ich ihn nur einmal beim Lippen habe (I, 1a beim Lippen. Ga beim Leiben).
67. 24. gieb Dich zur Ruh.
70. 5. verlaufft.
11. er thut ſich was zu gutt.
71. 5. ausrucken; ebenſo 94, 16 gerucht.
12. in die Erde 'nein.
23. laufft.
80. 11. zückt die Achſel.
81. 20. wenn man ſeine Haut für die allgemeine Glückſeligkeit ſetzte.
88. 20. macht' ich mich auf die Wege.
90. 1. zu todt treffen.
93. 22. Wirthſtube.
95. 24. Plaff.
29. Sie mögen drinnen braten.
96. 1. anſturtzen.
14. vor dem das Volk all Reſpekt hätt'.
102. 17. Wendet Fleiß zu.
21. thöriges. Ebenſo 105, 8. thöriger.
104. 17. Wir wollen Dir vorkommen.
105. 13. wird mich in ein Kloſter verſperren.

4) Ungewöhnliche und veraltete Flexionsformen.

a) Konjugation.

22. 6. hub.
23. 20. geſſen, trunken; ebenſo 24, 3.
29. 10. Is (ſtatt Iß).
31. 26. wurd.
43. 4. Du ſollt.
46. 3. wurf; ebenſo 66, 22.
77. 7. es iſt weit mit mir kommen; ebenſo 89, 6.
88. 4. geworben ſeie.

b) Deklination.

34. 23. Eurer (Genit. von Ihr); ebenſo unſrer 59, 22; 62, 23; 69, 15; 74, 20.
52. 18. denen (Dativ Plur. des Artikels); ebenſo 39, 10; 43, 6; 90, 6.
33. 20. Jungens, ebenſo 75, 12.
36. 22. Fräuleins; 40, 3 Landfriedens; 61, 2 Mädels.
41. 22. Bis in mein ſechzehnt Jahr.
51. 20. Fädcher. Ebenſo 27, 1. Better (9, 1a).
60. 22. mancher ſchöner Thaler.
62. 21. Euer Majeſtät.
24. kaiſerliche Majeſtät (Dativ); ebenſo 84, 22.
95. 23. ein Jubilirens und Tumultirens.

Seite Zeile.
105. a. die Finsterniß seiner Seelen.
Anmerkung. Die starken Endungen der Adjektiva und Substantiva bleiben auch noch in 2 und 2a vorherrschend und wurden erst in 4 durch die schwachen verdrängt.

3) Pronomina und Artikel.

Hier sind die in 2 vorgenommenen Aenderungen dreierlei Art. Es wurde a) das fehlende Pronomen ergänzt, b) das überflüssige Pronomen ausgelassen, c) statt des verschliffenen Pronomens die vollere Form gesetzt.

A. Pronomina. — ad a):

29. m. wenn (wir) gestern und trunken haben.
38. 17. Zeiten (Ihr) seid vorbei.
44. 29. daß (es) nicht zu sagen ist.
54. 37. (Du) wirst ein Sklave.
97. 16. (Ihr) würdet immer wähnen.
Anmerkung. In den Anbeutungen für die Schauspieler ist seit 2 das Pronomen häufig ausgelassen. (Bernays.)

ad b):

52. 7. Laßt 's nur. 74. m. Kommt, Ihr Kinder.
53. 17. und (ich) wollt' doch.

ad c):

47. 25. Wenn's (Wenn das). 96. m. wir 'n (wir ihn).
50. 7. glaub's (glaub' es).
Dasselbe gilt vom B. Artikel — ad a):
24. 17. führte mich in (den) Garten. 95. 2. von (dem) Unfrigen.
53. m. So seid Ihr (ein) Chamäleon. 99. m. von Hof (vom Hof).
60. 2. in Besitz (im Besitz).

ad b):

25. 5. und mein Arm die Stärke. 48. m. Der Berlichingen (G, Ga).
31. 2. im Athem (in Athem). 54. 8. ein Geselle.
41. 25. nach dem Verlust. 96. 1. die Erd'.
49. 36. im Brand (in Brand).
An einer Stelle wurde auch der betonte Artikel in das Pron. demonstr. verwandelt. 47, 2a u. 2. das Spiel (dies Spiel), während umgekehrt 40. 12 „dieser Letztere" in „der Letztere" verwandelt ist.

C) Syntaktische Aenderungen.

20. 24. schlägt ihm hinter die Ohren; ebenso 102, 8. haut (ihm über den Kopf.
27. 4. Sie sagen, er wäre ein Retter; ebenso 105, 2, der ihr die Nachricht brächte.
36. 5 u. 6. Meint Ihr, ich komm' heut erst auf die Welt, um nicht zu sehen.
44. 27. Geschwindigkeit von Frauen.
45. 1. Ich gehe nicht an Hof; ebenso 45, 2 und 89, 24.
49. 36. Mit Fackel im Brand.
47. 41. ist thätig, (um) ein Gelehrter .... zu sein.
64. 21. Wir wollen sie zu Sinnen machen.
66. 14. Ihr werdet gegen der Menge wenig sein.
70. 23. so kommen wir ihnen im Rücken.
74. 21. ich wie der Blitz auf seinem Gaul.
75. 2. fortzulaufen, statt fortlaufen.
77. 1. Du meinst Deinen Hochzeitstag.
96. 25. eine Falle (zu) stellen.
27. zusagen, statt zusagen.
91. 26. den der Titel meines Gemahls nicht schmeichelte; (so konstruiren auch noch 2, 2a, 4.)

Seite Zeile.

92. 1. macht Ihr mich verzweifelnd.
2. mit Verdruß und Harm.
3. er läßt ihr weinend an den Hals (G, Ga, 1a).
Die Konjunktion „und" wurde an mehreren Stellen ausgelassen.
31. 2. Ich bin gefangen, und das Uebrige in eins.
64. 19. Sie sitzt, das arme Mädchen, und jammert.
66. 17. Sorg Du! Und es sind lauter Meineidige.
99. 1. Sie sitzen im Unrecht, und wir wollen.
98. 12. handeln als wackre Leute und die wissen
Endlich wurden Konjunktionen vertauscht.
37. 2. oder was ja noch absonnig oder dunkel wäre.
45. 9. Das letzte Mal, daß ich sie sahe.
50. 21. Als wir nicht leicht ein Mann gefallen hat.
63. 2. zu schmälern drohen und die gefährlichsten Folgen zu fürchten sind.
81. 2. und (statt daß) Verderben des Kaisers.

7) Didaskalische Aenderungen.

19. 4. Sievers (Bauern am Tische).
a. fehlt zu Sievers.
27. 2. Elisabeth, seine Frau. Maria, seine Schwester.
30. 2. Elisabeth ab.
39. 2. Olearius, beider Rechte Doktor (G, Ga, 1a Rechten).
48. 4. fehlt Sie stehen auf.
55. 2. Franz ab.
75. 2. fehlt Ritter.
96. 12. fünf Anführer.
97. 12. Mild Anführer.
104. 12. ich sie und gewahr werden. (Ib).

8) Sonstige Aenderungen.

Das Personenverzeichnis fehlt in G, Ga, 1, 1a.
19. 2. Meyer. Ich bitt' Dich, erzähl's doch noch einmall (Ausl.) Seit wann u. s. w.
22. 2. Ich wollt' ihn anschnallen.
29. 2. daß Ihr so lang' bleibt.
30. 12. es freuet' uns auch (G, Ga).
35. 6. beruhigen, die Staatsverhältnisse näher zu bestimmen.
2. so meint er.
3. war ich mit dem Markgraf.
34. 12. als die Lust Jemandem zu verdanken.
37. 2. seine Gerichte damit besetzen zu können.
38. 2. Daher kommt's.
5—2. unkundig sind. Es gelangt Niemand zur Würde eines Richters, als der durch Alter und Erfahrung eine genaue Kenntniß des innern und äußern Zustandes der Stadt erworben hat, daß Vergangene auf das Gegenwärtige anzuordnen. So sind die Schaffen lebendige Archive, Chroniken, Gesetzbücher, Alles in Einem, und richten nach altem Herkommen und wenigen Statuten ihre Bürger und die Nachbarschaft.
2. 2. wie rufend, daß sich dort keine anbauen.
39. 2. Ihre Bischöfliche Gnaden. — In einigen Bühnen Süddeutschlands wurde von der Theatercensur das Wort „Bischof" überall gestrichen, und daher mag vielleicht das Wort „Fürstliche" an dieser Stelle in den neuern Ausgaben Eingang gefunden haben.

Seite Zeile.

40. 4. mit dem einen Fuß.

42. 9 u. 4. Doch ich bitte verbient, und schwindet nicht alle Entsagung gegen den Himmel von Aussichten!
M. Bestimmt meine Antwort nach dem Werthe seiner Verbindung mit Euch.

44. 19 u. 17. mit der geschäftigsten Geschwindigkeit.
M. ich hab' sie (wieder) vergessen.

45. 18. sagte mir viel vieles (G, I, Ia), sehr vieles (Gb).
M. Du bist gar drüber zum Dichter geworden.

47. 24 u. 23. mit einem Meer von Ueberfluß belohnte.

48. 4. Weißeln. Schach dem König und nun ist's aus! — Ihr solltet (G, Ga).

52. 18. Bischof. Es hat sich leider nur schon zu viel geändert. Vielleicht ꝛc.

53. 1. Geht, Weißling! ebenso 89, 17.
M. bei den Portraits.

57. 18. und wollte nichts mit Euch zu thun haben.

58. 23. den seh' ich.

61. 5. Gartenhaus, das fürtrefflich ist.

62. 24. hat (nur) eine Hand.

63. 17. die sie bisher so ungeheuer mißbrauchen.
M u. M. und alle Aussichten auf die Zukunft ihnen abgeschnitten haben.

64. 21. Laßt uns zu ihr.

65. 8 u. 7. Ihr sollt fort. Daß hieße Eure großen Anschläge im Keime zertreten, wenn Ihr (G, Ga).

66. 20. wie ich dem Pfalzgraf zugesagt hatte.

68. 1. Freunde zu gewinnen, vielmehr den Verlust.
5. mit einem braven Mann bekannt gemacht habt.

71. 10 u. 11. Daß Dich die Pest! Wenn ich Hörner gehabt hätte wie ein Dambirsch, sie wären gesplittert wie Glas.

76. 1. eh er sich (wieder) erholt.
M u. 22. Das Glück fängt an, launisch mit mir zu werden (G, Ga).

79. 17. Regen manzeln nie eines Pfads (G, Ga).

81. 22. und der Unterthanen Lieb.
M. Wir würden deswegen noch zu thun genug finden.
22. gleich Cherubs mit flammenden Schwertern. (G, Ga u. b Schwerten.)

83. 22. Ist das Belohnung der Treue, der kindlichsten Ergebenheit!

86. 24. wenn ich mich könnte überreden lassen.

88. 14. sie zu halten (G, Ga).
M. Laßt Göz herein!

89. 18. Er hat von jeher gewünscht.

91. 9 u. 8. sehlen ganz.
M. Grosser, trefflicher Mensch
M. den der Titel meines Gemahls nicht schmeichelte.

92. 19 u. 11. Mein Gott, ich habe keine andere Faser an mir, keinen Sinn.
M. Franz. Ich wollt' mir ehe das Herz.

93. M. Nun, was antworten Du! (Ia antwortetest.)

94. 18. wie Ihr uns prophezeihet (I prophezeihte).

97. 4. viel feurige helle Flammen.

98. 24. bei Strafe, ihm Treue nachzukommen.

100. 18. u. M. Haben sie ihm nicht selbst feierlich zugesagt, keine Thathandlung mehr zu unternehmen.

101. 4. zum Hampemann machen, mich nicht.

Seite Zeile.
107. a. Maria. Mein Bruder, Weislingen, verkrankt.
108. a. l, 1a die andre Kommission; Gb die andere Kommissarien; Ga die andere Kommissaren.
c. Stärke mich (o) Gott!

Clavigo.

Außer den bereits bei Gelegenheit der Textrevision in Band I. genannten Ausgaben sind für Clavigo noch drei andre Texte benutzt worden, die wir mit Ca, Cb und Cc bezeichnen: 1) Clavigo. Ein Trauerspiel von Goethe. Leipzig, Weygand, 1774. 100 S. 8°; 2) Clavigo. Ein Trauerspiel von Goethe. Frankfurt und Leipzig, 1774. 88 S. 8°; 3) „Die wahre Geschichte des Clavigo" ꝛc. (vgl. S. 125), eine Schrift, in der ein Theil des Clavigo wörtlich abgedruckt ist.

Auf die definitive Herstellung des Textes ist indessen auch die verdienstvolle Arbeit von M. Bernays „Ueber Kritik und Geschichte des Goethe'schen Textes. Berlin 1866" nicht ohne Einfluß geblieben. Der Verfasser sucht bekanntlich in seiner Schrift unter Anderm nachzuweisen, daß Goethe für die Herstellung des Textes zu der ersten Gesammtausgabe seiner Werke die erste Auflage des Himburg'schen Nachdrucks von 1775 benutzt und damit aus dieser eine nicht geringe Zahl von Fehlern in die ächte Ausgabe übernommen hat. Aber auch wenn wir jene Behauptung als vollständig richtig anerkennen könnten, so würden wir uns dennoch nicht für berechtigt halten, in unserm Texte eine Aenderung aller jener Stellen vorzunehmen, die Bernays als verderbt bezeichnet hat. Ist es nicht leicht möglich, daß Goethe manche Aenderungen Himburg's mit gutem Bedacht angenommen hat oder sie selbst gemacht haben würde, wenn es nicht bereits geschehen wäre? Ist es bewiesen, daß Goethe neben dem Himburg'schen Texte nicht vielleicht auch einen jener sechs alten Drucke aus dem Jahre 1774 benutzt und Manches in denselben verworfen hat? Daher schien uns die größte Vorsicht geboten, und wir haben auch nur an den Stellen den alten Text wieder eingeführt, wo es unzweifelhaft erschien, daß der Dichter die in der ächten Ausgabe vorliegende Aenderung nicht mit Absicht vorgenommen haben kann.

Seite Zeile.
117. Clavigo. Ein Trauerspiel, — 8 Clavigo. Ein Trauerspiel in fünf Akten.
118. 4. (und sonst) Beaumarchais, — Ca u. b, 1a von Beaumarchais.
119. a. jetzt, — Ca u. b jetzo.
a. ich habe, — Ca u. b, 1a und ich habe.
a. willst, — Ca u. 1a willt; b wilst.
a. und — fehlt in Ca u. b, 1a.
a. gilt, — Ca u. b, 1a gilt's.
a. beim Feiern, — Cb ein Feiern.
130. 1. hierher, — Ca, 1a, 2, 2a, 4, 5, 6a, 8, 9, 9c hieher, vgl. 122, 4, und nur 1a und b hieher haben.
a. 1a — fehlt in 4—12.
a. hindern sie an gar nichts, — Ca u. b, 1a hindern sie gar nichts.

Letzte Zeile.

130. 11. tröste, — 2—13 tröste (Die Begründung findet man bei Vermpel).
21. wer sich nicht, — Cb wer sie nicht.
26. noch, — Ia hoch.
27. die Hülfte, — Cb die die Hülfte.
131. 10. im Stande, — Ca u. b, Ia im Stand.
18. für uns, — Ca u. b, Ia vor uns.
20. Schellt, — Ca u. b, Ia Er schellt.
25. arbeiteten, — Ia arbeiten.
132. 14. Verachtung, — 5, 6, 6a Betrachtung.
26. alter Freund, — 2, 2a alte Freund.
30. Mademoiselle, — Ca u. b, Ia, Mamsell.
37. lehren, — Ca, Ia lernen.
40. begegneten, — Ca, Ia begegnet hatten.
133. 2. nach Hause, — Ca u. b, Ia zu Hause.
10. u. 11. alle, — Ca u. b, Ia all.
16. strafen, — 3—12 bestrafen.
21. Und läßt, — Cb läßt.
22. soll ich, — Cb sollt' ich.
29. Gütern, — Ca u. b, Ia Güter.
134. 5. Meine Schwester! Meine, — Ia Meine Schwester, meine Schwester, meine.
8. u. 9. O meine Schwester! — 2—13 O Schwester! „Meine" fehlt zuerst bei Hamburg 1775, ist aber nothwendig, um die Zärtlichkeit der Bruderliebe zu bezeichnen. „O Schwester!" würde nur klagend oder tadelnd gesagt werden können.
13. an der zerrütten, — 5 in der zerrütten.
27. u. 28. in Spanien solche Herzen, — Ca u. b, Ia solche Herzen in Spanien.
135. 3. Handlungen, — 3e Handlung.
10. wär', — Ca u. b, Ia war.
14. als mir selbst, — Ca u. b, Ia als mir.
16. Ein Bedienter, — Ca u. b, Ia Bediente.
20. gerächt, — Ca u. b, Ia gerochen; 2, 2a gerächet.
136. 1. alle Ihre Beschützer, — Ia all Ihre Beschützer.
2. all Ihr Geld, — Cb alle Ihr Geld.
3. geheimen, — Ca u. b, Ia geheime.
4. gutes, — Ca—5, 8, 13 guten.
6. kommt wieder, — 1 tritt ein, fehlt in Ca u. b, Ia.
14. Georgie, — Ca u. b Georg.
24. viel Gnade, — Ca u. b, I, Ia viele Gnade.
25. geringen, — } Ca u. b, I, Ia, 2, 2a { geringe.
26. unbedeutenden, — } { unbedeutende.
28. wünschte, — 11 wünsche.
37. zu der, — 9e zur.
38. öfters — fehlt Cb.
39. geradeS, — 8 geraden.
137. 2. dessen willen, — Ca u. b, I, Ia dessentwillen.
7. glänzenden, — Ca u. b, I, Ia glänzende.
11. mir — fehlt Cb.
15. den Mündchen, — Ca u. b, I, Ia denen Mündchen.
20. sahe, — I, Ia, II, 12, 13 sah.
24. Produkte, — Ca u. b, I, Ia Produkten.
27. etwa, — 2, 2a etwan.
138. 3. viele Korrespondenten, — 4—12 viel Korrespondenten.

Erste Szene.

138. 2. mir, — 6 mir.
12. jüngern, — 4—8 jüngsten.
16. denn, — 4—9c dann.
18. unterdessen, — 4—12 indessen.
„ ungeachtet, — 2—11, 13 unerachtet: vgl. Z. 9, wo alle Ausgaben ungeachtet haben.
26. Annehmlichkeit, — 9, 9c Annehmlichkeiten.
27. seinem, — b dem.
30. auf den Gedanken, — 1a auf die Gedanken.
139. 10. dann, — Ca, 2, 2a denn; 1a den.
12. sich — fehlt 9, 9c.
17. Herrens, — Ca u. b, 1, 1a Herren.
18. Beistands, — Ca u. b, 1, 1a Beistand.
20 u. 21. von Seiten, — Ca u. b, 1, 1a von der Seite; 5. (Z. 21) von Seite.
25. nach sechs Jahren — fehlt Ca u. b.
29. heiliger, — 2, 2a, 4 heiligen, Ca u. b, 1, 1a heilige.
30. die Kabalen, — Ca u. b, 1, 1a den Kabalen.
41. den Unglücklichen zu drohen, — Ca u. b, 1, 1a die Unglücklichen zu bedrohen.
140. 1. biete, — Ca u. b, 1, 1a böte.
2. unterständen, — Ca u. b, 1, 1a unterstünden.
5. diese, 4 — b die.
7. voll Geist, — Ce von Geist.
24. rechtschaffener, — Cb recht rechtschaffner.
42. keine Zeugen, — Cb keiner Zeugen.
141. 1. George, — 9, 9c Georg.
3. wieder, — 2—9c nieder (kommt zuerst bei Hamburg 1775 vor).
7. entwickeln, — Ce entwickelt.
9. glaubten, — Ca, b u. c, 1, 1a glauben.
14. betrogen, — 5 betrog.
„ sie — fehlt Ca, b u. c, 1, 1a.
18. Gesandter, — Ca u. b, 1, 1a, 2, 2a Gesandte.
[illegible]. Zeit, — Ca, b u. c, 1, 1a Zeit.
[illegible]selbst — fehlt Ca, b u. c, 1, 1a.
[illegible] Wagen, — Ca, b u. c, 1, 1a meinen Wagen.
30. einen Knaben, — Ca einem Knaben.
39. Wie kannst Du das endend — fehlt 4—12.
42. läßt, — Ca u. b, 1, 1a Er läßt.
142. 2. Blut zu sehen, — 4—8 Blut sehen.
6. die ersten, — Ca—4 die erste.
8. mit so viel, Ca u. b, 1, 1a mit all denen.
13. das Alles, — Ca u. b, 1, 1a das all.
16. Eitelkeit, — Ca Eitelkeit.
17. meine, — Ca u. b, 1, 1a all meine.
20. ansehnlichsten, — Ca, b u. c, 1a größten.
23. größesten, — Ca, b u. c, 1a, 12 größten.
24. machen, — 11, 12 lassen.
28. aller, — Ca u. b, 1a all.
31. so sehr, — Ca u. b, 1a so weit.
33. einen Elenden, — 6 einem Elenden.
39. der nicht, — 11, 12 der es nicht.
143. 11. für, — 11, 12, 13 vor.
14. Vorwort, — 6, 6a Fürwort.

Erste Zeile.
148. u. **Sie so nicht, — 4 Sie nicht so; 5—12 Sie nicht.**
144. 4. **Nun denn, — Ia Nun dann.**
„ **klingelt, — Ca u. b, l, Ia Er klingelt.**
„ 25. **dafür, — Ca, l, Ia davor.**
„ 30. **hätte, — Ca, b u. c, l, Ia hätten.**
„ 36. **der sie, — Ca, b u. c, l, Ia deren sie.**
145. 9. **ehe ich es, — Ia eh ich's.**
„ **vor Donna, — Ca, Ia für Donna.**
„ 16. **Jemanden, — Ca—5, 9—12 Jemanden.**
„ 18. **gesehn, — Ca u. b, Ia gefühlt.**
„ 17. **Vorsprecher, — 6, Ca Fürsprecher.**
„ 22. **hält sie, — Ca u. b, Ia zieht sie.**
„ 23. **so unerwartet, — Ca u. b, Ia unerwartet.**
„ 26. **ein Donnerwetter, — Ca u. b, Ia das Donnerwetter.**
„ 29. **habe — fehlt Ca u. b, Ia.**
„ 31. **hat's, — Ca u. b, Ia hatt's.**
„ **geraden, — Ca u. b, Ia geben.**
146. 20. **Vergebung, — 5 Verzeihung.**
147. 1. **Dritter, — 9c Vierter.**
„ 9. **liebt', — 8 lieb.**
„ 12. **ist so was, — 5—12 ist was.**
„ 18. **Es ist — fehlt Ca u. b, Ia.**
„ 20. **das Dein, — 11 das Dein.**
148. 1. **Augenblick, — 6 Audlick.**
„ 4. **Sinne, — Ca u. b, Ia Sinnen.**
„ 6. **als Du es, — Ia als Du's.**
„ 10. **so wollt', — Ca u. b, Ia wollt'.**
„ 11. **so sollt' — Ca u. b, Ia sollt'.**
„ 13. **zu überwinden, — Ca u. b, Ia überwinden.**
„ 15. **die Vorigen — fehlt Ca—4, 11, 12.**
„ **Buenca, — 12 Buenca kommen.**
„ 20. **das Alles, — Ca u. b, Ia das all.**
„ 25. **verbergen, — Ia verbergen.**
„ 29. **wenn er Euch, — Ca u. b, Ia wenn er auch.**
„ 41. **unsers Bruders, — Ia meines Bruders.**
149. 1. **Heldengange, — 4—12 Heldenmarsch.**
„ 14. **Dein Bruder, — Ia Dein Bruder der.**
„ 23. **und Dein Bruder, — 4—12 Dein Bruder.**
„ 25. **ganz gut, — Ca u. b, Ia all gut.**
„ **nur, — Ca u. b, Ia und.**
„ 2. **keine Meuchelmörder, — Cb, 4—12 keinen Meuchelmörder.**
150. 3. **zu ihr, — Cb zu ihm.**
„ 11. **bleiben, — Ia bleiben.**
„ 22. **Nach „Donnerwetter" setzt Ca u. b, Ia „Sind Sie nicht eben dieselbe?" Es ist zwar nicht unmöglich, daß diese Worte durch die Schuld der Hymnus'schen Abschrift ausgefallen sind, doch sind sie für den Sinn nicht gerade nothwendig.**
„ **sollt' — Ca u. b, Ia sollt'**
„ 14. **Wollten, — 5—8 Woll.**
„ 18. **habe, — Ca u. b, Ia hin.**
„ 21. **diese Herz. — 4—12 die Herz.**
„ 30. **in ewigem, — Ca u. b, Ia im ewigen.**
„ **Frechstäter, — Ca u. b, Ia schrecklicher und.**
„ 34. **durch allen, — Ca u. b, Ia durch all den.**

Seite Zeile.
150. 9. liegen, — Ca u. b, Ia gelegt.
" 8. das Vergangene, — Ca u. b, Ia all das Vergangene.
151. 4. entzücken, — Ca u. b, Ia entzückenden.
" 5. Umarmt, — Ca u. b, Ia Er umarmt.
" 6. Siehe, — 6—8 fast
" 11. kein Laut, kein Wink, — 2—13 kein Wink. Die Richtigkeit unserer Lesart ist von Bernard genügend bewiesen.
" 19. Sinne, — Ca u. b, Ia Sinnen, vgl. 164, 9.
" 22. nach „muß" setzt Ca u. b, Ia „Nod kann ich Euer Freund nicht sein" — wurt aus demselben Grunde wie die Stelle 150, 13 ausgelassen.
" 29. zerreißt es, — Ca u. b, Ia zerreißt's.
152. 1. Gelanzten, — Ch Gelandtens.
" 10. nun, — Ia nur
" 11. Carlos allein, — Ca u. b, Ia Carlos.
" 22. dem Menschen, — Ch den Menschen.
" 29. und Dich, — Ca u. b, Ia Dich.
153. 7. dazu, — Ca u. b, Ia drauf.
" 8. gedrückten, — Ca — Za gedrückte.
" 11 u. 12. den Umständen, — Ca — Za denen Umständen.
" 20. sie sich, — 6 sich sich
" 21. ginge, — Ca u. b, Ia ging
" 25. macht man mir, — Ca u. b, Ia frieg' ich.
154. 1. von allem, — Ca u. b, Ia von allen.
" 13. feindseligen, — Ca u. b, Ia feindseilige.
" 14. drein, — Ca u. b, Ia darin.
" 17. Projekte, — Ia Projekte.
" 28. Wenn ich denn, — Ia Wenn ich dann.
" " allem, — Ca u. b, Ia all.
" 29. zugeblinkt, — Ca u. b, Ia zugeblickt.
" 30. nur um, — Ca u. b, Ia nur.
155. 1. mächtigere, — Ca u. b, Ia mächtige.
" 9. Verbindung, — 5 Verdingung.
" 11. den klugen, — 6 klugen den.
" " Dir sie, 2, Za, 6, — die übrigen Ausgaben sie Dir.
" 18. wird getadelt, — 13 ist getadelt.
" 24. man sie mit, — 5—9c man mit.
156. 6. frust, man sucht, — 2—12 frust, sucht. Das „man" ist der Gleichmäßigkeit wegen nothwendig.
" 10. Clavigo, — Ca u. b, Ia Clavigo's.
" 15. Hattliche, — 4 tätliche, fehlt 5—12. Es ist hieraus ersichtlich, wie die Verderbniß durch 4 verursacht ist.
" 18. glühenden, Ca u. b, Ia blühenden.
" 18. klugen die — Ca u. b klugen all, alles die.
" " schienen, — Ca u. b, Ia schien.
" 18. im Winde, — Ca u. b, Ia in Wind.
" 19. meine Schuld, — Ca u. b, Ia mein, meine Schuld.
" " meiner, — Ch, 6a meine.
" 21. die die Pest, — Ca u. b, Ia die Dir die Pest.
" 22. in der Fülle, — Ca u. b, 1, Ia in der warmen Fülle. Solche Antithesen, wie dieser Ausdruck zum nachfolgenden „die kalte Hand des Todes" bilden würde, hat Goethe wol nur in seiner Jugend geliebt.
" 23. vor denen Menschen, — 11, 12 vor den Menschen.
157. 11. Alles, — Ca u. b, Ia all all.
" 11. befriedigen, — 11 zu befriedigen.

Seine Zeile.

157. 2. schwadronirenden Hofjunker, — Ca u. b, Ia schwadronirende Hofjunkers.
11. rückt, — Ca u. b, Ia ruckt.
25. fällt ... um den Hals, — Ca u. b, Ia der ... um den Hals fällt.
29. unüberfehlichen, — 5 unüberwindlichen.
32. diese stürmenden Thränen, — 4—11 die stürmenden Thränen.
34. meinen, — 9, 9c, 11 meinem.
36. Wirft, — Ca u. b, Ia Er wirft.
40. Andrer Herzen, — Ca u. b, Ia Andrer ihrs.

158. 2. allen, — Ca u. b, Ia all.
6. eine Hand, — Ca u. b, Ia die Hand.
10. zweien, — Ca — 2a zween.
19. daß nichts sie vereinigen kann, — Ca u. b, Ia daß keine andere Vereinigung ihrer möglich ist.
28. denen Menschen, — 12 den Menschen.
29. zu schaffen und Freude den Ihrigen, — Ca—4 und die Freuden der Ihrigen zu machen.
30. ein ganzer Kerl, — 4—12 ein guter Kerl. Carlos dringt hier auf Entscheidenheit des Entschlusses, daher hier wie J. 2 „ganzer" vorzuziehen.
36. stelle, — Ia stellen.
38. standen, — Ca u. b, Ia stunden; ebenso 160, 22.

159. 13. arme — fehlt Ca—2a.
16. daß Du ihr, — 6 daß du dir.
21. gelehrt hat, — Ca lehrt hat.
28. wollte, — Ca u. b, Ia wollte.

160. 2. nun, — Ca u. b, Ia nur.
21. den Ersten, — 2—13 dem Ersten. Unsere Lesart ist von Bernays genügend motivirt.
23. lässest, — Ca—5, 13 lässt.
27. warum's, — 9—12 worum's.
28. Nur, — 9c Nun.
41. verschwärzt, — 11 u. 12 verschwarzt.

161. 4. finden, — Ca u. b, Ia finden soll.
11. fort — fehlt in 3.
13. den er, — Ca denn er.
16. daß hier, — 5—9c hier daß.
24. da klange, — 11 daß Clavigo.

162. 1 u. 4. daß mich in seinen Armen erwartet, vielleicht gar nicht, — Ca u. b, Ia vielleicht nicht, daß mich in seinen Armen erwartet.
7. betriegen, — Ch betrügen.
10. seiner, — 5 sein.
20. jetzt, — Ca u. b, Ia jetzo.
23. kommt — fehlt in Ch.
24. Ich sehe, — 2—13 Ich, ich sehe.
27. daß Dich, 5—8 was dich.

163. 3. es wisse, — Ca u. b, Ia wisse.
4. Wozu daß — fehlt 5—6c.
8. Faßt, — Ca u. b, Ia Er faßt.
12. u. m. gerüchet, — Ca u. b, Ia gerochen; ebenso 165, 11.
13. dem Gedanken, — 3 den Gedanken.
14. doppeltes gräßliches, 9, 9a, 12 — die übrigen Ausgaben doppeltes gräßliches.

Text Zeile.
163. 11. Waſſer, — 1a das Waſſer.
24. ein Mittel, — Ca u. b, 1a ein einziges Mittel.
164. 4. habe, — Ca u. b, 1a hätte.
14. Hebt, — Ca u. b, 1a Sie hebt.
19. Laſt, — 2—13 Laſt.
„ Will, — Ca u. b, 1a Sie will.
23. Wirft, — Ca u. b, 1a Er wirft.
„ in den Seſſel, — Ca u. b, 1a in Seſſel.
25. daraus ihn zu befreien der Geſandte vielleicht, — Ca u. b, 1a daraus vielleicht ihn zu befreien der Geſandte.
165. 13. nach ihm, — Ca u. b, 1a nach ihm, nach ihm.
14. mir ihn jetzt. — 6. 6a mir ihm jetzt.

Nach Zeile 16 ſteht in den ältern Ausgaben folgende Rede des Beaumarchais: Nein, hab' ich ihn, ich muß ihn haben! O, hätt' ich ihn drüben über dem Meere! Fangen wollt' ihn lebendig und an einen Pfahl gebunden ſtückweiſe ſeine Glieder ablöſen, vor ſeinem Angeſichte braten und mir's ſchmecken laſſen und euch aufrichten, Weiber!

18. Fällt, — Ca u. b, 1a Sie fällt.

In den Zeilen 20 und 21 ſind in allen Ausgaben, mit Ausnahme von 13, die Perſonen falſch angegeben. In den Ausgaben vor 2 ſteht J. 20 „Sophie" und J. 21 „Buenco". Offenbar iſt dies eine einfache Verwechslung. Bei der Ausgabe von 1787 ſah der Dichter, daß Buenco den Beaumarchais nicht „Bruder" nennen könne, und ſo wurde ſtatt „Buenco" der Name „Marie" geſetzt. Dies iſt aber unhaltbar; denn daß Marie mit dem Namen „Clavigo" ſtirbt, wird S. 169, 20 ausdrücklich behauptet. Vgl. auch Bernays, S. 56 ff.

22. vor, — Ca, 1a, 2 für.
26. in Kerker, — 11, 12, 13 in den Kerker.
166. 3. Ihm, — Ca, 1a Ihn.
8. ſie macht, — 9, 9c und macht.
21. Ein Arzt, — 9, 9c Arzt.
167. 7. einen Spiegel, — 11 einem Spiegel.
12. in den Weg, — Ca u. b, 1a in Weg.
„ Geht, — Ca u. b, 1a Er geht.
20. Gitter, — Ca u. b, 1a, 2, 2a Gegitter.
20. wem, — 2—13 wem, wem.
20. ſeinen, — Ca u. b, 1a ſeinem.
168. 6. vor Dir, — Ca, 1a für dir.
8. ab, — Ca—4 ab und den Deckel. Wahrſcheinlich iſt der Zuſatz ausgefallen, weil es bei Aufführungen zu umſtändlich ſchien, daß Clavigo den Deckel abnehmen ſollte.
9. gefaltetes, — Ca, 1a gefaltenen.
14. Beaumarchais kommt, — ſchon 2—12.
18. ich muß ſehen, — 5 ich muß ſie ſehen.
troß, — Ca u. b, 1a Trutz.
27. glühenden, — Ca—4 glühende.
169. 4. geleite, — 2—13 begleite.
7. alle die, — Ca u. b, 1a all die.
8. meine Wuth, — Ca u. b, 1a all meine Wuth.
„ verſchwindet, — Ca u. b, 1a abſchwindet.
18. Ein Bedienter, — Ca, 1a Bediente; Cb Bedienter.
27. dahinfließt, — 9c davon fließt.
28. darauf, — Ca, 1a darauf; Cb drauf.

Seite Zeile.
169. 27. ab — 2a u. b, 1a, ab; ebenso 3. 28.
41. steht in den alten Ausgaben: Sophie. Ich vergehe.

Die Geschwister.

185. 7. (kommt), 11, 12 — fehlt sonst ebenso 185, 28; 186, 6; 188, 21; 189, 28; 193, 17.
13. gerade, — 2, 2a gerad.
14. sagte er mir, — 12 sagte er zu mir.
22. Er legt Geld zusammen, — 3e Er legt das Geld zusammen.
23. vergleich', — 2 vergliche.
186. 9. doch wol Fabris, — 3e doch Fabris.
11. Du darfst es, — 2, 2a du darfst's.
15. Hernach — fehlt 3—8.
17. das Dir lieb ist. — 3a daß dir lieb ist.
187. 18. (für sich), — 2, 2a, 4 vor sich; und so immer.
27. zubereite, — 12 zubereitete.
29. und ich bin's, — 2, 2a und bin's.
32. dann, — 2, 2a denn.
42. zusehends, — 2, 2a zusehens.
43. ahnest, — 2, 2a ahndest.
188. 11. Thür, — 12 Thüre.
31. gern viele Kinder, — 2, 2a gerne viel Kinder.
189. 19. Nach der Sache, — 2, 2a Nach der Sach'.
27. ins Bette, — 11, 12 ins Bett.
190. 7. ich denke auch nichts, — 3a ich denke auch nicht.
191. 13. stell' ich mir's auch vor, — 4—8 stell' ich mir's vor.
26. manchmal zu mir, — 2, 2a manchmal so zu mir.
192. 27. (Er fasst ihre Hand) — fehlt 4—9e.
193. 14. freier Luft, — 2, 2a freiere Luft.
2a u. 3a auf die Wage legte und — fehlt 3—8.
31. gewinnt, — 2, 2a kriegt.
35. so viele Sachen, — 2, 2a so viel Sachen.
194. 4. den untern, — 3a den andern.
11. andre Sachen, — 2, 3a andere Sachen.
195. 23. ich ahn' es, — 2, 2a ich ahndet's.
196. 25. den Inbegriff, — 2 der Inbegriff.
197. 26. ängstet, — 11, 12 ängstigt
31 u. 32. aushältst, — 2 aushältst.
35. gerne, — 2, 2a gern.
198. 3 Tod — 9—12 Tode
„ unserer Mutter, — 3a unsrer Mutter.
11. Romane, — 2, 2a, 3a Romanen.
24. ein gar, — 3—12 gar ein. (Im Gig ist diese Stellung auch acceptirt.)
28. Unter Allem, — 2, 2a Allen.
199. 12. und raube, — 2, 2a und raub'.
19. getroffen, — 3e betroffen.
25. und frag' nicht, — 12 und frage nicht.

Druckfehler. Der Herausgeber bittet, zwei auf Seite 61, 6. u. 95, 2. eingeschlichene Druckfehler nach dem obigen Varianten-Verzeichniß zu berichtigen.

Goethe's Werke.

Nach den vorzüglichsten Quellen revidirte Ausgabe.

Siebenter Theil.

Egmont. — Iphigenie. — Tasso.

Herausgegeben und mit Anmerkungen begleitet von

Dr. Fr. Strehlke,
Direktor des Gymnasiums zu Marienburg.

Berlin.
Gustav Hempel.

Druck von G. Bernstein in Berlin.

Egmont.

Vorbemerkung des Herausgebers.

Die ersten Anfänge des „Egmont“ gehören dem Herbste des Jahres 1775 an, die Beendigung desselben erfolgte im Sommer 1787. Goethe's persönliche Erlebnisse in den Jahren 1774 und 1775, die mannichfachen Phasen und die endliche Lösung seines Verhältnisses zu Lili, seine vielen Reisen und zuletzt noch die besonderen Umstände, welche seine Fahrt nach Weimar verzögerten, waren für eine konzentrirte poetische Thätigkeit nicht günstig gewesen, so viel Anregung sie im Einzelnen geboten hatten. Auch mochte der Dichter des „Götz“ und des „Werther“, nachdem ihn die Beschäftigung mit „Clavigo“ und „Klaudine von Villa Bella“ noch einige Zeit in Anspruch genommen hatte, einer längeren Muße und Sammlung bedürfen, ehe er dem Gedanken an eine bedeutendere Arbeit wieder Raum geben konnte. Als sich Goethe indessen im Herbste 1775 mit der Geschichte des niederländischen Krieges nach der Darstellung des Römischen Jesuiten Famianus Strada (Famiani Stradae Romani e Societate Jesu de bello Gallico decades duae etc. MDCLI. Moguntiae) beschäftigte, gewann er das höchste Interesse für jene Zeit, und bald trat für ihn die Gestalt des Grafen Egmont als vorzugsweise zu dramatischer Behandlung geeignet hervor. Die unfreiwillige Muße, welche ihm die Verzögerung seiner Abreise nach Weimar gewährte, gab ihm eine Reihe freier Tage, in denen er vielleicht auch schon die „Historische Beschreibung dess Niderländischen Kriegs durch Emanuel

von Meteeren, Amsterdam MDCXXVII" las, wenn er, was freilich wahrscheinlicher ist, auf diese seine zweite Quelle nicht erst später geführt worden ist. Jedenfalls aber wurde auch mit dem Drama selbst bald ein bedeutender Anfang gemacht. Die Scene zwischen der Regentin und Machiavell (im ersten Akte) entstand damals. Wenigstens schreibt Goethe, ohne daß er bis dahin, soweit unsere Nachrichten reichen, in Weimar an „Egmont" gearbeitet hätte, am 11. Februar 1776 an Frau von Stein einige Worte, die sich fast gleichlautend in jener Scene wiederfinden: „Geht mir auch wie Margareten von Parma. Ich sehe viel voraus, was ich nicht ändern kann." Die Worte ferner, welche Goethe am 31. Oktober 1775 einer besorgten Freundin zurief (vgl. unsere Biographie S. XCVII.), gehören der Scene zwischen Egmont und seinem Sekretär an. Bei der späten Abfassung von „Dichtung und Wahrheit" ist dies freilich kein sicherer Beweis dafür, daß jene Scene schon damals geschrieben war. Manche andere Partien des Dramas gehören gewiß auch dem Jahre 1775 an; von den Volksscenen, von den Liedern möchte man es mit Zuversicht behaupten, wenn es sich auch nicht beweisen läßt. Wenigstens klagt Goethe noch sieben Jahre später zu Frau von Stein (Briefe an Dief., II. 170), „daß er das allzu Aufgeknöpfte, Studentenhafte der Manier zu tilgen suchen müsse, da es der Würde des Gegenstandes widerspreche."

Während dieser Zeit rückte indessen das Werk langsam vor. Anfang Dezember 1778 entstehen zwei Scenen, die zwischen Alba und seinem Sohne und der Monolog Alba's (vgl. Riemer's Mittheilungen II. 76), am 23. Juni 1779 eine dritte (Briefe an Frau von Stein, I. 228); am 3. September desselben Jahres, kurz vor seiner Abreise in die Schweiz, schickt er der Freundin Alles, was von Egmont

fertig ist, zum Aufbewahren. Erst im Dezember 1781, wie es scheint, kehrte Goethe wieder zu dem angefangenen Werke zurück; aber der „fatale 4. Akt" verzögert die Vollendung; indessen geht er im März des nächsten Jahres mit neuer Lust an die Arbeit; Strada begleitet ihn auf seinen Geschäftsreisen, und das Stück gewinnt noch Anfang Mai einen, wenn auch nur vorläufigen Abschluß. Wenigstens schickt er dasselbe am 5. Mai an die Tochter von Justus Möser, Frau von Voigts, mit den nachstehenden Worten: „Sie erhalten hier einen Versuch, den ich vor Jahren gemacht habe, ohne daß ich seit der Zeit so viel Muße gefunden hätte, um das Stück so zu bearbeiten, wie es wol sein sollte. Legen Sie es, wie es ist, Ihrem Herrn Vater vor, und dann bitte ich Sie, recht aufrichtig und ausführlich zu sein und mir umständlich zu melden, was er darüber sagt." Die Veranlassung, daß Goethe sich gerade zuerst an Möser wendete, lag nicht allein in der großen Verehrung, die er dessen „Patriotischen Phantasien" zollte, welche er, soweit sie damals veröffentlicht waren, bereits 1774 kennen gelernt hatte; Frau von Voigts hatte ihm außer jenen später auch ihres Vaters „Schreiben an einen Freund über die deutsche Sprache und Literatur" (1781 in den „Westphälischen Beiträgen zum Nutzen und Vergnügen" abgedruckt) nach Weimar gesendet, eine Schrift, in der Goethe gegen das bekannte Urtheil Friedrich's des Großen, daß Götz von Berlichingen eine „imitation détestable de ces mauvaises pièces anglaises (de Shakespeare)" sei, lebhaft in Schutz genommen wird. Möser's Urtheil über Egmont ist leider nicht bekannt geworden, und so fehlt uns jede Nachricht, aus der sich ein Schluß über das Verhältniß dieser ersten Bearbeitung zu der später folgenden ziehen ließe. Mehr als fünf Jahre vergingen, ehe Goethe sich aufs

Neue mit seinem Drama beschäftigte, das er inzwischen für den fünften Band der ersten (ächten) Ausgabe seiner Schriften bestimmt hatte. Erst im Juni 1787, als er von Neapel nach Rom zurückgekehrt war, begann er die Arbeit, nach deren Vollendung er selbst sagte: „Es war eine unsäglich schwere Aufgabe, die ich ohne eine ungemessene Freiheit des Lebens und des Gemüths nie zu Stande gebracht hätte. Man denke, was das sagen will, ein Werk vornehmen, was zwölf Jahre früher geschrieben ist, es vollenden, ohne es umzuschreiben. Die besonderen Umstände der Zeit haben mir die Arbeit erschwert und erleichtert." Die Vollendung berichtet er am 11. August des genannten Jahres an den Herzog (vgl. Briefwechsel des Großherzogs Karl August mit Goethe, I. 82.); indessen änderte er noch immer Dies und Jenes, und erst am 5. September ist „Egmont" völlig fertig und wird Tags darauf an die Freunde in Weimar, zunächst an Herder, gesendet.

Worin Goethe's dichterische Thätigkeit und Kunst bestanden hat, tritt sofort deutlich hervor, wenn man das Verfahren prüft, welches er den geschichtlichen Verhältnissen und Personen gegenüber beobachtet hat. Hierbei scheint es indessen um so weniger nothwendig, allzu sehr ins Einzelne einzugehen, als die Geschichte jener Zeit einmal im Allgemeinen bekannt ist, andrerseits einiges Erwähnenswerthe passender in den Anmerkungen seine Stelle finden konnte.

Da für das Drama die Konzentrirung der Begebenheiten auf einen möglichst kurzen Zeitraum nothwendig ist, wenn auch nicht leicht Jemand heute noch die Einheit der Zeit nach dem Muster des französischen Klassizismus verlangen wird, so war die Wahl des Stoffes nach dieser Seite hin jedenfalls eine höchst glückliche; denn auch die geschichtlichen Ereignisse, um die es sich handeln konnte, waren schnell

genug aufeinandergefolgt. Der Bilderſturm, der den Ausgangspunkt des Dramas bildet, hatte am 28. Auguſt 1566 begonnen, am 22. Auguſt 1567 war Alba in Brüſſel eingezogen, am 9. September deſſelben Jahres waren Egmont und Horn gefangen genommen, am 5. Juni 1568 hingerichtet worden. So war es denn nur nöthig, den Bilderſturm in der Weiſe zu erwähnen, daß Alba's Ankunft als eine unmittelbare Folge deſſelben erſchien, und ebenſo mußten die neun Monate geſtrichen werden, die in Wirklichkeit zwiſchen Egmont's Gefangennehmung ſowie ſeiner Beurtheilung und Hinrichtung lagen.

Schwieriger war eine zweite Aufgabe — die Begebenheiten ſämmtlich um die Perſon des gewählten Hauptheldeu zu gruppiren. Da mußte Graf Horn, der an politiſcher Bedeutung Egmont faſt gleich ſtand, ſo gut wie ganz verſchwinden; Wilhelm von Oranien, der ihn als Staatsmann bei Weitem übertraf, wurde auf ein einmaliges Hervortreten beſchränkt. Aber auch Egmont ſelbſt und ſeine perſönlichen Verhältniſſe bedurften mancher Modifikation. Zwar ſagen die Hiſtoriker genug Rühmendes von ihm: ſie loben ſeine milde Geſinnung und als Folge derſelben ſeine Popularität; ſelbſt Strada, der ihn keineswegs mit Vorliebe beurtheilt, nennt ihn (S. 224) einen „vir plane dignus, qui ob heroicas animi corporisque virtutes longe alium sortiretur vitae finem", und Meteren (S. 116) in ſchlichter Weiſe „einen ſtarcken, frommen, hübſchen, hochmüthigen und ſtrengen Mann, deß geleichen man in Königs Höffen wenig gefunden". Aber Alles das machte ihn noch zu keinem tragiſchen Charakter. Ein ſolcher wurde er erſt dadurch, daß der Dichter ihm jenes kühne und leichtſinnige Selbſtvertrauen, welches alle ſeine Handlungen kennzeichnet, im höchſten Maße

zuertheilt. Egmont hat in dieser Beziehung eine gewisse Aehnlichkeit mit dem Ajax der griechischen Tragödie, der selbst die Hilfe der Götter nicht zu bedürfen glaubt, wenn auch freilich die verwandte Eigenschaft des niederländischen Helden auf ganz verschiedenartiger Grundlage beruht. Dieser Grundzug seines Wesens machte jedoch eine Reihe von andern Konsequenzen nöthig. Der Goethe'sche Egmont konnte sich in seinem Wirken und Handeln nicht dadurch bestimmen lassen, daß er wie der historische für eine Gattin und elf Kinder zu sorgen hatte; er durfte nicht wie dieser äußern (Meteeren, S. 95): „er könne nicht aus dem Lande ziehen, sintemahl er keine Mittel hätte, mit allen seinen Kinderen in andern Landen nach seinem Standte zu leben." An Stelle von Alledem setzte der moderne Dichter, der uns nicht, wie es im Alterthum geschah, nur den tragischen Helden, sondern den ganzen Menschen vorführen wollte, eine Reihe von Beziehungen, die dichterisch eine viel größere Berechtigung haben, weil sie als Wirkungen des persönlichen Zaubers erscheinen, den Egmont auf Alle ausübt, die mit ihm in Beziehung treten. Seine Untergebenen — Soldaten, Diener, Sekretär — sind ihm bis in den Tod ergeben, der Sohn seines Todfeindes wird sein Freund, die Freundschaft der Regentin für ihn ist — wie er sich selbst gesteht — fast Liebe; über Allem aber steht die Liebe Klärchens, die ihre volle dichterische und menschliche Berechtigung dadurch gewinnt, daß sie verbunden ist mit Sinn und Verständniß für die Größe Egmont's, und daß sie Alles daransetzt, ihn nicht nur für sich, sondern auch für das Vaterland zu retten.

Hiermit sind die Grundzüge im Charakter Egmont's gegeben, wie ihn Goethe dargestellt hat. Es ist wahr, er lebt leichten Herzens und Sinnes von Tag zu Tag dahin,

ohne einer Warnung ſeiner Freunde Gehör zu geben; ſelbſt der Eindruck von Oranien's Thränen haftet nicht lange in ihm, ſondern er verſcheucht die Sorge, die ihn einen Augenblick überfällt, mit der Empfindung, daß ſie ein fremder Tropfen in ſeinem Blute ſei, und gedenkt des freundlichen Mittels, das es für ihn giebt, um „von ſeiner Stirne die ſinnenden Runzeln wegzubaden.“ Können wir ihn aber darum tadeln oder das Tragiſche in ſeinem Charakter vermiſſen? Darf der Held von Gravelingen und St. Quentin nur nach den Gefahren ausſchauen, die ihn möglicherweiſe bedrohen könnten? Darf er namentlich für ſein Leben fürchten von einem Könige, für den er es ſo oft in die Schanze geſchlagen hat? Jeder Zug, der auf Vorſicht hindeutete, würde das Bild verunzieren, das der Dichter mit ſolcher Kunſt entworfen hat. — Aber Alles das ſchließt bei Egmont die Liebe zum Leben nicht aus, die denn doch auch bei einem Manne vorhanden ſein muß, dem das Leben ſelbſt Genuß iſt, dem jeder Tag neue Freuden gewährt; er möchte Alles daran ſetzen, um ſich aus dem Gefängniſſe zu retten, und würde jeden Verſuch gewagt haben, der ihm nur eine leiſe Hoffnung auf Gelingen geboten hätte.

Dasjenige, was ſoeben geſagt iſt, macht keineswegs den Anſpruch, eine äſthetiſche Würdigung des Stückes zu ſein; es ſind vielmehr nur einzelne Bemerkungen, die dem Leſer den richtigen Standpunkt ſollen wahren helfen, wenn wir ihm über die verhältnißmäßig ungünſtige Beurtheilung berichten, die das Drama unmittelbar nach ſeiner Veröffentlichung und in früherer Zeit überhaupt erfahren hat. Zwar freut ſich Goethe über manches Lobende, was man ihm zunächſt von Weimar über Egmont geſchrieben hatte (vgl. in der „Italiäniſchen Reiſe“ den Brief an Frau von Stein vom 3. November 1787);

aber schon die Freundin selbst hatte offenbar an dem Charakter oder, eigentlich sind wir sogar zu dem Schlusse berechtigt, an der gesellschaftlichen Stellung Klärchens Anstoß genommen. Wenigstens antwortet ihr Goethe: „Was Du von Klärchen sagst, verstehe ich nicht ganz ... Ich sehe wol, daß Dir eine Nüance zwischen der Dirne und der Göttin zu fehlen scheint.“ Auch das Urtheil des Herzogs, welcher bekanntlich die Vorliebe für die Tragödie des französischen Klassizismus nie vollständig überwunden hat, scheint für den Dichter wenig erfreulich gewesen zu sein. Der Brief des Herzogs ist uns nicht bekannt, wol aber Goethe's Antwort, datirt Rom den 28. März 1788 (vgl. Briefwechsel des Großherzogs Karl August mit Goethe, I. 121). „Bemerkungen wie die,“ heißt es daselbst, „welche Sie mir schreiben, sind zwar für den Autor nicht sehr tröstlich, bleiben aber doch dem Menschen äußerst wichtig“ — und aus dem Folgenden geht dann allerdings hervor, daß der Herzog offenbar die lose Aneinanderreihung der Scenen, eine Aeußerung Machiavell's — wir wissen indessen nicht, welche — und die Bearbeitung des ersten Aktes überhaupt getadelt hatte. Dasjenige, was die kritischen Blätter jener Zeit über Egmont sagten, war im Allgemeinen sehr unbedeutend, sowol im Lobe wie im Tadel, so daß Goethe keinen besondern Werth darauf legen konnte. Auszunehmen hiervon ist vielleicht nur die Rezension in den „Göttinger gelehrten Anzeigen“ (1788, S. 90), die schon Koberstein („Grundriß der Geschichte der Deutschen Nationalliteratur“, II, 1749) lobend erwähnt. Schiller's allbekannte Beurtheilung, die zuerst gleichfalls 1788 in der „Jenaischen Allgemeinen Literaturzeitung“ erschien, und auf die näher einzugehen wir keine Veranlassung haben, hat bei manchem Richtigen doch ohne Zweifel den Fehler, daß

sie Goethe's künstlerisches Streben und die innere Konsequenz seiner Darstellung durchaus verkennt. Einige Jahre später (1792) erschien auch eine Rezension von L. F. Huber über die gesammte erste Ausgabe Goethe's, gleichfalls in der ebengenannten Literaturzeitung, die an Gründlichkeit und Gediegenheit alle früheren übertraf. Sie führt zum Theil Dasjenige weiter aus, was Huber bereits früher in Briefen der Jahre 1788 bis 1790 angedeutet hatte. (Vgl. Varnhagen von Ense, „Goethe in den Zeugnissen der Mitlebenden." Berlin, 1823. S. 199 ff.)

Die immerhin laue Aufnahme, die „Egmont" so gefunden hatte, mochte mit darauf hinwirken, daß Goethe, der noch dazu in den ersten Jahren nach seiner Rückkehr aus Italien vorzugsweise mit naturwissenschaftlichen Studien beschäftigt war, wenig Interesse dafür zeigte, das Stück auf die Bühne zu bringen. Als dies endlich 1791, in dem Jahre geschah, in welchem er die Leitung des Weimarer Hoftheaters übernahm, war die Aufnahme keine besonders günstige, und erst 1796, als Schiller das Stück neu bearbeitet hatte, wurde es populärer. Die Veränderungen, welche Dieser vornahm, waren tiefgreifende; sie beschränkten sich nicht allein auf die Zusammenziehung der beiden Volksscenen des ersten und zweiten Akts in e i n e, auf das Streichen der Rolle der Regentin und die Umgestaltung des Schlusses, sondern es ging auch Vieles verloren, worauf Goethe bei der Komposition gerade einen besonderen Werth gelegt hatte. Goethe hat sich deshalb auch mit der neuen Gestalt seines Dramas nie recht befreunden können. Nicht allein in dem Aufsatze „Ueber das deutsche Theater" (Morgenblatt Nr. 85 u. 86 vom 10. u. 11. April 1815), auch gegen Eckermann sprach er dies wiederholentlich aus (vgl. Gespräche mit Goethe I. 137, 225, II. 51). Deshalb

war es ihm auch nicht unlieb, als Riemer und der Schauspieler Pius Alexander Wolff 1812 einen Entwurf machten, das Stück wieder in seiner ersten Gestalt mit geringen Veränderungen, namentlich mit Beibehaltung der Regentin, auf die Bühne zu bringen. Die Arbeit blieb indessen nach Riemer's „Mittheilungen" (II. 351) durch die Gewalt der Zeitumstände, des Krieges, und den Abgang Wolff's an die Berliner Bühne liegen (vgl. auch „Tag- und Jahreshefte" von 1812). Die oben erwähnte Bearbeitung von Schiller, auf die wir nicht weiter einzugehen haben, ist übrigens in einem besondern Abdrucke vorhanden: „Goethe's Egmont, für die Bühne bearbeitet von Schiller", 1857.

Der Text des Stückes ist in den Gesammtausgaben von Goethe's Werken ebensowenig wie in den gleichzeitigen Einzelausgaben in vollständiger Reinheit und Richtigkeit abgedruckt. Eine Hauptschuld trifft hier wieder die vielberufene Ausgabe 2a, welche auch für „Egmont" die Quelle vieler Fehler geworden ist. Dazu kommt aber noch, daß die Verbesserungen, die Goethe offenbar selbst für 4 gemacht, in 5 und 6 nicht immer die gebührende Berücksichtigung gefunden haben. Rechnet man hierzu auch noch Dasjenige, was sich irrthümlich in die Ausgaben seit Goethe's Tode eingeschlichen hat, so mußte die Zahl der Stellen, in denen eine Verbesserung nothwendig war, nicht gerade unbedeutend werden. Für die Entscheidung einzelner Fragen war bei dieser Gelegenheit das von Goethe selbst geschriebene Manuskript des „Egmont" auf der königlichen Bibliothek in Berlin von Wichtigkeit; wir verdanken die Kollation desselben mit der ältesten Ausgabe der gefälligen Mittheilung des Herrn von Loeper in Berlin.

Egmont.

Ein Trauerſpiel

in

fünf Aufzügen.

Personen.

Margarete von Parma, Tochter Karl's des Fünften, Regentin der Niederlande.
Graf Egmont, Prinz von Gaure.
Wilhelm von Oranien.
Herzog von Alba.
Ferdinand, sein natürlicher Sohn.
Machiavell, im Dienste der Regentin.
Richard, Egmont's Geheimschreiber.
Silva, Gomez, } unter Alba dienend.
Klärchen, Egmont's Geliebte.
Ihre Mutter.
Brackenburg, ein Bürgerssohn.
Soest, Krämer, Jetter, Schneider, Zimmermann, Seifensieder, } Bürger von Brüssel.
Buyck, Soldat unter Egmont.
Ruysum, Invalide und taub.
Vansen, ein Schreiber.
Volk, Gefolge, Wachen u. s. w.

Der Schauplatz ist in Brüssel.

Erſter Aufzug.

Armbruſtſchießen.

Soldaten und Bürger mit Armbruſten.

Jetter, Bürger von Brüſſel, Schneider, tritt vor und ſpannt die Armbruſt.
Soeſt, Bürger von Brüſſel, Krämer.

Soeſt. Nun ſchießt nur hin, daß es alle wird! Ihr nehmt mir's doch nicht! Drei Ringe Schwarz, die habt Ihr Eure Tage nicht geſchoſſen. Und ſo war' ich für dies Jahr Meiſter.

Jetter. Meiſter und König dann. Wer mißgönnt's Euch? Ihr ſollt dafür auch die Zeche doppelt bezahlen; Ihr ſollt Eure Geſchicklichkeit bezahlen, wie's recht iſt.

Buyck, ein Holländer, Soldat unter Egmont.

Buyck. Jetter, den Schuß handl' ich Euch ab, theile den Gewinnſt, traktire die Herren; ich bin ſo ſchon lange hier und für viele Höflichkeit Schuldner. Fehl' ich, ſo iſt's, als wenn Ihr geſchoſſen hättet.

Soeſt. Ich ſollte dreinreden; denn eigentlich verlier' ich dabei. Doch, Buyck, nur immerhin!

Buyck (ſchießt). Nun, Prüfchmeiſter,*) Reverenz! — Eins! Zwei! Drei! Vier!

Soeſt. Vier Ringe? Es ſei!

Alle. Vivat, Herr König, hoch! Und abermal hoch!

Buyck. Danke, Ihr Herren. Wäre Meiſter**) zu viel! Danke für die Ehre.

*) Die luſtige Perſon der Schützengeſellſchaft, die den getroffenen Ort in der Scheibe zeigt und mit der Pritſche (einem klappernden Brette) in der Hand die Zuſchauer zum Lachen bewegt. (Nach Abelung.)

**) Schon der Titel „Meiſter" wäre zu viel Ehre für den Schuft, geſchweige denn „König". Etwas anders Dünzer in ſeiner Erläuterung zu Goethe's Egmont, S. 41, welcher meint, Buyck wolle nur die wiederholten Hochrufe ablehnen.

Jetter. Die habt Ihr Euch ſelbſt zu danken.

Rupſum, ein Frieslänber, Jovialiſche und tard.

Rupſum. Daß ich Euch ſage!

Soeſt. Wie iſt's, Alter?

Rupſum. Daß ich Euch ſage! — Er ſchießt wie ſein Herr, er ſchießt wie Egmont.

Bupck. Gegen ihn bin ich nur ein armer Schlucker. Mit der Büchſe trifft er erſt wie Keiner in der Welt. Nicht etwa, wenn er Glück oder gute Laune hat; nein, wie er anlegt, immer rein Schwarz geſchoſſen. Gelernt habe ich von ihm. Das wäre auch ein Kerl, der bei ihm diente und nichts von ihm lernte. — Nicht zu vergeſſen, meine Herren! Ein König nährt ſeine Leute; und ſo, ar' des Königs Rechnung, Wein her!

Jetter. Es iſt unter uns ausgemacht, daß Jeder —

Bupck. Ich bin fremd und König und achte Eure Geſetze und Herkommen nicht.

Jetter. Du biſt ja ärger als der Spanier; der hat ſie uns doch bisher laſſen müſſen.

Rupſum. Was?

Soeſt (laut). Er will uns gaſtiren; er will nicht haben, daß wir zuſammenlegen und der König nur das Doppelte zahlt.

Rupſum. Laßt ihn, doch ohne Präjudiz! Das iſt auch ſeines Herrn Art, ſplendid zu ſein und es laufen zu laſſen, wo es gedeiht.

(Sie bringen Wein.)

Alle. Ihro Majeſtät Wohl! Hoch!

Jetter (zu Bupck). Verſteht ſich, Eure Majeſtät.

Bupck. Danke von Herzen, wenn's doch ſo ſein ſoll.

Soeſt. Wol! Denn unſerer ſpaniſchen Majeſtät Geſundheit trinkt nicht leicht ein Niederländer von Herzen.

Rupſum. Wer?

Soeſt (laut). Philipp's des Zweiten, Königs in Spanien.

Rupſum. Unſer allergnädigſter König und Herr! Gott geb' ihm langes Leben!

Soeſt. Hattet Ihr ſeinen Herrn Vater, Karl den Fünften, nicht lieber?

Rupſum. Gott tröſt' ihn! Das war ein Herr!*) Er hatte die Hand über den ganzen Erdboden, und war Euch Alles in Allem; und wenn er Euch begegnete, ſo grüßt' er Euch wie ein Nachbar den andern; und wenn Ihr erſchrocken wart, wußt' er

*) Die Schilderung Karl's V. nach Strada, S. 44.

mit so guter Manier — Ja, versteht mich — Er ging aus, ritt aus, wie's ihm einkam, gar mit wenig Leuten. Haben wir doch Alle geweint, wie er seinem Sohn das Regiment hier abtrat — sagt' ich, versteht mich — Der ist schon anders, Der ist majestätischer.

Jetter. Er ließ sich nicht sehen, da er hier war, als in Prunk und königlichem Staate. Er spricht wenig, sagen die Leute.

Soest. Es ist kein Herr für uns Niederländer. Unsre Fürsten müssen frob und frei sein wie wir, leben und leben lassen. Wir wollen nicht verachtet noch gedruckt sein, so gutherzige Narren wir auch sind.

Jetter. Der König, denk' ich, wäre wol ein gnädiger Herr, wenn er nur bessere Rathgeber hätte.

Soest. Nein, nein! Er hat kein Gemüth gegen uns Niederländer, sein Herz ist dem Volke nicht geneigt, er liebt uns nicht; wie können wir ihn wieder lieben? Warum ist alle Welt dem Grafen Egmont so hold? Warum trügen wir ihn Alle auf den Händen? Weil man ihm ansieht, daß er uns wohl will, weil ihm die Fröhlichkeit, das freie Leben, die gute Meinung aus den Augen sieht; weil er nichts heißt, das er dem Dürftigen nicht mittheilte, auch Dem, der's nicht bedarf. Laßt den Grafen Egmont leben! Bupck, an Euch ist's, die erste Gesundheit zu bringen. Bringt Eures Herrn Gesundheit aus!

Bupck. Von ganzer Seele denn: Graf Egmont hoch!

Rupsum. Ueberwinder bei St. Quinnin!*)

Bupck. Dem Helden von Gravelingen!**)

Alle. Hoch!

Rupsum. St. Quintin war meine letzte Schlacht. Ich konnte kaum mehr fort, kaum die schwere Büchse mehr schleppen. Hab' ich doch den Franzosen noch Eins auf den Pelz gebrennt, und da kriegt' ich zum Abschied noch einen Streifschuß ans rechte Bein.

Bupck. Gravelingen! Freunde, da ging's frisch! Den Sieg haben wir allein. Brannten und sengten die wälschen Hunde nicht durch ganz Flandern? Aber ich mein', wir trafen sie! Ihre alten, handfesten Kerle hielten lange wider, und wir drängten und schossen und hieben, daß sie die Mäuler verzerrten und ihre Linien zuckten. Da ward Egmont das Pferd unter dem Leibe niedergeschossen, und wir stritten lange hinüber herüber, Mann für Mann, Pferd gegen Pferd, Hause mit Hanse, auf dem breiten, flachen Sand an der See hin. Auf einmal kam's wie vom Himmel

*) Schlacht bei St. Quintin am 10. August 1557.

**) Schlacht bei Gravelingen am 13. Juli 1558. Die Beschreibung derselben ist zum Theil wörtlich nach Meteren, S. 34.

herunter, von der Mündung des Fluſſes, bau! bau! immer mit Kanonen in die Franzoſen drein. Es waren Engländer, die unter dem Admiral Malin von ungefähr von Dünkirchen her vorbeifuhren. Zwar viel halfen ſie uns nicht; ſie konnten nur mit den kleinſten Schiffen herbei, und das nicht nah genug; ſchoſſen auch wol unter uns — Es that doch gut! Es brach die Wälſchen und hob unſern Muth. Da ging's! Rick! rack! herüber, hinüber! Alles todt geſchlagen, Alles ins Waſſer geſprengt! Und die Kerle erſoffen, wie ſie das Waſſer ſchmeckten; und was wir Holländer waren, gerad hintendrein. Uns, die wir beidlebig ſind, ward erſt wohl im Waſſer wie den Fröſchen; und immer die Feinde im Fluß zuſammengehauen, weggeſchoſſen wie die Enten. Was nun noch durchbrach, ſchlugen Euch auf der Flucht die Bauerweiber mit Hacken und Miſtgabeln todt. Mußte doch die wälſche Majeſtät gleich das Pfötchen reichen und Friede machen. Und den Frieden ſeid Ihr uns ſchuldig, dem großen Egmont ſchuldig.

Alle. Hoch! Dem großen Egmont hoch! Und abermal hoch! Und abermal hoch!

Jetter. Hätte man uns Den ſtatt der Margrete von Parma*) zum Regenten geſetzt!

Soeſt. Nicht ſo! Wahr bleibt wahr! Ich laſſe mir Margareten nicht ſchelten. Nun iſt's an mir. Es lebe unſre gnäd'ge Frau!

Alle. Sie lebe!

Soeſt. Wahrlich, treffliche Weiber ſind in dem Hauſe. Die Regentin lebe!

Jetter. Klug iſt ſie und mäßig in Allem, was ſie thut; hielte ſie's nur nicht ſo ſteif und feſt mit den Pfaffen! Sie iſt doch auch mit ſchuld, daß wir die vierzehn neuen Biſchofsmützen**) im Lande haben. Wozu die nur ſollen? Nicht wahr, daß man Fremde in die guten Stellen einſchieben kann, wo ſonſt Aebte aus den Kapiteln gewählt wurden? Und wir ſollen glauben, es ſei um der Religion willen. Ja, es hat ſich. An drei Biſchöfen hatten wir genug; da ging's ehrlich und ordentlich zu. Nun muß doch auch Jeder thun, als ob er nöthig wäre; und da ſetzt's allen Augenblick Verdruß und Händel. Und je mehr Ihr das Ding rüttelt und ſchüttelt, deſto trüber wird's.

(Sie trinken.)

*) Regentin in den Niederlanden ſeit September 1559.

**) Die Einſetzung von vierzehn neuen Bisthümern zu den vier (nicht drei, wie es unmittelbar darauf heißt) urſprünglichen (die päpſtlichen Bullen ſind von 1559 und 1560, wenn auch die wirkliche Gründung erſt 1563 erfolgte) war ein Hauptgrund zur Unzufriedenheit für die Belgier.

Vorst. Das war nun des Königs Wille; sie kann nichts davon noch dazu thun.

Jetter. Da sollen wir nun die neuen Psalmen*) nicht singen; sie sind wahrlich gar schön in Reimen gesetzt und haben recht erbauliche Weisen. Die sollen wir nicht singen, aber Schelmenlieder, so viel wir wollen. Und warum? Es seien Ketzereien drin, sagen sie, und Sachen, Gott weiß. Ich hab' ihrer doch auch gesungen; es ist jetzt was Neues, ich hab' nichts drin gesehen.

Buyck. Ich wollte sie fragen! In unsrer Provinz singen wir, was wir wollen. Das macht, daß Graf Egmont unser Statthalter ist. Der fragt nach so etwas nicht. — In Gent, Ypern, durch ganz Flandern singt sie, wer Belieben hat. (Raun.) Es ist ja wol nichts unschuldiger als ein geistlich Lied? Nicht wahr, Vater?

Kupfum. Ei wol! Es ist ja ein Gottesdienst, eine Erbauung.

Jetter. Sie sagen aber, es sei nicht auf die rechte Art, nicht auf ihre Art; und gefährlich ist's doch immer, da läßt man's lieber sein. Die Inquisitionsdiener schleichen herum und passen auf; mancher ehrliche Mann ist schon unglücklich geworden. Der Gewissenszwang fehlte noch! Da ich nicht thun darf, was ich möchte, können sie mich doch denken und singen lassen, was ich will.

Soest. Die Inquisition kommt nicht auf. Wir sind nicht gemacht wie die Spanier, unser Gewissen tyrannisiren zu lassen. Und der Adel muß auch bei Zeiten suchen, ihr die Flügel zu beschneiden.

Jetter. Es ist sehr fatal. Wenn's den lieben Leuten einfällt, in mein Haus zu stürmen, und ich sitz' an meiner Arbeit und summe just einen französischen Psalm und denke nichts dabei, weder Gutes noch Böses, ich summe ihn aber, weil er mir in der Kehle ist, — gleich bin ich ein Ketzer und werde eingesteckt. Oder ich gehe über Land und bleibe bei einem Haufen Volks stehen, das einem neuen Prediger zuhört, einem von denen, die aus Deutschland gekommen sind, — auf der Stelle heiß' ich ein Rebell und komme in Gefahr, meinen Kopf zu verlieren. Habt Ihr je einen predigen hören?

Vorst. Wackre Leute. Neulich hört' ich einen auf dem Felde vor tausend und tausend Menschen sprechen. Das war ein ander Gekoch', als wenn unsre auf der Kanzel herumtrommeln

*) Man hat hier vorzugsweise an die Verdeutschung der Psalmen von dem französischen Dichter Clement Marot (1496—1544) zu denken, die von der Geistlichkeit verfolgt, aber bald die Lieblingsgesänge der Kalvinisten wurden.

und die Leute mit lateinischen Brocken erwürgen. Der sprach von der Leber weg, sagte, wie sie uns bisher hätten bei der Nase herumgeführt, uns in der Dummheit erhalten, und wie wir mehr Erleuchtung haben könnten. — Und das bewies er Euch Alles aus der Bibel.

Jetter. Da mag doch auch was dran sein. Ich sagt's immer selbst und grübelte so über die Sache nach. Mir ist's lang' im Kopf herumgegangen.

Bugk. Es läuft ihnen auch alles Volk nach.

Soest. Das glaub' ich, wo man was Gutes hören kann und was Neues.

Jetter. Und was ist's denn nun? Man kann ja einen Jeden predigen lassen nach seiner Weise.

Bugk. Frisch, Ihr Herren! Ueber dem Schwätzen vergeßt Ihr den Wein und Oranien.

Jetter. Den nicht zu vergessen! Das ist ein rechter Wall. Wenn man nur an ihn denkt, meint man gleich, man könne sich hinter ihn verstecken, und der Teufel brächte Einen nicht hervor. Hoch! Wilhelm von Oranien, hoch!

Alle. Hoch! Hoch!

Soest. Nun, Alter, bring auch Deine Gesundheit!

Kugsum. Alte Soldaten! Alte Soldaten! Es lebe der Krieg!

Bugk. Bravo, Alter! Alte Soldaten! Es lebe der Krieg!

Jetter. Krieg! Krieg! Wißt Ihr auch, was Ihr ruft? Daß es Euch leicht vom Munde geht, ist wol natürlich; wie lumpig aber unser Einem dabei zu Mute ist, kann ich nicht sagen. Das ganze Jahr das Getrommel zu hören, und nichts zu hören, als wie da ein Haufen gezogen kommt und dort ein andrer, wie sie über einen Hügel kamen und bei einer Mühle hielten, wieviel da geblieben sind, wieviel dort, und wie sie sich drängen, und Einer gewinnt, der Andere verliert, ohne daß man sein Tage begreift, wer was gewinnt oder verliert; wie eine Stadt eingenommen wird, die Bürger ermordet werden, und wie's den armen Weibern, den unschuldigen Kindern ergeht. Das ist eine Noth und Angst, man denkt jeden Augenblick: „Da kommen sie! Es geht uns auch so."

Soest. Drum muß auch ein Bürger immer in Waffen geübt sein.

Jetter. Ja, es übt sich, wer Frau und Kinder hat! Und doch hör' ich noch lieber von Soldaten, als ich sie sehe.

Bugk. Das sollt' ich übel nehmen.

Jetter. Auf Euch ist's nicht gesagt, Landsmann. Wie wir die spanischen Besatzungen los waren, holten wir wieder Athem.*)

Soest. Gelt! Die lagen Dir am Schwersten auf?

Jetter. Lexir' Er Sich!

Soest. Die hatten scharfe Einquartirung bei Dir.

Jetter. Halt' Dein Maul!

Soest. Sie hatten ihn vertrieben aus der Küche, dem Keller, der Stube — dem Bette.

(Sie lachen.)

Jetter. Du bist ein Tropf.

Buyck. Friede, Ihr Herren! Muß der Soldat Friede rufen? — Nun, da Ihr von uns nichts hören wollt, nun bringt auch Eure Gesundheit aus, eine bürgerliche Gesundheit!

Jetter. Dazu sind wir bereit. Sicherheit und Ruhe!

Soest. Ordnung und Freiheit!

Buyck. Brav! Das sind auch wir zufrieden.

(Sie stoßen an und wiederholen fröhlich die Worte, doch so, daß Jeder ein anderes ausruft und es eine Art Kanon wird. Der Alte horcht und fällt endlich auch mit ein.)

Alle. Sicherheit und Ruhe! Ordnung und Freiheit!

Palast der Regentin.

Margarete von Parma in Jagdkleidern. **Hofleute. Pagen. Bediente.**

Regentin. Ihr stellt das Jagen ab, ich werde heut nicht reiten. Sagt Machiavellen, er soll zu mir kommen!**)

(Alle gehen ab.)

Der Gedanke an diese schrecklichen Begebenheiten läßt mir keine Ruhe! Nichts kann mich ergetzen, nichts mich zerstreuen; immer sind diese Bilder, diese Sorgen vor mir. Nun wird der König sagen, dies sei'n die Folgen meiner Güte, meiner Nachsicht; und doch sagt mir mein Gewissen, jeden Augenblick das Räthlichste, das Beste gethan zu haben. Sollte ich früher mit dem Sturme des Grimmes diese Flammen anfachen und umhertreiben? Ich hoffte sie zu umstellen, sie in sich selbst zu verschütten. Ja, was ich mir selbst sage, was ich wol weiß, entschuldigt mich vor

*) Die 3000 Spanier, welche seit dem Beginn von Margaretens Regentschaft in den Niederlanden als Besatzung lagen, waren seit dem Januar 1561 auf Veranlassung derselben entfernt worden.

**) Margarete war eine leidenschaftliche Jägerin. Vgl. Strada S. 26: „In eum laborem duravit adeo membra decennio nondum puella, ut assiduo per saltus camposque sequerentur impavida, secedentibus deinde annis educationem eam facile praestaret."

mir selbst; aber wie wird es mein Bruder aufnehmen? Denn, ist es zu leugnen? Der Uebermuth der fremden Lehrer hat sich täglich erhöht; sie haben unser Heiligthum gelästert, die stumpfen Sinne des Pöbels zerrüttet und den Schwindelgeist unter sie gebannt. Unreine Geister haben sich unter die Aufrührer gemischt, und schreckliche Thaten sind geschehen, die zu denken schauderhaft ist, und die ich nun einzeln nach Hofe zu berichten habe, schnell und einzeln, damit mir der allgemeine Ruf nicht zuvorkomme, damit der König nicht denke, man wolle noch mehr verheimlichen. Ich sehe kein Mittel, weder strenges noch gelindes, dem Uebel zu steuern. O, was sind wir Großen auf der Woge der Menschheit? Wir glauben sie zu beherrschen, und sie treibt uns auf und nieder, hin und her.

Machiavell tritt auf.*)

Regentin. Sind die Briefe an den König aufgesetzt?

Machiavell. In einer Stunde werdet Ihr sie unterschreiben können.

Regentin. Habt Ihr den Bericht ausführlich genug gemacht?

Machiavell. Ausführlich und umständlich, wie es der König liebt. Ich erzähle, wie zuerst um St. Omer die bilderstürmerische**) Wuth sich zeigt — wie eine rasende Menge, mit Stäben, Beilen, Hämmern, Leitern, Stricken versehen, von wenig Bewaffneten begleitet, erst Kapellen, Kirchen und Klöster anfallen, die Andächtigen verjagen, die verschlossenen Pforten aufbrechen, Alles umkehren, die Altäre niederreißen, die Statuen der Heiligen zerschlagen, alle Gemälde verderben, Alles, was sie nur Geweihtes, Geheiligtes antreffen, zerschmettern, zerreißen, zertreten — wie sich der Haufe unterwegs vermehrt, die Einwohner von Ypern ihnen die Thore eröffnen — wie sie den Dom mit unglaublicher Schnelle verwüsten, die Bibliothek des Bischofs verbrennen — wie eine große Menge Volks, von gleichem Unsinn ergriffen, sich über Menin, Comines, Verwich, Lille verbreitet, nirgend Widerstand findet, und wie fast durch ganz Flandern in einem Augenblicke die ungeheure Verschwörung sich erklärt und ausgeübt ist.

Regentin. Ach, wie ergreift mich aufs Neue der Schmerz bei Deiner Wiederholung! Und die Furcht gesellt sich dazu, das Uebel werde nur größer und größer werden. Sagt mir Eure Gedanken, Machiavell!

Machiavell. Verzeihen Eure Hoheit, meine Gedanken sehen Grillen so ähnlich; und wenn Ihr auch immer mit meinen

*) Historische Person. Strada (S. 305) erwähnt, daß M. nach der Gefangennehmung Egmont's und Horn's von Margareten nach Madrid gesandt wurde.

**) Die Beschreibung des Bildersturms zum Theil wörtlich nach Strada.

Dienſten zufrieden ward, habt Ihr doch ſelten meinem Rath folgen mögen. Ihr ſagtet oft im Scherze: „Du ſiehſt zu weit, Machiavell! Du ſollteſt Geſchichtſchreiber ſein. Wer handelt, muß fürs Nächſte ſorgen.“ Und doch, habe ich dieſe Geſchichte nicht vorauserzählt? Hab' ich nicht Alles vorausgeſehen?

Regentin. Ich ſehe auch viel voraus, ohne es ändern zu können.

Machiavell. Ein Wort für tauſend: Ihr unterdrückt die neue Lehre nicht. Laßt ſie gelten, ſondert ſie von den Rechtgläubigen, gebt ihnen Kirchen, faßt ſie in die bürgerliche Ordnung, ſchränkt ſie ein! und ſo habt Ihr die Aufrührer auf einmal zur Ruhe gebracht. Jede andern Mittel ſind vergeblich, und Ihr verheert das Land.

Regentin. Haſt Du vergeſſen, mit welchem Abſcheu mein Bruder ſelbſt die Frage verwarf, ob man die neue Lehre dulden könne? Weißt Du nicht, wie er mir in jedem Briefe die Erhaltung des wahren Glaubens aufs Eifrigſte empfiehlt, daß er Ruhe und Einigkeit auf Koſten der Religion nicht hergeſtellt wiſſen will? Hält er nicht ſelbſt in den Provinzen Spione, die wir nicht kennen, um zu erfahren, wer ſich zu der neuen Meinung hinüberneigt? Hat er nicht zu unſrer Verwunderung uns Dieſen und Jenen genannt, der ſich in unſrer Nähe heimlich der Ketzerei ſchuldig machte? Befiehlt er nicht Strenge und Schärfe? Und ich ſoll gelind ſein? Ich ſoll Vorſchläge thun, daß er nachſehe, daß er dulde? Würde ich nicht alles Vertrauen, allen Glauben bei ihm verlieren?

Machiavell. Ich weiß wol; der König befiehlt, er läßt Euch ſeine Abſichten wiſſen. Ihr ſollt Ruhe und Friede wiederherſtellen durch ein Mittel, das die Gemüther noch mehr erbittert, das den Krieg unvermeidlich an allen Enden anblaſen wird. Bedenkt, was Ihr thut! Die größten Kaufleute ſind angeſteckt, der Adel, das Volk, die Soldaten. Was hilft es, auf ſeinen Gedanken beharren, wenn ſich um uns Alles ändert? Möchte doch ein guter Geiſt Philippen eingeben, daß es einem Könige anſtändiger iſt, Bürger zweierlei Glaubens zu regieren, als ſie durch einander aufzureiben!

Regentin. Solch ein Wort nie wieder! Ich weiß wol, daß Politik ſelten Treu und Glauben halten kann, daß ſie Offenheit, Gutherzigkeit, Nachgiebigkeit aus unſern Herzen ausſchließt. In weltlichen Geſchäften iſt das leider nur zu wahr; ſollen wir aber auch mit Gott ſpielen wie unter einander? Sollen wir gleichgiltig gegen unſre bewährte Lehre ſein, für die ſo Viele ihr Leben

aufgeopfert haben? Die sollten wir hingeben an hergelaufne, ungewisse, sich selbst widersprechende Neuerungen?

Machiavell. Denkt nur deswegen nicht übler von mir!

Regentin. Ich kenne Dich und Deine Treue und weiß, daß Einer ein ehrlicher und verständiger Mann sein kann, wenn er gleich den nächsten besten Weg zum Heil seiner Seele verfehlt hat. Es sind noch Andere, Machiavell, Männer, die ich schätzen und tadeln muß.

Machiavell. Wen bezeichnet Ihr mir?

Regentin. Ich kann es gestehen, daß mir Egmont heute einen recht innerlichen, tiefen Verdruß erregte.

Machiavell. Durch welches Betragen?

Regentin. Durch sein gewöhnliches, durch Gleichgiltigkeit und Leichtsinn. Ich erhielt die schreckliche Botschaft, eben als ich von Vielen und ihm begleitet, aus der Kirche ging. Ich hielt meinen Schmerz nicht an, ich beklagte mich laut und rief, indem ich mich zu ihm wendete: „Seht, was in Eurer Provinz entsteht! Das duldet Ihr, Graf, von dem der König sich Alles versprach!“

Machiavell. Und was antwortete er?

Regentin. Als wenn es nichts, als wenn es eine Nebensache wäre, versetzte er: „Wären nur erst die Niederländer über ihre Verfassung beruhigt! Das Uebrige würde sich leicht geben.“

Machiavell. Vielleicht hat er wahrer als klug und fromm gesprochen. Wie soll Zutrauen entstehen und bleiben, wenn der Niederländer sieht, daß es mehr um seine Besitzthümer als um sein Wohl, um seiner Seele Heil zu thun ist? Haben die neuen Bischöfe mehr Seelen gerettet, als fette Pfründen geschmauft, und sind es nicht meist Fremde? Noch werden alle Statthalterschaften mit Niederländern besetzt; lassen sich es die Spanier nicht zu deutlich merken, daß sie die größte, unwiderstehlichste Begierde nach diesen Stellen empfinden? Will ein Volk nicht lieber nach seiner Art von den Seinigen regieret werden als von Fremden, die erst im Lande sich wieder Besitzthümer auf Unkosten Aller zu erwerben suchen, die einen fremden Maßstab mitbringen und unfreundlich und ohne Theilnehmung herrschen?

Regentin. Du stellst Dich auf die Seite der Gegner.

Machiavell. Mit dem Herzen gewiß nicht, und wollte, ich könnte mit dem Verstande ganz auf der unsrigen sein.

Regentin. Wenn Du so willst, so thät es noth, ich träte ihnen meine Regentschaft ab; denn Egmont und Oranien machten sich große Hoffnung, diesen Platz einzunehmen.*) Damals waren

*) Vgl. Strada, S. 23 u. 24.

sie Gegner; jetzt sind sie gegen mich verbunden, sind Freunde, unzertrennliche Freunde geworden.

Machiavell. Ein gefährliches Paar.

Regentin. Soll ich aufrichtig reden, ich fürchte Oranien, und ich fürchte für Egmont. Oranien sinnt nichts Gutes, seine Gedanken reichen in die Ferne, er ist heimlich, scheint Alles anzunehmen, widerspricht nie, und in tiefster Ehrfurcht, mit größter Vorsicht thut er, was ihm beliebt.

Machiavell. Recht im Gegentheil geht Egmont einen freien Schritt, als wenn die Welt ihm gehörte.

Regentin. Er trägt das Haupt so hoch, als wenn die Hand der Majestät nicht über ihm schwebte.

Machiavell. Die Augen des Volks sind alle nach ihm gerichtet, und die Herzen hängen an ihm.

Regentin. Nie hat er einen Schein vermieden; als wenn Niemand Rechenschaft von ihm zu fordern hätte! Noch trägt er den Namen Egmont. Graf Egmont freut ihn sich nennen zu hören, als wollte er nicht vergessen, daß seine Vorfahren Besitzer von Geldern waren.*) Warum nennt er sich nicht Prinz von Gaure, wie es ihm zukommt? Warum thut er das? Will er erloschne Rechte wieder geltend machen?

Machiavell. Ich halte ihn für einen treuen Diener des Königs.

Regentin. Wenn er wollte, wie verdient könnte er sich um die Regierung machen, anstatt daß er uns schon, ohne sich zu nutzen, unsäglichen Verdruß gemacht hat! Seine Gesellschaften, Gastmahle und Gelage haben den Adel mehr verbunden und verknüpft als die gefährlichsten heimlichen Zusammenkünfte. Mit seinen Gesundheiten haben die Gäste einen dauernden Rausch, einen nie sich verziehenden Schwindel geschöpft. Wie oft setzt er durch seine Scherzreden die Gemüther des Volks in Bewegung, und wie stutzte der Pöbel über die neuen Livreen, über die thörichten Abzeichen der Bedienten!**)

Machiavell. Ich bin überzeugt, es war ohne Absicht.

Regentin. Schlimm genug. Wie ich sage: Er schadet uns, und nutzt sich nicht. Er nimmt das Ernstliche scherzhaft; und wir, um nicht müßig und nachlässig zu scheinen, müssen das Scherzhafte ernstlich nehmen. So setzt Eins das Andre; und was

*) Seine Vorfahren waren in der That Herren von Geldern gewesen und nannten sich nach der nordöstlich von Amsterdam am Meere gelegenen gleichnamigen Stadt Grafen von Egmont.

**) Vgl. Strada, S. 22 und S. 44 dies. Bds.

man abzuwenden sucht, das macht sich erst recht. Er ist gefährlicher als ein entschiednes Haupt einer Verschwörung; und ich müßte mich sehr irren, wenn man ihm bei Hofe nicht Alles gedenkt. Ich kann nicht leugnen, es vergeht wenig Zeit, daß er mich nicht empfindlich, sehr empfindlich macht.

Machiavell. Er scheint mir in Allem nach seinem Gewissen zu handeln.

Regentin. Sein Gewissen hat einen gefälligen Spiegel. Sein Betragen ist oft beleidigend. Er sieht oft aus, als wenn er in der völligen Ueberzeugung lebe, er sei Herr und wolle es uns nur aus Gefälligkeit nicht fühlen lassen, wolle uns so gerade nicht zum Lande hinausjagen; es werde sich schon geben.

Machiavell. Ich bitte Euch, legt seine Offenheit, sein glückliches Blut, das alles Wichtige leicht behandelt, nicht zu gefährlich aus! Ihr schadet nur ihm und Euch.

Regentin. Ich lege nichts aus. Ich spreche nur von den unvermeidlichen Folgen, und ich kenne ihn. Sein niederländischer Adel und sein golden Vließ*) vor der Brust stärken sein Vertrauen, seine Kühnheit. Beides kann ihn vor einem schnellen, willkürlichen Unmuth des Königs schützen. Untersuch' es genau, an dem ganzen Unglück, das Flandern trifft, ist er doch nur allein schuld. Er hat zuerst den fremden Lehrern nachgesehn, hat's so genau nicht genommen und vielleicht sich heimlich gefreut, daß wir etwas zu schaffen hatten. Laß mich nur! Was ich auf dem Herzen habe, soll bei dieser Gelegenheit davon. Und ich will die Pfeile nicht umsonst verschießen; ich weiß, wo er empfindlich ist. Er ist auch empfindlich.

Machiavell. Habt Ihr den Rath zusammenberufen lassen? Kommt Oranien auch?

Regentin. Ich habe nach Antwerpen um ihn geschickt. Ich will ihnen die Last der Verantwortung nahe genug zuwälzen; sie sollen sich mit mir dem Uebel ernstlich entgegensetzen oder sich auch als Rebellen erklären. Eile, daß die Briefe fertig werden, und bringe mir sie zur Unterschrift! Dann sende schnell den bewährten Vaska nach Madrid — er ist unermüdet und treu, — daß mein Bruder zuerst durch ihn die Nachricht erfahre, daß der Ruf ihn nicht übereile! Ich will ihn selbst noch sprechen, eh er abgeht.

Machiavell. Eure Befehle sollen schnell und genau befolgt werden.

*) Schon Karl V. hatte Egmont zum Ritter des goldenen Vließes ernannt.

Bürgerhaus.

Klare. Klarens Mutter. Brackenburg.

Klare. Wollt Ihr mir nicht das Garn halten, Brackenburg?

Brackenburg. Ich bitt' Euch, verschont mich, Klärchen!

Klare. Was habt Ihr wieder? Warum versagt Ihr mir diesen kleinen Liebesdienst?

Brackenburg. Ihr bannt mich mit dem Zwirn so fest vor Euch hin, ich kann Euern Augen nicht ausweichen.

Klare. Grillen! Kommt und haltet!

Mutter (im Sessel strickend). Singt doch Eins! Brackenburg sekundirt so hübsch. Sonst wart Ihr lustig, und ich hatte immer was zu lachen.

Brackenburg. Sonst!

Klare. Wir wollen singen.

Brackenburg. Was Ihr wollt.

Klare. Nur hübsch munter und frisch weg! Es ist ein Soldatenliedchen, mein Leibstück.

(Sie wickelt Garn und singt mit Brackenburg.)

Die Trommel gerühret,
Das Pfeifchen gespielt!
Mein Liebster gewaffnet
Dem Haufen befiehlt,
Die Lanze hoch führet,
Die Leute regieret.
Wie klopft mir das Herze,
Wie wallt mir das Blut!
O, hätt' ich ein Wämslein
Und Hosen und Hut!

Ich folgt' ihm zum Thor 'naus
Mit muthigem Schritt,
Ging' durch die Provinzen,
Ging' überall mit.
Die Feinde schon weichen,
Wir schießen darein.
Welch Glück sonder Gleichen,
Ein Mannsbild zu sein!

(Brackenburg hat unter dem Singen Klärchen oft angesehen; zuletzt bricht ihm die Stimme stocken, die Thränen kommen ihm in die Augen, er läßt den Strang fallen und geht ans Fenster. Klärchen singt das Lied allein aus, die Mutter winkt ihr halb unwillig, sie steht auf, geht einige Schritte nach ihm hin, kehrt halb unschlüssig wieder um und setzt sich.)

Mutter. Was giebt's auf der Gasse, Brackenburg? Ich höre marschiren.

Brackenburg. Es ist die Leibwache der Regentin.

Klare. Um diese Stunde? Was soll das bedeuten? (Sie steht auf und geht an das Fenster zu Brackenburg.) Das ist nicht die tägliche Wache, das sind weit mehr! Fast alle ihre Haufen. O Brackenburg, geht! Hört einmal, was es giebt? Es muß etwas Besonderes sein. Geht, guter Brackenburg, thut mir den Gefallen!

Brackenburg. Ich gehe! Ich bin gleich wieder da. (Er reicht ihr abgehend die Hand; sie giebt ihm die ihrige.)

Mutter. Du schickst ihn schon wieder weg!

Klare. Ich bin neugierig; und auch, verdenkt mir's nicht, seine Gegenwart thut mir weh. Ich weiß immer nicht, wie ich mich gegen ihn betragen soll. Ich habe Unrecht gegen ihn, und mich nagt's am Herzen, daß er es so lebendig fühlt. — Kann ich's doch nicht ändern!

Mutter. Es ist ein so treuer Bursche.

Klare. Ich kann's auch nicht lassen, ich muß ihm freundlich begegnen. Meine Hand drückt sich oft unversehens zu, wenn die seine mich so leise, so liebevoll anfaßt. Ich mache mir Vorwürfe, daß ich ihn betrüge, daß ich in seinem Herzen eine vergebliche Hoffnung nähre. Ich bin übel dran. Weiß Gott, ich betrieg' ihn nicht. Ich will nicht, daß er hoffen soll, und ich kann ihn doch nicht verzweifeln lassen.

Mutter. Das ist nicht gut.

Klare. Ich hatte ihn gern und will ihm auch noch wohl in der Seele. Ich hätte ihn heirathen können und glaube, ich war nie in ihn verliebt.

Mutter. Glücklich wärst Du immer mit ihm gewesen.

Klare. Wäre versorgt und hätte ein ruhiges Leben.

Mutter. Und das ist Alles durch Deine Schuld verscherzt.

Klare. Ich bin in einer wunderlichen Lage. Wenn ich so nachdenke, wie es gegangen ist, weiß ich's wol und weiß es nicht. Und dann, darf ich Egmont nur wieder ansehen, wird mir Alles sehr begreiflich, ja, wäre mir weit mehr begreiflich. Ach, was ist's ein Mann! Alle Provinzen beten ihn an, und ich in seinem Arm sollte nicht das glücklichste Geschöpf von der Welt sein?

Mutter. Wie wird's in der Zukunft werden?

Klare. Ach, ich frage nur, ob er mich liebt; und ob er mich liebt, ist das eine Frage?

Mutter. Man hat nichts als Herzensangst mit seinen Kindern. Wie das ausgehen wird! Immer Sorge und Kummer! Es geht nicht gut aus! Du hast Dich unglücklich gemacht, mich unglücklich gemacht!

Klare (gelassen). Ihr ließet es doch im Anfange.

Mutter. Leider war ich zu gut, bin immer zu gut.

Klare. Wenn Egmont vorbeiritt und ich ans Fenster lief, schaltet Ihr mich da? Tratet Ihr nicht selbst ans Fenster? Wenn er heraufsah, lächelte, nickte, mich grüßte, war es Euch zuwider? Fandet Ihr Euch nicht selbst in Eurer Tochter geehrt?

Mutter. Mache mir noch Vorwürfe!

Klare (gerührt). Wenn er nun öfter die Straße kam, und wir wol fühlten, daß er um meinetwillen den Weg machte, bemerktet Ihr's nicht selbst mit heimlicher Freude? Riefst Ihr mich ab, wenn ich hinter den Scheiben stand und ihn erwartete?

Mutter. Dachte ich, daß es so weit kommen sollte?

Klare (mit stockender Stimme und zurückgehaltenen Thränen). Und wie er uns Abends, in den Mantel eingehüllt, bei der Lampe überraschte — wer war geschäftig, ihn zu empfangen, da ich auf meinem Stuhl wie angekettet und staunend sitzen blieb?

Mutter. Und konnte ich fürchten, daß diese unglückliche Liebe das kluge Klärchen so bald hinreißen würde? Ich muß es nun tragen, daß meine Tochter —

Klare (mit ausbrechenden Thränen). Mutter! Ihr wollt's nun! Ihr habt Eure Freude, mich zu ängstigen.

Mutter (weinend). Weine noch gar! Mache mich noch elender durch Deine Betrübniß! Ist mir's nicht Kummer genug, daß meine einzige Tochter ein verworfenes Geschöpf ist?

Klare (aufstehend und kalt). Verworfen! Egmont's Geliebte verworfen? — Welche Fürstin neidete nicht das arme Klärchen um den Platz an seinem Herzen! O Mutter — meine Mutter, so redetet Ihr sonst nicht. Liebe Mutter, seid gut! — Das Volk, was das denkt, die Nachbarinnen, was die murmeln — Diese Stube, dieses kleine Haus ist ein Himmel, seit Egmont's Liebe drin wohnt.

Mutter. Man muß ihm hold sein! Das ist wahr. Er ist immer so freundlich, frei und offen!

Klare. Es ist keine falsche Ader an ihm. Seht, Mutter, und er ist doch der große Egmont. Und wenn er zu mir kommt, wie er so lieb ist, so gut, wie er mir seinen Stand, seine Tapfer-

keit gerne verbärge, wie er um mich besorgt ist, so nur Mensch, nur Freund, nur Liebster!

Mutter. Kommt er wol heute?

Klare. Habt Ihr mich nicht oft ans Fenster gehen sehen? Habt Ihr nicht bemerkt, wie ich horche, wenn's an der Thüre rauscht? — Ob ich schon weiß, daß er vor Nacht nicht kommt, vermuth' ich ihn doch jeden Augenblick, von Morgens an, wenn ich aufstehe. Wär' ich nur ein Bube und könnte immer mit ihm gehen, zu Hofe und überall hin, könnt' ihm die Fahne nachtragen in der Schlacht! —

Mutter. Du warst immer so ein Springinsfeld, als ein kleines Kind schon, bald teil, bald nachdenklich. Ziehst Du Dich nicht ein Wenig besser an?

Klare. Vielleicht, Mutter! Wenn ich Langeweile habe. — Gestern, denkt, gingen von seinen Leuten vorbei und sangen Lobliedchen auf ihn. Wenigstens war sein Name in den Liedern. Das Uebrige konnte ich nicht verstehn. Das Herz schlug mir bis an den Hals — Ich hätte sie gern zurückgerufen, wenn ich mich nicht geschämt hätte.

Mutter. Nimm Dich in Acht! Dein heftiges Wesen verdirbt noch Alles; Du verräthst Dich offenbar vor den Leuten. Wie neulich bei dem Vetter, wie Du den Holzschnitt und die Beschreibung fandst und mit einem Schrei riefst: Graf Egmont! — Ich ward feuerroth.

Klare. Hätt' ich nicht schreien sollen? Es war die Schlacht bei Gravelingen, und ich finde eben im Bilde den Buchstaben E und suche unten in der Beschreibung E. Steht da: „Graf Egmont, dem das Pferd unter dem Leibe todt geschossen wird." Mich überlief's — und hernach mußt' ich lachen über den holzgeschnitzten Egmont, der so groß war als der Thurm von Gravelingen gleich dabei und die englischen Schiffe an der Seite. — Wenn ich mich manchmal erinnere, wie ich mir sonst eine Schlacht vorgestellt, und was ich mir als Mädchen für ein Bild vom Grafen Egmont machte, wenn sie von ihm erzählten, und von allen Grafen und Fürsten — und wie mir's jetzt ist!

Brackenburg kommt.

Klare. Wie steht's?

Brackenburg. Man weiß nichts Gewisses. In Flandern soll neuerdings ein Tumult entstanden sein; die Regentin soll besorgen, er möchte sich hiebei verbreiten. Das Schloß ist stark besetzt, die Bürger sind zahlreich an den Thoren, das Volk summt in den Gassen. — Ich will nur schnell zu meinem alten Vater.

(Als wollt er gehen.)

Klare. Sieht man Euch morgen? Ich will mich ein Wenig anziehen. Der Vetter kommt, und ich ſehe gar zu liederlich aus. Helft mir einen Augenblick, Mutter! — Nehmt das Buch mit, Brackenburg, und bringt mir wieder ſo eine Hiſtorie!

Mutter. Lebt wohl!

Brackenburg (ſeine Hand reichend). Eure Hand!

Klare (ihre Hand verſagend). Wenn Ihr wiederkommt. (Mutter und Tochter ab.)

Brackenburg (allein). Ich hatte mir vorgenommen, grade wieder fortzugehn; und da ſie es dafür aufnimmt und mich gehen läßt, möcht' ich raſend werden. — Unglücklicher! Und Dich rührt Deines Vaterlandes Geſchick nicht, der wachſende Tumult nicht? — Und gleich iſt Dir Landsmann oder Spanier, und wer regiert, und wer Recht hat? — War ich doch ein andrer Junge als Schulknabe! — Wenn da ein Exercitium aufgegeben war, — „Brutus' Rede für die Freiheit, zur Uebung der Redekunſt" — da war doch immer Fritz der Erſte, und der Rektor ſagte: Wenn's nur ordentlicher wäre, nur nicht Alles ſo über einander geſtolpert! — Damals kocht' es und trieb! — Jetzt ſchlepp' ich mich an den Augen des Mädchens ſo hin. Kann ich ſie doch nicht laſſen! Kann ſie mich doch nicht lieben! — Ach — Nein — Sie — Sie kann mich nicht ganz verworfen haben — — Nicht ganz — und halb und nichts! — Ich duld' es nicht länger! — — Sollte es wahr ſein, was mir ein Freund neulich ins Ohr ſagte, daß ſie Nachts einen Mann heimlich zu ſich einläßt, da ſie mich ſüchtig immer vor Abend aus dem Hauſe treibt? Nein, es iſt nicht wahr, es iſt eine Lüge, eine ſchändliche, verleumderiſche Lüge! Klärchen iſt ſo unſchuldig, als ich unglücklich bin. — Sie hat mich verworfen, hat mich von ihrem Herzen geſtoßen — — Und ich ſoll ſo fortleben? Ich duld', ich duld' es nicht. — — Schon wird mein Vaterland von innerm Zwiſte heftiger bewegt, und ich ſterbe unter dem Getümmel nur ab! Ich duld' es nicht! — Wenn die Trompete klingt, ein Schuß fällt, mir fährt's durch Mark und Bein! Ach, es reißt mich nicht! Es fordert mich nicht, auch mit einzugreifen, mit zu retten, zu wagen. — Elender, ſchimpflicher Zuſtand! Es iſt beſſer, ich end' auf einmal. Neulich ſtürzt' ich mich ins Waſſer, ich ſank — aber die geängſtete Natur war ſtärker; ich fühlte, daß ich ſchwimmen konnte, und rettete mich wider Willen! — — Könnt' ich der Zeiten vergeſſen, da ſie mich liebte, mich zu lieben ſchien! — Warum hat mir's Mark und Bein durchdrungen, das Glück? Warum haben mir dieſe Hoffnungen allen Genuß des Lebens aufgezehrt, indem ſie mir ein Paradies von Weitem

zeigten? — Und jener erste Kuß! Jener einzige! — Hier, (Die Hand auf den Tisch legend) hier waren wir allein — sie war immer gut und freundlich gegen mich gewesen — da schien sie sich zu erweichen — sie sah mich an — alle Sinne gingen mir um, und ich fühlte ihre Lippen auf den meinigen. — Und — und nun? — Stirb, Armer! Was zauderst Du? (Er zieht ein Fläschchen aus der Tasche.) Ich will Dich nicht umsonst aus meines Bruders Doktorkästchen gestohlen haben, heilsames Gift! Du sollst mir dieses Bangen, diese Schwindel, diese Todesschweiße auf einmal verschlingen und lösen.

Zweiter Aufzug.

Platz in Brüssel.

Jetter und ein Zimmermeister treten zusammen.

Zimmermeister. Sagt' ich's nicht voraus? Noch vor acht Tagen auf der Zunft sagt' ich, es würde schwere Händel geben.

Jetter. Ist's denn wahr, daß sie die Kirchen in Flandern geplündert haben?

Zimmermeister. Ganz und gar zu Grunde gerichtet haben sie Kirchen und Kapellen. Nichts als die vier nackten Wände haben sie stehen lassen. Lauter Lumpengesindel! Und das macht unsre gute Sache schlimm. Wir hätten eher in der Ordnung und standhaft unsere Gerechtsame der Regentin vortragen und drauf halten sollen. Reden wir jetzt, versammeln wir uns jetzt, so heißt es, wir gesellen uns zu den Aufwieglern.

Jetter. Ja, so denkt Jeder zuerst: was sollst Du mit Deiner Nase voran? Hänat doch der Hals gar nah damit zusammen.

Zimmermeister. Mir ist's bange, wenn's einmal unter dem Pack zu lärmen anfängt, unter dem Volk, das nichts zu verlieren hat. Die brauchen das zum Vorwande, worauf wir uns auch berufen müssen, und bringen das Land in Unglück.

Soest tritt dazu.

Soest. Guten Tag, Ihr Herrn! Was giebt's Neues? Ist's wahr, daß die Bilderstürmer gerade hierher ihren Lauf nehmen?

Zimmermeister. Hier sollen sie nichts anrühren.

Soest. Es trat ein Soldat bei mir ein, Tobak zu kaufen; den fragt' ich aus. Die Regentin, so eine wackre, kluge Frau sie

bleibt, diesmal ist sie außer Fassung. Es muß sehr arg sein, daß sie sich so geradezu hinter ihre Wache versteckt. Die Burg ist scharf besetzt. Man meint sogar, sie wolle aus der Stadt flüchten.

Zimmermeister. Hinaus soll sie nicht! Ihre Gegenwart beschützt uns, und wir wollen ihr mehr Sicherheit verschaffen als ihre Stutzbärte. Und wenn sie uns unsere Rechte und Freiheiten aufrecht erhält, so wollen wir sie auf den Händen tragen.

Seifensieder tritt dazu.

Seifensieder. Garstige Händel! Ueble Händel! Es wird unruhig und geht schief aus! — Hütet Euch, daß Ihr stille bleibt, daß man Euch nicht auch für Aufwiegler hält!

Soest. Da kommen die sieben Weisen aus Griechenland.

Seifensieder. Ich weiß, da sind Viele, die es heimlich mit den Kalvinisten halten, die auf die Bischöfe lästern, die den König nicht scheuen. Aber ein treuer Unterthan, ein aufrichtiger Katholike —

(Es gesellt sich nach und nach allerlei Volk zu ihnen und horcht.)

Vansen tritt dazu.

Vansen. Gott grüß' Euch, Herrn! Was Neues?

Zimmermeister. Gebt Euch mit Dem nicht ab, das ist ein schlechter Kerl.

Jetter. Ist es nicht der Schreiber beim Doktor Viets?

Zimmermeister. Er hat schon viele Herren gehabt. Erst war er Schreiber, und wie ihn ein Patron nach dem andern fortjagte, Schelmstreiche halber, pfuscht er jetzt Notaren und Advokaten ins Handwerk und ist ein Branntweinzapf.*)

(Es kommt mehr Volk zusammen und steht truppweise).

Vansen. Ihr seid auch versammelt, steckt die Köpfe zusammen. Es ist immer redenswerth.

Soest. Ich denk' auch.

Vansen. Wenn jetzt Einer oder der Andere Herz hätte, und Einer oder der Andere den Kopf dazu, wir könnten die spanischen Ketten auf einmal sprengen.

Soest. Herre! So müßt Ihr nicht reden. Wir haben dem König geschworen.

Vansen. Und der König uns. Merkt das!

Jetter. Das läßt sich hören! Sagt Eure Meinung!

Einige Andere. Horch! Der versteht's. Der hat Pfiffe.

Vansen. Ich hatte einen alten Patron, der besaß Pergamente und Briefe von uralten Stiftungen, Kontrakten und

*) Branntweintrinker, nicht Branntweinschenker.

Gerechtigkeiten; er hielt auf die raresten Bücher. In einem stand unsere ganze Verfassung, wie uns Niederländer zuerst einzelne Fürsten regierten, Alles nach hergebrachten Rechten, Privilegien und Gewohnheiten — wie unsre Vorfahren alle Ehrfurcht für ihren Fürsten gehabt, wenn er sie regiert, wie er sollte, und wie sie sich gleich vorsahen, wenn er über die Schnur hauen wollte. Die Staaten waren gleich hinterdrein; denn jede Provinz, so klein sie war, hatte ihre Staaten, ihre Landstände.

Zimmermeister. Haltet Euer Maul! Das weiß man lange. Ein jeder rechtschaffene Bürger ist, so viel er braucht, von der Verfassung unterrichtet.

Jetter. Laßt ihn reden; man erfährt immer etwas mehr.

Soest. Er hat ganz Recht.

Mehrere. Erzählt, erzählt! So was hört man nicht alle Tage.

Vansen. So seid Ihr Bürgersleute! Ihr lebt nur so in den Tag hin; und wie Ihr Euer Gewerb von Euern Eltern überkommen habt, so laßt Ihr auch das Regiment über Euch schalten und walten, wie es kann und mag. Ihr fragt nicht nach dem Herkommen, nach der Historie, nach dem Recht eines Regenten; und über das Versäumniß haben Euch die Spanier das Netz über die Ohren gezogen.

Soest. Wer denkt da dran? Wenn Einer nur das tägliche Brod hat!

Jetter. Verflucht! Warum tritt auch Keiner in Zeiten auf und sagt Einem so etwas?

Vansen. Ich sag' es Euch jetzt. Der König in Spanien, der die Provinzen durch gut Glück zusammen besitzt, darf doch nicht drin schalten und walten anders als die kleinen Fürsten, die sie ehemals einzeln besaßen. Begreift Ihr das?

Jetter. Erklärt's uns!

Vansen. Es ist so klar als die Sonne. Müßt Ihr nicht nach Euern Landrechten gerichtet werden? Woher käme das?

Ein Bürger. Wahrlich!

Vansen. Hat der Brüsseler nicht ein ander Recht als der Antwerper, der Antwerper als der Genter? Woher käme denn das?

Anderer Bürger. Bei Gott!

Vansen. Aber, wenn Ihr's so fortlaufen laßt, wird man's Euch bald anders weisen. Pfui! Was Karl der Kühne, Friedrich der Krieger,*) Karl der Fünfte nicht konnten, das thut nun Philipp durch ein Weib.

*. Es kann nur der deutsche Kaiser Friedrich der Dritte gemeint sein, und Düntzer (Goethe's Egmont, erläutert ꝛc. S. 57) hat gewiß Recht, wenn er

Soest. Ja, ja! Die alten Fürsten haben's auch schon probirt.

Vansen. Freilich! — Unsere Vorfahren paßten auf. Wie sie einem Herrn gram wurden, fingen sie ihm etwa seinen Sohn und Erben weg, hielten ihn bei sich und gaben ihn nur auf die besten Bedingungen heraus. Unsere Väter waren Leute! Die wußten, was ihnen nütz war! Die wußten etwas zu fassen und festzusetzen. Rechte Männer! Dafür sind aber auch unsere Privilegien so deutlich, unsere Freiheiten so versichert.

Seifensieder. Was sprecht Ihr von Freiheiten?

Das Volk. Von unsern Freiheiten, von unsern Privilegien! Erzählt noch was von unsern Privilegien!

Vansen. Wir Brabanter besonders, obgleich alle Provinzen ihre Vortheile haben, wir sind am Herrlichsten versehen. Ich habe Alles gelesen.

Soest. Sagt an!

Jetter. Laßt hören!

Ein Bürger. Ich bitt' Euch.

Vansen. Erstlich steht geschrieben: Der Herzog von Brabant soll uns ein guter und getreuer Herr sein.

Soest. Gut! Steht das so?

Jetter. Getreu? Ist das wahr?

Vansen. Wie ich Euch sage. Er ist uns verpflichtet wie wir ihm. Zweitens: Er soll keine Macht oder eignen Willen an uns beweisen, merken lassen oder gedenken zu gestatten, auf keinerlei Weise.

Jetter. Schön! Schön! Nicht beweisen.

Soest. Nicht merken lassen.

Ein Anderer. Und nicht gedenken zu gestatten! Das ist der Hauptpunkt. Niemandem gestatten, auf keinerlei Weise.

Vansen. Mit ausdrücklichen Worten.

Jetter. Schafft uns das Buch!

Ein Bürger. Ja, wir müssen's haben.

Andere. Das Buch, das Buch!

Ein Anderer. Wir wollen zu der Regentin gehen mit dem Buche.

Ein Anderer. Ihr sollt das Wort führen, Herr Doktor.

Seifensieder. O, die Tröpfe!

Andere. Noch etwas aus dem Buche!

Seifensieder. Ich schlage ihm die Zähne in den Hals, wenn er noch ein Wort sagt.

Nicht, daß Goethe den aufrührerischen Schreiber absichtlich historische Fehler begehen läßt.

Das Volk. Wir wollen sehen, wer ihm etwas thut. Sag uns was von den Privilegien! Haben wir noch mehr Privilegien?

Vansen. Mancherlei, und sehr gute, sehr heilsame. Da steht auch: Der Landsherr soll den geistlichen Stand nicht verbessern oder mehren ohne Verwilligung des Adels und der Stände. Merkt das! Auch den Staat des Landes nicht verändern.

Soest. Ist das so?

Vansen. Ich will's Euch geschrieben zeigen, von zwei, drei hundert Jahren her.

Bürger. Und wir leiden die neuen Bischöfe? Der Adel muß uns schützen, wir fangen Händel an!

Andere. Und wir lassen uns von der Inquisition ins Bockshorn jagen?

Vansen. Das ist Eure Schuld.

Das Volk. Wir haben noch Egmont, noch Oranien! Die sorgen für unser Bestes.

Vansen. Eure Brüder in Flandern haben das gute Werk angefangen.

Seifensieder. Du Hund! (Er schlägt ihn.)

Andere (widersetzen sich und rufen). Bist Du auch ein Spanier?

Ein Anderer. Was? Den Ehrenmann?

Ein Anderer. Den Gelahrten?

(Sie fallen den Seifensieder an).

Zimmermeister. Ums Himmels willen, ruht!

(Andere mischen sich in den Streit.)

Zimmermeister. Bürger, was soll das?

(Buben pfeifen, werfen mit Steinen, hetzen Hunde an. Bürger stehn und gaffen, Volk läuft zu, Andere gehn gelassen auf und ab, Andere treiben allerlei Schalkspossen, schreien und jubilieren.)

Andere. Freiheit und Privilegien! Privilegien und Freiheit!

Egmont tritt auf mit Begleitung.

Egmont. Ruhig, ruhig, Leute! Was giebt's? Ruhe! Bringt sie aus einander!

Zimmermeister. Gnädiger Herr, Ihr kommt wie ein Engel des Himmels. Stille! Seht Ihr nichts? Graf Egmont! Dem Grafen Egmont Reverenz!

Egmont. Auch hier? Was fangt Ihr an? Bürger gegen Bürger! Hält sogar die Nähe unsrer königlichen Regentin diesen Unsinn nicht zurück? Geht aus einander, geht an Euer Gewerbe! Es ist ein übles Zeichen, wenn Ihr an Werktagen feiert. Was war's?

(Der Tumult stillt sich nach und nach, und Alle stehen um ihn herum.)

Zimmermeister. Sie schlagen sich um ihre Privilegien.

Egmont. Die sie noch muthwillig zertrümmern werden — Und wer seid Ihr? Ihr scheint mir rechtliche Leute.

Zimmermeister. Das ist unser Bestreben.

Egmont. Euers Zeichens?

Zimmermeister. Zimmermann und Zunftmeister.

Egmont. Und Ihr?

Soest. Krämer.

Egmont. Ihr?

Jetter. Schneider.

Egmont. Ich erinnere mich, Ihr habt mir an den Livreen für meine Leute gearbeitet. Euer Name ist Jetter.

Jetter. Gnade, daß Ihr Euch dessen erinnert.

Egmont. Ich vergesse Niemanden leicht, den ich einmal gesehen und gesprochen habe. — Was an Euch ist, Ruhe zu erhalten, Leute, das thut! Ihr seid übel genug angeschrieben. Reizt den König nicht mehr! Er hat zuletzt doch die Gewalt in Händen. Ein ordentlicher Bürger, der sich ehrlich und fleißig nährt, hat überall so viel Freiheit, als er braucht.

Zimmermeister. Ach wol! Das ist eben unsre Noth! Die Tagdiebe, die Säffer, die Faulenzer, mit Euer Gnaden Verlaub, die stänkern aus Langerweile und scharren aus Hunger nach Privilegien und fügen den Neugierigen und Leichtgläubigen was vor, und um eine Kanne Bier bezahlt zu kriegen, fangen sie Händel an, die viel tausend Menschen unglücklich machen. Das ist ihnen eben recht. Wir halten unsre Häuser und Kasten zu gut verwahrt; da möchten sie gern uns mit Feuerbränden davontreiben.

Egmont. Allen Beistand sollt Ihr finden; es sind Maßregeln genommen, dem Uebel kräftig zu begegnen. Steht fest gegen die fremde Lehre und glaubt nicht, durch Aufruhr befestige man Privilegien! Bleibt zu Hause! Leidet nicht, daß sie sich auf den Straßen rotten! Vernünftige Leute können viel thun.

(Indessen hat sich der größte Haufe verlaufen.)

Zimmermeister. Danken Euer Excellenz, danken für die gute Meinung! Alles, was an uns liegt.

(Egmont ab.)

Ein gnädiger Herr! Der ächte Niederländer! Gar so nichts Spanisches.

Jetter. Hätten wir ihn nur zum Regenten! Man folgt ihm gerne.

Soest. Das läßt der König wol sein. Den Platz besetzt er immer mit den Seinigen.

Jetter. Haſt Du das Kleid geſehen? Das war nach der neueſten Art, nach ſpaniſchem Schnitt.

Zimmermeiſter. Ein ſchöner Herr!

Jetter. Sein Hals wär' ein rechtes Freſſen für einen Scharfrichter.

Soeſt. Biſt Du toll? Was kommt Dir ein?

Jetter. Dumm genug, daß Einem ſo etwas einfällt. — Es iſt mir nun ſo. Wenn ich einen ſchönen langen Hals ſehe, muß ich gleich wider Willen denken: der iſt gut köpfen. — Die verfluchten Exekutionen! Man kriegt ſie nicht aus dem Sinne. Wenn die Burſche ſchwimmen, und ich ſeh' einen nackten Buckel, gleich fallen ſie mir zu Dutzenden ein, die ich habe mit Ruthen ſtreichen ſehen. Begegnet mir ein rechter Wanſt, mein' ich, den ſeh' ich ſchon am Pfahl braten. Des Nachts im Traume zwickt mich's an allen Gliedern; man wird eben keine Stunde froh. Jede Luſtbarkeit, jeden Spaß hab' ich bald vergeſſen; die fürchterlichen Geſtalten ſind mir wie vor die Stirne gebrannt.*)

Egmont's Wohnung.

Sekretär an einem Tiſch mit Papieren; er ſteht unruhig auf.

Sekretär. Er kommt immer nicht! Und ich warte ſchon zwei Stunden, die Feder in der Hand, die Papiere vor mir; und eben heute möcht' ich gern ſo zeitig fort. Es brennt mir unter den Sohlen. Ich kann vor Ungeduld kaum bleiben. „Sei auf die Stunde da," befahl er mir noch, ehe er wegging; nun kommt er nicht. Es iſt ſo viel zu thun, ich werde vor Mitternacht nicht fertig. Freilich ſieht er Einem auch einmal durch die Finger. Doch hielt' ich's beſſer, wenn er ſtrenge wäre und ließe Einen auch wieder zur beſtimmten Zeit. Man könnte ſich einrichten. Von der Regentin iſt er nun ſchon zwei Stunden weg; wer weiß, wen er unterwegs angefaßt hat.

Egmont tritt auf.

Egmont. Wie ſteht's aus?

Sekretär. Ich bin bereit, und drei Boten warten.

Egmont. Ich bin Dir wol zu lang' geblieben; Du machſt ein verdrießlich Geſicht.

Sekretär. Euerm Befehl zu gehorchen, wart' ich ſchon lange. Hier ſind die Papiere!

* Düntzer will „gebannt" leſen; dagegen, daß ſich hier ein Druckfehler feſtgeſetzt haben ſollte, ſpricht auch die Orthographie der S. 14 erwähnten Handſchrift „gebrandt."

Egmont. Donna Elvira wird böse auf mich werden, wenn sie hört, daß ich Dich abgehalten habe.

Sekretär. Ihr scherzt.

Egmont. Nein, nein. Schäme Dich nicht! Du zeigst einen guten Geschmack. Sie ist hübsch; und es ist mir ganz recht, daß Du auf dem Schlosse eine Freundin hast. Was sagen die Briefe?

Sekretär. Mancherlei und wenig Erfreuliches.

Egmont. Da ist gut, daß wir die Freude zu Hause haben und sie nicht auswärtsher zu erwarten brauchen. Ist Viel gekommen?

Sekretär. Genug, und drei Boten warten.

Egmont. Sag an! Das Nöthigste!

Sekretär. Es ist Alles nöthig.

Egmont. Eins nach dem Andern, nur geschwind!

Sekretär. Hauptmann Breda schickt die Relation, was weiter in Gent und der umliegenden Gegend vorgefallen. Der Tumult hat sich meistens gelegt. —

Egmont. Er schreibt wol noch von einzelnen Ungezogenheiten und Tollkühnheiten?

Sekretär. Ja! Es kommt noch Manches vor.

Egmont. Verschone mich damit!

Sekretär. Noch Sechs sind eingezogen worden, die bei Verwich das Marienbild umgerissen haben. Er fragt an, ob er sie auch wie die Andern soll hängen lassen?

Egmont. Ich bin des Hängens müde. Man soll sie durchpeitschen, und sie mögen gehn.

Sekretär. Es sind zwei Weiber dabei; soll er die auch durchpeitschen?

Egmont. Die mag er verwarnen und laufen lassen.

Sekretär. Brink von Breda's Kompagnie will heirathen. Der Hauptmann bittet, Ihr werdet's ihm abschlagen. Es sind so viele Weiber bei dem Hausen, schreibt er, daß, wenn wir ausziehen, es keinem Soldatenmarsch, sondern einem Zigeuner-Geschleppe ähnlich sehen wird.

Egmont. Dem mag's noch hingehen! Es ist ein schöner junger Kerl; er bat mich noch gar dringend, eh ich wegging. Aber nun soll's Keinem mehr gestattet sein, so leid mir's thut, den armen Teufeln, die ohnedies geplagt genug sind, ihren besten Spaß zu versagen.

Sekretär. Zwei von Euern Leuten, Seter und Hart, haben einem Mädel, einer Wirthstochter, übel mitgespielt. Sie kriegten sie allein, und die Dirne konnte sich ihrer nicht erwehren.

Egmont. Wenn es ein ehrlich Mädchen ist, und sie haben Gewalt gebraucht, so soll er sie drei Tage hinter einander mit Ruthen streichen lassen, und wenn sie etwas besitzen, soll er so viel davon einziehen, daß dem Mädchen eine Ausstattung gereicht werden kann.

Sekretär. Einer von den fremden Lehrern ist heimlich durch Comines gegangen und entdeckt worden. Er schwört, er sei im Begriff, nach Frankreich zu gehen. Nach dem Befehl soll er enthauptet werden.

Egmont. Sie sollen ihn in der Stille an die Grenze bringen und ihm versichern, daß er das zweite Mal nicht so wegkommt.

Sekretär. Ein Brief von Euerm Einnehmer. Er schreibt, es komme wenig Geld ein, er könne auf die Woche die verlangte Summe schwerlich schicken; der Tumult habe in Alles die größte Konfusion gebracht.

Egmont. Das Geld muß herbei! Er mag sehen, wie er es zusammenbringt.

Sekretär. Er sagt, er werde sein Möglichstes thun und wolle endlich den Raymond, der Euch so lange schuldig ist, verklagen und in Verhaft nehmen lassen.

Egmont. Der hat ja versprochen zu bezahlen.

Sekretär. Das letzte Mal setzte er sich selbst vierzehn Tage.

Egmont. So gebe man ihm noch vierzehn Tage, und dann mag er gegen ihn verfahren!

Sekretär. Ihr thut wohl. Es ist nicht Unvermögen, es ist böser Wille. Er macht gewiß Ernst, wenn er sieht, Ihr spaßt nicht. — Ferner sagt der Einnehmer, er wolle den alten Soldaten, den Wittwen und einigen Andern, denen Ihr Gnadengehalte gebt, die Gebühr einen halben Monat zurückhalten; man könne indessen Rath schaffen; sie möchten sich einrichten.

Egmont. Was ist da einzurichten? Die Leute brauchen das Geld nöthiger als ich. Das soll er bleiben lassen!

Sekretär. Woher befehlt Ihr denn, daß er das Geld nehmen soll?

Egmont. Darauf mag er denken; es ist ihm im vorigen Briefe schon gesagt.

Sekretär. Deswegen thut er die Vorschläge.

Egmont. Die taugen nicht, er soll auf was Anders sinnen. Er soll Vorschläge thun, die annehmlich sind, und vor Allem soll er das Geld schaffen.

Sekretär. Ich habe den Brief des Grafen Oliva wieder hierher gelegt. Verzeiht, daß ich Euch daran erinnere! Der alte

Herr verdient vor allen Andern eine ausführliche Antwort. Ihr wolltet ihm selbst schreiben. Gewiß, er liebt Euch wie ein Vater.

Egmont. Ich komme nicht dazu. Und unter vielem Verhaßten ist mir das Schreiben das Verhaßteste. Du machst meine Hand ja so gut nach; schreib in meinem Namen! Ich erwarte Oranien. Ich komme nicht dazu und wünschte selbst, daß ihm auf seine Bedenklichkeiten was recht Beruhigendes geschrieben würde.

Sekretär. Sagt mir nur ungefähr Eure Meinung! Ich will die Antwort schon aufsetzen und sie Euch vorlegen. Geschrieben soll sie werden, daß sie vor Gericht für Eure Hand gelten kann.

Egmont. Gieb mir den Brief! (Nachdem er hineingesehen.) Guter, ehrlicher Alter! Warst Du in Deiner Jugend auch wol so bedächtig? Erstiegst Du nie einen Wall? Bliebst Du in der Schlacht, wo es die Klugheit anräth, hinten? — Der treue Sorgliche! Er will mein Leben und mein Glück, und fühlt nicht, daß Der schon todt ist, der um seiner Sicherheit willen lebt. — Schreib ihm, er möge unbesorgt sein; ich handle, wie ich soll, ich werde mich schon wahren; sein Ansehn bei Hofe soll er zu meinen Gunsten brauchen und meines vollkommnen Dankes gewiß sein.

Sekretär. Nichts weiter? O, er erwartet mehr.

Egmont. Was soll ich mehr sagen? Willst Du mehr Worte machen, so steht's bei Dir. Es dreht sich immer um den einen Punkt: Ich soll leben, wie ich nicht leben mag. Daß ich fröhlich bin, die Sachen leicht nehme, rasch lebe, das ist mein Glück, und ich vertausch' es nicht gegen die Sicherheit eines Todtengewölbes. Ich habe nun zu der spanischen Lebensart nicht einen Blutstropfen in meinen Adern, nicht Lust, meine Schritte nach der neuen, bedächtigen Hof-Kadenz zu mustern. Leb' ich nur, um aufs Leben zu denken? Soll ich den gegenwärtigen Augenblick nicht genießen, damit ich des folgenden gewiß sei, und diesen wieder mit Sorgen und Grillen verzehren?

Sekretär. Ich bitt' Euch, Herr, seid nicht so barsch und rauh gegen den guten Mann! Ihr seid ja sonst gegen Alle freundlich. Sagt mir ein gefällig Wort, das den edeln Freund beruhige! Seht, wie sorgfältig er ist, wie leis er Euch berührt!

Egmont. Und doch berührt er immer diese Saite. Er weiß von Alters her, wie verhaßt mir diese Ermahnungen sind; sie machen nur irre, sie helfen nichts. Und wenn ich ein Nachtwandler wäre und auf dem gefährlichen Gipfel eines Hauses spazierte, — ist es freundschaftlich, mich beim Namen zu rufen und

mich zu warnen, zu wecken und zu tödten? Laßt Jeden seines Pfades gehn, er mag sich wahren!

Sekretär. Es ziemt Euch nicht, zu sorgen; aber wer Euch kennt und liebt —

Egmont (in den Brief sehend). Da bringt er wieder die alten Märchen auf, was wir an einem Abend in leichtem Uebermuth der Geselligkeit und des Weins getrieben und gesprochen, und was man daraus für Folgen und Beweise durchs ganze Königreich gezogen und geschleppt habe. — Nun gut! Wir haben Schellenlappen, Narrenkutten auf unsrer Diener Aermel sticken lassen und haben diese tolle Zierde nachher in ein Bündel Pfeile verwandelt — ein noch gefährlicher Symbol für Alle, die deuten wollen, wo nichts zu deuten ist. Wir haben die und jene Thorheit in einem lustigen Augenblick empfangen und geboren, sind schuld, daß eine ganze edle Schaar mit Bettelsäcken*) und mit einem selbstgewählten Unnamen dem Könige seine Pflicht mit spottender Demuth ins Gedächtniß rief, sind schuld — was ist's nun weiter? Ist ein Fastnachtsspiel gleich Hochverrath? Sind uns die kurzen bunten Lumpen zu mißgönnen, die ein jugendlicher Muth, eine angefrischte Phantasie um unsers Lebens arme Blöße hängen mag? Wenn Ihr das Leben gar zu ernsthaft nehmt, was ist denn dran? Wenn uns der Morgen nicht zu neuen Freuden weckt, am Abend uns keine Lust zu hoffen übrig bleibt, ist's wol des An- und Auskleidens werth? Scheint mir die Sonne heut, um das zu überlegen, was gestern war, und um zu rathen, zu verbinden, was nicht zu errathen, nicht zu verbinden ist — das Schicksal eines kommenden Tages? Schenke mir diese Betrachtungen! Wir wollen sie Schülern und Höflingen überlassen. Die mögen sinnen und ausfinnen, wandeln und schleichen, gelangen, wohin sie können, erschleichen, was sie können. — Kannst Du von allem Diesem etwas brauchen, daß Deine Epistel kein Buch wird, so ist mir's recht. Dem guten Alten scheint Alles viel zu wichtig. So drückt ein Freund, der lang' unsre Hand gehalten, sie stärker noch einmal, wenn er sie lassen will.

Sekretär. Verzeiht mir! Es wird dem Fußgänger schwindlig, der einen Mann mit rasselnder Eile daherfahren sieht.

Egmont. Kind! Kind! Nicht weiter!**) Wie von unsichtbaren

*) Ueber die Entstehung des Namens der „Geusen" auf einem Gastmahle, das Heinrich von Brederode am 6. April 1566 im Culenburg'schen Palais gab, und die Betheiligung Egmont's an demselben vgl. Strada, S. 127 ff.

**) Ueber die Anwendung, die Goethe von dieser Stelle für sich selbst machte, vgl. die Vorbemerkung S. 6.

Geistern gepeitscht, geben die Sonnenpferde der Zeit mit unsers Schicksals leichtem Wagen durch, und uns bleibt nichts als, muthig gefaßt, die Zügel festzuhalten und bald rechts, bald links, vom Steine hier, vom Sturze da, die Räder wegzulenken. Wohin es geht, wer weiß es? Erinnert er sich doch kaum, woher er kam!

Sekretär. Herr! Herr!

Egmont. Ich stehe hoch und kann und muß noch höher steigen; ich fühle mir Hoffnung, Muth und Kraft. Noch hab' ich meines Wachsthums Gipfel nicht erreicht; und steh' ich droben einst, so will ich fest, nicht ängstlich stehn. Soll ich fallen, so mag ein Donnerschlag, ein Sturmwind, ja, ein selbst verfehlter Schritt mich abwärts in die Tiefe stürzen; da lieg' ich mit viel Tausenden. Ich habe nie verschmäht, mit meinen guten Kriegsgesellen um kleinen Gewinnst das blutige Loos zu werfen; und sollt' ich knickern, wenn's um den ganzen freien Werth des Lebens geht?

Sekretär. O Herr! Ihr wißt nicht, was für Worte Ihr sprecht! Gott erhalt' Euch!

Egmont. Nimm Deine Papiere zusammen! Oranien kommt. Fertige aus, was am Nothigsten ist, daß die Boten fortkommen, eh die Thore geschlossen werden. Das Andere hat Zeit. Den Brief an den Grafen laß bis morgen! Versäume nicht, Elviren zu besuchen, und grüße sie von mir! — Horche, wie sich die Regentin befindet! Sie soll nicht wohl sein, ob sie's gleich verbirgt.

(Sekretär ab.)

Oranien kommt.*)

Egmont. Willkommen, Oranien! Ihr scheint mir nicht ganz frei.

Oranien. Was sagt Ihr zu unsrer Unterhaltung mit der Regentin?

*) Historisch ist eine Unterredung Wilhelm's von Oranien mit einigen Fürsten und Statthaltern Belgiens zu Willebroek, einem Dorfe zwischen Brüssel und Antwerpen, am 9. April 1567, zu der übrigens der Abgesandte der Regentin an Oranien, Johann Baptist Berti, die Veranlassung gegeben hatte, und über deren Schluß Strada (S. 183) folgendermaßen berichtet: Perunt Bertii, una

Egmont. Ich fand in ihrer Art und aufzunehmen nichts Außerordentliches. Ich habe sie schon öfter so gesehen. Sie schien mir nicht ganz wohl.

Oranien. Merktet Ihr nicht, daß sie zurückhaltender war? Erst wollte sie unser Betragen bei dem neuen Aufruhr des Pöbels gelassen billigen; nachher merkte sie an, was sich doch auch für ein falsches Licht darauf werfen lasse, wich dann mit dem Gespräche zu ihrem alten gewöhnlichen Diskurs, daß man ihre liebevolle, gute Art, ihre Freundschaft zu uns Niederländern nie genug erkannt, zu leicht behandelt habe, daß nichts einen erwünschten Ausgang nehmen wolle, daß sie am Ende wol müde werden, der König sich zu andern Maßregeln entschließen müsse. Habt Ihr das gehört?

Egmont. Nicht Alles; ich dachte unterdessen an was Anders. Sie ist ein Weib, guter Oranien, und die möchten immer gern, daß sich Alles unter ihr sanftes Joch gelassen schmiegte, daß jeder Herkules die Löwenhaut ablegte und ihren Kunkelhof vermehrte, daß, weil sie friedlich gesinnt sind, die Gährung, die ein Volk ergreift, der Sturm, den mächtige Nebenbuhler gegen einander erregen, sich durch ein freundlich Wort beilegen ließe, und die widrigsten Elemente sich zu ihren Füßen in sanfter Eintracht vereinigten. Das ist ihr Fall; und da sie es dahin nicht bringen kann, so hat sie keinen Weg, als launisch zu werden, sich über Undankbarkeit, Unweisheit zu beklagen, mit schrecklichen Aussichten in die Zukunft zu drohen und zu drohen, daß sie fortgehen will.

Oranien. Glaubt Ihr dasmal nicht, daß sie ihre Drohung erfüllt?

Egmont. Nimmermehr! Wie oft habe ich sie schon reisefertig gesehn! Wo will sie denn hin? Hier Statthalterin, Königin; glaubst Du, daß sie es unterhalten wird, am Hofe ihres Bruders unbedeutende Tage abzuhaspeln oder nach Italien zu gehen und sich in alten Familienverhältnissen herumzuschleppen?

Oranien. Man hält sie dieser Entschließung nicht fähig, weil Ihr sie habt zaudern, weil Ihr sie habt zurücktreten sehen; dennoch liegt's wol in ihr; neue Umstände treiben sie zu dem lang' verzögerten Entschluß. Wenn sie ginge, und der König schickte einen Andern?

Egmont. Nun, Der würde kommen und würde eben auch zu thun finden. Mit großen Planen, Projekten und Gedanken würde er kommen, wie er Alles zurechtrücken, unterwerfen und zusammenhalten wolle, und würde heut mit dieser Kleinigkeit, morgen mit einer andern zu thun haben, übermorgen jene Hin-

derniß finden, einen Monat mit Entwürfen, einen andern mit Verdruß über fehlgeschlagene Unternehmen, ein halb Jahr in Sorgen über eine einzige Provinz zubringen. Auch ihm wird die Zeit vergehen, der Kopf schwindeln und die Dinge wie zuvor ihren Gang halten, daß er, statt weite Meere nach einer vorgezogenen Linie zu durchsegeln, Gott danken mag, wenn er sein Schiff in diesem Sturme vom Felsen hält.

Oranien. Wenn man nun aber dem König zu einem Versuch riethe?

Egmont. Der wäre?

Oranien. Zu sehen, was der Rumpf ohne Haupt anfinge.

Egmont. Wie?

Oranien. Egmont, ich trage viele Jahre her alle unsre Verhältnisse am Herzen, ich stehe immer wie über einem Schachspiele und halte keinen Zug des Gegners für unbedeutend; und wie müssige Menschen mit der größten Sorgfalt sich um die Geheimnisse der Natur bekümmern, so halt' ich es für Pflicht, für Beruf eines Fürsten, die Gesinnungen, die Rathschläge aller Parteien zu kennen. Ich habe Ursach, einen Ausbruch zu befürchten. Der König hat lange nach gewissen Grundsätzen gehandelt; er sieht, daß er damit nicht auskommt; was ist wahrscheinlicher, als daß er es auf einem andern Wege versucht?

Egmont. Ich glaub's nicht. Wenn man alt wird und hat so viel versucht, und es will in der Welt nie zur Ordnung kommen, muß man es endlich wol genug haben.

Oranien. Eins hat er noch nicht versucht.

Egmont. Nun?

Oranien. Das Volk zu schonen und die Fürsten zu verderben.

Egmont. Wie Viele haben das schon lange gefürchtet! Es ist keine Sorge.

Oranien. Sonst war's Sorge, nach und nach ist mir's Vermuthung, zuletzt Gewißheit geworden.

Egmont. Und hat der König treuere Diener als uns?

Oranien. Wir dienen ihm auf unsere Art, und unter einander können wir gestehen, daß wir des Königs Rechte und die unsrigen wohl abzuwägen wissen.

Egmont. Wer thut's nicht? Wir sind ihm unterthan und gewärtig in Dem, was ihm zukommt.*)

*) Amtlicher Ausdruck zur Bezeichnung der Lehnspflicht gegen den Lehnsherrn.

Oranien. Wenn er sich nun aber mehr zuschriebe und Treulosigkeit nennte, was wir heißen, auf unsre Rechte halten?

Egmont. Wir werden uns vertheidigen können. Er ruft die Ritter des Vließes zusammen! Wir wollen uns richten lassen.

Oranien. Und was wäre ein Urtheil vor der Untersuchung, eine Strafe vor dem Urtheil?

Egmont. Eine Ungerechtigkeit, der sich Philipp nie schuldig machen wird, und eine Thorheit, die ich ihm und seinen Räthen nicht zutraue.

Oranien. Und wenn sie nun ungerecht und thöricht wären?

Egmont. Nein, Oranien, es ist nicht möglich. Wer sollte wagen, Hand an uns zu legen? — Uns gefangen zu nehmen, wär' ein verlornes und fruchtloses Unternehmen. Nein, sie wagen nicht, das Panier der Tyrannei so hoch aufzustecken. Der Windhauch, der diese Nachricht übers Land brächte, würde ein ungeheures Feuer zusammentreiben. Und wohinaus wollten sie? Richten und verdammen kann nicht der König allein; und wollten sie meuchelmörderisch an unser Leben? — Sie können nicht wollen. Ein schrecklicher Bund würde in einem Augenblick das Volk vereinigen. Haß und ewige Trennung vom spanischen Namen würde sich gewaltsam erklären.

Oranien. Die Flamme wüthete dann über unserm Grabe, und das Blut unsrer Feinde flösse zum leeren Sühnopfer. Laß uns denken, Egmont!

Egmont. Wie sollten sie aber?

Oranien. Alba ist unterwegs.*)

Egmont. Ich glaub's nicht.

Oranien. Ich weiß es.

Egmont. Die Regentin wollte nichts wissen.

Oranien. Um desto mehr bin ich überzeugt. Die Regentin wird ihm Platz machen. Seinen Mordsinn kenn' ich, und ein Heer bringt er mit.

Egmont. Aufs Neue die Provinzen zu belästigen? Das Volk wird höchst schwierig werden.

Oranien. Man wird sich der Häupter versichern.

Egmont. Nein! Nein!

Oranien. Laß uns gehen, Jeder in seine Provinz! Dort wollen wir uns verstärken; mit offner Gewalt fängt er nicht an.

*) Alba war in Wirklichkeit seit Anfang Mai des Jahres 1567 unterwegs; er erkrankte in Mailand, und die Regentin, die erst jetzt von der Absicht des Königs, ihn nach Belgien zu schicken, etwas erfuhr, versuchte vergeblich, ihren Bruder von diesem Schritte abzubringen. Am 22. August rückte Alba in Brüssel ein.

Egmont. Müſſen wir ihn nicht begrüßen, wenn er kommt?

Oranien. Wir zögern.

Egmont. Und wenn er uns im Namen des Königs bei ſeiner Ankunft fordert?

Oranien. Suchen wir Ausflüchte.

Egmont. Und wenn er dringt?

Oranien. Entſchuldigen wir uns.

Egmont. Und wenn er drauf beſteht?

Oranien. Kommen wir um ſo weniger.

Egmont. Und der Krieg iſt erklärt, und wir ſind die Rebellen. Oranien, laß Dich nicht durch Klugheit verführen! Ich weiß, daß Furcht Dich nicht weichen macht. Bedenke den Schritt!

Oranien. Ich hab' ihn bedacht.

Egmont. Bedenke, wenn Du Dich irrſt, woran Du ſchuld biſt — an dem verderblichſten Kriege, der je ein Land verwüſtet hat. Dein Weigern iſt das Signal, das die Provinzen mit einem Male zu den Waffen ruft, das jede Grauſamkeit rechtfertigt, wozu Spanien von jeher nur gern den Vorwand gehaſcht hat. Was wir lange mühſelig geſtillt haben, wirſt Du mit einem Winke zur ſchrecklichſten Verwirrung aufhetzen. Denk an die Städte, die Edeln, das Volk, an die Handlung, den Feldbau, die Gewerbe! Und denke die Verwüſtung, den Mord! — Ruhig ſieht der Soldat wol im Felde ſeinen Kameraden neben ſich hinfallen; aber den Fluß herunter werden Dir die Leichen der Bürger, der Kinder, der Jungfrauen entgegenſchwimmen, daß Du mit Entſetzen daſtehſt und nicht mehr weißt, weſſen Sache Du vertheidigſt, da Die zu Grunde gehen, für deren Freiheit Du die Waffen ergreifſt. Und wie wird Dir's ſein, wenn Du Dir ſtill ſagen mußt: für meine Sicherheit ergriff ich ſie!

Oranien. Wir ſind nicht einzelne Menſchen, Egmont. Ziemt es ſich, uns für Tauſende hinzugeben, ſo ziemt es ſich auch, uns für Tauſende zu ſchonen.

Egmont. Wer ſich ſchont, muß ſich ſelbſt verdächtig werden.

Oranien. Wer ſich kennt, kann ſicher vor- und rückwärts gehen.

Egmont. Das Uebel, das Du fürchteſt, wird gewiß durch Deine That.

Oranien. Es iſt klug und kühn, dem unvermeidlichen Uebel entgegenzugehen.

Egmont. Bei ſo großer Gefahr kommt die leichteſte Hoffnung in Anſchlag.

Oranien. Wir haben nicht für den leisesten Fußtritt Platz mehr; der Abgrund liegt hart vor uns.

Egmont. Ist des Königs Gunst ein so schmaler Grund?

Oranien. So schmal nicht, aber schlüpfrig.

Egmont. Bei Gott, man thut ihm Unrecht. Ich mag nicht leiden, daß man unwürdig von ihm denkt. Er ist Karl's Sohn, und keiner Niedrigkeit fähig.

Oranien. Die Könige thun nichts Niedriges.

Egmont. Man sollte ihn kennen lernen.

Oranien. Eben diese Kenntniß räth uns, eine gefährliche Probe nicht abzuwarten.

Egmont. Keine Probe ist gefährlich, zu der man Muth hat.

Oranien. Du wirst aufgebracht, Egmont.

Egmont. Ich muß mit meinen Augen sehen.

Oranien. O, sähst Du diesmal nur mit den meinigen! Freund, weil Du sie offen hast, glaubst Du, Du siehst. Ich gehe! Warte Du Alba's Ankunft ab, und Gott sei bei Dir! Vielleicht rettet Dich mein Weigern. Vielleicht, daß der Drache nichts zu fangen glaubt, wenn er uns nicht Beide auf einmal verschlingt. Vielleicht zögert er, um seinen Anschlag sicherer auszuführen, und vielleicht siehest Du indeß die Sache in ihrer wahren Gestalt. Aber dann schnell, schnell! Rette, rette Dich! — Leb wohl! — Laß Deiner Aufmerksamkeit nichts entgehen — wie viel Mannschaft er mitbringt, wie er die Stadt besetzt, was für Macht die Regentin behält, wie Deine Freunde gefaßt sind. Gieb mir Nachricht — — — Egmont —

Egmont. Was willst Du?

Oranien (ihn bei der Hand fassend). Laß Dich überreden! Geh mit!

Egmont. Wie? Thränen, Oranien?

Oranien. Einen Verlornen zu beweinen, ist auch männlich.

Egmont. Du wähnst mich verloren?

Oranien. Du bist's. Bedenke! Dir bleibt nur eine kurze Frist. Leb wohl! (Ab.)

Egmont (allein). Daß andrer Menschen Gedanken solchen Einfluß auf uns haben! Mir wär' es nie eingekommen; und dieser Mann trägt seine Sorglichkeit in mich herüber. — Weg! — Das ist ein fremder Tropfen in meinem Blute. Gute Natur, wirf ihn wieder heraus! Und von meiner Stirne die sinnenden Runzeln wegzubaden, giebt es ja wol noch ein freundlich Mittel.

Dritter Aufzug.

Palaſt der Regentin.

Margarete von Parma.

Regentin. Ich hätte mir's vermuthen ſollen. Ha! Wenn man in Mühe und Arbeit vor ſich hinlebt, denkt man immer, man thue das Möglichſte, und Der von Weitem ſieht und befiehlt, glaubt, er verlange nur das Mögliche. — O die Könige! — Ich hätte nicht geglaubt, daß es mich ſo verdrießen könnte. Es iſt ſo ſchön, zu herrſchen! — Und abzudanken? — Ich weiß nicht, wie mein Vater es konnte; aber ich will es auch.

Machiavell erſcheint im Grunde.

Regentin. Tretet näher, Machiavell! Ich denke hier über den Brief meines Bruders.

Machiavell. Ich darf wiſſen, was er enthält?

Regentin. So viel zärtliche Aufmerkſamkeit für mich als Sorgfalt für ſeine Staaten. Er rühmt die Standhaftigkeit, den Fleiß und die Treue, womit ich bisher für die Rechte ſeiner Majeſtät in dieſen Landen gewacht habe. Er bedauert mich, daß mir das unbändige Volk ſo viel zu ſchaffen mache. Er iſt von der Tiefe meiner Einſichten ſo vollkommen überzeugt, mit der Klugheit meines Betragens ſo außerordentlich zufrieden, daß ich faſt ſagen muß, der Brief iſt für einen König zu ſchön geſchrieben, für einen Bruder gewiß.

Machiavell. Es iſt nicht das erſte Mal, daß er Euch ſeine gerechte Zufriedenheit bezeigt.

Regentin. Aber das erſte Mal, daß es redneriſche Figur iſt.

Machiavell. Ich verſteh' Euch nicht.

Regentin. Ihr werdet. — Denn er meint nach dieſem Eingange, ohne Mannſchaft, ohne eine kleine Armee werde ich immer hier eine üble Figur ſpielen. Wir hätten, ſagt er, unrecht gethan, auf die Klagen der Einwohner unſre Soldaten aus den Provinzen zu ziehen. Eine Beſatzung, meint er, die dem Bürger auf dem Nacken laſtet, verbiete ihm durch ihre Schwere, große Sprünge zu machen.

Machiavell. Es würde die Gemüther äußerſt aufbringen.

Regentin. Der König meint aber, — hörſt Du? — er meint, daß ein tüchtiger General, ſo einer, der gar keine Raiſon annimmt,

gar bald mit Volk und Adel, Bürgern und Bauern fertig werden könne — und schickt deswegen mit einem starken Heere — den Herzog von Alba.

Machiavell. Alba?

Regentin. Du wunderst Dich?

Machiavell. Ihr sagt, er schickt. Er fragt wol, ob er schicken soll?

Regentin. Der König fragt nicht, er schickt.

Machiavell. So werdet Ihr einen erfahrnen Krieger in Euren Diensten haben.

Regentin. In meinen Diensten? Rede gerad heraus, Machiavell!

Machiavell. Ich möcht' Euch nicht vorgreifen.

Regentin. Und ich möchte mich verstellen. Es ist mir empfindlich, sehr empfindlich. Ich wollte lieber, mein Bruder sagte, wie er's denkt, als daß er förmliche Episteln unterschreibt, die ein Staatssekretär aufsetzt.

Machiavell. Sollte man nicht einsehen —?

Regentin. Und ich kenne sie inwendig und auswendig. Sie möchten's gern gesäubert und gekehrt haben; und weil sie selbst nicht zugreifen, so findet ein Jeder Vertrauen, der mit dem Besen in der Hand kommt. O, mir ist's, als wenn ich den König und sein Conseil auf dieser Tapete gewirkt sähe.

Machiavell. So lebhaft?

Regentin. Es fehlt kein Zug. Es sind gute Menschen drunter. Der ehrliche Rodrich,*) der so erfahren und mäßig ist, nicht zu hoch will und doch nichts fallen läßt, der gerade Alonzo, der fleißige Freneda, der feste Las Vargas und noch Einige, die mitgehen, wenn die gute Partei mächtig wird. Da sitzt aber der beredsame Toledaner mit der ehrnen Stirne und dem tiefen Feuerblick, murmelt zwischen den Zähnen von Weibergüte, unzeitigem Nachgeben, und daß Frauen wol von zuzureitenden Pferden sich tragen lassen, selbst aber schlechte Stallmeister sind, und solche Späße, die ich ehemals von den politischen Herren habe mit durchhören müssen.

Machiavell. Ihr habt zu dem Gemälde einen guten Farbentopf gewählt.

*) Vgl. für diese ganze Schilderung Strada, S. 192 ff. Manche Räte des Königs, die dort genannt werden, läßt Goethe unerwähnt, dagegen sind die Namen Alonzo und Las Vargas willkürlich hinzugefügt, wie denn ein ängstlichstes Wiedergeben historischen Details ganz außer seiner Absicht lag. So wählte er die Namen des Rodrich Gomez de Silva, Fürsten von Eboli, um mit ihnen zwei Nebenpersonen Gomez und Silva zu bezeichnen.

Regentin. Gestebt nur, Machiavell: In meiner ganzen Schattirung, aus der ich allenfalls malen könnte, ist kein Ton so gelbbraun, gallenschwarz wie Alba's Gesichtsfarbe und als die Farbe, aus der er malt. Jeder ist bei ihm gleich ein Gotteslästerer, ein Majestätsschänder; denn aus diesem Kapitel kann man sie Alle sogleich rädern, pfählen, viertheilen und verbrennen. — Das Gute, was ich hier gethan habe, sieht gewiß in der Ferne wie nichts aus, eben weil's gut ist. — Da hängt er sich an jeden Muthwillen, der vorbei ist, erinnert an jede Unruhe, die gestillt ist, und es wird dem Könige vor den Augen so voll Meuterei, Aufruhr und Tollkühnheit, daß er sich vorstellt, sie fraßen sich hier einander auf, wenn eine flüchtig vorübergehende Ungezogenheit eines rohen Volks bei uns lange vergessen ist. Da faßt er einen recht herzlichen Haß auf die armen Leute; sie kommen ihm abscheulich, ja, wie Thiere und Ungeheuer vor; er sieht sich nach Feuer und Schwert um und wähnt, so bändige man Menschen.

Machiavell. Ihr scheint mir zu heftig, Ihr nehmt die Sache zu hoch. Bleibt Ihr nicht Regentin?

Regentin. Das kenn' ich. Er wird eine Instruktion bringen. — Ich bin in Staatsgeschäften alt genug geworden, um zu wissen, wie man Einen verdrängt, ohne ihm seine Bestallung zu nehmen. — Erst wird er eine Instruktion bringen, die wird unbestimmt und schief sein; er wird um sich greifen, denn er hat die Gewalt; und wenn ich mich beklage, wird er eine geheime Instruktion vorschützen; wenn ich sie sehen will, wird er mich herumziehen; wenn ich drauf bestehe, wird er mir ein Papier zeigen, das ganz was Anders enthält, und wenn ich mich da nicht beruhige, gar nicht mehr thun, als wenn ich redete. — Indeß wird er, was ich fürchte, gethan, und was ich wünsche, weit abwärts gelenkt haben.

Machiavell. Ich wollt', ich könnt' Euch widersprechen.

Regentin. Was ich mit unsäglicher Geduld beruhigte, wird er durch Härte und Grausamkeiten wieder aufhetzen; ich werde vor meinen Augen mein Werk verloren sehen und überdies noch seine Schuld zu tragen haben.

Machiavell. Erwarten's Eure Hoheit!

Regentin. So viel Gewalt hab' ich über mich, um stille zu sein. Laß ihn kommen! Ich werde ihm mit der besten Art Platz machen, eh er mich verdrängt.

Machiavell. So rasch diesen wichtigen Schritt?

Regentin. Schwerer, als Du denkst. Wer zu herrschen gewohnt ist, wer's hergebracht hat, daß jeden Tag das Schicksal von Tausenden in seiner Hand liegt, steigt vom Throne wie ins

Grab. Aber beſſer ſo, als einem Geſpenſte gleich unter den Lebenden bleiben und mit hohlem Anſehn einen Platz behaupten wollen, den ihm ein Anderer abgeerbt hat und nun beſitzt und genießt.

Klärchens Wohnung.

Klärchen. Mutter.

Mutter. So eine Liebe wie Brackenburg's hab' ich nie geſehen; ich glaubte, ſie ſei nur in Heldengeſchichten.

Klärchen (geht in der Stube auf und ab, ein Lied zwiſchen den Lippen ſummend).

Glücklich allein
Iſt die Seele, die liebt.

Mutter. Er vermuthet Deinen Umgang mit Egmont; und ich glaube, wenn Du ihm ein Wenig freundlich thäteſt, wenn Du wollteſt, er heirathete Dich noch.

Klärchen (ſingt).

Freudvoll
Und leidvoll,
Gedankenvoll ſein;
Langen*)
Und bangen
In ſchwebender Pein;
Himmelhoch jauchzend,
Zum Tode betrübt,
Glücklich allein
Iſt die Seele, die liebt.

Mutter. Laß das Hopopopeyo!

Klärchen. Scheltet mir's nicht! Es iſt ein kräftig Lied. Hab' ich doch ſchon manchmal ein großes Kind damit ſchlafen gewiegt.

Mutter. Du haſt doch nichts im Kopfe als Deine Liebe. Vergäßeſt Du nur nicht Alles über das Eine! Den Brackenburg ſollteſt Du in Ehren halten, ſag' ich Dir. Er kann Dich noch einmal glücklich machen.

Klärchen. Er?

Mutter. O ja! Es kommt eine Zeit! — Ihr Kinder ſeht nichts voraus und überhorcht unſre Erfahrungen. Die Jugend und die ſchöne Liebe, Alles hat ſein Ende; und es kommt eine Zeit, wo man Gott dankt, wenn man irgendwo unterkriechen kann.

*) Veraltetes Stammwort von „verlangen".

Klärchen (schaudert, schweigt und fährt auf). Mutter, laßt die Zeit kommen wie den Tod! Daran vorzudenken ist schreckhaft! — Und wenn er kommt! Wenn wir müssen — dann — wollen wir uns geberden, wie wir können — Egmont, ich Dich entbehren! — (In Thränen.) Nein, es ist nicht möglich, nicht möglich.

Egmont (in einem Reitermantel, den Hut ins Gesicht gedrückt). Klärchen!

Klärchen (thut einen Schrei, fährt zurück). Egmont! (Sie eilt auf ihn zu.) Egmont! (Sie umarmt ihn und ruht an ihm.) O Du Guter, Lieber, Süßer! Kommst Du? Bist Du da?

Egmont. Guten Abend, Mutter!

Mutter. Gott grüß' Euch, edler Herr! Meine Kleine ist fast vergangen, daß Ihr so lang' ausbleibt; sie hat wieder den ganzen Tag von Euch geredet und gesungen.

Egmont. Ihr gebt mir doch ein Nachtessen?

Mutter. Zu viel Gnade. Wenn wir nur etwas hätten!

Klärchen. Freilich! Seid nur ruhig, Mutter! Ich habe schon Alles darauf eingerichtet, ich habe etwas zubereitet. Verrathet mich nicht, Mutter!

Mutter. Schmal genug.

Klärchen. Wartet nur! Und dann denk' ich: wenn er bei mir ist, hab' ich gar keinen Hunger; da sollte er auch keinen großen Appetit haben, wenn ich bei ihm bin.

Egmont. Meinst Du?

Klärchen (stampft mit dem Fuße und kehrt sich unwillig um).

Egmont. Wie ist Dir?

Klärchen. Wie seid Ihr heute so kalt! Ihr habt mir noch keinen Kuß angeboten. Warum habt Ihr die Arme in den Mantel gewickelt wie ein Wochenkind? Ziemt keinem Soldaten noch Liebhaber, die Arme eingewickelt zu haben.

Egmont. Zu Zeiten, Liebchen, zu Zeiten. Wenn der Soldat auf der Lauer steht und dem Feinde etwas ablisten möchte, da nimmt er sich zusammen, faßt sich selbst in seine Arme und faut seinen Anschlag reif. Und ein Liebhaber —

Mutter. Wollt Ihr Euch nicht setzen, es Euch nicht bequem machen? Ich muß in die Küche; Klärchen denkt an nichts, wenn Ihr da seid. Ihr müßt fürlieb nehmen.

Egmont. Euer guter Wille ist die beste Würze.

(Mutter ab.)

Klärchen. Und was wäre denn meine Liebe?

Egmont. So viel Du willst.

Klärchen. Vergleicht sie, wenn Ihr das Herz habt!

Egmont. Zuvörderst also. (Er wirft den Mantel ab und steht in einem prächtigen Kleide da.)

Klärchen. O je!

Egmont. Nun hab' ich die Arme frei. (Er breyt sie.)

Klärchen. Laßt! Ihr verderbt Euch. (Sie tritt zurück.) Wie prächtig! Da darf ich Euch nicht anrühren.

Egmont. Bist Du zufrieden? Ich versprach Dir, einmal spanisch zu kommen.

Klärchen. Ich bat Euch zeither nicht mehr drum; ich dachte, Ihr wolltet nicht. — Ach, und das goldne Vließ!

Egmont. Da siehst Du's nun.

Klärchen. Das hat Dir der Kaiser umgehängt?

Egmont. Ja, Kind! Und Kette und Zeichen geben Dem, der sie trägt, die edelsten Freiheiten. Ich erkenne auf Erden keinen Richter über meine Handlungen als den Großmeister des Ordens mit dem versammelten Kapitel der Ritter.

Klärchen. O, Du dürftest die ganze Welt über Dich richten lassen. — Der Sammet ist gar zu herrlich, und die Passement-Arbeit, und das Gestickte! — Man weiß nicht, wo man anfangen soll.

Egmont. Sieh Dich nur satt!

Klärchen. Und das goldne Vließ! Ihr erzähltet mir die Geschichte und sagtet, es sei ein Zeichen alles Großen und Kostbaren, was man mit Müh und Fleiß verdient und erwirbt. Es ist sehr kostbar — Ich kann's Deiner Liebe vergleichen. — Ich trage sie ebenso am Herzen — und hernach —

Egmont. Was willst Du sagen?

Klärchen. Hernach vergleicht sich's auch wieder nicht.

Egmont. Wie so?

Klärchen. Ich habe sie nicht mit Müh und Fleiß erworben, nicht verdient.

Egmont. In der Liebe ist es anders. Du verdienst sie, weil Du Dich nicht darum bewirbst — und die Leute erhalten sie auch meist allen, die nicht darnach jagen.

Klärchen. Hast Du das von Dir abgenommen? Hast Du diese steife Anmerkung über Dich selbst gemacht? Du, den alles Volk liebt?

Egmont. Hätt' ich nur etwas für sie gethan! Könnt' ich etwas für sie thun! Es ist ihr guter Wille, mich zu lieben.

Klärchen. Du warst gewiß heute bei der Regentin?

Egmont. Ich war bei ihr.

Klärchen. Bist Du gut mit ihr?

Egmont. Es sieht einmal so aus. Wir sind einander freundlich und dienstlich.

Klärchen. Und im Herzen?

Egmont. Will ich ihr wohl. Jedes hat seine eignen Absichten. Das thut nichts zur Sache. Sie ist eine treffliche Frau, kennt ihre Leute und sähe tief genug, wenn sie auch nicht argwöhnisch wäre. Ich mache ihr viel zu schaffen, weil sie hinter meinem Betragen immer Geheimnisse sucht und ich keine habe.

Klärchen. So gar keine?

Egmont. Eh nun, einen kleinen Hinterhalt. Jeder Wein setzt Weinstein in den Fässern an mit der Zeit. Oranien ist doch noch eine bessere Unterhaltung für sie und eine immer neue Aufgabe. Er hat sich in den Kredit gesetzt, daß er immer etwas Geheimes vorhabe; und nun sieht sie immer nach seiner Stirne, was er wol denken, auf seine Schritte, wohin er sie wol richten möchte.

Klärchen. Verstellt sie sich?

Egmont. Regentin, und Du fragst?

Klärchen. Verzeiht, ich wollte fragen: Ist sie falsch?

Egmont. Nicht mehr und nicht weniger als Jeder, der seine Absichten erreichen will.

Klärchen. Ich könnte mich in die Welt nicht finden. Sie hat aber auch einen männlichen Geist, sie ist ein ander Weib als wir Nähterinnen und Köchinnen. Sie ist groß, herzhaft, entschlossen.

Egmont. Ja, wenn's nicht gar zu bunt geht. Diesmal ist sie doch ein Wenig aus der Fassung.

Klärchen. Wie so?

Egmont. Sie hat auch ein Bärtchen auf der Oberlippe,*) und manchmal einen Anfall von Podagra. Eine rechte Amajone!

Klärchen. Eine majestätische Frau! Ich scheute mich, vor sie zu treten.

Egmont. Du bist doch sonst nicht zaghaft. — Es wäre auch nicht Furcht, nur jungfräuliche Scham.

Klärchen (schlägt die Augen nieder, nimmt seine Hand und lehnt sich an ihn).

Egmont. Ich verstehe Dich! Liebes Mädchen! Du darfst die Augen aufschlagen. (Er küßt ihre Augen.)

Klärchen. Laß mich schweigen! Laß mich Dich halten!

*) Vgl. Strabo, C. 29. Nec decorat aliqua mento superiorique labello barbula. — Immo, quod raro in mulieres non nisi praevalidas cadit, podagrâ identidem laborabat.

Laß mich Dir in die Augen sehen, Alles dein finden, Trost und Hoffnung und Freude und Kummer! (Sie umarmt ihn und sieht ihn an.) Sag mir! Sage! Ich begreife nicht! Bist Du Egmont, der Graf Egmont, der große Egmont, der so viel Aufsehn macht, von dem in den Zeitungen steht, an dem die Provinzen hängen?

Egmont. Nein, Klärchen, das bin ich nicht.

Klärchen. Wie?

Egmont. Siehst Du, Klärchen! — Laß mich sitzen! — (Er setzt sich, sie kniet vor ihn auf einen Schemel, legt ihre Arme auf seinen Schooß und sieht ihn an.) Jener Egmont ist ein verdrießlicher, steifer, kalter Egmont, der an sich halten, bald dieses, bald jenes Gesicht machen muß, geplagt, verkannt, verwickelt ist, wenn ihn die Leute für froh und fröhlich halten, geliebt von einem Volke, das nicht weiß, was es will, geehrt und in die Höhe getragen von einer Menge, mit der nichts anzufangen ist, umgeben von Freunden, denen er sich nicht überlassen darf, beobachtet von Menschen, die ihm auf alle Weise beikommen möchten, arbeitend und sich bemühend, oft ohne Zweck, meist ohne Lohn — O laß mich schweigen, wie es dem ergeht, wie es dem zu Muthe ist! Aber dieser, Klärchen, der ist ruhig, offen, glücklich, geliebt und gekannt von dem besten Herzen, das auch er ganz kennt und mit voller Liebe und Zutrauen an das seine drückt. (Er umarmt sie.) Das ist Dein Egmont!

Klärchen. So laß mich sterben! Die Welt hat keine Freuden auf diese!

Vierter Aufzug.

Straße.

Jetter. Zimmermeister.

Jetter. He! Pst! He, Nachbar, ein Wort!

Zimmermeister. Geh Deines Pfads und sei ruhig!

Jetter. Nur ein Wort. Nichts Neues?

Zimmermeister. Nichts, als daß uns von Neuem zu reden verboten ist.

Jetter. Wie?

Zimmermeister. Tretet hier ans Haus an! Hütet Euch! Der Herzog von Alba hat gleich bei seiner Ankunft einen Befehl ausgehen lassen, dadurch Zwei oder Drei, die auf der Straße zu-

ſammen ſprechen, des Hochverraths ohne Unterſuchung ſchuldig erklärt ſind.

Jetter. O weh!

Zimmermeiſter. Bei ewiger Gefangenſchaft iſt verboten, von Staatsſachen zu reden.

Jetter. O unſre Freiheit!

Zimmermeiſter. Und bei Todesſtrafe ſoll Niemand die Handlungen der Regierung mißbilligen.

Jetter. O unſre Köpfe!

Zimmermeiſter. Und mit großem Verſprechen werden Väter, Mütter, Kinder, Verwandte, Freunde, Dienſtboten eingeladen, was in dem Innerſten des Hauſes vorgeht, bei dem beſonders niedergeſetzten Gerichte zu offenbaren.

Jetter. Gehn wir nach Hauſe!

Zimmermeiſter. Und den Folgſamen iſt verſprochen, daß ſie weder an Leibe, noch Ehre, noch Vermögen einige Kränkung erdulden ſollen.

Jetter. Wie gnädig! War mir's doch gleich weh, wie der Herzog in die Stadt kam. Seit der Zeit iſt mir's, als wäre der Himmel mit einem ſchwarzen Flor überzogen und hinge ſo tief herunter, daß man ſich bücken müſſe, um nicht dran zu ſtoßen.

Zimmermeiſter. Und wie haben Dir ſeine Soldaten gefallen? Gelt! Das iſt eine andre Art von Krebſen, als wir ſie ſonſt gewohnt waren.

Jetter. Pfui! Es ſchnürt Einem das Herz ein, wenn man ſo einen Haufen die Gaſſen hinab marſchiren ſieht. Kerzengerad, mit unverwandtem Blick, ein Tritt, ſo viel ihrer ſind. Und wenn ſie auf der Schildwache ſtehen, und Du gehſt an Einem vorbei, iſt's, als wenn er Dich durch und durch ſehen wollte, und ſieht ſo ſteif und mürriſch aus, daß Du auf allen Ecken einen Zuchtmeiſter zu ſehen glaubſt. Sie thun mir gar nicht wohl. Unſre Miliz war doch noch ein luſtig Volk; ſie nahmen ſich was heraus, ſtanden mit ausgegrätſchten Beinen da, hatten den Hut überm Ohr, lebten und ließen leben; dieſe Kerle aber ſind wie Maſchinen, in denen ein Teufel ſitzt.

Zimmermeiſter. Wenn ſo Einer ruft: „Halt!" und anſchlägt, meinſt Du, man hielte?

Jetter. Ich wäre gleich des Todes.

Zimmermeiſter. Gehn wir nach Hauſe!

Jetter. Es wird nicht gut. Adieu!

Soest tritt dazu.

Soeſt. Freunde! Genoſſen!

Zimmermeister. Still! Laßt uns gehen.

Soest. Wißt Ihr?

Jetter. Nur zu viel!

Soest. Die Regentin ist weg.*)

Jetter. Nun gnad'**) uns Gott!

Zimmermeister. Die hielt uns noch.

Soest. Auf einmal und in der Stille. Sie konnte sich mit dem Herzog nicht vertragen; sie ließ dem Adel melden, sie komme wieder. Niemand glaubt's.

Zimmermeister. Gott verzeih's dem Adel, daß er uns diese neue Geißel über den Hals gelassen hat. Sie hätten es abwenden können. Unsre Privilegien sind hin.

Jetter. Um Gottes willen nichts von Privilegien! Ich wittre den Geruch von einem Exekutionsmorgen; die Sonne will nicht hervor, die Nebel stinken.

Soest. Oranien ist auch weg.

Zimmermeister. So sind wir denn ganz verlassen!

Soest. Graf Egmont ist noch da.

Jetter. Gott sei Dank! Stärken ihn alle Heiligen, daß er sein Bestes thut! Der ist allein was vermögend.

Vansen tritt auf.

Vansen. Find' ich endlich ein Paar, die noch nicht untergekrochen sind?

Jetter. Thut uns den Gefallen und geht fürbaß!

Vansen. Ihr seid nicht höflich.

Zimmermeister. Es ist gar keine Zeit zu Komplimenten. Sucht Euch der Buckel wieder? Seid Ihr schon durchgeheilt?

Vansen. Fragt einen Soldaten nach seinen Wunden! Wenn ich auf Schläge was gegeben hätte, wäre sein Tage nichts aus mir geworden.

Jetter. Es kann ernstlicher werden.

Vansen. Ihr spürt von dem Gewitter, das aufsteigt, eine erbärmliche Mattigkeit in den Gliedern, scheint's.

Zimmermeister. Deine Glieder werden sich bald wo anders eine Motion machen, wenn Du nicht ruhst.

Vansen. Armselige Mäuse, die gleich verzweifeln, wenn der

*) In Wirklichkeit verließ die Regentin erst im Februar 1568, also ein halbes Jahr nach Egmont's Gefangennehmung, Belgien.

**) Veraltetes Verbum, dessen gegenwärtiger Gebrauch sich auf die vorliegende Verbindung zu beschränken scheint. Auch in den „Wahlverwandtschaften" (2. Theil, 4. Kapitel) kommt vor: „Dann gnade ihnen Gott."

Hausherr eine neue Katze anſchafft! Nur ein Bißchen anders; aber wir treiben unſer Weſen vor wie nach; ſeid nur ruhig!

Zimmermeiſter. Du biſt ein verwegner Taugenichts.

Vanſen. Gevatter Tropf! Laß Du den Herzog nur gewähren! Der alte Kater ſieht aus, als wenn er Teufel ſtatt Mäuſe gefreſſen hätte und könnte ſie nun nicht verdauen. Laßt ihn nur erſt! Er muß auch eſſen, trinken, ſchlafen wie andere Menſchen. Es iſt mir nicht bange, wenn wir unſere Zeit recht nehmen. Im Anfange geht's raſch; nachher wird er auch finden, daß in der Speiſekammer unter den Speckſeiten beſſer leben iſt und des Nachts zu ruhen, als auf dem Fruchtboden einzelne Mäuschen zu erliſten. Geht nur, ich kenne die Statthalter.

Zimmermeiſter. Was ſo einem Menſchen Alles durchgeht! Wenn ich in meinem Leben ſo etwas geſagt hätte, hielt' ich mich keine Minute für ſicher.

Vanſen. Seid nur ruhig! Gott im Himmel erfährt nichts von Euch Würmern, geſchweige der Regent.

Jetter. Läſtermaul!

Vanſen. Ich weiß Andere, denen es beſſer wäre, ſie hätten ſtatt ihres Heldenmuths eine Schneiderader im Leibe.

Zimmermeiſter. Was wollt Ihr damit ſagen?

Vanſen. Hm, den Grafen mein' ich.

Jetter. Egmont! Was ſoll Der fürchten?

Vanſen. Ich bin ein armer Teufel und könnte ein ganzes Jahr leben von Dem, was er in einem Abende verliert. Und doch könnt' er mir ſein Einkommen eines ganzen Jahres geben, wenn er meinen Kopf auf eine Viertelſtunde hätte.

Jetter. Du denkſt Dich was Rechts. Egmont's Haare ſind geſcheiter als Dein Hirn.

Vanſen. Red't Ihr! Aber nicht feiner. Die Herren betriegen ſich am Erſten. Er ſollte nicht trauen.

Jetter. Was er ſchwätzt! So ein Herr!

Vanſen. Eben weil er kein Schneider iſt.

Jetter. Ungewaſchen Maul!

Vanſen. Dem wollt' ich Eure Kourage nur eine Stunde in die Glieder wünſchen, daß ſie ihm da Unruh machte und ihn ſo lange neckte und ſuchte, bis er aus der Stadt müßte.

Jetter. Ihr redet recht unverſtändig; er iſt ſo ſicher wie der Stern am Himmel.

Vanſen. Haſt Du nie einen ſich ſchneuzen geſehn? Weg war er!

Zimmermeiſter. Wer will ihm denn was thun?

Dansen. Wer will? Willst Du's etwa hindern? Willst Du einen Aufruhr erregen, wenn sie ihn gefangen nehmen?

Jetter. Ah!

Dansen. Wollt Ihr Eure Rippen für ihn wagen?

Soest. Eh!

Dansen (sie nachäffend). Ih! Oh! Uh! Verwundert Euch durchs ganze Alphabet! So ist's und bleibt's! Gott bewahre Euch!

Jetter. Ich erschrecke über Eure Unverschämtheit. So ein edler, rechtschaffener Mann sollte was zu befürchten haben?

Dansen. Der Schelm sitzt überall im Vortheil. Auf dem Armensünderstühlchen hat er den Richter zum Narren; auf dem Richterstuhl macht er den Inquisiten mit Lust zum Verbrecher. Ich habe so ein Protokoll abzuschreiben gehabt, wo der Kommissarius schwer Lob und Geld vom Hofe erhielt, weil er einen ehrlichen Teufel, an den man wollte, zum Schelmen verhört hatte.

Zimmermeister. Das ist wieder frisch gelogen. Was wollen sie denn heraus verhören, wenn Einer unschuldig ist?

Dansen. O Spatzenkopf!*) Wo nichts heraus zu verhören ist, da verhört man hinein. Ehrlichkeit macht unbesonnen, auch wol trotzig. Da fragt man erst recht sachte weg, und der Gefangne ist stolz auf seine Unschuld, wie sie's heißen, und sagt Alles geradezu, was ein Verständiger verbärge. Dann macht der Inquisitor aus den Antworten wieder Fragen und paßt ja auf, wo irgend ein Widerspröchelchen erscheinen will; da knüpft er seinen Strick an; und läßt sich der dumme Teufel betreten, daß er hier etwas zu viel, dort etwas zu wenig gesagt, oder wol gar aus Gott weiß was für einer Grille einen Umstand verschwiegen hat, auch wol irgend an einem Ende sich hat schrecken lassen, dann sind wir auf dem rechten Weg! Und ich versichre Euch, mit mehr Sorgfalt suchen die Bettelweiber nicht die Lumpen aus dem Kehricht, als so ein Schelmenfabrikant aus kleinen, schiefen, verschobenen, verrückten, verdrückten, geschlossenen, bekannten, geleugneten Anzeigen und Umständen sich endlich einen strohblumenen Vogelscheu zusammenkünstelt, um wenigstens seinen Inquisiten in effigie hängen zu können. Und Gott mag der arme Teufel danken, wenn er sich noch kann hängen sehen.

Jetter. Der hat eine geläufige Zunge.

Zimmermeister. Mit Fliegen mag das angehen. Die Wespen lachen Eures Gespinnstes.

Dansen. Nach dem die Spinnen sind. Seht, der lange

*) Wie es scheint, eine freie Wortbildung von Goethe.

Herzog hat Euch so ein rein Ansehn von einer Kreuzspinne, nicht einer dickbäuchigen, die sind weniger schlimm, aber so einer langfüßigen, schmalleibigen, die vom Fraße nicht feist wird und recht dünne Fäden webt, aber desto zähere.

Jetter. Egmont ist Ritter des goldnen Vließes; wer darf Hand an ihn legen? Nur von seines Gleichen kann er gerichtet werden, nur vom gesammten Orden. Dein loses Maul, Dein böses Gewissen verführen Dich zu solchem Geschwätz.

Vansen. Will ich ihm darum übel? Mir kann's recht sein. Es ist ein trefflicher Herr. Ein paar meiner guten Freunde, die anderwärts schon wären gehangen worden, hat er mit einem Budel voll Schläge verabschiedet. Nun geht! Geht! Ich rath' es Euch selbst. Dort seh' ich wieder eine Runde antreten; die sehen nicht aus, als wenn sie so bald Brüderschaft mit uns trinken würden. Wir wollen's abwarten und nur sachte zusehen. Ich hab' ein paar Nichten und einen Gevatter Schenkwirth; wenn sie von denen gekostet haben und werden dann nicht zahm, so sind sie ausgezeichte Weise.

Der Aulenburgische Palast.*)

Wohnung des Herzogs von Alba.

Silva und Gomez begegnen einander.

Silva. Hast Du die Befehle des Herzogs ausgerichtet?

Gomez. Pünktlich. Alle tägliche Runden sind beordert, zur bestimmten Zeit an verschiedenen Plätzen einzutreffen, die ich ihnen bezeichnet habe; sie gehen indeß wie gewöhnlich durch die Stadt, um Ordnung zu erhalten. Keiner weiß von dem Andern; Jeder glaubt, der Befehl gehe ihn allein an, und in einem Augenblick kann alsdann der Kordon gezogen, und alle Zugänge zum Palast können besetzt sein. Weißt Du die Ursache dieses Befehls?

Silva. Ich bin gewohnt, blindlings zu gehorchen. Und wem gehorcht sich's leichter als dem Herzoge, da bald der Ausgang beweist, daß er recht befohlen hat?

Gomez. Gut! Gut! Auch scheint es mir kein Wunder, daß Du so verschlossen und einsilbig wirst wie er, da Du immer um ihn sein mußt. Mir kommt es fremd vor, da ich den leichteren italienischen Dienst gewohnt bin. An Treue und Gehorsam bin ich der Alte; aber ich habe mir das Schwätzen und Raisonniren angewöhnt. Ihr schweigt Alle und laßt es Euch nie wohl sein.

*) Höchster Aufenthaltsort Alba's.

Der Herzog gleicht mir einem ehrnen Thurm ohne Pforte, wenn die Besatzung Flügel hätte. Neulich hört' ich ihn bei Tafel von einem frohen, freundlichen Menschen sagen, er sei wie eine schlechte Schenke mit einem ausgesteckten Branntwein-Zeichen, um Müßiggänger, Bettler und Diebe hereinzulocken.

Silva. Und hat er uns nicht schweigend hierher geführt?

Gomez. Dagegen ist nichts zu sagen. Gewiß! Wer Zeuge seiner Klugheit war, wie er die Armee aus Italien hierher brachte, der hat etwas gesehen. Wie er sich durch Freund und Feind, durch die Franzosen, Königlichen und Ketzer, durch die Schweizer und Verbündnen gleichsam durchschmiegte, die strengste Mannszucht hielt und einen Zug, den man so gefährlich achtete, leicht und ohne Anstoß zu leiten wußte! — Wir haben was gesehen, was lernen können.

Silva. Auch hier! Ist nicht Alles still und ruhig, als wenn kein Aufstand gewesen wäre?

Gomez. Nun, es war auch schon meist still, als wir herkamen.

Silva. In den Provinzen ist es viel ruhiger geworden; und wenn sich noch Einer bewegt, so ist es, um zu entfliehen. Aber auch Diesem wird er die Wege bald versperren, denk' ich.

Gomez. Nun wird er erst die Gunst des Königs gewinnen.

Silva. Und uns bleibt nichts angelegner, als uns die seinige zu erhalten. Wenn der König hierher kommt, bleibt gewiß der Herzog und Jeder, den er empfiehlt, nicht unbelohnt.

Gomez. Glaubst Du, daß der König kommt?

Silva. Es werden so viele Anstalten gemacht, daß es höchst wahrscheinlich ist.

Gomez. Mich überreden sie nicht.

Silva. So rede wenigstens nicht davon! Denn wenn des Königs Absicht ja nicht sein sollte, zu kommen, so ist sie's doch wenigstens gewiß, daß man es glauben soll.

Ferdinand, Alba's natürlicher Sohn.

Ferdinand. Ist mein Vater noch nicht heraus?

Silva. Wir warten auf ihn.

Ferdinand. Die Fürsten werden bald hier sein.

Gomez. Kommen sie heute?

Ferdinand. Oranien und Egmont.

Gomez (leise zu Silva). Ich begreife etwas.

Silva. So behalt es für Dich!

Herzog von Alba. (Wie er heraus- und hervortritt, treten die Andern zurück.)

Alba. Gomez!

Gomez (tritt vor). Herr!

Alba. Du haſt die Wachen vertheilt und beordert?

Gomez. Aufs Genaueſte. Die täglichen Runden —

Alba. Genug! Du warteſt in der Galerie. Silva wird Dir den Augenblick ſagen, wenn Du ſie zuſammenziehen, die Zugänge nach dem Palaſte beſetzen ſollſt. Das Uebrige weißt Du.

Gomez. Ja, Herr! (Ab.)

Alba. Silva!

Silva. Hier bin ich.

Alba. Alles, was ich von jeher an Dir geſchätzt habe, Muth, Entſchloſſenheit, unaufhaltſames Ausführen, das zeige heut!

Silva. Ich danke Euch, daß Ihr mir Gelegenheit gebt zu zeigen, daß ich der Alte bin!

Alba. Sobald die Fürſten bei mir eingetreten ſind, dann eile gleich, Egmont's Geheimſchreiber gefangen zu nehmen! Du haſt alle Anſtalten gemacht, die Uebrigen, welche bezeichnet ſind, zu faſſen?

Silva. Vertraue auf uns! Ihr Schickſal wird ſie wie eine wohlberechnete Sonnenfinſterniß pünktlich und ſchrecklich treffen.

Alba. Haſt Du ſie genau beobachten laſſen?

Silva. Alle, den Egmont vor Andern. Er iſt der Einzige, der, ſeit Du hier biſt, ſein Betragen nicht geändert hat. Den ganzen Tag von einem Pferd aufs andere, ladet Gäſte, iſt immer luſtig und unterhaltend bei Tafel, würfelt, ſchießt und ſchleicht Nachts zum Liebchen. Die Andern haben dagegen eine merkliche Pauſe in ihrer Lebensart gemacht; ſie bleiben bei ſich; vor ihrer Thüre ſieht's aus, als wenn ein Kranker im Hauſe wäre.

Alba. Drum raſch, eh ſie uns wider Willen genefen!

Silva. Ich ſtelle ſie. Auf Deinen Befehl überhäufen wir ſie mit dienſtfertigen Ehren. Ihnen graut's; politiſch geben ſie uns einen ängſtlichen Dank, fühlen, das Räthlichſte ſei, zu entfliehen. Keiner wagt einen Schritt, ſie zaudern, können ſich nicht vereinigen, und einzeln etwas Kühnes zu thun, hält ſie der Gemeingeiſt ab. Sie möchten gern ſich jedem Verdacht entziehen und machen ſich immer verdächtiger. Schon ſeh' ich mit Freuden Deinen ganzen Anſchlag ausgeführt.

Alba. Ich freue mich nur über das Geſchehene, und auch über das nicht leicht; denn es bleibt ſtets noch übrig, was uns zu denken und zu ſorgen giebt. Das Glück iſt eigenſinnig, oft das Gemeine, das Nichtswürdige zu adeln und wohlüberlegte Thaten mit einem gemeinen Ausgang zu entehren. Verweile, bis die Fürſten kommen! Dann gieb Gomez die Ordre, die Straßen

zu besetzen, und eile selbst, Egmont's Schreiber und die Uebrigen gefangen zu nehmen, die Dir bezeichnet sind! Ist es gethan, so komm hierher und meld' es meinem Sohne, daß er mir in den Rath die Nachricht bringe!

Silva. Ich hoffe, diesen Abend vor Dir stehn zu dürfen.

Alba (geht nach seinem Sohne, der bisher in der Galerie geklaubet).

Silva. Ich traue mir es nicht zu sagen; aber meine Hoffnung schwankt. Ich fürchte, es wird nicht werden, wie er denkt. Ich sehe Geister vor mir, die still und sinnend auf schwarzen Schalen das Geschick der Fürsten und vieler Tausende wägen. Langsam wankt das Zünglein auf und ab; tief scheinen die Richter zu sinnen; zuletzt sinkt diese Schale, steigt jene, angehaucht vom Eigensinn des Schicksals; und entschieden ist's. (Ab.)

Alba mit **Ferdinand** hervortretend.

Alba. Wie fandst Du die Stadt?

Ferdinand. Es hat sich Alles gegeben. Ich ritt als wie zum Zeitvertreib Straß' auf, Straß' ab. Eure wohlvertheilten Wachen halten die Furcht so angespannt, daß sie sich nicht zu lispeln unterstehn. Die Stadt sieht einem Felde ähnlich, wenn das Gewitter von Weitem leuchtet; man erblickt keinen Vogel, kein Thier, als das eilend nach einem Schutzorte schlüpft.

Alba. Ist Dir nichts weiter begegnet?

Ferdinand. Egmont kam mit Einigen auf den Markt geritten; wir grüßten uns; er hatte ein rebes Pferd, das ich ihm loben mußte. „Laßt uns eilen, Pferde tummeln, wir werden sie bald brauchen!" rief er mir entgegen. Er werde mich noch heute wiedersehn, sagte er, und komme auf Euer Verlangen, mit Euch zu rathschlagen.

Alba. Er wird Dich wiedersehn.

Ferdinand. Unter allen Rittern, die ich hier kenne, gefällt er mir am Besten. Es scheint, wir werden Freunde sein.

Alba. Du bist noch immer zu schnell und wenig behutsam; immer erkenn' ich in Dir den Leichtsinn Deiner Mutter, der mir sie unbedingt in die Arme lieferte. Zu mancher gefährlichen Verbindung lud Dich der Anschein vorteilig ein.

Ferdinand. Euer Wille findet mich bildsam.

Alba. Ich verzehe Deinem jungen Blute dies leichtsinnige Wohlwollen, diese unachtsame Fröhlichkeit. Nur vergiß nicht, zu welchem Werke ich gesandt bin und welchen Theil ich Dir dran geben möchte!

Ferdinand. Erinnert mich und schont mich nicht, wo Ihr es nöthig haltet!

Alba (nach einer Pause). Mein Sohn!

Ferdinand. Mein Vater!

Alba. Die Fürsten kommen bald, Oranien und Egmont kommen. Es ist nicht Mißtrauen, daß ich Dir erst jetzt entdecke, was geschehen soll. Sie werden nicht wieder von hinnen gehn.

Ferdinand. Was sinnst Du?

Alba. Es ist beschlossen, sie festzuhalten — Du erstaunst! Was Du zu thun hast, höre! Die Ursachen sollst Du wissen, wenn es geschehn ist. Jetzt bleibt keine Zeit, sie auszulegen. Mit Dir allein wünscht' ich das Größte, das Geheimste zu besprechen; ein starkes Band hält uns zusammengeseilt; Du bist mir werth und lieb; auf Dich möcht' ich Alles häufen. Nicht die Gewohnheit zu gehorchen allein möcht' ich Dir einprägen, auch den Sinn auszudrücken, zu befehlen, auszuführen, wünscht' ich in Dir fortzupflanzen, Dir ein großes Erbtheil, dem Könige den brauchbarsten Diener zu hinterlassen, Dich mit dem Besten, was ich habe, auszustatten, daß Du Dich nicht schämen dürfest, unter Deine Brüder*) zu treten.

Ferdinand. Was werd' ich Dir nicht für diese Liebe schuldig, die Du mir allein zuwendest, indem ein ganzes Reich vor Dir zittert!

Alba. Nun höre, was zu thun ist! Sobald die Fürsten eingetreten sind, wird jeder Zugang zum Palaste besetzt. Dazu hat Gomez die Ordre. Silva wird eilen, Egmont's Schreiber mit den Verdächtigsten gefangen zu nehmen. Du hältst die Wache am Thore und in den Höfen in Ordnung. Vor allen Dingen besetze diese Zimmer hierneben mit den sichersten Leuten! Dann warte auf der Galerie, bis Silva wiederkommt, und bringe mit irgend ein unbedeutend Blatt herein, zum Zeichen, daß sein Auftrag ausgerichtet ist! Dann bleib im Vorsaale, bis Oranien weggeht; folg' ihm! Ich halte Egmont hier, als ob ich ihm noch was zu sagen hätte. Am Ende der Galerie fordre Oranien's Degen, rufe die Wache an, verwahre schnell den gefährlichsten Mann, und ich fasse Egmont hier.

Ferdinand. Ich gehorche, mein Vater — zum ersten Mal mit schwerem Herzen und mit Sorge.

Alba. Ich verzeihe Dir's; es ist der erste große Tag, den Du erlebst.

*) Strada und Meteren erwähnen nur noch einen Sohn Alba's, Friedrich, der an allen Unternehmungen seines Vaters Theil nahm und später in Spanien durch ein gegen den Willen Philipp's II., aber mit Zustimmung seines Vaters geschlossenes Ehebündniß die Veranlassung wurde, daß Letzterer beim Könige in Ungnade fiel.

Silva (tritt herein). Ein Bote von Antwerpen. Hier ist Oranien's Brief! Er kommt nicht.

Alba. Sagt' es der Bote?

Silva. Nein, mir sagt's das Herz.

Alba. Aus Dir spricht mein böser Genius. (Nachdem er den Brief gelesen, winkt er Beiden, und sie ziehen sich in die Galerie zurück. Er bleibt allein auf dem Vordertheile.) Er kommt nicht! Bis auf den letzten Augenblick verschiebt er, sich zu erklären. Er wagt es, nicht zu kommen! So war denn diesmal wider Vermuthen der Klug' klug genug, nicht klug zu sein! — Es rückt die Uhr! Noch einen kleinen Weg des Saigers, und ein großes Werk ist gethan oder versäumt, unwiederbringlich versäumt; denn es ist weder nachzuholen noch zu verheimlichen. Längst hatt' ich Alles reiflich abgewogen und mir auch diesen Fall gedacht, mir festgesetzt, was auch in diesem Falle zu thun sei; und jetzt, da es zu thun ist, wehrt' ich mir kaum, daß nicht das Für und Wider mir aufs Neue durch die Seele schwankt. — Ist's rathlich, die Andern zu fangen, wenn er mir entgeht? — Schieb' ich es auf und laß' Egmont mit den Seinigen, mit so Vielen entschlüpfen, die nun, vielleicht nur heute noch, in meinen Händen sind? So zwingt Dich das Geschick denn auch, Du Unbezwinglicher? Wie lang' gedacht! Wie wohl bereitet! Wie groß, wie schön der Plan! Wie nah die Hoffnung ihrem Ziele! Und nun im Augenblick des Entscheidens bist Du zwischen zwei Uebel gestellt; wie in einen Loostopf greift Du in die dunkle Zukunft; was Du fassest, ist noch ungerollt, Dir unbewußt, sei's Treffer oder Fehler! (Er wird aufmerksam, wie Einer, der etwas hört, und tritt ans Fenster.) Er ist es! — Egmont! Trug Dich Dein Pferd so leicht herein und scheute vor dem Blutgeruche nicht und vor dem Geiste mit dem blanken Schwert, der an der Pforte Dich empfängt? — Steig' ab! — So bist Du mit dem einen Fuß im Grab — und so mit beiden! — Ja, streichl' es nur und klopfe für seinen muthigen Dienst zum letzten Male den Nacken ihm! — Und mir bleibt keine Wahl. In der Verblendung, wie hier Egmont naht, kann er Dir nicht zum zweiten Mal sich liefern! — Hört!

Ferdinand und **Silva** treten eilig herbei.

Ihr thut, was ich befahl; ich ändre meinen Willen nicht. Ich halte, wie es geben will, Egmont an, bis Du mir von Silva die Nachricht gebracht hast. Dann bleib in der Nähe! Auch Dir raubt das Geschick das große Verdienst, des Königs größten Feind mit eigner Hand gefangen zu haben. (Zu Silva.) Eile! (Zu Ferdinand.) Geh ihm entgegen! (Alba bleibt einige Augenblicke allein und geht schweigend auf und ab.)

Egmont tritt auf.

Egmont. Ich komme, die Befehle des Königs zu vernehmen, zu hören, welchen Dienst er von unserer Treue verlangt, die ihm ewig ergeben bleibt.

Alba. Er wünscht vor allen Dingen Euern Rath zu hören.

Egmont. Ueber welchen Gegenstand? Kommt Oranien auch? Ich vermuthete ihn hier.

Alba. Mir thut es leid, daß er uns eben in dieser wichtigen Stunde fehlt. Euern Rath, Eure Meinung wünscht der König, wie diese Staaten wieder zu befriedigen. Ja, er hofft, Ihr werdet kräftig mitwirken, diese Unruhen zu stillen und die Ordnung der Provinzen völlig und dauerhaft zu gründen.

Egmont. Ihr könnt besser wissen als ich, daß schon Alles genug beruhigt ist, ja, noch mehr beruhigt war, eh die Erscheinung der neuen Soldaten wieder mit Furcht und Sorge die Gemüther bewegte.

Alba. Ihr scheint andeuten zu wollen, das Räthlichste sei gewesen, wenn der König mich gar nicht in den Fall gesetzt hätte, Euch zu fragen.

Egmont. Verzeiht! Ob der König das Heer hätte schicken sollen, ob nicht vielmehr die Macht seiner majestätischen Gegenwart allein stärker gewirkt hätte, ist meine Sache nicht zu beurtheilen. Das Heer ist da, er nicht. Wir aber müßten sehr undankbar, sehr vergessen sein, wenn wir uns nicht erinnerten, was wir der Regentin schuldig sind. Bekennen wir! Sie brachte durch ihr so kluges als tapferes Betragen die Aufrührer mit Gewalt und Ansehn, mit Ueberredung und List zur Ruhe und führte zum Erstaunen der Welt ein rebellisches Volk in wenigen Monaten zu seiner Pflicht zurück.

Alba. Ich leugne es nicht. Der Tumult ist gestillt, und Jeder scheint in die Grenzen des Gehorsams zurückgebannt. Aber hängt es nicht von eines Jeden Willkür ab, sie zu verlassen? Wer will das Volk hindern, loszubrechen? Wo ist die Macht, sie abzuhalten? Wer bürgt uns, daß sie sich ferner treu und unterthänig zeigen werden? Ihr guter Wille ist alles Pfand, das wir haben.

Egmont. Und ist der gute Wille eines Volks nicht das sicherste, das edelste Pfand? Bei Gott! Wann darf sich ein König sicherer halten, als wenn sie Alle für Einen, Einer für Alle stehn? Sicherer gegen innere und äußere Feinde?

Alba. Wir werden uns doch nicht überreden sollen, daß es jetzt hier so steht?

Egmont. Der König schreibe einen General-Pardon aus, er beruhige die Gemüther, und bald wird man sehen, wie Treue und Liebe mit dem Zutrauen wieder zurückkehrt.

Alba. Und Jeder, der die Majestät des Königs, der das Heiligthum der Religion geschändet, ginge frei und ledig hin und wieder, lebte den Andern zum bereiten Beispiel, daß ungeheure Verbrechen straflos sind!

Egmont. Und ist ein Verbrechen des Unsinns, der Trunkenheit, nicht eher zu entschuldigen als grausam zu bestrafen? Besonders wo so sichre Hoffnung, wo Gewißheit ist, daß die Uebel nicht wiederkehren werden? Waren Könige darum nicht sicherer? Werden sie nicht von Welt und Nachwelt gepriesen, die eine Beleidigung ihrer Würde vergeben, bedauern, verachten konnten? Werden sie nicht eben deswegen Gott gleich gehalten, der viel zu groß ist, als daß an ihn jede Lästerung reichen sollte?

Alba. Und eben darum soll der König für die Würde Gottes und der Religion, wir sollen für das Ansehn des Königs streiten. Was der Obere abzulehnen verschmäht, ist unsere Pflicht zu rächen. Ungestraft soll, wenn ich rathe, kein Schuldiger sich freuen.

Egmont. Glaubst Du, daß Du sie Alle erreichen wirst? Hört man nicht täglich, daß die Furcht sie hin- und dahin, sie aus dem Lande treibt? Die Reichsten werden ihre Güter, sich, ihre Kinder und Freunde flüchten; der Arme wird seine nützlichen Hände dem Nachbar zubringen.

Alba. Sie werden, wenn man sie nicht verbindern kann. Darum verlangt der König Rath und That von jedem Fürsten, Ernst von jedem Statthalter, nicht nur Erzählung, wie es ist, was werden könnte, wenn man Alles gehen ließe, wie's geht. Einem großen Uebel zusehen, sich mit Hoffnung schmeicheln, der Zeit vertrauen, etwa einmal dreinschlagen wie im Fastnachtsspiel, daß es klatscht und man doch etwas zu thun scheint, wenn man nichts thun möchte, — heißt das nicht, sich verdächtig machen, als sehe man dem Aufruhr mit Vergnügen zu, den man nicht erregen, wol aber hegen möchte?

Egmont (im Begriff aufzufahren, nimmt sich zusammen und spricht nach einer kleinen Pause gelassen). Nicht jede Absicht ist offenbar, und manches Mannes Absicht ist zu mißdeuten. Muß man doch auch von allen Seiten hören, es sei des Königs Absicht weniger, die Provinzen nach einförmigen und klaren Gesetzen zu regieren, die Majestät der Religion zu sichern und einen allgemeinen Frieden seinem Volke zu geben, als vielmehr sie unbedingt zu unterjochen, sie ihrer alten Rechte zu berauben, sich Meister von ihren Besitz-

thümern zu machen, die schönen Rechte des Adels einzuschränken, um derentwillen der Edle allein ihm dienen, ihm Leib und Leben widmen mag. Die Religion, sagt man, sei nur ein prächtiger Teppich, hinter dem man jeden gefährlichen Anschlag nur desto leichter ausdenkt. Das Volk liegt auf den Knien, betet die heiligen gewirkten Zeichen an, und hinten lauscht der Vogelsteller, der sie berücken will.

Alba. Das muß ich von Dir hören?

Egmont. Nicht meine Gesinnungen! Nur was bald hier, bald da, von Großen und von Kleinen, Klugen und Thoren gesprochen, laut verbreitet wird. Die Niederländer fürchten ein doppeltes Joch, und wer bürgt ihnen für ihre Freiheit?

Alba. Freiheit? Ein schönes Wort, wer's recht verstände. Was wollen sie für Freiheit? Was ist des Freiesten Freiheit? — Recht zu thun! — Und daran wird sie der König nicht hindern. Nein, nein! Sie glauben sich nicht frei, wenn sie sich nicht selbst und Andern schaden können. Wäre es nicht besser, abzudanken, als ein solches Volk zu regieren? Wenn auswärtige Feinde drängen, an die kein Bürger denkt, der mit dem Nächsten nur beschäftigt ist, und der König verlangt Beistand, dann werden sie uneins unter sich und verschwören sich gleichsam mit ihren Feinden. Weit besser ist's, sie einzuengen, daß man sie wie Kinder halten, wie Kinder zu ihrem Besten leiten kann. Glaube nur, ein Volk wird nicht alt, nicht klug; ein Volk bleibt immer kindisch.

Egmont. Wie selten kommt ein König zu Verstand! Und sollen sich Viele nicht lieber Vielen vertrauen als Einem? Und nicht einmal dem Einen, sondern den Wenigen des Einen, dem Volke, das an den Blicken seines Herrn altert. Das hat wol allein das Recht, klug zu werden.

Alba. Vielleicht eben darum, weil es sich nicht selbst überlassen ist.

Egmont. Und darum Niemand gern sich selbst überlassen möchte. Man thue, was man will; ich habe auf Deine Frage geantwortet und wiederhole: Es geht nicht! Es kann nicht gehen! Ich kenne meine Landsleute. Es sind Männer, werth Gottes Boden zu betreten, ein Jeder rund für sich, ein kleiner König, fest, rührig, fähig, treu, an alten Sitten hangend. Schwer ist's, ihr Zutrauen zu verdienen, leicht, zu erhalten. Starr und fest! Zu drücken sind sie, nicht zu unterdrücken.

Alba (der sich indeß einigemal umgesehen hat). Sollteſt Du das Alles in des Königs Gegenwart wiederholen?

Egmont. Desto schlimmer, wenn mich seine Gegenwart

abſchreckte! Deſto beſſer für ihn, für ſein Volk, wenn er mir Muth machte, wenn er mir Zutrauen einflößte, noch weit mehr zu ſagen.

Alba. Was nützlich iſt, kann ich hören wie er.

Egmont. Ich würde ihm ſagen: Leicht kann der Hirt eine ganze Heerde Schafe vor ſich hintreiben, der Stier zieht ſeinen Pflug ohne Widerſtand; aber dem edeln Pferde, das Du reiten willſt, mußt Du ſeine Gedanken ablernen, Du mußt nichts Unkluges, nichts unklug von ihm verlangen. Darum wünſcht der Bürger ſeine alte Verfaſſung zu behalten, von ſeinen Landsleuten regiert zu ſein, weil er weiß, wie er geführt wird, weil er von ihnen Uneigennutz,*) Theilnehmung an ſeinem Schickſal hoffen kann.

Alba. Und ſollte der Regent nicht Macht haben, dieſes alte Herkommen zu verändern? Und ſollte nicht eben dies ſein ſchönſtes Vorrecht ſein? Was iſt bleibend auf dieſer Welt? Und ſollte eine Staatseinrichtung bleiben können? Muß nicht in einer Zeitfolge jedes Verhältniß ſich verändern und eben darum eine alte Verfaſſung die Urſache von tauſend Uebeln werden, weil ſie den gegenwärtigen Zuſtand des Volkes nicht umfaßt? Ich fürchte, dieſe alten Rechte ſind darum ſo angenehm, weil ſie Schlupfwirkel bilden, in welchen der Kluge, der Mächtige, zum Schaden des Volks, zum Schaden des Ganzen, ſich verbergen oder durchſchleichen kann.

Egmont. Und dieſe willkürlichen Veränderungen, dieſe unbeſchränkten Eingriffe der höchſten Gewalt, ſind ſie nicht Verboten, daß Einer thun will, was Tauſende nicht thun ſollen? Er will ſich allein frei machen, um jeden ſeiner Wünſche befriedigen, jeden ſeiner Gedanken ausführen zu können. Und wenn wir uns ihm, einem guten, weiſen Könige, ganz vertrauten, ſagt er uns für ſeine Nachkommen gut, daß keiner ohne Rückhalt, ohne Schonung regieren werde? Wer rettet uns alsdann von völliger Willkür, wenn er uns ſeine Diener, ſeine Nächſten ſendet, die ohne Kenntniß des Landes und ſeiner Bedürfniſſe nach Belieben ſchalten und walten, keinen Widerſtand finden und ſich von jeder Verantwortung frei wiſſen?

Alba (der ſich indeß wieder umgeſehen hat). Es iſt nichts natürlicher, als daß ein König durch ſich zu herrſchen gedenkt und Denen ſeine Befehle am Liebſten austheilt, die ihn am Beſten verſtehen, verſtehen wollen, die ſeinen Willen unbedingt ausrichten.

Egmont. Und ebenſo natürlich iſt's, daß der Bürger von Dem regiert ſein will, der mit ihm geboren und erzogen iſt, der

*) Seltenes Wort, auch Goethe braucht gewöhnlicher „Uneigennützigkeit."

gleichen Begriff mit ihm von Recht und Unrecht gefaßt hat, den er als seinen Bruder anſehen kann.

Alba. Und doch hat der Adel mit dieſen ſeinen Brüdern ſehr ungleich getheilt.

Egmont. Das iſt vor Jahrhunderten geſchehen und wird jetzt ohne Neid geduldet. Würden aber neue Menſchen ohne Noth geſendet, die ſich zum zweiten Male auf Unkoſten der Nation bereichern wollten, ſähe man ſich einer ſtrengen, kühnen, unbedingten Habſucht ausgeſetzt, das würde eine Gährung machen, die ſich nicht leicht in ſich ſelbſt auflöſte.

Alba. Du ſagſt mir, was ich nicht hören ſollte; auch ich bin fremd.

Egmont. Daß ich Dir's ſage, zeigt Dir, daß ich Dich nicht meine.

Alba. Und auch ſo wünſcht' ich es nicht von Dir zu hören. Der König ſandte mich mit Hoffnung, daß ich hier den Beiſtand des Adels finden würde. Der König *will* ſeinen Willen. Der König hat nach tiefer Ueberlegung geſehen, was dem Volke frommt; es kann nicht bleiben und gehen wie bisher. Des Königs Abſicht iſt, ſie ſelbſt zu ihrem eignen Beſten einzuſchränken, ihr eigenes Heil, wenn's ſein muß, ihnen aufzudringen, die ſchädlichen Bürger aufzuopfern, damit die übrigen Ruhe finden, des Glücks einer weiſen Regierung genießen können. Dies iſt ſein Entſchluß; dieſen dem Adel kund zu machen, habe ich Befehl; und Rath verlang' ich in ſeinem Namen, *wie* es zu thun ſei, nicht *was*; denn das hat *er* beſchloſſen.

Egmont. Leider rechtfertigen Deine Worte die Furcht des Volks, die allgemeine Furcht! So hat er denn beſchloſſen, was kein Fürſt beſchließen ſollte. Die Kraft ſeines Volks, ihr Gemüth, den Begriff, den ſie von ſich ſelbſt haben, will er ſchwächen, niederdrücken, zerſtören, um ſie bequem regieren zu können. Er will den innern Kern ihrer Eigenheit verderben; gewiß in der Abſicht, ſie glücklicher zu machen. Er will ſie vernichten, damit ſie etwas werden, ein ander Etwas. O, wenn ſeine Abſicht gut iſt, ſo wird ſie mißgeleitet. Nicht dem Könige widerſetzt man ſich; man ſtellt ſich nur *dem* Könige entgegen, der, einen falſchen Weg zu wandeln, die erſten unglücklichen Schritte macht.

Alba. Wie Du geſinnt biſt, ſcheint es ein vergeblicher Verſuch, uns vereinigen zu wollen. Du denkſt gering vom Könige und verächtlich von ſeinen Räthen, wenn Du zweifelſt, das Alles ſei nicht ſchon gedacht, geprüft, gewogen worden. Ich habe keinen Auftrag, jedes *Für* und *Wider* noch einmal durchzugehen. Je-

horsam fordre ich von dem Volke: — und von Euch, Ihr Ersten, Edelsten, Rath und That als Bürgen dieser unbedingten Pflicht.

Egmont. Fordre unsre Häupter, so ist es auf einmal gethan. Ob sich der Nacken diesem Joche biegen, ob er sich vor dem Beile ducken soll, kann einer edeln Seele gleich sein. Umsonst hab' ich so viel gesprochen; die Lust hab' ich erschüttert, weiter nichts gewonnen.

Ferdinand (kommt). Verzeiht, daß ich Euer Gespräch unterbreche! Hier ist ein Brief, dessen Ueberbringer die Antwort dringend macht.

Alba. Erlaubt mir, daß ich sehe, was er enthält! (Tritt an die Seite.)

Ferdinand (zu Egmont). Es ist ein schönes Pferd, das Eure Leute gebracht haben, Euch abzuholen.

Egmont. Es ist nicht das schlimmste. Ich hab' es schon eine Weile; ich denk' es wegzugeben. Wenn es Euch gefällt, so werden wir vielleicht des Handels einig.

Ferdinand. Gut, wir wollen sehn.

Alba (winkt seinem Sohne, der sich in den Grund zurückzieht).

Egmont. Lebt wohl! Entlaßt mich! Denn ich wüßte, bei Gott, nicht mehr zu sagen.

Alba. Glücklich hat Dich der Zufall verhindert, Deinen Sinn noch weiter zu verrathen. Unvorsichtig entwickelst Du die Falten Deines Herzens und klagst Dich selbst weit strenger an, als ein Wiersacher gehässig thun könnte.

Egmont. Dieser Vorwurf rührt mich nicht; ich kenne mich selbst genug und weiß, wie ich dem König angehöre, weit mehr als Viele, die in seinem Dienst sich selber dienen. Ungern scheid' ich aus diesem Streite, ohne ihn beigelegt zu sehen, und wünsche nur, daß uns der Dienst des Herrn, das Wohl des Landes bald vereinigen möge. Es wirkt vielleicht ein wiederholtes Gespräch, die Gegenwart der übrigen Fürsten, die heute fehlen, in einem glücklichern Augenblick, was heut unmöglich scheint. Mit dieser Hoffnung entfern' ich mich.

Alba (der zugleich seinem Sohn Ferdinand ein Zeichen giebt). Halt Egmont! — Deinen Degen! — (Die Mittelthür öffnet sich, man sieht die Galerie mit Wache besetzt, die unbeweglich bleibt.)

Egmont (der staunend eine Weile geschwiegen). Dies war die Absicht? Dazu hast Du mich berufen? (Nach dem Degen greifend, als wenn er sich vertheidigen wollte.) Bin ich denn wehrlos?

Alba. Der König befiehlt's, Du bist mein Gefangener.

(Zugleich treten von beiden Seiten Gewaffnete herein.)

Egmont (nach einer Stille). Der König? — Oranien! Oranien! (Nach einer Pause seinen Degen hingebend.) So nimm ihn! Er hat weit öfter des Königs Sache vertheidigt, als diese Brust beschützt. (Er geht durch die Mitteltür ab; die Gewaffneten, die im Zimmer sind, folgen ihm, ingleichen Alba's Sohn. Alba bleibt stehen. Der Vorhang fällt.)

Fünfter Aufzug.

Straße.

Dämmerung.

Klärchen. Brackenburg. Bürger.

Brackenburg. Liebchen, um Gottes willen, was nimmst Du vor?

Klärchen. Komm mit, Brackenburg! Du mußt die Menschen nicht kennen; wir befreien ihn gewiß. Denn was gleicht ihrer Liebe zu ihm? Jeder fühlt, ich schwöre es, in sich die brennende Begier, ihn zu retten, die Gefahr von einem kostbaren Leben abzuwenden und dem Freiesten die Freiheit wiederzugeben. Komm! Es fehlt nur an der Stimme, die sie zusammenruft. In ihrer Seele lebt noch ganz frisch, was sie ihm schuldig sind; und daß sein mächtiger Arm allein von ihnen das Verderben abhält, wissen sie. Um seinet- und ihretwillen müssen sie Alles wagen. Und was wagen wir? Zum Höchsten unser Leben, das zu erhalten nicht der Mühe werth ist, wenn er umkommt.

Brackenburg. Unglückliche. Du siehst nicht die Gewalt, die uns mit ehernen Banden gefesselt hat.

Klärchen. Sie scheint mir nicht unüberwindlich. Laß uns nicht lang' vergebliche Worte wechseln! Hier kommen von den allen, redlichen, wackern Männern! Hört, Freunde! Nachbarn, hört! — Sagt, wie ist es mit Egmont?

Zimmermeister. Was will das Kind? Laß sie schweigen!

Klärchen. Tretet näher, daß wir sachte reden, bis wir einig sind und stärker. Wir dürfen nicht einen Augenblick versäumen! Die freche Tyrannei, die es wagt, ihn zu fesseln, zückt schon den Dolch, ihn zu ermorden. O Freunde, mit jedem Schritt der Dämmerung werd' ich ängstlicher. Ich fürchte diese Nacht. Kommt! Wir wollen uns theilen; mit schnellem Lauf von Quartier zu Quartier rufen wir die Bürger heraus. Ein Jeder greife zu seinen

allen Waffen! Auf dem Markte treffen wir uns wieder, und unser Strom reißt einen Jeden mit sich fort. Die Feinde sehen sich umringt und überschwemmt und sind erdrückt. Was kann uns eine Handvoll Knechte widerstehen? Und er in unsrer Mitte kehrt zurück, sieht sich befreit, und kann uns einmal danken — uns, die wir ihm so tief verschuldet worden. Er sieht vielleicht — gewiß, er sieht das Morgenroth am freien Himmel wieder.

Zimmermeister. Wie ist Dir, Mädchen?

Klärchen. Könnt Ihr mich mißverstehen? Vom Grafen sprech' ich! Ich spreche von Egmont!

Jetter. Nennt den Namen nicht! Er ist tödtlich.

Klärchen. Den Namen nicht! Wie? Nicht diesen Namen? Wer nennt ihn nicht bei jeder Gelegenheit? Wo steht er nicht geschrieben? In diesen Sternen hab' ich oft mit allen seinen Lettern ihn gelesen. Nicht nennen? Was soll das? Freunde! Gute, theure Nachbarn, Ihr träumt; besinnt Euch! Seht mich nicht so starr und ängstlich an! Blickt nicht schüchtern hie und da bei Seite! Ich ruf' Euch ja nur zu, was Jeder wünscht. Ist meine Stimme nicht Eures Herzens eigene Stimme? Wer würfe sich in dieser bangen Nacht, eh er sein unruhvolles Bette besteigt, nicht auf die Kniee, ihn mit ernstlichem Gebet vom Himmel zu erringen? Fragt Euch einander! Frage Jeder sich selbst! Und wer spricht mir nicht nach: „Egmont's Freiheit oder den Tod!"

Jetter. Gott bewahr' uns! Da giebt's ein Unglück.

Klärchen. Bleibt, bleibt und drückt Euch nicht vor seinem Namen weg, dem Ihr Euch sonst so froh entgegendrängtet! — Wenn der Ruf ihn ankündigte, wenn es hieß: „Egmont kommt! Er kommt von Gent", da hielten die Bewohner der Straßen sich glücklich, durch die er reiten mußte. Und wenn Ihr seine Pferde schallen hörtet, warf Jeder seine Arbeit hin, und über die bedümmerten Gesichter, die Ihr durchs Fenster stecktet, fuhr wie ein Sonnenstrahl von seinem Angesichte ein Blick der Freude und Hoffnung. Da hobt Ihr Eure Kinder auf der Thürschwelle in die Höhe und deutetet ihnen: „Sieh, das ist Egmont, der Größte da! Er ist's! Er ist's, von dem Ihr bessere Zeiten, als Eure armen Väter lebten, einst zu erwarten habt". Laßt Eure Kinder nicht dereinst Euch fragen: „Wo ist er hin? Wo sind die Zeiten hin, die Ihr versprachtet?" — Und so wechseln wir Worte, sind müßig, verrathen ihn!

Soest. Schämt Euch, Brackenburg! Laßt sie nicht gewähren! Steuert dem Unheil!

Brackenburg. Liebes Klärchen, wir wollen gehen! Was wird die Mutter sagen? Vielleicht —

Klärchen. Meinst Du, ich sei ein Kind oder wahnsinnig? Was kann vielleicht? — Von dieser schrecklichen Gewißheit bringst Du mich mit keiner Hoffnung weg. — Ihr sollt mich hören, und Ihr werdet; denn ich seh's, Ihr seid bestürzt und könnt Euch selbst in Euerm Busen nicht wiederfinden. Laßt durch die gegenwärtige Gefahr nur einen Blick in das Vergangne dringen, das kurz Vergangne! Wendet Eure Gedanken nach der Zukunft! Könnt Ihr denn leben, werdet Ihr, wenn er zu Grunde geht? Mit seinem Athem fliehet der letzte Hauch der Freiheit. Was war er Euch? Für Wen übergab er sich der dringendsten Gefahr? Seine Wunden flossen und heilten nur für Euch. Die große Seele, die Euch alle trug, beschränkt ein Kerker, und Schauer tückisches Mordes schweben um sie her. Er denkt vielleicht an Euch, er hofft auf Euch, er, der nur zu geben, nur zu erfüllen gewohnt war.

Zimmermeister. Gewatter, kommt!

Klärchen. Und ich habe nicht Arme, nicht Mark wie Ihr; doch hab' ich, was Euch Allen eben fehlt, Muth und Verachtung der Gefahr. Könnt' Euch mein Athem doch entzünden! Könnt' ich an meinen Busen drückend Euch erwärmen und beleben! Kommt! In Eurer Mitte will ich geben! — Wie eine Fahne wehrlos ein edles Heer von Kriegern wehend anführt, so soll mein Geist um Eure Häupter flammen und Liebe und Muth das schwankende, zerstreute Volk zu einem fürchterlichen Heer vereinigen.

Jetter. Schaff' sie bei Seite, sie dauert mich.

(Bürger ab.)

Brackenburg. Klärchen, siehst Du nicht, wo wir sind?

Klärchen. Wo? Unter dem Himmel, der so oft sich herrlicher zu wölben schien, wenn der Edle unter ihm berging. Aus diesen Fenstern haben sie herausgesehn, vier, fünf Köpfe über einander; an diesen Thüren haben sie gescharrt und genickt, wenn er auf die Memmen herabsah. O, ich hatte sie so lieb, wie sie ihn ehrten! Wäre er Tyrann gewesen, möchten sie immer vor seinem Falle seitwärts gehn! Aber sie liebten ihn! — O Ihr Hände, die Ihr an die Mützen greift, zum Schwert könnt Ihr nicht greifen — Brackenburg, und wir? — Schelten wir sie? — Diese Arme, die ihn so oft fest hielten, was thun sie für ihn? — List hat in der Welt so viel erreicht — Du kennst Wege und Stege, kennst das alte Schloß. Es ist nichts unmöglich; gieb mir einen Anschlag!

Brackenburg. Wenn wir nach Hause gingen!

Klärchen. Gut.

Brackenburg. Dort an der Ecke seh' ich Alba's Wache; laß doch die Stimme der Vernunft Dir zu Herzen dringen! Hältst Du mich für feig? Glaubst Du nicht, daß ich um Deinetwillen sterben könnte? Hier sind wir Beide toll, ich so gut wie Du. Siehst Du nicht das Unmögliche? Wenn Du Dich faßtest! Du bist außer Dir.

Klärchen. Außer mir! Abscheulich! Brackenburg, Ihr seid außer Euch. Da Ihr laut den Helden verehrtet, ihn Freund und Schutz und Hoffnung nanntet, ihm Vivat riefst, wenn er kam, da stand ich in meinem Winkel, schob das Fenster halb auf, verbarg mich lauschend, und das Herz schlug mir höher als Euch Allen. Jetzt schlägt mir's wieder höher als Euch Allen! Ihr verbergt Euch, da es Noth ist, verleugnet ihn und fühlt nicht, daß Ihr untergeht, wenn er verdirbt.

Brackenburg. Komm nach Hause!

Klärchen. Nach Hause?

Brackenburg. Besinne Dich nur! Sieh Dich um! Dies sind die Straßen, die Du nur sonntäglich betratst, durch die Du sittsam nach der Kirche gingst, wo Du übertrieben-ehrbar zürntest, wenn ich mit einem freundlichen grüßenden Wort mich zu Dir gesellte. Du stehst und redest, handelst vor den Augen der offnen Welt; besinne Dich, Liebe, wozu hilft es uns?

Klärchen. Nach Hause! Ja, ich besinne mich. Komm, Brackenburg, nach Hause! Weißt Du, wo meine Heimath ist? (Ab.)

Gefängniß,

durch eine Lampe erhellt, ein Ruhebett im Grunde.

Egmont (allein). Alter Freund, immer getreuer Schlaf, fliehst Du mich auch wie die übrigen Freunde? Wie willig senktest Du Dich auf mein freies Haupt herunter und kühltest wie ein schöner Myrtenkranz der Liebe meine Schläfe! Mitten unter Waffen, auf der Wage des Lebens, ruht' ich leicht athmend wie ein aufquellender Knabe in Deinen Armen. Wenn Stürme durch Zweige und Blätter sausten, Ast und Wipfel sich knarrend bewegten, blieb innerst doch der Kern des Herzens ungeregt. Was schüttelt Dich nun? Was erschüttert den festen, treuen Sinn? Ich fühl's, es ist der Klang der Mordart, die an meiner Wurzel nascht. Noch steh' ich aufrecht, und ein innrer Schauer durchfährt mich. Ja, sie überwindet, die verrätherische Gewalt; sie untergräbt den festen hohen Stamm, und eh die Rinde dorrt, stürzt krachend und zerschmetternd Deine Krone.

Warum denn jetzt, der Du so oft gewalt'ge Sorgen gleich Seifenblasen Dir vom Haupte weggewiesen, warum vermagst Du nicht die Ahnung zu verscheuchen, die tausendfach in Dir sich auf- und niedertreibt? Seit wann begegnet der Tod Dir fürchterlich, mit dessen wechselnden Bildern wie mit den übrigen Gestalten der gewohnten Erde Du gelassen liebtest? — Auch ist er's nicht, der rasche Feind, dem die gesunde Brust wetteifernd sich entgegensehnt; der Kerker ist's, des Grabes Vorbild, dem Helden wie dem Feigen widerlich. Unleidlich ward mir's schon auf meinem gepolsterten Stuhle, wenn in stattlicher Versammlung die Fürsten, was leicht zu entscheiden war, mit wiederkehrenden Gesprächen überlegten, und zwischen düstern Wänden eines Saals die Balken der Decke mich erdrückten. Da eilt' ich fort, sobald es möglich war, und rasch aufs Pferd mit tiefem Athemzuge. Und frisch hinaus, da wo wir hingehören! Ins Feld, wo aus der Erde dampfend jede nächste Wohlthat der Natur, und durch die Himmel wehend alle Segen der Gestirne uns umwittern; wo wir, dem erdgebornen Riesen*) gleich, von der Berührung unsrer Mutter kräftiger uns in die Höhe reißen; wo wir die Menschheit ganz und menschliche Begier in allen Adern fühlen; wo das Verlangen, vorzudringen, zu besiegen, zu erhaschen, seine Faust zu brauchen, zu besitzen, zu erobern, durch die Seele des jungen Jägers glüht; wo der Soldat sein angebornes Recht auf alle Welt mit raschem Schritt sich anmaßt und in fürchterlicher Freiheit wie ein Hagelwetter durch Wiese, Feld und Wald verderbend streicht und keine Grenzen kennt, die Menschenhand gezogen.

Du bist nur Bild, Erinnerungstraum des Glücks, das ich so lang' besessen; wo hat Dich das Geschick verrätherisch hingeführt? Versagt es Dir den nie gescheuten Tod im Angesicht der Sonne rasch zu gönnen, um Dir des Grabes Vorgeschmack im ekeln Moder zu bereiten? Wie haucht er mich aus diesen Steinen widrig an! Schon starrt das Leben; vor dem Ruhebette wie vor dem Grabe scheut der Fuß. —

O Sorge, Sorge, die Du vor der Zeit den Mord beginnst, laß ab! — Seit wann ist Egmont denn allein, so ganz allein in dieser Welt? Dich macht der Zweifel fühllos, nicht das Glück. Ist die Gerechtigkeit des Königs, der Du lebenslang vertrautest,

*) Antäos, der Sohn des Poseidon und der Erde (Gaea), die ihm, wenn er sie berührte, immer neue Kraft gab. Daher konnte ihn Herakles nur tödten, indem er ihn in die Höhe hob und schwebend erstickte. Vgl. auch Schiller I, 159 unsr. Ausgabe:

„Und erblickt Du ihn nicht in den Lüften frei,
Stets wächst ihm die Kraft auf der Erde neu."

ist der Regentin Freundschaft, die fast, — Du darfst es Dir gestehn, — fast Liebe war, sind sie auf einmal wie ein glänzend Feuerbild der Nacht verschwunden und lassen Dich allein auf dunkelm Pfad zurück? Wird an der Spitze Deiner Freunde Oranien nicht wagend sinnen? Wird nicht ein Volk sich sammeln und mit anschwellender Gewalt den alten Freund erretten?

O haltet, Mauern, die Ihr mich einschließt, so vieler Geister wohlgemeintes Drängen nicht von mir ab, und welcher Muth aus meinen Augen sonst sich über sie ergoß, der kehre nun aus ihren Herzen in meines wieder! O ja, sie rühren sich zu Tausenden! Sie kommen, stehen mir zur Seite! Ihr frommer Wunsch eilt dringend zu dem Himmel, er bittet um ein Wunder. Und steigt zu meiner Rettung nicht ein Engel nieder, so seh' ich sie nach Lanz' und Schwertern greifen. Die Thore spalten sich, die Gitter springen, die Mauer stürzt vor ihren Händen ein, und der Freiheit des einbrechenden Tages steigt Egmont fröhlich entgegen. Wie manch bekannt Gesicht empfängt mich jauchzend! Ach Klärchen, wärst Du, Mann, so säh' ich Dich gewiß auch hier zuerst und dankte Dir, was einem Könige zu danken hart ist — Freiheit!

Klärchen's Haus.

Klärchen kommt mit einer Lampe und einem Glas Wasser aus der Kammer; sie setzt das Glas auf den Tisch und tritt ans Fenster.

Klärchen. Brackenburg? Seid Ihr's? — Was hört' ich denn? Noch Niemand? Es war Niemand! Ich will die Lampe ins Fenster setzen, daß er sieht, ich wache noch, ich warte noch auf ihn. Er hat mir Nachricht versprochen. Nachricht? Entsetzliche Gewißheit! — Egmont verurtheilt! — Welch Gericht darf ihn fordern? Und sie verdammen ihn! Der König verdammt ihn? Oder der Herzog? Und die Regentin entzieht sich! Oranien zaudert und alle seine Freunde! — — Ist dies die Welt, von deren Wankelmuth, Unzuverlässigkeit ich viel gehört und nichts empfunden habe? Ist dies die Welt? — Wer wäre bös genug, den Theuern anzufeinden? Wäre Bosheit mächtig genug, den allgemein Erkannten schnell zu stürzen? Doch ist es so — es ist! — O Egmont, sicher hielt ich Dich vor Gott und Menschen wie in meinen Armen! — Was war ich Dir? Du hast mich Dein genannt, mein ganzes Leben widmete ich Deinem Leben. — Was bin ich nun? Vergebens streck' ich nach der Schlinge, die Dich faßt, die Hand aus. Du hilflos, und ich frei! — Hier ist der Schlüssel zu meiner Thür. An meiner Willkür hängt mein Gehen und mein Kommen, und

Dir bin ich zu nichts! — — O bindet mich, damit ich nicht verzweifle, und werft mich in den tiefſten Kerker, daß ich das Haupt an feuchte Mauern ſchlage, nach Freiheit winsle, träume, wie ich ihm helfen wollte, wenn Feſſeln mich nicht lähmten, wie ich ihm helfen würde! — Nun bin ich frei, und in der Freiheit liegt die Angſt der Ohnmacht. — Mir ſelbſt bewußt, nicht fähig, ein Glied nach ſeiner Hilfe zu rühren! Ach leider, auch der kleine Theil von Deinem Weſen, Dein Klärchen, iſt wie Du gefangen und regt getrennt im Todeskrampfe nur die letzten Kräfte. — Ich höre ſchleichen, buſten — Brackenburg — er iſt's! — Elender guter Mann, Dein Schickſal bleibt ſich immer gleich; Dein Liebchen öffnet Dir die nächtliche Thür, und ach, zu welch unſeliger Zuſammenkunft!

Brackenburg tritt auf.

Klärchen. Du kommſt ſo bleich und ſchüchtern, Brackenburg! Was iſt's?

Brackenburg. Durch Umwege und Gefahren ſuch' ich Dich auf. Die großen Straßen ſind beſetzt, durch Gäßchen und durch Winkel hab' ich mich zu Dir geſtohlen.

Klärchen. Erzähl', wie iſt's?

Brackenburg (indem er ſich ſetzt). Ach Kläre, laß mich weinen! Ich liebt' ihn nicht. Er war der reiche Mann und lockte des Armen einziges Schaf zur beſſern Weide herüber. Ich hab' ihn nie verflucht; Gott hat mich treu geſchaffen und weich. In Schmerzen floß mein Leben von mir nieder, und zu verſchmachten hofft' ich jeden Tag.

Klärchen. Vergiß das, Brackenburg! Vergiß Dich ſelbſt! Sprich mir von ihm! Iſt's wahr? Iſt er verurtheilt?

Brackenburg. Er iſt's! Ich weiß es ganz genau.

Klärchen. Und lebt noch?

Brackenburg. Ja, er lebt noch.

Klärchen. Wie willſt Du das verſichern? — Die Tyrannei ermordet in der Nacht den Herrlichen! Vor allen Augen verborgen fließt ſein Blut. Aengſtlich im Schlafe liegt das betäubte Volk und träumt von Rettung, träumt ihres ohnmächtigen Wunſches Erfüllung, indeß unwillig über uns ſein Geiſt die Welt verläßt. Er iſt dahin! — Täuſche mich nicht, Dich nicht!

Brackenburg. Nein, gewiß, er lebt! — Und leider, es bereitet der Spanier dem Volke, das er zertreten will, ein fürchterliches Schauſpiel, gewaltſam jedes Herz, das nach Freiheit ſich regt, auf ewig zu zerknirſchen.

Klärchen. Fahre fort und ſprich gelaſſen auch mein Todesurtheil aus!

urtheil aus! Ich wandle den seligen Gefilden schon näher und näher, mir webt der Trost aus jenen Gegenden des Friedens schon herüber. Sag an!

Brackenburg. Ich konnt' es an den Wachen merken, aus Reden, die bald da, bald dort fielen, daß auf dem Markte geheimnißvoll ein Schreckniß zubereitet werde. Ich schlich durch Seitenwege, durch bekannte Gänge nach meines Vettern Hause und sah aus einem Hinterfenster nach dem Markte. — Es wehten Fackeln in einem weiten Kreise spanischer Soldaten hin und wieder. Ich schärfte mein ungewohntes Auge, und aus der Nacht stieg mir ein schwarzes Gerüst entgegen, geräumig, hoch; mir grauste vor dem Anblick. Geschäftig waren Viele ringsumher bemüht, was noch von Holzwerk weiß und sichtbar war, mit schwarzem Tuch einhüllend zu verkleiden. Die Treppen deckten sie zuletzt auch schwarz; ich sah es wol. Sie schienen die Weihe eines gräßlichen Opfers vorbereitend zu begehen. Ein weißes Kruzifix, das durch die Nacht wie Silber blinkte, ward an der einen Seite hoch aufgesteckt. Ich sah und sah die schreckliche Gewißheit immer gewisser. Noch wankten Fackeln hie und da herum; allmählig wichen sie und erloschen. Auf einmal war die scheußliche Geburt der Nacht in ihrer Mutter Schooß zurückgekehrt.

Klärchen. Still, Brackenburg! Nun still! Laß diese Hülle auf meiner Seele ruhn! Verschwunden sind die Gespenster, und Du, holde Nacht, leih Deinen Mantel der Erde, die in sich gährt! Sie trägt nicht länger die abscheuliche Last, reißt ihre tiefen Spalten grausend auf und knirscht das Mordgerüst hinunter. Und irgend einen Engel sendet der Gott, den sie zum Zeugen ihrer Wuth geschändet; vor des Boten heiliger Berührung lösen sich Riegel und Bande, und er umzieht den Freund mit mildem Schimmer; er führt ihn durch die Nacht zur Freiheit sanft und still. Und auch mein Weg geht heimlich in dieser Dunkelheit, ihm zu begegnen.

Brackenburg (sie aufhaltend). Mein Kind, wohin? Was wagst Du?

Klärchen. Leise, Lieber, daß Niemand erwache, daß wir uns selbst nicht wecken! Kennst Du dies Fläschchen, Brackenburg? Ich nahm Dir's scherzend, als Du mit übereiltem Tod oft ungeduldig drohtest. — Und nun, mein Freund —

Brackenburg. In aller Heiligen Namen! —

Klärchen. Du hinderst nichts. Tod ist mein Theil! Und gönne mir den sanften, schnellen Tod, den Du Dir selbst bereitetest! Gieb mir Deine Hand! — Im Augenblick, da ich die dunkle Pforte eröffne, aus der kein Rückweg ist, könnt' ich mit

dieſem Händedruck Dir ſagen, wie ſehr ich Dich geliebt, wie ſehr ich Dich bejammert. Mein Bruder ſtarb mir jung; Dich wählt' ich, ſeine Stelle zu erſetzen. Es widerſprach Dein Herz und quälte ſich und mich, verlangteſt heiß und immer heißer, was Dir nicht beſchieden war. Vergieb mir und leb wohl! Laß mich Dich Bruder nennen! Es iſt ein Name, der viel Namen in ſich faßt. Nimm die letzte ſchöne Blume der Scheidenden mit treuem Herzen ab — nimm dieſen Kuß — Der Tod vereinigt Alles, Brackenburg, uns denn auch.

Brackenburg. So laß mich mit Dir ſterben! Theile! Theile! Es iſt genug, zwei Leben auszulöſchen.

Klärchen. Bleib! Du ſollſt leben, Du kannſt leben. — Steh meiner Mutter bei, die ohne Dich in Armuth ſich verzehren würde. Sei ihr, was ich ihr nicht mehr ſein kann! Lebt zuſammen und beweint mich! Beweint das Vaterland und Den, der es allein erhalten konnte! Das heutige Geſchlecht wird dieſen Jammer nicht los; die Wuth der Rache ſelbſt vermag ihn nicht zu tilgen. Lebt, Ihr Armen, die Zeit noch hin, die keine Zeit mehr iſt! Heut ſteht die Welt auf einmal ſtill; es ſtockt ihr Kreislauf, und mein Puls ſchlägt kaum noch wenige Minuten. Leb wohl!

Brackenburg. O lebe Du mit uns, wie wir für Dich allein! Du tödteſt uns in Dir. O leb und leide! Wir wollen unzertrennlich Dir zu beiden Seiten ſtehn, und immer achtſam ſoll die Liebe den ſchönſten Troſt in ihren lebendigen Armen Dir bereiten. Sei unſer! Unſer! Ich darf nicht ſagen, mein.

Klärchen. Leiſe, Brackenburg! Du fühlſt nicht, was Du rührſt. Wo Hoffnung Dir erſcheint, iſt mir Verzweiflung.

Brackenburg. Theile mit den Lebendigen die Hoffnung! Verweil am Rande des Abgrundes, ſchau hinab und ſieh auf uns zurück!

Klärchen. Ich hab' überwunden; ruf' mich nicht wieder zum Streit!

Brackenburg. Du biſt betäubt; gehüllt in Nacht, ſuchſt Du die Tiefe. Noch iſt nicht jedes Licht erloſchen, noch mancher Tag —

Klärchen. Weh! Ueber Dich Weh! Weh! Grauſam zerreißeſt Du den Vorhang vor meinem Auge. Ja, er wird grauen, der Tag, vergebens alle Nebel um ſich ziehn und wider Willen grauen! Furchtſam ſchaut der Bürger aus ſeinem Fenſter, die Nacht läßt einen ſchwarzen Flecken zurück, — er ſchaut, und fürchterlich wächſt im Lichte das Mordgerüſt. — Neu leidend wendet das entweihte Gottesbild ſein ſtehend Auge zum Vater auf. Die Sonne wagt ſich nicht hervor; ſie will die Stunde nicht bezeichnen, in der er

sterben soll. Träge gehn die Zeiger ihren Weg, und eine Stunde nach der andern schlägt. Halt! Halt! Nun ist es Zeit! Mich scheucht des Morgens Ahnung in das Grab. (Sie tritt ans Fenster, als sähe sie sich um, und trinkt heimlich.)

Brackenburg. Kläre! Kläre!

Klärchen (geht nach dem Tisch und trinkt das Wasser). Hier ist der Rest! Ich locke Dich nicht nach. Thu', was Du darfst! Leb wohl! Lösche diese Lampe still und ohne Zaudern! Ich geh' zur Ruhe. Schleiche Dich sachte weg, ziehe die Thür nach Dir zu! Still! Wecke meine Mutter nicht! Geh, rette Dich! Rette Dich, wenn Du nicht mein Mörder scheinen willst! (Ab.)

Brackenburg. Sie läßt mich zum letzten Male wie immer. O, könnte eine Menschenseele fühlen, wie sie ein liebend Herz zerreißen kann! Sie läßt mich stehn, mir selber überlassen, und Tod und Leben ist mir gleich verhaßt. — Allein zu sterben! — Weint, Ihr Liebenden! Kein bärter Schicksal ist als meins! Sie theilt mit mir den Todestropfen und schickt mich weg, von ihrer Seite weg! Sie zieht mich nach und stößt ins Leben mich zurück. O Egmont, welch preiswürdig Loos fällt Dir! Sie geht voran; der Kranz des Siegs aus ihrer Hand ist Dein, sie bringt den ganzen Himmel Dir entgegen! — Und soll ich folgen, wieder seitwärts stehn, den unauslöschlichen Neid in jene Wohnungen hinübertragen? — Auf Erden ist kein Bleiben mehr für mich, und Hell' und Himmel bieten gleiche Qual. Wie wäre der Vernichtung Schreckenshand dem Unglückseligen willkommen! —

Brackenburg geht ab: das Theater bleibt einige Zeit unverändert. Eine Musik, Klärchens Tod bezeichnend, beginnt; die Lampe, welche Brackenburg auszulöschen vergessen, flammt noch einigemal auf, dann erlischt sie. Bald verwandelt sich der Schauplatz in das

Gefängniß.

Egmont liegt schlafend auf dem Ruhebette. Es entsteht ein Geräusch mit Schlüsseln, und die Thür thut sich auf. Diener mit Fackeln treten herein; ihnen folgt Ferdinand, Alba's Sohn, und Silva, begleitet von Gewaffneten. Egmont fährt aus dem Schlaf auf.

Egmont. Wer seid Ihr, die Ihr mir unfreundlich den Schlaf von den Augen schüttelt? Was künden Eure trotzigen, unsichern Blicke mir an? Warum diesen fürchterlichen Aufzug? Welchen Schreckenstraum kommt Ihr der halberwachten Seele vorzulügen?

Silva. Uns schickt der Herzog, Dir Dein Urtheil anzukündigen.

Egmont. Bringst Du den Henker auch mit, es zu vollziehen?

Silva. Vernimm es, so wirst Du wissen, was Deiner wartet!

Egmont. So ziemt es Euch und Euerm schändlichen Be-

ginnen! In Nacht gebrütet und in Nacht vollführt! So mag dieſe freche That der Ungerechtigkeit ſich verbergen! — Tritt kühn hervor, der Du das Schwert verhüllt unter dem Mantel trägſt! Hier iſt mein Haupt, das freieſte, das je die Tyrannei vom Rumpf geriſſen.

Silva. Du irrſt! Was gerechte Richter beſchließen, werden ſie vorm Angeſicht des Tages nicht verbergen.

Egmont. So überſteigt die Frechheit jeden Begriff und Gedanken.

Silva (nimmt einem Dabeiſtehenden das Urtheil ab, entfaltet's und lieſt). „Im Namen des Königs und kraft beſonderer, von Seiner Majeſtät uns übertragenen Gewalt, alle ſeine Unterthanen, weß Standes ſie ſeien, zugleich die Ritter des goldnen Vließes zu richten, erkennen wir —“

Egmont. Kann die der König übertragen?

Silva. „Erkennen wir, nach vorgängiger genauer, geſetzlicher Unterſuchung, Dich Heinrich Grafen Egmont, Prinzen von Gaure, des Hochverraths ſchuldig und ſprechen das Urtheil, daß Du mit der Frühe des einbrechenden Morgens aus dem Kerker auf den Markt geführt und dort vorm Angeſicht des Volks zur Warnung aller Verräther mit dem Schwerte vom Leben zum Tode gebracht werden ſollſt. Gegeben Brüſſel am“ (Datum und Jahrzahl werden undeutlich geleſen, ſo, daß ſie der Zuhörer nicht verſteht.)*)

„Ferdinand, Herzog von Alba,
Vorſitzer des Gerichts der Zwölfe.“

Du weißt nun Dein Schickſal; es bleibt Dir wenige Zeit, Dich drein zu ergeben, Dein Haus zu beſtellen und von den Deinigen Abſchied zu nehmen.

Silva mit dem Gefolge geht ab. Es bleibt Ferdinand und zwei Fackeln; das Theater iſt mäßig erleuchtet.

Egmont (hat eine Weile, in ſich verſenkt, ſtille geſtanden und Silva, ohne ſich umzuſehn, abgehn laſſen. Er glaubt ſich allein, und da er die Augen aufhebt, erblickt er Alba's Sohn). Du ſtehſt und bleibſt? Willſt Du mein Erſtaunen, mein Entſetzen noch durch Deine Gegenwart vermehren? Willſt Du noch etwa die willkommene Botſchaft Deinem Vater bringen, daß ich unmännlich verzweifle? Geh! Sag ihm, ſag ihm, daß er weder mich noch die Welt belügt! Ihm, dem Ruhmſüchtigen, wird man es erſt hinter den

*) Dieſe Anordnung wird durch die Oekonomie des Stückes bedingt. Vgl. E. 2. Der hiſtoriſche Tag der Beurtheilung konnte nicht gewählt werden, weil derſelbe von der Ausführung des Urtheils durch einen langen Zeitraum getrennt war.

Schultern leise lispeln, dann laut und lauter sagen, und wenn er einst von diesem Gipfel herabsteigt, werden tausend Stimmen es ihm entgegenrufen: Nicht das Wohl des Staats, nicht die Würde des Königs, nicht die Ruhe der Provinzen haben ihn hierher gebracht. Um sein selbst willen hat er Krieg gerathen, daß der Krieger im Kriege gelte. Er hat diese ungeheure Verwirrung erregt, damit man seiner bedürfe. Und ich falle, ein Opfer seines niedrigen Hasses, seines kleinlichen Neides. Ja, ich weiß es, und ich darf es sagen, der Sterbende, der tödtlich Verwundete kann es sagen: Mich hat der Eingebildete beneidet; mich wegzutilgen, hat er lange gesonnen und gedacht.

Schon damals, als wir, noch jünger, mit Würfeln spielten,*) und die Haufen Goldes, einer nach dem andern, von seiner Seite zu mir herübereilten, da stand er grimmig, log Gelassenheit, und innerlich verzehrte ihn die Aergerniß, mehr über mein Glück als über seinen Verlust. Noch erinnere ich mich des funkelnden Blicks, der verrätherischen Blässe, als wir an einem öffentlichen Feste vor vielen tausend Menschen um die Wette schossen. Er forderte mich auf, und beide Nationen standen; die Spanier, die Niederländer wetteten und wünschten. Ich überwand ihn; seine Kugel irrte, die meine traf; ein lauter Freudenschrei der Meinigen durchbrach die Luft. Nun trifft mich sein Geschoß. Sag ihm, daß ich's weiß, daß ich ihn kenne, daß die Welt jede Siegszeichen verachtet, die ein kleiner Geist erschleichend sich aufrichtet. Und Du! Wenn einem Sohne möglich ist, von der Sitte des Vaters zu weichen, übe bei Zeiten die Scham, indem Du Dich für Den schämst, den Du gerne von ganzem Herzen verehren möchtest!

Ferdinand. Ich höre Dich an, ohne Dich zu unterbrechen. Deine Vorwürfe fallen wie Keulschläge auf einen Helm; ich fühle die Erschütterung, aber ich bin bewaffnet. Du triffst mich, Du verwundest mich nicht; fühlbar ist mir allein der Schmerz, der mir den Busen zerreißt. Wehe mir! Wehe! Zu einem solchen Anblick bin ich aufgewachsen, zu einem solchen Schauspiele bin ich gesendet!

Egmont. Du brichst in Klagen aus? Was rührt, was bekümmert Dich? Ist es eine späte Reue, daß Du der schänd-

*) Vgl. Strada S. 222: „Populus tamen sive ex odio in Albanum sive in Egmontium amore judicium ferens, reum absolvebat culpamque omnem transferebat in Albanum invidiae retinentem adversus Egmontium, reterem belli aemulum, odiumque super hac memorabant, quod olim alea ludenti multa aurorum millia Egmontius abstulisset ac postea in publica laetitia, dum uterque explodendo ad signum sclopo ex provocatione contenderent, superatus esset Albanus, ingenti Belgarum plausu ad nationis suae decus referentium victoriam ex duce Hispano."

lichen Verſchwörung Deinen Dienſt geliebten? Du biſt ſo jung und haſt ein glückliches Anſehn. Du warſt ſo zutraulich, ſo freundlich gegen mich. So lang' ich Dich ſah, war ich mit Deinem Vater verſöhnt. Und ebenſo verſtellt, verſtellter als er, lockſt Du mich in das Netz. Du biſt der Abſcheulichſte! Wer ihm traut, mag er es auf ſeine Gefahr thun! Aber wer ſürchtete Gefahr, Dir zu vertrauen? Geh! Geh! Raube mir nicht die wenigen Augenblicke! Geh, daß ich mich ſammle, die Welt und Dich zuerſt vergeſſe! —

Ferdinand. Was ſoll ich Dir ſagen? Ich ſtehe und ſehe Dich an, und ſehe Dich nicht und fühle mich nicht. Soll ich mich entſchuldigen? Soll ich Dir verſichern, daß ich erſt ſpät, erſt ganz zuletzt des Vaters Abſichten erfuhr, daß ich als ein gezwungenes, ein lebloſes Werkzeug ſeines Willens handelte? Was fruchtet's, welche Meinung Du von mir haben magſt? Du biſt verloren; und ich Unglücklicher ſtehe nur da, um Dir's zu verſichern, um Dich zu bejammern.

Egmont. Welche ſonderbare Stimme, welch ein unerwarteter Troſt begegnet mir auf dem Wege zum Grabe! Du, Sohn meines erſten, meines faſt einzigen Feindes, Du bedaureſt mich? Du biſt nicht unter meinen Mördern? Sage, rede! Für Wen ſoll ich Dich halten?

Ferdinand. Grauſamer Vater! Ja, ich erkenne Dich in dieſem Befehle. Du nannteſt mein Herz, meine Geſinnung, die Du ſo oft als Erbtheil einer zärtlichen Mutter ſchalteſt. Mich Dir gleich zu bilden, ſandteſt Du mich hierher. Dieſen Mann am Rande des gähnenden Grabes, in der Gewalt eines willkürlichen Todes zu ſehen, zwingſt Du mich, daß ich den tiefſten Schmerz empfinde, daß ich taub gegen alles Schickſal, daß ich unempfindlich werde, es geſchehe mir, was wolle.

Egmont. Ich erſtaune! Faſſe Dich! Stehe, rede wie ein Mann!

Ferdinand. O, daß ich ein Weib wäre! Daß man mir ſagen könnte: „Was rührt Dich? Was ficht Dich an?“ Sage mir ein größeres, ein ungeheureres Uebel, mache mich zum Zeugen einer ſchrecklichern That; ich will Dir danken, ich will ſagen: Es war nichts.

Egmont. Du verlierſt Dich. Wo biſt Du?

Ferdinand. Laß dieſe Leidenſchaft raſen, laß mich losgebunden klagen! Ich will nicht ſtandhaft ſcheinen, wenn Alles in mir zuſammenbricht. Dich ſoll ich hier ſehn? — Dich? — Es iſt entſetzlich! Du verſtehſt mich nicht! Und ſollſt Du mich verſtehen? Egmont! Egmont! (Ihm um den Hals fallend.)

Egmont. Löſe mir das Geheimniß!

Ferdinand. Mein Geheimniß...

Egmont. Wie bewegt Dich so tief das Schicksal eines fremden Mannes?

Ferdinand. Nicht fremd! Du bist mir nicht fremd. Dein Name war's, der mir in meiner ersten Jugend gleich einem Stern des Himmels entgegenleuchtete. Wie oft hab' ich nach Dir gehorcht, gefragt! Des Kindes Hoffnung ist der Jüngling, des Jünglings der Mann. So bist Du vor mir her geschritten, immer vor, und ohne Neid sah ich Dich vor und schrieb Dir nach, und fort und fort. Nun hofft' ich endlich Dich zu sehen und sah Dich, und mein Herz flog Dir entgegen. Dich hatt' ich mir bestimmt und wählte Dich aufs Neue, da ich Dich sah. Nun hofft' ich erst mit Dir zu sein, mit Dir zu leben, Dich zu lassen, Dich — Das ist nun Alles weggeschnitten, und ich sehe Dich hier!

Egmont. Mein Freund, wenn es Dir wohlthun kann, so nimm die Versicherung, daß im ersten Augenblicke mein Gemüth Dir entgegenkam! Und höre mich! Laß uns ein ruhiges Wort unter einander wechseln! Sage mir: Ist es der strenge, ernste Wille Deines Vaters, mich zu tödten?

Ferdinand. Er ist's.

Egmont. Dieses Urtheil wäre nicht ein leeres Schreckbild, mich zu ängstigen, durch Furcht und Drohung zu strafen, mich zu erniedrigen und dann mit königlicher Gnade mich wieder aufzuheben?

Ferdinand. Nein, ach leider nein! Anfangs schmeichelte ich mir selbst mit dieser ausweichenden Hoffnung, und schon da empfand ich Angst und Schmerz, Dich in diesem Zustande zu sehen. Nun ist es wirklich, ist gewiß. Nein, ich regiere mich nicht. Wer giebt mir eine Hilfe, wer einen Rath, dem Unvermeidlichen zu entgehen?

Egmont. So höre mich! Wenn Deine Seele so gewaltsam dringt, mich zu retten, wenn Du die Uebermacht verabscheust, die mich befestigt hält, so rette mich! Die Augenblicke sind kostbar. Du bist des Allgewaltigen Sohn und selbst gewaltig. — Laß uns entfliehen! Ich kenne die Wege; die Mittel können Dir nicht unbekannt sein. Nur diese Mauern, nur wenige Meilen entfernen mich von meinen Freunden. Löse diese Bande, bringe mich zu ihnen und sei unser! Gewiß, der König dankt Dir dereinst meine Rettung. Jetzt ist er überrascht, und vielleicht ist ihm Alles unbekannt. Dein Vater war; und die Majestät muß das Geschehene billigen, wenn sie sich auch davor entsetzet. Du denkst? O denke mir den Weg der Freiheit aus! Sprich und nähre die Hoffnung der lebendigen Seele!

Ferdinand. Schweig, o ſchweige! Du vermehrſt mit jedem Worte meine Verzweiflung. Hier iſt kein Ausweg, kein Rath, keine Flucht. — Das quält mich, das greift und faßt mir wie mit Klauen die Bruſt. Ich habe ſelbſt das Netz zuſammengezogen; ich kenne die ſtrengen, feſten Knoten; ich weiß, wie jeder Kühnheit, jeder Liſt die Wege verrennt ſind; ich fühle mich mit Dir und mit allen Andern gefeſſelt. Würde ich klagen, hätte ich nicht Alles verſucht? Zu ſeinen Füßen habe ich gelegen, geredet und gebeten. Er ſchickte mich hierher, um Alles, was von Lebensluſt und Freude mit mir lebt, in dieſem Augenblicke zu zerſtören.

Egmont. Und keine Rettung?

Ferdinand. Keine!

Egmont (mit dem Fuße ſtampfend). Keine Rettung! — — Süßes Leben, ſchöne, freundliche Gewohnheit des Daſeins und Wirkens, von Dir ſoll ich ſcheiden, ſo gelaſſen ſcheiden! Nicht im Tumulte der Schlacht, unter dem Geräuſch der Waffen, in der Zerſtreuung des Getümmels giebſt Du mir ein flüchtiges Lebewohl; Du nimmſt keinen eiligen Abſchied, verkürzeſt nicht den Augenblick der Trennung. Ich ſoll Deine Hand faſſen, Dir noch einmal in die Augen ſehn, Deine Schöne, Deinen Werth recht lebhaft fühlen und dann mich entſchloſſen losreißen und ſagen: Fahre hin!

Ferdinand. Und ich ſoll daneben ſtehn, zuſehn, Dich nicht halten, nicht hindern können! O, welche Stimme reichte zur Klage! Welches Herz flöße nicht aus ſeinen Banden vor dieſem Jammer!

Egmont. Faſſe Dich!

Ferdinand. Du kannſt Dich faſſen, Du kannſt entſagen, den ſchweren Schritt an der Hand der Nothwendigkeit beſonnmäßig gehn. Was kann ich? Was ſoll ich? Du überwindeſt Dich ſelbſt und uns; Du überſtehſt: ich überlebe Dich und mich ſelbſt. Bei der Freude des Mahls hab' ich mein Licht, im Getümmel der Schlacht meine Fahne verloren. Schal, verworren, trüb ſcheint mir die Zukunft.

Egmont. Junger Freund, den ich durch ein ſonderbares Schickſal zugleich gewinne und verliere, der für mich die Todesſchmerzen empfindet, für mich leidet, ſieh mich in dieſen Augenblicken an: Du verlierſt mich nicht. War Dir mein Leben ein Spiegel, in welchem Du Dich gerne betrachteteſt, ſo ſei es auch mein Tod! Die Menſchen ſind nicht nur zuſammen, wenn ſie beiſammen ſind; auch der Entfernte, der Abgeſchiedene lebt uns.

Ich lebe Dir, und habe mir genug gelebt. Eines jeden Tages hab' ich mich gefreut, an jedem Tage mit rascher Wirkung meine Pflicht gethan, wie mein Gewissen mir sie zeigte. Nun endigt sich das Leben, wie es sich früher, früher, schon auf dem Sande von Gravelingen hätte endigen können. Ich höre auf, zu leben; aber ich habe gelebt. So leb auch Du, mein Freund, gern und mit Lust, und scheue den Tod nicht!

Ferdinand. Du hättest Dich für uns erhalten können, erhalten sollen. Du hast Dich selber getödtet. Oft hört' ich, wenn kluge Männer über Dich sprachen; feindselige, wohlwollende, sie stritten lang' über Deinen Werth; doch endlich vereinigten sie sich, Keiner wagt' es zu leugnen, Jeder gestand: „Ja, er wandelt einen gefährlichen Weg.“ Wie oft wünscht' ich, Dich warnen zu können! Hattest Du denn keine Freunde?

Egmont. Ich war gewarnt.

Ferdinand. Und wie ich punktweise alle diese Beschuldigungen wieder in der Anklage fand und Deine Antworten! Gut genug, Dich zu entschuldigen, nicht triftig genug, Dich von der Schuld zu befreien. —

Egmont. Dies sei bei Seite gelegt! Es glaubt der Mensch sein Leben zu leiten, sich selbst zu führen, und sein Innerstes wird unwiderstehlich nach seinem Schicksale gezogen. Laß uns darüber nicht sinnen; dieser Gedanken entschlag' ich mich leicht — schwerer der Sorge für dieses Land; doch auch dafür wird gesorgt sein. Kann mein Blut für Viele fließen, meinem Volke Friede bringen, so fließt es willig. Leider wird's nicht so werden. Doch es ziemt dem Menschen, nicht mehr zu grübeln, wo er nicht mehr wirken soll. Kannst Du die verderbende Gewalt Deines Vaters aufhalten, lenken, so thu's! Wer wird das können? — Leb wohl!

Ferdinand. Ich kann nicht gehn.

Egmont. Laß meine Leute Dir aufs Beste empfohlen sein! Ich habe gute Menschen zu Dienern — daß sie nicht zerstreut, nicht unglücklich werden! Wie steht es um Richard, meinen Schreiber?

Ferdinand. Er ist Dir vorangegangen. Sie haben ihn als Mitschuldigen des Hochverraths enthauptet.

Egmont. Arme Seele! — Noch Eins, und dann leb wohl, ich kann nicht mehr. Was auch den Geist gewaltsam beschäftigt, fordert die Natur zuletzt doch unwiderstehlich ihre Rechte; und wie ein Kind, umwunden von der Schlange, des erquickenden Schlafs genießt, so legt der Müde sich noch einmal vor der Pforte des Todes nieder und ruht tief aus, als ob er einen weiten Weg zu

wandern hätte. — Noch Eins — Ich kenne ein Mädchen,*) Du wirſt ſie nicht verachten, weil ſie mein war. Nun ich ſie Dir empfehle, ſterb' ich ruhig. Du biſt ein edler Mann; ein Weib, das den findet, iſt geborgen. Lebt mein alter Adolph? Iſt er frei?

Ferdinand. Der muntre Greis, der Euch zu Pferde immer begleitete?

Egmont. Derſelbe.

Ferdinand. Er lebt, er iſt frei.

Egmont. Er weiß ihre Wohnung; laß Dich von ihm führen und lohn' ihm bis an ſein Ende, daß er Dir den Weg zu dieſem Kleinode zeigt! — Leb wohl!

Ferdinand. Ich gehe nicht.

Egmont (ihn noch der Thür dringend). Leb wohl!

Ferdinand. O laß mich noch!

Egmont. Freund, keinen Abſchied! (Er begleitet Ferdinanden bis an die Thür und reißt ſich dort von ihm los. Ferdinand, betäubt, entfernt ſich eilend.)

Egmont (allein). Feindſeliger Mann! Du glaubteſt nicht, mir dieſe Wohlthat durch Deinen Sohn zu erzeigen. Durch ihn bin ich der Sorgen los und der Schmerzen, der Furcht und jedes ängſtlichen Gefühls. Sanft und dringend fordert die Natur ihren letzten Zoll. Es iſt vorbei, es iſt beſchloſſen! Und was die letzte Nacht mich ungewiß auf meinem Lager wachend hielt, das ſchläfert nun mit unbezwinglicher Gewißheit meine Sinnen ein.

Er ſetzt ſich aufs Ruhebett. Muſik.

Süßer Schlaf! Du kommſt, wie ein reines Glück, ungebeten, unerfleht am Willigſten. Du löſeſt die Knoten der ſtrengen Gedanken, vermiſchſt alle Bilder der Freude und des Schmerzes; ungehindert fließt der Kreis innerer Harmonien, und, eingehüllt in gefälligen Wahnſinn, verſinken wir und hören auf, zu ſein.

Er entſchläft; die Muſik begleitet ſeinen Schlummer. Hinter ſeinem Lager ſcheint ſich die Mauer zu eröffnen, eine glänzende Erſcheinung zeigt ſich. Die Freiheit in himmliſchem Gewande, von einer Klarheit umfloſſen, ruht auf einer Wolke. Sie hat die Züge von Klärchen und neigt ſich gegen den ſchlafenden Helden. Sie drückt eine bedauernde Empfindung aus, ſie ſcheint ihn zu beſingen. Bald faßt ſie ſich, und mit aufmunternder Geberde zeigt ſie ihm das Bündel Pfeile, dann den Stab mit dem Hute. Sie heißt ihn treu ſein, und indem ſie ihm andeutet, daß ſein Tod den Provinzen die Freiheit

*) Es iſt dies eine vielberufene Stelle. Die Weimarer Freundinnen Goethe's, alſo wol vorzugsweiſe Frau von Stein, hatten an dem lakoniſchen Vermächtniß Anſtoß genommen, womit Egmont ſein Klärchen an Ferdinand empfiehlt. (Vgl. in der Italieniſchen Reiſe den Bericht über den 1. December 1787). Goethe erklärt weder, daß er den Tadel für gerechtfertigt halte, noch verſucht er ſich zu entſchuldigen, ſondern begnügt ſich damit, ausführlicher zu entwickeln, daß es ihm bei der Anlage des Ganzen unmöglich geweſen wäre, eine Aenderung vorzunehmen. (Vgl. Vorbemerkung S. 12.)

verschaffen werde, erkennt sie ihn als Sieger und reicht ihm einen Lorbeerkranz. Wie sie sich mit dem Kranze dem Haupte nahet, macht Egmont eine Bewegung, wie Einer, der sich im Schlafe regt, dergestalt, daß er mit dem Gesicht aufwärts gegen sie liegt. Sie hält den Kranz über seinem Haupte schwebend; man hört ganz von Weitem eine kriegerische Musik von Trommeln und Pfeifen; bei dem leisesten Laut derselben verschwindet die Erscheinung. Der Schall wird stärker. Egmont erwacht; das Gefängniß wird vom Morgen mäßig erhellt. Seine erste Bewegung ist, nach dem Haupte zu greifen; er steht auf und sieht sich um, indem er die Hand auf dem Haupte behält.

Verschwunden ist der Kranz! Du schönes Bild, das Licht des Tages hat Dich verscheuchet! Ja, sie waren's, sie waren vereint, die beiden süßesten Freuden meines Herzens. Die göttliche Freiheit, von meiner Geliebten borgte sie die Gestalt; das reizende Mädchen kleidete sich in der Freundin himmlisches Gewand. In einem ernsten Augenblick erscheinen sie vereinigt, ernster als lieblich. Mit blutbefleckten Sohlen trat sie vor mir auf, die wehenden Falten des Saumes mit Blut befleckt. Es war mein Blut und vieler Edeln Blut. Nein, es ward nicht umsonst vergossen. Schreitet durch! Braves Volk! Die Siegesgöttin führt Dich an! Und wie das Meer durch Eure Dämme bricht, so brecht, so reißt den Wall der Tyrannei zusammen und schwemmt ersäufend sie von ihrem Grunde, den sie sich anmaßt, weg!

Trommeln näher.

Horch! Horch! Wie oft rief mich dieser Schall zum freien Schritt nach dem Felde des Streits und des Sieges! Wie munter traten die Gelobten auf der gefährlichen rühmlichen Bahn! Auch ich schreite einem ehrenvollen Tode aus diesem Kerker entgegen; ich sterbe für die Freiheit, für die ich lebte und focht, und der ich mich jetzt leidend opfre.

Der Hintergrund wird mit einer Reihe spanischer Soldaten besetzt, welche Hellebarden tragen.

Ja, führet sie nur zusammen! Schließt Eure Reihen, Ihr schreckt mich nicht! Ich bin gewohnt vor Speeren gegen Speere zu stehen und, rings umgeben von dem drohenden Tod, das muthige Leben nur doppelt rasch zu fühlen.

Trommeln.

Dich schließt der Feind von allen Seiten ein! Es blinken Schwerter; Freunde, höhern Muth! Im Rücken habt Ihr Eltern, Weiber, Kinder!

(Auf die Wache zeigend.) Und diese treibt ein hohles Wort des Herrschers, nicht ihr Gemüth. Schützt Eure Güter! Und Euer Liebstes zu erretten, fällt freudig, wie ich Euch ein Beispiel gebe!

Trommeln. Wie er auf die Wache los und auf die Hinterthür zu geht, fällt der Vorhang; die Musik fällt ein und schließt mit einer Siegessymphonie das Stück.

Iphigenie auf Tauris.

Vorbemerkung des Herausgebers.

Es könnte auffällig erscheinen, daß Goethe lange vor der Zeit, in der er sich eingehender mit dem Studium des Alterthums beschäftigte, den Plan gefaßt hat, einen rein antiken Stoff dramatisch zu behandeln. Der Wunsch, für das von ihm begründete Privattheater in Weimar auch einmal ein ernstes Stück zu liefern, erklärt diese Wahl keineswegs, sondern ist höchstens insofern in Betracht zu ziehen, als er die Ausführung eines mit seinem sonstigen Ideenkreise und seinem ganzen geistigen Leben zusammenhängenden Planes beschleunigen half. Dieser Zusammenhang aber ist wirklich vorhanden und leicht nachzuweisen. Wer sich erinnert, wie eifrig Goethe bereits zur Zeit seines ersten Verkehrs mit Herder Homer und Pindar las, wie ihn die Prometheus-Sage ergriff und dichterisch anregte, wie er den Anschauungen, zu denen ihn die Kenntniß der antiken Dichter gebracht hatte, in zahlreichen Gedichten, z. B. „Wanderers Sturmlied“ (I, 155 unsr. Ausg.), „Prometheus“ (I, 162), „Künstlers Morgenlied“ (II, 184), „Künstlers Abendlied“ (II, 189) u. a. Ausdruck gab, wie er endlich in der Satire „Götter, Helden und Wieland“ gegen die schwächliche Reproduktion

der Antike in Wieland's Singspiel „Alceste" ankämpfte, der wird darum allerdings nicht glauben, daß Goethe bereits in dieser frühen Zeit Geist und Wesen des Alterthums vollständig in sich aufgenommen, aber wenigstens die Ueberzeugung gewinnen, daß er ein Moment desselben deutlich erkannt und sich zu eigen gemacht hatte, wir meinen die Naturwahrheit der Empfindung und der Darstellung. Und jetzt bietet sich nach zwei Seiten eine Verbindung dar. Von dem Titanen Prometheus, von Ixion, Sisyphus und Tantalus, die seine Einbildungskraft beschäftigten, war, wie er selbst im 15. Buch von „Dichtung und Wahrheit" andeutet, der Weg nicht weit zu Gestalten wie Iphigenie, die seiner Dichtungs- und Denkweise eher einen Stoff boten; ja, er erkennt diesen Zusammenhang ausdrücklich an, wenn er an derselben Stelle sagt, daß gerade, indem er jene Titanen als Glieder einer ungeheuern Opposition im Hintergrunde seiner Iphigenie gezeigt, er ihnen einen Theil der Wirkung schuldig sei, welche dies Stück hervorgebracht habe. — Auf der andern Seite aber zeigte die Behandlung der Iphigenie durch die Dichter des Alterthums und namentlich durch Euripides, der in gewissem Sinne schon an der Grenze des Klassizismus steht, einen Mangel, der Goethe gerade in Folge der Anschauungen, die er aus dem Studium des Alterthums gewonnen hatte, empfindlich berühren mußte. Eine natürliche, aus dem Innern der handelnden Personen hervorgehende Lösung des tragischen Konflikts fehlte; äußere Mittel, wie das unerwartete Erscheinen der Athene, müssen dieselbe ersetzen und den Abschluß der Handlung herbeiführen. Diesen Mangel hat Goethe frühzeitig mit richtigem Gefühle erkannt; denn schon die erste Bearbeitung der Iphigenie hat dieselbe tragische Lösung wie die späteren.

Diese erste Bearbeitung ist in den Tagen vom 14. Februar bis zum 28. März 1779, in einer Zeit entstanden, da Goethe durch seine amtliche Thätigkeit zu fast fortwährenden Reisen genöthigt war, die ihn nur einmal Mitte März wieder nach Weimar zurückführten. Wir finden ihn in Apolda, Dornburg, Allstädt und andern Orten, wie aus Briefen an Knebel und Frau von Stein hervorgeht, mitten unter Aushebungs- und Wegebau-Geschäften an der Weiterführung seines Gedichtes thätig, von dem er in der That die drei ersten Akte Mitte März vollendete und während des eben erwähnten Aufenthaltes in Weimar vorlas. (Riemer, Mittheilungen II, 83.) Am 19. März schrieb er auf dem Schwalbenstein bei Ilmenau den vierten Akt. Eine jetzt dort nicht mehr vorhandene Inschrift, die Goethe einstmals Riemer mittheilte, bekundete dies gleichfalls. Die Vollendung des Stückes erfolgte am 28. März.

Eine solche Schnelligkeit der Ausführung, ebenso wie der innere Zusammenhang, in dem der Stoff der Iphigenie mit der anderweitigen Thätigkeit Goethe's steht, macht es wahrscheinlich, daß der Dichter den Plan zu seinem Drama lange in sich herumgetragen hat, und dies wird auch äußerlich durch jene Inschrift auf dem Schwalbenstein bestätigt: „Sereno die, quieta mente schrieb ich nach einer Wahl von drei Jahren den vierten Akt meiner Iphigenie an einem Tage". Düntzer (vgl. „Die drei ältesten Bearbeitungen von Goethe's Iphigenie", S. 143) bestreitet allerdings die Richtigkeit dieser Notiz; er hält „Jahren" für einen Schreibfehler statt „Tagen" und verwirft die seiner Meinung nach nur hierauf sich gründende Vermuthung Riemer's, daß Goethe die Iphigenie vielleicht schon 1776 erfunden habe. Wir glauben, mit Unrecht; denn daß Goethe sich

lange Zeit seinen Stoff durchdacht haben wird, ehe er an die Ausführung ging, ist auch aus innern Gründen mehr als wahrscheinlich.

Auch eine andere Angabe Riemer's, die nämlich, daß die erste Aufführung der Iphigenie schon am 6. April 1779 stattgefunden habe, ist angezweifelt worden (vgl. Briefe an Frau von Stein, I, 221 und 295); indessen dürfte nach Düntzer's gründlicher Beweisführung (Frauenbilder aus Goethe's Jugendzeit, S. 477, Note 1) Riemer auch hier Recht behalten. Die Rollen waren so vertheilt, daß Goethe den Orest, Prinz Konstantin (der Bruder des Herzogs) den Pylades, Knebel den Thoas, ein Oberkonsistorialsekretär Seidler den Arkas, Korona Schröter die Iphigenie spielte, und es ließen sich manche Briefstellen und Aeußerungen über den wunderbaren Eindruck anführen, den namentlich Goethe selbst durch sein Spiel und seine Erscheinung hervorrief. Eine zweite Aufführung erfolgte sechs Tage später; bei der dritten, am 12. Juli, die bei Gelegenheit von Merck's Anwesenheit in Ettersburg geschah, hatte der Herzog selbst die Rolle des Pylades übernommen (Briefe an Frau von Stein, I, 231); wahrscheinlich hat auch noch eine vierte Darstellung im April des folgenden Jahres stattgefunden.

Aber trotz des Beifalls, den seine Dichtung in den gebildeten Kreisen Weimar's gefunden hatte, lehnte Goethe eine Mittheilung nach andern Orten vor der Hand ab. Düntzer (in der auf der vorigen Seite citirten Schrift, S. 145) theilt einen in diesem Sinne an Dalberg gerichteten Brief mit, und Zelter (Goethe-Zelter'scher Briefwechsel IV, 390) erwähnt einen Brief gleichen Inhalts, der sich jetzt in der königlichen Bibliothek zu Berlin befindet, wo auch die einzige bekannte Handschrift dieses ersten Entwurfes aufbe-

wahrt wird, die früher in Knebel's Besitz gewesen. Der Grund von Goethe's Weigerung lag in seiner Absicht, die äußere Form des Dramas noch wesentlich umzugestalten. So entstand zunächst schon im Frühjahr 1780 die zweite Bearbeitung in freien, d. h. der Zahl der Jamben nach vielfach abwechselnden Versen, von der eine Handschrift, diejenige, welche Lavater nach einer damals im Besitze von Knebel befindlichen gemacht hat, bekannt und von Düntzer zu seinem oben citirten Werke benutzt ist. Die wenigen Scenen, die er daraus mittheilt, bestätigen vollständig sein Urtheil über dieselbe, daß sie nur eine rasch hingeworfene Umschrift des ersten Entwurfes sei. Von diesem zweiten Entwurf wurden, jedenfalls ohne Goethe's Vorwissen, fünf Scenen (I, 1. III, 1. 2. 3 und IV, 1) schon 1785 im ersten Bande des „Schwäbischen Museums, herausgegeben von J. M. Armbruster," veröffentlicht, und dieselben im folgenden Jahre in den „Ephemeriden der Litteratur und des Theaters, 24stes Stück," nachgedruckt. Später geschah dies unwissentlich noch einmal nach einer aus den Ephemeriden stammenden Abschrift im „Neuen Jahrbuch der Berlinischen Gesellschaft für Deutsche Sprache und Alterthumskunde" III, 182 — 197. (Genaueres bei Düntzer, S. 149). — Dagegen zeigt die dritte Bearbeitung (1781), bei der Goethe die vorhin versuchte metrische Form wieder aufgab, mannichfache Verbesserungen, die sich theils auf den Ausdruck im Einzelnen beziehen, theils in Erweiterungen des Dialogs bestehen; genauere Mittheilungen hierüber giebt Düntzer a. a. O. S. 206 ff. Derselbe führt auch die Handschriften an, welche von diesem dritten Entwurfe bekannt geworden sind. Die eine, in der großherzoglichen Bibliothek zu Oldenburg befindlich, wurde bereits früher veröffentlicht in „Goethe's Iphigenie auf Tauris, in ihrer

ersten Gestalt, herausgegeben von Dr. Adolf Stahr 1839"; eine andere, aus dem Nachlasse des Herzogs Ernst II. stammend, ist auf der herzoglichen Bibliothek in Gotha; die dritte aus dem Nachlaß Fr. H. Jacobi's auf der großherzoglichen Bibliothek in Weimar; die vierte endlich befindet sich im Goethe-Archiv zu Weimar und wurde zu dem Abdruck in den neueren Cotta'schen Ausgaben benutzt, jedoch in der Weise, daß (nach Düntzer, S. 192) die Herausgeber sich eigentlich mehr nach dem sehr fehlerhaften Abdrucke von Stahr richteten. In dieser Gestalt haben wir den dritten Entwurf, freilich als den ersten bezeichnet, im 17. Bande der „Nachgelassenen Werke" (1842), während dieser Fehler der Ueberschrift wenigstens in den spätern Ausgaben beseitigt ist. Außer diesen von Düntzer aufgeführten Handschriften existirt noch eine fünfte in der Straßburger Stadt-Bibliothek.

Die letzte Vollendung des Dramas erfolgte fünf Jahre später und fällt, wenn man einige Zeit vorbereitender Arbeiten abrechnet, in die fünf Monate vom September 1786 bis zum Januar 1787. Noch ehe Goethe nach Karlsbad ging, nahm er mit Wieland und Herder Vieles durch, was den Inhalt der vier ersten Bände seiner Schriften bilden sollte, darunter auch die für den dritten Band bestimmte Iphigenie (vgl. Briefe an Frau von Stein III, 264, 269). Um so auffälliger ist es, daß er schon am 22. August während seines Aufenthaltes in Karlsbad von einer Vorlesung der Iphigenie in Versen spricht, zu der er keinenfalls die gewiß bald verworfene zweite Bearbeitung gewählt haben kann. „Jetzt," schreibt er an Frau von Stein (III, 287), „da sie in Verse geschnitten ist, macht sie mir neue Freude; man sieht auch eher, was noch Verbesserung bedarf. Ich arbeite dran und denke morgen fertig zu werden." Was es aber auch

mit dieser vierten Bearbeitung für eine Bewandtniß haben mag, von der unsres Wissens keine Handschriften oder sonstige Spuren vorhanden sind, jedenfalls hatte Herder, auch abgesehen von derselben, Goethe veranlaßt, auf die Vollendung des Werkes seine besondere Thätigkeit zu richten. Dies zeigt sich denn auch während der italienischen Reise. Iphigenie beschäftigt ihn auf der Fahrt vom Brenner nach Verona, am Gardasee, in Vicenza und in Venedig. Der Plan zu einer „Iphigenie in Delphi", den er in einem Briefe aus Bologna vom 19. Oktober mittheilt, lenkte ihn zwar kurze Zeit von seiner eigentlichen Aufgabe ab; aber in Rom widmete er sich ihr bald mit neuem Eifer, und schon am 6. Januar 1787 kann er die Vollendung berichten, am 10. sein Werk an die Freunde in Weimar absenden. „Nehmt es freundlich auf!" heißt es in dem ersten Briefe; „denn freilich steht nicht auf dem Papier, was ich gesollt; wol aber kann man errathen, was ich gewollt habe" — und in dem zweiten nennt er sie ein „Schmerzenskind"; denn dieses Beiwort verdiene sie in mehr als einem Sinne.

In der so gewonnenen Gestalt, also streng genommen erst in der fünften Bearbeitung, ist Iphigenie, vielleicht noch an einzelnen Stellen von dem dazu bevollmächtigten Herder verändert, in die erste Ausgabe der Goethe'schen Werke (1787) übergegangen; für die späteren Ausgaben sind nur noch gelegentlich einzelne Ausdrücke und Worte durch andere ersetzt worden. Daher hat auch die Aufzählung der Ausgaben und der zahlreichen Einzeldrucke kein besonderes Interesse, um so weniger, als in der Textrevision am Schlusse des Bandes außer der verhältnißmäßig geringen Anzahl von Fehlern, die bei diesem Stücke zu verbessern waren, auch die wenigen beabsichtigten Veränderungen angegeben werden.

die Goethe im Laufe der Jahre vorgenommen hat. Wir erwähnen hier nur der zu Ehren von Goethe's „Goldenem Jubeltage" veranstalteten Festausgabe (Iphigenie von Goethe. Abdruck zur Feier des VII. November MDCCCXXV.), deren wir bereits in unsrer Biographie (S. CLXXVII) gedacht haben.

Von größerer Bedeutung ist es, zu erkennen, worin Goethe's dichterische Thätigkeit bei der Behandlung des Stoffes bestanden hat, und worin die Vorzüge zu suchen sind, die sein Drama vor allen andern ähnlichen Versuchen besitzt. Allerdings müssen hier für einzelne Stellen auch die Elektra des Sophokles, die Eumeniden des Aeschylus und manche andre Tragödien des Alterthums in Betracht gezogen werden; seine Hauptquelle aber ist bekanntlich Euripides' Iphigenia in Tauri gewesen, und nur ihr Inhalt kann daher die Grundlage einer Vergleichung werden, deren Resultate wir jedoch nur in den allgemeinsten Zügen anzugeben beabsichtigen.

Bei dem griechischen Dichter beginnt das Drama mit einem Monologe Iphigeniens, in welchem sie über ihr Geschlecht, ihre Schicksale und ihre gegenwärtige Pflicht als Priesterin berichtet, — Alles Dinge, von denen vorausgesetzt wird, daß der König und das Volk des Landes längst mit ihnen bekannt sind. Sie hat in der verflossenen Nacht einen Traum gehabt, daß sie in Argos weile und durch ein plötzliches Erdbeben ihr väterliches Haus einstürze; nur eine Säule, deren Knauf von blondem Haupthaar umwallt war und die mit menschlicher Stimme sprach, war übrig geblieben; sie als Priesterin hatte dieselbe durch Waschungen gereinigt, als wenn es ein dem Tode zu weihendes Opfer wäre. Diesen Traum deutet sie auf den Tod des Orestes und geht deshalb

aus dem Haine in den Tempel, um mit ihren helleniſchen Frauen, die den Chor bilden, Todtenopfer für den geſtorbenen Bruder zu bereiten. Jetzt erſcheinen, überall umherſpähend, Oreſt und Pylades; an dem blutigen Sims und den aufgehängten Beuteſtücken der Geopferten erkennen ſie, daß ſie an dem richtigen Orte ſind, der durch das Orakel bezeichnet iſt, über welches Oreſt, den Apollo anredend, berichtet:

Doch Du geboteſt mir, hinzuziehn ins Taurerland,
Wo Deine Schweſter Artemis Altäre hat,
Der Göttin Bild zu rauben, das, wie man erzählt,
Vom Himmel einſt hieher in dieſen Tempel fiel,
Und hätt' ich dies durch Liſten oder Glück erreicht
Und die Gefahr beſtanden, ins Athenerland
Es hinzubringen.*)

Für den Augenblick zeigt ſich ihnen indeſſen keine Möglichkeit, das Bild zu gewinnen; ſie beſchließen deshalb, ſich bis zur Nacht in Höhlen am Meere zu verbergen und dann ihren Plan auszuführen. Jetzt wird das Todtenopfer gebracht. Iphigenie ſpendet Waſſer, Wein und Milch; der Chor beklagt das düſtere Schickſal des Atridenhauſes, ſie ihr eigenes. Da meldet ein Bote, daß zwei Jünglinge von Hellas am Geſtade des Meeres gefangen worden ſeien, und fordert ſie auf, ſich zur Opferung derſelben vorzubereiten. Er erzählt, wie die Rinderhirten das Vieh an das Meer getrieben und dort zuerſt die Fremdlinge geſehen hätten. Anfangs waren ſie Einigen als Götter erſchienen; als ſie ſich aber anſchickten, ſie zu fangen, war einer der Fremdlinge von wilder Wuth ergriffen worden, und ſie hatten erkannt, daß er von den Eumeniden verfolgt wurde. Er hatte mit dem Schwerte unter den Heerden gewüthet und war endlich ermattet nieder-

*) Nach J. J. C. Donner's auch noch ſpäter bei einigen Stellen benutzten Ueberſetzung der Iphigenie (V. 84—90) mit unbedeutenden Veränderungen.

gesunken, während sein Begleiter, den er Pylades genannt, ihm hilfreich zur Seite stand. Als er wieder zur Besinnung gekommen, hätten Beide sich mit dem Schwerte unter die Hirten gestürzt, denen es nicht gelungen sei, sie zu besiegen, sondern nur sie zu umzingeln und wehrlos zu machen. Iphigenie ist sofort zur Ausübung ihrer Pflicht bereit. Während sie früher nur mit Widerwillen ihren Dienst verrichtet, ist ihr Herz durch Orestes' vermeintlichen Tod verhärtet, und sie wünscht nur, daß Helena oder Menelaos hierher verschlagen würden, damit sie durch ihre Hand sterben müßten. Der Chor, sich in Vermuthungen ergehend, woher und zu welchem Zwecke die Fremden kämen, später den Wunsch seiner Herrin in Betreff Helena's wiederholend, findet doch zuletzt das größte Glück in der Hoffnung, daß ihm die Rückkehr ins Vaterland bereitet sein möge. Die jetzt herbeigeführten Gefangenen werden entfesselt, und Iphigenie fragt nach ihrer Heimath; sie sind aus Mykenä und können ihr von Troja und dem Geschicke Aller, von Menelaos, Helena, Kalchas, Achilles, auch von Agamemnon, Klytämnestra, Elektra und Orestes berichten. Von ihr selbst, erfährt sie ferner, hat man in Hellas nichts weiter gehört. Da erwacht in ihr der Gedanke, den einen der Gefangenen — sie hat bis jetzt nur mit Orestes gesprochen — freizulassen und ihm eine Botschaft nach Argos mitzugeben, die ihr einst ein anderer Gefangener, welcher ihr Schicksal bedauerte, nach ihrem Wunsche aufgeschrieben hat. Orestes geht auf ihr Verlangen ein, macht aber zur Bedingung, daß Pylades der Ueberbringer der Botschaft sei. Während sie sich entfernt, um den Brief zu bringen, streiten die Freunde, wer die gebotene Rettung annehmen solle. Pylades indessen giebt nach und leistet der später zurückgekehrten Iphigenie einen feierlichen Eid, ihren Auftrag zu erfüllen. Da aber

auch der Fall bedacht werden muß, daß Schiff und Brief zu Grunde gehen können, während der Ueberbringer gerettet werde, so muß Iphigenie ihm mündlich den Inhalt desselben mittheilen. Das giebt die Veranlassung zur Erkennung. Pylades übergiebt das Schreiben an Oreſtes, und Dieſer begrüßt Iphigenie als ſeine Schweſter. Die beweiſenden Kennzeichen werden mitgetheilt: Iphigenie erfährt, daß Pylades ihr Verwandter iſt, hört den Bericht über Oreſt's That und Geſchick und vereinigt ſich endlich mit Beiden, um die Mittel zu einer gemeinſamen Flucht und zum Raube des Götterbildes zu berathen. Nur die Ermordung des Thoas lehnt ſie ab (οὐκ ἂν δυναίμην); dann aber erfindet ſie ſelbſt die erforderliche Liſt. Sie will Oreſt's Seelenkrankheit dazu benutzen, um den König glauben zu machen, daß das von ihm, dem mit Blutſchuld Befleckten, und von ſeinem an dieſer Blutſchuld betheiligten Freunde berührte Bild der Artemis unrein und entweiht ſei und durch Meereswaſſer gereinigt werden müſſe; dann will ſie ſelbſt ans Ufer gehen, um dort von den Harrenden mit dem Bilde auf das Schiff genommen zu werden. Die nothwendige Verſchwiegenheit der Frauen gewinnt ſie leicht durch das Verſprechen, auch für ihre Rückkehr Sorge zu tragen. Iphigenie begiebt ſich alsdann, den Andern nachfolgend, in den Tempel und tritt gerade wieder aus demſelben hervor, die Bildſäule der Artemis im Arme, als der König Thoas erſcheint. Sie giebt ihm Rechenſchaft über ihre Abſicht, die er ohne Arg hört und vollſtändig billigt, und geht dann, von den inzwiſchen herbeigeführten Gefangenen und begleitenden Dienern gefolgt, dem Meeresſtrande zu, während Thoas in dem Innern des Tempels verweilt, um deſſen Räume zu ſühnen. Jedoch nach einem Chorliede zu Ehren des Apollo erſcheint ein Bote, um dem Könige von

der inzwischen schon fast ausgeführten Flucht der Gefangenen und der Priesterin Nachricht zu bringen. Der Chor sucht ihn aufzuhalten; aber Thoas tritt aus dem Tempel und erfährt Alles und auch jetzt erst, daß einer der Gefangenen der Sohn Agamemnon's und Iphigeniens Bruder ist. Noch halten widrige Winde das Schiff in der Meeresbucht zurück, und der König ruft die Seinigen auf, sich zur Verfolgung der Fliehenden zu rüsten. Da erscheint Athene und gebietet ihm, davon abzustehen, da Orestes auf Apollo's Befehl gekommen sei, um seine Schwester zu retten und das Bild der Artemis nach dem Gebiete von Athen zu bringen, und da auch Poseidon sicheres Geleit verheißen habe. Sie gebietet ihm ferner, auch die hellenischen Frauen in ihre Heimath zurückzusenden. Thoas verspricht, dem Befehle der Göttin zu gehorchen.

Die durchgreifende Umgestaltung, welche Goethe mit dem antiken Stoffe vorgenommen hat, zeigt sich zuerst in der Charakteristik der handelnden Personen. Von Thoas erfahren wir bei Euripides nur, daß er „ein Barbar über Barbaren herrsche" und wegen der Schnelligkeit seiner Füße zu seinem Namen gekommen sei; in seinem Handeln indessen benimmt er sich als ein ruhiger, verständiger Mann, der den Menschen vertraut und den Göttern gehorcht. Goethe erfindet seine Liebe zu Iphigenien und weiß hierdurch die inneren Kämpfe in ihm hervorzurufen, in denen allerdings auch noch Spuren des Barbarenthums hervortreten, die er ihn aber selbst überwinden läßt, damit sich seine endliche Resignation als um so edlere Handlung darstelle. Auch Pylades ist von Euripides nur in dürftigen Zügen angedeutet, und nicht einmal in sehr charakteristischen; selbst seine Freundschaft für Orestes hat ihre Grenzen,

da er sich bereit erklärt, die Botschaft nach Argos, die zugleich seine eigne Rettung ist, zu übernehmen. Goethe fühlte die Nothwendigkeit, auch hier so zu sagen eine Ausfüllung des Bildes zu veranstalten, und er hat, wie wir dies später bei einzelnen Stellen nachweisen werden, einige Züge von Odysseus in den Charakter des Pylades verwebt. Wie viel lebensvoller und anschaulicher tritt uns ferner sein Orest entgegen! Wir sehen ihn, was uns freilich Euripides nicht gewähren durfte, von den Eumeniden verfolgt, in Raserei verfallen; aber wir lernen ihn auch in dem reinen und edlen Streben seiner Jugend kennen, lernen ihn kennen in der Tiefe seiner Empfindung, wie er in jener Vision in der Unterwelt den Gedanken an die Versöhnung aller Glieder seines Hauses aufgreift und gerührt ihm nachhängt. Und wenn uns schon in Orest ein volles Lebensbild vorgeführt wird, wie viel mehr ist es noch in Iphigenien selbst der Fall! Bei Euripides ist ihr Handeln einfach durch ihre Zwecke bestimmt, die sich nur nach ihren Wünschen richten; das Bewußtsein von verschiedenen Pflichten, die sie bald hier-, bald dorthin treiben könnten, fehlt ihr vollständig, und so scheut sie auch fast vor keinem Mittel zurück, um zum Ziele zu kommen; Goethe's Iphigenie aber bringt trotz aller Gegenwirkung, die auf sie ausgeübt wird, und auf die Gefahr hin, daß alle ihre Wünsche unerfüllt bleiben, die in ihr ursprünglich liegende Reinheit der Gesinnung, die jedes unedle Mittel des Handelns verschmäht, zum vollen Ausdruck.

Jedenfalls hat aber auch — und dies führt uns zu dem zweiten Punkte — diese tief durchdachte und aufs Glücklichste ausgeführte Charakteristik Iphigeniens einen entscheidenden Einfluß auf die dramatische Ausführung und Behandlung der Fabel ausgeübt; wir glauben sogar nicht

zu viel zu wagen, wenn wir behaupten, daß der Dichter das Bild seiner Heldin schon vollständig in seinem Innern gestaltet hatte, ehe er an die Komposition des Ganzen ging. Auf diese Weise konnte er alle jene ungeschickten Mittel vermeiden, deren sich Euripides bedient hatte. Der störende Prolog, die künstliche Herbeiführung der Erkennung durch jenen Brief, der gewaltsame, gar nicht motivirte Abschluß der Handlung durch die Befehle Athene's, Alles dies fiel weg, und für den Zweck des deutschen Dichters genügte seine ebenso einfache als antiker Anschauung entsprechende Benutzung von Apollo's Orakelspruch.

Nach Alledem ist es freilich kein antikes Drama, das Goethe uns in der Iphigenie gegeben hat oder hat geben wollen; aber es ist ebenso wenig ein rein modernes. Der bleibende Werth seiner Schöpfung besteht darin, wie man dies auch längst erkannt hat, daß er es verstand, einen dem Alterthum entlehnten Stoff so zu behandeln, daß an ihm das allgemein Menschliche, also für alle Zeiten Giltige, klar und deutlich vor unser Auge tritt.

Als Goethe 1787 seine Iphigenie erscheinen ließ, war allerdings die Gesammtbildung in Deutschland noch nicht weit genug vorgeschritten, um deren ganzen poetischen Werth würdigen zu können. Schon in Italien, wo er seine Dichtung in den ersten Monaten des Jahres öfters vorgelesen oder frei reproducirt hatte, glaubte er unter vielem Lobe, das ihm gespendet wurde, doch zu bemerken, daß man etwas Lebhafteres, Wilderes von ihm erwartet hätte (vgl. Italienische Reise, Brief vom 1. März 1787). Wenn er jedoch wenige Tage später mit den Weimarer Freunden unzufrieden ist, daß sie keine rechte Empfindung für den Unterschied der älteren und der neuen Bearbeitung haben,

ſo ſtellt er ſeine Anſprüche an ſie allerdings recht hoch; denn da ſich manches Andere leicht dem Blick entzog, ſo beſtand der weſentlichſte Unterſchied doch immer in der Form, deren Geſtaltung und Vollendung zu ihrer plaſtiſchen Schönheit und lichtvollen Klarheit ihm ſelbſt erſt unter dem heitern Himmel Italiens gelungen war. Wer dies damals richtig würdigen ſollte, mußte faſt den gleichen Bildungsgang wie der Dichter zurückgelegt haben.

Jedenfalls aber wirkte auch dieſer Mangel an Verſtändniß ſeiner Abſicht unter andern Umſtänden mit darauf ein, daß Goethe allmählig das Intereſſe für ſein eigenes Werk verlor und auch auf günſtige Urtheile ſpäterer Zeit wenig achtete. Weder er noch Andre dachten an die Aufführung des Dramas, und erſt in der ſpäteren Periode ſeines Verkehrs mit Schiller, fünfzehn Jahre nach ihrem Erſcheinen, am 15. März 1802, kam „Iphigenie“ nach Schiller's Redaktion auf die Bühne und wurde auch noch in demſelben Jahre am 27. Dezember in Berlin gegeben, ſowie drei Wochen ſpäter wiederholt. Für das Nähere über dieſe Aufführungen und die mannichfachen Veränderungen, die man für nöthig befand, müſſen wir auf den Goethe-Schiller'ſchen Briefwechſel und die mehrfach erwähnte Schrift Düntzer's verweiſen. In ſpäteren Jahren, als das Stück ſchon eine größere Verbreitung in Deutſchland gewonnen hatte, war die von Goethe ausgebildete Schauſpielerin Amalie Wolff eine vorzügliche Darſtellerin der Titelrolle, worüber Zelter in verſchiedenen Briefen aus den Jahren 1811, 1817 und 1821 berichtet. Die letzte Aufführung, welcher Goethe ſelbſt noch beigewohnt hat, war die an ſeinem Jubiläum, bei welcher Frau Jagemann's Spiel den höchſten Beifall fand. Als am 31. März 1827 der Berliner Schauſpieler Krüger (vgl. B. III,

365 unſr. Ausg.) in der Rolle des Oreſtes in Weimar auftrat, erſchien Goethe nicht. „Was ſoll mir,“ ſchrieb er einige Tage vor der Aufführung an Zelter, „die Erinnerung der Tage, wo ich das Alles fühlte, dachte und ſchrieb?“

Wir wiederholen dies bereits früher von uns citirte Wort, weil es eine Hindeutung auf jene perſönlichen Verhältniſſe Goethe's enthält, deren Einwirkung ſich in allen ſeinen Dichtungen und ebenſo auch in der Iphigenie leicht erkennen läßt.

Iphigenie auf Tauris.

Ein Schauspiel.

Personen.

Iphigenie.
Thoas, König der Taurier.
Oreſt.
Pylades.
Arkas.

Schauplatz:
Hain vor Dianens Tempel.

Erſter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Iphigenie.

Iphigenie. Heraus in Eure Schatten, rege Wipfel
Des alten, heil'gen, dichtbelaubten Haines,
Wie in der Göttin ſtilles Heiligthum
Tret' ich noch jetzt mit ſchauderndem Gefühl,
Als wenn ich ſie zum erſten Mal betrete,
Und es gewöhnt ſich nicht mein Geiſt hieher.
So manches Jahr bewahrt mich hier verborgen
Ein hoher Wille, dem ich mich ergebe;
Doch immer bin ich wie im erſten fremd.
Denn ach, mich trennt das Meer von den Geliebten,
Und an dem Ufer ſteh' ich lange Tage,
Das Land der Griechen mit der Seele ſuchend,
Und gegen meine Seufzer bringt die Welle*)
Nur dumpfe Töne brauſend mir herüber.
Weh Dem, der fern von Eltern und Geſchwiſtern
Ein einſam Leben führt! Ihm zehrt der Gram
Das nächſte Glück vor ſeinen Lippen weg;
Ihm ſchwärmen abwärts immer die Gedanken
Nach ſeines Vaters Hallen, wo die Sonne
Zuerſt den Himmel vor ihm aufſchloß, wo
Sich Mitgeborne**) ſpielend feſt und feſter

*) Dieſer und der folgende Vers, die ſich erſt in der fünften Bearbeitung finden, deuten auf die Gegend hin, wo ſie entſtanden ſind. „Am Gardaſee," ſchreibt Goethe in der „Italieniſchen Reiſe" (Rom, den 6. Januar 1787), — „als der gewaltige Mittagswind die Wellen ans Ufer trieb, wo ich wenigſtens ſo allein war als meine Heldin am Geſtade von Tauris, zog ich die erſten Linien der neuen Bearbeitung."

**) Wörtliche Ueberſetzung des griechiſchen oder lateiniſchen Ausdrucks für Blutverwandte „συγγενοι, cognati."

Mit sanften Banden an einander knüpften.
Ich rechte mit den Göttern nicht; allein
Der Frauen Zustand ist beklagenswerth.
Zu Haus und in dem Kriege herrscht der Mann,
Und in der Fremde weiß er sich zu helfen.
Ihn freuet der Besitz; ihn krönt der Sieg;
Ein ehrenvoller Tod ist ihm bereitet.
Wie eng gebunden ist des Weibes Glück!
Schon einem rauhen Gatten zu gehorchen,
Ist Pflicht und Trost; wie elend, wenn sie gar
Ein feindlich Schicksal in die Ferne treibt!
So hält mich Thoas hier, ein edler Mann,
In ernsten, heil'gen Sklavenbanden fest.
O, wie beschämt gesteh' ich, daß ich Dir
Mit stillem Widerwillen diene, Göttin,
Dir, meiner Retterin! Mein Leben sollte
Zu freiem Dienste Dir gewidmet sein.
Auch hab' ich stets auf Dich gehofft und hoffe
Noch jetzt auf Dich, Diana, die Du mich,
Des größten Königes verstoßne Tochter,
In Deinen heil'gen, sanften Arm genommen.
Ja, Tochter Zeus', wenn Du den hohen Mann,
Den Du, die Tochter fordernd, ängstigtest,
Wenn Du den göttergleichen*) Agamemnon,
Der Dir sein Liebstes zum Altare brachte,
Von Troja's umgewandten Mauern rühmlich
Nach seinem Vaterland zurück begleitet,
Die Gattin ihm, Elektren**) und den Sohn,
Die schönen Schätze, wohl erhalten hast,
So gieb auch mich den Meinen endlich wieder
Und rette mich, die Du vom Tod errettet,
Auch von dem Leben hier, dem zweiten Tode!

*) Homerisches Beiwort von Helden wie Telemach, Paris, Alkinoos, Priamos, Achilles (θεοειδέος, θεοειδής), und auch hier wie bei Homer in Beziehung auf die äußere Gestalt gebraucht: ebenso wird aber auch später Iphigenie selbst, ihre Herkunft, das Erscheinen eines freundlichen Menschenangesichtes und Anderes bezeichnet.

**) Die dritte Tochter Agamemnon's und Klytämnestra's, Chrysothemis, bleibt unerwähnt, ebenso wie bei Euripides.

Zweiter Auftritt.

Iphigenie. Arkas.

Arkas. Der König sendet mich hieher und heut
Der Priesterin Dianens Gruß und Heil.
Dies ist der Tag, da Tauris seiner Göttin
Für wunderbare, neue Siege dankt.
Ich eile vor dem König und dem Heer,
Zu melden, daß er kommt und daß es naht.
Iphigenie. Wir sind bereit, sie würdig zu empfangen,
Und unsre Göttin sieht willkommnem Opfer
Von Thoas' Hand mit Gnadenblick entgegen.
Arkas. O, fänd' ich auch den Blick der Priesterin,
Der werthen, vielgeehrten, Deinen Blick,
O heil'ge Jungfrau, heller, leuchtender,
Uns Allen gutes Zeichen! Noch bedeckt
Der Gram geheimnißvoll Dein Innerstes;
Vergebens harren wir schon Jahre lang
Auf ein vertraulich Wort aus Deiner Brust.
So lang' ich Dich an dieser Stätte kenne,
Ist dies der Blick, vor dem ich immer schaudre;
Und wie mit Eisenbanden bleibt die Seele
Ins Innerste des Busens Dir geschmiedet.
Iphigenie. Wie's der Vertriebnen, der Verwaisten ziemt.
Arkas. Scheinst Du Dir hier vertrieben und verwaist?
Iphigenie. Kann uns zum Vaterland die Fremde werden?
Arkas. Und Dir ist fremd das Vaterland geworden.
Iphigenie. Das ist's, warum mein blutend Herz nicht heilt.
In erster Jugend, da sich kaum die Seele
An Vater, Mutter und Geschwister band,
Die neuen Schößlinge, gesellt und lieblich,*)
Vom Fuß der alten Stämme himmelwärts
Zu dringen strebten, leider faßte da
Ein fremder Fluch**) mich an und trennte mich
Von den Geliebten, riß das schöne Band

*) Hier ist die bei den Dichtern des Alterthums übliche und auch bei Goethe sonst nicht seltene Form der Hendiadys gewählt, während in den prosaischen Bearbeitungen steht „in lieblicher Gesellschaft."
**) Der Fluch, an dem ihre Vorfahren die Schuld tragen, nicht aber sie selbst.

Mit ehrner Faust entzwei. Sie war dahin,
Der Jugend beste Freude, das Gedeihn
Der ersten Jahre. Selbst gerettet, war
Ich nur ein Schatten mir, und frische Lust *)
Des Lebens blüht in mir nicht wieder auf.

Arkas. Wenn Du Dich so unglücklich nennen willst,
So darf ich Dich auch wol undankbar nennen.

Iphigenie. Dank habt Ihr stets.

Arkas. Doch nicht den reinen Dank,
Um dessentwillen man die Wohlthat thut,
Den frohen Blick, der ein zufriednes Leben
Und ein geneigtes Herz dem Wirthe zeigt.
Als Dich ein tief geheimnißvolles Schicksal
Vor so viel Jahren diesem Tempel brachte,
Kam Thoas, Dir als einer Gottgegebnen
Mit Ehrfurcht und mit Neigung zu begegnen,
Und dieses Ufer ward Dir hold und freundlich,
Das jedem Fremden sonst voll Grausens war,
Weil Niemand unser Reich vor Dir betrat,
Der an Dianens heil'gen Stufen nicht
Nach altem Brauch ein blutig Opfer fiel.

Iphigenie. Frei athmen macht das Leben nicht allein.
Welch Leben ist's, das an der heil'gen Stätte,
Gleich einem Schatten um sein eigen Grab,
Ich nur betrauern muß! Und nenn' ich das
Ein fröhlich selbstbewußtes Leben, wenn
Uns jeder Tag, vergebens hingeträumt,
Zu jenen grauen **) Tagen vorbereitet,
Die an dem Ufer Lethe's selbstvergessend
Die Trauerschaar der Abgeschiednen feiert? ***)
Ein unnütz Leben ist ein früher Tod;
Dies Frauenschicksal ist vor allen mein's.

Arkas. Den edlen Stolz, daß Du Dir selbst nicht gnügest,
Verzeih' ich Dir, so sehr ich Dich bedaure;

*) Es ist hier, sowie bei der bald folgenden Ausführung desselben Gedankens, vorzugsweise an das Freudlose des Lebens in der Unterwelt zu denken. Achill (vgl. Odyss. XI., 488 ff.) möchte lieber in der Oberwelt bei einem dürftigen Manne Knechtsdienste verrichten, als über alle Todten herrschen.

**) Auf die trübe Dämmerung bezüglich, die in der Unterwelt herrscht. Schon die Kimmerier, die ihr an Nächten wohnen, sind von Nebel und Wolken eingehüllt und werden nicht mehr von der Sonne beschienen. (Vergl. Odyss. XI. 15 ff.)

***) „unthätig sein", ebenso S. 38 Z. 40 dieses Bandes „an Werktagen feiern."

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
GOETHE,J.W.
3-598-50924-3
FN. 16540/427

Er raubet den Genuß des Lebens Dir.
Du hast hier nichts gethan seit Deiner Ankunft?
Wer hat des Königs trüben Sinn erheitert?
Wer hat den alten grausamen Gebrauch,
Daß am Altar Dianens jeder Fremde
Sein Leben blutend läßt, von Jahr zu Jahr
Mit sanfter Ueberredung aufgehalten
Und die Gefangnen dem gewissen Tod
Ins Vaterland so oft zurückgeschickt?
Hat nicht Diana, statt erzürnt zu sein,
Daß sie der blut'gen alten Opfer mangelt,
Dein sanft Gebet in reichem Maß erhört?
Umschwebt mit frohem Fluge nicht der Sieg*)
Das Heer, und eilt er nicht sogar voraus?
Und fühlt nicht Jeglicher ein besser Loos,
Seitdem der König, der uns weis' und tapfer
So lang' geführet, nun sich auch der Milde
In Deiner Gegenwart erfreut und uns
Zu schweigenden Gehorsams Pflicht erleichtert?
Das nennst Du unnütz, wenn von Deinem Wesen
Auf Tausende herab ein Balsam träufelt,
Wenn Du dem Volke, dem ein Gott Dich brachte,
Des neuen Glückes ew'ge Quelle wirst
Und an dem unwirthbaren Todes-Ufer
Dem Fremden Heil und Rückkehr zubereitest?

Iphigenie. Das Wenige verschwindet leicht dem Blick,
Der vorwärts sieht, wie viel noch übrig bleibt.

Arkas. Doch lobst Du Den, der, was er thut, nicht schätzt?

Iphigenie. Man tadelt Den, der seine Thaten wägt.

Arkas. Auch Den, der wahren Werth zu stolz nicht achtet,
Wie Den, der falschen Werth zu eitel hebt.
Glaub mir und hör auf eines Mannes Wort,
Der treu und redlich Dir ergeben ist:
Wenn heut der König mit Dir redet, so
Erleichtr' ihm, was er Dir zu sagen denkt!

---

*) Man hat gewiß nur an die griechische Siegesgöttin Nike zu denken; sie wird fast immer geflügelt dargestellt, und sowol das Umschweben des Heeres wie das Vorauseilen vor demselben schreint den Darstellungen von Bildwerken entnommen. Anders Düntzer (Goethe's Iphigenie auf Tauris, erläutert von H. Düntzer, S. 54), der unter dem „Siege" einen leitenden, zu fortreißenden Siegesgott, in ähnlicher Weise wie oben den Fluch, verstanden wissen will.

Iphigenie. Du ängstest mich mit jedem guten Worte;
Oft wich ich seinem Antrag mühsam aus.
Arkas. Bedenke, was Du thust und was Dir nützt!
Seitdem der König seinen Sohn verloren,
Vertraut er Wenigen der Seinen mehr,
Und diesen Wenigen nicht mehr wie sonst.
Mißgünstig sieht er jeden Edlen Sohn
Als seines Reiches Folger an, er fürchtet
Ein einsam hilfloß Alter, ja vielleicht
Verwegnen Aufstand und frühzeit'gen Tod.
Der Scythe setzt ins Reden*) keinen Vorzug,
Am Wenigsten der König. Er, der nur
Gewohnt ist zu befehlen und zu thun,
Kennt nicht die Kunst, von Weitem ein Gespräch
Nach seiner Absicht langsam fein zu lenken.
Erschwer's ihm nicht durch ein rückhaltend Weigern,
Durch ein vorsätzlich Mißverstehen! Geh
Gefällig ihm den halben Weg entgegen!
Iphigenie. Soll ich beschleunigen, was mich bedroht?
Arkas. Willst Du sein Werben eine Drohung nennen?
Iphigenie. Es ist die schrecklichste**) von allen mir.
Arkas. Gieb ihm für seine Neigung nur Vertraun!
Iphigenie. Wenn er von Furcht erst meine Seele löst.
Arkas. Warum verschweigst Du Deine Herkunft ihm?***)
Iphigenie. Weil einer Priesterin Geheimniß ziemt.
Arkas. Dem König sollte nichts Geheimniß sein;
Und ob er's gleich nicht fordert, fühlt er's doch
Und fühlt es tief in seiner großen Seele,
Daß Du sorgfältig Dich vor ihm verwahrst.
Iphigenie. Nährt er Verdruß und Unmuth gegen mich?
Arkas. So scheint es fast. Zwar schweigt er auch von Dir;
Doch haben hingeworfne Worte mich
Belehrt, daß seine Seele fest den Wunsch
Ergriffen hat, Dich zu besitzen. Laß,
O überlaß ihn nicht sich selbst, damit
In seinem Busen nicht der Unmuth reife

*) Die Scythen galten bei den Griechen als schweigsam und wortkarg.
**) Eine Vermählung mit Thoas würde ihr jede Hoffnung zur Rückkehr nach Griechenland rauben.
***) Arkas fährt, ohne auf Iphigeniens Worte einzugehen, in seinem eigenen Gedankengange fort.

Und Dir Entsetzen bringe, Du zu spät
An meinen treuen Rath mit Reue denkest!

Iphigenie. Wie? Sinnt der König, was kein edler Mann,
Der seinen Namen liebt und dem Verehrung
Der Himmlischen den Busen bändiget,
Je denken sollte? Sinnt er, vom Altar
Mich in sein Bette mit Gewalt zu ziehn?
So ruf' ich alle Götter und vor allen
Dianen, die entschlossne Göttin, an,
Die ihren Schutz der Priesterin gewiß
Und Jungfrau einer Jungfrau gern gewährt.

Arkas. Sei ruhig! Ein gewaltsam neues Blut*)
Treibt nicht den König, solche Jünglingsthat
Verwegen auszuüben. Wie er sinnt,
Befürcht' ich andern harten Schluß von ihm,
Den unaufhaltbar er vollenden wird;
Denn seine Seel' ist fest und unbeweglich.
Drum bitt' ich Dich, vertrau ihm, sei ihm dankbar,
Wenn Du ihm weiter nichts gewähren kannst!

Iphigenie. O sage, was Dir weiter noch bekannt ist!

Arkas. Erfahr's von ihm! Ich seh' den König kommen;
Du ehrst ihn, und Dich heißt Dein eigen Herz
Ihm freundlich und vertraulich zu begegnen.
Ein edler Mann wird durch ein gutes Wort
Der Frauen weit geführt.

Iphigenie (allein). Zwar seh' ich nicht,
Wie ich dem Rath des Treuen folgen soll.
Doch folg' ich gern der Pflicht, dem Könige
Für seine Wohlthat gutes Wort zu geben,
Und wünsche mir, daß ich dem Mächtigen,
Was ihm gefällt, mit Wahrheit sagen möge.

---

*) Man hat unter dem „gewaltsam neuen Blut", „ein durch die Macht der Leidenschaften verändertes" verstehen wollen; es scheint natürlicher, „neu" in dem Sinne von „jung" zu brauchen, und bei „gewaltsam" ist es zum Mindesten zweifelhaft, ob es als Adjektiv oder als Adverbium zu fassen ist. Jedenfalls würde der Sinn danach etwa folgender sein: Ein so lebendig wirkendes, jugendliches Blut ist nicht in ihm; er bleibt stets der ernste, wohlbedachte Mann, den die Leidenschaft nie zu etwas seiner Unwürdigem hinreißen wird. Damit stimmt auch der Wortlaut der älteren prosaischen Bearbeitungen: „Solch rasche Jünglingsthat herrscht nicht in Thoas' Blut", gewiß viel besser überein.

Dritter Auftritt.

Iphigenie. Thoas.

Iphigenie. Mit königlichen Gütern segne Dich
Die Göttin! Sie gewähre Sieg und Ruhm
Und Reichthum und das Wohl der Deinigen
Und jedes frommen*) Wunsches Fülle**) Dir,
Daß, der Du über Viele sorgend herrschest,
Du auch vor Vielen seltnes Glück genießest!

Thoas. Zufrieden wär' ich, wenn mein Volk mich rühmte;
Was ich erwarb, genießen Andre mehr
Als ich. Der ist am Glücklichsten, er sei
Ein König oder ein Geringer, dem
In seinem Hause Wohl bereitet ist.
Du nahmest Theil an meinen tiefen Schmerzen,
Als mir das Schwert der Feinde meinen Sohn,
Den letzten, besten, von der Seite riß.
So lang' die Rache meinen Geist belaß,
Empfand ich nicht die Oede meiner Wohnung;
Doch jetzt, da ich befriedigt wiederkehre,
Ihr Reich zerstört, mein Sohn gerochen ist,
Bleibt mir zu Hause nichts, das mich ergetze.
Der fröhliche Gehorsam, den ich sonst
Aus einem jeden Auge blicken sah,
Ist nun von Sorg' und Unmuth still gedämpft.
Ein Jeder sinnt, was künftig werden wird,
Und folgt dem Kinderlosen, weil er muß.
Nun komm' ich heut in diesen Tempel, den
Ich oft betrat um Sieg zu bitten und
Für Sieg zu danken. Einen alten Wunsch
Trag' ich im Busen, der auch Dir nicht fremd
Noch unerwartet ist: Ich hoffe, Dich
Zum Segen meines Volks und mir zum Segen
Als Braut in meine Wohnung einzuführen.

Iphigenie. Der Unbekannten bietest Du zu viel,
O König, an. Es steht die Flüchtige
Beschämt vor Dir, die nichts an diesem Ufer
Als Schutz und Ruhe sucht, die Du ihr gabst.

*) „fromm" ist ein Wunsch, insofern er an die Götter gerichtet wird.
**) Sanders citirt in seinem Wörterbuch eine Stelle aus Klopstock's Messias, wo „Fülle" geradezu wie „Erfüllung" gebraucht wird: „Daß der versammelte Himmel der Zeiten Fülle vernehme."

Thoas. Daß Du in das Geheimniß Deiner Ankunft*)
Vor mir wie vor dem Letzten stets Dich hülleſt,
Wär' unter keinem Volke recht und gut.
Dies Ufer schreckt die Fremden; das Geſetz
Gebietet's und die Noth.**) Allein von Dir,
Die jedes frommen Rechts***) genießt, ein wohl
Von uns empfangner Gaſt nach eignem Sinn
Und Willen ihres Tages ſich erfreut,
Von Dir hofft' ich Vertrauen, das der Wirth
Für ſeine Treue wol erwarten darf.

Iphigenie. Verbarg ich meiner Eltern Namen und
Mein Haus, o König, war's Verlegenheit,
Nicht Mißtraun. Denn vielleicht, ach, wüßtest Du
Wer vor Dir ſteht, und welch verwünſchtes Haupt†)
Du nährſt und ſchützeſt, ein Entſetzen faßte
De'n großes Herz mit ſeltnem Schauer an,
Und ſtatt die Seite Deines Thrones mir
Zu bieten, triebeſt Du mich vor der Zeit
Aus Deinem Reiche, ſtießeſt mich vielleicht,
Eh zu den Meinen frohe Rückkehr mir
Und meiner Wandrung Ende zugedacht iſt,
Dem Elend††) zu, das jeden Schweifenden,
Von ſeinem Haus Vertriebnen überall
Mit kalter, fremder Schreckenshand erwartet.

---

*) Die erſte proſaiſche Bearbeitung, ſowol in der Berliner Handſchrift als in den nach ihr veranſtalteten Drucken (allerdings nicht bei Düntzer), ferner die Ausgaben 2. 3a, 8 und 11 leſen „Abkunft", und dies hat inſofern etwas für ſich, als Iphigenie, indem ſie Thoas' Rede beantwortet, ſofort von ihren Eltern zu ſprechen anfängt; aber in den übrigen Entwürfen (vgl. H. Düntzer, „Die drei älteſten Bearbeitungen von Goethe's Iphigenie" S. 9) ſteht „Ankunft", ebenſo wie auch in der Ausgabe 4 dies Wort wiederhergeſtellt und in 5 und 6 beibehalten wurde. Der Zuſammenhang ſpricht gleichfalls für die letztere Lesart. Iphigenie kann über das Geheimniß ihrer „Ankunft", das ſie S. 130 und nochmals S. 171 enthüllt, keine deutliche Aufklärung geben, ohne zuvor ihre „Abkunft" und ihre Lebensſchickſale erzählt zu haben. Auch iſt es ja nur ihre geheimnißvolle „Ankunft" geweſen, die ſie vor dem in Tauris herrſchenden Geſetze über die Fremden geſchützt hat.

**) Man vergleiche hierzu die Stelle: „Der Grieche wendet oft ſein lüſtern Auge ꝛc." S. 176, Z. 27 ff.

***) Thoas erkennt hier die Gaſtfreundſchaft als durch göttliches Geſetz geheiligt an.

†) Vgl. die zweite Anmerkung S. 115.

††) „Elend" in ſeinem urſprünglichen Sinne nach die Fremde im Gegenſatz zur Heimath und dann in abgeleiteter Bedeutung das unglückliche Leben des Menſchen in jener.

Thoas. Was auch der Rath der Götter mit Dir sei,
Und was sie Deinem Haus und Dir gedenken,
So fehlt es doch, seitdem Du bei uns wohnst
Und eines frommen Gastes Recht genießest,
An Segen nicht, der mir von oben kommt.
Ich möchte schwer zu überreden sein,
Daß ich an Dir ein schuldvoll Haupt beschütze.

Iphigenie. Dir bringt die Wohlthat Segen, nicht der Gast.

Thoas. Was man Verruchten thut, wird nicht gesegnet.
Drum endige Dein Schweigen und Dein Weigern!
Es fordert dies kein ungerechter Mann.
Die Göttin übergab Dich meinen Händen;
Wie Du ihr heilig warst, so warst Du's mir.
Auch sei ihr Wink noch künftig mein Gesetz:
Wenn Du nach Hause Rückkehr hoffen kannst,
So sprech' ich Dich von aller Forderung los.
Doch ist der Weg auf ewig Dir versperrt,
Und ist Dein Stamm vertrieben oder durch
Ein ungeheures Unheil ausgelöscht,
So bist Du mein durch mehr als ein Gesetz.*)
Sprich offen, und Du weißt, ich halte Wort.

Iphigenie. Vom alten Bande löset ungern sich
Die Zunge los, ein langverschwiegenes
Geheimniß endlich zu entdecken; denn
Einmal vertraut, verläßt es ohne Rückkehr
Des tiefen Herzens sichre Wohnung, schadet,
Wie es die Götter wollen, oder nützt.
Vernimm! Ich bin aus Tantalus'**) Geschlecht.

Thoas. Du sprichst ein großes Wort gelassen aus.
Nennst Du Den Deinen Ahndern, den die Welt
Als einen ehmals Hochbegnadigten
Der Götter kennt? Ist's jener Tantalus,
Den Jupiter zu Rath und Tafel zog,
An dessen alterfahrnen, vielen Sinn

*) Zu der Dankbarkeit, durch die Iphigenie sich schon früher als an ihn gebunden ansehen mußte, tritt dann noch hinzu, daß er ihr Herrscher und einziger Beschützer wird.

**) Tantalus ist ein Sohn des Zeus. Seine Mutter, deren Name schon auf seine Reichthümer hindeutet, ist „Pluto", sein Wohnort die fruchtbare Ebene des Hermos und das Gebirge Sipylos in der Landschaft Lydien. Daher ist es durchaus angemessen, daß Goethe Thoas mit dem Geschicke des Tantalus bekannt sein läßt, während er schon von dessen nach Griechenland gewandertem Sohne Pelops nichts gehört hat.

Verknüpfenden Gesprächen Götter selbst
Wie an Orakelsprüchen sich ergetzten?

Iphigenie. Er ist es; aber Götter sollten nicht
Mit Menschen wie mit ihres Gleichen wandeln;
Das sterbliche Geschlecht ist viel zu schwach,
In ungewohnter Höhe nicht zu schwindeln.
Unedel war er nicht und kein Verräther,
Allein zum Knecht zu groß, und zum Gesellen
Des großen Donnerers nur ein Mensch. So war
Auch sein Vergehen menschlich; ihr Gericht*)
War streng, und Dichter singen: Uebermuth
Und Untreu stürzten ihn von Zevs Thron
Zur Schmach des alten Tartarus hinab.**)
Ach, und sein ganz Geschlecht trug ihren Haß.

Thoas. Trug es die Schuld des Ahnherrn oder eigne?

Iphigenie. Zwar die gewalt'ge Brust und der Titanen***)
Kraftvolles Mark war seiner Söhn' und Enkel
Gewisses Erbtheil; doch es schmiedete
Der Gott um ihre Stirn ein ehern†) Band:
Rath, Mäßigung und Weisheit und Geduld
Verbarg er ihrem scheuen, düstern Blick;
Zur Wuth ward ihnen jegliche Begier,
Und grenzenlos drang ihre Wuth umher.
Schon Pelops, der Gewaltig-wollende,
Des Tantalus geliebter Sohn, erwarb
Sich durch Verrath und Mord das schönste Weib,

*) Die Götter theilten ihm ihre Rathschläge mit und ließen ihn an ihrer Tafel Nektar und Ambrosia genießen; aus Uebermuth erzählte er jene den Menschen und gab ihnen auch von der Speise der Götter. Die Worte „Dichter singen" deuten darauf hin, daß Iphigenie das Vergehen ihres Ahnherrn in mildrem Lichte und als eigentlich nicht erwiesen auffaßt.

**) Der Tartarus ist „alt", weil gewaltige Frevler von jeher dorthin verwiesen werden; so nach der Ilias Kronos und die übrigen Titanen; in der Odyssee kommt der Ausdruck „Tartarus" nicht vor, sondern Diejenigen, welche besondere Strafen erleiden, Tityos, Sisyphos und Tantalus (XI, 583), erscheinen örtlich von den übrigen Schatten nicht getrennt.

***) Unter diesem Namen sind Alle zusammengefaßt, die sich gegen das jetzt herrschende Göttergeschlecht vergangen haben, während Tantalus von den Alten nicht zu den Titanen gerechnet wird.

†) Wol schwerlich, wie in einer neueren Erklärung der Iphigenie angegeben wird (vgl. Iphigenie auf Tauris, Schulausgabe mit Anmerkungen von Prof. Denzel in Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung, S. 14), „das ihr Denken in engen Schranken haltende Band gewaltiger Leidenschaften"; der Dichter braucht das eherne, unlösbare Band als Symbol, um die Blindheit der Leidenschaft selbst auszudrücken.

Oenomaus' Erzeugte, Hippodamien.*)
Sie bringt den Wünschen des Gemahls zwei Söhne,**)
Thyest und Atreus. Neidisch sehen sie
Des Vaters Liebe zu dem ersten Sohn,***)
Aus einem andern Bette wachsend, an.
Der Haß verbindet sie, und heimlich wagt
Das Paar im Brudermord die erste That.
Der Vater wähnet Hippodamien
Die Mörderin, und grimmig fordert er
Von ihr den Sohn zurück, und sie entleibt
Sich selbst —

Thoas. Du schweigest? Fahre fort zu reden!
Laß Dein Vertraun Dich nicht gereuen! Sprich!

Iphigenie. Wohl Dem, der seiner Väter gern gedenkt,
Der froh von ihren Thaten, ihrer Größe
Den Hörer unterhält und, still sich freuend,
Ans Ende dieser schönen Reihe sich
Geschlossen sieht! Denn es erzeugt nicht gleich
Ein Haus den Halbgott noch das Ungeheuer;
Erst eine Reihe Böser oder Guter
Bringt endlich das Entsetzen, bringt die Freude
Der Welt hervor. — Nach ihres Vaters Tode
Gebieten Atreus und Thyest der Stadt,
Gemeinsam herrschend. Lange konnte nicht
Die Eintracht dauern. Bald entehrt Thyest
Des Bruders Bette.†) Rächend treibet Atreus
Ihn aus dem Reiche. Tückisch hatte schon
Thyest, auf schwere Thaten sinnend, lange

---

*) Oenomaos, König zu Pisa in Elis, hatte den Orakelspruch erhalten, daß er durch den Gatten seiner Tochter Hippodamia seinen Tod finden werde. Daher stellte er mit allen Freiern Wettfahrten an, mit der Bedingung, für im Falle ihrer Besiegung zu tödten. Pelops gewinnt den Wagenlenker des Oenomaos für sich, so daß er in dessen Wagenachse keinen Pflock, nach Anderen einen wächsernen, hineinsteckt. Oenomaos wird überwunden, von seinen Rossen zu Tode geschleift, der Wagenlenker später von Pelops ins Meer gestürzt. In Beziehung auf Einzelheiten variirt die Sage, welche auch einem verloren gegangenen Stücke des Sophokles zu Grunde liegt, bei den Alten nicht unwesentlich.

**) Nach der ältesten Gestalt der Sage in der Ilias; von Späteren werden drei und sogar sechs Söhne des Pelops genannt.

***) Zu dem schönen Chrysippos, Sohn einer Nymphe. Seine Ermordung durch Atreus und Thyest ist Gegenstand einer der verlorenen Tragödien des Euripides.

†) Atreus' spätere Gattin war Aerope, Tochter oder Enkelin des Minos, — der einige Verse später erwähnte Sohn Pleisthenes.

Dem Bruder einen Sohn entwandt und heimlich
Ihn als den seinen schmeichelnd auferzogen.
Den füllet er die Brust mit Muth und Rache
Und sendet ihn zur Königsstadt, daß er
Im Oheim seinen eignen Vater morde.
Des Jünglings Vorsatz wird entdeckt; der König
Straft grausam den gesandten Mörder, wähnend,
Er tödte seines Bruders Sohn. Zu spät
Erfährt er, wer vor seinen trunknen*) Augen
Gemartert stirbt; und die Begier der Rache
Aus seiner Brust zu tilgen, sinnt er still
Auf unerhörte That. Er scheint gelassen,
Gleichgiltig und versöhnt, und lockt den Bruder
Mit seinen beiden Söhnen in das Reich
Zurück, ergreift die Knaben, schlachtet sie
Und setzt die eklе, schaudervolle Speise
Dem Vater bei dem ersten Mahle vor.
Und da Thyest an seinem Fleische sich
Gesättigt, eine Wehmuth ihn ergreift,
Er nach den Kindern fragt, den Tritt, die Stimme
Der Knaben an des Saales Thüre schon
Zu hören glaubt, wirft Atreus grinsend
Ihm Haupt und Füße der Erschlagnen hin. —
Du wendest schaudernd Dein Gesicht, o König!
So wendete die Sonn' ihr Antlitz weg**)
Und ihren Wagen aus dem ew'gen Gleise.
Dies sind die Ahnherrn Deiner Priesterin;
Und viel unseliges Geschick der Männer,
Viel Thaten des verwornen Sinnes deckt
Die Nacht mit schweren Fittigen und läßt
Uns nur in grauenvolle Dämmrung sehn.

Thoas. Verbirg sie schweigend auch! Es sei genug
Der Gräuel! Sage nun, durch welch ein Wunder
Von diesem wilden Stamme Du entsprangst.

Iphigenie. Des Atreus ältster Sohn war Agamemnon;
Er ist mein Vater. Doch ich darf es sagen:

*) Andeutung der leidenschaftlichen Erregung, welche die Befriedigung der Rache ihm gewährt.

**) „Wegen dieses Verbrechens kehrte die Sonne ihren Wagen um", oder, wie es Euripides ausdrückt, (Iphig. in Tauris, Vers 184, Donner'sche Uebersetzung): „Da mit freissender Flügelgespanne, sein heiliges Aug' abwendend, der Gott die durchmessenen Bahnen zurückfloh." Auch andere Dichter erzählen die Wirkungen dieses Verbrechens ähnlich.

In ihm hab' ich seit meiner ersten Zeit
Ein Muster des vollkommnen Manns gesehn.
Ihm brachte Klytämnestra mich, den Erstling
Der Liebe, dann Elektren. Ruhig herrschte
Der König, und es war dem Hause Tantal's
Die lang' entbehrte Rast gewährt. Allein
Es mangelte dem Glück der Eltern noch
Ein Sohn; und kaum war dieser Wunsch erfüllt,
Daß zwischen beiden Schwestern nun Orest,
Der Liebling, wuchs, als neues Uebel schon
Dem sichern Hause zubereitet war.
Der Ruf des Krieges ist zu Euch gekommen,
Der, um den Raub der schönsten Frau zu rächen,
Die ganze Macht der Fürsten Griechenlands
Um Trojens Mauern lagerte. Ob sie
Die Stadt gewonnen, ihrer Rache Ziel
Erreicht, vernahm ich nicht. Mein Vater führte
Der Griechen Heer. In Aulis harrten sie
Auf günst'gen Wind vergebens; denn Diana,
Erzürnt auf ihren großen Führer,*) hielt
Die Eilenden zurück und forderte
Durch Kalchas' Mund des Königs ältste Tochter.
Sie lockten mit der Mutter mich ins Lager,**)
Sie rissen mich vor den Altar und weihten
Der Göttin dieses Haupt. — Sie war versöhnt;
Sie wollte nicht mein Blut und hüllte rettend
In eine Wolke mich; in diesem Tempel
Erkannt' ich mich zuerst vom Tode wieder.
Ich bin es selbst, bin Iphigenie,
Des Atreus Enkel, Agamemnon's Tochter,
Der Göttin Eigenthum,***) die mit Dir spricht.

Thoas. Mehr Vorzug und Vertrauen geb' ich nicht
Der Königstochter als der Unbekannten.

---

*) Die Sage tritt in mannichfacher Gestalt auf. Artemis zürnte wegen der Erlegung einer heiligen Hindin, oder weil Agamemnon sich gerühmt hatte, ein besserer Jäger zu sein, oder wegen Nichterfüllung des Versprechens, welches er in dem Jahre von Iphigeniens Geburt gegeben hatte, der Göttin die schönste Frucht des Jahres zu opfern. Goethe, dem Euripides folgend, denkt gewiß an das Letztere.

**) Stoff der „Iphigenie in Aulis" des Euripides und der „Iphigenie" des Racine.

***) Thoas soll durch diese Worte womöglich abgehalten werden, seinen Antrag auszusprechen: sie zählt die einzelnen Umstände auf, die ihre Einwilligung unmöglich machen.

Ich wiederhole meinen ersten Antrag:
Komm, folge mir und theile, was ich habe!

Iphigenie. Wie darf ich solchen Schritt, o König, wagen?
Hat nicht die Göttin, die mich rettete,
Allein das Recht auf mein geweihtes Leben?
Sie hat für mich den Schutzort ausgesucht,
Und sie bewahrt mich einem Vater, den
Sie durch den Schein genug gestraft, vielleicht
Zur schönsten Freude seines Alters hier.
Vielleicht ist mir die frohe Rückkehr nah,
Und ich, auf ihren Weg nicht achtend, hätte
Mich wider ihren Willen hier gefesselt?
Ein Zeichen hat ich, wenn ich bleiben sollte.

Thoas. Das Zeichen ist, daß Du noch hier verweilst.
Such Ausflucht solcher Art nicht ängstlich auf!
Man spricht vergebens viel, um zu versagen;
Der Andre hört von Allem nur das Nein.

Iphigenie. Nicht Worte sind es, die nur blenden sollen;
Ich habe Dir mein tiefstes Herz entdeckt.
Und sagst Du Dir nicht selbst, wie ich dem Vater,
Der Mutter, den Geschwistern mich entgegen
Mit ängstlichen Gefühlen sehnen muß,
Daß in den alten Hallen, wo die Trauer
Noch manchmal stille meinen Namen lispelt,
Die Freude wie um eine Neugeborne*)
Den schönsten Kranz von Säul' an Säulen schlinge!
O, sendetest Du mich auf Schiffen hin!
Du gäbest mir und Allen neues Leben.

Thoas. So kehr zurück! Thu', was Dein Herz Dich heißt,
Und höre nicht die Stimme gutes Raths
Und der Vernunft! Sei ganz ein Weib und gieb
Dich hin dem Triebe, der Dich zügellos
Ergreift und dahin oder dorthin reißt!
Wenn ihnen eine Lust im Busen brennt,**)
Hält vom Verräther sie kein heilig Band,
Der sie dem Vater oder dem Gemahl
Aus langbewährten, treuen Armen lockt;
Und schweigt in ihrer Brust die rasche Gluth,

*) Bei der Geburt eines Knaben wurden in Athen die Thürpfosten mit Oelzweigen, bei der eines Mädchens mit Wolle umwunden (Düntzer, S. 65).
**) Hindeutung auf die der Iphigenie nahverwandte Helena.

So dringt auf sie vergebens treu und mächtig
Der Ueberredung goldne Zunge*) los.
Iphigenie. Gedenk, o König, Deines edeln Worts!
Willst Du mein Zutraun so erwidern? Du
Schienst vorbereitet, Alles zu vernehmen.
Thoas. Aufs Ungehoffte war ich nicht bereitet;
Doch sollt' ich's auch erwarten; wußt' ich nicht,
Daß ich mit einem Weibe handeln ging?
Iphigenie. Schilt nicht, o König, unser arm Geschlecht!
Nicht herrlich wie die Euern, aber nicht
Unedel sind die Waffen eines Weibes.
Glaub es, darin bin ich Dir vorzuziehn,
Daß ich Dein Glück mehr als Du selber kenne.
Du wähnest, unbekannt mit Dir und mir,
Ein näher Band werd' uns zum Glück vereinen.
Voll guten Muthes wie voll guten Willens
Dringst Du in mich, daß ich mich fügen soll;
Und hier dank' ich den Göttern, daß sie mir
Die Festigkeit gegeben, dieses Bündniß
Nicht einzugehen, das sie nicht gebilligt.
Thoas. Es spricht kein Gott, es spricht Dein eignes Herz.
Iphigenie. Sie reden nur durch unser Herz zu uns.
Thoas. Und hab' ich sie zu hören nicht das Recht?
Iphigenie. Es überbraust der Sturm die zarte Stimme.
Thoas. Die Priesterin vernimmt sie wol allein?
Iphigenie. Vor allen Andern merke sie der Fürst!
Thoas. Dein heilig Amt und Dein geerbtes Recht
An Jovis Tisch bringt Dich den Göttern näher**)
Als einen erdgebornen Wilden.***)
Iphigenie. So
Büß' ich nun das Vertraun, das Du erzwangst.
Thoas. Ich bin ein Mensch;†) und besser ist's, wir enden.
So bleibe denn mein Wort: Sei Priesterin

*) Ein im Griechischen nicht seltner Ausdruck: χρυσοῦς τὴν γλῶσσαν, χρυσόστομος.

**) Vgl. die erste Anmerkung S. 123.

***) Die Worte drücken nicht etwa eine besondere Ansicht der Griechen über den Ursprung der Barbaren, sondern nur den Gegensatz gegen die von den Hellenen in Anspruch genommene göttliche Abstammung aus.

†) d. h. so beschaffen, daß ich, wenn ich für Rücksichten, die ich nehme, und für Opfer, die ich bringe, keinen Lohn erhalte, mein früheres mildes und schonungsvolles Verfahren nicht fortsetzen werde. Der bekannte Ausspruch des Chremes, in der ersten Scene des „Heautontimorumenos" des Terenz,

Der Göttin, wie ſie Dich erkoren hat;
Doch mir verzeih' Diana, daß ich ihr
Bisher mit Unrecht und mit innerm Vorwurf
Die alten Opfer vorenthalten habe!
Kein Fremder nahet glücklich unſerm Ufer;
Von Alters her iſt ihm der Tod gewiß.
Nur Du haſt mich mit einer Freundlichkeit,
In der ich bald der zarten Tochter Liebe,
Bald ſtille Neigung einer Braut zu ſehn
Mich tief erfreute, wie mit Zauberbanden
Gefeſſelt, daß ich meiner Pflicht vergaß.
Du hatteſt mir die Sinnen eingewiegt,
Das Murren meines Volks vernahm ich nicht;
Nun rufen ſie die Schuld von meines Bruders
Frühzeitigem Tode lauter über mich.
Um Deinetwillen halt' ich länger nicht
Die Menge, die das Opfer dringend fordert.

Iphigenie. Um meinetwillen bab' ich's nie begehrt.
Der mißverſteht die Himmliſchen, der ſie
Blutgierig*) wähnt; er dichtet ihnen nur
Die eignen grauſamen Begierden an.
Entzog die Göttin mich nicht ſelbſt dem Prieſter?
Ihr war mein Dienſt willkommner als mein Tod.

Thoas. Es ziemt ſich nicht für uns, den heiligen
Gebrauch mit leicht beweglicher Vernunft
Nach unſerm Sinn zu deuten und zu lenken.
Thu' Deine Pflicht, ich werde meine thun.
Zwei Fremde, die wir in des Ufers Höhlen
Verſteckt gefunden, und die meinem Lande
Nichts Gutes**) bringen, ſind in meiner Hand.

„Homo sum; humani nihil a me alienum puto," mag vielleicht auch Goethe vorgeſchwebt haben, obwol er bei Terenz in weſentlich verſchiedenem Sinne angewendet wird.

*) Siehe ähnlich Euripides' Iphig. in Tauris 374–79, nach Donner's Ueberſetzung:

Ich acht' es auch
Als eitle Fabel, jenes Mahl des Tantalus,
Daß Götter ſich an ſeines Sohnes Fleiſch ergetzt.
Wie dieſes Volk hier, weil es ſelbſt nach Blute giert,
Mag eigne Schuld auf unſre Gottheit übertragen:
Denn kein unſterblich Weſen dünkt mich böſer Art.

**) Ausdruck des Mißtrauens, ohne daß Thoas an irgend eine beſtimmte ihm ſelbſt klar vorſchwebende Abſicht der Gefangenen denkt.

Mit diesen nehme Deine Göttin wieder
Ihr erstes, rechtes, lang' entbehrtes Opfer!
Ich sende sie hieher; Du weißt den Dienst.

Vierter Auftritt.

Iphigenie (allein).

Iphigenie. Du hast Wolken,*) gnädige Retterin,
Einzuhüllen unschuldig Verfolgte,
Und auf Winden dem ehrnen Geschick**) sie
Aus den Armen, über das Meer,
Ueber der Erde weiteste Strecken
Und wohin es Dir gut dünkt, zu tragen.
Weise bist Du und siehest das Künftige;
Nicht vorüber ist Dir das Vergangne,
Und Dein Blick ruht über den Deinen,
Wie Dein Licht, das Leben der Nächte,
Ueber der Erde ruhet und wachtet.
O, enthalte vom Blut meine Hände!
Nimmer bringt es Segen und Ruhe;
Und die Gestalt des zufällig Ermordeten***)
Wird auf des traurig unwilligen Mörders
Böse Stunden lauern und schrecken.
Denn die Unsterblichen lieben der Menschen†)
Weit verbreitete gute Geschlechter,
Und sie fristen das flüchtige Leben
Gerne dem Sterblichen, wollen ihm gerne
Ihres eigenen ewigen Himmels
Mitgenießendes, fröhliches Anschaun
Eine Weile gönnen und lassen.

---

*) Hindeutung auf ihre eigene Rettung.

**) Steht: genommen verläßt Goethe [illegible] den Boden antiker Darstellung, nach der das Schicksal auch von den Göttern nicht bezwungen werden kann; er thut es indessen, um das unbedingte Vertrauen zu bezeichnen, das Iphigenie auf die Macht der sie beschützenden Göttin setzt.

***) In den älteren Bearbeitungen wird der Mörder „zufällig" genannt, hier passender der Gemordete, gegen den Jener weder Feindschaft noch Tücke nach Rache hegt, sondern nur das herrschende Gesetz in Ausführung bringt.

†) Die Worte knüpfen an die 11. Zeile des Monologs an.

Zweiter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Oreſt. Pylades.

Oreſt. Es iſt der Weg des Todes, den wir treten:
Mit jedem Schritt wird meine Seele ſtiller.
Als ich Apollen bat, das gräßliche
Geleit der Rachegeiſter von der Seite
Mir abzunehmen, ſchien er Hilf' und Rettung
Im Tempel ſeiner vielgeliebten Schweſter
Die über Tauris herrſcht, mit hoffnungsreichen,
Gewiſſen Götterworten zu verſprechen;
Und nun erfüllet ſich's, daß alle Noth
Mit meinem Leben völlig enden ſoll.
Wie leicht wird's mir, dem eine Götterhand *)
Das Herz zuſammendrückt, den Sinn betäubt,
Dem ſchönen Licht der Sonne zu entſagen!
Und ſollen Atreus' Enkel in der Schlacht
Ein ſiegbekröntes Ende nicht gewinnen,
Soll ich wie meine Ahnen, wie mein Vater, **)
Als Opferthier im Jammertode bluten,
So ſei es! Beſſer hier vor dem Altar
Als im verworfnen Winkel, wo die Netze
Der nahverwandte Meuchelmörder ſtellt.
Laßt mir ſo lange Ruh, Ihr Unterird'ſchen,
Die nach dem Blut Ihr, das von meinen Tritten
Herniederträufelnd meinen Pfad bezeichnet,
Wie losgelaßne Hunde ſpürend hetzt!
Laßt mich, ich komme bald zu Euch hinab.
Das Licht des Tags ſoll Euch nicht ſehn, noch mich.
Der Erde ſchöner, grüner Teppich ſoll
Kein Tummelplatz für Larven ***) ſein. Dort unten

*) Die Hand Apollo's. Bei Euripides (V. 967—989) heißt es:
Mir log Apollon, er, der Schickſalkundige,
Und trieb mich trugvoll fern hinaus von Hellas' Volk.
Von Scham erfüllt um ſeinen erſten Eidesſpruch.

**) Man kann an Tantalus, an Atreus, der von Aegiſthos und von Thyeſtes getödtet wurde, ebenſo gut als an Agamemnon denken, wenn auch der Ausdruck „Opferthier" vorzugsweiſe nur auf den Letzteren paßt.

***) Ausdruck für die Erinyen als ſchreckenerregende Geſpenſter.

Such' ich Euch auf; dort bindet Alle dann
Ein gleich Geschick in ew'ge matte Nacht.
Nur Dich, mein Pylades, Dich, meiner Schuld
Und meines Banns unschuldigen Genossen,*)
Wie ungern nehm' ich Dich in jenes Trauerland**)
Frühzeitig mit! Dein Leben oder Tod
Giebt mir allein noch Hoffnung oder Furcht.

Pylades. Ich bin noch nicht, Orest, wie Du bereit,
In jenes Schattenreich hinabzugehn.
Ich sinne noch, durch die verwornen Pfade,
Die nach der schwarzen Nacht zu führen scheinen,
Uns zu dem Leben wieder aufzuwinden.***)
Ich denke nicht den Tod; ich sinn' und horche,
Ob nicht zu irgend einer frohen Flucht
Die Götter Rath und Wege zubereiten.
Der Tod, gefürchtet oder ungefürchtet,
Kommt unaufhaltsam. Wenn die Priesterin
Schon, unsre Locken weihend abzuschneiden, †)
Die Hand erhebt, soll Dein' und meine Rettung
Mein einziger Gedanke sein. Erhebe
Von diesem Unmuth Deine Seele! Zweifelnd,
Beschleunigest Du die Gefahr. Apoll
Gab uns das Wort, im Heiligthum der Schwester
Sei Trost und Hilf' und Rückkehr Dir bereitet.
Der Götter Worte sind nicht doppelsinnig,
Wie der Gedrückte sie im Unmuth wähnt.

Orest. Des Lebens dunkle Decke ††) breitete
Die Mutter schon mir um das zarte Haupt,
Und so wuchs ich herauf, ein Ebenbild
Des Vaters, und es war mein stummer Blick
Ein bittrer Vorwurf ihr und ihrem Buhlen.
Wie oft, wenn still Elektra, meine Schwester,
Am Feuer in der tiefen Halle saß,
Drängt' ich beklommen mich an ihren Schooß

*) Bei seiner Betheiligung an der Ermordung Klytämnestra's waltete kein persönliches Rachegefühl ob, sondern nur die Freundschaft für Orest.

**) Vgl. die zweite Anmerkung S. 116.

***) Bei diesem Ausdruck scheint dem Dichter das Knäuel vorzuschweben, mit dem Theseus sich aus dem Labyrinthe wieder herausarbeitete.

†) Es war Sitte beim Opfern sowol von Menschen wie von Thieren, daß die Haare abgeschnitten wurden.

††) Die Metapher soll vorzugsweise das Drückende, die freie Entwickelung Hindernde darstellen.

Und ſtarrte, wie ſie bitter weinte, ſie
Mit großen Augen an. Dann ſagte ſie
Von unſerm hohen Vater viel. Wie ſehr
Verlangt' ich ihn zu ſehn, bei ihm zu ſein!
Mich wünſcht' ich bald nach Troja, ihn bald her.
Es kam der Tag —

Pylades. O, laß von jener Stunde
Sich Höllengeiſter*) nächtlich unterhalten!
Uns gebe die Erinnrung ſchöner Zeit
Zu friſchem Heldenlaufe neue Kraft!
Die Götter brauchen manchen guten**) Mann
Zu ihrem Dienſt auf dieſer weiten Erde.
Sie haben noch auf Dich gezählt; ſie gaben
Dich nicht dem Vater zum Geleite mit,
Da er unwillig nach dem Orkus ging.

Oreſt. O, wär' ich, ſeinen Saum ergreifend, ihm
Gefolgt!

Pylades. So haben Die, die Dich erhielten,
Für mich geſorgt; denn was ich worden wäre,
Wenn Du nicht lebteſt, kann ich mir nicht denken,
Da ich mit Dir und Deinetwillen nur
Seit meiner Kindheit leb' und leben mag.

Oreſt. Erinnre mich nicht jener ſchönen Tage,
Da mir Dein Haus die freie Stätte gab,
Dein edler Vater klug und liebevoll
Die halberſtarrte junge Blüthe pflegte,
Da Du, ein immer munterer Geſelle,
Gleich einem leichten, bunten Schmetterling
Um eine dunkle Blume, jeden Tag
Um mich mit neuem Leben gaukelteſt,
Mir Deine Luſt in meine Seele ſpielteſt,
Daß ich, vergeſſend meiner Noth, mit Dir
In raſcher Jugend hingeriſſen ſchwärmte.

Pylades. Da fing mein Leben an, als ich Dich liebte.

Oreſt. Sag: meine***) Noth begann, und Du ſprichſt wahr.
Das iſt das Aengſtliche von meinem Schickſal,
Daß ich wie ein verpeſteter Vertriebner

*) Das Moderne dieſer Vorſtellung wird dadurch gemildert, daß es nahe liegt, an die Erinnyen zu denken.
**) Im Sinne der Thatkraft und pflichttreuen Wirkens gebraucht, ähnlich wie in dem Gedichte „Das Göttliche" (Bd. I, S. 167).
***) Die Noth des Pylades.

Geheimen Schmerz und Tod im Busen trage,
Daß, wo ich den gesundsten Ort betrete,
Gar bald um mich die blühenden Gesichter
Den Schmerzenszug langsamen Tods verrathen.
Pylades. Der Nächste wär' ich, diesen Tod zu sterben,
Wenn je Dein Hauch, Orest, vergiftete.
Bin ich nicht immer noch voll Muth und Lust?
Und Lust und Liebe sind die Fittige
Zu großen Thaten.
Orest. Große Thaten? Ja,
Ich weiß die Zeit, da wir sie vor uns sahn.
Wenn wir zusammen oft dem Wilde nach
Durch Berg' und Thäler rannten und vereinst,
An Brust und Faust dem hohen Ahnherrn*) gleich,
Mit Keul' und Schwert dem Ungeheuer so,
Dem Räuber auf der Spur, zu jagen hofften,
Und dann wir Abends an der weiten See
Uns an einander lehnend ruhig saßen,
Die Wellen bis zu unsern Füßen spielten,
Die Welt so weit, so offen vor uns lag,
Da fuhr wol Einer manchmal nach dem Schwert,
Und künft'ge Thaten drangen wie die Sterne
Rings um uns her unzählig aus der Nacht.
Pylades. Unendlich ist das Werk, das zu vollführen
Die Seele dringt. Wir möchten jede That
So groß gleich thun, als wie sie wächst und wird,
Wenn Jahre lang durch Länder und Geschlechter
Der Mund der Dichter sie vermehrend wälzt.
Es klingt so schön, was unsre Väter thaten,
Wenn es, in stillen Abendschatten ruhend,
Der Jüngling mit dem Ton der Harfe schlürft;
Und was wir thun, ist, wie es ihnen war,
Voll Müh und eitel Stückwerk;
So laufen wir nach dem, was vor uns flieht,
Und achten nicht des Weges, den wir treten,
Und sehen neben uns der Ahnherrn Tritte

*) Der gemeinschaftliche Ahnherr von Orestes und Pylades wäre Atreus, da der Vater des Pylades, Strophios, die Tochter des letzteren zur Gattin hatte; indessen ist hier nicht an eine einzelne Person zu denken, sondern der Ausdruck kollektiv zu fassen, wie denn auch die älteren Bearbeitungen „den Ahnherrn" haben.

Und ihres Erdelebens Spuren kaum.
Wir eilen immer ihrem Schatten nach,
Der göttergleich in einer weiten Ferne
Der Berge Haupt auf goldnen Wolken krönt.
Ich halte nichts von Dem, der von sich denkt,
Wie ihn das Volk vielleicht erheben möchte;
Allein, o Jüngling,*) danke Du den Göttern,
Daß sie so früh durch Dich so viel gethan.

Oreſt. Wenn sie dem Menſchen frohe That bescheren,
Daß er ein Unheil von den Seinen wendet,
Daß er ſein Reich vermehrt, die Grenzen ſichert,
Und alte Feinde fallen oder fliehn,
Dann mag er danken! Denn ihm hat ein Gott
Des Lebens erſte, letzte Luſt**) gegönnt.
Dich haben ſie zum Schächter auserkoren,
Zum Mörder meiner doch verehrten Mutter,
Und, eine Schandthat ſchändlich rächend, mich
Durch ihren Wink zu Grund gerichtet. Glaube,
Sie haben es auf Tantal's Haus gerichtet,
Und ich, der Letzte, ſoll nicht ſchuldlos, ſoll
Nicht ehrenvoll verzehn.

Pylades. Die Götter rächen ***)
Der Väter Miſſethat nicht an dem Sohn;
Ein Jeglicher, gut oder böſe, nimmt
Sich ſeinen Lohn mit ſeiner That hinweg.
Es erbt der Ahnen Segen, nicht ihr Fluch.

Oreſt. Uns führt ihr Segen, dünkt mich, nicht hieher.

Pylades. Doch wenigſtens der hohen Götter Wille.

Oreſt. So iſt's ihr Wille denn, der uns verderbt.

Pylades. Thu', was ſie Dir gebieten, und erwarte!

---

*) Dünzer (S. 75) nimmt an dieſer Anrede und dem Munde des ſelbſt jugendlichen Pylades Anſtoß; allein ſie rechtfertigt ſich durch den folgenden Vers vollkommen, da ſie ja nur den Begriff „früh" auf denſelben vorwegnimmt.

**) Im Sinne des Heroenthums faßt die glückliche kriegeriſche Thätigkeit alles menſchliche Glück zuſammen.

***) In der That iſt die Vorſtellung von einer Vererbung der Sünden der Vätern an den Kindern bei den Griechen nicht, wie bei den Juden (2. Buch Moſ. 20, 5), religiöſen, ſondern mehr dichteriſchen Urſprungs, und vorzugsweiſe ſind es die tragiſchen Dichter, welche die Sagen von den Pelopiden und den Labdakiden in dieſem Sinne ausgeſtaltet und fortgebildet haben. Demnach liegt in den Worten des Pylades keine Abweichung vom Volksglauben.

Bringst Du die Schwester *) zu Apollen hin,
Und wohnen Beide dann vereint zu Delphi,
Verehrt von einem Volk, das edel denkt,
So wird für diese That das hohe Paar
Dir gnädig sein, sie werden auf der Hand
Der Unterird'schen Dich erretten. Schon
In diesen heil'gen Hain wagt keine sich.

Orest. So hab' ich wenigstens geruh'gen Tod.

Pylades. Ganz anders denk' ich, und nicht ungeschickt
Hab' ich das schon Geschehne mit dem Künst'gen
Verbunden und im Stillen ausgelegt.
Vielleicht reift in der Götter Rath schon lange
Das große Werk. Diana sehnet sich
Von diesem rauhen Ufer der Barbaren
Und ihren blut'gen Menschenopfern weg.
Wir waren zu der schönen That bestimmt,
Uns wird sie auferlegt, und seltsam sind
Wir an der Pforte schon gezwungen hier.

Orest. Mit seiner Kunst flichst Du der Götter Rath
Und Deine Wünsche klug in Eins zusammen.

Pylades. Was ist des Menschen Klugheit, wenn sie nicht
Auf Jener Willen droben achtend lauscht!
Zu einer schweren That beruft ein Gott
Den edlen Mann, der viel verbrach, und legt
Ihm auf, was uns unmöglich scheint zu enden.
Es siegt der Held, und büßend dienet er
Den Göttern und der Welt, die ihn verehrt.

Orest. Bin ich bestimmt, zu leben und zu handeln,
So nehm' ein Gott von meiner schweren Stirn
Den Schwindel weg, der auf dem schlüpfrigen,
Mit Mutterblut besprengten Pfade fort
Mich zu den Todten reißt! Er trockne gnädig
Die Quelle, die, mir aus der Mutter Wunden
Entgegensprudelnd, ewig mich befleckt!

Pylades. Erwart es ruhiger! Du mehrst das Uebel
Und nimmst das Amt der Furien auf Dich.
Laß mich nur sinnen, bleibe still! Zuletzt,

*) Bei Euripides ist ausdrücklich von dem Bilde der Göttin Artemis (ἄγαλμα Θεᾶς) die Rede; man sieht indessen leicht, wie Goethe, um seine spätere Lösung des Knotens zu ermöglichen, das Orakel verändern und die Zweideutigkeit in den Begriff „Schwester" legen mußte.

Bedarf's zur That vereinter Kräfte, dann
Auf' ich Dich auf, und Beide schreiten wir
Mit überlegter Kühnheit zur Vollendung.
Orest. Ich hör' Ulyssen reden.
Pylades. Spotte nicht!
Ein Jeglicher muß seinen Helden wählen,*)
Dem er die Wege zum Olymp hinauf
Sich nacharbeitet. Laß es mich gestehn:
Mir scheinen List und Klugheit nicht den Mann
Zu schänden, der sich kühnen Thaten weiht.
Orest. Ich schätze Den, der tapfer ist und grad.
Pylades. Drum hab' ich keinen Rath von Dir verlangt.
Schon ist ein Schritt gethan. Von unsern Wächtern
Hab' ich bisher gar Vieles ausgelockt.
Ich weiß, ein fremdes, göttergleiches Weib
Hält jenes blutige Gesetz gefesselt;
Ein reines Herz und Weihrauch und Gebet
Bringt sie den Göttern dar. Man rühmet hoch
Die Güte; man glaubet, sie entspringe
Vom Stamm der Amazonen,**) sei geflohn,
Um einem großen Unheil zu entgehn.
Orest. Es scheint, ihr lichtes Reich verlor die Kraft
Durch des Verbrechers Nähe, den der Fluch
Wie eine breite Nacht verfolgt und deckt.
Die fromme Blutgier löst den alten Brauch
Von seinen Fesseln los, und zu verderben.
Der wilde Sinn des Königs tödtet uns;
Ein Weib wird uns nicht retten, wenn er zürnt.
Pylades. Wohl uns, daß es ein Weib ist! Denn ein Mann,
Der beste selbst, gewöhnet seinen Geist
An Grausamkeit und macht sich auch zuletzt
Aus dem, was er verabscheut, ein Gesetz.
Wird aus Gewohnheit hart und fast unkenntlich.
Allein ein Weib bleibt stet auf einem Sinn,
Den sie gefaßt. Du rechnest sicherer

*) In der That hat Goethe manche Züge des Ulysses, den Pylades sich hier zu seinem Vorbilde erwählt, auf Diesen übertragen. (Vgl. die Vorbemerkung S. 107.) Nach die fingierte Erzählung S. 136 erinnert an die in der Odyssee, XIII, 256 ff., so wie XIX, 172 ff., während der unmittelbar nachfolgende Vers mehr auf Herakles hinzudeuten scheint.

**) Die Wohnsitze der Amazonen verlegt die Sage an das südöstliche Ufer des Pontus Euxinus, wo der Thermodon sich in denselben ergießt.

Auf sie im Guten wie im Bösen. — Still!
Sie kommt; laß uns allein! Ich darf nicht gleich
Ihr unsre Namen nennen, unser Schicksal
Nicht ohne Rückhalt ihr vertraun. Du gehst,
Und eh sie mit Dir spricht, treff' ich Dich noch.

Zweiter Auftritt.

Iphigenie. Pylades.

Iphigenie. Woher Du seist und kommst, o Fremdling, sprich!
Mir scheint es, daß ich eher einem Griechen
Als einem Scythen Dich vergleichen soll.
(Sie nimmt ihm die Ketten ab.) *)
Gefährlich ist die Freiheit, die ich gebe;
Die Götter wenden ab, was Euch bedroht!

Pylades. O süße Stimme! Vielwillkommner Ton
Der Muttersprach' in einem fremden Lande!
Des väterlichen Hafens **) blaue Berge
Seh' ich Gefangner neu willkommen wieder
Vor meinen Augen. Laß Dir diese Freude
Versichern, daß auch ich ein Grieche bin!
Vergessen hab' ich einen Augenblick,
Wie sehr ich Dein bedarf, und meinen Geist
Der herrlichen Erscheinung zugewendet.
O sage, wenn Dir ein Verhängniß nicht
Die Lippe schließt, aus welchem unsrer Stämme
Du Deine göttergleiche Herkunft zählst!

Iphigenie. Die Priesterin, von ihrer Göttin selbst
Gewählet und geheiligt, spricht mit Dir.
Das laß Dir gnügen! Sage, wer Du seist
Und welch unselig waltendes Geschick
Mit dem Gefährten Dich hieher gebracht.

Pylades. Leicht kann ich Dir erzählen, welch ein Uebel
Mit lastender Gesellschaft uns verfolgt.
O, könntest Du der Hoffnung frohen Blick
Uns auch so leicht, Du Göttliche, gewähren!

*) Bei Euripides, V. 448—449:
Laßt der Fremden Hände frei!
Geweihte dürfen nimmermehr gebunden sein.

**) Pylades' Heimath war die Landschaft Phokis, deren Südküste am Korinthischen Meerbusen liegt; indessen ist nach der unmittelbar folgenden Erzählung doch wol eher an einen Hafen von Kreta zu denken.

Aus Kreta sind wir, Söhne des Adrast's;
Ich bin der jüngste, Kephalus genannt,
Und er Laodamas, der älteste
Des Hauses. Zwischen uns stand rauh und wild
Ein mittlerer, und trennte schon im Spiel
Der ersten Jugend Einigkeit und Lust.
Gelassen folgten wir der Mutter Worten,
So lang' des Vaters Kraft vor Troja stritt;
Doch als er heutereich zurücke kam
Und kurz darauf verschied, da trennte bald
Der Streit um Reich und Erbe die Geschwister.
Ich neigte mich zum Aeltsten. Er erschlug
Den Bruder. Um der Blutschuld willen treibt
Die Furie gewaltig ihn umher.
Doch diesem wilden Ufer sendet uns
Apoll, der Delphische, mit Hoffnung zu.
Im Tempel seiner Schwester *) hieß er uns
Der Hilfe segensvolle Hand erwarten.
Gefangen sind wir und hieher gebracht
Und Dir als Opfer dargestellt. Du weißt's.

Iphigenie. Fiel Troja? Theurer Mann, versichr' es mir!

Pylades. Es liegt. O sichre Du uns Rettung zu!

Beschleunige die Hilfe, die ein Gott
Versprach! Erbarme meines Bruders Dich!
O, sag ihm bald ein gutes, holdes Wort!
Doch schone seiner, wenn Du mit ihm sprichst!
Das bitt' ich eifrig; denn es wird gar leicht
Durch Freud' und Schmerz und durch Erinnerung
Sein Innerstes ergriffen und zerrüttet.
Ein fieberhafter Wahnsinn fällt ihn an,
Und seine schöne, freie Seele wird
Den Furien zum Raube hingegeben.

Iphigenie. So groß Dein Unglück ist, beschwör' ich Dich,
Vergiß es, bis Du mir genug gethan!

Pylades. Die hohe Stadt, die zehen lange Jahre
Dem ganzen Heer der Griechen widerstand,
Liegt nun im Schutte, **) steigt nicht wieder auf.

*) Das Orakel (Vgl. Anmerk. S. 136) wird auch hier unbestimmt ausgedrückt, da Pylades Iphigeniens Mißtrauen nicht erregen darf.
**) Aehnlich Schiller im „Siegesfest" (Werke, Bd. I, S. 84): „Troja lag in Schutt und Staub".

Doch manche Gräber unsrer Besten heißen
Uns an das Ufer der Barbaren denken.
Achill liegt dort mit seinem schönen*) Freunde.
Iphigenie. So seid Ihr Götterbilder auch zu Staub!
Pylades. Auch Palamedes,**) Ajax Telamon's,***)
Sie sahn des Vaterlandes Tag†) nicht wieder.
Iphigenie. Er schweigt von meinem Vater, nennt ihn nicht
Mit den Erschlagnen. Ja! Er lebt mir noch!
Ich werd' ihn sehn! O hoffe, liebes Herz!††)
Pylades. Doch selig sind die Tausende,†††) die starben
Den bittersüßen Tod von Feindes Hand;
Denn wüste Schrecken*†) und ein traurig Ende
Hat den Rückkehrenden statt des Triumphs
Ein feindlich aufgebrachter Gott bereitet.
Kommt denn der Menschen Stimme nicht zu Euch?
So weit sie reicht, trägt sie den Ruf umher
Von unerhörten Thaten, die geschahn.
So ist der Jammer, der Mycenens Hallen
Mit immer wiederholten Seufzern füllt,
Dir ein Geheimniß? — Klytämnestra hat
Mit Hülf' Aegisthens den Gemahl berückt,
Am Tage seiner Rückkehr ihn ermordet! —
Ja, Du verehrst dieses Königs Haus!
Ich seh' es, Deine Brust bekämpft vergebens
Das unerwartet ungeheure Wort.

---

*) Unter den zahlreichen Beiwörtern, die Patroklos bei Homer erhält, deutet nur eins auf das hier gewählte hin. Im 24. Buch der Ilias V. 65 erscheint dem Achilles die Seele des unglücklichen Patroklos, in Allem, an Größe und an den schönen Augen ihm gleichend.

**) Sohn des Nauplios von Eubœa, der nach einer nachhomerischen Erzählung von Odysseus des Einverständnisses mit den Troern angeklagt und von den Griechen unschuldig gesteinigt wurde.

***) Ajax tödtete sich selbst, da nicht ihm, sondern dem Odysseus die Waffen des Achilles zugesprochen wurden. (Vgl. Schiller I, 86: „Ajax fiel durch Ajax Kraft.")

†) Nachbildung des Ausdrucks der Odyssee „νόστιμον ἦμαρ."

††) Nach dem Homerischen φίλον κῆρ, ebenso wie unten S. 142, Z. 5 und ähnlich in den Gedichten I, 44, Z. 6.

†††) Auch an diese Stelle klingt die fünfte Strophe von Schiller's Siegesfest an.

*†) Die Irrfahrten des Odysseus, Menelaos und des Ajax, Sohn des Oileus, während die folgenden Worte schon auf Agamemnon hindeuten.

Bist Du die Tochter eines Freundes? Bist
Du nachbarlich in dieser Stadt geboren? *)
Verbirg es nicht und rechne mir's nicht zu,
Daß ich der Erste diese Gräuel melde!

Iphigenie. Sag an, wie ward die schwere That vollbracht?

Pylades. Am Tage seiner Ankunft, da der König
Vom Bad erfreut und ruhig, sein Gewand
Aus der Gemahlin Hand verlangend, stieg,
Warf die Verderbliche ein faltenreich
Und künstlich sich verwirrendes Gewebe
Ihm auf die Schultern, um das edle Haupt;
Und da er wie von einem Netze sich
Vergebens zu entwickeln strebte, schlug
Aegisth ihn, der Verräther, und verhüllt **)
Ging zu den Todten dieser große Fürst.

Iphigenie. Und welchen Lohn erhielt der Mitverschworne?

Pylades. Ein Reich und Bette, das er schon besaß.

Iphigenie. So trieb zur Schandthat eine böse Lust?

Pylades. Und einer alten Rache tief Gefühl.

Iphigenie. Und wie beleidigte der König sie?

Pylades. Mit schwerer That, die, wenn Entschuldigung
Des Mordes wäre, sie entschuldigte.
Nach Aulis lockt' er sie und brachte dort,
Als eine Gottheit sich der Griechen Fahrt
Mit ungestümen Winden widersetzte,
Die älteste Tochter, Iphigenien,
Vor den Altar Dianens, und sie fiel
Ein blutig Opfer für der Griechen Heil.
Dies, sagt man, hat ihr einen Widerwillen
So tief ins Herz geprägt, daß sie dem Werben
Aegisthens sich ergab und den Gemahl
Mit Netzen des Verderbens selbst umschlang.

Iphigenie (sich verhüllend).
Es ist genug. Du wirst mich wiedersehn.

---

*) In den ältern Bearbeitungen: „Vielleicht bist Du die Tochter eines Gastfreunds oder Nachbars".

**) Die Homerische Erzählung (Odyss. XI, 407) erwähnt diese Verhüllung nicht, wol aber, wie schon Düntzer (S. 84) bemerkt, Aeschylus in den Choëphoren V. 487; übrigens vermuthet Düntzer auch nicht ohne Grund, daß Goethe an das Gemälde des Timanthes von der Opferung Iphigeniens gedacht habe, der, da er an den traurigen Mienen aller Uebrigen seine Kunst erschöpft hatte, den Agamemnon sein Antlitz verhüllen ließ.

Pylades (allein). Von dem Geſchick des Königshauſes ſcheint
Sie tief gerührt. Wer ſie auch immer ſei,
So hat ſie ſelbſt den König wohl gekannt
Und iſt zu unſerm Glück aus hohem Hauſe
Hieher verkauft. Nur ſtille, liebes Herz,
Und laß dem Stern der Hoffnung, der uns blinkt,
Mit frohem Muth uns klug entgegenſteuern!

Dritter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Iphigenie. Orest.

Iphigenie. Unglücklicher, ich löſe Deine Bande *)
Zum Zeichen eines ſchmerzlichern Geſchicks.
Die Freiheit, die das Heiligthum gewährt,
Iſt, wie der letzte lichte Lebensblick
Des ſchwer Erkrankten, Todesbote. Noch
Kann ich es mir und darf es mir nicht ſagen,
Daß Ihr verloren ſeid! Wie könnt' ich Euch
Mit mörderiſcher Hand dem Tode weihen?
Und Niemand, wer es ſei, darf Euer Haupt,
So lang' ich Prieſterin Dianens bin,
Berühren. Doch verweigr' ich jene Pflicht,
Wie ſie der aufgebrachte König fordert,
So wählt er eine meiner Jungfraun mir
Zur Folgerin, und ich vermag alsdann
Mit heißem Wunſch allein Euch beizuſtehn.
O werther Landsmann! Selbſt der letzte Knecht,
Der an den Herd der Vatergötter ſtreifte, **)
Iſt uns in fremdem Lande hochwillkommen:
Wie ſoll ich Euch genug mit Freud und Segen
Empfangen, die Ihr mir das Bild der Helden,
Die ich von Eltern her verehren lernte,

*) Vgl. Anmerkung S. 138.
**) d. h. nur in der entfernteſten Beziehung zu unſerm Vaterhauſe ſtand; denn Jeder, der zum Hauſe gehörte, nahm an den häuslichen Opfern Theil.

Entgegenbringet und das innre Herz*)
Mit neuer, schöner Hoffnung schmeichelnd labet!
Orest. Verbirgst Du Deinen Namen, Deine Herkunft
Mit klugem Vorsatz? Oder darf ich wissen,
Wer mir, gleich einer Himmlischen, begegnet?
Iphigenie. Du sollst mich kennen. Jetzo sag mir an,
Was ich nur bald von Deinem Bruder höre,
Das Ende Derer, die, von Troja kehrend,
Ein hartes unerwartetes Geschick
Auf ihrer Wohnung Schwelle stumm**) empfing.
Zwar ward ich jung an diesen Strand geführt;
Doch wohl erinnr' ich mich des scheuen Blicks,
Den ich mit Staunen und mit Bangigkeit
Auf jene Helden warf. Sie zogen aus,
Als hätte der Olymp sich aufgethan
Und die Gestalten der erlauchten Vorwelt
Zum Schrecken Ilion's herabgesendet,
Und Agamemnon war vor Allen herrlich.
O sage mir! — er fiel, sein Haus betretend,
Durch seiner Frauen und Aegisthens Tücke?
Orest. Du sagst's!
Iphigenie. Weh Dir, unseliges Mycen!
So haben Tantal's Enkel***) Fluch auf Fluch
Mit vollen wilden Händen ausgestreut
Und, gleich dem Unkraut, wüste Häupter schüttelnd
Und tausendfält'gen Samen um sich streuend,
Den Kindeskindern nahverwandte Mörder†)
Zur ew'gen Wechselwuth erzeugt! — Enthülle,
Was von der Rede Deines Bruders schnell
Die Finsterniß des Schreckens mir verdeckte!
Wie ist des großen Stammes letzter Sohn,

*) Dieser und der folgende Vers sind erst in der letzten Bearbeitung hinzugesetzt, und es scheint in dem Ausdruck „das innre Herz" eine Art Gegensatz gegen Das, was wirklich geschieht oder geschehen kann, zu liegen: denn wenn in Iphigenie auch unwillkürlich der Gedanke an die Rückkehr erwachen muß, so denkt sie doch in keiner Weise daran oder hofft etwa, sie ausführen zu können.

**) „stumm" als Gegensatz zu jenem triumphirenden Einzuge, auf den bereits S. 140, Z. 13 hingedeutet wird.

***) Hinweisung auf den Streit zwischen Atreus und Thyestes, der der Anfang und die Ursache alles späteren Unheils war.

†) In den älteren Bearbeitungen: „jedem ihrer Kinder wieder einen Mörder zur ewigen Wechselwuth erzeugt". Thyestes' Sohn, Aegisthos, hatte den Sohn des Atreus, Agamemnon, getödtet, Orestes, was allerdings Iphigenie in diesem Augenblicke noch nicht wußte, den Aegisthos.

Das holde Kind *), bestimmt **) des Vaters Rächer
Dereinst zu sein, wie ist Orest dem Tage
Des Bluts entgangen? Hat ein gleich Geschick
Mit des Avernus ***) Netzen ihn umschlungen?
Ist er gerettet? Lebt er? Lebt Elektra?

Orest. Sie leben.

Iphigenie. Goldne Sonne, leihe mir
Die schönsten Strahlen, †) lege sie zum Dank
Vor Jovis Thron! Denn ich bin arm und stumm.

Orest. Bist Du gastfreundlich diesem Königshause,
Bist Du mit nähern Banden ihm verbunden,
Wie Deine schöne Freude mir verräth,
So bändige Dein Herz und halt es fest!
Denn unerträglich muß dem Fröhlichen
Ein jäher Rückfall in die Schmerzen sein.
Du weißt nur, merk' ich, Agamemnon's Tod.

Iphigenie. Hab' ich an dieser Nachricht nicht genug?

Orest. Du hast des Frevels Hälfte nur erfahren.

Iphigenie. Was fürcht' ich noch? Orest, Elektra leben.

Orest. Und fürchtest Du für Klytämnestren nichts?

Iphigenie. Sie rettet weder Hoffnung, weder Furcht. ††)

Orest. Auch schied sie aus dem Land der Hoffnung ab.

Iphigenie. Vergaß sie rasend wüthend selbst ihr Blut?

Orest. Nein, doch ihr eignes Blut gab ihr den Tod.

Iphigenie. Sprich deutlicher, daß ich nicht länger sinne!
Die Ungewißheit schlägt mir tausendfältig
Die dunkeln Schwingen um das bange Haupt.

Orest. So haben mich die Götter ausersehn
Zum Boten einer That, die ich so gern
Ins klanglos-dumpfe Höhlenreich der Nacht
Verbergen möchte? Wider meinen Willen
Zwingt mich Dein holder Mund; allein er darf
Auch etwas Schmerzliches fordern und erhält's.
Am Tage, da der Vater fiel, verbarg
Elektra rettend ihren Bruder; Strophius,

*) Iphigenie versetzt sich in ihre Jugendzeit zurück, da sie seine Pflegerin war (vgl. Eurip. V. 926 ff.).

**) Blutrache ist nach den Anschauungen der antiken Welt Pflicht, nicht eine Handlung freier Selbstbestimmung.

***) Eigentlich ein Sumpf in Kampanien, dann allgemeiner Ausdruck der römischen Dichter für die Unterwelt.

†) Freie Erfindung des Dichters, wie es scheint.

††) In den älteren Bearbeitungen: „Die sei den Göttern überlassen! Hoffnung und Furcht hilft dem Verbrecher nicht."

Des Vaters Schwäher,*) nahm ihn willig auf,
Erzog ihn neben ſeinem eignen Sohne,
Der, Pylades genannt, die ſchönſten Bande
Der Freundſchaft um den Angekommnen knüpfte.
Und wie ſie wuchſen, wuchs in ihrer Seele
Die brennende Begier, des Königs Tod
Zu rächen. Unverſehen, fremd gekleidet,**)
Erreichen ſie Mycen, als brächten ſie
Die Trauernachricht von Oreſtens Tode
Mit ſeiner Aſche. Wohl empfänget ſie
Die Königin; ſie treten in das Haus.
Elektren giebt Oreſt ſich zu erkennen;
Sie bläſt der Rache Feuer in ihm auf,
Das vor der Mutter heil'ger Gegenwart
In ſich zurückgebrannt war. Stille führt
Sie ihn zum Orte, wo ſein Vater fiel,
Wo eine alte leichte Spur des frech
Vergoßnen Blutes oftgewaſchnen Boden
Mit blaſſen ahnungsvollen Streifen färbte.
Mit ihrer Feuerzunge ſchilderte
Sie jeden Umſtand der verruchten That,
Ihr knechtiſch elend durchgebrachtes Leben,
Den Uebermuth der glücklichen Verräther
Und die Gefahren, die nun der Geſchwiſter
Von einer ſtiefgewordnen ***) Mutter warteten. —
Hier drang ſie jenen alten Dolch ihm auf,
Der ſchon in Tantal's Hauſe grimmig wüthete,
Und Klytämneſtra fiel durch Sohnesband.
Iphigenie. Unſterbliche, die Ihr den reinen Tag
Auf immer neuen Wolken ſelig†) lebet,

*) Strophius hatte die Anaxibia, Schweſter des Agamemnon, zur Gattin.

**) Das Nachfolgende iſt im Weſentlichen der Inhalt der „Elektra" des Sophokles; nur daß die Schweſter den Bruder an die Stelle führt, wo Agamemnon ermordet wurde, und daß ſie ihm den alten Familiendolch aufdrängt, iſt frei erfunden.

***) „Durch die zweite Ehe entfremdeten". Nach Sanders' Wörterbuch.

†) Das leichte Leben der Götter (bei Homer heißen ſie ῥεῖα ζώοντες) erklärt auch Schiller in ſeinem Gedichte „Das Ideal und das Leben" (Werke, I, 154) in ähnlicher Weiſe aus:

Ewig klar und ſpiegelrein und eben
Fließt das zephyrleichte Leben
Im Olymp den Seligen dahin."

Der Gegenſatz, wie troſtlos das Geſchick der Menſchen iſt, liegt in Iphigenies Worten angedeutet.

Habt Ihr nur darum mich so manches Jahr
Von Menschen abgesondert, mich so nah
Bei Euch gehalten, mir die kindliche
Beschäftigung, des heil'gen Feuers Gluth
Zu nähren, aufgetragen, meine Seele
Der Flamme gleich in ew'ger frommer Klarheit
Zu Euren Wohnungen hinaufgezogen,
Daß ich nur meines Hauses Gräuel später
Und tiefer fühlen sollte? — Sage mir
Vom Unglückse'gen! Sprich mir von Orest! —

Orest. O, könnte man von seinem Tode sprechen!
Wie gährend stieg aus der Erschlagnen Blut
Der Mutter Geist*)
Und ruft der Nacht uralten Töchtern zu:
„Laßt nicht den Muttermörder entfliehn!
Verfolgt den Verbrecher! Euch ist er geweiht!"
Sie horche — auf, es schaut ihr hohler Blick
Mit der Locken des Adlers um sich her;
Sie rühren sich in ihren schwarzen Höhlen,
Und aus den Winkeln schleichen ihre Gefährten,
Der Zweifel und die Reue,**) leis herbei.
Vor ihnen steigt ein Dampf vom Acheron;
In seinen Wolkenkreisen wälzet sich
Die ewige Betrachtung des Geschehnen
Verwirrend um des Schuld'gen Haupt umher.
Und sie, berechtigt zum Verderben, treten
Der gottbesäten***) Erde schönen Boden,
Von dem ein alter Fluch sie längst verbannte.
Den Flüchtigen verfolgt ihr schneller Fuß;
Sie geben nur, um neu zu schrecken, Rast.

Iphigenie. Unseliger, Du bist in gleichem Fall
Und fühlst, was er, der arme Flüchtling, leidet!

Orest. Was sagst Du mir? Was wähnst Du gleichen Fall?

---

*) Die Furien gehören schon den alten, von dem Olympischen Götter-geschlecht gestürzten Gottheiten an; in Betreff ihrer Abstammung folgt Goethe dem Hesiod und dem Aeschylus, dem letzteren auch in Beziehung darauf, daß er deren nicht drei, sondern eine größere Zahl annimmt.

**) „Luctus" und „ultrices curae", die Virgil (Aen. VI, 274) im Vorhofe des Orkus weilen läßt, dürften den von Goethe selbstständig gebildeten Abstraktionen am Nächsten stehen.

***) Der etwas seltsame Ausdruck läßt zunächst an Demeter als Begründerin des Ackerbaues denken.

Iphigenie. Dich drückt ein Brudermord wie Jenen; mit
Vertraute Dies Dein jüngſter Bruder ſchon.
Oreſt. Ich kann nicht leiden, daß Du, große Seele,
Mit einem falſchen Wort betrogen werdeſt.
Ein lügenhaft Gewebe knüpf' ein Fremder
Dem Fremden, ſinnreich und der Liſt gewohnt,
Zur Falle vor die Füße; zwiſchen uns
Sei Wahrheit!
Ich bin Oreſt, und dieſes ſchuld'ge Haupt
Senkt nach der Grube ſich und ſucht den Tod;
In jeglicher Geſtalt ſei er willkommen!
Wer Du auch ſeiſt, ſo wünſch' ich Rettung Dir
Und meinem Freunde; mir wünſch' ich ſie nicht.
Du ſcheinſt hier wider Willen zu verweilen;
Erfindet Rath zur Flucht und laßt mich hier!
Es ſtürze mein entſeeltes Leib vom Fels, *)
Es rauche bis zum Meer hinab mein Blut
Und bringe Fluch dem Ufer der Barbaren!
Geht Ihr, daheim im ſchönen Griechenland
Ein neues Leben freundlich anzufangen. (Er entfernt ſich.)
Iphigenie. So ſteigſt Du denn, Erfüllung, **) ſchönſte Tochter
Des größten Vaters, endlich zu mir nieder!
Wie ungeheuer ſteht Dein Bild vor mir!
Kaum reicht mein Blick Dir an die Hände, die,
Mit Frucht und Segenskränzen angefüllt,
Die Schätze des Olympus niederbringen.
Wie man den König an dem Uebermaß
Der Gaben kennt, — denn ihm muß wenig ſcheinen,
Was Tauſenden ſchon Reichthum iſt, — ſo kennt
Man Euch, Ihr Götter, an geſparten, lang'
Und weiſe zubereiteten Geſchenken.
Denn Ihr allein wißt, was uns frommen kann,
Und ſchaut der Zukunft ausgedehntes Reich,

*) Es erſcheint hier nicht nöthig anzunehmen, daß Oreſtes ſogar unbeſtattet bleiben will, wie Düntzer S. 96 meint; auch bei Euripides, V. 606, iſt von einem Felſenſchlunde (χασμα εὐρωπὸν πέτρας) die Rede, der Oreſt nach ſeinem Tode aufnehmen ſoll, aber Iphigenie verheißt ihm eine Beſtattung in aller Form.

**) In den älteren Bearbeitungen vertritt die Gnade als ſchönſte Tochter Jovis die Stelle der „Erfüllung", deren Begriff mit dem der häufig perſonificirten „Hoffnung" am Nächſten verwandt iſt, wenn Goethe ſie hier auch mehr wie Tyche (Fortuna), als Spenderin der Fülle und des Ueberfluſſes zeichnet.

Wenn jedes Abends Stern- und Nebelhülle *)
Die Aussicht uns verdeckt. Gelassen hört
Ihr unser Flehn, das um Beschleunigung
Euch kindisch bittet; aber Eure Hand
Bricht unreif nie die goldnen Himmelsfrüchte;
Und wehe Dem, der, ungeduldig sie
Eintreibend, saure Speise sich zum Tod
Genießt. O laßt das lang' erwartete,
Noch kaum gedachte Glück nicht wie den Schatten **)
Des abgeschiednen Freundes eitel mir
Und dreifach schmerzlicher vorübergehen!

Orest (der wieder zu ihr tritt).

Rufst Du die Götter an für Dich und Pylades,
So nenne meinen Namen nicht mit Eurem!
Du rettest den Verbrecher nicht, zu dem
Du Dich gesellst, und theilest Fluch und Noth.

Iphigenie. Mein Schicksal ist an Deines fest gebunden.

Orest. Mit Nichten! Laß allein und unbegleitet
Mich zu den Todten gehn! Verhülltest Du
In Deinen Schleier selbst den Schuldigen,
Du hieltst ihn nicht vorm Blick der Immerwachen,
Und Deine Gegenwart, Du Himmlische,
Dränzt sie nur seitwärts und verscheucht sie nicht.
Sie dürfen mit den ehrnen ***) frechen Füßen
Des heil'gen Waldes Boden nicht betreten;
Doch hör' ich aus der Ferne hier und da
Ihr gräßliches Gelächter. Wölfe harren
So um den Baum, auf den ein Reisender
Sich rettete. Da draußen ruhen sie
Gelagert, und verlaß' ich diesen Hain,
Dann steigen sie, die Schlangenhäupter †) schüttelnd
Von allen Seiten Staub erregend, auf
Und treiben ihre Beute vor sich her.

Iphigenie. Kannst Du, Orest, ein freundlich Wort vernehmen?

---

*) früher: „Und jedes Abends geflochtne Hülle verdeckt sie den Menschen."

**) Düntzer erinnert hier an die bereits früher (in der ersten Anmerkung S. 140) citirte Stelle der Ilias, in der die Seele des Patroklos dem Achilles erscheint. Man vergleiche übrigens namentlich Buch XXIII, 94—107.

***) Sophokles braucht in der Elektra (V. 476) den Ausdruck „erzfüßig" (χαλκόπους).

†) Die Erinyen werden gewöhnlich mit kleineren Schlangen in den Haaren und größeren in den Händen dargestellt.

Oreſt. Spar es für einen Freund der Götter auf!
Iphigenie. Sie geben Dir zu neuer Hoffnung Licht.
Oreſt. Durch Rauch und Qualm ſeh' ich den matten Schein
Des Todtenfluſſes*) mir zur Hölle leuchten.
Iphigenie. Haſt Du Elektren, eine Schweſter nur?
Oreſt. Die eine kannt' ich; doch die älteſte nahm
Ihr gut Geſchick, das uns ſo ſchrecklich ſchien,
Bei Zeiten aus dem Elend unſers Hauſes.
O, laß Dein Fragen, und geſelle Dich
Nicht auch zu den Erinnen! Sie blaſen
Mir ſchadenfroh die Aſche von der Seele
Und leiden nicht, daß ſich **) die letzten Kohlen
Von unſers Hauſes Schreckensbrande ſtill
In mir verglimmen. Soll die Gluth denn ewig,
Vorſätzlich angefacht, mit Höllenſchwefel
Genährt, mir auf der Seele marternd brennen?
Iphigenie. Ich bringe ſüßes Rauchwerk in die Flamme.
O, laß den reinen Hauch der Liebe Dir
Die Gluth des Buſens leiſe wehend kühlen!
Oreſt, mein Theurer, kannſt Du nicht vernehmen?
Hat das Geleit der Schreckensgötter ſo
Das Blut in Deinen Adern aufgetrocknet?
Schleicht, wie vom Haupt der gräßlichen Gorgone,***)
Verſteinernd Dir ein Zauber durch die Glieder?
O, wenn vergoßnes Mutterblutes Stimme
Zur Höll' hinab mit dumpfen Tönen ruft,
Soll nicht der reinen Schweſter Segenswort
Hilfreiche Götter vom Olympus rufen?
Oreſt. Es ruft, es ruft! So willſt Du mein Verderben?
Verbirgt in Dir ſich eine Rachegöttin?
Wer biſt Du, deren Stimme mir entſetzlich
Das Innerſte in ſeinen Tiefen wendet?
Iphigenie. Es zeigt ſich Dir im tiefſten Herzen an:
Oreſt, ich bin's! Sieh Iphigenien!
Ich lebe!

*) Bei den ſpäteren Dichtern des Alterthums iſt der Acheron, nicht der Styx der Hauptſtrom, über den der Weg in die Unterwelt führt.
**) Den Gebrauch des Ausdrucks „ſich verglimmen" wüßten wir durch keine andre Stelle zu belegen.
***) Goethe ſcheint zwar nach Homer nur eine Gorgo anzunehmen, nicht wie ſpätere Dichter deren drei; indeſſen iſt die Vorſtellung von ihrer Eigenſchaft, zu verſteinern, auch erſt ſpäteren Urſprungs.

Orest. Du!
Iphigenie. Mein Bruder!
Orest. Laß! Hinweg!
Ich rathe Dir, berühre nicht die Locken!
Wie von Kreusa's Brautkleid *) zündet sich
Ein unauslöschlich Feuer von mir fort.
Laß mich! Wie Herkules will ich Unwürd'ger
Den Tod voll Schmach, in mich verschlossen,**) sterben.
Iphigenie. Du wirst nicht untergehn! O, daß ich nur
Ein ruhig Wort von Dir vernehmen könnte!
O, löse meine Zweifel, laß des Glückes,
Des lang' erflehten, mich auch sicher werden!
Es wälzet sich ein Rad ***) von Freud' und Schmerz
Durch meine Seele. Von dem fremden Manne
Entfernet mich ein Schauer; doch es reißt
Mein Innerstes gewaltig mich zum Bruder.
Orest. Ist hier Lyäens †) Tempel? Und ergreift
Unbändig-heil'ge ††) Wuth die Priesterin?
Iphigenie. O, höre mich! O, sieh mich an, wie mir
Nach einer langen Zeit das Herz sich öffnet
Der Seligkeit, dem Liebsten, was die Welt
Noch für mich tragen kann, das Haupt zu küssen,
Mit meinen Armen, die den leeren Winden
Nur ausgebreitet waren, Dich zu fassen!
O, laß mich! Laß mich! Denn es quillet heller
Nicht vom Parnaß die ew'ge Quelle †††) sprudelnd
Von Fels zu Fels ins goldne Thal hinab,

---

*) Als Jason sich mit Kreusa, der Tochter des Königs Kreon, vermählen wollte, schenkte ihr die verstoßene Medea ein vergiftetes Kleid.

**) Von dem mit dem Blute des Nessus getränkten Gewande, das ihm seine Gattin Dejanira geschickt hatte, verzittet, läßt sich Herkules von seinem Sohne Hyllus in die Einsamkeit geleiten, um dort zu sterben. Das Ganze ist der Inhalt der Trachinierinnen des Sophokles.

***) Die Metapher drückt den schnellen Wechsel aus; ähnlich spricht Goethe (Werke, I. S. 120) von dem „Rad der Zeit".

†) Der Beiname des Bacchus „Lyäus" als des Sorgenlösenden steht hier für den eigentlichen Namen.

††) Die Wuth der Bachantinnen ist heilig, weil sie von einem Gotte erregt wird, wie überhaupt Alles „heilig" genannt wird, was auf Gottesdienst Bezug hat: so S. 166, Z. 4 „die heil'ge Hand", S. 168, Z. 27 „der heil'ge Vorwand", S. 170, Z. 13 „die heil'ge Lyyer" (der Priesterin).

†††) Die zwischen den beiden Gipfeln des Parnassos hervorströmende, Apollo und den Musen heilige kastalische Quelle. (Vgl. Goethe's Werke, I. S. 157, letzte Zeile.)

Wie Freude mir vom Herzen wallend fließt,
Und wie ein selig Meer mich rings umfängt.
Oreſt! Oreſt! Mein Bruder!

Oreſt. Schöne Nymphe,*)
Ich traue Dir und Deinem Schmeicheln nicht.
Diana fordert ſtrenge Dienerinnen
Und rächet das entweihte Heiligthum.
Entferne Deinen Arm von meiner Bruſt!
Und wenn Du einen Jüngling rettend lieben,
Das ſchöne Glück ihm zärtlich bieten willſt,
So wende meinem Freunde Dein Gemüth,
Dem würd'gern Manne, zu! Er irrt umher
Auf jenem Felſenpfade; ſuch ihn auf,
Weiſ' ihn zurecht und ſchone meiner!

Iphigenie. Faſſe
Dich, Bruder, und erkenne die Geſundne!
Schilt einer Schweſter reine Himmelsfreude
Nicht unbeſonnene, ſtrafbare Luſt!
O, nehmt **) den Wahn ihm von dem ſtarren Auge,
Daß uns der Augenblick der höchſten Freude
Nicht dreifach elend mache! Sie iſt hier,
Die längſt verlorne Schweſter. Vom Altar
Riß mich die Göttin weg und rettete
Hierher mich in ihr eigen Heiligthum.
Gefangen biſt Du, dargeſtellt zum Opfer,
Und findeſt in der Prieſterin die Schweſter.

Oreſt. Unſelige! So mag die Sonne denn
Die letzten Gräuel unſers Hauſes ſehn!
Iſt nicht Elektra hier, damit auch ſie
Mit uns zu Grunde gehe, nicht ihr Leben
Zu ſchwererem Geſchick und Leiden friſte?
Gut, Prieſterin! Ich folge zum Altar:
Der Brudermord iſt hergebrachte Sitte ***)
Des alten Stammes; und ich danke, Götter,
Daß Ihr mich ohne Kinder auszurotten
Beſchloſſen habt. Und laß Dir rathen, habe

*) Diana wird ſtets von Nymphen begleitet gedacht.
**) Die hier fehlende, aber im Spiel leicht anzudeutende Anrufung der Götter ſteht nur in der zweiten Bearbeitung (vgl. Düntzer's mehrerwähnte Schrift, S. 68), jedoch in Klammern geſetzt.
***) Hindeutung auf den Mord des Chryſippus und auf die tödtliche Feindſchaft zwiſchen Atreus und Thyeſtes.

Die Sonne nicht zu lieb und nicht die Sterne!
Komm, folge mir ins dunkle Reich hinab!
Wie sich vom Schwefelpfuhl*) erzeugte Drachen
Bekämpfend die verwandte Brut verschlingen,
Zerstört sich selbst das wüthende Geschlecht;
Komm kinderlos und schuldlos mit hinab!
Du siehst mich mit Erbarmen an? Laß ab!
Mit solchen Blicken suchte Klytämnestra
Sich einen Weg nach ihres Sohnes Herzen;
Doch sein geschwungner Arm traf ihre Brust.
Die Mutter fiel! — Tritt auf, unwill'ger Geist!**)
Im Kreis geschlossen tretet an, Ihr Furien,
Und wohnet dem willkommnen Schauspiel bei,
Dem letzten, gräßlichsten, das Ihr bereitet!
Nicht Haß und Rache schärfen ihren Dolch;
Die liebevolle Schwester wird zur That
Gezwungen. Weine nicht! Du hast nicht Schuld.
Seit meinen ersten Jahren hab' ich nichts
Geliebt, wie ich Dich lieben könnte, Schwester.
Ja, schwinge Deinen Stahl, verschone nicht,
Zerreiße diesen Busen und eröffne
Den Strömen, die hier sieden, einen Weg! (Er sinkt in Ermattung.)

Iphigenie. Allein zu tragen dieses Glück und Elend
Vermag ich nicht. — Wo bist Du, Pylades?
Wo find' ich Deine Hilfe, theurer Mann? (Sie entfernt sich suchend.)

Zweiter Auftritt.

Orest aus seiner Betäubung erwachend und sich aufrichtend.

Orest. Noch einen!***) Reiche mir aus Lethe's Fluthen
Den letzten kühlen Becher der Erquickung!
Bald ist der Krampf des Lebens aus dem Busen
Hinweggespült; bald fließet still mein Geist,

*) Ausdruck für die Hölle, deren Vorstellung Goethe auch auf die Griechenwelt überträgt. Vgl. S. 149, Z. 4.

**) Die Aufregung des Orestes hat ihren Grund hauptsächlich darin, daß er in seinem voraussichtlichen Tode durch die geliebte und ihn liebende Schwester die furchtbarste Strafe für den Muttermord leiden muß.

***) Orest ist zwar erwacht, aber nicht zum Bewußtsein der Gegenwart. Er glaubt vom Tranke der Vergessenheit getrunken zu haben und verlangt, ohne daß er Jemand in seiner Nähe bemerkt, noch einen Becher.

Der Quelle des Vergessens hingegeben, *)
Zu Euch, Ihr Schatten, in die ew'gen Nebel.
Gefällig laßt in Eurer Ruhe sich
Den ungeehrten Sohn der Erde laben!
Welch ein Geflüstel hör' ich in den Zweigen,
Welch ein Geräusch aus jener Dämmrung säuseln? —
Sie kommen schon, den neuen Gast zu sehn.
Wer ist die Schaar, die herrlich mit einander
Wie ein versammelt Fürstenhaus sich freut?
Sie gehen friedlich, Alt' und Junge, Männer
Mit Weibern; götteraleich und ähnlich scheinen
Die wandelnden Gestalten. Ja, sie sind's,
Die Ahnherrn meines Hauses. — Mit Thyesten
Geht Atreus in vertraulichen Gesprächen;
Die Knaben schlüpfen scherzend um ihn **) her.
Ist keine Feindschaft hier mehr unter Euch?
Verlosch die Rache wie das Licht der Sonne?
So bin auch ich willkommen, und ich darf
In Euern feierlichen Zug mich mischen.

Willkommen, Väter! Euch grüßt Orest,
Von Eurem Stamme der letzte Mann;
Was Ihr gesä't, hat er geerntet;
Mit Fluch beladen stieg er herab.
Doch leichter träget sich hier jede Bürde:
Nehmt ihn, o nehmt ihn in Euren Kreis!
Dich, Atreus, ehr' ich, auch Dich, Thyesten;
Mir sind hier Alle der Feindschaft los. —
Zeigt mir den Vater, den ich nur einmal
Im Leben sah! — Bist Du's, mein Vater?
Und siehst die Mutter vertraut mit Dir?
Darf Klytämnestra die Hand Dir reichen,
So darf Orest auch zu ihr treten
Und darf ihr sagen: sieh Deinen Sohn! —
Seht Euren Sohn! Heißt ihn willkommen!
Auf Erden war in unserm Hause
Der Gruß des Mordes gewisse Losung,
Und das Geschlecht des alten Tantal's

*) Deutlicher ist der Ausdruck wie die Vorstellung in den älteren Bearbeitungen: „Mein Geist wird in die Quelle des Vergessens selbst verwandelt."
**) Man vergleiche S. 135, Z. 15.

Hat seine Freuden jenseits der Nacht.*)
Ihr ruft Willkommen und nehmt mich auf.
O führet zum Alten, zum Abnherrn mich!
Wo ist der Alte? Daß ich ihn sehe,
Das theure Haupt, das vielverehrte,
Das mit den Göttern zu Rathe saß!
Ihr scheint zu zaudern, Euch wegzuwenden?
Was ist es? Leidet der Göttergleiche?**)
Weh mir! Es haben die Uebermächt'gen
Der Heldenbrust grausame Qualen
Mit ehrnen Ketten fest aufgeschmiedet.

Dritter Auftritt.

Oreſt. Iphigenie. Pyladeſ.

Oreſt. Seid Ihr auch schon herabgekommen?
Wohl, Schwester, Dir! Noch fehlt Elektra;
Ein güt'ger Gott send' uns die Eine
Mit sanften Pfeilen***) auch schnell herab!
Dich, armer Freund, muß ich bedauern!
Komm mit, komm mit†) zu Pluto's Thron,
Als neue Gäste den Wirth zu grüßen!

Iphigenie. Geschwister, die Ihr an dem weiten Himmel
Das schöne Licht bei Tag und Nacht herauf
Den Menschen bringet und den Abgeschiednen
Nicht leuchten dürfet, rettet uns Geschwister!
Du liebst, Diana, Deinen holden Bruder
Vor Allem, was Dir Erd' und Himmel bietet,
Und wendest Dein jungfräulich Angesicht
Nach seinem ew'gen Lichte sehnend still.

*) Erst in der Unterwelt beginnt sein wahres Leben.

**) Der Drei, an welchem Frevler wie Tantalus u. A. ihre besonderen Strafen erleiden, ist auch bei Homer nicht von dem der übrigen Todten verschieden. An welche Strafe hier zu denken ist, ob an die bekannte bei Homer (Odyss. XI. 582 u. f.), oder daran, daß ein Berg über ihn gewälzt sei oder über seinem Haupte schwebe, ist nicht zu erkennen; dem Dichter scheint überhaupt mehr der gefesselte Prometheus vorzuschweben.

***) Die Pfeile des Apollo und der Artemis tödten sanft und schnell. So fragt Odysseus seine Mutter in der Unterwelt, ob die pfeilausschüttende Artemis sich ihr nahernd, sie mit ihren sanften (ἀγανοῖς) Geschossen getödtet habe. (Vgl. Odyss. XI, 172. III, 280 u. a. Stellen.)

†) Die erste Anrede ist an Pyladeſ, die zweite an Iphigenie gerichtet.

O laß den einz'gen, spätgefundnen mir
Nicht in der Finsterniß des Wahnsinns rasen!
Und ist Dein Wille, da Du hier mich hargst,
Nunmehr vollendet, willst Du mir durch ihn
Und ihm durch mich die sel'ge Hilfe geben,
So löf' ihn von den Banden jenes Fluchs,
Daß nicht die theure Zeit der Rettung schwinde!

Pylades. Erkennst Du uns und diesen heil'gen Hain
Und dieses Licht, das nicht den Todten leuchtet?
Fühlst Du den Arm des Freundes und der Schwester,
Die Dich noch fest, noch lebend halten? Faß
Uns kräftig an! Wir sind nicht leere Schatten.
Merk auf mein Wort! Vernimm es! Rasse Dich
Zusammen! Jeder Augenblick ist theuer,
Und unsre Rückkehr hängt an zarten Fäden, *)
Die, scheint es, eine günst'ge Parze spinnt.

Orest (zu Iphigenien).
Laß mich zum ersten Mal mit freiem Herzen
In Deinen Armen reine Freude haben!
Ihr Götter, die mit flammender Gewalt
Ihr schwere Wolken aufzuzehren wandelt, **)
Und gnädig-ernst den lang' erflehten Regen
Mit Donnerstimmen und mit Windesbrausen
In wilden Strömen auf die Erde schüttet,
Doch bald der Menschen grausendes Erwarten
In Segen auflöst und das bange Staunen
In Freudeblick und lauten Dank verwandelt,
Wenn in den Tropfen frischerquickter Blätter
Die neue Sonne tausendfach sich spiegelt,
Und Iris freundlich bunt mit leichter Hand
Den grauen Flor der letzten Wolken trennt:
O, laßt mich auch an meiner Schwester Armen,
An meines Freundes Brust, was Ihr mir gönnt,
Mit vollem Dank genießen und behalten!
Es löset sich der Fluch, mir sagt's das Herz.

*) Da die Rückkehr der Geschwister fast gleichbedeutend mit ihrem Geliebtsein ist, so konnte der Dichter von dem einfacheren Bilde, das er in den früheren Entwürfen gebraucht hat, „unsere Rückkehr hängt an einem seidenen Faden", leicht auf die Vorstellung von den Parzen geführt werden.

**) Orest vergleicht die wohlthätigen Wirkungen des Gewitters nach langer Schwüle, dessen Eintreten er den Göttern insgesammt, nicht Zeus allein zuschreibt, mit dem Gefühle neuer Lebensluft, das sich auch durch seine Worte ergießt.

Die Eumeniden ziehn, ich höre sie,
Zum Tartarus und schlagen hinter sich
Die ehrnen Thore fernabdonnernd *) zu.
Die Erde dampft erquickenden Geruch
Und ladet mich auf ihren Flächen **) ein,
Nach Lebensfreud' und großer That zu jagen.

Pylades. Versäumt die Zeit nicht, die gemessen ist!
Der Wind, der unsre Segel schwellt, er bringe
Erst unsre volle Freude zum Olymp!
Kommt! Es bedarf hier schnellen Rath und Schluß.

Vierter Aufzug.

Erster Auftritt.

Iphigenie.

Iphigenie. Denken die Himmlischen
Einem der Erdgebornen
Viele Verwirrungen zu,
Und bereiten sie ihm
Von der Freude zu Schmerzen
Und von Schmerzen zur Freude
Tief erschütternden Uebergang:
Dann erheben sie ihm
In der Nähe der Stadt
Oder am fernen Gestade,
Daß in Stunden der Noth
Auch die Hilfe bereit sei,
Einen ruhigen Freund.

O segnet, Götter, unsern Pylades
Und was er immer unternehmen mag!
Er ist der Arm des Jünglings in der Schlacht,
Des Greises leuchtend ***) Aug' in der Versammlung;

*) Es soll der Ton veranschaulicht werden, den das allmählig verhallende Krachen der zugeschlagenen ehernen Pforten des Hades hervorbringt, und es wird dazu das Bild eines allmählig aufbrausenden Gewitters gebraucht.

**) Das Wort erweckt die Vorstellung von der weiten Ausdehnung, die sein Wirken annehmen kann.

***) Nicht vom äußeren Glanze, sondern von der Kraft der Erkenntniß und des Urtheilens gesagt.

Denn ſeine Seel' iſt ſtille; ſie bewahrt
Der Ruhe heil'ges unerſchöpftes *) Gut,
Und den Umhergetriebnen reichet er
Aus ihren Tiefen Rath und Hilfe. Mich
Riß er vom Bruder los; den ſtaunt' ich an
Und immer wieder an und konnte mir
Das Glück nicht eigen machen, ließ ihn nicht
Aus meinen Armen los und fühlte nicht
Die Nähe der Gefahr, die uns umgiebt.
Jetzt gehn ſie, ihren Anſchlag auszuführen,
Der See zu, wo das Schiff mit den Gefährten,
In einer Bucht verſteckt, aufs Zeichen lauert,
Und haben kluges Wort **) mir in den Mund
Gegeben, mich gelehrt, was ich dem König
Antworte, wenn er ſendet und das Opfer
Mir dringender gebietet. Ach, ich ſehe wol,
Ich muß mich leiten laſſen wie ein Kind.
Ich habe nicht gelernt zu hinterhalten,
Noch Jemand etwas abzulisten. Weh,
O weh der Lüge! Sie befreiet nicht,
Wie jedes andre wahr geſprochne Wort,
Die Bruſt; ſie macht uns nicht getroſt, ſie ängſtet
Den, der ſie heimlich ſchmiedet, und ſie kehrt,
Ein losgedrückter Pfeil, von einem Gotte
Gewendet und verſagend, ***) ſich zurück
Und trifft den Schützen. Sorg' auf Sorge ſchwankt
Mir durch die Bruſt. Es greift die Furie
Vielleicht den Bruder auf dem Boden wieder
Des ungeweihten †) Ufers grimmig an.
Entdeckt man ſie vielleicht? Mich dünkt, ich höre
Gewaffnete ſich nahen! — Hier! — Der Bote
Kommt von dem Könige mit ſchnellem Schritt.
Es ſchlägt mein Herz, es trübt ſich meine Seele,
Da ich des Mannes Angeſicht erblicke,
Dem ich mit falſchem Wort begegnen ſoll.

*) Die Ruhe hält die Kraft des Geiſtes wie des Körpers unverſehrt, die Leidenſchaft verzehrt beide.

**) Die Verabredung iſt als während der Zeit erfolgt zu denken, wo Iphigenie Pylades aufzuſuchen ging und ſich mit ihm allein beſprach.

***) Die Götter, namentlich Apollo, lenken die Pfeile der Menſchen.

†) Den geheiligten Hain um den Tempel der Diana durften die Griechen nicht betreten. Vgl. S. 149, Zeile 31 u. 32.

Die Alles löſte, was uns jetzt verwirrt!
Denn Du haſt nicht des Treuen Rath geachtet.

Iphigenie. Was ich vermochte, hab' ich gern gethan.*)

Arkas. Noch änderſt Du den Sinn zur rechten Zeit.

Iphigenie. Das ſteht nun einmal nicht in unſrer Macht.

Arkas. Du hältſt unmöglich, was Dir Mühe koſtet.

Iphigenie. Dir ſcheint es möglich, weil der Wunſch Dich trügt.

Arkas. Willſt Du denn Alles ſo gelaſſen wagen?

Iphigenie. Ich hab' es in der Götter Hand gelegt.

Arkas. Sie pflegen Menſchen menſchlich zu erretten.**)

Iphigenie. Auf ihren Fingerzeig kommt Alles an.

Arkas. Ich ſage Dir, es liegt in Deiner Hand.
Des Königs aufgebrachter Sinn allein
Bereitet dieſen Fremden bittern Tod.
Das Heer entwöhnte längſt vom harten Opfer
Und von dem blut'gen Dienſte ſein Gemüth.
Ja, Mancher, den ein widriges Geſchick
An fremdes Ufer trug, empfand es ſelbſt,
Wie göttergleich dem armen Irrenden,
Umhergetrieben an der fremden Grenze,
Ein freundlich Menſchenangeſicht begegnet.
O, wende nicht von uns, was Du vermagſt!
Du endeſt leicht, was Du begonnen haſt;
Denn nirgends haut die Wilde, die herab
In menſchlicher Geſtalt vom Himmel kommt,
Ein Reich ſich ſchneller, als wo trüb und wild
Ein neues Volk voll Leben, Muth und Kraft,
Sich ſelbſt und banger Ahnung überlaſſen,
Des Menſchenlebens ſchwere Bürden trägt.

Iphigenie. Erſchüttre meine Seele nicht,***) die Du
Nach Deinem Willen nicht bewegen kannſt!

Arkas. So lang' es Zeit iſt, ſchont man weder Mühe
Noch eines guten Wortes Wiederholung.

Iphigenie.
Du machſt Dir Müh', und mir erregſt Du Schmerzen,
Vergebens Beides. Darum laß mich nun!

*) Nämlich dem König Vertrauen geſchenkt dadurch, daß ich ihm meine Herkunft, ſowie mein und meines Hauſes Geſchick mitgetheilt habe.

**) Wo man ſelbſt handeln kann, ſoll man nicht auf das Einwirken der Götter rechnen.

***) Die Erſchütterung Iphigeniens geht daraus hervor, daß ſie ſich bewußt wird, wie durch ihre Flucht alle Erfolge ihres Wirkens im Barbarenlande verloren gehen müſſen.

Arkas. Die Schmerzen sind's, die ich zu Hilfe rufe;
Denn es sind Freunde, Gutes rathen sie.*)
Iphigenie. Sie fassen meine Seele mit Gewalt,
Doch tilgen sie den Widerwillen nicht.
Arkas. Fühlt eine schöne Seele Widerwillen
Für eine Wohlthat, die der Edle reicht?
Iphigenie. Ja, wenn der Edle, was sich nicht geziemt,
Statt meines Dankes mich erwerben will.
Arkas. Wer keine Neigung fühlt, dem mangelt es
An einem Worte der Entschuld'gung nie.
Dem Fürsten sag' ich an, was hier geschehn.
O, wiederholtest Du in Deiner Seele,
Wie edel er sich gegen Dich betrug
Von Deiner Ankunft an bis diesen Tag!

Dritter Auftritt.

Iphigenie allein.

Iphigenie. Von dieses Mannes Rede fühl' ich mir
Zur ungelegnen Zeit das Herz im Busen
Auf einmal umgewendet. Ich erschrecke! —
Denn wie die Fluth mit schnellen Strömen wachsend
Die Felsen überspült, die in dem Sand
Am Ufer liegen, so bedeckte ganz
Ein Freudenstrom mein Innerstes. Ich hielt
In meinen Armen das Unmögliche.**)
Es schien sich eine Wolke wieder sanft
Um mich zu legen, von der Erde mich
Emporzuheben und in jenen Schlummer
Mich einzuwiegen, den die gute Göttin
Um meine Schläfe legte, da ihr Arm
Mich rettend fasste. — Meinen Bruder
Ergriff das Herz mit einziger Gewalt;

*) Insofern als sie allein Iphigenien bestimmen könnten, im Sinne des Arkas zu handeln.

**) Das Unmögliche als „die Rettung" zu erklären, wie es häufig geschieht, geht weder nach dem hier vorliegenden Ausdruck, noch nach den älteren Bearbeitungen: „Das Unmögliche hielt ich mit den Händen (erster Entwurf) gefaßt". Ihren Bruder, der ja auch bald darauf wieder erwähnt wird, den wiederzusehen sie für unmöglich gehalten, hielt sie umschlungen; erst daran knüpfte sich dann der Gedanke an die Rettung in die Heimath.

Ich horchte nur auf seines Freundes Rath;
Nur sie zu retten drang die Seele vorwärts,
Und wie den Klippen einer wüsten Insel
Der Schiffer gern den Rücken wendet, so
Lag Tauris hinter mir. Nun hat die Stimme
Des treuen Manns mich wieder aufgeweckt,
Daß ich auch Menschen hier verlasse, mich
Erinnert. Doppelt wird mir der Betrug
Verhaßt. O, bleibe ruhig, meine Seele!
Beginnst Du nun zu schwanken und zu zweifeln?
Den festen Boden Deiner Einsamkeit
Mußt Du verlassen! Wieder eingeschifft,
Ergreifen Dich die Wellen schaukelnd, trüb
Und bang*) verkennest Du die Welt und Dich.

Vierter Auftritt.

Iphigenie. Pylades.

Pylades. Wo ist sie, daß ich ihr mit schnellen Worten
Die frohe Botschaft unsrer Rettung bringe?
Iphigenie. Du siehst mich hier voll Sorgen und Erwartung
Des sichern Trostes, den Du mir versprichst.
Pylades. Dein Bruder ist geheilt! Den Felsenboden
Des ungeweihten**) Ufers und den Sand
Betraten wir mit fröhlichen Gesprächen;
Der Hain blieb hinter uns, wir merkten's nicht.
Und herrlicher und immer herrlicher
Umloderte der Jugend schöne Flamme
Sein lockig Haupt; sein volles Auge glühte
Von Muth und Hoffnung, und sein freies Herz
Ergab sich ganz der Freude, ganz der Lust,
Dich, seine Retterin, und mich zu retten.
Iphigenie. Gesegnet seist Du, und es möge nie
Von Deiner Lippe, die so Gutes sprach,
Der Ton des Leidens und der Klage tönen!***)

*) „Trüb und bang." Die von Goethe öfters angewandte Form der Hendiadys. (Vergl. die erste Anmerkung S. 115.) An sich stimmt der Eintritt in die Welt nicht trübe, sondern eine trübe Bangigkeit ergreift Iphigenien nur in den Konflikten des Handelns, wenn sie nicht erkennen kann, was das Rechte ist.

**) Als Beweis der Rettung; denn hier hätten sich die Erinyen ihm wieder nahen können.

***) Iphigenie deutet das Schwanken ihres Entschlusses und die voraussichtlich traurigen Folgen dieses Schwankens an, ohne daß Pylades es bemerkt.

Pylades. Ich bringe mehr als das; denn schön begleitet
Gleich einem Fürſten, pflegt das Glück zu nahn.
Auch die Gefährten haben wir gefunden.
In einer Felſenbucht verbargen ſie
Das Schiff und ſahen traurig und erwartend.
Sie ſahen Deinen Bruder, und es regten
Sich Alle jauchzend, und ſie baten dringend,
Der Abfahrt Stunde zu beſchleunigen.
Es ſehnet jede Fauſt ſich nach dem Ruder,
Und ſelbſt ein Wind erhob vom Lande liſpelnd,
Von Allen gleich bemerkt, die holden Schwingen.
Drum laß uns eilen, führe mich zum Tempel,
Laß mich das Heiligthum betreten, laß
Mich unſrer Wünſche Ziel verehrend faſſen!
Ich bin allein genug, der Göttin Bild*)
Auf wohlgeübten Schultern wegzutragen;
Wie ſehr' ich mich nach der erwünſchten Laſt!

(Er geht gegen den Tempel unter den letzten Worten, ohne zu bemerken, daß Iphigenie nicht folgt; endlich kehrt er ſich um.)

Du ſtehſt und zauderſt — Sage mir — Du ſchweigſt!
Du ſcheinſt verworren! Widerſetzet ſich
Ein neues Unheil unſerm Glück? Sag an!
Haſt Du dem Könige das kluge Wort**)
Vermelden laſſen, das wir abgeredet?

Iphigenie. Ich habe, theurer Mann; doch wirſt Du ſchelten.
Ein ſchweigender Verweis war mir Dein Anblick.
Des Königs Bote kam, und wie Du es
Mir in den Mund gelegt, ſo ſagt' ich's ihm.
Er ſchien zu ſtaunen und verlangte dringend,
Die ſeltne Feier erſt dem Könige
Zu melden, ſeinen Willen zu vernehmen;
Und nun erwart' ich ſeine Wiederkehr.

Pylades. Weh uns! Erneuert ſchwebt nun die Gefahr
Um unſre Schläfe! Warum haſt Du nicht
Ins Prieſterrecht Dich weislich eingehüllt?

Iphigenie. Als eine Hülle hab' ich's nie gebraucht.

Pylades. So wirſt Du, reine Seele, Dich und uns
Zu Grunde richten. Warum dacht' ich nicht

*) Vgl. Anmerkung S. 136. Hier iſt das Orakel mehr nach dem Vorbilde des Euripides gefaßt, was Goethe oben abſichtlich vermieden hatte.
**) Vergl. S. 157, Z. 13.

Auf dieſen Fall voraus und lehrte Dich,
Auch dieſer Forderung auszuweichen!

Iphigenie. Schilt
Nur mich, die Schuld iſt mein, ich fühl' es wol!
Doch konnt' ich anders nicht dem Mann begegnen,
Der mit Vernunft und Ernſt von mir verlangte,
Was ihm mein Herz als Recht geſtehen mußte.

Pylades. Gefährlicher zieht ſich's zuſammen; doch auch ſo
Laß uns nicht zagen oder unbeſonnen
Und übereilt uns ſelbſt verrathen. Ruhig
Erwarte Du die Wiederkunft des Boten,
Und dann ſteh feſt, er bringe was er will!
Denn ſolcher Weihung Feier anzuordnen,
Gehört der Prieſterin und nicht dem König.
Und fordert er den fremden Mann zu ſehn,
Der von dem Wahnſinn ſchwer belaſtet iſt,
So lehn es ab, als bieltest Du uns Beide
Im Tempel wohl verwahrt.*) So ſchafft uns Luft,
Daß wir aufs Eiligſte, den heil'gen Schatz
Dem rauh unwürd'gen**) Volk entwendend, fliehn.
Die beſten Zeichen ſendet uns Apoll,
Und, eh wir die Bedingung fromm erfüllen,
Erfüllt er göttlich ſein Verſprechen ſchon.
Oreſt iſt frei, geheilt! — Mit dem Befreiten
O führet uns hinüber, günſt'ge Winde,
Zur Felſen-Inſel, die der Gott bewohnt,***)
Dann nach Mycen, daß es lebendig werde,
Daß von der Aſche des verloſchnen Herdes †)
Die Vatergötter fröhlich ſich erheben,
Und ſchönes Feuer ihre Wohnungen
Umleuchte! Deine Hand ſoll ihnen Weihrauch

*) Oreſt und Pylades genießen ſchon von dem Augenblicke an, da ihre Ketten abgenommen ſind, volle Freiheit, ein Zug, in dem Goethe von Euripides ganz abweicht; natürlich iſt anzunehmen, daß der König das glaubt, worauf hier hingedeutet wird.

**) Ausdruck für die Pflicht oder wenigſtens die Berechtigung zum Raube.

***) Ohne Zweifel Delos. Die älteren Entwürfe ſprechen von „Delphos", jedoch ohne es eine Felſeninſel zu nennen; wenn Goethe aber in ſpäteren Jahren die Stelle abänderte, ſo iſt wol ſchwerlich anzunehmen, daß er „Delphi" irrthümlich für eine Inſel gehalten hat. Auch ſagt das Orakel bei Euripides (V. 89) nichts davon, daß das Bild Dianens nach Delphi gebracht werden ſoll, ſondern beſtimmt es für Athen.

†) Von Allen, die zu Agamemnon's Geſchlecht gehören, lebt nur Elektra in Mycene; die andere Schweſter, Chryſothemis, erwähnt Goethe nicht. (Vgl. S. 114, zweite Anmerkung.)

Zuerst aus goldnen Schalen streuen! Du
Bringst über jene Schwelle Heil und Leben wieder,
Entsühnst den Fluch und schmückest neu die Deinen
Mit frischen Lebensblüthen herrlich aus.

Iphigenie. Vernehm' ich Dich, so wendet sich, o Theurer,
Wie sich die Blume nach der Sonne wendet,
Die Seele, von dem Strahle Deiner Worte
Getroffen, sich dem süßen Troste nach.
Wie köstlich ist des gegenwärt'gen Freundes
Gewisse Rede, deren Himmelskraft
Ein Einsamer entbehrt und still versinkt.
Denn langsam reift, verschlossen in dem Busen,
Gedank' ihm und Entschluß; die Gegenwart
Des Liebenden entwickelte*) sie leicht.

Pylades. Leb wohl! Die Freunde will ich nun geschwind
Beruhigen, die sehnlich wartend harren;
Dann komm' ich schnell zurück und lausche hier
Im Felsenbusch versteckt auf Deinen Wink —
Was sinnest Du? Auf einmal überschwebt
Ein stiller Trauerzug die freie Stirne.

Iphigenie. Verzeih! Wie leichte Wolken vor der Sonne,
So zieht mir vor der Seele leichte Sorge
Und Bangigkeit vorüber.

Pylades. Fürchte nicht!
Vertraulich schloß die Furcht mit der Gefahr**)
Ein enges Bündniß; beide sind Gesellen.

Iphigenie. Die Sorge nenn' ich edel, die mich warnt,
Den König, der mein zweiter Vater ward,
Nicht tückisch zu betrügen, zu berauben.

Pylades. Der Deinen Bruder schlachtet, dem entfliehst Du.

Iphigenie. Es ist Derselbe, der mir Gutes that.

Pylades. Das ist nicht Undank, was die Noth gebeut.

Iphigenie. Es bleibt viel Undank; nur die Noth entschuldigt's.

Pylades. Vor Göttern und vor Menschen Dich gewiß.

Iphigenie. Allein mein eigen Herz ist nicht befriedigt.

Pylades. Zu strenge Forderung ist verborgner Stolz.

Iphigenie. Ich unterrichte mich, ich fühle nur.

---

* Die älteren Ausgabe haben „entwickelt"; das uns etwas fremdartige Imperfectum hat den Sinn des griechischen Aorists und steht einen Erfahrungssatz, oder ist als Conjunctiv zu fassen: „würde entwickeln".

** Die Furcht beigatt die Gefahr, da die Vorstellung von der Größe der letzteren von der ersteren abhängt.

Pylades. Fühlst Du Dich recht, so mußt Du Dich verehren.*)
Iphigenie. Ganz unbefleckt genießt sich nur das Herz.**)
Pylades. So hast Du Dich im Tempel wohl bewahrt;
Das Leben lehrt uns, weniger mit uns
Und Andern strenge sein; Du lernst es auch
So wunderbar ist dies Geschlecht gebildet,
So vielfach ist's verschlungen und verknüpft,
Daß Keiner in sich selbst noch mit den Andern
Sich rein und unverworren halten kann.
Auch sind wir nicht bestellt, uns selbst zu richten;
Zu wandeln und auf seinen Weg zu sehen,
Ist eines Menschen erste, nächste Pflicht;
Denn selten schätzt er recht, was er gethan,
Und was er thut, weiß er fast nie zu schätzen.***)
Iphigenie. Fast überredst Du mich zu Deiner Meinung.
Pylades. Braucht's Ueberredung, wo die Wahl verzagt ist?
Den Bruder, Dich und einen Freund zu retten,
Ist nur ein Weg; fragt sich's, ob wir ihn gehn?
Iphigenie. O, laß mich zaudern! Denn Du thätest selbst
Ein solches Unrecht keinem Mann gelassen,
Dem Du für Wohlthat Dich verpflichtet hieltest.
Pylades. Wenn wir zu Grunde gehen, wartet Dein
Ein härtrer Vorwurf, der Verzweiflung trägt.
Man sieht, Du bist nicht an Verlust gewohnt,
Da Du, dem großen Uebel zu entgehen,
Ein falsches Wort nicht einmal opfern willst.
Iphigenie. O, trüg' ich doch ein männlich Herz in mir,
Das, wenn es einen kühnen Vorsatz hegt,
Vor jeder andern Stimme sich verschließt!
Pylades. Du weigerst Dich umsonst; die ehrne Hand
Der Noth†) gebietet, und ihr ernster Wink
Ist oberstes Gesetz, dem Götter selbst
Sich unterwerfen müssen. Schweigend herrscht
Des ew'gen Schicksals unberathne Schwester.

*) Wenn Dein Herz Dich in diesem Widerstreit der Empfindungen dazu treibt, das Richtige zu wählen, so mußt Du Dir deswegen Achtung zollen.
**) Hyperbetisch: „Nur wenn das Herz sich ganz unbefleckt erhält, d. h. keine Pflicht verletzt, kann es mit sich zufrieden sein."
***) Dem Menschen fehlt die richtige Beurtheilung seiner Handlungen in der Vergangenheit häufig, in der Gegenwart, also im Augenblick des Handelns, fast immer.
†) Die Noth, die auch bei den alten Dichtern häufig personifizirt wird, die ἀνάγκη oder Necessitas, ist „unberathen," weil jeder Rath ihr gegenüber fruchtlos ist.

Was sie Dir auferlegt, das trage! Thu,
Was sie gebeut! Das Andre weißt Du. Bald
Komm' ich zurück, aus Deiner heil'gen Hand
Der Rettung schönes Siegel*) zu empfangen.

Fünfter Auftritt.

Iphigenie allein.

Iphigenie. Ich muß ihm folgen; denn die Meinigen
Seh' ich in dringender Gefahr. Doch ach,
Mein eigen Schicksal macht mir bang und bänger.
O, soll ich nicht die stille Hoffnung**) retten,
Die in der Einsamkeit ich schon genährt?
Soll dieser Fluch denn ewig walten? Soll
Nie dies Geschlecht mit einem neuen Segen
Sich wieder heben? — Nimmt doch Alles ab!
Das beste Glück, des Lebens schönste Kraft
Ermattet endlich, warum nicht der Fluch?
So hofft' ich denn vergebens, hier verwahrt,
Von meines Hauses Schicksal abgeschieden,
Dereinst mit reiner Hand und reinem Herzen
Die schwer befleckte Wohnung zu entsühnen!
Kaum wird in meinen Armen mir ein Bruder
Vom grimm'gen Uebel wunderbar und schnell
Geheilt, kaum naht ein lang' erflehtes Schiff,
Mich in den Port der Vaterwelt zu leiten,
So legt die taube***) Noth ein doppelt Laster
Mit ehrner Hand mir auf: das heilige
Mir anvertraute, viel verehrte Bild
Zu rauben und den Mann zu hintergehn,
Dem ich mein Leben und mein Schicksal danke.
O, daß in meinem Busen nicht zuletzt
Ein Widerwille keime,†) der Titanen,

*) Die Rettung selbst ist schon vollzogen, denn Orest ist von den Furien befreit; aber erst der Raub des Bildes, der die Bedingung für diese Rettung war, leistet die eigentliche Gewähr für dieselbe.

**) Was sie gehofft hat, drückt sie erst sieben Zeilen später aus.

***) Die Noth dort nicht auf die innere Stimme in Iphigenie, die vor jedem Verachten einen tiefen Abscheu hegt.

†) Vgl. S. 122, Z. 14: Iphigenie fürchtet, auch sie könne im Sinne ihrer Ahnen sich gegen das neuherrschende Göttergeschlecht empören, wie denn auch die Parzen, deren sie selbst, die Macht derselben zwar als vorhanden, aber nicht als berechtigt anerkennen.

Der alten Götter tiefer Haß auf Euch,
Olympier, nicht auch die zarte Bruſt
Mit Geierklauen faſſe! Rettet mich
Und rettet Euer Bild in meiner Seele!

Vor meinen Ohren tönt das alte Lied,
— Vergeſſen hatt' ich's und vergaß es gern, —
Das Lied der Parzen, das ſie grauſend ſangen,
Als Tantalus vom goldnen Stuhle fiel;
Sie litten mit dem edeln Freunde; grimmig
War ihre Bruſt, und furchtbar ihr Geſang.
In unſrer Jugend ſang's die Amme mir
Und den Geſchwiſtern vor, ich merkt' es wohl.

Es fürchte die Götter
Das Menſchengeſchlecht!
Sie halten die Herrſchaft
In ewigen Händen,
Und können ſie brauchen,
Wie's ihnen gefällt.

Der fürchte ſie doppelt
Den je ſie erheben!
Auf Klippen und Wolken*)
Sind Stühle bereitet
Um goldene Tiſche.

Erhebet ein Zwiſt ſich,
So ſtürzen die Gäſte,
Geſchmäht und geſchändet,
In nächtliche Tiefen**)
Und harren vergebens,
Im Finſtern gebunden,
Gerechtes Gerichtes.

Sie aber, ſie bleiben
In ewigen Feſten
An goldenen Tiſchen.
Sie ſchreiten vom Berge
Zu Bergen hinüber;
Aus Schlünden der Tiefe
Dampft ihnen der Athem
Erſtickter Titanen,

*) Hindeutung auf die Leichtigkeit des Sturzes von oben herab.
**) Beziehung auf Enceladus oder Typhon, über denen der Aetna liegt.

Gleich Opfergerüchen,
Ein leichtes Gewölke.

Es wenden die Herrscher
Ihr segnendes Auge
Von ganzen Geschlechtern,
Und meiden, im Enkel
Die ehmals geliebten
Still redenden Züge
Des Ahnherrn zu sehn.

So sangen die Parzen;
Es horcht der Verbannte*)
In nächtlichen Höhlen,
Der Alte, die Lieder,
Denkt Kinder und Enkel**)
Und schüttelt das Haupt.

Fünfter Aufzug.

Erster Auftritt.

Thoas. Arkas.

Arkas. Verwirrt muß ich gestehn, daß ich nicht weiß,
Wohin ich meinen Argwohn richten soll.
Sind's die Gefangnen, die auf ihre Flucht
Verstohlen sinnen? Ist's die Priesterin,
Die ihnen hilft? Es mehrt sich das Gerücht,
Das Schiff, das diese Beiden hergebracht,
Sei irgend noch in einer Bucht versteckt.
Und jenes Mannes Wahnsinn, diese Weihe,
Der heil'ge Verwand dieser Zögrung rufen
Den Argwohn lauter und die Vorsicht auf.

Thoas. Es komme schnell die Priesterin herbei!
Dann geht, durchsucht das Ufer scharf und schnell

*) Das Lied der Parzen geht von der harten Bestrafung des Tantalus aus, hat also seine specielle Beziehung auf dessen Geschlecht. Tantalus, der in der zweiten Bearbeitung namentlich genannt wird, ist auch selbst der Alte, der in der Unterwelt dem Liede lauscht.

**) Ebenso wie hier und S. 170, S. 11 konstruiert Klopstock in der ersten Ode des Minnelf: „Wie Sirenen Faulus und Tantus, Urenkel denkend, tönender sprach und sang."

Vom Vorgebirge bis zum Hain der Göttin!
Verschonet seine heil'gen Tiefen,*) legt
Bedächt'gen Hinterhalt und greift sie an!
Wo Ihr sie findet, faßt sie, wie Ihr pflegt!

Zweiter Auftritt.

Thoas allein.

Thoas. Entsetzlich wechselt mir der Grimm im Busen,
Erst gegen sie, die ich so heilig hielt,
Dann gegen mich, der ich sie zum Verrath
Durch Nachsicht und durch Güte bildete.
Zur Sklaverei gewöhnt der Mensch sich gut
Und lernet leicht gehorchen, wenn man ihn
Der Freiheit ganz beraubt. Ja, wäre sie
In meiner Ahnherrn rohe Hand gefallen,
Und hätte sie der heil'ge Grimm verschont,
Sie wäre froh gewesen, sich allein
Zu retten, hätte dankbar ihr Geschick
Erkannt und fremdes Blut vor dem Altar
Vergossen, hätte Pflicht genannt,
Was Noth war. Nun lockt meine Güte
In ihrer Brust verwegnen Wunsch herauf.
Vergebens hofft' ich, sie mir zu verbinden;
Sie sinnt sich nun ein eigen Schicksal aus.
Durch Schmeichelei gewann sie mir das Herz;
Nun widersteh' ich der; so sucht sie sich
Den Weg durch List und Trug, und meine Güte
Scheint ihr ein altverjährtes Eigenthum.

Dritter Auftritt.

Iphigenie. Thoas.

Iphigenie. Du forderst mich; was bringt Dich zu uns her?
Thoas. Du schiebst das Opfer auf; sag an, warum?
Iphigenie. Ich hab' an Arkas Alles klar erzählt.
Thoas. Von Dir möcht' ich es weiter noch vernehmen.
Iphigenie. Die Göttin giebt Dir Frist zur Ueberlegung.

*) Der Ort darf nicht durch das Betreten der Krieger und einen etwaigen Kampf entweiht werden; aber durch den Hinterhalt muß dafür gesorgt werden, daß Orest und Pylades ergriffen werden können, auch wenn sie sich im Haine verborgen haben. Vergl. S. 175, Z. 20.

Thoas. Sie scheint Dir selbst gelegen, diese Frist.
Iphigenie. Wenn Dir das Herz zum grausamen Entschluß
Verhärtet ist, so solltest Du nicht kommen.
Ein König, der Unmenschliches verlangt,
Find't Diener gnug, die gegen Gnad' und Lohn
Den halben Fluch der That begierig fassen;
Doch seine Gegenwart bleibt unbefleckt.
Er sinnt den Tod in einer schweren Wolke,*)
Und seine Boten bringen flammendes
Verderben auf des Armen Haupt hinab;
Er aber schwebt durch seine Höhen ruhig,
Ein unerreichter Gott, im Sturme fort.
Thoas. Die heil'ge Lippe tönt ein wildes Lied.
Iphigenie. Nicht Priesterin, nur Agamemnon's Tochter!**)
Der Unbekannten Wort verehrtest Du,
Der Fürstin willst Du rasch gebieten? Nein!
Von Jugend auf hab' ich gelernt gehorchen,
Erst meinen Eltern und dann einer Gottheit,
Und selbstsam fühlt' ich immer meine Seele
Am Schönsten frei; allein dem harten Worte,
Dem rauhen Ausspruch eines Mannes mich
Zu fügen, lernt' ich weder dort noch hier.
Thoas. Ein alt Gesetz, nicht ich, gebietet Dir.***)
Iphigenie. Wir fassen ein Gesetz begierig an,
Das unsrer Leidenschaft zur Waffe dient.
Ein andres spricht zu mir, ein älteres,
Mich Dir zu widersetzen, das Gebot,
Dem jeder Fremde heilig ist.
Thoas. Es scheinen die Gefangnen Dir sehr nah
Am Herzen; denn vor Antheil und Bewegung
Vergissest Du der klugheit erstes Wort:
Daß man den Mächtigen nicht reizen soll.
Iphigenie. Red' oder schweig' ich, immer kannst Du wissen,
Was mir im Herzen ist und immer bleibt.
Löst die Erinnerung des gleichen Schicksals
Nicht ein verschloßnes Herz zum Mitleid auf?
Wie mehr denn meins! In ihnen seh' ich mich.

*) Dem Dichter schwebt der wolkensammelnde (νεφεληγερέτα), hochdonnernde (ὑψιβρεμέτης) und Blitze schleudernde (ἀστεροπητὴς) Zeus vor.
**) Man ergänze etwa die Worte: „bin ich in diesem Augenblick", was natürlicher erscheint als „rede ich zu Dir".
***) Vergl. S. 150, Z. 13 u. 14: Iphigenie erkennt richtig, daß Thoas das alte Herkommen nur zum Vorwand braucht.

Ich habe vorm Altare selbst gezittert,
Und feierlich umgab der trübe Tod
Die Knieende; das Messer zuckte schon,
Den lebenvollen Busen zu durchbohren;
Mein Innerstes entsetzte wirbelnd *) sich,
Mein Auge brach, und — ich fand mich gerettet.
Sind wir, was Götter gnädig uns gewährt,
Unglücklichen nicht zu erstatten schuldig?
Du weißt es, kennst mich, und Du willst mich zwingen!

Thoas. Gehorche Deinem Dienste, nicht dem Herrn!

Iphigenie. Laß ab! Beschämige nicht die Gewalt,
Die sich der Schwachheit eines Weibes freut.
Ich bin so frei geboren als ein Mann.
Stünd' Agamemnon's Sohn Dir gegenüber,
Und Du verlangtest, was sich nicht gebührt,
So hat auch er ein Schwert und einen Arm,
Die Rechte seines Busens zu vertheid'gen.
Ich habe nichts als Worte, und es ziemt
Dem edeln Mann, der Frauen Wort zu achten.

Thoas. Ich acht' es mehr als eines Bruders Schwert.

Iphigenie. Das Loos der Waffen wechselt hin und her;
Kein klüger Streiter hält den Feind gering.
Auch **) ohne Hilfe gegen Trutz und Härte
Hat die Natur den Schwachen nicht gelassen;
Sie gab zur List ihm Freude, lehrt' ihn Künste;
Bald weicht er aus, verspätet und umgeht.
Ja, der Gewaltige verdient, daß man sie übt.

Thoas. Die Vorsicht stellt der List sich klug entgegen.

Iphigenie. Und eine reine Seele braucht sie nicht.

Thoas. Sprich unbehutsam nicht Dein eigen Urtheil!

Iphigenie. O, sähest Du, wie meine Seele kämpft,
Ein bös Geschick, das sie ergreifen will,
Im ersten Anfall muthig abzutreiben!
So steh' ich denn hier wehrlos gegen Dich?
Die schöne Bitte, den anmuth'gen Zweig,***)
In einer Frauen Hand gewaltiger
Als Schwert und Waffe, stößest Du zurück:

*) Ausdruck des heftigen Affekts. So sagt Metellus in Collin's Regulus: „Nicht acht' ich Den für groß, den Leidenschaft zum Guten wie zum Bösen wirbelnd reißt ꝛc." (4. Akt, 6. Auftr.) und in derselben Scene der Volkstribun Publius: „Schon wirbelt Wuth in allen meinen Adern."

**) In den älteren Entwürfen: „doch"; die Verbindung mit dem Vorigen gibt am Deutlichsten die Wortfolge: „Doch auch den Schwachen ꝛc."

***) Der mit Wolle umwundene Lorbeer- oder Oelzweig der Flehenden.

Was bleibt mir nun, mein Innres zu vertheid'gen?
Ruf' ich die Göttin um ein Wunder an?
Ist keine Kraft in meiner Seele Tiefen?

Thoas. Es scheint, der beiden Fremden Schicksal macht
Unmäßig Dich besorgt. Wer sind sie, sprich,
Für die Dein Geist gewaltig sich erhebt?

Iphigenie. Sie sind — sie scheinen — für Griechen halt' ich sie,

Thoas. Landsleute sind es? Und sie haben wol
Der Rückkehr schönes Bild in Dir erneut?

Iphigenie (nach einigem Stillschweigen).
Hat denn zur unerhörten That der Mann
Allein das Recht? Drückt denn Unmögliches
Nur er an die gewalt'ge Heldenbrust?
Was nennt man groß? Was hebt die Seele schaudernd
Dem immer wiederholenden Erzähler,*)
Als was mit unwahrscheinlichem Erfolg
Der Muthigste begann? Der in der Nacht
Allein das Heer des Feindes überschleicht,**)
Wie unversehen eine Flamme wüthend
Die Schlafenden, Erwachenden ergreift,
Zuletzt, gedrängt von den Ermunterten,
Auf Feindes Pferden, doch mit Beute kehrt,
Wird Der allein gepriesen, Der allein,
Der, einen sichern Weg verachtend, kühn
Gebirg' und Wälder durchstreifend geht,
Daß er von Räubern eine Gegend säubre?***)
Ist uns nichts übrig? Muß ein zartes Weib
Sich ihres angebornen Rechts entäußern,
Wild gegen Wilde sein, wie Amazonen
Das Recht des Schwerts Euch rauben und mit Blute
Die Unterdrückung rächen? Auf und ab
Steigt in der Brust ein kühnes Unternehmen;
Ich werde großem Vorwurf nicht entgehn,
Noch schwerem Uebel, wenn es mir mißlingt;
Allein Euch leg' ich's auf die Kniee!†) Wenn

*) Es ist an die Rhapsoden zu denken, die namentlich die Homerischen Gesänge bei Festen oder vor versammeltem Volke vortrugen.

**) Hinleitung auf das 10. Buch der Ilias, die Tolonela, die Erzählung von dem Unternehmen des Odysseus und Diomedes gegen den thrazischen König Rhesos enthaltend, welche Euripides in einer besonderen Tragödie verarbeitet.

***) Thaten, wie sie Herakles, Theseus und andere Heroen vollführt haben.

†) Vergl. S. 151, zweite Anmerkung; der Ausdruck selbst ist nach dem Homerischen: „κατὰ θυμὸν ἐν γούνασι κεῖται."

Ihr wahrhaft ſeid, wie Ihr geprieſen werdet,
So zeigt's durch Euern Beiſtand und verherrlicht
Durch mich die Wahrheit! — Ja, vernimm, o König,*)
Es wird ein heimlicher Betrug geſchmiedet;
Vergebens fragſt Du den Gefangnen nach;
Sie ſind hinweg und ſuchen ihre Freunde,
Die mit dem Schiff am Ufer warten, auf.
Der Aelteſte, den das Uebel hier ergriffen
Und nun verlaſſen hat, — es iſt Oreſt,
Mein Bruder, und der Andre ſein Vertrauter,
Sein Jugendfreund, mit Namen Pylades.
Apoll ſchickt ſie von Delphi dieſem Ufer
Mit göttlichen Befehlen zu, das Bild **)
Dianens wegzurauben und zu ihm
Die Schweſter hinzubringen, und dafür
Verſpricht er dem von Furien Verfolgten,
Des Mutterblutes Schuldigen, Befreiung.
Uns Beide hab' ich nun, die Ueberbliebnen
Von Tantal's Haus, in Deine Hand gelegt:
Verdirb uns — wenn Du darfſt!

Thoas. Du glaubſt, es höre
Der rohe Scythe, der Barbar, die Stimme
Der Wahrheit und der Menſchlichkeit, die Atreus,
Der Grieche, nicht vernahm?

Iphigenie. Es hört ſie Jeder,***)
Geboren unter jedem Himmel, dem
Des Lebens Quelle durch den Buſen rein
Und ungehindert fließt. †) — Was ſinnſt Du mir,
O König, ſchweigend in der tiefen Seele?
Iſt es Verderben? So tödte mich zuerſt!
Denn nun empfind' ich, da uns keine Rettung

---

*) An dieſer Stelle kommt der Entſchluß Iphigeniens, zu dem ihre edle Natur ſie von Anfang an getrieben hatte und deſſen Ausführung nur durch den Drang der Umſtände zurückgehalten war, nämlich dem Könige vollſtändig die Wahrheit zu geſtehen, zur vollen Reife.

**) Die Worte enthalten die verſchiedene Faſſung des Orakelſpruches, wie Iphigenie ſie von Oreſt und von Pylades gehört hatte. Vergl. Anmerkung Seite 136 u. die erſte Anmerkung S. 158.

***) Es iſt bezeichnend für den Charakter und die Denkweiſe, die der Dichter ſeiner Iphigenie beilegt, daß er ſie auch von dem griechiſchen Vorurtheil, der Verachtung der Barbaren, frei erhält.

†) In den proſaiſchen Entwürfen: „dem ein edles Herz, von Göttern entſprungen, den Buſen erwärmt."

Mehr übrigbleibt, die gräßliche Gefahr,
Worein ich die Geliebten übereilt
Vorsätzlich stürzte. Weh, ich werde sie
Gebunden vor mir sehn! Mit welchen Blicken
Kann ich von meinem Bruder Abschied nehmen,
Den ich ermorde? Nimmer kann ich ihm
Mehr in die vielgeliebten Augen schaun!

Thoas. So haben die Betrieger künstlich dichtend
Der lang' Verschloßnen, ihre Wünsche leicht
Und willig Glaubenden, ein solch Gespinnst
Ums Haupt geworfen!

Iphigenie. Nein, o König, nein!
Ich könnte hintergangen werden — Diese
Sind treu und wahr. Wirst Du sie anders finden,
So laß sie fallen und verstoße mich,
Verbanne mich zur Strafe meiner Thorheit
An einer Klippen-Insel traurig Ufer!
Ist aber dieser Mann der lang' erflehte
Geliebte Bruder, so entlaß uns, sei
Auch den Geschwistern wie der Schwester freundlich!
Mein Vater fiel durch seiner Frauen Schuld,
Und sie durch ihren Sohn. Die letzte Hoffnung
Von Atreus' Stamme ruht auf ihm allein.
Laß mich mit reinem Herzen, reiner Hand
Hinübergehn und unser Haus entsühnen!
Du hältst mir Wort. — Wenn zu den Meinen je
Mir Rückkehr zubereitet wäre, schwurst
Du, mich zu lassen; und sie ist es nun.
Ein König sagt nicht wie gemeine Menschen
Verlegen zu, daß er den Bittenden
Auf einen Augenblick entferne, noch
Verspricht er auf den Fall, den er nicht hofft:
Dann fühlt er erst die Höhe seiner Würde,
Wenn er den Harrenden beglücken kann.

Thoas. Unwillig, wie sich Feuer gegen Wasser
Im Kampfe wehrt und zischend seinen Feind
Zu tilgen sucht, so wehret sich der Zorn
In meinem Busen gegen Deine Worte.

Iphigenie. O, laß die Gnade wie das heil'ge Licht
Der stillen Opferflamme mir, umkränzt *)
Von Lobgesang und Dank und Freude, lodern!

*) Das Wort läßt sich einfach auf „Gnade" beziehen und gehört schwer-

Thoas. Wie oft beläſtigte mich dieſe Stimme!
Iphigenie. O, reiche mir die Hand zum Friedenszeichen!
Thoas. Du forderſt viel in einer kurzen Zeit.
Iphigenie. Um Gutes zu thun, braucht's keiner Ueberlegung.
Thoas. Sehr viel; denn auch dem Guten folgt das Uebel.*)
Iphigenie. Der Zweifel iſt's, der Gutes böſe macht.
Bedenke nicht! Gewähre, wie Du's fühlſt!

Vierter Auftritt.

Oreſt gewaffnet. Die Vorigen.

Oreſt (nach der Scene gekehrt). Verdoppelt Eure Kräfte! Haltet ſie
Zurück! Nur wenig Augenblicke! Weicht
Der Menge nicht, und deckt den Weg zum Schiffe
Mir und der Schweſter!
(Zu Iphigenien, ohne den König zu ſehen.) Komm, wir ſind verrathen.
Geringer Raum bleibt uns zur Flucht. Geſchwind!
(Er erblickt den König.)
Thoas (nach dem Schwerte greifend).
In meiner Gegenwart führt ungeſtraft
Kein Mann das nackte Schwert.
Iphigenie. Entheiliget**)
Der Göttin Wohnung nicht durch Wuth und Mord!
Gebietet Eurem Volke Stillſtand, höret
Die Prieſterin, die Schweſter!
Oreſt. Sage mir!
Wer iſt es, der uns droht?
Iphigenie. Verehr in ihm
Den König, der mein zweiter Vater ward!
Verzeih mir, Bruder! Doch mein kindlich Herz
Hat unſer ganz Geſchick in ſeine Hand
Gelegt. Geſtanden hab' ich Euren Anſchlag
Und meine Seele vom Verrath gerettet.
Oreſt. Will er die Rückkehr friedlich uns gewähren?
Iphigenie. Dein blinkend Schwert verbietet mir die Antwort.
Oreſt (ber das Schwert einſteckt).
So ſprich! Du ſiehſt, ich horche Deinen Worten.

---

lich zu „laß." Deine Gnade wird wie ein den Göttern gebrachtes Opfer von Lobgeſang, Dank und Freude umkränzt ſein.

*) Das Zaudern des Thoas iſt dadurch gerechtfertigt, daß er die Folgen ſeiner Nachgiebigkeit noch nicht überſehen kann.

**) Vgl. S. 157 letzte Anmerkung und S. 160, Z. 2.

Fünfter Auftritt.

Die Vorige. Pylades. Bald nach ihm Arkas. Beide mit bloßen Schwertern.

Pylades. Verweilet nicht! Die letzten Kräfte raffen
Die Unsrigen zusammen; weichend werden
Sie nach der See langsam zurückgedrängt.
Welch ein Gespräch der Fürsten sind' ich hier!
Dies ist des Königes verehrtes Haupt!

Arkas. Gelassen, wie es Dir, o König, ziemt,
Stehst Du den Feinden gegenüber. Gleich
Ist die Verwegenheit bestraft; es weicht
Und fällt ihr Anhang, und ihr Schiff ist unser.
Ein Wort von Dir, so steht's in Flammen.

Thoas. Geh,
Gebiete Stillstand meinem Volke! Keiner
Beschädige den Feind, so lang' wir reden!

(Arkas ab.)

Orest. Ich nehm' es an. Geh, sammle, treuer Freund,
Den Rest des Volkes! Harret still, welch Ende
Die Götter unsern Thaten zubereiten.

(Pylades ab.)

Sechster Auftritt.

Iphigenie. Thoas. Orest.

Iphigenie. Befreit von Sorge mich, eh Ihr zu sprechen
Beginnet! Ich befürchte böses Zwist,
Wenn Du, o König, nicht der Billigkeit
Gelinde Stimme hörest, Du, mein Bruder,
Der raschen Jugend nicht gebieten willst.

Thoas. Ich halte meinen Zorn, wie es dem Aeltern
Geziemt, zurück. Antworte mir! Vernimm
Bezeugst Du, daß Du Agamemnon's Sohn
Und Dieser Bruder bist?

Orest. Hier ist das Schwert,
Mit dem er Troja's tapfre Männer schlug.
Dies nahm ich seinem Mörder ab und bat
Die Himmlischen, den Muth und Arm, das Glück
Des großen Königes mir zu verleihn
Und einen schönern Tod mir zu gewähren.

Wähl Einen aus den Edeln Deines Heers
Und ſtelle mir den Beſten gegenüber!
So weit die Erde Heldenſöhne nährt,
Iſt keinem Fremdling dies Geſuch verweigert.

Thoas. Dies Vorrecht hat die alte Sitte nie
Dem Fremden hier geſtattet.

Oreſt. So beginne
Die neue Sitte*) denn von Dir und mir!
Nachahmend heiliget ein ganzes Volk
Die edle That der Herrſcher zum Geſetz.
Und laß mich nicht allein für unſre Freiheit,
Laß mich, den Fremden, für die Fremden kämpfen!
Fall' ich, ſo iſt ihr Urtheil mit dem meinen
Geſprochen; aber gönnet mir das Glück,
Zu überwinden, ſo betrete nie
Ein Mann dies Ufer, dem der ſchnelle Blick
Hilfreicher Liebe nicht begegnet, und
Getröſtet ſcheide Jeglicher hinweg!

Thoas. Nicht unwerth ſcheineſt Du, o Jüngling, mir
Der Ahnherrn, deren Du Dich rühmſt, zu ſein.
Groß iſt die Zahl der edeln, tapfern Männer,
Die mich begleiten; doch ich ſtehe ſelbſt
In meinen Jahren noch dem Feinde, bin
Bereit, mit Dir der Waffen Loos zu wagen.

Iphigenie. Mit Nichten! Dieſes blutigen Beweiſes
Bedarf es nicht, o König! Laßt die Hand
Vom Schwerte! Denkt an mich und mein Geſchick!
Der raſche Kampf verewigt einen Mann;
Er falle gleich, ſo preiſet ihn das Lied.**)
Allein die Thränen, die unendlichen,
Der überbliebnen, der verlaßnen Frau
Zählt keine Nachwelt, und der Dichter ſchweigt
Von tauſend durchgeweinten Tag- und Nächten,
Wo eine ſtille Seele den verlornen,
Raſch abgeſchiednen Freund vergebens ſich
Zurückzurufen bangt und ſich verzehrt.

*) Oreſt ſchließt ſich hier in gewiſſer Weiſe den Beſtrebungen Iphigeniens an, griechiſche Sitte unter den Barbaren einzuführen; er will nicht allein für ſeine Zwecke, ſondern auch für die Einführung des Gaſtrechts kämpfen.

**) Schiller im „Siegesfeſt“ läßt Achilles' Sohn von ſeinem Vater ſagen: „Wenn der Leib in Staub zerfallen, lebt der große Name noch.“

Mich selbst hat eine Sorge gleich gewarnt,
Daß der Betrug nicht eines Räubers mich
Vom sichern Schutzort reiße, mich der Knechtschaft
Verrathe. Fleißig hab' ich sie befragt,
Nach jedem Umstand mich erkundigt, Zeichen
Gefordert, und gewiß ist nun mein Herz.
Sieh hier an seiner rechten Hand das Mal*)
Wie von drei Sternen, das am Tage schon,
Da er geboren ward, sich zeigte, das
Auf schwere That, mit dieser Faust zu üben,
Der Priester deutete. Dann überzeugt
Mich doppelt diese Schramme, die ihm hier
Die Augenbraune spaltet.**) Als ein Kind
Ließ ihn Elektra, rasch und unvorsichtig
Nach ihrer Art, aus ihren Armen stürzen;
Er schlug auf einen Dreifuß auf — Er ist's —
Soll ich Dir noch die Aehnlichkeit des Vaters,
Soll ich das innre Jauchzen meines Herzens
Dir auch als Zeugen der Versicherung nennen?

Thoas. Und bübe Deine Rede jeden Zweifel,
Und bändigt' ich den Zorn in meiner Brust,
So würden doch die Waffen zwischen uns
Entscheiden müssen; Frieden seh' ich nicht.
Sie sind gekommen, Du bekennest selbst,
Das heil'ge Bild der Göttin mir zu rauben.
Glaubt Ihr, ich sehe dies gelassen an?
Der Grieche wendet oft sein lüstern Auge
Den fernen Schätzen der Barbaren zu,***)
Dem goldnen Felle, Pferden, schönen Töchtern;
Doch führte sie Gewalt und List nicht immer
Mit den erlangten Gütern glücklich heim.

*) Dünzer (S. 141) erinnert hier an eine Stelle in Aristoteles' Poetik, wo erzählt wird, daß in dem Thyestes des Karkinos eine Erkennung durch „Sterne" herbeigeführt sei. Es ist wol nicht anzunehmen, daß Goethe diese dem Sinne nach dunkle Stelle benutzt hat; eher hat er vielleicht an die alte Sage gedacht, daß alle Pelopiden einen Theil der einen Schulter aus Elfenbein oder wenigstens eine gleichartige Schulter hatten, wobei er dann allerdings die Stelle des Mals verlegt hätte.

**) Nach Euripides' Elektra (V. 564 u. 565); indessen hat Goethe die Veranlassung der Verletzung verändert.

***) Vgl. S. 129, zweite Anmerkung. Erinnerung an den Argonautenzug, an die Raube des Laomedon, welche die Veranlassung von Troja's Zerstörung durch Herkules waren, an den Raub der Helena und vielleicht auch den der Europa nach Herodot, I. 2.

Orest. Das Bild, o König, soll uns nicht entzweien!
Jetzt kennen wir den Irrthum, den ein Gott
Wie einen Schleier um das Haupt uns legte,
Da er den Weg hieher uns wandern hieß.
Um Rath und um Befreiung bat ich ihn
Von dem Geleit der Furien; er sprach:
„Bringst Du die Schwester, die an Tauris' Ufer*)
Im Heiligthume wider Willen bleibt,
Nach Griechenland, so löset sich der Fluch."
Wir legten's von Apollens Schwester aus,
Und er gedachte Dich!**) Die strengen Bande
Sind nun gelöst; Du bist den Deinen wieder,
Du Heilige, geschenkt. Von Dir berührt,
War ich geheilt; in Deinen Armen faßte
Das Uebel mich mit allen seinen Klauen
Zum letzten Mal und schüttelte das Mark
Entsetzlich mir zusammen; dann entfloh's
Wie eine Schlange zu der Höhle. Neu
Genieß' ich nun durch Dich das weite Licht
Des Tages. Schön und herrlich zeigt sich mir
Der Göttin Rath. Gleich einem heil'gen Bilde,***)
Daran der Stadt unwandelbar Geschick
Durch ein geheimes Götterwort gebannt ist,
Nahm sie Dich weg, Dich Schützerin des Hauses,
Bewahrte Dich in einer heil'gen Stille
Zum Segen Deines Bruders und der Deinen.
Da alle Rettung auf der weiten Erde
Verloren schien, giebst Du uns Alles wieder.
Laß Deine Seele sich zum Frieden wenden,
O König! Hindre nicht, daß sie die Weihe
Des väterlichen Hauses nun vollbringe,
Mich der entführten Halle wiedergebe,
Mir auf das Haupt die alte Krone†) drücke!
Vergilt den Segen, den sie Dir gebracht,
Und laß des nähern Rechtes mich genießen!

*) Man vergleiche die auf die Katastrophe vorbereitenden Stellen Seite 132, 134 u. 139.
**) Vergl. S. 168, zweite Anmerkung.
***) Dem Dichter schwebt das Trojsche Palladium vor, das der König Tardanus, der Urgroßvater des Priamus, von Zeus erhalten hatte.
†) Moderne Vorstellung. Im Alterthum ist das Zepter Symbol der Königsherrschaft. Man vergleiche z. B. Ilias II, 101 ff.

Gewalt und Liſt, der Männer höchſter Ruhm,*)
Wird durch die Wahrheit dieſer hohen Seele
Beſchämt, und reines kindliches Vertrauen
Zu einem edeln Manne wird belohnt.

Iphigenie. Denk an Dein Wort, und laß durch dieſe Rede
Aus einem graden, treuen Munde Dich
Bewegen! Sieh uns an! Du haſt nicht oft
Zu ſolcher edeln That Gelegenheit.
Verſagen kannſt Du's nicht; gewähr es bald!

Thoas. So geht!

Iphigenie. Nicht ſo, mein König! Ohne Segen,
In Widerwillen, ſcheid' ich nicht von Dir.
Verbann uns nicht! Ein freundlich Gaſtrecht**) walte
Von Dir zu uns; ſo ſind wir nicht auf ewig
Getrennt und abgeſchieden. Werth und theuer,
Wie mir mein Vater war, ſo biſt Du's mir,
Und dieſer Eindruck bleibt in meiner Seele.
Bringt der Geringſte Deines Volkes je
Den Ton der Stimme mir ins Ohr zurück,
Den ich an Euch gewohnt zu hören bin,
Und ſeh' ich an dem Aermſten Eure Tracht,
Empfangen will ich ihn wie einen Gott,
Ich will ihm ſelbſt ein Lager zubereiten,
Auf einen Stuhl ihn an das Feuer laden
Und nur nach Dir und Deinem Schickſal fragen.
O, geben Dir die Götter Deiner Thaten
Und Deiner Milde wohlverdienten Lohn!
Leb wohl! O, wende Dich zu uns und gieb
Ein holdes Wort des Abſchieds mir zurück!
Dann ſchwellt der Wind die Segel ſanfter an,
Und Thränen fließen lindernder vom Auge
Des Scheidenden. Leb wohl, und reiche mir
Zum Pfand der alten Freundſchaft Deine Rechte!

Thoas. Lebt wohl!

---

*) Dieſer und die drei nachfolgenden Verſe haben ihre beſondere Bedeutung darin, daß ſie den eigentlichen Werth von Iphigeniens Charakter, und namentlich auch die Verſchiedenheit in der Auffaſſung deſſelben bei den alten Dichtern deutlich ausdrücken.

**) Letzter Ausdruck des Sieges, den die mildere griechiſche Sitte über das Barbarenthum gewinnen muß, und der zugleich das Verweilen Iphigeniens im Reiche des Thoas als nicht vergeblich erſcheinen läßt.

Torquato Tasso.

Vorbemerkung des Herausgebers.

Die erste Erwähnung des „Tasso" findet sich am 30. März 1780 (vgl. Riemer's Mittheilungen II, 116); seine Vollendung erfolgte im Juli 1789. Es ist nicht zu ermitteln, ob Goethe den Gedanken zu der dramatischen Behandlung dieses Stoffes schon lange vorher gefaßt und mit sich herumgetragen hat; jedenfalls ist auch noch die Ausführung sehr langsam vor sich gegangen. Einige Stellen in Briefen an Frau von Stein und bei Riemer, vom 15. April, 4. Juni, vom Anfang August und vom 11. September 1780 deuten nur auf die Möglichkeit hin, daß Tasso an diesen Tagen weitergefördert wurde; eine wirklich nachweisbare Thätigkeit begann erst im Oktober. Am 7. November wird die erste Scene bei der Freundin in Knebel's Gegenwart vorgelesen; am 12. ist der erste Akt fertig geworden, am 19. das Stück wieder vorgerückt, am 23. die erste Scene des zweiten Aktes so ziemlich in Ordnung; aber am letzten Tage des Jahres dauert den Dichter sein Tasso: „Er liegt auf dem Pult und sieht mich so freundlich an; aber wie will ich zureichen?" — Im nächstfolgenden Jahre sind es vorzugsweise die Monate April und Mai, in denen die Fortsetzung des Dramas den Dichter beschäftigt und an Knebel und

Frau von Stein mitgetheilt wird. Auch die herzogliche Familie nimmt an ſeinem allmähligen Entſtehen Antheil; wenigſtens erwähnt Goethe in ſeinem Tagebuch vom 15. Auguſt, daß er zwei Akte der Herzogin Luiſe vorgeleſen habe (vgl. Riemer II, 134). Ebenſo ſendet er eine Abſchrift des zweiten Aktes im November nach Zürich, mit dem Wunſche, „daß Taſſo auch für Lavater geſchrieben ſein möge“ (vgl. Briefe von Goethe an Lavater, S. 135).

Es folgte jetzt ein Zeitraum von ſechs Jahren, während deſſen ſich Goethe nicht weiter mit dem begonnenen Drama beſchäftigte. Die Tragödie „Elpenor“, die bekanntlich Fragment geblieben iſt, nahm ihn allerdings ſeit dem Auguſt 1781 gelegentlich in Anſpruch; ſie konnte ihn jedoch unmöglich auf die Dauer von einem größeren Werke ablenken, und ſie ſelbſt wurde ja auch nach Vollendung des zweiten Aktes im März des Jahres 1783 nicht weiter fortgeführt; indeſſen deutet doch die Wahl dieſes, allen perſönlichen Verhältniſſen des Dichters ſo fern liegenden Stoffes einen Wunſch und ein Bedürfniß deſſelben an, welche jene lange Unterbrechung des Taſſo ausreichend erklären.

So war denn die Ausführung des Dramas, für welches er noch nach der Ankündigung der erſten Ausgabe ſeiner Werke 1786 nur zwei Akte in Ausſicht genommen hatte, und das ebenſo wie Iphigenie, Elpenor und zum Theil auch Egmont, urſprünglich in einer Art rhythmiſcher Proſa geſchrieben war, zunächſt auf Goethe's Aufenthalt in Italien gewieſen. Aber auch hier kam es erſt ſpät an die Reihe, obwol es ſchon für den ſechsten Band der genannten Ausgabe beſtimmt war. Noch am 16. Februar 1787, als Iphigenie längſt beendigt war, ſchreibt Goethe aus Rom: „Thäte ich nicht beſſer, eine Iphigenie in Delphi zu ſchreiben (vgl. S. 101 dieſes Bandes), als

mich mit den Grillen des Taſſo herumzuſchlagen! Und doch habe ich auch dahinein ſchon zu viel von meinem Eigenen gelegt, als daß ich es fruchtlos aufgeben ſollte." Dieſer letzte Grund wirkte denn auch in der That anregend. Schon drei Tage ſpäter meldet er Knebel (vgl. Goethe-Knebel'ſcher Briefwechſel I, 79), daß an Taſſo gearbeitet wird, und als Goethe wenige Tage darauf nach Neapel abreiſt, nimmt er von allen ſeinen poetiſchen Arbeiten nur den Taſſo mit ſich. Im März, während ſeines Aufenthaltes in Caſerta, denkt er, wenn auch mit der Beſorgniß, dafür ebenſowenig Dank zu ernten als für die poetiſche Umarbeitung der Iphigenie, an die gleiche „Operation" beim Taſſo; auf der Ueberfahrt nach Sizilien durchdenkt er den Plan für das Ganze; zur Ausführung kam es indeſſen noch immer nicht. Nach Rom zurückgekehrt, war er bis Ende Auguſt mit Egmont beſchäftigt, und ſeine Verheißung vom 11. dieſes Monats, Taſſo komme nach Neujahr, erfüllte ſich ſo wenig, daß er noch am 1. Februar 1788 ſchrieb: „Taſſo muß umgearbeitet werden; was daſteht, iſt zu nichts zu brauchen; ich kann weder ſo endigen, noch Alles wegwerfen. Solche Mühe hat Gott den Menſchen gegeben." Indeſſen wird doch wenigſtens der Plan fertig (1. März); eine neue Hauptquelle, das 1785 erſchienene Leben Taſſo's vom Abbate Seraſti war in ſeinen Händen (vgl. Briefwechſel des Großherzogs Karl Auguſt mit Goethe I, 121), — und während ſeines Verweilens in Florenz (Ende April und Anfang Mai) bearbeitete er nach ſeinen eigenen Worten (Schluß des Abſchnitts „Zweiter Aufenthalt in Rom" in der „Italieniſchen Reiſe") „in den dortigen Luſt- und Prachtgärten die Stellen mit vorzüglicher Neigung, die ihm in dieſem Augenblick zunächſt lagen". Aber neue Bedenklich-

keiten traten ein, und noch am 24. Mai ſchreibt er an Knebel, daß die erſten Akte faſt ganz aufgeopfert werden müßten. Allerdings erfüllte ſich hierdurch ſeine gegen den Herzog in dem eben angeführten Briefe ausgeſprochene Hoffnung noch nicht, daß er das Stück vor ſeiner Rückkehr ſchon weit geführt haben würde, ſondern es blieb noch viel zu thun übrig. Auch noch im Februar 1789 äußert er ſich in dieſem Sinne zum Herzoge (Briefwechſel I, 137): „Taſſo wächſt wie ein Orangenbaum ſehr langſam; daß er nur auch wohlſchmeckende Früchte trage!“ Indeſſen war bis dahin doch Manches geſchehen. Der Beſuch von Moritz (vgl. unſre Biographie S. CXXXI), der am 1. Dezember 1788 in Weimar eintraf, hatte fördernd und anregend gewirkt, manches Einzelne war allmählig den Freunden mitgetheilt worden, und im April 1789 konnte Goethe der Herzogin Luiſe ſchon das ganze Stück, allerdings mit freier Ergänzung von höchſtens drei noch fehlenden Scenen, vorleſen (vgl. Briefwechſel des Großherzogs Karl Auguſt und Goethe's I, 142), wenn er auch noch am 12. Mai gegen den Herzog bedauert, daß ſeine Arbeit noch nicht vollendet ſei. Der eigentliche Abſchluß erfolgte aber bei Gelegenheit ſeines zweimaligen Aufenthaltes in Belvedere, von denen der erſte vom 20. Mai bis zum 5. Juni währte, der zweite auf den 5. Juli fiel. Es blieb jetzt, wie aus Briefen an Knebel und an den Herzog hervorgeht, nur noch die Reviſion der zwei letzten Akte übrig, die jedenfalls in den nächſten Tagen erfolgt ſein wird.

Bei einem Werke, das jetzt ſo klar und durchſichtig vor uns liegt, während der Dichter ſich daſſelbe doch, wie auch ſchon die vorangehende rein chronologiſche Darſtellung zeigt, zu Zeiten mühſam abgerungen hat, iſt es natürlich von beſonderem Intereſſe, nachzuforſchen, ob es der Stoff geweſen

iſt, der ſich ſo lange geſträubt hat, die ihm beſtimmte Geſtalt anzunehmen, oder ob beſondere Umſtände vorgelegen haben, die den Dichter bald mächtig an ſein Werk heranzogen, bald wieder auf lange Zeit von demſelben entfernten. Dieſe Frage verdient um ſo mehr eine Erörterung, als ſie Gelegenheit giebt, Alles zu berühren, was für die Geſchichte des Gedichtes und ſeines Entſtehens von Bedeutung iſt.

Die Vorſtudien zum Taſſo bezogen ſich natürlich zum Theil auf das Leben Taſſo's, zum Theil auf die Geſchichte Italiens; daß Goethe das erſtere frühzeitig kennen gelernt hat, dürfen wir nach einer Bemerkung im erſten Buche von „Dichtung und Wahrheit" ſchließen. Sein Vater beſaß die vorzüglichſten italieniſchen Dichter und hatte gerade für Taſſo eine beſondere Vorliebe, und ſo mag Goethe die Lebensbeſchreibung von deſſen Zeitgenoſſen Manſo (Giovanni Battista Manso, la vita di Torquato Tasso, 1634) lange vorher kennen gelernt haben, ehe er den Gedanken zu ſeiner eigenen Dichtung faßte. Daß er ſpäter auch die ſehr unbedeutende Arbeit von W. Heinſe (vgl. Iris I, 1. 33, ſo wie II, 3, 4 ff., auch abgedruckt in Heinſe's ſämmtlichen Schriften, herausgegeben von H. Laube, Bd. X, S. 83 ff.) kennen gelernt hat, iſt gleichfalls anzunehmen; endlich bot ihm das oben erwähnte „Leben Taſſo's" von Pierantonio Seraſſi noch eine neue und jedenfalls nach einer Seite hin ſehr wichtige Quelle dar, da ſie vollſtändig genügte, um die nothwendige Kenntniß der hiſtoriſchen Perſonen zu gewinnen, mit denen Taſſo in Beziehung getreten iſt und die Goethe zum Theil auch für ſein Drama verwenden mußte. Ob er außerdem noch irgendwelche andere unter den zahlreichen Biographien ſeines Helden benutzt, ob er ſeine hiſtoriſchen Vorbereitungen über Seraſſi

ausgedehnt hat, kann füglich ununtersucht bleiben, da wir auch ohnedies im Stande sind, das Verhältniß von Goethe's Dichtung zu den historischen Ueberlieferungen über Tasso zu prüfen.

Alphons II. aus dem Hause Este, Sohn Ercole's II., folgte 1559 seinem Vater als Herzog von Ferrara und war in erster Ehe mit Lukrezia, der Tochter Cosimo's von Medici, vermählt, welche am 21. April 1561 starb; seine zweite Gattin, die er, sich immer enger an die Interessen des Habsburger Hauses anschließend, 1565 heirathete, war Barbara, Tochter Ferdinand's I. und Schwester Maximilian's von Oestreich, welche am 18. September 1572 starb; 1579 vermählte er sich zum dritten Mal, und zwar mit Margherita, Tochter des Herzogs von Mantua. Das Bild, welches die Geschichte von diesem Fürsten entwirft, hat Goethe jedenfalls in sehr freier Weise behandelt, wenn auch eine Reihe von historisch richtigen Einzelheiten, seine kleinen Feldzüge, sein Verhältniß zum Papst Gregor XIII., seine Begünstigung der Kunst, Alles jedoch in sehr gehobener und idealisirter Weise, vorgeführt wird. Im Großen und Ganzen aber schwebte dem Dichter oft mehr das Bild seines eigenen Fürsten vor, der den großen Vorzug vor Alphons besaß, daß er alle seine persönlichen Neigungen mit dem Wohle des von ihm regierten Landes in Einklang zu bringen verstand.

Die jüngere Schwester des Herzogs, Leonore, geboren 1535, gestorben am 10. Februar 1581, wird von Historikern und Dichtern vielfach gefeiert. Serassi preist ihre Schönheit, ihre geistigen Fähigkeiten, ihre ungeheuchelte Frömmigkeit und erwähnt eine Sammlung von Gedichten, die die Trauer über ihren Tod ausdrücken (Lacrime di diversi Poeti volgari e latini sparse per la morte dell' Illustriss.

od Eccellentiss. Madama Leonora di Este), und die noch vier Jahre nach demſelben erſchienen. Ihre vielen körperlichen Leiden und eine Reihe von perſönlichen Zügen, auf die wir im Einzelnen in unſerm Drama hinweiſen werden, ſind hiſtoriſch, ebenſo der Umſtand, daß ſie unvermählt geblieben iſt. Indeſſen hat Goethe doch bei Weitem nicht Alles, deſſen er zu ſeiner bis ins Kleinſte ausgeführten Zeichnung ihres Charakters bedurfte, der Geſchichte entnommen. Es war ihm auch hier natürlich, bedeutende Ergänzungen aus den ſeinem eigenen Leben nahe ſtehenden Kreiſen zu ſuchen, um dann Fremdes und Eigenes zu einer vollſtändigen Verſchmelzung zu bringen.

Eine noch freiere Thätigkeit bot ſich für ihn in dieſer Beziehung bei Leonora Sanvitali, einer Tochter von Giberto Sanvitali, Grafen von Sala, dar. Sie war, als ſie im Februar 1576 an den Hof von Ferrara kam, jung vermählt an Giulio Tiene, Grafen von Scandiano. Auch an ihr wurden die vorzüglichſten Eigenſchaften des Herzens und Geiſtes bewundert. Ein an ſie im Jahre 1574 gerichteter Brief, welcher ihre Kenntniß auf allen Gebieten des Alterthums (Cicero, Ariſtoteles, Altes und Neues Teſtament, Euklid u. ſ. w.) preiſt, enthält u. A. folgende Stellen: „Du biſt ein Muſter jungfräulicher Beſcheidenheit — überdies ſtimmt dieſe Schönheit der Seele mit der des Körpers überein, welche ebenſowol weibliche Anmuth als männliche Würde in ſich vereinigt. Welches Weib, herrlichſte Jungfrau, könnte ſich mit Dir vergleichen; ja ſogar, welcher Mann iſt bei ſo jungen Jahren durch ſo große Vorzüge ausgezeichnet geweſen!“ Nicht weniger lobend iſt ein lateiniſches Epigramm des Hieronymus Catena, das 1577 bekannt wurde. Hiſtoriſch iſt ferner ihre maßloſe

Bewunderung für Taſſo, die ſie ſogar zur Ungerechtigkeit gegen deſſen Nebenbuhler und Mitſtrebende verleitete. Von Alledem iſt bei Goethe verhältnißmäßig wenig geblieben. Er benutzte Einzelnes, ſo weit es den Plan des Ganzen nicht ſtörte; das Ganze aber erforderte einen in kräftigen Zügen gezeichneten Gegenſatz gegen die Prinzeſſin, und um dieſen zu gewinnen, boten ihm wieder ſeine eigenen Erlebniſſe Veranlaſſung und Gelegenheit genug dar.

Auch für Antonio fehlt der hiſtoriſche Boden nicht, wenn auch zwei verſchiedene Perſonen in Taſſo's Leben hervortreten, von denen Goethe einzelne Züge für denſelben entlehnt hat. Es ſind Giambattiſta Pigna, ein Dichter, Redner und Hiſtoriker von großem Rufe, deſſen ſowol Manſo als Seraſſi gedenken, und als Kabinets-Sekretär (primo segretario) des Herzogs von bedeutendem Einfluſſe, aber gleich anfangs dem jüngeren Dichter, der ihn mit der größten Aufmerkſamkeit behandelte, abgeneigt, ſo daß die Prinzeſſin Leonore vergeblich eine Verſöhnung verſuchte. Als er im November 1575 geſtorben war, trat an ſeine Stelle der nur bei Seraſſi erwähnte Antonio Montecatino, bis dahin Profeſſor der Philoſophie an der Univerſität in Ferrara und nach dem eigenen Ausdruck Taſſo's „valorosissimo tra i Peripatetici e tra i Platonici filosofanti.“ Auch mit ihm war das Einvernehmen nur kurze Zeit und nur in Folge der Bemühungen der Prinzeſſin günſtig, und Seraſſi (S. 230) nennt ihn ausdrücklich als eins der Häupter einer vollſtändigen Verſchwörung, die gegen Taſſo's Dichterruhm gerichtet war. Daß Goethe Keinen von Beiden in ſeinem Antonio kopiren konnte, war natürlich genug. Die ganze Haltung ſeiner Dichtung wies von vornherein jedes unedle Mittel der handelnden Perſonen für ihre Zwecke, jede niedrige Intrigue ab, wie

die Geschichte sie jenen Beiden mehrfach zur Last legt, und andrerseits war eine gewisse Nothwendigkeit für den Charakter Antonio's in dem Gegensatze gegeben, den er zu der Hauptgestalt des Ganzen, zu Tasso selbst, bilden mußte.

Tasso's Leben ist zu bekannt, als daß es mitgetheilt zu werden brauchte; Einzelnes zu erwähnen, werden die Anmerkungen Gelegenheit darbieten. Es genüge daher, daran zu erinnern, daß Tasso 1544 zu Sorrento bei Neapel geboren war und im Oktober 1565, bereits als Dichter des „Rinaldo" berühmt, nach Ferrara kam, welches er indessen nach einem nicht allzu langen Aufenthalte verließ, um im Frühjahr 1567 dorthin zurückzukehren. Seine erste Flucht, von der er bald zurückkehrte, geschah 1577, zwei Jahre nach Vollendung seines großen Epos, die zweite im folgenden Jahre. Es handelte sich für Goethe darum, einen festen Punkt zu gewinnen, auf den hin er das Drama abschließen lassen konnte. Er vereinigte deshalb jene zweimalige Flucht zu einer einzigen und nahm dem Fortgehen von Ferrara den Charakter des Heimlichen; er verlegte endlich das Ganze, ohne sich indessen in Einzelheiten so weit zu binden, daß er nicht in spätere Jahre vorausgegriffen hätte, etwa in das Jahr 1775, also in die Zeit, die zwischen der zweiten und dritten Heirath des Herzogs und kurz vor der ersten Flucht Tasso's liegt. Demnach konnte es ihm auch wenig darauf ankommen, historisch Beglaubigtes und Unbegründetes aus Tasso's Leben gleichmäßig zu benutzen, wozu ihn ohnehin schon der Umstand führte, daß er zuerst die Arbeit Manso's und erst später die in kritischer Beziehung viel zuverlässigere Serassi's kennen gelernt hatte. So zeigt sich in der That auch deutlich, daß der allgemeine Plan zu dem ganzen Drama schon nach der ersten Quelle entworfen und die zweite nur auf die speziellere Ausführung

desselben, sowie auf einzelne Stellen von Einfluß gewesen ist. Vor allen Dingen konnte er demnach nicht dasjenige aufgeben, was den eigentlichen Kern der ganzen Handlung bildet — die Liebe Tasso's zur Prinzessin. Allerdings drückt auch Manso sich in Beziehung auf diesen Punkt vorsichtig genug aus. Indem er aus Tasso's Sonnetten den Beweis führen will (vergl. Goethe's Tasso, erläutert von H. Düntzer S. 11), daß die vornehme Dame, der er seine Huldigungen darbringt, Eleonore geheißen habe, fügt er hinzu, daß man darüber, wer diese Dame gewesen sei, am Hofe sehr getheilte Meinungen gehabt, da es daselbst drei Damen dieses Namens gegeben, die Schwester des Herzogs, die Gräfin Sanvitali und endlich eine Kammerzofe der Ersteren; Tasso hätte sich den Anschein gegeben, alle drei zu lieben, während er in Wirklichkeit nur eine geliebt habe. Spätere Biographen, wenigstens alle diejenigen, die kein wirkliches Studium aus dem Leben des Dichters machten, so z. B. auch Heinse in seiner oben erwähnten Arbeit, entscheiden jedoch, allerdings ohne weitere Begründung, die Frage mit der Bemerkung, daß Tasso von Liebe gegen die Prinzessin entbrannt gewesen sei, so daß Goethe möglicherweise sogar durch Heinse auf diese Grundlage seines Dramas geführt worden ist. Serassi endlich (S. 218) bestreitet alle diese Verhältnisse zu den verschiedenen Leonoren und beweist zum Ueberflusse noch, daß die dritte Leonore Manso's Olympia geheißen und sich nicht im Dienste der ersten, sondern der zweiten befunden habe. Je weniger Goethe es nun für nöthig fand, die Resultate biographischer Forschung zu benutzen, um so mehr lag für ihn die Möglichkeit vor, in der Zeichnung der Prinzessin seinen eigenen Empfindungen und Erlebnissen Ausdruck zu

geben. Der Wunsch, dies thun zu können, um sein Inneres von manchem Drucke zu befreien, spricht sich vielleicht in keiner andern Dichtung so entschieden aus als im „Tasso“ und ist zugleich der Schlüssel für Manches, was in der Entstehungs- und Entwickelungs-Geschichte des Gedichtes uns noch dunkel und räthselhaft bleiben mußte.

Zuerst bieten die Lebensschicksale Goethe's und Tasso's einige Aehnlichkeiten dar. Nach einem unruhigen Jugendleben, welches freilich in dem deutschen Dichter schon heftigere Leidenschaften erregte und ihn reichere Erfahrungen gewinnen ließ, kamen Beide an kleine Fürstenhöfe, die der Pflege von Kunst und Wissenschaft ein lebendiges Interesse widmeten, und Beiden lag die Aufgabe vor, Leben und Dichtung in innern Einklang zu bringen. Aber weiter geht jene Aehnlichkeit nicht; denn Tasso war nicht im Stande, diese Aufgabe zu lösen, und das ist das Tragische seines Geschicks; er war im modernen Sinne des Ausdrucks Romantiker, der an dem unlösbaren Problem scheiterte, das Leben zur Poesie zu machen, während er jedem von beiden sein spezielles Reich und Recht hätte überlassen müssen. Goethe war glücklicher; auch er konnte das nicht, was Tasso wollte, aber er wollte es auch nicht; wohl aber verstand er es, den Schmerz des Lebens in der Dichtkunst zu verklären, und dazu bot ihm ebenso sehr seine Verschiedenheit von dem älteren Dichter, als seine Aehnlichkeit mit ihm Lust und Kraft dar. So hat er denn in Tasso's Mund auch diejenigen Kämpfe niedergelegt, die er in seinem eigenen Innern erlebt hat. Auch er hat oft genug empfunden, wie schwer es war, den Anforderungen seines eigenen Genius und zugleich denen der Welt gerecht zu werden; auch er hat die zartesten und doch glühendsten Gefühle seines Herzens unterdrücken müssen

und ſich nicht ohne gewaltſame Anſtrengung, nicht ohne die ſchwerſten Opfer zu der ſittlichen und geiſtigen Vollkommenheit ſeiner ſpäteren Jahre emporgerungen. In dieſem Sinne nannte der franzöſiſche Kritiker J. J. Ampère (vgl. Eckermann, III, 110) zu Goethe's großer Genugthuung den „Taſſo" einen geſteigerten Werther. „Ampère hat es richtig erkannt," bemerkt Goethe, „daß die Verzweiflung mich nach Italien getrieben, und daß ich dort mit neuer Luſt zum Schaffen die Geſchichte des Taſſo ergriffen, um mich in Behandlung dieſes angemeſſenen Stoffes von demjenigen frei zu machen, was mir noch aus meinen Weimariſchen Eindrücken und Erinnerungen Schmerzliches und Läſtiges anklebte."

Wenn hiermit einigermaßen der Boden bezeichnet iſt, auf den man ſich für die Beurtheilung und das Verſtändniß des „Taſſo" zu ſtellen hat, ſo iſt gleichwol der Weg, den man zu dieſem Zwecke einſchlagen muß, ſehr leicht zu verfehlen. Vor Allem iſt das Stück nicht etwa eine Allegorie, in der Ferrara genannt und Weimar gemeint iſt. Goethe identifizirt ſich keineswegs mit ſeinem Helden oder führt uns in Alphons II. Karl Auguſt, in Antonio, wie bisweilen behauptet wird, Herder vor. Die Prinzeſſin iſt weder Frau von Stein, noch die Herzogin Luiſe, und Leonore ebenſo wenig die von Goethe gleichfalls gekannte Geliebte des Herzogs von Braunſchweig, die Marquiſe von Branconi. Gegen eine ſolche Deutung ſeiner Dichtung hat ſich Goethe ausdrücklich verwahrt, wiewol er mit Recht von ihr ſagen konnte (Eckermann III, 118): „ſie iſt Bein von meinem Bein und Fleiſch von meinem Fleiſch." Indeſſen liegt wenigſtens die Möglichkeit für eine andre Deutung noch offen, wenn es auch fraglich iſt, ob das zu erreichende Ziel ein befriedigender Preis für die aufgewandte Mühe ſein würde. Erreichen aber

würde dieſes Ziel Derjenige, der durch die genaueſte Vergleichung aller Lebensbeziehungen des Dichters und unter beſtändiger Berückſichtigung der Art ſeines poetiſchen Schaffens in gewiſſer Weiſe durch das ganze Stück hindurch die Grenzlinie zwiſchen Dichtung und Wahrheit zu ziehen im Stande wäre.

Es iſt hienach nicht auffällig, daß im „Taſſo“ auch für den gebildeten und empfänglichen Leſer immer etwas zurückbleiben wird, was unverſtändlich iſt, und wenn ſchon „Iphigenie“ bei ihrem Erſcheinen dem deutſchen Publikum fremdartig war, ſo mußte dies beim „Taſſo“ anfangs in noch viel höherem Grade der Fall ſein. Im Großen und Ganzen verſtand man nicht, was der Dichter gewollt hatte. Daher haben auch die Kritiken jener Zeit wenig Intereſſe. Selbſt die von Koberſtein (Grundriß der Geſchichte der deutſchen Nationalliteratur, S. 1751) mitgetheilte Rezenſion L. F. Huber's in der Jenaiſchen Literaturzeitung (1792) geht nicht über allgemeine Bemerkungen hinaus. „Taſſo,“ heißt es dort, „das ausgearbeitetſte unter allen Werken Goethe's, iſt für das Studium wie für den Genuß des Künſtlers ein köſtliches, in ſeiner Art einziges Geſchenk. Indeß ſcheint das Intereſſe an dieſem Drama mehr durch die Kunſt aufgedrungen als natürlich.“ Und ebenſo wenig befriedigt es, wenn Huber weiter von der Unbeſtimmtheit der Charaktere, von dem zarten Hauche eines miniaturähnlichen Kolorits, von der Subtilität der Situationen ſpricht. So ging es denn auch dem Dichter mit dieſem Drama ähnlich wie mit dem vorigen. Goethe verlor allmählig den inneren Zuſammenhang mit ſeiner Arbeit, und weder er ſelbſt noch irgend ein Andrer dachte an eine Aufführung. Erſt im Jahre 1807 betrat Taſſo „nach langer, ſtiller Vorbereitung“ und von Goethe's vorzüglichſtem Schüler, Pius Alexander Wolff, einſtudirt, die Bühne. Ebenſo be-

richtet Goethe von einigen ſpäteren Aufführungen aus dem Jahre 1811. Auch in Berlin ſcheint das Stück vorzugsweiſe durch Wolff bekannt geworden zu ſein. Wenigſtens erwähnt Zelter (Goethe-Zelter'ſcher Briefwechſel III, 432) zunächſt eine Vorleſung des Stückes am 4. Mai 1824, bei der Jener zugegen war, ſpricht aber erſt in ſpäteren Jahren von bemerkenswerthen Darſtellungen deſſelben. So gewann Taſſo allmählig eine gewiſſe, indeſſen nie große und allgemeine Popularität. Und doch hat der Dichter gewiß verdient, was ihm am 22. März 1823 widerfuhr, als man zur Feier ſeiner Geneſung von einer ſchweren Krankheit den „Taſſo" gegeben hatte: ſeine Büſte wurde im Theater mit einem Lorbeerkranze geſchmückt, und nach beendigter Vorſtellung ging Frau von Heygendorff noch im Koſtüm der Leonore zu Goethe und überreichte ihm den Kranz des Taſſo.

Was endlich den Text des Dramas anbetrifft, ſo ſind namentlich die noch bei Goethe's Lebzeiten gedruckten Ausgaben nicht frei von Fehlern, obgleich er ſelbſt ſeit 1790 nur unbedeutende Veränderungen machte; aber auch in den ſpäteren Drucken iſt noch mancher Fehler ſtehen geblieben. Leider wird die Kritik hier nicht durch die Möglichkeit der Benutzung von Manuſkripten unterſtützt. Eine noch von Goethe ſelbſt redigirte Handſchrift wurde bei dem Brande des Theaters am 22. März 1825 vernichtet. Die wenigen Blätter, die bei Aufräumung des Schuttes gefunden wurden und von denen Goethe an Zelter ſowie an Boiſſerée Abſchriften ſchickte (vgl. Goethe-Zelter'ſcher Briefwechſel, IV, 19 u. Boiſſerée, II, 382), enthielten eine Stelle aus dem 2. Auftritt des 4. Aufzugs und zwei aus dem letzten, die jedoch vollſtändig mit dem überlieferten Texte übereinſtimmen.

Torquato Taſſo.

Ein Schauſpiel.

Perſonen.

Alphons der Zweite, Herzog von Ferrara.
Leonore von Eſte, Schweſter des Herzogs.
Leonore Sanvitale, Gräfin von Scandiano.
Torquato Taſſo.
Antonio Montecatino, Staatsſekretär.

Der Schauplatz iſt auf Belriguardo, einem Luſtſchloſſe.

Erſter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Gartenplatz, mit Hermen der epiſchen Dichter geziert. Vorn an der Scene zur Rechten Virgil, zur Linken Arioſt.

Prinzeſſin. Leonore.

Prinzeſſin. Du ſiehſt mich lächelnd an, Eleonore,
Und ſiehſt Dich ſelber an und lächelſt wieder.
Was haſt Du? Laß es eine Freundin wiſſen!
Du ſcheinſt bedenklich, doch Du ſcheinſt vergnügt.

Leonore. Ja, meine Fürſtin, mit Vergnügen ſeh' ich
Uns Beide hier ſo ländlich ausgeſchmückt.
Wir ſcheinen recht beglückte Schäferinnen
Und ſind auch wie die Glücklichen beſchäftigt.
Wir winden Kränze. Dieſer, bunt von Blumen,
Schwillt immer mehr und mehr in meiner Hand;
Du haſt mit höherm Sinn und größerm Herzen
Den zarten, ſchlanken Lorbeer Dir gewählt.

Prinzeſſin. Die Zweige, die ich in Gedanken flocht,
Sie haben gleich ein würdig Haupt gefunden;
Ich ſetze ſie Virgilen dankbar auf. (Sie kränzt die Herme Virgil's.)*)

Leonore. So drück' ich meinen vollen, frohen Kranz
Dem Meiſter**) Ludwig auf die hohe Stirne —
(Sie kränzt Arioſtens Herme.)
Er, deſſen Scherze nie verblüben, habe
Gleich von dem neuen Frühling ſeinen Theil!

Prinzeſſin. Mein Bruder iſt gefällig, daß er uns
In dieſen Tagen ſchon aufs Land gebracht;
Wir können unſer ſein und ſtundenlang

---

*) Dieſe ſymboliſche Handlung hat ihre beſondere Bedeutung darin, daß Virgil das hauptſächliche Vorbild Taſſo's iſt und ſomit zugleich auf die geiſtige Verwandtſchaft zwiſchen Taſſo und der Prinzeſſin hingedeutet wird.

**) Der Ausdruck erinnert ebenſowol an das italieniſche „maeſtro" als an die ächt deutſche Bezeichnung für Dichter, die, urſprünglich freilich den Gegenſatz gegen ritterliche Dichter ausdrückend, ſeit der Zeit des „Meiſtergeſangs" in anderm Sinne üblich wurde.

Uns in die goldne Zeit*) der Dichter träumen.
Ich liebe Belriguardo; denn ich habe
Hier manchen Tag der Jugend froh durchlebt,
Und dieſes neue Grün und dieſe Sonne
Bringt das Gefühl mir jener Zeit zurück.

Leonore. Ja, es umgiebt uns eine neue Welt.
Der Schatten dieſer immer grünen Bäume
Wird ſchon erfreulich; ſchon erquickt uns wieder
Das Rauſchen dieſer Brunnen; ſchwankend wiegen
Im Morgenwinde ſich die jungen Zweige;
Die Blumen von den Beeten ſchauen uns
Mit ihren Kinderaugen freundlich an.
Der Gärtner deckt getroſt das Winterhaus
Schon der Citronen und Orangen ab,
Der blaue Himmel ruhet über uns,
Und an dem Horizonte löſ't der Schnee
Der fernen Berge ſich in leiſen Duft.

Prinzeſſin. Es wäre mir der Frühling ſehr willkommen,
Wenn er nicht meine Freundin mir entführte.

Leonore. Erinnre mich in dieſen holden Stunden,
O Fürſtin, nicht, wie bald ich ſcheiden ſoll!

Prinzeſſin. Was Du verlaſſen magſt, das findeſt Du
In jener großen Stadt gedoppelt wieder.

Leonore. Es ruft die Pflicht, es ruft die Liebe mich
Zu dem Gemahl, der mich ſo lang' entbehrt.
Ich bring' ihm ſeinen Sohn, der dieſes Jahr
So ſchnell gewachſen, ſchnell ſich ausgebildet,
Und theile ſeine väterliche Freude.
Groß iſt Florenz und herrlich; doch der Werth
Von allen ſeinen aufgehäuften Schätzen**)
Reicht an Ferrara's Edelſteine nicht.
Das Volk***) hat jene Stadt zur Stadt gemacht,
Ferrara ward durch ſeine Fürſten groß.

*) Eine Zeit, wie ſie uns überhaupt die idealiſirende Dichtung vorführt.

**) Der Sinn des Bildes kann nur der ſein, daß die aufgehäuften Schätze mit der Menge eines tüchtigen Volkes verglichen werden. Die Edelſteine aber nicht, wie Düntzer meint (Goethe's Taſſo, erläutert von H. Düntzer 1850, S. 55), „geiſtige Erzeugniſſe", ſondern nur einzelne hervorragende Perſönlichkeiten bezeichnen. Allerdings denkt der Dichter nicht daran, daß er damit dem Hofe der Mediceer in Florenz einiges Unrecht zufügt.

***) Hindeutung auf die bedeutende Rolle, welche die Florentiner in der ganzen italieniſchen Geſchichte ſeit dem Streite der Guelfen und Ghibellinen geſpielt haben, ſowie auf die Selbſtſtändigkeit, die ſie durch ihre ſtadtiſche Verfaſſung lange Zeit zu behaupten wußten.

Prinzeſſin. Mehr durch die guten Menſchen, die ſich hier
Durch Zufall trafen und zum Glück*) verbanden.
Leonore. Sehr leicht zerſtreut der Zufall, was er ſammelt.
Ein edler Menſch zieht edle Menſchen an
Und weiß ſie feſtzuhalten, wie Ihr thut.
Um Deinen Bruder und um Dich verbinden
Gemüther ſich, die Euer würdig ſind,
Und Ihr ſeid Eurer großen Väter werth.
Hier zündete ſich froh das ſchöne Licht
Der Wiſſenſchaft, des freien Denkens an,
Als noch die Barbarei mit ſchwerer Dämmrung
Die Welt umher verbarg. Mir klang als Kind
Der Name Herkules von Eſte**) ſchon,
Schon Hippolyt von Eſte voll ins Ohr.
Ferrara ward mit Rom und mit Florenz
Von meinem Vater viel geprieſen. Oft
Hab' ich mich hingeſehnt; nun bin ich da.
Hier ward Petrarch †) bewirthet, hier gepflegt,
Und Arioſt fand ſeine Muſter ††) hier.
Italien nennt keinen großen Namen,
Den dieſes Haus nicht ſeinen Gaſt genannt.
Und es iſt vortheilhaft, den Genius
Bewirthen: giebſt Du ihm ein Gaſtgeſchenk,
So läßt er Dir ein ſchöneres zurück.
Die Stätte, die ein guter Menſch betrat,
Iſt eingeweiht; nach hundert Jahren klingt
Sein Wort und ſeine That dem Enkel wieder.
Prinzeſſin. Dem Enkel, wenn er lebhaft fühlt wie Du;
Gar oft beneid' ich Dich um dieſes Glück.

---

*) Glücklicherweiſe.

**) Zunächſt ſcheint an den Vater des Herzogs Alphons II., Ercole II. (1534—1559), gedacht werden zu müſſen. Deſſen Bruder war der Kardinal Ippolito, während ein älterer Kardinal gleichen Namens, ein Sohn Ercole's I., der 1475—1505 regierte, als Derjenige bekannt iſt, dem Arioſt viele Jahre ſeine Dienſte widmete.

†) Von einer Beziehung Petrarka's (1304—1374) zu dem Hauſe Eſte iſt nichts bekannt.

††) Die Vorgänger Ludovico Arioſto's (1474—1533) am Hofe zu Ferrara, wo er ſelbſt lange Zeit im Dienſte des Herzogs Alfonſo I. ſtand, ſind vorzugsweiſe der blinde Dichter Tieco (geſt. gegen Ende des 15. Jahrhunderts), der ein dem Karolingiſchen Sagenkreiſe angehöriges Epos (Manbriano ovvero Libro d'arme e d'amore) verfaßte, und Matteo Maria Bojardo, Graf von Scandiano (1430—1494) geweſen. Das Hauptwerk des Letzteren „Orlando innamorato" ſetzte Arioſt bekanntlich durch den „Orlando furioso" fort.

Leonore. Das Du, wie wenig Andre, ſtill und rein
Genieſſeſt. Drängt mich doch das volle Herz,
Sogleich zu ſagen, was ich lebhaft fühle;
Du fühlſt es beſſer, fühlſt es tief und — ſchweigſt;
Dich blendet nicht der Schein des Augenblicks,
Der Witz beſticht Dich nicht, die Schmeichelei
Schmiegt ſich vergebens künſtlich an Dein Ohr;
Feſt bleibt Dein Sinn und richtig Dein Geſchmack,
Dein Urtheil grad, ſtets iſt Dein Antheil groß
Am Großen, das Du wie Dich ſelbſt erkennſt.

Prinzeſſin. Du ſollteſt dieſer höchſten Schmeichelei
Nicht das Gewand vertrauter Freundſchaft*) leihen.

Leonore. Die Freundſchaft iſt gerecht, ſie kann allein
Den ganzen Umfang Deines Werths erkennen.
Und laß mich der Gelegenheit, dem Glück
Auch ihren Theil an Deiner Bildung geben,
Du haſt ſie doch und biſt's am Ende doch,
Und Dich mit Deiner Schweſter**) ehrt die Welt
Vor allen großen Frauen Eurer Zeit.

Prinzeſſin. Mich kann das, Leonore, wenig rühren,
Wenn ich bedenke, wie man wenig iſt;
Und was man iſt, das blieb man Andern ſchuldig.
Die Kenntniß alter Sprachen und des Beſten,
Was uns die Vorwelt ließ, dank' ich der Mutter;***)
Doch war an Wiſſenſchaft, an rechtem Sinn
Ihr keine beider Töchter jemals gleich;
Und ſoll ſich eine ja mit ihr vergleichen,
So hat Lukrezia gewiß das Recht.
Auch, kann ich Dir verſichern, hab' ich nie
Als Rang und als Beſitz betrachtet, was

*) Die vermeintlich genaue Kenntniß, die die Freundin von dem Charakter und dem Weſen der Prinzeſſin hat, läßt das, was ſie ſagt, als wahr erſcheinen, ohne daß es darum ſo wäre.

**) Lukrezia d'Este, vermählt 1570 an Franzesko Maria, Erben des Herzogthums Urbino, der durch den Tod ſeines Vaters 1574 Herzog wurde.

***) Die franzöſiſche Prinzeſſin Renée, Tochter Ludwig's XII. von Frankreich, wurde 1528 Gemahlin des ſpäteren Herzogs Ercole II.; ſie verließ übrigens, der kalviniſtiſchen Lehre zugethan, bald nach der Thronbeſteigung ihres Sohnes den Hof. Serafſi (S. 128) citirt in Betreff ihrer eine Stelle aus Brantôme, Vie des Dames illustres de France de mon temps: „Ces trois filles etaient très-belles, mais la mere les fit embellir davantage par la belle nourriture qu'elle leur donna, en leur faisant apprendre les sciences et les bonnes lettres, qu'elles apprirent et retindrent parfaitement et en faisaient honte aux plus scavans etc."

Mir die Natur, was mir das Glück verlieh.
Ich freue mich, wenn kluge Männer ſprechen,
Daß ich verſtehen kann, wie ſie es meinen.
Es ſei ein Urtheil über einen Mann
Der alten Zeit*) und ſeiner Thaten Werth,
Es ſei von einer Wiſſenſchaft die Rede,
Die, durch Erfahrung weiter ausgebreitet,
Dem Menſchen nutzt, indem ſie ihn erhebt:
Wohin ſich das Geſpräch der Edeln lenkt,
Ich folge gern; denn mir wird leicht zu folgen.
Ich höre gern dem Streit der Klugen zu,
Wenn um die Kräfte,**) die des Menſchen Bruſt
So freundlich und ſo fürchterlich bewegen,
Mit Grazie die Rednerlippe ſpielt;
Gern, wenn die fürſtliche Begier des Ruhms,
Des ausgebreiteten Beſitzes, Stoff
Dem Denker wird, und wenn die feine Klugheit,
Von einem klugen Manne zart entwickelt,
Statt uns zu hintergehen, uns belehrt.

Leonore. Und dann nach dieſer ernſten Unterhaltung
Ruht unſer Ohr und unſer innrer Sinn
Gar freundlich auf des Dichters Reimen aus,
Der uns die letzten,***) lieblichſten Gefühle
Mit holden Tönen in die Seele flößt.
Dein hoher Geiſt umfaßt ein weites Reich;
Ich halte mich am Liebſten auf der Inſel †)
Der Poeſie in Lorbeerhainen auf.

Prinzeſſin. In dieſem ſchönen Lande, hat man mir
Verſichern wollen, wächſt vor andern Bäumen
Die Myrte †) gern. Und wenn der Muſen gleich
Gar viele ſind, ſo ſucht man unter ihnen
Sich ſeltner eine Freundin und Geſpielin,

---

*) Die folgenden Worte der Prinzeſſin bezeichnen ihr Intereſſe für Geſchichte, exakte Wiſſenſchaften und Philoſophie.

**) In dem Sinne zu faſſen, daß dieſe Kräfte ſelbſt von dem Sprechenden beurtheilt werden.

***) d. h. die höchſten, ſo wie Oreſt S. 135, Z. 14 von „des Lebens erſter, letzter Kuß" ſpricht.

†) Die Metapher deutet das Begrenzte und Abgeſchloſſene im Gegenſatz zu dem „weiten Reiche" aus, das alle ſonſtigen Gebiete des Geiſtes umfaßt. Vielleicht hat Goethe auch noch an die Inſeln der Seligen gedacht.

††) Der Venus waren bei den Alten alle Blumen des Frühlings, beſonders aber Myrte und Roſe geweiht.

Als man dem Dichter gern begegnen mag,
Der uns zu meiden, ja zu fliehen ſcheint,
Etwas zu ſuchen ſcheint, das wir nicht kennen
Und er vielleicht am Ende ſelbſt nicht kennt.
Da wär' es denn ganz artig, wenn er uns
Zur guten Stunde träfe, ſchnell entzückt
Uns für den Schatz erkennte, den er lang'
Vergebens in der weiten Welt geſucht.

Leonore. Ich muß mir Deinen Scherz gefallen laſſen;
Er trifft mich zwar, doch trifft er mich nicht tief.
Ich ehre jeden Mann und ſein Verdienſt,
Und ich bin gegen Taſſo nur gerecht.
Sein Auge weilt auf dieſer Erde kaum;
Sein Ohr vernimmt den Einklang*) der Natur;
Was die Geſchichte reicht, das Leben giebt,
Sein Buſen nimmt es gleich und willig auf;
Das weit Zerſtreute ſammelt ſein Gemüth,
Und ſein Gefühl belebt das Unbelebte.
Oft adelt er, was uns gemein erſchien,
Und das Geſchätzte wird vor ihm zu nichts.
In dieſem eignen Zauberkreiſe wandelt
Der wunderbare Mann und zieht uns an,
Mit ihm zu wandeln, Theil an ihm zu nehmen;
Er ſcheint ſich uns zu nahn und bleibt uns fern;
Er ſcheint uns anzuſehn, und Geiſter mögen
An unſrer Stelle ſeltſam ihm erſcheinen.

Prinzeſſin. Du haſt den Dichter fein und zart geſchildert,
Der in den Reichen ſüßer Träume ſchwebt.
Allein mir ſcheint auch ihn das Wirkliche
Gewaltſam anzuziehn und feſtzuhalten.
Die ſchönen Lieder, die an unſern Bäumen
Wir hin und wieder angeheftet finden,
Die, goldnen Aepfeln gleich, ein neu Heſperien**)
Uns duftend bilden, erkennſt Du ſie nicht alle
Für holde Früchte einer wahren Liebe?

Leonore. Ich freue mich der ſchönen Blätter auch.
Mit mannichfalt'gem Geiſt verherrlicht er
Ein einzig Bild in allen ſeinen Reimen.

*) Es ſcheint, daß dem Dichter hier die Pythagoräiſche Vorſtellung von der „Harmonie der Sphären" vorgeſchwebt hat, die ja auch nur ein Bild für das einheitliche Leben und Schaffen der Natur iſt.

**) Hindeutung auf die Mythe vom Garten der Hesperiden.

Bald hebt er es in lichter Glorie
Zum Sternenhimmel auf, beugt ſich verehrend
Wie Engel über Wolken vor dem Bilde;*)
Dann ſchleicht er ihm durch ſtille Fluren nach,
Und jede Blume windet er zum Kranz.
Entfernt ſich die Verehrte, heiligt er
Den Pfad, den leis ihr ſchöner Fuß betrat.
Verſteckt im Buſche gleich der Nachtigall,
Füllt er aus einem liebekranken Buſen
Mit ſeiner Klagen Wohllaut Hain und Luft:
Sein reizend Leid, die ſel'ge Schwermuth lockt
Ein jedes Ohr, und jedes Herz muß nach —

Prinzeſſin. Und wenn er ſeinen Gegenſtand benennt,
So giebt er ihm den Namen Leonore.

Leonore. Es iſt Dein Name, wie es meiner iſt.
Ich nähm' es übel, wenn's ein andrer wäre;
Mich freut es, daß er ſein Gefühl für Dich
In dieſem Doppelſinn verbergen kann.
Ich bin zufrieden, daß er meiner auch
Bei dieſes Namens holdem Klang gedenkt.
Hier iſt die Frage nicht von einer Liebe,
Die ſich des Gegenſtands bemeiſtern will,
Ausſchließend ihn beſitzen, eiferſüchtig
Den Anblick jedem Andern wehren möchte.
Wenn er in ſeliger Betrachtung ſich
Mit Deinem Werth beſchäftigt, mag er auch
An meinem leichtern Weſen ſich erfreun.
Uns liebt er nicht, — verzeih, daß ich es ſage!
Aus allen Sphären trägt er, was er liebt,
Auf einen Namen nieder, den wir führen,
Und ſein Gefühl theilt er uns mit; wir ſcheinen
Den Mann zu lieben, und wir lieben nur
Mit ihm das Höchſte,**) was wir lieben können.

Prinzeſſin. Du haſt Dich ſehr in dieſe Wiſſenſchaft
Vertieft, Eleonore, ſagſt mir Dinge,
Die mir beinahe nur das Ohr berühren
Und in die Seele kaum noch übergehn.***)

*) Uebliche Form der Darſtellung auf Bildern der Madonna und der heiligen Familie.

**) D. h. die Macht des Genius, bei dem es nach dem Sinne von Leonorens Worten etwas Unweſentliches iſt, daß ſie ihn in Taſſo verkörpert um ſich haben.

***) Der Prinzeſſin mißfällt das Analyſiren von Taſſo's Empfindungen,

Leonore. Du, Schülerin des Plato,*) nicht begreifen,
Was Dir ein Neuling vorzuſchwatzen wagt?
Es müßte ſein, daß ich zu ſehr mich irrte;
Doch irr' ich auch nicht ganz, ich weiß es wol.
Die Liebe zeigt in dieſer holden Schule
Sich nicht, wie ſonſt, als ein verwöhntes Kind;**)
Es iſt der Jüngling, der mit Puppen ſich
Vermählte, der im Rath der Götter Sitz
Und Stimme hat. Er tobt nicht frevelhaft
Von einer Bruſt zur andern hin und her;
Er heftet ſich an Schönheit und Geſtalt
Nicht gleich mit ſüßem Irrthum feſt und büßet
Nicht ſchnellen Rauſch mit Ekel und Verdruß.
Prinzeſſin. Da kommt mein Bruder. Laß uns nicht verrathen,
Wohin ſich wieder das Geſpräch gelenkt!
Wir würden ſeinen Scherz zu tragen haben,
Wie unſre Kleidung ſeinen Spott erfuhr.

Zweiter Auftritt.

Die Vorigen. Alphons.

Alphons. Ich ſuche Taſſo, den ich nirgends finde,
Und treff' ihn — hier ſogar bei Euch nicht an.
Konnt Ihr von ihm mir keine Nachricht geben?
Prinzeſſin. Ich ſah ihn geſtern wenig, heute nicht.
Alphons. Es iſt ein alter Fehler, daß er mehr
Die Einſamkeit als die Geſellſchaft ſucht.
Verleih' ich ihm, wenn er den bunten Schwarm
Der Menſchen flieht und lieber frei im Stillen
Mit ſeinem Geiſt ſich unterhalten mag,
So kann ich doch nicht leiden, daß er ſelbſt
Den Kreis vermeidet, den die Freunde ſchließen.

---

weil ſie ſich in ihrem Innern einer tiefen Neigung zu ihm bewußt iſt, und ſie giebt ſich deshalb den Anſchein, als könne ſie dem Gedankengange der Freundin nicht folgen.

*) Vgl. S. 203, erſte Anmerkung.

**) Schon Düntzer (Goethe's Taſſo, erläutert, S. 60) hat darauf hingewieſen, daß hier in freier Weiſe Vorſtellungen aus Plato's Symposion benutzt ſind, wo Pauſanias ſeine Lehre von dem zwiefachen Amor (Διπλοῦς Ἔρως) entwickelt. In dem Gedichte „Der neue Amor" (II, 11) weicht Goethe allerdings ſelbſt von der hier vorliegenden Auffaſſung ab.

Leonore. Irr' ich mich nicht, ſo wirſt Du bald, o Fürſt,
Den Tadel in ein frohes Lob verwandeln.
Ich ſah ihn heut von fern; er hielt ein Buch
Und eine Tafel, ſchrieb und ging und ſchrieb.
Ein flüchtig Wort, das er mir geſtern ſagte,
Schien mir ſein Werk vollendet anzukünden.
Er ſorgt nur, kleine Züge zu verbeſſern,
Um Deiner Huld, die ihm ſo viel gewährt,
Ein würdig Opfer endlich darzubringen.

Alphons. Er ſoll willkommen ſein, wenn er es bringt,
Und losgeſprochen ſein auf lange Zeit.
So ſehr ich Theil an ſeiner Arbeit nehme,
So ſehr in manchem Sinn das große Werk
Mich freut und freuen muß, ſo ſehr vermehrt
Sich auch zuletzt die Ungeduld in mir.
Er kann nicht enden, kann nicht fertig werden,
Er ändert ſtets, rückt langſam weiter vor,
Steht wieder ſtill, er hinterzieht die Hoffnung;
Unwillig ſieht man den Genuß entfernt
In ſpäte Zeit, den man ſo nah geglaubt.

Prinzeſſin. Ich lobe die Beſcheidenheit, die Sorge,
Womit er Schritt vor Schritt zum Ziele geht.
Nur durch die Gunſt der Muſen ſchließen ſich
So viele Reime feſt in Eins zuſammen;
Und ſeine Seele hegt nur dieſen Trieb,
Es ſoll ſich ſein Gedicht zum Ganzen ründen.
Er will nicht Märchen über Märchen häufen,*)
Die reizend unterhalten und zuletzt
Wie loſe Worte nur verklingend täuſchen.
Laß ihn, mein Bruder! Denn es iſt die Zeit
Von einem guten Werke nicht das Maß;
Und wenn die Nachwelt mitgenießen ſoll,
So muß des Künſtlers Mitwelt ſich vergeſſen.

Alphons. Laß uns zuſammen, liebe Schweſter, wirken,
Wie wir zu Beider Vortheil oft gethan!
Wenn ich zu eifrig bin, ſo lindre Du!
Und biſt Du zu gelind, ſo will ich treiben.
Wir ſehen dann auf einmal ihn vielleicht
Am Ziel, wo wir ihn lang' gewünſcht zu ſehn.

*) Hindeutung auf die Vorgänger Taſſo's, denen allen man mit Recht Mangel an epiſcher Einheit vorwirft.

Dann ſoll das Vaterland, es ſoll die Welt
Erſtaunen, welch ein Werk vollendet worden.
Ich nehme meinen Theil des Ruhms davon,
Und er wird in das Leben eingeführt.
Ein edler Menſch kann einem engen Kreiſe
Nicht ſeine Bildung danken. Vaterland
Und Welt muß auf ihn wirken. Ruhm und Tadel
Muß er ertragen lernen. Sich und Andre
Wird er gezwungen recht zu kennen. Ihn
Wiegt nicht die Einſamkeit mehr ſchmeichelnd ein.
Es will der Feind — es darf der Freund nicht ſchonen;
Dann übt der Jüngling ſtreitend ſeine Kräfte,
Fühlt, was er iſt, und fühlt ſich bald ein Mann.

Leonore. So wirſt Du, Herr, für ihn noch Alles thun,
Wie Du bisher für ihn ſchon viel gethan.
Es bildet ein Talent ſich in der Stille,
Sich ein Charakter in dem Strom der Welt.
O, daß er ſein Gemüth wie ſeine Kunſt
An Deinen Lehren bilde! Daß er nicht
Die Menſchen länger meide, daß ſein Argwohn
Sich nicht zuletzt in Furcht und Haß verwandle!

Alphons. Die Menſchen fürchtet nur, wer ſie nicht kennt,
Und wer ſie meidet, wird ſie bald verkennen.
Das iſt ſein Fall, und ſo wird nach und nach
Ein frei Gemüth verworren und gefeſſelt.
So iſt er oft um meine Gunſt beſorgt,
Weit mehr, als es ihm ziemte; gegen Viele
Hegt er ein Mißtrau'n,*) die, ich weiß es ſicher,
Nicht ſeine Feinde ſind. Begegnet ja,
Daß ſich ein Brief verirrt, daß ein Bedienter
Aus ſeinem Dienſt in einen andern geht,
Daß ein Papier aus ſeinen Händen kommt,
Gleich ſieht er Abſicht, ſieht Verrätherei
Und Tücke, die ſein Schickſal untergräbt.

Prinzeſſin. Laß uns, geliebter Bruder, nicht vergeſſen,
Daß von ſich ſelbſt der Menſch nicht ſcheiden kann!
Und wenn ein Freund, der mit uns wandeln ſollte,
Sich einen Fuß beſchädigte, wir würden
Doch lieber langſam gehn und unſre Hand
Ihm gern und willig leihen.

*) Die Biographen Taſſo's erzählen viele Einzelheiten, die in das hier bezeichnete Gebiet gehören.

Alphons. Beſſer wär's,
Wenn wir ihn heilen könnten, lieber gleich
Auf treuen Rath des Arztes eine Kur
Verſuchten, dann mit dem Geheilten froh
Den neuen Weg des friſchen Lebens gingen.
Doch beſſ' ich, meine Lieben, daß ich nie
Die Schuld des rauhen Arztes auf mich lade.
Ich thue, was ich kann, um Sicherheit
Und Zutraun ſeinem Buſen einzuprägen.
Ich geb' ihm oft in Gegenwart von Vielen
Entſchiedne Zeichen meiner Gunſt. Beklagt
Er ſich bei mir, ſo laſſ' ich's unterſuchen,
Wie ich es that, als er ſein Zimmer neulich
Erbrochen glaubte. Läßt ſich nichts entdecken,
So zeig' ich ihm gelaſſen, wie ich's ſehe;
Und da man Alles üben muß, ſo üb' ich,
Weil er's verdient, an Taſſo die Geduld;
Und Ihr, ich weiß es, ſteht mir willig bei.
Ich hab' Euch nun aufs Land gebracht und gehe
Heut Abend nach der Stadt zurück. Ihr werdet
Auf einen Augenblick Antonio ſehen;
Er kommt von Rom und holt mich ab. Wir haben
Viel auszureden, abzuthun; Entſchlüſſe
Sind nun zu faſſen, Briefe viel zu ſchreiben;
Das Alles nöthigt mich zur Stadt zurück.

Prinzeſſin. Erlaubſt Du uns, daß wir Dich hinbegleiten?

Alphons. Bleibt nur in Belriguardo, geht zuſammen
Hinüber nach Conſandoli!*) Genießt
Der ſchönen Tage ganz nach freier Luſt!

Prinzeſſin. Du kannſt nicht bei uns bleiben, die Geſchäfte
Nicht hier ſo gut als in der Stadt verrichten?

Leonore. Du führſt uns gleich Antonio hinweg,
Der uns von Rom ſo viel erzählen ſollte?

Alphons. Es geht nicht an, Ihr Kinder; doch ich komme
Mit ihm, ſo bald als möglich iſt, zurück;
Dann ſoll er Euch erzählen, und Ihr ſollt
Mir ihn belohnen helfen, der ſo viel
In meinem Dienſt aufs Neue ſich bemüht.
Und haben wir uns wieder ausgeſprochen,
So mag der Schwarm dann kommen, daß es luſtig

*) Auf der Straße von Ferrara nach Ravenna gelegen.

In unſern Gärten werde, daß auch mir,
Wie billig, eine Schönheit in dem Kühlen,
Wenn ich ſie ſuche, gern begegnen mag.

Leonore. Wir wollen freundlich durch die Finger ſehen.

Alphons. Dagegen wißt Ihr, daß ich ſchonen kann.

Prinzeſſin (nach der Scene gedeutet).
Schon lange ſeh' ich Taſſo kommen. Langſam
Bewegt er ſeine Schritte, ſteht bisweilen
Auf einmal ſtill, wie unentſchloſſen, geht
Dann wieder ſchneller auf uns los, und weilt
Schon wieder.

Alphons. Stört ihn, wenn er denkt und dichtet,
In ſeinen Träumen nicht und laßt ihn wandeln!

Leonore. Nein, er hat uns geſehn, er kommt hieher.

Dritter Auftritt.

Die Vorigen. Taſſo.

Taſſo (mit einem Buche, in Pergament gebettet).
Ich komme langſam, Dir ein Werk*) zu bringen,
Und zaudre noch, es Dir zu überreichen.
Ich weiß zu wohl, noch bleibt es unvollendet,
Wenn es auch gleich geendigt ſcheinen möchte.
Allein, war ich beſorgt, es unvollkommen
Dir hinzugeben, ſo bezwingt mich nun
Die neue Sorge: Möcht' ich doch nicht gern
Zu ängſtlich, möcht' ich nicht undankbar ſcheinen!
Und wie der Menſch nur ſagen kann: Hie bin ich,
Daß Freunde ſeiner ſchonend ſich erfreun,
So kann ich auch nur ſagen: Nimm es hin!
(Er übergiebt den Band.)

Alphons. Du überraſcheſt mich mit Deiner Gabe
Und machſt mir dieſen ſchönen Tag zum Feſt.
So halt' ich's endlich denn in meinen Händen
Und nenn' es in gewiſſem Sinne mein!
Lang' wünſcht' ich ſchon, Du möchteſt Dich entſchließen
Und endlich ſagen: Hier! Es iſt genug.

*) Die Vollendung des Epos „Gerusalemme liberata" erfolgte in der That im April 1575; die erſte der unendlich zahlreichen Ausgaben erſchien, nachdem bereits 1579 der vierte Geſang und 1580 etwa zwei Drittel des Ganzen veröffentlicht waren, 1581. (Vgl. Teraſſi. S. 541.)

Taſſo. Wenn Ihr zufrieden ſeid, ſo iſt's vollkommen;
Denn Euch gehört es zu in jedem Sinn.
Betrachtet' ich den Fleiß, den ich verwendet,
Sah ich die Züge meiner Feder an,
So konnt' ich ſagen: Dieſes Werk iſt mein.
Doch ſeh' ich näher an, was dieſer Dichtung
Den innern Werth und ihre Würde giebt,
Erkenn' ich wol, ich hab' es nur von Euch.
Wenn die Natur der Dichtung holde Gabe
Aus reicher Willkür freundlich mir geſchenkt,
So hatte mich das eigenſinn'ge Glück
Mit grimmiger Gewalt von ſich geſtoßen;
Und zog die ſchöne Welt den Blick des Knaben
Mit ihrer ganzen Fülle herrlich an,
So trübte bald den jugendlichen Sinn
Der theuern Eltern*) unverdiente Noth.
Eröffnete die Lippe ſich, zu ſingen,
So floß ein traurig Lied von ihr herab,
Und ich begleitete mit leiſen Tönen
Des Vaters Schmerzen und der Mutter Qual.
Du warſt allein, der aus dem engen Leben
Zu einer ſchönen Freiheit mich erhob,
Der jede Sorge mir vom Haupte nahm,
Mir Freiheit gab, daß meine Seele ſich
Zu muthigem Geſang entfalten konnte;
Und welchen Preis nun auch mein Werk erhält,
Euch dank' ich ihn; denn Euch gehört es zu.

Alphons. Zum zweiten Mal verdienſt Du jedes Lob
Und ehrſt beſcheiden Dich und uns zugleich.

Taſſo. O, könnt' ich ſagen, wie ich lebhaft fühle,
Daß ich von Euch nur habe, was ich bringe!
Der thatenloſe Jüngling — nahm er wol
Die Dichtung aus ſich ſelbſt? Die kluge Leitung
Des raſchen Krieges — hat er die erſonnen?
Die Kunſt der Waffen, die ein jeder Held
An dem beſchiednen Tage kräftig zeigt,
Des Feldherrn Klugheit und der Ritter Muth,

*) Taſſo's Vater, Bernardo, wurde wegen ſeiner Anhänglichkeit an den Fürſten von Salerno, Ferrante Sanſeverino, deſſen Sekretär er war, aus dem Königreich Neapel verbannt; ſeine Mutter Portia ſtarb während der Abweſenheit des Gatten und ihres Sohnes.

Und wie ſich Liſt und Wachſamkeit bekämpft,
Haſt Du mir nicht, o kluger, tapfrer Fürſt,*)
Das Alles eingeflößt, als wäreſt Du
Mein Genius, der eine Freude fände,
Sein hohes, unerreichbar hohes Weſen
Durch einen Sterblichen zu offenbaren?

Prinzeſſin. Genieße nun des Werks, das uns erfreut!

Alphons. Erfreue Dich des Beifalls jedes Guten!

Leonore. Des allgemeinen Ruhms erfreue Dich!

Taſſo. Mir iſt an dieſem Augenblick genug.
An Euch nur dacht' ich, wenn ich ſann und ſchrieb,
Euch zu gefallen war mein höchſter Wunſch,
Euch zu ergetzen war mein letzter Zweck.
Wer nicht die Welt in ſeinen Freunden ſieht,
Verdient nicht, daß die Welt von ihm erfahre.
Hier iſt mein Vaterland, hier iſt der Kreis,
In dem ſich meine Seele gern verweilt.
Hier horch' ich auf, hier acht' ich jeden Wink,
Hier ſpricht Erfahrung, Wiſſenſchaft, Geſchmack;
Ja, Welt und Nachwelt ſeh' ich vor mir ſtehn.
Die Menge macht den Künſtler irr und ſcheu;
Nur wer Euch ähnlich iſt, verſteht und fühlt,
Nur Der allein ſoll richten und belohnen!

Alphons. Und ſtellen wir denn Welt und Nachwelt vor,
So ziemt es nicht, nur müßig zu empfangen.
Das ſchöne Zeichen, das den Dichter ehrt,
Das ſelbſt der Held, der ſeiner**) ſtets bedarf,
Ihm ohne Neid ums Haupt gewunden ſieht,
Erblick' ich hier auf Deines Ahnherrn Stirne.

(Auf die Herme Virgil's deutend.)

Hat es der Zufall, hat's ein Genius
Geflochten und gebracht? Es zeigt ſich hier
Uns nicht umſonſt. Virgilen hör' ich ſagen:
Was ehret Ihr die Todten? Hatten die

*) In der That ſind eine Reihe von Feldzügen des Herzogs hiſtoriſch; noch unter der Regierung ſeines Vaters kämpfte er 1558 glücklich gegen Octavio von Parma; 1566 zog er dem deutſchen Kaiſer Maximilian II. zu Hilfe, 1578 hatte er Streitigkeiten mit Bologna u. ſ. w. Auch erwähnt Seraſſi (S. 185) ausdrücklich, daß Taſſo den Herzog über alles auf das Kriegsweſen Bezügliche, was in ſeinem Epos vorkommt, um Rath gefragt habe.

**) Des Lorbeers; der Gedanke, daß der Held des Dichters bedarf, damit ſeine Thaten gefeiert werden, liegt wenigſtens hier dem Herzoge fern.

Doch ihren Lohn und Freude, da ſie lebten!
Und wenn Ihr uns bewundert und verehrt,
So geht auch den Lebendigen ihr Theil!
Mein Marmorbild iſt ſchon bekränzt genug;
Der grüne Zweig gehört dem Leben an.

(Alphons winkt ſeiner Schweſter; ſie nimmt den Kranz von der Büſte Virgil's und nähert ſich Taſſo. Er tritt zurück.)

Leonore. Du weigerſt Dich? Sieh, welche Hand den Kranz,
Den ſchönen, unverwelklichen, Dir bietet!

Taſſo. O laßt mich zögern! Seh' ich doch nicht ein,
Wie ich nach dieſer Stunde leben ſoll.

Alphons. In dem Genuß des herrlichen Beſitzes,
Der Dich im erſten Augenblick erſchreckt.

Prinzeſſin (indem ſie den Kranz in die Höhe hält).
Du gönneſt mir die ſeltne Freude, Taſſo,
Dir ohne Wort zu ſagen, wie ich denke.

Taſſo. Die ſchöne Laſt aus Deinen theuern Händen
Empfang' ich knieend auf mein ſchwaches Haupt.

(Er kniet nieder, die Prinzeſſin ſetzt ihm den Kranz auf.)

Leonore (applaudirend). Es lebe der zum erſten Mal Bekränzte!
Wie zieret den beſcheidnen Mann der Kranz!

(Taſſo ſteht auf.)

Alphons. Es iſt ein Vorbild nur von jener Krone,
Die auf dem Kapitol*) Dich zieren ſoll.

Prinzeſſin. Dort werden lautre Stimmen Dich begrüßen;
Mit leiſer Lippe lohnt die Freundſchaft hier.

Taſſo. O, nehmt ihn weg von meinem Haupte wieder,
Nehmt ihn hinweg! Er ſengt mir meine Locken,
Und wie ein Strahl der Sonne, der zu heiß
Das Haupt mir träfe, brennt er mir die Kraft
Des Denkens aus der Stirne. Fieberhitze
Bewegt mein Blut. Verzeiht! Es iſt zu viel!

Leonore. Es ſchützet dieſer Zweig vielmehr das Haupt
Des Manns, der in den heißen Regionen
Des Ruhms zu wandeln hat, und fühlt die Stirne.

Taſſo. Ich bin nicht werth, die Kühlung zu empfinden,
Die nur um Heldenſtirnen wehen ſoll.

*) Taſſo erlebte bekanntlich ſeine Krönung zum Dichter, die man in Rom bei ſeinem letzten Aufenthalte daſelbſt ſeit dem November 1594 beabſichtigt hatte, nicht mehr, da ſeine körperliche Schwäche in den letzten Monaten ſeines Lebens die Ceremonie unmöglich machte.

O hebt ihn auf, Ihr Götter, und verklärt
Ihn zwiſchen Wolken, daß er hoch und höher
Und unerreichbar ſchwebe, daß mein Leben
Nach dieſem Ziel ein ewig Wandeln ſei!*)

Alphons. Wer früh erwirbt, lernt früh den hohen Werth
Der holden Güter dieſes Lebens ſchätzen;
Wer früh genießt, entbehrt in ſeinem Leben
Mit Willen nicht, was er einmal beſaß;
Und wer beſitzt, der muß gerüſtet ſein.

Taſſo. Und wer ſich rüſten will, muß eine Kraft
Im Buſen fühlen, die ihm nie verſagt.
Ach, ſie verſagt mir eben jetzt! Im Glück
Verläßt ſie mich, die angeborne Kraft,
Die ſtandhaft mich dem Unglück, ſtolz dem Unrecht
Begegnen lehrte. Hat die Freude mir,
Hat das Entzücken dieſes Augenblicks
Das Mark in meinen Gliedern aufgelöſt?
Es ſinken meine Kniee! Noch einmal
Siehſt Du, o Fürſtin, mich gebeugt vor Dir:
Erhöre meine Bitte! Nimm ihn weg,
Daß, wie aus einem ſchönen Traum erwacht,
Ich ein erquicktes, neues Leben fühle!

Prinzeſſin. Wenn Du beſcheiden ruhig das Talent,
Das Dir die Götter gaben, tragen kannſt,
So lern auch dieſe Zweige tragen, die
Das Schönſte ſind, was wir Dir geben können.
Dem einmal würdig ſie das Haupt berührt,
Dem ſchweben ſie auf ewig um die Stirne.

Taſſo. So laßt mich denn beſchämt von hinnen gehn!
Laßt mich mein Glück im tiefen Hain verbergen,
Wie ich ſonſt meine Schmerzen dort verbarg.
Dort will ich einſam wandeln, dort erinnert
Kein Auge mich ans unverdiente Glück.
Und zeigt mir ungefähr ein klarer Brunnen
In ſeinem reinen Spiegel einen Mann,
Der, wunderbar bekränzt, im Widerſchein
Des Himmels zwiſchen Bäumen, zwiſchen Felſen
Nachdenkend ruht, ſo ſcheint es mir, ich ſehe

*) Der Kranz, von der Erde entrückt, ſoll ein Sinnbild des Ideals werden, dem Taſſo ſein ganzes Leben hindurch nachſtreben will; wir möchten deshalb nicht mit Düntzer S. 96 an die Krone denken, die Ariadne bei ihrer Vermählung von Bacchus erhielt und die unter die Sterne verſetzt wurde.

Elyſium auf dieſer Zauberfläche
Gebildet. Still bedenk' ich mich und frage:
Wer mag der Abgeſchiedne ſein, der Jüngling
Aus der vergangnen Zeit,*) ſo ſchön bekränzt?
Wer ſagt mir ſeinen Namen, ſein Verdienſt?
Ich warte lang' und denke: Käme doch
Ein Andrer und noch Einer, ſich zu ihm
In freundlichem Geſpräche zu geſellen!
O ſäh' ich die Heroen, die Poeten
Der alten Zeit um dieſen Quell verſammelt!
O ſäh' ich hier ſie immer unzertrennlich,
Wie ſie im Leben feſt verbunden waren!
So bindet der Magnet durch ſeine Kraft
Das Eiſen mit dem Eiſen feſt zuſammen,
Wie gleiches Streben Held und Dichter bindet.
Homer vergaß ſich ſelbſt, ſein ganzes Leben
War der Betrachtung zweier Männer heilig,
Und Alexander in Elyſium
Eilt, den Achill und den Homer zu ſuchen.
O, daß ich gegenwärtig wäre, ſie,
Die größten Seelen, nun vereint zu ſehen!

Leonore. Erwach, erwache! Laß uns nicht empfinden,
Daß Du das Gegenwärt'ge ganz verkennſt!

Taſſo. Es iſt die Gegenwart, die mich erhöht;
Abweſend ſchein' ich nur, ich bin entzückt!

Prinzeſſin. Ich freue mich, wenn Du mit Geiſtern redeſt,
Daß Du ſo menſchlich ſprichſt, und hör' es gern.

(Ein Page tritt zu dem Fürſten und richtet leiſe etwas aus.)

Alphons. Er iſt gekommen — recht zur guten Stunde!
Antonio! — Bring ihn her — Da kommt er ſchon!

Vierter Auftritt.

Die Vorigen. Antonio.

Alphons. Willkommen, der Du uns zugleich Dich ſelbſt
Und gute Botſchaft bringſt!

Prinzeſſin. Sei uns gegrüßt!

*) Die Viſion Taſſo's erinnert in manchen Punkten an die Darſtellung in dem Gedichte „Ilmenau" (Werke I, 110, S. 34 ff.), wo der Dichter ſeinem eigenen jüngeren Selbſt gegenübertritt.

Antonio. Kaum mag' ich es zu ſagen, welch Vergnügen
In Eurer Gegenwart mich neu belebt.
Vor Euern Augen ſind' ich Alles wieder,
Was ich ſo lang' entbehrt. Ihr ſcheint zufrieden
Mit dem, was ich gethan, was ich vollbracht;
Und ſo bin ich belohnt für jede Sorge,
Für manchen bald mit Ungeduld durchharrten,
Bald abſichtsvoll verlornen Tag. Wir haben
Nun, was wir wünſchen, und kein Streit iſt mehr.*)
Leonore. Auch ich begrüße Dich, wenn ich ſchon zürne.
Du kommſt nur eben, da ich reiſen muß.
Antonio. Damit mein Glück nicht ganz vollkommen werde,
Nimmſt Du mir gleich den ſchönen Theil hinweg.
Taſſo. Auch meinen Gruß! Ich hoffe, mich der Nähe
Des vielerfahrnen Mannes auch zu freun.
Antonio. Du wirſt mich wahrhaft finden, wenn Du je
Aus Deiner Welt in meine ſchauen magſt.
Alphons. Wenn Du mir gleich in Briefen ſchon gemeldet,
Was Du gethan und wie es Dir ergangen,
So hab' ich doch noch Manches auszufragen,
Durch welche Mittel das Geſchäft gelang.
Auf jenem wunderbaren Boden will der Schritt
Wohl abgemeſſen ſein, wenn er zuletzt
An Deinen eignen Zweck Dich führen ſoll.
Wer ſeines Herren Vortheil rein bedenkt,
Der hat in Rom gar einen ſchweren Stand;
Denn Rom will Alles nehmen, geben nichts,
Und kommt man hin, um etwas zu erhalten,
Erhält man nichts, man bringe denn was hin;
Und glücklich, wenn man da noch was erhält.
Antonio. Es iſt nicht mein Betragen, meine Kunſt,
Durch die ich Deinen Willen, Herr, vollbracht.
Denn welcher Kluge fänd' im Vatikan
Nicht ſeinen Meiſter? Vieles traf zuſammen,
Das ich zu unſerm Vortheil nutzen konnte.
Dich ehrt Gregor und grüßt und ſegnet Dich.
Der Greis, der würdigſte, dem eine Krone

*) Ob hier an beſtimmte hiſtoriſche Verhältniſſe zu denken iſt, muß dahingeſtellt bleiben. Geſchichtlich richtig iſt allerdings, daß die in der erſten Anmerkung S. 212 erwähnten Streitigkeiten mit Venedig durch den Papſt Gregor XIII. geſchlichtet worden ſind. (Vgl. H. Lee, Geſchichte von Italien, V, 550.)

Das Haupt belaſtet, denkt der Zeit*) mit Freuden,
Da er in ſeinen Arm Dich ſchloß. Der Mann,
Der Männer unterſcheidet, kennt und rühmt
Dich hoch. Um Deinetwillen that er viel.

Alphons. Ich freue ſeiner guten Meinung mich,
Sofern ſie redlich iſt. Doch weißt Du wol,
Vom Vatikan herab ſieht man die Reiche
Schon klein genug zu ſeinen Füßen liegen,
Geſchweige denn die Fürſten und die Menſchen.
Geſtehe nur, was Dir am Meiſten haſt!

Antonio. Gut, wenn Du willſt, der hohe Sinn des Papſts.
Er ſieht das Kleine klein, das Große groß.
Damit er einer Welt gebiete,**) giebt
Er ſeinen Nachbarn gern und freundlich nach.
Das Streifchen Land, das er Dir überläßt,
Weiß er, wie Deine Freundſchaft, wohl zu ſchätzen.
Italien ſoll ruhig ſein; er will
In ſeiner Nähe Freunde ſehen, Friede
Bei ſeinen Grenzen halten, daß die Macht
Der Chriſtenheit, die er gewaltig lenkt,
Die Türken da, die Ketzer dort vertilge.

Prinzeſſin. Weiß man die Männer, die er mehr als Andre
Begünſtigt, die ſich ihm vertraulich nahn?

Antonio. Nur der erfahrne Mann beſitzt ſein Ohr,
Der thätige ſein Zutraun, ſeine Gunſt.
Er, der von Jugend auf dem Staat gedient,
Beherrſcht ihn jetzt und wirkt auf jene Höfe,
Die er vor Jahren als Geſandter ſchon
Geſehen und gekannt und oft gelenkt.
Es liegt die Welt ſo klar vor ſeinem Blick
Als wie der Vortheil ſeines eignen Staats.
Wenn man ihn handeln ſieht, ſo lobt man ihn,

---

*) Alphons war im Januar 1573 zur Begrüßung des Papſtes in Rom geweſen.

**) Gregor war in ſeiner Jugend Rechtslehrer in Bologna und ſpäter häufig als Geſandter an den verſchiedenen kleinen Höfen Italiens thätig geweſen. Seine hier gegebene Charakteriſtik ſtimmt übrigens zum Theil mit der Geſchichte. Die Verſchönerung Rom's ließ er ſich angelegen ſein; eine reiche Kapelle in der Peterskirche und die Galerie auf dem Baſilian mit den geographiſchen Karten ſtammen von ihm. Auf italieniſche Politik war ſeine Thätigkeit weniger gerichtet; dagegen zeichnete ihn ein beſonderer Eifer für die Verbreitung der katholiſchen Kirche aus. (Nach Leo, V, 377.)

Und freut ſich, wenn die Zeit entdeckt, was er
Im Stillen lang' bereitet und vollbracht.
Es iſt kein ſchönrer Anblick in der Welt,
Als einen Fürſten ſehn, der klug regieret,
Das Reich zu ſehn, wo Jeder ſtolz gehorcht,
Wo Jeder ſich nur ſelbſt zu dienen glaubt,
Weil ihm das Rechte nur befohlen wird.

Leonore. Wie ſehnlich wünſcht' ich, jene Welt einmal
Recht nah zu ſehn!

Alphons. Doch wol, um mitzuwirken?
Denn blos beſchaun wird Leonore nie.
Es wäre doch recht artig, meine Freundin,
Wenn in das große Spiel wir auch zuweilen
Die zarten Hände miſchen könnten — Nicht?

Leonore (zu Alphons). Du willſt mich reizen; es gelingt Dir nicht.

Alphons. Ich bin Dir viel von andern Tagen ſchuldig.

Leonore. Nun gut, ſo bleib' ich heut in Deiner Schuld!
Verzeih, und ſtöre meine Fragen nicht!
(Zu Antonio.)
Hat er für die Nepoten viel gethan?

Antonio. Nicht weniger, noch mehr, als billig iſt.
Ein Mächtiger, der für die Seinen nicht
Zu ſorgen weiß, wird von dem Volke ſelbſt
Getadelt. Still und mäßig*) weiß Gregor
Den Seinigen zu nutzen, die dem Staat
Als wackre Männer dienen, und erfüllt
Mit einer Sorge zwei verwandte Pflichten.

Taſſo. Erfreut die Wiſſenſchaft, erfreut die Kunſt
Sich ſeines Schutzes auch? Und eifert er
Den großen Fürſten alter Zeiten nach?

Antonio. Er ehrt die Wiſſenſchaft, ſofern ſie nutzt,
Den Staat regieren, Völker kennen lehrt;
Er ſchätzt die Kunſt, ſofern ſie ziert, ſein Rom
Verherrlicht und Palaſt und Tempel
Zu Wunderwerken dieſer Erde macht.
In ſeiner Nähe darf nichts müßig ſein;
Was gelten ſoll, muß wirken und muß dienen.

Alphons. Und glaubſt Du, daß wir das Geſchäfte bald

*) Seinem Sohne Jacopo de' Buoncompagni verſchaffte er Beſitzthümer im Modeneſiſchen und Neapolitaniſchen nebſt dem Herzogstitel

Vollenden können, daß ſie nicht zuletzt
Noch hie und da uns Hinderniſſe ſtreuen?
Antonio. Ich müßte ſehr mich irren, wenn nicht gleich
Durch Deinen Namenszug, durch wenig Briefe
Auf immer dieſer Zwiſt geboben wäre.
Alphons. So lob' ich dieſe Tage meines Lebens
Als eine Zeit des Glückes und Gewinns.
Erweitert ſeh' ich meine Grenze, weiß
Sie für die Zukunft ſicher. Ohne Schwertſchlag
Haſt Du's geleiſtet, eine Bürgertreue*)
Dir wohl verdient. Es ſollen unſre Frauen
Vom erſten Eichenlaub am ſchönſten Morgen
Geflochten Dir ſie um die Stirne legen.
Indeſſen hat mich Taſſo auch bereichert:
Er hat Jeruſalem für uns erobert
Und ſo die neue Chriſtenheit beſchämt,**)
Ein weit entferntes, doch geſtecktes Ziel
Mit frohem Muth und ſtrengem Fleiß erreicht.
Für ſeine Mühe ſiehſt Du ihn gekrönt.
Antonio. Du leiſeſt mir ein Räthſel. Zwei Bekränzte
Erblickt' ich mit Verwundrung, da ich kam.
Taſſo. Wenn Du mein Glück vor Deinen Augen ſiehſt,
So wünſcht' ich, daß Du mein beſchämt Gemüth
Mit eben dieſem Blicke ſchauen könnteſt.
Antonio. Mir war es lang' bekannt, daß im Belohnen
Alphons unmäßig iſt, und Du erfährſt,
Was Jeder von den Seinen ſchon erfuhr.
Prinzeſſin. Wenn Du erſt ſiehſt, was er geleiſtet hat,
So wirſt Du uns gerecht und mäßig finden.
Wir ſind nur hier die erſten ſtillen Zeugen
Des Beifalls, den die Welt ihm nicht verſagt,
Und den ihm zehnfach künft'ge Jahre gönnen.
Antonio. Er iſt durch Euch ſchon ſeines Ruhms gewiß.
Wer dürfte zweifeln, wo Ihr preiſen könnt?
Doch ſage mir, wer drückte dieſen Kranz
Auf Arioſtens Stirne?
Leonore. Dieſe Hand.
Antonio. Und ſie hat wohl gethan! Er ziert ihn ſchön,

*) Mit Beziehung auf die „corona civica" der Römer.
**) Die Verſuche Gregor's, namentlich Frankreich und Spanien zu einem Zuge gegen die Türken anzuregen, waren vergeblich geweſen.

Als ihn der Lorbeer selbst nicht zieren würde.
Wie die Natur die innig*) reiche Brust
Mit einem grünen, bunten Kleide deckt,
So hüllt er Alles, was den Menschen nur
Ehrwürdig, liebenswürdig machen kann,
Ins blühende Gewand der Fabel ein.
Zufriedenheit, Erfahrung und Verstand
Und Geisteskraft, Geschmack und reiner Sinn
Fürs wahre Gute, geistig scheinen sie
In seinen Liedern und persönlich doch
Wie unter Blüthenbäumen auszuruhn,
Bedeckt vom Schnee der leicht getragnen Blüthen,
Umkränzt von Rosen, wunderlich umgaukelt
Vom losen Zauberspiel der Amoretten.
Der Quell des Ueberflusses rauscht darneben
Und läßt uns bunte Wunderfische sehn;
Von seltenem Geflügel ist die Luft,
Von fremden Heerden Wies' und Busch erfüllt;
Die Schalkheit lauscht im Grünen halb versteckt,
Die Weisheit lanzt von einer goldnen Wolke
Von Zeit zu Zeit erhabne Sprüche tönen,
Indeß auf wohlgestimmter Laute wild
Der Wahnsinn hin und her zu wühlen scheint
Und doch im schönsten Takt sich mäßig hält.
Wer neben diesen Mann sich wagen darf,
Verdient für seine Kühnheit schon den Kranz.
Vergebt, wenn ich mich selbst begeistert fühle,
Wie ein Verzückter weder Zeit noch Ort,
Noch was ich sage, wohl bedenken kann;
Denn alle diese Dichter, diese Kränze,
Das seltne, festliche Gewand der Schönen
Versetzt mich aus mir selbst in fremdes Land.

Prinzessin. Wer ein Verdienst so wohl zu schätzen weiß,
Der wird das andre nicht verkennen.**) Du
Sollst uns dereinst in Tasso's Liedern zeigen,
Was wir geübt und was nur Du erkennst.

*) innig = innerlich, ähnlich wie auch im „Werther" der Ausdruck „mein Innigunerstes" gebraucht wird. (Bgl. Werke XIV, S. 12 unsr. Ausg.).

**) Die Bemerkung der Prinzessin ist nicht ganz eine gewisse Bitterkeit; denn sie will Antonio, dessen vorangehende Entschuldigung halb ironisch ist, fühlen lassen, daß sein Lob Lucile's zudemal nicht an der rechten Stelle war, wie sie denn auch später (S. 222) noch einmal auf dasselbe Thema zurückkommt.

Alphons. Komm mit, Antonio! Manches hab' ich noch,
Worauf ich ſehr begierig bin, zu fragen.
Dann ſollſt Du bis zum Untergang der Sonne
Den Frauen angehören. Komm! Lebt wohl!

(Dem Fürſten folgt Antonio, den Damen Taſſo.)

Zweiter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Saal.

Prinzeſſin. Taſſo.

Taſſo. Unſicher folgen meine Schritte Dir,
O Fürſtin, und Gedanken ohne Maaß*)
Und Ordnung regen ſich in meiner Seele.
Mir ſcheint die Einſamkeit zu winken, mich
Gefällig anzuflehn: Komm, ich löſe
Die neu erregten Zweifel Deiner Bruſt.
Doch werf' ich einen Blick auf Dich, vernimmt
Mein horchend Ohr ein Wort von Deiner Lippe,
So wird ein neuer Tag um mich herum,
Und alle Bande fallen von mir los.
Ich will Dir gern geſtehn, es hat der Mann,
Der unerwartet zu uns trat, nicht ſanft
Aus einem ſchönen Traum mich aufgeweckt;
Sein Weſen, ſeine Worte haben mich
So wunderbar getroffen, daß ich mehr
Als je mich doppelt fühle, mit mir ſelbſt
Aufs Neu' in ſtreitender Verwirrung bin.

Prinzeſſin. Es iſt unmöglich, daß ein alter Freund,
Der, lang' entfernt, ein fremdes Leben führte,
Im Augenblick, da er uns wiederſieht,
Sich wieder gleich wie ehmals finden ſoll.
Er iſt in ſeinem Innern nicht verändert;
Laß uns mit ihm nur wenig Tage leben,

*) Das Bild politiſcher Thätigkeit, welches Antonio vor ihm entfaltete, hat in ihm den Zweifel erweckt, ob jene nicht ruhmvoller und erſtrebenswerther als die des Dichters ſei; die Prinzeſſin hebt ſpäter etwas willkürlich nur die eine Seite dieſer Thätigkeit, die kriegeriſche, hervor, um ſie mit der dichteriſchen parallel zu ſtellen.

So ſtimmen ſich die Saiten hin und wieder,
Bis glücklich eine ſchöne Harmonie
Aufs Neue ſie verbindet. Wird er dann
Auch näher kennen, was Du dieſe Zeit
Geleiſtet haſt, ſo ſtellt er Dich gewiß
Dem Dichter an die Seite, den er jetzt
Als einen Rieſen Dir entgegenſtellt.

Taſſo. Ach, meine Fürſtin, Arioſtens Lob
Aus ſeinem Munde hat mich mehr erfreut,
Als daß es mich beleidigt hätte. Tröſtlich
Iſt es für uns, den Mann gerühmt zu wiſſen,
Der als ein großes Muſter vor uns ſteht.
Wir können uns im ſtillen Herzen ſagen:
Erreichſt Du einen Theil von ſeinem Werth,
Bleibt Dir ein Theil auch ſeines Ruhms gewiß.
Nein, was das Herz im Tiefſten mir bewegte,
Was mir noch jetzt die ganze Seele füllt,
Es waren die Geſtalten jener Welt,
Die ſich lebendig, raſtlos, ungeheuer
Um einen großen, einzig klugen Mann
Gemeſſen dreht und ihren Lauf vollendet,
Den ihr der Halbgott*) vorzuſchreiben wagt.
Begierig horcht' ich auf, vernahm mit Luſt
Die ſichern Worte des erfahrnen Mannes;
Doch, ach, je mehr ich horchte, mehr und mehr
Verſank ich vor mir ſelbſt, ich fürchtete,
Wie Echo an den Felſen zu verſchwinden,
Ein Widerhall, ein Nichts, mich zu verlieren.

Prinzeſſin. Und ſchienſt noch kurz vorher ſo rein zu fühlen,
Wie Held und Dichter für einander leben,
Wie Held und Dichter ſich einander ſuchen
Und keiner je den andern neiden ſoll?
Zwar herrlich iſt die liebeswerthe That;**)

*) Urſprünglich Ausdruck für die Heroen, die mit Sterblichen erzeugten Kinder der Götter. So citirt Goethe ſelbſt einen auf ein Gemälde der Fornarina, der Geliebten Raphaels, bezüglichen Vers (zuerſt in Kunſt u. Alterthum II, 2. 19. 1820): „Halbgott iſt, wer Dich faßt; wer Dich umarmt, wird zum Gott"; an der vorliegenden Stelle bezeichnet das Wort indeſſen nur die gottähnliche Wirkſamkeit eines erfindungsreichen und thatkräftigen Fürſten.

**) Aehnlich, wenn auch nicht in Beziehung auf den Schluß ſeiner Worte, ſagt der jüngere Plinius in ſeinen Briefen, VI, 16: Equidem beatos puto, quibus Deorum munere datum est, aut facere scribenda aut scribere legenda, beatissimos vero, quibus utrumque.

Doch ſchön iſt's auch, der Thaten ſtärkſte Fülle
Durch würd'ge Lieder auf die Nachwelt bringen.
Begnüge Dich, aus einem kleinen Staate,
Der Dich beſchützt, dem wilden Lauf der Welt*)
Wie von dem Ufer ruhig zuzuſehn!

Taſſo. Und ſah ich hier mit Staunen nicht zuerſt,
Wie herrlich man den tapfern Mann belohnt?
Als unerfahrner Knabe kam ich her,**)
In einem Augenblick, da Feſt auf Feſt***)
Ferrara zu dem Mittelpunkt der Ehre
Zu machen ſchien. O, welcher Anblick war's!
Den weiten Platz, auf dem in ihrem Glanze
Gewandte Tapferkeit ſich zeigen ſollte,
Umſchloß ein Kreis, wie ihn die Sonne nicht
So bald zum zweiten Mal beſcheinen wird.
Es ſaßen hier gedrängt die ſchönſten Frauen,
Gedrängt die erſten Männer unſrer Zeit.
Erſtaunt durchlief der Blick die edle Menge;
Man rief: Sie Alle hat das Vaterland,
Das eine, ſchmale, meerumgebne Land,
Hieher geſchickt. Zuſammen bilden ſie
Das herrlichſte Gericht, das über Ehre,
Verdienſt und Tugend je entſchieden hat;
Gehſt Du ſie einzeln durch, Du findeſt Keinen,
Der ſeines Nachbarn ſich zu ſchämen brauche. —
Und dann eröffneten die Schranken ſich;
Da ſtampften Pferde, glänzten Helm' und Schilde,
Da drängten ſich die Knappen, da erklang
Trompetenſchall, und Lanzen krachten ſplitternd,
Getroffen tönten Helm' und Schilde, Staub
Auf einen Augenblick umhüllte wirbelnd
Des Siegers Ehre, des Beſiegten Schmach.
O laß mich einen Vorhang vor das ganze,
Mir allzu helle Schauſpiel ziehen, daß
In dieſem ſchönen Augenblicke mir
Mein Unwerth nicht zu heftig fühlbar werde.

---

*) Nach Lukrez, de rerum natura II, 1 u. 2.

**) Taſſo kam zuerſt 1565 nach Ferrara, bald nachdem Alphons II. die öſtreichiſche Herzogin Barbara geheirathet hatte.

***) Ueber die prachtvollen Feſte, die in Ferrara gefeiert zu werden pflegten, vgl. Leo, V, 549, deſſen Quelle Muratori, XIV p. 638, und Graſſi an verſchiedenen Stellen.

Prinzeſſin. Wenn jener edle Kreis, wenn jene Thaten
Zu Müh und Streben damals Dich entflammten,
So konnt' ich, junger Freund, zu gleicher Zeit
Der Duldung ſtille Lehre Dir bewähren.
Die Feſte, die Du rühmſt, die hundert Zungen
Mir damals prieſen und mir manches Jahr
Nachher geprieſen haben, ſah ich nicht.
Am ſtillen Ort, wohin kaum unterbrochen
Der letzte Widerhall der Freude ſich
Verlieren konnte, mußt' ich manche Schmerzen
Und manchen traurigen Gedanken leiden.
Mit breiten Flügeln*) ſchwebte mir das Bild
Des Todes vor den Augen, deckte mir
Die Ausſicht in die immer neue Welt.
Nur nach und nach entfernt' es ſich und ließ
Mich wie durch einen Flor die bunten Farben
Des Lebens blaß, doch angenehm, erblicken.
Ich ſah lebend'ge Formen wieder ſanft ſich regen.
Zum erſten Mal trat ich, noch unterſtützt
Von meinen Frauen, aus dem Krankenzimmer;
Da kam Lukrezia voll frohes Lebens
Herbei und führte Dich an ihrer Hand.**)
Du warſt der Erſte, der im neuen Leben
Mir neu und unbekannt entgegentrat.
Da hofft' ich viel für Dich und mich; auch hat
Uns bis hieher die Hoffnung nicht betrogen.

Taſſo. Und ich, der ich betäubt von dem Gewimmel
Des drängenden Gewühls, von ſo viel Glanz
Geblendet und von mancher Leidenſchaft
Bewegt, durch ſtille Gänge des Palaſts
An Deiner Schweſter Seite ſchweigend ging,
Dann in das Zimmer trat, wo Du uns bald,
Auf Deine Frau'n gelehnt, erſchieneſt — Mir
Weich ein Moment war dieſer! O verzieh!
Wie den Bezauberten von Rauſch und Wahn***)

*) Die Metapher entſpricht der Darſtellung der Alten, welche den Tod auch als geflügelten Knaben darſtellten; vgl. z. B. Horaz, Sattr. II, 1, 57 u. 58:

. . . . . seu me tranquilla senectus
Exspectat, seu Mors atris circumvolat alis.

**) Vgl. Serraſi S. 128.

***) Rauſch und Wahn iſt Hendiadys (vgl. die Anmerkungen zu S. 115 u. 161), und der ganze Ausdruck iſt abhängig von „Bezauberten", obgleich grammatiſche Korrektheit denſelben dem Verbum „beiſt" zuweiſen würde; demnach wäre der Sinn: „Wenn den von dem Rauſche des Wahns Bezau-

Der Gottheit Nähe leicht und willig heilt,
So war auch ich von aller Phantaſie,
Von jeder Sucht, von jedem falſchen Triebe
Mit einem Blick in Deinen Blick geheilt.
Wenn unerfahren die Begierde ſich
Nach tauſend Gegenſtänden ſonſt verlor,
Trat ich beſchämt zuerſt in mich zurück
Und lernte nun das Wünſchenswerthe kennen.
So ſucht man in dem weiten Sand des Meers
Vergebens eine Perle, die verborgen
In ſtillen Schalen eingeſchloſſen ruht.

Prinzeſſin. Es fingen ſchöne Zeiten damals an,
Und hätt' uns nicht der Herzog von Urbino
Die Schweſter weggeführt, uns wären Jahre
Im ſchönen, ungetrübten Glück verſchwunden.
Doch leider jetzt vermiſſen wir zu ſehr
Den frohen Geiſt, die Bruſt voll Muth und Leben,
Den reichen Witz der liebenswürd'gen Frau.

Taſſo. Ich weiß es nur zu wohl, ſeit jenem Tage,
Da ſie von hinnen ſchied, vermochte Dir
Die reine Freude Niemand zu erfreuen.
Wie oft zerriß es meine Bruſt! Wie oft
Klagt' ich dem ſtillen Hain mein Leid um Dich!
Ach, rief ich aus, hat denn die Schweſter nur
Das Glück, das Recht, der Theuern viel zu ſein?
Iſt denn kein Herz mehr werth, daß ſie ſich ihm
Vertrauen dürfte, kein Gemüth dem ihren
Mehr gleich geſtimmt? Iſt Geiſt und Witz verloſchen?
Und war die eine Frau, ſo trefflich ſie
Auch war, denn Alles? Fürſtin, o verzeih,
Da dacht' ich manchmal an mich ſelbſt und wünſchte,
Dir etwas ſein zu können. Wenig nur,
Doch etwas, nicht mit Worten, mit der That
Wünſcht' ich's zu ſein, im Leben Dir zu zeigen,
Wie ſich mein Herz im Stillen Dir geweiht.
Doch es gelang mir nicht, und nur zu oft
That ich im Irrthum, was Dich ſchmerzen mußte,

---

herten" ꝛc. Dem Ganzen liegt übrigens die antike Vorſtellung zu Grunde, daß die Nähe der Götter heilkräftig wirkt, eine Vorſtellung, welche z. B. auch in der Einrichtung der Asklepien (Ἀσκληπιεῖον) einen Ausdruck gefunden hat.

Beleidigte den Mann, den Du beſchützteſt,*)
Verwirrte unklug, was Du löſen wollteſt,
Und fühlte ſo mich ſtets im Augenblick,
Wenn ich mich nahen wollte, fern und ferner.

Prinzeſſin. Ich habe, Taſſo, Deinen Willen nie
Verkannt und weiß, wie Du Dir ſelbſt zu ſchaden
Geſchäftig biſt. Anſtatt daß meine Schweſter
Mit Jedem, wie er ſei, zu leben weiß,
So kannſt Du ſelbſt nach vielen Jahren kaum
In einen Freund Dich finden.

Taſſo. Tadle mich!
Doch ſage mir hernach, wo iſt der Mann,
Die Frau, mit der ich wie mit Dir
Aus freiem Buſen wagen darf zu reden?

Prinzeſſin. Du ſollteſt meinem Bruder Dich vertraun.

Taſſo. Er iſt mein Fürſt! — Doch glaube nicht, daß mir
Der Freiheit wilder Trieb den Buſen blähe!
Der Menſch iſt nicht geboren, frei zu ſein,
Und für den Edeln iſt kein ſchöner Glück,
Als einem Fürſten, den er ehrt, zu dienen.
Und ſo iſt er mein Herr, und ich empfinde
Den ganzen Umfang dieſes großen Worts.
Nun muß ich ſchweigen lernen, wenn er ſpricht,
Und thun, wenn er gebietet, mögen auch
Verſtand und Herz ihm lebhaft widerſprechen.

Prinzeſſin. Das iſt der Fall bei meinem Bruder nie;
Und nun, da wir Antonio wieder haben,
Iſt Dir ein neuer, kluger Freund gewiß.

Taſſo. Ich hofft' es ehmals, jetzt verzweifl' ich faſt.
Wie lehrreich wäre mir ſein Umgang, nützlich
Sein Rath in tauſend Fällen! Er beſitzt,
Ich mag wol ſagen, Alles, was mir fehlt.
Doch — haben alle Götter ſich verſammelt,
Geſchenke**) ſeiner Wiege darzubringen,
Die Grazien ſind leider ausgeblieben;

*) Es muß dahingeſtellt bleiben, ob hier und in den ſpäteren Worten der Prinzeſſin eine Hindeutung auf Antonio enthalten iſt, oder ob ſie allgemein zu faſſen ſind.

**) Die Mythe von der Hochzeit des Peleus und der Thetis liegt hier zu Grunde, oder dem Dichter hat auch nur zufolge „Pandora“ vorgeſchwebt, die dieſen Namen erhielt, weil alle Bewohner des Olympus ihr Geſchenke brachten (ὅτι πάντες Ὀλύμπια δῶματ' ἔχοντες δῶρον ἐδώρησαν) (Vgl. Heſiod's Theogonie, V. 571 u. 572).

Und wem die Gaben dieſer Holden fehlen,
Der kann zwar Viel beſitzen, Vieles geben,
Doch läßt ſich nie an ſeinem Buſen ruhn.*)

Prinzeſſin. Doch läßt ſich ihm vertraun, und das iſt viel.
Du mußt von einem Mann nicht Alles fordern,
Und dieſer leiſtet, was er Dir verſpricht.
Hat er ſich erſt für Deinen Freund erklärt,
So ſorgt er ſelbſt für Dich, wo Du Dir fehlſt.
Ihr müßt verbunden ſein!**) Ich ſchmeichle mir,
Dies ſchöne Werk in Kurzem zu vollbringen.
Nur widerſtehe nicht, wie Du es pflegſt!
So haben wir Lenoren lang' beſeſſen,
Die fein und zierlich iſt, mit der es leicht
Sich leben läßt; auch Dieſer haſt Du nie,
Wie ſie es wünſchte, näher treten wollen.

Taſſo. Ich habe Dir gehorcht, ſonſt hätt' ich mich
Von ihr entfernt, anſtatt mich ihr zu nahen.
So liebenswürdig ſie erſcheinen kann,
Ich weiß nicht, wie es iſt, kannt' ich nur ſelten
Mit ihr ganz offen ſein; und wenn ſie auch
Die Abſicht hat, den Freunden wohlzuthun,
So fühlt man Abſicht, und man iſt verſtimmt.

Prinzeſſin. Auf dieſem Wege werden wir***) wol nie
Geſellſchaft finden, Taſſo! Dieſer Pfad
Verleitet uns, durch einſames Gebüſch,
Durch ſtille Thäler fortzuwandern; mehr
Und mehr verwöhnt ſich das Gemüth und ſtrebt,
Die goldne Zeit, die ihm von außen mangelt,
In ſeinem Innern wiederherzuſtellen,
So wenig der Verſuch gelingen will.

Taſſo. O, welches Wort ſpricht meine Fürſtin aus!
Die goldne Zeit, wohin iſt ſie geflohen,
Nach der ſich jedes Herz vergebens ſehnt!

---

*) In dem Sinne zu faſſen, daß nur Anmuth der Erſcheinung und des Weſens Liebe erwecken kann — eine Vorſtellung, deren Berechtigung die Prinzeſſin allerdings unmittelbar darauf mit vollem Grunde bekämpft.

**) Dieſer Wunſch der Prinzeſſin, der bei der Verſchiedenartigkeit von Taſſo's und Antonio's Natur eigentlich etwas Unmögliches begehrt, iſt der eigentliche Ausgangspunkt der dramatiſchen Action; denn alles Folgende iſt theils Verſuch, denſelben zu erfüllen, theils Folge des Mißlingens.

***) Das hier gewählte Pronomen mildert den Tadel, der gegen Taſſo ausgeſprochen wird, da die Prinzeſſin wenigſtens der Form des Ausdrucks nach ſich ſelbſt mit auf jenen falſchen Weg bindenkt.

Da auf der freien Erde Menſchen ſich
Wie frohe Heerden im Genuß verbreiteten,
Da ein uralter Baum auf bunter Wieſe
Dem Hirten und der Hirtin Schatten gab,
Ein jüngeres Gebüſch die zarten Zweige
Um ſehnſuchtsvolle Liebe traulich ſchlang,
Wo klar und ſtill auf immer reinem Sande
Der weiche Fluß die Nymphe ſanft umfing,
Wo in dem Graſe die geſcheuchte Schlange
Unſchädlich ſich verlor, der kühne Faun,
Vom tapfern Jüngling bald beſtraft, entfloh,
Wo jeder Vogel in der freien Luft,
Und jedes Thier, durch Berg' und Thäler ſchweifend,
Zum Menſchen ſprach: Erlaubt iſt, was gefällt.*)

Prinzeſſin. Mein Freund, die goldne Zeit iſt wol vorbei;
Allein die Guten bringen ſie zurück.
Und ſoll ich Dir geſtehen, wie ich denke:
Die goldne Zeit, womit der Dichter uns
Zu ſchmeicheln pflegt, die ſchöne Zeit, ſie war,
So ſcheint es mir, ſo wenig, als ſie iſt;
Und war ſie je, ſo war ſie nur gewiß,
Wie ſie uns immer wieder werden kann.
Noch treffen ſich verwandte Herzen an
Und theilen den Genuß der ſchönen Welt;
Nur in dem Wahlſpruch ändert ſich, mein Freund,
Ein einzig Wort: Erlaubt iſt, was ſich ziemt.

Taſſo. O, wenn aus guten, edeln Menſchen nur
Ein allgemein Gericht beſtellt entſchiede,
Was ſich denn ziemt, anſtatt daß Jeder glaubt,
Es ſei auch ſchicklich, was ihm nützlich iſt!
Wir ſehn ja, dem Gewaltigen, dem Klugen
Steht Alles wohl, und er erlaubt ſich Alles.

Prinzeſſin. Willſt Du genau erfahren, was ſich ziemt,
So frage nur bei edeln Frauen an!
Denn ihnen iſt am Meiſten dran gelegen,
Daß Alles wohl ſich zieme, was geſchieht.

*) Man vergleiche für dieſe Worte und ebenſo für die Schlußworte in der Antwort der Prinzeſſin die dem Inhalt nach ſo nah verwandte, dem Ausdruck nach ſo abweichende vorletzte Strophe in Schiller's „Eleuſiſchem Feſt" Werke I, S. 93). Tümpel (S. 56) erinnert auch noch daran, daß dem Dichter bei der Schilderung des goldenen Zeitalters und der Entgegnung der Prinzeſſin der erſte Chorgeſang aus Taſſo's „Aminta" und der parodirende Gegenchor aus Guarini's „Pastor fido" vorſchwebten.

Die Schicklichkeit umgiebt mit einer Mauer
Das zarte, leicht verletzliche Geſchlecht.
Wo Sittlichkeit regiert, regieren ſie,
Und wo die Frechheit herrſcht da ſind ſie nichts;
Und wirſt Du die Geſchlechter beide fragen:
Nach Freiheit ſtrebt der Mann, das Weib nach Sitte.

Taſſo. Du nenneſt uns unbändig, roh, gefühllos?

Prinzeſſin. Nicht das! Allein Ihr ſtrebt nach fernen Gütern,
Und Euer Streben muß gewaltſam ſein.
Ihr wagt es, für die Ewigkeit zu handeln,
Wenn wir ein einzig nah beſchränktes Gut
Auf dieſer Erde nur beſitzen möchten
Und wünſchen, daß es uns beſtändig bliebe.
Wir ſind von keinem Männerherzen ſicher,
Das noch ſo warm ſich einmal uns ergab.
Die Schönheit iſt vergänglich, die Ihr doch
Allein zu ehren ſcheint. Was übrigbleibt,
Das reizt nicht mehr, und was nicht reizt, iſt todt.
Wenn's Männer gäbe, die ein weiblich Herz
Zu ſchätzen wüßten, die erkennen möchten,
Welch einen holden Schatz von Treu' und Liebe
Der Buſen einer Frau bewahren kann,
Wenn das Gedächtniß einzig ſchöner Stunden
In Euern Seelen lebhaft bleiben wollte,
Wenn Euer Blick, der ſonſt durchdringend iſt,
Auch durch den Schleier dringen könnte, den
Uns Alter oder Krankheit überwirft,
Wenn der Beſitz, der ruhig machen ſoll,
Nach fremden Gütern Euch nicht lüſtern machte:
Dann wär' uns wol ein ſchöner Tag erſchienen,
Wir feierten dann unſre goldne Zeit.

Taſſo. Du ſagſt mir Worte, die in meiner Bruſt
Halb ſchon entſchlafne Sorgen mächtig regen.

Prinzeſſin. Was meinſt Du, Taſſo? Rede frei mit mir!

Taſſo. Oft hört' ich ſchon, und dieſe Tage wieder
Hab' ich's gehört, ja, hätt' ich's nicht vernommen,
So müßt' ich's denken, edle Fürſten ſtreben
Nach Deiner Hand! Was wir erwarten müſſen,
Das fürchten wir und möchten ſchier verzweifeln.
Verlaſſen wirſt Du uns, es iſt natürlich;
Doch wie wir's tragen wollen, weiß ich nicht.

Prinzeſſin. Für dieſen Augenblick ſeid unbeſorgt!

Faſt möcht' ich ſagen: unbeſorgt für immer!
Hier bin ich gern, und gerne mag ich bleiben;
Noch weiß ich kein Verhältniß, das mich lockte;
Und wenn Ihr mich denn ja behalten wollt,
So laßt es mir durch Eintracht ſehn und ſchafft
Euch ſelbſt ein glücklich Leben, mir durch Euch!

Taſſo. O lehre mich, das Mögliche zu thun!
Gewidmet ſind Dir alle meine Tage.
Wenn Dich zu preiſen, Dir zu danken ſich
Mein Herz entfaltet, dann empfind' ich erſt
Das reinſte Glück, das Menſchen fühlen können;
Das Göttlichſte erfuhr ich nur in Dir.
So unterſcheiden ſich die Erdengötter
Vor andern Menſchen, wie das hohe Schickſal
Vom Rath und Willen ſelbſt der klügſten Männer
Sich unterſcheidet. Vieles laſſen ſie,
Wenn wir gewaltſam Woq' auf Woge ſehn,
Wie leichte Wellen unbemerkt vorüber
Vor ihren Füßen rauſchen, hören nicht
Den Sturm, der uns umſauſt und niederwirft,
Vernehmen unſer Flehen kaum und laſſen,
Wie wir beſchränkten, armen Kindern thun,
Mit Seufzern und Geſchrei die Luft uns füllen.
Du haſt mich oft, o Göttliche, geduldet,
Und wie die Sonne trocknete Dein Blick
Den Thau von meinen Augenlidern ab.

Prinzeſſin. Es iſt ſehr billig, daß die Frauen Dir
Aufs Freundlichſte begegnen; es verherrlicht
Dein Lied auf manche Weiſe das Geſchlecht.
Zart oder tapfer, haſt Du ſtets gewußt
Sie liebenswerth und edel vorzuſtellen;
Und wenn Armide*) haſſenswerth erſcheint,
Verſöhnt ihr Reiz und ihre Liebe bald.

Taſſo. Was auch in meinem Liede widerklingt,
Ich bin nur Einer, Einer Alles ſchuldig!
Es ſchwebt kein geiſtig unbeſtimmtes Bild
Vor meiner Stirne, das der Seele bald
Sich überglänzend nahte, bald entzöge.
Mit meinen Augen hab' ich es geſehn,

*) Ebenſo wie die nachfolgenden von Taſſo genannten Namen ſämmtlich Perſonen aus dem „befreiten Jeruſalem".

Das Urbild jeder Tugend, jeder Schöne;
Was ich nach ihm gebildet, das wird bleiben.
Tankredens Heldenliebe zu Chlorinden,
Erminiens ſtille, nicht bemerkte Treue,
Sophroniens Großheit und Olindens Noth,
Es ſind nicht Schatten, die der Wahn erzeugte,
Ich weiß es, ſie ſind ewig; denn ſie ſind.*)
Und was hat mehr das Recht, Jahrhunderte
Zu bleiben und im Stillen fortzuwirken,
Als das Geheimniß einer edeln Liebe,
Dem holden Lied beſcheiden anvertraut?

Prinzeſſin. Und ſoll ich Dir noch einen Vorzug ſagen,
Den unvermerkt ſich dieſes Lied erſchleicht?
Es lockt uns nach, und nach, wir hören zu,
Wir hören, und wir glauben zu verſtehn;
Was wir verſtehn, das können wir nicht tadeln,
Und ſo gewinnt uns dieſes Lied zuletzt.

Taſſo. Welch einen Himmel öffnet Du vor mir,
O Fürſtin! Macht mich dieſer Glanz nicht blind,
So ſeh' ich unverhofft ein ewig Glück
Auf goldnen Strahlen**) herrlich niederſteigen.

Prinzeſſin. Nicht weiter, Taſſo! Viele Dinge ſind's,
Die wir mit Heftigkeit ergreifen ſollen;
Doch andre können nur durch Mäßigung
Und durch Entbehren unſer eigen werden.
So, ſagt man, ſei die Tugend, ſei die Liebe,
Die ihr verwandt iſt. Das bedenke wohl!

Zweiter Auftritt.

Taſſo.

Taſſo. Iſt Dir's erlaubt, die Augen aufzuſchlagen?
Wagſt Du's, umherzuſehn? Du biſt allein!
Vernahmen dieſe Säulen, was ſie ſprach?
Und haſt Du Zeugen, dieſe ſtummen Zeugen
Des höchſten Glücks zu fürchten? Es erhebt
Die Sonne ſich des neuen Lebenstages,
Der mit den vorigen ſich nicht vergleicht.
Herniederſteigend hebt die Göttin ſchnell

*) Da Du mir als Vorbild für Alle gedient haſt.
**) Vgl. hierzu das Bild, welches Iphigenie gebraucht (S. 144, Z. 6).

Den Sterblichen hinauf. Welch neuer Kreis
Entdeckt ſich meinem Auge, welches Reich!
Wie köſtlich wird der heiße Wunſch belohnt!
Ich träumte mich dem höchſten Glücke nah,
Und dieſes Glück iſt über alle Träume.
Der Blindgeborne denke ſich das Licht,
Die Farben, wie er will, — erſcheinet ihm
Der neue Tag, iſt's ihm ein neuer Sinn.
Voll Muth und Ahnung, freudetrunken ſchwankend,
Betret' ich dieſe Bahn. Du gibſt mir viel,
Du giebſt, wie Erd' und Himmel uns Geſchenke
Mit vollen Händen übermäßig reichen,
Und forderſt wieder, was von mir zu fordern
Nur eine ſolche Gabe Dich berechtigt.
Ich ſoll entbehren, ſoll mich mäßig zeigen
Und ſo verdienen, daß Du mir vertraufſt.
Was that ich je, daß ſie mich wählen konnte?
Was ſoll ich thun, um ihrer werth zu ſein?
Sie konnte Dir vertraun, und dadurch biſt Du's.
Ja, Fürſtin, Deinen Worten, Deinen Blicken
Sei ewig meine Seele ganz geweiht!
Ja, fordre was Du willſt; denn ich bin Dein!
Sie ſende mich, Müh und Gefahr und Ruhm
In fernen Landen aufzuſuchen, reiche
Am ſtillen Heim die goldne Leier mir,
Sie weihe mich der Ruh und ihrem Preis:
Ihr bin ich, bildend ſoll ſie mich beſitzen;
Mein Herz bewahrte jeden Schatz für ſie.
O, hätt' ein tauſendfaches*) Werkzeug mir
Ein Gott gegönnt, kaum drückt' ich dann genug
Die unausſprechliche Verehrung aus.
Des Malers Pinſel und des Dichters Lyre,
Die ſüßeſte, die je von frühem Honig**)
Genährt war, wünſcht' ich mir. Rein, künftig ſoll
Nicht Taſſo zwiſchen Bäumen, zwiſchen Menſchen
Sich einſam, ſchwach und trübgeſinnt verlieren!

*) Vgl. Ilias II, 489. Dort ſagt der Dichter, daß er auch nicht mit einem zehnfachen Munde alle Diejenigen nennen könnte, die vor Troja geſtritten hätten.

**) Schon bei Homer fließt von Neſtor's Zunge die Rede ſüßer als Honig; aber hier iſt mehr an die Kindheit Pindar's und Plato's zu denken, auf deren Lippen die Bienen Honig trugen.

Er iſt nicht mehr allein, er iſt mit Dir.
O, daß die edelſte der Thaten ſich
Hier ſichtbar vor mich ſtellte, rings umgeben
Von gräßlicher Gefahr! Ich dränge zu
Und wagte gern das Leben, das ich nun
Von ihren Händen habe — forderte
Die beſten Menſchen mir zu Freunden auf,
Unmögliches mit einer edeln Schaar
Nach ihrem Wink und Willen zu vollbringen.
Voreiliger, warum verbarg Dein Mund
Nicht das, was Du empfandſt, bis Du Dich werth
Und werther ihr zu Füßen legen konnteſt?
Das war Dein Vorſatz, war Dein kluger Wunſch.
Doch ſei es auch! Viel ſchöner iſt es, rein
Und unverdient ein ſolch Geſchenk empfangen,
Als bald und halb zu wähnen, daß man wol
Es habe fordern dürfen. Blicke freudig!
Es iſt ſo groß, ſo weit, was vor Dir liegt;
Und hoffnungsvolle Jugend lockt Dich wieder
In unbekannte, lichte Zukunft hin!
—*) Schwelle, Bruſt! — O Witterung des Glücks,
Begünſt'ge dieſe Pflanze**) doch einmal!
Sie ſtrebt gen Himmel, tauſend Zweige dringen
Aus ihr hervor, entfalten ſich zu Blüthen.
O daß ſie Frucht, o daß ſie Freude bringe,
Daß eine liebe Hand den goldnen Schmuck
Aus ihren friſchen, reichen Aeſten breche!

Dritter Auftritt.

Taſſo. Antonio.

Taſſo. Sei mir willkommen, den ich gleichſam jetzt
Zum erſten Mal***) erblicke! Schöner ward

*) Der Wechſel des Metrums iſt allerdings auffällig, aber nicht auffällig genug, um die Einſetzung irgend eines Wortes zu rechtfertigen. Düntzer (S. 58) verlangt „O" oder „Ja". Auch ein zufälliges Verſehen liegt ſchwerlich vor; denn Goethe iſt ſicher bei der Redaktion der verſchiedenen Ausgaben einmal auf dieſe Stelle aufmerkſam geworden, oder Andere haben ihn auf ſie aufmerkſam gemacht.

**) Die Pflanze iſt — und es darf uns hierbei der modernere Gebrauch des Wortes nicht ſtören — Taſſo ſelbſt, der von ſeinem Liebesglück eine friſche und nach allen Richtungen gehende Entwickelung ſeiner Perſönlichkeit hofft.

***) Weil er ihn früher nicht zu würdigen verſtanden hat.

Kein Mann mir angekündigt. Sei willkommen!
Dich kenn' ich nun und Deinen ganzen Werth,
Dir biet' ich ohne Zögern Herz und Hand
Und hoffe, daß auch Du mich nicht verſchmähſt.

Antonio. Freigebig bieteſt Du mir ſchöne Gaben,
Und ihren Werth erkenn' ich, wie ich ſoll;
Drum laß mich zögern, eh ich ſie ergreife!
Weiß ich doch nicht, ob ich Dir auch dagegen
Ein Gleiches geben kann. Ich möchte gern
Nicht übereilt und nicht undankbar ſcheinen:
Laß mich für Beide klug und ſorgſam ſein!

Taſſo. Wer wird die Klugheit tadeln? Jeder Schritt
Des Lebens zeigt, wie ſehr ſie nöthig ſei;
Doch ſchöner iſt's, wenn uns die Seele ſagt,
Wo wir der feinen Vorſicht nicht bedürfen.

Antonio. Darüber frage Jeder ſein Gemüth,
Weil er den Fehler ſelbſt zu büßen hat!

Taſſo. So ſei's! Ich habe meine Pflicht gethan;
Der Fürſtin Wort, die uns zu Freunden wünſcht,*)
Hab' ich verehrt und mich Dir vorgeſtellt.
Rückhalten durft' ich nicht, Antonio; doch gewiß,
Zudringen will ich nicht. Es mag denn ſein!
Zeit und Bekanntſchaft heißen Dich vielleicht
Die Gabe wärmer fordern, die Du jetzt
So kalt bei Seite lehnſt und faſt verſchmähſt.

Antonio. Der Maßige wird öfters kalt genannt
Von Menſchen, die ſich warm vor Andern glauben,
Weil ſie die Hitze fliegend überfällt.

Taſſo. Du tadelſt, was ich table, was ich meide.
Auch ich verſtehe wohl, ſo jung ich bin,
Der Heftigkeit die Dauer vorzuziehn.

Antonio. Sehr weislich! Bleibe ſtets auf dieſem Sinne!

Taſſo. Du biſt berechtigt, mir zu rathen, mich
Zu warnen; denn es ſteht Erfahrung Dir
Als lang' erprobte Freundin an der Seite.
Doch glaube nur, es bergt ein ſtilles Herz
Auf jedes Tages, jeder Stunde Warnung,
Und übt ſich inzeheim an jedem Guten,
Das Deine Strenge neu zu lehren glaubt.

Antonio. Es iſt wol angenehm, ſich mit ſich ſelbſt

*) Vgl. S. 227, zweite Anmerkung.

Beſchäft'gen, wenn es nur ſo nützlich wäre.
Inwendig lernt kein Menſch ſein Innerſtes
Erkennen; denn er mißt nach eignem Maaß
Sich bald zu klein und leider oft zu groß.
Der Menſch erkennt ſich nur im Menſchen, nur
Das Leben lehret Jedem, was er ſei.

Taſſo. Mit Beifall und Verehrung hör' ich Dich.

Antonio. Und dennoch denkſt Du wol bei dieſen Worten
Ganz etwas Anders, als ich ſagen will.

Taſſo. Auf dieſe Weiſe rücken wir nicht näher.*)
Es iſt nicht klug, es iſt nicht wohlgethan,
Vorſätzlich einen Menſchen zu verkennen,
Er ſei auch, wer er ſei. Der Fürſtin Wort
Bedurft' es kaum, leicht hab' ich Dich erkannt;
Ich weiß, daß Du das Gute willſt und ſchafft.
Dein eigen Schickſal läßt Dich unbeſorgt,
An Andre denkſt Du, Andern ſtehſt Du bei,
Und auf des Lebens leicht bewegter Woge
Bleibt Dir ein ſtetes Herz. So ſeh' ich Dich.
Und was wär' ich, ging' ich Dir nicht entgegen,
Sucht' ich begierig nicht auch einen Theil
An dem verſchloßnen Schatz, den Du bewahrſt?
Ich weiß, es reut Dich nicht, wenn Du Dich öffneſt;
Ich weiß, Du biſt mein Freund, wenn Du mich kennſt;
Und eines ſolchen Freunds bedurft' ich lange.
Ich ſchäme mich der Unerfahrenheit
Und meiner Jugend nicht. Still ruhet noch
Der Zukunft goldne Wolke mir ums Haupt.
O nimm mich, edler Mann, an Deine Bruſt
Und weihe mich, den Raſchen, Unerfahrnen,
Zum mäßigen Gebrauch des Lebens ein!

Antonio. In einem Augenblicke forderſt Du,
Was wohlbedächtig nur die Zeit gewährt.

Taſſo. In einem Augenblick gewährt die Liebe,
Was Mühe kaum in langer Zeit erreicht.
Ich bitt' es nicht von Dir, ich darf es fordern.
Dich ruf' ich in der Tugend Namen auf,
Die gute Menſchen zu verbinden eifert.

*) Taſſo wird namentlich deshalb ungeduldig, weil er jetzt die Abſicht Antonio's erkennt, ihn nicht weiterkommen zu laſſen; denn Dieſer knüpft an alle Worte Taſſo's entweder einen guten Rath an oder polemiſirt gegen einen Theil derſelben

Und ſoll ich Dir noch einen Namen nennen?
Die Fürſtin hofft's, ſie will's — Eleonore,
Sie will mich zu Dir führen, Dich zu mir.
O laß uns ihrem Wunſch entgegengehn!
Laß uns verbunden vor die Göttin treten,
Ihr unſern Dienſt, die ganze Seele bieten,
Vereint für ſie das Würdigſte zu thun!
Noch einmal! — Hier iſt meine Hand! Schlag' ein!
Tritt nicht zurück und weigre Dich nicht länger,
O edler Mann, und gönne mir die Wolluſt,
Die ſchönſte guter Menſchen, ſich dem Beſſern
Vertrauend ohne Rückhalt hinzugeben!

Antonio. Du gehſt mit vollen Segeln! Scheint es doch,
Du biſt gewohnt zu ſiegen, überall
Die Wege breit, die Pforten weit zu finden.
Ich gönne jeden Werth und jedes Glück
Dir gern; allein ich ſehe nur zu ſehr,
Wir ſtehn zu weit noch von einander ab.

Taſſo. Es ſei an Jahren, an geprüftem Werth;
An freiem Muth und Willen weich' ich Keinem.

Antonio. Der Wille lockt die Thaten nicht herbei;
Der Muth ſtellt ſich die Wege kürzer vor.
Wer angelangt am Ziel iſt, wird gekrönt,
Und oft entbehrt ein Würd'ger eine Krone.
Doch giebt es leichte Kränze, Kränze giebt es
Von ſehr verſchiedner Art; ſie laſſen ſich
Oft im Spazierengehn bequem erreichen.

Taſſo. Was eine Gottheit Dieſem frei gewährt
Und Jenem ſtreng verſagt, ein ſolches Gut
Erreicht nicht Jeder, wie er will und mag.

Antonio. Schreib es dem Glück vor andern Göttern zu,
So hör' ich's gern; denn ſeine Wahl iſt blind.

Taſſo. Auch die Gerechtigkeit trägt eine Binde
Und ſchließt die Augen jedem Blendwerk zu.

Antonio. Das Glück erhebe billig der Beglückte!*)
Er dicht' ihm hundert Augen fürs Verdienſt
Und kluge Wahl und ſtrenge Sorgfalt an,
Nenn' es Minerva, nenn' es, wie er will,
Er halte gnädiges Geſchenk für Lohn,
Zufäll'gen Putz für wohlverdienten Schmuck!

*) Aehnlich Schiller, Werke I, S. 85, Z. 33 ff.

Taſſo. Du brauchſt nicht deutlicher zu ſein. Es iſt genug!
Ich blicke tief Dir in das Herz und kenne
Fürs ganze Leben Dich. O, kennte ſo
Dich meine Fürſtin auch! Verſchwende nicht
Die Pfeile Deiner Augen, Deiner Zunge!
Du richteſt ſie vergebens nach dem Kranze,
Dem unverwelklichen, auf meinem Haupt.
Sei erſt ſo groß, mir ihn nicht zu beneiden,
Dann darfſt Du mir vielleicht ihn ſtreitig machen.
Ich acht' ihn heilig und das höchſte Gut;
Doch zeige mir den Mann, der das erreicht,
Wornach ich ſtrebe, zeige mir den Helden,
Von dem mir die Geſchichten nur erzählten,
Den Dichter ſtell mir vor, der ſich Homeren,
Virgilen ſich vergleichen darf, ja, was
Noch mehr geſagt iſt, zeige mir den Mann,
Der dreifach dieſen Lohn verdiente, den
Die ſchöne Krone dreifach mehr als mich
Beſchämte: dann ſollſt Du mich knieend ſehn
Vor jener Gottheit, die mich ſo begabte;
Nicht eher ſind' ich auf, bis ſie die Zierde
Von meinem Haupt auf ſeins hinüber drückte.

Antonio. Bis dahin bleibſt Du freilich ihrer werth.

Taſſo. Man möge mich! Das will ich nicht vermeiden;
Allein Verachtung hab' ich nicht verdient.
Die Krone, der mein Fürſt mich würdig achtete,
Die meiner Fürſtin Hand für mich gewunden,
Soll Keiner mir bezweifeln noch begrinſen!*)

Antonio. Es ziemt der hohe Ton, die raſche Gluth
Nicht Dir zu mir, noch Dir an dieſem Orte.

Taſſo. Was Du Dir hier erlaubſt, das ziemt auch mir.
Und iſt die Wahrheit wol von hier verbannt?
Iſt im Palaſt der freie Geiſt gekerkert?
Hat hier ein edler Menſch nur Druck zu dulden?
Mich dünkt, hier iſt die Hoheit erſt an ihrem Platz,
Der Seele Hoheit! Darf ſie ſich der Nähe
Der Großen dieſer Erde nicht erfreun?
Sie darf's und ſoll's. Wir nahen uns dem Fürſten
Durch Adel nur, der uns von Vätern kam;

*) „Grinſen" allein würde nur den betreffenden Geſichtszug ausdrücken (vgl. S. 125); „begrinſen" faßt zugleich die höhniſchen Worte Antonio's in ſich.

Warum nicht durchs Gemüth, das die Natur
Nicht Jedem groß verlieh, wie sie nicht Jedem
Die Reihe großer Ahnherrn geben konnte?
Nur Kleinheit sollte hier sich ängstlich fühlen,
Der Neid, der sich zu seiner Schande zeigt,
Wie keiner Spinne schmutziges Gewebe
An diesen Marmorwänden haften soll.

Antonio. Du zeigst mir selbst mein Recht, Dich zu verschmähn!
Der übereilte Knabe will des Manns
Vertraun und Freundschaft mit Gewalt ertrotzen?
Unsittlich,*) wie Du bist, hältst Du Dich gut?

Tasso. Viel lieber, was Ihr Euch unsittlich nennt,
Als was ich mir unedel nennen müßte.

Antonio. Du bist noch jung genug, daß gute Zucht
Dich eines bessern Wegs belehren kann.

Tasso. Nicht jung genug, vor Götzen mich zu neigen,
Und Trotz mit Trotz zu bänd'gen, alt genug.

Antonio. Wo Lippenspiel**) und Saitenspiel entscheiden,
Siehst Du als Held und Sieger wol davon.

Tasso. Verwegen wär' es, meine Faust zu rühmen;
Denn sie hat nichts gethan; doch ich vertrau' ihr.

Antonio. Du traust auf Schonung, die Dich nur zu sehr
Im frechen Laufe Deines Glücks verzog.

Tasso. Daß ich erwachsen bin, das fühl' ich nun.
Mit Dir am Wenigsten hätt' ich gewünscht
Das Wagespiel der Waffen zu versuchen;
Allein Du schürest Gluth auf Gluth, es kocht
Das innre Mark, die schmerzliche Bezier
Der Rache siedet schäumend in der Brust.
Bist Du der Mann, der Du Dich rühmst, so steh mir!

Antonio. Du weißt so wenig, wer als wo Du bist.

Tasso. Kein Heiligthum heißt uns den Schimpf ertragen.
Du lästerst, Du entweihest diesen Ort,
Nicht ich, der ich Vertraun, Verehrung, Liebe,
Das schönste Opfer, Dir entgegentrug.
Dein Geist verunreint dieses Paradies,
Und Deine Worte diesen reinen Saal,
Nicht meines Herzens schwellendes Gefühl,
Das braust, den kleinsten Flecken nicht zu leiden.

*) Der Ausdruck bezeichnet Mangel an Takt und richtigem Gefühl. Freundschaft, Liebe, Vertrauen lassen sich nicht gewaltsam erwerben. Ebenso wird S. 239, Zeile 29 „sittlich“ im entgegengesetzten Sinne gebraucht.

**) Hindeutung auf Tasso's Liebesglück.

Antonio. Welch hoher Geiſt in einer engen Bruſt!
Taſſo. Hier iſt noch Raum, dem Buſen Luft zu machen.
Antonio. Es macht das Volk ſich auch mit Worten Luft.
Taſſo. Biſt Du ein Edelmann wie ich, ſo zeig es!
Antonio. Ich bin es wol; doch weiß ich, wo ich bin.
Taſſo. Komm mit herab, wo unſre Waffen gelten!
Antonio. Wie Du nicht fordern ſollteſt, ſola' ich nicht.
Taſſo. Der Feigheit iſt ſolch Hinderniß willkommen.
Antonio. Der Feige droht nur, wo er ſicher iſt.
Taſſo. Mit Freuden kann ich dieſem Schutz entſagen.
Antonio. Vergieb*) Dir nur, dem Ort vergiebſt Du nichts
Taſſo. Verzeihe mir der Ort, daß ich es litt!

(Er zieht den Degen.)

Zieh oder folge, wenn ich nicht auf ewig,
Wie ich Dich haſſe, Dich verachten ſoll!

Vierter Auftritt.

Alphons. Die Vorigen.

Alphons. In welchem Streit treff' ich Euch unerwartet?
Antonio. Du findeſt mich, o Fürſt, gelaſſen ſtehn
Vor Einem, den die Wuth ergriffen hat.
Taſſo. Ich bete Dich als eine Gottheit an,
Daß Du mit *einem* Blick mich warnend bändigſt.
Alphons. Erzähl, Antonio! Taſſo, ſag mir an,
Wie hat der Zwiſt ſich in mein Haus gedrungen?
Wie hat er Euch ergriffen, von der Bahn
Der Sitten, der Geſetze, kluge Männer
Im Taumel weggeriſſen? Ich erſtaune.
Taſſo. Du kennſt uns Beide nicht, ich glaub' es wol.
Hier dieſer Mann, berühmt als klug und ſittlich,
Hat roh und hämiſch wie ein unerzogner,
Unedler Menſch ſich gegen mich betragen.
Zutraulich naht' ich ihm, er ſtieß mich weg;
Beharrlich liebend drang ich mich zu ihm,
Und bitter, immer bitterer ruht' er nicht,
Bis er den reinſten Tropfen Bluts in mir
Zu Galle wandelte. Verzeih! Du haſt mich hier

*) Das Wort iſt zuerſt in der Bedeutung „verzeihen", nachher in der Bedeutung „zu nahe treten" gebraucht.

Als einen Wüthenden getroffen. Dieſer
Hat alle Schuld, wenn ich mich ſchuldig machte.
Er hat die Gluth gewaltſam angefacht,
Die mich ergriff und mich und ihn verletzte.

Antonio. Ihn riß der hohe Dichterſchwung hinweg!
Du haſt, o Fürſt, zuerſt mich angeredet,
Haſt mich gefragt; es ſei mir nun erlaubt,
Nach dieſem raſchen*) Redner auch zu ſprechen!

Taſſo. O ja, erzähl, erzähl von Wort zu Wort!
Und kannſt Du jede Silbe, jede Miene
Vor dieſen Richter ſtellen, mag es nur!
Beleidige Dich ſelbſt zum zweiten Male
Und zeuge wider Dich! Dagegen will
Ich keinen Hauch und keinen Pulsſchlag leugnen.

Antonio. Wenn Du noch mehr zu reden haſt, ſo ſprich!
Wo nicht, ſo ſchweig und unterbrich mich nicht!
Ob ich, mein Fürſt, ob dieſer heiße Kopf
Den Streit zuerſt begonnen, wer es ſei,
Der Unrecht hat — iſt eine weite Frage,
Die wol unwörterſt noch auf ſich beruht.

Taſſo. Wie das? Mich dünkt, das iſt die erſte Frage,
Wer von uns Beiden Recht und Unrecht hat.

Antonio. Nicht ganz, wie ſich's der unbegrenzte Sinn
Gedenken mag.

Alphons. Antonio!

Antonio. Gnädigſter,
Ich ehre Deinen Wink; doch laß ihn ſchweigen!
Hab' ich geſprochen, mag er weiterreden!
Du wirſt entſcheiden. Alſo ſag' ich nur:
Ich kann mit ihm nicht rechten, kann ihn weder
Verklagen, noch mich ſelbſt verbeid'gen, noch
Ihm jetzt genug zu thun mich anerbieten.
Denn wie er ſteht, iſt er kein roher Mann.
Es waltet über ihm ein ſchwer Geſetz,
Das Deine Gnade höchſtens lindern wird.
Er hat mir hier gedroht, hat mich gefordert;
Vor Dir verbarg er kaum das nackte Schwert.
Und traft Du, Herr, nicht zwiſchen uns herein,
So ſtünde jetzt auch ich als pflichtvergeſſen,
Mitſchuldig und beſchämt vor Deinem Blick.

*) tadelnd.

Alphons (zu Taſſo). Du haſt nicht wohl gethan.

Taſſo. Mich ſpricht, o Herr,
Mein eigen Herz, gewiß auch Deines frei.
Ja, es iſt wahr, ich drohte, forderte,
Ich log. Allein, wie tückiſch ſeine Zunge
Mit wohlgewählten Worten mich verletzt,
Wie ſcharf und ſchnell ſein Zahn das feine Gift
Mir in das Blut geflößt, wie er das Fieber
Nur mehr und mehr erbißt — Du denkſt es nicht!
Gelaſſen, kalt, hat er mich ausgehalten,
Aufs Höchſte mich getrieben. O, Du kennſt,
Du kennſt ihn nicht und wirſt ihn niemals kennen!
Ich trug ihm warm die ſchönſte Freundſchaft an;
Er warf mir meine Gaben vor die Füße;
Und hätte meine Seele nicht geglüht,
So war ſie Deiner Gnade, Deines Dienſtes
Auf ewig unwerth. Hab' ich des Geſetzes
Und dieſes Orts vergeſſen, ſo verzeih!
Auf keinem Boden darf ich niedrig ſein,
Erniedrigung auf keinem Boden dulden.
Wenn dieſes Herz, es ſei auch, wo es will,
Dir fehlt und ſich, dann ſtrafe, dann verſtoße
Und laß mich nie Dein Auge wiederſehn!

Antonio. Wie leicht der Jüngling ſchwere Laſten trägt
Und Fehler wie den Staub vom Kleide ſchüttelt!
Es wäre zu verwundern, wenn die Zauberkraft
Der Dichtung nicht bekannter wäre, die
Mit dem Unmöglichen ſo gern ihr Spiel
Zu treiben liebt. Ob Du auch ſo, mein Fürſt,*)
Ob alle Deine Diener dieſe That
So unbedeutend halten, zweifl' ich faſt.
Die Majeſtät verbreitet ihren Schutz
Auf Jeden, der ſich ihr wie einer Gottheit
Und ihrer unverletzten Wohnung naht.
Wie an dem Fuße des Altars bezähmt
Sich auf der Schwelle jede Leidenſchaft.

*) Es erſcheint auffallend, daß Antonio den Herzog an die Handhabung der Geſetze des Burgfriedens erinnert, deren Aufrechthaltung Letzterem allein zukam, und ebenſo auffallend, daß der Fürſt dies nicht bemerkt. Jedenfalls iſt indeſſen der Gedanke abzuweiſen, daß Antonio eine Rache gegen Taſſo dadurch ausüben will.

Da blinkt kein Schwert, da fällt kein drohend Wort,
Da fordert ſelbſt Beleid'gung keine Rache.
Es bleibt das weite Feld ein offner Raum
Für Grimm und Unverſöhnlichkeit genug;
Dort wird kein Feiger drohn, kein Mann wird fliehn.
Hier dieſe Mauern haben Deine Väter
Auf Sicherheit gegründet, ihrer Würde
Ein Heiligthum befeſtigt, dieſe Ruhe
Mit ſchweren Strafen ernſt und klug erhalten;
Verbannung, Kerker, Tod ergriff den Schuld'gen;
Da war kein Anſehn der Perſon, es hielt
Die Milde nicht den Arm des Rechts zurück,
Und ſelbſt der Frevler fühlte ſich geſchreckt.
Nun ſehen wir nach langem, ſchönem Frieden
In das Gebiet der Sitten rohe Wuth
Im Taumel wiederkehren. Herr, entſcheide,
Beſtrafe! Denn wer kann in ſeiner Pflicht
Beſchränkten Grenzen wandeln, ſchützet ihn
Nicht das Geſetz und ſeines Fürſten Kraft?

Alphons. Mehr als Ihr Beide ſagt und ſagen könnt,
Läßt unparteiiſch das Gemüth mich hören.
Ihr hättet ſchöner Eure Pflicht gethan,
Wenn ich dies Urtheil nicht zu ſprechen hätte;
Denn hier ſind Recht und Unrecht nah verwandt.
Wenn Dich Antonio beleidigt hat,
So hat er Dir auf irgend eine Weiſe
Genugzuthun, wie Du es fordern wirſt.
Mir wär' es lieb, Ihr wähltet mich zum Austrag.
Indeſſen, Dein Vergehen macht, o Taſſo,
Dich zum Gefangnen. Wie ich Dir vergebe,
So lindr' ich das Geſetz um Deinetwillen.
Verlaß uns, Taſſo! Bleib auf Deinem Zimmer,
Von Dir und mit Dir ſelbſt allein bewacht!

Taſſo. Iſt dies, o Fürſt, Dein richterlicher Spruch?

Antonio. Erkenneſt Du des Vaters Milde nicht?*)

Taſſo (zu Antonio). Mit Dir hab' ich vorerſt nichts mehr zu reden.

(Zu Alphons.)

O Fürſt, es überzieht Dein ernſtes Wort
Mich Freien der Gefangenſchaft. Es ſei!

*) Der Vorwurf liegt darin, daß Taſſo als Romantiker Leben und Dichtung nicht als verſchiedene Gebiete von einander zu trennen weiß.

Du hältſt es Recht. Dein heilig Wort verehrend,
Heiß' ich mein innres Herz im Tiefſten ſchweigen.
Es iſt mir neu, ſo neu, daß ich faſt Dich
Und mich und dieſen ſchönen Ort nicht kenne.
Doch Dieſen kenn' ich wohl — Geberchen will ich,
Ob ich gleich hier noch Manches ſagen könnte
Und ſagen ſollte. Mir verſtummt die Lippe.
War's ein Verbrechen? Wenigſtens es ſcheint,
Ich bin als ein Verbrecher angeſehn,
Und was mein Herz auch ſagt, ich bin gefangen.

Alphons. Du nimmſt es höher, Taſſo, als ich ſelbſt.

Taſſo. Mir bleibt es unbegreiflich, wie es iſt;
Zwar unbegreiflich nicht, ich bin kein Kind;
Ich meine faſt, ich müßt' es denken können.
Auf einmal winkt mich eine Klarheit an,
Doch augenblicklich ſchließt ſich's wieder zu,
Ich höre nur mein Urtheil, beuge mich.
Das ſind zu viel vergebne Worte ſchon.
Gewöhne Dich von nun an, zu geberchen!
Ohnmächt'ger, Du vergaßeſt, wo Du ſtandſt,
Der Götter Saal ſchien Dir auf gleicher Erde;
Nun überwältigt Dich der jähe Fall.*)
Geborche gern! Denn es geziemt dem Manne,
Auch willig das Beſchwerliche zu thun.
Hier nimm den Degen erſt, den Du mir gabſt,
Als ich dem Kardinal nach Frankreich folgte;**)
Ich führt' ihn nicht mit Ruhm, doch nicht mit Schande,
Auch heute nicht. Der hoffnungsvollen Gabe
Entäußr' ich mich mit tief gerührtem Herzen.

Alphons. Wie ich zu Dir geſinnt bin, fühlſt Du nicht.

Taſſo. Geborchen iſt mein Loos und nicht, zu denken!
Und leider eines herrlichern Geſchenks
Verleugnung fordert das Geſchick von mir.
Die Krone kleidet den Gefangnen nicht;
Ich nehme ſelbſt von meinem Haupt die Zierde,
Die für die Ewigkeit gegönnt mir ſchien.
Zu früh war mir das ſchönſte Glück verliehen
Und wird, als hätt' ich ſein mich überhoben,
Mir nur zu bald geraubt.

*) Anſpielung auf Tantalus (Vgl. S. 123, Z. 13 u. 167, Z. 8 v. B.)
**) Taſſo war 1571 im Gefolge des Kardinals Luigi von Este, in deſſen Dienſten er damals ſtand, in Frankreich (Vgl. Serraſſi. S. 154 ff.).

Du nimmſt Dir ſelbſt, was Keiner nehmen konnte,
Und was kein Gott zum zweiten Male giebt.
Wir Menſchen werden wunderbar geprüft;
Wir könnten's nicht ertragen, hätt' uns nicht
Den holden Leichtſinn die Natur verliehn.
Mit unſchätzbaren Gütern lehret uns
Verſchwenderiſch die Noth gelaſſen ſpielen;
Wir öffnen willig unſre Hände, daß
Unwiederbringlich uns ein Gut entſchlüpfe.
Mit dieſem Kuß vereint ſich eine Thräne
Und weiht Dich der Vergänglichkeit! Es iſt
Erlaubt, das holde Zeichen unſrer Schwäche.
Wer weinte nicht, wenn das Unſterbliche
Vor der Zerſtörung ſelbſt nicht ſicher iſt?
Geſelle Dich zu dieſem Degen, der
Dich leider nicht erwarb;*) um ihn geſchlungen,
Ruhe, wie auf dem Sarg der Tapfern, auf
Dem Grabe meines Glücks und meiner Hoffnung!
Hier leg' ich beide willig Dir zu Füßen;
Denn wer iſt wol gewaffnet, wenn Du zürnſt?
Und wer geſchmückt, o Herr, den Du verkennſt?
Gefangen geh' ich, warte des Gerichts.**)

(Auf des Fürſten Wink hebt ein Page den Degen mit dem Kranze auf und trägt ihn weg.)

Fünfter Auftritt.

Alphons. Antonio.

Antonio. Wo ſchwärmt der Knabe hin? Mit welchen Farben
Malt er ſich ſeinen Werth und ſein Geſchick?
Beſchränkt und unerfahren, hält die Jugend
Sich für ein einzig auserwähltes Weſen
Und Alles über Alle ſich erlaubt.
Er fühlte ſich getreut! Und ſtrafen heißt
Dem Jüngling wohlthun, daß der Mann uns danke.

Alphons. Er iſt geſtraft, ich fürchte, nur zu viel.

Antonio. Wenn Du gelind mit ihm verfahren magſt,

*) Vgl. S. 221. Anmerkung.

**) Wie die ganze Rede des Taſſo, ſo zeigen namentlich ſeine letzten Worte ein Verkennen der wirklichen Verhältniſſe; denn nach den früher gethanen Worten des Herzogs konnte er nicht erwarten, noch vor Gericht geſtellt zu werden oder eine anderweitige Strafe zu erhalten.

So gieb, o Fürſt, ihm ſeine Freiheit wieder,
Und unſern Zwiſt entſcheide dann das Schwert!

Alphons. Wenn es die Meinung fordert, mag es ſein!
Doch ſprich, wie haſt Du ſeinen Zorn erregt?

Antonio. Ich wüßte kaum zu ſagen, wie's geſchah.
Als Menſchen hab' ich ihn vielleicht gekränkt,
Als Edelmann hab' ich ihn nicht beleidigt;
Und ſeinen Lippen iſt im größten Zorne
Kein ſittenloſes Wort entflohn.

Alphons. So ſchien
Mir Euer Streit, und was ich gleich gedacht,
Beſtätigt Deine Rede mir noch mehr.
Wenn Männer ſich entzweien, hält man billig
Den Klügſten für den Schuldigen. Du ſollteſt
Mit ihm nicht zürnen; ihn zu leiten, ſtünde
Dir beſſer an. Noch immer iſt es Zeit;
Hier iſt kein Fall, der Euch zu ſtreiten zwänge.
So lang' mir Friede bleibt, ſo lange wünſch' ich
In meinem Haus ihn zu genießen. Stelle
Die Ruhe wieder her! Du kannſt es leicht.
Lenore Sanvitale mag ihn erſt
Mit zarter Lippe zu beſänftigen ſuchen;
Dann tritt zu ihm, gieb ihm in meinem Namen
Die volle Freiheit wieder und gewinne
Mit edeln, wahren Worten ſein Vertraun!
Verrichte das, ſobald Du immer kannſt!
Du wirſt als Freund und Vater mit ihm ſprechen.
Noch eh wir ſcheiden, will ich Ferrara wiſſen,
Und Dir iſt nichts unmöglich, wenn Du willſt.
Wir bleiben lieber eine Stunde länger
Und laſſen dann die Frauen ſanft vollenden,
Was Du begannſt; und kehren wir zurück,
So haben ſie von dieſem raſchen Eindruck
Die letzte Spur vertilgt. Es ſcheint, Antonio,
Du willſt nicht aus der Uebung kommen! Du
Haſt ein Geſchäft kaum erſt vollendet, nun
Kehrſt Du zurück und ſchaffſt Dir gleich ein neues;
Ich hoffe, daß auch dieſes Dir gelingt.

Antonio. Ich bin beſchämt und ſeh' in Deinen Worten
Wie in dem klarſten Spiegel meine Schuld.
Gar leicht gehorcht man einem edeln Herrn,
Der überzeugt, indem er uns gebietet.

Dritter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Prinzeſſin allein.

Prinzeſſin. Wo bleibt Eleonore? Schmerzlicher
Bewegt mir jeden Augenblick die Sorge
Das tiefſte Herz. Kaum weiß ich, was geſchah,*)
Kaum weiß ich, wer von Beiden ſchuldig iſt.
O daß ſie käme! Möcht' ich doch nicht gern
Den Bruder nicht, Antonio nicht ſprechen,
Eh ich gefaßter bin, eh ich vernommen,
Wie Alles ſteht und was es werden kann.

Zweiter Auftritt.

Prinzeſſin. Leonore.

Prinzeſſin. Was bringſt Du, Leonore? Sag mir an,
Wie ſteht's um unſre Freunde? Was geſchah?
Leonore. Mehr als wir wiſſen, hab' ich nicht erfahren.
Sie trafen hart zuſammen, Taſſo tief
Dem Bruder trennte ſie; allein es ſcheint,
Als habe Taſſo dieſen Streit begonnen.
Antonio geht frei umher und ſpricht
Mit ſeinem Fürſten; Taſſo bleibt dagegen
Verbannt in ſeinem Zimmer und allein.
Prinzeſſin. Gewiß hat ihn Antonio gereizt,
Den Hochgeſtimmten kalt und fremd beleidigt.
Leonore. Ich glaub' es ſelbſt. Denn eine Wolke ſtand,
Schon als er zu ihm**) trat, um ſeine Stirn.
Prinzeſſin. Ach, daß wir doch dem reinen ſtillen Wink
Des Herzens nachzugehn ſo ſehr verlernen!

*) Es iſt anzunehmen, daß der Prinzeſſin nur eine ganz allgemeine Nachricht von dem ſtattgefundenen Streite zu Ohren gekommen iſt.

**) Die Lesart der Ausgaben 3 u. 4 „ihm" (vgl. die Textrevision), iſt offenbar die richtige. Während die Worte, die Antonio an den Herzog und ſeine Schweſter, ebenſo die er an Leonoren richtet, keine Spur von Verſtimmung verrathen, iſt ſchon ſeine erſte Antwort auf Taſſo's Begrüßung nur auf Rechnung einer ſolchen zu ſetzen.

Ganz leiſe ſpricht ein Gott in unſrer Bruſt,
Ganz leiſe, ganz vernehmlich, zeigt uns an,
Was zu ergreifen iſt und was zu fliehn.
Antonio erſchien mir heute früh
Viel ſchroffer noch als je, in ſich gezogner.
Es warnte mich mein Geiſt, als neben ihn
Sich Taſſo ſtellte. Sieh das Aeußre nur
Von Beiden an, das Angeſicht, den Ton,
Den Blick, den Tritt! Es widerſtrebt ſich Alles;
Sie können ewig keine Liebe wechſeln.
Doch überredete die Hoffnung mich,
Die Gleißnerin: „Sie ſind vernünftig Beide,
Sind edel, unterrichtet, Deine Freunde;
Und welch ein Band iſt ſichrer als der Guten?“
Ich trieb den Jüngling an;*) er gab ſich ganz;
Wie ſchön, wie warm ergab er ganz ſich mir!
O, hätt' ich gleich Antonio geſprochen!
Ich zauderte; es war nur kurze Zeit;
Ich ſcheute mich, gleich mit den erſten Worten
Und dringend ihm den Jüngling zu empfehlen,
Verließ auf Sitte mich und Höflichkeit,
Auf den Gebrauch der Welt, der ſich ſo glatt
Selbſt zwiſchen Feinde legt, befürchtete
Von dem geprüften Manne dieſe Zähe
Der raſchen Jugend nicht. Es iſt geſchehn!
Das Uebel ſtand mir fern, nun iſt es da.
O gieb mir einen Rath! Was iſt zu thun?

Leonore. Wie ſchwer zu rathen ſei, das fühlſt Du ſelbſt
Nach dem, was Du geſagt. Es iſt nicht hier
Ein Mißverſtändniß zwiſchen Gleichgeſtimmten;
Das ſtellen Worte, ja, im Nothfall ſtellen
Es Waffen leicht und glücklich wieder her.
Zwei Männer ſind's, ich hab' es lang' gefühlt,
Die darum Feinde ſind, weil die Natur
Nicht einen Mann aus ihnen Beiden formte.
Und wären ſie zu ihrem Vortheil klug,
So würden ſie als Freunde ſich verbinden;
Dann fänden ſie für einen Mann und gingen
Mit Macht und Glück und Luſt durchs Leben hin.
So hofft' ich ſelbſt; nun ſeh' ich wol, umſonſt.

*) Vgl. S. 227, zweite Anmerkung.

Der Zwiſt von heute, ſei er, wie er ſei,
Iſt beizulegen; doch das ſichert uns
Nicht für die Zukunft, für den Morgen nicht.
Es wär' am Beſten, dächt' ich, Taſſo reiſte
Auf eine Zeit von hier; er könnte ja
Nach Rom, auch nach Florenz ſich wenden; dort
Träf' ich in wenig Wochen ihn, und könnte
Auf ſein Gemüth als eine Freundin wirken.
Du würdeſt hier indeſſen den Antonio,
Der uns ſo fremd geworden, Dir aufs Neue
Und Deinen Freunden näher bringen; ſo
Gewährte das, was itzt unmöglich ſcheint,
Die gute Zeit*) vielleicht, die Vieles giebt.

Prinzeſſin. Du willſt Dich in Genuß, o Freundin, ſetzen,
Ich ſoll entbehren; heißt das billig ſein?

Leonore. Entbehren wirſt Du nichts, als was Du doch
In dieſem Falle nicht genießen könnteſt.

Prinzeſſin. So ruhig ſoll ich einen Freund verbannen?

Leonore. Erhalten, den Du nur zum Schein verbannſt.

Prinzeſſin. Mein Bruder wird ihn nicht mit Willen laſſen.

Leonore. Wenn er es ſieht wie wir, ſo giebt er nach.

Prinzeſſin. Es iſt ſo ſchwer, im Freunde ſich verdammen.**)

Leonore. Und dennoch rettet Du den Freund in Dir.***)

Prinzeſſin. Ich gebe nicht mein Ja, daß es geſchehe.

Leonore. So warte noch ein größres Uebel ab!

Prinzeſſin. Du peinigſt mich und weißt nicht, ob Du nützeſt.

Leonore. Wir werden bald entdecken, wer ſich irrt.

Prinzeſſin. Und ſoll es ſein, ſo frage mich nicht länger!

Leonore. Wer ſich entſchließen kann, beſiegt den Schmerz.

Prinzeſſin. Entſchloſſen bin ich nicht; allein es ſei,
Wenn er ſich nicht auf lange Zeit entfernt —
Und laß uns für ihn ſorgen, Leonore,
Daß er nicht Mangel etwa künftig leide,
Daß ihm der Herzog ſeinen Unterhalt
Auch in der Ferne willig reichen laſſe!

*) Warum Tümpel (S. 95) die Zeit hier im Sinne der Alten als „heilſpendende Gottheit" anſehen will, iſt nicht abzuſehen. Ebenſowenig ſcheint dies S. 253 Z. 3 nöthig zu ſein.

**) Wenn Taſſo auf Reiſen geſchickt werden muß, ſo liegt darin ausgeſprochen, daß ſein Verhalten Taſſo entfernt. Die mit ihm gleich geſtimmte und geſinnte Prinzeſſin fühlt, daß ein ſolches Urtheil auch ſie mittrifft.

***) Indem Du Dich ſo weit bezwingſt, um in ſeine Entfernung einzuwilligen.

Sprich mit Antonio! Denn er vermag
Bei meinem Bruder viel und wird den Streit
Nicht unſerm Freund und uns gedenken wollen.

Leonore. Ein Wort von Dir, Prinzeſſin, gälte mehr.

Prinzeſſin. Ich kann, Du weißt es, meine Freundin, nicht,
Wie's meine Schweſter von Urbino kann,
Für mich und für die Meinen was erbitten;
Ich lebe gern ſo ſtille vor mich hin
Und nehme von dem Bruder dankbar an,
Was er mir immer geben kann und will.
Ich habe ſonſt darüber manchen Vorwurf
Mir ſelbſt gemacht; nun hab' ich überwunden.
Es ſchalt mich eine Freundin oft darum:
Du biſt uneigennützig, ſagte ſie,
Das iſt recht ſchön; allein ſo ſehr biſt Du's,
Daß Du auch das Bedürfniß Deiner Freunde
Nicht recht empfinden kannſt. Ich laſſ' es gehn
Und muß denn eben dieſen Vorwurf tragen.
Um deſto mehr erfreut es mich, daß ich
Nun in der That dem Freunde nutzen kann;
Es fällt mir meiner Mutter Erbſchaft zu,
Und gerne will ich für ihn ſorgen helfen.

Leonore. Und ich, o Fürſtin, finde mich im Falle,
Daß ich als Freundin auch mich zeigen kann.
Er iſt kein guter Wirth; wo es ihm fehlt,
Werd' ich ihm ſchon geſchickt zu helfen wiſſen.

Prinzeſſin. So nimm ihn weg, und ſoll ich ihn entbehren,
Vor allen Andern ſei er Dir gegönnt!
Ich ſeh' es wol, ſo wird es beſſer ſein.
Muß ich denn wieder dieſen Schmerz als gut
Und heilſam preiſen? Das war mein Geſchick
Von Jugend auf; ich bin nun dran gewöhnt.
Nur halb iſt der Verluſt des ſchönſten Glücks,
Wenn wir auf den Beſitz nicht ſicher zählten.

Leonore. Ich hoffe, Dich, ſo ſchön Du es verdienſt
Glücklich zu ſehn.

Prinzeſſin. Eleonore! Glücklich?
Wer iſt denn glücklich? — Meinen Bruder zwar
Möcht' ich ſo nennen; denn ſein großes Herz
Trägt ſein Geſchick mit immer gleichem Muth;
Allein was er verdient, das ward ihm nie.

Iſt meine Schweſter von Urbino glücklich,*)
Das ſchöne Weib, das edle, große Herz?
Sie bringt dem jüngern Manne keine Kinder;
Er achtet ſie und läßt ſie's nicht entgelten,
Doch keine Freude wohnt in ihrem Haus.
Was half denn unſrer Mutter ihre Klugheit,
Die Kenntniß jeder Art, ihr großer Sinn?
Konnt' er ſie vor dem fremden Irrthum ſchützen?
Man nahm uns von ihr weg;**) nun iſt ſie todt;
Sie ließ uns Kindern nicht den Troſt, daß ſie
Mit ihrem Gott verſöhnt geſtorben ſei.

Leonore. O blicke nicht nach dem, was Jedem fehlt!
Betrachte, was noch einem Jeden bleibt!
Was bleibt nicht Dir, Prinzeſſin?

Prinzeſſin. Was mir bleibt?
Geduld, Eleonore! Ueben konnt' ich die
Von Jugend auf. Wenn Freunde, wenn Geſchwiſter
Bei Feſt und Spiel geſellig ſich erfreuten,
Hielt Krankheit mich auf meinem Zimmer feſt,
Und in Geſellſchaft mancher Leiden mußt'
Ich früh entbehren lernen. Eines war,
Was in der Einſamkeit mich ſchön ergötzte,
Die Freude des Geſangs; ich unterhielt
Mich mit mir ſelbſt, ich wiegte Schmerz und Sehnſucht
Und jeden Wunſch mit leiſen Tönen ein.
Da wurde Leiden oft Genuß und ſelbſt
Das traurige Gefühl zur Harmonie.
Nicht lang' war mir dies Glück gegönnt, auch dieſes
Nahm mir der Arzt hinweg; ſein ſtreng Gebot
Hieß mich verſtummen; leben ſollt' ich, leiden,
Den einz'gen kleinen Troſt ſollt' ich entbehren.

Leonore. So viele Freunde fanden ſich zu Dir,
Und nun biſt Du geſund, biſt lebensfreh.

Prinzeſſin. Ich bin geſund, das heißt, ich bin nicht krank;
Und manche Freunde hab' ich, deren Treue
Mich glücklich macht. Auch hatt' ich einen Freund —

Leonore. Du haſt ihn noch.

---

*) Lukrezia hatte ſich im Frühjahr 1574 von ihrem Gatten getrennt und war nach Ferrara gezogen.

**) Vgl. Serafſi, S. 129, Anmerk. 2: „Le Principesse non ſiglinole furono condotte nel Convento delle Monache del Corpo di Criſto, ov'ebbero tutta la più religioſa educazione."

Prinzeſſin. Und werd' ihn bald verlieren.
Der Augenblick, da ich zuerſt ihn ſah,
War vielbedeutend. Kaum erholt' ich mich
Von manchen Leiden; Schmerz und Krankheit waren
Kaum erſt gewichen; ſtill beſcheiden blickt' ich
Ins Leben wieder, freute mich des Tags
Und der Geſchwiſter wieder, ſog beherzt
Der ſüßen Hoffnung reinſten Balſam ein.
Ich wagt' es, vorwärts in das Leben weiter
Hinein zu ſehn, und freundliche Geſtalten
Begegneten mir aus der Ferne.*) Da,
Eleonore, ſtellte mir den Jüngling
Die Schweſter vor; er kam an ihrer Hand,
Und, daß ich Dir's geſtehe, da ergriff
Ihn mein Gemüth und wird ihn ewig halten.

Leonore. O meine Fürſtin, laß Dich's nicht gereuen!
Das Edle zu erkennen iſt Gewinnſt,
Der nimmer uns entriſſen werden kann.

Prinzeſſin. Zu fürchten iſt das Schöne, das Fürtreffliche,
Wie eine Flamme, die ſo herrlich nutzt,
So lange ſie auf Deinem Herde brennt,
So lang' ſie Dir von einer Fackel leuchtet,
Wie hold! — Wer mag, wer kann ſie da entbehren?
Und frißt ſie ungebütet um ſich her,
Wie elend kann ſie machen! Laß mich nun!
Ich bin geſchwätzig und verbärge beſſer
Auch ſelbſt vor Dir, wie ſchwach ich bin und krank.

Leonore. Die Krankheit des Gemüthes löſet ſich
In Klagen und Vertraun am Leichtſten auf.

Prinzeſſin. Wenn das Vertrauen heilt, ſo heil' ich bald;
Ich hab' es rein und hab' es ganz zu Dir.
Ach, meine Freundin! Zwar ich bin entſchloſſen:
Er ſcheide nur! Allein ich fühle ſchon
Den langen ausgedehnten Schmerz der Tage, wenn
Ich nun entbehren ſoll, was mich erfreute.
Die Sonne hebt von meinen Augenlidern
Nicht mehr ſein ſchön verklärtes Traumbild auf;
Die Hoffnung, ihn zu ſehen, füllt nicht mehr
Den kaum erwachten Geiſt mit froher Sehnſucht;

*) Der Blick in die Zukunft war freundlich, wenn auch noch unbeſtimmt; das erſte Beſtimmte war das Begegnen mit Taſſo.

Mein erster Blick hinab in unsre Gärten
Sucht ihn vergebens in dem Thau der Schatten.
Wie schön befriedigt fühlte sich der Munich,
Mit ihm zu sein an jedem heitern Abend!
Wie mehrte sich im Umgang das Verlangen,
Sich mehr zu kennen, mehr sich zu verstehn!
Und täglich stimmte das Gemüth sich schöner
Zu immer reinern Harmonien auf.
Welch eine Dämmrung fällt nun vor mir ein!
Der Sonne Pracht, das fröhliche Gefühl
Des hohen Tags,*) der tausendfachen Welt
Glanzreiche Gegenwart ist öd' und tief
Im Nebel eingehüllt, der mich umgiebt.
Sonst war mir jeder Tag ein ganzes Leben;
Die Sorge schwieg, die Ahnung**) selbst verstummte,
Und glücklich eingeschifft trug uns der Strom
Auf leichten Wellen ohne Ruder hin;
Nun überfällt in trüber Gegenwart
Der Zukunft Schrecken heimlich meine Brust.

Leonore. Die Zukunft giebt Dir Deine Freunde wieder
Und bringt Dir neue Freude, neues Glück.

Prinzessin. Was ich besitze, mag ich gern bewahren;
Der Wechsel unterhält, doch nutzt er kaum.
Mit jugendlicher Sehnsucht griff ich nie
Begierig in den Loostorf fremder Welt,
Für mein bedürfend unerfahrnes Herz
Zufällig einen Gegenstand zu haschen.
Ihn mußt' ich ehren, darum liebt' ich ihn;
Ich mußt' ihn lieben, weil mit ihm mein Leben
Zum Leben ward, wie ich es nie gekannt.
Erst sagt' ich mir: Entferne Dich von ihm!
Ich wich und wich, und kam nur immer näher,
So lieblich angelockt, so hart bestraft!
Ein reines, wahres Gut verschwindet mir,
Und meiner Sehnsucht schiebt ein böser Geist
Statt Freud' und Glück verwandte***) Schmerzen unter.

*) Düntzer (S. 99) versteht unter dem „fröhlichen Gefühl des hohen Tags" das Erwachen der Natur vor dem Aufgange der Sonne; uns scheint nur einfach die angenehme Empfindung ausgedrückt zu werden, welche die volle Helligkeit des Tages dem heitern und thätigen Menschen gewährt.

**) Wie der Ausdruck „der Zukunft Schrecken" einige Zeilen später beweist, die Ahnung, daß sie den Freund doch einmal verlieren werde.

***) Trauer über den Verlust und Sehnsucht nach dem Verlorenen sind

Leonore. Wenn einer Freundin Wort nicht tröſten kann,
So wird die ſtille Kraft der ſchönen Welt,
Der guten Zeit Dich unvermerkt erquicken.
Prinzeſſin. Wol iſt ſie ſchön, die Welt! In ihrer Weite
Bewegt ſich ſo viel Gutes hin und her.
Ach, daß es immer nur um einen Schritt
Von uns ſich zu entfernen ſcheint
Und unſre bange Sehnſucht durch das Leben
Auch Schritt vor Schritt bis nach dem Grabe lockt!
So ſelten iſt es, daß die Menſchen finden,
Was ihnen doch beſtimmt geweſen ſchien,
So ſelten, daß ſie das erhalten,*) was
Auch einmal die beglückte Hand ergriff!
Es reißt ſich los, was erſt ſich uns ergab;
Wir laſſen los, was wir begierig faßten.
Es giebt ein Glück, allein wir kennen's nicht;
Wir kennen's wol, und wiſſen's nicht zu ſchätzen.

Dritter Auftritt.

Leonore allein.

Leonore. Wie jammert mich das edle, ſchöne Herz!
Welch traurig Loos, das ihrer Hoheit fällt!
Ach, ſie verliert — und denkſt Du zu gewinnen?
Iſt's denn ſo nöthig, daß er ſich entfernt?
Machſt Du es nöthig, um allein für Dich
Das Herz und die Talente zu beſitzen,
Die Du bisher mit einer Andern theilſt,
Und ungleich theilſt? Iſt's redlich, ſo zu handeln?
Biſt Du nicht reich genug? Was fehlt Dir noch?
Gemahl und Sohn und Güter, Rang und Schönheit,
Das haſt Du Alles, und Du willſt noch ihn
Zu dieſem Allen haben? Liebſt Du ihn?
Was iſt es ſonſt, warum Du ihn nicht mehr
Entbehren magſt? Du darfſt es Dir geſtehn. —
Wie reizend iſt's, in ſeinem ſchönen Geiſte
Sich ſelber zu beſpiegeln! Wird ein Glück
Nicht doppelt groß und herrlich, wenn ſein Lied

der Freude und dem Glücke verwandt, weil die Liebe die gemeinſame Veranlaſſung aller dieſer Empfindungen iſt.
*) Im Sinne von „bewahren".

Uns wie auf Himmelswolken trägt und hebt?
Dann bist Du erst beneidenswerth; Du bist,
Du hast das nicht allein, was Viele wünschen —
Es weiß, es kennt auch Jeder, was Du hast.
Dich nennt Dein Vaterland und sieht auf Dich,
Das ist der höchste Gipfel jedes Glücks.
Ist Laura denn allein der Name, der
Von allen zarten Lippen klingen soll?
Und hatte nur Petrarch allein das Recht,
Die unbekannte Schöne zu vergöttern?
Wo ist ein Mann, der meinem Freunde sich
Vergleichen darf? Wie ihn die Welt verehrt,
So wird die Nachwelt ihn verehrend nennen.
Wie herrlich ist's, im Glanze dieses Lebens
Ihn an der Seite haben, so mit ihm
Der Zukunft sich mit leichtem Schritte nahn!
Alsdann vermag die Zeit, das Alter nichts
Auf Dich, und nichts der freche*) Auf,
Der hin und her des Beifalls Woge treibt:
Das, was vergänglich ist, bewahrt sein Lied.
Du bist noch schön, noch glücklich, wenn schon lange
Der Kreis**) der Dinge Dich mit fortgerissen.
Du mußt ihn haben, und ihr nimmst Du nichts;
Denn ihre Neigung zu dem werthen Manne
Ist ihren andern Leidenschaften gleich.
Sie leuchten wie der stille Schein des Monds
Dem Wandrer spärlich auf dem Pfad zu Nacht;
Sie wärmen nicht und gießen keine Lust
Noch Lebensfreud' umher. Sie wird sich freuen,
Wenn sie ihn fern, wenn sie ihn glücklich***) weiß,
Wie sie genoß, wenn sie ihn täglich sah.
Und dann, ich will mit meinem Freunde nicht

*) Frech — insofern er nicht die Empfindungen Dessen berücksichtigt, dem gegenüber er auftritt, ähnlich wie (S. 148, Z. 24 dieses Bandes) die nichts achtenden Füße der Frauen „frech" genannt werden. — Obwol in diesem Verse ein Fuß fehlt, ist nicht anzunehmen, daß ein Wort ausgefallen ist, da vierfüßige und noch kürzere jambische Verse in „Iphigenie" und „Tasso" nicht selten vorkommen, z. B. S. 125, Z. 21; S. 147, Z. 9; S. 160, Z. 30; S. 169, Z. 19; S. 243, Z. 19; S. 282, Z. 6; S. 284, Z. 31; S. 295, Z. 3.

**) Die Metapher gewinnt nur dadurch eine Bedeutung, daß man sich die Dinge in einer Kreislinie bewegt denkt, ebenso wie Goethe an einer andern Stelle sagt: Der Kreis, den die Menschheit auszulaufen hat, ist bestimmt genug.

***) Diese beiden Bedingungen müßten streng genommen zu einer vereinigt werden. (Vergl. S. 268, Z. 23.)

Von ihr und dieſem Hofe mich verbannen;
Ich komme wieder, und ich bring' ihn wieder.
So ſoll es ſein! — Hier kommt der taube Freund;
Wir wollen ſehn, ob wir ihn zähmen können.

Vierter Auftritt.

Leonore. Antonio.

Leonore. Du bringſt uns Krieg ſtatt Frieden; ſcheint es doch
Du kommſt aus einem Lager, einer Schlacht,
Wo die Gewalt regiert, die Fauſt entſcheidet,
Und nicht von Rom, wo feierliche Klugheit
Die Hände ſegnend hebt und eine Welt
Zu ihren Füßen ſieht, die gern gebeugt.
Antonio. Ich muß den Tadel, ſchöne Freundin, dulden;
Doch die Entſchuld'gung liegt nicht weit davon.
Es iſt gefährlich, wenn man allzu lang'
Sich klug und mäßig zeigen muß. Es lauert
Der böſe Genius Dir an der Seite
Und will gewaltſam auch von Zeit zu Zeit
Ein Opfer haben. Leider hab' ich's diesmal
Auf meiner Freunde Koſten ihm gebracht.
Leonore. Du haſt um fremde Menſchen Dich ſo lang'
Bemüht und Dich nach ihrem Sinn gerichtet;
Nun, da Du Deine Freunde wiederſiehſt,
Verkennſt Du ſie und rechteſt wie mit Fremden.
Antonio. Da liegt, geliebte Freundin, die Gefahr.
Mit fremden Menſchen nimmt man ſich zuſammen,
Da merkt man auf, da ſucht man ſeinen Zweck
In ihrer Gunſt, damit ſie nutzen ſollen;
Allein bei Freunden läßt man frei ſich gehn,
Man ruht in ihrer Liebe, man erlaubt
Sich eine Laune, ungezähmter wirkt
Die Leidenſchaft, und ſo verletzen wir
Am Erſten Die, die wir am Zärtlichſten lieben.
Leonore. In dieſer ruhigen Betrachtung find' ich Dich
Schon ganz, mein theurer Freund, mit Freuden wieder.
Antonio. Ja, mich verdrießt — und ich bekenn' es gern —
Daß ich mich heut ſo ohne Maaß verlor.*)

*) Antonio geſteht zwar ſein Unrecht ein, aber ohne damit eine Entſchuldigung Taſſo's zu verbinden.

Allein gestehe, wenn ein wackrer Mann
Mit heißer Stirn von saurer Arbeit kommt
Und spät am Abend in ersehnten Schatten
Zu neuer Mühe auszuruhen denkt,
Und findet dann von einem Müßiggänger
Den Schatten breit besessen, soll er nicht
Auch etwas Menschlichs*) in dem Busen fühlen?

Leonore. Wenn er recht menschlich ist, so wird er auch
Den Schatten gern mit einem Manne theilen,
Der ihm die Ruhe süß, die Arbeit leicht
Durch ein Gespräch, durch holde Töne macht.
Der Baum ist breit, mein Freund, der Schatten giebt,
Und Keiner braucht den Andern zu verdrängen.

Antonio. Wir wollen uns, Eleonore, nicht
Mit einem Gleichniß hin und wieder spielen.
Zur viele Dinge sind in dieser Welt,
Die man dem Andern gönnt und gerne theilt;
Jedoch es ist ein Schatz, den man allein
Dem Hochverdienten gerne gönnen mag,
Ein andrer, den man mit dem Höchstverdienten
Mit gutem Willen niemals theilen wird —
Und fragst Du mich nach diesen beiden Schätzen:
Der Lorbeer ist es und die Gunst der Frauen.

Leonore. Hat jener Kram um unsers Jünglings Haupt
Den ernsten Mann beleidigt? Hättest Du
Für seine Mühe, seine schöne Dichtung
Bescheidnern Lohn doch selbst nicht finden können!
Denn ein Verdienst, das außerirdisch**) ist,
Das in den Lüften schwebt, in Tönen nur,
In leichten Bildern unsern Geist umgaukelt,
Es wird denn auch mit einem schönen Bilde,
Mit einem holden Zeichen nur belohnt;
Und wenn er selbst die Erde kaum berührt,
Berührt der höchste Lohn ihm kaum das Haupt.
Ein unfruchtbarer Zweig ist das Geschenk,
Das der Verehrer unfruchtbare Neigung
Ihm gerne bringt, damit sie einer Schuld
Aufs Leichteste sich entlade. Du mißgönnst
Dem Bild des Märtyrers den goldnen Schein

*) Die Empfindung des Aergers oder Neides.
**) d. h. welches sich nicht auf irdische, reale oder materielle Dinge bezieht.

Ums kahle Haupt wol ſchwerlich; und gewiß,
Der Lorbeerkranz iſt, wo er Dir erſcheint,
Ein Zeichen mehr des Leidens*) als des Glücks.

Antonio. Will etwa mich Dein liebenswürd'ger Mund
Die Eitelkeit der Welt verachten lehren?

Leonore. Ein jedes Gut nach ſeinem Werth zu ſchätzen,
Brauch' ich Dich nicht zu lehren. Aber doch,
Es ſcheint, von Zeit zu Zeit bedarf der Beſte
So ſehr wie Andre, daß man ihm die Güter,
Die er beſitzt, im rechten Lichte zeige.
Du, edler Mann, Du wirſt an ein Phantom
Von Gunſt und Ehre keinen Anſpruch machen.
Der Dienſt, mit dem Du Deinem Fürſten Dich,
Mit dem Du Deine Freunde Dir verbindeſt,
Iſt wirkend, iſt lebendig, und ſo muß
Der Lohn auch wirklich und lebendig ſein.
Dein Lorbeer iſt das fürſtliche Vertraun,
Das auf den Schultern Dir als liebe Laſt
Gehäuft und leicht getragen ruht; es iſt
Dein Ruhm das allgemeine Zutraun.

Antonio. Und von der Gunſt der Frauen ſagſt Du nichts;
Die willſt Du mir doch nicht entbehrlich ſchildern?

Leonore. Wie man es nimmt. Denn Du entbehrſt ſie nicht,
Und leichter wäre ſie Dir zu entbehren,
Als ſie es jenem guten Mann nicht**) iſt.
Denn ſag: gelänge es einer Frau, wenn ſie
Nach ihrer Art für Dich zu ſorgen dächte,
Mit Dir ſich zu beſchäft'gen unternähme?
Bei Dir iſt Alles Ordnung, Sicherheit;
Du ſorgſt für Dich, wie Du für Andre ſorgſt,
Du haſt, was man Dir geben möchte. Jener
Beſchäftigt uns in unſerm eignen Fache;
Ihm fehlt's an tauſend Kleinigkeiten, die
Zu ſchaffen eine Frau ſich gern bemüht.
Das ſchönſte Leinenzeug, ein ſeiden Kleid
Mit etwas Stickerei, das trägt er gern.
Er ſieht ſich gern geputzt, vielmehr, er kann

*) Inſofern, als weltliche Größe auch viele Sorgen und Mühen mit ſich bringt.

**) Die Hinzuſetzung der Negation ſcheint bei Goethe ebenſo gut unbewußte Nachbildung des franzöſiſchen Sprachgebrauchs wie unſerer älteren Sprechweiſe ſein.

Unedeln Stoff, der nur den Knecht bezeichnet,
An ſeinem Leib nicht dulden; Alles ſoll
Ihm fein und gut und ſchön und edel ſtehn.
Und dennoch hat er kein Geſchick, das Alles
Sich anzuſchaffen, wenn er es beſitzt,
Sich zu erhalten; immer fehlt es ihm
An Geld, an Sorgſamkeit. Bald läßt er da
Ein Stück, bald eines dort. Er kehret nie
Von einer Reiſe wieder, daß ihm nicht
Ein Drittheil ſeiner Sachen fehle. Bald
Beſtiehlt ihn der Bediente. So, Antonio,
Hat man für ihn das ganze Jahr zu ſorgen.

Antonio. Und dieſe Sorge macht ihn lieb und lieber.
Glückſel'ger Jüngling, dem man ſeine Mängel
Zur Tugend rechnet, dem ſo ſchön vergönnt iſt,
Den Knaben noch als Mann zu ſpielen, der
Sich ſeiner holden Schwäche rühmen darf!
Du müßteſt mir verzeihen, ſchöne Freunden,
Wenn ich auch hier ein Wenig bitter würde.
Du faßt nicht Alles, faßt nicht, was er wagt,
Und daß er klüger iſt, als wie man denkt.
Er rühmt ſich zweier*) Flammen, knüpft und löſ't
Die Knoten hin und wieder, und gewinnt
Mit ſolchen Künſten ſolche Herzen! Iſt's
Zu glauben?

Leonore. Gut! Selbſt das beweiſt ja ſchon,
Daß es nur Freundſchaft iſt, was uns belebt.
Und wenn wir denn auch Lieb' um Liebe tauſchten,
Belohnten wir das ſchöne Herz nicht billig,
Das ganz ſich ſelbſt vergißt und hingegeben
Im holden Traum für ſeine Freunde lebt?

Antonio. Verwöhnt ihn nur, und immer mehr und mehr!
Laßt ſeine Selbſtſucht**) für Liebe gelten,
Beleidigt alle Freunde, die ſich Euch
Mit treuer Seele widmen, gebt dem Stolzen

*) Guarini tadelt Taſſo, der ihn ſelbſt früher angegriffen hatte, in einem Sonnett, das Goethe hier etwas benutzt, wegen ſeiner Doppelliebe, deren Gegenſtand indeſſen neben der Gräfin Leonore nicht die Prinzeſſin, ſondern Signora Lucrezia Bendidia iſt: Di due fiamme si vanta, e stringe e spezza Più volte un nodo: e con quest' arti piega (Ch' I crederebbe!) a suo favore i Dei. Vgl. Scherer, S. 233.

**) Hier „Selbſtſucht", nicht wie an anderen Stellen bei Goethe „Eigenthümlichkeit, Ausdruck des eigenen Selbſt".

Freiwilligen Tribut, zerſtöret ganz
Den ſchönen Kreis geſelliges Vertrauns!

Leonore. Wir ſind nicht ſo parteiiſch, wie Du glaubſt,
Ermahnen unſern Freund in manchen Fällen;
Wir wünſchen ihn zu bilden, daß er mehr
Sich ſelbſt genieße, mehr ſich zu genießen
Den Andern geben könne. Was an ihm
Zu tadeln iſt, das bleibt uns nicht verborgen.

Antonio. Doch lobt Ihr Vieles, was zu tadeln wäre.
Ich kenn' ihn lang', er iſt ſo leicht zu kennen,
Und iſt zu ſtolz, ſich zu verbergen. Bald
Verſunkt er in ſich ſelbſt, als wäre ganz
Die Welt in ſeinem Buſen, er ſich ganz
In ſeiner Welt genug, und Alles rings
Umher verſchwindet ihm. Er läßt es gehn,
Läßt's fallen, ſtößt's hinweg und ruht in ſich —
Auf einmal, wie ein unbemerkter Funke
Die Mine zündet, ſei es Freude, Leid,
Zorn oder Grille, heftig bricht er aus.
Dann will er Alles faſſen, Alles halten,
Dann ſoll geſchehn, was er ſich denken mag;
In einem Augenblicke ſoll entſtehn,
Was jahrelang bereitet werden ſollte,
In einem Augenblick gehoben ſein,
Was Mühe kaum in Jahren löſen könnte.
Er fordert das Unmögliche von ſich,
Damit er es von Andern fordern dürfe.
Die letzten Enden aller Dinge*) will
Sein Geiſt zuſammenfaſſen; das gelingt
Kaum einem unter Millionen Menſchen,
Und er iſt nicht der Mann: er fällt zuletzt,
Um nichts gebeſſert, in ſich ſelbſt zurück.

Leonore. Er ſchadet Andern nicht, er ſchadet ſich.

Antonio. Und doch verletzt er Andre nur zu ſehr.
Kannſt Du es leugnen, daß im Augenblick
Der Leidenſchaft, die ihn behend ergreift,

*) Er will das, was ſonſt das Reſultat vieler Bemühungen im Einzelnen iſt, das höchſte Ziel — zu dem man auf jedem Gebiete nur dadurch kommen kann, daß man ſich von kleinen Anfängen allmählig emporarbeitet, — a priori erfaſſen, und nicht allein in einem einzelnen Falle, ſondern ſtets, und dann die gewonnenen Reſultate zu dem von ihm beliebten Ganzen verknüpfen.

Er auf den Fürſten, auf die Fürſtin ſelbſt,*)
Auf wen es ſei, zu ſchmähn, zu läſtern wagt?
Zwar augenblicklich nur; allein genug,
Der Augenblick kommt wieder: er beherrſcht
So wenig ſeinen Mund als ſeine Bruſt.

Leonore. Ich ſollte denken, wenn er ſich von hier
Auf eine kurze Zeit entfernte, ſollt'
Es wol für ihn und Andre nützlich ſein.

Antonio. Vielleicht, vielleicht auch nicht. Doch eben jetzt
Iſt nicht daran zu denken; denn ich will
Den Fehler nicht auf meine Schultern laden;
Es könnte ſcheinen, daß ich ihn vertreibe,
Und ich vertreib' ihn nicht. Um meinetwillen
Kann er an unſerm Hofe ruhig bleiben;
Und wenn er ſich mit mir verſöhnen will,
Und wenn er meinen Rath befolgen kann,**)
So werden wir ganz leidlich leben können.

Leonore. Nun hoffſt Du ſelbſt, auf ein Gemüth zu wirken,
Das Dir vor Kurzem noch verloren ſchien.

Antonio. Wir hoffen immer, und in allen Dingen
Iſt beſſer hoffen als verzweifeln. Denn
Wer kann das Mögliche berechnen? Er
Iſt unſerm Fürſten werth. Er muß uns bleiben.
Und bilden wir dann auch umſonſt an ihm,
So iſt er nicht der Einzige,***) den wir dulden.

Leonore. So ohne Leidenſchaft, ſo unparteiiſch
Glaubt' ich Dich nicht. Du haſt Dich ſchnell bekehrt.

Antonio. Das Alter muß doch einen Vorzug haben,
Daß, wenn es auch dem Irrthum nicht entgeht,
Es doch ſich auf der Stelle faſſen kann.
Du warſt, mich Deinem Freunde zu verſöhnen,
Zuerſt bemüht. Nun bitt' ich es von Dir.
Thu', was Du kannſt, daß dieſer Mann ſich finde
Und Alles wieder bald im Gleichen ſei.
Ich gehe ſelbſt zu ihm, ſobald ich nur

---

*) Goethe greift hier in ſpätere Jahre vor, auf Taſſo's Verhalten, als er 1579, um die Zeit, wo Alphons II. ſich mit Margarethe von Mantua vermählte, nach Ferrara gekommen war und dort trotz der ihm geworbenen Erlaubniß zur Rückkehr nicht die gewünſchte Aufnahme fand.

**) Nicht in einem ſpeziellen Fall, ſondern im Allgemeinen.

***) Es geht uns in andern Fällen ähnlich; wir haben Menſchen um uns, die wir ertragen, ohne ſie für unſere Grundſätze und Anſichten gewinnen zu können.

Von Dir erfahre, daß er ruhig iſt,
Sobald Du glaubſt, daß meine Gegenwart
Das Uebel nicht vermehrt. Doch was Du thuſt,
Das thu' in dieſer Stunde! Denn es geht
Alphons heut Abend noch zurück, und ich
Werd' ihn begleiten. Leb indeſſen wohl!

Fünfter Auftritt.

Leonore allein.

Leonore. Für diesmal, lieber Freund, ſind wir nicht eins;
Mein Vortheil und der Deine gehen heut
Nicht Hand in Hand. Ich nutze dieſe Zeit
Und ſuche Taſſo zu gewinnen. Schnell!

Vierter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Zimmer.

Taſſo allein.

Taſſo. Biſt Du aus einem Traum erwacht, und hat
Der ſchöne Trug auf einmal Dich verlaſſen?
Hat Dich nach einem Tag der höchſten Luſt
Ein Schlaf gebändigt, hält und ängſtet nun
Mit ſchweren Feſſeln Deine Seele? Ja,
Du wachſt und träumſt. Wo ſind die Stunden hin,
Die um Dein Haupt mit Blumenkränzen ſpielten,
Die Tage, wo Dein Geiſt mit freier Sehnſucht
Des Himmels ausgeſpanntes Blau durchdrang?
Und dennoch lebſt Du noch und fühlſt Dich an,
Du fühlſt Dich an und weißt nicht, ob Du lebſt.
Iſt's meine Schuld, iſt's eines Andern Schuld,
Daß ich mich nun als ſchuldig hier befinde?
Hab' ich verbrochen,*) daß ich leiden ſoll?

*) Nicht in dem Sinne „Schuld haben", ſondern in der eigentlichen Bedeutung „ein Verbrechen verüben". Vgl. S. 243, Z. 8 u. 9.

Iſt nicht mein ganzer Fehler ein Verdienſt?
Ich ſah ihn an und ward vom guten Willen,
Vom Hoffnungswahn des Herzens übereilt,
Der ſei ein Menſch, der menſchlich Anſehn trägt.
Ich ging mit offnen Armen auf ihn los,
Und fühlte Schloß und Riegel, keine Bruſt.
O, hätt' ich doch ſo klug mir ausgedacht,
Wie ich den Mann empfangen wollte, der
Von alten Zeiten mir verdächtig war!
Allein was immer Dir begegnet ſei,
So halte Dich an der Gewißheit feſt:
Ich habe ſie geſehn! Sie ſtand vor mir!
Sie ſprach zu mir, ich habe ſie vernommen!
Der Blick, der Ton, der Worte holder Sinn,
Sie ſind auf ewig mein, es raubt ſie nicht
Die Zeit, das Schickſal, noch das wilde*) Glück!
Und hob mein Geiſt ſich da zu ſchnell empor,
Und ließ ich allzu raſch in meinem Buſen
Der Flamme Luſt, die mich nun ſelbſt verzehrt,
So kann mich's nicht gereun, und wäre ſelbſt
Auf ewig das Geſchick des Lebens hin.
Ich widmete mich ihr und folgte froh
Dem Winke, der mich ins Verderben rief.
Es ſei! So hab' ich mich doch werth geſetzt
Des köſtlichen Vertrauns, das mich erkundt,
In dieſer Stunde ſelbſt erkundt, die mir
Die ſchwarze Pforte langer Trauerzeit
Gewaltſam öffnet. — Ja, nun iſt's gethan!
Es geht die Sonne mir der ſchönſten Gunſt
Auf einmal unter; ferner beiden Blick
Entzieht mir der Fürſt und läßt mich hier
Auf düſterm, ſchmalem Pfad verloren ſtehn.
Das häßliche, zweideutige (Geſpenſt,**)
Das leidige Gefolg der alten Nacht,
Es ſchwärmt herzu und ſchwirrt mir um das Haupt.
Wohin, wohin bewegt' ich meinen Schritt,
Dem Ekel zu entfliehn, der mich umſaun,
Dem Abgrund zu entgehn, der vor mir liegt?

*) d. h. unſtät, ſeine Gaben bald dir-, bald darthin ſpendend.

**) Es iſt hier nicht allein an die Harpyen zu denken, ſondern an das ganze Geſchlecht der Nacht, etwa wie es Heſiod in ſeiner Theogonie V. 211 ff. darſtellt. — „Zweideutig" geht auf die Geſtalt dieſer mythologiſchen Weſen.

Zweiter Auftritt.

Leonore. Taſſo.

Leonore. Was iſt begegnet? Lieber Taſſo, hat
Dein Eifer Dich, Dein Argwohn ſo getrieben?
Wie iſt's geſchehn? Wir Alle ſtehn beſtürzt.
Und Deine Sanftmuth, Dein gefällig Weſen,
Dein ſchneller Blick, Dein richtiger Verſtand,
Mit dem Du Jedem giebſt, was ihm gebührt,
Dein Gleichmuth, der erträgt, was zu ertragen
Der Edle bald, der Eitle ſelten lernt,
Die kluge Herrſchaft über Zung' und Lippe —
Mein theurer Freund, faſt ganz verkenn' ich Dich.

Taſſo. Und wenn das Alles nun verloren wäre?
Wenn einen Freund, den Du einſt reich geglaubt,
Auf einmal Du als einen Bettler fändeſt?
Wol haſt Du Recht, ich bin nicht mehr ich ſelbſt,
Und bin's doch noch ſo gut, als wie ich's war.
Es ſcheint ein Räthſel, und doch iſt es keins.
Der ſtille Mond, der Dich bei Nacht erfreut,
Dein Auge, Dein Gemüth mit ſeinem Schein
Unwiderſtehlich lockt, er ſchwebt am Tage
Ein unbedeutend blaſſes Wölkchen hin.
Ich bin vom Glanz des Tages*) überſchienen,
Ihr kennet mich, ich kenne mich nicht mehr.

Leonore. Was Du mir ſagſt, mein Freund, verſteh' ich nicht,
Wie Du es ſagſt. Erkläre Dich mit mir!
Hat die Beleidigung des ſchroffen Manns
Dich ſo gekränkt, daß Du Dich ſelbſt und uns
So ganz verkennen magſt? Vertraue mir!

Taſſo. Ich bin nicht der Beleidigte; Du ſiehſt
Mich ja beſtraft, weil ich beleidigt habe.
Die Knoten vieler Worte löſt das Schwert
Gar leicht und ſchnell; allein ich bin gefangen.
Du weißt wol kaum — erſchrick nicht, zarte Freundin —
Du triffſt den Freund in einem Kerker an.
Mich züchtiget der Fürſt wie einen Schüler.
Ich will mit ihm nicht rechten, kann es nicht.

*) Dieſe Worte führen den Vergleich fort, den Taſſo zwiſchen ſich ſelbſt und dem Monde gemacht hat, während ihm bei dem „Glanz des Tages" Antonio vorſchwebt.

Leonore. Du ſcheineſt mehr, als billig iſt, bewegt.
Taſſo. Hältſt Du mich für ſo ſchwach, für ſo ein Kind,
Daß ſolch ein Fall mich gleich zerrütten könne?
Das, was geſchehn iſt, kränkt mich nicht ſo tief;
Allein das kränkt mich, was es mir bedeutet.*)
Laß meine Neider, meine Feinde nur
Gewähren! Frei und offen iſt das Feld.
Leonore. Du haſt gar Manchen fälſchlich in Verdacht,
Ich habe ſelbſt mich überzeugen können.
Und auch Antonio feindet Dich nicht an,
Wie Du es wähnſt. Der heutige Verdruß —
Taſſo. Den laſſ' ich ganz bei Seite, nehme nur
Antonio, wie er war und wie er bleibt.
Verdrießlich fiel mir ſtets die ſteife Klugheit,
Und daß er immer nur den Meiſter ſpielt.
Anſtatt zu forſchen, ob des Hörers Geiſt
Nicht ſchon für ſich auf guten Spuren wandle,
Belehrt er Dich von Manchem, das Du beſſer
Und tiefer fühleſt, und vernimmt kein Wort,
Das Du ihm ſagſt, und wird Dich ſtets verkennen.
Verkannt zu ſein, verkannt von einem Stolzen,
Der lächelnd Dich zu überſehen glaubt!
Ich bin ſo alt noch nicht und nicht ſo klug,
Daß ich nur duldend gegenlächeln ſollte.
Früh oder ſpät, es konnte ſich nicht halten,
Wir mußten brechen; ſpäter wär' es nur
Um deſto ſchlimmer worden. Einen Herrn
Erkenn' ich nur, den Herrn, der mich ernährt;
Dem folg' ich gern, ſonſt will ich keinen Meiſter.
Frei will ich ſein im Denken und im Dichten;
Im Handeln ſchränkt die Welt genug uns ein.
Leonore. Er ſpricht mit Achtung oft genug von Dir.
Taſſo. Mit Schonung, willſt Du ſagen, fein und klug.
Und das verdrießt mich eben; denn er weiß
So glatt und ſo bedingt zu ſprechen, daß
Sein Lob erſt recht zum Tadel wird, und daß
Nichts mehr, nichts tiefer Dich verletzt als Lob
Aus ſeinem Munde.
Leonore. Möchteſt Du, mein Freund,

*) Ich ſehe, auf wie ſchwachem Grunde die Gunſt ſteht, welche ich bisher genoſſen habe.

Vernommen haben, wie er ſonſt von Dir
Und dem Talente ſprach, das Dir vor Vielen
Die gütige Natur verlieh. Er fühlt gewiß
Das, was Du biſt und haſt, und ſchätzt es auch.

Taſſo. O glaube mir, ein ſelbſtiſches Gemüth
Kann nicht der Qual des engen Neids entfliehen.
Ein ſolcher Mann verzeiht dem Andern wol
Vermögen, Stand und Ehre; denn er denkt:
„Das haſt Du ſelbſt, das haſt Du, wenn Du willſt,
Wenn Du beharrſt, wenn Dich das Glück begünſtigt.“
Doch das, was die Natur allein verleiht,
Was jeglicher Bemühung, jedem Streben
Stets unerreichbar bleibt, was weder Gold,
Noch Schwert, noch Klugheit, noch Beharrlichkeit
Erzwingen kann, das wird er nie verzeihn.
Er gönnt es mir? Er, der mit ſteifem Sinn
Die Gunſt der Muſen zu ertrotzen glaubt?
Der, wenn er die Gedanken mancher Dichter*)
Zuſammenreibt, ſich ſelbſt ein Dichter ſcheint?
Weit eher gönnt er mir des Fürſten Gunſt,
Die er doch gern auf ſich beſchränken möchte,
Als das Talent, das jene Himmliſchen
Dem armen, dem verwaiſten**) Jüngling gaben.

Leonore. O, ſähteſt Du ſo klar, wie ich es ſehe!
Du irrſt Dich über ihn; ſo iſt er nicht.

Taſſo. Und irr' ich mich an ihm, ſo irr' ich gern!
Ich denk' ihn mir als meinen ärgſten Feind,
Und wär' untröſtlich, wenn ich mir ihn nun
Gelinder denken müßte. Thöricht iſt's,
In allen Stücken billig ſein; es heißt
Sein eigen Selbſt zerſtören. Sind die Menſchen
Denn gegen uns ſo billig? Nein, o nein!
Der Menſch bedarf in ſeinem engen Weſen
Der doppelten Empfindung, Lieb' und Haß.
Bedarf er nicht der Nacht als wie des Tags,
Des Schlafens wie des Wachens? Nein, ich muß
Von nun an dieſen Mann als Gegenſtand
Von meinem tiefſten Haß behalten; nichts

*) Mit Bezug auf das begeiſterte Lob, welches Antonio S. 220 den Dichtungen Ariosto's geſpendet hat.
**) Vgl. Anmerkung S. 211.

Kann mir die Luſt entreißen, ſchlimm und ſchlimmer
Von ihm zu denken.

Leonore. Willſt Du, theurer Freund,
Von Deinem Sinn nicht laſſen, ſeh' ich kaum,
Wie Du am Hofe länger bleiben willſt.
Du weißt, wie viel er gilt und gelten muß.

Taſſo. Wie ſehr ich längſt, o ſchöne Freundin, hier
Schon überflüſſig bin, das weiß ich wohl.

Leonore. Das biſt Du nicht, das kannſt Du nimmer werden!
Du weißt vielmehr, wie gern der Fürſt mit Dir,
Wie gern die Fürſtin mit Dir lebt; und kommt
Die Schweſter von Urbino,*) kommt ſie faſt
So ſehr um Deint- als der Geſchwiſter willen.
Sie denken Alle gut und gleich von Dir,
Und Jegliches vertraut Dir unbedingt.

Taſſo. O Leonore, welch Vertrauen iſt das!
Hat er von ſeinem Staate je ein Wort,
Ein ernſtes Wort mit mir geſprochen? Kam
Ein eigner Fall, worüber er ſogar
In meiner Gegenwart mit ſeiner Schweſter,
Mit Andern ſich berieth, mich fragt' er nie.**)
Da hieß es immer nur: Antonio kommt!
Man muß Antonio ſchreiben! Fragt Antonio!

Leonore. Du haſt, anſtatt zu danken. Wenn er Dich
In unbedingter Freiheit laſſen mag,
So ehrt er Dich, wie er Dich ehren kann.

Taſſo. Er läßt mich ruhn, weil er mich unnütz glaubt.

Leonore. Du biſt nicht unnütz, eben weil Du ruhſt.
So lange beaſt Du ſchon Verdruß und Sorge
Wie ein geliebtes Kind an Deiner Bruſt.
Ich hab' es oft bedacht, und mag's bedenken,
Wie ich es will, auf dieſem ſchönen Boden,
Wohin das Glück Dich zu verpflanzen ſchien,
Gedeihſt Du nicht. O Taſſo! — Rath' ich Dir's?
Sprech' ich es aus? — Du ſollteſt Dich entfernen!

Taſſo. Verſchone nicht den Kranken, lieber Arzt!
Reich' ihm das Mittel, denke nicht daran,

*) Vgl. S. 250, erſte Anmerkg. Es iſt hier indeſſen nicht an die Ueberſiedelung Lukrezia's nach Ferrara, die Goethe überhaupt ignoriert, ſondern an gelegentliche Beſuche von dem allerdings ziemlich entfernten Urbino zu denken.

**) Vgl. S. 222 ff., wo Taſſo auch die politiſche und kriegeriſche Thätigkeit höher ſtellt als die poetiſche.

Ob's bitter ſei! — Ob er geneſen könne,
Das überlege wohl, o kluge, gute Freundin!
Ich ſeh' es Alles ſelbſt, es iſt vorbei.
Ich kann ihm wol verzeihen, er nicht mir;
Und ſein bedarf man, leider meiner nicht.
Und er iſt klug, und leider bin ich's nicht.
Er wirkt zu meinem Schaden, und ich kann,
Ich mag nicht gegenwirken. Meine Freunde,
Sie laſſen's gehn, ſie ſehen's anders an;
Sie widerſtreben kaum, und ſollten kämpfen.
Du glaubſt, ich ſoll hinweg; ich glaub' es ſelbſt —
So lebt denn wohl! Ich werd' auch das ertragen.
Ihr ſeid von mir geſchieden — werd' auch mir,
Von Euch zu ſcheiden, Kraft und Muth verliehn!

Leonore. Auch*) in der Ferne zeigt ſich Alles reiner,
Was in der Gegenwart uns nur verwirrt.
Vielleicht wirſt Du erkennen, welche Liebe
Dich überall umgab, und welchen Werth
Die Treue wahrer Freunde hat, und wie
Die weite Welt die Nächſten nicht erſetzt.

Taſſo. Das werden wir erfahren! Kenn' ich doch
Die Welt von Jugend auf, wie ſie ſo leicht
Uns bilflos, einſam läßt und ihren Weg
Wie Sonn' und Mond und andre Götter**) geht.

Leonore. Vernimmſt Du mich, mein Freund, ſo ſollſt Du nie
Die traurige Erfahrung wiederholen.
Soll ich Dir rathen, ſo begiebſt Du Dich
Erſt nach Florenz, und eine Freundin wird
Gar freundlich für Dich ſorgen. Sei getroſt,
Ich bin es ſelbſt. Ich reiſe, den Gemahl
Die nächſten Tage dort zu finden, kann
Nichts freudiger für ihn und mich bereiten,
Als wenn ich Dich in unſre Mitte bringe.
Ich ſage Dir kein Wort, Du weißt es ſelbſt,

*) Das „Auch" am Anfang, welches die älteren Ausgaben haben, hatte nur inſofern einen Sinn, wenn es ausdrücken ſollte, daß Leonore den Schmerz Taſſo's mitempfindet, während „auch" einen neuen Vortheil bezeichnet, den er durch ſeine Entfernung gewinnt. Vgl. außerdem die Text-Reviſion.

**) An die Fürſten, wie Düntzer es thut (S. 112), läßt ſich hier nicht gut denken, da ſie doch ſchon in dem Begriffe „Welt" eingeſchloſſen ſind. Der Vergleich deutet vielmehr nur auf die Gefühlloſigkeit der antiken Götter gegen die Leiden der Menſchen hin, die Goethe ja auch ſelbſt, namentlich in ſeiner Prometheus-Dichtung, dargeſtellt hat.

Welch einem Fürſten Du Dich nahen wirſt,
Und welche Männer dieſe ſchöne Stadt
In ihrem Buſen hegt und welche Frauen.
Du ſchweigſt? Bedenk es wohl! Entſchließe Dich!

Taſſo. Gar reizend iſt, was Du mir ſagſt, ſo ganz
Dem Wunſch gemäß, den ich im Stillen nähre;
Allein es iſt zu neu; ich bitte Dich,
Laß mich bedenken! Ich beſchließe bald.

Leonore. Ich gehe mit der ſchönſten Hoffnung weg
Für Dich und uns und auch für dieſes Haus.
Bedenke nur, und wenn Du recht bedenkſt,
So wirſt Du ſchwerlich etwas Beſſers denken.

Taſſo. Noch Eins, geliebte Freundin! Sage mir,
Wie iſt die Fürſtin gegen mich geſinnt?
War ſie erzürnt auf mich? Was ſagte ſie? —
Sie hat mich ſehr getadelt? Rede frei!

Leonore. Da ſie Dich kennt, hat ſie Dich leicht entſchuldigt.

Taſſo. Hab' ich bei ihr verloren? Schmeichle nicht!

Leonore. Der Frauen Gunſt wird nicht ſo leicht verſcherzt.

Taſſo. Wird ſie mich gern entlaſſen, wenn ich gehe?

Leonore. Wenn es zu Deinem Wohl gereicht, gewiß.

Taſſo. Werd' ich des Fürſten Gnade nicht verlieren?

Leonore. In ſeiner Großmuth kannſt Du ſicher ruhn.

Taſſo. Und laſſen wir die Fürſtin ganz allein?
Du gehſt hinweg, und wenn ich wenig bin,
So weiß ich doch, daß ich ihr etwas war.

Leonore. Gar freundliche Geſellſchaft leiſtet uns
Ein ferner Freund, wenn wir ihn glücklich wiſſen.
Und es gelingt, ich ſehe Dich beglückt;
Du wirſt von hier nicht unzufrieden gehn.
Der Fürſt befahl's, Antonio ſucht Dich auf.
Er tadelt ſelbſt an ſich die Bitterkeit,
Womit er Dich verletzt. Ich bitte Dich,
Nimm ihn gelaſſen auf, ſo wie er kommt.

Taſſo. Ich darf in jedem Sinne vor ihm ſtehn.

Leonore. Und ſchenke mir der Himmel, lieber Freund,
Noch eh Du ſcheideſt, Dir das Aug' zu öffnen,
Daß Niemand Dich im ganzen Vaterlande
Verlobt und haßt und heimlich drückt und neckt.
Du irrſt gewiß, und wie Du ſonſt zur Freude
Von Andern dichteſt, leider dichteſt Du
In dieſem Fall ein ſeltenes Gewebe,

Dich ſelbſt zu kränken. Alles will ich thun,
Um es entzweizureißen, daß Du frei
Den ſchönen Weg des Lebens wandeln mögeſt.
Leb wohl! Ich hoffe bald ein glücklich Wort.

Dritter Auftritt.

Taſſo allein.

Taſſo. Ich ſoll erkennen, daß mich Niemand haßt,
Daß Niemand mich verfolgt, daß alle Liſt
Und alles heimliche Gewebe ſich
Allein in meinem Kopfe ſpinnt und webt!
Bekennen ſoll ich, daß ich Unrecht habe
Und Manchem Unrecht thue, der es nicht
Um mich verdient! Und das in einer Stunde,
Da vor dem Angeſicht der Sonne klar
Mein volles Recht wie ihre Tücke liegt!
Ich ſoll es tief empfinden, wie der Fürſt
Mit offner Bruſt mir ſeine Gunſt gewährt,
Mit reichem Maaß die Gaben mir ertheilt,
Im Augenblicke, da er, ſchwach genug,
Von meinen Feinden ſich das Auge trüben
Und ſeine Hand gewiß auch feſſeln läßt!

Daß er betrogen iſt, kann er nicht ſehen;
Daß ſie Betrieger ſind, kann ich nicht zeigen;
Und nur damit er ruhig ſich betriege,
Daß ſie gemächlich ihn betriegen können,
Soll ich mich ſtille halten, weichen gar!

Und wer giebt mir den Rath? Wer dringt ſo klug
Mit treuer, lieber Meinung auf mich ein?
Lenore ſelbſt, Lenore Sanvitale,
Die zarte Freundin! Ha, Dich kenn' ich nun!
O, warum traut' ich ihrer Lippe je?
Sie war nicht redlich, wenn ſie noch ſo ſehr
Mir ihre Gunſt, mir ihre Zärtlichkeit
Mit ſüßen Worten zeigte! Nein, ſie war
Und bleibt ein liſtig Herz, ſie wendet ſich
Mit leiſen, klugen Tritten nach der Gunſt.

Wie oft hab' ich mich willig ſelbſt betrogen,
Auch über ſie! Und doch im Grunde hat
Mich nur — die Eitelkeit betrogen. Wol!

Ich kannte ſie und ſchmeichelte mir ſelbſt.
So iſt ſie gegen Andre, ſagt' ich mir;
Doch gegen Dich iſt's offne, treue Meinung.
Nun ſeh' ich's wol und ſeh' es nur zu ſpät:
Ich war begünſtigt, und ſie ſchmiegte ſich
So zart — an den Beglückten. Nun ich falle,
Sie wendet mir den Rücken wie das Glück.

Nun kommt ſie als ein Werkzeug meines Feindes,
Sie ſchleicht heran und züngelt mit glatter Zunge,
Die kleine Schlange, zauberiſche Töne.
Wie lieblich ſchien ſie, lieblicher als je!
Wie wohl that von der Lippe jedes Wort!
Doch konnte mir die Schmeichelei nicht lange
Den falſchen Sinn verbergen; an der Stirne
Schien ihr das Gegentheil zu klar geſchrieben
Von Allem, was ſie ſprach. Ich fühl' es leicht,
Wenn man den Weg zu meinem Herzen ſucht
Und es nicht herzlich meint. Ich ſoll hinweg?
Soll nach Florenz, ſobald ich immer kann?

Und warum nach Florenz? Ich ſeh' es wol.
Dort herrſcht der Mediziäer neues Haus,*)
Zwar nicht in offner Feindſchaft mit Ferrara,
Doch hält der ſtille Neid mit kalter Hand
Die edelſten Gemüther aus einander.
Empfang' ich dort von jenen edeln Fürſten
Erhabne Zeichen ihrer Gunſt, wie ich
Gewiß erwarten dürfte, würde bald
Der Höfling meine Treu' und Dankbarkeit
Verdächtig machen; leicht gelang' es ihm.

Ja, ich will weg, allein nicht wie Ihr wollt;
Ich will hinweg, und weiter, als Ihr denkt.

Was ſoll ich hier? Wer hält mich hier zurück?
O, ich verſtand ein jedes Wort zu gut,

*) Der Einfluß und die Macht der Familie Mediçi geht in viel ältere Zeit zurück; indeſſen konnte Goethe hier zuerſt an Coſimo I. von Mediçi gedacht haben, der eigentlich ſchon 1564 größtentheils der Regierung entſagt hatte, wenn er auch erſt zehn Jahre ſpäter ſtarb; aber auch ſein Nachfolger Franceſco war ein eifriger Beſchützer von Kunſt und Wiſſenſchaft, und wenigſtens in Rom hatte ſich Taſſo der beſonderen Gunſt des Cardinals Ferdinand von Mediçi zu erfreuen, der 1587 Franceſco's Nachfolger wurde. Coſimo war 1537 durch den Kaiſer Karl V. zum Herzog von Florenz, 1563 durch den Papſt Pius V. zum Großherzog von Toskana erhoben worden, und das letztere hatte namentlich die Eiferſucht des Hofes von Ferrara erregt.

Das ich Lenoren von den Lippen lockte!
Von Silb' zu Silbe nur erhaſcht' ich's kaum
Und weiß nun ganz, wie die Prinzeſſin denkt —
Ja, ja, auch das iſt wahr, verzweifle nicht!
„Sie wird mich gern entlaſſen, wenn ich gehe,
„Da es zu meinem Wohl gereicht.“ O, fühlte
Sie eine Leidenſchaft*) im Herzen, die mein Wohl
Und mich zu Grunde richtete! Willkommner
Ergriffe mich der Tod als dieſe Hand,
Die kalt und ſtarr mich von ſich löſt. — Ich gehe! —
Nun hüte Dich und laß Dich keinen Schein
Von Freundſchaft oder Güte täuſchen! Niemand
Betriegt Dich nun, wenn Du Dich nicht betriegſt.

Vierter Auftritt.

Antonio. Taſſo.

Antonio. Hier bin ich, Taſſo, Dir ein Wort zu ſagen,
Wenn Du mich ruhig hören magſt und kannſt.
Taſſo. Das Handeln, weißt Du, bleibt mir unterſagt;
Es ziemt mir wol, zu warten und zu hören.
Antonio. Ich treffe Dich gelaſſen, wie ich wünſchte,
Und ſpreche gern zu Dir aus freier Bruſt.
Zuvörderſt löſ' ich in des Fürſten Namen
Das ſchwache Band, das Dich zu feſſeln ſchien.
Taſſo. Die Willkür macht mich frei, wie ſie mich band;
Ich nehm' es an und fordre kein Gericht.
Antonio. Dann ſag' ich Dir von mir: Ich habe Dich
Mit Worten, ſcheint es, tief und mehr gekränkt,
Als ich, von mancher Leidenſchaft**) bewegt,
Es ſelbſt empfand. Allein kein ſchimpflich Wort
Iſt meinen Lippen unbedacht entflohen;
Zu rächen haſt Du nichts als Edelmann
Und wirſt als Menſch Vergebung nicht verſagen.
Taſſo. Was härter treffe, Kränkung oder Schimpf,
Will ich nicht unterſuchen, jene dringt
Ins tiefe Mark, und dieſer ritzt die Haut.

*) Hätte die Prinzeſſin eine heftige Leidenſchaft für einen Andern, ſo würde das allerdings mein Lebensglück vernichten und mein Tod, aber mir doch nicht ſo furchtbar als dieſe Gleichgiltigkeit ſein.
**) Worin dieſe Leidenſchaften beſtanden, ſagt er ſelbſt S. 256.

Der Pfeil des Schimpfs kehrt auf den Mann zurück,
Der zu verwunden glaubt; die Meinung Andrer
Befriedigt leicht das wohlgeführte Schwert —
Doch ein gekränktes Herz erholt ſich ſchwer.

Antonio. Jetzt iſt's an mir, daß ich Dir dringend ſage,
Tritt nicht zurück,*) erfülle meinen Wunſch,
Den Wunſch des Fürſten, der mich zu Dir ſendet!

Taſſo. Ich kenne meine Pflicht und gebe nach.
Es ſei verziehn, ſofern es möglich iſt!
Die Dichter ſagen uns von einem Speer,**)
Der eine Wunde, die er ſelbſt geſchlagen,
Durch freundliche Berührung heilen konnte.
Es hat des Menſchen Zunge dieſe Kraft;
Ich will ihr nicht gehäſſig widerſtehn.

Antonio. Ich danke Dir und wünſche, daß Du mich
Und meinen Willen, Dir zu dienen, gleich
Vertraulich prüfen mögeſt. Sage mir,
Kann ich Dir nützlich ſein? Ich zeig' es gern.

Taſſo. Du bieteſt an, was ich nur wünſchen konnte.
Du brachteſt mir die Freiheit wieder; nun
Verſchaffe mir, ich bitte, den Gebrauch!

Antonio. Was kannſt Du meinen? Sag es deutlich an!

Taſſo. Du weißt, geendet hab' ich mein Gedicht;
Es fehlt noch viel, daß es vollendet wäre.
Heut überreicht' ich es dem Fürſten, hoffte
Zugleich ihm eine Bitte vorzutragen.
Gar viele meiner Freunde ſind' ich jetzt
In Rom***) verſammelt; einzeln haben ſie
Mir über manche Stellen ihre Meinung
In Briefen ſchon eröffnet; Vieles hab' ich
Benutzen können, Manches ſcheint mir noch

---

*) Mit Beziehung auf Taſſo's an ihn gerichtete Worte S. 236, Z. 9.

**) Telephos, Sohn des Herakles und König in Myſien, war von Achilles mit einem Speere in der Seite verwundet und hatte den Orakelſpruch erhalten, daß nur Derjenige ihn heilen könnte, der ihn verwundet hätte (ὁ τρώσας καὶ ἰάσεται). Achilles ſchabt auf Odyſſeus' Rath Eiſenſpäne von ſeinem Speere und heilt ſie in die Wunde. Die Mythe ſelbſt iſt mehrfach von den tragiſchen Dichtern des Alterthums behandelt worden.

***) Der wirkliche Aufenthalt Taſſo's in Rom fiel in die letzten Monate des Jahres 1575; im Januar 1576 kehrte er wieder nach Ferrara zurück. Daß er ſeine Dichtung dem Urtheile zahlreicher Freunde und Kritiker in Rom, Padua, Bologna und andern Orten unterwarf, berichtet Serafſi ausführlich, S. 194 ff.

Zu überlegen; und verſchiedne Stellen
Möcht' ich nicht gern verändern, wenn man mich
Nicht mehr, als es geſchehn iſt, überzeugt.
Das Alles wird durch Briefe nicht gethan;
Die Gegenwart löſt dieſe Knoten bald.
So dacht' ich heut den Fürſten ſelbſt zu bitten;
Ich fand nicht Raum; nun darf ich es nicht wagen
Und hoffe dieſen Urlaub nun durch Dich.

Antonio. Mir ſcheint nicht rätlich, daß Du Dich entfernſt
In dem Moment, da Dein vollendet Werk
Dem Fürſten und der Fürſtin Dich empfiehlt.
Ein Tag der Gunſt iſt wie ein Tag der Ernte:
Man muß geſchäftig ſein, ſobald ſie reift.
Entfernſt Du Dich, ſo wirſt Du nichts gewinnen,
Vielleicht verlieren, was Du ſchon gewannſt.
Die Gegenwart iſt eine mächt'ge Göttin;
Lern ihren Einfluß kennen, bleibe hier!

Taſſo. Zu fürchten hab' ich nichts; Alphons iſt edel,
Stets hat er gegen mich ſich groß gezeigt;
Und was ich hoffe, will ich ſeinem Herzen
Allein verdanken, keine Gnade mir
Erſchleichen; nichts will ich von ihm empfangen,
Was ihn gereuen könnte, daß er's gab.

Antonio. So fordre nicht von ihm, daß er Dich jetzt
Entlaſſen ſoll! Er wird es ungern thun,
Und ich befürchte faſt, er thut es nicht.

Taſſo. Er wird es gern, wenn recht gebeten wird,
Und Du vermagſt es wol, ſobald Du willſt.

Antonio. Doch welche Gründe, ſag mir, leg' ich vor?

Taſſo. Laß mein Gedicht aus jeder Stanze ſprechen!
Was ich gewollt, iſt löblich, wenn das Ziel
Auch meinen Kräften unerreichbar blieb;
An Fleiß und Mühe hat es nicht gefehlt.
Der heitre Wandel*) mancher ſchönen Tage,
Der ſtille Raum ſo mancher tiefen Nächte
War einzig dieſem frommen Lied geweiht.
Beſcheiden hofft' ich, jenen großen Meiſtern
Der Vorwelt mich zu nahen, kühn geſinnt,
Zu edeln Thaten**) unſern Zeitgenoſſen

*) In dem Sinne von „Gang", nicht von „Wechſel".
**) Vgl. Seite 119, zweite Anmerkung. Schon in der dritten Strophe ſeines Epos deutet Taſſo ſeine Abſicht an, auf einen Kreuzzug hinzuwirken.

Aus einem langen Schlaf zu rufen, dann
Vielleicht mit einem edeln Chriſtenheere
Gefahr und Ruhm des heil'gen Kriegs zu theilen.
Und ſoll mein Lied die beſten Männer wecken,
So muß es auch der beſten würdig ſein.
Alphonſen bin ich ſchuldig, was ich that;
Nun möcht' ich ihm auch die Vollendung danken.

Antonio. Und eben dieſer Fürſt iſt hier mit Andern,
Die Dich ſo gut als Römer leiten können.
Vollende hier Dein Werk, hier iſt der Platz,
Und um zu wirken, eile dann nach Rom!

Taſſo. Alphons hat mich zuerſt begeiſtert, wird
Gewiß der Letzte ſein, der mich belehrt,*)
Und Deinen Rath, den Rath der klugen Männer,
Die unſer Hof verſammelt, ſchätz' ich hoch.
Ihr ſollt entſcheiden, wenn mich ja zu Rom
Die Freunde nicht vollkommen überzeugen;
Doch dieſe muß ich ſehn. Gonzaga**) hat
Mir ein Gericht verſammelt, dem ich erſt
Mich ſtellen muß. Ich kann es kaum erwarten.
Flaminio de' Nobili,***) Angelio
Da Barga, Antoniano und Speron Speroni!
Du wirſt ſie kennen. — Welche Namen ſind's!
Vertraun und Sorge fließen ſie zugleich
In meinen Geiſt, der gern ſich unterwirft.

Antonio. Du denkſt nur Dich, und denkſt den Fürſten nicht.
Ich ſage Dir, er wird Dich nicht entlaſſen;
Und wenn er's thut, entläßt er Dich nicht gern.
Du willſt ja nicht verlangen, was er Dir
Nicht gern gewähren mag. Und ſoll ich hier
Vermitteln, was ich ſelbſt nicht loben kann?

Taſſo. Verſagſt Du mir den erſten Dienſt, wenn ich
Die angebotne Freundſchaft prüfen will?

---

*) Seinem Urtheile werde ich ſchließlich noch Alles unterwerfen.

**) Scipione Gonzaga, Jugendfreund und Altersgenoſſe Taſſo's und ſpäter Kardinal, hatte eine Reihe von Gelehrten um ſich verſammelt, mit denen Taſſo's Dichtung ausführlich beſprochen wurde.

***) Flaminio de Nobili aus Lucca wurde von Taſſo als Kritiker beſonders hoch geſchätzt; Pierangelio da Barga war in gereimter Weiſe Taſſo's Redenbuhler, da er ſelbſt ſchon ſeit 1560 an einem lateiniſchen Epos „Syrias" arbeitete, welches denſelben Gegenſtand wie das Taſſo's behandelte. Silvio Antoniano übte in Wirklichkeit eine beſonders ſtrenge Kritik aus. Daſſelbe geſchah von Speron Speroni (1500—1588), der, durch ſeine eigenen Werke in hohem Anſehen, beiſpielsweiſe ſchon dadurch ein geſundes Urtheil bekundete, daß er Virgil als Dichter nicht hochſchätzte. (Vgl. Seraſſi S. 173, 194, 208, 211.)

Antonio. Die wahre Freundſchaft zeigt ſich im Verſagen
Zur rechten Zeit, und es gewährt die Liebe
Gar oft ein ſchädlich Gut, wenn ſie den Willen
Des Fordernden mehr als ſein Glück bedenkt.
Du ſcheineſt mir in dieſem Augenblick
Für gut zu halten, was Du eifrig wünſcheſt,
Und willſt im Augenblick, was Du begehrſt.
Durch Heftigkeit erſetzt der Irrende,
Was ihm an Wahrheit und an Kräften fehlt.
Es fordert meine Pflicht, ſo viel ich kann,
Die Haſt zu mäß'gen, die Dich übel treibt.

Taſſo. Schon lange kenn' ich dieſe Tyrannei
Der Freundſchaft, die von allen Tyranneien
Die unerträglichſte mir ſcheint. Du denkſt
Nur anders, und Du glaubſt deswegen
Schon recht zu denken. Gern erkenn' ich an,
Du willſt mein Wohl; allein verlange nicht,
Daß ich auf Deinem Weg es finden ſoll!

Antonio. Und ſoll ich Dir ſogleich mit kaltem Blut,
Mit voller, klarer Ueberzeugung ſchaden?

Taſſo. Von dieſer Sorge will ich Dich befrein;
Du hälfſt mich nicht mit dieſen Worten ab.
Du haſt mich frei erklärt, und dieſe Thüre
Steht mir nun offen, die zum Fürſten führt.
Ich laſſe Dir die Wahl. Du oder ich!
Der Fürſt geht fort. Hier iſt kein Augenblick
Zu harren. Wähle ſchnell! Wenn Du nicht gehſt,
So geh' ich ſelbſt, und werd' es, wie es will.

Antonio. Laß mich nur wenig Zeit von Dir erlangen
Und warte nur des Fürſten Rückkehr ab!
Nur heute nicht!

Taſſo. Nein, dieſe Stunde noch,
Wenn's möglich iſt! Es brennen mir die Sohlen
Auf dieſem Marmorboden; eher kann
Mein Geiſt nicht Ruhe finden, bis der Staub
Des freien Wegs mich Eilenden umgiebt.
Ich bitte Dich! Du ſiehſt, wie ungeſchickt
In dieſem Augenblick ich ſei, mit meinem Herrn
Zu reden, ſiehſt — wie kann ich das verbergen —
Daß ich mir ſelbſt in dieſem Augenblick,
Mir keine Macht der Welt gebieten kann.
Nur Feſſeln ſind es, die mich halten können!

Alphons iſt kein Tyrann, er ſprach mich frei.
Wie gern gehorcht' ich ſeinen Worten ſonſt!
Heut kann ich nicht gehorchen. Heute nur
Laßt mich in Freiheit, daß mein Geiſt ſich finde!
Ich kehre bald zu meiner Pflicht zurück.

Antonio. Du machſt mich zweifelhaft. Was ſoll ich thun?
Ich merke wol, es ſteckt der Irrthum an.

Taſſo. Soll ich Dir glauben, denkſt Du gut für mich,
So wirke, was ich wünſche, was Du kannſt!
Der Fürſt entläßt mich dann, und ich verliere
Nicht ſeine Gnade, ſeine Hilfe nicht.
Das dank' ich Dir und will Dir's gern verdanken.
Doch hegſt Du einen alten Groll im Buſen,
Willſt Du von dieſem Hofe mich verbannen,*)
Willſt Du auf ewig mein Geſchick verkehren,
Mich hilflos in die weite Welt vertreiben,
So bleib auf Deinem Sinn und widerſteh!

Antonio. Weil ich Dir doch, o Taſſo, ſchaden ſoll,
So wähl' ich denn den Weg, den Du erwählſt.
Der Ausgang mag entſcheiden, wer ſich irrt!
Du willſt hinweg! Ich ſag' es Dir zuvor:
Du wendeſt dieſem Hauſe kaum den Rücken,
So wird Dein Herz zurück verlangen, wird
Dein Eigenſinn Dich vorwärts treiben; Schmerz,
Verwirrung, Trübſinn harrt in Rom auf Dich,
Und Du verfehleſt hier und dort den Zweck.
Doch ſag' ich dies nicht mehr, um Dir zu rathen;
Ich ſage nur voraus, was bald geſchieht,
Und lade Dich auch ſchon im Voraus ein,
Mir in dem ſchlimmſten Falle zu vertraun.
Ich ſpreche nun den Fürſten, wie Du's forderſt.

Fünfter Auftritt.

Taſſo allein.

Taſſo. Ja, gehe nur, und gehe ſicher weg,
Daß Du mich überredeſt, was Du willſt!
Ich lerne mich verſtellen; denn Du biſt
Ein großer Meiſter, und ich faſſe leicht.
So zwingt das Leben uns, zu ſcheinen, ja,

*) Ich würde mich, wenn ich jetzt nicht entlaſſen würde, zu einer heimlichen Flucht genöthigt ſehen, die meine Rückkehr unmöglich machte.

Zu ſein wie Jene, die wir kühn und ſtolz
Verachten konnten. Deutlich ſeh' ich nun
Die ganze Kunſt des höfiſchen Gewebes!
Mich will Antonio von hinnen treiben,
Und will nicht ſcheinen, daß er mich vertreibt.
Er ſpielt den Schonenden, den Klugen, daß
Man nur recht krank und ungeſchickt mich finde,
Beſtellet ſich zum Vormund, daß er mich
Zum Kind erniedrige, den er zum Knecht
Nicht zwingen konnte. So umnebelt er
Die Stirn des Fürſten und der Fürſtin Blick.

Man ſoll mich halten, meint er, habe doch
Ein ſchön Verdienſt mir die Natur geſchenkt,
Doch leider habe ſie mit manchen Schwächen
Die hohe Gabe wieder ſchlimm begleitet,
Mit ungebundnem Stolz, mit übertriebner
Empfindlichkeit und eignem, düſterm Sinn;
Es ſei nicht anders, einmal habe nun
Den einen Mann das Schickſal ſo gebildet;
Nun müſſe man ihn nehmen, wie er ſei,
Ihn dulden, tragen und vielleicht an ihm,
Was Freude bringen kann, am guten Tage
Als unerwarteten Gewinnſt genießen,
Im Uebrigen, wie er geboren ſei,
So müſſe man ihn leben, ſterben laſſen.

Erkenn' ich noch Alphonſens feſten Sinn,
Der Feinden trotzt und Freunde treulich ſchützt,
Erkenn' ich ihn, wie er nun mir begegnet?
Ja wol erkenn' ich ganz mein Unglück nun!
Das iſt mein Schickſal, daß nur gegen mich
Sich Jeglicher verändert, der für Andre feſt
Und treu und ſicher bleibt, ſich leicht verändert
Durch einen Hauch, in einem Augenblick.

Hat nicht die Ankunft dieſes Manns allein
Mein ganz Geſchick zerſtört in einer Stunde?
Nicht Dieſer das Gebäude meines Glücks
Von ſeinem tiefſten Grund aus umgeſtürzt?
O muß ich das erfahren, muß ich's heut!
Ja, wie ſich Alles zu mir drängte, läßt
Mich Alles nun; wie Jeder mich an ſich
Zu reißen ſtrebte, Jeder mich zu faſſen,

So ſtößt mich Alles weg und meidet mich.
Und das warum? Und wiegt denn er allein
Die Schale meines Werths und aller Liebe,
Die ich ſo reichlich ſonſt beſeſſen, auf?
Ja, Alles flieht mich nun. Auch Du! Auch Du,
Geliebte Fürſtin, Du entziehſt Dich mir!
In dieſen trüben Stunden hat ſie mir
Kein einzig Zeichen ihrer Gunſt geſandt.
Hab' ich's um ſie verdient? — Du armes Herz,
Dem ſo natürlich war, ſie zu verehren! —
Vernahm ich ihre Stimme, wie durchdrang
Ein unausſprechliches Gefühl die Bruſt!
Erblickt' ich ſie, da ward das helle Licht
Des Tags mir trüb; unwiderſtehlich zog
Ihr Auge mich, ihr Mund mich an, mein Knie
Erhielt ſich kaum, und aller Kraft
Des Geiſts bedurft' ich, aufrecht mich zu halten,
Vor ihre Füße nicht zu fallen; kaum
Vermocht' ich dieſen Taumel zu zerſtreun.
Hier halte feſt, mein Herz! Du klarer Sinn,
Laß hier Dich nicht umnebeln! Ja, auch ſie!
Darf ich es ſagen? Und ich glaub' es kaum;
Ich glaub' es wol und möcht' es mir verſchweigen.
Auch ſie, auch ſie! Entſchuldige ſie ganz,
Allein verbirg Dir's nicht: Auch ſie, auch ſie!
O dieſes Wort, an dem ich zweifeln ſollte,
So lang' ein Hauch von Glauben in mir lebt,
Ja, dieſes Wort, es gräbt ſich wie ein Schluß
Des Schickſals noch zuletzt am ehrnen Rande
Der vollgeſchriebnen Qualentafel*) ein.
Nun ſind erſt meine Feinde ſtark, nun bin ich
Auf ewig einer jeden Kraft beraubt.
Wie ſoll ich ſtreiten, wenn ſie gegenüber
Im Heere ſteht? Wie ſoll ich duldend harren,
Wenn ſie die Hand mir nicht von ferne reicht,

*) Die Metapher iſt etwas dunkel. Ob aber auch Goethe an den ihm bekannten Ausſpruch des Ariſtoteles gedacht hat, der die Seele mit einer unbeſchriebenen Tafel vergleicht, oder ihm die Geſetzestafeln der Juden und Römer vorſchwebten, immer handelt es ſich darum, die Vorſtellung des Schickſals mit dem Bilde der „Tafel" in Verbindung zu bringen. Düntzer (S. 123) nimmt einfach an, daß dem Schickſale zwei Erztafeln zugeſchrieben werden, von denen die eine die Taſſo beſtimmt zu Freuden, die andre die Leiden enthalte; indeſſen iſt hier nirgends von zwei Tafeln die Rede.

Wenn nicht ihr Blick dem Fliehenden begegnet?
Du haſt's gewagt zu denken, haſt's geſprochen,
Und es iſt wahr, eh Du es fürchten konnteſt!
Und ehe nun Verzweiflung Deine Sinnen
Mit ehrnen Klauen aus einander reißt,
Ja, klage nur das bittre Schickſal an,
Und wiederhole nur: Auch ſie, auch ſie!

Fünfter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Garten.

Alphons. Antonio.

Antonio. Auf Deinen Wink ging ich das zweite Mal*)
Zu Taſſo hin; ich komme von ihm her.
Ich bab' ihn zugeredet, ja gedrungen;
Allein er geht von ſeinem Sinn nicht ab
Und bittet ſehnlich, daß Du ihn nach Rom
Auf eine kurze Zeit entlaſſen mögeſt.

Alphons. Ich bin verdrießlich, daß ich Dir's geſtehe,
Und lieber ſag' ich Dir, daß ich es bin,
Als daß ich den Verdruß verberg' und mehre.
Er will verreiſen; gut, ich halt' ihn nicht;
Er will hinweg, er will nach Rom; es ſei!
Nur daß mir Scipio Gonzaga nicht,
Der kluge Mediziš, ihn nicht entwende!**)
Das hat Italien ſo groß gemacht,
Daß jeder Nachbar mit dem andern ſtreitet,
Die Beſſern zu beſitzen, zu benutzen.
Ein Feldherr ohne Heer ſcheint mir ein Fürſt,
Der die Talente nicht um ſich verſammelt;
Und wer der Dichtkunſt Stimme nicht vernimmt,
Iſt ein Barbar, er ſei auch, wer er ſei.
Gefunden hab' ich Dieſen und gewählt,
Ich bin auf ihn als meinen Diener ſtolz,

*) Demnach ſchließt ſich der letzte Aufzug nicht unmittelbar an den vorhergehenden an, ſondern man hat ſich zwiſchen beiden die angedeutete Unterredung zu denken.

**) Die Befürchtungen des Herzogs waren, wie Taſſo's Leben zeigt, nicht unbegründet, da manche Verſuche zu dieſem Zwecke gemacht wurden.

Und da ich ſchon für ihn ſo viel gethan,
So möcht' ich ihn nicht ohne Noth verlieren.

Antonio. Ich bin verlegen; denn ich trage doch
Vor Dir die Schuld von dem, was heut geſchah;
Auch will ich meinen Fehler gern geſtehn,
Er bleibet Deiner Gnade zu verzeihn;
Doch wenn Du glauben könnteſt, daß ich nicht
Das Mögliche gethan, ihn zu verſöhnen,
So würd' ich ganz untröſtlich ſein. O ſprich
Mit holdem Blick mich an, damit ich wieder
Mich faſſen kann, mir ſelbſt vertrauen mag!

Alphons. Antonio, nein, da ſei nur immer ruhig!
Ich ſchreib' es Dir auf keine Weiſe zu.
Ich kenne nur zu gut den Sinn des Mannes
Und weiß nur allzu wohl, was ich gethan,
Wie ſehr ich ihn geſchont, wie ſehr ich ganz
Vergeſſen, daß ich eigentlich an ihn
Zu fordern hätte. Ueber Vieles kann
Der Menſch zum Herrn ſich machen; ſeinen Sinn
Bezwinget kaum die Noth und lange Zeit.

Antonio. Wenn Andre Vieles um den Einen thun,
So iſt's auch billig, daß der Eine wieder
Sich fleißig frage, was den Andern nützt.
Wer ſeinen Geiſt ſo viel gebildet hat,
Wer jede Wiſſenſchaft zuſammengreift
Und jede Kenntniß, die uns zu ergreifen
Erlaubt iſt, ſollte Der ſich zu beherrſchen
Nicht doppelt ſchuldig ſein? Und denkt er dran?

Alphons. Wir ſollen eben nicht in Ruhe bleiben!
Gleich wird uns, wenn wir zu genießen denken,
Zur Uebung unſrer Tapferkeit ein Feind,
Zur Uebung der Geduld ein Freund gegeben.

Antonio. Die erſte Pflicht des Menſchen, Speiſ' und Trank*)
Zu wählen, da ihn die Natur ſo eng
Nicht wie das Thier beſchränkt, erfüllt er die?
Und läßt er nicht vielmehr ſich wie ein Kind
Von Allem reizen, was dem Gaumen ſchmeichelt?
Wann miſcht er Waſſer unter ſeinen Wein?
Gewürze, ſüße Sachen, ſtark Getränke,
Eins um das andre ſchlingt er haſtig ein,
Und dann beklagt er ſeinen trüben Sinn,

*) Das Nachfolgende nach den Biographien von Manſo und Serafſi.

Sein feurig Blut, ſein allzu heftig Weſen,
Und ſchilt auf die Natur und das Geſchick.
Wie bitter und wie thöricht hab' ich ihn
Nicht oft mit ſeinem Arzte rechten ſehn,
Zum Lachen faſt, wär' irgend lächerlich,
Was einen Menſchen quält und andre plagt!
„Ich fühle dieſes Uebel," ſagt er bänglich
Und voll Verdruß. „Was rühmt Ihr Eure Kunſt?
Schafft mir Geneſung!" — Gut, verſetzt der Arzt,
So meidet das und das! — „Das kann ich nicht." —
So nehmet dieſen Trank! — „O nein, der ſchmeckt
Abſcheulich, er empört mir die Natur." —
So trinkt denn Waſſer! — „Waſſer? Nimmermehr!
Ich bin ſo waſſerſcheu als ein Gebißner." —
So iſt Euch nicht zu helfen. — „Und warum?" —
Das Uebel wird ſich ſtets mit Uebeln häufen,
Und, wenn es Euch nicht tödten kann, nur mehr
Und mehr mit jedem Tag Euch quälen. — „Schön!
Wofür ſeid Ihr ein Arzt? Ihr kennt mein Uebel,
Ihr ſollet auch die Mittel kennen, ſie
Auch ſchmackhaft machen, daß ich nicht noch erſt,
Der Leiden los zu ſein, recht leiden müſſe."
Du lächelſt ſelbſt, und doch iſt es gewiß,
Du haſt es wol aus ſeinem Mund gehört?

Alphons. Ich hab' es oft gehört und oft entſchuldigt.

Antonio. Es iſt gewiß, ein ungemäßigt Leben,
Wie es uns ſchwere, wilde Träume giebt,
Macht uns zuletzt am hellen Tage träumen.
Was iſt ſein Argwohn anders als ein Traum?
Wohin er tritt, glaubt er von Feinden ſich
Umgeben. Sein Talent kann Niemand ſehn,
Der ihn nicht neidet, Niemand ihn beneiden,
Der ihn nicht haßt und bitter ihn verfolgt.
So hat er oft mit Klagen Dich beläſtigt.
Erbrochne Schlöſſer, aufgefangne Briefe
Und Gift und Dolch! Was Alles vor ihm ſchwebt!
Du haſt es unterſuchen laſſen, unterſucht,
Und haſt Du was gefunden? Kaum den Schein.
Der Schutz von keinem Fürſten macht ihn ſicher,
Der Buſen keines Freundes kann ihn laben.
Und willſt Du einem Solchen Ruh und Glück,
Willſt Du von ihm wol Freude Dir verſprechen?

Alphons. Du hättest Recht, Antonio, wenn in ihm
Ich meinen nächſten Vortheil ſuchen wollte!
Zwar iſt es ſchon mein Vortheil, daß ich nicht
Den Nutzen grad und unbedingt erwarte.
Nicht Alles dienet uns auf gleiche Weiſe;
Wer Vieles brauchen will, gebrauche Jedes
In ſeiner Art, ſo iſt er wohl bedient.
Das haben uns die Mediziſ*) gelehrt,
Das haben uns die Päpſte**) ſelbſt gewieſen.
Mit welcher Nachſicht, welcher fürſtlichen
Geduld und Langmuth trugen dieſe Männer
Manch groß Talent, das ihrer reichen Gnade
Nicht zu bedürfen ſchien und doch bedurfte!

Antonio. Wer weiß es nicht, mein Fürſt? Des Lebens Mühe
Lehrt uns allein des Lebens Güter ſchätzen.
So jung hat er zu Vieles ſchon erreicht,
Als daß genügſam er genießen könnte.
O ſollt' er erſt erwerben, was ihm nun
Mit offnen Händen angeboten wird,
Er ſtrengte ſeine Kräfte männlich an
Und fühlte ſich von Schritt zu Schritt begnügt.
Ein armer Edelmann hat ſchon das Ziel
Von ſeinem beſten Wunſch erreicht, wenn ihn
Ein edler Fürſt zu ſeinem Hofgenoſſen
Erwählen will und ihn der Dürftigkeit
Mit milder Hand entzieht. Schenkt er ihm noch
Vertrau'n und Gunſt und will an ſeine Seite
Vor Andern ihn erheben, ſei's im Krieg,
Sei's in Geſchäften oder im Geſpräch,
So, dächt' ich, könnte der beſcheidne Mann
Sein Glück mit ſtiller Dankbarkeit verehren.
Und Taſſo hat zu allem dieſem noch
Das ſchönſte Glück des Jünglings, daß ihn ſchon
Sein Vaterland erkennt und auf ihn hofft.
O glaube mir, ſein launiſch Mißbehagen
Ruht auf dem breiten Polſter ſeines Glücks!
Er kommt, entlaß ihn gnädig, gieb ihm Zeit,

*) In erſter Linie hat man hier an den älteren Coſimo (1389—1464), den berühmten Förderer von Kunſt und Wiſſenſchaft, zu denken, dann aber auch an ſeinen Sohn Pietro, († 1469) an ſeinen Enkel Lorenzo den Erlauchten († 1492) u. A.

**) Es z. B. Clemens VII. und Leo X. (die Beide auch aus dem Hauſe Mediçi ſtammten); auch Gregor XIII. und Clemens VIII. u. A.

In Rom und in Neapel, wo er will,
Das aufzuſuchen, was er hier vermißt,
Und was er hier nur wiederfinden kann!

Alphons. Will er zurück erſt nach Ferrara gehn?

Antonio. Er wünſcht in Belriguardo zu verweilen.
Das Nöthigſte, was er zur Reiſe braucht,
Will er durch einen Freund ſich ſenden laſſen.

Alphons. Ich bin's zufrieden. Meine Schweſter geht
Mit ihrer Freundin gleich zurück, und reitend
Werd' ich vor ihnen noch zu Hauſe ſein.
Du folgſt uns bald, wenn Du für ihn geſorgt.
Dem Kaſtellan befiehl das Nöthige,
Daß er hier auf dem Schloſſe bleiben kann,
So lang' er will, ſo lang', bis ſeine Freunde
Ihm das Gepäck geſendet, bis wir ihm
Die Briefe ſchicken, die ich ihm nach Rom
Zu geben Willens bin. Er kommt! Leb wohl! (Antonio geht ab.)

Zweiter Auftritt.

Alphons. Taſſo.

Taſſo (mit Zurückhaltung).
Die Gnade, die Du mir ſo oft bewieſen,
Erſcheinet heute mir im vollen Licht.
Du haſt vergeben, was in Deiner Nähe
Ich unbedacht und frevelhaft beging,
Du haſt den Widerſacher mir verſöhnt,
Du willſt erlauben, daß ich eine Zeit
In Deiner Seite mich entferne, willſt
Mir Deine Gunſt großmüthig vorbehalten.
Ich ſcheide nun mit völligem Vertrau'n
Und hoffe ſtill, mich ſoll die kleine Friſt
Von Allem heilen, was mich jetzt beklemmt.
Es ſoll mein Geiſt aufs Neue ſich erheben
Und auf dem Wege, den ich froh und kühn,
Durch Deinen Blick ermuntert, erſt betrat,
Sich Deiner Gunſt aufs Neue würdig machen.

Alphons. Ich wünſche Dir zu Deiner Reiſe Glück
Und hoffe, daß Du froh und ganz geheilt
Uns wiederkommen wirſt. Du bringſt uns dann
Den doppelten Gewinnſt für jede Stunde,
Die Du uns nun entziehſt, vergnügt zurück.

Ich gebe Briefe Dir an meine Leute,
An Freunde Dir nach Rom und wünſche ſehr,
Daß Du Dich zu den Meinen überall
Zutraulich halten mögeſt, wie ich Dich
Als mein, obgleich entfernt, gewiß betrachte.

Taſſo. Du überhäufſt, o Fürſt, mit Gnade Den,
Der ſich unwürdig fühlt und ſelbſt zu danken
In dieſem Augenblicke nicht vermag.
Anſtatt des Danks eröffn' ich eine Bitte:
Am Meiſten liegt mir mein Gedicht am Herzen.
Ich habe viel gethan und keine Mühe
Und keinen Fleiß geſpart; allein es bleibt
Zu viel mir noch zurück. Ich möchte dort,
Wo noch der Geiſt der großen Männer ſchwebt,
Und wirkſam ſchwebt, dort möcht' ich in die Schule
Aufs Neue mich begeben; würdiger
Erfreute Deines Beifalls ſich mein Lied.
O gieb die Blätter mir zurück,*) die ich
Jetzt mir beſchämt in Deinen Händen weiß!

Alphons. Du wirſt mir nicht an dieſem Tage nehmen,
Was Du mir kaum an dieſem Tag gebracht.
Laß zwiſchen Dich und zwiſchen Dein Gedicht
Mich als Vermittler treten! Hüte Dich,
Durch ſtrengen Fleiß die liebliche Natur
Zu kränken, die in Deinen Reimen lebt,
Und höre nicht auf Rath von allen Seiten!
Die tauſendfältigen Gedanken vieler
Verſchiedner Menſchen, die im Leben ſich
Und in der Meinung widerſprechen, faßt
Der Dichter klug in Eins und ſcheut ſich nicht,
Gar Manchem zu mißfallen, daß er Manchem
Um deſto mehr gefallen möge. Doch
Ich ſage nicht, daß Du nicht hie und da
Beſcheiden Deine Feile brauchen ſollteſt,
Verſpreche Dir zugleich, in kurzer Zeit
Erhältſt Du abgeſchrieben Dein Gedicht.
Es bleibt von Deiner Hand in meinen Händen,
Damit ich ſeine erſt mit meinen Schweſtern
Mich recht erfreuen möge. Bringſt Du es

*) Es wird hier und ſpäter (S. 299) die Erzählung Manſo's benutzt, daß der Herzog Taſſo eine Zeitlang ſeine Papiere und namentlich die Handſchrift ſeines Hauptepos vorenthalten habe.

Vollkommner dann zurück, wir werden uns
Des höheren Genuſſes freu'n und Dich
Bei mancher Stelle nur als Freunde warnen.

Taſſo. Ich wiederhole nur beſchämt die Bitte:
Laß mich die Abſchrift eilig haben! Ganz
Ruht mein Gemüth auf dieſem Werke nun;
Nun muß es werden, was es werden kann.

Alphons. Ich billige den Trieb, der Dich beſeelt.
Doch, guter Taſſo, wenn es möglich wäre,
So ſollteſt Du erſt eine kurze Zeit
Der freien Welt genießen, Dich zerſtreuen,
Dein Blut durch eine Kur verbeſſern. Dir
Gewährte dann die ſchöne Harmonie
Der hergeſtellten Sinne, was Du nun
Im trüben Eifer nur vergebens ſuchſt.

Taſſo. Mein Fürſt, ſo ſcheint es; doch ich bin geſund,
Wenn ich mich meinem Fleiß ergeben kann,
Und ſo macht wieder mich mein Fleiß geſund.
Du haſt mich lang' geſehn, mir iſt nicht wohl
In freier Umgebung. Mir läßt die Ruh
Am Mindſten Ruhe. Dies Gemüth iſt nicht
Von der Natur beſtimmt, ich fühl' es leider,
Auf weichem Element der Tage froh
Ins weite Meer der Zeiten hinzuſchwimmen.

Alphons. Dich führet Alles, was Du ſinnſt und treibſt,
Tief in Dich ſelbſt. Es liegt um uns herum
Gar mancher Abgrund, den das Schickſal grub;
Doch hier in unſerm Herzen iſt der tiefſte,
Und reizend iſt es, ſich hinabzuſtürzen.
Ich bitte Dich, entreiße Dich Dir ſelbſt!
Der Menſch gewinnt, was der Poet verliert.

Taſſo. Ich halte dieſen Drang vergebens auf,
Der Tag und Nacht in meinem Buſen wechſelt.
Wenn ich nicht ſinnen oder dichten ſoll,
So iſt das Leben mir kein Leben mehr.
Verbiete Du dem Seidenwurm zu ſpinnen,
Wenn er ſich ſchon dem Tode näher ſpinnt;
Das köſtliche Gewebe entwickelt er
Aus ſeinem Innerſten und läßt nicht ab,
Bis er in ſeinen Sarg ſich eingeſchloſſen.
O geb' ein guter Gott uns auch dereinſt
Das Schickſal des beneidenswerthen Wurms,

Im neuen Sonnenthal*) die Flügel raſch
Und freudig zu entfalten!

Alphons. Höre mich!
Du giebſt ſo Vielen doppelten Genuß
Des Lebens; lern, ich bitte Dich,
Den Werth des Lebens kennen, das Du noch
Und zehnfach reich beſitzeſt! — Lebe wohl!
Je eher Du zu uns zurücke kehrſt,
Je ſchöner wirſt Du uns willkommen ſein.

Dritter Auftritt.

Taſſo allein.

Taſſo. So halte feſt, mein Herz, ſo war es recht!
Es wird Dir ſchwer, es iſt das erſte Mal,
Daß Du Dich ſo verſtellen magſt und kannſt.
Du hörteſt wol, das war nicht ſein Gemüth,
Das waren ſeine Worte nicht; mir ſchien,
Als klänge nur Antonio's Stimme wieder.
O gieb nur Acht! Du wirſt ſie nun ſo fort
Von allen Seiten hören. Feſt, nur feſt!
Um einen Augenblick iſt's noch zu thun.
Wer ſpät im Leben ſich verſtellen lernt,
Der hat den Schein der Ehrlichkeit voraus.
Es wird ſchon gehn, nur übe Dich mit ihnen!
(Nach einer Pauſe.) Du triumphirſt zu früh, dort kommt ſie her!
Die holde Fürſtin kommt! O welch Gefühl!
Sie tritt herein; es löſt in meinem Buſen
Verdruß und Argwohn ſich in Schmerzen auf.

Vierter Auftritt.

Prinzeſſin. Taſſo. Gegen das Ende des Auftritts die Uebrigen.

Prinzeſſin. Du denkſt uns zu verlaſſen, oder bleibſt
Vielmehr in Belriguardo noch zurück,
Und willſt Dich dann von uns entfernen, Taſſo?
Ich hoffe, nur auf eine kurze Zeit.
Du gehſt nach Rom?

*) Mit Tümpel (S. 130) an das hieſige Thal Jofardat (vergl. Joel 3, 7 u. 17) zu denken, liegt keine Veranlaſſung vor, da das ganze Bild ſich nur auf den ſich entfaltenden Schmetterling bezieht.

Taſſo. Ich richte meinen Weg
Zuerſt dahin; und nehmen meine Freunde
Mich gütig auf, wie ich es hoffen darf,
So leg' ich da mit Sorgfalt und Geduld
Vielleicht die letzte Hand an mein Gedicht.
Ich finde viele Männer dort verſammelt,
Die Meiſter aller Art ſich nennen dürfen.
Und ſpricht in jener erſten Stadt der Welt
Nicht jeder Platz, nicht jeder Stein zu uns?
Wie viele tauſend ſtumme Lehrer winken
In ernſter Majeſtät uns freundlich an!
Vollend' ich da nicht mein Gedicht, ſo kann
Ich's nie vollenden. Leider, ach, ſchon fühl' ich,
Mir wird zu keinem Unternehmen Glück!
Verändern werd' ich es, vollenden nie.
Ich fühl', ich fühl' es wol, die große Kunſt,
Die Jeden nährt, die den geſunden Geiſt
Stärkt und erquickt, wird mich zu Grunde richten,
Vertreiben wird ſie mich.*) Ich eile fort!
Nach Napel will ich bald!

Prinzeſſin. Darfſt Du es wagen?
Noch iſt der ſtrenge Bann**) nicht aufgehoben,
Der Dich zugleich mit Deinem Vater traf.

Taſſo. Du warneſt recht, ich hab' es ſchon bedacht.
Verkleidet geh' ich hin, den armen Rock
Des Pilgers oder Schäfers zieh' ich an.
Ich ſchleiche durch die Stadt, wo die Bewegung
Der Tauſende den Einen leicht verbirgt.
Ich eile nach dem Ufer, finde dort
Gleich einen Kahn mit willig guten Leuten,
Mit Bauern, die zum Markte kamen, nun
Nach Hauſe kehren, Leute von Sorrent;***)
Denn ich muß nach Sorrent hinübereilen.
Dort wohnet meine Schweſter, die mit mir
Die Schmerzensfreude meiner Eltern war.

---

*) Hindeutung auf die mannichfachen Unannehmlichkeiten, die für Taſſo aus der Römiſchen Kritik erwuchſen.

**) Vgl. die Anmerkung S. 211.

***) In Sorrento bei Neapel, Taſſo's Geburtsort, lebte ſeine verwittwete Schweſter Cornelia mit ihren Kindern; zu ihr ging er im Juli 1577 bei ſeiner erſten Flucht, deren hiſtoriſche Einzelnheiten Goethe im Folgenden benutzt.

Im Schiffe bin ich still und trete dann
Auch schweigend an das Land, ich gehe sacht
Den Pfad hinauf, und an dem Thore frag' ich:
Wo wohnt Kornelia? Zeigt mir es an!
Kornelia Serfale? Freundlich deutet
Mir eine Spinnerin die Straße, sie
Bezeichnet mir das Haus. So steig' ich weiter.
Die Kinder laufen nebenher und schauen
Das wilde Haar, den düstern Fremdling an.
So komm' ich an die Schwelle. Offen steht
Die Thüre schon, so tret' ich in das Haus —

Prinzessin. Blick' auf, o Tasso, wenn es möglich ist,
Erkenne die Gefahr, in der Du schwebst!
Ich schone Dich; denn sonst würd' ich Dir sagen:
Ist's edel, so zu reden, wie Du sprichst?
Ist's edel, nur allein an sich zu denken,
Als kränktest Du der Freunde Herzen nicht?
Ist's Dir verborgen, wie mein Bruder denkt,
Wie beide Schwestern Dich zu schätzen wissen?
Hast Du es nicht empfunden und erkannt?
Ist Alles denn in wenig Augenblicken
Verändert? Tasso, wenn Du scheiden willst,
So laß uns Schmerz und Sorge nicht zurück!

Tasso wendet sich weg.

Prinzessin. Wie tröstlich ist es, einem Freunde, der
Auf eine kurze Zeit verreisen will,
Ein klein Geschenk zu geben, sei es nur
Ein neuer Mantel oder eine Waffe!
Dir kann man nichts mehr geben; denn Du wirfst
Unwillig Alles weg, was Du besitzest.
Die Pilgermuschel und den schwarzen Kittel,
Den langen Stab erwählst Du Dir und gehst
Freiwillig arm dahin und nimmst uns weg,
Was Du mit uns allein genießen konntest.

Tasso. So willst Du mich nicht ganz und gar verstoßen?
O süßes Wort, o schöner, theurer Trost!
Vertritt mich! Nimm in Deinen Schutz mich auf! —
Laß mich in Belriguardo hier, versetze
Mich nach Consandoli, wohin Du willst!
Es hat der Fürst so manches schöne Schloß,
So manchen Garten, der das ganze Jahr
Gewartet wird, und Ihr betretet kaum

Ihn einen Tag, vielleicht nur eine Stunde.
Ja, wählet den entfernteſten aus, den Ihr
In ganzen Jahren nicht beſuchen geht,
Und der vielleicht jetzt ohne Sorge liegt;
Dort ſchickt mich hin! Dort laßt mich Euer ſein!
Wie will ich Deine Bäume pflegen, die Citronen
Im Herbſt mit Brettern und mit Ziegeln decken
Und mit verbundnem Rohre wohl verwahren!
Es ſollen ſchöne Blumen in den Beeten
Die breiten Wurzeln ſchlagen; rein und zierlich
Soll jeder Gang und jedes Fleckchen ſein.
Und laßt mir auch die Sorge des Palaſtes!
Ich will zur rechten Zeit die Fenſter öffnen,
Daß Feuchtigkeit nicht den Gemälden ſchade;
Die ſchön mit Stuckatur verzierten Wände
Will ich mit einem leichten Wedel ſäubern;
Es ſoll das Eſtrich blank und reinlich glänzen,
Es ſoll kein Stein, kein Ziegel ſich verrücken,
Es ſoll kein Gras aus einer Ritze keimen!

Prinzeſſin. Ich finde keinen Rath in meinem Buſen
Und finde keinen Troſt*) für Dich und — uns.
Mein Auge blickt umher, ob nicht ein Gott
Uns Hilfe reichen möchte, möchte mir
Ein heilſam Kraut entdecken, einen Trank,
Der Deinem Sinne Frieden brächte, Frieden uns!
Das treuſte Wort, das von der Lippe fließt,
Das ſchöne Heilungsmittel wirkt nicht mehr.
Ich muß Dich laſſen, und verlaſſen kann
Mein Herz Dich nicht.

Taſſo. Ihr Götter, iſt ſie's doch,
Die mit Dir ſpricht und Deiner ſich erbarmt?
Und konnteſt Du das edle Herz verkennen?
War's möglich, daß in ihrer Gegenwart
Der Kleinmuth Dich ergriff und Dich bezwang?
Nein, nein, Du biſt's! Und nun, ich bin es auch.
O fahre fort und laß mich jeden Troſt
Aus Deinem Munde hören! Deinen Rath
Entzieh mir nicht! O ſprich: Was ſoll ich thun,
Damit Dein Bruder mir vergeben könne,

*) Die Prinzeſſin iſt untröſtlich, weil aus den Worten Taſſo's hervorgeht, wie wenig er die Liebe und die Achtung empfindet, die ihm von ihr und den Ihrigen bewieſen wird.

Damit Du ſelbſt mir gern vergeben mögeſt,
Damit Ihr wieder zu den Euren mich
Mit Freuden zählen mögt! Sag mir an!

Prinzeſſin. Gar wenig iſt's, was wir von Dir verlangen;
Und dennoch ſcheint es allzu viel zu ſein.
Du ſollſt Dich ſelbſt uns freundlich überlaſſen.
Wir wollen nichts von Dir, was Du nicht biſt,
Wenn Du nur erſt Dir mit Dir ſelbſt gefällſt.
Du machſt uns Freude, wenn Du Freude haſt,
Und Du betrübſt uns nur, wenn Du ſie fliehſt;
Und wenn Du uns auch ungeduldig machſt,
So iſt es nur, daß wir Dir helfen möchten
Und leider ſehn, daß nicht zu helfen iſt,
Wenn Du nicht ſelbſt des Freundes Hand ergreifſt,
Die, ſehnlich ausgereckt, Dich nicht erreicht.

Taſſo. Du biſt es ſelbſt, wie Du zum erſten Mal,*)
Ein heil'ger Engel, mir entgegenkamſt!
Verzeih dem trüben Blick des Sterblichen,
Wenn er auf Augenblicke Dich verkannt.
Er kennt Dich wieder! Ganz eröffnet ſich
Die Seele, nur Dich ewig zu verehren.
Es füllt ſich ganz das Herz von Zärtlichkeit —
Sie iſt's, ſie ſteht vor mir. Welch ein Gefühl!
Iſt es Verirrung, was mich nach Dir zieht?
Iſt's Raſerei? Iſt's ein erhöhter Sinn,
Der erſt die höchſte, reinſte Wahrheit faßt?
Ja, es iſt das Gefühl, das mich allein
Auf dieſer Erde glücklich machen kann,
Das mich allein ſo elend werden ließ,
Wenn ich ihm widerſtand und aus dem Herzen
Es bannen wollte. Dieſe Leidenſchaft
Gedacht' ich zu bekämpfen, ſtritt und ſtritt
Mit meinem tiefſten Sein, zerſtörte frech
Mein eigen Selbſt, dem Du ſo ganz gehörſt. —

Prinzeſſin. Wenn ich Dich, Taſſo, länger hören ſoll,
So mäßige die Gluth, die mich erſchreckt!

Taſſo. Beſchränkt der Rand des Bechers einen Wein,
Der ſchäumend wallt und brauſend überſchwillt?
Mit jedem Wort erhöhſt Du mein Glück,
Mit jedem Worte glänzt Dein Auge heller.

*) Vgl. S. 284 u. 285.

Ich fühle mich im Innerſten verändert,
Ich fühle mich von aller Noth entladen,
Frei wie ein Gott, und Alles dank' ich Dir!
Unſägliche Gewalt, die mich beherrſcht,
Entfliehet Deinen Lippen; ja, Du machſt
Mich ganz Dir eigen. Nichts gehöret mehr
Von meinem ganzen Ich mir künftig an.
Es trübt mein Auge ſich in Glück und Licht,
Es ſchwankt mein Sinn; mich hält der Fuß nicht mehr.
Unwiderſtehlich ziehſt Du mich zu Dir,
Und unaufhaltſam dringt mein Herz Dir zu.
Du haſt mich ganz auf ewig Dir gewonnen,
So nimm denn auch mein ganzes Weſen hin!

(Er faßt ihr in die Arme und drückt ſie feſt an ſich.)

Prinzeſſin (ihn von ſich ſtoßend und hinwegeilend). Hinweg!

Leonore (die ſich ſchon eine Weile im Grunde ſehen laſſen, herbeieilend). Was iſt geſchehen? Taſſo! Taſſo! (Sie geht der Prinzeſſin nach.)

Taſſo (im Begriff, ihnen zu folgen). O Gott!

Alphons (der ſich ſchon eine Zeit lang mit Antonio genähert).
Er kommt von Sinnen,*) halt ihn feſt! (Ab.)

Fünfter Auftritt.

Taſſo. Antonio.

Antonio. O ſtünde jetzt, ſo wie Du immer glaubſt,
Daß Du von Feinden rings umgeben biſt,
Ein Feind bei Dir, wie wird' er triumphiren!
Unglücklicher, noch kaum erhol' ich mich!
Wenn ganz was Unerwartetes begegnet,
Wenn unſer Blick was Ungeheures ſieht,
Steht unſer Geiſt auf eine Weile ſtill;
Wir haben nichts, womit wir das vergleichen.

Taſſo (nach einer langen Pauſe).
Vollende nur Dein Amt! Ich ſeh', Du biſt's.

*) Es liegt hier eine Erklärung Muratori's (Lettera ad Apostolo Zeno tra l'Opere del Tasso, Vol. X, p. 240) zu Grunde, die indeſſen Serafſi (S. 200) für vollſtändig unglaubwürdig hält. Muratori hatte noch als Jüngling von dem Abbate Franceſco Carreta aus Modena erzählen hören, daß Taſſo einſt Loges bei Hofe in Gegenwart des Herzogs die Prinzeſſin (trapportato da un estro più che poetico) geküßt habe (in volto); der Herzog habe darauf ſeinen anweſenden Kavalieren zugerufen: Mirate che fora disgrazia d'un Uomo sì grande, che in questo punto è divantato matto, und habe ihn darauf in das Spital von Santa Anna einſperren laſſen.

Ja, Du verdienſt das fürſtliche Vertrau'n;
Vollende nur Dein Amt und martre mich,
Da mir der Stab gebrochen iſt, noch langſam
Zu Tode! Ziehe! Zieh am Pfeile nur,
Daß ich den Widerhaken grimmig fühle,
Der mich zerfleiſcht!
Du biſt ein theures Werkzeug des Tyrannen;
Sei Kerkermeiſter, ſei der Marterknecht!
Wie wohl, wie eigen ſteht Dir Beides an!
(Gegen die Scene.) Ja, gehe nur, Tyrann!*) Du konnteſt Dich
Nicht bis zuletzt verſtellen; triumphire!
Du haſt den Sklaven wohl gekettet, haſt
Ihn wohl geſpart zu ausgedachten Qualen.
Geh nur! Ich haſſe Dich, ich fühle ganz
Den Abſcheu, den die Uebermacht erregt,
Die frevelhaft und ungerecht ergreift.
(Nach einer Pauſe.) So ſeh' ich mich am Ende denn verbannt,
Verſtoßen und verbannt als Bettler hier!
So hat man mich bekränzt,**) um mich geſchmückt
Als Opferthier vor den Altar zu führen!
So lockte man mir noch am letzten Tage
Mein einzig Eigenthum, mir mein Gedicht
Mit glatten Worten ab und hielt es feſt!
Mein einzig Gut iſt nun in Euren Händen,
Das mich an jedem Ort empfohlen hätte,
Das mir noch blieb, vom Hunger mich zu retten!
Jetzt ſeh' ich wol, warum ich feiern ſoll.
Es iſt Verſchwörung, und Du biſt das Haupt.
Damit mein Lied nur nicht vollkommner werde,
Daß nur mein Name ſich nicht mehr verbreite,
Daß meine Neider tauſend Schwächen finden,
Daß man am Ende meiner gar vergeſſe,
Drum ſoll ich mich zum Müßiggang gewöhnen,
Drum ſoll ich mich und meine Sinne ſchonen.
O werthe Freundſchaft, theure Sorglichkeit!
Abſcheulich dacht' ich die Verſchwörung mir,

*) Hiſtoriſch iſt es, daß Taſſo, als er nach ſeiner Rückkehr im Februar 1579 in Ferrara, wo gerade die Vermählung des Herzogs mit Margarethe Gonzaga vorbereitet wurde, nicht die erwartete Aufmerkſamkeit fand, ſich in den größten Schmähungen gegen den Herzog, das Haus Eſte und den ganzen Hof ergieng. Hierauf folgte dann jene Einſperrung in Santa Anna wirklich.

**) Beziehung auf 1. Aufzug, 2. Auftritt.

Die unſichtbar und raſtlos mich umſpann;
Allein abſcheulicher iſt es geworden.

Und Du, Sirene, die Du mich ſo zart,
So himmliſch angelockt, ich ſehe nun
Dich auf einmal! O Gott, warum ſo ſpät! —

Allein wir ſelbſt betriegen uns ſo gern,
Und ehren die Verworfnen, die uns ehren.
Die Menſchen kennen ſich einander nicht;
Nur die Galeerenſklaven kennen ſich,
Die eng an eine Bank geſchmiedet keuchen;
Wo Keiner was zu fordern hat und Keiner
Was zu verlieren hat, die kennen ſich,
Wo Jeder ſich für einen Schelmen giebt
Und ſeines Gleichen auch für Schelmen nimmt.
Doch wir verkennen nur die Andern höflich,
Damit ſie wieder uns verkennen ſollen. —

Wie lang' verdeckte mir Dein heilig Bild
Die Buhlerin, die kleine Künſte treibt!
Die Maske fällt, Armiden ſeh' ich nun
Entblößt von allen Reizen — Ja, Du biſt's!
Von Dir hat ahnungsvoll mein Lied geſungen!

Und die verſchmitzte kleine Mittlerin!
Wie tief erniedrigt ſeh' ich ſie vor mir!
Ich höre nun die leiſen Tritte rauſchen,
Ich kenne nun den Kreis, um den ſie ſchlich.
Euch Alle kenn' ich! Sei mir das genug!
Und wenn das Elend Alles mir geraubt,
So preiſ' ich's doch; die Wahrheit lehrt es mich.

Antonio. Ich höre, Taſſo, Dich mit Staunen an,
So ſehr ich weiß, wie leicht Dein raſcher Geiſt
Von einer Grenze zu der andern ſchwankt
Beſinne Dich! Gebiete dieſer Wuth!
Du läſterſt, Du erlaubſt Dir Wort auf Wort,
Das Deinen Schmerzen zu verzeihen iſt,
Doch das Du ſelbſt Dir nie verzeihen kannſt.

Taſſo. O ſprich mir nicht mit ſanfter Lippe zu,
Laß mich kein kluges Wort von Dir vernehmen!
Laß mir das dumpfe Glück, damit ich nicht
Mich erſt beſinne, dann von Sinnen komme!
Ich fühle mir das innerſte Gebein
Zerſchmettert, und ich leb', um es zu fühlen.

Verzweiflung faßt mit aller Wuth mich an,
Und in der Höllenqual, die mich vernichtet,
Wird Läſtrung nur ein leiſer Schmerzenslaut.
Ich will hinweg! Und wenn Du redlich biſt,
So zeig es mir und laß mich gleich von hinnen!

Antonio. Ich werde Dich in dieſer Noth nicht laſſen;
Und wenn es Dir an Faſſung ganz gebricht,
So ſoll mir's an Geduld gewiß nicht fehlen.

Taſſo. So muß ich mich Dir denn gefangen geben?
Ich gebe mich, und ſo iſt es gethan;
Ich widerſtehe nicht, ſo iſt mir wohl —
Und laß es dann mich ſchmerzlich wiederholen,
Wie ſchön es war, was ich mir ſelbſt verſcherzte!
Sie gehn hinweg — O Gott, dort ſeh' ich ſchon
Den Staub, der von den Wagen ſich erhebt —
Die Reiter ſind voraus — Dort fahren ſie,
Dort gehn ſie hin! Kam ich nicht auch daher?
Sie ſind hinweg, ſie ſind erzürnt auf mich.
O küßt' ich nur noch einmal ſeine Hand!
O daß ich nur noch Abſchied nehmen könnte,
Nur einmal noch zu ſagen: O verzeiht!
Nur noch zu hören: Geh, Dir iſt verziehn!
Allein ich hör' es nicht, ich hör' es nie —
Ich will ja gehn! Laßt mich nur Abſchied nehmen,
Nur Abſchied nehmen! Gebt, o gebt mir nur
Auf einen Augenblick die Gegenwart
Zurück! Vielleicht genes' ich wieder. Nein,
Ich bin verſtoßen, bin verbannt, ich habe
Mich ſelbſt verbannt, ich werde dieſe Stimme
Nicht mehr vernehmen, dieſem Blicke nicht,
Nicht mehr begegnen —

Antonio. Laß eines Mannes Stimme Dich erinnern,
Der neben Dir nicht ohne Rührung ſteht!
Du biſt ſo elend nicht, als wie Du glaubſt,
Ermanne Dich! Du giebſt zu viel Dir nach.

Taſſo. Und bin ich denn ſo elend, wie ich ſcheine?
Bin ich ſo ſchwach, wie ich vor Dir mich zeige?
Iſt Alles denn verloren? Hat der Schmerz,
Als ſchütterte der Boden, das Gebäude
In einen grauſen Haufen Schutt verwandelt?
Iſt kein Talent mehr übrig, tauſendfältig
Mich zu zerſtreun, zu unterſtützen?

Iſt alle Kraft erloſchen, die ſich ſonſt
In meinem Buſen regte? Bin ich Nichts,
Ganz Nichts geworden?
Nein, es iſt Alles da, und ich bin nichts!
Ich bin mir ſelbſt entwandt, ſie iſt es mir!

Antonio. Und wenn Du ganz Dich zu verlieren ſcheinſt,
Vergleiche Dich! Erkenne, was Du biſt!

Taſſo. Ja, Du erinnerſt mich zur rechten Zeit! —
Hilft denn kein Beiſpiel der Geſchichte mehr?
Stellt ſich kein edler Mann mir vor die Augen,
Der mehr gelitten, als ich jemals litt,
Damit ich mich mit ihm vergleichend faſſe?
Nein, Alles iſt dahin! — Nur Eines bleibt:
Die Thräne hat uns die Natur verliehen,
Den Schrei des Schmerzens, wenn der Mann zuletzt
Es nicht mehr trägt — Und mir noch über Alles —
Sie ließ im Schmerz mir Melodie und Rede,
Die tiefſte Fülle meiner Noth zu klagen:
Und wenn der Menſch in ſeiner Qual verſtummt,
Gab mir ein Gott, zu ſagen, wie ich leide.

Antonio tritt zu ihm und nimmt ihn bei der Hand.

Taſſo. O edler Mann! Du ſtehſt feſt und ſtill;
Ich ſcheine nur die ſturmbewegte Welle.
Allein bedenk und überhebe nicht
Dich Deiner Kraft! Die mächtige Natur,
Die dieſen Felſen gründete, hat auch
Der Welle die Beweglichkeit gegeben.
Sie ſendet ihren Sturm, die Welle ſtiebt
Und ſchwankt und ſchwillt und beugt ſich ſchäumend über.
In dieſer Woge ſpiegelte ſo ſchön
Die Sonne ſich, es ruhten die Geſtirne
An dieſer Bruſt, die zärtlich ſich bewegte.
Verſchwunden iſt der Glanz, entflohn die Ruhe. —
Ich kenne mich in der Gefahr nicht mehr
Und ſchäme mich nicht mehr, es zu bekennen.
Zerbrochen iſt das Steuer, und es kracht
Das Schiff an allen Seiten. Berſtend reißt
Der Boden unter meinen Füßen auf!
Ich faſſe Dich mit beiden Armen an!
So klammert ſich der Schiffer endlich noch
Am Felſen feſt, an dem er ſcheitern ſollte.

Verzeichniß der Stellen,

in denen unser Text von anderen Drucken und Ausgaben abweicht.

Egmont.

Seite Zeile

17. 14. **ſo ſchon**, nach 2 und 2a, — während die Ausgaben 4 **ſchon ſo**, 5—8 **ſchon haben**; die richtige Lesart wurde in 9 wiederhergestellt.

20. 12. **Und abermal hoch!** — **Die letzte Wiederholung dieses Ausrufs** fehlt in 6, 6a und 8.

21. 4 u. 3. **ſie ſind wahrlich gar ſchön in Reimen geſetzt und haben recht erbauliche Weiſen. Die ſollen wir nicht ſingen**; — die ganze Stelle ist zuerst in 4 fortgelassen und fehlt in Folge dessen in den Ausgaben bis 8 inkl.

20. **geworden**, nach der Verbesserung in 4, — während 2 und 2a **geweſen haben**.

22. 29. **und bei einer Mühle hielten**, nach 2; — in 4 ist dort eingeschoben und in den Ausgaben bis 8 geblieben.

23. 17. **doch ſo**, nach 2, 2a und 4; — von 5—8 fehlt so.

19. **endlich auch**; — in 13 fehlt endlich.

24. 26. **um St. Omer**, nach 2; — 2a, die Quelle so vieler Fehler, bringt zuerst zu St. Omer, was seitdem in allen Ausgaben stehen geblieben ist. Uebrigens ist die ganze Schilderung eine ziemlich getreue Uebersetzung aus Strada, in dessen Text S. 142. die Worte stehen: in pagos vicosque circa Audomaropolim irrumpunt.

26. 1. **an hergelaufne, nach der in 4 gemachten Verbesserung**; — **früher** stand an die hergelaufne.

2. würde; — 9 wird

27. 28 u. 30. nutzen, nutz nach 2; — 2a und seitdem alle Ausgaben (mit Ausnahme von 5) nützen, nütz.

28. 24. **auf dem Herzen**; — in 2 den (Druckfehler).

34. **mir ſie**; — in 13 ohne Grund **ſie mir**.

29. 2. **Herze**, nach der Handschrift und 2; — in 4 steht Herz.

9. **'naus**, nach der Handschrift, 5 und den folgenden Ausgaben. — Allerdings haben die Ausgaben 2, 2a und 4 **aus**; da aber die Lesart der Handschrift mit der später in 5 gewählten und in 6 beibehaltenen übereinstimmt, so konnten wir nur diese für die richtige halten.

34. darein. — Die Handschrift hat allerdings **hinterdrein**: da aber alle älteren Ausgaben 2, 2a und 4 **darein** lesen, so hat man eine von Goethe während des Drucks gemachte Aenderung annehmen; dagegen möchte da drein, wie es seit 5 in allen Ausgaben steht, eine Willkürlichkeit des Setzers sein.

Seite Zeile

32. l. verbürge, nach der Veränderung in 4, — während in 2 und 2a verbürge steht, ebenso wie es auch S. 62, Z. 2. der Fall ist. Es ist kein Grund abzusehen, warum in einzelnen Ausgaben (z. B. 11a) die alte Lesart wiederhergestellt wurde.
e. mit ihm, nach 2 und 2a; — in 4 ist ihm ausgelassen und fehlt seitdem in allen Ausgaben bis 11 incl.

33. ee. aufgezehrt, nach den Ausgaben 2 und 2a; — die Ausgaben 4—8 haben aufgezehrt, eine Lesart, die ebenfalls ihre Berechtigung hat. (Vgl. Werther's Leiden, S. 37.)

36. rr. Provinzen; — in 13 unrichtig Provinz.

37. ss. Tröpfe, nach der Veränderung in 4; — in der Handschrift Troysen, in 2 und 2a Tropfe.

39. tt. mit, nach der Handschrift, 2 und 2a; — der in 4 auftretende Fehler mit wurde erst in 9 verbessert.
tt. Euer; — in 13 eurer.

40. t. Du, nach 2, 2a und 4, — während 5—8 da lesen.

42. uu. Gebühr, nach der Handschrift und 2; — 2a bringt unrichtig Gebühren, und in Folge dessen die Ausgaben 4—8 und 11.

43. a. vielen, nach der vermuthlich beabsichtigten Veränderung in 4, der auch alle späteren Ausgaben gefolgt sind; — in der Handschrift, 2 und 2a viel.
b. nur, nach der Handschrift und 2; — in 2a 18 das Wort ausgelassen und fehlt seitdem in allen Ausgaben, obgleich es kaum entbehrlich und keinenfalls mit Absicht weggelassen ist.
xx. barsch; — x barsch.

45. ll. ein selbst verfehlter Schritt, nach der Handschrift und den Ausgaben 2—5, denen auch 9, 11a, 12 und 13 gefolgt sind; — in allen übrigen steht nach dem Wortlaute in 6 und 6a selbst ein verfehlter Schritt. Der Sinn erfordert es jedoch durchaus, den Ton darauf zu legen, daß Egmont einen Schritt selbst, durch seine eigene Schuld, nicht durch Andre, verfehlen kann.

47. c. durchsegeln, nach 2; — 2a hat besser segeln, einen Fehler, dem die Ausgaben 4—8 folgen.
x. Ursach; 6a Ursache.

49. nn u. vv. mit einem Male, nach der Handschrift und den Ausgaben 2 und 2a, denen auch 9 und 13 folgen, — während die übrigen Ausgaben mit Einmal haben. Es ist nicht anzunehmen, daß Goethe die volksthümlichere und weniger korrekte Form des Ausdrucks später in den Text hineingesetzt hat.

51. xx. es; — in 9, 9a, b u. c er.

54. n. Langen; — ebendaselbst Hangen.
rr. noch, nach 2 und 2a; — in 4—8 doch, welches erst in 9 verbessert wurde.

56. uu. Kind, nach der Handschrift und 2; — 2a bringt zuerst mein Kind, was seitdem in allen Ausgaben geblieben, bis erst in 13 mein wieder weggelassen wurde.

59. m. an Leibe noch Ehre, nach der Handschrift und 2; — in 2a und seitdem in allen Ausgaben bis 8 sowie in 11 fehlen die beiden letzten Worte, die indessen in 9 wieder eingesetzt wurden.
m. ausgegrübschten, nach 6 und 6a; — in 2 und 2a ausgekrüschten, in 4 und 5 ausgegrütschen.

61. rr. Geht, nach der Handschrift, 2 und 2a; — 4—6 Gehe; seitdem die alte Lesart.

62. a. Ja! Ja! Ja! nach 2; — 2a Ja! Ja! Ja!
m. abzuschreiben; — 6a, vermuthend in einzelnen Exemplaren, aufzuschreiben.

Seite Zeile

62. 20. **zecht sachte**, nach einer in 4 gemachten Veränderung, die übrigen in 9 und 13 nicht angenommen ist; — in der Handschrift in 2 und 2a steht **sachte**, welches Wort doch wol diesen Zusatz sehr gut annehmen kann.

21. **hier**, nach 2 und der Handschrift; — in 1a und seitdem in allen Ausgaben bis 8 und in 11 heißt **da**, welches in 9 zuerst verbessert wurde.

64. 11. **Verbunden**; — 9c **Verbündeten**.

65. 18. **Vertraue**, und der in 4 offenbar absichtlichen Aenderung, die auch in 5—9 beibehalten ist; — in 2 und 2a steht **Vertrau'**, welches 11—13 wieder angenommen haben.

19. **bleiben**, nach der Handschrift, 2 und 2a; — in 4 steht **Olleben**, welches erst in 9 wieder verbessert wurde.

66. 17. **diese**, nach der Handschrift und 2; — 2a—8 **die**.

18. **mit Ferdinand**; — in der Handschrift **mit seinem Sohne**; in 2—4 mit seinem **Sohn Ferdinand**; die überflüssigen Worte wurden ohne Zweifel absichtlich in 5 gestrichen.

67. 18. **Dir nicht**, nach der Veränderung in 4; — früher **nicht dir**.

68. 1. **tritt herein**; — 9 **tritt auf**.

69. 17. **Wann**, nach der Handschrift und 4, — während alle früheren Ausgaben **Wenn haben**.

73. 1. **unbedingten**; — 5, 5a, 6 und 6a **unbedienten**.

75. 13. **schwärt**, nach der Handschrift und 3; — da 'nur **Da schwör'** liest, welches denn die übrigen Ausgaben angenommen haben, so mußte die erste Lesart wiederhergestellt werden.

76. 13. **Ihr**; — 4 **ich** (Druckfehler).

77. 14. **tückisches**, nach 6 und 6a; — in der Ausgabe letzter Hand ist die starke Form des Genitivs, wenn auch nicht mit vollständiger Konsequenz, so doch überwiegend eingeführt, so daß auch wir dieselbe trotz des abweichenden Verfahrens von 8, 12 und 13 beibehalten haben.

19. **Allen em**, nach der Handschrift und 2; — in 2a und seitdem in allen Ausgaben bis 8 und in 11 fehlt **eben**.

20. **ihn**; — 5 **ihm** (Druckfehler).

78. 14. **Noth**, nach der Handschrift, nach dem Sinne, der das Hauptwort erfordert, und dem Beispiele von 11a, 12 und 13; — alle früheren Ausgaben schreiben **noth**, welches nur so viel wie **nöthig** bedeuten könnte.

40. **herrt**; — 4 **hart** (Druckfehler).

79. 4. **wann**, nach der Veränderung in 4; — früher **wenn**.

9. **im Angesicht**, nach 4—8 und 11a; — in der Handschrift, in 2 und 2a **vor'm Angesicht**, in 9 **vom Angesicht**. Da die Verbesserung in 4 offenbar beabsichtigt ist, so durften 11 und 13 nicht in der alten Lesart zurückkehren.

23. **widrig**; — 4 **niedrig** (Druckfehler).

24 u. 25. **vor dem**, nach der Veränderung in 4; — in der Handschrift **für'm**, in 2 und 2a **vor'm**.

80. 13. **vor**, nach der Handschrift, 2 und 2a; — in 4—11 steht **von**, welcher Fehler erst in 11a verbessert wurde.

81. 7. **kleine**, nach denselben Quellen; — 4—8 und auch 11 **kleinste**, obgleich die Verbesserung schon in 9 gemacht wurde.

9. **von**, nach der Handschrift, 2, 11a—13; — 2a—11 haben **vor**.

82. 27. **Zeugen**, nach der Handschrift u. 2, denen auch 9, 11a, 12 und 13 gefolgt sind; — alle übrigen Ausgaben seit 2a **Zeichen**. Man vergleiche hierzu die gleiche Variante S. 178, 3. u.

40. **Dir**; — 6a **mir**.

41. **bereitetest**; — 5 **bereitest**.

Seite Zeile

94. 1. **Nun iſt es Zeit!** nach der Handſchrift und den Ausgaben 2—5; — die in 6, 6a und 8 ſtehenden Worte **Nun iſt die Zeit** können ſtylich nicht als beabſichtigte Veränderung angeſehen werden.

2. **Unglückſeligen,** nach der Handſchrift, 2, 2a und 4; — in 5, 5a, 6 und 6a **Unglücklichen,** welches Wort ſchon dem jambiſchen Rhythmus der ganzen Stelle widerſpricht.

95. 11. **lieſt,** nach der Handſchrift, 2 und 2a; — 4—8 **lieſ't.**

12. **am,** nach denſelben Quellen, zu denen noch 4 kommt; — 5—8 **im.**

96. 6. **verzehrte.** Dieſe Form ſcheint in 5 mit Abſicht der Deutlichkeit wegen ſtatt des früheren **verzehrt'** eingeſetzt zu ſein; — indeſſen iſt in 13 die letztere Form wiederhergeſtellt.

10. **einen,** nach der Handſchrift, 2 und 2a, denen auch 11—13 folgen; — in 4—9 **einem.** Es läßt ſich jedoch nicht annehmen, daß Goethe abſichtlich das Undeutſche des Ausdrucks abgeſchwächt haben ſollte.

97. 11 u. 12. **Dir,** nach 4 und den folgenden Ausgaben; — in 2 und 2a ſteht an der erſten Stelle **dich,** z. B. **dir,** in der Handſchrift an beiden Stellen **dich's,** ſo daß die Abſicht, eine Gleichmäßigkeit herzuſtellen, deutlich zu erkennen iſt.

98. **mache mich zum Zeugen einer ſchrecklichern That,** nach der Handſchrift und den Ausgaben 2—5; — in 6 und 6a **mache dich zum Zeugen einer ſchrecklichen That,** in 8 **mache mich zum Zeugen einer ſchrecklichen That;** in 11 endlich, obwol die richtige Lesart ſchon in 9 hergeſtellt war, **mache dich zum Zeugen einer ſchrecklichern That.**

99. 2 u. 3. **ſchmeichelte** ich mir **ſelbſt;** — in der Handſchrift, in 2 und 2a **ſchmeichelte ich mir. Das Wort ſelbſt** iſt offenbar von Goethe in 4 abſichtlich hinzugeſetzt.

8. **mich,** nach der Handſchrift und den Ausgaben 2 und 2a; — 4—8 haben **dich,** was in 9 verbeſſert wurde.

9. **davor,** nach 4 und den folgenden Ausgaben; — die Handſchrift, 2 und 2a haben **dafür.**

99. 10. **Schritt;** — in 5, 5a, 6 und 6a **Streit.**

92. 12. **ward,** nach der Handſchrift und den Ausgaben 2 und 2a; — 4—12 haben **war;** indeſſen halten wir die in 13 geſchehene Wiederaufnahme der alten Lesart auch für nothwendig.

Iphigenie auf Tauris.

Außer den Geſammtausgaben ſind für die Recenſion des Textes noch die drei erſten Einzeldrucke aus den Jahren 1779, 1790 und 1781, die wir mit Js, Js und Js bezeichnen, ſo wie der zu Goethe's Jubiläum veranſtaltete Abdruck (Vgl. S. 102), den wir Ju nennen, berückſichtigt worden.

Seite Zeile

113. 5. **hither.** — Die Handſchriften und Ausgaben haben bald dieſe Wortform, bald **hierher.** Da indeſſen **hieher** viel häufiger ſteht als **hierher** und die Wahl zwiſchen beiden auch nicht etwa vom Wohllaut abhängig gemacht iſt, ſo haben wir nicht allein an dieſer, ſondern auch an den übrigen Stellen die obige Wortform in den Text geſetzt.

9. **den.** — In Ju ſteht, wie bereits Zoller bemerkte, **dem.**

Seite Zeile

114. 18. **Diana.** So haben an dieser Stelle sämmtliche Ausgaben bis 10 inkl.; — an zahlreichen andern Stellen, an denen dieser Name ebenfalls vorkommt, findet man bald **Diana**, bald **Dian**. Da indessen schon in 5 die erste Form fast allgemein eingeführt war und nur infolge davon, daß Ju für den Druck von 6 benutzt wurde, wieder an einigen Stellen die zweite eintrat, so glaubten wir berechtigt zu sein, zu der in 5 offen vorliegenden Absicht zurückzukehren und überall **Diana** zu schreiben.

116. 13. **Gottgegebnen.** — In Ju und Ja ist der Ausdruck als ein Geschenk der Götter gewählt, welchem unsre Lesart, die in 2 und Ju steht, entspricht; — die Ausgaben 2a—6 haben gleichwol **Gottergebnen**, ein Fehler, der indessen schon in 3 verbessert wurde.

2a. blutig, seit 4; — 2 und 2a blut'ge.

120. 20. **betrat.** Das in vielen Ausgaben hinter betrat stehende Komma ist weggelassen, weil es zu dem Mißverständniß Veranlassung geben kann, daß Thoas in diesem Augenblicke um Sieg bitten und für ihn danken will.

121. 1. **Ankunft**, nach Ju, 2a, 4—6 und Ju, wie denn diese Lesart auch in 12 und 13 gewählt ist; — warum wir die der übrigen Ausgaben (**Abkunft**) verworfen haben, sagt die Anmerkung zu S. 121.

123. 14. **sein ganz Geschlecht**; — **ganz** fehlt in 13.

124. 1. **Oenomaus' Erzeugte, Hippodamien**, eine Aenderung, die für 6 gemacht ist; — die früheren Ausgaben lesen **Des Oenomaus Tochter, Hippodamien.**

125. 11. **in**, nach 2; — 2a, die schon oft erwähnte Quelle vieler Fehler, hat dafür das seitdem in alle Ausgaben aufgenommene **die**, welches schon aus äußeren Gründen keine beabsichtigte Veränderung sein kann und auch diesen Augenblicks keinenfalls eine Verbesserung des Textes ist.

127. 20. **gutes**, nach 6 und 6a, — während 2—5 **guten** lesen; in ähnlicher Weise haben wir, der eben genannten Ausgabe folgend, auch an andern Stellen die starke Form des Genitivs eingeführt, so S. 128, Z. 16 **gutes**, S. 149, Z. 2 **vergossnes** Mutterblutes, S. 167, Z. 2 **gerechtes** Gerichtes.

128. 21. **eignes**, nach 2—6 und Ju; — 11a—13 ohne Autorität **eignen**.

131. 2. **hernieder träufelnd**, nach 5, Ju u. 6; — 2, Ja u. 4 **hernieder träufend**.

133. 29. **Um**; — in einzelnen Exemplaren von 2 **Und**.

37. **Vertriebner**; — ebendaselbst **Vertriebener**.

136. 2. **Delphi**, seit 4; — 2 und 2a **Delphis**.

137. 2. **scheinen**, nach 5, Ju und 6, — während 2—4 **scheinet** lesen. Ob die unbedeutende Veränderung in 5 mit Absicht oder zufällig aufgenommen ist, wird sich schwerlich ermitteln lassen.

140. 16. **umher**; — in einzelnen Exemplaren von 2 mehr (Druckfehler).

23. **dieses Königs Haus.** — Tantet (Goethe's Iphigenie auf Tauris erläutert, S. 84) verlangt, man solle gegen die Autorität sämmtlicher Ausgaben schreiben „Königshaus", ebenso wie S. 142, Z. 1 steht. Indessen liegt wol kaum ein Grund vor, die spezielle Beziehung auf Agamemnon in die auf seine ganze Familie zu verallgemeinern; auch der Ausdruck in den Profanitätswörtern, **des Atreus hohes Haus**, spricht mehr für die Beibehaltung der Schreibart der Ausgaben.

142. 2. **Verbirgst**; — in einzelnen Exemplaren von 2 **Verbirg**.

20. **Aegisthend**; — ebendaselbst **Aegisthus**.

144. 20. **Höhlenreich.** Es spricht zunächst die äußere Autorität für diese Lesart; in Ju und Ja ist von „jenen unfruchtbaren, klanglosen Höhlen der Nacht" die Rede, und in 2 steht dem entsprechend **Höhlenreich**; — **Höllenreich** findet sich zuerst in 2a und ist seitdem bis 10 inkl.

Seite Zeile
unverändert geblieben; 11—13 haben wieder das Richtige. Uebrigens denkt der Dichter hier auch schwerlich an die Unterwelt in jenem eigentlichen Sinne, nach welchem sie der Aufenthaltsort der Todten ist.
144. 22. fordern, nach 5 und 6; — 2—4 fodern, ebenso an vielen andern Stellen.
145. 19. ahnungsvollen, nach 5 und 6; — 2—4 ahndungsvollen, ebenso in den älteren Ausgaben stets Ahndung, in den neueren Ahnung
148. 12. der wieder zu ihr tritt, nach 2; — für die Veränderung in 2a tritt wieder zu ihr sucht man vergeblich nach einem Grunde und ist deshalb wol berechtigt, sie für willkürlich zu halten.
22. Mußt Du die Götter an; — an fehlt in vielen Exemplaren von 2.
29. Verhüllteſt; — in 12 Verhülleſt.
149. 29. vom; — in 2 von.
153. 25. schlüpften um ihn; — in 2 hüpften. Sämmtliche Ausgaben bis 9 inkl. haben außerdem um ſie; indessen ist erstere Aenderung in 6 offenbar beabsichtigt; denn die Furchtlosigkeit der Knaben ihrem Mörder Artemis gegenüber verdiente gerade besonders hervorgehoben zu werden.
31. Stamme, nach 5, Ju und 6; — 2—4 weniger dem Metrum des vorangehenden Verſes entsprechend Stamm.
32. trägt; — 11a und 12 ohne Autorität und ohne daß das Versmaß es nöthig machte, trägt.
37. Tantal's. — Alle Ausgaben bis 11 inkl. Tantalus; indessen haben wir in Ji und Js Tantals, und andre Stellen des Stückes, z. B. S. 143, Z. 22 und S. 173, Z. 19, beweisen, daß Goethe an der Wortform keinen Anstoß nahm. Deshalb glaubten wir die bereits von Düntzer (S. 107) gemachte und in 11a und 12 eingeführte Verbesserung auch aufnehmen zu müſſen.
155. 22. an; — 9 in.
156. 19. erziehen; — 5a erziehn.
157. 2. unerſchöpftes; — ebendaſelbſt Unerſchöpftes.
22. trübt; — 5, 6 und 6a treibt.
165. 8. heil'ge; — 12 heilige.
159. 28. Umhergetrieben, nach 2; — der Fehler in 2a Umhergetriebnen findet sich in allen Ausgaben bis 11 inkl.
29. Bürden; — einige Exemplare von 2 Bürde.
163. 7. Recht, nach 5, Ju und 6, — während 2, 2a und 4, und von neueren Ausgaben 13 gegen den Zusammenhang recht lesen.
165. 14. nie, nach Ji und Js, wo die Worte lauten: „denn selten schützt er, was er gethan hat, recht, und was er thut, fast nie," und nach dem Wortlaut von 2; — 2a bringt zuerst nicht, welches dann in allen Ausgaben stehen geblieben ist.
28. einen; — 13 keinen.
166. 12. Widerwille, nach 5 und 6; — die älteren Ausgaben Widerwillen.
170. 22. vor; — 3 und 3a für.
171. 14. Stünd'; — 5a Ständ' und ebenso an vielen andern Stellen.
175. 25. droht; — 9 drohet.
176. 28. befürchte; — 9 fürchte.
178. 28. Augenbraun, nach 2—4; — in 5 und 6 und seitdem in den meisten Ausgaben (9 und 13 ausgenommen) Augenbraune, ohne daß eine solche Veränderung beabsichtigt sein könnte.
29. Zeugen; — in Ji und Js Zeichen, welches Wort sich auch in Ju aufgenommen findet; da indessen alle von Goethe besorgten Ausgaben Zeugen haben, so schien es uns zu gewagt, jener Lesart, der allerdings manches Vorzug hat, zu folgen.

Seite Zeile.
178. 18. 1834; — 5a 1854.
179. 21. Dich Schützerin, nach 2—5 und 5a; — in 5a steht allerdings das hier besser klingende die; da aber in 6 wieder die ältere Lesart aufgenommen wurde, so ist kaum anzunehmen, daß die Veränderung in 5a absichtlich gewesen ist. Von den neueren Ausgaben hat nur 13 die.

Torquato Tasso.

201. 7. Euer, nach 5, 6 und 6a; — die älteren Ausgaben und unter den neueren 9 haben Eurer.
202. 1. das; — 5a daß (Druckfehler).
12. ihren, nach der offenbar beabsichtigten Verbesserung in 5, — während 2, 2a und 4 seinen lesen.
203. 5. Werth; — 12 werth.
207. 17. rückt; — 5a allein rückt, so daß Ersteres sicher die von Goethe gewählte Form ist; ebenso S. 219, Z. 8 druckte, während die Ausgaben 8—13 drückte vorziehen.
208. 20. nicht fehlt in einer Anzahl Exemplaren von 6a.
21. zuletzt fehlt in 5, 6, 6a und 8.
209. 13. willig; — 9 billig (Druckfehler).
210. 14. hieher; — sämmtliche Ausgaben hierher. Man vgl. indessen die Textrevision zu S. 113.
20. zu, nach allen Ausgaben; — nur 9 ohne Autorität ed.
21. hie; — 5a hier, ebenso S. 219, Z. 2 und an andern Stellen.
27. erfreun, nach 6—13; — 2—5, 11 und 13 erfreuen.
213. 25. lautre, nach 5 und 6; — 2, 2a und 4 lautere.
217. 11. Papst; — 5a Papst.
15. Friede; — 11, 11a und 12 Frieden, ebenso an anderen Stellen.
218. 4. regieret, nach 5, 6, 6a und 8; — 2, 2a, 4, 5a und die neueren Ausgaben regiert.
20. Nepoten, nach 5 und 6; — 2, 2a und 4 nach dem Italienischen Nipoten.
21. nutzt; — 13 nützt. Man vgl. die Textrevision zu S. 207, Z. 17.
220. 22. diesen, nach 6 und 6a, — während alle früheren Ausgaben diesem haben. Uebrigens wäre das Letztere nach dem älteren reflexiven Gebrauche des Wortes „sich wagen“ auch zu rechtfertigen.
222. 22. liebeswerthe; — 11 liebenswerthe.
223. 17 u. 20. Helm', nach einer Verbesserung in 11, die allerdings durch die grammatische Korrektheit geboten wird und die auch 11a und 12 angenommen haben; — alle andern Ausgaben haben Helm. Man vgl. übrigens Seite 302 die Bemerkung zu S. 228, Z. 13.
224. 21. frohes, nach 6 und 6a; — die älteren Ausgaben frohen. Man vgl. Seite 300 die Bemerkung zu S. 127, Z. 20.
226. 1. den; — 12 denn (Druckfehler).
20. einem; — 2 einen.
228. 13. Ber z', nach 5, 5a, 6 und 6a; — der Anstroth, der in 2, 2a und 4 fehlte, ging in 9 wieder verloren und steht in keiner neueren Ausgabe.
229. 13. bliebe, nach 2, 2a, 4 und 5a; — 5 und 6 und in Folge dessen alle Ausgaben bis heute haben allerdings bleibe; jedoch ist schwerlich anzunehmen, daß dies eine von Goethe beabsichtigte Veränderung ist.
14. von. Türzer in seiner Erläuterung zu Tasso (S. 78) hält von für einen neueren Druckfehler, und demnach ist in 11 auch vor eingeführt;

Erste Zeile

es (s. indessen wahrscheinlich, daß auch diese Bemerkung einen Druckfehler enthält. Jedenfalls hat aber von in allen Ausgaben, und der Ausdruck „sicher von etwas sein" läßt sich auch sonst bei Goethe nachweisen. Man vgl. z. B. Werke 6, S. 189, Z. 2.

230. 12. Göttlichste, nach 5a, 11a und 12; — alle übrigen Ausgaben göttlichste. Die Schwierigkeit der ganzen Stelle würde leicht gehoben, wenn man Göttlichste als Anrede faßte und zwischen zwei Kommata stellte; indessen ist diese Konjektur doch bedenklich, da schon zwölf Zeilen später die Anrede „o Göttliche" wirklich folgt. Keinenfalls scheint es aber zweckmäßig, den fraglichen Ausdruck auf „Glück" zu beziehen; das „Göttlichste" ist vielmehr ein neu eintretender Begriff, der das Glück in seiner höchsten Potenz ausdrücken soll.

P. Vor; — 6 Von (Druckfehler)

231. 12. stummen, nach 6 und 6a; — früher stumme.

233. 11. Schwelle, Brust! Man vergleiche die Anmerkung zum Texte.

12. Freude, nach 5, 6 und 6a, denen sich die späteren Ausgaben folgen, — während die älteren Freuden lesen. Es möchte indessen schwer nachzuweisen sein, daß die Veränderung für 5 beabsichtigt gewesen ist.

235. 12. solchen; — 5 und 5a solchen. Während sonst in der Ausgabe letzter Hand die Genitivform auf s vorgezogen wird, rechtfertigt sich die hier vorliegende Ausnahme gewiß durch den Mißklang, der in der Zusammenstellung „Eines solches Freunds" liegt.

236. a. Zufäll'gen, nach 11, 11a und 12; — die früheren Ausgaben Zufälligen.

237. 12. Händ'; — 5a hier und auch s. o. C. Händ'. Man vgl. die Bemerkung der Revision zu S. 171, Z. 14.

238. 12. der Rache; — 5a die Rache.

242. 1. ein; — 12 kein.

1. Feiger; — 9 Finger.

12. Schuld'gen. Der Apostroph, der allerdings in seiner Ausgabe steht, wird des Versmaßes wegen nötig.

14. schönern; — 5a schönern.

243. 12. kein; — 5, 6, 6a und 9 durch fortgesetzten Druckfehler ein.

246. 12. ihm, nach 5—8 und 11; — alle übrigen Ausgaben haben und. Man vgl. die zweite Anmerkung zu S. 248.

249. 12. ist, nach 2, 2a, 4, 5, 6 und 6a; — während von den älteren Ausgaben nur 5a, der alle späteren folgt sind, setzt fest.

13. nicht Mangel etwa künftig, nach 4—6; — in 2 u. 3a nicht etwa künftig Mangel. Obgleich ein Grund für diese Umstellung nicht recht zu erkennen ist, so kann sie doch nicht füglich für ein Versehen beim Druck angesehen werden, da in 4 manche Veränderungen mit Absicht gemacht sind.

249. 12. so sehr bist Du's, ebenso wie in der vorangehenden Stelle, nach 4—6; — in 2 und 2a Du bist's so sehr. Man setzt, daß hier ein Mißklang vorgeschoben worden ist.

250. 12. Den; — 12 Denn.

13. einen Freund); — daß letzte Wort ist in 5—8 ausgefallen.

251. 12. Würdigste, nach 3—6; — 11, 11a und 12 ohne Autorität Vortrefflichste.

257. 12. wirkend; — ein Theil der Auflage 6a wirklich.

260. 12. Er; — 12 Es.

14. im Gleichen, nach 2, 2a und 4; — 5—8 in Gleichem, seit 9 wieder die ältere Lesart.

261. 12. noch, wie 2 und 2a haben; — alle Ausgaben seit 4 an, worin wir keine von Goethe beabsichtigte Veränderung, sondern nur einen fortgesetzten Druckfehler sehen können.

Gute Hefte

268. 9. hatt', nach 2—5; — 6—8 hätt'.
11. Dich; — 3a in einem Theil der Exemplare ich.
12. mir; — 3a mit.
13. ſchmalem; — 2 und 2a ſchmalen.

264. 1. eh; — 3a ex.
2. ſpat, nach 2—8; — nur 3a, welcher die Auslassung 9 und 13 aber Grund folgen, ſpät.
3. zum Tabel, nach 2, 2a und 4; — ſeit 5 ſteht allerdings zu, welches seitdem in alle Ausgaben mit Ausnahme von 13 aufgenommen ist. Obgleich Goethe indessen in der Ausgabe 5 einige nachweisbare Veränderungen gemacht hat, so scheint zu doch ein Druckfehler zu sein.

264. 7. längſt, nach der in 4 gemachten Veränderung; — 2 und 2a lang.
8. fragt'; — 3a und ein Theil der Auflage von 6a fragt.

267. 11. Ruh, nach 5, 6 und 6a, denen alle ſpäteren Ausgaben folgen; — während 2, 2a, 4 und 5a Ruh haben. Man vgl. die erste Anmerkung zu S. 267.
12. Ruh; — 2 und 2a Ruh (Druckfehler).

269. 2. leiber; — 6 lieber (Druckfehler).

270. 2. Zippe, nach 2, 2a, 4 und 5a; — 3, 6, 6a und 8 Zicke.
14. lange, nach 4 u. b. folgenden Ausgaben; — 2 und 2a lang'.
15. jenen; — die Vermuthung Düntzer's (S. 114), daß man hier jenem lesen könne, widerlegt sich schon durch die nächste Zeile, die davon auch verändert werden müßte.
16. zu, nach 2, 2a, 4, 5 und 5a; — 6 und seitdem alle Ausgaben lesen allerdings so; da man aber keinen Grund für diese Aenderung erkennen kann, so ist es wahrscheinlich, daß dieselbe nur ein Druckfehler ist.

273. 8. frommen, nach 2—6; — 8—8 frohen.

277. 17. büſtern, nach 6 und 6a, denen 9, 11 und 13 folgen; — alle übrigen Ausgaben düſtern.

279. 4. ehe man Verzweiflung, eine der wenigen Veränderungen, die in 3 gemacht sind; — in den früheren Ausgaben steht eh' man die Verzweiflung.

280. 17. ihn; — 2 und 2a ihm.

283. 12. im vollen Licht, nach 6 und 6a, denen auch 8, 9 und 11 folgen; — die übrigen Ausgaben im vollem Licht. Ein unbedeutende Nüance des Sinnes, die durch die Veränderung hervorgebracht wird, erscheint uns beachtigt.

284. 6. Gnade, nach 2; — 2a und seitdem alle Ausgaben mit Ausnahme von 13 Gnaden.

287. 9. Nagel; — 3a Nagel.

289. 17. ſchöne, nach der Veränderung für 5, der alle ſpäteren Ausgaben mit Ausnahme von 13 gefolgt sind; — 2, 2a, 4 und 5a ſchönſte.

290. 11. Verirrung, nach 2, 2a, 4 und 5a; — 5, 6, 6a und 8 Verwirrung.

291. 4. mehr, nach 5, 6 und 6a, denen alle übrigen Ausgaben folgen, — während 2—5 mir haben. Düntzer (S. 137) hält mehr für einen Druckfehler und daß sich wiederholende mir für eine beabsichtigte Kraft des Ausdrucks; wir können in der Beschaffung desselben nur eine Verbesserung erkennen.

292. 4. Ziehe! Zieh; — 12 Zieh! Zieh.

293. 12. die, nach 2 und 2a; — ſie, welches in 4, 5, 5a, 6, 6a und 8 steht, kann nur Druckfehler sein.

Goethe's Werke.

Nach den vorzüglichsten Quellen revidirte Ausgabe.

Achter Theil.

Die Laune des Verliebten.
Die Mitschuldigen.
Stella.
Neueröffnetes Puppenspiel.
Künstlers Apotheose.
D. Neueste v. Plundersweilern.
Satyros.
Hanswurſts Hochzeit.
Dr. Karl Friedr. Bahrdt.
Götter, Helden und Wieland.
Prometheus.
Proserpina.
D. Triumph d. Empfindsamkeit.
Die Vögel.

Elfter Theil.

Herausgegeben und mit Anmerkungen begleitet von

Dr. Fr. Strehlke,

Director des Gymnasiums zu Marienburg.

Berlin.

Gustav Hempel.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MÜNCHEN

BIBLIOTECA
RUSSA

Druck von G. Bernstein in Berlin.

Inhalt.

	Seite
Die Laune des Verliebten	5
Die Mitſchuldigen	31
Stella	79
Neueröffnetes moraliſch-politiſches Puppenſpiel	133
Prolog	151
Künſtlers Erdewallen	153
Das Jahrmarktsfeſt zu Plundersweilern	159
Ein Faſtnachtsſpiel vom Pater Brey	179
Künſtlers Apotheoſe	191
Das Neueſte von Plundersweilern	201
Satyros oder der vergötterte Waldteufel	217
Hanswurſts Hochzeit oder der Lauf der Welt	233
Prolog zu den neueſten Offenbarungen Gottes, verdeutſcht durch Dr. Karl Friedrich Bahrdt	245
Götter, Helden und Wieland	253
Prometheus	275
Proſerpina	301
Der Triumph der Empfindſamkeit	319
Die Vögel	365
Elpenor	397
Text-Reviſion	433

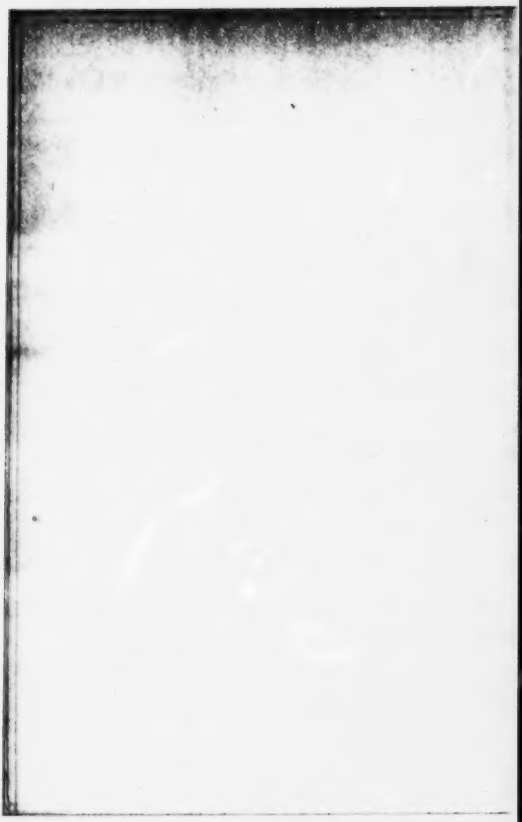

Die Laune des Verliebten.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MÜNCHEN

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MÜNCHEN

Vorbemerkung des Herausgebers.

„Die Laune des Verliebten" ist die älteste unter sämmtlichen noch vorhandenen dramatischen Dichtungen Goethe's; nicht wenige andere, die ihr der Zeit nach vorangingen, sind nicht vollendet worden und entweder verloren gegangen oder vom Dichter selbst vernichtet. Zu solchen gehört zum Beispiel das bereits 1765 in Frankfurt geschriebene Trauerspiel „Belsazar," das er in einer Epistel an seinen Freund Riese (Ged., III 129) erwähnt, anderer Versuche nicht zu gedenken, über welche wir keine so sicheren Nachrichten besitzen.

Natürlicherweise konnte der sechzehnjährige Jüngling, als er die Universität Leipzig bezog, nicht daran denken, sei es durch die Wahl des dramatischen Genres, sei es durch die Behandlung seines Stoffes, neue Bahnen zu brechen. So verfiel er denn zunächst auf das Schäferspiel, das seit den vierziger Jahren sich in Deutschland und vielleicht vorzugsweise in Leipzig einer besonderen Beliebtheit erfreute. Gottsched, Gellert, Gärtner, Gleim, Geßner und Pfeffel sind nur Einzelne von Vielen, die sich in dieser Gattung versucht haben. Ebenso kehrte Goethe zu dem für das Drama zu jener Zeit fast allgemein üblichen Alexandriner zurück, obgleich er in der oben erwähnten Tragödie bereits den fünffüßigen Jambus angewendet hatte.

In einer Beziehung jedoch unterscheidet sich auch schon diese Jugendarbeit Goethe's von den früheren Produktionen Anderer. Wie schon Opitz in der Widmung seiner Gedichte vom Jahre 1625 zu seiner Rechtfertigung erklärt, daß alle Namen, die in diesen vorkämen, nicht auf der Wirklichkeit

beruhten, sondern eben nichts als Namen wären, so glauben wir auch den sämmtlichen Vorgängern Goethe's nicht Unrecht zu thun, wenn wir ihre Schäferspiele für reine Produkte der Phantasie erklären. Anders war es bei Goethe, für den stets, auch schon in früher Jugend, nur das wirklich Erlebte oder Empfundene wenigstens die Anregung zum Dichten gab. So ist denn, wie er im siebenten Buche von „Dichtung und Wahrheit" ausführlicher erzählt, auch „die Laune des Verliebten" entstanden, ein Stück, an dessen unschuldigem Wesen man nach Goethe's eigenen Worten „zugleich den Drang einer siedenden Leidenschaft gewahr wird," den man freilich in neuerer Zeit nicht immer hat erkennen wollen. (Vergl. z. B. Viehoff, „Ueber Goethe's kleinere dramatische Dichtungen" im Archiv für das Studium der neueren Sprachen, I. 13. 1846.) Goethe's Liebe zu Aennchen (Katharina Schönkopf) und die „unbegründeten, abgeschmackten Eifersüchteleien," mit denen er sich und ihr die schönsten Tage verdarb, — auf der andern Seite der zufriedene Zustand eines zweiten Paares seiner Gesellschaft — das sind die realen Verhältnisse, auf denen das Stück beruht. „Alles dies," sagt Goethe selbst, „stellte ich mir so oft und so umständlich vor, daß ich endlich nicht lassen konnte, diese Situation zu einer quälenden und belehrenden Buße dramatisch zu behandeln."

Diese Mittheilungen in „Dichtung und Wahrheit" haben später ihre vollständige Bestätigung gefunden, als die Korrespondenz Goethe's mit seinen Leipziger Freunden bekannt wurde; es ist sogar durch dieselbe noch möglich geworden, Einzelnheiten etwas genauer zu bestimmen. Zu dem zufriedenen Paare in der „Laune des Verliebten" sind nämlich vermuthlich Goethe's Freund Horn und Konstanze

Breitkopf die Originale. (Vgl. W. Freiherr v. Biedermann, „Goethe und Leipzig," I. 284.)

Dagegen ist es bis jetzt nicht gelungen, mit vollständiger Sicherheit die Zeit der Abfassung des Stückes zu bestimmen. Es liegen hierfür verschiedene Nachrichten vor, die nicht in vollständigem Einklange mit einander stehen: erstens ein Brief des Fräuleins von Göchhausen an Goethe's Mutter vom 21. Mai 1779 (vgl. Riemer's Mittheilungen über Goethe, II. 85), die Bemerkung Goethe's enthaltend, daß er „die Launen des Verliebten" in seinem 18ten Jahre gemacht habe; zweitens Goethe's eigene Angabe in dem Aufsatze „Ueber das deutsche Theater," die kleine Produktion sei im März 1805 auf das Theater gebracht, eben als sie vierzig Jahre alt gewesen wäre; drittens weist die Chronologie Goethe'scher Schriften das Stück dem Zeitabschnitte von 1766—1767, die Quart-Ausgabe von 1836 endlich den Jahren 1767—1768 zu. — Von allen diesen Angaben ist die von Goethe selbst stammende jedenfalls die unrichtigste; denn danach hätte das Stück bereits 1765 entstanden sein müssen, während Goethe doch erst im Oktober jenes Jahres nach Leipzig kam. Aber obwol das Verhältniß Goethe's zu Käthchen fast die ganze Zeit seines Aufenthalts in Leipzig dauerte, so können Zustände, wie sie Gegenstand des Dramas sind, und wie sie in Wirklichkeit später einen Bruch herbeiführten, doch füglich erst nach längerem Umgange eingetreten sein. Nimmt man ferner hinzu, daß eine Anzahl der zuerst in dem sogenannten „Leipziger Liederbuch" veröffentlichten Gedichte eine der „Laune des Verliebten" sehr verwandte Stimmung verräth, so wird man kaum irren, wenn man die Angabe der Quart-Ausgabe für richtig hält und sie allenfalls noch auf den Winter von 1767 auf 1768 beschränkt.

Schäfer in seinem „Leben Goethe's" (I. 68) glaubt dagegen das Frühjahr 1767 annehmen zu müssen als die Zeit, in der das Verhältniß zu Käthchen nur unterbrochen, nicht zerstört war, ebenso auch Biehoff in dem früher erwähnten Aufsatze. In der oben erwähnten Schrift „Goethe und Leipzig" wird das letzte Drittel des Jahres 1767 als die wahrscheinlichste Zeit des Entstehens angesetzt.

Aufführungen des kleinen Dramas haben mehrfach stattgefunden. Bei der ersten Aufführung in Ettersburg am 20. Mai 1779, zu welcher der Freiherr S. v. Seckendorff die Arien komponirt hatte, waren Goethe selbst (Lamon), Einsiedel, Fräulein v. Wöllwarth, Hofdame der Herzogin Amalie, und Demoiselle Schröder die Spielenden. In Weimar kam es im März 1805 aufs Theater und wurde von dort nach Breslau verpflanzt durch eine Schauspielerin, die namentlich in der Rolle der „Egle" glänzte, von deren Spiel auch Goethe mit Recht den Erfolg des Ganzen abhängig erklärt. Seit 1814 wurde es, wie aus dem Goethe-Zelter'schen Briefwechsel (II. 90) hervorgeht, in Berlin häufig gegeben; auch wurde, als die Berliner „Gesellschaft der Dichterfreunde" am 28. August 1831 Goethe's letzten Geburtstag feierte, nach Zelter's Mittheilung zum Schluß „die Laune des Verliebten" von zwei jungen Schönen allerliebst gelesen.

Goethe hat das Drama erst 1806 in seinen Werken veröffentlicht. Es ist aus der Sprache desselben mit Sicherheit anzunehmen, daß, wie er schon für die Aufführung in Ettersburg einige Aenderungen gemacht hatte, er dies auch noch einmal vor dem Drucke gethan haben wird; in den späteren Ausgaben ist es indessen nicht mehr geschehen.

Die Laune des Verliebten.

Ein Schäferspiel in Versen

und

einem Akte.

Personen.

Egle.
Amine.
Eridon.
Lamon.

Erſter Auftritt.

Amine und Egle ſitzen an der einen Seite des Theaters und winden Kränze.
Lamon kommt dazu und bringt ein Körbchen mit Blumen.

Lamon (indem er das Körbchen niederſetzt).
Hier ſind noch Blumen.
Egle. Gut!
Lamon. Seht doch, wie ſchön ſie ſind!
Die Nelke brach ich Dir.
Egle. Die Roſe? —
Lamon. Nein, mein Kind!
Aminen reich' ich heut das Seltene vom Jahr;
Die Roſe ſeh' ich gern in einem ſchwarzen Haar.
Egle. Und das ſoll ich wol gar verbindlich, artig nennen?
Lamon.
Wie lange liebſt Du mich ſchon, ohne mich zu kennen?
Ich weiß es ganz gewiß, Du liebſt nur mich allein,
Und dieſes muntre Herz iſt auch auf ewig Dein,
Du weißt es. Doch verlangſt Du mich noch mehr zu binden?
Iſt es wol ſcheltenswerth, auch Andre ſchön zu finden?
Ich wehre Dir ja nicht, zu ſagen: „Der iſt ſchön,
Der artig, ſcherzhaft Der.“ Ich will es eingeſtehn,
Nicht böſe ſein.
Egle. Sei's nicht! Ich will es auch nicht werden.
Wir fehlen Beide gleich. Mit freundlichen Geberden
Hör' ich gar Manchen an, und mancher Schäferin
Sagſt Du was Süßes vor, wenn ich nicht bei Dir bin.
Dem Herzen läßt ſich wol, dem Scherze nicht gebieten;
Vor Unbeſtändigkeit muß uns der Leichtſinn hüten.
Mich kleidet Eiferſucht noch weniger als Dich.
(Zu Aminen.) Du lächelſt über uns! Was denkſt Du, Liebe? Sprich!
Amine. Nicht viel.
Egle. Genug, mein Glück und Deine Qual zu fühlen.
Amine. Wie ſo?

Egle. Wie so? Anstatt, daß wir zusammen spielen,
Daß Amor's Schläfrigkeit bei unserm Lachen flieht,
Beginnet Deine Qual, wenn Dich Dein Liebster sieht.
Nie war der Eigensinn bei einem Menschen größer.
Du denkst, er liebe Dich. O nein, ich kenn' ihn besser.
Er sieht, daß Du gehorchst; drum liebt Dich der Tyrann,
Damit er Jemand hat, dem er befehlen kann.

Amine. Ach, er gehorcht mir oft.

Egle. Um wieder zu befehlen.
Mußt Du nicht jeden Blick von seinen Augen stehlen?
Die Macht, von der Natur in unsern Blick gelegt,
Daß er den Mann entzückt, daß er ihn niederschlägt,
Hast Du an ihn geschenkt und mußt Dich glücklich halten,
Wenn er nur freundlich sieht. Die Stirne voller Falten,
Die Augenbrauen tief, die Augen düster, wild,
Die Lippen aufgedrückt, — ein liebenswürdig Bild,
Wie er sich täglich zeigt, bis Bitten, Küsse, Klagen
Den rauhen Winterzug von seiner Stirne jagen.

Amine. Du kennst ihn nicht genug, Du hast ihn nicht geliebt.
Es ist nicht Eigensinn, der seine Stirne trübt;
Ein launischer Verdruß ist seines Herzens Plage
Und trübet mir und ihm die besten Sommertage;
Und doch vergnüg' ich mich, da, wenn er mich nur sieht,
Wenn er mein Schmeicheln hört, bald seine Laune flieht.

Egle. Fürwahr ein großes Glück, das man entbehren konnte!
Doch nenne mir die Lust, die er Dir je vergönnte!
Wie pochte Deine Brust, wenn man vom Tanze sprach!
Dein Liebster flieht den Tanz und zieht Dich Arme nach.
Kein Wunder, daß er Dich bei keinem Feste leidet.
Da er der Wiese Gras um Deine Tritte neidet,
Den Vogel, den Du liebst, als Nebenbuhler haßt,
Wie könnt' er ruhig sein, wenn Dich ein Andrer faßt
Und gar, indem er sich mit Dir im Reihen kräuselt,
Dich zärtlich an sich drückt und Liebesworte säuselt.

Amine. Sei auch nicht ungerecht, da er mich dieses Fest,
Weil ich ihn darum bat, mit Euch begehen läßt.

Egle. Das wirst Du fühlen.

Amine. Wie?

Egle. Warum bleibt er zurücke?

Amine. Er liebt den Tanz nicht sehr.

Egle. Nein, es ist eine Tücke.
Kommst Du vergnügt zurück, fängt er halb spöttisch an:

„Ihr wart wol sehr vergnügt?“ — „Sehr“ — „Das war wohlgethan.
Ihr spieltet?“ — „Bänder“ — „So! Damöt war auch zugegen?
Und tanztet?“ — „Um den Baum“ — „Ich hätt' Euch sehen mögen.
Er tanzte wol recht schön? Was gabst Du ihm zum Lohn?“

Amine (lächelnd). Ja.

Egle. Lachst Du?

Amine. Freundin, ja, das ist sein ganzer Ton. —
Noch Blumen!

Lamon. Hier! Das sind die besten.

Amine. Doch mit Freuden
Seh' ich ihn meinen Blick der ganzen Welt beneiden;
Ich seh' an diesem Neid, wie mich mein Liebster schätzt,
Und meinem kleinen Stolz wird alle Qual ersetzt.

Egle. Kind, ich bedaure Dich; Du bist nicht mehr zu retten,
Da Du Dein Elend liebst; Du klirrst mit Deinen Ketten
Und überredest Dich, es sei Musik.

Amine. Ein Band
Zur Schleife fehlt mir noch.

Egle (zu Lamon). Du hast mir eins entwandt,
Das ich vom Maienkranz beim Frühlingsfest bekommen.

Lamon. Ich will es holen.

Egle. Doch Du mußt bald wiederkommen.

Zweiter Auftritt.

Egle. Amine.

Amine. Er achtet das nicht viel, was ihm sein Mädchen schenkt.

Egle. Mir selbst gefällt es nicht, wie mein Geliebter denkt;
Zu wenig rühren ihn der Liebe Tändeleien,
Die ein empfindlich Herz, so klein sie sind, erfreuen.
Doch, Freundin, glaube mir, es ist geringre Pein,
Nicht gar so sehr geliebt, als es zu sehr zu sein.
Die Treue lob' ich gern; doch muß sie unserm Leben
Bei voller Sicherheit die volle Ruhe geben.

Amine.
Ach, Freundin, schätzenswerth ist solch ein zärtlich Herz.
Zwar oft betrübt er mich, doch rührt ihn auch mein Schmerz.
Wirft er mir etwas vor, fängt er an, mich zu plagen,
So darf ich nur ein Wort, ein gutes Wort nur sagen,
Gleich ist er umgekehrt, die wilde Zankſucht flieht,
Er weint sogar mit mir, wenn er mich weinen sieht,
Fällt zärtlich vor mir hin und fleht, ihm zu vergeben.

Egle. Und Du verziehst ihm?
Amine. Stets.
Egle. Heißt das nicht elend leben?
Dem Liebsten, der uns stets beleidigt, stets verzeihn,
Um Liebe sich bemühn und nie belohnt zu sein!
Amine. Was man nicht ändern kann —
Egle. Nicht ändern? Ihn bekehren
Ist keine Schwierigkeit.
Amine. Wie das?
Egle. Ich will Dich's lehren.
Es stammet Deine Noth, die Unzufriedenheit
Des Eridon's —
Amine. Von was?
Egle. Von Deiner Zärtlichkeit.
Amine. Die, dächt' ich, sollte nichts als Gegenlieb' entzünden.
Egle. Du irrst; sei hart und streng, Du wirst ihn zärtlich finden.
Versuch es nur einmal, bereit ihm kleine Pein!
Erringen will der Mensch, er will nicht sicher sein.
Kommt Eridon, mit Dir ein Stündchen zu verbringen,
So weiß er nur zu gut, es muß ihm stets gelingen.
Der Nebenbuhler Zahl ist ihm nicht fürchterlich;
Er weiß, Du liebest ihn weit stärker als er Dich.
Sein Glück ist ihm zu groß, und er ist zu belachen;
Da er kein Elend hat, will er sich Elend machen.
Er sieht, daß Du nichts mehr als ihn auf Erden liebst,
Und zweifelt nur, weil Du ihm nichts zu zweifeln giebst.
Begegn' ihm, daß er glaubt, Du könntest ihn entbehren!
Zwar wird er rasen, doch das wird nicht lange währen.
Dann wird ein Blick ihn mehr als jetzt ein Kuß erfreun;
Mach, daß er fürchten muß, und er wird glücklich sein.
Amine. Ja, das ist Alles gut; allein es auszuführen,
Vermag ich nicht.
Egle. Wer wird auch gleich den Muth verlieren!
Geh, Du bist allzu schwach. Sieh dort!
Amine. Mein Eridon!
Egle.
Das dacht' ich. Armes Kind! Er kommt, Du zitterst schon
Vor Freude; das ist nichts; willst Du ihn je bekehren,
Mußt Du ihn ruhig sehn sich nahn, ihn ruhig hören.
Das Wallen aus der Brust, die Röthe vom Gesicht!
Und dann —
Amine. O laß mich los! So liebt Amine nicht.

Dritter Auftritt.

Eridon kommt langsam mit über einander gelegten Armen, **Amine** steht auf und läuft ihm entgegen. **Egle** bleibt in ihrer Beschäftigung sitzen.

Amine (ihn bei der Hand fassend). Geliebter Eridon!
Eridon (küßt ihr die Hand). Mein Mädchen!
Egle (für sich). Ach, wie süße!
Amine.
Die schönen Blumen! Sprich, mein Freund, wer gab Dir diese?
Eridon. Wer? Meine Liebste.
Amine. Wie? Ah, sind das die von mir?
So frisch von gestern noch?
Eridon. Erhalt' ich was von Dir,
So ist mir's werth. Doch die von mir?
Amine. Zu jenen Kränzen
Fürs Fest gebrauch' ich sie.
Eridon. Dazu! Wie wirst Du glänzen,
Lieb' in des Jünglings Herz und bei den Mädchen Neid
Erregen!
Egle. Freue Dich, daß Du die Zärtlichkeit
So eines Mädchens hast, um die so Viele streiten!
Eridon. Ich kann nicht glücklich sein, wenn Viele mich beneiden.
Egle. Und könntest doch; denn wer ist sicherer als Du?
Eridon (zu Aminen).
Erzähl mir doch vom Fest! Kommt wol Damöt dazu?
Egle (einfallend).
Er sagte mir es schon, er werde heut nicht fehlen.
Eridon (zu Aminen).
Mein Kind, wen wirst Du Dir zu Deinem Tänzer wählen?
(Amine schweigt. Er wendet sich zu Eglen.)
O sorge, gieb ihr Den, der ihr am Liebsten sei!
Amine. Das ist unmöglich, Freund; denn Du bist nicht dabei!
Egle. Nein, hör nur, Eridon, ich kann's nicht mehr ertragen,
Welch eine Lust ist das, Aminen so zu plagen?
Verlaß sie, wenn Du glaubst, daß sie die Treue bricht!
Glaubst Du, daß sie Dich liebt, nun gut, so plag sie nicht!
Eridon. Ich plage sie ja nicht.
Egle. Wie? Heißt das, sie erfreuen?
Mit Eifersucht Verdruß auf ihr Vergnügen streuen,
Statt zweifeln, da sie Dir doch niemals Ursach giebt,
Daß sie —

Eridon. Bürgst Du mir denn, daß sie mich wirklich liebt?
Amine. Ich Dich nicht lieben! Ich!
Eridon. Wenn lehrst Du mich es glauben?
Wer ließ sich einen Strauß vom kecken Damon rauben?
Wer nahm das schöne Band vom jungen Thyrsis an?
Amine. Mein Eridon! —
Eridon. Nicht wahr, das hast Du nicht gethan?
Belohntest Du sie denn? O ja, Du weißt zu küssen.
Amine. Mein Bester, weißt Du nicht? —
Egle. O schweig, er will nichts wissen!
Was Du ihm sagen kannst, hast Du ihm längst gesagt,
Er hat es angehört und doch aufs Neu' geklagt.
Was hilft's Dich? Magst Du's ihm auch heut noch einmal sagen,
Er wird beruhigt gehn und morgen wieder klagen.
Eridon. Und das vielleicht mit Recht.
Amine. Mit Recht? Ich untreu sein?
Amine Dir? Mein Freund, kannst Du es glauben?
Eridon. Nein!
Ich kann, ich will es nicht.
Amine. Gab ich in meinem Leben
Dir je Gelegenheit?
Eridon. Die hast Du oft gegeben.
Amine. Wann war ich untreu?
Eridon. Nie. Das ist es, was mich quält.
Aus Vorsatz hast Du nie, aus Leichtsinn stets gefehlt.
Das, was mir wichtig scheint, hältst Du für Kleinigkeiten;
Das, was mich ärgert, hat bei Dir nichts zu bedeuten.
Egle. Gut. Nimmt's Amine leicht, so sag, was schadet's Dir?
Eridon. Das hat sie oft gefragt; ja freilich schadet's mir!
Egle. Was denn? Amine wird nie Andern viel erlauben.
Eridon. Zu wenig zum Verdacht, zu viel, sie treu zu glauben.
Egle. Mehr als ein weiblich Herz je liebte, liebt sie Dich.
Eridon.
Und liebt den Tanz, die Lust, den Scherz so sehr als mich.
Egle. Wer das nicht leiden kann, mag unsre Mütter lieben!
Amine. Schweig, Egle! Eridon, hör auf, mich zu betrüben!
Frag unsre Freunde nur, wie ich an Dich gedacht,
Selbst wenn wir fern von Dir getändelt und gelacht;
Wie oft ich mit Verdruß, der mein Vergnügen nagte,
Weil Du nicht bei mir warst, „was mag er machen?" fragte.
O, wenn Du es nicht glaubst, komm heute mit mir hin,
Und dann sag noch einmal, daß ich Dir untreu bin!

Ich tanze nur mit Dir, ich will Dich nie verlassen,
Dich nur soll dieser Arm, Dich diese Hand nur fassen.
Wenn mein Betragen Dir den kleinsten Argwohn giebt —

Eridon.

Daß man sich zwingen kann, beweist nicht, daß man liebt.

Egle. Sieh ihre Thränen an, sie fließen Dir zur Ehre!
Nie dacht' ich, daß Dein Herz im Grund so böse wäre.
Die Unzufriedenheit, die keine Grenzen kennt
Und immer mehr verlangt, je mehr man ihr vergönnt,
Der Stolz, in ihrer Brust der Tugend kleine Freunden
Die ganz unschuldig sind, nicht neben Dir zu leiden,
Beherrschen wechselsweis Dein hassenswürdig Herz;
Nicht ihre Liebe rührt, Dich rühret nicht ihr Schmerz.
Sie ist mir werth, Du sollst hinfort sie nicht betrüben;
Schwer wird es sein, Dich fliehn, doch schwerer ist's, Dich lieben.

Amine (für sich).

Ach, warum muß mein Herz so voll von Liebe sein!

Eridon (steht einen Augenblick still, dann naht er sich furchtsam Aminen und faßt sie bei der Hand).

Amine, liebstes Kind, kannst Du mir noch verzeihn?

Amine. Ach, hab' ich Dir es nicht schon allzu oft bewiesen?

Eridon.

Großmüth'ges, bestes Herz, laß mich zu Deinen Füßen —

Amine. Steh auf, mein Eridon!

Egle. Jetzt nicht so vielen Dank!
Was man zu heftig fühlt, fühlt man nicht allzu lang'.

Eridon. Und diese Heftigkeit, mit der ich sie verehre —

Egle. Wär' weit ein größer Glück, wenn sie so groß nicht wäre.
Ihr leidet ruhiger, und Dein' und ihre Pein —

Eridon. Vergieb mir diesmal noch! Ich werde klüger sein.

Amine. Geh, lieber Eridon, mir einen Strauß zu pflücken!
Ist er von Deiner Hand, wie schön wird er mich schmücken!

Eridon. Du hast die Rose ja!

Amine. Ihr Lamon gab sie mir.
Sie steht mir schön.

Eridon (empfindlich). Ja wol —

Amine. Doch, Freund, ich geb' sie Dir,
Daß Du nicht böse wirst.

Eridon (nimmt sie an und küßt ihr die Hand.)

Gleich will ich Blumen bringen. (Ab.)

Vierter Auftritt.

Amine. Egle. Hernach Lamon.

Egle. Gutherzig armes Kind, so wird Dir's nicht gelingen!
Sein stolzer Hunger wächst, je mehr daß Du ihm giebst.
Gieb Acht, er raubt zuletzt Dir Alles, was Du liebst.
Amine. Verlier' ich ihn nur nicht, das Eine macht mir bange.
Egle.
Wie schön! Man sieht es wol, Du liebst noch nicht gar lange.
Im Anfang geht es so; hat man sein Herz verschenkt,
So denkt man nichts, wenn man nicht an den Liebsten denkt.
Ein seufzender Roman, zu dieser Zeit gelesen,
Wie zärtlich Der geliebt, wie Jener treu gewesen,
Wie fühlbar jener Held, wie groß in der Gefahr,
Wie mächtig zu dem Streit er durch die Liebe war,
Verdreht uns gar den Kopf; wir glauben uns zu finden,
Wir wollen elend sein, wir wollen überwinden.
Ein junges Herz nimmt leicht den Eindruck vom Roman;
Allein ein Herz, das liebt, nimmt ihn noch leichter an.
Wir lieben lange so, bis wir zuletzt erfahren,
Daß wir, statt treu zu sein, von Herzen närrisch waren.
Amine. Doch das ist nicht mein Fall.
Egle. Ja, in der Hitze spricht
Ein Kranker oft zum Arzt: „Ich hab' das Fieber nicht."
Glaubt man ihm das? Niemals. Trotz allem Widerstreben
Giebt man ihm Arznei. So muß man Dir sie geben.
Amine. Von Kindern spricht man so, von mir klingt's lächerlich;
Bin ich ein Kind?
Egle. Du liebst!
Amine. Du auch!
Egle. Ja, lieb wie ich!
Besänftige den Sturm, der Dich bisher getrieben!
Man kann sehr ruhig sein und doch sehr zärtlich lieben.
Lamon. Da ist das Band!
Amine. Sehr schön!
Egle. Wie lange zauderst Du!
Lamon. Ich ging am Hügel hin, da rief mir Chloris zu.
Da hab' ich ihr den Hut mit Blumen schmücken müssen.
Egle. Was gab sie Dir dafür?
Lamon. Was? Nichts! Sie ließ sich küssen.
Man thut auch, was man will, man trägt doch nie um Lohn
Von einem Mädchen mehr als einen Kuß davon.

Amine (zeigt Eglen den Kranz mit der Schleife). Iſt es ſo recht?
Egle. Ja, gieb! (Sie hängt Aminen den Kranz um, ſo daß die Schleife auf die rechte Schulter kommt. Mittlerweile ordnet ſie mit Lamon.) Hör, nur recht luſtig heute!
Lamon. Nur heute recht gelärmt! Man fühlt nur halbe Freude,
Wenn man ſie ſittſam fühlt und lang' ſich's überlegt,
Ob unſer Liebſter das, der Wohlſtand jen's erträgt.
Egle. Du haſt wol Recht.
Lamon. Ja wol!
Egle. Amine, ſetz Dich nieder!
(Amine ſetzt ſich, Egle ſteckt ihr Blumen in die Haare, indem ſie fortredet.)
Komm, gieb mir doch den Kuß von Deiner Chloris wieder!
Lamon (küßt ſie). Von Herzen gerne. Hier!
Amine. Seid Ihr nicht wunderlich?
Egle. Wär' Eridon es ſo, es wär' ein Glück für Dich.
Amine. Gewiß, er dürfte mir kein fremdes Mädchen küſſen.
Lamon. Wo iſt die Roſe?
Egle. Sie hat ſie ihm geben müſſen,
Ihn zu beſänftigen.
Amine. Ich muß gefällig ſein.
Lamon. Gar recht! Verzeih Du ihm, ſo wird er Dir verzeihn.
Ja, ja! Ich merk' es wol, Ihr plagt Euch um die Wette.
Egle (als ein Zeichen, daß ſie mit dem Kopfputze fertig iſt). So!
Lamon. Schön!
Amine. Ach, daß ich doch jetzt ſchon die Blumen hätte,
Die Eridon mir bringt!
Egle. Erwart ihn immer hier!
Ich geh' und putze mich. Komm, Lamon, geh mit mir!
Wir laſſen Dich allein und kommen bald zurücke.

Fünfter Auftritt.

Amine. Hernach **Eridon.**

Amine. O welche Zärtlichkeit, beneidenswürd'ges Glücke!
Wie wünſcht' ich — ſollt' es wol in meinen Kräften ſtehn —
Den Eridon vergnügt und mich beglückt zu ſehn!
Hätt' ich nicht ſo viel Macht ihm über mich gegeben,
Er würde glücklicher und ich zufriedner leben.
Verſuch ihm dieſe Macht durch Kaltſinn zu entziehn!
Doch, wie wird ſeine Wuth bei meiner Kälte glühn!
Ich kenne ſeinen Zorn; wie zittr' ich, ihn zu fühlen!
Wie ſchlecht wirſt Du, mein Herz, die ſchwere Rolle ſpielen!

Doch wenn Du es so weit wie Deine Freundin bringst,
Da er Dich sonst bezwang, Du künftig ihn bezwingst —
Heut ist Gelegenheit; sie nicht vorbei zu lassen,
Will ich gleich jetzt — Er kommt! Mein Herz, Du mußt Dich fassen.

Eridon (giebt ihr Blumen).

Sie sind nicht gar zu schön, mein Kind! Verzeih es mir,
Aus Eile nahm ich sie.

Amine. Genug, sie sind von Dir.

Eridon. So blühend sind sie nicht, wie jene Rosen waren,
Die Damon Dir geraubt.

Amine (steckt sie an den Busen). Ich will sie schon bewahren;
Hier, wo Du wohnst, soll auch der Blumen Wohnplatz sein.

Eridon. Ist ihre Sicherheit da —

Amine. Glaubst Du etwa? — Nein!

Eridon.

Ich glaube nichts, mein Kind, nur Furcht ist's, was ich fühle.
Das allerbeste Herz vergißt bei muntrem Spiele,
Wenn es des Tanzes Lust, des Festes Lärm zerstreut,
Was ihm die Klugheit räth und ihm die Pflicht gebeut.
Du magst wol oft an mich auch beim Vergnügen denken;
Doch fehlt es Dir an Ernst, die Freiheit einzuschränken,
Zu der das junge Volk sich bald berechtigt glaubt,
Wenn ihm ein Mädchen nur im Scherze was erlaubt;
Es hält ihr eitler Stolz ein tändelndes Vergnügen
Sehr leicht für Zärtlichkeit.

Amine. Gnug, daß sie sich betrügen!
Wol schleicht ein seufzend Volk Liebhaber um mich her;
Doch Du nur hast mein Herz, und sag, was willst Du mehr?
Du kannst den Armen wol mich anzusehn erlauben,
Sie glauben Wunder —

Eridon. — Nein, sie sollen gar nichts glauben!
Das ist's, was mich verdrießt. Zwar weiß ich, Du bist mein;
Doch Einer denkt vielleicht, beglückt wie ich zu sein,
Schaut in das Auge Dir und glaubt Dich schon zu küssen,
Und triumphirt wol gar, daß er Dich mir entrissen.

Amine. So störe den Triumph! Geliebter, geh mit mir,
Laß sie den Vorzug sehn, den Du —

Eridon. Ich danke Dir.
Es würde grausam sein, das Opfer anzunehmen;
Mein Kind, Du würdest Dich des schlechten Tänzers schämen;
Ich weiß, wem Euer Stolz beim Tanz den Vorzug giebt:
Dem, der mit Anmuth tanzt, und nicht Dem, den Ihr liebt.

Amine. Das ist die Wahrheit.
Eridon (mit zurückgehaltenem Groll). Ja! Ach, daß ich nicht die Gabe
Des leichten Damaten's, des Vielgepriesnen, habe!
Wie reizend tanzt er nicht!
Amine. Schön, daß ihm Niemand gleicht.
Eridon. Und jedes Mädchen —
Amine. Schätzt —
Eridon. Liebt ihn darum!
Amine. Vielleicht.
Eridon. Vielleicht? Verflucht! Gewiß!
Amine. Was machst Du für Geberden?
Eridon.
Du fragst? Plagst Du mich nicht? Ich möchte rasend werden!
Amine.
Ich? Sag, bist Du nicht Schuld an mein- und Deiner Pein?
Grausamer Eridon, wie kannst Du nur so sein?
Eridon. Ich muß; ich liebe Dich. Die Liebe lebt mich klagen;
Liebt' ich Dich nicht so sehr, ich würde Dich nicht plagen.
Ich fühl' mein zärtlich Herz von Wonne hoch entzückt,
Wenn mir Dein Auge lacht, wenn Deine Hand mich drückt.
Ich dank' den Göttern, die mir dieses Glücke gaben;
Doch ich verlang's allein, kein Andrer soll es haben.
Amine. Nun gut, was klagst Du denn? Kein Andrer hat es nie.
Eridon. Und Du erträgst sie doch; nein, hassen sollst Du sie.
Amine. Sie hassen? Und warum?
Eridon. Darum, weil sie Dich lieben.
Amine. Der schöne Grund!
Eridon. Ich seh's, Du willst sie nicht betrüben,
Du mußt sie schonen; sonst wird Deine Lust geschwächt,
Wenn Du nicht —
Amine. Eridon, Du bist sehr ungerecht.
Heißt uns die Liebe denn die Menschlichkeit verlassen?
Ein Herz, das Einen liebt, kann keinen Menschen hassen.
Dies zärtliche Gefühl läßt kein so schreckliches zu,
Zum Wenigsten bei mir.
Eridon. Wie schön vertheidigst Du
Des zärtlichen Geschlechts hochmüthiges Vergnügen,
Wenn zwanzig Thoren knien, die zwanzig zu betriegen;
Heut ist ein großer Tag, der Deinen Hochmuth nährt,
Heut wirst Du Manchen sehn, der Dich als Göttin ehrt;
Noch manches junge Herz wird sich für Dich entzünden,
Kaum wirst Du Blicke gnug für alle Diener finden.

Gedenk an mich, wenn Dich der Thoren Schwarm vergnügt.
Ich bin der größte! Geh!

Amine (für sich). Flieh, schwaches Herz! Er siegt.
Ihr Götter! Lebt er denn, mir jede Lust zu stören?
Währt denn mein Elend fort, um niemals aufzuhören?
(Zu Eridon.) Der Liebe leichtes Band machst Du zum schweren Joch,
Du quälst mich als Tyrann, und ich? Ich lieb' Dich noch!
Mit aller Zärtlichkeit antwort' ich auf Dein Wüthen,
In Allem geb' ich nach, doch bist Du nicht zufrieden.
Was opfert' ich nicht auf! Ach! Dir genügt es nie.
Du willst die heut'ge Lust! Nun gut, hier hast Du sie!
(Sie nimmt die Kränze aus den Haaren und von der Schulter, wirft sie weg und fährt in einem gezwungen ruhigen Tone fort.)
Nicht wahr, mein Eridon, so siehst Du mich viel lieber
Als zu dem Fest geputzt. Ist nicht Dein Zorn vorüber?
Du siehst, siehst mich nicht an! Bist Du erzürnt auf mich?

Eridon (fällt vor ihr nieder).
Amine! Schom und Reu! Verzeih, ich liebe Dich!
Geh zu dem Fest!

Amine. Mein Freund, ich werde bei Dir bleiben;
Ein zärtlicher Gesang soll uns die Zeit vertreiben.

Eridon. Geliebtes Kind, geh!

Amine. Geh! Hol Deine Flöte her!

Eridon. Du willst's!

Sechster Auftritt.

Amine.

Er scheint betrübt, und heimlich jauchzet er.
An ihn wirft Du umsonst die Zärtlichkeit verlieren.
Dies Opfer, rührt es ihn? Es schien ihn kaum zu rühren;
Er hielt's für Schuldigkeit. Was willst Du, armes Herz?
Du murrst, drückst diese Brust. Verdient' ich diesen Schmerz?
Ja, wohl verdienst Du ihn! Du siehst, Dich zu betrüben
Hört er nicht auf, und doch hörst Du nicht auf zu lieben;
Ich trag's nicht lange mehr. Still! Ha! Ich höre dort
Schon die Musik. Es hüpft mein Herz, mein Fuß will fort.
Ich will. Was drückt mir so die bange Brust zusammen!
Wie ängstlich wird es mir! Es zehren heft'ge Flammen
Am Herzen. Fort, zum Fest! Ach, er hält mich zurück.
Armsel'ges Mädchen! Sieh, das ist der Liebe Glück!
(Sie wirft sich auf einen Rasen und weint; da die Andern auftreten wischt sie sich die Augen und steht auf.)
Weh mir, da kommen sie! Wie werden sie mich höhnen!

Siebenter Auftritt.

Amine. Egle. Lamon.

Egle.
Geſchwind! Der Zug geht fort! Amine! Wie? In Thränen?
Lamon (hebt die Kränze auf). Die Kränze?
Egle. Was iſt das? Wer riß ſie Dir vom Haupt?
Amine. Ich!
Egle. Willſt Du denn nicht mit?
Amine. Gern, wär' es mir erlaubt.
Egle. Wer hat Dir denn was zu erlauben? Geh, und rede
Nicht ſo geheimnißvoll! Sei gegen uns nicht blöde!
Hat Eridon —
Amine. Ja! Er!
Egle. Das hatt' ich wol gedacht.
Du Närrin, daß Dich nicht der Schaden klüger macht!
Verſprachſt Du ihm vielleicht, Du wollteſt bei ihm bleiben,
Um dieſen ſchönen Tag mit Scherzen zu vertreiben?
Ich weiſſe nicht, mein Kind, daß Du ihm ſo gefällſt.
(Nach einigem Stillſchweigen, indem ſie Lamon einen Wink giebt.)
Doch Du ſiehſt beſſer aus, wenn Du den Kranz behältſt.
Komm, ſetz ihn auf! Und den, ſieh, den häng hier herüber!
Nun biſt Du ſchön. (Amine ſteht mit niedergeſchlagenen Augen und läßt Egle machen. Egle giebt Lamon ein Zeichen.)
Doch ach, es läuft die Zeit vorüber;
Ich muß zum Zug!
Lamon. Ja wol! Dein Diener, gutes Kind!
Amine (beklemmt). Lebt wohl!
Egle (im Weggehen). Amine! Nun, gehſt Du nicht mit? Geſchwind!
Amine (ſieht ſie traurig an und ſchweigt).
Lamon (faßt Egle bei der Hand, ſie fortzuführen).
Ach, laß ſie doch nur gehn! Vor Bosheit möcht' ich ſterben,
Du muß ſie Einem nun den ſchönen Tanz verderben!
Den Tanz mit Rechts und Links, ſie kann ihn ganz allein,
Wie ſich's gehört; ich hofft' auf ſie, nun fällt's ihr ein,
Zu Haus zu bleiben! Komm, ich mag ihr nichts mehr ſagen.
Egle. Den Tanz verſäumſt Du! Ja, Du biſt wol zu beklagen.
Er tanzt ſich ſchön. Leb wohl!
(Egle will Aminen küſſen. Amine fällt ihr um den Hals und weint.)
Amine. Ich kann's nicht mehr ertragen.
Egle. Du weinſt?

Amine. So meint mein Herz, und ängstlich drückt es mich.
Ich möchte! — Eridon, ich glaub', ich hasse Dich.

Egle.
Er hätt's verdient. Doch nein! Wer wird den Liebsten hassen?
Du mußt ihn lieben, doch Dich nicht beherrschen lassen.
Das sagt' ich lange schon! Komm mit!

Lamon. Zum Tanz, zum Fest!

Amine. Und Eridon?

Egle. Geh nur! Ich bleib'. Gieb Acht, er läßt
Sich fangen und geht mit. Sag, würde Dich's nicht freuen?

Amine. Unendlich!

Lamon. Nun, so komm! Hörst Du dort die Schalmeien,
Die schöne Melodie? (Er faßt Aminen bei der Hand, singt und tanzt.)

Egle (singt). Und wenn Euch der Liebste mit Eifersucht plagt,
Sich über ein Nicken, ein Lächeln beklagt,
Mit Falschheit Euch necket, von Wankelmuth spricht,
Dann singet und tanzet, da hört Ihr ihn nicht!

(Lamon zieht im Tanz Aminen mit sich fort.)

Amine (im Abgehen). O bring ihn ja mit Dir!

Achter Auftritt.

Egle. Hernach **Eridon** mit einer Flöte und Liedern.

Egle.
Schon gut! Wir wollen sehn! Schon lange wünscht' ich mir
Gelegenheit und Glück, den Schäfer zu bekehren.
Heut wird mein Wunsch erfüllt; wart nur, ich will Dich lehren!
Dir zeigen, wer Du bist! Und wenn Du dann sie plagst! —
Er kommt! Hör, Eridon! —

Eridon. Wo ist sie?

Egle. Wie? Du fragst?
Mit meinem Lamon dort, wo die Schalmeien blasen.

Eridon (wirft die Flöte auf die Erde und zerreißt die Lieder).
Verfluchte Untreu!

Egle. Rasest Du?

Eridon. Sollt' ich nicht rasen!
Da reißt die Heuchlerin mit lächelndem Gesicht
Die Kränze von dem Haupt und sagt: „Ich tanze nicht!"
Verlangt' ich das? Und — O!

(Er stampft mit den Füßen und wirft die zerrissenen Lieder weg.)

Egle (in einem gelegten Tone). Erlaub mir doch, zu fragen:
Was hast Du für ein Recht, den Tanz ihr zu versagen?

Willst Du denn, daß ein Herz, von Deiner Liebe voll,
Kein Glück als nur das Glück um Dich empfinden soll?
Meinst Du, es sei der Trieb nach jeder Lust getilgt,
Sobald die Zärtlichkeit das Herz des Mädchens füllet?
Genug ist's, daß sie Dir die besten Stunden schenkt,
Mit Dir am liebsten weilt, abwesend an Dich denkt.
Drum ist es Thorheit, Freund, sie ewig zu betrüben;
Sie kann den Tanz, das Spiel, und doch Dich immer lieben.

Eridon (schlägt die Arme unter und sieht in die Höhe). Ah!

Egle. Sag mir, glaubst Du denn, daß dieses Liebe sei,
Wenn Du sie bei Dir hältst? Nein, das ist Sklaverei.
Du kommst; nun soll sie Dich, nur Dich beim Feste sehen;
Du gehst; nun soll sie gleich mit Dir von dannen gehen;
Sie zaudert; alsobald verdüstert sich Dein Blick;
Nun folgt sie Dir, doch bleibt ihr Herz gar oft zurück.

Eridon. Wol immer!

Egle. Hört man doch, wenn die Verbitterung redet!
Wo keine Freiheit ist, wird jede Lust getödtet.
Wir sind nun so. Ein Kind ist zum Gesang geneigt;
Man sagt ihm: „Sing mir doch!" Es wird bestürzt und schweigt.
Wenn Du ihr Freiheit läßt, so wird sie Dich nicht lassen;
Doch machst Du's ihr zu arg, gieb Acht, sie wird Dich hassen.

Eridon. Mich hassen!

Egle. Nach Verdienst. Ergreife diese Zeit
Und schaffe Dir das Glück der ächten Zärtlichkeit!
Denn nur ein zärtlich Herz, von eigner Gluth getrieben,
Das kann beständig sein, das nur kann wirklich lieben.
Bekenne, weißt Du denn, ob Dir der Vogel treu,
Den Du im Käfig hältst?

Eridon. Nein.

Egle. Aber wenn er frei
Durch Feld und Garten fliegt und doch zurücke kehret?

Eridon. Ja! Gut! Da weiß ich's.

Egle. Wird nicht Deine Lust vermehret,
Wenn Du das Thierchen siehst, das Dich so zärtlich liebt,
Die Freiheit kennt und Dir dennoch den Vorzug giebt?
Und kommt Dein Mädchen einst von einem Fest zurücke,
Noch von dem Tanz bewegt, und sucht Dich, — ihre Blicke
Verrathen, daß die Lust nie ganz vollkommen sei,
Wenn Du, ihr Liebling, Du, ihr Einz'ger, nicht dabei, —
Wenn sie Dir schwört, ein Kuß von Dir sei mehr als Freuden
Von tausend Festen, bist Du da nicht zu beneiden?

Eridon (zerstreut). O Egle!

Egle. Fürchte, daß der Götter Zorn entbrennt,
Da der Beglückteste sein Glück so wenig kennt.
Auf! Sei zufrieden, Freund! Sie rächen sonst die Thränen
Des Mädchens, das Dich liebt.

Eridon. Könnt' ich mich nur gewöhnen,
Zu sehn, daß Mancher ihr beim Tanz die Hände drückt,
Der Eine nach ihr sieht, sie nach dem Andern blickt.
Denk' ich nur dran, mein Herz möcht' da vor Bosheit reißen.

Egle.
Eh, laß das immer sein! Das will noch gar nichts heißen.
Sogar ein Kuß ist nichts!

Eridon. Was sagst Du? Nichts ein Kuß?

Egle. Ich glaube, daß man viel im Herzen fühlen muß,
Wenn er was sagen soll — Doch willst Du ihr verzeihn?
Denn, wenn Du böse thust, so kann sie nichts erfreun.

Eridon. Ach, Freundin!

Egle (schmeichelnd).
Thu es nicht, mein Freund, Du bist auch gut.
Leb wohl! (Sie faßt ihn bei der Hand.) Du bist erhitzt!

Eridon. Es schlägt mein wallend Blut —

Egle. Noch von dem Zorn? Genug! Du hast es ihr vergeben,
Ich eile jetzt zu ihr. Sie fragt nach Dir mit Beben;
Ich sag' ihr: „Er ist gut," und sie beruhigt sich.
Ihr Herz wallt zärtlicher, und heißer liebt sie Dich.
(Sie sieht ihn mit Empfindung an.)
Sieh Acht, sie sucht Dich auf, sobald das Fest vorüber,
Und durch das Suchen selbst wirst Du ihr immer lieber.
(Egle stellt sich immer zärtlicher, lehnt sich auf seine Schulter. Er nimmt ihre Hand und küßt sie.)
Und endlich sieht sie Dich! O, welcher Augenblick!
Drück sie an Deine Brust und fühl Dein ganzes Glück!
Ein Mädchen wird beim Tanz verschönert; rothe Wangen,
Ein Mund, der lächelnd haucht, gesunkne Locken hangen
Um die bewegte Brust, ein sanfter Reiz umiedt
Den Körper tausendfach, wie er im Tanze flieht,
Die vollen Adern glühn, und bei des Körpers Schweben
Scheint jede Nerve sich lebendiger zu heben.
(Sie affektirt eine zärtliche Entzückung und sinkt an seine Brust; er schlingt seinen Arm um sie.)
Die Wollust, dies zu sehn, was überwiegt wol die?
Du gehst nicht mit zum Fest und fühlst die Rührung nie.

Eridon. Zu ſehr an Deiner Bruſt, o Freundin, fühl' ich ſie.
(Er faßt Eglen um den Hals und küßt ſie; ſie läßt es geſchehn. Dann tritt ſie einige Schritte zurück und fragt mit einem leichtfertigen Ton:)
Egle. Liebſt Du Aminen?
Eridon. Sie, wie mich!
Egle. Und kannſt mich küſſen?
O warte nur, Du ſollſt mir dieſe Falſchheit büßen!
Du ungetreuer Menſch!
Eridon. Wie? Glaubſt Du denn, daß ich —
Egle. Ich glaube, was ich kann. Mein Freund, Du küßteſt mich
Recht zärtlich, das iſt wahr. Ich bin damit zufrieden.
Schmeckt Dir mein Kuß? Ich denk's; die heißen Lippen glühten
Nach mehr. Du armes Kind! Amine, wärſt Du hier!
Eridon. Wär' ſie's!
Egle. Nur noch getrotzt! Wie ſchlimm erging' es Dir!
Eridon. Ja, leiſen würde ſie. Du mußt mich nicht verrathen.
Ich habe Dich geküßt, jedoch was kann's ihr ſchaden?
Und wenn Amine mich auch noch ſo reizend küßt,
Darf ich nicht fühlen, daß Dein Kuß auch reizend iſt?
Egle. Da frag ſie ſelbſt!

Letzter Auftritt.

Amine. Egle. Eridon.

Eridon. Weh mir!
Amine. Ich muß, ich muß ihn ſehen!
Geliebter Eridon! Es hieß mich Egle gehen,
Ich brach mein Wort, mich reut's; mein Freund, ich gehe nicht!
Eridon (für ſich). Ich Falſcher!
Amine. Zürnſt Du noch? Du wendeſt Dein Geſicht?
Eridon (für ſich). Was werd' ich ſagen!
Amine. Ach! Verdient ſie dieſe Rache,
So eine kleine Schuld? Du haſt gerechte Sache,
Doch laß —
Egle. O laß ihn gehn! Er hat mich erſt geküßt;
Das ſchmeckt ihm noch.
Amine. Geküßt!
Egle. Recht zärtlich!
Amine. Ah! Das iſt
Zu viel für dieſes Herz! So ſchnell kannſt Du mich haſſen?
Ich Unglückſelige! Mein Freund hat mich verlaſſen!
Wer andre Mädchen küßt, fängt ſein's zu fliehen an.

Ach, seit ich Dich geliebt, hab' ich so was gethan?
Kein Jüngling durfte mehr nach meinen Lippen streben,
Kaum hab' ich einen Kuß beim Pfänderspiel gegeben.
Mir nagt die Eifersucht so gut das Herz wie Dir;
Und doch verzeih' ich Dir's, nur wende Dich zu mir!
Doch, armes Herz, umsonst bist Du so sehr vertheidigt!
Er fühlt nicht Liebe mehr, seitdem Du ihn beleidigt.
Die mächt'ge Rednerin spricht nun umsonst für Dich.

Eridon. O welche Zärtlichkeit! Wie sehr beschämt sie mich!

Amine.

O Freundin, konntest Du mir meinen Freund verführen!

Egle. Getrost, mein gutes Kind! Du sollst ihn nicht verlieren.
Ich kenn' den Eridon und weiß, wie treu er ist.

Amine. Und hat —

Egle. Ja, das ist wahr, und hat mich doch geküßt.
Ich weiß, wie es geschah; Du kannst ihm wol vergeben.
Sieh, wie er es bereut!

Eridon (fällt vor Aminen nieder). Amine, liebstes Leben!
O, zürne Du mit ihr! Sie machte sich so schön;
Ich war dem Mund so nah und konnt' nicht widerstehn.
Doch kennest Du mein Herz, mir kannst Du das erlauben;
So eine kleine Lust wird Dir mein Herz nicht rauben.

Egle. Amine, küß ihn, weil er so vernünftig spricht!
(Zu Eridon.) Lust raubt ihr nicht Dein Herz, Dir raubt sie ihres nicht.
So, Freund! Du mußtest Dir Dein eigen Urtheil sprechen!
Du siehst, liebt sie den Tanz, so ist es kein Verbrechen.
(Ihn nachahmend.)
Und wenn ein Jüngling ihr beim Tanz die Hände drückt,
Der Eine nach ihr sieht, sie nach dem Andern blickt,
Auch das hat, wie Du weißt, nicht gar so viel zu sagen.
Ich hoffe, Du wirst nie Aminen wieder plagen,
Und denke, Du gehst mit.

Amine. Komm mit zum Fest!

Eridon. Ich muß;
Ein Kuß belehrte mich.

Egle (zu Aminen). Verzeih uns diesen Kuß!
Und kehrt die Eifersucht in seinen Busen wieder,
So sprich von diesem Kuß! Dies Mittel schlag' ihn nieder! —
Ihr Eifersüchtigen, die Ihr ein Mädchen plagt,
Denkt Euren Streichen nach, dann habt das Herz und klagt!

Die Mitſchuldigen.

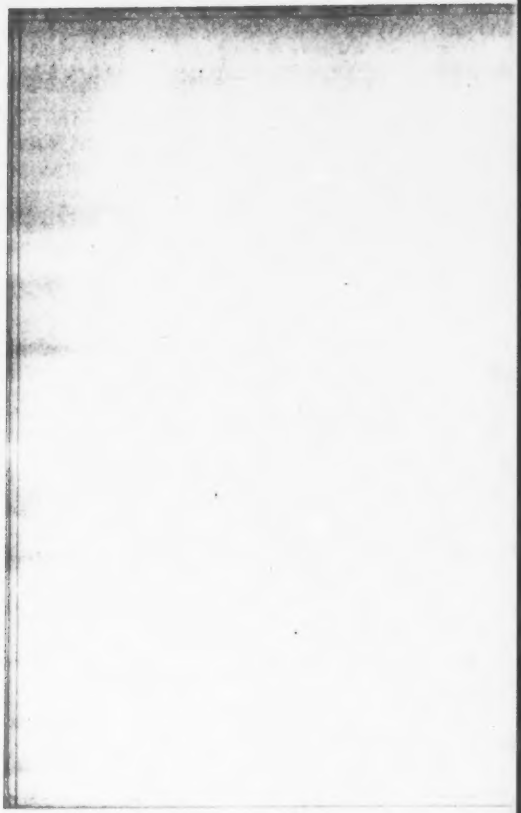

Vorbemerkung des Herausgebers.

Die Eindrücke und Erlebniſſe, welche den „Mitſchuldigen" zu Grunde liegen, gehören einer älteren Zeit an als diejenigen, welche das vorhergehende Stück veranlaßten. Wenigſtens ſind wir genöthigt, dies anzunehmen, wenn wir die bekannte Schilderung im ſiebenten Buche von „Dichtung und Wahrheit", die das Entſtehen unſeres Luſtſpiels motivirt, nicht für eine jener zahlreichen anachroniſtiſchen Verſchiebungen halten wollen, zu denen der Dichter durch den obigen Titel ſeiner Selbſtbekenntniſſe ſich ein Recht gewahrt hatte, ein Recht, welches er häufig, wenn auch vielleicht oft abſichtslos, ausübte. Aber in der That waren ſeit jener Zeit bis zum Erſcheinen des erſten Theils von „Dichtung und Wahrheit" ſechsundvierzig Jahre verfloſſen, und es klingt immerhin ſeltſam genug, daß er in Frankfurt als noch nicht ſechzehnjähriger Jüngling Erfahrungen gemacht haben ſollte, wie dieſelben in den nachfolgenden Stellen dargeſtellt ſind. „Bei meiner Geſchichte mit Gretchen und an den Folgen derſelben hatte ich zeitig in die ſeltſamen Irrgänge geblickt, mit welchen die bürgerliche Societät unterminirt iſt." — „Wie viele Familien hatte ich nicht ſchon näher und ferner durch Bankerutte, Eheſcheidungen, verführte Töchter, Morde, Hausdiebſtähle entweder ins Verderben ſtürzen oder auf dem Rande kümmerlich erhalten ſehen, und hatte, ſo jung ich war, in ſolchen Fällen zur Rettung und Hilfe öfters die Hand

geboten." — „Ich fand oft genug Gelegenheit, zu vermitteln, zu vertuschen, den Wetterstrahl abzuleiten, und was sonst nur Alles geleistet werden kann."

Jedenfalls, und das ist unzweifelhaft das Mindeste, was wir annehmen müssen, gestaltet in „Dichtung und Wahrheit" der vielerfahrene und in Allem gereifte Mann vereinzelte Züge, Erlebnisse seiner Knaben- oder ersten Jünglingszeit zu einem Bilde, das ihm wenigstens in seiner Totalität in dieser Periode seines Lebens noch nicht hatte vorschweben können. Auch der Inhalt der „Mitschuldigen", obgleich uns in ihnen geradezu unsittliche Verhältnisse und Zustände vorgeführt werden, beweist nichts gegen das Gesagte, und wenn man in ihnen eine weit über Goethe's sonstige Jugenddichtungen hinausgehende Reife der Auffassung und Vorzüglichkeit der Darstellung gefunden hat (vgl. Viehoff, im „Archiv für das Studium der neueren Sprachen," I, 1. 16), so möchte dies mehr in den häufigen Umarbeitungen des Stückes seinen Grund haben, deren letzte schon in eine viel spätere Zeit fällt.

Die älteste Fassung der „Mitschuldigen", die wol schon dem Jahre 1768 angehören dürfte, scheint verloren gegangen zu sein; dagegen existiren noch im Privatbesitz zwei Umarbeitungen aus dem Jahre 1769. Die älteste dieser beiden Fassungen ist dem Herausgeber trotz mehrfacher Bemühungen nicht zur Einsicht gegeben worden; derselbe weiß nur aus schriftlichen Angaben des Besitzers, daß das Ganze in einem Akt von 14 Auftritten, nicht, wie W. Freiherr von Biedermann („Göthe und Leipzig", I. 121) mittheilt, in zwei Akten besteht; für den Inhalt müssen wir uns mit dem begnügen, was H. Hettner, der die Handschrift gelesen hat, in seiner Literaturgeschichte des achtzehnten Jahrhunderts (Drit-

ter Theil, drittes Buch. Erste Abtheilung, S. 116 u. 117) sagt: „Ein dilettantisches Hinübergreifen in kriminalistische Motive, welche ganz und gar aus dem Kreise reiner Komik heraustreten, aber ein scharf ausgesprochener Sinn für Raschheit der Handlung und für drastischen, oft sogar possenhaften Situationenwitz gilt zumal von der ersten ursprünglichen Niederschrift des Stückes." — Dagegen steht uns von der im Besitze des Herrn Dr. Hirzel befindlichen Handschrift, die von Goethe selbst geschrieben und 1770 Friederike Brion geschenkt ist, eine von Herrn von Löper gemachte Kollation zu Gebote, aus der hervorgeht, daß dieselbe Vieles und theilweise sehr Verschiedenartiges von dem enthält, was später in den Druck aufgenommen ist. Historische Verhältnisse der unmittelbaren Gegenwart, wie die Kämpfe des Korsen Paoli, die Unruhen in Polen, die Kriegserklärung der Türkei an Rußland und andere, die wir gelegentlich in den Anmerkungen und in der Textrevision erwähnen, werden in jener Bearbeitung berührt; der Ausdruck ferner ist an vielen Stellen ungleich kräftiger und rückhaltsloser, die Sprache ganz, wie wir sie aus Goethe's Jugendjahren gewohnt sind. Damit stimmt denn auch vollständig, was Goethe selbst im achten Buche von „Dichtung und Wahrheit" mittheilt, daß er an dem Stücke immerfort mit besonderer Liebe gebessert und, da es schon fertig gewesen, mit Hinblick auf Lessing's Minna von Barnhelm die Exposition nochmals durchgearbeitet habe, um sie zugleich bewegter und klarer zu machen. Er setzte dies sogar noch später fort, bevor er das Stück 1787 in seinen Werken und als Einzelausgabe erscheinen ließ, und selbst die 1806 beginnende Ausgabe, in deren viertem Bande „die Mitschuldigen" stehen, bringt dieselben wieder mit nicht unbedeutenden Veränderungen.

„Die Mitschuldigen" sind wahrscheinlich viel häufiger aufgeführt worden, als sich aus den dafür vorhandenen Nachrichten nachweisen läßt. Riemer erwähnt (Mittheilungen, II. 36) einer Probe zu denselben vom 15. November 1776, der vermuthlich eine baldige Aufführung gefolgt sein wird; jedenfalls fand eine solche am 30. Dezember 1777 statt (ebendaselbst, II. 54), bei der Goethe in der Rolle des Alcest auftrat. Auf spätere Aufführungen läßt sich daraus schließen, daß unter den hauptsächlichen Rollen von Korona Schröter, die erst 1778 nach Weimar übersiedelte und seit der Begründung des Hoftheaters 1791 nicht mehr auftrat, die Sophie in „den Mitschuldigen" genannt wird. (E. Pasqué, Goethe's Theaterleitung in Weimar, II. 260.) Das Stück wurde sogar in Prosa umgearbeitet, da für die Schauspieler das Sprechen der Alexandriner unbequem war. Wenigstens wohnte der Herzog Karl August, wie er an Goethe am 13ten Juni 1797 berichtet (Briefwechsel mit Goethe, I. 215) in Teplitz der Vorstellung eines Stückes „Alle strafbar" bei, welches nichts Anderes als „die Mitschuldigen" war, und K. Gödeke (Goethe's Werke, Bd. 16, S. VIII.) führt diese Umarbeitung auf den bühnenkundigen Schauspieler Albrecht zurück, der zugleich das „Bängliche" (s. S. 37, Z. 23) in dem Stücke zu beseitigen gesucht hätte. „Söller," schreibt Karl August in jenem Briefe, „wird so und dermaßen von der Tugend seiner Frau gerührt, daß er das Geld heimlich dem Fremden wieder unter das Bett legt." Goethe selbst bezieht sich auf diese Umarbeitung in seinem 1815 geschriebenen Aufsatze „Ueber das deutsche Theater." Nach langer Pause erschienen wol hauptsächlich auf Schiller's Antrieb „die Mitschuldigen" wieder auf der Weimarer Bühne; es müßte nach dem Goethe-Schiller'schen Briefwechsel im Januar 1805 gewesen

sein; nach Goethe's eigener Angabe, der indessen bei der Aufführung nicht zugegen war, im März desselben Jahres; die männlichen Rollen waren von den Schauspielern Becker, Wolff und Unzelmann besetzt, die Sophie gab Fräulein Silie (früher Petersilie). Aus den Jahren 1824 und 1831 berichtet dann Zelter von mehreren Aufführungen auf der Berliner Bühne.

Bei einem Stücke, welches, wie wir sehen, eine viel größere Popularität gewonnen hat als viele andere unseres Dichters, war es natürlich, daß auch die Kritik zeitig ihre Bedenken gegen dasselbe geltend machte. Man muß derselben im Großen und Ganzen Recht geben, wenn sie tadelt, daß es sich in diesem Lustspiele nicht um leichte Vergehen oder Schwächen, sondern um ein gemeines Verbrechen handelt, und daß sämmtliche in ihm auftretenden Personen sich auf einer moralisch zu niedrigen Stufe befinden, als daß man an den komischen Situationen und Verwickelungen Freude empfinden könnte. Aber man muß auch Goethe hören, wie er dies theils anerkennt, theils wieder seine Arbeit vertheidigt. In dem erstern Sinne sagt er im siebenten Buche von „Dichtung und Wahrheit", daß „die Mitschuldigen", deren heiteres und burleskes Wesen auf dem düstern Familiengrunde als von etwas Bänglichem begleitet erscheine, im Ganzen ängstigten, wenn sie im Einzelnen ergetzten; die hart ausgesprochenen, widergesetzlichen Handlungen verletzten das ästhetische und moralische Gefühl. Bei seiner Vertheidigung aber geht er (Goethe-Zelter'scher Briefwechsel, III. 467) von dem Gedanken aus, ein sogenanntes gebildetes Publikum wolle sich selbst auf dem Theater sehen und fordere ungefähr eben so viel vom Drama als von der Societät, und behauptet dann weiter sogar, man würde das Stück

mit den Gefühlen des ersten Rangs ganz gleichgestimmt finden. Ebenso wenig läßt sich einem zweiten Motive der Vertheidigung beipflichten, welches sich wieder in „Dichtung und Wahrheit" findet und eigentlich die Rechtfertigung jedes Stoffes in sich enthält. „Beide Stücke," sagt er, indem er zugleich von der ihrem Inhalte nach so verschiedenen „Laune des Verliebten" spricht, „sind, ohne daß ich mir dessen bewußt gewesen bin, in einem höheren Gesichtspunkte geschrieben: sie deuten auf vorsichtige Duldung bei moralischer Zurechnung und sprechen in etwas herben und derben Zügen jenes höchst christliche Wort spielend aus: „Wer sich ohne Sünde fühlt, der hebe den ersten Stein auf!""

Die Mitschuldigen.

Ein Lustspiel in Versen

und

drei Akten.

Perſonen.

Der Wirth.
Sophie, ſeine Tochter.
Söller, ihr Mann.
Alceſt.
Ein Kellner.

Der Schauplatz iſt im Wirthshauſe.

Erſter Aufzug.

Die Wirthsſtube.

Erſter Auftritt.

Söller im Tamtam an einem Tiſchchen, eine Bouteille Wein vor ſich. Sophie, gegenüber, eine weiße Feder auf einem Hut nähend. Der Wirth kommt herein. Im Grunde ſteht ein Tiſch mit Feder, Tinte und Papier, daneben ſteht ein Großvaterſtuhl.

Wirth.
Schon wieder auf den Ball! Im Ernſt, Herr Schwiegerſohn,
Ich bab' Sein Raſen ſatt und dächt', Er blieb' davon.
Mein Mädchen bab' ich Ihm wahrhaftig nicht gegeben,
Um ſo in Tag hinein von meinem Geld zu leben.
Ich bin ein alter Mann, ich ſehnte mich nach Ruh,
Ein Helfer fehlte mir, nahm ich Ihn nicht dazu?
Ein ſchöner Helfer wol, mein Bißchen durchzubringen!

Söller (ſummt ein Liedchen in den Bart).

Wirth. Ja, ſing' Er, ſing' Er nur, ich will Ihm auch was ſingen!
Er iſt ein Taugenichts, der voller Thorheit ſteckt,
Spielt, ſauft und Tabak raucht und tolle Streiche heckt,
Die ganze Nacht verſchwärmt, den halben Tag im Bette;
Es iſt kein Fürſt im Reich,*) der beſſer Leben hätte.
Da ſitzt das Abenteu'r mit weiten Aermeln da,
Der König-Haſenfuß!

Söller (trinkt). Ihr Wohlergehn, Papa!

Wirth. Ein ſaubres Wohlergehn! Das Fieber möcht' ich kriegen.

Sophie. Mein Vater, ſein Sie gut!

Söller (trinkt). Mein Fielchen, Dein Vergnügen!

Sophie. Vergnügen! Könnt' ich Euch nur einmal einig ſehn!

Wirth. Wenn er nicht anders wird, ſo kann das nie geſchehn.
Ich bin wahrhaftig längſt des ew'gen Zankens müde;
Doch wie er's täglich treibt, da halt' der Henker Friede!
Er iſt ein ſchlechter Mann, ſo kalt, ſo undankbar;
Er ſieht nicht, was er iſt, er denkt nicht, was er war,
Nicht an die Dürftigkeit, aus der ich ihn gerifſen,

*) Die Aelteren Ausgaben (3 und 3a nach unſerer Bezeichnung) leſen hier: „Kein Herzog iſt im Reich."

An seine Schulden nicht, die ich doch zahlen müssen.
Man sieht, es bessert auch nicht Elend, Reu noch Zeit;
Einmal ein Lumpenhund, er bleibt's in Ewigkeit.

Sophie. Er ändert sich gewiß.

Wirth. Muß er's so lang' verschieben?

Sophie. Das ist nun Jugendart.

Söller (trinkt). Ja, Fiekchen, was wir lieben!

Wirth. Zu einem Ohr hinein, zum andern flugs heraus!
Er hört mich nicht einmal. Was bin ich denn im Haus?
Ich hab' nun zwanzig Jahr mit Ehren mich gehalten.
Meint Er, was ich erwarb, damit woll' Er nun schalten
Und woll' es nach und nach vertheilen? Nein, mein Freund,
Das laß' Er Sich vergehn! So bös ist's nicht gemeint!
Mein Ruf hat lang' gewährt und soll noch länger währen,
Es kennt die ganze Welt den Wirth zum schwarzen Bären.
Es ist kein dummer Bär, er konservirt sein Fell;
Jetzt wird mein Haus gemalt, und dann heiß' ich's Hotel.
Da regnet's Kavaliers, da kommt das Geld mit Haufen;
Doch da gilt's fleißig sein und nicht sich dumm zu saufen!
Nach Mitternacht zu Bett und Morgens auf bei Zeit,
So heißt's da!

Söller. Bis dahin ist es noch ziemlich weit.
Ging's nur so seinen Gang, und wär's nicht täglich schlimmer!
Wer kommt denn viel zu uns? Da droben stehn die Zimmer.

Wirth. Wer reist denn jetzt auch viel? Das ist nun so einmal,
Und hat nicht Herr Alceſt zwei Stuben und den Saal?

Söller. Ja, ja, das ist schon was, das ist ein guter Kunde;
Allein Minuten sind erst sechzig eine Stunde,
Und dann weiß Herr Alceſt, warum er hier ist.

Wirth. Wie?

Söller. Ach, apropos, Papa! Man*) sagt' mir heute früh,
In Deutschland gäb's ein Corps von braven jungen Leuten,
Die für Amerika Sukkurs und Geld bereiten.
Man sagt, es wären Viel' und hätten Muth genug,
Und wie das Frühjahr käm', so geh' der ganze Zug.

*) Die Stelle von hier an bis zum Schluß der Scene ist, wie auch schon die Hindeutung auf den Nordamerikanischen Freiheitskrieg beweist, aus einer späteren Umarbeitung hervorgegangen. In der S. 35 erwähnten Handschrift bezieht sich der Dialog auf Paskal Paoli, den tüchtigen Beschützer Korsika's, der sich auch noch, nachdem die Genueser die Insel an die Franzosen abgetreten hatten, eine Zeit lang dort behauptete. Ueberhaupt scheint es, daß die korsikanische Revolution Goethe lebhaft beschäftigte; auch in „Stella" findet sich eine Hindeutung auf sie. Fernando hat, wie er selbst sagt, geholfen, „der sterbende

Wirth. Ja, ja, beim Glase Wein hört' ich wol Manchen prahlen,
Er liebe Haut und Haar für meine Provinzialen;
Da lebt' die Freiheit hoch, war Jeder brav und kühn,
Und wenn der Morgen kam, ging eben Keiner hin.
Söller. Ach, es giebt Kerls genug, bei denen's immer sprudelt;
Und wenn so Einen denn die Liebe weidlich budelt,
So müßt's romanenhaft, sogar erhaben stehn,
So mit dem Kopf voran in alle Welt zu gehn.
Wirth. Wenn einen nur die Lust von unsern Kunden triebe,
Der auch hübsch artig wär' und dann uns manchmal schriebe,
Das wär' doch noch ein Spaß!
Es ist verteufelt weit.
Söller.
Wirth. Eh nun, was liegt daran? Der Brief läuft eine Zeit.
Ich will doch gleich hinauf in kleinen Versaal gehen,
Wie weit's ist ohngefähr, auf meiner Karte sehen. (Ab.)

Zweiter Auftritt.

Sophie. Söller.

Söller.
Im Haus ist nichts so schlimm, die Zeitung macht es gut.
Sophie. Ja, gieb ihm immer nach!
Ich hab' kein schnelles Blut;
Söller.
Das ist sein Glück! Denn sonst, mich so zu kujoniren —
Sophie. Ich bitt' Dich!
Nein, man muß da die Geduld verlieren!
Söller.
Ich weiß das Alles wol, daß ich vor einem Jahr
Ein lockrer Passagier und voller Schulden war —
Sophie. Mein Guter, sei nicht bös!
Er schildert mich so gräulich,
Söller.
Und doch fand mich Sophie nicht ganz und gar abscheulich.
Sophie. Dein ew'ger Vorwurf läßt mich keine Stunde froh.
Söller. Ich werfe Dir nichts vor, ich meine ja nur so.
Ach, eine schöne Frau ergetzet uns unendlich,
Es sei nun, wie ihm will! Siehst Du, man ist erkenntlich.

Freiheit der Korsen unterdrücken". — In der Handschrift lauten die ersten Verse:

Es lebe Paoli.
Söller.
Der Wirth (freundlich).
Profectat, Herr Sohn! Der brave Mann soll leben!
Solch eine Tapferkeit hat es nicht leicht gegeben;
Auch in dem Unglück selbst verläßt der Muth ihn nie;
Gewiß, ich nenn' mein Haus Hôtel de Paoli.

Sophie, wie ſchön biſt Du, und ich bin nicht von Stein,
Ich kenne gar zu wohl das Glück, Dein Mann zu ſein;
Ich liebe Dich —

Sophie. Und doch kannſt Du mich immer plagen?

Söller.

O geh, was liegt denn dran? Das darf ich ja wol ſagen,
Daß Dich Alceſt geliebt, daß er für Dich gebrannt,
Daß Du ihn auch geliebt, daß Du ihn lang' gekannt.

Sophie. Ach!

Söller. Nein, ich wüßte nicht, was ich da Böſes ſähe!
Ein Bäumchen, das man pflanzt, das ſchießt zu ſeiner Höhe,
Und wenn es Früchte bringt, ei, da genießet ſie,
Wer da iſt; übers Jahr giebt's wieder. Ja, Sophie,
Ich kenne Dich zu gut, um was daraus zu machen;
Ich find's nur lächerlich.

Sophie. Ich finde nichts zu lachen.
Daß mich Alceſt geliebt, daß er für mich gebrannt,
Daß ich ihn auch geliebt, daß ich ihn lang' gekannt,
Was iſt's nun weiter?

Söller. Nichts. Das will ich auch nicht ſagen,
Daß es was weiter iſt. Denn in den erſten Tagen,
Wenn Dir das Mädchen keimt, da liebt ſie Eins zum Spaß,
Es krabbelt ihr ums Herz, und ſie verſteht nicht, was;
Man küßt beim Pfänderſpiel und wird allmählig größer,
Der Kuß wird ernſtlicher und ſchmeckt nun immer beſſer,
Und da begreift ſie nicht, warum die Mutter ſchmählt;
Voll Tugend, wenn ſie liebt, iſt's Unſchuld, wenn ſie fehlt.
Und kommt Erfahrenheit zu ihren andern Gaben,
So ſei ihr Mann vergnügt, ein kluges Weib zu haben!

Sophie. Du kennſt mich nicht genug.

Söller. O laß das immer ſein,
Dem Mädchen iſt ein Kuß, was uns ein Gläschen Wein,
Eins, und dann wieder eins, und noch eins, bis wir ſinken.
Wenn man nicht taumeln will, ſo muß man gar nicht trinken.
Genug, Du biſt nun mein! — Iſt es nicht vierthalb Jahr,
Daß Herr Alceſt Dein Freund und hier im Hauſe war?
Wie lange war er weg?

Sophie. Drei Jahre, denk' ich.

Söller. Drüber.
Nun iſt er wieder da, ſchon vierzehn Tage —

Sophie. Lieber,
Zu was dient der Diskurs?

Söller. Eh nun, daß man was ſpricht,
Denn zwiſchen Mann und Weib red't ſich ſo gar viel nicht.
Warum iſt er wol hier?
Sophie. Eh nun, ſich zu vergnügen.
Söller. Ich glaube wol, Du magſt ihm ſehr am Herzen liegen.
Wenn er Dich liebte, he, gäbſt Du ihm wol Gehör?
Sophie. Die Liebe kann wol viel, allein die Pflicht noch mehr.
Du glaubſt? —
Söller. Ich glaube nichts und kann das wohl begreifen!
Ein Mann iſt immer mehr als Herrchen, die nur pfeifen;
Der allerüß'ſte Ton, den auch der Schäfer hat,
Es iſt doch nur ein Ton, und Ton, den wird man ſatt.
Sophie. Ja, Ton! Nun gut, ihr Ton! Doch iſt der Deine beſſer?
Die Unzufriedenheit in Dir wird täglich größer.
Nicht einen Augenblick biſt Du mit Recken ſtill.
Man ſei erſt liebenswerth, wenn man geliebt ſein will!
Warſt Du denn wol der Mann, ein Mädchen zu beglücken?
Erwarbſt Du Dir ein Recht, mir ewig vorzurücken,
Was doch im Grunde nichts iſt? Es wankt das ganze Haus,
Du thuſt nicht einen Streich und gehſt am Meiſten aus.
Du lebſt in Tag hinein; fehlt Dir's, ſo machſt Du Schulden,
Und wenn die Frau was braucht, ſo hat ſie keinen Gulden,
Und Du fragſt nicht darnach, wo ſie ihn kriegen kann.
Willſt Du ein braves Weib, ſo ſei ein rechter Mann!
Verſchaff ihr, was ſie braucht, hilf ihr die Zeit vertreiben,
Und um das Uebrige kannſt Du dann ruhig bleiben.
Söller. Eh, ſprich den Vater an!
Sophie. Dem käm' ich eben recht.
Wir brauchen ſo genug, und Alles geht ſo ſchlecht;
Erſt geſtern mußt' ich ihn nothwendig etwas bitten.
„Ha," rief er, „Du kein Geld, und Söller fährt im Schlitten?"
Er gab mir nichts und lärmt' mir noch die Ohren voll.
Nun ſage mir einmal, woher ich's nehmen ſoll?
Denn Du biſt nicht der Mann, für eine Frau zu ſorgen.
Söller. O warte, liebes Kind, vielleicht empfang' ich morgen
Von einem guten Freund —
Sophie. Wenn er ein Narr iſt, ja.
Zum Holen ſind zwar oft die guten Freunde da;
Doch einen, der was bringt, den hab' ich noch zu ſehen.
Nein, Söller, ſiehſt Du wol, ſo kann's nicht weiter gehen!
Söller. Du haſt ja, was man braucht.
Sophie. Schon gut, das iſt wol was;
Doch wer nie dürftig war, der will noch mehr als das.

Das Glück verwöhnet uns gar leicht durch seine Gaben,
Man hat, so viel man braucht, und glaubt noch nichts zu haben.
Die Lust, die jede Frau, die jedes Mädchen hat,
Ich bin nicht hungrig drauf, doch bin ich auch nicht satt.
Der Putz, der Ball! — Genug, ich bin ein Frauenzimmer.

Söller.

Eh nun, so geh doch mit! Sag' ich Dir's denn nicht immer?

Sophie. Daß wie die Fastnachtsluft auch unsre Wirthschaft sei,
Die kurze Zeit geschwärmt, dann auf einmal vorbei!
Viel lieber sitz' ich hier allein zu ganzen Jahren!
Wenn Du nicht sparen willst, so muß die Frau wol sparen.
Mein Vater ist genug schon über Dich erbost;
Ich stille seinen Zorn und bin sein ganzer Trost.
Nein, Herr, ich helf' Ihm nicht, mein eigen Geld verschwenden;
Spar' Er es erst an Sich, um es an mich zu wenden!

Söller. Mein Kind, für diesmal nur laß mich noch lustig sein,
Und wenn die Messe kommt, so richten wir uns ein.

Ein Kellner (tritt auf). Herr Söller!

Söller. He, was giebt's?

Kellner. Der Herr von Tirinette!

Sophie. Der Spieler?

Söller. Schick ihn fort! Daß ihn der Teufel hätte!

Kellner. Er sagt, er muß Sie sehn.

Sophie. Was will er denn bei Dir?

Söller. Ah, er verreist — (Zum Kellner) Ich komm'! —
(Zu Sophie) und er empfiehlt sich mir. (Ab).

Dritter Auftritt.

Sophie (allein).

Der mahnt ihn ganz gewiß! Er macht im Spiele Schulden,
Er bringt noch Alles durch, und ich, ich muß es dulden.
Das ist nun alle Lust und mein geträumtes Glück!
Solch eines Menschen Frau! So weit kamst Du zurück!
Wo ist sie hin, die Zeit, da noch zu ganzen Schaaren
Die süßen jungen Herrn zu Deinen Füßen waren,
Da jeder sein Geschick in Deinen Blicken sah?
Ich stand im Ueberfluß wie eine Göttin da,
Aufmerksam rings umher die Diener meiner Grillen;
Es war genug, mein Herz mit Eitelkeit zu füllen.
Und, ach, ein Mädchen ist wahrhaftig übel dran!
Ist man ein Bißchen hübsch, gleich sieht man Jedem an,

Da ſummt uns unſer Kopf den ganzen Tag von Lobe,
Und welches Mädchen hält wol dieſe Feuerprobe?
Ihr könnt ſo ehrlich thun, man glaubt Euch gern aufs Wort,
Ihr Männer! — Auf einmal fährt Euch der Henker fort.
Wenn's was zu naſchen giebt, ſind Alle fluxs beim Schmauſe;
Doch macht ein Mädchen Ernſt, ſo iſt kein Menſch zu Hauſe.
So geht's mit unſern Herrn in dieſer ſchlimmen Zeit;
Es geben zwanzig draus, bis daß ein halber freit.
Zwar fand ich mich zuletzt nicht eben ganz verlaſſen;
Mit Vierundzwanzigen iſt nicht viel zu verpaſſen.
Der Geller kam mir vor — Eh, und ich nahm ihn an;
Es iſt ein ſchlechter Menſch, allein es iſt ein Mann.
Da ſitz' ich nun und bin nicht beſſer als begraben.
Anbeter könnt' ich wol noch in der Menge haben;
Allein*) was ſollen ſie? Man quälet, ſind ſie dumm,
Zur Langenweile nur mit ihnen ſich herum;
Und einen klugen Freund iſt es gefährlich lieben;
Er wird die Klugheit bald zu Eurem Schaden üben.
Auch ohne Liebe war mir jeder Dienſt verhaßt, —
— Und jetzt! — mein armes Herz, warſt Du darauf gefaßt?
Alceſt iſt wieder hier. Ach, welche neue Plage!
Ja, vormals, war er da, wie waren's andre Tage!
Wie liebt' ich ihn! — Und noch! — Ich weiß nicht, was ich will!
Ich weich' ihm ängſtlich aus, er iſt nachdenkend, ſtill;
Ich fürchte mich vor ihm; die Furcht iſt wohl gegründet.
Ach, wüßt' er, was mein Herz noch jetzt für ihn empfindet!
Er kommt. Ich zittre ſchon. Die Bruſt iſt mir ſo voll;
Ich weiß nicht, was ich will, viel wen'ger, was ich ſoll.

Vierter Auftritt.

Sophie. Alceſt.

Alceſt (angekleidet, ohne Hut und Degen).
Verzeihen Sie, Madam, wenn ich beſchwerlich falle.
Sophie. Sie ſcherzen, Herr Alceſt! Dies Zimmer iſt für Alle.
Alceſt. Ich fühle, jetzt bin ich für Sie wie Jedermann.

*) In der Handſchrift ſtatt dieſes und der folgenden fünf Verſe:
Allein, wenn eine Frau ein Dutzend Tugend hat,
So iſt's der junge Herr in wenig Stunden ſatt.
Bey Mädgen iſt er gern mit Tändeley zufrieden;
Er redet Sentiments und iſt nicht zu ermüden;
Doch wenn nur eine Frau ein wenig ſpröde thut,
So wundert er ſich ſehr und greift nach ſeinem Hut.

Sophie. Ich seh' nicht, wie Alceſt darüber klagen kann.
Alceſt. Du ſiehſt nicht, Grauſame? Ich ſollte das erleben?
Sophie. Erlauben Sie, mein Herr, ich muß mich wegbegeben.
Alceſt. Wohin, Sophie, wohin? — Du wendeſt Dein Geſicht,
Verſagſt mir Deine Hand? Sophie, kennſt Du mich nicht?
Sieh her, es iſt Alceſt, der um Gehör Dich bittet.
Sophie.
Weh mir! Wie iſt mein Herz, mein armes Herz zerrüttet!
Alceſt. Biſt Du Sophie, ſo bleib!
Sophie. Ich bitte, ſchonen Sie!
Ich muß, ich muß hinweg!
Alceſt. Unzärtliche Sophie!
Verlaſſen Sie mich nur! — In dieſem Augenblicke,
Dacht' ich, iſt ſie allein; Du nahſt Dich Deinem Glücke.
Jetzt, hofft' ich, redet ſie ein freundlich Wort mit Dir.
O gehn Sie, gehn Sie nur! — In dieſem Zimmer hier
Entdeckte mir Sophie zuerſt die ſchönſten Flammen,
Die Liebe ſchlang uns hier das erſte Mal zuſammen.
An eben dieſem Platz — Erinnerſt Du Dich noch? —
Schwurſt Du mir ew'ge Treu!
Sophie. O, ſchonen Sie mich doch!
Alceſt. Ein ſchöner Abend war's; — ich werd' es nie vergeſſen!
Dein Auge redete, und ich, ich ward vermeſſen.
Mit Zittern hofft Du mir die ſüße Lippe dar.
Noch fühlt mein Herz in ſehr, wie ganz ich glücklich war.
Da war Dein Glück, mich ſehn, Dein Glück, an mich zu denken,
Und jetzo willſt Du mir nicht eine Stunde ſchenken?
Du ſiehſt, ich ſuche Dich, Du ſiehſt, ich bin betrübt! —
Geh nur, Du falſches Herz, Du haſt mich nie geliebt!
Sophie Dich nie geliebt! Alceſt, das darfſt Du ſagen?
Sophie. Ich bin verklagt genug, willſt Du mich auch noch plagen?
Du warſt mein einz'ger Wunſch, Du warſt mein höchſtes Gut;
Für Dich ſchlug dieſes Herz, Dir wallte dieſes Blut,
Und dieſes gute Herz, das Du einſt ganz beſeſſen,
Kann nicht unzärtlich ſein, es kann Dich nicht vergeſſen.
Ach, die Erinnerung hat mich ſo oft betrübt!
Alceſt! — Ich liebe Dich — noch, wie ich Dich geliebt.
Alceſt. Du Engel! Beſtes Herz!
(Will ſie umarmen.)
Ich höre Jemand gehen.
Sophie.
Alceſt. Auch nicht ein einzig Wort! Das iſt nicht auszuſtehen!
So geht's den ganzen Tag! Wie iſt man nicht geplagt!

Schon vierzehn Tage hier, und Dir kein Wort geſagt!
Ich weiß, Du liebſt mich noch; allein das muß mich ſchmerzen,
Niemals ſind wir allein und reden nie von Herzen;
Nicht einen Augenblick iſt hier im Zimmer Ruh,
Bald iſt der Vater da, bald kommt der Mann dazu.
Lang' bleib' ich Dir nicht hier, das iſt mir unerträglich;
Allein, Sophie, wer will, iſt Dem nicht Alles möglich?
Sonſt war Dir nichts zu ſchwer, Du haſteſt uns geſchwind;
Es war die Eiferſucht mit hundert Augen blind.
Und wenn Du wollteſt —

Sophie. Was?

Alceſt. Wenn Du nur denken wollteſt,
Daß Du Alceſten nicht verzweifeln laſſen ſollteſt!
Geliebte, ſuche doch uns nur Gelegenheit
Zur Unterredung auf, die dieſer Ort verbeut!
O höre, heute Nacht! Dein Mann geht aus dem Hauſe,
Man meint, ich gehe ſelbſt zu einem Faſtnachtsſchmauſe;
Allein das Hinterthor iſt meiner Treppe nah, —
Es merkt's kein Menſch im Haus, und ich bin wieder da.
Die Schlüſſel hab' ich hier, und willſt Du mir erlauben —

Sophie. Alceſt, ich wundre mich —

Alceſt. Und ich, ich ſoll Dir glauben,
Daß Du kein hartes Herz, kein ſolches Mädchen biſt?
Du ſchlägſt das Mittel aus, das uns noch übrig iſt?
Kennſt*) Du Alceſten nicht, Sophie, und darfſt Du zaudern,
In ſtiller Nacht mit ihm ein Stündchen zu verplaudern?
Genug, nicht wahr, Sophie, heut Nacht beſuch' ich Dich?
Doch kommt Dir's ſchwer vor, ſo komm, beſuche mich!

Sophie. Das iſt zu viel!

Alceſt. Zu viel! Zu viel! O, ſchön geſprochen!
Verflucht! Zu viel! Zu viel! Verderb' ich meine Wochen
Hier ſo umſonſt? — Verdammt! Was hält mich dieſer Ort,
Wenn mich Sophie nicht hält? Ich gehe morgen fort.

Sophie. Geliebter! Beſter!

Alceſt. Nein, Du kennſt, Du ſiehſt mein Leiden,
Und Du bleibſt ungerührt! Ich will Dich ewig meiden!

---

*) Dieſer und der folgende Vers ſind, entſprechend der S. 35, Z. 19 gemachten Bemerkung, in der Handſchrift weſentlich anders, ebenſo der Dialog auf der zweiten Hälfte von S. 37 und der Schluß des 4. Auftritts im 5. Akt.

Fünfter Auftritt.

Vorige. Der Wirth.

Wirth. Da iſt ein Brief; er muß von Jemand Hohes ſein,
Das Siegel iſt ſehr groß, und das Papier iſt fein.
Alceſt (reißt den Brief auf).
Wirth (für ſich).
Den Inhalt möcht' ich wol von dieſem Briefe wiſſen.
Alceſt (der den Brief flüchtig durchgeleſen hat).
Ich werde morgen früh von hier verreiſen müſſen.
Die Rechnung!
Wirth. Ei! So ſchnell in dieſer ſchlimmen Zeit
Verreiſen? — Dieſer Brief iſt wol von Wichtigkeit?
Darf man ſich unterſtehn und Ihro Gnaden fragen?
Alceſt. Nein!
Wirth (zu Sophien).
Frag ihn doch einmal, gewiß, Dir wird er's ſagen.
(Er geht an den Tiſch im Grunde, wo er aus der Schublade ſeine Bücher zieht, ſich niederſetzt und die Rechnung ſchreibt.)
Sophie. Alceſt, iſt es gewiß?
Alceſt. Das ſchmeichelnde Geſicht!
Sophie. Alceſt, ich bitte Dich, verlaß Sophien nicht!
Alceſt. Nun gut, entſchließe Dich, mich heute Nacht zu ſehen!
Sophie (für ſich).
Was ſoll, was kann ich thun? Er darf, er darf nicht gehen,
Er iſt mein einz'ger Troſt. — (Zu Alceſt.) Du ſiehſt, daß ich nicht kann —
Denk, ich bin eine Frau.
Alceſt. Der Teufel hol' den Mann,
So*) biſt Du Wittwe! Nein, benutze dieſe Stunden,
Zum erſt- und letzten Mal ſind ſie vielleicht gefunden!
Ein Wort! Um Mitternacht, Geliebte, bin ich da.
Sophie. An meinem Zimmer iſt mein Vater allzu nah.
Alceſt. Eh nun, ſo komm zu mir! Was ſoll da viel Beſinnen?
In dieſen Zweifeln flieht der Augenblick von hinnen.
Hier, nimm die Schlüſſel nur!
Sophie. Der meine öffnet ſchon.
Alceſt. So komm denn, liebes Kind! Was hält Dich ab davon?
Nun, willſt Du?
Sophie. Ob ich will?
Alceſt. Nun?

*) Von hier bis S. 4 v. u. ſpäter hinzugeſetzt.

Sophie. Ich will zu Dir kommen.
Alceſt (zum Wirth). Herr Wirth, ich reiſe nicht!
Wirth (hervortretend). So! (Zu Sorbien.) Haſt Du was vernommen?
Sophie. Er will nichts ſagen.
Wirth. Nichts?

Sechster Auftritt.

Vorige. Söller.

Alceſt. Mein Hut?
Sophie. Da liegt er, hier!
Alceſt. Adieu, ich muß nun fort.
Söller. Ich wünſche viel Plaiſir!
Alceſt. Adieu, ſcharmante Frau!
Sophie. Adieu, Alceſt!
Söller. Ihr Diener!
Alceſt. Ich muß noch erſt hinauf.
Söller (für ſich). Der Kerl wird täglich kühner.
Wirth (ein Licht nehmend). Erlauben Sie, mein Herr!
Alceſt (es ihm aus der Hand komplimentirend).
Herr Wirth, nicht einen Schritt! (Ab.)
Sophie.
Nun, Söller, gehſt Du denn? Wie wär's, Du nähmſt mich mit?
Söller. Aha, es kommt Dir jetzt —
Sophie. Nein, geh, ich ſprach's im Scherze.
Söller.
Nein, nein, ich weiß das ſchon, es wird Dir warm ums Herze.
Wenn man ſo Jemand ſieht, der ſich zum Balle ſchickt,
Und man ſoll ſchlafen gehn, da iſt hier was, das drückt.
Es iſt ein ander Mal.
Sophie. O ja, ich kann wol warten.
Nur, Söller, ſei geſcheit und hüt Dich vor den Karten!
(Zum Wirth, der die Zeit über in tiefen Gedanken geſtanden.)
Nun, gute Nacht, Papa, ich will zu Bette gehn.
Wirth. Gut' Nacht, Sophie!
Söller. Schlaf wohl!
(Ihr nachſehend.) Nein, ſie iſt wahrlich ſchön!
(Er läuft ihr nach und küßt ſie noch einmal an der Thür.)
Schlaf wohl, mein Schäfchen!
(Zum Wirth.) Nun, geht Er nicht auch zu Bette?
Wirth. Das iſt ein Teufelsbrief; wenn ich den Brief nur hätte!
(Zu Söller.) Nun, Faſtnacht, gute Nacht!

Söller. Danks! Angenehme Ruh!
Wirth.
Herr Söller, wenn Er geht, mach Er das Thor recht zu! (ab.)
Söller. Ja, sorgen Sie für nichts!

Siebenter Auftritt.

Söller (allein).

Was ist nun anzufangen?
O das verfluchte Spiel! O, wär' der Kerl gehangen!
Beim Abzug war's nicht just; doch muß ich stille sein,
Er haut und sticht sich gleich. Ich weiß nicht aus noch ein.
Wie wär's? — Alceit hat Geld — und viele Dietrich' schließen.
Er hat auch große Lust, bei mir was zu genießen!
Er schleicht um meine Frau, das ist mir lang' verhaßt;
Eh nun! Da lad' ich mich einmal bei ihm zu Gast.
Allein, käm' es heraus, da gäb's Dir schlimme Sachen —
Ich bin nun in der Noth, was kann ich Anders machen?
Der Spieler will sein Geld, sonst prügelt er mich aus.
Courage, Söller! Fort! Es schläft das ganze Haus.
Und wird es ja entdeckt, bin ich doch wohl gebettet;
Denn eine schöne Frau hat manchen Dieb gerettet. (ab.)

Zweiter Aufzug.

Das Zimmer Alceſtens.

Das Theater ist von vorn nach dem Fond zu getheilt in Stube und Alkoven. An der rechten Seite der Stube steht ein Tisch, darauf Papiere und eine Schatulle. Im Grunde eine große Thür und an der Seite eine kleine, dem Alkoven gegenüber.

Erſter Auftritt.

Söller

(im Domino, die Maske vorm Gesicht, in Strümpfen, eine Blendlaterne in der Hand, kommt zur kleinen Thüre herein, leuchtet furchtsam im Zimmer herum; dann tritt er gelassener hervor, nimmt die Maske ab, wischt den Schweiß und spricht).

Es braucht's nicht eben just, daß Einer tapfer ist;
Man kommt auch durch die Welt mit Schleichen und mit List.
Der Eine geht Euch hin, bewaffnet mit Pistolen,
Sich einen Sack voll Geld, vielleicht den Tod zu holen,

Und ſpricht: „Den Beutel her, der ohne viel zu ſperrn!“
Mit ſo gelaſſnem Blut, als ſpräch' er: „Proſt, Ihr Herrn!“
Ein Andrer zieht herum, mit zauberiſchen Händen
Und Volten wie der Blitz, die Uhren zu entwenden;
Und wenn Ihr's haben wollt, er ſagt Euch ins Geſicht:
„Ich ſtehle! Gebt wohl Acht!“ Er ſtiehlt, Ihr ſeht es nicht.
Mich machte die Natur nun freilich viel geringer;
Mein Herz iſt allzu leicht, zu plump ſind meine Finger;
Und doch, kein Schelm zu ſein, iſt heut zu Tage ſchwer!
Das Geld nimmt täglich ab, und täglich braucht man mehr.*)
Du biſt nun einmal dein, nun biſt Du aus der Falle!
Ach, Alles meint zu Haus, ich ſei die Nacht beim Balle.
Mein Herr Aceſt — der ſchwärmt — mein Weibchen ſchläft allein —
Die Konſtellation, wie kann ſie ſchöner ſein?

(Sich dem Tiſch nahend.)

O komm, Du Heiligthum, Du Gott in der Schatulle!
Ein König ohne Dich iſt eine große Nulle.
Habt Dank, Ihr Dietriche! Ihr ſeid der Troſt der Welt:
Durch Euch erlang' ich ihn, den großen Dietrich „Geld.“

(Indem er die Schatulle zu eröffnen ſucht.)

Ich**) hatt' als Acceſſiſt einmal beim Amt gelauert;
Doch hat auch da mein Fleiß nicht eben lang' gedauert.
Das Schreiben wollte nicht, mir war's zu einerlei;
Erſt in der Ferne Brod und täglich Plackerei,
Das ſtand mir gar nicht an. — Ein Dieb war eingefangen.
Die Schlüſſel fanden ſich, und er, er ward gehangen.
Nun weiß man, die Juſtiz bedenkt zuvörderſt ſich;
Ich war nur Subaltern, das Eiſen kam an mich.
Ich hob es auf. Ein Ding ſcheint Euch nicht viel zu nützen,
Es kommt ein Augenblick, man freut ſich's zu beſitzen!
Und jetzt —
(Das Schloß ſpringt auf.) O ſchön gemünzt, ha, das iſt wahre Luſt!

(Er ſteckt ein.)

Die Taſche ſchwillt von Geld, von Freuden meine Bruſt —
Wenn es nicht Angſt iſt. Horch! Verflucht, Ihr feigen Glieder!

*) Vier Zeilen der Handſchrift, die hier folgten, ſind für den Druck geſtrichen:

Doch iſt's ein ſchlechtes Ding um halbe Böſewichter.
Ich ſeh's, man wird zum Dieb gebohren und zum Dichter.
Und pfuscht nur Einer drein, ſo fühlt er wie der Blitz
Die Peitſche der Kritik, die Ruthe der Juſtiz.

**) Eine in der Handſchrift ganz abweichende Stelle (4½ Z.).

Was zittert Ihr? — Genug!
(Er legt noch einmal in die Schatulle und nimmt noch.)
Noch Eins! Nun gut!
(Er macht sie zu und fährt zusammen.)
Schon wieder!
Es geht was auf dem Gang! Es geht doch sonst nicht um! —
Der Teufel hat vielleicht sein Spiel, — das Spiel wär' dumm!
Ist's eine Katze? Nein! Das wär' ein schwerer Kater,
Geschwind! Es dreht am Schloß —
(Springt in den Alkoven.)

Zweiter Auftritt.

Der Wirth (mit einem Wachsstocke, zur Seitenthür herein). Söller.

Söller. Behüt'! Mein Schwiegervater?
Wirth. Es ist ein närrisch Ding um ein empfindlich Blut;
Es pocht, wenn man auch nur halbweg was Böses thut.
Neugierig bin ich sonst mein Tage nicht gewesen,
Dächt' ich nicht in dem Brief was Wichtiges zu lesen;
Und mit der Zeitung ist's ein ew'ger Aufenthalt;
Das Neuste, was man hört, ist immer monatsalt.
Und dann ist das auch schon ein unerträglich Wesen,
Wenn Jeder spricht: „O ja, ich hab' es auch gelesen."
Wär' ich nur Kavalier, Minister müßt' ich sein,
Und jeglicher Courier ging' bei mir aus und ein.
Ich find' ihn nicht, den Brief! Hat er ihn mitgenommen?
Es ist doch ganz verflucht! Man soll zu gar nichts kommen!
Söller (für sich).
Du guter alter Narr! Ich seh' wol, es hat Dich
Der Diebs- und Zeitungsgott nicht bald so lieb wie mich.
Wirth.
Ich find' ihn nicht! — O weh! — Hör' ich auch recht? — Daneben
Im Saale —
Söller. Riecht er mich vielleicht?
Wirth. Es knistert eben,
Als wär's ein Weiberschuh.
Söller. Schuh! Nein, das bin ich nicht.
Wirth (bläst den Wachsstock aus, und da er in der Verlegenheit das Schloß der kleinen Thüre nicht aufmachen kann, läßt er ihn fallen).
Jetzt hindert mich das Schloß noch gar!
(Stößt die Thür auf und fort.)

Dritter Auftritt.

Sophie (mit einem Licht herein). Söller.

Söller (im Alkoven für ſich). Ein Weibsgeſicht!
Höll'! Teufel! Meine Frau! Was ſoll mir das?
Sophie. Ich bebe
Bei dem verwegnen Schritt!
Söller. Sie iſt's, ſo wahr ich lebe!
Giebt das ein Rendezvous? — Allein, geſetztes Falls,
Ich zeigte mich! — Ja dann! — Es krabbelt mir am Hals!
Sophie. Ja, folgt der Liebe nur! Mit freundlichen Geberden
Lockt ſie Euch anfangs nach —
Söller. Ich möchte raſend werden!
Und darf nicht —
Sophie. — Doch wenn Ihr einmal den Weg verliert,
Dann führt kein Irrlicht Euch ſo ſchlimm, als ſie Euch führt.
Söller.
Ja wohl, Dir wär' ein Sumpf geſünder als das Zimmer!
Sophie.
Bisher ging's freilich ſchlimm, doch täglich wird es ſchlimmer.
Mein Mann macht's bald zu toll. Bisher gab's wol Verdruß;
Jetzt treibt er es ſo arg, daß ich ihn haſſen muß.
Söller. Du Hexe!
Sophie. Meine Hand hat er; — Alceſt inzwiſchen
Beſitzt wie ſonſt mein Herz.
Söller. Zu zaubern, Gift zu miſchen,
Iſt nicht ſo ſchlimm!
Sophie. Dies Herz, das ganz für ihn geflammt,
Das erſt durch ihn gelernt, was Liebe ſei —
Söller. Verdammt! —
Sophie. Gleichgiltig war's und kalt, eh es Alceſt erweichte.
Söller. Ihr Männer, ſtündet Ihr nur All' einmal ſo Beichte!
Sophie. Wie liebte mich Alceſt!
Söller. Ach, das iſt nun vorbei!
Sophie. Wie herzlich liebt' ich ihn!
Söller. Pah! Das war Kinderei!
Sophie.
Du, Schickſal, trennteſt uns, und, ach, für meine Sünden
Muß' ich mich — welch ein Muß — mit einem Vieh verbinden.
Söller.
Ich, Vieh? — Ja wol ein Vieh, von dem gehörnten Vieh!

Sophie. Was seh' ich?
Söller. Was, Madam?
Sophie. Des Vaters Wachsstock! Wie
Kam er hieher? — Doch nicht? — Da werd' ich fliehen müssen!
Vielleicht belauscht er uns! —
Söller. O, setz ihr zu, Gewissen!
Sophie. Doch das begreif' ich nicht, wie er ihn hier verlor.
Söller. Sie scheut den Vater nicht, mal' ihr den Teufel vor!
Sophie. Ach nein, das ganze Haus liegt in dem tiefsten Schlafe.
Söller. Die Lust ist mächtiger als alle Furcht der Strafe.
Sophie. Mein Vater ist zu Bett. — Wer weiß, wie das geschah?
Es mag drum sein!
Söller. O weh!
Sophie. Alceste ist noch nicht da?
Söller. O, dürft' ich sie!
Sophie. Mein Herz schwimmt noch in bangem Zweifel.
Ich lieb' und fürcht' ihn doch.
Söller. Ich fürcht' ihn wie den Teufel,
Und mehr noch. Käm' er nur, der Fürst der Unterwelt,
Ich bät' ihn: „Hol' mir sie! Da hast Du all mein Geld!"
Sophie.
Du bist zu redlich, Herz! Was ist denn Dein Verbrechen?
Versprachst Du, treu zu sein? Und konntest Du versprechen,
Dem Menschen treu zu sein, an dem kein gutes Haar,
Der unverständig, grob, falsch —
Söller. Das bin ich?
Sophie. Fürwahr,
Wenn so ein Scheusal nicht den Abscheu genug entschuldigt,
So lob' ich mir das Land, wo man dem Teufel huldigt,
Er ist ein Teufel!
Söller. Was? Ein Teufel, Scheusal? — Ich?
Ich halt's nicht länger aus! (Er macht Geberde, hervorzuspringen.)

Vierter Auftritt.

Alceste, angekleidet, mit Hut und Degen, den Mantel drüber, den er gleich ablegt. Vorige.

Alceste. Du wartest schon auf mich?
Sophie. Sophie kam Dir zuvor.
Alceste. Du zitterst?
Sophie. Die Gefahren!
Alceste. Nein, Weibchen! Nicht!

Söller. Du! Dir! Das ſind Präliminaren.
Sophie. Du fühleſt, was dies Herz um Deinetwillen litt,
Du kennſt dies ganze Herz, verzeih ihm dieſen Schritt!
Alceſt. Sophie!
Sophie. Verzeihſt Du ihm, ſo fühl' ich keine Reue.
Söller. Ja, frage mich einmal, ob ich Dir ihn verzeihe!
Sophie. Was führte mich hierher? Gewiß, ich weiß es kaum.
Söller. Ich weiß es nur zu wohl!
Sophie. Es iſt mir wie ein Traum.
Söller. Ich wollt', ich träumte!
Sophie. Sieh, ein ganzes Herz voll Plagen
Bring' ich zu Dir.
Alceſt. Der Schmerz vermindert ſich im Klagen.
Sophie. Ein ſympathetiſch Herz wie Deines fand ich nie.
Söller.
Wenn Ihr zuſammen gähnt, das nennt Ihr Sympathie!
Vortrefflich!
Sophie. Wußt' ich nur Dich ſo vollkommen finden,
Um mir dem Widerſpiel von Dir mich zu verbinden?
Ich hab' ein Herz, das nicht tobt für die Tugend m.
Alceſt. Ich kenn's!
Söller. Ja, ja, ich auch!
Sophie. So liebenswerth Du biſt,
Du hätteſt nie von mir ein einzig Wort vernommen,
Wär' dieſes arme Herz nicht hoffnungslos beklommen.
Ich ſehe Tag vor Tag die Wirthſchaft untergehn,
Das Leben meines Manns! Wie können wir beſtehn?
Ich weiß, er liebt mich nicht, er fühlt nicht meine Thränen;
Und wenn mein Vater ſtürmt, muß ich auch den verſöhnen;
Mit jedem Morgen geht ein neues Leiden an.
Söller (gerührt auf ſeine Art).
Nein doch, die arme Frau iſt wahrlich übel dran!
Sophie.
Mein Mann hat keinen Sinn für halb ein menſchlich Leben;
Was hab' ich nicht gered't, was hab' ich nachgegeben!
Er ſäuft den vollen Tag, macht Schulden hier und dort,
Spielt, ſtänkert, pocht und kriecht, das geht an Einem fort!
Sein ganzer Witz erzeugt nur Albernheit und Schwänke;
Was er für Klugheit hält, ſind ungeſchliffne Ränke;
Er lügt, verleumdet, triegt —
Söller. Ich ſeh', ſie ſammelt ſchon
Die Perſonalien zu meinem Leichſermon.

Sophie. O glaub, ich hätte mich schon lange todt betrübet,
Wüßt' ich nicht —
Söller. Nur heraus!
Sophie. Daß mich Alceſt noch liebet.
Alceſt. Er liebt, er klagt wie Du.
Sophie. Das lindert meine Pein,
Von Einem wenigſtens, von Dir beklagt zu ſein.
Alceſt, bei dieſer Hand, der theuren Hand, beſchwöre
Ich Dich, behalte mir Dein Herz beſtändig!
Söller. Höre,
Wie ſchön ſie thut!
Sophie. Dies Herz, das nur für Dich gebrannt,
Kennt keinen andern Troſt als nur von Deiner Hand.
Alceſt. Ich kenne für Dein Herz kein Mittel.

(Er faßt Sophien in den Arm und küßt ſie.)

Söller. Weh mir Armen!
Will denn kein Zufall nicht ſich über mich erbarmen!
Das Herz, das macht mir bang!
Sophie. Mein Freund!
Söller. Nein, nun wird's matt!
Ich bin der Freundſchaft nun in allen Gliedern ſatt
Und wollte, weil ſie ſich doch nichts zu ſagen wiſſen,
Sie ging' nun ihren Weg und ließe mir das Küſſen!
Alceſt. Geliebteſte!
Sophie. Mein Freund, noch dieſen letzten Kuß,
Und dann leb wohl!
Alceſt. Du gehſt?
Sophie. Ich gehe, — denn ich muß.
Alceſt. Du liebſt mich, und Du gehſt?
Sophie. Ich geh', — weil ich Dich liebe.
Ich würde einen Freund verlieren, wenn ich bliebe.
Es ſtrömt der Klagen Lauf am Liebſten in der Nacht
An einem ſichern Ort, wo nichts uns zittern macht.
Man wird vertraulicher, je ruhiger man klaget;
Allein für mein Geſchlecht iſt es zu viel gewaget.
Zu viel Gefahren ſind in der Vertraulichkeit.
Ein ſchmerzerweichtes Herz in dieſer ſchönen Zeit
Verſagt dem Freunde nicht den Mund zu Freundſchaftsküſſen.
Ein Freund iſt auch ein Menſch —
Söller. Sie ſcheint es gut zu wiſſen.
Sophie. Leb wohl und glaube nur, daß ich die Deine ſei.

Söller. Das Ungewitter zieht mir nah am Kopf vorbei.
(Sophie ab. Aleſt begleitet ſie durch die Mittelthür, die offen bleibt. Man ſieht ſie Beide in der Ferne zuſammenſtehn.)

Söller. Für*) diesmal nimm fürlieb! Hier iſt nicht viel zu ſinnen,
Der Augenblick macht Luſt, nur ſtrich mit Dir von binnen!
(Aus dem Alkoven und ſchnell durch die Seitenthür ab.)

Fünfter Auftritt.

Aleſt (zurückkommend).

Was willſt Du nun, mein Herz! — Es iſt doch wunderbar!
Dir bleibt das liebe Weib noch immer, was ſie war.
Hier iſt die Dankbarkeit für jene goldnen Stunden
Des erſten Liebesglücks nicht ganz hinweggeſchwunden.
Was hab' ich nicht gedacht! Was hab' ich nicht gefühlt!
Und jenes Bild iſt hier noch nicht herausgeſpült,
Wie mir die Liebe ſie vollkommen herrlich zeigte,
Das Bild, dem ſich mein Herz in tiefer Ehrfurcht neigte.
Wie anders iſt mir's nicht, wie heller ſeit der Zeit!
Und doch bleibt Dir ein Reſt von jener Heiligkeit.
Bekenn es ehrlich nur, was Dich hieher getrieben!
Nun wendet ſich das Blatt, fängſt wieder an zu lieben,
Und die Freigeiſterei, und was Du fern gedacht,
Der Hohn, den Du ihr ſprachſt, der Plan, den Du gemacht, —
Wie anders ſieht das aus! Wird Dir nicht heimlich bange?
Gewiß, eh Du ſie fängſt, ſo hat ſie Dich ſchon lange!
Nun, das iſt Menſchenloos! Man rennt wol öfters an,
Und wer viel drüber ſinnt, iſt noch weit übler dran.
Nur jetzt das Röthigſte! Ich muß die Art erdenken,
Um ihr gleich morgen früh was baares Geld zu ſchenken.
Im Grund iſt's doch verflucht. — Ihr Schickſal drückt mich ſehr.
Ihr Mann, der Lumpenhund, macht ihr das Leben ſchwer.
Ich hab' juſt noch ſo viel. Laß ſehn! Ja, es wird reichen.
Wär' ich auch völlig fremd, ſie müßte mich erweichen;
Allein es liegt mir nur zu tief in Herz und Sinn,
Daß ich gar Vieles Schuld an ihrem Elend bin. —
Das Schickſal wollt' es ſo! Ich konnt's einmal nicht hindern;
Was ich nicht ändern kann, das will ich immer lindern.
(Er macht die Schatulle auf.)

*) Statt dieſer zwei Zeilen hat die Handſchrift einen beſondern Auftritt, der ebenſo wie der folgende, für den Druck weſentlich umgearbeitete, in Sprache und Darſtellung viel derber iſt als der jetzige Text.

Was Teufel? Was ist das? Fast die Schatulle leer!
Von allem Silbergeld ist nicht das Viertel mehr.
Das Gold hab' ich bei mir. Ich hab' die Schlüssel immer!
Erst seit dem Nachmittag! Wer war denn wol im Zimmer?
Sophie? — Pfui! — Ja, Sophie! Unwürd'ge Grille, fort!
Mein Diener? — O, der liegt an einem sichern Ort;
Er schläft. — Der gute Kerl, er ist gewiß nicht schuldig!
Allein wer sonst? — Bei Gott! Es macht mich ungeduldig.

Dritter Aufzug.

Die Wirthsstube.

Erster Auftritt.

Der Wirth

(im Schlafrock, im Sessel neben dem Tisch, worauf ein halb abgebranntes Licht, Kaffeezeug, Pfeifen und Zeitungen. Nach den ersten Versen steht er auf und zieht sich in diesem Auftritte und dem Anfange des folgenden an).

Ach*), der verfluchte Brief bringt mich um Schlaf und Ruh!
Es ging wahrhaftig nicht mit rechten Dingen zu.
Unmöglich scheint es mir, das Räthsel aufzulösen:
Wenn man was Böses thut, erschrickt man vor dem Bösen.
Es war nicht mein Beruf, drum kam die Furcht mich an;
Und doch, für einen Wirth ist es nicht wohlgethan,
Zu zittern, wenn's im Haus rumort und geht und kuistert;
Denn mit Gespenstern sind die Diebe nah verschwistert.

*) Der Monolog des Wirths beginnt in der Handschrift statt des ersten Verses mit neun andern, die insofern interessant sind, als sie auf die Zeitgeschichte Bezug nehmen:

Es steht in Polen jetzt nicht eben allzu gut:
Allein ich passe drauf, was noch der Russe thut.
Greift er's nur weiterhin an, so kann er nicht verlieren,
Und er ist Kerls genug, den Türken abzuführen.
Kömmt er nur recht in Schuß, da tobt er wie ein Bär.
Ich wüßte, was ich that', wenn ich der Russe wär';
Ich zög vor das Serail und ohne viel zu fragen,
Schickt' ich den Großsultan ein wenig Zobel sagen. —
Krieg' ich ihn nicht, den Brief, so komm' ich nicht zur Ruh.

Bekanntlich erklärte der Sultan Mustapha III. im Interesse der konföderirten Polen, die in verschiedenen Schlachten geschlagen waren, und auf Anregung Frankreichs im Oktober 1768 an Rußland den Krieg (den er erst im Frühjahr des nächsten Jahres begann), und es scheint, als wenn Goethe die Zeit, die jener Erklärung folgte, im Auge gehabt hat.

Es war kein Menſch zu Haus, nicht Söller, nicht Alceſt;
Der Kellner konnt's nicht ſein, die Mägde ſchliefen feſt.
Doch halt! — In aller Früh, ſo zwiſchen Drei und Viere,
Hört' ich ein leis Geräuſch, es ging Sophiens Thüre.
Sie war vielleicht wol ſelbſt der Geiſt, vor dem ich floh.
Es war ein Weibertritt, Sophie geht ebenſo.
Allein, was that ſie da? — Man weiß, wie's Weiber machen,
Sie viſitiren gern und ſehn der Fremden Sachen
Und Wäſch' und Kleider gern. Hätt' ich mir dran gedacht,
Ich hätte ſie erſchreckt und dann ſie ausgelacht.
Sie hätte mit geſucht, der Brief wär' nun gefunden;
Jetzt iſt die ſchöne Zeit ſo ungebraucht verſchwunden.
Verflucht! Zur rechten Zeit fällt Einem nie was ein,
Und was man Gutes denkt, kommt meiſt erſt hinterdrein.

Zweiter Auftritt.

Der Wirth. Sophie.

Sophie. Mein Vater, denken Sie! —
Wirth. Nicht einmal guten Morgen?
Sophie. Verzeihen Sie, Papa! Mein Kopf iſt voller Sorgen.
Wirth. Warum?
Sophie. Alceſtens Geld, das er nicht lang' erhielt,
Iſt mit einander fort.
Wirth. Warum hat er geſpielt?
Sie bleiben nicht davon.
Sophie. Nicht doch! Es iſt geſtohlen!
Wirth. Wie?
Sophie. Ei, vom Zimmer weg!
Wirth. Den ſoll der Teufel holen,
Den Dieb! Wer iſt's? Geſchwind!
Sophie. Wer's wüßte!
Wirth. Hier, im Haus?
Sophie. Ja, von Alceſtens Tiſch, aus der Schatull' heraus.
Wirth. Und wann?
Sophie. Heut Nacht!
Wirth (für ſich). Das iſt für meine Neugierſünden:
Die Schuld kommt noch auf mich, man wird den Wachsſtock finden.
Sophie (für ſich).
Er iſt beſtürzt und murrt. Hätt' er ſo was gethan?
Im Zimmer war er doch, der Wachsſtock klagt ihn an.

Wirth (für sich).
Hat es Sophie wol selbst? Verflucht! Das wär' noch schlimmer.
Sie wollte gestern Geld und war heut Nacht im Zimmer!
(Laut.) Das ist ein dummer Streich! Gieb Acht, der thut uns weh;
Wohlfeil und sicher sein ist unsre Renommee.
Sophie. Ja! Er verschmerzt es wol, uns wird es sicher schaden;
Es wird am Ende doch dem Gastwirth aufgeladen.
Wirth.
Das weiß ich nur zu sehr. Es bleibt ein dummer Streich.
Wenn's auch ein Hausdieb ist, ja, wer entdeckt ihn gleich?
Das macht uns viel Verdruß!
Sophie. Es schlägt mich völlig nieder.
Wirth (für sich). Aha, es wird ihr bang.
(Laut, etwas verdrießlicher.) Ich wollt', er hätt' es wieder!
Ich wär' recht froh.
Sophie (für sich). Es scheint, die Reue kommt ihm ein.
(Laut.) Und wenn er's wieder hat, so mag der Thäter sein,
Wer will, man sagt's ihm nicht, und ihn bekümmert's weiter
Auch nicht.
Wirth (für sich). Wenn sie's nicht hat, bin ich ein Bärenhäuter!
(Laut.) Du bist ein gutes Kind, und mein Vertraun zu Dir —
Wart nur! — (Er geht, nach der Thür zu sehn.)
Sophie (für sich). Bei Gott! Er kommt und offenbart sich mir!
Wirth. Ich kenne Dich, Sophie, Du pflegtest nie zu lügen —
Sophie. Eh hab' ich aller Welt als Ihnen was verschwiegen;
Drum hoff' ich diesmal auch wol zu verdienen —
Wirth. Schön!
Du bist mein Kind, und was geschehn ist, ist geschehn.
Sophie. Es kann das beste Herz in dunkeln Stunden fehlen.
Wirth.
Wir wollen uns nicht mehr mit dem Vergangnen quälen.
Daß Du im Zimmer warst, das weiß kein Mensch als ich.
Sophie (erschrocken). Sie wissen? —
Wirth. Ich war drin, Du kamst, ich hörte Dich,
Ich wußt' nicht, wer es war, und lief, als käm' der Teufel.
Sophie (für sich).
Ja, ja, er hat das Geld! Nun ist es außer Zweifel.
Wirth. Erst jetzo fiel mir ein, ich hört' Dich heute früh.
Sophie. Und was vortrefflich ist, es denkt kein Mensch an Sie.
Ich fand den Wachsstock —
Wirth. Du?
Sophie. Ich.

Wirth. Schön, bei meinem Leben!
Nun ſag, wie machen wir's, daß wir's ihm wiedergeben?
Sophie. Sie ſagen: „Herr Alceſt! Verſchonen Sie mein Haus!
Das Geld iſt wieder da, ich hab' den Dieb heraus.
Sie wiſſen ſelbſt, wie leicht Gelegenheit verführet;
Doch kaum war es entwandt, ſo war er ſchon gerühret,
Bekannt' und gab es mir. Da haben Sie's! Verzeihn
Sie ihm!" — Gewiß, Alceſt wird gern zufrieden ſein.
Wirth. So was zu fädeln, haſt Du eine ſeltne Gabe.
Sophie. Ja, bringen Sie's ihm ſo!
Wirth. Gleich, wenn ich's nur erſt habe.
Sophie. Sie haben's nicht?
Wirth. Ei, nein! Wo hätt' ich es denn her?
Sophie. Woher?
Wirth. Nun ja, woher! Gabſt Du mir's denn?
Sophie. Und wer
Hat's denn?
Wirth. Wer's hat?
Sophie. Ja wol, wenn Sie's nicht haben?
Wirth. Poſſen!
Sophie. Wo thaten Sie's denn hin?
Wirth. Ich glaub', Du biſt geſchoſſen!
Haſt Du's denn nicht?
Sophie. Ich?
Wirth. Ja!
Sophie. Wie käm' ich denn dazu?
Wirth. Eh! (Macht ihr pantomimiſch das Stehlen vor.)
Sophie. Ich verſteh' Sie nicht!
Wirth. Wie unverſchämt biſt Du!
Jetzt, da Du's geben ſollſt, gedenkſt Du auszuweichen.
Du haſt's ja erſt bekannt. Pfui Dir mit ſolchen Streichen!
Sophie. Nein, das iſt mir zu hoch! Jetzt klagen Sie mich an
Und ſagten nur vorhin, Sie hätten's ſelbſt gethan!
Wirth. Du Kröte! Ich's gethan! Iſt das die ſchuld'ge Liebe,
Die Ehrfurcht gegen mich? Du machſt mich gar zum Diebe,
Da Du die Diebin biſt!
Sophie. Mein Vater!
Wirth. Warſt Du nicht
Heut früh im Zimmer?
Sophie. Ja.
Wirth. Und ſagſt mir ins Geſicht,
Du hätteſt nicht das Geld?

Sophie. Beweiſt das gleich?
Wirth. Ja.
Sophie. Waren
Sie denn nicht auch heut früh —
Wirth. Ich faſſ' Dich bei den Haaren,
Wenn Du nicht ſchweigſt und gehſt!
(Sie geht weinend ab.)
Du treibſt den Spaß zu weit,
Nichtswürd'ge! — Sie iſt fort! Es war ihr hohe Zeit!
Vielleicht bild't ſie ſich ein, mit Leugnen durchzukommen;
Das Geld iſt einmal fort, und gnug, ſie hat's genommen.

Dritter Auftritt.

Alceſt (in Gedanken, im Morgenkrack). Der Wirth.

Wirth (verlegen und bittend).
Ich bin recht ſehr beſtürzt, daß ich erfahren muß —
Ich ſehe, gnäd'ger Herr! Sie ſind noch voll Verdruß.
Doch bitt' ich, vor der Hand es gütigſt zu verſchweigen;
Ich will das Meine thun. Ich hoff', es wird ſich zeigen.
Erfährt man's in der Stadt, ſo freun die Neider ſich,
Und ihre Bosheit ſchiebt wol alle Schuld auf mich.
Es kann kein Fremder ſein. Ein Hausdieb hat's genommen!
Sein Sie nur nicht erzürnt, es wird ſchon wieder kommen.
Wie hoch beläuft ſich's denn?
Alceſt. Einhundert Thaler!
Wirth. Ei!
Alceſt. Doch hundert Thaler —
Wirth. Peſt, ſind keine Kinderei!
Alceſt. Und dennoch wollt' ich ſie vergeſſen und entbehren,
Wüßt' ich, durch wen und wie ſie weggekommen wären.
Wirth. Ei, wär' das Geld nur da, ich fragte gern nicht mehr,
Ob's Michel oder Hans, und wann und wie es wär'?
Alceſt (für ſich).
Mein alter Diener! Nein! Der kann mich nicht berauben,
Und in dem Zimmer war — Nein, nein, ich mag's nicht glauben!
Wirth. Sie brechen Sich den Kopf? Es iſt vergebne Müh.
Genug, ich ſchaff' das Geld.
Alceſt. Mein Geld?

Wirth. Ich bitte Sie.*)
Daß Niemand nichts erfährt. Wir kennen uns ſo lange,
Und genug, ich ſchaff' Ihr Geld. Da ſein Sie gar nicht bange!
Alceſt. Sie wiſſen alſo? —
Wirth. Hm! Ich bring's heraus, das Geld.
Alceſt. Ei, ſagen Sie mir doch —
Wirth. Nicht um die ganze Welt!
Alceſt. Wer nahm's? Ich bitte Sie.
Wirth. Ich ſag', ich darf's nicht ſagen.
Alceſt. Doch Jemand aus dem Haus?
Wirth. Sie werden's nicht erfragen.
Alceſt. Vielleicht die junge Magd?
Wirth. Die gute Hanne! Nein!
Alceſt. Der Kellner hat's doch nicht?
Wirth. Der Kellner kann's nicht ſein.
Alceſt. Die Köchin iſt gewandt —
Wirth. Im Sieden und im Braten.
Alceſt. Der Küchenjunge Hans?
Wirth. Es iſt nun nicht zu rathen.
Alceſt. Der Gärtner könnte wol —
Wirth. Nein, noch ſind Sie nicht da!
Alceſt. Der Sohn des Gärtners?
Wirth. Nein!
Alceſt. Vielleicht —
Wirth (halb für ſich). Der Hausknecht? — Ja.
Alceſt (für ſich).
Wart nur, Du dummer Kerl, ich weiß Dich ſchon zu kriegen!
(Laut.)
So hab' es denn, wer will! Daran kann wenig liegen,
Wenn's wiederkommt! (Thut, als ging' er weg.)
Wirth. Ja wol!
Alceſt (als wenn ihm etwas einfiele). Herr Wirth, mein Tintenfaß
Iſt leer, und dieſer Brief verlangt expreß —
Wirth. Ei was!
Erſt geſtern kam er an, und heute ſchon zu ſchreiben!
Es muß was Wichtig's ſein.
Alceſt. Er darf nicht liegen bleiben.
Wirth. Es iſt ein großes Glück, wenn man korreſpondirt.

*) In der Handſchrift: Ja, wetten Sie
Genung, ſchaff' ich ſie nicht, die achtzig baare Thaler,
So nennet mich Pic-As, Mann von Papier, Hans Prahler!

Alceſt. Nicht eben allemal. Die Zeit, die man verliert,
Iſt mehr werth als der Spaß.
Wirth. O, das geht wie im Spiele;
Da kommt ein eing'ger Brief und tröſtet uns für viele.
Verzeihn Sie, gnäd'ger Herr! Der geſtrige enthält
Viel Wichtig's? Dürft' ich wol? —
Alceſt. Nicht um die ganze Welt!
Wirth. Nichts aus Amerika?*)
Alceſt. Ich ſag', ich darf's nicht ſagen.
Wirth. Iſt Friedrich wieder krank?
Alceſt. Sie werden's nicht erfragen.
Wirth. Aus Heſſen, bleibt's dabei? Gehn wieder Leute —?
Alceſt. Nein!
Wirth. Der Kaiſer hat was vor?
Alceſt. Ja, das kann möglich ſein.
Wirth. In Norden iſt's nicht juſt?
Alceſt. Ich wollte nicht drauf ſchwören.
Wirth. Es gährt ſo heimlich nach.
Alceſt. Wir werden Manches hören.
Wirth. Kein Unglück irgendwo?
Alceſt. Nur zu! Bald ſind Sie da.
Wirth. Gab's wol beim letzten Froſt —
Erfrorne Haſen? — Ja!
Alceſt. Sie ſcheinen gar nicht viel auf Ihren Knecht zu bauen.
Alceſt. Mein Herr, Mißtrauiſchen pflegt man nicht zu vertrauen.
Wirth. Und was verlangen Sie für ein Vertraun von mir?
Alceſt.
Wer iſt der Dieb? Mein Brief ſteht gleich zu Dienſten hier;
Sehr billig iſt der Tauſch, zu dem ich mich erbiete.
Nun, wollen Sie den Brief?
Wirth (konfundirt und begierig). Ach, allzu viele Güte!
(Für ſich.) Wär's nur nicht eben das, was er von mir begehrt!
Alceſt. Sie ſehen doch, ein Dienſt iſt wol des andern werth;
Und ich verrathe nichts, ich ſchwör's bei meiner Ehre.
Wirth (für ſich).
Wenn nur der Brief nicht gar zu appetitlich wäre!
Allein, wie? Wenn Sophie — Eh nun! Da mag ſie ſehn!

*) In der Handſchrift wird wieder auf Begebenheiten der unmittelbarſten Gegenwart hingedeutet, auf die Polen, den Marſch der Türken, auf Paoli und den Kometen (doch wol den, der im Oktober 1769 ſichtbar war); weniger deutlich ſind die dort noch vorkommenden Erwähnungen des Fünfundvierzigers und des ſächſiſchen Geſpenſts.

Die Reizung iſt zu groß, kein Menſch kann widerſtehn!
Er wäſſert mir das Maul wie ein gebeizter Haſe.
Alceſt (für ſich).
So ſtach kein Schinken je dem Windhund in die Naſe.
Wirth (beſchämt, nachgebend und noch zaudernd).
Sie wollen's, gnäd'ger Herr, und Ihre Gütigkeit —
Alceſt (für ſich). Jetzt beißt er an.
Wirth. Zwingt mich auch zur Vertraulichkeit.
(Zweifelnd und halb bittend.)
Versprechen Sie, ſoll ich auch gleich den Brief bekommen?
Alceſt (reicht den Brief hin). Den Augenblick!
Wirth (der ſich langſam dem Alceſt, mit unverwandten Augen auf den Brief, nähert). Der Dieb —
Alceſt. Der Dieb!
Wirth. Der's weggenommen,
Ob —
Alceſt. Nur heraus!
Wirth. Iſt mei —
Alceſt. Nun!
Wirth (mit einem herzhaften Ton, und fährt zugleich zu und reißt Alceſten den Brief aus der Hand). Meine Tochter!
Alceſt (erſtaunt). Wie?
Wirth (fährt hervor, reißt vor geſchwindem Aufmachen das Couvert in Stücken und fängt an zu leſen). „Hochwohlgeborner Herr!"
Alceſt (kriegt ihn bei der Schulter). Sie wär's? Nein, ſagen Sie Die Wahrheit!
Wirth (ungeduldig). Ja, ſie iſt's! O, er iſt unerträglich!
(Er lieſt.) „Inſonders" —
Alceſt (wie oben). Nein, Herr Wirth! Sophie! Das iſt unmöglich!
Wirth (reißt ſich los und fährt, ohne ihm zu antworten, fort).
„Hochzuverehrender"
Alceſt (wie oben). Sie hätte das gethan!
Ich muß verſtummen.
Wirth. „Herr" —
Alceſt (wie oben). So hören Sie mich an!
Wie ging die Sache zu?
Wirth. Hernach will ich's erzählen.
Alceſt. Iſt's denn gewiß?
Wirth. Gewiß.
Alceſt (im Abgehen zu ſich). Nun, denk' ich, ſoll's nicht fehlen!

Vierter*) Auftritt.

Der Wirth

(Lieſt und ſpricht dazwiſchen).

„Und Gönner" — Iſt er fort? — „Die viele Gütigkeit,
Die mir ſo manchen Fehl verziehen hat, verzeiht
Mir, hoff' ich, diesmal auch." — Was giebt's denn zu verzeihen?
„Ich weiß es, gnäd'ger Herr, daß Sie Sich mit mir freuen."
Schon gut! — „Der Himmel hat mir heut ein Glück geſchenkt,
Wobei mein dankbar Herz an Sie zum Erſten denkt.
Er hat vom ſechsten Sohn mein liebes Weib entbunden."
Ich bin des Todes! „Früh hat er ſich eingefunden,
Der Knab'" — Der Balg, der! — O, erſäuft, erdroſſelt ihn!
„Und Ihre Nachſicht macht mich armen Mann ſo kühn" —
Ach, ich erſticke faſt! In meinen alten Tagen
Soll mir ſo was geſchehn? Es iſt nicht zu ertragen!
Wart nur, das geht Dir nicht ſo ungenoſſen aus,
Alceſt! Ich will Dich ſchon —! Du ſollſt mir aus dem Haus!
Mich, einen guten Freund, ſo ſchändlich anzuführen!
Dürft' ich ihn wieder nur, wie er's verdient, traktiren!
Doch meine Tochter! O, das Henkersding geht ſchief!
Und ich verrathe ſie um den Gevatterbrief!

(Er faßt ſich in die Perrücke.)

Verfluchter Ochſenkopf! Biſt Du ſo alt geworden!
Der Brief! Das Geld! Der Streich! Ich möchte mich ermorden!
Was fang' ich an? Wohin? Wie räch' ich dieſen Streich?

(Er erwiſcht einen Stock und läuft auf dem Theater herum.)

Tret' Einer mir zu nah, ich ſchlag' ihn lederweich!
Hätt' ich ſie jetzt nur hier, die mich ſonſt ſchikaniren,
Ich würd' ſie Alle Herr! Wie wollt' ich ſie kuriren!
Ich ſterbe, wenn ich nicht — Ich gäb', ich weiß nicht was,
Zerbräch' der Junge mir gleich jetzt ein Stengelglas.
Ich zehr' mich ſelber auf. — Und Rache muß ich haben!

(Er ſtößt auf einen Seſſel und prügelt ihn aus.)

Ha, biſt Du ſtaubig! Komm! An Dir will ich mich laben!

---

*) Der 4te, der 7te und der Schluß des 8ten Auftritts enthalten in der Handſchrift bedeutende Abweichungen.

Fünfter Auftritt.

Der Wirth (ſchlägt immer fort). **Söller** (kommt herein und erſchrickt: er iſt im Domino, die Maske auf den Arm gebunden, und hat ein halbes Rauſchchen).

Söller. Was giebt's? Was? Iſt er toll? Nun ſei auf Deiner Hut,
Das wär' ein ſchön Emploi, des Seſſels Subſtitut!
Was für ein böſer Geiſt mag doch den Alten treiben?
Das Beſte wär', ich ging'! Da iſt nicht ſicher bleiben.

Wirth (ohne Söllern zu ſehen).
Ich kann nicht mehr, o weh! Es ſchmerzt mich Rück und Arm!
(Er wirft ſich in den Seſſel.)
Ich ſchwitz' am ganzen Leib.

Söller (für ſich). Ja, ja, Motion macht warm.
(Er zeigt ſich dem Wirth.)
Herr Vater!

Wirth. Ah, Mosje! Er lebt die Nacht im Sauſe,
Ich auäle mich zu Tod, und Er läuft aus dem Hauſe?
Da trägt der Faſtnachtsnarr zum Tanz und Spiel ſein Geld
Und lacht, wenn hier im Haus der Teufel Faſtnacht hält.

Söller. So aufgebracht!

Wirth. O wart, ich will mich nicht mehr quälen.

Söller. Was gab's?

Wirth. Aleeſt, Sophie! Soll ich's Ihm noch erzählen?

Söller. Nein, nein.

Wirth. Wärt Ihr geholt, ſo hätt' ich endlich Ruh,
Und der verdammte Kerl mit ſeinem Brief dazu! (ab.)

Sechster Auftritt.

Söller (mit Karrikatur von Angſt).

Was gab's? Weh Dir! Vielleicht in wenig Augenblicken —
Gieb Deinen Schädel preis! Parire nur den Rücken!
Vielleicht iſt's 'raus! O weh! O, wie mir Armen grauſt,
Es wird mir ſiedend heiß. So war's dem Doktor Fauſt
Nicht halb zu Muth! Nicht halb war's ſo Richard dem Dritten!
Höll' da! Der Galgen da! Der Hahnrei in der Mitten!
(Er läuft wie unſinnig herum, endlich beſinnt er ſich.)
Ach, des geſtohlnen Guts wird Keiner jemals froh.
Geh, Memme, Böſewicht! Warum erſchrickſt Du ſo?
Vielleicht iſt's nicht ſo ſchlimm. Ich will es ſchon erfahren.
(Er erblickt Aleeſten und läuft fort.)
O weh! Er iſt's! Er iſt's! Er faßt mich bei den Haaren.

Siebenter Auftritt.

Alceſt
(angekleidet mit Hut und Degen).

Solch einen ſchweren Streit empfand dies Herz noch nie.
Das ſeltene Geſchöpf, in dem die Phantaſie
Des zärtlichen Alceſt das Bild der Tugend ehrte,
Die ihn den höchſten Grad der ſchönſten Liebe lehrte,
Ihm Gottheit, Mädchen, Freund, in Allem Alles war,
Jetzt ſo herabgeſetzt! Es überläuft mich! Zwar
Iſt ſie ſo ziemlich weg, die Hoheit der Ideen;
Ich laſſ' ſie als ein Weib bei andern Weibern ſtehen;
Allein ſo tief, ſo tief! Das treibt zur Raſerei.
Mein widerſpenſtig Herz ſteht ihr noch immer bei.
Wie klein! Kannſt Du denn das nicht über Dich vermögen?
Ergreif das ſchöne Glück! Es kommt Dir ja entgegen.
Ein unvergleichlich Weib, das Du begierig liebſt,
Braucht Geld. Geſchwind, Alceſt! Der Pfennig, den Du giebſt,
Trägt ſeinen Thaler. Nun hat ſie ſich's ſelbſt genommen. —
Schon gut! Sie mag mir noch einmal mit Tugend kommen!
Geh, faß Dir nur ein Herz, ſag ihr mit kaltem Blut:
„Bedürfen Sie vielleicht geringer Baarſchaft? Gut!
Verſchweigen Sie mir's nicht! Nur ohne Furcht bedienen
Sie Sich des Meinigen! Was mein iſt, iſt auch Ihnen.“ —
Sie kommt! Auf einmal weg iſt die erlogne Wut!
Du glaubſt, ſie nahm das Geld, und traust ihr's doch nicht zu.

Achter Auftritt.

Alceſt. Sophie.

Sophie. Was machen Sie, Alceſt? Sie ſcheinen mich zu fliehen. —
Hat denn die Einſamkeit ſo viel, Sie anzuziehen?

Alceſt. Für diesmal weiß ich nicht, was mich beſonders zog,
Und ohne viel Raiſon giebt's manchen Monolog.

Sophie. Zwar der Verluſt iſt groß und kann Sie billig ſchmerzen.

Alceſt. Ach, es bedeutet nichts und liegt mir nicht am Herzen!
Wir haben's ja; was iſt denn nun das Bißchen Geld!
Wer weiß, ob es nicht gar in gute Hände fällt!

Sophie. Ja, Ihre Gütigkeit läßt uns nicht drunter leiden.

Alceſt. Mit etwas Offenheit war Alles zu vermeiden.

Sophie. Wie ſoll ich das verſtehn?

Alceſt (lächelnd). Das?

Sophie. Ja, wie paßt das hier?
Alceſt. Sie kennen mich, Sophie, kein Sie vertraut mit mir!
Das Geld iſt einmal fort! Wo's liegt, da mag es liegen!
Hätt' ich es eh gewußt, ich hätte ſtill geſchwiegen,
Da ſich die Sache ſo verhält —
Sophie (erſtaunt). So wiſſen Sie?
Alceſt (mit Zärtlichkeit; er ergreift ihre Hand und küßt ſie).
Ihr Vater! — Ja, ich weiß, geliebteſte Sophie!
Sophie (verwundert und beſchämt).
Und Sie verzeihn?
Alceſt. Den Scherz, wer macht den zum Verbrechen?
Sophie. Mich dünkt —
Alceſt. Erlaube mir, daß wir von Herzen ſprechen!
Du weißt es, daß Alceſt noch immer für Dich brennt.
Das Glück entriß Dich mir und hat uns nicht getrennt;
Dein Herz iſt immer mein, mein's immer Dein geblieben.
Mein Geld iſt Dein ſo gut, als wär' es Dir verſchrieben;
Du haſt ein gleiches Recht auf all mein Gut wie ich.
Nimm, was Du gerne magſt, Sophie, nur liebe mich!
(Er umarmt ſie; ſie ſchweigt.)
Befiehl! Du findeſt mich zu Allem gleich erbötig.
Sophie (ſtolz, indem ſie ſich von ihm losreißt).
Reſpekt vor Ihrem Geld! Allein ich hab's nicht nöthig.
Was iſt das für ein Ton? Ich weiß nicht, faſſ' ich's recht?
Ha! Sie verkennen mich. —
Alceſt (ſtaunt). O, Ihr ergebner Knecht
Kennt Sie nur gar zu wohl und weiß auch, was er fodert,
Und ſieht nicht ein, warum Ihr Zorn ſo heftig lodert.
Wer ſich ſo weit vergeht —
Sophie (erſtaunt). Vergeht? Wie das?
Alceſt. Madam!
Sophie (aufgebracht). Was ſoll das heißen, Herr?
Alceſt. Verzeihn Sie meiner Scham!
Ich liebe Sie zu ſehr, um ſo was laut zu ſagen.
Sophie (mit Zorn). Alceſt!
Alceſt. Belieben Sie nur den Papa zu fragen!
Der weiß, ſo ſcheint es —
Sophie (mit einem Ausdrucke von Heftigkeit).
Was? Ich will es wiſſen, was?
Mein Herr, ich ſcherze nicht!
Alceſt. Er ſagte, daß Sie das —
Sophie (wie oben). Nun, daß —!

Alceſt. Eh nun, daß Sie — daß Sie das Geld genommen.
Sophie (mit Weh und Thränen, indem ſie ſich wegwendet).
Er darf? O Gott! Iſt es ſo weit mit ihm gekommen?
Alceſt (bittend). Sophie!
Sophie (wegwendend). Sie ſind nicht werth —
Alceſt (wie oben). Sophie!
Sophie. Mir vom Geſicht!
Alceſt. Verzeihn Sie!
Sophie. Weg von mir! Nein, ich verzeih' es nicht.
Mein Vater ſcheut ſich nicht, die Ehre mir zu rauben.
Und von Sophien, wie, Alceſt, Sie konnten's glauben?
Ich hätt' es nicht geſagt um alles Gut der Welt. —
Allein, es muß heraus! — Mein Vater hat das Geld. (Eilig ab.)

Neunter Auftritt.

Alceſt. Hernach Söller.

Alceſt. Nun wären wir geſcheit! Das iſt ein tolles Weſen!
Der Teufel mag das Ding nun aus einander leſen!
Zwei Menſchen, beide gut und treu ihr Leben lang,
Verklagen ſich. — Mir wird um meine Sinne bang.
Das iſt das erſte Mal, daß ich ſo was erfahre,
Und kenne ſie nun doch die ſchönen langen Jahre.
Hier iſt ein Fall, wo man beim Denken nichts gewinnt;
Man wird nur tiefer dumm, je tiefer daß man ſinnt.
Sophie, der alte Mann, die ſollten mich berauben?
Wär' Söller angeklagt, das ließ' ſich eher glauben!
Fiel' auf den Kauzen nur ein Fünkchen von Verdacht!
Doch er war auf dem Ball die liebe lange Nacht.
Söller (in gewöhnlicher Kleidung mit einer Weinlaune).
Da*) ſitzt der Teufelskerl und ruhet aus vom Schmauſen;
Könnt' ich ihm nur an Hals, wie wollt' ich ihn zerzauſen!
Alceſt (für ſich). Da kommt er wie beſtellt.
(Laut.) Wie ſteht's, Herr Söller?
Söller. Dumm!
Es geht mir die Muſik noch ſo im Kopf herum.
(Er reibt die Stirn.) Er thut mir gräulich weh.

*) In der Handſchrift:
Da ſitzt er! Ah! Mir iſt kein Menſch verhaßt wie dieſer.
Es ſteht ihm an der Stirn: „Hofchapothekprovifor."

Alceſt. Sie waren auf dem Balle;
Viel Damen da?
Söller. Wie ſonſt. Die Maus läuft nach der Falle,
Weil Speck drin iſt.
Alceſt. Ging's brav?
Söller. Gar ſehr!
Alceſt. Was tanzten Sie?
Söller. Ich bab' nur zugeſehn.
(Für ſich.)
Dem Tanz von heute früh.
Alceſt. Herr Söller nicht getanzt? Woher iſt das gekommen?
Söller. Ich hatte mir es doch recht ernſtlich vorgenommen.
Alceſt. Und ging es nicht?
Söller. Eh, nein! Im Kopfe drückt' es mich
Gewaltig, und da war's mir gar nicht tanzerlich.
Alceſt. Ei!
Söller. Und das Schlimmſte war, ich konnte gar nicht weben;
Je mehr ich hört' und ſah, verging mir Sehn und Hören.
Alceſt. So arg? Das iſt mir leid. Das Uebel kommt geſchwind.
Söller. O nein, ich ſpür' es ſchon, ſeitdem Sie bei uns ſind,
Und länger.
Alceſt. Sonderbar!
Söller. Und iſt nicht zu vertreiben.
Alceſt. Ei, laß Er Sich den Kopf mit warmen Tüchern reiben!
Vielleicht verzieht es ſich.
Söller (für ſich). Ich glaub', er ſpottet noch!
(Laut.) Ja, das geht nicht ſo leicht.
Alceſt. Am Ende giebt ſich's doch.
Und es geſchieht Ihm recht. Es wird noch beſſer kommen!
Er hat die arme Frau nicht einmal mitgenommen,
Wenn Er zum Balle ging. Herr, das iſt gar nicht fein;
Er läßt die junge Frau zur Winterzeit allein.
Söller.
Ach, ſie bleibt gern zu Haus und läßt mich immer ſchwärmen;
Denn ſie verſteht die Kunſt, ſich ohne mich zu wärmen.
Alceſt. Das wäre doch kurios!
Söller. O ja, wer's Naſchen liebt,
Der merkt ſich ohne Wink, wo's was zum Beſten giebt.
Alceſt (pointirt). Wie ſo verblümt?
Söller. Es iſt ganz deutlich, was ich meine.
Exempli Gratia: des Vaters alte Weine

Trink' ich recht gern; allein er rückt nicht gern heraus,
Er schont das Seinige; da trink' ich unserm Haus!

Alceſt (mit Ahnung).
Mein Herr, bedenken Sie! —

Söller (mit Hohn). Herr Freund von Frauenzimmern,
Sie iſt nun meine Frau; was kann Sie das bekümmern,
Und wenn ſie auch ihr Mann für ſonſt was Anders hält.

Alceſt (mit zurückgehaltenem Zorne).
Was Mann! Mann oder nicht! Ich trotz' der ganzen Welt;
Und unterſtehn Sie Sich, noch einmal was zu ſagen —

Söller (erſchrickt. Für ſich).
O ſchön! Ich ſoll ihn noch wol gar am Ende fragen,
Wie tugendhaft ſie iſt?
(Laut.) Mein Herd bleibt doch mein Herd,
Trotz jedem fremden Koch!

Alceſt. Er iſt die Frau nicht werth!
So ſchön, ſo tugendhaft, ſo vielen Reiz der Seele,
So viel Ihm zugebracht! Nichts, was dem Engel fehle!

Söller. Sie hat, ich hab's bemerkt, beſondern Reiz im Blut,
Und auch der Kopfſchmuck war ein zugebrachtes Gut.
Ich war prädeſtinirt zu einem ſolchen Weibe
Und ohne Frage ſchon gekrönt im Mutterleibe.

Alceſt (herausbrechend). Herr Söller!

Söller (keck). Soll er was?

Alceſt (zurückhaltend). Ich ſag' Ihm, ſei Er ſtill!

Söller. Ich will doch ſehn, wer mir das Maul verbieten will!

Alceſt. Hätt' ich Ihn anderswo, ich wies' Ihm, wer es wäre!

Söller (halblaut). Er ſchlüge ſich wol gar um meiner Frauen Ehre.

Alceſt. Gewiß!

Söller (wie oft). Es weiß kein Menſch ſo gut, wie weit ſie geht.

Alceſt. Verflucht!

Söller. O Herr Alceſt, wir wiſſen ja, wie's ſteht.
Nur ſtill, ein Bißchen ſtill! Wir wollen uns vergleichen,
Und da verſteht ſich ſchon, die Herren Ihresgleichen,
Die ſchneiden meiſt für ſich das ganze Kornfeld um
Und laſſen dann dem Mann das Spicilegium.

Alceſt. Mein Herr, ich wundre mich, daß Sie Sich unterfangen —

Söller. O, mir ſind auch gar oft die Augen übergangen,
Und täglich iſt mir's noch, als röch' ich Zwiebeln.

Alceſt (zornig und entſchloſſen). Wie?
Mein Herr, nun geht's zu weit! Heraus! Was wollen Sie?
Man wird Ihm, ſeh' ich wol, die Zunge löſen müſſen.

Söller (herzhaft).
Oh, Herre, was man ſieht, das, dächt' ich, kann man wiſſen.
Alceſt. Wie, ſieht? Wie nehmen Sie das Sehen?
Söller. Wie man's nimmt.
Vom Hören und vom Sehn.
Alceſt. Ha!
Söller. Nur nicht ſo ergrimmt!
Alceſt (mit dem entſchloſſenſten Ernſt).
Was haben Sie gehört? Was haben Sie geſehen?
Söller (erſchrocken, will ſich wegbegeben). Erlauben Sie, mein Herr!
Alceſt (ihn zurückhaltend). Wohin?
Söller. Beiſeit zu gehen.
Alceſt. Sie kommen hier nicht los!
Söller (für ſich). Oh ihn der Teufel plagt!
Alceſt. Was hörten Sie?
Söller. Ich? Nichts! Man hat mir's nur geſagt!
Alceſt (dringend zornig). Wer war der Mann?
Söller. Der Mann! Das war ein Mann —
Alceſt (heftiger und auf ihn losgehend). Geſchwinde!
Söller (in Angſt). Der's ſelbſt mit Augen ſah.
(Herzhaften.) Ich rufe das Geſinde!
Alceſt (kriegt ihn beim Kragen). Wer war's?
Söller (will ſich losreißen). Was? Hölle!
Alceſt (hält ihn feſter). Wer? Sie übertreiben mich!
(Er zieht den Degen.)
Wer iſt der Böſewicht, der Schelm, der Lügner?
Söller (fällt vor Angſt auf die Knie). Ich!
Alceſt (drohend). Was haben Sie geſehn?
Söller (furchtſam). Ei nun, das ſieht man immer:
Der Herr, das iſt ein Herr, Sophie ein Frauenzimmer.
Alceſt (wie oben). Und weiter?
Söller. Nun, da geht's denn ſo den Lauf der Welt,
Wie's geht, wenn ſie dem Herrn und ihr der Herr gefällt.
Alceſt. Das heißt?
Söller. Ich dächte doch, Sie wüßten's ohne Fragen.
Alceſt. Nun?
Söller. Man hat nicht das Herz, ſo etwas zu verſagen.
Alceſt. So etwas? Deutlicher!
Söller. O, laſſen Sie mir Ruh!
Alceſt (immer wie oben). Es heißt? Beim Teufel!
Söller. Nun, es heißt ein Rendezvous.
Alceſt (erſchrocken). Er lügt!

Söller (für sich). Er ist erschreckt.
Alceſt (für sich). Wie hat er das erfahren?

(Er steckt den Degen ein.)

Söller (für sich). Courage!
Alceſt (für sich). Wer verrieth, daß wir beisammen waren?
(Erholt.) Was meinen Sie damit?
Söller (trotzig). O, wir verstehn uns schon.
Das Lustspiel heute Nacht! Ich stand nicht weit davon.
Alceſt (erstaunt). Und wo?
Söller. Im Kabinet!
Alceſt. So war Er auf dem Balle?
Söller.
Wer war denn auf dem Schmaus? Nur still und ohne Galle
Zwei Wörtchen: „Was man noch so heimlich treiben mag,
Ihr Herren, merkt's Euch wohl, es kommt zuletzt an Tag!"
Alceſt.
Es kommt noch wol heraus, daß Er mein Dieb ist. Raben
Und Doblen wollt' ich eh in meinem Hause haben
Als Ihn. Pfui! Schlechter Mensch!
Söller. Ja, ja, ich bin wol schlecht;
Allein, Ihr großen Herrn, Ihr habt wol immer Recht!
Ihr wollt mit unserm Gut nur nach Belieben schalten,
Ihr haltet kein Gesetz, und Andre sollen's halten!
Das ist sehr einerlei, Geluſt nach Fleisch, nach Geld.
Seid erst nicht hängenswerth, wenn Ihr uns hängen wollt!
Alceſt. Er unterſteht Sich noch —
Söller. Ich darf mich unterſtehen.
Gewiß, es ist kein Spaß, gehörnt herumzugehen.
In Summa, nehmen Sie's nur nicht so gar genau!
Ich stahl dem Herrn sein Geld und Er mir meine Frau.
Alceſt (drohend). Was stahl ich?
Söller. Nichts, mein Herr! Es war schon längſt Ihr Eigen,
Noch eh ich's mein geglaubt.
Alceſt. Soll —
Söller. Da muß ich wol schweigen.
Alceſt. An Galgen mit dem Dieb!
Söller. Erinnern Sie Sich nicht,
Daß auch ein scharf Gesetz von andern Leuten spricht?
Alceſt. Herr Söller!
Söller (macht ein Zeichen des Köpfens).
Ja, man hilft Euch Näschern auch vom Brode.

Alceſt. Iſt Er ein Praktikus und hält das Zeug für Mode? — Gehangen wird Er noch, zum Wenigſten geſtäupt.
Söller (zeigt auf die Stirn). Gebrandmarkt bin ich ſchon.

Zehnter Auftritt.

Vorige. Der Wirth. Sophie.

Sophie (im Fond). Mein harter Vater bleibt
Auf dem verhaßten Ton.
Wirth (im Fond). Das Mädchen will nicht weichen.
Sophie. Da iſt Alceſt.
Wirth (erblickt Alceſten). Aha!
Sophie. Es muß, es muß ſich zeigen!
Wirth (zu Alceſten). Mein Herr, ſie iſt der Dieb!
Sophie (auf der andern Seite). Er iſt der Dieb, mein Herr!
Alceſt (ſieht ſie Beide lachend an, dann ſagt er in einem Tone wie ſie, auf Söllern deutend). Er iſt der Dieb!
Söller (für ſich). Nun, Haut, nun halte feſt!
Sophie. Er?
Wirth. Er?
Alceſt. Sie haben's Beide nicht: er hat's!
Wirth. Schlagt einen Nagel
Ihm durch den Kopf! Aufs Rad!
Sophie. Du?
Söller (für ſich). Wolkenbruch und Hagel!
Wirth. Ich möchte Dich —
Alceſt. Mein Herr, ich bitte nur Geduld!
Sophie war im Verdacht, doch nicht mit ihrer Schuld.*)
Sie kam, beſuchte mich. Der Schritt war wol verwegen;
Doch ihre Tugend darf's — (Zu Söller.) Sie waren ja zugegen!
(Sophie erſtaunt.)
Wir wußten nichts davon, vertraulich ſchwieg die Nacht,
Die Tugend —
Söller. Ja, ſie hat mir ziemlich warm gemacht.
Alceſt (zum Wirth). Doch Sie?
Wirth. Aus Neugier war ich auch hinaufgekommen,
Von dem verwünſchten Brief war ich ſo eingenommen;

*) Die Lesart der Handſchrift: „All wart Ihr in Verdacht, und Ihr habt Alle Schuld“ ſcheint zu dem Titel der S. 36 erwähnten proſaiſchen Umarbeitung Veranlaſſung gegeben zu haben.

Doch Ihnen, Herr Alceſt, hätt' ich's nicht zugetraut!
Den Herrn Gevatter hab' ich noch nicht recht verdaut.
Alceſt. Verzeihn Sie dieſen Scherz! Und Sie, Sophie vergeben
Mir auch gewiß!
Sophie. Alceſt!
Alceſt. Ich weiß' in meinem Leben
An Ihrer Tugend nie. Verzeihn Sie jenen Schritt!
So gut wie tugendhaft —
Söller. Faſt glaub' ich's ſelber mit.
Alceſt (zu Sophien).
Und Sie vergeben doch auch unſerm Söller?
Sophie (ſie giebt ihm die Hand). Gerne!
Alceſt (zum Wirth). Allons denn!
Wirth (giebt Söllern die Hand). Stiehl nicht mehr!
Söller. Die Länge bringt die Ferne!
Alceſt. Allein, was macht mein Geld?
Söller. O Herr, es war aus Noth.
Der Spieler peinigte mich Armen faſt zu Tod.
Ich wußte keinen Rath, ich ſtahl und zählte Schulden;
Hier iſt das Uebrige, ich weiß nicht, wie viel Gulden.
Alceſt. Was fort iſt, ſchenk' ich Ihm.
Söller. Für diesmal wär's vorbei!
Alceſt. Allein, ich hoff', Er wird ſein höflich, ſtill und treu!
Und unterſteht Er Sich noch einmal anzufangen —
Söller. So! — Diesmal blieben wir wol Alle ungehangen.

Stella.

Vorbemerkung des Herausgebers.

Die Zeit, in welcher Goethe seine vielberufene „Stella" gedichtet hat, läßt sich mit ziemlicher Sicherheit aus Aeußerungen in seinem Briefwechsel mit F. H. Jacobi feststellen. Aus einem Briefe an denselben vom 21. März 1775 geht hervor, daß das Drama kürzlich fertig geworden war. „Daß Du meine Stella so lieb hast," schreibt Goethe, indem er ihm die baldige Zusendung des Manuskripts verspricht, „thut mir sehr wohl;" und wenn er hinzufügt, „sein Herz und Sinn sei jetzt so ganz wo anders hingewandt, daß sein eigen Fleisch und Blut ihm fast gleichgiltig sei," so stimmt auch dies zu Allem, was ihn in jener Zeit bewegte, namentlich auch zu seinem Verhältnisse zu Lili, mit der er sich, wie wir mit Düntzer (Frauenbilder aus Goethe's Jugendzeit, S. 284) annehmen müssen, um Ostern 1775 verlobte. Durch Alles dies wird wenigstens in hohem Grade wahrscheinlich, daß sich auch eine Stelle in einem Briefe an Auguste Gräfin Stolberg vom 7. März 1775 (Goethe's Briefe an sie, S. 41), wie Düntzer (Erläuterungen von Goethe's Clavigo und Stella, S. 78) annimmt, nur auf „Stella" beziehen kann, während der Herausgeber jenes Briefwechsels an „Faust" denkt. „Heut war der Tag wunderbar," heißt es dort, „habe gezeichnet — eine Scene geschrieben. O, wenn ich jetzt nicht Dramas schriebe, ich ging' zu Grund. Bald schick' ich Ihnen eins geschrieben — Liebe, nur daß es Ihnen nicht aus

Händen kommt. Ich mag das nicht drucken lassen . . . . — Ich bin das Ausgraben und Seziren meines armen Werther's so satt." — Endlich ist auch längst nachgewiesen, daß Riemer (Mittheilungen, II. 24) irrt, wenn er Goethe noch in der Zeit seines ersten Besuches in Leipzig, den er von Weimar aus machte, (vom 25. März bis zum 4. April 1776) einen Monolog der „Stella" schreiben läßt.

Von der Absicht, das Drama nicht drucken zu lassen, kam Goethe bald zurück. Merck unterhandelte ohne Zweifel in seinem Auftrage schon im Herbste 1775 mit dem Berliner Buchhändler Mylius (Briefe an und von J. H. Merck, I. 54), der nach einigem Widerstreben, mit bangen Befürchtungen über die Honorare zukünftiger Werke, und hauptsächlich nur, „um mit diesem allerdings seltenen Genie und fruchtbaren Schriftsteller in Bekanntschaft zu kommen," zwanzig Thaler für das Manuskript bezahlte. So erschien „Stella" im Anfange des Jahres 1776, wie dies auch aus der Zusendung an Frau von Stein (Goethe's Briefe an dieselbe, I. 6 u. 8) hervorgeht, auf welche dann vermuthlich bald die an Lili (vergl. Werke, III. 101), an die Gräfin Stolberg und andere Personen gefolgt sein wird.

Von größerem Interesse als alles Vorangehende wäre es, wenn man feststellen könnte, welche persönlichen Erlebnisse um diese Zeit auf Goethe so mächtig eingewirkt haben oder in seiner Erinnerung so rege geworden sind, daß er nach seiner gewohnten Art eine Befreiung von ihnen durch die Dichtung suchte. Denn daß solche vorgelegen haben, erscheint ebenso unzweifelhaft, als es bis jetzt Niemandem gelungen ist, mit Sicherheit anzugeben, worin sie bestanden. Man gewinnt sogar, wenn man jenes voraussetzen darf, ein wichtiges Moment für die Beurtheilung des Stückes. Denn

der Dichter ist gewissermaßen entschuldigt, wenn er Selbsterlebtes schildert; die Lösung des Konflikts, die das Drama nun einmal erfordert, wird für ihn ein Akt der Nothwendigkeit, dem er sich nicht entziehen kann, ist aber eigentlich keine That des freien Willens mehr, für die er unbedingt verantwortlich wäre. — Sich indessen in der vorliegenden Frage auf das Gebiet der Vermuthungen zu begeben, ist bei der Möglichkeit der verschiedensten Kombinationen kaum zu rechtfertigen, wie denn auch Düntzer (in der oben erwähnten Schrift, S. 87 und 88) manche Versuche der Art, auf die von Neuem einzugehen kein Anlaß vorliegt, bereits widerlegt hat. Uebrigens ist es eigentlich für die richtige Auffassung der „Stella" auch nahezu ausreichend, wenn man sie als einen — freilich noch sehr lauten und nicht immer wohltönenden Nachklang jener Stimmung und Gefühlsrichtung betrachtet, welcher Goethe früher im „Werther" den vollsten Ausdruck verliehen hatte. Stella ist ganz und ausschließlich Liebe, und die glühende Schilderung dieses Gefühls, die hinter der im „Werther" keineswegs zurücksteht, ist es vorzugsweise, auf der der künstlerische Werth und die poetische Berechtigung des Stückes beruhen.

Es war natürlich, daß das Drama, welches bei seinem Erscheinen das größte Aufsehen erregte, Anlaß zu der verschiedenartigsten Beurtheilung darbot. Einzelne Zeitschriften, wie die „Neue Hamburger Zeitung", das „Deutsche Museum", (vgl. Düntzer, S. 82 u. 83) waren des überschwenglichsten Lobes voll; die „Allgemeine Deutsche Bibliothek" (Bd. 31, 2tes Stück, S. 495 ff.) verhielt sich ziemlich kühl, obwol sie anerkannte, „daß der Knoten mit Meisterhand geschürzt sei," worin sie offenbar das bereits im Januar 1776 gegen Nicolai ausgesprochene Urtheil Merck's wiedergab. Andere Zeitschriften

dagegen waren entrüſtet. Und ähnlich ging es in Goethe's Freundeskreiſen. Wieland iſt entzückt, aber Merck keineswegs; der Letztere ſendet ihm die (in den Briefen an und von Merck, I. 59 ff. mitgetheilte) „Matinée“ eines Rezenſenten, in der er den Metropolitan Job über das Stück ſagen läßt:

Wenn die Moral nur etwas beſſer wäre!
Als Dichter macht es Hrn. Götze viel Ehre.
Daß er aber auf ſolche Materien fällt,
Die ſo großen Schaden für die Welt
Und doch ſo wenig Nutzen ſtiften mögen,
Dabei iſt doch gewiß kein Segen!
Letzt hat er den Selbſtmord vorgetragen
Und nun die Bigamie ſogar!

Auch die beiden Fortſezungen der „Stella“, die noch 1776 erſchienen, ſind polemiſch. Die eine, auf die Goethe ſelbſt anſpielt (Werke, III. 267), von dem Meiningen'ſchen Hofprediger Pfranger, führt den Titel „Stella, ein Schauſpiel für Liebende, von J. W. Goethe. Sechster Akt.“ In ihr hat Stella's Onkel die doppelte Heirath Fernando's erfahren und ein Urtheil erwirkt, das ihn zum Pranger und nachher zum Feſtungsbau verurtheilt; Stella kehrt zu ihm, Cäcilie zu ihrem Vater zurück. In dem zweiten Stücke „Stella Nummer Zwei. Oder Fortſezung des Goethe'ſchen Schauſpiels Stella in fünf Akten“ bleibt Cäcilie im Beſitz ihres Mannes, und Stella wird mit einem zu dieſem Zweck herbeigeholten Bruder Fernando's getröſtet, der dieſem ſehr ähnlich ſieht und ſie anfangs dadurch täuſcht. (S. „Allgemeine Deutſche Bibliothek,“ an der oben erwähnten Stelle.)

Wenn das Stück in ſpäterer Zeit in Vergeſſenheit gerieth — denn aufgeführt wurde es wol zunächſt nur auf

wenigen Bühnen, wie z. B. in Leipzig, Mannheim und Münster —, so wurde jedenfalls das Interesse für dasselbe von Neuem geweckt, als Goethe es 1805 mit Schiller's Unterstützung für die Bühne einrichtete. Die wesentlichste Veränderung, durch die aus dem „Schauspiel für Liebende" ein Trauerspiel wurde, bestand in der Umgestaltung der Katastrophe. Schon in der ältesten Bearbeitung hatte Goethe, in ähnlicher Absicht wie Schiller im „Wilhelm Tell" das Auftreten des Johannes Parricida, die Sage vom Grafen von Gleichen benutzt; jetzt sah er nach seinen eigenen Worten (in den Aufsätzen „Theater und dramatische Poesie") ein, daß nach unsern Sitten, die ganz eigentlich auf Monogamie gegründet seien, das Verhältniß eines Mannes zu zwei Frauen, besonders wie es hier zur Erscheinung komme, nicht zu vermitteln sei; und in seinen „Unterhaltungen mit dem Kanzler Friedrich von Müller" (Herausgegeb. von C. A. H. Burkhardt, 1870, S. 68) äußert er sogar einmal, daß das frühere Ende eigentlich nur ein Niederfallen des Vorhanges gewesen sei. Er fügte demnach den neuen Schluß hinzu, wie wir ihn in den Ausgaben seit 1815 (nicht seit 1807, wie mehrfach angegeben wird) finden. In dieser Gestalt, mit tragischer Katastrophe, erfolgte die erste Aufführung in Weimar am 15. Januar 1806, und bald darauf eine zweite. Ueber spätere Aufführungen in Berlin, wo das Stück längere Zeit verboten gewesen zu sein scheint, berichtet Zelter unter dem 28. August 1821. Die Verschiedenheit des Urtheils aber bleibt dieselbe. Während Goethe sich über den ungetheilten Beifall bei der zweiten Aufführung in Weimar freute, war Frau von Stein (Goethe's Briefe an dieselbe, III. 364) mit der Veränderung sehr unzufrieden. Kotzebue gab 1807 seinen „Grafen von Gleichen, ein Spiel für lebendige Marionetten" heraus, in dessen 7. Scene der Graf sagt:

Zwiefach umarmt, geküßt, fahr' ich vergnügt zur Hölle
Und liefre Goethen Stoff zu einer Ketzerei.

Zelter endlich hätte lieber gewünscht, daß der Tod der Liebenden zufällig, nicht durch Selbstentleibung herbeigeführt wäre. Ueber das Urtheil der Frau von Stein war Goethe empfindlich, Kotzebue's Angriff ignorirte er, aber auch auf die Einwendung Zelter's, die dieser allerdings mit den Worten entschuldigt: „Gelt, das hättest Du Dir wol nicht träumen lassen, wie klug ich bin?" hat er, wenigstens in seinen Briefen, gleichfalls nichts erwidert. — Und im Grunde war das auch das Beste; Goethe hat zwar stets selbst eine gewisse Vorliebe für das Stück beibehalten, wie er denn auch in den S. 85 erwähnten Aufsätzen ausführliche Vorschriften für die Aufführung und die Auffassung der einzelnen Charaktere gegeben hat; aber daß es ihm nicht gelingen würde, „Stella" zu einer nach allen Richtungen hin befriedigenden Dichtung umzugestalten, fühlte er selbst wol am Besten. Und so hat denn auch die Kritik vollständig Recht gehabt, die großen Mängel derselben deutlich auszusprechen, wie dies neuerdings noch namentlich Hettner (Literaturgeschichte des 18. Jahrhunderts, III. 3, 1, S. 160) gethan hat.

Mit dem Texte der „Stella", über den wir schließlich zu berichten haben, ist es ähnlich gegangen, wie mit dem des geistesverwandten „Werther". Auf die erste Ausgabe „Stella, ein Schauspiel für Liebende in fünf Akten, von J. W. Goethe. Berlin 1776. bei August Mylius" folgten noch in demselben Jahre zum Mindesten sechs Nachdrucke, in Freistadt, Münster, Augsburg, Schaffhausen, Biel und Berlin. Von diesen hat der letzte, bei Himburg erschienene, insofern Interesse, als er und die beiden nachfolgenden (1777 und 1779)

Veranlaſſung zu der ſchon bei verſchiedenen Gelegenheiten erwähnten Korruption des Textes gegeben haben. Als Goethe nämlich 1786 die erſte ächte Ausgabe ſeiner Werke vorbereitete, benutzte er für die „Stella“ augenſcheinlich den dritten Himburg'ſchen Nachdruck. Er veränderte nur einzelne Stellen, für die wir auf die Text-Reviſion verweiſen, weſentlich; im Uebrigen beſchränkte er ſich darauf, Ausdruck, Orthographie und Interpunktion nach ſeiner inzwiſchen geänderten Schreibweiſe umzugeſtalten; und ſo war es natürlich, daß ihm die zum Theil in Auslaſſungen beſtehenden Abweichungen des Himburg'ſchen Textes von der Original-Ausgabe entgingen. Dieſelben Abweichungen blieben dann auch in den ſpäteren Ausgaben. Auf dieſe Sachlage hat ſchon Düntzer 1858 (in der obenerwähnten Schrift, S. 85) hingewieſen und einige Stellen namhaft gemacht, die auf dieſe Weiſe entſtellt ſind; M. Bernays in ſeiner „Geſchichte des Goethe'ſchen Textes“ hat denſelben noch einige hinzugefügt, und ebenſo ſind Kurz und Gödeke in ihren Ausgaben von Goethe's Werken bemüht geweſen, durch Vergleichung mit jenen Nachdrucken und dem Original die richtige Lesart zu finden. Gleichwol iſt alles bisher Geſchehene noch nicht erſchöpfend, und auch für uns blieb, abgeſehen davon, daß wir mit den in den obigen Ausgaben gemachten Aenderungen nicht überall übereinſtimmen konnten, noch eine nicht ganz geringe Anzahl von Stellen zur Verbeſſerung übrig.

Stella.

Ein Trauerspiel.

Perſonen.

Stella.
Cäcilie, anfangs unter dem Namen Madame Sommer.
Fernando.
Lucie.
Verwalter.
Poſtmeiſterin.
Annchen.
Karl.
Bediente.

Erſter Akt.

Im Poſthauſe.

Man hört einen Poſtillon blaſen.

Poſtmeiſterin. Karl! Karl!

Der Junge (kommt). Was iſt?

Poſtmeiſterin. Wo hat Dich der Henker wieder? Geh hinaus! Der Poſtwagen kommt. Führ die Paſſagiers herein, trag ihnen das Gepäck! Rühr Dich! Machſt Du wieder ein Geſicht?

(**Der Junge** ab.)

(Ihm nachrufend.) Wart, ich will Dir Dein mürriſch Weſen vertreiben. Ein Wirthsburſche muß immer munter, immer alert ſein. Hernach, wenn ſo ein Schurke Herr wird, ſo verdirbt er. Wenn ich wieder heirathen möchte, ſo wär's nur darum: Einer Frau allein fällt's gar zu ſchwer, das Pack in Ordnung zu halten!

Madame Sommer, Lucie, in Reiſekleidern. **Karl.**

Lucie (einen Mantelſack tragend, zu Karl). Laß Er's nur, es iſt nicht ſchwer; aber nehm' Er meiner Mutter die Schachtel ab!

Poſtmeiſterin. Ihre Dienerin, meine Frauenzimmer! Sie kommen beizeiten. Der Wagen kommt ſonſt nimmer ſo früh.

Lucie. Wir haben einen gar jungen, luſtigen, hübſchen Schwager gehabt, mit dem ich durch die Welt fahren möchte; und unſer ſind nur Zwei und wenig beladen.

Poſtmeiſterin. Wenn Sie zu ſpeiſen belieben, ſo ſind Sie wol ſo gütig, zu warten; das Eſſen iſt noch nicht gar fertig.

Madame Sommer. Darf ich Sie nur um ein Wenig Suppe bitten?

Lucie. Ich hab' keine Eil'. Wollten Sie indeß meine Mutter verſorgen?

Poſtmeiſterin. Sogleich.

Lucie. Nur recht gute Brühe!

Poſtmeiſterin. So gut ſie da iſt. (Ab.)

Madame Sommer. Daß Du Dein Befehlen nicht laſſen kannſt! Du hätteſt, dünkt mich, die Reiſe über ſchon klug werden können! Wir haben immer mehr bezahlt als verzehrt; und in unſern Umſtänden! —

Lucie. Es hat uns noch nie gemangelt.

Madame Sommer. Aber wir waren dran.

Postillon tritt herein.

Lucie. Nun, braver Schwager, wie steht's? Nicht wahr, Dein Trinkgeld?

Postillon. Hab' ich nicht gefahren wie Extrapost?

Lucie. Das heißt, Du hast auch was extra verdient; nicht wahr? Du solltest mein Leibkutscher werden, wenn ich nur Pferde hätte.

Postillon. Auch ohne Pferde steh' ich zu Diensten.

Lucie. Da!

Postillon. Danke, Mamsell! Sie gehn nicht weiter?

Lucie. Wir bleiben für diesmal hier.

Postillon. Adies! (Ab.)

Madame Sommer. Ich seh' an seinem Gesicht, daß Du ihm zu viel gegeben hast.

Lucie. Sollte er mit Murren von uns gehen? Er war die ganze Zeit so freundlich. Sie sagen immer, Mama, ich sei eigensinnig; wenigstens eigennützig bin ich nicht.

Madame Sommer. Ich bitte Dich, Lucie, verkenne nicht, was ich Dir sage! Deine Offenheit ehr' ich wie Deinen guten Muth und Deine Freigebigkeit; aber es sind nur Tugenden, wo sie hingehören.

Lucie. Mama, das Oertchen gefällt mir wirklich. Und das Haus da drüben ist wol der Dame, der ich kurzing Gesellschaft leisten soll?

Madame Sommer. Mich freut's, wenn der Ort Deiner Bestimmung Dir angenehm ist.

Lucie. Stille mag's sein, das merk' ich schon. Ist's doch wie Sonntag auf dem großen Platze! Aber die gnädige Frau hat einen schönen Garten und soll eine gute Frau sein; wir wollen sehn, wie wir zurecht kommen. Was sehen Sie Sich um, Mama?

Madame Sommer. Laß mich, Lucie! Glückliches Mädchen, das durch nichts erinnert wird! Ach, damals war's anders! Mir ist nichts schmerzlicher, als in ein Posthaus zu treten.

Lucie. Wo fänden Sie auch nicht Stoff, Sich zu quälen?

Madame Sommer. Und wo nicht Ursache dazu? Meine Liebe, wie ganz anders war's damals, da Dein Vater noch mit mir reiste, da wir die schönste Zeit unsres Lebens in freier Welt genossen, die ersten Jahre unsrer Ehe! Damals hatte Alles den Reiz der Neuheit für mich. Und in seinem Arm vor so tausend

Gegenſtänden vorüberzueilen, da jede Kleinigkeit mir intereſſant ward, durch ſeinen Geiſt, durch ſeine Liebe! —

Lucie. Ich mag auch wol gern reiſen.

Madame Sommer. Und wenn wir dann nach einem heißen Tag, nach ausgeſtandenen Fatalitäten, ſchlimmem Weg im Winter, wenn wir eintrafen in manche noch ſchlechtere Herberge, wie dieſe iſt, und den Genuß der einfachſten Bequemlichkeit zuſammen fühlten, auf der hölzernen Bank zuſammen ſaßen, unſern Eierkuchen und abgeſottene Kartoffeln zuſammen aßen — — Damals war's anders!

Lucie. Es iſt nun einmal Zeit, ihn zu vergeſſen.

Madame Sommer. Weißt Du, was das heißt: Vergeſſen! Gutes Mädchen, Du haſt, Gott ſei Dank, noch nichts verloren, das nicht zu erſetzen geweſen wäre. Seit dem Augenblick, da ich gewiß ward, er habe mich verlaſſen, iſt alle Freude meines Lebens dahin. Mich ergriff eine Verzweiflung. Ich mangelte mir ſelbſt, ein Gott mangelte mir. Ich weiß mich des Zuſtands kaum zu erinnern.

Lucie. Auch ich weiß nichts mehr, als daß ich auf Ihrem Bette ſaß und weinte, weil Sie weinten. Es war in der grünen Stube auf dem kleinen Bette. Die Stube hat mir am Beſten gethan, da wir das Haus verkaufen mußten.

Madame Sommer. Du warſt ſieben Jahr alt*) und konnteſt nicht fühlen, was Du verloreſt.

Annchen mit der Suppe. Die Poſtmeiſterin. Karl.

Annchen. Hier iſt die Suppe für Madame.

Madame Sommer. Ich danke, meine Liebe! Iſt das Ihr Töchterchen?

Poſtmeiſterin. Meine Stieftochter, Madame! Aber da ſie ſo brav iſt, erſetzt ſie mir den Mangel an eigenen Kindern.

Madame Sommer. Sie ſind in Trauer?

Poſtmeiſterin. Für meinen Mann, den ich vor drei Monaten verlor. Wir haben nicht gar drei Jahre zuſammen gelebt.

Madame Sommer. Sie ſcheinen doch ziemlich getröſtet.

*) Wenn man dieſe und die ſpäteren Stellen, in denen Zeitangaben gemacht werden, zuſammennimmt, ſo ſieht man, daß Goethe ungefähr von folgenden Annahmen ausgeht: Fernando hat etwa 8 Jahre mit Cäcilien und faſt unmittelbar darauf 5 Jahre mit Stella gelebt; alsdann iſt er über 3½ Jahr von Beiden getrennt geweſen. Dadurch gewinnt man für Lucie das Alter von etwa 16 Jahren, welches nach der Intention des Dichters durchaus nöthig iſt. — Eine Stelle in der älteſten Ausgabe, nach der Fernando mit Cäcilien nur zwei bis drei Jahre gelebt hat, iſt für die Ausgabe von 1787 wegen der chronologiſchen Ungenauigkeit verändert worden.

Poſtmeiſterin. O Madame, Unſereins hat ſo wenig Zeit zu weinen, als leider zu beten. Das geht Sonntage und Werkeltage. Wenn der Pfarrer nicht manchmal *) auf den Text kommt, oder man ein Sterbelied ſingen hört — Karl, ein Paar Servietten! Deck hier am Ende auf!

Lucie. Wem iſt das Haus da drüben?

Poſtmeiſterin. Unſrer Frau Baroneſſe. Eine allerliebſte Frau!

Madame Sommer. Mich freut's, daß ich von einer Nachbarin beſtätigen höre, was man uns in einer weiten Ferne betheuert hat. Meine Tochter wird künftig bei ihr bleiben und ihr Geſellſchaft leiſten.

Poſtmeiſterin. Dazu wünſche ich Ihnen Glück, Mamſell.

Lucie. Ich wünſche, daß ſie nur gefallen möge.

Poſtmeiſterin. Sie müßten einen ſonderbaren Geſchmack haben, wenn Ihnen der Umgang mit der gnädigen Frau nicht gefiele.

Lucie. Deſto beſſer! Denn wenn ich mich einmal nach Jemandem richten ſoll, ſo muß Herz und Wille dabei ſein; ſonſt geht's nicht.

Poſtmeiſterin. Nun, nun, wir reden bald wieder davon, und Sie ſollen ſagen, ob ich wahr geſprochen habe. Wer um unſre gnädige Frau lebt, iſt glücklich; wird meine Tochter ein Wenig größer, ſo ſoll ſie ihr wenigſtens einige Jahre dienen; es kommt dem Mädchen auf ſein ganzes Leben zu Gute.

Annchen. Wenn Sie ſie nur ſehn! Sie iſt ſo lieb, ſo lieb!**) Sie glauben nicht, wie ſie auf Sie wartet. Sie hat mich auch recht lieb. Wollen Sie denn nicht zu ihr gehn? Ich will Sie begleiten.

Lucie. Ich muß mich erſt zurecht machen und will auch noch eſſen.

Annchen. So darf ich doch hinüber, Mamachen? Ich will der gnädigen Frau ſagen, daß die Mamſell gekommen iſt.

Poſtmeiſterin. Geh nur!

Madame Sommer. Und ſag ihr, Kleine, wir wollten gleich nach Tiſch aufwarten!

(Annchen ab.)

Poſtmeiſterin. Mein Mädchen hängt außerordentlich an ihr.

*) Nach der Originalausgabe (ſpäter von uns der Kürze wegen mit O.-A. bezeichnet), während die meiſten Ausgaben einmal haben. In Betreff der Motivirung dieſer Veränderung vergleiche man für dieſen und alle folgenden Fälle die Textrevision.

**) Die Wiederholung der Worte iſt nach der O.-A. in den Text geſetzt, während ſie in faſt allen ſpäteren Ausgaben fehlt.

Auch iſt ſie die beſte Seele von der Welt, und ihre ganze Freude iſt mit Kindern. Sie*) lehrt ſie allerlei Arbeiten machen und ſingen. Sie läßt ſich von Bauersmädchen aufwarten, bis ſie ein Geſchick haben, hernach ſucht ſie eine gute Kondition für ſie; und ſo vertreibt ſie ſich die Zeit, ſeit ihr Gemahl weg iſt. Es iſt unbegreiflich, wie ſie ſo unglücklich ſein kann und dabei ſo freundlich, ſo gut.

Madame Sommer. Iſt ſie nicht Witwe?

Poſtmeiſterin. Das weiß Gott! Ihr Herr iſt vor drei Jahren weg, und hört und ſieht man nichts von ihm. Und ſie hat ihn geliebt über Alles. Mein Mann konnte nie fertig werden, wenn er anfing, von ihnen zu erzählen. Und noch! Ich ſag's ſelbſt, es giebt ſo kein Herz auf der Welt mehr. Alle Jahre, den Tag, da ſie ihn zum letzten Mal ſah, läßt ſie keine Seele zu ſich, ſchließt ſich ein, und auch ſonſt, wenn ſie von ihm red't, geht's Einem durch die Seele.

Madame Sommer. Die Unglückliche!

Poſtmeiſterin. Es läßt ſich von der Sache viel reden.

Madame Sommer. Wie meinen Sie?

Poſtmeiſterin. Man ſagt's nicht gern.

Madame Sommer. Ich bitte Sie.

Poſtmeiſterin. Wenn Sie mich nicht verrathen wollen, kann ich's Ihnen wol vertrauen. Es ſind nun über die acht Jahre, daß ſie hierher kamen. Sie kauften das Rittergut; Niemand kannte ſie; man hieß ſie den gnädigen Herrn und die gnädige Frau, und hielt ihn für einen Offizier, der in fremden Kriegsdienſten reich geworden war und ſich nun zur Ruhe ſetzen wollte. Sie war damals blutjung, nicht älter als ſechzehn Jahr, und ſchön wie ein Engel.

Lucie. Da wär' ſie jetzt nicht über vierundzwanzig?

Poſtmeiſterin. Sie hat für ihr Alter Betrübniß genug erfahren. Sie hatte ein Kind; es ſtarb ihr bald; im Garten iſt ſein Grab, nur von Raſen, und ſeit der Herr weg iſt, hat ſie eine Einſiedelei dabei angelegt und ihr Grab dazu beſtellen laſſen. Mein Mann ſeliger war bei Jahren und nicht leicht zu rühren; aber er erzählte nichts lieber als von der Glückſeligkeit der beiden Leute, ſo lang' ſie hier zuſammen lebten. Man war ein ganz anderer Menſch, ſagte er, nur zuzuſehn, wie ſie ſich liebten.

Madame Sommer. Mein Herz bewegt ſich nach ihr.

Poſtmeiſterin. Aber wie's geht. Man ſagte, der Herr hätte

*) Dieſer ganze Satz iſt nach der O.-A. in den Text geſetzt.

bariose Principien gehabt; wenigstens kam er nicht in die Kirche; und die Leute, die keine Religion haben, haben keinen Gott und halten sich an keine Ordnung. Auf einmal hieß es: „Der gnädige Herr ist fort.“ Er war verreist und kam eben nicht wieder.

Madame Sommer (für sich). Ein Bild meines ganzen Schicksals!

Postmeisterin. Da waren alle Mäuler davon voll, eben zu der Zeit, da ich als eine junge Frau hierher zog, auf Michael sind's eben drei Jahre. Und da wußt' Jedes was Anders, sogar zischelte man einander in die Ohren, sie seien niemals getraut gewesen! Aber verrathen Sie mich nicht! Er soll wol ein vornehmer Herr sein, soll sie entführt haben, und was man Alles sagt. Ja, wenn ein junges Mädchen so einen Schritt thut, sie hat ihr Leben lang dran abzubüßen.

Annchen (kommt). Die gnädige Frau läßt Sie sehr bitten, doch*) gleich hinüberzukommen; sie will Sie nur einen Augenblick sprechen, nur sehen.

Lucie. Es schickt sich nicht in diesen Kleidern.

Postmeisterin. Gehn Sie nur; ich geb' Ihnen mein Wort, daß sie darauf nicht achtet.

Lucie. Will Sie mich begleiten, Kleine?

Annchen. Von Herzen gern.

Madame Sommer. Lucie, ein Wort! (Die Postmeisterin entfernt sich.) Daß Du nichts verräthst, nicht unsern Stand, nicht unser Schicksal! Bezeyne ihr ehrerbietig!

Lucie. Lassen Sie mich nur! Mein Vater war ein Kaufmann, ist nach Amerika, ist todt; und dadurch sind unsere Umstände — Lassen Sie mich nur; ich hab' das Märchen ja schon oft genug erzählt. (Laut.) Wollten Sie nicht ein Bißchen ruhen? Sie haben's Noth. Die Frau Wirthin weist Ihnen wol ein Zimmerchen mit einem Bett an.

Postmeisterin. Ich hab' eben ein hübsches, stilles Zimmerchen im Garten. (Zu Lucien.) Ich wünsche, daß Ihnen die gnädige Frau gefallen möge.

(Lucie mit **Annchen** ab.)

Mad. Sommer. Meine Tochter ist noch ein Bißchen oben aus.

Postmeisterin. Das thut die Jugend. Werden sich schon legen, die stolzen Wellen.

Madame Sommer. Desto schlimmer.

Postmeisterin. Kommen Sie, Madame, wenn's gefällig ist!

(Beide ab.)

*) „Doch“ (an dieser Stelle), „schon“ (in Zeile 11), und „kalten“ (Seite 27, Zeile 19) nach der O.-A. in den Text gesetzt.

(Man hört einen Postillon.)

Fernando in Offizierstracht. Ein Bedienter.

Bedienter. Soll ich gleich wieder einspannen und Ihre Sachen aufpacken lassen?

Fernando. Du sollst's hereinbringen, sag' ich Dir, herein. Wir gehen nicht weiter, hörst Du.

Bedienter. Nicht weiter? Sie sagten ja —

Fernando. Ich sage, laß Dir ein Zimmer anweisen und bring meine Sachen herein!

Bedienter ab.

Fernando (ans Fenster tretend). So seh' ich Dich wieder? Himmlischer Anblick! So seh' ich Dich wieder? Den Schauplatz all meiner Glückseligkeit! Wie still das ganze Haus ist! Kein Fenster offen! Die Galerie, wie öde, auf der wir so oft zusammen saßen! Merkt Dir's, Fernando, das klösterliche Ansehn ihrer Wohnung, wie schmeichelt es Deinen Hoffnungen! Und sollte in ihrer Einsamkeit Fernando ihr Gedanke, ihre Beschäftigung sein? Und hat er's um sie verdient? O, mir ist, als wenn ich nach einem langen, kalten, freudelosen Todesschlaf ins Leben wieder erwachte; so neu, so bedeutend ist mir Alles. Die Bäume, der Brunnen, noch Alles, Alles! So lief das Wasser aus eben den Röhren, wenn ich, ach, wie tausendmal, mit ihr gedankenvoll aus unserm Fenster schaute, und Jedes, in sich gekehrt, still dem Rinnen des Wassers zusah. Sein Geräusch ist mir Melodie, rückerinnernde Melodie. Und sie? Sie wird sein, wie sie war. Ja, Stella, Du hast Dich nicht verändert, das sagt mir mein Herz. Wie's Dir entgegenschlägt! Aber ich will nicht, ich darf nicht. Ich muß mich erst erholen, muß mich erst überzeugen, daß ich wirklich hier bin, daß mich kein Traum täuscht, der mich so oft schlafend und wachend aus den fernsten Gegenden hierher geführt hat. Stella! Stella! Ich komme — fühlst Du nicht meine Näherung? — in Deinen Armen Alles zu vergessen! — Und wenn Du um mich schwebst, theurer Schatten meines unglücklichen Weibes, verzieh mir, verlaß mich! Du bist dahin; so laß mich Dich vergessen, in den Armen des Engels Alles vergessen, meine Schicksale, allen Verlust, meine Schmerzen und meine Reue — Ich bin ihr so nah und so ferne — Und in einem Augenblick — — Ich kann nicht, ich kann nicht! Ich muß mich erholen, oder ich ersticke zu ihren Füßen.

Postmeisterin (kommt). Verlangen der gnädige Herr zu speisen?

Fernando. Sind Sie versehen?

HERZOGLICHE ... BIBLIOTHEK ...

Postmeisterin. O ja! Wir warten nur auf ein Frauenzimmer, das hinüber zur gnädigen Frau ist.

Fernando. Wie geht's Ihrer gnädigen Frau?

Postmeisterin. Kennen Sie sie?

Fernando. Vor Jahren war ich wol manchmal da. Was macht ihr Gemahl?

Postmeisterin. Weiß Gott. Er ist in die weite Welt.

Fernando. Fort?

Postmeisterin. Freilich! Verläßt die liebe Seele! Gott verzeih's ihm!

Fernando. Sie wird sich schon zu trösten wissen.

Postmeisterin. Meinen Sie doch! Da müssen Sie sie wenig kennen. Sie lebt wie eine Nonne, so eingezogen, die Zeit ich sie kenne. Fast kein Fremdes, kein Besuch aus der Nachbarschaft kommt zu ihr. Sie lebt mit ihren Leuten, hat die Kinder des Ortes alle an sich und ist ungeachtet ihres innern Schmerzens immer freundlich, immer angenehm.

Fernando. Ich will sie doch besuchen.

Postmeisterin. Das thun Sie! Manchmal läßt sie uns invitiren, die Frau Amtmännin, die Frau Pfarrerin und mich, und diskurirt mit uns von Allerlei. Freilich hüten wir uns, sie an den gnädigen Herrn zu erinnern. Ein einzig Mal geschah's. Gott weiß, wie's uns wurde, da sie anfing, von ihm zu reden, ihn zu preisen, zu weinen. Gnädiger Herr, wir haben Alle geweint wie die Kinder und uns fast nicht erholen können.

Fernando (für sich). Das hast Du um sie verdient! — (Laut.) Ist meinem Bedienten ein Zimmer angewiesen?

Postmeisterin. Eine*) Treppe hoch. Karl, zeig dem gnädigen Herrn das Zimmer!

(**Fernando** mit dem **Jungen** ab.)

Lucie, Annchen kommen.

Postmeisterin. Nun, wie ist's?

Lucie. Ein liebes Weibchen, mit der ich mich vertragen werde. Sie haben nicht zu viel von ihr gesagt. Sie wollt' mich nicht lassen. Ich mußte ihr heilig versprechen, gleich nach Tisch mit meiner Mutter und dem Gepäck zu kommen.

*) Die Worte Numero zwei, welche in der O.-A. vor den bezeichneten stehen, deren Wiederaufnahme Düntzer Goethe's Claudine und Stella erlautert, E. B. empfiehlt, und die bei Kurz, so wie in der neuesten Cotta'schen Ausgabe wirklich wieder aufgenommen sind, müssen gleichwol fortbleiben. Sie finden sich zwar in der O.-A., aber auch in sämmtlichen Hamburg'schen Nachdrucken, deren letzten Goethe benutzte. Es ist also nur anzunehmen, daß er diese Worte absichtlich gestrichen hat.

Postmeisterin. Das dacht' ich wol! Ist's jetzt gefällig, zu essen? Noch ein schöner, langer Offizier ist angefahren, wenn Sie den nicht fürchten.

Lucie. Nicht im Geringsten. Mit Soldaten hab' ich lieber zu thun als mit Andern. Sie verstellen sich wenigstens nicht, daß man die Guten und Bösen gleich das erste Mal kennt.*) Schläft meine Mutter?

Postmeisterin. Ich weiß nicht.

Lucie. Ich muß doch nach ihr sehn. (Ab.)

Postmeisterin. Karl! Da ist wieder das Salzfaß vergessen. Heißt das geschwenkt(**) Sieh nur die Gläser! Ich sollt' Dir sie am Kopf entzwei schmeißen, wenn Du so viel werth wärst, als sie kosten.

Fernando kommt.

Postmeisterin. Das Frauenzimmer ist wieder da. Sie wird gleich zu Tisch kommen.

Fernando. Wer ist sie?

Postmeisterin. Ich kenn' sie nicht. Sie scheint von gutem Stande, aber ohne Vermögen; sie wird künftig der gnäd'gen Frau zur Gesellschaft sein.

Fernando. Sie ist jung?

Postmeisterin. Sehr jung und schnippisch. Ihre Mutter ist auch droben.

Lucie kommt.

Lucie. Ihre Dienerin!

Fernando. Ich bin glücklich, eine so schöne Tischgesellschaft zu finden.

Lucie (neigt sich).

Postmeisterin. Hierher, Mamsell! Und Sie belieben hierher!

Fernando. Wir haben nicht die Ehre von Ihnen, Frau Postmeisterin?

Postmeisterin. Wenn ich einmal ruhe, ruht Alles. (Ab.)

Fernando. Also ein Tete a Tete!

Lucie. Den Tisch dazwischen, wie ich's wol leiden kann.

Fernando. Sie haben Sich entschlossen, der Frau Baronesse künftig Gesellschaft zu leisten?

Lucie. Ich muß wol!

*) Man vergleiche Werke, XV. S. 164, Z. 6—9, die Bemerkungen aus Ottiliens Tagebuch in den „Wahlverwandtschaften."

**) Schwingend mit Wasser ausspülen. (Nach Sanders' Wörterbuch.)

Fernando. Mich dünkt, Ihnen sollt' es nicht fehlen, einen Gesellschafter zu finden, der noch unterhaltender wäre als die Frau Baronesse.

Lucie. Mir ist nicht drum zu thun.

Fernando. Auf Ihr ehrlich Gesicht?

Lucie. Mein Herr, Sie sind wie alle Männer, merk' ich!

Fernando. Das heißt?

Lucie. Auf den*) Punkt sehr arrogant. Ihr Herren dünkt Euch unentbehrlich; und ich weiß nicht, ich bin doch groß geworden ohne Männer.

Fernando. Sie haben keinen Vater mehr?

Lucie. Ich erinnere mich kaum, daß ich einen hatte. Ich war jung, da er uns verließ, eine Reise nach Amerika zu thun, und sein Schiff ist untergegangen, hören wir.

Fernando. Und Sie scheinen so gleichgiltig dabei?

Lucie. Wie könnt' ich anders? Er hat mir wenig zu Liebe gethan! und ob ich's ihm gleich verzeihe, daß er uns verlassen hat — denn was geht dem Menschen über seine Freiheit? — so möcht' ich doch nicht meine Mutter sein, die vor Kummer stirbt.

Fernando. Und Sie sind ohne Hilfe, ohne Schutz?

Lucie. Was braucht's das? Unser Vermögen ist alle Tage kleiner geworden, dafür auch ich alle Tage größer; und mir ist's nicht bange, meine Mutter zu ernähren.

Fernando. Mich erstaunt Ihr Muth!

Lucie. O, mein Herr, der giebt sich. Wenn man so oft unterzugehen fürchtet und sich immer wieder gerettet sieht, das giebt ein Zutrauen!

Fernando. Davon Sie Ihrer lieben Mutter nichts mittheilen können?

Lucie. Leider ist sie, die verliert, nicht ich. Ich dank's meinem Vater, daß er mich auf die Welt gesetzt hat, denn ich lebe gern und vergnügt; aber sie — die alle Hoffnung des Lebens auf ihn gesetzt, ihm den Flor ihrer Jugend aufgeopfert hatte, und nun verlassen, auf einmal verlassen — — Das muß was Entsetzliches sein, sich verlassen zu fühlen! — Ich habe noch nichts verloren; ich kann nichts davon reden. — Sie scheinen nachdenkend!

Fernando. Ja, meine Liebe, wer lebt, verliert; (aufstehend) aber er gewinnt auch.**) Und so erhalt' Ihnen Gott Ihren

*) Gesperrt gedruckt, weil „den" sich auf das Folgende bezieht.

**) Da die Erinnerung an das genossene Glück nicht geraubt werden kann.

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
GOETHE,J.W.
3-598-50924-3
FN. 16541/428

Muth! (Er nimmt ihre Hand.) Sie haben mich erstaunen machen. O, mein Kind, wie glücklich! — — Ich*) bin auch in der Welt gar viel, gar oft von meinen Hoffnungen — Freuden — Es ist doch immer — Und —

Lucie. Was meinen Sie?

Fernando. Alles Gute, die besten, wärmsten Wünsche für Ihr Glück! (Drückt ihr die Hand und ab.)

Lucie. Das ist ein wunderbarer Mensch! Er scheint aber gut zu sein.

Zweiter Akt.

Stella. Ein Bedienter.

Stella. Geh hinüber, geschwind hinüber! Sag ihr, ich erwarte sie!

Bedienter. Sie versprach, gleich zu kommen.

Stella. Du siehst ja, sie kommt nicht. Ich hab' das Mädchen recht lieb. Geh! — Und ihre Mutter soll ja mitkommen!

(Bedienter ab.)

Stella. Ich kann sie kaum erwarten. Was das für ein Wünschen, ein Hoffen ist, bis so ein neues Kleid ankommt! Stella! Du bist ein Kind. Und warum soll ich nicht lieben? — Ich brauche viel, viel, um dies Herz auszufüllen! — Viel? Arme Stella! Viel? — Sonst, da er Dich noch liebte, noch in Deinem Schooße lag, füllte sein Blick Deine ganze Seele; und — o Gott im Himmel! Dein Rathschluß ist unerforschlich. Wenn ich von seinen Küssen meine Augen zu Dir hinauf wendete, mein Herz an dem seinen glühte, und ich mit bebenden Lippen seine große Seele in mich trank, und ich dann mit Wonnethränen zu Dir hinauf sah und aus vollem Herzen zu Dir sprach: „Laß uns glücklich, Vater! Du hast uns so glücklich gemacht!" — Es war Dein Wille nicht — (Sie fällt einen Augenblick in Nachdenken, fährt dann schnell auf und drückt ihre Hände ans Herz.) Nein, Fernando, nein, das war kein Vorwurf!

*) Dünzer (S. 96) bemerkt richtig, daß die Verwirrung über sein Schuldbewußtsein das Wort in Fernando's Munde erstickt.

Mad. Sommer, Lucie kommen.

Stella. Ich habe Sie! Liebes Mädchen, Du bist nun die Meine. — Madame, ich danke Ihnen für das Zutrauen, mit dem Sie mir den Schatz in die Hände liefern. Das kleine Trotzköpfchen, die gute, freie Seele! O, ich hab' Dir's schon abgelernt, Lucie.

Mad. Sommer. Sie fühlen, was ich Ihnen bringe und lasse.

Stella (nach einer Pause, in der sie Madame Sommer angesehen hat). Verzeihen Sie! Man hat mir Ihre Geschichte berichtet; ich weiß, daß ich Personen von guter Familie vor mir habe; aber Ihre Gegenwart überrascht mich. Ich fühle im ersten Anblick Vertrauen und Ehrfurcht gegen Sie!

Madame Sommer. Gnädige Frau —

Stella. Nichts davon. Was mein Herz gesteht, bekennt mein Mund gern. Ich höre, Sie sind nicht wohl; wie ist's Ihnen? Setzen Sie Sich!

Madame Sommer. Doch, gnädige Frau! Diese Reise in den Frühlingstagen, die abwechselnden Gegenstände und diese reine, segensvolle Luft, die sich schon so oft für mich mit neuer Erquickung gefüllt hat, das wirkte Alles auf mich so gut, so freundlich, daß selbst die Erinnerung abgeschiedener Freuden mir ein angenehmes Gefühl wurde, ich einen Widerschein der goldnen Zeiten der Jugend und Liebe in meiner Seele ausdämmern sah.

Stella. Ja, die Tage, die ersten Tage der Liebe! — Nein, Du bist nicht um Himmel zurückgekehrt, goldne Zeit!*) Du umziehst noch jedes Herz in den Momenten, da sich die Blume der Liebe erschließt.

Madame Sommer (ihre Hände fassend). Wie groß! Wie lieb!

Stella. Ihr Angesicht glänzt wie das Angesicht eines Engels, Ihre Wangen färben sich!

Madame Sommer. Ach und mein Herz! Wie geht es auf! Wie schwillt's vor Ihnen!

Stella. Sie haben geliebt! O, Gott sei Dank! Ein Geschöpf, das mich versteht, das Mitleiden mit mir haben kann, das nicht kalt zu meinen Schmerzen dreinblickt! — Wir können ja doch einmal nichts dafür, daß wir so sind! — Was hab' ich nicht Alles gethan! Was nicht Alles versucht! — Ja, was half's! — Es wollte das — just das — und keine Welt und sonst nichts in der Welt — Ach, der Geliebte ist überall, und Alles ist für den Geliebten.

*) Antik ist die Vorstellung, daß die Erde, die nach Ovid (Fast., I. 247) anfangs auch mit von den Göttern bewohnt wurde (Patrios cum terra Deorum coeat), mit dem Aufhören des goldenen Zeitalters von ihnen verlassen ward; Goethe giebt derselben aber noch die Wendung, daß sie das goldene Zeitalter mit sich nahmen.

Madame Sommer. Sie tragen den Himmel im Herzen.

Stella. Eh ich mich's versah', wieder sein Bild! — So richtete er sich auf in der und jener Gesellschaft und sah sich nach mir um — So kam er dort übers Feld hergesprengt und warf sich an der Gartenthür in meinen Arm. — Dahinaus sah ich ihn fahren, dahinaus — ach, und er war wiedergekommen — war*) seiner Wartenden wiedergekommen — Kehr' ich mit meinen Gedanken in das Geräusch der Welt — er ist da! Wenn ich so in der Loge saß und gewiß war, wo er auch steckte, ich mochte ihn sehen oder nicht, daß er jede meiner Bewegungen bemerkte und liebte, mein Aufstehen, mein Niedersitzen! Ich fühlte, daß das Schüttlein meines Federbusches ihn mehr anzog als all die blinkenden Augen ringsum, und daß alle Musik nur Melodie zu dem ewigen Liede seines Herzens war: „Stella! Stella! Wie lieb Du mir bist!"

Lucie. Kann man denn einander so lieb haben?

Stella. Du fragst, Kleine? Da kann ich Dir nicht antworten — Aber mit was unterhalt' ich Euch! — - - Kleinigkeiten! Dichte Kleinigkeiten — Wahrlich, man ist doch**) ein großes Kind, und es ist Einem so wohl dabei — Eben wie die Kinder sich hinter ihr Schürzchen verstecken und rufen Pix, daß man sie suchen soll! — — Wie ganz füllt das unser Herz, wenn wir, beleidigt, den Gegenstand unsrer Liebe zu verlassen, bei uns sehr eifrig festsetzen. Mit welchen Verzerrungen von Seelenstärke treten wir wieder in seine Gegenwart! Wie übt sich das in unserm Busen auf und ab, und wie platzt es zuletzt Alles wieder auf einen Blick, einen Händedruck zusammen!

Madame Sommer. Wie glücklich! Sie leben doch noch ganz in dem Gefühl der jüngsten***), reinsten Menschheit.

Stella. Ein Jahrtausend von Thränen und Schmerzen vermöchte die Seligkeit nicht aufzuwiegen der ersten Blicke, des Zitterns, Stammelns, des Nahens, Weichens — des Vergessens sein selbst — den ersten flüchtigen, feurigen Kuß, und die erste ruhig athmende Umarmung — Madame! Sie versinken, meine Theure! Wo sind Sie?

Madame Sommer. Männer! Männer!

Stella. Sie machen uns glücklich und elend. Mit welchen†) Ahnungen von Seligkeit erfüllen sie unser Herz! Welche neue,

*) Der Satz ist aus der O.-A. hinzugesetzt.
**) Nach der O.-A. — fast alle Ausgaben „noch."
***) Desgl. — die meisten Ausgaben „innigsten."
†) Desgl. — in den meisten Ausgaben fehlt das Wort.

unbekannte Gefühle und Hoffnungen schwellen unsere Seele, wenn ihre stürmende Leidenschaft sich jeder unserer Nerven mittheilt! Wie oft hat Alles an mir gezittert und geklungen, wenn er in unbändigen Thränen die Leiden einer Welt*) an meinem Busen hinströmte! Ich bat ihn um Gottes willen, sich zu schonen! — Mich! — Vergebens! — Bis ins innerste Mark fachte er mir die Flammen, die ihn durchwühlten. Und so ward das Mädchen vom Kopf bis zu den Sohlen ganz Herz, ganz Gefühl. Und wo ist denn nun der Himmelsstrich für dies Geschöpf, um drin zu athmen, um Nahrung drunter zu finden?

Madame Sommer. Wir glauben den Männern. In den Augenblicken der Leidenschaft betrügen sie sich selbst; warum sollten wir nicht betrogen werden?

Stella. Madame! Da fährt mir ein Gedanke durch den Kopf — Wir wollen einander das sein, was sie uns hätten werden sollen! Wir wollen beisammen bleiben. — Ihre Hand! — Von diesem Augenblick an lass' ich Sie nicht.

Lucie. Das wird nicht angehn!

Stella. Warum, Lucie?

Madame Sommer. Meine Tochter fühlt —

Stella. Doch keine Wohlthat in diesem Vorschlag! Fühlen Sie, welche Wohlthat Sie mir thun, wenn Sie bleiben! O, ich darf nicht allein sein. Liebe, ich hab' Alles gethan, ich hab' mir Federvieh und Reh und Hunde angeschafft; ich lehre kleine Mädchen stricken und knöpfen,**) nur um nicht allein zu sein, nur um was außer mir zu sehen, das lebt und summt. Und dann doch, wenn mir's glückt, wenn eine gute Gottheit mir an einem heitern Frühlingsmorgen den Schmerz von der Seele weggehoben zu haben scheint, wenn ich ruhig erwache, und die liebe Sonne auf meinen blühenden Bäumen leuchtet, und ich mich thätig, munter rüste zu den Geschäften des Tages: dann ist mir's wohl, dann treib' ich eine Zeit lang herum, verrichte und ordne und führe meine Leute an, und in der Freiheit meines Herzens dank' ich laut auf zum Himmel für die glücklichen Stunden.

Madame Sommer. Ach ja, gnädige Frau, ich fühl's. Ge-

*) Die Stelle ist für den Charakter Fernando's von Wichtigkeit, den sich der Dichter allerdings bestimmter gedacht als ausgeführt hat. Auch er ist im Sinne mancher Helden der Sturm- und Drangperiode zu denken, die der ganzen Menschheit Glück bereiten möchten, aber an der Schrankenlosigkeit ihres eigenen Handelns zu Grunde gehen.

**) Gleich „köpfeln" oder „kneteln" (s. Sanders).

schäftigkeit und Wohlthätigkeit sind eine Gabe des Himmels, ein Ersatz für unglückliche*) liebende Herzen.

Stella. Ersatz? Entschädigung wol, nicht Ersatz — Etwas anstatt des Verlorenen, nicht das Verlorne selbst mehr — Verlorne Liebe, wo ist da Ersatz für? — O, wenn ich manchmal von Gedanken in Gedanken sinke, freundliche Träume der Vergangenheit vor meine Seele bringe, hoffnungsvolle Zukunft ohne und so in des Mondes Dämmerung meinen Garten auf und ab walle, dann mich's auf einmal ergreift, ergreift, daß ich allein bin, vergebens nach allen vier Winden meine Arme ausstrecke, den Zauber der Liebe vergebens mit einem Drang, einer Fülle ausspreche, daß ich meine, ich müßte den Mond herunterbeten — und ich allein bin, keine Stimme mir aus dem Gebüsch antwortet, und die Sterne kalt und freundlich über meine Qual herabblinken! Und dann, auf einmal das Grab meines Kindes zu meinen Füßen! —

Madame Sommer. Sie hatten ein Kind?

Stella. Ja, meine Beste! O Gott, Du hattest mir diese Seligkeit auch nur zu kosten gegeben, um mir einen bittern Kelch auf mein ganzes Leben zu bereiten. — Wenn so ein Bauerkind auf dem Spaziergange barfuß mir entgegenläuft und mit den großen, unschuldigen Augen mir eine Kußhand reicht, es durchdringt mir Mark und Gebeine! So groß, denk' ich, wär' meine Nina! Ich heb' es ängstlich liebend in die Höhe, küss' es hundertmal; mein Herz ist zerrissen, die Thränen stürzen aus meinen Augen, und ich fliehe.

Lucie. Sie haben doch auch viel Beschwerlichkeit weniger.

Stella (lächelt und klopft ihr die Achseln). Wie ich nur noch empfinden kann! — Wie die schrecklichen Augenblicke mich nicht getödtet haben! — Es lag vor mir! Abgepflückt die Knospe! Und ich stand — versteinert im innersten Busen — ohne Schmerz — ohne Bewußtsein — — Ich stand! — Da nahm die Wärterin das Kind auf, drückte es an ihr Herz und rief auf einmal: „Es lebt!" — Ich fiel auf sie, ihr um den Hals, mit tausend Thränen auf das Kind — ihr zu Füßen — — Ach, und sie hatte sich betrogen! Todt lag es da, und ich neben ihm in wüthender, grasser Verzweiflung.**)

(Sie wirft sich in einen Sessel.)

*) Nach der O.-A.; der dritte Hinburg'sche Nachdruck bringt zuerst die viel weniger passende Verbindung „unglücklich liebende Herzen".

**) Wir haben uns an dieser Stelle eine kleine Veränderung des Textes erlaubt. In der O.-A. und den drei Hinburg'schen Nachdrucken steht „in wüthender,

Madame Sommer. Wenden Sie Ihre Gedanken von den traurigen Scenen!

Stella. Nein! Wohl, sehr wohl ist mir's, daß mein Herz sich wieder öffnen, daß ich das Alles losschwätzen kann, was mich so drängt. — Ja, wenn ich auch einmal anfange, von ihm zu erzählen, der mir Alles war! — der — Ihr sollt sein Porträt sehn! — sein Porträt — O, mich dünkt immer, die Gestalt des Menschen ist der beste*) Text zu Allem, was sich über ihn empfinden und sagen läßt.

Lucie. Ich bin neugierig.

Stella (eröffnet ihr Kabinet und führt sie hinein). Hier, meine Lieben, hier!

Madame Sommer. Gott!

Stella. So! — So! — Und doch nicht den tausendsten Theil, wie er war. Diese Stirn, diese schwarzen Augen, diese braunen Locken, dieser Ernst — Aber ach, er**) hat nicht ausdrücken können die Liebe, die Freundlichkeit, wenn seine Seele sich ergoß! O mein Herz, das fühlst Du allein!

Lucie. Madame, ich erstaune!

Stella. Es ist ein Mann!

Lucie. Ich muß Ihnen sagen, heut als ich drüben mit einem Offizier im Posthause, der diesem Herrn gleicht — O, er ist es selbst! Ich will mein Leben wetten!

Stella. Heute? Du betriegst Dich! Du betriegst mich!

Lucie. Heute! Nur war Jener alter, brauner, verbrannt von der Sonne. Er ist's! Er ist's!

Stella. (zieht die Schelle). Lucie, mein Herz zerspringt! Ich will hinüber!

Lucie. Es wird sich nicht schicken.

Stella. Schicken? O mein Herz! —***)

Bedienter kommt.

Stella. Wilhelm, hinüber ins Posthaus, hinüber! Ein Offizier ist drüben, der soll — der ist — Lucie, sag's ihm — Er soll herüber kommen.

---

großer Verzweiflung". So hat Goethe niemals schreiben wollen, und er veränderte deshalb auch in der Ausgabe von 1787 diesen geschmacklosen Antiklimax in der Weise, daß er aus „großer" „gräßlicher" machte. Es liegt demnach nahe, zu vermuthen, daß er ursprünglich das stammverwandte Wort „grasser" geschrieben hat, welches er auch S. 125, Z. 28 anwendet.

*) Das Wort ist nach der O.-A. hinzugefügt.

**) Der Maler.

***) In dem Sinne zu fassen, daß die äußerlichen Regeln der Gesellschaft gegen die Empfindungen des Herzens nicht in Betracht kommen.

Lucie. Kannte Er den gnädigen Herrn?

Bedienter. Wie mich selbst.

Lucie. So geh' Er ins Posthaus! Es ist ein Offizier drüben, der ihm außerordentlich gleicht. Seh' Er, ob ich mich betriege. Ich schwöre, er ist's.

Stella. Sag ihm, er soll kommen, kommen, geschwind, geschwind! Wär' das überstanden! — Hätt' ich ihn in diesen, in — Du betriegst Dich! Es ist unmöglich — Laßt mich, Ihr Lieben! Laßt mich allein! —

(Sie schließt das Kabinet hinter sich.)

Lucie. Was fehlt Ihnen, meine Mutter? Wie blaß!

Madame Sommer. Das ist der letzte Tag meines Lebens! Das trägt mein Herz nicht! Alles, Alles auf einmal.

Lucie. O über Gott!

Madame Sommer. Der Gemahl — Das Bild — Der Erwartete — Geliebte! Das ist mein Gemahl! Es ist Dein Vater!

Lucie. Mutter, beste Mutter!

Madame Sommer. Und Der ist hier — wird in ihre Arme sinken, in wenig Minuten! Und wir? — Lucie, wir müssen fort!

Lucie. Wohin Sie wollen.

Madame Sommer. Gleich!

Lucie. Kommen Sie in den Garten! Ich will ins Posthaus. Wenn nur der Wagen noch nicht fort ist, so können wir ohne Abschied in der Stille — inzwischen sie, berauscht von Glück — umfassend — Ihn! Und ich in dem Augenblick, da ich ihn wiederfinde, auf ewig, auf ewig! —

Fernando, Bedienter kommen.

Bedienter. Hierher! Kennen Sie ihr*) Kabinet nicht mehr? Sie ist außer sich! Ach, daß Sie wieder da sind!

(**Fernando** vorbei, über sie hinsehend.)

Madame Sommer. Er ist's! Er ist's — Ich bin verloren.

*) Nicht „Ihr" wie die meisten Ausgaben haben. Es ist natürlich das Kabinet Stella's gemeint.

Dritter Akt.

Stella in aller Freude hineintretend mit Fernando.

Stella (zu den Wänden). Er ist wieder da! Seht Ihr ihn? Er ist wieder da! (Vor das Gemälde einer Venus tretend.) Siehst Du ihn, Göttin? Er ist wieder da! Wie oft bin ich Thörin auf- und abgelaufen, hier, und habe geweint, geklagt vor Dir! Er ist wieder da! Ich traue meinen Sinnen nicht. Göttin, ich habe Dich so oft gesehen, und er war nicht da — Nun bist Du da, und er ist da! — Lieber! Lieber! Du warst lange weg — Aber Du bist da! (Ihm um den Hals fallend.) Du bist da! Ich will nichts fühlen, nichts hören, nichts wissen, als daß Du da bist!

Fernando. Stella, meine Stella! (An ihrem Halse.) Gott im Himmel, Du giebst mir meine Thränen wieder.

Stella. O Du Einziger!

Fernando. Stella! Laß mich wieder Deinen lieben Athem trinken, Deinen Athem, gegen den mir alle Himmelsluft leer, unerquicklich war! — —

Stella. Lieber! — —

Fernando. Haucht in diesen ausgetrockneten, verstürmten, zerfetzten Busen wieder neue Liebe, neue Lebenswonne aus der Fülle Deines Herzens! — (Er hängt an ihrem Munde.)

Stella. Bester!

Fernando. Erquickung! Erquickung! — Hier, wo Du athmest, schwebt Alles in genügsichem, jungem Leben. Lieb' und bleibende Treue würden hier den ausgedorrten Vagabunden fesseln.

Stella. Schwärmer!

Fernando. Du fühlst nicht, was Himmelsthau dem Dürstenden ist, der auf der öden, sandigen Welt an Deinen Busen zurückkehrt.

Stella. Und die Wonne des Armen, Fernando, sein verirrtes,*) verlorenes, einziges Schäfchen wieder an sein Herz zu drücken?

Fernando (zu ihren Füßen). Meine Stella!

Stella. Auf, Bester! Steh auf! Ich kann Dich nicht knien sehen.

*) Beziehung auf die Bibelstelle Ev. Luc. 15, 4 oder Matth. 18, 12 u. 13.

Fernando. Laß das! Lieg' ich doch immer vor Dir auf den Knien, beugt sich doch immer mein Herz vor Dir, unendliche Lieb' und Güte!

Stella. Ich habe Dich wieder! Ich kenne mich nicht, ich verstehe mich nicht! Im Grunde, was thut's?

Fernando. Mir ist wieder*) wie in den ersten Augenblicken unsrer Freuden. Ich hab' Dich in meinen Armen, ich sauge die Gewißheit Deiner Liebe auf Deinen Lippen und taumle und frage mich staunend, ob ich wache oder träume.

Stella. Nun, Fernando, wie ich spüre, gescheiter bist Du nicht geworden.

Fernando. Da sei Gott für! — Aber diese Augenblicke von Wonne in Deinen Armen machen mich wieder gut, wieder fromm. — Ich kann beten, Stella, denn ich bin glücklich.

Stella. Gott verzeih' Dir's, daß Du so ein Böswicht und so gut bist — Gott verzeih' Dir's, der Dich so gemacht hat — so flatterhaft und so treu — Wenn ich den Ton Deiner Stimme höre, so mein' ich doch gleich wieder, das wäre Fernando, der nichts in der Welt liebte als mich!

Fernando. Und ich, wenn ich in Dein blaues, süßes Aug' dringe und drin mich mit Forschen verliere, so mein' ich, die ganze Zeit meines Wegseins hätte kein ander Bild drin gewohnet als das meine.

Stella. Du irrst nicht.

Fernando. Nicht? —

Stella. Ich würde Dir's bekennen! — Gestand ich Dir nicht in den ersten Tagen meiner vollen Liebe zu Dir alle kleinen Leidenschaften, die je mein Herz gerührt hatten? Und war ich Dir darum nicht lieber? —

Fernando. Du Engel!

Stella. Was siehst Du mich so an? Nicht wahr, ich bin älter geworden?**) Nicht wahr, das Elend hat die Blüthe von meinen Wangen gestreift? —

Fernando. Rose, meine süße Blume! Stella! — Was schüttelst Du den Kopf?

Stella. — Daß man Euch so lieb haben kann! — Daß man Euch den Kummer nicht anrechnet, den Ihr uns verursachet!

Fernando (ihre Locken streichelnd). Ob Du wol graue Haare davon gekriegt hast? — Es ist Dein Glück, daß sie so blond ohne

*) Nach der O.-A. aufgenommen, während es sonst in den meisten Ausgaben fehlt.

**) Auch diese sechs Worte sind nach der O.-A. wieder in den Text gesetzt.

das sind — Zwar ausgefallen scheinen Dir keine zu sein. (Er zieht ihr den Kamm aus den Haaren, und sie rollen tief herunter.)

Stella. Muthwille!

Fernando (seine Arme drein wickelnd). Rinaldo*) wieder in den alten Ketten!

Bedienter (kommt). Gnädige Frau! —

Stella. Was hast Du? Du machst ein verdrießlich, ein kaltes Gesicht; Du weißt, die Gesichter sind mein Tod, wenn ich vergnügt bin.

Bedienter. Und doch, gnädige Frau, — die zwei Fremden wollen fort.

Stella. Fort? Ach!

Bedienter. Wie ich sage. Ich sah**) die Tochter ins Posthaus gehn, wiederkommen, zur Mutter reden. Da erkundigt' ich mich drüben. Es hieß, sie hätten Extrapost bestellt, weil der Postwagen hinunter schon fort ist. Ich redete mit ihnen; sie bat mich, die Mutter, in Thränen, ich sollte ihnen ihre Kleider heimlich hinüberschaffen und der gnädigen Frau tausend Segen wünschen; sie könnten nicht bleiben.

Fernando. Es ist die Frau, die heute mit ihrer Tochter angekommen ist? —

Stella. Ich wollte die Tochter in meine Dienste nehmen und die Mutter dazu behalten — O, daß sie mir jetzt diese Verwirrung machen, Fernando! —

Fernando. Was mag ihnen sein?

Stella. Gott weiß! Ich kann, ich mag nichts wissen. Verlieren möcht' ich sie nicht gern — Hab' ich doch Dich, Fernando! — Ich wurde zu Grunde gehen in diesen Augenblicken! Rede mit ihnen, Fernando — — Eben jetzt, jetzt! Mache,***) daß die Mutter herüberkommt, Heinrich! (Der **Bediente** geht ab.) Sprich mit ihr! Sie soll Freiheit haben. Fernando, ich will ins Bosket! Komm nach! Komm nach! — Ihr Nachtigallen, Ihr empfanget ihn noch!

Fernando. Liebste Liebe!

Stella (an ihm hangend). Und Du kommst doch bald?

Fernando. Gleich, gleich! (**Stella** ab.)

Fernando (allein). Engel des Himmels! Wie vor ihrer Gegenwart Alles heiter wird, Alles frei! — Fernando, kennst Du Dich noch selbst? Alles, was diesen Busen bedrängt, es ist weg;

*) In Tasso's „befreitem Jerusalem," Canto 16, Strophe 8.

**) Nach der O.-A. — die Ausgaben meistens „ich".

***) Statt dieser Worte steht in der O.-A.: „Schick die Mutter, Wilhelm! Sie soll Freiheit haben," so daß die letzten Worte nicht an Fernando gerichtet sind.

jede Sorge, jedes ängstliche Zurückerinnern, was war — und was sein wird! — Kommt Ihr schon wieder? — Und doch, wenn ich Dich ansehe, Deine Hand halte, Stella, flieht Alles, verlischt jedes andre Bild in meiner Seele.

Der Verwalter*) kommt.

Verwalter (ihm die Hände küssend). Sie sind wieder da?

Fernando (die Hand wegziehend). Ich bin's.

Verwalter. Lassen Sie mich! Lassen Sie mich! O gnädiger Herr! —

Fernando. Bist Du glücklich?

Verwalter. Meine Frau lebt, ich habe zwei Kinder — Und Sie kommen wieder!

Fernando. Wie habt Ihr gewirthschaftet?

Verwalter. Daß ich gleich bereit bin, Rechenschaft abzulegen. — Sie sollen erstaunen, wie wir das Gut verbessert haben. — Darf ich denn fragen, wie es Ihnen ergangen ist?

Fernando. Stille! — Soll ich Dir Alles sagen? Du verdienst's, alter Mitschuldiger meiner Thorheiten!

Verwalter. Gott sei nur Dank, daß Sie nicht Zigeunerhauptmann waren; ich hätte auf ein Wort von Ihnen gesengt und gebrennt.

Fernando. Du sollst's hören!

Verwalter. Ihre Gemahlin? Ihre Tochter?

Fernando. Ich habe sie nicht gefunden. Ich traute mich selbst nicht in die Stadt; allein aus sichern Nachrichten weiß ich, daß sie sich einem Kaufmann, einem falschen Freunde, vertraut hat, der ihr die Kapitalien, die ich ihr zurückließ, unter dem Versprechen größerer Prozente ablockte und sie darum betrog. Unter dem Vorwande, sich aufs Land zu begeben, hat sie sich aus der Gegend entfernt und verloren und bringt wahrscheinlicherweise durch eigene und ihrer Tochter Handarbeit ein kümmerliches Leben durch. Du weißt, sie hatte Muth und Charakter genug, so etwas zu unternehmen.

Verwalter. Und Sie sind nun wieder hier! Verzeihn wir's Ihnen, daß Sie so lange ausgeblieben!

Fernando. Ich bin weit herumgekommen.

Verwalter. Wäre mir's nicht zu Hause mit meiner Frau und zwei Kindern so wohl, beneidete ich Sie um den Weg, den

*) Die ganze Scene mit dem Verwalter ist für die Aufnahme in die Aufgabe der Werke nicht allein dem Wortlaute nach geändert; der ganzen Gestalt desselben ist auch die stark aufgetragene humoristische Färbung genommen, die sie früher hatte.

Sie wieder durch die Welt versucht haben. Werden Sie uns nun bleiben?

Fernando. Will's Gott!

Derwalter. Es ist doch am Ende nichts Anders und nichts Bessers.

Fernando. Ja, wer die alten Zeiten vergessen könnte!

Derwalter. Die uns bei mancher Freude manche Noth brachten. Ich erinnere mich noch an Alles genau — wie wir Cäcilien so liebenswürdig fanden, uns ihr aufdrangen, unsere jugendliche Freiheit nicht geschwind genug los werden konnten.

Fernando. Es war doch eine schöne, glückliche Zeit!

Derwalter. Wie sie uns ein munteres, lebhaftes Töchterchen brachte, aber zugleich von ihrer Munterkeit, von ihrem Reiz Manches verlor.

Fernando. Verschone mich mit dieser Lebensgeschichte!

Derwalter. Wie wir hier und da, und da und dort uns umsahn, wie wir endlich diesen Engel trafen, wie nicht mehr von Kommen und Gehen die Rede war, sondern wir uns entschließen mußten, entweder die Eine oder die Andere unglücklich zu machen, wie wir es endlich so bequem fanden, daß sich eben eine Gelegenheit zeigte, die Güter zu verkaufen, wie wir mit manchem Verlust uns davon machten, den Engel raubten und das schöne, mit sich selbst und der Welt unbekannte Kind hierher verbannten.

Fernando. Wie es scheint, bist Du noch immer so lehrreich und geschwätzig wie vor Alters.

Derwalter. Hatte ich nicht Gelegenheit, was zu lernen? War ich nicht der Vertraute Ihres Gewissens? Als Sie auch von hier, ich weiß nicht, ob so ganz aus reinem Verlangen, Ihre Gemahlin und Ihre Tochter wiederzufinden, oder auch mit aus einer heimlichen Unruhe sich wieder weg sehnten, und wie ich Ihnen von mehr als einer Seite behilflich sein mußte —

Fernando. So weit für diesmal!

Derwalter. Bleiben Sie nur, dann ist Alles gut. (Ab.)

Bedienter (kommt). Madame Sommer!

Fernando. Bring Sie herein! (**Bedienter** ab.)

Fernando (allein). Dies Weib macht mich schwermüthig. Daß nichts ganz, nichts rein in der Welt ist! Diese Frau! Ihrer Tochter Mund hat mich zerstört; was wird ihr Schmerz thun!

Madame Sommer tritt auf.

Fernando (für sich). O Gott! Und auch ihre Gestalt muß mich an meine Vergehen erinnern! Herz! Unser Herz! O, wenn's in Dir liegt, so zu fühlen und so zu handeln, warum

hast Du nicht auch Kraft, Dir das Geschehene zu verzeihen? — Ein Schatten der Gestalt meiner Frau! — O, wo seh' ich den nicht! (Laut.) Madame!

Madame Sommer. Was befehlen Sie, mein Herr?

Fernando. Ich wünschte, daß Sie meiner Stella Gesellschaft leisten wollten und mir. Setzen Sie Sich!

Madame Sommer. Die Gegenwart des Elenden ist dem Glücklichen zur Last, und ach, der Glückliche dem Elenden noch mehr.

Fernando. Ich begreife Sie nicht. Können Sie Stella verkannt haben, sie, die ganz Liebe, ganz Gottheit ist?

Madame Sommer. Mein Herr, ich wünschte heimlich zu reisen. Lassen Sie mich! — Ich muß fort. Glauben Sie, daß ich Gründe habe! Aber ich bitte, lassen Sie mich!

Fernando (für sich). Welche Stimme! Welche Gestalt! (Laut.) Madame! (Er wendet sich ab.) — Gott, es ist meine Frau! — (Laut.) Verzeihen Sie! (Eilend ab.)

Madame Sommer (allein). Er erkennt mich! — Ich danke Dir, Gott, daß Du in diesen Augenblicken meinem Herzen so viel Stärke gegeben hast! — Bin ich's, die Zerschlagene, die Zerrissene, die in der bedeutenden Stunde so ruhig, so muthig ist? Guter, ewiger Versorger,*) Du nimmst unserm Herzen doch nichts, was Du ihm nicht aufbewahrtest bis zur Stunde, wo es dessen am Meisten bedarf.

Fernando (kommt zurück, für sich). Sollte sie mich kennen? — (Laut.) Ich bitte Sie, Madame, ich beschwöre Sie, eröffnen Sie mir Ihr Herz!

Madame Sommer. Ich müßte Ihnen mein Schicksal erzählen; und wie sollten Sie zu Klagen und Trauer gestimmt sein an einem Tage, da Ihnen alle Freuden des Lebens wiedergegeben sind, da Sie alle Freuden des Lebens der würdigsten weiblichen Seele wiedergegeben haben! Nein, mein Herr, entlassen Sie mich!

Fernando. Ich bitte Sie.

Madame Sommer. Wie gern erspart' ich's Ihnen und mir! Die Erinnerung der ersten, glücklichen Tage meines Lebens macht mir tödtliche Schmerzen.

Fernando. Sie sind nicht immer unglücklich gewesen?

Madame Sommer. Sonst würd' ich's jetzt in dem Grade nicht sein. (Nach einer Pause mit erleichterter Brust.) Die Tage mei-

*) Nach der O.-A. — die meisten Ausgaben „Versorger."

ner Jugend waren leicht und froh. Ich weiß nicht, was die Männer an mich fesselte; eine große Anzahl wünschte mir gefällig zu sein. Für wenige fühlte ich Freundschaft, Neigung; doch keiner war, mit dem ich geglaubt hätte, mein Leben zubringen zu können. Und so vergingen die glücklichen Tage der rosenfarbenen Zerstreuungen, wo so ein Tag dem andern freundlich die Hand bietet. Und doch fehlte mir etwas. — Wenn ich tiefer ins Leben sah und Freud' und Leid ahnete, die des Menschen warten, da wünscht' ich mir einen Gatten, dessen Hand mich durch die Welt begleitete, der für die Liebe, die ihm mein jugendliches Herz weihen konnte, im Alter mein Freund, mein Beschützer, mir statt meiner Eltern geworden wäre, die ich um seinetwillen verließ.

Fernando. Und nun?

Madame Sommer. Ach,*) ich sah den Mann! Ich sah ihn, auf den ich in den ersten Tagen unsrer Bekanntschaft all' meine Hoffnungen niederlegte! Die Lebhaftigkeit seines Geistes schien mit solch einer Treue des Herzens verbunden zu sein, daß sich ihm das meinige gar bald öffnete, daß ich ihm meine Freundschaft und ach, wie schnell darauf meine Liebe gab. Gott im Himmel, wenn sein Haupt an meinem Busen ruhte, wie schien er Dir für die Stätte zu danken, die Du ihm in meinen Armen bereitet hattest! Wie floh er aus dem Wirbel der Geschäfte und Zerstreuungen wieder zu mir, und wie unterstützt' ich mich in trüben Stunden an seiner Brust!

Fernando. Was konnte diese liebe Verbindung stören?

Madame Sommer. Nichts ist bleibend! — Ach, er liebte mich, liebte mich**) so gewiß als ich ihn. Es war eine Zeit, da er nichts kannte, nichts wußte, als mich glücklich zu sehen, mich glücklich zu machen. Es war, ach, die leichteste Zeit des Lebens, die ersten Jahre einer Verbindung, wo manchmal mehr ein Bißchen Unmuth, ein Bißchen Langeweile uns peinigen, als daß es wirklich Uebel wären. Ach, er begleitete mich den leidlichen Weg, um mich in einer öden, fürchterlichen Wüste allein zu lassen.

Fernando (immer verwirrter). Und wie? Seine Gesinnungen, sein Herz!

Madame Sommer. Können wir wissen, was in dem Busen der Männer schlägt? — Ich merkte nicht, daß ihm nach und nach das Alles ward — wie soll ich's nennen? — nicht gleichgiltiger — das darf ich mir nicht sagen. Er liebte mich immer,

*) Nach der O.-A. — sonst fast überall „Aber".
**) Die Wiederholung der Worte „liebte mich" ist nach der O.-A. in den Text gesetzt.

immer. Aber er brauchte mehr als meine Liebe. Ich hoffte mit seinen Wünschen zu theilen, vielleicht mit einer Nebenbuhlerin; ich verbarg ihm meine Vorwürfe nicht, und zuletzt —

Fernando. Er konnte —?

Madame Sommer. Er verließ mich. Das Gefühl meines Elends hat keinen Namen! All' meine Hoffnungen in dem Augenblick zu Grunde, in dem Augenblick, da ich die Früchte der aufgeopferten Blüthe einzuernten gedachte — verlassen! — verlassen! — Alle Stützen des menschlichen Herzens, Liebe, Zutrauen, Ehre, Stand, täglich wachsendes Vermögen, Aussicht über eine zahlreiche, wohlversorgte Nachkommenschaft, Alles stürzte vor mir zusammen, und ich — und*) das überbliebene unglückliche Pfand unsrer Liebe — Ein todter Kummer folgte auf die wüthenden Schmerzen, und das ausgeweinte, durchverzweifelte Herz sank in Ermattung hin. Die Unglücksfälle, die das Vermögen einer armen Verlassenen ergriffen, achtete ich nicht, fühlte ich nicht, bis ich zuletzt —

Fernando. Der Schuldige!

Madame Sommer (mit zurückgehaltener Wehmuth). Er ist's nicht! — Ich bedaure den Mann, der sich an ein Mädchen hängt.

Fernando. Madame!

Madame Sommer (gelinde spottend, ihre Rührung zu verbergen). Nein, gewiß! Ich seh' ihn als einen Gefangenen an. Sie sagen ja auch immer, es sei so. Er wird aus seiner Welt in die unsere herüber gezogen, mit der er im Grunde nichts gemein hat. Er betriegt sich eine Zeit lang, und weh uns, wenn ihm die Augen aufgehn! — Ich nun gar konnte ihm zuletzt nichts sein als eine redliche Hausfrau, die zwar mit dem festesten Bestreben an ihm hing, ihm gefällig, für ihn sorgsam zu sein, die dem Wohle ihres Hauses, ihres Kindes all' ihre Tage widmete und freilich sich mit so viel Kleinigkeiten abgeben mußte, daß ihr Herz und Kopf oft wüste ward, daß sie keine unterhaltende Gesellschafterin war, daß er mit der Lebhaftigkeit seines Geistes meinen Umgang nothwendig schal finden mußte. Er ist nicht schuldig!

Fernando (zu ihren Füßen). Ich bin's!

Mad. Sommer (mit einem Strom von Thränen an seinem Halse). Mein!

Fernando. Cäcilie! — Mein Weib! —

Cäcilie (von ihm sich abwendend). Nicht mein — Du verlässest mich, mein Herz! — (Wieder an seinem Halse.) Fernando! — Wer Du auch seist — laß diese Thränen einer Elenden an Deinem

*) Nach der O.-A. in den Text eingeschaltet, während das Wort in allen übrigen Ausgaben fehlt.

Busen fließen! — Halte mich diesen Augenblick aufrecht und dann verlaß mich auf ewig! — Es ist nicht Dein Weib!*) — Stoße mich nicht von Dir! —

Fernando. Gott! — Cäcilie, Deine Thränen an meinen Wangen — Das Zittern Deines Herzens an dem meinigen! — Schone mich! Schone mich! —

Cäcilie. Ich will nichts, Fernando! — Nur diesen Augenblick! — Gönne meinem Herzen diese Ergießung, es wird frei werden, stark. Du sollst mich los werden —

Fernando. Eh soll mein Leben zerreißen, eh ich Dich lasse!

Cäcilie. Ich werde Dich wiedersehn, aber nicht auf dieser Erde. Du gehörst einer Andern, der ich Dich nicht rauben kann. — — Oeffne, öffne mir den Himmel! Einen Blick in jene selige Ferne, in jenes ewige Bleiben — allein, allein ist's Trost in diesem fürchterlichen Augenblicke.

Fernando (sie bei der Hand fassend, aufstehend, sie umarmend). Nichts, nichts in der Welt soll mich von Dir trennen. Ich habe Dich wiedergefunden.

Cäcilie. Gefunden, was Du nicht suchtest!

Fernando. Laß! laß! — Ja, ich habe Dich gesucht, Dich, meine Verlassene, meine Theure! Ich fand sogar in den Armen des Engels hier keine Ruhe, keine Freuden; Alles erinnerte mich an Dich, an Deine Tochter, an meine Lucie. Gütiger Himmel, wie viel Freude! Sollte das liebenswürdige Geschöpf meine Tochter sein? — — Ich habe Dich aufgesucht überall. Drei Jahre zieh' ich herum. An dem Ort unsers Aufenthalts fand ich, ach, unsre Wohnung verändert, in fremden Händen, und die traurige Geschichte des Verlusts Deines Vermögens. Deine Entweichung zerriß mir das Herz; ich konnte keine Spur von Dir finden, und meiner selbst und des Lebens überdrüssig, steckt' ich mich in diese Kleider, in fremde Dienste, half die sterbende Freiheit der edeln Korsen**) unterdrücken; und nun siehst Du mich hier nach einer langen und wunderbaren Verirrung wieder an Deinem Busen, mein theuerstes, mein bestes Weib!

Lucie tritt auf.

Fernando. O meine Tochter!

Lucie. Lieber, bester Vater, wenn Sie mein Vater wieder sind!

*) Sollten sich diese Worte auf Stella beziehen? Wir glauben es nicht. Cäcilie, so lange von Fernando getrennt, betrachtet sich nicht mehr als sein Weib, sondern will nur einen Augenblick das Glück der Erinnerung an die Vergangenheit genießen, ohne weitere Ansprüche an ihn zu machen.

**) Vgl. die Anmerkung auf S. 42 dieses Bandes.

Fernando. Immer und ewig!

Cäcilie. Und Stella? —

Fernando. Hier gilt's schnell sein. Die Unglückliche! Warum, Lucie, diesen Morgen, warum konnten wir uns nicht erkennen? — Mein Herz schlug mir; Du weißt, wie gerührt ich Dich verließ! Warum? Warum? Wir hätten uns das Alles erspart! Stella! Wir hätten ihr diese Schmerzen erspart — Doch wir wollen fort. Ich will ihr sagen, Ihr bestündet darauf, Euch zu entfernen, wolltet sie mit Euerm Abschied nicht beschweren, wolltet fort. Und Du, Lucie, geschwind hinüber! Laß eine Chaise zu Dreien anspannen! Meine Sachen soll der Bediente zu den Eurigen packen. — Bleib noch hüben, beste,*) theuerste Frau! Und Du, meine Tochter, wenn Alles bestellt ist, komm herüber! Und verweilt im Gartensaal, wartet auf mich! Ich will mich von ihr losmachen, sagen, ich wollte Euch hinüberbegleiten, sorgen, daß Ihr wohl fortkämt, und das Postgeld für Euch bezahlen. — Arme Seele, ich betriege Dich mit Deiner Güte! — Wir wollen fort! —

Cäcilie. Fort? — Nur ein vernünftig Wort!

Fernando. Fort! Laß sein! — Ja, meine Lieben, wir wollen fort!

(Cäcilie und Lucie ab.)

Fernando (allein). Fort? —. — Wohin? Wohin? — Ein Dolchstich würde allen diesen Schmerzen den Weg öffnen und mich in die dumpfe Fühllosigkeit stürzen, um die ich jetzt Alles dahingäbe! — Bist Du da,**) Elender? Erinnere Dich der vollglücklichen Tage, da Du in starker Genügsamkeit gegen den Armen standst, der des Lebens Bürde abwerfen wollte, wie Du Dich fühltest in jenen glücklichen Tagen, und nun! — Ja, die Glücklichen, die Glücklichen! — Eine Stunde früher diese Entdeckung, und ich wäre geborgen! Ich hätte sie nicht wiedergesehn, sie mich nicht! Ich hätte mich überreden können: „Sie hat Dich diese vier Jahre her vergessen, verschmerzt ihr Leiden.“ Aber nun? Wie soll ich vor ihr erscheinen, was ihr sagen? — O, meine Schuld, meine Schuld wird schwer in diesen Augenblicken über mir. — Verlassen — die beiden lieben Geschöpfe! Und ich, in dem Augenblick, da ich sie wiederfinde, verlassen von mir selbst, elend! O meine Brust!

*) Dies Wort, das in der O.-A. steht, ist durch die Himburg'schen Nachdrucke ausgefallen.

**) D. h. auf dem Standpunkt angelangt, so unglücklich geworden.

Vierter Akt.

Einsiedelei in Stella's Garten.

Stella (allein). Du blühst schön, schöner als sonst, liebe, liebe Stätte der gehofften ewigen Ruhe! — Aber Du lockst mich nicht mehr — mir schaudert vor Dir — kühle, lockre Erde, mir schaudert vor Dir! — — Ach, wie oft in Stunden der Eindildung hüllt' ich schon Haupt und Brust dahingegeben in den Mantel des Todes und stand gelassen an Deiner Tiefe und schritt hinunter und verbarg mein jammervolles Herz unter Deine lebendige Decke! Da solltest Du, Verwesung, wie ein liebes Kind diese überfüllte, drängende Brust aussaugen und mein ganzes Dasein in einen freundlichen Traum auflösen. — Und nun! — Sonne des Himmels, Du scheinst herein! — Es ist so licht, so offen um mich her, und ich freue mich des. — Er ist wieder da! — Und in einem Wink steht rings um mich die Schöpfung liebevoll — und ich bin ganz Leben — — und neues, wärmeres, glühenderes Leben will ich von seinen Lippen trinken. — Zu ihm — bei ihm — mit ihm in bleibender Kraft wohnen! — Fernando! — Er kommt! Horch! — Nein, noch nicht! — — Hier soll er mich finden, hier an meinem Rosenaltar, unter meinen Rosenzweigen! Diese Knöspchen will ich ihm brechen — — Hier! Hier! — Und dann führ' ich ihn in diese Laube. Wohl, wohl war's, daß ich sie doch, so eng sie ist, für Zwei eingerichtet habe — Hier lag sonst mein Buch, stand mein Schreibzeug — Weg Buch und Schreibzeug! — Käm' er nur! — Gleich verlassen — Hab' ich ihn denn wieder? — Ist er da? —

Fernando kommt.

Stella. Wo bleibst Du, mein Bester? Wo bist Du? Ich bin lang', lang' allein! (Aengstlich.) Was hast Du?

Fernando. Die Weiber haben mich verstimmt. — Die Alte ist eine brave Frau; sie will aber nicht bleiben, will keine Ursache sagen, sie will fort. Laß sie, Stella!

Stella. Wenn sie nicht zu bewegen ist, ich will sie nicht wider Willen — Und, Fernando, ich brauchte*) Gesellschaft — und jetzt — (an seinem Halse) jetzt, Fernando! Ich habe Dich ja!

Fernando. Beruhige Dich!

*) Nach der Verbesserung in der Ausgabe von 1787, während die früheren „brauche" haben.

Stella. Laß mich weinen! Ich wollte, der Tag wäre vorbei! Noch zittern mir alle Gebeine. — Freude! — Alles unerwartet, auf einmal! Dich, Fernando! Und kaum, kaum!*) Ich werde vergehen in diesem Allen!

Fernando (für sich). Ich Elender! Sie verlassen? (laut.) Laß mich, Stella!

Stella. Es ist Deine Stimme, Deine liebende Stimme! — Stella! Stella! — Du weißt, wie gern ich Dich diesen Namen aussprechen hörte: — Stella! Es spricht ihn Niemand aus wie Du. Ganz die Seele der Liebe in dem Klang! — Wie lebhaft ist mir noch die Erinnerung des Tags, da ich Dich ihn zuerst aussprechen hörte, da all mein Glück in Dir begann!

Fernando. Glück?

Stella. Ich glaube, Du fängst an zu rechnen, rechnest die trüben Stunden, die ich mir über Dich gemacht habe. Laß, Fernando! Laß! — O, seit dem Augenblick, da ich Dich zum ersten Mal sah, wie ward Alles so ganz anders in meiner Seele! Weißt Du den Nachmittag im Garten bei meinem Onkel, wie Du zu uns hereintratst? Wir saßen unter den großen Kastanienbäumen hinter dem Lusthaus.

Fernando (für sich). Sie wird mir das Herz zerreißen! — — (laut.) Ich weiß noch, meine Stella!

Stella. Wie Du zu uns tratst? Ich weiß nicht, ob Du bemerktest, daß Du im ersten Augenblick meine Aufmerksamkeit gefesselt hattest? Ich wenigstens merkte bald, daß Deine Augen mich suchten. Ach, Fernando, da brachte mein Onkel die Musik; Du nahmst Deine Violine, und wie Du spieltest, lagen meine Augen sorglos auf Dir; ich spähte jeden Zug in Deinem Gesicht, und — in einer unvermutheten Pause schlugst Du die Augen auf — auf mich! Sie begegneten den meinigen! Wie ich erröthete, wie ich wegsah! Du hast es bemerkt, Fernando! Denn von der Zeit an fühlt' ich wol, daß Du öfter über dem Blatt wegfahlst, oft zur ungelegenen Zeit aus dem Takt kamst, daß mein Onkel sich zerstrat.**) Jeder Fehlstrich, Fernando, ging mir durch die Seele — Es war die süßeste Konfusion, die ich in meinem Leben gefühlt habe. Um alles Gold hätt' ich Dich nicht wieder grad ansehen können. Ich machte mir Lust und ging. —

Fernando. Bis auf den kleinsten Umstand! — (Für sich.) Unglückliches Gedächtniß!

---

*) In zeitlicher Bedeutung „eben erst", nicht etwa „gerade nur".

**) Sich (den Takt) irrend verarbeiten (Sanders' Wörterbuch).

Stella. Ich erstaune oft selbst, wie ich Dich liebe, wie ich jeden Augenblick bei Dir mich ganz vergesse; doch Alles vor mir noch zu haben, so lebhaft, als wär's heute! Ja, wie oft hab' ich mir's auch erzählt, wie oft, Fernando! — Wie Ihr mich suchtet, wie Du an der Hand meiner Freundin, die Du vor mir kennen lerntest, durchs Posket streiftest, und sie rief „Stella!" — und Du riefst „Stella, Stella!" — Ich hatte Dich kaum reden gehört und erkannte Deine Stimme; und wie Ihr auf mich trafst, und Du meine Hand nahmst! Wer war konfuser, ich oder Du? Eins half dem Andern — Und von dem Augenblick an — Meine gute Sara sagte mir's wol, gleich selbigen Abend — Es ist Alles eingetroffen. — Und welche Seligkeit in Deinen Armen! Wenn meine Sara meine Freuden sehen könnte! Es war ein gutes Geschöpf; sie weinte viel um mich, da ich so krank, so liebeskrank war. Ich hätte sie gern mitgenommen, da ich um Deinetwillen Alles verließ.

Fernando. Alles verließ!

Stella. Fällt Dir das so auf? Ist's denn nicht wahr? Alles verließ! Oder kannst Du in Stella's Munde so was zum Vorwurf mißdeuten? Um Deinetwillen hab' ich lange nicht genug gethan.

Fernando. Freilich! Deinen Onkel, der Dich als Vater liebte, der Dich auf den Händen trug, dessen Wille Dein Wille war, das war nicht viel? Das Vermögen, die Güter, die alle Dein waren, Dein worden wären, das war nichts? Den Ort, wo Du von Jugend auf lebtest, Dich zerrent hattest — Deine Gespielen —

Stella. Und das Alles, Fernando, ohne Dich! Was war mir's vor Deiner Liebe? Aber da, als die in meiner Seele aufging, da hatt' ich erst Fuß in der Welt gefaßt — Zwar muß ich Dir gestehn, daß ich manchmal in einsamen Stunden dachte: „Warum konnt' ich das nicht Alles mit ihm genießen? Warum mußten wir fliehen? Warum nicht im Besitz von dem Allen bleiben? Hätte ihm mein Onkel meine Hand verweigert? — Nein! — Und warum fliehen?" — O, ich habe für Dich wieder Entschuldigungen genug gefunden! Für Dich, da hat mir's nie gemangelt! Und wenn's Grille wäre, sagte ich — wie Ihr denn eine Menge Grillen habt — wenn's Grille wäre, das Mädchen so heimlich als Beute für sich zu haben! — Und wenn's Stolz wäre, das Mädchen so allein, ohne Zugabe zu haben! Du kannst denken, daß mein Stolz nicht wenig dabei interessirt war, sich das Beste glauben zu machen; und so kamst Du nun glücklich durch.

Fernando. Ich verzehe.

Anchen (kommt). Verzeihen Sie, gnädige Frau! Wo bleiben

Sie, Herr Hauptmann? Alles ist aufgepackt, und nun fehlt's an Ihnen. Die Mamsell hat schon ein Laufens, ein Befehlens heut verübt, daß es unleidlich war; und nun bleiben Sie aus!

Stella. Geh, Fernando, bring sie hinüber! Zahl das Postgeld für sie, aber sei gleich wieder da!

Annchen. Fahren Sie denn nicht mit? Die Mamsell hat eine Chaise zu Dreien bestellt, Ihr Bedienter hat ja aufgepackt.

Stella. Fernando, das ist ein Irrthum!

Fernando. Was weiß das Kind?

Annchen. Was ich weiß? Freilich sieht's kurios aus, daß der Herr Hauptmann mit dem Frauenzimmer fort will von der gnädigen Frau, seit sie bei Tisch Bekanntschaft mit Ihnen gemacht hat. Das war wol ein zärtlicher Abschied, als Sie ihr zur gesegneten Mahlzeit die Hand drückten?

Stella (verlegen). Fernando!

Fernando. Es ist ein Kind!

Annchen. Glauben Sie's nicht, gnädige Frau! Es ist Alles aufgepackt; der Herr geht mit.

Fernando. Wohin? Wohin?

Stella. Verlaß uns, Annchen! (Annchen ab.) Reiß mich aus der entsetzlichen Verlegenheit! Ich fürchte nichts, und doch ängstet mich das Kindergeschwätz. — Du bist bewegt, Fernando! Ich bin, Deine Stella!

Fernando (sich umwendend und sie bei der Hand fassend). Du bist meine Stella!

Stella. Du erschreckst mich, Fernando! Du siehst wild.

Fernando. Stella, ich bin ein Böswicht und feig und vermag vor Dir nichts. Fliehen! — Hab' das Herz nicht, Dir den Dolch in die Brust zu stoßen und will Dich heimlich vergiften, ermorden, Stella!

Stella. Um Gottes willen!

Fernando (mit Wuth und Zittern). Und nur nicht sehn ihr Elend, nicht hören ihre Verzweiflung! Fliehen! —

Stella. Ich halt's nicht aus!

(Sie will sinken und hält sich an ihn.)

Fernando. Stella, die ich in meinen Armen fasse! Stella, die Du mir Alles bist! Stella! — (kalt) Ich verlasse Dich!

Stella (verwirrt lächelnd). Mich!

Fernando (mit Zähneknirschen). Dich! Mit dem Weibe, das Du gesehen hast! Mit dem Mädchen!

Stella. Es wird so Nacht!

Fernando. Und dieses Weib ist meine Frau. —

(Stella sieht ihn starr an und läßt die Arme sinken.)

Fernando. Und das Mädchen ist meine Tochter! Stella! (Er bemerkt erst, daß sie in Ohnmacht gefallen ist.) Stella! (Er bringt sie auf einen Sitz.) Stella! — Hilfe! Hilfe!

Cäcilie, Lucie kommen.

Fernando. Seht, seht den Engel! Er ist dahin! Seht! — Hilfe! (Sie bemühen sich um sie.)

Lucie. Sie erholt sich.

Fernando (fnumm sie aufstehend). Durch Dich! Durch Dich! (Ab.)

Stella. Wer? Wer? — (Aufstehend.) Wo ist er? (Sie fällt zurück, sieht Die an, die sich um sie bemühen.) Dank Euch! Dank! — — Wer seid Ihr? —

Cäcilie. Beruhigen Sie Sich! Wir sind's.

Stella. Ihr! — Seid Ihr nicht fort? — Seid Ihr*) — Gott! — wer sagte mir's? — Wer bist Du — Bist Du? — (Cäcilie bei den Händen fassend.) Nein! Ich halt's nicht aus!

Cäcilie. Beste! Liebste! Ich schließ' Dich Engel an mein Herz.

Stella. Sag mir, — es liegt tief in meiner Seele — Sag mir — bist Du —

Cäcilie. Ich bin — ich bin sein Weib! —

Stella (aufspringend, sich die Augen zuhaltend). Und ich? — (Sie geht verwirrt auf und ab.)

Cäcilie. Kommen Sie in Ihr Zimmer!

Stella. Woran erinnerst Du mich? Was ist mein?**) — Schrecklich! Schrecklich! — Sind das meine Bäume, die ich pflanzte, die ich erzog? Warum in dem Augenblick mir Alles so fremd wird? — Verstoßen! — Verloren! — Verloren auf ewig! Fernando! Fernando!

Cäcilie. Geh, Lucie, such Deinen Vater!

Stella. Um Gottes Barmherzigkeit! Halt! — Weg! Laß ihn nicht kommen! Entfern Dich!— Vater! — Gatte!

Cäcilie. Süße Liebe!

Stella. Du liebst mich? Du drückst mich an Deine Brust? — — Nein! Nein — Laß mich! — Verstoß mich! — (An ihrem Halse.) Noch einen Augenblick! Es wird bald aus mit mir sein! Mein Herz! Mein Herz!

*) Die Rede ist abgebrochen. Stella wagt den Gedanken nicht zu Ende zu denken, geschweige denn auszusprechen, daß es Fernando's Weib und Tochter sind.

**) Diese Worte, welche erst in der Ausgabe vom 1787 hinzugefügt sind, hält Tünzer (S. 113) für sehr gut entdeckt; wir glauben, nicht mit Recht. Die Antwort Stella's, der es zum Bewußtsein kommt, daß sie Alles verloren hat, knüpft an das vorangehende Possessivpronomen „Ihr" an.

Lucie. Sie müssen ruhen!

Stella. Ich ertrag' Euern Anblick nicht! Euer Leben hab' ich vergiftet, Euch geraubt Euer Alles — Ihr im Elend; und ich — welche Seligkeit in seinen Armen! (Sie wirft sich auf die Knier.) Könnt Ihr mir vergeben?

Cäcilie. Laß! Laß! (Sie bemühen sich, sie aufzuheben.)

Stella. Hier will ich liegen, flehn, jammern, zu Gott und Euch: „Vergebung! Vergebung!" — (Sie springt auf.) — Vergebung! — Trost gebt mir! Trost! Ich bin nicht schuldig! — Du gabst mir ihn, heiliger Gott im Himmel! Ich hielt ihn fest wie die liebste Gabe aus Deiner Hand — Laß mich! — Mein Herz zerreißt! —

Cäcilie. Unschuldige! Liebe!

Stella (an ihrem Halse). Ich lese in Deinen Augen, auf Deiner Lippe Worte des Himmels. Halt mich! Trag mich! Ich gehe zu Grunde! Sie vergiebt mir! Sie fühlt mein Elend!

Cäcilie. Schwester! Meine Schwester! Erhole Dich, nur einen Augenblick erhole Dich! Glaube, daß Der in unser Herz diese Gefühle legte, die uns oft so elend machen, auch Trost und Hilfe dafür bereiten kann.

Stella. An Deinem Hals laß mich sterben!

Cäcilie. Kommen Sie! —

Stella (nach einer Pause, wild wegfahrend). Laßt mich Alle! Sieh, es drängt sich eine Welt voll Verwirrung und Qual in meine Seele und füllt sie ganz mit unsäglichen Schmerzen — Es ist unmöglich — unmöglich! — So auf einmal! — Ist nicht zu fassen, nicht zu tragen! — (Sie steht eine Weile niedersetzend still, in sich gekehrt, sieht dann auf, erblickt die Beiden, fährt mit einem Schrei zusammen und entflieht.)

Cäcilie. Geh ihr nach, Lucie! Beobachte sie! (Lucie ab.) Sieh herab auf Deine Kinder und ihre Verwirrung, ihr Elend! — Leidend lernt' ich viel.*) Stärke mich! — Und kann der Knoten gelöst werden, heiliger Gott im Himmel, zerreiß ihn nicht!

---

*) Auf die Macht bezüglich, die sie erlangen hat, ihre Leidenschaft zu beherrschen und zu entsagen.

Fünfter Akt.

Stella's Kabinet.

Im Mondenschein.

Stella (Sie hat Fernando's Portrait und ist im Begriff, es von dem Blendrahmen loszumachen). Fülle der Nacht, umgieb mich, fasse mich, leite mich! Ich weiß nicht, wohin ich trete! — — Ich muß, ich will hinaus in die weite Welt. Wohin? Ach, wo'n? — Verbannt aus Deiner Schöpfung! Wo Du, heiliger Mond, auf den Wipfeln meiner Bäume dämmerst, wo Du mit furchtbar lieben Schatten das Grab meiner holden Mina umgiebst, soll ich nicht mehr wandeln? Von dem Ort, wo alle Schätze meines Lebens, alle selige Erinnerungen aufbewahrt sind? — Und Du, worüber ich so oft mit Andacht und Thränen gewohnt habe, Stätte meines Grabes, die ich mir weihte, wo umher alle Wehmuth, alle Wonne meines Lebens dämmert, wo ich noch abgeschieden umherschweben und die Vergangenheit allschmachtend zu genießen hoffte, von Dir auch verbannt sein? — Verbannt sein! — Du bist stumpf, Gott sei Dank! Dein Gehirn ist vernüftet; Du kannst ihn nicht fassen, den Gedanken: „Verbannt sein!" Du würdest wahnsinnig werden. — — Nun! — O, mir ist schwindlich! — Leb wohl! — Lebt wohl!*) Nimmer wiedersehen? — Es ist ein dumpfer Todtenblick in dem Gefühl! Nie wiedersehn? — Fort! Stella! (Sie ergreift das Portrait.) Und Dich sollt' ich zurücklassen? — (Sie nimmt ein Messer und fängt an, die Nägel loszubrechen.) O, daß ich ohne Gedanken wäre, daß ich in dumpfem Schlaf, daß ich in hinreißenden Thränen mein Leben hingäbe! Das ist und wird sein — Du bist elend! — (Das Gemälde nach dem Monde wendend.) Ha, Fernando! Da Du zu mir trafst und mein Herz Dir entgegensprang, fühltest Du nicht das Vertrauen auf Deine Treue, Deine Güte? — Fühltest Du nicht, welch Heiligthum sich Dir eröffnete, als sich mein Herz gegen Dich aufschloß? — Und

*) Seit 1787 steht, wie schon Düntzer (S. 115) bemerkt hat, nach „Lebt wohl!" ein weniger passendes Fragezeichen; es stammt aus dem dritten Hamburg'schen Nachdruck und hat alle seine Berechtigung. Wir beziehen aber das erste „Leb wohl!" auf das von Stella zuletzt Angeredete, die Stätte ihres Grabes, das zweite „Lebt wohl!" auf alle vorher genannten Dinge, von denen ihr der Abschied schwer wird, während Düntzer die umgekehrte Reihenfolge für richtig hält.

Du bebtest nicht vor mir zurück? Verfankst nicht? Entflohst nicht? — Du tonntest meine Unschuld, mein Glück, mein Leben so zum Zeitvertreib pflücken und zerpflücken und am Wege gedankenlos hinstreuen? — Edler! — Ha, Edler! — Meine Jugend! — Meine goldnen Tage! — Und Du träufst die tiefe Tücke im Herzen! — Dein Weib! — Deine Tochter!*) — Und mir war's frei in der Seele, rein wie ein Frühlingsmorgen! — Alles, Alles eine Hoffnung — — Wo bist Du, Stella? — (Das Portrait anschauend.) So groß, so schmeichelnd! — Der Blick war's, der mich ins Verderben riß! — — Ich hasse Dich! Weg! Wende Dich weg! — So dämmernd, so lieb! — Nein! Nein! — Verderber! — Mich? — Mich? — Du? — Mich?**) — (Sie zuckt mit dem Messer nach dem Gemälde.) Fernando! (Sie wendet sich ab, das Messer fällt, sie stürzt mit einem Ausbruch von Thränen vor den Stuhl nieder.) Liebster! Liebster! — Vergebens! Vergebens! —

Bedienter (kommt). Gnädige Frau, wie Sie befahlen, die Pferde sind an der hintern Gartenthür. Ihre Wäsche ist aufgepackt. Vergessen Sie nicht Geld!

Stella. Das Gemälde!

Bedienter (nimmt das Messer auf und schneidet das Gemälde von dem Rahmen und rollt's).

Stella. Hier ist Geld!

Bedienter. Aber warum? —

Stella (einen Moment stillstehend, auf- und umherblickend). Komm! (Ab.)

Saal.

Fernando. Laß mich! Laß mich! Sieh, da faßt's mich wieder mit all der schrecklichen Verworrenheit! — So kalt, so graß liegt Alles vor mir — als wär' die Welt nichts — ich hätte drin nichts verschuldet — — Und sie! — Ha, bin ich nicht elender als Ihr? Was habt Ihr an mich zu fordern? — Was ist nun des Sinnens Ende? — Hier! Und hier! Von einem Ende zum andern! Durchgedacht! Und wieder durchgedacht! Und immer quälender! Immer schrecklicher! — — (Sich die Stirn haltend.) Wo's

*) Die ganze Stelle bis zu dem Worte „Hoffnung" bezieht sich nicht auf die unmittelbare, sondern auf die entfernte Vergangenheit, wodurch denn die Worte „Dein Weib! — Deine Tochter!" den Sinn annehmen: „Schon damals gab es also Wesen, die sich so nennen konnten."

**) Mich, die ich Dich so liebte, konntest Du verderben? — Daher denn der schwache, sofort wieder aufgegebene Versuch zur Rache.

zuletzt widerstößt!*) Nirgends vor, nicht hinter sich! Nirgends Rath und Hilfe! — Und diese zwei, diese drei besten weiblichen Geschöpfe der Erde — elend durch mich! — elend ohne mich! — Ach! noch elender mit mir! — Wenn ich klagen könnte, könnt' verzweifeln, könnt' um Vergebung bitten — könnt' in stumpfer Hoffnung nur eine Stunde hinbringen — zu ihren Füßen liegen und in theilnehmendem Elend Seligkeit genießen! — Wo sind sie? — Stella, Du liegst auf Deinem Angesichte, blickst sterbend nach dem Himmel und ächzest: „Was hab' ich Blume verschuldet, daß mich Dein Grimm so niederknickt? Was hatte ich Arme verschuldet, daß Du diesen Bösewicht zu mir führtest?" — Cäcilie! Mein Weib! O mein Weib! — Elend! Elend! Tiefes Elend! — Welche Seligkeiten vereinigen sich, um mich elend zu machen! Gatte! Vater! Geliebter! — Die besten, edelsten weiblichen Geschöpfe! — Dein! Dein! — Kannst Du das fassen, die dreifache unsägliche Wonne? — Und nur die ist's, die Dich so ergreift, die Dich zerreißt! — Jede fordert mich ganz — Und ich? — Hier ist's zu!**) — Tief' Unergründlich! — — Sie wird elend sein! Stella, bist elend! — Was hab' ich Dir geraubt? Das Bewußtsein Deiner selbst, Dein junges Leben! — Stella! — Und ich bin so kalt? (Er nimmt eine Pistole vom Tisch.) Doch, auf alle Fälle! — (Er ladet.)

Cäcilie kommt. Mein Bester, wie ist's uns? — (Sie sieht die Pistolen.) Das sieht ja reisefertig aus!

Fernando (legt sie nieder).

Cäcilie. Mein Freund! Du scheinst mir gelassener. Kann man ein Wort mit Dir reden?

Fernando. Was willst Du, Cäcilie? Was willst Du, mein Weib?

Cäcilie. Nenne mich nicht so, bis ich ausgeredet habe! Wir sind nun wol sehr verworren; sollte das nicht zu lösen sein? Ich hab' viel gelitten, und darum nichts von gewaltsamen Entschlüssen! Vernimmst Du mich, Fernando?

Fernando. Ich höre.

Cäcilie. Nimm's zu Herzen! Ich bin nur ein Weib, ein kummervolles, klagendes Weib; aber Entschluß ist in meiner Seele. — Fernando — Ich bin entschlossen — Ich verlasse Dich!

*) Ausdruck der widersprechenden Empfindungen und Entschlüsse, die ihn bewegen; ähnlich wird dasselbe Wort gebraucht Werke XVI, S. 242, Z. 9 u. o. a. Stellen.

**) In meinem Kopfe. Ich weiß keinen Ausweg.

Fernando (spottend.*) Kurz und gut?

Cäcilie. Meinſt Du, man müſſe hinter der Thür Abſchied nehmen, um zu verlaſſen, was man liebt?

Fernando. Cäcilie!

Cäcilie. Ich werfe Dir nichts vor, und glaube nicht, daß ich Dir ſo viel aufopfere! Bisher beklagte ich Deinen Verluſt; ich härmte mich ab über das, was ich nicht ändern konnte. Ich finde Dich wieder; Deine Gegenwart flößt mir neues Leben, neue Kraft ein. Fernando, ich fühle, daß meine Liebe zu Dir nicht eigennützig iſt, nicht die Leidenſchaft einer Liebhaberin, die Alles dahingäbe, den erflehten Gegenſtand zu beſitzen. Fernando! Mein Herz iſt warm und voll für Dich; es iſt das Gefühl einer Gattin, die aus Liebe ſelbſt ihre Liebe hinzugeben vermag.

Fernando. Nimmer! Nimmer!

Cäcilie. Du fährſt auf?

Fernando. Du marterſt mich.

Cäcilie. Du ſollſt glücklich ſein! Ich habe meine Tochter — und einen Freund an Dir. Wir wollen ſcheiden, ohne getrennt zu ſein. Ich will entfernt von Dir leben und ein Zeuge Deines Glücks bleiben. Deine Vertraute will ich ſein; Du ſollſt Freude und Kummer in meinen Buſen ausgießen. Deine Briefe ſollen mein einziges Leben ſein, und die meinen ſollen Dir als ein lieber Beſuch erſcheinen. — Und ſo bleibſt Du mein, biſt nicht mit Stella verbannt in einen Winkel der Erde; wir lieben uns, nehmen Theil an einander! Und ſo, Fernando, gieb mir Deine Hand drauf!

Fernando. Als Scherz wär's zu grauſam, als Ernſt iſt's unbegreiflich! — Wie's nun will, Beſte! — Der kalte Sinn löſt den Knoten nicht. Was Du ſagſt, klingt ſchön, ſchmeckt ſüß. Wer nicht fühlte, daß darunter weit mehr verborgen liegt, daß Du Dich ſelbſt betriegſt, indem Du die marterndſten Gefühle mit einem blendenden, eingebildeten Troſte ſchweigen machſt! Nein, Cäcilie! Mein Weib, nein! — Du biſt mein — ich bleibe Dein — Was ſollen hier Worte? Was ſoll ich die Warum's Dir vortragen? Die Warum's ſind ſo viel Lügen. Ich bleibe Dein, oder —

Cäcilie. Nun denn! — Und Stella?

---

*) Fernando's Spott ſoll nur ſeinen Unglauben an eine Löſung bezeichnen, über die er ſelbſt ſo vergeblich nachgedacht hat, an eine Löſung von Herzensfragen durch den Verſtand; in ähnlichem Sinne z. B. 35 „die Warum's ſind ſo viel Lügen" — nämlich als Gründe des Verſtandes für eine ſolche Sache aufgeſtellt werden können.

Fernando (fährt auf und geht wild auf und ab).

Cäcilie. Wer betriegt sich? Wer betäubt seine Qualen durch einen kalten, ungefühlten, ungedachten, vergänglichen Trost? Ja, Ihr Männer kennt Euch.

Fernando. Ueberhebe Dich nicht Deiner Gelassenheit! — Stella! Sie ist elend! Sie wird ihr Leben fern von mir und Dir ausjammern. Laß sie! Laß mich!

Cäcilie. Wohl, glaube ich, würde ihrem Herzen die Einsamkeit thun, wohl ihrer Zärtlichkeit, uns wieder vereinigt zu wissen. Jetzo macht sie sich bittere Vorwürfe. Sie würde mich immer für unglücklicher halten, wenn ich Dich verließ', als ich wäre; denn sie berechnete mich nach sich. Sie würde nicht ruhig leben, nicht lieben können, der Engel, wenn sie fühlte, daß ihr Glück Raub wäre. Es ist ihr besser —

Fernando. Laß sie fliehen! Laß sie in ein Kloster!

Cäcilie. Wenn ich nun aber wieder so denke: „Warum soll sie denn eingemauert sein? Was hat sie verschuldet, um eben die blühendsten Jahre, die Jahre der Fülle, der reifenden Hoffnung hinzutrauern, verzweifelnd am Abgrund hinzujammern, geschieden zu sein von ihrer lieben Welt, — von Dem, den sie so glühend liebt, — von Dem, der sie — Nicht wahr, Du liebst sie, Fernando?

Fernando. Ha, was soll das? Bist Du ein böser Geist in Gestalt meines Weibes? Was kehrst Du mein Herz um und um? Was zerreißest Du das Zerrissene? Bin ich nicht zerstört, zerrüttet genug? Verlaß mich! Ueberlaß mich meinem Schicksal! — Und Gott erbarme sich Euer! (Er wirft sich in einen Sessel.)

Cäcilie (tritt zu ihm und nimmt ihn bei der Hand). Es war einmal ein Graf —

Fernando (will aufspringen, sie hält ihn).

Cäcilie. Ein deutscher Graf. Den trieb ein Gefühl frommer Pflicht von seiner Gemahlin, von seinen Gütern, nach dem gelobten Lande —

Fernando. Ha!

Cäcilie. Er war ein Biedermann; er liebte sein Weib, nahm Abschied von ihr, empfahl ihr sein Hauswesen, umarmte sie und zog. Er zog durch viele Länder, kriegte und ward gefangen. Seiner Sklaverei erbarmte sich seines Herrn Tochter; sie löste seine Fesseln, sie flohen. Sie geleitete ihn aufs Neue durch alle Gefahren des Krieges — der liebe Waffenträger! — Mit Sieg bekrönt, ging's nun zur Rückreise — zu seinem edeln Weibe! — Und sein Mädchen? — Er fühlte Menschheit! — Er glaubte an Menschheit und nahm sie mit. — Sieh da, die wackre Hausfrau,

die ihrem Gemahl entgegeneilt, sieht all' ihre Treue, all' ihr Vertrauen, ihre Hoffnungen belohnt, ihn wieder in ihren Armen. Und dann daneben seine Ritter, mit stolzer Ehre von ihren Rossen sich auf den vaterländischen Boden schwingend, seine Knechte, abladend die Beute, sie zu ihren Füßen legend, und sie, schon in ihrem Sinn das all' in ihren Schränken aufbewahrend, schon ihr Schloß mit ausstierend, ihre Freunde mit beschenkend — Edles, theures Weib, der größte Schatz ist noch zurück! — Wer ist's, die dort verschleiert mit dem Gefolge naht? Sanft steigt sie vom Pferde — — „Hier!" — rief der Graf, sie bei der Hand fassend, sie seiner Frau entgegenführend, — „Hier, sieh das Alles — und sie! Nimm's aus ihren Händen — nimm mich aus ihren Händen wieder! Sie hat die Ketten von meinem Halse geschlossen, sie hat den Winden befohlen, sie hat mich erworben — hat mir gedient, mein gewartet! — Was bin ich ihr schuldig? — Da hast Du sie! — Belohn sie!"

Fernando (liegt schluchzend mit den Armen über Tisch gebreitet).

Cäcilie. An ihrem Halse rief das treue Weib, in tausend Thränen rief sie: „Nimm Alles, was ich Dir geben kann! Nimm die Hälfte Deß, der ganz Dein gehört — Nimm ihn ganz! Laß mir ihn ganz! Jede soll ihn haben, ohne der Andern was zu rauben — Und," rief sie an seinem Halse, zu seinen Füßen: „Wir sind Dein!" — — Sie faßten seine Hände, hingen an ihm — und Gott im Himmel freute sich der Liebe, und sein heiliger Statthalter*) sprach seinen Segen dazu. Und ihr Glück und ihre Liebe faßte selig eine Wohnung, ein Bett und ein Grab.

Fernando. Gott im Himmel! **)Welch ein Strahl von Hoffnung dringt herein!

Cäcilie. Sie ist da! Sie ist unser! (Nach der Kabinetsthüre.) Stella!

Fernando. Laß sie! Laß mich! (Im Begriff wegzugehen.)

Cäcilie. Bleib! Höre mich!

Fernando. Der Worte sind schon genug. Was werden kann, wird werden. Laß mich! In diesem Augenblick bin ich nicht vorbereitet, vor Euch Beiden zu stehen. (Ab.)

Cäcilie. Der Unglückliche! Immer so einsilbig, immer dem freundlichen, vermittelnden Wort widerstrebend, und sie ebenso! Es muß mir doch gelingen. (Nach der Thüre.) Stella! Höre mich, Stella!

*) Genau nach der Sage.

**) Von dieser Stelle an bis zum Ende der neue Schluß, welcher seit 1806 für die Aufführungen benutzt, aber erst 1816 in die Ausgaben aufgenommen wurde.

Lucie kommt.

Lucie. Ruf ihr nicht! Sie ruht, von einem schweren Leiden ruht sie einen Augenblick. Sie leidet sehr; ich fürchte, meine Mutter, mit Willen; ich fürchte, sie stirbt.

Cäcilie. Was sagst Du?

Lucie. Es war nicht Arzenei, fürcht' ich, was sie nahm.

Cäcilie. Und ich hätte vergebens gehofft? O, daß Du Dich täuschtest! — Fürchterlich! — Fürchterlich!

Stella (an der Thür). Wer ruft mich? Warum weckt Ihr mich? Welche Zeit ist's? Warum so frühe?

Lucie. Es ist nicht frühe, es ist Abend.

Stella. Ganz recht, ganz wohl, Abend für mich.

Cäcilie. Und so täuschest Du uns!

Stella. Wer täuschte Dich? Du.

Cäcilie. Ich brachte Dich zurück, ich hoffte.

Stella. Für mich ist kein Bleibens.

Cäcilie. Ach, hätte ich Dich ziehen lassen, reisen, eilen, ans End der Welt!

Stella. Ich bin am Ende.

Cäcilie (zu Lucien, die indessen ängstlich hin und wieder gelaufen ist). Was zauderst Du? Eile, rufe um Hilfe!

Stella (die Lucien anfaßt). Nein, verweile! (Sie lehnt sich auf Beide, und sie kommen weiter hervor.) An Euerm Arm dachte ich durchs Leben zu gehen; so führt mich zum Grabe! (Sie führen sie langsam hervor und lassen sie auf der rechten Seite auf einen Sessel nieder.)

Cäcilie. Fort, Lucie, fort! Hilfe! Hilfe!

(Lucie ab.)

Stella. Mir ist gebessen!

Cäcilie. Wie anders glaubt' ich! Wie anders hofft' ich!

Stella. Du Gute, Duldende, Hoffende!

Cäcilie. Welch entsetzliches Schicksal!

Stella. Tiefe Wunden schlägt das Schicksal, aber oft heilbare. Wunden, die das Herz dem Herzen schlägt, das Herz sich selber, die sind unheilbar, und so — laß mich sterben!

Fernando kommt.

Fernando. Uebereilte sich Lucie, oder ist die Botschaft wahr? Laß sie nicht wahr sein, oder ich fluche Deiner Großmuth, Cäcilie, Deiner Langmuth.

Cäcilie. Mir wirft mein Herz nichts vor. Euer Wille ist höher als aller Erfolg. Eile nach Rettung! Sie lebt noch, sie gehört uns noch.

Stella (die aufblickt und Fernando's Hand faßt). Willkommen! Laß mir Deine Hand, (zu Cäcilien) und Du die Deine! „Alles um Liebe" war die Losung meines Lebens. Alles um Liebe, und so nun auch den Tod! In den seligsten Augenblicken schwiegen wir und verstanden uns, (sucht die Hände beider Gatten zusammenzubringen) und nun laßt mich schweigen und ruhen! (Sie stützt auf ihren rechten Arm, der über den Tisch gelehnt ist).

Fernando. Ja, wir wollen schweigen, Stella, und ruhen. (Er geht langsam nach dem Tische linker Hand.)

Cäcilie (in ungeduldiger Bewegung). Lucie kommt nicht, Niemand kommt. Ist denn das Haus, ist denn die Nachbarschaft eine Wüste? Fasse Dich, Fernando! Sie lebt noch. Hunderte sind vom Todeslager aufgestanden, aus dem Grabe sind sie wieder aufgestiegen. Fernando, sie lebt noch. Und wenn uns Alles verläßt und hier kein Arzt ist, keine Arznei, so ist doch Einer im Himmel, der uns hört. (Auf den Knien, in der Nähe von Stella.) Höre mich! Erhöre mich, Gott! Erhalte sie uns, laß sie nicht sterben! (Fernando hat mit der linken Hand ein Pistol ergriffen und geht langsam ab. Cäcilie, wie vorher, Stella's linke Hand fassend.) Ja, sie lebt noch, ihre Hand, ihre liebe Hand ist noch warm. Ich lasse Dich nicht, ich fasse Dich mit der ganzen Gewalt des Glaubens und der Liebe. Nein, es ist kein Wahn! Eifriges Gebet ist stärker denn irdische Hilfe. (Aufstehend und sich umkehrend.) Er ist hinweg, der Stumme, Hoffnungslose. Wohin? O, daß er nicht den Schritt wagt, wohin sein ganzes sturmvolles Leben sich hindrängte! Zu ihm! (Indem sie fort will, wendet sie sich nach Stella.) Und Diese laß' ich hilflos hier? Großer Gott! Und so stehe ich im fürchterlichsten Augenblick zwischen Zweien, die ich nicht trennen und nicht vereinigen kann.

(Es fällt in der Ferne ein Schuß.)

Cäcilie. Gott! (Will dem Schall nach.)

Stella (sich mühsam aufrichtend). Was war das? Cäcilie, Du stehst so ferne. Komm näher, verlaß mich nicht! Es ist mir so bange. O meine Angst! Ich sehe Blut fließen. Ist's denn mein Blut? Es ist nicht mein Blut. Ich bin nicht verwundet, aber todtkrank — Es ist doch mein Blut!

Lucie (kommt). Hilfe, Mutter, Hilfe! Ich renne nach Hilfe, nach dem Arzte, sprenge Boten fort; aber ach, soll ich Dir sagen? Ganz andrer Hilfe bedarf's. Mein Vater fällt durch seine eigne Hand, er liegt im Blute. (Cäcilie will fort, Lucie hält sie.) Nicht dahin, meine Mutter! Der Anblick ist hilflos und erregt Verzweiflung.

Stella (die halb aufgerichtet aufmerksam zugehört hat, faßt Cäciliens Hand). So wäre es geworden? (Sich aufrichtend und an Cäcilien und

Lucien lehnend.) Kommt, ich fühle mich wieder stark, kommt zu ihm! Dort laßt mich sterben!

Cäcilie. Du wankst, Deine Kniee tragen Dich nicht. Wir tragen Dich nicht. Auch mir ist das Mark aus den Gebeinen.

Stella (sinkt an den Sessel nieder). Am Ziele denn! So gehe Du hin, zu Dem, dem Du angehörst! Nimm seinen letzten Seufzer, sein letztes Röcheln auf! Er ist Dein Gatte. Du zauderst? Ich bitte, ich beschwöre Dich. Dein Bleiben macht mich unruhig. (Mit Bewegung, doch schwach.) Bedenke, er ist allein, und gehe!

(Cäcilie mit Heftigkeit ab).

Lucie. Ich verlasse Dich nicht, ich bleibe bei Dir.

Stella. Nein, Lucie! Wenn Du mir wohl willst, so eile! Fort! fort! laß mich ruhen! Die Flügel der Liebe sind gelähmt, sie tragen mich nicht zu ihm hin. Du bist frisch und gesund. Die Pflicht sei thätig, wo die Liebe verstummt! Fort zu Dem, dem Du angehörst! Er ist Dein Vater. Weißt Du, was das heißt? Fort, wenn Du mich liebst, wenn Du mich beruhigen willst!

(Lucie entfernt sich langsam und ab.)

Stella (sinkend). Und ich sterbe allein.

Neueröffnetes

moralisch-politisches Puppenspiel.

Prolog.

Künstlers Erdewallen.

Das Jahrmarktsfest zu Plundersweilern.

Ein Fastnachtsspiel vom Pater Brey

Künstlers Apotheose.

Das Neueste von Plundersweilern.

Satyros.

Vorbemerkung des Herausgebers.

Die nächstfolgenden sechs Dichtungen, mehr dramatische Skizzen und lose an einander gereihte Scenen als wirklich ausgeführte Dramen, die eine von ihnen sogar ohne Dialog, gehören sowol äußerlich als ihrer innern Verwandtschaft nach zusammen. Aeußerlich insofern, als Goethe „des Künstlers Erdewallen", „das Jahrmarktsfest zu Plundersweilern" und „ein Fastnachtsspiel, auch wohl zu tragieren nach Ostern, vom Pater Brey, dem falschen Propheten" unter dem Titel: „Neu eröffnetes moralisch-politisches Puppenspiel", 1774 als besondere Schrift herausgeben ließ*) und in den Ausgaben seiner Werke später jedem dieser drei Stücke wieder einen Pendant, wenn auch in verschiedener Weise hinzufügte. Für „Künstlers Erdewallen" geschah dies mit „Künstlers Apotheose", die im September 1788 in Gotha vollendet wurde, für „das Jahrmarktsfest zu Plundersweilern" mit dem Weihnachten 1781 geschriebenen Gedichte „das Neueste von Plundersweilern"; neben das „Fastnachtsspiel vom Pater Brey" endlich wurde der erst 1817 gedruckte, aber spätestens 1774 verfaßte „Satyros oder der vergötterte Waldteufel" gestellt. Aber alle diese Schriften stehen auch in innerer Verwandtschaft zu einander; sie sind sämmtlich und ebenso auch die drei nächstfolgenden: „Hanswurſts Hochzeit", „Bahrdt" und „Götter, Helden und Wieland" satirischer oder po-

*) Goethe hatte das Ganze seinem Freunde Klinger geschenkt, damit dieser es zu seinem Vortheile herausgeben sollte. (Briefe an und von Merck I. 344.)

lemischer Natur. „Inzwischen geschehen," sagt Goethe selbst, indem er seine literarische Thätigkeit in den Jahren 1769 bis 1775 am Anfange der Tag- und Jahreshefte skizzirt, „kühnere Griffe in die tiefere Menschheit; es entsteht ein leidenschaftlicher Widerwille gegen mißleitende, beschränkte Theorien; man widersetzt sich dem Anpreisen falscher Muster. Alles dieses, und was daraus folgt, ward tief und wahr empfunden, oft aber einseitig und ungerecht ausgesprochen. Nachstehende Produktionen, „Faust", die „Puppenspiele," „Prolog zu Bahrdt" sind in diesem Sinne zu beurtheilen." — Von gleicher Wichtigkeit für den Maaßstab, den man an diese Produktionen des Augenblicks zu legen, und für den Standpunkt, den man für ihr Verständniß einzunehmen hat, ist eine zweite Stelle, die sich im dreizehnten Buch von „Dichtung und Wahrheit" findet. Von der Neigung berichtend, die sich bei ihm und seinen Freunden damals entwickelt hätte, Alles, was im Leben einigermaßen Bedeutendes vorgegangen wäre, zu dramatisiren, fährt er fort: „Durch ein geistreiches Zusammensein an den heitersten Tagen aufgeregt, gewöhnte man sich, in augenblicklichen kurzen Darstellungen alles dasjenige zu zersplittern, was man sonst zusammengehalten hätte, um größere Kompositionen daraus zu erbauen. Ein einzelner einfacher Vorfall, ein glücklich naives, ja ein albernes Wort, ein Mißverstand, eine Paradoxie, eine geistreiche Bemerkung, persönliche Eigenheiten oder Angewohnheiten, ja eine bedeutende Miene, und was nur immer in einem bunten, rauschenden Leben vorkommen mag, Alles ward in Form des Dialogs, der Katechisation, einer bewegten Handlung, eines Schauspiels dargestellt, manchmal in Prosa, öfters in Versen."

Wenn sich die Anführung dieser längeren Stellen nicht

entbehren ließ, weil sie Fingerzeige des Dichters für das Verständniß seiner eigenen Arbeiten enthalten, so muß gleichwol noch auf ein zweites Mittel zu diesem Zwecke hingewiesen werden, auf die genauere Kenntniß des Lebens, wie es Goethe und seine Freunde in den Jahren 1772—1775 in Frankfurt führten, für welches wir hier außer auf die Biographien namentlich noch auf die trefflichen Arbeiten von Düntzer (Frauenbilder aus Goethe's Jugendzeit) und Abeken (Goethe in den Jahren 1771—1775) verweisen können. Aber gleichwol läßt sich nicht verhehlen, daß trotzdem auch wir eben darüber klagen müssen, worüber schon die gleichzeitige Kritik klagte, daß nämlich nicht wenige Beziehungen im Einzelnen uns dunkel und unverständlich bleiben, infolge dessen denn auch in Manchem die Ansichten der Forscher auf diesem Gebiete bedeutend von einander abweichen. Ebenso ist es auch mit der Zeit der Abfassung der einzelnen Schriften, die, wie wir sehen werden, wenn wir jetzt auf dieselben eingehen, sich nur in wenigen Fällen mit absoluter Sicherheit angeben läßt.

1. **„Künstlers Erdewallen"** ist von den beiden andern Stücken, die mit diesem gemeinsam das „Neueröffnete moralische Puppenspiel" bilden, anfangs niemals getrennt worden. Von allen dreien erschien noch 1774 ein Gießener Nachdruck, 1775 wurden alle drei, und mit ihnen zugleich der **„Prolog zu Bahrdt"**, so wie die Farce **„Götter, Helden und Wieland"** in der Jahresschrift **„Rheinischer Most"** (Erster Herbst, 1775) abgedruckt und machten dann ihren Weg durch die drei Himburg'schen Nachdrucke (1776, 1777 und 1779). Spätere Nachdrucke können hier füglich unerwähnt bleiben. Als Goethe die erste ächte Ausgabe seiner Schriften besorgte, trennte er die drei zusammengehörigen Stücke, und so finden

sich in dem achten Bande derselben (1789) „das Jahrmarktsfest zu Plundersweilern“ mit dem ursprünglich für alle giltigen „Prologe“ und „Künstlers Erdewallen“ an verschiedenen Stellen; das „Fastnachtsspiel vom Pater Brey“ wurde aber ganz weggelassen und erst 1808 in dem achten Bande der damals erscheinenden Ausgabe wieder an seine alte Stelle gebracht. — Ueber die Zeit der Abfassung von „Künstlers Erdewallen“ ist uns nichts Genaueres bekannt; doch läßt die Verwandtschaft mit Ton und Inhalt einiger Gedichte in der Abtheilung „Kunst“, z. B. „Künstlers Abendlied“, „Kenner und Künstler“, „Sendschreiben“ u. a. (Ged., II. 188 ff.) mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit auf das Ende des Jahres 1773 oder die ersten Monate des folgenden schließen.

2. „Das Jahrmarktsfest zu Plundersweilern“ hat vor seiner Aufnahme in die obengenannte Ausgabe eine wesentliche Umwandlung erlitten. Schon in dem ältesten Drucke erschien dasselbe mit einer offen gelassenen Zensurlücke von zehn Zeilen (S. 41), die die Berliner und andre Nachdrucker natürlich nicht ergänzen konnten, da sie das Manuskript nicht hatten. Für die neue Ausgabe aber ließ Goethe die ganze Scene, in welcher jene Lücke war, und ebenso eine andre, die mit jener zusammen das Zwischenspiel bildete, vollständig fort und legte dafür die beiden viel längeren Scenen ein, welche jetzt zwischen Ahasverus und Haman und zwischen Esther und Mardochai spielen. Sie sind sowol der Form wie dem Inhalte nach vollständig anders; der Form nach, insofern die kurzen, nach dem Muster der älteren deutschen Dichtung gebildeten Verse durch Alexandriner ersetzt wurden, dem Inhalte nach, da an die Stelle der Angriffe gegen den seichten Rationalismus, sowie gegen die übergefühlselige Schwärmerei in Lavater's Sinne eine

Verspottung der französischen Tragödie und ihres Pseudo-Klassicismus trat. Wir theilen zur Prüfung dieser Bemerkung die beiden neugestalteten Scenen, die zuerst 1842 im 57. Bande der Taschenausgabe, allerdings mit Auslassung von vier Zeilen aus der Rede des Mardochai, veröffentlicht wurden, in der Textrevision vollständig mit. Aber auch hiermit begnügte sich Goethe noch nicht. Abgesehen von stilistischen Aenderungen, wurde auch eine Reihe anderer Stellen umgearbeitet, und zwar leider gerade solche, die das kleine Drama als charakteristisch für die Zeit seines Entstehens erscheinen lassen; andre wiederum wurden, hauptsächlich wol nur, um dem Ganzen eine gewisse Abrundung zu geben, hinzugefügt. — Nach dieser Umwandlung wird es allerdings noch schwerer, dasjenige zu erkennen und wiederzufinden, wozu uns Goethe durch seine Bemerkung im dreizehnten Buch von „Dichtung und Wahrheit" wenn auch nicht auffordert, so doch wenigstens reizt. „Man ließ," sagt er von der damaligen Zeit, „Gegenstände, Begebenheiten, Personen an und für sich so wie in allen Verhältnissen bestehen, man suchte sie nur deutlich zu fassen und lebhaft abzubilden. — Man könnte diese Produktionen belebte Sinngedichte nennen, die ohne Schärfe und Spitzen mit treffenden und entscheidenden Zügen reichlich ausgestattet waren. Das „Jahrmarktsfest" ist ein solches oder vielmehr eine Sammlung solcher Epigramme. Unter allen dort auftretenden Masken sind wirkliche, in jener Societät lebende Glieder oder ihr wenigstens verbundene und einigermaßen bekannte Personen gemeint; aber der Sinn des Räthsels blieb den Meisten verborgen; Alle lachten, und Wenige wußten, daß ihnen ihre eigensten Eigenheiten zum Scherze dienten." — Diese persönlichen Beziehungen, an deren

wirklichem Vorhandensein nicht zu zweifeln ist, sind für uns fast sämmtlich verloren gegangen; jedenfalls aber bildete die theilweise Bekanntschaft mit denselben einen Hauptreiz bei den Aufführungen des „Jahrmarktsfestes," die Goethe am 20. Oktober und am 6. November 1778 in Ettersburg veranstaltete; indessen wurde auch schon bei diesen nicht mehr die älteste Gestalt des Stückes festgehalten, sondern jedenfalls Einiges neu eingelegt, so z. B. die kleine Rolle des Marmottenbuben. Wieland in einem Briefe an Merck (Briefe an M., I. 148) berichtet ausführlich von den Vorbereitungen, die zu der ersten dieser Darstellungen getroffen wurden, und nehmen wir noch dasjenige hinzu, was Riemer erzählt (II. 74) und was Schöll in den Briefen an Frau von Stein (I. 187) hinzufügt, so läßt sich fast der vollständige Theaterzettel herstellen. Goethe gab den Marktschreier, Haman und Mardochai, Korona Schröter, die seit Kurzem in Weimar lebte, die Tyrolerin, die Hofdamen Fräulein von Wöllwarth und von Göchhausen das Pfefferkuchenmädchen und die Gouvernante; Frau Wolf, die Gattin des Kapellmeisters und Kammerfrau der Herzogin Amalie, war Esther, ein junger Leyser der Marmottenbub. Zu dem günstigen Eindruck, den nach den verschiedenen Berichten das Ganze machte, werden sicher auch die extemporirten Stellen beigetragen haben, an denen Goethe es bei solchen Gelegenheiten nicht fehlen ließ.

3. Auch das „**Fastnachtsspiel vom Pater Brey**" beruht auf solchen persönlichen Verhältnissen. Goethe erzählt im dreizehnten Buche von „Dichtung und Wahrheit", daß er in ihm einen zarten und weichen jener Zunftgenossen dargestellt habe, die auf ihre eigene Hand hin- und herzogen, sich in jeder Stadt vor Anker legten und wenigstens in einigen Familien Einfluß zu gewinnen suchten. Kurz zu-

vor aber hatte er eine ausführliche Schilderung von dem Leben und Wesen des Elsassers Leuchsenring gegeben, der (1746 geboren) 1769 als Hessen-Darmstädtischer Rath den Erbprinzen von Hessen zur Universität nach Leyden und später nach Paris begleitet hatte (Briefe an J. H. Merck, I. 33), indessen schon im Frühjahr 1771 wieder in Darmstadt war. (Ausgewählte Briefe von C. M. Wieland, III. 53.) Er stand in ausgebreitetem Verkehr mit einer Reihe bedeutender Persönlichkeiten seiner Zeit, mit Herder, Wieland, Gleim, den beiden Jacobi, Sophie von La Roche und namentlich mit Lavater, der ihn in einem Briefe an Herder in seltsamer Weise mit Goethe parallel stellt: „Goethe," schreibt er etwa im Dezember 1773 (Aus Herder's Nachlaß, I. 78), „nennt mich Bruder — und wie soll ich ihn nennen, den Einzigen! — Ich habe noch keinen bessern Menschen gesehen als Leuchsenring; aber — er ist mir zu stark, zu schwer — zu einseitig."

Die Beziehungen zu Herder erlitten eine Trübung durch Leuchsenring's Verkehr in dem Hause des Geheimraths von Hesse zu Darmstadt, in dem er Herder's Braut Karoline Flachsland kennen lernte. Herder, der auch auf Goethe eifersüchtig gewesen war (vgl. die Anmerkung zu dem Gedichte „Felsweihe-Gesang an Psyche", Ged., III. 35), hatte gewiß noch mehr Grund, mit der geistigen Herrschaft unzufrieden zu sein, die Leuchsenring allmählig über seine Braut gewann. Sein Briefwechsel mit ihr, der den dritten Theil von „Herder's Nachlaß" bildet, giebt hiefür eine große Anzahl Belegstellen. „Leuchsenring," schreibt Herder am 21. März 1772, „scheint bei all seinem Vortrefflichen durch seine Reisen und Veränderung der Scenen immer mehr verrückt zu werden. Daß Sie Sich also,

dem 13. und 17. September 1788, an denen Goethe in Gotha war (Briefe an Frau von Stein, III. 310, und Briefwechsel des Großherzogs Karl August und Goethe's, I. 129). So ist es denn gekommen, daß die beiden zusammengehörigen Dichtungen nach Form und Inhalt sehr verschieden sind. In der ersten ist der Ausdruck, ähnlich wie in fast allen gleichzeitigen Produkten, durchaus volksthümlich gehalten; in der zweiten ist er dem der übrigen Werke ähnlich, die unter dem Einflusse Italiens ausgeführt sind. Was ferner den Inhalt anbetrifft, so haben wir im „Erdewallen" eine Art Anticipation von Kunstanschauungen, die Goethe in Wirklichkeit noch nicht gehabt hatte, ähnlich wie er dies selbst von sich in Beziehung auf „Egmont", auf den „Wanderer" (Ged., II. 178) berichtet; die „Apotheose" dagegen beruht auf wirklich gewonnenen Eindrücken, die den Dichter sogar zu der Durchführung des allgemeinen Satzes veranlassen, daß für den Künstler das Bilden nach einzelnen Mustern nicht ausreichend sei, sondern daß er die Kunst auch als solche in ihrer Totalität kennen lernen müsse. Ich möchte demnach auf Sätze, wie sie der letzte der auftretenden Meister aufspricht: „Man muß die Kunst und nicht das Muster lieben —" „Die Kunst hat nie ein Mensch allein besessen" — das Hauptgewicht legen, nicht aber auf das, was Zelter (Briefwechsel mit Goethe, I. 459) besonders hervorhebt, daß Goethe ausgesprochen habe: „Die Kunst bleibe Kunst, und Naturell und Instinkt reichten ohne sie nicht aus." — Auffällig aber bleibt abgesehen von alledem Eins und ist dasselbe vielleicht nur durch den heitern Charakter zu erklären, in dem alle diese Dichtungen gehalten sind; jedenfalls tritt nämlich der realistische Zug, der Goethe eigenthümlich ist, auch in dieser Dichtung deutlich hervor. Der Künstler, dessen Apotheose soeben gefeiert ist, weiß den

Werth der Unsterblichkeit ab; das späte Eintreten der Anerkennung, die ihm im Leben gefehlt hat, kränkt und verletzt ihn.

5. „Das Neueste von Plundersweilern" ist von Goethe selbst mit einer kurzen Einleitung (s. S. 203) begleitet worden. Es ist nöthig, dieser Einleitung noch Einiges hinzuzufügen. Erstens behauptet schon Riemer (Mittheilungen, II. 144), freilich ohne den in Aussicht gestellten Nachweis zu führen, daß das Gedicht zu Weihnachten 1781, nicht, wie Goethe selbst angiebt, 1780 geschrieben sei; Düntzer indessen (Frauenbilder aus Goethe's Jugendzeit, S. 486) führt außer dem bereits bei Riemer erwähnten Briefe des Fräulein von Göchhausen vom 11. Februar 1782 (Briefe an und von J. H. Merck, II. 200) noch drei andre Briefstellen an, in denen wenigstens mit solcher Wahrscheinlichkeit auf unser Gedicht hingedeutet wird, daß über die Sache selbst kaum noch ein Zweifel sein kann; es sind dies die Briefe Goethe's an Frau von Stein vom 20. Dezember 1781, der Herzogin Amalie an Knebel vom 15. Januar 1782 und von Goethe's Mutter an die erstere vom 1. März 1783.

Auch der S. 204 ausgesprochene Wunsch Goethe's ist erfüllt worden. Nachdem man ermittelt hatte, daß das alte Bild noch in dem Schlosse zu Tiefurt bei Weimar wäre, wurde eine Photographie von demselben angefertigt und nach derselben ein Stich, den wir der No. 12 der Allgemeinen Moden-Zeitung von 1857 beigelegt finden. Wir kommen auf denselben noch bei Gelegenheit der einzelnen Anmerkungen zurück.

6. „Sathros oder der vergötterte Waldteufel." Goethe hat in diesem Stücke nach seinem eigenen Ausdruck einen tüchtigern und derberen jener Zunftgenossen dargestellt,

die auf ihre eigne Hand hin- und herzogen, sich in jeder Stadt vor Anker legten und wenigstens in einigen Familien Einfluß zu gewinnen suchten. Diese feine Angabe mußte natürlich zu der Untersuchung veranlassen, wen er gemeint habe. Um dies zu ermitteln, wäre zuerst die Zeit der Abfassung des Stückes zu bestimmen; aber wir sind für dieselbe nur auf Vermuthungen angewiesen. Die unrichtige Angabe der Quartausgabe, welche dasselbe in das Jahr 1770 setzt, ist längst widerlegt worden, da folgende Umstände in der That für eine spätere Zeit sprechen. Erstens die Stelle, an der es in „Dichtung und Wahrheit" erwähnt wird, zweitens Goethe's Bemerkung in einem Briefe an Zelter vom 11. Mai 1820, daß der „Satyros" in die gleiche Zeit mit einem wichtigen Theile des „Faust" falle, endlich ein Brief an den Professor und Hofrath Böckmann vom November 1774, (Briefe aus dem Freundeskreise von Goethe, Herder, Höpfner und Merck, S. 109), in welchem Goethe diesen ersucht, er solle ihm den „Satyros" schicken. Aber wenn auch auf diese Weise der Herbst 1774 als die späteste Zeit angesehen werden muß, in der diese Satire entstanden ist, so stimmen damit noch immer nicht die Annahmen, welche in Beziehung auf die von Goethe gemeinte Person gemacht worden sind. Riemer zunächst, von dem allerdings anzunehmen wäre, daß er mit Goethe persönlich über die Sache gesprochen hätte, was er freilich nirgends auch nur andeutet, sagt, daß ohne Zweifel der Schweizer Doktor Christoph Kaufmann gemeint sei, „der Hohen und Niedern, Fürsten und Herren, Weisen und Gelehrten, Goethen selbst eine Zeit lang imponirt hätte" (Mittheilungen, II. 535 ff.). Als Beweis, daß der Letztere bald hinter ihn und sein Wesen gekommen wäre, führt Riemer dann

einen Brief Goethe's an Lavater an (Briefe von Goethe an Lavater, S. 82), der jedoch erst vom 5. Juli 1780 datirt ist. „Der Fürst von Dessau," heißt es dort, „der Dir selbst sagen will, daß er Dich liebt und schätzt, ist auch einer von Denen, die sich jetzt verwundern, daß man sich von dem falschen Propheten die Eingeweide konnte bewegen lassen. Alle, auf die der Kerl gewirkt hat, kommen mir vor, wie vernünftige Menschen, die einmal des Nachts vom Alp beschwert worden sind und bei Tage sich davon keine Rechenschaft zu geben wissen." Wenn nun auch das bekannte Epigramm (Gedichte, III. 208) schon aus dem Jahre 1779 stammt, so beweist doch nichts, daß Goethe schon in der Frankfurter Zeit, wo er Kaufmann wenigstens nicht nachweisbar gekannt hat, von einer schlimmen Meinung über ihn erfüllt gewesen ist. Schrieb er doch noch am 19. Februar 1777 an Lavater ganz ruhig über Kaufmann, daß er wieder in Weimar wäre, er ihn indessen nur einen Blick gesehen habe, weil er sich auf einem in der Nähe befindlichen Gute aufhalte.

Mit größerer Wahrscheinlichkeit ließe sich annehmen, daß der „Satyros" eine Satire auf Basedow ist. Gervinus wenigstens in seiner „Geschichte der deutschen Dichtung" (V. 309) charakterisirt Letzteren ganz in diesem Sinne und sagt (IV. 485) ausdrücklich, „wenn der „Satyros" nicht ein Stich auf Basedow's faunisches Wesen, seine Reformationswuth und lästerlichen Paradoxien sein solle, so wisse er ihn nicht zu beziehen." Ihm schließen sich Viehoff (Archiv für das Studium der neueren Sprachen, II. 68) und Andere an, wenn auch meistens nicht ohne dieses oder jenes Bedenken. Und allerdings wollen manche Umstände nicht recht mit dieser Annahme übereinstimmen. Es ist gewiß richtig, wenn

Viehoff bemerkt, daß Goethe einen derartigen Angriff auf Basedow sicher erst gemacht haben würde, nachdem er ihn persönlich kennen gelernt, also nach dem Juni des Jahres 1774. Aber sollte er selbst in jener Zeit der wildesten und keckſten Jugendlaune einen Mann in dieſer Weiſe angegriffen haben, mit dem er Tage lang zuſammen gereiſt war und freundſchaftlich verkehrt hatte? Selbſt der Umſtand, daß er die Schrift nicht ſofort drucken ließ, würde nur eine geringe Bedeutung haben; denn unter ſeinen Freunden zirkulirte ſie jedenfalls. Und darauf, daß ſie nicht früher veröffentlicht wurde, wirkte wiederum der Zufall mit ein. Goethe hatte — ſeit wann, iſt allerdings nicht bekannt — das ganze Gedicht verloren und war ſehr überraſcht, als ihm F. H. Jacobi gegen Ende des Jahres 1807 eine Handſchrift deſſelben überſchickte. „Mit dem Satyros," antwortete er ihm am 11. Januar 1808, „haſt Du mir viel Freude gemacht. Dieſes Dokument der göttlichen Frechheit unſerer Jugendjahre hielt ich für ganz verloren. Ich wollte es einmal aus dem Gedächtniß wiederherſtellen; aber ich brachte es nicht mehr zuſammen." Indeſſen nahm Goethe ſein Gedicht auch damals noch nicht in die Ausgabe ſeiner Werke auf, die er unter Händen hatte, ſondern es erſchien erſt 1817 in der nächſtfolgenden, nachdem Baſedow bereits 27 Jahre todt war.

So ſchwebt denn über der Beziehung, die dem „Satyros" zu Grunde liegt, eine gewiſſe Unſicherheit, die z. B. auch Hettner in ſeiner Literaturgeſchichte des 18. Jahrhunderts zu der Anſicht geführt haben mag, daß das Stück nicht rein perſönlich gegen Baſedow, ſondern gegen die Uebertreibungen Rouſſeau's und ſeiner Schule gerichtet ſei. Aber auch dies hat ein gewiſſes Bedenken; denn dem ſteht die

ausdrückliche Bemerkung Goethe's entgegen, nach der seine Satire durchaus persönlich ist. Unter diesen Umständen scheint es geboten, die ganze Frage noch als eine offene zu betrachten, und zwar um so mehr, als sich vielleicht im Laufe der Zeit noch irgend eine bestimmte Notiz vorfindet, die auf einen zuverlässigen Weg führt.

Neueröffnetes
moralisch-politisches
Puppenspiel.

Et prodesse volunt et delectare Poetae.*)

*) Dieses Motto ist aus Horaz (Epistola ad Pisones, V. 333), nur jedoch statt „et" beide Male „aut" steht.

Prolog.

Auf, Adler, Dich zur Sonne schwing!
Dem Publiko dies Blättchen bring!
So Luft und Klang giebt frisches Blut;
Vielleicht ist ihm nicht wohl zu Muth.
Ach, schau Sie, guck Sie, komm herbei
Der Papst und Kaiser und Klerisei!
Haben lange Mäntel und lange Schwänz',
Paradiren mit Eichel- und Lorbeerkränz',
Trottiren und stäuben zu hellen Schaaren,
Machen ein Gewaßer als wie die Staaren,
Dringt Einer sich dem Andern vor,
Deutet Einer dem Andern ein Gelsohr.
Da steht das liebe Publikum
Und sieht erstaunend auf und um,
Was all der tollen Reiterei
Für Anfang, Mitt' und Ende sei.
Oho, sa sa, zum Teufel zu!
O weh, laß ab, laß mich in Ruh!'
Herum, herauf, hinan, hinein —
Das muß ein Schwarm Autoren sein!
Ach Herr, man krümmt und krammt*) sich se,
Zappelt wie eine Laus, hüpft wie ein Floh,
Und fliegt einmal und kriecht einmal,
Und endlich läßt man Euch in Saal.
Sei's Kammerherr nun, sei's Lakei,
Genug, daß Einer drinne sei.
Nun weiter auf, nun weiter an!
Wie's tummelt auf der Ehrenbahn!
Ach, sieh, wie schöne pflanzt sich ein

*) Hier offenbar in der Bedeutung „sich winden", die sich sonst kaum wird nachweisen lassen.

Das Völklein dort im Schattenhain!
Ist wohl zurecht und wohl zu Muth,
Zäunt Jeder sich sein kleines Gut,
Beschneid't die Nägel in Ruh und Fried
Und singt sein Klimpimpimper-Lied.
Da kommt ein Flegel ihm auf den Leib,
Frißt seine Aepfel, beschläft sein Weib:
Sich drauf die Bürgerschaft rottirt,
Gebrüllt, gewetzt und Krieg geführt;
Und Höll' und Erd' bewegt sich schon.
Da kommt mir ein Titanensohn
Und packt den ganzen Hügel auf
Mit Städt' und Wäldern, einem Hauf,
Mit Schlachtfelds-Lärm und liebem Sang,
(Es wankt die Erd', dem Volk ist's bang)
Und trägt sie eben in einem Lauf
Zum Schemel*) den Olymp hinauf.
Deß wird Herr Jupiter ergrimmt,
Sein'n ersten besten Strahl er nimmt
Und schmeißt den Kerl die Kreuz und Quer
Hurlurlt burli ins Thal daher
Und freut sich seines Siegs so lang',
Bis Juno ihm macht wieder bang.
So ist die Eitelkeit der Welt!
Ist Keines Reich so fest gestellt,
Ist keine Erdenmacht so groß,
Fühlt Alles doch sein Endeloos.
Drum treib's ein Jeder, wie er kann;
Ein kleiner Mann ist auch ein Mann!
Der Hoh' steht art, der Kleine lacht,
So hat's ein Jeder wohl gemacht.

*) D. h. zu Jupiter's Füßen.

Künstlers Erdewallen.

Drama.

Erster Akt.

Vor Sonnenaufgang.

Der Künstler an seiner Staffelei. Er hat eben das Portrait einer fleischigen, üppigen, kokett schielenden Frau aufgestellt. Beim ersten Pinselstrich setzt er ab.

Künstler. Ich will nicht! Ich kann nicht!
Das schändliche, verzerrte Gesicht! (Er thut das Bild bei Seite.)
Soll ich so verderben den himmlischen Morgen,
Da sie noch ruhen, all' meine lieben Sorgen!
Gutes Weib! Kostbare Kleinen! (Er tritt ans Fenster.)
Aurora, wie neukräftig liegt die Erd' um Dich!
Und dieses Herz fühlt wieder jugendlich,
Und mein Auge, wie selig, Dir entgegen zu weinen!
(Er setzt ein lebensgroßes Bild der Venus Urania*) auf die Staffelei.)
Meine Göttin, Deiner Gegenwart Blick
Ueberdrängt mich wie erstes Jugendglück,
Die ich in Seel' und Sinn, himmlische Gestalt,
Dich umfasse mit Bräutigams Gewalt.
Wo mein Pinsel Dich berührt, bist Du mein;
Du bist ich, bist mehr als ich, ich bin Dein.
Unanfängliche Schönheit! Königin der Welt!
Und ich soll Dich lassen für feiles Geld?
Dem Thoren lassen, der am bunten Tand
Sich weidet, an einer scheckigen Wand? (Er blickt nach der Kammer.)
Meine Kinder! — Göttin, Du wirst sie letzen.
Du gehst in eines Reichen Haus,
Ihn in Kontribution zu setzen,
Und ich trag' ihnen Brod heraus,

*) Der Kultus der Aphrodite zerfiel bei den Griechen früh in verschiedene Formen. Die himmlische Venus, deren Priesterinnen z. B. in Sicyon zur Keuschheit verpflichtet waren, wird streng geschieden von der πανδήμος, der Göttin des Erdelebens, und von der des Meeres. Urania wird stets bekleidet, züchtig und ernst dargestellt (Preller, Griechische Mythol., I. 316 ff.)

Und er besitzt Dich nicht, er hat Dich nur.
Du wohnst bei mir, Urquell der Natur,
Leben und Freude der Kreatur!
In Dir versunken,
Fühl' ich mich selig, an allen Sinnen trunken.

(Man hört in der Kammer ein Kind schreien.)

Ae! Ae!

Künstler. Lieber Gott!

Künstlers Frau (erwacht). 's is schon Tag!
Bist schon auf? Lieber, geb doch, schlag
Mir Feuer, leg Holz an, stell Wasser bei,
Daß ich dem Kindel koch' den Brei!

Künstler (einen Augenblick vor seinem Bilde verweilend).
Meine Göttin!

Sein ältester Knabe (springt aus dem Bette und läuft barfuß hervor).
Lieber Pappe, ich helfe Dir!

Künstler. Wie lang'?

Knabe. Was?

Künstler. Bring klein Holz in die Küch'!

Zweiter Akt.

Künstler. Wer klopft so gewaltig? Fritzel, schau!

Knabe. Es is der Herr mit der dicken Frau.

Künstler (stellt das leidige Portrait wieder auf).
Da muß ich thun, als hätt' ich gemalt.

Frau. Mach's nur! Es wird ja wohl bezahlt.

Künstler. Das thut's ihm.

Der Herr und **Madame** treten herein.

Herr. Da kommen wir ja zurecht.

Madame. Hab' heut geschlafen gar zu schlecht.

Frau. O, die Madam sind immer schön.

Herr. Darf man die Stück' in der Eck' besehn?

Künstler.
Sie machen sich staubig. (Zu Madame.) Belieben Sich niederzulassen!

Herr. Sie müssen sie recht im Geiste fassen.
Es ist wol gut, doch so noch nicht,
Daß es Einen von dem Tuch anspricht.

Künſtler (heimlich). Es iſt auch darnach ein Angeſicht.
Der Herr (nimmt ein Gemälde aus der Ecke).
Iſt das Ihr eigen Bildniß hier?
Künſtler. Vor zehen Jahren glich es mir.
Herr. Es gleicht noch ziemlich.
Madame (einen flüchtigen Blick darauf werfend). O, gar ſehr!
Herr. Sie haben jetzt gar viel Runzeln mehr.
Frau (mit dem Korbe am Arm, heimlich).
Gieb mir Geld! Ich muß auf den Markt!
Künſtler. Ich hab' nichts.
Frau. Dafür kauft man einen Quark.
Künſtler. Da!
Herr. Aber Ihre Manier iſt jetzt größer.
Künſtler. Das Eine wird ſchlimmer, das Andre beſſer.
Herr (zur Staffelei tretend). So, ſo, da an dem Naſenbug!
Und die Augen ſind nicht feurig genug.
Künſtler (für ſich). O mir! Das mag der Teufel ertragen!
Die Muſe (ungeſehen von den Andern, tritt zu ihm).
Mein Sohn, fängſt jetzt an, zu verzagen?
Trägt ja ein jeder Menſch ſein Joch!
Iſt ſie garſtig, bezahlt ſie doch!
Und laß den Kerl tadeln und ſchwätzen:
Haſt Zeit genug, Dich zu ergetzen
An Dir ſelbſt und an jedem Bild,
Das liebevoll aus Deinem Pinſel quillt.
Wenn man muß eine Zeit lang hacken und graben,
Wird man die Ruh erſt willkommen haben.
Der Himmel kann Einen auch verwöhnen,
Daß man ſich thut nach der Erde ſehnen.
Dir ſchmeckt das Eſſen, Lieb' und Schlaf,
Und biſt nicht reich, ſo biſt Du brav.

Das

Jahrmarktsfest zu Plundersweilern.

Ein Schönbartspiel.

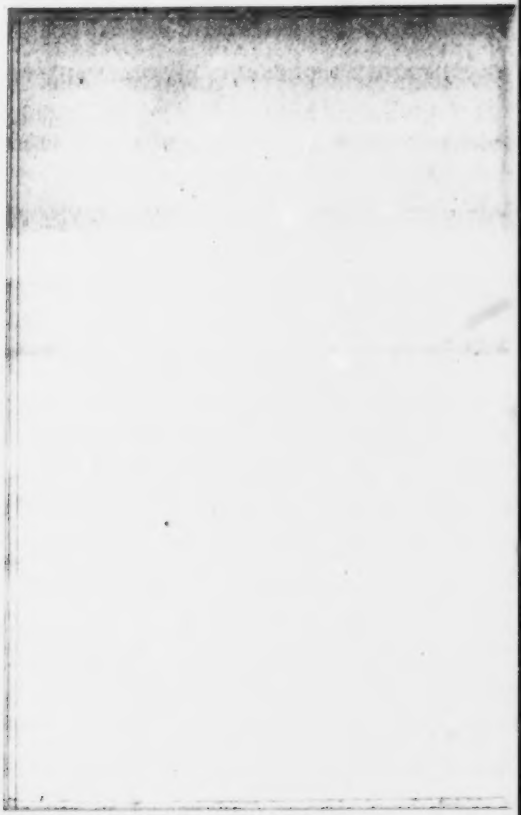

Marktschreier. Werd's rühmen und preisen weit und breit,
Daß Plundersweilern dieser Zeit
Ein so hochgelahrter Doktor ziert,
Der seine Kollegen nicht schikanirt.
Habt Dank für den Erlaubnißschein!
Hoffe, Ihr werdet zufrieden sein,
Wenn wir heut Abend auf allen Vieren
Das liebe Publikum amüsiren.
Ich hoff', es soll Euch wohl behagen;
Geht's nicht vom Herzen, so geht's vom Magen.

Doktor. Herr Bruder, Gott geb' Euch seinen Segen
Unzählbar in Schnupftuchs-Hagelregen!
Den Profit kann ich Euch wol gönnen;
Weiß, was im Grunde wir Alle können.
Läßt sich die Krankheit nicht kurriren,
Muß man sie eben mit Hoffnung schmieren.
Die Kranken sind wie Schwamm und Zunder;
Ein neuer Arzt thut immer Wunder.
Was gebt Ihr für eine Komödia?

Marktschreier. Herr, es ist eine Tragödia,
Voll süßer Worten und Sittensprüchen;
Hüten uns auch vor Zoten und Flüchen,
Seitdem*) in jeder großen Stadt
Man überreine Sitten hat.

Doktor. Da wird man sich wol ennüyiren!

---

*) Statt dieses und des folgenden Verses lesen die älteren Ausgaben mit Beziehung auf den von Goethe's Schwager Georg Schlosser herausgegebenen Landkatechismus, der bei vielen Theologen Anstoß erregte (vgl. den Brief von Goethe's Vater an den dänischen Konsul Schönborn nach Elgier vom 24. Juli 1776):

Seitdem die Gegend in einer Nacht
Der Landkatechismus sittlich gemacht.

Marktschreier. Könnt' ich nur meinen Hanswurst*) lutiren **) Der macht' Euch sicher große Freud',
Weil Ihr davon ein Kenner seid.
Doch ist's gar schwer, es recht zu machen;
Die Leute schämen sich, zu lachen;
Mit Tugendsprüchen und großen Worten
Gefällt man wohl an allen Orten;
Denn da denkt Jeder für sich allein:
„So ein Mann magst Du auch wol sein!"
Doch wenn wir droben sprächen und thäten,
Wie sie gewöhnlich thun und reden,
Da rief ein Jeder im Augenblick:
„Ei pfui, ein indezentes Stück!"
Allein wir suchen zu gefallen;
Drum lügen wir und schmeicheln Allen.

Doktor. Sauer ist's, so sein Brod erwerben!

Marktschreier. Man sagt, es könne den Charakter verderben,
Wenn man Verstellung als Handwerk treibt,
In fremde Seelen spricht und schreibt,
Und wenn man das sehr oft gethan,
Nehme man auch fremde Gemüthsart an.
Doch ach, wir scheinen oft zu scherzen,
Und haben viel Kummer unterm Herzen;
Verschenken tausend Stück Pistolen,
Und haben nicht die Schuh' zu bezahlen.
Unsre Helden sind gewöhnlich schüchtern,
Auch spielen wir unsre Trunkenen nüchtern.
So macht man Schelm und Bösewicht
Und hat davon keine Ader nicht.

Doktor. Der Rollen muß man sich nicht schämen.

Marktschreier. Warum will man's uns übel nehmen?
Tritt im gemeinen Lebenslauf
Ein Jeder doch behutsam auf,
Weiß sich in Zeit und Ort zu schicken,
Bald sich zu heben und bald zu drücken,
Und so sich Manches zu erwerben,
Indeß wir Andre fast Hungers sterben.

*) Es ist bekannt, wie eifrig Gottsched bemüht gewesen ist, den Hanswurst von der deutschen Bühne zu verbannen.

**) Statt des ganzen Dialogs bis S. 163 Z. 15 haben die alten Ausgaben nur zwei Zeilen:

Der sonst im Intermezzo brav
Die Leute weckt aus'm Sittenschlaf.

Doktor. So habt Ihr also gute Leute?
Marktschreier. Ihre Talente, die seht Ihr heute;
Auch sind sie wegen guter Sitten
An hohen Höfen wohl gelitten.
Doktor. Es setzt doch wol mitunter Zank?
Marktschreier. Das geht noch ziemlich, Gott sei Dank!
Sie können sich nicht immer leiden;
Stark sind sie im Gesichterschneiden.
Ich lass' sie gelassen sich entzweien;
Jeden Tag giebt's neue Parteien.
Man muß nicht die Geduld verlieren;
Doch sind sie bös zu transportiren. —
Will jetzt zu meinem Geschäfte gehn.
Doktor. Nun, alter Freund, auf Wiedersehn!
Bedienter (zum Doktor).
Ein Kompliment vom gnäd'gen Fräulein:
Sie hofft, Sie werden so gütig sein
Und mit zu der Frau Amtmann gehen,
Um all das Gaukelspiel zu sehen.

(Der zweite Vorhang geht auf, man sieht den ganzen Jahrmarkt. Im Grunde steht das Brettergerüste des Marktschreiers, links eine Laube vor der Thüre des Amtmanns, darin ein Tisch und Stühle. Während der Symphonie geht Alles, doch in solcher Ordnung durch einander, daß sich die Personen gegen die Vorderseite begegnen und dann sich in den Grund verlieren, um den Andern Platz zu machen.)

Tyroler. Kauft allerhand, kauft allerhand,
Kauft lang' und kurze Waar'!
Sechs Kreuzer 's Stück ist gar kein Geld,
Wie's Einem in die Hände fällt.
Kauft allerhand, kauft allerhand,
Kauft lang' und kurze Waar'!

(Der Bauer streift mit den Besen an den Tyroler und wirft ihm seine Sachen herunter. Streit zwischen Beiden, während dessen Marmotte von den zerstreuten Sachen einsteckt.)

Bauer. Besen kauft, Besen kauft!
Groß und klein,
Schroff und rein,
Braun und weiß,
Alle aus frischem Birkenreis;
Kehrt die Gasse, Stub' und Steiß.
Besenreis, Besenreis!

(Der Gang des Jahrmarkts geht fort.)

Nürnberger. Liebe Kindlein,
Kauft ein!
Hier ein Hündlein,
Hier ein Schwein!
Trummel und Schlägel,
Ein Reitpferd, ein Vögel,
Kugeln und Kegel,
Kistchen und Pfeifer,
Kutschen und Läufer,
Husar und Schweizer.
Nur ein paar Kreuzer,
Ist Alles Dein!
Kindlein, kauft ein!

Fräulein. Die Leute schreien wie besessen.

Doktor. Es gilt ums Abendessen.

Tyrolerin. Kann ich mit meiner Waare dienen?

Fräulein. Was führt Sie denn?

Tyrolerin. Gemalt neumodisch Band;
Die leicht'sten Palatinen
Sind bei der Hand;
Sehn Sie die allerliebsten Häubchen an,
Die Fächer! Was man sehen kann,
Niedlich, scharmant!
(Der Doktor thut artig mit der Tyrolerin während des Beschauens der Waaren, wird zuletzt dringender.)

*)Nicht immer, immer gleich
Ist ein galantes Mädchen,
Ihr Herrn, für Euch;
Nimmt sich der gute Freund zu viel heraus,
Gleich ist die Schneck' in ihrem Haus,
Und er macht so! (Sie wischt dem Doktor das Maul.)

Wagenschmiermann. Her! Her!
Butterweiche Wagenschmer,
Daß die Achsen nicht knarren
Und die Räder nicht girren.
Jah! Jah!
Ich und mein Giel sind auch da.

Gouvernante kommt mit dem **Pfarrer** durchs Gedränge: er hält sich bei dem **Pfefferkuchenmädchen** auf: die Gouvernante ist unzufrieden.

Gouvernante. Dort steht der Doktor und mein Fräulein;**)
Herr Pfarrer, lassen Sie uns eilen!

*) Z. 24—31 spätere Einschiebung.
**) Dieselbe Wortform siehe Gedichte, II, 225, Z. 18.

Pfefferkuchenmädchen. Ha, ha, ha!
Nehmt von den Pfefferkuchen da!
Sind gewürzt, süß und gut;
Frisches Blut,
Guten Muth,
Pfeffernüß! Ha, ha, ha!
Gouvernante. Geschwind, Herr Pfarrer, dann! —
Sticht Sie das Mädchen an?
Pfarrer. Wie Sie befehlen.

Zigeunerhauptmann und sein Bursch.

Zigeunerhauptmann. Lumpen und Quark
Der ganze Markt.
Zigeunerbursch. Die Pistolen
Möcht' ich mir stehlen!
Zigeunerhauptmann. Sind nicht den Teufel werth!
Weitmäulichte Laffen*)
Feilschen und gaffen,
Gaffen und laufen,
Bestienhaufen!
Kinder und Fratzen,
Affen und Katzen!
Möcht' all das Zeug nicht,
Wenn ich's geschenkt kriegt'!
Dürft' ich nur über sie!
Zigeunerbursch. Wetter, wir wollten sie!
Zigeunerhauptmann. Wollten sie sausen!
Zigeunerbursch. Wollten sie laufen!
Zigeunerhauptmann. Mit zwanzig Mann
Mein wär' der Kram!
Zigeunerbursch. Wär' wol der Mühe werth.
Fräulein. Frau Amtmann, Sie werden verzeihen —
Amtmännin (kommt aus der Hausthür). Wir freuen
Uns von Herzen. Willkommner Besuch!
Doktor. Ist heut doch des Lärmens genug.

Bänkelsänger kommt mit seiner Frau und steckt sein Bild auf; die Leute versammeln sich.

Bänkelsänger. Ihr lieben Christen allgemein,
Wann wollt Ihr Euch verbessern?

*) Auf diese Stelle deutet Goethe's Mutter in ihrem Briefe vom 3. März 1783 (I. C. 144) hin.

Ihr könnt nicht anders ruhig sein
Und Euer Glück vergrößern;
Das Laster weh dem Menschen thut;
Die Tugend ist das höchste Gut
Und liegt Euch vor den Füßen.

(Die folgenden Verse ad libitum.)

Amtmann. Der Mensch meint's doch gut.

Marmotte.*)
Ich komme schon durch manche Land
Avecque la marmotte,
Und immer ich was zu essen fand
Avecque la marmotte,
Avecque si, avecque la,
Avecque la marmotte.

Ich hab' gesehn gar manchen Herrn
Avecque la marmotte,
Der hätt' die Jungfern gar zu gern
Avecque la marmotte,
Avecque si, avecque la,
Avecque la marmotte.

Hab' auch gesehn die Jungfer schön
Avecque la marmotte,
Die thäte nach mir Kleinem sehn,
Avecque la marmotte,
Avecque si, avecque la,
Avecque la marmotte.

Nun laßt mich nicht so gehn, Ihr Herrn,
Avecque la marmotte,
Die Burschen essen und trinken gern
Avecque la marmotte,
Avecque si, avecque la,
Avecque la marmotte.

(Die Gesellschaft wirft den Knaben kleines Geld hin; Marmotte rafft Alles auf.)

Zitherspielbub. Ai! Ai! Meinen Kreuzer!
Er hat mir mein'n Kreuzer genommen!

Marmotte. Ist nicht wahr, ist mein.

(Balgen sich. Marmotte siegt. Zitherspielbub weint.)

*) Dies Gedicht ist erst später hinzugesetzt. Vgl. S. 140.

Symphonie.

Lichtputzer (in Handwerkstracht auf dem Theater).
Wollen's gnädigst erlauben,
Daß wir nicht anfangen?

Zigeunerhauptmann. Wie die Schöpse laufen,
Vom Narren Gift zu kaufen!

Schweinmetzger. Führt mir die Schweine nach Haus!

Ochsenhändler. Die Ochsen langsam zum Ort hinaus!
Wir kommen nach.
Herr Bruder, der Wirth uns borgt,
Wir trinken Eins. Die Heerde ist versorgt.

Hanswurst. Ihr mehnt, i bin Hanswurst, nit wahr?
Hab sei Krage, sei Hose, sei Knopf;
Hätt i au sei Kopf,
Wär i Hanswurst ganz und gar.
Is doch in der Art.
Seht nur de Bart!
Allons, wer kauf mir
Pflaster, Lavier!
Hab so viel Durst
Als wie Hanswurst.
Schnupftuch 'rauf!

Marktschreier. Wirst nit viel angeln, ist noch zu früh.
Meine Damen und Herrn
Sähen wol gern
's treffliche Lauerstück;
Und diesen Augenblick
Wird sich der Vorhang heben;
Belieben nur Acht zu geben!
Ist die Historia
Von Esther in Drama;
Ist nach der neusten Art,
Bähnklapp und Grausen gepaart,
Daß nur sehr Schad' ist,
Daß heller Tag ist;
Sollte stichdunkel*) sein;
Denn 's sind viel' Lichter drein.

(Der Vorhang hebt sich. Man sieht an der Seite einen Thron und einen Galgen in der Ferne.)

*) In demselben Sinne wie „Stockdunkel", übrigens auch von neueren Schriftstellern angewendet.

Symphonie.

Kaiser Ahasverus.*) Haman.

Haman (allein).
Die Du mit ew'ger Gluth mich Tag und Nacht begleitest,
Mir die Gedanken füllst und meine Schritte leitest,
O Rache, wende nicht im letzten Augenblick
Die Hand von Deinem Knecht! Es mögt sich mein Geschick.
Was soll der hohe Glanz, der meinen Kopf umschwebet?
Was soll der günst'ge Hauch, der längst mein Glück belebet,
Da mir ein ganzes Reich gebückt zu Füßen liegt,
Wenn sich ein Einziger nicht in dem Staube schmiegt?
Was hilft's, auf so viel Herrn und Fürsten wegzugeben,
Wenn es ein Jude wagt, mir ins Gesicht zu sehen?
Thut er auf Abram groß, auf unbeflecktes Blut,
So lehr' ihn unsre Macht des Tempels grause Gluth!
Und wie Jerusalem in Schutt und Staub zerfallen,
So lieg' das ganze Volk und Mardochai vor Allen!
O, kochte nur wie hier erst Ahasverus' Blut!
Da er ein König ist, ach, ist er viel zu gut.

Ahasverus (tritt auf und spricht). Sieh, Haman, — bist Du da?
Ich warte hier schon lange.

Haman.

Ahasverus.
Du schläfst auch nie recht aus; es ist mir um Dich bange. (Setzt sich.)

Haman. Erhabenster Monarch, da Deine Majestät,
Wie immer, seh' ich wol, auf Roß' und Flaumen geht,
Welch einen Dank soll man den hohen Göttern sagen
Für Dein so selten Glück, die Krone leicht zu tragen!
Dein Volk, wie Sand am Meer, macht Dir so wenig Müh!
Das ist nur Götterkraft; von ihnen hast Du sie.
So läßt sich ein Gebirg in fester Ruh nicht stören,
Wenn Wälder ohne Zahl auf seinem Haupt sich mehren.

Ahasverus. O ja, was das betrifft, die Götter machen's recht;
So lebt und so regiert von je her mein Geschlecht.
Mit Müh hat Keiner sich das weite Reich erworben,
Und Keiner jemals ist aus Sorglichkeit gestorben.

Haman. Wie bin ich, Gnädigster, voll Unmuth und Verdruß,
Daß ich heut Deine Ruh gezwungen stören muß!

*) Die nachfolgende Scene, wie bereits S. 139 gesagt wurde, gleichfalls späteren Ursprungs, knüpft zwar lose an Racine's „Esther," (Acte II, Scene V) an, hat aber mehr die Verspottung der französischen Tragödie überhaupt als die des Racine'schen Stückes im Auge.

Ahasverus.
Was Ihr zu sagen habt, bitt' ich Euch — kurz zu sagen.
Haman. Wo nehm' ich Worte her, das Schreckniß vorzutragen?
Ahasverus. Wie so?
Haman. Du kennst das Volk, das man die Juden nennt,
Das außer seinem Gott nie einen Herrn erkennt.
Du gabst ihm Raum und Ruh, sich weit und breit zu mehren
Und sich nach seiner Art in Deinem Land zu nähren;
Du wurdest selbst ihr Gott, als ihrer sie verstieß
Und Stadt- und Tempels-Pracht in Flammen schwinden ließ;
Und doch verkennen sie in Dir den gut'gen Retter,
Verachten Dein Gesetz und spotten Deiner Götter,
Daß selbst Dein Unterthan ihr Glück mit Neide sieht
Und zweifelt, ob er auch vor rechten Göttern kniet.
Laß sie durch ein Gesetz von ihrer Pflicht belehren,
Und wenn sie störrig sind, durch Flamm' und Schwert bekehren!
Ahasverus.
Mein Freund, ich lobe Dich; Du sprichst nach Deiner Pflicht;
Doch wie's Ihr Andern seht, so sieht's der König nicht.
Mir ist es einerlei, wem sie die Psalmen singen,
Wenn sie nur ruhig sind und mir die Steuern bringen.
Haman. Ich seh', Großmächtigster, Dir nur gehört das Reich,
Du bist an Gnad' und Huld den hohen Göttern gleich.
Doch ist das nicht allein; sie haben einen Glauben,
Der sie berechtiget, die Fremden zu berauben,
Und der Verwegenheit flehn Deine Völker bloß.
O König, säume nicht, denn die Gefahr ist groß!
Ahasverus.
Wie wäre denn das jetzt so gar auf einmal kommen?
Von Mord und Straßenraub hab' ich lang' nichts vernommen.
Haman. Auch ist's das eben nicht, wovon die Rede war:
Der Jude liebt das Geld und fürchtet die Gefahr.
Er weiß mit leichter Müh und, ohne viel zu wagen,
Durch Handel und durch Zins Geld aus dem Land zu tragen.
Ahasverus.
Ich weiß das nur zu gut. Mein Freund, ich bin nicht blind;
Doch das thun Andre mehr, die unbeschnitten sind.
Haman. Das Alles ließe sich vielleicht auch noch verschmerzen;
Doch sind sie durch Geld den Schlüssel aller Herzen,
Und kein Geheimniß ist vor ihnen wohl verwahrt.
Mit Jedem handeln sie nach einer eignen Art.
Sie wissen Jedermann durch Borg und Tausch zu fassen;

Der kommt nie los, der sich nur einmal eingelassen.
Mit unsern Weibern auch ist es ein übel Spiel;
Sie haben nie kein Geld und brauchen immer viel.

Ahasverus.

Ha, ha! Das geht zu weit! Ha, ha! Du machst mich lachen;
Ein Jude wird Dich doch nicht eifersüchtig machen?

Haman.

Das nicht, Durchlauchtigster! Doch ist's ein alter Brauch:
Wer's mit den Weibern hält, der hat die Männer auch;
Und von dem niedern Volk, das in der Irre wandelt,
Wird Recht und Eigenthum, Amt, Rang und Glück verhandelt.

Ahasverus.

Du irrst Dich, guter Mann! Wie könnte das geschehn?
Das Alles muß nach mir und meinem Willen gehn.

Haman.

Ich weiß vollkommen wohl, Dir ist zwar Niemand gleich,
Doch giebt's viel' große Herrn und Fürsten in dem Reich,
Die Dein so sanftes Joch nur wider Willen dulden.
Sie haben Stolz genug, doch stecken sie in Schulden;
Es ist ein Jeglicher in Deinem ganzen Land
Auf ein' und andre Art mit Israel verwandt,
Und dieses schlaue Volk sieht einen Weg nur offen:
So lang' die Ordnung steht, so lang' hat's nichts zu hoffen.
Es nährt drum insgeheim den fast ertöschten Brand,
Und eh wir's uns versehn, so flammt das ganze Land.

Ahasverus.

Das ist das erste Mal nicht, daß uns dies begegnet;
Doch unsre Waffen sind am Ende stets gesegnet;
Wir schicken unser Heer und feiern jeden Sieg,
Und sitzen ruhig hier, als wär' da drauß' kein Krieg.

Haman. Ein Aufruhr, angeflammt in wenig Augenblicken,
Ist eben auch so bald durch Klugheit zu ersticken;
Allein durch Rath und Geld nährt sich Rebellion;
Vereint bestürmen sie, es wankt zuletzt der Thron.

Ahasverus.

Der kann ganz sicher stehn, so lang' als ich drauf sitze!
Man weiß, wie da herab ich gar erschrecklich blitze;
Die Stufen sind von Gold, die Säulen Marmorstein.
In hundert Jahren fällt solch Wunderwerk nicht ein.

Haman. Ach, warum drangst Du mich, Dir Alles zu erzählen?

Ahasverus. So sag es grad heraus, statt mich ringsum zu quälen!
So ein Gespräch ist mir ein schlechter Zeitvertreib.

Haman. Ach, Herr, ſie wagen ſich vielleicht an Deinen Leib.
Ahasverus (zuſammenfahrend). Wie, was?
Haman. Es iſt geſagt. So ſtießet denn, Ihr Kla
Wer iſt wol Manns genug, um hier nicht zu verzagen?
Tief in der Hölle ward die ſchwarze That erdacht,
Und noch verbirgt ein Theil der Schuldigen die Nacht.
Vergebens, daß Dich Thron und Kron' und Zepter ſchützen;
Du ſollſt nicht Babylon, nicht mehr Dein Reich beſitzen.
In fürchterlicher Nacht trennt die Verrätherei
Mit Vatermörderband Dein Lebensband entzwei;
Dein Blut, wofür das Blut von Tauſenden gefloſſen,
Wird über Bett und Pfühl erbärmlich hingegoſſen.
Weh heulet im Palaſt, Weh heult durch Reich und Stadt,
Und Weh, wer Deinem Dienſt ſich aufgeopfert hat!
Dein hoher Leichnam wird wie ſchlechtes Aas geachtet,
Und Deine Treuen ſind in Reihen hingeſchlachtet!
Zuletzt, vom Morden ſatt, tilgt die Verrätherband
Ihr eigen ſchändlich Werk durch allgemeinen Brand.
Ahasverus.
O weh! Was will mir das? Mir wird ganz grün und blau!
Ich glaub', ich ſterbe gleich. — Geh, ſag es meiner Frau!
Die Zähne ſchlagen mir, die Kniee mir zuſammen,
Mir läuft ein kalter Schweiß; ſchon ſeh' ich Blut und Flammen!
Haman. Ermanne Dich!
Ahasverus. Ach! Ach!
Haman. Es iſt wol hohe Zeit;
Doch treues Volk iſt ſtets zu Deinem Dienſt bereit.
Du wirſt den Redlichſten an ſeinem Eifer kennen.
Ahasverus.
Je nun, was zaudert Ihr? So laßt ſie gleich verbrennen!
Haman.
Man muß behutſam gehn; ſo ſchnell hat's keine Noth.
Ahasverus. Derweile ſtechen ſie mich zwanzig Male todt.
Haman. Das wollen wir nun ſchon mit unſern Waffen hindern.
Ahasverus.
Und ich war ſo vergnügt als unter meinen Kindern!
Mir wünſchen ſie den Tod? Das ſchmerzt mich gar zu ſehr!
Haman.
Und, Herr, wer einmal ſtirbt, der ißt und trinkt nicht mehr.
Ahasverus.
Man kann den Hochverrath nicht ſchrecklich gnug beſtrafen.
Haman. Du ſollteſt ſchon ſo früh bei Deinen Vätern ſchlafen?

Ahasverus.
Ei pfui! mir ist das Grab mehr als der Tod verhaßt!
Ach, ach, mein würd'ger Freund! — Nun still! Ich bin gefaßt.
Nun soll's der ganzen Welt vor meinem Zorne grauen!
Geh, laß mir auf einmal zehntausend Galgen bauen!
Haman (knieend). Unüberwindlichster, hier lieg' ich, bitte Gnad'!
Es wär' ums viele Volk — und um die Waldung Schad'.
Ahasverus.
Steh auf! Dich hat kein Mensch an Großmuth überschritten;
Dich lehrt Dein edel Herz, für Feinde selbst zu bitten.
Steh auf! Wie meinst Du das?
Haman. Gar mancher Bösewicht
Ist unter diesem Volk; doch Alle sind es nicht;
Und vor unschuld'gem Blut mög' sich Dein Schwert behüten!
Bestrafen muß ein Fürst, nicht wie ein Tiger wüthen!
Das Ungeheu'r, das sich mit tausend Klauen regt,
Liegt kraftlos, wenn man ihm die Häupter niederschlägt.
Ahasverus.
O wohl! So hängt mir sie, nur ohne viel Geschwätze!
Der Kaiser will es so, so sagen's die Gesetze.
Wer sind sie, sag mir an!
Haman. Ach, das ist nicht bestimmt;
Doch geht man niemals fehl, wenn man die Reichsten nimmt.
Ahasverus. Vermaledeite Brut, Du sollst nicht länger leben!
Und Dir sei all ihr Gut und Hab' und Haus gegeben!
Haman. Ein trauriges Geschenk!
Ahasverus. Wer kommt Dir erst in Sinn?
Haman. Der Erst' ist Mardochai, Hofjud' der Königin.
Ahasverus.
O weh, da wird sie mir kein Stündchen Ruhe lassen!
Haman. Ist er nur einmal todt, so wird sie schon sich fassen.
Ahasverus.
So hängt ihn denn geschwind und laßt sie nicht zu mir!
Haman. Wen Du nicht rufen läßt, der kommt so nicht zu Dir.
Ahasverus.
Wo ist ein Galgen nur? Hängt ihn, eh's Jemand spüret!
Haman. Schon hab' ich einen hier vorsorglich aufgeführet.
Ahasverus.
Und fragt mich jetzt nicht mehr! Ich hab' genug gethan;
Beschlossen hab' ich es, nun geht's mich nicht mehr an. (ab.)

Hanswurst. Der erste Akus ist nun vollbracht,
Und der nun folgt — das ist der zweite.
Marktschreier. Liebe Freunde, gute Leute,
Daß Menschenlieb' und Freundlichkeit,
Sorge für Eure Gesundheit
Und Leibeswohl, zu dieser Zeit
Mich diesen weiten Weg geführt,
Das seid Ihr Alle verschwadirt,
Und von meiner Wissenschaft und Kunst
Werdet Ihr, liebe Freunde, mit Gunst
Euch selbst am Besten überzeugen.
Und ist so wenig zu verlieren.
Zwar könnt' ich Euch Brief und Siegel weisen
Von der Kaiserin aller Reußen
Und von Friedrich, dem König in Preußen,
Und allen Europens Potentaten —
Doch wer spricht gern von seinen Thaten?
Sind auch viele meiner Vorfahren,
Die leider nichts als Prahler waren.
Ihr könntet's denken auch von mir;
Drum rühm' ich nichts und zeig' Euch hier
Ein Päckel Arcanei, köstlich und gut;
Die Waare sich selber loben thut.
Wozu es Alles schon gut gewesen,
Ist aufm gedruckten Zettel zu lesen;
Und enthält das Päckel ganz
Ein Magenpulver und Purganz,
Ein Zahnpülverlein, honigsüße,
Und einen Ring gegen alle Flüsse.
Wird nur dafür ein Batzen begehrt,
Ist's in der Noth wol hundert werth.
Hanswurst. Schnupftuch 'rauf!

(Die Zuschauer kaufen beim Marktschreier.)

*) **Milchmädchen.** Kauft meine Milch!
Kauft meine Eier!
Sie sind gut
Und sind nicht theuer,
Frisch, wie's Einer nur begehrt!
Zigeunerhauptmann. Das Milchmädchen da ist ein hübsches Ding;
Ich kauft' ihr wol so ein'n zinnernen Ring.

*) Fast die ganze Scene mit dem Milchmädchen ist später eingeschoben.

Zigeunerbursch. O ja, mir wär' sie eben recht.
Zigeunerhauptmann. Zuerst der Herr und dann der Knecht.
Beide. Wie verkauft Sie Ihre Eier?
Milchmädchen. Drei, Ihr Herrn, für einen Dreier.
Beide. Straf' mich Gott, das sind sie werth.
(Sie macht sich von ihnen los.)
Milchmädchen. Kauft meine Milch!
Kauft meine Eier!
Beide. (Sie halten sie.) Nicht so wild!
O, nicht so theuer!
Milchmädchen. Was sollen mir
Die tollen Freier?
Kauft meine Milch!
Kauft meine Eier!
Dann seid Ihr mir lieb und werth.
Doktor. Wie gefällt Ihnen das Drama?
Amtmann. Nicht! Sind doch immer Skandala.
Hab' auch gleich ihnen sagen lassen,
Sie sollten das Ding geziemlicher fassen.
Doktor. Was sagte denn der Entrepreneur?
Amtmann. Es käme dergleichen Zeug nicht mehr,
Und zuletzt Haman gedenkt erscheine
Zu Warnung und Schrecken der ganzen Gemeine.
Hanswurst. Schnupftuch raus!
Marktschreier. Die Herren gehn noch nicht von hinnen;
Wir wollen den zweiten Akt beginnen.
Indessen können sie sich besinnen,
Ob sie von meiner Waare was brauchen.
Hanswurst. Gebt Acht, kommen Euch Thränen in die Augen.

Musik.

Esther*) und Mardochai treten auf.

Mardochai (weinend und schluchzend).
O gräuliches Geschick, o schreckenvoller Schluß!
O Unthat, die Dir heut mein Mund verkünden muß!
Erbärmlich, Königin, muß ich vor Dir erscheinen.
Esther. So sag mir, was Du willst, und hör nur auf zu weinen!
Mard. Hü hü! Es hält's mein Herz, hü hü! es hält's nicht aus.
Esther. Geh, weine Dich erst satt, sonst bringst Du nichts heraus.
Mard. Hu hü! es wird mir noch, hü hü! das Herz zersprengen.

*) Man vgl. dazu in Racine's Stück die dritte Scene des ersten Akts.

Esther. Was giebt's denn?
Mardochai. U bu bu, ich soll heut Abend hängen!
Esther. Ei, was Du sagst, mein Freund! Ei, woher weißt Du das?
Mardochai. Das ist sehr einerlei, genug, es ist gewiß.
Darf denn der Glückliche dem schnellen Tage trauen?
Darf Einer denn auf Fels sein Haus geruhig bauen?
Mich machte Deine Gunst so sicher, Königin;
Wie irrt' ich, da ich nun von den Verworfnen bin!
Esther.
Sag, wem gelüstet's denn, mein Freund, nach Deinem Leben?
Mardochai. Der stolze Haman hat's dem König angegeben.
Wenn Du Dich nicht erbarmst, nicht eilst, mir beizustehn,
Nicht schnell zum König gehst, so ist's um mich geschehn.
Esther. Die Bitte, armer Mann, kann ich Dir nicht gewähren;
Man kommt zum König nicht, er müßt' es erst begehren.
Tritt Einer unverlangt dem König vors Gesicht,
Du weißt, der Tod steht drauf! Gewiß, Dein Ernst ist's nicht.
Mardochai. O Unvergleichliche, Du hast gar nichts zu wagen!
Wer Deine Schönheit sieht, der kann Dir nichts versagen.
Und in Gesetzen sind die Strafen nur gebaut,
Weil man sonst gar zu grob den König überlaut.
Esther.
Und sollt' ich auch, mein Freund, das Leben nicht verlieren,
Mich warnt der Vashti Sturz; ich mag es nicht probiren.
Mardochai. So ist Dir denn der Tod des Freundes einerlei?
Esther. Allein was hilft' es Dir? Wir stürben alle Zwei!
Mardochai.
Erhalt mein graues Haupt, Geld, Kinder, Weib und Ehre!
Esther. Von Herzen gern, wenn's nur nicht so gefährlich wäre.
Mardochai. Ich seh', Dein hartes Herz ruf' ich vergebens an.
Gedenk, Undankbare, was ich für Dich gethan!
Erzogen hab' ich Dich von Deinen ersten Tagen.
Ich habe Dich gelehrt, bei Hof Dich zu betragen.
Du hättest lange schon des Königs Gunst verscherzt,
Er hätte lange schon sich satt an Dir geherzt;
Du bist oft gar zu grad und wärest längst verkleinert,
Hätt' ich nicht Deine Lieb' und Deine Pflicht verfeinert.
Dir kam allein durch mich der König unters Joch,
Und durch mich ganz allein besitzest Du ihn noch.
Esther.
Von selbsten hab' ich wol nicht Gunst noch Glück erworben;
Dir dank' ich's ganz allein, auch wenn Du längst gestorben.

Mardochai. O, stürb' ich für mein Volk und unser heilig Land!
Allein ich sterb' umsonst durch die verruchte Hand.
Dort hängt mein graues Haupt, dem ungestümen Regen,
Dem glüh'nden Sonnenschein und bittern Schnee entgegen!
Dort nascht geschäftig mir zum Winter-Zeitvertreib
Ein garstig Rabenvolk das schöne Fett vom Leib!
Dort schlagen ausgedörrt zuletzt die edeln Glieder
Von jedem leichten Wind mit Klappern hin und wieder —
Ein Gräuel allem Volk, ein ew'ger Schandfleck mir,
Ein Fluch auf Israel, und, Königin, — was Dir?

Esther. Gewiß groß Herzeleid! Doch kann ich es erlangen,
So sollst Du mir nicht lang' am leid'gen Galgen hangen;
Und mit sorgfält'gem Schmerz, vortrefflich balsamirt,
Begrab' ich Dein Gebein, recht, wie es sich gebührt.

Mard. Vergebens wirst Du dann den treuen Freund beweinen.
Er wird Dir in der Noth nicht mehr wie sonst erscheinen,
Mit keinem Beutel Geld, den Du so eifrig nahmst,
Wenn Du mit Schuldverdruß von Spiel und Handel kamst,
Mit keinem neuen Kleid, noch Perlen und Juwelen;
Mein Geist erscheint Dir leer, und, um Dich recht zu quälen,
Bringt er nur die Gestalt von Schätzen aus der Gruft,
Und wenn Du's fassen willst, verschwindet's in die Luft.

Esther.
Ei, weißt Du was, mein Freund? Bedenke mich am Ende
Mit einem Kapital in Deinem Testamente!

Mardochai. Wie gerne thät' ich das, von Deiner Huld gerührt!
Doch leider ist mein Gut auch sämmtlich konfiszirt.
Und dann muß ich den Tod der Brüder auch besorgen;
Kein Einz'ger bleibt zurück, Dir künftig mehr zu borgen.
Der schöne Handel fällt, es kommt kein Kontreband
Durch unsre Industrie Dir künftig mehr zur Hand.
Die kleinste Zofe wird nichts mehr an Dir beneiden;
Dich werden, Mägden gleich, inländ'sche Zeuge kleiden;
Und endlich wirst Du so mit hoffnungsleer Pein
Die Sklavin Deines Manns und seiner Leute sein.

Esther.
Das ist nicht schön von Dir. Was brauchst Du's mir zu sagen?
Kommt einmal diese Zeit, dann ist es Zeit, zu klagen.
(Weinend.) Nein! Wird mir's so ergehn?

Mardochai. Ich schwör' Dir, anders nicht!

Esther. Was thu' ich?

Mardochai. Rett' uns noch!

Esther. Ach, geh mir vom Gesicht!
Ich wollte —
Mardochai. Königin, ich bitte Dich, erhöre!
Was willst Du?
Esther. Ach, ich wollt' — daß Alles anders wäre! (Ab.)
Mardochai (allein).
Bei Gott, hier soll mich nicht manch schönes Wort verdrießen!
Ich laß' ihr keine Ruh, sie muß sich doch entschließen. (Ab.)

Marktschreier. Seiltänzer und Springer sollten nun kommen;
Doch haben die Tage so abgenommen.
Allein morgen früh bei guter Zeit
Sind wir mit unserer Kunst bereit.
Und wem zuletzt noch ein Päckel gefällt,
Der hat es um die Hälfte Geld.
Schattenspielmann (hinter der Scene). Orgelum, orgelei!
Dudeldumdei!
Doktor. Laßt ihn herbeikommen!
Amtmann. Bringt den Schirm heraus!
Doktor. Thut die Lichter aus!
Sind ja in einem honetten Haus.
Nicht wahr, Herr Amtmann, man ist, was man bleibt?
Amtmann. Man ist, wie man's treibt.
Schattenspielmann. Orgelum, orgelei!
Dudeldumdei!
Lichter weg! Mein Lämpchen nur!
Nimmt sich sonst nicht aus.
Ins Dunkle da, Mesdames!
Doktor. Von Herzen gern.
Schattenspielmann. Orgelum, orgelei! ;:
Ach, wie Sie is Alles dunkel!
Finsterniß is,
War Sie all wüst und leer,
Hab Sie all nichs auf dieser Erd gesehe.
Orgelum ;:
Sprach Sie Gott, 's werd Licht!
Wie's hell da 'reinbricht!
Wie sie all durch einander gehn,
Die Element alle vier!
In sechs Tag Alles gemacht is,
Sonn', Mond, Stern, Baum und Thier,

Orgelum, orgelei!
Dudeldumdei!
Seh Sie Adam in die Paradies!
Seh Sie Eva! Hat sie die Schlang verführt!
Ausgejagt,
Mit Dorn und Disteln,
Geburtsschmerzen geplagt!
O weh!
Orgelum :,:
Hat sie die Welt vermehrt
Mit viel' gottlose Leut';
Waren so fromm vorher!
Habe gesunge, gebet't!
Glaube mehr an keine Gott,
Is e Schand und e Spott!
Seh Sie die Ritter und Damen,
Wie sie zusammenkamen,
Sich begeh, sich begatte
In alle grüne Schatte,
Uf alle grüne Heide:
Kann das unser Herrgott leide?
Orgelum, orgelei!
Dudeldumdei!
Fährt da die Sündfluth 'rein:
Wie sie gotterbärmlich schrein!
All' All' ersaufen schwer,
Is gar keine Rettung mehr!
Orgelum :,:
Guck Sie, in vollem Schuß
Fliegt daher Merkurius,
Macht ein End all dieser Noth;
Dank sei Dir, lieber Herre Gott!
Orgelum, orgelei!
Dudeldumdei!

Doktor. Ja, da wären wir geborgen!

Fräulein. Empfehlen uns.

Amtmann. Sie kommen doch wieder morgen?

Gouvernante. Man hat an einmal satt.

Doktor. Jeder Tag seine eigne Plage hat.

Schattenspielmann. Orgelum, orgelei!
Dudeldumdei!

Ein Faſtnachtsſpiel,

auch wohl zu tragieren nach Oſtern,

vom

Pater Brey,

dem falſchen Propheten.

Zur Lehr, Nutz und Kurzweil gemeiner Chriſtenheit, inſonders Frauen und Jungfrauen zum goldnen Spiegel.

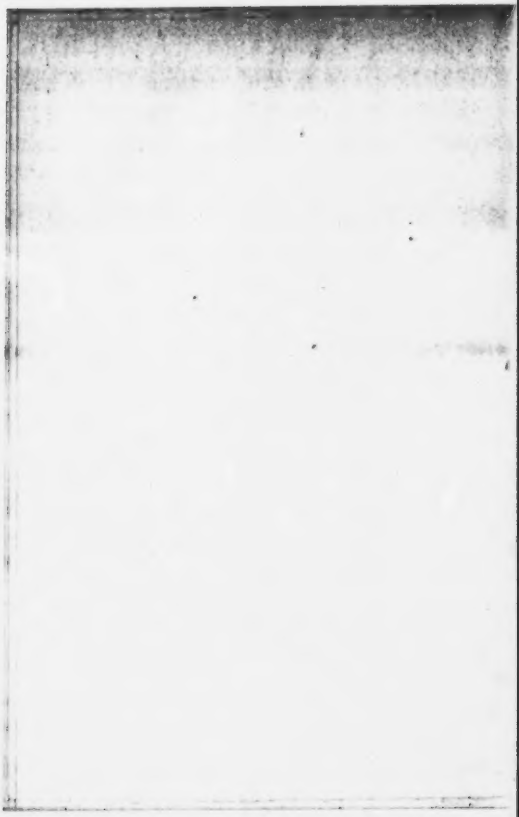

Würzkrämer in seinem Laden.

Junge, hol mir die Schachtel dort droben!
Der Teufels-Pfiff hat mir Alles verschoben.
Mir war mein Laden wohl eingericht't,
Fehlt' auch darin an Ordnung nicht;
Mir war eines Jeden Platz bekannt,
Die nöthigst' Waar' stund bei der Hand,
Tobak und Caffee, ohn' den zu Tag
Kein Hökenweib mehr leben mag.
Da kam ein Teufels-Pfäfflein ins Land,
Der hat uns Kopf und Sinn verwandt,
Sagt', wir wären unordentlich,
An Sinn und Humor den Studenten gleich,
Könnt' unsre Haushaltung nicht bestehen,
Müßten All' ärschlings zum Teufel gehen,
Wenn wir nicht thäten seiner Führung
Uns übergeben und geistlicher Regierung.
Wir waren Bürgersleut' guter Art,
Glaubten dem Kerl auf seinen Bart,
Darin er freilich hat nicht viel Haar;
Wir waren bethört eben ganz und gar.
Da kam er denn in den Laden herein,
Sagt': „Verflucht! Das sind mir Schwein'!
Wie Alles durch einander steht!
Müßt's einrichten nach dem Alphabet."
Da kriegt' er meinen Kasten Caffee
Und setzt' mir ihn oben hinauf ins E,
Und stellt' mir die Tobaksbüchsen weg
Dort hinten ins T zum Teufelsdreck;
Kehrt' eben Alles drüber und drunter,
Ging weg und sprach: „So besteh's jetzunder!"
Da macht' er sich an meine Frauen,
Die auch ein Bißchen umzuschauen;
Ich bat mir aber die Ehr' auf ein ander Mal aus;
Und so schafft' ich mir'n aus dem Haus.

Er hat mir's aber auch gedacht
Und mir einen verfluchten Streich gemacht.
Sonst hielten wir's mit der Nachbarin,
Ein altes Weib von treuem Sinn;
Mit der hat er uns auch entzweit.
Man sieht sie fast nicht die ganze Zeit;
Doch da kommt sie soeben her.

Nachbarin kommt.

Würzkrämer. Frau Nachbarin, was ist Ihr Begehr?

Sibylla, die Nachbarin.

Hätte gern für zwei Pfennig Schwefel und Zunder.

Würzkrämer. Ei sieh, 's is ja ein großes Wunder,
Daß man nur einmal hat die Ehr'!

Sibylla. Ei, der Herr Nachbar braucht Einen nicht sehr.

Würzkrämer. Red' Sie das nicht! Es war ein' Zeit,
Da wir waren gute Nachbarsleut',
Und borgten einander Schüsseln und Besen;
Wär' auch Alles gut gewesen;
Aber vom Pfaffen kommt der Neid,
Mißtraun, Verdruß und Zwistigkeit.

Sibylla. Red' Er mir nichts übern Herrn Pater!
Er ist im Haus als wie der Vater,
Hat über meine Tochter viel Gewalt,
Seiat ihr, wie sie soll werden klug und alt,
Und ist ein Mensch von viel Verstand,
Hat auch gesehn schon manches Land.

Würzkrämer. Aber bedenkt Sie nicht dabei,
Wie sehr gefährlich der Pfaff Ihr sei?
Was thut er an Ihrer Tochter lecken,
An fremden, verbotnen Speisen schlecken?
Was würd' Herr Balandrino sagen,
Wenn er zurückkäm' in diesen Tagen?
Der in Italia zu dieser Frist
Untern Dragonern Hauptmann ist,
Und ist Ihrer Tochter Bräutigam,
Nicht blökt und trottelt wie ein Lamm.

Sibylla. Herr Nachbar, Er hat ein böses Maul!
Er gönnt dem Herrn Pater kein'n blinden Gaul;
Mein' Tochter, die ist in Büchern belesen,
Das ist dem Herrn Pater just sein Wesen;
Auch red't sie verständig allermeist
Von ihrem Herzen, wie sie's heißt.

Würzkrämer. Frau Nachbarin, das ist Alles gut;
Eure Tochter ist ein junges Blut
Und kennt den Teufel der Männer Ränken,
Warum sie sich an die Maidels henken.
Die ganze Stadt is voll davon.

Sibylla. Lieber Herr Nachbar, weiß Alles schon;
Meint Er denn aber, Herr, beim Blut,
Daß mein Maidel was Böses thut?

Würzkrämer. Was Böses? Davon ist nicht die Red';
Es ist nur aber die Frag', wie's steht.
Sieht Sie, ich muß Ihr deutlich sagen:
„Ich stund ungefähr dieser Tagen
Hinten am Hollunderzaun;
Da kam mein Pfäfflein und Mädelein traun,
Gingen auf und ab spazieren,
Thäten einander umschlungen führen,
Thäten mit Aeugleins sich begäffeln,
Einander in die Ohren räffeln,*)
Als wollten sie eben alsogleich,
Mit einander ins Bett oder ins Himmelreich."

Sibylla. Dafür habt Ihr eben keine Sinnen;
Ganz geistiglich ist sein Beginnen,
Er ist von Fleischbegierden rein,
Wie die lieben Herzengelein.
Ich wollt', Ihr thätet ihn nur recht kennen;
Würdet ihn gern einen Heiligen nennen.

(Frau Sibylla, die Nachbarin, ab.)

Balandrino, der Dragonerhauptmann, tritt auf und spricht:

Da bin ich nun durch viele Gefahr
Zurückgekehrt im dritten Jahr,
Hab' in Italia die Pfaffen gelauf't
Und manche Republik gezauf't.
Bin nur jetzt von Sorgen getrieben,
Wie es drinne steht mit meiner Lieben,
Und ob, wie in der Stadt man sagt,
Sie sich mit dem Teufels-Pfaffen behagt.
Will doch gleich den Nachbar fragen;
War ein redlich Kerl in alten Tagen.

*) Häufiger „raffeln", in dem Sinne von „plappern" oder „schwatzen".

Würzkrämer. Herr Hauptmann, seid Ihr's? Gott sei Dank!
Haben Euch halt erwart't so lang'.
Hauptmann. Ich bin freilich lang' geblieben.
Wie habt Ihr's denn die Zeit getrieben?
Würzkrämer. So bürgerlich. Eben leidlich dumm.
Hauptmann. Wie steht's in der Nachbarschaft herum?
Ist's wahr —
Würzkrämer. Seid Ihr etwa schon vergift't?
Da hat Einer ein' bös' Ey' gestift't.
Hauptmann. Sagt, ist's wahr mit dem Pfaffen?
Würzkrämer. Herr, ich hab' nichts mit dem Mist zu schaffen;
Aber so viel kann ich Euch sagen:
Ihr müßt nit mit Feuer und Schwert drein schlagen;
Müßt erst mit eignen Augen sehn,
Wie's drinnen thut im Haus hergehn.
Kommt nur in meine Stube 'nein,
Soeben fällt ein Schwank mir ein,
Laßt's Euch unangefochten sein;
Eure Braut ist ein gutes Ding
Und der Pfaff nur ein Däumerling. (Sie gehen ab.)

Wird vorgestellt der Frau Sibylla Garten. Treten auf das Pfäfflein und **Leonora**, sich an den Händen führend.

Pfaff. Wie ist doch heut der Tag so schön!
Gar lieblich ist's, spazieren zu gehn.
Leonora. Wie schön wird nicht erst sein der Tag,
Da mein Balandrino kommen mag!
Pfaff. Wollt' Euch wol gönnen die Herzensfreude!
Doch wir sind indeß beisammen heute
Und ergetzen unsere Brust
Mit Freundschaft und Gesprächeslust.
Leonora. Wie wird Euch Balandrino schätzen,
An Euerm Umgang sich ergetzen,
Erkennen Euer edel Geblüt,
Frei- und liebevolles Gemüth,
Und wie Ihr wollet Allen gut,
Niemals zu viel noch zu wenig thut!
Pfaff. O Jungfrau, ich mit Seel' und Sinn
Auf immerdar Dein eigen bin,
Und, den Du Bräutigam thust nennen,
Mög' er so Deinen Werth erkennen
O, himmlisch glücklich ist der Mann,
Der Dich die Seine nennen kann! (Sie gehen vorüber.)

Tritt auf **Balandrins**, der **Hauptmann**, verkleidet in einen alten Edelmann mit weißem Bart und Ziegenperrücke, und der **Würzkrämer**.

Würzkrämer. Hab' Euch nun gesagt des Pfaffen Geschicht',
Wie er Alles nach seinem Gehirn einricht't,
Wie er will Berg und Thal vergleichen, *)
Alles Raube mit Gips und Kalk verstreichen
Und endlich malen auf das Weiß
Sein Gesicht oder seinen Steiß.
Hauptmann. Wir wellen den Kerl gewaltig furren
Und über die Ohren in Dreck 'nein fahren.
Geht jetzt ein Bißchen nur beiseit!
Würzkrämer. Wenn Ihr mich braucht, ich bin nicht weit. (Geht ab.)

Hauptmann. Ho! Holla! Ho!
Sibylla. Welch ein Geschrei?
Hauptmann. Treff' ich nicht hier den Pater Brey?
Sibylla. Er wird wol in dem Garten sein;
Ich schick' ihn Ihnen gleich herein. (Ab.)

Der Pfaff tritt auf und spricht:
Womit kann ich dem Herren dienen?
Hauptmann. Ich bin so frei, mich zu erkühnen,
Den Herren Pater hier aufzutreiben;
Sie müssen's Ihrem Ruf zuschreiben.
Ich habe so viel Guts vernommen
Von Vielen, die da- und dorther kommen,
Wie Sie überall haben genug
Der Menschen Gunst und guten Geruch.
Wollt' Sie doch eiligst kennen lernen,
Aus Furcht, Sie möchten Sich bald entfernen.
Pfaff. Mein lieber Herr, wer sind Sie dann?
Hauptmann. Ich bin ein reicher Edelmann,
Habe gar viel Gut und Geld,
Die schönsten Dörfer auf der Welt;
Aber mir fehlt's am rechten Mann,
Der All das guberniren kann.
Es geht, geht Alles durch einander,
Wie Mäusedreck und Koriander;

*) Diesen und die drei folgenden Verse citirt Jacobi in einem Briefe (Unterlassene Briefe, I. 401) in Veranlassung davon, daß Leuchsenring 1783 Instruktor des Kronprinzen von Preußen geworden war. „Der Mann," schreibt er, „der in diesen vier Versen als Pater Brey auf das Vollkommenste geschildert ist, konnte nicht anders als zu den Berliner Reformatoren passen."

Die Nachbarn leben in Zank und Streit,
Unter Brüdern ist keine Einigkeit;
Die Mägde schlafen bei den Buben,
Die Kinder hosiren in die Stuben;
Ich fürcht', es kommt der jüngste Tag.
Pfaff. Ach, da wird Alles gut darnach!
Hauptmann. Ich hätt's eben noch gern gut vorher;
Drum verlanget mich zu wissen sehr,
Wie Sie denken, ich sollt's anfangen?
Pfaff. Können nicht zu Ihrem Zweck gelangen,
Sie müssen denn einen Plan disponiren
Und den mit Stetigkeit vollführen.
Da muß Alles kalkulirt sein;
Da darf kein einzeln Geschöpf hinein;
Mäus' und Ratten, Flöh' und Wanzen
Müssen alle beitragen zum Ganzen.
Hauptmann. Das thun sie jetzt auch ohne Kunst.
Pfaff. Doch ist das nicht das Recht', mit Gunst;
Es geht ein Jedes seinen Gang;
Doch so ein Reich, das dauert nicht lang';
Muß Alles in einander greifen,
Nichts hinüber, herüber schweifen;
Das giebt alsdann ein Reich, das hält
Im schönsten Flor bis ans End' der Welt!
Hauptmann. Mein Herr, ich hab' hier in der Nah'
Ein Völklein, da ich gerne säh',
Wenn Eure Kunst und Wissenschaft
Wollt' da beweisen ihre Kraft.
Sie führen ein Sodomitisch Leben:
Ich will sie Eurer Aufsicht übergeben.
Sie reden Alle durch die Nasen,
Haben Wänste, sehr aufgeblasen,
Und schnauzen jeden Christen an
Und laufen davon vor Jedermann.
Pfaff. Da ist der Fehler, da sitzt es eben,
Sobald die Kerls wie Wilde leben
Und nicht bethulich und freundlich sind!
Doch das verbessert sich geschwind.
Hab' ich doch mit Geisteesworten
Auf meinen Reisen aller Orten
Aus roben, ungewaschnen Leuten,
Die lebten wie Juden, Türken und Heiden,

Zusammengebracht eine Gemein',
Die lieben wie Maienlämmelein
Sich und die Geistesbrüderlein.
Hauptmann. Wollet Ihr nicht gleich hinaus reiten?
Der Herr Nachbar soll Euch begleiten.
Pfaff. Der ist sonst nicht mein guter Freund.
Hauptmann. Herr Pater, mehr als Ihr es meint.
(Sie gehen ab.)

Hauptmann kommt zurück und spricht:
Nun muß ich noch ein Bißchen sehn,
Wie's thut mit Leonoren stehn.
Ich thu' sie wol unschuldig schätzen;
Der Pfaff kann nichts als prahlen und schwätzen.
Da kommt sie eben recht herein.
Jungfrau, Sie scheint betrübt zu sein.
Leonora. Mir ist's im Herzen weh und bange:
Mein Bräutigam, der bleibt so lange.
Hauptmann. Liebt Ihr ihn denn allein so sehr?
Leonora. Ohn' ihn möcht' ich nicht leben mehr.
Hauptmann. Der Pater Euch ja hofiren thut.
Leonora. Ach ja, das ist wol Alles gut;
Aber gegen meinen Bräutigam
Ist der Herr Pater nur ein Schwamm.
Hauptmann. Ich fürcht', es wird ein Hurrn geben,
Wenn der Hauptmann hört Euer Leben.
Leonora. Ach nein! Denn ich ihm schwören kann,
Denke nicht dran, der Pfaff sei Mann;
Und ich dem Hauptmann eigen bin
Von ganzem Herzen und ganzem Sinn.
Hauptmann wirft Perrücke und Bart weg und entdeckt sich.
So komme denn an meine Brust,
O Liebe, meines Herzens Lust!
Leonora. Ist's möglich? Ach, ich glaub' es kaum;
Die himmlisch' Freude ist ein Traum!
Hauptmann. O Leonor', bist treu genug;
Wärst Du gewesen auch so klug!
Leonora. Ich bin ganz ohne Schuld und Sünd'.
Hauptmann. Das weiß ich wol, mein liebes Kind!
Die Kerls sind vom Teufel besessen,
Schnoppern herum an allen Essen,
Lecken den Weiblein die Ellenbogen,
Stellen sich gar zu wohlgezogen,

Nisten sich ein mit Schmeicheln und Lügen
Wie Filzläus', sind nicht heraus zu kriegen.
Aber ich hab' ihn prostituirt;
Der Nachbar hat ihn hinaus geführt,
Wo die Schwein' auf die Weide gehn;
Da mag er bekehren und lehren schön!

Nachbar Würzkrämer kommt lachend außer Athem.

Gott grüß' Euch, edles junges Paar!
Der Pfaff ist rasend ganz und gar,
Läuft wie wüthig hinter mir drein.
Ich führt' ihn draußen zu den Schwein'n;
Sperrt' Maul und Augen auf, der Matz,
Als ich ihm sagt', er wär' am Platz:
Er säh', sie red'ten durch die Nasen,
Hätten Bäuche, sehr aufgeblasen,
Wären unfreundlich, grob und liederlich,
Schnauzten und bissen sich unbrüderlich,
Lebten ohne Religion und Gott
Und Ordnung, wie ein' Studentenrott';
Möcht' sie nun machen All' honett
Und die Frömmst' nehmen mit zu Bett.

Hauptmann. Thät er drauf wacker rasen?

Würzkrämer.

Viel Fluch' und Schimpf aus'm Rachen blasen.
Da kommt er ja gelaufen schon.

Pfaff (außer Athem). Wo hat der Teufel den Kujon?

(Erschrickt, da er den Hauptmann sieht.)

Hauptmann.

Herr Pfaff, erkennt Er nun die Schlingen?
Sollt' Ihm wol noch ein Gratias singen!
Doch mag Er frei seiner Wege gahn;
Nur hör Er noch zwei Wörtchen an!
Er meint, die Welt könnt' nicht bestehen,
Wenn Er nicht thät' drauf herumbergehen;
Bild't sich ein wunderliche Streich'
Von seinem himmlisch geist'gen Reich;
Meint, Er wolle die Welt verbessern,
Ihre Glückseligkeit vergrößern,
Und lebt ein Jedes doch fortan,
So übel und so gut es kann.
Er denkt, Er trägt die Welt aufm Rücken;

Fäng' Er uns nur einweil *) die Mücken!
Aber da ist nichts recht und gut,
Als was Herr Vater selber thut.
Thät' gerne eine Stadt abbrennen,
Weil er sie nicht hat bauen können;
Findt's verflucht, daß, ohn' ihn zu fragen,
Die Sonne sich auf und ab kann wagen.
Doch, Herr, damit Er uns beweist,
Daß ohne Ihn die Erde reist,
Zusammenstürzen Berg und Thal,
Probir' Er's nur und sterb' Er einmal!
Und wenn davon auf der ganzen Welt
Ein Schweinstall nur zusammenfällt,
So erklär' ich Ihn für einen Probeten,
Will Ihn mit all' meinem Haus anbeten. (Der Pfaff zieht ab.)

Hauptmann. Und Du, geliebtes Lorchen mein,
Warst gleich einem Wickelkindelein,
Das schreit nach Brei und Suppe lang';
Deß wird der Mutter angst und bang:
Ihr Brei ist noch nicht gar und recht;
Drum nimmt sie schnell ein Lümpchen schlecht
Und kaut ein Zuckerbrod hinein
Und steckt's dem Kind ins Mündelein.
Da saugt's und zutscht denn um sein Leben,
Will ihm aber keine Sättigung geben;
Es zieht erst allen Zucker aus
Und speit den Lumpen wieder aus.
So laßt uns denn den Schnaken belachen
Und gleich von Herzen Hochzeit machen!
Ihr Jungfrauen, laßt Euch nimmer küssen
Von Pfaffen, die sonst nichts wollen noch wissen!
Denn wer möcht' Einen zu Tische laden
Auf den bloßen Geruch von einem Braten?
Es gehört zu jeglichem Sakrament
Geistlicher Anfang, leiblich Mittel, fleischlich
End.

*) Die neueren Ausgaben, mit Ausnahme der von Kurz, haben sämmtlich „einmal"; indessen ist das Wort nur durch die Hamburg'schen Nachdrucke in den Text gekommen; sowol die Original-Ausgabe, wie der „Rheinische Kehr" haben „einweil".

Künſtlers Apotheoſe.

Drama.

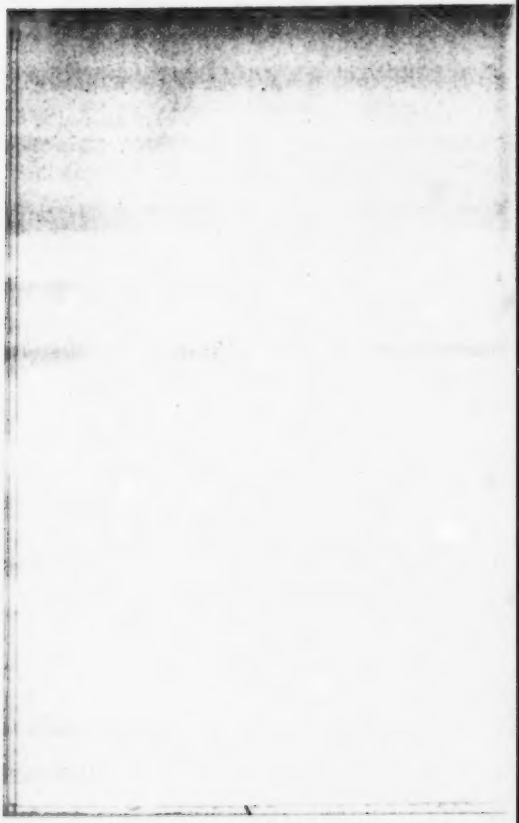

Es wird eine prächtige Gemäldegalerie vorgestellt. Die Bilder aller Schulen hängen in breiten goldenen Rahmen. Es gehen mehrere Personen auf und ab. An einer Seite sitzt ein **Schüler** und ist beschäftigt, ein Bild zu kopiren.

Schüler (indem er aufsteht, Palette und Pinsel auf den Stuhl legt und dahinter tritt). Da sitz' ich hier schon Tage lang,
Mir wird's so schwül, mir wird's so bang,
Ich male zu und streiche zu,
Und sehe kaum mehr, was ich thu'.
Gezeichnet ist es durchs Quadrat;
Die Farben nach des Meisters Rath,
So gut mein Aug' sie sehen mag,
Ahm' ich nach meinem Muster nach;
Und wenn ich dann nicht weiter kann,
Steh' ich wie ein geneſtelter Mann
Und sehe hin und sehe her,
Als ob's gethan mit Sehen wär';
Ich stehe hinter meinem Stuhl
Und schwitze wie ein Schwefelpfuhl —
Und dennoch wird zu meiner Qual
Nie die Kopie Original.
Was dort ein freies Leben hat,
Das ist hier trocken, steif und matt;
Was reizend steht und sitzt und geht,
Ist hier gewunden und gedreht;
Was dort durchsichtig glänzt und glüht,
Hier wie ein alter Topf aussieht;
Und überall es mir gebricht,
Als nur am guten Willen nicht,
Und bin nur eben mehr gequält,
Daß ich recht sehe, was mir fehlt.

Ein Meister (tritt hinzu).
Mein Sohn, das hast Du wohl gemacht,
Mit Fleiß das Bild zu Stand gebracht!
Du siehst, wie wahr ich stets gesagt:
„Je mehr als sich ein Künstler plagt,
Je mehr er sich zum Fleiße zwingt,
Um desto mehr es ihm gelingt."
Drum übe Dich nur Tag für Tag,
Und Du wirst sehn, was das vermag!
Dadurch wird jeder Zweck erreicht,
Dadurch wird manches Schwere leicht,
Und nach und nach kommt der Verstand
Unmittelbar Dir in die Hand.

Schüler. Ihr seid zu gut und sagt mir nicht,
Was Alles diesem Bild gebricht.

Meister. Ich sehe nur mit Freuden an,
Was Du, mein Sohn, bisher gethan.
Ich weiß, daß Du Dich selber treibst,
Nicht gern auf einer Stufe bleibst.
Will hier und da noch was gebrechen,
Wollen wir's ein ander Mal besprechen.

(Entfernt sich.)

Schüler (das Bild ansehend). Ich habe weder Ruh noch Rast,
Bis ich die Kunst erst recht gefaßt.

Ein Liebhaber (tritt zu ihm). Mein Herr, mir ist verwunderlich,
Daß Sie hier Ihre Zeit verschwenden
Und auf dem rechten Wege Sich
Schnurstracks an die Natur nicht wenden;
Denn die Natur ist aller Meister Meister!
Sie zeigt uns erst den Geist der Geister,
Läßt uns den Geist der Körper sehn,
Lehrt jedes Geheimniß uns verstehn.
Ich bitte, lassen Sie Sich rathen!
Was hilft es, immer fremden Thaten
Mit größter Sorgfalt nachzugehn?
Sie sind nicht auf der rechten Spur;
Natur, mein Herr! Natur! Natur!

Schüler. Man hat es mir schon oft gesagt,
Ich habe kühn mich dran gewagt;
Es war mir stets ein großes Fest.
Auch ist mir dies und jen's geglückt;
Doch öfters ward ich mit Protest,

Mit Scham und Schande weggeschickt.
Kaum wag' ich es ein ander Mal;
Es ist nur Zeit, die man verliert;
Die Blätter sind zu kolossal,
Und ihre Schrift gar seltsam abbrevirt.

Liebhaber (sich wegwendend).

Nun seh' ich schon das Wo und Wie;
Der gute Mensch hat kein Genie!

Schüler (sich niedersetzend). Mich dünkt, noch hab' ich nichts gethan;
Ich muß ein ander Mal noch dran.

Ein zweiter Meister (tritt zu ihm, sieht seine Arbeit an und wendet sich um, ohne etwas zu sagen).

Schüler. Ich bitt' Euch, geht so stumm nicht fort
Und sagt mir wenigstens ein Wort!
Ich weiß, Ihr seid ein kluger Mann,
Ihr könntet meinen Wunsch am Allerersten stillen.
Verdien' ich's nicht durch Alles, was ich kann,
Verdien' ich's wenigstens durch meinen guten Willen.

Meister. Ich sehe, was Du thust, was Du gethan,
Bewundernd bald und bald voll Mitleid an.
Du scheinst zum Künstler mir geboren,
Hast weislich keine Zeit verloren;
Du fühlst die tiefe Leidenschaft,
Mit frohem Aug' die herrlichen Gestalten
Der schönen Welt begierig festzuhalten;
Du übst die angeborne Kraft,
Mit schneller Hand bequem Dich auszudrücken;
Es glückt Dir schon und wird noch besser glücken;
Allein —

Schüler. Verhehlt mir nichts!

Meister. Allein Du übst die Hand,
Du übst den Blick; nun üb' auch den Verstand!
Dem glücklichsten Genie wird's kaum einmal gelingen,
Sich durch Natur und durch Instinkt allein
Zum Ungemeinen aufzuschwingen;
Die Kunst bleibt Kunst! Wer sie nicht durchgedacht,
Der darf sich keinen Künstler nennen;
Hier hilft das Tappen nichts; eh man was Gutes macht,
Muß man es erst recht sicher kennen.

Schüler. Ich weiß es wol, man kann mit Aug' und Hand
An die Natur, an gute Meister gehen;

Allein, o Meister, der Verstand,
Der übt sich nur mit Leuten, die verstehen.
Es ist nicht schön, für sich allein
Und nicht für Andre mit zu sorgen;
Ihr könntet Vielen nützlich sein,
Und warum bleibt Ihr so verborgen?

Meister. Man hat's bequemer heut zu Tag,
Als unter meine Zucht sich zu bequemen;
Das Lied, das ich so gerne singen mag,
Das mag nicht Jeder gern vernehmen.

Schüler. O, sagt mir nur, ob ich zu tadeln bin,
Daß ich mir diesen Mann zum Muster auserkoren,

(Er deutet auf das Bild, das er kopirt hat.)

Daß ich mich ganz in ihn verloren?
Ist es Verlust, ist es Gewinn,
Daß ich allein an ihm mich nur ergetze,
Ihn weit vor allen Andern schätze,
Als gegenwärtig ihn und als lebendig liebe,
Mich stets nach ihm und seinen Werken übe?

Meister. Ich tadl' es nicht, weil er fürtrefflich ist,
Ich tadl' es nicht, weil Du ein Jüngling bist;
Ein Jüngling muß die Flügel regen,
In Lieb' und Haß gewaltsam sich bewegen.
Der Mann ist vielfach groß, den Du Dir auserwählt,
Du kannst Dich lang' an seinen Werken üben;
Nur lerne bald erkennen, was ihm fehlt!
Man muß die Kunst und nicht das Muster lieben.

Schüler. Ich sähe nimmer mich an seinen Bildern satt,
Wenn ich mich Tag für Tag damit beschäft'gen sollte.

Meister. Erkenne, Freund, was er geleistet hat,
Und dann erkenne, was er leisten wollte!
Dann wird er Dir erst nützlich sein,
Du wirst nicht Alles neben ihm vergessen.
Die Tugend wohnt in keinem Mann allein;
Die Kunst hat nie ein Mensch allein besessen.

Schüler. So redet nur auch mehr davon!

Meister. Ein ander Mal, mein lieber Sohn.

Galerie-Inspektor (tritt zu ihnen).
Der heut'ge Tag ist uns gesegnet!
O welch ein schönes Glück begegnet!
Es wird ein neues Bild gebracht,
So köstlich, als ich keins gedacht.

Meister. Von wem?
Schüler. Sagt an, es ahnet mir.
(Auf das Bild zeigend, das er kennt.)
Von Diesem?
Inspektor. Ja, von Diesem hier.
Schüler. Wird endlich doch mein Wunsch erfüllt!
Die heiße Sehnsucht wird gestillt!
Wo ist es? Laßt mich eilig sehn!
Inspektor. Ihr werdet's bald hier oben sehn.
So köstlich, als es ist gemalt,
So theuer hat's der Fürst bezahlt.
Gemäldehändler (tritt auf). Nun kann die Galerie doch sagen,
Daß sie ein einzig Bild besitzt.
Man wird einmal in unsern Tagen
Erkennen, wie ein Fürst die Künste liebt und schützt.
Es wird sogleich heraufgetragen;
Es wird erstaunen, wer's erblickt.
Mir ist in meinem ganzen Leben
Noch nie ein solcher Fund geglückt.
Mich schmerzt es fast, es wegzugeben;
Das viele Gold, das ich begehrt,
Erreicht noch lange nicht den Werth.
(Man bringt das Bild der Venus Urania herein und setzt es auf eine Staffelei.)
Hier, wie es aus der Erbschaft kam,
Noch ohne Firniß, ohne Rahm.
Hier braucht es keine Kunst noch List;
Seht, wie es wohl erhalten ist!
(Alle versammeln sich davor.)
Erster Meister. Welch eine Praktik zeigt sich hier!
Zweiter Meister. Das Bild, wie ist es überdacht!
Schüler. Die Eingeweide brennen mir!
Liebhaber. Wie göttlich ist das Bild gemacht!
Händler. In seiner trefflichsten Manier.
Inspektor. Der goldne Rahm wird schon gebracht.
Geschwind herbei, geschwind herein!
Der Prinz wird bald im Saale sein.
(Das Bild wird in den Rahmen befestigt und wieder aufgestellt.)
Der Prinz (tritt auf und besieht das Gemälde).
Das Bild hat einen großen Werth;
Empfanget hier, was Ihr begehrt!
Der Kassier (hebt den Beutel mit den Zechinen auf den Tisch und seufzet).

Händler (zum Kassier). Ich prüfe sie erst durchs Gewicht.
Kassier (auszahlend). Es steht bei Euch; doch zweifelt nicht!

Der Fürst steht vor dem Bilde, die Andern in einiger Entfernung.

Der Plafond eröffnet sich, die Muse, den Künstler an der Hand führend auf einer Wolke.

Künstler. Wohin, o Freundin, führst Du mich?
Muse. Sieh nieder und erkenne Dich!
Dies ist der Schauplatz Deiner Ehre.
Künstler. Ich fühle nur den Druck der Atmosphäre.
Muse. Sieh nur herab! Es ist ein Werk von Dir,
Das jedes andre neben sich verdunkelt
Und zwischen vielen Sternen hier
Als wie ein Stern der ersten Größe funkelt.
Sieh, was Dein Werk für einen Eindruck macht,
Das Du in Deinen reinsten Stunden
Aus Deinem innern Selbst empfunden,
Mit Maaß und Weisheit durchgedacht,
Mit stillem, treuem Fleiß vollbracht!
Sieh, wie noch selbst die Meister lernen!
Ein kluger Fürst, er steht entzückt,
Er fühlt sich im Besitz von diesem Schatz beglückt;
Er geht und kommt und kann sich nicht entfernen.
Sieh diesen Jüngling, wie er glüht,
Da er auf Deine Tafel sieht!
In seinem Auge glänzt das herzliche Verlangen,
Von Deinem Geist den Einfluß zu empfangen.
So wirkt mit Macht der edle Mann
Jahrhunderte auf Seinesgleichen;
Denn was ein guter Mensch erreichen kann,
Ist nicht im engen Raum des Lebens zu erreichen.
Drum lebt er auch nach seinem Tode fort
Und ist so wirksam, als er lebte;
Die gute That, das schöne Wort,
Es strebt unsterblich, wie er sterblich strebte.
So lebst auch Du durch ungemeßne Zeit;
Genieße der Unsterblichkeit!
Künstler. Erkenn' ich doch, was mir im kurzen Leben
Zeus für ein schönes Glück gegeben,
Und was er mir in dieser Stunde schenkt;
Doch er vergebe mir, wenn dieser Blick mich kränkt.
Wie ein verliebter junger Mann

Unmöglich doch den Göttern danken kann,
Wenn seine Liebste, fern und eingeschlossen, weint;
Wer wagt es, ihn beglückt zu nennen?
Und wird er wol sich trösten können,
Weil eine Sonne ihn und sie bescheint?
So hab' ich stets entbehren müssen,
Was meinen Werken nun so reichlich widerfährt;
Was hilft's, o Freundin, mir, zu wissen,
Daß man mich nun bezahlet und verehrt?
O, hätt' ich manchmal nur das Gold besessen,
Das diesen Rahm jetzt übermäßig schmückt!
Mit Weib und Kind mich herzlich satt zu essen,
War ich zufrieden und beglückt.
Ein Freund, der sich mit mir ergetzte,
Ein Fürst, der die Talente schätzte,
Sie haben leider mir gefehlt:
Im Kloster fand ich dumpfe Gönner:
So hab' ich, emsig, ohne Kenner
Und ohne Schüler mich gequält.

(Hinab auf den Schüler deutend.)

Und willst Du diesen jungen Mann,
Wie er's verdient, dereinst erheben,
So bitt' ich, ihm bei seinem Leben,
So lang' er selbst noch kau'n und küssen kann,
Das Nöthige zur rechten Zeit zu geben.
Er fühle froh, daß ihn die Muse liebt,
Wenn leicht und still die frohen Tage fließen!
Die Ehre, die mich nun im Himmel selbst betrübt,
Laß ihn dereinst wie mich, doch freudiger genießen!

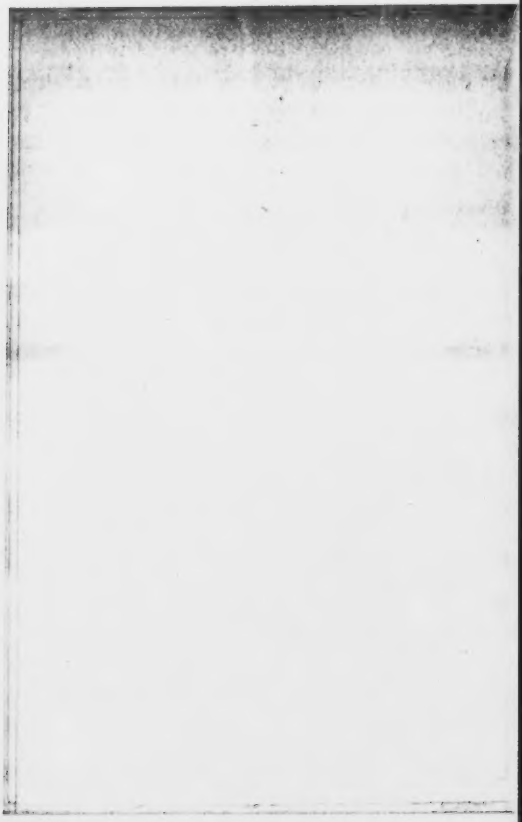

Das
Neueste von Plundersweilern.

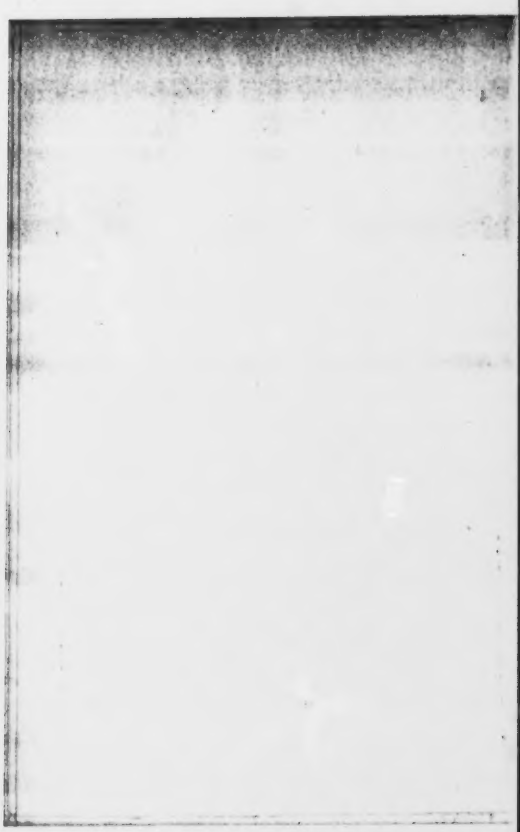

Nachstehendes Gedicht verlangt eine kurze Einleitung, weil es sonst zum größten Theil unverständlich bleiben müßte.

Herzogin Amalia hatte die gnädige Gewohnheit eingeführt, daß Sie allen Personen Ihres nächsten Kreises zu Weihnachten einen heiligen Christ bescheren ließen. In einem geräumigen Zimmer waren Tische, Gestelle, Pyramiden und Baulichkeiten errichtet, wo jeder Einzelne solche Gaben fand, die ihn theils für seine Verdienste um die Gesellschaft belohnen und erfreuen, theils auch wegen einiger Unarten, Angewohnheiten und Mißgriffe bestrafen und vermahnen sollten.

Zu Weihnachten 1780*) verbanden sich Mehrere dieses Vereins, der Fürstin gleichfalls eine Gabe darzubringen, welche nichts Geringeres sein sollte als die deutsche Literatur der nächstvergangenen Jahre in einem Scherzbilde. Ueber diesen Gegenstand war so viel gesprochen worden, so viel gestritten und gemeint, daß sich manches Redische wol zusammenfassen ließ und das Zerstreute in einem Bilde aufzustellen möglich war. Nach Erfindung und Entwurf des Verfassers ward durch Rath Kraus eine Aquarellzeichnung**) verfertigt, zu gleicher Zeit aber ein Gedicht geschrieben, welches die bunten und seltsamen Gestalten einigermaßen erklären

*) Vergleiche Vorbemerkung S. 144.

**) Der gütigen Mittheilung des Herrn Geh. Raths von Loeper verdanken wir nebst einigen anderen Erläuterungen für dieses Gedicht folgende, Goethe's einleitende Worte ergänzende Notizen aus dem im Weimarer Archiv befindlichen Bericht der Goethe begleitenden „lustigen Person":

„Das Gemälde war in einen übermannshohen ellipsenförmigen, mit Satyrlarven und vergoldetem Schnitzwerk gezierten Rahmen gefaßt; es war mit vierzehn Lichtern erleuchtet, und dahinter war grünes Tuch angeschlagen, welches die nämlichen Lichter that als bei einem Gemälde der Grund."

„Goethe's Kleidung bestand in rothen, über die Kniee gehenden Strümpfen, großer „Burgemeisterweste," desgl. Manschetten, Chapeau, Halskrause, Rock mit großen Aufschlägen und einer schwarzen Perrücke. Die lustige Person hatte auch die Kleidung des Handwurst aus dem Jahrmarkt von Pinsdorf weitern und eine Maske vorm Gesicht.

sollte. Dieses Bild war auf einem vergoldeten Gestell eingerahmt und verdeckt, und als nun Jedermann sich über die empfangenen Gaben genugsam erfreut hatte, trat der Marktschreier von Plundersweilern in der von Ettersburg her bekannten Gestalt, begleitet von der lustigen Person, herein, begrüßte die Gesellschaft, und nach Enthüllung und Beleuchtung des Bildes rezitirte er das Gedicht, dessen einzelne Gegenstände der Begleiter, wie sie eben vorkamen, mit der Pritsche bezeichnete. Dieser Scherz gelang zur Ergetzung der höchsten Gönnerin, nicht ohne kleinen Verdruß einiger Gegenwärtigen, die sich getroffen fühlen mochten.

Das Bild existirt noch, wohlerhalten, und dürfte, von einem geschickten Kupferstecher geistreich radirt, zum völligen Verständniß des Gedichts, und dem deutschen Publikum, das über jene Zeiten sich längst aufgeklärt sieht, zur unverfänglichen Unterhaltung dienen.

Weimar, den 30. April 1816.

„Goethe schickte eine kurze Anrede an die Herzogin Amalia voraus: . . . Er hoffe, Ihro Durchlaucht würden den Vornehmen zu Plundersweilern die hohe Ehre nicht abschlagen, sie ein Wenig im Vorbeigehn zu besuchen, da ihnen diese hohe Gnade an dem vorigen Jahrmarkt schon einmal widerfahren sei; doch lasse sich der dasige Senat entschuldigen, daß er nicht selbst gekommen sei, Ihre Durchlaucht zu bewillkommnen, weil seine Glieder alle, als verheirathet und mit Kindern gesegnet, sich des Vergnügens unmöglich berauben könnten, ihren kleinen Zöglingen heute Abend den heiligen Christ zu bescheren; dagegen hätten sie ihn, armen Hagestolzen, abgeschickt, Ihro Durchlaucht einzuladen.

„Die lustige Person gab das Zeichen zum Anfange der Musik, nach deren Beendigung Goethe die Verse und einen Stab in die Hand nahm, mit welchem er während des Rezitirens auf die Sachen im Gemälde hinwies, welche die Verse erklärten."

Im deutschen Reich gar wohl bekannt*)
Ist der Ort, Plunderswеilern genannt,
Und seines Jahrmarkts Lärm und Lust
Viel groß- und kleinem Volk bewußt;
Auch sieht man, daß zu einer Stadt
Der Flecken sich erweitert hat.

Und zwar mag es nicht etwa sein
Wie zwischen Kassel und Weißenstein,**)
Als wo man emsig und zu Hauf
Macht Vogelbauer auf den Kauf,
Und sendet gegen fremdes Geld
Die Vöglein in die weite Welt.

*) Die Anordnung auf dem S. 144 u. 204 erwähnten Bilde ist der Art, daß links, ziemlich in den Hintergrund gerückt, das drei Stock hohe Echaus der Friedrichstraße steht; an dasselbe schließt sich rechts ein niedriges Gebäude an, in dem die uralte Buchhandlung zu denken ist. Dieses steht wiederum mit dem Palaste in Verbindung, an dessen Vorbau der Barbier seine Becken angebracht hat, und in dem Frau Kritik ihr Serail hält; an den einzelnen Fenstern der dem Beschauer zugewandten Seitenfront desselben sieht man die S. 207 und 208 bezeichneten Persönlichkeiten und an der zurücktretenden langen Hauptfront einen Thorweg, in welchen ein mit Ochsen bespannter Wagen Bücherballen hineinfährt. Rechts, ziemlich im Vordergrunde, steht das Theater; der Raum zwischen ihm und den zuvor genannten Gebäuden ist von den verschiedenen Gruppen ausgefüllt, die in dem Gedicht beschrieben werden.

**) „Kassel und Weißenstein". — Wir verdanken diese Ergänzung, welche auch dem in Tiefurt befindlichen Manuskripte des Gedichts fehlt, und durch die natürlich alle sonst ausgesprochenen Vermuthungen widerlegt werden, der gefälligen Mittheilung des Herrn Geheimraths Schöll zu Weimar. — Es soll damit auf ein bei Kassel belegenes, von Goethe selbst wol 1779 besichtigtes Arbeitshaus, in welchem Vogelbauer angefertigt wurden, zugleich aber in ähnlicher Weise wie in dem älteren Texte der „Missethäter", vielleicht auch in dem Gedichte „der ewige Jude" (III. S. 186, Z. 21 ff.), und später in Schiller's „Kabale und Liebe" auf den Verkauf hessischer Landeskinder nach Amerika hingedeutet werden. Eine Anspielung hierauf lag um so näher, als gerade das Jahr 1781 verhängnißvoll für die Entscheidung des Krieges war, der so vielen dieser Verkauften das Leben gekostet hat. Das Schloß Weißenstein, früher ein Kloster, stand an der Stelle des jetzigen „Wilhelmshöhe", dessen Bau, zuerst vom Landgrafen Karl als „Karlsberg" begonnen, 1786 vom Landgrafen Wilhelm II. beendet wurde.

Vielmehr sind hier, wie in Paris,
Der Leute mehr als der Logis;
Und wie ein Haus gebaut sein mag,
Gleich ist's besetzt den andern Tag.

Besonders eine der längsten Gassen
Hat man für Leser erbauen lassen,
Wo in den Häusern, eng und weit,
Gelesen wird zu jeder Zeit;
Auswahl und Urtheil sind verbannt.
Mit neuen Büchern in der Hand,
Find't man, so wie man geht und steht,
Von Thürschwell' auf bis zum Privet,
Einen Jeden emsig sich erbauen
Und kaum zum Gruße seitwärts schauen.

Wie man denn schon seit langen Zeiten
Läßt Kaffee öffentlich bereiten,
Daß für drei Pfennig Jedermann*)
Sich seinen Magen verderben kann,
So theilt man nun den Leseschmaus
Liebhabern für sechs Pfennig aus.**)

Von dieser Straße, lang und schön,
Kennt Ihr hier nur das Eckhaus sehn.
Hier schauen Damen und Herren herum
Begierig in das Publikum,
Wie Einer an den Andern rennt;
Und Abends sind sie gar kontent.

Vor ihrem Fenster mit leichten Schritten
Spaziert ein Mädchen von schlechten Sitten,***)
Und bietet um geringen Preis
Gar vieler Menschen sauern Schweiß.
Ein Jeder wird sie laut verachten;

*) Goethe's Abneigung gegen den Kaffee ist bekannt (vergl. Briefe an Frau von Stein, II. 303 und III. 329).

**) Vielleicht eine Hindeutung auf das (handschriftliche) Tiefurter Journal, das seit dem 15. August 1781 erschien, und auf das man sich durch ein Goldstück oder durch geschriebenes Papier (d. h. einen eigenen Beitrag) abonniren konnte (Wachsmuth, Weimar's Musenhof, S. 75, u. Briefe an Frau von Stein II, 109).

***) Wir enthalten uns der Deutung; vielleicht könnte man indessen, da die Knaben auf dem Bilde sich so eifrig in die gekaufte Lektüre vertiefen, an die schlechte Roman-Poesie oder sonst an eine Personifikation der Poesie überhaupt denken.

Es mag kein Mensch sie übernachten,
Und Alle kommen doch zu Haufen,
Ihr ihre Waaren abzukaufen.

Wie schlimm sieht's drum in jenem Haus,
In der uralten Handlung aus!
Gar einzeln naht sich dann und wann
Ein etwa grundgelehrter Mann,
Nach einem Folio zu fragen;
Dagegen bücken viel' Autormagen
Sich mit demüthigen Geberden
Vor dem Papierpatron*) zur Erden.
Auch ist das Haus, wie Jeder sagt,
Von böser Nachbarschaft geplagt,
Wie man Exempel jeden Tag
In der Almende **) sehen mag.

Halt auf! O weh! Welch ein Geschrei!
Was zerrt man diese Leut' herbei?
Was hat das arme Volk begangen?
Was wird mit ihnen angefangen?

Die aufgehängten Becken hier
Verkünden Euch den Herrn Barbier,
Dem, wo er irgend Stoppeln sieht,
Das Messer unterm Händen glüht.
Und er rasirt, die Wuth zu stillen,
Zwar gratis, aber wider Willen,
Und bei dem ungebetnen Schnitt
Geht auch wol Haut und Nase mit.

*) „Der Papierpatron", vor dem sich die — bei seiner schlechten Bezahlung — hungrigen Autoren bücken, der vornehm' reiche Mann — Alles deutet auf Fr. Nicolai, Goethe's alten Widersacher, hin. Das Serail der Frau Kritik wäre dann die von Nicolai redigirte „Allgemeine deutsche Bibliothek" (Berlin, 1765—1792, Kiel, 1793—94). Wie vielfach die literarischen Verbindungen Nicolai's waren, wie viel Kräfte er benutzte, ist bekannt; aber gerade deswegen scheint es gewagt, eine bestimmte Persönlichkeit als den Barbier zu bezeichnen, dessen Bude an den Palast grenzt. An frühere literarische Unternehmungen Nicolai's, wie die „Briefe, die neueste Literatur betreffend" (1759—1765) und die „Bibliothek der schönen Wissenschaften und der freien Künste" (1757—1767) ist nicht mehr zu denken, weil sie der Zeit nach zu entfernt sind. Ebenso muß, da Lessing gerade in dem Jahre 1781 gestorben war, jeder Gedanke einer Beziehung auf ihn abgewiesen werden.

**) Hier in dem Sinne von „Gemeinde", während das Wort nach seiner ursprünglichen Bedeutung so viel als „Gemeindegut" bezeichnet.

Welch ein Palast am End' der Stadt
Ist's, wo er seine Bude hat,
Auf gutes Fundament gebaut,
Der alle Gegend überschaut!
Wer ist der vornehm' reiche Mann,
Der also bau'n und wohnen kann?

Mit großer Lust und großem Glück
Hält ihr Serail hier Frau Kritik.
Ein Jeder, er sei groß und klein,
Wird ihr gar sehr willkommen sein.
Sein Zimmer ist ihm gleich bereit,
Sein Essen auch zu rechter Zeit;
Er wird genähret und verwahrt
Nach seiner Art und seinem Bart.
Doch läßt aus Furcht vor Neidesflammen
Sie ihre Freunde nie zusammen.
Sie hat zwar weder Leut' noch Land,
Auch weder Kapital noch Pfand,
Sie bringt auch selber nichts hervor,
Und lebt und steht doch groß im Flor;
Denn was sie reich macht und erhält,
Das ist eine Art von Stempelgeld;
Drum sehn wir alle neuen Waaren
Zum großen Thor hineingefahren.

Am Fenster läßt sich Einer blicken,
Der reißt gar Alles grob zu Stücken;
Ein Andrer mißt das Werk mit Ellen;
Ein Dritter läßt's auf der Wage schnellen;
Ein Vierter, oben auf dem Haus,
Klopft gar die alten Kleider aus.
Gar viele Fenster sind auch zu:
Das deutet nicht auf innre Ruh.
Die Meisten arbeiten wie in der Gruft
Und kommen selten an frische Luft.

Doch scheint's, Ihr möget nicht verweilen
Und gerne diesen Zug *) ereilen;

*) Goethe ironisirt hier seinen „Werther", ähnlich, wie er es schon früher in dem „Triumph der Empfindsamkeit" (1777) gethan hatte; denn unter dem Träger des Todten ist er selbst zu denken, unter dem Gefolge alle Gesinnungsgenossen der Wertherrichtung.

Bleibt nur ein Wenig hinterdrein!
Ich fürcht', es möcht' gefährlich sein.
Unter dem Leichnam auf seinem Rücken
Seht Ihr einen jungen Herrn sich drücken,
Ein Schießgewehr in seiner Hand:
So trug er seinen Freund durchs Land,
Erzählt' den traurigen Lebenslauf
Und fordert' Jeden zum Mitleid auf.
Kaum hält er sich auf seinen Füßen,
Die Thränen ihm von den Wangen fließen,
Beschreibt gar rührend des Armen Noth,
Verzweiflung und erbärmlichen Tod,
Wie er ihn endlich aufgerafft —
Das Alles ein Wenig fratzenhaft.
Da fing's entsetzlich an zu rumoren
Unter Klugen, Weisen und unter Thoren;
Drum wünscht' er weit davon zu sein. *)

Denn seht, es kommen hinterdrein
Ein Chor schwermüthiger Junggesellen,
Die sich gar ungeberdig stellen.
Mehr sag' ich nicht, man kennt genug
Den ganzen uniformen Zug.
Jeder führt eine Jungfrau fein;
Die scheinen gleiches Sinns zu sein;
Denn sie tragen auf bunten Stangen
Paniere zierlich aufgehangen,
Die Zeichen ihrer Lust und Schmerz —
Einen vollen Mond, ein brennend Herz;
Wie denn nun fast jede Stadt
Ihren eignen Mondschein nöthig hat.
Die Herzen lärmen und pochen so sehr,
Man hört sein eigen Wort nicht mehr;
Doch scheinen die Liebchen bei diesen Spielen
Noch seitwärts in die Welt zu schielen.

**) Laßt sie vorbei und seht die Knaben,

*) Vgl. das Fragment aus den Römischen Elegien (Gedichte, III. S. 123), wo allerdings der Verdruß, den „Werther" dem Dichter bereitet hat, schon deutlicher ausgedrückt ist.

**) Der ganze Abschnitt bezieht sich auf den „Hainbund", der am 12. September 1772 in Göttingen von J. H. Voß, C. D. Miller, H. Hahn, Hölty,

Die in der Ecke ihre Kurzweil haben!
Die Laube, die sie fasst, ist klein,
Doch dünkt sie ihnen ein dichter Hain.
Sie haben aus Maien sie aufgesteckt
Und vor der Sonne sich bedeckt;
Mit Siegsgesang und Harfenschlag
Verklimpern sie den lieben Tag;
Sie kränzen freudig sich wechselsweise,
Einer lebt in des Andern Preise;
Daneben man Keul' und Waffen schaut.
Sie sitzen auf der Löwenhaut;
Doch guckt als wie ein Eisenhut
Ein Murmelkasten drunter vor,
Daraus denn bald ein Jedermann
Ihre hohe Abkunft*) erraten kann.

Ihr schaut Euch um, Ihr seht empor,
Leiht andern Stimmen Euer Ohr?
Ja, seht nur recht! Dort eine Welt,
In vielen Fächern dargestellt.
Man nennt's ein episches Gedicht; **)

Weber und Voß gestiftet wurde, und zu dem sehr bald auch Boie und die beiden Grafen Stolberg hinzutraten. Der Name für den Bund erfuhr allerdings damals wahrscheinlich noch nicht; indessen läßt, worauf Goedeke (Grundriß der Geschichte der deutschen Dichtung, II. 688) hindeutet, Klopstock einmal den „Hain", d. h. den jungen Sängerkreis grüßen, so daß „Hain" und „Bund" gleichbedeutende Worte wären. Die „enge Laube" scheint die Beschränktheit und Einseitigkeit der Bestrebungen des Bundes zu bezeichnen, dessen gemeinsame Wirksamkeit übrigens eigentlich auch schon mit dem Herbste 1774 aufhörte oder sich wenigstens auf die Betheiligung an den Musenalmanachen, namentlich an dem seit 1770 in Göttingen erscheinenden, beschränkte.

*) Deutliche Hinweisung auf die beiden Grafen Stolberg.

**) Der folgende Abschnitt beschreibt eine Hauptgruppe des Bildes. Wir sehen ähnlich wie es noch auf Jahrmärkten zu geschehen pflegt, ein großes Tableau aufgestellt, welches aus einer bedeutenden Anzahl einzelner Bilder zusammengesetzt ist; über der Leinwand ist ein Kreuz sichtbar. Der Bänkelsänger, in halbgeistlicher Tracht, steht, um seinen Helden zu erreichen, im eigentlichsten Sinne des Wortes auf den Zehen seiner Vorfahren, unter denen man Homer, Virgil, Milton vermuthen konnte; ein Knabe, der zu Füßen des Sängerkollegen steht, hebt dessen Gewand in die Höhe. Rings um das Ganze sieht man eine Menge Volks und namentlich Paare, die sich zwischenhinein halten. — Die Deutung, wie sie bereits Düntzer (Aus Goethe's Freundeskreise, S. 35—7) gegeben hat, ist unzweifelhaft richtig. Das Ganze geht auf Klopstock's „Messias," von dem 1780 eine vollständige Ausgabe erschienen war. Die Ex-Rathhus der Interpret des Homer, so war der Klopstock der jüngere Cramer, damals Professor in Kiel, der den ersten Theil seines Werks „Klopstock. Er und über ihn." 1780 herausgegeben hatte. Die Situation, in der Cramer

So was hat seines Gleichen nicht.
Der Mann, den Ihr am Bilde seht,
Scheint halb ein Barde und halb Prophet.
Seine Vorfahren müssen's büßen;
Sie liegen wie Dagon*) zu seinen Füßen;
Auf ihren Häuptern steht der Mann,
Daß er seinen Helden erreichen kann.
Kaum ist das Lied nur halb gesungen,
Ist alle Welt schon liebdurchdrungen.
Man sieht die Paare zum Erbarmen
In jeder Stellung sich umarmen.
Ein Zögling kniet ihm an dem Rücken,
Der denkt, die Welt erst zu beglücken,
Zeigt des Propheten Strümpf' und Schuh',
Betheuert, er hab' auch Hosen dazu,
Und, was sich Niemand denken kann,
Einen Steiß habe der große Mann.
Vor diesem himmlischen Bericht
Fällt die ganze Schule aufs Angesicht,
Und rufen: „Preis Dir in der Höh',
O trefflicher Eustazie!"

Der Adler**) umgestürzte Zier!
Der deutsche Bär, ein feines Thier!
Wie viele Wunder, die geschehn,
Könnt Ihr hier nicht auf einmal sehn!
Er hat auch eine Heftelfabrik,***)
Die zeigt sich nicht auf diesem Stück.
Ihr kennt den himmlischen Merkur †);

---

vorgeführt wird, ist um so komischer, als er selbst sehr eitel war und es in der That auch in dem genannten Werke geradezu auf eine Vergötterung Klopstock's abgesehen hatte.

*) Dagon, der Gott der Philister, der mit abgehauenem Kopfe und Händen vor der Bundeslade liegend gefunden wurde. (1. Buch Samuelis, Kapitel 5.)

**) Man sieht einen Römischen Adler liegen, und auf einem Bären ruht ein Knabe. Unter den Oden Klopstock's feiern gerade die der letzten siebziger und der siebziger Jahre vorzugsweise Kampf und Sieg der Germanen über die Römer.

***) Auf Klopstock's Epigramme bezüglich, die gelegentlich in den Musenalmanachen erschienen. (Düntzer, S. 97.)

†) Wieland's „Teutscher Merkur", der seit Beginn des Jahres 1773 in monatlichen Heften herauskam. Auf dem Bilde steht man Merkur auf gewaltig

Ein Gott ist er zwar von Natur,
Doch sind ihm Stelzen zum irdischen Leben
Als wie ein Pfahl ins Fleisch gegeben;
Darauf macht er durch des Volkes Mitte
Des Jahrs zwölf weite Götterschritte.
Auf seinen Zepter und seine Ruthe
Thut er sich öfters was zu Gute.
Vergebens ziehen und zerren die Knaben
Und möchten ihn gerne herunter haben;
Vergebens sägst Du, thöricht Kind!
Die Stelzen wie er unsterblich sind.
Es schaut zu ihm ein großer Haut
Von mancherlei Bewunderern auf;
Doch diesen Pack, so schwer und groß,
Wird er wol schwerlich jemals los.

Wie ist mir? Wie erscheint ein Engel
In Wolken mit dem Lilienstengel!
Er bringt einen Lorbeerkranz *) hernieder;
Er sieht sich um und sucht sich Brüder.

Wer sagt mir ein vernünftig Wort?
Was treiben die eilenden Knaben dort?
Seht Ihr nicht, wie geschickt sie's machen!
Seht doch, wie steigen ihre Drachen!
Geht es nicht schnell und hoch genung?
Man nennt es einen Odenschwung. **)

Die Andern führ' ich Euch nicht vor;
Sie haben mit dem Blaserohr
Nach Schmetterlingen unverdrossen
Mit Lettenkugeln lang' geschossen,

---

hohen Stelzen, die zunächst als eine poetische Verlängerung der ihm als Emblem zukommenden Flügelschuhe zu denken sind, aber doch auch zugleich in ironischer Weise bezeichnen, daß die wirkliche Höhe, in der sich Wieland's Zeitschrift bewegte, für die übrigens Goethe selbst noch im Jahre 1780 einen Beitrag geliefert hatte, nicht allzu bedeutend ist. Auch die „Bewunderer" möchten zum Theil als Mitarbeiter des Merkur aufzufassen sein; ob die flügenden Knaben, die den Merkur herunterzuziehen und auf die Erde zu bringen bemüht sind, die Gebrüder Jacobi sein sollen, möchte ich dahingestellt sein lassen.

*) Zur Versöhnung des jedenfalls anwesenden Wieland, dessen Oberon 1780 im Merkur, 1781 in besonderer Ausgabe erschienen war, und den Goethe jederzeit hochgeschätzt hat.

**) Vielleicht mehr gegen die ganze Dichtungsgattung und die in ihr für den Dichter liegende Gefahr gerichtet, als daß Goethe einen bestimmten Repräsentanten derselben im Auge gehabt hätte.

Und dann war stets das arme Ding
Ein lahmgeschoßner Schmetterling.*)

Die kleinen Jungens in der Pfützen,
Laßt sie mit ihren Schussern**) sitzen!
Und laßt uns jetzt, dort stäubt's im Sand,
Dort zieht ein wüthig Heer zu Land.

Zuvörderst sprengt ein Rittersmann***)
Auf einem zweideutigen Pferdlein an;
Ein hoher Federbusch ihn ziert,
Die Lanze er gar stolz regiert,
Von Kopf zu Fuß in Stahl vermummt,
Daß jeder Bauer und Knecht verstummt.
Als Ritter nimmt er Preis und Gruß,
Doch eigentlich geht er zu Fuß.

Hinter ihm wird kein Gut's geschafft:
Es reißet Einer mit voller Kraft
Die Bäume sammt den Wurzeln aus;
Die Vögel fliegen zu den Nestern heraus.
Sein Haupt trägt eine Felsenmütze,
Sein Schütteln schüttert Ritterfüße.
Entsetzt Euch nicht ob dieser Stärke
Und der modernen Simsons-Werke;
Denn aller Riesenvorrath hier
Ist nur von Pappe und von Papier.
Ein Andrer trägt einen Kometenhut;
Ein Dritter beißt in die Steine vor Wuth;
Sie stolpern über Särg' und Leichen:
Dem Pathos ist nichts zu vergleichen.
Sie möchten gerne mit hellen Schaaren
Aus ihren eignen Häuten fahren;

*) Vielleicht auf Gleim bezüglich, der sich indessen gerade in den siebziger Jahren an würdigeren Stoffen als sonst, wenn auch ohne glücklichen Erfolg, versucht hatte; „Halladat oder das rothe Buch" war 1775—1781 erschienen, im März und April 1778 hatte er eine neue Sammlung „Preußischer Kriegslieder" gedichtet, die noch in demselben Jahre herauskamen.

**) Schusser, auch Schoßten, Stennerte, Nixen und Murmeln genannt, die bekannten steinernen, thönernen, auch gläsernen, von den Kindern als Spielzeug häufig benutzten Kugeln.

***) Die Ritterstücke z. B. von Babo, Lüngefeld, Klinger u. A., in denen „Götz von Berlichingen" nachgeahmt und übertrieben wurde. (Vgl. Gervinus, Geschichte der deutschen Dichtung. IV. 533 ff. und namentlich Koberstein, Grundriß der Geschichte der deutschen National-Literatur, III. 3058.)

Doch sitzen sie darin zu fest,
Drum es Jeder endlich bewenden läßt.

Im Vordergrund sind zwei feine Knaben,*)
Die gar ein artig Kurzweil haben.
Mit Deutschheit sich zu zieren itzt,
Hat Jeder sein armes Mamms zerschlitzt;
Sie ziehen die Hemdchen durch die Spalten,
Das giebt gar wunderreiche Falten.
Die Puffen stehn gut zu Gesicht;
Sie schonen sogar der Höschen nicht;
Sie werden bald ihr Ziel erreichen
Und deutschen Betteljungen gleichen.

Wenn ich nun Jemand rathen mag,
So hat er genug für diesen Tag
Und geht den Lärm und das Geschrei,
Das hinten sich erhebt, vorbei.

Die Bude,**) die man dorten schaut,
Ist schon vor Alters aufgebaut,
Worein gar Mancher, wie sich's gebührt,
Nach seiner Art sich prostituirt.
Die festen Säulen***) stehen an,
Der Ort sich nicht bewegen kann;
Ein Mann, †) der droben im Reifrock steht,
Deutet auf hohe Gravität;

*) Schon in der „Allgemeinen Modenzeitung" 1857, Nr. 12, ist diese Stelle mit Recht auf die beiden Grafen Stolberg bezogen, deren Teutschthümelei verhöhnt wird.

**) Das in der ersten Anmerkung S. 205 erwähnte Theater.

***) Hindeutung auf die Tragödie und die Theorie der drei Einheiten, die der Theoretiker auf diesem Gebiete, Boileau, in der Art poétique, Chant III, V. 45 u. 46, in folgenden Worten ausspricht:

„Qu' en un lieu, qu'en un jour, un seul fait accompli
Tienne jusqu'à la fin le théâtre rempli."

Wie Goethe mit der Einheit des Ortes, auf die hier zunächst hingewiesen wird, in „Hanswursts Hochzeit" zu verfahren gedachte, vergleiche man S. 256.

†) Es ist nicht eine bestimmte Persönlichkeit, sondern überhaupt der Repräsentant der französischen Tragödie des 17. und 18. Jahrhunderts, gegen die Goethe auch noch später, als er das „Jahrmarktsfest zu Plunderweilern" umarbeitete, polemisirt. In Deutschland lag in der That noch Veranlassung genug vor, diese Richtung zu bekämpfen. Auf dem Bilde ist die Figur mit einem Reifrock, antikem Helm und Melpomene's Dolch ꝛc. ꝛc. dargestellt.

Doch Wurstel*) läßt sich nicht vertreiben,
Läßt seine Neckerei nicht bleiben,
Indeß ein neuer Unfall droht
Und bringt den Alten fast den Tod.

Eine Rotte, **) kürzlich angekommen,
Hat das Portal schon eingenommen
Und nagelt, ihr ist nicht zu wehren,
Ans Frontispiz zwei Hemisphären, ***)
Eröffnet nun die weite Welt
Erobernd zum Theaterfeld;
Darauf denn Jeder bald verstebt,
Wie es von London nach China geht;
Und so hat man für wenig Geld
Gleich eine Fahrt um die ganze Welt.
Es poltert Alles drüber und drunter,
Die Knaben jauchzen laut mitunter,
Und auf den Dielen wohlverschanzt
Die Schellenkapp' wird aufgepflanzt.
Kein Mensch ist sicher seines Lebens;
Es wehrt der Held sich nur vergebens;
Es gehen beinah in dieser Stunde
Souffleur und Konfident zu Grunde,
Die man als heilige Personen
Von je gewohnt war zu verschonen.
Und dieser Lärm dient auf einmal
Auch unserm Schauspiel zum Final.

*) Die sogenannte offizielle Verbannung des Hanswurst vom Theater schreibt sich vom Jahre 1737 her, so daß Goethe, wenn er hier den Gegensatz des volkstümlichen Dramas gegen das französische bezeichnet, in eine weit frühere Zeit zurückgehen muß; indessen ist dies auch ganz in der Ordnung, da die Polemik der Sturm- und Drangperiode späteren Datums ist. Außerdem ist aber auch zu berücksichtigen, daß die Verbannung in Leipzig nicht für ganz Deutschland maßgebend gewesen, sondern der Hanswurst noch immer hier und da aufgetaucht sein wird.

**) Die Dichter der sogenannten „Sturm- und Drangperiode." (Vgl. Werke, I. 103. Z. 37 ff.)

***) Beziehung auf die Umgestaltung des Dramas, wie sie, vorzugsweise durch das Studium Shakespeare's angeregt, Goethe selbst, Lenz, Klinger u. A. angebahnt hatten.

Satyros

oder

der vergötterte Waldteufel.

Drama.

Erster Akt.

Einsiedler. Ihr denkt, Ihr Herrn, ich bin allein,
Weil ich nicht mag in Städten sein.
Ihr irrt Euch, liebe Herren mein.
Ich hab' mich nicht hierher begeben,
Weil sie in Städten so ruchlos leben
Und Alle wandeln nach ihrem Trieb,
Der Schmeichler, Heuchler und der Dieb;
Das hätt' mich immerfort ergetzt,
Wollten sie nur nicht sein hochgeschätzt,
Bestehlen und be — — mich wie die Raben
Und noch dazu Reverenzen haben!
Ihrer langweiligen Narrheit satt,
Bin herausgezogen in Gottes Stadt,
Wo's freilich auch geht drüber und drunter
Und geht desungeacht nicht unter.
Ich sah im Frühling ohne Zahl
Blüthen und Knospen durch Berg und Thal,
Wie Alles drängt und Alles treibt,
Kein Blättlein ohne Keimlein bleibt.
Da denkt nun gleich der steif' Philister:
„Das ist für mich und meine Geschwister!
Unser Herrgott ist so gnädig heuer;
Hätt' ich's doch schon in Fach und Scheuer!"
Unser Herrgott spricht: „Aber mir nit so!
Es sollen's Ander' auch werden froh."
Da lockt uns denn der Sonnenschein
Storch' und Schwalb' aus der Fremd' herein,
Den Schmetterling aus seinem Haus,
Die Fliegen aus den Ritzen 'raus
Und brütet das Raupen-Völklein aus.
Das quillt All von Erzeugungskraft,
Wie sich's hat aus dem Schlaf gerafft;
Vögel und Frösch' und Thier' und Mücken
Begehn sich zu allen Augenblicken,
Hinten und vorn, auf Bauch und Rücken,

Daß man auf jeder Blüth' und Blatt
Ein Ehe- und Wochenbettlein hat.
Und fing' ich dann im Herzen mein,
Lob' Gott mit allen Würmelein.
Das Volk will dann zu essen haben,
Verzehren beschert Gottesgaben.
So frißt's Würmlein frisch Keimlein-Blatt,
Das Würmlein macht das Lerchlein satt,
Und weil ich auch bin zu essen hier,
Mir das Lerchlein zu Gemüthe führ'.
Ich bin dann auch ein häuslich Mann,
Hab' Haus und Stall und Garten dran.
Mein Gärtlein, Früchtlein ich beschütz'
Vor Kält' und Raupen und dürrer Hitz'.
Kommt aber herein der Kieselschlag
Und furachirt *) mir an einem Tag,
So ärgert mich der Streich fürwahr;
Doch leb' ich noch am End' vom Jahr,
Wo mancher Wärwolf ist schon todt
Aus Aengsten vor der Hungersnoth.

Man hört von ferne heulen:

U! U! Au! Au! Weh Weh! Ai! Ai!

Einsiedler. Welch ein erbärmlich Wehgeschrei!
Muß eine verwundte Bestie sein.

Salgros. O weh, mein Rücken! O weh, mein Bein!

Einsiedler. Gut Freund, was ist Euch Leids geschehn?

Salgros. Dumme Frag'! Ihr könnt's ja sehn.
Ich bin gestürzt — entzwei mein Bein!

Einsiedler. Hockt auf: Hier in die Hütte 'rein!

(Einsiedler hockt ihn auf, trägt ihn in die Hütte und legt ihn aufs Bett.)

Einsiedler. Halt still, daß ich die Wund' beseh'!

Salgros. Ihr seid ein Flegel! Ihr thut mir weh.

Einsiedler. Ihr seid ein Fratz! So halt denn still!
Wie, Teufel, ich Euch da schinden will! (Verbindet ihn.)
So bleibt nur wenigstens in Ruh!

Salgros. Schafft mir Wein und Obst dazu!

Einsiedler. Milch und Brod, sonst nichts auf der Welt.

*) Schon die von Goethe beobachtete Orthographie scheint darauf hinzudeuten, daß er nicht das französische „fourrager" in der Bedeutung „verheeren" im Auge gehabt hat; auch würde er in diesem Falle ein Object hinzugefügt haben: „fourragirt's" oder „mir's". Vielmehr liegt eine freie Bildung aus dem Worte „furear" vor, so daß das Wort so viel als „wüthen" bedeutet.

Satyros. Eure Wirthſchaft iſt ſchlecht beſtellt.
Einſiedler. Des vornehmen Gaſts mich nicht verſah.
Da koſtet von dem Tepfe da!
Satyros. Phui, was iſt das ein à Geſchmack
Und magrer als ein Bettelſack!
Da droben im G'birg die wilden Ziegen,
Wenn ich eine bei'n Hörnern thu' kriegen,
Faſſ' mit dem Maul ihre vollen Zitzen,
Thu' mir mit Macht die Gurgel beſpritzen,
Das iſt, bei Gott, ein ander Weſen.
Einſiedler. *Drum eilt Euch, wieder zu genesen!*
Satyros. Was blaſt Ihr da ſo in die Hand?
Einſiedler. Seid Ihr nicht mit der Kunſt bekannt?
Ich hauch' die Fingerſpitzen warm.
Satyros. Ihr ſeid doch auch verteufelt arm.
Einſiedler. Nein, Herr, ich bin gewaltig reich;
Meinem eignen Mangel helf' ich gleich.
Wollt Ihr von Supp' und Kraut nicht was?
Satyros. Das warm Geſchlapp, was ſoll mir das?
Einſiedler. So legt Euch denn einmal zur Ruh,
Brin' ein paar Stund' mit Schlafen zu!
Will ſehen, ob ich nicht etwan
Für Euren Gaum was finden kann.

(Ende des erſten Akts.)

Zweiter Akt.

Satyros (erwachend). Das iſt eine Hunde-Lagerſtätt'!
Ein's Miſſethäters Folterbett!
Aufliegen hab' ich than mein'n Rücken;
Und die Unzahl verfluchter Mücken!
Bin kommen in ein garſtig Loch.
In meiner Höhl', da lebt man doch,
Hat Wein im wohlgeſchnitzten Krug
Und ſette Milch und Käs genug. —
Kann doch wol wieder den Fuß betreten? —
Da iſt dem Kerl ſein Platz zu beten.
Es thut mir in den Augen weh,
Wenn ich dem Narren ſeinen Herrgott ſeh'.

Wollt' lieber eine Zwiebel anbeten,
Bis mir die Thrän' in die Augen träten,
Als öffnen meines Herzens Schrein
Einem Schnitzbildlein, Querhölzelein.
Mir geht in der Welt nichts über mich;
Denn Gott ist Gott, und Ich bin Ich.
Ich denk', ich schleiche so hinaus;
Der Teufel hol' den Herrn vom Haus!
Könnt' ich nicht etwa brauchen was?
Das Leinwand nu wär' so ein Spaß.
Die Maidels laufen so vor mir;
Ich denk', ich bind's so etwa für.
Seinen Herrgott will ich 'runter reißen
Und draußen in den Gießbach schmeißen.

(Ende des zweiten Akts.)

Dritter Akt.

Satyros. Ich bin doch müd; 's ist höllisch schwül!
Der Brunn, der ist so schattenkühl.
Hier hat mir einen Königsthron
Der Rasen ja bereitet schon;
Und die Lüftelein laden mich all'
Wie leise Buhlen ohne Zahl.
Natur ist rings so liebebang;
Ich will Dich letzen mit Flöt' und Sang.

Zwei Mägdlein mit Wasserkrügen.

Arsinoe. Hör, wie 's daher so lieblich schallt!
Es kömmt vom Brunn oder aus'm Wald.
Psyche. Es ist kein Knab' von unsrer Flur;
So singen Himmelsgötter nur.
Komm, laß uns lauschen!
Arsinoe. Mir ist bang.
Psyche. Mein Herz, ach, lechzt nach dem Gesang.
Satyros (singt). Dein Leben, Herz, für wen erglabt'?
Dein Adlerauge, was erspäht's?
Dir huldigt ringsum die Natur,
's ist Alles Dein;
Und bist allein,
Bist elend nur!

Arſinoe. Der ſingt wahrhaftig gar zu ſchön!
Pſyche. Mir will das Herz in meiner Bruſt vergehn.
Salgros (ſingt). Haſt Melodie vom Himmel geführt
Und Fels und Wald und Fluß gerührt,
Und wonnlicher war Dein Lied der Flur
Als Sonnenſchein;
Und biſt allein,
Biſt elend nur!
Pſyche. Welch göttlich hohes Angeſicht!
Arſinoe. Siehſt denn ſeine langen Ohren nicht?
Pſyche. Wie glühend ſtark umher er ſchaut!
Arſinoe. Möcht' drum nicht ſein des Wunders Braut.
Salgros. O Mädchen hold, der Erde Zier,
Ich bitt' Euch, fliehet nicht vor mir!
Pſyche. Wie kommſt Du an den Brunnen hier?
Salgros. Woher ich komm', kann ich nicht ſagen,
Wohin ich geh', müßt Ihr nicht fragen;
Gebenedeit ſind mir die Stunden,
Da ich Dich, liebes Paar, gefunden.
Pſyche. O lieber Fremdling, ſag uns recht,
Welch iſt Dein Nam' und Dein Geſchlecht?
Salgros. Meine Mutter hab' ich nie gekannt,
Hat Niemand mir mein'n Vater genannt.
Im fernen Land hoch Berg und Wald
Iſt mein beliebter Aufenthalt.
Hab' weit und breit meinen Weg genommen.
Pſyche. Sollt' er wol gar vom Himmel kommen?
Arſinoe. Von was, o Fremdling, lebſt Du dann?
Salgros. Vom Leben, wie ein andrer Mann.
Mein iſt die ganze weite Welt;
Ich wohne, wo mir's wohlgefällt.
Ich herrſch' übers Wild und Vögelheer,
Früchte auf der Erden und Fiſch' im Meer.
Auch iſt auf'm ganzen Erdenſtrich
Kein Menſch ſo weiſ' und klug als ich.
Ich kenn' die Kräuter ohne Zahl,
Der Sterne Namen allzumal,
Und mein Geſang, der dringt ins Blut
Wie Weines Geiſt und Sonnengluth.
Pſyche. Ach Gott, ich weiß, wie's Einem thut.
Arſinoe. Hör, das wär' meines Vaters Mann.
Pſyche. Ja freilich!

Satyros. Wer ist Dein Vater dann?
Arsinoe. Er ist der Priester und Aeltest' im Land,
Hat viele Bücher und viel Verstand,
Versteht sich auch auf Kräuter und Sternen;
Ihr müßt ihn wahrhaftig kennen lernen.
Psyche. So lauf und bring ihn geschwind herbei!
(Arsinoe ab.)
Satyros. So sind wir denn allein und frei.
O Engelskind, Dein himmlisch Bild
Hat meine Seel' mit Wonn' erfüllt.
Psyche. O Gott, seitdem ich Dich gesehn,
Kann kaum auf meinen Füßen stehn.
Satyros. Von Dir glänzt Tugend, Wahrheitslicht,
Wie aus eines Engels Angesicht.
Psyche. Ich bin ein armes Mägdelein,
Dem Du, Herr, wolleſt gnädig sein.
(Er umfaßt sie.)
Satyros. Hab' alles Glück der Welt im Arm
So Liebe-Himmels-Wonne-warm!
Psyche. Dies Herz mir schon viel Weh bereit't;
Nun aber stirbt's in Seligkeit.
Satyros. Du hast nie gewußt, wo mit bin?
Psyche. Nie — als seitdem ich bei Dir bin.
Satyros. Es war so ahnungsvoll und schwer,
Dann wieder ängstlich, arm und leer;
Es trieb Dich oft in Wald hinaus,
Dort Bangigkeit zu athmen aus;
Und wollustvolle Thränen flossen,
Und heil'ge Schmerzen sich ergossen,
Und um Dich Himmel und Erd' verging?
Psyche. O Herr! Du weißeſt alle Ding',
Und aller Seligkeit Wahntraumbild
Fühl' ich erbebend voll erfüllt.
(Er küßt sie mächtig.)
Psyche. Laßt ab! — Mich schaudert's! — Wonn' und Weh! —
O Gott im Himmel, ich vergeh'!
Hermes und Arsinoe kommen.
Hermes. Willkommen, Fremdling, in unserm Land!
Satyros. Ihr tragt ein verflucht weites Gewand.
Hermes. Das ist nun so die Landesart.
Satyros. Und einen lächerlich krausen Bart.

Arſinoe (leiſe zu **Pſyche**). Dem Fratzen da iſt gar nichts recht.
Pſyche. O Kind, er iſt von einem Göttergeſchlecht.
Hermes. Ihr ſcheint mir auch ſo wunderbar.
Satyros. Siehſt an mein ungekämmtes Haar,
Meine nackten Schultern, Bruſt und Lenden,
Meine langen Nägel an den Händen;
Da ekelt Dir's vielleicht dafür?
Hermes. Mir nicht.
Pſyche. Mir auch nicht.
Arſinoe (für ſich). Aber mir!
Satyros. Ich wollt' ſonſt ſchnell von hinnen eilen
Und in dem Wald mit den Wölfen heulen,
Wenn Ihr Euer unſelig Geſchick
Wolltet wähnen für Gut und Glück,
Eure Kleider, die Euch beſchimpfen,
Mir als Vorzug entgegenrümpfen.
Hermes. Herr, es iſt eine Nothwendigkeit.
Pſyche. O, wie beſchwert mich ſchon mein Kleid!
Satyros. Was Noth! Gewohnheitspoſſe nur!
Fernt Euch von Wahrheit und Natur,
Drin doch alleine Seligkeit
Beſteht und Lebens-Liebens-Freud';
Seid All' zur Sklaverei verdammt,
Nichts Ganzes habt Ihr allzuſammt!
(Es drängt ſich allerlei Volks zuſammen.)
Einer aus dem Volk. Wer mag der mächtig' Redner ſein?
Ein Andrer. Einem dringt das Wort durch Mark und Bein.
Satyros. Habt Eures Urſprungs vergeſſen,
Euch zu Sklaven verſeſſen,
Euch in Häuſer gemauert,
Euch in Sitten vertrauert,
Kennt die goldnen Zeiten
Nur als Märchen von weiten.
Das Volk. Weh uns! Weh!
Satyros. Da Eure Väter, neugeboren,
Vom Boden aufſprangen,
In Wonnetaumel verloren,
Willkommenlied ſangen
An mitgeborner*) Gattin Bruſt
Der rings aufkeimenden Natur,

*) Vgl. über den Sinn des Wortes „Werke" Band VII., S. 114, 91 Anm.

Ohne Neid gen Himmel blicken,
Sich zu Göttern entzücken.
Und Ihr — wo ist sie hin, die Lust
An sich selbst? Siechlinge, verbannet nur!

Das Volk. Weh! Weh!

Satyros. Selig, wer fühlen kann,
Was sei: Gott sein, Mann!
Seinem Busen vertraut,
Entäußert bis auf die Haut
Sich alles fremden Schmucks
Und nun, ledig des Drucks
Gehäufter Kleinigkeiten, frei
Wie Wolken, fühlt, was Leben sei!
Stehn auf seinen Füßen,
Der Erde genießen,
Nicht kränklich erwählen,
Mit Bereiten sich quälen;
Der Baum wird zum Zelte,
Zum Teppich das Gras,
Und rohe Kastanien
Ein herrlicher Fraß!

Das Volk. Rohe Kastanien! O, hätten wir's schon!

Satyros. Was hält Euch zurücke
Vom himmlischen Glücke?
Was hält Euch davon?

Das Volk. Rohe Kastanien! Jupiter's Sohn!

Satyros. Folgt mir, Ihr Werthen,
Herren der Erden,
Alle gesellt!

Das Volk. Rohe Kastanien! Unser die Welt!

(Ende des dritten Akts.)

Vierter Akt.

Im Wald.

Satyros, Hermes, Psyche, Arsinoe, das Volk sitzen in einem Kreise. Alle gekauert wie die Eichhörnchen, haben Kastanien in den Händen und nagen daran.

Hermes (für sich). Sakrament, ich habe schon
Von der neuen Religion
Eine verfluchte Indigestion!

Satyros. Und bereitet zu dem tiefen Gang
Aller Erkenntniß, horchet meinem Gesang!
Vernehmt, wie im Unding*)
Alles durch einander ging,
Im verschlossnen Haß die Elemente tosend,
Und Kraft an Kräften widrig von sich stoßend,
Ohne Feindsband, ohne Freundsband,
Ohne Zerstören, ohne Vermehren
Das Volk. Lehr uns! Wir hören.
Satyros. Wie im Unding das Urding erwoll,
Lichtsmacht durch die Nacht scholl,
Durchdrang die Tiefen der Wesen all',
Daß aufkeimte Begehrungsschwall,
Und die Elemente sich erschlossen,
Mit Hunger in einander ergossen,
Alldurchdringend, alldurchdrungen.
Hermes. Des Mannes Geist ist von Göttern entsprungen.
Satyros. Wie sich Haß und Lieb' gebar,
Und das All nun ein Ganzes war,
Und das Ganze klang
In lebend wirkendem Ebengesang,**)
Sich thäte Kraft in Kraft verzehren,
Sich thäte Kraft in Kraft vermehren,
Und, auf und ab sich rollend, ging
Das all und ein' und ewig' Ding,
Immer verändert, immer beständig.
Das Volk. Er ist ein Gott!
Hermes. Wie wird die Seele lebendig
Vom Feuer seiner Rede!
Das Volk. Gott! Gott!
Psyche. Heiliger Prophete!
Gottheit, an Deinen Worten, an Deinen Blicken
Ich sterbe vor Entzücken!

*) Das hier von Satyros entwickelte System schließt sich am Nächsten an das des griechischen Philosophen Empedokles (c. 440 v. Chr.) an, welches allerdings wieder seinerseits mit älteren Kosmogonien zusammenhängt. „Liebe" und „Haß" — *philia* und *neikos* — sind es bei ihm, die die Elementartheile mit einander verbinden oder von einander trennen, und aus denen überhaupt Alles in der Welt entsteht.

**) Hier scheint dem Dichter wie öfters die Pythagoräische Vorstellung von der Harmonie der Sphären vorzuschweben. Man vgl. Werke, VII. S. 304, §. 34, und XII. S. 11, §. 5 und 6.

Das Volk. Sinkt nieder!
Betet an!
Einer. Sei uns gnädig!
Ein Andrer. Wunderthätig
Und herrlich!
Das Volk. Nimm dies Opfer an!
Einer. Die Finsterniß iſt vergangen.
Das Volk. Nimm dies Opfer an!
Einer. Der Tag bricht herein.
Das Volk. Wir ſind Dein!
Gott, Dein! ganz Dein!

Der Einſiedler kommt durch den Wald gerade auf den Satyros zu.

Einſiedler. Ah, ſaubrer Gaſt, find' ich Dich hier,
Du ungezogen ſchändlich Thier!
Satyros. Mit wem ſprichſt Du?
Einſiedler. Mit Dir!
Wer hat beſtohlen mich undankbar,
Meines Gottes Bild geraubet gar?
Du hinkender Teufel!
Das Volk. Höllenſpott!
Er läſtert unſern herrlichen Gott!
Einſiedler. Du wirſt von keiner Schande roth.
Das Volk. Der Läſterer hat verdient den Tod.
Steinigt ihn!
Satyros. Haltet ein!
Ich will nicht dabei zugegen ſein!
Das Volk. Sein unrein Blut, Du himmliſch Licht,
Flieh' fern von Deinem Angeſicht!
Satyros. Ich gehe.
Das Volk. Doch verlaß uns nicht!

(Satyros ab.)

Einſiedler. Seid Ihr toll?
Hermes. Unſeliger, kein Wort!
Bringt ihn an einen ſichern Ort!
Geht, verſchließt ihn in meine Wohnung!

(Sie führen den Einſiedler ab.)

Das Volk. Sterben ſoll er!
Hermes. Er verdient keine Schonung.
Und zu verſühnen den himmliſchen Geiſt,
Der uns ſich ſo gnädig und liebreich erweiſt,
Wollen wir ihm unſern Tempel weihn
Und mit dem blutigen Opfer erfreun.

Das Volk. Wohl! Wohl!
Hermes. Zur Gottheit Füßen
Den Frevel zu büßen.
Das Volk. Das Verbrechen
Zu rächen,
Zu tilgen den Spott.
Alle. Vernichtet die Läſtrer,
Verherrlichet Gott!

(Ende des vierten Akts.)

Fünfter Akt.

Wohnung des Hermes.

Eudora, Hermes' Frau. Der Einſiedler.

Eudora. Nimm, guter Mann, dies Brod und Milch von mir!
Es iſt das letzte.
Einſiedler. Weib, ich danke Dir.
Und weine nicht! Laß mich in Ruhe ſcheiden!
Dies Herz iſt wol gewöhnt, zu leiden,
Allein zu leiden männiglich.
Dein Mitleid überwältigt mich.
Eudora. Ich bin betrübt, wie Blutdurſt meinen Mann,
Das ganze Volk der Schwindel faſſen kann.
Einſiedler. Sie glauben. Laß ſie! Du wirſt nichts gewinnen.
Das Schickſal ſpielt
Mit unſerm armen Kopf und Sinnen.
Eudora. Dich um des Thors willen tödten!
Einſiedler. Thors! Wer ſein Herz bedürftig fühlt,
Find't überall einen Pr. heten.
Ich bin der erſte Märtyrer nicht,
Aber gewiß der harmloſeſ. er —
Um keiner Meinungen, k. .er
Willkürlichen Grillen,
Um eines armen Lappens willen,
Eines Lappens, bei Gott, den ich brauchte!
Mein Andachtsbild, den Schutzgott meiner Ruh,
Raubt mir das Ungeheu'r dazu.
Eudora. O Freund, ich kenn' ſein Götterblut wie Du;
Mein Mann ward Knecht in ſeiner eigenen Wohnung,
Und Ihro vorſt'ge Majeſtät ſah zur Belohnung
Mich Hausfrau für einen arkadiſchen Schwan,

Mein Ebbett für einen Rasen an,
Sich drauf zu tummeln.

Einsiedler. Ich erkenn' ihn dran.

Eudora. Ich schickt' ihn mit Verachtung weg. Er hing
Sich fester an Psyche, das arme Ding,
Um mir zu trotzen! Und seit der Zeit
Sterb' ich oder seh' Dich befreit.

Einsiedler. Sie bereiten das Opfer heut.

Eudora. Die Gefahr lehrt uns bereit sein.
Ich gebe nichts verloren;
Mit einem Blick lenk' ich ein
Bei dem kühnen, eingebild'ten Thoren.

Einsiedler. Und dann?

Eudora. Wann sie Dich zum Opfer führen,
Lock' ich ihn an, sich zu verlieren
In die innern heiligen Hallen,
Aus Großmuth-Sanftmuth-Schein.
Da dring auf das Volk ein,
Uns zu überfallen!

Einsiedler. Ich fürchte —

Eudora. Fürchte nicht!
Einer, der um sein Leben spricht,
Hat Gewalt. Ich wage, und Du sollst reden. (Ab.)

Einsiedler. Geht's nicht, so mögen sie mich tödten!

Der Tempel.

Satyros sitzt ernst wild auf dem Altar. **Das Volk** vor ihm auf den Knieen, **Psyche** an ihrer Spitze.

Das Volk. Chorus.
Geist des Himmels, Sohn der Götter,
Zürne nicht!
Frevlern Deiner Stirne Wetter,
Uns ein gnadig Angesicht!
Hat der Lästrer das verbrochen,
Sieh herab, Du wirst gerochen!
Schrecklich nahet sein Gericht.

Hermes. Ihm folgt ein Tempy, den Einsiedler gebunden führend.

Das Volk. Höll' und Tod dem Uebertreter!
Geist des Himmels, Sohn der Götter,
Zürne Deinen Kindern nicht!

Satyros (herabſteigend). Ich hab' ihm ſeine Miſſethat verziehn
Der Gerechtigkeit überlaſſ' ich ihn.
Mögt den Thoren ſchlachten, befrein,
Ich will nicht dawider ſein.
Das Volk. O Edelmuth!
Es fließe ſein Blut!
Satyros. Ich geh' ins Heiligthum hinein;
Und Keiner ſoll ſich unterſtehn,
Bei Lebensſtraf', mir nachzugehn!
Einſiedler (für ſich). Weh mir! Ihr Götter, wollet bei mir ſtehn!
(Satyros ab.)
Einſiedler. Mein Leben iſt in Euren Händen;
Ich bin nicht unbereitet, es zu enden.
Ich habe ſchon ſeit manchen langen Tagen
Nicht genoſſen, nur das Leben ſo ausgetragen.
Es mag! Mich hält der thränenvolle Blick
Des Freundes, eines lieben Weibes Neid
Und unverſorgter Kinder Elend nicht zurück.
Mein Haus verſinkt nach meinem Tod,
Das dem Bedürfniß meines Lebens
Allein gebaut war. Doch das ſchmerzt mich nur,
Daß ich die tiefe Kenntniß der Natur
Mit Müh geforſcht, und leider nun vergebens,
Daß hohe Menſchenwiſſenſchaft,
Manche geheimnißvolle Kraft
Mit dieſem Geiſt der Erd' entſchwinden ſoll.
Einer des Volks. Ich kenn' ihn, er iſt der Künſte voll.
Ein Andrer. Was Künſte! Unſer Gott weiß das All.
Ein Dritter. Ob er ſie ſagt, das iſt ein andrer Fall.
Einſiedler.
Ihr ſeid über Hundert. Wenn's Zwei-, Dreihundert wären,
Ich wollte Jedem ſein eigen Kunſtſtück lehren,
Einem Jeden eins;
Denn was Alle wiſſen, iſt keins.
Das Volk. Er will uns beſchwätzen. Fort! Fort!
Einſiedler (zu Hermes). Noch ein Wort!
So erlaube, daß ich Dir
Ein Geheimniß eröffne, das für und für
Dich glücklich machen ſoll.
Hermes. Und wie ſoll's heißen?
Einſiedler (leiſe).
Nichts weniger als den Stein der Weiſen.

Komm von der Menge
Nur einen Schritt in diese Gänge!
(Sie wollen gehn.)

Das Volk. Verwegner, keinen Schritt!

Psyche. Ins Heiligthum! Und, Hermes, Du gehst mit?
Vergissest des Gottes Gebot?

Volk. Auf! Auf! Des Frevlers Blut und Tod!
(Sie reißen den Einsiedler zum Altare. Einer bringt dem Hermes das Messer auf.)

Eudora (inwendig). Hilfe! Hilfe!

Das Volk. Welche Stimme?

Hermes. Das ist mein Weib!

Einsiedler. Gebietet Eurem Grimme
Einen Augenblick!

Eudora (inwendig). Hilfe, Hermes! Hilfe!

Hermes. Mein Weib! Götter, mein Weib! (Er stößt die Thüren des Heiligthums auf. Man sieht Eudora sich gegen des Satyros Umarmungen vertheidigend.)

Hermes. Es ist nicht möglich!
(Satyros läßt Eudoren los.)

Eudora. Da seht Ihr Euren Gott!

Volk. Ein Thier! Ein Thier!

Satyros. Von Euch Schurken keinen Spott!
Ich that Euch Eseln eine Ehr' an,
Wie mein Vater Jupiter vor mir gethan;
Wollt' Eure dummen Köpf' belehren
Und Euren Weibern die Mücken wehren,
Die Ihr nicht gedenkt ihnen zu vertreiben;
So mögt Ihr denn im Dreck bekleiben.
Ich zieh' meine Hand von Euch ab,
Lasse zu edlern Sterblichen mich herab.

Hermes. Geh! Wir begehren Deiner nit.
(Satyros ab.)

Einsiedler. Es geht doch wol eine Jungfrau mit.

Hanswurſts Hochzeit.

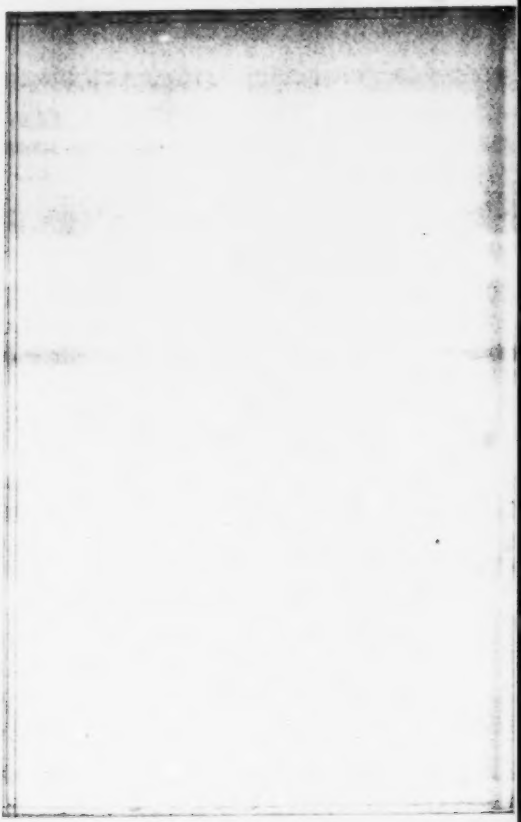

Vorbemerkung des Herausgebers.

„Hanswurſts Hochzeit" iſt der Anlage nach vielleicht die umfangreichſte und kühnſte aller ſatiriſchen Dichtungen Goethe's geweſen. Es läßt ſich dies ſchon zum Theil aus dem Inhalte des kleinen Fragmentes ſchließen, das wir allein mittheilen können; mehr noch geht es aus den Nachrichten hervor, die wir außerdem über das Ganze beſitzen. Zunächſt war daſſelbe nach einem großen Plane angelegt und offenbar auch auf einen bedeutenden Umfang berechnet. Die in dem Stücke ſpielenden Perſonen, die Goethe eines Tages Eckermann vorlas (Geſpräche mit Goethe, II., 203), füllten faſt drei Seiten und mochten ſich auf die Zahl von Hundert belaufen. „Es waren," erzählt Eckermann, „alle erdenklichen Schimpfnamen, mitunter von der derbſten, luſtigſten Sorte, ſo daß man nicht aus dem Lachen kam. Manche gingen auf körperliche Fehler und zeichneten eine Figur dermaßen, daß ſie lebendig vor die Augen trat; andere deuteten auf die mannichfaltigſten Unarten und Laſter und ließen einen tiefen Blick in die Breite der unſittlichen Welt vorausſetzen." Einige Proben hiervon giebt uns Goethe ſelbſt in dem (erſt

1831 redigirten) achtzehnten Buche von „Dichtung und Wahrheit". Better Schuft und Herr Schurke fungiren unter den Hochzeitsgäſten; denn ſie konnten als anerkannte Charaktere verlangen, geladen zu werden; ein Gleiches beanſprucht der bekannte Nachdrucker Macklot, der gerade mit ſeiner „Macklotur" in der Gegend hauſiren ging, und über den ſich Goethe noch an verſchiedenen Stellen jenes Buches ſcharf ausſpricht. Andere Namen lernen wir aus dem deutſchen Wörterbuche der Gebrüder Grimm kennen, denen das ungedruckte Perſonenverzeichniß zu „Hanswurſts Hochzeit" zu Gebote ſtand.

Wie weit Goethe das Stück ausgeführt hat, iſt uns nicht bekannt; vollendet war es keinesfalls. „Es war nicht zu denken," ſagt er bei Eckermann, „daß ich das Stück hätte fertig machen können, indem es einen Gipfel von Muthwillen vorausſetzte, der mich wol augenblicklich anwandelte, aber im Grunde nicht im Ernſte meiner Natur lag, und auf dem ich mich alſo nicht halten konnte." Jedenfalls iſt aber viel mehr ausgeführt, als wir vor uns haben. Darauf deutet die oben erwähnte Stelle in „Dichtung und Wahrheit", in der das Auftreten eines Ungenannten geſchildert wird, der, ſonſt ein leidlicher Menſch, ſeinen Namen nicht konnte ausſprechen hören, ohne in Berſerkerwuth zu gerathen. In dieſe verfällt er auch wirklich ſchon im erſten Akte, erholt ſich indeſſen am Schluſſe des zweiten ſo weit, daß er ſich des nahe verwandten Nachdruckers Macklot nachdrücklich annehmen kann und ſeine Aufnahme unter die Hochzeitsgäſte bewirkt. Außerdem waren die theatraliſchen Arrangements für die einzelnen Akte, in denen ironiſcherweiſe die Einheit des Ortes nicht verletzt werden ſollte, durch das nach allen vier Himmelsgegenden drehbare Wirthshaus zur „goldenen Laus" genügend vorbereitet, und der Dichter ſtellte für den fünften,

in dem die Front desselben nach einem nahe liegenden See gerichtet war, einen Wellenschlag über das ganze Theater bis zum Souffleurloch in Aussicht. Endlich spricht Goethe bei Eckermann noch von andern Partien des Dramas, unter denen die vorhandenen nicht gemeint sein können.

Die Fabel des Stückes, bei der Goethe ein älteres deutsches Puppenspiel benutzt hatte, war einfach genug. Der reiche und elternlose Bauersohn Hanswurst, der soeben mündig geworden ist, soll ein reiches Mädchen, Ursel Blandine, heirathen, womit sowol sein Vormund Kilian Brustfleck als auch sie selbst und ihre Mutter vollständig einverstanden sind. Die Hindernisse bestehen nur in den Umständlichkeiten und Vorbereitungen zur Hochzeit. Um so mehr hätte Goethe Spielraum gehabt für dasjenige, was er eigentlich beabsichtigte, für Angriffe auf die bestehenden Zustände in Moral, Religion und Literatur oder — wie der zweite Titel des Stückes selbst besagt — auf den Lauf der Welt; denn daß ihm auch in dieser absichtlich rücksichtslosen und in dem Ausdruck überderben Posse ein höheres Ziel vorschwebte, könnten wir von selbst voraussetzen, wenn er es uns auch nicht gesagt hätte. So aber erklärt er ausdrücklich, freilich erst mehr als funfzig Jahre später, daß allen solchen Excentricitäten seiner Jugend ein redliches Bestreben zu Grunde lag. „Aufrichtiges Wollen," fährt er dann fort, (Dichtung und Wahrheit, 18. Buch) „streitet mit Anmaßung, Natur gegen Herkömmlichkeiten, Talent gegen Formen, Genie mit sich selbst, Kraft gegen Weichlichkeit, unentwickeltes Tüchtiges gegen entfaltete Mittelmäßigkeit, so daß man jenes ganze Betragen als ein Vorpostengefecht ansehen kann, das auf eine Kriegserklärung folgt und eine gewaltsame Fehde verkündigt."

Für die Zeit der Abfaſſung von „Hanswurſts Hochzeit“ haben wir nur die Angabe der Quartausgabe von 1836, in der die nachfolgenden Bruchſtücke zuerſt gedruckt wurden. Es iſt das Jahr 1774, während in Eckermann's Geſprächen mit Goethe (II. 203) 1775 genannt wird. Saupe verweiſt das Stück auf das Jahr 1773 (vgl. Goethe's Leben und Werke, S. 12).

Hanswurſts Hochzeit

oder

Der Lauf der Welt.

Ein mikrokosmiſches Drama.

(Fragmentariſch.)

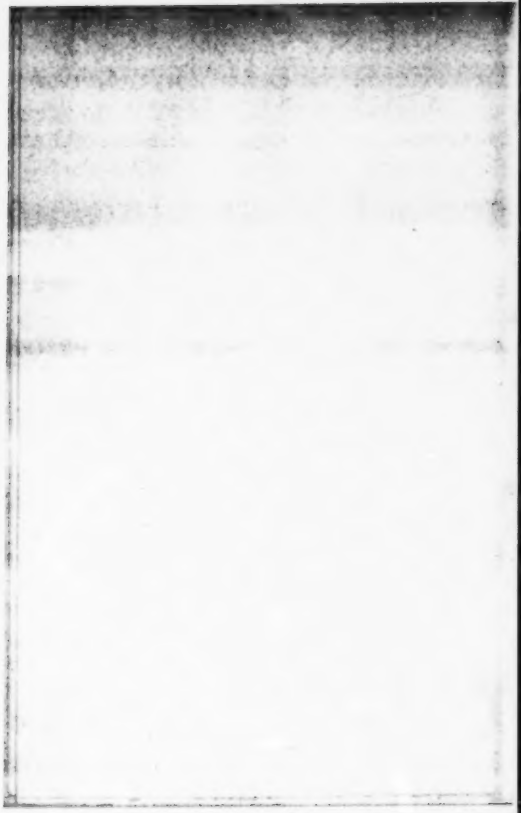

Lilian Bruſtfleck (tritt auf).

Hab' ich endlich mit allem Fleiß,
Manchem moraliſch politiſchem Schweiß
Meinen Mündel Hanswurſt erzogen
Und ihn ziemlich unrechtaebogen.
Zwar ſeine tölpiſch ſchlüffliche*) Art
So wenig als ſeinen koblſchwarzen Bart,
Seine Luſt, in den Weg zu . . . . . ,
Hab' nicht können aus der Wurzel reißen.
Was ich nun nicht All kunt bemeiſtern,
Das mußt' ich weiſe zu überkleiſtern;
Hab' ihn gelehrt, nach Pflichtgrundſätzen
Ein paar Stunden hinter einander ſchwätzen,
Indeß er ſich am H..... reibt,
Und Wurſtel immer Wurſtel bleibt.
Hab' aber auch die Kunſt verſtanden
Auszuposaunen in allen Landen,
Ohne juſt die Backen aufzupauſen,
Wie ich thät meinen Telemach**) laufen,
Daß in ihm werde dargeſtellt
Das Muſter aller künft'gen Welt.
Hab' dazu Weiber wol gebraucht,
Die 'Alter hatt' wie Schinken geraucht,***)
Denen aber von ſpeckigen Jugendtrieben
Nur zähes Leder überblieben.
Zu ihnen thät auf die Bänk' mich ſetzen
Und ließ ſie volle Stunden ſchwätzen;
Dadurch wurden ſie mir wohlgeneigt,
Von meinem großen Verſtand überzeugt.
Im Wochen- und Kunkelſtuben-Geſchnatter
Rühmen ſie mich ihren Herrn Gevatter;

*) „Schliffel" oder „Schlüffel" wird in gleichem Sinne wie in Norddeutſchland „Schlingel" gebraucht.
**) Mit Beziehung auf die pädagogiſchen Verſuche Baſedow's und ſeiner Anhänger.
***) Eigentlich lautet die ältere Form, die hier nur des Reimes wegen aufgegeben iſt, „geräucht".

Und ich thu's ziementlich erwidern;
Doch Eins liegt mir in allen Gliedern,
Daß ich — es iſt ein altes Weh —
Nicht gar feſt auf meinen Füßen ſteh',
Immer beſorgt, Der möge mich prellen,
Der habe Luſt, mir ein Bein zu ſtellen,
Und ſo mit all dem politiſchen Sinn
Doch immer Kilian Bruſtfleck bin.

Kilian Bruſtfleck. Es iſt ein großes wichtiges Werk
Der ganzen Welt ein Augenmerk,
Daß Hanswurſt ſeine Hochzeit hält
Und ſich eine Hanswurſtin zugeſellt.
Schon bei gemeinen ſchlechten Leuten
Hat's viel im Leben zu bedeuten,
Ob Er mit einer Gleichgeſinnten
Sich thut bei Tiſch und Bette finden.
Aber ein Jüngling, der Welt bekannt,
Von Sal, bis Petersburg genannt,
Von ſo vorzüglich edlen Gaben,
Was muß der eine Gattin haben!
Auch meine Sorge für Deine Jugend,
Recht geſchnürt' und gequetſchte Tugend,
Erreicht nun hier das höchſte Ziel;
Vor war nur Alles Kinderſpiel,
Und jetzt die Stunde Nacht geſchwind
Wird, ach, will's Gott, Dein Spiel ein Kind.
O, höre meine letzten Worte!
Wir ſind hier ruhig an dem Orte,
Ein kleines Stündchen nur Gehör! —
Wie aber, was! Ihr horcht nicht mehr?
Ihr ſcheint es hier zu langeweilen?
Ihr ſtehet da und rollt mit Eurem Kopfe,
Streckt Euren Bauch ſo ungeſchickt.
Was thut die Hand am Latz, was blickt*)
Ihr abwärts nach dem rothen Knopfe?

Hanswurſt. So viel mir eigentlich bekannt,
Ward das Stück Hanswurſts Hochzeit genannt;

*) In der erſten Ausgabe lautet dieſer Vers: „Bald glotzt das Auge hier, bald blickt".

So laß mich denn auch ſchalten und walten!
Ich will nun hin und Hochzeit halten.

Kilian Gruſtfleck. Ich bitt' Euch, nur Geduld genommen!
Als wenn das ſo von Hand zu Munde ging'!
Wie könnte da ein Stück draus kommen?
Und wär' der Schade nicht gering.
Nein, was der Wohlſtand will und lehrt!
Es ehre der Menſch, ſo wird er geehrt!
Die Welt nimmt an Euch unendlich Theil;
Nun ſeid nicht grob, wie die Gentes ſonſt pflegen,
Und ſagt nicht etwa: „Ah, meinetwegen!“
Es hat doch nicht ſo mächtig' Eil'.
Was ſind nicht Alles für Leute geladen!
Was iſt nicht noch zu ſieden und zu braten!
Es iſt gar nichts an einem Feſt
Ohne wohlgeputzte vornehme Gäſt'.

Hanswurſt. Mich däucht, das Schönſte bei einem Feſt
Iſt, wenn man ſich's wohl ſchmecken läßt,
Und ich hab' keinen Appetit,
Als ich nähm' gern Uriel aufn Boden mit,
Und aufm Heu und aufm Stroh
Jauchzten wir in dulci jubilo.

Kilian Gruſtfleck. Ich ſag' Euch, was die deutſche Welt
An großen Namen nur enthält,
Kommt Alles heut in Euer Haus,
Formirt den ſchönſten Hochzeitſchmaus.

Hanswurſt. Ich möcht' gleich meine Pritſche ſchmieren
Und ſie zur Thür hinaus formiren;
Indeß, was hab' ich mit den ..... ?
Sie mögen freſſen, und ich will .....

Kilian Gruſtfleck. Ach, an den Worten und Manieren
Muß man den ew'gen Wurſtel ſpüren!
Ich hab's — dem Himmel ſei's geklagt —
Euch doch ſo öfters ſchon geſagt,
Daß Ihr Euch ſittlich ſtellen ſollt,
Und thut dann Alles, was Ihr wollt.
„Kein leicht unfertig Wort wird von der Welt vertheidigt;
Doch thut das Niedrigſte, und ſie wird nie beleidigt.“
Der Weiſe*) ſagt — der Weiſe war nicht klein —

*) Doch wol Sokrates, den Cicero (De offic., II. 13) ſagen läßt: „praeclarum id quidem viam esse, si quis id agerat, ut qualis haberi vellet, talis esset.“

„Nichts ſcheinen, aber Alles ſein.“
Doch ach, wie viel geht nicht an Euch verloren!
Zu wie viel Großem ward Ihr nicht geboren!
Was hofft man nicht, was Ihr noch leiſten ſollt!

Hansw. Mir iſt ja Alles recht, nur laßt mich ungeſchoren!
Ich bin ja gern berühmt, ſo viel Ihr immer wollt.
Red't man von mir, ich will's nicht wehren,
Nur muß mich's nicht in meinem Weſen ſtören;
Was hilft's, daß ich ein dummes Leben führte?
Da hört die Welt was Rechts von mir,
Wenn man ihr ſagt, daß, um von ihr
Gelobt zu ſein, ich mich genirte.

Kilian Drußſtick. Mein Sohn, ach, das verſtehſt Du nicht,
Der größte Mann, ſpuckt' er Dir ins Geſicht,
So kannteſt Du ihn nur von ſeiner ſtinkigen Seite,
Und ſo ſind eben alle Leute.
Der größte Matz kocht oft den beſten Brei;
Weiß er den gut zu präſentiren
Und Jedem lind ins Maul zu ſchmieren,
Fährt er ganz ſicher wohl dabei.
Soll je das Publikum Dir ſeine Gnade ſchenken,
So muß es Dich vorher als einen Matzen denken.

Hanswurſt. Das müßt Ihr freilich beſſer wiſſen;
Denn Ihr habt Euch gar viel des Ruhms befliſſen
Und drum den Wohlſtand nie verletzt,
Viel lieber in die ....,
Als Euch an einen Zaun geſetzt.

Hanswurſt. Das geht denn auch mit Euch wol an;
Euer fahles Weſen, ſchwankende Poſtur,
Euer Trippeln und Krabbeln und Schneider-Natur,
Euer ewig lauſchend Ohr,
Euer Wunſch, hinten und vorn zu glänzen,
Lernt freilich wie ein armes Rohr
Von jedem Winde Reverenzen.
Aber ſeht an meine Figur!
Wie harmonirt ſie mit meiner Natur,
Meine Kleider mit meinen Sitten!
Ich bin aus dem Ganzen zugeſchnitten.

Prolog zu den

neueſten Offenbarungen Gottes,

verdeutſcht durch Dr. Karl Friedrich Bahrdt.

Vorbemerkung des Herausgebers.

Das abenteuerliche Leben und Wirken des charakterlosen und niedrig denkenden Dr. Carl Friedrich Bahrdt (1741—1792), eines Mannes, der sich nicht scheute, seine zahllosen Verirrungen noch in einer vierbändigen Biographie zu behandeln, konnte sich bei dem Aufsehen, das derselbe hervorzurufen bestrebt war, Goethe's Kenntniß nicht entziehen. So hatte er schon 1772 Veranlassung gehabt, das Werk „Eden, das ist: Betrachtungen über das Paradies und die darinnen vorgefallenen Begebenheiten, nebst Vorrede von Dr. C. F. Bahrdt," in den „Frankfurter gelehrten Anzeigen" zu rezensiren und mit scharfen Worten den flachen Rationalismus, der aus demselben hervorging, zu geißeln. Später hat ein Scherz Goethe wieder an Bahrdt erinnert; denn einer seiner Freunde hatte an Lavater, der sein Porträt zu haben wünschte, anstatt desselben das Bahrdt's geschickt (vgl. Dichtung und Wahrheit, 14. Buch, und Briefe Goethe's an Lavater, S. 8). Kurze Zeit darauf beendigte Bahrdt seine Schrift: „Die neuesten Offenbarungen Gottes in Briefen und Erzählungen, 4 Thle, Riga 1772—1775", in welcher er auf dem bereits früher betretenen Wege des Rationalismus weiter fortschritt. „Meine Begierde," sagt er selbst (Dr. Carl Friedrich Bahrdt's Geschichte seines Lebens, seiner Meinungen und Schicksale, 1791, Thl. II., S. 236 ff.), „Priester und Theologen in ihren Verschanzungen zu beunruhigen und ihre morschen Werke zu zerstören, war zu feurig. Erlittene Verfolgungen auf der einen und gutgemeinter Eifer für die Belehrung meiner vom Wahnglauben gefesselten Zeitgenossen auf der andern Seite

gaben mir den Entschluß ein, mich an die Bibel selbst zu wagen und diese von mir noch für göttlich gehaltene Quelle der Wahrheit für Orthodoxie unbrauchbar zu machen." Was er auf diesem Wege erreichte, ist bekannt. Es entstand — um mit Gervinus zu reden (Geschichte der deutschen Dichtung, V. 242) — eine „modernisirte Paraphrase der Evangelien, in der Bahrdt Christus als einen ausgezeichneten Menschen, als einen Wohlthäter und Aufklärer der Gesellschaft ansah, mit dem er sich selbst neben Luther, Sokrates und Semler ungefähr auf einer Linie glauben zu dürfen meinte".

Wie weit Goethe, damals der Freund Lavater's, Jung-Stilling's, Fr. H. Jacobi's, deren religiöse Ansichten er allerdings nicht theilte, von einer solchen Auffassung der christlichen Glaubenslehre entfernt war, bedarf nach dem, was darüber bereits in unserer Biographie S. LXXII ff. gesagt ist, keines weiteren Nachweises. Ueberdies ist die Polemik in unserm Prologe harmlos genug, wenigstens harmloser als in den zahlreichen Gegenschriften, welche Bahrdt's Werk hervorrief, und es ist deshalb auch nicht weiter auffallend, daß Dieser, als er 1775 seinen bisherigen Aufenthalt in Gießen mit Marschlinz in Graubündten vertauschte, den Verfasser desselben scheinbar höflich und zutraulich auf seiner Reise dorthin besuchte, über den Prolog scherzte und ein freundliches Verhältniß für die Zukunft wünschte.

Goethe's Prolog erschien zuerst 1774 in Gießen als Einzeldruck, 1775 in der bereits S. 137 erwähnten Sammlung „Rheinischer Most", 1779 im vierten Bande des dritten Himburg'schen Nachdrucks; auch wurde derselbe schon in die erste ächte Gesammtausgabe von Goethe's Werken (1789) aufgenommen.

Prolog

zu den neueſten

Offenbarungen Gottes,

verdeutſcht durch

Dr. Karl Friedrich Bahrdt.

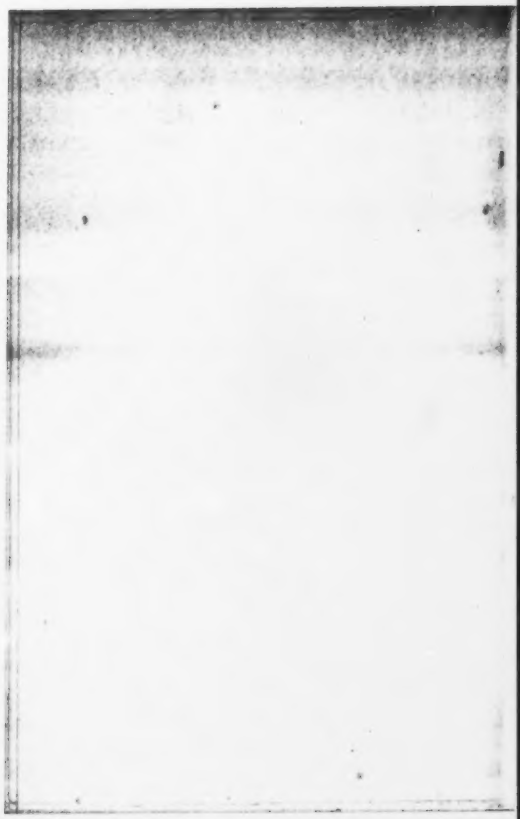

Die Frau Professorin tritt auf im Pup, den Mantel umwerfend. Bahrdt sitzt am Pult, ganz angezogen, und schreibt.

Frau Bahrdt.
So komm denn, Kind! Die Gesellschaft im Garten
Wird gewiß auf uns mit dem Kaffee warten.
Bahrdt. Da kam mir ein Einfall von ungefähr.
(Sein geschrieben Blatt ansehend.)
So recht ich, wenn ich Christus wär'.
Frau Bahrdt. Was kommt ein Getrappel die Treppe herauf?
Bahrdt. 's ist ärger als ein Studentenhauf.
Das ist ein Besuch auf allen Vieren.
Frau Bahrdt. Gott behüt'! 's ist der Tritt von Thieren.

Die vier Evangelisten mit ihrem Gefolge treten herein. Die Frau Doktorin thut einen Schrei. **Matthäus** mit dem Engel; **Markus**, begleitet vom Löwen; **Lukas**, vom Ochsen; **Johannes**, über ihm der Adler.

Matthäus. Wir hören, Du bist ein Biedermann
Und nimmst Dich unsers Herren an;
Uns wird die Christenheit zu enge;
Wir sind jetzt überall im Gedränge.
Bahrdt. Willkomm, Ihr Herrn! Doch thut mir's leid,
Ihr kommt zur ungelegnen Zeit:
Muß eben in Gesellschaft 'nein.
Johannes. Das werden Kinder Gottes sein;
Wir wollen uns mit Dir ergetzen.
Bahrdt. Die Leute würden sich entsetzen;
Sie sind nicht gewohnt solche Bärte breit
Und Röcke so lang und Falten so weit;
Und Eure Bestien, muß ich sagen,
Würde jeder Andre zur Thür 'naus jagen.
Matthäus. Das galt doch Alles auf der Welt,
Seitdem uns unser Herr bestellt.

Bahrdt. Das kann mir weiter nichts bedeuten;
G'nug, so nehm' ich Euch nicht zu Leuten.
Markus. Und wie und was verlangst denn Du?
Bahrdt. Daß ich's Euch kürzlich sagen thu':
Es ist mit Eurer Schriften Art,
Mit Euern Falten und Euerm Bart
Wie mit den alten Thalern schwer —
Das Silber fein geprobet sehr,
Und gelten dennoch jetzt nicht mehr.
Ein kluger Fürst, der münzt sie ein
Und thut ein tüchtigs Kupfer drein;
Da mag's denn wieder fort kursiren!
So müßt Ihr auch, wollt Ihr ruliren,
Euch in Gesellschaft produziren,
So müßt Ihr werden wie Unsereiner,
Geputzt, gestutzt, glatt — 's gilt sonst Keiner.
Im seidnen Mantel und Kräglein flink,
Das ist doch gar ein ander Ding!
Lukas der Maler. Möcht' mich in dem Kostüme sehn!
Bahrdt. Da braucht Ihr gar nicht weit zu gehn,
Hab' just noch einen ganzen Ornat.
Der Engel Matthäi. Das wär' mir ein Evangelisten-Staat!
Kommt! —
Matthäus. Johannes ist schon weggeschlichen
Und Bruder Markus mit entwichen.
(Des Lukas Ochs kommt Bahrdten zu nah, er tritt nach ihm.)
Bahrdt. Schafft ab zuerst das garstig' Thier!
Nehm' ich doch kaum ein Hündlein mit mir.
Lukas. Mögen gar nichts weiter verkehren mit Dir.
(Die Evangelisten mit ihrem Gefolge ab.)
Frau Bahrdt. Die Kerls nehmen keine Lebensart an.
Bahrdt. Komm! 's sollen ihre Schriften dran!

Götter, Helden und Wieland.

Vorbemerkung des Herausgebers.

Die Satire — oder nach Goethe's ursprünglicher Bezeichnung die „Farce" — „Götter, Helden und Wieland" ist durch das Singspiel „Alceste" und die fünf Briefe über dasselbe veranlaßt, welche Wieland im Januar und März 1773 in den ersten Heften des von ihm eben begründeten „Teutschen Merkur" herausgegeben hatte. Da nun Goethe gerade auf den letzten dieser Briefe, wie wir dies noch besonders an einer Stelle in den Anmerkungen nachweisen, speziell Bezug nimmt, und wir ferner wissen (Goethe und Werther, von A. Kestner, S. 163 und 172), daß er den zweiten Band des „Merkur" etwa im Juni erhalten hat, so ist hiermit nach der einen Seite die Grenze für die Zeit festgestellt, in der er diese Satire geschrieben haben kann. In den verschiedenen Briefwechseln indessen wird dieselbe erst bedeutend später erwähnt. Ein Brief an Johanna Fahlmer, später die zweite Gattin seines Schwagers Schlosser, ist allerdings ohne Datum. „Ich muß Ihnen melden," heißt es dort, „daß ein gewisses Schand- und Frevelstück, „Götter, Helden und Wieland", durch öffentlichen Druck vor Kurzem bekannt gemacht worden. Ich habe der Erste sein wollen, Sie davon zu benachrichtigen, daß, wenn Sie etwa darüber mit dem Verfasser zu brechen Willens waren, Sie's de bonne grâce thäten." (Briefwechsel zwischen Goethe und F. H. Jacobi, S. 14.) Ebenso ohne Datum ist ein Brief an Kestner (S. 207): „Mein garstig Zeug gegen Wieland macht mehr

Lärm, als ich dachte. Er führt sich gut dabei auf, und so bin ich im Tort." Am 20. April 1774 aber erkundigt sich Lessing bei seinem Bruder, ob er Goethe's Farce wider Wielanden gesehen habe (Lessing's Werke, Lachmann'sche Ausgabe, XII. 416); am 1. Juni schreibt Goethe an seinen Freund, den Konsul Schönborn in Algier: „Auf Wieland habe ich ein schändlich Ding drucken lassen, unterm Titel „Götter, Helden und Wieland, eine Farce". Ich turlupinire ihn auf eine garstige Weise über seine moderne Mattherzigkeit in Darstellung jener Riesengestalten einer markigen Fabelwelt." Alle diese Briefe deuten auf das Erscheinen dieser Satire als eben erfolgt hin, und es ist demnach sicher, daß sie nicht vor dem Juni des Jahres 1773, wahrscheinlich, daß sie in den ersten Monaten des Jahres 1774 verfaßt ist.

Welche Absicht Goethe mit seiner Satire gehabt hat, dürfte kaum zweifelhaft sein. Es liegt keine Veranlassung vor, mit Rosenkranz (Goethe und seine Werke, 2. Auflage, S. 173) anzunehmen, daß das Ganze eigentlich mehr gegen den „Teutschen Merkur" als gegen die „Alceste" gerichtet gewesen ist, und eben so wenig möchten wir einer neuerdings ausgesprochenen Ansicht beipflichten (H. Köpert, „Ueber Götter, Helden und Wieland", Programm des Gymnasiums zu Eisleben, 1864), daß Goethe unter Anderem auch beweisen wolle, Wieland habe keinen Beruf zum Dramatiker. Vielmehr sind es einzig oder wenigstens überwiegend das Singspiel und die Briefe, welche Goethe angreift.

Da möchte es sich denn zunächst fragen, ob Wieland wirklich in seiner Darstellung der „Alceste" einen so furchtbaren Mißgriff gethan hat. Man hat seit Goethe's Satire dies meines Wissens fast allgemein angenommen, und es ist dem gegenüber schon auffallend, wenn F. H. Jacobi in einem

Briefe an Heinse vom 24. Oktober 1780 ein Urtheil Lessing's anführt, welches ganz anders lautet: „Mir fällt bei dieser Gelegenheit ein," schreibt Jacobi, „daß Lessing von der Farce „Götter, Helden und Wieland" sagte, Goethe hätte darin bewiesen, daß er noch viel weiter als Wieland entfernt sei, den Euripides zu verstehen. Goethe's Ideen darüber seien der kahle Unsinn, wahrhaft tolles Zeug. Es sei unverantwortlich von Wieland, daß er dieses damals nicht ans Licht gestellt habe." Allerdings stammt dieser Brief aus einer Zeit, in der, wie aus dem übrigen Inhalte desselben hervorgeht, Jacobi wegen der Kreuzeserhöhung des „Woldemar" (siehe unsere Biographie, S. CXIX) noch höchlich entrüstet war, so daß er Lessing's Urtheil etwas herbe darstellen mochte; aber so viel ist wenigstens danach sicher, daß Zelter (Goethe-Zelter'scher Briefwechsel, V. 55) bedeutend irrt, wenn er meint, Goethe's Farce habe Lessing bei ihrem Erscheinen großen Spaß gemacht; ja, unserer Ansicht nach liegt in Lessing's Urtheil sogar ein wichtiges Moment verborgen, welches bis jetzt noch kaum irgendwo zur Geltung gebracht ist.

Die „Alcestis" des Euripides ist keineswegs eine Tragödie im eigentlichen Sinne des Wortes. Das beweist nicht allein die Katastrophe, sondern vor Allem der durchaus mit komischen Elementen versetzte Charakter des Herkules, der sich wesentlich von dem der Tragödie, z. B. in den „Trachinierinnen" des Sophokles oder im „rasenden Herakles" von Euripides selber unterscheidet. Ja, auch der „Herkules" des Prodikus (s. S. 273) hat in gewisser Weise seine historische Berechtigung. War es nun Wieland zu verargen, daß er von diesem vielgestalteten Charakter diejenige Auffassung wählte, welche seinem Zwecke am Angemessensten erschien? Es handelte sich für ihn um ein rührendes Singspiel — und wir glauben nicht,

daß er einen Herakles in anderer Gestalt als in der von ihm gewählten hätte brauchen können. Kann sich doch überhaupt das Singspiel und die Oper nicht auf eine allzu spezielle Zeichnung der Charaktere einlassen, sondern muß allgemeine Typen festhalten. Ebenso, scheint es, geschieht Wieland Unrecht, wenn Goethe ihn tadelt, daß er den Admet nicht ohne das größte Sträuben das Opfer der Alcestis annehmen läßt. Dem modernen Sinne widerstrebt das Verfahren des Admet, der bei Euripides seinen Vater und seine Mutter hat bewegen wollen, für ihn zu sterben, und als Diese nicht darauf eingehen, ohne Weiteres das Opfer seiner Gattin annimmt. Wieland mußte der Sache eine andere Wendung geben, wenn er sie moderner Anschauung näher bringen wollte; das hat auch Goethe selbst in seiner „Iphigenie" gethan, die indessen nur in diesem Punkte mit der „Alcestis" verglichen werden soll.

Aber, wenn auch Wieland in diesen beiden Punkten gerechtfertigt werden kann, so wird darum nicht behauptet, daß sein Singspiel nicht ein in vieler Beziehung schwaches Produkt ist, das in Handlung und Charakteristik zu den wesentlichsten Ausstellungen Veranlassung giebt. Dazu kam ferner, daß Wieland, namentlich nachdem Schweitzer sein Stück in Musik gesetzt hatte und dasselbe auch in Weimar aufgeführt war, allzu großes Gefallen an seinem eigenen Werke fand und sich sogar berufen fühlte, wozu für ihn nicht die mindeste Veranlassung vorlag, die Behandlung des Euripides in den oben erwähnten Briefen gegen die seinige herabzusetzen.

Das reizte Goethe, und die Satire wurde ebenso schnell verfaßt als herausgegeben. Ueber die näheren Umstände, unter denen dies geschah, ist bereits früher berichtet worden

(Goethe's Biographie S. C). Es ſei dem nur noch hinzugefügt, daß die durchaus gemäßigten Entgegnungen Wieland's ſich im Juliheft des „Merkur" von 1774 finden. In einer derſelben (S. 352) heißt es: „Wir empfehlen dieſe kleine Schrift allen Liebhabern der pasquiniſchen Manier als ein Meiſterſtück von Perſiflage und ſophiſtiſchem Witze, der ſich aus allen möglichen Standpunkten ſorgfältig denjenigen ausſucht, aus dem ihm der Gegenſtand ſchief vorkommen muß, und ſich dann recht herzlich luſtig darüber macht, daß das Ding ſo ſchief iſt."

Unſer Stück iſt 1774 viermal gedruckt worden; 1775 erſchien es in der bereits öfters erwähnten Jahresſchrift „Rheiniſcher Moſt" und im erſten Bande des erſten und endlich noch 1779 im vierten Bande des dritten Himburg'ſchen Nachdrucks. In die früheren Ausgaben ſeiner Werke nahm Goethe daſſelbe nicht auf; auch noch 1824, als er bereits mit der Redaktion der Ausgabe letzter Hand beſchäftigt war, mochte er ſich nicht ſelbſt dazu entſchließen. „Ich habe," ſagte er zu Eckermann (Geſpräche mit Goethe, I. 92) auf meinem jetzigen Standpunkte über jene jugendlichen Produktionen eigentlich kein Urtheil. Da mögt Ihr Jüngern entſcheiden." Schließlich kam es indeſſen doch dahin, daß das Stück 1830 in der genannten Ausgabe erſchien.

Götter, Helden und Wieland.

Eine Farce.

Mercurius am Ufer des Kozytus mit zwei Schatten.

Merkurius. Charon! He, Charon! Mach, daß Du rüber kommst! Geschwinde! Meine Leutchen da beklagen sich zum Erbarmen, wie ihnen das Gras die Füße nekt und sie den Schnupfen kriegen.

Charon. Saubere Nation! Woher? Das ist einmal wieder von der rechten Race. Die könnten immer leben.

Merkurius. Droben reden sie umgekehrt. Doch mit Alledem war das Paar nicht unangesehen auf der Oberwelt. Dem Herrn Literator hier fehlt nichts als seine Perrücke und seine Bücher, und der Megäre da nur Schminke und Dukaten. Wie sieht's drüben?

Charon. Nimm Dich in Acht! Sie haben Dir's geschworen, wenn Du hinüberkommst.

Merkurius. Wie so?

Charon. Admet und Alceste sind übel auf Dich zu sprechen, am Aergsten Euripides. Und Herkules hat Dich im Anfall seiner Hize einen dummen Buben geheißen, der nie gescheit werden würde.

Merkurius. Ich verstehe kein Wort davon.

Charon. Ich auch nicht. Du hast in Deutschland jezt ein Geträtsch mit einem gewissen Wieland.*)

Merkurius. Ich kenne so Keinen.

Charon. Was schiert's mich? Genug, sie sind fuchswild.

Merkurius. Laß mich in Kahn! Ich will mit hinüber; muß doch sehen, was 's giebt.

(Sie fahren über.)

Euripides. Es ist nicht fein, daß Du's uns so spielst, alten guten Freunden und Deinen Brüdern und Kindern. Dich mit Kerls zu gesellen, die keine Ader griechisch Blut im Leibe haben, und an uns zu necken und zu neidschen, als wenn uns noch was

*) Wieland, im September 1772 als Erzieher des Erbprinzen Karl August nach Weimar gekommen, gab seit Beginn des Jahres 1773 den „Teutschen Merkur" heraus.

übrig wäre außer dem Bißchen Ruhm und dem Respekt, den die Kinder droben für unsern Bart haben.

Merkurius. Beim Jupiter, ich versteh' Euch nicht.

Literator. Sollte etwa die Rede vom Deutschen Merkur sein?

Euripides. Kommt Ihr daher? Ihr bezeugt's also?

Literator. O ja, das ist jetzo die Wonne und Hoffnung von ganz Deutschland, was der Götterbote für goldene Papierchen der Aristarchen und Aoiden*) herumträgt.

Euripides. Da hört Ihr's. Und mir ist übel mitgespielt in denen goldenen Blättchens.

Literator. Das nicht sowol; Herr W zeigt nur, daß er nach Ihnen habe wagen dürfen, eine Alceste zu schreiben, und daß, wenn er Ihre Fehler vermieden und größere Schönheiten aufempfunden, man die Schuld Ihrem Jahrhunderte und dessen Gesinnungen zuschreiben müsse.

Euripides. Fehler! Schuld! Jahrhundert! O Du hohes, herrliches Gewölbe des unendlichen Himmels! Was ist aus uns geworden? Merkur, und Du trägst Dich damit?

Merkurius. Ich stehe versteinert.

Alceste kommt.

Alceste. Du bist in übler Gesellschaft, Merkur, und ich werde sie nicht verbessern. Pfui!

Admet kommt.

Admet. Merkur, das hätt' ich Dir nicht zugetraut.

Merkurius. Red't deutlich, oder ich gehe fort. Was hab' ich mit Rasenden zu thun?

Alceste. Du scheinst betroffen? So höre dann! Wir gingen neulich, mein Gemahl und ich, in dem Hain jenseits des Kozytus, wo, wie Du weißt, die Gestalten der Träume sich lebhaft darstellen und hören lassen. Wir hatten uns eine Weile an den phantastischen Gestalten ergetzt, als ich auf einmal meinen Namen mit einem unleidlichen Tone ausrufen hörte. Wir wandten uns. Da erschienen zwei abgeschmackte, geckerte, hagere, blasse Püppchens, die sich einander Alceste! Admet! nannten, für einander sterben wollten, ein Gekingel mit ihren Stimmen machten als die Vögel und zuletzt mit einem traurigen Gekrächz verschwanden.

Admet. Es war lächerlich genug zu sehen. Wir verstunden das nicht, bis erst kurz ein junger Studiosus herunterkam, der uns die große Neuigkeit brachte, ein gewisser Wieland habe uns ungebeten wie Euripides die Ehre angethan, dem Volke unsere Masken zu prostituiren. Und der sagte das Stück auswendig von

*) Kritiker und Dichter.

Anfang bis zu Ende her; es hat's aber Niemand ausgehalten als Euripides, der neugierig und Autor genug dazu war.

Euripides. Ja, und was des Schlimmste ist, so soll er in eben den Windeln, die Du herumträgst, seine Alceste vor der meinigen herausgestrichen, mich herunter- und lächerlich gemacht haben.

Merkurius. Wer ist der Wieland?

Literator. Hofrath und Prinzen-Hofmeister zu Weimar.

Merkurius. Und wenn er Ganymedes' Hofmeister wäre, sollt' er mir her. Es ist just Schlafenszeit, und mein Stab führt eine Seele leicht aus ihrem Körper *).

Literator. Mir wird's angenehm sein, solch einen großen Mann bei dieser Gelegenheit kennen zu lernen.

Wieland's Schatten in der Nachtmütze tritt auf.

Wieland. Lassen Sie uns, mein lieber Jacobi ...**)

Alceste. Er spricht im Traum.

Euripides. Man sieht aber doch, mit was für Leuten er umgeht.

Merkurius. Ermuntert Euch! Es ist hier von keinen Jacobi's die Rede. Wie ist's mit dem Merkur? Eurem Merkur? Dem Deutschen Merkur?

Wieland (mürrisch). Sie haben mir ihn nachgedruckt.***)

Merkurius. Was thut uns das? So hört denn und seht!

Wieland. Wo bin ich? Wohin führt mich der Traum?

Alceste. Ich bin Alceste.

Admet. Und ich Admet.

Euripides. Solltet Ihr mich wol kennen?

Merkurius. Woher? — Das ist Euripides, und ich bin Merkur. Was steht Ihr so verwundert?

Wieland. Ist das Traum, was ich wie wachend fühle? Und doch hat mir meine Einbildungskraft niemals solche Bilder hervorgebracht. Ihr Alceste? Mit dieser Taille? Verzeiht! Ich weiß nicht, was ich sagen soll.

Merkurius. Die eigentliche Frage ist, warum Ihr meinen Namen prostituirt und diesen ehrlichen Leuten zusammen so übel begegnet.

---

*) Merkur ist nicht allein der Leiter der Seelen zu den Todten (ψυχοπομπος), sondern er sendet auch Träume als „ηγητωρ ονειρων", wovon die ihm hier zugeschriebene Thätigkeit nicht mehr weit entfernt ist.

**) Johann Georg Jacobi (1740—1814) lebte zu der Zeit, als Goethe diese Satire schrieb, noch in Halberstadt, in innigem Verkehr mit Gleim und in mannichfachen Beziehungen zu Wieland; zu den ersten Jahrgängen des „Merkur" lieferte er viele Beiträge; auch ist er Derjenige, an den die „Briefe über die Alceste" gerichtet werden.

***) Dieser Nachdruck, der Wieland's pekuniären Vortheil beim „Merkur" wesentlich schmälerte, war ein Gegenstand häufiger Klagen bei ihm.

Wieland. Ich bin mir nichts bewußt. Was Euch betrifft, Ihr könntet, dünkt mich, wissen, daß wir Eurem Namen keine Achtung schuldig sind. Unsere Religion verbietet uns, irgend eine Wahrheit, Größe, Güte, Schönheit anzuerkennen und anzubeten außer ihr. Daher sind Eure Namen wie Eure Bildsäulen zerstümmelt und preisgegeben. Und ich versichere Euch, nicht einmal der griechische Hermes, wie ihn uns die Mythologen geben, ist mir je dabei in Sinn gekommen. Man denkt gar nichts dabei. Es ist, als wenn Einer sagte: „Recueil, Portefeuille".

Merkurius. Es ist doch immer mein Name.

Wieland. Haben Sie jemals Ihre Gestalt mit Flügeln an Haupt und Füßen, den Schlangenstab in der Hand, sitzend auf Waarenballen und Tonnen, im Vorbeigehen auf einer Tobaksbüchse figuriren sehen?

Merkurius. Das läßt sich hören. Ich sprech' Euch los. Und Ihr Andern werdet mich künftig ungeplagt lassen. So weiß ich, war auf dem letzten Maskenballe ein gnädiger Herr, der über seine Hosen und Weste noch einen fleischfarbenen Jobs*) gezogen hatte und vermittelst Flügeln an Haupt und Sohlen seine Molchsgestalt für einen Merkurius an Mann bringen wollte.

Wieland. Das ist die Meinung. So wenig mein Vignettenschneider auf Eure Statue Rücksicht nahm, die Florenz aufbewahrt, so wenig auch ich —

Merkurius. So gehabt Euch wohl! Und so seid Ihr überzeugt, daß der Sohn Jupiter's noch nicht so Bankerutt gemacht hat, um sich mit allerlei Leuten zu assoziiren. (Merkurius ab.)

Wieland. So empfehl' ich mich denn.

Euripides. Nicht uns so! Wir haben noch ein Glas zusammen zu leeren.

Wieland. Ihr seid Euripides, und meine Hochachtung für Euch hab' ich öffentlich gestanden.

Euripides. Viel Ehre. Es fragt sich, inwiefern Euch Eure Arbeit berechtigt, von der meinigen Uebels zu reden, fünf Briefe zu schreiben, um Euer Drama, das so mittelmäßig ist, daß ich als kompromittirter Nebenbuhler fast darüber eingeschlafen bin, Euren Herren und Damen nicht allein vorzustreichen, daß man Euch verleiden könnte, sondern den guten Euripides als einen verunglückten Mitstreiter hinzustellen, dem Ihr auf alle Weise den Rang abzulaufen habt.

Admet. Ich will's Euch gestehen, Euripides ist auch ein Poet,

*) Gleichbedeutend mit Jobbe, Joppe, Joye, Jacke.

und ich habe mein' Tage die Poeten für nichts mehr gehalten, als ſie ſind. Aber ein braver Menſch iſt er und unſer Landsmann. Es hätte Euch doch ſollen bedenklich ſcheinen, ob der Mann, der geboren*) wurde, da Griechenland den Xerxes bemeiſterte, der ein Freund des Sokrates war, deſſen Stücke eine Wirkung auf ſein Jahrhundert hatten wie Eure wol ſchwerlich, ob der Mann nicht eher die Schatten von Alceſte und Admet habe herbeibeſchwören können als Ihr? Das verdiente einige ahnungsvolle Ehrfurcht, der zwar Euer ganzes aberweiſes Jahrhundert von Literatoren nicht fähig iſt.

Euripides. Wenn Eure Stücke einmal ſo viel Menſchen das Leben geretten haben als meine, dann ſollt Ihr auch reden.

Wieland. Mein Publikum, Euripides, iſt nicht das Eurige.

Euripides. Das iſt die Sache nicht. Von meinen Fehlern und Unvollkommenheiten iſt die Rede, die Ihr vermieden habt.

Alceſte. Daß ich's Euch ſage als ein Weib, die eh ein Wort reden darf, daß es nicht auffällt: Eure Alceſte mag gut ſein und Eure Weibchen und Männchen amüſirt, auch wol gekniet haben, was Ihr Rührung nennt. Ich bin drüber weggegangen, wie man von einer verſtimmten Zither wegweicht. Des Euripides ſeine hab' ich doch ganz ausgehört, mich manchmal drüber gefreut und auch drüber gelächelt.

Wieland. Meine Fürſtin!

Alceſte. Ihr ſolltet wiſſen, daß Fürſten hier nichts gelten. Ich wünſchte, Ihr könntet fühlen, wie viel glücklicher Euripides in Ausführung unſerer Geſchichte geweſen als Ihr. Ich bin für meinen Mann geſtorben; wie und wo, das iſt nicht die Frage. Die Frage iſt von Eurer Alceſte, von Euripides' Alceſte.

Wieland. Könnt Ihr mir abſprechen, daß ich das Ganze weit delikater behandelt habe?

Alceſte. Was heißt das? Genug, Euripides hat gewußt, warum er eine Alceſte aufs Theater bringt, ſo wenig Ihr die Größe des Opfers, das ich meinem Mann that, darzuſtellen wußtet.

Wieland. Wie meint Ihr das?

Euripides. Laßt mich reden, Alceſte! Sieh her, das ſind meine Fehler. Ein junger, blühender König, erſterbend mitten im Genuß aller Glückſeligkeit. Sein Haus, ſein Volk in Verzweiflung, den Guten, Trefflichen zu verlieren und über dem

*) Nach der gewöhnlichen, aber unrichtigen Annahme iſt Euripides gerade am Tage der Schlacht bei Salamis, am 5. October 480 v. Chr., geboren. Sokrates, geboren 470, war in Wirklichkeit 15 Jahre jünger als er.

Jammer Apoll bewegt, den Parzen einen Wechseltod abdringend. Und nun — Alles verstummt und Vater und Mutter und Freunde und Volk — Alles — und er lechzend am Rande des Todes, umherschauend nach einem willigen Auge, und überall Schweigen — bis sie auftritt, die Einzige, ihre Schönheit und Kraft aufzuopfern dem Gatten, hinunterzusteigen zu den hoffnungslosen Todten.

Wieland. Das hab' ich Alles auch.

Euripides. Nicht gar. Eure Leute sind erstlich allzusammen aus der großen Familie, der Ihr Würde der Menschheit, ein Ding, das Gott weiß woher abstrahirt ist, zum Erbe gegeben habt, Ihr Dichter auf unsern Trümmern! Sie sehen einander ähnlich wie die Eier, und Ihr habt sie zum unbedeutenden Brei zusammengerührt. Da ist eine Frau, die für ihren Mann sterben will, ein Mann, der für seine Frau sterben will, ein Held, der für sie Beide sterben will, daß nichts übrig bleibt als das langweilige Stück Parthenia,*) die man gern wie den Widder aus dem Busche bei den Hörnern kriegte, um dem Elend ein Ende zu machen.

Wieland. Ihr seht das anders an als ich.

Alceste. Das vermuth' ich. Nur sagt mir: Was war Alcestens That, wenn ihr Mann sie mehr liebte als sein Leben? Der Mensch, der sein ganzes Glück in seiner Gattin genösse, wie Euer Admet, würde durch ihre That in den doppelt bittern Tod gestürzt werden. Philemon und Baucis**) erbaten sich zusammen den Tod, und Euer Klopstock, der doch immer unter Euch noch ein Mensch ist, läßt seine Liebenden wetteifern — „Daphnis,***) ich sterbe zuletzt." Also mußte Admet gerne leben, sehr gerne leben, oder ich war — was? — eine Komödiantin — ein Kind — genug, macht aus mir, was Euch gefällt!

Admet. Und den Admet, der Euch so ekelhaft ist, weil er nicht sterben mag! Seid Ihr jemals gestorben? Oder seid Ihr jemals ganz glücklich gewesen? Ihr redet wie großmüthige Hungerleider.

Wieland. Nur Feige fürchten den Tod.

Admet. Den Heldentod, ja. Aber den Hausvatertod fürchtet

*) Schwester der Alceste in Wieland's Singspiel, die bei Euripides nicht vorkommt und in der That für die Handlung von keiner Bedeutung ist.

**) Ihre Erzählung in Ovid's Metamorphosen, 8, 631 – 724.

***) Es scheint, als wenn hier ein kleiner Gedächtnißfehler Goethe's vorliegt. Er hat sicherlich an Klopstock's Ode „Selmar und Selma" (gedichtet 1748) gedacht, in welcher die Liebenden sich streiten, wer zuerst von ihnen sterben solle. „Selmar, ich sterbe nach Dir" sind die Worte, die häufig wiederholt werden. Diese Vermuthung wird um so wahrscheinlicher, als auch Dr. Prof. Düntzer dieselbe, ohne von der meinigen etwas zu wissen, in einem Briefe an mich kürzlich ausgesprochen hat.

Jeder, selbst der Held. So ist's in der Natur. Glaubt Ihr denn, ich würde mein Leben geschont haben, meine Frau den Feinden zu entreißen, meine Besitzthümer zu vertheidigen? Und doch —

Wieland. Ihr redet wie Leute einer andern Welt, eine Sprache, deren Worte ich vernehme, deren Sinn ich nicht fasse.

Admet. Wir reden Griechisch! — Ist Euch das so unbegreiflich? Admet —

Euripides. Ihr bedenkt nicht, daß er zu einer Sekte gehört, die allen Wollüstigen, Ausschweifenden, an Hals und Bein tödtlich Verwundeten entreden will, todt würden ihre Herzen voller, ihre Geister mächtiger, ihre Knochen markiger sein. Das glaubt er.

Admet. Er thut nur so. Nein, Ihr seid noch Mensch genug, Euch zu Euripides' Admeten zu versetzen.

Alceste. Merkt auf und fragt Eure Frau darüber!

Admet. Ein junger, ganz glücklicher, wohlbehaglicher Fürst, der von seinem Vater Reich und Erbe und Heerde und Güter empfangen hatte und darinne saß mit Genügsamkeit, und genoß, und ganz war, und nichts bedurfte als Leute, die mit ihm genossen, und sie, wie natürlich, fand, und des Herzgebens nicht satt wurde, und Alle liebte, daß sie ihn lieben sollten, und sich Götter und Menschen so zu Freunden gemacht hatte, und Apoll den Himmel an seinem Tisch vergaß — der sollte nicht etwa zu leben wünschen? — — — Und der Mensch hatte auch eine Frau.

Alceste. Ihr habt eine, und begreift das nicht. Ich wollte das dem schwarzäugigten jungen Ding dort begreiflich machen. Schöne Kleine, willst Du ein Wort hören?

Das Mädchen. Was verlangt Ihr?

Alceste. Du hattest einen Liebhaber.

Mädchen. Ach ja!

Alceste. Und liebtest ihn von Herzen, so daß Du in mancher guten Stunde Beruf fühltest, für ihn zu sterben?

Mädchen. Ach, und ich bin um ihn gestorben. Ein feindseliges Schicksal trennte uns, das ich nicht lang' überlebte.

Alceste. Da habt Ihr Eure Alceste, Wieland. Nun sage mir, liebe Kleine, Du hattest Eltern, die sich herzlich liebten.

Mädchen. Gegen unsre Liebe war's ein Schatten. Aber sie ehrten einander von Herzen.

Alceste. Glaubst Du wol, wenn Deine Mutter in Todesgefahr gewesen wäre, und Dein Vater hätte für sie mit seinem Leben bezahlt, daß sie's mit Dank angenommen hätte?

Mädchen. Ganz gewiß.

Alceste. Und wechselsweise, Wieland, ebenso. Da habt Ihr Euripides' Alceste.

Admet. Die Eurige wäre dann für Kinder, die andere für ehrliche Leute, die schon ein bis zwei Weiber begraben haben. Daß Ihr nun mit Eurem Auditorio sympathisirt, ist nöthig und billig.

Wieland. Laßt mich! Ihr seid widersinnige, rohe Leute, mit denen ich nichts gemein habe.

Euripides. Erst höre mich noch ein paar Worte!

Wieland. Mach's kurz!

Euripides. Keine fünf*) Briefe, aber Stoff dazu. Das, worauf Ihr Euch so viel zu Gute thut, ein Theaterstück so zu lenken und zu runden, daß es sich sehen lassen darf, ist ein Talent, ja, aber ein sehr geringes.

Wieland. Ihr kennt die Mühe nicht, die's kostet.

Euripides. Du hast ja genug davon vorgeprahlt. Das Alles, wenn man's beim Lichte besieht, ist nichts als eine Fähigkeit, nach Sitten und Theaterkonventionen und nach und nach aufgeflickten Statuten Natur und Wahrheit zu verschneiden und einzuglenchen.

Wieland. Ihr werdet mich das nicht überreden.

Euripides. So genieße Deines Ruhmes unter den Deinigen und laß uns in Ruh!

Admet. Bequem Dich zur Gelassenheit, Euripides! Die Stellen, an denen er Deiner spottet, sind so viel Flecken, mit denen er sein eigen Gewand beschmutzt. Wär' er klug, und er könnte sie und die Roten zum Shakespeare**) mit Blut abwaschen, er würde es thun. So stellt er sich dar und bekennt: „Da hab' ich nichts gefühlt".

Euripides. Nichts gefühlt bei meinem Prolog, der ein Meisterstück ist? Ich darf wol von meiner Arbeit so reden; thust Du's ja. Du fühlst nichts, da Du in den Gasthof Admetens trittst?

Alceste. Er hat keinen Sinn für Gastfreiheit, hörst Du ja.

Euripides. Und auf der Schwelle begegnet Dir Apollo, die freundliche Gottheit des Hauses, die, ganz voll Liebe um Admet, ihn erst dem Tod entreißt und nun, o Jammer, sein bestes Weib für ihn dahingegeben sieht. Er kann nichts weiter reiten und entfernt sich wehmüthig, daß nicht die Gemeinschaft mit Todten seine Reinheit beflecke. Da mit herein, schwarz gehüllt, das

*) Vgl. S. 255.

**) Shakespeare's theatralische Werke. Aus dem Englischen. Zürich, 1762—1766. 8 Bde. — Koberstein („Grundriß der Geschichte der deutschen Nationalliteratur", S. 1352) sagt in Betreff der Anmerkungen Wieland's zu Shakespeare mit Recht, sie waren von einer kaum denkbaren Abgeschmacktheit.

Schwert ihrer heimtückischen Macht in der Faust, die Königin der Todten, die Geleiterin zum Orkus, das unerbittliche Schicksal, und schilt auf die ränkevoll verweilende Gottheit, droht schon der Alceste, und Apoll verläßt das Haus und uns. Und wir mit dem verlassenen Chor seufzen: „Ach, daß Asklepios noch lebte, der Sohn Apollo's, der die Kräuter kannte und jeden Balsam! Sie würde gerettet werden; denn er erweckte die Todten; aber er ist erschlagen von Jupiter's Blitz, der nicht duldete, daß Jener erweckte vom ewigen Schlaf, die in Staub gestreckt hatte nieder sein unerbittlicher Rathschluß."

Alceste. Bist Du nicht ganz entrückt gewesen in die Phantasie der Menschen, die aus ihrer Väter Munde vernommen hatten von einem so wunderthätigen Manne, dem Macht gegeben war über den allmächtigen Tod! Ist Dir nicht da Wunsch, Hoffnung, Glauben aufgegangen, käme Einer aus diesem Geschlechte, käme der Halbgott seinen Brüdern zu Hilfe!

Euripides. Und da er nun kommt, nun Herkules auftritt und ruft: „Sie ist todt, todt! Hast sie weggeführt, schwarze gräßliche Geleiterin zum Orkus, hast mit Deinem verderbenden Schwert abgeweidet ihre Haare! Ich bin Jupiter's Sohn und traue mir Kraft zu über Dich. An dem Grabe will ich Dir auflauschen, wo Du das Blut trinkst der abgeschlachteten Todesopfer, fassen will ich Dich, Todesgöttin, umklammern mit meinen Armen, die kein Sterblicher und kein Unsterblicher löset, und Du sollst mir herausgeben das Weib, Admetens liebes Weib, oder ich bin nicht Jupiter's Sohn."

Herkules tritt auf.

Herkules. Was red't Ihr von Jupiter's Sohn? Ich bin Jupiter's Sohn.

Admet. Haben wir Dich in Deinem Rauschschläfchen*) gestört?

Herkules. Was soll der Lärm?

Alceste. Ei, da ist der Wieland.

Herkules. Ei, wo?

Admet. Da steht er.

Herkules. Der? Nun, Der ist klein genug. Hab' ich mir ihn doch so vorgestellt. Seid Ihr der Mann, der den Herkules immer im Munde führt?

Wieland (zurückweichend). Ich habe nichts mit Euch zu schaffen, Koloß.

*) Geläufige Vorstellung der Alten von Herakles. Auch in Admetos' Hause (Eurip. Alcest., V. 780—743.) trinkt er stark, vollends in der Komödie, z. B. in den „Fröschen" des Aristophanes.

Herkules. Nun, wie dann? Weibt nur!

Wieland. Ich vermuthete einen stattlichen Mann mittlerer Größe.

Herkules. Mittlerer Größe? Ich?

Wieland. Wenn Ihr Herkules seid, so seid Ihr's nicht gemeint.

Herkules. Es ist mein Name, und auf den bin ich stolz. Ich weiß wol, wenn ein Fratze keinen Schildhalter unter den Bären, Greifen und Schweinen finden kann, so nimmt er einen Herkules dazu. Denn meine Gottheit ist Dir niemals im Traume erschienen.

Wieland. Ich gestehe, das ist der erste Traum, den ich so habe.

Herkules. So geh in Dich und bitte den Göttern ab Deine Noten übern Homer, wo mir Dir zu groß sind! Das glaub' ich, zu groß.

Wieland. Wahrhaftig, Ihr seid ungeheuer. Ich hab' Euch mir niemals so imaginirt.

Herkules. Was kann ich davor, daß Er so eine engbrüstige Imagination hat? Wer ist denn Sein Herkules, auf den Er Sich so viel zu Gute thut? Und was will er? Für die Tugend? Was heißt die Devise? Hast Du die Tugend gesehen? Wieland! Ich bin doch auch in der Welt herumgekommen, und ist mir nichts so begegnet.

Wieland. Die Tugend, für die mein Herkules*) Alles thut, Alles wagt, Ihr kennt sie nicht?

Herkules. Tugend! Ich hab' das Wort erst hier unten von ein paar albernen Kerls gehört, die keine Rechenschaft davon zu geben wußten.

Wieland. Ich bin's eben so wenig im Stande. Doch laßt uns darüber keine Worte verderben! Ich wollte, Ihr hättet meine Gedichte gelesen, und Ihr würdet finden, daß ich selbst die Tugend wenig achte. Sie ist ein zweideutiges Ding.

Herkules. Ein Unding ist sie wie alle Phantasie, die mit dem Gang der Welt nicht bestehen kann. Eine Tugend kommt mir vor wie ein Zentaur; so lang' der vor Eurer Imagination herumrabt, wie herrlich, wie kraftig! Und wenn der Bildhauer Euch ihn hinstellt, welch übermenschliche Form! — Anatomirt ihn und findet vier Lungen, zwei Herzen, zwei Mägen. Er starb in dem Augenblicke der Geburt wie ein anderes Mißgeschöpf, oder ist nie außer Eurem Kopf erzeugt worden.

*) Es ist hier nicht allein der Herkules in der „Alcestis" gemeint, sondern auch Wieland's lyrisches Drama „Die Wahl des Herkules", welches auch schon 1773 erschienen war.

Wieland. Tugend muß doch was ſein, ſie muß wo ſein.

Herkules. Bei meines Vaters ewigem Bart, wer hat daran gezweifelt? Und mich dünkt, bei uns wohnte ſie in Halbgöttern und Helden. Meinſt Du, wir lebten wie das Vieh, weil Eure Bürger ſich vor den Fauſtrechtszeiten kreuzigen? Wir hatten die bravſten Kerls unter uns.

Wieland. Was nennt Ihr brave Kerls?

Herkules. Einen, der mittheilt, was er hat. Und der Reichſte iſt der Bravſte. Hatte Einer Ueberfluß an Kräften, ſo prügelte er den Andern aus. Und verſteht ſich, ein ächter Mann zieht ſich nie mit Geringern ab, nur mit Seinesgleichen, auch Größern wol. Hatte Einer denn Ueberfluß an Säften, machte er den Weibern ſo viel Kinder, als ſie begehrten, wie ich denn ſelbſt in einer Nacht funfzig Buben ausgearbeitet habe. Fehlt' es Einem denn an Beiden, und der Himmel hatte ihm, oder auch wol dazu Erb' und Hab' vor Tauſenden gegeben, eröffnete er ſeine Thüre, und hieß Tauſend willkommen, mit ihm zu genießen. Und da ſteht Atmet, der wol der Bravſte in dieſem Stücke genannt werden kann.

Wieland. Das Meiſte davon wird zu unſern Zeiten für Laſter gerechnet.

Herkules. Laſter? Das iſt wieder ein ſchönes Wort! Dadurch wird eben Alles ſo halb bei Euch, daß Ihr Euch Tugend und Laſter als zwei Extreme vorſtellt, zwiſchen denen Ihr ſchwankt, anſtatt Euern Mittelzuſtand als den poſitiven anzuſehen und den beſten, wie's Eure Bauern und Knechte und Mägde noch thun.

Wieland. Wenn Ihr dieſe Geſinnungen in meinem Jahrhunderte merken ließet, man würde Euch ſteinigen. Haben ſie mich wegen meiner kleinen Angriffe an Tugend und Religion ſo entſetzlich verketzert!

Herkules. Was iſt da viel anzugreifen? Die Pferde, Menſchenfreſſer und Drachen, mit denen hab' ich's aufgenommen; mit Wolken niemals, ſie wollten eine Geſtalt haben, wie ſie mochten. Die überläßt ein geſcheiter Mann dem Winde, der ſie zuſammengeführt hat, wieder zu verwehen.

Wieland. Ihr ſeid ein Unmenſch, ein Gotteslästerer.

Herkules. Will Dir das nicht in Kopf? Aber des Prodikus*) Herkules, das iſt Dein Mann. Euer Herkules Grandiſon,**) eines

*) Ein berühmter Sophiſt und Lehrer des Sokrates, aus deſſen Rede „Von der Wahl des jungen Herkules am Scheidewege" Xenophon in ſeinen Memorabilien die bekannte Erzählung entnommen hat, die Wieland wieder ſeinem S. 272 (Note) genannten Drama zu Grunde legte.

**) Der tugendhafte Held in des Engländers Richardſon gleichnamigem Romane, der 1753 in England und ſchon 1754 in deutſcher Ueberſetzung erſchien.

Schulmeisters Herkules, ein unbärtiger Sylvio*) am Scheidewege. Wären mir die Weiber begegnet, siehst Du, eine unter den Arm, eine unter den, und alle Beide hätten mit fortgemußt. Darinnen ist Dein Amadis**) kein Narr, ich laß' Dir Gerechtigkeit widerfahren.

Wieland. Kenntet Ihr meine Gesinnungen, Ihr würdet noch anders denken.

Herkules. Ich weiß genug. Hättest Du nicht so lange unter der Knechtschaft Deiner Sittenlehre geseufzet, es hätte noch was aus Dir werden können; denn jetzt hängen Dir immer noch die schalen Ideale an. Kannst nicht verdauen, daß ein Halbgott sich betrinkt und ein Flegel ist, seiner Gottheit unbeschadet? Und Wunder meinst, wie Du einen Kerl prostituirt hättest, wenn Du ihn untern Tisch oder zum Mädel auf die Streu bringst? Weil Eure Hochwürden das nicht Wort haben wollen!

Wieland. Ich empfehle mich.

Herkules. Du möchtest aufwachen. Noch ein Wort! Was soll ich von eines Menschen Verstand denken, der in seinem vierzigsten Jahr ein groß Werks und Wesens daraus machen kann und fünf, sechs Bücher voll schreiben davon, daß ein Mädel mit kaltem Blut kann bei drei, vier Kerls liegen und sie eben in der Reihe herum lieb haben, und daß die Kerls sich darüber beleidigt finden und doch wieder anbeißen. Ich sehe gar nicht —

Pluto (immerzu). Ho! Ho! Was für ein verfluchter Lärm da draußen? Herkules, Dich hört man überall vor. Kann man nicht einmal ruhig liegen bei seinem Weibe, wenn sie nichts dagegen hat!

Herkules. So gehabt Euch wohl, Herr Hofrath!

Wieland (erwachend). Sie reden, was sie wollen; mögen sie doch reden! was kümmert's mich?***)

---

*) Der Held in Wieland's ältestem Roman „Der Sieg der Natur über die Schwärmerei oder die Abenteuer des Don Sylvio von Rosalva" 1764.

**) Wieland's „Neuer Amadis. Ein komisches Gedicht in 12 Gesängen. 1771." Auf dieses Gedicht, das übrigens in dem alten „Amadis de Gaule" in keiner Beziehung steht, gehen auch die Worte des Herkules S. 17—23.

***) Mit Beziehung auf Wieland's Schrift „Gedanken über eine alte Aufschrift" 1772, die Goethe selbst damals in den „Frankfurter gelehrten Anzeigen" recensirt hatte. — Die obigen Worte sind die einer Anschrift, die Winckelmann nebst anderen in seinen „Sendschreiben von den Herkulanischen Entdeckungen" herausgegeben hatte, und Goethe hatte um so mehr Veranlassung, dieselben ja erwähnen, als Wieland selbst sie in dem fünften Briefe auch wieder citirt.

Prometheus.

Vorbemerkung des Herausgebers.

Nichts kann den Reichthum von Goethe's Natur und die Macht des Dranges zu poetischem Schaffen, der ihn belebte, deutlicher beweisen, als daß er in derselben Zeit, aus welcher seine zahlreichen satirisch-polemischen Dichtungen stammen, sich mit den großartigsten Stoffen für selbstständige Produktion herumtrug. Seine Theilnahme an der „Periode des Sturms und Dranges" mochte sich nicht mit Angriffen auf das Bestehende begnügen; noch viel mehr trieb es ihn, gerade das Größte und Gewaltigste dichterisch zu gestalten. So liegen denn die Anfänge von „Mahomet", vom „ewigen Juden", von „Faust" und auch von „Prometheus" nahe bei einander.

Gleichwol ist die Zeit, in der das letztgenannte Drama und der schon in den Gedichten (I. 162) stehende Monolog gleichen Namens entstanden sind, nicht mit voller Genauigkeit zu bestimmen. Goethe selbst äußerte allerdings zu Zelter, daß „Prometheus" aus derselben Zeit wie „Satyros" und ein wichtiger Theil des „Faust" stamme (Goethe-Zelter'scher Briefwechsel, III. 87); Riemer (Mittheilungen, II. 598) weist Beides dem Jahre 1773 zu, mit welcher Annahme auch die Ausgabe von 1836—1837 übereinstimmt; Düntzer (Goethe's Prometheus und Pandora, S. 24, und Erläuterung von

Goethe's lyrischen Gedichten, I. 369) ist geneigt, Drama und Monolog in den Herbst 1774 zu setzen, indem er sich dabei auf einen Brief von F. H. Jacobi an Goethe stützt, der dem Letzteren am 6. November 1774 das Drama „Prometheus" zurücksendet. Dagegen bezieht sich der undatirte Brief Goethe's an Merck (Erste Sammlung, S. 55) auf das Gedicht „Prometheus", welches nach der von Goethe selbst getroffenen Anordnung in der Ausgabe letzter Hand den dritten Akt eröffnet. Für die Abfassung dieses Briefes nimmt Düntzer Ende Oktober 1774 an; Hettner (Literaturgeschichte des achtzehnten Jahrhunderts, III, 3. Erste Abtheilung, S. 182) zieht die Grenze für ihn zwischen Ende 1774 und Anfang 1775.

Die Erörterung dieser Frage wäre an dieser Stelle kaum nöthig gewesen, wenn nicht Goethe selbst, als er das Drama 1830 in die Ausgabe letzter Hand aufnahm, demselben jenen Monolog als Anfang des dritten Aktes hinzugefügt und an den Schluß noch die Bemerkung gesetzt hätte: „Minerva tritt auf, nochmals eine Vermittelung einleitend". Daß dies unmöglich die ursprüngliche Intention des Dichters gewesen sein kann, haben schon Viehoff (Goethe's Gedichte erläutert, I. 248 ff.) und Düntzer (Goethe's Prometheus und Pandora, S. 41) zur Genüge nachgewiesen. Wir haben vielmehr in jenem Monologe einen unzweifelhaft späteren Versuch, dieselben Gedanken so zu sagen zusammenhängend auszudrücken, die sich im Drama vereinzelt vorfinden. Daß einzelne Verse in beiden fast wörtlich übereinstimmen, ist freilich hierfür kein Beweis; wol aber ist es der Umstand, daß sich in dem Monologe eine viel größere Reife und Beherrschung des Stoffes zeigt als in jenem. So haben wir denn im „Prometheus" in der Gestalt, in welcher er in allen

Ausgaben erscheint, ein vollständiges Drama vor uns und ein Gedicht, welches, obwol den nämlichen Stoff behandelnd, doch dramatisch in keinem Zusammenhange mit demselben steht.

Für ein tieferes Verständniß unsrer Dichtung, wie es Düntzer in seiner oben erwähnten Schrift vermittelt, ist einmal ein genaues Studium der alten Prometheussage nach den einzelnen Formen ihres Auftretens und deren Bedeutung, zweitens ein Nachweis dafür nöthig, inwieweit die Beschäftigung mit der Philosophie des Spinoza in dem Gedichte hervortritt. Was hier darüber gesagt werden kann, sollen nur Andeutungen ohne weitere Ausführung sein.

Wie in der griechischen Mythologie Zeus selbst als Usurpator, als glücklicher Besieger eines älteren Göttergeschlechtes erscheint, so hat auch das Auflehnen gegen seine Macht eine gewisse Berechtigung. Ein alter Orakelspruch ist vorhanden, daß Zeus selbst von einem Nachkömmling der Io im dreizehnten Geschlechte vom Throne gestürzt werden würde. Wenn dies in jener Fassung der Sage, wie sie bei Hesiod in den „Werken und Tagen" und in der zum Theil abweichenden Darstellung der Theogonie gewählt wird, verhältnißmäßig noch weniger hervortritt, so ist es doch eine entschiedene Voraussetzung in der berühmten Trilogie des Aeschylus, von der das zweite Stück, „der gefesselte Prometheus", noch erhalten ist. An ihn hat sich Goethe vorzugsweise angeschlossen. Die Unterstützung des Zeus im Kampfe gegen die Titanen, der Raub des Feuers, das Bewußtsein, daß das Schicksal des Zeus von ihm, dem Menschen, abhängig sei, die Menschenbildung aus Thon — Alles das sind Momente, die sich auch bei Aeschylus finden. Dagegen ist die Hervorbringung der Pandora durch Prometheus eine freie Erfindung Goethe's, die er sogar in seinem 1807 bis 1808

gedichteten Stücke „Pandora“ selbst nicht mehr berücksichtigt.

Wenn nun, wie mit Sicherheit anzunehmen ist, die Beschäftigung mit der Philosophie des Spinoza mit der Zeit zusammenfällt, in der Goethe sich mit der dichterischen Gestaltung der Prometheussage herumtrug, so ist nichts natürlicher, als daß die pantheistische Weltanschauung, die der Dichter vorzugsweise durch jenen Philosophen gewann oder wenigstens in sich zu vollem Bewußtsein brachte, sich auch im „Prometheus“ deutlich widerspiegelt. Wenn er noch in seinen spätesten Lebensjahren ausdrücklich sagt, daß Spinoza — neben Shakespeare und Linné auf anderen Gebieten — Derjenige sei, von dem die größte Wirkung auf ihn ausgegangen (in dem Aufsatz über Bildung und Umbildung organischer Naturen, geschrieben 1817, ergänzt 1831), so mußte sein „Prometheus“ der vollste und frischeste Ausdruck der neugewonnenen Weltanschauung werden.

Daraus ergiebt sich denn auch, in welchem Sinne die ganze Gestalt des Goethe'schen Prometheus aufgefaßt werden muß. Es ist kein Gott, der gegen einen anderen Gott ankämpft, wie man es öfters noch jetzt von dem Prometheus des Aeschylus behauptet; es ist aber noch viel weniger Goethe selbst, der etwa seine eigene Verachtung der überirdischen Mächte unter diese mythologische Gestalt verbirgt; vielmehr ist Prometheus, eine auch schon durch ihren Ursprung gewaltige Natur, die sich dem Kampfe gegen einen Gott gewachsen fühlt, bei dem Bewußtsein, ihm selbst zur Herrschaft verholfen zu haben, ein Rebell gegen einen Usurpator, vor allen Dingen aber Mensch im eigentlichsten Sinne des Wortes und im gewissen Sinne Repräsentant alles menschlichen Strebens. — Daß nun freilich in der Schilderung

der Seelenzustände des Titanen nicht immer die volle Objektivität gewahrt wird, daß sich Accente eigenen Schmerzes und Erinnerungen an das gewaltige Streben in der eigenen Brust mitunter in den kühnen Worten des Andern ausdrücken, wer kann das dem Dichter verargen, der sich ja im Augenblicke der Produktion mit der Gestalt, die er schafft, eins fühlen muß?

Das Drama „Prometheus" ist erst 1830 gedruckt worden; das Gedicht wurde schon 1785 in F. H. Jacobi's Schrift „Ueber die Lehre des Spinoza, in Briefen an Herrn Moses Mendelssohn" zu einiger Unzufriedenheit Goethe's veröffentlicht (Briefwechsel mit Jacobi, S. 89 ff.), und alsdann von ihm selbst 1789 in die erste ächte Ausgabe seiner Werke aufgenommen. Ueber den literarischen Streit, der jenen Abdruck veranlaßte, berichtet Goethe andeutungsweise im 15. Buche von „Dichtung und Wahrheit", (vgl. auch den Goethe-Zelter'schen Briefwechsel, III. 87); Ausführlicheres giebt Düntzer, dem wir in dem Nachstehenden folgen, in der oben erwähnten Schrift (S. 42 ff.). Jacobi hatte im Juli 1780 Lessing das Goethe'sche Gedicht mitgetheilt, der sich beistimmend und anerkennend darüber ausgesprochen und sich auch in gewisser Weise als Anhänger Spinoza's bekannt hatte. Mendelssohn, der durch seine Freundin Elise Reimarus auf Jacobi's Veranlassung hiervon Kunde erhielt, kam darüber mit dem Letzteren in einen Streit, infolge dessen Jacobi die oben genannte Schrift herausgab. Mendelssohn antwortete mit der Replik „Moses Mendelssohn an die Freunde Lessing's. Ein Anhang zu Herrn Jacobi's Briefwechsel über die Lehre des Spinoza", während deren Abdruck er am 4. Januar 1786 starb. Hierauf und auf die von Engel ausgesprochene Behauptung,

Jacobi's Schrift sei die nächste Veranlassung zu Mendelssohn's Tode gewesen, bezieht sich die bekannte Stelle in „Dichtung und Wahrheit", die wir noch zum Schlusse anführen: „Das Gedicht diente zum Zündstoff einer Explosion, welche die geheimsten Verhältnisse würdiger Männer aufdeckte und zur Sprache brachte, Verhältnisse, die, ihnen selbst unbewußt, in einer sonst höchst aufgeklärten Zeit schlummerten. Der Riß war so gewaltsam, daß wir darüber bei eintretenden Zufälligkeiten einen unsrer würdigsten Männer, Mendelssohn, verloren."

Prometheus.

Dramatisches Fragment.

Erſter Akt.

Prometheus. Merkur.

Prometheus. Ich will nicht, ſag es ihnen!
Und kurz und gut, ich will nicht!
Ihr Wille gegen meinen!
Eins gegen Eins!
Mich dünkt, es hebt ſich!

Merkur. Deinem Vater*) Zeus das bringen?
Deiner Mutter?

Prometheus. Was Vater! Mutter!
Weißt Du, woher Du kommſt?
Ich ſtand, als ich zum erſten Mal bemerkte,
Die Füße ſtehn,
Und reichte, da ich
Dieſe Hände reichen fühlte,
Und fand Die achtend meiner Tritte,
Die Du nennſt Vater, Mutter.

Merkur. Und reichend Dir
Der Kindheit nöth'ge Hilfe.

Prometheus. Und dafür hatten ſie Gehorſam meiner Kindheit,
Den armen Sprößling zu bilden
Dahin, dorthin, nach dem Wind ihrer Grillen.

Merkur. Und ſchützten Dich.

Prometheus. Wovor? Vor Gefahren,
Die ſie fürchteten.
Haben ſie das Herz bewahrt
Vor Schlangen, die es heimlich neidſchten?**)

---

*) Prometheus iſt in Wirklichkeit Sohn des Titanen Japetos, ſo daß Zeus hier in ſeiner allgemeinen Eigenſchaft als „Vater der Menſchen und Götter" zu faſſen iſt; ſeine Mutter iſt Klymene, nach Andern Aſia, hier, da Goethe unzweifelhaft dem Aeſchylus folgt, Themis.

**) Daſſelbe (mundartliche) Wort in dem älteſten Texte von „Erwin und Elmire". Siehe die Lesarten-Reviſion zu Band III, S. 77, Z. 21; wie es dort ſpäter durch „drängen" erſetzt wurde, ſo hat es auch hier den verwandten Sinn von „quälen", „beunruhigen".

Diesen Busen gestählt,
Zu trotzen*) den Titanen?
Hat nicht mich zum Manne geschmiedet
Die allmächtige Zeit,**)
Mein Herr und Eurer?

Merkur. Elender! Deinen Göttern das,
Den Unendlichen?

Prometheus. Göttern? Ich bin kein Gott,
Und bilde mir so viel ein als einer.
Unendlich? — Allmächtig? —
Was könnt Ihr?
Könnt Ihr den weiten Raum
Des Himmels und der Erde***)
Mir ballen in meine Faust?
Vermögt Ihr zu scheiden
Mich von mir selbst?
Vermögt Ihr, mich auszudehnen,
Zu erweitern zu einer Welt?

Merkur. Das Schicksal!†)

Prometheus. Anerkennst Du seine Macht?
Ich auch! —
Geh! Ich diene nicht Vasallen!

(Merkur ab.)

Prometheus (zu seinen Statuen sich kehrend, die durch den ganzen Hain zerstreut stehen). Unersetzlicher Augenblick!
Aus Eurer Gesellschaft
Gerissen von dem Thoren,
Meine Kinder! —
Was es auch ist, das Euren Busen regt,
(Sich einem Mädchen nahend.) Der Busen sollte mir entgegenwallen!
Das Auge spricht schon jetzt!
Sprich, rede, liebe Lippe, mir!
O, könnt' ich Euch das fühlen geben,
Was Ihr seid!

*) Obwol selbst Titane, hatte Prometheus Zeus im Kampfe gegen die übrigen Titanen unterstützt.

**) Mit Beziehung auf die durch das Orakel ausgesprochene Endlichkeit der Herrschaft des Zeus und somit der Olympischen Götter überhaupt.

***) Die Macht der Olympischen Götter ist eine begrenzte, wie denn auch schon ihr Eigenthumsrecht eigentlich auf den Himmel beschränkt ist.

†) Es ist natürlich, daß gerade in der Prometheussage diejenige Auffassung des Schicksals gewählt worden muß, welche die Götter demselben unbedingt unterwürfig macht: die späteren Mythen der Hellenen beschränken diese Herrschaft in hohem Grade.

Epimetheus kommt.

Epimetheus. Merkur beklagte sich bitter.

Prometheus. Hättest Du kein Ohr für seine Klagen,
Er wär' auch ungeklagt*) zurückgekehrt.

Epimetheus. Mein Bruder! Alles, was recht ist!
Der Götter Vorschlag
War diesmal billig.
Sie wollen Dir Olympus' Spitze räumen,
Dort sollst Du wohnen,
Sollst der Erde**) herrschen!

Prometheus. Ihr Bürgrecht sein
Und ihren Himmel schützen?
Mein Vorschlag ist viel billiger;
Sie wollen mit mir theilen, und ich meine,
Daß ich mit ihnen nichts zu theilen habe.
Das, was ich habe,***) können sie nicht rauben,
Und was sie haben, mögen sie behaupten!
Hier Mein und Dein,
Und so sind wir geblieben.

Epimetheus. Wie Vieles ist denn Dein?

Prometheus. Der Kreis, den meine Wirksamkeit erfüllt!
Nichts drunter und nichts drüber! —
Was haben diese Sterne droben
Für ein Recht an mich,
Daß sie mich bezaffen?

Epimetheus. Du stehst allein!
Dein Eigensinn verkennt die Wonne,
Wenn die Götter, Du,
Die Dreinigen und Welt und Himmel all'
Sich ein innig Ganzes fühlten.

Prometheus. Ich kenne das!†)
Ich bitte, lieber Bruder,
Treib's, wie Du magst, und laß mich!

(Epimetheus ab.)

---

*) In aktivischem Sinne: „ohne daß er geklagt hätte".

**) Herrschen mit dem Genitiv — archaistisch. Sanders citirt dazu die jetzt auch bereits veränderte Bibelstelle 1. Mos., 28, 46.

***) Nicht auf den äußeren Besitz bezüglich, sondern, wie das Folgende zeigt, auf den inneren Trieb zum selbstständigen Schaffen.

†) Bei der Verbindung von Ungleichartigem, hier der Götter mit den Menschen, würden die Schwächeren doch nur verlieren und Sklaven der Andern werden.

Hier meine Welt, mein All!*)
Hier fühl' ich mich;
Hier alle meine Wünsche
In körperlichen Gestalten,
Meinen Geist so tausendfach
Getheilt und ganz in meinen theuren Kindern.

Minerva kommt.

Prometheus. Du wagst es, meine Göttin?
Wagest, zu Deines Vaters Feind zu treten?
Minerva. Ich ehre meinen Vater
Und liebe Dich, Prometheus!
Prometheus. Und Du bist meinem Geist,
Was er sich selbst ist;
Sind von Anbeginn
Mir Deine Worte Himmelslicht gewesen!
Immer, als wenn meine Seele zu sich selbst spräche,
Sie sich eröffnete,
Und mitgeborne) Harmonieen**
In ihr erklängen aus sich selbst.
Und eine Gottheit sprach,
Wenn ich zu reden wähnte;
Und wähnt' ich, eine Gottheit spreche,
Sprach ich selbst.
Und so mit Dir und mir
So ein, so innig —
Ewig meine Liebe Dir!
Minerva. Und ich Dir ewig gegenwärtig!***)
Prometheus. Wie der süße Dämmerschein
Der wegegeschiednen Sonne
Dort heraufschwimmt
Vom finstern Kaukasus
Und meine Seel' umzieht mit Wonneruh,
Abweisend auch mir immer gegenwärtig,
So haben meine Kräfte sich entwickelt
Mit jedem Athemzug aus Deiner Himmelsluft.
Und welch ein Recht
Ergetzen sich die stolzen

---

*) Im Sinne von Spinoza's Philosophie, nach welcher das Streben, den Gesetzen der eigenen Natur gemäß zu handeln, die höchste Vollkommenheit, die Tugend ist.

**) Zu gleicher Zeit mit und in ihr entstandene.

***) Vielleicht mehr im Sinne von „gewärtig", d. h. dienstbereit, hilfreich.

Bewohner des Olympus
Auf meine Kräfte?
Sie sind mein, und mein ist ihr Gebrauch.*)
Nicht einen Fußtritt
Für den obersten der Götter mehr!

Minerva. So wähnt die Macht.

Prometheus. Ich wähne, Gottn, auch
Und bin auch mächtig. —
Sonst! — Hast Du mich nicht oft gesehn
In selbsterwählter Knechtschaft
Die Bürde tragen, die sie
In feierlichem Ernst auf meine Schultern legten?
Hab' ich die Arbeit nicht vollendet,
Jedes Tagwerk, auf ihr Geheiß,
Weil ich glaubte,
Sie säben das Vergangene, das Zukünftige
Im Gegenwärtigen,
Und ihre Leitung, ihr Gebot
Sei uranfängliche,
Uneigennützige Weisheit?

Minerva. Du dientest, um der Freiheit werth zu sein.

Prometheus. Und möcht' um Alles nicht
Mit dem Donnervogel**) tauschen
Und meines Herren Blitze stolz
In Sklavenklauen packen.
Was sind sie? Was ich?

Minerva. Dein Haß ist ungerecht!
Den Göttern fiel zum Loose Dauer
Und Macht und Weisheit und Liebe.

Prometheus. Haben sie das All'
Doch nicht allein!
Ich daure so wie sie.
Wir Alle sind ewig! —
Meines Anfangs erinnr' ich mich nicht,
Zu enden hab' ich keinen Beruf
Und seh' das Ende nicht.

*) Goethe (Dichtung und Wahrheit, Buch 16) sagt: „Die Natur (also sowol die äußere und als die im Innern des Menschen) wirkt bei Spinoza nach ewigen nothwendigen, beregestalt göttlichen Gesetzen, daß die Gottheit selbst daran nichts ändern konnte."

**) Der „Adler", ein herkömmliches Attribut des Zeus: er ist Vollstrecker von dessen Befehlen, wie ihn denn Horaz (Carm. IV, 4. 1) als „ministrum fulminis" bezeichnet.

So bin ich ewig, denn ich bin! —
Und Weisheit — !

(Minerva an den Bildnissen herumführend.)

Sieh diese Stirne an!
Hat mein Finger nicht
Sie ausgeprägt?
Und dieses Busens Macht
Drängt sich entgegen
Der allanfallenden Gefahr umher.

(Bleibt bei einer weiblichen Bildsäule stehen.)

Und Du, Pandora,
Heiliges Gefäß der Gaben alle,*)
Die ergetzlich sind
Unter dem weiten Himmel,
Auf der unendlichen Erde,
Alles, was mich je erquickt von Wonnegefühl,
Was in des Schattens Kühle
Mir Labial ergossen,
Der Sonne Liebe jemals Frühlingswonne,
Des Meeres laue Welle
Jemals Zärtlichkeit an meinen Busen angeschmiegt,
Und was ich je für reinen Himmelsglanz
Und Seelenrubegenuß geschmeckt —
Das All All — — meine Pandora!

Minerva. Jupiter hat Dir entboten,
Ihnen Allen das Leben zu ertheilen,
Wenn Du seinem Antrag
Gehör gäbst.

Prometheus. Das war das Einzige, was mich bedenken machte.
Allein, ich sollte Knecht sein
Und — wie Alle —
Anerkennen droben die Macht des Donnerers?
Nein!
Sie mögen hier gebunden sein
Von ihrer Leblosigkeit,
Sie sind doch frei,
Und ich fühl' ihre Freiheit!

Minerva. Und sie sollen leben!

*) Goethe weicht hier zwar von der Mythe ab, insofern er den Prometheus selbst zum Urheber der Pandora macht; aber er behält dieselben Vorzüge für sie bei, die ihr schon Hesiod in der Theogonie, V. 60 ff., zuschreibt.

Dem Schickſal iſt es, nicht den Göttern,
Zu ſchenken das Leben und zu nehmen;
Komm! Ich leite Dich zum Quell des Lebens*) all,
Den Jupiter uns nicht verſchließt;
Sie ſollen leben, und durch Dich!

Prometheus. Durch Dich, o meine Göttin,
Leben, frei ſich fühlen,
Leben! — Ihre Freude wird Dein Dank ſein!

Zweiter Akt.

Auf Olympus.

Jupiter. Merkur.

Merkur. Gräuel, Vater Jupiter! Hochverrath!
Minerva, Deine Tochter,
Steht dem Rebellen bei,
Hat ihm den Lebensquell eröffnet
Und ſeinen lettenen Hof,
Seine Welt von Thon
Um ihn belebt.
Gleich uns bewegen ſie ſich All'
Und weben, jauchzen um ihn her,
Wie wir um Dich.
O Deine Donner, Zeus!

Jupiter. Sie ſind und werden ſein!
Und ſollen ſein!
Ueber Alles, was iſt,
Unter dem weiten Himmel,
Auf der unendlichen Erde
Iſt mein die Herrſchaft.
Das Wurmgeſchlecht vermehrt
Die Anzahl meiner Knechte.
Wohl ihnen, wenn ſie meiner Vaterleitung folgen!
Weh ihnen, wenn ſie meinem Fürſtenarm
Sich widerſetzen!

Merkur. Allvater! Du Allgütiger,
Der Du die Miſſethat vergiebſt Verbrechern,

*) Der „Quell des Lebens" iſt keine helleniſche Vorſtellung, ſondern eine urſprünglich bibliſche, die Goethe indeſſen ſelbſtſtändig fortbildet (vgl. z. B. Pſ. 36, 10. Jerem. 2, 13 und 17, 13).

Sei Liebe Dir und Preis
Von aller Erd' und Himmel!
O, sende mich, daß ich verkünde
Dem armen erdgebornen Volk
Dich, Vater, Deine Güte, Deine Macht!
Jupiter. Noch nicht! In neugeborner Jugendwonne
Wähnt ihre Seele sich göttergleich.
Sie werden Dich nicht hören, bis sie Dein
Bedürfen. Ueberlaß sie ihrem Leben!
Merkur. So weis' als gütig!

Thal am Fuße des Olympus.

Prometheus. Sieh nieder, Zeus,
Auf meine Welt: Sie lebt!
Ich habe sie geformt nach meinem Bilde,
Ein Geschlecht, das mir gleich sei,*)
Zu leiden, weinen, zu genießen und zu freuen sich
Und Dein nicht zu achten
Wie ich!

(Man sieht das Menschengeschlecht durchs ganze Thal verbreitet. Sie sind auf Bäume geklettert, Früchte zu brechen, sie baden sich im Wasser, sie laufen um die Wette auf der Wiese, Mädchen pflücken Blumen und flechten Kränze.)

Ein Mann mit abgehauenen jungen Bäumen tritt zu Prometheus.

Mann. Sieh hier die Bäume,
Wie Du sie verlangtest!
Prometheus. Wie brachtest Du
Sie von dem Boden?
Mann. Mit diesem scharfen Steine**) hab' ich sie
Glatt an der Wurzel weggerissen.
Prometheus. Erst ab die Aeste! —
Dann rammte diesen
Schräg in den Boden hier

*) Vgl. S. 299, Z. 17—23, wo die Worte fast übereinstimmen.

**) Tünzer (S. 214) citiert zu dieser Darstellung sehr passend die Schilderung in Rousseau's „Discours sur l'origine et les fondements de l'inegalite parmi les hommes" und eine Aeußerung Goethes in dessen Ende 1773 erschienenen Aufsatz „von Deutscher Baukunst". „Was soll uns das," heißt es in dem letzteren, „Du neufranzösischer pöbelsophirender Kerner, daß der erste zum Bedürfnis erfindsame Mensch vier Stämme einsammelte, vier Stangen drüber verband und Aeste und Moos drauf deckte? Und es ist noch dazu falsch, daß Deine Hütte die erstgeborne der Welt ist. Zwei an ihrem Gipfel sich kreuzende Stangen trone, zwei hinten, und eine Stange querüber zum First (im 8. Hamburgischen Nachdruck Forst!) ist und bleibt, wie Du alltäglich an Hütern der Felder und Weinberge erkennen kannst, eine weit primärere Erfindung" ꝛc.

Und diesen hier so gegenüber,
Und oben verbinde sie! —
Dann wieder zwei hier hinten hin
Und oben einen quer darüber!
Nun die Aeste herab von oben
Bis zur Erde,
Verbunden und verflochten Dir,
Und Raben rings umher,
Und Aeste drüber, mehr,
Bis daß kein Sonnenlicht,
Kein Regen, Wind durchdringe.
Hier, lieber Sohn, ein Schutz und eine Hütte!

Mann. Dank, theurer Vater, tausend Dank!
Sag, dürfen alle meine Brüder wohnen
In meiner Hütte?

Prometheus. Nein!
Du hast sie Dir gebaut, und sie ist Dein.
Du kannst sie theilen,
Mit wem Du willst.
Wer wohnen will, der bau' sich selber eine! (Prometheus ab.)

Zwei Männer.

Erster. Du sollst kein Stück
Von meinen Ziegen nehmen!
Sie sind mir mein!*)

Zweiter. Woher?

Erster. Ich habe gestern Tag und Nacht
Auf dem Gebirg herumgeklettert,
Mit saurem Schweiß
Lebendig sie gefangen,
Diese Nacht sie bewacht,
Sie eingeschlossen hier
Mit Stein- und Aesten.

Zweiter. Nun gieb mir eins!
Ich habe gestern auch eine erlegt,
Am Feuer sie gezeitigt
Und gessen mit meinen Brüdern.
Brauchst heut nur eine;
Wir fangen morgen wieder.

Erster. Bleib mir von meinen Ziegen!

*) Auch die Entwickelung des Begriffs „Eigenthum" ist im Sinne Spinoza's behandelt.

Zweiter. Doch!

(Erster will ihn abwehren, Zweiter giebt ihm einen Stoß, daß er umstürzt, nimmt eine Ziege und fort.)

Erster. Gewalt! Weh! Weh!

Prometheus kommt.

Prometheus. Was giebt's?

Mann. Er raubt mir meine Ziege! —
Blut rieselt sich*) von meinem Haupt —
Er schmetterte
Mich wider diesen Stein.

Prometheus. Reiß da vom Baume diesen Schwamm
Und leg ihn auf die Wunde!

Mann. So, theurer Vater!
Schon ist es gestillt.

Prometheus. Geh, wasch Dein Angesicht!

Mann. Und meine Ziege?

Prometheus. Laß ihn!
Ist seine Hand wider Jedermann,
Wird Jedermanns Hand sein wider ihn.**)

(Mann ab.)

Prometheus. Ihr seid nicht ausgeartet, meine Kinder,
Seid arbeitsam und faul,
Und grausam, mild,
Kriegerisch, friedig,
Gleichet all' Euern Schicksalsbrüdern,
Gleichet den Thieren und den Göttern.***)

Pandora kommt.

Prometheus. Was hast Du, meine Tochter?
Wie so bewegt?

Pandora. Mein Vater!
Ach, was ich sah, mein Vater,
Was ich fühlte!

---

* Wir wüßten den treffenden Gebrauch des Wortes durch keine andere Stelle zu beweisen.

** Vgl. 1. Mos. 16, 12. Die Worte beziehen sich dort auf die Weissagung, die der Engel Jehovah's der Hagar über den Sohn, den sie zur Welt bringen wird, über Ismael, giebt.

*** Daß auch den Göttern unethe Eigenschaften beigelegt werden, ist nicht allein aus der feindseligen Stellung des Prometheus gegen sie zu erklären, sondern eine gelaufige Vorstellung der Alten. Xenophanes schreibt die Schuld davon auf die Dichter, indem er sagt:

Πάντα θεοῖς ἀνέθηκαν Ὅμηρος θ' Ἡσίοδός τε,
Ὅσσα παρ' ἀνθρώποισιν ὀνείδεα καὶ ψόγος ἐστίν,
Κλέπτειν μοιχεύειν τε καὶ ἀλλήλους ἀπατεύειν.

Prometheus. Nun?
Pandora. O, meine arme Mira!*) —
Prometheus. Was iſt ihr?
Pandora. Namenloſe Gefühle!
Ich ſah ſie zu dem Waldgebüſche gehn,
Wo wir ſo oft uns Blumenkränze pflücken;
Ich folgt' ihr nach.
Und, ach, wie ich vom Hügel komme, ſah
Ich ſie im Thal
Auf einen Raſen hingeſunken.
Zum Glück war Arbar ungefähr im Wald.
Er hielt ſie feſt in ſeinen Armen,
Wollte ſie nicht ſinken laſſen,
Und, ach, ſank mit ihr hin.
Ihr ſchönes Haupt erſank,
Er küßte ſie tauſendmal
Und hing an ihrem Munde,
Um ſeinen Geiſt ihr einzuhauchen.
Mir ward bang,
Ich ſprang hinzu und ſchrie;
Mein Schrei eröffnet' ihr die Sinnen.
Arbar ließ ſie; ſie ſprang auf
Und, ach, mit bald gebrochnen Augen
Fiel ſie mir um den Hals.
Ihr Buſen ſchlug,
Als wollt' er reißen,
Ihre Wangen glühten,
Es lechzt' ihr Mund,
Und tauſend Thränen ſtürzten.
Ich fühlte wieder ihre Kniee wanken
Und hielt ſie, theurer Vater!
Und ihre Küſſe, ihre Gluth
Hat ſolch ein neues, unbekanntes
Gefühl durch meine Adern hingegoſſen,
Daß ich, verwirrt, bewegt und weinend,
Endlich ſie ließ und Wald und Feld. —
Zu Dir, mein Vater! Sag,
Was iſt das Alles, was ſie erſchüttert
Und mich?
Prometheus. Der Tod!

*) Ebenſo wie Z. 11 „Arbar", ein nicht der alten Mythe angehöriger Name.

Pandora. Was ist das?
Prometheus. Meine Tochter,
Du hast der Freuden viel genossen.
Pandora. Tausendfach! Dir dank' ich's All.
Prometheus. Pandora, Dein Busen schlug
Der kommenden Sonne,
Dem wandelnden Mond entgegen,
Und in den Küssen Deiner Gespielen
Genossest Du die reinste Seligkeit.
Pandora. Unaussprechlich!
Prometheus. Was hub im Tanze Deinen Körper
Leicht auf vom Boden?
Pandora. Freude!
Wie jedes Glied, gerührt vom Sang und Spiel,
Bewegte, regte sich,
Ich ganz in Melodie verschwamm!
Prometheus. Und Alles löst sich endlich auf in Schlaf,
So Freud' als Schmerz.
Du hast gefühlt der Sonne Gluth,
Des Durstes Lechzen,
Deiner Kniee Müdigkeit,
Hast über Dein verlornes Schaf geweint
Und wie geächzt, gezittert,
Als Du im Wald den Dorn Dir in die Ferse trafst,
Eh ich Dich heilte!
Pandora. Mancherlei, mein Vater, ist des Lebens Wonn'
Und Weh!
Prometheus. Und fühlst an Deinem Herzen,
Daß noch der Freuden viele sind,
Der Schmerzen viele,
Die Du nicht kennst.
Pandora. Wol, wol! — Dies Herze sehnt sich oft,
Ach, nirgend hin und überall doch hin!
Prometheus. Da ist ein Augenblick, der Alles erfüllt,
Alles, was wir gesehnt, geträumt, gehofft,
Gefürchtet, Pandora —
Das ist der Tod!*)

*) Die hier gegebene Vorstellung vom Tode und von dem Leben nach demselben ist dem Alterthume fremd; sie scheint dadurch eine besondere Färbung zu gewinnen, daß Prometheus der Pandora den allgemeinen Gedanken des pantheistischen Aufgehens des Individuums im Ganzen in der Sprache des lebendigen Bildes veranschaulichen will.

Pandora. Der Tod? –
Prometheus. Wenn aus dem innerſt tiefſten Grunde
Du ganz erſchüttert Alles fühlſt,
Was Freud' und Schmerzen jemals Dir ergoſſen,
Im Sturm Dein Herz erſchwillt,
In Thränen ſich erleichtern will
Und ſeine Gluth vermehrt,
Und Alles klingt an Dir und bebt und zittert,
Und all' die Sinne Dir vergehn,
Und Du Dir zu vergehen ſcheinſt
Und ſinkſt,
Und Alles um Dich her verſinkt in Nacht,
Und Du, in immer eigenſtem Gefühl,
Umfaſſeſt eine Welt:
Dann ſtirbt der Menſch.
Pandora (ihn umhalſend). O Vater, laß uns ſterben!
Prometheus. Noch nicht.
Pandora. Und nach dem Tod?
Prometheus. Wenn Alles — Beider und Freud' und Schmerz —
In ſtürmendem Genuß ſich aufgelöſt,
Dann ſich erquickt, in Wonne ſchläft —
Dann lebſt Du auf, aufs Jüngſte*) wieder auf,
Von Neuem zu fürchten, zu hoffen, zu begehren!

Dritter Akt.

Prometheus (in ſeiner Werkſtatt). Bedecke Deinen Himmel, Zeus,
Mit Wolkendunſt
Und übe, dem Knaben gleich,
Der Diſteln köpft,
An Eichen Dich und Bergeshöhn!**)
Mußt mir meine Erde***)
Doch laſſen ſtehn
Und meine Hütte, die Du nicht gebaut,

*) D. h. in der vollſten und friſcheſten Jugend.
**) Da Zeus den Blitz beſitzt, ſo kann er die Bäume und die Spitzen der Berge treffen; aber die Vernichtung der Erde ſtände nicht in ſeiner Macht.
***) Bei dieſem Worte haben einige Erklärer an die Menſchengebilde von Thon gedacht, die oben ausführlich geſchildert werden; dagegen ſpricht indeſſen das unmittelbar darauf Folgende, die Hütte, der Herd, eine Aufzählung, in der der Dichter immer vom Allgemeinen zum Beſonderen vorſchreitet. Abgeſehen davon wäre auch der Ausdruck ſelbſt wenig charakteriſtiſch.

Und meinen Herd,
Um dessen Gluth
Du mich beneidest.*)

Ich kenne nichts Aermeres
Unter der Sonn' als Euch, Götter!
Ihr nähret kümmerlich
Von Opfersteuern**)
Und Gebetshauch
Eure Majestät,
Und darbtet, wären
Nicht Kinder und Bettler
Hoffnungsvolle Thoren.

Da ich ein Kind war,
Nicht wußte, wo aus noch ein,
Kehrt' ich mein verirrtes Auge
Zur Sonne, als wenn drüber wär'
Ein Ohr, zu hören meine Klage,***)
Ein Herz wie meins,
Sich des Bedrängten zu erbarmen.

Wer half mir
Wider der Titanen Uebermuth?
Wer rettete vom Tode mich,
Von Sklaverei?
Hast Du nicht Alles selbst vollendet,
Heilig glühend Herz,
Und glühtest, jung und gut,

*) Die Götter werden als neidisch gedacht, aber nicht auf etwas, was sie nicht besitzen, sondern auf jedes Große, das sich neben ihnen zu erheben wagt, so hier auf die Erfolge der selbständigen Thätigkeit des Prometheus. So weist in „Wanderers Sturmlied" V. 150 der Blick Apollo's neidgetroffen auf die Eichen, die seiner nicht bedarf, um zu grünen.

**) Man hat mit Recht darauf aufmerksam gemacht, daß Goethe schon hier an die komischen Schilderungen des Aristophanes denkt, die er später selbst nachbildete. Wie dort jener berühmte Vogelstaat gewittert wird, beredet einer der ersten Vorschläge darin, einen Zolltarif für den Opferduft festzusetzen, der zum Himmel aufsteigt, bei dessen etwaiger Nichtbezahlung die Götter aufgehungert werden sollten.

***) Die Vorstellung, daß die Olympischen Götter kein Gefühl für die Leiden der Menschen haben, ist bekannt. So heißt es z. B. bei Lucret., de rerum natura, VI. 56 und V. 83: „Deum nec nostrum agere rerum", weil die menschlichen Angelegenheiten ihre selige Ruhe stören würden; und Schiller (I 96) läßt sogar die Göttin Demeter dies selbst aussprechen: „In des Himmels selgen Höhen Rühret sie nicht fremden Schmerz."

Betrogen, Rettungsdank
Dem Schlafenden da droben?

Ich Dich ehren? Wofür?
Haſt Du die Schmerzen gelindert
Je des Beladenen?
Haſt Du die Thränen geſtillet
Je des Geängſteten?
Hat nicht mich zum Manne geſchmiedet
Die allmächtige Zeit
Und das ewige Schickſal,
Meine Herrn und Deine?

Wähntest Du etwa,
Ich ſollte das Leben haſſen,
In Wüſten fliehen,
Weil nicht alle
Blüthenträume*) reiften?

Hier ſitz' ich, forme Menſchen
Nach meinem Bilde,
Ein Geſchlecht, das mir gleich ſei,
Zu leiden, zu weinen,
Zu genießen und zu freuen ſich,
Und Dein nicht zu achten,
Wie ich!

Minerva tritt auf, nochmals eine Vermittelung einleitend.

---

*) Die Handſchrift des Gedichtes (im Beſitz von Dr. S. Hirzel in Leipzig) hat hinter „Blüthenträumen" noch „und Knabenwünſchen"; beide Worte können als Beleg für die Bemerkung S. 281, Z. 1 ff. dienen.

Nachdem schon ein Theil des „Prometheus“ gedruckt war, erhielten wir durch Herrn v. Loeper nach Kunde von einer Kopie der ältesten Handschrift des Stückes. Diese Handschrift befand sich in dem Besitze von Lenz und kam nach dessen Tode wieder in Goethe's Hände, nachdem man jedoch vorher eine genaue Abschrift davon genommen hatte, welche sich augenblicklich im Besitze des Herrn J. v. Sivers in Wetland befindet. In dieser Abschrift lautet der Titel: „Prometheus aus der Mythologie“. — Außerdem steht:

Seite Zeile

286. 11. Weissest.
286. 4. allmählige.
5. eurer.
13 u. 12. Vermögt ihr mich zu scheiden von mir selbst?
287. 1. Sein Bruder.
2, 5, 10 u. 12. Sein Bruder statt „Epimetheus“.
17. Das statt „Und“.
18. kannst statt „magst“.
290. 8. sie statt „Minerva“.
10. Diese Zeile hat noch die später beseitigten Worte und wie.
291. 8. Hinter diese Zeile ist noch hinzugefügt Ende des ersten Acts.
16. lettnen.
293. 17 u. 18 bilden eine Zeile.
21. beschäftigen sich, Blumen zu brechen und Kränze zu flechten, statt „pflücken Blumen und flechten Kränze.“
31. Schief statt „schräg“.
293. 17. Dir sie statt „sie Dir“.
21. Zwei andere Männer.
28. Und mit.
37. brauchst Du heut mehr als eine.
39. Schaafen.
294. 2. abhalten.
295. 5. geben.
6. pflücken.
19 u. 20 bilden eine Zeile.
25 u. 26 sind in drei Zeilen getheilt: Daß ich verwirrt, bewegt | Und weinend endlich sie ließ | Und Wald und Feld.
296. 13 u. 16 sind ein Vers, und verschwommen statt „verschwamm“
29. viel.
30. lautet: Nach der Schmerzen.
36. meine Beste statt „Pandora“.
297. 6 u. 7 sind ein Vers.
8. lebt statt „bete“ (vermuthlich Schreibfehler).
9. versehen.
11—13 sind in zwei Verse abgetheilt und lauten abweichend wie folgt:
Und sinnt und alles um Dir her
Verfinst in Nacht, und Du in immer eigenem Gefühl.
20. Aufs Neue.

Proſerpina.

Vorbemerkung des Herausgebers.

In allen ächten Ausgaben von Goethe's Werken bildet das Monodrama „Proſerpina" einen Theil des „Triumphs der Empfindſamkeit," indem es als Intermezzo in den vierten Akt deſſelben eingefügt iſt. Dieſer Anordnung widerſpricht einmal der Umſtand, daß „Proſerpina" urſprünglich ganz unabhängig und ohne irgend welche Beziehung auf das genannte Drama gedichtet iſt; es kommt ferner hinzu, daß Goethe (in den „Tag- und Jahresheften") ſein eigenes Verfahren tadelt, da er es als „eine frevenliche Einſchaltung" bezeichnet, „durch die die Wirkung der „Proſerpina" vernichtet werde;" er tadelte es endlich nicht allein, ſondern benutzte auch im Jahre 1815 freudig eine ſich ihm darbietende Veranlaſſung, das Stück in der Kompoſition von Eberwein als ſelbſtſtändige Dichtung in Weimar aufführen und abdrucken zu laſſen.

In der That gehört auch „Proſerpina" einem ganz andern Ideenkreiſe an als der „Triumph der Empfindſamkeit." In dieſem herrſcht eine deutliche Beziehung auf die Wertherperiode, inſofern ſie als ein vom Dichter überwundener Standpunkt aufgefaßt wird; jene gehört zu den zahlreichen Verſuchen Goethe's, die griechiſche Mythe für das moderne Bewußtſein zu geſtalten, und reiht ſich ſomit an Dichtungen wie „Prometheus", „Iphigenie", „Pandora" u. a. an.

Allerdings iſt „Proſerpina“ der Form und der Behandlung nach wieder von jenen verſchieden, ſchon dadurch, daß es der naturgemäß an das Lyriſche ſtreifenden Gattung des „Monodrama“ angehört, in welchem nur eine oder zwei Perſonen handelnd auftreten. Es ſcheint, wie ſich aus einer Stelle im „Triumph der Empfindſamkeit“ ſchließen läßt, Goethe nicht unbekannt geweſen zu ſein, daß ſchon die griechiſche Poeſie Monodramen aufzuweiſen hatte, wie z. B. die „Kaſſandra“ oder „Alexandra“ des Lykophron von Chalkis; in Deutſchland mögen dieſelben indeſſen vorzugsweiſe erſt ſeit J. J. Rouſſeau's „Pygmalion“ beliebt geworden ſein. Dieſer war ſchon am 13. Mai 1772 mit der Muſik von Schweitzer von der Seyler'ſchen Geſellſchaft in Weimar aufgeführt worden, und noch Iffland trat mit demſelben während ſeines Gaſtſpiels daſelbſt im April 1798 zweimal auf (E. Pasqué, „Goethe's Theaterleitung in Weimar“, I. 29 und 273). „Pygmalion“ veranlaßte aber in Deutſchland viele Nachahmungen, ſo den „Einſiedler“ und „Dido“ von A. S. von Gous (1771), „Ariadne auf Naxos“, nach Gerſtenberg's Kantate gleichen Namens von J. Chr. Brandes umgearbeitet und von Benda komponirt (1774), die beiläufig in Berlin von 1776—1781 fünfunddreißigmal gegeben wurde, endlich Gotter's „Medea“, gleichfalls von Benda komponirt (1775). (Vgl. Koberſtein's Grundriß der Geſchichte der deutſchen Nationalliteratur, III. 3177.) — So wandte denn auch Goethe mit vollem Bewußtſein eine bereits beſtehende Form des Drama's an, die er allerdings nicht viel ſpäter, wie wir ſehen werden, ſelbſt wieder verſpottet.

Es führt dies auf die Beſtimmung der Zeit, in welche die Abfaſſung der „Proſerpina“ zu ſetzen iſt. Goethe's

eigene Angabe giebt hier nur einen geringen Anhalt; er nennt dieselbe nur unter den Stücken, welche bei Gelegenheit eines Liebhabertheaters und festlicher Tage in den Jahren 1776—1780 verfaßt seien. Was Düntzer (Erläuterungen zu Goethe's Clavigo und Stella, S. 82, und Neue Goethe-Studien, S. 71) sagt, ist wol nur Vermuthung; er glaubt die Angabe Riemer's (Mittheilungen, II. 24), daß Goethe während seiner Reise nach Leipzig vom 25. März bis zum 4. April 1776 den Monolog von „Stella" geschrieben habe, dahin berichtigen zu müssen, daß darunter nur „Proserpina" verstanden sein könne. Wirklich sicher ist dagegen, daß der „Triumph der Empfindsamkeit" in den vier letzten Monaten des Jahres 1777 geschrieben ist und daß Goethe von vorne herein daran gedacht hat, die „Proserpina", welche also bereits vollendet sein mußte, in denselben aufzunehmen. Er spricht am Schlusse des Jahres ausdrücklich von dem sechsten Akte des Stückes (Briefe an Frau von Stein, I. 143), und schon im zweiten und dritten Akt kommen Hindeutungen auf das Monodrama vor. Somit sind wenigstens die Zeitgrenzen gezogen, innerhalb deren „Proserpina" entstanden sein muß.

Daß bereits in der eben bezeichneten Zeit eine Aufführung der „Proserpina" unabhängig von dem „Triumph der Empfindsamkeit" stattgefunden hat, ist höchst unwahrscheinlich. Riemer nimmt allerdings eine solche für den Geburtstag der Herzogin Luise am 30. Januar 1777 an, indem er sich dafür auf einen Brief Goethe's an Oeser in Leipzig vom 7. Januar beruft, in welchem der Letztere um Beschaffung verschiedener Dekorationsstücke ersucht wird. Aber es ist einmal ausgemacht, daß an dem genannten Tage „Lila" aufgeführt wurde (Werke, III. 322), und selbst, wenn

dies nicht feſtſtände, ſo wäre gewiß zu beachten, was Schäfer (Goethe's Leben, I. 413) bemerkt: „Es wäre doch unzart geweſen, zur Feier des Geburtstages der Herzogin, die ſich in die neuen Verhältniſſe noch nicht finden gelernt hatte, die geraubte Proſerpina vorzuführen, welche ihr Geſchick bejammert, das ſie von dem Orte der Freude und aus dem Kreis ihrer Geſpielinnen zu der Einſamkeit des Tartarus verdammt hat.“ Daß auch „Lila“ auf das Verhältniß des fürſtlichen Paares zu einander Bezug nimmt, kann keinen Einwand hiegegen bilden; denn die Berührung des ganzen Verhältniſſes geſchah hier auf die zarteſte und ſchonendſte Weiſe; ebenſo wenig kann es die Thatſache, daß ein Jahr ſpäter „Proſerpina“ an demſelben Tage doch der Herzogin als ein Theil des „Triumphes der Empfindſamkeit“ vorgeführt wurde. Mehr als die inzwiſchen wieder verfloſſene Zeit kam hiebei gerade der Umſtand in Betracht, daß „Proſerpina“ nicht der eigentliche Inhalt des Stückes war, ſondern nur als Intermezzo diente.

Erſt ſechsunddreißig Jahre ſpäter trat für Goethe die oben erwähnte Veranlaſſung ein, des unabhängigen Urſprungs der „Proſerpina“ eingedenk zu ſein. Der Weimarer Muſiker und Komponiſt Karl Eberwein, der von Zelter ausgebildet war und ſich ſeit 1807 durch die Leitung von Goethe's Hauskapelle ſeine Gunſt erworben hatte, machte mit deſſen beſonderer Erlaubniß eine neue Kompoſition der „Proſerpina“, da die ältere von Seckendorff nicht mehr zeitgemäß erſchien. Eberwein ſelbſt hat uns einen ausführlichen Bericht über das Entſtehen ſeiner Kompoſition, über Goethe's gewaltige Deklamation des Textes und über die Proben mit der Schauſpielerin Wolf gegeben (Weimarer Sonntagsblatt, 1856, Nr. 27, 28 und 29), und auch Goethe berichtet

offenbar mit großem Interesse an Zelter von den Anstrengungen, die für die Aufführung gemacht wären, und von dem glücklichen Erfolg, den sie gehabt hätte (Goethe-Zelter'scher Briefwechsel, II. 149. 179, 181): „Wir haben diesem Werklein noch wunderlich eingeheizt, daß es als Luftballon steigen und zuletzt noch als Feuerwerk zerplatzen kann. — Es ward mit vielem Beifall aufgenommen und wird bei Anwesenheit fremder Herrschaften zum brauchbaren Musterstückchen dienen für das, was wir vermögen."

Ein ausführlicher Bericht über die Aufführung selber, die zur Feier des Geburtstages des Erbprinzen am 3. Februar 1815 stattfand, erschien im Morgenblatt (1815, Nr. 136, den 8. Juni) und ebenso in Bertuch's Modejournal (1815, S. 226 ff.); den letzteren, dessen ausführlichen Inhalt hier wiederzugeben, keine Veranlassung vorliegt, benutzte Goethe selbst wieder zu dem Aufsatze „Ueber Proserpina, Melodrama von Goethe, Musik von Eberwein," der in seinen Werken abgedruckt ist.

Wenn aber, wie aus diesem Aufsatze hervorgeht, Alles angewendet wurde, um die Dichtung durch äußere Mittel zur Geltung zu bringen, so muß dem noch hinzugefügt werden, daß sie dies auch durch ihren Inhalt im reichsten Maaße verdient; denn Goethe führt uns in derselben jene tiefsinnige Mythe des Alterthums in der anschaulichsten Gestalt vor, so daß bei dem fortwährenden Wechsel des Ausdrucks der Empfindungen die drei Hauptmomente der Sage, der Raub durch Pluto, das Suchen der Demeter nach der Verlorenen und endlich Proserpina's vom Schicksal verhängtes ewiges Gebundensein an den Hades, mit mächtigem Eindrucke hervortreten.

Die „Proserpina" wurde zuerst unabhängig vom „Triumph

der Empfindsamkeit", im Februarheft des „Teutschen Merkur" von 1778 und in der „Berliner Literatur- und Theater-Zeitung" in Nr. IX. desselben Jahres abgedruckt; einzelne Stellen derselben finden sich in der zweiten Sammlung von Seckendorff's „Volks- und anderen Liedern" 1779, endlich das Ganze, wieder aus dem „Merkur" entnommen, in demselben Jahre im vierten Bande des dritten Himburg'schen Nachdrucks. Die Verseintheilung, die sich in dem ersten, zweiten und vierten der genannten Drucke noch nicht findet, wurde in der ersten Ausgabe des „Triumphs der Empfindsamkeit" (1787) eingerichtet und ist seitdem stets geblieben, auch in dem besonderen Drucke, der 1815 bei Gelegenheit der oben erwähnten Aufführung veranstaltet wurde.

Proſerpina.

Ein Monodrama.

Eine ihre seelige Gegend, Höhle im Grund, auf der einen Seite ein Granatbaum mit Früchten.

Proserpina. Halte, halt einmal, Unselige! Vergebens
Irrst Du in diesen rauhen Wüsten hin und her!
Endlos liegen vor Dir die Trauergefilde,
Und was Du suchst, liegt immer hinter Dir.

Nicht vorwärts,
Aufwärts auch soll dieser Blick nicht steigen!
Die schwarze Höhle des Tartarus
Verwölbt*) die lieben Gegenden des Himmels,
In die ich sonst
Nach meines Ahnherrn**) froher Wohnung
Mit Liebesblick hinaufsah.
Ach, Tochter Du des Jupiter's,
Wie tief bist Du verloren! —

Gespielinnen!
Als jene blumenreichen Thäler
Für uns gesammt noch blühten,
Als an dem himmelklaren Strom des Alpheus***)
Wir plätschernd noch im Abendstrahle scherzten,
Einander Kränze wanden
Und heimlich an den Jüngling dachten,
Dessen Haupte unser Herz sie widmete:
Da war uns keine Nacht zu tief zum Schwätzen,
Keine Zeit zu lang,
Um freundliche Geschichten zu wiederholen,
Und die Sonne
Riß leichter nicht aus ihrem Silberbette
Sich auf, als wir, voll Lust zu leben,
Früh im Thau die Rosenfüße badeten. —

---

*) Wie es scheint, eine freie Vorbildung Goethe's.
**) Goethe folgt der gewöhnlichen Vorstellung, daß Proserpina die Tochter des Demeter und des Zeus ist.
***) Der Alpheus versetzt uns nach Elis im Peloponnes, während der Raub der Proserpina gewöhnlich nach Enna in Sizilien verlegt wird; aber beide Oertlichkeiten hängen durch die Sage von der Nymphe Arethusa zusammen.

O Mädchen, Mädchen,
Die Ihr, einſam nun,
Zerſtreut, an jenen Quellen ſchleicht,
Die Blumen auflieſt,
Die ich, ach Entführte,
Aus meinem Schooße fallen ließ,
Ihr ſieht und ſeht mir nach, wohin ich verſchwand!

Weggeriſſen haben ſie mich,*)
Die raſchen Pferde des Orkus;
Mit feſten Armen
Hielt mich der unerbittliche Gott.
Amor, ach, Amor floh lachend auf zum Olymp —
Haſt Du nicht, Muthwilliger,
Genug an Himmel und Erde?
Mußt Du die Flammen der Hölle
Durch Deine Flammen vermehren? —

Heruntergeriſſen
In dieſe endloſen Tiefen!
Königin hier!
Königin?
Vor der nur Schatten ſich neigen!

Hoffnungslos iſt ihr Schmerz,
Hoffnungslos der Abgeſchiedenen Glück,
Und ich wend' es nicht.
Den ernſten Gerichten
Hat das Schickſal ſie übergeben;
Und unter ihnen wandl' ich umher,
Göttin, Königin,
Selbſt Sklavin des Schickſals!

Ach, das fliehende Waſſer

*) Es ſcheint, als wenn hier der Dichter ſich nach plaſtiſchen Darſtellungen oder wenigſtens deren Beſchreibungen gerichtet habe. „Auf den beſſeren Reliefs", ſagt Preller (Griechiſche Mythologie, I. 470), „erſcheinen die beiden Hauptfiguren, Pluton und Perſephone, in den leidenſchaftlichſten Stellungen. Pluton ganz als der grauſame, erbarmungsloſe, ungeheure Fürſt der Unterwelt, der mit verwirrtem Haar und trotziger Haltung mit ſeiner Beute auf dem Wagen ſteht, die Roſſe gegen die Tiefe treibend, während Perſephone, den ſeinen Armen gerade, aber vor ihm liegt, ein Bild der hilfloſen Schwäche und grauſam gebrochener Jugendblüthe." — Die Betheiligung Amor's ſcheint intereſſen eine Erfindung Goethe's zu ſein; in der Mythe hilft Aphrodite, die ebenſo wie Athene und Artemis neben den Nymphen als Geſpielin der Proſerpina genannt wird, dem raubenden Gotte.

Möcht' ich dem Tantalus*) schöpfen,
Mit lieblichen Früchten ihn sättigen!
Armer Alter!
Für gereiztes Verlangen gestraft! —
In Ixion's Rad möcht' ich greifen,
Einhalten seinen Schmerz!
Aber was vermögen wir Götter
Ueber die ewigen Qualen!**)
Trostlos für mich und für sie,
Wohn' ich unter ihnen und schaue
Der armen Danaiden Geschäftigkeit!
Leer und immer leer,
Nicht einen Tropfen Wassers zum Munde,
Nicht einen Tropfen Wassers in ihre Wannen!
Leer und immer leer!
Ach, so ist's mit Dir auch, mein Herz!
Woher wilst Du schöpfen — und wohin? —

Euer ruhiges Wandeln, Selige,
Streckt nur vor mir vorüber;
Mein Weg ist nicht mit Euch!
In Euren leichten Tänzen,
In Euren tiefen Hainen,
In Eurer lispelnden Wohnung
Rauscht's nicht von Leben wie droben,
Schwankt nicht von Schmerz zu Lust
Der Seligkeit Fülle. —

Ist's auf seinen düstern Augenbrauen,
In verschlossenen Blicke?
Magst Du ihn Gemahl nennen?
Und darfst Du ihn anders nennen?
Liebe! Liebe!
Warum öffnetest Du sein Herz
Auf einen Augenblick?
Und warum nach mir,
Da Du wußtest,
Es werde sich wieder auf ewig verschließen?

*) Anders wie in der „Iphigenie" (Werke, VII, S. 154) erleidet Tantalus hier die aus der Odyssee (XI, 582 ff.) bekannte Strafe; aber die Worte „Für gereiztes Verlangen gestraft" passen entschieden mehr auf Ixion's Frevel gegen Juno. Tantalus' Vergehen bestand darin, daß er, ein Tischgenosse der Götter, ihre Geheimnisse den Menschen verrieth.

**) Vgl. die Anmerkung auf S. 198.

Warum ergriff er nicht eine meiner Nymphen
Und ſetzte ſie neben ſich
Auf ſeinen kläglichen Thron?
Warum mich, die Tochter der Ceres?

O Mutter! Mutter!
Wie Dich Deine Gottheit verläßt*)
Im Verluſt Deiner Tochter,
Die Du glücklich glaubteſt,
Hinſpielend, hintändelnd ihre Jugend!

Ach, Du kamſt gewiß
Und fragteſt nach mir,
Was ich bedürfte,
Etwa ein neues Kleid
Oder goldene Schuhe?
Und Du fandeſt die Mädchen
An ihre Weiden gefeſſelt,
Wo ſie mich verloren,
Nicht wiederfanden,
Ihre Locken zerrauften,
Erbärmlich klagten,
Meine lieben Mädchen! —

Wohin iſt ſie, wohin, rufſt Du!
Welchen Weg nahm der Verruchte?
Soll er ungeſtraft**) Jupiter's Stamm entweihen?
Wohin geht der Pfad ſeiner Roſſe?
Fackeln***) her!
Durch die Nacht will ich ihn verfolgen!
Will keine Stunde ruhen, bis ich ſie finde,
Will keinen Gang ſcheuen,
Hierhin und dorthin. —

Dir blinken Deine Drachen†) mit klugen Augen zu,

*) Nicht ausſchließlich, aber auch mit in dem Sinne zu faſſen, daß Demeter bei dem Verluſte ihrer Tochter von menſchlichem Empfinden erfüllt iſt, einem tieferen und tragiſchen als das göttliche. Im Schiller's „Klage der Ceres“ (Werke, I. 88) ruft die verzweifelnde Göttin die Parzen mit den Worten an: „Zeigt nicht der Göttin Reichen! Ach, ſie ſind der Mutter Qual“. Man vergleiche auch die vorangehende Strophe, S. 313 („Ewer ruhiges Wandeln“ ꝛc. ꝛc.).

**) Nach der Mythe raubte Pluto die Proſerpina mit Bewilligung des Zeus.

***) Demeter wird häufig mit zwei Fackeln in den Händen dargeſtellt.

†) Gewöhnlich ziehen Schlangen den Vorſpann des Wagens der Demeter oder des von ihr zur Verbreitung des Ackerbaues umhergeſendeten Triptolemos (Preller, Griechiſche Mythologie, I. 678.) Hierauf bezieht ſich denn auch das Wort „Schlangenpfad“, S. 315, Z. 9.

Aller Pfade gewohnt, folgen ſie Deinem Lenken;
In der unbewohnten Wüſte treibt Dich's irre —

Ach, nur hierher, hierher nicht,
Nicht in die Tiefe der Nacht,
Unbetreten den Ewiglebenden, *)
Wo, bedeckt von beſchwerendem Graus,
Deine Tochter ermattet!

Wende aufwärts,
Aufwärts den geflügelten Schlangenpfad,
Aufwärts nach Jupiter's Wohnung!
Der weiß es,
Der weiß es allein, der Erhabene,
Wo Deine Tochter iſt! —

Vater der Götter und Menſchen!
Ruhſt Du noch oben auf Deinem goldenen Stuhle,**)
Zu dem Du mich Kleine
So oft mit Freundlichkeit aufhobſt,
In Deinen Händen mich ſchersend
Gegen den endloſen Himmel ſchwenkteſt,
Daß ich kindiſch droben zu verſchweben***) bebte?
Biſt Du's noch, Vater? —

Nicht zu Deinem Haupte,
In dem ewigen Blau
Des feuerdurchwebten Himmels —†)
Hier! hier! — —

Leite ſie††) her,
Daß ich auf mit ihr
Aus dieſem Kerker fahre,
Daß mir Phöbus wieder
Seine lieben Strahlen bringe,
Luna wieder
Aus den Silberlocken lächle!

*) Die Götter der Oberwelt, die olympiſchen, dürfen die Unterwelt nicht betreten.

**) Vgl. Werke, VII. S. 167, Z. 23.

***) Derſelbe Ausdruck in dem Gedichte des Weſt-Oſtlichen Divans „Höheres und Höchſtes" und öfters.

†) Man ergänze: „darf ich mich emporſchwingen", und im folgenden Verſe: „bin ich" oder „muß ich bleiben".

††) Das Pronomen bezieht ſich auf das Nachfolgende und zwar ſpeziell auf Luna. Auch ſie — bei den Griechen Selene und erſt in ſpäteren Mythen mit der Ketymis identiſch — wird auf einem ſchnellen Geſpann dahinfahrend gedacht,

O, Du hörſt mich,
Freundlichlieber Vater,
Wirſt mich wieder,
Wieder aufwärts heben,
Daß, befreit von langer, ſchwerer Plage,
Ich an Deinem Himmel wieder mich ergetze!

Letze Dich, verzagtes Herz!
Ach, Hoffnung!
Hoffnung gießt
In Sturmnacht Morgenröthe!

Dieſer Boden
Iſt nicht Fels, nicht Moos mehr;
Dieſe Berge
Nicht voll ſchwarzen Grauſes!
Ach, hier find' ich wieder eine Blume!
Dieſes welke Blatt,
Es lebt noch,
Harrt noch,
Daß ich ſeiner mich erfreue!

Seltſam! Seltſam!
Find' ich dieſe Frucht hier?
Die mir in den Gärten droben
Ach, ſo lieb war — (Sie bricht den Granatapfel ab.)

Laß Dich genießen,
Freundliche Frucht!
Laß mich vergeſſen
Alle den Harm!
Wieder mich wähnen
Droben in Jugend,
In der verſaumelten,
Lieblichen Zeit,
In den umduftenden,
Himmliſchen Blüthen,
In den Gerüchen
Seliger Wonne,
Die der Entzückten,
Der Schmachtenden ward! (Sie ißt*) einige Körner.)

*) Wie das Pflücken der Narkiſſosblume, welche in dieſem Gedichte nicht namentlich erwähnt wird, dem Gotte das Signal für den Raub der Proſerpina gab, ſo war die Rückkehr der Letzteren in die Oberwelt davon abhängig, daß ſie in der Unterwelt nichts genoſſen hätte.

Labend, labend!

Wie greift's auf einmal
Durch dieſe Freuden,
Durch dieſe offne Wonne
Mit entſetzlichen Schmerzen,
Mit eiſernen Händen
Der Hölle durch! — —
Was hab' ich verbrochen,
Daß ich genoß?
Ach, warum ſchafft
Die erſte Freude hier mir Qual?
Was iſt's? Was iſt's? —
Ihr Felſen ſcheint hier ſchrecklicher herabzuwinken,
Mich feſter zu umfaſſen,
Ihr Wolken tiefer mich zu drücken,
Im fernen Schooße des Abgrunds*)
Dumpfe Gewitter toſend ſich zu erzeugen,
Und Ihr weiten Reiche der Parzen
Mir zuzurufen:
„Du biſt unſer!“

Die Parzen, unſichtbar. Du biſt unſer,
Iſt der Rathſchluß Deines Ahnherrn!
Nüchtern ſollteſt wiederkehren,
Und der Biß des Apfels macht Dich unſer!
Königin, wir ehren Dich!

Proſerpina. Haſt Du's geſprochen, Vater?
Warum? Warum?
Was that ich, daß Du mich verſtößeſt?
Warum rufſt Du mich nicht
Zu Deinem lichten Thron auf?
Warum den Apfel?
O, verflucht die Früchte!
Warum ſind Früchte ſchön,
Wenn ſie verdammen?

Parzen. Biſt nun unſer!
Warum trauerſt Du?
Sieh, wir ehren Dich,
Unſre Königin!

Proſerpina. O, wäre der Tartarus nicht Eure Wohnung,
Daß ich Euch hin verwünſchen könnte!

*) Man ergänze „ſcheinen“.

O, wäre der Koxyt nicht Euer ewig Bad,
Daß ich für Euch
Noch Flammen übrig hätte!
Ich, Königin,
Und kann Euch nicht vernichten!

In ewigem Haß ſei ich mit Euch verbunden! —*)
So ſchöpfet, Danaiden!
Spinnt, Parzen! Wüthet, Furien,
In ewig gleich elendem Schickſal!
Ich beherrſche Euch
Und bin darum elender als Ihr Alle.

Parzen. Du biſt unſer!
Wir neigen uns Dir,
Biſt unſer, unſer,
Hohe Königin!

Proſerpina. Fern, weg von mir
Sei Eure Treu' und Eure Herrlichkeit!
Wie haſſ' ich Euch!
Und Dich,**) wie zehnfach haſſ' ich Dich —
Weh mir! Ich fühle ſchon
Die verhaßten Umarmungen!

Parzen. Unſer! Unſre Königin!

Proſerpina. Warum reckſt Du ſie***) nach mir?
Rede ſie nach dem Avernus!
Rufe die Qualen aus ſtygiſchen Nächten empor!
Sie ſteigen Deinem Wink entgegen,
Nicht meine Liebe.
Wie haſſ' ich Dich,
Abſcheu und Gemahl,
O Pluto, Pluto!
Gieb mir das Schickſal Deiner Verdammten!
Nenn es nicht Liebe! —
Wirf mich mit dieſen Armen
In die zerſtörende Qual!

†) **Parzen.** Unſer, unſer! hohe Königin!

*) Uebergang zu dem dritten Theile der Mythe; Proſerpina, jeder Hoffnung zur Rückkehr in die Oberwelt beraubt, wird die furchtbare, mitleidloſe Göttin, die „ἀπλανὴς Περσεφονεια" des Homer. Vgl. S. 307.

**) An Pluton gerichtet.

***) Aus „Umarmungen" iſt der Begriff „Arme" zu ergänzen.

†) Dieſe Zeile fehlt in den erſten Drucken.

Der

Triumph der Empfindsamkeit.

Vorbemerkung des Herausgebers.

Daß der „Triumph der Empfindsamkeit" in den vier letzten Monaten des Jahres 1777 verfaßt wurde, ist bereits früher (S. 305) erwähnt worden. „Eine Tollheit hab' ich erfunden," schreibt Goethe am 12. September aus Eisenach an Frau von Stein, „eine komische Oper, die Empfindsamen, so toll und grob als möglich. Wenn Seckendorff sie komponiren will, kann sie den Winter gespielt werden;" und am 30. Dezember meldet er Ebendenselben, daß er zu Hause bleibe, um mit dem sechsten Akte fertig zu werden. Es ist anzunehmen, daß dies auch wirklich an dem genannten Tage oder kurze Zeit darauf geschehen ist; denn das Stück, aus dem inzwischen keine Oper, sondern ein Lustspiel mit eingelegten Gesängen und Tänzen geworden war, wurde schon am 30. Januar des folgenden Jahres mit den Kompositionen Seckendorff's zum Geburtstage der Herzogin Luise aufgeführt, worauf dann am 10. Februar eine Wiederholung desselben folgte (Riemer's Mittheilungen, II. 626, Briefe aus dem Freundeskreise von Goethe, Herder, Höpfner und Merck, S. 157 ff., und Briefe an Frau von Stein, I. 143, dritte Anmerkung). Auch der Titel des Stückes war inzwischen verändert worden; es erhielt mit Beziehung auf

den Spruch des Orakels im ersten Akte den Namen „die geflickte Braut," an dessen Stelle erst bei der Aufnahme in die Werke (1787) der jetzt übliche trat.

Ob diese älteste Gestalt des Lustspiels in einer der drei Abschriften desselben aufbewahrt wird, die im Goethe'schen Archive vorhanden sind, ist uns unbekannt; jedenfalls aber stimmen alle Nachrichten darin überein, daß jene von der später im Drucke veröffentlichten nicht unwesentlich abweicht. Riemer berichtet, die frühere Fassung wäre einmal kürzer, einfacher, man könnte sagen ländlicher, idyllischer, dagegen auch wieder durch eine humoristische Schilderung des bis auf den letzten Diener geldsüchtigen Personals im Tempel des Orakels sarkastischer gewesen. Wenn er indessen noch die Worte hinzufügt, „die spätere und gegenwärtige Bearbeitung ist reicher, aber durch freventliche Einschaltung des Melodrams Proserpina, als eines hors d'oeuvre, um Einheit und Zusammenhang gebracht," so ist das unzweifelhaft ein Irrthum; denn es läßt sich nur annehmen, daß die Aufnahme der „Proserpina" in das Stück, wenn nicht schon bei der ersten Anlage beabsichtigt, so doch jedenfalls schon bei der ersten Aufführung erfolgt ist. Dafür spricht einmal das oben erwähnte Ausarbeiten des sechsten Aktes, und eben so sehr, was bereits S. 305 u. 306 bemerkt ist. — Einen zweiten Bericht über die ursprüngliche Fassung des Stücks haben wir von dem allerdings sonst wenig zuverlässigen K. A. Böttiger (in der biographischen Skizze von dessen Sohne K. W. Böttiger, S. 133), auf den auch schon Düntzer (Neue Goethestudien, S. 72) aufmerksam gemacht hat. „Was in Goethe's Werken unter dem Namen „der Empfindsamen" abgedruckt ist," heißt es dort, „kann kaum als ein Schattenriß jener ächt Aristophanischen, mit acht Ballets und allen mög-

lichen Gesängen, tragischen Auftritten, komischen Imbroglios u. s. w. durchwebten Farce gelten.“ Er fügt dem noch hinzu, daß beißende Anspielungen auf Wieland's „Alceste“ und die Mondscheinepidemie in dem Stücke vorgekommen, daß Goethe seinen Werther darin wacker durchgenommen habe, daß endlich Eigenheiten aller anwesenden Personen parodirt wären. — Aus einer dritten Nachricht, die wir einem Briefe des Kammermusikus Kranz an Goethe's Mutter vom 16. Februar 1778 entnehmen, erfahren wir nur, daß, während die seit Anfang des Jahres in Weimar lebende Korona Schröter die „Mandandane“ gab, Goethe's Diener Philipp den „directeur de la nature,“ er selbst den „Andrason“ spielte. „O, wenn Sie ihn nur da hätten sehen sollen,“ schreibt der Berichterstatter, „Augen, Geberden, Ton, Gestikulation, Alles in Allem, sage ich Ihnen. Ich war gar nicht mehr im Orchester, ganz in der Atmosphäre der Casa santa.“*)

Für die weitere Fortbildung des Stückes ist es nun von Interesse, daß Düntzer im Stande gewesen ist, Mittheilungen über eine Fassung desselben zu geben, die zwischen der ersten Bearbeitung und der durch den Druck bekannten liegt (Blätter für literarische Unterhaltung, 1849, Nr. 23 und 24, und Neue Goethe-Studien, S. 69 ff.). Dieselben beruhen auf einer Handschrift, die aus dem Nachlasse von Fr. H. Jacobi stammt, welche auf das Genaueste mit dem gegenwärtigen Texte verglichen wird. Nach dem Urtheile Düntzer's, welches wir später durch Anführung einzelner Stellen der Handschrift noch bestätigen werden, hat „im Allgemeinen das Stück durch die spätere Bearbeitung in Bezug auf Ausdruck und

*) Gewöhnliche Bezeichnung für Goethe's elterliches Haus.

Abrundung des Ganzen bedeutend gewonnen, dagegen iſt der urſprünglich frei ſprudelnde Humor an vielen Stellen nicht zum Vortheil des Stücks abgeſchwächt worden."

Schließlich hat indeſſen das Ganze für uns doch das größte Intereſſe in der Geſtalt, wie es ſeit 1787 in den Werken ſteht und, einige unbedeutende Veränderungen für die Ausgaben von 1808 und 1817 abgerechnet, in ihnen geblieben iſt. Die Idee des Luſtſpiels und die eigentliche Tendenz deſſelben hat überdies durch die verſchiedenen Bearbeitungen keine weſentlichen Veränderungen erlitten. Ueber dieſe Tendenz nun kann kaum ein Zweifel obwalten. Schon A. W. Schlegel bemerkt in ſeinen „Vorleſungen über dramatiſche Kunſt und Literatur," der „Triumph der Empfindſamkeit" ſei eine höchſt genialiſche Verſpottung der eigenen Nachahmer Goethe's, er neige ſich zur komiſchen Willkür und phantaſtiſchen Symbolik des Ariſtophanes. Die „komiſche Willkür" freilich möchte mehr ihren Grund darin haben, daß, wie W. Freiherr von Biedermann (die Quellen und Anläſſe einiger dramatiſchen Dichtungen Goethe's, S. 22), nachzuweiſen verſucht, „der Triumph der Empfindſamkeit" beſonders durch Gozzi's „l'Amore delle tre Melarance" angeregt worden iſt. Derſelbe findet, daß Goethe namentlich aus dem erſten Akte dieſes Stückes eine Reihe von Zügen benutzt hat, und erkennt eine zweite Aehnlichkeit darin, daß, wie das italieniſche Stück gegen die nach dem Muſter franzöſiſcher Regelmäßigkeit eingerichteten Dramen Goldoni's und Chiari's polemiſirte, ſo auch das deutſche gegen eine beſtimmte Literaturrichtung ankämpfe.

In der Beſtimmung der Tendenz des Ganzen indeſſen noch weiter zu gehen und etwa in den einzelnen auftretenden Perſonen dieſen oder jenen Zeitgenoſſen des Dichters zu ſuchen,

möchte nicht rathsam sein. Goethe hat allerdings selbst zu einer solchen Auffassung verführt, wenn er am 18. März 1778 an Merck schreibt: „Beiliegend kriegst Du von der Mutter meine neueste Tollheit, daraus Du sehen wirst, daß der Teufel der Parodie mich noch reitet; denk Dir nun dazu alle Akteurs bis zur Karrikatur physiognomisch." Indessen bemerkt schon Düntzer (S. 87) mit Recht, daß darunter nur das Charakteristische in der Maskirung des Gesichtes, keine Nachbildung bestimmter Personen zu verstehen sei, und widerlegt damit den unglücklichen Gedanken Diezmann's, daß z. B. unter „Merkulo" Merck zu verstehen sei. — Ebenso unrichtig urtheilt Frau von Staël, wenn wir nach dem Vorgange Anderer folgende Stelle auf den „Triumph der Empfindsamkeit" beziehen: „Goethe se plait, dans ses écrits comme dans ses discours, à briser les fils qu'il a tissus lui-même, à déjouer les émotions qu'il excite, à renverser les statues qu'il a fait admirer." Aber es läßt sich wenigstens nicht beweisen, daß sie bei dieser Bemerkung an das vorliegende Stück gedacht hat. Was sie in Wirklichkeit über „le triomphe de la sentimentalité" sagt (De l'Allemagne, partie II., chap. 26), zeigt freilich, daß sie die eigentliche Absicht des Stückes nicht verstanden hat, steht aber wenigstens mit ihrer eben mitgetheilten Aeußerung in keinem Zusammenhange. Dagegen bemerkt schon der Referent im Globe (1826, Nr. 55—64; — vgl. auch in Goethe's Werken die Aufsätze „Auswärtige Literatur und Volkspoesie"): „Goethe ist in Allem, was er hervorbrachte, seiner innern Regung gefolgt, wie in Allem, was er malte, er das nachbildete, was er gesehen oder empfunden hatte. Mit sehr verschiedenen Fähigkeiten begabt, mußte er in einem langen Leben durch die entgegengesetztesten Zu-

stände hindurchgehen und sie natürlich in sehr von einander verschiedenen Werken ausdrücken."

So war es in der That nicht nur ein Spiel des Geistes, wenn Goethe in unserm Stücke die von ihm selbst mit angeregte Wertherrichtung verspottete und, wiewol in humoristischer Darstellung, auf ihre Gefahren hinwies; in Beziehung auf den Erfolg aber, mit dem er dies gethan hat, stehen wir mehr auf der Seite von Schlegel's oben erwähntem Urtheil, als daß wir, wie Hettner (Literaturgeschichte des achtzehnten Jahrhunderts, III. 3, 1. S. 227) den Werth des Stückes nur in den nächsten Anspielungen und Tagesbeziehungen, von diesen losgelöst aber dasselbe entschieden langweilig fänden.

Der
Triumph der Empfindſamkeit.

Eine dramatiſche Grille.

Personen.

Andrason, ein humoristischer König.
Mandandane, seine Gemahlin.
Dieselbe noch einmal.
Feria, seine Schwester, eine junge Wittwe.
Mana, Sora, Lato, Mesa, } Hoffräulein der Feria.
Oronaro, Prinz.
Merkulo, sein Kavalier.
Der Oberste seiner Leibwache.
Leibwache.
Mohren.
Bediente.
Askalaphus, Mandandanens Kammerdiener.

Erſter Akt.

Saal, im guten Geſchmacke dekorirt.

Mana und **Sora** begegnen einander.

Mana. Wo willſt Du hin, Sora?

Sora. In den Garten, Mana.

Mana. Haſt Du ſo viel Zeit? Wir erwarten den König jeden Augenblick; verliere Dich nicht vom Schloſſe!

Sora. Ich kann es unmöglich aushalten; ich bin den ganzen Tag noch nicht an die freie Luft gekommen.

Mana. Wo iſt die Prinzeſſin?

Sora. In ihrem Zimmer. Sie probirt mit der kleinen Mela einen Tanz und läuft jeden Augenblick ans Fenſter, zu ſehen, ob der Bruder kommt.

Mana. Es iſt eine rechte Noth, ſeitdem die großen Herren auf das Inkognito gefallen ſind. Man weiß gar nicht mehr, woran man iſt. Sonſt wurden ſie Monate lang voraus angekündigt, und wenn ſie ſich näherten, war Alles in Bewegung; die Kuriere ſprengten herbei, man konnte ſich ſchicken und richten. Jetzo, eh man ſich's verſieht, ſind ſie Einem auf dem Nacken. Wahrhaftig, das letzte Mal hat er mich in der Nachtmütze überraſcht.

Sora. Darum warſt Du heut ſo früh fertig?

Mana. Ich finde keine Luſt daran. — Wenn mir ein Fremder auf der Treppe begegnet, wird mir's immer bang; ich denke gleich, es iſt wieder einmal ein König oder ein Kaiſer, der ſeinen gnädigen Spaß mit uns zu treiben kommt.

Sora. Diesmal iſt er nun gar zu Fuße. Andre laſſen ſich doch ins Gebirge zum Orakel in Sänften tragen, er nicht ſo; allein, mit einem tüchtigen Stabe in der Hand, trat er ſeine Reiſe an.

Mana. Schade, daß er nicht zu Theſeus' Zeiten gelebt hat!

Feria tritt auf, mit ihr **Mela**.

Feria. Seht Ihr noch Niemand? Wenn ihm nur kein Unglück begegnet iſt!

Sora. Seid ruhig, meine Fürstin! Die Gefahren und der üble Humor scheinen sich Beide vor ihm zu fürchten.

Feria. Er will mich nur einen Augenblick sprechen und dann gleich wieder fort.

Lalo (tritt auf). Der König kommt.

Feria. Wohl, sehr wohl!

Lalo. Ich sah hinüber in das Thal und erblickte ihn, eben als er über den Bach schritt.

Feria. Laßt uns ihm entgegengehen!

Sora. Da ist er.

Andrason kommt.

Feria. Sei uns willkommen, herzlich willkommen!

Alle. Willkommen!

Andrason. Ich umarme Dich, meine Schwester! Ich grüße Euch, meine Kinder! Eure Freude macht mich glücklich, Eure Liebe tröstet mich.

Feria. Mein Bruder, bedarfst Du noch Trostes? Hat das Orakel Dir keinen gegeben? Möchtest Du doch immer vergnügt sein! Möchte Dir doch immer wohl sein! Wir waren, seit Du uns ehegestern verließest, voller Hoffnung für Dich und Dein Anliegen.

Mana. Majestät! —

Andrason. Schönheit!

Sora. Herr!

Andrason. Gebieterin!

Lalo. Wie soll man Euch denn nennen?

Andrason. Ihr wißt, daß Ihr keine Umstände mit mir machen sollt.

Mana (für sich). Nur damit er auch keine mit uns zu machen braucht.

Lalo. Wir möchten von dem Orakel hören.

Sora. Hat das Orakel nichts Gutes gesagt?

Mela. Habt Ihr das Orakel nicht unterwegen gefragt?

Andrason. Liebe Kinder, das Orakel ist eben ein Orakel.

Lalo. Sonderbar!

Andrason. Daß ein zartes Herz, voller Gefühle, Hoffnungen und Ahnungen, das einer ungewissen Zukunft sehnsuchtsvoll entgegenlebt, nach Würfeln hascht, den Becher schüttelt, Wurf über Wurf versucht und in dem Glückstäfelchen sorgfältig forscht, was ihm die Würfe bedeuten, und dann fröhlich oder traurig einen halben Tag verlebt, das mag hingehn, mag recht gut sein!

Lalo (für sich). Woher er Alles weiß? Damit habe ich mich erst heute beschäftigt.

Andrason. Daß ein schönes Kind Punkte über Punkte tüpfelt, nachschlägt und sucht, was ihr für ein Gatte werden möchte, ob der Liebhaber treu ist, und so weiter, das sind' ich wohlgethan.

Mela (für sich). Er ist ein Herrenmeister! Wenn wir allein sind, wissen wir uns nichts Besseres.

Andrason. Aber wer ein positives Uebel, Zahnweh oder Unfrieden im Hause hat, der frage keinen Arzt und kein Orakel! Ihr Wissen und ihre Kunst fällt zu kurz; dies und jenes Mittelchen, und vorzüglich Geduld, ist, was sie Euch empfehlen.

Feria. Kannst Du, darfst Du uns sagen? Hat's Dir eine Antwort gegeben? Darfst Du sie entdecken?

Andrason. Ich will sie in vier Sprachen übersetzen und an allen Landstraßen aufhängen lassen, es weiß doch kein Mensch, was es soll.

Feria. Wie?

Andrason. Da ich ankomme und eingeführt werde —

Sora. Wie sieht's im Tempel aus?

Mana. Ist der recht prächtig?

Feria. Ruhe, Ihr Mädchen!

Andrason. Wie mich die Priester zur heiligen Höhle bringen —

Mela. Die ist wol schwarz und dunkel?

Andrason. Wie Deine Augen. — Ich trete vor die Tiefe und sage klar und vernehmlich: „Geheimnißvolle Weisheit! Hier tritt ein Mann auf, der sich bisher für den Glücklichsten hielt; denn es geht ihm nichts ab; Alles, was die Götter einem Menschen Gutes zueignen können, schenkten sie mir, selbst das köstlichste aller Besitzthümer versagten sie mir nicht — ein treffliches Weib. Aber — ach, daß Aber und Aber sich immer zu dem Danke gesellen, den wir den Göttern zu bringen haben! — Diese Frau, dieses Muster der Liebe und Treue, nimmt seit Kurzem unglücklicherweise an einem Menschen Theil, der sich ihr aufdringt, und der mir verhaßt ist. Dir, hohe Weisheit, der Alles bekannt ist, sag' ich nichts weiter und bitte: Enthülle mir mein Schicksal! Gieb mir Rath und, was mehr ist, Hilfe!" — Ich dächte, das hieße sich deutlich erklären!

Lala. Wir verstehn es wohl.

Feria. Und die Antwort?

Andrason. Wer sagen könnte: „Ich verstehe sie!"

Sora. Ich bin höchst neugierig — Haben wir doch manches Räthsel errathen!

Mela. Geschwinde!

Andrason. Ich steh' und horche, und es fängt von unten auf an — erst leise — dann vernehmlich — dann vernehmlicher:

Wenn wird ein greiflich Gespenst von schönen Händen entgeistert,*)

Alle. Oh!

Andrason. Gebt mir ein Licht! Das greifliche Gespenst soll entgeistert werden.

Lalo. Von schönen Händen.

Andrason. Die fänden sich allenfalls. Ein greiflich Gespenst, das ist etwas aus der neuen Poesie, die mir immer unbegreiflich gewesen ist.

Feria. Es ist arg.

Andrason. Wartet nur und merkt! Es kommt noch besser:

Wenn wird ein greiflich Gespenst von schönen Händen entgeistert,
Und der leinene Sack seine Geweide verleiht,

Alle. O! Oh! Ei! O! Ah! Ha! He!

Andrason. Seht! Ein leinen Gespenst und ein greiflicher Sack und Eingeweide von schönen Händen! Nein, was zu viel ist, bleibt zu viel! Was so ein Orakel nicht Alles sagen darf!

Mana. Wiederholt es uns!

Andrason. Nicht wahr, Ihr hört gar zu gerne, was erhaben klingt, wenn Ihr's gleich nicht versteht?

Wenn wird ein greiflich Gespenst von schönen Händen entgeistert,
Und der leinene Sack seine Geweide verleiht —

Seid Ihr nun klüger, meine Lieben? Nun aber merkt auf:

Wird die geflickte Braut**) mit dem Verliebten vereinet,
Dann kommt Ruhe und Glück, Fragender, über Dein Haus.

Sora. Nein, das ist nicht möglich!

Andrason. O ja; die Götter haben sich diesmal sehr ihrer poetischen Freiheit bedient.

Lalo. Habt Ihr es nicht aufgeschrieben?

Andrason. Freilich! Hier ist die Rolle, wie ich sie aus den Händen der Priester erhielt.

Lalo. Laßt es uns lesen, vielleicht wird es uns klärer.

Andrason bringt eine Rolle aus dem Gürtel und wickelt sie auf. Die Frauenzimmer drängen sich wechselsweise zu, lesen, lachen und machen ihre

*) Vgl. Werke, III. 153.
**) Zugleich der ursprüngliche Titel des Stücks. Vgl. S. 333.

Anmerkungen. Es kommt auf den guten Humor der Schauſpielerinnen an, dieſes munter und angenehm vorzuſtellen; deswegen ihnen überlaſſen bleibt, hier zu extemporiren. Die Hauptabſicht dieſer Wiederholungen iſt, daß das Publikum mit dem Orakelſpruch recht bekannt werde.

Feria. Das iſt höchſt ſonderbar und unbegreiflich. Wie iſt es Dir weiter ergangen? Haſt Du nicht irgend eine Aufklärung gefunden?

Andraſon. Nicht Aufklärung, aber Hoffnung. Verwundert über die unverſchämte Dunkelheit der Antwort, aber nicht außer Faſſung gebracht, trat ich aus der Höhle. Ich ſah den älteſten Prieſter auf einem goldenen Seſſel ſitzen. Ich nahte mich ihm, und indem ich einige Edelſteine*) in ſeinen Schooß legte, rief ich aus: „O, welche Fülle der Weisheit kommt uns von den Göttern! Wie erleuchtet werden wir, die wir auf dunkeln Wegen irren, durch ihre Offenbarungen! Aber nicht rathen allein, helfen müſſen die Unſterblichen. Der Jüngling, über den ich mich beklage, der mir das Leben verbittert, wird ehſtens hier erſcheinen, voll Zutrauens und Gehorſams. Möge die Alles durchdringende Stimme der Götter ihn ergreifen, ſein Herz faſſen und ihm gebieten, nie wieder einen Fuß über meine Schwelle zu ſetzen! Mein Dank wurde ohne Grenzen bleiben.“ — Der Alte nickte mit dem Kopfe, ſein weißer Bart bewegte ſich murmelnd; ich ging mit wechſelnder Hoffnung und Sorgen zurück und bin nun hier. —

Feria. Möge Alles zum Beſten ausſchlagen! — Du verzeihſt, Bruder; ich muß vor Tafel mit meinen Räthen, die ſchon lange warten, noch einige Geſchäfte abthun; ich laſſe Dir die Kinder; unterhalte Dich mit meinem muntern Geſchlechte!

Andraſon. Ich danke Dir, Schweſter. Wenn ich Dich miſſen ſoll, weiß ich nichts Beſſers als dieſe freundlichen Augen.

Feria. Bald ſeh' ich Dich wieder. (Ab.)

Sora. Sagt uns nun, Herr, was Ihr denkt!

Andraſon. Von der geflickten Braut?

Sora. Ich meine, was Ihr thun wollt.

Andraſon. Thun, als ob das Orakel nichts geſagt hätte! Mit meinem Uebel beladen wieder nach Hauſe gehn und nach meiner Frau ſehen, die ich in wunderbaren Zuſtänden anzutreffen fürchte.

Sora. Was macht ſie denn indeſſen?

Andraſon. Sie geht im Mondſcheine ſpazieren, ſchlummert

*) In der S. 323 erwähnten Handſchrift iſt die Habſucht des Orakels in ſtärkeren Farben aufgetragen: „Ich nahte mich dem Oberprieſter ſehr ehrfurchtsvoll, und indem ich ſeine heilige Hand küßte, vertraute ich derſelben einen Beutel von einigem Gewichte.“ — Ebenſo der Schluß von Andraſon's Worten: „Der Alte neigte ſein Haupt; ich ging, und mein Seckel wurde ganz mager von allen den Neugierigen, die ihm durch Tempel und Vorhof und noch hundert Schritte weiter hinaus gemacht wurden.“

an Waſſerfällen und hält weitläufige Unterredungen mit den Nachtigallen. Denn ſeitdem der Prinz weg iſt, einen Zug durch ſeine Provinzen und hiernächſt zum Orakel zu thun, iſt's nicht anders, als ob ihre Seele in einen langen Faden gezogen wäre, der bis zu ihm hinüber reichte. Eins noch, an dem ſie großes Vergnügen findet, iſt, daß ſie Monodramen aufführt.

Mana. Was ſind das für Dinge?

Andraſon. Wenn Ihr Griechiſch könntet, würdet Ihr gleich wiſſen, daß das ein Schauſpiel heißt, wo nur eine Perſon ſpielt.

Lato. Mit wem ſpielt ſie denn?

Andraſon. Mit ſich ſelbſt, das verſteht ſich.

Lato. Pfui, das muß ein langweilig Spiel ſein!

Andraſon. Für den Zuſchauer wol. Denn eigentlich iſt die Perſon nicht allein, ſie ſpielt aber doch allein; denn es können noch mehr Perſonen dabei ſein, Liebhaber, Kammerjungfern, Najaden, Dreaden, Hamadryaden, Ehemänner, Hofmeiſter; aber eigentlich ſpielt ſie für ſich, es bleibt ein Monodrama. Es iſt eben eine von den neueſten Erfindungen;*) es läßt ſich nichts darüber ſagen. Solche Dinge finden großen Beifall.

Sora. Und das ſpielt ſie ganz allein für ſich?

Andraſon. O ja! Oder, wenn etwa Dolch oder Gift zu bringen iſt — denn es geht meiſtens etwas bunt her — wenn eine ſchreckliche Stimme aus dem Felſen oder durchs Schlüſſelloch zu rufen hat, ſolche wichtige Rollen nimmt der Prinz über ſich, wenn er da iſt, oder in ſeiner Abweſenheit ihr Kammerdiener, ein ſehr alberner Burſche; aber das iſt eins.

Mela. Wir wollen auch einmal ſo ſpielen.

Andraſon. Laßt's doch gut ſein und dankt Gott, daß es noch nicht bis zu Euch gekommen iſt! Wenn Ihr ſpielen wollt, ſo ſpielt zu Zweien wenigſtens! Das iſt ſeit dem Paradieſe der Ueblichſte und das Geſcheiteſte geweſen. Nun noch Eins, meine Beſten, — daß wir die Zeit nicht mit fremden Dingen verplaudern — meine Hoffnung, wieder glücklich zu werden, ruht nicht allein bei den Göttern, ſondern auch auf Euch, Ihr Mädchen.

Sora. Auf uns?

Andraſon. Ja, auf Euch, und ich hoffe, Ihr werdet das Eure thun.

Mana. Wie ſoll das werden?

Andraſon. Der Prinz, wenn er nach dem Orakel geht, wird hier vorbeikommen, Euch ſeine Ehrerbietung zu bezeigen, wie

*) Vgl. S. 304.

Fremde gewöhnlich thun, die diesen Weg nehmen. Meine Schwester wird artig sein und ihm Quartier anbieten, ihm anbieten, daß sie seine Leute, sein Gepäcke beherbergen will, indeß er sich ins Gebirge nach dem Orakel tragen läßt, wo Jeder, er sei, wer er wolle, allein, ohne Gefolge anlangen muß. Wenn er nun kommt, meine Besten, so sucht sein Herz zu rühren! — Ihr seid liebenswürdig. Ich will Die als eine Göttin verehren, die ihn an sich zieht und mich von ihm befreit.

Sora. Gut! Euch ist er unerträglich, und uns wollt Ihr ihn zuschieben! Wenn er uns nun auch unerträglich ist?

Andrason. Seid ruhig, Kinder! Das findet sich. Ihr Andern liebt meistentheils an den Männern, was Männer an sich unter einander nicht leiden können. Und gewiß, er ist so übel nicht und wäre, denk' ich, noch zu kurriren.

Mela. Wie sollen wir es denn anfangen?

Andrason. Bravo, liebes Kind! Du zeigst doch guten Willen! Ich muß erst Eure Anlagen ein Wenig kennen lernen. Laßt sehn! Stellt Euch vor, ich sei der Prinz! Ich will ankommen, schmachtend und traurig thun — wie wollt Ihr mich empfangen?

Sie beginnen einen lebhaften Tanz.

Andrason. Nicht doch, Kinder, nicht doch! Meinet Ihr, daß alles Wild nach einer Witterung geht? Mit einem solchen Bauerntanz wollt Ihr meinen sublimirten Helden gewinnen? Nein, seht auf mich! Das muß in einem andern Geiste traktirt werden.

Sanfte Musik.

Er macht ihnen die hergebrachten Bewegungen vor, womit die Schauspieler gewöhnlich die Empfindungen auszudrücken denken.

Andrason. Habt Ihr wohl Acht gegeben, Kinder? Erstlich, immer den Leib vorwärts gebogen und mit den Knieen geknickt, als wenn Ihr kein Mark in den Knochen hättet! Hernach immer eine Hand an der Stirne und eine am Herzen, als wenn's Euch in Stücken springen wollte; mitunter tief Athem geholt, und so weiter! Die Schnupftücher nicht vergessen!

Die Musik geht fort, und die Fräulein befolgen seine Vorschrift. Er stellt den Prinzen vor; bald korrigirt er sie, bald nimmt er die Person des Prinzen wieder an; endlich hört man eine Trompete in der Ferne.

Andrason. Aha!

Lalo. Es wird aufgetragen.

Andrason. Es heißt, zu Pferde und zu Tische! Beides eine schöne Einladung. Kommt! Diese Empfindsamkeit zuletzt hat mich hungriger gemacht als meine Reise bisher.

Zweiter Akt.

Saal, in chinesischem Geschmacke, der Grund gelb mit bunten Figuren.

Mana und Sora.

Mana. Nun, das heiß' ich ein Gepäcke! Der ganze Hof ist voll Kisten, Kasten, Mantelsäcke und ungeheurer Verschläge.

Sora (läuft ans Fenster). Wir werden ihm den ganzen Flügel des Palastes geben müssen, nur seine Sachen unterzubringen.

Mana. Es ist abscheulich, wenn Mannspersonen reisen, als ob sie Wöchnerinnen wären. Ueber uns halten sie sich auf, daß, wenn wir doch auf vier Wochen ins Bad gehen, der Schachteln, Kästchen, Papyen und Wachstücher kein Ende werden will, und sich erlauben sie's!

Sora. Wie mehr Sachen, liebes Kind, die sie uns übel nehmen.

Ein Bedienter kommt.

Bedienter. Der Kavalier des Prinzen läßt sich melden.

Mana. Führt ihn herein! (Bedienter ab.) Sieh zu, es hat sich doch nichts an meinem Kopfputze verschoben?

Sora. Halt! — Die Locke hier — Er kommt.

Merkulo (tritt herein). Vollkommene Damen! Es sind nicht viel Augenblicke meines Lebens, worin ich mich so glücklich fühlte als in dem gegenwärtigen. Sonst werden wir armen Diener meistentheils bei verdrießlichen Angelegenheiten vorgeschoben, bei angenehmen Ereignissen stehen wir zurück; aber diesmal erhebt mich mein Prinz über sich selbst, indem er mich voraus in die Wohnung des Vergnügens und der Reize sendet.

Mana. Sie sind sehr gütig.

Sora. Und recht willkommen. Wir haben so viel Gutes von dem Prinzen gehört, daß wir vor Neugierde brennen, ihn zu sehen.

Merkulo. Mein Fürst ist glücklich, daß er schon in der Entfernung Ihre Aufmerksamkeit hat auf sich ziehen können; und wenn er, wie ich nicht anders hoffe, durch seine Gegenwart Ihre Gunst erhalten sollte, so kann er sich als den Glücklichsten der Menschen preisen. Dürfte ich nicht indeß Ihrer Prinzessin aufwarten, an die er mit eine Unzahl Verbindlichkeiten aufzutragen hat?

Mana. Sie werden ihr bald vorgestellt werden können. Sie hat uns befohlen, Ihnen diese und die anstoßenden Zimmer an-

zuweisen. Bedienen Sie Sich davon, so viel und wie Sie's nöthig finden!

Merkulo. Wollen Sie mir erlauben, daß ich unsere Geräthschaften, deren freilich nicht wenige sind, herein und in Ordnung bringen lasse?

Mana. Nach Ihrer Bequemlichkeit.

Merkulo mit einer Verbeugung ab.

Sora. Wir wollen bleiben. Ich bin gar zu neugierig, was sie Alles mitbringen.

Es läßt sich ein lebhafter Marsch hören, und es kommt ein Zug. **Merkulo** voraus, der **Oberste**, die **Wache**, sodann **Trabanten**, welche Kasten von verschiedener Größe tragen, vier **Mohren**, die eine Laube bringen, und **Gefolge**. Sie umgeben das Theater. Die Kasten werden auf beiden Seiten, die Laube in den Grund, und ein großer Kasten auf die Laube gesetzt. Die stummen Personen gehn alle ab, der Marsch hört auf. Es bleiben

Sora. Mana. Merkulo.

Sora. Wer sind denn die hübschen bewaffneten jungen Leute und wer ist der Herr, der uns salutirte?

Merkulo. Das ist der Oberste über des Prinzen Kriegsvolk, und die Andern sind junge Edelleute, militärische Edelknaben meines gnädigsten Herrn und lose Vögel.

Mana. Wir erstaunen, mein Herr. Sie führen Dekorationen mit sich! Wollen Sie etwa eine Komödie spielen? Vermuthlich ist die Theatergarderobe in diesen Kasten?

Merkulo. Verzeihen Sie, meine Damen! — Eigentlich sollte ich den Finger auf den Mund legen und Sie mit guter Art bitten, diesen Saal, der von nun an ein Platz der Geheimnisse wird, zu verlassen; allein wie vermag ich das gegen Ihre Güte und gegen Ihre Reize! Nur vor unheiligen fremden Augen bewahren wir unsere heiligen Empfindungen, nicht vor so angenehmen Seelen, deren Theilnehmung wir wünschen.

Sora. Sagen Sie uns ums Himmels willen, was soll die Laube?

Merkulo. An diesem Zug, meine schönen Kinder, können Sie einen großen Theil des Charakters meines liebenswürdigen Prinzen erkennen. Er, der empfindsamste Mann von allen Männern, der für die Schönheiten der Natur ein gefühlvolles Herz trägt, der Rang und Hoheit nicht so sehr schätzt als den zärtlichen Umgang mit der Natur —

Sora. Ach, das ist ein Mann für uns! Wir gehn auch gar zu gern im Mondschein spazieren und hören die Nachtigallen lieber als Alles.

Merkulo. Da iſt Eins zu bedauren, meine vortrefflichen Damen! Mein Prinz iſt von ſo zärtlichen, äußerſt empfindſamen Nerven, daß er ſich gar ſehr vor der Luft und vor ſchnellen Abwechſelungen der Tageszeiten hüten muß. Freilich unter freiem Himmel kann man's nicht immer ſo temperirt haben, wie man wünſcht. Die Feuchtigkeit des Morgen- und Abendthaues halten die Leibärzte für höchſt ſchädlich, den Duft des Mooſes und der Quellen bei heißen Sommertagen für nicht minder gefährlich. Die Ausdünſtungen der Thäler, wie leicht geben die einen Schnupfen! Und in den ſchönſten, wärmſten Mondnächten ſind die Mücken juſt am Unerträglichſten. Hat man ſich auf dem Raſen ſeinen Gedanken überlaſſen, gleich ſind die Kleider voll Ameiſen, und die zärtlichſte Empfindung in einer Laube wird oft durch eine herabfahrende Spinne geſtört. Der Prinz hat durch ſeine Akademien Preiſe ausgeſetzt, um zu erfahren, ob dieſen Beſchwerden zum Beſten der zärtlichen Welt nicht abgeholfen werden könne. Es ſind auch verſchiedene Abhandlungen gekrönt worden; die Sache aber iſt bis jetzo noch um kein Haar weiter.

Sora. O, wenn je ein Mittel gegen die Mücken und Spinnen erfunden werden ſollte, machen Sie es doch ja gemeinnützig! Denn wenn man oft in himmliſchen Entzückungen aufgefahren iſt, erinnert Einen das leidige Geſiefer mit ſeinen Stacheln und krabbligen Füßen gleich wieder an die Sterblichkeit.

Merkulo. Inzwiſchen, meine ſchönen Damen, hat der Prinz, der ſeinen Genuß weder verſchoben noch unterbrochen haben will, den Entſchluß gefaßt, durch tüchtige Künſtler ſich eine Welt in der Stube zu verſchaffen. Sein Schloß iſt daher auf die angenehmſte Weiſe auszeziert, ſeine Zimmer gleichen Lauben, ſeine Säle Wäldern, ſeine Kabinette Grotten, ſo ſchön und ſchöner als in der Natur — und dabei alle Bequemlichkeiten, die Stahlfedern und Reſſorts nur geben können.

Sora. Das muß charmant ſein!

Merkulo. Und weil der Prinz ſo ſehr dran gewöhnt iſt, wie er denn in jedem Luſtſchloß ſeine Natur hat, ſo haben wir auch eine Reiſenatur, die wir auf unſern Zügen überall mit herumführen. Unſer Hofetat iſt mit einem ſehr geſchickten Manne vermehrt worden, dem wir den Titel als Naturmeiſter, Directeur de la nature,*) gegeben haben. Er hat eine große Anzahl von Künſtlern unter ſich. Ein würdiger Schüler von ihm iſt dieſer

*) Ebenſo bezeichnet Goethe den 1783 verſtorbenen verdienten Theatermeiſter des Liebhabertheaters, Meding, dem das bekannte Gedicht (Werke I, S. 121) gewidmet iſt.

Mann hier, der unſere Natur auf der Reiſe beſorgt, und den ich die Ehre habe, Ihnen in dieſer Qualität zu präſentiren. Was uns allein noch abgeht, das ſind die kühlen Lüftchen. Die Verſuche davon ſind immer noch unvollkommen; wir hoffen aber, aus Frankreich auch dieſem Mangel nächſtens abgeholfen zu ſehen.

Sora. Um Vergebung, was iſt in den Kaſten da? Darf man's wiſſen?

Merkulo. Geheimniſſe, meine ſchönen Fräulein, Geheimniſſe! Aber Sie haben das Geheimniß gefunden, die Geheimniſſe meines Herzens aufzuleſen, ſo daß Ihnen eben weiter nichts verborgen bleibt. Hier führen wir die vorzüglichſten Glückſeligkeiten empfindſamer Seelen bei uns. In dieſem Kaſten ſind ſprudelnde Quellen.

Mana. O!

Merkulo. Hier in dieſem iſt der Geſang, der lieblichſte Geſang der Vögel verborgen.

Mana. Warum nicht gar?

Merkulo. Und hier in dieſem größern iſt Mondſchein einzepackt.

Sora. Es iſt nicht möglich. Laſſen Sie's uns doch ſehn!

Merkulo. Es ſteht nicht in meiner Gewalt. Der Prinz allein weiß dieſe Herrlichkeiten in Bewegung und Leben zu ſetzen. Er ganz allein darf ſie fühlen; ich könnte Ihnen nur den groben Stoff ſichtbar machen.

Mana. O, wir müſſen den Prinzen bitten, daß er uns die Maſchinen einmal ſpielen läßt.

Merkulo. **Ums Himmels willen, laſſen Sie Sich nichts merken!** Und beſonders unter dem Titel von Spielen würde der Prinz ſeine Liebhabereien nicht erkennen. Jeder Menſch, meine ſchönen Fräulein, treibt ſeine Liebhabereien ſehr ernſthaft, meiſtens ernſthafter als ſeine Geſchäfte. Indeſſen halte ich für Schuldigkeit, Ihr Vergnügen, ſo viel an mir iſt, zu befördern, und wollte Ihnen gern unſre Raritäten, wenngleich nur leblos, vorzeigen, wäre nur die Dekoration des Saales einigermaßen mit dieſer eingeſchloſſenen Natur übereinſtimmend.

Mana. So vollkommen muß man die Illuſion nicht verlangen.

Sora. Dem iſt leicht abzuhelfen. Wir haben ja die gewirkten Tapeten, die nichts als Wälder und Gegenden vorſtellen.

Merkulo. Das wird allerliebſt ſein.

Sora. He! (Ein Bedienter kommt.) Sagt dem Hoftapezier, er ſoll die gewirkte Waldtapete gleich herunterlaſſen!

Merkulo. An mir ſoll's auch nicht fehlen.

Wald.

Er giebt ein Zeichen, und in dem Augenblicke, als ſich die Scene im Wald

verwandelt, verwandeln sich die Lasten in Rasenbänke, Felsen, Gebüsche und so weiter, der Lasten über der Laube in Wolken. Der Dekorateur wird sorgen, daß das Ganze übereinstimmend und reizend sei und mit der verschwindenden Dekoration einen recht fühlbaren Kontrast mache.

Merkulo. Bravo! Bravo!

Sora. O wie schön!

Sie besehen Alles auf das Emsigste, so lange die Musik fortdauert.

Mana. Die Dekoration ist allerliebst.

Merkulo. Um Vergebung, nicht Dekoration, sondern künstliche Natur nennen wir das; denn das Wort Natur, merken Sie wohl, muß überall dabei sein.

Sora. Scharmant! Allerliebst!

Merkulo. Da muß ich Sie noch ein Kunstwort lehren, mit dem weit zu reichen ist. „Scharmant! Allerliebst!" Das könnten Sie allenfalls auch von einer Florschürze, von einem Häubchen sagen. Nein, wenn Sie etwas erblicken, es sei, was es wolle, sehn Sie es steif an und rufen: „Ach, was das für einen Effekt auf mich macht!" — Es weiß zwar kein Mensch, was Sie eigentlich sagen wollen; denn Sonne, Mond, Fels und Wasser, Gestalten und Gesichter, Himmel und Erde, und ein Stück Glanzleinewand, Jedes macht seinen eignen Effekt; was für einen, das ist ein Bißchen schwerer auszudrücken. Halten Sie Sich aber nur ans Allgemeine: „Ach, was das für einen besondern Effekt auf mich macht!" — Jeder, der dabeisteht, sieht auch hin und stimmt in den besondern Effekt mit ein; und dann ist's ausgemacht — daß die Sache einen besondern Effekt macht.

Mana. Mit allem Dem scheint mir Ihr Prinz Liebhaber vom Theater.

Merkulo. Sehr, sehr! Das Theater und unsere Natur sind freilich nahe mit einander verwandt. Dabei ist er ein trefflicher Schauspieler. Wenn Sie ihn bereden könnten, etwas vor Ihnen aufzuführen!

Sora. Haben Sie denn eine Truppe bei Sich?

Merkulo. Das nicht! Wir sind aber Alle eine Art von Komödianten. Und dann agirt der Prinz, wenn's dazu kommt, meistentheils allein.

Sora. Ach, davon haben wir schon gehört.

Merkulo. Eh! — Sehen Sie, meine Damen, das ist eine Erfindung, oder vielmehr eine Wiedererfindung, die unsern erleuchteten Zeiten aufbehalten war. Denn in den alten Zeiten, schon auf dem Römischen Theater, waren die Monodramen vorzüglich eingeführt. So lesen wir zum Exempel vom Nero —

Mana. Das war der böse Kaiser?

Merkulo. Es ist wahr, er taugte von Haus aus nichts, war aber drum doch ein exzellenter Schauspieler. Er spielte blos Monodramen. Denn erstlich sagt Suetonius*) — Nun, das werden Sie Alles in der trefflich gelehrten Schrift eines unserer Akademisten über diese Schauspielart lesen! Sie wird auf Befehl unsers Prinzen geschrieben und auf seine Kosten gedruckt. Wir führen aber auch die neusten Werke auf, wie man sie von der Messe kriegt — Monodramen zu zwei Personen, Duodramen**) zu dreien, und so weiter.

Sora. Wird denn auch drin gesungen?

Merkulo. Ei, gesungen und gesprochen! Eigentlich weder gesungen noch gesprochen. Es ist weder Melodie noch Gesang drin, deswegen es auch manchmal Melodram genannt wird.

Sora. Wie ist das?

Merkulo. Gelegentlich, meine Fräulein! Gelegentlich!

Sora. Nun, wir hoffen, der Prinz soll gut Freund mit uns werden. Wir hoffen, Sie sollen recht lange bei uns bleiben. Sie bleiben doch recht lange bei uns?

Merkulo. Gar zu gütig! — Ach, wer glauben könnte, daß so eine Einladung aus einem so schönen Herzen käme! Es ist aber leider eines der gewöhnlichen Hofkomplimente, womit man einen Fremden bewillkommt, nur um sich zu versichern, daß er bald wieder weggehen werde.

Mana. Warten Sie nur, wir haben dem Prinzen schon allerlei Scherze von unsrer Art zugedacht, die ihn gewiß unterhalten sollen.

Merkulo. Meine Fräulein, ich wünsche Ihnen Glück und uns Allen. Möchten Sie sein Herz, sein zärtlich Herz gewinnen und ihn durch Ihren Liebreiz aus der sanften Traurigkeit ziehen, in der er verschmachtet!

Sora. Ach! Wir haben auch zärtliche Herzen, das ist just recht unsere Sache.

Mana. Bringen Sie uns nicht auch neue Liedchen mit?

Sora. Ja, wir haben's in der Art, wenn wir eine hübsche

*) Der Römische Historiker C. Suetonius Tranquillus berichtet ausführlich über die Theatermanie Nero's, namentlich Kap. 11—25. Uebrigens erzählt Riemer (Mittheilungen, II. 635), daß Goethe selbst ein Monodram „Nero" intentionirt habe, Nero darstellend, wie er vor dem Volke agirt und während der Vorstellung die Nachricht von einer Verschwörung gegen ihn erhält.

**) Der Scherz beruht darin, daß in der That in dem sogenannten Monodrama, z. B. in Rousseau's Pygmalion, in Brandes' Ariadne u. a., zwei Personen auftreten, und demnach auch dem Duodrama eine Person mehr zugeschrieben werden kann.

Melodie finden, singen wir sie meist todt, daß sie kein Mensch mehr hören mag.

Mana. Kein Liedchen an den Mond?

Merkulo. O, deren haben wir verschiedene. Ich kann gleich mit einem aufwarten.

Sora. Thun Sie's ja!

Merkulo (singt). Du gedrechselte Laterne,
Leuchtest alle Sterne,
Und an Deiner kühlen Schnuppe *)
Trägst Du der Sonne mildesten Glanz.

Sora. O pfui! Das ist gar nichts Empfindsames!

Merkulo. Schönes Kind, ums Himmels willen, es ist aus dem Griechischen!

Mana. Es gefällt mir ganz und gar nicht.

Merkulo. Daran ist wol die Melodie schuld; ich hab' es immer gedacht. Das Lied an sich selbst ist gewiß vortrefflich, hören Sie nur!

Er singt's auf die Melodie: „Monseigneur, voyez nos larmes," und die Fräulein fangen an mitzusingen.

Bedienter. Der Prinz kommt! Man eilt ihm entgegen!

Merkulo und die Fräulein gehn singend ab.

Dritter Akt.

Wald, die Laube im Grunde wie zu Ende des vorigen Akts.

Die vier **Fräulein** führen den **Prinzen** unter einer sanften Musik herein. **Merkulo** folgt ihnen. Die Frauenzimmer bemühen sich in einem gefälligen Tanze um den nachdenklichen und in sich selbst versunkenen Ankömmling; er antwortet ihren Freundlichkeiten nur gezwungen. Da die Musik einen Augenblick pausirt, spricht

Merkulo (für sich). Das sind recht Homerische Sitten, wo die schönen Töchter des Hauses sich um die Fremden bemühen. Ich hätte wol Lust, mich ins Bad zu setzen und mich abreiben zu lassen.

*) Nach dem Berichte von Böttiger (in der S. 322 erwähnten Schrift, S. 133) mußte an dieser Stelle der Sänger einen langen Läufer machen, zum unbeschreiblichen Gelächter der Zuhörer, indem er die Arie gerade gegen eine Mondscheinschwester absang, ein Fräulein, die mitspielte und gar nicht wußte, was ihr geschah. (Vgl. auch Düntzer, S. 73.)

Die Musik geht fort; endlich, da die Fräulein ihre Bemühungen ganz vergeblich sehn, eilen sie verdrießlich davon, und es bleiben
Prinz und Merkulo.

Prinz. Gesegnet seist Du, liebe Einsamkeit! Wie erbärmlich habe ich mich seit dem Eintritt in dieses Haus zwingen müssen!

Merkulo. Das muß ich Eurer Durchlaucht bekennen, daß mir's manchmal unbegreiflich gewesen ist, wie Sie Sich an einer wohlbesetzten Tafel und zwischen liebenswürdigen Frauen ennuyiren können.

Prinz. Es ist nicht Langeweile, es ist die Gefälligkeit dieser angenehmen Geschöpfe, die mich ängstet. Ach, warum muß ich dem weiblichen Geschlechte zur Qual geschaffen sein? Denn nur Eine kann mein Herz besitzen, und die Uebrigen — Ach! — —

Merkulo. Die hab' ich schon oft bedauert, und ich hab' ihnen auch gelegentlich mein Mitleiden auf eine so überzeugende Art zu verstehen gegeben, daß ich wirklich sagen kann: „Ich habe das Glück gehabt, Einigen das Leben zu fristen, die auf dem Sprunge standen, durch Ihre Grausamkeit in die Elysischen Felder vertrieben zu werden."

Prinz. Rede davon nicht! Vermehre nicht meinen Kummer!

Merkulo. Ich sage nichts; denn, wenn man Ihren hohen Stand und Ihre trefflichen Qualitäten zusammen nimmt, so ist's evident, daß einer Ihrer Blicke ganz unglaubliche Bewegungen in einem schönen Herzen hervorbringen muß.

Prinz. Meinen Stand erwähnst Du, Unglücklicher? Was ist mein Stand gegen dieses Herz?

Merkulo. Halten Sie mir's zu Gnaden! Wir wollen der Sache ihr Recht anthun. Eine wahre Liebe ist z. E. was Vortreffliches; aber eine wahre Liebe mit einem wohlgespickten Beutel, darüber geht gar nichts. So auch, was den Stand betrifft —

Prinz. Rede nur nicht immer! Nicht solche Dinge!

Merkulo. Nein, ich müßte undankbar sein, wenn ich es nicht gestände, nicht bekennte! In Ihrer Nähe, mein Gebieter, bin ich ohnehin sicher. Ihre Fürstliche Gegenwart zieht wie ein Gewitterableiter alle Elektrizität zärtlicher Herzen an sich, daß wir Andern vorm Einschlagen ganz gesichert sind.

Prinz. Ist es bald Elfe?

Merkulo. Es wird gleich sein, und ich gehe, um Sie Ihren Empfindungen in der feierlichen Stunde der Mitternacht allein zu überlassen. Es ist eine vortreffliche neuere Erfindung, daß jeder Stunde, jeder Tageszeit ihre eignen Gefühle gewidmet sind. Darin waren die Alten rechte Tröpfe. In ihren Schauspielen

konnte das Feierlichste, Schrecklichste bei hellem Tage und unter freiem Himmel vorgehn; unter Elfe und Zwölfe thun wir's aber gar nicht, und ohne Särge,*) Kirchhöfe und schwarze Tücher läßt sich nichts Rechts ausrichten.

Prinz. Sind meine Pistolen geladen?

Merkulo. Auf Ihren Befehl, wie immer. Aber ich bitte Sie um Gottes willen, erschießen Sie Sich nicht einmal!

Prinz. Sei ruhig! (Es schlägt Elfe.) Es schlägt!

Merkulo. Sie haben hier eine Glocke, die gar keinen feierlichen Ton hat. Es klingt, als wenn man auf Blech hämmerte; mich könnte nun so etwas gleich vollkommen aus meiner zärtlichsten Fassung bringen.

Die Musik giebt einige Laute und entfernte Melodien zum Folgenden an.

Prinz. Schweig, Unheiliger, und entfliehe!

Merkulo. Ab! (Ab.)

Prinz. Vergebens sucht Ihr, mich durch Eure Schönheit, durch Euer einschmeichelndes Wesen abzuziehen, von den Gedanken wegzuwenden, die ich immer mit den Armen meiner Seele umschlungen halte. Fahrt wohl, Ihr sterblichen Mädchen! Das Unsterbliche umschwebt meine Stirne, und die Geister steigen herab, meine Wohnung zu beleben und mein Herz zu beseligen.

Die feierliche Musik geht fort, die Wasserstäle fangen an zu rauschen, die Vögel zu singen, der Mond zu scheinen.

Prinz. Dich ehr' ich, heiliges Licht,
Reiner, hoher Gefühle Freund!
Du, der Du mir
Der Liebe stechende**) Schmerzen
Im Busen auf zu sanften Thränen lösest!
Ach, welche Seligkeiten säuselst Du mir
Ins stete Heiligthum der Nacht
Und deutest mir
Auf der geheimnißvollen Liebe Ruhestätte!
Ach, verzeih! Ach, mein Herz
Fühlt nicht immer gleich!
Verzeih dem trüben Blick auf Deine Schönheit,
Verzeih dem flüchtigen!

---

*) Dieselbe Verirrung des Geschmacks wird im „Neuesten aus Plundersweilern" S. 213 verspottet.

**) Es mag gerathen sein, darauf hinzudeuten, daß die Empfindsamkeit des Prinzen in absichtlich schlechten Metaphern ausgedrückt wird, so auch S. 29 „Ja säuselst Seligkeiten," S. 345 Z. 13 „Seligkeit thauet herab", S. 346 Z. 13 „im Arm der Grazien zu baden" u. a.

(Nach der Laube gekehrt.) Hier, hier wohnt meine Gottheit,
Die ganz mein Herz nach ihrem Herzen zieht.
Dies Pochen und dies Zittern!
Ha, es schlägt dem Augenblick entgegen,
Wo die Zauberei
Die Seligkeit des Wahren überflügelt.
O, den Genuß, Ihr Götter, aabt Ihr mir!
O, den Genuß bewahret mir, Ihr Götter!

Die Laube thut sich auf, man sieht ein Frauenzimmer darin sitzen; sie muß vollkommen an Gestalt und Kleidung der Schauspielerin gleichen, die nachher als Mandandane auftritt.

Prinz. Himmel, sie ist's! Himmel, sie ist's!
Seligkeit thauet herab. — —
Deine Hand an dieses Herz,
Geliebte, süße Freundin!
Du ganz für mich Geschaffne,
Ganz durch Sympathie Gefundene,
Gewählte!
In dieser schönen Stimmung unsrer Herzen
Wird mir ein Glück, das nur die Götter kennen.

Ach, in hohen Himmelsfreuden
Fühl' ich schaudernd mich verschweben!*)
Ha, vor Wonne steckt mein Leben,
Stockt der Athem in der Brust!

Ach, umweht mich, Seligkeiten!
Lindert dieses heiße Streben,
Und in wonnevolles Leben
Löset auf die schöne Lust!

Während der letzten Kadenz, da die Instrumente die Stimme zu lange nachahmen, setzt sich der Prinz auf eine Rasenbank und schläft endlich ein. Man zieht ihm verschiedenemal den Ton an, damit er einfallen und schließen möge; allein er rührt sich nicht, und es entsteht eine Verlegenheit im Orchester; endlich sieht sich die erste Violine genöthigt, die Kadenz zu schließen, die Instrumente fallen ein, die Laube geht zu, der mittlere Vorhang fällt nieder, und es zeigt sich

Ein Vorsaal.

Feria und die vier Fräulein.

Feria. Mich dünkt, der Prinz pflegt seiner Ruhe ziemlich lange. Es soll nicht gesagt sein, daß ein Mann in unserm Schlosse ungestraft die Morgenröthe herbeigeschlafen habe. Sind die Klappern bei der Hand und die Rasseln? Wir wollen ihm

*) Dasselbe Wort S. 315 Z. 20.

ein Schariwari machen und die fatale Schläfrigkeit, unsre verhaßte Nebenbuhlerin, von seinen Augen peitschen.

Lebhafter Tanz zu fünfen mit Kastagnetten und Metallbecken; mitunter tanzt **Feria** solo. Der **Oberste** kommt, die Prinzessin zu bitten, daß sie des Prinzen Ruhe nicht stören möge, indem die **Wache** die Fräulein aufhalten will. Diese machen immer ärgern Lärm. Der hintere Vorhang geht auf; das Theater ist wieder wie zu Anfang des Akts; **Merkulo** tritt zu gleicher Zeit herein, der **Prinz** fährt bewegt von seiner Rasenbank in die Höhe, ergrimmt und singt:

Ja, Ihr seid's, Erinyen, Mänaden,
Ohne Gefühl für Liebe,
Ohne Gefühl für Schmerz.
Ich hoffte, im Arm der Grazien zu baden,
Und Ihr zerreißt mein Herz!
Mein Herz! Mein Herz!
Zerreißt mein leidend Herz!

Während der Arie begiebt sich **Feria**, die **Fräulein** und die **Wache** Eins nach dem Andern, auf die Seite; es bleiben allein

Prinz und **Merkulo**.

Merkulo. Mein **Prinz**, fassen Sie Sich!

Prinz. Mein Freund, welche tödtliche Wunde!

Merkulo. Gnädiger Herr, nur Schariwari!

Prinz. Ich will weg, diesen Augenblick mich in die Einsamkeit des Gebirges verlieren!

Merkulo. Was wird die Prinzessin, was werden die Damen denken?

Prinz. Denken sie doch auch nicht, wen sie vor sich haben! Ohne das mindeste Gefühl für das Hohe, Ueberirdische meiner Stimmung, rasseln sie mit knirschenden Tönen der Vorhölle drein. Ach, Ihr goldnen Morgenträume, wo seid Ihr hin? Auf ewig! Auf ewig!

Merkulo. Es war nicht böse gemeint. Schon vor Sonnenaufgang waren die Mädchen geschäftig, ein **Dejeüner** im Garten urecht zu machen; wir haben auch wirklich den Morgenstern mit Bratwürsten in der Hand und einem vortrefflichen Glas Zyperwein bewillkommt. Man fürchtete, es möchte Alles kalt werden, verderben, und wir wollten Ihr angenehmes Gesicht im Glanz der ersten Morgensonne genießen.

Prinz. Ja, mit Schellen und Klapperblechen genießt man den Morgen! — Fort! — Leb wohl!

Merkulo. Gnädiger Herr!

Prinz. Du weißt, meine Entschließungen sind rasch und fest.

Merkulo (für sich). Leider!

Prinz. Ich gehe nach dem Orakel! Laß aufs Schärfste dieses Heiligthum bewachen, daß unter keinem Vorwand eine lebendige Seele einen Fuß hereinsetze!

Merkulo. Bleiben Sie beruhigt!

Prinz. Leb wohl! (Ab.)

Vierter Akt.

Andrason's Schloß, eine rauhe und felsige Gegend. Höhle im Grunde.

Mandandanens Kammerdiener als Askalaphus tritt auf mit einem Reverenz und spricht den Prologus.

Herrn und Frauen allzugleich,
Merkt wohl, das hier ist Pluto's Reich,
Und ich, wie ich mich vor Euch stelle,
Das ich zuerst bedeuten muß,
Ich nenne mich Askalaphus*)
Und bin Hofgärtner in der Hölle.

Die Charge ist hier unten neu;
Denn ehmals war Elysium dadrüben,
Die rauhen Wohnungen dahüben;
Man ließ es eben so dabei. —

Nun aber kam ein Lord herunter,
Der fand die Hölle gar nicht munter,
Und eine Lady fand Elysium zu schön.
Man sprach so lang', bis daß der seltne Gusto siegte,
Und Pluto selbst den hohen Einfall kriegte,
Sein altes Reich als einen Part zu sehn.

Da schleppen nun Titanen ohne Zahl,
Den alten Sisyphus**) mit eingeschlossen,
Rastlos geschunden und verdrossen,
Gar manches schöne Berg und Thal
Zusammen.

*) Askalaphos, in der Mythe der Sohn des Flusses Acheron, wird hier nach Goethe's Erfindung frei verwendet.

**) Sisyphos war für diese Thätigkeit besonders geeignet, weil seine Strafe in der Unterwelt darin bestand, den ewig wieder ihm entrollenden Steinblock auf die Höhe eines Berges zu wälzen.

Aus den fluthenden Flammen
Des Acheron's herauf
Müssen die ewigen Felsen jetzt!
Und, gält's tausend Hände,
Sie werden an irgend einem Ende
Als Point de vue zurechtgesetzt.

Um Eins nur ist es jammerschade,
Ums schöne Erdreich in Elysium!
Aber es ist keine Gnade,
Wir gehn damit ganz sündlich um.
Sonst dankt man Gott, wenn man die Steine
Vom Acker hat;
Aber hier, sechs Meilen herum sind keine
Zu finden mehr, und wir haben es noch nicht satt;
Damit verschütten wir den Boden,
Wo das weichste Gras,
Die liebsten Blümchen blühen; und warum das?
Alles um des Mannichfaltigen willen.
Ein frischer Wald, eine feine Wiese,
Das ist uns Alles alt und klein;
Es müssen in unserm Paradiese
Dorn'n und Disteln sein.

Dafür aber auch graben wir in den Hainen
Elysiums die schönsten Bäume aus
Und setzen sie, wo wir es eben meinen,
An manche leere Stelle
Herüber in die Hölle,
Um des Cerberus Hundehaus,
Und formiren das zu einer Kapelle.

Denn, Notabene, in einem Park
Muß alles Ideal sein,
Und, Salva Venia, jeden Quark
Wickeln wir in eine schöne Schal' ein.
So verstecken wir zum Exempel,
Einen Schweinstall hinter einen Tempel;
Und wieder ein Stall — versteht mich schon —
Wird geradeswegs ein Pantheon.
Die Sach' ist, wenn ein Fremder drin spazirt,
Daß Alles wohl sich präsentirt;
Wenn's Dem denn hyperbolisch dünkt,

Posaunt er's hyperbolisch weiter aus.
Freilich der Herr vom Haus
Weiß meistens, wo es stinkt.

Wie ich also sagte: unsre Elysischen Bäume
Schwinden wie Elysische Träume,
Wenn man sie verpflanzen will.
Ich bin zu allen Sachen still;
Denn in einem Park ist Alles Prunk;
Verdorrt ein Baum und wird ein Strunk,
Ha, sagen sie, da seht die Spur,
Wie die Kunst auch hinterdrein der Natur
Im Türken ist! — Ja, leider stark!
Was ich sagen wollte! Zum vollkommnen Park
Wird uns wenig mehr abgehn.
Wir haben Tiefen und Höhn,
Eine Musterkarte von allem Gesträuche,
Krumme Gänge, Wasserfälle, Teiche,
Bäseden, Höhlen, Wieschen, Felsen und Klüfte,
Eine Menge Reseda und andres Gedüfte,
Weimuthsfichten, Babylonische Weiden, Ruinen,
Einsiedler in Löchern, Schäfer im Grünen,
Moscheen und Thürme mit Kabinetten,
Von Moos sehr unbequeme Betten,
Obelisken, Labyrinthe, Triumphbogen, Arkaden,
Fischerhütten, Pavillons zum Baden,
Chinesisch-Gothische Grotten, Kioskes, Tings,
Maurische Tempel und Monumente,
Gräber, ob wir gleich Niemand begraben;
Man muß es Alles zum Ganzen haben.

Ein Einziges ist noch zurücke,
Und drauf ist jeder Lord so stolz:
Das ist eine ungeheure Brücke
Von Holz
Und einem Bogen von Hängewerk;
Das ist unser ganzes Augenmerk.
Denn erstlich kann kein Park bestehn
Ohne sie, wie wir auf jedem Kupfer sehn.
Auch in unsern toleranten Tagen
Wird immer mehr drauf angetragen,
Auf Kommunikation, wie bekannt,
Denn man sich auch gleich stellen muß;

Elysium und Erebus
Werden vice versa tolerant.

Wir freuten uns der Brücke schon;
Doch leider Acheron und Pyriphlegethon
Speien ewige Flammen;
Da fehlt's uns an gescheiten Leuten.
Und bringen wir die Brücke nicht zusammen,
So will der ganze Park nichts bedeuten;
Das Kostume leidet weder Erz noch Stein,
Von Holz muß so eine Brücke sein.

Aber, warum ich komme, ohne Zeit zu verlieren:
Pluto's schönes junges Weib
Geht gewöhnlich hierher spazieren,
Denn drin ist nicht viel Zeitvertreib.
Da sucht sie bei den armen Todten
So schöne Gegenden wie auf Siziliens Boden;
Wir haben's aber nur in Gedichten.
Dann fragt sie täglich nach herrlichen Früchten;
Wir haben aber keine zu reichen:
Pfirschen, Trauben, darnach liefen wir weit;
Holzbirn'n, Schleh'n, rothe Beerchen und dergleichen
Ist Alles, was bei uns gedeiht.

Zwei höllische Geister bringen einen Granatenbaum in einem Kübel.

Drum hab' ich zu einem Treibhaus gerathen
Und brüte zum Exempel diese Granaten
In einem frostbedeckten Haus
Mit unterirdischem Feuer aus;
Den will ich in die Erde kleben,

Er macht Alles zurecht, wie er's sagt.

Mit Felsen, Rasen, Moos umgeben,
Daß meine Königin vermeine,
Es wüchse Alles aus dem Steine,
Und wenn sie den Betrug verspürt,
Den Künstler lobe, wie sich's gebührt. (Ab.)

Vorbereitende Musik, ahnend seltene Gefühle. *)

*) An dieser Stelle ist in den Ausgaben „Proserpina" eingeschoben. Das Scenarium Goethe's hat am Anfang die Worte: Vorbereitende Musik, ahnend seltene Gefühle; am Schluß: Andrason erscheint bei den Worten „Abscheu und Gemahl ꝛc." (vgl. S. 348). Mandanbane richtet die Apostrophe an ihn und sieht vor ihm mit Entsetzen. Er erstaunt, sieht sich um und folgt ihr voller Verwunderung.

Fünfter Akt.

Vorsaal.

Mana. Sora. Lato. Mela.

Sora. Liebe Schwestern, es koste, was es wolle, wir müssen in des Prinzen Zimmer.

Mana. Aber die Wache?

Sora. Die bindert uns nicht; es sind Männer. Wir wollen ihnen schön thun und Wein geben; damit führen wir sie, wie wir wollen.

Lato. Laß sehn!

Sora. Ich habe vom süßen Wein genommen und ihn mit Schlaftrunk gemischt. Denn, Ihr Kinder, es liegt Viel dran.

Mela. Wie so?

Sora. Wer nicht neugierig ist, erfährt nichts. Mir brannt' es auf dem Herzen, zu wissen, wie's im Zimmer wol sein möchte, wenn die schönen Sachen alle spielten. Gegen Mitternacht schlich ich mich hinan und guckte durch einen Riß in der Thür, den ich von Allers her wohl kenne.

Mana. Was sahst Du?

Sora. Was Ihr nicht denkt! Nun glaub' ich wohl, daß der Prinz gegen uns so unempfindlich blieb, so verachtend von uns wegging.

Lato. Ach, er ist ein schöner Geist von der neuen Sorte; die sind Alle grob.

Sora. Das nicht allein. Er führt seine Geliebte mit sich herum.

Mana. Nicht möglich!

Lato. Ei, wie?

Sora. Wenn ich Euch nichts aufspürte! In dem verfluchten Kasten, in der geheimnißvollen Laube sitzt sie. Mich wundert nur, wie sie sich mag so herumschleppen lassen, so stille sitzen!

Mana. Drum wurde das Ding von Maulesel getragen.

Mela. Wie sieht sie aus?

Sora. Ich habe nur einen Zipfel vom Kleide sehen können, und daß der Prinz ihre Hand nahm und küßte. Gar nichts weiter. Hernach entstand ein Geräusche; da rusch' ich fort.

Lato. O laßt uns sehen!

Mana. Wenn sich's nur schickte!

Sora. Es ist ja Nacht, kein Mensch wird es erfahren. Ich habe schon den Hauptschlüssel. Nun spielt mit der Wache hübsch die Mädchen!

Musik.

Die Frauenzimmer spielen unter sich kleine Spiele. Die von der Wache kommen einzeln herein und sehen zu; sie rufen einander herbei, endlich mischen sie sich in die Spiele. Die Fräulein thun erst fremd, dann freundlich, endlich bringen sie Wein und Früchte; die Jünglinge lassen sich's wohl schmecken, Tanz und Scherz geht fort, bis die Wache anfängt, schläfrig zu werden; sie taumeln hin und her, zuletzt in die Koulissen, und die Mädchen behalten das Feld.

Sora. Nun frisch ohne Zeitverlust ins Zimmer! Laßt uns die Verwegene aus ihrer Dunkelheit reißen, ihre Schande zu unserm Triumph offenbaren!

Alle ab.

Der hintere Vorhang geht auf, das Theater verändert sich in die Waldscene. Nacht ohne Mondschein. Um die Laube ist Alles düster und stille. Die vier Fräulein kommen mit Fackeln; Pantomime und Tanz, worin sie Neugierde und Verdruß ausdrücken. Sie öffnen die Laube, leuchten starrend hinein und fahren zurück.

Sora. Was ist das? Mandandane!

Lato. Ein Gespenst oder Andrason's Gemahlin!

Mela. Eine Maske. Was steckt darunter?

Sie nähern sich wieder allmählig.

Mana. Wir wollen sie anrufen.

Lato. Heda, junge Dame!

Sora. Sie rührt sich nicht.

Mela. Ich dächte, wir blieben aus dem Spiele; ich fürchte, es steckt Zauberei dahinter.

Sora. Ich muß es doch näher besehn.

Mana. Nimm Dich in Acht! Wenn's auffährt —

Lato. Sie wird Dich nicht beißen.

Mela. Ich gehe meiner Wege.

Sora (die es anrührt und zurückfährt). Ha!

Mana. Was giebt's?

Mela. Es ist wahrlich lebendig! Sollt' es denn Mandandane selbst sein? Es ist nicht möglich!

Lato (indem sie sich immer weiter entfernt). Wir müssen's doch heraus haben.

Mela. So redet es doch an!

Sora (die sich furchtsam nähert). Wer Du auch seist, seltsame, unbekannte Gestalt, rede, rühre Dich und gieb uns Rechenschaft von Deinem abenteuerlichen Hiersein!

Mana. Es will sich nicht rühren.

Lato. Geh' Eines hin und nehme ihr die Maske ab!

Sora. Ich will einen Anlauf nehmen! Kommt Alle mit!

Sie halten sich an einander, und es zerrt Eine die Andre nach sich bis zur Laube.

Mona. Wir wollen am Sessel ziehen, ob's leicht oder schwer ist.

Sie ziehen am Sessel und bringen ihn mit leichter Mühe bis ganz hervor ans Theater; sie gehen drum herum, machen allerlei Versuche, die Maske fällt herunter, und sie thun einen allgemeinen Schrei.

Mona. Eine Puppe!

Sora. Eine ausgestopfte Nebenbuhlerin!

Lato. O, ein schönes Gehirn!

Sora. Wenn sie eben so ein Herz hat —

Mona. Die soll uns nicht umsonst verirt haben! Auskleiden soll man sie und in den Garten stellen, die Vögel damit zu scheuchen.

Lato. So was ist mir in meinem Leben nicht vorgekommen.

Mela. Es ist doch ein schönes Kleid.

Mona. Man sollte schwören, es gehöre Mandandanen.

Mela. Ich begreife nicht, was der Prinz mit der Puppe will.

Sie versuchen an der Puppe Verschiedenes, endlich bringen sie aus der Brust einen Sack hervor und erheben ein lautes Geschrei.

Sora. Was ist in dem Sack? Laßt sehn! Was ist in dem Sack?

Mona. Häckerling ist drin, wie sich's anfühlen läßt.

Sora. Es ist doch zu schwer —

Lato. Es ist auch etwas Festes drin.

Mela. Bindet ihn auf! Laßt sehn!

Andrason kommt.

Andrason. Ihr Kinder, wo seid Ihr? Ich such' Euch überall, Ihr Kinder.

Mona. Du kommst eben zur gelegenen Zeit! Da sieh!

Andrason. Was Teufel ist das? Meiner Frauen Kleider? Meiner Frauen Gestalt?

Mona (ihm den Sack zeigend). Mit Häckerling ausgestopft.

Sora. Sieh Dich um! Das ist die Natur, worin der Prinz lebt, und das ist seine Geliebte.

Andrason (auffahrend). Ihr großen Götter!

Sora. Mach nur den Sack auf!

Andrason (aus tiefen Gedanken). Halt!

Mona. Was ist Dir, Andrason?

Andrason. Mir ist, als wenn mir in dieser Finsternis ein Licht vom Himmel käme.

Sora. Du bist verrückt.

Andrason. Seht Ihr nichts, Ihr Mädchen? Begreift Ihr nichts?

Mana. Ja, ja! Das Gespenst, das uns geängstet hat, ist begreiflich genug, und der Sack, den ich in meinen Armen habe, dazu.

Andrason. Verehre die Götter!

Sora. Du machst mich mit Deinem Ernst zu lachen.

Andrason. Seht Ihr nicht die Hälfte des mir Glück weissagenden Orakels erfüllt? —

Mana. Daß wir nicht darauf gefallen sind!

Andrason. Wenn wird ein greiflich Gespenst von schönen Händen entgeistert —

Sora. Nichts kann klärer sein!

Andrason. Und der leinene Sack seine Geweide verleiht!

Nun aufgemacht, Ihr Kinder! Laßt uns vor Allem sehn, was der enthält!

Sie binden ihn auf, und wie sie ihn umschütteln, fällt eine ganze Partie Bücher, mit Häckerling vermischt, heraus.

Andrason. Geht Acht, das werden Zauberbücher sein. (Er hebt eins auf.) Empfindsamkeiten!*)

Mana. O gebt's her!

Die Andern haben indessen die übrigen Bücher aufgehoben.

Andrason. Was hast Du? Siegwart,**) eine Klostergeschichte, in drei Bänden.

Mana. O, das muß scharmant sein! Gieb her, das muß ich lesen. — Der gute Jüngling! ***)

Lalo. Den müssen wir kennen lernen.

Sora. Da ist ja auch ein Kupfer dabei!

Meta. Das ist gut; da weiß man doch, wie er ausgesehen hat.

Lalo. Er hat wol recht traurig, recht interessant ausgesehn.

Es giebt den Schauspielern überlassen, sich hier auf gute Art über ähnliche Schriften lustig zu machen.

Andrason. Eine schöne Gesellschaft unter einem Herzen!

Meta. Wie kommen die Bücher nur da herein?

*) Es ist hier wol kaum an ein bestimmtes Werk zu denken, sondern an die zahlreichen und mangelhaften Nachahmungen von Sterne's „Sentimental Journey through France and Italy", die 1767 in England herauskam und schon im folgenden Jahre in deutscher Uebersetzung (von Bode) erschien.

**) Es wird hiermit die 1777 erschienene erweiterte und umgearbeitete Ausgabe von Joh. Martin Miller's „Siegwart" bezeichnet; die erste, 1776 erschienene, hatte nur 2 Bände.

***) In den Ausgaben sind diese drei Worte stets gesperrt gedruckt, als wenn darauch eins der aufgehobenen Bücher bezeichnet würde; indessen einmal ist uns wenigstens keins bekannt, auf welches Goethe sich hier beziehen könnte; dann empfängt ja aber auch Mana in diesem Augenblicke die drei Bände des „Siegwart" aus Andrason's Händen, so daß offenbar jener selbst gemeint ist.

Andrason. Laßt sehn! Ist das Alles? (Er wendet den Sack völlig um; es fallen noch einige Bücher und viel Backerling heraus.) Da kommt erst die Grundsuppe! .

Sora. O laßt sehn!

Andrason. Die neue Heloise!*) — Weiter! — Die Leiden des jungen Werther's! — Armer Werther!

Sora. O geht's! Das muß ja wol traurig sein.

Andrason. Ihr Kinder, da sei Gott vor, daß Ihr in das Zeug nur einen Blick thun solltet! Gebt her! (Er packt die Bücher wieder in den Sack zusammen, thut den Backerling dazu und bindet's gut.)

Mana. Es ist nicht artig von Euch, daß Ihr uns den Spaß verderben wollt! Wir hätten da manche schöne Nacht lesen können, wo wir ohnedem nicht schlafen.

Andrason. Es ist zu Euerm Besten, Ihr Kinder! Ihr glaubt's nicht, aber es ist wahrlich zu Euerm Besten. Nur ins Feuer damit!

Mana. Laßt sie nur erst die Prinzessin sehn!

Andrason. Ohne Barmherzigkeit! (Nach einer Pause.) Aber was erscheinen mir für neue Lichter auf dem dunkeln Pfade der Hoffnung! Ich seh', ich seh', die Götter nahmen sich meiner an.

Sora. Was habt Ihr für Erscheinungen?

Andrason. Hört mich! Diese Bücher sollen nicht ins Feuer!

Mana. Das ist mir sehr lieb.

Andrason. Und Ihr sollt sie auch nicht haben!

Sora. Warum?

Andrason. Hört, was das Orakel ferner gesagt hat!

Wird die geflickte Braut mit dem Verliebten vereinet,
Dann kommt Ruhe und Glück, Fragender, über Dein Haus.

Daß von dieser lieblichen Braut die Rede sei, das ist wol keine Frage mehr. Wie wir sie aber mit dem lieben Prinzen vereinen sollen, das seh' ich noch nicht ein. Ich will auch nicht darüber nachdenken; das ist der Götter Sache! Aber geflickt muß sie zuerst werden, das ist klar, und das ist unsere Sache!

Er thut den Sack wieder an den vorigen Ort, die Mädchen helfen dazu, und man bittet, daß Alles mit der größten Dezenz geschehe. Darauf wird die Matte wieder vorgewunden und die Puppe in gehörige Position gesetzt.

Sora. Ich verstehe noch von Allem dem kein Wort; und das, was mir an dem Orakel nicht gefällt, ist, daß es von so gemeinen Sachen und in so niedrigen Ausdrücken spricht.

*) J. J. Rousseau's berühmter Roman, der zum Theil auch auf das Entstehen von „Werther's Leiden" Einfluß ausgeübt hat, war 1759 in Frankreich, 1761 in deutscher Uebersetzung erschienen.

Andrason. Liebes Kind, die gemeinen Sachen haben auch ihr hohes Interesse, und ich verzeihe Dir, daß Du den tiefen Sinn des Orakels nicht einsiehst.

Mana. Nun, so seid nicht so geheimnißvoll, erklärt Einem was!

Andrason. Ist es nicht deutlich, meine schönen Kinder, daß in diesen Papieren eine Art von Talisman steckt, daß in ihnen diese magische Gewalt liegt, die den Prinzen an eine abgeschmackte ausgestopfte Puppe fesselt, wozu er die Gestalt von eines ehrlichen Mannes Frau geborgt hat? Seht Ihr nicht, daß, wenn wir diese Papiere verbrennten, der Zauber aufhören und er seine Geliebte als ein hohles Bild der Phantasie gleich erkennen würde? Die Götter haben mir diesen Wink gegeben, und ich danke ihnen, daß ich sie nicht mißverstanden habe. O Du liebliche, holde, geflickte Braut, möge die Kraft aller lügenhaften Träume auf Dich herabsteigen! Möge Dein papiernes Herz, Deine leinenen Gedärme so viel Kraft haben, den hoch und fein empfindenden Prinzen an sich zu ziehen, wie sonst magische Zeichen, geweihte Kerzen, Alraune und Todtenköpfe, Geister und Schätze an sich zu ziehen pflegen! — Die Laube war wol der Aufenthalt dieser himmlischen Nymphe? Kommt! Wir wollen sie verwahren, Alles in Ordnung bringen, Niemand etwas davon entdecken und der Mitwirkung der Götter fürs Folgende gewiß sein.

Mana. Andrason, nun kommt mir's erst wunderbar vor, daß Ihr da seid!

Andrason. Ein Seltsames verdrängt die Empfindung des andern.

Sora. Wie kommt Ihr so schnell wieder und in tiefer Nacht bei uns an?

Andrason. Laßt's Euch sagen und klagen, meine lieben Kinder! Als ich von Euch wegging, eilte ich gerade nach Hause. Ich machte den Weg in gemlich kurzer Zeit; das Verlangen, mein Haus, meine liebe Frau wiederzusehen, wurde immer größer bei mir. Ich fühlte mich schon in ihren Armen und lenkte mich für die lange Abwesenheit recht beriab. Wie ich in meinen Schloßhof hineintrete, Ihr Kinder, höre ich eben ein Gebrause, ein Getöne, Rufen, hohles Anschlagen und eine Wirthschaft durch einander, daß ich nicht anders dachte, als der wilde Jäger sei bei mir eingezogen. Ich gehe hinauf; es wird immer ärger; die Stimmen werden unvernehmlicher und hohler, je näher ich komme; nur meine Frau höre ich schreien und rufen, als wenn sie unsinnig geworden wäre. Ganz verwundert trete ich in den Saal. Ich finde ihn fratzet wie eine Höhle, ganz zur Hölle dekorirt, und

mein Weib fährt mir in ungeheurer Leidenschaft und mit entsetzlichem Fluchen auf den Hals, traktirt mich als Pluto, als Scheusal, und sieht endlich vor mir, daß ich eben wie versteint dastehe und kein Wort hervorzubringen weiß.

Mana. Aber um Gottes willen, was war ihr denn?

Andrason. Wie ich's beim Licht besah, war's ein Monodrama!

Meia. Das muß doch ganz kurios sein.

Andrason. Nun muß ich Euch noch eine Neuigkeit sagen: sie ist mit hier.

Mana. Mit hier?

Sora. O laßt uns gleich zu ihr gehen! Wir haben sie doch Alle recht lieb.

Mana. Wie kommt's denn aber, daß Ihr sie mit hierher bringt, da Ihr wißt, der Prinz wird wieder durchkommen?

Andrason. Ihr kennt ja, lieben Kinder, meine alte Gutmüthigkeit. Wie sie sich aus ihrer poetisch-theatralischen Wuth ein Bischen erholt hatte, war sie wieder gefällig und gut gegen mich. Ich erzählte ihr Allerlei, um sie zu zerstreuen, erzählte ihr Allerhand von Euch und meiner Schwester; sie sagte, sie hätte längst gewünscht, Euch wieder einmal zu sehn; ich sagte ihr, daß eine Reise ihr sehr gut sein würde, und weil die schnellsten Entschlüsse die besten seien, sollte sie sich gleich in den Wagen setzen. Sie nahm's an, und erst hinterdrein fiel mir ein, daß ich einen dummen Streich gemacht hatte, sie, ehe es nöthig war, mit dem Prinzen wieder zusammenzubringen. Doch war's gleich mein Trost, wie gewöhnlich, daß ich dachte, es entsteht vielleicht etwas Gutes daraus. Und, wie Ihr seht, gelegner hätten wir nicht kommen können.

Mandandane, Feria kommen.

Mana. Sei uns willkommen, Mandandane!

Mandandane. Willkommen, meine Freundinnen!

Feria. Das war eine recht unvermuthete Freude! — Was macht Ihr in des Prinzen Zimmer?

Mandandane. Ist das sein Zimmer?

Feria. Was giebt's denn da? Was ist das?

Mandandane. Wie? Meine Gestalt? Meine Kleider?

Andrason (für sich). Wie wird das ausgehn?

Mana. Wir haben diese ausgestopfte Puppe in der Laube gefunden, die der Prinz mit sich herumschleppt.

Sora. Dies ist die Göttin, die seine vollkommene Anbetung hat.

Mandandane. Es ist Verleumdung! Der Mann, dessen Liebe

ganz in geistigen Empfindungen schwebt, sollte sich mit so einem schalen Puppenwerk abgeben? Ich weiß, daß er mich liebt; aber es ist meine Gesellschaft, die Unterhaltung, die er für seinen Geist bei mir findet. — Ihn mit so einem kindischen Spiel im Verdacht haben, beißt ihn und mich beleidigen!

Sora. Man könnte sagen, daß er Euer Andenken so werth hält und Euer Bild überall mit sich herumträgt, um sich mit ihm wie mit Euch selbst zu unterhalten.

Andrason (leise zu ihr). Halte Dein verwünschtes Maul!

Feria. Ich weiß nicht, was ich dazu sagen soll.

Mandandane. Nein! Sollte sein Andenken so eine erlogene, abgeschmackte Nahrung brauchen, so müßte seine Liebe selbst von dieser kindischen Art sein; er würde nicht mich, sondern eine Wolke lieben, die er nur nach meiner Gestalt zu modeln Belieben trüge.

Andrason. Wenn Du wüßtest, womit sie ausgestopft ist!

Mandandane. Es ist nicht wahr!

Mane. Wir betheuern's. Wo sollten wir denn die Puppe hernehmen? Sieh hier noch den Platz, wo sie gesteckt hat!

Andrason. Wenn Du es nicht glauben willst, so ist das beste Mittel: wenn wir merken, daß der Prinz wiederkommt, nimm die Maske vor, setze Dich selbst in die Laube, thue, als seist Du mit Häckerling ausgestopft, und sieh alsdann zu, ob wir wahr reden!

Die Mädchen setzen indeß die Puppe wieder in die Laube.

Mandandane. Das ist ein seltsamer Vorschlag.

Feria. Laßt uns gehen, eh der Tag und Jemand von seinen Leuten uns überrascht!

Alle ab bis auf Andrason, der Sora zurückhält.

Andrason. Sora!

Sora. Herr!

Andrason. Ich bin in der größten Verlegenheit.

Sora. Wie?

Andrason. Der fünfte Akt geht zu Ende, und wir sind erst recht verwickelt!

Sora. So laßt den sechsten spielen!

Andrason. Das ist außer aller Art.

Sora. Ihr seid ein Deutscher, und auf dem deutschen Theater geht Alles an.

Andrason. Das Publikum dauert mich nur; es weiß noch kein Mensch, woran er ist.

Sora. Das geschieht ihnen oft.

Andrason. Sie könnten denken, wir wollten sie zum Besten haben.

Sora. Würden sie sich sehr irren?

Andrason. Freilich! Denn eigentlich spielen wir uns selber.

Sora. Ich habe so etwas gemerkt.

Andrason. Muth gefaßt! — O Ihr Götter! Seht, wie Ihr Euerm Orakel Erfüllung, dem Zuschauer Geduld und diesem Stück eine Entwicklung gebt! Denn ohne ein Wunder weiß ich nicht, wie wir auf gute Art aus einander kommen sollen.

Sechster Akt.

Wald und Laube.

Prinz und Merkulo.

Prinz (aus dem Nahen singend).

Merkulo (für sich). Der Besuch beim Orakel ist meinem Prinzen nicht wohl bekommen. Wär er verliebt betrübt, so ist er jetzt außer sich. Könnt' ich seinen Schmerz nur in Worten bringen! (Zum Prinzen.) Theuerster Herr! Hat die kurze Abwesenheit Ihr Herz so gegen mich zugeschlossen, daß Sie mich nicht würdigen, der Vertraute Ihres Schmerzes zu sein, da ich so oft der Vertraute Ihres Entzückens gewesen bin?

Prinz. Ich verstehe nicht, was sie sagen — und doch ist mir's, als wenn die Götter etwas Großes über mich verhängten. Mein Gemüth ist von unbekannten Empfindungen durchdrungen.

Merkulo. Wie lautet der Ausspruch des Orakels?

Prinz. Seine Worte sind zweideutig, und, was mich am Meisten verdrießt, ihnen fehlt der Stempel der Ehrfurcht, den meine Fragen und mein Zustand selbst den Göttern einflößen sollten. Ich hab sie mit gerührtem Herzen, mir zu entwickeln, wann denn diese stürmische Bewegung meines Herzens endlich aufhören, wann dieses Tantalische Streben nach ewig fliehendem Genuß endlich ersättiget werden würde, wann ich, für meine Mühseligkeiten und Leiden endlich belohnt, die Entzückungen mit der Ruhe und diese holde Traurigkeit mit einem bestätigten Herzen würde verbinden können? Und was gaben sie mir für eine Antwort! Ich mag sie meinem Gedächtniß nicht wieder zurückrufen! Nimm und lies!

Er giebt ihm eine Rolle.

Merkulo (lieſt).

Wird*) nicht ein kindiſches Spiel vom ernſten Spiele vertrieben,
Wird Dir lieb nicht und werth, was Du beſitzend nicht haſt,
Giebſt entſchloſſen dafür, was Du nicht habend beſitzeſt,
Schwebt in ewigem Traum, Armer, Dein Leben dahin.

Ein witziges Orakel! Ein antithetiſches Orakel!

Er lieſt weiter.

Was Du thöricht geraubt, gieb Du dem Eigener wieder!
Eigen werde Dir dann, was Du ſo ängſtlich erborgſt!
Oder fürchte den Zorn der überſchwebenden Götter,
Hier und über dem Fluß fürchte des Tantalus Loos!

Prinz. Warum muſt' ich Thörichter fragen, da ich nunmehr wider meinen Willen folgen oder der Götter Zorn auf mich laden muß!

Merkulo kann nach Belieben den Orakelſpruch wiederholen, Anmerkungen machen ꝛc., bis er glaubt, das Publikum habe die Worte genugſam gehört.

Merkulo. Bei dieſer Gelegenheit, dächt' ich, könnten Sie Sich immer mit der Unwiſſenheit entſchuldigen; denn ich ſehe wenigſtens nicht, wie das Orakel prätendiren kann, daß man's verſtehen ſoll.

Prinz. Ich verſteh' es nur zu wohl! Nicht die Worte, aber den Sinn. (Gegen die Laube gekehrt.) Dich ſoll ich weggeben! Dich ſoll ich aufopfern! Als wenn ich Ruhe der Seele und Glück erwerben könnte, wenn ich mich ganz zu Grunde richte!

Merkulo. Freilich laſſen ſich allenfalls die Worte des Orakels dahin deuten.

Prinz. Es iſt allzu grauſam!
Wegzugeben, was ich habe,
Götter, ach, iſt allzu viel.

Merkulo. Nennen doch die hohe Gabe
Götter ſelbſt ein Kinderſpiel!

*) Vgl. Werke, III. 158.

Prinz. Ich verliere diese Freuden! *)
Mir verschwindet dieses Licht!
Merkulo (für sich.) O, wahrhaftig, zu beneiden
Sind die Seligkeiten nicht.
Prinz. Götter neiden dies Entzücken,
Und sie nennen es ein Spiel.
Merkulo. Uns weit besser zu erquicken,
Giebt's noch andrer Sachen viel.

Prinz. Es ist ein entsetzlicher Entschluß, der in meiner Seele sich hin und her bewegt, und was für Empfindungen auf- und absteigen, die mir diesen Entschluß bald zu erleichtern, bald zu erschweren scheinen! — Laß mich allein und sei bereit, auf meinen Wink alle meine Leute, alle Bewohner dieses Hauses zusammen zu rufen! Denn was ich thun will, ist eine große und männliche That und leidet den Anblick vieler Zeugen.

Merkulo. Bester Herr, Sie machen mir bange.

Prinz. Erfülle Deine Pflicht!

Merkulo (im Weggehen umkehrend). Noch Eins! Andrasen ist wieder hier; wollen Sie Den auch zum Zeugen haben?

Prinz. Himmel! Andrasen!

Merkulo. Er selbst. Ich hab' ihn, wie ich aufstand, mit seiner Schwester am Fenster gesehen.

Prinz. Laß mich allein! — Meine Sinnen verwirren sich; ich muß Luft haben, um die tausend Gedanken, die in mir durch einander gehen, zurechte zu legen. (**Merkulo** ab.)

Prinz (allein, nach einer Pause). Fasse Dich! Entschließe Dich! Denn Du **mußt**! — Weggeben sollst Du das, was Dein ganzes Glück macht, aufgeben, was die Götter wol Spiel nennen dürfen, weil ihnen die ganze Menschheit ein Spiel zu sein scheint. Dich weggeben! (Er macht die Laube auf. Mandandane mit einer Maske vor dem Gesicht sitzt drin.) Es ist ganz unmöglich! Es ist, als griff' ich nach meinem eignen Herzen, um es herauszureißen! Und doch! — (Er fährt zusammen und von der Laube weg.) Was ist das in mir! Wie unbegreiflich! Wollen mir die Götter meinen Entschluß erleichtern? Soll ich mir's leugnen oder gestehn? Zum ersten Mal fühl' ich den Zug, der mich nach dieser himmlischen Gestalt zieht, sich verringern! Diese Gegenwart umfängt mich nicht mehr mit dem unendlichen Zauber, der mich sonst vor ihr mit himmlischen Nebeln bedeckte! Ist's möglich? In meinem Herzen entwickelt, bestimmt sich das Gefühl: Du kannst, Du willst sie weggeben! — Es ist mir unbe-

*) In der Handschrift: „Ich verlieren diese Freuden! Mir verschwinden dieses Licht!"

greiflich! (Er geht auf sie los.) Geliebteste! (Er wendet kurz wieder um.) Nein, ich belüge mich! Mein Herz ist nicht hier! In fremden Gegenden schwärmt's herum und sucht nach voriger Seligkeit — Mir ist's, als wenn Du es nicht mehr wärest, als wenn eine Fremde mir untergeschoben wäre. O Ihr Götter, die Ihr so grausam seid, welche seltsame Gnade erzeigt Ihr mir wieder, daß Ihr mir das so erleichtert, was ich auf Euern Befehl thue! — Ja, lebe wohl! Von ungefähr ist Andrason nicht hier. Ich hatte ihm die beste Hälfte seines Eigenthums geraubt; hier nehme er sie wieder! Und Ihr, himmlische Geister, gebt Euerm seltsamen Sohn aus den Weiten der Welt neues, unbekanntes Glück! (Er ruft.) Merkulo!

Merkulo kommt.

Prinz. Bringe sie zusammen, die Meinigen, das Haus! Könnt' ich die Welt zusammenrufen, sie sollte Zeuge der wundervollen That sein. (Merkulo ab.)

Der Prinz verschleiert die Laube. Unter einer feierlichen Musik kommen der Oberste, die Wache, das ganze Gefolge, nach ihnen die Fräuleins. Alles stellt sich zu beiden Seiten, wie sie stehen müssen, um das Schlußballet anzufangen. Zuletzt kommen Ferin und Andrason mit Merkulo. Die Musik hört auf.

Prinz. Tritt näher, Andrason, und höre mich einen Augenblick geruhig an! Bisher sind wir nicht die besten Freunde gewesen; nunmehr haben die Götter mir die Augen geöffnet. Das Unrecht, ich' ich, war auf meiner Seite; ich raubte Dir die beste Hälfte des Weibes, das Du liebst. Auf Befehl der Unsterblichen geb' ich Dir sie zurück. Nimm als ein Heiligthum wieder, was ich als ein Heiligthum bewahrt habe, und verzeih das Vergangne meiner Noth, meinem Irrthum, meiner Jugend und meiner Liebe!

Andrason. (Laut.) Was soll das heißen? (Für sich.) Was wird das geben?

Prinz. (Er führt die Laube, wo sich Mandane befindet, hervor.) Hier, erkenne das Geheimniß und empfange sie zurück!

Andrason. Meine Frau! Du entführst mir meine Frau, schleppst sie mit Dir herum, beschimpfest mich öffentlich, da Du sie mir vor den Augen aller Welt zurückziehst?

Prinz. Dies sei Dir ein Beweis der Heiligkeit meiner Gesinnungen, daß ich jetzt das Licht nicht scheue!

Andrason. Himmel und Hölle! Ich will es rächen. (Er greift nach dem Schwert, Ferin hält ihn, er spricht leise zu ihr.) Laß sein! Ich muß ja so thun.

Prinz. Entrüste Dich nicht! Mein Schwert hat auch eine Schärfe. Sei stille, gieb der Vernunft Gehör! Du kannst nicht sagen: „Es ist mein Weib", und es ist doch Dein Weib.

Andrason. Ich hasse die Räthsel! (Nach einem Augenblick stille sinnen fährt er fort:) Ich erstaune! Wieder entwindet sich in meiner Seele ein neuer Verstand, eine Erklärung der letzten Worte des Orakels! Wär' es möglich? O helft mir, gütige Götter! (Laut:) Verzeih! Ich fühle, daß ich Dir Unrecht thue. Hierin ist Zauberei oder eine andere geheime Kraft, die der Menschen Sinne inwendig mit sich selbsten macht. Was soll ich mit zwei Weibern thun? Ich verehre den Wink des Himmels und Deinen Schwur. Diese nehm' ich wieder an; aber gern geb' ich Dir Jene dagegen, die ich gegenwärtig besitze.

Prinz. Wie?

Andrason. Bringt sie her!

Die Sklaven ab.

Prinz. Sollte ich nach so viel Leiden noch glücklich werden können?

Andrason. Vielleicht thun hier die Himmlischen ein Wunder, um uns Beide zur Ruhe zu bringen. Laß uns diese Beiden als Schwestern betrachten! Jeder darf eine besitzen, und Jeder die seinige ganz.

Prinz. Ich vergeh' in Hoffnung!

Andrason. Komm Du auf mein Theil, immer gleich Geliebte!

Die Mohren heben den Sessel aus der Laube und setzen ihn an die linke Seite des Grundes.

Mandandane (im Begriff, die Maske abzuwerfen, an Andrason's Hals). O Andrason!

Andrason (der sie nicht aufstehn noch die Maske abnehmen läßt). Still, Püppchen! Stille, Liebchen! Es naht der entscheidende Augenblick!

Die Sklaven bringen die Puppe, der Prinz auf sie los und fällt vor ihr nieder.

Prinz. Himmel, sie ist's! Himmel, sie ist's!*)
Seligkeit thauet herab!

Die Puppe wird an die andere Seite des Theaters Mandandanen gegenüber gesetzt. Hier muß die Aehnlichkeit Beider dem Zuschauer noch Illusion machen, wie es überhaupt durchs ganze Stück darauf angesehen ist.

Andrason. Komm und gieb mir Deine Hand! Aller Groll höre unter uns auf, und feierlich entsag' ich hier dieser zweiten

*) Der Prinz wiederholt den Anfang der S. 345 gesprochenen Tirade.

Mandandane und vereine ſie mit Dir auf ewig! (Er legt ihre Hände zuſammen.) Sei glücklich! (für ſich) mit Deiner geflickten Braut!

Prinz. Ich weiß nicht, wo mich die Trunkenheit der Wonne hinführt. Dieſe iſt's, ich fühl' ihre Nähe, die mich ſo lang' an ſich zog, die ſo lang' das Glück meines Lebens machte! Ich fühl's, ich bin wieder in dem Zauberſtrudel fortgeriſſen, der unaufhörlich von ihr ausfließt. (Zu Mandandanen.) Verzeih und leb wohl! (Auf die Puppe deutend.) Hier, hier iſt meine Gottheit, die ganz mein Herz nach ihrem Herzen zieht!

Mandandane (die die Maske abwirft, zu Andraſon).

Laß uns den Bund erneuen,
Gieb wieder Deine Hand!
Verzeih, daß ich den Treuen,
So thöricht Dich verkannt.

Prinz (zur Puppe). Was, Menſchen zu erfreuen,
Die Götter je geſandt,
Das Leben zu erneuen,
Fühl' ich an Deiner Hand!

Merkulo. Wie mir's iſt, ſag' ich nicht! —
Als zögen uns die Wände ein Fratzengeſicht!
Himmel und Erde ſcheint uns Gift zu bohren,
Wir ſind unwiederbringlich verloren.

Mandandane (zu Andraſon). Laß uns den Bund erneuen,
Gieb wieder Deine Hand!
Verzeih, daß ich den Treuen,
So thöricht Dich verkannt.

Prinz (zur Puppe). Was, Menſchen zu erfreuen,
Die Götter je geſandt,
Das Leben zu erneuen,
Fühl' ich an Deiner Hand.

Andraſon. Wenn je ein ſeltſam Orakel buchſtäblich erfüllt worden, ſo iſt's dieſes, und alle meine Wünſche ſind befriedigt, da ich Dich ſo wieder in meinen Armen halte. Auf, Schweſter, Kinder, Freunde! Laßt's nun an Luſtbarkeiten nicht fehlen! Wir wollen unſers Glücks genießen, über die wunderbare Geſchichte unſere ſtillen Betrachtungen anſtellen, (mehr hervortretend gegen die Zuſchauer) und von hundert Lehren, die wir daraus ziehen könnten, uns beſonders dieſe merken, daß ein Thor erſt dann recht angeführt iſt, wenn er ſich einbildet, er folge gutem Rath oder gehorche den Göttern.

Ein großes Ballet zum Schluſſe.

Die Vögel.

Vorbemerkung des Herausgebers.

Nach dem ganzen Gange von Goethe's geiſtiger Entwickelung läßt ſich kaum annehmen, daß ihn bei ſeiner Beſchäftigung mit Ariſtophanes vorzugsweiſe die politiſchen Deutungen intereſſirt haben werden, welche man deſſen Komödien gegeben hat. Zudem hatte man ſolche in der Zeit, in der er die „Vögel" des griechiſchen Dichters nachbildete, — im Jahre 1780, — noch nicht allzu häufig verſucht, und Fragen der Art, ob das 415 v. Chr. aufgeführte Stück den Zweck gehabt habe, die Athener von der Befeſtigung der Stadt Dekeleia abzuhalten, damit ſie nicht dereinſt den Lakedämoniern als Waffenplatz dienen könne, oder ob in demſelben eine Allegorie der ſiziliſchen Expedition zu ſuchen ſei, haben dem deutſchen Dichter gewiß ganz ferne gelegen. Ihn reizte der entſchieden komiſche und dabei zu einer detaillirten Ausführung verlockende Gedanke jener Gründung einer Stadt in den Wolken und regte ihn zu einer Nachahmung der gegebenen Ausführung an; die Art aber, wie er dieſelbe anlegte, iſt ein deutlicher Beweis einmal dafür, mit wie richtigem Sinne er erkannte, was in ſeinem Zeitalter bereits einer poetiſchen Geſtaltung fähig war, dann aber auch für die Einwirkung, welche ſein Beiſpiel auf die Folgezeit ausgeübt hat. Goethe richtete ſeine Satire, von allen politiſchen Verhältniſſen ſo gut wie abſehend, auf die literariſchen und moraliſchen Verirrungen ſeiner Zeit und

ging somit seinen Nachfolgern in der Nachbildung der Aristophanischen Komödie, Platen, Hoffmann, Gruppe u. A. auf einem Wege voran, den nur R. Prutz in seiner „Politischen Wochenstube" verlassen hat. Daß Goethe diesen eben bezeichneten Charakter des Ganzen wirklich beabsichtigte, geht schon daraus hervor, daß die politisch Unzufriedenen des Aristophanes, Peisthetäros und Euelpides, bei ihm in literarische Abenteurer verwandelt werden; es gewinnt aber noch eine besondere Bestätigung durch eine Notiz, die erst kürzlich aus Jacobi's Nachlaß bekannt geworden ist. In dem bereits S. 257 citirten Briefe desselben an Heinse vom 24. Oktober 1780 heißt es: „Gegenwärtig hat Goethe eine Aristophanische Komödie, „die Vögel" betitelt, in der Mache, worin Klopstock als Uhu, der junge Cramer als Ente die vornehmsten Rollen spielen. Was mir Knebel davon hinterbracht hat, ist meisterhaft." An der Zuverlässigkeit dieser Nachricht läßt sich kaum zweifeln, obgleich der genannte Brief in einer gegen Goethe feindseligen Stimmung geschrieben ist. Abgesehen davon, daß der Letztere Klopstock auch in dem nur ein Jahr später geschriebenen Gedichte „das Neueste aus Plunderswеilern" angreift (s. Seite 210 f.), läßt sich mit Sicherheit vermuthen, daß Knebel jene Beziehung, die er Jacobi bei seinem Besuche in Pempelfort im September 1780 mittheilte, von Goethe oder dessen Mutter erfahren hat. Knebel war durch einen Brief Goethe's vom 13. August 1780 in Kenntniß gesetzt, daß er „die Vögel" auf seiner Reise in Frankfurt finden würde. Es konnte hiermit nur der Rückweg gemeint sein, auf welchem Knebel Mitte September in der That Frankfurt berührt haben muß. Auch die oben erwähnte „Ente", die in dem Stücke selbst nicht vorkommt, sondern durch einen Papagei ersetzt wird,

ſpricht nicht dagegen. Erſtens kann die Verwechſelung durch einen Gedächtnißfehler Jacobi's veranlaßt ſein, zweitens iſt es aber auch möglich, daß Goethe bei der Redaktion ſeiner Schriften für die Ausgabe von 1787—1790 ſelbſt noch eine ſolche Veränderung gemacht hat; bei Ariſtophanes iſt es zudem ein ganz anderer Vogel, der die Stelle des Papageis vertritt.

Daß Goethe an den „Vögeln" mit beſonderer Neigung gearbeitet und auf ſeine Darſtellung auch einigen Werth gelegt hat, geht aus häufigen Erwähnungen derſelben in ſeinen Schriften und Briefen hervor. Es mag dahingeſtellt bleiben, ob das Drama, an dem er nach einem Ausdrucke in ſeinem Tagebuche (Riemer's Mittheilungen, II. 117) bereits am 15. April 1780 „tändelt", ſchon „die Vögel" ſind; jedenfalls aber war er in der zweiten Hälfte des Mai an ihnen ſchon thätig und fuhr im Juni fort (Briefe an Frau von Stein, I. 316. 319). Gegen den Schluß des Monats dachte man zwar ſchon an die Aufführung, denn der Theatermaler Schumann und der Theatermeiſter Mieding (vgl. Werke, I. 118 u. 119) arbeiteten bereits an den Masken; aber noch der ganze nächſte Monat und die erſten Tage des folgenden verfloſſen, bevor das Stück, das urſprünglich in mehrere Akte eingetheilt werden ſollte und alſo auch auf einen größeren Umfang berechnet war, wirklich abgeſchloſſen wurde.

Schon am 3. Juli hatte Goethe indeſſen an Merck eine Ankündigung der „Vögel" geſchickt, die ebenſo wie einige Stellen in Briefen der Herzogin Amalie und Wieland's an Merck (Briefe an ihn, I. 254. 256. 259) beweiſt, daß der ganze Hof ſich für das Stück lebhaft intereſſirte. „In etwa 14 Tagen," heißt es in jener Ankündigung, „wird auf dem Ettersburger Theater vorgeſtellt werden der Vögel, eines Luſtſpiels nach dem Griechiſchen und nicht nach dem

Griechischen, Erster Akt, welcher für sich ein angenehmes Ganze ausmachen soll. Hienach wird ein Epilogus von M. Schröter gehalten werden, wie folgt." Diesen Epilog, der seinem Wortlaute nach von dem später in den Werken gedruckten nicht unwesentlich abweicht, hatte Goethe zugleich mitgeschickt. Die Aufführung, bei der er selbst den „Treufreund" spielte und Korona Schröter Sprecherin des Epilogs war, erfolgte zu allseitiger Befriedigung (Briefe an Frau Stein, I. 328, und an Merck, I. 259) am 18. August und ist wahrscheinlich auch noch später wiederholt worden (Riemer, II. 123).

An eine Fortsetzung des Stückes, wie sie der Schluß des Epilogs in Aussicht stellt, scheint Goethe später kaum noch gedacht zu haben; daß er an eine solche indessen erinnert worden ist, erzählt er selbst am Anfange der Italienischen Reise. „Die Feier meines Geburtstages (am 28. August 1786) bestand hauptsächlich darin, daß ich mehrere Gedichte erhielt im Namen meiner unternommenen, aber vernachlässigten Arbeiten, worin sich Jedes nach seiner Art über mein Verfahren beklagte. Darunter zeichnete sich ein Gedicht im Namen der Vögel aus, worin eine an Treufreund gesendete Deputation dieser muntern Geschöpfe inständig bat, er möchte doch das ihnen zugesagte Reich nunmehr auch gründen und einrichten." Die Vögel waren indessen bereits für den letzten der vier Bände seiner Schriften bestimmt, die Goethe vor seiner Abreise nach Italien an seinen damaligen Verleger Göschen abschickte, und wir können aus einer Reihe gelegentlicher Aeußerungen in der Italienischen Reise nur so viel sehen, daß er in Gedanken noch gern bei dem für ihn bereits abgeschlossenen Sujet verweilte.

Die Vögel.

Nach dem Aristophanes.

Personen.

Treufreund, als Skapin.
Hoffegut, als Pierrot.
Schuhu.
Papagei.
Chor der Vögel.

Waldiges felsiges Thal auf einem hohen Berggipfel, im Grunde eine Ruine.

Hoffegut (von der einen Seite oben auf dem Felsen). O gefährlicher Steig! O unglückseliger Weg!

Treufreund (auf der anderen Seite in der Höhe, ungesehen). Still! Ich hör' ihn wieder. — Houp!*)

Hoffegut (antwortend). Houp!

Treufreund. Auf welche Klippe hast Du Dich verirrt?

Hoffegut. Weh mir, o weh!

Treufreund. Geduldig, mein Freund!

Hoffegut. Ich stecke in Dornen.

Treufreund. Nur gelassen!

Hoffegut. Auf dem feuchten betriegrischen Moos schwindl' ich am Abhang des Felsens!

Treufreund. Immer ruhig! — Mach Dich herunter! Da seh' ich ein Wieschen!

Hoffegut. Ich fall', ich falle!

Treufreund. Nur sachte! Ich komme gleich!

Hoffegut. Au, au! Ich liege schon unten!

Treufreund. Wart, ich will Dich aufheben!

Hoffegut (auf der Erde liegend). O, daß den bösen Verführer, den landstreicherischen Gesellen, den wagehalsigen Kletterer die Götter verderblich verdürben!

Treufreund. Was schreist Du?

Hoffegut. Ich verwünsche Dich!

Treufreund (den man oben auf dem Felsen auf allen Vieren erblickt). Hier ist der Muscus cyperoides polytrichocarpomanidoides.**)

---

*) Die unmittelbar auf einander folgenden Rufe Treufreund's und Hoffegut's geben eher den Ton des Wiedehopfs (lat. „upupa") wieder, als den des Uhu („Buhu"), welcher in der deutschen Nachbildung an die Stelle jenes Vogels getreten ist.

**) Das Bilden sehr langer und aus vielen Theilen zusammengesetzter Wörter ist bei Aristophanes nicht selten; so hat Platen, ihn nachahmend, im „Romantischen Oedipus" seine „Freischützkatzenfeuerwerkmaschinerie", „Vor-

Hoffegut. Er bringt mich um.

Treufreund. Hier ist der Lichen canescens pigerrimus.*) Welch eine traurige Figur!

Hoffegut. Mir sind alle Gebeine zerschellt.

Treufreund. Siehst Du, was die Wissenschaft für ein Nothanker ist! In den höchsten Lüften, auf den rauhsten Felsen findet der unterrichtete Mensch Unterhaltung.

Hoffegut. Ich wollte, Du müßtest im tiefsten Meersgrund ein Konchylienkabinet zusammenlesen, und ich wäre, wo ich herkomme!

Treufreund. Ist Dir's nicht wohl? Es ist so eine reine Luft da oben.

Hoffegut. Ich spür's am Athem!

Treufreund. Hast Du Dich umgesehen? Welche treffliche Aussicht!

Hoffegut. Die kann mir nichts helfen.

Treufreund. Du bist wie ein Stein —

Hoffegut. Wenn die Kälte ausschlägt. Ich schwitze über und über.

Treufreund (herunterkommend). Das ist heilsam; und ich versichere Dich, wir sind am rechten Ort —

Hoffegut. Ich wollte, wir wären wieder unten —

Treufreund. Und sind den nächsten Weg gegangen.

Hoffegut. Ja, grad' auf, aber ein paar Stunden länger. Ich kann kein Glied rühren, von der Müh' und vem Fall. Weh, o weh!

Treufreund (hebt ihn auf). Nu, nu, Du bängst ja noch zusammen.

Hoffegut. O, müß' es allen Denen so ergehen, die zu Hause unzufrieden sind!

Treufreund. Faß Dich, faß Dich!

Hoffegut. Wir hatten wenigstens zu essen und zu trinken —

Treufreund. Wenn uns Jemand borgte oder es was zu schmarutzen gäb.

---

zeitsfamilienmordgemälde" u. a. Hier wird das „cyperaraartige Moos" durch ein Adjektivum näher bestimmt, welches folgende Bestandtheile in sich enthält: „πολύτριχον," eine Wasserpflanze, die in der jetzigen Botanik Callitriche (Wasserstern) heißt, ferner καρπός (Frucht), und im Folgenden möchte vielleicht eine Verstümmelung von μανδυοειδής liegen, da μανδύας, ein aus dem Persischen überkommenes griechisches Wort, ein dickes wollenes Kleid bedeutet. Das Adjektivum bedeutet also „mit Früchten, die wie die des Wassersterns mit einer starken Hülle bedeckt sind."

*) Eine hellfarbige, sich wenig entwickelnde Flechte.

Hoffegut. Warm im Winter —

Treufreund. So lange wir im Bette lagen.

Hoffegut. Keine Strapazen; und es waren gewiß Leute ſchlimmer dran als wir, die wir wie unſinnig in die Welt hinein rennen und was Tolles auf die tollſte Art aufſuchen.

Treufreund (gegen die Zuſchauer). Unſere Geſchichte iſt mit wenigen Worte dieſe: Wir konnten's in der Stadt nicht mehr aushalten. Denn ob wir gleich nicht viel verlangten, ſo kriegten wir doch immer weniger, als wir hofften; was wir thaten, wurde gut bezahlt, und wir hatten immer weniger, als wir brauchten; wir ſchränkten uns auf alle mögliche Weiſe ein und konnten niemals auskommen. Wir lebten gern auf unſere Weiſe und konnten ſelten eine Geſellſchaft finden, die für uns paßte. Kurz, wir ſehnten uns nach einem neuen Lande, wo's eben anders zuginge.

Hoffegut. Und haben uns auf dem Weg vortrefflich verbeſſert.

Treufreund. Der Ausgang giebt den Thaten ihre Titel. — Große Verdienſte bleiben in den neueren Zeiten ſelten verborgen; es giebt Journale, wo man jede edle Handlung gleich verewigt. Wir haben gehört, daß auf dem Gipfel dieſes überhohen Berges ein Schuhu*) wohnt, der mit nichts zufrieden iſt, und dem wir deswegen große Kenntniſſe zuſchreiben. Sie nennen ihn im ganzen Lande den Kritikus. Er ſitzt den Tag über zu Hauſe und denkt Alles durch, was die Leute geſtern gethan haben, und iſt immer noch einmal ſo geſcheit als Einer, der vom Rathhaus kommt. Wir vermuthen, daß er alle Städte, obwol nur bei Nacht wie der hinkende Teufel,**) wird geſehen haben, und daß er uns wird einen Ort anzeigen können, wo wir mit Vergnügen unſer Leben zubringen mögen. Sieh doch, ſieh das ſchöne Gemäuer dahinten! Iſt's doch, als wenn die Feen es hingebext hätten!

Hoffegut. Entzückſt Du Dich wieder über die alten Steine?

Treufreund. Gewiß dahinten wohnt er. Heda, he, Schuhu! He! He! Herr Schuhu! Iſt Niemand zu Hauſe?

Papagei***) (tritt auf und ſpricht ſchnarrend). Herren, meine Herren! Wie haben wir die Ehre? Wo kommen Sie her? Welch eine angenehme Ueberraſchung!

---

*) Vergl. S. 368.

**) „Le diable boiteux", dem ſpaniſchen Romane „El diabolo cojuelo" frei nachgebildet, hat den auch durch den „Gil Blas" berühmten Le Sage (1668—1747) zum Verfaſſer.

***) Bei Ariſtophanes iſt der Diener des Wiedehopfs der Vogel „τρόχιλος", eine Art Strandläufer.

Treufreund. Wir kommen, den Herrn Schulz hier oben aufzusuchen.

Hoffegut. Und haben faſt die Hälſe gebrochen, um die Ehre zu haben, ihm aufzuwarten.

Papagei. Was thut man nicht, um die Bekanntſchaft eines großen Mannes zu gewinnen! — Sie werden meinem Herrn willkommen ſein. Wenn er gleich kein freundlich Geſicht macht, ſo ſieht er's doch gern, wenn man ihn beſucht.

Treufreund. Sind Sie ſein Diener?

Papagei. Ja, ſo lang', als mir's denkt.

Hoffegut. Wie iſt denn Ihr Name?

Papagei. Man heißt mich den Leſer.

Treufreund. Den Leſer!

Papagei. Und von Geſchlecht bin ich ein Papagei.

Hoffegut. Das hätt' ich Ihnen eher angeſehen.

Treufreund. Seid Ihr denn mit Euerm Herrn zufrieden?

Papagei. Ach ja, ja. Wir ſchicken uns recht für einander. Er denkt den ganzen Tag, und ich denke gar nichts; er urtheilt über Alles, und das iſt mir ſehr recht; da brauch' ich's nicht zu thun. Wenn mir ſo was recht in der Seele wohlthut, wenn ich's auswendig gelernt habe, ich mich den ganzen Tag mit trage, da geh' ich eben des Abends hin und frage ihn, ob's auch was taugt.

Treufreund. Ihr müßt aber hier jämmerliche Langeweile haben.

Papagei. Glaubt das nicht! Wir ſind von Allem unterrichtet.

Hoffegut. Was thut und treibt Ihr aber den ganzen Tag?

Papagei. Je nun, wir warten eben, bis der Abend kommt.

Treufreund. Ihr habt aber wahrſcheinlich noch beſondere Liebhabereien?

Papagei. Ich bin ein erklärter Freund von Nachtigallen, Lerchen und andern dergleichen Singvögeln. Ganze Stunden lang bei Tag und Nacht kann ich ſtehen und ihnen zuhören und ſo entzückt ſein, ſo ſelig ſein, daß ich manchmal meine, die Federn müßten mir vom Leibe fließen. Zum Unglück iſt mein Herr auch ſehr auf dieſe Thierchen geſtellt, nur von einer andern Seite; wo er eins habhaft werden kann, ſchnaps, hat er's beim Kopfe und rupft's. Kaum ein paar hat er auf mein inſtändiges Bitten hier oben leben laſſen, und juſt nicht die beſten.

Treufreund. Ihr ſolltet ihm remonſtriren.

Papagei. Das hilft nichts, wenn er hungrig iſt.

Hoffegut. Ihr ſolltet ihm ander Futter unterſchieben.

Papagei. Das geſchieht auch, ſo lang's möglich iſt, und das iſt eben mein Leidweſen. Wenn's nur immer Mäuſe gäbe! Denn Mäuſe find't er ſo delikats wie Lerchen, und die ſchönſte Lerche ſchnabelirt er wie eine Maus.

Hoffegut. Warum dient Ihr ihm denn aber?

Papagei. Er iſt nun einmal Herr.

Hoffegut. Ich ließ' ihn hier oben in ſeiner Wüſte und ſuchte mir dort unten ſo ein ſchönes, allerliebſtes, dichtes, feuchtliches*) Hölzchen, das voller Nachtigallen wäre, und wo die Lerchen über dem Felde dran zu Hunderten in der Luft herumſängen; da wollte ich mir's recht wohl werden laſſen!

Papagei. Ach, wenn's nur ſchon ſo wäre!

Treufreund. Nun, ſo macht, daß Ihr von ihm loskommt!

Papagei. Wie ſoll ich's anfangen?

Hoffegut. Giebt er Euch denn ſo gute Nahrung, daß Ihr's wo anders nicht beſſer haben könnt?

Papagei. Behüte Gott! Ich muß mir mein Bißchen ſelbſt ſuchen. Ja, wenn ich Gebeine und Gerippe freſſen könnte! Das iſt Alles, was er von ſeinen Mahlzeiten übrig läßt.

Treufreund. Das heiße ich ein Attachement! Macht doch, daß wir einen Herrn kennen lernen, der ſo einen treuen Diener verdient!

Papagei. Nur ſtille, ſtille, daß Ihr ihn nicht aufweckt! Denn wenn man ihn aus den Träumen ſtört, da iſt er ſo unartig wie ein Kind; ſonſt iſt er ein recht geſetzter Mann. Doch ich höre, daß er, eben von ſeinem Mittagsſchläfchen erwacht, ſich ſchüttelt; da iſt er am Freundlichſten; ich will Euch melden. — Mein theurer Herr, ich bitte Euch, hier ſind ein paar liebenswürdige Fremde. Der Himmel iſt bedeckt, es wird Euern Augen nichts ſchaden.

Schuhu tritt auf.

Schuhu. Ueber was verlangen die Herrn mein Urtheil?

Treufreund. Nicht ſowol Urtheil als guten Rath.

Papagei. Das iſt eben recht ſeine Sache. Ich habe noch nicht geſehen, daß Einer etwas gemacht hat, den er nicht hinterdrein mit der Naſe aufs Behre geſtoßen hätte.

Schuhu. Einen guten Rath, meine Herren?

Hoffegut. Oder auch eine Nachricht, wie Sie's nehmen wollen.

Papagei. Damit wird er Ihnen auch dienen können; denn er iſt von Allem unterrichtet.

*) Häufig bei Goethe vorkommende Wortform, z. B. Briefe an Frau von Stein, I. 108, 243. 254.

Schuhu. Ja, ich habe Korrespondenz mit allen Malkontenten in der ganzen Welt; da erhalte ich die geheimsten Nachrichten, Papiere und Dokumente; und wenn man mit Leuten spricht, die unzufrieden sind, da erfährt man recht die Wahrheit.

Treufreund. Ganz natürlich.

Hoffegut. Ohne Zweifel.

Papagei. O gewiß!

Schuhu. Ich habe meine rechte Freude, allen Vögeln bange zu machen. Es wird Keinem wohl, wenn er mich nur von Weitem wittert. Sie führen ein Getreische und Geträchze und Getrasse, und können wie ein schimpfendes altes Weib gar von dem Orte nicht wegkommen, wo man sie ärgert. Es ist aber auch Einer oder der Andere sich bewußt, daß ich ihm seine Jungen anatomirt habe, um ihm zu zeigen, wie er ihnen hätte sollen schärfere Flügel,*) rüstigere Schnäbel und wohlgebautere Beine anschaffen.

Treufreund. Wir haben uns also an die rechte Schmiede gewendet; denn wir suchen eine Stadt, einen Staat, wo wir uns besser befänden als da, wo wir herkommen.

Schuhu. Wenn Sie Nachricht haben wollten von einem, wo's schlimmer hergeht, damit könnt' ich eher dienen. Sei'n Sie versichert, kein Volk in der Welt weiß sich aufzuführen, und kein König zu regieren.

Hoffegut. Und sie leben doch alle.

Schuhu. Das ist eben das Schlimmste. Aber was vertreibt Sie aus Ihrem Vaterlande?

Treufreund. Die ganz unerträgliche Einrichtung. Bedenken Sie, wenn wir zu Hause saßen und ein Pfeifchen Tabak rauchten oder ins Wirtshaus gingen und uns ein Gläschen alten Wein schmecken ließen, wollte uns kein Mensch für unsere Mühe bezahlen. Was wir am Liebsten thaten, war am Strengsten verboten, und wenn wir es ja einmal doch probirten, wurden wir für unsere gute Meinung noch dazu gestraft.

Schuhu. Sie scheinen seltsame Begriffe zu haben.

Hoffegut. O nein, unsere meisten Freunde sind so gesinnt.

Schuhu. Allein, was für eine Stadt suchen Sie eigentlich?

Treufreund. O eine ganz unvergleichliche, so eine weiche, wohlgepolsterte**) — so eine, wo's Einem immer wohl wäre!

*) Deutlich ist der Inhalt der Gedichte „Rezensent" und „Dilettant und Kritiker" (Werke, II. 280 und 281).

**) Auch bei Aristophanes (V. 121 und 122) suchen die Flüchtlinge eine schönwollige Stadt, in die man sich gleich wie in einen Pelzrock lagern kann

Schuhu. Es giebt verschiedene Arten von Wohlsein.

Treufreund. Eine Stadt, wo es Einem nicht fehlen könnte, alle Tage an eine wohlbesetzte Tafel geladen zu werden.

Schuhu. Hm!

Hoffegut. So eine Stadt, wo vornehme Leute die Vortheile ihres Standes mit uns Geringern zu theilen bereit wären.

Schuhu. He!

Treufreund. Eben eine Stadt, wo die Regenten fühlten, wie es dem Volk, wie es einem armen Teufel zu Muthe ist.

Schuhu. Gut!

Hoffegut. Ja, eine Stadt, wo reiche Leute Zinsen gäben, damit man ihnen nur das Geld abnähme und verwahrte.

Schuhu. So!

Treufreund. Eine Stadt, wo Enthusiasmus lebte, wo ein Mann, der eine edle That gethan, der ein gutes Buch geschrieben hätte, gleich auf Zeitlebens in Allem frei gehalten würde.

Schuhu. Sind Sie ein Schriftsteller?

Treufreund. Ei wol!

Schuhu. Sie auch?

Hoffegut. Freilich, wie alle meine Landsleute.

Schuhu. Da gehören Sie vor meinen Stuhl.

Hoffegut. Wenn Sie was dazu beitragen können, so sorgen Sie, daß wir besser bezahlt werden!

Schuhu. Das bekümmert mich nicht.

Treufreund. Daß wir nicht nachgedruckt *) werden!

Schuhu. Das geht mich nichts an.

Hoffegut. Eine Stadt, wo Vater und Mutter nicht gleich so gräßliche Gesichter schnitten, wenn man sich ihren liebenswürdigen Töchtern nähert.

Schuhu. Wie?

Treufreund. So eine Stadt, wo Ehemänner einen Begriff von dem bedrängten Zustande eines unverheiratheten wohlgesinnten Jünglings hätten.

Schuhu. Was?

Hoffegut. Eine Stadt, wo ein glücklicher Autor weder Schuster noch Schneider, weder Fleischer noch Wirth zu bezahlen brauchte,

---

(πόλιν . . . εὔερον ὥσπερ σισύραν ἐγκαταλιπεῖναι μαλθακήν); wie denn überhaupt die meisten Motive bis S. 380 Z. 3 dem griechischen Dichter entlehnt sind, nur daß die griechischen Abenteurer nicht als Schriftsteller, sondern als Heliasten auftreten.

*) Vgl. S. 365, dritte Note.

da wo mir selbst ein niedliches Schätzchen ihre Annehmlichkeiten gratis aufdränge, weil ich einmal gewußt habe, ihr Herz zu rühren.

Schuhu. Zu Wem, denkt Ihr, daß Ihr gekommen seid?

Treufreund. Wie so?

Schuhu. Wo finde ich Worte,*) die Eure Ungezogenheit ausdrücken?

Hoffegut. Sonst habt Ihr deren doch einen guten Vorrath?

Schuhu. Schändlich, und was schlimmer ist, abscheulich, und was schlimmer ist, gottlos, und was schlimmer ist, abgeschmackt!

Treufreund. Er hat die Leiter erstiegen.

Schuhu. Für Euch ist kein Weg als ins Zucht- oder ins Tollhaus. (Ab.)

Papagei. Aber um Gottes willen, was macht Ihr, Ihr Herren? Ihr scheint ja so vernünftige Leute, und mein Herr ist so ein vernünftiger Herr.

Treufreund. Das macht, daß just vernünftige Leute sich unter einander am Wenigsten vertragen können.

Papagei. So einen ernsthaften Mann, den Vogel der Vögel!

Treufreund. O ja, er gleicht dem Wiedehopf; denn er macht sein Nest aus Quark.

Hoffegut. Oder dem Kuckuk; denn er legt seine Eier in fremde Nester.

Papagei. Meine Herren, ich leide ganz erbärmlich!

Treufreund. Wir auch — an Hunger und Durst.

Papagei. Ach, meine Leiden sind viel grausamer. Es sind Seelenleiden! Ist's denn nicht möglich, daß treffliche, mit so vielen Gaben ausgerüstete und ausgezeichnete Männer auf *einen* Zweck wirken und vereint das Gute, das Vollkommene erschaffen können?

Hoffegut. Es wird sich schon finden. Ich dächte, Ihr rettetet indeß die Hausehre und gäbt uns was zum Besten.

Papagei. Die Herren scheinen sonderliche Kenner zu sein. Erlauben Sie nicht, daß ich Ihnen meine Nachtigallen und meine Lerchen produzire?

Hoffegut. Schaum und Wind!

Papagei. Nun sollt Ihr sie hören, meine lieblichen, allerliebsten, unsere Stunden mit ewiger Freude umkränzenden Sängerinnen.

*) Da wir mit Jacobi (s. S. 368 unter dem Uhu „Klopstock" verstehen, so liegt es nahe, bei diesen Worten an die unerquickliche Korrespondenz zu denken, die Goethe im Jahre 1776 mit ihm geführt hat.

Treufreund. Leſer, lieber Leſer!

Papagei. O Du kleine, leichtbewegliche, aufſpringende, ſchwirrende, ſchmetternde, hellklingende Lerche, Du Gaſt der friſchgepflügten Erde, laß Deine Stimme hören und ſchaffe neue Bewunderung und Freude!

Treufreund. Der wäre vortrefflich, eine Ode auf eine mittelmäßige Actrice zu machen.

(Die Lerche hinter der Scene ſingt, während der Zeit der Papagei ſein unendliches Entzücken und die Zuhörer ihre Bewunderung äußern.)

Papagei. Dank Dir, heißen Dank!

Treufreund. Hunger, heißen Hunger!

Hoffegut. Durſt, heißen Durſt! Iſt nicht irgend eine Quelle hier in der Nachbarſchaft?

Treufreund. Giebt's keine Heidelbeeren, Himbeeren, Mehlbeeren, Brombeeren hier oben, daß ich dem Scheidewaſſer meines Magens nur etwas zur Nahrung einfüllen könnte?

Papagei. Ihr ſollt meine Nachtigall hören,*) die ſanftzaubernde Huldin, die Beſeelerin der Nächte! — Decke, rufe hervor jedes ſchlummernde Gefühlchen! Belebe mit Wolluſt jeden Flaum und mache mich von der Kralle bis zum Schnabel ganz zur Empfindung!

Hoffegut. Wenn ſie ſich nur kurz faßt!

Treufreund. Das iſt gar ihre Art nicht. Wenn ſo eine Nachtigall einmal ins Schlagen kommt, da muß man ihr den Hals umdrehen, wenn ſie aufhören ſoll.

(Nachtigall hinter der Scene, eine lange zärtliche Arie nach Belieben.)

Papagei. Brav, brav! Das iſt ein Ausdruck, eine Mannichfaltigkeit!

Treufreund. Mir iſt's, als wär' ich in der deutſchen Komödie; es will gar kein Ende nehmen.

Hoffegut. Sie hat eine hübſche Stimme; ich möchte ſie doch in der Nähe ſehen.

Papagei. Nun noch zu guter Letzt ein Rondeau von der allerliebſten Lerche; ſie hat ſo was Humoriſtiſches in ihrem Geſange.

(Rondeau von der Lerche, während deſſen Treufreund den Takt tritt und zuletzt Bewegungen macht wie Einer, der tanzen will.)

Papagei. Um Gottes willen, wer wird den Takt treten? Merkt doch auf den Ausdruck!

*) Bei Ariſtophanes (V. 209—222) wird die Nachtigall gleich zuerſt gerufen.

Treufreund. Der Takt iſt das Einzige, was ich von der Muſik höre; da fährt's Einem ſo recht in die Beine.

(Das Rondeau geht fort. Treufreund fängt an, für ſich zu tanzen.)

Treufreund. Ich glaube, ich werde toll vor Hunger.

(Hoffegut wird auch angeſteckt. Der Schuhu kommt und ruft.)

Schuhu. Soll denn des Gelärms noch kein Ende werden?

(Treufreund kriegt den Schuhu, und Hoffegut den Papagei zu faſſen und nöthigen ſie zu tanzen. Wie das Rondeau zu Ende iſt, klatſchen Treufreund und Hoffegut in die Hände und rufen: „Bravo, bravo!“ — Hinter der Scene entſteht ein Getümmel.)

Hoffegut. Was hör' ich! Welch ein Geſchrei, welch ein Geräuſch!

Treufreund. Die Aeſte werden lebendig.

Hoffegut. Ich höre pieſen und krakſen und ſehe eine Verſammlung unzähliger Vögel.

(Die Vögel kommen nach und nach herein.)

Treufreund. Welch ein buntes, abgeſchmacktes Gefieder! Lauter Tagvögel! Sie ſpüren ihren nächtlichen Feind, den mächtigen Kritikus.

Hoffegut. Welch ein abenteuerlicher Kamm! Wie das Thier ſich verwundert!

Treufreund. Dieſer hat ſich noch ärger ausgeputzt und ſieht noch alberner aus.

Hoffegut. Sieh den Dritten, wie er wichtig thut! Sie berathſchlagen ſich unter einander.

Treufreund. Bis ſie einig werden, haben wir gute Zeit.

Hoffegut. O weh mir! Der Haufe vermehrt ſich. Sieh dieſe kleine Brut, dieſen gefährlichen Anflug! Wie's trippelt, wie's ſtutzt, wie's büpft, ſcheut und wiederkommt! Weh uns, weh! — O welche Wolke von ſcheußlichen Kreaturen! Welch ein ſchändlicher Tod droht uns von abſcheulichen Feinden!

Treufreund. Warum nicht gar! Ich habe Appetit, ſie zu freſſen.

Hoffegut. Ein Wagehals nimmt kein gutes Ende; davon haben wir die Exempel in der Hiſtorie. Du wirſt umkommen, und ich werde umkommen, und ich werde nicht das mindeſte Vergnügen davon gehabt haben.

Treufreund. Haſt Du die Geſchichte des Regulus geleſen?

Hoffegut. Leider!

Treufreund. Des Cicero?

Hoffegut. Nun ja!

Treufreund. Kein großer Mann muß eines natürlichen Todes ſterben.

Hoffegut. Hätteſt Du mir das eher geſagt!

Treufreund. Es iſt noch immer Zeit.

Hoffegut. Haſt Du mir darum ſolche Lehren gegeben, mir immer vorgeſagt, daß ein Menſch leben müſſe, als wenn er hundert Jahre alt werden wollte, daß er ſich ordentlich, mäßig, keuſch und in allen Dingen ſparſam erzeigen müſſe? Haſt Du mir nicht eine brave, redliche Frau verſprochen, wenn ich mich aufführte, wie ſich unſere jungen Leute nicht aufführen? — Und nun ſoll ich ſo ſchändlich umkommen! Hätt' ich das eher gewußt, ich hätte mir wollen mein Bißchen junges Leben zu Nutze machen.

Treufreund. Laß Dich Deine Tugend nicht gereuen!

Hoffegut. Sie ſchmieden einen Anſchlag, ſie wetzen ihre Schnäbel, ſie ſchließen ſich in Reihen, ſie fallen uns an!

Treufreund. Halt den Rücken frei, drücke den Schlapphut ins Geſicht*) und wehre Dich mit dem Aermel! Jedem Thier und jedem Narren haben die Götter ſeine Vertheidigungswaffen gegeben.

Erſter Vogel. Verſäumt keinen Augenblick! Sie ſind's, unſere gefährlichſten Feinde! Es ſind Menſchen!

Zweiter Vogel. Vogelſteller? Verſchonet Keinen! Fallet ſie an mit vereinten Kräften, mit ſchneller Gewalt!

Chor der Vögel. Pickt und kratzt und krammt und hacket,**)
Bohrt und krallet den verwegnen,
Den verfluchten Vogelſtellern
Ungeſäumt die Augen aus!

Schlagt und klatſcht dann mit den Flügeln
Ihre Wangen, ihre Lippen,
Die uns zum Verderben pfeifen,
Ihre mordgeſinnten Schläfe,
Daß ſie taumelnd niederſtürzen!

Und dann zerrt und reißt Euch gierig,

*) In der griechiſchen Komödie vertheidigen ſich Peithetäros und Euelpides mit einem Topfe, um die Vögel zu begießen, mit einem Bratſpieß, der dieſen gleichfalls ſehr bedenklich erſcheinen muß, und mit Schüſſeln, die gegen das Stechen und Kratzen vor das Geſicht gehalten werden.

**) Das Chorlied iſt eigentlich nur im Anfange dem Griechiſchen nachgeahmt. Man vgl. V. 264 „Βάκα, τίλλε, πάτε, δάϊε, κόπτε πρόσωπον τὸν χύτραν“ (Reißt und rupfet, ſchlagt und krazet, greift zuerſt die Schüſſeln an!)

Keiner se dem Andern gönnend,
Um die vielgeliebten Augen!
Schlänkert die geliebten Bissen,
Sie gemächlich zu verschlucken!
Jagt Euch um die Leckerbissen!
Selig, wer den Fraß verschlingt!

Hoffegut. Wer wird sich der Menge entgegensetzen!

Treufreund. Freilich nicht allein mit zehn Fingern. Die größten Generale loben die Verschanzungen. Hier, mein Freund, ist das Rüst- und Zeughaus unsers alten großglasäugigen Krittikus. Diese Geräthschaften und Waffen sind uns gerade willkommen. Hier ist ein Ballen, noch einer, und noch einer.

(Die Ballen und Bücher werden nach und nach von beiden Freunden herausgeschafft und eine Art von Festung aufgebaut. An den Ballen kann außen angeschrieben stehn, aus welchem Fache die Bücher sind.)

Lauter neue Bücher, die er nach dem Geruche rezensirt hat! Hier sind die großen Lexika, die großen Krambuden der Literatur, wo Jeder einzeln sein Bedürfniß pfennigweise nach dem Alphabet abholen kann. — Nun wären wir von unten auf gesichert; denn jene verfluchten kleinen Kröten scheinen uns von gefährlichen Seiten angreifen zu wollen. Halt hier! Halt fest!

Hoffegut. Was soll ich weiter holen? Es geht verflucht langsam mit unserer Verschanzung im Angesicht der Feinde.

Treufreund. Sei nur still! Das ist Homerisch.

(Die nachbenannten Geräthschaften müssen kolossalisch und in die Augen fallend sein, besonders die Feder und das Tintenfaß.)

Nimm zuerst diesen knotigen Prügel, womit der Kritikus alles junge Gezeser auf der Stelle breit zu schlagen pflegt! Nimm diese Peitschen, mit denen er, sich gegen den Muthwillen waffnend, die Ungezogenheit noch ungezogener macht! Nimm diese Blasröhre, womit er ehrwürdigen Leuten, die er nicht erreichen kann, Pfeffenkugeln*) in die Perrücken schießt — und so wehre Dich gegen Jeden in seiner Art! Hier, nimm das Tintenfaß und die große Feder und beschmiere damit dem Ersten, der mit buntem Gefieder herankommt, die Flügel! Denn wer die Gefahr nicht scheut, fürchtet doch, verunziert zu werden. Halt Dich wohl! Fürchte nichts! Und wenn Du Schläge kriegst, so denke, daß sie dem Tapfern wie dem Feigen von den Göttern zugemessen sind.

Hoffegut. Ich bin ein lebendiges Herz.

*) Vgl. die Stelle S. 212 in dem mit dieser Bearbeitung der Vögel fast gleichzeitigen Gedichte: „Das Neueste von Plunderswellern."

Chor. Pickt und kratzt und krammt und hacket,
Bohrt und krallet den verwegnen,
Den verfluchten Vogelſtellern
Ungeſäumt die Augen aus!

Papagei. Bedenkt, meine Freunde! Hört das Wort der Vernunft!

Erſter Vogel. Biſt Du auch hier? Zerreißt den Verräther zuerſt!

Zweiter Vogel. Er hat ſie einzeln, er muß mit ihnen ſterben.

Dritter Vogel. Du verfluchter Sprecher!

(Sie hacken auf den Papagei und treiben ihn fort.)

Treufreund. Sie ſcheinen getheilt. Man muß ſie nicht zu Athem kommen laſſen.

Hoffegut. Nur immer zu!

Treufreund. Dieſe Nation iſt in ihrer Kindheit. Ich habe von den Seefahrern gehört, daß man dergleichen Völker durch Honnetität am Erſten betrügen kann. Ich werfe dieſe Stöcke wegwerfen; wirf die Peitſche aus der Hand! Siehſt Du, wie ſie Alle ſchon und ſich verwundern!

Hoffegut. Ich ſehe, wie ſie ihre Schnäbel auf uns richten und uns grimmig zu zerhacken drohen.

Treufreund. Ich entäußere mich dieſer Feder, ich ſetze das Tintenfaß bei Seite, ich demolire die Feſtung.

Hoffegut. Biſt Du raſend?

Treufreund. Ich glaube an Menſchheit.

Hoffegut. Unter den Vögeln?

Treufreund. Am Erſten.

Hoffegut. Was wird das werden?

Treufreund. Weißt Du nicht, daß die Gegenwart eines großen Mannes ihm alle ſeine Feinde verſöhnt?

Hoffegut. Wenn ſie Narren ſind.

Treufreund. Das iſt eben, was wir verſuchen wollen.

Hoffegut. Nun ſo mach Deine Sache!

Treufreund (tritt vor). Nur einen Augenblick Euern raſchen, auf unſer Verderben gerichteten Entſchluß mit Ueberlegung zurückzuhalten, wird Euch zum ewigen Ruhm gereichen, geflügelte Völker, die Ihr vor Andern Eures Geſchlechts ſo ausgezeichnet ſeid, daß Ihr nicht blos mit Gekraſſe und Geſchrei in den Lüften hin und her fahret, ſondern durch die himmliſche Gabe der Rede und vernehmlicher Worte Euch zu verſammeln und gemeinſchaftlich zu handeln vermögt! Großes Geſchenk der alten Parze! Etwas zum Schaden Bekannter oder Unbekannter vornehmen, kann uns

der größte Vorwurf werden, dagegen es immer lobenswürdig ist, auch wenn wir etwas für gut erkennen, die Erinnerungen Derer anzuhören, die, bekannter mit uns verborgenen Umständen, unserm rasch gefaßten Entschluß eine bessere Richtung zu geben wissen.

Erster Vogel. Er spricht gut.

Zweiter Vogel. Ganz allerliebst!

Dritter Vogel. Ich wollte, Ihr hörtet die Sache, nicht die Worte.

Hoffegut. Es ist, als wenn ein Franzos unter die Deutschen kommt.

Treufreund. Oder ein Virtuos unter Liebhaber.

Dritter Vogel. Laßt sie nicht reden! Faßt Euren Entschluß! Wer Gründe anhört, kommt in Gefahr, nachzugeben.

Hoffegut (zu Treufreund). Es wird Dir nichts helfen.

Treufreund. Gieb nur Acht, wie ich pfeife! (Zu den Vögeln.) Ihr seid in Gefahr, Euch selbst einen großen Schaden zu thun, indem Ihr Eure nächsten Verwandten und besten Freunde aus Mißverständniß zu tödten bereit seid.

Erster Vogel. Mit keinem Menschen sind wir verwandt noch freund. Ihr sollt umkommen! Wir haben's wohl überlegt.

Treufreund. Und irrt Euch doch. Denn freilich, das ganz Unwahrscheinliche voraus zu sehn und zu bedenken, kann man von keinem Rathe erwarten. Wir scheinen Euch feindselig hier zu sein, und sind die besten, edelsten, uneigennützigsten von Euern Freunden, sind keine Menschen, sind Vögel.

Zweiter Vogel. Ihr! — Vögel? Welch eine unverschämte Lüge! Wo habt Ihr Eure Federn?

Treufreund. Wir sind in der Mause; wir haben sie alle verloren.

Vierter Vogel. Zu welchem Geschlecht wagt Ihr Euch zu rechnen?

Treufreund. Die Seefahrer haben uns vom Südpole mitgebracht. Dieses ist der Otaheitische Mistfink, nach dem Linné Monedula ryparocandula;*) und ich bin von den Freundsinseln, der große Hoenlackerling, Epops maximus polycacromerdicus;**) es giebt auch einen kleinen,***) der ist aber nicht so rar.

*) Die Erwähnung Linné's ist wol nur Scherz; bei ihm kommt Monedula nur als Spezieshezeichnung der Dohle (corvus monedula) vor. Das hinzugefügte Epitheton würde zunächst auf die Worte ὑπαρός und κανδαύλης führen, wenn nicht Goethe etwa an andere gedacht und die Begriffe „schmutzig" und „glänzend" in scherzhafter Weise hat vereinigen wollen.

**) Von den drei Theilen dieses Wortes ist der erste wegen seiner vielfältigen Anwendung, der zweite wegen seines in vielen Sprachen übereinstimmenden Klanges bekannt; der dritte ist die Adjektivform zu dem lateinischen „merda".

***) Auch bei Aristophanes (V. 300) kommt ein zweiter Wiedehopf vor;

Erſter Vogel (zu den andern). Was haltet Ihr davon?

Dritter Vogel. Es ſieht völlig aus wie eine Lüge.

Vierter Vogel. Es kann aber doch auch wahr ſein.

Treufreund. Von Menſchen unſerer Freiheit beraubt, in der wir ſo angenehm auf den Zweigen ſaßen, uns wiegten, Kirſchkerne aufknackten, Ananas beſchnupperten, Piſangs naſchten, Hanfſamen knuſperten —

Erſter Vogel. Ach, das muß gut geſchmeckt haben!

Treufreund. In böſe Käfige geſteckt! Auf dem langweiligen Schiffe! Umgang eines verdrießlichen Kapitäns und greber Matroſen! Schlechte Koſt, ein trübſeliges und heimlichen Haß nährendes Leben!

Zweiter Vogel. Sie ſind zu beklagen.

Treufreund. Angekommen in Europa, wie Scheuſale angeſtaunt, von Standsperſonen nach Belieben, von Bürgern um vier Groſchen, von Kindern um ſechs Pfennige, und von Gelehrten und Künſtlern gratis!

Dritter Vogel. Sie haben mich auch einmal ſo dran gehabt.

Treufreund. Sie glaubten, uns zahm gemacht zu haben, weil wir, durch den Hunger gebändigt, nicht mehr wie anfangs hackten und krallten, ſondern Mandelkerne und Nüſſe aus den Händen ſchöner Damen annahmen und uns hinter den Ohren krauen ließen.

Vierter Vogel. Das muß doch auch wohl thun.

Treufreund. Aber vergebens! Wir, im Herzen wie Hannibal oder ein Rachſüchtiger auf dem engliſchen Theater, ungebeugt durch die Noth, ohne Dank gegen tyranniſche Wohlthäter, ſchmiedeten einen doppelten, heimlichen, großen Anſchlag — unſerer Freiheit und ihres Verderbens. — Iſt es der Beſcheidenheit erlaubt, Aufmerkſamkeit auf ihre Thaten zu lenken, o, ſo laßt mich Euch bemerklich machen, daß ſonſt jeder geflügelte Gefangene ſchon ſich ſelig fühlt, wenn das Thürchen ſeines Kerkers ſich eröffnet, der Faden, der ihn hält, zerreißt, und er ſich mit einem ſchnellen Schwung aus dem Geſichte ſeiner Feinde entfernen kann. Aber wir, ganz anders geſinnt, verachteten oft eine leichte Gelegenheit zur Freiheit; andere Plane wechſelten wir im Buſen und ſaßen lauſchend und getroſt indeß auf dem Stängelchen.

Hoffegut. Die Federn fangen mir an zu wachſen; ich werde zum Vogel, wenn Du ſo fortfährſt.

---

aber in der beſtimmten Abſicht, daß in ihm Philokles, der Verfaſſer einer ſchlechten Tragödie „Tereus“, der die gleichnamige Dichtung des Sophokles ausgeſchrieben hatte, verhöhnt werden ſoll.

Treufreund. Wer lügen will, sagt man, muß sich erst selbst überreden. (Zu den Vögeln.) Was uns täglich in die Augen fiel, war ihre Einbildung und ihre Albernheit, ihre Unbeständigkeit, etwas vorzunehmen, ihr Müßiggang, ihre plumpe Gewaltthätigkeit und ihr ungeschickter Betrug. Ach! — seufzeten wir so oft in der Stille — soll dies Volk, so unwürdig, von der Erde genährt zu werden, die ihnen durch den Diebstahl des Prometheus verrätherisch zugewandte Herrschaft so mißbrauchen und sie den urältesten Herren,*) dem ersten Volke, vorenthalten!

Erster Vogel. Wer ist das erste Volk?

Treufreund. Ihr seid's! Die Vögel sind das erste, urälteste Geschlecht, vom Schicksale bestimmt, Herren zu sein des Himmels —

Vögel. Des Himmels?

Treufreund. Und der Erde!

Vögel. Und der Erde?

Treufreund. Nicht anders!

Vögel. Aber wie?

Treufreund. Denn nicht allein die Menschen, sondern auch die Götter vorenthalten Euch Euer rechtmäßiges Erbtheil. Sie sitzen auf Euern väterlichen Thronen; und Ihr indeß, wie armselige Vertriebene, einzelne Ausschößlinge einer alten Wurzel, werdet auf Euerm eignen Boden wie in einem fremden Garten als Unkraut behandelt.

Zweiter Vogel. Er rührt mich!

Treufreund. Die Thränen kommen mir in die Augen, wenn ich Euch ansehe. Ein Prinz, dessen Eltern von Reich und Krone vertrieben werden, der seiner Sicherheit wegen in armseligen Hütten bei Fischern sein Leben zubringen muß — wird durch den Zufall einem Freunde vom Hause, einem würdigen General, entdeckt; dieser eilt, ihn aufzusuchen, und wirft sich ihm zu Füßen — Nein, ich würde nicht mit mehr Rührung die Kniee des entstellten Erhabenen umfassen, nicht mit mehr wahrer Inbrunst ihm mein Leben, meine Treue, mein Vermögen anbieten, als ich mich Euch nähere und zum ersten Mal seit langer Zeit einen hoffnungsvollen Schmerz genieße.

Hoffegut. Sie schweigen. Wahrhaftig, sie schluchzen, sie trocknen sich die Augen. Sie sind doch noch zu rühren! So ein Publikum möcht' ich küssen.

Erster Vogel. Du bringst uns ein unerwartetes Licht vor die Augen.

*) Nachbildung der Rede des Peisthetairos bei Aristophanes von V. 467 an.

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
GOETHE,J.W.
3-598-50924-3
FN. 1654/429

Hoffegut. Sie geberden sich wie Fasanen, die man bei der Laterne schießt. Wie willst Du auskommen? Du hast Dich in einen schlimmen Handel gemischt.

Treufreund. Merk auf und lern was! (Zu den Vögeln.) Es wird Euch bekannt sein, Ihr werdet gelesen haben —

Vögel. Wir haben nichts gelesen.

Treufreund (zu den Zuschauern in eben dem Ton wieder aufnehmend). Ihr werdet nicht gelesen haben, es wird Euch nicht bekannt sein, daß nach dem uralten Schicksal die Vögel das Aeltere sind.

Vögel. Wie beweist Du das?

Hoffegut. Ich bin selbst neugierig.

Treufreund. Ganz leicht. Es sagt der Dichter Periplektomenes,*) da er vom Anfang der Anfänge spricht:

„Und in Schooße der Urwelt, voll ruhender innrer Geburten,
Lag das Ei des Anfangs,**) erwartend Leben und Regung."

Nun, wo will das Ei hergekommen sein, wenn es kein Vogel gelegt hat?

Dritter Vogel. Es muß ein groß Ei gewesen sein!

Hoffegut. Allenfalls vom Vogel Rock oder einem Laubwurm.

Treufreund. Das ist lange noch nicht Alles; hört weiter! Er fährt fort:

„Und auf die stockende Nacht senkt warm die ursprüngliche Liebe
Sich mit den Fittichen her und brütet über den Wesen."

Ihr seht also deutlich: wo will die Liebe Fittiche hergenommen haben, wenn nicht von den Vögeln, und wie von den Vögeln, wenn keine gewesen sind, und wenn ihrer gewesen sind, sind sie nicht älter als die Liebe? Ja, sogar sind Verschiedene der Meinung, daß die Liebe selbst ein Vogel gewesen sei. — Nun, was sagt Ihr dazu? — Die uralten Götter und Göttinnen, die Nacht, der Erebus, die Erde, werden bei den Dichtern alle mit Flügeln eingeführt, und werden sie's nicht, so ist's ein Versehen; denn wenn sie, wie ich eben bewiesen habe, von den Vögeln herkommen, so müssen sie Flügel haben.

Hoffegut. Deutlich und zusammenhängend.

Vögel. O anschauliche Lehre, o ehrenvolles Denkmal!

Treufreund. Die Zeit hat Flügel! Das ist Saturnus! Das

*) Der Name ist nicht fingirt; denn Periplektomenus in dem „Miles gloriosus" des Plautus, eines Dichters, der Goethe wohl bekannt war, kommt in vielen Ausgaben in der Form Periplektomenes vor; fingirt ist indessen, daß es einen Dichter dieses Namens gegeben hat.

**) Die Vorstellung von dem „Weltei", aus dem alles Leben entsprossen wäre, scheint ursprünglich der Orphischen Theogonie an und wird von Aristophanes in den Versen 693 ff., die Goethe nur theilweise nachbildet, verspottet.

zweite Geschlecht der herrschenden Götter war den Euern Stamme gleicht; seine Frau aber hat wol keine gehabt; da entstanden die letzten Bastarde, Jupiter und seine Geschwister und Kinder — ihnen waren die Flügel versagt, das Schicksal und die Vögel ihnen gram! Sie legten sich aufs Schmeicheln und nahmen Vögel zu ihren Günstlingen, um ihnen das Recht auf die Herrschaft vergessen zu machen: Jupiter den Adler, Juno den Pfau, den Raben Apollo und Venus die Taube. Seinem geliebten Sohn und Kuppelboten Merkur negozirte Jupiter selbst zwei Paar Flügel. Dem Siege*) wußten sie Fittiche zu verschaffen, den Horen, dem Schlaf.

Hoffegut. Es ist wahr, ich hab' sie Alle so gemalt gesehen.

Treufreund. Und, was sag' ich? Amorn, den losesten aller Vögel, zierten ein Paar regenbogenfarbene Schwingen. Er, der Herr ist der Götter und Menschen, ist unstreitig ein Vogel! Er setzt die erste uralte Gewalt Eures Geschlechts fort. Und so hat die Liebe blos von den Vögeln ihre Macht. Und was noch merkwürdiger ist, will ich Euch auch sagen.

Dritter Vogel. Rede weiter! Laß uns nicht in Ungewißheit!

Hoffegut. Das heiß' ich einen Kindersinn! Hätt' ich nur ein Netz! die wären mein.

Treufreund. Hätte Prometheus als ein weiser, vorsichtiger Vater statt des so sehr beneideten Flämmchens seinen Menschen Flügel gegeben, weit einen größern Schaden hätt' er seinen Göttern nicht thun, aber auch Euch, meine Freunde! Drum dankt dem Schicksal und Euern Ahndern, die ihm seine klugen Sinne verdunkelten; denn in so mannichfaltiger Kunst, als die Menschen sich geübt haben, ist doch immer noch das Fliegen ein vergeblicher Wunsch, eine eitle Bemühung gewesen. Sie scheinen ihre eignen Vorzüge darüber zu vergessen, stehen mit aufgereckten Mäulern da und beneiden Euch, wenn Ihr von den hohen Felsen über die undurchdringlichen Wälder dahinfahrt. Kein Wasser hält einen Verliebten auf, mit den Fischen eifern sie in die Wette; aber Euer Reich ist unumgänglich und zu Euern Künsten ein Sterblicher zu plump. Im Traume finden sie die höchste Seligkeit, wenn sie zu fliegen wähnen und man hört die Zärtlichen an allen Ecken seufzen: „Wenn ich ein Vögle wär' und auch zwei Flügle hätt' —“ **) aber vergebens!

*) Vgl. Werke, VII. S. 117, Anmerkung.

**) Das Gedicht wird mitgetheilt in Herder's Volksliedern (Herder's Werke, fünfter Theil, S. 290).

Vierter Vogel. Unsere Feinde beneiden uns

Hoffegut. Neider sind Feinde.

Treufreund. Aber im tiefsten Herzen ist Euer Vorzüge Uebermacht ihnen eingeprägt; und von Geschlecht zu Geschlechten beugen sie sich, ohn' es zu wissen, vor dem uralten Recht Eurer Herrschaft, wenigstens im Bilde.

Zweiter Vogel. Sag uns keine Räthsel! Wir lieben die Deutlichkeit; wir lieben nicht nachzudenken noch zu rathen.

Treufreund. Ja, übereinstimmend geben alle Völker Euch göttliche und königliche Ehre. Sie bilden sich ein, sehr viel Imagination zu haben, und wenn sie den Vortrefflichsten unter ihnen mit etwas Rechtem vergleichen wollen, so können sie nicht weiter als bis zum Adler. Ihr seid so weit herumgekommen in der Welt, Ihr solltet wissen —

Vögel. Wir wissen nichts.

Treufreund. Habt Ihr niemals von jener mächtigen Stadt gehört? — Sie unterjochte die bewohnte Welt, und es waren so vortreffliche Leute darin, daß nachher kein Held und kein großer Mann entstanden ist, der nicht gewünscht hätte, einem ihrer Bürgermeister oder Stadtwachtmeister ähnlich zu sehen. — Rom, sag' ich, das freie Rom, das keinen König über sich leiden konnte, setzte den Adler auf die Stange und den Senat mit dem Volk in einem demüthigen Monogramm*) zu seinen Füßen! So ließen sie ihn dem Heer vortragen und folgten mit Ehrfurcht und Muth als seine Söhne, als seine Knechte. So ehrenvoll behandelt man Euch, indeß Ihr, gleich jungen Prinzen, gar nicht zu begreifen scheint, was für Vorzüge die Götter Euch angeboren haben. Erlaubt, daß ich Euch mit der Nase darauf stoße!

Vögel. Wie es Dir beliebt.

Treufreund. Es ist schon lange, daß von der Macht Rom's und seiner Herrlichkeit kaum einige Backsteine mehr übrig sind. Aber andere Völkerschaften haben sich zu der Ehrfurcht bekannt, die Euch niemals entgehen kann. Im Norden ist jetzt das Bild des Adlers in der größten Verehrung; überall seht Ihr's aufgestellt, und wie vor einem Heiligen neigen sich alle Völker, wenn er auch von dem schlechtesten Sudler gemalt oder geschnitzt ist. Schwarz, die Krone auf dem Haupt, sperrt er seinen Schnabel aus einander, streckt eine rothe Zunge heraus und zeigt ein Paar

*) Der Adler war seit der Zeit des Marius das stehende Feldzeichen der römischen Legionen; unter dem Monogramm dürfte nur die bekannte Abbreviatur S. P. Q. R. (Senatus Populusque Romanus) zu verstehen sein.

immer bereitwillige Krallen.*) So bewahrt er die Landstraßen, ist das Entsetzen aller Schleichhändler, Tabakskrämer und Deserteure. Es wird Niemandem recht wohl, der ihn ansieht. — Und was soll ich von dem zweiköpfigen**) sagen?

Erster Vogel. Wir wollten, Ihr thätet dem Adler weniger Ehre an; wir können ihn selbst nicht wol leiden.

Treufreund. Diese Ehre ist Euch Allen gemein. Denn wenn Fürsten und Könige sich und die Übrigen vor andern geringen Menschen recht auszeichnen wollen, wählen sie irgend einen Vogel und tragen ihn, mit Gold und Silber gestickt, auf der Brust. Ja, sie schlagen Euch an vergoldete und diamantene Kreuze (die größte Ehre, die Jemand widerfahren kann!) und tragen Euch in Knopflöchern schwebend am Busen.

Zweiter Vogel. Was hilft uns diese zeitliche Ehre, diese leere Achtung, wodurch sie sich mehr unter einander selbst als unsere Vorzüge preisen? Götter und Menschen besitzen unser Reich, und wir irren als Fremdlinge zwischen Himmel und Erde.

Treufreund. Mit Nichten, meine Kinder! Die Gewalt habt Ihr ihnen gelassen; Euer Vaterland, Euer Reich sind sie unrechtig einzunehmen. Noch ist es frei wie vom Anfang her.

Vögel. Zeig es uns!

Hoffegut. Ich gehe mit.

Vögel. Führ uns hin!

Dritter Vogel. Giebt's Wicken, giebt's Mandelkerne drin?

Vierter Vogel. Es wird doch an Würmchen nicht fehlen?

Alle. Führ uns hin!
Daß wir da trippeln,
Daß wir uns freuen,
Naschen und flattern —
Rühmliche Woane!
Mandeln zu knuspern,
Erbsen zu schlucken,
Würmchen zu lesen —
Preßliches Glück!
Führ uns hin!

Treufreund. Ihr seid drin.

Vögel. Du stellst uns auf den Kopf.

*) Der preußische Adler.
**) Der Doppeladler des römischen Reichs.

Treufreund. Tretet näher! — Hierher! Nun seht Euch um! Hier in die Höhe! Was seht Ihr da oben?

Erster Vogel. Die Wolken und den weiten ausgespannten Himmel.

Dritter Vogel. Er steht wol schon eine Weile?

Hoffegut. Ich denk's! Es ist mir auch noch gar nicht bange für ihn.

Treufreund. Da droben wohnen, wie Jedermann bekannt ist, seit vielen Jahrtausenden die Götter. Nun seht hinunter! Was seht Ihr da?

Zweiter Vogel. Zwischen Himmel und Erde?

Treufreund. Ja, dazwischen.

Vögel. Nun, nun, da sehen wir — nichts.

Treufreund. Nichts? O, Ihr seid ja fast so blind wie die Menschen! Seht Ihr nicht den ungeheuern Raum, ausgebreiteter als das Oben und Unten, das unermeßliche Land, das an Alles grenzt, diesen luftig wässrigen See, der Alles umgiebt, diesen ätherischen Wohnplatz, dieses mittelweltische Nest?

Vögel. Was meinst Du damit?

Treufreund. Die Luft mein' ich. Wer bewohnt sie als Ihr? Wer beschifft sie, wer bezieht sich darin von einem Orte zum andern? Wem gehört sie zu als Euch?

Vögel. Daran haben wir gar nicht gedacht.

Treufreund. Und fliegt drin herum!

Erster Vogel. Aber wie sollen wir's anfangen?

Treufreund. Hier ist mit vereinten Kräften das große Werk zu beginnen, eine Stadt*) zu gründen, mit einer festen Mauer den ganzen Aether zu umgeben, eine reguläre Miliz einzurichten, die Grenzen wohl zu besetzen, eine Accise anzulegen und so den Göttern und Menschen die Nahrung zu erschweren!

Hoffegut. Da giebt's Aemter zu vergeben! Ich werde alle meine Freunde und Verwandte anbringen.

Zweiter Vogel. Aber Zupiter wird donnern.

Treufreund. Wir lassen ihm keine Blitze aus dem Aetna ohne schweren Impost verabfolgen und legen selbst uns einen Donnerthurm an. Die Adler sind ja ohnehin gewohnt, damit umzugehen. Wir lassen keine Opfergerüche hinauf, ohne daß sie Transito bezahlen.

Dritter Vogel. Werden sie so zusehen?

Treufreund. Ihr wißt nicht, wie's droben aussieht. Sicher

*) Bei Aristophanes „Wolkenkuckuksheim. Νεφελοκοκκυγία."

in ihren alten, lang' unangefochtenen Rechten, sitzen sie schläfrig auf ihren Stühlen, sind aller Mühe, sind alles Widerstands entwohnt, sind leicht zu überraschen und zu überwinden.

Vierter Vogel. Aber die Menschen, das Pulver und Blei, und die Netze?

Treufreund. Die sind übel dran. Sie haben unter sich so viel zu kriegen, zu scharmuziren und zu schikaniren! Keiner denkt weiter als heute; und wenn einer ihrer Nachbarn gut haushält oder sich rüstet, haben sie nicht leicht ein Arges dran. Widersetzen sie sich, so sind wir ihnen überlegen; ergeben sie sich, so sollen sie's wohl haben, besser als jetzt! Wir wollen's machen wie alle Eroberer, die Leute todtschlagen, um es mit ihrer Nachkommenschaft gut zu meinen.

Vierter Vogel. Werden sie's geschehen lassen?

Treufreund. Wir haben sie in den Händen. Wir handeln den Göttern den Regen ab, legen große Fixternen an und vereinzeln ihn an die Irdischen, wenn's Dürrung giebt, so viel Jeder für seinen Acker und Garten braucht. Sie sollen Alle zufriedener sein als jetzt. Ich geb' Euch nur eine Skizze von meinem großen Plan; denn das Detail ist unübersehbar. Kurz, Ihr werdet Herren! Die Götter traktiren wir als alte Verwandte, die aber zurückgekommen sind, die Menschen als überwundene Provinzen, die Thiere, besonders die Insekten, die in unserm Reich doch leben müssen, als kaiserliche Kammerknechte, ungefähr wie die Juden im römischen Reich.

Vögel. Nur gleich, nur gleich! Wir können's nicht erwarten.

Treufreund. Gleich, gleich! Das geht so geschwind nicht. Ueberlegt's wohl! Wählt ein Dutzend, oder wie viel Ihr wollt, aus Eurer Mitte, die das große Werk mit gesammten Kräften unternehmen.

Vögel. Mit Nichten! Du hast's erfunden, führ es aus! Sei Du unser Rathgeber, unser Leiter, unser Heerführer!

Treufreund. Ihr beschämt mich!

Hoffegut. Du bedenkst nicht —

Treufreund. Sei ruhig, unser Glück ist gemacht.

Vögel (auf Hoffegut zeigend). Und Dieser? Was soll Der? Darf er hier bleiben? Zu was ist er nütze?

Treufreund. Er ist uns unentbehrlich.

Vögel. Was kannst Du? Worin übertriffst Du das Volk?

Hoffegut. Ich kann pfeifen!

Vögel. Schön, o schön! O, ein köstlicher, ein nothwendiger Bürger! Wir sind ein glückliches Volk von diesem Tage an!

(Zu Treufreund.) Du sollst uns regieren, er soll uns pfeifen! Was geht uns noch ab?

Treufreund (beschämt). Soll es so sein?

Vögel. Du nimmst's an?

Treufreund (neigt sich).

Vögel. Halte Wort!
Wir geben Dir die Herrschaft,
Verleihen Dir das Reich!
Nach uns den stolzen Göttern,
Den stolzern Menschen gleich!

Epilog.

Der Erste, der den Inhalt dieses Stücks
Nach seiner Weise aufs Theater brachte,
War Aristophanes, der ungezogne
Liebling der Grazien.
Wenn unser Dichter, dem nichts angelegner ist,
Als Euch ein Stündchen Lust
Und einen Augenblick Begeisterung
Nach seiner Weise zu verschaffen,
In Ein- und Anderem gesündigt hat,
So bittet er durch meinen Mund
Euch allseits um Verzeihung.
Denn, wie Ihr billig seid, so werdet Ihr erwägen,
Daß von Athen nach Ettersburg
Mit einem Salto mortale
Nur zu gelangen war.
Auch ist er sich bewußt,
Mit so viel Gutmüthigkeit und Ehrbarkeit
Des alten deklarirten Bösewichts
Verrufene Späße
Hier eingeführt zu haben,
Daß er sich Eures Beifalls schmeicheln darf.
Dann bitten wir Euch, zu bedenken,
— Und etwas Denken ist dem Menschen immer nütze, —
Daß mit dem Scherz es wie mit Wunden ist,
Die niemals nach so ganz gemessnem Maaß
Und reinlich abgezogenem Gewicht geschlagen werden.

Wir haben, nur gar kurz gefaßt,
Des ganzen Werkes Eingang*)
Zur Probe hier demüthig vorgestellt,
Sind aber auch erbötig,
Wenn es gefallen hat,
Den weiteren weitläuftigen Erfolg
Von dieser wunderbaren, doch wahrhaftigen Geschichte
Nach unsern besten Kräften vorzutragen.

*) Im Ganzen ist das erste Drittel des griechischen Stückes benutzt.

Elpenor.

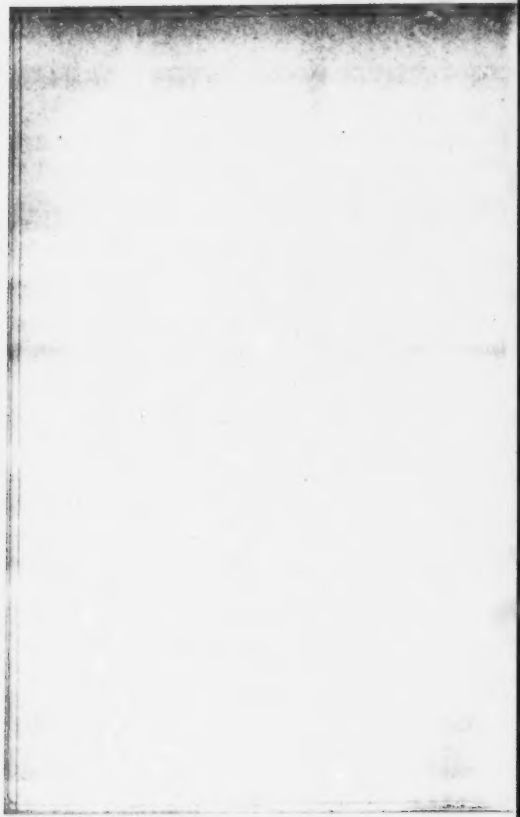

Vorbemerkung des Herausgebers.

Das Fragment „Elpenor“ ist mit den vorangehenden Dichtungen zwar nicht eigentlich seinem Inhalte nach verwandt; aber es steht gleichwol mit ihnen in naher Beziehung. Einmal fällt die Zeit seiner Entstehung, wie bei jenen, noch in Goethe's Jugend, zweitens gehört es zu den dem Aufenthalt in Italien vorangehenden Versuchen, im Sinne und Geiste des Alterthums zu dichten.

Ueber das Entstehen von „Elpenor“ sind freilich wenig Nachrichten vorhanden. Nur Riemer (Mittheilungen, II. 134 und 624) berichtet, auf Goethe's Tagebuch sich stützend, daß das Drama am 11. August 1781 begonnen sei, und damit stimmt ein Brief an Frau von Stein vom 19. August desselben Jahres, in welchem ein neues Stück erwähnt wird, welches wenigstens weder „Iphigenie“ noch „Tasso“ sein kann. Ueber die weitere Fortsetzung der begonnenen Arbeit fehlen dagegen alle Nachrichten; in den einleitenden Abschnitten zu den viel später geschriebenen „Tag- und Jahresheften“ bemerkt Goethe nur, ohne dieses früheren Anfangens zu gedenken, daß die beiden Akte von „Elpenor“ 1783 geschrieben seien. Infolge dessen lassen sich dann wieder

zwei Stellen in Briefen an Frau von Stein und an Knebel vom 1. und vom 3. März 1783 mit großer Wahrscheinlichkeit auf „Elpenor“ beziehen, und es bestätigt sich die Angabe der Quartausgabe, nach der die Dichtung den Jahren 1781—1783 angehört.

Es war dies eine Zeit, in der Goethe nach manchen Richtungen hin sich mit dem Alterthum beschäftigte; die Umarbeitung der 1779 im ersten Entwurf beendigten „Iphigenie“ nahm ihn auch während derselben in Anspruch; „die Vögel“ nach Aristophanes waren 1780 gedichtet, und wie wir bereits früher gesehen haben (S. 370), dachte Goethe an deren Fortsetzung. Aber während er bei allen diesen Dichtungen ein antikes Muster vor Augen hatte und sich auch, z. B. früher in „Prometheus“, später in „Pandora“, wenigstens an antike Mythen anlehnte, beabsichtigte er in „Elpenor“ auf freie Weise eine Schöpfung im Geiste des Alterthums hervorzubringen; keinenfalls war es seine Absicht, einen von dorther überkommenen Stoff zu benutzen. Es ist für diese Frage fast gleichgiltig, ob Goethe wirklich, wie es allerdings eine gewisse Wahrscheinlichkeit hat, für „Elpenor“ eine chinesische*) Erzählung benutzt hat. Die Schwierigkeit der Aufgabe wurde eher größer, wenn es sich darum handeln mußte, ganz Fremdartiges auf antiken Boden zu verpflanzen, als wenn er zu diesem Zwecke seiner eigenen Phantasie

*) M. Freiherr von Biedermann, „Die Quellen und Anlässe einiger dramatischen Dichtungen Goethe's“, S. 16 ff. Außerdem verweist der Herausgeber in Beziehung auf eine ausführlichere und eingehende Behandlung der bei Gelegenheit „Elpenor's“ entstehenden Fragen auf seine eigene Schrift: Ueber Goethe's „Elpenor“ und „Achilleis“ (Programm des Gymnasiums zu Marienburg, Ostern 1870).

freien Spielraum gelassen hätte. Die Hauptsache ist, daß es ihm wirklich auf eine Reproduktion antiken Wesens und Denkens ankam. Daß er dies aber wirklich wollte, steht außer allem Zweifel; denn wenn auch in dem Stücke jede Andeutung von Ort und Zeit vermieden ist, so sind doch die Namen aus dem Griechischen entnommen, natürlich von Personen, die mit denen des Dramas in keiner Beziehung stehen; der Götterkultus, die Sitten und Gebräuche, die uns vorgeführt werden, die Anschauungen der dargestellten Personen, ja, die einzelnen vom Dichter gebrauchten Bilder tragen den entsprechenden Charakter an sich.

Daß Goethe mit diesem kühnen Versuche gescheitert ist, hat er selbst wiederholentlich anerkannt, nicht allein indirekt dadurch, daß er das angefangene Werk nicht fortsetzte, sondern auch in ganz bestimmten Aeußerungen. In seiner interessanten Korrespondenz mit Schiller über diesen Gegenstand giebt er sich selbst „ein unglaubliches Vergreifen im Stoffe schuld" (Brief vom 24. Juni 1798), und ebenso weist er später Zelter's maaßloses Lob (Brief vom 7. Mai 1807), wenn auch in milder Form, zurück.

Die zum Theil günstigen Aeußerungen Schiller's über „Elpenor", unter ihnen vielleicht besonders die Bemerkung, daß derselbe für die historische Entwickelung von Goethe's Bildungsgang nicht ohne Bedeutung wäre, haben den Letzteren offenbar mehr bestimmt, ihn in die 1806 beginnende neue Ausgabe seiner Werke aufzunehmen, als daß er selbst noch an seiner Arbeit Interesse gefunden hätte. Auch bewies er diese seine Abneigung durch die That. Als das Manuskript für die Ausgabe durchgesehen werden sollte, überließ er diese Arbeit ganz seinem Sekretär Riemer; ja, er

ging sogar auf einen ohne Zweifel wenig empfehlenswerthen Vorschlag desselben ein. „Elpenor“ war ursprünglich in einer rhythmischen, aber durch keine Abschnitte abgetheilten Prosa geschrieben, ebenso wie die drei ältesten Bearbeitungen der „Iphigenie“, vermuthlich auch „Tasso“ und der letzte Akt von „Egmont;“ auf Riemer's Vorschlag sollte der großentheils schon jambisch hinschreitende Text vollends in Verse gebracht werden. Riemer führte dies aus, aber nach seiner eigenen Aussage furchtsam und vielleicht zu ängstlich gewissenhaft, in der Meinung, es müsse so wenig als möglich durch Zusätze oder Weglassung geändert werden. Dieser Zaghaftigkeit verdanken wir es aber wenigstens, daß wir einen Text haben, den wir im Großen und Ganzen als von Goethe herstammend ansehen können.

Als das Fragment „Elpenor“ zuerst bekannt wurde, scheint es wenig beachtet worden zu sein, und erst in neuerer Zeit hat man sich eingehender mit ihm beschäftigt, namentlich auch damit, den Plan weiter durchzudenken, der dem Dichter vorgeschwebt hat. In diesem Sinne hat Viehoff (Archiv für den Unterricht im Deutschen. Zweiter Jahrgang. Erstes Heft. S. 125 ff.) die Dichtung als solche fortzusetzen versucht; Andere haben sich damit begnügt, jenen Plan nur anzudeuten.

Die Hauptfrage, um die es sich bei allen diesen Untersuchungen handelt, besteht fast immer darin, ob Elpenor der Sohn der Antiope ist, und wenn nicht, ob dieser Sohn noch lebt. Viehoff in seiner Fortführung der Tragödie geht von der zweiten Voraussetzung aus. — Ein Jüngling in Elpenor's Gefolge, Phanor, rettet Diesen aus einer großen Lebensgefahr, wird aber selbst verwundet, und als man

sein Haar aus dem Nacken schlägt, entdeckt man jenes braune Maal (s. S. 426), welches ebenso wie Elpenor auch der geraubte Sohn der Antiope hatte. Als Solcher wird er dann, indem noch andere Zeichen zutreffen, wirklich erkannt. — Cholevius*) und W. v. Biedermann nehmen jenen ersterwähnten Fall an. Nach der Ansicht des Erstern wird Elpenor durch sein Gelübde gehalten sein, seinen Vater, nachdem dessen Frevelthat offenbar geworden ist, zu tödten; er wird vielleicht auch in der Verzweiflung Hand an sich selbst legen, bis dann Antiope zu spät entdeckt, daß er ihr eigener Sohn ist. Zu einem ähnlichen Resultate kommt auch Biedermann, aber doch mit einem nicht unwesentlichen Unterschiede. „Die Entwickelung," heißt es in der S. 400 angeführten Schrift S. 9, „erhebt sich zur höchsten Tragik, wenn Elpenor, der seiner ganzen Natur nach nicht zum Vatermörder werden kann, den Theil des Racheschwurs, der ihn verpflichtet, die Angehörigen des Mörders zu Grunde zu richten, zuerst an sich selbst erfüllt und einen freiwilligen Tod wählt. Dann müßte Antiope, die jetzt erst von dem Geheimniß der Kindervertauschung Kunde erhalten, herbeieilen und, zu einem Sterbenden kommend, erkennen, daß sich ihr frevelhaftes Rachegelübde gegen sie selbst gewandt hat."

Aber alle diese Fortbildungen der Fabel erregen große dramatische Bedenken. Die Viehoff'sche verwandelt die Tragik des Ganzen in einen einfachen Kriminalfall, in ein Verbrechen, das seine Strafe findet; in den andern wird nicht berücksichtigt, daß das Rachegefühl, welches Antiope hegt, in antikem Sinne hinlänglich gerechtfertigt ist,

*) Geschichte der deutschen Poesie nach ihren antiken Elementen, II. 302.

und zweitens, daß Elpenor, auf dem keine Schuld laſtet, nach den Geſetzen der Tragödie keinem unverſchuldeten Untergange verfallen darf.

Dieſe Unmöglichkeit, „Elpenor" den Anforderungen der Kunſt entſprechend zu beendigen, hat Goethe wahrſcheinlich — man möchte es ſogar mit Sicherheit ausſprechen — ſelbſt am Beſten eingeſehen, und weil er nicht nach einem fehlerhaften Plane dichten wollte, ſo hat er ſchließlich die ganze Dichtung aufgegeben. Wenn es geſtattet iſt, den Brief an Knebel vom 3. März 1783 auf „Elpenor" zu deuten, in welchem Goethe ausdrücklich ſagt, „der alte Plan ſeines Stückes wäre fehlerhaft geweſen, und er hätte ihn von vorne an neu umarbeiten müſſen," ſo ließe ſich ſogar vermuthen, daß die beiden Faſſungen deſſelben je von der zwiefachen Annahme in Betreff „Elpenor's" abhängig geweſen ſind.

Elpenor.

Ein Trauerspiel.

Fragment

Personen.

Antiope.
Lykus.
Elpenor.
Evadne.
Polymetis.
Jünglinge.
Jungfrauen.

Erſter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Evadne. Jungfrauen.

Evadne. Verdoppelt Eure Schritte, kommt herab!
Verweilet nicht zu lange, gute Mädchen,
Kommt herein!
Gewand und Haaren geht nicht zu viel Sorgfalt!
Iſt das Geſchäft vollbracht, kommt Zeit zum Schmuck.
Zur Arbeit heißt der Morgen rege ſein.

Jungfrau. Hier ſind wir, und die Andern folgen gleich.
Wir haben ſelbſt uns dieſem Feſt geweiht;
Du ſiehest uns bereit, was Du befiehlſt, zu thun.

Evadne. Wolan, beeilet Euch mit mir!
Zwar halb nur freudig, halb mit Widerwillen
Ruf' ich Euch auf zum Dienſte dieſes Tags;
Denn er bringt unſrer hochgeliebten Frauen,
In Fröhlichkeit gekleidet, ſtillen Schmerz.

Jungfrau. Ja, und uns Allen; denn es ſcheidet heute
Der werthe Knabe, den ſo lange ſchon
Die glücklichſte Gewohnheit uns verbindet.
Sag, wie erträgt's die Königin? Giebt ſie gelaſſen
Den theuern Pflegling ſeinem Vater wieder?

Evadne. Schon wird mir bange für die künft'gen Tage.
Noch ruht der alte Schmerz in ihrer Seele;
Der doppelte Verluſt des Sohns und des Gemahls
Iſt noch nicht ausgeheilt. Und wenn des Knaben
Erheiternde Geſellſchaft ſie verläßt,
Wird ſie dem alten Kummer widerſtehn?
Die Larven*) aus der Unterwelt vor Andern
Dem Einſamen erſcheinen, rühret Verlaßne
Aengſtlich der Trauer kalte Schattenhand.
Und wem giebt ſie den lieben Zögling wieder!

*) Aehnlich Schiller (Werke, I. 39): „Ihre bleichen Larven alle Gemahl mit Proſerpina ꝛc." In der „Iphigenie" (Werke, VII. 131) werden die Erinnen „Larven" genannt, und am Schluſſe dieſes Stücks (S. 434) findet ſich ſogar der Ausdruck „die Larven ſchwarzer Thaten."

Jungfrau. Ich hab' es auch bedacht.
Nie war der Bruder des Gemahls ihr lieb;
Sein rauh Betragen hielt sie weit entfernt.
Nie hätten wir geglaubt, daß sie in seinem Sohn
Der süßen Liebe Gegenstand umarmte.
Evadne. Wär' es ihr eigner, wie belohnte sie
Der heut'ge Tag für alle Muttersorgen!
Der schöne Knabe schreitet feierlich
Vor alles Volkes sehnsuchtsvollen Augen
Aus der beschränkten Kindheit niedrem Kreis
Auf der beglückten Jugend erste Stufe;
Doch sie erfreut es kaum. Ein ganzes Reich
Dankt ihr die edle Sorg', und ach, in ihrem Busen
Gewinnt der Gram nur neue Luft und Nahrung.
Denn für das schwerste, edelste Bemühn
Wird so viel Freude nicht dem Menschen, als Natur
Mit einem einzigen Geschenke leicht gewährt.
Jungfrau. Ach, welche schönen Tage lebte sie,
Eh noch das Glück von ihrer Schwelle wich,
Ihr den Gemahl, den Sohn entführend, floh
Und unerwartet sie verwaist zurücke ließ!
Evadne. Laß uns das Angedenken jener Zeiten
So heftig klagend nicht erneuen,
Das Gute schätzen, das ihr übrig blieb —
Im nahverwandten Knaben großen Reichthum!
Jungfrau. Den nennst Du reich, der fremde Kinder nährt?
Evadne. Wenn sie gerathen, ist auch das vergnüglich.
Ja wol! Ihr ward ein herrlicher Ersatz
In Lykus' Sohne. Hier am einsamen Gestad,
An ihrer Seite wuchs er schnell hervor,
Und er gehört nun ihr durch Lieb' und Bildung.
Dem Vielverwandten gönnt sie herzlich nun
Den Theil des Reichs, der ihrem Sohn
Vom Vater her gebührte,
Ja, gönnt ihm einst, was sie an Land und Schätzen
Von ihren Eltern sich ererbt.
Sie stattet ihn mit allen Segen aus
Und sucht sich still den Trost im Guten.
„Dem Volk ist's besser, wenn nur Einer herrscht," *)

*) Wol mit Beziehung auf die berühmte Stelle der Ilias (II. 204.): *„οὐκ ἀγαθὸν πολυκοιρανίη· εἷς κοίρανος ἔστω."*

Hört' ich sie sagen, und noch manches Wort,
Womit sie lindernd gern das Uebel priese,
Das sie befiel.

Jungfrau. Mich dünkt, ich sah sie heute froh, des Auge hell.

Evadne. Mir schien es auch. O, mögen ihr die Götter
Ein frisches Herz erhalten!
Denn leichter dient sich einem Glücklichen.

Jungfrau. Der edel ist, nicht hart im Uebermuth.

Evadne. Wie wir sie billig preisen, unsre Frau.

Jungfrau. Ich sah sie fröhlich, fröhlicher den Knaben,
Der Morgensonne Gold auf ihrem Antlitz,
Da schwang sich eine Freude mir durchs Herz,
Die Nacht der alten Tage*) zu erhellen.

Evadne. Laß uns nicht weiblich Vieles reden,
Wo Viel zu thun ist!
Die Freude soll dem Dienst nicht schaden, der
Heut mehr gefordert wird als andern Tages.
Laßt Eure Lust in Eurem Eifer sehen,
Mit dem ein Jedes eilt, sein Werk zu thun!

Jungfrau. Verordne Du! Wir Andern säumen nicht.

Evadne. Daß unsrer Fürstin Herz geöffnet ist,
Hab' ich gesehn. Sie will, daß ihre Schätze,
Die, still verwahrt, dem künftigen Geschlecht
Entgegenruhten, heut sich zeigen
Und, diesem Tag gewidmet, glänzen,
Daß diese Feier sich auf Reinlichkeit
Und Ordnung wie auf zwei Gefährten würdig lehne.
Was mir vertraut ist, hab' ich aufgeschlossen;
Nun sorget für den Schmuck der Säle selbst!
Entfaltet die gestickten Teppiche und deckt
Damit den Boden, Sitze, Tafeln!
Gering- und Köstliches vertheilt mit kluger Wahl!
Bereitet Platz genug für viele Gäste
Und setzt die kunstgetriebenen Geschirre
Zur Augenlust auf ihre rechten Stellen!
An Speis' und Trank soll's auch nicht fehlen; denn
So will's die Fürstin, und ich sorgte so.
Und was den Fremden dargeboten wird,
Soll Anmuth und Gefälligkeit begleiten.
Die Männer, seh' ich, haben auch Befehl;

*) D. h. der ganzen Vergangenheit.

Denn Pferde, Waffen, Wagen
Sind, diese Feier zu verherrlichen, bewegt.
Jungfrau. Wir gehen.
Svadne. Wohl! Ich folge gleich;
Nur hält mich noch der Anblick meines Prinzen.
Dem Morgenstern vergleichbar naht er, funkelnd, schnell.
Laßt mich ihn segnen, ihn, der Tausenden
Ein neues Licht des Glücks aufgehend scheint!

Zweiter Auftritt.

Egmont und Svadne.

Egmont. Du, meine Gute, Treue, bist Du hier,
Die immer Theil an meiner Freude nimmt?
Sieh, was der Aufgang dieses Tags mir brachte!
Die ich so gerne Mutter nenne, will mich heut
Mit vielen Zeichen ihrer Lieb' entlassen.
Den Bogen und den reichbeladnen Köcher
Gab sie mir; von Barbaren
Gewann ihr Vater ihn. Seit meiner ersten Jugend
Gefiel er mir vor allen Waffen wohl,
Die an den hohen Pfeilern hangen.
Ich forderte ihn oft; mit Worten nicht,
Ich nahm ihn von den Pfosten
Und klirrte an der starken Senne;*)
Dann blickt' ich die Geliebte freundlich an
Und ging um sie herum und zauderte,
Den Bogen wieder aufzuhängen.
Heut wurde mir der alte Wunsch gewährt.
Er ist nun mein, ich führ' ihn mit mir fort,
Wenn ich den Vater nach der Stadt begleite.
Svadne. Ein würdiges Geschenk! Es sagt Dir viel.
Egmont. Was denn?
Svadne. Groß ist der Bogen, schwer zu beugen;
Wenn ich nicht irre, Du vermagst es nicht.
Egmont. Das werd' ich schon.
Svadne. So denkt die theure Pflegemutter auch.
Vertraut sie Dir, daß Du mit Manneskraft
Dereinst die straffe Senne spannen wirst,

*) Bei Goethe gewöhnlich für „Sehne"; so z. B. Werke, I. 61, S. 94.

So winkt sie Dir zugleich und hofft, daß Du
Nach würd'gem Ziel*) die Pfeile senden wirst.
Elpenor. O laß mich nur! Noch hab' ich auf der Jagd
Das leichte Reh,
Geringe Vögel nur der niedern Luft erlegt;
Doch wenn ich Dich einst bändige,
— Ihr Götter, gebt es bald! —
Dann hol' ich ihn aus seinen hohen Wolken,
Den sichern Aar herunter.
Evadne. Wirst Du, entfernt von Deinen Bergen, Deinen Wäldern,
In denen Du bisher mit uns gelebt,
Auch Deiner ersten Jugendfreuden
Und unser auch gedenken?
Elpenor. Und Du bist unerbittlich, willst nicht mit mir ziehn,
Willst Deine Sorgfalt mir nicht ferner gönnen?
Evadne. Du gehst, wohin ich Dir nicht folgen kann,
Und Deine nächsten Jahre schon
Vertragen eines Weibes Sorge kaum.
Der Frauen Liebe nährt das Kind;
Den Knaben ziehn am Besten Männer.
Elpenor. Sag mir, wann kommt mein Vater, der mich heut
Nach seiner Stadt zurückführt?
Evadne. Eher nicht,
Als bis die Sonne hoch am Himmel wandelt.
Dich hat der frühste Morgen aufgeweckt.
Elpenor. Geschlafen hab' ich nicht, geschlummert nur.
In der bewegten Seele ging mir auf und ab,
Was Alles ich heut zu erwarten habe.
Evadne. Wie Du verlangst, so wirst auch Du verlangt;
Denn aller Bürger Augen warten Dein.
Elpenor. Sag an, ich weiß, Geschenke sind bereitet,
Die heute noch von meinem Vater kommen;
Ist Dir's bekannt, was bringen wol die Boten?
Evadne. Zuvörderst reiche Kleider, das vermuth' ich wol,
Wie Einer haben soll,
Auf den die Augen Vieler sind gerichtet,
Damit ihr Blick, der nicht ins Innre dringt,
Sich an dem Aeußern weide.

*) Erste Andeutung der Rache, zu welcher Elpenor später von Antiope verpflichtet wird.

Elpenor. Auf etwas Andres hoff' ich, meine Liebe!

Evadne. Mit Schmuck und reicher Zierde
Wird auch Dein Vater heut nicht karg sein.

Elpenor. Das will ich nicht verachten, wenn es kommt;
Doch rätheſt Du, als wär' ich eine Tochter.
Ein Pferd wird kommen, groß, muthig und ſchnell;
Was ich ſo lang' entbehrt, das werd' ich haben,
Und eigen haben. Denn was half es mir?
Bald ritt ich dies, bald das, es war nicht mein,
Und nebenher voll Angſt ein alter Diener.
Ich wollte reiten, und er wollte mich geſund
Nach Hauſe haben.
Am Liebſten war ich auf der Jagd
Der Königin zur Seite; doch ich merkt' es wol,
Wär' ſie allein geweſen,
Sie hätte ſchärfer geritten,
Und ich wol auch, wär' ich allein geweſen.
Nein, dieſes Pferd, es wird mein eigen bleiben,
Und ich will reiten, es ſoll eine Luſt ſein.
Ich hoffe, das Thier iſt jung und wild und roh;
Es ſelber zuzureiten, wär' mir größte Freude.

Evadne. Auf Dein Vergnügen, hoff' ich, und zugleich
Auf Deine Sicherheit iſt man bedacht.

Elpenor. Vergnügen ſucht der Mann ſich in Gefahren,
Und ich will bald ein Mann ſein.
Auch wird mir noch gebracht, errath es ſchnell, ein Schwert,
Ein größres, als ich auf der Jagd geführt,
Ein Schlachtſchwert.
Es biegt ſich wie ein Rohr und ſpaltet
Auf einen Hieb den ſtarken Aſt;
Ja, Eiſen haut es durch, und keine Spur
Bleibt auf der Schärfe ſcharfig ſitzen.
Sein Griff mit goldnem Drachenhals geziert,
Und Ketten hängen um den Nacken,
Als hätt' ein Held in finſtrer Höhle
Ihn überwältiget, gebunden,
Dienſtbar ans Tageslicht geriſſen.
Im nahen Wald verſuch' ich ſchnell die Klinge;
Dort will ich Bäume ſpaltend niederhauen.

Evadne. Mit dieſem Muth wirſt Du den Feind beſiegen;
Für Freunde Freund zu ſein, verleihe Dir

Die Grazie*) des Feuers einen Funken
In Deine Bruſt, das auf dem himmliſchen Altar,
Durch ihre ewig reine Hand genährt,
Zu Jovis Füßen brennt.

Elpenor. Ich will ein treuer Freund ſein,
Will theilen, was mir von den Göttern wird;
Und wenn ich Alles habe, was mich freut,
Will ich gern allen Andern Alles geben.

Evadne. Nun fahre wohl! Sehr ſchnell ſind dieſe Tage
Mir hingeflohn; wie eine Flamme, die
Nun erſt den Holzſtoß recht ergriffen,
Verzehrt die Zeit das Alter ſchneller als die Jugend.**)

Elpenor. So will ich eilen, Rühmliches zu thun.

Evadne. Die Götter geben***) Dir Gelegenheit
Und hohen Sinn, das Rühmliche
Von dem Gerühmten rein zu unterſcheiden!

Elpenor. Was ſagſt Du mir? Ich kann es nicht verſtehn.

Evadne. Mit Worten, wären's ihrer noch ſo viel,
Wird dieſer Segen nicht erklärt;
Denn es iſt Wunſch und Segen mehr als Lehre.
Die geb' ich Dir an dieſem Tage zum Geleit.
Die erſten Pfade liefſt Du ſpielend durch,
Und nun beſchreiteſt Du den breitern Weg;
Da folge ſtets Erfahrnen!
Nicht nützen würd' es, würde nur verwirren,
Beſchrieb' ich Dir beim Austritt zu genau
Die fernen Gegenden, durch die Du wandern wirſt.
Der beſte Rath iſt: Folge gutem Rath
Und laß das Alter Dir ehrwürdig ſein!

Elpenor. Das will ich thun.

---

*) Die Anwendung der „Grazie" oder, was hier gleichbedeutend iſt, der „Grazien" für den vorliegenden Zweck iſt auffallend genug; denn wenn ſie auch bisweilen in der Umgebung des Zeus vorkommen, ſo weiß doch die Mythologie nichts von einem heiligen Feuer, deſſen Erhaltung ihnen anvertraut wäre. Jedenfalls wird ihnen hier eine noch größere Macht zugeſchrieben als in „Torquato Taſſo" (Werke. VII. 207), da ſie in Elpenor Sinn und Empfindung für Freundſchaft erwecken ſollen. — Viel natürlicher wäre es, hätte man an das heilige Feuer der Veſta, der griechiſchen Heſtia, denken, da Elpenor doch zum Hüter für das Haus der Antiope beſtimmt iſt.

**) Die einzelnen Glieder des Gleichniſſes ſind 1) die Flamme, 2) der Holzſtoß in den verſchiedenen Stadien ſeines Brandes, 3) die Zeit, 4) die Jugend und das Alter. —

***) Als Wunſch zu faſſen, wie auch V. 99 gelegt wird, nicht etwa in Beziehung auf die ſpäter von Elpenor verlangte That.

Evadne. Erbitte von den Göttern Dir Verständige
Und Wohlgesinnte zu Gefährten!
Beleidige nicht das Glück durch Thorheit, Uebermuth!
Der Jugend Fehler wol begünstigt es,
Doch mit den Jahren fordert's mehr.
Elpenor. Ja, viel vertrau' ich Dir, und Deine Frau,
So klug sie ist, weiß ich, vertraut Dir viel.
Sie fragte Dich gar oft um Dies und Jenes,
Wenn Du auch nicht bereit antwortetest.
Evadne. Wer alt mit Fürsten wird, lernt Vieles, lernt
Zu Vielem schweigen.
Elpenor. Wie gern blieb' ich bei Dir, bis ich so weise,
Als nöthig ist, um nicht zu fehlen.
Evadne. Wenn Du Dich so bedünktest, wäre mehr Gefahr.
Ein Fürst soll einzeln nicht erzogen werden.
Einsam*) lernt Niemand je sich selbst,
Noch wen'ger Anderen gebieten.
Elpenor. Entziehe künftig mir nicht Deinen Rath!
Evadne. Du sollst ihn haben, wenn Du ihn verlangst;
Auch unverlangt, wenn Du ihn hören kannst.
Elpenor. Wenn ich vor Dir am Feuer **) saß und Du erzähltest
Von Thaten alter Zeit, Du einen Guten rühmtest,
Des Edlen Werth erhobst, da glüht' es mir
Durch Mark und Adern.
Ich rief in meinem Innersten:
„O, wär' ich Der, von dem sie spricht!"
Evadne. O, möchtest Du mit immer gleichem Triebe
Zur Höhe wachsen, die erreichbar ist!
Laß es den besten Wunsch sein,
Den ich mit diesem Abschiedskuß Dir weihe!
Theures Kind, leb wohl! —
Ich seh' die Königin sich nahn.

Dritter Auftritt.

Antiope. Elpenor. Evadne.

Antiope. Ich find' Euch hier in freundlichem Gespräch.
Evadne. Die Trennung beißt der Liebe Bund erneuen.

*) Aehnlich, wenn auch in anderer Anwendung, die Worte des Herzogs im „Tasso" (Werke, VII. 208, 3. 5 f.).
**) Aehnliche Motive in der Scene zwischen Orest und Pylades (Werke, VII, namentlich S. 132 und 134).

Elpenor. Sie ist mir werth; mir wird das Scheiden schwer.
Antiope. Dem schönsten Willkomm gehst Du heut entgegen,
Erfährest erst, was Du bisher entbehrt.
Evadne. Hast Du noch irgend einen Auftrag, Königin?
Ich geh' hinein, wo Vieles zu besorgen ist.
Antiope. Ich sage nichts, Evadne, heute nicht;
Denn Du thust immer, was ich loben muß.

Vierter Auftritt.

Antiope. Elpenor.

Antiope. Und Du, mein Sohn, leb in das Leben wohl!
So sehr als ich Dich liebe, scheid' ich doch
Von Dir gesetzt und freudig.
Ich war bereit, auch so den eignen zu entbehren,
Mit zarten Mutterhänden ihn
Der strengen Pflicht zu überliefern.
Du hast bisher der Liebenden gefolgt;
Geh, lerne nun gehorchen, daß Du herrschen lernst!
Elpenor. Dank, tausend Dank, o meine beste Mutter!
Antiope. Vergelt*) es Deinem Vater, daß er mir geneigt,
Mir Deiner ersten Jahre schönen Anblick,
Der holden Jugend süßen Mitgenuß gegönnt,
Den einz'gen Trost, als mich das Glück so hart versetzte.
Elpenor. Oft hab' ich Dich bedauert, Dir den Sohn
Und mir den Vetter heiß zurückgewünscht.
Welch ein Gespiele wäre das geworden!
Antiope. Um wenig älter nur als Du. Wir beiden Mütter
Versprachen zugleich den Brüdern einen Erben.
Ihr sprosset auf; ein neuer Glanz der Hoffnung
Durchleuchtete der Väter altes Haus
Und überschien das weite gemeinsame Reich.
In beiden Königen entbrannte neue Lust,
Zu leben, mit Verstand zu herrschen und mit Macht
Zu kriegen.
Elpenor. Sonst zogen sie so oft ins Feld:
Warum denn jetzt nicht mehr?
Die Waffen meines Vaters ruhen lange.

*) Abweichende Interpunktionsbildung; Ähnlich Werke, II. 51, Z. 11 u. a. a. O.

Antiope. Der Jüngling kämpft, damit der Greis genieße.
Damals traf meinen Gemahl das Los,
Den Feind jenseit des Meers zu bändigen.
Er trug gewaltsames Verderben
In ihre Städte. Tückisch lauerte ihm
Und allen Schätzen meines Lebens
Ein feindseliger Gott auf.
Er zog mit froher Kraft vor seinem Heer;
Den theuren Sohn verließ er an der Mutter Brust;
Wo schien der Knabe sicherer als da,
Wo ihn die Götter selber hingelegt?
Da ließ er scheidend ihn und sagte: „Wachse wohl
Und richte Deiner ersten Worte Stammeln,
Das Straucheln Deiner ersten Tritte,
Entgegen auf der Schwelle Deinem Vater,
Der glücklich, siegreich, balde wiederkehrt."
Es war ein eitler Segen!

Elpenor. Dein Kummer greift mich an, wie mich der Muth
Aus Deinen Augen glänzend kann entzünden.

Antiope. Er fiel, von einem tück'schen Hinterhalte
Im Laufe seines Sieges überwältigt.
Da war von Thränen meine Brust des Tags,
Zu Nacht mein einsam Lager heiß.
Den Sohn an mich zu drücken, über ihn
Zu weinen, war des Jammers Labsal.
O Den, auch Den vom Herzen zu verlieren,
Ertrug ich nicht, und noch ertrag' ich's nicht!

Elpenor. Ergieb Dich nicht dem Schmerz und laß auch mich
Dir etwas sein!

Antiope. O unvorsichtig Weib, die Du Dich selbst
Und alle Deine Hoffnung so zerstört!

Elpenor. Klagst Du Dich an, die Du nicht schuldig bist?

Antiope. Zu schwer bezahlt man oft ein leicht Versehn.
Von meiner Mutter kamen Boten über Boten;
Sie riefen mich und hießen meinen Schmerz
An ihrer Seite mich erleichtern.
Sie wollte meinen Knaben sehen,
Auch ihres Alters Trost.
Erzählung und Gespräch und Wiederholung,
Erinnrung alter Zeiten sollte dann
Den tiefen Eindruck meiner Qualen lindern.
Ich ließ mich überreden, und ich ging.

Elpenor. Nenn mir den Ort! Sag, wo geschah die That?
Antiope. Du kennest das Gebirg, das von der See hinein
Das Land zur rechten Seite schließt;
Dorthin nahm ich den Weg. Von allen Feinden schien
Die Gegend und von Räubern sicher.
Nur wenig Knechte waren zum Geleit des Wagens,
Und eine Frau war bei mir.
Dort ragt ein Fels beim Eintritt ins Gebirg hervor,
Ein alter Eichbaum faßt ihn mit den starken Aesten,
Und aus der Seite sprüht ein klarer Quell.
Dort hielten sie im Schatten, tränkten
Die abgespannten Rosse, wie man pflegt,
Und es zerstreuten sich die Knechte.
Der eine suchte Honig, der im Walde träuft,
Uns zu erquicken;
Der andre hielt die Pferde bei dem Brunnen;
Der dritte hieb der Zweige kühlenden Wedel.
Auf einmal hören sie den fernsten schreien,
Der nahe eilt hinzu, und es entsteht
Ein Kampf der unbewaffneten
Mit kühnen, wohlbewehrten Männern,
Die sich hervor aus dem Gebüsche drängen.
Sich heftig wehrend fallen die Getreuen,
Der Fuhrmann auch, der im Entsetzen
Die Pferde fahren läßt und sich mit Steinen
Hartnäckig der Gewalt entgegensetzt.
Wir fliehn und stehn. Die Räuber glauben, leicht
Sich meines Knabens zu bemächtigen;
Doch nun erneuert sich der Streit.
Wir ringen voller Wuth, den Schatz vertheidigend.
Mit unauflösbaren Banden mütterlicher Arme
Umschling' ich meinen Sohn. Die Andre hält,
Entsetzlich schreiend, mit geschwinden Händen
Die eindringende Gewalt ab,
Bis ich zuletzt, vom Schwert getroffen,
Durch Vorsatz oder Zufall, weiß ich nicht,
Ohnmächtig niedersinke,
Den Knaben mit dem Leben zugleich
Von meinem Busen lasse,
Und die Gefährtin schwergeschlagen fällt.
Elpenor. O, warum ist man Kind, warum entfernt
Zur Zeit, wo solche Hilfe nöthig ist!

Es ballt die Faust sich mir vor der Erblindung,
Ich hör' die Frauen rufen: „Rette! Rache!"
Nicht wahr, o Mutter, wen die Götter lieben,
Den führen sie zur Stelle, wo man sein bedarf?

Antiope. So leiteten sie Herkules und Theseus,
So Jason und der alten Helden Chor.
Wer edel ist, den suchet die Gefahr,
Und er sucht sie; so müssen sie sich treffen.
Ach, sie erschleicht auch Schwache, denen nichts
Als knirschende Verzweiflung übrig bleibt;
So fanden uns die Hirten des Gebirgs,
Verbanden meine Wunden, führten sorgsam
Die Sterbende zurück; ich kam und lebte.
Mit welchem Graun betrat ich meine Wohnung,
Wo Schmerz und Sorge sich am Herd gelagert!
W. verbrannt, vom Feinde zerstört
Sc.en mir das wohlbestellte königliche Haus;
Und noch verstummt mein Jammer.

Elpenor. Erfuhrst Du nie, ob ein Verräther,
Ein Feind, wer diese That verübt?

Antiope. Nach allen Seiten sandte schnell Dein Vater Boten
Ließ von Gewappneten die Küsten
Scharf untersuch n sammt den Bergen; doch umsonst.
Und nach und nach, wie ich genas,
Kam grimmiger der Schmerz zurück,
Und die unbänd'ge Wuth ergriff mein Haupt.
Mit Waffen der Ohnmächtigen
Verfolgt' ich den Verräther.
Ich rief den Donner, rief die Fluth,
Rief die Gefahren an, die leis,
Um schwer zu schaden, auf der Erde schleichen.
„Ihr Götter," rief ich aus, „ergreift die Noth,*)
Die über Erd' und Meer blind und ziellos schweift!
Ergreift sie mit gerechten Händen
Und stoßt sie ihm entgegen, wo er kommt!
Wenn er bekränzt mit Fröhlichen
Von einem Fest zurückekehrt;
Wenn er, mit Beute schwer beladen, seine Schwelle tritt,
Da starr' sie ihm entgegen und ergreif' ihn!"

*) Wenn hier eine antike Vorstellung zu Grunde liegt, so könnte man nur an die „Ate" denken, die, von den Göttern gesendet, den Frevler verfolgt.

Verwünſchung war die Stimme meiner Seele,
Die Sprache meiner Lippe Fluch.
Elpenor. O, glücklich wäre Der, dem die Unſterblichen
Die beſten Wünſche Deines Grimmes
Zu vollführen gäben!
Antiope. Wol, mein Sohn,
Vernimm mit wenig Worten noch mein Schickſal!
Denn es wird das Deine.
Dein Vater begegnete mir gut; doch fühlt' ich bald,
Daß ich nun in dem Seinen lebte, ſeiner Gnade,
Was er mir gönnen wollte, danken mußte.
Bald wandt' ich mich wieder zu meiner Mutter
Und lebte ſtill bei ihr, bis ſie die Götter riefen.
Da ward ich Meiſterin von Allem, was mein Vater,
Was ſie mir hinterließ. Vergebens forſcht' ich
Um Nachricht von meinem Verlornen.
Wie mancher Fremde kam und täuſchte mich mit Hoffnung!*)
Ich war geneigt, dem Letzten ſtets zu glauben;
Er ward gekleidet und genährt und endlich doch
So wie die Erſten lügenhaft erfunden.
Mein Reichthum lockte Freier; viele kamen
Von nah und fern, ſich um mich her zu lagern.
Die Neigung hieß mich einſam leben,
Um dem Verlangen nach den Schatten
Der Unterwelt voll Sehnſucht nachzuhängen;
Allein die Noth befahl, den Mächtigſten
Zu wählen; denn ein Weib vermag allein nicht viel.
Mit Deinem Vater mich zu berathen,
Kam ich in ſeine Stadt.
Denn ich geſteh' es Dir, geliebt hab' ich ihn nie;
Doch ſeiner Klugheit konnt' ich ſtets vertrauen.
Da fand ich Dich, und mit dem erſten Blicke
War meine Seele ganz Dir zugewandt.
Elpenor. Ich kann mich noch erinnern, wie Du kamſt.
Ich warf den Ballen **) weg, womit ich ſpielte,
Und lief, den Gürtel Deines Kleids zu ſchaun,
Und wollte nicht von Dir, als Du die Thiere,
Die um ihn her ſich ſchlingend jagen,

*) Aehnlich die Schilderungen in der Odyſſee, wenn umherirrende Bettler Kunde von Odyſſeus zu haben vorgeben, z. B. XIV, 126 ff.
**) Aeltere Wortform ähnlich wie „den Schmerzen", „den Bäumen" u. a.

Mir wiederholend zeigtest und benanntest.
Es war ein schönes Stück; ich lieb' es noch zu sehn.
Antiope. Da sprach ich zu mir selbst, als ich betrachtend
Dich zwischen meinen Knieen hielt:
So war das Bild, das mir die Wünsche vorbedeutend
Durch meine Wohnungen geführt.
Solch einen Knaben sah ich oft im Geist
Auf meiner Väter altem Stuhl am Herd sich lagern.
So hofft' ich ihn zu führen, ihn zu leiten,
Den lebhaft Fragenden zu unterrichten.
Elpenor. Das hast Du mir gegönnt und mir gethan.
Antiope. Hier ist er, sagte mir mein Geist, als ich Dein Haupt
In meinen Händen spielend wandte
Und eifrig Dir die lieben Augen küßte;
Hier ist er; nicht Dein eigen, doch Deines Stammes!
Und hätt' ein Gott ihn, Dein Gebet erhörend,
Aus den zerstreuten Steinen *) des Gebirgs gebildet,
So wär' er Dein und Deines Herzens Kind;
Er ist der Sohn nach Deinem Herzen.
Elpenor. Von jener Zeit an blieb ich fest an Dir.
Antiope. Du kamst bald und liebtest bald die Liebende.
Die Wart'rin kam, Dich zur gewohnten Zeit
Dem Schlaf zu widmen,
Unwillig, ihr zu folgen, fuhrst Du
Mit beiden Armen meinen Hals
Und wurzeltest Dich tief in meine Brust.
Elpenor. Noch wohl erinnr' ich mich der Freude,
Als Du mich scheidend mit Dir führtest.
Antiope. Schwer war Dein Vater zu bereden. Viel
Versucht' ich lange; ich versprach ihm, Dein
Als meines Eigensten zu wahren.
„Laß mir den Knaben!" sprach ich, „bis die Jugend ihn
Zum ernsten Leben ruft.
Er sei das Ziel von allen meinen Wünschen.
Dem Fremden, wer es sei, versag' ich meine Hand,
Als Witwe will ich leben, will ich sterben.
Ihm sei das Meinige ein schöner Theil
Zu dem, was er besitzt."
Da schwieg Dein Vater, sann dem Vortheil nach.
Ich rief: „Nimm gleich die Zwölfe! Nimm sie hier zum Pfand!

*) Mit Erinnerung an die Mythe von Deukalion und Pyrrha.

Befestige Dein Reich, beschütze meins,
Erhalt es Deinem Sohne!“ Dies bewegt' ihn endlich;
Denn Ehrgeiz hat ihn stets beherrscht
Und die Begierde, zu befehlen.

Elpenor. O, tadl ihn nicht!
Den Göttern gleich zu sein, ist Edler Wunsch.

Antiope. Du warst nun mein. Oft hab' ich mich gescholten,
Daß ich in Dir, durch Dich
Des schrecklichen Verlustes Eindrung fühlen konnte.
Ja nährte Dich; fest hat die Liebe mich
An Dich, doch auch die Hoffnung fest gebunden.

Elpenor. O, möcht' ich Dir doch Alles leisten!

Antiope. Nicht jene Hoffnung, die im strengen Winter
Mit Frühlingsblumen uns das Haupt umwindet,
Vom Blütenbaum aus reichen Früchten lächelt;
Nein! Umgewendet hatte mir
Das Unglück in der Brust die Wünsche
Und des Verderbens ungemessene Begier
In mir entzündet.

Elpenor. Verhehle nichts! Sprich, laß mich Alles wissen!

Antiope. Es ist nun Zeit, Du kannst vernehmen; höre!
Ich sah Dich wachsen und erspähte still
Der offnen Neigung Trieb und schöne Kraft.
Da rief ich aus: „Ja, er ward mir geboren,
In ihm der Rächer jener Missethat,
Die mir das Leben zerstückte.“

Elpenor. Gewiß, gewiß!
Ich will nicht ruhen, bis ich ihn entdeckt,
Und grimmig soll die Rache, ungezähmt,
Auf sein verschuldet Haupt nachsinnend wüthen.

Antiope. Versprich und schwöre mir! Ich führe Dich
An den Altar der Götter dieses Hauses.
Ein freudig Wachsthum gönnten Dir die Traurigen;
Sie ruhn gebeugt an dem verwaisten Herde
Und hören uns.

Elpenor. Ich ehre sie und brächte gern
Der Dankbarkeit bereite Gaben.

Antiope. Ein Jammer dringt durch der Unsterblichen
Wohlthätig Wesen,
Wenn ihres lang' bewahrten Herdes*)
Letzte Gluth verlischt.

*) Des Herdes, den sie selbst so lange geschützt haben.

Von keinem neuen Geschlechte leuchtet
Frisch genährte Flamme durchs Haus.
Vergebens fachen sie den glimmenden Rest
Mit himmlischem Odem von Neuem empor.
Die Asche zerstiebt in Luft,
Die Kohle versinkt.
Theilnehmend an der Irdischen Schmerzen
Blicken sie Dich
Mit halbgesenkten Häuptern an
Und widerstreben nicht, mißbilligend,
Wenn ich Dir zurufe:
Hier am friedlichen, unblutigen Altar
Gelobe, schwöre Rache!

Elpenor. Hier bin ich. Was Du forderst, leist' ich gern.

Antiope. Rastlos streicht die Rache hin und wieder, *)
Sie zerstreuet ihr Gefolge
An die Enden der bewohnten Erde
Ueber der Verbrecher schweres Haupt.
Auch in Wüsten treibt sie sich, zu suchen,
Ob nicht da und dort in letzten Höhlen
Ein Verruchter sich verberge,
Schweift sie hin und her und schwebt vorüber,
Eh sie trifft.
Leise sinken Schauer von ihr nieder,
Und der Böse wechselt ängstlich
Aus Palästen in die Tempel,
Aus den Tempeln unter freien Himmel,
Wie ein Kranker bang sein Lager wechselt.
Süßer Morgenlüfte Kinderstammeln
In den Zweigen scheint ihm drohend;
Oft in schweren Wolken
Senkt sie nahe sich aufs Haupt ihm, schlägt nicht,
Wendet ihren Rücken
Oft dem wohlbewußten, schüchternen Verbrecher.
Ungewiß im Fluge kehrt sie wieder
Und begegnet seinen starren Blicken.
Vor dem Herrchen ihres großen Auges
Ziehet sich, von bösem Krampfe zuckend,
In der Brust das feige Herz zusammen,

*) Die Personifikation der „Rache" ist nicht streng im Sinne der Antike gehalten, sondern es sind hier Vorstellungen vermischt, die man sich im Alterthum von der Dike, der Nemesis und namentlich von den Erinyen machte.

Und das warme Blut kehrt aus den Gliedern
Nach dem Busen, dort zu Eis gerinnend.
So begegne Du, wenn einst die Götter
Mich erhören,
Mit dem scharfen Finger Dir ihn zeigen,
Finster Deine Stirn gefaltet, jenem Frevler!
Zähl ihm langsam meiner Jahre Schmerzen
Auf den kahlen*) Scheitel!
Das Erbarmen, die Versöhnung
Und das Mitgefühl der Menschenqualen,
Guter Könige Begleiterinnen,
Mögen weit zurücktretend
Sich verbergen,
Daß Du ihre Hand auch wollend
Nicht ergreifen könnest!
Fasse den geweihten Stein und schwöre,
Aller meiner Wünsche Umfang zu erfüllen!

Elpenor. Gern! Ich schwöre!

Antiope. Doch nicht er allein sei zum Verderben
Dir empfohlen! Auch die Seinen,
Die um ihn und nach ihm seines
Erdenglückes Kraft besitzen,
Zehre Du zu Schatten auf!
Wär' er lang' ins Grab gestiegen,
Führe Du die Enkel und die Kinder
Zu dem aufgeworfnen durstigen Hügel,
Gieße dort ihr Blut aus,
Daß es fließend seinen Geist umwittre,
Er im Dunkeln dran sich labe,
Bis die Schaar unwillig Abgeschiedner
Ihn im Sturme weckt!
Grausen komm' auf Erden über Alle,
Die sich im Verborgnen sicher dünken,
Heimliche Verräther!
Keiner blicke mehr aus Angst und Sorgen
Nach dem Friedensdach der stillen Wohnung!
Keiner schaue mehr zur Grabespforte
Hoffend, die sich einmal willig
Jedem aufthut und dann unbeweglich,
Strenger als gegossnes Erz und Riegel,

*) Derselbe Ausdruck in dem mit „Elpenor" fast gleichzeitigen Gedicht „Das Göttliche" (Werke, I. 166, letzte Zeile).

Freud' und Schmerzen ewig von ihm scheidet.
Wenn er seine Kinder sterbend segnet,
Starr' ihm in der Hand das letzte Leben,
Und er schaudre, die beweglichen Locken
Der geliebten Häupter zu berühren!
Bei dem kalten, festen, heil'gen Stein —
Berühr ihn! — schwöre,
Aller meiner Wünsche Umfang zu erfüllen!

Elpenor. Frei war noch mein Herz von Rach' und Grimme,
Denn mir ist kein Unrecht widerfahren.
Wenn wir uns im Spiele leicht entzweiten,
Folgte leichter Friede noch vor Abend.
Du entzündest mich mit einem Feuer,
Das ich nie empfunden; meinem Busen
Hast Du einen schweren Schatz vertraut,
Hast zu einer hohen Heldenwürde
Mich erhoben, daß ich nun gewisser
Mit bewußtem Schritt ins Leben eile.
Ja, den ersten schärfsten Grimm des Herzens
Mit dem ersten treusten Schwur der Lippe
Schwör' ich Dir an dieser heil'gen Stätte
Ewig Dir und Deinem Dienst zu eigen!

Juliope. Laß mich mit diesem Herzenskuß, mein Eigenster,
Dir aller Wünsche Siegel auf die Stirne drücken!
Und nun [illegible] ich vor die hohe Pforte
Zu der heil'gen Quelle,
Die aus dem geheimen Felsen sprudelnd
Meiner Mauern alten Fuß benetzet,
Und nach wenig Augenblicken kehr' ich wieder.

Fünfter Auftritt.

Elpenor. Ich bin begierig, zu sehen, was sie vorhat.
In sich gekehrt bleibt sie vorm hellen Strahl
Des Wassers stehn und scheint zu sinnen;
Sorgfältig wäscht sie nun die Hände, dann die Arme,
Besprengt die Stirn, den Busen;
Sie schaut gen Himmel,
Empfängt mit hohler Hand das frische Naß
Und gießt es feierlich zur Erde, dreimal.
Welch eine Weihung mag sie da begehn?
Sie richtet ihren Tritt der Schwelle zu. Sie kommt.

Sechster Auftritt.

Antiope. Elpenor.

Antiope. Laß mich mit frohem, freud'gem Muthe Dir
Noch einmal danken!
Elpenor. Und wofür?
Antiope. Daß Du des Lebens Laſt von mir genommen.
Elpenor. Ich Dir?
Antiope. Der Haß iſt eine läſt'ge Bürde.
Er ſenkt das Herz tief in die Bruſt hinab
Und legt ſich wie ein Grabſtein ſchwer auf alle Freuden.
Nicht im Elend allein iſt fröhlicher Liebe
Reiner, willkommner Strahl die einzige Tröſtung.
Hüllt er in Wolken ſich ein,
Ach, dann leuchtet des Glückes,
Der Freude flatternd Gewand
Nicht mit erquickenden Farben.
Wie in die Hände der Götter
Hab' ich in Deine meinen Schmerz gelegt
Und ſteh', wie vom Gebete, ruhig auf.
Weggewaſchen hab' ich von mir
Der Rachegöttinnen
Flecken hinterlaſſende Berührung.
Weithin führt ſie
Allreinigend nun die Welle,
Und ein ſtiller Keim friedlicher Hoffnung
Hebt wie durch aufgelockerte Erde ſich empor
Und blickt beſcheiden nach dem grün färbenden*) Lichte.
Elpenor. Vertraue mir! Du darfſt mir nichts verhehlen.
Antiope. Ob er noch wandelt unter den Lebendigen,
Den ich als abgeſchieden lang' betraure?
Elpenor. Dreifach willkommen, wenn er uns erſchiene!
Antiope. Sag an, geſteh! Kannſt Du verſprechen,
Lebt er und zeigt er kommend ſein Antlitz,
Giebſt Du die Hälfte gern, die ihm gebührt, zurück?
Elpenor. Von Allem gern.
Antiope. Auch hat Dein Vater mir's geſchworen.
Elpenor. Und ich verſprech' es, ſchwör's zu Deinen
Geweihten heil'gen Händen.

*) Als Farbe der Hoffnung.

Antiope. Und ich empfange
Für den Entfernten Dein Versprechen, Deinen Schwur.
Elpenor. Doch zeige mir nun an, wie soll ich ihn erkennen?
Antiope. Wie ihn die Götter führen werden,
Welch Zeugniß sie ihm geben, weiß ich nicht.
Doch merke Dir: In jener Stunde,
Als ihn die Räuber mir entrissen, hing
An seinem Hals ein goldnes Kettchen,
Dreifach schön gewunden,
Und an der Kette hing ein Bild der Sonne,
Wohlgegraben.
Elpenor. Ich verwahre das Gedächtniß.
Antiope. Ein andres Zeichen noch kann ich Dir geben,
Das schwerer nachzuahmen, der Verwandtschaft
Ganz unumstößlich Zeugniß.
Elpenor. Sage mir's vernehmlich!
Antiope. Am Nacken trägt er einen braunen Flecken,*)
Wie ich ihn auch an Dir
Mit freudiger Verwundrung schaute.
Von Eurem Ahnherrn pflanzte sich dies Maal
Auf beide Enkel fort,
In beiden Vätern unsichtbar verborgen.
Darauf gieb Acht und prüfe scharfes Sinnes
Der angebornen Tugend sichres Zeichen!
Elpenor. Es soll sich Keiner unterschieben, mich betrügen.
Antiope. Schöner als das Ziel der Rache
Sei Dir dieser Blick in alle Fernen
Deines Wandels! Lebe, lebe wohl!
Ich wiederhole hundertmal,
Was ungern ich zum letzten Male sage,
Und doch muß ich Dich lassen, theures Kind!
Die stille, hohe Betrachtung
Deines künftigen Geschickes
Schwebt wie eine Gottheit,
Zwischen Freud' und Schmerzen.
Niemand tritt auf diese Welt,
Dem nicht von beiden Mancherlei bereitet wäre,
Und den Großen mit großem Maaße;
Doch überwiegt das Leben Alles,

*) Man vergleiche hierzu das in der „Iphigenie" vorkommende Kennzeichen des Geschlechtes der Pelopiden (Werke, VII. 178, 1. Note).

Wenn die Liebe in ſeiner Schale liegt.
So lang' ich weiß, Du wandelſt auf der Erde,
Dein Auge ſchaut der Sonne theures Licht,
Und Deine Stimme ſchallt dem Freunde zu,
Biſt Du mir gleich entfernt, ſo fehlt mir nichts zum Glück.
Bleib mir, daß ich, zu meinen lieben Schatten einſt
Geſellt, mich Deiner lang' erwartend freue!
Und geben Dir die Götter Jemand
Zu lieben, ſo wie ich Dich liebe!
Komm! Viele Worte frommen nicht den Scheidenden.
Laß uns der Zukunft Schmerzen künftig leiden,
Und fröhlich ſei Dir eines neuen Lebens Tag!
Die Boten, die der König ſendet, ſäumen nicht;
Sie nahen bald, und ihn erwart' ich auch.
Komm! Laß uns gehn, ſie zu empfangen,
Den Gaben und dem Sinn gleich, die ſie bringen!

Zweiter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Polymetis. Aus einer Stadt voll ſehnlicher Erwartung
Komm' ich, der Diener eines Glücklichen,
Nicht glücklich.
Es ſendet mich mein Herr mit viel Geſchenken
An ſeinen Sohn voraus
Und folgt in wenig Stunden meinem Schritt.
Bald werd' ich eines frohen Knaben Angeſicht
Erblicken, doch zur allgemeinen Freude
Verſtellt nur meine Stimm' erheben,
Geheimnißvolle Schmerzen
Mit frohen Zügen überkleiden.
Denn hier, hier ſtockt von altem Hochverrath
Ein ungeheilt Geſchwür,
Das ſich vom blühnden Leben,
Von jeder Kraft in meinem Buſen nährt.
Ein König ſollte ſeiner kühnen Thaten
Mitſchuldig Niemand machen.

Was er, um Kron' und Reich sich zu gewinnen
Und zu befestigen, thut,
Was sich um Kron' und Reich zu thun wohl ziemen mag,
Ist in dem Werkzeug niedriger Verrath;
Doch ja, den lieben sie und hassen den Verräther.
Weh ihm!
In einen Taumel treibt uns ihre Gunst,
Und wir gewöhnen uns, leicht zu vergessen,
Was wir der eignen Würde schuldig sind.
Die Gnade scheinet ein so hoher Preis,
Daß wir den Werth von unserm Selbst
Zur Gegengabe viel zu wenig achten.
Wir fühlen uns Gesellen einer That,
Die unsrer Seele fremd war;
Wir dünken uns Gesellen und sind Knechte.
Von unsrem Rücken schwingt er sich aufs Roß,
Und rasch hinweg ist der Reiter
Zu seinem Ziel,
Eh wir das sorgenvolle Angesicht
Vom Boden heben.
Nach meinen Lippen dringt das schreckliche Geheimniß;
Entdeck' ich es, bin ich ein doppelter Verräther;
Entdeck' ich's nicht, so siegt der schändlichste Verrath.
Gesellin meines ganzen Lebens,
Verschwiegene Verstellung,
Willst Du den sanften, den gewalt'gen Finger
Im Augenblicke mir vom Munde heben?
Soll ein Geheimniß, das ich nun so lange,
Wie Philoktet*) den alten Schaden,
Als einen schmerzbeladnen Freund ernähre,
Soll es ein Fremdling meinem Herzen werden
Und wie ein anderes gleichgiltig's Wort
In Luft zerfließen?
Du bist mir schwer und lieb, Du schwarzes Bewußtsein,
Du stärkst mich quälend;
Doch Deine Reifezeit erscheinet bald.
Noch zweifl' ich, und wie bang ist da der Zweifel,

*) Philoktet wurde wegen des üblen Geruches seiner Wunde am Fuß, die durch den Biß einer giftigen Schlange veranlaßt war, von den Griechen, als sie nach Troja zogen, auf der Insel Lemnos ausgesetzt und erst nach zehn Jahren wider seinen eigenen Willen von dort mit List nach Troja entführt, das ohne seine Pfeile nicht erobert werden konnte.

Wenn unſer Schickſal am Entſchluß hängt!
O, gebt ein Zeichen mir, Ihr Götter!
Löſ't meinen Mund, verſchließt ihn, wie Ihr wollt!

Zweiter Auftritt.

Elpenor. Polymetis.

Elpenor. Willkommen, Polymetis, der Du mir von Alters her
Durch Freundlichkeit und guten Willen ſchon
Genug bekannt biſt, hochwillkommen heute!
O, ſage mir, was bringſt Du? Kommt es bald?
Wo ſind die Deinen, wo des Königs Diener?
Darfſt Du entdecken, was mir dieſer Tag bereitet?

Polymetis. Mein theurer Prinz!
Wie? Du erkennſt den alten Freund ſogleich!
Und ich nach eines kurzen Jahrs Entfernung
Muß fragen: Iſt er's? Iſt er's wirklich?
Das Alter ſtockt wie ein bejahrter Baum,
Und wenn er nicht verdorrt, ſcheint er derſelbe;
Aus Deiner lieblichen Geſtalt, Du ſüßer Knabe,
Entwickelt jeder Frühling neue Reize.
Man möchte Dich ſtets halten, wie Du biſt,
Und immer, was Du werden ſollſt, genießen.
Die Boten kommen bald, die Du mit Recht erwarteſt;
Sie bringen Dir Geſchenke Deines Vaters,
Und die ſind Deiner und des Tages werth.

Elpenor. Verzeih der Ungeduld! Schon viele Nächte
Kann ich nicht ſchlafen. Manchen Morgen ſchon
Lauf' ich den Fels hervor und ſeh' mich um
Und ſchaue nach der Ebene,
Als wollt' ich ſie, die Kommenden, erblicken,
Und weiß, ſie kommen nicht.
Jetzt, da ſie nah ſind, halt' ich es nicht aus
Und komme, ihnen zu begegnen.
Hörſt Du der Roſſe Stampfen? Hörſt Du ein Geſchrei?

Polymetis. Noch nicht, mein Prinz; ich ließ ſie weit zurück.

Elpenor. Sag, iſt's ein ſchönes Pferd, das heut mich tragen ſoll?

Polymetis. Ein Schimmel, lebhaft, fromm und glänzend wie das Licht

Ein Vorbild vieler Tausende,
Die Dich erwarten.

Elpenor. Drängt sich das Volk schon auf den Straßen früh?

Polymetis. Ein Jeglicher vergißt der Noth, der Arbeit,
Und der Bequemste rafft sich auf.
Sein dringendes Bedürfniß ist, nur Dich zu sehn,
Und harrend fühlt ein Jeder
Zum zweiten Mal die Freude des Tages,
Der Dich gebar.

Elpenor. Wie fröhlich will ich Freudigen begegnen!

Polymetis. O, daß ihr Blick Dir nicht die Seele durchdringe!
Denn solch ein Blick
Begegnet Keinem, selbst dem König nicht.
Was gern der Greis von guter alter Zeit erzählt,
Was von der Zukunft sich der Jüngling träumt,
Knüpft Hoffnung in den schönsten Kranz zusammen
Und hält versprechend ihn ob jenem Ziel,
Das Deinen Tagen aufgesteckt ist.

Elpenor. Wie meinen Vater sollen sie mich lieben
Und ehren.

Polymetis. Gern versprechen sie Dir mehr.
Ein alter König drängt die Hoffnungen der Menschen
In ihre Herzen tief zurück
Und fesselt dort sie ein;
Der Anblick aber eines neuen Fürsten
Befreit die lang' gebundnen Wünsche.
Im Taumel dringen sie hervor,
Genießen übermäßig, thöricht oder klug,
Des schwer entbehrten Athems.

Elpenor. Ich will den Vater bitten, daß er Wein und Brod
Und von den Heerden, was er leicht entbehrt,
Dem Volk vertheilt.

Polymetis. Er wird es gern. Den Tag,
Den uns die Götter einmal nur im Leben
Gewähren können, feire Jeder hoch!
Wie selten öffnet sich der Menschen Herz zusammen!
Ein Jeder ist für sich besorgt. Unsinn und Muth
Durchflammt ein Volk weit eh'r als Lieb' und Freude.
Du wirst die Väter sehn, die Hände
Auf ihrer Söhne Haupt gelegt,
Mit Eifer deuten: „Sieh, dort kommt er!"
Der Hohe blickt den Niedern an wie Seinesgleichen.

Zu seinem Herrn erhebt der Knecht
Ein offnes, frohes Aug', und der Beleidigte
Begegnet sanft des Widersachers Blick
Und läd't ihn ein zur milden Reue,
Zum offnen, weichen Mitgenuß des Glücks.
So mischt der Freud' unschuld'ge Kinderhand
Die will'gen Herzen, schafft ein Fest,
Ein ungekünsteltes, den goldnen Tagen gleich,
Da noch Saturn *) der jungen Erde
Gelind als ein geliebter Vater vorstand.

Elpenor. Wie viel Gespielen hat man mir bestimmt?
Hier hatt' ich drei; wir waren gute Freunde,
Ist uneins und bald wieder eins.
Wenn ich erst eine Menge haben werde,
Dann wollen wir in Freund und Feind uns theilen
Und Wachen, Lager, Ueberfall und Schlachten
Recht ernstlich spielen. Kennst Du sie?
Sind's will'ge, gute Knaben?

Polymetis. Du hättest sollen das Gedränge sehn,
Wie Jeder seinen Sohn, und wie die Jünglinge
Sich selbst mit Eifer boten! Von den Edelsten,
Den Besten sind Dir zwölfe zugewählt,
Die immer dienstlich Deiner warten sollen.

Elpenor. Doch kann ich wol noch mehr zum Spiele fordern?

Polymetis. Du hast sie Alle gleich auf einen Wink.

Elpenor. Ich will sie ändern, und die Besten sollen
Auf meiner Seite sein.
Ich will sie führen ungebahnte Wege;
Sie werden kletternd schnell den sichern Feind
In seiner Felsenburg zu Grunde richten.

Polymetis. Mit diesem Geiste wirst Du, theurer Prinz,
Zum Jugendspiel die Knaben, bald das ganze Volk
Zum ernsten Spiele führen.
Ein Jeder stellt sich hinter Dir,
Ein Jeder von Dir nachgezogen.
Der Jüngling hält die rasche Gluth zurück
Und wartet auf Dein Auge,
Wohin es Leben oder Tod gebietet.
Gern irrt auch der erfahrne Mann mit Dir,

*) Als Repräsentant des vorolympischen Göttergeschlechts und des goldenen Zeitalters. Vgl. Schiller's Gedicht: „Die vier Weltalter" (Werke, I, 73).

Und ſelbſt der Greis entſagt der ſchwer erworbnen Weisheit
Und kehrt noch einmal in das Leben
Zu Dir theilnehmend raſch zurück.
Ja, dieſes graue Haupt wirſt Du an Deiner Seite
Dem Sturm entgegnen ſehn, und dieſe Bruſt
Vergießt ihr letztes Blut, vielleicht, weil Du Dich irrteſt. *)

Elpenor. Wie meinſt Du's? O, es ſoll Euch nicht gereuen.
Ich will gewiß der Erſte ſein, wo's Noth hat,
Und Euer Aller Zutraun muß mir werden.

Polymetis. Das flößten reichlich ſchon die Götter
Dem Volke für den jungen Fürſten ein;
Es iſt ihm leicht und ſchwer, es zu erhalten. **)

Elpenor. Es ſoll mir Keiner es entziehen;
Wer brav iſt, ſoll es mit mir ſein.

Polymetis. Du wirſt nicht Glückliche allein beherrſchen.
In ſtillen Winkeln liegt der Druck des Elends,
Der Schmerzen, auf ſo vielen Menſchen;
Verworfen ſcheinen ſie, weil ſie das Glück verwarf;
Doch folgen ſie dem Muthigen auf ſeinen Wegen
Unſichtbar nach, und ihre Bitte dringt
Bis zu der Götter Ohr. Geheimnißvolle Hilfe
Kommt von dem Schwachen oft dem Stärkeren zu Gute.

Elpenor. Ich hör', ich hör' den Freudenruf
Und der Trompete Klang vom Thal herauf.
O, laß mich ſchnell! Ich will den ſteilen Pfad
Hinab den Kommenden entgegen;
Du folge, lieber Freund, den großen Weg,
Und willſt Du, bleibe hier!

Dritter Auftritt.

Polymetis. Wie Schmeichelei dem Knaben ſchon ſo lieblich klingt!
Und doch unſchuldig iſt der Hoffnung Schmeichelei.
Wenn wir dereinſt zu dem, was wir mißbilligen,
Dich loben müſſen, härter fühlen wir's.
Der preiſe glücklich ſich, der von
Den Göttern dieſer Welt ***) entfernt lebt;

*) In dem Sinn, daß das, was er unternommen hat, möglicherweiſe etwas Ungerechtes war.

**) Das Wort iſt in dem doppelten Sinne von „erlangen" und „bewahren" zu faſſen.

***) Die Metapher wird ſchon von Kanzler für die Fürſten gebraucht.

Verehr' und fürcht' er sie und danke still,
Wenn ihre Hand gelind das Volk reglert!
Ihr Schmerz berühret ihn kaum, und ihre Freude
Kann er unmäßig theilen.
O weh mir, doppelt weh mir heute!
*) Du schöner munterer Knabe, sollst Du leben?
Soll ich das Ungeheur, das Dich zerreißen kann,
In seinen Küsten angeschlossen halten?
Die Königin, soll sie erfahren,
Welch schwarze That Dein Vater gegen sie verübt?
Wirst Du mir's lohnen, wenn ich schweige?
Wird eine Treue, die nicht rauscht, empfunden?
Was hab' ich Alter noch von Dir zu hoffen?
Ich werde Dir zur Last sein.
Du wirst vorübergehend mit einem Händedruck
Mich sehr befriedigt halten.
Vom Strome Gleichgesinnter wirst Du fortgerissen,
Indeß Dein Vater uns mit schwerem Zepter beherrscht.
Nein, soll mir je noch eine Sonne scheinen,
So muß ein ungeheurer Zwist das Haus zerrütten,
Und wann die Noth mit tausend Armen eingreift,
Dann wird man wieder unsern Werth,
Wie in den ersten, den verworrnen Zeiten, fühlen;
Dann wird man uns wie ein veraltet Schwert
Vom Vieler eifrig nehmen,
Den Rost von seiner Klinge tilgen.
Hervor aus Euern Grüften,
Ihr alten Larven verborgner schwarzer Thaten, **)
Wo Ihr gefangen lebt! Die schwere Schuld erstirbt nicht!
Auf! Umgebt mit dumpfem Nebel
Den Thron, der über Gräbern aufgebaut ist,
Daß Entsetzen wie ein Donnerschlag
Durch alle Busen fahre!
Freude verwandelt in Knirschen!
Und vor den ausgestreckten Armen
Scheitre die Hoffnung!

*) Dieser und die folgenden Verse zeigen deutlich, daß wenigstens Polymetis, der doch an dem Verbrechen des Lykus Antheil hatte, den Elpenor für Dessen Sohn, aber nicht für den der Antiope ansieht.

**) Man vgl. die Note zu S. 407.

Zur Reviſion des Textes.

Durch die Ziffern 1 bis 9 u. 11 bis 13 sind nachstehende Gesammt-Ausgaben der Werke Goethe's bezeichnet:

1. **T. Goethens Schriften.** Berlin, Himburg. (Nachdruck.) I. u. II. 1775. 1777. 1779. III. 1776. 1777. 1779. IV. 1779. (Seit 1777 mit der Bezeichn. **J. W.** Goethens Schriften.)
2. **Goethe's Schriften.** Leipzig, Göschen. 1787—90. 8 Bde.
2a. — — Ausgabe in 4 Bänden, ohne Goethe's Autorisation. 1787—91.
3. **Goethe's neue Schriften.** Berlin, Unger. 1792—1800. 7 Bde.
4. **Goethe's Werke.** Tübingen, Cotta. 1806—10. 13 Bde.
5. **Goethe's Werke.** Stuttg. u. Tüb., Cotta. 20 Bde. 1815—19 und die Fortsetzungen.
5a. **Goethe's Werke.** Originalausgabe. Wien, Kaulfuß u. Armbruster; Stuttg., Cotta. 20 Bde. 1816—22 und die Fortsetzungen.
6. **Goethe's Werke.** Vollständige Ausgabe letzter Hand. Octav. 40 Bde. Stuttg. u. Tüb., Cotta. 1827—31.
6a. Gleichzeitige Ausgabe in Sedez. 40 Bände. Ebendas. 1827—30.
7. **Goethe's nachgelassene Werke.** Ausgaben in Octav und Sedez. Stuttg. u. Tüb., Cotta. Bd. 1.—15. 1832—34; Bd. 16.—20. 1842.
8. **Goethe's poetische und prosaische Werke in 2 Bden.** Lexikon-Format. Stuttg. u. Tüb., Cotta 1836—37. Zweiten Bandes zweiter Theil 1847 (s. g. Quart-Ausgabe).
9. **Goethe's sämmtliche Werke in 40 Bänden.** Duodez. Stuttg. u. Tüb., Cotta. 1840.

9a—c. Neue Abdrücke derselben Ausgabe, 1850, 1853, 1855.

11. **Goethe's sämmtliche Werke in 30 Bänden.** Groß Octav. Stuttg., Cotta. 1850—51.
11a. do. 1857—59.
12. **Goethe's sämmtliche Werke in 6 Bänden.** Lexikon-Octav. Stuttg., Cotta. 1860.
13. **Goethe's Werke.** Ausw. **in 12 Bänden. Duodez. Stuttg., Cotta. 1867.**

Zur Reviſion des Textes.

Verzeichniß der Stellen,

in denen unſer Text von andern Drucken und Ausgaben abweicht.

Die Laune des Verliebten.

Außer den Ausgaben 4—13, welche für die Feſtſtellung des Textes bei dieſem Drucke zu vergleichen waren, iſt auch in dieſem und in den folgenden Bänden auch mit der jetzt erſchienenen Ausgabe von H. Kurz (Huldburghauſen 1865—1869) gearbeitet. Dieſelbe iſt mit K bezeichnet.

Verſe Zeile

13. m nicht, nach 5, 6, 6a und den folgenden Ausgaben; — 4 und 5a nichts.
14. m. Augenbrauen. Man vgl. die Textrevision zu Th. VII, S. 178, Z. 12; — die Ausgaben ſämmtlich Augenbraunen.
15. m. ſo, nach 4—9; — 11—13 zu.
m. an, mich, nach denſelben Quellen; — 11—13 mich an.
16. m. wird er; — 4 er wird
m kommt, nach 5 und den folgenden Ausgaben; — 4 und K hier und öfters kömmt.
17. m. gebraucht', nach 5—13; — 4 und K gebraucht'. Da Beides einen gleich guten, wenn auch nicht denſelben Sinn giebt, ſo ſahen es nicht paſſend, eine möglicherweiſe für 5 beabſichtigte Veränderung zu ignoriren.
18. m. Wann, nach 6 u. ff.; — 4, 5 und 5a Wenn.
20. m. Trutz; — 4 Trutz.
m. Da, nach 4 und 5a, denen ſich auch alle ſpäteren Ausgaben anſchließen; — das iſt ein Fehler in 5, 6 und 6a.
21. m. jetzt ſchon; — K ohne Autorität ſchon jetzt.
24. m. ſteht, ſteht, nach 4 und 5a; — alle ſpäteren Ausgaben, K ausgenommen, ſieht, ſieht.
28. m. Ob, nach 4—9, denen auch K folgt; — 11—13 willkürlich Ei.
e. ſeinen Arm; — 5 ſeine Arme.
29. s leichtfertigen; — 4 und 5a leichtfert'gen.
s u. w. für; — 4 vor.

Die Mitschuldigen.

Zu den bei dem vorigen Stücke genannten Ausgaben kommen hier noch 2 und 2a, sowie gelegentliche Anführungen aus der S. 35 erwähnten Handschrift (H).

Seite Zeile

40. 6. **Kellner**; — H, 2, 2a und 4 hier und überhaupt **Keller**.
41. 7. **Steht ein** — fehlt in 4, 5a und K.
17. **was**, nach 4 u. ff.; — H, 2, 2a und 11 **eins**.
20. **verschwärmt**, nach 4 u. ff.; — H, 2, 2a und 13 **geschwärmt**.
21. **Es ist kein Fürst im Reich**, **beigl.**; — H—2a **Kein Herzog ist im Reich**.
22. **Mann**; — H, 2, 2a, 4, und 5a **Mensch**.
42. 3. **er bleibt's**, nach 4 u. ff.; — H **der bleibt's**; 2, 2a und 13 **bleibt man's**.
6. **zu einem**, nach 5 u. ff.; — H **dem einen**; 2, 2a, 4, 5a und K **zum einen**.
20. **wär's**, nach 5 u. ff.; — H **wir'**, 2, 2a und 4 **wär'**.
21. **sagt'**, nach der parrst in 9 gemachten und bis 13 beibehaltenen Verbesserung; — 3—6a, 13 und K **sagt**.
24. **Viel'**, **beigl.**; — die **älteren Ausgaben (2—6a) und K viel**.
43. 7. **So müßt's romanenhaft, sogar erhaben stehn**, nach 4—9, denen auch K folgt; — 2 und 2a **Da müßt's romanenhaft und wohl erhaben stehn**; 11—13 **So müßt's romanenhaft, sogar erhaben stehn**.
15. **ohngefähr**, nach 4—9; — 2, 2a und 11—13 **ungefähr**.
19. **Im Haus ist nichts so schlimm, die Zeitung macht es gut**; — 2 u. 2a **Ha, es ist nichts so schlimm, die Zeitung macht's doch gut**.
44. 12. **ein Gläschen Wein**; — H **ein Glas voll Wein**; 2 und 2a **ein Glas mit Wein**.
48. 14 **ist sie**, nach 2—5; — 6—13 und K **sie ist**, eine Veränderung, die in 6 schwerlich beabsichtigt sein kann.
22. **es**; — H—2a **ihn**.
49. 17. **Fastnachtsschmause**; — 5 und 5a **Fastnachtschmause**.
50. 3. **Jemand Hohes**; — 11 und K **Jemand Hehem**.
6. **für**, hier und öfters in Uebereinstimmung mit 11—13, da die Aenderung in 5, resp. 6, die sonst fast immer geschehen ist, nur vergessen sein kann; — 2—9 und K **vor**.
23. **zu Alceste**. **Da Sophie diese Worte nicht mehr für sich spricht, aber auch nicht so laut sprechen darf, daß ihr Vater sie hört, so ist der ganz laut, den 9—13 haben, nicht zu empfehlen, sondern der in K gemachte zu Alceste vorzuziehen**. — In 2—8 fehlt eine derartige Bezeichnung ganz.
29. **fliegt**; — 2, 2a und K **fliegt**.
51. 19. **Das**; — 2, 2a und 13 **Da**.
52. 21. **Fond**; — 2 und 2a **Grund**.
23. **an der Seite** — fehlt in 2 und 2a.
29. **wischt den Schweiß**, nach 2 und 2a, denen 11—13 mit Recht folgen, da die Worte nur aus Versehen ausgefallen sein können; — sie fehlen in 4—9 und K.
53. 6. **Ihr seht es nicht**, nach 5—13; — 2, 2a, 4 und K **und ihr seht's nicht**.

Seite Zeile

53. 12. zu, nach 4—6a, denen auch 9, 11a, 12 und 13 folgen; — 2, 2a, 11 und K im.
a. sucht; — 2 und 2a versucht.
b. war; — H wurd; 2 und 2a ward.
54. 10. springt; — 2 und 2a Er springt.
a. in der Verlegenheit, nach 2 und 2a; — das Wörtchen der ist in den übrigen Ausgaben ausgefallen.
55. 6. gesetztes, nach 6 und 6a, denen nur noch 13 folgt; — die andern gesetzten.
7. fündet, nach 6 und 6a; — die übrigen Ausgaben ständet.
56. 4. Nein, Weibchen! Nicht! nach 5, 6 und 6a, denen sich 8—13 anschließen; — 2, 2a, 4, 5a und K Nicht, Weibchen! Nicht!
57. 5. ihm; — 2 und 2a ihn. Es ist übrigens leicht möglich, daß die Veränderung unabsichtlich ist.
58. a. ging', nach 2—4, denen 11—13 und K folgen; — 5—9 ging.
a—c. Statt dieser zwei Verse stehen in 2 und 2a die folgenden:
„Sophie: Grausamer, laß mich los.
Sellier: Verflucht, wie sie sich zieret!
„Grausamer! laß mich los!" das ist kapitulirt.
„Pfui, schämen Sie Sich doch!" die abgedroschne Leyer,
Wenn's nun Berg unter geht — Ich gäbe keinen Dreyer
Für ihre Tugend!
Sophie, sich losmachend: Freund, noch diesen letzten Kuß ꝛc."
c. nur, nach 2, 2a, 4 und 5a, ebenso K; — 5—13 mir, welches keinenfalls eine Verbesserung sein kann.
59. 11. goldnen; — 2 und 2a goldne.
12. Liebesglücke; — 2 und 2a Liebesglücke.
14. hier noch nicht; — 2 und 2a noch nicht hier.
a. Dir, nach 2, 2a und 4, denen 8 und K folgen; — 5—13 ihr. Unsre Wahl bestimmt sich dadurch, daß wir den folgenden Vers nur so mit diesem in passende Verbindung bringen konnten.
60. 14. Zeitungen; — 2—4 die Zeitungen.
64. a. wann und wie es wär', nach 6 u. ff.; — 2 und 2a wenn und wie er's wär'; 4, 5 und 5a wenn und wie es wär'.
67. 1. Er, nach 2—4, denen wieder 8—12 folgen; — 5, 5a, 6, 6a, K und 13 Es.
a. und, nach 2—6a; — in 8 fehlt das Wort.
a. Insonderß; — 5a Insonderst.
68. a. jetzt nur, nach 4—9, ebenso K; — 2, 2a, sowie 11—13, nur jetzt.
a. Ich würd' sie Alle Herr, nach 2—9, denen auch K folgt; — 11—13 Ich würd' sie Alle, Herr. Die zuletzt genannten Ausgaben haben offenbar an dem ungewöhnlichen Ausdruck „Jemanden Herr werden" statt „bezwingen" Anstoß genommen und durch die Aenderung der Interpunktion einen andern Sinn in das Ganze bringen wollen; allein man müßte aber wenigstens hinter „Alle" ein Gedankenstrich stehen.
a. gleich jetzt; — 11—13 willkürlich jetzt gleich.
69. a. ging', nach 2—5, denen 11—13 und K folgen; — 5a—9 ging.
a. Rück behext des Apostrophs, den die meisten Ausgaben haben, nicht, da auch die Wortform „der Rück" vorkommt.
a. zum; — 11—13 willkürlich zu.
a. von; — 5, 6, 6a und 8 und.
70. c. Nicht, nach 4—11, denen auch K folgt; — H—2a und 11—13 Nicht's
a—c. Statt der in unserm Texte stehenden Worte haben 2 und 2a:

Seite Zeile

„Madame, Sie haben doch bald Geld genommen! Gut!
Es ist mir herzlich lieb. Nur ohne Furcht bedienen
Sie Sich des wenigen. Was mein ist, ist auch Ihnen —"

70. 14—18. Statt dieser zwei Verse stehen in 2 und 2a folgende sechs:
„Dann den vertrauten Ton so halb wie Mann und Frau —
Und sieht die Tugend nimmt nicht alles so genau,
Wenn man hübsch sachte geht. Weit eher wird sie weichen.
Sie kommt! Du bist bestürzt? Das ist ein schlimmes Zeichen!
Du glaubst dich lasterhaft, allein noch ist es Trug;
Dein Herz ist übrig blöd', nur noch nicht stark genug."

72. 21. schauen, langen; — 2 und 2a schöne, lange.
23. Er, nach H und 2—5a, denen auch K folgt; — 6—13 Es.

73. 10. Dem; — 4 und 5a Den.
22. Statt dieses Verses hat 2 und 2a: Er läßt der jungen Frau das kalte Bett allein.

74. 21. solchen; — K Stolzen.
22. im, nach 2, 5a, 6 und 6a; — die Lesart in stammt aus 2a und findet sich auch in 4 und b, während die übrigen Ausgaben sich der zuerst genannten anschließen.

75. 21. daß; — 2 und 2a dem.
29. Er; — 11—13 Es.

76. 2. er; — K Er.
3. nehmen Sie's; — 3, 5a, 6 und 6a nehmen's Sie's.

77. 14. Beide — fehlt in K.
29. (Sophie erstaunt.) — Sämmtliche Ausgaben von 4 an, 13 und K ausgenommen, haben diese Worte so gedruckt, als wenn Sophie die nächstfolgenden Verse spräche.

78. 8. selber; — 2 und 2a selbsten.
17. Allons denn; — in 2 und 2a steht: „Sophie. Gerne! Sie gibt ihm die Hand. Da!" Riest sagt zum Wirth nur „Allons."

Stella.

Die älteste Ausgabe ist mit O, die Himburg'schen Nachdrucke sind mit Ha, Hb und Hc bezeichnet.

Seite Zeile

89. 2. Ein Trauerspiel, nach 3—13; — O—Hc Ein Schauspiel für liebende in fünf Akten; 2—4 und K Ein Schauspiel für Liebende.

90. 3. unter dem Namen Madame Sommer, nach O—4; — Sommer 5—11; Madame Sommer 11a—13.

91. 11. Wirthshurische; — O—Hc Wirthspursche.
12. heiratden; — O—Hb heiratden.
13. 14. Einer Frau allein fällt's; — O—Hb allein fällt's einem.
20. einen gar; — O—Hb gar einen.
22. unser, nach 4 und den folgenden Ausgaben; — O, 2a und 13 unserer.
24. gar; — 13 ganz.
25. Brühe; — O—Hb Brüh.

Seite Zeile
92. 1. **Es hat uns**; — O—Hz Wir haben noch.
7. **was**; — 12 und 13 etwas.
10. **Pferde**; — 2 und O Pferd; Hz—Hz Pferd'.
12. **für**; — O—Hz vor.
20. **verkenne**; — O—Hz verkenn'.
22. **Deine Freigebigkeit**; — O—Hz Freigebigkeit.
25—26. **der ich künftig Gesellschaft leisten**; — O—Hz wo ich zu.
93. 4. **dann**; — O—2a denn.
5. **schlimmem**, nach 6 und den folgenden Ausgaben; — O—5 schlimmen.
15. **alle Freude**; —O—Hz all die Freude.
25 u. 26. **Annchen, Suppe, Madame**; — O—Hz Anngen, Supp, Madam.
94. 2. **manchmal**, nach O, der auch K folgt; — alle übrigen Ausgaben, veranlaßt durch den Fehler in Hz, einmal.
4. **hört**, nach 2 u. ff.; — O—Hz hört. Darum gilt's bei uns.
6. **ich**, nach 4 und den folgenden Ausgaben; — O—2a ich hier.
10—24. In O—Hz lauter diese Stelle, die für 2 umgearbeitet wurde: „Meine Tochter geht zu ihr in Dienste. Postmeisterinn. Die Mamsell Luzie. Nun ja! Postmeisterinn. Ich hab gehört, daß sie eine Kammerjungfer erwartet. Aber kannen sie sich entschließen? Luzie. Wenn sie mir ansteht, und eine gute Frau ist, warum nicht? Freilich, wenn's einmal gedient sein soll, will ich nich dienen. Postmeisterinn. Sie müßten einen kurieen Geschmack haben, wenn sie ihnen nicht gefallen sollte. Man kann sie nicht sehen, ohne sie zu lieben. Wär nur mein Mädgen schon erwachsen, die Condition hätt (Hz hatte) mir nicht entgehen sollen."
15. **gnädigen**, nach 11—13; — die übrigen Ausgaben gnäd'gen.
17 u. 18. **Jemandem**, nach 6a und 8; — die übrigen Ausgaben Jemanden.
20. **so lieb, so lieb**, nach O; — schon seit Hz fehlt die gewiß ursprünglich beabsichtigte Wiederholung des Ausdrucks, die den Worten des Kindes eine weit größere Innigkeit verleiht, und ist dieselbe bisher in keiner Ausgabe wieder ergänzt worden.
95. 2 u. 3. **Sie lehrt sie allerlei Arbeiten machen und singen**, nach O—Hz; — seit Hz fehlen diese Worte in allen Ausgaben mit Ausnahme von K und 13.
8. **Mittwe**; — O—Hz Wittib.
10. **hört und sieht man**, nach O, der auch K und 13 folgen; — alle Ausgaben von Hz—12 hört man und sieht.
20. **Jahr**; — 6 und 6a Jahr'.
24. **dabei**; — O—Hz drum.
96. 5. **für**, nach 11—13; — die übrigen Ausgaben hier und öfters, z. B. S. 98, Z. 2, vor.
7. **Michael**; — O—Hz, Michäl.
13. **Doch gleich**, nach O—Hz, denen noch 13 folgt; — das gewiß nicht mit Absicht ausgelassene erste Wort fehlt von Hz—12 und in K.
27. **schon oft**, nach O; — das Wörtchen schon fehlt seit Hz in allen Ausgaben.
28. (zu Lucien), nach 4 u. ff.; — In O—2a fehlen die Worte
29. **Beide ab**, nach 5 u. ff.; — O—4 ab.
97. 1. **Bedienter**; — O—Hz Bediente, ebenso S. 110 Z. 6 u. öfters.
13. **langen, kalten**, nach O; — das letzte Wort fehlt in allen Ausgaben von Hz—12.

Seite Zeile
97. 8 u. m. in Deinen Armen, nach O—2 und 13; — 2a und seitdem die Ausgaben bis 13 und K in Deinen Arm.
11. Ich muß mich erholen, nach 4 u. ff.; — O—Hz Ich muß von all dem Gefühl verschnaufen; 2 und 2a Ich muß von den Gefühlen verschnaufen.
98. 1. nur, nach O—4; — bei Wort fehlt in 5—12.
15. ungeachtet; — O—Hz ohngeachtet.
20. Pfarrerin; — O—Hz Pfarrern.
21. sie, nach 4 u. ff.; — O—2a sie nicht.
29. Eine, nach 3 u. ff.; — O, Hz, K und 13 Numero zwei, eine. Man vgl. die Anmerkung S. 98.
30. dem Gepäck, nach 2 u. ff.; — O—Hz Gepäck.
99. 10 u. m. Stande, aber ohne Vermögen; sie wird künftig der gnäd'gen Frau zur Gesellschaft sein; — O—Hz Stand zu seyn, aber arm. Sie giebt sich zur gnädigen Frau in Dienste.
21. Postmeisterin; — O—Hz Postmeistern.
100. 16. zu Liebe; — O—Hz zu Liebe.
18. möcht'; — O—Hz mögt.
22. geworben, dafür, nach 4 u. ff.; — O—Hz worben, davor; 2 und 2a worben dafür.
101. 1. erstaunen machen, nach O—Hz, denen auch K folgt; — Hz—13 erstaunen gemacht.
7. Drückt ihr die Hand und ab, nach K und 13 und mit Beziehung auf S. 121, Z. 15; — O—Hz küßt ihr die Hand und ab; 2—12 ab.
11. Ein Bedienter; — O—Hz Bedienter.
102. 4 u. 5. Trotzköpfchen; — O—Hz Trutzköpfgen.
17. abwechselnden, nach 2 u. ff.; — O—Hz abwechselnde; ebenso S. 105, Z. 20. fürchtliche, S. 106, Z. 11 ff. schwarze, braune, und im Folgenden kleine, selige, goldne, beste, weibliche ꝛc.
21. wurde, nach 2 u. ff.; — O—Hz worden.
23. Ihre; — O ihre.
24. meinen Schmerzen, nach 2 u. ff.; — O—Hz meinem Schmerzen.
nichts, nach O, der K folgt; — Hz—13 nicht.
103. 2. versah', nach O und Hz, denen K und 13 folgen; — Hz—12 versah.
4 u. 7. war seiner Wartenden wiedergekommen, nach O; — in sämmtlichen Ausgaben fehlt Hz (K und 13 ausgenommen) fehlen die Worte.
19. daß, nach O und Hz; — Sämmtliche Ausgaben (K und 13 ausgenommen) noch.
21. Pip, nach 2 u. ff., obgleich auch Hz es hat; — indessen es ordert der kaut die Veränderung der Orthographie von O, Hz und Hz, welche Pipp schreiben.
24. Seelenstärke, nach 4 u. ff.; — O—2a Stärke der Seelen.
26. es zuletzt Alles, nach 2 und 2a; — O—Hz und 13 das zuletzt all; — 4—12 und K es zuletzt.
28. jüngsten, nach O—Hz, denen K und 13 gleichfalls folgen; — Hz—12 innigsten.
30 u. m. vermehrte, nach 5 u. ff.; — O—4 vermöchten.
29. Vergessens, nach 2 u. ff.; — O—Hz Vergessen.
27 u. m. Mit welchen Ahndungen, nach O—Hz, denen auch K und 13 folgen — Hz—12 mit Ahnungen.

Seite Zeile
103. vgl. S. 104, Z. 1. neue, unbekannte, nach 2 u. ff.; — O—Hs neue und unbekannte.
104. 1. an mir; — 13 mir.
4 u. 3. an meinem Busen, nach 2 u. ff.; — O—Hs an meinen Busen.
6. vom Kopf bis zu den Sohlen, nach 2, ebenso K; — O—Hs von Kopf bis zu'n Sohlen; 2a—13 von Kopf bis zu den Sohlen.
9. drin, nach 2 u. ff.; — O—Hs drinne, ebenso S. 109, Z. 21 u. 22 und öfters.
14. Reh, nach O; — Hs—13 und K Reh'.
15. lehre, nach O—4, denen auch 11, 13 und K folgen; — 5, 6, 9, 11a und 12 und lehre.
22. knäpfen, nach O—2; — 2a u. ff. knüpfen.
105. 2. unglückliche liebende, nach O—Hs, denen nur noch K folgt; — Hs—13 unglücklich liebende.
7. ahne; — O—2a ahnde.
24. wär'; — 13 wäre.
25. Wie, nach O, 5 u. ff.; — Hs—4 Wenn.
27. grasser. Vgl. die Anmerkung S. 105; — O — Hs grosser; 2—13 und K gräßlicher.
28. Sie wirft; — O— Hs wirft.
106. 8. Der beste Text, nach O, der auch K und 13 folgen; — Hs—12 der Text.
11. Liebe; — O—Hs Lieb'.
22. gleicht, nach O, Hs, K und 13; — die übrigen Ausgaben glich.
25. älter — fehlt in O—Hs.
107. 1. Er, nach Hs—2a, K und 13; — O—12 er.
2. in den Garten; — O—Hs in Garten.
3. ihr Kabinet, nach O, der nur noch K folgt; — Hs—13 Ihr. Vgl. die Anmerkung S. 107.
108. 6. lange, nach 5 u. ff.; — O—4 lang.
13. Hülfe, nach 2 u. ff.; — O—Hs Hilf; ebenso S. 109, Z. 2. Grunde.
18. fanden, vergl. — O—Hs fanden.
109. 6. wieder wie, nach O—Hs, denen K und 13 gleichfalls folgen; — Hs—12 wie.
12. für, nach 4—9; — O—2a, denen 11—13 und K folgen, vor.
14. denn; — O—Hs dann (Druckfehler).
21 u. 22. Nicht wahr, ich bin älter geworden, nach O, der auch K und 13 folgen; — die Worte sind zuerst in Hs ausgefallen und stehen in allen Ausgaben bis 12 incl.
110. 12. sah, nach O—Hs, denen sich K anschließt; — Hs—13 seh'.
19—20. Mache daß die Mutter .... Sprich mit ihr, nach 2 u. ff.; — O—Hs Schick die Mutter, Wilhelm!
28. empfanget; — O—Hs empfangt.
111. 3—4. Und doch, wenn .... in meiner Seele, nach 2 u. ff.; — O—Hs Vor dir flieht alles! Unbegreiflich! vor ihr! — Wenn ich dich ansehe, deine Hand halte.
8 u. ff. Die ganze Scene mit dem Verwalter ist in O—Hs so abweichend, daß wir hier einen besonderen Abdruck nach der Original-Ausgabe geben. Man vgl. übrigens auch die Anmerkung S. 111.

Der Verwalter kommt.

Verwalter, ihm zu Füßen fallend, und seine Knie umfassend. Sie sind wieder hol

Fernando. Steh auf! Ich bin's.

Verwalter. Lassen Sie mich! Lassen Sie mich! O gnädiger Herr! —

Fernando. Bist du glücklich?

Verwalter. Meine Frau lebt, ich hab zwei Kinder. — Und sie kommen wieder!

Fernando. Wie habt ihr gewirthschaftet?

Verwalter. Daß ich gleich bereit bin Rechenschaft abzulegen — Sie sollen erstaunen wie wir das Gut verbessert haben. — Darf ich denn fragen? — Ihre Gemahlinn? — Ihre Tochter? —

Fernando. Stille! — Soll ich dir alles sagen? Du verdienst's alter Mitschuldiger meiner Thorheiten.

Verwalter. Gott sei nur Dank, daß sie nicht Zigeunerhauptmann waren; ich hätte auf ein Wort von ihnen, gesengt und gebrennt.

Fernando. Du sollst's hören!

Verwalter. Bleiben sie denn nun jetzt? Soll des Vagierens ein Ende werden? Seit ich Frau und Kinder habe, befind' ich mich in einem Ekelnen der Welt ganz wohl, da mir sonst alles zu eng war. Zwar sie —

Fernando. Keine Vorwürfe!

Verwalter. Ich wollte sagen, daß unsere liebe Frau nun auch wohl wieder nach so einer langen Abwesenheit —

Fernando. Meine Mina! Meine Mina!

Verwalter. Nun, nun! Gott wird ihr eins wieder schenken! Und werden's behalten, und werden bleiben — und ein wahrer Landmann will uns werden! — Denn am Ende was ist all das suchen und fahren und schwadroniren? —

Fernando. Hast du's hofmeistern noch nicht verlernt?

Verwalter. Gnädiger Herr, warum soll ich nicht reden, wie mir's um's Herz ist? Um Verzeihung! Ich weiß noch wohl, als unsere gute liebe Cecilie zwei drei Jahr ihre Gemahlinn war, wie's ihnen wurmte, ihnen alles nicht recht war, wie sie glaubten gefesselt, gefangen zu seyn; wie sie nach Freiheit schnappten.

Fernando. So hör' ich's gerne.

Verwalter. Ist's nicht die Wahrheit?

Fernando. Gut!

Verwalter. Wie sie mir ihr Herz eröfneten, und in einem Anfall von heftiger Unzufriedenheit zu mir sagten: „Franz ich muß fort! — „Ich wär' ein Thor, mich fesseln zu lassen! Dieser Zustand ertödtet alle „meine Kräfte, dieser Zustand raubt mir allen Muth der Seele; er engt „mich ein! — Was liegt nicht alles in mir? Was könnte sich nicht alles „entwickeln! — Ich muß fort — in die freie Welt! —"

Fernando. Treffend!

Verwalter. Ich verstand nicht, was sie wollten; jetzt versteh' ich. Wir zogen durch, wir gingen in die freie Welt; — und klatterten auf und ab heraus — herein — und wußten zuletzt mit all dem freien Muth nicht, was wir für Hanswurstig beginnen sollten — — daß wir uns wieder über Hals über Kopf gefangen geben mußten, um uns nicht eine Kugel vor'n Kopf zu schießen. —

Fernando. Dreißigster Mensch!

Verwalter. Da hatten nun die Kräfte ihr frei's Spiel.

Fernando. Hahnfuß!

Verwalter. Da entwickelten sich die Fähigkeiten.

Fernando. Weißt du, worüber du sprichst?

Verwalter. Ueber das, was sie so oft sagten, nie thaten; über das, was sie wünschten, nie fanden, und auch oft nicht einmal suchten.

Fernando. So weit vor diesmal!

Verwalter. Bleiben sie! bleiben sie nur! und dann ist alles gut! (ab.)"

Seite Zeile
112. 1. durch die Welt; — 12 um die Welt.
10. hier und da; — 9—13 hie und da.
19. unglücklich, nach 2—4; — 5—13 und K glücklich, welches und keine beabsichtigte Verbesserung, sondern ein Druckfehler von 5 zu sein scheint.
41. meine Vergehen, nach O—2; — 2a, die Quelle so mancher Fehler, bringt zuerst mein Vergehen, welches seitdem in allen Ausgaben bis 13 und auch in K stehen geblieben ist.
113. 21. in der bedeutenden Stunde, nach 4 u. ff.; — O—2a in dem geltenden Stande (in einigen Drucken Stand).
22. Vorsorger, nach O—Hz, denen auch 13 und K folgen. Man vergleiche Bernays S. 40; — 2—12 Versorger.
30. an einem Tage, nach 2 u. ff.; — O—Hz auf einen Tag.
114. 8. Freud', nach 2 u. ff.; — O—Hz alle Freud. — ahnete, nach 4 u. ff.; — die früheren Ausgaben hier und sonst ahndete.
14. Ach, nach O, der auch 13 und K folgen; — Hz—12 Aber (Bernays S. 40).
27. liebte mich, nach O; — die Wiederholung dieser Worte fehlt schon seit Hz und seitdem in allen Ausgaben, auch in K und 13.
115. 7 u. s. aufgeopferten, nach 4 u. ff.; — O—2a geopferten.
12. und das, nach O; — das hier schwer zu entbehrende Wort und fehlt seit Hz in allen Ausgaben, auch in K und 13.
14. durchverzweifelte, nach 2 u. ff.; — O—Hz durch verzweifelte.
24. gemein, nach 2 u. ff.; — O—Hz gemeines.
28. all'; — 13 alle.
27. verlässest, nach 6—13; — O—5 und K verlässt.
28. Deinem, nach O—2, denen sich 5—13 und K anschließen; — 2a und 4 Deinen.
116. 13. fürchterlichen; — O fürchterlichem (Druckfehler).
117. 4. wir uns nicht erkennen, nach 2 u. ff.; — O—Hz wir nicht entdecken.
6. bestündet, nach O—2; — 2a und seitdem alle Ausgaben bestündet.
12. beste, nach O—Hz; — in Hz und allen Ausgaben seitdem, mit Ausnahme von K und 13, fehlt das Wort. (Bernays S. 40.)
21. und, nach 2 u. ff.; — O—Hz mit.
30. nicht, nach O—2; — 2a bringt zuerst das viel weniger passende Wort nie, welches dann die Ausgaben bis 11 beibehalten; 11a—13, aber nicht K, haben die richtige alte Lesart.
32. her, nach O—2a, denen 11—13 und K folgen; — in 4—9 fehlt das Wort.
118. 2. eng, nach Hz u. ff.; — O hat offenbar infolge eines Druckfehlers eng, eng, welche Verdoppelung gleichwol die beiden ersten Himburg'schen Nachdrucke beibehalten haben.
21. eine brave Frau, nach 2 u. ff.; — O—Hz ein braves Weib.
24. brauchte, nach 2 und 6—13, denen auch K folgt; — während O—Hz sowie 2a—6a brauche haben, also die für 2 gewiß mit Absicht gemachte Verbesserung nicht berücksichtigen.
119. 4. diesem Allen, nach 2 u. ff.; — O—Hz allen diesem.
8. Stella; — die Wiederholung des Namens fehlt in 13 und ist in die folgende Zeile gebracht.
Dich, nach 3 u. ff.; — in O—4 incl. und in 13 fehlt das Wort.
25. mir, nach Hz u. ff.; — O—Hz mich. Der Fall liegt gerade so wie bei S. 116, Z. 2.

Seite Zeile
119. 27. **Violine**, nach 4 u. ff.; — O—2a **Violin**.
28. **säßeſte**, nach 2 u. ff.; — O—Ha **ſäßſte**.
120. 29. **Stella's**, nach Ha u. ff.; — O **ſowie** Hi und Ha **haben** allerdings **Stellen's**; indeſſen glaubten wir die Veränderung von Ha aufnehmen zu müſſen, da Goethe ſie ohne Zweifel ſpäter ſelber gemacht haben würde.
31. **dem Allen**, nach 2 u. ff.; — O—Ha **all dem**.
34. **hat mir's**; — 11—13 ohne Autorität **hat's mir**.
121. 7. **Bedienter**, nach Ha u. ff.; — O—Ha **Bediente**.
12. **Ihnen**; — O **ihnen**.
14. **drückten**, nach 2 u. ff.; — O—Ha **küßten**.
19. **Weiße**, nach 2 u. ff.; — O—Ha **Weiß**. **Ebenſo haben die älteren** Ausgaben bis 2a inkl. S. 124 Z. 7 **Mond**, S. 128 Z. 20 **Land**, S. 125 Z. 1 **Weg**, während in den ſpäteren **Monde**, **Lande**, **Wege** ſteht. Ebenſo variiren die Formen **Halſe** und **Hals**, S. 129 Z. 12, 20 u. 22 und viele andere.
43. **ſieht**, nach 2 u. ff.; — O—Ha **ſie ſieht**.
122. 4. **Sie bemühen**, nach 2 u. ff.; — O—Ha **bemühen**.
13. **Cäcilie**, nach O—9; — 11—13 **Cäcilien**.
23. **Was iſt meint** — die Worte fehlen in den älteren Ausgaben und wurden erſt in 2 hinzugeſetzt.
123. 10. **hielt**; — O—Ha **hielte**.
21. **Sieh**; — O—2a **Siehe**.
124. 4 u. 5. **von dem Blendrahmen**, nach 4 u. ff.; — während vorher überall **von der Blendrahme** ſtand. Der Umſtand, daß in 4 dieſe Veränderung an dieſer Stelle gemacht iſt, nöthigt uns, auch S. 125 Z. 20 und 21 **von dem Rahmen** zu ſchreiben, obſchon alle Ausgaben, IIa—13 ausgenommen, dort **von der Rahme** haben.
29. **ſchwindlich**; — O **ſchwindelich**.
125. 13. **wendet**, ſeit 2; — O **wendt'**, Hi—Ha **wendt**.
28. **drin**; — O—Ha **drinne**.
32. **Sinnens**, nach O, 4 u. ff.; — Hi—2a **Sinnes**.
126. 4. **könnt'**, nach O—4; — 5 u. ff. **könnte**.
6. **ächzeſt**, nach 2 u. ff.; — O—Ha **ächſt**.
20. **Deiner**, nach 4 u. ff.; — O—2a **Dein**.
22. **ladet**, nach 2 u. ff.; — O—Ha **lädt**.
29. **iſt's**, nach O—2a; — ſeit 4 ſteht überall, mit Ausnahme von K, **iſt**, worin ſich ſeine beabſichtigte Verbeſſerung ſehen läßt. **Sie ſiehst**, nach 2 u. ff.; — O—Ha **ſieht**.
30. **Nenne**, nach 4 u. ff.; — O—2a **Nenn'**.
31. **darum**, nach 5 u. ff.; — O—4 **drum**. — **von gewaltſamen Entſchlüſſen**, nach 2 u. ff.; — O—Ha **von gewaltſamen Entſchließen**.
127. 18. **ihre**; — 6a in vielen Exemplaren **ihr**.
20. **ſüß**, nach 2 u. ff.; — O—Ha **ſüße**.
128. 10. **Jetzo**; — 11—13 **jetzt**.
11. **für**, nach 2 u. ff.; — O—Ha **vor**. — **verlieff'**, nach 5—13; — O—Ha **verlief**, 2, 2a und 4 **verlief**.
20. **zu fein**, nach 5 u. ff.; — O—4 **fein**.
28. **einen Seſſel**, nach 2 u. ff.; — O—Ha **Seſſel**.
29. **thm**; — O **ihn** (Druckfehler).
32. **Fernando** (will; — O—Ha **Fernando.** er will.
129. 5. **die Beute**, nach 2 u. ff.; — O—Ha **die Beute all**.
11. **ſie**, nach 2 u. ff.; — in O—Ha **fehlt das Wort**.

Seite Zeile
139. 8. ihren Händen, nach O—Ba; — von 4—12 fehlt das Wort „Händen"; in 13 iſt aus ihren „ihnen" geworden.
aff. Der Schluß des Stückes in O—4 (man vgl. die Note zu dieſer Stelle), den wir nach O geben, war folgender: „Fernando. Gott im Himmel, der du und Engel ſendeſt in der Noth, ſchenk' uns die Kraft dieſe gewaltige Erſcheinungen zu tragen! — Mein Weib! — (Er fällt wieder zuſammen.) Cezilie. eröffnet die Thüre des Cabinets und ruft: Stella! Stella, ihr um den Hals fallend. Gott! Gott! Fernando, ſpringt auf in der Bewegung zu fliehen. Cezilie, faßt ihn. Stella! nimm die Helfte des der ganz dein gehört! — Du haſt ihn gerettet — von ihm ſelbſt gerettet — Du giebſt mir ihn wieder! Fernando. Stella! (er neigt' zu ihr.) Stella. Ich ſah es nicht! Cezilie. Du fühlſt's. Stella, an ſeinem Hals.' Ich darf? — — Cezilie. Danke du mir's, daß ich dich Flüchtling zurückhielt? Stella, an ihrem Hals.' O du! — — Fernando, beide umwarmend. Mein! Mein! Stella, ſeine Hand faſſend an ihm hangend. Ich bin dein! Cezilie, ſeine Hand faſſend, an ſeinem Hals.' Wir ſind dein!
1. 4 gewaltigen. 2. 2—4 iſt. 3. 2—4 neigt ſich. 4. 2—4 Halſe. 5. Ha—4 an ihrem Halſe. 6. 2—4 Halſe.

Neueröffnetes moraliſch-politiſches Puppenſpiel.

Prolog.

Die S. 135 und 137 erwähnten Drucke (erſte Originalausgabe von 1774 und „Rheiniſcher Moſt") ſind mit O und RM, die übrigen wie vorher bezeichnet.

Seite Zeile
151. 9. Eichel- und, nach 2 u. ff.; — O—Ha Eicheln und.
11. Gezwatzer, nach 2 u. ff.; — O—Ha Geſchwätzer.
12. Reiterei, nach 2 u. ff.; — O—Ha Reuterey.
17. Für, nach 2 u. ff.; — O—Ha Vor. — Mit', nach 5 u. ff.; — O—4 Miſt'.
20. krümmt und kramt, nach 2 u. ff.; — O—Ha krümt und kramt.
22. Zappelt, nach 2 u. ff.; — O—Ha Zabelt. — ein Floh, nach 2 u. ff.; — O—Ha eine Floh.
24. kriecht, nach 2 u. ff.; — O—Ha kriegt.
25. in, nach 2 u. ff.; — O—Ha im, 2a in'.
152. 14. lieben, nach 2 u. ff.; — O—Ha lieben.
15. Sein'n, nach 2 u. ff.; — O—Ha Sein'.

Künſtlers Erdewallen.

153. 1. Künſtlers Erdewallen, nach 2 u. ff.; — O—Ha Des Künſtlers Erdewallen.
155. 8. all', nach O—Ha; — ſeit Ha ſteht überall alle.
11. bis mehr; — 18 mehr.
12. Er blickt nach der Kammer; — die Worte fehlen in O—Ha.

Seite Zeile
156. 8. 's ist, nach O—S und K; — 9—13 's ist.
15. und — fehlt in O—Hs.
22. ist, nach O—Hs; — seit Hs steht überall, mit Ausnahme von K, ist.
157. 2. Gemälde, nach 2 u. ff.; — O—Hs Gemählde.
9. Markt, nach 2 u. ff.; — O—Hs und K Mark.
11. einen, nach 2 u. ff.; — O—Hs und K ein'n.
18. von den Andern, nach 2 und 3a, denen 11—13 und K folgen; — O—Hs den Andern; — 4—9 andern.

Das Jahrmarktsfest zu Plundersweilern.

Seite Zeile
159. 1 u. 2. Das Jahrmarktsfest, nach 2 u. ff.; — O—Hs Jahrmarktsfeſt.
3. Ein Schönbartspiel, desgl.; — O—Hs Ein Schönbartsſpiel.
161. 1. In O—Hs steht zu Anfang des Stücks „Doctor Medikus. Marktschreyer."
4. schikanirt, nach 2 u. ff.; — O—Hs cujonirt.
13. vom Herzen, desgl.; — O—Hs von Herzen.
14. Grunde, desgl.; — O—Hs Grund.
21. süßer Worten; — 13 süßen Worten.
22. vor, nach 2 u. ff.; — O—Hs für.
29 u. 30. Die bereits in der Note zu dieser Stelle angegebenen abweichenden Worte stehen in O—Hs.
162. 2. Man vergleiche die zweite Note zu S. 162.
21. auch, nach 2a, 5 u. ff.; — 2 und 4 auch.
27. Trunkenen, nach 6 u. ff.; — 2—5 und K Trunkene.
31. zu drücken; — 13 sich zu drücken.
37. Hungers, nach 2a, 11—13 und K; — 2—9 Hunger.
163. 15. zum Doktor, als für das Scenarische nothwendig, von uns zugesetzt.
16. Ein Kompliment, nach 2 u. ff.; — O—Hs Viel Empfehl.
20—25. Fehlt in O—Hs.
24. die, nach 8, 9 u. 13; — die übrigen Ausgaben der.
27—34. Fehlt in O—Hs.
35. Besen und ebenso 3 u Besemreis, nach 2 u. ff.; — O—Hs Besem, Besemreis.
40. Steiß, nach O—Hs, denen 9—13 und K folgen; — 2—6 St—.
42. Fehlt in O—Hs.
164. 24—31. Fehlt in O—Hs.
28. immer, immer, nach 2 und 2a; — in 4—13 sowie in K fehlt das zweite „immer".
29 u. 30. Fehlt in O—Hs.
165. 16. Fehlt in O—Hs.
20. Amtmännin; — O Amtmannin.
25 u. 26. Fehlt in O—Hs.
29. Mann, nach 5 u. ff.; — O—4 Menn.
166. 6—34. Fehlt in O—Hs; — indessen hat das Gedicht bei den Aufführungen in Weimar (S. 140) schon existirt.
21. die Jungfer. Düntzer theilt in einer von ihm verglichenen, aus Jacobi's Nachlaß stammenden Handschrift (Neue Goethe-Studien S. 74) die gewiß vorzuziehende Lesart manch Jungfer mit, die wir indessen nicht berechtigt sind, in den Text zu setzen.

Seite Zeile
166. 8 den, nach 6 u. ff.; — 2—5 und K dem.
11 mein'n, nach 2 u. ff.; — O—Hs mein.
14 Zitherſpielbub, nach 2 u. ff.; — O—Hs Zitter.
167. 1 Symphonie — fehlt in O—Hs.
7 Schweine, nach 2 u. ff.; — O—Hs und K Schwein.
10 kauf; — 13 kauft.
11 in Drama, nach O—11, denen auch K folgt; — 11a—13 im Drama.
12 Zänkklapp, nach O—Hs, denen wieder 6 und die ſpäteren Ausgaben folgen; — 2—5 Zahnklappen.
17 's ſind, nach 2 u. ff.; — O—Hs ſind.
20 u. 21 an der Seite .... Galgen, nach 2 u. ff.; — O—Hs den Galgen.
168—172. Die Lesarten O—Hs haben ſtatt dieſer Scene die nachſtehende; die ihnen fehlenden Stellen ſind aus dem im Beſitze des Herrn v. Köpke befindlichen Exemplare des Aktuars Salzmann ergänzt, der die betreffenden Verſe ſelbſt aus dem Manuſkripte in ſein Exemplar geſchrieben hat.

„Kaiſer Ahasverus. Haman.

Haman.

Gnädiger König, Herr und Fürſt,
Du mir es nicht verargen wirſt,
Wenn ich an deinem Geburtstag
Dir beſchwerlich bin mit Verdruß und Klag.
Es will mir aber das Herz abfreſſen,
Kann weder ſchlafen noch trinken noch eſſen.
Du weißt, wieviel es und Mühe gemacht,
Bis wir es haben ſo weit gebracht,
Daß wir den Chriſtum nicht zu glauben mehr,
Wie's thut das große Pöbelheer.
Wir haben endlich erfunden Klug,
Die Bibel ſey ein ſchlechtes Buch,
Und ſey im grund nicht mehr daran
Als an den Kindern Heymann;
Drob Wir denn nun Jubilieren
Und herzliches wilfahren ſpüren
Mit dem armen Schlyfenhaufen,
Die noch zu unſerm Herrn Gott laufen.*
Aber wir wollen ſie bald bekehren
Und zum Unglauben ſie bekehren,
Und laſſen ſie ſich wa** nicht weiſen,
So ſollen ſie alle Teufel zerreiſſen.

Ahasverus.

Iſt ſo fern iſt mirs einerley;
Doch brauchts all, dünkt mich, nicht 's Geſchrey.
Laßt ſie am Sonnenlicht ſich vergnügen,
Vielleicht bey ihren Vettern liegen,
Damit wir tapfre Kinder kriegen.

— Dieſe letzten Zeilen nach Salzmann's Handſchrift und aus Goethe's Manuſkript zeigen folgende Abweichungen von dem Texte in 6 u. ff.: Pöbelsheer — Pöbelheer; Heymann — Haimon; drob — darob; Schlyfenhaufen — Schelmenhaufen.
** etwa.

Sein Zelle

Hamon.

Bethle Gott, Ihre Majestät.
Das leidt sein Lebtag kein Prophet.
Doch wären die noch zu bekehren;
Aber die leidigen Irrlehren
Der Empfindsamen aus Judäa
Sind mir zum theuren Aerger da.
Was hilfts, daß wir Religion
Gestehen vom Tyrannenthron,
Wenn die Kerls ihren neuen Götzen
Oben auf die Trümmer setzen.
Religion, Empfindsamkeit
Ist ein D...* ist lang wie breit.
Müssen das all exterminiren,
Nur die Vernunft, die soll uns führen.
Ihr himlisch klares Angesicht —
Ahasverus.
Hat auch dafür keine Waden nicht.
Wollen's ein andermal besehen.
Beliebt mir jetzt zu Bett zu gehen.
Hamon.
Wünsch Euro Majestät geruhige Nacht."

168. 2. Flaumen, nach 4 u. ff.; — 2 und 2a Pflaumen.
169. 19. Andern, nach 4 u. ff.; — 2 und 2a andre.
20. so gar, nach 4 u. ff.; — sogar.
170. 24. getuschten, nach 4 u. ff.; — 2 und 2a getüschten.
172. 6 u. 7. Gnad' und Schad', nach 4 u. ff.; — 2 und 2a Gnade und Schade, obgleich auch die beiden vorangehenden Alexandriner mit unbetonten Silben schließen.
173. 3. Liebe, nach 2u. ff.; — O—Hz Lieben. Dem entsprechend schreiben wir auch Zu Liebe, obwol die Ausgaben bis 4 inkl. Lieben lesen.
10. Freunde, nach 2u. ff.; — O—Hz Freund.
13. in, desgl.; — O—Hz von.
24. es Alles, desgl.; — O—Hz 's alles.
29—174. 12. Statt dieser ganzen Partie stehen in O—Hz nur vier Zeilen. Die zwei ersten sind die beiden letzten auf S. 173, denen der Zigeunerhauptmann noch die Worte hinzufügt: „Gefällt ihr das, mein liebes Kind?", worauf das Milchmädchen antwortet: „Man sieht sich an den sieben Sachen blind."
174. 2. käme, nach 2 und 2a; — O—Hz käm'.
3. Zu, desgl.; — O—Hz Zur.
8. Waare, desgl.; — O—Hz Waar.
9—177. 4. Die Ausgaben O—Hz haben statt dieser Scene die nachfolgende:

„Die Königin Esther. Mardochai.
Esther.
Ich bitt euch, laßt mich ungeplagt!
Mardochai.
Hört's gern zum letztenmal gesagt!
Dem aber am Herzen thut liegen,
Die Menschen in einander zu fügen

* Die drei ersten Worte sind Ergänzung Salzmann's aus dem Manuskript; — die Ausgaben 's ein Dreck.

Seite Zeile

Die Krebs und Kalbfleisch in ein Ragu
Und eine wohlschmeckende Sauce dazu,
Kann unmöglich gleichgültig seyn,
Zu sehn die Heiden wie die Schwein
Und unser Lämmelein* Häuflein zart
Durcheinander laufen nach ihrer Art.
Möcht all sie gern medisiren,
Die Schwein zu Lämmern rectifiziren
Und ein ganzes draus combiniren.
Daß die Gemeine zu Corinthus
Und Rom, Colos und Ephesus
Und Herrenhut und Herrenhag
Dabei bestünde mit Schand und Schmach
Da ist es nun an dir, o Frau!
Dich zu machen an die Königsau
Und seiner Borsten harten Strauß
Zu kehren in Lämmleins Wolle traus.
Ich geh aber im Land auf und nieder,
Caper immer neue Schwestern und Brüder
Und gläubige sie alle zusammen
Mit Lämmleins Lämmleins Liebesflammen.
**Geh davon in stiller Nacht,
Als hätt ich das Bett gemacht;
Die Mädlein haben mir immer Dank
Ist's nicht Geruch, so ist's Gestank.**
Ester.
Mein Gemahl ist wohl schon eingeschlafen!
Läg lieber mit einen*** von euren Schaafen!
Indessen, kann's nicht anders seyn,
Ists nicht ein Schaaf, so ists ein Schwein.
(ab.)"

175. 10. Wem, nach 2 u. ff.; — nur 2a und K Wen.
177. 9—14. **Statt dieser 6 Zeilen steht in O—Hb nur: Seiltänzer wird sich sehen lassen.**
15. **hinter der Scene** — fehlt in O—Hb.
17. **herbeikommen**, nach 2 u. ff.; — O—Hb **reinkommen.**
18. **Die ganze Zeile** fehlt in O—Hb, so daß der Doktor vier Zeilen hinter einander zu sprechen hat.
22. **dieser Erd**, nach 2 u. ff.; O—Hb die Erd. — gesehe, nach 2 und und 4—9; — während O—Hb, 2a, K und 11—13 gesehn lesen.
178. 2 u. 4. Seh; — alle Ausgaben haben Steh, wol nur ein Druckfehler für das von uns eingesetzte Wort, welches ja z. B. gerade ebenso als Imperativform gebraucht wird.
13. **ist e Schand und e Spott**, nach 2 u. ff.; — O—Hb **Ist es ein Schand und Spott.**
18. **sich begeh, sich begatte**, nach 2 u. ff.; — O—Hb **Sich begehn, sich begatten.**
19. **Schatte**, nach 2 u. ff.; — O—Hb **Schatten.**
23. **Orgelum ist in O—Hb zu der vorangehenden Zeile gezogen.**

* 6 und 6a **Lämmlein.**
— Diese vier Zeilen fehlen in 6 und 6a (Band 57).
*** 6 und 6a **Wär' lieber mit einem, RM Läg lieber mit einen.**

Ein Fastnachtsspiel ꝛc.

Seite Zeile

181. 4. **Tobal**; — RM Tobac. — zu Tag, nach 2 u. ff.; — O—Hz der Tag.
5. **Höfenweib**, nach 6 u. ff.; — O—Hz, 5 und K Höferweib; 2, 3a und 4 Höfewelb.
13. **sagt'**. Der Zusammenhang macht bei Imperfektum nötig, weshalb nach dem Beispiel von 11—13 der Apostroph eingesetzt ist.
unerbentlich, nach 2—9; — O—Hz setzen 11—13 und K **unordentlich**.
18. **All'**, nach 2 u. ff.; — O—Hz **alle**.
16. **Bürgersleut**, nach 2 u. ff.; — O—Hz **Burgersleut**.
2—3. **Sagt', kriegt', setzt', stellt', kehrt'**. — Die Apostrophe fehlen in vielen, namentlich den älteren Ausgaben bis 9 inkl.
182. 11. **Pfennig**, nach Hz u. ff.; — O—Hz **Pfenning**. Die zuerst genannte Ausgabe ist zwar keine Autorität, aber Goethe brauchte hier durchweg die erstgenannte Form, z. B. S. 206 Z. 17 und ö.
12. **Herrn**, nach O—5, denen wieder 11—13 folgen; — 6—9 und K **Herr**.
18. **keinen**. — **Das Schwanken der Ausgaben zwischen kein, kein'n und keinen ist nur eine orthographische Frage.**
183. 5. **in**; — 11—13 **im**.
14. **Mädelein**. Die Ausgaben schwanken zwischen dieser Form, **Mädlein, Maidlein** und **Maidelein**; die Einschiebung des e ist metrisch zweckmäßig, wenn sie auch auf Hz zurückzuführen ist, und ebenso scheint es notwendig, die Verwandlung des ai in ä im Diminutiv anzunehmen; — O und RM. denen 11—13 folgen, **Maidelein**, Hz—Hz sowie 6—9 **Mädelein**, 2—5 **Mädlein**, K **Maidlein**.
21. **Tafür**, nach 6 u. ff.; — O—5 und K **Tanor**.
22. **geistlich**, nach 6; — in O und RM steht **geistlich**, worauf Hz **geistlich** machte, welches Wort dann bis 5 blieb und auch in K steht. Die Ausgaben 8—13 haben die richtige Lesart.
28. **dem**, nach 2 u. ff.; — O—Hz **einem**.
184. 22. **an den Händen**; — O—Hz **an Händen**.
185. 17. **dem**; — RM **den**.
186. 12. **Und den mit Stetigkeit vollführen**, nach 6 u. ff.; — in O und RM steht allerdings statt „**Stetigkeit**" **Festigkeit**; aber die ganze Zeile ist durch ein Versehen in Hz ausgefallen und erst für 6 neu ergänzt worden; in K ist gleichwol die älteste Lesart wieder aufgenommen.
18. **alsdann**, nach 2 u. ff.; — O—Hz **alsdenn**.
187. 24. **Freude**, nach 2 u. ff.; — O—Hz **Freuden**.
40. **Schnoppern**, nach Hz u. ff.; — O und RM **Schnapern**.
188. 11. **Schwein'n**; — viele Ausgaben **Schwein**. Man vgl. die Bemerkung zu S. 182 Z. 3.
19. **ein Studentenrott**, nach O und RM, denen auch K folgt; — Hz bringt zuerst ganz willkürlich die Lesart **jene Hottentott'**, die dann in allen Ausgaben stehen geblieben ist.
24. **herumhergehen**, nach O—2a, denen erst wieder 11a—13 und K folgen; — die übrigen Ausgaben haben den schwerlich von Goethe gebrauchten Infinitiv **herumergehen**.

Seite Zeile
189. 1. Fäng', nach O—8; — 9 Fängt, 11 Fängt. — einmal, nach O und RM; — H.—13 einmal. Man vgl. die Note zu dieser Stelle.
9. reift, nach 2a—13; — O—2, denen auch K folgt reif't. Die ältere Lesart ist sicherlich nur ein fortgesetzter Druckfehler, der früher übersehen und erst in 2a verbessert wurde.

Künstlers Apotheose.

Für die Vergleichung des Textes kommen nur die Ausgaben von 4—13 und K in Betracht.

Seite Zeile
195. 2 wag', nach 3—9, denen auch K folgt; — 11—13 willkürlich wagt.
196. 20. fürtrefflich, desgleichen; — 11—13 vortrefflich.

Das Neueste aus Plundersweilern.

Original-Manuskript (O), Ausgaben von 6—13 und K verglichen.

Nachdem unser Text nebst den dazu gehörigen Anmerkungen, nach vorangegangener Vergleichung mit einer von Goethe eigenhändig unterzeichneten in Tiefurt befindlichen Kopie, bereits einige Monate gedruckt war, ist jetzt eine neue Arbeit über das „Neueste von Plundersweilern" von A. Schöll in den Grenzboten (Nr. 22, ausgegeben am 27sten Mai 1870) erschienen. Es wird durch dieselbe sowol unsere Vermutung in Betreff der Zeit der Abfassung, als auch in den meisten Fällen die Richtigkeit unserer Deutung bestätigt, während das Abweichende meistens disputabler Natur ist. Zu einer Veränderung des Textes liegt auch nach den dort gegebenen eingehenden Erörterungen für uns keine Veranlassung vor; denn dem Rechte des von uns wie von Schöll benutzten Manuskriptes steht doch immer das Recht der von Goethe selbst autorisirten Ausgaben gegenüber.

Der erwähnten Handschrift (aus dem Original-Manuskript abgeschrieben von einem Diener Goethe's) geht folgende, auch von Schöll jetzt veröffentlichte Vorrede voran, die Goethe dazu diktirt hat:

„Nachdem in den letzten siebziger Jahren das Jahrmarktsfest zu Pl. mehrmals mit vorzüglichem Beifall in Ettersburg aufgeführt worden, so gab dies in der Folge Gelegenheit zu scherzhafter Frage, ob von diesem vielbesprochenen Orte nicht irgend etwas Neues zu vernehmen sei. Unterzeichneter berührte sich deshalb mit dem immer bereitwilligen Künstler Rath Krause und man verfaßte gemeinschaftlich ein allegorisch-satyrisches Bild, welches zu Weihnachten 1780 Ihro Durchlaucht der Frau Herzogin Amalia in wundersamen Goldrahmen von 2 bekannten Masken, dem Marktschreier und Hanswurst, mit man sie auf

dem Theater gelesen, vorgestellt und von Ersterem das nachstehende Gedicht empfindsam recitirt wurde.
Weimar den 6. December 1827.

J. W. von Goethe."

(In dem Texte, wie ihn Schöll in den Grenzboten abdrucken läßt, finden sich einige Abweichungen von unsrer Abschrift, z. B. Z. 3 das statt dies, Z. 9 Amalie statt Amalia u.)

Seite Zeile

205. 8. Die zwischen Kassel und Weißenstein. — Die Ortsnamen sind in allen übrigen Ausgaben nur durch Striche angedeutet.

206. 7. Wo, nach 6a und ff.; — 6 Wie (Druckfehler).

208. 15. und 213. 20. vor; — O für.

28. Dritter; — O andrer.

209. 16. unter Thoren; — O Thoren.

17. wünscht', nach dem Beispiel von 11a—13; — 6—11 und K wünschl.

20. jede; — O eine jede.

210. 15. Abkunft, nach 8 und ff.; — das Manuskript, 6 und 6a Ankunft. Die Sache ist allerdings zweifelhaft. Schöll weist darauf hin, daß in der älteren Sprache „Ankunft" im Sinne von Abstammung gebraucht wird; aber die ähnliche Variante, die sich in der Iphigenie (Werke VII, 191 Z. 1 [Note und Textrevision]) findet, läßt sich auf den vorliegenden Fall nicht anwenden, da wenigstens nach unsrer Auffassung „Ankunft" dort in dem jetzt üblichen Sinne gebraucht wird. Unter den zahlreichen Beispielen aber, die Grimm und Sanders für den älteren Gebrauch des Wortes anführen, ist außer dem vorliegenden keins von Goethe. Es ist daher sehr wahrscheinlich, daß er auch an unsrer Stelle „Ankunft" in „Abkunft" verändert haben würde, wenn er es nicht übersehen hätte, ja sogar möglich, daß „Ankunft" von Anfang an ein Schreibfehler ist.

212. 19. Auf diesen Vers folgt in O noch die Zeile: Und kehrt betrübt zum Himmel wieder, wodurch allerdings die von uns an dieser Stelle gegebene Erklärung eine kleine Modifikation erleidet.

29. Lettenkugeln; — O Lettichkugeln.

213. 3. kleinen; — O kleine.

214. 3. Vordergrund; — O Vorgrund.

5. Das; — O Es.

215. 4. den Alten. — Schöll schlägt wegen der vorangehenden Beziehung auf den „Mann im Reifrock" vor, „dem Alten" zu schreiben. Da indessen sowol das Manuskript als die Ausgaben unsre Lesart haben, so schien uns eine Textesänderung nicht ausreichend gerechtfertigt.

25. Auch; — O und 6—8 Auf.

Satyros oder der vergötterte Waldteufel.

Ausgaben von 5—13 und K.

Seite Zeile

221. 28 mein'n. Man vgl. die Bemerkungen zu S. 102 Z. 36 und S. 188 Z. 11.

Seite Zeile
231. 23. verfluchter, nach 6; — alle übrigen Ausgaben, K mit eingeſchloſſen, indem ſie ſich nach 5—6a richten, verfluchte.
234. 24. ahnungsvoll; — 6 und K ahndungsvoll.
33. Fühl' ich erbebend voll erfüllt; — dieſe Zeile iſt in 13 ausgefallen.
235. 5 u. 6. nackten, langen, nach der Ausgabe 6, der nur 11—13 folgen: — die übrigen nackte, lange.
25. Leiſe; — 6 Weiſe.
237. 10. Urding; — 6 und 6a Urding.
231. 26. (zr Hermes). Dieſer zuerſt in 11a gemachte Zuſatz iſt kaum zu entbehren.

Hanswurſts Hochzeit.

Ausgabe 8, Fortſetzung von 6 und 6a (Bd. 57), ferner 9—12 und K.

Seite Zeile
241. 23. wol gebraucht; — ſämmtliche Ausgaben wohl gebraucht. Die von uns gewählte Schreibweiſe empfiehlt ſich durch den Zuſammenhang.
24. ſpeckigen, nach 6; — in 6 und 8. durch Striche angedeutet.
25. ſaftes Leder, nach 6; — in 6 und 8. wie in S. 24.
26. Bänk', nach 8; — 6 und 8. Bank.
242. 24. Was thut die Hand am Tag, was blickt, nach 6, indem wir vorausſetzen, daß die Veränderung des in der Note zu S. 242 gegebenen Textes von 8 berechtigt geweſen iſt.
244. 15. kannteſt, nach 8; — 6 und 8. kennteſt.
20. ſeht, nach 8, 6 und 8.; — K ſehet.

Prolog zu den neueſten Offenbarungen Gottes ꝛc.

Der Einzeldruck von 1774 iſt mit O, der Abdruck im „Rheiniſchen Muſeum" mit RM, der 3te Hamburg'ſche Nachdruck mit H3 bezeichnet; außerdem kommen die Ausgaben 2—13 und K in Betracht.

Seite Zeile
251. 1. Profeſſorin, nach 2 und 8.; — O—H2 Profeſſorn.
2. Pult, nach 2 u. 8.; — O—H2 Pulten.
6. ungefähr, nach beſtehen; — O—H3 ohngefähr.
13. Gefolge, nach 6; — O—3a Gefolg, ebenſo S. 252 Z. 20.
Doktorin, nach 2 und 8.; — O—H3 Doktorn.
252. 1. mir, nach O—H3; — das ſeit 2 überall ſtehende nun iſt eher als ein Verſehen wie als eine Verbeſſerung zu betrachten.
14. Auch in Geſellſchaft produziren, nach O—H3; — ſämmtliche Ausgaben haben nach dem Beiſpiele von 2 vor dieſe Worte „Und" eingeſchoben, eine Veränderung, die ebenſo zu beanſtanden iſt wie die vorangehende.
18. Koſtüme, nach 11 und 8.; — O—9 Coſtume.

Götter, Helden und Wieland.

Der erste Druck „Götter, Helden und Wieland. Eine Farce. Auf Subscription. Leipzig 1774. 12 Bl. unpag. in 8°." (Neues Verzeichniß einer Goethe-Bibliothek S. 9) ist mit O bezeichnet; die Vergleichung der drei aus demselben Jahre stammenden Drucke wäre ohne Interesse; außerdem kommen RM (Rheinischer Merk), H1, H2, die Ausgaben seit 6 und K für die Vergleichung des Textes in Betracht. Endlich sind auch unter der Bezeichnung M die Abweichungen berücksichtigt, welche in den „Briefen an und von Merk" (S. 42) angegeben werden.

Seite Zeile

261. 2. Eine Farce; — diese Bezeichnung fehlt in 6—13.
263. 10. seine; — 13 eine.
20. verstehe, nach 6—13; — die übrigen Ausgaben verstehn.
28. was 'd giebt; — O—9 und K was giebt, 11—13 was es giebt.
264. 6. jetzo; — O itzo.
8. Noiden, nach O—H2; — 6 u. 6a Aviden, 8—13 Nordern.
26. hätt', nach O—H2, denen auch K und 13 folgen; — 6—13 hätte.
27. dann; — 13 denn.
29. in dem Hain, nach O—H2 (H2 Haym), denen auch K folgt; — 6—13 in den Hain.
34. für einander, nach 11—13; — die übrigen Ausgaben vor einander.
265. 9. Ganymedes', nach 6 und ff.; — O—H2 Ganymed's.
266. 11. jemals, nach O—13; — M und K niemals.
13 u. 14. Tobaksbüchse, nach O—8, denen auch K folgt; — 9—13 Tabaksbüchse.
19. vermittelst; — 13 vermittels.
26. das; — 13 was.
267. 19. drüber, nach O—H2; — 6—13 darüber; da indessen 3. 21 und 22 in allen Ausgaben drüber steht, so ist unsre Abweichung von 6 berechtigt.
25. von Euripides', nach 6 und ff.; — O—H2 von, von Euripides'.
29. über dem, nach O—H2, denen auch K folgt; — H2—13 über den.
268. 10. habt; — 11a—13 hat.
16. Parthenia, nach 6 und ff.; — O—H2 Parthemie.
20. sein Leben; — 11a—13 ihr Leben.
21. Gattin, nach 6 und ff.; — O—H2 Göttin.
26. sehr gerne, nach O—H2; — in 13 fehlen die Worte ganz, die übrigen Ausgaben (K ausgenommen) sehr gern.
31. redet, nach 6 und ff.; — O—H2 und K redt.
269. 31. liebkost, nach O—H2, denen 9—13 folgen; — 6—8 und K unrichtig liebst.
37. ein Schatten, nach 6—12, denen auch K folgt; — O—H2 kein Schatten, 13 kein Schatte.
270. 16. beim Lichte, nach 6 u. ff.; — O—H2 beim Licht.

Seite Zeile
270. 24. beſchmutzt, nach 6 und ff.; — O—Hb, K und 13 beſchmitzt.
24. ihn erſt dem Tod; — Hb ihm erſt den Tod
271. 3. gnädig; — M gütig.
6. Apollo's, nach 6 und ff.; — O—Hb Apollo.
8. Jener, nach 6 und ff.; — O—Hb und K er.
20. abgeweidet, nach O—Hb, denen nur 11, 13 und K folgen; — die übrigen Ausgaben abgeweidet. Sanders in seinem „Wörterbuch der deutschen Sprache" erklärt „abgeweidet" für einen Druckfehler, ohne indessen für „abweiden" andre Beispiele anzuführen; Grimm dagegen hält abgeweiden für die richtige Form.
272. 1. dann; — 13 denn.
1—4. Statt dieser Zeilen steht bei M: „Herkules: Bin ich Dir als Zwerg erschienen? Wieland: Als wohlgestalter Mann mittlerer Größe tritt mein Herkules auf."
9. Traume, nach 6 und ff.; — O—Hb und K Traum.
273. 10. den Andern; — M die andern.
12. denn; — KM den.
13. als ſie begehrten; — in M folgen hier noch die Worte: auch wohl ungebeten.
17. Tauſend; — M Tauſende.
20. Extreme; — M Extrema.
27. Dein Mann; — 11a—15 ein Mann; — Euer Herkules Grandiſon — fehlt in M.
274. 9. u. s. so lange unter der Knechtſchaft Deiner Sittenlehre; — M so lang unter der Knechtſchaft deiner Religion und Sittenlehre.
11. ſchalen Ideale, nach 6 und ff.; — O—Hb, M und K ſcheelen Idealen.
12. hätteſt, nach 6 und ff.; — O—Hb hatteſt.
14. Mädel; — M Maidel, wenigstens vermuthlich, da dort Z. 20 auch dieselbe Form steht.
15. das nicht Wort haben wollen, nach O—Hb, denen erſt wieder 11—13 und K folgen; — 6—9 das Wort nicht haben wollen.
19. daraus; — 13 draus.

Prometheus.

Für das eigentliche Drama kommen nur die Ausgaben von 6 an in Betracht, für das ſich an daſſelbe anſchließende Gedicht (Dritter Akt) ſämmtliche Ausgaben von 9 an und die bei Merck (Briefe an Denſelben von Goethe, Herder, Wieland u. A. S. 55) mitgetheilten Abweichungen einer Handſchrift, die wir mit M bezeichnen.

Seite Zeile
280. [illegible], nach 6 und 6a; — 9—13 und K Euer.
28. [illegible], nach 6 und ff.; — 6 und 6a Euerer.
295. 21. [illegible]en, nach 6—11, denen auch K folgt; — 11a—13 Sinne.

Seite Zeile
297. 20. Muß't; — 2 und 4 Müßt.
299. 1. Und; — 11 und 13 Um.
4. Aermere§; — 2 und 3a Aermere.
13. Da; — M Als.
299. 11. Herrn, nach der durchgängigen Schreibweise in den Gedichten; — 6 und ff. an dieser Stelle Herren.
18. Blüthenträume; — in M folgen hiernach noch die Worte und Knabenmärchen.
20. zu weinen; — M weinen.
21. zu genießen; — M genießen.

Vergl. auch Seite 300.

Proserpina.

Den ältesten Einzeldruck, aus dem die späteren entnommen sind, hat der Herausgeber nicht erlangen können. Der Abdruck im Teutschen Merkur ist mit TM, der in der Berliner Theaterzeitung mit TZ, der dritte Limburg'sche Nachdruck mit Ib, der 1815 veranstaltete Einzeldruck mit P, die Ausgabe von Parr mit K bezeichnet; außerdem waren die Ausgaben 2—13 zu vergleichen.

Seite Zeile
311. 1 u. 2. Eine öde felsige Gegend die Früchten, nach TM—Ib und P; — in einigen Ausgaben fehlt diese Bezeichnung.
5. liegen, nach 2 und ff.; — TM—Ib liegen sie.
10. Verwöhnt, nach 2 und ff.; — TM—Ib anwöhnt.
liehen, nach Ib, 4 und ff.; — TM, TZ, 2 und 2a liehn.
14. Ach, Tochter Du des Jupiter's, nach 2 und ff.; — indessen haben 3 und 11 Jupiter und die älteren Texte: Ach! Enkelin des Jupiters, wozu die 2te Note zu S. 311 zu vergleichen wäre.
17. blumenreichen, nach dem Beispiele von 11—13; — alle früheren Ausgaben, auch K, blumenreiche; indessen ist die sonst meistens in 6 erfolgte Hinzusetzung des n in diesem Falle gewiß nur übersehen.
23. Haupte, nach 5 und ff.; — TM—4 und K Haupt.
24 u. 25. zu tief zum Schwätzen, Keine Zeit, nach 2 und ff.; — in TM steht zu schwatzen, in TZ und Ib fehlt die ganze Stelle.
26. Geschichten, nach TM, 2 und ff.; — TZ und Ib Geschichte.
30. Freud, nach 2 und ff.; — TM—Ib wieder Freud.
312. 4. auflef't; — Ib auflefet.
12. auf zum Olymp, nach 2 und ff.; — TM—Ib zum Olymp auf.
14. Genug, nach 2 und ff.; — TM—Ib genug.
15. die Flammen, desgl.; — TM—Ib Flammen.
18. endlosen, nach 4 und ff. — TM—2a endlose.
22. Abgeschiedenen, nach 2—11, denen auch K folgt; — TM—Ib sowie 11a—13 Abgeschiednen.
313. 3 u. 4. greifen, Einhalten seinen Schmerz, nach 2 und ff.; — TM—Ib eingreifen und Einhalt thun seinem Schmerz.
8. ewigen, seit P; — TM—Ib ewige.

Seite Zeile
313. 10. Wohn' ich unter ihnen und schaue, seit 2; — TM—Hb wohn ich und schau auf.
12. Leer und immer leer, wie sie schöpfen und füllen — Diese ganze Stelle steht, hinter V. 12 folgend, nur in TM, fehlt in TZ und Hb und ist in Folge dessen in allen späteren gaben weggefallen. Sie jetzt wieder in den Text aufzunehmen, erschien bedenklich.
27. Augenbrauen, nach der Ausgabe 2, der auch K folgt; — die übrigen Ausgaben Augenbraunen. Man vgl. die Revision des Textes zu Goethe's Werken VII. S. 178 f. 13.
28. Blicke, nach 2 und ff.; — TM—Hb Blick.
31. Liebe; — in TM und TZ steht das Wort dreimal.
314. 9. hintändelnd, nach 2 und ff.; — TM—Hb und hintändelnd.
12. bedürfte, nach 2 und ff.; — TM—Hb bedürfe.
14. goldene, nach 2 und ff.; — TM—Hb goldne.
15. sandtst, nach Hb und ff.; — TM und TZ sandt.
19. Ihre Locken zerrauften, nach 2 und ff.; — TM—Hb in ihre Locken rauften.
27. Durch die Nacht will ich ihn verfolgen, nach 2 und ff.; — TM—Hb in der Nacht nach will ich ihm ziehen.
315. 10. Wo Deine Tochter ist, nach 2 und ff.; — TM—Hb wohin deine Tochter geh.
11. goldenen, nach 4 und ff.; — TM—2a goldnen.
12. Kleine, nach 2 und ff.; — TM—Hb klein.
17. aufhobst, nach 2 und ff.; — TM—Hb aufhubst.
30. lieben, nach 2 und ff.; — TM—Hb liebe.
316. 21. Sind' ich; — die Worte fehlen in TM—Hb.
23. Sie bricht den Granatapfel ab; — desgleichen.
27. Sie ißt einige Körner; — desgleichen.
317. 4. offne, nach TM, 2 und ff.; — TZ und Hb offene.
17. zu erzeugen, nach TM, 2 und ff.; — TZ und Hb erzeugen.
23. solltest, nach TM, 2 und ff.; — TZ und Hb solltest Du.
26. Unsre Königin, nach 2 und ff.; — TM—Hb Dich, o Königin.
29 u. 30. Statt dieser Zeilen in TM—Hb: O hätte der Tartarus eine Tiefe, daß ich euch drein verwünschte!
318. 10. beherrsche, nach 2 und ff.; — TM—Hb beherrsch'.
11. darum, nach 2 und ff.; — TM—Hb drum.
12 u. 13. Statt dieser Zeilen in TM—Hb: Gieß nun unserl wir neigen Dir!
17. Eure Herrlichkeit, nach 2 und ff.; — in TM—Hb fehlt Eure.
20. Vor dieser Zeile (vor Weh mir) stehen in TM—Hb die Worte: Rösch nub Gemahl, o Pluto, Pluto, welche seit 2 V. 20 und 30 aufmachen.
23. Unsre, nach 2 und ff.; — TM—Hb unsere.
25. nach mir, nach 2 und ff.; — TM—Hb nach mir aus.
34. nach dem, desgl.; — TM—Hb über den.

Der Triumph der Empfindsamkeit.

Der in Leipzig, bei G. J. Göschen, 1787 erschienene Einzeldruck dieses Stückes ist ebenso wie die gleichzeitigen „Die Vögel," „Die Geschwister," „Die Mitschuldigen," „Clavigo," „Götz" u. a. nur ein Abdruck der Ausgabe 3 und stimmt mit dieser vollständig überein. Es kommen daher nur die Ausgaben 2—13 und K für die Vergleichung in Betracht.

Seite Zeile

328. 18. Askalaphus; — 3 hier und an der übrigen Stellen Askalaphus.

329. 19. Kuriere, nach 5 u. ff.; — 2—4 und K die Couriere. Die Auslassung des Artikels in 5 ist wahrscheinlich beabsichtigt.

21. früh; — 2 und 2a frühe.

330. 29. für, nach 5 und ff.; — 2—4 und K hier und an den übrigen gleichartigen Stellen vor, z. B. Z. 41 und S. 331 Z. 5.

30. Ahnungen, nach 5 und ff.; — 2—5 und K hier und sonst Ahndungen.

332. 16. u. 25. seine Geweide verleiht, nach 6—13; — 2—5 sein Eingeweide gibt her, K ohne Angabe der Quelle seine Geweide giebt hier.

19. Eingeweide, nach 7—9; — 11—13 Geweide.

333. 2. vorzustellen, nach 5 u. ff.; — 2—4 zu machen.

3. hier, desgl.; — 2—4 die Stelle.

Wiederholungen nach 9—4; — Wiederholung, wie seit 5 steht, ist nach dem ganzen Zusammenhange nur als ein Versehen zu betrachten.

3. u. 4. ist, daß das Publikum mit dem Orakelspruch recht bekannt werde, nach 5 u. ff.; — 2—4 ist, daß Publikum mit dem Orakelspruch recht bekannt zu machen.

334. 14. sie spielt, nach 2—4, denen auch K folgt; — 5—13 spielt.

31. Nun, nach 2—8; — 9—13 Nur.

335. 21. Meinet, nach 6 und ff.; — 2—5 Meint.

41. Reise; — sämmtliche Ausgaben haben Reisen, die Handschrift unsrer Lesart, die wir nach Düntzer (Neue Goethe-Studien S. 50) entschieden vorziehen.

336. 10. ob, nach der ächten Ausgabe (3); — die unächte (2a), welche später bei 4 zu Grunde gelegt wurde, ließ wenn, und ihr folgen dann alle vorhandenen Ausgaben, K mit eingeschlossen. Gleichwol erscheint nur unsre Lesart als berechtigt.

22. armen, nach 4 und ff.; — 2 und 2a arme, ebenso S. 338 Z. 1 vortrefflichen; ferner ebenda S. 24, S. 339 Z. 5 und 25 schönen, S. 343 Z. 41 eignen, S. 344 Z. 19 sterblichen u. s. w.

32. hat, nach 5 und ff.; — das Wort fehlt in 2—4.

338. 20. Er, nach 5 und ff.; — 2—4 Dieser.

339. 6. den, nach 2 und 2a; der Plural paßt nach der Antwort Merkulo's viel besser als der Singular dem, den alle Ausgaben seit 4 haben.

33. eingeschlossenen, nach 6 und ff.; — 2—5 eingeschlossnen.

340. 15. allenfalls, nach 2—4 und 3a, denen 11—13 und K folgen; — 5—9 ebenfalls.

20. macht, nach 4 und ff.; — 2 und 2a thut.

27. allem Dem, nach 5 und ff.; — 2—4 allen dem.

Seite Zeile

341. 3. erſtlich; — 5, 6 und 6a erſtlich.
7. auf, nach 6 und ff.; — das Wort fehlt in 2—4 und 5a.
9. Tuedramen; — 6 Tydramen.
11. eines, nach 6; — die übrigen Ausgaben eins.
342. 10. voyez; — 2 und 2a voyés.
343. 6. Euren; — 5a Euer, 6 Eure.
18. Einfischen, nach 6 und ff.; — 2—5a Elysäischen.
347. 12. das; — K daß. — Pluto's; — 2 Pluton's.
348. 6. in, nach 2—4 und 5a, denen auch K folgt; — 5—13 im.
22. Torn'n als Plural; — die Ausgaben sämtlich Torn mit oder ohne Apostroph; ebenso schreiben wir S. 350, Z. 21 Holzbirn'n statt Holzbirn oder Holzbirn'.
349. 26. erſtlich, nach 2—4 und 5a, denen sich auch 8—13 anschließen; — nur 6, 6a und K erſtlich, worin keine Verbesserung, sondern nur ein Druckfehler zu sehen ist.
350. 4. Paripflegerthon, nach 6 und ff.; — 2—4 und 5a Paripflegeron, 5 Paripflegeren.
9. Roßume; — 11—13 Roßüme, während es an dieser Stelle richtiger scheint, die alte Form beizubehalten.
12. junges, nach 2—4 und 5a, denen auch K folgt; — seit 5 fehlt das offenbar nur in Folge eines Versehens ausgefallene Wort überall.
351. 17. hinan, nach 4 und ff.; — 2 und 2a an.
20. ruicht', nach 5—7; — 5a—13 ruſcht'. Die Veränderung ist nur ein Versehen; Goethe braucht das allerdings seltene Wort „ruschen," um eine schnelle und geräuschvolle Bewegung auszudrücken, noch an einer andern Stelle, Werke, XII. S. 129 Z. 17: „Das ruscht und klappert."
353. 16. öffnen, nach 5 und ff.; — 2—4 und 5a eröffnen.
25. blieben; — 5 und 6a bleiben (Druckfehler).
13. Einen, nach 5 und ff.; — 2—4, 5a und K eins.
355. 20. verzückt, nach 6 und ff.; — 2—5 verzuckt.
354. 19. klärer, nach 2—6 und 9, denen auch K folgt; — 8 und 11—13 klarer.
11. S. 12. S. die Bemerkung zu S. 332 Z. 16 u. 26, wobei noch zu erwähnen ist, daß die Ausgaben von 5—9 in dem Wortlaut des Orakelspruche hier und an der eben zitirten Stelle nicht übereinstimmen, sondern die entschieden nothwendige Uebereinstimmung erst in 11 eingeführt ist.
356. 12. dieser; — 11a—13 ohne Grund einen.
17. Alraune; — 9 Alraunen.
21. etwas; — 11—13 was.
27. nicht, nach 2 und 5, denen 11—13 folgen; — 3—9 und K nicht's.
357. 29. seien; — 2 und 2a sein.
33. recht, nach 2—4; — alle übrigen Ausgaben infolge des Fehlers in 5 rechte.
36. für sich; — in 11—13 fehlen die Worte ganz; 2—4 sowie 9 und K vor sich; dieselben ebenso S. 359 Z. 14, S. 362 Z. 31 und S. 364 Z. 3. An den zuletzt erwähnten drei Stellen lesen 11—13 wie unser Text.
359. 21. sie auf die Götter herabglich), — 11 und K Sie.
360. 4. lieb nicht; — 11—13 nicht lieb.

Seite Zeile
360. 18. u. 19. Hier und über dem Fluß fürchte des Tantalus Loos! — 2—5 fürchte Tantal's Geschick hier und über dem Fluß!
361. 23. Sinnen, nach 2—6 und 9, denen auch K folgt; — 8 sowie 11—13 Sinne.
25. zurechte, nach 2; — sämmtliche Ausgaben nach dem Beispiele von 2a zurecht.
26. drin, nach 2—8, denen auch K folgt; — 9—13 darin.

Die Vögel.

Ausgaben 2—13, K und Briefe an Merck (M).

Seite Zeile
373. 12. betriegrischen, nach 5—9; — 2—4 und 9—11 betrügrischen, 11—13 und K betrügerischen.
374. 8. Meergrund, nach 9; — 2a—8 und K Meergrund, 9—13 Meeresgrund.
375. 4. als; — 3 und 2a wie.
15. Weg, nach 2; — 2a und ff. Wege.
376. 22. Singvögeln; — 13 Singvögel.
377. 16. könnt; — 2 konnt (Druckfehler).
20. heiße; — 13 und K heiß.
24. wie; — 2—4 als wie.
27. bitte; — 13 bitt.
378. 3. Leuten, nach 2—4, denen sich K anschließt; — 5—13 den Leuten.
25. meisten; — 2 und 2a meiste; ebenso S. 380 Z. 38 umfranzenden, 2 und 2a umfranzende; S. 383 Z. 10 jungen, 2 und 2a junge, u. Aehnliches.
379. 9. es dem Volk, wie es — fehlt in 11—13.
380. 1. da; — 13 willkürlich ja.
381. 14. u. 15. Heidelbeeren, Himbeeren, Mehlbeeren, Brombeeren; — 2 und 2a Heidelbeere, u. s. w.
19. Flaum; — 13 Pflaum.
382. 4. vor, nach 2a und ff.; — 2 für.
14. pipsen; — 11—13 pipsen.
17. eher; — 2 und 2a eh'.
384. 14. aufgebaut, nach 5—9, denen 11a, 12, 13 und K folgen; — 11 aufgebauet.
15. angeschrieben; — 12 geschrieben.
385. 22. so, nach 2—4, denen auch 11 und K folgen; — 5—12 aber.
386. 16. Verwandten, nach 5 und ff.; — 2—4 Verwante.
18. freund, nach 5—8; — die übrigen Ausgaben Freund.
29. haben uns vom Südpole, nach 4 und ff.; — 2 und 2a vom Südpole haben uns.
387. 10. Umgang, nach 4 und ff., — 2 und 2a dem Umgange.
11. Schlechte Kost, nach 4 und ff.; — 2 und 2a mit schlechter Kost.

Seite Zeile
387. 20. bemerklich, nach 4 und ff.; — 2 und 2a bemerken.
33. Gesichte, nach 5 und ff.; — 2—4 sowie K Angesichte.
388. 10. so; — das Wort fehlt in 11a—13.
22. mehr wahrer, nach 4 und ff.; — 2 wahrerer, 2a mehrerer.
389. 21. Er fährt fort; — die Ausgaben 2—4 und wieder 11—13 haben diese Worte als zum Text gehörig, die übrigen, auch K, als scenische Bemerkung. Das Erste erscheint richtiger; denn es ist zweckmäßig, daß die Vögel, welche nach der ganzen Darstellung nicht schnell von Begriffen und mit seinem besondern Verstande begabt sind, wieder daran erinnert werden, daß es Worte des Dichters Perspektemenos sind, die sie hören werden. So möchte die in 5 zuerst gemachte Veränderung wol ein Versehen sein.
22. warm — fehlt in 2 und 2a.
2a. Sich mit den Fittichen her; — 2 und 2a mit den Fittichen sich.
390. 2. hat, nach 2; — 2a bringt zuerst das jedenfalls nicht von Goethe stammende hatte, welches in allen Ausgaben geblieben ist.
5. Seinem; — 2 Seinen (Druckfehler).
26. Flügle, nach dem Wortlaute des Liedes, den auch 13 wiedergiebt; — die übrigen Ausgaben Flügel.
391. 11. ihnen, nach 5 und ff.; — 2—4 sich.
12. Rechtem, nach 6 und ff.; — 2—5 rechts.
392. 3. Niemandem, nach dem auch sonst von uns befolgten Gebrauche; die Ausgaben niemanden.
394. 8. haushält; — 5—9 aushält.
15. in den Händen, nach 2 und 2a, denen auch K folgt; — in 4 ist den offenbar durch Versehen ausgefallen und fehlt in allen Ausgaben bis 13 incl.
20. Eurer Mitte, nach 9 und 11; — 2—6a und K, ebenso 11a—13 euern Mitteln, 8 euerm Mittel. Es kann kaum zweifelhaft sein, daß sich hier ein Druckfehler fortgepflanzt hat, der erst in 9 richtig verbessert ist.
395. 14. u. ff. Die nachfolgenden Varianten bis zum Schlusse bestehen in den Abweichungen, die in den „Briefen an Merck“ (I, 264) angegeben sind.
14. u. 15. der ungezogne Liebling der Grazien; — M der Ungezogne.
19. einen Augenblick; — M etwa auch.
20. gesündigt hat; — M gesündiget.
22. allseits; — M allerseits.
30. Verrufene — M verrufne.
32. sich Eures Beifalls; — M eures Beifalls sich.
33. Dann; — M Auch.
34. Und; — M Denn.
37. geschlagen; — M gegeben.
396. 3. Des ganzen Werkes Eingang; — M Den Eingang des ganzen Werks.
7. wahrhaftigen; — M wahrhaften.
8. unsern besten Kräften; — M unsrer besten Müe.

Eigenor.

Es waren nur die Ausgaben 4—13 und K zu vergleichen.

Gelbe Zeile
406. 13. **edle Sorg'**, nach 4 und 5a, denen auch K und 13 folgen; — 5—12 **Sorg'**.
37. **allen Segen**; — **allem Segen** in 6 und 6a, denen auch K folgt. (Es wohl nur Druckfehler und seine beabsichtigte Verbesserung, da der Plural von „Segen" häufig genug verkommt. (S. Sanders' Wörterbuch.)
409. 8. **edel**; — 5, 6 und 6a **edler**.
410. 12. **nimmt**, nach 5, 5a und 6, übereinstimmend mit 11—13; — 4 und 8 **nimmst**.
411. 8. **ihm**, nach 4, 5 und ff.; — 6 und 6a **ihr**.
413. 25. **würd' es**, nach 4, 8 und ff.; — 5—6a wird es.
27. **durch die**, nach 4, 8 und ff.; — in 5—6a fehlt **durch**, ebenso in 11a.
414. 3. **Beleidige**, nach 4—9; — 11—13 **Beleid'ge**.
15. **Anderen**; — 5 und 5a, dem Versmaß widerstrebend, **Andern**.
417. 31. **unauflösbaren**, nach 4 und 11—12; — die übrigen Ausgaben, obgleich man in dem Texte von einer vollständigen Wiederherstellung des jambischen Metrums Abstand nehmen muß, **unauflösbarn**.
418. 16. **Feinde**, nach 4, 5 und 5a, denen sich nur 13 anschließt; — die übrigen Ausgaben **Feind**.
27. **zurückekehrt**; — 13 **zurückkehrt**.
29. **starr' sie**, nach 4, 6, 8 und 11—13, in Uebereinstimmung mit K; — 5a **starr' ich**, 9 **starr' sie**.
419. 27. **allein**; — fehlt in 13.
420. 8. **altem**, nach 4—12; — 13 und K **alten**.
421. 2. **bewegt'**, nach 5, 6 und ff.; — 4—5a **bewegt**.
424. 29. **begebn**; — 9 **begeben**.
425. 12. **einzige**, nach 4 und ff.; — K und 13 **einz'ge**.
426. 23. **scharfes**, nach 6 und dem bei Goethe in späterer Zeit gewöhnlichen Gebrauche; — die übrigen Ausgaben mit Ausnahme von 11a und 12 **scharfen**.
428. 30. **Freund**, nach 4, der nur K folgt; — die übrigen Ausgaben **Feind**. Die Notwendigkeit, die alte Lesart herzustellen, weist schon Bernays (Kritik und Geschichte des Goethe'schen Textes S. 68) nach.
430. 4. **Tu**; — 9 **Da** (Druckfehler).
434. 9. **soll sie**, nach 4, 13, K und Bernays (S. die eben zitierte Schrift S. 69); — 5—12 **soll**.
11. **Wirk**, nach 4, denen auch K und 13 folgen; — 5—12 **Wirkt**.
14. **sein**; — 9 **zu sein**.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MÜNCHEN

Goethe's Werke.

Nach den vorzüglichsten Quellen revidirte Ausgabe.

Neunter Theil.

Erwin und Elmire.
Klaudine von Villa Bella.
Lila.
Jery und Bätely.
Die Fischerin.
Scherz, List und Rache.
Die ungleichen Hausgenossen.
D. Zauberflöte zweit. Theil.

Die Wette.

Herausgegeben und mit Anmerkungen begleitet von
Dr. Fr. Strehlke,
Direktor des Gymnasiums zu Marienburg.

Berlin.
Gustav Hempel.

BIBLIOTHECA REGIA

Druck von G. Bernstein in Berlin.

Inhalt.

	Seite
Erwin und Elmire	5
Klaudine von Villa Bella	41
Lila	99
Jery und Bätely	135
Die Fischerin	167
Scherz, List und Rache	193
Die ungleichen Hauszenossen	237
Der Zauberflöte zweiter Theil	261
Die Wette	291

Text-Revision 309

Erwin und Elmire.

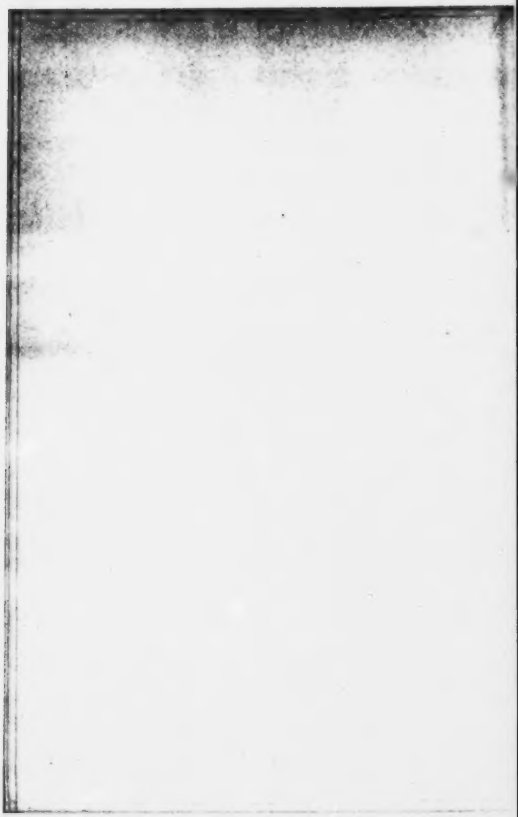

Vorbemerkung des Herausgebers.

Obgleich in Deutschland die eigentliche Oper, wie sie aus dem siebzehnten Jahrhundert überliefert war, in den Jahren 1720—1740 allmählig außer Gebrauch gekommen war, so gilt dies doch keineswegs von dem musikalischen Drama überhaupt. Trotz aller Polemik, mit der Gottsched auch noch lange nach dem Verschwinden der Oper dieses verfolgte, brachte sich dasselbe doch in verschiedenartigen Formen und mit steigendem Beifall des Publikums immer wieder zur Geltung. Außer den Intermezzo's, die zuerst der Italiener Nicolini in die Zwischenakte größerer Stücke einlegte, wurde namentlich auch das Singspiel, das früher schon in mannichfacher Gestalt aufgetreten war, zum Theil infolge französischen, italienischen und englischen Einflusses, häufig wieder auf die Bühne gebracht. Schiebeler, 1741—1771, (vgl. auch Werke, III. 136, Note) Koch, Direktor des Leipziger Theaters, und gelegentlich auch Wieland waren für dasselbe thätig; vor Allen aber waren es Gotter (vgl. Werke, III. 140), Christian Felix Weisse, 1726—1804, und Johann Adam Hiller, 1728—1804 (vgl. Koberstein's Grundriß der Geschichte der deutschen Nationalliteratur S. 1271 und namentlich S. 3161 ff.). So war es denn eine bereits verbreitete und beliebte Gattung, die Goethe erwählte, als er sich vielleicht schon 1773, besonders aber seit Beginn des Jahres 1775 auch mit dem Dichten von Singspielen zu beschäftigen anfing.

Mit einer Meisterschaft, die allerdings auf diesem Gebiete bis jetzt schwerlich eine befriedigende Anerkennung ge-

funden hat, ist es Goethe, namentlich später in Italien, gelungen, auch in dieser verhältnißmäßig untergeordneten Form der Dichtung alle seine Vorgänger bei Weitem zu übertreffen; jedoch ist auch diese Vollendung erst das Resultat mancher mühevollen Arbeit gewesen. Dies zeigt sich schon an dem ältesten seiner noch vorhandenen Singspiele, an „Erwin und Elmire."

Goethe erwähnt in „Dichtung und Wahrheit" (19. Buch), daß das ebengenannte Gedicht aus Goldsmith's in den „Landprediger von Wakefield" eingefügter Romanze „Edwin und Angelina" entstanden sei, und in der That erinnert nicht allein der eine der von ihm gewählten Namen hieran, sondern es stimmt auch der Inhalt seines Singspiels mit dem jenes Gedichtes nahezu überein. Aber Goethe fügt an der obigen Stelle noch hinzu: „Jene Romanze hatte uns in den besten Zeiten vergnügt, wo wir nicht ahnten, daß uns etwas Aehnliches bevorstehe." Damit sind zugleich die individuellen Bezüge gegeben, die auf die Gestaltung des Stückes von Einfluß gewesen sind; es bezieht sich nämlich auf sein Verhältniß zu Elisabeth Schönemann, der Lili und Belinde seiner Dichtungen. „Erwin und Elmire" wurde ihr nicht allein gewidmet (Werke, III. 16), sondern wir werden durch das Stück fast unmittelbar in die Wirklichkeit, in die mannichfachen Schwankungen und Wendungen jener Liebe versetzt, welche wir aus Goethe's eigener Schilderung zur Genüge kennen. Und auch die Verschiedenheit des Abschlusses in der Wirklichkeit und in der Dichtung spricht nicht hiegegen; denn die letzte gehört einer Zeit an, in der die dauernde Verbindung des Paares noch möglich war. Indessen ist mit dem Gesagten noch nicht einmal Alles erschöpft. Wie bereits B. R. Abeken (Goethe in den Jahren 1771 bis 1775, S. 342)

darauf aufmerksam gemacht hat, ist Olympia, die Mutter Elmirens in der älteren Bearbeitung, nach Goethe's eigener Mutter gezeichnet. Das, was Goethe Jene in der ersten Scene, der einzigen, in der sie vorkömmt, sprechen läßt, ist in der That wie aus dem Munde der Frau Rath gesprochen. So bleibt in der älteren Bearbeitung nur Bernardo übrig, dessen Urbild nicht mit Sicherheit anzugeben ist. — Auf einen andern Punkt weist außerdem Düntzer (Frauenbilder, S. 275) hin, daß nämlich „Erwin und Elmire" gleichsam ein Gegenstück zu dem Lustspiel „Die Laune des Verliebten" sei. In dem letzteren quält der Liebhaber die Geliebte durch seine Eifersucht; in jenem ist die Geliebte die Schuldige, welche durch ihre scheinbare Kälte den Geliebten zur Verzweiflung bringt und zur Flucht treibt.

Es ist fast mit Sicherheit anzunehmen, daß das Singspiel im Januar und Februar 1775 gedichtet ist (Riemer's Mittheilungen, II. 556). Wir wissen z. B. auch, daß das Lied „Ein Schauspiel für Götter" (Seite 16) an demselben Tage verfaßt ist, an welchem Goethe Nicolai's „Freuden des jungen Werther's" erhielt, und dies ist jedenfalls schon im Januar geschehen. Die Ausgabe von 1836 dagegen nennt ohne Gewähr die Zeit von 1774—1775; indessen findet sich die früheste Erwähnung des Singspiels erst in einem Briefe Jacobi's an Wieland vom 27. Januar 1775, und schon am 21. März desselben Jahres bedankt sich Goethe bei dem Ersteren für die Uebersendung der „Iris", in der das Stück abgedruckt war. Nach Weimar gekommen, scheint Goethe bald an eine Aufführung seines Singspiels gedacht zu haben. Dafür spricht einmal der Druck des Textbuches, welches den Titel führt: „Arien und Gesänge aus der Operette „Erwin und Elmire" Weimar 1776";

es ist sogar anzunehmen, daß dieser Druck schon am Anfange des Jahres 1776 veranstaltet ist, da der „Teutsche Merkur“ schon im Januarheft zwei in der Iris noch nicht stehende Arien (vgl. Werke, III. 72) bringt, die vermuthlich aus jenem Textbuche entnommen sind. Außerdem wissen wir aber aus einem Briefe von Merck (Reliquien aus Weimar. Berlin 1854. S. 7), daß Goethe im Mai 1776, an demselben Tage, als Lenz ein sehr zartes Gedicht auf die Herzogin Amalie als Komponistin der Musik zu „Erwin und Elmire“ machte, in Ettersburg eine Probe für dasselbe abhielt. Auf spätere Aufführungen gegen Ende des Jahres 1776 und im nächstfolgenden deutet Riemer in seinen Mittheilungen (II. 40) hin.*) Auch die beiden Kompositionen von André und von Stegmann kamen schon 1775 und 1776 heraus. Ebenso ungünstige als ungerechte Beurtheilungen des Stückes brachte 1777 und 1778 Nicolai's „Allgemeine deutsche Bibliothek“ (Band 31, Stück 2, S. 493, und Band 33, Stück 2, S. 542 ff.), und durch einen besondern Zufall wurde in der ersten jener Rezensionen gerade jenes oben erwähnte Lied hart getadelt, welches Goethe in der durch Nicolai erregten Stimmung geschrieben hatte. Aber wem könnte dieser Tadel auffallen? „Erwin und Elmire“ trägt in seiner ersten Gestalt ganz und gar den Charakter von Goethe's Jugenddichtungen an sich, die bei vielen seiner Zeitgenossen kein Verständniß und infolge dessen auch keine Würdigung fanden. Erschien ja doch noch 1775 eine Parodie des Singspiels (vgl. C. G. Wenzel „Aus Weimar's goldnen Tagen“, S. 34), unter dem Titel „Eine komische

*) Auf der Berliner Bühne fand das Stück großen Beifall; es wurde zum ersten Mal am 17. Juli 1775 gegeben, gegen Ende des Jahres 1782 bereits zum zweiundzwanzigsten Mal (Berliner Theaterzeitung, Jahrgang 1782 S. 811).

Oper ohne Titel in einem halben Aufzuge. Frankfurt a. M.", als deren Verfaſſer der Singſpiel-Dichter Faber zu Mainz (geſt. 1791) genannt wird. Der Schauplatz, heißt es in dieſer, iſt neben dem von „Erwin und Elmiren", und „hin und wieder", wie uns der Referent in der „Allgemeinen deutſchen Bibliothek" (31, 1, S. 205 ff.) mittheilt, „ſcheinen Sticheleien ſein zu ſollen."

Eine Reihe von Jahren hindurch hat Goethe an „Erwin und Elmire" nichts weiter gethan; er nahm das Stück indeſſen nach Italien mit, um es dort den geſteigerten Anſprüchen gemäß, die er an ſich ſelbſt machte, aufs Neue zu bearbeiten. Nach dem Vorſatze, den er anfänglich gefaßt hatte, ſollten die Geſänge unverändert bleiben; über das Uebrige fällte er ſelbſt ein ſehr ſtrenges Urtheil: „Erwin und Elmire", ſchreibt er am 12. September 1787 von Rom aus, „iſt zur Hälfte ſchon umgeſchrieben. Ich habe geſucht, dem Stückchen mehr Intereſſe und Leben zu verſchaffen, und habe den äußerſt platten Dialog ganz weggeſchmiſſen. Es iſt Schülerarbeit oder vielmehr Sudelei." Aber auch jener Vorſatz erlitt noch eine Aenderung. Als auf Goethe's dringende Einladung ſein Landsmann Kayſer nach Rom gekommen war, ſo vertiefte er ſich mit ihm in das Studium der italieniſchen Oper, und die Geſetze derſelben, die er zum Theil zu befolgen ſtrebte, veranlaßten ihn auch zur Hinzufügung neuer Geſänge und zur Veränderung der älteren. „Du wirſt bald ſehen," ſchreibt er am 10. Januar 1788 aus Rom an Herder, als er das Stück fertig nach Weimar ſendet, allerdings zugleich mit Beziehung auf „Klaudine von Villa Bella", „daß Alles aufs Bedürfniß der lyriſchen Bühne gerechnet iſt, das ich hier erſt zu ſtudiren Gelegenheit hatte: alle Perſonen in einer gewiſſen Folge, in einem gewiſſen Maaß zu beſchäftigen, daß

jeder Sänger Ruhpunkte genug habe u. s. w. Es sind hundert Dinge zu beobachten, welchen der Italiener allen Sinn des Gedichts aufopfert; ich wünschte, daß es mir gelungen sein möge, jene musikalisch-theatralischen Erfordernisse durch ein Stückchen zu befriedigen, das nicht ganz unsinnig ist." Speziell mit Rücksicht auf „Erwin und Elmire" motivirt Goethe dann noch die häufige Anwendung des trochäischen Silbenmaaßes, insofern als der Komponist es durch mehrere Takte und Bewegungsarten dergestalt variiren könne, daß der Zuhörer es nicht wiedererkenne.

In dieser neuen Bearbeitung, an der Goethe auch später nur noch einzelne Worte geändert hat, erschien „Erwin und Elmire" zuerst 1788 im 5. Bande der ersten ächten Ausgabe der Werke. In der That hatte das Stück eine vollständig neue Gestalt gewonnen. Anstatt des prosaischen Dialogs war der regelrechte dramatische Vers eingeführt; „Olympia", die Mutter „Elmiren's", und der vertraute französische Sprachlehrer „Bernardo" waren in das Liebespaar „Rosa und Valerio" verwandelt, und natürlich hatte infolge dessen auch die Entwickelung der Intrigue an manchen Stellen eine Veränderung erfahren müssen, so daß das Ganze eigentlich nun erst jene Aehnlichkeit mit „der Laune des Verliebten" erhielt, die schon oben erwähnt wurde. Aber wenn auch die neue Dichtung den Anforderungen mehr entspricht, die an ein kunstgerechtes Drama gestellt werden, so fehlt ihr dafür die eigenthümliche Frische und Originalität, die Unmittelbarkeit des Ausdrucks von wirklich Erlebtem, welche gerade Goethe's Jugendwerke so interessant machen.

Erwin und Elmire.

Ein Singspiel.

Personen.

Erwin.
Elmire.
Rosa.
Valerio.

Erſter Aufzug.

Ein Garten mit einer Ausſicht auf Land- und Luſthäuſer.

Erſter Auftritt.

Roſa und Valerio kommen, mit einander ſingend, aus der Ferne.

Roſa. *) Wie ſchön und wie herrlich, nun ſicher einmal
Im Herzen des Liebſten regieren!
Valerio. Wie ſchön und wie fröhlich, durch Feld und durch Thal
Sein Liebchen am Arme zu führen!
Roſa. Man ſiehet mit Freude die Wolken nun ziehn,
Die Bäche mit Ruhe nun fließen.
Valerio. Die Bäume nun grünen, die Blumen nun blühn;
Kann Alles gedoppelt genießen.
Beide. Die Tage der Jugend, ſie glänzen und blühn;
O, laß uns der Jugend genießen!

Roſa. Ich drücke meine Freude Dir, Geliebter,
Mit keinen holden, ſüßen Worten aus.
Ja, Du biſt mein! Ja, ich erkenne nun
Dein treues, einzig treues Herz. Verzeih,
Wenn ich mit Eiferſucht Dich jemals quälte!
Daß Du mir werth biſt, zeigt Dir meine Sorge.
Valerio. Ja, ich bin Dein, und nichts ſoll mich von Dir,
So lang' mein Athem wechſelt, je entfernen.
Vergieb, wenn ich aus angeborner Neigung,
Mit einem Jeden gut und froh zu ſein,
Mich Dir verdächtig machte! Sieh mir nach!
Denn Du allein beſitzeſt dieſes Herz.
Roſa. So ſei es! Deine Hand! Vergiß, und ich
Will auch vergeſſen.
Valerio. O, bekämpfe ja
Das Uebel, das in Deinen Buſen ſich
Auch wider Deinen eignen Willen ſchleicht!

*) Vgl. Werke, III. 73 ff., wo dies Duett bereits unter den Liedern ſteht.

Ganz sind wir, glücklich, und die nahe Hoffnung,
Auf immer uns verbunden bald zu freuen,
Macht diese Gegend einem Paradiese
Mit allen seinen Seligkeiten gleich.
Gewiß, gewiß! Ich fühl' es ganz; und schweben
Wohlthät'ge Geister um uns her, die uns
Dies Glück bereitet, so erfreuen sie
Sich ihres Werkes. Laß uns ungekränkt
Vor ihren Augen der gegönnten Luft
Mit stets entzückter Dankbarkeit genießen!

*) Ein Schauspiel für Götter,
Zwei Liebende zu sehn!
Das schönste Frühlingswetter
Ist nicht so warm, so schön.

Wie sie stehn,
Nach einander sehn,
In vollen Blicken
Ihre ganze Seele strebt!
In schwebendem Entzücken
Liebt sich Hand nach Hand,
Und ein schauervolles Drücken
Knüpft ein dauernd Seelenband.

(Valerio, der die Pantomime zu dieser Arie gegen seine Geliebte ausgedrückt hat, faßt sie zuletzt in den Arm, und sie umschlingt ihn mit dem ihrigen.)

Wie um uns ein Frühlingswetter
Aus der vollen Seele quillt!
Das ist Euer Bild, Ihr Götter!
Götter, das ist Euer Bild!

(Zu Zwei.)

Das ist Euer Bild, Ihr Götter!
Sehet, Götter, Euer Bild!

(Sie gehen nach dem Grunde des Theaters, als wenn sie abtreten wollten, und machen eine Pause. Dann scheinen sie sich zu besinnen und kommen gleichsam spazierengehend weiter hervor.)

Rosa. Doch laß uns auch an unsre Freundin denken!
Ich sehe sie am Fenster nicht, auch nicht
Auf der Terrasse. Bleibt die Arme wol
An diesem schönen Tage still bei sich
Verschlossen? oder wandelt sie im Walde,
Gedankenvoll, betrübt, allein?

*) Vgl. Werke, III. 73.

Valerio. Sie ist
Wol zu beklagen. Seit der gute Jüngling,
Der sie so sehr geliebt, und dem sie selbst
Sich heimlich widmete,
Durch Kälte, scheinende Verachtung viel
Gequält, zuletzt es nicht mehr trug und fort
In alle Welt, Gott weiß wohin, entfloh,
Seitdem verfolgt und foltert der Gedanke
Ihr Innerstes, welch eine Seele sie
Gequält, und welche Liebe sie verscherzt.

Rosa. Sie kommt. O laß uns mit ihr gehen, sie
Mit fröhlichen Gesprächen unterhalten!
Es ziemt uns wol, da wir so glücklich sind,
Den Schmerzen Andrer lindernd beizustehn.

Zweiter Auftritt.

Elmire. Die Vorigen.

Rosa und **Valerio** (ihr entgegengehend, zu zwei).
*) Liebes Kind, Du siehst uns wieder!
Komm, begleite diese Lieder!
Diesen Tag, so schön, so schön,
Laß im Garten uns begehn!

Elmire. Lieben Freunde, kommt Ihr wieder?
Ach, mich hält der Kummer nieder:
Sei der Tag auch noch so schön,
Kann ihn nicht mit Euch begehn.

Rosa und **Valerio.** Und das Verlangen,
Und das Erwarten:
„Blühten die Blumen,
Grünte mein Garten!“
Kaum erst erfüllt,
Ist schon gestillt?

Elmire. Und das Verlangen,
Und das Erwarten:
„Säh' ich den Liebsten
Wieder im Garten!“
Ist nicht erfüllt,
Wird nicht gestillt.

*) Dies Terzett wurde erst in der zweiten Bearbeitung hinzugefügt.

Rosa und Valerio. Soll umsonst die Sonne scheinen?
Elmire. Laßt, o Lieben, laßt mich weinen!
Rosa und Valerio. Sieh, die Blumen blühen all'!
Hör, es schlägt die Nachtigall!
Elmire. Leider sie verblühen all'!
Traurig schlägt die Nachtigall!
(Zu Drei.)
Elmire. Töne, töne, Nachtigall,
Meiner Klagen Widerhall!
Rosa und Valerio. Töne, töne, Nachtigall,
Neuer Freuden Widerhall!
Rosa. O süße Freundin, will denn keine Lust
Mit diesem Frühlingstage Dich besuchen?
Valerio. Ist dieser Schmerz so eingewohnt zu Haus,
Daß er auf keine Stunde sich entfernet?
Elmire. Ach leider, ach, bestürmen dieses Herz
Der Liebe Schmerzen, das Gefühl der Reue.
Verlaßt mich, meine Freunde! Denn was hilft's?
Die liebe Gegenwart, die tröstliche,
Bringt keine Freude, keinen Trost zu mir.
Bin ich allein, so darf ich wiederholen,
Ins Tausendfache wiederholen, was
Euch nur verdrießlich oft zu hören wäre.
Valerio. Im Busen eines Freundes widerhallend,
Verliert sich nach und nach des Schmerzens Ton.
Elmire. Ich lausche gern dem schmerzlichen Gesang,
Der wie ein Geisterlied das Ohr umschwebt.
Rosa. Die Freuden Andrer locken nach und nach
Uns aus uns selbst zu neuen Freuden hin.
Elmire. Wenn Andre sich ihr Glück verdienen, hab'
Ich meine Schmerzen mir gar wohl verdient.
Nein, nein! Verlaßt mich, daß im stillen Hain
Mir die Gestalt begegne, die Gestalt
Des Jünglings, den ich mir so gern entgegen
Mit seiner stillen Miene kommen sah.
Er blickt mich traurig an, er naht sich nicht,
Er bleibt von fern an einem Seitenwege
Wie unentschlossen stehn. So kam er sonst
Und drang sich nicht wie jeder Andre mir
Mit ungestümem Wesen auf. Ich sah
Gar oft nach ihm, wenn ich nach einem Andern
Zu sehen schien; er merkt' es nicht, er sollt'

Es auch nicht merken. Schelter mich, und scheltet
Mich nicht! Ein neu Gefühl der Jugendfreuden,
Der Jugendfreiheit, die wir nur zu bald
Verscherzen, um die lange, lange Wanderung,
Auf gutes Glück, mit einem Unbekannten
Verbunden, anzutreten — dies Gefühl
Hielt mich zurück, zu sagen, wie ich liebte.
Und doch auch so! Ich hätte können zärter
Mit dieser guten Seele handeln. Nur
Zu nah liegt eine freche Kälte neben
Der heißesten Empfindung unsrer Brust.

Rosa. Wenn Du es willst, so gehn wir nach den Buchen,
Wo heute die Gesellschaft sich versammelt.

Elmire. Ich halt' Euch nicht, gewiß nicht ab. Ihr geht,
Ich bleibe hier, ich mag mich nicht zerstreuen.

Valerio. So werden wir gewiß Dich nicht allein
Mit Deinem Kummer im Gespräche lassen.

Elmire. Wenn Ihr mich liebt und mit mir bleiben wollt,
So schmeichelt meiner Trauer, stört sie nicht!

Rosa. Beliebt es Dir, zu singen?

Valerio. Wenn Du magst —?

Elmire. Recht gern! Ich bitte, laßt uns jenes Lied
Zusammen singen, das Erwin so oft
Des Abends sang, wenn unter meinem Fenster
Er seine Zither rührte, hoch und höher
Die Nacht sich über seinen Klagen wölbte.

Rosa. Verzeih!

Valerio. Es giebt so viele, viele Lieder!

Elmire. Das eine wünsch' ich, Ihr versagt mir's nicht.

Rosa. *) Ein Veilchen auf der Wiese stand,
Gebückt in sich und unbekannt,
Es war ein herzigs Veilchen.

Valerio. Da kam eine junge Schäferin
Mit leichtem Schritt und munterm Sinn
Daher, daher,
Die Wiese her und sang.

Elmire. Ach, denkt das Veilchen, wär' ich nur
Die schönste Blume der Natur,
Ach, nur ein kleines Veilchen,

*) Vgl. Werke, I. 229. — In der ersten Bearbeitung ist diese Ballade nicht zum Terzett, sondern als Arie für Elmiren bestimmt.

Bis mich das Liebchen abgepflückt
Und an dem Busen matt gedrückt:
Ach nur, ach nur
Ein Viertelstündchen lang!

Rosa. Ach, aber ach! Das Mädchen kam
Und nicht in Acht das Veilchen nahm,
Ertrat das arme Veilchen.

Valerio. Es sank und starb und freut' sich noch:
„Und sterb' ich denn, so sterb' ich doch
Durch sie, durch sie,
Zu ihren Füßen doch!"

(Zu Trei.)

„Und sterb' ich denn, so sterb' ich doch
Durch sie, durch sie,
Zu ihren Füßen doch!"

Elmire. Und dieses Mädchen, das auf seinem Wege
Unwissend eine Blume niedertritt,
Sie hat nicht Schuld; ich aber, ich bin schuldig.
Oft hab' ich ihn, ich muß es doch gestehn,
Oft hab' ich ihn gereizt, sein Lied gelobt,
Ihn wiederholen lassen, was er mir
Ins Herz zu singen wünschte; dann auch wol
Ein ander Mal actan, als wenn ich ihn
Nicht hörte. Mehr noch, mehr hab' ich verbrochen.

Valerio. Du klagst Dich streng, geliebte Freundin, an.

Elmire. Weit strenger klagt mich an des Treuen Flucht.

Rosa. Die Liebe bringt ihn Dir vielleicht zurück.

Elmire. Sie hat vielleicht ihn anderwärts entschädigt.
Ich bin nicht bös geboren; doch erst jetzt
Erkann' ich, wie ich liebles ihn gemartert.
Man schonet einen Freund, ja, man ist höflich
Und sorgsam, keinen Fremden zu beleid'gen;
Doch den Geliebten, der sich einzig mir
Auf ewig gab, den schont' ich nicht und konnte
Mit schadenfroher Kälte den betrüben.

Valerio. Ich kenne Dich in Deiner Schilderung nicht.

Elmire. Und ebenda lernt' ich mich selbst erst kennen.
Was war es Anders, als er einst zwei Pfirsichen,
Von einem felsigtgepristen Bäumchen frisch
Gebrochen, brachte, da wir eben spielten!
Die stille Freude seiner Augen, um
Dies erste Paar der lang' erwarteten,

Gepflegten Frucht gleich einer Gottheit mir
Zu überreichen, sah ich nicht; ich sah
Sie damals nicht — doch hab' ich sie gesehn;
Wie könnt' ich sonst des Ausdrucks mich erinnern?
Ich dankt' ihm leicht und nahm sie an und gleich
Bot ich sie der Gesellschaft freundlich hin;
Er trat zurück, erblaßte; seinem Herzen
War es ein Todesstich. Nicht sind's die Früchten,
Die Früchte sind es nicht. Ach, daß mein Herz
So stolz und kalt und übermüthig war!

Valerio. Wenn es auch noch ist, sich seiner Fehler
Erinnern, sie erkennen und sich bessern
Verbessern, o, so kann es keine Tugend,
Nicht lobenswürdig sein, mit der Erinnrung
Die Kraft des Herzens tief zu untergraben.

Elmire. Befreie mich von allen diesen Bildern,
Vom Bilde jeder Blume, die er mir
Aus seinem Garten brachte, von dem Blick,
Mit dem er noch mich ansah, als er schon
Beschlossen hatte, sich von mir zu reißen!

*) Erwin, o schau, Du wirst gerochen;
Mein Gott erhöret meine Noth.
Mein Stolz hat ihm das Herz gebrochen;
O Liebe, gieb mir den Tod!

So jung, so sittsam zum Entzücken!
Die Wangen, welches frische Blut!
Und ach, in seinen nassen Blicken,
Ihr Götter, welche Liebesgluth!

Erwin, o schau, Du wirst gerochen;
Mein Gott erhöret meine Noth.
Mein Stolz hat ihm das Herz gebrochen;
O Liebe, gieb mir den Tod!

(Rosa und Valerio bemühen sich während dieses Gesanges, sie zu trösten, besonders Valerio. Gegen das Ende der Arie wird Rosa still, tritt an die Seite, sieht sich manchmal nach den Leuten unruhig und verdrießlich um.)

Rosa (für sich). Ich komme hier mit überflüssig vor;
Der Freund scheint auf die Freundin mehr zu wirken
Als eine Freundin. Gut, ich kann ja wol

*) Das Lied findet sich gleichlautend schon in der ersten Bearbeitung.

Allein durch diese Gänge wandeln, finde
Auch einen Freund, die Zeit mir zu verkürzen.

(Sie geht ab, sich noch einigemal umsehend. Elmire und Valerio, welche mit einander fortsprechen, bemerken nicht, daß sie sich entfernt.)

Valerio. Ich lasse Dich nicht mehr und leide nicht,
Daß diese Schmerzen ewig wiederkehren.
Es fehlt der Mensch, und darum hat er Freunde.
Es haben gute, weise Menschen sich
Dazu gebildet, daß sie den Gefallnen
Mit leichter Hand erheben, Irrende
Dem rechten Wege leitend näher bringen.
Ich habe selbst auch viele Schmerzensseiten
Erleben müssen. Wer erlebt sie nicht?
Die angeborne Heftigkeit und Hast,
Die ich nun eher bändigend beherrsche,
Ergriff mich oft und trieb mich ab vom Ziel.
Da führte mich zu einem alten, edeln
Und klugen Manne mein Geschick; er hörte
Mich liebreich an, und die verworrnen Knoten
Des wild verknüpften Sinnes löst' er leicht
Und bald mit wohlerfahrner, trauter Hand.
Ja, lebt er noch — denn lange hab' ich ihn
Nicht mehr gesehn — so stellst Du zu ihm hin;
Ich führte Dich, und Rosa geht mit uns.

Elmire. Wo ist sie hin?

Valerio. Ich sehe sie dort unten
Im Schatten gehn.

Elmire. Wo wohnt der theure Mann?

Valerio. Nicht allzu weit von hier in dem Gebirge.
Du weißt, wir zogen neulich durch den Wald
Und an dem Berge weg bis zu dem Orte,
Wo eine Felsenwand am Flusse still
Uns stehen hieß. Der kleine Steg, der sonst
Hinüberführt, war von dem Strom vor Kurzem
Hinweggerissen; doch wir fanden ihn
Jetzt wiederhergestellt. Dies ist der Weg;
Wir folgen einem Pfade durchs Gebüsch,
Und auf der Wiese kennen wir gar leicht
Den Fußweg linker Hand, und dieser führt
Uns stets am Flusse hin um Wald und Fels,
Durch Busch und Thal; man kann nicht weiter irren.
Zuletzt wirst Du die Hütte meines Freundes

Auf einem Felsen sehn; es wird Dir wohl
Auf diesem Wege werden, wohler noch,
Wenn Du dies Heiligthum erreichst.

Elmire. O bring mich hin! Der Tag ist lang; ich sehne
Mich nach dem stillen Gange, nach den Worten
Des guten Greises, dem ich meine Schuld
Und meine Noth gar gern bekennen werde.

Valerio. Und trieget mich nicht, was ich an ihm bemerkt,
So weiß er mehr, als andre Menschen wissen.
Sein ungetrübtes, freies Auge schaut
Die Ferne klar, die uns im Nebel liegt.
Die Melodie des Schicksals, die um uns
In tausend Kreisen klingend sich bewegt,
Vernimmt sein Ohr, und wir erhaschen kaum
Nur abgebrochne Töne hier und da.
Betrieg' ich mich nicht sehr, so wird der Mann
Dir mit dem Trost zugleich auch Hilfe reichen.

Elmire. O laß uns fort! Wie oft sind wir um nichts
Bergauf, bergab gestiegen, sind gegangen,
Nur um zu gehen! Laß uns dieses Ziel,
Sobald als möglich ist, erreichen! Rosa! Wo
Ist unsre Freundin?

Valerio. Gleich! Ich hole sie.
Auch wünsch' ich sehr, daß sie ihn einmal sehe,
Aus seinem Mund ein heilsam Wort vernehme.
Sie bleibt mir ewig werth; doch fürcht' ich stets,
Sie macht mich elend; denn die Eifersucht
Ragt ihre Brust wie eine Krankheit, die
Mir nicht vermögen auszutreiben, nicht
Ihr zu entfliehen. Oft, wenn sie die Freuden,
Die reinsten, mir vergällt, verzweifl' ich fast,
Und der Entschluß, sie zu verlassen, steigt
Wie ein Gespenst in meinem Busen auf.

Elmire. Geschwind, geschwind, daß uns der weise Mann
Zusammen rathe, Trost und Hilfe gebe,
Wenn ihm die Kraft vom Himmel zugetheilt ist.

(Indem sie dringend Valerio's Hände nimmt.)

*) Ich muß, ich muß ihn sehen,
Den göttergleichen Mann.

---

*) Mit einigen Veränderungen aus der ersten Bearbeitung genommen.

Valerio (der ihre Hände festhält und ihre Freundlichkeit erwidert).
Ich will mit Freude sehen,
Wie schön er trösten kann.

Rosa (die ungesehen herbeikommt und sie beobachtet, für sich).
Was muß, was muß ich sehen!
Du böser, falscher Mann!

Elmire (wie oben). Der Trost aus seinem Munde
Wird Nahrung meinem Schmerz.

Valerio (wie oben). Er heilet Deine Wunde,
Beseliget Dein Herz.

Rosa (wie oben). O welche tiefe Wunde!
Es bricht, es bricht mein Herz!

Elmire (wird sie gewahr). Komm mit, Geliebte! Laß uns eilend gehen
Und unsre Sonnenhüte nehmen! Du
Bist doch zufrieden, daß wir neue Wege,
Geleitet von Valerio, betreten?

Rosa. Ich dächte fast, Ihr ginget allein, vermiedet
Der Freundin unbequeme Gegenwart.

Elmire. Wie, Rosa? Mich?

Valerio. Mein Kind, bedenke doch,
Mit wem Du redest, was Du mir so heilig
Vor wenig Augenblicken noch versprachst!

Rosa. Bedenk es selbst, Verräther! Nein, ich habe
Mit diesen meinen Augen nichts gesehn.

Valerio. Das ist zu viel, zu viel! Du siehst mich hier
Mit warmem Herzen einer edeln Freundin
In trüber Stunde beizustehn bemüht.
Ist dies Verrath?

Rosa. Und sie scheint sehr getröstet.

Elmire. Kann Deine Leidenschaft mich auch verkennen?

Valerio. Beleidige, Rosa, nicht das schöne Herz!
Geh in Dich selbst und höre, was Dein Freund,
Was Dein Geliebter sagt, und was Dir schon
Dein eigen Herz statt meiner sagen sollte!

Rosa (weinend und schluchzend, indem Valerio sich um sie bemüht).
Nein, nein, ich glaube nicht,
Nein, nicht den Worten.
Worte, ja, Worte habt Ihr genug.
Liebe und liebe worten nur, worten!
Alles erlogen, Alles ist Trug.

(Sie wendet sich von ihm ab, und da sie sich auf die andere Seite kehrt, kommt ihr Elmire entgegen, sie zu besänftigen.)

Freundin, Du Falsche,
Solltest Dich schämen!
Laß mich! Ich will nicht,
Will nichts vernehmen.
Doppelte Falschheit,
Doppelter Trug! *)

Valerio. So ist es denn nicht möglich, daß Du Dich
Bemeistern kannst? Doch ach, was red' ich viel!
Wenn dieser falsche Ton in einem Herzen
Nun einmal klingt und immer wieder klingt,
Wo ist der Künstler, der es stimmen könnte?
In diesem Augenblick verwundest Du
Mich viel zu tief, als daß es heilen sollte.
Wie? Diese redliche Bemühung eines Freundes,
Der Freundin beizustehen, die Erfüllung
Der schönsten Pflicht, Du wagst sie mißzudeuten?
Was ist mein Leben, wenn ich Andern nicht
Mehr nutzen soll? Und welches Wirken ist
Wol besser angewandt, als einen weist,
Der, leidenschaftlich sich bewegend, gern
Sein eignes Haus zerstörte, zu besänft'gen?
Nein! Nein! Ich folge jenem Trieb, der mir
Schon lang' den Weg zur Flucht gezeigt, schon lange
Mich Deiner Tyrannei auf ewig zu
Entziehen hieß. Leb wohl! Es ist geschehn!
Zerschlagen ist die Urne, die so lang'
Der Liebe Freuden und der Liebe Schmerzen
In ihrem Busen willig faßte; rasch
Entstürzet das Gefühl sich der Verwahrung
Und fließt, am Boden rieselnd und verbreitet,
Zu Deinen Füßen nun versiegend hin.

**) Höret alle mich, Ihr Götter,
Die Ihr auf Verliebte schauet!
Dieses Glück, so schön gebauet,
Reiß' ich voll Verzweiflung ein.

Ach, ich hab' in Deinen Armen
Mehr gelitten als genossen!
Nun es sei! Es ist beschlossen!
Ende Glück und ende Pein! (Ab.)

*) Vgl. Werke, III 73. **) Vgl. Werke, III, 74.

Clärchen. Hörst Du, er hat geschworen;
Ich fürcht', er macht es wahr.
Rosa. Sie sind nicht alle Thoren,
Wie Dein Geliebter war.
Clärchen. Gewiß, er muß Dich hassen;
Kannst Du so grausam sein?
Rosa. Und kann er mich verlassen;
So war er niemals mein.

(Es kommt ein Knabe, der ein versiegeltes Blättchen an Rosa bringt.)

Clärchen. Welch ein Blättchen bringt der Knabe?
Knabe, sage mir, wer gab Dir's?
Doch er schweigt und eilet fort.
Rosa (Clärchen das Blatt gebend). Ach, an mich ist's überschrieben!
Liebe Freundin, lies, o lies es
Und verschweige mir kein Wort!
Clärchen (liest). „Ich lieb', ich fliehe,
Dich zu vermeiden
Und mit den Schmerzen
Und mit den Freuden
Nicht mehr zu kämpfen.
Siehst mich nicht wieder;
Schon bin ich fort!"
Rosa (auf das Blatt sehend). O weh, o wehe!
Was muß ich hören!
Was muß ich leiden!
Aus meinem Herzen
Entfliehn die Freuden;
Es flieht das Leben
Mit ihnen fort.
Clärchen. Komm, ermanne Dich, Geliebte!
Noch ist Alles nicht verloren,
Nein, Du wirst ihn wiedersehn.
Rosa. Laß, o laß die tief Betrübte!
Nein, er hat, er hat geschworen.
Ach, es ist um mich geschehn!
Clärchen. Ich weiß ein Plätzchen
Und eine Wohnung;
Ich wett', er eilet,
Ich wett', er fliehet
An diesen Ort.
Rosa. O, was versprech' ich
Dir für Belohnung!

O eil, o eile!
Er flieht, er fliehet
Wol weiter fort.

Elmire. Bin bereit, mit Dir zu eilen;
Dort, den eignen Schmerz zu heilen,
Find' ich einen heil'gen Mann.

Rosa. O Geliebte, laß uns eilen,
Diese Schmerzen bald zu heilen,
Die ich nicht ertragen kann!

Elmire. Zwei Mädchen suchen
Mit Angst und Sorgen,
Die Vielgeliebten
Zurückzufinden;
Es fühlet Jede,
Was sie verlor.

Rosa. O laß die Buchen
Am stillen Morgen,
O laß die Eichen
Den Weg uns zeigen!
Es finde Jede,
Den sie erkor!

Beide. Und zwischen Felsen
Und zwischen Sträuchen,
O trag, o Liebe,
Die Fackel vor!

Zweiter Aufzug.

Wattig d. fürige Einöde, zwischen Felsen eine Hütte mit einem Garten dabei.

Erster Auftritt.

Erwin. *) Ihr verblühet, süße Rosen,
Meine Liebe trug Euch nicht;
Blühtet, ach, dem Hoffnungslosen,
Dem der Gram die Seele bricht!

*) Mit geringen Veränderungen aus der ersten Bearbeitung. (Vergl. Werke, III. 74.) Das Gedicht ist sowol in das 19. Buch von „Dichtung und Wahrheit" als auch in die Gedichtsammlung der Ausgaben seit 1840 unter der Ueberschrift „Wehmuth" aufgenommen. In „Dichtung und Wahrheit" theilt Goethe es mit, da es nach seinem eigenen Ausdruck „die Anmuth seines Unglücks" (in dem Verhältniß zu Lili) ausdrückt.

Jener Tage denk' ich trauernd,
Als ich, Engel, an Dir hing,
Auf das erste Knöspchen lauernd,
Früh zu meinem Garten ging;
Alle Blüthen, alle Früchte
Noch zu Deinen Füßen trug,
Und vor Deinem Angesichte
Hoffnung in dem Herzen schlug.
Ihr verblühet, süße Rosen,
Meine Liebe trug Euch nicht;
Blühtet, ach, dem Hoffnungslosen,
Dem der Gram die Seele bricht!

So ist es denn vergebens, jenes Bild
Aus meiner Stirne wegzutilgen. Hell
Bleibt die Gestalt und glänzend vor mir stehn.
Je tiefer sich die Sonne hinter Wolken
Und Nebel bergen mag, je trüber sich
Der Schmerz um meine Seele legt, nur heller
Und heller glänzt im Innersten dies Bild,
Dies Angesicht hervor; ich seh', ich seh's! —
Sie wandelt vor mir hin und blickt nicht her.
O, welch ein Wuchs! O, welch ein stiller Gang!
Sie tritt so gut und so bescheiden auf,
Als sorgte sie zu zeigen: „Seht, ich bin's!"
Und doch geht sie so leis und leicht dahin,
Als wüßte sie von ihrer eignen Schönheit
So wenig als der Stern, der uns erquickt.

Aber bald wächst das Gefühl in meinem Busen;
Diese stille Betrachtung, heftiger, heftiger
Wendet sie Schmerzen tief in der Brust.

Unwiderstehlich faßt mich das Verlangen
Zu ihr, zu ihr! und diese Gegenwart
Des schönen Bilds vor meiner Seele flieht
Nur mehr und mehr, je mehr ich nach ihm greife.

(Gegen Hütte und Garten gekehrt.)

O theurer Mann, den ich in dieser Oede
So still und glücklich fand, der manche Stunde
Mir Frieden in das Herz gesprochen, der
Zu früh nach jenen seligen Gefilden
Hinüberwandelte! Von Deinem Grabe,

Als ich mit Blumen kränzte, sprich zu mir!
Und kannst Du mich nicht retten, sieh mich nach!

*) Welch ein Lispeln, welch ein Schauer
Weht vom Grabe des Geliebten!
Ja, es wehet dem Betrübten
Sanften Frieden in das Herz.

(Gegen die andere Seite gekehrt.)

Schweige, zarte, liebe Stimme!
Mit den sanften Zaubertönen
Lockst Du mich, vermehrst das Sehnen,
Marterst mit vergebnem Schmerz.

(Wie oben.)

Welch ein Lispeln, welch ein Schauer
Weht vom Grabe des Geliebten!
Ja, es wehet dem Betrübten
Sanften Frieden in das Herz.

Wer kommt am Flusse her und streift behende
Den Fels herauf? Erkenn' ich diesen Mann,
So ist's Valerio. Welch ein Geschick
Führt ihn auf diese Spur? Ich eile, schnell
Mich zu verbergen. — Was beschließ' ich? Was
Ist hier zu thun? — Geschwind in Deine Hütte!
Dort kannst Du horchen, überlegen dort.

Zweiter Auftritt.

Valerio, eine blonde Haarlocke in der Hand tragend.

Valerio. Nein, es ist nicht genug, die Welt zu fliehn!
Die schönen Locken hab' ich gleich entschlossen
Vom Haupte mir geschnitten, und es ist
An keine Wiederkehr zu denken. Hier
Weih' ich der Einsamkeit den ganzen Rest
Von meinem Leben. Felsen und Gebüsch,
Du hoher Wald, Du Wasserfall im Thal,
Vernehmet mein Gelübde, nehmt es an!

**) Hier! Es ist mein fester Wille,
Euch, Ihr Nymphen dieser Stille,

*) Vgl. Werke, III. 75.
**) In der zweiten Bearbeitung hinzugefügt.

Weih' ich dieses schöne Haar!
Alle Locken, alle Haare,
Zierden meiner jungen Jahre,
Bring' ich Euch zum Opfer dar.
(Er legt die Locke auf den Felsen.)

Dritter Auftritt.

Valerio. Erwin.

Valerio (ohne Erwin zu sehen).
Mein Herz ist nun von aller Welt entfernt;
Ich darf mich wol dem heil'gen Manne zeigen.
Erwin (in der Thüre der Hütte).
Vergebens will ich fliehn; sie zieht mich an,
Die Stimme, die mich sonst so oft getröstet.
Valerio. Er kommt! O Heiliger, vergieb, Du siehst —
(Er erstaunt und tritt zurück.)
Erwin. Vergieb, mein Freund, Du siehst nur seinen Schüler.
Valerio. Ist's möglich? Welche Stimme, welches Bild!
Erwin. Hat ihn der Gram nicht ganz und gar entstellt?
Valerio. Er ist's! Er ist's! Mein Freund! Erwin, mein Freund!
Erwin. Der Schatten Deines Freundes ruft Dich an.
Valerio. O komm an meine Brust und laß mich endlich
Des süßen Traumes noch mich wachend freuen!
Erwin. Du bringst mir eine Freude, die ich nie
Mehr hoffen konnte, ja, nicht hoffen wollte.
Mein treuer, bester Freund, ich schließe Dich
Mit Lust an meinen Busen, fühle jetzt,
Daß ich noch lebe. Irrend schlich Erwin,
Verbannten Schatten gleich, um diese Felsen;
Allein er lebt, er lebt! — O theurer Mann,
Ich lebe nur, um wieder neu zu bangen.
Valerio. O sage mir! O sage viel und sprich:
Wo ist der Mann, der Edle, der dies Haus
So lang' bewohnte?
Erwin. Diese kleine Hütte,
Sein Körper und sein Kleid sind hier geblieben;
Er ist gegangen! — Dorthin, wohin ich ihm
Zu folgen noch nicht werth war. Siehst Du, hier,
Bedeckt mit Rosen, blüht des Frommen Grab
Valerio. Ich wein' ihm keine Thräne; denn die Freude,

Dich hier zu finden, hat mir das Gefühl
Von Schmerz und Tod aus meiner Bruft geboben.
Erwin. Ich selbst erkenne mich für schuldig; oft
Weint' ich an seinem Grabe Thränen, die
Dem edeln Mann nicht galten. Freund, o Freund!
Valerio. Was hab' ich Dir zu sagen!
Erwin. Rede nicht! —
Warum bist Du gekommen? Sag mir an!
Valerio. Die Eifersucht der Liebsten trieb mich fort.
Es konnte diese Qual mein treues Herz
Nicht länger tragen.
Erwin. So verscheuchte Dich
Ein allzu großes Glück von ihrer Seite.
Ach wehe, weh! — Wie bringt die Gegenwart
Des alten Freundes, diese liebe Stimme,
Der Blick, der tröstend mir entgegenkam,
Wenn sich mein Herz verzweifelnd spalten wollte,
Wie bringst Du, theurer Mann, mir eine Welt
Von Bildern, von Gefühlen in die Wüste! —
Wo bist Du hin auf einmal, süßer Friede,
Der dieses Haus und dieses Grab umschwebte?
Auf einmal faßt mich die Erinnrung an,
Gewaltig an; ich widerstehe nicht
Dem Schmerz, der mich ergreift und mich zerreißt.
Valerio. Geliebter Freund, vernimm in wenig Worten
Mehr Trost und Glück, als Du Dir hoffen darfst!
Erwin. Die Hoffnung hat mich lang' genug getäuscht.
Wenn Du mich liebst, so schweig und laß mich los!

*) Rede nicht! Ich darf nicht fragen.
Schweig, o schweig! Ich will nichts wissen.
Ach, was werd' ich hören müssen!
Ja, sie lebt, und nicht für mich!
Doch, was hast Du mir zu sagen?
Sprich! Ich will, ich will es hören.
Soll ich ewig mich verzehren?
Schlage zu und tödte mich!

Valerio (der zuletzt, anstatt Erwinen zuzuhören und auf seine Leidenschaft zu merken, mit Staunen nach der Seite hingesehen, wo er hereingekommen). Ich schweige, wenn Du mich nicht hören willst.
Erwin. Wo blickst Du hin? Was siehst Du in dem Thale?

*) In der zweiten Bearbeitung hinzugefügt.

Valerio. Zwei Mädchen seh' ich, die den steilen Pfad
Mit Mühe klimmen. Ich betrachte schon
Sie mit Erstaunen eine Weile. Sanft
Regt sich der Wunsch im Busen: „Möchte doch
Auf diesen Pfaden die Geliebte wandeln!"
Mein unbefestigt Herz wird mehr und mehr
Durch Deine Gegenwart, o Freund, erschüttert.
Ich finde Dich statt jenes edeln Weisen;
Ich weiß die Freude, die noch Deiner wartet;
Ich fühle, daß ich noch der Welt gehöre:
Entfliehen konnt' ich, ihr mich nicht entreißen.

Erwin (nach der Seite sehend).
Sie kommen grad herauf; sie sind gekleidet
Wie Mädchen aus der Stadt; und wie verloren
Sie sich in das Gebirg? Es folgt von Weitem
Ein Diener nach; sie scheinen nicht verirrt.
Herein! Herein! Mein Freund, ich lasse mich
Vor keinem Menschen sehn, der aus der Stadt
Zu kommen scheint.

Valerio. Sie irren doch vielleicht;
Es wäre bart, sie nicht zurechtzuweisen. —
O Himmel, triegt mein Auge? — Retter Amor!
Wie machst Du es mit Deinen Dienern gut!
Sie sind es!

Erwin. Wer?

Valerio. Sie sind es! Freue Dich!
Das Ende Deines Leidens ist gekommen.

Erwin. Du täuschest mich.

Valerio. Die allerliebsten Mädchen,
Rosette mit — Elmiren!

Erwin. Welch ein Traum!

Valerio. Sieh hin! Erkennst Du sie?

Erwin. Ich seh' und sehe
Mit offnen Augen nichts; so blendet mich
Ein neues Glück, das mir den Sinn verwirrt.

Valerio. Elmire steht an einem Felsen still.
Sie lehnt sich an und sieht hinab ins Thal.
Ihr tiefer Blick durchwandelt Wies' und Wald;
Sie denkt, gewiß, Erwin, gedenkt sie Dein.
Erwin! Erwin!

Erwin (aus tiefen Gedanken). O, wecke mich nicht auf!

Valerio. Rosette schreitet heftiger voraus.

Geschr. und, Erwin, verberge Dich! Ich bleibe,
Erschrecke sie mit diesem kurzen Haar,
Mit Ernst und Schweigen. Mag der kleine Gott
Uns Alle dann mit schöner Freude kränzen!

Vierter Auftritt.

Valerio, an der andern Seite auf einem Felsen sitzend. Rosa.

Rosa. Hier ist der Platz! — O Himmel, welch ein Glück!
Valerio! Er ist's! So hat mein Herz,
Elmire hat mich nicht betrogen. Ja!
Ich find' ihn wieder. — Freund, mein theurer Freund,
Was machst Du hier? Was hab' ich zu erwarten?
Du hörest meine Stimme, wendest nicht
Dein Angesicht nach Deiner Liebsten um?
Doch ja, Du siehst mich an, Du blickst nach mir;
O komm herab, o komm in meinen Arm!
Du schweigst und bleibst? O Himmel, seh' ich recht?
Dein schönes Haar hast Du vom Haupt geschnitten!
O, was vermuth' ich, was errath' ich nun!

*) Kannst Du nicht besänftigt werden?
Bleibst Du still und einsam hier?
Ach, was sagen die Geberden,
Ach, was sagt Dein Schweigen mir?

Hast Du Dich mit ihm verbunden,
Ist Dir nicht ein Wort erlaubt,
Ach, so ist mein Glück verschwunden,
Ist auf ewig mir geraubt.

Valerio. Du jammerst mich, und doch vermag ich nicht,
Betrübtes Kind, Dir nun zu helfen. Nur
Zum Troste sag' ich Dir: Noch ist nicht Alles,
Was Du zu fürchten scheinst, gethan; noch bleibt
Die Hoffnung mir und Dir. Allein ich muß
In diesem Augenblick den Druck der Hand
Und jeden liebevollen Gruß versagen.
Entferne Dich dorthin und setze Dich
Auf jenen Felsen! Bleibe still und nähre
Den festen Vorsatz, Dich und den Geliebten
Nicht mehr zu quälen, dort, bis wir Dich rufen!

*) In der zweiten Bearbeitung hinzugefügt.

Roſa. Ich folge Deinen Winken, drücke nicht
Die Freude lebhaft aus, daß Du mir wieder-
Gegeben biſt. Dein freundlich ernſtes Wort,
Dein Blick gebietet mir. Ich geh' und hoffe!

Fünfter Auftritt.

Valerio. Erwin.

Valerio. Erwin! Erwin!
Erwin. Mein Freund, was haſt Du mir
Für Schmerzen zubereitet! Sage mir,
Was ſoll ich denken? Denn von ungefähr
Sind dieſe Frauen nicht hieher gekommen.
Grauſamer Freund, Du haſt die ſtille Wohnung
Doch endlich ausgeſpäht und kommſt, mit Liſt,
Mit glatten Worten, mit Verſtellung mich
Erſt einzuwiegen, führeſt dann ein Bild
Vor meinen Augen auf, das jeden Schmerz
Aufs Neue regt, das weder Troſt noch Hilfe
Mir bringen kann und mir Verzweiflung bringt.
Valerio. Nur ſtille, lieber Mann! Ich ſage Dir
Bis auf das Kleinſte, wie es zugegangen.
Nur jetzt ein Wort! — Sie liebt Dich —
Erwin. Nein, ach nein!
Laß mich nicht hoffen, daß ich nicht verzweifle!
Valerio. Du ſollſt ſie ſehen.
Erwin. Nein, ich fliehe ſie.
Valerio. Du ſollſt ſie ſprechen!
Erwin. Ich verſtumme ſchon.
Valerio. Ihr vielgeliebtes Bild wird vor Dir ſtehn.
Erwin. Sie nähert ſich. Ihr Götter, ich verſinke!
Valerio. Vernimm ein Wort! Sie hofft, den weiſen Alten
Hier oben zu beſuchen. Haſt Du nicht
Ein Kleid von ihm?
Erwin. Ein neues Kleid iſt da;
Man ſchenkt' es ihm zuletzt; allein er wollte
In ſeinem alten Rock begraben ſein.
Valerio. Verkleide Dich!
Erwin. Wozu die Mummerei?
Was er verließ, bleibt mir verehrungswerth.
Valerio. Es iſt kein Scherz; Du ſollſt nur Augenblicke
Verborgen vor ihr ſtehn, ſie ſehn, ſie hören,

Ihr innres Herz erkennen, wie sie liebt,
Und wen.
Erwin. Was soll ich thun?
Valerio. Geschwind, geschwind!
Erwin. Doch mein Gesicht, mein glattes Kinn wird bald
Den Trug entdecken; soll ich dann beschämt,
Verloren vor ihr stehn?
Valerio. Zum guten Glück
Hat meine Leidenschaft des holden Schmuckes
Der Jugend mich beraubt. Das blonde Haar,
(Er nimmt das Haar vom Felsen.)
Ans Kinn gepaßt, macht Dich zum weisen Mann.
Erwin. Noch immer wechselst Du mit Ernst und Scherz.
Valerio. Vergnügter hab' ich nie den Sinn geändert.
Sie kommt! Geschwind!
Erwin. Ich folge, sei es nun
Zum Leben oder Tod! Es ist gewagt.
(Sie gehen in die Hütte.)

Sechster Auftritt.

Elmire (allein). *) Mit vollen Atemzügen
Saug' ich, Natur, aus Dir
Ein schmerzliches Vergnügen.
Wie lebt,
Wie bebt,
Wie strebt
Das Herz in mir!

Freundlich begleiten
Mich Lüftlein gelinde.
Flohene Freuden
Ach, säuseln im Winde,
Fassen die bebende,
Strebende Brust.

Himmlische Zeiten!
Ach, wie so geschwinde
Dämmert und blicket
Und schwindet die Lust!

*) Aus der ersten Bearbeitung. Vgl. Werke, III. 75 ff., und die Textrevision zu diesem Gedicht.

Du lachst mir, angenehmes Thal,
Und Du, o reine Himmelssonne,
Erfüllst seit langer Zeit zum ersten Mal
Mein Herz mit süßer Frühlingswonne.
Weh mir! Ach, sonst war meine Seele rein,
Genoß so friedlich Deinen Segen;
Verbirg Dich, Sonne, meiner Pein!
Verwildre Dich, Natur, und stürme mir entgegen!

Die Winde sausen,
Die Ströme brausen,
Die Blätter rascheln
Dürr ab ins Thal.
Auf steiler Höhe,
Am nackten Felsen
Lieg' ich und flehe;
Auf öden Wegen,
Durch Sturm und Regen
Fühl' ich und sieh' ich
Und suche die Qual.

*) Wie glücklich, daß in meinem Herzen
Sich wieder neue Hoffnung regt!
O wende, Liebe, diese Schmerzen,
Die meine Seele kaum erträgt!

Siebenter Auftritt.

Elmire. Valerio.

Valerio. Welch eine Klage tönet um das Haus!
Elmire. Welch eine Stimme tönet mir entgegen!
Valerio. Es ist ein Freund, der hier sich wiederfindet.
Elmire. So hat mich die Vermuthung nicht betrogen.
Valerio. Ach, meine Freundin, heute gab ich Dir
Den besten Trost, belebte Deine Hoffnung
In einem Augenblicke, da ich nicht
Bedachte, daß ich selbst des Trostes bald
Auf immer mangeln würde.
Elmire. Wie, mein Freund?
Valerio. Die Haare sind vom Scheitel abgeschnitten.
Ich von der Welt.

*) Erst in der zweiten Bearbeitung hinzugefügt.

Elmire. O, ferne sei uns das!
Valerio. Ich darf nur wenig reden, nur das Wenige,
Was nöthig ist. Du wirst den Edeln sehen,
Der hier nun glücklicher als ehmals wohnt.
Er saß in seiner Hütte still und sah
Die Ankunft zwei bedrängter Herzen schon
In seinem stillen Sinn voraus. Er kommt.
Sogleich will ich ihn rufen.
Elmire. Tausend Dank!
O ruf ihn her, wenn ich mich in der Hütte
Nicht wagen darf! Mein Herz ist offen; nun
Will ich ihm meine Noth und meine Schuld
Mit hoffnungsvoller Reue gern gestehn.

Achter Auftritt.

Elmire. Erwin, in langem Kleide, mit weißem Barte, tritt aus der Hütte.

Elmire (kniet). *) Sieh mich, Heil'ger, wie ich bin,
Eine arme Sünderin!
(Er hebt sie auf und verbirgt die Bewegungen seines Herzens.)
Angst und Kummer, Reu' und Schmerz
Quälen dieses arme Herz.
Sieh mich vor Dir unverstellt,
Herr, die Schuldigste der Welt!

Ach, es war ein junges Blut,
War so lieb, er war so gut!
Ach, so redlich liebt' er mich!
Ach, so heimlich quält' er sich!
Sieh mich, Heil'ger, wie ich bin,
Eine arme Sünderin!

Ich vernahm sein stummes Flehn,
Und ich konnt' ihn gehen sehn,
Hielte mein Gefühl zurück,
Gönnt' ihm keinen holden Blick
Sieh mich vor Dir unverstellt,
Herr, die Schuldigste der Welt!

Ach, so drängt' und quält' ich ihn;
Und nun ist der Arme hin,

*) Aus der ersten Bearbeitung mit unbedeutenden Veränderungen. Vgl. Werke III. 77.

Schwebt in Kummer, Mangel, Noth,
Ist verloren, er ist todt.
Sieh mich, Heil'ger, wie ich bin,
Eine arme Sünderin!

(Erwin zieht eine Schreibtafel heraus und schreibt mit zitternder Hand einige Worte, schlägt die Tafel zu und giebt sie Elmiren. Eilig will sie das Blätter aufmachen; er hält sie ab und macht ihr ein Zeichen. Ich zu entfernen. Diese Pantomime wird von Musik begleitet, wie alles das Folgende.)

Elmire. Ja, würd'ger Mann, ich ehre Deinen Wink,
Ich überlasse Dich der Einsamkeit,
Ich störe nicht Dein heiliges Gefühl
Durch meine Gegenwart. Wann darf ich, wann
Die Blätter öffnen, wann die heil'gen Züge
Mit Andacht schauen, küssen, in mich trinken?
(Er deutet in die Ferne.)
An jener Linde? Wohl! So bleibe Dir
Der Friede stets, wie Du ihn mir bereitest!
Leb wohl! Mein Herz bleibt hier mit ew'gem Danke. (Ab.)

Erwin (schaut ihr mit ausgestreckten Armen nach, dann reißt er den Mantel und die Maske ab). *) Sie liebt mich!
Sie liebt mich!
Welch schreckliches Beben!
Fühl' ich mich selber?
Bin ich am Leben?
Sie liebt mich!
Sie liebt mich!

Ach, rings so anders!
Bist Du's noch, Sonne?
Bist Du's noch, Hütte?
Trage die Wonne,
Seliges Herz!
Sie liebt mich!
Sie liebt mich!

Neunter Auftritt.

Erwin. Valerie. Nachher **Elmire.** Nachher **Nesa.**

Valerio. **) Sie liebt Dich! Sie liebt Dich!
Siehst Du, die Seele

*) Aus der ersten Bearbeitung mit wenigen Veränderungen; vgl. Werke III, 77.

**) Von den Gesängen des letzten Auftritts in Briefe aus der ersten Bearbeitung entnommen, aber erheblich verändert worden.

Hast Du betrübet,
Die Dich nur immer,
Immer geliebet!

Erwin. Ich bin so freudig,
Fühle mein Leben!
Ach, sie vergiebt mir,
Sie hat vergeben!

Valerio. Nein, ihre Thränen —
Thust ihr nicht gut.

Erwin. Sie zu versöhnen,
Fließe mein Blut!
Sie liebt mich!

Valerio. Sie liebt Dich!
Wo ist sie hin?

Erwin. Ich schickte sie hinab
Nach jener Linde, daß mir nicht das Herz
Vor Füll' und Freude brechen sollte. Nun
Hat sie auf einem Täfelchen, das ich
Ihr in die Hände gab, das Wort gelesen:
„Er ist nicht weit!"

Valerio. Sie kommt! Geschwind! Sie kommt.
Nur einen Augenblick in dies Gesträuch!
(Sie verstecken sich.)

Elmire. Er ist nicht weit!
Wo find' ich ihn wieder?
Er ist nicht weit!
Mir beben die Glieder.
O Hoffnung! O Glück!
Wo geh' ich, wo such' ich,
Wo find' ich ihn wieder?
Ihr Götter, erhört mich,
O, gebt ihn zurück!
Erwin! Erwin!

Erwin (hervortretend). Elmire!

Elmire. Weh mir!

Erwin (zu ihren Füßen). Ich bin's.

Elmire (an seinem Halse). Du bist's!

Valerio (hervortretend). O schauet hernieder!
Ihr Götter, dies Glück!
Da hast Du ihn wieder!
Da, nimm sie zurück! (Ab.)

Erwin. Ich habe Dich wieder!

Hier bin ich zurück.
Ich sinke darnieder,
Mich tödtet das Glück.

Elmire. Ich habe Dich wieder!
Mir trübt sich der Blick.
O schauet hernieder
Und gönnt mir das Glück!

Rosa (welche schon während Elmirens voriger Strophe mit Valerio hereingetreten und ihre Freude, Verwunderung und Versöhnung mit den Geliebten pantomimisch ausgedrückt).
Da hab' ich ihn wieder!
Du hast ihn zurück!
O, schauet hernieder!
Ihr Götter, dies Glück!

Valerio. Eilet, gute Kinder, eilet,
Euch auf ewig zu verbinden!
Dieser Erde Glück zu finden,
Sucket Ihr umsonst allein.

Alle. Laßt uns eilen, eilen, eilen,
Uns auf ewig zu verbinden!
Dieser Erde Glück zu finden,
Müsset Ihr zu Paaren sein.

Erwin. Es verhindert mich die Liebe,
Mich zu kennen, mich zu fassen.
Ohne Thräne kann ich lassen
Diese Hütte, dieses Grab.

Elmire. Rosa. Valerio. Oft, durch unser ganzes Leben,
Bringen wir der stillen Hütte
Neuen Dank und neue Bitte,
Daß uns bleibe, was sie gab.

Alle. Laßt uns eilen, eilen, eilen!
Dank auf Dank sei unser Leben!
Viel hat uns das Glück gegeben;
Es erhalte, was es gab!

Klaudine von Villa Bella.

Vorbemerkung des Herausgebers.

Vieles, was in der Vorbemerkung zu „Erwin und Elmire“ gesagt worden ist, findet in gleicher Weise seine Anwendung auf „Klaudine von Villa Bella“.

Die erste Bearbeitung beider Stücke fällt fast in dieselbe Zeit, und die Veränderungen, welche bei der zweiten, auch wieder fast gleichzeitigen Umarbeitung gemacht wurden, sind durchaus gleichartig. Auch in „Klaudine“ wurde der ursprünglich in Prosa geschriebene Dialog in den regelrechten dramatischen Vers umgewandelt, der volksthümliche originelle Ausdruck des Ganzen mußte der klassischen Sprache weichen, die wir in „Iphigenie“ und „Tasso“ bewundern; endlich trat an Stelle der ziemlich kunstlosen Anordnung der ersten Fassung, in der alle Szenen in einen Akt zusammengedrängt waren, eine kunstvollere dramatische Gliederung. Für die Gleichartigkeit beider Dichtungen spricht außerdem noch der Umstand, daß Goethe selbst an verschiedenen Stellen, namentlich in der „Italienischen Reise“, Bemerkungen macht, die sich auf beide zugleich beziehen. Bei aller dieser Aehnlichkeit treten indessen drei Punkte hervor, die „Klaudine“ wesentlich von „Erwin und Elmire“ unterscheiden. Erstens ist

jene von vorne herein viel breiter und ausgedehnter angelegt, dann ist das Sujet des Ganzen viel realistischer, und endlich treten in „Klaudine" die persönlichen Verhältnisse des Dichters, wenn sie auch nicht ganz zurückgedrängt werden, doch nicht mit solcher Deutlichkeit hervor, wie dies in „Erwin und Elmire" zu erkennen war.

Was so im Allgemeinen bemerkt worden ist, bedarf indessen zum Theil noch einer Ausführung im Einzelnen und des Beweises durch einzelne Belege.

Die erste Abfassung des vorliegenden Stückes fällt mit der größten Wahrscheinlichkeit in die Zeit vom März bis Ende Mai des Jahres 1775. Schaefer (Goethe's Leben, II. 212) hat, an den Umstand anknüpfend, daß dasselbe mit der Geburtstagsfeier Klaudinens beginnt, die Vermuthung ausgesprochen, es sei ursprünglich zur Feier von Lili's Geburtstag, der auf den 23. Juni fiel, bestimmt gewesen; doch läßt sich dies weder beweisen noch widerlegen. Sicher dagegen scheint es, daß „ein halbfertiges Schauspiel", welches Goethe in einem Briefe an Knebel vom 14. April 1775 erwähnt, nur „Klaudine" sein kann; denn „Erwin und Elmire" war bereits im März gedruckt, und am 4. Juni schickte er während des Besuches bei seiner Schwester in Emmendingen das Stück vollendet an Knebel, mit der Bitte, es gelegentlich dem Herzoge von Weimar mitzutheilen. Die Quartausgabe giebt indessen auch für „Klaudine" die Zeit von 1774—1775 an, und wenigstens die Möglichkeit eines früheren Anfangs ist nicht vollständig ausgeschlossen. Man vergleiche z. B. den Brief Goethe's an Kestner (Goethe und Werther, S. 188 ff.), in welchem ein Lustspiel mit Gesängen erwähnt wird. — Im Jahre 1776 erschien „Klaudine" in

demselben Verlage und wahrscheinlich unter ähnlichen Bedingungen wie „Stella“ (vgl. Werke, VIII. 82) und ging dann in die drei Himburg'schen Nachdrucke und ihre Nachfolger über. Kompositionen erschienen zwei, in Reefe's „Serenaden beim Klavier zu singen“ 1777, und von v. Brecke 1784 (vgl. Wenzel „Aus Weimar's goldnen Tagen“, S. 35), abgesehen von der Ballade „Vom untreuen Knaben“, durch Siegmund Freiherrn von Seckendorff (Volks- und andere Lieder, mit Begleitung des Fortepiano 1779). Dagegen haben wir keine Kunde über Aufführungen dieser ersten Bearbeitung, die wenigstens in Weimar auch schwerlich stattgefunden haben werden. Die Kritik, selbst die Nicolai's (Allgemeine deutsche Bibliothek, 31. I. 491 ff.) war gegen das Stück gnädiger als gegen „Erwin und Elmire“. „Der Stoff,“ sagt der Rezensent, „ist zwar etwas abenteuerlich und einer spanischen Novelle, woraus er auch vielleicht gezogen ist, sehr ähnlich;“ aber unter vielem Einzelnen, was er zu tadeln für nöthig hält, findet sich doch die Anerkennung, „daß die Ausführung lauter Leben und Wärme hauche und einen Dichter von nicht gemeinem Genie verrathe.“

Die zweite Bearbeitung des Stückes geschah in Italien mit demselben Beistande und in derselben Weise, wie wir es bereits bei Gelegenheit von „Erwin und Elmire“ dargestellt haben. Sie währte mit manchen Unterbrechungen vom Ende Oktober 1787 bis zum Februar 1788. Am 6ten dieses Monats schickte Goethe den dritten Akt nach Weimar. „Ich wünsche,“ schreibt er dabei an Herder, „daß er Dir nur die Hälfte so wohl gefallen möge, als ich vergnügt bin, ihn geendigt zu haben. Da ich nun die Bedürfnisse des

lyrischen Theaters genauer kenne, habe ich gesucht, durch manche Aufopferungen dem Komponisten und Akteur entgegenzuarbeiten. Das Zeug, worauf gestickt werden soll, muß weite Fäden haben, und zu einer komischen Oper muß es absolut wie Marli gewoben sein. Doch habe ich bei dieser wie bei „Erwin" auch fürs Lesen gesorgt. Genug, ich habe gethan, was ich konnte." — Noch in demselben Jahre erschien „Klaudine von Villa Bella" im fünften Bande der Werke, in denen das Stück auch bei Gelegenheit der späteren Ausgaben derselben keine wesentlichen Veränderungen mehr erfahren hat.

Eine Vergleichung beider Bearbeitungen fällt nicht unbedingt zu Gunsten der zweiten aus. In diesem Sinne haben sich schon Abeken (Goethe in den Jahren 1771 bis 1775, S. 354 ff.), Goedeke (in der Einleitung zum 17. Bande der Ausgabe von 1867, S. VII ff.) und Andere ausgesprochen. Allerdings ist es richtig, daß wir in dem Crugantino der älteren Fassung, wie Abeken sagt, „wenigstens in den Hauptzügen ein Abbild des Dichters, des leichtgesinnten, die Welt genießenden, heitern Dichters finden, wie in Pedro ein Abbild des sentimentalen, in welchem die Wertherperiode noch immer nachklang." Es ist richtig, daß wir in den Worten der einzelnen Personen die Anklänge und den Widerhall der eigensten Lebensanschauungen des jungen Goethe finden. Auch die Schilderung der Liebe Klaudinens ist dort viel inniger; die Gluth ihrer Empfindung, die sie alle Hindernisse überwinden läßt, gewinnt einen ähnlichen Ausdruck, wie wir ihn in „Werther" und in „Stella" finden. Indessen darf man nicht das Interesse für die Person des Dichters vor die Anforderungen der

Kunst stellen. Goethe war sich bei seiner Umarbeitung sehr wohl bewußt, was er that, als er die subjektive, individuelle Färbung seines Dramas tilgte, wenn dies zum Theil auch mit schmerzlichem Gefühle geschah. Zeugten doch namentlich die lyrischen Stellen, wie er selbst sagt (Zweiter Aufenthalt in Rom, November 1787), „von vielen zwar thöricht, aber doch glücklich verlebten Stunden, wie von Schmerz und Kummer, welchem die Jugend in ihrer unberathenen Lebhaftigkeit ausgesetzt ist.“ Aber er hatte sich resignirt; „Klaudine,“ sagt er um dieselbe Zeit, „wird so zu sagen ganz neu ausgeführt und die alte Spreu meiner Existenz herausgeschwungen.“

Dagegen ist ein anderer Vorwurf, welcher der neuen Bearbeitung gemacht wird, gewiß nicht unbegründet. Goedeke schließt seine ausführliche Vergleichung des Inhalts beider Bearbeitungen mit der Bemerkung, daß die idealistische Behandlung eines ursprünglich nicht idealistisch aufgefaßten Stoffes nur ungünstige Wirkungen hervorbringen konnte. Man kann sogar sagen, daß Goethe selbst diesen Uebelstand gefühlt und ihm abzuhelfen versucht hat. Wenigstens sieht man dies an den Veränderungen, die er bei der Figur des Rugantino für nöthig befunden hat. In der älteren Bearbeitung fällt es billigerweise auf, daß die Lebensweise, die Dieser gewählt hat, der psychologischen Berechtigung entbehrt. Nicht traurige Schicksale, nicht Verzweiflung an den Menschen, oder Verachtung derselben, hat ihn unter die Räuber getrieben, sondern persönliche Laune, höchstens ein unbestimmter Drang nach Freiheit und Ungebundenheit. Ohne Bedenken betheiligt er sich an den Verbrechen seiner Genossen, und auch seine Rückkehr in die bürgerliche Gesell-

schaft geht vor sich, ohne daß eine innerliche Umwandlung in ihm stattfände. In der neueren Bearbeitung dagegen hat Rugantino nicht ohne Grund mit der menschlichen Gesellschaft gebrochen. Sein Vater hat ihn schlecht behandelt, ihn gegen seinen jüngeren Bruder zurückgesetzt und schließlich auf einen kleinen Theil seines Erbes angewiesen; und wenn die Gründe, warum Jener dies gethan hat, nicht angegeben worden, so bleibt dadurch die Möglichkeit offen, daß keine wirkliche Schuld auf Rugantino laste. Auch ist er nicht eigentlich Räuber, sondern er läßt seine Genossen von seinen Einkünften leben und trennt sich von ihnen, als sie ernstlich auf Verbrechen gegen das Eigenthum ausgehen. So ist also eine Art Korrektur eingetreten, die aber gleichwol nicht ausreicht, den Gegensatz in der ursprünglichen Anlage und der späteren Behandlung des Ganzen auszugleichen.

Klaudine von Villa Bella.

Ein Singspiel.

Personen.

Alonzo, Herr von Villa Bella.
Klaudine, seine Tochter.
Luzinde, seine Nichte.
Pedro von Castellvecchio, unter dem Namen Pedro von Rovero.
Karlos von Castellvecchio, unter dem Namen Augantino.
Basko, ein Abenteurer.
Landvolk.
Vagabunden.
Bediente Alonzo's.
Bediente Pedro's.
Garden des Fürsten von Rocca Bruna.

Der Schauplatz ist in Sizilien.

Erſter Aufzug.

Ein Gartenſaal mit offnen Arkaden,
durch welche man in einen geſchmückten Garten hinausſieht. Zu beiden Seiten des Saales ſind Kleider, Stoffe, Gefäße, Geſchmeide mit Geſchmack aufgehängt und geſtellt.

Luzinde, mit zwei Mädchen, beſchäftigt ſich, noch hie und da etwas in Ordnung zu bringen; zu ihr **Alonzo**, der Alles durchſieht und mit der Anordnung zufrieden ſcheint:

Alonzo. Das haſt Du wohl bereitet,
Verdienſt den beſten Lohn!
Bekränzet und begleitet,
Naht ſich Klaudine ſchon.
Heut bin ich zu beneiden,
Wie's kaum ſich denken läßt!
Ein Feſt der Vaterfreuden
Iſt wol das ſchönſte Feſt.

Luzinde. Ihr habt mir wohl vertrauet,
Ich habe nicht geprahlt;
Herr Onkel, ſchaut nur, ſchauet!
Hier iſt, was Ihr befahlt.
Ihr habt nicht mehr getrieben,
Als ich mich ſelber trieb;
Ihr könnt die Tochter lieben,
Mir iſt die Nichte lieb.

(Zu Zwei.)

Alonzo. Heut bin ich zu beneiden,
Wie's kaum ſich denken läßt!

Luzinde. Heut ſeid Ihr zu beneiden,
Wie ſich's empfinden läßt!

Alonzo und **Luzinde.** Ein Feſt der Vaterfreuden
Iſt wol das größte Feſt.

Pedro (kommt). Gewiß, ich will nicht fehlen,
Ich hab' es wohl bedacht!
Von Gold und von Juwelen
Habt Ihr genug gebracht.
Die Blumen in dem Garten,
Sie waren mir zu ſtolz;
Die zärteſten zu wählen,
Ging ich durch Wieſ' und Holz.

(Zu Dreien.)

Alonzo. Heut bin ich zu beneiden,
Luzinde (zu Pedro). Heut ist er zu beneiden,
Pedro (zu Alonzo). Heut seid Ihr zu beneiden,
Alonzo, Luzinde, Pedro. Wie sich's nicht sagen läßt!
Ein Fest der Vaterfreuden
Ist wol das größte Fest.

(Der herannahende Zug wird durch eine ländliche Musik angekündigt. Landleute von verschiedenem Alter, die Kinder voran, treten paarweise durch den mittlern Bogen in den Saal und stellen sich an beide Seiten hinter die Geschenke. Zuletzt kommt **Klaudine**, begleitet von einigen Frauenzimmern, festlich, nicht reich gekleidet, herein. Kurz eh sie eintritt, fällt der Gesang ein.)

Alonzo, Luzinde, Pedro (mit den Landleuten).
*) Fröhlicher,
Seliger,
Herrlicher Tag!
Gabst uns Klaudinen,
Bist uns so glücklich,
Uns wiedererschienen,
Fröhlicher,
Seliger,
Herrlicher Tag!

Ein Kind. Sieh, es erscheinen
Alle die Kleinen:
Mädchen und Bübchen
Kommen, o Liebchen,
Binden mit Bändern
Und Kränzen Dich an.

Alle (außer Klaudinen). Nimm sie, die herzlichen
Gaben, sie an!

Alonzo. Nur von dem Deinen
Bring' ich die Gabe;
Denn was ich habe,
Das All' ist Dein.
Nimm diese Kleider,
Nimm die Gefäße,
Nimm die Juwelen
Und bleibe mein!

*) Von dieser Stelle an bis Ende der S. 51 ist die erste Bearbeitung benutzt, indessen sind hier manche Zusätze und Veränderungen gemacht. Zu den erstern gehört namentlich die ganze Stelle von S. 52 Z. 31 bis S. 53 Z. 14.

Alle (außer Klaudinen). Sieh, wie des Tages wir
All' uns erfreun!
Luzinde. Rosen und Nelken
Zieren den Schleier,
Den ich zur Feier
Heute Dir reiche.
Blühen erst werden sie,
Wenn er Dich schmückt,
Wenn Du des Tages Dich
Wandelnd vergnügest,
Wenn Du in Träumen
Die Nächte Dich wiegest,
Hab' ich mit eigner
Hand ihn gestickt.
Alle (außer Klaudinen). Nimm ihn und trag ihn
Und bleibe beglückt!
Pedro. Blumen der Wiese,
Dürfen auch diese
Hoffen und wähnen?
Ach, es sind Thränen —
Noch sind die Thränen
Des Thaues daran.
Alle (außer Klaudinen). Nimm sie, die herzlichen
Gaben, sie an!
Klaudine. Thränen und Schweigen
Mögen Euch zeigen,
Wie ich so fröhlich
Fühle, so selig,
Alles, was Alles
Ihr für mich getan.
Alle (außer Klaudinen). Nimm sie, die Gaben,
Die herzlichen, an!
Klaudine (ihren Vater umarmend). Könnt' ich mein Leben,
Vater, Dir geben!
(Zu Luzinden und den Uebrigen.) Könnt ich ohn' Schranken
Allen Euch danken!
(Sie wendet sich schüchtern zu Pedro.) Könnt' ich —
(Sie hält an, die Musik macht eine Pause, der Gesang fällt ein.)
Alle. Fröhlicher,
Seliger,
Herrlicher Tag!
(Der Zug geht unter dem Gesange ab; es bleiben:)

Klaudine, Lyzinde, Alonzo, Pedro.

Klaudine. Vergebet meinem Schweigen! Denn ich kann
Nicht reden, wie ich fühle. Diese Gaben
Erfreuen mich, wie Ihr es wünscht; doch mehr
Entzückt mich Eure Liebe. Laßt mir Raum,
Mich erst zu fassen! Dann vielleicht vermag
Die Lippe nach und nach zu sprechen, was
Das Herz auf einmal fühlt und kaum erträgt.

Alonzo. Geliebte Tochter, ja, Dich kenn' ich wol.
Verzeih des lauten Festes Vaterthorheit!
Ich weiß, Du liebst, im Stillen wahr zu sein
Und einer Liebe Zeugniß zu empfangen,
Die, weder vorbereitet noch geschmückt,
Sich desto treuer zeigt. Leb wohl! Du sollst
Nach Deiner Lust in Einsamkeit genießen,
Was eine laut gewordne Liebe Dir
Mit fröhlichem Getümmel brachte. Komm,
O theurer Pedro, werther Sohn des ersten,
Des besten Freundes meiner Jugend! Wenn
Er nun auch von uns weggeschieden ist,
So ließ er mir in Dir sein Ebenbild.
Doch leider, daß Du mich an diesem Tage
Mit Deinem Scheiden noch betrüben willst!
Ist's denn nicht möglich, daß Du bleiben kannst?
Nur diese Woche noch! Sie endet bald.

Pedro. Vermehre nicht durch Deinen Wunsch die Trauer,
Die ich in meinem Busen schon empfinde!
Mein Urlaub geht zu Ende. Fehlt' ich jetzt,
So fehlt' ich sehr und könnte leicht des Königs
Und meiner Obern Gunst verscherzen. Ja,
Du weißt es wol, ich habe mich verstohlen
Und unter fremdem Namen hergeschlichen,
Dich zu besuchen. Denn soeben kam
Der Fürst von Rocca Bruna, der so viel
Bei Hofe gilt, auf seine Güter; nie
Würd' es der stolze Mann verzeihen können,
Daß ich ihn nicht besuchte, nicht verehrte.
So treibt mich fort die enge Zeit der Pflicht
Und jene Sorge, hier entdeckt zu werden.

Alonzo. Ich fasse mich und danke, daß Du freundlich
Uns diesen Tag noch zugegeben! Komm!
Ich habe manches Wort Dir noch zu sagen,

Eh Du uns scheidend, zwar ich hoffe, nur
Auf kurze Zeit, betrübst; komm mit! — Lebt wohl!
(Alonzo und Pedro ab.)

Klaudine, Luzinde.

Luzinde. Er geht, Klaudine, geht; Du hältst ihn nicht?
Klaudine. Wer gäbe mir das Recht, ihn aufzuhalten?
Luzinde. Die Liebe, die gar viele Rechte giebt.
Klaudine. Verschon, o Gute, mich mit diesem Scherze!
Luzinde. Du willst, o Freundin, mir es nicht gestehn;
Vielleicht hast Du noch selbst Dir's nicht gestanden:
Die Gegenwart des jungen Mannes bringt
Dich außer Fassung. Wie Dein erster Blick
Ihn zog und hielt und Dir vielleicht auf ewig
Ein schönes Herz erwarb! Denn er ist brav.
Als er auf seine Güter ging und hier
Nur einen Tag sich hielt, war er sogleich
Von Dir erfüllt; ich konnt' es leicht bemerken.
Nun macht er einen Umweg, kommt geschwind
Und unter fremdem Namen wieder her,
Läßt seinen Urlaub fast verstreichen, geht
Mit Widerwillen fort und kehret bald,
Geliebtes Kind, zurück, um ohne Dich
Nicht wieder fortzureisen. Komm, gesteh!
Du gingst viel lieber gleich mit ihm davon.
Klaudine. Wenn Du mich liebst, so laß mir Raum und Zeit,
Daß mein Gemüth sich selbst erst wieder kenne!
Luzinde. Um Dir es zu erleichtern, was Du mir
Zu sagen hast, vertrau' ich kurz und gut
Dir ein Geheimniß.
Klaudine. Wie? Luzinde, Du?
Geheimniß?
Luzinde. Ja, und zwar ein eignes, neues.
Klaudine, sieh mich an! Ich, liebes Kind,
Bin auch verliebt.
Klaudine. Was sagst Du da? Es macht
Mich doppelt lachen, daß Du endlich auch
Dich überwunden fühlst und daß Du mir
Es grade so gestehst, als hättest Du
Ein neues Kleid Dir angeschafft und kämst
Vergnügt zu einer Freundin, sie zu fragen,
Wie Dich es kleidet. Sage mir geschwind:

Wer? Wen? Wie? Wo? Gewiß, es ist wol eigen,
Ganz neu! Luzinde, Du, ein frohes Mädchen,
Vom Morgen bis zur Nacht geschäftig, munter,
Das Mütterchen des Hauses, bist Du auch
Wie eine Müßiggängerin gefangen?

Luzinde. Und was noch schlimmer ist —

Klaudine. Noch schlimmer? Was?

Luzinde. Ja, ja, ich bin gefangen, und von wem?
Von einem Unbekannten, einem Fremden,
Und irr' ich mich nicht sehr —

Klaudine. Du seufzest lächelnd?

Luzinde. Von einem Abenteurer!

Klaudine. Seh' ich nun,
Daß Du nur spottest!

Luzinde. Höre mich! Genug,
Es nenne Niemand frei und weise sich
Vor seinem Ende! Jedem kann begegnen,
Was Erd' und Meer von ihm zu trennen scheint.
Du siehst den Fall, und Du verwunderst Dich?
Das klügste Mädchen macht den dümmsten Streich.

*) Hin und wieder fliegen Pfeile;
Amor's leichte Pfeile fliegen
Von dem schlanken goldnen Bogen.
Mädchen, seid Ihr nicht getroffen?
Es ist Glück, es ist nur Glück!

Warum fliegt er so in Eile?
Jene dort will er besiegen;
Schon ist er vorbeigeflogen,
Sorglos bleibt der Busen offen.
Gebet Acht! Er kommt zurück!

Klaudine. Doch ich begreife nicht, wie Du so leicht
Das Alles nimmst.

Luzinde. Das überlaß nur mir!

Klaudine. Doch sage schnell, wie ging es immer zu?

Luzinde. Was weißt Du dran! Genug, es ist geschehn.
Wenn ich auch sagte, daß an einem Abend
Ich durch das Wäldchen ging, nichts weiter denkend,
Daß sich ein Mann mir in den Weg gestellt
Und mich gegrüßt und angesehen, wie

*) Vgl. Werke, III. 79.

Ich ihn, und daß er bald mich angeredet
Und mir gesagt, er folge hier und da
Auf meinen Schritten mir schon lange nach
Und liebe mich und wünsche, daß ich ihn
Auch lieben möge — Nicht, das klingt denn doch
Sehr wunderbar?

Klaudine. Gewiß!

Luzinde. Und doch, so ist's.
Er stand vor mir; ich sah ihn an, wie ich
Die Männer anzusehn gewohnt bin, dachte
Denn doch, es sei das Klügste, nach dem Schlosse
Zurückzugehn, und unterm Ueberlegen
Sah ich ihn an, und es gefiel mir so,
Ihn anzusehn. Ich fragt' ihn, wer er sei.
Er schwieg ein Weilchen: dann versetzt' er lächelnd:
„Nichts bin ich, wenn Du mich verachtest; viel,
Wenn Du mich lieben könntest. Mache nun
Aus Deinem Knechte, was Du willst!" Ich sah
Ihn wieder an und weiß doch nicht, was ich
An ihm zu sehen hatte. Genug, ich sah
Hinweg und wieder hin, als wenn ich mehr
An ihm zu sehen fände.

Klaudine. Nun, was ward
Aus Sehn und Wiedersehn?

Luzinde. Ja, daß ich nun
Ihn stets vor Augen habe, wo ich gehe.

Klaudine. Erzähle mir zuerst, wie kamst Du los?

Luzinde. Er faßte meine Hände, die ich schnell
Zurückzog. Ernst und trocken sagt' ich ihm:
„Ein Mädchen hat dem Fremden nichts zu sagen;
Verlaßt mich! Wagt es nicht, mir nachzufolgen!"
Ich ging, er stand. Ich seh' ihn immer stehen
Und blicke da- und dorthin, ob er nicht
Mir irgendwo begegnen will.

Klaudine. Wie sah
Er aus?

Luzinde. Genug, genug — und laß, Geliebte,
Mich meine Schuldigkeit nicht heut versäumen!
Dein Vater will, daß alle seine Leute
Mit einem Tanz und Mahl sich heute freun.
Er hat mir aufgetragen, wohl zu sorgen,
Daß Alles werde, wie er gerne mag.

Es wäre schlimm, wenn ich an Deinem Feste
Zuerst die Pflicht versäumte, die ich lang'
Mit froher Treue leisten konnte. Nun
Leb wohl! Ein ander Mal! — Nun sieh Dich um!
Wie bist Du denn? Du hast die schönen Sachen
Kaum eines Blicks gewürdigt. Hier ist Stoff,
Ein Dutzend Mädchen lang' zu unterhalten. (Ab.)

Klaudine allein.

(Sie besieht unter dem Ritornell die Geschenke und tritt zuletzt mit Pedro's Strauß, den sie die ganze Zeit in der Hand gehalten, hervor.)

Klaudine. *) Alle Freuden, alle Gaben,
Die mir heut gehuldigt haben,
Sind nicht diese Blumen werth.
Ehr' und Liebe von allen Seiten,
Kleider, Schmuck und Kostbarkeiten,
Alles, was mein Herz begehrt —
Aber alle diese Gaben
Sind nicht diese Blumen werth.
Und darfst Du diesen Undank Dir verzeihen?
Was ein geliebter Vater heut gereicht,
Was Freunde geben, was ein kleines Volk
Unschuldig bringt, das Alles ist wie nichts,
Verschwindet vor der Gabe dieses neuen,
Noch unbekannten Fremden! Ja, es ist,
Es ist geschehn! Es ruht mein ganzes Herz
Nun auf dem Bilde dieses Jünglings; nun
Bewegt sich's nur in Hoffnung oder Furcht,
Ihn zu besitzen oder zu verlieren.

Pedro (kommt). Verzeih, daß ich Dich suche! Denn es ist
Nicht Schuld noch Wille. Jene strenge Macht,
Die alle Welt beherrscht, und die ich nur
Von Dichtern mir beschreiben ließ, ergreift
Mich nun und führt mich, wie der Sturm
Die Wolken, ohne Rast zu Deinen Füßen.

Klaudine. Ihr kommt nicht ungelegen; mit Entzücken
Betracht' ich hier die Gaben, die mir heut
So schöne Zeugen sind der reinsten Liebe.

Pedro. Glückseel'ge Blumen, welcher schöne Platz
Ist Euch gegönnt! Ihr bleibt, und ich muß gehn.

Klaudine. Sie welken, da Ihr bleibt.

*) Aus der ältern Bearbeitung.

Pedro. Was sagst Du mir!
Klaudine. Ich wollte, daß ich viel zu sagen hätte,
Allein es ist umsonst. Mein Vater hält
Euch länger nicht; er glaubt vielleicht, Ihr solltet
Recht eilen. Nun, er ist ein Mann; er hat
Gelernt, sich eine Freude zu versagen;
Doch wir, wir andern *) Mädchen, möchten gern
Uns Eurer Gegenwart noch lange freuen.
Es ist ein ander, froher Leben, seit
Ihr zu uns kamt. Ist's denn gewiß,
Gewiß so nöthig, daß Ihr geht?
Pedro. Es ist.
Und würd' ich eilen, wenn ich bleiben könnte?
Mein Vater starb; ich habe seine Güter
Auf dieser schönen Insel nun bereist.
Er sah sie lang' nicht mehr, seitdem der König
Ihn mit besondrer Gnade festgehalten.
Ich darf nicht meinen Urlaub überschreiten;
Schon kenn' ich Alles, was das Haus besitzt.
Ich wäre reich, wenn nach des Vaters Willen
Ich Alles für das Meine halten könnte.
Allein ich bin der Aeltste nicht, und nicht
Der Einzige des Hauses; denn es schwärmt
Ein ältrer Bruder, den ich kaum gesehen,
Im Reich herum und führt, so viel man weiß,
Ein thöricht Leben.
Klaudine. Gleicht er Euch so wenig?
Pedro. Mein Vater war ein strenger, rauher Mann.
Ich habe niemals recht erfahren können,
Warum er ihn verstieß; auch scheint mein Bruder
Ein harter Kopf zu sein. Er hat sich nie
In diesen Jahren wieder blicken lassen.
Genug, mein Vater starb und hinterließ
Mir Alles, was er Jenem nur entziehn
Nach den Gesetzen konnte; und der Hof
Bestätigte den Willen. Doch ich mag
Das nicht besitzen, was ein fremder Mann
Aus Unvorsichtigkeit, aus Leichtsinn einst
Verlor, geschweige denn mein eigner Bruder.
Ich sucht' ihn auf. Denn hier und da erscholl

*) Bekannter Gallizismus oder Gräzismus des Ausdrucks.

Der Ruf, er habe sich mit frechen Menschen
In einen Bund gegeben, schwärme nun
Mit losgebundnem Muthe, seiner Neigung
Mit unverwandtem Auge folgend, froh-
Und leichtgesinnt am Rande des Verderbens.

Klaudine. So habt Ihr nichts von ihm erfahren?

Pedro. Nichts.
Ich folgte jeder Spur, die sich mir zeigte,
Allein umsonst. Und nun verzweifl' ich fast,
Ihn je zu finden, glaube ganz gewiß,
Er ist schon lang' mit einem fremden Schiffe
In alle Welt und lebt vielleicht nicht mehr.

Klaudine. So wird denn auch ein Meer uns trennen; bald
Wird Euch der Glanz des Hofes diese stille,
Verlaßne Wohnung aus den Augen blenden.
Ich möchte gern nichts sagen, möchte nicht
An Euch zu zweifeln scheinen.

Pedro. Nein, o nein!
Mein Herz bleibt hier; und wenn ich eilen muß,
So eil' ich gern, um schnell zurückzukehren.
Ich sage Dir kein Lebewohl; kein Ach
Sollst Du vernehmen; denn Du siehst mich bald,
Und würdiger, vor Dir. Und was ich bin,
Was ich erlange, das ist Dein. Geliebte,
Ich dränge mich zur Gnade nicht für mich!
Nimm Deinem Freunde nicht den sichern Muth,
Sich Deiner werth zu machen! Der verdient
Die Liebe nur, der um der Ehre willen
Im süßen Augenblicke von der Liebe,
Entschlossen hoffend, sich entfernen kann.

*) Es erbebt sich eine Stimme,
Hoch und höher schallen Chöre;
Ja, es ist der Ruf der Ehre!
Und die Ehre rufet laut:
„Säume nicht, Du frische Jugend!
Auf die Höhe, wo die Tugend
Mit der Ehre
Sich den Tempel aufgebaut!"
Aber aus dem stillen Walde,
Aus den Büschen

*) Vgl. Werke, III. 79 ff.

Mit den Düften,
Mit den frischen,
Kühlen Lüften,
Führet Amor,
Bringet Hymen
Mir die Liebste, mir die Braut.

Jenes Rufen! Dieses Lispeln! —
Soll ich folgen? Soll ich's hören?
Soll ich bleiben? Soll ich gehn?
Ach, wenn Götter uns bethören,
Können Menschen widerstehn? (Ab.)

Klaudine. Er flieht! Doch ist es nicht das letzte Wort;
Ich weiß, er wird vor Abends nicht verreisen.
O werther Mann! Es bleiben mir die Freunde,
Das theure Paar, zu meinem Trost zurück —
Die holde Liebe mit der seltnen Treue.
Sie sollen mich erhalten, wenn Du gehst,
Und mich von Dir beständig unterhalten.

*) Liebe schwärmt auf allen Wegen;
Treue wohnt für sich allein.
Liebe kommt Euch rasch entgegen;
Aufgesucht will Treue sein. (Sie geht singend ab.)

Einsame Wohnung im Gebirge.

Rugantino, mit einer Cither, auf und ab gehend, den Degen an der Seite, den Hut auf dem Kopfe. **Vagabunden,** am Tische mit Würfeln spielend.

Rugantino. **) Mit Mädeln sich vertragen,
Mit Männern 'rumgeschlagen
Und mehr Kredit als Geld,
So kommt man durch die Welt.

Vagabunden. Mit Vielem läßt sich schmausen,
Mit Wenig läßt sich hausen;
Daß Wenig Vieles sei,
Schafft nur die Lust herbei!

Rugantino. Will sie sich nicht bequemen,
So müßt Ihr's eben nehmen.
Will Einer nicht vom Ort,
So jagt ihn grade fort!

---

*) Vgl. Werke, III. 80. **) Vgl. Werke, III. 20 ff.

Vagabunden. Laßt Alle nur mißgönnen,
Was sie nicht nehmen können,
Und seid von Herzen froh!
Das ist das A und O.

Rugantino (erst allein, dann mit den Uebrigen).
So fahret fort zu dichten,
Euch nach der Welt zu richten!
Bedenkt in Wohl und Weh
Dies goldne A-B-C!

Rugantino. Laßt nun, Ihr lieben Freunde, den Gesang
Auf einen Augenblick verklingen! Leid
Ist mir's, daß Basko sich nicht sehen läßt;
Er darf nicht fehlen; denn die That ist kühn.
Ihr wißt, daß in dem Schloß von Villa Bella
Ein Mädchen wohnt, Verwandte des Alonzo.
Ich liebe sie; der Anblick dieser Schönen
Hat mich wie keiner je gefesselt. Streng
Beherrscht mich Amor, und ich muß sie bald
An meinen Busen drücken; sonst zerstört
Ein innres Feuer meine Brust. Ihr habt
Mir Alles ausgespürt; ich kenne nun
Das ganze Schloß durch Eure Hilfe gut.
Ich dank' Euch das und werde thätig danken.
Zerstreuet Euch nicht weit und auf den Abend
Seid hier beisammen! Wir besprechen dann
Die Sache weiter. Bis dahin lebt wohl!

(Die Vagabunden ab.)

Basko tritt auf.

Rugantino. Willkommen, Basko! Dich erwart' ich lang'.
Basko. Sei mir gegrüßt! Dich such' ich eben auf.
Rugantino. So treffen wir ja recht erwünscht zusammen.
Heut fühl' ich erst, wie sehr ich Dein bedarf.
Basko. Und Deine Hilfe wird mir doppelt nöthig.
Sag an, was willst Du? Sprich, was hast Du vor?
Rugantino. Ich will heut Nacht zum Schloß von Villa Bella
Mich heimlich schleichen, will versuchen, ob
Luzinde mich am Fenster hören wird;
Und hört sie mich, erhört sie mich wol auch
Und läßt mich ein. Unmöglich ist's ihr nicht;

Ich weiß, sie kann die eine Seitenthüre
Des Schlosses öffnen.
Basko. Gut! Was brauchst Du da
Für Hülfe? Wer sich was erschleichen will,
Erschleiche sich's auf seinen eignen Zeh'n!
Rugantino. Nicht so, mein Freund! Läßt sie mich in das Haus,
Beglückt sie meine Liebe —
Basko. Nun, so schleicht
Der Fuchs vom Taubenschlage, wie es tagt,
Und hat den Weg gelernt und geht ihn wieder.
Rugantino. Du räthst es nicht; denn Du begreifst es nicht —
Basko. Wenn es vernünftig ist, begreif' ich's wohl.
Rugantino. So laß mich reden! Du begreifst es nicht,
Wie sehr mich dieses Mädchen angezogen.
Ich will nicht ihre Gunst allein genießen;
Ich will sie ganz und gar besitzen.
Basko. Wie?
Rugantino. Entführen will ich sie.
Basko. Ha! Bist Du toll?
Rugantino. Toll, aber klug! Läßt sie mich einmal ein,
Dann drohʼ ich ihr mit Lärm und mit Verrath,
Mit Allem, was ein Mädchen fürchten muß,
Und gebʼ ihr gleich die allerbesten Worte,
Wie mich mein Herz es heißt. Sie fühlt gewiß,
Wie ich sie liebe, kann aus meinen Armen
Sich selbst nicht reißen. Nein, sie widersteht
Der Macht der Liebe nicht, wenn ich ihr zeige,
Wie ich sie liebe, wie ich mehr und mehr
Sie ewig schätzen werde. Ja, sie folgt
Aus dem Palast mir in die Hütte, läßt
Ein thörichtes Leben, das ich selbst verlassen,
Genießt mit mir in diesen schönen Bergen,
Im Aufenthalt der Freiheit, erst ihr Leben.
Dazu bedarf ich Euer, wenn sie sich
Entschließen sollte, wie ich ganz und gar
Es hoffen muß, daß Ihr am Fuß des Berges
Euch finden lasset, daß Ihr eine Trage
Bereitet, sie den Pfad heraufzubringen,
Daß Ihr bewaffnet mir den Rücken sichert,
Wenn ja ein Unglück uns verfolgen sollte.
Basko. Versteinert bleibʼ ich stehn und sehe kaum
Und glaube nicht zu hören! Rugantino!

Du bist besessen. Farfarellen*) sind
Dir in den Leib gefahren! Was? Du willst
Ein Mädchen rauben? Statt die Last dem Andern
Zu überlassen, klüglich zu genießen,
Zu geben und zu kommen, willst Du Dir
Und Deinen Freunden diesen schweren Bündel
Auf Hals und Schultern laden? Nein, es ist
Kein Mensch so klug, daß er nicht eben toll
Bei der gemeinsten Sache werden könnte.
Sieh doch die Schafe nur! Sie weiden Dir
Den Klee ab, wo er steht, und sammeln nicht
In Scheunen auf. An jedem Berge stehn
Der Blumen viel für unsre Heerden; viel
Sind Mädchen übers ganze Land gesät,
Von einem Ufer bis zum andern. Nein,
Es ist nicht möglich. Schleiche Dich zu ihr
Und schleiche wieder weg und danke Gott,
Daß sie Dich lassen kann und lassen muß!

Rugantino. Nicht weiter, Basko! denn es ist beschlossen.

Basko. Ich seh' es, theurer Freund, noch nicht gethan.

Rugantino. Du sollst ein Zeuge sein, wie es geräth.

Basko. Nur heute wird's unmöglich, Dein zu sein.

Rugantino. Was kann Euch hindern, wenn ich Euch gebiete?

Basko. Bedenke, Freund, wir sind einander gleich.

Rugantino. Verwegner! Rede schnell, was hast Du vor?

Basko. Es ist gewiß, der Fürst von Rocca Bruna,
Der uns bisher geduldet, hat zuletzt
Von seinen Nachbarn sich bereden lassen.
Er fürchtet, daß es laut bei Hofe werde;
Er ist vor wenig Tagen selbst gekommen,
Und seine Gegenwart treibt uns gewiß
Aus dieser Gegend weg, ich weiß es schon.
Es kommt gewiß uns morgen der Befehl,
Sogleich aus diesen Bergen abzuscheiden.
Wenn er sich nur nicht gar gelüsten läßt,
Sich unsrer werthen Häupter zu versichern!

Rugantino. Nun gut, so führen wir noch heute Nacht
Den Anschlag aus, der mir das Mädchen eignet!

Basko. O nein! Ich muß noch Geld zur Reise schaffen.

Rugantino. Was soll das geben? Sage, was es giebt!

*) Faunen, Grillen. Man vergl. Werke, XIII. 61, zweite Anmerk.

Basko. Gehst Du nicht mit, so brauchst Du's nicht zu wissen.
Argantino. Dir ziemt es, gegen mich geheim zu sein?
Basko. Uns ziemt der Raub noch besser als die Liebe.
Du hast mit keinem Knaben hier zu thun.
Argantino. So lang' ich Euch ernährte, ließet Ihr
Nur gar zu gern Euch meine Kinder nennen.
Basko. Wie glücklich, daß wir nun erwachsen sind,
Da Deine Renten sehr ins Stocken kommen!
Argantino. Was unser Fleiß und unsre List und Klugheit
Den Männern und den Weibern abgelockt,
Das konnten wir mit trobem Mute vertreten.
Es soll auch künftig Keinem fehlen; zwar
Ist's diese Tage schmal geworden —
Basko. Ja!
Warum denn diese Tage? Weil Du Dich
Mit einem Abenteur beschäftigst, das
Nichts fruchtet und die schöne Zeit verzehrt.
Argantino. So willst Du denn zum Abschied noch den Fürsten,
Die ganze Nachbarschaft verletzen?
Basko. Du
Hast nichts Besonders vor! Ein edles Mädchen
Aus einem großen Hause rauben, ist
Wol eine Kleinigkeit, die Niemand rügt?
Wer ist der Thor?
Argantino. Wer glaubst denn Du zu sein,
Daß Du mich schelten willst, Du Kürbis?
Basko. Ha!
Du Kerze, Wetterfahne Du! Es sollen
Dir Männer nicht zu Deinen Possen dienen!
Ich gehe mit den Meinen, heut zu thun,
Was Allen nützt; und willst Du Deine Schöne
Zu holen gehn, so wird es uns erfreuen,
In unsrer Küche sie zu finden. Laß
Von ihrer zarten Hand ein feines Mahl,
Ich bitte Dich, bereiten, wenn Ihr früher
Zu Hause seid als wir, und sei gewiß,
Wir wollen ihr aufs Beste dankbar sein,
Wenn sie nur nicht die guten Freunde trennt.
Argantino. Was hält mich ab, daß ich mit dieser Faust,
Mit diesem Degen, Frecher, Dich nicht strafe!
Basko. Die andre Faust von gleicher Stärke hier,
Ein andrer Degen hier von gleicher Länge.

Vagabunden treten auf.

Vagabunden. *) Horchet doch, was soll das geben,
Daß man hier so heftig spricht?
Rugantino. Deinem Willen nachzugeben!
Frecher, mir vom Angesicht!
Basko. Nur als Knecht bei Dir zu leben!
Junger Mann, Du kennst mich nicht.
Vagabunden. Was soll das geben?
Was soll das sein?
Zwei solche Männer,
Die sich entzwein!
Rugantino. Es ist gesprochen!
Es ist gethan!
Basko. So sei's gebrochen!
So sei's gethan!
Vagabunden. Aber was soll aus uns werden?
Den zerstreuten, irren Heerden
Im Gebirge gleichen wir.
Rugantino und **Basko.** Kommt mit mir! Kommt mit mir!
Euer Führer stehet hier.
Vagabunden. Euer Zwist, er soll nicht währen;
Einen wollen wir entbehren.
Rugantino und **Basko.** Euer Führer stehet hier.
Vagabunden. Wer giebt Rath? Wer hilft uns hier?
Rugantino. Die Ehre, das Vergnügen,
Sie sind auf meiner Seite;
Ihr Freunde, folget mir!
Basko. Der Vortheil nach den Siegen,
Die Lust bei guter Beute,
Sie finden sich bei mir.
Rugantino. Wem hab' ich schlimm gerathen?
Wen hab' ich schlecht geführt?
Basko. Bedenket meine Thaten
Und was ich ausgeführt!
Beide. Tretet hier auf diese Seite!
Rugantino. Ehr' und Lust!
Basko. Lust und Beute!
Beide. Kommt herüber! Folget mir!

(Die Vagabunden theilen sich. Ein Drittheil stellt sich auf Rugantino's, zwei Drittheile auf Basko's Seite.)

*) Die Gesänge von hier bis zum Schluß des ersten Aufzugs gehören ganz der neueren Bearbeitung an.

Vagabunden. Ich begehe mich zu Dir.
Vagabunden (auf Basko's Seite). Kommt herüber!
Vagabunden (auf Rugantino's Seite). Nein, wir bleiben.
Kommt herüber!
Vagabunden (auf Basko's Seite). Nein, wir bleiben.
Vagabunden. Kommt herüber! Wir sind hier.
Rugantino. Du hast, Du hast gewonnen,
Wenn Du die Stimmen zählest;
Allein, mein Freund, Du fehlest:
Die Besten sind bei mir.
Basko. Du hast, Du hast gewonnen,
Wenn Du die Mäuler zählest;
Allein, mein Freund, Du fehlest:
Die Arme sind bei mir.
Alle. Laßt uns sehen, laßt uns warten,
Was wir schaffen, was wir thun!
Basko (und die Seinen). Geht nur, gehet in den Garten,
Sehet, wo die Nymphen ruhn!
Rugantino (und die Seinen). Geht und mischet Eure Karten!
Wer gewinnt, der hat zu thun.
Alle. Laßt uns sehen, laßt uns warten,
Was wir schaffen, was wir thun!

Zweiter Aufzug.

Nacht und Mondschein.

Terrasse des Gartens von Villa Bella im Mittelgrunde des Theaters. Eine doppelte Treppe führt zu einem eisernen Gitter, das die Gartenthür schließt. An der Seite Bäume und Gesträuch.

Rugantino mit seinem Theil Vagabunden.

Rugantino. Hier, meine Freunde, dieses ist der Platz!
Hier bleibet, und ich suche durch den Garten
Gelegenheit, dem Fenster mich zu nahn,
Wo meine Schöne ruht. Sie schläft allein,
In einem Seitenflügel dieses Schlosses;
So viel ist mir bekannt. Ich locke sie
Mit meiner Saiten Ton ans Fenster. Dann
Geb' Amor Glück und Heil, der stets geschäftig
Und wirksam ist, wo sich ein Paar begegnet!
Nur bleibet still und wartet, bis ich Euch

Hier wieder suche! Eilet mir nicht nach,
Wenn Ihr auch Lärm und Händel hören solltet,
Es wäre denn, ich schösse. Dann geschwind!
Und sehet, wie Ihr durch Gewalt und List
Mir helfen könnt! Lebt wohl! — Allein, wer kommt?
Wer kommt so spät mit Leuten? — Still! — Es ist —
Ja, es ist Don Rovero, der ein Gast
Des Hauses war. Er geht mir recht gelegen
Schon diese Nacht hinweg. Wenn er nur nicht
Den Andern in die Hände fällt, die sich
Am Wege lagern, wildes Abenteuer
Unedel zu begehn! — Versteckt Euch nur!

Pedro (zu seinen Leuten).

Ihr geht voran! In einem Augenblick
Folg' ich Euch nach. Ihr wartet an der Eiche,
Da wo die Pferde stehn; ich komme gleich.

*) Lebet wohl, geliebte Bäume,
Wachset in der Himmelsluft!
Tausend liebevolle Träume
Schlingen sich durch Euern Duft.

Doch was steh' ich und verweile?
Wie so schwer, so bang ist's mir!
Ja, ich gehe! Ja, ich eile!
Aber ach, mein Herz bleibt hier! (ab.)

Ruganlino (hervortretend).

Er ist hinweg! Ich gehe! — Still doch! Still!
Im Garten seh' ich Frauen auf und nieder
Im Mondschein wandern. Still! Verbergt Euch nur!
Wir müssen sehen, was das geben kann.
Vielleicht ist mir das Liebchen nah, und näher,
Als ich es hoffen darf. Nur fort! Bei Seite!

Klaudine (auf der Terrasse). **) In dem stillen Mondenscheine
Wandl' ich schmachtend und alleine.
Dieses Herz ist liebevoll,
Wie es gern gestehen soll.

Ruganlino (unten und vorn, für sich).

In dem stillen Mondenscheine
Singt ein Liebchen! Weh das meine?

*) Vgl. Werke, III. 21. **) Vgl. Werke, III. 80 u. 419.

Ach, so süß, so liebevoll,
Wie die Zither locken soll.

(Mit der Zither sich begleitend und sich nähernd.)

*) Kupido, loser, eigensinniger Knabe,
Du hast mich um Quartier auf einige Stunden!
Wie viele Tag' und Nächte bist Du geblieben,
Und bist nun herrisch und Meister im Hause geworden!

(Klaudine hat eine Zeit lang auf die Zither gehört und ist verschwunden.
Es tritt **Luzinde** von der andern Seite auf die Terrasse.)

Luzinde. **) Hier im stillen Mondenscheine
Ganz ich freudig sonst alleine;
Doch bald traurig und bald wild
Folgt mir jetzt ein liebes Bild.

Lugantino (unten und vorn, für sich).
In dem stillen Mondenscheine
Geht das Liebchen nicht alleine,
Und ich bin so unruhvoll,
Was ich thun und lassen soll.

(Sich mit der Zither begleitend und sich nähernd.)
Von meinem breiten Lager bin ich vertrieben;
Nun saß ich an der Erde, Nächte gequälet;
Dem Muthwill' schüret Flamm' auf Flamme des Herdes,
Verbrennet den Vorrath des Winters und senget mich Armen.

(Indeß ist Klaudine auch wieder herbeigekommen und hat mit Luzinden dem Gesange Lugantino's zugehört.)

Klaudine und **Luzinde.** Das Klimpern hör' ich
Doch gar zu gerne.
Käm' sie nur näher,
Sie steht so ferne;
Nun kommt sie näher,
Nun ist sie da.

Lugantino (zugleich mit ihnen). Es scheint, sie hören
Das Klimpern gerne.

---

*) S. Werke, III. 92. — Man vergleiche zu dem Gedichte noch die ausführlichen Unterhaltungen über dasselbe bei Eckermann (Gespräche mit Goethe, II. 69. 70. 73 u. 74). Aus diesen geht unter Anderm hervor, welchen Rhythmus Goethe dem Gedichte gegeben wissen will: „Die Verse beginnen mit einem Vorschlag, gehen trochäisch fort, wo denn der Daktylus gegen das Ende eintritt, welcher eigentlich wirkt, und wodurch es einen rüstig klagenden Charakter bekommt."

**) Vgl. Werke, III. 80; die folgenden Gesänge bis S. 71, Z. 31 sind aus der neueren Bearbeitung.

Ich trete näher,
Ich stand zu ferne;
Nun bin ich näher,
Nun bin ich da.

Rugantino (sich begleitend).

Du hast mir mein Geräth verstellt und verschoben.
Ich such' und bin wie blind und irre geworden;
Du lärmst so ungeschickt; ich fürchte, das Seelchen
Entflieht, um Dir zu entfliehn, und räumet die Hütte.

(Rugantino ist unter der letzten Strophe immer näher getreten und nach und nach die Treppe hinaufgestiegen. Die Frauenzimmer haben sich von innen an die Gitterthür gestellt; Rugantino steigt die Treppe immer höchte hinauf, daß er endlich ganz nah bei ihnen an der Seite der Thür steht.)

Pedro (mit gezogenem Degen). Sie sind entflohn,
Entflohen, die Verwegnen!
Mich dünkt, mich dünkt,
Sie sind hieher entflohn.

Rugantino (indem er Pedro hört und die Frauenzimmer zugleich zurücktreten, eilig die Treppe herunter). O doch verflucht!
Verflucht! Was muß begegnen!
Pedro! Er ist's!
Den glaubt' ich ferne schon.

Klaudine und **Lucinde** (die sich wieder auf der Terrasse sehen lassen).
Trete zurück!
Zurück! Was muß begegnen!
Männer und Lärm!
Mich dünkt, sie streiten schon!

(Die Vagabunden sind indeß zu Rugantino getreten; er steht mit ihnen an der einen Seite.)

Rugantino. Hinter der Eiche,
Kommt, laßt uns lauschen!

Pedro. Hier im Gesträuche
Hör' ich ein Rauschen! —
Wer da! Wer ist's?
Seid Ihr nicht Memmen,
Tretet hervor!

Rugantino (zu den Seinigen). Bleibet zurück!
Der fiel bei Seite,
Droht er, der Thor!

Alle. Horch! Horch! Still! Still!

Klaudine und **Lucinde.** Sie sind auf einmal stille!

Pedro. Es wird auf einmal stille!

Rugantino und **Vagabunden.** Er ist auf einmal stille!

Alle. Was das nur werden will?
Pedro. Wer da?
Rugantino. Eine Degenspitze!
Pedro. Sie sucht Ihresgleichen!
Hier!
(Sie fechten.)
Klaudine und **Luzinde.** Ich höre Degen
Und Waffen klingen;
O eil, o eile!
Pedro. Es soll Dein Degen
Mich nicht zum Weichen,
Zum Wanken bringen.
Rugantino. Dich soll mein Degen,
Willst Du nicht weichen,
Zur Ruhe bringen.
Vagabunden. Ich höre Degen
Und Waffen klingen
Ganz in der Nähe.
Klaudine und **Luzinde.** O ruf den Vater
Und hol die Leute!
Es giebt ein Unglück;
Was kann geschehn!
Vagabunden. Hier sind die Deinen,
Bewährte Leute,
In jedem Falle
Dir beizustehn.
Pedro. Ich steh' alleine;
Doch steh' ich feste.
Ihr wißt zu rauben,
Und nicht zu stehn.
Rugantino. Laßt mich alleine!
Ich steh' ihm feste;
Du sollst nicht Räuber,
Sollst Männer sehn.

(Während dieses Gesangs fechten Rugantino und Pedro mit wiederholten Absätzen. Zuletzt entfernen sich die Frauenzimmer; die Vagabunden stehen an der Seite. Pedro, der in den rechten Arm verwundet wird, nimmt den Degen in die Linke und stellt sich gegen Rugantino.)

Rugantino. Laßt ab! Ihr seid verwundet!
Pedro. Noch genug
Ist Stärk' in diesem Arm, Dir zu begegnen.
Rugantino. Laßt ab und fürchtet nicht!

Pedro. Du redest menschlich.
Wer bist Du? Willst Du meinen Beutel? Hier!
Du kannst ihn nehmen; dieses Leben sollst
Du theuer zahlen.
Rugantino. Nimm bereite Hilfe,
Du Fremdling, an, und wenn Du mir nicht traust,
So laß die Noth Dir rathen, die Dich zwingt!
Pedro. Weh mir! Ich schwanke! Blut auf Blut entströmt
Zu heftig meiner Wunde. Haltet mich,
Wer Ihr auch seid! Ich fühle mich gezwungen,
Von meinen Feinden Hilfe zu begehren.
Rugantino. Hier! Unterstützt ihn und verbindet ihn!
Bringt ihn zu unsrer Wohnung schnell hinauf!
Pedro. Bringt mich hinein nach Villa Bella!
(Er wird ohnmächtig).
Rugantino. Nicht!
Er soll nicht hier herein. Tragt ihn hinauf
Und sorgt für ihn aufs Beste! Diese Nacht
Ist nun verdorben durch die Schuld und Thorheit
Der zu verwegnen Raubgesellen. Geht!
Ich folge bald.
(Sazabunden mit Pedro ab.)
Ich muß mich um das Schloß
Noch einmal leise schleichen: denn ich kann
Der Hoffnung nicht entsagen, noch vor Morgen
Mein Abenteuer, wenn nicht zu vollführen,
Doch anzuknüpfen. Warte, Basko, wart!
Ich denk' es Dir, Du ungezähmter Thor!
Alonzo und Bediente inwendig an der Gartenthür.
Alonzo. Schließt auf und macht mir schnell die ganze Runde
Des Schlosses! Wen Ihr findet, nehmt gefangen!
Rugantino. Ein schöner Fall! Nun gilt es, muthig sein.
Alonzo. Die Frauen haben ein Geräusch der Waffen,
Ein Aechzen tönen hören. Sehet nach!
Ich bleibe hier, bis Ihr zurücke kehrt.
(Bediente ab, ohne Rugantino zu bemerken.)
Rugantino. Am Besten ist's, der drohenden Gefahr
Ins Angesicht zu sehen. Laßt mich erst
Durch meine Zither mich verkünd'gen! Still!
So sieht es dann recht unverdächtig aus.
Kupido, kleiner loser, schelmischer Knabe —

Alonzo. Was hör' ich! Eine Zither! Laßt uns sehen!
(Herabtretend.)
Wer seid Ihr, daß Ihr noch so spät zu Nacht
In dieser Gegend schleicht, wo Alles ruht?
Lugantino. Ich schleiche nicht, ich wandle nur für mich,
Wie's mir gefällt, auf breiter, freier Straße.
Alonzo. Um unsre Mauern lieben wir nicht sehr
Das Nachtgeschwärm; es ist uns zu verdächtig.
Lugantino. Mir wär' es lieber, Eure Mauern ständen
Wo anders, die mir hier im Wege stehen.
Alonzo (für sich). Es ist ein grober Gast, doch spricht er gut.
Lugantino (für sich).
Er möchte gern an mich und traut sich nicht.
Alonzo. Habt Ihr nicht ein Geschrei vernommen, nicht
Hier Streitende gefunden?
Lugantino. Nichts dergleichen.
Alonzo (für sich). Der kommt von ungefähr, so scheint es mir.
Lugantino (für sich). Ich will doch höflich sein, vielleicht erräth's.
Alonzo. Ihr thut nicht wohl, daß Ihr um diese Stunde
Allein auf freien Straßen wandelt; sie
Sind jetzt nicht sicher.
Lugantino. O, sie sind's für mich.
Gesang und Saitenspiel, die größten Freunde
Des Menschenlebens, schützen meinen Weg
Durch die Gefilde, die der Mond beleuchtet.
Es wagt kein Thier, es wagt kein wilder Mensch
Den Sänger zu beleid'gen, der sich ganz
Den Göttern, der Begeistrung übergab.
Nur aus Gewohnheit trag' ich diesen Degen;
Denn selbst im Frieden ziert er seinen Mann.
Alonzo. Ihr haltet Euch in dieser Gegend auf?
Lugantino. Ich bin ein Gast des Prinzen Rocca Bruna.
Alonzo. Wie? Meines guten Freundes? Seid willkommen!
Ich frage nicht, ob Ihr ein Fremder seid;
Mir scheint es so.
Lugantino. Ein Fremder hier im Lande;
Doch hab' ich auch das Glück, daß mich der König
Zu seinen letzten Dienern zählen will.
Alonzo (bei Seite). Ein Herr vom Hof! So kam es gleich mir vor.
Lugantino. Ich darf Euch wol um eine Güte bitten?
Ich bin so durstig; denn schon lange treibt
Die Lust zu wandeln mich durch diese Felder.

Ich bitt' Euch, mir durch einen Eurer Diener
Nur ein Glas Wasser freundlich zu gewähren.
Alonzo. Mit Nichten so! Was? Glaubt Ihr, daß ich Euch
Vor meiner Thüre lasse? Kommt herein!
Nur einen Augenblick Geduld! Hier kommen
Die Leute, die ich ausgeschickt. Man hatte
Nah an dem Garten Lärm gehört, das Klirren
Der Waffen, ein Geschrei von Fechtenden.
(Die Bedienten kommen.)
Was giebt's? Ihr hörtet Niemand, fandet Keinen?
(Die Bedienten machen verneinende Zeichen.)
Es ist doch sonderbar, was meine Frauen
Für Geister sahn. Wer weiß es, was die Furcht
Den guten Kindern vorgebildet! Kommt!
Ihr sollt Euch laben, sollet anders nicht
Als wohl begleitet mir von hinnen scheiden.
Und wenn Ihr bleiben wollt, so findet Ihr
Ein gutes Bett und einen guten Wirth.
Rugantino. Ihr macht mich ganz beschämt und zeiget mir
Mit wenig Worten Euern edeln Sinn.
(Für sich.) Welch Glück der Welt vermag so viel zu thun,
Als dieses Unglück mir verschafft!
(Laut.) Ich komme.
(Beide durch die Gartenthür ab.)

Wohlerleuchtetes Zimmer in dem Schlosse von Villa Bella.

Klaudine. Luzinde.

Klaudine. Wo bleibt mein Vater? Käm' er doch zurück!
Ich bin voll Sorge. Freundin, wie so still?
Luzinde. Ich denke nach und weiß nicht, wie mir ist;
Ich weiß nicht, ob mir träumte. Ganz genau
Glaubt' ich zuletzt die Stimme des Geliebten
Im Lärm und Streit zu hören.
Klaudine. Wie? Des Deinen?
Ich hörte Pedro's Stimme ganz genau.
Ich kann vor Angst nicht bleiben; laß uns hin,
Laß uns zum Garten!
Luzinde. Still! Es kommt Dein Vater.

Alonzo. Augantino. Bediente.

Alonzo. Hier bring' ich einen späten Gast, Ihr Kinder!
Empfangt ihn wohl! Er scheint ein edler Mann.
Augantino (zu Alonzo). Ich bin beschämt von Eurer Güte,
(Zu den Damen.) bin
Betäubt von Eurer Gegenwart. Mich faßt
Das Glück ganz unerwartet an und hebt
Mich heftig in die Höhe, daß mir schwindelt.
Klaudine. Seid uns willkommen! Wart Ihr bei dem Streite?
Alonzo. Er weiß von keinem Streit. Ich fand ihn jungen,
Als ich zur Thüre kam, und Alles still.
Luzinde (für sich). Er ist's! O Gott! Er ist's! Verberge Dich,
Gerührtes Herz! Mir zittern alle Glieder.
(Klaudine spricht mit Alonzo, im Hintergrunde auf und ab gehend).
Augantino (heimlich zu Luzinden).
So sind' ich mich an Deiner Seite wieder!
Beschließe mir nun Leben oder Tod!
Luzinde. Ich bitt' Euch, still! Verschonet meine Ruhe,
Verschonet meinen Namen! Still, nur still!
Alonzo (zu den Bedienten).
Ein Glas gekühltes Wasser bringt herauf,
Bringt eine Flasche Wein von Syrakus!
(Zu Augantino.) Auf alle Fälle, wackrer Fremdling, nehmt
Euch künftig mehr in Acht und geht so spät
Nicht mehr allein! Wir sind in dieser Gegend
Sehr übel dran; es ist uns ganz nicht möglich,
Das Raubgesind, das liederliche Volk
Von unsern Straßen zu vertreiben. Denken
Auch zwei, drei Nachbarn überein und halten
In ihren Grenzen Ordnung, ja, so schützt
Gleich im Gebirg ein andrer Herr die Schelmen;
Und diese schweifen, wenn sie auch des Tags
Nicht sicher sind, bei Nacht herum und treiben
Solch einen Unfug, daß ein Ehrenmann
In doppelter Gefahr sich findet.
Augantino. Gewiß geborch' ich Euerm guten Rath.
Alonzo. Ich hoff', es soll mit Nächstem besser werden.
Der Prinz von Rocca Bruna hat beschlossen,
Was nur verdächtiges Gesindel sich
In seinen Bergen lagert, zu vertreiben.
Ihr werdet es von ihm erfahren haben;

Denn er ist selbst gekommen, den Befehl
Des Königs und der Nachbarn alte Wünsche
Mit strenger Eil' und Vorsicht zu vollbringen.
Ruganlino. Ich weiß, er denkt mit Ernst an diese Sache.
(Für sich.) Das hatte Basko richtig ausgespürt.
Klaudine. So habt Ihr keinen Streit und nichts vernommen?
Ruganlino. Nicht einen Laut, als jenen Silberton
Der zarten Grillen, die das Feld beleben
Und einem Dichter lieb wie Brüder sind.
Luzinde. Ihr dichtet auch ein Lied?
Ruganlino. Wer dichtet nicht,
Dem diese schöne, reine Sonne scheint,
Der diesen Hauch des Lebens in sich zieht —
(Leise zu Luzinden.) Dem es beschert war, nur ein einzig Mal
In dieses Aug' zu sehen? Draußen stand ich,
Vor Deiner Thüre, draußen vor der Mauer,
Und weinte jammernd in mein Saitenspiel.
Der Thau der Nacht benetzte meine Kleider,
Der hohe Mond schien tröstend zu verweilen;
Da sah mich Amor und erbarmte sich.
Hier bin ich nun, und wenn Du Dich nicht mein
In dieser Nacht erbarmen willst —
Luzinde. Ihr seid
Verwegen dringend. Ihr verkennt mich sehr;
Nun schweigt!
Ruganlino. Ich soll verzweifeln. Mir ist's eins,
Zu leben oder gleich zu sterben, wenn
Du mir ein Zeichen Deiner Gunst versagst.
Klaudine (die indessen mit ihrem Vater gesprochen und wieder herbeitritt).
So gebt uns doch ein Lied, ich bitte sehr,
Ein stilles Lied zur guten Nacht!
Ruganlino. Wie gern!
Das rauschende Vergnügen lieb' ich nicht,
Die rauschende Musik ist mir zuwider.
(Bald gegen Klaudinen, bald gegen Luzinden gekehrt, und sich mit der Zither begleitend.)

Liebliches Kind!
Kannst Du mir sagen,
Sagen, warum
Zärtliche Seelen,
Einsam und stumm,
Immer sich quälen,

Selbſt ſich betriegen,
Und ihr Vergnügen
Immer nur ahnen,
Da wo ſie nicht ſind?
Kannſt Du mir's ſagen,
Liebliches Kind? *)

Alonzo hat während der Arie mit einigen Bedienten im Hintergrunde ernſtlich geſprochen. Man konnte aus ihren Geberden ſehen, daß von Rugantino die Rede war, indem ſie auf ihn deuteten und ihrem Herrn etwas zu bedeuten ſchienen. Gegen das Ende der Arie tritt Alonzo hervor und hört zu; da ſie geendigt iſt, ſpricht er:

Die Frage ſcheint verfänglich; doch es möchte
Sich Ein- und Andres drauf erwidern laſſen.

(Er geht wieder zu den Bedienten und ſpricht mit ihnen an der einen Seite des Theaters, indeß Rugantino und die beiden Frauenzimmer ſich an der andern Seite unterhalten.)

Alonzo (zu den Bedienten). So ſeid Ihr ganz gewiß, daß er es ſei,
Der Rädelsführer jener Vagabunden?
Ja, ja, er kam mir gleich verdächtig vor.
Du kennſt ihn ganz genau, geſtehſt mir nun,
Selbſt unter ihm gedient zu haben? Gut!
Dir ſoll's nicht ſchaden, daß Du es geſtehſt.
Seht ihn noch einmal an, daß Ihr mich nicht
Zu einem falſchen Tritt verleitet! Still!
Ich will die Kinder ſingen machen, daß
Wir ſchicklich noch zuſammenbleiben können.

(Er tritt zu den Andern.)

Wie geht es? Habt Ihr's ausgemacht? Ich dächte,
Ihr gäbt ihm das zurück als kluge Mädchen!

(Die Bedienten beobachten den Rugantino heimlich und genau, und verſichern von Zeit zu Zeit ihrem Herrn, daß ſie der Sache gewiß ſind; indeß ſingen:)

Klaudine und **Luzinde.** **)Ein zärtlich Herz hat viel,
Nur allzu viel zu ſagen;
Allein auf Deine Fragen
Läßt ſich ein Mörtchen ſagen:
„Es fehlt, es fehlt der Mann,
Dem man vertrauen kann."

Rugantino. Um einen Mann zu ſchätzen, muß man ihn
Zu prüfen wiſſen.

Luzinde. Ein Verſuch geht eher
Für einen Mann als für ein Mädchen an.

*) Vgl. Werke, III. 21. **) Aus der zweiten Bearbeitung.

Alonzo (zu den Bedienten).
Ihr bleibt dabei? Nun gut, ich will es wagen;
Denn hab' ich ihn, so sind die Andern bald
Von selbst zerstreut. Du seiner Vogel, kommst
Du mir zuletzt ins Haus? Ich halt' ihn hier,
Geb' ihm ein Zimmer ein, das schon so gut
Als ein Gefängniß ist und doch nicht scheint.
(Laut.) Mein Herr, Ihr bleibt heut Nacht bei uns. Ich lasse
Euch nicht hinweg, Ihr sollt mir sicher ruhen,
Und morgen giebt der Tag Euch das Geleite.

Ruganlino. Ich danke tausendmal. Schlaft, werthe Freunde,
Aufs Ruhigste nach einem frohen Tag!
(Zu Luzinden.) Entschließe Dich! Mir brennt das Herz im Busen;
Und sagst Du mir nicht eine Hoffnung zu,
So bin ich meiner selbst nicht mächtig, bin
Im Falle, toll und wild das Aeußerste zu wagen.

Luzinde (für sich). Er macht mir bang! Ich fühle mich verlegen;
Ich will ihm leider nur schon allzu wohl.

Ruganlino (für sich). Ich muß noch suchen, Alle sie zusammen
Im Saal zu halten; meine Schöne giebt
Zuletzt wol nach. O Glück! O süße Freude!
(Laut.) Ich denke nach, Ihr Schönen, was Ihr sangt.
Ihr habt gewiß die Männer sehr beleidigt;
Ihr glaubt, es gebe keinen treuen Mann;
Allein wie viel Geschichten könnt' ich Euch
Von ewig unbegrenzter Liebe sagen!
Die Erde freut sich einer treuen Seele,
Der Himmel giebt ihr Segen und Gedeihn,
Indeß die schwarzen Geister in der Gruft
Der falschen Brust, der lügenhaften Lippe
Wohl ausgedachte Qualen zubereiten.
Vernehmt mein Lied! Es schwebt die tiefe Nacht
Mit allen ihren Schauern um uns her.
Ich lösche diese Lichter aus; und eines
Ganz ferne hin, daß in der Dunkelheit
Sich mein Gemüth mit allen Schrecken fülle,
Daß mein Gesang den Abscheu meiner Seele
Zugleich mit jenen schwarzen Thaten melde!

(Das Theater ist verdüstert bis auf ein Licht im Hintergrunde. Die Damen setzen sich. Klaudine zunächst an die Scene, Luzinde nach der Mitte des Theaters. Alonzo geht auf und ab und steht meist an der andern Seite des Theaters. Ruganlino steht bald zwischen den Frauenzimmern, bald an Luzindens Seite. Er flüstert ihr zwischen den Strophen geschickt einige Worte

zu; ſie ſcheint verlegen; Klaudine, wie durch die ganze Scene, nachdenklich und abweſend. Alonzo nachdenklich und aufmerkſam. Kein Bedienter iſt auf dem Theater.)

Kuganlino. *) Es war ein Bube frech genung,
War erſt aus Frankreich kommen,
Der hatt' ein armes Mädel jung
Gar oft in Arm genommen,
Und liebgeko'ſ't und liebgeherzt,
Als Bräutigam herumgeſchertzt
Und endlich ſie verlaſſen.

Das braune Mädel das erfuhr,
Verzingen ihr die Sinnen;
Sie lacht' und weint' und bet't' und ſchwur:
So fuhr die Seel' von hinnen.
Die Stund', als ſie verſchieden war,
Wird bang dem Buben, grauſt ſein Haar,
Es treibt ihn fort zu Pferde.

Er gab die Sporen kreuz und quer
Und ritt auf alle Seiten,
Hinüber, herüber, hin und her,
Kann keine Ruh erreiten;
Reit't ſieben Tag und ſieben Nacht,
Es blitzt und donnert, ſtürmt und kracht,
Die Fluthen reißen über.

Und reit't in Blitz und Wetterſchein
Gemäuerwerk entgegen,
Bind't 's Pferd hauß' an und kriecht hinein
Und duckt ſich vor dem Regen.
Und wie er tappt, und wie er fühlt,
Sich unter ihm die Erd' erwühlt;
Er ſtürzt wol hundert Klafter.

Und als er ſich ermannt vom Schlag,
Sieht er drei Lichtlein ſchleichen.
Er rafft ſich auf und krabbelt nach:
Die Lichtlein ferne weichen,
Irrführen ihn die Quer' und Läng',
Trepp' auf, Trepp' ab, durch enge Gäng',
Verfallne wüſte Keller.

*) Vgl. Werke, I. 230 ff.

Auf einmal steht er hoch im Saal,
Sieht sitzen hundert Gäste,
Hohläugig grinsen allzumal
Und winken ihm zum Feste.
Er sieht sein Schätzel untenan
Mit weißen Tüchern angethan;
Die wend't sich —

(Der Gesang wird durch die Ankunft von Alonzo's Bedienten unterbrochen.)

Zwei Bediente Alonzo's. *) Herr, o Herr, es sind zwei Männer
Von Don Pedro's braven Leuten,
Vor der Thüre sind sie hier
Und verlangen sehr nach Dir.

Alonzo. Himmel, was soll das bedeuten!
Führet sie geschwind zu mir!

(Die Lichter werden wieder angezündet und der Saal erhellt.)

Zwei Bediente Pedro's. Ganz verwirrt und ganz verlegen,
Voller Angst und voller Sorgen,
Kommen wir durch Nacht und Nebel,
Hilf und Rettung rufen wir.

Alonzo und Klaudine. Redet, redet!

Rugantino und Lupido. Saget, saget!

(Zu Vier.)

Saget an, was soll das hier?

Pedro's Bediente. Von verwegnem Raubgesindel
Diesen Abend überfallen,
Haben wir uns wol vertheidigt;
Doch vergebens widerstanden
Wir der überlegnen Macht.
Wir vermissen unsern Herren;
Er verlor sich in die Nacht.

Klaudine. Welch ein Unheil! Welche Schmerzen!
Ach, ich kann mich nicht verbergen.
Eilet, Vater, eilet, Leute,
Unserm Freunde beizustehn!

Alonzo. Wo ergriffen Euch die Räuber?

Bediente. Noch im Wald von Villa Bella.

Klaudine. Wo verlort Ihr Euern Herren?

Bediente. Er verfolgte die Verwegnen.

*) Von hier bis zum Schlusse des zweiten Aufzugs gehört Alles der neueren Bearbeitung an.

Luzinde. Habt Ihr ihm denn nicht gerufen?
Bediente. O gewiß, und laut und öfter.
Rugantino. Habt Ihr das Gepäck gerettet?
Bediente. Alles wird verloren sein.
Alonzo (für sich). So sehr mich das bestürzt,
So sehr es mich verdrießt,
So nutz' ich doch,
Gebrauch' ich die Gelegenheit.
Es ist die schönste, höchste Zeit,
Daß ich erst diesen Vogel fange.
Claudine. O, bedenkt Euch nicht so lange!
Alonzo. Liebes Kind, ich geh', ich gehe!
Luzinde. Gilt! Er ist wol in der Nähe.
Rugantino. Laßt mich Euern Zweiten sein!
Alonzo (zu den Bedienten). Alle zusammen! Sattelt die Pferde!
Holet Pistolen! Holet Gewehre!
Eilig versammelt Euch hier in dem Saal!
(Die Bedienten gehen meistens ab.)
Rugantino. Ich bin bewaffnet, hier ist mein Degen!
Hier sind Pistolen, hier wohnt die Ehre!
Meine Geschäftigkeit zeig' ich einmal.
Alonzo (indem er die Terzerolen dem Rugantino abnimmt).
Ach, wozu nützen diese Pistölchen!
Nur Euch zu hindern, schlaudert*) der Degen.
(Zu den Bedienten.)
Bringt ein Paar andre, bringet ein Schwert!
Rugantino. Dankbar und freudig, daß Ihr mich waffnet;
Jegliche Wehre, die Ihr getragen,
Doppelt und dreifach ist sie mir werth.
Alonzo (Luzinden die Terzerolen gebend).
Hebt die Pistolen auf bis an den Morgen.
Nehmet den Degen, gebet, verwahrt ihn!
Rugantino (indem er Luzinden den Degen giebt).
Liebliche Schönen, wenn Ihr entwaffnet,
Laß' ich's geschehen; aber erbarmt Euch
Eures entwaffneten zärtlichen Knechts!

(Luzinde geht mit den Waffen ab; Alonzo und Rugantino treten zurück und sprechen leise mit einander, wie auch mit den Bedienten, die sich nach und nach im Grunde versammeln.)

*) Schlotternd sich hin und her bewegen. (Sanders' Wörterbuch.)

Klaudine (für sich). Voller Angst und auf und nieder
Steigt der Busen; kaum noch halten
Mich die Glieder. Ach, ich sinke!
Meine kranke Seele flieht.

Luzinde (die wieder hereinkommt und zu Klaudinen tritt).
Nein, gewiß, Du siehst ihn wieder;
Ach, ich theile Deine Schmerzen.
(Bei Seite, heimlich nach Rugantino sich umsehend.)
Ach, daß ich ihn gleich verliere!
Wenn ihm nur kein Leids geschieht!

Rugantino (zwischen Beide hineintretend).
Trauet nur! Er kommt Euch wieder!
Ja, wir schaffen den Geliebten.
(Heimlich zu Luzinden.)
Ach, ich bin im Paradiese,
Wenn Dein Auge freundlich sieht.
(Zu Drei, Jedes für sich.)

Klaudine. Ach, schon decken mich die Wogen!
Nein! Wer hilft — wer tröstet mich?

Rugantino Nein, ich hab' mich nicht betrogen;
Ja, sie liebt — sie lebt für mich.

Luzinde. Ach, wie bin ich ihm gewogen!
Ach, wie schön — Wie liebt er mich!

(Indessen haben sich alle Bedienten bewaffnet im Hintergrunde versammelt.)

Alonzo (zu den Bedienten). Seid Ihr zusammen? Seid Ihr bereit?

Bediente. Alle zusammen, Alle bereit.

Alonzo. Horcht den Befehlen, folget sogleich!
(Auf Rugantino deutend.)
Diesen, hier Diesen nehmet gefangen!

Klaudine und **Luzinde.** Himmel, was hör' ich?

Alonzo. Nehmt ihn gefangen!

Rugantino. Ha, welche Schändlichkeit
Wird hier begangen!
Haltet!

Alonzo (zum Chor). Gehorchet mir!

Rugantino. Haltet!

Bediente (zu Alonzo). Gehorchen Dir.
(Zu Rugantino.) Gieb Dich!

Rugantino (zu Alonzo). Verräther, nahmst mir die Waffen!
Sage, was hab' ich mit Dir zu schaffen?
Sage, was soll das?

Alonzo (zu den Bedienten). Greifet ihn an!
Rugantino. Haltet!
(Nach einer Pause.) Ich gebe mich! Es ist gethan.
(Für sich, indeß die Andern alle suspendirt stehen.)
Noch ein Mittel, ich will es fassen!
Sie sollen beben und mich entlassen.
Gefangen? — Nimmer! Ich duld' es nie!
(Pause. Rugantino zieht einen Dolch hervor, faßt Klaudinen bei der Hand und setzt ihr den Dolch auf die Brust.)
(Zu Alonzo.) Entlaß mich, oder ich tödte sie!
Alle (außer Rugantino). Götter!
Rugantino (zu Alonzo). Du siehst Dein Blut
Aus diesem Busen rinnen!
(Zu Drei.)
Alonzo und **Luzinde.** Schreckliche Wuth!
Fürchterliches Beginnen!
Klaudine. Schone mein Blut!
Wirst Du, was wirst Du gewinnen?
Rugantino. Zurück! Zurück!
Alle (außer Rugantino). Götter!
Alonzo. Klaudine. Luzinde. Ach, wer rettet, wer erbarmet
Sich der Noth? Wer steht uns bei?
Rugantino. Du siehst Dein Blut
Aus diesem Busen rinnen!
(Zu Drei.)
Alonzo und **Luzinde.** Schreckliche Wuth!
Fürchterliches Beginnen!
Klaudine. Schone mein Blut!
Wirst Du, was wirst Du gewinnen?
Rugantino. Zurück! Zurück!
Alle (außer Rugantino). Götter!
Ach, wer rettet, wer erbarmet
Sich der Noth? Wer steht uns bei?
Klaudine. Laß ihn, Vater, laß ihn fliehen,
Wär' er auch schuldig, und mache mich frei!
Rugantino. Sprich ein Wort! Mir ist's gelungen.
Laß mich los, und sie ist frei.
Luzinde. Du so grausam? Du nicht edel?
Sei ein Mensch und gieb sie frei!
Alonzo. Ach, wozu bin ich gezwungen!
Nein! — Doch ja, ich laß' ihn frei.

Alle (außer Rugantino). Ach, wer rettet, wer erbarmet
Sich der Noth? Wer steht uns bei?
Rugantino (zu Alonzo). Ja, Du rettest, Du erbarmest
Dich Dein selbst und machst sie frei.
Alonzo. Verwegner!
Ja, gehe!
Entferne Dich eilend,
Ja, fliehe nur fort!
Du hast mich gebunden,
Du hast überwunden,
Da hast Du mein Wort!
Rugantino (noch Klaudinen haltend). Ja, ich traue Deinem Worte
Das Du mir gewiß erfüllst,
Und versprich, daß zu der Pforte
Du mich selbst begleiten willst!
Alonzo. Traue, traue meinem Worte,
Wenn Du auch Dein Wort erfüllst!
Und ich führe Dich zur Pforte,
Wenn Du sie mir lassen willst.
Rugantino. Dies Versprechen, diese Worte
Sind ihr Leben, sind Dein Glück.
(Zu Luzinden.)
Bring sogleich mir meine Waffen,
Bring, o Schöne, sie zurück!
Luzinde. Ach, ich weiß mich kaum zu finden!
Welch ein Unheil! Welches Glück!
Klaudine (zu Alonzo). Ach, ich kehr' zu Deinen Armen
Aus der Hand des Tods zurück.
Alonzo. Meine Liebe, Deine Kühnheit
Ist Dein Vortheil, ist Dein Glück.
Alle. Diese Liebe, diese Kühnheit
Ist sein Vortheil, ist sein Glück.
Rugantino. Diese Liebe, diese Kühnheit
Ist mein Vortheil, ist mein Glück.
Alle. *) Ein grausames Wetter
Hat All' uns umzogen,
Es rollen die Donner,
Es brausen die Wogen;
Wir schweben in Sorge.

*) Bal. Werke. III. 81.

In Noth und Gefahr.
Es treiben die Stürme
Bald hin uns, bald wieder;
Es schwanken die Füße,
Es beben die Glieder;
Es pochen die Herzen,
Es sträubt sich das Haar.

(Indessen hat Lothario die Waffen dem Augustino zurückgegeben. Alonzo begleitet ihn hinaus, die Bedienten folgen, und die Frauenzimmer gehen durch eine Seitenthür ab.)

Dritter Aufzug.

Wohnung der Vagabunden im Gebirge.

Pedro (allein). *) Langsam weichen mir die Sterne,
Langsam naht die Morgenstunde;
Blicke mit dem Rosenmunde
Mich, Aurora, freundlich an!
Wie sehnlich harr' ich auf das Licht des Tages,
Wie sehnlich auf den Boten, der mir Nachricht
Von Villa Bella schleunig bringen soll!
Ich bin bewacht von sonderbaren Leuten;
Sie scheinen wild und roh und gutes Muths.
Den Einen hab' ich leicht bestechen können,
Daß er ein Briefchen der Geliebten bringe.
Nach seiner Rechnung könnt' er wieder hier
Schon eine Viertelstunde sein. Er kommt.

Vagabund tritt herein und giebt Pedro ein Billet.

Pedro. Du hast den Auftrag redlich ausgerichtet;
Ich seh's an diesem Blatt. O liebe Hand,
Die zitternd diesen Namen schrieb! Ich küsse
Dich tausendmal. Was wird sie sagen? Was?
(Er liest.) „Mit Angst und Zittern schreib' ich Dir, Geliebter!
Wie sehr erschreckt mich Deine Wunde! Niemand
Ist in dem Hause; denn mein Vater folgt
Mit allen Leuten Deinen Feinden nach.
Wir Mädchen sind allein. Ach, Alles wagt

*) Sämmtliche Gesänge des dritten Aufzugs gehören der neueren Bearbeitung an.

Die Liebe! Gern möcht' ich mich zu Dir wagen,
Um Dich zu pflegen, zu befrein, Geliebter.
Zerrissen ist mein Herz; es heilet nur
In Deiner Gegenwart. Was soll ich thun?
Es eilt der Bote; keinen Augenblick
Will er verweilen. Lebe wohl! Ich kann
Von diesem Blatt, ich kann von Dir nicht scheiden."
O süßes Herz! Wie dringt ein Morgenstrahl
In diesen öden Winkel der Gebirge!
Sie weiß nun, wo ich bin; ihr Vater kommt
Nun bald zurück, man sendet Leute her;
Ich bleibe ruhig hier und wart' es ab.

(Zum Vagabunden.)

Du stehst, mein Freund, Du wartest — ach, verzeih!
Nimm Deinen Lohn! Vor Freude hab' ich Dich
Und Deinen Dienst vergessen. Hier! Entdecke
Mir, wer Ihr seid, und wer der junge Mann
Am Wege war, der mich verwundete!
Ich lohne gut und kann noch besser lohnen!
Ich höre Leute kommen. Laß uns geben
Und insgeheim ein Wort zusammen sprechen!

(Beide ab.)

Basko mit seinen **Vagabunden**,
welche Mantelsäcke und allerlei Geräcke tragen.

Basko. Herein mit den Sachen,
Herein, nur herein!
Das Alles ist Euer,
Das Alles ist mein.
So haben die Andern
Gar treulich gesorgt;
Wir haben es wieder
Von ihnen geborgt.
Wie sorglich gefaltet,
Wie zierlich gepackt!
Auf unsere Reise
Zusammengepackt.

(Die Vagabunden wollen die Bündel eröffnen; Basko hält sie ab.)

Nein, Freunde, lassen wir es noch zusammen
Und geben uns nicht ab, hier auszukramen!
Wir machen sichrer gleich uns auf den Weg.
Ich kenne zwei, drei Orte, wo wir gut

Und sicher wohnen; dort vertheilen wir
Die Beute, wie es Loos und Glück bestimmt.
Laßt uns noch wenig Augenblicke warten,
Ob Angustino sich nicht zeigen will!
Und kommt er nicht, so könnt Ihr immer gehen;
Ich warte hier auf ihn, er komme nun
Mit einem Weibchen oder nur allein.
Wir müssen ihn nicht lassen; sind wir schon
Nicht immer gleicher Meinung, ist er doch
Ein braver Mann, den wir nicht missen können.

Pedro (der hereintritt). Was seh' ich! Meine Sachen! Welch Geschick!

Basko (für sich). Was will uns der! Beim Himmel, Don Ricardo!
Wie kommt er hier herauf? Das giebt 'nen Handel;
Nur gut, daß wir die Herrn zu Hause sind.

Pedro. Wer Ihr auch seid, so muß ich leider schließen,
Daß Ihr die Männer seid, die mich beraubt.
Ich sehe dies Gepäck; es ist das meine,
Hier diese Bündel, diese Decken hier.

Basko. Es kann wol sein, daß es das Eure war;
Doch jetzt, vergönnt es nur, gehört es uns.

Pedro. Ich will mit Euch nicht rechten, kann mit Euch
Verwundet und allein nicht streiten. Besser
Für mich und Euch, wir finden uns in Güte.

Basko. Sagt Eure Meinung an, ob sie gefällt!

Pedro. Hier sind viel Sachen, die Euch wenig nutzen,
Und die ich auf der Reise nöthig brauche.
Laßt uns das Ganze schätzen, und ich zahle
Euch, wie und wo Ihr wollt, die Summe. — Hier
Reich' ich die Hand, ich gebe Treu' und Wort,
Daß ich, was ich verspreche, pünktlich halte.

Basko. Das läßt sich hören; nur ist hier der Platz
Zu der Verhandlung nicht; Ihr müßt mit uns
Noch eine Meile gehn.

Pedro. Warum denn das?

Basko. Es ist nicht anders, und bequemt Euch nur!

Pedro. Zuvörderst sagt mir an: Es hing am Pferde
Von Leder eine Tasche, die allein
Mir etwas werth ist. Briefe, Dokumente
Führt' ich in ihr, die Ihr nur gradezu
Ins Feuer werfen müßtet. Schafft mir sie!
Ich gebe dreißig Unzen, sie zu haben.

Fiesko (zu den Seinen). Wo ist die Tasche? Gab ich sie nicht Dir
Noch auf dem Wege zu den andern Sachen?
Wo ist sie?

Pedro. Daß sie nicht verloren wäre!

Fiesko. Geht, eilt und sucht! Sie nutzt dem jungen Mann
Und bringt uns dreißig Unzen in den Beutel.

Fiesko tritt auf
mit der Brieftasche, welche er eröffnet hat, und die Papiere ansieht.

Fiesko. Kaum trau' ich meinen Augen. Diese Briefe,
An meinen Bruder lief' ich sie gerichtet.
Es kann nicht fehlen; denn wer nennt sich Pedro
Von Castellvecchio noch als er? Wie kann
Er in der Nähe sein? Ich bin bestürzt.

Pedro (zu Fiesko). Da kommt er eben recht mit meiner Tasche.
Ist Dieser von den Euern?

Fiesko. Ja, der Beste,
Möcht' ich wol sagen, wenn ich selbst nicht wäre.
(laut.) Du fandest glücklich diese Tasche wieder;
Hier diesem jungen Mann gehört sie zu.

Fiesko (zu Pedro). Gehört sie Dir?

Pedro. Du hast in Deinem Blick,
In Deinem Wesen, was mein Herz zu Dir
Eröffnen muß; ja, ich gesteh' es Dir:
Ich bin vom Hause Castellvecchio.

Fiesko. Du?

Pedro. Der zweite Sohn. Doch still, ich sage Dir,
Warum ich mich mit einem fremden Namen
Auf dieser Reise nennen lasse, gern.

Fiesko. Ich will es gern vernehmen. Nimm die Tasche
Und laß mich hier allein!

Pedro. O sage mir,
Wie komm' ich aus den Händen dieser Männer?

Fiesko. Du sollst es bald erfahren. Laß mich nur!

(Pedro ab.)

Fiesko (zu Basko). Das sind die Sachen dieses Fremden?

Basko. Ja.
Sie waren unser, und sie sind nun wieder
Auf leidliche Bedingung sein geworden.

Fiesko. Schon gut! Laß mich allein! Ich rufe Dir
Basko. Hier ist nicht ganz zu zaudern; fort, nur fort!
Ich fürchte sehr, der Fürst von Recca Bruna
Schickt seine Garden aus, noch eh es tagt.

Rugantino. Noch eh es tagt, ſind wir gewiß davon.
(Allein.) Mein Bruder! Welch Geſchick führt ihn hierher
In dieſen Augenblicken, da die Liebe
Mich jede Thorheit, die ich je beging,
Bereuen läßt! Er ſcheint ein edler Mann;
Er wird mich gern erkennen, wird es leicht.
(Nach einigem Schweigen.)
Ihr Zweifel, weg! Laßt meiner Freude Raum,
Daß ich ſie ganz, daß ich ſie recht genieße!
(Gegen die Scene gekehrt.)
Ich rufe Dich, o Fremder, auf ein Wort.

Pedro (der auftritt). Sag an, was Du verlangſt! Ich höre gern.

Rugantino. Mir war vor wenig Zeit ein junger Mann
Gar wohl bekannt; er lebte hier mit uns.
Gewöhnlich nannten wir ihn Rugantino,
Und zwar mit Recht;*) er war ein wilder Menſch,
Allein gewiß aus einem edeln Hauſe.
Und mir vertraut' er — denn wir lebten ſehr
In Einigkeit — er ſei von Caſtelvecchio,
Er ſei der Aelteſte des Hauſes, Karlos
Mit Namen. Sollteſt Du ſein Bruder ſein?

Pedro. O Himmel, welche Nachricht giebſt Du mir!
O, ſchaff ihn her und ſchaffe die Verſchrung,
Daß er es ſei! Du ſollſt den ſchönſten Lohn
Von ſeinem Bruder haben; denn ich bin's.
Wie lange ſuch' ich ihn! Der Vater ſtarb,
Und ich beſitze nun die Güter, die
Ich gern und willig mit ihm theile, wenn
Ich ihn an dieſen Buſen drücken, dann
Zurück zu unſern Freunden bringen mag.
Du ſtehſt in Dich gekehrt? O welch ein Licht
Scheint mir durch dieſe Nacht! O, ſieh mich an!
Wo iſt er? Sage mir, wo iſt er?

Karlos. Hier!
Ich bin's!

Pedro. Iſt's möglich!

Karlos. Die Beweiſe geb'
Ich Dir und die Gewißheit leicht genug.

*) Weil jener Name etwas Wildes, Aufbrauſendes ausdrückt (ruggiare).

Hier ist der Ring, den meine Mutter trug,
Die nur zu früh für ihren Karlos starb;
Hier ist ihr Bild.

Pedro. Ihr Götter, ist's gewiß?

Karlos. Ja, zweifle nur so lang', bis ich den letzten
Von Deinen Zweifeln glücklich beben kann!
Ich habe Dir Geschichten zu erzählen,
Die Niemand weiß als Du und ich; mir bleibt
Noch manches Zeugniß.

Pedro. Laß mich hören!

Karlos. Komm!

(Sie gehen nach dem Grunde und sprechen leise unter lebhaften Geberden.)

Gasko. Was haben Die zusammen? Wie vertraut!
Ich fürchte fast, das nimmt ein böses Ende.
Die Leidenschaft des Thoren zu Luzinden
War schon der lieben Freiheit sehr gefährlich.
Und wie man sonst ein theatralisch Werk
Mit Trauung oder Tod zu enden pflegt,
So, fürcht' ich, unser schwärmend lustig Leben
Wird sich mit einer schalen Ordnung schließen.
Ihr Herrn, was giebt's? Vergeßt Ihr, daß der Tag
Zu grauen schon beginnt, und daß der Fürst
Die Räuber, den Beraubten mit einander,
Die Schwärmer, die Verliebten holen wird?

Karlos. O, theile meine Freude, fürchte nichts!
Dies ist mein Bruder.

Gasko. Hättest ihn schon lang',
Wenn Du ihn suchen wollen, finden können.
Das ist ein rechtes Glück!

Karlos. Du sollst es theilen.

Gasko. Und wie?

Karlos. Ich werfe mich, von ihm geleitet,
Zu meines Königs Füßen; die Vergebung
Versagt er nicht, wenn sie mein Bruder bittet.
Luzinde wird die Meine. Du, mein Freund,
Sollst dann mit mir, wenn es der König fordert,
In seinem Dienste zeigen, was wir sind.

Gasko. Das Zeichen kenn' ich schon und auch den Dienst.
Nein, nein, lebt wohl! Ich scheide nun von Euch.
Sagt an, wie Ihr die Sachen lösen wollt!
Nur kurz! denn hier ist jedes Wort zu viel.

Pedro. Eröffne diesen Mantelsack! Du wirst
Hier an der Seite funfzig Unzen finden.
Scheint dieses Dir genug, daß Du den Rest
Uns frei und ungepfändet lassen magst?

Basko (der indeß den Mantelsack eröffnet und das Geld herausgenommen hat). Ich dächte, Herr, Ihr legtet etwas zu.

Karlos. Ich dächte, Herr, und Ihr begnügtet Euch.

Basko. Gedenkt an Euer Schäfchen! Dieser Mann
Hat es mit mir zu thun.

Pedro (einen Beutel aus der Tasche ziehend). In diesem Beutel
Sind ferner zwanzig Unzen. Ist's genug?

Karlos. Es muß und soll! Es ist, bei Gott, zu viel.

Basko. Nun, nun, es sei! Lebt wohl, Ihr Herrn! Lebt wohl!
Leb wohl, Freund Ruzantino! Dich zu lassen,
Verdrüßt mich sehr — Du bist ein wackrer Mann —
Wenn Dich die Liebe nicht zu ihrem Sklaven
Schnell umgemeistert hätte. Fahre wohl!
Ich geh' mit freien Leuten Freiheit finden.

Karlos. Leb wohl, Du alter Trotzkopf! Denke mein!

(Basko geht mit seinen Vagabunden ab; zu den Uebrigen, die bleiben, spricht)

Karlos. Ihr sollt uns Beiden; wir versprechen Euch
Verzehrung, Sicherheit; an Unterhalt
Soll's auch nicht fehlen. Traget diese Sachen
Und eilet nur auf Villa Bella zu!

Pedro. Ihr Freunde, laßt uns eilen! denn mir selbst
Ist viel daran gelegen, daß uns nicht
Der Fürst von Rocca Bruna fangen lasse.
Geschwind nach Villa Bella! Kommt nur, kommt!

Wald und Dämmerung.

Klaudine. Ich habe Luzinden,
Die Freundin, verloren.
Ach, hat es mir Armen
Das Schicksal geschworen?
Luzinde, wo bist Du?
Luzinde! Luzinde!
Wie still sind die Gründe,
Wie öde, wie bang!
Ach, hat es mir Armen
Das Schicksal geschworen?

Ich ruf um Erbarmen,
Ihr Götter, um Gnade!
Wer zeigt mir die Pfade?
Wer zeigt mir den Gang?

(Sie geht nach dem Grunde.)

Basko (mit den Seinigen).

Ihr kennt das Schloß, wo wir in Sicherheit
Auf eine Weile bleiben können; so
Versprach's der Pachter, und er hält's gewiß.
Tragt diese Sachen hin! Ich gehe nur
Nach einer guten Freundin, die vom Wege
Nicht ferne wohnt, zu sehn. Am frischen Morgen
Hat Amor mir die Leber *) angezündet,
Als er mit seiner Mutter **) aus dem Meere,
Die über jenen Bergen leuchtet, stieg.
Ich folge bald; es wird ein froher Tag.

(Die Vagabunden gehen; er erblickt Klaudinen.)

Was seh' ich dort? Wird mir ein Morgentraum
Vors Aug' geführt? Ein Mädchen ist's gewiß,
Ein schönes, zartes Bildchen. Laßt uns sehen,
Ob es wol greifbar und genießbar ist!
Mein Kind!

Klaudine. Mein Herr! Seid Ihr ein edler Mann,
So zeiget mir den Weg nach einer Wohnung!
Sie kann nicht weit hier im Gebirge liegen.
Es ward ein junger Mann verwundet; er
Ward hier herauf gebracht. Wißt Ihr davon?

Basko. Ich hab' an eignen Sachen gnug zu thun
Und kümmre mich um nichts, was Andre treiben.

Klaudine. Dort seh' ich eine Wohnung; ist's die Eure?

Basko. Die meine nicht; sie steht nicht weit von hier
Um diese Felsen. Kommt! Noch schläft mein Weib;
Sie wird Euch gut empfangen, und ich frage
Bald den Verwund'ten aus, nach dem Ihr bangt.

Da er im Begriff ist, sie wegzuführen, kommen **Karlos** und **Pedro**.

Karlos. Nur diesen Pfad! Er geht ganz grad hinab.

Pedro. Was sieht mein Auge! Götter, ist's Klaudine?

*) Nach der Vorstellung der Alten der Sitz aller Leidenschaften, so auch der Liebe.

**) Venus wird hier zu gleicher Zeit als die Schaumgeborne (Aphrodite) und als Morgenstern gedacht.

Klaudine. Ich bin es, theurer Freund
Pedro. Wie kommst Du her?
O Himmel! Du, hierher!
Klaudine. Die Sorge trieb
Mich aus dem Schlosse, Dich zu suchen. Niemand
War in dem Hause mehr! Der alte Piertner
Allein verwahrt' es; Alle folgten schnell
Dem Vater, der nach Deinen Räubern jagt.
Pedro. Ich fasse mich und meine Freude nicht.
Karlos. Mein werthes Fräulein!
Klaudine. Muß ich Euch erblicken!
Pedro. Daß ich Dich habe!
Klaudine. Daß ich zeigen kann,
Wie ich Dich liebe!
Pedro. Himmel, welch ein Glück!
Klaudine. O geht und sucht! Luzinde kam mit mir;
Ich habe sie verloren.
Karlos. Wie, Luzinde?
Klaudine. Sie irrt in Männertracht nicht weit von hier
Auf diesen Pfaden. Muthig leste sie
Ein Wämmschen an; es ziert ein Federhut,
Es schützt ein Degen sie. O, geht und sucht!
Karlos. Ich fliege fort! Ihr Götter, welch ein Glück!
Pedro. Wir warten hier, daß wir Euch nicht verfehlen.
(Karlos ab.)
Basko (für sich). Ich gehe nach, und fällt sie mir zuerst
In meine starken Hände, soll sie nicht
So leicht entschlüpfen. Eine muß ich haben,
Es gehe, wie es wolle. Nur geschwind! (Ab.)
Klaudine. Ich fürchte für Luzinden! Jener Mann,
Der nach ihr ging, hat unser Haus mit Schrecken
Und Sorgen diese Nacht gefüllt. Wer ist's?
Pedro. Was Dir unglaublich scheinen wird; mich lieh
In ihm das Glück den Bruder Karlos finden.
Klaudine. Es drängt ein Abenteuer sich aufs andre.
Pedro. Der wilden Nacht folgt ein erwünschter Tag.
Klaudine. Und Deine Wunde — Götter, Freud' und Dank!
Ist nicht gefährlich?
Pedro. Nein, Geliebte! Nein!
Und Deine Gegenwart nimmt alle Schmerzen
Mir aus den Gliedern; jede Sorge flieht.
Du bist auf ewig mein.

Klaudine. Es kommt der Tag!
Pedro. An diesem Baum erkenn' ich's; ja, wir sind
Auf Deines Vaters Grund und Boden; hier
Ist von den Garden nichts zu fürchten, die
Der Fürst von Rocca Bruna streifen läßt.
Klaudine. O Himmel, welch Gefühl ergreift mich nun,
Da sich die Nacht von Berg- und Thälern hebt!
Bin ich es selbst? Bin ich hierher gekommen?
Es weicht die Finsterniß; die Binde fällt,
Die mir ums Haupt der kleine Gott geschlungen;
Ich sehe mich, und ich erschrecke nun,
Mich hier zu sehn. Was hab' ich unternommen?
Mich umfängt ein banger Schauer,
Mich umgeben Qual und Trauer;
Welchen Schritt hab' ich gethan!
Pedro. Laß, Geliebte, laß die Trauer!
Dieses Bangen, diese Schauer
Deuten Lieb' und Glück Dir an.
Klaudine. Kann ich vor dem Vater stehen?
Pedro. Laß uns nur zusammengehen!
Beide. Ja, es bricht der Tag heran.
Klaudine. Ach, wo verberg' ich mich
Tief in den Bergen?
Pedro. Hier in dem Busen Dich
Magst Du verbergen.
Klaudine. Ja, Dir, o Grausamer,
Dank' ich die Qual.
Pedro. Ich bin ein Glücklicher
Endlich einmal.
Fasse, fasse Dich, Geliebte,
Ja, bedenke, daß die Liebe
Alle Deine Qualen heilt!
Klaudine. Es ermannt sich die Betrübte,
Höret auf das Wort der Liebe;
Ja, schon fühl' ich mich geheilt.
Beide. Nun geschwind, in diesen Gründen
Unsre Freundin aufzufinden,
Die uns nur zu lang' verweilt.
Sei gegrüßet, neue Sonne,
Sei ein Zeuge dieser Wonne!
Sei ein Zeuge, wie die Liebe
Alle bangen Qualen heilt! (Ab.)

Felsen und Gebüsch.

Luzinde, in Mannskleidern. Voraus Basko.

(Beide mit bloßen Degen.)

Luzinde. Lege, Verräther, nieder die Waffen!
Hier zu den Füßen lege sie mir!

Basko (weichend). Junker, wo anders mach Dir zu schaffen!

(Für sich.)

Liebliches Vögelchen, hab' ich Dich hier?

Luzinde. Wandrern zu drohen wagst Du verwegen;
Doch wie ein Bübchen
Fliehst Du den Streit.

Basko (der sich stellt). Zwischen den Fingern brennt mich der Degen;
Wir sind, o Liebchen,
Noch nicht so weit.

(Sie fechten. Luzinde wird entwaffnet und steht in sich gekehrt und bestürzt da.)

Basko. Sieh, wir wissen Rath zu schaffen,
Haben Muth und haben Glück.

Luzinde. Ohne Freund und ohne Waffen,
Armes Mädchen, welch Geschick!

Basko. Sieh, wir wissen
Rath zu schaffen.
Laß Dich küssen!
Seht den Affen! —
Welch Entsetzen,
Welch ein Blick!

Luzinde. Möcht' ich wissen,
Rath zu schaffen.
Ach, zu missen
Meine Waffen,
Welch Entsetzen,
Welch Geschick!

Karlos (tritt eilig auf). Hab' ich, o Engel, Dich wiedergefunden!
Ich bin ein glücklicher Sterblicher heut.

Luzinde. Seltenes Schicksal! Gefährliche Stunden!
Hat mich vom Wilden der Walde befreit?

Pedro und Klaudine treten auf.

Klaudine. Hast Du sie glücklich hier wiedergefunden?
Alles gelinget den Glücklichen heut.

Pedro. Kaum ist der Bruder mir wiedergefunden,
Ist ihm auch eine Geliebte nicht weit.

(Pantomime, wodurch sie sich unter einander erklären; indessen singt)

Basko. Hat sich das Völkchen zusammengefunden?
Friede mißlingt, es mißlingt mir der Streit.

Klaudine. Pedro. Luzinde. Karlos.
Weilet, o weilet, Ihr seligen Stunden!
Eilet, o eilet, verbindet uns heut!

Basko (mit ihnen bei Seite).
Weilet nicht länger, verdrießliche Stunden!
Eil' ich und eil' ich und trage mich weit!

Die Garden des Fürsten von Rocca Bruna.

Der Anführer. Eilet, Euch umherzustellen!
Hier, hier sind' ich die Gesellen!
Haben wir die Schelmen nun!

Die Garden (indem sie anschlagen). Wage keiner der Gesellen
Hier zur Wehre sich zu stellen!
Schon gefangen seid Ihr nun.

Die übrigen Personen. Hier auf fremdem Grund und Boden
Habt Ihr Herren nichts zu thun.

Der Anführer. Denkt Ihr wieder nur zu flüchten?
Nein, Ihr Frevler, nein, mit Richten!
Denn der Fürst von Rocca Bruna
Und der Herr von Villa Bella,
Beide sind nun einig worden,
Beide Herren wollen so.

Die übrigen Personen. Weh, o weh! Was ist geworden!
Weh, o weh! Wer hilft uns flüchten!
Nimmer werd' ich wieder froh.

(Da sie den Alonzo kommen sehen, treten sie mit bestürzter Geberde nach dem Grunde des Theaters. Die Garden stellen sich an die Seiten, der Anführer tritt hervor.)

Alonzo mit Gefolge, Alle bewaffnet.

Alonzo. Habt Ihr, Freunde, sie gefangen?
Brav, das war ein gutes Stück!

Der Anführer. Sie zusammen hier gefangen;
Wol, es war ein gutes Glück!

Karlos, Luzinde (die den Hut in die Augen drückt) **und Basko** (treten vor Alonzo).
Werther Herr, laßt Euch erweichen!
Laßet, laßet uns davon!

Alonzo. O, von allen Euern Streichen
Kennen wir die Pröbchen schon.

(Diese drei Personen treten zurück, Pedro kommt hervor.)

Pedro. Lieber Vater, darf sich zeigen
Euer Freund und Euer Sohn?

Alonzo (nach einer Pause). Ach, die Freude macht mich schweigen.

(Ihn umarmend.)

Lieber Freund und lieber Sohn!

Karlos, Luzinde, Basko (die eilig nach einander hervorkommen, indeß Klaudine auf einem Felsen im Grunde in Ohnmacht liegt).

Ach, Hilf' und Hilfe!
Sie liegt in Ohnmacht;
Was ist geschehn!

(Sie kehren eilig wieder um.)

Pedro. Ach, helfet, helfet!
Sie liegt in Ohnmacht;
Was ist geschehn!

(Er eilt nach dem Grunde.)

Alonzo. Wem ist zu helfen?
Wer liegt in Ohnmacht?
Was muß ich sehn?

(Indessen hat sich Klaudine erholt; sie wird langsam hervorgeführt.)

Klaudine. Ja, Du siehst, Du siehst Klaudinen!
Willst Du noch Dein Kind erkennen,
Das sich hier verloren giebt?

Alonzo. Kind, erheitre Deine Mienen!
Laß Dich meine Liebe nennen!
Sage, sage, was es giebt!

Luzinde (die sich entdeckt). Ja, ich muß mich schuldig nennen;
Ich bestärkte selbst Klaudinen,
Den zu suchen, den sie liebt.

Pedro. Ja, ich darf mich glücklich nennen!
Kann ich, kann ich es verdienen?
Du verzeihst uns, wie sie liebt.

Karlos. Laß, o Herr, mich auch erkühnen,
Karlos mich vor Dir zu nennen,
Der Luzinden heftig liebt.

Basko (für sich). Könnt' ich irgend mir verdienen,
Von dem Volke mich zu trennen,
Das mir lange Weile giebt!

(Die ganze Entwickelung, welche die Poesie nur kurz andeuten darf und die Musik weiter ausführt, wird durch das Spiel der Akteurs erst lebendig. Alonzo's Erstaunen, und wie er nach und nach, von den Umständen unter-

richtet, sich fast, erst von Bewunderung zu Bewunderung, endlich zur Ruhe übergeht, die Zärtlichkeit Pedro's und Klaudinens, die lebhaftere Leidenschaft Karlos' und Lucindens, welche sich nicht mehr zurückhält, die Geberden Pedro's, der seinen Bruder dem Alonzo vorstellt, der Verdruß Basko's, nicht von der Stelle zu dürfen: Alles werden die Schauspieler lebhaft, angemessen und übereinstimmend ausdrücken und durch eine kadirte Pantomime den musikalischen Vortrag beleben.)

Alonzo (zu den Gardisten). Diese Gefangenen
Geben sich willig.
Es ist ein Irrthum
Heute geschehn.
Dies ist mein Boden;
Alle sie führ' ich
Eilig nach Hause.
Grüßet den Fürsten!
Ich wart' ihm auf.

(Die Garden entfernen sich.)

Alle. Welch ein Glück und welche Wonne!
Nach den Stürmen bringt die Sonne
Uns den schönsten Tag heran,
Und es tragen Freud' und Wonne
Unsre Seelen himmelan.

Lila.

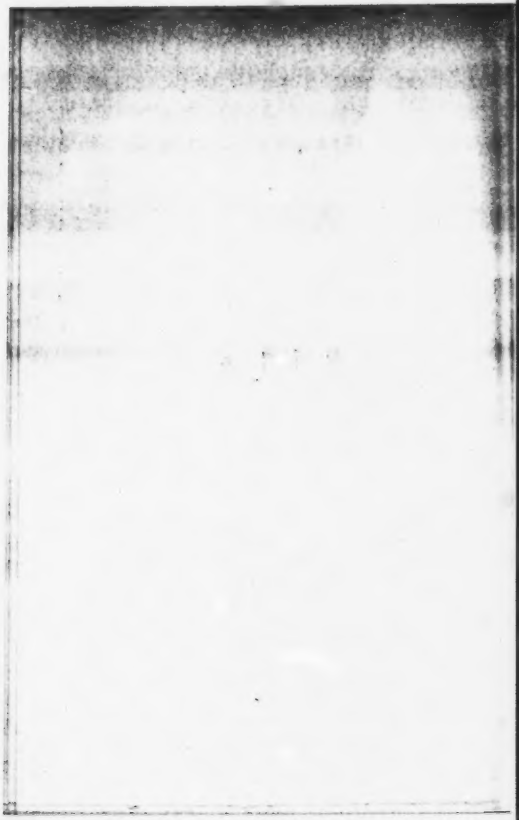

Vorbemerkung des Herausgebers.

„Lila" ist der größten Wahrscheinlichkeit nach im Dezember 1776 und in den ersten Tagen des folgenden Jahres gedichtet worden. Von einem Ausfluge nach Leipzig, den Goethe mit dem Herzoge auf einige Wochen unternahm, schreibt Jener, nach einer ermüdenden nächtlichen Reise dort angekommen, am Abende des 3. Dezember an Frau von Stein: „Heut hab' ich in der Schwachheit meiner Sinne den ersten Akt verfertigt. Addio, Beste! Grüßen Sie den Freund Oger!" Schöll bezieht vermuthungsweise den „ersten Akt" auf „Lila" und erklärt den „Oger" als eine Rolle, die schon in der ältesten Gestalt des Stückes vorkam und wahrscheinlich von dem Oberforstmeister von Stein gespielt werden sollte. Düntzer (N. Goethe-Stud., S. 62) nimmt dies unbedingt an, indem er dann auch dem Brief an Frau v. Stein vom 4. Jan. 1777, in welchem von der Sendung eines „Stückes" die Rede ist, dieselbe Beziehung unterlegt. Unsicher bleibt allerdings, ob dort unter „Stück" das vollendete Drama, wie Düntzer meint, oder, nach Schöll's Ansicht, möglicherweise ein Theil desselben zu verstehen sei. Lange indessen kann Goethe mit der Vollendung nicht mehr gezögert haben; denn die erste Aufführung, welcher natürlich einige Proben vorangingen (Riemer's Mittheilungen, II. 40), fand bereits am Geburtstage der Herzogin Luise, am 30. Januar, statt. Damit stimmt denn auch der bereits in der Vorbemerkung zu „Proserpina" erwähnte Brief an Oeser vom 7. Januar 1777, in welchem Goethe denselben um einen

Vorhang zum Walde erſucht für ein neues Stück, das zum Geburtstage der Herzogin gegeben werden ſollte.

Der ſpezielle Zweck, für den das Drama geſchrieben wurde, macht es wahrſcheinlich, daß es auch Beziehungen enthalten dürfte, die an die Verhältniſſe des Weimarer Hofes anknüpfen, und um ſo mehr, als bekanntlich in jener Zeit das eheliche Leben des jungen herzoglichen Paares nicht ohne Trübungen verfloß. Wie Goethe durch ſeinen perſönlichen Einfluß jederzeit bemüht war, hiebei Alles zum Beſten zu lenken, ſo konnte er auch wol einmal daran denken, durch eine dichteriſche Darſtellung in gleichem Sinne zu wirken, und ſo iſt denn der Grundgedanke des Ganzen, die Heilung eines kranken Gemüths durch eine zweckmäßige Benutzung der Verirrungen deſſelben, ohne Zweifel ſchon in der erſten Bearbeitung ausgeführt geweſen. In einem Punkte indeſſen, auf den ſchon Düntzer mit Recht aufmerkſam macht, unterſcheidet ſich dieſelbe weſentlich von der ſpäter aus Goethe's Werken bekannt gewordenen: in zarter Berückſichtigung der Verhältniſſe wird nicht Lila als gemüthskrank vorgeführt, ſondern ihr Gemahl, und Lila ſelbſt iſt es beſonders, die dieſe Heilung bewirkt.

Dieſe Anordnung des Stoffes iſt ohne Zweifel auch noch in der erſten Umarbeitung des Stückes beibehalten, mit der ſich Goethe zum Theil im Februar 1778 beſchäftigte; wir wiſſen wenigſtens, daß er am 15. Februar den erſten Akt deſſelben in ſeiner neuen Faſſung diktirte (Riemer, II. 57), wenn es auch unſicher iſt, ob dieſe Umarbeitung fortgeſetzt wurde. Eine vollſtändige Umwandlung aber erfuhr das Ganze, als Goethe in Italien die noch fehlenden Bände der erſten Ausgabe ſeiner Werke redigirte. In einem Briefe aus Rom vom 1. Februar 1788 ſagt er unter Anderm

auch von „Lila", das Stück werde so um- und ausgearbeitet, daß man es nicht mehr kennen solle.

Die ersten Veröffentlichungen aus „Lila" geschahen 1778: zuerst im Gothaer Theater-Kalender auf dieses Jahr mit dem Gedicht: „Feiger Gedanken bängliches Schwanken ꝛc." (Werke, III. 55); außerdem brachte die Berliner Vierteljahresschrift „Olla Potrida" in demselben Jahre (II. S. 205—211) die „Gesänge aus Lilla, einem Schauspiel von Goethe, aufgeführt auf dem Privattheater zu Weimar 1777", nach dieser 1779 der 3. Himburg'sche Nachdruck.

Den Gesängen voran geht in der „Olla Potrida" die kurze Widmung an die Herzogin Luise, die von uns bereits in der Sammlung der Gedichte (III. 322) mitgetheilt ist. Der erste Aufzug muß in der älteren Fassung ebensowenig wie in der neueren Lieder enthalten haben; denn wir werden dort sogleich in den zweiten versetzt. Dieser hat vier Gesänge, von denen die beiden ersten auch in die spätere Bearbeitung aufgenommen, die beiden letzten indessen fortgelassen sind. Sie sind der Fee Almaide in den Mund gelegt, unter welcher Düntzer mit Recht „Lila" vermuthet, und lauten:

3. Wer bist Du, seltner Mann,
Dem wirthliches Beginnen
Nichts abgewinnen kann?
Du wanderst alleine.
Beschränkt ist Dein Glück,
Enthältst Dich vom Weine
Und fliehst der Wirthin Blick.

4. Entehrst mein Gebot!
Und soll Dir vergeben?
Geh, ende Dein Leben
In streitender Noth!
Und wenn in Ungewittern
Dein Herz vergebens fleht,
Dann fühle mit Zittern
Das Glück, das Du verschmäht!

In den folgenden Aufzügen kommt wenigstens in den Gesängen Almaide nicht mehr vor, und es scheint die weitere Heilung des Seelenkranken der Fee Sonna überlassen zu werden. Daher fällt ihr gleich am Anfange des dritten Aktes der Gesang „Feige Gedanken ꝛc." zu, den in der späteren Bearbeitung der Arzt Verazio hat. Auch das Lied des Grafen Friedrich „Auf aus der Ruh", das jetzt im vierten Aufzuge steht (Werke, III. 82), wird von ihr begonnen. Außerdem fehlt in der neuen Bearbeitung das Chorlied, welches in der älteren den Schluß des dritten Aktes bildet:

Nichts müss' Dich schrecken,
Alles erweden
Zu mächtigen Thaten
Den sinkenden Muth!
Dir wird's gerathen,
Sieg wirst Du prangen,
Glücklich erlangen
Dir die Geliebte,
Das göttliche Gut.

Daß „Lila" in der ersten und wol auch in der zweiten Bearbeitung öfters aufgeführt wurde, geht aus verschiedenen Nachrichten hervor (Olla Potrida, II. 177, und Riemer, II. 40); dagegen ist nichts von einer Aufführung der letzten, 1790 in den gesammelten Werken erschienenen Bearbeitung bekannt geworden. Und doch hätte das Stück gerade für Weimar noch ein besonderes Interesse gehabt; denn abgesehen davon, daß bei einigen der Hauptpersonen, wie bei dem Grafen Altenstein und dem Baron Sternthal, Goethe offenbar an den Oberstallmeister von Stein und den Herzog gedacht hat, so sind lokale und persönliche Beziehungen an einzelnen Stellen noch jetzt für uns erkennbar — um wie viel mehr mußten sie es für die Zeitgenossen und Mitlebenden sein!

Lila.

Personen.

Agirende.

Baron Sternthal.
Graf Altenstein.
Sophie, } Lila's Schwestern.
Luzie, }

Agirende und Singende.

Lila, Baron Sternthal's Gemahlin.
Marianne, dessen Schwester.
Graf Friedrich, Graf Altenstein's Sohn.
Berazio, ein Arzt.

Singende.

Chor der Feen.
Chor der Spinnerinnen.
Chor der Gefangnen.

Tanzende.

Der Oger.
Der Dämon.
Feen.
Spinnerinnen.
Gefangene.

Der Schauplatz ist auf Baron Sternthal's Landgute.

Erster Aufzug.

Saal.

Eine Gesellschaft junger Leute beiderlei Geschlechts, in Hauskleidern, ergetzen sich in einem Tanze; es scheint, sie wiederholen ein bekanntes Ballet.

Graf Friedrich tritt zu ihnen.

Friedrich. Phui doch, Ihr Kinder! Still! Ist's erlaubt, daß Ihr so einen*) Lärmen macht? Die ganze Familie ist traurig, und Ihr tanzt und springt!

Luzie. Als wenn's eine Sünde wäre! Das Unglück unsrer Schwester geht uns nah genug zu Herzen; sollte uns drum die alte Lust nicht wieder einmal in die Füße kommen, da wir so gewohnt sind, immer zu tanzen? In unserm Hause war ja nichts als Gesang, Fest und Freude, und wenn man jung ist —

Sophie. O, wir sind auch betrübt, wir sieben's uns nur nicht so zu Gemüthe. Und wenn es uns auch nicht ums Herz wäre, wir sollten doch tanzen und springen, daß wir die Andern nur ein Bischen lustig machten.

Friedrich. Ihr habt Eure Schwester lange nicht gesehen?

Luzie. Wir dürfen ja nicht. Man verbietet uns, in den Theil des Parks zu kommen, wo sie sich aufhält.

Sophie. Sie ist mir ein einzig Mal begegnet, und ich habe mich der Thränen nicht enthalten können. Sie schien mit sich selbst in Zweifel zu sein, ob ich auch ihre Schwester sei. Und da sie mich lange betrachtet hatte, bald ernsthaft und bald wieder freundlich geworden war, verließ sie mich mit einer Art von Widerwillen, der mich ganz aus der Fassung brachte.

Friedrich. Das ist eben das Gefährlichste ihrer Krankheit. Das Gleiche ist mir mit ihr begegnet. Seitdem ihr die Phantasien den Kopf verrückt haben, traut sie Niemandem, hält alle ihre Freunde und Liebsten, sogar ihren Mann, für Schattenbilder und von den Geistern untergeschobene Gestalten. Und wie will man sie von dem Wahren überzeugen, da ihr das Wahre als Gespenst verdächtig ist?

Sophie. Alle Kuren haben auch nicht anschlagen wollen.

---

*) An einer andern Stelle in „Dichtung und Wahrheit", 13. Buch, sagt Goethe: „In den Lärmen des Tageslichts hervorgezogen." Aehnlich braucht er die Form „den Schmerzen" als Akkusativ (Werke, III. 179, Z. 4).

Luzie. Und es kommt alle Tage ein neuer Zahnbrecher, der unsere Hoffnungen und Wünsche mißbraucht.

Friedrich. Was das betrifft, da seid ohne Sorgen! Wir werden keinem mehr Gehör geben.

Sophie. Das ist schon gut. Heute ist doch wieder ein neuer gekommen, und wenn Ihr gleich die andern von der vorigen Woche mit ihren Pferdearzneien fortgeschickt habt, so wird Euch doch Der vielleicht mit seiner Subtilität dran kriegen. Denn witzig sieht mir der alte Fuchs aus.

Friedrich. Aha! Gefällt er Euch? Nicht wahr, ob Ihr gleich so ruschlich seid, daß Ihr auf nichts in der Welt Acht gebt, so spürt Ihr doch, daß das eine andre Art von Krebsen ist als die Quacksalber bisher?

Luzie. Es ist ein Arzt, und darum hab' ich schon eine Aversion vor ihm. Gut ist er im Grunde und pfiffig dazu. Da wir ihn um Arznei plagten und er wol sah, daß uns nichts fehlte, gab er doch Jeder eine Dose wohlriechender und wohlschmeckender Schälereien.

Sophie. Und mir dazu einen guten Rath. Mich hat er besonders in Affektion genommen.

Friedrich. Was für einen?

Sophie. Und einen guten Wunsch dazu.

Luzie. Was war's?

Sophie. Ich werde Beides für mich behalten.

(Sie geht zu der übrigen Gesellschaft, die sich in den Grund des Saals zurückgezogen hat und sich nach und nach verliert.)

Luzie (die ihr nachgeht). Sage doch!

Marianne tritt auf.

Friedrich (der ihr entgegengeht). Liebste Marianne, Sie nehmen keinen Antheil an dem Leichtsinne dieser unbekümmerten Geschöpfe.

Marianne. Glauben Sie, Graf, daß mein Gemüth einen Augenblick heiter und ohne Sorgen sein könnte? Ich habe diese ganze Zeit her mein Klavier nicht angerührt, keinen Ton gesungen. Wie schwer wird es mir, den heftigen Charakter meines Bruders zu besänftigen, der das Schicksal seiner Gattin kaum erträgt!

Friedrich. Ach, daß an diese geliebte Person die Schicksale so vieler Menschen geknüpft sind! Auch unsers, theuerste Marianne, hängt an dem ihren. Sie wollen Ihren Bruder nicht verlassen; Ihr Bruder kann und will Sie nicht entbehren, so lang' seine Gemahlin in dem betrübten Zustande bleibt; und ich indessen muß meine treue, heftige Leidenschaft in mich verschließen! Ich bin recht unglücklich.

Marianne. Der neue Arzt giebt uns die beste Hoffnung. Könnt' er auch unser Uebel heilen! Bester Graf, wie freudig wollt' ich sein!

Friedrich. Gewiß, Marianne?

Marianne. Gewiß! Gewiß!

Doktor Derazio tritt auf.

Friedrich. Theuerster Mann, was für Aussichten, was für Hoffnungen bringen Sie uns?

Derazio. Es sieht nicht gut aus. Der Baron will von keiner Kur ein Wort hören.

Friedrich. Sie müssen Sich nicht abweisen lassen.

Derazio. Wir wollen Alles versuchen.

Friedrich. Ach, Sie heilen gar viele Schmerzen auf einmal.

Derazio. Ich habe so etwas gemerkt. Nun, wir wollen sehen! — Hier kommt der Baron.

Baron Sternthal tritt auf.

Derazio. Wenn Ihnen meine Gegenwart wie meine Kunst zuwider ist, so vertreiben Sie, daß Sie mich noch hier finden! In wenig Zeit muß Graf Altenstein hier eintreffen, der mich wieder zurückbringen wird, wenn er leider sieht, daß seine Empfehlung nicht Eingang gefunden hat.

Baron. Verzeihen Sie, und der Graf wird mir auch verzeihen. Es ist nicht Undankbarkeit gegen seine Fürsorge, nicht Mißtrauen in Ihre Kunst; es ist Mißtrauen in mein Schicksal. Nach so viel fehlgeschlagnen Versuchen, die Gesundheit ihrer Seele wiederherzustellen, muß ich glauben, daß ich auf die Probe gestellt werden soll, wie lieb ich sie habe, ob ich wol aushalte, ihr Elend zu theilen, da ich mir so viel Glück mit ihr versprach. Ich will auch nicht widerspenstig sein und in Geduld vom Himmel erwarten, was mir Menschen nicht geben sollen.

Derazio. Ich ehre diese Gesinnungen, gnädiger Herr. Nur sind' ich hart, daß Sie mir sogar die näheren Umstände ihrer Krankheit verbergen, mir nicht erlauben wollen, sie zu sehen, und mir dadurch den Weg abschneiden, theils meine Erfahrungen zu erweitern, theils etwas Bestimmtes über die Hilfe zu sagen, die man ihr leisten könnte.

Sophie (zu den Andern). Und er möchte auch wieder mit unserer armen Schwester Haut seine Erfahrungen erweitern. Es ist Einer wie der Andere.

Lisi. O ja, wenn sie nur was zu seziren, klysticren, elektrisiren haben, sind sie bei der Hand, um nur zu sehen, was

Eins für ein Gesicht dazu schneid't, und zu versichern, daß sie sich wie im Spiegel vorausgesehen hätten.

Baron (der bisher mit Friedrich und Derazio gesprochen). Sie plagen mich!

Derazio. Jeder, der in sich fühlt, daß er etwas Gutes wirken kann, muß ein Plaggeist sein. Er muß nicht warten, bis man ihn ruft; er muß nicht achten, wenn man ihn fortschickt; er muß sein, was Homer an den Helden preist, er muß sein wie eine Fliege,*) die, verscheucht, den Menschen immer wieder von einer andern Seite anfällt.

Sophie. Ehrlich ist er wenigstens; er beschreibt den Marktschreier deutlich genug.

Derazio. Lassen Sie's nur gut sein, Fräulein! Sie fallen mir doch noch in die Hände.

Sophie. Er hat Ohren wie ein Zaubrer.

Derazio. Denn, wie ich an Ihren Augen sehe —

Sophie. Kommt, wir haben hier nichts zu thun — Adieu!

Alle. Adieu! Adieu!

Sophie. Er ist wol gar ein Physiognomist?**) (Ab.)

Friedrich. Höre doch wenigstens, Vetter!

Baron. Ja, so ist mir's schon mehr gegangen. Man läßt sich nach und nach einnehmen, und unsere Hoffnungen und Wünsche sind von so kindischer Natur, daß ihnen Mögliches und Unmögliches Beides von einer Art zu sein scheint.

Derazio. In was für Hände Sie auch gefallen sind!

Baron. Das sagt der Folgende immer vom Vorhergehenden. Und es ist erstaunlich, wenn unsere Einbildungskraft einmal auf etwas heftig gespannt ist, was man stufenweise zu thun fähig wird. Mir schaudert's, wenn ich an die Kuren denke, die man mit ihr gebraucht hat, und ich zittre, zu was für weitern Grausamkeiten gegen sie man mich verleiten wollte und fast verleitet hätte. Nein, ihre Liebe zu mir hat ihr den Verstand geraubt; die meinige soll ihr wenigstens ein leidlich Leben erhalten.

Derazio. Ich nehme herzlichen Antheil an Ihrem Kummer. Ich stelle mir das Schreckliche der Lage vor, da Sie, kaum der

*) Mit Beziehung auf Ilias XVII, 569—572. Athene flößt an dieser Stelle dem Menelaos den kecken Muth der Fliege (μυίης θαρσος) ein, die, auch wenn sie verscheucht wird, immer wieder die Haut des Menschen zu stechen bestrebt ist.

**) Es ist daran zu denken, daß Lavater's Hauptwerk, „die physiognomischen Fragmente," an denen auch Goethe betheiligt gewesen, erst kurz vor diesem Stücke (1775) erschienen war.

Gefahr des Todes entronnen, Ihre Gattin in solchem Elend vor Sich sehen mußten!

Friedrich. Da kommt mein Vater.

Graf Altenstein. Die Vorigen.

Graf Altenstein. Vetter, guten Morgen! Guten Morgen, Doktor! Was haben Sie Gut's ausgerichtet? Hab' ich Dir da nicht einen tüchtigen Mann herüberaschickt?

Baron. Es ist recht brav, daß Sie kommen. Ich danke Ihnen für die Bekanntschaft, die Sie mir verschafft haben. Wir sind in der kurzen Zeit recht gute Freunde worden, nur einig sind wir noch nicht.

Graf Altenstein. Warum? Hast Du kein Vertrauen zu meinem Doktor?

Baron. Das beste — wie zu Ihrem guten Willen; nur —

Graf Altenstein. Wenn Du ihn hättest reden hören, ehegestern Abend, wie er mir Alles erzählte, Alles erklärte — es war mir so begreiflich, so deutlich, ich meinte, ich wollte nun selbst kuriren, so schön hing Alles zusammen. Wenn ich's nur behalten hätte!

Friedrich. Es geht Ihnen, Papa, wie mir und Andern in der Predigt —

Graf Altenstein. Wo ist Deine Frau?

Baron. An der hintern Seite des Parks hält sie sich noch immer auf, schläft des Tags in der Hütte, die wir ihr zurechtgemacht haben, vermeidet alle Menschen und wandelt des Nachts in ihren Phantasien herum. Manchmal versteck' ich mich, sie zu belauschen, und ich versichere Ihnen, es gehört viel dazu, um nicht rasend zu werden. Wenn ich sie herumgehen sehe mit losem Haar — im Mondschein einen Kreis abgehen — Mit halb unsicherm Tritt schleicht sie auf und ab, neigt sich bald vor den Sternen, kniet bald auf den Rasen, umfaßt einen Baum, verliert sich in den Sträuchen wie ein Geist! — Ha! —

Graf Altenstein. Ruhig, Vetter, ruhig! Statt wild zu sein, solltest Du die Vorschläge des Doktors anhören.

Derojo. Lassen Sie's, gnädiger Herr! Ich bin fast, seit ich hier bin, der Meinung des Herrn Barons geworden, daß man ganz von Kuren abgehen oder wenigstens sehr behutsam damit sein müsse. Wie lang' ist's her, daß die gnädige Frau in dem Zustande ist?

Graf Altenstein. Laßt sehen! Auf den Dienstag zehn Wochen. Es war just Pferdemarkt in der Stadt gewesen, und Abends,

wie ich nach Hause ritt, sprach ich hier ein. Da war der verfluchte Brief angekommen, der die Nachricht von Deinem Tode brachte. Sie lag ohnmächtig nieder, und das ganze Haus war wie toll. — Höre, ich muß einen Augenblick in den Stall. Wie geht's Deinem Schimmel?

Baron. Ich werde ihn weggeben müssen, lieber Onkel.

Graf Altenstein. Schade für 's Pferd, wahrlich Schade! (ab.)

Derazio. Woher kam denn das falsche Gerücht? Wer beging die entsetzliche Unvorsichtigkeit, so etwas zu schreiben?

Baron. Da giebt's solche politische alte Weiber,*) die weitläufige Korrespondenzen haben und immer etwas Neues brauchen, woher es auch komme, daß das Porto doch nicht ganz vergeblich ausgegeben wird. In der Welt ist im Grunde des Guten so viel als des Bösen; weil aber Niemand leicht was Gutes erdenkt, dagegen Jedermann sich einen großen Spaß macht, was Böses zu erfinden und zu glauben, so giebt's der favorablen Neuigkeiten so viel. Und so Einer —

Friedrich. Nun, sei'n Sie nicht böse! Es war ein guter Freund —

Baron. Den der Teufel hole! Was ging's ihn an, ob ich todt oder lebendig war? Blessirt war ich, das wußte Jedermann und meine Frau und Ihr Alle. Wenn er ein guter Freund war, warum mußte er der Erste sein, der meine Wunde tödtlich glaubte?

Friedrich. In der Entfernung —

Derazio (zu Friedrich). Sie waren gegenwärtig?

Friedrich. Ich hatte ihr schon einige Monate Gesellschaft geleistet. Sie war bei der Abwesenheit ihres Mannes immer in Sorgen. Ihre Zärtlichkeit stellte sich die Gefahren doppelt lebhaft vor. Wir thaten, was wir konnten; die Mädchen unserer beiden und der benachbarten Häuser waren immer um sie; man ließ sie wenig allein und vermochte doch nichts über ihren Trübsinn.

Baron. Ich hab' es nie an ihr leiden können. Sie war immer mit ihren Gedanken zu wenig an der Erde.

Friedrich. Wir tanzten um sie herum, sangen, sprangen —

Baron. Und verliebtet Euch unter einander, wie ich jetzt spüre, da ich nach Hause komme.

Derazio. Nun, das gehört auch zur Sache.

Friedrich. Wir sind's geständig. Alles schien ihre Traurigkeit zu vermehren. Zuletzt kam die Nachricht, Ihr wäret blessirt.

*) Man bezieht die Stelle wol mit Recht auf die vielfältigen Verleumdungen, die über das Leben Goethe's und des Herzogs zu jener Zeit ausgesprengt wurden und als deren Haupturheber Graf Görz galt. Man vergl. auch unsere Biographie, S. CVI—CVII.

Da war nun gar kein Auskommen mehr mit ihr; den ganzen Tag ging's auf und ab; bald wollte sie reisen, bald bleiben. Mit jeder Post mußte man einen Brief wegschaffen; mit jeder Post wurde einer erwartet, wenn man ihr gleich die Unmöglichkeit vorstellte. Sie fing an, uns zu mißtrauen, glaubte, wir hätten schlimmere Nachrichten, wollten's ihr verhehlen, und das ging an Einem fort.

Derazio. Haben Sie damals nichts an ihr verspürt?

Friedrich. Wenn ich sagen soll, so glaube ich, daß ihr Wahnsinn schon damals seinen Anfang genommen hat; aber wer unterscheidet ihn von der tiefen Melancholie, in der sie begraben war? Denn nach dem Schrecken, den der unglückliche Brief machte, da sie einige Tage wie in einem hitzigen Fieber lag, schien sie wenig verändert; nur war fast gar nichts aus ihr zu bringen; ihre Blicke wurden scheu und unsicher; sie schien Jedermann, den sie sah, zu fürchten oder nicht zu bemerken. Sie verlangte Trauerkleider, und wenn wir sie mit der Ungewißheit trösten wollten, nahm sie sich's gar nicht an, bemächtigte sich Alles, was sie an uns von schwarzem Taffet und Bändern kriegen konnte, und behing sich damit.

Baron. Macht mir den Kopf nicht warm mit Eurer Erzählung! Genug, so ist's, Herr Doktor! Sie wollte mich nicht wiedererkennen, sie floh mich wie ein Gespenst, alle Hilfe war vergebens. Und ich werde mir ewig Vorwürfe machen, daß ich sie auch nur auf kurze Zeit der unmenschlichen Behandlung eines Marktschreiers überließ, der sich bei mir anzustreichen gewußt hatte. (Er rennt zurück.)

Friedrich. Es ist wahr, sie geriet darüber in Wuth, flüchtete in den Wald und versteckte sich daselbst. Man machte vergebens gütliche Versuche, sie herauszubringen, und der Baron besteht darauf, er leide keine Gewalt mehr gegen sie. Man hat ihr heimlich eine Hütte zurechtgemacht, worin sie sich bei Tage verbirgt, und wohin ihr ein Kammermädchen, das einige Geschöpf, dem sie traut, wenige einfache Speisen heimlich schaffen darf. So leben wir in trauriger Hoffnung einen Tag nach dem andern hin. Unsere Familie, die in einem ewigen freudigen Leben von Tanz, Gesang, Festen und Ergetzungen schwebte, streicht an einander weg wie Gespenster, und es wäre kein Wunder, wenn man selbst den Verstand verlöre.

Derazio. Aus Allem, was Sie mir sagen, kann ich noch Hoffnung schöpfen.

Graf Altenstein kommt und tritt mit dem Baron zu ihnen.

Graf Altenstein. Hören Sie, Doktor! Man erzählt mir unten wunderbare Sachen! Was sagen Sie dazu? Lila hat ihrem

Kammermädchen, der Einzigen, zu der ihr Vertrauen auch bei ihrem Wahnsinn geblieben ist, unter dem Siegel der größten Verschwiegenheit versichert, daß sie wol wisse, woran sie sei: Es sei ihr offenbaret worden, ihr Sternthal sei nicht todt, sondern werde nur von feindseligen Geistern gefangen gehalten, die auch ihr nach der Freiheit strebten, deswegen sie unerkannt und heimlich herumwandern müsse, bis sie Gelegenheit und Mittel fände, ihn zu befreien.

Baron. Desto schlimmer. Sie hat Netten noch eine weitläufige Geschichte von Zauberern, Feen, Ogern und Dämonen erzählt, und was sie Alles auszustehen habe, bis sie mich wiedererlangen könne.

Derazio. Ist die Nette weit?

Graf Altenklein. Sie ist hier im Hause.

Derazio. Dies bestätigt in mir einen Gedanken, den ich schon lang' in mir herumwerfe. Wollen Sie einen Vorschlag anhören? —

Baron. Anhören wol.

Derazio. Es ist hier nicht von Kuren noch von Quacksalbereien die Rede. Wenn wir Phantasie durch Phantasie kuriren könnten, so hätten wir ein Meisterstück gemacht.

Baron. Wodurch wir sie aus dem Wahnsinn in Raserei werfen könnten.

Graf Altenklein. So laß ihn doch ausreden!

Derazio. Sind nicht Musik, Tanz und Vergnügen das Element, worin Ihre Familie bisher gelebt hat? Glauben Sie denn, daß die todte Stille, in der Sie versunken sind, Ihnen und der kranken Portheil bringe? Zerstreuung ist wie eine goldne Wolke, die den Menschen, wär' es auch nur auf kurze Zeit, seinem Elend entrückt; und Sie Alle, wenn Sie die gewohnten Freuden wieder genießen, werden sein wie Menschen, die in einer vaterländischen Luft sich von Mühseligkeit und Krankheit auf einmal wieder erholen.

Baron. Und wir sollten eine Weile Thorheiten treiben, indessen Die elend ist, um derentwillen wir uns sonst nur zu vergnügen schienen?

Derazio. Eben von diesem Vorwurf will ich Sie befreien. Lassen Sie uns der gnädigen Frau die Geschichte ihrer Phantasien spielen! Sie sollen die Feen, Ogern und Dämonen vorstellen. Ich will mich ihr als ein weiser Mann zu nähern suchen und ihre Umstände ausforschen. Aus dem, was Sie mir erzählen, zeigt sich, daß sich ihr Zustand von selbst verbessert habe; sie hält Sie nicht mehr für todt; die Hoffnung lebt in ihr, Sie wiederzusehen; sie glaubt selbst, daß sie ihren Gemahl durch Geduld und

Standhaftigkeit wiedererwerben könne. Wenn auch nur Musik und Tanz um ſie herum ſie aus der dunkeln Traurigkeit riſſen, in der ſie verſenkt iſt, wenn das unvermuthete Erſcheinen abenteuerlicher Geſtalten ſie auch nur in ihren Hoffnungen und Phantaſien beſtärkte, das es gewiß thun wird, ſo hätten wir ſchon genug gewonnen. Allein ich gehe einem weit höhern Endzweck entgegen. Ich will nichts verſprechen, nichts hoffen laſſen —

Graf Altenſtein. Der Einfall iſt vortrefflich, iſt ſo natürlich, daß ich nicht weiß, warum wir nicht ſelbſt darauf gefallen ſind. Sie glauben alſo, Doktor, daß wir, wenn wir der Phantaſie unſerer Nichte ſchmeicheln, etwas über ſie vermögen werden?

Derazio. Zuletzt wird Phantaſie und Wirklichkeit zuſammentreffen. Wenn ſie ihren Gemahl in ihren Armen hält, den ſie ſich ſelbſt wiedererrungen, wird ſie wol glauben müſſen, daß er wieder da iſt.

Graf Altenſtein. Von Ogern*) erzählt ſie, die ihr nach der Freiheit ſtreben? Ich will den Oger machen; etwas Wildes iſt ſo immer meine Sache, und Feen, ſchöne Feen haben wir ja genug im Hauſe. Kommen Sie, das müſſen wir geſchickt anfangen!

Derazio. Schaffen Sie nur die nöthigen Sachen herbei! Für das Uebrige laſſen Sie mich ſorgen!

Baron. Ich weiß nicht — laßt uns erſt überlegen!

Graf Altenſtein. Ueberleg Du's, und wir wollen indeß Anſtalten machen. Kommen Sie, Doktor, laſſen Sie uns zu Netten gehen! Friedrich, reite hinüber und ſchaffe die Masken zuſammen! In unſern beiden Häuſern müſſen ſich ſo viele alte und neue finden, daß man das ganze Kabinet der Feen damit furniren könnte. Alles, was Hände, Füße und Kehlen hat, berufe herbei! Suche Muſik aus und laß probiren, wie es in der Eile gehen will!

Friedrich. Da wird ein ſchönes Impromptu zuſammengehext werden.

Graf Altenſtein. Item, es geht!

Derazio. Kommen Sie! Wir wollen der Sache weiter nachdenken; Sie ſollen nicht übereilt werden.

Friedrich. Und an willigen Füßen und Kehlen ſoll's gewiß nicht ermangeln.

---

*) „Oger" hat ſowol im Franzöſiſchen wie im Engliſchen im Allgemeinen die Bedeutung von Menſchenfreſſer, reſp. Zauberer; indeſſen iſt nicht anzunehmen, daß Goethe die Geſtalt des „Oger" hier nach einem beſtimmten Märchen gebildet hat.

Zweiter Aufzug.

Romantische Gegend eines Parks.

Lila. Süßer Tod! Süßer Tod! Komm und leg mich ins kühle Grab! — Sie verläßt mich nicht, die Melodie des Todes, auch in den Augenblicken, da ich hoffnungsvoll und ruhig bin. Was ist das, das mir oft so in der Seele dämmert, als wenn ich nicht mehr wäre? Ich schwanke im Schatten, habe keinen Theil mehr an der Welt. (Auf Kopf und Herz deutend.) Es ist hier so — und hier, daß ich nicht kann, wie ich will und mag — Sagt Dir denn nicht eine Stimme in Deinem Herzen: „Er ist nicht auf ewig Dir entrissen; daure nur aus! Er soll wieder Dein sein.“ — Dann kommt wieder ein Schlaf über mich, eine Ohnmacht —

*) Ich schwinde, verschwinde,
Empfinde und finde
Mich kaum.
Ist das Leben?
Ist's Traum?
Ich sollte nicht behalten,
Was mir das Schicksal gab.
Ich dämmre! Ich schwanke!
Komm, süßer Gedanke,
Tod! Bereite mein Grab!

(Sie geht nach dem Grunde, indeß tritt hervor)

Der Magus (der sie bisher beobachtet, Kräuter suchend). Euch, die Ihr auf wandernden Gestirnen über uns schwebt und ihre gütigen Einflüsse auf uns herabsendet, Euch danke ich, daß Ihr mir vergönnt habt, in guter Stunde diese niedrigen Kinder der Erde in meinen Schooß zu versammeln. Sie sollen, zu herrlichen Endzwecken bereitet, aus meinen Händen wohlthätiger und wirkender wieder ausgehen durch die Gaben Eurer Weisheit und Euer fortdauerndes Walten.

Lila (sich nähernd). Wie kommt der Alte hierher? Was für Kräuter mag er suchen? Ist's wol ein harmloser Mensch oder ein Kundschafter, der Dich umschleicht, zu forschen, wo man Dir feindselig am Leichtesten beikommen mag? Daß man doch in dieser Welt so oft hierüber in Zweifel schweben muß! — Entfliehe ich ihm?

Magus (für sich, aber lauter). Auch sie, die in diesen einsamen

*) Der Gesang ist erst in der späteren Bearbeitung hinzugefügt.

Gefilden wandelt, erquickt durch Eure liebreiche Gegenwart! Erhebt ihr Herz, daß aus der Dunkelheit sich ihre Geister aufrichten, daß sie nicht trübsinnig den großen Endzweck versäume, dem sie heimlich sehnend entgegenhofft!

Lila. Weh mir! Er kennt mich. Er weiß von mir.

Magus. Bebe nicht, gedrückte Sterbliche! Des Freundlichen ist viel auf Erden. Der Unglückliche wird argwöhnisch; er kennt weder die gute Seite des Menschen noch die günstigen Winke des Schicksals.

Lila (zu ihm tretend). Wer Du auch seist, verbirg unter dieser edeln Gestalt, verstecke hinter diesen Gesinnungen keinen Verräther! Die Mächtigen sollten nicht lügen und die Gewaltigen sich nicht verstellen; aber die Götter geben auch den Ungerechten Gewalt und gut Glück den Heimtückischen.

Magus. Immer zu mißtrauen, ist ein Irrthum, wie immer zu trauen.

Lila. Dein Wort, Deine Stimme zieht mich an.

Magus. Willst Du Dich einem Wohlmeinenden vertrauen, so sage: Wie fühlst Du Dich?

Lila. Wohl, aber traurig; und vor dem Gedanken, daß ich fröhlich werden könnte, fürchte ich mich wie vor dem größten Uebel.

Magus. Du sollst nicht fröhlich sein, nur Fröhliche machen.

Lila. Kann das ein Unglücklicher?

Magus. Das ist sein schönster Trost. Vermeide Niemanden, der Dir begegnet! Du findest leicht Einen, dem Du hilfst, Einen, der Dir helfen kann.

Lila. Mein Gemüth neigt sich der Stille, der Oede zu.

Magus. Ist es wohl gethan, jeder Neigung zu folgen?

Lila. Was soll ich thun?

Magus. Gütige Geister umgeben Dich und möchten Dir beistehn. Sie werden Dir sogleich erscheinen, wenn sie Dein Herz ruft.

Lila. So nah sind sie?

Magus. So nah die Belehrung, so nah die Hilfe. Sie wissen viel, denn sie sind ohne Beschäftigung; sie lehren gut, denn sie sind ohne Leidenschaft.

Lila. Führe mich zu ihnen!

Magus. Sie kommen. Du wirst glauben, bekannte Gestalten zu sehen, und Du irrst nicht.

Lila. O, diese gefährlichste List kenne ich, wenn uns falsche Geister mit Gestalten der Liebe locken.

Magus. Verbanne für ewig dieses Mißtrauen und diese Sorgen! Nein, meine Freundin, die Geister haben keine Ge-

stalten; Jeder sieht sie mit den Augen seiner Seele in bekannt Formen gekleidet.

Lila. Wie wunderbar!

Magus. Hüte Dich, sie zu berühren, denn sie zerfließen i Luft! Die Augen triegen. Aber folge ihrem Rath! Was D dann faſſeſt, was Du in Deinen Armen hältſt, das iſt wahr, de iſt wirklich. Wandle Deinen Pfad fort! Du wirſt die Deinige wiederfinden, wirſt den Deinigen wiedergegeben werden.

Lila. Ich wandre. Und ſollt' ich zum ſtillen Fluſſe de Todes gelangen, ruhig tret' ich in den Kahn — *)

Magus. Nimm dieſes Fläſchchen, und wenn Du Erquickung bedarfſt, ſalbe Deine Schläfe damit! Es iſt eine Seele in dieſen Tropfen, die mit der unſrigen nahe verwandt iſt, freundlich ſich zu ihr geſellt und ſchweſterlich ihr in den Augenblicken aufhilft, wo ſie ſchaffen und wirken ſoll und eben ermangeln will.

(Lila zaudert.)

Magus. Wenn Du mir mißtraueſt, ſo wirf's ins nächſt Waſſer!

Lila. Ich traue und danke.

Magus. Verachte keine Erquickung, die Sterblichen ſo nöthig iſt! Es herrſchen die holden Feen über das Zarteſte, was der Menſch zu ſeinem Genuß nur ſich auswählen möchte. Sie werden Dir Speiſe vorſetzen. Verſchmähe ſie nicht!

Lila. Mir ekelt vor jeder Koſt.

Magus. Dieſe wird Dich reizen. Sie iſt ſo edel als ſchmackhaft, und ſo ſchmackhaft als geſund.

Lila. Einer Büßenden ziemt es nicht, ſich an herrlicher Tafel zu weiden.

Magus. Glaubſt Du, Dir zu fruchten und den Göttern zu dienen, wenn Du Dich deſſen enthältſt, was der Natur gemäß iſt? Freundin, Dich hat die Erfahrung gelehrt, daß Du Dich ſelbſt nicht retten kannſt. Wer Hilfe begehrt, muß nicht auf ſeinem Sinne bleiben.

Lila. Deine Stimme giebt mir Muth. Kehr' ich aber in mein Herz zurück, ſo erſchrecke ich über den ängſtlichen Ton, der darin widerhallt.

Magus. Ermanne Dich, und es wird Alles gelingen.

Lila. Was vermag ich?

Magus. Wenig! Doch erniedrige nicht Deinen Willen unter Dein Vermögen!

*) Lila denkt in antikem Sinne an den Styx oder Acheron und den Nachen des Charon.

*) Feiger Gedanken
Bängliches Schwanken,
Weibisches Zagen,
Aengstliches Klagen
Wendet kein Elend,
Macht Dich nicht frei.
Allen Gewalten
Zum Trutz sich erhalten,
Nimmer sich beugen,
Kräftig sich zeigen,
Rufet die Arme
Der Götter herbei. (Ab.)

Lila (allein). Er geht. Ungern seh' ich ihn scheiden. Wie seine Gegenwart mir schon Muth, schon Hoffnung einflößt! Warum eilt er? Warum bleibt er nicht, daß ich an seiner Hand meinen Wünschen entgegengehe? Nein, ich will mich einsam nicht mehr abhärmen, ich will mich der Gesellschaft erfreuen, die mich umgiebt. — Zaudert nicht länger, liebliche Geister! Zeigt Euch mir! Erscheinet, freundliche Gestalten!

Chor der Feen erst in der Ferne, dann näher. Zuletzt treten sie auf, an ihrer Spitze **Almaide.**

Chor. **) Mit leisem Geflüster,
Ihr lust'gen Geschwister,
Zum grünenden Saal!
Erfüllet die Pflichten!
Der Mond erhellt die Fichten,
Und unsern Gesichten
Erscheinen die lichten,
Die Sternlein im Thal.

(Während dieses Gesangs hat ein Theil des Chors einen Tanz begonnen, zwischen welchen Lila zuletzt hineintritt und Almaiden anredet.)

Lila. Verzeiht einer Irrenden, wenn sie Eure heiligen Reihen stört! Ich bin zu Euch gewiesen, und da Ihr mir erscheint, ist es mir ein Zeichen, daß Ihr mich aufnehmen wollt. Ich ergebe mich ganz Eurem Rath, Eurer Leitung. Wäret Ihr Sterbliche, ich könnte Euch meine Freundinnen heißen, Euch Liebe geben und Liebe von Euch hoffen. Täuscht mein Herz nicht, das Hilfe von Euch erwartet!

*) Vgl. Werke, III. 55, und S. 104 dieses Theiles.
**) Erster Chorgesang des zweiten Aufzuges der älteren Bearbeitung mit einigen in der Textrevision angegebenen Abweichungen.

Almaide. *) Sei nicht bekommen!
Sei uns willkommen!
Traurige Sterbliche,
Weide Dich hier!
Wir in der Hülle
Nächtlicher Stille
Weihen
Den Reihen,
Lieben die Sterblichen;
Keine verderblichen
Götter sind wir.

(Im Grunde eröffnet sich eine schön erleuchtete Laube, worin ein Tisch mit Speisen sich zeigt, daneben zwei Sessel stehen.)

Sei uns willkommen!
Sei nicht bekommen!
Traurige Sterbliche,
Weide Dich hier!

(Lila wird von den Feen in die Laube genöthigt, sie setzt sich an den Tisch, Almaide gegen sie über. Die tanzenden Feen bedienen beide, indeß das singende Chor an den Seiten des Theaters vertheilt ist.)

Chor. **) Wir in der Hülle
Nächtlicher Stille
Weihen
Den Reihen,
Lieben die Sterblichen;
Keine verderblichen
Götter sind wir.

(Lila steht auf und kommt mit Almaiden hervor.)

Almaide. Du bist mit Wenigem gesättigt, meine Freundin. Fast könntest Du mit uns wandeln, die wir leichten Thau von der Lippe erquickter Blumen saugen und so uns zu nähren gewohnt sind.

Lila. Nicht die Freiheit eines leichten Lebens sättigt mich; der Kummer eines ängstlichen Zustandes raubt mir die Lust zu jeder Speise.

*) Zweiter Gesang des zweiten Akts der älteren Bearbeitung. Der einzige Unterschied besteht darin, daß in jener, entsprechend dem S. 108 Bemerkten, Zeile 3 „Trauriger Sterblicher" steht, daß Zeile 14 und 15 umgestellt sind und die Wiederholung von Zeile 16 und 17 nicht stattfindet.

**) In der älteren Bearbeitung werden, wenn die Angaben in der „Olla Potrida" richtig sind, diese Verse nur einmal und zwar von der Fee Almaide gesungen.

Almaide. Da Du uns gesehen haſt, kannſt Du nicht länger elend bleiben. Der Anblick eines wahrhaft Glücklichen macht glücklich.

Lila. Mein Geiſt ſteigt auf und ſinkt wieder zurück.

Almaide. Auf zur Thätigkeit! Und er wird von Stufe zu Stufe ſteigen, kaum raſten, zurück nie treten. Auf, meine Freundin!

Lila. Was räthſt Du mir?

Almaide. Vernimm! Es lebt Dein Gemahl.

Lila. Ihr Götter, hab' ich recht vermuthet?

Almaide. Allein er iſt in der Gewalt eines neidiſchen Dämons, der ihn mit ſüßen Träumen bändigt und gefangen hält.

Lila. So ahnt' ich's.

Almaide. Er kann nie wieder erwachen, wenn Du ihn nicht weckſt.

Lila. So iſt er nicht todt? Gewiß nicht todt? Er ruht nur auf einem weichen Lager, in keiner Gruft? Ein herrlicher Thronhimmel wölbt ſich über dem Schlafenden? Leiſe will ich an ſeine Seite treten, erſt ihn ruhen ſehn und mich ſeiner Gegenwart erfreuen. Träumt er denn wol von mir? — Dann ſang' ich leiſe, leiſe nur an: „Mein Lieber, erwache! Erwache, mein Beſter! Sei wieder mein! Richte Dich auf! Höre meine Stimme, die Stimme Deiner Geliebten!" — Wird er denn auch hören, wenn ich rufe?

Almaide. Er wird.

Lila. O führe mich zur Stätte, wo er ſein Haupt niedergelegt hat! — Und wenn er nicht ſogleich erwachen will, faſſ' ich ihn an und ſchüttl' ihn leiſe und warte beſcheiden, und ſchüttl' ihn ſtärker und rufe wieder: „Erwache!" — Nicht wahr, es iſt ein tiefer Schlaf, in dem er begraben liegt?

Almaide. Ein tiefer Zauberſchlaf, den Deine Gegenwart leicht zerſtreuen kann.

Lila. Laß uns nicht verweilen!

Almaide. Die Stätte ſeiner Ruhe vermögen wir nicht ſogleich zu erreichen; es liegt noch manche Gefahr, manches Hinderniß dazwiſchen.

Lila. O Himmel!

Almaide. Dein Zaudern ſelbſt war ſchuld, daß ſich dieſe Gefahren, dieſe Hinderniſſe nur vermehrten. Nach und nach hat jener Dämon alle Deine Verwandten, alle Deine Freunde in ſeine Gewalt gelockt; und wenn Du ſäumſt, wird er auch Dich überliſten; denn auf Dich iſt gezählt.

Lila. Wie kann ich ihm entgehen? Wie ſie befreien? Komm! Hilf mir! Komm!

Almaide. Ich kann Dich nicht begleiten, Dir nicht helfen. Der Menſch hilft ſich ſelbſt am Beſten. Er muß wandeln, ſein

Glück zu suchen; er muß zugreifen, es zu fassen; günstige Götter können leiten, segnen. Vergebens fordert der Lässige ein unbedingtes Glück. Ja, wird es ihm gewährt, so ist's zur Strafe.

Lila. So fahret wohl! Ich gehe allein auf dunklem Pfade.

Almaide. Verweile diese Nacht! Mit dem fröhlichen Morgen sollst Du einen glücklichen Weg antreten.

Lila. Nein, jetzt, jetzt! Auf dem Pfade des Todes gleitet mein Fuß willig hinab.

Almaide. Höre mich!

Lila. Vom Grabe her säuselt die Stimme des Windes lieblicher, als Deine süße Lippe mich locken kann.

Almaide (für sich). O weh! Sie fällt zurück! Ich habe zu viel gesagt! (Laut.) Hier in dieser Laube steht für Dich ein Ruhebette. Bediene Dich sein, indessen wir unsre stillen Weihungen vollenden! Wir wollen Dich vor der Kühle der Nacht, vor dem Thau des Morgens bewahren, schwesterlich für Dich sorgen und Deine Pfade segnen.

Lila. Es ist vergebens; ich kann nicht ergreifen, was Ihr bietet. Eure Liebe, Eure Güte fließt mir wie klares Wasser durch die fassenden Hände.

Almaide (für sich). Unglückliche, was ist für Dich zu hoffen? (Laut.) Du mußt bei uns verweilen!

Lila. *) Ich fühle die Güte
Und kann Euch nicht danken.
Verzeihet dem kranken,
Verworrenen Sinn!
Mir ist's im Gemüthe
Bald düster, bald heiter,
Ich sehne mich weiter
Und weiß nicht, wohin. (Ab.)

Almaide. Sie verliert sich in die Büsche. Sie entfernt sich nicht weit. Auf, Schwestern, singt ihr ein Lied, daß der Ton des Trostes um ihren Busen schalle!

Almaide (mit dem Chor).
**) Wir helfen gerne,
Sind nimmer ferne,
Sind immer nah.
Rufen die Armen
Unser Erbarmen,
Gleich sind wir da.

*) Der Gesang ist erst in der späteren Bearbeitung hinzugefügt.
**) In der älteren Fassung zweiter Gesang des dritten Aufzugs.

Dritter Aufzug.

Rauher Wald, im Grunde eine Höhle.

Almaide. Magus.

Magus. Göttliche Fee, was Du mir erzählst, verwundert mich nicht. Beruhige Dich! Diese Nachtfälle müssen uns nicht erschrecken. Jede Natur, die sich aus einem gesunkenen Zustande erheben will, muß oft wieder nachlassen, um sich von der neuen, ungewohnten Anstrengung zu erholen. Ich fürchte mich vor Niemand mehr als vor einem Thoren, der einen Anlauf nimmt, klug zu werden. Wir müssen nicht verzagen; wir haben mehr solche Scenen zu erwarten. Genug, daß sie einige Speise zu sich genommen, daß sie den Gedanken gefaßt hat, an ihr liege es, die Übrigen zu retten. Wir haben uns nur zu hüten, daß wir sie nicht zu geschwinde gebeilt glauben, daß wir den Gemahl ihr nicht eher zeigen, bis sie fähig ist, seine Gegenwart zu ertragen. Laß uns eilen, ihr Platz machen! Sie kommt hierher, wo neue Erscheinungen auf sie warten. (Beide ab.)

Lila (mit dem Fläschchen in der Hand). Ich habe Dir Unrecht gethan, edler Alter! Ohne Deinen Balsam würde mir es schwer geworden sein, diesen düstern, rauhen Weg zu wandeln. Die freundlichen Gottheiten sind geschieden. Mich hält die Nacht in ihren Tiefen. Die Sterne sind geschwunden. Ein rauher, ahnungsvoller Wind schwebt um mich her.

Chor der Gefangnen (von innen).
*) Wer rettet!

Lila. Es bangt und wehklagt aus den Höhlen!

Chor (von innen).
Weh! Weh!

Lila. Entgegen, schwaches Herz! Du bist so elend, und fürchtest noch?

Chor (von innen).
Erbarmen!
Was hilft uns Armen
Des Lebens holder Tag!

Lila. Es ruft Dir! Dir! Um Hilfe! Die armen Verlassnen! Ach! — Ja, es sind die Deinen. Ihr Götter! Hier sind sie verschlossen! Hier gefangen! Ich halte mich nicht, es koste, was es

*) Von hier bis Zeile 54 neuerer Zusatz.

wolle. Ich muß sie sehn, sie trösten und, wenn es möglich ist, sie retten.

Gefangne treten auf in Ketten, beklagen ihr Schicksal in einem traurigen Tanze; da sie zuletzt Lila erblicken, staunen sie und rathen ihr pantomimisch, sich zu entfernen.

Lila. Ihr werdet mich nicht bewegen, Euch zu verlassen. Vielleicht bin ich bestimmt, Euch zu befreien und glücklich zu machen. Der Himmel führt oft Unglückliche zusammen, daß Beider Elend gehoben werde.

Friedrich tritt auf.

Friedrich. Wer ist die Verwegene, die sich dem Aufenthalt der Angst und der Trauer nähern darf? Himmel, meine Nichte! Lila, bist Du's?

Lila. Friedrich! Darf ich mir trauen?

Friedrich. Ja, ich bin's!

Lila. Du bist es! (Sie faßt ihn an.) Seid Zeugen, meine Hände, daß ich ihn wieder habe! — Und in diesem Zustande?

Friedrich. Soll ich Dir's sagen? Soll ich Deine Trauer vermehren? Ich bin, wir sind in diesem Zustande — durch Deine Schuld.

Lila. Durch meine?

Friedrich. Erinnerst Du Dich? Es ist kurze Zeit, als ich Dir nicht weit von dieser Stelle begegnete.

Lila. Deinen Schatten glaubte ich zu sehen, nicht Dich.

Friedrich. Eben das war mein Unglück. Ich reichte Dir die Hand, ich reichte Dir sie flehend. Du eiltest nur schneller vorüber. Ach, es war eben der Augenblick, da mich der Dämon durch seinen grausamen Oger verfolgen ließ. Hättest Du mir Deine Hand gereicht, er hätte keine Gewalt über mich gehabt; wir wären frei und hätten zur Freiheit Deines Gemahls zusammen wirken können.

Lila. Weh mir!

Friedrich. Siehst Du hier Diese? Du kennst sie Alle. Den frohen Karl, *) den schelmischen Heinrich, den treuen Franz, den dienstfertigen Ludwig, diese guten Nachbarn hier, Du erkennst sie. Küßt ihr die Hand! Freut Euch ihrer Gegenwart!

(Einige der Gefangenen treten zu ihr, geben pantomimisch ihre Freude zu erkennen und küssen ihr die Hände.)

Lila. Ihr seid's! Ihr seid mir Alle willkommen! — In Ketten sind' ich Euch wieder! Gute Freunde! Hab' ich Euch doch

*) Goedeke (Goethe's Werke, 1867, 17. Band, S. XII) macht darauf aufmerksam, daß die hier genannten Vornamen gerade die der Darstellenden gewesen wären.

wieder! Sind wir doch wenigstens zusammen! Wie lang' ist's, daß wir uns nicht gesehen haben? Wie kann ich Euch retten? (Sie sieht sie voll Verwunderung an, schweigt und sieht sie immer starrer und starrer an. Endlich wendet sie sich ängstlich hinweg.) Wehe mir! Ich kann nicht bleiben, ich muß Euch verlassen.

Friedrich. Wie? Warum? Statt mit uns zu rathschlagen, wie wir dem gemeinsamen Uebel entgehen können, willst Du fliehen?

Lila. Ach, es ist nicht Feigheit, aber ein unbeschreiblich Gefühl. Eure Gegenwart ängstigt mich, Eure Liebe, nicht die Furcht vor dem Ungeheuer. Stünde er da, Ihr solltet sehn, daß Lila nicht zittert. Eure Liebe, die ich mir nicht zueignen kann, treibt mich von hinnen, Eure Stimme, Euer Mitleiden mehr als Eure Noth. — Was kann ich sagen? — Laßt mich — Laßt mich!

Friedrich. *) Bleib und erwirb den Frieden,
Bleibe, Du wirst uns befreien!
Freundliche Götter verleihen
Den schönsten Augenblick.

Lila. Ach, mir ist nicht beschieden,
Der Erde mich zu freuen;
Feindliche Götter streuen
Mir Elend auf mein Glück!

Friedrich. Laß Dich die Liebe laben!

Lila. Ach, sie ist mir entflohn.

Friedrich. Mit allen Himmelsgaben
Sollst Du ihn wieder haben,
Ist er so nahe schon.

Lila. Ach, alle Himmelsgaben
Sollt' ich im Traum nur haben!
Wandre zum Grabe schon!

(Lila geht ab, Friedrich und die Uebrigen sehen ihr verlegen nach.)

Magus. Folgt ihr nicht! Haltet sie nicht auf! Ich habe Euch und sie wohl beobachtet. Ich zweifle nicht an einem günstigen Ausgange. Ich werde ihr folgen, ihr Muth einsprechen, sie hierher zurückbringen. Es ist die Zeit, da der Oger von der Jagd zurückkehrt. Da sie der Liebe wenig Gehör giebt, laßt uns sehen, ob Gewalt und Unrecht sie nicht aus dem Traume wecken!

(Magus ab.)

Der Oger kommt von der Jagd zurück und freut sich seiner Beute. Er läßt sich von den Gefangnen bedienen, sie formiren einen Tanz, der Oger tritt in die Höhle.

*) Das Duett zwischen Friedrich und Lila ist erst in der späteren Bearbeitung hinzugefügt, ebenso die Arie Lila's S. 136 und mit Ausnahme von S. 39 u. 40 auch die S. 127.

Lila (welche eine Zeit lang von der Seite zugesehn, tritt hervor). Nun erst erkenn' ich mich wieder, da mein Herz an diesen fürchterlichen Platz sehnsuchtsvoll herfliegt. Ja, ich will's, ich kann's, ich bin's ihnen schuldig. — Meine Freunde!

Friedrich. Was bringst Du uns, Geliebte?

Lila. Mich selbst. Es ist nur ein Mittel, Euch zu retten — daß ich Euer Schicksal theile.

Friedrich. Wie?

Lila. Mir ist offenbart worden, ich muß dem Oger trotzen, ihn auffordern, ihn reizen; und da ich keine Waffen habe, ihn zu bekämpfen, ihn zu überwinden, sollen mir die Ketten willkommen sein, die mich an Eure Gesellschaft schließen.

Friedrich. Du wagst viel.

Lila. Seid ruhig! denn ich bin der Eimer, den das Schicksal in den Brunnen wirft, um Euch herauszuziehen.

Der Oger tritt auf, erblickt Lila.

Lila. Ungeheuer, tritt näher! Meine Stimme ist die Stimme der Götter! Gieb Diese los oder erwarte die Rache der Immergütigen!

(Unter dem Ritornell zu folgender Arie zeigt der Oger seine Verachtung ihrer Schwachheit; er gebietet den Seinigen, Ketten herbeizubringen, welche ihr angelegt werden.)

Lila. Ich biete Dir Trutz!
Gieb her Deine Ketten!
Die Götter erretten,
Gewähren mir Schutz.

Ich soll vor Dir erzittern?
Mir regt sich alles Blut,
Und in den Ungewittern
Erzeigt sich erst der Muth.

(Der Oger geht ab.)

Friedrich. Jetzt, da Du Dich so männlich bezeigst, kann ich Dir erst ein Geheimniß entdecken, das vorher meine Lippe nicht überschreiten durfte. Ja, Du konntest allein durch diese That uns Alle retten. Halte Dich fest an unsre Gesellschaft!

Lila. Ist's gewiß?

Friedrich. Ganz gewiß. Der Dämon hat seine Feinde mächtiger gemacht, er hat Dich zum Siege gefesselt; er wird sich einen Brand ins Haus tragen, der sein ganzes Reich verzehren soll.

Lila. Sage weiter! Ich sehe nur Männer hier! Wo sind meine Schwestern, unsre Nichten, wo die Freundinnen?

Friedrich. Auf das Seltſamſte gefangen. Sie ſind genöthigt, ihr Tagewerk am Rocken zu vollenden, wie wir, den Garten zu beſorgen und im Palaſte zu dienen. Du wirſt ſie ſehen.

Lila. Ich brenne vor Begierde.

Friedrich. Doch laß uns ohne Beiſtand der Geiſter nicht eilen! Sie kommen, wir bedürfen ihres Raths.

Almaide, Chor der Feen treten auf.

Almaide. Theure Schweſter, find' ich Dich wieder!

Lila. In Freud' und Schmerzen — gefangen hier mit dieſen Geliebten. Ihre Gegenwart tröſtet mich über Alles und belebt meine Hoffnung.

Almaide. Laß Dich nicht wieder durch unzeitige Trauer, durch Bangigkeit und Sorgen zurückziehn! Gehe vorwärts, und Du erlangſt Deine Wünſche.

Lila. Laßt mich bald ans Ziel meiner Hoffnungen gelangen!

Almaide. Schreite zu! Niemand kann es Dir entrücken. Nur vernimm unſern Rath!

Lila. Wie gern vernehm' ich, wie gern befolg' ich ihn!

Almaide. Sobald Du in dem Garten angelangt biſt, ſo eile an den nächſten Brunnen, Dein Geſicht und Deine Hände zu waſchen! Sogleich werden dieſe Ketten von Deinen Armen fallen. Eile ſodann in die Laube, die mit Roſenbüſchen umſchattet iſt! Dort wirſt Du ein neues Gewand finden; bekleide Dich damit, wirf Deine Trauer ab und ſchmücke Dich, wie es einer Siegerin ziemt! Lege den geſtickten Schleier ums Haupt! Dieſer ſchützt Dich vor aller Gewalt des Dämons. So viel können wir thun; das Uebrige iſt Dein Werk.

Lila. Belehrt mich weiter: Was werd' ich finden?

Almaide. Dieſe Freunde werden Dir Alles erklären. Dein Geiſt wird Dich leiten, in jedem Augenblick das Rechte zu wirken. Nur froh! Nur bald! Wir ſagen, Dein Gemahl, Dein Geliebter iſt nah.

Lila.

Sterne! Sterne!
Er iſt nicht ferne!
Liebe Geiſter, kann es geſchehn,
Laßt mich die Stätte des Liebſten ſehn!
Götter, die Ihr nicht bethöret,
Höret!
Hier im Walde
Balde
Gebt mir den Geliebten frei!

Ja, ich fühl' beglückte Triebe:
Liebe
Löst die Zauberei.

Friedrich und Almaide mit dem Chor der Feen und Gefangenen.

*) Gerne! Gerne!
Er ist nicht ferne!
Nur geduldig, es soll geschehn!
Du sollst die Stätte des Liebsten sehn.
Wir, die wir das Schicksal hören,
Schwören,
Hier im Walde
Balde
Machst Du den Geliebten frei!
Sei nicht bange, sei nicht trübe!
Liebe
Löst die Zauberei.

Vierter Aufzug.

Wald.

Almaide. Friedrich.

Friedrich. **) Nur einen Augenblick, meine Beste! Welche Qual, Dir so nahe zu sein und Dir kein Wort sagen zu können! Dir nicht sagen zu dürfen, wie sehr ich Dich liebe! Hab' ich doch nichts Anders als diesen einzigen Trost! Wenn mir auch der geraubt werden sollte —

Almaide. Entfernen Sie Sich, mein Freund! Es sind viele Beobachter auf allen Seiten.

Friedrich. Was können sie sehen, was sie nicht schon wissen — daß unsre Gemüther auf ewig verbunden sind!

*) In der „Olla Potrida" ist dies Chorlied der dritte Gesang des zweiten Aufzuges und wird zuerst von der Fee Sonna allein gesungen, nachher vom Chor der Feen wiederholt. Auch hier ist unter den zahlreichen Veränderungen des Textes wieder besonders zu beachten, daß dort statt „Er" (V. 6) „Die" und statt „den Geliebten" (V. 13) „die Geliebte" steht.

**) Nach Goedeke (siehe die S. 124 citirte Stelle) ist diese Unterredung zwischen Almaiden und Friedrich genauso wie auch dem Briefwechsel Goethe's mit Frau von Stein abgeschrieben. Diese Verwandtschaft ist wenigstens nicht augenfällig, und auch die Uebereinstimmung des Gedankens mit dem Anfange von Schiller's viel späterem Gedichte „das Geheimniß" (Werke, I. 63) ist gewiß nur zufällig.

Almaide. Laſſen Sie uns jeden Argwohn vermeiden, der unſer unwürdig wäre!

Friedrich. Ich verlaſſe Dich. Deine Hand, meine Theure!

(Er küßt ihre Hand.)

Magus. Find' ich Euch ſo zuſammen, meine Freunde? Verſpracht Ihr mir nicht heilig, Ihr wolltet auf Euren Poſten bleiben? Graf! Graf! Man wollte ſich klug betragen. Sie wiſſen, daß der Baron nicht immer guter Laune iſt, daß man ihn oft auf ſeine Schweſter eiferſüchtig halten ſollte.

Friedrich. Machen Sie mir keine Vorwürfe! Sie wiſſen nicht, was ein Herz wie das meinige leidet.

*) Alle dieſe langen Stunden
Konnt' ich ihr kein Wörtchen ſagen;
Eben hab' ich ſie gefunden,
Darf nicht meine Leiden klagen,
Wenn ich lang' beſcheiden war?

(Zum Magus.)

Ja, ich gehe, theurer Meiſter;
Du beherrſcheſt unſre Geiſter.

(Zu Almaiden.)

Ja, ich bleibe, wie ich war.

(Zum Magus.)

Laß ein tröſtlich Wort mich hören!
Ewig werd' ich Dich verehren,
Aber, aber keine Lehren!
Lehren nützen mir kein Haar.

(Für ſich.)

Klug hat er es unternommen;
Lila ſoll Verſtand bekommen,
Ach, und ich verlier' ihn gar!

(Friedrich geht an der einen Seite ab, an der andern der Magus mit Almaiden.)

Der hintere Vorhang öffnet ſich. Man erblickt einen ſchön geſchmückten Garten, in deſſen Grunde ein Gebäude mit ſieben Hallen ſteht. Jede Halle iſt mit einer Thüre verſchloſſen, an deren Mitte ein Rocken und eine Spindel befeſtigt iſt; an der Seite des Rockens ſind in jeder Thüre zwei Oeffnungen, ſo groß, daß ein Paar Arme durchreichen können. Alles iſt romantiſch verziert.

Die Thüre der Gefangnen ſind mit Gartenarbeit beſchäftigt; das tanzende Chor formirt ein Ballet.

---

*) Dieſer Geſang Friedrich's iſt neuerer Zuſatz.

Graf Friedrich und der Magus treten herein. Der Magus scheint mit dem Grafen eine Abrede zu nehmen und geht sodann auf der andern Seite ab. Friedrich giebt den Chören ein Zeichen. Sie stellen sich an beide Seiten.

Friedrich. *) Auf aus der Ruh! Auf aus der Ruh!
Höret die Freunde, sie rufen Euch zu!
Horchet dem Sange,
Schlaft nicht so lange!
Chor. Auf aus der Ruh! Auf aus der Ruh!
Höret die Freunde, sie rufen Euch zu!
Chor der Frauen (von innen). Laßt uns die Ruh! Laßt uns die Ruh!
Liebliche Freunde, nur singt uns dazu!
Euer Getöne
Wieget so schöne!
Laßt uns die Ruh,
Liebliche Freunde! Nur singt uns dazu!
Chor der Männer. Auf aus der Ruh!
Höret die Freunde, sie rufen Euch zu!
Horchet dem Sange,
Zaudert nicht lange!
Auf aus der Ruh!
Höret die Freunde, sie rufen Euch zu!

(Es lassen sich Hände sehen, die aus den Oeffnungen herausgreifen, Rocken und Spindel fassen und zu spinnen anfangen.)

Chor der Männer. Spinnet dann, spinnet dann
Immer geschwinder!
Endet das Tagwerk,
Ihr lieblichen Kinder!
Chor der Frauen (von innen).
Freudig im Spinnen,
Eilig zerrinnen
Uns die bezauberten,
Ledigen Stunden.
Ach, sind so leichte
Nicht wiederzufunden!
Chor der Männer. Spinnet dann, spinnet dann
Immer geschwinder!
Endet das Tagwerk,
Ihr lieblichen Kinder!

*) Von hier bis S. 137 Z. 19 mit mannichfachen Veränderungen, sowol in der Vertheilung der Personen als im Texte, aus dem dritten Akt der älteren Bearbeitung entnommen. Man vergleiche auch Werke, III. 62.

Es eröffnen sich die sieben Thüren. Marianne tritt ohne Maske aus der mittelsten, Sophie und Luzie aus den nächsten beiden. Das singende und tanzende Chor der Frauen kommt nach und nach in einer gewissen Ordnung hervor. Das singende Chor der Frauen tritt an die Seite zu dem Chor der Männer, Marianne zu Friedrichen; die beiden tanzenden Chöre vereinigen sich in einem Ballete; indessen singen

Die Chöre der Männer und Frauen.

So tanzet und springet
In Reihen und Kranz!
Die liebliche Jugend,
Ihr ziemet der Tanz.

Am Rocken zu sitzen
Und fleißig zu sein,
Das Tagwerk zu enden,
Es schläfert Euch ein.

Drum tanzet und springet,
Erfrischt Euch das Blut,
Der traurigen Liebe
Gebt Hoffnung und Muth!

(Vorstehendes Tutti wird mit Abläufen gesungen, zwischen welchen der Balletmeister in Gehalt des Dämons ein Solo und mit den ersten Tänzerinnen zu Zwei, auch zu Drei tanzt. Ueberhaupt wird die ganze Anstalt des vierten Aktes völlig seinem Geschmacke überlassen.)

Lila (welche sich während des vorhergehenden Tanzes manchmal blicken lassen, tritt unter der letzten Strophe in die Mitte der Tanzenden und Singenden. Sie hat ein weißes Kleid an, mit Blumen und fröhlichen Farben geziert). So sind' ich Euch denn Alle hier zusammen! Wie lange hab' ich Euch entbehren müssen! Darf ich hoffen, daß die Gewalt des Dämons bald überwunden wird?

Sophie. Sie ist's durch Deine Gegenwart. Sei uns willkommen, Schwester!

Lila. Willkommen, meine Sophie! Meine Luzie, willkommen! Marianne, bist Du es wirklich?

Marianne. Umarme mich, theure Freundin!

(Alle begrüßen sie, umarmen sie, küssen ihr die Hände.)

Lila. Wie wunderlich seid Ihr angezogen?

Luzie. Bald hoffen wir von diesen Kleidern, von diesem lästigen Schmucke befreit zu sein.

Lila. Welch eine seltsame Erscheinung tritt hier auf?

Magus. Erkennst Du mich nicht, meine Freundin?

Lila. Sagt mir, woran ich bin! Es kommt mir Alles, ich komme mir selbst so wunderbar vor. Ist das nicht unser Garten? Ist das nicht unser Gartenhaus? Was soll die Mummerei am

hellen Tage? Irr' ich mich nicht, so scheinst Du älter, als Du bist. Dieser Bart schließt nicht recht ans Kinn.

Magus. In wenig Augenblicken siehst Du mich wieder. Du bist am Ziele; ergetze Dich mit den Deinigen, bald sollst Du Deinen letzten Wunsch befriedigt sehn! Du sollst Deinen Gemahl in Deine Arme schließen. (Ab.)

Lila. *) Am Ziele!
Ich fühle
Die Nähe
Des Lieben
Und siehe,
Getrieben
Von Hoffnung und Schmerz,
Ihr Gütigen!
Ihr könnt mich nicht lassen!
Laßt mich ihn fassen,
Selig befriedigen
Das bangende Herz!

Der Baron, Graf Altenstein, Berazio, in Hauskleidern, treten auf.

Der Baron. Haltet mich nicht länger! Wenn Euer Mittel gewirkt hat, werther Doktor, so ist es Zeit, daß wir uns ihrer versichern! Lila, meine Geliebte, meine Gattin!

Lila. O Himmel, mein Gemahl! Wo kommst Du her? So erwartet und so unerwartet! Mein Oheim! Meine Freunde! Mein Gemahl!

Während der Freude des Wiedererkennens singt

Das Chor. **) Nimm ihn zurück!
Die guten Geister geben
Dir sein Leben,
Dir Dein Glück!
Neuem Leben,
Uns gegeben,
Komm in unsern
Arm zurück!

Friedrich. Empfinde Dich in seinen Küssen
Und glaub an Deiner Liebe Glück!
Was Lieb' und Phantasie entrissen,
Giebt Lieb' und Phantasie zurück.

*) Diese Arie Lila's ist neuerer Zusatz. Vergl. auch Werke, III. 87.
**) Von hier bis S. 133 Z. 12 aus dem vierten Aufzuge der älteren Fassung mit ähnlichen Veränderungen wie die in der Note zu S. 130 erwähnten.

Chor. Nimm ihn zurück!
Die guten Geister geben
Dir sein Leben,
Dir Dein Glück.

Marianne. Er überstand die Todesleiden,
Du hast vergebens Dich gequält;
Zu unserm Leben, unsern Freuden
Hast Du uns nur allein gefehlt.

Chor. Neuem Leben,
Uns gegeben,
Komm in unsern
Arm zurück!

Lila. *) Ich habe Dich, Geliebter, wieder,
Umarme Dich, o bester Mann!
Es beben alle mir die Glieder
Vom Glück, das ich nicht fassen kann.

Chor. **) Weg mit den zitternden,
Alles verbitternden
Zweifeln von hier!
Nur die verbündete,
Ewig begründete
Wonne sei Dir!

Kommt Ihr entronnenen,
Wiedergewonnenen
Freuden heran!
Lebet, Ihr Seligen,
So die unzähligen
Tage fortan!

*) V. 13—16 neuerer Zusatz.
**) Die ersten sechs Zeilen stimmen mit dem Schlußchor der älteren Bearbeitung; für die Abweichungen der folgenden vergleiche man die Textrevision.

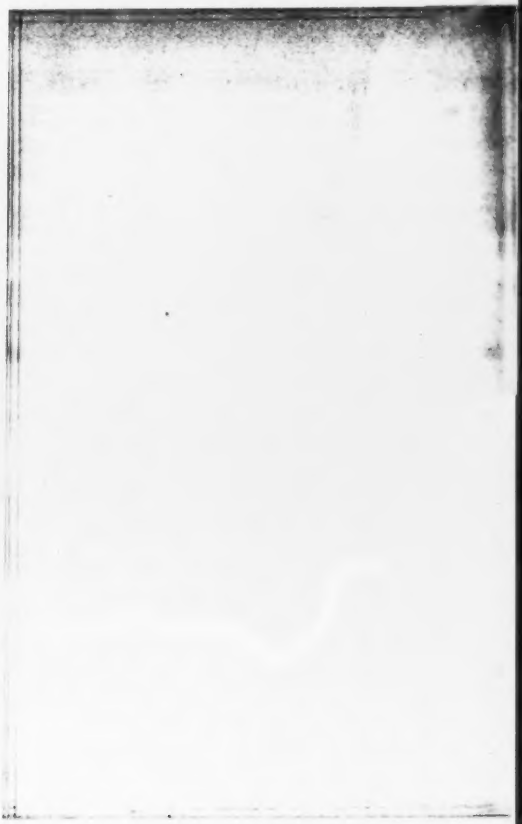

Jery und Bätely.

Vorbemerkung des Herausgebers.

Auf der Schweizerreise, die Goethe im Spätherbst des Jahres 1779 mit dem Herzoge von Weimar machte, hat er außer dem „Gesang der Geister über den Wassern“ (I. 141ff.) und der zweiten Abtheilung der „Briefe aus der Schweiz“ (XVI. 223ff.) auch das Singspiel „Jery und Bätely“ verfaßt. „Die Rückreise,“ heißt es in den „Tag- und Jahresheften“, „da wir wieder in die flächere Schweiz gelangten, ließ mich „Jery und Bätely“ ersinnen; ich schrieb das Gedicht sogleich und konnte es völlig fertig mit nach Deutschland nehmen.“ Nun reiste Goethe am 2. Dezember von Zürich ab, besuchte noch den Bodensee und Schaffhausen, und wandte sich von dem letzteren Orte am 8. nach Stuttgart. Wenn er demnach auch wirklich, wie Düntzer angiebt, (Neue Goethe-Studien, S. 92) das Stück erst begann, nachdem er Schaffhausen schon verlassen hatte, so wird dadurch die Zeit von dessen Entstehen gegen Goethe's eigene Angabe nur um wenige Tage verschoben und fällt immer noch vorzugsweise in die erste Hälfte des Dezember. Schon am 29. dieses Monats schickte er von Frankfurt aus eine Abschrift an seinen Jugendfreund Christoph Kayser, der damals in Zürich lebte; auf diese ließ er am 30. Januar

des folgenden Jahres von Weimar eine zweite folgen, zugleich mit ausführlichen Angaben darüber, wie er seine Dichtung im Einzelnen und im Ganzen aufgefaßt und komponirt wünsche (Riemer's Mittheilungen, II. 111). Vor allen Dingen lag ihm daran, daß die Komposition schnell besorgt würde, damit das Stück noch zu einer Zeit aufgeführt werden könne, in der das Interesse an den schweizer Erlebnissen (XVI. 220 ff.) in Weimar noch nicht verraucht wäre; aber Kayser konnte seinen Wunsch nicht so schnell erfüllen, und so wurde denn die erste Aufführung nach einer inzwischen von Siegmund von Seckendorff angefertigten, aber nach Goethe's eigenem Urtheil sehr mangelhaften Komposition vorbereitet. Eine Probe fand am 11. Mai statt, aber noch am 30. Juni schreibt Goethe, „Jery und Bätely wolle noch nicht flott werden," und die Aufführung wurde erst im Juli oder August möglich (s. Riemer u. Briefe an Fr. v. Stein).

Unser Singspiel ist erst durch die Ausgabe von 1787—1790,*) in deren siebentem Bande es erschien, bekannt geworden. Es hatte auch zu den Dichtungen gehört, die Goethe mit nach Italien genommen hatte, um sie dort vollständig umzuarbeiten. Indessen, obgleich er diese Absicht auch noch in einem Briefe vom 1. Februar 1788 (Zweiter Aufenthalt in Rom) ausspricht, so ist dieselbe doch nicht in dem Umfange ausgeführt worden, wie es bei den ersten beiden Singspielen dieses Bandes geschehen ist; wenigstens wurde ebenso wie in „Lila" der prosaische Dialog beibehalten. Seitdem blieb das Stück in den folgenden Ausgaben unverändert, bis nach 35 Jahren, als ihm dasselbe seinem Inhalte und seiner Empfindungs-

*) Der Abdruck im vierten Bande der nicht berechtigten Ausgabe von 1787—1791 (von uns als 2a. bezeichnet) ist die Quelle von verhältnißmäßig zahlreichen Fehlern geworden, von denen manche bis jetzt in allen Ausgaben geblieben sind.

weise nach fremd geworden war, an ihn die Aufforderung erging, einen etwas massenhaften Schluß an das Ganze anzufügen, wobei offenbar die Absicht zu Grunde lag, eine Verwendung des Chors zu ermöglichen. Es geschah dies 1825 auf Veranlassung von J. A. Lecerf und durch Vermittelung von K. G. Carus, der mit Goethe befreundet war. Dieser neue Schluß wurde denn auch in die Ausgabe letzter Hand mit aufgenommen. Zu den drei Kompositionen, die auf diese Weise schon erwähnt sind — denn auch Kayser war mit der seinigen nach einiger Zeit fertig geworden — kamen indessen noch andere. Außer der älteren von Reichardt findet sich im Goethe-Zelter'schen Briefwechsel (IV. 129) eine solche als „im großen Stil verfaßt" erwähnt, deren Urheber A. B. Marx war, und Wenzel (Aus Weimar's goldenen Tagen, S. 78 ff.) zählt noch drei andre auf: von Birey, F. L. Seidel und J. Rietz — ein Beweis, daß „Jery und Bätely" ebenso wie „Erwin und Elmire" eine gewisse Popularität gewonnen, wie denn auch in der That Aufführungen des Stückes an verschiedenen Orten nicht selten waren.

Aber unser Interesse wird bei „Jery und Bätely" noch von einer andern Seite her in Anspruch genommen. So einfach nämlich der Inhalt des Stückes erscheint, so verschiedenartige Urtheile sind über dasselbe ausgesprochen worden, und es wird sich alsbald zeigen, daß Goethe selbst schuldlos dazu die Veranlassung gegeben hat.

In den „Tag- und Jahresheften" finden sich die Worte: „die Gebirgsluft, die in „Jery und Bätely" weht, empfinde ich noch, wenn mir die Gestalten auf Bühnenbrettern zwischen Leinewand und Pappenfelsen entgegentreten." Ebenso sagt Riemer (II. 111): „Wir fühlen uns von jenem eigenen Bergquellen- und Mattenduft angeweht und in die stille

Einsamkeit des Lokals zu der ruhigen Einfachheit natürlich-edler Menschen in Gefühl und Sitten zurückgeführt." Auch Jean Paul bemerkt gelegentlich, daß in diesem Stücke mehr schweizer Idylle lebe als im halben Geßner. Hieran anknüpfend, kommen nun die Mehrzahl aller Urtheile darin überein, daß sich in „Jery und Bätely" eine ganz spezifische Lokalfarbe, eine treue und ins Einzelne gehende Schilderung des schweizer Lebens zeige. Indessen hat Goethe sich an einer Reihe von andern Stellen wieder in einem Sinne geäußert, der den prüfenden Leser auf ganz andere Vermuthungen bringen muß. So schreibt er über sein Stück an Frau von Stein (Briefe an sie, I. 283): „Die Scene ist in der Schweiz, es sind aber und bleiben Leute aus meiner Fabrik"; so an Kayser (Düntzer, S. 93): „Edle Gestalten sind in Bauerkleider gesteckt"; an den Freiherrn von Dalberg in Mannheim: „Das Letzte, was ich gemacht habe, ist eine kleine Operette, worin die Acteurs Schweizerkleider anhaben und von Käs und Milch sprechen werden"; an Lavater endlich, der durch Kayser von dem Stücke Kenntniß bekommen hatte (Briefe von Goethe an Lavater, S. 76), die etwas dunkeln Worte: „Daß Du mit meinem Jery („Jnri" Druckfehler daselbst) nichts Gemeines hast, versteht sich; ich dachte nicht, daß Du's lesen würdest. Es sind so viel Stufen, Gruppen, Treppen und Thürgen von Deiner Giebelspitze bis zu so einem Hauswinkelgen, die Du Gott sey Dank nie auch nur aus Neugierde heruntergehen kannst." — Alles dies sind Stellen, die fast auf den Gedanken bringen müssen, daß hinter dem anscheinend ganz beziehungslosen Singspiel noch etwas Anderes verborgen sei, und dies um so mehr, wenn man berücksichtigt, daß dieselben sämmtlich aus dem Jahre 1780, also aus der Zeit unmittelbar nach der Abfassung

von „Jery und Bätely“ stammen, während die oben zitirte Stelle aus den „Tag- und Jahresheften“ mehr als vierzig Jahre später (1823) geschrieben ist.

Alledem gegenüber sind zwei Fragen zu beantworten. Die erste, ob Goethe sich in „Jery und Bätely“ vorzugsweise die Aufgabe gestellt hat, eine Schilderung von schweizer Leben und Sitten zu geben, die von dem Rezensenten in der Allgemeinen deutschen Bibliothek (Bd. 101. I. 327 ff.) an bis auf A. W. Schlegel hinab meistens bejaht worden ist, muß unbedingt verneint werden, wie dies auch Düntzer (in der oben erwähnten Schrift) und K. Goedeke (Einleitung zu dem 17. Bande der Ausgabe von 1867) bereits gethan haben.

Aber auch die anderweitigen Aeußerungen Goethe's über den Charakter und die Absicht seines Singspiels haben zu irrigen Deutungen geführt. Namentlich ist dies bei Dorer-Egloff geschehen, der in seiner Schrift „Blätter und Blüthen. Zweite Lese, 1852“ (S. 35 ff.) zu dem seltsamen Resultate kommt, daß in dieser Dichtung der allgemeine Gang von Goethe's Leben in den Jahren 1775 bis 1780 „in poetischer Verklärung abgespiegelt und die Handlung derselben nur darum in die Schweiz verlegt sei, weil diese Periode in diesem Lande zum glücklichen Abschluß gekommen und daselbst in den Lavater'schen Kreisen im Kleinen ein Bild von dem, was Goethe und Karl August anstrebten, dem Sänger vor die Augen getreten wäre.“ Auf diese Weise wird dann aus der früher blos verletzenden, jetzt gut gewordenen, in und durch Liebe heilenden Bätely Charlotte von Stein; in Jery ist die bessere Seite Goethe's, in Thomas die andere Seite desselben, in Bätely's Vater endlich Herder gezeichnet. Und wie im Ganzen, so deutet er dann auch im Einzelnen; das Lied des Thomas vom „faulen Schäfer“ (S. 150) klinge wie

eine verborgene Parodie auf Karl August's früheres Urtheil über Goethe's Liebe zu Frau von Stein; der Fremde, der die Matten verwüstet (S. 157), enthalte eine deutliche Beziehung auf den Dichter selbst, den bürgerlichen Fremdling in Weimar, u. A. m. — Alles dies wird für Denjenigen, der mit Goethe's Leben bekannt ist, kaum einer Widerlegung bedürfen, und um so weniger, als keine dieser Hypothesen auf irgend einem thatsächlichen Grunde beruht, sondern alle sich im Großen und Ganzen nur auf jene oben erwähnten Stellen stützen. Der Sinn derselben ist in der That ein ganz anderer. Wenn Goethe wiederholt ausspricht, daß die Personen des Singspiels nur als Schweizer verkleidet seien — was thut er damit Anderes, als auf das allgemein Menschliche von dessen Inhalt hinweisen, darauf hinweisen, daß Verhältnisse und Zustände, wie er sie schildert, überall vorkommen können und nur zufällig in die Schweiz verlegt sind? Der Kern des Ganzen liegt offenbar in der Charakteristik Bätely's. Man muß Dorer-Egloff darin Recht geben, wenn er die mehrfach ausgesprochene Ansicht bekämpft (S. 37 ff.), daß die Idee des Singspiels darin liege, zu zeigen, „daß ein wackerer Mann ein guter Beistand sei", oder daß man, wie die Schlußworte des Stückes sagen, „beim Freien nicht mit der Thür ins Haus fallen dürfe"; aber von dem Richtigen ist er selbst noch viel weiter entfernt. Dies wird sich überhaupt nicht in der Form aussprechen lassen, daß man einen Grundgedanken, eine Tendenz des Ganzen aufstellen will; aber jedenfalls wird es richtig sein, zu sagen, das Interesse des Stückes beruhe auf dem psychologischen Vorgange, daß die unbewußt in Bätely schlummernde Liebe allmählig durch die geschilderten Vorfälle und ihre Einwirkungen bei ihr zu vollem Bewußtsein gebracht wird.

Jery und Bätely.

Ein Singspiel.

Bergige Gegend, im Grund eine Hütte am Felsen, von dem ein Waſſer herabſtürzt; an der Seite geht eine Wieſe abhängig hinunter, deren Ende von Bäumen verdeckt iſt. Vorne an der Seite ein ſteinerner Tiſch mit Bänken.

Bätely, mit zwei Eimern Milch, die ſie an einem Joche trägt, kommt von der Wieſe.

Bätely.

Singe, Vogel, ſinge!
Blühe, Bäumchen, blühe!
Wir ſind guter Dinge,
Sparen keine Mühe
Spat und früh.

Die Leinwand iſt begoſſen, die Kühe ſind gemelken, ich habe gefrühſtückt, die Sonne iſt über den Berg herauf, und noch liegt der Vater im Bette. Ich muß ihn wecken, daß ich Jemand habe, mit dem ich ſchwatze. Ich mag nicht müſſig, ich mag nicht allein ſein. (Sie nimmt Rocken und Spindel.) Wenn er mich hört, pflegt er aufzuſtehen.

Vater tritt auf.

Vater. Guten Morgen, Bätely!

Bätely. Vater, guten Morgen!

Vater. Ich hätte gern noch länger geſchlafen, und Du weckſt mich mit einem luſtigen Liedchen, daß ich nicht zanken darf. Du biſt artig und unartig zugleich.

Bätely. Nicht wahr, Vater, wie immer?

Vater. Du hätteſt mir die Ruhe gönnen ſollen! Weißt Du doch nicht, wann ich heut Nacht zu Bette gegangen bin.

Bätely. Ihr hattet gute Geſellſchaft.

Vater. Das war auch nicht artig, daß Du ſo früh hineinſchlupfteſt, als wenn Dir der ſchöne Mondſchein die Augen zudrückte. Der arme Jery war doch um Deinetwillen da; er ſaß bis nach Mitternacht bei mir auf der Bank, er hat mich recht gedauert.

Bätely. Ihr ſeid gleich ſo mitleidig, wenn er klagt und druckſt und immer Ebendaſſelbe wiederholt, hernach eine Viertelſtunde ſtill iſt, thut, als wenn er aufbrechen wollte, und doch am Ende bleibt und wieder von vornen anfängt. Mir iſt's ganz anders dabei, mir macht's Langeweile.

Vater. Ich wollte doch selbst, daß Du Dich zu etwas entschlössest.

Bätely. Wollt Ihr mich so gerne los sein?

Vater. Nicht das; ich zöge mit, wir hätten's Beide besser und bequemer.

Bätely. Wer weiß? Ein Mann ist nicht immer bequem.

Vater. Besser ist besser. Wir verpachteten das Gütchen hier oben und richteten uns unten ein.

Bätely. Sind wir's doch einmal so gewohnt! Unser Haus hält Wind, Schnee und Regen ab, unsre Alpe giebt uns, was wir brauchen, wir haben zu essen und zu trinken das ganze Jahr, verkaufen auch noch so viel, daß wir uns ein hübsches Kleid auf den Leib schaffen können, sind hier oben allein und geben Niemand ein gut Wort! Und was wär' Euch unten im Flecken ein größer Haus, die Stube besser getäfelt, mehr Vieh und mehr Leute dabei? Es giebt nur mehr zu thun und zu sorgen, und man kann doch nicht mehr essen, trinken und schlafen als vorher. Euch wollt' ich's freilich bequemer wünschen.

Vater. Und mir wollt' ich wünschen, daß ich nicht mehr um Dich zu sorgen hätte. Freilich werde ich alt und spüre denn doch, daß ich abnehme. Der rechte Arm wird mir immer steifer, und ich fühle das Wetter mehr in der Schulter, da wo mir die Kugel den Knochen traf. Und dann, mein Kind, wenn ich einmal abgehe, kannst Du allein gar nicht bestehen; Du mußt heirathen und weißt nicht, welchen Mann Du kriegst. Jetzt ist's ein guter Mensch, der Dir seine Hand anbietet. Das werf' ich immer im Kopf herum, und sorge und denke für Dich.

Jeden Morgen
Neue Sorgen,
Sorgen für Dein junges Blut.

Bätely. Alle Sorgen
Nur auf morgen!
Sorgen sind für morgen gut.

Was hat denn Jerv gesagt?

Vater. Was hilft's? Du giebst doch nichts drauf.

Bätely. Ich möchte hören, ob was Neues drunter war.

Vater. Neues nichts! Er hat auch nichts Neues zu sagen, bis Du ihm das Alte vom Herzen nimmst.

Bätely. Es ist mir leid um ihn. Er könnte recht vergnügt sein; er ist allein, hat vom Vater schöne Güter, ist jung und frisch; nun will er mit Gewalt eine Frau dazu haben und just mich. Er fände zehen für eine im Ort. Was kommt er zu uns herauf? Warum will er just mich?

Vater. Weil er Dich lieb hat.

Bätely. Ich weiß nicht, was er will; er kann nichts als mich plagen.

Vater. Mir wär' er gar nicht zuwider.

Bätely. Mir ist er's auch nicht. Er ist hübsch, wacker, brav. Neulich auf dem Jahrmarkte warf er den Fremden, der sich mit Schwingen groß machte, rechtschaffen an den Boden. Er gefällt mir sonst ganz wohl. Wenn sie nur nicht gleich heirathen wollten, und wenn man einmal freundlich mit ihnen ist, Einem hernach den ganzen Tag auflägen!

Vater. Es ist erst seit einem Monat, daß er so oft kommt.

Bätely. Es wird nicht lange währen, so ist er wieder da; denn ganz früh sah ich ihn auf die Matte schleichen, die er oben im Walde hat. Sein' Tage hat er nicht so oft nach den Sennen gesehn als neuerdings; ich wollt', er ließ' mich in Ruh. — Die Leinwand ist schon fast wieder trocken. Wie hoch die Sonne schon steht! Und Euer Frühstück?

Vater. Ich will es schon finden. Sorge nur zur rechten Zeit fürs Mittagessen!

Bätely. Daran ist mir mehr gelegen wie Euch.

(Vater ab.)

Bätely. Wahrhaftig, da kommt er! Hab' ich's doch gesagt. Die Liebhaber sind so pünktlich wie die Sonne. Ich muß nur ein lustig Lied anfangen, daß er nicht gleich in seine alte Leier einlenken kann.

(Sie macht sich was zu schaffen und singt.)

*) Es rauschet das Wasser
Und bleibet nicht stehn;
Gar lustig die Sterne
Am Himmel hin gehn;
Gar lustig die Wolken
Am Himmel hin ziehn.
So rauschet die Liebe
Und fähret dahin.

Jery (der sich ihr indessen genähert).

Es rauschen die Wasser,
Die Wolken vergehn;
Doch bleiben die Sterne,
Sie wandeln und stehn.

*) Vgl. Werke, III. 19.

So auch mit der Liebe,
Der treuen, geschickt:
Sie wegt sich,*) sie regt sich
Und ändert sich nicht.

Bätely. Was bringt Ihr Neues, Jery?

Jery. Das Alte, Bätely!

Bätely. Hier oben haben wir Alles genug! Wenn Ihr uns nichts Neues bringen wollt! Wo kommt Ihr so früh her?

Jery. Ich habe oben auf der Alpe nachgesehen, wie viel Käse vorräthig sind; unten am See hält ein Kaufmann, der ihrer sucht. Ich denke, wir werden einig.

Bätely. Da kriegt Ihr wieder viel Geld in die Hände.

Jery. Mehr, als ich brauche.

Bätely. Ich gönn' es Euch.

Jery. Ich gönnt' Euch die Hälfte, gönnt' Euch das Ganze. Wie schön wär's, wenn ich einen Handel gemacht hätte und käme nach Hause und würfe Dir die Dubbeln**) in den Schooß! „Zähl es nach," sagt' ich dann, „heb es auf!" Wenn ich nun nach Hause komme, muß ich mein Geld in den Schrank stellen und weiß nicht, für wen.

Bätely. Wie lang' ist's noch auf Ostern?

Jery. Nicht lange mehr, wenn Ihr mir Hoffnung macht.

Bätely. Behüte Gott! Ich meinte nur.

Jery. Du wirst an vielem Uebel schuld sein. Schon oft hast Du mir den Kopf so toll gemacht, daß ich Dir zum Trutz eine Andre nehmen wollte. Und wenn ich sie nun hätte und wäre sie gleich müde und sähe immer und immer, das ist nicht Bätely — ich wär' auf immer elend.

Bätely. Du mußt eine Schöne nehmen, die reich ist und gut; so Eine wird man nimmer satt.

Jery. Ich habe Dich verlangt und keine Reichere noch Bessere.

***) Ich verschone Dich mit Klagen;
Doch das Eine muß ich sagen,
Immer sagen: „Dir allein
Ist und wird mein Leben sein."
Willst Du mich nicht wieder lieben?
Willst Du ewig mich betrüben?

*) Vgl. die erste Note zu Werke, III. 19.
**) Ausdruck für die spanische Münze, die sonst Doublone genannt wird; ebenso S. 150 Z. 3, S. 152 Z. 6 und S. 163 Z. 19.
***) Vgl. Werke, III. 91.

Mir im Herzen biſt Du mein,
Ewig, ewig bleib' ich Dein.

Bätely. Du kannſt recht hübſche Lieder, Jery, und ſingſt ſie recht gut. Nicht wahr, Du liebſt mich ein halb Dutzend? Ich bin meine alten ſatt. Leb wohl! Ich habe noch viel zu thun dieſen Morgen; der Vater ruft. (Ab.)

Jery. Gehe!
Verſchmähe
Die Treue!
Die Reue
Kommt nach!
Ich gehe von hinnen,
Du wirſt mich vertreiben,
Um Luſt zu gewinnen;
Hier kann ich nicht bleiben.
Verſchmähe
Die Treue!
Die Reue
Kommt nach!

Thomas tritt auf.

Thomas. Jery!

Jery. Wer?

Thomas. Guten Tag!

Jery. Wer ſeid Ihr?

Thomas. Kennſt Du mich nicht mehr?

Jery. Thomas, biſt Du's?

Thomas. Hab' ich mich ſo geändert?

Jery. Ja wol, Du haſt Dich geſtreckt; Du ſiehſt vornehmer aus.

Thomas. Das macht das Soldatenleben; ein Soldat ſieht immer vornehmer aus als ein Bauer; das macht, er iſt mehr geplagt.

Jery. Du biſt auf Urlaub?

Thomas. Nein, ich habe meinen Abſchied. Wie die Kapitulation um war, Adieu, Herr Hauptmann, macht' ich, und ging nach Hauſe.

Jery. Was iſt das aber für ein Rock? Warum trägſt Du den Treſſenhut und den Säbel? Du ſiehſt ja noch ganz ſoldatenmäßig aus.

Thomas. Das heißen ſie in Frankreich eine Uniforme de goût, wenn Einer auf ſeine eigene Hand was Buntes trägt.

Jery. Gefiel Dir's nicht?

Thomas. Gar wohl, gar gut, nur nicht lange. Ich nähme nicht funfzig Dubbeln, daß ich nicht Soldat gewesen wäre. Man ist ein ganz andrer Kerl; man wird frischer, lustiger, gewandter, kann sich in Alles schicken und weiß, wie es in der Welt aussieht.

Jery. Wie kommst Du hierher? Wo schwärmst Du herum?

Thomas. Zu Hause bei meiner Mutter wollte mir's nicht gleich gefallen; da hab' ich ein vierzig rechte Appenzeller Ochsen zusammengekauft und auf Kredit genommen, alle schwarz und schwarzbraun wie die Nacht; die treib' ich nach Mailand, das ist ein guter Handel; man verdient etwas und ist lustig auf dem Wege. Da hab' ich meine Geige bei mir, mit der mach' ich Kranke gesund und das Regenwetter fröhlich. Nun, wie ist denn Dir, alter Tell? Du siehst nicht frisch drein. Was hast Du?

Jery. Ich wäre auch gern lang' einmal fort, hätte auch gern einmal so einen Handel versucht. Geld hab' ich ohnedies immer liegen, und zu Hause gefällt mir's gar nicht mehr.

Thomas. Hm! Hm! Du siehst nicht aus wie ein Kaufmann; der muß klare Augen im Kopfe haben! Du siehst trübe und verdrossen.

Jery. Ach, Thomas!

Thomas. Seufze nicht! Das ist mir zuwider.

Jery. Ich bin verliebt!

Thomas. Weiter nichts? O, das bin ich immer, wo ich in ein Quartier komme und die Mädchen sind nur nicht gar abscheulich.

Ein Mädchen und ein Gläschen Wein
Kuriren alle Noth;
Und wer nicht trinkt und wer nicht küßt,
Der ist so gut wie todt.

Jery. Ich sehe, Du bist geworden wie die Andern; es ist nicht genug, daß Ihr lustig seid, Ihr müßt auch gleich liederlich werden.

Thomas. Das verstehst Du nicht, Gevatter! Dein Zustand ist so gefährlich nicht. Ihr armen Tröpfe, wenn es Euch das erste Mal anwandelt, meint Ihr gleich, Sonne, Mond und Sterne müßten untergehn.

*) Es war ein fauler Schäfer,
Ein rechter Siebenschläfer,
Ihn kümmerte kein Schaf.

*) Vgl. Werke, III. 19.

Ein Mädchen konnt' ihn fassen,
Da war der Trotz verlassen,
Fort Appetit und Schlaf!
Es trieb ihn in die Ferne,
Des Nachts zählt' er die Sterne,
Er klagt' und härmt' sich brav.
Nun, da sie ihn genommen,
Ist Alles wiederkommen,
Durst, Appetit und Schlaf.

Nun sage, willst Du heirathen?

Jerg. Ich freie um ein allerliebstes Mädchen.

Thomas. Wann ist die Hochzeit?

Jerg. So weit sind wir noch nicht.

Thomas. Wie so?

Jerg. Sie will mich nicht.

Thomas. Sie ist nicht gescheit.

Jerg. Ich bin mein eigener Herr, hab' ein hübsches Gut, ein schönes Haus, ich will ihren Vater zu mir nehmen, sie sollen's gut bei mir haben.

Thomas. Und sie will Dich nicht? Hat sie einen Andern im Kopfe?

Jerg. Sie mag Keinen.

Thomas. Keinen? Sie ist toll. Sie soll Gott danken und mit beiden Händen zugreifen! Was ist denn das für ein Trotzkopf?

Jerg. Schon ein Jahr geh' ich um sie. In diesem Hause wohnt sie bei ihrem Vater. Sie nähren sich von dem kleinen Gute hierbei. Alle jungen Bursche hat sie schon weggescheucht, die ganze Nachbarschaft ist unzufrieden mit ihr. Dem Einen hat sie einen schnippischen Korb gegeben, dem Andern hat sie einen Sohn toll gemacht. Die Meisten haben sich kurz resolvirt und haben andre Weiber genommen. Ich allein kann's nicht über das Herz bringen, so hübsche Mädchen man mir auch schon angetragen hat.

Thomas. Man muß sie nicht lange fragen. Was will so ein Mädchen allein in den Bergen? Wenn nun ihr Vater stirbt, was will sie anfangen? Da muß sie sich dem Ersten Besten an Hals werfen.

Jerg. Es ist nicht anders.

Thomas. Du verstehst es nicht. Man muß ihr nur recht zureden, und das ein Bißchen derb. Ist sie zu Hause?

Jerg. Ja!

Thomas. Ich will Freiersmann sein. Was krieg' ich, wenn ich sie Dir kupple?

Jery. Es ist nichts zu thun.

Thomas. Was krieg' ich?

Jery. Was Du willst.

Thomas. Zehn Dubbeln! Ich muß etwas Rechts fordern.

Jery. Von Herzen gern.

Thomas. Nun laß mich gewähren!

Jery. Wie willst Du's anstellen?

Thomas. Gescheit!

Jery. Nun?

Thomas. Ich will sie fragen, was sie machen will, wenn ein Wolf kommt.

Jery. Das ist Spaß.

Thomas. Und wenn ihr Vater stirbt?

Jery. Ah!

Thomas. Und wenn sie krank wird?

Jery. Nun, sprich recht gut!

Thomas. Und wenn sie alt wird?

Jery. Du hast reden gelernt.

Thomas. Ich will ihr Historien erzählen.

Jery. Recht schön!

Thomas. Ich will ihr erzählen, daß man Gott zu danken hat, wenn man einen treuen Burschen findet.

Jery. Vortrefflich!

Thomas. Ich will Dich herausstreichen! Geh nur, geh!

Jery. Neue Hoffnung, neues Leben,
Was mein Thomas mir verspricht!

Thomas. Freund, Dir eine Frau zu geben,
Ist die größte Wohlthat nicht.

(Jery ab.)

Thomas (allein). Wozu man in der Welt nicht kommt! Das hätte ich nicht gedacht, daß ich bei meinem Ochsenhandel nebenher noch einen Kuppelpelz verdienen sollte. Ich will doch sehen, was das für ein Drache ist, und ob sie kein vernünftig Wort mit sich reden läßt. Am Besten, ich thu', als wenn ich den Jery nicht kennte und nichts von ihm wüßte, und fall' ihr dann mit meinem Antrag in die Flanke.

Bätely kommt aus der Hütte.

Thomas (für sich). Ist sie das? O, Die ist hübsch!
(Laut.) Guten Tag, mein schönes Kind!

Bätely. Großen Dank! Wär' Ihm was lieb?

Thomas. Ein Glas Milch oder Wein, Jungfer, wäre mir eine rechte Erquickung. Ich treibe schon drei Stunden den Berg herauf und habe nichts gefunden.

Bätely. Von Herzen gerne, und ein Stück Brod und Käs dazu! Rothen Wein, recht guten italienischen.

Thomas. Scharmant! Ist das Euer Haus?

Bätely. Ja, da wohn' ich mit meinem Vater.

Thomas. Ei! Ei! So ganz allein?

Bätely. Wir sind ja unter Zwei. Wart Er, ich will Ihm zu trinken holen; oder komm Er lieber mit herein! Was will er da haußen*) stehn? Er kann dem Vater was erzählen.

Thomas. Nicht doch, mein Kind! Das hat keine Eile. (Er nimmt sie bei der Hand und hält sie.)

Bätely (macht sich los). Ei, was soll das?

Thomas. Laß Sie doch ein Wort mit Sich reden! (Er faßt sie an.)

Bätely (wie oben). Meint Er? Kennt Er mich schon?

Thomas. **) Nicht so eilig, liebes Kind!
Ei, so schön und spröde!

Bätely. Weil die Meisten thöricht sind,
Meint Er, ist es Jede?

Thomas. Nein, ich lasse Dich nicht los;
Mädchen, sei gescheiter!

Bätely. Euer Durst ist wol nicht groß;
Geht nur immer weiter! (Bätely ab.)

Thomas (allein). Das hab' ich schlecht angefangen! Erst hätt' ich sie sollen vertraut machen, mich einnisten, essen und trinken, dann meine Worte anbringen. Du bist immer zu hui! Denk' ich denn auch, daß sie so wild sein wird! Sie ist ja so scheu wie ein Eichhorn. Ich muß es noch einmal versuchen. (Nach der Hütte zu.) Noch ein Wort, Jungfer!

Bätely (am Fenster). Geht nur Eurer Wege! Hier ist nichts für Euch. (Sie schließt das Fenster zu.)

Thomas. Du grobes Ding! Wenn sie's ihren Liebhabern so macht, so nimmt mich's Wunder, daß noch einer bleibt. Da kommt der arme Jery schlecht zurechte! Die sollte ihren Mann finden, der auch wieder aus dem Walde riefe, wie sie hineinschreit. Das trotzige Ding dünkt sich hier oben so sicher! Wenn

*) Mundartliche Wortform, die bei Goethe nicht selten ist. Man vgl. S. 79 Z. 27 dieses Bandes „hauf'n", ferner „haußen" Werke, XIV. S. 84 Z. 27.
**) Vgl. Werke, III. 81.

Einer auch einmal ungezogen würde, müßte sie's haben, und ich hätte fast Lust, ihr den ledigen Stand zu verleiden. Wenn nun Jery auf mich paßt und hofft und wartet, wird er mich auslachen, so wenig es ihm lächerlich ist. Zum Henker, sie soll mich anhören, was ich ihr zu sagen habe. Ich will wenigstens meine Kommission ausrichten! So gerade abzuziehen, ist gar zu schimpflich! (An der Hütte stark anpochend.) Nun ohne Spaß, Jungfer, mache Sie auf! Sei Sie so gut und geb Sie mir ein Glas Wein! Ich will's gern bezahlen.

Bätely (wie oben am Fenster). Hier ist kein Wirthshaus, und pack Er Sich! Wir sind das hier zu Lande gar nicht gewohnt. Darnach sich Einer aufführt, darnach wird Einem. Geh Er Sich nur keine Mühe! (Sie schmeißt das Fenster zu.)

Thomas. Du eigensinniges, albernes Ding! Ich will Dir weisen, daß Du da oben so sicher nicht bist. Das Affengesicht! Wir wollen sehen, wer ihr beisteht! Und wenn sie einmal gewitzigt ist, wird sie nicht mehr Lust haben, so allein sich auszusetzen. Schon gut! Da ich meine Lektion nicht mündlich anbringen kann, will ich's ihr durch recht verständliche Zeichen zu erkennen geben. Da kommt meine Heerde just den Berg herauf; die soll auf ihrer Wiese Mittagsruhe halten. Ha! Ha! — Sie sollen ihr die Matten schon zurechte machen, ihr den Boden wohl zusammendämmeln.*) (Er ruft nach der Scene.) Heda! He!

Ein **Knecht** tritt auf.

Treibt nun in der Hitze den Berg nicht weiter hinauf! Hier ist eine Wiese zum Ausruhen. Treibt nur das Vieh alle da hinein! — Nun! Was stehst Du und verwunderst Dich? Thu, was ich Dir befehle! Begreifst Du's? Auf diese Wiese hier! Nur ohne Umstände. Und laßt Euch nichts anfechten, es geschehe, was wolle! Laßt sie grasen und ausruhen! Ich kenne die Leute hier, ich will schon mit ihnen sprechen. (Der Knecht geht ab.) Wenn es aber vor den Landvogt kommt? Ei was, um das Bischen Strafe! Ich denke, die Kur soll anschlagen; und hilft's nichts, so sind wir Alle auf einmal gerächt, Jery und ich und alle Verliebten und Betrübten. (Er tritt auf das Felsenstück nahe beim Wasser und spricht mit Leuten außer dem Theater.) Treibt nur die Ochsen hier auf die Wiese! Reißt nur die Planken zusammen! So! Nur alle! Junge, hierher! Herein! Nun gut, macht Euch lustig! Jagt mir dort die Kühe weg! — Was die für Sprünge machen, daß

*) Wie einen Damm stampfen (Sanders' Wörterbuch). — Aeltere Lexika geben in diesem Sinne das Wort „dämmern".

man sie von ihrem Grund und Boden vertreibt! — Nun Trotz dem Affen! (Er setzt sich auf das Felsenstück, nimmt seine Violine hervor, streicht und singt.)

Ein Quodlibet, wer hört es gern,
Der komme flugs herbei!
Der Autor, der ist Holofern, *)
Es ist noch nagelneu.

Vater (eilig aus der Hütte).
Was giebt's? Was unterstehst Ihr Euch?
Wer giebt das Recht Euch? Wer?

Thomas. In Polen **) und im Röm'schen ***) Reich
Geht's auch nicht besser her.

Bätely. Meinst Du, daß Du hier Junker bist,
Daß Niemand wehren kann?

Thomas. Ein Mädchen, das verständig ist,
Das nimmt sich einen Mann.

Vater. Sieh, welch ein unerhörter Trotz!
Wart nur, Du kriegst Dein Theil!

Thomas (wie oben). Man sagt, auf einen harten Klotz
Gehört ein grober Keil.

Bätely. Verwegner, auf und packe Dich!
Was hab' ich Dir gethan?

Thomas (wie oben). Pardonnez-moi! Ihr sehet mich
Für einen Andern an. (Ab.)

Bätely. Sollen wir's dulden?

Vater. Ohne Verschulden!

Bätely. Rufet zur Hilfe
Die Nachbarn herbei! (Vater ab.)

Bätely. Mir springt im Schmerze
Der Muth mein Herze,
Fühle mich, ach,
Rasend im Grimm
Und im Grimme so schwach!

Thomas (kommt wieder). Sieh mir, o Schönste,
Nur freundliche Blicke!

---

*) Nach dem Buche Judith Feldherr des assyrischen Königs Nebukadnezar, der 588 v. Chr. Juda unterwarf.

**) Hindeutung auf die Zustände der Republik Polen nach der ersten Theilung 1772. Man vgl. auch Werke, III. 139.

***) Goethe hat wol besonders an den bairischen Erbfolgekrieg gedacht, der erst im Mai 1779, also in demselben Jahre, in dem dies Singspiel gedichtet wurde, durch den Frieden zu Teschen beendigt war.

Gleich soll mein Vieh
Von dem Berge zurücke!

Bätely. Wagst, mir vors Angesicht
Wieder zu stehn?

Thomas. Liebchen, o zürne nicht!
Bist ja so schön!

Bätely. Toller!

Thomas. O süßes,
O himmlisches Blut!

Bätely. Ach, ich ersticke!
Ich sterbe vor Wuth!

(Er will sie küssen; sie stößt ihn weg und fährt in die Thür. Er will das Fenster aufschieben; da sie es zuhält, zerbricht er einige Scheiben, und im Taumel zerschlägt er die übrigen.)

Thomas (bedenklich hervortretend). St! St! Das war zu toll! Nun wird Ernst aus dem Spiele. Du hättest Deine Probe gescheiter anfangen können. Ein Freiersmann sollte nicht mit der Thür ins Haus fallen. Sieht man doch, daß ich immer nur für mich gekuppelt habe, und da ist's nicht übel, gerade und ohne Umschweife zu traktiren. — Was ist zu thun? Das giebt Lärm. Ich muß sehen, daß ich mich mit Ehren zurückziehe, daß es nicht aussieht, als ob ich mich fürchtete. Nur recht frech gethan, musizirt und so sachte retirirt! (Er geht, auf der Violine spielend, nach der Wiese.)

Vater. O Himmel! Welcher Zorn! Welcher Verdruß! Der Bösewicht! Nun fühl' ich erst, daß mir das Mark nicht mehr in den Knochen sitzt wie vor Alters, daß mein Arm lahm ist, daß meine Füße nicht mehr fort wollen! Wart nur! Wart nur! Von den Nachbarn rührt sich keiner, sie sind mir alle wegen des Mädchens aufsäßig. Ich rufe, ich spreche, ich erzähle, keiner will mir zu Gefallen etwas wagen. Ja, sie spotten beinahe mich aus. (Nach der Wiese gekehrt.) Seht, wie frech, wie verwegen! Wie er umhergeht und musizirt! Die Planken zerrissen! (Nach dem Hause.) Die Fenster zerschlagen! Es fehlt nichts, als daß er noch plündert. — Kommt denn kein Nachbar? Hätt' ich doch nicht geglaubt, daß sie mir's so denken sollten! Ja, ja! So ist's! Sie sehen zu, sie machen höhnische Gesichter. „Eure Tochter ist keck genug," sagt der Eine; „laßt sie sich mit dem Burschen herumschlagen!" — „Hat sie nun Keinen," ruft der Andre, „den sie an der Nase herumführt, der sich ihr zu Liebe die Rippen zerstoßen ließe?" — „Mag sie's für meinen Sohn haben, der um ihretwillen aus dem Lande gelaufen ist," sagt ein Dritter. — Vergebens! — Es ist erschrecklich, es ist abscheulich! O, wenn Jery in der Nähe wäre, der Einzige, der uns retten könnte!

Bätely (kommt aus der Hütte, der Vater geht ihr entgegen, sie lehnt sich auf ihn). Mein Vater! Ohne Schutz! Ohne Hilfe! Diese Beleidigung! Ich bin ganz außer mir. — Ich traue meinen Sinnen nicht, und mein Herz kann's nicht tragen.

Jery tritt auf.

Vater. Jery, sei willkommen, sei gesegnet!

Jery. Was geschieht hier? Warum seid Ihr so verstört?

Vater. Ein Fremder verwüstet uns die Matten, zerschlägt die Scheiben, kehrt Alles drunter und drüber. Ist er toll? Ist er betrunken? Was weiß, was weiß ich? Niemand kann ihm wehren, Niemand. — Bestraf ihn, vertreib ihn!

Jery. Bleibet gelassen, meine Besten! Ich will ihn packen, ich schaff' Euch Ruhe, Ihr sollt gerächt werden!

Bätely. O Jery, treuer, lieber! Wie erfreust Du mich! Sei unser Retter! Tapfrer, einziger Mann!

Jery. Geht beiseite, verschließt Euch ins Haus! Laßt Euch nicht bange sein! Laßt mich gewähren! Ich schaff' Euch Rache und vertreib' ihn gewiß.

(Vater und Bätely gehen ab.)

Jery (allein, indem er einen Stock ergreift).

Dem Verwegnen
Zu begegnen,
Schwillt die Brust.
Welch Verbrechen,
Sie beleid'gen!
Sie vertheid'gen,
Welche Lust! (Er tritt gegen die Wiese.)

Weg von dem Orte!
Ich schone Keinen.

(Indem er abgehen will, tritt ihm Thomas entgegen.)

Thomas. Spare die Worte!
Es sind die Meinen.

Jery. Thomas!

Thomas. O Jery!
Soll ich von hinnen?

Jery. Bist Du von Sinnen?
Hast Du's gethan?

Thomas. Jery, ja, Jery!
Nur höre mich an!

Jery. Wehr Dich, Verräther!
Ich schlage Dich nieder.

Thomas. Glaub mir, ich habe
Noch Knochen und Glieder.
Jery. Wehr Dich!
Thomas. Das kann ich!
Jery. Fort mit Dir, fort!
Thomas. Jery, sei klug
Und hör nur ein Wort!
Jery. Rühr Dich, ich schlag' Dir
Den Schädel entzwei!
Liebe, o Liebe,
Du stehest mir bei.

(Jery treibt Thomasen vor sich her; sie gehen, sich schlagend, ab. Bätely kommt ängstlich aus der Hütte; die beiden Kämpfenden kommen wieder aufs Theater, sie haben sich angefaßt und ringen, Thomas hat Vortheil über Jery.)

Bätely. Jery! Jery!
Höre! Höre!
Wollt Ihr gar nicht hören?
Hilfe, Hilfe!
Vater, Hilfe!
Laßt Euch, laßt Euch wehren!

(Sie ringen und schwingen sich herum, endlich wirft Thomas den Jery zu Boden.)

Thomas (spricht abgebrochen, wie er nach und nach zu Athem kommt). Da liegst Du! Du hast mir's sauer gemacht! Doppelt sauer! Du bist ein starker Kerl und mein guter Freund! Da liegst Du nun! Du wolltest nicht hören. Uebereile Dich nicht mehr! Das ist eine gute Lektion. Armer Jery! Wenn Dich auch der Fall von Deiner Liebe heilen könnte! (Zu Bätely, die sich indessen mit Jery beschäftigt. Jery ist aufgestanden.) Um Deinetwillen leidet er, und mich schmerzt, daß ich ihm weh gethan habe. Sorge für ihn, verbinde ihn, heile ihn! Er hat seinen Mann gefunden; viel Glück, wenn er bei dieser Gelegenheit auch eine Frau findet! Ich mache mich auf die Weze und habe nicht länger zu passen. (Ab.)

Jery (der inzwischen, von Bately begleitet, an den Tisch im Vordergrunde gekommen und sich gesetzt hat). Laß mich, laß mich!

Bätely. Ich sollte Dich lassen? Du hast Dich meiner so treulich angenommen!

Jery. Ach, ich kann mich noch nicht erholen; ich streite für Dich und werde besiegt! Laß mich, laß mich!

Bätely. Nein, Jery, Du hast mich gerächt; auch überwunden hast Du gesiegt. Sieh, er treibt sein Vieh hinweg, er macht dem Unfug ein Ende.

Jery. Und ist dafür nicht bestraft! Er geht trotzig umher, prahlend davon, und ersetzt nicht den Schaden. Ich vergebe in meiner Schande!

Bätely. Du bist doch der Stärkste im ganzen Kanton. Auch die Nachbarn erkennen, wie brav Du bist. Diesmal war es ein Zufall, Du hast wo angestoßen! Sei ruhig, sei getrost! Sieh mich an! Gestehe mir, hast Du Dich beschädigt?

Jery. Meine rechte Hand ist verrenkt. Es wird nichts thun, es ist gleich wieder in Ordnung.

Bätely. Laß mich ziehen! Thut es weh? Noch einmal! Ja, so wird es gethan sein. Es wird besser sein.

Jery. Deine Sorgfalt hab' ich nicht verdient.

Bätely. Das leidest Du um mich! Wol hab' ich nicht verdient, daß Du Dich meiner so thätig annimmst!

Jery. Rede nicht!

Bätely. So bescheiden! Gewiß hab' ich's nicht um Dich verdient. Sieh nur, Deine Hand ist aufgeschlagen, und Du schweigst!

Jery. Laß nur! Es will nichts bedeuten.

Bätely. Nimm das Tuch! Du wirst sonst voll Blut.

Jery. Es heilt für sich, es heilt geschwinde.

Bätely. Nein! Nein! Gleich will ich Dir einen Umschlag zurechte machen. Warmer Wein ist gut und heilsam. Warte, warte nur! Gleich bin ich wieder da. (Ab.)

Jery (allein). *) Endlich, endlich darf ich hoffen,
Ja, mir steht der Himmel offen!
Auf einmal
Streift ins tiefe Nebelthal
Ein erwünschter Sonnenstrahl.
Theilt Euch, Wolken, immer weiter!
Himmel, werde völlig heiter!
Ende, Liebe, meine Qual!

Thomas (her an der Seite hereinsieht). Hörre, Jery!

Jery. Welch eine Stimme! Unverschämter! Darfst Du Dich sehen lassen?

Thomas. Stille! Stille! Nicht zornig, nicht aufgebracht! Höre nur zwei Worte, die ich Dir zu sagen habe!

Jery. Du sollst meine Rache spüren, wenn ich nur einmal wieder heil bin.

Thomas. Laß uns die Zeit nicht mit Geschwätz verderben! Höre mich! Es hat Eil'.

*) Vgl. Werke, III. 10.

Jery. Weg von meinem Angeſicht! Du biſt mir abſcheulich.

Thomas. Wenn Du dieſe Gelegenheit verlierſt, ſo iſt ſie auf immer verloren. Erkenne Dein Glück, ein Glück, das ich Dir verſchaffe! Ihre Sprödigkeit verſchwindet, ſie fühlt ſich dankbar, ſie fühlt, was ſie Dir ſchuldig iſt.

Jery. Du willſt mich lehren? Toller, ungezogner Menſch!

Thomas. Schelte, wenn Du mich nur anhören willſt. Gut, ich habe ihr dieſen tollen Streich geſpielt! Es war halb Vorſatz, halb Zufall. Genug, ſie findet, daß ein wackrer Mann ein guter Beiſtand iſt. Gewiß, ſie bekehrt ſich. — Du wollteſt nicht hören, ich mußte mich zur Wehre ſetzen! Du biſt ſelbſt ſchuld, daß ich Dich niedergeworfen, Dich beſchädigt habe.

Jery. Geh nur! Du beredeſt mich nicht.

Thomas. Sieh nur, wie Alles glückt, wie Alles ſich ſchicken muß! Sie iſt bekehrt, ſie ſchätzt Dich, ſie wird Dich lieben. Nun ſei nicht ſäumig, träume nicht, ſchmiede das Eiſen, ſo lang' es heiß bleibt!

Jery. Laß ab und plage mich nicht länger!

Thomas. Ich muß Dir's doch noch einmal ſagen: Sei nur zufrieden! Du biſt mir's ſchuldig; Du haſt mir zeitlebens Dein Glück zu danken. Konnte ich Deinen Auftrag beſſer ausrichten? Und wenn die Art und Weiſe ein Bißchen wunderlich war, ſo iſt doch am Ende der Zweck erreicht. Du kannſt Dich freuen! Mache es richtig mit ihr! Ich komme zurück, Ihr werdet mir vergeben, und wenn es Euch wohl geht, noch gar meinen Einfall, meine Tollheit loben.

Jery. Ich weiß nicht, was ich denken ſoll.

Thomas. Glaubſt Du denn, daß ich ſie für nichts und wieder nichts beleidigen wollte?

Jery. Bruder, es war ein toller Gedanke; als ein Soldatenſtreich mag es hingehen!

Thomas. Die Hauptſache iſt, daß ſie Deine Frau wird; und dann iſt's einerlei, wie der Freiersmann ſich angeſtellt hat. Der Vater kommt! Auf einen Augenblick leb wohl! (Ab.)

Vater tritt auf.

Vater. Jery, welch ein ſonderbar Geſchick iſt das! Soll ich's ein Unglück, ſoll ich's ein Glück nennen? Bätely iſt umgewendet, erkennt Deine Liebe, ehrt Dich, liebt Dich, weint um Dich. Sie iſt gerührt, wie ich ſie nie geſehen habe.

Jery. Konnt' ich eine ſolche Belohnung erwarten?

Vater. Sie iſt betroffen. In ſich gekehrt ſteht ſie am Herde, ſie denkt ans Vergangne, und wie ſie ſich gegen Dich betragen

hat; ſie denkt, was ſie Dir ſchuldig geworden. Sei nur zufrieden! Ich wette, ſie beſchließt noch heute, was Dich und mich erfreuen wird, was wir Beide wünſchen.

Jery. Soll ich ſie beſitzen?

Vater. Sie kommt, ich mach' ihr Platz. (Ab.)

Bätely. (mit einem Teppich und Leinwand)

Ich bin lang', ſehr lang' geblieben.
Komm! Wir müſſen's nicht verſchieben;
Komm und zeig mir Deine Hand!

Jery (indem ſie ihn verbindet).

Liebe Seele, mein Gemüthe
Bleibt beſchämt von Deiner Güte.
Ach, wie wohl thut der Verband!

Bätely (die geendigt hat). Schmerzen Dich noch Deine Wunden?

Jery.

Liebſte, ſie ſind lang' verbunden;
Seit Dein Finger ſie berührt,
Hab' ich keinen Schmerz geſpürt.

Bätely.

Rede, aber rede treulich.
Sieh mir offen ins Geſicht!
Findeſt Du mich nicht abſcheulich,
Jery? Aber ſchmeichle nicht!
Der Du ganz Dein Herz geſchenkt,
Die Du nun ſo ſchön vertheidigt,
Oft wie hat ſie Dich beleidigt,
Weggeſtoßen und gekränkt!
Hat Dein Lieben ſich geendet,
Hat Dein Herz ſich weggewendet,
Ueberlaß mich meiner Pein!
Sag es nur, ich will es dulden,
Stille leiden meine Schulden;
Du ſollſt immer glücklich ſein.

Jery.

*) Es rauſchen die Waſſer
Die Wolken vergehn;
Doch bleiben die Sterne,
Sie wandeln und ſtehn.
So auch mit der Liebe,
Der treuen, geſchicht:
Sie wegt ſich, ſie regt ſich
Und ändert ſich nicht.

(Sie ſehen einander an, Bätely ſcheint bewegt und unſchlüſſig.)

*) Vgl. S. 147 und Bd. III, S. 18.

Jery. Engel, Du scheinst mir gewogen!
Doch ich bitte, halt die Regung
Noch zurück, noch ist es Zeit!
Leicht, gar leicht wird man betrogen
Von der Rührung, der Bewegung,
Von der Güt' und Dankbarkeit.

Bätely. Nein, ich werde nicht betrogen!
Mich beschämet die Erwägung
Deiner Lieb' und Tapferkeit.
Bester, ich bin Dir gewogen;
Traue, traue dieser Regung
Meiner Lieb' und Dankbarkeit!

Jery. Verweile!
Uebereile
Dich nicht!
Mir lohnet schon gnüglich
Ein freundlich Gesicht.

Bätely (nach einer Pause).
Kannst Du Deine Hand noch regen?
Sag mir, Jery, schmerzt sie Dir?

Jery (seine rechte Hand aufhebend).
Nein, ich kann sie gut bewegen.

Bätely (die ihrige hinreichend).
Jery, nun so gieb sie mir!

Jery (ein Wenig zurücktretend).
Soll ich noch zweifeln?
Soll ich mich freuen?
Wirst Du mir bleiben?
Wird Dich's gereuen?

Bätely. Traue mir! Traue mir!
Ja, ich bin Dein!

Jery (einschlagend).
Ich bin auf ewig
Nun Dein, und sei mein!
(Sie umarmen sich.)

Beide. Liebe! Liebe!
Hast Du uns verbunden,
Laß, o laß die letzten Stunden
Selig wie die ersten sein!

Vater (tritt auf). Himmel, was seh' ich!
Soll ich es glauben?

Jery. Soll ich sie haben?

Bäteli. Willst Du's erlauben,
Vater?
Jerg. O Vater!
Vater. Kinder —
(Zu Drei.)
O Glück!
Vater. Kinder, Ihr gebt mir
Die Jugend zurück.
Bäteli und Jerg (knieend). Gebt uns den Segen!
Vater. Nehmet den Segen!
(Zu Drei.)
Segen und Glück.
Thomas (kommt). Darf ich mich zeigen?
Darf ich es wagen?
Bäteli. Welche Verwegenheit!
Jerg. Welches Betragen!
Vater. Welche Vermessenheit!
Thomas. Höret mich an!
In der Betrunkenheit
Hab' ich's gethan.
Rufet die Aeltsten,
Den Schaden zu schätzen;
Ich gebe die Strafe,
Will Alles ersetzen.
(Heimlich zu Jerg.)
Und für mein Kuppeln
Krieg' ich zwölf Dubbeln;
Mehr sind der Schaden,
Die Strafe nicht werth.
(Laut zu Bäteli.)
Gebe*) Dich!
(Zum Vater.)
Höre mich!
(Zu Jerg.)
Bitte für mich!
Jerg. Laßt uns, Ihr Lieben,
Der Thorheit verzeihen,
Am schönen Tage
Jeden sich freuen!
Auf und vergebt ihm!

*) Man vergleiche dazu Imperativformen wie „vergesse" (II, 50, Z. 11).

Bätely und Vater (zu Jery).
Ich gebe Dir nach.
(Zu Thomas).
Dir ist verziehen.
(Zu Vier.)
O fröhlicher Tag!*)

(Hörnergetön aus der Ferne. Von allen Seiten, erst ungesehen, einzeln, dann sichtbar auf den Felsen zusammen:)

Chor der Sennen. Hört das Schreien,
Hört das Toben!
War es unten?
Ist es oben?
Kommt zu Hilfe,
Wo's auch sei!

Jery. Bätely. Vater (zu Drei).
Siehst Du, wie schlimm sich's macht,
Was Du so unbedacht
Thöricht gethan!

Thomas. Hurtig sie ausgelacht!
Jetzt, da wir fertig sind,
Fangen sie an.

Chor (eintretend). Als Mord und Todtschlag
Klang es von hier.

Jery. Bätely. Vater und **Thomas.**
Und Lieb' und Heirath
Findet sich hier.

Chor (hin und wieder rennend).
Eilet zu Hilfe,
Wo es auch sei!

Jene (zu Vier). Nachbarn und Freunde, still! —
Nun ist's vorbei.

(Die Masse beruhigt und ordnet sich und tritt zu beiden Seiten nah ans Proscenium.)

Thomas (tritt in die Mitte). Ein Quodlibet, wer hört es gern,
Der horch' und halte Stand!
Die Klugen alle sind so fern,
Der Thor ist bei der Hand.

*) In den älteren Ausgaben (bis 1816 inkl.) schließt das Stück, indem auf die Worte „O fröhlicher Tag" noch fünf Zeilen folgen. (Siehe die Revision des Textes bei dieser Stelle.) Der jetzige bereits S. 139 erwähnte Schluß findet sich erst in den Ausgaben seit 1869.

Das ſag' ich, gute Nachbarsleut',
Nicht Alles ſprech' ich aus.

(Thomas nimmt einen Knaben bei der Hand und zieht ihn auf dem Theater weiter vor, thut vertraulich mit ihm und ſingt.)

Er falle, wenn er jemals freit,
Nicht mit der Thür ins Haus!

(Thomas fährt in Proſa fort, zu dem Knaben zu ſprechen: „Nun wie hieß es? So was mußt Du gleich auswendig können.")

Der Knabe. Nicht fallet, wenn Ihr jemals freit,
Grob mit der Thür ins Haus!

Thomas. Schön! Und das merke Dir,
Freiſt Du einmal!
Das iſt der Kern des Stücks,
Iſt die Moral.

Thomas und der Knabe (zu Zwei).
Und fallet, wenn Ihr ſelber freit,
Nicht mit der Thür ins Haus!

(Haben Thomas und der Knabe Anmuth und Gunſt genug, ſo können ſie es wagen, dieſe Zeilen unmittelbar an die Zuſchauer zu richten.)

Chor wiederholt's.

(Indeſſen hat man pantomimiſch ſich im Allgemeinen verſtändigt.)

Thomas. Sie ſind ſelbander;
Verzeiht einander!
Mir iſt verziehn,
Ich fahre nun hin.

Alle. Friede den Höhen,
Friede den Matten!
Verleiht, Ihr Bäume,
Kühlende Schatten
Ueber die junge Frau,
Ueber den Gatten!
Nun zum Altar!

Näher dem Himmel
Kindergewimmel
Freue die Nachbarn,
Freue das Paar!
Nun im Getümmel
Auf zum Altar!

Die Fiſcherin.

Vorbemerkung des Herausgebers.

Bei dem nachfolgenden Singspiel hat Goethe mehreren seiner Aeußerungen zufolge sich einen größeren Erfolg von der Dekoration und der Musik versprochen, als daß er auf seine eigene Dichtung eine besondere Aufmerksamkeit verwandt und ihr Werth beigelegt hätte. Schon fast vier Jahre bevor er „die Fischerin" verfaßte, im August 1778, hatte er einmal das Ufer der Ilm, seinem Gartenhause gegenüber, nach Wieland's Mittheilung „in Rembrandt'schem Geschmack, in einem wunderbaren Zaubergemisch von Hell und Dunkel" beleuchten lassen, wie es scheint, zur praktischen Widerlegung der falschen Ansichten, die Jener und Einsiedel Tags zuvor gegen ihn und die Herzogin Amalie über die Manier Rembrandt's vertheidigt hatten. Wieland war jedenfalls eines Bessern belehrt; denn er machte an Merck einen begeisterten Bericht über den Eindruck, den die Sache auf ihn gemacht hätte, und auch die Herzogin Amalie schrieb darüber an Goethe's Mutter (Riemer's Mittheilungen, II. 79; Merck'scher Briefwechsel, I. 140 und II. 159 ff). In dem glücklichen Erfolge eines solchen Versuches lag für Goethe vielleicht die erste Veranlassung zu der „Fischerin", deren Abfassung mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit in die Frühlingsmonate des Jahres 1782 zu setzen ist, wenn auch positive Nachrichten darüber fehlen. Bei dem Ganzen ist offenbar

von vorn herein die Aufführung in Tiefurt und die Beleuchtung des sich hinschlängelnden Laufes der Ilm in Aussicht genommen; wenigstens sagt Goethe in der szenischen Bemerkung (S. 184), daß auf den Augenblick, wo diese eintrete, die Wirkung des ganzen Stückes berechnet sei.

Dagegen wurde die Dichtung selbst sowol im Dialog wie in den Liedern, als nur zu einem ephemeren Zwecke dienend, ziemlich leicht behandelt. Es ist nicht einmal nöthig, hier eine persönliche Ansicht auszusprechen und zu begründen; auf die geringe Mühe, die Goethe auf sie verwandte, deutet eine Stelle in einem Briefe an Merck (Briefe an denselben, I. 337); es beweist dies aber auch der Umstand, daß er außer dem auch schon früher entstandenen „Erlkönig" (I. 231) vier von Herder bearbeitete Volkslieder mit ganz geringfügigen Veränderungen in das Stück aufnahm. Hierauf bezieht sich die bereits früher (III. 144) mitgetheilte Epistel an Herder. (Man vgl. auch III. 397.)

Als die Komposition, welche Korona Schröter übernommen hatte, beendigt war, begannen am 20. Juni die Proben. Die Komponistin spielte Dortchen, der Ober-Konsistorial-Sekretär Seidler den Niklas, der Hoftanzmeister Aulhorn den Vater. Die erste Aufführung erfolgte am 22. Juli*) und brachte nach Goethe's Mittheilungen an Knebel (Goethe-Knebel'scher Briefwechsel, I. 35) und Merck (Briefe an Merck, I. 337 u. 345), und nach dem Urtheile

*) Hiernach könnte man die Richtigkeit des Datums in dem Briefe Goethe's an Merck bezweifeln. Goethe schreibt daselbst bereits am 16. Juli: „Ehestens wirst Du ein Wald- und Wasser-Tram zu sehen kriegen. In Tiefurt aufgeführt, thut es gute Wirkung." Aber es ist immer noch möglich, daß Goethe dies Urtheil schon nach dem Eindruck der Proben ausspricht. — Daß aber die Aufführung am 22. Juli stattgefunden hat, folgt aus den Briefen an Frau v. Stein (II. 223 ff.), mit der um diese Zeit eine kleine Spannung eingetreten war, infolge deren sie auch bei jener nicht zugegen war.

des Fräulein von Göchhausen einen schönen Effekt hervor. Weniger scheint dies bei einer Wiederholung am 18. September der Fall gewesen zu sein; denn man tadelte, daß der Effekt zu zerstreut gewesen wäre (Briefe an Frau von Stein, II. 249).

Goethe hat anfangs schwerlich daran gedacht, „die Fischerin" in seine Werke aufzunehmen. Im Jahre 1782 wurde allerdings ein Abdruck von wenigen Exemplaren gemacht, der indessen vermuthlich nur für die etwaigen Aufführungen bestimmt war, und diesen wieder benutzte die „Berliner Literatur- und Theaterzeitung", indem sie noch in demselben Jahre in Nr. 38 und 39 das Singspiel vollständig mittheilte. Dagegen fehlt dasselbe in den beiden ersten Ausgaben von Goethe's Werken (1787—1790 und 1792—1800). Auf die Aufnahme in die 1806 beginnende Ausgabe hat möglicherweise noch Zelter's Aufforderung vom 17. Mai 1807 mitgewirkt, welcher Goethe bittet, daß er das Stück nicht vergessen möge; denn in dem siebenten Bande jener Ausgabe, der gegen Ende des Jahres 1807 erschien, finden wir „die Fischerin" bereits den übrigen Singspielen angereiht. Eine Umarbeitung ward mit dem Stücke nicht vorgenommen; der Text stimmt mit dem ältesten Drucke fast wörtlich überein.

Die Fiſcherin.

Ein Singſpiel.

Auf dem natürlichen Schauplatz im Park zu Tiefurt an der Ilm vorgeſtellt.

Personen.

Dortchen.
Ihr Vater.
Niklas, ihr Bräutigam.
Nachbarn.

Unter hohen Erlen am Flusse stehen zerstreute Fischerhütten. Es ist Nacht und stille. An einem kleinen Feuer sind Töpfe gesetzt. Netze und Fischergeräthe rings umher aufgestellt.

Dortchen (beschäftigt, singt).

*) Wer reitet so spät durch Nacht und Wind?
Es ist der Vater mit seinem Kind;
Er hat den Knaben wol in dem Arm
Er faßt ihn sicher, er hält ihn warm.

Mein Sohn, was birgst Du so bang Dein Gesicht? —
Siehst, Vater, Du den Erlkönig nicht,
Den Erlenkönig mit Kron' und Schweif? —
Mein Sohn, es ist ein Nebelstreif. —

„Du liebes Kind, komm, geh mit mir!
„Gar schöne Spiele spiel' ich mit Dir;
„Manch' bunte Blumen sind an dem Strand,
„Meine Mutter hat manch gülden Gewand." —

Mein Vater, mein Vater, und höreſt Du nicht,
Was Erlenkönig mir leise verspricht? —
Sei ruhig, bleibe ruhig, mein Kind!
In dürren Blättern säuselt der Wind. —

„Willst, feiner Knabe, Du mit mir gehn?
„Meine Töchter sollen Dich warten schön;
„Meine Töchter führen den nächtlichen Reihn
„Und wiegen und tanzen und singen Dich ein." —

Mein Vater, mein Vater, und siehst Du nicht dort
Erlkönigs Töchter am düstern Ort? —
Mein Sohn, mein Sohn, ich seh' es genau,
Es scheinen die alten Weiden so grau. —

„Ich liebe Dich, mich reizt Deine schöne Gestalt;
„Und bist Du nicht willig, so brauch' ich Gewalt." —
Mein Vater, mein Vater, jetzt faßt er mich an!
Erlkönig hat mir ein Leids gethan!

*) Vgl. Werke, I. 231 ff.

Dem Vater grauſet's; er reitet geſchwind,
Er hält in Armen das ächzende Kind,
Erreicht den Hof mit Mühe und Noth;
In ſeinen Armen das Kind war todt.

Nun hätt' ich vor Ungeduld alle meine Lieder zweimal durchgeſungen, und es thäte noth, ich finge ſie zum dritten Mal an. Sie kommen noch nicht, kommen nicht und bleiben wieder wie gewöhnlich unerträglich außen, ſo heilig ſie verſprochen haben, heute recht bei Zeiten wieder da zu ſein. Die Erdäpfel ſind zu Mulm*) verkocht, die Suppe iſt angebrannt, mich hungert, und ich ſchiebe von jedem Augenblick zum andern auf, meinen Theil allein zu eſſen, weil ich immer denke, ſie kommen, ſie müſſen kommen. Bei den Mannsleuten iſt alle Mühe verloren; ſie ſind doch nicht zu beſſern. Ich habe gedroht, gemurrt, Geſichter geſchnitten, das Eſſen verdorben, und wenn das Alles nicht helfen wollte, recht ſchön gebeten; und ſie machen's einen Tag wie den andern nach ihrer Weiſe. Ueber Niklas ärgere ich mich am Meiſten; denn der will wunder thun, als wenn er mich lieb hätte, als wenn er mir Alles an den Augen abſehn wollte, und dann treibt er's doch, als wenn ich ſchon ſeine Frau wäre. Verlohnte ſich's nur der Mühe, ſo möchte noch Alles gut ſein. Kämen ſie immer von ihrem Fange recht beladen zurück, daß das Schiff ſinken möchte und man was zu Markte tragen könnte, da möcht's noch gut ſein; man könnte nachher auch wieder etwas auf ſich wenden und brauchte nicht immer ſo ſchlecht zu eſſen, zu trinken und einherzugehn. Gerade das Gegentheil! Je weniger gefangen, je ſpäter kommen ſie nach Haus. Neulich Abend habe ich ihnen vom Hügel zugeſehn, wie ſie's machen, und wäre faſt vor Ungeduld vergangen. Anſtatt hübſch friſch zu rudern, laſſen ſie den Kahn treiben und rauchen ihr Pfeifchen in Ruh. Da kommt Einer den Fußpfad am Ufer her, da reitet Einer ſeine Pferde in die Schwemme, da giebt's „Guten-Tags" und „Guten-Abends", daß kein Ende iſt. Bald fahren ſie da an, bald dorten, und das größte Unglück iſt, daß die Schenke am Waſſer liegt. Sie ſind gewiß wieder ausgeſtiegen und laſſen ſich's wohl ſein, und wann ſie nach Hauſe kommen, ſind ſie wieder durſtig. Es iſt mir recht zuwider, recht ernſtlich zuwider!

*) Ausdruck, der ſonſt meiſtens von verwitternden Metallen, Holz und ähnlichen Stoffen gebraucht wird. So ſpricht Goethe an einer Stelle des Aufſatzes „Phyſiſch-chemiſch-mechaniſches Problem" von einer gewiſſen Anziehungskraft der Mulmtheile einer durch den Blitz zerſtörten Mühlenwelle.

*) Für Männer uns zu plagen,
Sind leider wir bestimmt.
Wir lassen sie gewähren,
Wir folgen ihrem Willen;
Und wären sie nur dankbar,
So wär' noch Alles gut.

Und rührt sich im Herzen
Der Unmuth zuweilen:
Stille, beschi es,
Stille, liebes Herz!

Aber ich will auch nicht länger
Allen ihren Grillen folgen,
Alles mir gefallen lassen,
Will nach meinem Kopfe thun!

Wenn ich nur was anstellen könnte, was sie recht verdrösse! Wenn ich böse thue, sind sie freundlich, und wenn ich ihnen die Schüssel hinstosse, so essen sie ganz gelassen. Wenn ich mich in eine Ecke setze, so sprechen sie unter sich. Man sagt immer, die Weiber schwätzten viel, und wenn die Männer anfangen, so hat's gar kein Ende. Ich will mich ins Bette legen und das Feuer ausgehn lassen; da mögen sie sehn, wer ihnen aufwartet! Ja, was hilft mich**) das? Da lassen sie mich wol auch liegen! Ich wollte lieber, sie zankten und lärmten; es ist nichts abscheulicher als gleichgiltige Mannsleute! Ich bin so wild, so toll, daß ich gar nicht weiß, was ich anfangen soll. Ich möchte mir selbst was zu Leide thun! Sie werden mich am Ende noch rasend machen! Und wenn's gar zu bunt wird, so spring' ich ins Wasser! Da mögen sie zusehn, wo sie ein Dorfchen wiederkriegen, das ihnen ihre Sachen so ordentlich hält und Alles von ihnen erträgt, nicht von Hause kommt und für Alles sorgt. Wann ich todt bin, da werden sie sehn, was sie an mir gehabt haben, werden sich ihre Undankbarkeit vorwerfen; es wird aber zu spät sein, und es wird mir und ihnen nichts helfen. (Sie fängt an zu weinen.) Da werden sie sich die Haare ausraufen und werden schreien und jammern, daß sie nicht eher nach Hause gekommen sind. Aber ich bin doch ein rechter Narr, daß ich mich so um sie betrübe! Und wann sie nach Hause kommen, thun sie, als wenn's gar nichts wäre. Ich könnte sie schon strafen, daß sie mich so oft in Sorgen lassen

*) Vergl. Werke, III. 44.
**) „Helfen" mit dem Akkusativ bei Goethe öfter, z. B. Werke, VIII. 184, Z. 10

für nichts und wieder nichts; und wenn ich denke, es ist Einem ein Unglück geschehen, so lassen sie sich's beim Branntewein wohl schmecken. — — Ja, das will ich thun! Es soll aussehen, als wenn ich ins Wasser gefallen wäre. Den einen Eimer will ich verstecken und den andern aufs Brett hinaufstellen und mein Hütchen ins Gebüsch hängen. Sie sollen glauben, ich sei ins Wasser gefallen, und am Ende will ich sie recht auslachen. (Man hört von Weitem singen.) Ich höre sie schon von Weitem. (Sie macht Alles zurechte, stellt den Eimer, hängt das Hütchen ins Gebüsche.) So sieht's recht natürlich aus! Nun mögt Ihr's haben! (Sie versteckt sich.)

Der Vater und **Niklas** (in der Ferne im Kahne).

*) Wenn der Fischer 's Netz auswirft,
Die Fischlein aufzufangen,
Spannt er still und hoffnungsvoll,
Viel Beute zu erlangen.
Rasch wirft er die Garn' hinaus,
Kehrt betrübt und leer nach Haus.

Fähret denn den andern Tag
Mit seinem Schifflein wieder,
Und von schönem, reichem Fang
Sinkt das Schiff fast nieder;
So wir fuhren heut hinaus,
Kehren vergnügt und reich nach Haus.

Dorchen (läßt sich wieder sehen). Fast wird mir's bange! Ich möcht' es wieder weg thun! Soll ich? Soll ich nicht? Sie sind gar zu nahe; ich muß es lassen.

Niklas (herausspringend). Haltet an! Ich will den Kahn festbinden.

Vater. Das hieß ein Fang!

Niklas. Der beste im ganzen Jahr.

Vater. Und so unvermutbet! Ich dachte an nichts weniger. Nur geschwind, daß sie nur alle, wie sie sind, in die Fischkasten kommen bis morgen früh!

Niklas. Sie gehn nicht alle hinein.

Vater. Wir lassen einen Theil in den Gefäßen stehen. Sie müssen nur in der Nacht noch einmal frisch Wasser haben.

Niklas. Dafür laßt mich sorgen!

Vater. Gieb her, ich will das hinübertragen.

Niklas. Geht nur hinauf und ruht aus und sagt's Dorchen und seht, wie es mit dem Essen steht! Sie wird uns gewiß

*) Vgl. Werke, III. 63.

freundliche Geſichter machen, da wir ſo glücklich nach Hauſe kommen.

Vater. Du wirſt nicht fertig.

Niklas. Gleich! Gleich! Geht nur Acht, wie geſchwind ich bin.

Vater (herauskommend). Es iſt doch ein großer Unterſchied, ob man viel gefangen hat oder nichts. Geht's? Kommſt Du zurecht?

Niklas. Recht gut!

Vater. Dortchen! — Wo ſtickſt Du? Dortchen! (Er ſucht ſie überall um.) Nun, wohin Die ſich verlaufen hat! (In den Torf ſ. heut.) Das kocht Alles, als wenn kein Waſſer in der Nähe wäre; es verbrennt ſchier. Niklas, mache, daß Du fertig wirſt! Dortchen iſt nicht da, und unſere Mahlzeit geht im Rauch auf.

Niklas. Sie wird bei Suſen ſein; ruft ihr doch!

Vater. Sie wird ſchon kommen! Wir wollen es ſchon allein verzehren, und ſie hat ihren Theil doch immer vorne weg. Sie kann nicht warten. Für eine Braut hat ſie einen erſchrecklichen Appetit. Nun luſtig! Worauf einen Schluck Branntewein! den haben wir wohl verdient.

*) Auf dem Fluß und auf der Erde
Iſt der Fiſcher wohlgemuth;
Auf dem Fluß und auf der Erde
Geht's dem armen Fiſcher,
Geht's dem Fiſcher ſchlecht und gut.

Um zu hungern und zu dürſten,
Fähret er des Morgens aus,
Und mit vieler Müh und Sorgen
Findet er ſein Stückchen Brod.

Macht uns auch das Waſſer naß,
Macht die Luft uns wieder trocken,
Und wir leben nach wie vor.

Niklas (der im Herauskommen die letzten Verſe mitſingt). Das iſt recht hübſch und gut, wenn man es nicht beſſer haben kann.

Vater. Beſſer! Da verſuch einmal die Erdäpfel!

Niklas. Ich kann Euch verſichern, in der Stadt haben ſie's bequemer. (Er ſieht herum.) Stickt ſie denn nirgends? Dortchen! Lieb Dortchen! Nicht zu Hauſe? Sollte ſie ſich verſteckt haben? Sie wartet ſonſt ſo voll Ungeduld, ſie iſt nicht leicht von ihrem Herde wegzubringen.

Vater. Setze Dich her!

*) Vgl. Werke, III. 49. ff.

Niklas. Die Gerichte lassen sich auch stehend verzehren.

Vater. Du warst heute so nachdenklich.

Niklas. Ich gesteh's Euch, daß es mir im Kopf herumgeht, was so ein Bauerjunge ein vornehmer Herr wird, wenn er in die Stadt kommt.

Vater. Ja, das steckt an.

Niklas. Wenn ich Dortchen habe, meintet Ihr nicht, daß ich mich drinnen nach einem Dienste umsehen soll?

Vater. Was ist denn dadrinnen zu fischen?

Niklas. Genug, nur mit andern Netzen.

Vater. Was kannst Du denn, um Dich fortzubringen?

Niklas. Ich kann Alles lernen.

Vater. Ein hübscher Anfang!

Niklas. Ich habe nichts zu verlieren.

Vater. Eine schöne Ausstattung — und eine beredte Empfehlung dazu; denn Du hast eine schöne Frau.

Niklas. Nein, Vater, darauf versteh' ich keinen Spaß.

Vater. Ach, Du kannst Alles lernen!

Niklas. Da schmeiß' *) ich gewiß zu.

Vater. Da schmeißt sich's nicht so.

Niklas. Wo nur Dortchen ist?

Vater. Laß sie sein und rede!

Niklas. Was denn?

Vater. Schwatze nur!

Niklas. Wovon?

Vater. Was Du willst.

Niklas. Es fällt mir nichts ein.

Vater. So lüge was!

Niklas. Die schönen Livreen haben mir lange in die Augen gestochen. Sie haben's recht bequem, zu Essen und Trinken und eine Aussicht auf ihre alten Tage.

Vater. Das sticht Dir gewaltig im Kopfe. Und was soll ich denn indessen anfangen?

Niklas. Ihr kommt immer fort.

Vater. Aber wie?

Niklas. Und könnt hernach zu uns ziehn.

Vater. Sei kein Thor! Ich laß' Euch nicht weg, und damit ist's aus.

Niklas. Ich hör' sie kommen.

*) In dem mehr der älteren Sprache eigenen Sinne von „schlagen". So steht S. 134 Z. 15 dieses Bandes das Fenster „zuschmeißen", während der jetzt übliche Ausdruck „zuschlagen" ist.

Vater. Iß nur und sei ruhig!
Niklas. Nein, es war nichts.
Vater. Sie wird nicht ausbleiben. Und nächstens noch weniger.
Niklas. Laßt mich nach ihr gehn!
Vater. Ich mag nicht allein sein.
Niklas. Ich will ihr rufen.
Vater. So ruhe doch! Sing Eins, daß die Zeit vergeht, und dermach werden wir ungewiegt einschlafen. Ich rauche mein Pfeifchen dazu, und genug für heute.
Niklas. Wenn sie nur da wäre, sänge ich den Zweiten.
Vater. So singe Du jetzt Beide zusammen! Sei kein Kind!
Niklas. Was wollt Ihr denn?
Vater. Mir ist's eins.
Niklas. Die Geschichte vom Wassermann?
Vater. Wie der Wassermann das Mädchen aus der Kirche holt?
Niklas. Eben das.
Vater. Sollte denn dadran was Wahres sein?
Niklas. Behüte Gott! Es ist ein Märchen.
Vater. Du meinst, es wäre ganz und gar erlogen?
Niklas. Freilich!
Vater. Ich habe doch manchmal auch wundersame Geschichten gehört, und oft geschieht Einem auch so was, wo es nicht just ist. Bist Du niemals geticht*) worden?
Niklas. Ach ja, aber bei Tage.
Vater. Ich rede nicht gern davon.
Niklas. Es sind Einbildungen. (Er fängt an zu singen.)
Vater. Es platzte**) dahinten etwas.
Niklas. Nicht doch, es ist das Wasser.
Vater. So sing nur! Ich bin nun schon so alt geworden, und manchmal überläuft mich's doch.
Niklas. Nun hört denn auch! Es ist eher lächerlich als grauslich.***)

†) „O Mutter, guten Rath mir leiht:
Wie soll ich bekommen die schöne Maid?"

*) **Ticken** = Jemandem unbemerkt einen Schlag geben, etwas versetzen. (Sanders' Wörterbuch.)
**) Ausdruck für den Schall, wenn ein Gegenstand, der eine breite Fläche darbietet, ins Wasser fällt.
***) Nebenform für „grauselig", „grnselig".
†) Aus Herder's Volksliedern, die zuerst 1778 und 1779 erschienen (fünfter Theil, S. 270 unserer Ausgabe), mit geringen Abweichungen von dem hier vorliegenden Text. Das Gedicht hat bei Herder die Ueberschrift „Der Wassermann" und ist aus der dänischen Balladensammlung „Kiämpe Viser", Kopenhagen 1732, entnommen.

Sie baut ihm ein Pferd von Wasser klar
Und Zaum und Sattel von Sande gar.
Sie kleidet ihn an zum Ritter fein;
So ritt er Marienkirchhof hinein.
Er band sein Pferd an die Kirchenthür,
Er ging um die Kirch' drei Mal und vier.
Der Wassermann in die Kirch' ging ein,
Sie kamen um ihn, groß und klein.
Der Priester eben stand vorm Altar:
„Was kommt für ein blanker Ritter dar?"
Das schöne Mädchen lacht in sich:
„O wär' der blanke Ritter für mich!"
Er trat über einen Stuhl und zwei:
„O Mädchen, gieb mir Wort und Treu'!"
Er trat über Stühle drei und vier:
„O schönes Mädchen, zieh mit mir!"
Das schöne Mädchen die Hand ihm reicht:
„Hier hast Du meine Treu', ich folg' Dir leicht."
Sie gingen hinaus mit Hochzeitschaar,
Sie tanzten freudig und ohne Gefahr.
Sie tanzten nieder bis an den Strand,
Sie waren allein jetzt Hand in Hand.
„Halt, schönes Mädchen, das Roß mir hier!
Das niedlichste Schiffchen bring' ich Dir."
Und als sie kamen auf den weißen Sand,
Da kehrten sich alle Schiffe zu Land;
Und als sie kamen auf den Sund,
Das schöne Mädchen sank zu Grund.
Noch lange hörten am Lande sie,
Wie das schöne Mädchen im Wasser schrie.
Ich rath' Euch Jungfern, was ich kann:
„Geht nicht in Tanz mit dem Wassermann!"

Vater. Ein lustiger Tanz! Eine schöne Invitation!

Niklas. Habt Ihr nichts schreien gehört?

Vater. Einbildungen! Wenn ich mich nicht fürchte, hör' ich nichts; Dir fällt noch was aus dem Lied ein.

Niklas. Es schrie wahrhaftig. Mir fiel's unterm Singen so aufs Herz, und ich wollte schwören, ich hörte was.

Vater. Fängst Du nun an, Du Großhans?

Niklas. Ich rub' Euch nicht eher, bis ich weiß, wo sie ist.

Vater. Sie ist kein klein Kind, sie wird nicht ins Wasser fallen.

Niklas. Der Wassermann ist mir zuwider.

Vater. Siehst Du nicht gar die Nixe!
Niklas. Nein, es ahnet mir was.
Vater. Es träumt Dir.
Niklas. Es giebt ein Unglück, ein Unglück!
Vater. Geh nur! Lauf nur! Du machst mir bange. Ich will auch suchen.
Niklas. Dortchen! Dortchen!
Vater. Nur nicht so ängstlich! Dortchen!
Niklas. Mein Dortchen!
Vater. Fasse Dich nur, sei nicht so albern!
Niklas. Ach, mein Dortchen, mein Dortchen!
Vater. Lauf nur zu Susen! Ich will zum Gevatter hinauf.
Niklas. Sie wäre gewiß hier.
Vater. Es ist nicht möglich.
Niklas. Vater, ich fahre aus der Haut.
Vater. So geh nur vom Flecke! Sehe nur nach! Am Ende liegt sie gar im Bette!
Niklas. Nein doch, nein!
Vater. Sie hat erst Wasser holen wollen, da steht der Stup.
Niklas. Wo ist der andre? Ich seh' ihn nicht.
Vater. Wer weiß!
Niklas. Vater, ach, Vater!
Vater. Was ist's?
Niklas. Ich bin des Todes!
Vater. Was giebt's?
Niklas. Sie ist ertrunken! Hier hängt ihr Hütchen. Im Wasserschöpfen fiel sie hinein! Vater!
Vater. Laß sehen! Laß sehen! Unglück über alle Unglücke!

Helft, helft sie retten!
Sie ist ertrunken!
Ist unvorsichtig
In Fluß gesunken!
Um Gottes willen,
Was stehst Du da?

Niklas. Es lähmt der Schrecken
Mir alle Glieder.
Ich steh' verworren,
Ich sinke nieder;
Ich kann nicht wissen,
Wie mir geschah.

Vater. Die Nachbarn schlafen,
Ich will sie wecken.

Auf, höret uns, höret,
Vernehmt das Schrecken!

Chor (erst einzeln, dann zusammen).
Was giebt's! Wer ruft uns,
Uns durch die Nacht?

Vater.
Helft, helft sie retten!
Sie ist ertrunken!
Ist unvorsichtig
In Fluß gesunken!
Um Gottes willen,
Was steht Ihr da!

Alle (bald wechselnd, bald zusammen).
Eilt nur geschwinde!
Lauft nach den Netzen!
Wol blieb sie hangen.
Und zündet Schleißen*)
Und brennet Fackeln
Und Feuer an! **)

Geschwind zu Schiffe!
Herbei die Stangen,
Sie aufzusuchen,
Sie aufzufangen!
Den Strom hinunter!
Habt Acht! Habt Acht!

Dorfchen (aus dem Gebüsche hervortretend).
Es ist mir der Streich,
Er ist mir gelungen!
Doch sind sie in Schrecken
Und Angst um mich!

Ich habe die Lieben
Vergebens geängstet;
Mich jammern die Armen!

*) Lange Kienspäne zum Leuchten.

**) „Auf diesen Moment war eigentlich die Wirkung des ganzen Stücks berechnet. Die Zuschauer sahen, ohne es zu vermuthen, derjenigen, daß sie den ganzen sich jagenden Zug hinunterwärts vor sich hatten. In dem gegenwärtigen Augenblick sah man erst Fackeln sich in der Nähe bewegen. Aus mehreren Ecken erschienen sie auch in der Ferne; dann liefen auf den aufgesprungenen Brücken Leute hervor auf, welche mit ihrem Schein und Widerschein den nahen Gegenständen die größte Deutlichkeit gaben, indessen die entfernte irgend umgänglich in tiefer Nacht lag. Selten hat man eine schönere Wirkung gesehen. Sie dauerte unter mancherlei Abwechselungen bis an das Ende des Stücks, da denn das ganze Tableau noch einmal aufleuchtete." (Goethe.)

Ich eile, zu ſagen,
Ich eile, zu rufen:
Hier bin ich!
Noch leb' ich!
Noch leb' ich für Euch! (ab)

Vater (der von dem Waſſer herauskommt).
Ihre Stimm' hab' ich vernommen,
Himmel, wäre ſie entkommen!
Hör' ich die und hör' ich da?
Sie ſchon fern und ſehen mir nah

Dorlchen (zurückkehrend). Ja, Ihr habet nicht vernommen,
Ach, ich bin zu ſpät gekommen!
Lieber Vater, ich bin da!
O verzeiht mir, was geſchah!

Vater. Kind! Und Du biſt nicht ertrunken?
Fand' ich Dich nicht einmal ſeufzt?

Dorlchen. Ich bin nicht in Fluß geſunken,
Vater, wie es Euch gedaucht.

Vater. Hoſia lutte!
Sie iſt wieder hier!
Hört auf, zu ſuchen!
Hört auf, Euch zu ängſten!
Kommt her,
Freut Euch mit mir!
Doch wo, ſag an, haſt Du geſteckt?

Dorlchen. Verzeiht, wenn ich Euch ſo erſchreckt!
O, laßt Euch ſagen:
Ich wollt' Euch plagen,
Ich wollt' Euch necken
Und Euch erſchrecken;
Ich macht' Euch bange,
Weil Ihr ſo lange
Von Hauſe bleibt.

Ja, mein Vater, Ihr müßt mir verzeihen; es war wirklich nicht ſo bös gemeint. Ihr wißt, wie ich Euch immer ſo inſtändig bitte, mich nicht warten zu laſſen, zur rechten Zeit beim Eſſen zu ſein. Glaubt Ihr, daß mich's niemals verdrießt, daß ich niemals Langeweile habe, wenn ich ſo bis in die tiefe Nacht alleine ſitzen muß, und Ihr außen bleibt und meinen Bräutigam zurückhaltet, daß er nicht ſo bald wieder bei mir ſein kann, als er es

gern wünschte! Ihr müßt mir diese Posse nicht übel nehmen und wieder gut sein.

Vater. Du Bösewicht!
Du ungerathen Kind!
Uns so zu necken!
So zu erschrecken!
Niklas verzweifelt,
Dich zu erretten;
Nachbarn und Freunde
Sind aus den Betten,
Jammern und klagen,
Schrein und verzagen,
Sag, welch ein Muthwill',
Tolle, Dich treibt!

Dorlchen. Hört mich nur!
Schreit nicht so!
Haltet mit Schelten!

Vater. Möcht' ich doch,
Sollt' ich doch
Dir es vergelten!

Dorlchen. Glaubt nur, es reuet mich,
Was ich gethan!

Vater. Kaum und mit Mühe
Halt' ich mich an.

Niklas kommt mit den Andern. Ach Himmel, sie lebt, sie ist da! Dorlchen, wo bist Du geblieben?

Dorlchen. Lieber Niklas!

Vater. Es ist Dein Glück, daß sie kommen!

Niklas. Sag mir nur! — Ich muß Dich küssen!

Vater. Weg mit ihr! Sie verdient die Freude nicht.

Niklas. Ich kann mich noch nicht erholen.

Dorlchen. Rede dem Vater zu!

Niklas. Vater, beruhigt Euch! Sie ist ja nicht verloren.

Vater. Ei was! Davon ist die Rede nicht! Sie verdiente, daß ich ihr den Muthwillen austriebe.

Niklas. Was soll das heißen?

Vater. Verstehst Du denn nichts?

Niklas. Ich habe noch nichts gehört.

Dorlchen. Verzeih mir im Voraus!

Niklas. Ich begreife kein Wort.

Vater. Sie hat uns zum Besten gehabt.

Dorlchen. Ihr habt mich oft genug geängstigt; da wißt Ihr, wie's thut.

Niklas. Wie kam denn Dein Hütchen hier ins Gebüſche?

Dortchen. Ich hing's hinein.

Niklas. Du Vogel! Es war kein feiner Spaß; denn Du weißt, wie wir Dich lieben.

Dortchen. Mit Ueberlegung geſchah's nicht. Der Unmuth überraſchte mich. Wie oft ſoll ich noch ſagen, verzeih!

Niklas. Unter einer Bedingung.

Dortchen. Und die?

Niklas. Daß Du Ernſt machſt. Und daß wir von den Fiſchen, die wir heute gefangen haben, die ſchönſten morgen zur Hochzeit auftiſchen.

Dortchen. Laß mich!

Vater. Ganz gut! Wenn's mir nachgeht, ſollſt Du keine Gräte davon zu ſehen kriegen und ſollſt Dein Ja noch lange für Dich behalten.

Dortchen. Das wäre keine große Strafe.

Vater. Denk doch! Ich nehm' Dich beim Wort; Du darfſt mir den Kopf nicht toller machen.

Niklas. Stille, Vater, und laßt uns gewähren! Ich habe Eure Einwilligung, und wegen der Schäkern wollen wir —

Vater. Und über Eurem Geſchwätz wollen wir nicht vergeſſen, daß die Nachbarn mit Recht einen großen Dank und einen guten Schlaftrunk fordern können, da wir ſie doch umſonſt geweckt haben. Sieh, wie ſie beiſammen ſtehen und ſich verwundern, daß uns nichts einfällt!

Niklas. Ihr habt Recht. Dortchen, gieb uns die Flaſche! Sie haben ſich's um Deinetwillen recht angelegen ſein laſſen. Es war ihnen rechter Ernſt, Dich zu finden und Dich zu retten. Ich hab' es erſt geſehen, wie lieb Du Allen biſt.

(Dortchen bringt Flaſche und Glas, ſchenkt ein und reicht's dem Alten.)

Vater. Gute Freunde, tauſend Dank! Und zu guter Nacht Eure Geſundheit! Proſit allerſeits! Und nun ringsherum auf das Wohl des Brautpaars!

Alle (trinken). Proſit hoch!

Vater. Das Mädchen, wovon Du geſtern das Lied ſangſt, kriegte einen Mann durch Witz; Du kriegſt ihn durch Schalkheit. Ihr probirt doch alle Wege, bis einer gelingt.

Dortchen. Pfui doch! Das wäre auch der Mühe werth.

Vater. *) Es war ein Ritter, er reiſt' durchs Land,
Er ſucht' ein Weib nach ſeiner Hand.

*) Gleichfalls wie das Gedicht S. 181 u. 182 aus Herder's Volksliedern, wo es unter der Ueberſchrift „Die drei Fragen, ein Straßenlied", im dritten

Er kam wol an einer Wittwe Thür,
Drei schöne Töchter saßen vor ihr.
Der Ritter, er sah und sah sie lang',
Zu wählen war ihm das Herz so bang.

Niklas. Wer antwort't mir der Fragen drei,
Zu wissen, welche die Meine sei?

Dortchen. Leg vor, leg vor uns der Fragen drei,
Zu wissen, welche die Deine sei!

Niklas. Sag, was ist länger als der Weg daher?
Und was ist tiefer als das tiefe Meer?
Oder was ist lauter als das laute Horn?
Und was ist schärfer als der scharfe Dorn?
Oder was ist grüner als grünes Gras?
Und was ist ärger, als ein Weibsbild was?

Vater. Die Erste, die Zweite, sie sannen nach;
Die Dritte, die Jüngste, die Schönste, sprach:

Dortchen. O, Lieb' ist länger als der Weg daher,
Und Höll' ist tiefer als das tiefe Meer,
Und de: Donner ist lauter als das laute Horn,
Und der Hunger ist schärfer als der scharfe Dorn,
Und Gift ist grüner als grünes Gras,
Und der Teufel ist ärger, als ein Weibsbild was.

Vater. Kaum hat sie die Fragen beantwort't so,
Der Ritter, er eilt und wählet sie froh.
Die Erste, die Zweite, sie sannen nach,
Indeß ihnen jetzt ein Freier gebrach.

Alle. Drum, liebe Mädchen, seid auf der Hut!
Trägt Euch ein Freier, antwortet gut!

Vater (zu den Nachbarn). Ihr wollt nun wol auch wieder zu Bette? Kommt nur noch einen Augenblick herunter, zu sehn, was wir für einen Fang gethan haben! Ich muß ihnen noch frisch Wasser geben; mein einer Fischkasten ist zu Trümmern, und in den andern gehn sie nicht alle. (Ab mit den Nachbarn.)

Niklas. Was bist Du so still?

Dortchen. Laß mich in Ruhe!

Niklas. Bist Du nicht verzwirnt, die Meine zu sein?

Dortchen. Es hat sich!

Niklas. Bin ich Dir zuwider?

Dortchen. Wer sagt das?

Buche mitgetheilt ist. Nach der dort gemachten Angabe ist es entnommen aus einer englischen Sammlung von Liedern und Balladen, die den Titel führt: „Wit and mirth or pills to purge Melancholy. Vol. II. London 1714".

Niklas. Du ſcheinſt mich ja ſonſt nicht zu verachten?
Dorlchen. Wer thut das?
Niklas. Du magſt mich nicht?
Dorlchen. Hab' ich Dir einen Korb gegeben?
Niklas. Ich verſteh' Dich nicht.
Dorlchen. Du biſt mir beſchwerlich.
Niklas. Soll ich gehn?
Dorlchen. Wenn Dir's gefällt.
Niklas. Das heißt mit einem Bräutigam wunderlich umgehen.
Dorlchen. Morgen! Schon morgen!
Niklas. Nun, warum nicht, wenn Du mich lieb haſt?
Dorlchen. Ach!
Niklas. Was fehlt Dir? Ich kann Dich nicht ſo traurig ſehen: ich bin's gar nicht gewohnt. Rede, erkläre Dich!
Dorlchen. Was ſoll Dir das? Gehe nur hinunter! Helfe dem Alten, daß er fertig wird, daß er nicht ewig kramt!
Niklas. Liebſt Du mich?
Dorlchen. Ja doch! Geh nur!
Niklas. Und biſt ſo niederträchtig!
Dorlchen. Plage mich nicht! Ich bin Deine Braut, morgen Deine Frau, da haſt Du einen Kuß drauf, und laß mich allein!

(Sie läßt ihn, und er geht ab.)

Dorlchen. So muß und ſoll es denn ſein, was ich ſo lange wünſchte und fürchtete.

*) Ich hab's geſagt ſchon meiner Mutter,
Schon aufgeſagt vor Sommers Mitte:
Such, liebe Mutter, Dir nur ein Mädchen,
Ein Spinnermädchen, ein Webermädchen!
Ich hab' geſponnen genug weißes Flächschen,
Hab' genug gewirket das feine Linnchen,
Hab' genug geſcheuert die weißen Tiſchchen,
Hab' genug geſeget die grünen Höfchen,
Hab' genug gehorchet der lieben Mutter,
Muß nun auch horchen der lieben Schwieger, **)
Hab' genug geharket das Gras der Auen,
Hab' genug getragen den weißen Harken. ***)

---

*) Vgl. Herder's Volkslieder, erſtes Buch. Das Gedicht hat dort die Ueberſchrift „Brautlied" und ſtammt aus dem Littauiſchen.
**) Schwiegermutter. — Das Wort wird auch noch jetzt ſo gebraucht. Parallelſtellen aus der Bibel, z. B. Buch Ruth 1, 14, und andere bei Sanders.
***) Als Maskulinum ſonſt wol kaum nachweisbar.

O Du mein Kränzchen von grüner Raute,
Wirst nicht lang' grünen auf meinem Haupte!
Ihr meine Flechtchen von grüner Seide,
Sollt nicht mehr funkeln im Sonnenscheine!
O Du mein Härlein, mein gelbes Härlein,
Wirst nicht mehr flattern im weh'nden Winde!
Besuchen werd' ich die liebe Mutter
Nicht mehr im Kranze, sondern im Häubchen!
O Du mein Häubchen, mein feines Häubchen,
Du wirst noch schallen im weh'nden Winde!
Und Du mein Nähzeug, mein buntes Nähzeug,
Du wirst noch schimmern im Mondenscheine!
Ihr meine Flechtchen von grüner Seide,
Ihr werdet hangen, mir Thränen machen!
Ihr meine Ringchen, Ihr goldnen Ringchen!
Ihr werdet liegen, im Kasten rosten!

Vater (indem er herauskommt). Nicht wahr, das sind fette Bursche?

Niklas. Nun gute Nacht!

Vater. Gute Nacht allerseits! Sagt doch auch der Braut gute Nacht!

Alle. Gute Nacht an Jungfer Dortchen! Morgen um diese Zeit —

Dortchen. Verschont mich mit dem Spaß! Ich habe das Gerede recht satt, und wenn Ihr es morgen nicht besser treibt, so mag die Eule Braut sein!

Schlußgesang.

*) „Wer soll Braut sein?"
Eule soll Braut sein!
Die Eule sprach
Zu ihnen hinwieder, den Beiden:
„Ich bin ein sehr gräßlich Ding,
Kann nicht die Braut sein,
Ich kann nicht die Braut sein!"

„Wer soll Bräutigam sein?"
Jaunkönig soll Bräutigam sein!
Jaunkönig sprach
Zu ihnen hinwieder, den Beiden:

*) Vgl. Herder's Volkslieder, erstes Buch. Das Gedicht hat dort die Ueberschrift „Die lustige Hochzeit", wird als ein wendisches Spottlied bezeichnet und ist genommen aus Eckart's „Hist. stud. Etymol. ling. Germ.", Hannov. 1711, S. 909.

„Ich bin ein sehr kleiner Kerl,
Kann nicht Bräutigam sein,
Ich kann nicht der Bräutigam sein!“

„Wer soll Brautführer sein?“
Krähe soll Brautführer sein!
Die Krähe sprach
Zu ihnen hinwieder, den Beiden:
„Ich bin ein sehr schwarzer Kerl,
Kann nicht Brautführer sein,
Ich kann nicht der Brautführer sein!“

„Wer soll Koch sein?“
Wolf soll Koch sein!
Der Wolf, der sprach
Zu ihnen hinwieder, den Beiden:
„Ich bin ein sehr tück'scher Kerl,
Kann nicht Koch sein,
Ich kann nicht der Koch sein!“

„Wer soll Mundschenk sein?“
Hase soll Mundschenk sein!
Der Hase sprach
Zu ihnen hinwieder, den Beiden:
„Ich bin ein sehr schneller Kerl,
Kann nicht Mundschenk sein,
Ich kann nicht der Mundschenk sein!“

„Wer soll Spielmann sein?“
Storch soll Spielmann sein!
Der Storch, der sprach
Zu ihnen hinwieder, den Beiden:
„Ich hab' einen großen Schnabel,
Kann nicht wol Spielmann sein,
Ich kann nicht wol Spielmann sein!“

„Wer soll der Tisch sein?“
Fuchs soll der Tisch sein!
Der Fuchs, der sprach
Zu ihnen hinwieder, den Beiden:
„Sucht Euch einen andern Tisch!
Ich will mit zu Tisch sein,
Ich will mit zu Tisch sein!“

*) „Was soll die Aussteuer sein?"
Der Beifall soll die Aussteuer sein!
Kommt, wendet Euch zu ihnen,
Die unserm Spiele lächeln!
Was wir auch nur halb verdient,
Geb' uns Eure Güte ganz,
Geb' uns Eure Güte ganz!

*) Die letzte Strophe ist zum Zwecke eines geeigneten Abschlusses des Ganzen von Goethe hinzugefügt; über die Veränderung der weiblichen vergleiche man die Anmerkungen.

Scherz, List und Rache.

Vorbemerkung des Herausgebers.

Die Zeit der Abfassung von „Scherz, List und Rache" fällt größtentheils in das Jahr 1784. Es kann nur dies Stück gemeint sein, wenn Goethe am 14. August jenes Jahres an Frau von Stein schreibt: „Die Operette ist auch bald fertig: daran mache ich eine Arie oder ein Stück Dialog, wenn ich sonst gar zu nichts tauge." Noch in demselben Jahr schickte er dieselbe an Kayser in Zürich, der während einer musikalischen Reise durch Italien mit ihm korrespondirt und nach Goethe's Ueberzeugung den Geist der komischen Oper wohl gefaßt hatte (Riemer's Mittheilungen, II. 194). Im folgenden Jahre scheint Goethe das Stück zweimal bei Hofe vorgelesen zu haben, am 1. Februar und am 24. September (Briefe an Frau von Stein, III. 141, Note, und 189), das letzte Mal in Gegenwart der Fürstin Galitzin, die mit Hemsterhuys und Fürstenberg um diese Zeit in Weimar war. Inzwischen war auch Kayser mit der Musik, freilich nur für die beiden ersten Akte, fertig geworden, die alsbald probirt wurden und zum Theil großen Beifall fanden. Wenigstens schreibt Wieland in diesem Sinne an Goethe und bezieht sich dabei auf das Urtheil Herder's, auf dessen Musikverständniß er einen besonderen Werth legte; etwas kühler drückt sich Karl August gegen Knebel (Literarischer Nachlaß des Letzteren, I. 148) aus,

wenn er ſagt, „daß das beſſere Publikum durch Kayſer's Kompoſition zu Goethe's neueſter Operette etwas erfriſcht werde.“ Bei dem Wunſche, derſelben eine größere Verbreitung zu geben, ſcheint Goethe vorzugsweiſe durch das Intereſſe für Kayſer geleitet worden zu ſein. Von Knebel, der damals in Baiern war, erbittet er ſich Nachrichten über das Münchener Theater; „er wolle gern dem jungen Künſtler ein Stück Geld verſchaffen und ihn in der deutſchen Welt bekannt machen.“ Und auch als Knebel von Verſuchen mit München abräth, giebt er ſeinen Plan nicht auf, ſondern bittet ihn, recht den Geſchmack des dortigen Publikums zu ſtudiren, ihm Bemerkungen darüber, was dort von Ernſt und Scherz am Meiſten Effekt mache, mitzutheilen, und will dann ein neues Stück ſchreiben, welches gewiß wirken ſolle (Goethe-Knebel'ſcher Briefwechſel, I. 71 ff.). Das neue Stück ſollte dann Kayſer komponiren und ſich erſt in München, ſpäter in Wien damit einen Namen machen. — In dieſer Weiſe dachte und handelte Goethe niemals, wenn es ſich um Anerkennung für ihn ſelbſt handelte, ſondern nur, wenn es galt, einen Andern zu fördern.

Allerdings kam Goethe's Plan nicht zur Ausführung, und auch Kayſer beendigte die Kompoſition des Textes, den Goethe wol auch noch in den Jahren 1785 und 1786 erweitert und gebeſſert hatte, wenigſtens nicht ſo bald. Ob er die Hoffnung Goethe's, der ihn Ende Oktober 1787 mit der vollendeten Partitur ſeiner „Skapinereien“ in Rom erwartete, ſchon damals oder erſt ſpäter erfüllt hat, iſt nicht bekannt. Die Kompoſition wurde wenigſtens nicht gedruckt; Goethe ſchickte noch vier Jahre ſpäter (1814) einen Theil derſelben, die Ouvertüre und den erſten Akt, jedenfalls handſchriftlich, an Zelter.

Auch in Wien wurde „Scherz, List und Rache“ nicht durch Kayser's Komposition bekannt, sondern durch die des bekannten Komponisten Peter von Winter (vgl. Wenzel, „Aus Weimar's goldenen Tagen“, S. 79). Die 1800 im Druck erschienene Musik-Partitur war für das k. k. Hofburgtheater*) geschrieben.

In Italien hat Goethe sich kaum weiter mit seinem Stücke beschäftigt; die Thätigkeit Kayser's war für „Erwin und Elmire“ sowie für „Klaudine“ ausreichend in Anspruch genommen, und außerdem war dasselbe für den 7. Band der Werke bestimmt, der erst 1790 erschien und in welchem es hinter dem ebenso wenig umgearbeiteten „Jery und Bätely“ seine Stelle fand. Nach dem Aufenthalte in Italien schwand für einige Zeit Goethe's eigenes Interesse an dieser ganzen Gattung der Dichtkunst, und er ist vielleicht erst in der Zeit wieder an „Scherz, List und Rache“ gekommen, als er die „Italienische Reise“ für den Druck vorbereitete und deshalb die zahlreichen Briefe und Aufsätze aus jener Zeit in Verbindung brachte und ergänzte. So sprach er denn bei der vorerwähnten Zusendung an Zelter den Wunsch aus, daß er durch ihn über Kayser's Kunstleistungen ebenso aufgeklärt werden möge, wie er es über dessen Studien und Charakter bereits sei. Er bedurfte dieser Hilfe, da er auch seine eigene Dichtung schon mit dem Auge des Kritikers ansah, und er hat infolge dessen auch sowol in der „Italienischen Reise“ (Zweiter Aufenthalt in Rom, November 1787, Bericht) als in den „Tag- und Jahresheften“ (Abschnitt von 1781—1786)

*) Ob das Stück, das in zwei Akte zusammengezogen wurde, in dieser neuen Gestalt in Wien auf die Bühne kam, ist dem Herausgeber unbekannt. Goethe selbst sagt in Beziehung auf sich und Kayser: „Auf dem Theater ist von unserm so sorgsam gearbeiteten Stück niemals die Rede gewesen.“ (Zweiter Aufenthalt in Rom.)

offen die Mängel dargelegt, welche das Mißglücken seines Singspiels veranlaßt haben. Ein Hauptübelstand war zunächst die Wahl des Stoffes gewesen. Die ganze Handlung, die überdies durch den Aufwand mancher Mittel ziemlich ins Breite gezogen wird, besteht darin, daß ein alter Geizhals durch einen groben Betrug getäuscht und geprellt wird. An den Personen, die denselben verüben, und die stereotype Figuren der italienischen Bühne sind, konnten wol Italiener und allenfalls noch Franzosen Geschmack finden, wie ja denn noch Molière „Les fourberies de Scapin“ gedichtet hatte; aber „für den rechtlichen Deutschen,“ bemerkt Goethe, „hatten sie keinen Reiz.“ — Dazu kam zweitens ein Mißgriff in Beziehung auf die Musik, unter welchem Sänger und Publikum gleichmäßig zu leiden gehabt hätten. Auf das Entstehen des Stückes war nämlich, wie Goethe selbst sagt, und worauf auch in einer sonst ganz bedeutungslosen Rezension (Allgem. deutsche Bibliothek, 1792, Band 106, St. 1, S. 148) hingewiesen wird, das einfache Intermezzo von Pergolese „Serva Padrona“ von Einfluß gewesen. „Ich war indessen,“ fährt er in seinem Berichte fort, „über das Maaß des Intermezzo selbst hinausgegangen, und das kleinlich scheinende Sujet hatte in sich so viel Singstücke entfaltet, daß selbst bei einer vorübergehenden sparsamen Musik drei Personen kaum mit der Darstellung wären zu Ende gekommen. Es stieg nicht weiter als bis zum Terzett, und man hätte zuletzt die Theriakbüchsen des Doktors gern beleben mögen, um ein Chor zu gewinnen.“

Es scheint nicht nöthig, dieser Selbstkritik des Dichters, in der Alles Wesentliche enthalten ist, noch etwas hinzuzufügen.

Scherz, Liſt und Rache.

Ein Singſpiel.

Personen.

Skapin
Skapine
Doktor.

Erſter Akt.

Straße.

Skapine (mit einem Körbchen Waaren: ſie kommt aus dem Grunde nach und nach hervor, betrachtet beſonders eins der vorderſten Häuſer zu ihrer linken Hand.)

Will Niemand kaufen
Von meinen Waaren?
Soll ich nur laufen?
Wollt Ihr nur ſparen?
O ſchaut heraus!

Ich ſah's nur flüchtig
Schon in der Weite;
Doch es iſt richtig,
Es iſt die Seite,
Es iſt das Haus!

Wie kommt es, daß ich ihn nicht ſehe,
Daß er nicht hören will?
Ich darf nicht rufen. —
Skapin, mein Mann, ſteckt hier in dieſem Hauſe.
Der Herr davon iſt eigentlich
Ein alter Knaſterbart,
Ein Arzt, der Manchem ſchon den Weg gewieſen,
Den er nicht gerne ging.

Doch Niemand hat er leicht
Geſchadet mehr als uns.
Wir hatten eine Muhme, die uns zwar
Nicht übermäßig günſtig war;
Allein ſie hätt' uns doch ihr Bißchen Geld,
Und was ſie ſonſt beſaß,
Aus löblicher Gewohnheit hinterlaſſen,
Hätt' dieſer Schleicher nicht gewußt,
In ihrer Krankheit aufzupaſſen,
Uns anzuſchwärzen,
Von unſerm Lebenswandel
Viel Böſes zu erzählen,
Daß ſie zuletzt, halb ſterbend, halb verwirrt,

Ihm Alles ließ und uns enterbte. —
Wart nur, Du Knauser!
Warte, Tückischer!
Unwissender! Du Thor!
Wir haben Dir es anders zugedacht.
Ganz nah, ganz nah, noch diese Nacht
Bist Du um Deinen Fang gebracht.
Ich und mein Mann, wir haben Andre schon
Als Deinesgleichen unternommen.*)
Verriegle nur Dein Haus,
Bewahre Deinen Schatz,
Du sollst uns nicht entkommen!
Will Niemand kaufen
Von meinen Waaren?
Soll ich nur laufen?
Wollt Ihr nur sparen?
O schaut heraus!

Skapin (am Fenster). Bist Du's?

Skapine. Wer anders? Hörst Du endlich?

Skapin. Still! Still! Ich komme gleich!
Der Alte schläft! Still, daß wir ihn nicht wecken! (Er tritt zurück.)

Skapine. Schlafe nur Dein Mittagsschläfchen,
Schlafe nur! Es wacht die List.
Schon so sicher, daß Dein Schäfchen
Im Trocknen ist?
Warte, Du bereust es morgen,
Was Du frech an uns gethan!
Warte! Warte! Deine Sorgen
Gehn erst an.

Skapin (in kläglichster Gestalt). Wer ist hier? Wer ruft?

Skapine (zurücktretend). Welche Gestalt! Wer ist das?

Skapin (näher tretend). Jemand Bekanntes.

Skapine. O verwünscht!
Skapin, bist Du's?

Skapin (sich aufrichtend). Das bin ich, liebes Weibchen!
Du gutes Kind, Du allerbester Schatz!

Skapine. O lieber Mann, seh' ich Dich endlich wieder!

Skapin. Kaum halt' ich mich, daß ich Dich nicht beim Kopf
Mit beiden Händen fasse und auf einmal
Für meinen langen Mangel mich entschäd'ge.

*) In Sinne von „auf sich nehmen", „fertig werden mit Jemand" (Sanders.)

Skapine. Laß sein! Geduld! Wenn's Jemand sähe,
Das könnt' uns gleich das ganze Spiel verderben.
Skapin. Du bist so hübsch, so hübsch, Du weißt es nicht;
Und vierzehn lange Tage
Hab' ich Dich nicht gesehn!
Skapine. Sieh doch, sogar auf Dich wirkt die Entfernung!
Laß uns nicht weiter tändeln!
Laß uns schnell
Bereden, was es giebt!
Du hast Dich also glücklich
Beim Alten eingeschmeichelt, hast
Dich ihm empfohlen, bist in seinem Dienste?
Skapin. Zwei Wochen fast.
Skapine. Wie hast Du's angefangen?
Durch welchen Weg bist Du
Ins Heiligthum des Geizes eingedrungen?
Skapin. Es war ein Kunststück, meiner werth;
Ich wußte, daß er seinen Diener
Schnell weggejagt und nun allein
Zu Hause war. In der Gestalt,
Wie Du mich siehst,

(Er nimmt nach und nach die Krüppelgestalt wieder an.)

saß ich vor seiner Thür,
Und er ging aus und ein und sah mich nicht,
Brummte und schien mich nicht zu sehn;
Mein Anblick war ihm keineswegs erbaulich.
Zuletzt ächzt' ich so lange, daß er sich
Verdrießlich zu mir kehrte, rief:
„Was willst Du hier? Was giebt's?" —
Und ich war fix und bückte mich erbärmlich.
Arm und elend sollt' ich sein!
Ach, Herr Doktor, erbarmt Euch mein!

(In der Person des Doktors.)

Geht zu Andern, guter Mann!
Armuth ist eine böse Krankheit,
Die ich nicht kuriren kann.

(Als Bettler.)

Ach, weit bittrer noch als Mangel
Ist mein Elend, meine Krankheit,
Ist mein Schmerz und meine Noth;

Könnt Ihr nichts für mich erfinden,
Iſt mein Leben nur ein Tod.

(Als Doktor.)

Reiche den Puls! Laß mich ermeſſen,
Welch ein Uebel in Dir ſteckt!

(Als Bettler.)

Ach, mein Herr, ich kann nicht eſſen!

(Als Doktor.)

Wie? Nicht eſſen?

(Als Bettler.)

Ja, nicht eſſen!
Lange, lang' hab' ich vergeſſen,
Wie ein guter Biſſen ſchmeckt.

(Als Doktor.)

Das iſt ſehr, ſehr ſonderbar!
Aber ich begreif' es klar.

(Als Bettler.)

Eine Küche nur zu ſehen,
Gleich iſt es um mich geſchehen;
Nur von fern ein Gaſtmahl wittern
Macht mir alle Glieder zittern;
Würſte, Braten und Paſteten
Sind im Stande, mich zu tödten;
Wein auf hundert Schritt zu riechen,
Bringt mich in die größte Noth;
Reines Waſſer muß mir genügen
Und ein Stück verſchimmelt Brod.

Ich ſah ihn an; kaum hatt' er es vernommen,
Als er ſich auf einmal beſann.
In ſeinem Herzen war das Mitleid angekommen,
Ich war ſein guter, lieber, armer Mann.
„Ach," rief ich aus, „ich mag noch alle Pflichten
Von jedem Herrendienſt mit Munterkeit und Treu,
Was man mir aufträgt, gern verrichten;
Nur macht mich eines Herrn wollüſtig Leben ſcheu."
Er ſann und freute ſich — und kurz und gut,
Mein Uebel war ihm mehr als ein Empfehlungsſchreiben.
Er ſprach: „Mein Tiſch empört Dir nicht das Blut;
Du kannſt getreſt in meinem Hauſe bleiben."
Wir wurden einig, und ich ſchlich mich ein.

Skapine. Wie ging es Dir?
Skapin. Eh nun!
Ich faſtete ganz herrlich
Dem Anſchein nach;
Doch, wie er den Rücken wendete,
That ich im nächſten Gaſthof
Nach aller Luſt mir reichlich was zu Gute.
Skapine. Und er?
Skapin. Von ſeinem Geize, ſeinem kargen Leben,
Von ſeinem Unſinn, ſeinem Ungeſchick,
Erzähl' ich nichts; darüber ſollſt Du noch
An manchem ſchönen Abend lachen.
Genug, ich weiß nun, wie es ſteht,
Ich kenne die Gelegenheit
Und jeden Winkel ſeines Hauſes.
Und ob er gleich
Mit ſeiner Kaſſe ſehr geheim iſt,
So wett' ich doch,
Von jenen hundert köſtlichen Dukaten,
Die uns gehörten,
Die er uns vor der Naſe weggeſchnappt.
Iſt noch kein einziger aus ſeinen Händen.
Oft ſchließt er ſich ein und zählt,
Und ich habe durch eine Ritze
Das ſchöne Gold zuſammen blinken ſehn.
Wenn wir nun klug ſind,
Iſt es wieder unſer.
Skapine. So glaubſt Du, jener Streich,
Den wir uns vorgenommen,
Sei durchzuſetzen?
Skapin. Ganz gewiß.
Verlaſſe Dich auf mich!
Nur merke wohl!
Skapine. Ich merke.
Skapin. In ſeinem Zimmer ſtehen zwei Geſtelle,
Mit Gläſern eins zur Linken, und zur Rechten
Mit Büchſen eins und Schachteln:
Dies iſt das Arſenal, woraus der Tod
Privilegirte Pfeile ſendet.
Auf dem Geſtelle zur Rechten,
Ganz oben, rechts, ſteht eine runde Büchſe,
Roth angemalt,

Wie auf den andern Reihen
Mehr Büchſen ſtehn.
Doch dieſe kannſt Du nicht verfehlen;
Sie ſteht zuletzt, allein,
Und iſt die einzige von ihrer Art
In dieſer Reihe.
In dieſer Büchſe iſt das Rattengift
Verwahrt;
„Arſenik“ ſteht auch außen angeſchrieben.
Das merke Dir!

Skapine. Wie? Auf dem Geſtelle rechts?

Skapin. Wol!

Skapine. Und auf der obern Reihe
Die letzte Büchſe?

Skapin. Recht.

Skapine. „Arſenik“ ſteht daran,
Und ſie iſt roth und rund?

Skapin. Vollkommen. Du kennſt ſie
Wie Deinen Mann, von innen und von außen.
Wir muſtern eben ſeine Flaſchen und ſeine Büchſen,
Notiren, was an Arzeneien abgeht;
Da bring' ich bei Gelegenheit die Sachen durch einander,
Daß ein Verſehn noch mehr wahrſcheinlich werde.

Skapine. Brav! Und übrigens ſoll Alles gehn,
Wie wir es abgeredet?

Skapin. Gewiß.

Skapine. Du fürchteſt nichts von Deines Herren Klugheit?

Skapin. Mit Nichten! Wenn Du die Kunſt,
Ohnmächtig Dich zu ſtellen, noch verſtehſt,
Mit ſtockendem Pulſe
Für todt zu liegen,
Wenn mir der Kopf am alten Flecke ſteht:
Nur friſch, es geräth!
Er iſt ein ganz erbärmlicher Menſch,
Ein Schelm und überdies ein Narr,
So recht ein Kerl,
Von dem die Leute gerne glauben,
Es ſtecke etwas hinter ihm verborgen.
Nur friſch, mein Liebchen!
Deine Hand — und guten Muth,
So iſt der Braten unſer!

Shapine. Es schleicht durch Wald und Wiesen
Der Jäger, ein Wild zu schießen,
Frühmorgens, eh es tagt.
Shapin. Die Mühe soll uns nicht verdrießen;
Auch wir sind angewiesen;
Ein Jedes hat seine Jagd.
Shapine. Auch wir sind angewiesen,
Die Mädchen auf die Trepfen,
Die Weiber auf die Thoren,
Die Männer auf die Narren.
O, welche hohe Jagd!
Shapin. Es muß uns nicht verdrießen!
Denn oft ist Malz und Hopfen
Bei Allen gar verloren;
Man muß vergebens harren,
Wenn man nichts Kühnes wagt.
Beide. Es muß uns nicht verdrießen!
Shapine. Denn oft ist Malz und Hopfen
Shapin. An so viel armen Trepfen,
Shapine. So viel verkehrten Thoren,
Shapin. Und alle Müh' verloren.
Shapine. Der ganze Schwall von Narren
Shapin. Läßt Euch vergebens harren,
Beide. Wenn Ihr nichts Kühnes wagt.
Shapin. Es ist nun Deine Sache;
Ich weiß, wie klug Du bist.
Süß ist die Rache
Und angenehm die List.
Shapine. Es ist gemeine Sache;
Ich weiß, wie klug Du bist.
Süß wird die Rache
Und angenehm die List.
Shapin. So eile
Und komme bald zurück!
Shapine. Ich weile
Nicht einen Augenblick.
Beide. Ich lade Dich auf heute
Zu neuen Ergetzungen ein.
Die Rache, die List, die Beute,
Wie soll sie, wie wird sie uns freun!

Zweiter Akt.

Zimmer. Gestelle mit Arzneibüchsen und Gläsern im Grunde. Tisch zur rechten, Großvaterstuhl zur linken Seite der Spielenden.

Der Doktor (mit Geldzählen beschäftigt).

Süßer Anblick! Seelenfreude!
Augenweid' und Herzensweide!
Erste Lust und letzte Lust!
Zeigt mir alle Erdegaben:
Alles, Alles ist zu haben,
Und ich bin es mir bewußt!

Die meisten Menschen kommen mir
Wie große Kinder vor,
Die auf den Markt mit wenig Pfennigen
Begierig eilen.
So lang' die Tasche noch
Das Büchschen Geld verwahrt,
Ach, da ist Alles ihre,
Zuckerwerk und andre Näschereien,
Die bunten Bilder und das Steckenpferdchen,
Die Trommel und die Geige.
Herr, was begehrst Du? —
Und das Herz ist unersättlich!
Es sperrt die Augen ganz gewaltig auf.
Doch ist für eine dieser Siebensachen
Die Baarschaft erst verändelt,
Dann Adieu, Ihr schönen Wünsche!
Ihr Hoffnungen, Begierden,
Lebt wohl!
In einen armen Pfefferkuchen
Seid Ihr gekrochen;
Kind, geh nach Hause!

Nein, nein! So soll mir's niemals werden.
So lang' ich Dich besitze.
Seid Ihr mein,
Ihr Schätze dieser Erde!
Was von Besitztum
Irgend einen Reichen
Erfreuen kann,
Das seh' ich Alles

Und kann fröhlich rufen:
Herz, was begehrst Du?
Soll mich ein Wagen
Mit zwei schönen Pferden tragen?
Gleich ist's getan.
Willst Du schöne, reiche Kleider?
Schnell, Meister Schneider,
Meß' Er mir die Kleider an! —
Haus und Garten?
Hier ist Geld!
Spiel und Karten?
Hier ist Geld!
Köstlich Speisen?
Weite Reisen?
Mein ist, mein die ganze Welt!
Herzchen, liebes Herzens-Herzchen!
Was begehrst Du, Herzchens-Herzchen?
Fordre nur die ganze Welt!
Welcher Anblick, welche Freude!
Augenweid' und Seelenweide!
Erste Lust und letzte Lust!
Zeigt mir alle Erdengaben,
Alles, Alles ist zu haben,
Und ich bin es mir bewußt.

(Es klopft.)

(Leise.) Wer klopft so leise?
Gewiß mein Diener.
Er glaubt, ich schlafe,
Indeß ich mich
An meinen Schätzen wohl belustige.
(Laut.) Wer klopft? — Bist Du's?

Chapin. Wacht Ihr, mein Herr und Meister?

Doktor (als gähnte er). Ach! Oh! Au! Ah!
Soeben wach' ich auf;
Gleich öffn' ich Dir die Thüre.
Warte! Warte!

Chapin (hereintretend). Wohl bekomm' Euch das Schläfchen!

Doktor. Ich denk', es soll.
Hast Du indessen
Den Umschlag fleißig gebraucht?
Hast Du die Tropfen eingenommen?

Skapin. Das verſäum' ich nie.
Wie ſollt' ich auch den eignen Leib ſo haſſen,
Nicht Alles thun, was Ihr verordnet?
Unendlich beſſer fühl' ich mich.
Seht nur, mein Knie verliert die alte Krümme,
Schon fang' ich im Gelenke
Bewegung an zu ſpüren,
Und bald bin ich durch Eure Sorgfalt
Friſch wie zuvor.
Nur, ach, der Appetit
Will noch nicht kommen!

Doktor. Danke dem Himmel dafür!
Wozu der Arzenei?
Und wenn Du keinen haſt,
Brauchſt Du ihn nicht zu ſtillen. —
Laß uns nun wieder an die Arbeit gehn! —
Wo ſind wir ſtehn geblieben?
Welche Reihe haſt Du zuletzt gehabt?

Skapin (am Geſtelle deutend). Hier dieſe!

Doktor. Wol, wir müſſen eilen,
Damit ich wiſſe, was von jeder Arzenei,
Von jeder Spezies mir abgeht,
Daß ich bei Zeiten mich in Vorrath ſetze.
Ich habe ſchon zu lange gezaudert;
Es fehlt mir hie und da.

Skapin (ſteigt auf einen Tritt mit Stufen, der vor dem Repoſitorium ſteht). Abakarbar! Iſt zur Hälfte leer.

Doktor (am Schreibtiſch). Wol.

Skapin. Der Lebensbalſam! *)
Faſt ganz und gar verbraucht.

Doktor. Ich glaub' es wol;
Er will der ganzen Welt faſt ausgehn.

Skapin. Präparirte Perlen! **) — Wie?
Die ganze Büchſe voll!
Ich weiß nicht, was ich ſagen ſoll.

*) Balsamus vitae, von dem berühmten Arzte Friedrich Hoffmann (1660—1742) zuerst verfertigt, jetzt mit einigen Veränderungen als „Mixtura oleoso-balsamica" im Gebrauch.

**) Aeltere Pharmakopöen führen noch die „Margaritae praeparatae" und „Matres perlarum praeparatae" auf; die preußiſche Pharmakopöe von 1799 hat ſie nicht mehr, wol aber das S. 211 Z. 6 angegebene Fällungsmittel, „die Auſterſchalen, Concliae praeparatae", welche übrigens chemiſch ganz dieſelbe Zuſammenſetzung haben.

Ihr wißt ja sonst recht wohl zu sparen;
Verschwendet Ihr so die köstlichste der Waaren?

Doktor. Gar recht! Du hast Dich nicht geirrt!
Ja wol bin ich ein guter Wirth,
Es jammerte mich stets, die Perlen klein zu mahlen;
Für diesmal sind es Austerschalen.

Skapin. Königlich Elixir! *) —
Wie roth, wie schön glänzt diese volle Flasche!
Mein guter Herr, erlaubt mir, daß ich nasche!
Vielleicht errett' ich mich von aller meiner Pein.

Doktor. Laß sie nur stehen! Laß sie sein!
Man nimmt es nicht zum Zeitvertreibe.
Die Kraft des Elixirs ist aller Welt bekannt,
Von seiner Wirkung königlich genannt;
Es schlägt gewaltig durch und läßt Euch nichts im Leibe.

(Es klopft.)

Doch fahre hübsch in einer Reihe fort!
Was soll das sein? Du bist bald hier, bald dort!

(Es klopft.)

Mich dünkt, es pocht.

Skapin. Ich hab' es auch vernommen.

Doktor. Der Abend ist schon nicht mehr weit.
Geh hin und sieh! Es ist sonst nicht die Zeit,
Wo Patienten kommen.

(Skapin ab. Der Doktor beschäftigt sich während des Ritornells mit Diesem und Jenem.)

Skapin (kommt zurück). Herr, ein Mädchen, Herr, ein Weibchen,
Wie ich keines lang' gesehn,
Wie ein Schäfchen, wie ein Täubchen,
Jung, bescheiden, sanft und schön!

Doktor. Führ herein das junge Weibchen!
Mich verlanget, sie zu sehn.

Skapin. Nur herein, mein Turteltäubchen!
Sie muß nicht von Weitem stehn.

Doktor. Nur herein! O wie schön!

*) In dem Werke Nucleus totius Medicinae, herausgegeben durch Arthurum Conradum Ernstingium, 1741, wird ein „Elixir pectorale regis Daniae" angeführt, welches vielleicht zu dem obigen Namen Veranlassung gegeben hat. Allerdings ist das gegenwärtig gebrauchte Mittel Elixir e succo Glycyrrhizae oder „Elixir pectorale", das in manchen Gegenden noch jetzt den volksthümlichen Namen „Königstropfen" hat, nicht auf die oben angegebenen Wirkungen berechnet.

(Zu Zwei.)

Nur herein! O wie schön!
So bescheiden und so schön!
Nur herein!
Sie muß nicht von Weitem stehn.

Skapine. Ein armes Mädchen,
Vergebt, vergebet!
Ich komm' und flehe
Um Rath und Hilfe
Von Schmerz und Noth.
Ich bin ein Mädchen!
Nennt mich nicht Weibchen!
Ihr macht mich roth.

Doktor. Mein liebes Kind, Sie muß Sich fassen;
Tret' Sie getrost herbei!
Sie darf vor aller Welt Sich frei,
Vor Kaiser und vor Königen Sich sehen lassen.
Was fehlt Ihr? Rede Sie! Sie darf Sich mir vertraun.
Wie soll man mehr auf äußres Ansehn baun!
Wer Sie nur sähe, sollte schwören,
Sie sei recht wacker und gesund;
Ich glaub' es selbst; es muß Ihr schöner Mund
Mich eines Andern erst belehren.

Skapine. Wollt Ihr den Puls nicht fühlen, weiser Mann?
Vielleicht erfahrt Ihr mehr, als ich Euch sagen kann.
(Sie reicht ihm den Arm.)

Doktor. Ei, ei! Was ist das?
Wie geschwind,
Wie ungleich,
Bald früher, bald später!
Das kindische, unschuldige Gesicht! —
Im Herzchen ist kein Gleichgewicht.
Ja, ja, gewiß, der Puls ist ein Verräther.
Zaudre nicht! Die Zeit verzehrt!
Gesteh, wie es in Deinem Herzen steht!

Skapine. Ach, wie sollt' ich das gestehen,
Was ich nicht zu nennen weiß?
Mir nicht so ins Aug' gesehen!
Nein, mein Herr, es wird mir heiß.
Fühlen Sie mein Herz! Es schläget,
Es bewegt
Meine Brust schon allzu sehr!

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
GOETHE,J.W.
3-598-50924-3
FN. 16543/430

Ach, was soll ich denn gestehen? —
Mir nicht so ins Aug' gesehen!
Nein, mein Herr, ich kann nicht mehr.

(Sie hat sich während der Arie manchmal nach Skapin umgesehen, als wenn sie sich vor ihm fürchtete.)

Doktor. Ich verstehe Dich;
Du traust mir wol,
Doch willst Du Dich vor diesem Burschen da
Nicht erklären.
Ich lobe die Bescheidenheit.
(Zu Skarin.) Hast Du nichts zu thun, als dazustehn?
Geh hin, beschäftige Dich!

Skarin. Mein Herr, der Anblick heilet mich;
Ich fühle nach und nach ein himmlisches Behagen;
Ich glaube gar, mir knurrt der Magen!
Wie durch ein Wunder flieht die Pein,
Die Lust zum Essen stellt sich ein.
O, dürft' ich, um es zu beweisen,
Gleich hier in diesen Apfel beißen!

(Er greift ihr an die Wange.)

Doktor. Willst Du! — Unverschämter! —
Hinaus mit Dir! Was fällt Dir ein?
Der Bissen ist für Dich zu fein.

(Er treibt ihn fort.)

Nun, schöner Schatz, sind wir allein.
Gestehe mir nun, was Dich quälet,
Was Du zu viel hast, was Dir fehlet!

Skapine. O, sonderbar und wieder sonderbar
Ist mein Geschick!
Ich gleiche mir nicht einen Augenblick.
Es ist so seltsam und so wahr!

*) Gern in stillen Melancholien
Wandl' ich an dem Wasserfall,
Und in süßen Melodien
Lockt mich die Nachtigall.

Doch hör' ich auf Schalmeien
Den Schäfer nur blasen,
Gleich möcht' ich mit zum Reihen

*) Vgl. Werke, III. 83. ff.

Und tanzen und rasen;
Und toller und toller
Wird's immer mit mir.

Seh' ich eine Nase,
Möcht' ich sie zupfen;
Seh' ich Perrücken,
Möcht' ich sie rupfen;
Seh' ich einen Rücken,
Möcht' ich ihn patschen;
Seh' ich eine Mange,
Möcht' ich sie klatschen.

(Sie übt ihren Muthwillen, indem sie Jedes, was sie singt, gleich an ihm ausläßt.)

Hör' ich Schalmeien,
Lauf' ich zum Reihen;
Toller und toller
Wird's immer mit mir.

(Sie zwingt ihn zu tanzen, schleudert ihn in eine Ecke, und wie sie sich erholt hat, fällt sie wieder ein.)

Nur in stillen Melancholien
Wandl' ich an dem Wasserfall,
Und in süßen Melodien
Locket mich die Nachtigall.

Doktor. Nun, nun, bei diesem sanften Parexysmus
Wollen wir's bewenden lassen,
Daß ja der tolle Dämen nicht sein Spiel
Zum zweiten Mal mit meiner Nase treibe!
(Wie sie eine muntere Geberde annimmt, fährt er zusammen.)
Noch niemals hat ein Kranker
So deutlich seinen Zustand mir beschrieben.
Ein Glück, daß es nicht öfter kommt!
Doch kommen auch so schöne Patienten
Nicht öfters. Liebstes Kind,
Hat Sie Vertrauen zu mir?
Skapine (freundlich und zutraulich). Vertrauen? Ich dächte doch!
Hab' ich mich nicht genugsam explizirt?
Doktor. O ja! vernehmlich! — Ich meine nur, Vertrauen —
(Er thut ihr schön; sie erwidert's.)
Was man Vertrauen heißt,
Wodurch die Arzenei erst kräftig wird —
Gut! — Merke Sie, mein Schatz:

Die große Heftigkeit verspricht kein langes Leben;
Ich merk' es wol, die Säfte sind zu scharf.
(Bei Seite.)
Ich muß ihr Arzeneien geben,
Damit sie einen Arzt bedarf.

(Während des Ritornells des folgenden Duetts bringt der Doktor einen kleinen Tisch hervor, und indem er einen Becher darauf setzt, fährt er ein:)

Aus dem Becher, schön vergoldet,
Sollst Du, liebes Weibchen, trinken;
Aber laß den Muth nicht sinken!
Es ist bitter, doch gesund.

Skapine. Ewig bleib' ich Euch verschuldet;
Gern gehorch' ich Euren Winken;
Was Ihr gebet, will ich trinken;
Ich versprech's mit Hand und Mund.

Doktor (der jedesmal hin und wieder läuft und von den Repositorien Büchsen und Gläser holt und dann davon in den Becher einschüttet, sie aber zusammen auf dem Tische neben dem Becher stehen läßt.)

Drei Messerspitzen
Von diesem Pulver!
Drei Portiönchen
Von diesem Salze!
Nun ein paar Löffel
Von diesen Tropfen!
Nun ein halb Gläschen
Von diesem Safte!
O welch ein Tränkchen!
O welch ein Trank!
Ja, mein Kindchen, das erfrischet;
Du hast ganz gewiß mir Dank!

Skapine. Ach, mein Herr! Ach, mischet, mischet
Nicht so viel in einen Trank!

Doktor. Nun misceatur, detur, signetur! *)
Kühlendes, spülendes,
Kühlendes Tränkchen!
Köstlicher hab' ich
Nie was bereitet!
Nimm es, vom besten
Der Wünsche begleitet!
Zaudre nicht, Kindchen,

*) Technische Ausdrücke auf Rezepten.

Trinke nur frisch,
Und Du wirst heiter,
Gesund wie ein Fisch.

(Sie nimmt indessen den Becher, zaudert, setzt ihn wieder hin. Einige Augenblicke Pause. Stummes Spiel. Wie sie den Becher gegen den Mund bringt:)

Skapin (außen in einiger Entfernung). Hilfe!
Doktor. Was soll das sein?
Skapin. Hilfe!
Skapine. Wen hör' ich schrein?
Skapin. Rettet!
Doktor. Soll das mein Diener sein?
Skapin. Rettet!
Skapine. Ich hör' ihn schrein.
Skapin (hereintretend). Feuer! Feuer!
Feuer im Dache!
Im obern Gemache
Ist Alles voll Dampf.
Doktor. Feuer im Dache?
Im obern Gemache?
Mich lähmet der Krampf.
Skapine. Eilet zum Dache,
Zum obern Gemache!
Wo zeigt sich der Dampf?
(Skapin ab.)
Doktor. Ich bin des Todes,
Auf immer geschlagen!
Skapine. Was soll ich ergreifen?
Was soll ich Euch tragen?
Doktor (ihr eine Schatulle reichend). Hier! Nimm!
Nein! Laß!
Skapine. Gebt her!
Warum das?
Doktor. Ich bin des Todes,
Auf immer geschlagen!
Mich lähmet der Krampf!
Skapine. Laßt mich nur nehmen,
Laßt mich nur tragen!
Riecht Ihr den Dampf?
Skapin (mit ein Paar Eimern). Hier bring' ich Wasser.
Auf! Wasser getragen!
Es mehrt sich der Dampf.

Doktor. Welche Verwirrung!
Entsetzen und Graus!
Skapin. Eilet und löschet
Und rettet das Haus!
Skapine. Fasset und traget
Und schleppet hinaus!

(Sie bringt dem Doktor die Eimer auf, sie rennen wie unsinnig durch einander, endlich schieben sie den Doktor zur Thüre hinaus. Skapin hinter ihm drein; Skapine kehrt in der Thüre um und bricht, da sie sich allein sieht, in ein lautes Lachen aus.)

Ha, ha, ha, ha!
Nur unverzagt,
Geschwind gewagt!
Das ist vortrefflich gut gegangen!

(Sie gießt den Trank zum Fenster hinaus und stellt den Becher wieder an seinen Platz.)

Ha, ha, ha, ha!
Da fließt es hin!
Wir haben ihn!
Er ist mit Haut und Haar gefangen.

Geschwind, daß ich das Beste nicht vergesse!
Wo steht die Büchse? (Sie sieht sich an den Repositorien um.)
Hier! Das muß sie sein.

(Sie steigt auf dem Tritt in die Höhe.)

Arsenik! Ja, getroffen! Schnell getauscht! —
Diese hier ist ziemlich ähnlich,
Weißes Pulver in dieser wie in jener.

(Sie verwechselt die Büchsen, setzt die eine auf das Tischchen, die andere hinauf.)

Gut!
Welch Entsetzen wird den Alten fassen,
Welch Unheil ihn ergreifen,
Wenn er mich
Durch seine Schuld vergiftet glaubt!
Und nun geschwind, zu sehen, wo sie bleiben,
Daß ich ihm nicht verdächtig werde!
Nur unverzagt!
Es ist vortrefflich gut gegangen.
Wir haben ihn!
Er ist mit Haut und Haar gefangen.

Dritter Akt.

Das Theater bleibt unverändert.

Doktor. Skapin.

Doktor. Welche Tollheit, welcher Unsinn
Hat den Kopf
Dir eingenommen,
Unverständ'ger Tropf!
Skapin. Lobet meine häuslichen Sorgen,
Meinen wackern Kopf!
Unrecht bin ich angekommen,
Aber bin kein Tropf.
Doktor. Rede nicht, Unglücklicher!
Ich kann die halben Gläser,
Büchsen und Schachteln,
Mein halb Dispensatorium
Hinunterschlucken,
Eh ich den Schaden
Wieder aus meinen Gliedern
Rein herausspülen
Im Stande bin.
Skapin. Ihr habt ja ohnedies
Gar manche Arzeneien
Aufs Neue zu bereiten.
Macht die Portionen nur doppelt,
Geht bei Euch selbst zu Gaste!

Skapine kommt.

Doktor. Denke nur, mein Kind,
Der Lärm war ganz um nichts.
Es roch und stank im Hause;
Allein was war's?
Im obern Zimmer,
Unterm Dache
Nichts von Rauch und Dampf.
Ich komm' hinunter in die Küche;
Da liegt ein alter Hader in der Asche
Und dampft und stinkt;
Das war die Feuersbrunst! —
Ich will Dich künftig lehren

So lange Kohlen halten,
Nicht gleich die Brände löschen!
Geh, geh mir aus den Augen!
Dein Glück ist dieses schöne Kind,
Das jedes widrige Gefühl
In meinem Busen lindert
Und meine Galle
Zu Honig wandelt. Geh!

(Skapin ab.)

Doktor (sieht in den Becher. Da er ihn leer findet, vergnügt zu Skapinen).
Nun, mein Kind, es wird bekommen!
Sag mir, ging es frisch hinein?

Skapine (die indessen allerlei Grimassen des Ueberleins gemacht hat).
Götter, hätt' ich's nicht genommen!
Welche Gluth! O welche Pein! —
Mir ist's, ich krieg' ein Fieber.

Doktor. Nicht doch, es geht vorüber.

Skapine. Ich zittre, ich friere!
Ich wanke, verliere
Bald Hören und Sehn!

Doktor. Sag Sie mir, ums Himmels willen,
Schönes Kind, was fängt Sie an?

Skapine. Ach, wer kann die Schmerzen stillen!
Ach, was hat man mir gethan!

Doktor. Weh, ich zittre! Weh, ich bebe!
Welcher Zufall, welch Geschick!

Skapine. Ich verschmachte! Ach, ich lebe
Nur noch einen Augenblick!

Doktor. Es soll die Fakultät entscheiden.
Ich bin nicht schuld an Deinem Schmerz.

Skapine. Schon wühlt in meinen Eingeweiden
Entsetzlicher der Schmerz!

Doktor. Ach, wie zerreißen Deine Leiden
Mein eigen Herz!

Skapine. Schon steigen bittre Todesleiden
Herauf ans Herz.

Doktor. Mein Kind,
Mein schönes, allerliebstes Püppchen,
O setze Dich! (Er führt sie zum Sessel.)
Nur einen Augenblick Geduld!
Es geht gewiß vorüber.
Was ich Dir gab, ist unschuld'ge Arzenei;

Sie sollte eigentlich
Fast ganz und gar nichts wirken;
Es war auch nichts bald Schädliches dabei.
Deine Klagen zerrütten mir das Gehirn,
Der Angstschweiß zieht mir auf der Stirn.
Was ist geschehn? Was ist Dir? Rede frei!

Skapine (auffahrend). Welch ein schreckliches Licht
Fährt auf einmal vor der Seele mir vorüber!
O Himmel! Weh mir! Weh!
Ja, es ist Gift!
Ich bin verloren! Und Du bist der Mörder!

Doktor. Du fabelst, kleiner Schatz.

Skapine. Widerspricht mir nicht,
Gesteh mir! Ich fühl' es, ich muß sterben.

Doktor. Ich bin des Todes!

Skapine (nach einer Pause, in welcher der Doktor unbeweglich gestanden, auf ihn losfahrend).

Es wüthet in meinen Eingeweiden
Unbändiger der Schmerz.
Es fassen bittre Todesleiden
Mein bald zerrissen Herz.

(Sie geht in ein Geberdenspiel über, als wenn sie außer sich wäre, als wenn sie an einen fremden Ort geriethe.)

Doktor. Welche Geberden!
Himmel, was soll das werden!

Skapine. Mit Widerwillen
Betret' ich schaudernd diesen Pfad;
Allein ich muß.
So sei es denn! Ich gehe;
Doch geh' ich nicht allein.
Halt an! Halt hier!
Keinen Schritt!
Den Weg, den Du mich sendest,
Sollst Du mit!
Du sollst nicht mehr auf unsre Kosten lachen.
Bereites Glück! Hier kommt schon Charon's Nachen.
Herbei! Herbei! Lande mit Deinem Kahn!
Nur immer schneller! Näher heran!
(Zum Doktor.) Doch stille, daß ich Dich nicht nenne,
Daß Dich der Alte nicht erkenne!
Du hast ihm so viel Fährlohn zugewendet,
So manches Seelchen ihm gesendet;

Erkennt er Dich, so nimmt er Dich nicht ein;
Du kannst ihm drüben mehr als drüben nütze sein.

(Sie stößt ihn vor sich hin, gleichsam in den Kahn. Sie steigt nach ihm ein, hält sich manchmal an ihn fest und geberdet sich in der folgenden Arie wie Eins, das in einem schwankenden Schiffe steht.)

Hinüber, hinüber!
Es heben, es kräuseln
Sich fliehende Wellen;
Wir schwanken und schwimmen,
Wir schweben und schaukeln
Ans Ufer hinan.

Und trüber und trüber
Vernehm' ich ein Säuseln,
Ein Aechzen, ein Bellen.*) —
Sind's Lüfte? Sind's Stimmen?
Ja! Ja! Es umgaukeln
Schon Geister den Kahn.

(Sie macht die Geberden, als wenn sie aufstiege, den Fährmann bezahlte u. s. w.)

Doktor. Ja, ja, wir sind nun angelandet.
Laß uns nur sehn, wo wir ein Obdach finden,
Ob Jemand hier zu Hause sei!

(Er will nach der Thüre; sie hält ihn ab.)

Skapine. Zurück, zurück! Das ist nun meine Sache!
Du wirst noch immer früh genug
In diesen höllischen Palast
Gefordert werden.
Ich rube hier an diesen Schwellen
Erst aus von meiner weiten, bösen Reise.

(Sie schiebt den Schemel, worauf sie sich setzt, quer vor, daß der Alte nicht zur Thüre kommen kann.)

Und Du, bleib hier und hüte Dich,
Mit keinem Fuß den Vorhof zu verlassen!

Doktor (indem er vergebens versucht zu entkommen).

Wie komm' ich zur Thüre?
Wär' ich eine Spinne,
Wär' ich eine Fliege,
Kröch' ich, flög' ich fort!
Aber ich verliere,
Was ich auch ersinne;

*) Vorbereitung der späteren Idee des Doktors, den Cerberus zu spielen.

Wenn ich sie nicht betriege,
Komm' ich nicht vom Ort.
Sie glaubt in Pluto's Reich zu sein,
Vor seiner Thür zu sitzen und zu ruhn.
Wie komm' ich da hinein?
Was kann ich thun?
Ich muß mich auch nach ihrem Sinne richten,
Ich will mir was Poetisches erdichten.
Da fällt mir ein, was gut gelingen muß:
Ich stelle mich als Cerberus.
Den Hunden, die ins Haus gehören,
Wird sie den Eingang nicht verwehren.

(Er kommt auf allen Vieren, knurrt und bellt sie an.)

Wau! Wau!
Mach Platz,
Mein Schatz,
Es giebt Verdruß!
Wau! Wau! Au! Au!
Ich muß hinaus,
Ich muß ins Haus,
Ich bin der Cerberus.

(Da er ihr zu nahe kommt, giebt sie ihm einen Tritt, daß er umfällt. Er bellt liegend fort und endigt die Arie.)

Skapine (aufstehend).

(Der Doktor fährt auf und in die rechte Ecke.)

Der Hund erinnert mich,
Daß ich nicht länger warten soll.
Ja, ja, Du Bösewicht,
Dein Maaß ist voll!
Hervor mit Dir! Sie haben Platz genommen,
Die hohen Richter und ihr Fürst.
Es sind so viele Zeugen angekommen,
Daß Du Dich nicht erretten wirst.

(Gegen den Lehnsessel gekehrt.)

Mit Ehrfurcht trat' ich vor die Stufen
Des hohen Throns.
Habt Ihr sie All' herbeigerufen,
Die Opfer dieses Erdensohns?
Verdient er schon von Euch Belohnung,
Daß er die öde, kalte Wohnung
Mit Kolonisten reich besetzt,

Vergesset, daß Ihr ihn als Unterhändler schätzt!
Wollt Ihr parteiisch auch dem Arzt vergeben,
So leiht mir doch gerecht ein unbefangen Ohr!
Mit Gift entriß er mir das Leben;
Ich stell' ihn Euch als Mörder vor.

In Euerm finstern Hause
Laßt Recht mir widerfahren,
Gebt ihm den verdienten Lohn!
Ich schleyp' ihn bei den Haaren,
Ich zerr' ihn bei der Kraute
Vor Euern furchtbarn Thron.

Hier kniet der Verbrecher!
Es zeigen die Rächer,
Mit Fackeln in Händen,
Mit Schlangen und Bränden,
Die Geister sich schon!

(Die Pantomime der vorhergehenden Arie giebt sich von selbßen. Am Ende wirft sie sich in den Sessel; er bleibt ihr zu Füßen liegen. Sie fällt wieder in Geberden des Schmerzens; sie scheint zu sich zu kommen, er läuft hin und wieder, bringt ihr zu riechen, geberdet sich ängstlich. Sie stößt von Zeit zu Zeit schmerzhafte Seufzer aus. Dieses stumme Spiel wird von Musik begleitet, bis endlich der Doktor in folgenden Gesang fällt und Skapin zugleich sich von außen hören läßt.)

Doktor. Kneipen und Grimmen
Geht bald vorüber,
Dient zur Gesundheit.
Sieh, ich beschwöre
Den Mond und die Sterne,
Zeugen der Unschuld!

Skapin. Gräßliche Stimmen
Hör' ich erschallen,
Rufen um Hilfe.
Nein, nein, ich höre
Nicht länger von ferne
Den Lärm mit Geduld.

(Er tritt herein.)

Doktor. Ach, mein Freund,
Sieh nur hier!
Diese stirbt,
Glaubt, von mir
Und von meinen Arzeneien
Umgebracht zu sein.

Skapine. Mein Auge sinkt in Nacht —
Ich sterbe!
Dieser hat mich umgebracht!
Doktor (zu Skapin). Du glaubst es nicht,
Du kennest mich zu gut.
Skapin. Ist's möglich — Herr! — Warum?
Du armes junges Blut!
Skapine. Daß er nicht entfliehe,
Der Strafe sich nicht entziehe!
Der Tod giebt mir nur diese kleine Frist,
Zu bitten: Sei gerecht!
Wenn Du nicht sein Helfershelfer bist.
Doktor. O Noth, in die wir gerathen!
Wer hilft uns, sie überstehn?
Skapin. Welche schwere Missethaten
Seh' ich geschehn!
Skapine. Ach, wohin — bin ich — gerathen?
Ach, das Licht — nicht mehr — zu sehn!

(Während dieses Terzetts nimmt sie eine Sterbende nach und liegt am Ende desselben für todt da.)

Skapin. Sie ist todt! Ganz gewiß!
Es stockt der Puls, ihr Auge bricht.
Welch eine schreckliche Geschichte!
Ich flüchte.
Doktor. Halt! Bleibe!
Beim heiligen Hippokrates,
Galenus und bei Sokrates,*)
Der am Versuch mit Schierling selber starb,
Bei allen Pfennigen, die ich mir je erwarb,
Unschuldiger ist nichts aus meiner Hand gekommen
Als jenes Tränkchen, das sie eingenommen!
Nähm's Einer auch zum Frühstück täglich ein,
Weder schlimmer, weder besser,**)
Sollt's ihm in seinen Häuten sein.
Hier steht noch Alles, wie ich's eingefüllt.

(Skapin tritt hinzu.)

---

*) Mit den Heiligen des Doktors, den berühmten griechischen Aerzten im fünften Jahrhundert vor und im zweiten Jahrhundert nach Christo, wird Sokrates nur in scherzhafte Verbindung gebracht, indem das Trinken des Schierlings bei ihm als wissenschaftliches Experiment dargestellt wird.

**) Ueber den Gebrauch von „weder — weder" vgl. Werke, VII. 144 Z. 21, und XII. 85, Z. 1.

Was giebt's? Was ist Dein Blick so wild?
Dein Auge starrt! Du zitterst! Rede, sprich!
Welch ein Gespenst erschrecket Dich?
Skapin. Verflucht! An dieser Büchse steht
Arsenik angeschrieben.
Doktor. A—Ar—Arsenik! Weh mir! Nein!
Es kann nicht sein!
Skapin. Ja wol! Seht her!
Doktor. O weh!
Ich Unglückseliger! Wie kam sie da herab?
Skapin. Das weiß ich nicht; genug, sie steht nun hier,
Und schwerlich läßt sich ein Versehen denken.
Doktor. Das Unglück macht mich stumm;
Nacht wird's vor mir, mir geht der Kopf herum.
Skapin (ihm die Büchse vorhaltend). Seht an! Seht her!
Es sei nun, wie es sei:
Welch Unheil habt Ihr angestiftet!
Das arme Mädchen ist vergiftet.
Seht die Blässe dieser Wangen,
Seht nur an die steifen Glieder!
Herr! Was habt Ihr da begangen?
Ach, er sank auf ewig nieder,
Dieser schöne, holde Blick!
Hier ist es besser, weit entfernt zu sein.
Lebt wohl! Habt Dank! Gedenket mein!
Doktor. Bedenke Du, was ich an Dir gethan!
Hier ist Gelegenheit, Dein dankbar Herz zu zeigen;
Nimm Deines guten Herrn Dich auch in Nöthen an!
Du weißt, ich kann, ich hoff', auch Du kannst schweigen.
Sieh, dieses schöne Paar Dukaten
Ist Dein, wenn Du sie zusammenraffst,
Sie mir aus dem Hause schaffst.
Mein alter Freund, hilf mir davon!
Skapin. Beim Himmel, wol ein schöner Lohn!
Ist es ein Kleines, was ich wage,
Wenn ich heut Nacht sie aus dem Hause trage?
Ich schleppe sie erst eine gute Strecke,
Werf' sie in den Kanal, lehn' sie an eine Ecke;
Ertappt man mich, seien, Du armer Tropf!
Was Eure Kunst gethan, das büßt mein Kopf.
Doktor (geht nach der Schatulle, nimmt heraus).
Nimm, o nimm die fünf Zechinen!

Skapin. Nein, gewiß, ich thu' es nicht!
Doktor. Willst Du mir um zehne dienen?
Skapin. Zehne haben kein Gewicht.
Doktor. Hier sind zwanzig.
Skapin. Kein Gedanke!
Doktor. Immer weiter!
Ich erkranke,
Es vergeht mir das Gesicht!
Nimm die dreißig —
Skapin. Laßt doch sehen!

(Skapin nimmt das Geld, läßt's in einen Beutel laufen, den er bereit hält, reicht aber Geld und Beutel hin, ohne daß es der Alte annimmt.)

Dreißig! Es wird nicht geschehen,
Es ist wider meine Pflicht!
Doktor. Hier noch fünf, und nun nichts drüber!

(Skapin läßt sie in den Beutel zählen, dann wie oben.)

Skapin. Glaubt, mir ist das Leben lieber!
Ich laufe, ich eile,
Ich sag's dem Richter an.
Doktor. Ach bleibe, verweile!
Was hab' ich Dir gethan?
Skapin. Wollt Ihr, daß ich auf den Galgen
Warten soll?
Euer Markten ist nur eitel;
Nehmt zurück den ganzen Beutel,
Oder macht die Funfzig voll!
Doktor. Schönster Theil von meinen Freuden,
Sollst Du so erbärmlich scheiden?
Es greift mir das Leben an.
Skapin. Herr, nun, habt Ihr bald gethan?
Doktor. Hier die funfzig! O schreckliche Summe!
Fürchterliche Probe!
Wenn er sein Wort nur hält!
Skapin (bei Seite). Schelte und brumme,
Wüthe und tobe!
Ich habe das Geld.
Doktor. Ich zahle voraus;
Ich bin ein Thor.
Skapin. Man nimmt voraus,
Man sieht sich vor. —
Nun, seid nur ruhig!

Von Schmach und Strafen
Befrei' ich Euch.

Doktor. Ich bin nicht ruhig,
Ich kann nicht schlafen.
Nur fort, nur gleich!

Skapin. In das Gewölbe
Schieb' ich sie sachte,
Bis uns die Nacht
Ihren Mantel verleiht.

Doktor. Hier sind die Schlüssel,
Und im Gewölbe
Ist auch durch Zufall
Ein Sack schon bereit.

Skapin. Sachte, sachte
Bring' ich sie fort.

Doktor. Stille, stille
Bringe sie fort!

(Sie schieben sie mit dem Sessel hinaus.)

Vierter Akt.

Gewölbe mit einer Thüre im Grunde.

Skapine (kommt zur Thüre heraus und sieht sich um).
Bin ich allein? Wie finster hier und stille!
O glücklich Der, den keine Furcht berückt!
Sein Wille bleibt sich gleich, wie hoher Götter Wille;
Selbst die Gefahr macht ihn beglückt.

*) Nacht, o holde, halbes Leben,
Jedes Tages schöne Freundin,
Laß den Schleier mich umgeben,
Der von Deinen Schultern fällt!

In dem vollen Arm der Schönen
Ruhet jetzt belohnte Liebe,
Und nach einsam langem Sehnen
Bringen auch verschmähtem Triebe
Träume jetzt ein Bild der Lust.
Nacht, o holde! —

*) Vgl. Werke, III. 19.

Es schleicht mit leisen Schritten
Die List in Deinen Schatten;
Sie suchet ihren Gatten,
Den Trug. — Im stillsten Winkel
Entdeckt sie ihn, und freudig
Drückt sie ihn an die Brust.

Nacht, o holde, halbes Leben,
Jedes Tages schöne Freundin,
Laß den Schleier mich umgeben,
Der von Deinen Schultern fällt!

Skapin (tritt zur Seitenthür herein).
Es kommt mit leisen Schritten
Dein Freund durch Nacht und Schatten:
Erkennst Du Deinen Gatten?
Und in dem stillen Winkel
Entdeckt er Dich, und freudig
Drückt er Dich an die Brust.

Skapine. Wer schleicht mit leisen Schritten?
Wer kommt durch Nacht und Schatten?
Begegn' ich meinem Gatten
In diesem todten Winkel?
Willkommen! Welche Freude!
O komm an meine Brust!

Beide. Nacht, o holde, halbes Leben!
Jedes Tages schöne Freundin,
Laß den Schleier uns umgeben,
Der von Deinen Schultern fällt.

Skapine. Ist's glücklich? Ist's gelungen?
Skapin. Hier ist das Geld errungen!
Skapine. O schön, o wohl erworben!
Skapin. Er ist mir fast gestorben.

(Zu Zwei.)

Das ist die eine Hälfte;
Wie wand und krümmt' er sich!

Skapine. Du hast die eine Hälfte;
Die andre bleibt für mich.

Skapin. Nun ist es Zeit! Ich geh', mich zu verstecken.
Er glaubt, ich habe Dich im Sack fortgebracht.
Nun ruf und lache laut, ihn aus dem Schlaf zu wecken,
Wenn er nicht etwa gar noch voller Sorgen wacht!

Skapine. Wie wird der arme Tropf erſchrecken!
Hörſt Du? Von ferne durch die Nacht
Ein Wetter zieht herbei. Der Donner mehrt das Grauſen.
Er ſoll hervor, und ſchlief' er noch ſo feſt!
Geh nur! Ich will im alten Neſt
Wie ſieben böſe Geiſter hauſen.

Skapine (allein). Sie im tiefen Schlaf zu ſtören,
Wandle näher, Himmelsſtimme!
Mit poſaunenlautem Grimme
Rufe zu, daß ſie es hören,
Die mich grauſam hergebracht!
Rollet, Donner! Blitze, ſenget!
Was iſt über mich verhänget?
Wer verſchloß mich in die Nacht?

Skapin (ſchaut zur Thüre herein). Er kommt, mein Schatz, er kommt!
Ich hör' ihn oben ſchleichen.
Dein Leben hatt' ihn aus dem Bett geſprengt.
Nichts wird der Furcht, nichts dem Entſetzen gleichen;
Ein ſchwer Gericht iſt über ihn verhängt!
(Skapin ab. Skapine horcht und zieht ſich an die hintere Thüre zurück.)

Doktor (mit einer Laterne). Still iſt es, ſtille!
Stille, ſo ſtille!
Regt ſich doch kein Mäuschen,
Rührt ſich doch kein Lüftchen,
Nichts, nichts!
Regt ſich doch und rühret ſich doch nichts!
War es der Donner,
War es der Hagel,
War es der Sturm,
Der ſo tobte, ſo ſchlug?
Still iſt es, ſtille!

Skapine (inwendig ganz leiſe, kaum vernehmlich). Ach!

Doktor. Hä?

Skapine (mit verſtärkter Stimme, doch immer leiſe). Ach!

Doktor. Was war das?

Skapine (lauter). Weh!

Doktor (an der Vorderſeite niederfallend). O weh!

Skapine (immer inwendig, leiſe und geiſtermäßig).
Ach, zu früh
Trugen ſie
Mich ins Grab,
Ins kühle Grab.

Doktor (immer an der Erde). Ach, sie kommt wieder;
Denn in dem Sacke
Trug sie mein Diener
Schon lange davon.
Skapine (wie oben). Die Ihr es höret,
Die Ihr's vernehmet,
Bejammert das Schicksal,
Das jugendliche Blut!
Doktor (der sich aufzuheben sucht und wieder hinfällt).
O, wär' ich von hinnen!
Wo find' ich die Thüre?
Mich tragen die Füße,
Die Schenkel nicht mehr.
Skapine. Früh sollt' ich sterben,
Frühe vergehen.
Bejammert das Schicksal,
Das jugendliche Blut!
Doktor. Ach, ich muß sterben,
Ich muß vergehen.
O gäbe der Himmel,
Es wäre schon Tag!
Skapine (im weißen Schleier an die Thüre tretend).
Welch ein Schlaf! Welch Erwachen!
Ein schauerlicher Ort, ein traurig Licht!
(Sie kommt weiter hervor.) Wie trüb ist mir's,
Mir schwankt der Fuß,
Wie matt! (Sie erblickt den Alten auf der Erde.)
Ihr Götter, welch ein Nachtgesicht!
Doktor. Wer rettet mich aus der Gefahr!
Ach, das Gespenst wird mich gewahr —
Laß ab! Quäle mich nicht,
Unruhiger, unglückseliger Geist!
Ich bin an Deinem Tode nicht schuldig.
Oh! — Weh mir, weh!
Skapine (wankend). Weh mir!
Wo bin ich?
Wer hat mich hergebracht?
Rede! Wie ist mir?
Bin ich noch im Leben?
Bin ich mir selbst ein Traumgesicht?
Doktor (indem er aufsteht). Ich wollte Dir gar gerne Nachricht geben,
Allein ich weiß es selber nicht.

Shapine. Ach, nun erkenn' ich Dich! Weh mir!
Soll meine Noth und meine Qual nicht enden?
Ich lebe noch und bin in Deinen Händen!
Ich fühl's an diesen Schmerzen,
Noch leb' ich, aber welch ein Leben!
Weit besser wär's, dem Herzen
Den letzten Stoß zu geben.
Vollende, was Du gethan!
Doch wie? In Deinem Blick zeigt sich Erbarmen.
Ach, hilf mir, rette mich!
Du bist ein Arzt.
O göttlicher, kunstreicher Mann,
Lindre diese Qualen!
Ich weiß, Du kannst, was Keiner kann;
Ich will Dir's hundertfach bezahlen.
O, kannst Du noch Erbarmen,
Kannst Du noch Mitleid fühlen,
So rette mich, hilf mir Armen!
Lindre die Qual! Erbarmen!
Dein Erbarmen,
Zu Deinen Füßen fleh' ich's an!

Doktor. Gerne, Alles steht zu Diensten, was ich habe.
Steh nur auf!
Theriak! *) Mithridat! **)
Komm herauf! Komm mit!

(Um Vorrath für wegzuführen, hält er inne.)

Nein, warte, warte!
Ich will Dir Alles bringen.
(Bei Seite.) Hätt' ich sie nur zum Hause hinaus!
Der Bösewicht
Hat mir sie auf dem Halse gelassen.
(Laut.) Wart nur, ich bringe Dir gleich
Die allerstärksten Gegengifte.
Dann nimm sie ein,
Und frisch mit Dir davon,
Und laufe, was Du kannst,
Sobald nur möglich ist,
Dein Bette zu erreichen! (Er will fort.)

*) Schon den Griechen bekanntes Heilmittel — besonders gegen den Biß wilder Thiere, daher ἡ θηριακή — sc. ἀντίδοτος. Vgl. Werke, II. Bd., 3. A.

**) Berühmtes altes Heilmittel, wie das vorige ein Gegengift, dessen angeblicher Erfinder der pontische König Mithridates Eupator. S. Plinius 25, 5, 160.

Shapine. Halte, halt!
Du redest nicht wahr,
Du sprichst nicht ehrlich,
Ich merke Dir's an.
Sieh mir in die Augen!
Neuer Verrath
Steht an der Stirne Dir geschrieben!
Nein, nein, ich seh' schon, was es soll!
Du willst mit einer frischen Dose
Mein armes Herz auf ewig
Zum Stocken,
Meine Zunge zum Schweigen bringen,
Mein Eingeweid' zerreißen! —
Weh, o welch ein Schmerz!
Nein, nichts soll mich halten!
Theuer verkauf' ich den Rest des Lebens.
Mein Geschrei tönt nicht vergebens
Zu den Nachbarn durch die Nacht.

Doktor. Stille, stille! Laß Dich halten!
Du bist nicht in Gefahr des Lebens.
Lärme nicht, verwirre nicht vergebens
Meine Nachbarn durch die Nacht!

Shapine. Nein, ich rufe.

Doktor. Stille! Stille!

Shapine. Keinen Augenblick
Versäum' ich.
Ich fühle schon den Tod.

Doktor. O Mißgeschick!
Wach' ich oder träum' ich?
Es verwirret mich die Noth.

Shapine. Ich weiß es wol,
Ich habe Gift,
Und habe von Dir
Keine Hülfe zu erwarten.
Entschließe Dich!
Bezahle mir
Gleich funfzig baare Dukaten,
Daß ich gehe,
Mich kuriren lasse;
Und ist nicht Hülfe mehr,
Daß mir noch etwas bleibe,
Ein elend, halb verpfuscht Leben hinzubringen.

Doktor. Weißt Du auch, was Du sprichst?
Funfzig Dukaten!
Skapine. Weißt Du auch, was das heißt,
Vergiftet sein?
Nein, nichts soll mich halten.
Theuer verkauf' ich den Rest des Lebens.
Doktor. Stille, laß Dich halten!
Verwirre mich nicht vergebens!
Skapine. Es mehren sich die Qualen.
Meinst Du, es sei ein Spiel?
Doktor. Noch einmal zu bezahlen!
Himmel, das ist zu viel!
(Auf den Knieen.) Barmherzigkeit!
Skapine. Vergebens!
Doktor. Die Freude meines Lebens
Geht nun auf ewig hin.
Barmherzigkeit!
Skapine. Bezahle!
Doktor. Sie sind mit einem Male
Fort, hin, fort, hin!
(Sie nöthigt den Alten, nach dem Gelde zu geben.)
Skapin (der hervortritt).
(Zu Zwei.)
Es stellet sich die Freude
Vor Mitternacht noch ein;
Die Rache, die List, die Beute,
Wie muß sie die Klugen erfreun!
(Da sie den Alten hören, verbirgt sich Skapin.)
Doktor (mit einem Beutel). Laß mich noch an diesem Blicke,
Mich an diesem Klang ergetzen!
Nein, Du glaubest,
Nein, Du fühlst nicht,
Welches Glücke
Du mir raubest;
Nein, es ist nicht zu ersetzen!
Ach, Du nimmst mein Leben hin.
(Den Beutel an sich drückend.)
Sollen wir uns trennen?
Werd' ich es können?
Ach, Du Rest von meinen Freuden,
Sollst Du so erbärmlich scheiden?
Ach, es geht mein Leben hin!

Skapine (die unter voriger Arie sich sehr ungeduldig bezeigt).
Glaubst Du, daß mit armem Weibe
Nicht Dein Becher Gift im Leibe
Schmerzen, Jammer,
Ein elend Ende bringt?
(Sie reißt ihm den Beutel weg.)
Ist's auch wahr?
Leuchte her!

Doktor (nimmt die Laterne auf und leuchtet). Welcher Schmerz!

Skapine. Ganz und gar
Ist's vollbracht.
Gute Nacht!
Geschwind, daß ich mich rette!

(Sie eilt nach der Thüre, der Alte steht ihr verstummt nach. Sie kehrt um, naht sich ihm und macht ihm einen Reverenz.)

Geh, Alter, geh zu Bette!
Geh zu Bette
Und träume die Geschichte!
So wird der Trug zu nichte,
Wenn List mit List zur Wette,
Kühnheit mit Klugheit ringt.

Skapin (hervortretend). Geh, Alter, geh zu Bette!

(Zu Zwei.)

Geh zu Bette!

Skapin. Und träume die Geschichte!

(Zu Zwei.)

So wird der Trug zu nichte,
Wenn List mit List zur Wette,
Kühnheit mit Klugheit ringt.

Doktor. Was ist das?
Was seh' ich?
Was hör' ich da?

Beide. Höre nur und sieh:
Das Geld war unser,
Und ist es wieder,
Und wird es bleiben.
Gehabt Euch wohl!

Doktor. Was muß ich hören?
Was muß ich vernehmen?
Welche Lichter

Erscheinen mir da?
Nachbarn, herbei!
Ich werde bestohlen.

Skapine (zu Skapin). Eile! O eile,
Die Wache zu holen,
Daß dieser Mörder
Der Strafe nicht entgeh'!

Doktor. Diebe!

Skapine (wirft sich Skapin in die Arme, der die Gestalt des Krüppels annimmt). Gift!

Doktor. Diebe!

Skapin. Rattengift!

Skapine (mit Zuckungen).
Ich sterbe!
Ai!

Doktor. Still!

Skapine. Ai! Ai!

Doktor. Still! Still!

Skapine. Ich sterbe!
Ach weh! Ach weh!
Es kneipet, es drücket;
Ich sterbe, mich erstickt
Ein kochendes Blut!
Ich sterbe!

Doktor. Himmel, verderbe
Die schändliche Brut!

Skapine (an der einen). **Skapin** (an der andern Seite).
Hört Ihr die Münze?
Hört Ihr sie klingen?
(Sie schütteln ihm mit dem Beutel vor den Ohren.)

Skapine. Kling ling!

Skapin. Kling ling!

Beide. Kling ling ling!

Doktor. Mir will das Herz
In dem Busen zerspringen!

Beide. Kling ling! Kling ling ling!

Doktor. Diebe!

Beide. Mörder! Gift!

Skapine (in der Stellung wie oben). Ich sterbe!

Doktor. Stille! Stille!

Skapine. Wer muß nun schweigen?

Skapin. Wer darf sich beklagen?

Doktor. Ihr dürft Euch zeigen?
Ihr dürft es wagen?
Diebe!
Beide. Mörder!
Doktor. Stille! Still!
Beide. Hört Ihr die Münze?
Hört Ihr sie klingen?
Kling ling!
Skapine (in der obigen Stellung). Ich sterbe!
Mir siedet das Blut!
Doktor. Himmel, verderbe
Die schändliche Brut!
Skapine. O weh!
Doktor. Ich weiß nicht, lügen sie?
Ich weiß nicht, betriegen sie?
Ich weiß nicht, sind sie toll?
Beide. Ha, ha, ha, ha!
Seht nur, seht!
Wie er toll ist!
Wie er rennt!
Ach, er kennt
Sich selbst nicht mehr!
Ach, es ist um ihn gethan!
Doktor. Welche Verwegenheit!
Beide. Keine Verlegenheit
Ficht uns an.
Skapin. Ai!
Doktor. Stille!
Beide. Hört Ihr sie klingen?
Doktor. Diebe!
Beide. Mörder!
Doktor. Stille!
Beide. Wie er toll ist!
Wie er rennt!
Seid doch bescheiden!
Geht, legt Euch schlafen!
Träumt von dem Streich!
Doktor. Soll ich das leiden?
Kerker und Strafen
Warten auf Euch.

Die ungleichen Hausgenossen.

Vorbemerkung des Herausgebers.

Unmittelbar nach Beendigung von „Scherz, List und Rache" beschäftigte sich Goethe mit dem Plane zu einem neuen Singspiele, durch welches er vorzugsweise das Interesse des Komponisten Kayser fördern wollte. Da er beabsichtigte, dasselbe durch den Letzteren in München und eventuell in Wien zur Aufführung bringen zu lassen, so war es natürlich, daß er einen deutschen Stoff wählte und die stereotypen Figuren der italienischen Operette aufgab. Daß ihn die Ausführung seines Planes längere Zeit beschäftigte, geht aus einem Briefe an Frau v. Stein vom 7. oder 8. Nov. 1785 hervor, in welchem er von einer alten Operette spricht, die er wieder vorgenommen und reicher ausgeführt habe. Auch findet sich die Strophe eines Gedichtes aus den „ungleichen Hausgenossen" schon in der ältesten Ausgabe von Goethe's Werken.

Gleichwol ist es nicht unzweifelhaft, ob man die Beschäftigung mit diesem Singspiele in so frühe Zeit zu setzen berechtigt ist. Die „Tag- und Jahreshefte", die allerdings manchen Gedächtnißfehler enthalten, verweisen es in das Jahr 1789. Aber kaum etwas spricht dafür, daß Goethe in den nächsten Jahren nach seiner italienischen Reise Neigung zu einer solchen Arbeit gehabt; auch findet sich in der späteren Zeit nirgends mehr eine briefliche oder andere Erwähnung einer Thätigkeit für dieses Singspiel.

Wie das dem Stücke vorangehende Scenarium zeigt, war dasselbe auf einen bedeutenden Umfang berechnet und hätte auch für die Komposition die Anwendung größerer

Mittel erfordert als die meisten früheren. Während von dieser bei „Scherz, List und Rache" höchstens Terzette verlangt wurden, sollte hier in den Finale's des 2. 3. und 5. Aktes auch ein Chor zur Anwendung kommen. Ueber den dichterischen Plan des Ganzen spricht sich Goethe nur in wenigen Worten aus. „Sieben handelnde Personen," sagt er in den „Tag- und Jahresheften", „die aus Familienverhältniß, Wahl, Zufall, Gewohnheit auf einem Schloß zusammen verweilten oder von Zeit zu Zeit sich daselbst versammelten, waren deshalb dem Ganzen vortheilhaft, weil sie die verschiedensten Charaktere bildeten, im Wollen und Können, Thun und Lassen völlig einander entgegenstanden, entgegenwirkten und doch einander nicht los werden konnten." Man kann dem noch hinzufügen, was sich aus den vorhandenen Fragmenten in Betreff der Handlung mit Sicherheit schließen läßt. Erstens war die Versöhnung eines disharmonirenden Ehepaars, des Barons und seiner Gattin, herbeizuführen, zu welchem Zwecke offenbar der Besuch der Gräfin verhelfen sollte; außerdem mußte Flavio seine Mitbewerber bei Rosetten aus dem Felde schlagen. In welcher Weise freilich dieses Beides in einander greifen sollte, um die Einheit des Ganzen nicht zu stören, dafür ist man einzig auf Vermuthungen angewiesen.

Goethe selbst hat die Fragmente seiner Arbeit niemals weiterzuführen gesucht. Als Grund davon giebt er den Umstand an, daß er „Arien, Lieder und mehrstimmige Partien" des Stückes in seine lyrischen Sammlungen eingereiht hatte. Vermuthlich hat ihn selbst dies auch abgehalten, den „ungleichen Hausgenossen" in seinen Werken eine Stelle anzuweisen. Erst 1836 in der Quartausgabe erfolgte deren Veröffentlichung.

Die ungleichen Hausgenossen.

Ein Singspiel.

Fragmentarisch.

Scenario.

Erſter Akt.

Roſette.
Roſette. Flavio.
Poet.
Roſette. Flavio.
Pumper.
Roſette. Flavio.
Poet. Pumper.
Roſette. Flavio. Poet. Pumper.

Zweiter Akt.

Baroneſſe. Arie, Adagio.
Baroneſſe. Poet. Duett. Romanze.
Baroneſſe. Baron Pumper. Bedienten. Terzett, eigentlich Hauptarie des Baron.
Baroneſſe. Baron. Gräfin. Leichtes Terzett.
Baroneſſe. Gräfin.
Die Vorigen. Poet.
Die Vorigen. Baron. Pumper. Finale.

Dritter Akt.

Gräfin. Baron. Arie, Allegrette. (Er will den Flavio gern haben.)
Gräfin. Roſette.
Roſette. Flavio. Zärtlich Duett. Vorher Arie, Andantino.
Die Vorigen. Gräfin. Intereſſantes Terzett.
Gräfin.

Vierter Akt.

Poet. Muſik. Hauptpartie des Poeten.
Pumper. Janitſcharenmuſik.
Beide.
Baroneſſe. Poet.
Die Vorigen. Baron. Pumper. NB. Baron Hauptpartie.
D. Vorigen. Gräfin. Roſette. Flavio. Finale. Vaudeville.

Fünfter Akt.

Roſette. Adagio.
Roſette. Bei Seite Poet.
Roſette.
Roſette. Bei Seite Pumper.
Roſette. Poet. Pumper. Terzett.
Alle. Finale.

Erſter Akt.

Park.

Roſette. *) Ich hab' ihn geſehen!
Wie iſt mir geſchehen?
O himmliſcher Blick!
Er kommt mir entgegen,
Ich weiche verlegen,
Ich ſchwanke zurück,
Ich irre, ich träume!
Ihr Felſen, Ihr Bäume,
Verberget meine Freude,
Verberget mein Glück!

Er kommt! Er kommt! Ich ſah ihn von dem Pferde ſteigen, wie friſch wie flink! Er bringt gewiß die gute Nachricht, daß die Gräfin, ſeine Gebieterin, noch heute unſer Haus mit ihrer Gegenwart beglücken wird. Welche Freude ihrer Schweſter, der Baroneſſe, meiner gnädigen Frau! Welch Vergnügen ihrem Schwager, dem Baron! Und welche Wonne mir! Und mir! Warum? Geſtehe, zartes Herzchen, der Bote freut Dich mehr, mehr als die Botſchaft, die er bringt. Er kommt mir nach! Er iſt nicht weit! Ich muß, um mich zu faſſen, noch einen Augenblick in dieſe Büſche gehen. Ja, Flavio, Du haſt in meinem Herzen zu viel gewonnen! Ich darf es mir, Dir darf ich's nicht geſtehen. (Sie geht ab.)

Flavio. Hier muß ich ſie finden!
Ich ſah ſie verſchwinden,
Ihr folgte mein Blick.
Sie kam mir entgegen;
Dann trat ſie verlegen
Und ſchamroth zurück.

*) Dieſe und die drei von Flavio (S. vorhin), dem Poeten (S. 946) und Pumper (S. 947) zu ſingenden Strophen bilden zuſammen das Gedicht „Verſchiedene Empfindungen an einem Platze", welches zuerſt in Schiller's Muſenalmanach für 1796 erſchien und ſeit 1800 in den Gedichtſammlungen ſteht. (Vgl. Werke, I. 29.)

Ist's Hoffnung? Sind's Träume?
Ihr Felsen, Ihr Bäume,
Entdeckt mir die Liebste,
Entdeckt mir mein Glück!

Wo bist Du? Fliehe nicht vor mir! Wo bist Du, schönes, süßes Kind? So bab' ich nie gelitten, nie so toll gejagt, als seit ich dieses Schloß von fern erblickte. Ja, es ist wahr, mehr als ich selber glaubte, ich liebe sie! Und die Entfernung, das Geräusch der Welt, die Lust des Lebens hat jenen sanften, starken ersten Eindruck nicht geschwächt. In Deiner Nähe bin ich der leichte Mensch nicht mehr; ja, ja, ich liebe Dich! O komm, o komm! Und laß ein zärtliches Geständniß Dir nicht zuwider sein! Ich höre rauschen, gehen — ja, sie ist's.

Rosette tritt auf.

Flavio. Willkommen, schönes Kind!

Rosette. Mein Herr, willkommen! Es freut mich, Sie zu sehen.

Flavio. Und mich entzückt es.

Rosette. Wird Ihre gnädige Gräfin bald hier sein?

Flavio. Binnen wenig Stunden. Zwar, ich ließ sie weit zurück und eilte, wie sie befahl, voraus, die Nachricht ihrer Ankunft hierher zu bringen; doch brauchte sie die Eile mir nicht zu befehlen.

Rosette. Wo kommen Sie jetzt her?

Flavio. Gerade von Paris.

Rosette. Nach diesem deutschen Rittersitze? Gewiß um des Kontrastes willen!

Flavio. O nein! Die Gräfin liebt ihre Schwester so sehr und sehnt sich so nach ihr, daß selbst die Hauptstadt ohne sie ihr einsam scheint.

Rosette. Doch Ihnen, die Sie keine Schwester haben?

Flavio. Ach, mir! — Sie wissen nicht, Sie glauben nicht —

Rosette. Nur Eins gestehen Sie! Hat nicht die Baronesse in Briefen oft geklagt?

Flavio. Worüber?

Rosette. Verstellen Sie Sich nicht! Ich weiß, die Gräfin hat Vertrauen auf Sie.

Flavio. Nun ja, ich weiß es wol: die Baronesse ist nicht ganz mit dem Gemahl zufrieden, noch der Gemahl mit ihr. Es ist recht lustig oder traurig, wie man's nimmt, zu lesen, wie sie Beide sich verklagen; und doch, sie scheinen sich einander herzlich gut.

Rosette. Das sind sie auch und sind recht herzlich gute Leute.

Flavio. Allein warum verträgt sich ihre Güte nicht? Das ist mir einmal unbegreiflich.

Rosette. Und doch sehr einfach.

Flavio. Nun?

Rosette. Wie soll ich sagen, was leicht zu sagen ist? Sie sind nicht gleichgestimmt; sie finden nichts, was sie vereinigt, und da sie keine Kinder haben, so hat — gesteh' ich's geradezu und sage frei den rechten Namen — so hat ein Jedes seinen eigenen Narren.

Flavio. Schon gut! Sie werden schon verschiedener Art, an Schellenkapp' und Jacke sich nicht ähnlich sein.

Rosette. Erinnern Sie Sich nicht vom vorigen Male, da Ihre Gräfin wenig Tage nur bei uns blieb —

Flavio. Nicht einer einzigen Gestalt als Ihrer erinnere ich mich von jener Zeit. Ich war noch viel zu flüchtig, viel zu jung und kümmerte in keinem Hause mich um etwas Anderes als um meine Freude; und wo ich Wein und schöne Augen fand, war übrigens die innere Verfassung und Herr und Frau und Knecht vor meinen Blicken sicher.

Rosette. Der Baronesse Günstling ist ein Poete, . . . genannt, der sonst nicht übel ist. Ich leugne nicht, daß er zuweilen recht gute Verse macht und artig singt; allein an ihm ist unerträglich, daß Alles auf ihn wirkt, wie er es nennt, daß er zu jeder Zeit empfindet. Er fühlt rechts und links die Schönheit der Natur; kein Baum darf unbewundert grünen oder blühen, kein Stern am Horizont herauf, die Sonne sich nicht zeigen; und der Mond beschäftigt ihn nun gar vom ersten Viertel bis zum letzten

Flavio. Und dann das Schönste der Natur, die reizende Gestalt Rosettens.

Rosette. Sie beschämen mich. Ja, wol empfindet er, wenn er mich sieht, wie er versichert, gar unnennbare Empfindungen; doch leider macht es mich nicht stolz; ein jedes Frauenbild wirkt auf sein zartes Herz wie jeder Stern. Still, still, er kommt. Ich stecke mich hier hinter diese Büsche, daß er uns nicht zusammen trifft.

Flavio. Ich gehe mit.

Rosette. Nein, nein! Erlauben Sie! In jenem Busche gegenüber ist auch ein guter Anstand für den Jäger. Bemerken Sie ihn wol? Er kommt, er singt.

(Sie verstecken sich auf zwei verschiedenen Seiten.)

Poet. Hier klag' ich verborgen
Dem thauenden Morgen
Mein einsam Geschick.
Verkannt von der Menge,
Ich ziehe ins Enge
Mich stille zurück.
O zärtliche Seele,
O schweige, verhehle
Die ewigen Leiden,
Verhehle Dein Glück!

Was seh' ich hier, o weh! Ein armes Thier, so grausam hintergangen! Wie? Ist dies Elysium, der schönsten Seele reiner Himmelssitz, vor Euern mörderischen Schlingen nicht sicher! O zarte Gebieterin, so achtet man Dein!

Rosette. Nun sehen Sie den Herrn Immensus!*) Da haben Sie ein Beispiel: die Drossel, die hier an der Schlinge hängt, macht ihm Entsetzen. Es ist wahr, dies ist der Platz, an dem die Baronesse sich gar oft gefällt, den sie sich angepflanzt, den sie geheiligt. Sie liebt die Jagd nicht, liebt nicht, daß vor ihren Augen man tödte, Drosseln würge. Und doch ward hier geschossen, Schlingen stellt man aus, man sucht mit Hunden durch. Das Alles thut der Baron gar nicht, um sie zu kränken; er denkt sich nichts dabei; allein nun geht der zarte Sänger hin und schreit von Gräuel, von Barbarei der Baronesse vor und malet einen Vogel, der erstickt so ganz erbärmlich aus; dann giebt es . . . und Thränen.

Flavio. Das kann nichts Gutes werden.

Rosette. Wenn nun gerade der Baron den Widerpart von diesem Dichter in seinem Dienste hegt —

Flavio. Nun ja, da mag es gute Scenen geben! Wer ist denn Der?

Rosette. Ein sonderbarer Kerl, ein alter treuer Diener. Schon bei dem seligen Herrn stand er in Gunst, mit dem Baron hat er in drei Kampagnen tapfer sich gehalten, das Maul ist ihm der Quere gebauen, daß er nicht ganz vernehmlich spricht. Er ist ein ganzer Jäger, zuverlässig wie Gold, und plump, wie Jener zart ist, kurzgebunden, langdenkend. Er kann nie sich über seinen

*) Eine Bezeichnung, die auf das Unermeßliche, Uebermäßige der Empfindung hindeutet.

Freund erzürnen, seinen Feinden nie verzeihen, gefällig und wieder stockig ohne Gleichen. Er unterscheidet sich vorzüglich in einem einzigen Punkte von einem Menschen, der bei Sinnen ist.

Flavio. Ich bin begierig, diesen Punkt zu wissen.

Rosette. Er sagt es gerade, wie er's denkt. So spricht er nun auch gerade von sich selbst, von seiner Treue, seiner Tapferkeit, von seinen Thaten, seiner Klugheit, und was sein größtes Glück ist — er glaubt von einem großen Hause herzustammen, das ich denn auch nicht ganz unmöglich halte. Das Alles giebt Gelegenheit, ihn hundertmal zum Besten zu haben, ihn zu mystifizieren, ihn zu mißhandeln; denn so innerlich ist seine Natur in Redlichkeit beschränkt, daß er nach tausend tollen, groben Streichen noch immer traut und immer Alles glaubt. Wer bustet? Ja, er kommt, er ist es selbst. Geschwind an unsere Plätze! Sonst überrascht er uns.

Flavio (geht ihr nach). Entfernen Sie mich nicht von Ihrer Seite!

Rosette. Nein, nein, mein Herr! Dort, dorten ist Ihr Platz.

(Sie verstecken sich wie oben.)

Pumper (mit einer Flinte, Hasen und Feldhühnern).

Es lohnet mir heute
Mit doppelter Beute
Ein gutes Geschick:
Der redliche Diener
Bringt Hasen und Hühner
Zur Küche zurück.
Hier sind' ich gefangen
Auch Vögel noch hangen! —
Es lebe der Jäger,
Es lebe sein Glück!

Rosette. Nun, wie gefällt der Freund?

Flavio. Das heiß' ich mehr Original sein, als erlaubt ist.

Rosette. Den kennen Sie nun auch . . . . derb, eigen, steif und krumm, ein Bißchen toll, nichts weniger als dumm. Wie oft versündigt sich der gnädige Herr an ihm! Man läßt ihn lang' als Kavalier behandeln, giebt aus des seligen alten Herrn Garderobe ihm reiche Kleider, frisirt ihm die tollsten Perrücken auf den Kopf und treibt es so, daß er sich selbst gefällt. Sie haben ihm sogar, als käm' es von dem durchlauchtigen Vetter, den er zu haben wähnt, mit vielen Zeremonien ein Ordensband und einen

Stern geschickt; so muß er sich denn der Gesellschaft präsentiren, sich mit zu Tische setzen. Und wie's ihm wohl in seinem Sinne wird, dann geht es Glas auf Glas, man füttert ihn mit leckern Speisen fast zu Tode. Der arme Kerl erträgt's nicht und fällt um. Man zieht ihn aus, legt einen schlechten Kittel ihm an, bemalt ihm das Gesicht mit Ruß, schießt ihm Pistolen vor den Ohren los, zündet Schwamm ihm in der Tasche an. Mich wundert, daß er noch nicht völlig rasend oder todt ist.

Flavio. Ich kann mir denken, wie die Baronesse leidet.

Rosette. Unglücklicher kann Niemand werden, als sie's bei diesen Scherzen ist. Oft halbe Tage lang hat sie geweint; sie dauert mich, und ich weiß nicht zu helfen.

Flavio. Ich höre sie von ferne wiederkommen.

Rosette. Sie sind in Streit. Geschwind, uns zu verbergen! Ich komme dann von dieser Seite, Sie von jener, begrüßen sie und uns, als hätten wir sie erst, als hätten wir uns nicht gesehen.

(Sie verstecken sich wie oben.)

(Pumper läuft dem Poeten nach und hält ihm die Drosseln vors Gesicht.)

Pumper. Theilen Sie doch mein Vergnügen!
O, der zarte Herr von Butter!
Alle Vögel kann er fliegen,
Keinen Vogel hangen sehn.

Poet. Welch ein grausames Vergnügen,
Mit dem schönen eignen Futter
Diese Thierchen zu betriegen!
Unglücklicher kann nichts geschehn.

Pumper. Euch erwartet mehr Vergnügen;
Wenn sie mit der braunen Butter
Zierlich in der Schüssel liegen,
Werdet Ihr sie lieber sehn.

Rosette. Pfui, Ihr Herren, welch Vergnügen!
Immerfort die alten Tücken!
Stets sich in den Haaren liegen!
Wie zwei Hähne dastehn!

Poet. Und ich soll hier mit Entzücken
Seine todten Vögel sehn?

Pumper. Er kann nur mit feuchten Blicken
Einen todten Vogel sehn.

Rosette. Unser Koch wird mit Entzücken
Seine fetten Vögel sehn.

Flavio (von ferne kommend).
Wenn nicht Ohr und Auge trügen,
Soll mich dieser Wald beglücken.
(Herbeitretend.) Welch ein köstliches Vergnügen,
Allerseits Sie hier zu sehn!

Rosette. Unerwartetes Vergnügen,
Daß Sie wieder uns beglücken!
Werden wir uns nicht betrügen,
Ist es unverhofft geschehn.

Poet. Diese Freude, dies Vergnügen
Kann ich meinem Herrn erwidern.
(Bei Seite, doch so, daß es allenfalls Pumper hören kann.)
Leider, leider muß ich lügen;
Mich verdrießt's, ihn hier zu sehn.

Pumper. Nein, ein Deutscher soll nicht lügen;
Nein, mir reißt's in allen Gliedern;
Nicht das mindeste Vergnügen
Macht es mir, Sie hier zu sehn.

Flavio. Läßt sich treu und grob nicht scheiden?
Soll ein Fremder das nicht rügen?
Ihn muß wundern, soll er leiden,
So empfangen sich zu sehn.

Rosette (bei Seite). Wie verberg' ich mein Vergnügen,
Diese Regung, diese Freude!
Ach, ich fürcht', an meinen Zügen,
An den Augen wird er's sehn.

Flavio (bei Seite). Ihre Freude, ihr Vergnügen
Zeigt sich sittsam und bescheiden;
Wenn nicht ihre Blicke lügen,
Freut sie's herzlich, mich zu sehn.

Rosette (bei Seite). Wie gebiet' ich meinen Zügen?
Ach, ich fürcht', er wird es sehn.

Flavio (bei Seite). Wenn nicht ihre Blicke lügen,
Freut sie's herzlich, mich zu sehn.

Poet (bei Seite). Sicher wird er sie betrügen;
Mich verdrießt's, ihn hier zu sehn.

Pumper (allein, laut). Nein, ein Deutscher soll nicht lügen!
Mich verdrießt's, ihn hier zu sehn.

Rosette (laut). Gern bekenn' ich das Vergnügen,
Sie, mein Herr, bei uns zu sehn.

Flavio (laut). Welch ein himmlisches Vergnügen,
Meine Schöne hier zu sehn!

Port. Wem verdankt man das Vergnügen,
Sie aus Frankreich hier zu sehn?
Pumper (laut und vor sich herumgehend).
Nein, ein Deutscher soll nicht lügen!
Mich verdrießt's, ihn hier zu sehn.
Flavio. Soll ein Fremder das nicht rügen,
So empfangen sich zu sehn?
Rosette. Wer wird eine Tollheit rügen!
Lassen Sie den Narren gehn!
Flavio (gegen einander und zusammen).
Welch ein himmlisches Vergnügen,
Meine Schöne hier zu sehn!
Rosette. Ja, viel Freude, viel Vergnügen,
Wieder Sie bei uns zu sehn!
Port. Ihm mißgönn' ich das Vergnügen,
So empfangen sich zu sehn.
Pumper. Ja, ein herzlich Mißvergnügen
Macht es mir, ihn hier zu sehn.

Flavio. Der Freude kann nichts gleichen,
In Freundschaft und Vertrauen
Die Gegend anzuschauen,
Die Gärten anzusehn.
Rosette. Ich muß zur gnäd'gen Frauen;
Doch wird die Sonne weichen,
Der Abend stille grauen,
Ist erst der Garten schön.
Port. Sie wird ihn mir vergleichen,
Dies ist noch mein Vertrauen;
Wie wird der Flüchtling weichen!
Sie wird's mit Augen sehn.
Pumper. Der Bosheit kann nichts gleichen;
Das soll ich ruhig schauen,
Dem Schmetterling zu weichen,
Dem Paare nachzugehn.

Baronesse.*) Ach, wer bringt die schönen Tage,
Jene Tage der ersten Liebe,

*) Die erste Strophe ist dieselbe, mit welcher das Gedicht „Erster Verlust" (Werke, I. 38) beginnt, welches seit 1789 in den Gedichtsammlungen steht.

Ach, wer bringt nur eine Stunde
Jener holden Zeit zurück!

Leise tönet meine Klage,
Ich verberge Wunsch und Triebe;
Einsam nähr' ich Schmerz und Wunde,
Traure mein verlornes Glück.

Wer vernimmt nun meine Klage?
Wer belohnt die treuen Triebe?
Heimlich nähr' ich meine Wunde,
Traure das verlorne Glück.

Vierter Akt.

Port mit Musici, Pumper hernach, mit dem Regimentstambour, horchend.

Port. Auf dem grünen Rasenplatze
Unter diesen hohen Linden
Werdet Ihr ein Echo finden,
Das nicht Seinesgleichen hat.
Uebet da die Serenade,
Die der Gräfin
Heut am Abend
Sanft die Augen schließen soll!
Welch schöner Gedanke
Der zarten Baronesse!
Die göttliche Lina!
Sie ist wie ein Engel,
Gefälligkeitsvoll.

(Geht mit den Musici bei Seite.)

Pumper (hervortretend). Auf dem großen Platz mit Sande
In der Läng' und in der Breite
Habt Ihr Raum für Eure Leute,
Und da schlagt und lärmt Euch satt!
Uebet mir das tolle Stückchen,
Das die Gräfin
Morgen frühe
Aus dem Schlafe wecken soll!

(Er geht mit dem Regimentstambour ab.)

(Serenade von blasenden Instrumenten mit Echo, die dem folgenden Auftritt zur Begleitung dient.)

Port. Es säuselt der Abend,
Es sinket die Sonne
Erquickend und labend
In Thau und in Wonne;
In Nebel und Flor
Schwankt Luna hervor.

O herrliche Sonne!
Du gleichest der Gräfin,
Die blendend gefällt.
Und Luna, Du milder Stern,
Du gleichst der holden Baronesse.

O Luna, ich vergesse
Der Sonne gar gerne.
O Luna, ich vergesse
In Deinen sanften Strahlen,
In Deinem süßen Lichte,
Vor Deinem Angesichte
Der Sonne der Welt.

Nur sachte, nur leise,
Ihr Flöten, Ihr Hörner,
Damit man das Rauschen
Der Wellen des Baches,
Damit man das Lispeln
Des Lüftchens im Laube
Vernehme!

Ihr hellen Klarinetten,
Nur leise, nur sachte!
Ihr Hoboen, Fagotte,
Bescheiden, bescheiden!
Sachte! Leise!
So! So!
Damit man das Rauschen
Der Wellen des Baches,
Damit man das Lispeln
Des Lüftchens im Laube,
Die leisesten Schritte
Der wandelnden Göttin
Vernehme!

Ja, ich vernehme
Die Schritte der Göttin!

O näher und näher,
Du himmliſche Schöne!
Hier ruht Endymion!*)
Welch hölliſcher Lärmen**)
Zerreißt mir die Ohren!
O weh mir! Ich ſterbe,
Ich ſeh' mich verloren.
Die göttliche Stimmung,
Zum Teufel iſt ſie!
Abſcheuliche Töne!
So knirſchen, ſo grinzen
Tyranniſche Söhne
Tyranniſcher Prinzen,
Im ewigen Kerker
Zu Höllenmuſiken,
Zum teufliſchen Ton.

Pumper. Nur lauter, nur ſtärker,
Damit man es höre!
Nur laut! Es erwachet
Kein Schläfer davon.
Nur ein Bißchen ſtark und ſtärker!
Sonſt erwacht kein Menſch davon.

Tönet, Ihr Poſaunen,
Ihr Trompeten, hallt!
Donnert, Ihr Kartaunen,
Daß der Himmel ſchallt!
Widmet Eurer Stimme
. . . verbundne Macht
Eines Helden Grimme
Und dem Lärm der Schlacht!
Seinen Ruhm zu melden,
Fama, töne Du,
Schmeichlerin der Helden,
Dreifach laut dazu!

*) „Endymion" ſteht hier, wie ſchon bei den römiſchen Dichtern Juvenal, Apuleius u. A., in dem allgemeineren Sinne von „Liebhaber", nicht in der Weiſe, daß die Geliebte als „Diana" zu denken wäre, wie ſie nach der Mythe mit Endymion in Verbindung gebracht wird.

**) Vgl. die Note zu S. 107 dieſes Bandes.

Doch still! Wer will mich noch belauschen?
Ich höre wieder wo? von dieser Seite rauschen.

Port. Rosette! Rosette!
Sie hört nicht, sie ist weiter,
Sie hat sich versteckt.
Ich sah wol zum Garten
Verstohlen sie schleichen.
Ich wette, ich wette,
Sie hat ihn bestellt.
Rosette! Rosette!
Sanftes Herz!
Welche Regungen bewegen
Deinen Gleichmuth, Deine Ruhe?
Wie ein Sturm in seinen Wogen,
Kündet sich in meinem Busen
Ein gewaltig Wetter an.
Schon rollen des Zornes
Lautbrausende Wellen,
Und Blitze der Eifersucht
Erhellen
Die tobende Fluth.
Rosette! Rosette!
Ich fasse mich nicht,
Ich sterbe vor Wuth!

Wie? In diesen tiefen Schatten,
Wo nur Götter sich begegnen sollten,
Lockt sie ihn! Sie, die, unbescholten,
Den besten Gatten,
Die das treuste Herz verdient!

Sie lockt ihn, den Franzosen!
O Schande, o Schmach!
O Schmach dem Vaterlande!
O allen Deutschen Schande!
Für diesen Franzosen
Seid Ihr, Ihr schönen Rosen,
So lieblich aufgeblüht?
Rache!
Ja, Rache glühet selbst in Götterbusen auf.
Weh ihm, wenn ich ihn finde!
Diese Hand.....
Schon rollen des Zornes

Rauchbrausende Wellen
Und Blitze der Eifersucht
Erhellen
Die tobende Fluth.

Pumper. Einen von ihren Burschen
Hat sie hierher bestellt.
Ich sah sie leise schleichen,
Ich weiß schon, wer ihr gefällt;
Doch will mir's nicht gefallen,
Ich gebe mein Ja nicht dazu.
Du ärgerst mich vor Allen,
O Du Franzose, Du!
Ein guter deutscher Stock
Soll Dir die Rippen waschen;
Ich lehre Dich
In unserm Garten naschen.

Rosette. O glücklich! Der Zweite,
Er kommt mir zurecht:
Betrieg' ich sie Beide,
Das alberne Geschlecht!

(Laut.) O mein Geliebter, Bester, bist Du nah?

(Als Flavio.) Mein süßes Kind! Hier bin ich, ich bin da.

Port. Hör' ich doch in jenen Lauben
Ihre Stimmen ganz gewiß.

Pumper. Allerliebste Turteltauben,
Girrt Ihr in der Finsterniß?

Rosette. O Du mein Theurer,
Du meine Seele!
Des Lebens Freuden,
Des Lebens Schmerzen
Kenn' ich durch Dich,
Fühl' ich um Dich.

Pumper, Port (bei Seite). Wart, ich will es Dir gesegnen!
Ihm kann sie so schön begegnen;
Aber mir kein gutes Wort!

Rosette (als Flavio). O meine Theure!
Wenn ich mich quäle,
Wenn sich die Freude

Mir drängt zum Herzen,
Ist es um Dich,
Ist es durch Dich.

Pumper. Wart, ich will es Dir segnen!
Wart, es sollen Schläge regnen,
Ist nur erst das Mädchen fort.

Gräfin. Pumper, nun, wem wirst Du's bringen?
Pumper. Wem? Der schönsten Gräfin, Ihnen.

Gräfin. Was ist sachter als Mondeswandeln?
Was ist leiser als Katzentritte?
Was ist heimlicher als ....
Was ist —

Baron. Stille!
Gräfin. Was ist —
Kosette. Still!
Beide. Du bist ganz aus dem Gleise,
Ganz aus der Melodie.
Baron. Jeder Narr hat seine Weise. *)
Seine eigne Melodie.
Gräfin. Gut, ich nehm's als wohl gesungen,
Und ich nehm's als wohl gelungen.
Leise ist des Mondes Wandeln;
Doch des klugen Weibes Handeln
Und ihr Witz und ihre Lust

— — — — — —

Nimm Du Dich in Acht, Du Narr, ich fürchte, Dich zu erben.
Du warst nur sonst als Narr bekannt;
Nun wirst Du klug und gar galant.
Geht es so fort, so mußt Du nächstens sterben.

Er muß für den Affront,
Den er uns angetan,
Erst Schläge haben!
Dann komm' er,
Fordre Satisfaktion
Auf Degen und Pistolen,
Ja, auf Kanonen!
Ich bin bereit.

---

*) Nach Spriche Salomonis, 13, 15.

an diesem Wesen,
An diesen Mienen lesen:
Du bist zu grob gewesen;
Das wird nicht gut gethan.
Ein gar zu locktes Wesen
Steht keinem Prinzen an.

Rosette darf sich setzen;
Ihro Durchlaucht erlauben das.

Nicht höflich genug gewesen:
Das wird nicht gut gethan.

Gnädiger Herr, wir sind verlegen.

Hoffe, doch nicht meinetwegen?
Werden selbst den Scherz verzeihn.

*) Das ist der Herr von Pumper,
Ba Ba Baron von Pumper,
Der zur Gesellschaft ist.

Du bist zu grob gewesen,
Du solltest an dem Wesen,
An seinen Mienen lesen:
Schau nur, wie dumm Du bist!

Ich hab' ihn nicht geheißen,
Inkognito zu reisen,
Und ein zu locktes Wesen
Steht keinem Prinzen an.

Durchlauchtigster —

Flavio. Keine Titel!
Dieses ist das beste Mittel,
Wie man mir gefallen kann.

Poet. Hoher Gönner —

Flavio. Nichts dergleichen!
Denn ich habe, nicht zu schweigen,
Für die Musen nichts gethan.

Da drückt' ich alle Hände,
Bot Jeder Strauß und Kranz;
Dann schwang ich mich behende,

*) In welcher Scene diese Stelle verwendet werden sollte, geht aus den Worten Rosettens (S. 247, Z. 35 ff.) hervor.

Mit Jeder mich im Tanz.
Mit allen Schelmenaugen
Ich Schelmereien trieb,
Und leichte Luft zu saugen,
War jede Lippe lieb.

Seit dreißig Jahren
Lockt diese Freude
Die ersten Thränen
Aus meinen Augen!
Laßt diese Freude
Mich nicht ersticken
— — — — — —

---

*) Was ein weiblich Herz erfreue
In der klein- und großen Welt?
Ganz gewiß ist es das Neue,
Dessen Blüthe stets gefällt;
Doch viel werther ist die Treue,
Die auch in der Früchte Zeit
Noch mit Blüthen uns erfreut.

Paris war in Wald und Höhlen
Mit den Nymphen wohl bekannt,
Bis ihm Zeus, um ihn zu quälen,
Drei der Himmlischen gesandt;
Und es fühlte wohl im Wählen,
In der alt- und neuen Zeit,
Niemand mehr Verlegenheit.

Geh den Weibern zart entgegen,
Du gewinnst sie, auf mein Wort!
Und wer rasch ist und verwegen,
Kommt vielleicht noch besser fort;
Doch wem wenig dran gelegen

---

*) Vgl. Werke, I. 27 ff. — Das Gedicht erschien gleichzeitig mit dem in der Anmerkung zu S. 243 erwähnten unter dem Titel „Antwort bei einem gesellschaftlichen Fragespiel," im Musenalmanach für 1796 (S. 95 ff.), nur daß dort und in der Gedichtsammlung die fünfte Strophe fehlte. Die in jenem getroffene Anordnung, nach welcher die einzelnen Strophen verschiedenen Charaktertypen in den Mund gelegt werden, läßt sich für die Personen des Singspiels wenigstens nicht vollständig in Anwendung bringen.

Scheinet, ob er reizt und rührt,
Der beleidigt, der verführt.

Vielfach ist der Menschen Streben,
Ihre Unruh, ihr Verdruß;
Auch ist manches Gut gegeben,
Mancher liebliche Genuß;
Doch das größte Glück im Leben
Und der reichlichste Gewinn
Ist ein guter, leichter Sinn.

Amor stach sich mit dem Pfeile
Und war voll Verdruß und Harm,
Rief zur Freundschaft: Heile! heile!
Faßte schluchzend ihren Arm;
Doch nach einer kleinen Weile
Lief er ohne Dank und Wort
Mit dem Leichtsinn wieder fort.

Wer der Menschen thöricht Treiben
Täglich sieht und täglich schilt
Und, wenn Andre Narren bleiben,
Selbst für einen Narren gilt,
Der trägt schwerer, als zur Mühle
Irgend ein beladen Thier.
Und, wie ich im Busen fühle,
Wahrlich, so ergeht es mir.

Schießest Du nur weit vom Ziele,
Ganz erbärmlich geht es Dir.

Dieser Narr ist an dem Ziele;
Du verdienst die Kolbe Dir.

Er trägt schwerer, als zur Mühle
Irgend ein beladen Thier.

Wer trägt schwerer, als zur Mühle
Das geduldige gute Thier!

Der Zauberflöte

zweiter Theil.

Vorbemerkung des Herausgebers.

Seitdem Goethe Ostern 1791 die Leitung des in Weimar neu zu begründenden Hoftheaters übernommen hatte, wandte er auch dem Singspiele und der komischen Oper wieder mehr Interesse zu als in den vorhergehenden Jahren. Die Bearbeitung von italienischen und französischen Operntexten überließ er zwar meistens seinem Schwager Vulpius, welcher mehr als zehn Jahre hindurch auf diesem Gebiete eine außerordentliche Thätigkeit entfaltete. Mußte Dieser doch außerdem die deutschen Texte von Opern und Singspielen fast immer entweder verändern oder ganz neu herstellen. Das Letztere geschah z. B. mit den „Theatralischen Abenteuern", deren Musik von Cimarosa und Mozart ist, wobei er jedoch von Goethe, der auch einige Arien einlegte (vgl. Werke, I. 18 und 19), unterstützt wurde, mit den „Neuen Arkadiern", der „Zauberzither", mit „Oberon" und manchen andern. (Vergl. E. Pasqué, Goethe's Theaterleitung in Weimar, II. 90 ff.) So erfuhr auch Schikaneder's Text zu Mozart's Zauberflöte, die in Weimar zum ersten Male am 16. Januar 1794 aufgeführt wurde, eine Umgestaltung, von der sich Einzelheiten noch bis jetzt auf der Weimarer Bühne erhalten haben.

Goethe's persönliche Neigung war dagegen mehr auf die Herstellung eigener Texte gerichtet; dabei sah er derartige

Beschäftigungen auch immer nur als Nebenarbeiten an, zu denen nur „eine mittlere Stimmung“ gehöre und die fast zu jeder Zeit und Stunde geleistet werden könnten (Briefwechsel mit Schiller, II. 85 und 88). So wissen wir auch nur von zwei Plänen zu Singspielen, die Goethe in den neunziger Jahren gehabt hat. Das eine, von ernsthafter Gattung, „die Danaiden“ (Riemer's Mittheilungen, II. 621), ist vermuthlich nicht einmal begonnen worden; schon vordem aber hatte er den „Zweiten Theil der Zauberflöte“ geschrieben.

Einige dürftige Nachrichten über das Entstehen dieser Arbeit finden sich im Goethe-Schiller'schen Briefwechsel, in den Briefen vom 9., 11. und 15. Mai 1798. Danach hatte Goethe die Zauberflöte drei Jahre vorher begonnen, eine Annahme, die auch dazu paßt, daß das Gedicht „Von allen schönen Waaren“ (S. 284) in dem bereits 1795 gedruckten „Musenalmanach“ auf das Jahr 1796, herausgegeben von J. H. Voß, erschien.

Gehen nun auch die Ansichten über das Jahr der Entstehung etwas aus einander, so scheint es doch außer allem Zweifel, daß der größte Theil des jetzt vorhandenen Textes bereits in der damaligen Zeit und nicht erst später geschrieben ist, als Iffland, der von Ende April bis Anfang Mai 1798 in Weimar Gastrollen gab, Goethe zu einer Fortsetzung seiner Arbeit zu veranlassen suchte; denn dieser Anregung trat eine Einwirkung von anderer Seite entgegen: Schiller rieth vollständig davon ab, auf Iffland's Wunsch einzugehen. Als Goethe sich gewissermaßen damit entschuldigte, daß schon zu viel an dem Ganzen geschehen wäre, als daß man es ungenutzt könne liegen lassen, entgegnete Schiller: „Wenn Sie zur Fortsetzung der Zauberflöte keinen recht geschickten

Komponisten haben, so setzen Sie Sich, fürchte ich, der Gefahr aus, ein undankbares Publikum zu finden. Bei der Repräsentation rettet kein Text die Oper, wenn die Musik nicht gelungen ist, vielmehr läßt man den Poeten die verfehlte Wirkung mit entgelten."

Vermuthlich hat Schiller's Stimme mehr gewirkt als Iffland's; aber die von Jenem gefürchtete Gefahr ist für Goethe nicht eingetreten; denn sein Text hat unsers Wissens niemals einen Komponisten gefunden. Vielleicht hatte er noch die Hoffnung, einen solchen zu finden, als er die ersten Scenen in „Wilmans' Taschenbuch für 1802" mittheilte; wenigstens verweist er Zelter, der übrigens das oben erwähnte Lied bereits komponirt hatte, auf jenes und scheint, wie man aus dem Briefe vom 4. August 1803 schließen möchte, erwartet zu haben, daß Dieser sich mit der Sache beschäftigen würde. Zelter indessen, dem die Anfrage Goethe's, „wie es um die Musik des zweiten Theils der Zauberflöte stehe," nicht ganz deutlich ist, bezieht dieselbe auf eine ganz andere Sache. Er giebt einen ausführlichen Bericht von den Vorstellungen, die damals in Berlin von einer andern Fortsetzung der Zauberflöte gegeben wurden, deren Komponist der bereits früher (S. 197) erwähnte Winter in Wien war. — Seitdem hören wir nichts mehr von Goethe's Zauberflöte. Sie erschien indessen schon 1807 in der ersten Cotta'schen Ausgabe der Werke, in der Weise, daß der Text des Taschenbuchs einer Durchsicht unterworfen und das beim Abdruck im Taschenbuche noch Zurückbehaltene hinzugefügt wurde. Für die späteren Ausgaben wurden keine nennenswerthen Veränderungen mehr gemacht.

Ein spezielleres Eingehen auf den Schikaneder'schen Text zum ersten Theil der Zauberflöte liegt nicht in unserer

Absicht; es verdient indessen vielleicht Erwähnung, daß Goethe selbst dem allgemeinen ungünstigen Urtheil nicht beistimmte, welches man über denselben zu fällen gewohnt ist. Er räumt allerdings gegen Eckermann ein (Gespräche, III. 13 ff.), daß der erste Theil voller Unwahrscheinlichkeiten und Späße sei, die nicht Jedermann zurecht zu legen wisse; aber er setzt auch noch hinzu, „man müsse doch auf alle Fälle dem Autor zugestehen, daß er im hohen Grade die Kunst verstanden habe, zu wirken und große theatralische Effekte herbeizuführen." Dem entspricht es auch, daß Goethe, wenn auch mit mehr Geschmack und poetischem Sinne, doch die beiden Hauptzüge des Ganzen, das Märchenhafte und das freimaurerische Element, in seiner Fortsetzung beibehalten hat. Und so viel ist mit Sicherheit anzunehmen, daß der Text, den Winter in der oben erwähnten Komposition benutzte, weit hinter dem Goethe's zurückgestanden haben wird. Daß er auch seinem poetischen Gehalte nach wesentlich von dem Goethe'schen verschieden gewesen sein muß, beweist die Katastrophe, die wir nach Zelter's Angabe mittheilen. „Das Ende dieses vier Stunden langen Kinderspiels," schreibt Dieser, „besteht in dem Untergange des Reiches der Königin der Nacht. Ein König von Paphos, Namens Tipheus, an den die Königin der Nacht ihre Tochter Pamina verkuppeln wollen, wird endlich von Tamino erlegt und in den Schlund eines feuerspeienden Berges geworfen, aus welchem nun die Flamme hoch in die Höhe schlägt, sich mit einem von oben fallenden Feuerregen vereinigt, und mit entsetzlichem Krachen und Knallen, unter welchem sich die starke und mühvolle Musik ganz verliert, wird die Königin der Nacht von oben herabgeschleudert."

Der Zauberflöte

zweiter Theil.

Fragment.

Tag. Wald, Felsengrotte, zu einem ernsthaften Portal zugehauen.

Aus dem Walde kommen **Monostatos**. Mohren.

Monostatos. Erhebet und preiset,
Gefährten, unser Glück!
Wir kommen im Triumphe
Zur Göttin zurück.

Chor. Es ist uns gelungen,
Es half uns das Glück!
Wir kommen im Triumphe
Zur Göttin zurück.

Monostatos. Wir wirkten verstohlen,
Wir schlichen hinan;
Doch was sie uns befohlen,
Hald ist es gethan.

Chor. Wir wirkten verstohlen,
Wir schlichen hinan;
Doch was sie uns befohlen,
Bald ist es gethan.

Monostatos. O Göttin, die Du, in den Grüften
Verschlossen, mit Dir selber wohnest,
Bald in den höchsten Himmelslüften
Zum Trutz der stolzen Lichter thronest,
O höre Deinen Freund, höre Deinen künftigen Gatten!
Was hindert Dich, allgegenwärtige Macht,
Was hält Dich ab, o Königin der Nacht,
In diesem Augenblick uns hier zu überschatten!

(Donnerschlag. Monostatos und die Mohren stürzen zu Boden. Finsterniß. Aus dem Portal entwickeln sich Wolken und verschlingen es zuletzt.)

Die Königin (in den Wolken). Wer ruft mich an?
Wer wagt's, mit mir zu sprechen?
Wer, diese Stille kühn zu unterbrechen?
Ich höre nichts! — So bin ich denn allein!
Die Welt verstummt um mich; so soll es sein!

(Die Wolken dehnen sich über das Theater aus und ziehen über Monostatos und die Mohren hin, die man jedoch noch sehen kann.)

Woget, Ihr Wolken, hin,
Decket die Erde,
Daß es noch düsterer,
Finsterer werde!

Schrecken und Schauer,
Klagen und Trauer
Leise verhalle bang,
Ende den Nachtgesang
Schweigen und Tod!

Monostatos und das Chor (in voriger Stellung, ganz leise).
Vor Deinem Throne hier
Liegen und dienen —

Königin. Seid Ihr Getreuen mir
Wiedererschienen?

Monostatos. Ja, Dein Getreuer,
Geliebter, er ist's.

Königin. Bin ich gerochen?

Chor. Göttin, Du bist's!

Königin. Schlängelt, Ihr Blitze,
Mit wüthendem Eilen,
Rastlos, die lastenden
Rächte zu theilen!
Strömet, Kometen,
Am Himmel hernieder!
Wandelnde Flammen,
Begegnet Euch wieder!
Leuchtet der hohen,
Befriedigten Wuth!

Monostatos und das Chor. Siehe! Kometen,
Sie steigen hernieder,
Wandelnde Flammen
Begegnen sich wieder,
Und von den Polen
Erhebt sich die Gluth.

(Indem ein Nordlicht sich aus der Mitte verbreitet, steht die Königin wie in einer Glorie. In den Wolken kreuzen sich Kometen, Elmsfeuer und Lichtballen. Das Ganze muß durch Form und Farbe und geheime Symmetrie einen zwar grausenhaften, doch angenehmen Effekt machen.)

Monostatos. In solcher feierlichen Pracht
Wirst Du nun bald der ganzen Welt erscheinen;
Ins Reich der Sonne wirket Deine Macht.
Pamina und Tamino weinen;
Ihr höchstes Glück ruht in des Grabes Nacht.

Königin. Ihr neugeborner Sohn, ist er in meinen Händen?

Monostatos Noch nicht! Doch werden wir's vollenden,
Ich les' es in der Sterne wilder Schlacht.

Königin. Noch nicht in meiner Hand? Was habt Ihr denn gethan?
Monoſtatos. O Göttin, ſieh uns gnädig an!
In Jammer haben wir das Königshaus verlaſſen;
Nun kannſt Du ſie mit Freude haſſen.
Vernimm! — Der ſchönſte Tag beſtieg ſchon ſeinen Thron,
Die ſüße Hoffnung nahte ſchon,
Verſprach, der Gattentreue Lohn,
Den lang' erflehten erſten Sohn.
Die Mädchen wanden ſchon die blumenreichſten Kränze,
Sie freuten ſich auf Opferzug und Tänze,
Und neue Kleider freuten ſie noch mehr.
Indeß die Frauen mit klugem Eifer wachten
Und mütterlich die Königin bedachten,
— Unſichtbar ſchlichen wir durch den Palaſt umher —
Da rief's: „Ein Sohn! Ein Sohn!“ Wir öffnen ungeſäumt
Den goldnen Sarg, den Du uns übergeben;
Die Finſterniß entſtrömt, umhüllet alles Leben,
Ein Jeder tappt und ſchwankt und träumt.
Die Mutter hat des Anblicks nicht genoſſen,
Der Vater ſah noch nicht das holde Kind;
Mit Feuerhand ergreif' ich es geſchwind,
In jenen goldnen Sarg wird es ſogleich verſchloſſen —
Und immer finſtrer wird die Nacht,
In der wir ganz allein mit Tigeraugen ſehen;
Doch ach, da muß, ich weiß nicht welche Macht
Mit ſtrenger Kraft uns widerſtehen.
Der goldne Sarg wird ſchwer —
Chor. Wird ſchwerer uns in Händen.
Monoſtatos. Wird ſchwerer, immer mehr und mehr!
Wir können nicht das Werk vollenden.
Chor. Er zieht uns an den Boden hin.
Monoſtatos. Dort bleibt er feſt und läßt ſich nicht bewegen.
Gewiß, es wirkt Saraſtro's Zauberſiegen.
Chor. Wir fürchten ſelbſt den Bann und fliehn
Königin. Ihr Feigen, das ſind Eure Thaten?
Mein Zorn —
Chor. Halt ein den Zorn, o Königin!
Monoſtatos. Mit unverwandtem, klugem Sinn
Drück' ich Dein Siegel ſchnell, das Niemand löſen kann,
Aufs goldne Grab und ſperre ſo den Knaben
Auf ewig ein.
So mögen ſie den ſtarren Liebling haben!

Da mag er ihre Sorge sein!
Dort steht die todte Last; der Tag erscheinet bange,
Wir ziehen fort mit drohendem Gesange.

Chor. Sähe die Mutter je,
Säh' sie den Sohn,
Risse die Parze gleich
Schnell ihn davon.

Sähe der Vater je,
Säh' er den Sohn,
Risse die Parze gleich
Schnell ihn davon.

Monostatos. Zwar weiß ich, als wir uns entfernt,
Ist federleicht der Sarkophag geworden.
Sie bringen ihn dem brüderlichen Orden,
Der, still in sich gekehrt, die Weisheit lehrt und lernt.
Nun muß mit List und Kraft Dein Knecht aufs Neue wirken!
Selbst in den heiligen Bezirken
Hat noch Dein Haß, Dein Fluch hat seine Kraft.
Wenn sich die Gatten sehn, soll Wahnsinn sie berücken;
Wird sie der Anblick ihres Kinds entzücken,
So sei es gleich auf ewig weggerafft!

Königin, Monostatos und Chor.
Sehen die Eltern je,
Sehn sie sich an,
Fasse die Seele gleich
Schauder und Wahn!

Sehen die Eltern je,
Sehn sie den Sohn,
Reisse die Parze gleich
Schnell ihn davon!

Das Theater geht in ein Chaos über, daraus entwickelt sich

Ein königlicher Saal.

Frauen tragen auf einem goldenen Gestelle, von welchem ein prächtiger Teppich herabhängt, einen goldnen Sarkophag. Andre tragen einen reichen Baldachin darüber. Chor.

Chor der Frauen. In stiller Sorge wallen wir
Und trauern bei der Lust;
Ein Kind ist da, ein Sohn ist hier,
Und Kummer drückt die Brust.

Eine Dame. So wandelt fort und stehet niemals stille!
Das ist der weisen Männer Wille;

Vertraut auf sie, gehorchet blind!
So lang' Ihr wandelt, lebt das Kind.

Chor. Ach, armes eingeschloßnes Kind,
Wie wird es Dir ergehen!
Dich darf die gute Mutter nicht,
Der Vater Dich nicht sehen.

Eine Dame. Und schmerzlich sind die Gatten selbst geschieden,
Nicht Herz an Herz ist ihnen Trost gegönnt.
Dort wandelt er, dort weinet sie getrennt;
Sarastro nur verschafft dem Hause Frieden.

Chor. O schlafe sanft, o schlafe süß,
Du längst erwünschter Sohn!
Aus diesem frühen Grabe steigst
Du auf des Vaters Thron.

Eine Dame. Der König kommt; laßt uns von dannen wallen!
Im öden Raum läßt er die Klage schallen,
Schon ahnet er die Oede seines Throns;
Er sehe nicht den Sarg des theuern Sohns!

(Sie ziehen vorüber.)

Tamino. Wenn dem Vater aus der Wiege
Zart und frisch der Knabe lächelt,
Und die vielgeliebten Züge
Holde Morgenluft umfächelt:
Ja, dem Schicksal diese Gabe;
Dankt er mehr als alle Habe
Ach, es lebt, es wird geliebt,
Bis es Liebe wiedergiebt.

Die Frauen (in der Ferne). Ach, es lebt, es wird geliebt,
Bis es Liebe wiedergiebt.

Tamino. Dämmernd nahte schon der Tag
In Aurorens Purpurschöne.
Ach, ein grauser Donnerschlag
Hüllt in Nacht die Freudenscene.
Und was mir das Schicksal gab,
Deckt so früh ein goldnes Grab.

Die Frauen (in der Ferne). Ach, was uns das Schicksal gab,
Deckt so früh ein goldnes Grab.

Tamino. Ich höre sie, die meinen Liebling tragen.
O kommt heran! Laßt uns zusammen klagen!
O sagt! Wie trägt Pamina das Geschick?

Eine Dame. Es fehlen ihr der Götter schönste Gaben;
Sie seufzt nach Dir, sie jammert um den Knaben.

Tamino. O, sagt mir, lebt noch mein verschloßnes Glück?
Bewegt sich's noch an seinem Zauberplatze?
O, gebt mir Hoffnung zu dem Schatze!
O, gebt mir bald ihn selbst zurück!

Damen. Wenn mit betrübten Sinnen
Wir wallen und wir lauschen,
So hören wir dadrinnen
Gar wunderlich es rauschen.
Wir fühlen was sich regen,
Wir sehn den Sarg sich bewegen,
Wir horchen und wir schweigen
Auf diese guten Zeichen.
Und Nachts, wenn jeder Ton verhallt,
So hören wir ein Kind, das lallt.

Tamino. Ihr Götter, schützet es auf wunderbare Weise!
Erquickt's mit Eurem Trank, nährt es mit Eurer Speise!
Und Ihr, beweis't mir Eure Treue.
Bewegt Euch immer fort und fort!
Bald rettet uns mit heil'ger Weihe
Sarastro's lösend Götterwort.
Lauschet auf die kleinste Regung,
Meldet jegliche Bewegung
Dem besorgten Vater ja!

Tamino und Chor. Und befreiet und gerettet,
An der Mutter Brust gebettet,
Lieg' er bald ein Engel da!

Wald und Fels, im Hintergrund eine Hütte, an der einen Seite derselben ein goldner Wasserfall, an der andern ein Vogelherd.

Papageno, Papagena sitzen auf beiden Seiten des Theaters von einander abgewendet.

Sie (steht auf und geht zu ihm).
Was hast Du denn, mein liebes Männchen?
Er (sitzend). Ich bin verdrießlich; laß mich gehn!
Sie. Bin ich denn nicht Dein liebes Hennchen?
Magst Du mich denn nicht länger sehn?
Er. Ich bin verdrießlich, bin verdrießlich!
Sie. Er ist verdrießlich, ist verdrießlich!
Beide. Die ganze Welt ist nicht mehr schön.
Sie (setzt sich auf ihre Seite).
Er (steht auf und geht zu ihr).
Was hast Du denn, mein liebes Weibchen?

Sie. Ich bin verdrießlich; laß mich gehn!
Er. Bist Du denn nicht mein süßes Täubchen?
Will unsre Liebe schon vergehn?
Sie. Ich bin verdrießlich, bin verdrießlich!
Er (sich entfernend). Ich bin verdrießlich, bin verdrießlich!
Beide. Was ist uns Beiden nur geschehn?
Er. Mein Kind! Mein Kind! Laß uns nur ein Bißchen zur Vernunft kommen! Sind wir nicht recht undankbar gegen unsre Wohlthäter, daß wir uns so unartig geberden?
Sie. Ja wol! Ich sag' es auch, und doch ist es nicht anders.
Er. Warum sind wir denn nicht vergnügt?
Sie. Weil wir nicht lustig sind.
Er. Hat uns nicht der Prinz zum Hochzeitgeschenk die kostbare Flöte gegeben, mit der wir alle Thiere herbeilocken, hernach die schmackhaften aussuchen und uns die beste Mahlzeit bereiten?
Sie. Hast Du mir nicht gleich am zweiten Hochzeittag das herrliche Glockenspiel geschenkt? Ich darf nur darauf schlagen, sogleich stürzen sich alle Vögel ins Netz. Die Tauben fliegen uns gebraten ins Maul.
Er. Die Hasen laufen gespickt auf unsern Tisch, und Sarastro hat uns die ergiebige Weinquelle an unsre Hütte herangezaubert. — Und doch sind wir nicht vergnügt.
Sie (seufzend). Ja, es ist kein Wunder.
Er (seufzend). Freilich, kein Wunder!
Sie. Es fehlt uns —
Er. Leider, es fehlen uns —
Sie (weinend). Wir sind doch recht unglücklich!
Er (weinend). Ja wol, recht unglücklich!
Sie (immer mit zunehmendem Weinen und Schluchzen). Die schönen,
Er (gleichfalls). Artigen,
Sie. Kleinen,
Er. Scharmanten,
Sie. Pa —
Er. Pa —
Sie. Papa —
Er. Papa —
Sie. Ach, der Schmerz wird mich noch umbringen.
Er. Ich mag gar nicht mehr leben!
Sie. Mich däuchte, sie wären schon da.
Er. Sie hüpften schon herum.
Sie. Wie war das so artig!
Er. Erst einen kleinen Papageno.

Sie. Dann wieder eine kleine Papagena.
Er. Papageno.
Sie. Papagena.
Er. Wo sind sie nun geblieben?
Sie. Sie sind eben nicht gekommen.
Er. Das ist ein rechtes Unglück! Hätte ich mich nur bei Zeiten gehangen!
Sie. Wär' ich nur eine alte Frau geblieben!
Beide. Ach, wir Armen!
Chor (hinter der Scene).
Ihr guten Geschöpfe,
Was trauert Ihr so?
Ihr lustigen Vögel,
Seid munter und froh!
Er. Alba!
Sie. Alba!
Beide. Es klingen die Felsen,
Sie singen einmal.
So klangen,
So sangen
Der Wald sonst und der Saal.
Chor. Besorgt das Gewerbe,
Genießet in Ruh!
Euch schenken die Götter — (Pause.)
Er. Die Pa?
Chor (als Echo). Die Pa, Pa, Pa.
Sie. Die Pa? Pa? Pa?
Chor (als Echo). Pa, Pa, Pa, Pa.
Er. Die Papagenos? (Pause.)
Sie. Die Papagenas? (Pause)
Chor. Euch geben die Götter
Die Kinder dazu.
Er. Komm, laß uns geschäftig sein!
Da vergehn die Grillen.
Endlich noch ein Gläschen Wein —
(Sie gehn nach der Quelle und trinken.)
Beide. Nun laß uns geschäftig sein!
Schon vergehn die Grillen.

(Er nimmt die Flöte und sieht sich um, als wenn er nach dem Wilde sähe. Sie setzt sich in die kleine Laube an den Vogelherd und nimmt das Glockenspiel vor sich.)

Er (bläst)

Sie (singt). Laß, o großer Geist des Lichts,
Unsre Jagd gelingen!
(Sie spielt.)

Beide (singen). Laß der Vögel bunte Schaar
Nach dem Herde dringen!
(Er bläst.)

Sie (singt). Sieh, die Löwen machen schon
Frisch sich auf die Reise.
(Sie spielt.)

Er (singt). Gar zu mächtig sind sie mir;
Sie sind zähe Spei
(Er bläst

Sie (singt). Hör, die Vöglein flattern schon,
Flattern auf den Aesten.
(Sie spielt.)

Er (singt). Spiele fort! Das kleine Volk
Schmeckt am Allerbesten.
Auf dem Felde hüpfen schon
Schöne fette Hühnchen.
(Er bläst.)

Sie (spielt und singt). Blase fort! Da kommen schon
Hasen und Kaninchen.

(Es erscheinen auf dem Felsen Hasen und Kaninchen. Indessen sind auch die Löwen, Bären und Affen angekommen und treten dem Papageno in Weg.)

(Sie spielt.)

Er (singt). Wär' ich nur die Bären los,
Die verwünschten Affen!
Jene sind so breit und dumm,
Das sind schmale Laffen.
(Auf den Bäumen lassen sich Papageien sehen.)

Sie (spielt und singt). Auch die Papageienschaar
Kommt von weiten Reisen.
Glänzend farbig sind sie zwar,
Aber schlecht zu speisen.

Er (hat indessen den Hasen nachgestellt und einen erwischt und bringt ihn an den Lüften hervor). Sieh, den Hasen haschi' ich mir
Aus der großen Menge.

Sie (hat indessen das Garn zugeschlagen, in welchem man Vögel flattern sieht). Sieh, die fetten Vögel hier
Garstig im Gedränge.

(Sie nimmt einen Vogel heraus und bringt ihn an den Flügeln hervor.)

Beide. Wol, mein Kind, wir leben so
Einer von dem Andern.
Laß uns heiter, laß uns froh
Nach der Hütte wandern!

Chor (unsichtbar). Ihr lustigen Vögel,
Seid munter und froh!
Verdoppelt die Schritte!
Schon seid Ihr erhört;
Euch ist in der Hütte
Das Beste beschert.

(Bei der Wiederholung fallen Er und Sie mit ein.)

Verdopple die Schritte!
Schon sind wir erhört;
Uns ist in der Hütte
Das Beste beschert. *)

Tempel.
Versammlung der Priester.

Chor. **)Schauen kann der Mann und wählen!
Doch was hilft ihm oft die Wahl?
Kluge schwanken, Weise fehlen;
Doppelt ist dann ihre Qual.
Recht zu handeln,
Grad zu wandeln,
Sei des edlen Mannes Wahl!
Soll er leiden,
Nicht entscheiden,
Spreche Zufall auch einmal!

Sarastro tritt vor dem Schlusse des Gesanges unter sie. Sobald der Gesang verklungen hat, kommt der **Sprecher** herein und tritt zu **Sarastro.**

Der Sprecher. Vor der nördlichen Pforte unserer heiligen Wohnung stehet unser Bruder, der die Pilgrimschaft unseres Jahres zurückgelegt hat, und wünscht, wiedereingelassen zu werden. Er übersendet hier das gewisse Zeichen, an dem Du erkennen kannst, daß er noch werth ist, in unsere Mitte wiederaufgenommen zu werden.

(Er überreicht Sarastro einen runden Krystall an einem Bande.)

Sarastro. Dieser geheimnißvolle Stein ist noch hell und klar. Er würde trüb erscheinen, wenn unser Bruder gefehlt hätte. Führe den Wiederkehrenden herein! (**Der Sprecher** geht ab.)

*) Bis hieher der Abdruck im Taschenbuch. — **) Vgl. Werke, III. 55.

Sarastro. In diesen stillen Mauern lernt der Mensch sich selbst und sein Innerstes erforschen. Er bereitet sich vor, die Stimme der Götter zu vernehmen; aber die erhabene Sprache der Natur, die Töne der bedürftigen Menschheit lernt nur der Wandrer kennen, der auf den weiten Gefilden der Erde umherschweift. In diesem Sinne verbindet uns das Gesetz, jährlich Einen von uns als Pilger hinaus in die taube Welt zu schicken. Das Loos entscheidet, und der Fromme gehorcht. Auch ich, nachdem ich mein Diadem dem würdigen Tamino übergeben habe, nachdem er mit junger Kraft und frühzeitiger Weisheit an meiner Stelle regiert, bin heute zum ersten Mal auch in dem Falle, so wie Jeder von Euch in das heilige Gefäß zu greifen und mich dem Ausspruche des Schicksals zu unterwerfen.

Der Sprecher mit dem Pilger tritt ein.

Pilger. Heil Dir, Vater! Heil Euch, Brüder!

Alle. Heil Dir!

Sarastro. Der Krystall zeigt mir an, daß Du reines Herzens zurücke kehrst, daß keine Schuld auf Dir ruht. Nun aber theile Deinen Brüdern mit, was Du gelernt, was Du erfahren hast, und vermehre die Weisheit, indem Du sie bestätigst. Vor Allem aber warte noch ab, wem Du Deine Kleider, wem Du dieses Zeichen übergeben sollst, wen der Wille der Götter für diesmal aus der glücklichen Gesellschaft entfernen wird!

(Er giebt dem Pilger die Kugel zurück. Zwei Priester bringen einen tragbaren Altar, auf welchem ein Kasten goldnes Gefäß steht. Der Altar muß so hoch sein, daß man nicht in das Gefäß hineinsehen kann, sondern in die Höhe reichen muß, um hineinzugreifen.)

Chorgesang.

Sarastro (der seine Rolle auseinanderwickelt). Mich traf das Loos, und ich zaudere keinen Augenblick, mich seinem Gebote zu unterwerfen. Ja, die Ahnung ist erfüllt. Mich entfernen die Götter aus Eurer Mitte, um Euch und mich zu prüfen. Im wichtigen Augenblicke werde ich abgerufen, da die Kräfte feindseliger Mächte wirksamer werden. Durch meine Trennung von Euch wird die Schale des Guten leichter. Haltet fest zusammen, dauert aus, lenkt nicht vom rechten Wege, und wir werden uns fröhlich wiedersehen.

Die Krone gab ich meinem Lieben,
Ich gab sie schon dem werthen Mann.
Die Herrschaft ist mir noch geblieben,
Daß ich Euch Allen dienen kann.
Doch wird auch das mir nun entrissen;

Ich werd' Euch heute lassen müssen,
Und von dem heilig lieben Ort —
Ich gehe schon.
Leb wohl, mein Sohn!
Lebt wohl, Ihr Söhne!
Bewahret der Weisheit hohe Schöne!
Ich gehe schon
Vom heilig lieben Ort
Als Pilger aus der Halle fort.

(Während dieser Arie giebt Sarastro sein Oberkleid und die hohenpriesterlichen Abzeichen hinweg, die nebst dem goldnen Gefäße weggetragen werden. Er empfängt dagegen die Pilgerkleider, das Band mit der Krystallkugel wird ihm umgenommen, und er nimmt den Stab in die Hand. Hierzu wird der Komponist zwischen den verschiedenen Theilen der Arie, jedoch nur so viel als nöthig, Raum zu lassen wissen.)

Chor. Wer herrschet nun
Am heilig lieben Ort?
Er geht von uns als Pilger fort.

(Die Priester bleiben zu beiden Seiten stehen, der Altar in der Mitte.)

Sarastro. Mir ward bei Euch, Ihr Brüder,
Das Leben nur ein Tag.
Drum singet Freudenlieder,
Werft Euch in Demuth nieder
Und gleich erhebt Euch wieder,
Was auch der Gott gebieten mag!

Von Euch zu scheiden,
Von Euch zu lassen,
Welch tiefes Leiden!
Ich muß mich fassen!
O harter Schlag! (Ab.)

Chor. Ihr heiligen Hallen,
Vernehmet die Klagen!
Nicht mehr erschallen
An heitern Tagen
Sarastro's Worte,
Am ernsten Orte
In edeln Pflichten
Zu unterrichten.
Es soll die Wahrheit
Nicht mehr auf Erden
In schöner Klarheit
Verbreitet werden.

Dein hoher Gang
Wird nun vollbracht;
Doch uns umgiebt
Die tiefe Nacht.

Ein feierlicher Zug.

Pamina mit ihrem Gefolge. Das Kästchen wird getragen. Sie will es einer Vorbedeutung zufolge der Sonne widmen, und das Kästchen wird auf den Altar gesetzt. Gebet. Erdbeben. Der Altar verfällt und das Kästchen mit. Verzweiflung der Pamina. Diese Scene ist dergestalt angelegt, daß die Schauspielerin durch Beihilfe der Musik eine bedeutende Folge von Leidenschaften ausdrücken kann.

Wald und Fels. Papageno's Wohnung.

Sie haben große schöne Eier in der Hütte gefunden. Sie vermuthen, daß besondre Vögel drinnen stecken mögen. Der Dichter muß sorgen, daß die bei dieser Gelegenheit vorfallende Späße innerhalb der Grenzen der Schicklichkeit bleiben. Sarastro kommt zu ihnen. Nach einigen männlichen Aeußerungen über die Naturkräfte steigt ein niedriger Felsen aus der Erde, in dessen Innern sich ein Feuer bewegt. Auf Sarastro's Anweisung wird auf demselbigen ein artiges Nest zurechtgemacht, die Eier hineingelegt und mit Blumen bedeckt. Sarastro entfernt sich. Die Eier fangen an zu schwellen, eins nach dem andern bricht auf, und drei Kinder kommen heraus, zwei Jungen und ein Mädchen. Ihr erstes Betragen unter einander sowie gegen die Alten giebt zu dichterischen und musikalischen Scherzen Gelegenheit. Sarastro kommt zu ihnen. Einige Worte über Erziehung. Dann erzählt er ihnen den traurigen Zustand, in dem sich Pamina und Tamino befinden. Nach dem Versinken des Kästchens sucht Pamina ihren Gatten auf. Indem sie sich erblicken, fallen sie in einen periodischen Schlaf, wie ihnen angedroht war, aus dem sie nur kurze Zeit erwachen, um sich der Verzweiflung zu überlassen. Sarastro heißt die muntere Familie nach Hause gehen, um die Betrübniß durch ihre Scherze aufzuheitern. Besonders soll Papageno die Flöte mitnehmen, um deren heilende Kraft zu versuchen. Sarastro bleibt allein zurück und erfleht unter einer bedeutenden Arie den hinter ihm liegenden Berg.

Vorsaal im Palast.

Zwei Damen und zwei Herren gehen auf und ab.

Tutti. Stille, daß Niemand sich rühre, sich rege,
Daß der Gesang nur sich schläfernd bewege!
Wachend und sorgend bekümmert Euch hier!
Kranket der König, so kranken auch wir.

Dritte Dame (schnell kommend).
Wollet Ihr das Neuste hören,
Kann ich Euch das Neuste sagen:
Lange werden wir nicht klagen,
Denn die Mutter ist versöhnt.

Dritter Herr (schnell kommend und einfallend).
Und man saget, Papageno
Hat den größten Schatz gefunden,

Große Gold- und Silberklumpen,
Wie die Straußeneier groß.

Erstes Tutti. Stille! Wie mögt Ihr das Neue nur bringen,
Da wir die Schmerzen der Könige singen?

(Pause.)

Aber so redet denn, macht es nur kund!

Dritte Dame. Wollet Ihr das Neuste hören? —

Dritter Herr. Und man saget, Papageno —

Dritte Dame. Lasset Euch das Neuste sagen!

Dritter Herr. Hat den größten Schatz gefunden —

Vierte Dame (schnell kommend und einfallend).
War Sarastro doch verschwunden!
Doch man weiß, wo er gewesen;
Kräuter hat er nur gelesen,
Und er kommt und macht gesund.

Vierter Herr (geschwind kommend und einfallend).
Ich verkünde frohe Stunden:
Alle Schmerzen sind vorüber;
Denn es ist der Prinz gefunden,
Und man trägt ihn eben her.

Tutti (der letzten Viere, in welchem sie ihre Nachrichten verschränkt wiederholen).

Tutti (der ersten Viere).
Stille! Wie mögt Ihr die Märchen uns bringen!
Heilet die Schmerzen der Herrscher bezwingen!
Wär' es doch wahr, und sie wären gesund!

(Die letzten Viere fallen ein, indem sie ihre Nachrichten immer verschränkt wiederholen.)

Papagena und **Papagena**, die, mit der Wache streitend, hereindringen.

Papageno. Es soll mich Niemand abhalten!

Papagena. Mich auch nicht!

Papageno. Ich habe dem König eher Dienste geleistet, als Eure Bärte zu wachsen anfingen, mit denen Ihr jetzo grimmig thut.

Papagena. Und ich habe der Königin manchen Gefallen gethan, als der böse Mohr sie noch in seinen Klauen hatte. Freilich würde sie mich nicht mehr kennen; denn damals war ich alt und häßlich, jetzo bin ich jung und hübsch.

Papageno. Also will ich nicht wieder hinaus, da ich einmal herein bin.

Papagena. Und ich will bleiben, weil ich hier bin.

Herr. Sieh da, das gefiederte Paar! Recht wie gerufen!

(Zur Seite.) Laßt sie nur! Sie werden dem König und der Königin willkommen sein.

Papageno. Tausend Dank, Ihr Herren! Wir hören, es sieht hier sehr übel aus.

Herr. Und wir hören, es sieht bei Euch sehr gut aus.

Papageno. Bis es besser wird, mag es hingehen.

Dame. Ist's denn wahr, daß Ihr die herrlichen Eier gefunden habt?

Papageno. Gewiß.

Herr. Goldne Straußeneier?

Papageno. Nicht anders.

Dame. Kennt Ihr denn auch den Vogel, der sie legt?

Papageno. Bis jetzt noch nicht.

Dame. Es müssen herrliche Eier sein.

Papageno. Ganz unschätzbar.

Herr. Wie viel habt Ihr denn bis jetzt gefunden?

Papageno. Ungefähr zwei bis drittehalb Schock.

Dame. Und alle massiv?

Papageno. Bis auf einige, die lauter waren.

Herr. Allerliebster Papageno, Ihr ließ't mir wol eine Mandel zukommen?

Papageno. Von Herzen gern.

Dame. Ich wollte mir nur ein paar in mein Naturalienkabinet ausbitten.

Papageno. Sie stehen zu Diensten.

Dame. Dann hab' ich noch ein Dutzend Freunde, Alles Naturforscher, die sich besonders auf die edeln Metalle vortrefflich verstehen.

Papageno. Alle sollen befriedigt werden.

Herr. Ihr seid ein vortrefflicher Mensch.

Papageno. Das wird mir leicht. Die Eier sind das Wenigste. Ich bin ein Handelsmann und zwar im Großen, wie ich sonst im Kleinen war.

Dame. Wo sind denn Eure Waaren?

Papageno. Draußen vor dem äußersten Schloßhofe. Ich mußte sie stehen lassen.

Dame. Gewiß wegen des Zolls.

Papageno. Sie wußten gar nicht, was sie fordern sollten.

Herr. Sie sind wol sehr kostbar?

Papageno. Unschätzbar.

Dame. Man kann es nach den Eiern berechnen.

Papageno. Freilich! Sie schreiben sich von den Eiern her

Herr (zur Dame). Wir müssen ihn zum Freunde haben; wir müssen ihnen durchhelfen.

(Mit Papagena und Papageno ab, sodann mit Beiden zurück. Sie tragen goldne Käfige mit beflügelten Kindern.)

Papageno und Papagena.

*) Von allen schönen Waaren,
Zum Markte hergefahren,
Wird keine mehr behagen,
Als die wir Euch getragen
Aus fremden Ländern bringen.
O höret, was wir singen!
Und seht die schönen Vögel!
Sie stehen zum Verkauf.

Papagena (einen herauslassend).

Zuerst beseht den großen,
Den lustigen, den losen!
Er hüpfet leicht und munter
Von Baum und Busch herunter;
Gleich ist er wieder droben.
Wir wollen ihn nicht loben.
O seht den muntern Vogel!
Er steht hier zum Verkauf.

Papageno (den Andern verweisend).

Betrachtet nun den kleinen!
Er will bedächtig scheinen,
Und doch ist er der lose,
So gut als wie der große.
Er zeiget meist im Stillen
Den allerbesten Willen.
Der lose kleine Vogel,
Er steht hier zum Verkauf.

Papagena (das Dritte zeigend).

O seht das kleine Täubchen,
Das liebe Turtelweibchen!
Die Mädchen sind so zierlich,
Verständig und manierlich;
Sie mag sich gerne putzen
Und Eure Liebe nutzen.
Der kleine zarte Vogel,
Er steht hier zum Verkauf.

Beide.

Wir wollen sie nicht loben,
Sie stehn zu allen Proben.
Sie lieben sich das Neue;

*) Vgl. Werke, I. 30, u. Vorbem. (S. 264).

Doch über ihre Treue
Verlangt nicht Brief und Siegel!
Sie haben alle Flügel.
Wie artig sind die Vögel,
Wie reizend ist der Kauf!

(Es hängt von dem Komponisten ab, die letzten Zeilen eines jeden Verses bald durch die Kinder, bald durch die Alten und zuletzt vielleicht auch das ganze Chor der gegenwärtigen Personen wiederholen zu lassen.)

Dame. Sie sind wol artig genug; aber ist das Alles?

Papageno. Alles, und ich dächte genug.

Herr. Habt Ihr nicht einige von den Eiern im Korbe? Sie wären mir lieber als die Vögel.

Papageno. Ich glaub's. Sollte man übrigens in dieser wahrheitsliebenden Gesellschaft die Wahrheit sagen dürfen, so würde man bekennen, daß man ein Wenig aufgeschnitten hat.

Herr. Nur ohne Umstände!

Papageno. So würde ich sagen, daß dieses unser ganzer Reichthum sei.

Dame. Da wärt Ihr weit.

Herr. Und die Eier?

Papageno. Davon sind nur die Schalen noch übrig; denn eben diese sind herausgekrochen.

Herr. Und die übrigen dritthalb Schock ungefähr?

Papageno. Das war nur eine Redensart.

Dame. Da bleibt Euch wenig übrig.

Papageno. Ein hübsches Weibchen, lustige Kinder und guter Humor. Wer hat mehr?

Herr. Du bist also noch immer weiter nichts als ein Lustigmacher?

Papageno. Und deshalb unentbehrlich.

Herr. Vielleicht könnte dieser Spaß den König und die Königin erheitern?

Dame. Keineswegs. Es würde vielleicht ihnen nur traurige Erinnerungen geben.

Papageno. Und doch hat mich Sarastro deswegen hergeschickt.

Herr. Sarastro? Wo habt Ihr Sarastro gesehn?

Papageno. In unsern Gebirgen.

Herr. Er suchte Kräuter?

Papageno. Nicht daß ich wüßte.

Herr. Ihr sahtt doch, daß er sich manchmal bückte.

Papageno. Ja, besonders wenn er stolperte.

Herr. So ein heiliger Mann stolpert nicht; er bückte sich vorsätzlich.

Papageno. Ich bin es zufrieden.

Herr. Er suchte Kräuter und vielleicht Steine, und kommt lieber, König und Königin zu heilen.

Papageno. Wenigstens heute nicht; denn er befahl mir ausdrücklich, nach dem Palaste zu gehen, die berühmte Zauberflöte mitzunehmen und beim Erwachen von Ihro Majestäten gleich die sanfteste Melodie anzustimmen und dadurch ihren Schmerz wenigstens eine Zeit lang auszulöschen.

Dame. Man muß Alles versuchen.

Herr. Es ist eben die Stunde des Erwachens. Versucht Euer Möglichstes! An Dank und Belohnung soll es nicht fehlen.

Pamina und Tamino, unter einem Thronhimmel auf zwei Sesseln schlafend. (Man wird, um den pathetischen Eindruck nicht zu stören, wol die Papagena mit den Kindern abtreten lassen; auch Papageno, der die Flöte bläst, kann sich hinter die Coulisse wenigstens bald verbergen und nur von Zeit zu Zeit sich sehen lassen.)

Pamina (auf den Ton der Flöte erwachend).
*) An der Seite des Geliebten
Süß entschlafen, sanft erwachen,
Gleich zu sehn den holden Blick —
(Papageno hört auf zu blasen und horcht.)

Tamino (erwachend). Ach, das könnte den Betrübten
Gleich zum frohen Gatten machen;
Aber, ach, was stört mein Glück?

Chor. Papageno, blase, blase!
Denn es kehrt der Schmerz zurück.

Pamina (aufstehend und herunter kommend).
Aufgemuntert von dem Gatten,
Sich zur Thätigkeit erheben,
Nach der Ruhe sanftem Schatten
Wieder in das rauhe Leben
Und zur Pflicht: o welche Lust!

Tamino (aufstehend und herunter kommend).
Immerfort bei guten Thaten
Sich der Gattin Blick erfreuen,
Von der Weisen wohlberathen,
Sich der heitern Tugend weihen:
O, wie bebt es meine Brust!
(Sie umarmen sich. Pause, besonders der Flöte.)

Chor. Papageno, laß die Flöte
Nicht von Deinem Munde kommen!
Halte nur noch dießmal aus!

*) Vergl. Werke, III. 84.

Papageno. Laßt mich nur zu Athem kommen!
Denn er bleibt mir wahrlich aus.
Tamino und **Pamina** (sich von einander entfernend).
Ach, was hat man uns genommen!
O, wie leer ist dieses Haus!
Chor. Blase, Papageno, blase!
Halte nur noch diesmal aus!
(Papageno bläst.)
Tamino und **Pamina** (sich einander freundlich nähernd).
Nein, man hat uns nichts genommen,
Groß und reich ist unser Haus!
Papageno. Ach, mir bleibt der Athem aus!
Chor. Halte nur noch diesmal aus!
Pamina und **Tamino.** O, wie leer ist dieses Haus!

(Es ist wol überflüssig, zu bemerken, daß es ganz von dem Komponisten abhängt, den Uebergang von Zufriedenheit und Freude zu Schmerz und Verzweiflung nach Anlaß vorstehender Verse zu verschränken und zu wiederholen.)

Es kommen Priester. (Es wird von dem Komponisten abhängen, ob derselbe nur zwei oder das ganze Chor einführen will. Ich nehme das letzte an. Sie geben Nachricht, wo sich das Kind befinde.)

Priester. In den tiefen Erdgewölben,
Hier das Wasser, hier das Feuer,
Unerbittlich dann die Wächter,
Dann die wilden Ungeheuer;
Zwischen Leben, zwischen Tod,
Halb entseelet,
Von Durst gequälet,
Liegt der Knabe.
Hört sein Flehen!
Weh! Ach, er verschmachtet schon.
Rettet, rettet Euern Sohn!
Alle. Welche Stille, welches Grausen
Liegt auf einmal um uns her!
Welch ein dumpfes, fernes Sausen!
Welch ein tiefbewegtes Brausen,
Wie der Sturm im fernen Meer!
Immer lauter aus der Ferne
Hör' ich alle Wetter drohen.
Welche Nacht bedeckt den goldnen,
Heitern Himmel!
Und die Sterne
Schwinden schon vor meinem Blick.

Unterirdisches Gewölbe.

In der Mitte der Altar mit dem Kästchen, wie er versank. An zwei Pfeilern stehen gewaffnete Männer gelehnt und scheinen zu schlafen. Von ihnen gehen Ketten herab, woran die Löwen gefesselt sind, die am Altare liegen. Alles ist dunkel, das Kästchen ist transparent und beleuchtet die Scene.

Chor (unsichtbar). Wir richten und bestrafen;
Der Wächter soll nicht schlafen,
Der Himmel glüht so roth.
Der Löwe soll nicht rasten,
Und öffnet sich der Kasten,
So sei der Knabe todt!

(Die Löwen richten sich auf und gehen an der Kette hin und her.)

Erster Wächter (ohne sich zu bewegen). Bruder, wachst Du?

Zweiter (ohne sich zu bewegen). Ich höre.

Erster. Sind wir allein?

Zweiter. Wer weiß?

Erster. Wird es Tag?

Zweiter. Vielleicht ja.

Erster. Kommt die Nacht?

Zweiter. Sie ist da.

Erster. Die Zeit vergeht.

Zweiter. Aber wie?

Erster. Schlägt die Stunde wol?

Zweiter. Uns nie.

Zu Zweien. Vergebens bemühet
Ihr Euch da droben so viel.
Es rennt der Mensch, es fliehet
Vor ihm das bewegliche Ziel.
Er zieht und zerrt vergebens
Am Vorhang, der schwer auf des Lebens
Geheimniß, auf Tagen und Nächten ruht.
Vergebens strebt er in die Luft,
Vergebens dringt er in die tiefe Gruft:
Die Luft bleibt ihm finster,
Die Gruft wird ihm helle;
Doch wechselt das Helle
Mit Dunkel so schnelle.
Er steige herunter,
Er dringe hinan:
Er irret und irret
Von Wahne zu Wahn.

(Der hintere Vorhang öffnet sich. Decoration des Wassers und Feuers wie in der Zauberflöte. Links das Feuer; eine kleine freie Erhöhung, wenn man da durchgegangen ist; alsdann das Wasser, oben drüber ein gangbarer

Felſen, aber ohne Tempel. Die ganze Dekoration muß ſo eingerichtet ſein, daß es ausſieht, als wenn man von dem Felſen nur durch das Feuer und das Waſſer in die Gruft kommen könnte.)

Tamino und Pamina kommen mit Fackeln den Felſen herunter. Im Herabſteigen ſingen ſie:

Tamino. Meine Gattin, meine Theure,
O, wie iſt der Sohn zu retten!
Zwiſchen Waſſer, zwiſchen Feuer,
Zwiſchen Graus und Ungeheuer
Ruhet unſer höchſter Schatz.
(Sie gehen durchs Feuer.)

Pamina. Einer Gattin, einer Mutter,
Die den Sohn zu retten eilet,
Macht das Waſſer, macht das Feuer,
In der Gruft das Ungeheuer,
Macht der ſtrenge Wächter Platz.

(Indeſſen hat ſich eine Wolke herabgezogen, ſo daß ſie in der Mitte zwiſchen Waſſer und Feuer ſchwebt. Die Wolke thut ſich auf.)

Die Königin der Nacht. Was iſt geſchehen!
Durch das Waſſer, durch das Feuer
Drangen ſie glücklich und verwegen.
Auf, Ihr Wächter! Ihr Ungeheuer!
Stellet mächtig Euch entgegen
Und bewahret mir den Schatz!

Die Wächter (richten ihre Speere gegen das Käſtchen, doch ſo, daß ſie davon entfernt bleiben. Die Löwen ſchließen ſich aufmerkſam an ſie an. Die Stellungen ſollten auf beiden Seiten ſymmetriſch ſein).
Wir bewahren, wir bewachen
Mit Speer und Löwenrachen,
O Göttin, Deinen Schatz!

Tamino und Pamina (hervorkommend).

Tamino. O mein Gatte, mein Geliebter,

Pamina. Meine Gattin, meine Theure,

Beide. Sieh, das Waſſer, ſieh, das Feuer
Macht der Mutterliebe Platz.
Ihr Wächter, habt Erbarmen!

Königin. Ihr Wächter, kein Erbarmen!
Behauptet Euern Platz!

Tamino und Pamina. O weh, o weh uns Armen!
Wer rettet unſern Schatz?

Königin. Sie dringen durch die Wachen;
Der grimme Löwenrachen
Verſchlinge gleich den Schatz!
(Die Wolke zieht weg. Stille.)

Das Kind (im Kästchen). Die Stimme des Vaters,
Des Mütterchens Ton,
Es hört sie der Knabe
Und wachet auch schon.

Pamina und **Tamino.** O Seligkeit, den ersten Ton,
Das Lallen seines Sohns zu hören!
O, laßt nicht Zauber uns bethören,
Ihr Götter! Welche Seligkeit
Beglückt uns schon!
O, laßt uns ihn noch einmal hören,
Den süßen Ton!

Chor (unsichtbar). Nur ruhig! Es schläfet
Der Knabe nicht mehr;
Er fürchtet die Löwen
Und Speere nicht sehr.
Ihn halten die Grüfte
Nicht lange mehr auf;
Er dringt in die Lüfte
Mit geistigem Lauf.

(Der Deckel des Kastens springt auf. Es steigt ein Genius hervor, der durch die Lichter, welche den Kasten transparent machten, ganz erleuchtet ist, wenn die Lichter so disponiert sind, daß die obere Hälfte der übrigen Figuren gleichfalls mitleuchtet ist. In dem Augenblick treten die Wächter mit den Löwen dem Kasten näher und entfernen Tamino und Pamina.)

Genius. Hier bin ich, Ihr Lieben,
Und bin ich nicht schön?
Wer wird sich betrüben,
Sein Söhnchen zu sehn?
In Nächten geboren,
Im herrlichen Haus,
Und wieder verloren
In Nächten und Graus.
Es drohen die Speere,
Die grimmigen Rachen;
Und drohten mir Heere,
Und drohten mir Drachen:
Sie haben doch Alle
Dem Knaben nichts an.

(In dem Augenblick, als die Wächter nach dem Genius mit den Spießen stoßen, fliegt er davon.)

Die Wette.

Vorbemerkung des Herausgebers.

Während Goethe im Sommer des Jahres 1812 in Karlsbad verweilte, wurde er vom Herzog Karl August, der in Teplitz war, gleichfalls dorthin gerufen. Er blieb daselbst vom 14. Juli bis zum 14. August, namentlich erfreut durch die Anwesenheit der Kaiserin Marie Luise von Oestreich. Goethe hegte für diese Fürstin eine hohe persönliche Verehrung; wie er schon zwei Jahre vorher den von der Bürgerschaft zu Karlsbad bei ihm erbetenen Gedichten noch eins aus eigenem Antriebe hinzugefügt hatte, wie er später (1816) ihren frühen Tod beklagte, so spricht er sich auch gegen Frau von Stein, namentlich aber in den Briefen an den Grafen Reinhard (Briefwechsel zwischen Goethe und Demselben, S. 131, 133, 139) in diesem Sinne aus — so am 20. September 1812: „Wäre es möglich und schicklich, eine so vorzügliche Individualität mit Buchstaben zu schildern, so würde ich es gewiß thun;" am 14. November: „Ich fühle mich im Stillen glücklich, eine solche ungemeine Personalität im Busen immerfort wieder aufzubauen und mir selbst wieder darzustellen." Am Tage seiner Abreise aber hatte er geschrieben, „ihm wäre in der Nähe der Kaiserin von Oestreich Majestät mehr Glück und Gutes widerfahren, als er verdiene, und es wäre dies ganz überschwänglich gewesen, wenn ihn nicht die Sorge, seine Kräfte möchten nicht hinreichend sein,

es auszutragen, oft mitten im Genuß an die menschliche Beschränktheit erinnert hätte." Demnach waren ihm auch die neuen Gedichte, die in diesem Jahre den kaiserlichen Majestäten im Namen der Bürgerschaft von Karlsbad überreicht werden sollten (vgl. Werke, II. 408 ff.), obgleich sich unter jenen auch die Kaiserin von Frankreich befand, keine unangenehme Beschäftigung, sondern gaben ihm nach seinen eigenen Worten in den „Tag- und Jahresheften" „eine ehrenvoll angenehme Gelegenheit, zu versuchen, ob noch einiger poetischer Geist in ihm walte." Ebenso bereitwillig unterzog er sich dann einer andern Aufgabe, die ihm gestellt wurde. Am 28. Juli sprach die Kaiserin den Wunsch gegen Goethe aus, daß er in einem kleinen Drama das Betragen zweier durch eine Wette getrennten Liebenden darstellen möge. Nach Riemer's Bericht (Mittheilungen, II. 617) machte Goethe das Stück am 29sten im Kopfe fertig, diktirte es am 30sten, ließ den 31sten die Rollen ausschreiben und brachte es nach einigen Proben am 5. August zur Aufführung. Keinenfalls war diese jedoch eine öffentliche, sondern blieb vielmehr ebenso wie die ziemlich gleichzeitige von „Torquato Tasso", in der die Gräfin O'donell als Eleonore auftritt (Werke, II. 415), auf die Hofkreise beschränkt. — Die Kaiserin sprach ihren Dank an den Dichter dadurch aus, daß sie ihm ein Prachtexemplar der Werke des Abbate Bondi übersandte. (Vgl. das hierauf bezügliche Sonett, Werke, II. 414.)

Die Wette.

Lustspiel in einem Akt.

Personen.

Dorn.
Förſter.
Eduard.
Leonore.
Johann.
Friederike.

Erſter Auftritt.

Dorn, nachher Förſter.

Dorn. Habe ich es doch ſo oft geſagt, und wem iſt es nicht bekannt, daß man etwas leicht unternimmt und nachher mit großer Unbequemlichkeit ausführt! Was hilft es, wenn man noch ſo verſtändig denkt und ſpricht! Nun laſſ' ich mich wieder in einen Handel ein, der mich ganz aus dem Geſchicke bringt. Zur ſchönſten Jahreszeit verlaſſe ich meinen Landſitz; ich eile in die Stadt; dort wird mir die Zeit lang, und die Ungeduld treibt mich wieder hierher. Nun ſehe ich aus den Fenſtern dieſes ſchlechten Wirthshauſes mein Schloß, meine Gärten, und darf nicht hin. Wenn's nur hier nicht gar zu unbequem wäre! Jeder Stuhl wackelt, auf den ich mich ſetzen will, ich finde für meinen Hut keinen Haken und wahrhaftig kaum eine Ecke für meinen Steck. Doch Alles mag hingehen, wenn ich nur meine Abſicht erreiche, wenn das junge Paar glücklich wird!

Förſter (außen). Kann man hier unterkommen? Iſt Niemand vom Hauſe da?

Dorn. Hör' ich recht? Förſter! Da finde ich doch wenigſtens einen Gefährten in meiner ſeltſamen Lage.

Förſter (eintretend). Dorn! Iſt's möglich? Biſt Du's? Warum nicht auf dem Schloſſe? Warum hier im Wirthshauſe? Man ſagte mir, Du ſeiſt in der Stadt. In Deinem Schloſſe fand ich Alles einſam und öde.

Dorn. Nicht ſo öde, als Du glaubſt. Die Liebenden ſind drinnen.

Förſter. Wer!

Dorn. Leonore und Eduard, feſtgebannt.

Förſter. Die zwei jungen Leute? Zuſammen?

Dorn. Zuſammen oder getrennt, wie Du willſt.

Förſter. Erkläre mir das Räthſel!

Dorn. So höre denn! Es gilt eine Wette; ſie müſſen eine Probe beſtehn, die ihr künftiges Glück befeſtigen ſoll.

Förſter. Du machſt mich immer neugieriger.

Dorn. Eduard und Leonore lieben sich, und ich nährte gern diese keimenden Gefühle, da eine engere Verbindung mir sehr willkommen wäre.

Förster. Ich gab hierzu von je her meinen Beifall.

Dorn. Eduard ist ein edler Junge, voll Geist und Fähigkeiten, sehr gebildet, vom besten Herzen, vom lebhaftesten Gefühl, doch etwas rasch und eigendünklig.

Förster. Gesteh's nur: diese Zusammensetzung macht einen ganz liebenswürdigen jungen Mann.

Dorn. Nun, wir hatten auch etwas davon. Leonore ist sanft und gefühlvoll, dabei thätig, häuslich, doch nicht ohne Eitelkeit; sie liebt ihn wahrhaft, doch überläßt sie sich manchmal einem Hang zur üblen Laune; sie zeigt ein mürrisches Wesen, das mit der Hastigkeit Eduard's nicht vereinbarlich ist, und so entstand in der angenehmen Liebes- und Brautzeit öfters Zwietracht, Widerwärtigkeit und gegenseitige Unzufriedenheiten.

Förster. Das wird sich nach der Trauung schon geben.

Dorn. Ich wollte, es gäbe sich vorher, und das ist grade die Absicht dieser wunderlichen Anstalt. Oft machte ich die jungen Leute auf ihre Fehler aufmerksam und verlangte, daß jeder Theil den seinigen anerkennen, daß sie sich nachgeben, sich wechselseitig ausgleichen sollten. Ich predigte in die Luft. Und doch konnte ich's nicht lassen, meine Ermahnungen zu wiederholen, und vor acht Tagen, da ich sie hartnäckiger fand als sonst, erklärte ich ihnen ernstlich die Unart und Unschicklichkeit ihres Betragens, da sie doch ein- für allemal ohne einander nicht sein und leben könnten. Dies nahmen sie etwas hoch auf und versicherten, es dürfte doch wol möglich sein, auch ohne einander zu existiren und auch abgesondert für sich zu leben.

Förster. Dergleichen Reden kommen wol vor; so trotzt man aber nicht lange.

Dorn. So nahm ich's auch, scherzte darüber, drohte, ihre Neigung auf die Probe zu setzen, um zu sehen, wer das Andere am Ersten aufsuchen, sich dem Andern am Ersten wieder nähern würde? Nun kam die Eitelkeit ins Spiel, und Jedes versicherte in einem solchen Fall die stärkste Beharrlichkeit.

Förster. Worte, nichts als Worte!

Dorn. Um zu erfahren, ob es etwas mehr wäre, that ich folgenden Vorschlag: Ihr kennt, sagte ich, die beiden an einander stoßenden Zimmer, die ich mit meiner seligen Frau bewohnte; eine Thüre, die beide verbindet, hat ein Gitter, welches durch einen Vorhang bedeckt ist, der sowol hüben als drüben aufgezogen

werden kann; wenn wir Eheleute uns sprechen wollten, so zog bald das Eine, bald das Andere diesen Vorhang. Nun sollt Ihr Brautleute diese beiden Zimmer bewohnen, und es gilt eine Wette, welcher von beiden Theilen die Entbehrung schmerzlicher fühlt, das Andere mehr vermißt und den ersten Schritt zum Wiedersehen thut. Nun wurde mit gegenseitiger Einwilligung zur Probe geschritten; sie zogen ein, ich zog den Vorhang zu. So steht die Sache.

Förster. Und wie lange?

Dorn. Seit acht Tagen.

Förster. Und noch nichts vorgefallen?

Dorn. Ich glaube nicht; denn Johann und Friederike, welche ihre Herrschaften aufmerksam bewachen, hatten Befehl, mir es gleich in die Stadt melden zu lassen. Ich hörte nichts, und nun komm' ich aus Ungeduld zurück, um in der Nähe das Weitere zu vernehmen.

Förster. Und ich komme grade recht zu diesem wunderlichen Abenteuer und lasse mir wegen der Sonderbarkeit gern gefallen, mit Dir in einem schlechten Wirthshause anstatt in einem wohleingerichteten Schlosse zu verweilen.

Dorn. Ich hoffe, die Unbequemlichkeit soll nicht lange dauern; richte Dich ein, so gut Du kannst! Indessen werden wol auch unsere Aufpasser herankommen.

Förster. Ich bin selbst neugierig auf den Ausgang; denn im Ganzen will mir der Spaß nicht recht gefallen. Es lassen sich ja wol bedenkliche Folgen erwarten.

Dorn. Keineswegs! Ich bin überzeugt, daß Alles zum Vortheil beider Liebenden enden muß. Welcher Theil sich auch als der schwächste zeigt, verliert nichts; denn er beweist zugleich die Stärke seiner Liebe. Bildet sich der Stärkere etwas ein, so wird er sich bei einigem Nachdenken durch den Schwächern beschämt halten. Sie werden fühlen, wie liebenswürdig es sei, nachzugeben und sich in einander zu finden; sie werden sich tief überzeugen, wie sehr man eines gegenseitigen Umgangs, einer wahren Seelenvertraulichkeit bedarf, und wie thöricht es ist, zu glauben, daß Beschäftigungen, Unterhaltungen ein liebevolles Herz entschädigen könnten. Man wird ihnen eindringlicher vorstellen dürfen, wie sehr üble Laune das häusliche Glück stört, allzu große Raschheit trübe Stunden nach sich zieht. Sind diese Fehler beseitigt, so wird Jedes den Werth des Andern rein anerkennen und schätzen und gewiß jede Gelegenheit zu ernsteren Trennungen vermeiden.

Förster. Wir wollen das Beste hoffen. Indessen bleibt das Mittel immer sonderbar; doch vielleicht lernen wir alten Welterfahrnen auch etwas dabei. Wir wollen sehen, welcher Theil den Druck der Langenweile und des unbefriedigten Gefühls am Längsten aushält.

Horn. Da poltern sie mit Deinen Sachen die Treppe herauf; komm! Ich muß Dich einrichten helfen. (Beide ab.)

Zweiter Auftritt.

Johann. Friederike.

Johann. Auch hier ist der gnädige Herr nicht! Nicht im Garten, und wo denn? Ich habe ihm manches Drollige zu erzählen.

Friederike. Vom jungen Paar? Nun gut! Wenn Du gesprochen hast, kommt die Reihe an mich. Das Fräulein macht mir viel Kummer.

Johann. Wie so?

Friederike. Ja, sieh einmal! Die ersten Tage ihres neuen Lebenswandels, da ging es still und ruhig zu; sie schien vergnügt, beschäftigte sich, frohlockte, des jungen Herrn nicht zu bedürfen und fröhlich zu sein, glaubte sich gegen Liebesanfälle wohl gerüstet; auch hätt' ich nie merken können, welches Gefühl sie für ihn hegt, wenn sie nicht auf künstliche Weise das Gespräch auf Dich gelenkt hätte.

Johann. Nun, was braucht es da viel Kunst? Ich find' es vielmehr ganz natürlich, daß man an mich denkt und gelegentlich von mir spricht.

Friederike. Sei nur ruhig! Diesmal gehst Du leer aus; diesmal zielte sie nur dahin, um unbemerkt zu erfahren, ob Du viel um Deinen Herrn seist, und wie es ihm gehe? Wenn ich nicht darauf zu achten schien, so wurde sie anfangs anhaltender im Fragen; schien ich Liebe zu vermuthen, einen Wunsch nach Wiederlieben zu ahnen, so schwieg sie rasch, ward mürrisch und sprach kein Wort.

Johann. Die schöne Unterhaltung!

Friederike. So vergingen die ersten Tage. Jetzt spricht sie gar nichts, ißt und schläft ebenso wenig, verläßt eine Beschäftigung um die andere und sieht so krank aus, daß sie Einen ängstet.

Johann. Geh, was wird es nun wieder sein? Launen!

Nichts als Launen! Da scheinen die Weiber immer krank. Sie sind alle so.

Friederike. Meinst Du mich auch, Johann? Ich will nicht hoffen!

Johann. Sei nicht böse! Ich spreche nur von den vornehmen Frauen. Die haben alle solche Grillen, wenn man ihren Eitelkeiten nicht recht schmeichelt.

Friederike. Nein, mein Fräulein ist nicht unter dieser Zahl; es ist nur zu wahrscheinlich, daß die Liebe an ihr zehrt.

Johann. Die Liebe! Warum verbirgt sie selbe?

Friederike. Ja! Es gilt aber eine Wette.

Johann. Was Wette, wenn man sich einmal liebt!

Friederike. Aber die Eitelkeit!

Johann. Die taugt bei der Liebe nichts. Da sind wir gemeinen Leute weit glücklicher; wir kennen jenes Raffinement nicht. Ich sage: Friederike, liebst Du mich? Du sagst: Ja! und nun bin ich Dein — (Er umarmt sie).

Friederike. Wenn das Schicksal unserer jungen Herrschaft entschieden ist, wenn das Heirathsgut ausgezahlt ist, das wir durch die Aufmerksamkeit auf unsere jungen Liebenden verdienen sollen.

Dritter Auftritt.

Dorn. Förster. Die Vorigen.

Dorn. Willkommen, Ihr Leute! Sprecht, was ist vorgefallen?

Johann. Nichts Besonderes, gnädiger Herr! Nur ist mein Gefangener bald bewegt und aufbrausend, bald nachdenkend und in sich gekehrt. Jetzt bleibt er still, sinnt, scheint sich zu entschließen, eilt gegen die verschlossene Thüre; jetzt kehrt er wieder zurück und verschmäht den Gedanken.

Dorn. Förster, hörst Du?

Förster. Nur weiter!

Dorn. Erzählt uns, Johann, wie's ging, seit ich abreiste!

Johann. Ach Gott, wie sollt' ich mir das Alles merken! Die hundertfältigen Sachen, die ich gesehen, gehört — ich weiß nicht, wo mir der Kopf steht. Wenn das Lieben heißt! Wenn das bei vornehmen Leuten Gebrauch ist, so gelobe ich, der arme Johann immer und ewig zu bleiben und meiner Friederike ganz einfach zu betheuern, daß ich sie lieb habe.

Dorn. Nun, was gab's denn für Wunderdinge?

Förster. Erkläre Dich!

Johann. Ich will erzählen, so gut ich's vermag. Als Sie abreisten, versperrte sich der junge Herr, las und schrieb und beschäftigte sich. Nur fand ich ihn sehr gespannt; er ging in der Gegend spazieren, kam spät nach Hause, war fröhlich, und so zog sich's einige Tage. Nun ging er auf die Jagd und wechselte mit Beschäftigungen. Da konnt' ich leicht bemerken, daß er bei keiner verblieb. Er schritt im Zimmer auf und ab, warf ein Buch weg und holte das andere, und wenn er schmälte, so mochte es wol manchmal mit Grund geschehen. Aber gewiß und wahrhaftig, oft ohne Grund; er wollte nur den heftigen Empfindungen Raum schaffen, die in ihm vorgingen.

Dorn. Schon gut!

Johann. So verstrichen die Tage. Vom Spaziergang schutt' er sich nach dem Schlosse; er kürzte die Jagd ab und kam nach Hause; aber auch da zauderte er auf dem Wege, ward immer unbestimmter und sprach mit sich allein; er machte Gesichter, die mich erschrecken; nun stand er starr, nun schien er im Zweifel — nähert sich dem gefährlichen Vorhang, schnell kehrt er wieder zurück, über sich selbst erzürnt. Ungeduld und Ungewißheit foltern ihn; er wird kleinmüthig, und ich besorge Wahnsinn.

Dorn. Genug, genug!

Johann. Was! Soll ich nicht mehr erzählen?

Dorn. Für diesmal bedarf's nicht mehr. Geh und besorge den Jüngling, und melde ferner, was vorgeht!

Johann. Ich hätte noch gar viel zu sagen.

Dorn. Ein ander Mal; gehe!

Johann. Wenn's nicht anders ist. Ich kam soeben recht in Zug und glaube, daß, wenn ich solche Dinge oft sehe und oft erzähle, so könnte ich selbst so wunderlich werden. Was meinst Du, Friederike?

Friederike. Wir wollen's beim Alten belassen.

Johann. Topp! (Er reicht ihr die Hand und zieht sie, indem er abgeht, in den Hintergrund, wo sie stehen bleibt.)

Dorn. Nun, Förster, was sagen Sie zu diesem Anfang?

Förster. Nicht viel. Es läßt sich nichts Bestimmtes sagen.

Dorn. Verzeihen Sie, mein Freund, wir sind dem Ziele näher, als Sie glauben. Eduard scheint seinen Stolz gemäßigt zu haben, das Gefühl bemeistert sich seiner, es wird bald die Oberhand behalten.

Förster. Woraus schließen Sie das?

Dorn. Aus Allem, was Johann erzählt, aus dem Einzelnen wie dem Ganzen.

Förſter. Er wird gewiß Derjenige nicht ſein, der den erſten Schritt thut; ich kenne ihn zu gut, er iſt zu eitel dazu. Er hat einen zu hohen Begriff von ſeinem Werth und giebt nicht nach.

Dorn. Das wäre mir leid; er müßte meine Tochter wenig lieben, wenig Seele und lebhaftes Gefühl, keine Energie haben, um länger in dieſem peinlichen Zuſtande zu verharren.

Förſter. Und Leonore, könnte ſie nicht gleichfalls —?

Dorn. Nein, mein Beſter! Die Frauen haben eine gewiſſe Zurückhaltung aus Beſcheidenheit, die ihre größte Zierde iſt; ſie hindert ſie, ihre Gefühle frei zu äußern, und dieſe werden ſie am Wenigſten zu Tage legen, wenn Eitelkeit im Spiel iſt, wie bei dieſer Wette. Sie können das Aeußerſte dulden, ehe ſie dieſen Stolz beſeitigen; ſie finden es unter ihrer Würde, einem Manne zu zeigen, wie ſehr ſie an ihm hängen, ihn zärtlich lieben; ſie fühlen im Verborgenen ebenſo lebhaft wie wir, vielleicht anhaltender; aber ſie ſind ihrer Neigung mehr Meiſter.

Förſter. Du kannſt Recht haben; aber laß uns erſt erfahren, was Leonore macht! Dann können wir in unſern Vermuthungen ſchon ſicherer fortſchreiten.

Dorn. Sprich alſo, Friederike!

Friederike. Gnädige Herren, ich fürchte ſehr für die Geſundheit der Fräulein.

Dorn (raſch). Iſt ſie krank?

Friederike. Das nicht gerade; aber ſie kann weder eſſen noch ſchlafen, ſie ſchleicht herum wie ein Halbgeſpenſt, verſchmäht ihre Lieblingsbeſchäftigungen, rührt die Guitarre nicht an, auf der ſie Eduard ſonſt akkompagnirte, ſingt auch nicht wie ſonſt ein freies Liedchen vor ſich hin.

Dorn. Spricht ſie was?

Friederike. Nur wenig Worte.

Dorn. Was ſagt ſie denn?

Friederike. Faſt gar nichts. Manchmal fragt ſie nach Johann; dabei denkt ſie aber immer an Eduarden, merk' ich wol.

Dorn. War das die ganzen acht Tage ſo?

Friederike. O nein! Anfangs war ſie fröhlich, mehr als ſonſt, beſchäftigte ſich mit häuslichen Arbeiten, mit Muſik und dergleichen; ſie entbehrte den Geliebten nicht, ſie freute ſich, ihm beweiſen zu können, wie ſtark ſie ſei.

Dorn. Siehſt Du, Förſter, was ich ſagte? Hier beſtimmte ſie der weibliche Stolz.

Förſter. Aber wie kommt's, daß ſie anfangs die Beſchäftigung liebte und ſie jetzt vernachläſſigt?

Dorn. Auch dies ist mir erklärbar. Frauen sind zur Heimlichkeit gewöhnt. Mit dem Bewußtsein, geliebt zu werden, scheuen sie die Einsamkeit nicht; ein einziger froher Augenblick der Gegenwart gewährt ihnen reichlichen Trost; nur der gänzliche Abgang eines Mitgefühls wird ihnen schwer und zehrt an ihnen; dann versinken sie in einen grämlichen leidenden Zustand, der, je mehr sie ihn zu verbergen trachten, desto mehr an ihrer Existenz nagt; sie verblühen.

Friederike. Richtig! So wird es auch bei Fräulein Leonore sein; denn daß sie Eduarden liebt, davon habe ich viele Beweise. Oft tritt sie wie zufällig an die Thüre und zaudert schamhaft, sich wieder zu entfernen; ihre Augen sind voll Thränen, sie scheint ihn beborchen, seine Schritte, seine Gedanken errathen zu wollen; sie kämpft zwischen Liebe und Festigkeit.

Förster. Aber warum fragt sie Dich nicht um ihn? Sagte nicht Johann, Eduard spreche sehr oft mit Heftigkeit von Leonoren? Er liebt sie folglich mehr als sie ihn.

Dorn. Da sieht man, daß Du die Frauen wenig kennst. Wann nehmen sie Vertraute zu ihren Gefühlen? Sie wachen sorgfältig darüber und suchen dieselben vor allen Augen zu verbergen; über Alles fürchten sie den eiteln Triumph der anmaßlichen männlichen Herrschaft; Allem wollen sie lieber entsagen als sich verrathen. Im Stillen können sie für sich allein lieben, und um so heftiger sind ihre Gefühle und um so dauerhafter. Die Männer hingegen sind rascher, keine Bescheidenheit verwehrt ihnen, laut zu denken; darum verbarg auch Eduard sich vor Johann nicht.

Friederike. Wollen Sie noch einen Beweis, daß sie ihn liebe? Sie kennen das hübsche Gartenplätzchen, das Eduard zu Leonorens Namenstag ausschmückte. Dieses besucht sie täglich. Stillschweigend, die Augen an den Boden geheftet, bleibt sie stundenlang dort, und jede Kleinigkeit, die er ihr schenkte, liegt immer auf ihrem Tisch. Oft scheint sie in einiger Unruhe, die sich in Seufzern äußert. Ja, sie ist aus Liebe krank, ich verharre dabei, und wird sie nicht aus dieser Lage befreit —

Dorn. Laß es gut sein, Friederike! Es wird sich Alles zur rechten Zeit auflösen.

Friederike. Wär' ich an der Stelle, es wäre schon lange aufgelöst. (Ab.)

Vierter Auftritt.

Dorn. Förſter.

Dorn. Ich bin zufrieden; Alles geht nach Wunſch.

Förſter. Aber wenn die Tochter erkrankt?

Dorn. Glaub es nicht! Es wird nicht lange mehr währen.

Förſter. Das meinſt Du?

Dorn. Sie werden nachgeben, ſich ſehen, ſich lieben, und geprüfter lieben.

Förſter. Ich möchte doch wiſſen, was Dich ſo heiter ſtimmt!

Dorn. Daß ich mein Werk vollendet ſehe. Sie ſind Beide, wo ich ſie wollte, wie ich ſie wollte; ihre wenigen Reden, alle ihre Handlungen ſind ihrer Lage, ihren Gefühlen angemeſſen.

Förſter. Wie das?

Dorn. Eduard, ein feuriger junger Menſch, zeigt ſich noch unmuthig; er kämpft zwiſchen Eitelkeit und Liebe; allein die Liebe wird ſiegen. Er fühlt die Pein des Alleinſeins; die Geſtalt, die Reize Leonorens ſtellen ſich lebhaft ihm vor die Augen; er duldet es nicht länger. Keiner Zerſtreuung mehr fähig, wird er die Pforte öffnen, er wird als überwunden ſich erklären.

Förſter (für ſich). Dies ſcheint mir noch nicht ganz gewiß.

Dorn. Leonore, ein edles beſcheidenes Mädchen, nur etwas launig, dachte anfangs, durch Beſchäftigung ſeiner zu vergeſſen, ſtandhaft die Probezeit auszuharren; allein es verſtrich ein Tag um den andern. Von Seiten ihres Geliebten mußte ſie Kälte beſorgen; fragen wollte ſie nicht; ſie blieb alſo in ſich gekehrt, der bangen Ungewißheit überlaſſen. Die Leere, den Abgang zärtlichen Mitgefühls empfand ſie lebhaft; bei ihr iſt kein Mittel vorhanden, wie ſie den erſten Schritt beginne; Zurückhaltung verwehrt es ihr, und ſie wählt zu leiden; daher entſtehen Seufzer, Thränen, Mangel an Schlaf und Eßluſt; ſie denkt, ſich durch Betrachtung lebloſer Sachen zu entſchädigen, die den einzigen Gegenſtand ihrer Sehnſucht zurückrufen. Leonore liebt Eduarden vielleicht noch zärtlicher als vorher; ſie erwartet nur den Augenblick, um in ihre vorigen Rechte zurücktreten.

Förſter. Das wird ſich zeigen!

Dorn. Nun, ſo laſſ' uns Beide behorchen! An der Decke jener Zimmer iſt eine geheime Oeffnung; laſſ' uns dahin gehen und uns ſelbſt überzeugen! (Gehen ab.)

Fünfter Auftritt.

Getheilte Zimmer,

wohl möblirt, mit allerlei Gegenständen zur Unterhaltung versehen, als: Pulte, Bücher, Instrumente und dergl. Thür, Gitter und Vorhang wie oben beschrieben.

Leonore an der rechten Seite, Eduard an der linken. Dorn und Förster in der Höhe. Zuletzt Johann und Friederike.

(Eduard geht schnell auf und ab, spricht heftig mit sich selbst, steht bald verwirrt, bald unentschlossen auf. Leonore traurig, eine Arbeit in der Hand, blickt bald seufzend nach der Thür, dann besteht sie eine Brieftasche mit Eduard's Chiffer und benetzt sie mit heißen Thränen.)

Eduard. Nein, ich gehe nicht aus! Wo soll ich hin, was anfangen? Nichts freut mich, Alles ist mir zuwider; sie mangelt mir! Leonore, Du, das edelste, wärmste, liebevollste Geschöpf! Wo sind die frohen Augenblicke, die ich bei ihr zubrachte, wo sie mich durch ihre herrliche Gestalt, durch ihr sanftes Wesen ankettete? Sie war mein erster und letzter Gedanke; ihre Theilnahme, ihre Zärtlichkeit erhöheten mir jedes Vergnügen, bei ihr fand ich Erholung nach der Arbeit; jetzt bin ich unmuthig! Wie oft erheiterte sie trübe Stunden durch lieblichen Gesang! Und jedes Wort, das nach Liebe lautete, vereinigte sich wohlthätig mit meinem Herzen. Welcher Wonne war ich fähig! Selbst ihre augenblicklichen Launen sind nicht so arg, als ich ungeduldig mir einbildete. Warum war ich so rasch? Wie konnte ich aus Eitelkeit in die Probe willigen! — Nun, wer wird nachgeben? Sie nicht — Ich? — Ja! (mit Heiterkeit) und warum zögre ich? Die Thüre geöffnet, zu ihr, der Göttlichen, an ihren Füßen ewige Liebe beschworen, gestehend, daß ich ohne sie nicht leben kann! — Doch was wird man sagen? Dich für feig und schwach halten? Deine Freunde werden sich über Dich lustig machen. — Was thut's! — Aber, Leonore, Du selbst könntest frohlocken, mich für überwunden halten, herrschen wollen, und dann wehe mir, wenn ich will Mann sein! Ich kann es wol. Warum bleib' ich müssig? Hier ist noch Arbeit genug! (Er setzt sich an den Schreibtisch, nimmt die Feder; doch statt zu schreiben, verliert er sich in Gedanken.)

Leonore. Schon wieder ein Tag verflossen, und Eduard erscheint nicht! O welche Pein! Er hat mich vergessen, und er kann mich nicht so zärtlich lieben, als ich glaubte. Fühlte er nur die Hälfte meiner Qualen, er würde eilen, die Wette zu verlieren; ich wäre ihm eine reiche Entschädigung für die gekränkte Eitelkeit; und was ist dieses Gefühl im Vergleich mit warmer Liebe, mit Glückseligkeit, die man nur in der Gegenliebe findet? Da vergehen die Tage, die Stunden wie süße Träume; da fühlt'

ich mich glücklich, als nach geendigten häuslichen Geschäften ich durch sein Gespräch erheitert wurde! Grausamer Vater, wie konntest Du mich durch eine Probe so unglücklich machen! Wollt' ich nicht lieber Eduard's Anmaßungen dulden? Jetzt kann ich den ersten Schritt nicht thun. Mein Herz stimmt dafür; aber die Bescheidenheit, der Mädchen Zierde, lehrt*) es, und ich muß gehorchen, dulden — und wie lange noch! (Sie läßt die Arbeit fallen und seufzt.)

Eduard (vom Pulte hastig aufstehend). Schreiben kann ich nicht. Wo Sinn und Muth holen! Wenn nur Johann käme, daß ich von Leonoren sprechen könnte! Freilich versteht er wenig von meinem Gefühl; aber er meint es doch gut, und Leonoren verehrt er wie eine Gottheit, wie Jeder, der sie kennt. Mir scheint, ich höre ihn!

Leonore (indem sie das Portefeuille mit Anmuth ansieht und an ihr Herz drückt). Ja, hier ist das Pfand Deiner Liebe, hier Dein Name, und Du konntest mich vergessen, Eduard? — — Was soll ich machen, wie ihn zurückführen? — Ach, herrlich, vielleicht wirkt es. (Sie eilt, ihre Guitarre zu nehmen, setzt sich ganz nahe an die Wand, neben die Thüre, so daß man sie von dem Gitter aus nicht sehen kann.)

(Eduard, tiefsinnig sitzend, belebt sich bei diesen Tönen, erkennt die Stimme, die ihn so oft bezaubert, läßt sich zum Denken keine Zeit, zieht den Vorhang, sucht sie zu erblicken, aber vergebens. Leonore geht zur Thür, um zu horchen; sie sieht den Vorhang weggezogen, erblickt den Geliebten; Schrecken, Entzücken spricht sie aus. Die Thüre öffnet sich, sie ist in seinen Armen, ehe sie sich's versieht.)

Beide. Ich habe Dich wieder! Ich bleibe Dein!

Dorn und **Förster** (hereintretend). Bravo! Bravo!

(Leonore und Eduard stehen verzagt.)

Dorn. Kinder, was hab' ich gesagt!

Leonore. Eduard war's, der zu mir kam.

Eduard. Nein, sie war es, die sehen wollte, ob ich horchte.

Dorn. Ihr habt Beide Recht. Keines hat im Grund die Wette verloren. Gleiches Gefühl hat Euch beseelt; Eure Handlungen waren einem Jüngling, einem Mädchen angemessen. Leonore suchte, Dich durch Feinheit dahin zu bewegen, daß Du den Vorhang zogst; lebhafter hast Du dem Gefühl angehört;

*) Neuere nach Gothe's Tode erschienene Ausgaben haben dieses Wort in „wehrt" geändert, was allerdings einen einfacheren und natürlicheren Sinn giebt. Aber die ältere Lesart läßt doch auch die Erklärung zu, daß die Bescheidenheit Leonoren zu gehorchen und zu dulden lehrt, man also das Wort auf das Nachfolgende, nicht auf das Vorhergehende zu beziehen hat. Wir glaubten deßhalb die frühere Lesart beibehalten zu müssen.

Leonore wollte blos im Verlangenen Dich prüfen. Ihr habt bewiesen, daß bei edlen gefühlvollen Herzen gleiche Bewegungen vorgehen; nur äußern sich dieselben verschieden und angemessen. Ihr seid Euch werth! Liebt Euch und verzeiht Euch kleine Schwachheiten, und trachtet, daß Euch die gegenseitige Liebe Alles ersetzt!

Leonore. Dieser Tag soll uns heilig sein!

Eduard. Du hast uns wirklich lieben gelehrt.

Förster. Und ich habe heute mehr erfahren als durch mein ganzes Leben.

Friederike. Und ich auch.

Johann. Du! Und was hast Du denn erfahren? Geh! das ist Alles zu erhaben und zu studirt für uns. Laß uns einfach lieben und glücklich! Und dazu ist nichts Einfacheres in der Welt, gnädiger Herr, als ein hübsches Heirathsgut.

Horn. Das sollt Ihr haben!

Verzeichniß der Stellen,

in denen unser Text von andern Drucken und Ausgaben abweicht.

Erwin und Elmire.

Außer den bereits S. 9 u. 10 erwähnten Drucken, dem in der Iris (zweiter Band, drittes Stück, März 1775), dem Weimarischen Textbuche und dem Teutschen Merkur (für zwei Arien), die wir mit Ir, T und TM bezeichnen, kommen für die Vergleichung des Textes noch in Betracht: der Abdruck aus der Iris (Frankfort und Leipzig, 1775), die drei Himburg'schen Nachdrucke (IIa bis IIc), die Ausgaben 2 bis 13 und endlich die von Kurz (K). Die Mittheilung der Ergebnisse der Kollationirung mit der in Rom von Goethe selbst geschriebenen Handschrift der metrischen Umarbeitung derselben, die im Katalog der Goethe-Ausstellung (Berlin, 1861. S. 14, Nr. 4) erwähnt wird, verdankt der Herausgeber der Gefälligkeit des Herrn von Loeper.

Seite Zeile

13. 1. Ein Singspiel, noch 2 u. ff.; — Ir bis IIb ein Schauspiel mit Gesang. Außerdem haben die letztgenannten Ausgaben an dieser Stelle die bei uns bereits (Werke, III. 19) abgedruckte Bekennungsstrophe an Behmden.
14. 1. Hinter dem Personenverzeichniß haben Ir bis IIb den Zusatz: „Der Schauplatz ist nicht in Spanien." Vergl. Vorbem., Seite 11.
16. 17. Zwei; — Ir bis IIb Zween.
18. schönste; — Ir bis IIb liebste.
20. Hand nach Hand, noch Ir bis 2; — Ib bringt zuerst die umgekehrte Lesart Hand und Hand, die in allen Ausgaben bis 13, auch in K, stehen geblieben und auch in unserm Texte (Werke, III. 19) noch zu verbessern ist.
21. schauervollen, noch 4 u. ff.; — Ir bis 2a schaudervollen.
22. den; — IIa und 13 dem.
23. und; — Ir bis IIb sie.
25. Götter, das ist Euer Bild; — Ir bis IIb Ihr Götter, euer Bild.
26 u. 27. Beide Verse fehlen in Ir bis IIa.
28. sah, nach b, 2 und 2a, denen 11 bis 13 und K folgen; — 4 bis 9 sahst.

Erste Zeile

17. m. Laß, nach 2, in Uebereinstimmung mit 11 bis 13 und K; — 2a bis 9 Laßt.
m. Lieben, nach 4, 5a und 11 bis 13; — 2 bis 9 und K Liebe.
18. l. Lieben, nach 4, 5a und 9 bis 13; — 2 bis 8 und K Liebe.
m. Schmerzend; — 13 Schmerzen.
m. ungeſtümem, nach 6 u. ff.; — 2 bis 5a ungeſtümen.
19. m. mich; — 13 euch.
m. munterm; — Ir bis IIa munterm.
20. l. Daß. — Die mehrfach vorgeſchlagene Aenderung in Da's ſcheint nicht gerechtfertigt. (Vgl. Werke, I. 230, 4te Note.)
l. Es, nach dem überall in der Gedichtſammlung ſtehenden Texte; — im Singſpiel überall und. — ſank; — in der Gedichtſammlung häufig ſang. — freut'; — Ir und 5a freut.
21. l. Nicht ſind's, nach 4 u. ff.; — 11 bis 2a Es ſind.
2a u. m. gieb, nach Ir bis 9, denen auch K folgt; — in 11 bis 13 iſt, um ein gleichmäßiges jambiſches Versmaß herzuſtellen, welches aber nicht unbedingt erforderlich iſt, bald Wort an beiden Stellen noch einmal wiederholt.
22. m. läß'; — 13 läß.
m. Fußſteg, nach 2; — 2a bis 13 und K Fußſteig.
23. l. bring; — K bringt. — Das Letztere ſteht zwar zufälligerweiſe auch in der Handſchrift; da aber im ganzen Dialog ſtets der Singular der Anrede angewendet iſt, ſo muß die Aenderung in bring beabſichtigt geweſen ſein.
24. l. Ich will mit Freude ſehen; — Ir bis IIa Ich will, ich will nur ſehen.
l. Wie ſchön er; — Ir bis IIa Ob er nicht.
l. für; — 8 vor.
2a u. 6 fehlen in Ir bis IIa.
7. der Troſt; — Ir bis IIa keinen Troſt.
8. Wird, — Ir bis IIa Nur.
11 u. 12 fehlen in Ir bis IIa.
2a. warmem; — 2 und 2a warmen.
27. m. Blühtet, nach Ir bis 4; — 5 bis 6a ſowol an dieſer Stelle als auch in der Gedichtſammlung Blühet.
28. l. Hoffnung in dem Herzen ſchlug; — Ir bis IIa Hoffnungsvoll die Seele ſchlug.
29. m. tragend; — 13 haltend.
30. m. küſſen, nach 4 u. ff.; — 2, 2a und K küßten. Das Letztere ſteht auch in der Handſchrift, iſt aber vermuthlich des Reimes wegen geändert.
31. m. nicht; — 11 bis 13 noch.
m. wohin, nach 2 bis 9 in Uebereinſtimmung mit K; — 11 bis 13 wo.
31. m. wehe, weh, nach 2 und 2a, 9 bis 13 und K; — in 4 bis 8 fehlt das letzte Wort.
32. m. kannt'; — einige Exemplare von 9 kannt.
33. l. So; — 13 Sie.
35. l. ihr, nach 2, in Uebereinſtimmung mit 9; — 2a bis 8, 11 bis 13 und K ihr.
m. Erredende, nach Ir bis IIa; — alle ſpäteren Ausgaben wol nur in Folge eines Schreibfehlers in der Handſchrift oder eines Druckfehlers in Z Die Erredende.
36. l. angenehmes; — Ir bis IIa liebes.
l. ſeit langer Zeit zum erſten Mal; — Ir bis IIa mich wiederum einmal.

Seite Zeile

36. 4. **Mein Herz mit süßer Frühlingswonne; — Ir bis Hb Mit aller süßen Frühlingswonne.**
15. In Ir bis Hz folgt auf diesen Vers noch eine in der späteren Bearbeitung fehlende Zeile: „Im tiefen Schnee."
17. **Durch Sturm; — Ir bis Hz Geflöder.**

37. 2. **quält'; — Ir bis Hz quält.**
3. **drängt'; — Ir bis Hz neid'scht'.**
5. **nun; — Ir bis Ha so.**

38. 2 u. 3. **Sie; — Ir bis Hz Ha sie.**
21 u. ff. Die Gesänge des 9. Auftritts sind in der älteren Bearbeitung von der neueren so verschieden, daß die Abweichungen nicht mehr als Varianten angesehen werden können, sondern für die Vergleichung auf den in einem späteren Bande folgenden Text von „Erwin und Elmire in Prosa" verwiesen werden muß.

39. 17. **Vor,** nach 2a u. ff.; — 2 **Für.**

Klaudine von Villa Bella.

Die S. 44 erwähnte älteste Ausgabe ist mit OA bezeichnet; außer dieser sind die drei Hamburger Nachdrucke (Ha bis Hz) und die Ausgaben von 2 bis 13 sowie die von Kurz (K) verglichen worden.

Seite Zeile

50. 8. **Novero,** nach OA bis 2a, denen erst wieder 9 bis 13 und K folgen; — 4 bis 8 **Novera.** Die übrigen Namen der ersten Bearbeitung sind in der zweiten verschiedentlich verändert worden.
14. **Der Schauplatz** ist **in Sizilien;** — diese Worte fehlen in OA bis Hz, das Mörchen ist in 5 bis 13.

54. 6. **Dann,** nach 2 und 2a; — die Veränderung in **Denn,** welches alle Ausgaben von 4 an haben, ist nur als zufällig anzusehen.
10. **fremdem; — 2 fremden,** ebenso S. 55 Z. 9.

55. 6. **gäbe; — 6 gebe** (Druckfehler).
27. **Dir es; — K es Dir.**

58. 11 u. 17. **diese; — OA bis Hz dieser.**
14. **Liebe,** nach 5, 6 und 9; — alle übrigen Ausgaben **Lieb'.**
19. **kommt.** — Dies unentbehrliche Wort ist erst in 9 hinzugesetzt.

59. 7. **andern; — 2 und 2a andre.**
9. **hier,** nach 5 u. ff.; — 2 bis 4 **hie.**

61. 18. **Abends,** nach 2; — 2a und alle folgenden Ausgaben **Abend.** Die Veränderung stammt weder von Goethe her, noch ist sie sprachlich notwendig.
28. **Mädeln.** — In vielen Ausgaben der Gedichtsammlung, in der die nachfolgenden Strophen unter den „Geselligen Liedern" mit der Ueberschrift „Frech und froh" stehen, **Mädchen.**
31. **sich** — fehlt in 5 und 5a.

62. 8. **im; — 4 bis 8a im.**
18. **Schönen,** nach 5 u. ff.; — 2 bis 4 **Schöne,** was sich allerdings auch beibehalten ließe.

63. 8. **Zeh'n; — 13 Zehen.**

64. 1. **Farfarellen; — 11 Farfaletten.** Allerdings ist der letzte Ausdruck der legitimisch sichere und gewöhnlichere; aber die gewählte Ver-

Seite Zeile

Änderung ist darum nicht gerechtfertigt. Man vgl. Werke, XIII, 61, Note 2, und die Anmerkung zu dem Texte dieser Stelle.

65. 20. Dir, nach 5 u. ff.; — 2 bis 4 Die.
66. 2. hier, nach 4 u. ff.; — K, 2a und K her.
68. 2 bis 69, 2. Für den in OA bis H3 abweichenden Wortlaut des Textes vgl. Werke, III, 419.
69. 4. Horn; — 2 und 2a horne.
72. 4. Bubbo, kleiner loser, schelmischer Knabe, nach 2 bis 9 in Übereinstimmung mit K; — in den Ausgaben 11 bis 13 hat man es für nötig befunden, eine Übereinstimmung des Wortlautes dieses Verses mit S. 69 Z. 4 herbeizuführen.
73. 13. für sich. — Dieser nachzuholende Zusatz steht nur in 11 bis 13.
75. 24. geht, nach 5 u. ff.; — 2 bis 4 naht.
76. 20. Sagen; — 9 und K (in der Gedichtsammlung, Werke, I. 120) Sage.
77. 2. ahnen; — 2 bis 4 ahnden.
21. Herrn, nach 6 u. ff.; — 2 bis 5a Herren.
78. 20. am; — 13 im.
23. flüstert, nach 5 u. ff.; — 2 bis 4 flüstert.
79. 4. Bubie. — In den Gedichtsammlungen bis 8 und in der unsrer Ausgabe Knabe; im Singspiel überall und in den Ausgaben 9 bis 13 der Gedichte Bubie. Man vgl. darüber Werke, I. 230, Note 3.
8. hat'; — OA bis H3 hat.
9 u. 11. Mädel; — OA bis H3 Maidel.
11. Das. — Vgl. Werke, I. 230, Note 4.
13. lacht' und weint' und bet't, nach 2 u. ff.; — OA bis H3 lacht und weint und bet.
15. als — ist die durchgehende Lesart im Singspiel, da bie der Gedichtsammlung, ohne daß indessen eine solche Unterscheidung beabsichtigt sein kann.
20. Hinüber, herüber; — OA bis H3 Herüber, 'nüber.
22 u. 25. Nest't, nach 6 u. ff.; — OA bis 5a Nest.
23. in, nach der jedenfalls vorzuziehenden Lesart der Gedichtsammlung, in Übereinstimmung mit K; — die übrigen Ausgaben im.
24. Trabbelt, nach 5 u. ff.; — OA bis H3 trappelt, 4 trappelt.
81. 17. Eilig; — K Eilet.
23. nützen; — 13 nutzen.
25. Bedienten; — 11 bis 13 Bediente.
83. 4 indeß; — K indem. — alle, nach 2; — das Wort fehlt in 2a bis 13 und K.
20. Zu Klongo. Diese notwendigen Worte stehen nur in 11a bis 13. — Entlaß; — 13 Entlaßt.
84. 19. sie mir; — 2 und 2a mir sie.
85. 2 u. 3. Die Bedienten folgen und die Frauenzimmer gehen durch eine Seitenthür ab, nach 2 bis 4 in Übereinstimmung mit K; — in 5 bis 13 fehlen die Worte.
21. guten, nach 6 u. ff.; — 2 bis 5a und K guten.
86. 12. Bagabunden, nach 6 u. ff.; — 2 bis 5a Bagabund.
23. Vor, nach 5 u. ff.; — 2 bis 4 Für.
28. unsere; — einzelne Exemplare von 9 unserer.
87. 11. her hereintritt, nach 2; — 2a bis 13 tritt herein, K tritt hervor.
13. 'nen, nach 4 u. ff.; — 2 und 2a ein'.
88. 7. tritt auf, nach 4 u. ff.; — in 2 und 2a fehlen die Worte.
89. 12. der auftritt, nach 2; — 2a bis 13 und K tritt auf.

Seite Zeile
90. m. lang'; — 12 lange.
91. m. auch, nach 2 bis 9 und in Uebereinstimmung mit K; — 11a bis 13 auch.
93. m. starken, nach 5 u. ff.; — 2 bis 4 und K starke.
94. t. Berg- und Thälern, um anzudeuten, daß es zu ergänzen ist; — 2 bis 6 und K Berg' und Thälern, 8 bis 13 Berg und Thälern.
a. hangen, nach 4 u. ff.; — 2 bis 5 hange.
95. m. treten auf, nach 11 bis 13; — die jedenfalls nothwendigen Worte fehlen in 2 bis 9 und K.
96. s. seligen; — 2 und 2a selige.

Lila.

Außer den Ausgaben 2 bis 13 und der von Kurz (K) waren für einzelne Lieder noch der Gothaer Theaterkalender (GT), die Lila Potriba (OP) und der dritte Hamburg'sche Nachdruck (Ha) zu vergleichen.

Seite Zeile
107. m. drum, nach 2; — 2a bis 13 und K darum.
29 Niemandem, nach der von uns stets festgehaltenen Form; — 2 bis 9 und K Niemanden, 11 bis 13 Niemand.
m. Freunde; — 4 Freunden (Druckfehler).
Liebsten, nach 4 u. ff.; — 2 und 2a Liebste.
108. m. Ihn, nach 2 bis 9; — 11 bis 13 und K Ihr.
m. Gattin, nach 4 u. ff.; — 2 und 2a Frauen.
109. s. wollt', nach 4 u. ff.; — 2 und 2a wollte.
m. Erfahrungen; — 11 Erfahrung.
110. m. Zauberer, nach 2 bis 9 und K; — 11 bis 13 Zauberer.
111. m. Ihnen, nach 4 u. ff.; — 2 und 2a Sie.
112. m. der, nach 2 und in Uebereinstimmung mit K; — in 2a bis 13 fehlt bei Mark.
m. lebhaft; — fehlt in 11 bis 13.
m. würet, nach 4 u. ff.; — 2 und 2a seyeh.
113. s. an, und, nach 4 u. ff.; — 2 und 2a und an.
s. seinen, nach 2, 2a, 8 u. ff.; — 4 bis 6a ihren.
m. begraben, nach 4 u. ff.; — 2, 2a und K vergraben.
m. zurechtgemacht, ebenso wie S. 111 Z. 10 u. m.; — 2a bis 5a an dieser Stelle zurecht gemacht.
114. m. u. m. Sind nicht Musik, Tanz und Vergnügen das Element, worin, nach 4 u. ff.; — 2 und 2a Musik, Tanz und Vergnügen sind wie das Element, darin.
m. nur; — fehlt in 11 bis 13.
115. s. der, nach 4 u. ff.; — 2 und 2a die.
m. zu, nach 4 u. ff.; — 2 und 2a nach.
116. s. ist so, nach 2 und 2a in Uebereinstimmung mit K; — 4 bis 13 so oft.
117. m. u. s. und der Dunkelheit sich ihre Sessel aufrichten, daß; — die ganze Stelle fehlt in 6a.
s. Weg, nach 4; — alle übrigen Ausgaben, auch 6a, Wege.
m. Niemanden, nach 4 bis 11 und in Uebereinstimmung mit K; — 2, 2a setzte 11a bis 13 Niemand.

Seite Zeile
117. 3. **geschwätzigste**, nach 2, 2a, 11 und K; — alle übrigen Ausgaben **geschwätzliche**.
119. 1. **Feiger**, nach 2 u. ff.; — GT bis Hs **Feige**.
2. **Weibisches**, nach 3 u. ff.; — GT bis Hs **Mengstliches**.
4. **Mengstliches**, nach 2 u. ff.; — GT bis Hs **Weibisches**.
6. **Dich** — fehlt in GT bis Hs.
8. **Zum** — fehlt in GT bis Hs.
12. **Geflüßter**; — 5a **Geflister**.
20. **luft'gen**, nach 6, welcher Ausgabe nur 11, K und 13 folgen; — OP bis 5a, 6a bis 9, 11a und 12 **lüft'gen**.
25. **Gefüllet die Pflichten**; — der Vers fehlt in OP und Hs.
26. **erhellt**; — OP und Hs **bricht**.
28. **lichten**; — OP bis 2a **Lichten**.
32. **heiligen**, nach 5a u. ff.; — 2 bis 5 **heilige**.
120. 3. **Traurige Sterbliche**, nach 2 u. ff.; — OP und Hs **Trauriger Sterblicher**.
13. **schön**, nach 2; — 2a und sämmtliche andere Ausgaben **schöne**.
15 u. 16. — diese Verse sind in OP und Hs umgestellt.
18 u. 19. — fehlen in OP und Hs.
121. 4. **im**; — 5a **zur**.
11. **ahnt'**; — 2 bis 4 **ahndet'**.
20. **Verwandten**, nach 6; — alle andern Ausgaben **Verwandte**.
122. 14. **stillen**, nach 5a u. ff.; — 2 bis 5 und K **stille**.
22. **Almaide** (mit dem Chor); — OP und Hs **Chor der Feen**.
123. 16. **hierher**, nach 2 bis 4, 5a, 11 bis 13 und K; — 5 bis 9 **hieher**.
22. **ahnungsvoller**, nach 4 u. ff.; — 2, 2a und K **ahndungsvoller**.
124. 34. **guten**, nach 6 u. ff.; — 2 bis 5a und K **gute**.
Sie, nach 2; — 2a und alle folgenden Ausgaben für alle, welches letztere Wort ebenso unberechtigt als störend ist.
35. **ihrer**, nach 2 und 2a, denen erst neuere 9 bis 13 folgen; — 4 bis 8 und K **Eurer**.
125. 10. **Stünde**; — 5a **Stände**.
20. **im Traum nur**, nach 4 u. ff.; — 2 und 2a **im Traume**.
126. 28. **sich**, nach 2 und 2a in Uebereinstimmung mit K; — in 4 bis 13 fehlt das Wort.
127. 33. **Liebe**; — 11 **Lieben**.
128. 4. **In OP und Hs Zee Sonna statt der hier genannten Personen.**
6. **Er**; — OP und Hs **Sie**.
8. **Du sollst die Stätte des Liebsten sehn**; — OP und Hs **Sollst ihre liebe Hand sleißig sehn**.
9. **die wir**; — OP und Hs **die wir, daß wir**.
12. **den Geliebten**; — OP und Hs **die Geliebte**.
14. **sei nicht trübe**; — OP und Hs **nicht trübe**.
129. 2. **unser**; — 2 **unsrer**.
12. **langen**; — 2 und 2a **lange**.
15. **Darf nicht meine Leiden**; — 2 und 2a **Darf ich nicht mein Leiden**.
130. 4. **Friedrich**; — OP **Zee Sonna**.
5 u. 17. **die Freunde, sie**; — OP **die Freundinnen**.
16. **Chor der Frauen** (von innen); — OP **Innwendig**.
17. **u. Freunde nur**; — OP **Freundinnen**.
14. **Lasst uns die Ruh**; — in OP stehen diese Worte zweimal.
18. **Chor der Männer**; — OP **Zee Sonna**.
Auf aus der Ruh; — in OP stehen diese Worte zweimal.

Seite Zeile
130. 8—11. Diese Zeilen fehlen in OP.
9. Tanze; — 5 bis 8a Tanzt.
24. Chor der Männer; — OP Chor.
26. Chor der Frauen (von innen); — OP Der Sonne.
31. Und; — OP Euch.
35. Chor der Männer; — OP Chor.
131. 1. einer; — 2 und 3a eine.
7. Die Chöre der Männer und Frauen; — OP Chor zum Tanze.
11. Ihr; — OP Die.
12. Und fleißig zu sein; — OP Und spinnen so brav.
13. Es schläfert Euch ein; — OP Das bringt euch den Schlaf.
18. Der traurigen Liebe; — OP Dem traurigen Helden.
24. welchem, nach 2 bis 5 und in Uebereinstimmung mit 13 und K; — 6 bis 12 welchem.
25. Dämond; — 9 Dämon.
132. 26. Deß; — K in den Gedichten (Werke, I. 122 Z. 6) Der.
27. Das Chor. Nimm ihn zurück; — OP Chor. Nimm sie zurück.
28. sein; — OP dein, ebenso S. 133 Z. 4.
30. Dir; — OP Dir all, ebenso S. 133 Z. 4.
31—33. In OP hatt dieser Zeilen „Sey Du auch uns gegeben! Zu neuem Leben! Zu unserm Arm zurück", ebenso S. 133 Z. 9—11.
34. Friedrich; — OP Eine Stimme. — seinem; — OP ihrem.
133. 1. ihn; — OP sie.
4. Marianne; — OP Andre Stimme. — Er überstand; — Sie überstand.
7. Zu unserm Leben, unsern Freuden; — OP Zu allen unsern Wonnefreuden.
9—12. In OP lautet der Schluß:

Lebet ihr Seeligen,
So die unzählbaren
Tage der Luft,
Gott, dich entronnenen,
Wieder gewonnenen
Glücks die Bruft.

Jery und Bätely.

Für den Text waren die Ausgaben 2 bis 13 und Kurz (K) zu vergleichen.

Seite Zeile
145. 1. Vergiß, nach 2, 2a, 4, 6 und 11; — die übrigen Ausgaben Vergißt.
bon; — 13 vor.
8. Horne, nach 2 bis 9 und in Uebereinstimmung mit K; — 11 bis 13 Born.
10. wenn, nach 6 u. ff.; — 2 bis 5a und K wenn.
146. 12. gut, nach 4 u. ff.; — 2, 2a und 13 gutes.
13. wuß; — 2 und 2a 'wuß, ebenso S. 149 Z. 6.
41. sehen, nach 2 bis 9 und K; — 11 bis 13 sehn.
147. 12. [ieß', nach 2 bis 6 und 11 bis 13; — 8, 10 und K ließ.

Seite Zeile
147. m. Mittagessen, nach 2, der auch 11 bis 13 folgen; — 2a bis 9 und K Mittagessen.
m. mehr; — fehlt in 5a.
m. ihr; — fehlt in 13.
m. vergehn; — die von uns früher (Werke, III. 19) gegebene Lesart vergehn, die wir nach dem Texte in 6 (Band 47) aufgenommen hatten, ist in die obige zu verändern, da in ihr alle Ausgaben übereinstimmen.
148. m. oft, nach 2; — sämmtliche Ausgaben im Anschluß an 2a so oft.
150. 4. hierher; — 13 hieher.
m. u. m. wäre, — hätte, — hab', nach 2 bis 9; — 11, 11a und 12 wäre — hätte — habe, 13 wär'—, hätt'—, habe.
m. Schaf; — 6 (in der Gesichtsammlung) Schlaf.
151. 6 u. 4. jährt' — singt' — härmt'. — In den Gedichtsammlungen meistens ohne Apostrophe.
m. jungen, nach 6 u. ff.; — 2 bis 5 und K junge.
m. u. v. an Halß, nach 2 und zwar durchaus Goethe's Ausdrucksweise entsprechend; — 2a und seitdem alle Ausgaben an den Hals.
152. m. wenn, nach 2 und 2a und in Uebereinstimmung mit K; — in 4 bis 13 fehlt das Wort.
153. m. zu, nach 2; — in 2a fehlt das Wort und seitdem in allen Ausgaben.
m. Eurer; — 5, 5a, 6a und 8 Eure.
155. m. Pardonnez-moi; — 9 und 9a Pardonnés moi.
156. m. vor, nach dem Beispiele von 11 bis 13; — 2 bis 9 und K für.
m. Wart nur! Wart nur, nach 2 und in Uebereinstimmung mit K; — in 2a bis 13 fehlt die Wiederholung des Ausdrucks.
m. Ihrentwillen, nach 2 bis 11 und K; — 11a bis 13 Ihretwillen.
159. 7. Gesetze; — 13 Gesetz.
160. m. Mache; — 13 Mach'.
162. 9. Rührung, der Bewegung. Diese in 9 bis 13 und in K stehende Interpunktion giebt entschieden einen besseren Sinn, als wenn, wie in 2 bis 8 geschehen, das Komma ausgelassen wird.
164. 5. Zu Bier, nach 6 u. ff.; — 2 bis 5a Alle.
6. In 2 bis 5a folgen auf diese Zeile und bilden den Schluß des Stückes die nachstehenden Verse:

„Himmel der Liebe!
Selige Triebe!
Ewig verbunden!
Fröhliche Stunden!
Wiederbeut Glück!"

m. Stehst Du, nach 6 bis 11, denen auch K folgt; — 11a bis 13 Sieh.
m. und, nach 6 bis 9 und K; — in 11 bis 13 fehlt das Wort.
165. m. verziehn, wie schon des Reimes wegen nöthig wird, nach 6, der auch K folgt; — 8 bis 13 verziehen.

Die Fischerin.

Der S. 171 erwähnte erste Druck ist mit OA, der in der „Literatur- und Theaterzeitung" mit LT bezeichnet; außerdem sind die Ausgaben 4 bis 13 und die von Kurz (K) verglichen, für den „Erstling" der Text in der Komposition von Corona Schröter (1780) (S), für die übrigen eingelegten Lieder der Text bei Herder (H).

Seite Zeile
173. 2. im Park zu Tiefurt an der Ilm, nach 11a bis 13; — in OA zu Tiefurt, in LT im Park zu Tiefurt; bei Weimar, in 4 bis 9 und K fehlen die Worte im Park, in 11 setzt Schauplatz im Park zu Tiefurt.
174. 2. dem; — S dem.
m u. n. Erlenkönig; — einige Exemplare von 9 Erlkönig.
m. mein Kind, nach 4 u. ff.; — LT bis 8 Kind.
176. 2. in Armen, nach OA u. ff.; — in 11 und 13 sowie in diesen Ausgaben der Gedichte seit 9 in den Armen.
3. Mühe, nach dem mehr dem Versmaß entsprechenden Texte in den Ausgaben der Gedichte 2 bis 6; — in allen übrigen Drucken Müh'.
4. finge, nach 5 u. ff.; —OA bis 4 fänge.
m. an, nach 4 u. ff.; —OA und LT aus.
n. Ruh, nach OA u. ff.; — LT Ruhe.
m. Guten-Tags; — OA und LT ein guten Tags.
177. m. schwätzten; — 11a bis 13 schwatzten.
178. 2. Weitem, nach 6 u. ff.; — OA bis 5a weiten.
3. zurechte; — 5a zurecht.
m. Garn', nach OA bis 4, denen 8 bis 12 folgen; — 5, 6, 13 und K Garn.
n. denn, nach OA u. ff.; — 5a und 11 bis 13 denn.
n. reichen, nach 6 u. ff.; — OA bis 5a reichen.
179. 2. flicht; — LT und 5a flecht. Ebenso Z. 25 und S. 180 Z. 22 flicht; — LT und 5a flecht.
m u. n. auf der Erde, nach 4 u. ff.; — OA und LT der Erde.
n. Heraufkommen; — 11a bis 13 Herkommen.
181. m. dabran; — 5a dran.
n. die, nach 4 u. ff.; — OA, LT und H das.
182. 1. dem; — 5a dem.
m. haß Du; — H haßt.
n. ohne; — H ohn'.
n. auf den; — H auf's.
183. 2. ahnet, nach 5 u. ff.; — OA bis 4 ahndet.
184. 4. ruft und, nach 4 u. ff.; — OA und LT ruft.
n. Schleißen; — 6 Schleissen.
n—q. Die Anmerkung fehlt in OA und LT.
185. 2. hie; — 5a hier.
186. 1. gern; — OA und LT gerne.
2. reuet, nach 5 und 6, weil es der lebhafteren Bewegung des Rhythmus angemessen ist; — die übrigen Ausgaben reut.
187. m. probirt, nach OA bis 4, denen auch K folgt; die Orthographie in 4 „probiert" hat vermuthlich allein herbeigeführt, daß alle spätern Ausgaben probiret haben.
m. reift', nach H, 4 u. ff.; — OA und LT reift's.
n. sucht' nach besserem Reim; — OA und LT sucht.
nach seiner Hand; — E sich aus zur Hand.
188. 1. an einer; — H vor ein'r.
2. saßen vor ihr; — H trat'n herfür.
3. und sah; — H er sah.
3. antwort't, nach H, 4 u. ff.; — OA und LT antwort'. Ebenso Z. 11 beantwort't und beantwort.
der Fragen, nach OA u. ff.; — H die Fragen. Ebenso Z. 1.
4. u. welche; — H welch'.
4. Sag; — H O.

Seite Zeile
188. 8. 12. 14. Und; — H Oder.
11. Ärger; — H schlimmer.
19 u. 20. Und der; — H Und.
21. grünes Gras; — H das grüne Gras.
23. hat; — H hatt'.
24. wählet; — H wählt.
25. ihnen; — H ihn'n.
26. Ruhe; — 11a bis 13 Ruh.
189. 2. und; — fehlt in OA, LT und K.
23. gesagt; — H gesaget.
24. aufgesagt; — H aufgesaget.
29. genug; — H g'nug, ebenso an den übrigen Stellen des Gedichts.
30. gefeget, nach H, 5 u. ff.; — OA, LT und 4 gefegt.
190. 13. goldnen; — OA, LT und H goldne.
17. Bursche, nach 6 u. ff.; — OA bis 5 Bursche.
21. Alle. Gute Nacht an Jungfer Dortchen! Morgen um diese Zeit, nach 8 u. ff.; — in allen früheren Ausgaben werden diese Worte unpassender Weise dem Vater zugewiesen.
28. Schlußgesang, nach 4 u. ff.; — OA und LT Nillas.
29. Wir haben hier und in den folgenden Strophen die Eintheilung der Verse beibehalten, wie sie in OA, LT und H ist, während in den Ausgaben überall die Worte „Zu ihnen" in die vorangehende Zeile gezogen sind.
30. Der letzte Vers jeder Strophe fehlt in OA und LT.
191. 10. der Brautführer; — H Brautführer.
12. Mundschenk; — H Einschenker.
14. der Mundschenk; — H Einschenker.
18. einen; — H ein'n.
31. wol; — fehlt in H.
31—36. Diese drei Verse lauten in H: Schlagt von einander meinen Schwanz, So wird er euer Tisch seyn; So wird er euer Tisch seyn.
192. 1—6. Man vgl. die Anmerkung zu dieser Stelle.

Scherz, List und Rache.

Verglichen sind die Ausgaben 2 bis 13 und Kurz (K).

Seite Zeile
202. 6. entschädige; — 13 entschädige.
203. 21. sollt', nach 2; — 2a und alle folgenden Ausgaben soll. Abgesehen davon, daß nur die erste Lesart von Goethe herstammt und deshalb in den Text gesetzt werden muß, drückt dieselbe auch den Sinn dessen, was Skapin sagen will, viel deutlicher aus.
205. 7. Gute; — 5a gut.
28. Gold, nach 2; — 2a und alle folgenden Ausgaben Geld. Die unmittelbar vorher erwähnten Dukaten sprechen außerdem für die Richtigkeit der ersten Lesart.
27. Mit Büchsen eins und Schachteln, nach 2 und 2a, denen erst wieder 9 bis 13 und K folgen; — 5, 5a, 6a und 8 Mit Büchsen

Seite Zeile
eins und mit Schachteln; 6 in der Absicht, ein rein komisches Mach herzustellen. Mit Büchsen eines und mit Schachteln.
209. 2. Es klopft — ist nach dem Beispiel von 11 bis 13 hinzugesetzt.
2. Leise. Der Deutlichkeit wegen hinzugesetzt.
210. 12. Spezies; — 5a Specis (Druckfehler).
15. hie, nach 4, 5 und 6 bis 13; — 2, 2a, 5a und K Hier.
212. 13. Mal; — 13 Wahl (Druckfehler).
213. 15. knurrt, nach 5 bis 13; — 2 bis 4 und K murrt.
218. 2. häuslichen; — 2 und 2a häusliche.
221. 12. Fährmanns; — 2 bis 4 Fuhrmann. Man vgl. die Variante zu Werke, XV. S. 205 Z. 28.
222. 2. Pluto's, nach 11 bis 13, und weil wir in Theil VIII. S. 347 Z. 12 diese Form des Wortes wählen mußten; — 2 bis 9 und K Pluton's.
4. ruhn, nach 6 u. ff.; — 2 bis 5a ruhen.
223. 8. den; — fehlt in 13.
17. selbsten; — 13 selbst.
19. Schmerzens, nach 2 bis 11; — 11a bis 13 und K Schmerzes.
21. sich von außen; — 11 bis 13 von außen sich.
224. 12. Welche; — 13 Welch.
16. geschehn; — 13 hier geschehn.
24. sollt's; — 5a soll's.
226. 41. nur; — 8 ihr.
227. 7. sachte; — 13 sacht. Der Reim auf „Nacht" ist gerade mit Absicht vermieden.
228. 4 u. 2. drückt; — 2, 2a und K druckt.
2. von Deinen Schultern. Da die ganze Strophe eine Wiederholung von S. 227 Z. 2—9 und S. 228 Z. 7—10 ist, so mußte sie vollständig übereinstimmen, wenn nicht vielleicht eine Nüance des Sinnes durch den veränderten Ausdruck hervorgebracht werden sollte. Das ist hier nicht der Fall, und so sind wir dem Beispiele von 11 bis 13 und K gefolgt, während 2 bis 9 lesen um deine Schultern.
229. 4. schlief', nach 11 bis 13; — 2a bis 9 und K schlief.
12. hatt', nach 2; — 2a bis 13 und K hat. Das Plusquamperfektum ist nach dem vorliegenden Sinne ebenso gut möglich als das Perfektum und mußte deshalb die von Goethe stammende Form wieder in den Text gesetzt werden.
13. nichts dem Entsetzen, nach 5 u. ff.; — 2 bis 4 und dem Entsetzen.
20. an, nach 5 u. ff.; — 2 bis 4 in.
20. rührt; — 13 rührt.
23. so schlug, nach 5 u. ff.; — 2 bis 4 und schlug.
231. 1. ich; — fehlt in 5a.
232. 18. Stille, stille! nach 2 und 2a; — seit 4 haben sämmtliche Ausgaben gegen den trochäischen Rhythmus: Still, stille!
2 u. S. 233 Z. 2. funfzig; — 5a fünfzig.
233. 18. noch, nach 2 bis 4, 11 bis 13 und K; — in 5 bis 9 fehlt das Wort.
19. drücken; — 2 bis 4 und K drucken.
234. 2. armen, nach 6 bis 11; — 2 bis 5a, 11a bis 13 und K armen.
20. einen; — 11a bis 13 eine.
235. 18. ihm mit dem Beutel, nach 4 u. ff.; — 2 ihn mit der Beute, 2a ihm mit der Beute.
236. 2. in der obigen Stellung, nach 4 u. ff.; — 2 und K in obiger Stellung, 2a in der obern Stellung.

Die ungleichen Hausgenossen.

Die Ausgaben 6 bis 13 und die Fortsetzungen von 6 und 6a sind vielfachen worden, für einzelne Lieder auch Schiller's Musenalmanach von 1796 (MA) und die Gedichtsammlungen der Ausgaben seit 3.

Seite Zeile

243. 12. Gestehe; — 13 Gesteh.
25. sah; — 11 sah'.
244. 4. Fliehe; — 13 Flieh.
17. liebt; — 8 und 9 liebet.
23. so; — fehlt in 13.
245. 14. wenig; — 13 wenige.
19. und Frau; — fehlt in 13.
21. Poete, nach 8 bis 11; — die übrigen Ausgaben Poet.
22 u. 23. Bemerken Sie ihn wohl — In allen bisherigen Ausgaben sind die Worte so interpungirt, daß sie als Ausruf, nicht wie von uns als Frage gefaßt worden.
246. 1. Ich ziehe; — MA und die Gedichtsammlungen Wie zieh' ich.
24. malet; — 13 malt.
247. 13. immer Alles; — 13 alles.
19. Sie verstecken sich wie oben. — Die in 11 mit Recht hinzugesetzten Worte fehlen in 6 bis 9 und K.
21. mir, nach MA, 4 (in der Gedichtsammlung), 6 bis 13 und K, während in den Gedichtsammlungen der Ausgaben seit 5 mich steht.
28. Zur Küche; — MA und die Gedichtsammlungen Beladen.
29. seligen, nach 6 bis 11 und K; — 11 bis 13 sel'gen.
alten; — fehlt in 13.
250. 27 u. 28. Die Ausgaben 11 bis 13 haben vor diesen Worten „bei Seite" hinzugefügt. Gewiß mit Unrecht; wenn die Worte S. 249 Z. 13–18 dieses Zusatzes nicht bedurften, so ist es bei den vorliegenden noch viel weniger der Fall.
252. 1. In; — 13 In.
254. 19. diese, nach 8 u. ff.; — 6 und 6a die.
257. 12. Handeln; — 13 Wandeln.
24. Luft; — 11 Luft.
259. 21. Bis (im; — 3 (in der Gedichtsammlung) Bis ihn.
260. 29–31. Diese Strophe fehlt in MA und in den Gedichtsammlungen.

Der Zauberflöte zweiter Theil.

Außer dem (S. 265) erwähnten, von Wilmans verlegten Taschenbuch (T) waren die Ausgaben 4 bis 13 und K, für das Gedicht auf S. 294 die Gedichtsammlungen der Ausgaben 4 bis 13 zu vergleichen.

Seite Zeile

267. 4. Fragment, nach 4 u. ff.; — T Entwurf zu einem dramatischen Mährchen.
289. 1. zugehauen; — T gehauen.
28. höre; — 11 und 13 hör'.

Erste Zeile

270. — **das**; — fehlt in T.
34. **grausenhaften**; — 11 bis 13 grausenhaften.
42. **wilder**, nach 6 bis 13; — T bis 5a und K wilden.
271. 2. **Im**; — T Im.
15. **ungesäumt**; — T obngesäumt.
21. **ergreift'**; — T ergriff.
26. **klugem**; — T und 5a klugen.
272. 29. **es**; — 5a er's (Druckfehler).
34. **Andre**, nach 4 bis 11; — T Zwei andre, 11 bis 13 Andere.
35. **darüber**; — 5a drüber. — Chor — fehlt in T.
273. 15. **laßt**; — T und die 2. Auflage von 4 (s. Hirzel's Verzeichniß, S. 54) laß.
17. **ahnet**, nach 5 u. ff.; — **T, 4 und K ahndet.**
32. **Im**; — 6 und 6a Am.
36. **u. s. w. so**; — T ꝛc.
274. 19. **Wir sehn**; — 13 Sehn.
20. **heil'ger**; — T heiliger.
21. **mich denn**, nach T, 4 und 8 bis 13; — 5 bis 6a und K denn mich.
275. 9. **unsre**, nach 5 bis 11 und K; — T unsern, 4 und 11a bis 13 unsere.
17. **darauf**, nach 5 u. ff.; — T und 4 drauf.
276. 6. **Hätte**; — 13 Hätt'.
20. **gehn**, nach T bis 9, ebenso K; — 11 bis 13 gehen.
277. 7. **u. s. w. Sieh**; — 4 Seh.
24. **in Weg**; — T und 11 in den Weg.
28. **Das**; — 13 Dies.
278. 5. **luftigen**; — T und 4 luftigen.
21. **stehet**; — 13 steht.
279. 29. **Vor Allem**, nach dem Beispiel von 11a bis 13; — 4 bis 11 und K vor allem.
30. **Zaubere**; — 5a zaubre.
31. **Ahnung**; — T und 4 Ahndung.
280. 6. **Bewahret**; — 13 und die 2. Auflage von 4 Bewahrt.
281. 14. **besondre**; — 11a bis 13 besondere.
18. **Innern**; — 8 gegen den herrschenden Sprachgebrauch Innerm.
24. **ihnen**; — 4 an beiden Stellen ihm, aber nur in der ersten Auflage.
25. **hinter ihm**, nach 13; — 4 bis 12 heiter, K hinten. Da hier Lebert „heiter" keinen irgendwie verständlichen Sinn giebt, so haben wir die Verbesserung von 13 angenommen.
282. 7. **Wollet**; — 13 Wollten.
15. **geschwind**, nach 4 bis 9 und K; — 11 bis 13 haben, um eine Uebereinstimmung mit 3. 11 herbeizuführen, anstatt dieses Wortes schnell in den Text gesetzt.
284. 1 u. 2. **sodann ..... beflügelten Kindern. — Die Worte fehlen in 4.**

a. In den Gesichtssammlungen haben die fünf nachfolgenden Strophen die Ueberschrift „Wer kauft Liebesgötter?", in Voß' Musenalmanach auf 1796 „Die Liebesgötter auf dem Markte."

19. **u. s. w.** — In 4 und natürlicherweise auch in den Gesichtssammlungen fehlen die scenischen Anweisungen.

28. **Von**, nach der übereinstimmenden Lesart der Gesichtssammlungen, die auch im Singspiel in den Ausg. 8 bis 13 beibehalten ist; — 4 bis 6a Vom.

285. 28. **ungefähr**, nach 5a und 6, denen nur 11 bis 13 folgen; — die übrigen Ausgaben **ohngefähr.**

Seite Zeile

264. m. Keinesweges; — 13 Keinesweges.
264. s. und. — Es ist sehr wahrscheinlich, daß dies Wort, welches wir zu ändern nicht berechtigt waren, nur ein fortgesetzter Druckfehler für um ist.
269. m. grimme, nach 4 und 8 bis 13; — 5 bis 6a und K grimmige.
269. n. wieder, nach 11 bis 13, denen auch K folgt; — 4 bis 9 weder.

Die Wette.

Verglichen sind die Ausgaben von 8 bis 13, die Fortsetzungen von 6 und 6a sowie Kurz (K).

Seite Zeile

297. a. Lass', nach 6, 6a, 8, 9 und K; — 11 bis 13 Lasse. — Die letzteren Ausgaben haben noch an mehreren andren Stellen ein in den zuerst genannten fehlendes e hinzugefügt: S. 297 Z. o Höre; Z. u bestehen; — S. 298 Z. m u. S. 299 Z. o gerade; — S. 300 Z. 10 u. 9 Welterfahrenen; — S. 300 Z. u, S. 302 Z. m und S. 306 Z. o (an der letzten Stelle ist 13 ausgenommen) Gebe; — S. 306 Z. m zögere. Dagegen hat S. 305 Z. 5 und S. 306 Z. o nur 11 Glaube und fühlte.
299. m. anerkennen; — K anerkenne.
o. sel'gen; — 11 bis 13 seligen.
299. u. ernsteren; — 11a bis 13 ernstern.
305. r. Leonorens, nach 11 bis 13; — die übrigen Ausgaben Eleonorens.
u. für, nach 11 bis 13; — die übrigen Ausgaben vor.
v. Schlaf und Ohnm; — 12 Schlaf und Ohnm.
w. Lass', nach 11 bis 13; — die übrigen Ausgaben Lasz. Man vgl. die Note in der Textcorrection zu dieser Stelle, I. 227 Z. m.
306. c. Leonore, nach 11a bis 13, weil in den schwülschen Ausgaben der Name derselben Person nicht verschieden angegeben sein darf; — die übrigen Ausgaben Eleonore.
307. e. lehrt, nach 6, 6a, 8, 9 und K; — 11 bis 13 wehrt. Man vgl. die Note im Text zu dieser Stelle.
309. m. Laß, nach 9 bis 13; — 6, 6a und K Last. Man vgl. die Note zu S. 305 Z. m.

Goethe's Werke.

Nach den vorzüglichsten Quellen revidirte Ausgabe.

Zehnter Theil.

Die natürliche Tochter.
Der Großkophta.
Der Bürgergeneral.
Die Aufgeregten.
Pandora.
Mahomet.

Tankred.
Scene a. Corneille's Lügner.
Anekd. z. Werther's Freuden.
Nausikaa.
Trauersp. in d. Christenheit.
Chor zu Romeo und Julia.

Herausgegeben und mit Anmerkungen begleitet
von
Fr. Strehlke.

Berlin.
Gustav Hempel.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig

Inhalt.

	Seite
Die natürliche Tochter	5
„ Schema der Fortsetzung	103
Der Großkophta	117
Der Bürgergeneral	203
Die Aufgeregten	243
Pandora	291
„ Schema der Fortsetzung	353
Mahomet	385
Tankred	447
Scene aus Corneille's „Lügner"	511
Anekdote zu den „Freuden des jungen Werther's"	521
Nausikaa	533
Trauerspiel in der Christenheit (Fragmente einer Tragödie)	549
Chor zu Shakespeare's „Romeo und Julia"	571
Text-Revision	581

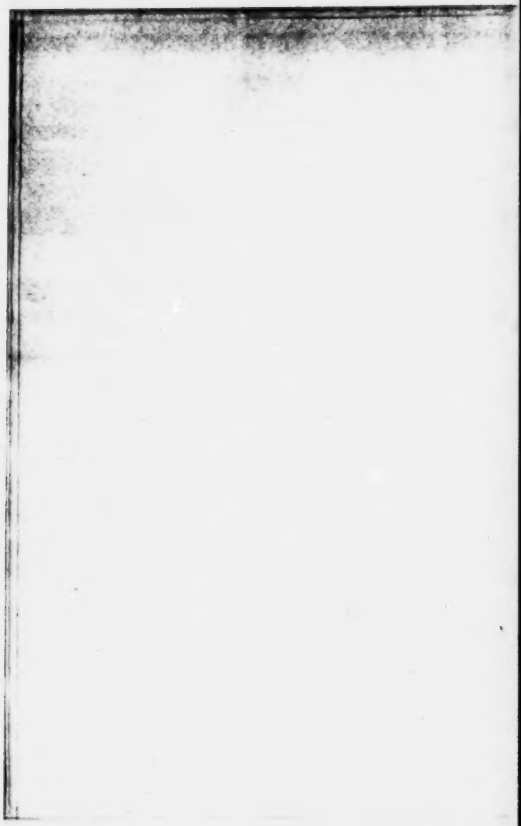

Die natürliche Tochter.

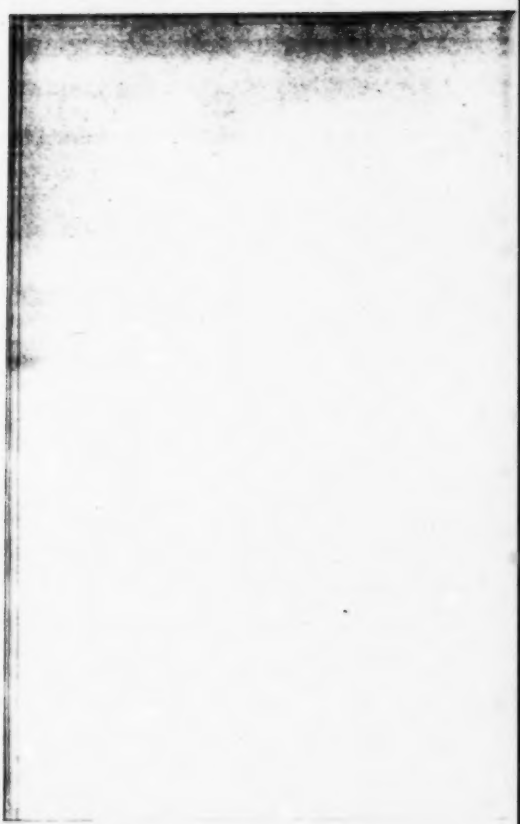

Vorbemerkung des Herausgebers.

Die Jugenddichtungen Goethe's verdanken ihr Entstehen zum Theil persönlichen Erlebnissen und Begegnissen, oder wo dies nicht stattfindet, sind solche wenigstens mit jenen in Verbindung gebracht und verflochten; fast alle Werke dagegen, die den ersten zwanzig Jahren nach der italienischen Reise angehören, sind unter dem unmittelbaren Einflusse der Zeitereignisse geschrieben und machen es sich sogar nicht selten zur Aufgabe, die eine oder die andere Seite derselben zur Erscheinung zu bringen. Wie dies bereits früher bei Gelegenheit der Xenien, der Distichen in den „Vier Jahreszeiten" und den „Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten" angedeutet wurde, so läßt sich dieselbe Beobachtung auch an einer Reihe von Dramen wiederholen, die wir im vorliegenden Bande zusammenstellen, und man wird, wenn man noch einiges Andere hinzunimmt, was gleichfalls hierher gehört, wie „Reineke Fuchs," die „Kampagne in Frankreich" und die „Belagerung von Mainz", in den Stand gesetzt, eine fast vollständige Geschichte oder wenigstens ein deutliches Bild der Eindrücke zu gewinnen, welche die Zeitereignisse in dem Dichter hervorriefen. Die geeignete Stelle indessen, um die Hauptzüge dieses Bildes zu entwerfen, bietet sich für uns erst bei

Gelegenheit des Festspieles dar, welches Goethe zur Feier des Sieges der deutschen Waffen (1814—15) dichtete. „Des Epimenides Erwachen" ist die letzte dieser eigentlich politischen Dichtungen, und es scheint daher am Zweckmäßigsten, erst dort die Eindrücke gesammelt und geordnet darzustellen, die sich schon früher im Einzelnen ergeben haben.

Für „die natürliche Tochter", nicht die älteste, aber bei Weitem die bedeutendste dieser politischen Dichtungen, gewann Goethe, wie er selbst in den „Tag- und Jahresheften" berichtet, die Anregung durch die „Memoiren der Stephanie de Bourbon-Conti".*) „In dem Plane," fährt er fort, „bereitete ich mir ein Gefäß, worin ich Alles, was ich so manches Jahr über die französische Revolution und deren Folgen geschrieben und gedacht, mit geziemendem Ernst niederzulegen hoffte." Der Entschluß zu dieser Arbeit wurde nach Notizen in seinem Tagebuche (Riemer's Mittheilungen, II. 557) am 18. November 1799 gefaßt und der Plan am 6. u. 7. Dezember entworfen. Derselbe scheint allerdings von vorne herein auf eine Trilogie berechnet gewesen zu sein; indessen ist es offenbar ein doppelter Gedächtnißfehler, wenn Goethe (in den „Tag- und Jahresheften" von 1801) sagt, „das ausgeführte Schema der natürlichen Tochter hätte schon seit einigen Jahren unter seinen Papieren gelegen." Erstens in Beziehung auf die Zeit; denn die Bearbeitung von Voltaire's „Tankred", welche seinen Jenenser Freunden erst Veranlassung gab, ihn

*) Mémoires historiques de Stephanie — Louise de Bourbon-Conti. Ecrits par elle-même. Paris. Floréal. An VI. (April oder Mai 1798.) — Ein Auszug derselben erschien schon in demselben Jahre von Juni bis Dezember in der Zeitschrift „Frankreich" (vgl. Goethe's Trilogie „die natürliche Tochter", erläutert von H. Düntzer, S. 22), eine deutsche Uebersetzung (von J. A. L.) 1809 in Lübeck.

an eigene Arbeiten zu mahnen, war schon im Jahre 1800 vollendet: zweitens aber enthält das zuerst 1836 veröffentlichte „Schema der Fortsetzung der natürlichen Tochter" nichts auf das dritte Stück Bezügliches und nicht einmal den vollständigen Plan des zweiten. Allerdings liegt hierbei die freilich nicht sehr wahrscheinliche und auch bereits von Bischoff berührte Möglichkeit vor, daß das genannte Schema erst späteren Ursprungs ist, wofür der Umstand sprechen könnte, daß Goethe noch in sehr späten Jahren, z. B. 1823 und 1831 (vgl. den Aufsatz „Bedeutende Förderniß durch ein geistreiches Wort" und den Goethe-Zelter'schen Briefwechsel, VI. 283), an eine Fortsetzung des Stückes dachte. Dann müßte man natürlich annehmen, daß der 1799 aufgesetzte vollständige Plan verloren gegangen wäre. — Uebrigens sind auch sonst wenig Nachrichten über die allmählige Ausführung des Stückes vorhanden. Goethe, wie er sagt, „veranlaßt durch einen auf Erfahrung gestützten Aberglauben, daß er ein Unternehmen nicht aussprechen dürfe, wenn es gelingen solle," verschwieg seine Arbeit allen Freunden, selbst Schillern, und so wissen wir nur, daß der erste Akt noch im Jahre 1801 vollendet wurde, daß Goethe 1802 gelegentlich an dem Stück weiter arbeitete und „nicht abließ, seinen Liebling Eugenien im Stillen zu hegen," und daß die eigentliche Vollendung in die ersten Monate des Jahres 1803 fällt. Am 2. April dieses Jahres erfolgte bereits die erste Aufführung der „natürlichen Tochter" und bald darauf die erste Veröffentlichung in dem „Cotta'schen Taschenbuch auf das Jahr 1804", dessen alleinigen Inhalt sie ausmacht.

Die oben erwähnten Memoiren, aus denen Goethe seinen Stoff entnahm, sind in einem gespreizten und durch hohles Pathos widerwärtigen Tone geschrieben, und sie

würden, wenn ihr Inhalt auf Thatsachen beruhte,*) gleichfalls ein Beispiel für die alte und in unsern Tagen wieder von Neuem bestätigte Erfahrung geben, daß es nicht im französischen Nationalcharakter liegt, Unglück, verdientes wie unverdientes, mit Würde zu tragen. Goethe, in vollem Glauben an die Wahrheit der Mittheilungen, sah über jenen Mangel hinweg, da ihn der Inhalt des Buches lebhaft interessirte, und er verstand es, eine dramatische Komposition zu entwerfen, in der, sowol was die Thatsachen als was die Charaktere betrifft, alles Widrige und Störende entfernt war. Da indessen die Handlung, wenn auch nur in ihren Hauptmomenten, den Memoiren entnommen ist und sehr viele Einzelheiten und zerstreute Züge auf sie zurückzuführen sind, so ist es nöthig, den Inhalt von jenen hier wiederzugeben, natürlich mit Weglassung alles Dessen, was für die Vergleichung derselben mit dem Inhalte unseres Stückes keinen Stoff darbietet.

Ludwig Franz von Bourbon-Conti, Prinz von Geblüt und Vetter Ludwig's XV., war mit Louise Diana von Orleans vermählt gewesen, die bei der Geburt eines Sohnes, des Grafen de la Marche, gestorben war. Der Prinz knüpfte in späterer Zeit ein Liebesverhältniß mit der Gräfin von Mazarin an, dessen Frucht die Heldin der Memoiren war. Schon bei ihrer Geburt, gegen das Ende des Jahres 1762, erhielt sie vom Könige den Rang als Gräfin; getauft wurde sie auf den anagrammatisch aus Conti und Mazarin gebil-

*) Die Untersuchung über die Aechtheit der Memoiren, deren Resultat überdies unzweifelhaft sein dürfte, liegt uns fern. Wir verweisen hierüber und über jene Frau Guichet, die sich für die Prinzessin Conti ausgab, auf K. A. Varnhagen v. Ense, „Denkwürdigkeiten und Vermischte Schriften." 3. Th., S. 24—35 (2. Auflage) und auf Düntzer's Erläuterung von Goethe's Trilogie „die natürliche Tochter", S. 22 ff.

deten Namen Mont-Lair-Zain. Ihre Erziehung, die aus Rückſicht auf ihre Mutter heimlich vor ſich gehen mußte, wurde einer Frau Delorme anvertraut; indeſſen hatte der König ihre dereinſtige Legitimirung verſprochen und ihr die Erlaubniß gegeben, ſchon als ſie noch Kind war, ein Medaillon an einem blauen Bande zu tragen, eine Auszeichnung, die ſonſt nur die Mutter des Prinzen gehabt hatte. Dieſer übrigens wahrte das Geheimniß ihrer Geburt weniger ſorgfältig. Er ließ ſie oft in ſein Palais, „le Temple“ genannt, kommen, war ſelbſt viel in ihrem Hauſe und ſorgte dafür, daß ſie in körperlicher wie geiſtiger Beziehung die vorzüglichſte Ausbildung gewänne. Fechten, Reiten, Exerziren, Schießen, Fahren — in Allem erhielt ſie Anleitung, und lange Zeit hindurch war in den Wiſſenſchaften J. J. Rouſſeau ihr Lehrer. Im Mai 1770, alſo in ihrem achten Jahre, nahm ihr Vater ſie nach Verſailles zu den Feſten mit, die zu Ehren der Vermählung des Dauphin mit Marie Antoinette von Oeſterreich veranſtaltet wurden, und ſie ſtellte ſich dort der Letzteren ſelbſt vor. Indeſſen vergingen noch drei Jahre, ehe ihr Vater alle Angelegenheiten ſo geordnet hatte, daß die Anerkennung ſeiner Tochter, die namentlich von ſeinem oben erwähnten Sohne bekämpft wurde, wirklich hätte erfolgen können. Der König hatte ſein Verſprechen erneuert, und wenige Tage vor dem Dreifaltigkeitsſonntage, an welchem die Vorſtellung bei Hofe ſtattfinden ſollte, brachte der Prinz ſeiner Tochter einen koſtbaren Diamantſchmuck und ſorgte für ein prächtiges Gewand, ſchärfte ihr jedoch ein, daß ſie den Beſitz des erſteren Niemand verrathen dürfe. Ihrer Erzieherin gelang es gleichwol, ihr das Geheimniß zu entlocken; und ſchon nach kurzer Zeit, noch ehe der lange erwartete Tag herangekommen war, erhielt ſie ein Schreiben ihrer

Mutter mit dem Befehl, ſchleunig auf deren in der Nähe von Paris gelegenes Landgut zu kommen. Sie fuhr mit ihrer Erzieherin ab; dieſe aber entführte ſie und brachte ſie zunächſt nach Lons-le Saunier in der Franche-Comté. Sie wußte ihr dabei einzubilden, ſie ſei durch den Verrath jenes Geheimniſſes bei ihrem Vater in Ungnade gefallen, und auch Dieſer habe die Gunſt des Königs verloren; nur bei unbedingtem Gehorſam ſei eine günſtige Wendung ihres Schickſals möglich. Zu gleicher Zeit aber beſtach Frau Delorme einen Geiſtlichen, Dubut, daß er einen Todtenſchein ausſtellte, nach welchem das junge Mädchen am 7. Juni 1773 geſtorben ſein ſollte. Dieſer wurde dem Prinzen Conti — auf welche Weiſe, wird nicht angegeben — mit der ſpeziellen Mittheilung darüber, wie ſie auf der Jagd verunglückt wäre, übermittelt. Nach Verlauf einiger Zeit wurde ihr von ihrer Erzieherin die Wahl geſtellt, entweder den Advokaten B..., einen alten widerwärtigen Mann, zu heirathen oder in ein Kloſter zu gehen. Sie wählte das Letztere und blieb vom September 1773 an einige Monate in dem Marienkloſter in Chalons-ſur Saone, wo Alles ſehr bald davon in Kenntniß geſetzt war, daß ſie die Tochter des Prinzen Conti wäre; indeſſen gelang es der Delorme, ſie nach kurzer Zeit durch Liſt wieder nach Lons-le Saunier und von dort nach Paris zu bringen; in der Nähe der Stadt, in Biroſlan, wurde ſie, nachdem ſie vorher berauſcht gemacht war, am 18. Januar 1774 dem oben genannten Herrn B... angetraut. Die Kämpfe gegen dieſen Mann, Fluchtverſuche, längerer Aufenthalt in verſchiedenen Klöſtern, vergebliche Verſuche, mit ihrem Bruder in Verbindung zu treten, und verſchiedene Abenteuer in den erſten Jahren der Revolution, die der Heldin zu mehreren aufopfernden Handlungen Veranlaſſung geben, füllen

den weiteren Inhalt des Buchs, dessen Mittheilungen noch bis zum Frühjahr des Jahres 1798 reichen. Alles dies ist jedoch für uns von geringerer Bedeutung, da nur wenige oder unwesentliche Züge aus der Zeit nach 1774 benutzt sind.

Die Art und Weise nun, wie Goethe mit diesem Stoff verfuhr, wurde bestimmt durch den gewaltigen Plan, den er an denselben knüpfte. Er stellte sich nämlich keine geringere Aufgabe, als die französische Revolution in ihrer Vorbereitung und geschichtlichen Entwickelung und endlich die Herbeiführung friedlicher Zustände, die aus der Regeneration und sittlichen Hebung der einzelnen Parteien hervorgingen, in dichterischem Gewande darzustellen. Daß er dies wollte, sieht man nicht allein aus seiner bereits oben mitgetheilten Bemerkung, sondern vor Allem aus dem „Schema der Fortsetzung der natürlichen Tochter." Hier mußten sich aber auch der größten dichterischen Gestaltungskraft geradezu unüberwindliche Schwierigkeiten entgegenstellen. Die Wirklichkeit, die Zustände der unmittelbarsten Gegenwart sollten zur Erscheinung kommen, und doch durfte er weder die noch lebenden und wirkenden Personen dazu wählen, noch genügte es ihm damals, wie er es später that, eine allegorische Behandlung zu wählen. Das Erstere hätte einem tief im Wesen der Poesie liegenden Gesetze widerstrebt, das Andere seinen eigenen Schöpfungsdrang nicht befriedigt. Es blieb nur ein Mittelweg übrig, darin bestehend, daß die Personen jener Memoiren als solche unkenntlich gemacht und mit den Erfordernissen versehen wurden, die sie geeignet machten, in einer bedeutungsvollen Handlung mit der nöthigen Würde thätig zu sein. Aber während auf diesem Wege ein Zweck des Dichters erreicht wurde, ergab sich andererseits ein großer Uebel-

stand. Die Personen der Wirklichkeit zu idealisiren, warmöglich; aber es geschah von Seiten des Dichters dadurch, daß er sie zu Typen oder Repräsentanten einer bestimmten Gattung machte. So haben wir einen König, einen Herzog, einen Weltgeistlichen u. s. w.; aber wir sollen wenigstens nicht einmal daran denken, welchem Lande sie angehören, und ebenso wenig uns etwa die uns bekannten Personen der Memoiren unter ihnen vorstellen. Nur „Eugenie" macht hier vielleicht eine Ausnahme, wie sie denn auch die einzige Person des Dramas ist, welche als Individuum bezeichnet ist; aber das Interesse an ihr wird wieder durch einen andern Umstand abgeschwächt. In den Memoiren ist der Hauptpunkt, um den sich Alles dreht, die Anerkennung der fürstlichen Geburt der Verfolgten, und Goethe hat nicht umhin gekonnt, auch in der Dichtung dies als Hauptmotiv für alles Geschehende beizubehalten. Da fragt man sich denn mit Recht: Ist in einer Zeit, in der es sich um das Leben und die Wohlfahrt von Millionen, ja, wenn man will, um eine Neugestaltung aller menschlichen Einrichtungen handelt, das immerhin ungerechte Geschick eines unbedeutenden Mädchens, ist die Frage, ob sie als Prinzessin von Geblüt anerkannt wird oder nicht, von solcher Bedeutung, daß sie unser Interesse auf die Dauer beschäftigen kann? Wir können Eugenien als einem menschlichen Wesen, das der Wirklichkeit angehört, unsre Theilnahme nicht versagen; für die Bühne ist, gegenüber dem großartigen historischen Hintergrund des Ganzen, die Frage, um die es sich handelt, zu geringfügig.

So tritt der Dichter mit einer doppelten Forderung an uns heran. Da er in der Mehrzahl der Personen des Dramas keine bestimmten Individuen schildert, so kann er nicht verlangen, daß wir uns für sie als Menschen interessiren,

sondern nur insoweit, als Empfindungen und Leidenschaften in ihnen herrschen, die der menschlichen Natur als solcher zukommen. Das Interesse ist also abstrakter oder rein psychologischer Art. Auf der anderen Seite verlangt er wieder unsere Theilnahme für ein menschliches Wesen und für persönliche Schicksale, die im Verhältniß zu der Zeit, die uns vorschwebt, einen untergeordneten Eindruck machen und keineswegs ein charakteristischer Ausdruck von dem Allen sind, was auch dem Einzelnen in einer solchen Zeit begegnen kann. Wird es viele Menschen geben, die diese Forderungen gleichzeitig erfüllen, oder vielmehr, ist der Dichter berechtigt, ihre Erfüllung zu verlangen? Er hat alle Künste angewandt, um es uns zu erleichtern; denn die dramatische Komposition in der „natürlichen Tochter" ist meisterhaft angeordnet, und daß die Sprache in ihr der seiner vollendetsten Dichtungen gleichkommt, ist zu aller Zeit anerkannt worden; aber auf jene beiden Fragen kann gerechterweise nur eine verneinende Antwort erfolgen.

Nach den vorangehenden Bemerkungen kann es nicht auffällig sein, daß die Kritik die verschiedenartigsten Urtheile über diese Dichtung ausgesprochen hat. Alle Abstufungen von der unbedingtesten Anerkennung und Lobpreisung bis zur gänzlichen Verwerfung finden sich vertreten; ja sogar die roheste Verhöhnung, wie z. B. von Seiten G. Merkel's in der „Vorläufigen Anzeige eines noch ungedruckten Kunstwerks, Kakogenia oder die unnatürliche Tochter," blieb nicht aus. (Näheres in „Koberstein's Grundriß der Geschichte der deutschen Nationalliteratur," III. S. 2121.) Noch mehr aber zeigt sich die Unsicherheit des Urtheils darin, daß dieselben Personen sich zu verschiedenen Zeiten in ganz verschiedenem Sinne geäußert haben. Dies geschah

z. B. von Seiten Herder's und seiner Gattin und von L. F. Huber in zwei ganz von einander abweichenden Rezensionen. Aehnlich war es bei den Aufführungen, die im Laufe des Jahres 1803 in Weimar, Lauchstädt und Berlin stattfanden. Die in den erstgenannten Orten befriedigten Schiller, den Herzog (Briefwechsel des Großherzogs Karl August mit Goethe, I. 294) und namentlich Fichte. Schiller schrieb in diesem Sinne am 18. August 1803 an Wilhelm von Humboldt: „Die hohe Symbolik, mit der Goethe den Stoff behandelt hat, so daß alles Stoffartige vertilgt und Alles nur Glied eines idealen Ganzen ist, dies ist wirklich bewundernswerth. Es ist ganz Kunst und ergreift dabei die innerste Natur durch die Kraft der Wahrheit." Ebenso hat Fichte gegen Schiller und Zelter (Goethe-Zelter'scher Briefwechsel, I. 86) seine unbedingte Bewunderung ausgesprochen. Das Letztere ist um so bemerkenswerther, als das Stück in Berlin bei den beiden ersten Aufführungen entschiedenes Mißfallen erregte und erst bei der dritten eine größere Anzahl von Verehrern gewann; dies geht augenscheinlich aus dem Berichte Zelter's hervor, der in seinen Mittheilungen über die beiden ersten Darstellungen gegen Goethe, mit dem seine Verbindung erst kürzlich begonnen hatte, nicht recht mit der Sprache heraus will (Briefwechsel, I. 63—65, 91 ff.). Unter den unbedingten Gegnern des Stückes sind, wenn wir die wenig bedeutenden Bemerkungen der Frau von Staël außer Acht lassen, vorzugsweise Knebel und Friedrich Schlegel zu nennen, während Körner (Schiller's Briefwechsel mit denselben, IV. 348) mehr unparteiisch bemerkt: „Der Stoff ist zum Theil drückend und widrig, und es thut mir fast leid um die große Kraft, die Goethe daran verwendet." Jedenfalls

aber hat sich das Prognostikon bestätigt, welches er demselben stellt: „Es wird von Vielen gehaßt, von noch Mehreren nicht verstanden und nur von Wenigen bewundert werden.“

Ein solches Schwanken des Urtheils ist bis in die neueste Zeit geblieben. Einzelne Stichwörter, wie Huber's „marmorglatt und marmorkalt“ oder die „Silberbleistiftzüge“, die Herder und nach ihm Gervinus (Geschichte der deutschen Dichtung, V. 368) in der „natürlichen Tochter“ im Gegensatz zu den groben Strichen der Jugendwerke Goethe's fanden, sind übermäßig oft wiederholt worden; aber ein tieferes Eingehen in die Intentionen des Dramas, wie es beispielsweise von Rosenkranz, Hettner, Cholevius und Düntzer versucht wurde, hat noch immer zu sehr verschiedenen Resultaten geführt.

Nach alledem möchten die häufigen Aufforderungen, die seit dem Jahre 1804 an Goethe in Betreff der Fortsetzung seines Dramas ergangen sind, zum Theil auch ihren Grund in dem Mangel an Befriedigung finden, den das bisher Gegebene gewährt hatte. Die im Ganzen ungünstige Aufnahme war ihm nicht entgangen, und er sann allerdings darauf, den Mängeln abzuhelfen. Die Weglassung und Kürzung einzelner Scenen, wie man es z. B. in Berlin versuchte, schien eher schädlich zu wirken, und so sprach Goethe einmal sogar gegen Zelter (Briefwechsel, I. 133) den Gedanken aus, daß er den ersten Theil ganz zerstören und aus dem Ganzen der zuerst intendirten Theile ein einziges Stück machen wolle. „Freilich,“ fährt er fort, „würden die Situationen, die nach der ersten Anlage vielleicht zu sehr ausgeführt sind, nunmehr allzu skizzenhaft erscheinen.“ In späterer Zeit sah er den Fehler in etwas Anderem, welches

wol auch nicht die Hauptsache ist. „Meine Eugenie," äußerte er zu Eckermann (Gespräche mit Goethe, I. 137), „ist eine Kette von lauter Motiven, und dies kann auf der Bühne kein Glück machen." — Indessen ebenso wenig wie aus jener gelegentlichen Aeußerung und aus einigen anderen, die sich hie und da zerstreut finden, läßt sich der Schluß ziehen, daß Goethe jemals ernstlich an die Fortsetzung seiner Arbeit gedacht oder dieselbe vielleicht sogar begonnen habe. Somit sind wir für die Kenntniß seiner wirklichen Absichten immer nur auf das „Schema zur Fortsetzung der natürlichen Tochter" angewiesen.

Auch an dem Texte von 1804, der bereits oben erwähnt wurde, und auf den noch in demselben Jahre zwei Nachdrücke folgten, sind keine irgend erwähnenswerthen Veränderungen mehr vorgenommen, sondern ist derselbe vollständig in der ursprünglichen Gestalt zuerst 1807 in den 6. Band der damals erscheinenden Ausgabe der Werke übergegangen.

Die natürliche Tochter.

Trauerspiel.

Personen.

König.
Herzog.
Graf.
Eugenie.
Hofmeisterin.
Sekretär.
Weltgeistlicher.
Gerichtsrath.
Gouverneur.
Aebtissin.
Mönch.

Erſter Aufzug.

Dichter Wald.

Erſter Auftritt.

König. Herzog.

König. Das flücht'ge Ziel, das Hunde, Roß und Mann,
Auf ſeine Fährte bannend, nach ſich reißt,
Der edle Hirſch, hat über Berg und Thal
So weit uns irregeführt, daß ich mich ſelbſt,
Obgleich ſo landeskundig, hier nicht finde.
Wo ſind wir, Oheim? Herzog, ſage mir,
Zu welchen Hügeln ſchweiften wir heran?

Herzog. Der Bach, der uns umrauſcht, mein König, fließt
Durch Deines Dieners Fluren, die er Deiner
Und Deiner Ahnherrn königlicher Gnade
Als erſter Lehnsmann Deines Reiches dankt.
An jenes Felſens andrer Seite liegt
Am grünen Hang ein artig Haus verſteckt,
Dich zu bewirthen keineswegs gebaut,
Allein bereit, Dich huld'gend zu empfangen.

König. Laß dieſer Bäume hochgewölbtes Dach
Zum Augenblick des Raſtens freundlich ſchatten!
Laß dieſer Lüfte liebliches Geweb'
Uns leis umſtricken, daß an Sturm und Streben
Der Jagdluſt auch der Ruhe Luſt ſich füge!

Herzog. Wie Du auf einmal völlig abgeſchieden
Hier hinter dieſem Bollwerk der Natur,
Mein König, Dich empfindeſt, fühl' ich mit.
Hier drängt ſich der Unzufriednen Stimme,
Der Unverſchämten offne Hand nicht nach.
Freiwillig einſam merkeſt Du nicht auf,
Ob Undankbare ſchleichend ſich entfernen.
Die ungeſtüme Welt reicht nicht hierher,
Die immer fordert, nimmer leiſten will.

König. Soll ich vergessen, was mich sonst bedrängt,
So muß kein Wort erinnernd mich berühren.
Entfernies Weltgetöse Widerhall
Verklinge nach und nach aus meinem Ohr!
Ja, lieber Oheim, wende Dein Gespräch
Auf Gegenstände, diesem Ort gemäher!
Hier sollen Gatten an einander wandeln,
Ihr Stufenglück*) in wohlgerathnen Kindern
Entzückt betrachten, hier ein Freund dem Freunde,
Verschlossnen Busen traulich öffnend, nahn.
Und gabst Du nicht erst neulich stille Winke,
Du hofftest, mir in ruh'gen Augenblicken
Verborgenes Verhältniß zu bekennen,
Drangvoller Wünsche holden Inbegriff,
Erfüllung hoffend, heiter zu gestehn?

Herzog. Mit größrer Gnade konntest Du mich nicht,
O Herr, beglücken, als indem Du mir
In diesem Augenblick die Zunge lösest.
Was ich zu sagen habe, könnt' es wol
Ein Andrer besser hören als mein König,
Dem unter allen Schätzen seine Kinder
Am Herrlichsten entgegenleuchten, der
Vollkommner Vaterfreuden Hochgenuß
Mit seinem Knechte herrlich theilen wird?

König. Du sprichst von Vaterfreuden! Hast Du je
Sie denn gefühlt? Verkümmerte Dir nicht
Dein eing'ger Sohn durch rohes, wildes Wesen,
Verworrenheit, Verschwendung, starren Trutz
Dein reiches Leben, Dein erwünschtes**) Alter?
Verändert er auf einmal die Natur?

Herzog. Von ihm erwart' ich keine frohen Tage!
Sein trüber Sinn erzeugt nur Wolken, die,
Ach, meinen Horizont so oft verfinstern.
Ein anderes Gestirn, ein andres Licht
Erheitert mich. Und wie in dunklen Grüften,
Das Märchen sagt's, Karfunkelsteine leuchten,
Mit herrlich mildem Schein der öden Nacht

*) Nach Sanders' Wörterbuch „Aufenweis steigendes Glück", ähnlich auch Dünzer in der oben erwähnten Schrift, S. 81; es scheint indessen mehr darauf hingedeutet zu werden, daß das Glück der Eltern über ihre Kinder verschiedenen Alters zu gleicher Zeit ein verschiedenartiges ist.

**) In dem Sinne von „angenehm", ebenso wie Werke, Th. XV. S. 95, Z. 3, „unerwünscht" für „unangenehm" steht.

Geheimnißvolle Schauer bald beleben,
So ward auch mir ein Wundergut beſchert,
Mir Glücklichem, das ich mit Sorgfalt, mehr
Als den Beſitz ererbt-,*) errungner Güter,
Als**) meiner Augen, meines Lebens Licht,
Mit Freud' und Furcht, mit Luſt und Sorge pflege.

König. Sprich vom Geheimniß nicht geheimnißvoll!

Herzog. Wer ſpräche vor der Majeſtät getroſt
Von ſeinen Fehlern, wenn ſie nicht allein
Den Fehl in Recht und Glück verwandeln könnte!

König. Der wonnevoll geheim verwahrte Schatz — ?

Herzog. Iſt eine Tochter.

König. Eine Tochter? Wie?
Und ſuchte, Fabelgöttern***) gleich, mein Oheim,
Zum niedern Kreis verſtohlen hingewandt,
Sich Liebesglück und väterlich Entzücken?

Herzog. Das Große wie das Niedre nöthigt uns,
Geheimnißvoll zu handeln und zu wirken.
Nur allzu hoch ſtand jene heimlich mir
Durch wunderſam Geſchick verbundne Frau,
Um welche noch Dein Hof in Trauer wandelt
Und meiner Bruſt geheime Schmerzen theilt.

König. Die Fürſtin? Die verehrte, nah verwandte,
Nur erſt verſtorbne?

Herzog. War die Mutter! Laß,
O laß mich nur von dieſem Kinde reden,
Das, ſeiner Eltern werth und immer werther,
Mit edlem Sinne ſich des Lebens freut.
Begraben ſei das Uebrige mit ihr,
Der hochbegabten, hochgeſinnten Frauen!
Ihr Tod eröffnet mir den Mund; ich darf
Vor meinem König meine Tochter nennen,
Ich darf ihn bitten, ſie zu mir herauf,
Zu ſich herauf zu heben, ihr das Recht
Der fürſtlichen Geburt vor ſeinem Hofe,

*) Eigentlich „ererbter, errungner" — ein bei Goethe häufig vorkommender Gebrauch; ebenſo S. 22, Z. 3 „doppelt-, neuvereinter Kraft"; S. 54, Z. 40 „zum Unvermeidlich-, Ungeheuren"; S. 58, Z. 18 „das Ungeheure-, Unerwartete".

**) Nicht wie in der vorigen Zeile vergleichend; der Vater pflegt in der Tochter „das Licht ſeiner Augen, ſeines Lebens", ſo wie er ſie auch (S. 27, Z. 17) „das Leben ſeines Lebens" nannt.

***) Schiller (1, 1, 42) in den „Göttern Griechenlands": „Zu Deukalion's Geſchlechte ſtiegen / Damals noch die Himmliſchen herab."

Vor seinem Reiche, vor der ganzen Welt
Aus seiner Gnadenfülle zu bewähren.
König. Vereint in sich die Nichte, die Du mir,
So ganz erwachsen, zuzuführen denkst,
Des Vaters und der Mutter Tugenden,
So muß der Hof, das königliche Haus,
Indem uns ein Gestirn entzogen wird,
Den Aufgang eines neuen Sterns bewundern.
Herzog. O kenne sie, eh Du zu ihrem Vortheil
Dich ganz entscheidest! Laß ein Vaterwort
Dich nicht bestechen! Manches hat Natur
Für sie gethan, das ich entzückt betrachte,
Und Alles, was in meinem Kreise webt,
Hab' ich um ihre Kindheit hergelagert.
Schon ihren ersten Weg geleiteten
Ein ausgebildet Weib, ein weiser Mann.
Mit welcher Leichtigkeit, mit welchem Sinn
Gefreut sie sich des gegenwärtigen,*)
Indeß ihr Phantasie das künft'ge Glück
Mit schmeichelhaften Dichterfarben malt.
An ihrem Vater hängt ihr frommes Herz,
Und wenn ihr Geist den Lehren edler Männer,
Sich stufenweis entwickelnd, friedlich horcht,
So mangelt Uebung ritterlicher Tugend
Dem wohlgebauten, festen Körper nicht.
Du selbst, mein König, hast sie unbekannt
Im wilden Drang der Jagd um Dich gesehn,
Ja, heute noch! — die Amazonen-Tochter,
Die in den Fluß dem Hirsche sich zuerst
Auf raschem Pferde flüchtig nachgestürzt!
König. Wir sorgten Alle für das edle Kind!
Ich freue mich, sie mir verwandt zu hören.
Herzog. Und nicht zum ersten Mal empfand ich heute,
Wie Stolz und Sorge, Vaterglück und Angst
Zu übermenschlichem**) Gefühl sich mischen.
König. Gewaltsam und behende riß das Pferd
Sich und die Reiterin auf jenes Ufer
In dichtbewachsner Hügel Dunkelheit.
Und so verschwand sie mir.

*) Wir glauben, daß zu diesem Worte „Glücks" zu ergänzen ist, wogegen wol nur die Orthographie sämmtlicher Ausgaben spricht.
**) Mehr als Menschen ertragen können.

Herzog. Noch einmal hat
Mein Auge sie gesehen, eh ich sie
Im Labyrinth der bald'gen Jagd verlor.
Wer weiß, welch ferne Gegend sie durchirrend,
Verdrossnes Muthes, am Ziel*) sich nicht zu finden,
Wo ihrem angebeteten Monarchen sich
In ehrerbietiger Entfernung anzunahern,
Allein ihr jetzt erlaubt ist, bis er sie
Als Blüthe seines hochbejahrten Stammes
Mit königlicher Huld zu grüßen würdigt.
König. Welch ein Getümmel seh' ich dort entstehn,
Welch einen Zulauf nach den Felsenwänden?
(Er winkt nach der Scene.)

Zweiter Auftritt.

Die Vorigen. Graf.

König. Warum versammelt sich die Menge dort?
Graf. Die kühne Reiterin ist eben jetzt
Von jener Felsenwand herabgestürzt.
Herzog. Gott!
König. Ist sie sehr beschädigt?
Graf. Eilig hat
Man Deinen Wundarzt, Herr, dahin gerufen.
Herzog. Was saudr' ich? Ist sie todt, so bleibt mir nichts,
Was mich im Leben länger halten kann.

Dritter Auftritt.

König. Graf.

König. Kennst Du den Anlaß der Begebenheit?
Graf. Vor meinen Augen hat sie sich ereignet.
Ein starker Trupp von Reitern, welcher sich
Durch Zufall von der Jagd getrennt gesehn,
Geführt von dieser Schönen, zeigte sich
Auf jener Klippen waldbewachsner Höhe.
Sie hören, sehen unten in dem Thal
Den Jagdgebrauch vollendet,**) sehn den Hirsch
Als Beute liegen seiner kläffenden
Verfolger. Schnell zerstreuet sich die Schaar,

*) Der zum Sammelplatz nach Beendigung der Jagd bestimmte Ort.
**) Das Ertönen des Halali bezeichnet das Ende der Jagd.

Und Jeder sucht sich einzeln seinen Pfad
Hier oder dort, mehr oder weniger
Durch einen Umweg. Sie allein besinnt
Sich keinen Augenblick und nöthiget
Ihr Pferd von Klipp' zu Klippe grad herein.
Des Frevels Glück betrachten wir erstaunt;
Denn ihr gelingt es eine Weile; doch
Am untern steilen Abhang gehn dem Pferde
Die letzten, schmalen Klippenstufen aus;
Es stürzt herunter, sie mit ihm. So viel
Konnt' ich bemerken, eh der Menge Drang
Sie mir verdeckte. Doch ich hörte bald
Nach Deinem Arzte rufen. So erscheint' ich nun
Auf Deinen Wink, den Vorfall zu berichten.

König. O, möge sie ihm bleiben! Fürchterlich
Ist Einer, der nichts zu verlieren hat.

Graf. So hat ihm dieser Schrecken das Geheimniß
Auf einmal abgezwungen, das er sonst
Mit so viel Klugheit zu verbergen strebte?

König. Er hatte schon sich völlig mir vertraut.

Graf. Die Lippen öffnet ihm der Fürstin Tod,
Nun zu bekennen, was für Hof und Stadt
Ein offenbar Geheimniß lange war.
Es ist ein eigner, grillenhafter Zug,
Daß wir durch Schweigen das Geschehene
Für uns und Andre zu vernichten glauben.

König. O laß dem Menschen diesen edlen Stolz!
Gar Vieles kann, gar Vieles muß geschehn,
Was man mit Worten nicht bekennen darf.

Graf. Man bringt sie, fürcht' ich, ohne Leben her!

König. Welch unerwartet, schreckliches Ereigniß!

Vierter Auftritt.

Die Vorigen. **Eugenie** auf zusammengeflochtenen Aesten, für todt hereingetragen. **Herzog. Wundarzt. Gefolge.**

Herzog (zum Wundarzt). Wenn Deine Kunst nur irgend was vermag,
Erfahrner Mann, dem unsers Königs Leben,
Das unschätzbare Gut, vertraut ist, laß
Ihr helles Auge sich noch einmal öffnen,
Daß Hoffnung mir in diesem Blick erscheine,
Daß aus der Tiefe meines Jammers ich
Nur Augenblicke noch gerettet werde!

Vermagst Du dann nichts weiter, kannst Du sie
Nur wenige Minuten mir erhalten,
So laßt mich eilen, vor ihr hinzusterben,
Daß ich im Augenblick des Todes noch
Getröstet rufe: „Meine Tochter lebt!“

König. Entferne Dich, mein Oheim, daß ich hier
Die Vaterpflichten treulich übernehme!
Nichts unversucht läßt dieser wackre Mann;
Gewissenhaft, als läg' ich selber hier,
Wird er um Deine Tochter sich bemühen.

Herzog. Sie regt sich!

König. Ist es wahr?

Graf. Sie regt sich!

Herzog. Starr
Blickt sie zum Himmel, blickt verirrt umher.
Sie lebt! Sie lebt!

König (ein Wenig zurücktretend). Verdoppelt Eure Sorge!

Herzog. Sie lebt! Sie lebt! Sie hat dem Tage wieder
Ihr Aug' eröffnet. Ja, sie wird nun bald
Auch ihren Vater, ihre Freunde kennen.
Nicht so umher, mein liebes Kind, verschwende
Die Blicke staunend, ungerißt! Auf mich,
Auf Deinen Vater, wende sie zuerst!
Erkenne mich, laß meine Stimme Dir
Zuerst das Ohr berühren, da Du uns
Aus jener stummen Nacht zurücke kehrst!

Eugenie (die indeß nach und nach zu sich gekommen ist und sich aufgerichtet hat). Was ist aus uns geworden?

Herzog. Kenne mich
Nur erst! — Erkennst Du mich?

Eugenie. Mein Vater!

Herzog. Ja!
Dein Vater, den mit diesen holden Tönen
Du aus den Armen der Verzweiflung rettest.

Eugenie. Wer bracht' uns unter diese Bäume?

Herzog (dem der Wundarzt ein weißes Tuch gegeben). Bleib
Gelassen, meine Tochter! Diese Stärkung,
Nimm sie mit Ruhe, mit Vertrauen an!

Eugenie. (Sie nimmt dem Vater das Tuch ab, das er ihr vorgehalten, und verbirgt ihr Gesicht darin. Dann steht sie schnell auf, indem sie das Tuch vom Gesicht nimmt.) Da bin ich wieder! — Ja, nun weiß ich Alles.
Dort oben hielt ich, dort vermaß ich mich,

Herabzureiten, grad herab. Verzeih!
Nicht wahr, ich bin gestürzt? Vergiebst Du mir's?
Für todt hob man mich auf? Mein guter Vater!
Und wirst Du die Verwegne lieben können,
Die solche bittre Schmerzen Dir gebracht?

Herzog. Zu wissen glaubt' ich, welch ein edler Schatz
In Dir, o Tochter, mir beschieden ist;
Nun steigert mir gefürchteter Verlust
Des Glücks Empfindung ins Unendliche.

König (der sich bisher im Grunde mit dem Wundarzt und dem Grafen unterhalten, zu dem Letzten). Entferne Jedermann! Ich will sie sprechen.

Fünfter Auftritt.

Konig. Herzog. Eugenie.

König (näher tretend). Hat sich die wackre Reiterin erholt?
Hat sie sich nicht beschädigt?

Herzog. Nein, mein König!
Und was noch übrig ist von Schreck und Weh,
Nimmst Du, o Herr, durch Deinen milden Blick,
Durch Deiner Worte sanften Ton hinweg.

König. Und wem gehört es an, das liebe Kind?

Herzog (nach einer Pause).
Da Du mich fragst, so darf ich Dir bekennen;
Da Du gebietest, darf ich sie vor Dich
Als meine Tochter stellen.

König. Deine Tochter?
So hat für Dich das Glück,*) mein lieber Oheim,
Unendlich mehr als das Gesetz getban.

Eugenie. Wel muß ich fragen, ob ich wirklich denn
Aus jener tödtlichen Betäubung mich
Ins Leben wieder aufgerafft, und ob,
Was mir begegnet, nicht ein Traumbild sei?
Mein Vater nennt vor seinem Könige
Mich seine Tochter. O, so bin ich's auch!
Der Oheim eines Königes bekennt

*) Das Glück hat ihr alle persönlichen Vorzüge verliehen (vgl. S. 31, Z. 2), das Gesetz, d. h. die vom Könige zu erwartende oder vielmehr von ihm schon als geschehen betrachtete Anerkennung als Prinzessin von Blut, kann jenen nur noch ein verhältnißmäßig geringes hinzufügen. — Eine andre Deutung besteht darin, daß man unter „Glück" eine Beziehung auf die Liebe des Herzogs zu Eugenens Mutter, unter Gesetz eine Anspielung auf des Herzogs ehe Ehe, aus der sein ehelicher Sohn entsprossen war, finden könnte. Dagegen spricht indessen wieder die Stelle S. 70, Z. 5.

Mich für sein Kind; so bin ich denn die Nichte
Des großen Königs. O verzeihe mir
Die Majestät, wenn aus geheimnißvollem,
Verborgnem Zustand ich ans Licht auf einmal
Hervorgerissen und geblendet, mich,
Unsicher, schwankend, nicht zu fassen weiß.

(Sie wirft sich vor dem König nieder.)

König. Mag diese Stellung die Ergebenheit
In Dein Geschick von Jugend auf bezeichnen,
Die Demuth, deren unbequeme Pflicht
Du, Deiner höheren Geburt bewußt,
So manches Jahr im Stillen ausgeübt!
Doch sei*) auch nun, wenn ich von meinen Füßen
Zu meinem Herzen Dich herauf gehoben,

(er hebt sie auf und drückt sie sanft an sich)

Wenn ich des Oheims heil'gen Vaterkuß
Auf dieser Stirne schönen Raum gedrückt,
So sei dies auch ein Zeichen, sei ein Siegel:
Dich, die Verwandte, hab' ich anerkannt
Und werde halt, was hier geheim geschah,
Vor meines Hofes Augen wiederholen.

Herzog. So große Gabe fordert ungetheilten
Und unbegrenzten Dank des ganzen Lebens.

Eugenie. Von edlen Männern hab' ich viel gelernt,
Auch Manches lehrte mich mein eigen Herz;
Doch meinen König anzureden, bin
Ich nicht entfernterweise vorbereitet.
Doch wenn ich schon das ganz Gehörige
Dir nicht zu sagen weiß, so möcht' ich doch
Vor Dir, o Herr, nicht ungeschickt verstummen.
Was fehlte Dir? Was wäre Dir zu bringen?
Die Fülle**) selber, die zu Dir sich drängt,
Fließt, nur für Andre strömend, wieder fort.
Hier stehen Tausende, Dich zu beschützen,
Hier wirken Tausende nach Deinem Wink;
Und wenn der Einzelne Dir Herz und Geist
Und Arm und Leben fröhlich opfern wollte,

*) Dieser Satz, der offenbar eine persönliche Anrede enthalten sollte, durch die ein Gegensatz gegen die Demuth auszudrücken war, ist abgebrochen und wird in veränderter Form erst vier Zeilen später wieder aufgenommen.

**) Hier und in den folgenden Zeilen sind die Hauptmotive angedeutet, die Eugenie später (S. 47) in ihrem Sonett weiter ausführt.

In solcher großen Menge zählt er nicht,
Er muß vor Dir und vor sich selbst*) verschwinden.
König. Wenn Dir die Menge, gutes, edles Kind,
Bedeutend scheinen mag, so tadl' ich's nicht;
Sie ist bedeutend, mehr noch aber sind's
Die Wenigen, geschaffen, dieser Menge
Durch Wirken, Bilden, Herrschen vorzustehn.
Berief hiezu den König die Geburt,
So sind ihm seine nächsten Anverwandten
Geborne Räthe, die, mit ihm vereint,
Das Reich beschützen und beglücken sollten.
O träte doch in diese Regionen
Zum Rathe dieser hohen Wächter nie
Vermummte Zwietracht, leise wirkend, ein!
Dir, edle Nichte, geb' ich einen Vater
Durch allgewalt'gen, königlichen Spruch;
Erhalte mir nun auch, gewinne mir
Des nahverwandten Mannes Herz und Stimme!
Gar viele Widersacher hat ein Fürst;
O laß ihm jene Seite nicht verstärken!
Herzog. Mit welchem Vorwurf kränkest Du mein Herz!
Eugenie. Wie unverständlich sind mir diese Worte!
König. O lerne sie nicht allzu früh verstehn!
Die Pforten unsers königlichen Hauses
Eröffn' ich Dir mit eigner Hand; ich führe
Auf glatten**) Marmorboden Dich hinein.
Noch staunst Du Dich,***) noch staunst Du Alles an,
Und in den innern Tiefen†) ahnest Du
Nur stehre Würde mit Zufriedenheit.
Du wirst es anders finden! Ja, Du bist
In eine Zeit gekommen, wo Dein König
Dich nicht zum heitern, frohen Feste ruft,
Wenn er den Tag, der ihm das Leben gab,
In Kurzem feiern wird; doch soll der Tag
Um Deinetwillen mir willkommen sein;
Dort werd' ich Dich im offnen Kreise sehn,

*) Ihm selbst kann das, was er thun will, nicht mehr groß erscheinen, da so viele Andere zu dem Gleichen bereit sind.

**) Während Dichter in dem Wort nur ein beschreibendes Adjektiv sieht, möchte doch mit durch dasselbe die Möglichkeit des Fallens und Schwankens, die Schwierigkeit der Bewegung auf jenem Boden bezeichnet sein.

***) Weil Du früher nicht in solchen Umgebungen gewesen bist.

†) d. h. des Hauses.

Und Aller Augen werden auf Dir haften.
Die ſchönſte Zierde gab Dir die Natur;
Und daß der Schmuck der Fürſtin würdig ſei,
Die Sorge laß dem Vater, laß dem König!

Eugenie. Der freud'gen Ueberraſchung lauter Schrei,
Bedeutender Geberde dringend Streben,
Vermöchten ſie die Wonne zu bezeugen,
Die Du dem Herzen ſchaffend aufgeregt?
Zu Deinen Füßen, Herr, laß mich verſtummen!
(Sie will knieen.)

König (hält ſie ab). Du ſollſt nicht knieen.

Eugenie. Laß, o laß mich hier
Der völligſten Ergebung Glück genießen!
Wenn wir in raſchen, muthigen Momenten
Auf unſern Füßen ſtehen, ſtrack und kühn
Als eigner Stütze froh uns ſelbſt vertraun,
Dann ſcheint uns Welt und Himmel zu gehören.
Doch was in Augenblicken der Entzückung
Die Kniee beugt, iſt auch ein ſüß Gefühl.
Und was wir unſerm Vater, König, Gott
Von Dankbegier, von ungemeſſner Liebe
Zum reinſten Opfer bringen möchten, drückt
In dieſer Stellung ſich am Beſten aus.
(Sie fällt vor ihm nieder.)

Herzog (zu Ihr). Erneute Huldigung geſtatte mir!

Eugenie. Zu ewigen Vaſallen nimm uns an!

König. Erhebt Euch denn und ſtellt Euch neben mich
Ins Chor der Treuen, die an meiner Seite
Das Rechte, das Beſtändige beſchützen!
O, dieſe Zeit hat fürchterliche Zeichen!*)
Das Niedre ſchwillt, das Hohe ſenkt ſich nieder,
Als könnte Jeder nur am Platz des Andern
Befriedigung verworrner Wünſche finden,
Nur dann ſich glücklich fühlen, wenn nichts mehr
Zu unterſcheiden wäre, wenn wir Alle,
Von einem Strom vermiſcht dahingeriſſen,
Im Ozean und unbemerkt verloren.

*) Die „Zeichen der Zeit", ein ſpäter durch Bunſen's Schrift (1855) ſo berühmt gewordener Ausdruck, war der Titel, den Goethe urſprünglich für das 1790 geſchriebene, aber erſt 1817 gedruckte Drama „Die Aufgeregten" in Ausſicht genommen hatte. (Vgl. Neues Verzeichniß einer Goethe-Bibliothek, S. 67.)

O, laßt uns widerstehen, laßt uns tapfer,
Was uns und unser Volk erhalten kann,
Mit doppelt-, neuvereinter Kraft erhalten!
Laßt endlich uns den alten Zwist vergessen,
Der Große gegen Große reizt, von innen
Das Schiff durchbohrt, das gegen äußre Wellen
Geschlossen kämpfend nur sich halten kann.

Eugenie. Welch frisch wohlthät'ger Glanz umleuchtet mich
Und regt mich auf, anstatt mich zu verblenden!
Wie! Unser König achtet uns so sehr,
Um zu gestehen, daß er uns bedarf!
Wir sind ihm nicht Verwandte nur, wir sind
Durch sein Vertraun zum höchsten Platz erhoben.
Und wenn die Edlen seines Königreichs
Um ihn sich drängen, seine Brust zu schützen,
So fordert er uns auf zu größerm Dienst.
Die Herzen dem Regenten zu erhalten,
Ist jedes Wohlgesinnten höchste Pflicht;
Denn wo er wankt, wankt das gemeine Wesen,
Und wenn er fällt, mit ihm stürzt Alles hin.
Die Jugend, sagt man, bilde sich zu viel
Auf ihre Kraft, auf ihren Willen ein;
Doch dieser Wille, diese Kraft, auf ewig,
Was sie vermögen, Dir gehört es an.

Herzog. Des Kindes Zuversicht, erhabner Fürst,
Weißt Du zu schätzen, weißt Du zu verzeihen.
Und wenn der Vater, der erfahrne Mann,
Die Gabe dieses Tags, die nächste Hoffnung,
In ihrem ganzen Werthe fühlt und wägt,
So bist Du seines vollen Danks gewiß.

König. Wir wollen bald einander wiedersehn,
An jenem Fest, wo sich die treuen Meinen
Der Stunde freun, die mir das Licht gegeben.
Ich geb' ich, edles Kind, an diesem Tage
Der großen Welt, dem Hofe, Deinem Vater
Und mir. Am Throne glänze Dein Geschick!
Doch bis dahin verlang' ich von Euch Beiden
Verschwiegenheit. Was unter uns geschehn,
Erfahre Niemand! Mißgunst lauert auf,
Schnell regt sie Woge auf Woge, Sturm auf Sturm;
Das Fahrzeug treibt an jähe Klippen hin,
Wo selbst der Steurer nicht zu retten weiß.

Geheimniß nur verbürget unſre Thaten;
Ein Vorſatz, mitgetheilt, iſt nicht mehr Dein;
Der Zufall ſpielt mit Deinem Willen ſchon;
Selbſt wer gebieten kann, muß überraſchen.
Ja, mit dem beſten Willen leiſten wir
So wenig, weil uns tauſend Willen kreuzen.
O wäre mir zu meinen reinen Wünſchen
Auch volle Kraft auf kurze Zeit gegeben,
Bis an den letzten Herd im Königreich
Empfände man des Vaters warme Sorge.
Begnügte ſollten unter niederm Dach,
Begnügte ſollten im Palaſte wohnen.
Und hätt' ich einmal ihres Glücks genoſſen,
Entſagt' ich gern dem Throne, gern der Welt.

Sechſter Auftritt.

Herzog. Eugenie.

Eugenie. O welch ein ſelig jubelvoller Tag!
Herzog. O möcht' ich Tag' auf Tage ſo erleben!
Eugenie. Wie göttlich hat der König uns beglückt!
Herzog. Genieße rein ſo ungehoffte Gaben!
Eugenie. Er ſcheint nicht glücklich, ach, und iſt ſo gut.
Herzog. Die Güte ſelbſt erregt oft Widerſtand.
Eugenie. Wer iſt ſo hart, ſich ihm zu widerſetzen?
Herzog. Der Heil des Ganzen von der Strenge hofft.
Eugenie. Des Königs Milde ſollte Milde zeugen.
Herzog. Des Königs Milde zeugt Verwegenheit!
Eugenie. Wie edel hat ihn die Natur gebildet!
Herzog. Doch auf zu hohen Platz hinaufgeſtellt.
Eugenie. Und ihn mit ſo viel Tugend ausgeſtattet!
Herzog. Zur Häuslichkeit, zum Regimente nicht.
Eugenie. Von altem Heldenſtamme grünt er auf.
Herzog. Die Kraft entgeht vielleicht dem ſpäten Zweige.
Eugenie. Die Schwäche zu vertreten, ſind wir da.
Herzog. Sobald er unſre Stärke nicht verkennt.
Eugenie (nachdenklich). Mich leiten ſeine Reden zum Bedacht.
Herzog. Was ſinneſt Du? Enthülle mir Dein Herz!
Eugenie (nach einer Pauſe).
Auch Du biſt unter Denen, die er fürchtet.
Herzog. Er fürchte Jene, die zu fürchten ſind!
Eugenie. Und ſollten ihm geheime Feinde drohen?

Herzog. Wer die Gefahr verheimlicht,*) ist ein Feind.
Wo sind wir hingerathen, meine Tochter!
Wie hat der sonderbarste Zufall uns
Auf einmal weggerissen nach dem Ziel!**)
Unvorbereitet red' ich, übereilt
Verwirr' ich Dich, anstatt Dich aufzuklären.
So mußte Dir der Jugend heitres Glück
Beim ersten Eintritt in die Welt verschwinden.
Du konntest nicht in süßer Trunkenheit
Der blendenden Befriedigung genießen.
Das Ziel erreichst Du; doch des falschen Kranzes
Verborgne Dornen ritzen Deine Hand.
Geliebtes Kind, so sollt' es nicht geschehn!
Erst nach und nach, so hofft' ich, würdest Du
Dich aus Beschränkung an die Welt gewöhnen,
Erst nach und nach den liebsten Hoffnungen
Entsagen lernen, manchem holden Wunsch.
Und nun auf einmal, wie der jähe Sturz
Dir vorbedeutet, bist Du in den Kreis
Der Sorgen, der Gefahr herabgestürzt.
Mißtrauen athmet man in dieser Luft,
Der Neid verbeißt ein fieberhaftes Blut
Und übergiebt dem Kummer seine Kranken.
Ach, soll ich nun nicht mehr ins Paradies,
Das Dich umgab, am Abend wiederkehren,
Zu Deiner Unschuld heil'gem***) Vorgefühl
Mich von der Welt gedrängter Posse†) retten!
Du wirst fortan, mit mir ins Netz verstrickt,
Gelähmt, verworren, Dich und mich betrauern.

Eugenie. Nicht so, mein Vater! Kommt' ich schon bisher
Unthätig, abgesondert, eingeschlossen,
Ein kindlich Nichts, die reinste Wonne Dir,
Schon in des Daseins Unbedeutenheit

*) Der Herzog, der dies nicht thut, will also in diesem Sinne nicht zu den Feinden des Königs gerechnet werden.

**) Das, was Du erst allmählig kennen lernen und prüfen solltest, ist plötzlich vor Deinen Augen enthüllt.

***) Die unbewußte, aus Natur und Anlage hervorgehende und in diesem Sinne heilige Ahnung von dem wirklichen Leben und Treiben der Welt; Tünzer (S. 87): „die arglose Ahnung einer Welt, wo Jeder nur das Rechte will und wohlwollend dem Andern zur Seite steht."

†) Die Metapher bezeichnet den unruhigen Eifer der Menge und dadurch zugleich die Werthlosigkeit menschlicher Bestrebungen.

Erholung, Troſt und Lebensluſt gewähren,
Wie ſoll die Tochter erſt, in Dein Geſchick
Verflochten, im Gewebe Deines Lebens
Als heitrer, bunter Faden luſtig glänzen!
Ich nehme Theil an jeder edlen That,
An jeder großen Handlung, die den Vater
Dem König und dem Reiche werther macht.
Mein friſcher Sinn, die jugendliche Luſt,
Die mich belebt, ſie theilen Dir ſich mit.
Verſcheuchen jene Träume, die der Welt
Unüberwindlich*) unſcheinbar Laſt
Auf eine Menſchenbruſt zermalmend**) wälzen.
Wenn ich Dir ſonſt in trüben Augenblicken
Ohnmächt'gen guten Willen, arme Liebe,
Dir leere Tändeleien endlich bot,
Nun hoff' ich, eingeweiht in Deine Plane,
Bekannt mit Deinen Wünſchen, mir das Recht
Vollbürt'ger Kindſchaft rühmlich zu erwerben.

Herzog. Was Du bei dieſem nicht'gen Schritt verlierſt,
Erſcheint Dir ohne Werth und ohne Würde;
Was Du erwarteſt, ſchätzeſt Du zu ſehr.

Eugenie. Mit hocherhabnen, hochbeglückten Männern
Gewalt'ge Anſehn, wünſch'gen Einfluß theilen —
Für edle Seelen reizender Gewinn!

Herzog. Gewiß! Vergieb, wenn Du in dieſer Stunde
Mich ſchwächer findeſt, als dem Manne ziemt!
Wir tauſchten ſonderbar die Pflichten um;
Ich ſoll Dich leiten, und Du leiteſt mich.

Eugenie. Wohl denn, mein Vater, tritt mit mir herauf
In dieſe Regionen, wo mir eben
Die neue, heitre Sonne ſich erhebt!
In dieſen muntern Stunden lächle nur,
Wenn ich den Inbegriff von meinen Sorgen
Dir auch eröffne!

Herzog. Sage, was es iſt!

Eugenie. Der wichtigen Momente giebt's im Leben
Gar manche, die mit Freude, die mit Trauer
Des Menſchen Herz beſtürmen. Wenn der Mann

*) An dieſer Stelle, obgleich die älteſte Ausgabe hinter dem Worte ein Komma hat, mol Adverbium, während Düntzer es als Adjektivum und ſomit zugleich als Beleg für den zu S. 23, Note 1, erwähnten Gebrauch anſieht.
**) Im Sinne von „zermalmen."

Sein Aeußeres in solchem Fall vergißt,
Nachläßig oft sich vor die Menge stellt,
So wünscht ein Weib noch, Jedem zu gefallen,
Durch ausgesuchte Tracht, vollkommnen Schmuck
Beneidenswerth vor Andern zu erscheinen.
Das hab' ich oft gehört und oft bemerkt,
Und nun empfind' ich im bedeutendsten
Momente meines Lebens, daß auch ich
Der mädchenhaften Schwachheit schuldig bin.

Herzog. Was kannst Du wünschen, das Du nicht erlangst?

Eugenie. Du bist geneigt, mir Alles zu gewähren;
Ich weiß es. Doch der große Tag ist nah,
Zu nah, um Alles würdig zu bereiten;
Und was von Stoffen, Stickerei und Spitzen,
Was von Juwelen mich umgeben soll,
Wie kann's geschafft, wie kann's vollendet werden?

Herzog. Uns überrascht ein längst gewünschtes Glück;
Doch vorbereitet können wir's empfangen.
Was Du bedarfst, ist Alles angeschafft,
Und heute noch, verwahrt im edlen Schrein,
Erhältst Du Gaben, die Du nicht erwartet.
Doch leichte Prüfung leg' ich Dir dabei
Zum Vorbild mancher künftig schweren auf.
Hier ist der Schlüssel; den verwahre wohl!
Bezähme Deine Neugier! Oeffne nicht,
Eh ich Dich wiedersehe, jenen Schatz!
Vertraue Niemand, sei es, wer es sei!
Die Klugheit räth's, der König selbst gebeut's.

Eugenie. Dem Mädchen sinnst Du harte Prüfung aus;
Doch will ich sie bestehn; ich schwör' es Dir.

Herzog. Mein eigner wüster Sohn umlauert ja
Die stillen Wege, die ich Dich geführt.
Der Güter kleinen Theil, den ich bisher
Dir schuldig zugewandt, mißgönnt er schon.
Erführ' er, daß Du, höher nun empor
Durch unsers Königs Gunst gehoben, bald
In manchem Recht ihm gleich Dich stellen könntest,
Wie wüßt' er wüthen! Würd' er tückisch nicht,
Den schönen Schritt zu hindern, Alles thun?

Eugenie. Laß uns im Stillen jenen Tag erharren!
Und wenn geschehn ist, was mich seine Schwester
Zu nennen mich berechtigt, soll's an mir,

Soll's an gefälligem Betragen, guten Worten,
Nachgiebigkeit und Neigung nicht gebrechen.
Er ist Dein Sohn, und sollt' er nicht nach Dir
Zur Liebe, zur Vernunft gebildet sein?

Herzog. Ich traue Dir ein jedes Wunder zu;
Verrichte sie zu meines Hauses Bestem —
Und lebe wohl! Doch ach, indem ich scheide,
Befällt mich grausend jäher Furcht Gewalt.
Hier lagst Du todt in meinen Armen; hier
Bezwang mich der Verzweiflung Tigerklaue.
Wer nimmt das Bild vor meinen Augen weg!
Dich hab' ich todt gesehn! So wirst Du mir
An manchem Tag, in mancher Nacht erscheinen.
War ich, entfernt von Dir, nicht stets besorgt?
Nun ist's nicht mehr ein kranker Grillentraum,
Es ist ein wahres unauslöschlichs Bild —
Eugenie, das Leben meines Lebens,
Bleich, hingesunken, athemlos, entseelt.

Eugenie. Erneue nicht, was Du entfernen sollteſt!
Laß diesen Sturz, laß diese Rettung Dir
Als werthes Pfand erscheinen meines Glücks!
Lebendig siehst Du sie vor Deinen Augen,
(indem sie ihn umarmt)
Und fühlst lebendig sie an Deiner Brust.
So laß mich immer, immer wiederkehren,
Und vor dem glühnden, liebevollen Leben
Entweiche des verhaßten Todes Bild!

Herzog. Kann wol ein Kind empfinden, wie den Vater
Die Sorge möglichen Verlustes quält?
Gesteh' ich's nur! Wie öfters hat mich schon
Dein überkühner Muth, mit dem Du Dich,
Als wie ans Pferd gewachsen, voll Gefühl
Der doppelten, centaurischen Gewalt,
Durch Thal und Berg, durch Fluß und Graben schleuderst,
Wie sich ein Vogel durch die Lüfte wirft,
Ach, öfters mehr geängstigt als entzückt!
Daß doch gemäßigter Dein Trieb fortan
Der ritterlichen Uebung sich erfreue!

Eugenie. Dem Ungemeſſnen beugt sich die Gefahr,
Beschlichen wird das Mäßige von ihr.
O, fühle jetzt wie damals, da Du mich,

Ein kleines Kind, in ritterliche Weise
Mit heitrer Kühnheit fröhlich eingeweiht!

Herzog. Ich hatte damals Unrecht; soll mich nun
Ein langes Leben sorgenvoll bestrafen?
Und locket Uebung des Gefährlichen
Nicht die Gefahr an uns heran?

Eugenie. Das Glück,
Und nicht die Sorge bändigt die Gefahr.
Leb wohl, mein Vater, folge Deinem König
Und sei nun auch um Deiner Tochter willen
Sein redlicher Vasall, sein treuer Freund!
Leb wohl!

Herzog. O bleib und steh an diesem Platz
Lebendig, aufrecht noch einmal, wie Du
Ins Leben wieder aufsprangst, wo mit Wonne
Du mein zerrissen Herz erfüllend heiltest!
Unfruchtbar bleibe diese Freude nicht!
Zum ew'gen Denkmal weih' ich diesen Ort.
Hier soll ein Tempel aufstehn, der Genesung,
Der glücklichen, gewidmet! Rings umher
Soll Deine Hand ein Feenreich erschaffen.
Den wilden Wald, das struppige Gebüsch
Soll sanfter Gänge Labyrinth verkürzen.
Der steile Fels wird gangbar, dieser Bach,
In reinen Spiegeln fällt er hier und dort.
Der überraschte Wandrer fühlt sich hier
Ins Paradies versetzt. Hier soll kein Schuß,
So lang' ich lebe, fallen, hier kein Vogel
Von seinem Zweig, kein Wild in seinem Busch
Geschreckt, verwundet, hingeschmettert werden.
Hier will ich her, wenn mir der Augen Licht,
Wenn mir der Füße Kraft zuletzt verlagt,
Auf Dich gelehnt, wallfahrten; immer soll
Des gleichen Danks Empfindung mich beleben!
Nun aber lebe wohl! Und wie? — Du weinst?

Eugenie. O, wenn mein Vater ängstlich fürchten darf,
Die Tochter zu verlieren, fiel in mir
Sich keine Sorge regen, ihn vielleicht —
Wie kann ich's denken, sagen — ihn zu missen!
Verwaiste Väter sind beklagenswerth;
Allein verwaiste Kinder sind es mehr.
Und ich, die Aermste, stünde ganz allein

Auf dieſer weiten, fremden, wilden Welt,
Müßt' ich von ihm, dem Ewigen, mich trennen.
Herzog. Wie Du mich ſtärkteſt, geb' ich Dir's zurück.
Laß uns getroſt, wie immer, vorwärts gehen!
Das Leben iſt des Lebens Pfand,*) es ruht
Nur auf ſich ſelbſt und muß ſich ſelbſt verbürgen.
Drum laß uns eilig aus einander ſcheiden!
Von dieſem allzu weichen Lebewohl
Soll ein erfreulich Wiederſehn uns heilen.
(Sie trennen ſich ſchnell; aus der Entfernung werfen ſie ſich mit ausgebreiteten Armen ein Lebewohl zu und gehen eilig ab.)

Zweiter Aufzug.

Zimmer Eugeniens, im gothiſchen Stil.

Erſter Auftritt.

Hofmeiſterin. Sekretär.

Sekretär. Verzeih' ich, daß Du mich im Augenblick,
Da ich erwünſchte Nachricht bringe, fliehſt?
Vernimm nur erſt, was ich zu ſagen habe!
Hofmeiſterin. Wohin es deutet, fühl' ich nur zu ſehr.
O laß mein Auge vom bekannten Blick,
Mein Ohr ſich von bekannter Stimme wenden!
Entfliehen laß mich der Gewalt, die, ſonſt
Durch Lieb' und Freundſchaft wirkſam, fürchterlich
Wie ein Geſpenſt mir nun zur Seite ſteht.
Sekretär. Wenn ich des Glückes Füllhorn Dir auf einmal
Nach langem Hoffen vor die Füße ſchütte,
Wenn ſich die Morgenröthe jenes Tags,
Der unſern Bund auf ewig gründen ſoll,
Am Horizonte feierlich erhebt,
So ſcheinſt Du nun verlegen, widerwillig
Den Antrag eines Bräutigams zu fliehn.
Hofmeiſterin. Du zeigſt mir nur die eine Seite dar;
Sie glänzt und leuchtet, wie im Sonnenſchein
Die Welt erfreulich da liegt; aber hinten
Droht ſchwarzer Nächte Grauſ, ich ahn' ihn ſchon.
Sekretär. So laß uns erſt die ſchöne Seite ſehn!
Verlangſt Du Wohnung mitten in der Stadt,

*) Es giebt kein Mittel, ſich vor allen Gefahren, die dem Leben drohen, zu ſchützen. Nur in dem Augenblicke, wo ich lebe, bin ich ſicher, zu leben.

Geräumig, heiter, trefflich ausgestattet,
Wie man's für sich so wie für Gäste wünscht?
Sie ist bereit; der nächste Winter findet
Uns festlich dort umgeben, wenn Du willst.
Sehnst Du im Frühling Dich aufs Land, auch dort
Ist uns ein Haus, ein Garten uns bestimmt,
Ein reiches Feld. Und was Erfreuliches
An Waldung, Busch, an Wiesen, Bach und Seen
Sich Phantasie zusammendrängen mag,
Genießen wir zum Theil als unser eignes,
Zum Theil als allgemeines Gut, wobei
Noch manche Rente gar bequem vergönnt,
Durch Sparsamkeit ein sichres Glück zu steigern.

Hofmeisterin. In trübe Wolken hüllt sich jenes Bild,
So heiter Du es malst, vor meinen Augen.
Nicht wünschenswerth, abscheulich naht sich mir
Der Gott der Welt*) im Ueberfluß heran.
Was für ein Opfer fordert er? Das Glück
Des holden Zöglings müßt' ich morden dessen!
Und was ein solch Verbrechen mir erwarb,
Ich sollt' es je mit freier Brust genießen?
Eugenie, Du, deren holdes Wesen
In meiner Nähe sich von Jugend auf
Aus reicher Fülle rein entwickeln sollte,
Kann ich noch unterscheiden, was an Dir
Dein eigen ist, und was Du mir verdankst?
Dich, die ich als mein selbstgebildet Werk
Im Herzen trage, sollt' ich nun zerstören?
Von welchem Stoffe seid Ihr denn geformt,
Ihr Grausamen, daß eine solche That
Ihr fordern dürft und zu belohnen glaubt?

Sekretär. Gar manchen Schatz bewahrt von Jugend auf
Ein edles, gutes Herz und bildet ihn
Nur immer schöner, liebenswürd'ger aus
Zur holden Gottheit des geheimen Tempels;
Doch wenn das Mächtige,**) das uns regiert,
Ein großes Opfer heischt, wir bringen's doch
Mit blutendem Gefühl der Noth zuletzt.

*) Der Reichthum — ähnlich wie Schiller Werke, I. 1, 79, Z. 37) das Geld „der Erde Gott" nennt.

**) Unsre Fürsten oder Vorgesetzten, während S. 41, Z. 7, unter dem „Waltenden" die Gottheit zu verstehen ist.

Zwei Welten ſind es, meine Liebe, die,
Gewaltſam ſich bekämpfend, uns bedrängen.
Hofmeiſterin. In völlig fremder Welt für mein Gefühl
Scheinſt Du zu wandeln, da Du Deinem Herrn,
Dem edlen Herzog, ſolche Zammertage
Verrätheriſch bereiteſt, zur Partei
Des Sohns Dich fügeſt — Wenn das Waltende
Verbrechen zu begünſtigen ſcheinen mag,
So nennen wir es Zufall; doch der Menſch,
Der dann beſonnen ſolche That erwählt,
Er iſt ein Räthſel. — Doch — und bin ich nicht
Mir auch ein Räthſel, daß ich noch an Dir
Mit ſolcher Neigung hänge, da Du mich
Zum jähen Abgrund hinzureißen ſtrebſt?
Warum, o, ſchuf Dich die Natur von außen
Gefällig, liebenswerth, unwiderſtehlich,
Wenn ſie ein kaltes Herz in Deinen Buſen,
Ein glückszerſtörendes, zu pflanzen dachte?
Sekretär. An meiner Neigung Wärme zweifelſt Du?
Hofmeiſterin. Ich würde mich vernichten, wenn ich's könnte.
Doch ach, warum, und mit verhaßtem Plan
Aufs Neue mich beſtürmen? Schwurſt Du nicht,
In ew'ge Nacht das Schreckniß*) zu begraben?
Sekretär. Ach, leider drängt ſich's mächtiger hervor.
Den jungen Fürſten zwingt man zum Entſchluß.
Erſt blieb Eugenie ſo manches Jahr
Ein unbedeutend, unbekanntes Kind.
Du haſt ſie ſelbſt von ihren erſten Tagen
In dieſen alten Sälen auferzogen,
Von Wenigen beſucht und heimlich nur.
Doch wie verheimlichte ſich Vaterliebe!
Der Herzog, ſtolz auf ſeiner Tochter Werth,
Läßt nach und nach ſie öffentlich erſcheinen;
Sie zeigt ſich reitend, fahrend. Jeder fragt,
Und Jeder weiß zuletzt, woher ſie ſei.
Nun iſt die Mutter todt!**) Der ſtolzen Frau
War dieſes Kind ein Gräuel, das ihr nur

*) Zuſammenfaſſende Bezeichnung für die verderblichen Pläne, welche gegen Eugenie geſchmiedet werden.
**) Abweichung von den Memoiren, nach denen die Herzogin Mazarin während der Entführung ihrer Tochter noch lebt und bei derſelben ſogar die Hand im Spiele hat.

Der Neigung Schwäche vorzuwerfen ſchien.
Nie hat ſie's anerkannt und kaum geſehn.
Durch ihren Tod fühlt ſich der Herzog frei,
Entwirft geheime Plane, nähert ſich
Dem Hofe wieder und entſagt zuletzt
Dem alten Groll, verſöhnt ſich mit dem König
Und macht ſich's zur Bedingung, dieſes Kind
Als Fürſtin ſeines Stamms erklärt zu ſehn.

Hofmeiſterin. Und gönnt Ihr dieſer köſtlichen Natur
Vom Fürſtenblute nicht das Glück des Rechts?

Sekretär. Geliebte, Theure! Sprichſt Du doch ſo leicht,
Durch dieſe Mauern von der Welt geſchieden,
In klöſterlichem Sinne von dem Werth
Der Erdengüter. Blicke nur hinaus!
Dort wägt man beſſer ſolchen edlen Schatz.
Der Vater neidet ihn dem Sohn, der Sohn
Berechnet ſeines Vaters Jahre,*) Brüder
Entzweit ein ungewiſſes Recht auf Tod
Und Leben. Selbſt der Geiſtliche vergißt,
Wohin er ſtreben ſoll, und ſtrebt nach Gold.
Verdächte man's dem Prinzen, der ſich ſtets
Als eins'gen Sohn gefühlt, wenn er ſich nun
Die Schweſter nicht gefallen laſſen will,
Die, eingedrungen, ihm das Erbtheil ſchmälert?
Man ſtelle ſich an ſeinen Platz und richte!

Hofmeiſterin. Und iſt er nicht ſchon jetzt ein reicher Fürſt?
Und wird er's nicht durch ſeines Vaters Tod
Zum Uebermaaß? Wie wär' ein Theil der Güter
So köſtlich angelegt, wenn er dafür
Die holde Schweſter zu gewinnen wüßte!

Sekretär. Willkürlich handeln iſt des Reichen Glück!
Er widerſpricht der Forderung der Natur,
Der Stimme des Geſetzes, der Vernunft,
Und ſpendet an den Zufall ſeine Gaben.
Genug beſitzen dieſe darben. Alles
Bedürfte man. Unendlicher Verſchwendung
Sind unſ'gemeſſne Güter wünſchenswerth.
Hier denke nicht zu rathen, nicht zu mildern!
Kannſt Du mit uns nicht wirken, gieb uns auf!

*) Aehnlich Ovid (Metamorph., I. 118) bei Schilderung des eiſernen Zeitalters: „Filius ante diem patrios inquirit in annos."

Hofmeisterin. Und was denn wirken? Lange droht Ihr schon
Von fern dem Glück des liebenswürd'gen Kindes.
Was habt Ihr denn in Eurem furchtbarn Rath
Beschlossen über sie? Verlangt Ihr etwa,
Daß ich mich blind zu Eurer That geselle?

Sekretär. Mit Nichten! Hören kannst und sollst Du gleich,
Was zu beginnen, was von Dir zu fordern
Wir selbst genöthigt sind. Entnehmen
Sollst Du entführen! Sie muß dergestalt
Auf einmal aus der Welt verschwunden, daß
Wir sie getrost als todt beweinen können;
Verborgen muß ihr künftiges Geschick,
Wie das Geschick der Todten, ewig bleiben.

Hofmeisterin. Lebendig weiht Ihr sie dem Grabe, mich
Bestimmt Ihr tückisch zur Begleiterin.
Mich stoßt Ihr mit hinab. Ich soll mit ihr,
Mit der Verrathnen die Verrätherin,
Der Todten Schicksal vor dem Tode theilen.

Sekretär. Du führst sie hin und kehrest gleich zurück.

Hofmeisterin. Soll sie im Kloster ihre Tage schließen?

Sekretär. Im Kloster nicht; wir mögen solch ein Pfand
Der Geistlichkeit nicht anvertrauen, die
Es leicht als Werkzeug gegen uns gebrauchte.

Hofmeisterin. So soll sie nach den Inseln? Sprich es aus!

Sekretär. Du wirst's vernehmen! Jetzt beruhige Dich!

Hofmeisterin. Wie kann ich ruhen bei Gefahr und Noth,
Die meinen Liebling, die mich selbst bedräut?

Sekretär. Dein Liebling kann auch drüben glücklich sein,
Und Dich erwarten hier Genuß und Wonne.

Hofmeisterin. O, schmeichelt Euch mit solcher Hoffnung nicht!
Was bilft's, in mich zu stürmen, zum Verbrechen
Mich anzulocken, mich zu drängen? Sie,
Das hohe Kind, wird Euren Plan vereiteln.
Gedenkt nur nicht, sie als geduld'ges Opfer
Gefahrlos wegzuschleppen! Dieser Geist,
Der muthvoll sie beseelt, ererbte Kraft
Begleiten sie, wohin sie geht, zerreißen
Das falsche Netz, womit Ihr sie umgabt.

Sekretär. Sie festzuhalten, das gelinge Dir!
Willst Du mich überreden, daß ein Kind,
Bisher im sanften Arm des Glücks gewiegt,
Im unverhofften Fall Besonnenheit

Und Kraft, Geſchick und Klugheit zeigen werde?
Gebildet iſt ihr Geiſt, doch nicht zur That,
Und wenn ſie richtig fühlt und weiſe ſpricht,
So fehlt noch viel, daß ſie gemeſſen handle.
Des Unerfahrnen hoher, freier Muth
Verliert ſich leicht in Feigheit und Verzweiflung,
Wenn ſich die Noth ihm gegenüberſtellt.
Was wir geſonnen, führe Du es aus!
Klein wird das Uebel werden, groß das Glück.

Hofmeiſterin. So gebt mir Zeit, zu prüfen und zu wählen!

Sekretär. Der Augenblick des Handelns drängt uns ſchon.
Der Herzog ſcheint gewiß, daß ihm der König
Am nächſten Feſt die hohe Gunſt gewähren
Und ſeine Tochter anerkennen wolle;
Denn Kleider und Juwelen ſtehn bereit,
Im prächt'gen Kaſten ſämmtlich eingeſchloſſen,
Wozu er ſelbſt die Schlüſſel wohl verwahrt
Und ein Geheimniß zu verwahren glaubt;
Wir aber wiſſen's wohl und ſind gerüſtet;
Geſchehen muß nun ſchnell das Ueberlegte.
Heut Abend hörſt Du mehr. Nun lebe wohl!

Hofmeiſterin. Auf düſtern Wegen wirkt Ihr tückiſch fort
Und wähnet, Euren Vortheil klar zu ſehen.
Habt Ihr denn jeder Ahnung Euch verſchloſſen,
Daß über Schuld und Unſchuld, lichtverbreitend,
Ein rettend, rächend Weſen göttlich ſchwebt?

Sekretär. Wer wagt ein Herrſchendes zu leugnen, das
Sich vorbehält, den Ausgang unſrer Thaten
Nach ſeinem eing'gen Willen zu beſtimmen?
Doch wer hat ſich zu ſeinem hohen Rath
Geſellen dürfen, wer Geſetz und Regel,
Wornach es ordnend ſpricht, erkennen mögen?
Verſtand empfingen wir, uns mündig ſelbſt
Im ird'ſchen Element zurechtzufinden,
Und was uns nützt, iſt unſer höchſtes Recht.

Hofmeiſterin. Und ſo verleugnet Ihr das Göttlichſte,
Wenn Euch des Herzens Winke nichts bedeuten.
Mich ruft es auf, die ſchreckliche Gefahr
Vom holden Zögling kräftig abzuwenden,
Mich gegen Dich und gegen Macht und Liſt
Beherzt zu waffnen. Kein Verſprechen ſoll,

Kein Drohn mich von der Stelle drängen. Hier,
Zu ihrem Heil gewidmet, ſteh' ich feſt.
Sekretär. O meine Gute! Dies ihr Heil vermagſt
Du ganz allein zu ſchaffen, die Gefahr
Von ihr zu wenden magſt Du ganz allein,
Und zwar, indem Du uns geborchſt. Ergreife
Sie ſchnell, die holde Tochter, führe ſie,
So weit Du kannſt, hinweg, verbirg ſie fern
Vor aller Menſchen Anblick, denn — Du ſchauderſt,
Du fühlſt, was ich zu ſagen habe. Sei's,
Weil Du mich drangeſt, endlich auch geſagt:
Sie zu entfernen iſt das Mildeſte.
Willſt Du zu dieſem Plan nicht thätig wirken,
Denkſt Du Dich ihm geheim zu widerſetzen,
Und wagteſt Du, was ich Dir anvertraut,
Aus guter Abſicht irgend zu verrathen,
So liegt ſie todt in Deinen Armen! Was
Ich ſelbſt beweinen werde, muß geſchehn.

Zweiter Auftritt.

Hofmeiſterin. Die kühne Drohung überraſcht mich nicht!
Schon lange ſeh' ich dieſes Feuer glimmen;
Nun ſchlägt es bald in lichte Flammen aus.
*) Um Dich zu retten, muß ich, liebes Kind,
Dich Deinem holden Morgentraum entreißen.
Nur eine Hoffnung lindert meinen Schmerz;
Allein ſie ſchwindet, wie ich ſie ergreife:
Eugenie, wenn Du entſagen könnteſt
Dem hohen Glück, das unermeßlich ſcheint,
An deſſen Schwelle Dir Gefahr und Tod,
Verbannung als ein Milderes, begegnen.
O, dürft' ich Dich erleuchten, dürft' ich Dir
Verborgne Winkel öffnen, wo die Schaar
Verſchworener Verfolger tückiſch lauſcht!

*) Düntzer (S. 99) nimmt an dieſer Stelle Anſtoß und hält dieſen und den folgenden Vers für einen ſpäteren unglücklichen Zuſatz des Dichters. Richtig iſt allerdings, daß wir uns zwiſchen dem erſten und zweiten Akt keine Nacht verfloſſen denken dürfen, und daß „Morgentraum", was indeſſen auch ganz unbedenklich erſcheint, bildlich für „Jugendtraum" ſteht. Aber der Ausdruck „eine Hoffnung" macht nur dann Schwierigkeiten, wenn man ihn mit Düntzer auf das Vorhergehende bezieht; es iſt indeſſen mit demſelben das Folgende bezeichnet und zwar ſpeziell das in V. 27—30 Geſagte.

Ach, schweigen soll ich! Leise kann ich nur
Dich ahnungsvoll ermahnen; wirst Du wol
Im Taumel Deiner Freude mich verstehen?

Dritter Auftritt.

Eugenie. Hofmeisterin.

Eugenie. Sei mir gegrüßt, Du Freundin meines Herzens,
An Mutter Statt geliebte, sei gegrüßt!
Hofmeisterin. Mit Wonne drück' ich Dich an dieses Herz,
Geliebtes Kind, und freue mich der Freude,
Die reich aus Lebensfülle Dir entquillt.
Wie heiter glänzt Dein Auge! Welch Entzücken
Umschwebet Mund und Wange! Welches Glück
Drängt aus bewegtem Busen sich hervor!
Eugenie. Ein großes Unheil hatte mich ergriffen:
Vom Felsen stürzte Roß und Reiterin.
Hofmeisterin. O Gott!
Eugenie. Sei ruhig! Siehst Du doch mich wieder
Gesund und hochbeglückt nach diesem Fall.
Hofmeisterin. Und wie?
Eugenie. Du sollst es hören, wie so schön
Aus diesem Uebel sich das Glück entwickelt.
Hofmeisterin. Ach, aus dem Glück entwickelt oft sich Schmerz.
Eugenie. Sprich böser Vorbedeutung Wort nicht aus
Und schrecke mich der Sorge nicht entgegen!
Hofmeisterin. O, möchtest Du mir Alles gleich vertrauen!
Eugenie. Von allen Menschen Dir zuerst. Nur jetzt,
Geliebte, laß mich mir! Ich muß, allein,
Ins eigene Gefühl mich finden lernen.
Du weißt, wie hoch mein Vater sich erfreut,
Wenn unerwartet ihm ein klein Gedicht
Entgegenkommt, wie mir's der Muse Gunst
Bei manchem Anlaß willig schenken mag.
Verlaß mich! Eben schwebt mir's heiter vor,
Ich muß es haschen, sonst entschwindet's mir.
Hofmeisterin. Wann soll wie sonst vertrauter Stunden Reihe
Mit reichlichen Gesprächen uns erquicken?
Wann öffnen wir, zufriednen Mädchen gleich,
Die ihren Schmuck einander wiederholt
Zu zeigen kaum ermüden, unsers Herzens
Geheimste Fächer, uns bequem und herzlich
Des wechselseit'gen Reichthums zu erfreuen?

Eugenie. Auch jene Stunden werden wiederkehren,
Von deren stillem Glück man mit Vertrauen,
Sich des Vertrauns erinnernd, gerne spricht.
Doch heute laß in voller Einsamkeit
Mich das Bedürfniß jener Tage finden!

Vierter Auftritt.

Eugenie, nachher Hofmeisterin außen.

Eugenie (eine Briefmappe hervorziehend).
Und nun geschwind zum Pergament, zum Griffel!
Ich hab' es ganz, und eilig faß' ich's auf,
Was ich dem Könige zu jener Feier,
Bei der ich, neugeboren durch sein Wort,
Ins Leben trete, herzlich widmen soll.
(Sie rezitirt langsam und schreibt.)

*) Welch Wom eleben wird hier ausgespendet!
Willst Du, o Herr der obern Regionen,
Des Neulings Unvermögen nicht verschonen?
Ich sinke hin, von Majestät geblendet.

Doch bald, getrost zu Dir hinauf gewendet,
Erfreut's mich, an dem Fuß der festen Thronen,**)
Ein Sprößling Deines Stamms, beglückt zu wohnen,
Und all mein frühes Hoffen ist vollendet.

So fließe denn der holde Born der Gnaden!
Hier will die treue Brust so gern verweilen
Und an der Liebe Majestät sich fassen.

Mein Ganzes hängt an einem zarten Faden;
Mir ist, als müßt' ich unaufhaltsam eilen,
Das Leben, das Du gabst, für Dich zu lassen.
(Das Geschriebene mit Gefälligkeit betrachtend.)
So hast Du lange nicht, bewegtes Herz,
Dich in gemessnen Worten ausgesprochen!

*) Vgl. Werke, III. 106. Das Sonnett ist etwas früher durch den Druck bekannt geworden als das ganze Stück. Jenes wurde in der „Zeitung für die elegante Welt" (Donnerstag, den 11. August 1803, Nr. 96) nach der Erinnerung mitgetheilt, mit folgenden Varianten: V. 19: den Blick emporgewendet; V. 20: Erfreut es mich am Fuß; V. 23: So ströme denn, Du heilger Born; V. 27: Es ist, als müßt' ich.

**) Jetzt veraltete, aber bei Goethe künftige, wo nicht überwiegende Pluralform. (Vgl. Sanders' Wörterbuch.)

Wie glücklich, den Gefühlen unsrer Brust
Für ew'ge Zeit den Stempel aufzudrücken!
Doch ist es wol genug? Hier quillt es fort,
Hier quillt es auf! — Du nahest, großer Tag,
Der uns den König gab, und der nun mich
Dem Könige, dem Vater, mich mir selbst
Zu ungemessner Wonne geben soll.
Dies hohe Fest verherrliche mein Lied!
Beflügelt drängt sich Phantasie voraus,
Sie trägt mich vor den Thron und stellt mich vor,
Sie giebt im Kreise mir —

Hofmeisterin (außen). Eugenie!

Eugenie. Was soll das?

Hofmeisterin. Höre mich und öffne gleich!

Eugenie. Verhaßte Störung! Oeffnen kann ich nicht.

Hofmeisterin. Vom Vater Botschaft!

Eugenie. Wie? Vom Vater? Gleich
Da muß ich öffnen.

Hofmeisterin. Große Gaben scheint
Er Dir zu schicken.

Eugenie. Warte!

Hofmeisterin. Hörst Du?

Eugenie. Warte!
Doch wo verberg' ich dieses Blatt? Zu klar
Spricht's jene Hoffnung aus, die mich beglückt.
Hier ist nichts zum Verschließen! Und bei mir
Ist's nirgend sicher, diese Tasche kaum;
Denn meine Leute sind nicht alle treu.
Gar Manches hat man schon mir, als ich schlief,
Durchblättert und entwendet. Das Geheimniß,
Das größte, das ich je gehegt, wohin,
Wohin verberg' ich's?

(Indem sie sich der Seitenwand nähert.)

Wohl! Hier war es ja,
Wo Du, geheimer Wandschrank,*) meiner Kindheit
Unschuldige Geheimnisse verbargst,
Du, den mir kindisch allausspähende,
Von Neugier und von Müßiggang erzeugte,

*) Nach einer Mittheilung von J. Falk (Goethe, aus persönlichem Umgange dargestellt) sollte dieser Wandschrank, wie sich bei der Weiterführung der Trilogie herausgestellt hätte, noch ein anderes bedeutungsvolles Dokument enthalten.

Raſtloſe Thätigkeit entdecken half,
Du, Jedem ein Geheimniß, öffne Dich!
(Sie drückt an einer unbemerkbaren Feder, und eine kleine Thüre ſpringt auf.)
So wie ich ſonſt verbotnes Zuckerwerk
Zu liſtigem Genuß in Dir verſteckte,
Vertrau' ich heute meines Lebens Glück
Entzückt und ſorglich Dir auf kurze Zeit.
(Sie legt das Pergament in den Schrank und drückt ihn zu.)
Die Tage ſchreiten vor, und ahnungsvoller
Bewegen ſich nun Freud' und Schmerz heran.
(Sie öffnet die Thüre.)

Fünfter Auftritt.

Eugenie. Hofmeiſterin. Bediente, die einen prächtigen Putzkaſten tragen.

Hofmeiſterin. Wenn ich Dich ſtörte, führ' ich gleich mit mir,
Was mich gewiß entſchuld'gen ſoll, herbei.
Eugenie. Von meinem Vater? Dieſer prächt'ge Schrein!
Auf welchen Inhalt deutet ſolch Gefäß?
(Zu den Bedienten.)
Verweilt!
(Sie reicht ihnen einen Beutel hin.)
Zum Vorſchmack Eures Botenlohns
Nehmt dieſe Kleinigkeit! Das Beſſre folgt.
(Bediente gehen.)
Und ohne Brief und ohne Schlüſſel! Steht
Mir ſolch ein Schatz verborgen in der Nähe?
O Neugier! O Verlangen! Abneſt Du,
Was dieſe Gabe mir bedeuten kann?
Hofmeiſterin. Ich zweifle nicht, Du haſt es ſelbſt errathen;
Auf nächſte Hoheit deutet ſie gewiß.
Den Schmuck der Fürſtentochter bringt man Dir,
Weil Dich der König bald berufen wird.
Eugenie. Wie kannſt Du das vermuthen?
Hofmeiſterin. Weiß ich's doch!
Geheimniſſe der Großen ſind belauſcht.
Eugenie. Und wenn Du's weißt, was ſoll ich Dir's verbergen?
Soll ich die Neugier, dies Geſchenk zu ſehn,
Vor Dir umſonſt bezähmen! — Hab' ich doch
Den Schlüſſel hier! — Der Vater war verbot's.
Doch was verbot er? Das Geheimniß nicht

Unzeitig zu entdecken; doch Dir iſt
Es ſchon entdeckt. Du kannſt nicht mehr erfahren,
Als Du ſchon weißt, und ſchweigſt nun mir zu Liebe.
Was zaudern wir? Komm, laß uns öffnen! Komm,
Daß uns der Gaben hoher Glanz entzücke!

Hofmeiſterin. Halt ein! Gedenke des Verbots! Wer weiß,
Warum der Herzog weislich ſo befohlen!

Eugenie. Mit Sinn befahl er, zum beſtimmten Zweck;
Der iſt vereitelt; Alles weißt Du ſchon.
Du liebſt mich, biſt verſchwiegen, zuverläſſig.
Laß uns das Zimmer ſchließen! Das Geheime
Laß uns ſogleich vertraulich unterſuchen!

(Sie ſchließt die Zimmerthüre und eilt gegen den Schrank.)

Hofmeiſterin (ſie abhaltend).
Der prächt'gen Stoffe Gold und Farbenglanz,
Der Perlen Milde, der Juwelen Strahl
Bleib' im Verborgnen! Ach, ſie reizen Dich
Zu jenem Ziel unwiderſtehlich auf.

Eugenie. Was ſie bedeuten, iſt das Reizende.

(Sie öffnet den Schrank; an der Thüre zeigen ſich Spiegel.)

Welch köſtliches Gewand entwickelt ſich,
Indem ich's nur berühre, meinem Blick!
Und dieſe Spiegel, fordern ſie nicht gleich,
Das Mädchen und den Schmuck vereint zu ſchildern?

Hofmeiſterin. Kreuſa's*) tödtliches Gewand entfaltet.
So ſcheint es mir, ſich unter meiner Hand.

Eugenie. Wie ſchwebt ein ſolcher Trübſinn Dir ums Haupt!
Denk an beglückter Bräute frohes Feſt!
Komm, reiche mir die Theile nach und nach!
Das Unterkleid! Wie reich und ſüß durchſchimmert
Sich rein des Silbers und der Farben Blitz!

Hofmeiſterin (indem ſie Eugenien das Gewand umlegt).
Verbirgt ſich je der Gnade Sonnenblick,
Sogleich ermattet ſolch ein Widerglanz.

Eugenie. Ein treues Herz verdient ſich dieſen Blick,
Und, wenn er weichen wollte, zieht's ihn an. —
Das Oberkleid, das goldne, ſchlage drüber,
Die Schleppe ziehe, weit verbreitet, nach!

*) Kreuſa, auch Glauke genannt, die Tochter des Königs Kreon von Korinth, erhielt von Medea, der Gattin des Jaſon, ein vergiftetes Brautkleid zum Geſchenk, als Dieſer die Letztere verlaſſen hatte, um ſich mit ihr ſelbſt zu vermählen.

Auch dieſem Gold iſt mit Geſchmack und Wahl
Der Blumen Schmelz metalliſch aufgebrämt.
Und trat' ich ſo nicht ſchön umgeben auf?

Hofmeiſterin. Doch wird von Kennern mehr die Schönheit ſelbſt
In ihrer eignen Herrlichkeit verehrt.

Eugenie. Das einfach Schöne ſoll der Kenner ſchätzen,
Verziertes aber ſpricht der Menge zu. —
Nun leihe mir der Perlen ſanftes Licht,
Auch der Juwelen leuchtende Gewalt!

Hofmeiſterin. Doch Deinem Herzen, Deinem Geiſt genügt
Nur eigner, innrer Werth, und nicht der Schein.

Eugenie. Der Schein, was iſt er, dem das Weſen fehlt?
Das Weſen, wär' es, wenn es nicht erſchiene?

Hofmeiſterin. Und haſt Du nicht in dieſen Mauern ſelbſt
Der Jugend ungetrübte Zeit verlebt,
Am Buſen Deiner Liebenden, entzückt,
Verborgner Wonne Seligkeit erfahren?

Eugenie. Gefaltet kann die Knospe ſich genügen,
So lange ſie des Winters Froſt umzieht;
Nun ſchwillt vom Frühlingshauche Lebenskraft,
In Blüthen bricht ſie auf an Licht und Lüfte.

Hofmeiſterin. Aus Mäßigkeit entſpringt ein reines Glück.

Eugenie. Wenn Du ein mäßig Ziel Dir vorgeſteckt.

Hofmeiſterin. Beſchränktheit ſucht ſich der Genießende.

Eugenie. Du überredeſt die Geſchmückte nicht.
O daß ſich dieſer Saal erweiterte
Zum Raum des Glanzes, wo der König thront,
Daß reicher Teppich unten, oben ſich
Der goldnen Decke Wölbung breitete!
Daß hier im Kreiſe, vor der Majeſtät
Demüthig ſtolz, die Großen, angelacht
Von dieſer Sonne, herrlich leuchteten,
Ich unter dieſen Ausgezeichneten
Am ſchönſten Feſt die Ausgezeichnete!
O laß mir dieſer Wonne Vorgefühl,
Wenn Aller Augen mich zum Ziel erleſen!

Hofmeiſterin. Zum Ziele der Bewundrung nicht allein,
Zum Ziel des Neides und des Haſſes mehr.

Eugenie. Der Neider ſteht als Folie des Glücks,
Der Haſſer lehrt uns immer wehrhaft bleiben.

Hofmeiſterin. Demüthigung beſchleicht die Stolzen oft.

Eugenie. Ich ſeh' ihr Geiſtesgegenwart entgegen.
(Zum Schranke gewendet.)
Noch haben wir nicht Alles durchgeſehn;
Nicht mich allein bedenk' ich dieſe Tage,
Für Andre hoff' ich manche Koſtbarkeit.
Hofmeiſterin (ein Käſtchen hervornehmend).
Hier aufgeſchrieben ſteht es: „Zu Geſchenken."
Eugenie. So nimm voraus, was Dich vergnügen kann,
Von dieſen Uhren, dieſen Doſen! Wähle! —
Nein, überlege noch! Vielleicht verbirgt
Sich Wünſchenswertheres im reichen Schrein.
Hofmeiſterin. O fände ſich ein kräft'ger Talisman,
Des trüben Bruders Neigung zu gewinnen!
Eugenie. Den Widerwillen tilge nach und nach
Des unbefangnen Herzens reines Wirken!
Hofmeiſterin. Doch die Partei, die ſeinen Groll beſtärkt,
Auf ewig ſteht ſie Deinem Wunſch entgegen.
Eugenie. Wenn ſie bisher mein Glück zu hindern ſuchte,
Tritt nun Entſcheidung unaufhaltſam ein,
Und ins Geſchehne fügt ſich Jedermann.
Hofmeiſterin. Das, was Du hoffeſt, noch iſt's nicht geſchehn.
Eugenie. Doch als vollendet kann ich's wol betrachten.
(Nach dem Schrank gekehrt.)
Was liegt im langen Käſtchen obenan?
Hofmeiſterin (die es herausnimmt).
Die ſchönſten Bänder, friſch und neu gewählt —
Zerſtreue nicht durch eitles Flitterweſens
Neugierige Betrachtung Deinen Geiſt!
O wär' es möglich, daß Du meinem Wort
Gehör verliehen, einen Augenblick!
Aus ſtillem Kreiſe trittſt Du nun heraus
In weite Räume, wo Dich Sorgendrang,
Vielfach geknüpfte Netze, Tod vielleicht
Von meuchelmörderiſcher Hand erwartet.
Eugenie. Du ſcheinſt mir krank! Wie könnte ſonſt mein Glück
Dir fürchterlich, als ein Geſpenſt erſcheinen!
(In das Käſtchen blickend.)
Was ſeh' ich? Dieſe Rolle! Ganz gewiß
Das Ordensband der erſten Fürſtentöchter!
Auch dieſes werd' ich tragen! Nur geſchwind!
Laß ſehen, wie es kleidet! Es gehört

Zum ganzen Prunk; so sei auch das verflucht!
(Das Band wird umgelegt.)
Nun sprich vom Tode nur, sprich von Gefahr!
Was ueret mehr den Mann, als wenn er sich
Im Heldenschmuck zu seinem Könige,
Sich unter Seinesgleichen stellen kann?
Was reizt das Auge mehr als jenes Kleid,
Das kriegerische lange Reihen zeichnet?
Und dieses Kleid und seine Farben, sind
Sie nicht ein Sinnbild ewiger Gefahr?
Die Schärpe deutet Krieg, wenn sich, stolz
Auf seine Kraft, ein edler Mann umgürtet.
O meine Liebe! Was bedeutend schmückt,
Es ist durchaus gefährlich. Laß auch mir
Das Muthgefühl, was mir begegnen kann,
So prächtig ausgerüstet, zu erwarten!
Unwiderruflich, Freundin, bleibt mein Glück.
Hofmeisterin (bei Seite).
Das Schicksal, das Dich trifft, unwiderruflich.

Dritter Aufzug.*)

Vorzimmer des Herzogs, prächtig, modern.

Erster Auftritt.

Sekretär. Weltgeistlicher.

Sekretär. Tritt still herein in diese Todtenstille!
Wie ausgestorben findest Du das Haus.
Der Herzog schläft, und alle Diener stehen,
Von seinem Schmerz durchdrungen, stumm gebeugt.
Er schläft. Ich segnet' ihn, als ich ihn sah
Bewußtlos auf dem Pfühle ruhig athmen.
Das Uebermaaß der Schmerzen löste sich
In der Natur balsam'schen Wohlthat auf.
Den Augenblick besürcht' ich, der ihn weckt;
Euch wird ein jammervoller Mann erscheinen.
Weltgeistlicher. Darauf bin ich bereitet, zweifelt nicht!
Sekretär. Vor wenig Stunden kam die Nachricht an,

*) Während der erste und zweite Aufzug unmittelbar auf einander folgen, hat man sich zwischen dem zweiten und dritten eine Reihe von Tagen verflossen zu denken.

Eugenie sei todt, vom Pferd gestürzt;
An Eurem Orte sei sie beigesetzt
Als an dem nächsten Platz, wohin man sie
Aus jenem Felsendickicht bringen können,
Wo sie verwegen sich den Tod erstürmt.

Weltgeistlicher. Und sie indessen ist schon weit entfernt?

Sekretär. Mit rascher Eile wird sie weggeführt.

Weltgeistlicher. Und wem vertraut Ihr solch ein schwer Geschäft?

Sekretär. Dem klugen Weibe, das uns angehört.

Weltgeistlicher. In welche Gegend habt Ihr sie geschickt?

Sekretär. Zu dieses Reiches letztem Hafenplatz.

Weltgeistlicher. Von dorten soll sie in das fernste Land?

Sekretär. Sie fährt ein günst'ger Wind sogleich davon.

Weltgeistlicher. Und hier auf ewig gelte sie für todt?

Sekretär. Auf Deiner Fabel Vortrag kommt es an.

Weltgeistlicher. Der Irrthum soll im ersten Augenblick
Auf alle künft'ge Zeit gewaltig wirken.
An ihrer Gruft, an ihrer Leiche soll
Die Phantasie erstarren. Tausendfach
Zerreiß' ich das geliebte Bild und grabe
Dem Sinne des entsetzten Hörenden
Mit Feuerzügen dieses Unglück ein.
Sie ist dahin für Alle, sie verschwindet
Ins Nichts der Asche. Jeder kehret schnell
Den Blick zum Leben und vergißt im Taumel
Der treibenden Begierden, daß auch sie
Im Reihen der Lebendigen geschwebt.

Sekretär. Du trittst mit vieler Kühnheit ans Geschäft;
Besorgst Du keine Reue hintennach?

Weltgeistlicher. Welch eine Frage thust Du? Wir sind fest!

Sekretär. Ein innres Unbehagen fügt sich oft
Auch wider unsern Willen an die That.

Weltgeistlicher. Was hör' ich? Du bedenklich? Oder willst
Du mich nur prüfen, ob es Euch gelang,
Mich, Euern Schüler, völlig auszubilden?

Sekretär. Das Wichtige bedenkt man nie genug.

Weltgeistlicher. Bedenke man, eh noch die That beginnt!

Sekretär. Auch in der That ist Raum für Ueberlegung.

Weltgeistlicher. Für mich ist nichts zu überlegen mehr!
Da wär' es Zeit gewesen, als ich noch
Im Paradies beschränkter Freuden weilte,
Als, von des Gartens engem Zaun umflossen,

Ich selbstgesäte Bäume selber pflegte,
Aus wenig Beeten meinen Tisch versorgte,
Als noch Zufriedenheit im kleinen Hause
Gefühl des Reichthums über Alles goß,
Und ich nach meiner Einsicht zur Gemeinde
Als Freund, als Vater aus dem Herzen sprach,
Dem Guten fördernd meine Hände reichte,
Dem Bösen wie dem Uebel widerstritt.
O hätte damals ein wohlthät'ger Geist
Vor meiner Thüre Dich verabschiedet,
An der Du müde, durstig von der Jagd,
Zu klopfen kamst, mit schmeichlerischem Wesen,
Mit süßem Wort mich zu bezaubern wußtest!
Der Gastfreundschaft geweihter, schöner Tag,
Er war der letzte reingenossne Friedens.

Sekretär. Wir brachten Dir so manche Freude zu.

Weltgeistlicher. Und drangst mir so manch Bedürfniß auf.
Nun war ich arm, als ich die Reichen kannte;
Nun war ich sorgenvoll, denn mir gebrach's;
Nun hatt' ich Noth, ich brauchte fremde Hülfe.
Ihr warf mir hilfreich; theuer büß' ich das.
Ihr nahmt mich zum Genossen Eures Glücks,
Mich zum Gesellen Eurer Thaten auf;
Zum Sklaven, sollt' ich sagen, dingtet Ihr
Den sonst so freien, jetzt bedrängten Mann.
Ihr lohnt ihm zwar, doch immer noch versagt
Ihr ihm den Lohn, den er verlangen darf.

Sekretär. Vertraue, daß wir Dich in kurzer Zeit
Mit Gütern, Ehren, Pfründen überhäufen!

Weltgeistlicher. Das ist es nicht, was ich erwarten muß.

Sekretär. Und welche neue Forderung bildest Du?

Weltgeistlicher. Als ein gefühllos Werkzeug braucht Ihr mich
Auch diesmal wieder. Dieses holde Kind
Verstoßt Ihr aus dem Kreise der Lebend'gen;
Ich soll die That beschönen, sie bedecken,
Und Ihr beschließt, begeht sie ohne mich.
Von nun an fordr' ich mit im Rath zu sitzen,
Wo Schreckliches beschlossen wird, wo Jeder,
Auf seinen Sinn, auf seine Kräfte stolz,
Zum Unvermeidlich-Ungeheuren stimmt.

Sekretär. Daß Du auch diesmal Dich mit uns verbunden,
Erwirbt aufs Neue Dir ein großes Recht.

Gar manch Geheimniß wirſt Du bald vernehmen;
Dahin geduldе Dich und ſei gefaßt!

Weltgeiſtlicher. Ich bin's und bin noch weiter, als Ihr denkt;
In Eure Plane ſchaut' ich längſt hinein.
Der nur verdient geheimnißvolle Weihe,
Der ihr durch Ahnung vorzugreifen weiß.

Sekretär. Was ahneſt Du? Was weißt Du?

Weltgeiſtlicher. Laß uns das
Auf ein Geſpräch der Mitternacht verſparen!
O, dieſes Mädchens trauriges Geſchick
Verſchwindet wie ein Bach im Ozean,
Wenn ich bedenke, wie, verborgen, Ihr
Zu mächtiger Parteigewalt Euch hebt
Und an die Stelle der Gebietenden
Mit frecher Liſt Euch einzudrängen hofft —
Nicht Ihr allein; denn Andre ſtreben auch,
Euch widerſtrebend, nach demſelben Zweck.
So untergrabt Ihr Vaterland und Thron;
Wer ſoll ſich retten, wenn das Ganze ſtürzt?

Sekretär. Ich höre kommen. Tritt hier an die Seite!
Ich führe Dich zu rechter Zeit herein.

Zweiter Auftritt.

Herzog. Sekretär.

Herzog. Unſel'ges Licht! Du rufſt mich auf zum Leben,
Mich zum Bewußtſein dieſer Welt zurück
Und meiner ſelbſt. Wie öde, hohl und leer
Liegt Alles vor mir da, und ausgebrannt,
Ein großer Schutt, die Stätte meines Glücks!

Sekretär. Wenn Jeder von den Deinen, die um Dich
In dieſer Stunde leiden, einen Theil
Von Deinen Schmerzen übertragen könnte,
Du fühltеſt Dich erleichtert und geſtärkt.

Herzog. Der Schmerz um Liebe, wie die Liebe, bleibt
Untheilbar und unendlich. Fühl' ich doch,
Welch ungeheures Unglück Den betrifft,
Der ſeines Tags gewohntes Gut vermißt.
Warum, o, laßt Ihr die bekannten Wände
Mit Farb' und Gold mir noch entgegenſcheinen,
Die mich an geſtern, mich an ehegeſtern,
An jenen Zuſtand meines vollen Glücks

Mich kalt erinnern. O, warum verhüllet
Ihr nicht Gemach und Saal mit ſchwarzem Krepp,
Daß, finſter wie mein Innres, auch von außen
Ein ewig nächt'ger Schatten mich umfange!

Sekretär. O, möchte doch das Viele, das Dir bleibt
Nach dem Verluſt, als etwas Dir erſcheinen!

Herzog. Ein geiſtverlaſſner, körperlicher Traum!*)
Sie war die Seele dieſes ganzen Hauſes.
Wie ſchwebte beim Erwachen ſonſt das Bild
Des holden Kindes dringend mir entgegen!
Hier fand ich oft ein Blatt von ihrer Hand,
Ein geiſtreich, herzlich Blatt, zum Morgengruß.

Sekretär. Wie drückte nicht der Wunſch, Dich zu ergetzen,
Sich dichteriſch oft in frühen Reimen aus!

Herzog. Die Hoffnung, ſie zu ſehen, gab den Stunden
Des mühevollen Tags den einz'gen Reiz.

Sekretär. Wie oft bei Hinderniß und Zögrung hat
Man ungeduldig, wie nach der Geliebten
Den raſchen Jüngling, Dich nach ihr gelehn!

Herzog. Vergleiche doch die jugendliche Gluth,
Die ſelbſtiſchen Beſitz verzehrend**) haſcht,
Nicht dem Gefühl des Vaters, der, entzückt,
In heil'gem Anſchaun ſtille hingegeben,
Sich an Entwicklung wunderbarer Kräfte,
Sich an der Bildung Rieſenſchritten freut!
Der Liebe Sehnſucht fordert Gegenwart;
Doch Zukunft iſt des Vaters Eigenthum.
Dort lie[illegible]iner Hoffnung weite Felder,
Dort fei[illegible]aaten keimender Genuß.

Sekretär. O Jammer! Dieſe grenzenloſe Wonne,
Dies ewig friſche Glück verlorſt Du nun!

Herzog. Verlor ich's? War es doch im Augenblick
Vor meiner Seele noch im vollen Glanz!
Ja, ich verlor's! Du rufſt's, Unglücklicher,
Die öde Stunde ruft mir's wieder zu.

---

*) Inſofern ſein Leben jetzt jedes realen Inhalts, jedes geiſtigen Intereſſes entbehrt, gleicht es einem bewußtloſen Traume, der deshalb körperlich genannt werden kann, weil dem Menſchen, nachdem Geiſt und Seele von ihm getrennt ſind, nur der Körper übrig bleibt.

**) Wol in dem Sinne von „ſich verzehrend", ſo wie Goethe ſonſt auch den Infinitiv braucht: „Ihr müßtet verzehren und ſterben"; allenfalls ginge indeſſen auch die Erklärung an, daß „verzehrend", proleptiſch gebraucht, die Worte „ſelbſtiſchen Beſitz" zum gemeinſchaftlichen Objekt mit „haſcht" hätte.

Ja, ich verlor's! So ſtrömt, Ihr Klagen, denn!
Zerſtöre, Jammer, dieſen feſten Bau,
Den ein zu günſtig Alter noch verſchont!
Verhaßt ſei mir das Bleibende, verhaßt,
Was mir in ſeiner Dauer Stolz erſcheint,
Erwünſcht, was fließt und ſchwankt! Ihr Fluthen,*) ſchwellt,
Zerreißt die Dämme, wandelt Land in See!
Eröffne Deine Schlünde, wildes Meer!
Verſchlinge Schiff und Mann und Schätze! Weit
Verbreitet Euch, Ihr kriegeriſchen Reiden,
Und häuft auf blut'gen Fluren Tod auf Tod!
Entzünde, Strahl des Himmels, Dich im Leeren
Und triff der kühnen Thürme ſichres Haupt!
Zertrümmr', entzünde ſie und geißle weit
Im Stadtgedräng der Flamme Wuth umher,
Daß ich, von allem Jammer rings umfangen,
Dem Schickſal mich ergebe, das mich traf!

Sekretär. Das Ungeheuer, Unerwartete
Bedrängt Dich fürchterlich, erhabner Mann.

Herzog. Wol unerwartet kam's, nicht ungewarnt.
In meinen Armen ließ ein guter Geiſt
Sie von den Todten wiederaufſtehn
Und zeigte mir gelind, vorübereilend,
Ein Schreckliches, nun ewig Bleibendes.
Da ſollt' ich ſtrafen die Vermeſſenheit,
Dem Uebermuth mich, ſcheltend, widerſetzen,
Verbieten jene Raſerei, die ſich
Unſterblich, unverwundbar wähnend, blind,
Wetteifernd mit dem Vogel, ſich durch Wald
Und Fluß und Sträuche von dem Felſen ſtürzt.

Sekretär. Was oft und glücklich unſre Vetter thun,
Wie ſollt' es Dir des Unglücks Ahnung bringen?

Herzog. Die Ahnung dieſer Leiden übt' ich wol,
Als ich zum letzten Mal — zum letzten Mal —
Du ſprichſt es aus, das fürchterliche Wort,
Das Deinen Weg mit Finſterniß umzieht —
O hätt' ich ſie nur einmal noch geſehn!
Vielleicht war dieſes Unglück zuzuleiten.
Ich hätte flehentlich gebeten, ſie als Vater

*) Die Revolution, deren Bild der Herzog heraufbeſchwört, wird jedem Einzelnen ſo viel Elend bringen, daß Alle ihm an Unglück gleichkommen. Nur die Allgemeinheit des Unglücks ihn lehren wird, ſein beſonderes Schickſal zu ertragen.

Zum Treulichſten ermahnt, ſich mir zu ſchonen
Und von der Wuth tollkühner Reiterei
Um unſres Glückes willen abzuſtehn.
Ach, dieſe Stunde war mir nicht gegönnt,
Und nun vermiß' ich mein geliebtes Kind.
Sie iſt dahin. Verwegner ward ſie nur
Durch jenen Sturz, dem ſie ſo leicht entrann.
Und Niemand, ſie zu warnen, ſie zu leiten!
Entwachſen war ſie dieſer Frauenzucht,
In welchen Händen ließ ich ſolchen Schatz!
Verzärtelnden, nach jed'gen Weiberſinnen
Kein feſtes Wort, den Willen meines Kinds
Zu mäßiger Vernünftigkeit zu lenken!
Zur unbedingten Freiheit ließ man ihr,
Zu jedem kühnen Wagniß offnes Feld.
Ich ſubl' es oft und ſagt' es mir nicht klar:
Bei dieſem Weibe war ſie ſchlecht verwahrt.

Sekretär. O tadle nicht die Unglückſelige!
Vom tiefſten Schmerz begleitet, irrt ſie nun,
Wer weiß, in welchem Lande, troſtlos hin.
Sie iſt entflohn. Denn wer vermöchte Dir
Ins Angeſicht zu ſehen, der auch nur
Den fernſten Vorwurf zu befürchten hätte!

Herzog. O laß mich ungerecht auf Andre zürnen
Daß ich mich nicht verzweifelnd ſelbſt zerreiße!
Wol trag' ich ſelbſt die Schuld und trag' ſie ſchwer.
Denn rief ich nicht mit thörichtem Beginnen
Gefahr und Tod auf dieſes theure Haupt?
Sie überall zu ſehn als Meiſterin,
Das war mein Stolz. Zu theuer büß' ich ihn.
Zu Pferde ſollte ſie, im Wagen ſie,
Die Roſſe bändigend, als Heldin glänzen.
Ins Waſſer tauchend, ſchwimmend ſchien ſie mir
Den Elementen göttlich zu gebieten.
So, hieß es, kann ſie jeglicher Gefahr
Dereinſt entgehen. Statt ſie zu bewahren,
Gieht Uebung zur Gefahr den Tod ihr nun.

Sekretär. Des edlen Pflichtgefühles Uebung giebt,
Ach, unſrer Unvergeßlichen den Tod.

Herzog. Erkläre Dich!

Sekretär. Und weck' ich dieſen Schmerz
Durch Schilderung kindlich edlen Unternehmens?

Ihr alter, erster, hochgeliebter Freund
Und Lehrer*) wohnt, von dieser Stadt entfernt,
Verschränkt in Trübsinn, Krankheit, Menschenhaß.
Nur sie allein vermocht' ihn zu erheitern;
Als Leidenschaft empfand sie diese Pflicht;
Nur allzu oft verlangte sie hinüber,
Und oft versagte man's. Nun hatte sie's
Planmäßig angelegt; sie nutzte kühn
Des Morgenrittes abgemessne Stunden
Mit ungeheurer Schnelligkeit zum Zweck,
Den alten, vielgeliebten Mann zu sehn.
Ein einz'ger Reitknecht nur war im Geheimniß;
Er unterlegt' ihr jedesmal das Pferd,
Wie wir vermuten; denn auch er ist fort.
Der arme Mensch und jene Frau verloren
Aus Furcht vor Dir sich in die weite Welt.

Herzog. Die Glücklichen, die noch zu fürchten haben,
Bei denen sich der Schmerz um ihres Herrn
Verlornes Heil in leicht vernundene,
In leicht gehobne Dankigkeit verwandelt!
Ich habe nichts zu fürchten, nichts zu hoffen.
Drum laß mich Alles wissen, zeige mir
Den kleinsten Umstand an! Ich bin gefaßt.

Dritter Auftritt.

Herzog. Sekretär. Weltgeistlicher.

Sekretär. Auf diesen Augenblick, verehrter Fürst,
Hab' ich hier einen Mann zurückgehalten,
Der, auch gebeugt, vor Deinem Blick erscheint.
Es ist der Geistliche, der aus der Hand
Des Todes Deine Tochter aufgenommen
Und sie, da keiner Hilfe Trost sich zeigte,
Mit liebevoller Sorgfalt beigesetzt.

Vierter Auftritt.

Herzog. Weltgeistlicher.

Weltgeistlicher. Den Wunsch, vor Deinem Antlitz zu erscheinen,
Erhabner Fürst, wie lebhaft hegt ich ihn!

*) Auf J. J. Rousseau bezüglich, der nach den Memoiren vermuthweise der Lehrer der jungen Gräfin gewesen ist. Man vgl. auch S. 24, Z. 16.

Nun wird er mir gewährt im Augenblick,
Der Dich und mich in tiefen Jammer ſenkt.
Herzog. Auch ſo willkommen, unwillkommner Bote!
Du haſt ſie noch geſehn, den letzten Blick,
Den ſehnſuchtsvollen, Du ins Herz gefaßt,
Das letzte Wort bedächtig aufgenommen,
Dem letzten Seufzer Mitgefühl erwidert.
O ſage: Sprach ſie noch? Was ſprach ſie aus?
Gedachte ſie des Vaters? Bringſt Du mir
Von ihrem Mund ein herzlich Lebewohl?
Weltgeiſtlicher. Willkommen ſcheint ein unwillkommner Bote,
So lang er ſchweigt und noch der Hoffnung Raum,
Der Täuſchung Raum in unſerm Herzen giebt.
Der ausgeſprochne Jammer iſt verhaßt.
Herzog. Was zauderſt Du? Was kann ich mehr erfahren?
Sie iſt dahin, und dieſen Augenblick
Iſt über ihrem Sarge Ruh und Stille.
Was ſie auch litt, es iſt für ſie vorbei,
Für mich beginnt es; aber rede nur!
Weltgeiſtlicher. Ein allgemeines Uebel iſt der Tod.
So denke Dir das Schickſal Deiner Todten!
Und finſter wie des Grabes Nacht verſtumme
Der Uebergang, der ſie hinabgeführt!
Nicht Jeden leitet ein gelinder Gang
Unmerklich in das ſtille Reich der Schatten.
Gewaltſam ſchmerzlich reißt Zerſtörung oft
Durch Höllenqualen in die Ruhe hin.
Herzog. So hat ſie viel gelitten?
Weltgeiſtlicher. Viel, nicht lange.
Herzog. Es war ein Augenblick, in dem ſie litt,
Ein Augenblick, wo ſie um Hilfe rief.
Und ich? Wo war ich da? Welch ein Geſchäft,
Welch ein Vergnügen hatte mich gefeſſelt?
Verkündigte mir nichts das Schreckliche,
Das mir das Leben von einander riß?
Ich hörte nicht den Schrei, ich fühlte nicht
Den Unfall, der mich ohne Rettung traf.
Der Ahnung heil'ges, fernes Mitgefühl
Iſt nur ein Märchen. Sinnlich und verſtockt,*)
Ins Gegenwärtige verſchloſſen, fühlt

*) Dem augenblicklichen Eindruck der Sinne hingegeben und nicht fähig, aus ſeinem eigenen Selbſt herauszugehen.

Der Menſch das nächſte Wohl, das nächſte Weh,
Und Liebe ſelbſt iſt in der Ferne taub.

Weltgeiſtlicher. So viel auch Worte gelten, fühl' ich doch,
Wie wenig ſie zum Troſte wirken können.

Herzog. Das Wort verwundet leichter, als es heilt,
Und ewig wiederholend ſtrebt vergebens
Verlornes Glück der Kummer*) herzuſtellen.
So war denn keine Hilfe, keine Kunſt
Vermögend, ſie ins Leben aufzurufen?
Was haſt Du, ſage mir, begonnen, was
Zu ihrem Heil verſucht? Du haſt gewiß
Nichts unbedacht gelaſſen.

Weltgeiſtlicher. Leider war
Nichts zu bedenken mehr, als ich ſie fand.

Herzog. Und ſoll ich ihres Lebens holde Kraft
Auf ewig miſſen! Laß mich meinen Schmerz
Durch meinen Schmerz betriegen, dieſe Reſte
Verewigen! O komm, wo liegen ſie?

Weltgeiſtlicher. In würdiger Kapelle ſteht ihr Sarg
Allein verwahrt. Ich ſehe vom Altar
Durchs Gitter jedesmal die Stätte, will
Für ſie, ſo lang' ich lebe, betend flehen.

Herzog. O komm und führe mich dahin! Begleiten
Soll uns der Aerzte vielerfahrenſter.
Laß uns den ſchönen Körper der Verweſung
Entreißen! Laß mit edlen Spezereien
Das unſchätzbare Bild zuſammenhalten!
Ja, die Atomen alle, die ſich einſt
Zur köſtlichen Geſtalt verſammelten,
Sie ſollen nicht ins Element**) zurück.

Weltgeiſtlicher. Was darf ich ſagen? Muß ich Dir bekennen?
Du kannſt nicht hin. Ach, das zerſtörte Bild!
Kein Fremder ſäh' es ohne Jammer an!
Und vor die Augen eines Vaters — Nein,
Verhüt' es Gott! Du darfſt ſie nicht erblicken.

Herzog. Welch neuer Qualenkampf bedrohet mich!

Weltgeiſtlicher. O laß mich ſchweigen, daß nicht meine Worte
Auch die Erinnrung der Verlornen ſchänden!

*) Wen Kummer drückt, der kann, auch wenn er ſich immerfort vom Neuen bemüht, ſein verlornes Glück wiederherzuſtellen, dies nicht erreichen.

**) Das Element ſteht für „die Elemente“ (vgl. S. 63, Z. 21); man darf nicht etwa nur an die Erde als Element denken.

Laß mich verbeißen, wie ſie durchs Gebüſch,
Durch Felſen hergeſchleift, entſtellt und blutig,
Zerriſſen und zerſchmettert und zerbrochen,
Unkenntlich, mir im Arm, zur Erde ſing!
Da ſegnet' ich, von Thränen überfließend,
Der Stunde Heil, in der ich feierlich
Dem holden Vaternamen ewig entſagt.

Herzog. Du biſt nicht Vater, biſt der ſelbſtiſchen
Verſtockten, der Verkehrten Einer, die
Ihr abgeſchloſſnes Weſen unfruchtbar
Verzweifelnd läßt. Entferne Dich! Verhaßt
Erſcheinet mir Dein Anblick.

Weltgeiſtlicher. Fühlt' ich's doch!
Wer kann dem Boten ſolcher Noth verzeihn!
(Will ſich entfernen.)

Herzog. Verzieh und bleib! Ein ſchön entworfnes Bild,
Das wunderbar Dich ſelbſt zum zweiten Mal
Vor Deinen Augen zu erſchaffen ſtrebt,
Haſt Du, entzückt, es jemals angeſtaunt?
O hätteſt Du's! Du hätteſt dieſe Form,
Die ſich zu meinem Glück, zur Luſt der Welt
In tauſendfält'gen Zügen auferbaut,
Mir grauſam nicht zertrümmelt, mir die Wonne
Der traurigen Erinnrung nicht verkümmert!

Weltgeiſtlicher. Was ſollt' ich thun? Dich zu dem Sarge führen,
Den tauſend fremde Thränen ſchon benetzt,
Als ich das morſche, ſchlotternde Gebein
Zu ruhiger Verweſung eingeweiht?

Herzog. Schweig, Unempfindlicher! Du mehreſt nur
Den herben Schmerz, den Du zu lindern denkſt.
O wehe, daß die Elemente nun,
Von keinem Geiſt der Ordnung mehr beherrſcht,
Im leiſen Kampf das Götterbild zerſtören!
Wenn über werdend Wachſendem vorher
Der Vatersinn mit Wonne brütend ſchwebte,
So ſtockt, ſo kehrt in Moder nach und nach
Vor der Verzweiflung Blick*) die Luſt des Lebens.

Weltgeiſtlicher. Was Luſt und Licht Zerſtörliches **) erbaut,
Bewahret lange das verſchloſſne Grab.

*) Vor dem Blicke des Verzweifelten.
**) „Zerſtörbares". Namentlich das Gegentheil „unzerſtörlich" iſt bei Goethe häufig (vgl. Sanders' Wörterbuch), ſo z. B. S. 66, Z. 22.

Herzog. O weiser Brauch der Alten, das Vollkomme,
Das ernst und langsam die Natur geknüpft,
Des Menschenbilds erhabne Würde, gleich,
Wenn sich der Geist, der wirkende, getrennt,
Durch reiner Flammen Thätigkeit zu lösen!
Und wenn die Gluth mit tausend Gipfeln sich
Zum Himmel hob, und zwischen Dampf und Wolken
Des Adlers*) Fittig deutend sich bewegte,
Da trocknete die Thräne, freier Blick
Der Hinterlassnen stieg dem neuen Gott
In des Olymp's verklärte Räume nach.
O sammle mir in köstliches Gefäß
Der Asche, der Gebeine trüben Rest,
Daß die vergebens ausgestreckten Arme
Nur etwas fassen, daß ich dieser Brust,
Die sehnsuchtsvoll sich in das Leere drängt,
Den schmerzlichsten Besitz entgegendrücke!

Weltgeistlicher. Die Trauer wird durch Trauern immer herber.

Herzog. Durch Trauern wird die Trauer zum Genuß.
O daß ich doch geschwundner Asche Rest
Im kleinen Hause,**) wandernd immer weiter
Bis zu dem Ort, wo ich zuletzt sie sah,
Als Büßender mit kurzen Schritten trüge!
Dort lag sie todt in meinen Armen, dort
Sah ich, getäuscht, ***) sie in das Leben kehren.
Ich glaubte, sie zu fassen, sie zu halten,
Und nun ist sie auf ewig mir entrückt.
Dort aber will ich meinen Schmerz verewigen.
Ein Denkmal der Genesung hab' ich dort
In meines Traums Entzückungen gelobt —
Schon führet klug des Gartenmeisters Hand

---

*) Der Adler als Vogel des Zeus zeigt der vom irdischen Stoffe befreiten Seele den Weg zum Olymp; daß diese aber zuvor zuletzt als „Geier" erscheint, erinnert an die Vorstellungen der Alten von den Heroen wie Herakles, Bacchus, Kastor und Pollux, die sich durch eigene Kraft die Unsterblichkeit erwarben. So sagt Schiller (Werke, I. 1, 158, Z. 3 u. ff.) von der Apotheose des Ersteren: „Bis der Gott, des Irdischen entkleidet, / Flammend sich vom Menschen scheidet / Und des Aethers leichte Lüfte trinkt."

**) In der Todtenurne (vgl. Sophokles' Elektra, V. 1165). Ueberhaupt scheint es, daß dem Dichter bei dieser Scene die aus der Elektra (V. 1070 ff.) vorgeschwebt hat. Daß übrigens die Griechen „στέγος" (Haus, Dach) in dem obengenannten Sinne brauchten, bemerkt bereits Lünzer (V. 107, a. a. O.).

***) Insofern als ihr Leben nach der ersten Rettung nicht von langer Dauer sein sollte.

Durch Busch und Fels bescheidne Wege her,
Schon wird der Platz gerundet, wo mein König
Als Oheim sie an seine Brust geschlossen,
Und Ebenmaaß und Ordnung will den Raum
Verherrlichen, der mich so hoch beglückt.
Doch jede Hand soll feiern! Bald vollbracht,
Soll dieser Plan wie mein Geschick erstarren!
Das Denkmal nur, ein Denkmal will ich stiften,
Von rauhen Steinen ordnungslos gethürmt,
Dort hinzuwallen, stille zu verweilen,
Bis ich vom Leben endlich selbst genese.
O laßt mich dort, versteint, am Steine ruhn,
Bis aller Sorgfalt lichtgezogne*) Spur
Aus dieser Wüste Trauersitz verschwindet!
Mag sich umher der freie Platz berasen,
Mag sich der Zweig dem Zweige wild verflechten,
Der Birke hangend Haar den Boden schlagen,
Der junge Busch zum Baume sich erheben,
Mit Moos der glatte Stamm sich überziehn —
Ich fühle keine Zeit; denn sie ist hin,
An deren Wachsthum ich die Jahre maß.

Weltgeistlicher. Den vielbewegten Reiz der Welt zu meiden,
Das Einerlei der Einsamkeit zu wählen,
Wird sich's der Mann erlauben, der sich oft
Wohlthätiger Zerstreuung übergab,
Wenn Unerträgliches, mit Felsenlast
Herbei sich wälzend, ihn bedrohend, schlich?
Hinaus mit Flügelschnelle durch das Land,
Durch fremde Reiche, daß vor Deinem Sinn
Der Erde Bilder heilend sich bewegen!

Herzog. Was hab' ich in der Welt zu suchen, wenn
Ich sie nicht wiederfinde, die allein
Ein Gegenstand für meine Blicke war!
Soll Fluß und Hügel, Thal und Wald und Fels
Vorüber meinen Augen gehn und nur
Mir das Bedürfniß wecken, jenes Bild,
Das einzige, geliebte, zu erhaschen?
Vom hohen Berg hinab, ins weite Meer,
Was soll für mich ein Reichthum der Natur,
Der an Verlust und Armuth mich erinnert?

*) Es ist an Wege zu denken, die den wild emporwuchernden Wald, das graspige Gebüsch, wie es S. 38, Z. 28, hieß, licht machen.

Weltgeistlicher. Und neue Güter eignest Du Dir an!
Herzog. Nur durch der Jugend frisches Auge mag
Das längst Bekannte, neu belebt, uns rühren,
Wenn das Erstaunen, das wir längst verschmäht,
Von Kindes Munde hold uns widerklingt.
So hofft' ich, ihr des Reichs bebaute Flächen,
Der Wälder Tiefen, der Gewässer Fluth
Bis an das offne Meer zu zeigen, dort
Mich ihres trunknen Blicks ins Unbegrenzte
Mit unbegrenzter Liebe zu erfreun.
Weltgeistlicher. Wenn Du, erhabner Fürst, des großen Lebens
Beglückte Tage der Beschauung nicht
Zu widmen trachtetest, wenn Thätigkeit
Fürs Wohl Unzähliger am Throne Dir
Zum Vorzug der Geburt den herrlichern
Des allgemeinen, edlen Wirkens gab,
So ruf' ich Dich im Namen Aller auf:
Ermanne Dich und laß die trüben Stunden,
Die Deinen Horizont umziehn, für Andre,
Durch Trost und Rath und Hilfe, laß für Dich
Auch diese Stunden so zum Feste werden!
Herzog. Wie schaal und abgeschmackt ist solch ein Leben,
Wenn alles Regen, alles Treiben stets
Zu neuem Regen, neuem Treiben führt,
Und kein geliebter Zweck Euch endlich lohnt!
Den sah ich nur in ihr, und so besaß
Und so erwarb ich mit Vergnügen, ihr
Ein kleines Reich anmuth'ges Glücks zu schaffen.
So war ich heiter, aller Menschen Freund,
Behilflich, wach, zu Rath und That bequem.
„Den Vater lieben sie," so sagt' ich mir,
„Dem Vater danken sie's und werden auch
Die Tochter einst als werthe Freundin grüßen."
Weltgeistlicher. Zu süßen Sorgen bleibt nun keine Zeit.
Ganz andre fordern Dich, erhabner Mann!
Darf ich's erwähnen, ich, der unterste
Von Deinen Dienern? Jeder ernste Blick
In diesen trüben Tagen ist auf Dich,*)
Auf Deinen Werth, auf Deine Kraft gerichtet.

*) Die Tochter, deren Anerkennung der Fürst zugesagt hatte, war das bevorstehende Band, welches den Herzog an ihn fesselte: nachdem dieses zerrissen ist, will die aristokratische Partei ihn wieder für ihre Zwecke gewinnen.

Herzog. Der Glückliche nur fühlt ſich*) Werth und Kraft.
Weltgeiſtlicher. So tiefer Schmerzen heiße Qual verbürgt
Dem Augenblick unendlichen Gehalt,
Mir aber auch Verzeihung, wenn ſich kühn
Vertraulichkeit von meinen Lippen wagt:
Wie heftig wilde Gährung unten kocht,
Wie Schwäche kaum ſich oben ſchwankend hält,
Nicht Jedem wird es klar, Dir aber iſt's
Mehr als der Menge, der ich angehöre.
O zaudre nicht, im nahen Sturmgewitter
Das falſch gelenkte Steuer zu ergreifen!
Zum Wohle Deines Vaterlands verbanne
Den eignen Schmerz! Sonſt werden tauſend Väter
Wie Du um ihre Kinder weinen, tauſend
Und aber tauſend Kinder ihre Väter
Vermiſſen, Angſtgeſchrei der Mütter gräßlich,
An hohler Kerkerwand verklingend, hallen.
O bringe Deinen Jammer, Deinen Kummer
Auf dem Altar des allgemeinen Wohls
Zum Opfer dar, und Alle, die Du retteſt,
Gewinnſt Du Dir als Kinder zum Erſatz!
Herzog. Aus grauenvollen Winkeln führe nicht
Mir der Geſpenſter dichte Schaar heran,
Die meiner Tochter liebliche Gewalt
Mir zauberiſch oft und leicht hinweggebannt!
Sie iſt dahin, die ſchmeichleriſche Kraft,
Die meinen Geiſt in holde Träume ſang.
Nun drängt das Wirkliche mit dichten Maſſen
An mich heran und droht, mich zu erdrücken.
Hinaus, hinaus! Von dieſer Welt hinweg!
Und lügt mir nicht das Kleid, in dem Du wandelſt,
So führe mich zur Wohnung der Geduld,
Ins Kloſter führe mich und laß mich dort
Im allgemeinen Schweigen, ſtumm, gebeugt,
Ein müdes Leben in die Grube ſenken!
Weltgeiſtlicher. Mir ziemt es kaum, Dich an die Welt zu weiſen;
Doch andre Worte ſprech' ich kühner aus.
Nicht in das Grab, nicht übers Grab verſchwendet
Ein edler Mann der Sehnſucht hohen Werth.

*) In dem Sinne von „in ſich", — eine namentlich bei Goethe häufige, aber auch ſonſt vorkommende Konſtruktion, die auf franzöſiſchen Urſprung hinweiſt.

Er kehrt in sich zurück und findet staunend
In seinem Busen das Verlorne wieder.
Herzog. Daß ein Besitz so fest sich hier erhält,
Wenn das Verlorne fern und ferner flieht,
Das ist die Qual, die das geschiedene,
Für ewig losgerissne Glied aufs Neue
Dem schmerzergriffnen Körper fügen will. *)
Getrenntes Leben, wer vereinigt's wieder,
Vernichtetes, wer stellt es her?
Weltgeistlicher. Der Geist,
Des Menschen Geist, dem nichts verloren geht,
Was er von Werth mit Sicherheit besessen.
So lebt Eugenie vor Dir, sie lebt
In Deinem Sinne, den sie sonst erhob,
Dem sie das Anschaun herrlicher Natur
Lebendig aufgeregt; **) so wirkt sie noch
Als hohes Vorbild, schützet vor Gemeinem,
Vor Schlechtem Dich, wie's jede Stunde bringt,
Und ihrer Würde wahrer Glanz verscheuchet
Den eitlen Schein, der Dich bestechen will.
So fühle Dich durch ihre Kraft beseelt
Und gieb ihr so ein unzerstörlich Leben,
Das keine Macht entreißen kann, zurück!
Herzog. Laß eines dumpfen, dunklen Traumgeflechtes
Verworrne Todesnetze mich zerreißen,
Und bleibe mir, Du vielgeliebtes Bild,
Vollkommen, ewig jung und ewig gleich!
Laß Deiner klaren Augen reines Licht
Mich immerfort umglänzen! Schwebe vor,
Wohin ich wandle, zeige mir den Weg
Durch dieser Erde Dornenlabyrinth!
Du bist kein Traumbild, wie ich Dich erblicke;
Du warst, Du bist. Die Gottheit hatte Dich
Vollendet einst gedacht und dargestellt;
So bist Du theilhaft des Unendlichen,
Des Ewigen, und bist auf ewig mein.

*) Das Schmerzvolle der Erinnerung an die Verlorne wird mit dem physischen Schmerze verglichen, den der Verlust eines Gliedes des menschlichen Körpers verursacht, und der auch nachher nie aufhört.

**) Durch den Anblick ihrer eignen schönen Natur.

Vierter Aufzug.

Platz am Hafen.

Zur einen Seite ein Palaſt, auf der andern eine Kirche, im Grund eine Reihe Bäume, durch die man nach dem Hafen hinabſieht.

Erſter Auftritt.

Eugenie, in einen Schleier gehüllt, auf einer Bank im Grunde, mit dem Geſicht nach der See. **Hofmeiſterin, Gerichtsrath** im Vordergrunde.

Hofmeiſterin. Drängt unausweichlich ein betrübt Geſchäft
Mich aus dem Mittelpunkt des Reiches, mich
Aus dem Bezirk der Hauptſtadt an die Grenze
Des feſten Lands, zu dieſem Hafenplatz,
So folgt mir ſtreng die Sorge Schritt vor Schritt
Und deutet mir bedenklich in die Weite.
Wie müſſen Rath und Antheil eines Manns,
Der Allen edel, zuverläſſig gilt,
Mir als ein Leitſtern wonniglich erſcheinen!
Verzeih daher, wenn ich mit dieſem Blatt,
Das mich zu ſolcher ſchweren That berechtigt,
Zu Dir mich wendend komme, den ſo lange
Man im Gericht, wo viel Gerechte wirken,
Erſt pries als Beiſtand, nun als Richter preiſt.

Gerichtsrath (der indeſſen das Blatt nachdenkend angeſehen).
Nicht mein Verdienſt, nur mein Bemühen war
Vielleicht zu preiſen. Sonderbar jedoch
Will es mich dünken, daß Du eben Dieſen,
Den Du gerecht und edel nennen willſt,
In ſolcher Sache fragen, ihm getroſt
Solch ein Papier vors Auge bringen magſt,
Worauf er nur mit Schauder blicken kann.
Nicht iſt von Recht noch von Gericht die Rede;
Hier iſt Gewalt, entſetzliche Gewalt,
Selbſt wenn ſie klug, ſelbſt wenn ſie weiſe handelt.
Anheimgegeben ward ein edles Kind,
Auf Tod und Leben — ſag' ich wol zu viel? —
Anheimgegeben Deiner Willkür. Jeder,
Sei er Beamter, Kriegsmann, Bürger, Alle
Sind angewieſen, Dich zu ſchützen, ſie
Nach Deines Worts Geſetzen zu behandeln.
(Er giebt das Blatt zurück.)

Hofmeiſterin. Auch hier beweiſe Dich gerecht und laß
Nicht dies Papier allein als Kläger ſprechen,

Auch mich, die hart Verklagte, höre nun
Und meinen offnen Vortrag günstig an!
Aus edlem Blut entsproß die Treffliche;
Von jeder Gabe, jeder Tugend schenkt'
Ihr die Natur*) den allerschönsten Theil,
Wenn das Gesetz ihr andre Rechte weigert.
Und nun verbannt! Ich sollte sie dem Kreise
Der Ihrigen entführen, sie hierher,
Hinüber nach den Inseln sie geleiten.

Gerichtsrath. Gewissem Tod entgegen, der im Qualm
Erhitzter Dünste schleichend überfällt!
Dort soll verwelken diese Himmelsblume,
Die Farbe dieser Wange dort verbleichen,
Verschwinden die Gestalt, die sich das Auge
Mit Sehnsucht immer zu erhalten wünscht!

Hofmeisterin. Bevor Du richtest, höre weiter an!
Unschuldig ist — bedarf es wol Betheurung? —
Doch vieler Uebel Ursach dieses Kind.
Sie als des Haders Apfel**) warf ein Gott
Erzürnt ins Mittel zwischen zwei Parteien,***)
Die sich, auf ewig nun getrennt, bekämpften.
Sie will der eine Theil zum höchsten Glück
Berechtigt wissen, wenn der andre sie
Hinabzudrängen strebt. Entschieden Beide! —
Und so umschlang ein heimlich Labyrinth
Verschmitztes Wirkens doppelt ihr Geschick,
So schwankte List um List im Gleichgewicht,
Bis ungeduld'ge Leidenschaft zuletzt
Den Augenblick entschiedenes Gewinns
Beschleunigte. Da brach von beiden Seiten
Die Schranke der Verstellung, drang Gewalt,
Dem Staate selbst gefährlich, drohend los,
Und nun, sogleich der Schuld'gen Schuld zu hemmen,
Zu tilgen, trifft ein hoher Götterspruch †)
Des Kampfs unschuld'gen Anlaß, meinen Zögling,
Und reißt verbannend mich mit ihm dahin.

Gerichtsrath. Ich schelte nicht das Werkzeug, rechte kaum

*) Vgl. die Anmerkung zu S. 38.
**) Mit Hindeutung auf den „der Schönsten" bestimmten Apfel, den Eris bei der Hochzeit des Peleus und der Thetis unter die versammelten Götter warf.
***) Die des Königs und die aristokratische.
†) Indem der König aus Rücksicht auf die Ruhe des Landes Eugenie opfert.

Mit jenen Mächten, die sich solche Handlung
Erlauben können. Leider sind auch sie
Gebunden und gedrängt. Sie wirken selten
Aus freier Ueberzeugung. Sorge, Furcht
Vor größerm Uebel nöthiget Regenten
Die nützlich ungerechten Thaten ab.
Vollbringe, was Du mußt, entferne Dich
Aus meiner Enge rein gezognem Kreis!

Hofmeisterin. Den eben such' ich auf! Da dring' ich hin!
Dort hoff' ich Heil! Du wirst mich nicht verstoßen.
Den werthen Zögling wünscht' ich lange schon
Vom Glück zu überzeugen, das im Kreise
Des Bürgerstandes hold genügsam weilt.
Entsagte sie der nicht gegönnten Höhe,
Ergäbe sich des biedern Gatten Schutz
Und wendete von jenen Regionen,
Wo sie Gefahr, Verbannung, Tod umlauern,
Ins Häusliche den liebevollen Blick:
Gelöst wär' Alles, meiner strengen Pflicht
Wär' ich entledigt, könnt' im Vaterland
Vertrauter Stunden mich verweilend freuen.

Gerichtsrath. Ein sonderbar Verhältniß zeigst Du mir.
Hofmeisterin. Dem klug entschlossnen Manne zeig' ich's an.
Gerichtsrath. Du giebst sie frei, wenn sich ein Gatte findet?
Hofmeisterin. Und reichlich ausgestattet geb' ich sie.
Gerichtsrath. So übereilt, wer dürfte sich entschließen?
Hofmeisterin. Nur übereilt bestimmt die Neigung sich.
Gerichtsrath. Die Unbekannte wählen, wäre Frevel.
Hofmeisterin. Dem ersten Blick ist sie gekannt und werth.
Gerichtsrath. Der Gattin Feinde drohen auch dem Gatten.
Hofmeisterin. Versöhnt ist Alles, wenn sie Gattin heißt.
Gerichtsrath. Und ihr Geheimniß, wird man's ihm entdecken?
Hofmeisterin. Vertrauen wird man dem Vertrauenden.
Gerichtsrath. Und wird sie frei solch einen Bund erwählen?
Hofmeisterin. Ein großes Uebel dränget sie zur Wahl.
Gerichtsrath. In solchem Fall zu werben, ist es redlich?
Hofmeisterin. Der Rettende faßt an und klügelt nicht.
Gerichtsrath. Was forderst Du vor allen andern Dingen?
Hofmeisterin. Entschließen soll sie sich im Augenblick.
Gerichtsrath. Ist Euer Schicksal ängstlich so gesteigert?
Hofmeisterin. Im Hafen regt sich emsig schon die Fahrt.
Gerichtsrath. Hast Du ihr früher solchen Bund gerathen?

Hofmeisterin. Im Allgemeinen deutet' ich dahin.
Gerichtsrath. Entfernte sie unwillig den Gedanken?
Hofmeisterin. Noch war das alte Glück ihr allzu nah.
Gerichtsrath. Die schönen Bilder, werden sie entweichen?
Hofmeisterin. Das hohe Meer hat sie hinweggeschreckt.
Gerichtsrath. Sie fürchtet, sich vom Vaterland zu trennen?
Hofmeisterin. Sie fürchtet's, und ich fürcht' es wie den Tod.
O laß uns, Edler, glücklich Aufgefundner,
Vergebne Worte nicht bedenklich wechseln!
Noch lebt in Dir, dem Jüngling, jede Tugend,
Die mächt'ges Glaubens, unbedingter Liebe
Zu nie genug geschätzter That bedarf.
Gewiß umgiebt ein schöner Kreis Dich auch
Von Aehnlichen, von Gleichen sag' ich nicht.
O sieh Dich um in Deinem eignen Herzen,
In Deiner Freunde Herzen sieh umher,
Und findest Du ein überfließend Maaß
Von Liebe, von Ergebung, Kraft und Muth,
So werde dem Verdientesten dies Kleinod
Mit stillem Segen heimlich übergeben!
Gerichtsrath. Ich weiß, ich fühle Deinen Zustand, kann
Und mag nicht mit mir selbst bedächtig erst,
Wie Klugheit forderte, zu Rathe gehn.
Ich will sie sprechen.
Hofmeisterin (tritt zurück gegen Eugenien).
Gerichtsrath. Was geschehen soll,
Es wird geschehn. In ganz gemeinen Dingen
Hängt viel von Wahl und Wollen ab; das Höchste,
Was uns begegnet, kommt, wer weiß woher.*)

Zweiter Auftritt.

Eugenie. Gerichtsrath.

Gerichtsrath. Indem Du mir, verehrte Schöne, nahst,
So weiß' ich fast, ob man mich treu berichtet.
Du bist unglücklich, sagt man; doch Du bringst,
Wohin Du wandelst, Glück und Heil heran.
Eugenie. Find' ich den Ersten, dem aus tiefer Noth
Ich Blick und Wort entgegenwenden darf,
So mild und edel, als Du mir erscheinst,
Dies Angstgefühl, ich hoffe, wird sich lösen.

*) Vgl. Schiller's Gedicht „Das Glück" (Werke, I. 1, S. 163, Z. 14 f.).

Gerichtsrath. Ein Vielerfahrner wäre zu bedauern,
Wär' ihm das Loos gefallen, das Dich trifft;
Wie ruft nicht erst bedrängter Jugend Kummer
Die Mitgefühle hilfsbedürftig an!

Eugenie. So bob ich mich vor Kurzem aus der Nacht
Des Todes an des Tages Licht herauf;
Ich wußte nicht, wie mir geschehn, wie bart
Ein jäher Sturz mich lähmend hingestreckt.
Da raffit' ich mich empor, erkannte wieder
Die schöne Welt; ich sah den Arzt bemüht,
Die Flamme wiederanzufachen, fand
In meines Vaters liebevollem Blick,
An seinem Ton mein Leben wieder. Nun
Zum zweiten Mal, von einem jähern Sturz
Erwach' ich! Fremd und schattengleich erscheint
Mir die Umgebung, mir der Menschen Wandeln
Und Deine Milde selbst ein Traumgebild.

Gerichtsrath. Wenn Fremde sich in unsre Lage fühlen,
Sind sie wol näher als die Nächsten, die
Oft unsern Gram als wohlbekanntes Uebel
Mit lässiger Gewohnheit übersehn.
Dein Zustand ist gefährlich; ob er gar
Unheilbar sei, wer wagt, es zu entscheiden!

Eugenie. Ich habe nichts zu sagen. Unbekannt
Sind mir die Mächte, die mein Elend schufen.
Du hast das Weib gesprochen; Jene weiß.
Ich dulde nur dem Wahnsinn mich entgegen.

Gerichtsrath. Was auch der Obermacht gewalt'gen Schluß
Auf Dich herabgerufen, leichte Schuld,
Ein Irrthum, den der Zufall schädlich leitet, —
Die Achtung bleibt, die Neigung spricht für Dich.

Eugenie. Des reinen Herzens treulich mir bewußt,
Sinn' ich der Wirkung kleiner Fehler nach.

Gerichtsrath. Auf ebnem Boden straucheln ist ein Scherz;
Ein Fehltritt stürzt vom Gipfel Dich herab.

Eugenie. Auf jenen Gipfeln*) schwebt' ich voll Entzücken,
Der Freuden Uebermaaß verwirrte mich.
Das nahe Glück berührt' ich schon im Geist,
Ein köstlich Pfand lag schon in meinen Händen.
Nur wenig Ruhe, wenige Geduld,

*) Bezeichnung der hohen Stellung, für die sie bestimmt war.

Und Alles war, ſo darf ich glauben, mein;
Doch übereilt' ich's, überließ mich raſch
Zudringlicher Verſuchung. — War es das? —
Ich ſah, ich ſprach, was mir zu ſehn, zu ſprechen
Verboten war. Wird ein ſo leicht Vergehn
So hart beſtraft? Ein läßlich ſcheinendes,
Scherzhafter Probe gleichendes Verbot,
Verdammt's den Uebertreter ohne Schonung?
O, ſo iſt's wahr, was uns der Völker Sagen
Unglaublich überliefern! Jenes Apfels
Leichtſinnig augenblicklicher Genuß
Hat aller Welt unendlich Weh verſchuldet.
So ward auch mir ein Schlüſſel anvertraut;
Verbotne Schätze wagt' ich aufzuſchließen,
Und aufgeſchloſſen hab' ich mir das Grab.

Gerichtsrath. Des Uebels Quelle findeſt Du nicht aus,
Und, aufgefunden, fließt ſie ewig fort.*)

Eugenie. In kleinen Fehlern ſuch' ich's, gebe mir
Aus eitlem Wahn die Schuld ſo großer Leiden.
Nur höher, höher wende den Verdacht!
Die Beiden, denen ich mein ganzes Glück
Zu danken hoffte, die erhabnen Männer,
Zum Scheine reichten ſie ſich Hand um Hand.
Der innre Zwiſt unſicherer Parteien,
Der nur in düſtern Höhlen ſich geneckt,
Er bricht vielleicht ins Freie bald hervor;
Und was mich erſt als Furcht und Sorg' umgeben,
Entſcheidet ſich, indem es mich vernichtet,
Und droht Vernichtung aller Welt umher.

Gerichtsrath. Du jammerſt mich. Das Schickſal einer Welt**)
Verkündeſt Du nach Deinem Schmerzgefühl.
Und ſchien Dir nicht die Erde froh und glücklich,
Als Du ein heitres Kind auf Blumen ſchrittteſt?

Eugenie. Wer hat es reizender als ich geſehn,
Der Erde Glück mit allen ſeinen Blüthen!
Ach, Alles um mich her, es war ſo reich,
So voll und rein, und was der Menſch bedarf,
Es ſchien zur Luſt, zum Ueberfluß gegeben.
Und wem verdank' ich ſolch ein Paradies?

*) Es würde Dir nichts helfen, ſelbſt wenn Du die Veranlaſſung Deines Unglücks entdecken ſollteſt.

**) Vgl. die Anmerkung zu S. 58.

Der Vaterliebe dank' ich's, die, besorgt
Ums Kleinste wie ums Größte, mich verschwendrisch
Mit Prachtgenüssen zu erdrücken schien
Und meinen Körper, meinen Geist zugleich,
Ein solches Wohl zu tragen, bildete.
Wenn alles weichlich Gitle mich umgab,
Ein wonniges Behagen mir zu schmeicheln,
So rief mich ritterlicher Trieb hinaus,
Zu Roß und Wagen mit Gefahr zu kämpfen.
Oft sehnt' ich mich in ferne Weiten hin,
Nach fremder Lande seltsam neuen Kreisen.
Dorthin versprach der edle Vater mich,
Ans Meer versprach er mich zu führen, hoffte,
Sich meines ersten Blicks ins Unbegrenzte
Mit liebevollem Antheil zu erfreun —
Da steh' ich nun und schaue weit hinaus,
Und enger scheint mich's, enger zu umschließen.
O Gott, wie schränkt sich Welt und Himmel ein,
Wenn unser Herz in seinen Schranken banget!

Gerichtsrath. Unselige, die mir aus Deinen Höhen
Ein Meteor verderblich niederstreifst
Und meiner Bahn Gesetz berührend störst!
Auf ewig hast Du mir den heitern Blick
Ins volle Meer getrübt. Wenn Phöbus nun
Ein feuerwallend Lager*) sich bereitet,
Und jedes Auge von Entzücken thränt,
Da werd' ich weg mich wenden, werde Dich
Und Dein Geschick beweinen. Fern am Rande
Des nachtumgebnen Ozeans erblick' ich
Mit Noth und Jammer Deinen Pfad umstrickt,
Entbehrung alles Nöthig-, lang' Gewohnten,
Bedrängniß neuer Uebel ohne Flucht.
Der Sonne glühendes Geschoß durchdringt
Ein feuchtes, kaum der Fluth entrissnes Land.
Um Niederungen schwebet gift'ges Brodens
Blaudunst'ger Streifen angeschwollne Pest.
Im Vortod**) seh' ich, matt und hingebleicht,

*) Bild für die Abendröthe über dem Meere; denn Phoebus, wenn er seinen täglichen Weg vollendet, wird von Thetis (Ovid. Metam., II. 80) aufgenommen.

**) Ein wol von Goethe selbst gebildetes Wort, um einen todesähnlichen, dem wirklichen Tode vorangehenden Zustand zu bezeichnen.

Von Tag zu Tag ein Kummerleben schwanken.
O, die so blühend, heiter vor mir steht,
Sie soll so früh, langsames Tods verschwinden!

Eugenie. Entsetzen ruft Du mir hervor. Dorthin,
Dorthin verstößt man mich! In jenes Land,
Als Höllenwinkel mir von Kindheit auf
In grauenvollen Zügen dargestellt!
Dorthin, wo sich in Sümpfen Schlang' und Tiger
Durch Rohr und Dorngeflechte tückisch drängen,
Wo, peinlich quälend, als belebte Wolken
Um Wandrer sich Insektenschaaren ziehn,
Wo jeder Hauch des Windes, unbequem
Und schädlich, Stunden raubt und Leben kürzt!
Zu bitten dacht' ich; flehend siehst Du nun
Die Dringende. Du kannst, Du wirst mich retten.

Gerichtsrath. Ein mächtig ungeheurer Talisman*)
Liegt in den Händen Deiner Führerin.

Eugenie. Was ist Gesetz und Ordnung? Können sie
Der Unschuld Kindertage nicht beschützen?
Wer seid denn Ihr, die Ihr mit leerem Stolz
Durchs Recht Gewalt zu bänd'gen Euch berühmt?

Gerichtsrath. In abgeschlossnen Kreisen lenken wir
Gesetzlich streng das in der Mittelhöhe**)
Des Lebens wiederkehrend Schwebende.
Was droben sich in ungemessnen Räumen
Gewaltig seltsam hin und her bewegt,
Belebt und tödtet ohne Rath und Urtheil,
Das wird nach anderm Maaß, nach andrer Zahl
Vielleicht berechnet, bleibt uns räthselhaft.

Eugenie. Und das ist Alles? Hast Du weiter nichts
Zu sagen, zu verkünden?

Gerichtsrath. Nichts.

Eugenie. Ich glaub' es nicht,
Ich darf's nicht glauben.

Gerichtsrath. Laß, o laß mich fort!
Soll ich als feig, als unentschlossen gelten,
Bedauern, jammern, soll nicht irgendhin
Mit kühner Hand auf Deine Rettung deuten?

---

*) Die von dem Könige unterzeichnete Instruktion (lettre de cachet) in Betreff Eugeniens, die Diese selbst indessen noch nicht kennt.

**) Bezeichnung der Grenzen, innerhalb deren sich überhaupt die Gerechtigkeitspflege bewegen kann, wenigstens in der gedachten Zeit sich bewegte.

Doch läge nicht in dieser Kühnheit selbst
Für mich die größlichste Gefahr, von Dir
Verkannt zu werden, mit verfehltem Zweck
Als frevelhaft unwürdig zu erscheinen?

Eugenie. Ich lasse Dich nicht los, den mir das Glück,
Mein altes Glück, vertraulich zugesendet.
Mich hat's von Jugend auf gebeut, gepflegt,
Und nun im rauhen Sturme sendet mir's
Den edlen Stellvertreter seiner Neigung.
Sollt' ich nicht sehen, fühlen, daß Du Theil
An mir und meinem Schicksal nimmst? Ich stehe
Nicht ohne Wirkung hier. Du sinnst. Du denkst. —
Im weiten Kreise rechtlicher Erfahrung
Schaust Du zu meinen Gunsten um Dich her.
Noch bin ich nicht verloren. Ja, Du suchst
Ein Mittel, mich zu retten, hast es wol
Schon ausgefunden. Mir bekennt's Dein Blick,
Dein tiefer, ernster, freundlich trüber Blick.
O kehre Dich nicht weg! O sprich es aus,
Ein hehres Wort, das, mich zu heilen, töne!

Gerichtsrath. So wendet voll Vertraun zum Arzte sich
Der Tiefertrankte, fleht um Linderung,
Fleht um Erhaltung schwer bedrohter Tage;
Als Gott erscheint ihm der erfahrne Mann.
Doch ach, ein bitter, unerträglich Mittel
Wird nun geboten. Ach, soll ihm vielleicht
Der edlen Glieder grausame Verstümmlung,
Verlust statt Heilung angekündigt werden?
Gerettet willst Du sein! Zu retten bist Du,
Nicht herzustellen. Was Du warst, ist hin,
Und was Du sein kannst, magst Du's übernehmen?

Eugenie. Um Rettung aus des Todes Nachtgewalt,
Um dieses Lichts erquickenden Genuß,
Um Sicherheit des Daseins ruft zuerst
Aus tiefer Noth ein Halbverlorner noch.
Was dann zu heilen sei, was zu erstatten,
Was zu vermissen, lehre Tag um Tag!

Gerichtsrath. Und nächst dem Leben, was erflehst Du Dir?

Eugenie. Des Vaterlandes vielgeliebten Boden.

Gerichtsrath. Du forderst viel im eing'gen, großen Wort!

Eugenie. Ein einzig Wort enthält mein ganzes Glück.

Gerichtsrath. Den Zauberbann, wer wagt's, ihn aufzulösen?

Eugenie. Der Tugend Gegenzauber siegt gewiß.
Gerichtsrath. Der obern Macht ist schwer zu widerstehen.
Eugenie. Allmächtig ist sie nicht, die obre Macht.
Gewiß, Dir giebt die Kenntniß jener Formen,
Für Hohe wie für Niedre gleich verbindlich,
Ein Mittel an. Du lächelst.*) Ist es möglich?
Das Mittel ist gefunden? Sprich es aus!
Gerichtsrath. Was hülf' es, meine Beste, wenn ich Dir
Von Möglichkeiten spräche! Möglich scheint
Fast Alles unsern Wünschen; unsrer That
Setzt sich von innen wie von außen viel,
Was sie durchaus unmöglich macht, entgegen.
Ich kann, ich darf nicht reden; laß mich los!
Eugenie. Und wenn Du täuschen solltest! — Wäre nur
Für Augenblicke meiner Phantasie
Ein zweifelhafter, leichter Flug vergönnt!
Ein Uebel um das andre biete mir!
Ich bin gerettet, wenn ich wählen kann.
Gerichtsrath. Ein Mittel giebt es, Dich im Vaterland
Zurückzuhalten. Friedlich ist's, und Manchem
Erschien es auch erfreulich. Große Gunst
Hat es vor Gott und Menschen. Heil'ge Küsse
Erheben's über alle Willkür. Jedem,
Der's anerkennt, sich's anzueignen weiß,
Verschafft es Glück und Ruhe. Vollbestand
Erwünschter Lebensgüter sind wir ihm
So wie der Zukunft höchste Bilder schuldig.
Als allgemeines Menschengut verordnet's
Der Himmel selbst und ließ dem Glück, der Kühnheit
Und stiller Neigung Raum, sich's zu erwerben.
Eugenie. Welch Paradies in Räthseln stellst Du dar?
Gerichtsrath. Der eignen Schöpfung himmlisch Erdenglück.
Eugenie. Was hilft mein Sinnen! Ich verwirre mich!
Gerichtsrath. Errätst Du's nicht, so liegt es fern von Dir.
Eugenie. Das zeige sich, sobald Du ausgesprochen!
Gerichtsrath. Ich wage viel. Der Ehstand ist es!
Eugenie. Wie?
Gerichtsrath. Gesprochen ist's, nun überlege Du!
Eugenie. Mich überrascht, mich ängstet solch ein Wort.

*) Das Lächeln des Gerichtsraths hat einen andern Grund, als Eugenie annimmt. Ihre Worte verrathen noch einen zu großen Glauben an die Macht der Gerechtigkeit, trotz dem, was Jener selbst S. 76, Z. 22 ff. gesagt hat.

Gerichtsrath. Ins Auge faſſe, was Dich überraſcht!
Eugenie. Mir lag es fern in meiner frohen Zeit,
Nun kann ich ſeine Nähe nicht ertragen;
Die Sorge, die Beklemmung mehrt ſich nur.
Von meines Vaters, meines Königs Hand
Wußt' ich dereinſt den Bräutigam erwarten.
Voreilig ſchwärmte nicht mein Blick umher,
Und keine Neigung wuchs in meiner Bruſt.
Nun ſoll ich denken, was ich nie gedacht,
Und fühlen, was ich ſittſam weggewieſen,
Soll mir den Gatten wünſchen, eh ein Mann
Sich liebenswerth und meiner werth gezeigt,
Und jenes Glück, das Hymen uns verſpricht,
Zum Rettungsmittel meiner Noth entweihen.
Gerichtsrath. Dem wackern Mann vertraut ein Weib getroſt,
Und wär' er fremd, ein zweifelhaft Geſchick.
Der iſt nicht fremd, wer theilnehmen weiß,
Und ſchnell verbindet ein Bedrängter ſich
Mit ſeinem Retter. Was im Lebensgange
Dem Gatten ſeine Gattin feſſelnd eignet,
Ein Sicherheitsgefühl, ihr werd' es nie
An Rath und Troſt, an Schutz und Hilfe fehlen,
Das flößt im Augenblick ein kühner Mann
Dem Buſen des gefahrumgebnen Weibes
Durch Wagethat auf ew'ge Zeiten ein.
Eugenie. Und mir, wo zeigte ſich ein ſolcher Held?
Gerichtsrath. Der Männer Schaar iſt groß in dieſer Stadt.
Eugenie. Doch Allen bin und bleib' ich unbekannt.
Gerichtsrath. Nicht lange bleibt ein ſolcher Blick verborgen.
Eugenie. O täuſche nicht ein leichtbetrognes Hoffen!
Wo fände ſich ein Gleicher, ſeine Hand
Mir, der Erniedrigten, zu reichen? Dürft' ich
Dem Gleichen ſelbſt ein ſolches Glück verdanken?
Gerichtsrath. Ungleich erſcheint im Leben viel; doch bald
Und unerwartet iſt es ausgeglichen.
In ew'gem Wechſel wiegt ein Wohl das Weh
Und ſchnelle Leiden unſre Freuden auf.
Nichts iſt beſtändig. Manches Mißverhältniß
Löſt unbemerkt, indem die Tage rollen,
Durch Stufenſchritte ſich in Harmonie.
Und ach, den größten Abſtand weich die Liebe,
Die Erde mit dem Himmel, auszugleichen.

Eugenie. In leere Träume denkſt Du mich zu wiegen.
Gerichtsrath. Du biſt gerettet, wenn Du glauben kannſt.
Eugenie. So zeige mir des Retters treues Bild!
Gerichtsrath. Ich zeig' ihn Dir; er bietet ſeine Hand.
Eugenie. Du! Welch ein Leichtſinn überraſchte Dich?
Gerichtsrath. Entſchieden bleibt auf ewig mein Gefühl.
Eugenie. Der Augenblick, vermag er ſolche Wunder?
Gerichtsrath. Das Wunder iſt des Augenblicks Geſchöpf.
Eugenie. Und Irrthum auch der Uebereilung Sohn.
Gerichtsrath. Ein Mann, der Dich geſehen, irrt nicht mehr.
Eugenie. Erfahrung bleibt des Lebens Meiſterin.
Gerichtsrath. Verwirren kann ſie, doch das Herz entſcheidet.
O laß Dir ſagen: Wie vor wenig Stunden
Ich mich mir ſelbſt zu Rathe ging und mich
So einſam fühlte, meine ganze Lage,
Vermögen, Stand, Geſchäft ins Auge faßte
Und um mich her nach einer Gattin ſann,
Da regte Phantaſie mir manches Bild,
Die Schätze der Erinnrung ſichtend, auf,
Und wohlgefällig ſchwebten ſie vorüber;
Zu keiner Wahl bewegte ſich mein Herz.
Doch Du erſcheineſt; ich empfinde nun,
Was ich bedurfte. Dies iſt mein Geſchick.
Eugenie. Die Fremde, Schlechtumgebne, Mißempfohlne,*)
Sie könnte froh, ſtolzen Troſt empfinden,
Sich ſo geſchätzt, ſich ſo geliebt zu ſehn,
Bedächte ſie nicht auch des Freundes Glück,
Des edlen Manns, der unter allen Menſchen
Vielleicht zuletzt ihr Hilfe bieten mag.
Betrügſt Du Dich nicht ſelbſt, und wagſt Du, Dich
Mit jener Macht, die mich bedroht, zu meſſen?
Gerichtsrath. Mit jener nicht allein! — Dem Ungeſtüm
Des rohen Drangs der Menge zu entgehn,
Hat uns ein Gott den ſchönſten Port bezeichnet.
Im Hauſe, wo der Gatte ſicher waltet,
Da wohnt allein der Friede, den vergebens
Im Weiten Du da draußen ſuchen magſt.
Unruh'ge Mißgunſt, grimmige Verleumdung,
Verhallendes, parteiiſches Beſtreben,

*) Wol auch eine eigene Wortbildung Goethe's, die aber auch J. H. Voß in ſeiner Ueberſetzung des Horaz (1806) benutzt.

Nicht wirken sie auf diesen heil'gen Kreis.
Vernunft und Liebe hegen jedes Glück,
Und jeden Unfall mildert ihre Hand.
Komm! Rette Dich zu mir! Ich kenne mich
Und weiß, was ich versprechen darf und kann.

Eugenie. Bist Du in Deinem Hause Fürst?

Gerichtsrath. Ich bin's.
Und Jeder ist's, der Gute wie der Böse.
Reicht eine Macht denn wol in jenes Haus,
Wo der Tyrann die holde Gattin kränkt,
Wenn er nach eignem Sinn verworren handelt,
Durch Launen, Worte, Thaten jede Lust
Mit Schadenfreude sinnreich untergräbt?
Wer trocknet ihre Thränen? Welch Gesetz,
Welch Tribunal erreicht den Schuldigen?
Er triumphirt, und schweigende Geduld
Senkt nach und nach verzweifelnd sie ins Grab.
Nothwendigkeit, Gesetz, Gewohnheit gaben
Dem Mann so große Rechte; sie vertrauten
Auf seine Kraft, auf seinen Biedersinn. —
Nicht Heldenfaust, nicht Heldenstamm, geliebte,
Verehrte Fremde, weiß ich Dir zu bieten,
Allein des Bürgers hohen Sicherstand.
Und bist Du mein, was kann Dich mehr berühren?
Auf ewig bist Du mein, versorgt, beschützt.
Der König fordre Dich von mir zurück —
Als Gatte kann ich mit dem König rechten.

Eugenie. Vergieb! Mir schwebt noch allzu lebhaft vor,
Was ich verscherzte! Du, Großmüthiger,
Bedenkest nur, was mir noch übrig blieb.
Wie wenig ist es! Dieses Wenige
Lehrst Du mich schätzen, giebst mein eignes Wesen
Durch Dein Gefühl belebend mir zurück.
Verehrung zoll' ich Dir — wie soll ich's nennen —
Dankbare, schwesterlich entzückte Neigung.
Ich fühle mich als Dein Geschöpf und kann
Dir leider, wie Du wünschest, nicht gehören.

Gerichtsrath. So schnell verjagst Du Dir und mir die Hoffnung?

Eugenie. Das Hoffnungslose kündet schnell sich an!

Dritter Auftritt.

Die Vorigen. Hofmeiſterin.

Hofmeiſterin. Dem günſt'gen Wind gehorcht die Flotte ſchon,
Die Segel ſchwellen, Alles eilt hinab.
Die Scheidenden umarmen thränend ſich,
Und von den Schiffen, von dem Strande wehn
Die weißen Tücher noch den letzten Gruß.
Bald lichtet unſer Schiff die Anker auch!
Komm! Laß uns gehen! Uns begleitet nicht
Ein Scheidegruß; wir ziehen unbeweint.

Gerichtsrath. Nicht unbeweint, nicht ohne bittern Schmerz
Zurückgelaſſner Freunde, die nach Euch
Die Arme rettend ſtrecken. O, vielleicht
Erſcheint, was Ihr im Augenblick verſchmäht,
Euch bald ein ſehnſuchtswerthes, fernes Bild.

(Zu Eugenien.)

Vor wenigen Minuten nannt' ich Dich,
Entzückt, willkommen; ſoll ein Lebewohl
Bebend auf ewig unſre Trennung ſiegeln?

Hofmeiſterin. Der Unterredung Inhalt, ahn' ich ihn?

Gerichtsrath. Zum ew'gen Bunde ſiehſt Du mich bereit.

Hofmeiſterin (zu Eugenien).
Und wie erkennſt Du ſolch ein groß Erbieten?

Eugenie. Mit höchſt gerührtes Herzens reinſtem Dank.

Hofmeiſterin. Und ohne Neigung, dieſe Hand zu faſſen?

Gerichtsrath. Zur Hilfe bietet ſie ſich dringend an.

Eugenie. Das Nächſte ſteht oft unergreifbar fern.

Hofmeiſterin. Ach, fern von Rettung ſtehn wir nur zu bald.

Gerichtsrath. Und haſt Du künftig Drohendes bedacht?

Eugenie. Sogar das letzte Drohende, den Tod.

Hofmeiſterin. Ein angebotnes Leben ſchlägſt Du aus?

Gerichtsrath. Erwünſchte Feier froher Bundestage?

Eugenie. Ein Feſt*) verſäumt' ich; keins erſcheint mir wieder.

Hofmeiſterin. Gewinnen kann, wer viel verloren, ſchnell.

Gerichtsrath. Nach glänzendem ein dauerhaft Geſchick.

Eugenie. Hinweg die Dauer, wenn der Glanz verloſch!

Hofmeiſterin. Wer Mögliches bedenkt, läßt ſich genügen.

Gerichtsrath. Und wem genügte nicht an Lieb' und Treue!

---

*) Ihre erſte Vorſtellung und feierliche Anerkennung bei Hofe, die nach den Verwirrungen am Dreifaltigkeitsſonntag des Jahres 1773 ſtattfinden ſollte.

Eugenie. Den Schmeichelworten widerſpricht mein Herz
Und widerſtrebt Euch Beiden ungeduldig.
Gerichtsrath. Ach, allzu lästig ſcheint, ich weiß es wol,
Uns unwillkommne Hilfe! Sie erregt
Nur innern Zweifpalt. Danken möchten wir
Und ſind undankbar, da wir nicht empfangen.
Drum laßt mich ſcheiden, doch des Hafenbürgers
Gebrauch und Pflicht vorher an Euch erfüllen,
Aufs unfruchtbare Meer von Landesgaben
Zum Lebewohl Erquickungsvorrath widmen!
Dann werd' ich ſtehen, werde ſtarres Blicks
Geſchwollne Segel ferner, immer ferner,
Und Glück und Hoffnung weichend ſchwinden ſehn. (Ab.)

Vierter Auftritt.

Eugenie. Hofmeiſterin.

Eugenie. In Deiner Hand, ich weiß es, ruht mein Heil
So wie mein Elend. Laß Dich überreden!
Laß Dich erweichen! Schiffe mich nicht ein!
Hofmeiſterin. Du lenkeſt nun, was uns begegnen ſoll,
Du haſt zu wählen! Ich gehorche nur
Der ſtarken Hand; ſie ſtößt mich vor ſich hin.
Eugenie. Und nennſt Du Wahl, wenn Unvermeidliches
Unmöglichem ſich gegenüberſtellt?
Hofmeiſterin. Der Bund iſt möglich wie der Bann vermeidlich.
Eugenie. Unmöglich iſt, was Edle nicht vermögen.
Hofmeiſterin. Für dieſen biedern Mann vermagſt Du viel.
Eugenie. In beſſre Lagen führe mich zurück —
Und ſein Erbieten lohn' ich grenzenlos.
Hofmeiſterin. Ihn lohne gleich, was ihn allein belohnt:
Zu hohen Stufen heb' ihn Deine Hand!
Wenn Tugend, wenn Verdienſt den Tüchtigen
Nur langſam fördern, wenn er, ſtill entſagend
Und kaum bemerkt, ſich Andern widmend, ſtrebt,
So führt ein edles Weib ihn leicht ans Ziel.
Hinunter ſoll kein Mann die Blicke wenden;
Hinauf zur höchſten Frauen kehr' er ſich!
Gelingt es ihm, ſie zu erwerben, ſchnell
Geebnet zeigt des Lebens Pfad ſich ihm.
Eugenie. Verwirrender, verfälſchter Worte Sinn
Entwick' ich wol aus Deinen falſchen Reden;

Das Gegentheil erkenn' ich nur zu klar:
Der Gatte zieht sein Weib unwiderstehlich
In seines Kreises abgeschlossne Bahn.
Dorthin ist sie gebannt; sie kann sich nicht
Aus eigner Kraft besondre Wege wählen;
Aus niederm Zustand führt er sie hervor,
Aus höhern Sphären lockt er sie hernieder.
Verschwunden ist die frühere Gestalt,
Verloschen jede Spur vergangner Tage.
Was sie gewann, wer will es ihr entreißen?
Was sie verlor, wer giebt es ihr zurück?

Hofmeisterin. So brichst Du grausam Dir und mir den Stab.

Eugenie. Noch forscht mein Blick nach Rettung hoffnungsvoll.

Hofmeisterin. Der Liebende verzweifelt; kannst Du hoffen?

Eugenie. Ein kalter Mann verlieh' uns bessern Rath.

Hofmeisterin. Von Rath und Wahl ist keine Rede mehr;
Du stürzest mich ins Elend; folge mir!

Eugenie. O daß ich Dich noch einmal freundlich hold
Vor meinen Augen sähe, wie Du stets
Von früher Zeit heraus mich angeblickt!
Der Sonne Glanz, die alles Leben regt,
Des klaren Monds erquicklich leiser Schein
Begegneten mir holder nicht als Du.
Was konnt' ich wünschen? Vorbereitet war's.
Was durft' ich fürchten? Abgelehnt war Alles.
Und zog sich ins Verborgne meine Mutter*)
Vor ihres Kindes Blicken früh zurück,
So reichtest Du ein überfließend Maaß
Besorgter Mutterliebe mir entgegen.
Bist Du denn ganz verwandelt? Aeußerlich
Erscheinst Du mir die Vielgeliebte selber;
Doch ausgewechselt ist, so scheint's, Dein Herz —
Du bist es noch, die ich um Klein- und Großes
So oft gebeten, die mir nichts verweigert.
Gewohnter Ehrfurcht kindliches Gefühl,
Es lehrt mich, nun das Höchste zu erbitten.
Und könnt' es mich erniedrigen, Dich nun
An Vaters, Königs, Dich an Gottes Statt
Gebognes Knies um Rettung anzuflehen?

(Sie kniet.)

*) Vgl. die Vorbemerkung, S. 11.

Hofmeisterin. In dieser Lage scheinst Du meiner nur
Verstellt zu spotten. Falschheit rührt mich nicht.
(Hebt Eugenien mit Heftigkeit auf.)

Eugenie. So hartes Wort, so widriges Betragen,
Erfahr' ich das, erleb' ich das von Dir,
Und mit Gewalt verscheuchst Du meinen Traum?
Im klaren Lichte seh' ich mein Geschick!
Nicht meine Schuld, nicht jener Großen Zwist,
Des Bruders Tücke hat mich hergestoßen,
Und, mitverschworen, hältst Du mich gebannt.

Hofmeisterin. Dein Irrthum schwankt nach allen Seiten hin;
Was will der Bruder gegen Dich beginnen?
Den bösen Willen hat er, nicht die Macht.

Eugenie. Sei's, wie ihm wolle! Noch verschmacht' ich nicht
In ferner Wüste hoffnungslosen Räumen.
Ein lebend Volk bewegt sich um mich her,
Ein liebend Volk, das auch den Vaternamen
Entzückt aus seines Kindes Mund vernimmt.
Die forder' ich auf. Aus roher Menge fündet
Ein mächt'ger Ruf mir meine Freiheit an.

Hofmeisterin. Die rohe Menge hast Du nie gekannt;
Sie starrt und staunt und zaudert, läßt geschehn;
Und regt sie sich, so endet ohne Glück,
Was ohne Plan zufällig sie begonnen.

Eugenie. Den Glauben wirst Du mir mit kaltem Wort
Nicht wie mein Glück mit frecher That zerstören.
Dort unten hoff' ich Leben aus dem Leben,
Dort, wo die Masse, thätig strömend, wogt,
Wo jedes Herz, mit Wenigem befriedigt,
Für holdes Mitleid gern sich öffnen mag.
Du hältst mich nicht zurück! Ich rufe laut,
Wie furchtbar mich Gefahr und Noth bedrängen,
Ins wühlende Gemisch mich stürzend, aus.*)

---

*) Der vierte und fünfte Aufzug sind, ebenso wie der erste und zweite, in unmittelbarer Aufeinanderfolge zu denken; nur liegt zwischen jenen der vergebliche Versuch Eugeniens, die Theilnahme der Menge für ihr Geschick zu gewinnen.

Fünfter Aufzug.

Platz am Hafen.

Erster Auftritt.

Eugenie. Hofmeisterin.

Eugenie. Mit welchen Ketten führst Du mich zurück?
Gehorch' ich wider Willen diesmal auch?
Fluchwürdige Gewalt der Stimme, die
Mich einst so glatt zur Folgsamkeit gewöhnte,
Die meines ersten bildsamen Gefühls
Im ganzen Umfang sich bemeisterte!
Du warst es, der ich dieser Worte Sinn
Zuerst verdanke, dieser Sprache Kraft
Und künstliche Verknüpfung; diese Welt
Hab' ich aus Deinem Munde, ja, mein eignes Herz.
Nun brauchst Du diesen Zauber gegen mich,
Du fesselst mich, Du schleppst mich hin und wieder,
Mein Geist verwirrt sich, mein Gefühl ermattet,
Und zu den Todten sehn' ich mich hinab.

Hofmeisterin. O hätte diese Zauberkraft gewirkt,
Als ich Dich dringend, flehentlich gebeten,
Von jenen hohen Planen abzustehn!

Eugenie. Du ahnetest solch ungeheures Uebel
Und warntest nicht den allzu sichern Muth?

Hofmeisterin. Wol durft' ich warnen, aber leise nur;
Die ausgesprochne Silbe trug den Tod.*)

Eugenie. Und hinter Deinem Schweigen lag Verbannung!
Ein Todeswort, willkommner war es mir.

Hofmeisterin. Dies Unglück, vorgezogen oder nicht,
Hat mich und Dich in gleiches Netz verschlungen.

Eugenie. Was kann ich wissen, welch ein Lohn Dir wird,
Um Deinen armen Zögling zu verderben?

Hofmeisterin. Er wartet wol am fremden Strande mein!
Das Segel schwillt und führt uns Beide hin.

Eugenie. Noch hat das Schiff in seine Kerker nicht
Mich aufgenommen. Sollt' ich willig gehn?

*) Danach scheinen die Bedingungen für Eugenie folgende gewesen zu sein: der Tod, wenn sie das Geheimniß ihrer Geburt und ihrer Ansprüche an irgend Jemand verriethe, die Erlaubniß, im Vaterlande zu bleiben, wenn sie eine bürgerliche Ehe einginge, die Verbannung, wenn sie Letzteres nicht wollte.

Hofmeiſterin. Und rieſſt Du nicht das Volk zur Hilfe ſchon?
Es ſtaunte nur Dich an und ſchwieg und ging.
Eugenie. Mit ungeheurer Noth im Kampfe ſchien
Ich dem gemeinen Blick des Wahnſinns Beute.
Doch ſollſt Du mir mit Worten, mit Gewalt
Den muth'gen Schritt nach Hilfe nicht verkümmern.
Die Erſten dieſer Stadt erheben ſich
Aus ihren Häuſern dem Geſtade zu,
Die Schiffe zu bewundern, die, gereiht,
Uns unerwünſcht, das hohe Meer gewinnen.
Schon regt ſich am Palaſt des Gouverneurs
Die Wache. Jener iſt es, der die Stufen,
Von Mehreren begleitet, niederſteigt.
Ich will ihn ſprechen, ihm den Fall erzählen.
Und iſt er werth, an meines Königs Platz
Den wichtigſten Geſchäften vorzuſtehn,
So weiſt er mich nicht unerhört von hinnen.
Hofmeiſterin. Ich hindre Dich an dieſem Schritte nicht;
Doch nennſt Du keinen Namen, nur die Sache.
Eugenie. Den Namen nicht, bis ich vertrauen darf.
Hofmeiſterin. Es iſt ein edler junger Mann und wird,
Was er vermag, mit Anſtand gern gewähren.

Zweiter Auftritt.

Die Vorigen. Der Gouverneur. Adjutanten.

Eugenie. Dir in den Weg zu treten, darf ich's wagen?
Wirſt Du der kühnen Fremden auch verzeihn?
Gouverneur (nachdem er ſie aufmerkſam betrachtet).
Wer ſich wie Du dem erſten Blick empfiehlt,
Der iſt gewiß des freundlichſten Empfangs.
Eugenie. Nicht froh und freundlich iſt es, was ich bringe;
Entgegen treibt mich Dir die höchſte Noth.
Gouverneur. Iſt ſie zu heben möglich, ſei mir's Pflicht!
Iſt ſie auch nur zu lindern, ſoll's geſchehn.
Eugenie. Von hohem Haus entſproß die Bittende;
Doch leider ohne Namen tritt ſie auf.
Gouverneur. Ein Name wird vergeſſen; dem Gedächtniß
Schreibt ſolch ein Bild ſich unauslöſchlich ein.
Eugenie. Gewalt und Liſt entreißen, führen, drängen
Mich von des Vaters Bruſt ans wilde Meer.
Gouverneur. Wer durfte ſich an dieſem Friedensbild
Mit ungeweihter Feindeshand vergreifen?

Eugenie. Ich selbst vermuthe nur. Mich überrascht
Aus meinem eignen Hause dieser Schlag.
Von Eigennutz und bösem Rath geleitet,
Sann mir ein Bruder dies Verderben aus,
Und Diese hier, die mich erzogen, stiebt,
Mir unbegreiflich, meinen Feinden bei.
Hofmeisterin. Ihr stieb' ich bei und mildre großes Uebel,
Das ich zu heilen leider nicht vermag.
Eugenie. Ich soll zu Schiffe steigen, fordert sie!
Nach jenen Ufern führt sie mich hinüber.
Hofmeisterin. Geb' ich auf solchem Weg ihr das Geleit,
So zeigt es Liebe, Mutterfürsorgfalt an.
Gouverneur. Verzeiht, geschätzte Frauen, wenn ein Mann,
Der, jung an Jahren, Manches in der Welt
Gesehn und überlegt, im Augenblick,
Da er Euch sieht und hört, bedenklich stutzt!
Vertrauen scheint Ihr Beide zu verdienen,
Und Ihr mißtraut einander Beide selbst;
So scheint es wenigstens. Wie soll ich nun
Des wunderbaren Knotens Räthselschlinge,
Die Euch umstrickt, zu lösen übernehmen?
Eugenie. Wenn Du mich hören willst, vertrau' ich mehr.
Hofmeisterin. Auch ich vermöchte Manches zu erklären.
Gouverneur. Daß uns mit Fabeln oft ein Fremder täuscht,
Muß auch der Wahrheit schaden, wenn wir sie
In abenteuerlicher Hülle sehn.
Eugenie. Mißtraust Du mir, so bin ich ohne Hülfe.
Gouverneur. Und traut' ich auch, ist doch zu helfen schwer.
Eugenie. Nur zu den Meinen sende mich zurück!
Gouverneur. Verlorne Kinder aufzunehmen, gar
Entwendete, verstoßne zu beschützen,
Bringt wenig Dank dem wohlgesinnten Mann.
Um Gut und Erbe wird sogleich ein Streit,
Um die Person, ob sie die rechte sei,
Geschäftig aufgeregt, und wenn Verwandte
Ums Mein und Dein gefühllos hadern, trifft
Den Fremden, der sich eingemischt, der Haß
Von beiden Theilen, und nicht selten gar,
Weil ihm der strengere Beweis*) nicht glückt,
Steht er zuletzt auch vor Gericht beschämt.

*) Ein Beweis, wie er vor Gericht nöthig ist, der also die betreffende Sache zum Mindesten als wahrscheinlich hinstellt.

Verzeih mir alſo, wenn ich nicht ſogleich
Mit Hoffnung Dein Geſuch erwidern kann!
Eugenie. Ziemt eine ſolche Furcht dem edlen Mann,
Wohin ſoll ſich ein Unterdrückter wenden?
Gouverneur. Doch wenigſtens entſchuldigſt Du gewiß
Im Augenblick, wo ein Geſchäft mich ruft,
Wenn ich auf morgen frühe Dich hinein
In meine Wohnung lade, dort genauer
Das Schickſal zu erfahren, das Dich drängt.
Eugenie. Mit Freuden werd' ich kommen. Nimm voraus
Den lauten Dank für meine Rettung an!
Hofmeiſterin (reicht ihm ein Papier überreicht).
Wenn wir auf Deine Ladung nicht erſcheinen,
So iſt dies Blatt Entſchuldigung genug.
Gouverneur (der es aufmerkſam eine Weile angeſehn, es zurückgebend).
So kann ich freilich nur beglückte Fahrt,
Ergebung ins Geſchick und Hoffnung wünſchen.

Dritter Auftritt.

Eugenie. Hofmeiſterin.

Eugenie. Iſt dies der Talisman, mit dem Du mich
Entführſt, gefangen hältſt, der alle Guten,
Die ſich zu Hilfe mir bewegen, lähmt?
Laß mich es anſehn, dieſes Todesblatt!
Mein Elend kenn' ich; nun, ſo laß mich auch,
Wer es verhängen konnte, laß mich's wiſſen!
Hofmeiſterin (die das Blatt offen darzeigt). Hier! Sieh herein!
Eugenie (ſich wegwendend). Entſetzliches Gefühl!
Und überlebt' ich's, wenn des Vaters Name,
Des Königs Name mir entgegenblickte?
Noch iſt die Täuſchung möglich, daß verwegen
Ein Krondeamter die Gewalt mißbraucht
Und, meinem Bruder fröhnend, mich verletzt.
Da bin ich noch zu retten. Eben dies
Will ich erfahren! Zeige her!
Hofmeiſterin (wie oben). Du ſiehſt's!
Eugenie (wie oben). Der Muth verläßt mich. Nein, ich wag' es nicht.
Sei's, wie es will, ich bin verloren, hin
Aus allem Vortheil dieſer Welt geſtoßen;
Entſag' ich denn auf ewig dieſer Welt!
O, dies vergönnſt Du mir! Du willſt es ja,

Die Feinde wollen meinen Tod, sie wollen
Mich lebend eingescharrt. Vergönne mir,
Der Kirche mich zu nähern, die, begierig,
So manch unschuldig Opfer schon verschlang!
Hier ist der Tempel; diese Pforte führt
Zu stillem Jammer wie zu stillem Glück.
Laß diesen Schritt mich ins Verborgne thun!
Was mich daselbst erwartet, sei mein Loos!

Hofmeisterin. Ich sehe, die Aebtissin steigt, begleitet
Von zwei der Ihren, zu dem Platz herab;
Auch sie ist jung, von hohem Haus entsprossen;
Entdeck ihr Deinen Wunsch! Ich hindr' es nicht.

Vierter Auftritt.

Die Vorigen. Aebtissin. Zwei Nonnen.

Eugenie. Betäubt, verworren, mit mir selbst entzweit
Und mit der Welt, verehrte heil'ge Jungfrau,
Siehst Du mich hier. Die Angst des Augenblicks,
Die Sorge für die Zukunft treiben mich
In Deine Gegenwart, in der ich Lindrung
Des ungeheuern Uebels hoffen darf.

Aebtissin. Wenn Ruhe, wenn Besonnenheit und Friede
Mit Gott und unserm eignen Herzen sich
Mittheilen läßt, so soll es, edle Fremde,
Nicht fehlen an der Lehre treuem Wort,
Dir einzuflößen, was der Meinen Glück
Und meins für heut so wie auf ewig fördert.

Eugenie. Unendlich ist mein Uebel; schwerlich möcht'
Es durch der Worte göttliche Gewalt
Sogleich zu heilen sein. O nimm mich auf
Und laß mich weilen, wo Du weilst, mich erst
In Thränen lösen diese Bangigkeit
Und mein erleichtert Herz dem Troste weihen!

Aebtissin. Wol hab' ich oft im heiligen Bezirk
Der Erde Thränen sich in göttlich Lächeln
Verwandeln sehn, in himmlisches Entzücken;
Doch drängt man sich gewaltsam nicht herein;
Gar manche Prüfung muß die neue Schwester
Und ihren ganzen Werth uns erst entwickeln.

Hofmeisterin. Entschiedner Werth ist leicht zu kennen, leicht,
Was Du bedingen möchtest, zu erfüllen.

Aebtissin. Ich zweifle nicht am Adel der Geburt,
Nicht am Vermögen, dieses Hauses Rechte,
Die groß und wichtig sind, Dir zu gewinnen.
Drum laßt mich bald vernehmen, was Ihr denkt!

Eugenie. Gewähre meine Bitte, nimm mich auf!
Verbirg mich vor der Welt im tiefsten Winkel
Und meine ganze Habe nimm dahin!
Ich bringe viel und hoffe, mehr zu leisten.

Aebtissin. Kann uns die Jugend, uns die Schönheit rühren,
Ein edles Wesen, spricht's an unser Herz:
So hast Du viele Rechte, gutes Kind.
Geliebte Tochter, komm an meine Brust!

Eugenie. Mit diesem Wort, mit diesem Herzensdruck
Besänftigst Du auf einmal alles Toben
Der aufgeregten Brust. Die letzte Welle
Umspült mich weichend noch. Ich bin im Hafen.*)

Hofmeisterin (dazwischentretend).
Wenn nicht ein grausam Schicksal widerstünde!
Betrachte dieses Blatt, uns zu beklagen!
(Sie reicht der Aebtissin das Blatt.)

Aebtissin (die gelesen). Ich muß Dich tadeln, daß Du wissentlich
So manch vergeblich Wort mit angehört.
Ich beuge vor der höhern Hand mich tief,
Die hier zu walten scheint.

Fünfter Auftritt.

Eugenie. Hofmeisterin.

Eugenie. Wie? Höhre Hand?
Was meint die Heuchlerin? Versteht sie Gott?
Der himmlisch Höchste hat gewiß nicht hier
Mit dieser Freveltat zu thun. Versteht
Sie unsern König? Wohl! Ich muß es dulden,
Was Dieser über mich verhängt. Allein
Ich will nicht mehr in Zweifel, zwischen Furcht
Und Liebe schweben, will nicht weibisch mehr,
Indem ich untergehe, noch des Herzens
Und seiner weichlichen Gefühle schonen.
Es breche, wenn es brechen soll! Und nun
Verlang' ich, dieses Blatt zu sehen, sei

*) Eugenie vergleicht sich mit einem Schiffe, welches nach langem, gefährlichem Sturme endlich den Hafen erreicht hat.

Von meinem Vater, sei von meinem König
Das Todesurtheil unterzeichnet. Jener
Geweihten Gottheit, die mich niederschmettert,
Will ich getrost ins Auge schauend stehn.
O daß ich vor ihr stünde! Fürchterlich
Ist der bedrängten Unschuld letzter Blick.

Hofmeisterin. Ich hab' es nie verweigert; nimm es hin!

Eugenie (das Papier von außen ansehend).
Das ist des Menschen wunderbar Geschick,
Daß bei dem größten Uebel noch die Furcht
Vor fernerem Verlust ihm übrig bleibt.
Sind wir so reich, Ihr Götter, daß Ihr uns
Mit einem Schlag nicht Alles rauben könnt?
Des Lebens Glück entriß mir dieses Blatt
Und läßt mich größern Jammer noch befürchten.
(Sie entfaltet's.)
Wolan! Getrost, mein Herz, und schaudre nicht,
Die Neige dieses bittern Kelchs zu schlürfen!
(Blickt hinein.)
Des Königs Hand und Siegel!

Hofmeisterin (die ihr das Blatt abnimmt). Gutes Kind,
Bedaure mich, indem Du Dich bejammerst!
Ich übernahm das traurige Geschäft;
Der Allgewalt Befehl vollzieh' ich nur,
Um Dir in Deinem Elend beizustehn,
Dich keiner fremden Hand zu überlassen.
Was meine Seele peinigt, was ich noch
Von diesem schrecklichen Ereigniß kenne,
Erfährst Du künftig. Jetzt verzeihe mir,
Wenn mich die eiserne Nothwendigkeit
Uns unverzüglich einzuschiffen zwingt!

Sechster Auftritt.

Eugenie allein, hernach **Hofmeisterin** im Grunde.

Eugenie. So ist mir denn das schönste Königreich,
Der Hafenplatz, von Tausenden belebt,
Zur Wüste worden, und ich bin allein!
Hier sprechen edle Männer nach Gefallen,
Und Krieger lauschen auf gemessnes Wort;
Hier stehen heilig Einsame um Himmel;
Beschäftigt strebt die Menge nach Gewinn. —

Und mich verstößt man ohne Recht und Urtheil,
Nicht eine Hand bewaffnet sich für mich,
Man schließt mir die Asyle, Niemand mag
Zu meinen Gunsten wenig Schritte wagen.
Verbannung! Ja, des Schreckenworts Gewicht
Erdrückt mich schon mit allen seinen Lasten;
Schon fühl' ich mich ein abgestorbnes Glied;*)
Der Körper, der gesunde, stößt mich los.
Dem selbstbewußten Todten gleich' ich, der,
Ein Zeuge seiner eigenen Bestattung,
Gelähmt, in halbem Traume grausend liegt.
Entsetzliche Nothwendigkeit! Doch wie?
Ist mir nicht eine Wahl verstattet? Kann
Ich nicht des Mannes Hand ergreifen, der
Mir, einzig edel, seine Hilfe beut? —
Und könnt' ich das? Ich könnte die Geburt,
Die mich so hoch hinaufgerückt, verleugnen,
Von allem Glanze jener Hoffnung mich
Auf ewig trennen! Das vermag ich nicht!
O faße mich, Gewalt, mit ehrnen Fäusten!
Geschick, Du blindes, reiße mich hinweg!
Die Wahl ist schwerer als das Uebel selbst,**)
Die zwischen zweien Uebeln schwankend bebt.
(Hofmeisterin, mit Leuten, welche Gepäcke tragen, geht schweigend hinten vorbei.)
Sie kommen, tragen meine Habe fort,
Das Letzte, was von köstlichem Besitz
Mir übrig blieb. Wird es mir auch geraubt?
Man bringt's hinüber, und ich soll ihm nach.
Ein günst'ger Wind bewegt die Wimpel seewärts;
Bald werd' ich alle Segel schwellen sehn.
Die Flotte löset sich vom Hafen ab,
Und nun das Schiff, das mich Unsel'ge trägt!
Man kommt. Man fordert mich an Bord. O Gott!
Ist denn der Himmel ehern***) über mir?
Dringt meine Jammerstimme nicht hindurch?

*) Vgl. die erste Anmerkung auf S. 68.

**) Weil die beiden, die das gewählte Uebel mit sich bringt, gewissermaßen als das Resultat eigener Schuld erscheinen werden, während, wenn uns ein bestimmtes Uebel vom Schicksal zugewiesen wird, diese Empfindung nicht möglich ist.

***) In dem Sinne von „undurchdringlich", „unerbittlich", ähnlich wie (Werke, I. 145, Z. 17) von dem „ehernen" Faden der Parzen, und (Werke, I. 167, Z. 1) von „ehernen" Gesetzen gesprochen wird.

So sei's! Ich gehe! Doch mich soll das Schiff
In seines Kerkers Räume nicht verschlingen!
Das letzte Brett, das mich hinüberführt,
Soll meiner Freiheit*) erste Stufe werden!
Empfangt mich dann, Ihr Wellen, faßt mich auf
Und, festumschlingend, senket mich hinab
In Eures tiefen Friedens Grabesschooß!
Und wenn ich dann vom Uebel dieser Welt
Nichts mehr zu fürchten habe, gönnt zuletzt
Mein bleichendes Gebein dem Ufer zu,
Daß eine fromme Seele mir das Grab
Auf heim'schem Boden wohlgesinnt bereite!
(Mit einigen Schritten.)
Wolan denn! (Hält inne.)
Will mein Fuß nicht mehr gehorchen?
Was fesselt meinen Schritt, was hält mich hier?
Unsel'ge Liebe zum unwürd'gen Leben,
Du führest mich zum harten Kampf zurück.
Verbannung, Tod, Entwürdigung umschließen
Mich fest und ängsten mich einander zu;
Und wie ich mich von Einem schaudernd wende,
So grinst das Andre mir mit Höllenblick.
Ist denn kein menschlich, ist kein göttlich Mittel,
Von tausendfacher Qual mich zu befreien?
O daß ein einzig ahnungsvolles Wort
Zufällig aus der Menge mir ertönte!
O daß ein Friedensvogel**) mir vorbei,
Mit leisem Fittig leitend, sich bewegte!
Gern will ich hin, wohin das Schicksal ruft;
Es deute nur, und ich will gläubig folgen;
Es winke nur, ich will dem heil'gen Winke,
Vertrauend, hoffend, ungesäumt mich fügen.

Siebenter Auftritt.

Eugenie. Mönch.

Eugenie (die eine Zeit lang vor sich hingesehen, indem sie die Augen aufhebt und den Mönch erblickt). Ich darf nicht zweifeln; ja, ich bin gerettet!

*) Ihre Freiheit ist der Tod, in ähnlicher Vorstellung, wie der Herzog S. 65, V. 11, den Mönch ausspricht, daß er „vom Leben endlich selbst genese."
**) Im Sinne des Alterthums gedacht, so wie auch kurz zuvor V. 10, das „bleichende Gebein" an Homers „λευκὰ ὀστέα" erinnert.

Ja, Dieſer iſt's, der mich beſtimmen ſoll.
Geſendet auf mein Flehn erſcheint er mir,
Der Würdige, Bejahrte, dem das Herz
Beim erſten Blick vertraut entgegenfliegt.
(Ihm entgegengehend.)
Mein Vater! Laß den, ach, mir nun verſagten,
Verkümmerten, verbotnen Vaternamen
Auf Dich, den edlen Fremden, übertragen!
Mit wenig Worten höre meine Noth!
Nicht als dem weiſen, wohlbedächt'gen Mann,
Dem gottbegabten Greiſe leg' ich ſie
Mit ſchmerzlichem Vertrauen Dir an die Bruſt.
Mönch. Was Dich bedrängt, eröffne freies Muthes!
Nicht ohne Schickung trifft der Leidende
Mit Dem zuſammen, der als höchſte Pflicht
Die Linderung der Leiden üben ſoll.
Eugenie. Ein Räthſel ſtatt der Klagen wirſt Du hören,
Und ein Orakel fordr' ich, keinen Rath.
Zu zwei verhaßten Zielen liegen mir
Zwei Wege vor den Füßen, einer dorthin,
Hierhin der andre; welchen ſoll ich wählen?
Mönch. Du führſt mich in Verſuchung! Soll ich nur
Als Loos entſcheiden?
Eugenie. Als ein heilig Loos.
Mönch. Begreif' ich Dich, ſo hebt aus tiefer Noth
Zu höhern Regionen ſich Dein Blick.
Erſtorben iſt im Herzen eigner Wille,
Entſcheidung hofft Du Dir vom Waltenden.
Ja wohl! Das ewig Wirkende bewegt,
Uns unbegreiflich, Dieſes oder Jenes
Als wie von ungefähr zu unſerm Wohl,
Zum Rathe, zur Entſcheidung, zum Vollbringen,
Und wie getragen werden wir ans Ziel.
Dies zu empfinden, iſt das höchſte Glück,
Es nicht zu fordern, iſt beſcheidne Pflicht,
Es zu erwarten, ſchöner Troſt im Leiden.
O wär' ich doch gewürdigt, nun für Dich,
Was Dir am Beſten frommte, vorzufühlen!*)
Allein die Ahnung ſchweigt in meiner Bruſt,

*) Derſelbe Ausdruck im „Fauſt" (Werke, XIII. S. 4, Z. 29): „Faßt es vor! Du wirſt gefunden", und (Werke, III. S. 190, Z. 26 u. 34): „Dem edlen Geiſten vorzufühlen, / Iſt wünſchenswerthester Beruf."

Und kannſt Du mehr nicht mir vertraun, ſo nimm
Ein fruchtlos Mitleid hin zum Lebewohl!
Eugenie. Schiffbrüchig faſſ' ich noch die letzte Planke!
Dich halt' ich feſt und ſage wider Willen
Zum letzten Mal das hoffnungsloſe Wort:
Aus hohem Haus entſproſſen, werd' ich nun
Verſtoßen, übers Meer verbannt und könnte
Mich durch ein Ehebündniß retten, das
Zu niedern Sphären mich herunterzieht.
Was ſagt nun Dir das Herz? Verſtummt es noch?
Mönch. Es ſchweige, bis der prüfende Verſtand
Sich als ohnmächtig ſelbſt bekennen muß!
Du haſt nur Allgemeines mir vertraut,
Ich kann Dir nur das Allgemeine rathen.
Biſt Du zur Wahl genöthigt unter zwei
Verhaßten Uebeln, faſſe ſie ins Auge
Und wähle, was Dir noch den meiſten Raum
Zu heil'gem Thun und Wirken übrig läßt,
Was Deinen Geiſt am Wenigſten begrenzt,
Am Wenigſten die frommen Thaten feſſelt!
Eugenie. Die Ehe, merk' ich, räthſt Du mir nicht an.
Mönch. Nicht eine ſolche, wie ſie Dich bedroht.
Wie kann der Prieſter ſegnen, wenn das Ja
Der holden Braut nicht aus dem Herzen quillt!
Er ſoll nicht Widerwärt'ges an einander
Zu immer neu erzeugtem Streite ketten;
Den Wunſch der Liebe, die zum All das Eine,
Zum Ewigen das Gegenwärtige,
Das Flüchtige zum Dauernden erhebt,
Den zu erfüllen, iſt ſein göttlich Amt.
Eugenie. Ins Elend übers Meer verbannſt Du mich.
Mönch. Zum Troſte Jener drüben*) ziehe hin!
Eugenie. Wie ſoll ich tröſten, wenn ich ſelbſt verzweifle?
Mönch. Ein reines Herz, wovon Dein Blick mir zeugt,
Ein edler Muth, ein hoher, freier Sinn
Erhalten Dich und Andre, wo Du auch
Auf dieſer Erde wandelſt. Wenn Du nun,
In frühen Jahren ohne Schuld verbannt,
Durch heil'ge Fügung fremde Fehler büßeſt,

*) Die lokalen Bezeichnungen ſind, wenn ſie auch manche Vermuthung geſtatten, doch mit Abſicht ganz unbeſtimmt gehalten.

So führſt Du wie ein überirdiſch Weſen
Der Unſchuld Glück und Wunderkräfte mit.
So ziehe denn hinüber! Trete friſch
In jenen Kreis der Traurigen! Erheitre
Durch Dein Erſcheinen jene trübe Welt!
Durch mächt'ges Wort, durch kräft'ge That errege
Der niedergebeugten Herzen eigne Kraft!
Vereine die Zerſtreuten um Dich her,
Verbinde ſie einander, Alle Dir!
Erſchaffe, was Du hier verlieren ſollſt,
Dir Stamm und Vaterland und Fürſtenthum!

Eugenie. Getrauteſt Du zu thun, was Du gebieteſt?

Mönch. Ich that's! — Als jungen Mann entführte ſchon
Zu wilden Stämmen mich der Geiſt hinüber.
Ins rohe Leben bracht' ich milde Sitte,
Ich brachte Himmelshoffnung in den Tod.
O hätt' ich nicht, verführt von treuer Neigung,
Dem Vaterland zu nützen, mich zurück
Zu dieſer Wildniß freches Städteleben,
Zu dieſem Wuſt verfeinerter Verbrechen,
Zu dieſem Pfuhl der Selbſtigkeit gewendet!
Hier feſſelt mich des Alters Unvermögen,
Gewohnheit, Pflichten, ein Geſchick vielleicht,
Das mir die ſchwerſte Prüfung ſpät beſtimmt.
Du aber, jung, von allen Banden frei,
Geſtoßen in das Weite, dringe vor
Und rette Dich! Was Du als Elend fühlſt,
Verwandelt ſich in Wohlthat! Eile fort!

Eugenie. Eröffne klarer! Was befürchteſt Du?

Mönch. Im Dunkeln drängt das Künft'ge ſich heran;
Das künftig Nächſte*) ſelbſt erſcheinet nicht
Dem offnen Blick der Sinne, des Verſtands.
Wenn ich beim Sonnenſchein durch dieſe Straßen
Bewundernd wandle, der Gebäude Pracht,
Die felſengleich gethürmten Maſſen ſchaue,
Der Plätze Kreis, der Kirchen edlen Bau,
Des Hafens maſterfüllten Raum betrachte,
Das ſcheint mir Alles für die Ewigkeit
Gegründet und geordnet; dieſe Menge
Gewerkſam Thätiger, die hin und her

*) Dasjenige, was als das Nächſte bevorſteht.

In diesen Räumen wogt, auch die verspricht,
Sich unvertilgbar, ewig herzustellen.
Allein wenn dieses große Bild bei Nacht
In meines Geistes Tiefen sich erneut,
Da stürmt*) ein Brausen durch die düstre Luft,
Der feste Boden wankt, die Thürme schwanken,
Gefugte Steine lösen sich herab,
Und so zerfällt in ungeformten Schutt
Die Prachterscheinung. Wenig Lebendes
Durchklimmt bekümmert neu entstandne Hügel,
Und jede Trümmer deutet auf ein Grab.
Das Element zu bändigen vermag
Ein tiefgebeugt, vermindert Volk nicht mehr,
Und, rastlos wiederkehrend, füllt die Fluth
Mit Sand und Schlamm des Hafens Becken aus.

Eugenie. Die Nacht entwaffnet erst den Menschen; dann
Bekämpft sie ihn mit nichtigem Gebild.

Mönch. Ach, bald genug steigt über unsern Jammer
Der Sonne trübgedämpfter Blick heran.
Du aber fliehe, die ein guter Geist
Verbannend segnete! Leb wohl und eile!

Achter Auftritt.

Eugenie allein.

Vom eignen Elend leitet man mich ab,
Und fremden Jammer prophezeiht man mir.
Doch wär' es fremd, was Deinem Vaterland
Begegnen soll? Dies fällt mit neuer Schwere
Mir auf die Brust. Zum gegenwärt'gen Uebel
Soll ich der Zukunft Geistesbürden tragen?
So ist's denn wahr, was in der Kindheit schon
Mir um das Ohr geklungen, was ich erst
Erhorcht, erfragt und nun zuletzt sogar
Aus meines Vaters, meines Königs Mund
Vernehmen mußte! Diesem Reiche droht
Ein jäher Umsturz; die zum großen Leben
Gefugten Elemente wollen sich
Nicht wechselseitig mehr mit Liebeskraft
Zu stets erneuter Einigkeit umfangen.

*) Die dritte Schilderung der Revolution (vgl. S. 53 u. 74), auf welche alsbald im nächsten Auftritt die vierte folgt.

Sie fliehen ſich, und einzeln tritt nun Jedes
Kalt in ſich ſelbſt zurück. Wo blieb der Ahnherrn
Gewalt'ger Geiſt, der ſie zu einem Zweck
Vereinigte, die feindlich Kämpfenden,
Der dieſem großen Volk als Führer ſich,
Als König und als Vater dargeſtellt?
Er iſt entſchwunden! Was uns übrig bleibt,
Iſt ein Gespenſt, das mit vergebnem Streben
Verlorenen Beſitz zu greifen wähnt.
Und ſolche Sorge nähm' ich mit hinüber,
Entröge mich gemeinſamer Gefahr,
Entflöhe der Gelegenheit, mich kühn
Der hohen Ahnen würdig zu beweiſen
Und Jeden, der mich ungerecht verletzt,
In böſer Stunde hilfreich zu beſchämen?*)
Nun biſt Du, Boden meines Vaterlands,
Mir erſt ein Heiligthum; nun fühl' ich erſt
Den dringenden Beruf, mich anzuklammern.
Ich laſſe Dich nicht los, und welches Band
Mich Dir erhalten kann, es iſt nun heilig.
Wo find' ich jenen gutgeſinnten Mann,
Der mir die Hand ſo traulich angeboten?
An ihn will ich mich ſchließen! Im Verborgnen
Verwahr' er mich als reinen Talisman!
Denn wenn ein Wunder auf der Welt geſchieht,
Geſchieht's durch liebevolle, treue Herzen.
Die Größe der Gefahr betracht' ich nicht,
Und meine Schwäche darf ich nicht bedenken;
Das Alles wird ein günſtiges Geſchick
Zu rechter Zeit auf hohe Zwecke leiten.
Und wenn mein Vater, mein Monarch mich einſt
Verkannt, verſtoßen, mich vergeſſen, ſoll
Erſtaunt ihr Blick auf der Erhaltnen ruhn,
Die das, was ſie im Glücke zugeſagt,
Aus tiefem Elend zu erfüllen ſtrebt.

*) Vergl. die Vorbemerkung, S. 12 u. 13. Es iſt dies übrigens zugleich die Stelle, in der eine Art Umwandlung mit Eugenien vorgeht; ſie denkt nicht allein an ſich ſelbſt, ſondern auch an ihr Vaterland, ohne ſich indeſſen über die Thätigkeit und Stellung auszuſprechen oder ſich auch nur bewußt zu ſein, die ſie in den demſelben drohenden Gefahren einnehmen will. Es iſt wol zuviel, wenn Düntzer (S. 122) ſie in Beziehung auf das, was ſie thun will, eine „Heldenjungfrau“ nennt; ſie weiß ſelbſt noch nicht (vergl. S. 29 und 30), was es ſein wird.

Er kommt! Ich ſeh' ihm freudiger entgegen,
Als ich ihn ließ. Er kommt. Er ſucht mich auf!
Zu ſcheiden denkt er; bleiben werd' ich ihm.

Neunter Auftritt.

Eugenie. Gerichtsrath. Ein Knabe mit einem ſchönen Käſtchen.

Gerichtsrath. Schon ziehn die Schiffe nach einander fort,
Und bald, ſo fürcht' ich, wirſt auch Du berufen.
Empfange noch ein herzlich Lebewohl
Und eine friſche Gabe, die auf langer Fahrt
Bekommnen Reiſenden Erquickung athmet!
Gedenke mein! O daß Du meiner nicht
Am böſen Tage ſehnſuchtsvoll gedenkeſt!

Eugenie. Ich nehme Dein Geſchenk mit Freuden an;
Es bürgt mir Deine Neigung, Deine Sorgfalt;
Doch ſend es eilig in Dein Haus zurück!
Und, wenn Du denkſt, wie Du gedacht, empfindeſt,
Wie Du empfunden, wenn Dir meine Freundſchaft
Genügen kann, ſo folg' ich Dir dahin.

Gerichtsrath (nach einer Pauſe, den Knaben durch einen Wink entfernend).
Iſt's möglich? Hätte ſich zu meiner Gunſt
In kurzer Zeit Dein Wille ſo verändert?

Eugenie. Er iſt verändert; aber denke nicht,
Daß Bangigkeit mich Dir entgegentreibe!
Ein edleres Gefühl — laß mich's verbergen! —
Hält mich am Vaterland, an Dir zurück.
Nun ſei's gefragt: Vermagſt Du hohes Muths
Entſagung der Entſagenden zu weihen?
Vermagſt Du zu verſprechen, mich als Bruder
Mit reiner Neigung zu empfangen, mir,
Der liebevollen Schweſter, Schutz und Rath
Und ſtille Lebensfreude zu gewähren?

Gerichtsrath. Zu tragen glaub' ich Alles, nur das Eine,
Dich zu verlieren, da ich Dich gefunden,
Erſcheint mir unerträglich. Dich zu ſehen,
Dir nah zu ſein, für Dich zu leben, wäre
Mein einzig höchſtes Glück. Und ſo bedinge
Dein Herz allein das Bündniß, das wir ſchließen!

Eugenie. Von Dir allein gekannt, muß ich fortan,
Die Welt vermeidend, im Verborgnen leben.

Beſitzeſt Du ein ſtill entfernt es Landgut,*)
So widm es mir und ſende mich dahin!
Gerichtsrath. Ein kleines Gut heißt' ich, wohlgelegen;
Doch alt und bald verfallen iſt das Haus.
Du kannſt jedoch in jener Gegend bald
Die ſchönſte Wohnung finden; ſie iſt feil.
Eugenie. Nein! In das alterfällige laß mich ziehn!
Zu meiner Lage ſtimmt es, meinem Sinn.
Und wenn er ſich erheitert, find' ich gleich
Der Thätigkeit bereiten Stoff und Raum.
Sobald ich mich die Deine nenne, laß
Von irgend einem alten, zuverläſſ'gen Knecht
Begleitet, mich in Hoffnung einer künft'gen
Beglückten Auferſtehung mich begraben!
Gerichtsrath. Und zum Beſuch, wann darf ich dort erſcheinen?
Eugenie. Du warteſt meinen Ruf geduldig ab.
Auch ſolch ein Tag wird kommen, uns vielleicht
Mit ernſten Banden enger zu verbinden.
Gerichtsrath. Du legeſt mir zu ſchwere Prüfung auf.
Eugenie. Erfülle Deine Pflichten gegen mich;
Daß ich die meinen kenne, ſei gewiß!
Indem Du, mich zu retten, Deine Hand
Mir bieteſt, wagſt Du viel. Werd' ich entdeckt,
Werd' ich's zu früh, ſo kannſt Du Vieles büßen.
Ich ſage Dir das tiefſte Schweigen zu;
Woher ich komme, Niemand ſoll's erfahren;
Ja, die entfernten Lieben will ich nur
Im Geiſt beſuchen, keine Zeile ſoll,
Kein Bote dort mich nennen, wo vielleicht
Zu meinem Heil ein Funke glühen möchte.
Gerichtsrath. In dieſem wicht'gen Fall, was ſoll ich ſagen?
Uneigennütz'ge Liebe kann der Mund
Mit Frechheit oft betheuern, wenn im Herzen
Der Selbſtſucht Ungeheuer lauſchend grinſt.
Die That allein beweiſt der Liebe Kraft.
Indem ich Dich gewinne, ſoll ich Allem
Entſagen, Deinem Blick ſogar! Ich will's.

*) Die verſchiedenen Beziehungen, in die der Dichter im letzten Akte Eugenien treten läßt, ſind faſt ſämmtlich auf die Memoiren zurückzuführen. Nach ihnen hat Stephanie Louiſe in den Klöſtern zu Chalons ſur Saône und Gray, in der Abtei zu Meaux geſteht und iſt auch lange Zeit zu Toulouſe, dem Landgute ihres Mannes, geweſen.

Wie Du zum erſten Male mir erſchienen,
Erſcheinſt Du bleibend mir, ein Gegenſtand
Der Neigung, der Verehrung. Deinetwillen
Wünſch' ich zu leben; Du gebieteſt mir.
Und wenn der Prieſter ſich ſein Leben lang
Der unſichtbaren Gottheit niederbeugt,
Die im beglückten Augenblick vor ihm
Als höchſtes Muſterbild vorüberging,
So ſoll von Deinem Dienſte mich fortan,
Wie Du Dich auch verhüllеſt, nichts zerſtreun.

Eugenie. Ob ich vertraue, daß Dein Aeußres nicht,
Nicht Deiner Worte Wohllaut lügen kann,
Daß ich empfinde, welch ein Mann Du biſt,
Gerecht, gefühlvoll, thätig, zuverläſſig:
Davon empfange den Beweis, den höchſten,
Den eine Frau beſonnen geben kann!
Ich zaudre nicht, ich eile, Dir zu folgen.
Hier meine Hand! Wir gehen zum Altar!

Schema

zur

Fortsetzung der natürlichen Tochter.

Vorbemerkung des Herausgebers.

Das nachfolgende Schema für das zweite Drama der beabsichtigten Trilogie hat verschiedene Versuche veranlaßt, wenigstens den Gesammtinhalt desselben, wenn auch nur in erzählender Form, darzustellen. Der Umstand indessen, daß für den dritten und fünften Akt alle näheren Angaben fehlen, mußte nothwendig herbeiführen, daß Vieles nicht begründet, sondern nur vermuthet werden konnte, wenn auch bisweilen die S. 8 erwähnten Memoiren einigen Anhalt geben.

Rosenkranz (Goethe und seine Werke, S. 304) hat sich vielleicht deshalb nur auf allgemeine Andeutungen beschränkt; ausführlicher haben dagegen Viehoff und namentlich Düntzer (Erläuterung von Goethe's Trilogie „die natürliche Tochter") den von ihnen vermutheten Inhalt des Stücks dargestellt. Wenn nun dieser auch zum Theil von Demjenigen abweicht, was in dem Folgenden gesagt werden wird, so kann es doch füglich Niemanden befremden, daß diese Unterschiede hier nicht festgestellt oder auch nur berührt werden. Eine streng logische Widerlegung entgegenstehender Ansichten ist in einem Falle, wie der vorliegende, ebenso unmöglich als das Beweisen der eigenen. Ebenso überflüssig wäre es, wie

sogleich hier bemerkt werden mag, über den voraussichtlichen Inhalt des dritten Stückes auch nur etwas auszusprechen; alle Nachrichten über dasselbe beschränken sich auf die bereits in der Vorbemerkung zum ersten Drama (S. 9) gegebene Mittheilung.

Der erste Akt des zweiten Dramas schließt sich fast unmittelbar an den fünften des ersten an. Die Hofmeisterin, die angeblich geflohen war, um dem Zorne des Herzogs zu entgehen (S. 60), ist nach der Hauptstadt zurückgekehrt und berichtet zunächst ihrem Verlobten, in dessen unmittelbarem Auftrage sie ja gehandelt hatte, den Erfolg ihres Unternehmens. Dieser hat dasselbe seinerseits durch die Vorsichtsmaaßregeln gesichert, die er dafür getroffen hat, daß kein Brief Eugeniens an den Herzog gelangen könne. Der zweite Gegenstand der Unterredung betrifft dann die beabsichtigte Vermählung Beider. Der Sekretär wünscht dieselbe noch aufgeschoben, da er bei dem augenblicklichen Standpunkte der Parteien, namentlich bei der immer zunehmenden Spannung zwischen dem Könige und dem Herzog, große Vortheile und besonders auch die bisher noch nicht erfolgte Beförderung erwarten kann, wenn er noch länger in der Nähe des Herzogs bleibt, dessen Pläne er dann mit um so größerem Nutzen der Gegenpartei zu verrathen hofft. Während so die Wünsche der Hofmeisterin eine unerwünschte Verzögerung erleiden, wird ihr von Seiten des Herzogs der edelste Empfang zu Theil. Ihr Anblick erweckt vor seinem Gedächtniß die Erinnerung an die verlorne Tochter, so daß er mit Rührung in seinen Gedanken bei dem einstmals verbreiteten Gerüchte, daß sie noch lebe, verweilen mag. Die Hofmeisterin weiß ihm indessen auch jeden Schein einer Hoffnung zu rauben und scheidet, nachdem sie den ganzen

Trousseau Eugeniens als Lohn für ihre früheren Bemühungen erhalten hat. Erst der Schluß des Aktes führt uns dann in das eigentlich politische Getriebe der Zeit ein. Der Herzog, dessen Rückkehr zu energischer Thätigkeit bereits durch die Scene im ersten Stück (S. 66 ff.) in Aussicht gestellt war, ist offenbar wieder mit dem Könige in schlechtem Einvernehmen. Das beweist die Botschaft des Letzteren durch seinen Günstling, den Grafen, der, wie es scheint, in einer bestimmten Frage eine entschiedene Erklärung des Herzogs verlangt. Worauf sich diese bezieht, muß dahingestellt bleiben. Indessen die Vorwürfe, die der König durch den Grafen dem Herzoge machen läßt und die Dieser durch denselben Jenem zurückgiebt, die für den Grafen kränkenden Untersuchungen über die Schädlichkeit der Günstlingschaft, Alles dies läßt auf einen nahen Bruch schließen, wenn sich auch der Herzog, der den Grafen mit einer unentschiedenen Antwort entläßt, die letzte Entscheidung noch vorbehält. Daß er diese treffen muß, erinnert ihn wieder an Eugenien, die ihm in so bedrängten Umständen eine Stütze gewähren würde; er tröstet sich indessen über ihren Verlust damit, daß eine solche Zeit, wie die gegenwärtige, auch für sie unglücklich gewesen wäre.

Der zweite Akt versetzt uns in jenes Landhaus, in dem Eugenie als Gattin des Gerichtsraths Zuflucht gefunden, wohin Dieser selbst aber ohne ihre besondere Erlaubniß nicht kommen darf. Diese ist ihm jetzt gewährt; denn er will dort Gäste bewirthen, Repräsentanten verschiedener Stände, mit denen er bei den immer mehr zunehmenden Unruhen im Lande gemeinsame Schritte zum Wohle des Ganzen zu berathen und vorzubereiten beabsichtigt. Eugenie kennt diese Absicht nicht; vielmehr schildert der Gerichtsrath ihr die

öffentlichen Zustände im günstigsten Lichte und weiß Eugenien trübe Vorstellungen für den Augenblick zu verscheuchen; ist ihm doch neben allem Andern besonders auch darum zu thun, den wirklichen Besitz seiner Gattin zu gewinnen. Und in der That war sie ihm freundlich entgegengekommen; er hatte sehen können, wie Alles für die erwarteten Gäste bereit ist und sie die ganze Zeit ihrer Einsamkeit thätig gewesen war, den früher verfallenen Wohnsitz aufs Beste wiederherzustellen. So erfolgt denn auch bald eine liebende Annäherung Beider, deren weitere Entwickelung nur durch die Ankunft der Gäste unterbrochen wird. In der Versammlung dieser, die auf Veranlassung des Soldaten nicht im Hause, sondern, in Erinnerung an den Bund der Schweizer auf dem Rütli, im Freien gehalten wird, sind die verschiedenen Parteien vertreten, die überhaupt in der Revolution zur Geltung kommen. Der Gerichtsrath zeigt sich deutlich als Girondist, der Sachwalter und der Handwerker als Jakobiner oder Anhänger der Bergpartei, wobei indeß von dem Zweiten die Einziehung der geistlichen und weltlichen Güter, von dem Letzteren das gewaltsame Nivelliren, die Egalité, die zugleich die Existenz keiner andern Partei duldet, besonders betont wird. Der Soldat in seinem „Streben nach Einheit und einem obern Verbindungspunkt" zeigt sich bereits als der zukünftige Imperialist. Nachdem die Gesellschaft, die sich bei der Verschiedenartigkeit ihrer Ansichten in nichts hatte einigen können, unzufrieden aus einander gegangen ist, muß der Gerichtsrath endlich auch Eugenien in das ganze Getriebe der Parteien sehen lassen; sie sieht aber außerdem noch etwas, was ihr persönliches Geschick besonders berührt. Während sie sich in der verflossenen Zeit mit dem Gedanken vertraut gemacht hat, auf alles Andere zu

verzichten und abgeschlossen von der Welt mit ihrem Gatten ihr Leben hinzubringen, ist Dieser auf das Lebhafteste von den Interessen seiner Partei erfüllt und denkt enthusiastisch auch an die glänzende Laufbahn, die sich vor ihm aufthun wird. Diese steht ihm höher als die Liebe und die volle Hingebung, die Eugenie ihm unter der Bedingung in nahe Aussicht stellt, daß er seinen politischen Bestrebungen entsage. Eine schmerzliche Trennung ist die Folge dieser Unterredung, da der Gerichtsrath jene Bedingung nicht zu erfüllen vermag; zugleich wird aber hiedurch auch für Eugenie der Entschluß herbeigeführt, selbstthätig für die Partei einzutreten, der sie ihrer Geburt und Ueberzeugung nach angehört.

So weit läßt sich die Handlung noch einigermaßen mit Sicherheit verfolgen; für den dritten Aufzug aber fehlt das Schema, und wir können unsre Vermuthungen über den weiteren Fortgang nur auf die Namen der auftretenden Personen stützen. Im Großen und Ganzen wird es sich darum gehandelt haben, das allmählige Emporsteigen der Partei des Herzogs gegenüber der königlichen Macht zu veranschaulichen. Die zwei ersten Scenen zwischen dem Weltgeistlichen, der Hofmeisterin und dem Sekretär mochten dazu dienen, um dies gesprächsweise darzustellen, während in der dritten vielleicht angedeutet liegt, daß auch die untern Klassen für den Augenblick sich ihm anschließen, ein Anschluß, für den dann die vierte Scene den vollen Ausdruck giebt. In der fünften tritt Eugenie wieder auf. Sie hat sich offenbar an die Partei des Herzogs angeschlossen, und zwar unerkannt, und hat, wie es scheint, eine Art Adjutantendienst bei ihm. Unzweifelhaft ist es, worauf auch schon die Memoiren hinführen mußten, daß sie in männlicher Tracht zu denken ist,

und jedenfalls wahrscheinlich, daß sie nicht erst in dieser Scene sich dem Herzog nähert, sondern bereits von Anfang des Aufzuges an als in seinem Dienste stehend zu betrachten ist. Dafür spricht auch der letzte Auftritt, in welchem Eugenie im Auftrage des Herzogs, der den König, wie es scheint, wider seinen Willen in seinem Palaste festhält, mit Diesem spricht, dem sie sich natürlich ebensowenig zu erkennen giebt als ihrem Vater. Zu welchem Zwecke die Wache anwesend ist, läßt sich schwer bestimmen. Eine Verhaftung Eugeniens ist wenig wahrscheinlich; möglicherweise könnte aber die Festnahme derjenigen Personen beabsichtigt sein, welche in dem vierten Aufzuge als im Gefängniß befindlich vorgeführt werden.

Was dieser enthält, ist im Allgemeinen klar. Er zeichnet einmal die politische Thätigkeit der herzoglichen Partei, die zunächst die Anhänger des bisherigen Königthums in ihre Gewalt bringt; er dient aber auch dazu, um die Bestrafung für den Frevel an Eugenien vorzubereiten; deshalb sind außer Jenen, nämlich dem Grafen, dem Gouverneur und der Aebtissin, auch alle Diejenigen ins Gefängniß gebracht, die gegen Eugenie vereinigt gehandelt haben, der Sekretär, der Weltgeistliche und die Hofmeisterin. Wenn sich außerdem der Mönch dort findet, so wird damit angedeutet, daß in jener Zeit Schuldige wie Unschuldige der Verfolgung ausgesetzt waren. Als zu den Letzteren gehörig ist er demnach auch der Einzige, der sich über die Schranken der Gegenwart zu dem Gedanken an eine glückliche Zukunft, wenn auch vielleicht nicht mehr für die hier Versammelten glücklich, emporzuheben vermag. Das ist der Inhalt der „begeisterten Rede", bei der Eugenie, die im Auftrage des Herzogs erschienen war, bereits zugegen ist. Erschienen war

sie, bald nachdem der Weltgeistliche offen dem Mönche gegenüber das an ihr verübte Verbrechen eingestanden hat.

Für den fünften Akt sind wir wieder auf Personennamen angewiesen; nicht einmal eine Ortsbezeichnung giebt einen Anhaltspunkt. Einige Vermuthungen jedoch liegen nahe. Wenn im dritten Auftritt der Gerichtsrath und Eugenie zusammen sind, so läßt sich daraus schließen, daß der Erstere sich dem Dienste des Herzogs angeschlossen hat, daß Diese aber ihr Inkognito auch ihm gegenüber aufrecht erhält. Ueberhaupt wird allem Anschein nach ihr eigenes Schicksal kaum weiter entwickelt, wie es denn auch naturgemäß für den Schluß der Trilogie vorbehalten bleiben mußte; vielmehr wird die politische Aktion weiter geführt. Umsonst verhandelt der Gerichtsrath, den wir uns jetzt wol in der glänzenden Stellung zu denken haben, die er früher anstrebte, wieder mit den Stimmführern der einzelnen Parteien, die in ihren Forderungen immer weiter gehen; eine Einigung wird nicht erzielt. — Gehen wir in die Geschichte der Wirklichkeit ein, so liegen, namentlich wenn man bei dem Herzog etwa an Philipp Egalité denkt, Zustände vor, wie zur Zeit der ersten Thätigkeit des Nationalkonvents im September 1792. Die gemäßigte Partei, wie sie durch die im Schema genannten Personen repräsentirt wird, war dazu bestimmt, in kurzer Zeit zu unterliegen.

Die natürliche Tochter.

Schema der Fortsetzung.

Erster Aufzug.

Zimmer des Herzogs.

1. Sekretär. Hofmeisterin. 2. Die Vorigen. Herzog. 3. Herzog. Graf.

Zweiter Aufzug.

Vor einer angenehmen ländlichen Wohnung.

1. Gerichtsrath. 2. Gerichtsrath. Eugenie. 3. Gerichtsrath. Soldat. Sachwalter. Handwerker. 4. Gerichtsrath. Eugenie. 5. Eugenie.

Dritter Aufzug.

Platz in der Hauptstadt.

1. Weltgeistlicher. 2. Der Vorige. Hofmeisterin. Sekretär. 3. Die Vorigen. Handwerker. 4. Die Vorigen. Der Herzog. Volk. 5. Die Vorigen. Eugenie.

Zimmer des ersten Aufzugs.

6. König. 7. König. Eugenie. 8. Eugenie. Wache.

Vierter Aufzug.

Gefängniß.

1. Graf. 2. Graf. Gouverneur. Aebtissin. 3. Die Vorigen. Weltgeistlicher. Mönch. 4. Die Vorigen. Hofmeisterin. Sekretär. 5. Die Vorigen. Eugenie. 6. Die Vorigen. Handwerker.

Fünfter Aufzug.

1. Handwerker. Sachwalter. 2. Handwerker. Gerichtsrath. 3. Gerichtsrath. Eugenie. 4. Eugenie. Handwerker. Sachwalter. 5. Die Vorigen ohne Eugenie. 6. Die Vorigen. Soldat. 7. Soldat. Gerichtsrath. Handwerker.

I. Gen. Absoluter Despotismus ohne eigentliches Oberhaupt. In der Ramification von oben Furcht vor nichts. Intrigue und Gewalt. Sucht nach Genuß. Verlieren nach unten.

Nach seinem Sinne leben ist gemein;
Der Edle strebt nach Ordnung und Gesetz.

II. Gen. Untergeordneter Despotismus. Furcht nach oben. Ganglien der Statthalterschaften. Familienwesen. Sucht nach Besitz.

III. Gen. Realismus des Besitzes. Grund und Boden. Druck daher. Dunkler, aufdämmernder Zustand. Gährung von unten. Pfiff des Advokaten. Erregende Soldaten. Ausübung der Robheit ins Ganze. Konflikt.

IV. Gen. Aufgelöste Bande der letzten Form. Die Masse wird absolut. Vertreibt die Schwankenden. Erdrückt die Widerstehenden. Erniedrigt das Hohe. Erhöhet das Niedrige, um es wieder zu erniedrigen.

Erſter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Hofmeiſterin. Sekretär.

Sekretär. Glückliches Gelingen ihres Unternehmens.

Hofmeiſterin. Vorſicht, daß Eugenie keinen Brief wegbringen konnte. Eugeniens Verſprechen, ſich verborgen zu halten. Flüchtige Schilderung des Zuſtandes.

Sekretär. Vorſicht, daß an den Herzog kein Brief gelangen konnte. Schilderung des Zuſtandes. Politiſche Lage.

Hofmeiſterin. Warum der Sekretär noch keine Beförderung habe.

Sekretär. Ausſichten, wenn er noch in der Nähe des Herzogs bleibe.

Hofmeiſterin. Heirath.

Sekretär. Lehnt eine Verbindung noch ab wegen der wichtig bevorſtehenden Epoche.

Zweiter Auftritt.

Herzog. Die Vorigen.

Herzog. Edler, gerührter Empfang. Dank für ihre Bemühungen um Eugenien.

Hofmeiſterin. Trauer.

Herzog. Auf, ſie lebe noch, ſchnell verklungen.

Hofmeiſterin. Wunſch.

Herzog. Geſchenk des ganzen Trouſſeau's und des Eingerichteten.

Hofmeiſterin. Dank.

Dritter Auftritt.

Herzog. Graf.

Graf. Botſchaft vom Könige. Vorwürfe gegen den Herzog.

Herzog. Vorwürfe gegen den König.

Graf. Vertheidigung des Königs durch Schilderung deſſelben von der Seite eines Freundes.

Herzog. Vorwurf dem Günſtling.

Graf. Zu Gunſten der Günſtlingſchaft.

Herzog. Allgemeinere Anſicht.

Graf. Entſchiedene Frage.

Herzog. Unentſchiedene Antwort.

Graf. Und dagu ab.

Herzog. Wunſch, in dieſer Lage Eugenien noch zu beſitzen. Troſt, daß ſie eine ſo gefährliche Epoche nicht erlebt habe.

Zweiter Aufzug.

Erster Auftritt.

Gerichtsrath.

Freude an der Einrichtung des Landsitzes. Wunsch der Liebe Eugeniens. Wunsch eines friedlichen Genusses. Furcht vor der drohenden Zeit. Verbergen vor Eugenien.

Zweiter Auftritt.

Gerichtsrath. Eugenie.

Eugenie. Ein freundliches Willkommen. Freude an der hergestellten Umgebung.

Gerichtsrath. Dank für ihre Sorgfalt. Schilderung ihrer Verbesserungen.

Eugenie. Alles für ihn und seine Gäste bereit.

Gerichtsrath. Dank für ihre Willfährigkeit.

Eugenie. Dank für sein gehaltenes Wort.

Gerichtsrath. Er rechnet sich die Entsagung hoch an.

Eugenie. Frage nach öffentlichen Zuständen.

Gerichtsrath. Schilderung ins Beste. Hoffnungen wie zu Anfang der Revolution.

Eugenie. Hypochondrische Ansicht von ihrer Seite.

Gerichtsrath. Zu verscheuchen.

Eugenie. Annäherung.

Gerichtsrath. Ueberredung der Liebe.

Eugenie. Nachgiebigkeit.

Gerichtsrath. Störende Ankunft der Gäste.

Dritter Auftritt.

Gerichtsrath. Sachwalter. Soldat. Handwerker.

Gerichtsrath. Einladung ins Haus.

Soldat. Unter freiem Himmel wird ein solcher Bund am Besten geschlossen. Erinnerung an die drei Telle.

Gerichtsrath. Darstellung der Auflösung im Moment. Patriotisches Zusammenhalten durch Föderalismus.

Sachwalter. Egoistisches Anschreißen der Vortheile bisheriger Besitzer.

Soldat. Streben nach der Einheit und einem obern Verbindungspunkt.

Handwerker. Gewaltsames Nivelliren. Zerstörung der einen Partei.

Streit und Auflösung der Versammlung.

Vierter Auftritt.

Gerichtsrath. Eugenie.

Gerichtsrath. Gäſte entfernten ſich.
Eugenie. Es ſchien, im Streit.
Gerichtsrath. Unbehändigte Naturen.
Eugenie. Vermuthlich ſchwer zu vereinigende Parteien.
Gerichtsrath. Allgemeine Schilderung. Hoffnung einer Vereinigung.
Eugenie. Anmuth des geſchaffenen Beſitzes. Verewigung.
Gerichtsrath. Fehlt die Neigung.
Eugenie. Annäherung.
Gerichtsrath. Immer mehr, bis zur Umarmung.
Eugenie. Gefühl ihres Hingebens.
Gerichtsrath. Wunſch, ihrer würdig zu ſein. Enthuſiaſtiſcher Blick in eine neue Karriere.
Eugenie. Entſetzung über die Entdeckung.
Gerichtsrath. Nähere Erklärung, in Abſicht, ſie zu beſänftigen.
Eugenie. Größerer Abſcheu. Anerbieten ihrer Neigung unter Bedingungen, bezüglich auf den Kuß.
Gerichtsrath. Streit zwiſchen Partei und Liebe.
Eugenie. Argumente, mit Paſſion.
Gerichtsrath. Schmerzliche Entfernung.

Fünfter Auftritt.

Eugenie.

Gefühl ihres Zuſtandes. Entſchluß.

Dritter Aufzug.

Vacat.

Vierter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Gefängniß.

Graf.

Ueberſicht über den Zuſtand. Tritt aus der Höhe des Lebens in die Tiefe der Gefangenſchaft. Sorge für den König.

Zweiter Auftritt.

Graf. Gouverneur. Tochter.

Im Ganzen eine Konversation zu erfinden, wo durch die Erinnerung dessen, was man gewesen, das gegenwärtige Uebel aufgehoben wird.

Familien- und Namenserinnerung, auch Beschreibung wohlhabender, brillanter Zustände.

Die Vorzüge eines egoistischen, sogenannten guten Lebens.

Dritter Auftritt.

Die Vorigen. Weltgeistlicher. Mönch.

Weltgeistlicher. Verzweiflung über den Verlust seines Zustandes und Furcht vor der Zukunft.

Mönch. Deutet weiter hinaus.

Vierter Auftritt.

Die Vorigen. Hofmeisterin. Sekretär.

Weltgeistlicher fällt sie an als schuld an seinem Unglück, daß sie ihn durch ein Verbrechen gehoben. Wunsch nach Niedrigkeit. Bekenntniß des Verbrechens an Eugenien. Die Uebrigen nehmen Theil. Erinnerung eines Jeden, der sie kannte.

Fünfter Auftritt.

Die Vorigen. Eugenie.

Begeisterte Rede des Mönchs.

(Das Uebrige fehlt.)

Der Großkophta.

Vorbemerkung des Herausgebers.

„Der Großkophta", das älteſte der bereits in der Vorbemerkung zu dem vorigen Stücke charakteriſirten Dramen, gehört dem Stoffe nach, der in ihm behandelt wird, der Vorbereitungszeit der franzöſiſchen Revolution an; denn es werden uns in ihm die Wirkſamkeit Caglioſtro's und die berüchtigte Halsbandgeſchichte vorgeführt. Bei dem Aufſehen, welches Jener ſeit 1779 in Kurland und Petersburg, ſeit 1780 in Straßburg, ſpäter in Paris und London machte, iſt anzunehmen, daß Goethe frühzeitig auf ihn aufmerkſam geworden iſt, um ſo mehr, als er ſelbſt ſeit früher Jugend (vgl. unſre Biographie, S. LVI. ff.) von lebhaftem Intereſſe für alle Geheimlehren und die ihnen verwandten Wiſſenſchaften erfüllt war. Ueber den Werth Caglioſtro's hat er ſich indeſſen niemals getäuſcht. An Lavater, der im Januar 1781 nach Straßburg gereiſt war, um Jenen perſönlich kennen zu lernen, ſchrieb er (Briefe von Goethe an Lavater, S. 120) vermuthlich nur kurze Zeit nachher: „Caglioſtro iſt immer ein merkwürdiger Menſch. Und doch Stocknarr, mit Kraft und Lump ſo nah verwandt. Ich darf nichts darüber fragen. Ich bin über dieſen Fleck unbeweglich; doch laſſen ſolche Menſchen Seiten der Menſchheit ſehen, die im gemeinen Gange unbemerkt blieben." Ein zweiter Brief, vom 22. Juni deſſelben Jahres, verräth ſogar die Abſicht, Lavater's Glauben an Caglioſtro und deſſen Verehrung für

ihn zu erschüttern. „Was die geheimen Künste des Cagliostro anbetrifft," heißt es dort, „bin ich sehr mißtrauisch gegen alle Geschichten. Glaube mir, unsere moralische und politische Welt ist mit unterirdischen Gängen, Kellern und Kloaken minirt, wie eine große Stadt zu sein pflegt, an deren Zusammenhang und ihrer Bewohnenden Verhältnisse wol Niemand denkt und sinnt; nur wird es Dem, der davon einige Kundschaft hat, viel begreiflicher, wenn da einmal der Erdboden einstürzt, dort einmal ein Rauch aufgeht aus einer Schlucht, und hier wunderbare Stimmen gehört werden." Diese sehr ruhige Auffassung schloß indessen bei Goethe eine weitere Beschäftigung mit Cagliostro nicht aus; ja, sein Interesse wurde dadurch noch gesteigert, daß Derselbe, wenn auch unschuldigerweise, in den Prozeß wegen des Halsbands verwickelt wurde. Als Goethe im April 1787 in Palermo, dem Geburtsorte Cagliostro's, war, stellte er die bekannten Nachforschungen über dessen Familie an, die er 1792 in dem ersten Bande der neuen Ausgabe seiner Schriften veröffentlichte und später in der Ausgabe letzter Hand an die „Italienische Reise" anfügte.

Die Halsbandgeschichte, welche die eigentliche Handlung des ganzen Dramas ausmacht, beruht auf folgenden Vorfällen, in Betreff deren allerdings die zahlreichen Quellen bei Einzelheiten abweichende Angaben machen. Der Kardinal und Erzbischof Louis René Edouard, Prinz von Rohan Guemené, geboren am 23. September 1734, war schon früh zu den höchsten geistlichen Stellungen gelangt, war aber dabei jederzeit durch sein ausschweifendes Leben berüchtigt gewesen. Die Gunst des französischen Hofes hatte er bereits während seines Aufenthalts in Wien verloren und später in Paris nicht wiedergewonnen. Ein Mittel jedoch,

um dies Verhältniß zu beſſern, ſchien ſich ihm durch ſeine Beziehungen zu Jeanne de St. Remy de Valois, Gräfin de Lamothe, darzubieten. Dieſe, geboren am 22. Juli 1756, die ihre Herkunft auf Heinrich von St. Remy, einen natürlichen Sohn Heinrich's II., zurückführte, war nach dem Tode ihres in tiefſter Armuth in einem öffentlichen Krankenhauſe verſtorbenen Vaters in dem Hauſe einer Marquiſe von Boulainvilliers erzogen worden und hatte durch deren Vermittelung ſowol eine Art Anerkennung ihrer Geburt als auch die Auszahlung einer kleinen Penſion erwirkt. Im Jahre 1780 verheirathete ſie ſich mit einem gleichfalls verarmten angeblichen Grafen de Lamothe, der eine ſubalterne Stellung als Gensdarmerie-Offizier in Lüneville hatte. Noth und Schulden trieben das Ehepaar bald nach Paris, wo daſſelbe die Hilfe der Frau von Boulainvilliers und des mit ihr befreundeten Kardinals in Anſpruch nehmen wollte. Die Erſtere freilich ſtarb noch im Jahre 1780; der Kardinal indeſſen, offenbar von Leidenſchaft für die Lamothe ergriffen, ließ ihr in den Jahren 1781—84 bedeutende Summen zukommen. (Vgl. Schlözer, „Kritiſche Unterſuchungen über das Geſchlechtsregiſter der ſogenannten Gräfin de Lamothe ꝛc." S. 3 ff.) Um jedoch noch größere Vortheile zu gewinnen, benutzte ſie den lebhaften Wunſch des Kardinals, die Gunſt des Hofes und ſpeziell der Königin Marie Antoinette wiederzugewinnen. Sie fingirte deshalb vor Jenem intime und geheimnißvolle Beziehungen zu der Letzteren und bot ſich zur Vermittlerin an. Eine Korreſpondenz wurde eingeleitet, bei der ſie die Briefe der Königin durch einen Vertrauten, Retaux de Villette, ſchreiben ließ, und auch als der Kardinal, wie zu erwarten ſtand, das dringende Begehren nach einer Unterredung laut werden

ließ, hatte sie bereits alle Vorbereitungen getroffen. Sie hatte zu diesem Zwecke schon früher die Bekanntschaft mit einem jungen Mädchen, Nicole le Guay, genannt Doliva oder Dessigny, eingeleitet, die eine gewisse Aehnlichkeit mit der Königin besaß. Eines Abends in den ersten Tagen des August 1784 mußte Jene bei einer Unterredung im Schloßgarten von Versailles die Rolle der Königin spielen. Seitdem hielt der Kardinal seine Gunst für gesichert; die Gräfin aber erpreßte von ihm, während er sich bald darauf in Savern aufhielt, unter verschiedenen Vorwänden noch bedeutende Summen. Den Hauptschlag indeß führte sie dadurch aus, daß sie dem Kardinal einbildete, die Königin wünsche den Besitz eines Halsbandes im Werthe von 1,600,000 Livres, welches die Hofjuweliere Böhmer und Bassange zum Verkauf hätten, und das angeblich einstmals für die Maitresse Ludwig's XV., die Gräfin du Barry, bestimmt gewesen war. Die Intrigue war insofern nicht ungeschickt, als die Königin in der That jenes Halsband gesehen, und der König, bevor sie es entschieden ablehnte, für den Ankauf geneigt gewesen war. Nun theilte die Gräfin dem Kardinal im Anfang des Jahres 1785 den angeblichen Wunsch der Königin mit und zugleich, daß Diese den Kauf durch ihn vermittelt wünsche. Der Kardinal ging unbegreiflicherweise darauf ein. Ein Vertrag wurde aufgesetzt, die Unterschrift der Königin durch Villette gefälscht, die Zahlungstermine wurden festgestellt, und das Halsband ging schon am 1. Februar in die Hände der Lamothe über. Die Zwischenzeit bis zum ersten Zahlungstermin benutzte sie, um durch ihren Mann und ihren Helfershelfer die aus dem Schmucke herausgebrochenen Steine meistens in England verkaufen zu lassen. Als indessen der nächste Zahlungstermin nicht eingehalten wurde,

wandte ſich Boehmer an die Königin, die, da ſie ihn ſelbſt wegen Mißfallens ſeiner Perſönlichkeit nicht vorließ, die ganze Sache durch ihre Kammerfrau Madame de Campan erfuhr und dem Könige mittheilte. Am 15. Auguſt wurde der Kardinal zu Dieſem gerufen und nach vorläufiger Feſtſtellung des Sachverhalts in die Baſtille gebracht. Daſſelbe geſchah mit Caglioſtro, von dem man allerdings nur wußte, daß er mit Jenem in genauer Verbindung geſtanden hatte: die Gräfin wurde nach einigen Tagen in Bar ſur Aube feſtgenommen; die Verhaftung Villette's und die der Doliva, die mit ihrem Geliebten in Brüſſel war, gelang erſt einige Monate ſpäter; der Graf de Lamothe wurde überhaupt nicht gefunden. Das Urtheil, welches der Gerichtshof am 31. Mai 1786 fällte, iſt bekannt. Es wird in den Memoiren der Madame de Campan (Mémoires sur la vie privée de Marie-Antoinette, quatrième édition, 3 Vol., Paris, 1823) nach den Mittheilungen Georgel's, der der Generalvikar des Kardinals war, dahin angegeben, daß, allerdings nur mit einer Majorität von drei Stimmen, der Kardinal ſo wie die Doliva und Caglioſtro vollſtändig freigeſprochen wurden; das Urtheil gegen die Lamothe lautete auf Staupbeſen, Brandmarkung und Gefängniß (à être fouettée, marquée et détenue), gegen Villette auf Verbannung; der Graf Lamothe wurde zu lebenslänglicher Galeerenſtrafe kontumazirt. — Die Königin war mit dieſem Urtheile, namentlich ſo weit es den Kardinal anging, höchſt unzufrieden und hatte allen Grund dazu; denn der Verleumdung gegen ſie wurde durch deſſen Freiſprechung ein weiter Spielraum eröffnet, der denn auch vielfach benutzt worden iſt.

Wie alle dieſe Vorfälle auf Goethe wirkten, und wie er dieſelben ſchließlich auf die im „Großkophta“ vorliegende Weiſe

benutzte, darüber hat er sich selbst wiederholentlich geäußert. In den mit jenen gleichzeitigen Briefen an Frau von Stein (III. 250 ff.) spricht sich, wie Schöll daselbst richtig bemerkt, nur ein ästhetisches, also kein moralisches Interesse aus; in dem Epigramme „Neue Heilige“ (Werke, II. 256) spottet er mit Recht über die in der That gespreizte und heuchlerische Vertheidigungsschrift der Demoiselle Dolva. Später indessen in der „Kampagne in Frankreich“ so wie in den „Tag- und Jahresheften“ faßt er die Thatsachen ernster, „als Verbrechen und Halbverbrechen gegen die Majestät, alle wirksam genug, um den schönsten Thron in der Welt zu erschüttern,“ und als „Vorläufer und Vorzeichen der Begebenheiten, welche nach kurzer Zeit auf jenem unsittlichen Stadt-, Hof- und Staatsgrunde vor sich gehen sollten.“

Danach ist es denn auch nicht auffällig, daß Goethe zu verschiedenen Zeiten an verschiedene Arten der Behandlung des Stoffes gedacht hat. Anfänglich durch Reichardt's Wunsch, den Text zu einer ernsten Oper zu haben, veranlaßt, dachte er daran, die Halsbandgeschichte für einen solchen zu wählen, und machte sich alsbald auch an die Ausführung. Wenigstens konnte Reichardt, als er im November und Dezember 1789 in Weimar war (Düntzer: „Aus Goethe's Freundeskreise“, S. 179), schon die beiden sogenannten „Kophtischen Lieder“ (Werke, I. 82) komponiren. Dagegen kam eine dritte Partie, die das Geistersehen in der Krystallkugel vor dem schlafend weissagenden Großkophta darstellen sollte (Riemer's Mittheilungen, II. 579), nicht mehr zu Stande. Danach ist offenbar die Arbeit bald ins Stocken gerathen. Zwar erwähnt Goethe die angefangene Oper noch einmal in einem Briefe an Friedrich von Stein vom 31. August 1790; aber erst in dem folgenden Jahre, als die Eröffnung des unter

seiner Direktion neugebildeten Hoftheaters bevorstand, nahm er den alten Stoff in veränderter Absicht wieder auf. „Da kein froher Geist in dem Ganzen waltete", erzählt er selbst in der „Kampagne in Frankreich", „schrieb ich, um nicht alle Mühe zu verlieren, ein prosaisches Stück, zu dessen Hauptfiguren sich wirklich analoge Gestalten in der neuen Schauspielergesellschaft vorfanden, die denn auch in der sorgfältigsten Ausführung das Ihrige leisteten." Die Ausarbeitung des Stücks erfolgte demnach sehr wahrscheinlich in der Zeit von Februar oder März an bis zum November. Wenigstens wird sowol in einem Briefe Herder's an Knebel vom 6. März als auch in einem Goethe's an Friedrich von Stein vom 6. August 1791 das Arbeiten an einem Lustspiel erwähnt, in dem letzteren noch mit der Bemerkung, daß der dritte Akt desselben jetzt vollendet sei. („Knebel's literarischer Nachlaß." II. 263, und „Briefe von Goethe und dessen Mutter an Friedrich Freiherrn von Stein", S. 57.) Ein undatirter Brief Goethe's an Herder endlich („Aus Herder's Nachlaß", I. 131) meldet die Vollendung des „Großkophta", ein Name, den Goethe, wie aus den Worten daselbst hervorgeht, erst jetzt gewählt hatte. Dieser Brief kann spätestens dem Monat November angehören, da Herder in ihm noch um eine Durchsicht des Textes gebeten wird, und die erste Aufführung, noch dazu nach sorgfältiger Vorbereitung, schon am 17. Dezember stattfand.

Ueber die darstellenden Personen bei dieser und den beiden folgenden Aufführungen, am 26. Dezember 1791 und am 10. März 1792, die mit der Ouvertüre und Musikbegleitung des Kapellmeisters Eranz gegeben wurden, wissen wir mit voller Bestimmtheit nur, daß die Rolle der „Nichte" von der damals zwölfjährigen Christiane Neumann

gespielt wurde, Derselben, der Goethe in seiner Elegie „Euphrosyne“ (Werke, II. 48 ff.) ein so schönes Denkmal gesetzt hat.

Der Erfolg des Stückes, welches die im Jahre 1792 beginnende Ausgabe von „Goethe's neuen Schriften“ eröffnete und seitdem keine nennenswerthen Veränderungen mehr erfahren hat, war, wie dies Goethe mit gewohnter Offenheit bekennt, weder in Weimar noch in weiteren Kreisen ein günstiger.

In diesem Sinne äußert er sich sowol in der „Kampagne in Frankreich“ als bei Eckermann (Gespräche mit Goethe, II. 183 ff.), indem er zugleich die Gründe darlegt, durch die jenes Mißfallen veranlaßt wurde. „Ein furchtbarer und zugleich abgeschmackter Stoff,“ heißt es in der ersten Schrift, „kühn und schonungslos behandelt, schreckte Jedermann; kein Herz klang an; die fast gleichzeitige Nähe des Vorbildes ließ den Eindruck noch greller empfinden; und weil geheime Verbindungen sich ungünstig behandelt glaubten, so fühlte sich ein großer respektabler Theil des Publikums entfremdet, so wie das weibliche Zartgefühl sich vor einem verwegenen Liebesabenteuer entsetzte.“ Gegen Eckermann hob er dagegen außerdem noch etwas hervor, was von der tadelnden Kritik bisher wenig beachtet ist, daß es im Grunde keine geringe Operation gewesen wäre, ein ganz reales Faktum erst poetisch und dann theatralisch zu machen. Und in der That ist wenigstens das Letztere dem Dichter vollständig gelungen, wie dies unter Andern auch der Referent im „Globe“ (vgl. den Abschnitt „Französische Literatur“ in Goethe's Werken), Rosenkranz und Schaefer bereitwillig anerkennen. Wenn Goethe indessen noch hinzufügt, das Stück wäre für das Publikum im Allgemei-

nen nicht geeignet, weil die behandelten Verbrechen immer etwas Apprehenſives behielten, wobei es den Leuten nicht heimlich ſei, ſo bedarf dieſe Bemerkung keiner ſolchen Beſchränkung auf die große Menge; auch der Gebildete hat ganz dieſelbe Empfindung und bleibt deshalb ebenſo unbefriedigt, wie es z. B. auch bei den „Mitſchuldigen“ der Fall iſt.

Am Deutlichſten hat dies vielleicht der Herzog Karl Auguſt gefühlt und ausgeſprochen, obgleich er z. B. gerade für die „Mitſchuldigen“ eine beſondere Vorliebe hatte. Als er einſtmals (im Jahre 1800) von Goethe gebeten wurde, ſich darüber zu äußern, wie dem „Großkophta“ zu helfen ſei, ſchrieb er eine ausführliche Beurtheilung des Stückes, in der er ſowol andere weſentliche Mängel deſſelben, wie z. B. das unbeſtimmte Genre, dem es angehöre, das zu enge Anſchließen an die wirklichen Begebenheiten und das Fremdartige der freimaureriſchen Verhältniſſe, mit großer Einſicht tadelt, als auch namentlich den moraliſch unbefriedigenden Eindruck hervorhebt, den das Ganze mache. „Der Zuſchauer,“ ſchreibt der Herzog, „möchte wol wünſchen, daß einige liebenswürdige Charaktere ihm dabei mit zu Theile gekommen wären. Denn unter der Rotte von Dieben und Betrügern bleibt der Ritter doch nur ein kurzſichtiger, ſchwankender Menſch, den es am Ende beinahe gereut, ſo gehandelt zu haben, wie er nur einzig handeln konnte, um nicht Mitſchuldiger der Diebe und Hochverräther zu werden. Und die Nichte bleibt gewaltig sujet à caution, indem ſie erſt morgen entdecken möchte, wozu ſie heute durch den Zufall genöthigt wird.“ Schließlich kommt er dann auf den Vorſchlag, daß Goethe bei einer etwaigen Umarbeitung zu der Form zurückkehren möge, von der er, wie wir oben

(S. 124) sahen, ursprünglich ausgegangen war, nämlich zur Oper: „In Versen, mit Musik begleitet, klingt Manches ganz anders als in der wirklichen Sprache; das Feld ist dann weiter und bequemer.“ (Briefwechsel des Großherzogs Karl August mit Goethe, I. 261 ff.)

Noch viel härtere Urtheile ließen sich bald nach dem Erscheinen des „Großkophta“ von anderer Seite hören. J. Rüdiger tadelte in seinem „Neuesten Zuwachs der deutschen, fremden und allgemeinen Sprachkunde“ viel an der Sprache des Stückes, und J. G. Forster, dem in diesem Falle gewiß die nöthige Unbefangenheit des Urtheils fehlte, schrieb über dasselbe in heftigen Ausdrücken an Heyne in Göttingen und zweimal an Jacobi, so daß Goethe, als er im November 1792 bei dem Letzteren verweilte, die Freunde in Pempelfort nach seinem eigenen Ausdrucke durch „den Großkophta“ sogar „verletzt“ fand. Forster hatte allen Ernstes Goethe einer Mystifikation des Publikums beschuldigt, die er in der Absicht gemacht hätte, um zu sehen, wie weit die dumme Verehrung seiner Person gehe. Dann tadelt er wieder den „hochadligen Alltagsdialog“ und ist sich gewiß selbst wenig klar, wenn er, sein früheres Urtheil fast widerrufend, schreibt: „Die altgriechische, Aristophanische Deutlichkeit (alias Plattheit) ist wol zuverlässig das Modell, welches dem Verfasser des „Großkophta“ vorgeschwebt hat, und diese Erklärung ist mir lieber, als wenn ich glauben müßte, er hätte sein Publikum verspottet.“ (Vgl. Riemer, II. 580, und Düntzer: „Neue Goethestudien“, S. 170.) Gervinus (Geschichte der deutschen Dichtung, V. 365) nennt Forster's Urtheil über den Großkophta „ein schneidendes, aber vortreffliches.“

Der Großkophta.

Ein Luſtſpiel in fünf Aufzügen.

Perſonen.

Der Domherr.
Der Graf.
Der Ritter.
Der Marquis.
Die Marquiſe.
Ihre Nichte.
Der Oberſt der Schweizergarde.
Saint Jean, Bedienter des Domherrn.
La Fleur, Bedienter des Marquis.
Jack, ein Knabe, Diener der Marquiſe.
Geſellſchaft von Herren und Damen.
Zwei Hofjuweliere.
Jünglinge.
Kinder.
Ein Kammermädchen.
Sechs Schweizer.
Bediente.

Erſter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Erleuchteter Saal.

Im Grunde des Theaters an einem Tiſche eine Geſellſchaft von zwölf bis funfzehn Perſonen beim Abendeſſen. An der rechten Seite ſitzt der **Domherr**, neben ihm hinterwärts die **Marquiſe**, dann folgt eine bunte Reihe; der letzte Mann auf der linken Seite iſt der **Ritter**. Das Deſſert wird aufgetragen, und die Bedienten entfernen ſich. Der **Domherr** ſteht auf und geht nachdenklich am Proſcenio hin und wieder. Die Geſellſchaft ſcheint ſich von ihm zu unterhalten. Endlich ſteht die **Marquiſe** auf und geht zu ihm. Die Ouverture, welche bis dahin fortgedauert, hört auf, und der Dialog beginnt.

Marquiſe. Iſt es erlaubt, ſo zerſtreut zu ſein, gute Geſellſchaft zu fliehen, ſeinen Freunden die Luſt trauliche Stunden zu verderben? Glauben Sie, daß wir ſcherzen und genießen können, wenn unſer Wirth den Tiſch verläßt, den er ſo gefällig bereitet hat? Schon dieſen ganzen Abend ſcheinen Sie nur dem Körper nach gegenwärtig. Noch hofften wir gegen das Ende der Tafel, jetzt, da ſich die Bedienten entfernt haben, Sie heiter, offen zu ſehen, und Sie ſtehen auf, Sie treten von uns weg und gehen hier am andern Ende des Saals gedankenvoll auf und nieder, als wenn nichts in der Nähe wäre, das Sie intereſſiren, das Sie beſchäftigen könnte.

Domherr. Sie fragen, was mich zerſtreut? Marquiſe, meine Lage iſt Ihnen bekannt — wäre es ein Wunder, wenn ich von Sinnen käme? Iſt es möglich, daß ein menſchlicher Geiſt, ein menſchliches Herz von mehr Seiten beſtürmt werden kann als das meinige? Welche Natur muß ich haben, daß ſie nicht unterliegt! Sie wiſſen, was mich aus der Faſſung bringt, und fragen mich?

Marquiſe. Aufrichtig, ſo ganz klar ſeh' ich es nicht ein. Geht doch Alles, wie Sie es nur wünſchen können!

Domherr. Und dieſe Erwartung, dieſe Ungewißheit?

Marquiſe. Wird doch wenige Tage zu ertragen ſein! — Hat nicht der Graf, unſer großer Lehrer und Meiſter, verſprochen, uns Alle und Sie beſonders weiter vorwärts in die Geheimniſſe zu

führen? Hat er nicht den Durst nach geheimer Wissenschaft, der uns Alle quält, zu stillen, Jeden nach seinem Maaße zu befriedigen versprochen? Und können wir zweifeln, daß er sein Wort halten werde?

Domherr. Gut, er hat. — Verbot er aber nicht zugleich alle Zusammenkünfte, wie eben die ist, die wir jetzt hinter seinem Rücken wagen? Gebot er uns nicht Fasten, Eingezogenheit, Enthaltsamkeit, strenge Sammlung und stille Betrachtung der Lehren, die er uns schon überliefert hat? — Und ich bin leichtsinnig genug, heimlich in diesem Gartenhause eine fröhliche Gesellschaft zu versammeln, diese Nacht der Freude zu weihen, in der ich mich zu einer großen und heiligen Erscheinung vorbereiten soll! — Schon mein Gewissen ängstiget mich, wenn er es auch nicht erführe. Und wenn ich nun gar bedenke, daß seine Geister ihm gewiß Alles verrathen, daß er vielleicht auf dem Wege ist, uns zu überraschen! — Wer kann vor seinem Zorn bestehen? — Ich würde vor Scham zu Boden sinken! — Jeden Augenblick! — Es scheint mir, ich höre ihn; ich höre reiten, fahren. (Er eilt nach der Thüre.)

Marquise (für sich). O Graf! Du bist ein unnachahmlicher Schelm! Der meisterhafteste Betrieger! Immer hab' ich Dich im Auge, und täglich lern' ich von Dir! Wie er die Leidenschaft dieses jungen Mannes zu brauchen, sie zu vermehren weiß! Wie er sich seiner ganzen Seele bemächtigt hat und ihm unumschränkt gebietet! Wir wollen sehen, ob unsre Nachahmung glückt. (Der Domherr kommt zurück.) Bleiben Sie außer Sorgen! Der Graf weiß viel; allwissend ist er nicht, und dieses Fest soll er nicht erfahren. — Seit vierzehn Tagen habe ich Sie, habe ich unsre Freunde nicht gesehen, habe mich vierzehn Tage in einem elenden Landhause verborgen gehalten, manche langweilige Stunde ausdauern müssen, nur um in der Nähe unsrer angebeteten Prinzessin zu sein, manchmal ein Stündchen ihr heimlich aufzuwarten und von den Angelegenheiten eines geliebten Freundes zu sprechen. Heute kehre ich nach der Stadt zurück, und es war sehr freundlich von Ihnen, daß Sie mir auf halbem Wege, hier in diesem angenehmen Landhause, ein Gastmahl bereiteten, mir entgegenkamen und meine besten Freunde zu meinem Empfange versammelten. Gewiß, Sie sind der guten Nachrichten werth, die ich Ihnen bringe. Sie sind ein warmer, ein angenehmer Freund. Sie sind glücklich. Sie werden glücklich sein; nur wünschte ich, daß Sie auch Ihres Glücks genössen.

Domherr. Es wird sich bald geben, bald!

Marquise. Kommen Sie, setzen Sie Sich! Der Graf ist abwesend, seine vierzigtägigen Fasten in der Einsamkeit auszuhalten

und ſich zu dem großen Werke vorzubereiten. Er erfährt unſre Zuſammenkünfte nicht, ſo wenig er unſer großes Geheimniß erfahren darf. (Betrachtet.) Könnte es vor der Zeit entdeckt werden, daß die Prinzeſſin vereitelt, daß ſich der Fürſt wahrſcheinlich durch eine geliebte Tochter bald verſöhnen läßt, wie leicht könnte das ganze ſchöne Gebäude durch die Bemühungen der Mißgunſt zu Grunde gehen! Ausdrücklich hat mir die Prinzeſſin, die Ihre Verbindung mit dem Grafen kennt, befohlen, dieſem Manne, den ſie fürchtet, unſre wichtige Angelegenheit zu verbergen.

Domherr. Ich hange ganz von ihrem Willen ab; auch dieſes ſchwere Gebot will ich erfüllen, ob ich gleich überzeugt bin, daß ihre Furcht ungegründet iſt. Dieſer große Mann würde uns eher nützen als ſchaden. Vor ihm ſind alle Stände gleich. Zwei liebende Herzen zu verbinden, iſt ſein angenehmſtes Geſchäft. Meine Schüler, pflegt er zu ſagen, ſind Könige, werth, die Welt zu regieren, und eines jeden Glückes werth. — Und wenn es ihm ſeine Geiſter anzeigen, wenn er ſieht, daß in dieſem Augenblick Mißtrauen gegen ihn unſre Herzen zuſammenzieht,*) da er die Schätze ſeiner Weisheit vor uns eröffnet!

Marquiſe. Ich kann nur ſagen, daß es die Prinzeſſin ausdrücklich verlangt.

Domherr. Es ſei! Ich gehorche ihr, und wenn ich mich zu Grunde richten ſollte.

Marquiſe. Und wir bewahren unſer Geheimniß leicht, da Niemand auch nur von ferne vermuthen kann, daß die Prinzeſſin Sie begünſtigt.

Domherr. Gewiß. Jedermann glaubt mich in Ungnade, auf ewig vom Hofe entfernt. Mitleidig, ja verachtend ſind die Blicke der Menſchen, die mir begegnen. Nur durch einen großen Aufwand, durch Anſehn meiner Freunde, durch Unterſtützung mancher Unzufriedenen erhalte ich mich aufrecht. Gebe der Himmel, daß meine Hoffnungen nicht triegen, daß Dein Verſprechen in Erfüllung gehe!

Marquiſe. Mein Verſprechen? — Sagen Sie nicht mehr ſo, beſter Freund! Bisher war es mein Verſprechen; aber ſeit dieſem Abend, ſeitdem ich Ihnen einen Brief überbrachte, gab ich Ihnen nicht mit dieſem Briefe die ſchönſten Verſicherungen in die Hände?

Domherr. Ich habe es ſchon tauſendmal geküßt, dieſes Blatt. (Er bringt ein Blatt aus der Taſche.) Laß es mich noch tauſendmal

*) Derſelbe in dem vorliegenden Sinne ſonſt wenig übliche Ausdruck findet ſich in dem Gedicht „Harzreiſe im Winter“ (Werke, I. 145, Z. 14).

küssen! Von meinen Lippen soll es nicht kommen, bis diese heißen, begierigen Lippen auf ihrer schönen Hand verweilen können — auf der Hand, die mich unaussprechlich entzückt, indem sie mir auf ewig mein Glück versichert.

Marquise. Und wenn dann der Schleier von diesem Geheimniß hinwegfällt und Sie mit dem völligen Glanze des vorigen Glückes, ja in einem weit schönern vor den Augen der Menschen dastehen, neben einem Fürsten, der Sie wiedererkennt, neben einer Fürstin, die Sie nie verkannt hat: wie wird dieses neue, dieses leuchtende Glück die Augen des Neides blenden, und mit welcher Freude werde ich Sie an dem Platze sehen, den Sie so sehr verdienen! —

Domherr. Und mit welcher Dankbarkeit werde ich eine Freundin zu belohnen wissen, der ich Alles schuldig bin!

Marquise. Reden Sie nicht davon! Wer kennt Sie und ist nicht gleich lebhaft für Sie hingerissen? Wer wünscht nicht, Ihnen selbst mit Aufopferung zu dienen?

Domherr. Horch! Es kommt ein Wagen angefahren. Was ist das?

Marquise. Sein Sie unbesorgt! Er fährt vorbei. Die Thüren sind verschlossen, die Läden verwahrt; ich habe aufs Genaueste die Fenster zudecken lassen, daß Niemand den Schein eines Lichts bemerken kann. Niemand wird glauben, daß in diesem Hause Gesellschaft sei.

Domherr. Welch ein Lärm, welch ein Getümmel!

Ein **Bedienter** tritt ein.

Bedienter. Es ist ein Wagen vorgefahren; man pocht an die Thüre, als wenn man sie einschlagen wollte. Ich höre des Grafen Stimme; er droht und will eingelassen sein.

Marquise. Ist das Haus verriegelt? — Macht ihm nicht auf! Rührt Euch nicht! Antwortet nicht! Wenn er ausgetobt hat, mag er abfahren!

Domherr. Sie bedenken nicht, mit wem wir zu thun haben. — Macht ihm auf! Wir widerstehn vergebens.

Bediente (die hereinstürzen). Der Graf! Der Graf!

Marquise. Wie ist er hereingekommen?

Bedienter. Die Thüren thaten sich von selbst auf — beide Flügel.

Domherr. Wo soll ich hin?

Die Frauen. Wer wird uns retten!

Ritter. Nur getrost!

Die Frauen. Er kommt! Er kommt!

Zweiter Auftritt.

Der Graf. Vorige.

Graf (unter der Thüre hinterwärts ſprechend). Aſſaraton! Pantaſaraton!*) Dienſtbare Geiſter, bleibt an der Thüre, laßt Niemand entwichen! Leidet nicht, daß Jemand über die Schwelle gehe, der nicht von mir bezeichnet iſt!

Die Frauen. Weh uns!

Die Männer. Was ſoll das werden!

Graf. Uriel, Du zu meiner Rechten, Ithuriel,**) Du zu meiner Linken, tretet herein! Beſtrafet die Verbrecher, denen ich diesmal nicht vergeben werde!

Die Frauen. Wohin verkriech' ich mich!

Domherr. Es iſt Alles verloren!

Graf. Uriel! (Pauſe, als wenn er Antwort vernähme.) So recht! — „Hier bin ich!" das iſt Dein gewöhnlicher Spruch, folgſamer Geiſt! — Uriel, faſſe dieſe Weiber! (Die Mädchen thun einen lauten Schrei.) Führe ſie weit über Berg und Thal, ſetze ſie auf einen Kreuzweg nieder! Denn ſie glauben nicht, ſie geborchen nicht, bis ſie fühlen. Greif zu!

Die Frauen. Ai! Ai! Er hat mich! — Großer Meiſter, um Gottes willen!

Marquiſe. Herr Graf!

Die Frauen. Knieend bitten wir unſre Schuld ab.

Graf. Uriel, Du bittest für ſie! Soll ich mich erweichen laſſen?

Die Frauen. Bitte für uns, Uriel!

Marquiſe. Iſt es erlaubt, dieſe Geſchöpfe ſo zu ängſtigen?

Graf. Was! Was! Auf Ihre Kniee nieder, Madame! Nicht

*) Wol nicht die Namen der „dienſtbaren Geiſter", ſondern eher ein Ausruf, obgleich Cagliostro als ſolchen gewöhnlich die Worte „Helion, Melion, Tetragrammaton" zu brauchen pflegte.

**) Uriel und Ithuriel, letztere Wortform braucht Goethe ſtets ſtatt des ſonſt üblichen Ithuriel) gehörten zu den ſieben reinen Geiſtern. Die von Cagliostro beobachtete Reihenfolge begann mit dieſen beiden und enthielt außerdem noch die Namen Raphael, Gabriel, Michael, Hanachiel und Gamaliel. Später nannte er dieſelben Anael, Michael, Raphael, Gabriel, Uriel, Zobiachel und Anachiel. (Vgl. Düntzer: Neue Goetheſtudien, S. 174, und die dort angegebenen Quellen, namentlich die „Nachricht über des berüchtigten Cagliostro's Aufenthalt in Mitau und deſſen dortige magiſche Operationen, Berlin 1792", und die Römiſche Staatsſchrift „Compendio della vita e delle gesta di Giuseppo Balsamo, denominato il Conte Cagliostro etc., Roma 1791", von der alsbald drei deutſche Ueberſetzungen, eine in Weimar von L. J. Hagemann, erſchienen.) — Uebrigens ändert Klg „Ithuriel" als Engel bereits in Milton's Paradise lost und in Klopstock's Meſſiade. (Vgl. die Note in den Briefen an Frau von Stein, I. 354.)

vor mir, vor den unsichtbaren Mächten, die neben mir stehen, auf die Kniee! Können Sie ein schuldloses Herz, ein freies Angesicht gegen diese himmlischen Gestalten wenden?

Ein Mädchen. Siehst Du was?

Die Andre. Einen Schatten, ganz dicht an ihm!

Graf. Wie sieht es in Ihrem Herzen aus?

Marquise. Großer Meister! Schone des zarten Geschlechts!

Graf. Ich bin gerührt, nicht erweicht. Ithuriel, ergreife diese Männer! Führe sie in meine tiefsten Keller!

Domherr. Mein Herr und Meister!

Ritter. Nicht ein Wort mehr! Ihre Geister erschrecken uns nicht, und hier ist eine Klinge gegen Sie selbst. Glauben Sie nicht, daß wir noch Arm und Muth genug haben, uns und diese Frauen zu vertheidigen?

Graf. Thörichter Jüngling! Zieh völlig, ziehe! Stoß hieher, hieher auf diese freie, unbeschützte Brust! Stoß her, daß ein Zeichen geschehe für Dich und Alle! Ein dreifacher Harnisch, der Rechtschaffenheit, der Weisheit, der Zauberkraft, schützt diese Brust. Stoß her und suche die Stücke Deiner zerbrochenen Klinge beschämt zu meinen Füßen!

Die Männer. Welche Majestät!

Die Frauen. Welche Gewalt!

Die Männer. Welche Stimme!

Die Frauen. Welch ein Mann!

Der Ritter. Was soll ich thun?

Domherr. Was kann das werden?

Marquise. Was soll ich sagen?

Graf. Steht auf! Ich begnadige das unverständige Geschlecht. Meine verirrten Kinder will ich nicht ganz verstoßen; doch alle Züchtigung erlaß' ich Euch nicht.

(Zu den Männern.)

Entfernt Euch! (Die Männer treten in den Grund zurück.)

(Zu den Frauen.)

Und Ihr, faßt und sammelt Euch!

(Als wenn er vertraulich zu den Geistern spräche.)

Uriel! Ithuriel! Geht zu Euren Brüdern!

(Zu den Frauen.)

Nun laßt hören, ob Ihr meiner Lehren noch eingedenk seid! — Was sind die Haupttugenden der Weiber?

Erstes Mädchen. Geduld und Gehorsam.

Graf. Was ist ihr Sinnbild?

Zweites Mädchen. Der Mond.

Graf (gegen die Marquise). Warum?

Marquise. Weil er sie erinnert, daß sie kein eigen Licht haben, sondern daß sie allen Glanz vom Manne erhalten.

Graf. Wohl, das merkt Euch! — Und nun, wenn Ihr nach Hause fahrt, werdet Ihr linker Hand das erste Viertel am klaren Himmel erblicken; dann sprecht unter einander: „Seht, wie zierlich es dasteht! Welches gemäßigte Licht! Welche schöne Taille! Welche Sittsamkeit! — Das wahre Bild einer liebenswürdigen heranwachsenden Jungfrau!“ Erblickt Ihr künftig den Vollmond, so ermahnt Euch unter einander und sprecht: „Wie schön glänzt das Bild einer glücklichen Hausfrau! Sie wendet ihr Gesicht gerade ihrem Manne zu; sie fängt die Strahlen seines Lichtes auf, die sanft und lieblich von ihr widerglänzen.“ Das bedenkt recht und führt unter einander dieses Bild aus, so gut Ihr nur könnt! Setzt Eure Betrachtungen so weit fort, als Ihr vermöget! Bildet Euern Geist, erhebt Euer Gemüth! Denn so nur könnt Ihr würdig werden, das Angesicht des Großkophta zu schauen. — Nun geht! Uebertretet keines meiner Gebote, und der Himmel behüte Euch vor dem abnehmenden Lichte, vor dem betrübten Wittwenstande! — Ihr fahrt sogleich sämmtlich nach der Stadt, und nur eine strenge Buße kann Euch Vergebung erwerben und die Ankunft des Großkophta beschleunigen. Lebt wohl!

Marquise (bei Seite). Der verwünschte Kerl! Er ist ein Phantast, ein Lügner, ein Betrieger; ich weiß es, ich bin's überzeugt — und doch imponirt er mir!

(Die Frauenzimmer neigen sich und gehen ab.)

Dritter Auftritt.

Die Vorigen außer den Damen.

Graf. Nun, Ritter und Ihr Andern, tretet herbei! Ich hab' Euch vergeben; ich seh' Euch beschämt, und meine Großmuth überläßt Euerm eigenen Herzen Strafe und Besserung.

Ritter. Wir erkennen Deine Huld, väterlicher Meister.

Graf. Wenn Ihr aber in der Folge meine Verordnungen überschreitet, wenn Ihr nicht Alles anwendet, den begangenen Fehler wieder gut zu machen, so hoffet nie, das Angesicht des Großkophta zu sehen, nie, an der Quelle der Weisheit Eure durstigen Lippen zu erquicken! — Nun, laßt hören, habt Ihr gefaßt, was ich Euch überlieferte? — Wann soll ein Schüler seine Betrachtungen anstellen?

Ritter. Bei Nachtzeit.

Graf. Warum?

Erſter Schüler. Damit er deſto lebhafter fühle, daß er im Finſtern wandelt.

Graf. Welche Nächte ſoll er vorziehen?

Zweiter Schüler. Nächte, wenn der Himmel klar iſt und die Sterne funkeln.

Graf. Warum?

Ritter. Damit er einſehe, daß viele tauſend Lichter noch nicht hell machen, und damit ſeine Begierde nach der einzig erleuchtenden Sonne deſto lebhafter werde.

Graf. Welchen Stern ſoll er vorzüglich im Auge haben?

Erſter Schüler. Den Polarſtern.

Graf. Was ſoll er ſich dabei vorſtellen?

Zweiter Schüler. Die Liebe des Nächſten.

Graf. Wie heißt der andere Pol?

Erſter Schüler. Die Liebe der Weisheit.

Graf. Haben dieſe beiden Pole eine Achſe?

Ritter. Freilich! Denn ſonſt könnten ſie keine Pole ſein. Dieſe Achſe geht durch unſer Herz, wenn wir rechte Schüler der Weisheit ſind, und das Univerſum dreht ſich um uns herum.

Graf. Sage mir den Wahlſpruch des erſten Grades!

Ritter. Was Du willſt, daß Dir die Leute thun ſollen, wirſt Du ihnen auch thun.*)

Graf. Erkläre mir dieſen Spruch!

Ritter. Er iſt deutlich, er bedarf keiner Erklärung.

Graf. Wohl! — Nun geht in den Garten und faßt den Polarſtern recht in die Augen!

Ritter. Es iſt ſehr trübe, großer Lehrer, kaum daß hie und da ein Sternchen durchblinkt.

Graf. Deſto beſſer! — So bejammert Euern Ungehorſam, Euern Leichtſinn, Eure Leichtfertigkeit! Das ſind Wolken, welche die himmliſchen Lichter verdunkeln.

Ritter. Es iſt kalt, es geht ein unfreundlicher Wind; wir ſind leicht gekleidet.

Graf. Hinunter, hinunter mit Euch! Darf ein Schüler der Weisheit frieren? — Mit Luſt ſolltet Ihr Eure Kleider abwerfen, und die heiße Begierde Eures Herzens, der Durſt nach geheimer Wiſſenſchaft ſollte Schnee und Eis zum Schmelzen bringen. Fort mit Euch! Fort!

(Der Ritter und die Andern mit einer Verbeugung ab.)

*) Wörtlich nach dem griechiſchen Texte im Evangel. Matth. c. 7, 12.

Vierter Auftritt.

Der Graf. Der Domherr.

Graf. Nun hervor mit Ihnen, Domherr! Hervor! Sie erwarten ein ſtrenger Gericht. — Ihnen hätte ich es nicht zugetraut. Der Schüler, dem ich mehr als allen andern die Hand reiche, den ich mit Gewalt zu mir heraufziehe, dem ich ſchon die Geheimniſſe des zweiten Grades enthüllt habe — dieſer beſteht ſo ſchlecht bei einer geringen Prüfung! — Nicht die Drohungen ſeines Meiſters, nicht die Hoffnung, den Großkophta zu ſehen, konnen ihn abhalten, ſeine Gelage nur wenige Nächte zu verſchieben! Pfui! Iſt das männlich? Iſt das weiſe? Die Lehren des größten Sterblichen, die Hilfe der Geiſter, die Eröffnung aller Geheimniſſe der Natur, eine ewige Jugend, eine immer gleiche Geſundheit, eine unverwüſtliche Stärke, eine nie verſchwindende Schönheit — um dieſe größten Schätze der Welt bemüheſt Du Dich und kannſt nicht einem Abendſchmauſe entſagen!

Domherr (niederknieend). Du haſt mich oft zu Deinen Füßen geſehen; hier lieg' ich wieder. Vergieb mir! Entziehe mir nicht Deine Huld! — Die Reize — die Lockung — die Gelegenheit — die Verführung! — Nie ſollſt Du mich wieder ungehorſam finden! Gebiete! Lege mir auf, was Du willſt!

Graf. Wie kann ich mit Dir zürnen, Du mein Liebling! Wie kann ich Dich verſtoßen, Du Erwählter des Schickſals! Steh auf, komm an meine Bruſt, von der Du Dich ſelbſt mit Gewalt nicht losreißen kannſt!

Domherr. Wie entzückſt Du mich! — Aber darf ich in dieſem Augenblicke, wo ich büßen und trauern ſollte, darf ich als ein Zeichen der Verſöhnung mir eine Gnade von Dir ausbitten?

Graf. Sprich, mein Theurer!

Domherr. Laß mich nicht länger in Ungewißheit, gieb mir ein helleres Licht über den wunderbaren Mann, den Du Großkophta nennſt, den Du uns zeigen willſt, von dem Du uns ſo viel verſprichſt! Sage mir: Wer iſt er? Wo iſt er? Iſt er ſchon nah? Werd' ich ihn ſehen? Kann er mich würdigen? Kann er mich aufnehmen? Wird er mir die Lehren überliefern, nach denen mein Herz ſo heftig begehrt?

Graf. Mäßig, mäßig, mein Sohn! Wenn ich Dir nicht gleich Alles entdecke, ſo iſt Dein Beſtes meine Abſicht. — Deine Neugierde zu wecken, Deinen Verſtand zu üben, Deine Gelehrſamkeit zu beleben, das iſt es, was ich wünſche! So möchte ich mich um Dich verdient machen! — Hören und lernen kann jedes

Kind; merken und rathen müssen meine Schüler. — Als ich sagte Kophta, fiel Dir nichts ein?

Domherr. Kophta! Kophta! — Wenn ich Dir es gestehen soll, wenn ich mich vor Dir nicht zu schämen brauche — meine Einbildungskraft verließ sogleich diesen kalten, beschränkten Welttheil; sie besuchte jenen heißen Himmelsstrich, wo die Sonne noch immer über unsäglichen Geheimnissen brütet. Aegypten sah ich auf einmal vor mir stehen; eine heilige Dämmerung umgab mich; zwischen Pyramiden, Obelisken, ungeheuern Sphinxen, Hieroglyphen verirrte ich mich; ein Schauer überfiel mich. — Da sah ich den Großkophta wandeln; ich sah ihn umgeben von Schülern, die wie mit Ketten an seinen klugen Mund gebunden waren.

Graf. Diesmal hat Dich Deine Einbildungskraft nicht irre geführt. Ja, dieser große, herrliche, und ich darf wol sagen, dieser unsterbliche Greis ist es, von dem ich Euch sagte, den Ihr zu sehen dereinst hoffen dürfet. In ewiger Jugend wandelt er schon Jahrhunderte auf diesem Erdboden. Indien, Aegypten ist sein liebster Aufenthalt. Nackt betritt er die Wüsten Libyens; sorglos erforscht er dort die Geheimnisse der Natur. Vor seinem gebieterisch hingestreckten Arm stutzt der hungrige Löwe; der grimmige Tiger entflieht vor seinem Schelten, daß die Hand des Weisen ruhig heilsame Wurzeln aufsuche, Steine zu unterscheiden wisse, die wegen ihrer geheimen Kräfte schätzbarer sind als Gold und Diamanten.

Domherr. Und diesen trefflichen Mann sollen wir sehen? Gieb mir einen Wink, auf welche Weise es möglich sei!

Graf. O Du Kurzsichtiger! Welche Winke soll ich Dir geben? Dir, dessen Augen geschlossen sind?

Domherr. Nur ein Wort!

Graf. Es ist genug! — Was der Hörer wissen soll, pflege ich ihm nie zu sagen.

Domherr. Ich brenne vor Begierde, besonders seitdem Du mich in den zweiten Grad der Geheimnisse erhoben hast. O daß es möglich wäre, daß Du mir auch sogleich den dritten schenktest!

Graf. Es kann nicht geschehen!

Domherr. Warum?

Graf. Weil ich noch nicht weiß, wie Du die Lehren des zweiten Grades gefaßt haben magst und ausüben wirst.

Domherr. Prüfe mich sogleich!

Graf. Es ist jetzt nicht Zeit.

Domherr. Nicht Zeit?

Graf. Hast Du schon vergessen, daß die Schüler des zweiten

Grades ihre Betrachtungen bei Tage und beſonders Morgens anſtellen ſollen?

Domherr. So ſei es denn morgen bei guter Zeit!

Graf. Gut! Nun aber zuvörderſt die Buße nicht verſäumt! — Hinunter zu den Andern in den Garten! — — Aber Du ſollſt einen großen Vorzug vor ihnen haben. — Wende ihnen den Rücken zu! — Schaue gegen Mittag! Von Mittag kommt der Großkophta; dieſes Geheimniß entdeck' ich Dir allein. Alle Wünſche Deines Herzens eröffne ihm! Sprich, ſo leiſe Du willſt, er hört Dich.

Domherr. Ich gehorche mit Freuden.

(Er küßt dem Grafen die Hand und entfernt ſich.)

Fünfter Auftritt.

Der Graf. Saint Jean.

Saint Jean (der vorſichtig hereintritt). Hab' ich meine Sachen nicht recht gemacht?

Graf. Du haſt Deine Pflicht erfüllt.

Saint Jean. Flogen die Thüren nicht auf, als wenn Geiſter ſie von einander ſprengten? Meine Kameraden erſchraken und flohen; es hat Keiner was geſehen noch gemerkt.

Graf. Es mag gut ſein! Ich hätte ſie auch ohne Dich aufgebracht; nur verlangt eine ſolche Operation mehr Umſtände. Ich nehme nur manchmal zu gemeinen Mitteln meine Zuflucht, um die edeln Geiſter nicht immer zu inkommodiren. (Einen Beutel eröffnend.) Hier für Deine Mühe! Gieb dies Geld nicht frevelhaft weg! Es iſt philoſophiſches Gold. Es bringt Segen! — — Wenn man's in der Taſche behält, wird ſie nie leer.

Saint Jean. So! Da will ich's wohl verwahren.

Graf. Wohl, und ſpare Dir immer zwei, drei Goldſtücke dazu! Du wirſt Wunder ſehen.

Saint Jean. Haben Sie das Gold ſelbſt gemacht, Herr Graf?

Graf. Ich gebe gar kein andres aus.

Saint Jean. Wie glücklich ſind Sie!

Graf. Weil ich Glückliche mache.

Saint Jean. Ich bin Ihnen mit Leib und Seele ergeben.

Graf. Das ſoll Dein Schade nicht ſein. Gehe hin und ſchweige, damit nicht Andre dieſe Quelle kennen lernen! In wenig Zeit ſollſt Du die Stelle haben, um die Du gebeten haſt.

(Bedienter ab.)

Sechster Auftritt.

Der Graf.

Glücklicherweise sind' ich hier eine wohlbesetzte Tafel, ein feines Dessert, treffliche Weine. Der Domherr läßt's nicht fehlen. Wohl! Hier kann ich meinen Magen restauriren, indeß die Menschen glauben, ich halte meine vierzigtägigen Fasten. Ich scheine ihnen auch darum ein Halbgott, weil ich ihnen meine Bedürfnisse zu verbergen weiß.

Zweiter Aufzug.

Erster Auftritt.

Wohnung des Marquis.

Der Marquis, hernach La Fleur.

Der Marquis (in einem sehr eleganten Frack vor dem Spiegel). Geburt, Rang, Gehalt, was sind sie alle gegen das Geld! Wie dank' ich der kühnen Industrie meiner Frau, daß sie mir so viel verschafft! Wie anders seh' ich aus, da ich nun das erste Mal nach meinem Stande gekleidet bin! Ich kann nicht erwarten, bis ich mich öffentlich zeige. (Er klingelt.)

La Fleur. Was befehlen Sie, gnädiger Herr?

Marquis. Gieb mir die Schatulle!

La Fleur (bringt sie). So schwer hab' ich noch nie daran getragen.

Marquis (indem er die Schatulle öffnet). Was sagst Du, sind diese beiden Uhren nicht schön, die ich gestern kaufte?

La Fleur. Sehr schön.

Marquis. Und diese Dose?

La Fleur. Kostbar und zierlich.

Marquis. Dieser Ring?

La Fleur. Gehört auch Ihnen?

Marquis. Diese Schnallen? Diese Stahlknöpfe? Genug, Alles zusammen! Findest Du mich nicht elegant und vornehm gekleidet?

La Fleur. Sie zeichnen sich nun auf dem Spaziergange gewiß vor Vielen aus.

Marquis. Wie wohl mir das thut! — Aus Noth ewig in der Uniform zu gehen, immer in der Menge verloren zu sein, die Aufmerksamkeit keines Menschen zu reizen! Ich hätte lieber todt sein mögen als länger so leben. — Ist die Nichte schon aufgestanden?

La Fleur. Ich glaube kaum. Sie hat wenigſtens das Frühſtück noch nicht gefordert. Es ſcheint mir, ſie iſt erſt wieder eingeſchlafen, ſeitdem Sie heute früh von ihr weggeſchlichen.

Marquis. Unverſchämter! — Stille!

La Fleur. Unter uns darf ich doch aufrichtig ſein!

Marquis. Wenn Dir in Gegenwart meiner Frau ſo ein Wort entfuhre!

La Fleur. Glauben Sie nicht, daß ich Herr über meine Lippen bin?

Marquis. Noch kann die Marquiſe unmöglich etwas argwöhnen. Sie hält die Nichte für ein Kind; in drei Jahren haben ſie ſich nicht geſehen. Ich fürchte, wenn ſie das Kind recht anſieht —

La Fleur. Das möchte noch Alles geben, wenn ſie nur nicht die Bekanntſchaft mit dem alten Hexenmeiſter hätte! Vor Dem fürchte ich mich. Der Mann iſt ein Wunder! Alles weiß er, Alles verrathen ihm ſeine Geiſter. Wie ging es im Hauſe des Domherrn? Der Zauberer entdeckte ein wichtiges Geheimniß, und nun ſollte es der Kammerdiener verſchwatzt haben.

Marquis. Er iſt eben, ſo viel ich weiß, nicht der größte Freund meiner Frau.

La Fleur. Ach, er bekümmert ſich um Alles; und wenn er ſeine Geiſter fragt, bleibt ihm nichts verborgen.

Marquis. Sollte denn das Alles wahr ſein, was man von ihm erzählt?

La Fleur. Es zweifelt Niemand daran. Nur die Wunder, die ich gewiß weiß —

Marquis. Es iſt doch ſonderbar! — Sieh zu, es fährt ein Wagen vor.

(La Fleur ab.)

Wenn meine Frau mein Verhältniß zur ſchönen Nichte erfahren könnte! — Nun, es käme auf den erſten Augenblick an. Wenn ſie ihre Plane durchkreuzt, wenn ich ihr zum Werkzeug diene, läßt ſie mich dann nicht machen, was ich will? — Sie ſelbſt!

Zweiter Auftritt.

Der Marquis. Die Marquiſe.

Marquiſe. Ich komme früher, als ich dachte.

Marquis. Ich freue mich, Dich endlich wiederzuſehen.

Marquiſe. Warum kamſt Du mir nicht auch entgegen? Der Domherr hatte Dich eingeladen.

Marquis. Verzeih mir! Ich hatte eben gestern Vieles zu berichtigen. Du schriebst mir ja, daß ich mich zu einer Reise vorbereiten sollte.

Marquise. Du hast nicht viel verloren. Der Domherr war unleidlich und die Gesellschaft verstimmt. Zuletzt überraschte uns noch der Graf und jagte uns aus einander. Man muß sich nun einmal die Tollheiten dieses Menschen gefallen lassen.

Marquis (lächelnd). Wie geht es denn mit Deiner Unterhandlung? (Ironisch.) Hast Du Dich bei Hofe recht eingeschmeichelt?

Marquise. Es ist wahr, wir haben uns lange nicht gesehen. Du warst abwesend, als ich verreiste. Gleich als der Fürst und die Prinzessin auf das Lustschloß hinausgezogen waren, miethete ich mir ein kleines Landhaus in der Nähe und wohnte da ganz im Stillen, indeß sich der Domherr einbildete, ich habe ein Zimmer im Schlosse und*) sehe die Prinzessin täglich. Ich schickte ihm Boten, ich erhielt Briefe von ihm, und seine Hoffnung war aufs Aeußerste gespannt. Denn wie unglücklich dieser Mann ist, seitdem ihn sein unkluges Betragen vom Hofe entfernt hat, wie leichtgläubig, wenn seinen Hoffnungen geschmeichelt wird, läßt sich nicht denken. Ich brauchte es nicht so künstlich anzulegen, als ich es gethan habe, und ich überredete ihn doch.

Marquis. Aber auf die Länge kann dieses Märchen nicht halten.

Marquise. Dafür laß mich sorgen! Er ist jetzt nahe dem Gipfel seiner Glückseligkeit. Heute Nacht, als er mich auf seinem Landhause empfing, brachte ich ihm einen Brief von der Prinzessin —

Marquis. Von der Prinzessin?

Marquise. Den ich selbst geschrieben hatte. Er war in allgemeinen Ausdrücken gefaßt; die Ueberbringerin, hieß es, würde mehr sagen.

Marquis. Und weiter?

Marquise. Ich kündigte ihm die Gnade der Prinzessin an; ich versicherte ihn, daß sie sich bei ihrem Vater verwenden und die Gnade des Fürsten gewiß für ihn wiedererlangen würde.

Marquis. Gut! Aber welchen Vortheil versprichst Du Dir von allem Diesem?

*) Die Worte „habe — und", die in fast sämmtlichen Ausgaben fehlen (siehe die Lesarten zu dieser Stelle), sind gerechtfertigt aus der Lebensbeschreibung der La Motte hervorgegangen, in welcher erzählt wird, daß diese sich zu dem hier angezeigten Zwecke eine Wohnung in Versailles gemiethet habe.

Marquiſe. Erſtlich eine Kleinigkeit, in die wir uns auf der Stelle theilen wollen.

(Sie zieht einen Beutel hervor.)

Marquis. Beſtes Weib!

Marquiſe. Das erbielt ich vom Domherrn, um die Garderobe der Fürſtin mir günſtig zu machen. Zähle Dir nur gleich Deine Hälfte davon ab! (Der Marquis tritt an den Tiſch und zählt, ohne auf das, was ſie ſagt, Acht zu geben.) Aber, wie geſagt, eine Kleinigkeit! — Gelingt mir mein Anſchlag, ſo ſind wir auf immer geborgen. — Die Hofjuweliere haben ſchon lange ein koſtbares Halsband liegen, das ſie gern verkaufen möchten; der Domherr hat ſo viel Kredit, daß ſie es ihm wol einhändigen, wenn er ihnen eine terminliche Zahlung garantirt, und ich —

Marquis (der nach ihr hinſieht). Was ſagſt Du von Terminen, von Zahlung?

Marquiſe. Merkſt Du denn nicht auf? Du biſt ſo ganz bei dem Gelde.

Marquis. Hier haſt Du Deine Hälfte! Die meine ſoll gut angewendet werden. Sieh einmal, wie ich mich herausgeputzt habe!

(Er zeigt ſich ihr; dann tritt er vor den Spiegel.)

Marquiſe (für ſich). O des eiteln, kleinlichen Menſchen!

Marquis (ſich herumkehrend). Was wollteſt Du ſagen?

Marquiſe. Du hätteſt beſſer aufgemerkt, wenn Du hätteſt ahnen können, von welcher wichtigen Sache ich ſprach. Es iſt nichts weniger, als mit einem einzigen Schlage unſer ganzes Glück zu machen.

Marquis. Und wie?

Marquiſe. Erinnerſt Du Dich, von dem koſtbaren Halsbande gehört zu haben, das die Hofjuweliere arbeiten ließen, in Hoffnung, der Fürſt ſolle ſeiner Tochter damit ein Geſchenk machen?

Marquis. Ganz recht! Ich habe es ſogar dieſe Woche noch bei ihnen geſehen, als ich dieſen Ring kaufte; es iſt von unglaublicher Schönheit. Man weiß nicht, ob man die Größe der Steine, ihre Gleichheit, ihr Waſſer, die Anzahl oder den Geſchmack, womit ſie zuſammengeſetzt ſind, am Meiſten bewundern ſoll. Ich konnte mich vom Anblick nicht ſcheiden; dieſer Ring verſchwand zu nichts dagegen. Ich ging recht unzufrieden weg und konnte mir das Halsband einige Tage nicht aus dem Sinne ſchaffen.

Marquiſe. Und dieſes Halsband ſoll unſer werden!

Marquis. Dieſes Halsband? Unſer? Du erſchreckſt mich! Welch ein ungeheurer Gedanke!

Marquiſe. Glaubſt Du, daß ich weiter keine Abſicht habe, als Dir für Uhren, Ringe und Stahlknöpfe zu ſorgen? Ich bin gewohnt, armſelig zu leben, aber nicht, armſelig zu denken. — Wir haben uns lange genug elend beholfen, unter unſerm Stande, unter der Würde meiner großen Vorfahren leben müſſen; jetzt, da ſich eine Gelegenheit darbietet, will ich gewiß nicht kleinlich ſein und ſie entſchlüpfen laſſen.

Marquis. Aber ums Himmels willen, was iſt Dein Plan? Wie iſt es möglich, ihn auszuführen?

Marquiſe. Höre mich! Dem Domherrn mach' ich glauben, die Prinzeſſin wünſche, das Halsband zu beſitzen, und daran ſage ich keine ganze Unwahrheit; denn man weiß, daß es ihr außerordentlich gefallen hat und daß ſie es gern beſeſſen hätte. Ich ſage dem Domherrn ferner, die Prinzeſſin wünſche das Halsband zu kaufen und verlange von ihm, daß er nur ſeinen Namen dazu hergeben ſolle, daß er den Kauf mit den Juwelieren ſchließe, die Termine feſtſetze und allenfalls den erſten Termin bezahle. Sie wolle ihn völlig ſchadlos halten und dieſen Dienſt als ein Pfand ſeiner Treue, ſeiner Ergebenheit anſehen.

Marquis. Wie verblendet muß er ſein, ſo viel zu wagen!

Marquiſe. Er glaubt, ganz ſicher zu geben. Auch habe ich ihm ſchon ein Blatt zugeſtellt, in welchem die Prinzeſſin ihm Sicherheit zu verſprechen ſcheint.

Marquis. Liebe Frau, das wird gefährlich!

Marquiſe. Schäme Dich! Mit mir darfſt Du Alles wagen. Ich habe mich ſchon vorgeſehen in Abſicht auf die Ausdrücke, die Unterſchrift. Sei nur ruhig! — Und wenn Alles entdeckt würde, bin ich nicht als ein Seitenzweig*) der fürſtlichen Familie ſo gut als anerkannt? — Höre nur! Der Domherr iſt jetzt voller Freuden über dieſes Vertrauen; er ſieht darin ein gewiſſes Zeichen der neugeſchenkten Gunſt und wünſcht nichts ſehnlicher, als daß der Kauf zu Stande und das Halsband ſchon in ihren Händen ſei.

Marquis. Und dieſes Halsband denkſt Du zu unterſchlagen?

Marquiſe. Natürlich! Mache Dich nur immer reiſefertig! Sobald der Schatz in unſern Händen iſt, wollen wir ihn nutzen. Wir brechen den Schmuck aus einander, Du gehſt nach England hinüber, verkaufeſt, vertauſcheſt zuerſt die kleinen Steine mit Klugheit; ich komme nach, ſobald mir meine Sicherheit nicht mehr erlaubt, hier zu bleiben; indeſſen will ich die Sache ſchon ſo führen und ſo verwirren, daß der Domherr allein ſtecken bleibt.

*) Vgl. die Vorbemerkung, S. 121.

Marquis. Es ist ein großes Unternehmen; aber sage mir, fürchtest Du Dich nicht, in der Nähe des Grafen, dieses großen Zauberers, solch einen Plan zu entwerfen?

Marquise. Ein großer Schelm ist er! Seine Zauberei besteht in seiner Klugheit, in seiner Unverschämtheit. Er fühlt wol, daß ich ihn kenne. Wir betragen uns gegen einander, wie sich's gebührt: Wir verstehen einander, ohne zu sprechen; wir helfen einander ohne Abrede.

Marquis. Aber die Geister, die er bei sich hat?

Marquise. Possen!

Marquis. Die Wunder, die er thut?

Marquise. Märchen!

Marquis. So Viele haben doch gesehen —

Marquise. Blinde!

Marquis. So Viele glauben —

Marquise. Tröpfe!

Marquis. Es ist zu allgemein! Die ganze Welt ist davon überzeugt!

Marquise. Weil sie albern ist!

Marquis. Die Wunderkuren —

Marquise. Charlatanerie!

Marquis. Das viele Geld, das er besitzt —

Marquise. Mag er auf eben dem Wege erlangt haben, wie wir das Halsband zu erlangen gedenken.

Marquis. Du glaubst also, daß er nicht mehr weiß als ein Anderer?

Marquise. Du mußt unterscheiden — wenn Du kannst. Er ist kein gemeiner Schelm. Er ist so unternehmend und gewaltsam als klug, so unverschämt als vorsichtig; er spricht so vernünftig als unsinnig; die reinste Wahrheit und die größte Lüge geben schwesterlich aus seinem Munde hervor. Wenn er ausschneidet, ist es unmöglich, zu unterscheiden, ob er Dich zum Besten hat, oder ob er toll ist. — — Und es braucht weit weniger als das, um die Menschen verwirrt zu machen.

Jäck (hereinspringend). Ihre Nichte fragt, ob sie aufwarten kann. — Sie ist hübsch, Ihre Nichte!

Marquise. Gefällt sie Dir? — Laß sie kommen! (Jäck ab.) Ich wollte Dich eben fragen, wie Dir es gegangen ist, ob Du sie glücklich in die Stadt gebracht hast. Wie ist sie geworden? Glaubst Du, daß sie ihr Glück machen wird?

Marquis. Sie ist schön, liebenswürdig, sehr angenehm und gebildeter, als ich glaubte, da sie auf dem Lande erzogen ist.

Marquiſe. Ihre Mutter war eine kluge Frau, und es fehlte in ihrer Gegend nicht an guter Geſellſchaft. — Da iſt ſie.

Dritter Auftritt.

Die Vorigen. Die Nichte.

Nichte. Wie glücklich bin ich, Sie wiederzuſehen, liebſte Tante!

Marquiſe. Liebe Nichte! Sein Sie mir herzlich willkommen!

Marquis. Guten Morgen, Nichtchen! Wie haben Sie geſchlafen?

Nichte (beſchämt). Ganz wohl.

Marquiſe. Wie ſie groß geworden iſt, ſeit ich ſie nicht geſehen habe!

Nichte. Es werden drei Jahre ſein.

Marquis. Groß, ſchön, liebenswürdig! Sie iſt Alles geworden, was ihre Jugend uns weisſagte.

Marquiſe (zum Marquis). Erſtaunſt Du nicht, wie ſie unſerer Prinzeſſin gleicht?

Marquis. So obenhin. In der Figur, im Wuchſe, in der Größe mag eine allgemeine Aehnlichkeit ſein; aber dieſe Geſichtsbildung gehört ihr allein, und ich denke, ſie wird ſie nicht vertauſchen wollen.

Marquiſe. Sie haben eine gute Mutter verloren.

Nichte. Die ich in Ihnen wiederfinde.

Marquiſe. Ihr Bruder iſt nach den Inſeln?*)

Nichte. Ich wünſche, daß er ſein Glück mache.

Marquis. Dieſen Bruder erſetze ich.

Marquiſe (zum Marquis). Es iſt eine gefährliche Stelle, Marquis!

Marquis. Wir haben Muth.

Jäck. Der Ritter! — Er iſt noch nicht freundlicher geworden.

Marquiſe. Er iſt willkommen!

(Jäck ab.)

(Zur Nichte). Sie werden einen liebenswürdigen Mann kennen lernen.

Marquis. Ich dächte, ſie könnte Seinesgleichen ſchon mehr geſehen haben.

---

*) Aus der Lebensbeſchreibung der La Motte erfahren wir, daß ihr eigener Bruder frühzeitig Seeoffizier geworden war. Derſelbe iſt hier zu einem Bruder der Nichte gemacht.

Vierter Auftritt.

Die Vorigen. Der Ritter.

Marquiſe. Es ſcheint, Sie haben ſo wenig geſchlafen als ich.

Ritter. Gewiß, diesmal hat der Graf unſere Geduld ſehr geprüft, beſonders die meine. Er ließ uns eine völlige Stunde im Garten ſtehen; dann befahl er uns, in die Wagen zu ſitzen und nach Hauſe zu fahren; er ſelbſt brachte den Domherrn herein.

Marquiſe. So ſind wir denn glücklich Alle wieder in der Stadt zuſammen!

Ritter. Iſt dieſes Frauenzimmer Ihre Nichte, die Sie uns ankündigten?

Marquiſe. Sie iſt's.

Ritter. Ich bitte, mich ihr vorzuſtellen.

Marquiſe. Dies iſt der Ritter Greville, mein werther Freund.

Nichte. Ich freue mich, eine ſo angenehme Bekanntſchaft zu machen!

Ritter (nachdem er ſie aufmerkſam betrachtet). Ihre Tante hat nicht zu viel geſagt; gewiß, Sie werden die ſchönſte Zierde unſers gemeinſchaftlichen Kreiſes ſein.

Nichte. Ich merke wol, daß man ſich in der großen Welt gewöhnen muß, dieſe ſchmeichelhaften Ausdrücke zu hören. Ich fühle meine Unwürdigkeit und bin von Herzen beſchämt; noch vor kurzer Zeit würden mich ſolche Komplimente ſehr verlegen gemacht haben.

Ritter. Wie gut ſie ſpricht!

Marquiſe (ſetzt ſich). Sagt' ich Ihnen nicht voraus, daß ſie Ihnen gefährlich werden könnte?

Ritter (ſetzt ſich zu ihr). Sie ſcherzen, Marquiſe!

(Der Marquis erſucht pantomimiſch die Nichte, ihm an der Hutkarte, an dem Stockbande etwas zurechte zu machen; ſie thut es, indem ſie ſich an ein Tiſchchen der Marquiſe gegenüber ſetzt. Der Marquis bleibt bei ihr ſtehen.)

Marquiſe. Wie haben Sie den Domherrn verlaſſen?

Ritter. Er ſchien verdrießlich und verlegen; ich verdenk' es ihm nicht. Der Graf überraſchte uns, und ich darf wol ſagen, er kam uns Allen zur Unzeit.

Marquiſe. Und Sie wollten Sich mit gewaffneter Hand den Geiſtern widerſetzen?

Ritter. Ich verſichere Sie, ſchon längſt war mir die Arroganz des Grafen unerträglich; ich hätte ihm ſchon einigemal die Spitze geboten, wenn nicht ſein Stand, ſein Alter, ſeine Erfahrung, ſeine übrigen großen Eigenſchaften mehr als ſeine Güte

gegen mich mir wiederum die größte Ehrfurcht einflößen. Ich leugne es nicht, oft iſt er mir verdächtig; bald erſcheint er mir als ein Lügner, als ein Betrieger; und gleich bin ich wieder durch die Gewalt ſeiner Gegenwart an ihn gebunden und wie an Ketten gelegt.

Marquiſe. Wem geht es nicht ſo?

Ritter. Auch Ihnen?

Marquiſe. Auch mir.

Ritter. Und ſeine Wunder? Seine Geiſter?

Marquiſe. Wir haben ſo große, ſo ſichere Proben von ſeiner übernatürlichen Kraft, daß ich gerne meinen Verſtand gefangen nehme, wenn bei ſeinem Betragen mein Herz widerſtrebt.

Ritter. Ich bin in dem nämlichen Fall, wenn meine Zweifel gleich ſtärker ſind. Nun aber muß ſich's bald entſcheiden, heute noch! Denn ich weiß nicht, wie er ausweichen will. — Als er uns heute gegen Morgen aus dem Garten erlöſte — denn ich muß geſtehen, wir gehorchten ihm pünktlich, und Keiner wagte nur einen Schritt — trat er endlich zu uns und rief: „Seid mir geſegnet, die Ihr die ſtrafende Hand eines Vaters erkennt und gehorcht! Dafür ſoll Euch der ſchönſte Lohn zugeſichert werden. Ich habe tief in Eure Herzen geſehen. Ich habe Euch redlich gefunden. Dafür ſollt Ihr heute noch den Großkophta erkennen."

Marquiſe. Heute noch?

Ritter. Er verſprach's.

Marquiſe. Hat er ſich erklärt, wie er ihn zeigen will, wo?

Ritter. In dem Hauſe des Domherrn, in der ägyptiſchen Loge, wo er uns eingeweiht hat. Dieſen Abend.

Marquiſe. Ich verſtehe es nicht. Sollte der Großkophta ſchon angelangt ſein?

Ritter. Es iſt mir unbegreiflich!

Marquiſe. Sollte ihn der Domherr ſchon kennen und es bis hieher geleugnet haben?

Ritter. Ich weiß nicht, was ich denken ſoll; aber es werde nun, wie es wolle, ich bin entſchloſſen, den Betrieger zu entlarven, ſobald ich ihn entdecke.

Marquiſe. Als Freundin kann ich Ihnen ein ſo bedenkliches Unternehmen nicht rathen; glauben Sie, daß es ſo ein Leichtes ſei?

Ritter. Was hat er denn für Wunder vor unſern Augen gethan? Und wenn er fortfährt, uns mit dem Großkophta aufzuziehen — wenn es am Ende auf eine Mummerei hinauslauft, daß er uns einen Landſtreicher Seinesgleichen als den Urmeiſter

feiner Kunſt aufdringen will — wie leicht werden dem Domherrn, wie leicht der ganzen Schule die Augen zu öffnen ſein!

Marquiſe. Glauben Sie es nicht, Ritter! Die Menſchen lieben die Dämmerung mehr als den hellen Tag, und eben in der Dämmerung erſcheinen die Gefenſter. Und dann denken Sie, welcher Gefahr Sie Sich ausſetzen, wenn Sie einen ſolchen Mann durch eine raſche, durch eine übereilte That beleidigen! Ich verehre ihn noch immer als ein übernatürliches Weſen. — Seine Großmuth, ſeine Freigebigkeit und ſein Wohlwollen gegen Sie! Hat er Sie nicht in das Haus des Domherrn gebracht? Beräumt er Sie nicht auf alle Weiſe? Können Sie nicht hoffen, durch ihn Ihr Glück zu machen, wovon Sie als ein dritter Sohn weit entfernt ſind? — — Doch Sie ſind zerſtreut. — Irre ich, Ritter, oder Ihre Augen ſind mehr auf meine Nichte als Ihr Geiſt auf mein Geſpräch gerichtet?

Ritter. Verzeihen Sie meine Neugierde! Ein neuer Gegenſtand reizt immer.

Marquiſe. Beſonders, wenn er reizend iſt.

Marquis (der bisher mit der Nichte leiſe geſprochen). Sie ſind zerſtreut, und Ihre Blicke ſcheinen nach jener Seite gerichtet zu ſein.

Nichte. Ich ſah meine Tante an. Sie hat ſich nicht geändert, ſeitdem ich ſie geſehen habe.

Marquis. Deſto mehr verändert ſind' ich Sie, ſeitdem der Ritter eingetreten iſt.

Nichte. Seit dieſen wenigen Augenblicken?

Marquis. O Ihr Weiber! Ihr Weiber!

Nichte. Beruhigen Sie Sich, Marquis! Was fällt Ihnen ein?

Marquiſe. Wir machen doch dieſen Morgen eine Tour, Nichtchen?

Nichte. Wie es Ihnen gefällt.

Ritter. Darf ich mich zum Begleiter anbieten?

Marquiſe. Diesmal nicht! Es würde Ihnen die Zeit lang werden. Wir fahren von Laden zu Laden; wir haben viel einzukaufen; denn es muß dieſer ſchönen Geſtalt an keinem Putze fehlen. Dieſen Abend finden wir uns in der ägyptiſchen Loge zuſammen.

Fünfter Auftritt.

Die Vorigen. Jäk. Der Graf.

Jäk. Der Graf! —

Graf (der gleich hinter Jäk hereinkommt). Wird nirgends ange-

meldet. Keine Thür ist ihm verschlossen, er tritt in alle Gemächer unversehens herein. Und sollte er auch unerwartet, unwillkommen herabfahrem wie ein Donnerschlag, so wird er doch nie hinweggehen, ohne gleich einem wohlthätigen Gewitter Segen und Fruchtbarkeit zurückzulassen. (Lic. der indeß unbeweglich dagestanden, den Grafen angesehen und ihm zugehört, schüttelt den Kopf und geht ab. Der Graf setzt sich und behält in diesem so wie in den vorhergehenden und folgenden Auftritten den Hut auf dem Kopfe, den er höchstens nur, um Jemand zu grüßen, lüftet.) Auch Sie treff' ich wieder hier, Ritter? Fort mit Ihnen! Ueberlassen Sie Sich der Meditation, und diesen Abend zur gesetzten Stunde finden Sie Sich in dem Vorzimmer des Domherrn!

Ritter. Ich gehorche. Und Ihnen allerseits empfehle ich mich. (Ab.)

Nichte. Wer ist dieser Herr?

Marquis. Der Graf Rostro, der Größte und Wunderbarste aller Sterblichen.

Graf. Marquise! Marquise! Wenn ich nicht so nachsichtig wäre, wie würde es um Sie stehen?

Marquise. Wie das, Herr Graf?

Graf. Wenn ich nicht so nachsichtig und mächtig zugleich wäre! Ihr seid ein leichtsinniges Volk! Wie oft habt Ihr mich nicht fußfällig gebeten, daß ich Euch weiter in die Geheimnisse führen soll! Habt Ihr nicht versprochen, Euch allen Prüfungen zu unterwerfen, wenn ich Euch den Großkophta zeigen, wenn ich Euch seine Gewalt über die Geister sehen und mit Händen greifen ließe? Und was habt Ihr gehalten?

Marquise. Keine Vorwürfe, bester Graf! Sie haben uns genug gestraft.

Graf. Ich lasse mich erweichen. (Nach einigem Nachdenken.) Ich sehe wol, ich muß anders zu Werke gehen und Euch durch eine ganz besondere Weihung, durch die kräftigste Anwendung meiner Wundergaben in wenig Augenblicken rein und fähig machen, vor dem Wundermann zu erscheinen. Es ist eine Operation, die, wenn sie nicht geräth, uns Allen gefährlich sein kann. Ich sehe es immer lieber, wenn meine Schüler sich selber vorbereiten, damit ich sie als umgeschaffene Menschen ruhig und sicher in die Gesellschaft der Geister führen kann.

Marquise. Lassen Sie uns nicht länger warten! Machen Sie uns noch heute glücklich, wenn es möglich ist! Lieber will ich mich der größten Gefahr aussetzen, die nur einen Augenblick dauert, als mich dem strengen Gebot unterwerfen, das mir Monate lang Tage und Nächte raubt.

Graf. Leicht wollt Ihr Alles haben, leicht und bequem! Und Ihr fragt nicht, wie ſchwer mir nun die Arbeit werden muß?

Marquiſe. Ihnen ſchwer? — Ich wüßte nicht, was Ihnen ſchwer werden könnte.

Graf. Schwer, ſauer — und gefährlich! — Glaubt Ihr, der Umgang mit Geiſtern ſei eine luſtige Sache? Man zwingt ſie nicht, wie Ihr die Männer, mit einem Blick, mit einem Händedruck. Ihr denkt nicht, daß ſie mir widerſtehen, daß ſie mir zu ſchaffen machen, daß ſie mich überwältigen möchten, daß ſie auf jeden meiner Fehler Acht haben, mich zu überliſten. Schon zweimal in meinem Leben habe ich gefürchtet, ihnen unterzuliegen; darum trage ich dieſes Gewehr (er zieht ein Terzerol aus der Taſche) immer bei mir, um mich des Lebens zu berauben, wenn ich fürchten müßte, ihnen unterthänig zu werden.

Richte (zum Marquis). Welch ein Mann! Es zittern mir die Kniee vor Schrecken! So hab' ich nie reden hören! Von ſolchen Dingen hab' ich nie reden hören! Von ſolchen Dingen hab' ich nichts geträumt!

Marquis. Wenn Sie erſt die Einſichten, die Gewalt dieſes Mannes kennen ſollten, Sie würden erſtaunen.

Richte. Er iſt gefährlich! Mir iſt angſt und bange!

(Der Graf ſitzt indeß unbeweglich und ſieht ſtarr vor ſich hin.)

Marquiſe. Wo ſind Sie, Graf? Sie ſcheinen abweſend! — So hören Sie doch! (Sie faßt ihn an und ſchüttelt ihn.) Was iſt das? Er rührt ſich nicht! Hören Sie mich doch!

Marquis (tritt näher). Sie ſind ein Kenner von Steinen; wie hoch ſchätzen Sie dieſen Ring? — — Er hat die Augen auf und ſieht mich nicht an.

Marquiſe (die ihn noch bei der Hand hält). So ſteif wie Holz, als wenn kein Leben in ihm wäre!

Richte. Sollte er ohnmächtig geworden ſein? Er ſprach ſo heftig! Hier iſt etwas zu riechen!

Marquis. Nein doch! Er ſitzt ja ganz gerade; es iſt nichts Hinfälliges an ihm.

Marquiſe. Stille! Er bewegt ſich!

(Der Marquis und die Richte treten von ihm weg.)

Graf (ſehr laut und heftig, indem er vom Stuhle aufſährt). Hier! Halt ein, Schwager! Hier will ich ausſteigen!

Marquiſe. Wo ſind Sie, Graf?

Graf (nachdem er tief Athem geholt hat). Ah! — Sehen Sie, ſo geht mir's! (Nach einer Pauſe.) Da haben Sie ein Beiſpiel! (Pauſe.)

Ich kann es Ihnen wol vertrauen. — Ein Freund, der gegenwärtig in Amerika lebt, kam unversehens in große Gefahr; er sprach die Formel aus, die ich ihm anvertraut habe; nun konnte ich nicht widerstehen! Die Seele ward mir aus dem Leibe gezogen und eilte in jene Gegenden. Mit wenig Worten entdeckte er mir sein Anliegen, ich gab ihm schleunigen Rath; nun ist mein Geist wieder hier, verbunden mit der irdischen Hülle, die inzwischen als ein lebloser Klotz zurückblieb. — (Pause.) Das Sonderbarste ist dabei, daß eine solche Abwesenheit sich immer damit endigt, daß es mir vorkommt, ich fahre entsetzlich schnell, sehe meine Wohnung und rufe dem Postillon zu, der eben im Begriff ist, vorbeizufahren. — Hab' ich nicht so was ausgerufen?

Marquise. Sie erschrecken uns damit. Sonderbar und erstaunlich! (Leise.) Welche Unverschämtheit!

Graf. Sie können aber nicht glauben, wie ich ermüdet bin. Mir sind alle Gelenke wie zerschlagen; ich brauche Stunden, um mich wieder zu erholen. Davon ahnet Ihr nichts; Ihr wähnt, man mache nur Alles bequem mit dem Zauberstäbchen.

Marquis. Wunderbarer, verehrungswürdiger Mann! (Leise.) Welch ein dreister Lügner!

Nichte (herbeitretend). Sie haben mir recht bange gemacht, Herr Graf.

Graf. Ein gutes, natürliches Kind! (Zur Marquise.) Ihre Nichte?

Marquise. Ja, Herr Graf! Sie hat vor Kurzem ihre Mutter verloren; sie ist auf dem Lande erzogen und erst drei Tage in der Stadt.

Graf (die Nichte scharf ansehend). So hat mich Uriel doch nicht betrogen.

Marquise. Hat Ihnen Uriel von meiner Nichte was gesagt?

Graf. Nicht geradezu; er hat mich nur auf sie vorbereitet.

Nichte (leise zum Marquis). Um Gottes willen! Der weiß Alles, der wird Alles verrathen!

Marquis (leise). Bleiben Sie ruhig! Wir wollen hören.

Graf. Ich war diese Tage sehr verlegen, als ich die wichtige Handlung überdachte, die noch heute vorgehen soll. — Sobald ich Euch der Großkophta wird offenbart haben, wird er sich umsehen und fragen: „Wo ist die Unschuldige? Wo ist die Taube?“ Ein unschuldiges Mädchen muß ich ihm stellen. Ich dachte hin und wieder, wo ich sie finden, wie ich sie zu uns einführen wollte. Da lächelte Uriel und sagte: „Sei getrost! Du wirst sie finden, ohne sie zu suchen. Wenn Du von einer großen

Reise zurückbreht, wird die schönste, reinste Taube vor Dir stehen.“ — Alles ist eingetroffen, wie ich mir's gar nicht denken konnte. Ich komme aus Amerika zurück, und dieses unschuldige Kind steht vor mir.

Marquis (lacht). Diesmal hat Uriel gewaltig fehlgegriffen.

Nichte (lacht). Ich zittre und bebe!

Marquis (lacht). So hören Sie doch aus!

Marquise. Dem Großkophta soll ein unschuldiges Mädchen gebracht werden? Der Großkophta kommt von Orient? Ich hoffe nicht —

Graf (zur Marquise). Entfernen Sie alle fremde, alle leichtfertige Gedanken! (Zur Nichte, sanft und freundlich.) Treten Sie näher, mein Kind! Nicht furchtsam! Treten Sie näher! — So! — Ebenso zeigen Sie Sich dem Großkophta! Seine scharfen Augen werden Sie prüfen; er wird Sie vor einen blendenden, glänzenden Krystall führen; Sie werden darin die Geister erblicken, die er beruft; Sie werden das Glück genießen, wornach Andere vergebens streben; Sie werden Ihre Freunde belehren und sogleich einen großen Rang in der Gesellschaft einnehmen, in die Sie treten — Sie, die Jüngste, aber auch die Reinste. — — Wetten wir, Marquise, dieses Kind wird Sachen sehen, die den Domherrn höchst glücklich machen? Wetten wir, Marquise?

Marquise. Wetten? Mit Ihnen, der Alles weiß?

Nichte (die bisher ihre Verlegenheit zu verbergen gesucht). Verschonen Sie mich, Herr Graf! Ich bitte Sie, verschonen Sie mich!

Graf. Sein Sie getrost, gutes Kind! Die Unschuld hat nichts zu fürchten!

Nichte (in der äußersten Bewegung). Ich kann die Geister nicht sehen! Ich werde des Todes sein!

Graf (schmeichelnd). Fassen Sie Muth! Auch diese Furcht, diese Demuth kleidet Sie schön und macht Sie würdig, vor unsern Meister zu treten! Reden Sie ihr zu, Marquise!

(Die Marquise spricht heimlich mit der Nichte.)

Marquis. Darf ich nicht auch ein Zeuge dieser Wunder sein?

Graf. Kaum! Sie sind noch unvorbereiteter als diese Frauen. Sie haben diese ganze Zeit unsere Versammlungen gemieden.

Marquis. Verzeihen Sie! Ich war beschäftigt.

Graf. Sich zu putzen, — das Sie den Weibern überlassen sollten.

Marquis. Sie sind zu strenge.

Graf. Nicht so strenge, daß ich Den ausschließen sollte, der mich noch hoffen läßt. Kommen Sie, kommen Sie! Lassen Sie

uns eine Viertelstunde spazieren gehen! Wenigstens muß ich Sie examiniren und vorbereiten. Leben Sie wohl! Auf Wiedersehen Beide!

Nichte (die den Grafen zurückhält). Ich bitte, ich beschwöre Sie!

Graf. Noch einmal, mein Kind, verlassen Sie Sich auf mich, daß Ihnen nichts Schreckliches bevorsteht, daß Sie die Unsterblichen mild und freundlich finden werden! Marquise, geben Sie ihr einen Begriff von unsern Versammlungen, belehren Sie das holde Geschöpf! Unser Freund, der Domherr, fragt den Großkophta gewiß nach dem, was ihm zunächst am Herzen liegt; ich bin überzeugt, die Erscheinung wird seine Hoffnungen stärken. Er verdient, zufrieden, verdient, glücklich zu werden; und wie sehr, meine Taube, wird er Sie schätzen, wenn die Geister ihm durch Sie sein Glück verkündigen! Leben Sie wohl! Kommen Sie, Marquis!

Nichte (dem Grafen nacheilend). Herr Graf! Herr Graf!

Sechster Auftritt.

Die Marquise. Die Nichte.

(Da der Graf und der Marquis abgegangen sind, bleibt die Nichte in einer trostlosen Stellung im Hintergrunde stehen.)

Marquise (an dem vordern Theile des Theaters für sich). Ich verstehe diese Winke; ich danke Dir, Graf, daß Du mich für Deinesgleichen hältst. Dein Schade soll es nicht sein, daß Du mir nutzest. — Er merkt schon lange, daß ich dem Domherrn mit der Hoffnung schmeichle, die Prinzessin für ihn zu gewinnen. Von meinem großen Plan ahnet er nichts; er glaubt, es sei auf kleine Prellereien angelegt. Nun denkt er, mir zu nutzen, indem er mich braucht; er giebt mir in die Hand, dem Domherrn durch meine Nichte vorzuspiegeln, was ich will, und ich kann es nicht thun, ohne den Glauben des Domherrn an die Geister zu stärken. Wohl, Graf! So müssen Kluge sich verstehen, um thörichte, leichtgläubige Menschen sich zu unterwerfen. (Sich umkehrend.) Nichtchen, wo sind Sie? Was machen Sie?

Nichte. Ich bin verloren! (Geht mit unsichern Schritten auf die Tante los und bleibt auf halbem Wege stehen.)

Marquise. Fassen Sie Sich, meine Liebe!

Nichte. Ich kann — ich werde die Geister nicht sehen!

Marquise. Gutes Kind, dafür lassen Sie mich sorgen! Ich will Ihnen schon rathen, schon durchhelfen.

Nichte. Hier ist kein Rath, keine Hilfe! Retten Sie mich! Retten Sie eine Unglückliche vor öffentlicher Schmach! Der

Zauberer wird mich verwerfen, ich werde keine Geister ſehen! Ich werde beſchämt vor Allen daſtehen!

Marquiſe (für ſich). Was kann das bedeuten?

Nichte. Auf meinen Knieen, ich bitte, ich flehe, erretten Sie mich! Alles will ich bekennen! Ach, Tante! Ach, liebe Tante, wenn ich Sie noch ſo nennen darf! Sie ſehen kein unſchuldiges Mädchen vor Sich. Verachten Sie mich nicht! Verſtoßen Sie mich nicht!

Marquiſe (für ſich). Unerwartet genug! (Gegen die Nichte.) Stehen Sie auf, mein Kind!

Nichte. Ich vermöchte nicht, wenn ich auch wollte! Meine Kniee tragen mich nicht! Es thut mir wohl, ſo vor Ihnen zu liegen. Nur in dieſer Stellung darf ich ſagen: Vielleicht bin ich zu entſchuldigen! Meine Jugend! Meine Unerfahrenheit! Mein Zuſtand! Meine Leichtgläubigkeit —

Marquiſe. Unter den Augen Ihrer Mutter glaubt' ich Sie ſicherer als in einem Kloſter. Stehen Sie auf! (Sie hebt die Nichte auf.)

Nichte. Ach! Soll ich ſagen, ſoll ich geſtehen?

Marquiſe. Nun?

Nichte. Erſt ſeit dem Tode meiner Mutter iſt die Ruhe, die Glückſeligkeit von mir gewichen.

Marquiſe. Wie? (Abgewendet.) Sollt' es möglich ſein? (Laut.) Reden Sie weiter!

Nichte. O, Sie werden mich haſſen! Sie werden mich verwerfen! Unglückſeliger Tag, an dem Ihre Güte ſelbſt mich zu Grunde richtete!

Marquiſe. Erklären Sie Sich!

Nichte. O Gott! Wie ſchwer iſt es, auszuſprechen, was uns ein unglücklicher Augenblick ſo ſüß vorſchmeichelt! — Vergeben Sie, daß ich ihn liebenswürdig fand! Wie liebenswürdig war er! Der erſte Mann, der mir die Hand mit Inbrunſt drückte, mir in die Augen ſah und ſchwur, er liebe mich! Und in welcher Zeit? In den Augenblicken, da mein Herz, von dem traurigſten Verluſte lange unausſprechlich gepreßt, ſich endlich in heißen Thränen Luft machte, weich, ganz weich war, — da ich in der öden Welt um mich her durch die Wolken des Jammers nur Mangel und Kummer erblickte — wie erſchien er mir da als ein Engel! Der Mann, den ich ſchon in meiner Kindheit verehrt hatte, erſchien als mein Tröſter! Er drückte ſein Herz an das meinige. — Ich vergaß, daß er nie der Meine werden konnte — daß er Ihnen angehört! — Es iſt ausgeſprochen! — Sie wenden Ihr Geſicht von mir weg? Haſſen Sie mich! Ich verdiene es! Verſtoßen Sie mich! Laſſen Sie mich ſterben! (Sie wirft ſich in einen Seſſel.)

Marquise (für sich). Verführt — durch meinen Gemahl! — Beides überrascht mich, Beides kommt mir ungelegen. — — Fasse Dich! — Weg mit allen kleinen, beschränkten Gesinnungen! Hier ist die Frage, ob Du nicht auch diesen Umstand benutzen kannst. — — Gewiß! — — O, sie wird nur desto geschmeidiger sein, mir blindlings gehorchen! — — Und über meinen Mann giebt mir diese Entdeckung auch neue Vortheile. — Wenn ich meine Absichten erreiche, so ist mir das Uebrige Alles gleichgiltig! — (Laut.) Kommen Sie, Nichte, erholen Sie Sich! Sie sind ein gutes, braves Kind! Alles vergebe ich! Kommen Sie, werfen Sie Ihren Schleier über! Wir wollen ausfahren; Sie müssen Sich zerstreuen.

Nichte (indem sie aufsteht und der Marquise um den Hals fällt). Beste, liebste Tante, wie beschämen Sie mich!

Marquise. Sie sollen eine Freundin, eine Vertraute an mir finden. Nur der Marquis darf nicht wissen, daß ich es bin; wir wollen ihm die Verlegenheit ersparen.

Nichte. Welche Großmuth!

Marquise. Sie werden ihn auf eine geschickte Weise vermeiden; ich werde Ihnen behilflich sein.

Nichte. Ich bin ganz in Ihren Händen!

Marquise. Und was die Geister betrifft, will ich Ihnen die wunderbarsten Geheimnisse entdecken, und Sie sollen diese fürchterliche Gesellschaft lustig genug finden. Kommen Sie! Kommen Sie nur!

Dritter Aufzug.

Erster Auftritt.

Zimmer des Domherrn.

Im Grunde ein Kamin, auf dessen beiden Seiten zwei Bilder in Lebensgröße, eines ältlichen Herrn und einer jungen Dame.

Der Domherr (Papiere in der Hand haltend). Soll ich denn wieder einmal, angebetete Fürstin, vor Dein schönes Bild mit hoffnungsvoller Freude treten! Soll die Sehnsucht, die zu Dir hinaufblickt, endlich einigen Trost von Deinen Lippen erwarten dürfen! — Noch schweb' ich in Ungewißheit. (Auf die Papiere deutend.) Diese köstlichen Züge seh' ich vor mir, ich erkenne Deine Hand, ich fühle Deine Gesinnungen; aber noch ist es nur allgemeine Höflichkeit, noch steht keine Silbe von dem, was ich so heiß wünsche, auf diesen Blättern. — Thor! Und was verlangst Du?

— Iſt es nicht ſchon genug, daß ſie ſchreibt, Dir ſo viel ſchreibt? Und wäre nicht ihr bloßer Namenszug ſchon ein Zeuge ihrer glücklich veränderten Geſinnungen? — Veränderten? — Nein, ſie hat ſich nie verändert. Sie ſchwieg, als man mich verſtieß; ſie verſtellte ſich, um mir zu nutzen. Und nun belohnt ſie mich mit zehnfachem Vertrauen und wird bald Gelegenheit finden, mich wieder heraufzuführen. — Sie wünſcht das koſtbare Halsband, ſie giebt mir den Auftrag ohne Vorbewußt ihres Vaters, ihr dieſes Kleinod zu verſchaffen, ſie ſendet mir ihre Garantie, ſie wird wegen der Zahlungen immer in Verbindung mit mir bleiben; gerne lege ich den erſten Termin aus, um ſie noch feſter an mich zu knüpfen. — Ja, Du wirſt — Du wirſt — darf ich es in der Gegenwart Deines Bildes ausſprechen? — Du wirſt mein ſein! — Welch ein Wort! — Welch ein Gedanke! — Schon füllt die Glückſeligkeit wieder ganz mein Herz aus. Ja, dieſes Bild ſcheint wieder ſich zu bewegen, mir zu lächeln, mir freundlich zuzuwinken. — Schon hebt ſich der Ernſt von des Fürſten Stirne hinweg. Huldreich ſieht er mich an wie in jenen Tagen, als er mir dieſe koſtbaren Gemälde unvermuthet ſchenkte. Und ſie! — Komm herab, Göttin, herab! — Oder hebe mich zu Dir hinauf, wenn ich nicht vor Deinen Augen ſterben ſoll!

Zweiter Auftritt.

Der Domherr. Ein Bedienter, hernach die Hofjuweliere.

Bedienter. Ew. Gnaden haben die Hofjuweliere befohlen; ſie ſind vor der Thüre.

Domherr. Laß ſie hereinkommen! (Zu den Juwelieren.) Nun, wie ſind Sie mit dem Entwurfe des Kontrakts zufrieden, den ich Ihnen zugeſchickt habe?

Juwelier. Wegen der Summe hätten wir noch einige Erinnerungen zu machen.

Domherr. Ich dächte doch, der Schmuck wäre gut bezahlt. Sie finden nicht leicht einen Käufer. Liegt Ihnen das Halsband nicht ſchon ein Jahr müßig?

Juwelier. Leider! — Und dann — Verzeihen Sie, gnädiger Herr! —

Domherr. Was iſt's noch?

Juwelier. Wenn wir auch mit der gebotenen Summe uns begnügen und ſie in den feſtgeſetzten Terminen annehmen wollten, ſo werden Sie doch nicht ungnädig nehmen, wenn wir auf Ihre blos handſchriftliche Verſicherung ein ſo koſtbares Stück abzulie-

fern Bedenken tragen. Es ist gewiß nicht Mißtrauen; nur wüßte Sicherheit in einem so wichtigen Geschäfte —

Domherr. Ich verdenke Ihnen nicht, daß Sie mir eine so große Summe nicht geradezu anvertrauen wollen. Ich habe Ihnen aber schon gesagt, daß ich das Halsband nicht für mich, sondern für eine Dame kaufe, die allerdings so viel Kredit bei Ihnen haben sollte.

Juwelier. Wir trauen völlig Ihren Worten und wünschten nur eine Zeile von der Hand unsrer gnädigsten Käuferin.

Domherr. Ich sagte Ihnen schon, daß es nicht angeht, und empfehle Ihnen nochmals das Geheimniß. Genug, ich werde Ihr Schuldner. Damit Sie aber nicht glauben, als handelte ich übereilt und hätte nicht gewußt, mich und Sie zu decken, so lesen Sie hier! (Er giebt ihnen ein Papier und spricht für sich, indem sie es lesen.) Zwar hat die Marquise ausdrücklich verlangt, ich soll das Blatt Niemandem zeigen, soll es nur zu meiner eigenen Sicherheit verwahren. — Wenn nun aber diese Leute auch an ihre Sicherheit denken, wenn sie nun auch wissen wollen, wer mir und ihnen für eine so große Summe steht — (Laut.) Was sagen Sie nun, meine Herren?

Juwelier (indem er das Blatt zurückgiebt). Wir bitten um Vergebung, wir zweifeln keinen Augenblick. — Auch ohne dies würden wir das Halsband ausgeliefert haben. Hier ist es. Wäre es gefällig, den Kontrakt zu unterschreiben?

Domherr. Sehr gern. (Er unterschreibt und wechselt das Papier gegen das Schmuckkästchen aus.) Leben Sie wohl, meine Herren! Die Termine sollen richtig abgetragen werden, und künftig haben wir mehr mit einander zu thun.

(Die Juweliere gehen mit tiefen Verbeugungen ab.)

Dritter Auftritt.

Der Domherr, nachher ein Bedienter, dann **Jäck**.

Domherr (indem er das Halsband betrachtet). Kostbar, sehr kostbar — und werth des schlanken, weißen Halses, der Dich tragen soll, werth des himmlischen Busens, den Du berühren wirst. Eile zu ihr, glänzender Schmuck, damit sie einen Augenblick lächle und gefällig an den Mann denke, der viel wagt, um ihr diese Freude zu verschaffen! Geh, sei ihr ein Zeuge, daß ich Alles für sie zu thun bereit bin! (Den Schmuck anziehend.) Wäre ich ein König, Du solltest sie als ein Geschenk überraschen und bald durch kostbarere Geschenke wieder verdunkelt werden. — Ach, wie

betrübt's mich, wie demüthigt's mich, daß ich jetzt nur den Mäller machen kann!

Bedienter (ein Billet bringend). Ein Bote von der Marquise!

Domherr. Er soll warten.

(Bedienter ab.)

(Lieſt:) „Wenn der Schmuck in Ihren Händen iſt, ſo geben Sie ihn gleich dem Ueberbringer! Ich habe die ſchönſte Gelegenheit, ihn hinaufzuſchicken; eine Kammerfrau iſt in der Stadt; ich ſchicke verſchiedene Putzwaaren an die Göttliche und packe die Juwelen bei. Der Lohn für dieſen kleinen Dienſt erwartet Sie ſchon heute Nacht. In einer Viertelſtunde bin ich bei Ihnen. Was ſteht uns nicht heute bevor! Das Angeſicht des Großkophta und das Angeſicht eines Engels. Leben Sie wohl, liebſter Auserwählter! Verbrennen Sie dies Blatt!" — Traue ich meinen Augen? Noch heute Nacht? Geſchwinde! Geſchwinde! Sei der Vorläufer des Glücklichſten unter allen Sterblichen! (Er ſchreibt wenige Worte und ſiegelt das Schmuckkäſtchen ein.) Warum muß auch heute ſich Alles zuſammendrängen? Soll ein einziger Abend mich für ſo viel Langeweile, ſo viel Ungeduld und Schmerzen entſchädigen? Erſcheine, ſehnlich erwarteter Zeitpunkt meines Glücks! Führet mich, Ihr Geiſter, ins Heiligthum der geheimen Kenntniſſe, führe mich, o Liebe, in Dein Heiligthum! (Er klingelt. Bedienter tritt ein.) Wer iſt von der Marquiſe da?

Bedienter. Ihr Jäck.

Domherr. Laß ihn hereinkommen! (Bedienter ab.) Ich habe keine Ruhe, bis ich das Kleinod in ihren Händen weiß.

Jäck (tritt auf). Was befehlen Ihro Gnaden?

Domherr. Bringe dies Packet Deiner gnädigen Frau! Eile und halt es feſt, damit Du es nicht etwa verlierſt!

Jäck. So wenig als meinen Kopf.

Domherr. Du biſt ſo leichtſinnig.

Jäck. Nicht im Beſtellen.

Domherr. So geh hin!

Jäck. Gnädiger Herr! Sie verwöhnen die Boten.

Domherr. Ich verſtehe. (Giebt dem Knaben Geld.) Hier, wende es wohl an!

Jäck. Ich geb' es gleich aus, damit ich es nicht verliere. Ich danke unterthänig. (Halb laut, als ſpräche er für ſich, doch ſo, daß es der Domherr hören kann.) Welch ein Herr! Fürſt verdient er zu ſein! (Mit vielen muthwilligen Bücklingen ab.)

Domherr. Eile nur! Eile! — Wie glücklich, daß ich dieſen Auftrag ſo ſchnell ausrichten konnte! — Nur das Einzige macht

mir Sorge, daß ich es dem Grafen verbergen mußte. — Es war der Fürstin ausdrücklicher Wille. — O Ihr guten Geister, die Ihr mir so sichtbar beistandet, bleibt auf meiner Seite und verbergt die Geschichte nur auf kurze Zeit Euerm Meister!

Vierter Auftritt.

Der Domherr. Der Ritter. Bedienter.

St. Jean. Der Ritter.

Domherr. Drei Sessel!

(St. Jean stellt die Sessel.)

Ritter. Hier bin ich! Kaum habe ich diesen Augenblick erwarten können. Schon lange geh' ich ungeduldig auf der Promenade hin und wieder; es schlägt die Stunde, und ich fliege hieher.

Domherr. Sein Sie mir willkommen!

Ritter. Den Grafen fand ich auf der Treppe. Er redete mich liebreich an mit einem sanften Tone, den ich nicht an ihm gewohnt bin. Er wird gleich hier sein.

Domherr. Ist er hinüber ins Logenzimmer gegangen?

Ritter. So schien mir's.

Domherr. Er bereitet sich zu feierlichen Handlungen, Sie erst hier in den zweiten Grad aufzunehmen, dann mich in den dritten zu erheben und uns dem Großkophta vorzustellen.

Ritter. Ja, er hatte die Miene eines Wohlthäters, eines Vaters. Diese Miene ließ mich viel hoffen. O wie schön glänzt die Güte vom Angesicht des Gewaltigen!

Fünfter Auftritt.

Die Vorigen. Der Graf.

Graf (indem er seinen Hut abnimmt und gleich wieder aufsetzt). Ich grüße Euch, Männer des zweiten Grades!

Domherr. Wir danken Dir!

Ritter. Nennst Du mich auch schon so?

Graf. Den ich so grüße, Der ist's. (Er setzt sich auf den mittelsten Sessel.) Bedeckt Euch!

Domherr. Du befiehlst es. (Er setzt auf.)

Graf. Ich befehle nicht. Ihr bedient Euch Eures Rechtes, ich erinnere Euch nur.

Ritter (bei Seite, indem er den Hut aufsetzt). Welche Milde! Welche Nachsicht! Ich brenne vor Begierde, die Geheimnisse des zweiten Grades zu hören.

Graf. Setzt Euch, meine Freunde! Setzt Euch, meine Gehilfen!

Domherr. Die Gehilfen ſollten vor dem Meiſter ſtehen, um, gleich dienſtbaren Geiſtern, ſeine Befehle ſchleunig auszurichten.

Graf. Wohl geſprochen! Aber ſie ſitzen bei ihm, weil ſie ſeine Räthe mehr als ſeine Diener ſind. (Beide ſetzen ſich.) Zum Ritter.) Wie nennt man die Männer des zweiten Grades?

Ritter. Wenn ich eben recht höre, Gehilfen.

Graf. Warum mögen ſie dieſen Namen tragen?

Ritter. Wahrſcheinlich, weil ſie der Meiſter aufgeklärt und thätig genug findet, zu ſeinen Abſichten mitzuwirken und ſeine Zwecke zu erfüllen.

Graf. Was denkſt Du von den Endzwecken dieſes Grades?

Ritter. Ich kann mir nichts Anderes denken, als daß wir nun erſt ausüben ſollen, was uns der erſte Grad gelehrt hat. Dem Schüler zeigt man von Weitem, was zu thun iſt; dem Gehilfen giebt man die Mittel an die Hand, wie er das Ziel erreichen könne.

Graf. Was iſt das Ziel, das man den Schülern vorſteckt?

Ritter. Das eigene Beſte in dem Beſten der Andern zu ſuchen.

Graf. Was erwartet nun der antretende Gehilfe?

Ritter. Daß ihm der Meiſter die Mittel anzeigen ſoll, das allgemeine Beſte zu befördern.

Graf. Erkläre Dich näher!

Ritter. Du weißt beſſer als ich ſelbſt, was ich zu ſagen habe. In jedes gute Herz iſt das edle Gefühl von der Natur gelegt, daß es für ſich allein nicht glücklich ſein kann, daß es ſein Glück in dem Wohl der Andern ſuchen muß. Dieſes ſchöne Gefühl weißt Du in den Schülern des erſten Grades zu erregen, zu ſtärken, zu beleben! — Und wie nöthig iſt es, uns zum Guten Muth zu machen! Unſer Herz, das von Kindheit an nur in der Geſelligkeit ſein Glück findet, das ſich ſo gern hingiebt und nur dann am Höchſten und Reinſten genießt, wenn es ſich für einen geliebten Gegenſtand aufopfern kann — ach, dieſes Herz wird leider durch den Sturm der Welt aus ſeinen liebſten Träumen geriſſen! Was wir geben können, will Niemand nehmen; wo wir zu wirken ſtreben, will Niemand helfen; wir ſuchen und verſuchen, und finden uns bald in der Einſamkeit.

Graf (nach einer Pauſe). Weiter, mein Sohn!

Ritter. Und was noch ſchlimmer iſt, muthlos und klein. Wer beſchreibt die Schmerzen eines verkannten, von allen Seiten zurückgeſtoßenen menſchenfreundlichen Herzens? Wer drückt die langen, langſamen Qualen eines Gemüths aus, das, zu wohlthätiger Theilnehmung geboren, ungern ſeine Wünſche und Hoffnungen aufgiebt und ſich doch zuletzt derſelben auf ewig entäußern muß?

Glücklich, wenn es ihm noch möglich wird, eine Gattin, einen Freund zu finden, denen er das einzeln schenken kann, was dem ganzen Menschengeschlechte zugedacht war, wenn er Kindern, wenn er — Thieren nützlich und wohlthätig sein kann!

Graf. Ihr habt noch mehr zu sagen; fahret fort!

Ritter. Ja, dieses schöne Gefühl belebt Ihr in Euern Schülern aufs Neue. Ihr gebt ihnen Hoffnung, daß die Hindernisse, die dem sittlichen Menschen entgegenstehen, nicht unüberwindlich seien, daß es möglich sei, sich nicht allein zu kennen, sondern sich auch zu bessern, daß es möglich sei, die Rechte der Menschen nicht nur einzusehen, sondern auch geltend zu machen, und, indem man für Andere arbeitet, zugleich den einzigen schönen Lohn für sich zu gewinnen —

Graf (zum Domherrn, der sich bisher unruhig auf seinem Sessel bewegt hat). Was sagt Ihr zu diesen Aeußerungen unsers Ritters?

Domherr (lächelnd). Daß sie von einem Schüler kommen und von keinem Gefährten.

Ritter. Wie?

Domherr. Es ist nicht von ihm zu verlangen; er muß belehrt werden.

Ritter. Was?

Domherr. Sage mir den Wahlspruch des ersten Grades!

Ritter. Was Du willst, daß die Menschen für Dich thun sollen, das thue für sie!

Domherr. Vernimm dagegen den Wahlspruch des zweiten Grades: Was Du willst, daß die Menschen für Dich thun sollen, das thue für sie nicht!*)

Ritter (aufspringend). Nicht? Hat man mich zum Besten? — Darf ein vernünftiger, ein edler Mensch so reden?

Graf. Setze Dich nieder und höre zu! (zum Domherrn.) Wo ist der Mittelpunkt der Welt, auf den sich Alles beziehen muß?

Domherr. In unserm Herzen.

Graf. Was ist unser höchstes Gesetz?

Domherr. Unser eigener Vortheil.

Graf. Was lehrt uns der zweite Grad?

Domherr. Weise und klug zu sein.

Graf. Wer ist der Weiseste?

Domherr. Der nichts Anderes weiß noch will als das, was begegnet.

---

*) In diesem Sinne sind die beiden „Kophtischen Lieder" (Werke, I. 88) gehalten.

Graf. Wer iſt der Klügſte?

Domherr. Der in Allem, was ihm begegnet, ſeinen Vortheil findet.

Ritter (der wieder aufſpringt). Entlaßt mich! Es iſt mir unmöglich, es iſt mir unerträglich, ſolche Reden zu hören.

Domherr (halb lachend). Ging es mir doch beinahe ebenſo wie Ihnen! (Zum Grafen.) Es iſt ihm zu verzeihen, daß er ſich ſo ungeberdig ſtellt. (Zum Ritter.) Beruhigen Sie Sich! Sie werden ſchon über Sich ſelbſt lachen und uns das Lächeln verzeihen, das Sie in dieſem Augenblick verdrießt. Aus dem Felde der jugendlichen Schwärmerei, worin der Meiſter ſeine Schüler gängelt, glaubt man über eine goldene Brücke in eine reizende Feenwelt hinübergeführt zu werden. Und freilich iſt es unerwartet, wenn man unſanft in die wirkliche Welt wieder zurückgebracht wird, aus der man ſich zu entfernen glaubte.

Ritter. Meine Herren, Sie erlauben, daß ich gehe, daß ich mich von meinem Erſtaunen erhole.

Domherr. Gehen Sie nur, gehen Sie und ſehen Sie Sich in der Welt, ſehen Sie Sich in Ihrem Herzen um! Bedauern Sie meinetwegen die Thoren, aber ziehen Sie Vortheil aus der Thorheit! Sehen Sie, wie Jeder vom Andern ſo viel als möglich zu nehmen ſucht, um ihm ſo wenig als möglich zurückzugeben. Jeder mag lieber befehlen als dienen, lieber ſich tragen laſſen als tragen. Jeder fordert reichlich Achtung und Ehre und giebt ſie ſo ſpärlich als möglich zurück. Alle Menſchen ſind Egoiſten; nur ein Schüler, nur ein Thor kann ſie ändern wollen. Nur wer ſich ſelbſt nicht kennt, wird leugnen, daß es in ſeinem Herzen ebenſo beſtellt ſei.

Ritter. Wohin bin ich gerathen!

Domherr. Dieſen Lauf der Welt wird Ihnen der Meiſter im zweiten Grade ganz enthüllen. Er wird Ihnen zeigen, daß man von den Menſchen nichts verlangen kann, ohne ſie zum Beſten zu haben und ihrem Eigenſinne zu ſchmeicheln, daß man ſich unverſöhnliche Feinde macht, wenn man die Albernen aufklären, die Nachtwandler aufwecken und die Verirrten zurechtweiſen will, daß alle vorzüglichen Menſchen nur Marktſchreier waren und ſind — klug genug, ihr Anſehn und ihr Einkommen auf die Gebrechen der Menſchheit zu gründen.

Ritter. Abſcheulich! Abſcheulich!

Graf. Es ſei genug! Er mag nun ſelbſt denken! Und noch ein Wort, eh wir uns trennen! Wie nennt man den erſten Grad?

Domherr. Die Lehre.

Graf. Warum?

Domherr. Damit die Schüler glauben, sie lernen etwas.

Graf. Wie nennt man den zweiten Grad?

Domherr. Die Prüfung.

Graf. Und weswegen?

Domherr. Weil der Kopf eines Menschen darin geprüft wird, und man sieht, zu was er fähig ist.

Graf. Vortrefflich! (Leise zum Domherrn.) Laß uns allein! Ich muß diesen Trotzkopf zu begütigen suchen.

Domherr. Ich hoffte, Du würdest meine Wünsche erhören und mich in den dritten Grad erheben.

Graf. Ich darf dem Großkophta nicht vorgreifen. Warte seine Erscheinung ab! In kurzer Zeit werden alle Deine Wünsche befriedigt sein.

Sechster Auftritt.

Der Graf. Der Ritter.

Graf. Junger Mann!

Ritter (der indessen nachdenklich und unbeweglich gestanden). Leben Sie wohl, Herr Graf!

Graf. Wo wollen Sie hin? Ich lasse Sie nicht weg!

Ritter. Halten Sie mich nicht! Ich lasse mich nicht halten!

Graf. Bleiben Sie!

Ritter. Nicht länger, als bis ich Ihnen Dank gesagt für das Gute, das Sie mir erzeigt, für die Bekanntschaften, die Sie mir gemacht, für den guten Willen, den Sie mir versichert. Und nun leben Sie wohl, auf ewig wohl! Denn ich möchte mich nicht undankbar zeigen gegen meinen Wohlthäter. Leben Sie wohl, und lassen mich nur noch das sagen: Ihre Wohlthaten beschämten mich nicht; denn ich glaubte, sie einem edeln, großen Manne zu verdanken.

Graf. Weiter, weiter! Reden Sie aus! Aber kommen Sie nicht von der Stelle.

Ritter. Sie wollen es? Sie befehlen es? Es sei denn! O Graf! Wie haben Sie in dieser Viertelstunde mein Glück, meine Hoffnungen vernichtet! Haben Sie mich nicht besser gekannt, nicht besser beurtheilt?

Graf. Worin hab' ich mich denn so sehr betrogen? Ich lernte Sie als einen jungen Mann kennen, der sein Glück zu machen wünschte, der mit Eifer, ja mit Heftigkeit, nach Rang, nach Vermögen strebte, und desto heftiger, je weniger ihm seine Lage Ansprüche zu großen Hoffnungen erlaubte.

Ritter. Wohl! Aber zeigte ich mich nicht auch mit einem Herzen, das niedrige, gewöhnliche Mittel verschmähete? Wünschte ich nicht meine beste Empfehlung von meiner Redlichkeit, meiner Gesetzlichkeit, meiner Treue, von allen jenen Eigenschaften, die einen edlen Mann, die einen Soldaten zieren? — Und nun?

Graf. Und nun erschrecken Sie über den Fuchspelz, mit dem Sie Ihre Löwenmähne bedecken sollten.

Ritter. Scherzen Sie nur! Ich will ernsthaft reden, ernsthaft zum letzten Male mit einem Manne, den ich für meinen Freund hielt. Ja, ich gestehe es Ihnen: Ihr Betragen war mir längst verdächtig. Diese geheimen Wissenschaften, in deren Vorhof mir dunkler ward als vorher in der freien Welt, diese wunderbaren Kräfte, die uns auf guten Glauben versichert wurden, diese Verwandtschaft mit Geistern, diese unfruchtbaren Ceremonien, Alles weissagte mir nichts Gutes; nur die Großheit Ihrer Gesinnungen, die ich in vielen Fällen kennen lernte, die Entäußerung von jedem Eigennutz, Ihre Theilnehmung, Ihre Dienstfertigkeit, Ihre Freigebigkeit, das Alles deutete mir dagegen auf einen tiefen Grund eines edlen Herzens. Ich hing an Ihrem Munde, saugte Ihre Lehren ein bis auf diesen Augenblick, der alle meine Hoffnungen zerstörte. Leben Sie wohl! — Wenn ich je ein kleinlicher, niedriger Schelm werden, wenn ich dem Strome nachschwimmen und nur einen augenblicklichen, elenden Vortheil für mich zum Schaden der Andern gewinnen sollte, so bedurft' es nicht dieser Vorbereitungen, dieser Anstalten, die mich beschämen und erniedrigen. Ich verlasse Sie! Aus mir werde, was da will!

Graf. Ritter, sehen Sie mich an!

Ritter. Was verlangen Sie von mir?

Graf. Was Sie mich thun sehn, thun Sie auch! (Er nimmt den Hut ab.)

Ritter. Sollen wir mit Ceremonien scheiden?

Graf. Selbst die Höflichkeit gebietet Ihnen, zu folgen.

Ritter (indem er den Hut abnimmt). Nun denn, so empfehle ich mich Ihnen.

Graf (der seinen Hut wegwirft). Nun, Ritter?

Ritter. Was soll das?

Graf. Ich verlange, daß Sie mir nachfolgen.

Ritter (der seinen Hut wegwirft). So sei denn zum letzten Male etwas Unverständliches, etwas Thörichtes gethan!

Graf. Nicht so thöricht, wie Du glaubst. (Er geht mit offnen Armen auf ihn zu.) Siehe mich von Angesicht zu Angesicht, Du Er-

wählter! Komm in meine Arme, schließe Dich an meine Brust, erhabener Meister!

Ritter. Was soll das? Lassen Sie mich los!

Graf. Niemals, wann ich Dich nicht eher lassen sollte, als bis meine Freude über diesen meinen trefflichen Freund erschöpft wäre!

Ritter. Erklärt Euch! Ihr macht mich verwirrt.

Graf. Erinnerst Du Dich? Wie nannte der Domherr den zweiten Grad?

Ritter. Mich dünkt, die Prüfung.

Graf. Gut! Die hast Du überstanden.

Ritter. Erklärt Euch!

Graf. Laß mich erst meine lebhafteste Freude in diesen Umarmungen ausdrücken!

Ritter. Ich verstumme!

Graf. Wie selten hab' ich sie genossen! Ich wünsche Euch Glück und mir.

Ritter. Laß mich nicht länger in Ungewißheit!

Graf. Du hast das sonderbarste Abenteuer überstanden: Du hast Dir die Würde eines Meisters selbst gegeben, Du hast Dir die Vorzüge des dritten Grades wie mit stürmender Faust erobert.

Ritter. Noch immer bin ich in Zweifel und Ungewißheit!

Graf. Ich wünschte nun, daß Dein Verstand Dir erklärte, was Dein Herz ausgeübt hat; mit weniger Aufmerksamkeit wirst Du es leicht. Was waren Deine Hoffnungen als Schüler des ersten Grades?

Ritter. Besser zu werden, als ich bin, und durch Eure Hilfe das Gute, was ich erkenne, in Ausübung zu bringen.

Graf. Und was erfuhrst Du, als Du aus dem Munde des Domherrn die Grundsätze des zweiten Grades vernahmst?

Ritter. Ich erfuhr zu meinem Entsetzen, daß Ihr Euch bisher nur verstellet und die Schüler zum Besten hattet, daß man Die, die Ihr Gehilfen nennt, zu weitklugen Menschen machen, sie zu Egoisten stempeln, die zartesten Empfindungen der Freundschaft, der Liebe, der Treue und jeder schönen Aufforderung, die unser Herz unwiderstehlich macht, aus ihrem Busen reißen und sie, ich darf es wol sagen, zu gemeinen, ganz gemeinen, schlechten, ganz schlechten Menschen machen wollte. Du weißt, mit welchem Abscheu ich diesen Uebergang verwarf. Weiter hab' ich nichts zu sagen; ich verändere meine Gesinnungen nicht, und — entlaß mich!

Graf. Eben deswegen schließ' ich Dich an mein Herz, werfe meinen Hut vor Dir weg und grüße Dich als Meister. Du hast die Prüfung überstanden: Du bist der Versuchung entgangen, Du

haſt Dich als einen Mann gezeigt, den ich ſuche. Alles, was Du aus dem Munde des Domherrn gehört haſt, was leider dieſer Unglückliche nebſt mehrern Andern für Wahrheit hält, iſt nur Prüfung, nur Verſuchung. Wenn die erhabenen, großen, uneigennützigen Meiſter einen Lehrling, der ſich gut anläßt, weiter vorwärts führen wollen, ſo verſuchen ſie ihn erſt, und am Sicherſten geſchieht es, wenn ſie ihm die ſcheinbaren Vortheile eines eigennützigen Betragens vorlegen. Greift er darnach, ſo thut er einen Schritt zurück, indem er glaubt, einen vorwärts zu thun. Wir laſſen ihn lange Zeit in ſeinem Sinne hingehen, und glücklich iſt er, wenn wir ihn nach und nach durch große Umwege zum Licht führen.

Ritter. Ich weiß nicht, was ich ſagen ſoll. Glaubt denn der Domherr, daß die Grundſätze, die er mir mit ſo viel Behaglichkeit vorgetragen, die rechten, die wahren ſind?

Graf. Freilich glaubt er's, der Unglückliche!

Ritter. Und Du, ſein Buſenfreund, ziehſt ihn nicht aus dieſem Irrthum?

Graf. Ich arbeite daran; es iſt aber ſchwerer, als Du denkſt. Der Eigendünkel eines halbklugen Egoiſten hebt ihn über alle Menſchen hinweg; indem er ſie zu überſehen glaubt, läßt er ſich Alles nach und nach entgehen, und giebt Andern eben dadurch Gelegenheit, ihn zu überſehen, ihn zu beherrſchen.

Ritter. Ihr ſolltet nicht ruhen, bis ihm die Augen geöffnet ſind.

Graf. Damit Du einſehen lernſt, wie ſchwer das iſt, ſollſt Du mir helfen, ihn auf den rechten Weg zu bringen.

Ritter (nach einer Pauſe). So wäre es denn wahr, daß ich mich an Euch nicht geirrt habe, daß ich in Dir, je länger ich Dich kenne, immer den Beſſern, den Größern, den Unbegreiflichen finde? Meine Dankbarkeit iſt grenzenlos, meine Freude verſtummt in dieſer Umarmung.

Graf. Nun gehe, mein Sohn! Drüben in dem Zimmer ſind Kleider zurecht gelegt, in denen man ſich nur dem Großkophta zeigen darf. Wären Alle, die ſich ihm heute vorſtellen, rein wie Du, ſo würde er von ſeiner Erſcheinung ſelbſt große Freude haben. Du wirſt große Wunder ſehen und wirſt ſie bald verſtehen, ja bald ſelbſt hervorbringen lernen. Gehe, ſtaune und ſchweige!

Ritter. Ich bin ganz, ich bin ewig Dein!

Siebenter Auftritt.

Der Graf, nachher **ein Bedienter.**

Graf. So wäre denn auch Dieser nach seiner Art zur Ordnung gewiesen! Man muß die Angeln, die Netze nach Proportion der Fische einrichten, die man zu fangen gedenkt, und wenn es ein Wallfisch ist, wirft man mit Harpunen nach ihm. Den Mäusen stellt man Fallen, Füchsen legt man Eisen, Wölfen gräbt man Gruben, und die Löwen verscheucht man mit Fackeln. Diesen jungen Löwen habe ich auch mit einer Fackel zur Ruhe gebracht, und ich darf den Meisterstreich wagen, der mein Ansehen bei Allen befestigen muß. Die Decoration ist in Ordnung, die Marquise hat mich verstanden, und es wird Alles glücklich von Statten gehen.

Ein Bedienter (in einem langen weißen Feierkleide). Alles ist fertig, Herr Graf! Der Domherr, der Ritter, die Damen sind alle gekleidet. Wollen Sie Sich hier anziehen? Soll ich Ihre Kleider herüberbringen?

Graf. Nein, ich komme! Folge mir und thue Dein Amt!

Achter Auftritt.

Vorsaal und Eingang in die ägyptische Loge.

Musik.

Sechs Kinder kommen gepaart, in weißen langen Kleidern, mit fliegendem Haar, Rosenkränze auf dem Kopfe und Rauchfässer in den Händen. **Sechs Jünglinge** hinter ihnen, weiß, aber kurz gekleidet, gleichfalls mit Rosenkränzen auf dem Haupte, jeder zwei Fackeln kreuzweise über der Brust. Sie ziehen anständig über das Theater und stellen sich an beide Seiten.

Chor der Kinder.

Schon eröffnet ist der Tempel,
Sind die Hallen, sind die Grüfte.
Weihrauch reinige die Lüfte,
Die um diese Säulen wehn!

Chor der Jünglinge.

Holde Kinder, zarte Sprossen,
Bleibet in dem Vorhof stehn,
Und Ihr Weisen, Ihr Genossen,
Eilt, ins Heiligthum zu gehn!

Musik.

Die Genossen der Loge kommen zwei und zwei aus entgegengesetzten Coulissen, jedesmal ein Frauenzimmer und eine Mannsperson. Sie begegnen einander, grüßen sich und treten in die Thüre der Loge.

Chor der Kinder und Jünglinge.

Klein und ärmlich wie die Zwerge,
Tief umhüllt von Rauch und Wahn,
Stehn wir vor dem heil'gen Berge —
Geister, dürfen wir hinan?

Chor (von innen)

Bringet Ernſt zur ernſten Sache,
Kommt zum Licht aus Dunſt und Wahn!
Daß der Kophta nicht erwache —
Leiſe, leiſe tretet an!

Die Pforte öffnet ſich. Die **Genoſſen** treten hinein; die Pforte ſchließt ſich, und es kommt wieder ein neues Paar. Ceremonie und Geſang werden wiederholt. So fügt ſich, daß der Tembrer und die Nichte zuſammentreffen und mit einander ins Heiligthum gehen; ſie ſind die Letzten. Die Muſik verliert ſich ins Pianiſſimo, die **Kinder** treten in die Couliſſen, die **Jünglinge** fallen auf die Knie zu beiden Seiten des Proſceni.

Neunter Auftritt.

Der Vorhang geht auf, und es zeigt ſich ein Saal mit ägyptiſchen Bildern und Hieroglyphen. In der Mitte ſteht ein tiefer Seſſel, auf welchem eine in Goldſtoff gekleidete Perſon zurückgelehnt liegt, deren Haupt mit einem weißen Schleier bedeckt iſt. Zur rechten Hand kniet der **Domherr**, zur linken der **Ritter**, vorwärts neben dem **Domherrn** die **Marquiſe**, neben dem **Ritter** der **Marquis**, dann die **Nichte**. Die Muſik verliert ſich.

Domherr. Erhabener, unſterblicher Greis! Du erlaubſt Unwürdigen, ſich Deinen Füßen zu nähern, Gnade und Hilfe von Dir zu erbitten. Du ſchläfſt, oder vielmehr, Du ſcheinſt zu ſchlafen; denn wir wiſſen, daß Du ſelbſt in Deiner Ruhe aufmerkſam und thätig biſt und das Wohl der Menſchen beförderſt. Gieb uns ein Zeichen, daran wir erkennen, daß Du uns hörſt, daß Du uns hold biſt!

(Muſik, nur wenige Töne. Der Verſchleierte hebt die rechte Hand auf.)

Ritter. Du ſiehſt hier eine Anzahl Menſchen vor Dir, die, aufgemuntert durch das Verſprechen Deines würdigſten Schülers, in vollem Vertrauen ſich zu Dir nahen und hoffen, daß Du ihre Bedürfniſſe befriedigen werdeſt. Freilich ſind dieſe Bedürfniſſe ſehr verſchieden; doch ſelbſt das Mannichfaltigſte wird einfach vor Deinem allgemeinen Blick, vor Deiner ausgebreiteten Macht. Wirſt Du uns erhören, wenn wir gleich unwürdig ſind?

(Muſik wie oben nach Verhältniß. Der Verſchleierte richtet ſich auf.)

Marquise. Verzeihe der Ungeduld eines Weibes, laß uns Dein Angesicht sehen! Wir schmachten schon Monate lang nach Deiner Gegenwart.

(Musik wie oben. Der Verschleierte steht auf und bleibt vor dem Sessel stehen.)

Marquis. Erlaube, daß wir uns Dir nahen, daß wir den Saum Deines Rockes küssen! Die Wünsche, die so lange in unsern Herzen schliefen, sind jetzt aufgewacht; in Deiner Gegenwart werden sie unerträglich unruhig.

(Musik wie oben. Der Verschleierte tritt sachte die Stufen herunter.)

Nichte (leise). Mir zittern alle Glieder!

Domherr. Versage uns nicht länger den Glanz Deines Angesichts!

Alle. Großer Kophta, wir bitten!

(Musik, wenige rasche Töne. Der Schleier fällt.)

(Indem sie auf einmal aufstehen und weiter vortreten.) Der Graf!

(Die Jünglinge stehen auf.)

Graf (der hervortritt). Ja, der Graf! Der Mann, den Ihr bisher mit einem Namen nanntet, unter dem ihn die Welt in dem gegenwärtigen Augenblicke kennt. O Ihr Blinden! Ihr Hartherzigen! Fast ein Jahr gehe ich mit Euch um, ich unterrichte Eure Unwissenheit, ich belebe Euern todten Sinn, ich deute Euch auf den Großkophta, ich gebe Euch die entscheidendsten Winke — und es geht Euch kein Licht auf, daß Ihr denselben Mann, den Ihr sucht, beständig vor Euch habt, daß Ihr die Güter, nach denen Ihr Euch sehnt, täglich von seinen Händen empfangt, daß Ihr mehr Ursache habt, zu danken als zu bitten. Doch ich habe Mitleiden mit Euerm irdischen Sinn, ich lasse mich zu Eurer Schwäche herab. Seht mich denn in meiner Herrlichkeit! Mögen Eure Augen mich erkennen, wenn Euer Herz mich verkannt hat! Und wenn die Gewalt, die ich über Eure Gemüther ausübte, Euern Glauben schwach ließ, so glaubt nun an die Wunder, die ich außer Euch, aber in Eurer Gegenwart vollende!

Domherr (bei Seite). Ich erstaune!

Ritter (bei Seite). Ich verstumme!

Marquise (bei Seite). Seine Unverschämtheit übertrifft meine Erwartung.

Marquis (bei Seite). Ich bin neugierig, zu sehen, wo das hinaus will.

Graf. Ihr steht bestürzt? Ihr seht vor Euch nieder? Ihr getraut Euch kaum, mich von der Seite anzublicken? Wendet

Euer Geſicht zu mir, ſeht mir freudig und zutraulich in die Augen, werft alle Furcht weg und erhebt Euer Herz! — Ja, Ihr ſeht den Mann vor Euch, der, ſo alt als die ägyptiſchen Prieſter, ſo erhaben als die indiſchen Weiſen, ſich in dem Umgange der größten Männer gebildet hat, die Ihr ſeit Jahrhunderten bewundert, der über allen Rang erhaben iſt, ſeiner Güter bedarf, in der Stille das Gute wirkt, das die Welt bald dieſer, bald jener Urſache zuſchreibt, der in einer geheimen, durch die ganze Welt ausgebreiteten Geſellſchaft von Männern lebt, die mehr oder weniger einander gleich ſind, ſich ſelten perſönlich, meiſtens aber durch ihre Werke offenbaren.

Domherr. Iſt es möglich, daß es noch Mehrere Deinesgleichen gebe?

Graf. Alles findet Seinesgleichen außer (in die Höhe deutend) ein Einziger!

Ritter. Welch ein erhabener Gedanke!

Marquiſe (bei Seite). Welch ein Schelm! Das Heiligſte in ſeine Lüge zu verweben!

Graf. Ja, ſeht her! Dieſem Haupte kann die brennende Sonne, der beißende Schnee nichts anhaben. Mit dieſem unbewehrten vorgeſtreckten Arm habe ich in den libyſchen Wüſten einen brüllenden hungrigen Löwen aufgehalten, mit dieſer Stimme, die zu Euch ſpricht, ihm gedroht, bis er mir zu meinen Füßen ſchmeichelte. Er erkannte ſeinen Herrn, und ich konnte ihn nachher auf die Jagd ausſchicken — nicht für mich, der ich blutige Speiſe nicht genieße, ja kaum einer irdiſchen Speiſe bedarf, ſondern für meine Schüler, für das Volk, das ſich oft in der Wüſte um mich verſammelte. Dieſen Löwen habe ich in Alexandrien gelaſſen; ich werde bei meiner Rückkunft einen treuen Gefährten an ihm finden.

Domherr. Haben die übrigen Meiſter Deiner Geſellſchaft auch ſo große Fähigkeiten als Du?

Graf. Die Gaben ſind verſchieden ausgetheilt; Keiner von uns darf ſagen, er ſei der Größte.

Ritter. Iſt denn der Zirkel dieſer großen Männer geſchloſſen, oder iſt es möglich, darin aufgenommen zu werden?

Graf. Vielen wäre es möglich; Wenigen gelingt es. Die Hinderniſſe ſind zu groß.

Domherr. Wenn uns Deine Erſcheinung nicht unglücklicher machen ſoll, als wir bisher waren, ſo gieb uns wenigſtens einen Wink, wohin wir unſre Aufmerkſamkeit, unſer Beſtreben richten ſollen!

Graf. Das ist mein Vorsatz. — Nach allen Prüfungen, die Ihr ausgestanden habt, ist es billig, daß ich Euch einen Schritt weiter führe, daß ich Euch gleichsam eine Magnetnadel in die Hand gebe, die Euch zeige, wohin Ihr Eure Fahrt zu richten habt. Vernehmt! —

Domherr. Ich bin ganz Ohr.

Ritter. Meine Aufmerksamkeit kann nicht höher gespannt werden.

Marquis (bei Seite). Ich bin äußerst neugierig.

Marquise (bei Seite). Was wird er vorbringen?

Graf. Wenn der Mensch, mit seinen natürlichen Kräften nicht zufrieden, etwas Besseres ahnet, etwas Höheres begehrt, wenn er sich eine unverwüstliche Gesundheit, ein dauerhaftes Leben, einen unerschöpflichen Reichthum, die Neigung der Menschen, den Gehorsam der Thiere, ja sogar Gewalt über Elemente und Geister stufenweise zu verschaffen denkt, so kann es nicht ohne tiefe Kenntniß der Natur geschehen. Hierzu eröffne ich Euch die Pforte. — — Die größten Geheimnisse, Kräfte und Wirkungen liegen verborgen — — in verbis, herbis et lapidibus!*)

Alle. Wie?

Graf. In Worten, Kräutern und Steinen.

(Pause.)

Marquise (für sich). In Steinen? Wenn er die meint, die ich in der Tasche habe, so hat er vollkommen Recht.

Marquis. In Kräutern? Man sagt, es sei kein Kraut zu machen, das unser bestimmtes Lebensziel verlängern könne; und doch muß Ihnen ein solches Kraut bekannt sein, da Sie Ihr Leben nicht allein hoch gebracht, sondern auch Ihre Kräfte, Ihr äußeres Ansehen so lange erhalten haben.

Graf. Die Unsterblichkeit ist nicht Jedermanns Sache.

Domherr. In Worten? Hier ahne ich das Meiste, erhabener Lehrer! Gewiß habt Ihr eine Sprache, eine Schrift, wodurch ganz andere Dinge bezeichnet werden als mit unseren armseligen Lauten, wodurch wir nur die gemeinsten Dinge auszudrücken im

*) Als Lavater im Januar 1781 auf Veranlassung Eisens von der Reise Cagliostro in Straßburg aufsuchte und vergeblich sich bemüht hatte, ihn zu einer eingehenden Unterredung zu bestimmen, schickte er ihm drei andern Morgens drei Fragen: „Woher stammen Ihre Kenntnisse? — Wie haben Sie diese erlangt? — Worin bestehen sie?" — Die Antwort lautete: In verbis, in herbis, in lapidibus. (Nach Düntzer: „Neue Goethestudien." S. 129 ff.)

Stande ſind. Gewiß beſitzeſt Du die geheimnißvollen Zeichen, mit denen Salomon*) die Geiſter bezwang.

Graf. Alle dieſe, ja die ſonderbarſten Charaktere, die man jemals geſehen hat, Worte, die eine menſchliche Zunge kaum auszuſprechen vermag.

Ritter. O lehre ſie uns nach und nach buchſtabiren!

Graf. Vor allen Dingen müßt Ihr erkennen, daß es nicht auf die Lippen ankommt, nicht auf die Silben, die ausgeſprochen werden, ſondern auf das Herz, das dieſe Worte nach den Lippen ſendet. Ihr ſollt erfahren, was eine unſchuldige Seele für Gewalt über die Geiſter hat.

Nichte (für ſich). Ach Gott! Nun wird er mich vorrufen; ich zittre und bebe! Wie ſchlecht werde ich meine Rolle ſpielen! Ich wollte, ich wäre weit von hier, ich hätte dieſen Menſchen niemals geſehen.

Graf. Tritt herbei, ſchönes unſchuldiges Kind! Ohne Furcht, ohne Sorge tritt näher mit einer holden Freude, daß Du zu dem Glück auserleſen biſt, wornach ſo Viele ſich ſehnen!

Domherr. Was ſoll das geben?

Ritter. Was haben Sie vor?

Graf. Wartet und merket auf!

Muſik. Der Graf giebt ein Zeichen. Ein Dreifuß ſteigt aus dem Boden, auf welchem eine erleuchtete Kugel befeſtigt iſt. Der Graf winkt der Nichte und hängt ihr den Schleier über, der ihn vorher bedeckt hat, doch ſo, daß ihr Geſicht frei bleibt: ſie tritt hinter den Dreifuß. Bei dieſer Pantomime legt der Graf ſein gebieteriſches Weſen ab; er zeigt ſich ſehr artig und gefällig, gewiſſermaßen ehrerbietig gegen ſie. Die Kinder mit den Rauchfäſſern treten neben den Dreifuß. Der Graf ſteht zunächſt der Nichte, die Uebrigen gruppiren ſich mit Verſtand. Die Jünglinge ſtehen ganz vorn. Die Nichte ſieht auf die Kugel, die Geſellſchaft auf ſie, mit der größten Aufmerkſamkeit. Sie ſcheint einige Worte auszuſprechen, ſieht wieder auf die Kugel und biegt ſich dann erſtaunt, wie Jemand, der was Unerwartetes ſieht, zurück und bleibt in der Stellung ſtehen. Die Muſik hört auf.)

Graf. Was ſiehſt Du, geliebte Tochter? Erſchrick nicht, faſſe Dich! Wir ſind bei Dir, mein Kind!

Ritter. Was kann ſie ſehen? Was wird ſie ſagen?

Domherr. Still! Sie ſpricht!

(Die Nichte ſpricht einige Worte, aber leiſe, daß man ſie nicht verſtehen kann.)

Graf. Laut, meine Tochter, lauter, daß wir es Alle verſtehen!

Nichte. Ich ſehe Kerzen, helle, brennende Kerzen in einem

*) Mit Hindeutung auf den Siegelring Salomo's, der in den Geheimlehren der Roſenkreuzer und andrer geheimer Orden eine beſondere ſymboliſche Bedeutung hatte, und auf die Zauberbücher, mit denen man die Geiſter beherrſcht (Höllenzwang).

prächtigen Zimmer. Jetzt unterscheide ich chinesische Tapeten, vergoldetes Schnitzwerk, einen Kronleuchter. Viele Lichter blenden mich.

Graf. Gewöhne Dein Auge, sieh starr hin! Was siehst Du weiter? Ist Niemand im Zimmer?

Nichte. Hier! — Laß mir Zeit — Hier in dem Schimmer beim Kerzenlichte — am Tische sitzend — erblick' ich eine Dame; sie schreibt, sie liest.

Domherr. Sag, kannst Du sie erkennen? Wie sieht sie aus? Wer ist's? Verschweige nichts!

Nichte. Ihr Gesicht kann ich nicht sehen; die ganze Gestalt schwankt vor meinen Augen wie ein Bild auf bewegtem Wasser.

Marquise (für sich). Ganz vortrefflich spielt das gute Kind uns ihre Lektion vor.

Marquis (für sich). Ich bewundere die Verstellung. Liebe Natur, wozu bist Du nicht fähig!

Nichte. Jetzt! Jetzt! Ihr Kleid kann ich deutlicher sehen; himmelblau fällt es um ihren Sessel, und wie der Himmel ist es mit silbernen Sternen besät.

Domherr (zur Marquise). Nun werde ich ganz glücklich! Es ist die geliebte Fürstin. Man sagte mir von diesem Kleide, blau mit silbernen Muschen, die den Augen des Kindes als Sterne erscheinen. Horch!

Nichte. Was seh' ich! Großer Meister, erhabener Kophta, entlaß mich! Ich sehe fürchterliche Dinge.

Graf. Bleibe getrost und sprich! Was siehst Du?

Nichte. Ich sehe zwei Geister hinter dem Stuhle; sie flüstern einer um den andern der Dame zu.

Graf. Sind sie häßlich?

Nichte. Sie sind nicht häßlich; aber mich schaudert's.

Graf (zum Domherrn). Diese Geister sprechen zum Vortheil eines Freundes. Kannst Du die Dame erkennen? Kennst Du den Freund?

Domherr (ihm die Hand küssend). Du bist ewig meiner Dankbarkeit versichert!

Nichte. Sie wird unruhig; das Flüstern der Geister hindert sie am Lesen, hindert sie am Schreiben; ungeduldig steht sie auf; die Geister sind weg. (Sie wendet ihr Gesicht ab.) Laßt mich einen Augenblick!

Graf. Nur gelassen, meine Tochter! Wenn Du wüßtest, unter welchem Schutze Du stehst! (Er unterstützt sie.)

Ritter (für sich). O wie sie liebenswürdig ist! Wie reizend in ihrer Unschuld! Nie hat mich ein Mädchen so gerührt. Nie hab' ich eine solche Neigung empfunden! Wie sorge ich für das gute

Kind! Gewiß, der Domherr, die Tante — das himmliſche Weſen ahnet nicht, in welcher Gefahr ſie ſchwebt! O wie gern möcht' ich ſie aufmerkſam machen, ſie retten, wenn ich mich auch ganz dabei vergeſſen ſollte!

Graf. Nimm Dich zuſammen, meine Taube, ich bin! Gewiß. Du haſt uns noch mehr zu offenbaren!

Nichte (auf die Kugel blickend). Sie tritt ans Kamin, ſie blickt in den Spiegel! Ah!

Graf. Was iſt Dir?

Nichte. Ah!

Marquiſe. Was haſt Du?

Nichte. Ach, in dem Spiegel ſteht der Domherr.

Domherr. Welche Glückſeligkeit! Meiſter — Ich — Wie ſoll ich Dir danken! Das thuſt Du Alles für mich!

Nichte. Sie ſieht hinein, ſie lächelt; weg iſt der Domherr, ſie ſieht ſich ſelbſt.

Ritter. Welche Wunderkraft! Welche Gaben!

Nichte (mit einem gefühlvollen, freudigen Ausdruck). Ja nun! — Ich ſehe Alles nun deutlich, ich ſehe die herrliche Schönheit, das liebenswürdige Geſicht. Wie ihm die Traurigkeit ſo ſchön ſteht, die ſich über alle Züge verbreitet!

Domherr (der bisher die Hände des Grafen gehalten und ſie öfters geküßt). Unausſprechlich, unbeſchreiblich beglückſt Du Deinen Knecht!

Nichte. Sie wird unruhig, das Zimmer ſcheint ihr zu enge, ſie geht nach der Glasthüre, ſie will hinaus. Ach! Ach! —

Graf. Ermanne Dich! Nur noch einen Augenblick! Sieh noch einmal hin!

Nichte (verwirret). Die Geiſter ſtehen ihr zur Seite. Sie öffnen die Thüre, draußen iſt's dunkel.

Marquiſe (zum Domherrn). Sie geht Dir entgegen.

Domherr. Iſt's möglich?

Marquiſe. Du wirſt's erfahren.

Nichte. Ach! (Sie fällt in Ohnmacht.)

Ritter. O Gott! Helft ihr! Schont ſie! Es iſt unverzeihlich, daß Ihr ſie nicht eher entlaſſen habt!

Marquiſe. Hier iſt Salz.

(Die Hauptperſonen drängen ſich zu ihr, die Jünglinge treten aus dem Proſcenio ins Theater, die Kinder furchtſam zu ihnen. Es macht Alles eine ſchöne, aber wilde Gruppe.)

Graf. Ueberlaßt ſie mir! Nur durch himmliſchen Balſam kann ſie erquickt werden.

(Der Vorhang fällt.)

Vierter Aufzug.

Erster Auftritt.

Zimmer der Nichte.

Die Nichte. Ein Mädchen.

Nichte (bei der Toilette. Ein Mädchen hilft ihr sich auskleiden und geht sodann in die Garderobe; sie kommt mit einem Bündel zurück und geht über das Theater). Was trägst Du da? Was ist in dem Bündel?

Mädchen. Es ist das Kleid, das Sie mir befahlen zum Schneider zu schaffen.

Nichte. Gut! Daß ich es, wo möglich, morgen oder übermorgen wieder habe!

(Mädchen geht ab.)

Nun bin ich angezogen, wie es meine Tante befohlen hat. — Was mag diese neue Mummerei bedeuten? — Wenn ich bedenke, was mir heute begegnet ist, so habe ich Alles zu befürchten. Kaum erhole ich mich von jener schauderhaften Scene, so muthet man mir zu, mich umzukleiden, und wenn ich mich recht ansehe, so ist das ungefähr, wie ich die Prinzessin beschrieben habe. Der Domherr liebt die Fürstin, und ich soll sie wo? gar vorstellen? In welche Hände bin ich gerathen? Was hab' ich zu erwarten? Welchen grausamen Gebrauch macht meine Tante von dem Vertrauen, das ich ihr zu voreilig hingab! Wehe mir! Ich sehe Niemanden, an den ich mich wenden könnte. Die Gesinnungen des Marquis werden mir nun deutlicher. Es ist ein eitler, frecher, leichtsinniger Mann, der mich unglücklich gemacht hat und bald in mein Verderben willigen wird, um mich nur los zu werden. Der Domherr ist ebenso gefährlich, der Graf ein Betrieger. — — Ach, nur der Ritter wäre der Mann, an den ich mich wenden könnte. Seine Gestalt, sein Betragen, seine Gesinnungen zeichneten mir ihn im ersten Augenblicke als einen rechtschaffenen, einen zuverlässigen, thätigen Jüngling; und wenn ich mich nicht irre, war ich ihm nicht gleichgiltig. — Aber ach, betrogen durch die unverschämte Mummerei der Geisterscene, hält er mich für ein Geschöpf, das der größten Verehrung werth ist. Was soll ich ihm bekennen? Was soll ich ihm vertrauen? — — Es komme, wie es wolle, ich will es wagen! Was hab' ich zu verlieren? Und bin ich nicht schon in diesen wenigen Stunden der Verzweiflung nahe gebracht? — Es entstehe, was wolle, ich muß ihm schreiben. Ich werde ihn sehen, mich ihm vertrauen; der edle Mann kann mich

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
GOETHE,J.W.
3-598-50924-3
FN. 16544/431

verdammen, aber nicht verstoßen! Er wird einen Schutzort für mich finden. Jedes Kloster, jede Pension soll mir ein angenehmer Aufenthalt werden. (Sie spricht und schreibt:) „Ein unglückliches Mädchen, das Ihrer Hilfe bedarf, und von dem Sie nicht übler denken müssen, weil sie Ihnen vertraut, bittet Sie morgen früh um eine Viertelstunde Gehör. Halten Sie Sich in der Nähe! Ich lasse Ihnen sagen, wenn ich allein bin. Die traurige Lage, in der ich mich befinde, nöthigt mich zu diesem zweideutigen Schritt."

So mag es sein! — Der kleine Jäck ist mir wol ein sicherer Bote. (Sie geht an die Thüre und ruft:) Jäck!

Zweiter Auftritt.

Die Nichte. Jäck.

Nichte. Kleiner, weißt Du des Ritters Greville Wohnung?

Jäck. Ich bin oft dort gewesen.

Nichte. Willst Du mir wol gleich ein Billet an ihn bestellen? Aber daß es Niemand erfährt!

Jäck. Recht gern! Was hab' ich davon?

Nichte (indem sie ihm Geld reicht). Einen Laubthaler.

Jäck (der sich auf einem Fuß einigemal herumdreht). Ich habe Flügel.

Nichte (indem sie ihm das Billet giebt). Hier!

Jäck. Das Geld wird bald verdient sein. Wahrscheinlich ist er in der Nähe. Um diese Zeit pflegt er in das Kaffeehaus an der Ecke zu kommen.

Nichte. Das wäre schön. Nur vorsichtig!

Jäck. Geben Sie nur! Verlassen Sie Sich auf mich!

Nichte. Du bist ein durchtriebener Schelm!

Jäck. Ich bin zu brauchen, das weiß Ihre Tante.

Dritter Auftritt.

Die Nichte allein.

Wie frech dieser Knabe ist! Wie abgerichtet! So sollt' ich auch werden; und wäre sie langsamer zu Werke gegangen, sie hätte mich Schritt vor Schritt ins Verderben geführt. Glücklicherweise werd' ich es gewahr und fühle noch so viel Kraft, mich zu retten. Geist meiner Mutter, sieh mir bei! Ein Fehler riß mich aus dem gleichgültigen Zustande, in welchem ich sonst zwischen Tugend und Laster schlummerte. O möge dieser Fehler der erste Schritt zur Tugend sein!

Vierter Auftritt.

Die Nichte. Die Marquise.

Marquise. Lassen Sie sehen, Nichte, wie finden Sie Sich in das neue Kleid?

Nichte. Nicht eben so ganz, als wenn es mein eigen wäre.

Marquise. Nun, nun, es geht schon. Es kleidet Sie Alles.

Nichte. Auch der Betrug, wie Sie heute gesehen haben.

Marquise. Wer wird solche Worte brauchen! (Etwas an ihr zurecht rückend.) So! Es muß mehr an den Leib geschlossen sein, und diese Falte muß reicher fallen. Der Wagen wird bald kommen, und wir fahren heute noch aufs Land.

Nichte. Noch heute?

Marquise. Ja, und Sie haben heute noch eine Rolle zu spielen.

Nichte. Noch eine? Sie sind unbarmherzig, Tante! Die erste hat mir schon so viel Mühe gekostet, daß Sie mich mit der zweiten verschonen sollten!

Marquise. Eben deswegen, mein Kind. Noch diese und dann die dritte und vierte, und es wird Ihnen keine mehr Mühe kosten.

Nichte. Ich fürchte, Sie finden mich nicht bald so fähig, als Sie glauben.

Marquise. Es kommt auf einen Versuch an. Diese Nacht werden Sie eine sehr geringe Rolle zu spielen haben.

Nichte. In diesem prächtigen Kleide?

Marquise. Dem Inhalte nach, meine ich. Sie haben eine bald stumme Liebhaberin vorzustellen.

Nichte. Wie verstehen Sie das?

Marquise. Ich bringe Sie in einen Garten, führe Sie in eine Laube, gebe Ihnen eine Rose, und Sie verweilen einen Augenblick. Es kommt ein Kavalier auf Sie zu, er wirft sich Ihnen zu Füßen, er bittet Sie um Vergebung, Sie geben einen unvernehmlichen Laut von Sich: „Mein Herr!“ — oder was Sie wollen —; er fährt fort, um Verzeihung zu bitten; „Stehen Sie auf!“ versetzen Sie leise; er bittet um Ihre Hand als um ein Zeichen des Friedens. Sie reichen ihm Ihre Hand; er bedeckt sie mit tausend Küssen. „Stehen Sie auf!“ sagen Sie alsdann. „Entfernen Sie Sich! Man könnte uns überraschen!“ Er zaudert; Sie stehen vom Sitze auf: „Entfernen Sie Sich!“ sagen Sie dringend und drücken ihm die Rose in die Hand. Er will Sie aufhalten. „Es kommt Jemand!“ lispeln Sie und eilen aus der Laube. Er will um Abschied einen Kuß wagen; Sie halten ihn zurück, drücken ihm die Hand und sagen sanft: „Wir sehen uns wieder!“ und machen Sich von ihm los.

Nichte. Liebe Tante, verzeihen Sie mir! Es ist eine schwere, eine gefährliche Aufgabe. Wer ist der Mann? Wen soll ich vorstellen? Wird die Nacht, werden die Umstände ihn nicht verwegener machen? Können Sie mich so aussetzen?

Marquise. Du bist sicher, mein Kind. Ich bin in der Nähe und werde nicht einen Augenblick verweilen, wenn ich diese letzten Worte höre. Ich trete herbei und verscheuche ihn.

Nichte. Wie soll ich meine Rolle recht spielen, da ich nicht weiß, wen ich vorstelle?

Marquise. Betragen Sie Sich edel, sprechen Sie leise! Das Uebrige wird die Nacht thun.

Nichte. Welch einen Argwohn erregt mir das blaue Kleid, diese silbernen Muschen!

Marquise. Nun gut, wenn Sie es denn vermuthen, wenn Sie es errathen! Sie stellen die Prinzessin vor, und der Kavalier wird der Domherr sein.

Nichte. Liebe Tante, wie können Sie einem unglücklichen, verlassenen Mädchen solch eine sonderbare Unternehmung zumuthen! Ich begreife den Zusammenhang nicht, ich sehe nicht, was es Ihnen nutzen kann: aber bedenken Sie, daß es kein Scherz ist! Wie hart würde Einer gestraft, der die Hand des Fürsten in irgend einer Unterschrift nachahmte, der das Bild seines Königes auf ein unächtes Metall zu prägen sich unterfinge! Und ich soll wissentlich mein armseliges Selbst für die geheiligte Person einer Fürstin geben, soll mit erlogenen Zügen, durch erborgte Kleider, die äußere Gestalt jener erhabenen Person nachäffen und durch mein Betragen in eben dem Augenblick die edle Sittlichkeit schänden, die den Charakter dieser großen Fürstin macht? Ich schelte mich selbst, ich bin zu bestrafen, bin zu verdammen. Haben Sie Mitleid mit mir! Denn Sie werden mich nicht retten, wenn man mich verurtheilt. Wollen Sie mich zu einer Verbrecherin machen, weil ich Ihnen einen Fehler eingestand?

Marquise. Es ist nicht zu ändern.

Nichte (bittend). Meine Tante!

Marquise (gebieterisch). Meine Nichte! — Sobald der Wagen da ist, erfahren Sie es; werfen Sie dann Ihren Mantel um und folgen Sie mir!

Nichte. Ich wünschte —

Marquise. Sie wissen, was zu thun ist; es kann nichts abgeändert werden.

Fünfter Auftritt.

Die Richte, nachher Jäck.

Richte. So war mein Argwohn auf dem rechten Wege! Es ist gewiß, was ich fürchtete. Sie will mich dem Domherrn auf eine oder die andere Weise in die Hände liefern, und vielleicht ist der Marquis selbst mit ihr einig. Von solchen Menschen läßt sich Alles erwarten, und desto besser habe ich gethan, mich an den Ritter zu wenden. Ich werde mich heute schon zu betragen wissen, und morgen, wenn ich mich in ihm nicht betrogen habe —

Jäck (in der Thüre). Ist sie weg?

Richte. Nur herein!

Jäck. Wie gesagt, so gethan!

Richte. Was bringst Du?

Jäck. Hier ein Blättchen! (Indem er ihr ein Billet giebt und sich dann im Sprunge herumdreht.) Und noch einen Laubthaler vom Ritter für meine Mühe. Brauchen Sie mich ferner zum Kurier!

Richte. Wo hast Du ihn angetroffen?

Jäck. Im Kaffeehause gegenüber, wie ich sagte.

Richte. Sagte er was zu Dir?

Jäck. Er fragte, ob Sie zu Hause, ob Sie allein seien? — Ich muß sehen, was es giebt; ich höre, die gnädige Frau fährt aus.

Sechster Auftritt.

Die Richte, nachher der Ritter.

Richte (das Billet lesend). „Ich weiß Ihr Vertrauen zu schätzen und freue mich unendlich darüber. Schon habe ich Sie im Stillen beklagt; in wenig Minuten bin ich bei Ihnen." — O Gott, was will das heißen? — „Bis morgen früh kann ich meiner Ungeduld nicht gebieten. In Ihrem Quartier hab' ich eine Zeit lang gewohnt und besitze noch durch einen Zufall den Hauptschlüssel. Ich eile nach Ihrer Garderobe; seien Sie ohne Sorgen, es soll mich Niemand entdecken, und verlassen Sie Sich in jedem Sinn auf meine Diskretion!" — Ich bin in der entsetzlichsten Verlegenheit! Er wird mich in diesen Kleidern finden! Was soll ich sagen?

Ritter (der aus der Garderobe tritt). Sie verzeihen, daß ich eile; wie hätt' ich diese Nacht ruhig schlafen können?

Richte. Mein Herr —

Ritter (sie scharf ansehend). Wie find' ich Sie verändert? Welcher Aufputz! Welche sonderbare Kleidung! Was soll ich davon sagen?

Richte. O mein Herr, ich hatte Sie jetzt nicht vermuthet. Entfernen Sie Sich, eilen Sie! Meine Tante erwartet mich diesen Augenblick. Morgen früh —

Ritter. Morgen früh wollen Sie mir vertrauen, und heute nicht?

Nichte. Ich höre Jemand kommen; man wird mich rufen.

Ritter. Ich gehe; sagen Sie nur, was stellt das Kleid vor?

Nichte. O Gott!

Ritter. Was kann das für ein Vertrauen sein, wenn Sie mir diese Kleinigkeit verschweigen?

Nichte. Alles Vertrauen hab' ich zu Ihnen nur — das ist nicht mein Geheimniß. Dieses Kleid —

Ritter. Dieses Kleid ist mir merkwürdig genug. Einigemal hat sich die Prinzessin in einem solchen Kleide sehen lassen. Selbst heute haben Ihnen die Geister die Fürstin in diesem Kleide gezeigt, und nun sind' ich Sie —

Nichte. Rechnen Sie mir diese Maskerade nicht zu!

Ritter. Welche entsetzlichen Vermuthungen!

Nichte. Sie sind wahr.

Ritter. Die Geisterscene?

Nichte. War Betrug.

Ritter. Die Erscheinungen?

Nichte. Abgeredet.

Ritter. O ich Unglücklicher! O hätten Sie mir ewig geschwiegen! Hätten Sie mir den süßen Irrthum gelassen! Sie zerstören mir den angenehmsten Wahn meines Lebens!

Nichte. Ich habe Sie nicht berufen, Ihnen zu schmeicheln, sondern Sie als einen edeln Mann um Rettung und Hilfe anzusiehen. Eilen Sie, entfernen Sie Sich! Wir sehen uns morgen wieder. Verschmähen Sie nicht ein unglückliches Geschöpf, das nach Ihnen wie nach einem Schutzgott hinaufsieht!

Ritter. Ich bin verloren! Auf ewig zu Grunde gerichtet! Wüßten Sie, was Sie in diesem Augenblicke mir geraubt haben, so würden Sie zittern; Sie würden mich nicht um Mitleid ansiehen. Ich habe kein Mitleid mehr! Den Glauben an mich selbst und an Andere, an Tugend, Unschuld, an jede Größe und Liebenswürdigkeit haben Sie mir entrissen. Ich habe kein Interesse mehr, und Sie verlangen, daß ich es an Ihnen nehmen soll? Meine Zutraulichkeit ist auf das Schändlichste mißhandelt worden, und Sie wollen, daß ich Ihnen trauen soll? Ihnen, einer doppelten, dreifachen Schauspielerin! Welch ein Glück, daß ich diesen Abend bieher kam und Ihnen nicht Zeit ließ, Sich vorzubereiten, die Maske anzulegen, mit der Sie auch mich zu hintergehen dachten!

Nichte. Ich bin ganz unglücklich! Eilen Sie! Entfernen Sie Sich! Man kommt!

Ritter. Ich gehe, Sie nie wiederzusehen!

Siebenter Auftritt.

Die Nichte. Der Marquis.

Marquis (halb in der Thüre). Sind Sie allein, Nichte? Nur ein Wort!

Nichte (indem der Marquis wieder zur Thüre hinaus sieht, betrachtet sie sich geschwind im Spiegel). Ich sehe verweint, verworren aus! Was werd' ich sagen?

Marquis (sie umarmend und fest an sich drückend). Süßes, holdes Geschöpf!

Nichte (ihn zurückhaltend). Um Gottes willen, Marquis!

Marquis. Wir sind allein; fürchten Sie nichts!

Nichte (sich von ihm losmachend). Die Marquise erwartet mich. (Bei Seite.) Wenn der Ritter noch da wäre!

Marquis. Was haben Sie? Sie sehen ganz verstört aus.

Nichte. Ach Gott! Die Zumuthungen meiner Tante —

Marquis. Du dauerst mich, liebes Kind; aber ich will Dich retten.

Nichte. Sie wissen doch, heute Nacht soll ich die Rolle der Prinzessin spielen. Es ist erschrecklich! Kommen Sie! (Sie sieht sich inzwischen furchtsam nach der Garderobethüre um.)

Marquis. Bleiben Sie, bleiben Sie! Eben deswegen bin ich hier. Spielen Sie heute Nacht Ihre Rolle nur gut! Sie haben nichts zu besorgen.

Nichte. So lassen Sie uns gehen!

Marquis. Nein doch! Ich wollte Ihnen sagen —

Nichte. Dazu ist's morgen Zeit.

Marquis. Keineswegs! Sie scheinen diese Abenteuer weniger zu fürchten, als Sie sollten.

Nichte (wie oben). Ich bin in der größten Verlegenheit!

Marquis. Es steht Ihnen noch etwas Seltsames diese Nacht bevor, an das Sie nicht denken.

Nichte. Was denn? Sie erschrecken mich!

Marquis. Daß Sie mit mir wegreisen werden.

Nichte. Mit Ihnen?

Marquis. Und das sagen Sie mit einer Art von Widerwillen?

Nichte. Ich weiß nicht, was ich sagen soll.

Marquis. Ich werde Sie leicht aufklären. Die Maskerade, zu der Sie angezogen sind, ist nicht ein bloßer Scherz. Meine Frau hat im Namen der Prinzessin den Tonherrn um einen wichtigen Dienst ersucht, und Sie sollen die Dankbarkeit der Fürstin gegen den betrogenen Mann ausdrücken.

Nichte (wie oben). Ich soll ihm eine Rose geben.

Marquis. Eine wurdige Belohnung für einen solchen Dienst! Denn zu nichts Geringerem hat sich die blinde Leidenschaft des Domherrn bereden lassen, als das schöne Halsband von den Hofjuwelieren zu kaufen.

Nichte. Das Halsband?

Marquis. Das wir gestern so sehr bewunderten, als wir diesen Ring kauften.

Nichte. Es ist nicht möglich!

Marquis. So gewiß, daß ich schon einen Theil davon in der Tasche habe.

Nichte. Sie? Was soll das heißen? — Man konnte horchen.

Marquis. So treten Sie hieher! (Er nähert sich der Garderobe.) Ja, mein Kind! Der Domherr besaß es kaum eine Viertelstunde: gleich war es in den Händen meiner Frau, um es der Prinzessin noch heute Abend zu überliefern. Wie glücklich war das Weib in diesem Augenblick, und ich nicht weniger! Unbarmherzig brach sie die schöne Arbeit von einander; es that mir im Herzen weh, den kostbaren Schmuck so zerstört zu sehen, und ich konnte nur durch das herrliche Packetchen getröstet werden, das sie mir zu meiner Reise zubereitete. Ich habe wenigstens für hunderttausend Livres Steine in der Tasche. Ich gehe noch heute nach England ab, mache dort Alles zu Gelde, schaffe Silbergeschirr und Kostbarkeiten in Menge.

Nichte (welche bisher die größte Verlegenheit verborgen). Welche gefährliche Unternehmung!

Marquis. Wir müssen jetzt nicht sorgen, sondern wagen.

Nichte. Ich wünsche Ihnen Glück!

Marquis. Nein, Du sollst es mir bringen! Du sollst und mußt meine Reisegefährtin sein.

Nichte. Sie wollen mich dieser Gefahr aussetzen?

Marquis. Die Gefahr ist weit größer, wenn Du zurückbleibst. Meine Frau ist verwegen genug, das Märchen, so lang' es nur gehen will, durchzuspielen. — Bis der erste Zahlungstermin kommt, ja noch weiter, ist sie ziemlich sicher. Indeß kann ich Dich nicht hier lassen.

Nichte. Bedenken Sie —

Marquis. Ich weiß nicht, wie ich Dein Betragen erklären soll. Wär' es möglich, daß man mir schon Dein Herz entwendet hätte? — Nein, es ist nicht möglich! Du bist verlegen, aber nicht verändert. Laß Dich nicht etwa den anscheinenden Reichthum des Domherrn blenden! Wir sind jetzt reicher als er, der in

Kurzem sich in der größten Verlegenheit sehen wird. Ich habe Alles genau berechnet. Du magst heute Nacht die Person der Prinzessin noch vorstellen. — Es ist die Absicht meiner Frau, daß ich Euch hinausbegleiten und dann gleich weiter fahren soll. Ich nehme deswegen einen besondern Wagen. Ist die Scene vorbei, so erkläre ich der Marquise kurz und gut, daß Du mich begleitest. Du magst ein Wenig widerstehen; ich führe Dich mit Gewalt weg. Lärm darf sie nicht machen, aus Furcht, daß Alles verrathen wird. — Du hörst nicht zu; was ist Dir?

Richte. Verzeihen Sie mir! — Dieser Vorschlag — Ich bin verwirrt — Ich verstumme! Bedenken Sie, in welcher Lage wir die Tante zurücklassen!

Marquis. Sie wird sich schon helfen, sie ist klug genug. Sie hat diese Sache so weit gebracht, und wir verderben ihr nichts an ihrem Plan. Genug, ich will, ich kann Dich nicht entbehren, und wenn Du je an meiner Liebe zweifeltest, so siehst Du nun, wie heftig sie ist. Ich werde Dich nicht hier lassen, so vielen Nachstellungen, so vielen Gefahren ausgesetzt; nicht acht Tage, so hab' ich Dich verloren. Die unsinnige Leidenschaft des Domherrn zur Fürstin hält ihn nicht von andern Liebeshändeln zurück. Nur wenige Tage, und Du wirst unter dem Schleier seine Gebieterin und ohne Schleier sein gehorsamstes Liebchen sein. Komm! — So hab' ich es beschlossen, und davon laß' ich nicht ab. (Er umarmt sie.) Du bist mein geworden, und Niemand soll Dich mir rauben! Meine Frau war mir niemals hinderlich, und wenn sie die Steine glücklich davonbringt, wird sie uns gern verzeihen. — Wie ist Dir? Du bist nicht bei Dir!

Richte. Es ist um mich geschehen! Führen Sie mich, wohin Sie wollen!

Marquis. Wisse nur, es ist schon Alles richtig. Unter einem andern Vorwande hab' ich von Deinem Kammermädchen nur das Nothwendigste zusammenpacken lassen. Es kommt auf wenige Tage an, so sind wir neu und besser als jemals gekleidet. Wir wollen uns nicht mit alter Trödelwaare beschweren.

(Er führt die Richte ab, die ihm trostlos folgt und nochmals zurück nach der Garderobethüre sieht.)

Achter Auftritt.

Der Ritter, der aus dem Kabinet hervorgeht.

Was hab' ich gehört, und in welchen Abgrund von Verrätherei und Nichtswürdigkeit hab' ich hineingeblickt! Niemals konnte ich diese Menschen achten, mit denen ich leben mußte! Oft waren

sie mir verdächtig; aber wenn man sie bei mir solcher verruchten Handlungen wegen angeklagt hätte, ich hätte sie gegen Jedermann in Schutz genommen. Nun versteh' ich Dich, schöne Verführerin, warum Du mich erst morgen früh sehen wolltest! Gewiß war es ihr bekannt, daß der Marquis heute Nacht verreisen solle; aber daß er sie zwingen würde, mit ihm zu gehen, dachte sie nicht. Sie glaubte gewiß, seine Neigung zu ihr sei erschöpft wie ihre Neigung zu ihm. O die Abscheuliche! Diese Unschuld zu heucheln! — Wie ein himmlischer Geist stand sie vor uns, und die reinsten Wesen schienen durch ihren Mund zu sprechen, indeß sie, eines Liebhabers überdrüssig, sich nach andern umsieht und über die Zauberkugel weg nach den betrogenen Männern schielt, die sie als ein himmlisches Wesen anbeten. Wie soll ich das Alles zurecht legen, was ich gehört habe? Was soll ich thun? Der Graf und die Marquise spinnen den unerhörtesten Betrug an. Um ihren ungeheuern Plan durchzuführen, wagen sie es, den Namen einer vortrefflichen Fürstin zu mißbrauchen, ja sogar ihre Gestalt in einem schändlichen Possenspiel nachzuäffen. Früher oder später wird sich's entdecken, und die Sache endige sich, wie sie wolle, so muß sie dem Fürsten und der Fürstin höchst unangenehm sein. Es leidet keinen Aufschub. — Soll ich hingehen und dem betrogenen Domherrn die Augen eröffnen? Noch wäre es möglich, ihn zu retten! Das Halsband ist zerstückt; aber noch ist der Marquis hier; man kann sie festhalten, ihnen den Schmuck abnehmen, die Betrieger beschämen und sie in der Stille verjagen. — Gut, ich gehe! — Doch halt! — Das thu' ich um des kalten, eigennützigen Weltmannes willen? Er wird mir danken und für die Rettung aus der ungeheuern Gefahr mir seine Protektion versprechen, mir eine ansehnliche Charge zusichern, sobald er sich wieder würde in Gunst gesetzt haben. Diese Erfahrung macht ihn nicht klug; er wird dem ersten besten Betrieger sich wieder in die Hände geben, sich immer leidenschaftlich, ohne Sinn, Verstand und ohne Folge betragen, wird mich als einen Schmarotzer in seinem Hause dulden, wird bekennen, daß er mir Verbindlichkeiten habe, und ich werde vergebens auf eine reelle Unterstützung warten, da es ihm ungeachtet seiner schönen Einnahme immer an baarem Gelde fehlt. — — (Geht nachdenkend auf und nieder.) Thörichter, beschränkter Mensch! Und Du siehst nicht ein, daß sich hier der Weg zu Deinem Glücke öffnet, den Du so oft vergebens gesucht hast? Mit Recht hat Dich heute der Domherr als einen Schüler verlacht, mit Recht der Graf Deine Gutmüthigkeit auf eine verruchte Weise mißbraucht! Du verdientest jene Lektion, da Du

nicht einmal durch sie klüger geworden bist. — Sie glaubten nicht, Dich zu ihrem Verderben zu unterrichten. — Wohl, so soll es sein! Ich eile zu dem Minister. Er ist eben auf dem Landhause, wohin diese Betrieger zusammen in die Falle gehen. Sie sind keiner Schonung werth! Es ist eine Wohlthat fürs menschliche Geschlecht, wenn sie nach Verdienst gestraft werden, wenn man sie außer Stand setzt, ihre Künste weiter fortzutreiben. Ich eile; der Moment ist entscheidend! Werden sie über der That ergriffen, so ist Alles bewiesen. Die Steine, die der Marquis in der Tasche hat, zeugen wider ihn; es hängt von dem Fürsten ab, die Schuldigen zu behandeln, wie es ihm recht dünkt, und ich werde mit leeren Versprechungen gewiß nicht hingehalten. Ich sehe mein Glück mit dem Anbruch des Tages hervortreten! Hier ist nicht ein Augenblick zu säumen! Fort! Fort!

Fünfter Aufzug.

Erster Auftritt.

Nacht.

Ein Lustgarten. Rechter Hand der Schauspieler eine Laube.

Der Graf. La Fleur.

La Fleur. Ich höre noch Niemand. Es rührt sich nichts im ganzen Garten. Ich bin recht verlegen. Ich habe doch gewiß recht gehört.

Graf (mit anmaßlicher Bedeutung). Du hast recht gehört.

La Fleur. Nun, wenn Sie es selbst wissen, so ist es desto besser; denn Sie können versichert sein, daß ich immer die Wahrheit sage. Um diese Stunde wollte meine Herrschaft hier in diesem Garten sein. Ich weiß nicht, was sie vorhaben. Mit vier Pferden sind sie vor uns weggefahren, und ihr Wagen wird an der kleinen Thüre still halten. Ich habe Sie deswegen an der andern Seite aussteigen lassen. Ich vermuthe, der Dombert ist auch hieher bestellt.

Graf (wie oben). Warte! (Er hält seinen kleinen Finger ans Ohr.) Dieser Ring sagt mir, daß Du gewissermaßen wahr redest.

La Fleur. Gewissermaßen?

Graf. Ja. Das heißt, insoferne Du es selbst wissen kannst. Ich bin nicht allwissend; aber dieser Ring sagt mir immer, ob die Menschen lügen, oder ob sie sich irren.

La Fleur. Wenn ich Ihnen rathen sollte — Doch Sie wissen schon, was das Beste ist.

Graf. Sprich nur! Ich will schon sehen, ob Du mir das Beste räthst.

La Fleur. Ich dächte, wir gingen sachte diese dunkle Allee hinauf und horchten immer im Gehen, ob wir nicht irgend etwas kommen oder lispeln hören.

Graf. Ganz recht! Geh nur voraus und horche, ob der Weg sicher ist!

Zweiter Auftritt.

Der Graf allein.

Ich begreif' es nicht — und nach allen Umständen, die dieser Mensch angiebt, ist es höchst wahrscheinlich. Die Marquise bestellt den Domherrn hier heraus; wär' es möglich, daß es ihr gelungen wäre, die Prinzessin zu gewinnen, was ich immer für ein albernes Unternehmen, was ich für Lüge und Trug hielt! — Wenn ihr das gelingt, was soll dann dem Menschen nicht gelingen!

(Er geht von der linken Seite im Grunde ab.)

Dritter Auftritt.

Der Ritter. Der Oberst der Schweizergarde. Sechs Schweizer kommen von der linken Seite aus den vordern Kulissen.

Oberst (der zuletzt herauskommt, nach der Scene). Hier bleibt versteckt und rührt Euch nicht eher, es mag sich zutragen, was will, bis Ihr Waldhörner hört! In dem Augenblick, da sie stillschweigen, fallt zu und nehmt gefangen, wen Ihr im Garten findet! (Zu den Schweizern, die auf dem Theater stehen.) Ihr gebt auf das nämliche Signal Acht! Viere verbergen sich bei der großen Pforte! Laßt herein, es komme, wer will, aber Niemanden hinaus!

Ein Schweizer. Herein mögen sie kommen, hinaus soll Keiner.

Oberst. Und wer hinaus will, Den haltet fest!

Schweizer. Wir wollen schon wacker anfassen.

Oberst. Und wenn die Waldhörner schweigen, so bringt hieher, wen Ihr etwa angehalten habt! Zwei aber halten die Pforte besetzt!

Schweizer. Ja, Herr Oberst. Ich und mein Kamerad bringen Euch die Gefangenen, und der Michel und der Dusle bleiben bei der Pforte, daß nicht etwa ein Anderer hinausschlupfet.

Oberst. Geht nur, Kinder, geht! So ist's recht! (Die vier Schweizer gehen ab.) Ihr Beiden tretet etwa zehn Schritte von hier ins Gebüsch; das Uebrige wißt Ihr.

Schweizer. Gut!

Oberst. So, Ritter, wären unsre Posten alle besetzt. Ich zweifle, daß uns Einer entgeht. Wenn ich sagen soll, so glaub' ich, wir werden hier auf diesem Platze den besten Fang thun.

Ritter. Wie so, Herr Oberst?

Oberst. Da von Liebeshändeln die Rede ist, so werden sie dieses Plätzchen gewiß aussuchen. In dem übrigen Garten sind die Alleen zu gerade, die Plätze zu licht; dieses Buschwerk, diese Lauben sind für die Schalkheiten der Liebe dicht genug zusammengewachsen.

Ritter. Ich bin recht in Sorgen, bis Alles vorüber ist.

Oberst. Unter solchen Umständen sollt' es einem Soldaten erst recht wohl werden.

Ritter. Ich wollte als Soldat lieber an einem gefährlichen Posten stehen. Sie werden mir es nicht verdenken, daß es mir bang um das Schicksal dieser Menschen ist, wenn sie gleich nichtswürdig genug sind und meine Absicht ganz löblich war.

Oberst. Sein Sie ruhig! Ich habe Befehl vom Fürsten und vom Minister, die Sache in der Kürze abzuthun; man verläßt sich auf mich. Und der Fürst hat sehr Recht. Denn wenn es Händel giebt, wenn die Geschichte Aufsehen macht, so denken doch die Menschen von der Sache, was sie wollen, und es ist also immer besser, man thut sie im Stillen ab. Desto größer wird auch Ihr Verdienst, lieber junger Mann, das gewiß nicht unbelohnt bleiben wird. Mich dünkt, ich höre was; lassen Sie uns bei Seite treten!

Vierter Auftritt.

Die Marquise. Der Marquis. Die Nichte.

Marquise (zum Marquis, der nur eben heraustritt). Bleiben Sie nur immer in diesem Gebüsch und halten Sie Sich still! Ich trete gleich wieder zu Ihnen. (Der Marquis tritt zurück.) Hier, liebes Kind, ist die Laube, hier ist die Rose; das Uebrige wissen Sie.

Nichte. O liebste Tante, verlassen Sie mich nicht! Handeln Sie menschlich mit mir! Bedenken Sie, was ich Ihnen zu Liebe thue, was ich Ihnen zu Gefallen wage!

Marquise. Wir sind bei Ihnen, mein Kind; nur Muth! Es ist keine Gefahr; in fünf Minuten ist Alles vorüber.

(Die Marquise tritt ab.)

Nichte (allein). O Gott, was hilft es, daß eine tiefe Nacht die Schuld bedeckt? Der Tag bewillkommt eine jede gute That, die im Stillen geschah, und zeigt ein ernstes, fürchterliches Gesicht dem Verbrecher.

Fünfter Auftritt.

Die Nichte. Der Domherr.

(Die Nichte setzt sich in die Laube und hält die Rose in der Hand.)

Domherr (der von der entgegengesetzten Seite aus dem Grunde des Theaters hervorkommt). Eine tiefe Stille weissagt mir meine nahe Glückseligkeit. Ich vernehme keinen Laut in diesen Gärten, die sonst durch die Gunst des Fürsten allen Spaziergängern offen stehen und bei schönen Abenden oft von einem einsamen unglücklich Liebenden, oder von einem glücklichen freien Paar besucht werden. O ich danke Dir, himmlische Nacht, daß Du Dich heute in einen stillen Schleier hülltest! Du erfreuest mich, rauher Wind, Du drohende trübe Regenwolke, daß Ihr die leichtsinnigen Gesellschaften verscheuchet, die in diesen Gängen oft umsonst hin und wieder schwärmen, die Lauben mit Gelächter füllen und ohne eigenen Genuß Andere an den süßesten Vergnügungen stören. O, Ihr schönen Bäume, wie scheint Ihr mir seit den wenigen Stunden gewachsen, seit mich der traurige Bann von Euch entfernte! Ich seh' Euch nun wieder, seh' Euch mit den schönsten Hoffnungen wieder, und meine Träume, die mich einst in Euern jungen Schatten beschäftigten, werden nunmehr erfüllt. Ich bin der Glücklichste von allen Sterblichen.

Marquise (die leise zu ihm tritt). Sind Sie es, Domherr? Nähern Sie Sich, nähern Sie Sich Ihrem Glück! Sehen Sie dort in der Laube?

Domherr. O, ich bin auf dem Gipfel der Seligkeit!

(Die Marquise tritt zurück. Der Domherr tritt an die Laube und wirft sich der Nichte zu Füßen.)

Anbetungswürdige Sterbliche, Erste der Frauen! Lassen Sie mich zu Ihren Füßen verstummen, lassen Sie mich auf dieser Hand meinen Dank, mein Leben aushauchen!

Nichte. Mein Herr —

Domherr. Oeffnen Sie mir nicht Ihre Lippen, Göttliche! Es ist an Ihrer Gegenwart genug. Verschwinden Sie mir wieder, ich habe Jahre lang an diesem glücklichen Augenblicke zu genießen. Die Welt ist voll von Ihrer Vortrefflichkeit; Ihre Schönheit, Ihr Verstand, Ihre Tugend entzückt alle Menschen. Sie sind wie eine Gottheit: Niemand naht sich ihr, als um sie anzubeten, als um das Unmögliche von ihr zu bitten. Und so bin ich auch hier, meine Fürstin —

Nichte. O stehen Sie auf, mein Herr —

Domherr. Unterbrechen Sie mich nicht! So bin ich auch hier, aber nicht, um zu bitten, sondern um zu danken, für das göttliche Wunder zu danken, womit Sie mein Leben retteten.

Nichte (indem sie aufsteht). Ob ist genug!

Domherr (zurend und sie zurückhaltend). Ja wohl, der Worte genug, der Worte schon zu viel! Vergeben Sie! Die Götter selbst verzeihen, wenn wir mit Worten umständlich bitten, ob sie gleich unsre Bedürfnisse, unsre Wünsche lange schon kennen. Vergeben Sie meinen Worten! Was hat der arme Mensch Bessers als Worte, wenn er das hingeben möchte, was ihm ganz zugehört! Sie geben den Menschen viel, erhabene Fürstin! Kein Tag, der nicht durch Wohlthaten ausgezeichnet wäre! Aber ich darf mir in diesem glücklichen Augenblicke sagen, daß ich der Einzige bin, der Ihre Huld in diesem Grade erfährt, der sich sagen kann: „Sie bezeigt Dir Vergebung auf eine Weise, die Dich höher erhebt, als Du jemals tief fallen konntest. Sie kündigt Dir ihre Gnade an auf eine Art, die Dir ein ewiges Pfand dieser Gesinnungen ist; sie macht Dein Glück, sie befestigt's, sie verewigt's, Alles in einem Augenblick."

Nichte (macht eine Bewegung vorwärts, die den Domherrn nöthigt, aufzustehen). Entfernen Sie Sich! Man kommt! Wir sehn uns wieder. (Sie hat ihm, indem er aufstand, die Hand gereicht und läßt ihm, da sie sich zurückzieht, die Rose in den Händen.)

Domherr. Ja, nun will ich eilen, ich will scheiden, will dem brennenden Verlangen widerstehen, das mich zur größten Verwegenheit treibt. (Er naht sich ihr mit Heftigkeit und tritt gleich wieder zurück.) Nein, befürchten Sie nichts! Ich gehe; aber lassen Sie mich es aussprechen, denn es hängt doch nur mein künftiges Leben von Ihren Winken ab! Ich darf Alles bekennen, weil ich Macht genug über mich selbst habe, diesem glücklichen Augenblick hier gleichsam zu trotzen. Verbannen Sie mich auf ewig von Ihrem Angesicht, wenn Sie mir die Hoffnung nehmen, jemals in diesen Armen von allen verdienten und unverdienten Qualen auszuruhn! Sagen Sie ein Wort! (Sie bietet ihm die Hand zaffend.)

Nichte (ihm die Hände drückend). Alles, Alles; nur jetzt verlassen Sie mich!

Domherr (auf ihren Händen ruhend). Sie machen mich zum glücklichsten Menschen. Gebieten Sie unumschränkt über mich!

(Es lassen sich in der Ferne zwei Waldhörner hören, die eine höchst angenehme Cadenz mit einander ausführen. Der Domherr ruht indessen auf den Händen der Nichte.)

Sechster Auftritt.

Die Vorigen. Die Marquise. Der Marquis, hernach der Oberst der Schweizergarde. Schweizer.

Marquise zwischen die Beiden hineintretend. Eilen Sie, mein Freund, entfernen Sie Sich! Ich habe ein Geräusch gehört; Sie sind keinen Augenblick sicher. Man könnte die Prinzessin im Schlosse vermissen; eilen Sie! Wir müssen weg.

Domherr (sich losreißend). Ich muß, ich will hinweg. Leben Sie wohl! Lassen Sie mich keine Ewigkeit schmachten!

(Er geht rechts nach der linken Seite des Grundes.)

Marquise. Nun folgen Sie mir, Nichte! Leben Sie wohl, Marquis! Machen Sie Ihre Sachen gut! Sie sollen Ihre Frau — Ihre Freundin bald wiedersehen. Umarmen Sie ihn zum Abschied, Nichte!

Marquis (umarmt die Nichte und zieht sie auf seine Seite herüber). Hieher, schönes Kind, kommen Sie mit mir! Vor jener Thüre steht mein Wagen.

Nichte (zaudernd). O Gott, was will das werden?

Marquise (nach der Nichte greifend). Was heißt das, Marquis? Sind Sie toll?

Marquis. Machen Sie keinen Lärm! Das Mädchen ist mein. Lassen Sie mir dieses Geschöpf, in das ich rasend verliebt bin, und ich verspreche Ihnen dagegen, Alles treulich auszurichten, was Sie mir aufgetragen haben. Ich gehe nach England, besorge Ihre Geschäfte, wir erwarten Sie dort und wollen Sie wohl und redlich empfangen; aber lassen Sie mir das Mädchen!

Marquise. Es ist nicht möglich! Folgen Sie mir, Nichte! Was sagen Sie zu der Verwegenheit meines Mannes? Reden Sie! Sind Sie mit ihm einverstanden?

Nichte (zaudernd). Meine Tante —

Marquis (sie fortziehend). Gestehen Sie es ihr! Keine Verstellung! Es ist abgeredet! Kommen Sie! Keinen Widerstand, oder ich mache Lärm und bin in diesem Augenblicke meiner Verzweiflung fähig, uns Alle zu verrathen.

Marquise. Entsetzlich! Entsetzlich! Ich bin zu Grunde gerichtet.

(Die Waldhörner schweigen auf einmal, nachdem sie ein lebhaftes Stück geblasen.)

Oberst (der den Domherrn zurückbringt, und dem zwei Schweizer folgen). Hieher, mein Herr, hieher!

Domherr. Was unterstehen Sie Sich? Dieser Spaziergang ist einem Jeden frei gegeben.

Oberſt. Jedem Spitzbuben, nicht dem Verbrecher! Sie entkommen nicht; geben Sie Sich gutwillig!

Domherr. Glauben Sie, daß ich unbewaffnet bin?

(Er greift in die Tasche und zieht ein Terzerol hervor.)

Oberſt. Stecken Sie Ihr Terzerol ein! Sie können nach mir ſchießen; aus dem Garten kommen Sie nicht. Alle Zugänge ſind beſetzt. Es kommt Niemand hinaus. Ergeben Sie Sich in das Schickſal, dem Sie muthwillig entgegenrannten!

Marquiſe (die indeſſen aufmerkſam geworden iſt und gehorcht hat). Welch ein neuer, unerwarteter Auftritt! Kommt auf dieſe Seite! Wenn wir nicht einig ſind, gehen wir mit einander zu Grunde.

(Die Marquiſe, der Marquis, die Nichte wollen ſich auf die Seite zurückziehen, wo ſie hereingekommen ſind; es treten ihnen zwei Schweizer in den Weg.)

Marquiſe. Wir ſind zu Grunde gerichtet!

Marquis. Wir ſind verrathen!

Nichte. Ich bin verloren!

Domherr (der in dieſem Augenblick neben die Nichte zu ſtehen kommt). O Gott!

Oberſt. Niemand gehe von der Stelle! Sie ſind Alle meine Gefangenen.

Domherr (auf die Nichte deutend). Auch Dieſe?

Oberſt. Gewiß!

Domherr. Mein Unglück iſt ſo groß, daß ich es in dieſem Augenblick nicht überdenken kann.

Oberſt. Nicht ſo groß als Ihre Unbeſonnenheit!

Domherr. Ich will jeden Vorwurf ertragen, Alles, was mir eine beleidigte Gerechtigkeit von Strafen auferlegen kann; ich folge Ihnen; ſchleppen Sie mich in einen Kerker, wenn es Ihnen befohlen iſt, nur verehren Sie dies überirdiſche Weſen! Verbergen Sie, was Sie geſehen haben, leugnen Sie, erfinden Sie! Sie thun dem Fürſten einen größern Dienſt als mit der traurigen, ſchrecklichen Wahrheit, daß ſeine Tochter, ſeine einzig geliebte Tochter —

Oberſt. Ich kenne meine Pflicht. Ich ſehe hier nur meine Gefangenen; ich kenne nur meine Ordre und werde ſie vollziehen.

Marquiſe. Wohin?

Marquis. O, warum mußt' ich mit hieher kommen!

Nichte. Meine Furcht war gegründet!

Domherr. So bin ich denn der Unglücklichſte aller Menſchen! Was hat man im Sinn? Iſt's möglich! Was kann der Fürſt gegen das Liebſte beginnen, das er auf der Welt hat? Meine

Gebieterin — meine Freunde — ich bin's, der Euch unglücklich macht! O warum mußt' ich leben, warum so lieben? Warum verfolgt' ich nicht den Gedanken, der mir mehr als einmal einkam, in einem fremden Lande meine Zärtlichkeit, meine Ehrbezeigungen an andern Gegenständen abzustumpfen? Warum floh ich nicht? Ach, warum ward ich immer wieder zurückgezogen? Ich möchte Euch Vorwürfe machen, ich möchte mich schelten, mich hassen; und doch, wenn ich mich in diesem Augenblicke ansehe, so kann ich nicht wünschen, daß es anders sein möge. Ich bin immer noch der Glücklichste mitten im Unglück!

Oberst. Endigen Sie, mein Herr — denn es ist Zeit — und hören Sie mich an!

Domherr. Ja, ich will; aber vorerst entlassen Sie unsre Gebieterin! Wie? Sie sollte hier in Nacht und Thau stehen und das Urtheil eines Unglücklichen anhören, an dem sie Theil nimmt? Nein, sie kehre zurück in ihre Zimmer, sie bleibe nicht länger den Augen dieser Knechte ausgesetzt, die sich über ihre Beschämung freuen! Eilen Sie, eilen Sie, meine Fürstin! Wer kann sich Ihnen widersetzen? Und dieser Mann, der mich gefangen halten darf, diese Kolossen, die mir ihre Hellebarden entgegensetzen, sind Ihre Diener. Gehen Sie, leben Sie wohl! Wer will Sie aufhalten? Aber vergessen Sie nicht eines Mannes, der endlich zu Ihren Füßen liegen konnte, der endlich Ihnen betheuern durfte, daß Sie ihm Alles in der Welt sind! Sehen Sie noch einen Augenblick auf seine Qual, auf seine Wehmuth, und dann überlassen Sie ihn dem grausamen Schicksal, das sich gegen ihn verschworen hat!

(Er wirft sich der Nichte zu Füßen, die sich auf die Marquise lehnt. Der Marquis steht dabei in einer verlegenen Stellung, und sie machen auf der rechten Seite des Theaters eine schöne Gruppe, in welcher die zwei Schweizer nicht zu vergessen sind. Der Oberst und zwei Schweizer stehen an der linken Seite.)

Siebenter Auftritt.

Die Vorigen. Der Graf.

Graf (den zwei Schweizer mit den umgekehrten Hellebarden vor sich hertreiben). Ich sag' Euch, daß Ihr Eure Grobheit zeitlebens zu büßen haben werdet! Mir so zu begegnen! Dem Größten aller Sterblichen! Wißt, ich bin Conte di Rostro, di Rostro impudente, ein ehrsamer, überall verehrter Fremder, ein Meister aller geheimen Wissenschaften, ein Herr über die Geister —

Schweizer. Bring Er das unserm Obersten vor, der versteht das Wälsche, sieht Er. Und wenn Er nicht geradezu geht, so wer-

den wir Ihn rechts und links in die Rippen stoßen und Ihm den Weg weisen, wie's uns befohlen ist.

Graf. Habt Ihr Leute denn gar keine Vernunft?

Schweizer. Die hat Der, der uns kommandirt. Ich sag's Ihm, geh Er geradezu, ganz gerade dahin! Da steht unser Oberst.

Graf (gebieterisch). Wagt es nicht, mich anzurühren!

Domherr (der auf die Stimme des Grafen zu sich kommt und aufsteht). Ja, da erwartete ich Dich, großer Kophta, würdigster Meister, Erhabenster unter allen Sterblichen! So ließest Du Deinen Sohn fallen, um ihn durch ein Wunder wieder zu erheben. Wir sind Dir Alle auf ewig verpflichtet. Ich brauche Dir nicht zu gestehen, daß ich dieses Abenteuer hinter Deinem Rücken unternahm. Du weißt, was geschehen ist; Du weißt, wie unglücklich es ablief; sonst wärst Du nicht gekommen. In dieser einzigen Erscheinung, großer Kophta, verbindest Du mehr edle Seelen, als Du vielleicht auf Deiner langen Wallfahrt auf Erden beisammen gesehen hast. Hier steht ein Freund vor Dir, vor wenig Augenblicken der Glücklichste, jetzt der Unglücklichste aller Menschen; hier eine Dame, des schönsten Glücks werth; hier Freunde, die das Mögliche und Unmögliche zu wirken mit der lebhaftesten Theilnahme versuchten. Es ist was Unglaubliches geschehen. Wir sind hier beisammen, und wir leiden nur aus Mißtrauen gegen Dich. Hättest Du die Zusammenkunft geführt, hätte Deine Weisheit, Deine Macht die Umstände gefügt — (einen Augenblick nachdenkend und mit Entschlossenheit fortfahrend) nein, ich will nichts sagen, nichts wünschen — dann wäre Alles gegangen, wie es abgeredet war; Du hättest nicht Gelegenheit gehabt, Dich in Deinem Glanze sehen zu lassen, gleichsam als ein Gott aus einer Maschine herunterzusteigen und unsre Verlegenheit zu endigen. (Er naht sich ihm vertraulich und lächelnd.) Was beschließen Sie, mein Freund? Sehen Sie, schon stehen unsre Wächter wie betäubt; nur ein Wort von Ihnen, so fallen sie in einen Schlummer, in dem sie Alles vergessen, was geschah, und wir begeben uns inzwischen glücklich hinweg. Geschwind, mein Freund, drücken Sie mich an Ihre Brust, verzeihen Sie mir und retten Sie mich!

Graf (gravitätisch ihn umarmend). Ich verzeihe Dir. (Zu dem Obersten.) Wir werden zusammen sogleich von hier wegfahren.

Oberst (lächelnd). O ja! Recht gern!

Domherr. Welch ein Wunder!

Marquise (zum Marquis). Was soll das heißen? Wenn Der uns noch rettete!

Marquis. Ich fange an zu glauben, daß er ein Hexenmeister ist.

Oberst. Ich brauche diese Reden nicht weiter anzuhören; ich weiß nur schon zu klar, mit wem und was ich zu thun habe. (Gegen die Scene gekehrt.) Treten Sie nur auch herein, junger Mann! Sie haben mich lange genug allein gelassen.

Achter Auftritt.

Die Vorigen. Der Ritter.

Ritter. Ja, hier bin ich, die Abscheulichen zu beschämen und die Thoren zu bedauern!

Die Uebrigen (außer dem Obersten). Was soll das heißen? Der Ritter! Entsetzlich! Es ist nicht möglich!

Ritter. Ja, ich bin hier, um gegen Euch Alle zu zeugen.

Nichte. Daran bin ich allein Schuld!

Domherr. Was soll das heißen? Ich werde wahnsinnig!

Oberst. Sie kennen also diesen Mann? Hier geht Alles natürlich zu, außer daß Dieser in solcher Gesellschaft ehrlich geblieben ist. Er hat Eure Schelmereien beobachtet, er hat sie dem Fürsten entdeckt, und ich habe den Auftrag, zu untersuchen und zu strafen. (Zum Domherrn.) Zuvörderst also, damit Sie einsehen, auf welchem Wege man Sie bisher geführt, von wem Sie geführt worden, wie sehr Sie betrogen sind, so erkennen Sie doch endlich das Phantom, womit man diesen Abend unsre Fürstin geäfft hat!

(Er hebt der Nichte den Schleier vom Gesicht. Der Domherr erkennt sie und drückt pantomimisch sein Entsetzen aus.)

Ritter. Wie die Fürstin, so die Geister! — Solchen Menschen vertrauten Sie!

Domherr. Auch Ihnen vertraut' ich, und Sie, merk' ich, haben mich zu Grunde gerichtet.

Oberst. Diese Nichtswürdigen haben sich Ihrer Schwäche bedient und Sie zu den strafwürdigsten Unternehmungen angefeuert. Was können Sie erwarten?

Domherr. Herr Oberst —

Oberst. Beruhigen Sie Sich! Und erfahren Sie zuvörderst, daß der Fürst edel genug denkt, um auch diesmal Ihren Leichtsinn, Ihren Zorbel mit Gelindigkeit zu bestrafen. Was sag' ich bestrafen? Er will vielmehr den zweiten Versuch machen, ob es möglich sei, Sie zu bessern, Sie der großen Ahnherrn würdig zu machen, von denen Sie abstammen. Ihre Entfernung vom

Hofe, die nun zwei Jahre dauert, hat Ihnen wenig genutzt. Ich kündige Ihnen an, daß Sie frei sind, aber nur mit der Bedingung, daß Sie binnen acht Tagen das Land verlassen, unter dem Vorwande, als wenn Sie eine große Reise zu thun Willens wären. Mit Ihrem Oheim, den der Fürst besonders schätzt, dem er vertraut, wird Alles abgeredet und eingerichtet werden. Sie können frei in Ihrem Wagen zurückkehren, wenn Sie nur erst unterrichtet sind, wie es mit dem gefährlichen Juwelenhandel aussieht, in den Sie Sich eingelassen haben.

Domherr. Was muß ich erfahren! Was muß ich erleben!

Oberst (zu dem Marquis). Geben Sie zuvörderst die Juwelen heraus, die Sie in der Tasche haben!

Marquis. Die Juwelen? Ich weiß von keinen!

Ein Schweizer. Er hat da was erst in den Busch geworfen. Es muß nicht weit liegen.

(Man sucht und bringt das Kästchen hervor, das man dem Obersten überreicht.)

Oberst. Leugnet nicht weiter! Es ist Alles am Tage. (Zur Marquise.) Wo sind die übrigen Steine? Gestehen Sie nur! Sie kommen nicht wieder nach Hause, und zu Hause bei Ihnen ist in diesem Augenblicke Alles versiegelt. Verdienen Sie die Gelindigkeit, mit der man Sie zu behandeln gedenkt!

Marquise. Hier sind sie. (Das Schmuckkästchen hervorbringend.) So dacht' ich sie nicht los zu werden.

Oberst (zum Domherrn). Man wird diese Juwelen den Hofjuwelieren wieder zustellen und Ihre Verbindlichkeit dagegen einlösen. Die falsche Unterschrift der Prinzessin werden Sie dagegen zurücklassen. Ich halte Sie nicht weiter auf, Sie können gehen.

Domherr. Ja, ich gehe. Sie haben mich beschämt gesehen; aber glauben Sie nicht, daß ich erniedrigt bin! Meine Geburt giebt mir ein Recht auf die ersten Bedienungen im Staate; diese Vorzüge kann mir Niemand nehmen, und noch weniger wird man mir die Leidenschaft aus dem Herzen reißen, die ich für meine Fürstin empfinde. Sagen Sie es ihr, wie glücklich mich dieses Phantom gemacht hat! Sagen Sie ihr, daß alle Demüthigungen nichts gegen den Schmerz sind, mich noch weiter von ihr entfernen zu müssen, in ein Land zu gehen, wo ich sie nicht mehr auch nur im Vorüberfahren erblicken werde! Aber ihr Bild und die Hoffnung werden nie aus meinem Herzen kommen, so lange ich lebe. Sagen Sie ihr das! Euch Uebrigen verachte ich. Ihr waret geschäftig um meine Leidenschaft, wie Käfer um einen blühenden Baum; die Blätter konntet Ihr verzehren, daß ich

mitten im Sommer wie ein dürres Reis daſtehe; aber die Aeſte, die Wurzeln mußtet Ihr unangetaſtet laſſen. Schwärmt hin, wo Ihr wieder Nahrung findet! (Der Domherr geht ab.)

Oberſt. Die Uebrigen werden unter guter Bedeckung ganz in der Stille auf eine Grenzfeſtung gebracht, bis man hinlänglich unterſucht hat, ob ihre Schelmſtreiche nicht vielleicht noch weiter um ſich gegriffen haben. Findet ſich's, daß ſie in weiter keine Händel verwickelt ſind, ſo wird man ſie in der Stille des Landes verweiſen und ſo von dieſem betriegeriſchen Volke ſich befreien. Es ſind eben Vier, ein Wagen voll. (Zu den Schweizern.) Fort mit ihnen! Man begleite ſie bis an das große Thor, wo ein Fuhrwerk ſteht, und übergebe ſie dort den Dragonern!

Nichte. Wenn ein unglückliches Mädchen von einem ſtrengen Urtheilsſpruch noch auf Gnade ſich berufen darf, ſo hören Sie mich an! Ich unterſtehe mich jeder Strafe; nur trennen Sie mich von dieſen Menſchen, die meine Verwandten ſind, ſich meine Freunde nannten und mich in das tiefſte Elend geſtürzt haben! Verwahren Sie mich, entfernen Sie mich, nur haben Sie Barmherzigkeit, bringen Sie mich in ein Kloſter!

Ritter. Was höre ich?

Oberſt. Iſt es Ihr Ernſt?

Nichte. O hätte dieſer Mann geglaubt, daß meine Geſinnungen aufrichtig ſeien, ſo wären wir Alle nicht, wo wir ſind. Ritter, Sie haben nicht edel gehandelt! Durch meine Unvorſichtigkeit, durch einen Zufall haben Sie das Geheimniß erfahren. Wären Sie der Mann geweſen, für den ich Sie hielt, Sie hätten dieſen Gebrauch nicht davon gemacht, Sie hätten den Domherrn unterrichten, die Juwelen beiſchaffen und ein Mädchen retten können, das nun unwiederbringlich verloren iſt. Es iſt wahr, man wird Sie für dieſen Dienſt belohnen; unſer Unglück wird ein Kapital ſein, von dem Sie große Renten ziehen. Ich verlange nicht, daß Sie im Genuß der fürſtlichen Gunſt, der einträglichen Stellen, in deren Beſitz Sie Sich bald befinden werden, an die Thränen eines armen Mädchens denken ſollen, deren Zutraulichkeit Ihnen Gelegenheit gab, zu horchen. Aber brauchen Sie jetzt, da Sie ein bedeutender Mann bei Hofe ſind, Ihren Einfluß, das zu bewirken, warum ich Sie bat, da Sie noch nichts hatten, wenigſtens zeigten, als Geſinnungen, die ich ehren mußte. Erlangen Sie von dieſem ernſthaften, würdigen Manne nur, daß ich nicht mit dieſer Geſellſchaft weggebracht werde, daß meine Jugend in einem fremden Lande nicht größern Erniedrigungen ausgeſetzt werde, als ich in dieſem leider ſchon dulden mußte! (Zum Oberſten.) Ich

bitte, ich beschwöre Sie, mein Herr, wenn Sie eine Tochter haben, an der Sie Freude zu erleben wünschen, so schicken Sie mich fort, aber allein! Verwahren Sie mich, aber verbannen Sie mich nicht!

Oberst. Sie rührt mich!

Ritter (zur Nichte). Ist es Ihr Ernst?

Nichte. O hätten Sie es früher geglaubt!

Oberst. Ich kann Ihren Wunsch erfüllen; ich gehe in nichts von meiner Instruktion ab.

Nichte. Ja, Sie erfüllen ganz Ihre Instruktion, wenn die Absicht ist, wie es scheint, diesen verwegenen Handel im Stillen beizulegen. Verbannen Sie mich nicht, schicken Sie mich in kein fremdes Land! Denn die Neugierde wird rege werden. Man wird die Geschichte erzählen, man wird sie wiederholen. Man wird fragen: „Wie sieht das abenteuerliche Mädchen aus? Sie soll, sie muß der Prinzessin gleichen; sonst hätte die Fabel nicht können erfunden, nicht gespielt werden. Wo ist sie? Man muß sie sehen, man muß sie kennen." O Ritter, wenn ich ein Geschöpf war, wie Sie dachten, so wäre der gegenwärtige Fall für mich erwünscht genug, und ich brauchte keine Ausstattung weiter, um in der Welt mein Glück zu machen.*)

Oberst. Hiermit sei es genug! Begleitet jene Drei an den Wagen! Der Offizier, dem Ihr sie übergebt, weiß schon das Weitere.

Marquis (leise zur Marquise). Es ist nur von Verbannung die Rede. Wir wollen demüthig abziehen, um das Uebel nicht ärger zu machen.

Marquise (leise). Muth und Verdruß kochen mir im Herzen; nur die Furcht vor einem größern Uebel hält mich ab, ihr Luft zu machen.

Oberst. Nur fort!

Marquise. Bedenken Sie, Herr Oberst, und lassen Sie den Fürsten bedenken, welches Blut in meinen Adern fließt, daß ich ihm verwandt bin, und daß er seine eigene Ehre verletzt, wenn er mich erniedrigt!

Oberst. Das hätten Sie bedenken sollen! — Geben Sie! Schon hat man diese noch lange nicht erwiesene Verwandtschaft zu Ihrem Vortheil mit in Anschlag gebracht.

---

*) Aufsehen genug war allerdings in weiten Kreisen erregt (Vgl. Goethe's Werke, II. 250., Briefe an Frau von Stein, III. 250 ff., und Knebel's literarischen Nachlaß, I. 164.) Am 8. Juli 1787, also etwas mehr als ein Jahr nach Beendigung des Prozesses, schrieb der Herzog Karl August an Knebel: „Die berühmte Demoiselle Clive ist in Aachen."

Graf. Mein Herr, Sie vermischen mit diesem Gesindel einen Mann, der gewohnt ist, überall ehrenvoll behandelt zu werden.

Oberst. Gehorchen Sie!

Graf. Es ist nur unmöglich!

Oberst. So wird man Sie dazu zwingen.

Graf. Ein Reisender, der überall, wo er hinkommt, Wohlthaten verbreitet.

Oberst. Es wird sich zeigen.

Graf. Dem man wie einem Schutzgeist Tempel bauen sollte —

Oberst. Es wird sich finden.

Graf. Der sich als Großkophta legitimirt hat.

Oberst. Wodurch?

Graf. Durch Wunder.

Oberst. Wiederholen Sie eins und das andere, rufen Sie Ihre Geister herbei, lassen Sie Sich befreien!

Graf. Ich achte Euch nicht genug, um meine Macht vor Euch sehen zu lassen.

Oberst. Groß gedacht! So unterwerfen Sie Sich dem Befehl!

Graf. Ich thue es, meine Langmuth zu zeigen; aber bald werde ich mich offenbaren. Ich werde Ihrem Fürsten solche Geheimnisse melden, daß er mich im Triumphe zurückholen soll, und Sie werden vor dem Wagen vorantreten, in dem der Großkophta verherrlicht zurückkehren wird.

Oberst. Das wird sich Alles finden; nur heute kann ich Sie unmöglich begleiten. (Zu den Schweizern.) Fort mit ihnen!

Schweizer. Fort, sagt der Oberst, und wenn Ihr nicht geht, so werdet Ihr unsre Hellebarden fühlen.

Graf. Ihr Elenden, Ihr werdet bald vor mir ins Gewehr treten.

Die Schweizer (schlagen auf ihn los). Will Er das letzte Wort haben?

(Die Schweizer mit den drei Personen ab.)

Oberst (zur Nichte). Und Sie sollen noch heute Nacht in das Frauenkloster, das keine Viertelstunde von hier liegt. Wenn es Ihr Ernst ist, Sich von der Welt zu scheiden, so sollen Sie Gelegenheit finden.

Nichte. Es ist mein völliger Ernst! Ich habe keine Hoffnung mehr auf dieser Welt. (Zum Ritter.) Aber das muß ich Ihnen noch sagen, daß ich meine erste, lebhafte Neigung mit in die Einsamkeit nehme — die Neigung zu Ihnen.

Ritter. Sagen Sie das nicht, strafen Sie mich nicht so hart! Jedes Ihrer Worte verwundet mich tief. Ihr Zustand ist gegen den meinigen zu beneiden. Sie können sagen: „Man hat mich

unglücklich gemacht!" Und welchen unerträglichen Schmerz muß ich empfinden, wenn ich mir sage: „Auch Dich zählt sie unter die Menschen, die zu ihrem Verderben mitwirken!" O vergeben Sie mir! Vergeben Sie einer Leidenschaft, die, durch einen unglückseligen Zufall mit sich selbst uneins, das verletzte, was ihr noch vor wenig Augenblicken das Liebste, das Werthefte auf der Welt war. Wir sollen uns trennen! Unaussprechlich ist die Qual, die ich in diesem Zustand empfinde. Erkennen Sie meine Liebe und bedauern Sie mich! O daß ich nicht meiner Empfindung folgte und nach der zufälligen Entdeckung gleich zum Domherrn eilte! Ich hätte mir einen Freund, eine Geliebte erworben, und ich hätte mein Glück mit Freuden genießen können. Es ist Alles verloren!

Oberst. Fassen Sie Sich!

Richte. Leben Sie wohl! Diese letzten tröstlichen Worte werden mir immer gegenwärtig bleiben. (Zum Oberst.) Ich sehe an Ihren Augen, daß ich scheiden soll. Möge Ihre Menschlichkeit belohnt werden!

(Sie geht mit der Wache ab.)

Oberst. Das arme Geschöpf dauert mich! Kommen Sie! Alles ist gut gegangen. Ihre Belohnung wird nicht ausbleiben.

Ritter. Sie mag sein, welche sie will, so fürstlich, als ich sie erwarten darf — ich werde nichts genießen können; denn ich habe nicht recht gehandelt. Mir bleibt nur ein Wunsch und eine Hoffnung, das gute Mädchen aufzurichten und sie sich selbst und der Welt wiederzugeben.

Der Bürgergeneral.

Vorbemerkung des Herausgebers.

Der französische Dichter Florian hatte bereits 1779 ein einaktiges Lustspiel „les deux billets“ geschrieben und aufführen lassen; an dieses schloß er 1782 und 1783 zwei Fortsetzungen „le bon menage“ und „le bon pere.“ Das erste und zweite dieser Stücke bearbeitete Christian Leberecht Heyne, der unter dem Namen Anton Wall schrieb, unter entsprechenden Titeln in den Jahren 1783 und 1784, ohne indessen das letztere als eine Fortsetzung des ersteren zu bezeichnen. Dagegen gab er einem selbstständigen Stücke, „der Stammbaum“, offenbar in der Absicht, später in dem gleichen Genre noch weiter thätig zu sein, den Nebentitel: „Erste Fortsetzung der beiden Billets.“ Die Intrigue in den französischen und in den deutschen Stücken, soweit diese auf Nachahmung der ersteren beruhen, ist dieselbe; jedoch wurden die französischen Namen Arlequin, Argentine und Scapin in Görge, Röse und Schnaps umgewandelt, zu denen dann noch im „Stammbaum“ als vierte Figur Märten hinzukommt. Die Stücke Wall's und namentlich die Rolle des Schnaps wurden beliebt, wie denn z. B. auch Goethe den Schauspieler Beck, den Bruder des berühmten Mannheimer Künstlers, der 1793 nach Weimar gekommen war, als im Fache der Schnäpse sehr gewandt rühmt (Tag- und Jahreshefte von 1793).

Goethe ließ sich, wie er selbst sagt, zur Abfassung des „Bürgergenerals“, den er im April 1793 (Eckermann, Gespräche mit Goethe, II. 32) in acht Tagen schrieb, vorzugsweise

durch das Talent und den Humor Beck's bestimmten, dessen Fehler sogar ihm bei einer solchen Rolle zu Statten kamen. Hierbei hatte er dann auch noch den Vortheil, keiner Exposition zu bedürfen, da die Charaktere schon bekannt waren. „Ich nahm," schreibt er an Jacobi (Briefwechsel, S. 90), „die Figuren als Masken und that noch den Richter und den Edelmann hinzu, hielt mich aber so, daß das Stück auch ohne die vorigen bestehen kann."

Wenn aus den oben angegebenen Umständen hervorgeht, warum Goethe den „Bürgergeneral" als „Zweite Fortsetzung der beiden Billets" bezeichnete, so muß doch sogleich ein wesentlicher Unterschied zwischen diesem und den früheren Stücken hervorgehoben werden. Keines von jenen, weder die von Florian noch die von Wall, sind irgendwie politischen Inhalts. Scapin und Schnaps (der letztere Name scheint nur ein Anagramm des ersten zu sein, dem etwas nachgeholfen ist), Beide sind nichts als gewöhnliche Intriganten, Diebe und Betrieger: Goethe bringt aber auch die politischen Verhältnisse der Gegenwart auf die Bühne; indem er seinen Schnaps sich für einen politischen Emissär der Jakobiner ausgeben läßt, gewinnt er Gelegenheit, uns ein Bild der Einwirkungen der französischen Revolution auf Deutschland, wenn auch nur in kleinem Maaßstab, vorzuführen.

„Diese Nachbildungen des Zeitsinns" — so nennt nämlich Goethe seine politischen Stücke — waren für ihn seinen eigenen Worten nach ein gemüthlich tröstliches Geschäft, und anfangs wurden auch kaum tadelnde Stimmen gegen dieselben laut. Die erste und die zweite Aufführung fanden nach sorgfältiger Vorbereitung am 2. und am 29. Mai 1793 statt; bei der ersten war Goethe selbst zugegen. Beide Vorstellungen scheinen Beifall gefunden zu haben; in diesem Sinne

schreibt er wenigstens bald nachher an Jacobi, dem „der Bürgergeneral“ gleichfalls zugesagt hatte (Briefwechsel, S. 160 und 161), und ebenso erinnerte er sich noch nach vielen Jahren an manche heitre Abende, die das zu seiner Zeit gute und vortrefflich einstudirte Stück, in dem der Dialog Schlag auf Schlag gegangen wäre, ihm in jenen Tagen bereitet hätte. — Auch Schiller fand Interesse an dem Stücke. Eine Fortsetzung desselben, eigentlich mehr des Schnaps, eigenhändig geschrieben und schematisirt, von der indessen Riemer (Mittheilungen, II. 619) sagt, daß sie ἐς ἄλλο γένος (in eine andre Dichtungsart) übergegangen wäre, wurde viele Jahre nach Schiller's Tode aufgefunden. Vielleicht ist dieselbe gleichzeitig mit einem Briefe entstanden, den Schiller vermuthlich im Januar 1805 an Goethe schrieb. „Das kleine Stück,“ heißt es in demselben, „verdient, daß man es in der Gunst erhalte, die ihm widerfahrt und gebührt.“ Er wünschte jedoch einige Abkürzungen, namentlich das Weglassen der moralischen Stellen aus der Rolle des Edelmanns, und brachte Goethe dadurch auf den Gedanken, diese ganz zu streichen, um so den störenden deus ex machina loszuwerden. Die Sache ist indessen niemals zur Ausführung gekommen. „Der Bürgergeneral“, zuerst 1793 als Einzeldruck erschienen, wurde 1808 ganz in der alten Gestalt in den neunten Band der damals erscheinenden Ausgabe der Werke aufgenommen und ist auch seitdem nicht mehr verändert worden.

Daß diesen günstigen Urtheilen, denen sich noch manche andere hinzufügen ließen, bald auch ungünstige gefolgt sind, geht zunächst aus Goethe's eigener Aussage hervor. „Das Stück,“ schreibt er in der „Kampagne in Frankreich“, „brachte die widerwärtigste Wirkung hervor, selbst bei Freunden und

Gönnern, die, um sich und mich zu retten, hartnäckig behaupteten, ich sei der Verfasser nicht und habe nur aus Grille meinen Namen und einige Federstriche einer sehr subalternen Produktion zugewendet." Indessen läßt sich nicht verhehlen, daß ein Tadel des Stückes, wie ihn z. B. Gervinus (Geschichte der deutschen Dichtung, V. 367) ausspricht, natürlich und berechtigt ist, und man wird schwerlich mit Rosenkranz (Goethe und seine Werke, S. 249) übereinstimmen, wenn er die schalkhafte Laune und die gesunde Komik des Ganzen preist. Die gewaltigen Bewegungen der Zeit, die den historischen Hintergrund des Ganzen bilden, gestatten dichterisch nur zwei Arten der Behandlung, die der vernichtenden Satire oder der wirklichen Anerkennung; die ironische und spöttelnde Form, wie sie Goethe gewählt hat, verletzt unser Gefühl. Aber für die Beurtheilung des Dichters darf Eins nicht unbeachtet bleiben. Während von seinen Altersgenossen und Freunden Viele die französische Revolution mit Jubel begrüßt und die ausschweifendsten Hoffnungen an sie geknüpft hatten, um nachher zu einer unbedingten Verurtheilung derselben zu gelangen, war er auch in dieser wichtigen Prüfungszeit sich selbst treu geblieben. In seiner ganzen Bildung stets vom Einzelnen zum Allgemeinen fortschreitend, ohne seine Sympathien sofort an allgemeine Ideen hinzugeben, faßte und behandelte er anfangs auch die französische Revolution nicht nach ihrer universellen Bedeutung, nicht, so zu sagen, vom Standpunkte der Idee aus, sondern er stellte die Erscheinungen dar, in denen sie sich äußerte. Erst viel später trat die Zeit ein, wo er seinen eigenen Standpunkt allen diesen Fragen gegenüber änderte.

Der Bürgergeneral.

Ein

Luſtſpiel in einem Aufzuge.

Zweite Fortſetzung der beiden Billets

Personen.

Rose.
Görge.
Märten.
Der Edelmann.
Schnaps.
Der Richter.
Bauern.

Der Schauplatz ist in Martin's Hause, erst in der unteren Stube.

Erster Auftritt.

Röse. Görge.

Görge (der vom Hause mit einem Rechen herüberkommt, leicht zurück). Herrn Du, liebe Röse?

Röse (die unter die Thüre tritt). Recht wohl, lieber Görge!

Görge. Ich gehe auf die Wiese und stehe Maulwurfshaufen aus einander.

Röse. Gut!

Görge. Hernach seh' ich, wie es auf dem Acker aussieht.

Röse. Schön! Und dann kommst Du aufs Krautland und gräbst und findest mich da mit dem Frühstück.

Görge. Und da setzen wir uns zusammen und lassen es uns schmecken.

Röse. Du sollst eine gute Suppe haben.

Görge. Wenn sie noch so gut wäre! Du mußt mit essen, sonst schmeckt sie mir nicht.

Röse. Mir geht's ebenso.

Görge. Nun leb wohl, Röse!

(Röse geht, bleibt stehen, sieht sich um; sie werfen sich Kußhände zu, er kehrt zurück.)

Höre, Röse! — Die Leute reden kein wahr Wort.

Röse. Selten wenigstens. Wie so?

Görge. Sie sagen, als Mann und Frau hätte man sich nicht mehr so lieb wie vorher. Es ist nicht wahr, Röse. Wie lange haben wir uns schon? Wart!

Röse. Zwölf Wochen.

Görge. Wahrhaftig! Und da ist immer noch Görge und Röschen, und Röschen und Görge wie vorher. Nun leb wohl!

Röse. Leb wohl! Wie oft haben wir das nicht schon gesagt!

Görge (entfernt sich). Und wie oft werden wir es noch sagen!

Röse. Und uns immer wieder suchen und finden.

Görge (stille stehend). Das ist eine Lust!

Röse. Ich komme gleich nach. Leb wohl!

Görge (gehend). Leb wohl!

Röse (unter der Thür). Görge!
Görge (zurückkommend). Was giebt's?
Röse. Du hast was vergessen.
Görge (sich umsehend). Was denn?
Röse (ihm entgegenspringend). Noch einen Kuß!
Görge. Liebe Röse!
Röse. Lieber Görge! (Küssend.)

Zweiter Auftritt.

Die Vorigen. Der Edelmann.

Edelmann. Brav, Ihr Kinder! Brav! An Euch merkt man nicht, daß die Zeit vergeht.
Görge. Wir merken's auch nicht, gnädiger Herr.
Röse (bedeutend). Sie werden's auch bald nicht mehr merken.
Edelmann. Wie so?
Röse. Machen Sie nur kein Geheimniß daraus! — Sie ist ja so hübsch.
Edelmann (lächelnd). Wer?
Görge. Hm, Röse, Du hast Recht. Ja wol, recht hübsch.
Röse. Und Sie sind auch so ein schöner junger Herr.
Edelmann. Görge, darf sie das sagen?
Görge. Jetzt eher als sonst. Denn ich will's nur gestehen, ich bin oft eifersüchtig auf Sie gewesen.
Edelmann. Du hast's auch Ursache gehabt. Röse gefiel mir immer.
Röse. Sie scherzen, gnädiger Herr.
Görge. Es ist mir nur immer gar zu ernstlich vorgekommen.
Röse. Er hat mich oft genug gequält.
Görge. Und sie mich auch.
Edelmann. Und jetzt?
Görge. Jetzt ist Röse meine Frau, und, ich denke, eine recht brave Frau.
Edelmann. Das ist gewiß.
Röse (bedeutend). Und Sie? —
Edelmann. Nun?
Görge (mit Buckingen). Darf man gratuliren?
Edelmann. Wem?
Röse (sich neigend). Wenn Sie's nicht unanädig nehmen wollen —
Görge. Sie werden bald auch ein allerliebstes Weibchen haben.
Edelmann. Daß ich nicht wüßte.
Röse. In wenig Tagen leugnen Sie es nicht mehr.

Görge. Und sie ist so liebenswürdig.

Edelmann. Wer denn?

Röse. Fräulein Karoline, die neulich mit der alten Tante hier zum Besuche war.

Edelmann. Daher habt Ihr Euern Argwohn? Wie Ihr sein seid!

Görge. Ich dächte doch, so etwas ließe sich einsehen.

Röse. Es ist recht schön, daß Sie sich auch verheirathen.

Görge. Man wird ein ganz andrer Mensch; Sie werden's sehen.

Röse. Jetzt gefällt mir's erst zu Hause.

Görge. Und ich meine, ich wäre darin im Hause geboren.

Röse. Und wenn der Vater die Zeitungen liest und sich um die Welthändel bekümmert, da drücken wir einander die Hände.

Görge. Und wenn der Alte sich betrübt, daß es draußen so wild aussieht, dann rücken wir näher zusammen und freuen uns, daß es bei uns so friedlich und ruhig ist.

Edelmann. Das Beste, was Ihr thun könnt.

Röse. Und wenn der Vater gar nicht begreifen kann, wie er die französische Nation aus den Schulden retten will, da sag' ich: „Görge, wir wollen uns nur hüten, daß wir keine Schulden machen."

Görge. Und wenn er außer sich ist, daß man allen Leuten dort ihre Güter und ihr Vermögen nimmt, da überlegen wir zusammen, wie wir das Gütchen verbessern wollen, das wir von dem Lottogelde zu kaufen gedenken.

Edelmann. Ihr seid gescheite junge Leute.

Röse. Und glücklich.

Edelmann. Das hör' ich gern.

Görge. Sie werden's auch bald erfahren.

Röse. Das wird wieder eine Lust auf dem Schlosse werden!

Görge. Als wie zu Lebzeiten Ihrer seligen Frau Mama.

Röse. Zu der man immer lief, wenn Jemand krank war.

Görge. Die Einem so guten Spiritus auflegte, wenn man sich eine Beule gestoßen hatte.

Röse. Die so gute Salben wußte, wenn man sich verbrannt hatte.

Edelmann. Wenn ich heirathe, will ich mich nach einem Frauenzimmer umsehen, die ihr ähnlich ist.

Görge. Die ist schon gefunden.

Röse. Ich denk's. Sein Sie nicht böse, gnädiger Herr, daß wir so vorlaut sind!

Görge. Wir können's aber nicht abwarten —

Röse. Sie so glücklich zu sehen als und.
Görge. Sie müssen nicht länger zögern.
Röse. Es ist verlorne Zeit.
Görge. Und wir haben schon den Vorsprung.
Edelmann. Wir wollen sehen.
Görge. Es thut freilich nichts, wenn unser Junge ein Bischen älter ist als der Ihrige; da kann er desto besser auf den Junker Acht haben.
Röse. Das wird hübsch sein, wenn sie zusammen spielen. Sie dürfen doch?
Edelmann. Wenn sie nur schon da wären! Ja! — Meine Kinder sollen mit den Eurigen aufwachsen, wie ich mit Euch.
Röse. Das wird eine Lust sein!
Görge. Ich sehe sie schon.

Dritter Auftritt.

Die Vorigen. **Märten** am Fenster.

Märten. Röse! Röse! Wo bleibt das Frühstück?
Röse. Gleich! Gleich!
Märten. Muß ich schon wieder warten! (Das Fenster zu.)
Röse. Den Augenblick!
Görge. Mach nur, Röse!
Röse. Da werd' ich ausgeschmält.
Edelmann. Daran ist der Kuß Schuld, über dem ich Euch ertappte. Ich vergaß auch darüber mein Wildpret.
Görge. Ihre Freundlichkeit ist Schuld, gnädiger Herr!
Röse. Ja wol, ich vergaß darüber den Vater.
Görge. Und ich Wiese, Acker und Krautland.
Edelmann. Nun denn, Jedes auf seinen Weg!
(Unter wechselseitigen Begrüßungen an verschiedenen Seiten ab, und Röse ins Haus.)

Vierter Auftritt.

Märten's Stube, mit einem Kamin, einigen Schränken, einem Tisch mit Stühlen. An der Seite ein Fenster. Gegenüber eine angelehnte Leiter.

Märten. Röse.

Märten. Röse, wo bist Du?
Röse. Hier, Vater.
Märten. Wo bleibst Du?

Röse. Der gnädige Herr kam gegangen, und wie er so gut ist, schwatzte er mit uns.

Märten. Und mein Kaffee?

Röse (auf den Kamin deutend). Steht hier.

Märten. Das seh' ich. Aber die Milch?

Röse. Ist gleich warm. (Geht nach dem Schranke, öffnet ihn mit einem Schlüssel des Bundes, das sie anhängen hat, nimmt Rahm heraus und setzt ihn in den Kamin.)

Märten (indessen). Röse, das ist nicht hübsch!

Röse (beschäftigt). Was denn, Vater?

Märten. Daß Du mich ganz und gar über Görgen vergissest.

Röse (wie oben). Wie so?

Märten. Mit ihm hast Du geplaudert; für ihn hast Du gesorgt.

Röse. Auch, Vater. Ich hab' ihm ein Butterbrod gegeben.

Märten. Für ihn allein sorgst Du.

Röse. Nicht doch! Für Euch so gut wie für ihn.

Märten. Und doch versprachst Du mir, wenn ich Dich heirathen ließe —

Röse. Sollte Alles bleiben vor wie nach.

Märten. Hältst Du nun Wort?

Röse. Gewiß. Hier ist der Kaffee.

Märten. Bist Du alle Morgen gleich bei der Hand wie sonst?

Röse. Hier ist die Milch. (Sie läuft wieder nach dem Schranke.)

Märten. Und muß ich nicht auf Alles warten?

Röse. Hier die Tasse! Der Löffel! Der Zucker! Wollt Ihr auch ein Butterbrod?

Märten. Nein, nein. — Du bleibst mir die Antwort schuldig.

Röse (auf das Frühstück deutend). Hier steht sie.

Märten. Es mag gut sein. Erzähle mir etwas!

Röse. Ich muß fort.

Märten. Schon wieder?

Röse. Görgen die Suppe bringen; Der mag den Kaffee nicht.

Märten. Warum ißt er sie nicht zu Hause?

Röse. Er will erst was arbeiten. Auf dem Krautlande hat er eine Laube gebaut, da machen wir ein Feuerchen an, wärmen die Suppe und verzehren sie mit einander.

Märten. So geh hin! Es ist doch nicht anders.

Röse. Wie meint Ihr?

Märten. Vater und Mutter verlaßt Ihr und folgt dem Manne nach.

Röse. So soll's ja sein.

Märten. Geh nur!

Röse. Zu Mittag sollt Ihr ein gut Essen haben; ich sage nicht, was.

Märten. Schon recht.

Röse. Seid nicht verdrießlich!

Märten. Nein doch!

Röse. So lebt wohl!

Märten. Geh nur! Ich komme auch hinaus.

Fünfter Auftritt.

Märten allein, sitzend und trinkend.

Es ist gut, daß sie geht. Schnaps sagte mir gestern im Vorbeigehen, wenn die Kinder im Feld wären, wollte er mich besuchen und mir viel Neues erzählen. — Ein vertrackter Kerl, der Schnaps! Alles weiß er! — Wenn er nur mit Görgen besser stände! Aber Der hat geschworen, wenn er ihn wieder im Hause trifft, will er ihn lederweich schlagen. Und Görge hält sein Wort. — Ein guter Bursch! Ein beftiger Bursch! — Ich höre was. (An der Thüre.) Ha! Ha! Schnaps! — Da ist er ja.

Sechster Auftritt.

Märten. Schnaps.

Schnaps (hereinsehend). Seid Ihr allein, Vater Martin?

Märten. Nur herein!

Schnaps (einen Fuß hereinsetzend). Görgen sah ich gehen; ist Röse nach?

Märten. Ja, Gevatter Schnaps, wie immer.

Schnaps. Da bin ich.

Märten. Ihr seid vorsichtig.

Schnaps. Das ist die erste Tugend.

Märten. Wo kommt Ihr her?

Schnaps. Hm! Hm!

Märten. Seit acht Tagen hat man Euch nicht gesehen.

Schnaps. Ich glaub' es.

Märten. Habt Ihr auswärts eine Kur verrichtet?

Schnaps. Vater Martin! — Ich habe kuriren gelernt.

Märten. Gelernt? — Als wenn Ihr noch was zu lernen brauchtet.

Schnaps. Man lernt nie aus.

Märten. Ihr seid bescheiden.

Schnaps. Wie alle große Männer.

Märten. Nun, was die Größe betrifft — Ihr seid ja kleiner als ich.
Schnaps. Vater Martin, davon ist die Rede nicht. Aber hier, hier! (Auf die Stirn deutend.)
Märten. Ich verstehe.
Schnaps. Und da giebt's Leute in der Welt, die das zu schätzen wissen.
Märten. Ohne Zweifel.
Schnaps. Da findet man Zutrauen —
Märten. Ich glaub's.
Schnaps. Da erfährt man —
Märten (ungeduldig). Was denn? Sagt!
Schnaps. Und erhält Aufträge.
Märten. Geschwind! Was giebt's?
Schnaps (bedeutend). Man wird ein Mann von Einfluß.
Märten. Ist's möglich?
Schnaps. In wenig Tagen erfahrt Ihr's.
Märten. Nur gleich! Nur heraus damit!
Schnaps. Ich kann nicht. Schon das ist genug gesagt.
Märten (bedenklich). Gevatter Schnaps —
Schnaps. Was giebt's?
Märten. Seht mich an!
Schnaps. Nun?
Märten. Gerad in die Augen!
Schnaps. So?
Märten. Scharf!
Schnaps. Zum Henker! Ich seh' Euch ja an. Mich wundert's, daß Ihr meinen Blick ertragen könnt.
Märten. Hört!
Schnaps. Was soll's?
Märten. Wäre das, was Ihr zu erzählen habt —
Schnaps. Wie meint Ihr?
Märten. Nicht etwa wieder so eine Historie —
Schnaps. Wie könnt Ihr so denken?
Märten. Oder —
Schnaps. Nicht doch, Vater Martin!
Märten. Oder von den vielen Schnäpsen,*) Euern hochansehnlichen Vorfahren?

*) Im „Stammbaum" (s. Vorbemerkung, S. 205) führt Schnaps sein Geschlecht auf die Zeit Karl's des Großen zurück, dessen Tochter die Geliebte seines ersten Ahnherrn gewesen ist; sein zweiter Ahnherr hat dem Kaiser Rudolf von Schwaben die rechte Hand abgehauen. (Vgl. die Inhaltsangabe bei Goedeke, Ausgabe von Goethe's Werken, 1867, Bd. XVIII. Seite X.)

Schnaps. Das war Scherz, lauter Scherz! Nun fängt's an, Ernst zu werden.

Märten. Ueberzeugt mich!

Schnaps. Nun denn! Weil Ihr's seid.

Märten. Ich bin äußerst neugierig.

Schnaps. So hört! — Sind wir auch sicher?

Märten. Ganz gewiß! Görge ist aufs Feld und Röse zu ihm.

Schnaps (mit Vorbereitung). Sperrt die Ohren auf! Sperrt die Augen auf!

Märten. So macht denn fort!

Schnaps. Ihr habt oft gehört — Es lauscht doch Niemand?

Märten. Niemand.

Schnaps. Daß die berühmten Jakobiner — Es ist doch Niemand versteckt?

Märten. Gewiß nicht.

Schnaps. Gescheite Leute in allen Ländern aufsuchen, kennen benutzen.

Märten. So sagt man.

Schnaps. Nun ist mein Ruf — Ich höre Jemand!

Märten. Nein doch!

Schnaps. Mein Ruf über den Rhein erschollen —

Märten. Das ist weit.

Schnaps. Und man giebt sich schon seit einem halben Jahre alle erdenkliche Mühe —

Märten. So fahrt nur fort!

Schnaps. Mich für die Sache der Freiheit und Gleichheit zu gewinnen.

Märten. Das wäre!

Schnaps. Man kennt in Paris meinen Verstand.

Märten. Ei! Ei!

Schnaps. Meine Geschicklichkeit.

Märten. Kurios!

Schnaps. Genug, die Herren Jakobiner sind seit einem halben Jahre um mich herumgeschlichen, wie die Katze um den heißen Brei, —

Märten. Ich kann mich nicht genug verwundern.

Schnaps. Bis man mich vor acht Tagen in die Stadt bestellte.

Märten. Ihr solltet einen Fremden kuriren, der das Bein gebrochen hatte. So sagtet Ihr.

Schnaps. So hatte man mir gesagt.

Märten. Wir wunderten uns, —

Schnaps. Ich auch.

Märten. Ob's denn nicht auch in der Stadt Chirurgen gäbe?
Schnaps. Genug, ich wunderte mich — und ging.
Märten. Da habt Ihr wohl getan.
Schnaps. Ich finde meinen Patienten —
Märten. Wirklich?
Schnaps. Und wie ich den Fuß anfinde —
Märten. Nun?
Schnaps. Ist er so gesund wie meiner.
Märten. Was?
Schnaps. Ich erstaune.
Märten. Das glaub' ich.
Schnaps. Der Herr lacht —
Märten. Natürlich.
Schnaps. Und fällt mir um den Hals.
Märten. Ist's möglich?
Schnaps. „Bürger Schnaps!" ruft er aus.
Märten. Bürger Schnaps? Das ist kurios!
Schnaps. „Wertbester Bruder!"
Märten. Und weiter?
Schnaps. Genug, er eröffnete mir Alles.
Märten. Was denn?
Schnaps. Daß er ein Abgesandter des Jakobinerklubbs sei.
Märten. Wie sah er denn aus?
Schnaps. Wie ein andrer Mensch.
Märten. Habt Ihr Euch nicht vor dem Manne gefürchtet?
Schnaps. Ich mich fürchten?
Märten. Und habt mit ihm gesprochen wie mit Euresgleichen?
Schnaps. Natürlich! Alle Menschen sind gleich.
Märten. So sagt nur!
Schnaps. Was soll ich Alles weitläufig erzählen?
Märten. Ich hör' es gern.
Schnaps. Er nahm mich in seine Gesellschaft auf.
Märten. Wie ging das zu?
Schnaps. Mit vielen Ceremonien.
Märten. Die möcht' ich wissen.
Schnaps. Ihr könnt Alles sehen.
Märten. Wie so?
Schnaps. Gebt Acht! Hier im Barbiersacke*) trage ich das ganze Geheimniß.

*) Goethe erzählt bei Eckermann (Gespräche, II. 32) und in der „Kampagne in Frankreich", daß das Felleisen mit den Sachen wirklich etwas

Märten. Ich bin neugierig.

Schnaps. „Ich habe schon Viele hier im Lande angeworben —"

Märten. So ist das doch wahr!

Schnaps. „Aber Keinen gefunden, auf den ich mehr Vertrauen setze als auf Euch."

Märten. Das ist schmeichelhaft.

Schnaps. „So erfüllt nun meine Hoffnungen! —"

Märten. Und wie?

Schnaps. „Geht zu Euern Freunden und macht sie mit unsern Grundsätzen bekannt!"

Märten. Laßt sie hören!

Schnaps. Gleich! — „Und wenn Ihr tausend redliche —"

Märten. Tausend Redliche? Das ist viel!

Schnaps. „Wohldenkende und bessere Leute beisammen habt —"

Märten. Nun?

Schnaps. „So fangt die Revolution in Euerm Dorfe an!"

Märten. In unserm Dorfe? Hier, in unserm Dorfe?

Schnaps. Freilich!

Märten. Behüt' uns Gott!

Schnaps. Ei, wo denn?

Märten. Eh, was weiß ich? Da oder dort! Ueberall, nur nicht hier!

Schnaps. Hört nur! Nun kommt das Wichtigste.

Märten. Noch was Wichtigers?

Schnaps. „Fangt die Revolution an!" sagte er.

Märten. Gnad' uns Gott!

Schnaps. „Ich gebe Euch dann völlige Autorität und mache Euch hiermit —"

Märten. Wozu?

Schnaps. „Zum Bürgergeneral."

Märten. Zum General? — Herr Schnaps, Herr Schnaps! Das klingt nun fast wieder nach dem ostindischen General-Gouverneur.*)

Schnaps. Stille! Es ist nicht Zeit, zu scherzen.

Märten. Es scheint.

Schnaps. „Und zum Zeichen geb' ich Euch diesen Schnurrbart —"

Märten. Einen Schnurrbart?

Schnaps. „Den jeder Bürgergeneral tragen muß."

*) Im „Stammbaum" hatte Dieser angeblich dem Schnaps aus Surinam angezeigt, daß dessen Vetter gestorben wäre und ihn zum Universalerben eingesetzt hätte; Schnaps benutzte dies, um von dem Alten Reisegeld zu erhalten, damit er jene Erbschaft erheben könne.

Märten. Ist's möglich!

Schnaps (hat den Schnurrbart angeklebt). „Ihr habt nun ein Ansehen —"

Märten. Wahrhaftig!

Schnaps. „Eine Autorität —"

Märten. Zum Erstaunen!

Schnaps. „Und an der Spitze der Freigesinnten werdet Ihr Wunder thun."

Märten. Ohne Zweifel, Herr General.

Schnaps. Man sagt nicht: „Herr General." Man sagt: „Mein General, Bürgergeneral!" — Es ist kein Mensch ein Herr.

Märten. Mein General!

Schnaps. Was giebt's, Bürger?

Märten. Ich bin nur ein Bauer.

Schnaps. Wir sind Alle Bürger.

Märten. So sagt mir nur, wo das hinaus will!

Schnaps. Unsre Grundsätze heißt man das.

Märten. Worauf es hinaus will?

Schnaps. Ja.

Märten. Ich dächte fast, es ginge auf Schläge hinaus.

Schnaps. Nun mußt Ihr hören —

Märten. Was denn?

Schnaps. Die Grundsätze, die ich ausbreiten soll.

Märten. Die hatt' ich ganz und gar vergessen.

Schnaps. Hört!

Märten (der zufälligerweise im Auf- und Abgehen an das Fenster kommt). O weh!

Schnaps. Was giebt's?

Märten. Herr General! Mein General! — Da kommt Görge den Berg herein.

Schnaps. Verflucht!

Märten. Herr — Mein General! Er hat einen großen Prügel.

Schnaps (nach dem Fenster laufend). Ich bin in großer Verlegenheit.

Märten. Das glaub' ich.

Schnaps. Ich fürchte —

Märten. So kommt mir's vor.

Schnaps. Meint Ihr etwa Görgen?

Märten. Nein doch, den Prügel.

Schnaps. Nichts in der Welt, als verrathen zu werden.

Märten. Da habt Ihr Recht.

Schnaps. Die gute Sache würde leiden, wenn man unsre Absicht zu früh entdeckte.
Märten. Gewiß.
Schnaps. Versteckt mich!
Märten. Steigt auf den Boden!
Schnaps. Ja, ja!
Märten. Nur unters Heu!
Schnaps. Ganz recht.
Märten. Nur fort, Herr General! Der Feind ist in der Nähe.
Schnaps. Geschwind den Sack her! (Er nimmt den Barrenstock auf.)
Märten. Fort! Fort!
Schnaps (indem er die Leiter hinaufsteigt). Verrathet mich ja nicht!
Märten. Nein, nein!
Schnaps. Und denkt nicht, daß ich mich fürchte!
Märten. Nicht doch!
Schnaps. Lauter Klugheit!
Märten. Die ist zu loben. Nur zu!
Schnaps (ganz oben, indem er hineinsteigt). Lauter Klugheit!

Siebenter Auftritt.

Märten. Görge mit einem Stock.

Görge. Wo ist der Schurke?
Märten. Wer?
Görge. Ist es wahr, Vater?
Märten. Was denn?
Görge. Rose sagte mir, sie hätte, da sie weggegangen wäre, Schnapsen ins Haus schleichen sehen.
Märten. Er kam; ich habe ihm aber gleich die Wege gewiesen.
Görge. Da habt Ihr wohl gethan. Ich schlag' ihm Arm und Bein entzwei, wenn ich ihn hier antreffe.
Märten. Du bist gar zu aufgebracht.
Görge. Was? Nach allen den Streichen?
Märten. Das ist vorbei.
Görge. Er hat noch keine Ruhe. Jetzt, da Rose meine Frau ist —
Märten. Was denn?
Görge. Hört er nicht auf, uns zu necken, uns zu beunruhigen.
Märten. Und wie denn?
Görge. Da sagt er zu Rosen im Vorbeigehen: „Guten Abend, Rose! Wie Ihr doch allen Leuten in die Augen stecht! Der Offizier, der da durchritt, hat nach Euch gefragt."

Märten. Das kann wol wahr sein.

Görge. Was braucht er's wiederzusagen? Nein, es sind lauter Lügen.

Märten. Wahrscheinlich.

Görge. Da kommt er einmal und sagt: „Der Fremde, der auf dem Schlosse gewohnt hat, der hat Euch recht gelobt. Wollt Ihr ihn in der Stadt besuchen? Es wird ihm recht lieb sein. Er wohnt in der langen Straße Numero 636."

Märten. Das heißt man ja kuppeln.

Görge. Er ist Alles im Stande.

Märten. Ich glaub's wol.

Görge. Und Röse giebt ihm immer was ab, wie er's verdient, und der böse Kerl trägt's ihr nach. Ich fürchte, er thut uns einen Possen.

Märten. So böse ist er doch nicht. Er spaßt nur.

Görge. Ein schöner Spaß! Ich will ihn aber treffen.

Märten. Nimm Dich in Acht! Das kostet Strafe.

Görge. Die bezahl' ich gern. Und ich will's ihm gedenken, daß er mich jetzt von Rösen weggesprengt hat. Wenn er nur nicht gar draußen bei ihr ist! Geschwind, geschwind! Ich muß fort. (Eilig ab.)

Achter Auftritt.

Märten, hernach **Schnaps**.

Märten. Ein Glück, daß er ihn nicht vermuthet! Das hätte schöne Händel gesetzt! (Am Fenster.) Wie er läuft! Er ist schon am Berge. Nun kann mein General wieder aus dem Hinterhalte hervorkommen. Es ist doch kurios, daß jetzt die schlimmsten Leute immer in die Höhe kommen! Man liest's in allen Zeitungen. Der da oben taugt nun ganz und gar nichts und kommt zu solchen Ehren! Wer weiß, was noch daraus wird! Es sind gefährliche Zeiten; man weiß gar nicht mehr, wen man um sich hat. Auf alle Fälle will ich ihm schmeicheln. Er muß mir wol wieder. — Mein General!

Schnaps (an der Bodenthüre: es fällt Heu herunter). Ist er fort?

Märten. Schon weit weg.

Schnaps (mit Heu bedeckt). Ich komme schon.

Märten. Ihr seht verwesselt aus, General Schnaps.

Schnaps (auf der Leiter sich reinigend). Das ist im Felde nicht anders; man kann nicht Alles sauber haben.

Märten. Kommt nur herunter!

Schnaps. Ist er wirklich fort?

Märten. Schon weit weg. Er war besorgt, Ihr möchtet indessen zu Rösen schleichen, und lief, als wenn es hinter ihm brennte.

Schnaps (herunterkommend). Vortrefflich! Nun schließt mir aber die Hausthür zu!

Märten. Das sieht verdächtig aus.

Schnaps. Besser verdächtig als ertappt. Schließt zu, Vater Martin! Mit wenig Worten sag' ich Euch Alles.

Märten (gehend). Nun gut!

Schnaps. Wenn Jemand pocht, pack ich ein und schleiche mich zur Hinterthür hinaus, und Ihr macht, was Ihr wollt.

Neunter Auftritt.

Schnaps, hernach Märten.

Schnaps. Wenn ich ihm nur erst ein Frühstück abgewonnen hätte! Eine rechte Schande! Ein reicher Mann und immer so knauserig! (Er schleicht an den Schränken herum.) Alles verschlossen wie gewöhnlich, und Röse hat wieder die Schlüssel mit. — Hernach brauch' ich noch ein paar Laubthaler patriotische Kontribution. (Wieder am Schranke.) Die Thüren klappern, die Schlösser sind schlecht verwahrt. Der Magen knurrt, der Beutel noch ärger. Schnaps! Bürgergeneral! Frisch dran! Mach ein Probestück Deines Handwerks!

Märten (zurückkommend). Alles ist verwahrt! Nun seid kurz!

Schnaps. Wie es die Sache zuläßt.

Märten. Ich fürchte, die Kinder kommen zurück.

Schnaps. Das hat Zeit. Wenn sie beisammen sind, wissen sie nicht, wenn's Mittag oder Abend ist.

Märten. Ihr wagt am Meisten.

Schnaps. So hört mich!

Märten. So macht fort!

Schnaps (nach einer Pause). Doch wenn ich bedenke —

Märten. Noch ein Bedenken?

Schnaps. Ihr seid ein gescheiter Mann, das ist wahr.

Märten. Großen Dank!

Schnaps. Doch ohne Studien.

Märten. Das ist meine Sache nicht.

Schnaps (wichtig). Den guten, unstudirten Leutchen, die man sonst den gemeinen Mann zu nennen pflegte —

Märten. Nun?

Schnaps. Trägt man eine Sache besser durch Exempel, durch Gleichnisse vor,

Märten. Das läßt sich hören.

Schnaps. Also zum Exempel — (Er geht heftig auf und nieder und stößt an Märten.)

Märten. Zum Exempel? Das ist grob.

Schnaps. Verzeiht, ich war in meiner Revolutionslaune.

Märten. Die gefällt mir ganz und gar nicht.

Schnaps. Zum Exempel — (auf Märten losgehend.)

Märten. Bleibt mir vom Leibe!

Schnaps. Zum Exempel, wir haben uns vereinigt.

Märten. Wer?

Schnaps. Wir Beide und noch Neunhundertneunundneunzig.

Märten. Ehrliche Leute?

Schnaps. Das macht Tausend.

Märten. Richtig.

Schnaps. Gehen wir gewaffnet auf den Edelhof, mit Flinten und Pistolen —

Märten. Wo sollen die Flinten und Pistolen herkommen?

Schnaps. Das findet sich Alles. Seht Ihr nicht, daß ich schon einen Säbel habe? (Er nimmt Märten an die eine Seite des Theaters.)

Märten. Ei wol!

Schnaps. Wir ziehen auf den Edelhof und stellen den Edelmann zur Rede. Da kommen wir nun hinein. (Er agirt das Hereinkommen.)

Märten (macht sich los). Hört nur, ich muß Euch sagen, ich mag nicht mitgehen. Wir sind dem Edelmanne viel Dank schuldig.

Schnaps. Narrenspossen! Dankbarkeit ist das, was Ihr zum Voraus abschaffen müßt.

Märten. Wie ist das möglich?

Schnaps. Es ist ganz natürlich. Schafft sie nur ab! Ihr werdet finden, der Undank ist die bequemste Sache von der Welt.

Märten. Hätt' ich nicht gedacht!

Schnaps. Probirt's und kommt! Macht keine Umstände! Es ist ja nur ein Gleichniß.

Märten. Ja so, ein Gleichniß.

Schnaps (nimmt ihn wieder an die Seite). Nun kommen wir herein. — Aber wißt Ihr, was?

Märten. Nun?

Schnaps. Es ist besser, daß Ihr den Edelmann macht. (Er führt ihn hinüber.) Stellt Euch hierher!

Märten. Meinetwegen!

Schnaps. Ich komme mit dem Bürgerausschuß.
Märten. Mit den Neunhundertneunundneunzig?
Schnaps. Drüber oder drunter.
Märten. Gut.
Schnaps. Herr, sag' ich —
Märten. Nur gemach!
Schnaps. Nein! Das war nicht recht; es soll Niemand ein Herr sein.
Märten. Nun, wie sagt Ihr denn?
Schnaps. Warte! — Kurz und gut! Im Namen der Freiheit und Gleichheit macht Eure Keller auf und Eure Vorrathskammern! Wir wollen essen, und Ihr seid satt.
Märten. Wenn's nach Tische ist, mag's angehen.
Schnaps. Thut Eure Garderoben auf! Wir sind entblößt.
Märten. Pfui! Ihr werdet doch nicht —
Schnaps. Nicht anders. Thut Eure Beutel auf! Wir sind nicht bei Gelde.
Märten. Das glaubt Euch Jedermann.
Schnaps. Nun antwortet!
Märten. Ja, was soll ich sagen?
Schnaps (aufbrausend und trotzig). Was wollt Ihr sagen?
Märten. Nur gemach!
Schnaps. Was könnt Ihr sagen? Ihr seid ein Verweigner! (Auf den Schrank losgehend.) Ihr habt verschlossne Gewölbe!
Märten. Das ist Rösens Milchschrank.
Schnaps (natürlich). Pfui! Ihr müßt im Gleichnisse bleiben.
Märten. Ja so!
Schnaps (wie oben). Und versperrte Kasten!
Märten. Da sind Kleider drin.
Schnaps. Wo sind die Schlüssel?
Märten. Röse hat sie mitgenommen. Sie ist sehr häuslich, sehr sorgfältig; sie verschließt Alles und trägt die Schlüssel bei sich.
Schnaps. Ausflüchte! Weitläufigkeiten! Wo sind die Schlüssel?
Märten. Ich habe sie nicht.
Schnaps. So werd' ich aufbrechen müssen. (Er zieht den Säbel und macht sich an den Schrank.)
Märten. Reitet Euch der Henker?
Schnaps. Das ist nur zum Exempel.
Märten. Laßt das bleiben!
Schnaps. Was! Ihr wollt Euch widersetzen? (Er bricht an den Kasten.)

Märten. Seid Ihr denn vom Teufel besessen?

Schnaps. Das muß auf! (Er tritt.) Krick! Krack!

Märten (herumlaufend). Röse! Röse! Wo bist Du?

Schnaps (tritt). Es geht! Krick! Krack!

Märten. Görge! Görge!

Schnaps. So haltet Euer Maul und bedenkt, daß ich es Euch nur erzählungsweise vorbringe!

Märten. Nur erzählungsweise? Ich dächte, es wäre handgreiflich genug.

Schnaps. Bedenkt doch! Ihr seid jetzt der Edelmann. (Der Schrank geht indessen auf.)

Märten. Gott bewahre mich! Da steht der Schrank auf. Die Leisten sind weggebrochen, das Schloß verdorben. Was wird Röse sagen? Packt Euch zum Henker! Wißt Ihr, daß ich das nicht leide, daß das Grobheiten sind, Ungezogenheiten, daß ich die Nachbarn rufen werde, daß ich zum Richter gehen werde?

Schnaps (der sich indessen im Schranke umgesehen und die Tüte visitirt hat). Zum Richter, Euerm Todfeind? Zu dem stolzen Kerl?

Märten. Pest!

Schnaps. Wißt nur, daß Ihr Richter werden müßt, wenn wir nur hier erst den Freiheitsbaum errichtet haben!

Märten. Richter? Ich weiß wol noch, wie ich geheimer Landrichter*) werden sollte.

Schnaps. Das sind jetzt andre Zeiten; man betriegt Niemand mehr.

Märten. Das wäre mir lieb.

Schnaps. Man hat Niemand zum Besten.

Märten. Das ist mir angenehm.

Schnaps. Nun, vor allen Dingen —

Märten. Macht, daß ich Richter werde!

Schnaps. Ohne Zweifel. — Vor allen Dingen aber hört, wovon die Rede ist!

Märten. Die Rede ist, daß wir die Schränke wieder zumachen.

Schnaps. Mit Nichten.

Märten. Daß wir die Leisten wieder annageln.

Schnaps. Keineswegs! Die Rede ist, daß Ihr begreift, warum man mich zum General gemacht hat.

Märten. Das seh' ich freilich nicht so deutlich ein.

Schnaps. Also exempli gratia —

*) Ein Versprechen, welches Schnaps dem Märten im „Stammbaum" gemacht hat.

Märten. Noch ein Exempel?
Schnaps. Wir haben ja noch keins gehabt.
Märten. Nur zu viel!
Schnaps. Ich sage also — (Er holt einen großen Milchtopf und setzt ihn auf den Tisch.)
Märten. Um Gottes willen rührt mir den Topf nicht an! Rose sagt, das wäre jetzt ihr bester.
Schnaps. Das ist mir lieb zu hören.
Märten. Nehmt doch einen kleinen Topf, wenn's ja sein soll!
Schnaps. Nein, ich brauche den größten zu meinem Exempel.
Märten. Nun, so sag' ich Euch kurz und gut, daß ich von allem dem Zeuge nichts wissen will.
Schnaps. So!
Märten. Und daß Ihr Euch aus dem Hause packen könnt.
Schnaps. Ei!
Märten. Und daß ich ganz und gar nichts hören will.
Schnaps. Ihr wollt nichts hören?
Märten. Nein!
Schnaps. Ihr wollt nichts wissen?
Märten. Nein!
Schnaps. Nichts annehmen?
Märten. Nein!
Schnaps (zieht den Säbel). So wißt, daß ich Euch das Verständniß eröffnen werde!
Märten. Mit dem Säbel? Das ist eine schöne Manier.
Schnaps (ihm zu Leibe gehend). So wißt, daß Ihr schuldig seid, Euch zu unterrichten, neue Gedanken zu erfahren, daß Ihr gescheit werden müßt, daß Ihr frei werden müßt, daß Ihr gleich werden müßt, Ihr mögt wollen oder nicht!
Märten (bei Seite). Görge! Görge! Kämst Du nur! Ich wollt' ihn nicht verstecken.
Schnaps. Ihr hört also gern?
Märten. Gewiß.
Schnaps. Und habt keine Abneigung, Euch zu unterrichten?
Märten. Keineswegs.
Schnaps. So ist's recht!
Märten. Ich find' es auch.
Schnaps. Nun gebt Acht!
Märten. Recht gern.
Schnaps. Dieser Topf stellt ein Dorf vor.
Märten. Ein Dorf?
Schnaps. Oder eine Stadt.

Märten. Kurios!

Schnaps. Oder eine Festung.

Märten. Wunderlich!

Schnaps. Ja, zum Exempel eine Festung.

Märten (bei Seite). Wenn ich nur die Exempel los wäre!

Schnaps. Ich ziehe davon.

Märten. Was giebt das?

Schnaps. Ich fordere sie auf. Treteng! Treteng! (Die Trompete nachahmend.)

Märten. Er ist ganz und gar verrückt.

Schnaps. Sie macht Mäuse*) und will sich nicht ergeben.

Märten. Daran thut sie wohl. (Bei Seite.) Wenn nur Rose käme, die Festung zu entsetzen!

Schnaps. Ich beschieße sie! Pu! Pu!

Märten. Das wird arg!

Schnaps. Ich mache ihr die Hölle heiß. Ich setze ihr Tag und Nacht zu. Pu! Pu! Pu! Sie ergiebt sich.

Märten. Da thut sie übel.

Schnaps (nähert sich dem Topfe). Ich ziehe hinein.

Märten. Es wird ihr schlimm gehen.

Schnaps (nimmt den Löffel). Ich versammle die Bürgerschaft.

Märten. Nun ist's aus.

Schnaps. Die Wohlgesinnten kommen eilig. Da laß' ich mich nieder (er setzt sich) und rede sie an.

Märten. Du armer Topf!

Schnaps. Bruder Bürger! sag' ich.

Märten. Das klingt freundlich genug.

Schnaps. Leider seh' ich Euch uneins.

Märten. Im Topfe ist es ja ganz stille.

Schnaps. Es ist eine heimliche Gährung.

Märten (horchend). Ich spüre nichts davon.

Schnaps. Ihr habt den ursprünglichen Zustand der Gleichheit verlassen.

Märten. Wie so?

Schnaps (patzetisch). Da Ihr zusammen noch reine Milch wart, fand sich ein Tropfen wie der andere.

Märten. Das läßt sich nicht leugnen.

Schnaps. Nun aber seid Ihr sauer geworden.

Märten. Die Bürger?

*) Sprichwörtlicher Ausdruck für „Schwierigkeiten machen", unbekannten Ursprungs. (Vgl. Sanders' Wörterbuch.)

Schnaps. Ihr habt Euch geschieden.

Märten. Sieh doch!

Schnaps. Und ich finde, die Reichen, die unter dem sauern Rahm vorgestellt werden —

Märten. Das ist schnakisch!

Schnaps. Die Reichen schwimmen oben.

Märten. Die Reichen sind der saure Rahm? Ha! ha!

Schnaps. Sie schwimmen oben! Das ist nicht zu dulden.

Märten. Es ist unleidlich!

Schnaps. Ich schöpfe sie also ab. (Er schöpft auf einen Teller.)

Märten. O weh! Nun geht's drüber her.

Schnaps. Und wie ich den Rahm abgehoben habe, find' ich die Schlippermilch.

Märten. Natürlich.

Schnaps. Die ist auch nicht zu verachten.

Märten. Mich däucht.

Schnaps. Das ist so der hübsche, wohlhabende Mittelstand.

Märten. Die Schlippermilch der Mittelstand? Was das für Einfälle sind!

Schnaps. Davon nehme ich nach Gutdünken. (Er schöpft.)

Märten. Der versteht's.

Schnaps. Nun rühre ich sie unter einander (er rührt) und lehre sie, wie man sich verträgt.

Märten. Was soll's nun?

Schnaps (steht auf und geht nach dem Schranke). Nun sehe ich mich in der Gegend um und finde — (er bringt ein großes Brod hervor) einen Edelhof.

Märten. Das ist ja ein Brod.

Schnaps. Die Edelleute haben immer die besten Aecker in der Flur; drum werden sie billig unter dem Brode vorgestellt.

Märten. Das soll auch dran?

Schnaps. Natürlich! Es muß Alles gleich werden.

Märten (bei Seite). Hätte er nur den Säbel nicht anhangen! Das macht unser Spiel verwünscht ungleich.

Schnaps. Da wird nun auch das Nöthige abgeschnitten und —

Märten (bei Seite). Käme nur Görge!

Schnaps. Auf dem Reibeisen gerieben.

Märten. Gerieben?

Schnaps. Ja, um den Stolz, den Uebermuth zu demüthigen.

Märten. Ja, ja!

Schnaps. Und wird sodann unter das Uebrige gemischt und umgerührt.

Märten. Seid Ihr bald fertig?

Schnaps (bedächtig). Nun fehlen noch die geistlichen Güter.

Märten. Wo sollen die herkommen?

Schnaps. Hier sind' ich eine Zuckerschachtel. (Er greift nach der, welche bei dem Kaffeezeuge steht.)

Märten (hält ihm in den Arm). Laßt stehen! Rührt sie nicht an! Röse wiegt mir immer für die ganze Woche Zucker ab; damit muß ich reichen.

Schnaps (an den Säbel greifend). Bürger!

Märten. Geduld!

Schnaps. Die geistlichen Herren haben immer die schmackhaftesten, die süßesten Besitzthümer —

Märten. Es muß sie ja Jemand haben.

Schnaps. Und werden deshalb billig durch den Zucker repräsentirt. Der wird nun auch gerieben —

Märten. Was fang' ich an?

Schnaps. Und drüber geftreut.

Märten (bei Seite). Ich hoffe, Du sollst mir das bezahlen. (Ans Fenster.) Horch! Kommt Görge wol?

Schnaps. Und so ist die sauerfüße Milch der Freiheit und Gleichheit fertig.

Märten (am Fenster, leise). Es war nichts.

Schnaps. Kommt her! Was macht Ihr am Fenster?

Märten. Ich dachte, es käme Jemand.

Schnaps. Görge kommt doch nicht? (Er steht auf.)

Märten. Es ist Alles stille.

Schnaps. Laßt einmal sehen! (Er tritt an das Fenster und legt sich auf Märten.)

Zehnter Auftritt.

Die Vorigen. **Görge**, der zur Hinterthüre hereingeschlichen.

Görge (leise). Wer zum Henker ist beim Vater? Sollte das Schnaps sein?

Märten (am Fenster). Drückt mich nicht so!

Schnaps. Ich muß ja sehen. (Lehnt sich hinaus.)

Märten. Was denn?

Schnaps. Wie sich meine Soldaten betragen.

Görge (wie oben). Es ist seine Stimme! Wie sieht der Kerl aus?

Schnaps. Brav, meine wackern Freunde!

Märten. Mit wem redet Ihr?

Schnaps. Seht Ihr nicht, wie meine Leute um den Freiheitsbaum tanzen?

Märten. Seid Ihr toll? Es regt sich keine Seele.

Görge. Er ist's fürwahr! Was heißt das? Der Vater schließt sich mit ihm ein! Wie er vermummt ist! Glücklich, daß ich die Hinterthür offen fand!

Schnaps. So seht doch, wie man Euern Weibern und Töchtern Begriffe von der Freiheit und Gleichheit beibringt!

Märten (der sich losmachen will, aber von Schnaps gehalten wird). Das ist zu arg!

Görge. Was sie nur zusammen reden! Ich verstehe nichts. (Sich umsehend.) Was soll das heißen? Der Schrank offen! Saure Milch zurechte gemacht! Das soll wol ein Frühstück werden?

Schnaps (wie oben). So freut Euch doch, wie Alles einig und vergnügt ist!

Märten. In Euerm Kopfe muß es wunderlich spuken. Ich sehe nichts.

Görge (sich zurückziehend). Ich muß nur horchen.

Schnaps (Märten loslassend). Ich sehe Alles im Geiste; Ihr werdet es bald vor Euerm Hause mit Augen sehen.

Märten. In meinem Hause sehe ich schon im Voraus nichts Gutes.

Schnaps (noch einmal zum Fenster hinaussehend, für sich). Alles ist ruhig und sicher. Nun geschwind an die Mahlzeit! (Er tritt an den Tisch.)

Märten. Säh' ich Dich wo anders!

Schnaps. O Du liebliche Suppe der Freiheit und Gleichheit, sei mir gesegnet! Seht her!

Märten. Was giebt's?

Schnaps. Nun setzt sich der Bürgergeneral drüber.

Märten. Das dacht' ich.

Schnaps. Und verzehrt sie.

Märten. Allein?

Schnaps (essend). Nicht doch! — Mit den Seinigen.

Märten. Das ist honett.

Schnaps. Setzt Euch, Bürger Martin!

Märten. Danke schön!

Schnaps. Laßt's Euch schmecken!

Märten. Ich bin nicht hungrig.

Schnaps. Scheut Euch nicht vor mir! Wir sind Alle gleich.

Märten. Das merk' ich.

Schnaps. Ihr seid ein braver Bürger.

Märten. Davon weiß ich kein Wort.

Schnaps. Ihr sollt mein Korporal werden.

Märten. Viel Ehre!

Schnaps. Setzt Euch, mein Korporal!

Märten. Ihr scherzt, mein General!

Schnaps (aufstehend und komplimentirend). Mein Korporal!

Märten. Mein General!

(Görge, der sich indessen hervorgeschlichen, trifft Schnapsen mit dem Stocke, indem er sich bückt.)

Schnaps. Was ist das?

Görge. Mein General!

Märten. Bravo, Görge!

Görge (auf Schnapsen schlagend). Mein Korporal!

Schnaps. Heilige Freiheit, stehe mir bei!

Görge. Find' ich Dich so?

Märten. Nur zu!

Schnaps. Heilige Gleichheit, nimm Dich meiner an!

Görge. Singe nur! Ich schlage den Takt.

Schnaps (den Säbel ziehend und sich zur Wehre setzend). Heilige Revolutionsgewalt, befreie mich!

Görge. Was? Du willst Dich wehren?

Märten. Nimm Dich in Acht! Der Kerl ist desperat.

Görge. Der Nichtswürdige! Er soll mir kommen! (Dringt auf Schnaps ein.)

Schnaps. O weh mir!

Görge. Du sollst empfinden!

Märten. Den Säbel her!

Görge (ihn entwaffnend). Ich habe ihn schon.

Schnaps (hinter Tisch und Stühle sich verschanzend). Nun gilt Kapituliren.

Görge. Hervor!

Schnaps. Bester Görge, ich spaße nur!

Görge. Ich auch. (Er schlägt nach ihm, trifft aber um den Tisch.

Märten. Triff ihn!

Schnaps (macht sich hervor und läuft herum). Oder sonst —

Görge (ihm nach). Das soll Dir nichts helfen.

Schnaps (da er gegen das Fenster kommt). Hilfe! Hilfe!

Görge (reißt ihn weg). Willst Du schweigen?

Schnaps (wie oben). Feuer! Feuer!

Märten (rennt ihm von der andern Seite den Weg). Stopf ihm das Maul!

Schnaps (hinter zwei Stühlen verschanzt). Verschont mich! Es iſt genug!

Görge. Willſt Du heraus?

Schnaps (wirft ihnen die Stühle nach den Beinen; ſie ſpringen zurück). Da habt Ihr's!

Görge. Warte nur!

Schnaps. Wer ein Narr wäre! (Springt zur Hinterthür hinaus.)

Görge. Ich haſche Dich doch. (Ihm nach.)

Märten (ſteht und reibt das Bein, das der Stuhl getroffen hat, und hinkt den übrigen Theil des Stucks). Der Böſewicht! Mein Bein! Hat er's doch auch brav abgekriegt!

Elfter Auftritt.

Märten. Röſe, hernach Görge.

Röſe (von außen). Vater! Vater!

Märten. O weh! Röſe! Was wird Die zu der Geſchichte ſagen?

Röſe. Macht auf, Vater! Was iſt das für ein Lärm?

Märten (am Fenſter). Ich komme! Warte nur!

Görge (zur Hinterthür herein). Der verwünſchte Kerl! Er hat ſich in die Kammer eingeſperrt; ich hab' aber gleich das Vorlegeſchloß vorgelegt, er ſoll uns nicht entwiſchen.

Röſe. Vater, wo bleibt Ihr? Macht auf!

Görge. Das iſt ja Röſe.

Märten. Geh! Ich hinke. Mach ihr die Thür auf! (Görge ab.) Nun geht das Unglück an. Die arme Röſe! Der ſchöne Topf! (Setzt ſich.)

Görge (der mit Röſen hereinkommt). Sieh nur, Röſe!

Röſe. Was iſt das? Was giebt das?

Görge. Denk nur —

Röſe. Mein Topf! Vater, was heißt das?

Märten. Schnaps —

Görge. Stell Dir nur vor —

Röſe. Mein Schrank! Der Zucker! (Hin und her laufend.) O weh, o weh! Schnaps? Wo iſt er?

Görge. Sei ruhig! Er iſt eingeſperrt.

Röſe. Das iſt recht. Wir wollen ihn gleich den Gerichtsleuten überliefern. Sie kommen ſchon.

Märten (aufſpringend und hinkend). Wer?

Röſe. Die Nachbarn ſind zum Richter gelaufen, da es hier im Hauſe Lärm gab.

Märten. Zum Richter? O weh, wir sind verloren!
Röse. Mein schöner Topf!
Görge. Er soll's bezahlen.
Märten. Hört mich, Kinder, hört mich! Vergeßt Topf und Alles!
Röse. Warum nicht gar?
Märten. Schweig und höre! Wir dürfen Schnapsen nicht verrathen; wir müssen ihn verleugnen.
Görge. Das wäre schön!
Märten. So höre doch! Wir sind Alle verloren, wenn sie ihn finden. Er ist ein Abgesandter vom Jakobinerklubb.
Röse. Unmöglich! Der Schuft?
Märten. Warum nicht? Sie finden ihn in der Uniform. Er kann's nicht leugnen.
Görge. Ja, die hat er an.
Märten. Und wir werden verdächtig, wir werden eingezogen, wir müssen vors Amt! Gott weiß!
Görge. Wir könnten ja aber sagen —
Märten. Eile nur und sag, es sei nichts gewesen!
Görge. Wenn sie's nur glauben! (Eilig ab.)
Röse. Ich gebe mich nicht zufrieden. Mein schöner Topf!
Märten. Narrenspossen! Besinne Dich auf was, unsre Kopfe zu retten!
Röse. Die verliert man nicht gleich. Ihr dürft ja nur sagen, wie Euch der Kerl hätte anwerben wollen, hätte ihn Görge brav durchgeprügelt.
Märten. Das wäre vortrefflich! Warum ist Dir's nicht gleich eingefallen? Nun ist Görge hinunter und verleugnet ihn; nun sind wir verdächtig. Es ist ein Unglück, ein Unglück!
Röse. O verwünscht!

Zwölfter Auftritt.

Die Vorigen. Der Richter. Görge. Bauern.

Richter (hereindringend). Nein, nein, ich muß die Sache untersuchen.
Görge (ihn abhaltend). Es ist nichts.
Märten. Muß ich den Richter in meinem Hause sehen? Ich unglücklicher Mann!
Röse (vortretend). Bemüh Er Sich nicht, Herr Richter!
Richter. Kein Bemühen! Es ist Schuldigkeit. Wer hat Feuer geschrien?
Röse. Es war Spaß.
Richter. Man spaßt nicht so. Wer hat Hilfe gerufen?

Röſe. Ich — Ich — neckte mich mit Görgen.

Richter. Neckte Euch?

Röſe (führt den Richter herum und erzählt, indem ſie ſich beſinnt). Da hatt' ich im Milchſchranke einen ſchönen Topf ſaure Milch — und ſchloß den Schrank zu und ging weg. — Da kam Görge — Warte nur, Görge! — Da kam Görge und hatte Appetit — und brach den Schrank auf.

Richter. Ei, ei!

Röſe. Und rahmte mir den Topf ab — und machte ſich ein Frühſtück zurecht — Hier ſteht es noch! — Da kam ich nach Hauſe — und war böſe — und gab ihm eine Ohrfeige. — Da packt' er mich — und kitzelte mich, und da ſchrie ich — und da balgten wir uns, und da warfen wir die Stühle um — und da fiel einer dem Vater auf die Füße — Nicht wahr? Vater?

Märten. Ihr ſeht, wie ich hinke.

Röſe. Und da ſchrie ich noch ärger — und —

Richter. Und da log ich dem Richter was vor.

Röſe. Ich lüge nicht.

Richter. Ich glaube, Ihr wißt es ſelbſt nicht ſo glatt geht's Euch vom Maule. Glaubt Ihr, daß Unſereiner nicht beſſer aufpaßte?

Görge. Wie ſo?

Richter (zu Röſen). Ging Ihr nicht eben vor meinem Hauſe vorbei?

Röſe. Ja.

Richter. Begegnetet Ihr nicht dieſen Leuten?

Röſe. Ich erinnere mich's nicht.

Richter (zu den Bauern). Iſt ſie Euch nicht begegnet?

Ein Bauer. Ja, und ſie hat mit uns geſprochen, und wir haben ihr geſagt, daß bei ihrem Vater großer Lärm wäre.

Märten. Nun iſt's aus!

Röſe. O verwünſcht!

Görge. So geht's mit dem Ausreden!

Richter. Da ſteht Ihr nun! Was ſagt Ihr dazu? (Sie ſehen einander an; der Richter geht auf und nieder und findet die Mütze.) Oho! Was iſt das?

Görge. Ich weiß nicht.

Richter (ſieht ſich um und findet den Hut mit der Kokarde). Und das?

Röſe. Ich verſteh's nicht.

Richter (hält ſie Märten hin). Nun? Vielleicht wißt Ihr? Vielleicht verſteht Ihr?

Märten (für ſich). Was ſoll ich ſagen?

Richter. So werd' ich's Euch wol erklären müſſen. Das iſt eine Freiheitsmütze. Das iſt eine Nationalkokarde. Eine ſchöne

Entdeckung! Nun, jetzt Ihr da und verstummt, weil es zu deutlich ist. — In diesem Hause ist also der Klubb der Verschwornen, die Zusammenkunft der Verräther, der Sitz der Rebellen! — Das ist ein Fund! Das ist ein Glück! — Ihr habt Euch gewiß unter einander verunreinigt wie die Franzosen auch — und seid Euch einander in die Haare gefallen — habt Euch selbst verrathen. So ist's schon recht! Wir wollen weiter hören.

Käse. Lieber Herr Richter!

Richter. Sonst seid Ihr so schnippisch. Jetzt könnt Ihr bitten.

Görge. Ihr müßt wissen —

Richter. Ich muß? — Ihr werdet bald anders reden.

Märten. Herr Gevatter!

Richter. Bin ich einmal wieder Gevatter?

Käse. Seid Ihr nicht mein Pathe?

Richter. Seit der Zeit hat sich Vieles geändert.

Märten. Laßt Euch sagen —

Richter. Schweigt! Ihr dürft mir gar nicht kommen! Habt Ihr nicht etwa schon Anstalt zum Freiheitsbaum gemacht? Habt Ihr nicht schon abgeredet, mich an den ersten besten Pfahl zu hängen? Man weiß, wie jetzt das unruhige Volk von seiner Obrigkeit spricht, wie es denkt. Es soll ihm übel bekommen! Es soll Euch übel bekommen! (Zu den Bauern.) Fort mit ihnen! Und gleich zum Gerichtshalter! Es muß versiegelt werden, es muß inventirt werden. Es finden sich Waffen, Pulver, Kokarden! Das giebt eine Untersuchung. Fort! Fort!

Märten. Ich unglücklicher Mann!

Käse. So laßt Euch bedeuten, Herr Richter!

Richter. Etwa belügen, Mamsell Röschen? Fort! Fort!

Görge. Wenn's nicht anders ist, so soll Schnaps auch mit. Da muß sich die Sache aufklären.

Richter. Was sagt Ihr von Schnaps?

Görge. Ich sage —

Käse (am Fenster). Da kommt zum Glück der gnädige Herr.

Richter. Der wird's zeitig genug erfahren.

Görge. Auf ihn!

Käse. Gnädiger Herr! Gnädiger Herr! Zu Hilfe! Zu Hilfe!

Richter. Schweigt nur! Er wird Euch nicht helfen; er wird froh sein, daß solche Bösewichter entdeckt sind. Und dann ist es eine Polizeisache, eine Kriminalsache; die gehört für mich, für den Gerichtshalter, für die Regierung, für den Fürsten! Es muß ein Exempel statuirt werden!

Märten. Da haben wir das Exempel!

Dreizehnter Auftritt.

Die Vorigen. Der Edelmann.

Edelmann. Kinder, was giebt's?
Köfe. Helfen Sie uns, gnädiger Herr!
Richter. Hier ſehen Euer Gnaden, was ſich im Hauſe findet.
Edelmann. Was denn?
Richter. Eine Freiheitsmütze.
Edelmann. Sonderbar!
Richter. Eine Nationalkokarde.
Edelmann. Was ſoll das heißen?
Richter. Verſchwörung! Aufruhr! Hochverrath! (Er behält die Mütze und Kokarde in der Hand und nimmt ſie hernach mit hinaus.)
Edelmann. Laßt mich fragen!
Richter. Laſſen Sie uns nachſuchen! Wer weiß, was noch im Hauſe ſteckt!
Edelmann. Stille!
Köfe. Gnädiger Herr!
Edelmann. Dieſe Sachen?
Märten. Brachte Schnaps ins Haus —
Görge. In meiner Abweſenheit.
Märten. Brach die Schränke auf —
Köfe. Machte ſich über die Milchtöpfe —
Märten. Und wollte mich in der Gleichheit und Freiheit unterrichten.
Edelmann. Wo iſt er?
Görge. In der Hinterkammer. Er hat ſich eingeſperrt, als ich ihn verfolgte.
Edelmann. Schafft ihn herbei! (Görge mit dem Richter und den Bauern ab.) Das iſt alſo wieder ein Streich von Herrn Schnaps, wie ich merke.
Märten. Nichts Anders.
Edelmann. Wie kam er ins Haus?
Märten. In meiner Kinder Abweſenheit.
Köfe. Er fürchtet ſich vor Görgen.
Märten. Er machte mich neugierig.
Edelmann. Man ſagt, Ihr ſeid's manchmal.
Märten. Verzeihen Sie!
Edelmann. Und ein Bißchen leichtgläubig dazu.
Märten. Er machte es gar zu wahrſcheinlich, daß er die wichtigſten Sachen wiſſe.
Edelmann. Und hatte Euch zum Beſten.

Märten. Wie es scheint.

Köse. Es war ihm nur um ein Frühstück zu thun. Da sehen Sie nur, gnädiger Herr, welche schöne saure Milch er sich zurecht gemacht hat, mit geriebenem Brod und Zucker und Allem. Das liebe Gut! Man muß es nun wegwerfen; es kann's kein ehrlicher Mensch genießen, da der Unflath die Schnauze drüber gehabt hat.

Edelmann. Er wollte also ein Frühstück gewinnen?

Märten. Nach seiner Art. Er sagte, er sei von den Jakobinern abgeschickt.

Edelmann. Und weiter?

Märten. Zog er eine Uniform an und bewaffnete sich.

Edelmann. Toll genug!

Märten. Und sagte, er wäre Bürgergeneral, und ward mit jedem Augenblick gröber.

Edelmann. Das ist so die Art.

Märten. Erst that er freundlich und vertraut, dann ward er brutal und brach mir den Schrank auf und nahm, was ihm gefiel.

Edelmann. Gerade wie seine Kollegen!

Märten. Ich bin recht übel dran.

Edelmann. Noch nicht so übel wie die Provinzen, wo Seinesgleichen gehaust haben, wo gutmüthige Thoren ihnen auch anfangs zufielen, wo sie mit Schmeicheln und Versprechungen anfingen, mit Gewalt, Raub, Verbannung ehrlicher Leute und allen Arten böser Begegnung endigten. Dankt Gott, daß Ihr so wohlfeil davonkommt!

Köse. Sie schützen uns also, gnädiger Herr?

Edelmann. Es scheint, daß Ihr nichts verschuldet habt.

Märten. Da kommen sie.

Vierzehnter Auftritt.

Die Vorigen. Gerge. Der Richter. Schaaps, von den Bauern geführt, in der Uniform, mit Säbel und Schnurrbart.

Edelmann. Hervor, Herr General!

Richter. Hier ist der Rädelsführer! Sehen Sie ihn nur an! Alles, wie die Zeitungen schreiben. Uniform! Säbel! (Er setzt ihm Mütze und Hut auf.) Mütze! Hut! So soll er am Pranger stehen! Geschwind zum Gerichtshalter! Verhört! In Ketten und Banden nach der Residenz geschleppt!

Edelmann. Sachte! Sachte!

Richter. Beten fort! Der Kerl ist nicht allein! Man muß ihn torquiren! Man muß die Mitverschwornen entdecken! Man muß Regimenter marschiren lassen! Man muß Haussuchung thun!

Edelmann. Nur gemach! — Schnaps, was ſind das für Poſſen?

Schnaps. Ja wol, eitel Poſſen!

Edelmann. Wo ſind die Kleider her? Geſchwind! Ich weiß ſchon.

Schnaps. Sie können unmöglich wiſſen, gnädiger Herr, daß ich dieſe Kleider mit dem ganzen militäriſchen Apparat von einem armen Teufel geerbt habe.

Edelmann. Geerbt? Er pflegt ſonſt zu ſtehlen.

Schnaps. Hören Sie mich an!

Märten. Was wird er ſagen?

Schnaps. Als der letzte Transport franzöſiſcher Kriegsgefangner durch die Stadt gebracht wurde —

Edelmann. Nun?

Schnaps. Schlich ich aus Neugierde hinein.

Edelmann. Weiter!

Schnaps. Da blieb im Wirthshauſe in der Vorſtadt ein armer Teufel liegen, der ſehr krank war.

Richter. Das iſt gewiß nicht wahr.

Schnaps. Ich nahm mich ſeiner an, und er — verſchied.

Edelmann. Das iſt ſehr wahrſcheinlich.

Schnaps. Er vermachte mir ſeine Sachen für die Mühe, die ich mir genommen —

Edelmann. Ihn umzubringen.

Schnaps. Beſtehend aus dieſem Rocke und Säbel.

Edelmann. Und die Mütze? Die Kokarde?

Schnaps. Fand ich in ſeinem Mantelſack unter alten Lumpen.

Edelmann. Da fand Er ſein Generalspatent!

Schnaps. Ich kam hierher und fand den einfältigen Märten.

Märten. Den einfältigen Märten? Der Unverſchämte!

Schnaps. Leider gelang es mir nur zur Hälfte; ich konnte die ſchöne Milch nicht aueſſen, die ich eingebrockt hatte. Ich kriegte darüber eine kleine Differenz mit Görgen —

Edelmann. Ohne Umſtände! Iſt Alles die reine Wahrheit, was Er ſagt?

Schnaps. Erkundigen Sie Sich in der Stadt! Ich will angeben, wo ich den Mantelſack verkauft habe. Dieſe Garderobe trug ich im Barbierbeutel herüber.

Edelmann. Es wird ſich Alles finden.

Richter. Glauben Sie ihm nicht!

Edelmann. Ich weiß, was ich zu thun habe. Findet ſich Alles wahr, ſo muß eine ſolche Kleinigkeit nicht gerügt werden;

sie erregt nur Schrecken und Mißtrauen in einem ruhigen Lande. Wir haben nichts zu befürchten. Kinder, liebt Euch, bestellt Euern Acker wohl und haltet gut Haus!

Röse. Das ist unsre Sache.

Görge. Dabei bleibt's.

Edelmann. Und Euch, Alter, soll es zum Lobe gereichen, wenn Ihr Euch auf die hiesige Landsart und auf die Witterung versteht und Euer Säen und Ernten darnach einrichtet. Fremde Länder laßt für sich sorgen, und den politischen Himmel betrachtet allenfalls einmal Sonn- und Festtags!

Märten. Es wird wol das Beste sein.

Edelmann. Bei sich fange Jeder an, und er wird viel zu thun finden. Er benutze die friedliche Zeit, die uns gegönnt ist, er schaffe sich und den Seinigen einen rechtmäßigen Vortheil! So wird er dem Ganzen Vortheil bringen.

Richter (der indessen seine Ungeduld gezeigt hat, gleichsam einfallend). Aber dabei kann's doch unmöglich bleiben! Bedenken Sie die Folgen! Ginge so was ungestraft hin —

Edelmann. Nur gelassen! Unzeitige Gebote, unzeitige Strafen bringen erst das Uebel hervor. In einem Lande, wo der Fürst sich vor Niemand verschließt, wo alle Stände hülfreich gegen einander denken, wo Niemand gehindert ist, in seiner Art thätig zu sein, wo nützliche Einsichten und Kenntnisse allgemein verbreitet sind, — da werden keine Parteien entstehen. Was in der Welt geschieht, wird Aufmerksamkeit erregen; aber aufrührische Gesinnungen ganzer Nationen werden keinen Einfluß haben. Wir werden in der Stille dankbar sein, daß wir einen heitern Himmel über uns sehen, indeß unglückliche Gewitter unermeßliche Fluren verhageln.

Röse. Es hört sich Ihnen so gut an!

Görge. Wahrhaftig, Röse! — Reden Sie weiter, gnädiger Herr!

Edelmann. Ich habe schon Alles gesagt. (Er zieht Schnupftabak hervor.) Und wie viel will das schon heißen, daß wir über diese Reklarde, diese Mütze, diesen Mock, die so viel Uebel in der Welt gestiftet haben, einen Augenblick lachen konnten!

Röse. Ja, recht lächerlich sieht Er aus, Herr Schnaps!

Görge. Ja, recht albern!

Schnaps. Das muß ich nur wol gefallen lassen. (Blickt den Fürsten schielend.) Wenn ich nur vor meinem Abzug die andere Hälfte der patriotischen Kontribution in mir nehmen dürfte!

Röse. So gut soll's Ihm nicht werden!

Die Aufgeregten.

Vorbemerkung des Herausgebers.

Das unvollendete Drama „die Aufgeregten" sollte, wie bereits früher (S. 31) bemerkt wurde, ursprünglich den Titel „die Zeichen der Zeit" erhalten, der vielleicht auch den ganzen Charakter desselben besser bezeichnet hätte als der gegenwärtige. Wir werden in der That unmittelbar in die Zustände der damaligen Zeit, des Jahres 1793, versetzt, in ähnlicher Weise, wie dies bei dem „Bürgergeneral" und in der Einleitung zu den „Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten" der Fall ist. Aber doch nur in ähnlicher, nicht in derselben Weise. Während in den letzteren die politischen Begebenheiten der Gegenwart nur eine Art Hintergrund bilden und die uns vorgeführten Personen nur zum Politisiren, aber nicht zum Handeln kommen, während im „Bürgergeneral" die ganze Handlung auf eine Mystifikation hinausläuft, ist für „die Aufgeregten" ein etwas größerer Rahmen gewählt und innerhalb desselben der Versuch gemacht, das revolutionäre Auftreten der Bewohner eines Dorfes gegen ihre Gutsherrschaft zu schildern.

Daß sich auch hiebei Goethe's eigene politische Ansicht geltend macht und die Vertreter andrer Standpunkte auch in der Charakteristik nicht besonders glimpflich behandelt werden, ist nicht weiter auffällig. Der Magister ist als ein leidenschaftlicher Radikaler geschildert, der sich indessen in seinen Zwecken und Zielen durchaus unklar ist; bei dem

Chirurgus sind Eitelkeit in erster und Gewinnsucht in zweiter Linie die Triebfedern des Handelns; die letztere und die Macht des ansteckenden Beispiels wirken bei den Bauern, die sich an dem Unternehmen betheiligen. Auf der andern Seite ist die junge Gräfin die eigentliche Repräsentantin der Aristokratie, in jeder Nachgiebigkeit gegen die Forderungen der Zeit eine Schwäche sehend; der Baron politisch haltlos, ein Spötter über Alles und nur von seiner Leidenschaft für Karoline erfüllt; der Amtmann ein Anhänger der alten Zustände aus dem berechnetsten Eigennutz. Eine Art Vermittelung wird zwischen den beiden einander bekämpfenden Parteien durch Luise, die ältere Gräfin und den Hofrath gebildet. Von Seiten der Erstern wäre dies noch mehr hervorgetreten, wenn nicht gerade diejenigen Scenen, in denen es besonders geschehen sollte, unausgeführt geblieben wären; es darf indessen kaum erwähnt werden, daß sie mehr zur Ausgleichung sittlicher als politischer Gegensätze dienen sollte; den letztgenannten Zweck hatten — Jedes von dem Standpunkt seines Standes aus — die Gräfin und der Hofrath zu erfüllen, die, um es in moderner Redeweise auszudrücken, für zeitgemäße Reformen sind, ohne indessen einer Nivellirung oder Verwischung der Stände irgendwie das Wort zu reden.

Wie es nun augenscheinlich ist, daß manche der hier bezeichneten Charaktere in den „Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten" und im „Bürgergeneral" ihre Geistesverwandten finden, so ist auch gewiß mit vollem Rechte bereits von andrer Seite behauptet worden, daß Goethe in dem Hofrath sich selbst oder wenigstens seinen politischen Standpunkt gezeichnet habe. (Rosenkranz: Goethe und seine Werke, S. 250; Düntzer: Goethe als Dramatiker, S. 189.)

Damit stimmt auch überein, was er selbst („Tag- und Jahreshefte von 1793") in unmittelbarer Beziehung auf das vorliegende Drama sagt: „Einem thätigen produktiven Geiste, einem wahrhaft vaterländisch gesinnten und einheimische Literatur befördernden Manne wird man es gern zu Gute halten, wenn ihn der Umsturz alles Vorhandenen schreckt, ohne daß die mindeste Ahnung zu ihm spräche, was denn Besseres, ja nur Anderes daraus erfolgen solle. Man wird ihm beistimmen, wenn es ihn verdrießt, daß dergleichen Influenzen sich nach Deutschland erstrecken und verrückte, ja unwürdige Personen das Heft ergreifen." In ähnlichem Sinne gehalten und nur wenige Jahre später als „die Aufgeregten" geschrieben ist eine Reihe von Epigrammen, die in der Abtheilung der Gedichtsammlung, welche die Ueberschrift „Vier Jahreszeiten" führt, unter der Rubrik „Herbst" zusammengestellt sind. (Vgl. Werke, II. 171—173.) Endlich sagt Goethe auch bei Eckermann (Gespräche, III. 32), indem er sich auf die ersten Jahre der französischen Revolution bezieht, daß deren wohlthätige Folgen damals noch nicht wären zu ersehen gewesen.

Ueber die Zeit, in der das Drama geschrieben ist, sind keine speziellen Nachrichten vorhanden. Die oben erwähnte Stelle in den „Tag- und Jahresheften" läßt es unentschieden, ob dies im Jahre 1793 oder 1794 geschehen ist; an der einzigen andern Stelle, an der es außerdem erwähnt wird, in der „Kampagne in Frankreich", wird von demselben in dem letzten Abschnitte, „Weimar, vom Dezember 1792 bis April 1793", gesprochen, die Quartausgabe endlich hat die letztgenannte Jahreszahl angenommen. Es scheint übrigens, daß Goethe noch gelegentlich an die Vollendung seiner Arbeit gedacht hat; denn er hat dieselbe weder in die zweite noch in die

dritte Ausgabe seiner Werke aufgenommen. Wir finden das vorliegende Fragment erst 1817 im zehnten Bande der 1815 begonnenen Ausgabe. „Der Dichter," heißt es an der eben erwähnten Stelle, allerdings noch mit Beziehung auf andre unvollendet gebliebene Werke, „konnte der rollenden Weltgeschichte nicht nacheilen und mußte den Abschluß sich und Andern schuldig bleiben, da er das Räthsel auf eine so entschiedene als unerwartete Weise gelöst sah."

Die Aufgeregten.

Politisches Drama in fünf Aufzügen

Personen.

Die Gräfin.
Friederike, ihre Tochter.
Karl, ihr Söhnchen.
Der Baron, ein Vetter.
Der Hofrath.
Breme von Bremenfeld, Chirurgus.
Karoline, Bremens Tochter.
Luise, Bremens Nichte.
Der Magister, Hofmeister des jungen Grafen
Der Amtmann.
Jakob, junger Landmann und Jäger.
Martin.
Albert, } Landleute.
Peter, }
Georg, Bedienter der Gräfin.

Erster Aufzug.

Erster Auftritt.

Ein gemeines Wohnzimmer, an der Wand zwei Bilder, eines bürgerlichen Mannes und ferner Frau in der Tracht, wie sie vor funfzig oder sechzig Jahren zu sein pflegte.

Nacht.

Luise am einem Tische, worauf ein Licht steht, strickend. Karoline, in einem Großvaterstuhle daneben, schlafend.

Luise (einen unfertigen gestrickten Strumpf in die Höhe haltend). Wieder ein Strumpf! Nun wollt' ich, der Onkel käm' nach Hause, denn ich habe nicht Lust, einen andern anzufangen. Sie sieht gar oft nicht zur Stadt. Er bleibt heut ungewöhnlich lange weg; denn kommt er doch sonst um Uhr, und es ist jetzt schon Mitternacht. (Sie legt wieder an den Tisch.) Was die französische Revolution Gutes oder Böses stiftet, kann ich nicht beurtheilen; so viel weiß ich, daß sie nur diesen Winter einige Paar Strümpfe mehr einbringt. Die Stunden, die ich jetzt wachen und warten muß, bis Herr Brune nach Hause kommt, hätt' ich verschlafen, wie ich sie jetzt verstricke, und er verplaudert sie, wie er sie sonst verschlief.

Karoline (im Schlafe redend). Nein, nein, mein Vater!

Luise (sich dem Tische nähernd). Was giebt's, liebe Muhme? — Sie antwortet nicht! — Was nur dem guten Mädchen sein mag! Sie ist still und unruhig; des Nachts schläft sie nicht, und jetzt, da sie vor Müdigkeit eingeschlafen ist, spricht sie im Traume. Sollte meine Vermuthung gegründet sein? Sollte der Baron in diesen wenigen Tagen einen solchen Eindruck auf sie gemacht haben, so schnell und stark? (Hervortretend.) Wundert Du Dich, Luise, und hast Du nicht selbst erfahren, wie die Liebe wirkt, wie schnell und wie stark!

Zweiter Auftritt.

Die Vorigen. Georg.

Georg (heftig und ängstlich). Liebes Mamsellchen, geben Sie mir geschwinde, geschwinde —

Luise. Was denn, Georg?

Georg. Geben Sie mir die Flasche!

Luise. Was für eine Flasche?

Georg. Ihr Herr Onkel sagte, Sie sollen mir die Flasche geschwinde geben; sie steht in der Kammer, oben auf dem Brette rechter Hand.

Luise. Da stehen viele Flaschen; was soll denn drinne sein?

Georg. Spiritus.

Luise. Es giebt allerlei Spiritus; hat er sich nicht deutlicher erklärt? Wozu soll's denn?

Georg. Er sagt' es wol, ich war aber so erschrocken. Ach, der junge Herr —

Karoline (die aus dem Schlaf auffährt). Was giebt's? — Der Baron?

Luise. Der junge Graf.

Georg. Leider, der junge Graf!

Karoline. Was ist ihm begegnet?

Georg. Geben Sie mir den Spiritus!

Luise. Sage nur, was dem jungen Grafen begegnet ist, so weiß ich wol, was der Onkel für eine Flasche braucht.

Georg. Ach, das gute Kind! Was wird die Frau Gräfin sagen, wenn sie morgen kömmt! Wie wird sie uns ausschelten!

Karoline. So red Er doch!

Georg. Er ist gefallen, mit dem Kopfe vor eine Tischecke; das Gesicht ist ganz in Blut; wer weiß, ob nicht gar das Auge gelitten hat!

Luise (indem sie einen Wachsstock anzündet und in die Kammer geht). Nun weiß ich, was sie brauchen.

Karoline. So früh! Wie ging das zu?

Georg. Liebes Mamsellchen, ich dachte lange, es würde nichts Gutes werden. Da sitzt Ihr Vater und der Hofmeister alle Abend beim alten Pfarrer und lesen die Zeitungen und Monatsschriften, und so disputiren sie und können nicht fertig werden, und das arme Kind muß dabeisitzen: da drückt sich's denn in eine Ecke, wenn's spät wird, und schläft ein, und wenn sie aufbrechen, da taumelt das Kind schlaftrunken mit. Und heute — nun sehen Sie — da schlägt's eben Zwölfe — heute bleiben sie aber alle

Gebude aus, und ich ihe zu Hause und habe Licht brennen, und dabei stehen die andern Lichter für den Hofmeister und den jungen Herrn, und Ihr Vater und der Magister bleiben vor der Schloßbrücke stehen und können auch nicht fertig werden. —

(Luise kommt mit einem Glase zurück.)

Georg (faßt sie). Und das Kind kommt in den Saal getanzt und ruft mich, und ich fahre auf und will die Lichter anzünden, wie ich immer thue, und wie ich schlaftrunken bin, lösche ich das Licht aus. Indessen tappt das Kind die Treppe hinauf, und auf dem Vorsaal stehen die Stühle und Tische, die wir morgen früh in die Zimmer vertheilen wollen; das Kind weiß es nicht, fällt gerade in, stößt sich, fällt, wir hören es schreien, ich mache Lärm, ich mache Licht, und wie wir hinaufkommen, liegt's da und weiß kaum von sich selbst. Das ganze Gesicht ist blutig. Wenn es ein Auge verloren hat, wenn es gefährlich wird, geh' ich morgen früh auf und davon, eh die Frau Gräfin ankommt; mag's verantworten, wer will!

Luise (die indessen einige Bändelchen Leinwand aus der Schublade genommen, zieht ihm die Flasche). Hier! Geschwind! Trage das hinüber und nimm die Läppchen dazu! Ich komme gleich selbst. Der Himmel verhüte, daß es so übel sei! Geschwind, Georg, geschwind! (Georg ab.) Halte warmes Wasser bereit, wenn der Onkel nach Hause kommt und Kaffee verlangt! Ich will geschwind hinüber. Es wäre entsetzlich, wenn wir unsere gute Gräfin so empfangen müßten. Wie empfahl sie nicht dem Magister, wie empfahl sie nicht mir das Kind bei ihrer Abreise! Leider habe ich sehen müssen, daß es die Zeit über sehr versäumt worden ist. Daß man doch gewöhnlich seine nächste Pflicht versäumt! (Ab.)

Dritter Auftritt.

Karoline, hernach der Baron.

Karoline (nachdem sie einigemal nachdenkend auf und ab gegangen). Er verläßt mich keinen Augenblick; auch im Traume selbst war er mir gegenwärtig. O wenn ich glauben könnte, daß sein Herz, seine Absichten so redlich sind als seine Blicke, sein Betragen reizend und einnehmend ist! Ach, und die Art, mit der er Alles zu sagen weiß, wie edel er sich ausdrückt! Man sage, was man will, — welche Vorzüge giebt einem Menschen von edler Geburt eine standesmäßige Erziehung! Ach, daß ich doch Seinesgleichen wäre!

Baron (an der Thüre). Sind Sie allein, beste Karoline?

Karoline. Herr Baron, wo kommen Sie her? Entfernen Sie Sich! Wenn mein Vater käme! Es ist nicht schön, mich so zu überfallen.

Baron. Die Liebe, die mich hieher führt, wird auch mein Fürsprecher bei Ihnen sein, angebetete Karoline. (Er will sie umarmen.)

Karoline. Zurück, Herr Baron! Sie sind sehr verwegen! Wo kommen Sie her?

Baron. Ein Geschrei weckt mich; ich springe herunter und finde, daß mein Neffe sich eine Brausche gefallen hat. Ich finde Ihren Vater um das Kind beschäftigt, nun kommt auch Ihre Mutme; ich sehe, daß es keine Gefahr hat; es fällt mir ein: Karoline ist allein! Und was kann mir bei jeder Gelegenheit Anders einfallen als Karoline? Die Augenblicke sind kostbar, schönes, angenehmes Kind! Gestehen Sie mir, sagen Sie mir, daß Sie mich lieben! (Er will sie umarmen.)

Karoline. Noch einmal, Herr Baron! Lassen Sie mich und verlassen Sie dieses Haus!

Baron. Sie haben versprochen, mich so bald als möglich zu sehen, und wollen mich nun entfernen?

Karoline. Ich habe versprochen, morgen früh mit Sonnenaufgang in dem Garten zu sein, mit Ihnen spazieren zu gehen, mich Ihrer Gesellschaft zu freuen. Hieher hab' ich Sie nicht eingeladen.

Baron. Aber die Gelegenheit —

Karoline. Hab' ich nicht gemacht.

Baron. Aber ich benutze sie; können Sie mir es verdenken?

Karoline. Ich weiß nicht, was ich von Ihnen denken soll.

Baron. Auch Sie — lassen Sie es mich frei gestehen! — auch Sie erkenne ich nicht.

Karoline. Und worin bin ich mir denn so unähnlich?

Baron. Können Sie noch fragen?

Karoline. Ich muß wol; ich begreife Sie nicht.

Baron. Ich soll reden?

Karoline. Wenn ich Sie verstehen soll.

Baron. Nun gut! Haben Sie nicht seit den drei Tagen, die ich Sie kenne, jede Gelegenheit gesucht, mich zu sehen und zu sprechen?

Karoline. Ich leugne es nicht.

Baron. Haben Sie mir nicht, so oft ich Sie anlah, mit Blicken geantwortet — und mit was für Blicken!

Karoline (errötend). Ich kann meine eignen Blicke nicht sehen.

Baron. Aber fühlen, was ſie bedeuten! — Haben Sie nur, wenn ich Ihnen im Tanze die Hand drückte, die Hand nicht wieder gedrückt?

Karoline. Ich erinnere mich's nicht.

Baron. Sie haben ein kurzes Gedächtnis, Karoline. Als wir unter der Linde blieben und ich Sie zärtlich an mich zog, damals ſtieß mich Karoline nicht zurück.

Karoline. Herr Baron, Sie haben Sich ſonſt ausgezeichnet, wenn auf einem unerfahrnes Mädchen —

Baron. Liebſt Du mich?

Karoline. Noch einmal, verlaſſen Sie mich! Morgen früh —

Baron. Werde ich ausſchlafen.

Karoline. Ich werde Ihnen ſagen —

Baron. Ich werde nichts hören.

Karoline. So verlaſſen Sie mich!

Baron (ſich entfernend). O, es iſt nur leid, daß ich gekommen bin.

Karoline (allein, nach einer Bewegung, als wenn ſie ihn aufhalten wollte). Er geht; ich muß ihn fortſchicken, ich darf ihn nicht halten. Ich liebe ihn nur muß ihn verleugnen. Ich war unvorſichtig und bin unglücklich. Weg und meine Hoffnungen auf den ſchönen Morgen, wo die goldnen Träume, die ich zu nahren wagte. O wie wenig Zeit braucht es, unſer ganzes Schickſal umzukehren!

Vierter Auftritt.

Karoline. Breme.

Karoline. Lieber Vater, wie geht's? Was macht der junge Graf?

Breme. Es iſt eine ſtarke Kontuſion; doch ich hoffe, die Laſion ſoll nicht gefährlich ſein. Ich werde eine vortreffliche Kur machen, und der Herr Graf wird ſich künftig, ſo oft er ſich im Spiegel beſieht, bei der Schmarre ſeines geſchickten Chirurgi, ſeines Breme von Bremenfeld erinnern.

Karoline. Die arme Gräfin! Wenn ſie nur nicht ſchon morgen käme!

Breme. Deſto beſſer! Und wenn ſie den übeln Zuſtand des Patienten mit Augen ſieht, wird ſie, wenn die Kur vollbracht iſt, deſto mehr Ehrfurcht für meine Kunſt empfinden. Standesperſonen müſſen auch wiſſen, daß ſie und ihre Kinder Menſchen ſind; man kann ſie nicht genug empfinden machen, wie verehrungswürdig ein Mann iſt, der ihnen in ihren Nöthen beiſteht, denen ſie wie alle

Kinder Adam's unterworfen sind, besonders ein Chirurgus. Ich sage Dir, mein Kind, ein Chirurgus ist der verehrungswürdigste Mann auf dem ganzen Erdboden. Der Theolog befreit Dich von der Sünde, die er selbst erfunden hat; der Jurist gewinnt Dir Deinen Prozeß und bringt Deinen Gegner, der gleiches Recht hat, an den Bettelstab; der Medikus kurirt Dir eine Krankheit weg, die andere herbei, und Du kannst nie recht wissen, ob er Dir genutzt oder geschadet hat; der Chirurgus aber befreit Dich von einem reellen Uebel, das Du Dir selbst zugezogen hast, oder das Dir zufällig und unverschuldet über den Hals kommt; er nutzt Dir, schadet keinem Menschen, und Du kannst Dich unwiderleglich überzeugen, daß seine Kur gelungen ist.

Karoline. Freilich auch, wenn sie nicht gelungen ist.

Breme. Das lehrt Dich den Pfuscher vom Meister unterscheiden. Freue Dich, meine Tochter, daß Du einen solchen Meister zum Vater hast! Für ein wohldenkendes Kind ist nichts ergötzlicher, als sich seiner Eltern und Großeltern zu freuen.

Karoline (mit traurigem Ton, wie bisher). Das thu' ich, mein Vater!

Breme (sie nachahmend). Das thust Du, mein Töchterchen, mit einem betrübten Gesichtchen und weinerlichen Tone. — Das soll doch wol keine Freude vorstellen?

Karoline. Ach, mein Vater!

Breme. Was hast Du, mein Kind?

Karoline. Ich muß es Ihnen gleich sagen.

Breme. Was hast Du?

Karoline. Sie wissen, der Baron hat diese Taze her sehr freundlich, sehr zärtlich mit mir gethan; ich sagt' es Ihnen gleich und fragte Sie um Rath.

Breme. Du bist ein vortreffliches Mädchen, werth, als eine Prinzessin, eine Königin aufzutreten!

Karoline. Sie riethen mir, auf meiner Hut zu sein, auf mich wohl Acht zu haben, aber auch auf ihn, mir nichts zu vergeben, aber auch ein Glück, wenn es mich aufsuchen sollte, nicht von mir zu stoßen. Ich habe mich gegen ihn betragen, daß ich mir keine Vorwürfe zu machen habe; aber er —

Breme. Rede, mein Kind, rede!

Karoline. O, es ist abscheulich. Wie frech, wie verwegen! —

Breme. Wie? (Nach einer Pause.) Sage mir nichts, meine Tochter! Du kennst mich, ich bin eines hitzigen Temperaments, ein alter Soldat; ich würde mich nicht fassen können, ich würde einen tollen Streich machen.

Karoline. Sie können es hören, mein Vater, ohne zu zürnen; ich darf es sagen, ohne roth zu werden. Er hat meine Freundlichkeit übel ausgelegt, er hat sich in Ihrer Abwesenheit, nachdem Luise auf das Schloß geeilt war, hier ins Haus geschlichen. Er war verwegen; aber ich wies ihn zurechte. Ich trieb ihn fort, und ich darf wol sagen, seit diesem Augenblick haben sich meine Gesinnungen gegen ihn geändert. Er schien mir liebenswürdig, als er gut war, als ich glauben konnte, daß er es gut mit mir meine; jetzt kommt er mir vor schlimmer als jeder Andere. Ich werde Ihnen Alles wie bisher erzählen, Alles gestehen und mich Ihrem Rath ganz allein überlassen.

Breme. Welch ein Mädchen! Welch ein vortreffliches Mädchen! O ich beneidenswerther Vater! Wartet nur, Herr Baron, wartet nur! Die Hunde werden von der Kette loskommen und den Füchsen den Weg zum Taubenschlag verrennen. Ich will nicht Breme heißen, nicht den Namen Bremenfeld verdienen, wenn in Kurzem nicht Alles anders werden soll.

Karoline. Erzürnt Euch nicht, mein Vater!

Breme. Du giebst mir ein neues Leben, meine Tochter; ja, fahre fort, Deinen Stand durch Deine Tugend zu zieren, gleiche in Allem Deiner vortrefflichen Urgroßmutter, der seligen Burgemeisterin von Bremenfeld! Diese würdige Frau war durch Sittsamkeit die Ehre ihres Geschlechts und durch Verstand die Stütze ihres Gemahls. Betrachte dieses Bild jeden Tag, jede Stunde, ahme sie nach und werde verehrungswürdig wie sie! (Karoline sieht das Bild an und lacht.) Was lachst Du, meine Tochter?

Karoline. Ich will meiner Urgroßmutter gern in allem Guten folgen, wenn ich mich nur nicht anziehen soll wie sie. Ha, ha, ha! Sehn Sie nur, so oft ich das Bild ansehe, muß ich lachen, ob ich es gleich alle Tage vor Augen habe. Ha, ha, ha! Sehn Sie nur das Häubchen, das wie Fledermausflügel vom Kopfe losfteht!

Breme. Nun, nun! Zu ihrer Zeit lachte Niemand darüber, und wer weiß, wer über Euch künftig lacht, wenn er Euch gemalt sieht! Denn Ihr seid sehr selten angezogen und aufgeputzt, daß ich sagen möchte, ob Du gleich meine hübsche Tochter bist: Sie gefällt mir! Gleiche dieser vortrefflichen Frau an Tugenden und kleide Dich mit besserm Geschmack, so hab' ich nichts dagegen, vorausgesetzt, daß, wie sie sagen, der gute Geschmack nicht theurer ist als der schlechte. Uebrigens dächt' ich, Du gingst zu Bette; denn es ist spät.

Karoline. Wollen Sie nicht noch Kaffee trinken? Das Wasser siedet; er ist gleich gemacht.

Breme. Setze nur Alles zurechte, schütte den gemahlenen Kaffee in die Kanne! Das heiße Wasser will ich selbst darüber gießen.

Karoline. Gute Nacht, mein Vater! (Geht ab.)

Breme. Schlaf wohl, mein Kind!

Fünfter Auftritt.

Breme allein.

Daß auch das Unglück just diese Nacht geschehen mußte! Ich hatte Alles klüglich eingerichtet, meine Eintheilung der Zeit als ein ächter Praktikus gemacht. Bis gegen Mitternacht hatten wir zusammen geschwatzt, da war Alles ruhig; nachher wollte ich meine Tasse Kaffee trinken, meine bestellten Freunde sollten kommen zu der geheimnißvollen Ueberlegung. Nun hat's der Henker! Alles ist in Unruhe; sie wachen im Schloß, dem Kinde Umschläge aufzulegen. Wer weiß, wo sich der Baron herumdrückt, um meiner Tochter aufzupassen! Beim Amtmann seh' ich Licht, bei dem verwünschten Kerl, den ich am Meisten scheue. Wenn wir entdeckt werden, so kann der größte, schönste, erhabenste Gedanke, der auf mein ganzes Vaterland Einfluß haben soll, in der Geburt erstickt werden. (Er geht ans Fenster.) Ich höre Jemand kommen. Die Würfel sind geworfen, wir müssen nun die Steine setzen; ein alter Soldat darf sich vor nichts fürchten. Bin ich denn nicht bei dem großen, unüberwindlichen Fritz in die Schule gegangen!

Sechster Auftritt.

Breme. Martin.

Breme. Seid Ihr's, Gevatter Martin?

Martin. Ja, lieber Gevatter Breme, das bin ich. Ich habe mich ganz stille aufgemacht, wie die Glocke Zwölfe schlug, und bin hergekommen; aber ich habe noch Lärm gehört und hin- und wiedergehen, und da bin ich im Garten einigemal auf und ab geschlichen, bis Alles ruhig war. Sagt mir nur, was Ihr wollt, Gevatter Breme, daß wir so spät bei Euch zusammenkommen, in der Nacht! Könnten wir's denn nicht bei Tage abmachen?

Breme. Ihr sollt Alles erfahren, nur müßt Ihr Geduld haben, bis die Andern alle beisammen sind.

Martin. Wer soll denn noch Alles kommen?

Breme. Alle unsere guten Freunde, alle vernünftigen Leute. Außer Euch, der Ihr Schulze von dem Ort hier seid, kommt noch Peter, der Schulze von Rosenbahn, und Albert, der Schulze von Wiesengruben; ich hoffe, auch Jakob wird kommen, der das hübsche Freigut besitzt. Dann sind recht ordentliche und vernünftige Leute beisammen, die schon was ausmachen können.

Martin. Gevatter Breme, Ihr seid ein wunderlicher Mann; es ist Euch Alles Eins, Nacht und Tag, Tag und Nacht, Sommer und Winter.

Breme. Ja, wenn das auch nicht so wäre, könnte nichts Recht's werden. Wachen oder Schlafen, das ist mir auch ganz gleich. Es war nach der Schlacht bei Leuthen,*) wo unsere Lazarethe sich in schlechtem Zustande befanden und sich wahrhaftig noch in schlechterm Zustande befunden hätten, wäre Breme nicht damals ein junger, rüstiger Bursche gewesen. Da lagen viele Blessirte, viele Kranke, und alle Feldscherer waren alt und verdrossen; aber Breme, ein junger, tüchtiger Kerl, Tag und Nacht parat. Ich sag' Euch, Gevatter, daß ich acht Nächte nach einander weg gewacht und am Tage nicht geschlafen habe. Das merkte sich Der auch, der alte Fritz, der Alles wußte, was er wissen wollte. „Höre Er, Breme," sagte er einmal, als er in eigner Person das Lazareth visitirte, „höre Er, Breme! Man sagt, daß Er an der Schlaflosigkeit krank liege." — Ich merkte, wo das hinaus wollte; denn die Andern stunden alle dabei; ich faßte mich und sagte: „Ihro Majestät, das ist eine Krankheit, wie ich sie allen Ihren Dienern wünsche, und da sie keine Mattigkeit zurücklässt, und ich den Tag auch noch brauchbar bin, so hoffe ich, daß Seine Majestät deswegen keine Ungnade auf mich werfen werden."

Martin. Ei, ei! Wie nahm denn das der König auf?

Breme. Er sah ganz ernsthaft aus; aber ich sah ihm wol an, daß es ihm wohl gefiel. „Breme," sagte er, „womit vertreibt Er Sich denn die Zeit?" Da faßt' ich mir wieder ein Herz und sagte: „Ich denke an das, was Ihro Majestät gethan haben und noch thun werden; und da könnt' ich Methusalem's Jahre erreichen und immer fortwachen und könnt's doch nicht ausdenken." Da that er, als hört' er's nicht, und ging vorbei. Nun war's wol acht Jahre darnach, da faßt' er mich bei der Revue wieder ins Auge. „Wacht Er noch immer, Breme?" rief er. „Ihro Majestät,"

*) Nach der blutigen Schlacht bei Leuthen am 5. Dezember 1757 war in der That für die Soldaten sehr mangelhaft gesorgt; sie mußten fast sämmtlich noch mehrere Tage auf dem Schlachtfelde kampiren.

versetzt' ich, „lassen Einem ja im Frieden so wenig Ruh als im Kriege. Sie thun immer so große Sachen, daß sich ein gescheiter Kerl daran zu Schanden denkt."

Martin. So habt Ihr mit dem König gesprochen, Gevatter? Durfte man so mit ihm reden?

Breme. Freilich durfte man so und noch ganz anders; denn er wußte Alles besser. Es war ihm Einer wie der Andere, und der Bauer lag ihm am Nebsten am Herzen. „Ich weiß wol," sagte er zu seinen Ministern, wenn sie ihm Das und Jenes einreden wollten, „die Reichen haben viele Advokaten; aber die Dürftigen haben nur einen, und das bin ich."

Martin. Wenn ich ihn doch nur auch gesehen hätte!

Breme. Stille, ich höre was! Es werden unsere Freunde sein. Sieh da, Peter und Albert!

Siebenter Auftritt.

Peter. Albert. Die Vorigen.

Breme. Willkommen! — Ist Jakob nicht bei Euch?

Peter. Wir haben uns bei den drei Linden bestellt, aber er blieb uns zu lang' aus; nun sind wir allein da.

Albert. Was habt Ihr uns Neues zu sagen, Meister Breme? Ist was von Wetzlar*) gekommen? Geht der Prozeß vorwärts?

Breme. Eben weil nichts gekommen ist, und weil, wenn was gekommen wäre, es auch nicht viel heißen würde, so wollt' ich Euch eben einmal meine Gedanken sagen. Denn Ihr wißt wol, ich nehme mich der Sachen Aller, aber nicht öffentlich an, bis jetzt nicht öffentlich; denn ich darf's mit der gnädigen Herrschaft nicht ganz verderben.

Peter. Ja, wir verdürben's auch nicht gern mit ihr, wenn sie's nur halbweg leidlich machte.

Breme. Ich wollte Euch sagen — Wenn nur Jakob da wäre, daß wir Alle zusammen wären, und daß ich nichts wiederholen müßte und wir einig würden!

Albert. Jakob? Es ist fast besser, daß er nicht dabei ist. Ich traue ihm nicht recht; er hat das Freigütchen, und wenn er auch wegen der Zinsen mit uns gleiches Interesse hat, so geht ihn doch die Straße nichts an, und er hat sich im ganzen Prozeß gar zu lässig bewiesen.

Breme. Nun, so laßt's gut sein! Setzt Euch und hört mich an!

(Sie setzen sich.)

*) Sitz des Reichskammergerichts von 1693—1806.

Martin. Ich bin recht neugierig, zu hören.

Breme. Ihr wißt, daß die Gemeinden schon vierzig Jahre lang mit der Herrschaft einen Proceß führen, der auf langen Umwegen endlich nach Wetzlar gelangt ist und von dort den Weg nicht zurückfinden kann. Der Gutsherr verlangt Frohnen und andere Dienste, die Ihr verweigert und mit Recht verweigert; denn es ist ein Rezeß geschlossen worden mit dem Großvater unsers jungen Grafen, — Gott erhalt' ihn! — der sich diese Nacht eine erschreckliche Brausche gefallen hat.

Martin. Eine Brausche?

Peter. Gerade diese Nacht?

Albert. Wie ist das zugegangen?

Martin. Das arme, liebe Kind!

Breme. Das will ich Euch nachher erzählen. Nun hört mich weiter an! Nach diesem geschlossenen Rezeß überließen die Gemeinden an die Herrschaft ein paar Flechchen Holz, einige Wiesen, einige Triften und sonst noch Kleinigkeiten, die Euch von keiner Bedeutung waren und der Herrschaft viel nutzten; denn man sieht, der alte Graf war ein kluger Herr, aber auch ein guter Herr. „Leben und leben lassen" war sein Spruch. Er erließ den Gemeinden dagegen einige zu entbehrende Frohnen und —

Albert. Und das sind die, die wir noch immer leisten müssen.

Breme. Und machte ihnen einige Konvenienzen —

Martin. Die wir noch nicht genießen.

Breme. Richtig, weil der Graf starb, die Herrschaft sich in Besitz dessen setzte, was ihr zugestanden war, der Krieg einfiel und die Unterthanen noch mehr thun mußten, als sie vorher gethan hatten.

Peter. Es ist akkurat so; so hab' ich's mehr als einmal aus der Advokaten Munde gehört.

Breme. Und ich weiß es besser als der Advokat; denn ich sehe weiter. Der Sohn des Grafen, der verstorbene gnädige Herr, wurde eben um die Zeit volljährig. Das war, bei Gott, ein wilder, böser Teufel, der wollte nichts herausgeben und mißhandelte Euch ganz erbärmlich. Er war im Besitz, der Rezeß war fort und nirgends zu finden.

Albert. Wäre nicht noch die Abschrift da, die unser verstorbener Pfarrer gemacht hat, wir wüßten kaum etwas davon.

Breme. Diese Abschrift ist Euer Glück und Euer Unglück. Diese Abschrift gilt Alles vor jedem billigen Menschen; vor Gericht gilt sie nichts. Hättet Ihr diese Abschrift nicht, so wäret Ihr ungewiß in dieser Sache. Hätte man diese Abschrift der

Herrschaft nicht vorgelegt, so wüßte man nicht, wie ungerecht sie denkt.

Martin. Da müßt Ihr auch wieder billig sein. Die Gräfin leugnet nicht, daß Vieles für uns spricht; nur weigert sie sich, den Vergleich einzugehen, weil sie in Vormundschaft ihres Sohnes sich nicht getraut, so etwas abzuschließen.

Albert. In Vormundschaft ihres Sohnes! Hat sie nicht den neuen Schloßflügel bauen lassen, den er vielleicht sein' Lebtage nicht bewohnt? Denn er ist nicht gern in dieser Gegend.

Peter. Und besonders, da er nun eine Braunsche gefallen hat.

Albert. Hat sie nicht den großen Garten und die Wasserfälle anlegen lassen, worüber ein paar Mühlen haben müssen weggekauft werden? Das getraut sie sich Alles in Vormundschaft zu thun; aber das Rechte, das Billige, das getraut sie sich nicht.

Breme. Albert, Du bist ein wackerer Mann; so hör' ich gern reden, und ich gestehe wohl: Wenn ich von unserer gnädigen Gräfin manches Gute genieße und deshalb mich für ihren unterthänigen Diener bekenne, so möcht' ich doch auch darin meinen König nachahmen und Euer Sachwalter sein.

Peter. Das wäre recht schön! Macht nur, daß unser Prozeß bald aus wird!

Breme. Das kann ich nicht; das müßt Ihr.

Peter. Wie wäre denn das anzugreifen?

Breme. Ihr guten Leute wißt nicht, daß Alles in der Welt vorwärts geht, daß heute möglich ist, was vor zehn Jahren nicht möglich war. Ihr wißt nicht, was jetzt Alles unternommen, was Alles ausgeführt wird.

Martin. O ja, wir wissen, daß in Frankreich jetzt wunderliches Zeug geschieht.

Peter. Wunderliches und Abscheuliches!

Albert. Wunderliches und Gutes!

Breme. So recht, Albert! Man muß das Beste wählen! Da sag' ich nun: Was man in Güte nicht haben kann, soll man mit Gewalt nehmen.

Martin. Sollte das gerade das Beste sein?

Albert. Ohne Zweifel.

Peter. Ich dächte nicht.

Breme. Ich muß Euch sagen, Kinder: Jetzt oder niemals!

Albert. Da dürft Ihr uns in Wiesengruben nicht viel verschwatzen; dazu sind wir fix und fertig. Unsere Leute wollten längst rebellern; ich habe nur immer abgewehrt, weil mir Herr

Breme immer sagte, es sei noch nicht Zeit; und das ist ein gescheiter Mann, auf den ich Vertrauen habe.

Breme. Gratias, Gevatter, und ich sage Euch: Jetzt ist es Zeit.

Albert. Ich glaub's auch.

Peter. Nehmt mir's nicht übel, das kann ich nicht einsehen: denn wenn's gut Ader lassen ist, gut purgiren, gut schröpfen, das steht im Kalender, und darnach weiß ich mich zu richten; aber wenn's just gut rebelliern sei, das, glaub' ich, ist viel schwerer zu fassen.

Breme. Das muß Unsereiner verstehen.

Albert. Freilich versteht Ihr's!

Peter. Aber sagt mir nur, woher's eigentlich kommt, daß Ihr's besser versteht als andere gescheite Leute?

Breme (gravitätisch). Erstlich, mein Freund, weil schon vom Großvater an meine Familie die größten politischen Einsichten erwiesen. Hier dieses Bildniß zeigt Euch meinen Großvater Hermann Breme von Bremenfeld, der, wegen großer und vorzüglicher Verdienste zum Burgemeister seiner Vaterstadt erhoben, ihr die größten und wichtigsten Dienste geleistet hat. Dort schwebt sein Andenken noch in Ehren und Segen, wenngleich boshafte, pasquillantische Schauspieldichter seine großen Talente und gewisse Eigenheiten, die er an sich haben mochte, nicht sehr glimpflich behandelten. Seine tiefe Einsicht in die ganze politische und militärische Lage von Europa wird ihm selbst von seinen Feinden nicht abgesprochen.

Peter. Es war ein hübscher Mann; er sieht recht wohlgenährt aus.

Breme. Freilich genoß er ruhigere Tage als sein Enkel.

Martin. Habt Ihr nicht auch das Bildniß Eures Vaters?

Breme. Leider, nein! Doch muß ich Euch sagen, die Natur, indem sie meinen Vater Jost Breme von Bremenfeld hervorbrachte, hielt ihre Kräfte zusammen, um Euern Freund mit solchen Gaben auszurüsten, durch die er Euch nützlich zu werden wünscht. Doch behüte der Himmel, daß ich mich über meine Vorfahren erheben sollte! Es wird uns jetzt viel leichter gemacht, und wir können mit geringern natürlichen Vorzügen eine große Rolle spielen.

Martin. Nicht zu bescheiden, Gevatter!

Breme. Es ist lauter Wahrheit. Sind nicht jetzt der Zeitungen, der Monatsschriften, der fliegenden Blätter so viel, aus denen wir uns unterrichten, an denen wir unsern Verstand üben können! Hätte mein seliger Großvater nur den tausendsten Theil

dieser Hilfsmittel gehabt, er wäre ein ganz anderer Mann geworden. Doch, Kinder, was rede ich von mir! Die Zeit vergeht, und ich fürchte, der Tag bricht an. Der Hahn macht uns aufmerksam, daß wir uns kurz fassen sollen. Habt Ihr Muth?

Albert. An mir und den Meinigen soll's nicht fehlen.

Peter. Unter den Meinigen findet sich wol Einer, der sich an die Spitze stellt; ich verbitte mir den Auftrag.

Martin. Seit den paar letzten Predigten, die der Magister hielt, weil der alte Pfarrer so krank liegt, ist das ganze große Dorf hier in Bewegung.

Breme. Gut! So kann was werden. Ich habe ausgerechnet, daß wir über sechshundert Mann stellen können. Wollt Ihr, so ist in der nächsten Nacht Alles gethan.

Martin. In der nächsten Nacht?

Breme. Es soll nicht wieder Mitternacht werden, und Ihr sollt wieder haben Alles, was Euch gebührt, und mehr dazu.

Peter. So geschwind? Wie wäre das möglich?

Albert. Geschwind oder gar nicht.

Breme. Die Gräfin kommt heute an; sie darf sich kaum besinnen. Rückt nur bei einbrechender Nacht vor das Schloß und fordert Eure Rechte, fordert eine neue Ausfertigung des alten Reverses, macht Euch noch einige kleine Bedingungen, die ich Euch schon angeben will, laßt sie unterschreiben, laßt sie schwören, und so ist Alles gethan.

Peter. Vor einer solchen Gewaltthätigkeit zittern mir Arm' und Beine.

Albert. Narr! Wer Gewalt braucht, darf nicht zittern.

Martin. Wie leicht können sie uns aber ein Regiment Dragoner über den Hals ziehen! So arg dürfen wir's doch nicht machen. Das Militär, der Fürst, die Regierung würden uns schön zusammenarbeiten.

Breme. Gerade umgekehrt! Das ist's eben, worauf ich fuße. Der Fürst ist unterrichtet, wie sehr das Volk bedrückt sei. Er hat sich über die Unbilligkeit des Adels, über die Langwierigkeit der Prozesse, über die Schikane der Gerichtshalter und Advokaten oft genug deutlich und stark erklärt, so daß man voraussetzen kann, er wird nicht zürnen, wenn man sich Recht verschafft, da er es selbst zu thun gehindert ist.

Peter. Sollte das gewiß sein?

Albert. Es wird im ganzen Lande davon gesprochen.

Peter. Da wäre noch allenfalls was zu wagen.

Breme. Wie Ihr zu Werke gehen müßt, wie vor allen Din-

gen der abscheuliche Gerichtshalter bei Seite muß, und auf wen noch mehr genau zu sehen ist, das sollt Ihr Alles noch vor Abend erfahren. Bereitet Eure Sachen vor, regt Eure Leute an und seid mir heute Abend um Sechse beim Herrenbrunnen! Daß Jakob nicht kommt, macht ihn verdächtig; ja, es ist besser, daß er nicht gekommen ist. Gebt auf ihn Acht, daß er uns wenigstens nicht schade! An dem Vortheil, den wir uns erwerben, wird er schon theilnehmen wollen. Es wird Tag; lebt wohl und bedenkt nur, daß, was geschehen soll, schon geschehen ist! Die Gräfin kommt eben erst von Paris zurück, wo sie das Allegesehen und gehört hat, was wir mit so vieler Verwunderung lesen; vielleicht bringt sie schon selbst mildere Gesinnungen mit, wenn sie gelernt hat, was Menschen, die zu sehr gedrückt werden, endlich für ihre Rechte thun können und müssen.

Martin. Lebt wohl, Gevatter, lebt wohl! Punkt Sechse bin ich am Herrenbrunnen.

Albert. Ihr seid ein tüchtiger Mann! Lebt wohl!

Peter. Ich will Euch recht loben, wenn's gut abläuft.

Martin. Wir wissen nicht, wie wir's Euch danken sollen.

Breme (mit Würde). Ihr habt Gelegenheit genug, mich zu verbinden. Das kleine Kapital z. E. von zweihundert Thalern, das ich der Kirche schuldig bin, erlaßt Ihr mir ja wol.

Martin. Das soll uns nicht reuen.

Albert. Unsere Gemeinde ist wohlhabend und wird auch gern was für Euch thun.

Breme. Das wird sich finden. Das schöne Fleck, das Gemeindegut war und das der Gerichtshalter zum Garten einäunen und umarbeiten lassen, das nehmt Ihr wieder in Besitz und überlaßt mir's.

Albert. Das wollen wir nicht ansehen, das ist schon verschmerzt.

Peter. Wir wollen auch nicht zurückbleiben.

Breme. Ihr habt selbst einen hübschen Sohn und ein schönes Gut; Dem könnt' ich meine Tochter geben. Ich bin nicht stolz; glaubt mir, ich bin nicht stolz! Ich will Euch gern meinen Schwäher heißen.

Peter. Das Mamsellchen ist hübsch genug; nur ist sie schon zu vornehm erzogen.

Breme. Nicht vornehm, aber gescheit. Sie wird sich in jeden Stand zu finden wissen. Doch darüber läßt sich noch Vieles reden. Lebt jetzt wohl, meine Freunde, lebt wohl!

Alle. So lebt denn wohl!

Zweiter Aufzug.

Erster Auftritt.

Vorzimmer der Gräfin. Sowol im Fond als an den Seiten hängen adlige Familienbilder in mannichfaltigen geistlichen und weltlichen Kostümen.

Der Amtmann tritt herein, und indem er sich umsieht, ob Niemand da ist, kommt Luise von der andern Seite.

Amtmann. Guten Morgen, Demoiselle! Sind Ihro Excellenz zu sprechen? Kann ich meine unterthänigste Devotion zu Füßen legen?

Luise. Verziehen Sie einigen Augenblick, Herr Amtmann! Die Frau Gräfin wird gleich herauskommen. Die Beschwerlichkeiten der Reise und das Schrecken bei der Ankunft haben einige Ruhe nöthig gemacht.

Amtmann. Ich bedaure von ganzem Herzen. Nach einer so langen Abwesenheit, nach einer so beschwerlichen Reise ihren einzig geliebten Sohn in einem so schrecklichen Zustande zu finden! Ich muß gestehen, es schaudert mich, wenn ich nur daran denke. Ihro Excellenz waren wol sehr alterirt?

Luise. Sie können Sich leicht vorstellen, was eine zärtliche, sorgsame Mutter empfinden mußte, als sie ausstieg, ins Haus trat und da die Verwirrung fand, nach ihrem Sohne fragte und aus ihrem Stecken und Stottern leicht schließen konnte, daß ihm ein Unglück begegnet sei.

Amtmann. Ich bedaure von Herzen. Was fingen Sie an?

Luise. Wir mußten nur geschwind Alles erzählen, damit sie nicht etwas Schlimmeres besorgte; wir mußten sie zu dem Kinde führen, das mit verbundenem Kopf und blutigen Kleidern da lag. Wir hatten nur für Umschläge gesorgt und ihn nicht ausziehen können.

Amtmann. Es muß ein schrecklicher Anblick gewesen sein.

Luise. Sie blickte hin, that einen lauten Schrei und fiel mir ohnmächtig in die Arme. Sie war untröstlich, als sie wieder zu sich kam, und wir hatten alle Mühe, sie zu überführen, daß das Kind sich nur eine starke Beule gefallen, daß es aus der Nase geblutet und daß keine Gefahr sei.

Amtmann. Ich möcht' es mit dem Hofmeister nicht theilen, der das gute Kind so vernachlässigt.

Luise. Ich wunderte mich über die Gelassenheit der Gräfin,

besonders da er den Vorfall leichter behandelte, als es ihm in dem Augenblick geziemte.

Amtmann. Sie ist gar zu gnädig, gar zu nachsichtig.

Luise. Aber sie kennt ihre Leute und merkt sich Alles. Sie weiß, wer ihr redlich und treu dient; sie weiß, wer nur dem Schein nach ihr unterthäniger Knecht ist. Sie kennt die Nachlässigen so gut wie die Falschen, die Unklugen sowol als die Bösartigen.

Amtmann. Sie sagen nicht zu viel; es ist eine vortreffliche Dame. Aber eben deswegen! Der Hofmeister verdiente doch, daß sie ihn geradezu wegschickte.

Luise. In Allem, was das Schicksal des Menschen betrifft, geht sie langsam zu Werke, wie es einem Großen geziemt. Es ist nichts schrecklicher als Macht und Uebereilung.

Amtmann. Aber Macht und Schwäche sind auch ein trauriges Paar.

Luise. Sie werden der gnädigen Gräfin nicht nachsagen, daß sie schwach sei.

Amtmann. Behüte Gott, daß ein solcher Gedanke einem alten treuen Diener einfallen sollte! Aber es ist denn doch erlaubt, zum Vortheil seiner gnädigen Herrschaft zu wünschen, daß man manchmal mit mehr Strenge gegen Leute zu Werke gehe, die mit Strenge behandelt sein wollen.

Luise. Die Frau Gräfin! (Luise tritt ab.)

Zweiter Auftritt.

Die Gräfin im Negligé. Der Amtmann.

Amtmann. Euer Excellenz haben zwar auf eine angenehme Weise, doch unvermuthet Ihre Dienerschaft überrascht, und wir bedauern nur, daß Dieselben bei Ihrer Ankunft durch einen so traurigen Anblick erschreckt worden. Wir hatten alle Anstalten zu Dero Empfang gemacht: das Tannenreisig zu einer Ehrenpforte liegt wirklich schon im Hofe; die sämmtlichen Gemeinden wollten reihenweis an dem Wagen stehen und Hochdieselben mit einem lauten Vivat empfangen, und Jeder freute sich schon, bei einer so feierlichen Gelegenheit seinen Festtagsrock anzuziehen und sich und seine Kinder zu putzen.

Gräfin. Es ist mir lieb, daß die guten Leute sich nicht zu beiden Seiten des Wegs gestellt haben; ich hätte ihnen unmöglich ein freundlich Gesicht machen können und Ihnen am Wenigsten, Herr Amtmann!

Amtmann. Wie so? Wodurch haben wir Euer Excellenz Ungnade verdient?

Gräfin. Ich kann nicht leugnen, ich war sehr verdrießlich, als ich gestern auf den abscheulichen Weg kam, der gerade da anfängt, wo meine Besitzungen angehen. Die große Reise hab' ich fast auf lauter guten Wegen vollbracht, und eh'n da ich wieder in das Meinige zurückkomme, sind' ich sie nicht nur schlechter wie vorm Jahr, sondern so abscheulich, daß sie alle Uebel einer schlechten Chaussee verbinden. Bald tief ausgefahrne Löcher, in die der Wagen umzustürzen droht, aus denen die Pferde mit aller Gewalt ihn kaum herausreißen, bald Steine, ohne Ordnung über einander geworfen, daß man eine Viertelstunde lang selbst in dem bequemsten Wagen aufs Unerträglichste zusammengeschüttelt wird. Es sollte mich wundern, wenn nichts daran beschädigt wäre.

Amtmann. Euer Excellenz werden mich nicht ungehört verdammen; nur mein eifriges Bestreben, von Euer Excellenz Gerechtsamen nicht das Mindeste zu vergeben, ist Ursache an diesem übeln Zustande des Wegs.

Gräfin. Ich verstehe. —

Amtmann. Sie erlauben, Ihrer tiefen Einsicht nur anheimzustellen, wie wenig es mir hätte ziemen wollen, den widerspänstigen Bauern auch nur ein Haar breit nachzugeben. Sie sind schuldig, die Wege zu bessern, und da Euer Excellenz Chaussee befehlen, sind sie auch schuldig, die Chaussee zu machen.

Gräfin. Einige Gemeinden waren ja willig.

Amtmann. Das ist eben das Unglück. Sie fuhren die Steine an; als aber die übrigen widerspänstigen sich weigerten und auch jene widerspänstig machten, blieben die Steine liegen und wurden nach und nach, theils aus Nothwendigkeit, theils aus Muthwillen, in die Gleise geworfen, und da ist nun der Weg freilich ein Bißchen holprig geworden.

Gräfin. Sie nennen das ein Wenig holprig!

Amtmann. Verzeihen Euer Excellenz, wenn ich sogar sage, daß ich diesen Weg öfters mit vieler Zufriedenheit zurücklege. Es ist ein vortreffliches Mittel gegen die Hypochondrie, sich dergestalt zusammenschütteln zu lassen.

Gräfin. Das, gesteh' ich, ist eine eigne Kurmethode.

Amtmann. Und freilich, da nun eben wegen dieses Streites, welcher vor dem Kaiserlichen Reichskammergericht auf das Eifrigste betrieben wird, seit einem Jahre an keine Wegebesserung zu denken gewesen und überdies die Holzfuhren stark gehen, in diesen letztern Tagen auch anhaltendes Regenwetter eingefallen, so möchte

denn freilich Jemandem, der gute Chauſſeen gewohnt iſt, unſere Straße gewiſſermaßen impraktikabel vorkommen.

Gräfin. Gewiſſermaßen? Ich dächte, ganz und gar.

Amtmann. Euer Excellenz belieben zu ſcherzen. Man kommt doch noch immer fort. —

Gräfin. Wenn man nicht liegen bleibt. Und doch hab' ich an der Meile ſechs Stunden angebracht.

Amtmann. Ich vor einigen Tagen noch länger. Zweimal wurd' ich glücklich herausgewunden, das dritte Mal brach ein Rad, und ich mußte mich noch nur ſo fortſchleppen laſſen. Aber bei allen dieſen Unfällen war ich getroſt und guten Muths; denn ich bedachte, daß Euer Excellenz und Ihres Herrn Sohnes Gerechtſame ſalvirt ſind. Aufrichtig geſtanden, ich wollte auf ſolchen Wegen lieber von hier nach Paris fahren, als mir einen Finger breit nachgeben, wenn die Rechte und Befugniſſe meiner gnädigen Herrſchaft beſtritten werden. Ich wollte daher, Euer Excellenz dächten auch ſo, und Sie würden gewiß dieſen Weg nicht mit ſo viel Unzufriedenheit zurückgelegt haben.

Gräfin. Ich muß ſagen, darin bin ich anderer Meinung, und gehörten dieſe Beſitzthümer mir eigen, müßte ich mich nicht blos als Verwalterin anſehen, ſo würde ich über manche Bedenklichkeit hinausgehen; ich würde mein Herz hören, das mir Billigkeit gebietet, und meinen Verſtand, der mich einen wahren Vortheil von einem ſcheinbaren unterſcheiden lehrt. Ich würde großmüthig ſein, wie es Dem gar wohl anſteht, der Macht hat. Ich würde mich hüten, unter dem Scheine des Rechts auf Forderungen zu beharren, die ich durchzuſetzen kaum wünſchen müßte, und die, indem ich Widerſtand finde, mir auf Lebenslang den völligen Genuß eines Beſitzes rauben, den ich auf billige Weiſe verbeſſern könnte. Ein leidlicher Vergleich und der unmittelbare Gebrauch ſind beſſer als eine wohlgegründete Rechtsſache, die mir Verdruß macht, und von der ich nicht einmal den Vortheil für meine Nachkommen einſehe.

Amtmann. Euer Excellenz erlauben, daß ich darin der entgegengeſetzten Meinung ſein darf! Ein Proceß iſt eine ſo reizende Sache, daß, wenn ich reich wäre, ich eher einige kaufen würde, um nicht ganz ohne dieſes Vergnügen zu leben. (Tritt ab.)

Gräfin. Es ſcheint, daß er ſeine Luſt an unſern Beſitzthümern büßen will.

Dritter Auftritt.

Gräfin. Magister.

Magister. Darf ich fragen, gnädige Gräfin, wie Sie Sich befinden?

Gräfin. Wie Sie denken können, nach der Alteration, die mich bei meinem Eintritt überfiel.

Magister. Es thut mir herzlich leid; doch hoff' ich, soll es von keinen Folgen sein. Ueberhaupt aber kann Ihnen schwerlich der Aufenthalt hier so bald angenehm werden, wenn Sie ihn mit dem vergleichen, den Sie vor Kurzem genossen haben.

Gräfin. Es hat auch große Reize, wieder zu Hause bei den Seinigen zu wohnen.

Magister. Wie oftmals hab' ich Sie um das Glück beneidet, gegenwärtig zu sein, als die größten Handlungen geschahen, die je die Welt gesehn hat, Zeuge zu sein des seligen Taumels, der eine große Nation in dem Augenblick ergriff, als sie sich zum ersten Mal frei und von den Ketten entbunden fühlte, die sie so lange getragen hatte, daß diese schwere, fremde Last gleichsam ein Glied ihres elenden, kranken Körpers geworden.

Gräfin. Ich habe wunderbare Begebenheiten gesehen, aber wenig Erfreuliches.

Magister. Wenngleich nicht für die Sinne, doch für den Geist. Wer aus großen Absichten fehlgreift, handelt immer lobenswürdiger, als wer Dasjenige thut, was nur kleinen Absichten gemäß ist. Man kann auf dem rechten Wege irren und auf dem falschen recht gehen — —

Vierter Auftritt.

Die Vorigen. Luise.

(Durch die Ankunft dieses vorzüglichen Frauenzimmers wird die Lebhaftigkeit des Gespräch erst gemildert und sodann die Unterredung von dem Gegenstande gänzlich abgelenkt. Der Magister, der nun weiter kein Interesse findet, entfernt sich, und das Gespräch unter den beiden Frauenzimmern setzt sich fort, wie folgt.)

Gräfin. Was macht mein Sohn? Ich war eben im Begriff, zu ihm zu gehen.

Luise. Er schläft recht ruhig, und ich hoffe, er wird bald wieder herumspringen, und in kurzer Zeit keine Spur der Beschädigung mehr übrig sein.

Gräfin. Das Wetter ist gar zu übel; sonst ging' ich in den

Garten. Ich bin recht neugierig, zu ſehen, wie Alles gewachſen iſt, und wie der Waſſerfall, wie die Brücke und die Felſenkluft ſich jetzt ausnehmen.

Luiſe. Es iſt Alles vortrefflich gewachſen; die Wildniſſe, die Sie angelegt haben, ſcheinen natürlich zu ſein; ſie bezaubern Jeden, der ſie zum erſten Mal ſieht, und auch mir geben ſie in einer ſtillen Stunde einen angenehmen Aufenthalt. Doch muß ich geſtehen, daß ich in der Baumſchule unter den fruchtbaren Bäumen lieber bin. Der Gedanke des Nutzens führt mich aus mir ſelbſt heraus und giebt mir eine Fröhlichkeit, die ich ſonſt nicht empfinde. Ich kann ſäen, pfropfen, okuliren! Und wenngleich mein Auge keine maleriſche Wirkung empfindet, ſo iſt mir doch der Gedanke von Früchten höchſt reizend, die einmal und wol bald Jemanden erquicken werden.

Gräfin. Ich ſchätze Ihre guten häuslichen Geſinnungen.

Luiſe. Die einzigen, die ſich für den Stand ſchicken, der ans Nothwendige zu denken hat, dem wenig Willkür erlaubt iſt.

Gräfin. Haben Sie den Antrag überlegt, den ich Ihnen in meinem letzten Briefe that? Können Sie Sich entſchließen, meiner Tochter Ihre Zeit zu widmen, als Freundin, als Geſellſchafterin mit ihr zu leben?

Luiſe. Ich habe kein Bedenken, gnädige Gräfin.

Gräfin. Ich hatte viel Bedenken, Ihnen den Antrag zu thun. Die wilde, unbändige Gemüthsart meiner Tochter macht ihren Umgang unangenehm und oft ſehr verdrießlich. So leicht mein Sohn zu behandeln iſt, ſo ſchwer iſt es meine Tochter.

Luiſe. Dagegen iſt ihr edles Herz, ihre Art zu handeln, aller Achtung werth. Sie iſt heftig, aber bald zu beſänftigen, unbillig, aber gerecht, ſtolz, aber menſchlich.

Gräfin. Hierin iſt ſie ihrem Vater — —

Luiſe. Aeußerſt ähnlich. Auf eine ſehr ſonderbare Weiſe ſcheint die Natur in der Tochter den rauhen Vater, in dem Sohne die zärtliche Mutter wieder hervorgebracht zu haben.

Gräfin. Verſuchen Sie, Luiſe, dieſes wilde, aber edle Feuer zu dämpfen! Sie beſitzen alle Tugenden, die ihr fehlen. In Ihrer Nähe, durch Ihr Beiſpiel wird ſie gereizt werden, ſich nach einem Muſter zu bilden, das ſo liebenswürdig iſt.

Luiſe. Sie beſchämen mich, gnädige Gräfin. Ich kenne an mir keine Tugend als die, daß ich mich bisher in mein Schickſal zu finden wußte, und ſelbſt dieſe hat kein Verdienſt mehr, ſeitdem Sie, gnädige Gräfin, ſo viel gethan haben, um es zu erleichtern. Sie thun jetzt noch mehr, da Sie mich näher an Sich

heranziehen. Nach dem Tode meines Vaters und dem Umsturz meiner Familie habe ich Vieles entbehren lernen, nur nicht gesitteten und verständigen Umgang.

Gräfin. Bei Ihrem Onkel müssen Sie von dieser Seite viel ausstehen.

Luise. Es ist ein guter Mann; aber seine Einbildung macht ihn oft höchst altern, besonders seit der letzten Zeit, da Jeder ein Recht zu haben glaubt, nicht nur über die großen Welthändel zu reden, sondern auch darin mitzuwirken.

Gräfin. Es geht ihm nie sehr Vielen.

Luise. Ich habe manchmal meine Bemerkungen im Stillen darüber gemacht. Wer die Menschen nicht kennte, würde sie jetzt leicht kennen lernen. So Viele nehmen sich der Sache der Freiheit, der allgemeinen Gleichheit an, nur um für sich eine Ausnahme zu machen, nur um zu wirken, es sei, auf welche Art es wolle.

Gräfin. Sie hätten nichts mehr erfahren können, und wenn Sie mit mir in Paris gewesen wären.

Fünfter Auftritt.

Friederike. Der Baron. Die Vorigen.

Friederike. Hier, liebe Mutter, ein Hase und zwei Feldhühner! Ich habe die drei Stücke geschossen; der Vetter hat immer gepudelt.

Gräfin. Du siehst wild aus, Friederike; wie Du durchnäßt bist!

Friederike (das Wasser vom Hute abschwingend). Der erste glückliche Morgen, den ich seit langer Zeit gehabt habe.

Baron. Sie jagt mich nun schon vier Stunden im Felde herum.

Friederike. Es war eine rechte Lust. Gleich nach Tische wollen wir wieder hinaus.

Gräfin. Wenn Du's so heftig treibst, wirst Du es bald überdrüssig werden.

Friederike. Geben Sie mir das Zeugniß, liebe Mama! Wie oft hab' ich mich aus Paris wieder nach unsern Revieren gesehnt! Die Opern, die Schauspiele, die Gesellschaften, die Gastereien, die Spaziergänge, was ist das Alles gegen einen einzigen vergnügten Tag auf der Jagd, unter freiem Himmel, auf unsern Bergen, wo wir eingeboren und eingewohnt sind! — Wir müssen ehestens Tags hetzen, Vetter.

Baron. Sie werden noch warten müssen; die Frucht ist noch nicht aus dem Felde.

Friederike. Was will das viel schaden? Es ist fast von gar

keiner Bedeutung. Sobald es ein Büchschen aufgetrocknet, wollen wir betzen.

Gräfin. Geh, geh Dich um! Ich vermuthe, daß wir zu Tische noch einen Gast haben, der sich nur kurze Zeit bei uns aufhalten kann.

Baron. Wird der Hofrath kommen?

Gräfin. Er versprach mir, heute wenigstens auf ein Stündchen einzusprechen. Er geht auf Kommissionen.

Baron. Es sind einige Unruhen im Lande.

Gräfin. Es wird nichts zu bedeuten haben, wenn man sich nur vernünftig gegen die Menschen benimmt und ihnen ihren wahren Vortheil setzt.

Friederike. Unruhen? Wer will Unruhen anfangen?

Baron. Mißvergnügte Bauern, die von ihren Herrschaften gedrückt werden und die leicht Anführer finden.

Friederike. Die muß man auf den Kopf schießen. (Sie macht Bewegungen mit der Flinte.) Sehen Sie, gnädige Mama, wie mir der Magister die Flinte verwahrlost hat! Ich wollte sie doch mitnehmen, und da Sie es nicht erlaubten, wollte ich sie dem Jäger aufzuheben geben. Da bat mich der Grautod so inständig, sie ihm zu lassen: sie sei so leicht, sagt' er, so bequem, er wolle sie so gut halten, er wolle so oft auf die Jagd gehen. Ich ward ihm wirklich gut, weil er so oft auf die Jagd gehen wollte, und nun, sehen Sie, sind' ich sie heute in der Gesindestube hinterm Ofen. Wie das aussieht! Sie wird in meinem Leben nicht wieder rein.

Baron. Er hatte die Zeit her mehr zu thun; er arbeitet mit an der allgemeinen Gleichheit, und da hält er wahrscheinlich die Hasen auch mit für Seinesgleichen und scheut sich, ihnen was zu Leide zu thun.

Gräfin. Ziehet Euch an, Kinder, damit wir nicht zu warten brauchen! Sobald der Hofrath kommt, wollen wir essen. (Ab.)

Friederike (ihre Flinte besehend). Ich habe die französische Revolution schon so oft verwünscht, und jetzt thu' ich's doppelt und dreifach. Wie kann mir nun der Schaden ersetzt werden, daß meine Flinte rostig ist?

Dritter Aufzug.

Erster Auftritt.

Saal im Schlosse.

Gräfin. Hofrath.

Gräfin. Ich geb' es Ihnen recht aufs Gewissen, theurer Freund. Denken Sie nach, wie wir diesem unangenehmen Prozesse ein Ende machen! Ihre große Kenntniß der Gesetze, Ihr Verstand und Ihre Menschlichkeit helfen gewiß ein Mittel finden, wie wir aus dieser widerlichen Sache scheiden können. Ich habe es sonst leichter genommen, wenn man Unrecht hatte und im Besitz war; je nun, dacht' ich, es geht ja wol so hin, und wer hat, ist am Besten dran. Seitdem ich aber bemerkt habe, wie sich Unbilligkeit von Geschlecht zu Geschlecht so leicht aufhäuft, wie großmüthige Handlungen meistentheils nur versönlich sind und der Eigennutz allein gleichsam erblich wird, seitdem ich mit Augen gesehen habe, daß die menschliche Natur auf einen unglücklichen Grad gedrückt und erniedrigt, aber nicht unterdrückt und vernichtet werden kann, so habe ich mir fest vorgenommen, jede einzelne Handlung, die mir unbillig scheint, selbst streng zu vermeiden und unter den Meinigen, in Gesellschaft, bei Hofe, in der Stadt, über solche Handlungen meine Meinung laut zu sagen. Zu keiner Ungerechtigkeit will ich mehr schweigen, keine Kleinheit unter einem großen Scheine ertragen, und wenn ich auch unter dem verhaßten Namen einer Demokratin verschrieen werden sollte.

Hofrath. Es ist schön, gnädige Gräfin, und ich freue mich, Sie wieder zu finden, wie ich Abschied von Ihnen genommen, und noch ausgebildeter. Sie waren eine Schülerin der großen Männer, die uns durch ihre Schriften in Freiheit gesetzt haben, und nun finde ich in Ihnen einen Zögling der großen Begebenheiten, die uns einen lebendigen Begriff geben von Allem, was der wohldenkende Staatsbürger wünschen und verabscheuen muß. Es ziemt Ihnen, Ihrem eignen Stande Widerpart zu halten. Ein Jeder kann nur seinen eignen Stand beurtheilen und tadeln. Aller Tadel heraufwärts oder hinabwärts ist mit Nebenbegriffen und Kleinheiten vermischt; man kann nur durch Seinesgleichen gerichtet werden. Aber eben deswegen, weil ich ein Bürger bin, der es zu bleiben denkt, der das große Gewicht des höheren Standes im Staate anerkennt und zu schätzen Ursache hat, bin ich auch unversöhnlich gegen die kleinlichen neidischen Neckereien, gegen den

blinden Haß, der nur aus eigner Selbsigkeit erzeugt wird, prätentnos Prätentionen bekämpft, sich über Formalitäten formalisirt und, ohne selbst Realität zu haben, da nur Schein sieht, wo er Glück und Folge sehen könnte. Wahrlich, wenn alle Vorzüge gelten sollen, Gesundheit, Schönheit, Jugend, Reichthum, Verstand, Talente, Klima, warum soll der Verus nicht auch irgend eine Art von Gültigkeit haben, daß ich von einer Reihe tapferer, bekannter, ehrenvoller Väter entsprungen bin? Das will ich sagen, da wo ich eine Stimme habe, und wenn man mir auch den verhaßten Namen eines Aristokraten zueignete.

Hier findet sich eine Lücke, welche wir durch Erzählung ausfüllen. Der trockne Ernst dieser Scene wird dadurch gemildert, daß der Hofrath seine Neigung zu Luisen bekennt, indem er sich bereit zeigt, ihr seine Hand zu geben. Ihre sonderen Verhältnisse vor dem Umsturz, den Luisens Familie erlitt, kommen zur Sprache, so wie die stillen Bemühungen des vorzüglichen Mannes, sich und zugleich Luisen eine Existenz zu verschaffen.

Eine Scene zwischen der Gräfin, Luisen und dem Hofrath zieht Gelegenheit, drei schöne Charaktere näher kennen zu lernen und uns für das, was wir in den nächsten Auftritten erdulden sollen, vorläufig einigermaßen zu entschädigen. Denn nun versammelt sich um den Theetisch, wie Luise einschenkt, nach und nach das ganze Personal des Stücks, so daß zuletzt auch die Bauern eingeführt werden. Da man sich nun nicht enthalten kann, von Politik zu sprechen, so thut der Baron, welcher leichtsinn, Frevel und Spott nicht verbergen kann, den Vorschlag, sogleich eine Ratsmännerversammlung vorzustellen. Der Hofrath wird zum Präsidenten erwählt, und die Charaktere der Mitspielenden, wie man sie schon kennt, entwickeln sich freier und heftiger. Die Gräfin, das Köpfchen mit verbundenem Kopfe neben sich, stellt die Fürstin vor, deren Ansehen geschmälert werden soll, und die aus eignen liberalen Gesinnungen nachzugeben genezigt ist. Der Hofrath, verständig und gemäßigt, sucht ein Gleichgewicht zu erhalten, ein Bemühen, das jeden Augenblick schwieriger wird. Der Baron spielt die Rolle des Edelmanns, der von seinem Stande abfällt und zum Volke übergeht. Durch seine schelmische Darstellung werden die Andern gelockt, ihr Innerstes hervorzulehren. Auch Herzensangelegenheiten mischen sich mit ins Spiel. Der Baron verfehlt nicht, Karolinen die schwierigsten Sachen zu sagen, die sie zu ihren schönsten Gunsten auslegen kann. In der Heftigkeit, womit Jakob die Gerechtsame des gräflichen Hauses vertheidigt, läßt sich eine stille, unbewußte Neigung zu der jungen Gräfin nicht verkennen. Luise sieht in allem Diesem nur die Erschütterung des häuslichen Glücks, dem sie sich so nahe glaubt, und wenn die Bauern mitunter schwerfällig werden, so erheitert Bremenfeld die Scene durch seinen Dünkel, durch Geschichten und guten Humor. Der Magister, wie wir ihn schon kennen, überschreitet vollkommen die Grenze, und da der Baron immerfort hetzt, läuft es endlich auf Persönlichkeiten hinaus, und als nun vollends die Brausche des Erbgrafen als unbedeutend, ja lächerlich behandelt wird, so bricht die Gräfin los, und die Sache kommt so weit, daß dem Magister aufgekündigt wird. Der Baron verschlimmert das Uebel, und er bedient sich, da der Lärm immer stärker wird, der Gelegenheit, mehr in Karolinen zu dringen und sie zu einer heimlichen Zusammenkunft für die Nacht zu bereden. Bei allem Diesem zeigt sich die junge Gräfin entschieden besorgt, parteiisch auf ihren Stand, hartnäckig auf ihren Besitz, welche Härte

schon durch ein anderweitiges, sein natürliches und im tiefsten Grunde recht-liches weibliches Wesen bis zur Liebenswürdigkeit gemildert wird. Und so läßt sich einsehen, daß der Akt ziemlich tumultuarisch und, insofern es der sittlichen Gegenstand erlaubt, für das Gefühl nicht ganz unerträglich fremdig wird. Vielleicht bedauert man, daß der Verfasser die Schwierigkeiten einer solchen Szene nicht zur rechten Zeit zu überwinden bemüht war.

Vierter Aufzug.

Erster Auftritt.

Bremens Wohnung.

Breme. Martin. Albert.

Breme. Sind Eure Leute alle an ihren Posten? Habt Ihr sie wohl unterrichtet? Sind sie gutes Muths?

Martin. Sobald Ihr mit der Glocke stürmt, werden sie alle da sein.

Breme. So ist's recht! Wenn im Schlosse die Lichter alle aus sind, wenn es Mitternacht ist, soll es gleich angehen. Unser Glück ist's, daß der Hofrath fortgeht. Ich fürchtete sehr, er möchte bleiben und uns den ganzen Spaß verderben.

Albert. Ich fürchte so noch immer, es geht nicht gut ab. Es ist mir schon um Voraus bange, die Glocke zu hören.

Breme. Seid nur ruhig! Habt Ihr nicht heute selbst gehört, wie übel es jetzt mit den vornehmen Leuten steht? Habt Ihr gehört, was wer der Gräfin Alles unters Gesicht gesagt haben?

Martin. Es war ja aber nur zum Spaß.

Albert. Es war schon um Spaße grob genug.

Breme. Habt Ihr gehört, wie ich Eure Sache zu verfechten weiß? Wenn's Ernst gilt, will ich so vor den Kaiser treten. Und was sagt Ihr zum Herrn Magister, hat sich der nicht auch wacker gehalten?

Albert. Sie haben's Euch aber auch brav abgegeben. Ich dachte zuletzt, es würde Schläge setzen, und unsere gnädige Comtesse — war's doch, als wenn ihr seliger Herr Vater leibhaftig da stünde.

Breme. Laßt mir das Gnädige weg! Es wird sich bald nichts mehr zu gnädigen haben. Seht, hier hab' ich die Briefe schon fertig; die schick' ich in die benachbarten Gerichtsdörfer. Sobald's hier losgeht, sollen die auch stürmen und rebellieren und auch ihre Nachbarn auffordern.

Martin. Das kann was werden.

Breme. Freilich! Und alsdann Ehre, dem Ehre gebührt, Euch, meine lieben Kinder! Ihr werdet als die Befreier des Landes angesehen.

Martin. Ihr, Herr Breme, werdet das größte Lob davontragen.

Breme. Nein, das gebört sich nicht; es muß jetzt Alles gemein sein.

Martin. Indessen habt Ihr's doch angefangen.

Breme. Gebt mir die Hände, brave Männer! So standen einst die drei großen Schweizer, Wilhelm Tell, Walther Staudbach, Fürst von Uri, die standen auf dem Grütliberg beisammen und schwuren den Tyrannen ewigen Haß und ihren Mitgenossen ewige Freiheit. Wie oft hat man diese wackern Helden gemalt und in Kupfer gestochen! Auch uns wird diese Ehre widerfahren. In dieser Positur werden wir auf die Nachwelt kommen.

Martin. Wie Ihr Euch das Alles so denken könnt!

Albert. Ich fürchte nur, daß wir im Karrn eine böse Figur machen können. Horcht! Es klingelt Jemand. Mir zittert das Herz im Leibe, wenn sich nur was bewegt.

Breme. Schämt Euch! Ich will aufsehen. Es wird der Magister sein; ich habe ihn herüber bestellt. Die Gräfin hat ihm den Dienst aufgesagt, die Comtesse hat ihn sehr beleidigt. Wir werden ihn leicht in unsere Partei ziehen. Wenn wir einen Geistlichen unter uns haben, sind wir unserer Sache desto gewisser.

Martin. Einen Geistlichen und Gelehrten.

Breme. Was die Gelehrsamkeit betrifft, geb' ich ihm nichts nach, und besonders hat er weit weniger politische Lektüre als ich. Alle die Chroniken, die ich von meinem seligen Großvater geerbt habe, waren in meiner Jugend schon durchgelesen, und das Theatrum Europäum*) kenn' ich in- und auswendig. Wer recht versteht, was geschehen ist, der weiß auch, was geschieht und geschehen wird. Es ist immer einerlei; es passirt in der Welt nichts Neues. Der Magister kommt. Halt! Wir müssen ihn feierlich empfangen. Er muß Respekt vor uns kriegen. Wir stellen jetzt die Repräsentanten der ganzen Nation gleichsam in Nuce vor. Setzt Euch! (Er setzt drei Stühle auf die eine Seite des Theaters, auf die andere einen Stuhl. Die beiden Schulzen setzen sich, und wie der Magister hereintritt, setzt sich Breme geschwind in ihre Mitte und nimmt ein gravitätisches Wesen an.)

---

*) Das Theatrum Europaeum erschien von 1617—1717 in 21 Folianten; der erste Band war von Joh. Phil. Abelin (gest. um 1646) allein bearbeitet, spätere von ihm und seinen Mitarbeitern, resp. den Fortsetzern.

Zweiter Auftritt.

Die Vorigen. Der Magister.

Magister. Guten Morgen, Herr Breme! Was giebt's Neues? Sie wollen mir etwas Wichtiges vertrauen, sagten Sie.

Breme. Etwas sehr Wichtiges, gewiß! Setzen Sie Sich! (Der Magister will den einzelnen Stuhl nehmen und zu ihnen rücken.) Nein, bleiben Sie dort, sitzen Sie dort nieder! Wir wissen noch nicht, ob Sie an unserer Seite niedersitzen wollen.

Magister. Eine wunderbare Vorbereitung.

Breme. Sie sind ein Mann, ein freigeborner, ein freidenkender, ein geistlicher, ein ehrwürdiger Mann. Sie sind ehrwürdig, weil Sie geistlich sind, und noch ehrwürdiger, weil Sie frei sind. Sie sind frei, weil Sie edel sind, und sind schätzbar, weil Sie frei sind.*) Und nun! Was haben wir erleben müssen! Wir sahen Sie verachtet, wir sahen Sie beleidigt; aber wir haben zugleich Ihren edeln Zorn gesehen, einen edlen Zorn, aber ohne Wirkung. Glauben Sie, daß wir Ihre Freunde sind, so glauben Sie auch, daß sich unser Herz im Busen umkehrt, wenn wir Sie verkehrt behandelt sehen. Ein edler Mann und verhöhnt, ein freier Mann und bedroht, ein geistlicher Mann und verachtet, ein treuer Diener und verstoßen! Zwar verhöhnt von Leuten, die selbst Hohn verdienen, verachtet von Menschen, die keiner Achtung werth sind, verstoßen von Undankbaren, deren Wohlthaten man nicht genießen möchte, bedroht von einem Kinde, von einem Mädchen — Das scheint freilich nicht viel zu bedeuten; aber wenn Ihr bedenkt, daß dieses Mädchen kein Mädchen, sondern ein eingefleischter Satan ist, daß man sie Legion nennen sollte — denn es sind viele tausend aristokratische Geister in sie gefahren — so seht Ihr deutlich, was uns von allen Aristokraten bevorsteht; Ihr seht es, und wenn Ihr klug seid, so nehmt Ihr Eure Maaßregeln.

Magister. Wozu soll diese sonderbare Rede? Wohin wird Euch der seltsame Eingang führen? Sagt Ihr das, um meinen Zorn gegen diese verdammte Brut noch mehr zu erhitzen, um meine aufs Aeußerste getriebene Empfindlichkeit noch mehr zu reizen? Schweigt stille! Wahrhaftig, ich wüßte nicht, wozu mein gekränktes Herz jetzt nicht Alles fähig wäre. Was? Nach so vielen Diensten, nach so vielen Aufopferungen mir so zu begegnen, mich vor die Thüre zu setzen! Und warum? Wegen einer elenden Beule, wegen einer gequetschten Nase, mit der so viele Leu-

*) Bei dieser Anrede Breme's hat Goethe offenbar an die berühmte Rede des Brutus in Shakespeare's „Julius Cäsar" (3. Akt. 2. Scene) gedacht.

dert Kinder auf- und davonspringen. Aber es kommt eben recht, eben recht! Sie wissen nicht, die Großen, wen sie in uns beleidigen, die wir Zungen, die wir Federn haben.

Breme. Dieser edle Zorn ergetzt mich, und so frage ich Dich denn im Namen aller edeln, freigebornen, der Freiheit werthen Menschen, ob Ihr diese Zunge, diese Feder von nun an dem Dienste der Freiheit völlig widmen wollt.

Magister. O ja, ich will, ich werde!

Breme. Daß Ihr keine Gelegenheit versäumen wollt, zu dem edeln Zwecke mitzuwirken, nach dem jetzt die ganze Menschheit emporstrebt?

Magister. Ich gebe Euch mein Wort.

Breme. So gebt mir Eure Hand, mir und diesen Männern!

Magister. Einem Jeden; aber was haben diese armen Leute, die wie Sklaven behandelt werden, mit der Freiheit zu thun?

Breme. Sie sind nur noch eine Spanne davon, nur so breit, als die Schwelle des Gefängnisses ist, an dessen eröffneter Thüre sie stehen.

Magister. Wie?

Breme. Der Augenblick ist nahe, die Gemeinden sind versammelt, in einer Stunde sind sie hier. Wir überfallen das Schloß, nöthigen die Gräfin zur Unterschrift des Receßes und zu einer eidlichen Versicherung, daß künftighin alle drückenden Lasten aufgehoben sein sollen.

Magister. Ich erstaune!

Breme. Da habe ich nur noch ein Bedenken wegen des Eids. Die vornehmen Leute glauben nichts mehr. Sie wird einen Eid schwören und sich davon entbinden lassen. Man wird ihr beweisen, daß ein gezwungener Eid nichts gelte.

Magister. Dafür will ich Rath schaffen. Diese Menschen, die sich über Alles wegsetzen, Ihresgleichen behandeln wie das Vieh, ohne Liebe, ohne Mitleid, ohne Furcht frech in den Tag hinein leben, so lange sie mit Menschen zu thun haben, die sie nicht schätzen, so lange sie von einem Gott sprechen, den sie nicht erkennen, dieses übermüthige Geschlecht kann sich doch von dem geheimen Schauer nicht losmachen, der alle lebendigen Kräfte der Natur durchschwebt, kann die Verbindung sich nicht leugnen, in der Worte und Wirkung, That und Folge ewig mit einander bleiben. Laßt sie einen feierlichen Eid thun!

Martin. Sie soll in der Kirche schwören.

Breme. Nein, unter freiem Himmel.

Magister. Das ist nichts. Diese feierlichen Scenen rühren

nur die Einbildungskraft. Ich will es Euch anders lehren. Umgebt sie, laßt sie in Eurer Mitte die Hand auf ihres Sohnes Haupt legen, bei diesem geliebten Haupte ihr Versprechen betheuern und alles Uebel, was einen Menschen betreffen kann, auf dieses kleine Gefäß herabrufen, wenn sie unter irgend einem Vorwande ihr Versprechen zurücknähme oder zugäbe, daß es vereitelt würde!

Breme. Herrlich!

Martin. Schrecklich!

Albert. Glaubt mir, sie ist auf ewig gebunden!

Breme. Ihr sollt zu ihr in den Kreis treten und ihr das Gewissen schärfen.

Magister. An Allem, was Ihr thun wollt, nehm' ich Antheil; nur sagt mir, wie wird man es in der Residenz ansehen? Wenn sie Euch Dragoner schicken, so seid Ihr Alle gleich verloren.

Martin. Da weiß Herr Breme schon Rath.

Albert. Ja, was das für ein Kopf ist!

Magister. Klärt mich auf!

Breme. Ja, ja, das ist's nun eben, was man hinter Hermann Breme dem Zweiten nicht sucht. Er hat Konnexionen, Verbindungen da, wo man glaubt, er habe nur Kunden. So viel kann ich Euch nur sagen, und es wissen's diese Leute, daß der Fürst selbst eine Revolution wünscht.

Magister. Der Fürst?

Breme. Er hat die Gesinnungen Friedrich's und Joseph's, der beiden Monarchen, welche alle wahren Demokraten als ihre Heiligen anbeten sollten. Er ist erzürnt, zu sehen, wie der Bürger- und Bauernstand unterm Druck des Adels seufzt, und leider kann er selbst nicht wirken, da er von lauter Aristokraten umgeben ist. Haben wir uns nur aber erst legitimirt, dann setzt er sich an unsere Spitze, und seine Truppen sind zu unsern Diensten, und Breme und alle braven Männer sind an seiner Seite.

Magister. Wie habt Ihr das Alles erforscht und gethan, und habt Euch nichts merken lassen?

Breme. Man muß im Stillen viel thun, um die Welt zu überraschen. (Er geht ans Fenster.) Wenn nur erst der Hofrath fort wäre, dann solltet Ihr Wunder sehen.

Martin (auf Bremen deutend). Nicht wahr, das ist ein Mann!

Albert. Er kann Einem recht Herz machen.

Breme. Und, lieber Magister, die Verdienste, die Ihr Euch diese Nacht erwerbt, dürfen nicht unbelohnt bleiben. Wir arbeiten heute fürs ganze Vaterland. Von unserm Dorfe wird die Sonne der Freiheit aufgehen. Wer hätte das gedacht!

Magiſter. Befürchtet Ihr keinen Widerſtand?

Breme. Dafür iſt ſchon geſorgt. Der Amtmann und die Gerichtsdiener werden gleich gefangen genommen. Der Hofrath geht weg; die paar Bedienten wollen nichts ſagen, und der Baron iſt nur der einzige Mann im Schloſſe, den locke ich durch meine Tochter herüber ins Haus und ſperre ihn ein, bis Alles vorbei iſt.

Martin. Wohl ausgedacht.

Magiſter. Ich verwundere mich über Eure Klugheit.

Breme. Nu, nu, wenn es Gelegenheit giebt, ſie zu zeigen, ſollt Ihr noch mehr ſehen, beſonders, was die gegenwärtigen Angelegenheiten betrifft. Glaubt mir, es geht nichts über einen guten Chirurgus, beſonders wenn er dabei ein geſchickter Barbier iſt. Das unverſtändige Volk ſpricht viel von Bartkratzern und bedenkt nicht, wie viel dazu gehört, Jemanden zu barbieren, eben daß es nicht kratze. Glaubt mir nur, es wird zu nichts mehr Politik erfordert, als den Leuten den Bart zu putzen, ihnen dieſe garſtigen, barbariſchen Exkremente der Natur, dieſe Barthaare, womit ſie das männliche Kinn täglich verunreinigt, hinwegzunehmen und den Mann dadurch an Geſtalt und Sitten einer glattwangigen Frau, einem zarten, liebenswürdigen Jüngling ähnlich zu machen! Komme ich dereinſt dazu, mein Leben und Meinungen aufzuſetzen, ſo ſoll man über die Theorie der Barbierkunſt erſtaunen, aus der ich zugleich alle Lebens- und Klugheitsregeln herleiten will.

Magiſter. Ihr ſeid ein originaler Kopf.

Breme. Ja, ja, das weiß ich wol, und deswegen habe ich auch den Leuten verziehen, wenn ſie mich oft nicht begreifen konnten, und wenn ſie alsdenn genug glaubten, mich zum Beſten zu haben. Aber ich will ihnen zeigen, daß, wer einen rechten Seifenſchaum zu ſchlagen weiß, wer mit Leichtigkeit, Bequemlichkeit und Gewandtheit der Finger einzuſeifen, den ſprödeſten Bart zahm zu machen verſteht, wer da weiß, daß ein friſch abgezogenes Meſſer eben ſo gut rauſt als ein ſtumpfes, wer mit dem Strich oder wider den Strich die Haare wegnimmt, als wären ſie gar nicht da geweſen, wer dem warmen Waſſer zum Abwaſchen die gehörige Temperatur verleiht und ſelbſt das Abtrocknen mit Gefälligkeit verrichtet und in ſeinem ganzen Benehmen etwas Zierliches darſtellt — das iſt kein gemeiner Menſch, ſondern er muß alle Eigenſchaften beſitzen, die einem Miniſter Ehre machen.

Albert. Ja, ja, es iſt ein Unterſchied zwiſchen Barbier und Barbier.

Martin. Und Herr Breme beſonders; das iſt Dir eine ordentliche Luſt.

Breme. Nu, nu, es wird sich zeigen. Es ist bei der ganzen Kunst nichts Unbedeutendes. Die Art, den Schersack aus- und einzukramen, die Art, die Geräthschaften zu halten, ihn unterm Arm zu tragen — Ihr sollt Wunder hören und sehen. Nun wird's aber Zeit, daß ich meine Tochter vorkriege. Ihr Leute, geht an Eure Posten! Herr Magister, halten Sie Sich in der Nähe!

Magister. Ich gehe in den Gasthof, wohin ich gleich meine Sachen habe bringen lassen, als man mir im Schlosse übel begegnete.

Breme. Wenn Sie stürmen hören, so soll's Ihnen frei stehen, Sich zu uns zu schlagen oder abzuwarten, ob es uns glückt, woran ich gar nicht zweifle.

Magister. Ich werde nicht fehlen.

Breme. So lebt denn wohl und gebt aufs Zeichen Acht!

Dritter Auftritt.

Breme allein.

Wie würde mein seliger Großvater sich freuen, wenn er sehen könnte, wie gut ich mich in das neue Handwerk schicke! Glaubt doch der Magister schon, daß ich große Konnexionen bei Hofe habe! Da sieht man, was es thut, wenn man sich Kredit zu machen weiß. Nun muß Karoline kommen. Sie hat das Kind so lange gewartet; ihre Schwester wird sie ablösen. Da ist sie.

Vierter Auftritt.

Breme. Karoline.

Breme. Wie befindet sich der junge Graf?

Karoline. Recht leidlich. Ich habe ihm Märchen erzählt, bis er eingeschlafen ist.

Breme. Was giebt's sonst im Schlosse?

Karoline. Nichts Merkwürdiges.

Breme. Der Hofrath ist noch nicht weg?

Karoline. Er scheint Anstalt zu machen. Sie binden eben den Mantelsack auf.

Breme. Hast Du den Baron nicht gesehen?

Karoline. Nein, mein Vater.

Breme. Er hat Dir heute in der Nationalversammlung Allerlei in die Ohren gesaumt?

Karoline. Ja, mein Vater.

Breme. Das eben nicht die ganze Nation, sondern meine Tochter Karoline betraf?

Karoline. Freilich, mein Vater.

Breme. Du hast Dich doch klug gegen ihn zu benehmen gewußt?

Karoline. O gewiß.

Breme. Er hat wol wieder stark in Dich gedrungen?

Karoline. Wie Sie denken können.

Breme. Und Du hast ihn abgewiesen?

Karoline. Wie sich's ziemt.

Breme. Wie ich es von meiner trefflichen Tochter erwarten darf, die ich aber auch mit Ehre und Glück überhäuft und für ihre Tugend reichlich belohnt sehen werde.

Karoline. Wenn Sie nur nicht vergebens hoffen!

Breme. Nein, meine Tochter! Ich bin eben im Begriff, einen großen Anschlag auszuführen, wozu ich Deine Hilfe brauche.

Karoline. Was meinen Sie, mein Vater?

Breme. Es ist dieser verwegenen Menschenrace der Untergang gedroht.

Karoline. Was sagen Sie?

Breme. Setze Dich nieder und schreib!

Karoline. Was?

Breme. Ein Billet an den Baron, daß er kommen soll.

Karoline. Aber wozu?

Breme. Das will ich Dir schon sagen. Es soll ihm kein Leids widerfahren; ich sperre ihn nur ein.

Karoline. O Himmel!

Breme. Was giebt's?

Karoline. Soll ich mich einer solchen Verrätherei schuldig machen?

Breme. Nur geschwind!

Karoline. Wer soll es denn hinüberbringen?

Breme. Dafür laß mich sorgen!

Karoline. Ich kann nicht.

Breme. Zuerst eine Kriegslist. (Er zündet eine Blendlaterne an und löscht das Licht aus.) Geschwind, nun schreib! Ich will Dir leuchten.

Karoline (für sich). Wie soll das werden? Der Baron wird sehen, daß das Licht ausgelöscht ist; er wird auf das Zeichen kommen.

Breme (zwingt sie zum Sitzen). Schreib! „Luise bleibt im Schlosse, mein Vater schläft. Ich lösche das Licht aus, kommen Sie!"

Karoline (widerstrebend). Ich schreibe nicht.

Fünfter Auftritt.

Die Vorigen. Der Baron am Fenster.

Baron. Karoline!

Breme. Was ist das? (Er schiebt die Blendlaterne zu und hält Karolinen fest, die aufstehen will.)

Baron (wie oben). Karoline! Sind Sie nicht hier? (Er steigt herein.) Stille! Wo bin ich? Daß ich nicht fehlgehe! Gleich dem Fenster gegenüber ist des Vaters Schlafzimmer und hier rechts an der Wand die Thüre in der Mädchen Kammer. (Er tappt an der Seite hin und trifft die Thüre.) Hier ist sie, nur angelehnt. O wie gut sich der blinde Kupido im Dunkeln zu finden weiß! (Er geht hinein.)

Breme. In die Falle! (Er schiebt die Blendlaterne auf, eilt nach der Kammerthüre und stößt den Riegel vor.) So recht, und das Vorlegeschloß ist auch schon in Bereitschaft. (Er legt ein Schloß vor.) Und Du Nichtswürdige! So verräthst Du mich?

Karoline. Mein Vater!

Breme. So heuchelst Du mir Vertrauen vor?

Baron (inwendig). Karoline! Was heißt das?

Karoline. Ich bin das unglücklichste Mädchen unter der Sonne.

Breme (laut an der Thüre). Das heißt, daß Sie hier schlafen werden, aber allein.

Baron (inwendig). Nichtswürdiger! Machen Sie auf, Herr Breme! Der Spaß wird Ihnen theuer zu stehen kommen.

Breme (laut). Es ist mehr als Spaß, es ist bitterer Ernst.

Karoline (an der Thüre). Ich bin unschuldig an dem Verrath!

Breme. Unschuldig? Verrath?

Karoline (an der Thüre kniend). O, wenn Du sehen könntest, mein Geliebter, wie ich hier vor dieser Schwelle liege, wie ich untröstlich meine Hände ringe, wie ich meinen grausamen Vater bitte! — Machen Sie auf, mein Vater! — Er hört nicht, er sieht mich nicht an. — O mein Geliebter, habe mich nicht im Verdacht! Ich bin unschuldig!

Breme. Du unschuldig? Niederträchtige, feile Dirne! Schande Deines Vaters! Ewiger schändender Flecken in dem Ehrenkleid, das er eben in diesem Augenblicke angezogen hat! Steh auf, hör auf zu weinen, daß ich Dich nicht an den Haaren von der Schwelle wegziehe, die Du, ohne zu erröthen, nicht wieder betreten solltest! Wie! In dem Augenblick, da Breme sich den größten Männern des Erdbodens gleich setzt, erniedrigt sich seine Tochter so sehr!

Karoline. Verstoßt mich nicht, verwerft mich nicht, mein Vater! Er that mir die heiligsten Versprechungen.

Breme. Rede mir nicht davon! Ich bin außer mir. Was? Ein Mädchen, das sich wie eine Prinzessin, wie eine Königin aufführen sollte, vergißt sich so ganz und gar? Ich halte mich kaum, daß ich Dich nicht mit Fäusten schlage, nicht mit Füßen trete. Hier hinein! Er setzt sie in sein Schlafzimmer. Dies französische Schloß wird Dich wol verwahren. Von welcher Wuth fühl' ich mich hingerissen! Das wäre die rechte Stimmung, um die Glocke zu ziehen. — Doch nein, fasse Dich, Breme! — Bedenke, daß die größten Menschen in ihrer Familie manchen Verdruß gehabt haben! Schame Dich nicht einer frechen Tochter und bedenke, daß Kaiser Augustus in eben dem Augenblick mit Verstand und Macht die Welt regierte, da er über die Vergehungen seiner Julie bittere Thränen vergoß! Schame Dich nicht, zu weinen, daß eine solche Tochter Dich hintergangen hat; aber bedenke auch zugleich, daß der Endzweck erreicht ist, daß der Widersacher, eingesperrt, verzweifelt, und daß Deiner Unternehmung ein glückliches Ende bevorsteht!

Sechster Auftritt.

Saal im Schlosse, erleuchtet.

Friederike mit einer gezogenen Büchse. **Jakob** mit einer Flinte.

Friederike. So ist's recht, Jakob; Du bist ein braver Bursche. Wenn Du mir die Flinte zurecht bringst, daß mir der Schulfuchs nicht gleich einfällt, wenn ich sie ansehe, sollst Du ein gut Trinkgeld haben.

Jakob. Ich nehme sie mit, gnädige Gräfin, und will mein Bestes thun. Ein Trinkgeld braucht's nicht; ich bin Ihr Diener für ewig.

Friederike. Du willst in der Nacht noch fort? Es ist dunkel und regnicht; bleibe doch beim Jäger!

Jakob. Ich weiß nicht, wie mir ist; es treibt mich etwas fort. Ich habe eine Art von Ahnung.

Friederike. Du siehst doch sonst nicht Gespenster.

Jakob. Es ist auch nicht Ahnung, es ist Vermuthung. Mehrere Bauern sind beim Chirurgus in der Nacht zusammengekommen; sie hatten mich auch eingeladen, ich ging aber nicht hin; ich will keine Händel mit der gräflichen Familie. Und jetzt wollt' ich doch, ich wäre hingegangen, damit ich wüßte, was sie vorhaben.

Friederike. Nun, was wird's sein? Es ist die alte Prozeßgeschichte.

Jakob. Nein, nein, es ist mehr! Lassen Sie mir meine Grille! Es ist für Sie, es ist für die Ihrigen, daß ich besorgt bin. (Geht ab.)

Siebenter Auftritt.

Friederike, nachher die Gräfin und der Hofrath.

Friederike. Die Büchse ist noch, wie ich sie verlassen habe; die hat mir der Jäger recht gut versorgt. Ja, das ist auch ein Jäger, und über die geht nichts. Ich will sie gleich laden und morgen früh bei guter Tageszeit einen Hirsch schießen. (Sie beschäftigt sich an einem Tische, worauf ein Armleuchter steht, mit Pulverhorn, Lademaaß, Pflaster, Kugel, Hammer und lädt die Büchse ganz langsam und methodisch.)

Gräfin. Da hast Du schon wieder das Pulverhorn beim Licht; wie leicht kann eine Schnuppe herunterfallen! Sei doch vernünftig! Du kannst Dich unglücklich machen!

Friederike. Lassen Sie mich, liebe Mutter! Ich bin schon vorsichtig. Wer sich vor dem Pulver fürchtet, muß nicht mit Pulver umgehen.

Gräfin. Sagen Sie mir, lieber Hofrath, ich habe es recht auf dem Herzen: Könnten wir nicht einen Schritt thun, wenigstens bis Sie zurückkommen?

Hofrath. Ich verehre in Ihnen diese Heftigkeit, das Gute zu wirken und nicht einen Augenblick zu zaudern.

Gräfin. Was ich einmal für Recht erkenne, möcht' ich auch gleich gethan sehn. Das Leben ist so kurz, und das Gute wirkt so langsam.

Hofrath. Wie meinen Sie denn?

Gräfin. Sie sind moralisch überzeugt, daß der Amtmann in dem Kriege das Dokument bei Seite gebracht hat. —

Friederike (heftig). Sind Sie's?

Hofrath. Nach allen Anzeichen kann ich wol sagen, es ist mehr als Vermuthung.

Gräfin. Sie glauben, daß er es noch zu irgend einer Absicht verwahre?

Friederike (wie oben). Glauben Sie?

Hofrath. Bei der Verworrenheit seiner Rechnungen, bei der Unordnung des Archivs, bei der ganzen Art, wie er diesen Rechtshandel benutzt hat, kann ich vermuthen, daß er sich einen Rückzug vorbehält, daß er vielleicht, wenn man ihn von dieser Seite drängt, sich auf die andere zu retten und das Dokument dem Gegentheile für eine ansehnliche Summe zu verhandeln denkt.

Gräfin. Wie wär' es, man ſuchte ihn durch Gewinnſt zu locken? Er wünſcht, ſeinen Neffen ſubſtituirt zu haben; wie wär' es, wir verſprächen dieſem jungen Menſchen eine Belohnung, wenn er zur Probe das Archiv in Ordnung brächte, beſonders eine anſehnliche, wenn er das Dokument ausfindig machte? Man gäbe ihm Hoffnung zur Subſtitution. Sprechen Sie ihn noch, ehe Sie fortgehen! Indeß, bis Sie wiederkommen, richtet ſich's ein.

Hofrath. Es iſt zu ſpät; der Mann iſt gewiß ſchon zu Bette.

Gräfin. Glauben Sie das nicht! So alt er iſt, paßt er Ihnen auf, bis Sie in den Wagen ſteigen. Er macht Ihnen noch in völliger Kleidung ſeinen Scharrfuß und verſäumt gewiß nicht, ſich Ihnen zu empfehlen. Laſſen wir ihn rufen!

Friederike. Laſſen Sie ihn rufen! Man muß doch ſehen, wie er ſich geberdet.

Hofrath. Ich bin's zufrieden.

Friederike (klingelt und ſagt zum Bedienten, der hereinkommt). Der Amtmann möchte doch noch einen Augenblick herüberkommen!

Gräfin. Die Augenblicke ſind koſtbar. Wollen Sie nicht indeß noch einen Blick auf die Papiere werfen, die ſich auf dieſe Sache beziehen? (Zuſammen ab.)

Achter Auftritt.

Friederike allein, nachher der Amtmann.

Friederike. Das will mir nicht gefallen. Sie ſind überzeugt, daß er ein Schelm iſt, und wollen ihm nicht zu Leibe; ſie ſind überzeugt, daß er ſie betrogen, ihnen geſchadet hat, und wollen ihn belohnen. Das taugt nun ganz und gar nichts. Es wäre beſſer, daß man ein Exempel ſtatuirte. — Da kommt er eben recht.

Amtmann. Ich höre, daß des Herrn Hofraths Wohlgeboren noch vor Ihrer Abreiſe mir etwas zu ſagen haben. Ich komme, deſſen Befehle zu vernehmen.

Friederike (indem ſie die Büchſe nimmt). Verziehen Sie einen Augenblick! Er wird gleich wieder hier ſein. (Sie ſchüttet Pulver auf die Pfanne.)

Amtmann. Was machen Sie da, gnädige Gräfin?

Friederike. Ich habe die Büchſe auf morgen früh geladen; da ſoll ein alter Hirſch fallen.

Amtmann. Ei, ei, ſchon heute geladen und Pulver auf die Pfanne! Das iſt verwegen! Wie leicht kann da ein Unglück geſchehen!

Friederike. Ei was! Ich bin gern fix und fertig. (Sie hebt das Gewehr auf und hält es gleichſam zufällig gegen ihn.)

Amtmann. Ei, gnädige Gräfin, kein geladen Gewehr jemals auf einen Menschen gehalten! Da kann der Böse sein Spiel haben.

Friederike (in der vorigen Stellung). Hören Sie, Herr Amtmann, ich muß Ihnen ein Wort im Vertrauen sagen — daß Sie ein erzinsamer Spitzbube sind.

Amtmann. Welche Ausdrücke, meine Gnädige! — Thun Sie die Büchse weg!

Friederike. Rühre Dich nicht vom Platz, verdammter Kerl! Siehst Du, ich spanne! Siehst Du, ich lege an! Du hast ein Dokument gestohlen —

Amtmann. Ein Dokument? Ich weiß von keinem Dokumente.

Friederike. Siehst Du, ich stecke! Es geht Alles in der Ordnung, und wenn Du nicht auf der Stelle das Dokument herausgiebst oder mir anzeigst, wo es sich befindet oder was mit ihm vorgefallen, so fuhr' ich diese kleine Nadel, und Du bist auf der Stelle mausetodt.

Amtmann. Um Gottes willen!

Friederike. Wo ist das Dokument?

Amtmann. Ich weiß nicht. — Thun Sie die Büchse weg! — Sie könnten aus Versehen —

Friederike (wie oben). Aus Versehen oder mit Willen bist Du todt. Rede, wo ist das Dokument?

Amtmann. Es ist — verschlossen.

Neunter Auftritt.

Gräfin. Hofrath. Die Vorigen.

Gräfin. Was giebt's hier?

Hofrath. Was machen Sie?

Friederike (immer zum Amtmann). Rühren Sie Sich nicht, oder Sie sind des Todes! Wo verschlossen?

Amtmann. In meinem Pulte.

Friederike. Und in dem Pulte wo?

Amtmann. Zwischen einem Doppelboden.

Friederike. Wo ist der Schlüssel?

Amtmann. In meiner Tasche.

Friederike. Und wie geht der doppelte Boden auf?

Amtmann. Durch einen Druck an der rechten Seite.

Friederike. Heraus den Schlüssel!

Amtmann. Hier ist er.

Friederike. Hingeworfen! (Der Amtmann wirft ihn auf die Erde.) Und die Stube?

Amtmann. Iſt offen.

Friederike. Wer iſt drinnen?

Amtmann. Meine Magd und mein Schreiber.

Friederike. Sie haben Alles gehört, Herr Hofrath. Ich habe Ihnen ein umſtändliches Geſpräch erſpart. Nehmen Sie den Schlüſſel und holen Sie das Dokument! Bringen Sie es nicht zurück, ſo hat er gelogen, und ich ſchieße ihn darum todt.

Hofrath. Laſſen Sie ihn mitgehen! Bedenken Sie, was Sie thun!

Friederike. Ich weiß, was ich thue. Machen Sie mich nicht wild und geben Sie!

(Hofrath ab.)

Gräfin. Meine Tochter, Du erſchreckſt mich. Thu das Gewehr weg!

Friederike. Gewiß nicht eher, als bis ich das Dokument ſehe.

Gräfin. Hörſt Du nicht? Deine Mutter befiehlt's.

Friederike. Und wenn mein Vater aus dem Grabe aufſtünde, ich gehorchte nicht.

Gräfin. Wenn es losginge!

Friederike. Welch Unglück wäre das?

Amtmann. Es würde Sie gereuen.

Friederike. Gewiß nicht. Erinnerſt Du Dich noch, Nichtswürdiger, als ich vorm Jahr im Zorn nach dem Jägerburſchen ſchoß, der meinen Hund prügelte, erinnerſt Du Dich noch, da ich ausgeſcholten wurde und alle Menſchen den glücklichen Zufall prieſen, der mich hatte fehlen laſſen, da warſt Du's allein, der hämiſch lächelte und ſagte: „Was wär' es denn geweſen? Ein Kind aus einem vornehmen Hauſe! Das wäre mit Geld abzuthun.“ Ich bin noch immer ein Kind, ich bin noch immer aus einem vornehmen Hauſe; ſo müßte das auch wol mit Geld abzuthun ſein.

Hofrath (kommt zurück). Hier iſt das Dokument.

Friederike. Iſt es? (Sie bringt das Gewehr in Ruh.)

Gräfin. Iſt's möglich?

Amtmann. O ich Unglücklicher!

Friederike. Geh, Elender, daß Deine Gegenwart meine Freude nicht vergälle!

Hofrath. Es iſt das Original.

Friederike. Geben Sie mir's! Morgen will ich's den Gemeinden ſelbſt zeigen und ſagen, daß ich's ihnen erobert habe.

Gräfin (ſie umarmend). Meine Tochter!

Friederike. Wenn mir der Spaß nur die Luſt an der Jagd nicht verdirbt! Solch ein Wildpret ſchieß' ich nie wieder!

Fünfter Aufzug.

Nacht, früher Mondschein.

Das Theater stellt einen Theil des Parks vor, der früher beschrieben worden. Rauhe, steile Felsenbänke, auf denen ein verfallenes Schloß. Natur und Mauerwerk in einander verschränkt. Die Ruine so wie die Felsen mit Bäumen und Büschen bewachsen. Eine dunkle Kluft deutet auf Höhlen, wo nicht gar unterirdische Gänge.

Friederike, fackeltragend, die Büchse unterm Arm, Pistolen im Gürtel, tritt aus der Höhle, umherspähend. Ihr folgt die **Gräfin**, den **Sohn** an der Hand, **Aus Luise**. Sodann der **Baldinit**, mit Säcken beschwert.

Man erfährt, daß von hier ein unterirdischer Gang zu den Gewölben des Schlosses leitet, daß man die Schloßpforten gegen die andringenden Bauern verriegelt, daß die Gräfin verlangt habe, man solle ihnen aus dem Fenster das Dokument ankündigen und zeigen und so Alles beilegen. **Friederike** jedoch sei nicht zu bewegen gewesen, sich in irgend eine Kapitulation einzulassen, noch sich einer Gewalt, selbst nach eigenen Absichten, zu fügen. Sie habe vielmehr die Übrigen zur Flucht genöthigt, um auf diesem geheimen Wege ins Freie zu gelangen und den benachbarten Sitz eines Anverwandten zu erreichen. Eben will man sich auf den Weg machen, als man oben in der Ruine Licht sieht, ein Geräusch hört. Man zieht sich in die Höhle zurück.

Herunter kommen **Jakob**, der Hofrath und eine Partei **Bauern**. Jakob hatte sie unterwegs angetroffen und sie zu Gunsten der Herrschaft zu bereden gesucht. Der Wagen des weggefahrenden Hofraths war unter sie gekommen. Dieser würdige Mann verbindet sich mit Jakob und kann das Hauptargument, daß der Originalbrief gefunden sei, allen übrigen Beweggründen hinzufügen. Die aufgeregte Schaar wird beruhigt, ja, sie entschließt sich, den Damen zu Hilfe zu kommen.

Friederike, die gelauscht hat, nun von Allem unterrichtet, tritt unter sie, dem Hofrath und dem jungen Landmann sehr willkommen, auch den Übrigen durch die Vorzeigung des Dokuments höchst erwünscht.

Eine früher ausgesendete Patrouille dieses Trupps kommt zurück und meldet, daß ein Theil der Aufgeregten vom Schlosse her im Anmarsche sei. Alles verbirgt sich, theils in die Höhle, theils in Felsen und Gemäuer.

Breme mit einer Anzahl bewaffneter Bauern tritt auf, schilt auf den Magister, daß sie allein geblieben, und erklärt die Ursache, warum er einen Theil der Mannschaft in den Gewölben des Schlosses gefangen und mit dem andern sich dieser versäumt. Er weiß das Geheimniß des unterirdischen Ganges und ist überzeugt, daß die Familie sich darein versteckt, und dies giebt die Gewißheit, ihrer habhaft zu werden. Sie zünden Fackeln an und sind im Begriff, in die Höhle zu treten. **Friederike**, **Jakob**, der **Hofrath** erscheinen in dem Augenblicke, bewaffnet, so wie die übrige Menge.

Breme sucht der Sache eine Wendung durch Beispiele aus der alten Geschichte zu geben und thut sich auf seine Einfälle viel zu Gute, da man sie gelten läßt, und als nun das Dokument auch hier seine Wirkung nicht verfehlt, so schließt das Stück zu allgemeiner Zufriedenheit. Die vier Personen, deren Gegenwart einen unangenehmen Eindruck machen konnte, **Karoline**, der **Baron**, der **Magister** und der **Amtmann**, kommen nicht mehr zum Vorschein.

Pandora.

Vorbemerkung des Herausgebers

Das lebendigste Interesse für die althellenische Mythenwelt und der Wunsch, dieselbe für die moderne Poesie zu gestalten, hatten Goethe in seiner Jugend zu den Dramen „Prometheus“ und „Iphigenie“ angeregt; der zweite Theil des „Faust“, in dem er unter andern auch dies Problem in der umfassendsten Weise zu lösen versuchte, gehört fast ganz seinem spätesten Lebensalter, den Jahren 1825 bis 1831, an. Zwischen diesen Dichtungen steht als ein Zeichen, daß ihm diese Stoffe zu keiner Zeit fremd geworden sind, und als ein ohne Zweifel sehr bedeutungsvoller Versuch ein Drama, in welchem der Dichter sich die hohe Aufgabe stellte, auf dem Fundamente der griechischen Sage ein Bild der gesammten Kulturentwickelung der Menschheit vor uns erscheinen zu lassen. Es ist die unvollendet gebliebene „Pandora“, welche in den Jahren 1807 bis 1808 oder 1809 gedichtet wurde.

Ueber das Entstehen derselben sind einige Nachrichten vorhanden, und es läßt sich auch mit einiger Sicherheit bestimmen, welches in den eben genannten Jahren die vorwaltenden Geistes- und Gemüthsstimmungen Goethe's

gewesen sind. Möglicherweise müßte man freilich noch um ein ganzes Jahr zurückgehen; denn wie aus Riemer's Nachlaß hervorgeht, stehen in Goethe's Tagebuch unter dem 27. Juli 1806 die beiden Namen „Frau von Levezow" und „Pandora" unmittelbar neben einander. Indessen ist doch hieraus weder der Schluß gerechtfertigt, daß Goethe schon damals an eine Dichtung dieses Namens gedacht hat, noch die Vermuthung aufzustellen, daß die genannte Dame das Urbild der Pandora gewesen ist. Wenn dann aber Goethe später (in den „Tag- und Jahresheften von 1807") bemerkt, daß „Pandora" sowol wie „die Wahlverwandtschaften" das schmerzliche Gefühl der Entbehrung ausdrücken, so scheint es schon eher gerechtfertigt, persönliche Beziehungen aufzusuchen. Deshalb betont A. Schöll („Ueber Goethe's Pandora, ihre Entstehung und Bedeutung," im Frankfurter Museum, 1858, Nr. 47—52) nicht mit Unrecht vorzugsweise den Tod Schiller's im Mai 1805, die traurigen Wirkungen der politischen Verhältnisse in Deutschland, und besonders in Weimar, namentlich seit der unglücklichen Schlacht bei Jena, vor Allem aber Goethe's leidenschaftliche Neigung für Minna Herzlieb. Dieselbe, auf die sich die Mehrzahl der Sonnette (Werke, I. 209—218) bezieht, als die Haupteindrücke, unter denen „Pandora" entstanden sei. Aber weiter darf man auch nicht gehen. „Diese Leidenschaft," setzt jedoch Schöll noch hinzu, „war es, die Goethe in der „Pandora" in den Aether idealer Poesie erhob;" und der Referent über die kürzlich (Jena 1870) erschienene Schrift von F. J. Frommann „das Frommann'sche Haus und seine Freunde" (Beilage zur Augsburger Allgemeinen Zeitung vom 15—17. Dezember 1870) sagt geradezu:

„Ich bin gewiß, daß das Bild, welches dem Epimetheus-Goethe als Pandora vorschwebte, kein anderes sein konnte, als das ihm gegenwärtig war in den Sonnetten und in den „Wahlverwandtschaften", also Minna Herzlieb." Indessen, wenn auch immerhin zuzugeben ist, daß der wahre Dichter nur selbstgefühlte Empfindungen schildert, und daß die Eindrücke, die das Leben ihm bietet, auch in seinen Dichtungen wiederzufinden sind, so scheint es doch, daß seine Phantasie und seine Reflexion zu gering angeschlagen werden, wenn Alles, was er dichtet, auf eine bestimmte und sichtbare Quelle der Wirklichkeit, auf das positive Erlebniß zurückgeführt werden soll. Dazu kommt aber noch, daß die Darstellung der Empfindungen in der „Pandora", namentlich in den drei Liedern „Der Seligkeit Fülle", „Wer von der Schönen" und „Mühend versenkt", durchaus allgemein gehalten ist; es ist kein individuelles Verhältniß gezeichnet, sondern, entsprechend dem vom Dichter gewählten Stoffe, sind es nur die Erregungen des Gemüthes, welche die Liebe überhaupt hervorbringen kann. Goethe würde, wie der Herausgeber bereits bei einer früheren Gelegenheit (Werke, XIV. S. 6) bemerkte, selbst dann ein den „Leiden Werther's" ihrem innern Wesen nach ähnliches Werk geschrieben haben, wenn er auch die Heldin derselben niemals kennen gelernt hätte. In noch viel höherem Grade gilt dies von „Pandora"; Goethe dichtete sie in einem Alter, in dem auch bei den lebendigsten Naturen die Reflexion nicht vollständig mehr unter der Herrschaft der Leidenschaft steht, und behandelt in ihr Probleme, bei denen jeder Gedanke an das eigene Ich zurücktreten mußte. „Pandora" wäre nach unserer Ansicht sicherlich auch ohne Minna Herzlieb gedichtet worden.

Die äußere Veranlassung indessen, durch die Goethe bestimmt wurde, „Pandorens Wiederkunft" — denn dies war der ursprünglich beabsichtigte Titel — zu dichten, erzählt er selbst in den „Tag- und Jahresheften von 1807", und Riemer fügt (Mittheilungen, II. S. 596) noch einige Ergänzungen hinzu. Im Herbste 1807 waren Leo von Seckendorff und Dr. Stoll, die in Wien einen Musenalmanach unter dem Titel „Pandora" herauszugeben beabsichtigten, in Weimar gewesen und hatten Goethe um einen Beitrag für denselben gebeten. Dieser hatte sich, da nach seinen eigenen Worten „der mythologische Punkt, wo Prometheus auftritt, ihm immer gegenwärtig und zur belebten Fixidee geworden war", gern bereit gezeigt. Auf der Fahrt nach Jena am 11. November desselben Jahres trug er dem ihn begleitenden Riemer die ganze Idee und Tendenz des beabsichtigten Gedichtes umständlich und ausführlich vor. „Es that mir leid," berichtet der Letztere, „sie nicht auf der Stelle niederschreiben zu können, sowol um ihn künftig daran zu erinnern, wenn er davon abkommen sollte, als auch um die kleinen anmuthigen Züge und Ausschmückungen nicht zu verlieren, die einen augenblicklich improvisirten Vortrag vor dem mit Reflexion und Bedenklichkeit abgefaßten auszeichnen." In der That kam Goethe bald mit seinen Gedanken von „Pandora" ab, obgleich er am 19. November Riemer den Anfang vorlas und vom 29. an mehrere Tage hindurch Demselben die jedesmal fertig gewordenen Partien diktirte. Jedenfalls wurde im Laufe dieses Jahres kaum das erste Drittel des Stückes vollendet. Aus dem „Musenalmanach Pandora" war inzwischen die „Zeitschrift Prometheus" geworden, sei es, daß sich Goethe überhaupt

in seiner oben mitgetheilten Bezeichnung geirrt, sei es, daß die Herausgeber ihre ursprüngliche Absicht geändert hatten. In den beiden ersten Heften dieser Zeitschrift, den einzigen, die überhaupt von ihr erschienen sind, stehen die ersten Scenen der „Pandora" bis zum Abtreten Epore's unter der Ueberschrift: „Pandora's Wiederkunft. Ein Festspiel von Goethe."

Die weitere Fortsetzung des Stückes, über welche alle Nachrichten fehlen, muß in den Jahren 1808 und 1809 erfolgt sein; indessen sieht man aus den Briefen an Frau von Stein (III. 396 u. 419), aus den Briefwechseln Goethe's mit Knebel (I. 325), mit dem Grafen Reinhard (S. 32 u. 89), und vor Allem aus dem mit Zelter, daß schon der bisher bekannt gewordene Theil der „Pandora" bei den Freunden großes Interesse erregt hatte, und daß Goethe selbst mit besonderer Vorliebe an seiner eigenen Dichtung hing. Wie Eugenie in der „natürlichen Tochter" und Ottilie in den „Wahlverwandtschaften", nennt er auch Pandora wiederholentlich „sein geliebtes Kind", „sein hübsches Kind" oder „eine liebe Tochter, die er sich wunderlich auszustatten gedrungen fühle." Daß diese Ausstattung indessen langsam vor sich ging, zeigt ein Brief Riemer's an Friedrich Frommann, der aus Karlsbad am 1. Juli 1808 schreibt: „Die Pandora ist bis zur Hälfte dem Prometheus zugeführt, und Sie werden Sich für das schöne Kind gar besonders noch interessiren." — Damit kann nur die Stelle gemeint sein, wo die Erzählung des Epimetheus durch das Lied „Der Seligkeit Fülle" unterbrochen wird. Für die Fortsetzung verursachte übrigens nach Riemer's Bericht der Umstand eine nicht geringe Verzögerung, daß Goethe sich zur

Anwendung antiker Silbenmaaße veranlaßt fühlte, die ihm nicht so geläufig waren, wie es die Anmuth des Gedichts verlangte. In der That hatte Goethe von den in der „Pandora" vorkommenden Metren früher nur den jambischen Trimeter, aber weder jemals reine Choriamben noch häufig Anapästen oder kurze daktylische Verse angewendet. Wenn er daher auch am 2. Juli 1808 an Frau von Stein von Karlsbad aus „Pandorens Wiederkunft bis zu einem bestimmten Abschnitte" schickt und für den ganzen bis jetzt fertigen Theil den Namen „Pandorens Abschied" in Vorschlag bringt und in ähnlichem Sinne an demselben Tage an Knebel schreibt, so ist darum kein Grund vorhanden, mit Düntzer (Goethe's Prometheus und Pandora, S. 127) anzunehmen, daß das Stück bereits damals bis zu seinem gegenwärtigen Abschluß fortgeführt worden sei. Wenigstens setzte er nicht einmal Zelter, obgleich Dieser bereits in einem Briefe vom 13. Juli 1808 von dem bedeutenden Eindrucke spricht, den die ihm bisher aus dem „Prometheus" bekannt gewordenen Anfänge der „Pandora" auf ihn gemacht hätten, und der alsbald eine Komposition derselben entwirft, von diesem vermeintlichen Abschlusse in Kenntniß. Er theilte ihm nicht eher etwas mit, als bis er eine Fortsetzung vor der Hand aufgegeben und das Vorhandene hatte drucken lassen.

So muß es zum Mindesten dahingestellt bleiben, ob Goethe nicht auch noch im Jahre 1809 an der „Pandora" weiter gearbeitet hat, um so mehr, da dieselbe erst 1810 im Drucke erschien. Dieser erste Druck „Pandora von Goethe. Ein Taschenbuch für das Jahr 1810. Wien und Triest. In der Geistingerischen Buchhandlung" enthält vier Kupfer,

welche die Hauptsituationen des Ganzen vorführen: 1. Prometheus, mit der Fackel hervortretend; im Hintergrunde die Schmiede. 2. Elpore mit dem Morgenstern, dem Epimetheus erscheinend. 3. Epimetheus sucht Epimeleia vor dem andringenden Phüeros zu schützen. 4. Das Wiederfinden des Phüeros und der Epimeleia, wie es Eos in ihrer vorletzten Rede zu Prometheus als unmittelbar bevorstehend ankündigt. Von dieser Ausgabe ist ein zweiter Druck (mit größern Lettern) zu unterscheiden, in dem sich mehrfache Abweichungen des Textes finden, die als offenbare Druckfehler erscheinen. In die Werke wurde „Pandora" mit einigen Veränderungen und einem Zusatz 1817 aufgenommen.

Auch das „Schema der Fortsetzung der Pandora", welches zuerst 1833 von Ernst Schubarth (Programm des Gymnasiums zu Hirschberg) veröffentlicht wurde und seit 1836 in Goethe's Werken steht, dürfte schon aus dem Jahre 1809 stammen. Als Zelter sich in den Jahren 1810 und 1811 eifrig mit der Komposition der „Pandora" beschäftigte und Goethen immer von Neuem an die Fortsetzung mahnte, antwortete der Letztere (am 26. Juni 1811): „Möge Ihnen denn auch auf irgend eine Weise belohnt werden, was Sie an der „Pandora" thun. Wenn ich den Antheil hätte voraussehen können, den Sie an dieser Arbeit nehmen, so hätte ich den Gegenstand anders behandelt und ihm das Refraktäre, was er jetzt für die Musik und für die Vorstellung hat, zu benehmen gesucht. Fahren Sie fort, wie es Ihnen gemüthlich ist, und ich will sehen, ob ich an die Ausführung des zweiten Theils kommen kann. Ausgedacht und schematisirt ist Alles. Allein die Gestalten selbst

sind mir etwas in die Ferne getreten, und ich verwundere mich wol gar über die titanischen Gestalten, wenn ich in den Fall komme, wie mir gestern geschah, etwas daraus vorzulesen." Und in ähnlichem Sinne hatte er schon fast ein Jahr vorher gesagt, als Riemer ihn zur Fortsetzung der „Pandora" ermunterte, „wenn er seine Schätze heben wolle, so versänken sie immer wieder zurück, und er sähe die glühenden Kohlen gar nicht mehr, die sich ihm verlöschten."

So viel über das Entstehen der „Pandora"; denn zu einer weiteren Fortsetzung ist Goethe nicht gekommen, und Aufführungen derselben haben niemals stattgefunden, wenn auch zahlreiche Nachrichten darüber vorhanden sind, daß sie in Privatgesellschaften der gebildeten Kreise von Berlin, Weimar und Jena gelesen wurde. Man könnte sich eigentlich auch hierüber wundern; denn Goethe selbst verhehlte ebenso wenig wie gegen Zelter seinen übrigen Freunden die Schwierigkeiten, welche das Verständniß der „Pandora" machen würde. Dem Grafen Reinhard gegenüber nennt er sie ein „Dramastheil von wunderbarem Inhalt und seltsamer Form", in das sich hineinzufinden vielleicht einige Mühe koste; gegen Frau von Grotthus (vgl. Düntzer, S. 128) „ein etwas abstruses Werkchen, das durch mündlichen Vortrag gehoben werden müsse"; an Frau von Stein endlich schreibt er (Briefe an Tiefurth, III. 389 ff.): „Das Ganze kann nur auf den Leser gleichsam geheimnißvoll wirken. Er fühlt diese Wirkung im Ganzen, ohne sie deutlich aussprechen zu können; aber sein Behagen und Mißbehagen, seine Theilnahme oder Abneigung entspringt daher. Das Einzelne hingegen, was er sich auswählen

mag, gehört eigentlich sein und ist dasjenige, was ihm persönlich konvenirt. Daher der Künstler, dem freilich um die Form und den Sinn des Ganzen zu thun sein muß, doch auch sehr zufrieden sein kann, wenn die einzelnen Theile, auf die er eigentlich den Fleiß verwendet, mit Bequemlichkeit und Vergnügen aufgenommen werden."

Was Goethe vorausgesehen hatte, und mehr als das, ist eingetroffen. Nicht allein zu seinen Lebzeiten ist „Pandora" oft gemißdeutet und mißverstanden worden; auch noch heut zu Tage ist die ästhetische Kritik nicht darüber einig, welche Idee der ganzen Dichtung zu Grunde liegt; und eine philologische Erörterung einzelner Stellen, für die allerdings bis jetzt nur einige Anfänge vorliegen, würde gewiß eine große Verschiedenheit der Auffassung zu Tage bringen.

Wenn nun in Folgendem ein Versuch gemacht werden soll, auf beiden Gebieten einen Schritt weiter zu kommen, so scheint es zuerst erforderlich, auf die antike Mythe insoweit einzugehen, als anzunehmen ist, daß Goethe sie gekannt hat. Hiebei ist es indessen erstens nicht nöthig, bis auf die Anfänge der Prometheus-Sage zurückzugehen, denn es wird sich später zeigen, daß der Prometheus in Goethe's gleichnamiger Dichtung mit dem in der „Pandora" kaum in einem innerlichen Zusammenhange steht; zweitens ist es aber auch nicht nöthig, die weitere Entwickelung*) der

*) Bestwiele solcher Behandlung der Pandora-Mythe sind aus dem Alterthum: eine verlorene Tragödie des Sophokles und eine gleichfalls verlorene Komödie des Atheners Nikophon; aus neuerer Zeit: ein Hymnus auf Pandora, von Daniel Heinsius, ein Drama von Le Sage, dem bekannten Verfasser des Gil Blas, „La boëte de Pandore" (1721), eine Oper von Voltaire „Pandore" (1740), und Wieland's „Pandora, ein Lustspiel mit Gesang in zwei Aufzügen" (1779).

Pandora-Sage im Alterthum und ihre Benutzung in der neueren Zeit zu verfolgen; denn Goethe hat von derselben kaum eine Notiz genommen. Hesiod und einige Stellen aus Aeschylus, Pausanias und dem älteren Plinius sind es, auf die wir uns beschränken können.

Während bei Homer der Name „Pandora" noch nicht vorkommt, weichen schon die ältesten Darstellungen der Mythe, wie sie sich in den beiden Hauptwerken des Hesiod, der „Theogonie" (V. 560 ff.) und den „Werken und Tagen" (V. 59 ff.), finden, in Einzelheiten von einander ab, und die Kritik hat offenbar Recht, wenn es auch für unsern Zweck von keiner Bedeutung ist, die Verse 69–82 in dem zuletzt genannten Werke für eine spätere Einschiebung zu erklären. — Zeus, erzürnt über die Entwendung des Feuers durch Prometheus, will Diesem und allen künftigen Menschen dafür ein Uebel bereiten, das für sie um so verderblicher sein soll, als sie daran ihre Freude haben werden. Hephästos erhält deshalb den Auftrag, aus Erde und Wasser ein anmuthvolles Wesen zu formen, das an Stimme und Kraft den Menschen, an Angesicht aber den jungfräulichen Göttinnen gleich sei. Athene muß die Neugeschaffene alle Künste, unter ihnen die Webekunst, lehren, Aphrodite Liebreiz über ihr Haupt verbreiten, damit sie dadurch Andern quälendes Verlangen und verzehrende Liebessorgen bereite, Hermes endlich ihr einen schamlosen Sinn und hinterlistigen Charakter (*κύνεον τε νόον καὶ ἐπίκλοπον ἦθος*) verleihen. Die Ausführung des Befehls geschieht nach der eben als unächt bezeichneten Stelle in nachstehender Weise. Athene schmückt sie mit einem Gewande; die Charitinnen und Peitho, die Göttin der Bered-

ſamkeit, legen ihr eine goldene Halskette an; die Horen bringen ihr Frühlingsblumen: Hermes verleiht ihr die Lüge, einſchmeichelnde Rede und die dazu nöthige Sprache. Er iſt es auch, der für ſie den Namen „Allbegabte“ oder „Pandora“ wählt, weil alle Olympier ihr ihre Gaben geſchenkt hatten. Darauf ſendet Zeus den Hermes, daß er Pandora dem Epimetheus als Geſchenk bringen ſolle, und Dieſer, obwol er vorher von ſeinem Bruder Prometheus vor jeder Gabe des Zeus gewarnt war, nimmt ſie auf und erkennt das Uebel erſt, als es ſchon zu ſpät iſt. So weit iſt die Erzählung klar, und auch das, was in der „Theogonie“ erzählt wird, weicht nur in unweſentlichen Punkten hiervon ab. Der Name „Pandora“ kommt dort nicht vor; in ihr iſt ferner Athene die einzige Schmückende. Sie iſt es, die Pandoren das ſilberglänzende Gewand, den kunſtvollen Schleier anlegt, ihr Kränze friſchblühender Blumen, „Verlangen erregender“ (ἱμερτούς), und ein Diadem aufſetzt, auf dem allerhand Gethier des Feſtlandes und des Meeres in kunſtvoller Arbeit dargeſtellt iſt.

Das nächſte Moment der Erzählung aber, welches in der „Theogonie“ ganz fehlt, beſteht darin, daß Pandora, von Epimetheus aufgenommen, den Deckel eines Faſſes aufhebt, aus dem dann zahlloſe Uebel für das Menſchengeſchlecht herausdringen. Nur die Elpis — das Wort vereinigt in ſich die Bedeutung von Hoffnung und Furcht, wie das deutſche Erwartung — blieb am Rande des Faſſes hängen, da Pandora den Deckel früher wieder aufſetzte, als Jene herauskam. So iſt denn, wie der Dichter ſagt:

Voll von Uebeln nunmehr das Land, voll ihrer das Meer auch.

Hiemit ſtimmt auch wieder die „Theogonie“ überein; die

Uebel werden sogar in größerer Ausführlichkeit dargestellt, aber alle als hervorgehend aus ihr selbst, da sie Prototyp des Weibes, gewissermaßen die biblische Eva ist.

Was hat es aber, um auf das Vorhergehende zurückzukommen, mit dem Fasse, was mit der „Elpis" für eine Bewandniß? Hat etwa Zeus von seinen beiden Fässern, deren eines mit Uebeln, das andere mit Gutem angefüllt ist, aus denen er (Ilias, XXIV. 527 ff.) die Schicksale der Menschen entweder mischt oder ungemischtes Leid zutheilt, das eine Pandoren als Heirathsgut mitgegeben? Ist das Faß mit seinem Inhalt vielleicht der symbolische Ausdruck für die Gesammtheit der Gaben, die Pandora selbst von den Göttern erhalten hat? Oder ist endlich richtig, was Proklus berichtet und Göttling in seiner Ausgabe des Hesiod (S. 170) billigt, daß Prometheus, damit die Menschen von allen Uebeln frei wären, letztere in ein Faß gesammelt und dieses in dem Hause des Epimetheus aufbewahrt hat? Und zweitens: Wenn alle andern Uebel aus dem Fasse herauskommen, was hat es für einen Zweck, daß die Elpis allein darin bleibt? Wenn sie ein Uebel ist, — und wie sollte sie anders in das Faß hineinkommen? — so ist es ja für die Menschen gut, daß sie darin bleibt. Nimmt man aber einmal den Fall an, daß sie etwas Gutes ist, so entzieht sie sich doch offenbar durch das Bleiben im Fasse den Menschen. Und andrerseits widerspricht dem Letzteren doch auch die Erfahrung. Schon Prometheus rühmt sich bei Aeschylus (Der gefesselte Prometheus, V. 248 ff.), den Menschen das Vorhersehen und die Furcht vor dem Tode genommen zu haben, dadurch, daß er blinde Hoffnungen (τυφλὰς ἐλπίδας) in sie gelegt und in ihnen habe festwurzeln

laſſen. Und Theognis (V. 1135 ff., nach Becker'ſcher Zählung) ſagt:

Elpis blieb bei den Menſchen allein als herrliche Göttin;
Zu dem Olymp zurück wandten die übrigen ſich.
Drum, ſo lange es lebt und das Licht der Sonne noch anſchaut:
Mög' er in Gottesfurcht harren, daß Elpis erſcheine.
Möge die Götter anflehn und herrliche Opfer anzünden!
Aber zuerſt und zuletzt opfre der Elpis er ſtets!

Es iſt jedoch keineswegs hier beabſichtigt, dieſe Schwierigkeiten*) zu löſen; ſie mußten nur erwähnt werden, um zu zeigen, welch ein weiter Spielraum für die Auffaſſung der Pandora-Mythe in der Poeſie offen gelaſſen iſt.

Ebenſo wie die Vorſtellungen über die Elpis änderten ſich auch ſchon im Alterthum die über Pandora. Ob die bildende Kunſt hierauf einen Einfluß ausgeübt hat, dürfte ſchwer zu entſcheiden ſein. Die berühmte Athene-Statue des Phidias auf dem Parthenon (vgl. Pauſanias, I. 24, und Plinius, Nat. hist., XXXVI. c. 5, S. 4) hatte auf dem Poſtament die Geburt der Pandora (*Πανδώρας γένεσιν*); und die etwas ausführlichere Beſchreibung, die Plinius von dieſem Theile des Werkes giebt, an einer Stelle, deren Text allerdings korrumpirt iſt, zeigt manche Embleme, von denen Heſiod nichts weiß: »Ibi dii sunt XX numero (nascentes?), Victoria praecipue mirabili. Periti mirantur et serpentem ac sub ipsa cuspide aeream sphingem.« — Von größerem Einfluß iſt vielleicht der Umſtand geweſen, daß Pandora

*) Eine ausführliche Behandlung dieſer Fragen findet ſich in einer Schrift von Georg Friedrich Schoemann: De Pandora. Commentatio philologica. Gryphiae MDCCCLII.

ja auch schon bei Hesiod als das „erste Weib" gilt und als solches häufig mit der Gäa, die als die „Alles Gebende" den Beinamen παντώρα hat (z. B. bei Aristoph., Aves, V. 971), identifizirt wird. Jedenfalls wurde bald die Anschauung geläufig, der auch Goethe folgt, daß die Gaben Pandora's keine Uebel für die Menschen sind, sondern schätzenswerthe Güter, die allerdings durch das Oeffnen jenes Fasses dem Menschen verloren gingen. In diesem Sinne ist z. B. auch das Epigramm des Konsuls Macedonius, eines Zeitgenossen des Justinian, (Anthолog. graeca, III. S. 288, Nr. 71) gehalten, welches mit den Worten beginnt:

Seh' ich das Faß der Pandora, so lache ich; aber ich tadle
Nicht das Weib, nur daß Flügel den Gütern verliehn.

Wie nun Goethe die alte Mythe benutzt und weiter fortgebildet hat, ergiebt sich am Deutlichsten und Einfachsten aus der Handlung des Stückes und der Entwickelung der einzelnen Charaktere. Eine Darstellung der erstern ist aber noch aus zwei andern Gründen nothwendig; einmal, weil es nur nach Fixirung derselben möglich ist, mit einiger Sicherheit den Inhalt der beabsichtigten, aber nur im Schema vorhandenen Fortsetzung festzustellen, dann, weil wir dieser Grundlage bedürfen, um die Idee und den Sinn zu entwickeln, die dem Ganzen zu Grunde liegen.

Zunächst sind von dem Personal der hellenischen Mythe außer Pandora, die indessen erst in der eben erwähnten Fortsetzung hervortreten sollte, nur die Brüder Prometheus und Epimetheus beibehalten; selbst Eos und Helios, die bei Goethe auftreten, stehen mit jener in keinem Zusammenhang. So auch Philetos, nach wörtlicher Uebersetzung

der „gern Liebende“ oder „der Liebe Freund“, Φίλερος, im Griechiſchen oft gleichbedeutend mit Ἔλπις, hier indeſſen ſtets im Sinn und als Perſonifikation der Erwartung von etwas Günſtigem, alſo der Hoffnung, gefaßt, und Epimeleia, durch deren Namen der Begriff der Fürſorge und Theilnahme für Andere ausgedrückt wird. Dieſe Veränderung der Mythe war indeſſen aus einem beſtimmten Grunde nothwendig. Wir möchten nicht mit Düntzer*) behaupten, daß es ohne allegoriſche Bedeutung iſt, wenn Philéros zum Sohne des Prometheus gemacht wird, oder uns mit dem unweſentlichen Zugeſtändniſſe begnügen, welches von ihm eingeräumt wird. Der Mythe nach iſt Deukalion der Sohn des Prometheus, Pyrrha die Tochter des Epimetheus; ja, es kommt ſogar noch eine andere Tochter deſſelben, eine zweite Pandora vor, welche von Zeus geliebt wurde. Daß die Letztere keine Verwendung finden konnte, lag auf der Hand; aber auch Deukalion und Pyrrha hatten als die einzigen nach der althelleniſchen Sündfluth übrig gebliebenen Menſchen und als Bildner eines neuen Menſchengeſchlechts gewiſſermaßen ſchon ihre mythologiſche Stellung, ſo daß ſie nicht geeignet waren, jene Charaktertypen abzugeben, deren Goethe bedurfte.

Der Handlung ſelbſt vorangegangen, obſchon es im Laufe derſelben berichtet wird, iſt Folgendes zu denken. In Uebereinſtimmung mit der Mythe war Pandora, von Zeus

*) Düntzer (Goethe's Prometheus und Pandora, S. 73): „Der Name Philéros iſt ohne allegoriſche Bedeutung, wenn man ſich nicht etwa darauf berufen will, daß Prometheus in unſerm Stücke als der friſche, thatkräftige Mann ſeinem in ſich verſunkenen, von ſchwerlicher Seelenſucht gequälten Bruder entgegengeſetzt werde, und er ſomit als Vater des von friſcher Jugend glühenden Philéros gedacht werden könne.“

zunächst als Gabe für Prometheus bestimmt, nachdem sie vom Olymp gekommen war, von Diesem weggewiesen; aber Epimetheus hatte sie ungeachtet der früheren Warnung seines Bruders aufgenommen. Sie öffnete vor seinen Augen das geheimnißvolle Gefäß, welches sie als Mitgift mitgebracht hatte; Symbole von Gütern, — von deren Bedeutung später die Rede sein wird, — stiegen als Luftgestalten aus ihm empor, und die Menge, die sich zu diesem Schauspiele versammelt hatte, suchte vergeblich, dieselben zu erhaschen. Epimetheus indessen hat seine Gedanken nur auf Pandora gerichtet; alles Uebrige ist für ihn werthlos. Aber er sollte bald erfahren, daß ihr Besitz nur ein vergänglicher wäre. Als Pandora zwei Kinder geboren hat, die sie Elpore und Epimeleia nennt, zeigt sie dieselben dem Vater, ihn auffordernd, das eine für sich zu wählen, daß es seiner Pflege überlassen bliebe, während sie das andre für sich behalten würde. Da birgt sich Elpore, nachdem sie den Epimetheus kaum erblickt, an der Mutter Brust; aber Epimeleia sieht ihm lange mit liebe- und hilfsbedürftigen Blicken an und entscheidet so seine Wahl. Während er sie an sich drückt, entfernt sich Pandora mit Elporen. Epimetheus eilt ihr nach, erreicht sie aber nicht mehr, sondern sieht nur noch, wie sie ihm mit der Hand deutlich Lebewohl zuwinkt. Seitdem hat er sie nicht wiedergesehen. Alles dies ist aber geschehen, ohne daß Prometheus davon Kunde erhalten hat; er hat auch nicht erfahren, daß Epimeleia von ihrem Vater lange Jahre verborgen gehalten und, früher von ihm gehegt und gepflegt, jetzt, da sie herangewachsen, die heimliche Pflegerin seines Alters ist. Ebenso wenig weiß Phileros, der jetzt gleichfalls erwachsene Sohn des Prometheus,

daß die Geliebte, welche ihn ein glücklicher Zufall hat finden lassen, die Tochter des Epimetheus ist.

Die Handlung selbst beginnt mit einem Monologe des Letzteren, worin Derselbe über den Verlust der Jugend klagt, der für ihn um so schmerzlicher sein muß, als er nicht im Schaffen und Wirken seine Befriedigung findet, sondern im Nachsinnen über Vergangenes und Zukünftiges. Auch das Erscheinen des Philetos, der noch lange vor Tagesanbruch in leidenschaftlicher Eile zu seiner unbekannten Geliebten stürmt, bringt ihn nicht auf heitere Gedanken, er fürchtet vielmehr auch für ihn das Weh und Leid, welches nothwendig mit der Liebe verbunden ist. Aber als Dieser, unbesorgt und nur an das zu erwartende Glück denkend, davoneilt, da erwacht in ihm die Vorstellung, daß auch ein Glück von kurzer Dauer, wenn man nur nicht dessen Ende vorausieht, immer noch beneidenswerth bleibt, und mit derselben erwacht zugleich die Erinnerung an Pandora und sein eigenes Glück, welches er mit den Worten der tiefsten Empfindung bis zu dem Augenblicke hin schildert, wo sie sein eigen wurde. Erst die letzten Bilder, die ihm der herannahende Schlaf vorführt, sind wieder wehmüthiger Art. Jetzt tritt Prometheus auf, die Fackel in der Hand, ohne den Schlafenden zu bemerken. Des Tages Werk soll beginnen, noch ehe der Tag erschienen ist, und er ruft mit lauter Stimme den Schmieden, die unter seinem Befehle arbeiten. Alsbald öffnen sich einzelne Höhlen, man sieht Feuer brennen, und ein kräftiger Gesang zu Ehren des Feuers und Dessen, der es den Menschen gebracht hat, erschallt von ihren vereinten Stimmen. Prometheus lobt ihre Parteilichkeit, in welcher sie den andern Elementen kein

Recht widerfahren laſſen; denn er hat ſie ja ſelbſt in dem Sinne erzogen, daß ſie die nicht greifbaren Güter des Lebens, das nicht praktiſch Nützliche, verachten ſollen. Um jedoch zu zeigen, welchen Werth das Letztere hat, müſſen jetzt Schaaren von Hirten kommen, die des Eiſens bedürfen, ſei es, um daſſelbe am Holze zu befeſtigen und ſo Wurfſpieße und Lanzen herzuſtellen, oder um die Klingen zur Anfertigung von Rohrpfeifen und ähnlichen Inſtrumenten zu benutzen. Nachdem ſie aber fortgegangen ſind, ermahnt Prometheus in Vorahnung deſſen, was kommen wird, nur Waffen zu ſchmieden, dagegen Alles zu laſſen, was für den Gebrauch der Fiſcher und der Ackerbauer nöthig iſt. Während dann die Schmiede zu einem Frühmahl fortgehen, erblickt er den Epimetheus, den er indeſſen ſofort wieder verläßt, ohne ihn zu erwecken, indem er dem Gedanken nachhängt, daß ſowol der thätige wie der leidende, der handelnde wie der denkende Menſch zum Dulden beſtimmt ſei. Epimetheus iſt allein zurückgeblieben und bereits dem Erwachen nahe, ſo daß das Folgende für den Zuſchauer Wirklichkeit, für ihn ein Traum iſt. Es erſcheint, mit dem Morgenſtern auf dem Haupte, Epore vor dem im Halbſchlaf Liegenden. Bei zunehmendem Bewußtſein erkennt er ſie; doch ſie wird ihm wieder fremd, als ſie auf ſein Verlangen ihm ganz nahe kommt. Aber ihre Erſcheinung iſt ja überhaupt nur flüchtig; ſie verheißt ihm nur noch auf ſein dringendes Fragen und mit dem Zuſatze, daß ihr Unmögliches zu verſprechen wohl zieme, Pandorens Wiederkehr. Dann wendet ſie ſich von dem noch nicht vollſtändig Erwachten ab zu den Zuſchauern, denen ſie in heiterer, faſt humoriſtiſch gehaltener Rede darſtellt, welche Güter dem Menſchen zu hoffen erlaubt ſei, welche er mit

feſter Hand ergreifen müſſe. Jetzt erwacht Epimetheus; aber in demſelben Augenblicke tönt auch bereits ein durchdringendes Angſtgeſchrei an ſein Ohr. Er erkennt die Stimme Epimeleia's, und alsbald ſieht er ſie auch ſelbſt in der größten Eile über die Umzäunung ſteigen, welche ſeinen Wohnort einfriedigt. Ihr nach ſtürzt Phileros, mit einem Beile in der Hand: ſie ſucht Schutz bei Epimetheus, der ſie mit ſeinem Gewande bedeckt; aber Phileros verwundet ſie durch daſſelbe hindurch in den Nacken. Er will ſie vollends tödten; jedoch auf Epimetheus' Ruf erſcheint Prometheus, welcher der Wuth des Raſenden Einhalt thut, zugleich aber auch ein ſtrenges Urtheil über ihn ausſpricht: wenn er ſeine That nicht bereue, ſo ſolle er auf einen weit ins Meer ragenden Felſen ſteigen und ſich von demſelben hinabſtürzen. Phileros rechtfertigt ſich mit der Allgewalt der Liebe, deren Verletzung der ſtrafwürdigſte Verrath ſei, und eilt davon, um ſich den Tod zu geben. Darauf erklärt Epimeleia den Hergang, ihre Erzählung öfters durch den Gedanken unterbrechend, daß alles menſchliche Glück endlich ſei. Sie hatte nämlich die Gartenpforte offen gelaſſen, um den Geliebten in der Morgenfrühe zu empfangen, wodurch es einem Hirten möglich wurde, ſich einzuſchleichen. In dem Augenblicke, als Dieſer ſie umfaßte, war Phileros hinzugekommen und hatte den Hirten verwundet oder getödtet, ſie weiß es nicht; als er dann in gleicher Abſicht auf ſie losgeſtürzt war, hatte ſie die Flucht ergriffen. Erſt als ſie fortgegangen iſt, um in der Einſamkeit ihrem Schmerze nachzuhängen, erfährt Prometheus, wer ſie iſt; denn Epimetheus enthüllt ihm jetzt, was ihm ſeit Pandorens Verſchwinden widerfahren iſt, und zugleich den Grund, warum er es ihm nicht eher mitgetheilt hat. Aber es giebt ihm

dies willkommenen Anlaß, auf Pandora selbst zurückzukommen und deren Reiz und Schönheit ausführlich zu schildern. Die Macht der Erinnerung überwältigt ihn dabei in dem Grade, daß er, der Gegenwart vergessend, in gehobenen Rhythmen die Freuden und Leiden der Sehnsucht besingt. In diesem gemischten Gefühle befangen, läßt es ihn fast gleichgiltig, als Prometheus ihn auf einen Feuerschein am Himmel aufmerksam macht. Es sind die Wälder und Wohnungen des Epimetheus, die in Brand gesteckt sind; die eben herbeieilende Epimeleia bestätigt es. Das Geschlecht jenes Hirten, der, wie sich jetzt zeigt, wirklich getödtet worden ist, hat sich vereinigt und aus Rache Alles angezündet. Epimeleia sieht darin nur die Folgen ihrer Schuld, die eine gleiche Strafe verdiene, wie sie Phileros empfangen habe, sie eilt, sich selbst in die Flammen zu stürzen. Jetzt ermannt sich Epimetheus, um sie zu retten. Er geht, die Seinigen um sich zu versammeln, während Prometheus das bereits früher angekündigte Heer, für das die Schmiede Waffen bereiten und das später in die Ferne ziehen soll, zur Hilfe aufruft. Der Chor der Krieger tritt mit demselben Gesange auf, welcher später auch noch in „des Epimenides Erwachen" Verwendung fand, und zieht nach der Gegend des Feuers hin. Prometheus, allein zurückgeblieben, sieht den Erfolg des Kampfes. Das Feuer fängt an zu erlöschen, und die Morgenröthe, in der Eos personifizirt, steigt aus dem Meere empor. Ueber demselben schwebend, sieht sie zuerst, wie Phileros, der sich vom Felsen herabgestürzt hat, mit den Wogen ringt, und sie ruft die Fischer, die an der Meeresbucht wohnen, auf, ihm zu Hilfe zu kommen. Den Prometheus, der gleichfalls dorthin eilen will,

hält sie zurück; denn nicht er vermag ihn zu retten, sondern nur der Wille der Götter und sein eignes Streben zum Leben. Und schon wird Alles erfüllt. Es sieht ihn mit den Wogen spielen, umgeben von den Fischern und von Delphinen; das ganze Ufer belebt sich. Winzer treten aus den Felsenkellern der Berge und reichen Krüge mit Wein in die belebten Wellen, und dem Bacchus gleichend, mit Pantherfell und Thyrsusstab, unter dem Klange der Becken und Cymbeln tritt Phileros, wie einst die schaumgeborne Aphrodite, aus den Wellen. Schon sieht Es an einer andern Stelle auch Cydmeleia aus den Flammen schreiten, um dem Geliebten entgegenzugehen. Sie verkündet dem Prometheus das Fest der Vereinigung Beider, verkündet ihm aber auch, daß Gaben, vormals ungeahnt, bald vom Himmel sich niedersenken werden. Diesem ist hiemit nur wenig gedient; denn er ist, wenn auch nicht vollständig mit den Menschen, so doch mit Dem zufrieden, was sie zur Ausstattung für die Erde erhalten haben. Daher schließt Jene mit einer Mahnung an ihn, die allerdings zugleich eine Anerkennung enthält:

Groß beginnet Ihr Titanen; aber leiten
Zu dem ewig Guten, ewig Schönen,
Ist der Götter Werk; Die laßt gewähren!

So weit der Inhalt des ausgeführten Theils der „Pandora"; für das Folgende sind wir auf die unzusammenhängenden Worte des Schemas der Fortsetzung und somit zum Theil auf Vermuthungen angewiesen; gleichwol muß der Versuch gemacht werden, auch den Inhalt dieser Fortsetzung wenigstens in allgemeinen Zügen darzustellen, da gerade von ihm wesentlich die richtige Deutung der Idee des Ganzen abhängig ist.

Was Eos zuvor hoch aus den Lüften bei ihrem Niederschweben vom Himmel gesehen hatte, geschieht jetzt vor den Augen Aller. Phileros,*) aus den Fluthen wunderbar errettet, erscheint in Begleitung von Fischern und — wodurch ein neues Moment in die Handlung kommt — von Winzern. Ebenso wie in der alten Mythologie der Kultus des Dionysos späteren Ursprungs ist als der der übrigen Götter, — denn Dionysos ist zwar ein Sohn des Zeus, aber von der sterblichen Semele, und kann, wie Herakles, wie Kastor und Pollux, erst durch Thaten zum Gotte werden, — wie auch nach der hebräischen Mythe erst Noah den Weinstock erhält, so tritt auch hier die Freude, die dem Menschen durch die Gabe des Bacchus zu Theil wird, erst später ein; der Dichter wollte sie offenbar benutzen, um die Streitkräfte gegen die von Prometheus vertretene Weltanschauung zu vermehren. Das völlige Vergessen, d. h. die vollständige Hingabe an die bacchantische Aufregung, weicht vor einer neuen Erscheinung. Die eben noch in wildem Festtanze sich bewegende Menge sieht von Weitem hoch in den Lüften schweben die Kypsele, welche sich allmählig niedersenkt und, auf der Erde anlangend, den eben im Osten hervortretenden Wagen des Helios deckt. Man hat sich unter der Kypsele offenbar den Behälter zu denken, in welchem die oben erwähnten „ungeahnten Gaben" für die Menschen aufbewahrt sind. Es ist nicht mehr das Gefäß oder eigentlich das Faß (πίθος) der Pandora, in welchem die ersten Gaben der Götter sich befanden; denn das ist

*) Die in gebrochener Schrift gedruckten Worte sind die im Schema vorkommenden.

ja auf der Erde geblieben; der Dichter bedurfte der Bezeichnung eines größeren Umfangs, und da mochte ihm die von ihm gewählte um so passender erscheinen, als sich an dieselbe noch eine im Alterthum bekannte Erzählung*) knüpft. Die Kypsele nun ist dem Philteros, der nach einem liebeerfüllten, einem reicheren Leben strebt, willkommen, da sie voraussichtlich Gaben in sich birgt, welche Beides befördern werden, dagegen unwillkommen — oder, wie Goethe sagt, mißkommen — dem Prometheus, der die Menschen für genugsam ausgestattet hält. Von der weiteren Betrachtung der Kypsele indessen, deren Beschaffenheit nur im Allgemeinen beschrieben wird, wendet sich Alles zunächst auf den eben erscheinenden Heereszug. Die Krieger kehren von der Expedition zurück, welche sie auf Geheiß des Prometheus gegen die Urheber des Brandes in den Waldungen und Wohnungen des Epimetheus unternommen haben. Sie führen die Hirten als Gefangene mit sich. Wenn Prometheus diese gleichwol freigiebt, so geschieht es aus Billigkeitsgefühl, d. h. infolge der Empfindung dafür, daß sie Anspruch auf gleiche Behandlung mit dem ebenfalls schuldigen und doch geretteten Philteros haben. Der Freude über ihre Freiheit geben die Befreiten in ithyphallischen Rhythmen (⏑ ⏑ – ⏑) und Tänzen Ausdruck, wodurch sie zugleich zeigen, daß auch sie der Herrschaft des Dionysos bereits unterworfen sind.

Im Folgenden kehrt das allgemeine Interesse wieder auf die Kypsele zurück. Wie die Troer unschlüssig waren, was sie

*) Kypselos, der Tyrann von Korinth, 663 v. Chr., soll seinen Namen von der Kypsele erhalten haben, in der seine Mutter Labda ihn als Kind vor der Verfolgung des feindlichen Geschlechtes der Bakchiaden rettete.

mit dem Danaergeschenk beginnen sollten (Verg. Aeneis, II. 31 ff.), so sprechen hier Prometheus, die Krieger und die Schmiede die verschiedenen Absichten aus, die sie mit der Kypsele verbinden. Der Erstere will sie vergraben und verstürzt wissen und insistirt auf unbedingtes Beseitigen derselben, als die Krieger sie zerschlagen und den Inhalt rauben wollen; die Schmiede wollen das Gefäß allerdings schützen und es, um daran zu lernen, allenfalls aus einander nehmen, indem sie bereit sind, es nachher wiederherzustellen. Ja sogar der große Haufe, die turba, in der die einzelnen Stände nicht gesondert hervortreten, verhält sich ihr gegenüber in verschiedenen Stimmungen — retardirend, indem er sich ihr nicht recht zu nähern wagt und die Entscheidung aufschieben möchte, oder bewundernd, indem er die Schönheit der Kypsele anstaunt, oder gaffend, womit ausgedrückt werden soll, daß er sie ohne Verständniß und Nachdenken anstarrt. Wenn die turba schließlich als berathend vorgeführt wird, so ist eigentlich damit das Resultat der Berathung schon ausgesprochen. Der Einzelne kann, wie es Prometheus schon mit Pandora gethan hat, die Göttergabe ablehnen, weil er sie als schädlich erkennt; die Menge nicht, weil sie vielköpfig und ohne Erkenntniß ist und schon der Besitz als solcher sie lockt.

Während bis hieher der Weg, den man einzuschlagen hat, kaum zu verfehlen war, wird er für das Folgende unsicher, und die Deutung von Einzelnem läßt sich nicht zu vollständiger Evidenz bringen. Epimeleia, offenbar ähnlich aus den Flammen, wie Philetos aus den Fluthen gerettet, tritt auf, und das Schema bringt unter ihrem Namen

die nachstehenden Worte: Weisſagung. Auslegung der Kypſele. Vergangenes in ein Bild verwandeln. Poetiſche Reue. Gerechtigkeit. Ein Grund dafür, daß die Weisſagung von Epimeleia geſprochen wird, liegt darin, daß ſie geläutert aus den Flammen kommt und alſo deſſen würdig iſt. Aber für den Gegenſtand ihrer Weisſagung und für die Deutung der Kypſele, — denn an die andere Bedeutung des Wortes „Auslegung" darf man hier nicht denken, — falls dieſe Deutung wirklich durch Epimeleia geſchieht, iſt ein zu großer Spielraum von Möglichkeiten offen. Bezieht ſich die Weisſagung auf das Glück, welches der Menſchheit aus der Kypſele zu Theil werden müſſe, auf die Wiederkunft der Pandora (Dünt., S. 101), oder unabhängig von der Kypſele überhaupt auf ein größeres, dauernderes Glück, das der Menſchheit bevorſteht? Das Letztere iſt noch am Wahrſcheinlichſten; denn es würde in Verbindung mit jener Klage Epimeleia's zu bringen ſein, daß Alles unendlich, nur unſer Glück endlich ſei. Ebenſo iſt es dann wahrſcheinlich und dem Vorangehenden entſprechend, wenn die Auslegung der Kypſele in dem Sinne erfolgt, daß ſie mit dem Gefäße der Pandora verglichen und ihr Inhalt als reicher und edler, als höhere Güter enthaltend dargeſtellt wird. Weniger Schwierigkeiten macht es dagegen, wenn es heißt, daß Vergangenes in ein Bild verwandelt werden ſoll. Der Schuld, die Epimeleia auf ſich geladen, dem Leide, das ſie betroffen hat, iſt ſchon durch ihre und des Phileros Sühnung das eigentlich Schmerzliche geraubt. Daher darf die Reue Beider nicht den Charakter der gemeinen Wirklichkeit an ſich tragen; ſondern ſie iſt eine poetiſche, die Erinnerung an Erlebtes und Ueber-

wundenes, dem entsprechend denn auch die poetische Gerechtigkeit erfordert, daß sie nicht weiter büßen, sondern sich zu neuem und dauerndem Glücke vereinigen.

Im Folgenden wiederholen sich vor Epimetheus, der jetzt zum ersten Mal auftritt, und dem die Kypsele noch unbekannt ist, die Streitigkeiten der verschiedenen Berufsgenossen und der turba darüber, wie mit jener zu verfahren sei. (Das Zertrümmern, Zerstücken, Verderben da capo.) Für das Drama wäre dies ein Uebelstand gewesen, der vielleicht bei der wirklichen Aufführung beseitigt worden wäre; indessen war es sichtlich Goethe's Absicht, Pandora's Erscheinen möglichst bald auf das des Epimetheus folgen zu lassen. Sie sollte ohne Zweifel in dem Augenblicke erscheinen, da die Gefahr der Vernichtung für die Kypsele am Größten ist. Ihr Anblick macht die Gewaltsamen erstarren (paralysirt), wie auch Prometheus von Pandora sagt: „die Schönheit Jener schreckte fast," während der Dichter Winzer, Fischer, Feldleute und Hirten sogleich auf ihrer Seite sein läßt, um so auf die siegende Macht der Schönheit hinzudeuten. (Vgl. Schiller's Werke, I. 1. 162, wo es von der weiblichen Schönheit heißt: „Wo sie sich zeige, sie herrscht; herrschet, blos weil sie sich zeigt".) Jene bleiben ihr aber auch treu; denn sie bringt zunächst irdische Güter in Menge (Glück und Bequemlichkeit), deren zahlreiche Symbole Allen vorgeführt werden (symbolische Fülle), und die ein Jeder sich zueignet.

Aber alle diese Güter waren noch materieller Art. Pandora indessen ist die Allbegabte und Alles Gebende. So entfaltet sie denn vor den Menschen eine zweite Reihe von Gaben, alle diejenigen, die auf dem Begriffe des

Schönen, der Schönheit im weiteſten Sinne, beruhen. Wenn dies durch die Worte Ruhe, Frömmigkeit, Sabbath, Moria ausgedrückt wird, ſo will der Dichter damit andeuten, daß ſeine Vorſtellung ſich nicht allein auf den griechiſchen Götterkultus und die eng mit ihm verbundene Kunſtentwickelung beſchränkt. Ueberall, wo ein andächtiges Verſenken in die Anſchauung eines geliebten oder bewunderten Objekts ſtattfindet, alſo auch in der religiöſen Erhebung, tritt ein verwandter Zuſtand ein. Demnach möchte ich nicht mit Düntzer „Sabbath" nur als ſymboliſchen Ausdruck für eine ſtille Feier, und „Moria", d. h. den Berg, auf welchem Salomo den Tempel erbaute (2. Chron. 3. 1), als ein Eröffnen des Himmels faſſen, ſondern in Beidem geradezu eine Hindeutung auf die Kulturzuſtände der alten Hebräer erblicken, an die Goethe ſich ja auch bei Gelegenheit der Pandora öfters erinnert hat.*) Alledem entſpricht nun, daß Phileros, Epimeleia und Epimetheus für Pandora und ihre Gaben ſind, Prometheus ihnen entgegen iſt. Ob der Letztere der weiteren Handlung nicht mehr beiwohnt, oder ob er bleibt und ſchließlich durch das, was er noch weiter ſieht, für Pandora gewonnen wird, muß dahingeſtellt bleiben.

Die nächſten Worte des Schemas geben wieder einer doppelten Deutung Raum. Es heißt: Winzer. Umpflanzung. Schmiede offeriren Bezahlung. Handelsleute. Jahrmarkt (Eris golden ꝛc.). Krieger.

*) Daß Goethe das kriegeriſche Hirtenleben, wie es im Buche der Richter und im Buche Ruth dargeſtellt wird, bei den verwandten Schilderungen in „Pandora" vor Augen hat, folgt, abgeſehen von der Vergleichung des Inhalts, auch aus den Briefen an Zelter, II. 250 u. 309.

Geleite. Man möchte für den ersten Augenblick meinen, es solle jetzt ein Leben geschildert werden, wie es die Menschen mit den bisher empfangenen Gaben führen konnten, und in der That scheint Rosenkranz (Goethe und seine Werke, S. 170) dies anzunehmen, wenn er sagt, es scheine, als solle in der Fortsetzung der Pandora „der Prozeß der Civilisation bis zur Centralisation des Verkehrs in einen Markt stufenweise steigen." Aber Alles deutet doch darauf hin, daß es sich noch immer um die Kupiele handelt; diese ist es, welche die Winzer mit Reben umpflanzen, sie ist es, für welche die Schmiede Bezahlung offeriren, welche die Handelsleute für sich gewinnen wollen, und der schließlich ein Geleite von Kriegern gegeben werden muß. Die Worte „Eris golden ꝛc." (denn so lesen wir auch statt des bei Schubarth stehenden „Eros golden") bezeichnen in dieser durchweg symbolischen Dichtung nur ein Symbol des Streites, über die Art von dessen Einführung sich jedoch kaum eine Vermuthung aussprechen läßt.

Friede und Ruhe sind jetzt eingetreten, und Pandora führt ihre Mission aus. Sie ist eine Botin der Götter, eine Vermittlerin zwischen ihnen und den Erdensöhnen, und so läßt sich denken, daß die Worte, welche sie an Beide richtet, eine Ausführung Dessen enthalten werden, was Eos am Schlusse des ersten Theils nur allgemein hingestellt hat. Was sie aber den Menschen verheißt, das ist in der Kupiele sinnbildlich dargestellt, die sich jetzt (von selbst) aufschlagt und deren würdiger Inhalt an das Licht tritt. Der Tempel und die sie umgebenden Dämonen deuten nicht allein auf die religiöse Erhebung, die dieser ganzen Feier eigen ist, sondern auch auf das Band,

welches überhaupt das Menſchliche an das Göttliche knüpft. Sind doch auch Kunſt und Wiſſenſchaft, die den weiteren Inhalt der Kypiele ausmachen, ſchon deswegen Gaben der Götter; es ſind aber — und dies iſt wohl zu beachten — neue Gaben, wie ſie Pandora weder früher bei ihrer Verbindung mit Epimetheus, noch kurz zuvor bei ihrem erſten Erſcheinen geſpendet hat. Der Vorhang, der Kunſt und Wiſſenſchaft verdeckt, iſt ein Ausdruck dafür, daß dieſe vom Menſchen nicht in ihrer ganzen Ausdehnung und vollkommenen Vollendung begriffen werden können, ebenſo wie ja auch die Wahrheit dem Menſchen ſtets verhüllt bleibt. (Vergl. Goethe's Gedichte „Zueignung“ (Stanze 12) und „die Wahrheit“ (Werke, I. 10 und III. 122), ſowie Schiller's „das verſchleierte Bild zu Sais“.)

Dem Leben mit dieſen neuen Gaben werden jetzt Phileros und Epimeleia gewiſſermaßen als Begründer eines neuen Geſchlechts entgegengeführt; denn auch der Mythe nach entſprechen ſie ja dem Deukalion und der Pyrrha. Die Gegenwart der Prieſterſchaft — dies Wort folgt im Schema unmittelbar auf die obigen Namen — deutet auf eine Weihe, die jenem Bunde gegeben wird, ähnlich wie auch bei Schiller im „Eleuſiſchen Feſt“ Demeter den ſchönſten Hirten zu der ſchönſten Hirtin führt; zugleich aber liegt offenbar die Abſicht vor, dem Ganzen den Charakter einer geiſtigen Erhebung, einer andächtigen Stimmung zu verleihen. Dieſelbe würde dann ihren Ausdruck ſowol in der Wechſelrede der Gegenwärtigen wie in dem anfangs an Pandora, ſpäter ſicher an die Götter gerichteten Wechſelgeſang gefunden haben. Dieſe andächtige Stimmung wird noch

erhöht, als Helios, der so lange von der Kypsele verdeckt war, mit hellem Glanze emporsteigt. Sein Erscheinen bezweckt indessen nur, das Vorrücken des Tages zu bezeichnen, ähnlich wie es Eos beim Abschluß des ersten Theils gethan hatte; eine besondere symbolische Bedeutung für die Handlung ist ihm ebenso wenig wie Jener zuzuschreiben. Ob er, wie Düntzer meint (S. 106), die Verjüngung des Epimetheus vorherverkünden sollte, wie früher Eos das Erscheinen der Kypsele, ist zum Mindesten sehr zweifelhaft. Jedenfalls ist das Eintreten jener und die Erscheinung, wie Pandora mit ihm emporgehoben wird, wirkungsvoller, wenn sie ohne vorangehende Ankündigung vor sich geht. Eine Einsegnung der Priester, die jetzt im Schema folgt, könnte ich nur mit Widerstreben auf den jetzt erneuerten Bund jener Beiden beziehen; denn sie bedürfen derselben nicht, da sie den Menschen entrückt werden. Eher ließe sich daran denken, daß die Priester selbst Gegenstand der Weihe durch Pandora werden, was wenigstens der Mission, die sie ausführt, besser entspräche. Dann würden sich auch die Chöre am Schluß, wie sie von den verschiedenen Berufsgenossen gesungen werden, weniger auf die Verbindung mit Epimetheus beziehen, als vielmehr den Dank für die Gaben der Kypsele, die Pandora der Menschheit gebracht hat, zum Gegenstande haben. Ein Bild dafür, was die jetzt reicher von den Göttern ausgestatteten Menschen vom Leben hoffen dürfen, ist die kühn-verwegene Hoffnung (ἐλπωρὴ θρασεῖα), die hinter dem Vorhange der Kypsele hervor sich an die Zuschauer (ad spectatores) wendet, ebenso wie sie es im ersten Theile des Stückes nur als einfache Elpore gethan hatte. So ist

auch sie durch die Umwandlung berührt, die sich im Verlaufe der Handlung fast an Allen vollzogen hat.

Wenn im Folgenden endlich noch ein Blick auf die Durchführung der einzelnen Charaktere des Stückes geworfen wird, so können Eos, Helios und Pandora unberücksichtigt bleiben, die beiden Ersteren, weil sie nur als Hilfsmittel zu bestimmten dramatischen Zwecken dienen, die Letztere, weil jede ihrer Handlungen bereits erwähnt, sie selbst aber gleichwol nicht als dramatische Gestalt gezeichnet ist.

Unter den handelnden Personen ist sichtlich die größte Liebe und Sorgfalt auf Epimetheus verwendet. In der griechischen Mythe tritt er in der Weise auf, daß bei ihm die Ueberlegung erst nach geschehener That eintritt. Er nimmt Pandora trotz der vorangegangenen Warnung ohne Bedenken an; aber später erkennt er, daß sie ein Uebel für ihn ist (Hesiod., Opera et dies, 89: *"Ότι ῥ᾽ κακὸν εἶγ᾽, ἐνόησε*). Daher nennt ihn auch Hesiod geradezu tadelnd *„ἀμήτιονος"*, den im Sinne Verirrten, Pindar *„ὀψίνοος"*, den zu spät Denkenden; Lucian sagt von ihm, daß er wankelmüthig in seinen Entschlüssen sei (*μετατροπαλίσκεται*); auch in der bekannten Erzählung in Plato's Dialog „Protagoras" verfährt er, als Prometheus ihm auf seinen Wunsch die Menschenbildung überläßt, ohne Ueberlegung, so daß Dieser nachher seinen Fehler wieder gut machen muß. In dieser Weise wird stets, um einen modernen Ausdruck zu gebrauchen, das Unpraktische in Epimetheus hervorgehoben; aber nirgends wird bei den Alten in Beziehung auf ihn ausgesprochen, daß das Denken als solches auch einen Werth hat und ihn sogar dann behält, wenn es auf das Handeln nicht mehr einwirken kann. Das hat zuerst Goethe gethan, der einen größeren Nachdruck darauf legt, daß

Epimetheus überhaupt denkt und ſinnt, als daß dies Denken erſt durch das Geſchehene in ihm angeregt wird.

Hiemit in nahem Zuſammenhang ſteht ein anderes charakteriſtiſches Merkmal ſeines Weſens. Er lebt nur der Erinnerung. Neue Wünſche für die Gegenwart oder Zukunft hat er nicht mehr; nur der Gedanke an die Möglichkeit der Erneuerung ſeines alten Glücks, an die Wiederkehr Pandora's, macht eine Ausnahme. Daher will er es apathiſch geſchehen laſſen, daß ſeine Häuſer und Waldungen in Flammen aufgehen, und er ermannt ſich nur in der Ausſicht auf die Rettung Epimeleia's, die ihm als lebende Erinnerung an Pandora geblieben iſt. Dieſes Leben in der Vergangenheit aber, welches ihm das entſchwundene Ideal ſtets wieder vor Augen ruft und ihn zu tief empfundenen Klagen ſtimmt, welche Wirkung muß es nothwendigerweiſe herbeiführen? Es iſt ſchon bezeichnend, daß bei Angabe der Scenerie im Anfange alles dem Epimetheus Angehörige in der Anordnung der Bauten, in den Anpflanzungen und in der Einrichtung des Hausweſens im Gegenſatz zu den Anſiedelungen des Prometheus nicht allein auf das Nothwendige und Nützliche berechnet iſt, ſondern ihm auch der Verſuch zugeſchrieben wird, Angenehmes und Schönes zu ſchaffen. Auch ſind es die ausdrucksvollſten und am Innigſten gefühlten Empfindungen des ganzen Stückes, welche ihm in den Mund gelegt werden. Er wird auf dieſe Weiſe, um es mit einem Worte zu ſagen, Repräſentant des Schönen und als ſolcher zum Dichter. Allerdings geſchieht dies noch nicht in der Weiſe, daß bei ihm das Streben nach der Schönheit in ſeiner vollſten Reinheit zur Erſcheinung käme; daſſelbe iſt vielmehr getrübt durch ſeine Begehrlichkeit, welche,

ſtreng genommen, ja ſtets die Unmittelbarkeit der Anſchauung und das unbedingte Verſenken in dieſelbe aufhebt.

Es iſt aber für die Auffaſſung des Epimetheus noch ein drittes Moment zu beachten, auf welches ſchon Rahel (Ein Buch des Andenkens für ihre Freunde, II. 160) aufmerkſam macht, und das auch Düntzer (S. 71) erwähnt. Epimetheus iſt alt und zwar vorzeitig alt, älter als ſein älterer Bruder Prometheus. Dieſe Verſchiedenheit ließ Goethe nicht allein in den oben beſchriebenen bildlichen Darſtellungen hervortreten; er deutet ſie auch dadurch an, daß Epimetheus zuvor verjüngt wird, ehe er mit Pandora zum Olymp emporſteigt. Außerdem aber könnte man die Nothwendigkeit eines frühen Alters ohne Bedenken als Reſultat der bereits angegebenen Charaktereigenſchaften auffaſſen.

Prometheus, als die zweite der beſonders hervortretenden Perſonen des Stückes, iſt nicht mehr Derſelbe, der in dem gleichnamigen Jugenddrama Goethe's vorgeführt wird. Zwar iſt er nicht in der Weiſe abweichend, daß er, wie die dort vorkommende Pandora, nur noch den Namen mit dem unſres Stückes gemeinſam hätte; aber wenigſtens iſt er kein Titane, kein Kämpfer gegen die olympiſchen Götter mehr. Seine Thätigkeit iſt nur auf die Erde gerichtet und hat im Anſchluß an ſeinen mythiſchen Raub des Feuers vorzugsweiſe die Förderung der Anwendung dieſes Elementes zum Zweck. So wird er anſtatt des Hephäſtos als Werkmeiſter der Schmiede und Erzgießer und überhaupt als Begründer eines arbeitsvollen und thätigen Lebens unter den Menſchen dargeſtellt; denn es iſt charakteriſtiſch für ihn, daß er von einem ſolchen allein das Glück

des Einzelnen wie den Vortheil des Ganzen abhängig glaubt. Nur wer vom frühen Morgen ab angestrengt arbeitet, gewinnt „müder Stunden Vollgenuß"; und um das Letztere zu zeigen, treten jene Hirten und Krieger auf, die sämmtlich das von den Schmieden Gefertigte bedürfen; auch in dem „Schema der Fortsetzung" ist bei dem „offenen Markte", der uns vorgeführt wird, zum Theil wieder an die Resultate gewerblicher Thätigkeit zu denken. — Aus diesem Sinne geht denn auch hervor, daß Prometheus unwillig ist, als die Rettung des Phileros Veranlassung zu Festen zu geben verspricht, denn „des ächten Mannes wahre Feier ist die That;" und die Schmiede lobt er in ihrer Ueberhebung des Feuers als des einzigen bedeutungsvollen Elements; sie müssen ja Partei ergreifen für Das, was ihnen Stoff und Anlaß zur Arbeit giebt.

Eine Konsequenz dieses Betonens der Arbeit von Seiten des Prometheus ist ferner die Einrichtung der gesetzlichen Ordnung, die ja auch schon in dem Drama „Prometheus" hervortritt. Wie der Tag für die Beschäftigung nach seinen Stunden geregelt ist, so soll auch der Mensch in dem Gerechten und Erlaubten den Maaßstab und die Richtschnur seiner Leidenschaften haben. Eherne Ketten sind für die Unbändigen des Männervolkes geschmiedet, und Phileros klagt über die „starre Gesetzlichkeit", welche der Macht der Leidenschaft keinen Raum und kein Recht verstatte.

Gleichwol weiß Prometheus, daß sein Streben ein einseitiges ist, und er zeigt sich keineswegs in dem Wahne befangen, als könne er durch die Arbeit das volle Glück des Menschen herstellen. Wie Epimetheus schmerzlich ausruft:

„Doch Menschenpfade, zu erhellen sind sie nicht."

so giebt auch er die Mängel der Folgen seines eigenen Wirkens zu:

„Zu dulden ist, sei's thätig oder leidend auch."

Und ohne daß in dem weiteren Verlaufe der Handlung eine Umwandlung seiner Gesinnung angedeutet würde, erkennt er doch an, daß „Elpore" für keinen Erdensohn entbehrlich sei, ja er kommt schließlich sogar zu dem Wunsche, daß die Menschen Vergangenes mehr beherzigen und Gegenwärtiges, indem sie es zu erkennen strebten, mehr sich zu eigen machen möchten.

In Phileros wird zunächst die glühende Leidenschaft für Epimeleia geschildert; als hervortretender Charakterzug ergiebt sich daher für ihn, daß er im Gegensatz zu Prometheus den Kern und Werth des Lebens nicht in der Arbeit, sondern in der Liebe, in der Befriedigung seiner persönlichen Wünsche sucht. Mit derselben Energie wie Jener folgt aber auch er seinem Lebensprinzipe und bekämpft in wilder Wuth Alles, was demselben hindernd in den Weg tritt, — jenen Hirten und endlich Epimeleia selbst. Nur durch die letztere That wird er schuldig und verfällt dem Gesetz. Indessen zeigt sich doch sogleich, daß in ihm Elemente vorhanden sind, die, der Fortbildung fähig, eine Läuterung seines ganzen Wesens möglich machen. Er unterwirft sich dem Gebote seines Vaters, wenn auch für den Augenblick nur in dem Gefühl, daß der Tod für ihn erwünscht ist, so doch in Anerkennung des väterlichen Rechtes. Das ist der erste Schritt in einer Entwickelung, deren einzelne Momente allerdings vom Dichter in Dunkelheit gelassen werden. Wenn ihn indessen der Götter Wille und sein mit diesem zusammenhängendes unverwüstliches Be-

streben zum Leben aus den Wellen rettet und er neugeboren in bacchantischem Festzuge unter die Menschen tritt, so ist hiemit wenigstens so viel ausgedrückt, daß seine frühere Schuld gesühnt und daß die Berechtigung derjenigen Seite des Lebens, deren Opfer er geworden ist, nämlich die der Liebe, auch von höheren Mächten anerkannt wird, während er die andern schon selbst anerkannt hat. In dieser Sinnesrichtung, die also für den Menschen das volle Leben, Wort und That, Genuß und Arbeit in Anspruch nimmt, ist ihm Pandora willkommen, die ja Symbole von Gütern jeder Art unter die Menschen bringt, und er geht selbst einem neuen Leben, das alle diese Bedingungen erfüllt, an Epimeleia's Seite entgegen. So ist Phileros durch die Energie des Handelns mit Prometheus verwandt, dagegen durch die Gegenstände, auf die er dasselbe richtet, sowol anfangs als später von ihm verschieden.

Epimeleia gleicht, wie schon die Aehnlichkeit der Bildung ihres Namens andeuten soll, dem Epimetheus. Sie bedarf der Liebe, und wie sie diese von Kindheit an bei ihrem Vater gefunden und ihm später als zärtliche Pflegerin erwidert hat, so spendet sie, herangewachsen, die reiche Fülle derselben dem Phileros; ja sogar, obgleich eigentlich schuldlos, sieht sie, als wenn sie damit den Geliebten von Schuld befreien könnte, in ihrem Handeln die Ursache des über Beide hereingebrochenen Unglücks und glaubt deshalb gleichfalls die Strafe des Todes über sich verhängen zu müssen, weshalb denn der Dichter eine gleiche Umwandlung auch mit ihr vollzieht wie mit Phileros. — Mit dem Epimetheus hat Epimeleia das Sinnen gemeinsam; aber das ihrige ist bei ihrer Jugend natürlich nicht auf die Vergangenheit gerichtet.

Das Hoffen bringt uns schließlich auf Elpore, die allerdings mehr Symbol als Person ist. Erscheint sie ja doch nur, wie es schon der Morgenstern auf ihrem Haupte andeutet, den morgendlich Träumenden, um ihnen vor Allem Bilder süßen Liebesglücks vorzuführen. Auch Epimetheus, dem sie Pandorens Wiederkehr verheißt, sieht sie nie anders. Dem entspricht auch ihre körperliche Erscheinung; als Epimetheus sie ganz nahe bei sich zu sehen begehrt, kommt sie zwar, aber er erkennt sie nicht mehr; denn die Erfüllung des Gehofften hebt ja die Hoffnung selbst auf. Dieses ihr eigenes Wesen schildert Elpore in der der antiken Komödie nachgebildeten Parabase, mit welcher sie sich an die Zuschauer wendet. Während sie aber in dem ersten Theile des Stückes nur als Verheißerin von Unmöglichem, von Vergänglichem oder Werthlosem erscheint, also die Menschen täuscht, sollte sie im zweiten Theile zu einer Elpore Thraseia — mit erhöhtem Charakter — werden, in ähnlichem Sinne, wie Goethe in dem Gedichte „Meine Göttin" (Werke, I. 144) die Hoffnung eine „edle Treiberin und Trösterin" nennt.

Nach diesen Vorbereitungen dürften sich jetzt die Idee, welche Goethe bei seiner „Pandora" geleitet, und die Aufgabe, die er sich ursprünglich gestellt hat, mit einiger Sicherheit bestimmen lassen. Da selbstverständlich Dasjenige, was durch das „Schema der Fortsetzung" angedeutet wird, hier mit in Betracht zu ziehen ist, so ist es keine geringere als die symbolische Darstellung der gesammten menschlichen Kulturentwickelung von ihren ersten Anfängen bis zu ihrer höchsten Vollendung. Dies darf freilich nicht in dem Sinne verstanden werden, daß der Dichter etwa

die bedeutendsten historischen Elemente dieses Prozesses hätte vorführen wollen. Daran hat Goethe bei der „Pandora" nie denken können. Wenn im Epimetheus das Streben nach dem Schönen veranschaulicht wird, wenn die Kypsele Religion, Kunst und Wissenschaft zum Inhalt hat, so denkt er dabei nicht nur an die Hellenen und das Alterthum überhaupt, sondern an alle Zeiten und alle Völker; denn es handelte sich für ihn darum, zu zeigen, wie die Keime zu Allem, worin der Mensch die Aufgaben seines Lebens finden kann, die Ideen, deren Realisirung er anstrebt, bereits in seiner ursprünglichen Natur vorbereitet liegen, wenn sie auch verborgen sind. Prometheus und Epimetheus sind Repräsentanten jener zwiefachen Lebensanschauung, des Realismus und des Idealismus, welche die Menschen von jeher geschieden und sie nach verschiedenartigen Gütern hat streben lassen. Aus dem Gegensatze zwischen ihnen, der in ihren Kindern zum Theil aufgehoben wird, entwickelt sich mit Nothwendigkeit alles Weitere.

Das Mittel nun, durch welches Goethe dies zur Darstellung gebracht hat, ist die allegorische Behandlung und selbstständige Weiterbildung einer antiken Mythe, die insofern besonders zu seinem Zwecke geeignet war, als sie ihm Gelegenheit bot, die Beziehungen des Göttlichen und Menschlichen in sinnlicher Form darzustellen. Pandora ist die Vermittlerin zwischen Beidem, sie, die immer mit neuen und größeren Gaben erscheint. Der Inhalt der Kypsele ist unendlich reicher als Dasjenige, was das Gefäß (πίθος) enthielt, und es ist bei der Darstellung ihrer Wiederkunft auf die drei Gattungen von Gütern hingewiesen worden, die durch sie in Stufenfolge den Menschen zu Theil werden. —

Einer solchen Vermittelung aber bedurfte es: denn die Natur des Menschen ist zwar göttlich, aber sie muß an diese Göttlichkeit erinnert, ihr müssen die Ziele gezeigt werden, die sie zu erreichen befähigt ist. Und einen andern Sinn haben auch die Gaben Pandora's nicht: denn es sind nicht wirkliche Güter, die sie austheilt, wenn sie sich selbst in ihrer Schönheit zur Anschauung bringt, wenn sie Sinnbole der Fülle und des Reichthums um sich verbreitet und wenn die Kypiele die der Kunst und Wissenschaft aufweist. Nur Dasjenige, wonach der Mensch zu streben, mit eigener Kraft zu streben hat, wird ihm in sinnlichem Bilde vor Augen geführt.

Schließlich möchte noch auf einen andern Punkt hinzuweisen sein. Wenn bereits früher hervorgehoben wurde, daß Goethe seine „Pandora" unter dem Eindruck der traurigsten politischen Zustände Deutschlands dichtete, so liegt es nahe, daran zu denken, daß Pandora's Wiederkehr sinnbildlich auch die Hoffnung auf bessere Zeiten ausdrücken sollte. Damit ist nicht gesagt, daß diese Beziehung schon eine bei der Konzeption des Ganzen beabsichtigte gewesen wäre; sie hat sich vielleicht geltend gemacht, ohne daß der Dichter sich anfangs dessen bewußt gewesen ist. Aber sicher trat dies Bewußtsein allmählig ein, und das eigene Werk erschien ihm dann selbst in dem angedeuteten Lichte; denn als später Deutschlands Hoffnungen sich verwirklicht hatten und Goethe „des Epimenides Erwachen" dichtete, da gedachte er nicht nur insofern seiner „Pandora", als er jenen Gesang der Krieger: „Der Ruf des Herrn" wieder aufnahm, sondern auch die innerliche Stimmung in „Epimenides" ist eine verwandte, wenn auch durch die Verhältnisse

verändert, und verwandt sind auch die dichterischen Mittel, deren sich Goethe in beiden Gedichten bedient hat.

Wie dem aber auch sein mag, jedenfalls hatte sich Goethe ein hohes Problem gestellt. Wenn er es nur zu lösen anfing, ja eigentlich nur die ersten Vorbereitungen zu seiner Lösung traf und die letztere selbst aufgab, so liegt der Grund hiervon nicht, wie man bisweilen vermuthete, darin, daß die vielfach angefochtene und doch oft so unbedingt nothwendige und berechtigte Form der Allegorie ihn selbst störte; es ist vielmehr einer seiner vielen großartigen Entwürfe, die, wie „Mahomet", „der ewige Jude" u. a., sei es infolge äußerer Umstände, sei es, weil der Dichter an seiner Kraft und Stimmung zweifelte, nicht zur Ausführung kamen. Wenn aber auch das wirklich Ausgeführte nur ein kleiner Theil des Beabsichtigten ist, so darf das nicht hindern, die dichterische Vollkommenheit von Jenem und die Größe des dem Ganzen zu Grunde liegenden Gedankens anzuerkennen.

Zu einem so günstigen Urtheile über Werth und Bedeutung der „Pandora" ist übrigens die Kritik erst in neuerer Zeit gelangt, und auch hier nicht ohne Widerspruch von mancher Seite; das Meiste dagegen, was man in älteren Werken über „Pandora" gesagt findet, beweist, daß Inhalt und Idee des Ganzen nicht in ihrer vollen Tiefe aufgefaßt worden sind. Eine Ausnahme macht hier vielleicht nur die Kritik von Friedrich Wähner in den „Wiener Jahrbüchern der Literatur" (1822, Bd. XVIII. S. 278), die von Varnhagen von Ense (Goethe in den Zeugnissen der Mitlebenden, S. 375 ff.) mitgetheilt wird, und aus der wir folgende Stelle hervorheben: „Die dunkeln, geheimnißvollen Urkräfte der Natur, die wir in den Titanen vernehmen,

deuten im Gewande der Mythologie unverkennbar auf einen tiefen philosophischen Geist. Da nun jede Epoche, besonders wenn sie als Dämmerung den fernen hellen Tag ankündigt, in ihrem Schooße die Fülle der Zukunft verbirgt, so erklärt sich daraus sehr leicht der Schein einer „Aufgabe" des Weltganzen. Die hohe Schönheit der „Pandora" wird am Meisten darin offenbar, daß die tiefsten Tendenzen nur als unmittelbare Forderungen der Natur hervordringen, ganz so wie der griechische Geist sie mehr empfand als dachte." Dieses Urtheil ist insofern von Werth, als es wenigstens den richtigen Weg andeutet, auf welchem man zum Verständniß der „Pandora" gelangen mußte und gelangt ist.

In Demjenigen dagegen, was E. Schubarth (Zur Beurtheilung Goethe's, Bd. I. S. 161 ff.) sagt, liegt zwar ein tiefer Gedanke verborgen; jedoch fehlt uns der Nachweis von dessen Richtigkeit. „In der „Pandora", heißt es dort, „erhält man aus einer leichtfaßlichen Masse Dasjenige entwickelt, worauf der „Werther", der „Meister", „Faust", die „Wahlverwandtschaften", jedes einzeln und vereinzelt, mit großer Anstrengung zielen, ohne es doch als reines Ganze zu überliefern." Statt einer wirklichen Ausführung dieses Gedankens erfahren wir indessen eigentlich nur, daß in einer unendlich zarten und reinen Hoffnung dem Menschen fast der ganze Lebensschatz überliefert sei, und gewinnen folgende schwerlich haltbare Deutung der sich zerstreuenden Blumen aus Pandora's Kranze: „Wer die Gabe des Ganzen allein zu besitzen wähnt, zu ihrem Besitzthume allein vorgeschaffen sich wähnt, erfährt die Zerstreuung der besondern Vorzüge, die ihm verliehen sind."

Auch Riemer's Urtheil (Mittheilungen über Goethe, II. 597) ist kaum von Bedeutung. „Ein Gedicht," sagt Derselbe, „das ein herrliches Philosophem ästhetisch-symbolisch ausgeführt hätte, kam nicht zu Stande. Idee und Tendenz des Ganzen, die sich in seiner ersten mündlichen Erzählung so schön und deutlich aus einander setzten, verschwimmen nun in einem Hintergrund, aus dem nur Wenige sich die trostreiche Hoffnung, die durch das Ganze zieht, zu seiner Glorie und Verklärung ausbilden dürften."

Dieser Deutung, als wenn das Ganze also vorzugsweise den Zweck hätte, „die Hoffnung" symbolisch darzustellen, findet sich eigentlich auch schon ausgesprochen in dem, was K. L. v. Woltmann über „Pandora" sagt (vgl. Varnhagen von Ense, S. 327), wenn er in der morgenröthlichen Elpore, die über dem menschlichen Schaffen schwebt, „das geistigste, anmuthigste Gebilde sieht, das je ein Dichter geschaffen hätte, selbst Shakespeare und die bildende Kunst der Griechen nicht ausgenommen."

In neuerer Zeit ist diese Auffassung zum Theil wieder aufgenommen von Schäfer; denn nach ihm (Goethe's Leben, II. 227) sollte in Pandora's Wiederkunft „die aus lebendigster Erinnerung des genossenen Glücks quellende Sehnsucht nach dem Schönen und die allen Widerstreit der Leidenschaft verklärende Hoffnung der Wiederkehr des Glücks symbolisch dargestellt werden;" zum Theil auch von Goedeke (Einleitung zu Bd. XVIII. seiner Ausgabe von Goethe's Werken, 1867 ff.): „Die Gedanken," sagt Derselbe, „die sich hinter den Allegorien verstecken, sind, wenn man sie ihrer Hüllen entkleidet hat, kein sonderlich lohnender Gewinn. Denn wer sagt es sich nicht von selbst, daß das Genügen

an Epimeleia ohne Elpore, das Sinnen und Brüten ohne Hoffnung, kein Glück gewähren, und die liebevolle Besonnenheit eher dazu führen kann!“

Sehr verschieden von allem bisher Erwähnten sind dagegen die Resultate, zu welchen eine eingehende Beschäftigung mit „Pandora“ bei genauer Berücksichtigung des Einzelnen geführt hat, wie sie zum Theil bei Rosenkranz (Goethe und seine Werke, S. 167 ff.) und Viehoff (Goethe's Leben, IV. 40 ff.), vor Allem aber in der bereits erwähnten Abhandlung von Schöll und in der Schrift von Düntzer niedergelegt sind. Alle stimmen darin überein, daß in der „Pandora“ die antike Sage zur reinen Humanitätsidee gewendet und die Darstellung dieser die Aufgabe des Ganzen ist. Bis zu welchem Ziele Goethe dies indessen durchgeführt hat oder vielmehr hat durchführen wollen, darüber, so wie über die Auffassung von vielem Einzelnen, finden auch unter ihnen sehr bedeutende Abweichungen statt.

Aus Alledem ist ersichtlich, welch große Schwierigkeiten ein genaues Verständniß der „Pandora“ und der mannichfachen in dieselbe verflochtenen Beziehungen darbietet. Vermehrt werden diese Schwierigkeiten noch durch eine nicht unbedeutende Anzahl dunkler Stellen, eine Reihe neuer Wortbildungen, den dem deutschen Leser ungewohnten Gebrauch spezifisch antiker Rhythmen und einige Verderbnisse des Textes. Alles hierauf Bezügliche hat in den Anmerkungen und in dem am Schlusse folgenden Berichte über die Revision des Textes seine Stelle gefunden.

Pandora.

Ein Festspiel.

Erster Aufzug.

Personen.

Prometheus, Epimetheus, } Japetiden.
Phileros, Prometheus' Sohn.
Elpore, Epimeleia, } Epimetheus' Töchter.
Eos.
Pandora, Epimetheus' Gattin.
Dämonen.
Helios.
Schmiede.
Hirten.
Feldbauende.
Krieger.
Gewerbsleute.
Winzer.
Fischer.

Der Schauplatz

wird im großen Stil nach Pouſſiniſcher Weiſe gedacht.

Seite des Prometheus. Zu der Linken des Zuſchauers Fels und Felſberg, aus deſſen mächtigen Bänken und Maſſen natürliche und künſtliche Höhlen neben und über einander gebildet ſind, mit mannichfaltigen Pfaden und Steigen, welche ſie verbinden. Einige dieſer Höhlen ſind wieder mit Felsſtücken zugeſetzt, andere mit Thoren und Gattern verſchloſſen, Alles roh und derb. Hier und da ſieht man etwas regelmäßig Gemauertes, vorzüglich Unterſtützung und künſtliche Verbindung der Maſſen bezweckend, auch ſchon bequemere Wohnungen andeutend, doch ohne alle Symmetrie. Rankengewächſe hangen herab; einzelne Büſche zeigen ſich auf den Felſigen; höher hinauf verdichtet ſich das Geſträuch, bis ſich das Ganze in einen waldigen Gipfel endigt.

Seite des Epimetheus. Gegenüber zur Rechten ein ernſtes Holzgebäude nach älteſter Art und Konſtruktion mit Säulen von Baumſtämmen und kaum gekanteten Gebälken und Geſimſen. In der Vorhalle ſieht man eine Ruheſtätte mit Fellen und Teppichen. Neben dem Hauptgebäude gegen den Hintergrund kleinere ähnliche Wohnungen mit vielfachen Anſtalten von trockenen Mauern, Planken und Hecken, welche auf Befriedigung verſchiedener Beſitzthümer deuten; dahinter die Gipfel von Fruchtbäumen. Anzeigen wohlbeſtellter Gärten; weiterhin mehrere Gebäude im gleichen Sinne.

Im Hintergrunde mannichfaltige Flächen, Hügel, Büſche und Haine; ein Fluß, der mit Fällen und Krümmungen nach einer Seebucht fließt, die zunächſt von ſteilen Felſen begrenzt wird. Der Meereshorizont, über den ſich Inſeln erheben, ſchließt das Ganze.

Nacht.

Epimetheus (aus der Mitte der Landſchaft hervortretend).

Kindheit und Jugend, allzu[1]) glücklich preiſ' ich ſie,
Daß nach durchſtürmter, durchgenoſſner Tagesluſt
Behender Schlummer allgewaltig ſie ergreift
Und, jede Spur vertilgend kräftiger Gegenwart,[2])
Vergangnes, Träume bildend, miſcht Zukünftigem.
Ein ſolch Behagen, ferne bleibt's dem Alten, mir.
Nicht ſondert mir entſchieden Tag und Nacht ſich ab,

[1]) Dieſer Ausdruck iſt ohne alle Nebenbeziehung nur als eine hohe Steigerung des Wortes „glücklich" zu verſtehen.

[2]) Die Tiefe des Schlafes der Jugend läßt dieſelbe die Gegenwart vergeſſen, ſo lebendig und wirkungsvoll dieſelbe auch eben noch geweſen ſein mag; daher ſind die Träume der Jugend aus der Erinnerung an die Vergangenheit und aus den Hoffnungen auf die Zukunft gemiſcht, während bei dem Alter der Schlaf niemals ſo tief iſt und ſich deshalb auch im Traume nur die Einwirkungen der Gegenwart fortſetzen.

Und meines Namens altes Unheil trug' ich fort;
Denn Epimetheus[1]) nannten mich die Zeugenden,
Vergangnem nachzusinnen, Nachgeschehenes
Zurückzuführen, mühsamen Gedankenspiels,
Zum trüben Reich gestaltenmischender Möglichkeit.[2])
So bittre Mühe[3]) war dem Jüngling auferlegt,
Daß, ungeduldig in das Leben hingewandt,
Ich unbedachtsam Gegenwärtiges ergriff
Und neuer Sorge neubelastende Qual erwarb.[4])
So flohst Du, kräft'ge Zeit der Jugend, mir dahin,
Abwechselnd immer, immer wechselnd mit zum Trost,
Von Fülle zum Entbehren, von Entzücken zu Verdruß.
Verzweiflung floh vor wonniglichem Gaukelwahn,
Ein tiefer Schlaf erquickte mich von Glück und Noth;
Nun aber, nächtig immer schleichend wach umher,
Bedaur' ich meiner Schlafenden[5]) zu kurzes Glück,
Des Hahnes Krähen fürchtend wie des Morgensterns
Voreilig Blinken. Besser blieb' es immer Nacht.
Gewaltsam schüttle Helios die Lockengluth;[6])
Doch Menschenpfade, zu erhellen sind sie nicht.

Was aber hör' ich? Knarrend öffnen sich so früh
Des Breiters Thore. Wacht er schon, der Thätige?
Voll Ungeduld, zu wirken, zündet er schon die Gluth
Auf hohlem Herdraum werkauflegend wieder an
Und ruft zu mächt'ger Arbeitslust die rufige,
Mit Guß[7]) und Schlag Erz auszubilden kräft'ge Schaar?

---

[1]) Epimetheus schildert sich ganz im Sinne der hellenischen Auffassung als den erst nach der That Ueberlegenden (vgl. Vorbemerkung, S. 323), ohne daß er sich des innerlichen Werthes seines Wesens bewußt zeigte. Seinen Grund hat dies wol darin, daß es sich an dieser Stelle hauptsächlich um die Deutung seines Namens handelte.

[2]) Das bereits Geschehene als ungeschehen legend, also von unwirklichen Voraussetzungen ausgehend, grübelt er nutzlos über das, was in diesem unwirklichen Falle eingetreten wäre.

[3]) Im gewöhnlichen Leben braucht Goethe häufig die der Bibel (Pred. Salom. I, 13 und 3, 10) entlehnten Worte: „Solche Mühe hat Gott dem Menschen gegeben." (Vgl. Riemer, „Briefe von und an Goethe. Aphorismen und Prokardien", S. 371; und „Mittheilungen über Goethe", II, 285, Note.)

[4]) Dadurch, daß ihm Alles dies ein neuer Gegenstand der Reflexion wurde.

[5]) Auf die gesammte Jugend bezüglich, für die Epimetheus ein väterliches Wohlwollen hegt.

[6]) Nach dem 31. Hymnus der Homeriden, V. 19 u. 11: „Λαμπρὸν δ' ἀκτῖνες ἀπ' αὐτοῦ φαίνουσιν ἀπ' ὄφρυος".

[7]) Es ist kein Anachronismus oder dichterische Willkürlichkeit, wenn der

Nicht so! Ein eilend leiser Tritt bewegt sich her
Mit frohem Tonmaaß[1]) herzerhebenden Gesangs.
Phileros (von der Seite des Prometheus her).
Zu freieren Lüften hinaus, nur hinaus!
Wie drängen mich Mauern, wie ängstet das Haus!
Wie sollen mir Felle des Lagers genügen?
Gelang' es, ein Feuer in Träume zu wiegen?
Nicht Ruhe, nicht Rast
Den Liebend'en faßt.
Was hilft es, und neiget das Haupt auch sich nieder,
Und sinken ermachtig ermüdete Glieder,
Das Herz, es ist munter, es regt sich, es wacht,
Es lebt den lebendigsten Tag in der Nacht.

Alle blinken die Sterne mit ätherischem Schein,
Alle laden zu Freuden der Liebe mich ein,
Zu suchen, zu wandeln den duftigen Gang,
Wo zärtern die Liebste mir wandelt' und sang,
Wo sie stand, wo sie saß, wo mit blühenden Bogen
Verlamute Himmel[2]) sich über uns zogen,
Und um uns und an uns so drangend und voll
Die Erde von nickenden Blumen erquoll.
O dort nur, o dort
Ist zum Ruhen der Ort!

Epimetheus.
Wie tönet mir ein mächt'ger Hymnus durch die Nacht!

Phileros.
Wen treff' ich schon, wen treff' ich noch[3]) den Wachenden?

Epimetheus. Phileros, bist Du es? Deine Stimme scheint es mir.

Phileros. Ich bin es, Oheim; aber halte mich nicht auf!

Epimeth. Wo eilst Du hin, Du morgendlicher[4]) Jüngling Du?

Ersatz schon in die frühe Zeit der Mythe verlegt wird; denn wenn auch die kunstgemäßere Ausbildung desselben erst in das sechste Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung fällt (Aoidos und Theoderos), so gehören die vorbereitenden Anfänge doch der ältesten Kulturentwickelung an.

[1]) Phileros spricht in anapästischen Rhythmen, welche die Alten vielfach in den Kommatien der Komödien und Tragödien verwendeten. Es sind akatalektische Dimeter, die in sechs Versen um eine Silbe vermehrt sind, und vier Monometer.

[2]) Die natürliche Decke, welche den Laubgang oder die Laube bildet.

[3]) Schon, wenn Epimetheus bereits sein Lager verlassen, noch, wenn er es bisher nicht aufgesucht hat.

[4]) Der adjektivische Gebrauch derartiger Zeitbestimmungen ist Nachbildung aus dem Griechischen: χθιζός, ἐσπέριος, ὑστεραῖος, ἡματίος u. s. w. Vgl. auch S. 346, Z. 6; S. 350, Z. 11; S. 354, Z. 16.

Phileros. Wohin mich nicht dem Alten zu begleiten ziemt.
Epimetheus. Des Jünglings Pfade, zu errathen sind sie leicht.
Phileros. So laß mich los und frage mir nicht weiter nach!
Epimetheus. Vertraue mir! Der Liebende bedarf des Raths.
Phileros.
Zum Rathe bleibt nicht, zum Vertrauen bleibt nicht Raum.
Epimetheus. So nenne mir den Namen Deines holden Glücks!
Phileros. Verborgen ist ihr Name wie der Eltern mir.
Epimetheus. Auch Unbekannte zu beschädigen bringet Weh.
Phileros. Des Ganges heitre Schritte, Guter, trübe nicht!
Epimeth. Daß Du ins Unglück[1]) rennest, fürcht' ich nur zu sehr.
Phileros. Phileros, nur dahin zum bedufteten Garten!
Da magst Du die Fülle der Lieb'[2]) Dir erwarten,
Wenn Eos, die Blöde,[3]) mit glühendem Schein
Die Teppiche röthet am heiligen Schrein,[4])
Und hinter dem Teppich das Liebchen hervor,
Mit rötheren Wangen nach Helios' Thor,[5])
Nach Gärten und Feldern mit Sehnsucht hinaus
Die Blicke versendet und spähet mich aus.
So wie ich in Dir,
So strebst Du zu mir. (Ab nach der rechten Seite des Zuschauers.)
Epimetheus.
Fahr hin, Beglückter, Hochgesegneter, dahin!
Und wärst Du nur den kurzen Weg zu ihr beglückt,
Doch zu beneiden! Schlägt Dir nicht des Meuchelbeils
Erwünschte Stunde, sege sie auch schnell vorbei!

So war auch mir! So freudig hüpfte mir das Herz,
Als mir Pandora nieder vom Olympos kam.

---

[1]) Epimetheus, selbst unglücklich, da ihn Pandora verlassen hat, fürchtet Unglück als Folge der Liebe auch für Andre.

[2]) Diese Wortform statt „Liebe", wie sämmtliche Ausgaben lesen, erfordert der anapästische Rhythmus daraus, worauf schon für diese wie für einige andre Stellen bereits Thayer (Goethe's Prometheus und Pandora, S. 56) aufmerksam gemacht hat.

[3]) Nur in dem Sinne zu fassen, daß die Morgenröthe das Gemach noch nicht, wie es später die Sonne thut, mit voller Helligkeit erleuchtet.

[4]) Man wäre geneigt, unter „Schrein" die Lagerstatte des Mädchens zu verstehen, wenn dem der Teppichstrauch nicht widerstrebte. Es kann indessen nur ein Schrank oder etwas Aehnliches gemeint sein, was „heilig" genannt wird, weil es sich in dem Gemache der Geliebten befindet.

[5]) Spätere Dichter, wie Ovid, erzählen von der herrlichen Burg des Sonnengottes, der „Regia Solis", aus deren Thor er jeden Morgen mit seinem Viergespann fährt. Bei Homer ist Ausgangs- und Endpunkt seiner Fahrt eine schöne Meeresbucht.

Allschönst und allbegabtest[1]) reizt sie sich mehr
Dem Staunenden entgegen,[2]) ferndend holdes Blicks,
Ob ich, dem strengen Bruder gleich, wegwieg sie.
Doch nur zu mächtig war mir schon das Herz ergriffen,
Die holde Braut empfing ich mit berauschtem Sinn.
Sodann geheimnißreicher Mitgift[3]) nahm' ich mich,
Des irdnen Gefäßes hoher Vollzahlt.
Verschlossen stand's. Die Schöne freundlich trat hinzu,
Zerbrach das Götterriegel, hub den Deckel ab.
Da schwoll gedrängt ein leichter Dampf aus ihm hervor,
Als wollt' ein Weihrauch danken den Uraniern,[4])
Und wohlich fuhr ein Sternblitz aus dem Dampf heraus,
Sogleich ein andrer; andre folgten heftig nach.
Da blickt' ich auf, und auf der Wolke schwebten, schon
Im Gaukeln lieblich, Götterbilder, buntgedrängt;
Pandora zeigt' und nannte mir die Schwebenden.
„Dort siehst Du," sprach sie, „glänzet Liebesglück[5]) empor."
„Nie," rief ich, „droben schwebt es! Hab' ich's doch in Dir!"
„Täuschen sieht," so sprach sie fort, „Schmucklustiges

[1]) Eigene Wortbildung Goethe's, ebenso wie allschönst, welches sich z. B. außerdem noch Werke. II. 431, Z. 22 findet; außer dieser auffälligen Zusammensetzung mit dem Superlativ findet sich auch bei ihm die mit dem Komparativ, z. B. allgemeiniger und vielgemeiniger.

[2]) Das Wort „entgegenregen" fehlt bei Grimm; bei Sanders ist außer dem vorliegenden noch ein der Zeit nach späteres Beispiel mitgetheilt.

[3]) Vgl. Vorbemerkung, S. 304 u. 309 f.

[4]) Die olympischen Götter.

[5]) Tantzer, der Einzige, der sich über diese Stelle ausgesprochen hat, (S. 70) deutet die Gaben der Pandora als die verschiedenen Dichtungsarten — lyrische, epische und dramatische, die beiden letzteren in Tragödie und Komödie zerfallend, in welchem Falle dann die andern „kreisend in einander hinschmelzenden" Gestalten gemischte Arten bedeuten müßten, in denen die Eigenschaften verschiedener Gattungen in einander übergehen. Indessen scheint dies einmal dem Charakter der ganzen Dichtung zu widersprechen, in der von der ursprünglichsten menschlichen Entwickelung ausgegangen wird; es ist dann ferner keine qualitative Steigerung in den später folgenden Gaben Pandora's vorhanden; es ist endlich nicht abzusehen, warum Epimetheus bei aller seiner Leidenschaft für Pandora das seiner eigenen Natur so nahe Liegende verschmäht, und die Menschen, von jenen Gaben getäuscht, sie nicht erreichen können. Es scheint uns natürlicher, daß man außer dem deutlich ausgesprochenen Begriffe „Liebesglück" etwa an Reichthum, Pracht, Macht, Einfluß und Aehnliches denkt, was z. B. auch Tiphone (S. 355) als Güter aufzählt, die sie nicht verleihen kann. Die Hauptsache ist aber immer die, daß es scheinbare Güter von vergänglichem Werthe sein müssen, wie dies auch deutlich S. 371, Z. 13 ausgesprochen ist. Hierbei ist noch zu berücksichtigen, daß Goethe es überhaupt liebt, seine allegorischen Gestalten etwas unbestimmt zu halten, wofür unter andern die in dem Gedichte „Zueignung" auftretende als Beispiel dienen kann.

Des Vollgewandes wellenhafte Schleppe nach.
Doch höher steigt, bedächtig ernstes Herrscherblicks,
Ein immer vorwärts dringendes Gewaltgebild.
Dagegen, gunsterregend, strebt, mit Freundlichkeit
Sich selbst gefallend, süß zudringlich, reges Blick,
Ein artig Bild, Dein Auge suchend, emsig her.
Noch andre schmelzen kreisend in einander hin,
Dem Rauch gehorchend, wie er hin und wieder wogt,
Doch alle pflichtig, Deiner Tage Lust zu sein."

Da rief ich aus: „Vergebens glänzt ein Sternenheer,
Vergebens rauchgebildet menschenähnlicher Trug;
Du kriegst mich nicht, Pandora, mir die Einzige;
Kein andres Glück verlang' ich, weder wirkliches
Noch vorgespiegeltes im Luftwahn.[1]) Bleibe mein!"

Indessen hatte sich das frische[2]) Menschenchor,
Das Chor der Neulinge, versammelt mir zum Fest.
Sie starrten froh die muntern Lustgeburten an
Und drangen zu und haschten. Aber flüchtiger
Und irdisch ausgestreckten Händen unerreichbar
jene, steigend jetzt empor und jetzt gesenkt,
Die Menge täuschten stets sie, die verfolgende.
Ich aber zuversichtlich trat zur Gattin schnell
Und eignete das gottgesandte Wonnebild
Mit starken Armen meiner liebeerfüllten Brust.
Auf ewig schuf da holde Liebesfülle mir
Zur süßen Lebensfabel[3]) jenen Augenblick.

(Er begiebt sich nach dem Lager in der Vorhalle und besteigt es.)

[4]) Jener Kranz, Pandorens Locken
Eingedrückt von Götterhänden,[5])

---

[1]) Eigene Wortbildung Goethe's. Das Wort ist von „vorgespiegeltes" abhängig.

[2]) Die von Prometheus erst vor kurzem gebildeten Menschen, wie denn überhaupt nur an Menschen dieses Ursprungs hier zu denken ist. Darum nennt Eos den Prometheus (S. 382) „Menschenvater."

[3]) Nicht etwa in dem Sinne von „Mythe", so daß die Länge der Zeit seit dem Verluste Pandora's die Erinnerung verwischt und gewissermaßen zur „Fabel" gemacht hätte, sondern wie die Fabel den notwendigen Gehalt einer epischen oder dramatischen Dichtung ausmacht, so ist der Augenblick, wo Epimetheus sich Pandora eignete, die „Fabel" seines ganzen Lebens.

[4]) Die drei folgenden Strophen sind trochäische Tameter, in der Art gebildet, daß am Schlusse jeder Strophe eine Silbe fehlt.

[5]) Bei Hesiod schmücken nach einer Stelle die schöngelockten Horen, nach einer andern Athene Pandora mit Frühlingsblumen.

Wie er ihre Stirn umschattet,
Ihrer Augen Gluth gedämpfet,
Schwebt mir noch vor Seel' und Sinnen,
Schwebt, da sie sich längst entronnen,
Wie ein Sternbild über mir.

Doch er hält nicht mehr zusammen,
Er zerfließt, zerfällt und streuet
Ueber alle frischen Fluren
Reichlich seine Gaben aus.

(Schwermuth.)

O wie gerne band' ich wieder
Diesen Kranz! Wie gern verknüpft' ich,
Wär's um Kränze, wär's um Sträuße,
Flora-Cypris,[1]) Deine Gaben!
Doch mir bleiben Kranz und Sträuße
Nicht beisammen; Alles löst sich.
Einzeln schafft sich Blum' und Blume
Durch das Grüne Raum und Platz.

Pflückend geh' ich und verliere
Das Gepflückte. Schnell entschwunden's,
Rose, brech' ich Deine Schöne,
Lilie, Du bist schon dahin![2])

(Er entschläft.)

---

[1]) Bezeichnung der Aphrodite. Sie heißt „Cypris", weil sie auf Cypern besonders verehrt wurde (Ilias, V. 422; Horat. Carm., I, 3 und 30), „Flora" (Φλόη oder ἀνθοφόρος), weil ihr die Blumen des Frühlings, namentlich Myrte und Rose, geweiht waren.

[2]) Auf das mit diesen Versen schließende Gedicht weist Riemer (Mittheilungen, II. 571 hin, wenn er sagt, daß Goethe uns in einer der bedeutungsvollsten Scenen der Pandora den vollständigen Prozeß einer Dichterreverie vorführe. Es ist indessen wol nur Reverie, und Goethe hat schwerlich daran gedacht, den dichtenden Dichter darstellen zu wollen. Es ist eine Schilderung des Zustandes vor dem Schlafe, so daß man auch bei der Deutung der einzelnen Bilder nicht zu weit gehen darf. Wenn der Kranz Pandora's sich vor dem inneren Auge des Träumenden in seine einzelnen Blumen auflöst und zweimal die Verbreitung derselben auf den Erdboden ausgesprochen wird, so liegt darin zwar eine Andeutung davon, daß das Schöne nicht ein Besitzthum des Einzelnen bleiben, sondern ein Gemeingut Aller werden müsse, aber nicht in Schubarth's Sinne (vgl. Bodem., I, 3 und 30), „Flora," ein Bestreben des Epimetheus, die einzelnen Blumen zu sammeln, ein vergebliches sein. Je mehr sich nun der Traum dem Schlafe nähert, um so mehr vereinzeln sich die Vorstellungen. Er glaubt eine Rose ergriffen zu haben; aber in demselben Augenblicke entfällt ihm die Lilie.

Prometheus (eine Fackel[1]) in der Hand).

Der Fackel Flamme, morgendlich dem Stern voran
In Vaterhänden aufgeschwungen, kündest Du
Tag vor dem Tage![2]) Göttlich werde Du verehrt!
Denn aller Fleiß, der männlich schätzenswertheste,
Ist morgendlich; nur er gewährt dem ganzen Tag
Nahrung, Behagen, müder Stunden Vollgenuß.
Deswegen ich der Abendasche heil'gen Schatz[3])
Entblößend früh zu neuem Gluthtrieb aufgetacht,
Vorleuchtend meinem wackern, arbeitstreuen Volk.
So ruf' ich laut Euch Erzgewalt'ger[4]) nun hervor:
Erhebt die starken Arme leicht, daß taktbewegt
Ein kräft'ger Hämmerchortanz,[5]) laut erschallend, rasch
Uns das Geschmolzne vielfach strecke[6]) zum Gebrauch.

(Mehrere Höhlen eröffnen sich, mehrere Feuer fangen an zu brennen.)

Schmiede. [7]) Zündet das Feuer an!
Feuer ist oben an.[8])
Höchstes, er hat's gethan,
Der es geraubt.
Wer es entzündete,
Sich es verbündete,
Schmiedete,ründete
Kronen dem Haupt.

---

[1]) Prometheus hat den alten Beinamen Πυρφόρος und wird auch in der Kunst mit der Fackel in der Hand dargestellt; Fackeltänze wurden zu Ehren seines Kultus in Afrika aufgeführt.

[2]) Die einzig mögliche Konstruktion, die bei der in allen früheren Ausgaben angewendeten Interpunktion kaum zu erkennen war, ist folgende: „Du, Flamme der Fackel, emporgeschwungen, kündest den Tag vor dem Tage".

[3]) Das Feuer ist im Sinne des Prometheus nicht, weil es von den Göttern stammt, sondern wegen seiner unendlichen Nutzbarkeit ein Heiligthum für die Menschen.

[4]) Goethe braucht auch sonst den ursprünglich bergmännischen Ausdruck „bewältigen" im Sinne von „bewältigen" oder „vergewaltigen". Zahlreiche Stellen bei Dunger I. S. 130 und Sanders.

[5]) Freie Nachbildung von Verg. Aeneis, VIII. 452 und 453, wo es von den Cyklopen heißt:

„Illi inter sese multa vi brachia tollunt
In numerum versantque tenaci forcipe massam."

[6]) In die Länge ausdehnen; dasselbe Wort, in derselben Bedeutung, aber intransitiv, siehe Bd. II. S. 281, Z. 10.

[7]) Taktische Timmen, bei denen jedesmal der vierte, fünfte oder dritte um zwei Silben verkürzt ist. Fast dasselbe Metrum wird im zweiten Theil des „Faust" (Werke, XIII. S. 166) angewendet.

[8]) Nimmt die höchste Stelle ein, hat den höchsten Werth.

Wasser, es fließe nur!
Fließet es von Natur
Felsenab durch die Flur,
Zieht es auf seine Spur
Menschen und Vieh,
Fische, ihr wimmeln da,
Vögel, ihr himmeln[1]) da,
Ihr in die Fluth.
Alle unbeständige,
Stürmisch lebendige,
Kaum der Verständige
Manchmal ihr dankbar,
Finden wir gut.

Erde, sie steht so fest!
Wie sie sich quälen läßt!
Wie man sie scharrt und plackt!
Wie man sie ritzt und hackt!
Da soll's heraus[2])
Furchen und Steinen[3]) sieht
Ihr auf dem Rücken hin
Knechte mit Schweißbemüht;
Und wo nicht Blumen blühn,
Schilt man sie aus.

Ströme Du, Luft und Licht,[4])
Weg mir vom Angesicht!
Schürst Du das Feuer nicht,
Bist Du nichts werth.
Strömst Du zum Herd herein,
Sollst Du willkommen sein,
Wie sich's gehört.
Dring nur herein ins Haus:
Willst Du hernach hinaus,
Bist Du verzehrt.[5])

[1]) Sich unter freiem Himmel bewegen.

[2]) Die Saat soll an den bearbeiteten Stellen aufgehen.

[3]) Aehnlich läßt Ovid (Metamorph., II. 286) Tellus über die Wunden des gekrümmten Pfluges (adunci vulnera aratri) klagen, an die offenbar auch Schiller in seinem bekannten Räthsel (Werke, I. 1, S. 185, Nr. 10) denkt.

[4]) Augenscheinlich eine Hendiadys; denn es ist nachher nur von dem Prozeß die Rede, der mit der Luft allein vor sich geht.

[5]) Der Sauerstoffgehalt der einströmenden Luft ist durch das Feuer verbraucht; Stickstoff und Kohlenstoff gehen erst nachher hinaus.

Rasch nur nun Werk gethan!
Feuer, nun flammt's heran,
Feuer schlägt oben an;
Sieht's doch der Vater an,
Der es geraubt.
Der es entzündete,
Sich es verbündete,
Schmiedete, ründete
Kronen dem Haupt.

Prometheus. Des thät'gen Manns Behagen sei Parteilichkeit!
Drum freut es mich, daß, andrer Elemente Werth
Verkennend, Ihr das Feuer über Alles preist.
Die Ihr, herenwärts auf den Amboß blickend, mißt
Und hartes Erz nach Eurem Sinne zwingend formt,
Euch rettet[1]) ich, als mein verlorenes Geschlecht
Bewegtem Rauchgebilde nach mit trunknem Blick,
Mit offnem Arm sich stürzte, zu erreichen Das,
Was unerreichbar ist und, wär's erreichbar auch,
Nicht nützt noch frommt; Ihr aber seid die Rührenden.
Wildstarre Felsen widerstehn Euch keineswegs;
Doch stürzt von Euern Hebeln Erzgebirg herab,
Geschmolzen fließt's, zum Werkzeug umgebildet nun.
Zur Doppelfaust.[2]) Verbundendreifältigt ist die Kraft.
Geschwungne Hämmer dichten,[3]) Zange faßet klug;
So eigne Kraft und Bruderkräfte mehret Zahl,
Werkthätig, weise kräftig, ins Unendliche.
Was Macht ersinnen, Feindheit auszusonnen, sei's
Durch Euer Wirken über sich hinausgeführt[4]);
Drum bleibt am Tagwerk vollbewußt und freizemuth;
Denn Eurer Nachgebornen[5]) Schaar, sie nahet schon.
Gefertigtes begehrend, Zeitnem huldigend.

---

[1]) Wie die Schmiede von Prometheus gerettet, die ihren Beruf der Bändigung des Feuers verdanken, so betrachten sie auch später die Metalle als Gaben des Prometheus, in denen sie sittliche Gaben desselben, sondern als ein sinnliches Werk, dessen Mechanismus sie kennen lernen wollen. (Vgl. Vorbemerkung, S. 324.)

[2]) Das Werkzeug verdoppelt die Stärke der Faust und wird in diesem Sinne selbst „Doppelfaust" genannt.

[3]) „Dicht machen".

[4]) Die Vortrefflichkeit der mechanischen Ausführung soll die Idee, die einem Gegenstande zum Grunde liegt, genialmäßig weit übertreffen.

[5]) Das Wort hat die Bedeutung „jüngere Geschwister"; denn alle Menschenmassen, die überhaupt hier auftreten, sind Geschöpfe des Prometheus (vgl. S. 314, Anm. 4). Düntzer (S. 70) bemerkt zu dieser Stelle, daß die

Hirten. [1])Ziehet den Berg hinauf,
Folget der Flüsse Lauf!
Wie sich der Fels bekleidt,
Wie sich die Weide weidt,
Treibet gemach!
Ueberall findet's[2]) was,
Kräuter und thauig Naß;
Wandelt und sieht sich um,
Trippelt, genießet stumm,
Was es bedarf.

Erster Hirt (zu den Schmieden).
Mächtige Brüder hier,
Stattet uns aus!
Reichet der Klingen mir
Schärfste heraus!
Spring[3]) muß leiden!
Rohr einzuschneiden,
Gebt mir die feinsten gleich!
Zart sei der Ton![4])
Preisend und lobend Euch
Ziehn wir davon.

Zweiter Hirt (zum Schmiede).
Hast Du wol Weichlinge
Freundlich versorgt,
Haben noch obendrein
Sie Dir es abgeborgt.[5])

---

kunstfertigen Schmiede natürlich als die „Erstgeborenen" zu denken seien, weil Prometheus sie seine Kunst, die Anwendung des Feuers, gelehrt habe.

[1]) Das Metrum ist ähnlich dem in der siebenten Anmerk. auf S. 346 angegebenen; indessen wechselt die Verkürzung der daktylischen Dimeter in der Weise ab, daß hier an einzelnen Stellen nur eine, an andern zwei Silben weggelassen sind.

[2]) Die Hirten sind, wie auch schon die vorangehende Zeile anzeigt, von Heerden begleitet zu denken.

[3]) Spring, eine arkadische Baumnymphe (Hamadryade), von Pan verfolgt, wurde in Schilfrohr verwandelt. (Ovid. Metamorph., I. 690 ff.) Auch Schiller gedenkt dieser Mythe in den „Göttern Griechenlands" (Werke, I. 1, S. 41, Z. 34).

[4]) Der aus dem mit der feinsten Klinge geschnittenen Rohre hervorbringen soll.

[5]) Wozu dieses Motiv dient, ist nicht recht ersichtlich. Soll es vielleicht ausdrücken, daß der vorzugsweise dem Genusse lebende Mensch in Beziehung auf seine Verpflichtungen sorgloser ist als der einer ernsten Thätigkeit hingegebene; oder ist es nur eine Andeutung der bei allem Handel eintretenden Nothwendigkeit des Kredits?

Reich uns des Erzes Kraft,
Spitzig, nach hinten breit,
Daß wir es schnüren fest
An unsrer Stäbe Schaft!
Dem Wolf begegnen wir,
Menschen, mißwilligen;[1])
Denn selbst die Billigen
Sehn es nicht gern,
Wenn man sich was vermißt;
Doch nah und fern[2])
Läßt man sich ein,
Und wer kein Krieger ist,
Soll auch kein Hirte sein.

Dritter Hirt (zum Schmiede).[3])
Wer will ein Hirte sein,
Lange Zeit er hat;
Zähl' er die Stern' im Schein,[4])
Blas' er auf dem Blatt.
Blätter giebt uns der Baum,
Rohre giebt uns das Moor;
Künstlicher[5]) Schmiedegesell,
Reich uns was Anders vor!
Reich uns ein ebern Rohr,[6])
Zierlich zum Mund gespitzt,
Blättersart[7]) angeschlitzt!

---

[1]) Goethe giebt selbst die Quellen an, die ihm Motive für diese Andeutung eines kriegerischen Hirtenlebens geliefert haben. Es sind das Buch der Richter und das Buch Ruth. (Vgl. den Goethe-Zelter'schen Briefwechsel, II, 350 und 366.)

[2]) Man kämpft mit Wurf und Stoß (eminus und cominus), wie schon Dünzer (S. 80) erklärt.

[3]) Die ganze Strophe ist erst in der Ausgabe von 1817 hinzugefügt.

[4]) In dem vorzugsweise der älteren Sprache eigenen Sinne von „Glanz", der sich bei uns noch in Zusammensetzungen, wie „Mondschein", „Sonnenschein", erhalten hat.

[5]) In dem Sinne von „kunstreich, Kunst besitzend", wie es bei Goethe vorkommend.

[6]) Man scheint hier an die Flöte der Alten (αὐλός) denken zu müssen, die auch schon Ilias, X, 13 mit der Syrinx zusammengestellt wird. Sie hatte jedenfalls einen viel härteren und stärkeren Ton als unser gleichnamiges Instrument, daher denn auch der Ausdruck für die Kriegsdrommete „αὐλὸς Ἐτρουσκός".

[7]) Die Mundstücke der Flöten namentlich waren bei den Alten oft höchst kunstvoll gearbeitet.

Lauter als Menschensang
Schallet es weit;
Mädchen im Lande breit
Hören den Klang.

(Die Hoten vertheilen sich unter Tanz und Gesang an der Gegend.)

Prometheus.

Einwandelt friedlich! Friede[1]) findend, acht Ihr nicht.
Denn solches Loos dem Menschen wie den Thieren ward,
Nach deren Urbild[2]) ich mir Besseres[3]) bildete,
Daß Eins dem Andern, eineln oder auch geschaart,
Sich widersetzt, sich bändigt an einander drängt,
Bis Eins dem Andern Uebermacht bethätige.
Drum fasst Euch wacker, eines[4]) Vaters Kinder Ihr!
Wer falle, siehe, kann ihm wenig Sorge sein.

Ihm ruht zu Hause vielgewaltiger[5]) ein Stamm,
Der stets hinaus und weit und breit umher[6]) gesinnt;
Zu enge wohnt er, auf einander dichtgedrängt.
Nun uehn sie aus, und alle Welt verdrängen sie.
Gesegnet[7]) sei des wilden Abschieds Augenblick!

Drum, Schmiede, Freunde, nur zu Waffen legt mir's[8]) an.
Das Andre lassend, was der sinnig Ackernde,
Was sonst der Fischer von Euch fordern möchte heut!
Nur Waffen schafft! Geschaffen habt Ihr Alles[9]) dann,
Auch derbster Söhne übermäß'gen Vollgenuß.[10])

---

[1]) Hier nicht in übertragener Bedeutung zu fassen, sondern in Beziehung auf den Kampf mit den Kriegern, der ihnen alsbald bevorsteht.

[2]) Platonische Vorstellung, nach welcher eine Welt der Ideen abgesondert von der wirklichen existirt. So sind also die Menschen des Prometheus nicht nach den früher existirenden, sondern nach der Idee oder dem Urbilde des Menschen gebildet.

[3]) Wenn auch das von ihm geschaffene Geschlecht besser ist als die früheren, so ist dasselbe doch auch den allgemeinen menschlichen Bedingungen des Daseins unterworfen.

[4]) Nämlich seine eigenen.

[5]) Vgl. die erste Anmerkung auf S. 343.

[6]) Es liegt nahe, an die akatischen Einwanderungen in Griechenland zu denken: indessen haben dem Dichter vielleicht auch die dorische Wanderung oder die Neigung der Griechen, Kolonien zu gründen, vorgeschwebt.

[7]) Es ist doch wol eher daran zu denken, daß Prometheus sich über die Befreiung von der überzähligen Volksmenge als über die voraussichtliche Anwendung der unter seiner Leitung geschmiedeten Waffen freut.

[8]) Nämlich das Feuer, nicht so daß „zu" in dem Sinne von „aufstände und „es" ein unbestimmtes Objekt wäre.

[9]) Weil man mit Waffengewalt Alles zu gewinnen vermag.

[10]) Ausdruck für die Freude am Kriege, die der Starke empfindet.

Jetzt erst, Ihr mühsam finsterstündig[1]) Strebenden,
Für Euch ein Ruhmahl! Denn wer Nachts arbeitete,
Genieße, wenn die Andern früh zur Mühe gehn!
(Dem schlafenden Epimetheus sich nähernd.)
Du aber, eing'ger Mitgeborner,[2]) ruhst Du hier,
Nachtwandler, Sorgenvoller, Schwerbedenklicher?
Du dauerst mich, und doch belob' ich Dein Geschick.
Zu dulden ist, sei's thätig oder leidend[3]) auch. (Ab.)

Schmiede. Der es entzündete,
Sich es verbündete,
Schmiedete, ründete
Kronen dem Haupt.

(Sie verlieren sich in den Gewölben, die sich schließen.)

Epimetheus in offner Halle schlafend. **Elpore,**[4]) den Morgenstern auf dem Haupte, in luftigem Gewand, steigt hinter dem Hügel herauf.

Epimetheus (träumend).
[5])Ich seh' Gestirne kommen, dicht gedrängt.
Ein Stern für viele, herrlich glänzet er.
Was steiget hinter ihm so hold empor?
Welch liebes Haupt bekrönt, beleuchtet er?
Nicht unbekannt bewegt sie sich heraus,
Die schlanke, holde, niedliche Gestalt.
Bist Du's, Elpore?

Elpore (von fern). Theurer Vater, ja!
Die Stirne Dir zu kühlen, weh' ich her!

Epimetheus. Tritt näher, komm![6])

---

[1]) Vgl. die vierte Anmerkung auf S. 341.

[2]) Denselben Ausdruck braucht auch Iphigenie von ihren Geschwistern, in Bezug auf welche sie in der ersten Scene des ersten Aufzugs sagt:

Sich Mitgeborne zwieland fest und fester
Mit sanften Banden an einander knüpften.

[3]) Bgl. Vorbemerkung, S. 327.

[4]) Diese Situation in Gegenstand des zweiten Kapitels im Taschenbuch (vgl. Vorbemerkung, S. 339), auf welchem Elpore so dargestellt ist, daß sie den Morgenstern mitten auf der Stirne trägt.

[5]) Während in dem bisherigen Dialog nur der antike Trimeter angewendet ist, wird in dem Gespräch zwischen Epimetheus und Elpore das gewöhnliche dramatische Versmaaß (5 und 5½ Jamben) gebraucht.

[6]) Der scheinbare Widerspruch in der Erscheinung Pandora's löst sich durch das in der Vorbemerkung (S. 310) Gesagte. Anders erklärt Dunger (S. 84), der dies den Gedanken angedeutet haben will, daß die Hoffnung den Epimetheus überhaupt nur eine ferne, nebelhafte verschwindende, hilflose Lebenskraft ermangelnde sei, die zurückweicht, wenn er sie ernstlich fassen will.

Elpore. Das iſt mir nicht erlaubt.
Epimetheus. Nur näher!
Elpore (nahend). So denn?
Epimetheus. Ja! Noch näher!
Elpore (ganz nah). So?
Epimetheus. Ich kenne Dich nicht mehr.
Elpore. Das dacht' ich wol.
(Wegtretend.) Nun aber?
Epimetheus. Ja, Du biſt's, geliebtes Mädchen,
Das Deine Mutter ſcheidend mir entrieb[1]
Wo bliebſt Du? Komm zu Deinem alten Vater!
Elpore (herzutretend).
Ich komme, Vater; doch es fruchtet nicht.
Epimetheus. Welch lieblich Kind beſucht mich in der Nähe?
Elpore. Die Du verkennſt und kennſt, die Tochter iſt's.
Epimetheus. So komm in meinen Arm!
Elpore. Bin nicht zu faſſen.
Epimetheus. So küſſe mich!
Elpore (zu ſeinen Haupten.) Ich küſſe Deine Stirn
Mit leichter Lippe.
(Sich entfernend.) Fort ſchon bin ich, fort.
Epimetheus. Wohin, wohin?
Elpore. Nach Liebenden zu blicken.
Epimetheus. Warum nach Denen? Die bedürfen's nicht.
Elpore. Ach, wohl bedürfen ſie's, und Niemand mehr.[2])
Epimetheus. So ſage mir denn[3]) zu!
Elpore. Und was denn, was?
Epimetheus. Der Liebe Glück, Pandorens Wiederkehr.
Elpore. Unmöglich's[4]) zu verſprechen, ziemt mir wohl.
Epimetheus. Und ſie wird wiederkommen?

---

[1]) Vgl. Vorbemerkung, S. 309, und im Texte, S. 370.
[2]) Beide haben Recht. Epimetheus denkt an Diejenigen, die im Genuß der Liebe ſind, Elpore an Die, welche erſt auf ihn hoffen; und lieben, ohne hoffen zu dürfen, iſt ſchrecklich.
[3]) Weil auch ich ein Liebender bin.
[4]) Es iſt kein Widerſpruch, daß Elpore Pandorens Wiederkunft für unmöglich hält, und ſie doch erfolgt; denn ſie iſt, wenn dieſer Ausdruck hier ſtatthaft iſt, ein Wunder, deſſen Eintreten Niemand wiſſen oder ahnen kann. Daß es Elpore aber geziemt, Unmögliches, d. h. ihr unmöglich Scheinendes, zu verſprechen, liegt in ihrem Charakter; ſie erhält ſich dadurch in ihrem eigenen Weſen; denn durch die eingetretene Erfüllung des Möglichen wird die Hoffnung vernichtet.

Elpore. Ja doch, ja!

(Zu den Zuschauern.)

[1]) Gute Menschen! So ein zartes,
Ein mitfühlend Herz, die Götter
Legten's in den jungen Busen;
Was Ihr wollet, was Ihr wünschet,
Nimmer kann ich's Euch versagen,
Und von mir, dem guten Mädchen,
Hört Ihr weiter nichts als Ja.

Ach, die anderen Dämonen,[2])
Ungemüthlich, ungefällig,
Kreischen immerfort dazwischen
Schadenfroh ein hartes Nein.

Doch der Morgenlüfte Wehen
Mit dem Krähn des Hahns vernehm' ich;
Eilen muß die Morgendliche,
Eilen zu Erwachenden.[3])
Doch so kann ich Euch nicht lassen.
Wer will noch was Liebes hören?
Wer von Euch bedarf ein Ja?

Welch ein Tosen, welch ein Wühlen!
Ist's der Morgenwelle Brausen?
Schnaubst Du hinter goldnen Thoren,[4])
Rossgespann des Helios?
Nein, mir woat die Menge murmelnd,
Wildbewegte Wünsche stürzen
Aus den überdrängten Herzen,
Wallen sich zu mir empor.

Ach, was wollt Ihr von der Zarten,
Ihr Unruh'gen, Uebermüth'gen?
Reichthum wollt Ihr, Macht und Ehre,

[1]) Das Versmaaß stimmt mit dem bereits S. 344 f. angewendeten nahezu überein.

[2]) Es ist hier die schon bei Hesiod (Opera et dies, 122 ff.) ausgesprochene Vorstellung beibehalten, nach welcher die Lämonen eine Art Halbgötter oder niederer Götter sind, ebenso wie auch, dem analog, die Menschen bei ihm in zwei Gattungen zerfallen, — Menschen im engeren Sinne und Heroen.

[3]) Die Träume, die unmittelbar vor dem Erwachen stattfinden, haben den Vorzug, daß sie den Menschen am Meisten in der Erinnerung bleiben.

[4]) Vgl. die fünfte Anmerkung auf Seite 342.

Glanz und Herrlichkeit? Das Mädchen
Kann Euch Solches nicht verleihen;
Ihre Gaben, ihre Töne,
Alle sind sie mädchenhaft.

Wollt Ihr Macht? Der Mächt'ge hat sie.
Wollt Ihr Reichthum? Zugegriffen!
Glanz? Behängt Euch! Einfluß? Schleicht nur!
Hoffe Niemand solche Güter![1])
Wer sie will, ergreife sie!

Stille wird's; doch hör' ich deutlich —
Leis ist mein Gehör — ein seufzend
Lispeln. Still! Ein lispelnd Seufzen!
O, das ist der Liebe Ton.
Wende Dich zu mir, Geliebter![2])
Schau in mir der Süßen, Treuen
Wonnevolles Ebenbild!
Frage mich, wie Du sie fragest,
Wenn sie vor Dir steht und lächelt,
Und die sonst geschlossne Lippe
Dir bekennen mag und darf!

[3]) „Wird sie lieben?" Ja! „Und mich?" Ja!
„Mein sein?" Ja! „Und bleiben?" Ja doch!
„Werden wir uns wiederfinden?"
Ja, gewiß! „Treu wiederfinden?
Nimmer scheiden?" Ja doch, ja!

(Sie verhüllt sich und verschwindet, als Echo wiederholend:)

Ja doch, ja!

Epimetheus (erwachend).

Wie süß, o Traumwelt, schöne, löset Du Dich ab!

(Durchdringendes Angstgeschrei eines Weibes vom Garten her.)

(Aufspringend.) Entsetzlich stürzt Erwachenden sich Jammer zu!

(Wiederholtes Geschrei.)

Weiblich Geschrei! Sie flüchtet! Näher! Nahe schon.

---

[1]) Es ist nicht gesagt, daß die hier aufgezählten Güter des Besitzes nicht werth wären; aber sie sind jedenfalls weder des Hoffens werth, noch durch dasselbe zu erreichen.

[2]) D. h.: „der Du von einer Andern geliebt wirst," wodurch auch erst das Epitheton „wonnevoll" seine Erklärung findet.

[3]) Elpore singirt ein Zwiegespräch mit einem liebenden Jüngling, auf dessen im Traum gestellte Fragen sie selbst antwortet.

Epimeleia (innerhalb des Gartens, unmittelbar am Zaun).
Ai! Ai![1]) Weh! Weh mir! Weh! Weh! Weh! Ai! Ai mir! Weh!
Epimetheus. Epimeleia's Töne! Hart am Gartenrand!
Epimeleia (den Zaun hastig übersteigend).
Weh! Mord und Tod! Weh, Mörder! Ai! Ai! Hilfe mir!
Phileros (nachspringend).
Vergebens! Gleich ergreif' ich Dein geflochtnes Haar.
Epimeleia.
Im Nacken, weh, den Hauch des Mörders fühl' ich schon.
Phileros. Verruchte! Fühl im Nacken gleich das scharfe Beil!
Epimetheus. Her! Schuldig, Tochter, oder schuldlos, rett' ich Dich.
Epimeleia (an seiner linken Seite niedersinkend).
O Vater Du! Ist doch ein Vater stets ein Gott!
Epimetheus.
Und wer, verwegen, stürmt aus dem Bezirk[2]) Dich her?
Phileros (zu Epimetheus' Rechten).
Beschütze nicht des frechsten Weibs verworfnes Haupt!
Epimetheus (sie mit dem Mantel bedeckend).
Sie schütz' ich, Mörder, gegen Dich und Jeglichen.
Phileros (nach Epimetheus' Linken um ihn herumtretend).
Ich treffe sie auch unter dieses Mantels Nacht.
Epimeleia (sich vor dem Vater her nach der rechten Seite zu werfend).
Verloren, Vater, bin ich! O! Gewalt! Gewalt!
Phileros (hinter Epimetheus sich zur Rechten wendend).
Irrt auch die Schärfe, irrend aber trifft sie doch!
(Er verwundet Epimeleia im Nacken.)
Epimeleia. Ai, ai! Weh, weh mir!
Epimetheus (abwehrend). Weh uns! Weh! Gewalt!
Phileros. Gerißt nur! Weitre Seelenpforten[3]) öffn' ich gleich.
Epimeleia. O Jammer! Jammer!
Epimetheus (abwehrend). Weh uns! Hilfe! Weh uns! Weh!

---

[1]) Gewöhnlicher Ausdruck des Schmerzes im Griechischen, und auch dort meistens in der Verdoppelung vorkommend; Goethe braucht ihn gleichfalls öfters, z. B. im „Jahrmarktsfest zu Plundersweilern" („Hin- und her- und Ai! Ai! meinen Kreuzer"), und im „Großkophta" (1. Aufz. 2. Auftr. Die Frauen: Ai! Ai! Er hat mich!).

[2]) Im Sinne des griechischen *τέμενος*, worunter man ein besonders abgegrenztes Stück Land oder Grundstück verstand, das entweder für den Gebrauch der Tempel bestimmt oder einem Tempel als Eigenthum gegeben war.

[3]) Sehr passend citirt Düntzer (S. 88) zu dieser Stelle Ilias XV. 314 ff., wo Agamemnon den Hyperenor in die Weichen verwundet und die Seele aus der geschlagenen Wunde entweicht.

Prometheus (eilig hereintretend).
Welch Mordgeschrei! Im friedlichen Bezirke tont's?
Epimetheus. Zu Hilfe, Bruder! Armgewalt'ger, eile her!
Epimeteia. Beflügle Deine Schritte! Rettender, heran!
Phileros.
Vollende, Faust, und Rettung schmählich hinke nach![1])
Prometheus (dazwischen tretend).
Zurück, Unsel'ger! Thöricht Rasender, zurück!
Phileros, bist Du's? Unbänd'ger, diesmal halt' ich Dich.
(Er faßt ihn an.)
Phileros. Laß, Vater, los! Ich ehre Deine Gegenwart;
Prometheus. Abwesenheit des Vaters ehrt ein guter Sohn.
Ich halte Dich. — An diesem Griff der starken Faust
Empfinde, wie erst Uebelthat den Menschen faßt
Und Uebelthäter weise Macht sogleich ergreift.
Hier morden? Unbewehrte? Geb zu Raub und Krieg!
Hin, wo Gewalt Gesetz macht! Denn wo sich Gesetz,[2])
Wo Vaterwille sich Gewalt schuf, taugst Du nicht.
Hast[3]) jene Ketten nicht gesehn, die ehernen,
Geschmiedet für des wilden Stieres Hörnerpaar,
Mehr für den Ungebändigten des Männervolks?
Sie sollen Dir die Glieder lasten, klirrend hin
Und wieder schlagen, Deinem Gang Begleitungstakt.
Doch was bedarf's der Ketten, Ueberwiesener,
Gerichteter? Dort ragen Felsen weit hinaus
Nach Land und See, dort stürzen billig wir hinab
Den Tobenden, der, wie das Thier, das Element,
Zum Grenzenlosen[4]) übermüthig rennend stürzt.
(Er läßt ihn fahren.)
Jetzt lös' ich Dich. Hinaus mit Dir ins Weite fort!
Bereuen magst Du oder Dich bestrafen selbst.
Phileros. [5])So glaubest Du, Vater, nun sei es gethan?
Mit starrer Gesetzlichkeit stürmst Du mich an

---

[1]) In Erinnerung an das Horazische: Raro antecedentem scelestum / Deserit pede poena claudo (Carm. III, 2, 31 und 32).
[2]) „Gesetz" ist Objekt zu „schuf", nicht etwa ein dem Worte „Vaterwille" parallel stehendes Subjekt.
[3]) Die Auslassung des Pronomens der zweiten Person kommt öfter vor, z. B. Seite 369, Zeile 16.
[4]) Im Sinne von „gesetzlos", „schrankenlos".
[5]) Die ganze Rede des Phileros ist in anapästischen Dimetern, die nur S. 356, Z. 5 und 6 um eine Silbe verlängert werden, und in denen statt des ersten Anapästs stets ein Jambus steht.

Und achtest für nichts die unendliche Macht,
Die mich, den Glückseligen, ins Elend gebracht.

Was liegt hier am Boden in blutender Qual?
Es ist die Gebieterin, die mir befahl.

Die Hände, sie ringen, die Arme, sie bangen,[1]
Die Arme, die Hände sind's, die mich umfangen.
Was zitterst Du, Lippe, was dröhnest Du, Brust,
Verschwiegene Zeugen verrätherischer Lust?
Verrätherisch, ja! Was sie innig gereicht,
Gewährt sie dem Zweiten — dem Dritten vielleicht.

Nun sage mir, Vater, wer gab der Gestalt[2]
Die einzige furchtbar entschiedne Gewalt?
Wer führte sie still die verborgene Bahn
Herab vom Olymp,[3] aus dem Hades heran?
Weit eher entflöhst Du dem ehrnen[4] Geschick
Als diesem durchbohrend verschlingenden Blick;
Weit eher eindringender Keren[5] Gefahr
Als diesem geflochtnen, geringelten Haar;
Weit eher der Wüste beweglichem Sand
Als diesem umflatternden regen Gewand.

(Epimetheus hat Epimeleia aufgehoben, führt sie tröstend umher, daß ihre Stellungen zu Phileros' Worten passen.)

Sag, ist es Pandora? Du sahst sie einmal,
Den Vätern verderblich, den Söhnen[6] zur Qual.

---

[1]) Die Empfindung der Seele ist auf die Arme übertragen, von denen man sich zu denken hat, daß ihre Bewegung das Gefühl der Furcht ausdrückt.

[2]) Nicht in abstraktem Sinne, so daß dadurch die Macht der Schönheit („vis superba formae" ist ein von Goethe, Sprüche in Prosa, Nr. 321, Werke, XIX. S. 79, gelobter Ausspruch des Johannes Sekundus) ausgedrückt wäre, sondern nur auf Epimeleia bezüglich.

[3]) Ihre Schönheit weist auf den Olymp als ihren Ursprung hin, ihre verderbliche Wirkung auf den Hades, wobei natürlich zu vergessen ist, daß Pluto und Persephoneia sonst auch als Geber guter Gaben verehrt wurden.

[4]) Das Wort wird ganz als Beiwort für das Unabwendbare, Rücksichtslose gebraucht, z. B. für das Gesetz, Werke, I. S. 167, Z. 1, für die Füße der Erinnen, Werke, VII. S. 148, Z. 24.

[5]) Hier in dem Sinne von „Straf- oder Rachegöttinnen", wie sie schon Hesiod in der Theogonie hat (V. 217 und 220), also gleichbedeutend mit den Erinnen und entsprechend der von Aeschylus (Sept. c. Theb. 1047, und Kumanud. 1055) gebrauchten Verbindung „κῆρες Ἐρινύες".

[6]) Obwohl hier der Plural angewendet wird, ist doch nur an Phileros allein zu denken. Aehnliche Stellen in Sophokles' Oedipus rex, 1007, 1175, 1181 und 1185.

Sie bildet' Hephäſtos[1]) mit prunkendem Schein,
Da wehten die Götter Verderben hinein.
Wie glänzt das Gefäß![2]) O, wie faßt es ſich ſchlank!
So bieten die Himmel berauſchenden Trank.
Was birgt wol das Zaudern?[3]) Verwegene That;
Das Lächeln, das Reizen, was birgt es? Verrath;
Die heiligen Blicke? Vernichtenden Schers;
Der göttliche Buſen? Ein hündiſches[4]) Herz.

[5])O ſag mir, ich lüge! O ſag, ſie iſt rein!
Willkommner als Sinn ſoll der Wahnſinn mir ſein.
Vom Wahnſinn zum Sinne, welch glücklicher Schritt!
Vom Sinne zum Wahnſinn! Wer litt, was ich litt?
Nun iſt mir's bequem. Dein geſtrenges Gebot;
Ich eile zu ſcheiden, ich ſuche den Tod.
Sie zog mir mein Leben ins ihre hinein;[6])
Ich habe nichts mehr, um lebendig zu ſein. (Ab.)

Prometheus (zu Epimeleia).
Biſt Du beſchämt? Geſtehe Du, weſſen er Dich zeiht?

Epimetheus. Beſtürzt gewahr' ich ſeltſam uns Begegnendes.

Epimeleia (zwiſchen Beide tretend).
[7])Einig, unverrückt, zuſammen wandernd,
Leuchten ewig ſie herab, die Sterne;
Mondlicht[8]) überglänzet alle Höhen,
Und im Laube rauſchet Windeslächeln,

---

[1]) Es iſt zu beachten, daß Epimetheus von dieſem Urſprunge Pandora's nichts wiſſen will. Vgl. S. 304, Z. 14.

[2]) Der Vergleich iſt inſofern paſſend, als die von Böttiger für Pandora gehaltene Epimeleia gewiſſermaßen für ein Kunſtprodukt angeſehen wird.

[3]) Böttiger verſetzt ſich in die Zeit ſeines Liebeswerbens um Epimeleia.

[4]) Im Sinne des Alterthums Ausdruck des „Schamloſen". Auch bei Heſiod (Opera et dies, 61) erhält Pandora einen hündiſchen Sinn (κυνεον νοον), in Ilias und Odyſſee nennt ſich Helena öfters κυνωπις.

[5]) Selbſt den werthvollſten Beſitz, den Verſtand, möchte ich dafür hingeben, daß ich von ihrer Unſchuld überzeugt würde. Was für ein Verluſt! Dies aber iſt, läßt ſich daraus erkennen, wenn man umgekehrt erwägt, welch ein Glück das Wiedergewinnen des Verſtandes nach vorangegangenem Wahnſinn gewährt.

[6]) Im Sinne der berühmten Definition der Liebe als des Einsſeins im Andern.

[7]) Die ganze Rede Epimeleia's iſt in fünffüßigen Trochäen.

[8]) Auch für die drei folgenden Verſe iſt das Wort „ewig" aus dem Vorigen zu ergänzen; denn alle Naturerſcheinungen treten, wenn ſie auch nicht immer ſichtbar ſind, doch immer wieder aufs Neue ein.

Und im Fächeln athmet Philomele,[1])
Athmet froh mit ihr der junge Busen,
Aufgeweckt vom holden Frühlingstraume.
Ach, warum, Ihr Götter, ist unendlich
Alles, Alles, endlich unser Glück nur!

Sternenglanz und Mondes Ueberschimmer,[2])
Schattentiefe, Wassersturz und Rauschen
Sind unendlich, endlich unser Glück nur.

Lieblich, horch, zur feinen Doppellippe[3])
Hat der Hirte sich ein Blatt geschaffen
Und verbreitet früh schon durch die Auen
Heitern Vorgesang[4]) mittägiger Heimchen.
Doch der saitenreichen[5]) Leyer Töne,
Anders fassen sie das Herz; man horchet;
Und wer draußen wandle schon so frühe,
Und wer draußen singe goldnen Saiten,
Mädchen möcht' es wissen, Mädchen öffnet
Leis den Schalter,[6]) lauscht am Klaff[7]) des Schalters.
Und der Knabe merkt, da regt sich Eines.
Wer? Das möcht' er wissen, lauert, spähet;
So erspähen Beide sich einander,
Beide sehen sich in halber Helle.
Und, was man gesehn, genau zu kennen,
Und, was man nun kennt, sich anzueignen,
Sehnt sich gleich das Herz, und Arme strecken,
Arme schließen sich; ein heil'ger Bund ist,
Jubelt nun das Herz, er ist geschlossen.

---

[1]) Gewöhnliche Personifikation der Nachtigall, ohne daß hier wie bei Schiller „Die Götter Griechenlands: „Philomela's Schmerz aus diesem Hain“) an die wol zuerst in der Odyssee (XIX. 518 f.) erzählte Mythe von ihrer Verwandlung zu denken wäre.

[2]) Wol eine eigene Wortbildung Goethe's, um das Schimmern über einem Gegenstande zu bezeichnen, ebenso wie S. 359, Z. 23 „überglänzen“ nicht den Sinn hat, „Alles an Glanz überstrahlen“, sondern nur das Glänzen über andern Gegenständen ausdrückt.

[3]) Die ursprüngliche Form der Syrinx.

[4]) Ein Gelang, der einem andern vorangeht.

[5]) Den Reichthum der Töne andeutend, im Gegensatz zu der einsaitigen Hirtenpfeife.

[6]) Nicht ein Fenster, sondern wol die Fensterlade, ähnlich wie Werke. I. S. 27, Z. 1 (Und thun sie erst die Schaltern auf).

[7]) Ritz, Spalte. Bei Grimm wird außer dieser Stelle nur noch eine aus Rückert zum Nachweis des Gebrauches angeführt, bei Sanders fehlt das Wort ganz.

Ach warum, Ihr Götter, ist unendlich
Alles, Alles, endlich unser Glück nur!
Sternenglanz,[1] ein liebereich Betheuern,
Mondenschimmer, liebevoll Vertrauen,
Schattentiefe, Sehnsucht wahrer Liebe,
Sind unendlich, endlich unser Glück nur.

Bluten laß den Nacken, laß ihn, Vater!
Blut, gerinnend, stillet leicht sich selber,
Ueberlassen sich, verbarscht die Wunde;
Aber Herzensblut, im Busen stockend,
Wird es je sich wieder fließend regen?
Wirst, erstarrtes Herz, Du wieder schlagen?

Er entfloh! — Ihr Grausamen vertrieb ihn.
Ich Verstoßne konnt' ihn, ach, nicht halten,
Wie er schalt, mit fluchte, lästernd raste.
Doch willkommen sei des Fluches Rasen;
Denn so liebt' er mich, wie er mich schmähte,[2]
So durchglüht' ich ihn, wie er verwünschte.
Ach, warum verkannt' er die Geliebte?
Wird er leben, wieder sie zu kennen?

Angelehnt war ihm die Gartenpforte,
Das gesteh' ich, — warum sollt' ich's leugnen? —
Unheil überwältigt Scham. — Ein Hirte
Stößt die Thür an, stößt sie auf, und forschend,
Still verwegen, tritt er in den Garten,
Findet mich, die Harrende, ergreift mich,
Und im Augenblick ergreift ihn Jener,
Auf dem Fuß ihm folgend. Dieser läßt mich,
Wehrt sich erst und flüchtet, bald verfolgt nun,
Ob getroffen oder nicht — was weiß ich!
Dann auf mich gewandt, mit Schäumen, Schelten,
Dringt nun Phileros; ich stürze, flüchtend,
Ueber Blumen und Gesträuch, der Zaun hält
Mich zuletzt, doch hebet mich bestürzt

[1]) Die oben genannten Naturerscheinungen sind in Verbindung gebracht mit entsprechenden Momenten der entstehenden Liebe, und auch diese können unendlich genannt werden, wie Alles, was der gehofften Erfüllung vorangeht, weil sie immer noch die Fähigkeit zur Fortdauer in sich tragen.

[2]) Die Heftigkeit seines Zornes und seiner Schmähungen ist ein Beweis für die Größe seiner Liebe.

Angst empor, ich bin im Freien; gleich drauf
Stürzt auch er heran; das Andre wißt Ihr.

Theurer Vater, hat Epimeleia[1])
Sorg' um Dich getragen manche Tage,
Sorge trägt sie leider um sich selbst nun,
Und zur Sorge schleicht sich ein die Reue.
Eos wol wird meine Wange röthen,
Nicht an seiner, Helios beleuchten
Schöne Pfade, die er nicht zurückkehrt.
Laßt mich gehn, Ihr Väter, mich verbergen,
Zürnet nicht der Armen, laßt sie weinen!
Ach, wie fühl' ich's! Ach, das schmerzt unendlich,
Wohlerworbne Liebe zu vermissen. (Ab.)

Prometheus.

Das Götterkind,[2]) die herrliche Gestalt, wer ist's?
Pandoren gleicht sie, schmeichelhafter[3]) scheint sie nur
Und lieblicher; die Schönheit Jener schreckte[4]) fast.

Epimetheus.

Pandorens Tochter, meine Tochter rühm' ich sie.
Epimeleia nennen wir die Sinnende.[5])

Prometheus.

Dein Vaterglück, warum verbargst Du, Bruder, mir's?

Epimetheus. Entfremdet war Dir mein Gemüth, o Trefflicher!

Prometheus.

Um Jener willen, die ich nicht empfing mit Gunst?

Epimetheus. Die Du hinweg gewiesen, eignet' ich mir zu.

Prometheus. In Deinen Hort[6]) verbargst Du jene Gefährliche?

---

[1]) Nach Pindar, Pyth. 5, 36, hatte Epimetheus eine Tochter *Πρόφασις*, „Vorwand". In dem Scholion zu dieser Stelle (Pindar. opera, ed. A. Boeckh, II. 378) wird bemerkt, daß man auch die *Μεταμέλεια* (Reue) und Aehnliches (*καὶ τὰ παραπλήσια*) zu seinen Töchtern gemacht habe, in ähnlicher Weise, wie man eine Tochter des Prometheus, *Προμηθεία*, annehme. Vielleicht hat auch Goethe von dieser ziemlich willkürlichen Fiktion einer „Metameleia" Kenntniß gehabt und daraus Veranlassung genommen, beide Charaktertypen mit einander zu verbinden.

[2]) Ausdruck für die Schönheit. Prometheus hält Pandora nur für ein Kunstwerk des Hephästos, gesteht ihr aber keinen göttlichen Ursprung zu. (Vgl. S. 361, Z. 12.)

[3]) Selten von Personen gebraucht. Man vgl. indeß die bei Sanders citirten Stellen aus Goethe, Wieland und Musäus.

[4]) Vgl. Vordemerkung, S. 318.

[5]) Nicht eigentliche Deutung des Namens, sondern nur Bezeichnung eines Charakterzuges, einer geistigen Eigenthümlichkeit.

[6]) Hier in dem Sinne von „Haus" oder „Burg".

Epimetheus.
Die Himmliſche! — vermeidend herben Bruderzwiſt.[1])
Prometheus.
Nicht lange wol blieb wankelmüthig ſie Dir getreu?
Epimetheus.
Treu blieb ihr Bild; noch immer ſteht es gegen[2]) mir.
Prometheus. Und peinigt in der Tochter Dich zum zweiten Mal.
Epimetheus.
Die Schmerzen ſelbſt um ſolch ein Kleinod ſind Genuß.[3])
Prometheus. Kleinode ſchafft dem Manne täglich ſeine Fauſt.
Epimetheus. Unwürd'ge, ſchafft er nicht das höchſte Gut dafür.
Prometheus.
Das höchſte Gut? Mich dünken alle Güter gleich.[4])
Epimetheus.
Mit Nichten! Eines übertrifft. Beſaß ich's doch![5])
Prometheus.
Ich rathe faſt, auf welchen Weg Du irrend gehſt.
Epimetheus.
Ich irre nicht. Die Schönheit führt auf rechte Bahn.
Prometheus. In Frau'ngeſtalt[6]) nur allzu leicht verführet ſie.
Epimetheus.
Du formteſt Frauen, keineswegs verführeriſch.[7])
Prometheus.
Doch formt' ich ſie aus zärterm[8]) Thon, die rohen ſelbſt.

---

[1]) Der entſtanden wäre, wenn Du geſehen hätteſt, daß ich Deine Warnung unbeachtet gelaſſen.

[2]) Ebenſo „gegen" mit dem Dativ: S. 373, Z. 14, und Werke, XV. S. 72, Z. 1.

[3]) Aehnlich ſind in der „natürlichen Tochter" (3. Aufz. 4. Auftr.) die Worte, die der Herzog über den Schmerz um den Verluſt Eugeniens ausſpricht: „Durch Trauern wird die Trauer zum Genuß."

[4]) Wer arbeitet um der Arbeit willen, dem iſt der jedesmalige Zweck auch das höchſte Gut, nach welcher Auffaſſung denn, da dieſe Zwecke wechſeln, alle Güter gleich werden.

[5]) Ein ähnlicher Ausdruck ſchmerzlicher Freude findet ſich in dem Liede „An den Mond". (Werke, I. S. 64, Z. 18 u. 19.)

[6]) Bezeichnend iſt es, daß Prometheus nicht das Schöne als ſolches verwirft, ſondern nur die beſtimmte Form, die es in Frauengeſtalt annimmt, für gefährlich hält, weil ſie die Begierde zum Beſitz erweckt und auf dieſe Weiſe die Männer von einer nützlichen, ernſten Thätigkeit ablenkt. Auf der andern Seite iſt es wieder natürlich, daß dieſe Art der Auffaſſung gewiſſermaßen als die älteſte und urſprünglichſte dargeſtellt wird.

[7]) Epimetheus deutet auf die urſprünglich leblofen Geſtalten hin, die Prometheus bildete (Werke, VIII. S. 290 ff.), und die erſt durch den „Quell des Lebens" Leben gewinnen konnten.

[8]) Als die Männer, wie das Folgende beweiſt.

Epimetheus.
Den Mann vorausgedenkend,[1]) sie zur Dienerin.
Prometheus.
So werde Knecht, verschmähest Du die treue Magd!
Epimetheus.
Zu widersprechen meid' ich. Was in Herz und Sinn
Sich eingeprägt, ich wiederhol's im Stillen gern.
O göttliches Vermögen mir,[2]) Erinnerung!
Du bringst das hehre, frische Bild ganz wieder her.
Prometheus.
Die Hochgestalt[3]) aus altem Dunkel tritt auch mir;
Hephästen selbst gelingt sie nicht zum zweiten Mal.
Epimetheus.
Auch Du erwähnest solches Ursprungs Fabelwahn?[4])
Aus göttlich altem Kraftgeschlechte stammt sie her:
Uranione,[5]) Heren gleich und Schwester Zeus'.[6])
Prometheus.
Doch schmückt' Hephästos[7]) wohlbedenkend reich sie aus;
Ein goldnes Hauptnetz[8]) flechtend erst mit kluger Hand,
Die feinsten Drähte wirkend, strickend mannichfach.
Epimetheus. Dies göttliche Gehäge, nicht das Haar bezwang's,
Das übervolle, strotzend braune, traute Haar;
Ein Büschel stammend warf sich von dem Scheitel auf.
Prometheus. Drum schlang er Ketten neben an, gediegene.[9])
Epimetheus.
In Flechten glänzend schmiegte sich der Wunderwuchs,
Der, freigegeben, schlangengleich die Ferse schlug.

---

[1]) Man ergänze aus dem Vorigen nur: „formtest Du"; denn Epimetheus will sagen, daß Prometheus auf die Hervorbringung des Mannes einen höheren Werth gelegt, ihn zum eigentlichen Zwecke gemacht hat.

[2]) Die Konstruktion ist aus der Verkürzung eines Relativsatzes in ein Satzglied zu erklären.

[3]) Eigene Wortbildung Goethe's.

[4]) Vgl. die erste Anmerkung auf S. 359.

[5]) Der bei den Alten nicht übliche Singular, und auch die Femininform ist von Goethe gebildet, das Letztere wenigstens, wenn ihm die „*Θεαὶ οὐρανίωναι*" aus der Anthologie (app. 51, 5) nicht bekannt waren.

[6]) Here ist zugleich Schwester und Gattin des Zeus — und als solche die Erbadenste unter den Frauen (vgl. Ilias, IV. 60 und 61: *γενεῇ τε καὶ εὐνεκα σῇ παράκοιτις / κέκλημαι*).

[7]) Der nachfolgenden Schilderung liegt die bereits in der Vordemerkung, V. 302, erwähnte Stelle aus Hesiod's Theogonie, V. 570 ff., zu Grunde.

[8]) *καλύπτρη δαιδαλέη*, (V. 574 u. 575 ebendaselbst.)

[9]) Das Ausschmücken Pandora's mit goldenen Ketten ist Goethe's Erfindung.

Prometheus. Das Diadem, nur Aphroditen glänzt es so!
Poropisch,[1]) unbeschreiblich, seltsam leuchtet' es.
Epimetheus.
Wie blickt' es nur geselig aus dem Kranz hervor
Auferblühter Blumen; Stirn und Braue hüllten sie,
Die neidischen! Wie Kriegsgetäfel den Schützen deckt[2])
Mit dem Schild, so sie der Augen treffende Vielgewalt.
Prometheus.
Gefnüpft mit Kettenbändern schaut' ich jenen Kranz,
Der Schulter schmiegten sie zwitternd,[3]) flimmernd gern sich an.
Epimetheus.
Des Ohres Perle schwankt mir vor dem Auge noch,
Wie sich frei das Haupt anmuthiglich[4]) bewegete.
Prometheus.
Gereihte Gaben Amphitritens[5]) trug der Hals.
Dann vielgeblumten[6]) Kleides Feld, wie es wunderbar
Mit Frühlings reichem, buntem Schmuck die Brust umgab.
Epimetheus. An diese Brust mich Glücklichen hat sie gedruckt!
Prometheus. Des Gürtels Kunst war über Alles lobenswerth.
Epimetheus. Und diesen Gurtel hab' ich liebend angefaßt!
Prometheus.
Dem Drachen,[7]) um den Arm geringelt, lernt' ich ab,
Wie starr Metall im Schlangenkreise sich dehnt und schließt.
Epimetheus. Mit diesen Armen liebevoll umfing sie mich!
Prometheus.
Die Ringe[8]) schmückend verbreiterten[9]) die schlanke Hand.

---

[1]) Pyrop gilt Einigen als Name für einen Edelstein, ist aber eine Mischung aus Kupfer und Gold; hier bedeutet das Wort wol nur „feuriggrahlend."

[2]) Vgl. Ilias, VIII. 268 ff., wo diese von dem Telamonischen Ajax und seinem Bruder Teucer angewendete Kampfesweise ausführlich dargestellt wird.

[3]) Auch sonst üblicher Ausdruck für eine unruhige, zitternde Bewegung.

[4]) Aeltere Wortform, von Grimm aus Wechterlin nachgewiesen; mathi(z)lich braucht Goethe auch sonst; vgl. Werke, III. S. 10, Z. 14, und VI. S. 46, Z. 39.

[5]) Amphitrite, Tochter des Nereus und Gattin des Poseidon, ist schon bei Homer die Personifikation des Meeres, so daß unter ihren „gereihten Gaben" Korallen oder Perlenschnüre zu verstehen sind.

[6]) Weitere Ausführung der Verse des Hesiod, Theog., V. 573 u. 574; Opera et dies, V. 72.

[7]) Dem Dichter haben die ὄφεις χρύσεοι Hesiod's vorgeschwebt, die allerdings eigentlich als Halsschnüre zu denken sind, während sie hier in gewundene Armbänder verwandelt werden.

[8]) Die Ausschmückung mit „Ringen" ist von Goethe erfunden.

[9]) Viel Goethe'sche Verdeutlichung, die indessen später auch von Andern benutzt wurde.

Epimetheus. Die mir so oft sich, herzerfreuend, hingestreckt!
Prometheus.
Und glich sie wol Athenens Hand an Kunstgeschick?
Epimetheus.
Ich weiß es nicht; nur liebekosend[1]) kannt' ich sie.
Prometheus. Athenens Webstuhl offenbart' ihr Oberkleid.
Epimetheus.
Wie's wellenschimmernd,[2]) wogenhaft ihr wallte nach.
Prometheus.
Der Saum verwirrte fesselnd auch den schärfsten Blick.
Epimetheus. Sie zog die Welt auf ihren Pfaden nach sich her.
Prometheus. Gewundne Riesenblumen, Füllhorn jegliche!
Epimetheus.
Den reichen Kelchen muthiges Gewild[3]) entquoll.
Prometheus.
Das Reh, zu fliehen, es zu verfolgen, sprang der Leu.
Epimetheus.
Wer sah' den Saum an, zeigte sich der Fuß im Schritt,
Beweglich wie die Hand, erwidernd Liebesdruck!
Prometheus.
Auch hier nicht müde, schmückte nur der Künstler mehr;
Biegsame Sohlen, goldne, schrittbefördernde.[4])
Epimetheus. Beflügelte![5]) Sie rührte kaum den Boden an.
Prometheus.
Gegliedert schnürten goldne Riemen schleifenhaft.[6])
Epimetheus. O, rufe mir nicht jene Hullepracht hervor!
Der Allbegabten[7]) wußt' ich nichts zu geben mehr,

---

[1]) Nicht etwa eine willkürliche, durch den Vers herbeigeführte Dehnung des Wortes; Sanders giebt für den Gebrauch dieser Form mehrere Stellen aus älteren Dichtern.

[2]) Vgl. die sechste Anmerkung auf S. 365.

[3]) Dichterischer Ausdruck zur Bezeichnung der *κνώδαλα* des Hesiod (Theog., V. 587).

[4]) Die Sandalen der Götter sind sonst „ambrosische", „goldene", welche dieselben „über das Meer und die unermeßliche Erde zugleich mit dem Winde des Windes tragen." (Vgl. Odyss., I. 97 f. und V. 45 f.; Ilias, XXIV. 340 f., wo immer dieselben Worte für sie gebraucht werden.) Aus der Wirkung ist demnach hier die Eigenschaft abgeleitet.

[5]) Es mag dahingestellt bleiben, ob Pandora mit eigentlichen „Flügelschuhen" zu denken ist, wie die Mythe sie dem Merkur giebt (Hesiod, Scut. Herc., S. 220), und wie man sie irrthümlich auch dem Perseus zuschreibt, oder ob nur die Leichtigkeit und Schnelligkeit ausgedrückt werden soll. Der Wortlaut spricht für das letztere.

[6]) Goethesche Wortbildung, ebenso wie „Hullepracht" in der folg. Zeile.

[7]) Vgl. Bordemerkung, S. 303.

Die Schönste, die Geschmückteste, die Meine war's!
Ich gab mich selbst ihr, gab mich nur[1]) zum ersten Mal.

Prometheus.

Und leider so auf ewig Du entriß sie Dich!

Epimetheus.

Und sie gehört auf ewig mir, die Herrliche!

[2])Der Seligkeit Fülle, die hab'[3]) ich empfunden!
Die Schenkerin besaß ich, sie hat mich gebunden;
Im Frühlingsgefolge[4]) trat herrlich sie an.
Sie erkannt' ich, sie ergriff ich, da war es gethan!
Hier Nebel zerstiebte trubsinniger Wahn,[5])
Sie zog mich zur Erd' ab, zum Himmel hinan.

Du suchest[6]) nach Worten, sie würdig zu loben,
Du willst sie erhöhen; sie wandelt schon oben.
Vergleich ihr das Beste, Du hältst es für schlecht.
Sie spricht, Du besinnst Dich; doch hat sie schon Recht.
Du stemmst Dich entgegen; sie gewinnt das Gefecht.
Du schwankst, ihr zu dienen, und bist schon ihr Knecht.

Das Gute, das Liebe, das mag sie erwidern.
Was hilft hohes Ansehn? Sie wird es erniedern.
Sie[7]) stellt sich ans Ziel hin, beflügelt den Lauf;
Vertritt sie den Weg Dir, gleich hält sie Dich auf.
Du willst ein Gebot[8]) thun, sie treibt Dich hinauf,
Giebst Reichthum und Weisheit und Alles in den Kauf.

---

[1]) Ich kannte zuerst das volle Glück des Lebens kennen.

[2]) Das Lied ist in anapästischen Dimetern gedichtet, von denen das erste Reimpaar jeder Strophe hyperkatalektisch ist, die vier folgenden Verse aber, die immer auf einander reimen, akatalektisch sind. An mehreren Stellen indessen („sie ergriff", „sie gewinnt", „in den Kauf", „auf Gefilden"), die natürlich keine Aenderung gestatten, ist das Versmaaß durch überzählige Silben gestört.

[3]) Vgl. die in der fünften Anmerkung auf S. 363 citirte Stelle.

[4]) D. h. im Blumenschmuck. (Siehe S. 365, Z. 5.)

[5]) Nicht eine vorangehende trübe Gemüthsstimmung des Epimetheus, sondern die in ihm durch seinen Bruder erzeugte Vorstellung von der Verderblichkeit der Geschenke der Olympier.

[6]) Man vgl. zu dieser ganzen Strophe Schiller's Gedicht „Das Glück" (Werke, I. 1, S. 163 f.), in dem die Macht der Schönheit zwar in andrer, aber doch verwandter Weise geschildert wird; in verwandter insofern, als auch dort eine Opposition, ein Kampf gegen die siegende Macht des Schönen vorausgesetzt ist.

[7]) Dieser Satz ist wie der folgende hypothetisch zu fassen; denn sie beflügelt nicht ihren eigenen Lauf, sondern den des nach ihr Strebenden.

[8]) Du ersinnst Dich noch, Dein ganzes Selbst hinzugeben, willst einen Theil von Dir retten — aber umsonst.

Sie steiget[1]) hernieder in tausend Gebilden,
Sie schwebet auf Wassern, sie schreitet auf Gefilden,
Nach heiligen Maaßen[2]) ertönt sie und schallt,
Und einzig[3]) veredelt die Form den Gehalt,
Verleiht ihm, verleiht sich[4]) die höchste Gewalt;
Mir erschien sie in Jugend-, in Frauengestalt.[5])

Prometheus.

Dem Glück der Jugend heiß' ich Schönheit nah verwandt;
Auf Gipfeln[6]) weilt so eines wie das andre nicht.

Epimetheus.

Und auch im Wechsel[7]) beide nun und immer schön;
Denn ewig[8]) bleibt Erkornen anerkanntes Glück.
So neu verherrlicht leuchtete das Angesicht
Pandorens mir aus buntem Schleier, den sie jetzt
Sich umgeworfen, hüllend göttlichen Gliederbau.
Ihr Antlitz, angeschaut allein, höchst[9]) schöner war's,

---

[1]) In dieser Strophe ist nicht mehr die Idee der weiblichen Schönheit festgehalten; es wird die Schönheit überhaupt dargestellt, wie sie in den verschiedenartigsten Gestalten in der Natur, in der bildenden Kunst (ertönt) und in den sogenannten redenden Künsten, Musik und Poesie (schallt), zur Erscheinung kommt. Namentlich beweisen die Richtigkeit dieser Auffassung auch die Schlußworte der Strophe, in welchen Epimetheus auf die eine Verkörperung hinweist, in der ihm selbst die Schönheit erschienen sei.

[2]) Ausdruck für das, was dem Dichter selbst erst durch seinen Aufenthalt in Italien zum vollen Bewußtsein gekommen war — die Notwendigkeit der höchsten Werthaltung der Form im weitesten Sinne des Wortes.

[3]) D. h. ausschließlich. Nichts Anderes als die Form, nicht etwa, wie Viele glauben, eine moralisch löbliche Tendenz kann den Inhalt adeln.

[4]) Indem ihre Bedeutung wieder durch den Inhalt gehoben wird.

[5]) Als Zeugma zu fassen: „in Gestalt eines jugendlichen Weibes"; denn wenn auch Epimetheus in seinem ersten Monolog die Jugend glücklich preist, so liegt doch hier für ihn keine Veranlassung vor, seiner eigenen Jugend zu gedenken. Gegen diese Auffassung spricht es nach keinerlei Weise, daß Prometheus, wie seine folgenden Worte beweisen, diese Verbindung beider Begriffe zu einem nicht vollzieht.

[6]) Das Glück, welches in der Jugend liegt, sowie die Schönheit hat zu einer bestimmten Zeit seinen Gipfel, aber nach griechischer Vorstellung keine einer, erreicht, auf dem sie nicht lange verweilen.

[7]) Man könnte glauben, durch „Wechsel" sei ausgedrückt, daß bald die Erscheinung des Jugendlichen, bald die des Schönen mehr hervortrete; aber wie das folgende zeigt, ist nur an die jetzt wechselnde, sich verändernde Gestalt Pandora's zu denken.

[8]) Ein Glück, das die Erkorenen, denen es zu Theil wird, als ein solches anerkannt haben, bleibt ihnen ewig; denn die Erinnerung daran kann ihnen nicht geraubt werden.

[9]) Ungewöhnliche Steigerung des Komparativs; indessen kommt in einer Dichtung von Siegmund von Seckendorf, die Goethe in dem Aufsatz „das Tiefurter Journal in Weimar, gefeiert am 25. August 1777," mittheilt, der Ausdruck „einer der höchst spekulirendsten Geister" vor.

Dem sonst des Körpers Wohlgestalt wetteifernde;
Auch ward es rein der Seele klar gespiegelt Bild,
Und sie, die Liebste, Holde, leichtaussprechbarer,[1])
Zutraulich mehr, geheimnißvoll gefälliger.

Prometheus. Mir neue Freuden deutet solche Verwandelung.

Epimetheus. Und neue Freuden, Leiden schaffende, gab sie mir.

Prometheus. Laß hören! Leid aus Freude trat so leicht hervor.

Epimetheus. Am schönsten Tage — blühend trate sich die Welt —
Entgegnete[2]) sie im Garten mir, verschleiert noch.
Nicht mehr allein; auf jedem Arme wiegte sie
Ein lieblich Kind, beschattet.[3]) Tochter-willing
Sie trat heran, daß doch erstaunt, erstaunt ich die
Beschauen möchte, herzen auch nach Herzenslust.

Prometheus. Verschieden waren Beide, sag mir, oder gleich?

Epimetheus.
Gleich und verschieden,[4]) ähnlich nennt'st[5]) Beide wol.

Prometheus. Dem Vater Eins, der Mutter Eines, denk' ich doch.

Epimetheus. Das Wahre trifft Du, wie es ziemt Erfahrenem.[6])
Da sprach sie: „Wähle! Das Eine sei Dir anvertraut,
Eins meiner Pflege vorbehalten! Wähle schnell!
Epimeleia nennst Du dies, Elpore dies.
Ich sah sie an. Die Eine schaltisch äugelte[7])
Vom Schleierraum her; wie sie meinen Blick gehascht,
Zurück sie fuhr und barg sich an der Mutter Brust.
Die Andre ruhig gegentheils[8]) und schmerzlich fast,

---

[1]) Auch für diese Stelle findet sich eine Anknüpfung an die Vorstellung des Alterthums, in der „schmeichelnden Rede" (*αἰμύθιοι λόγοι*), welche nach Hesiod (Opera et dies, V. 78) Hermes der Pandora verleiht.

[2]) Der bei Goethe häufige Gebrauch von „entgegnen" für „entgegen kommen" scheint sich auf ihn allein zu beschränken, wenigstens nach den zahlreichen bei Grimm und Sanders gesammelten Beispielen zu schließen.

[3]) Auf Pandora bezüglich, deren Anblick, wie schon oben gesagt war, durch den Schleier, aber zum Theil auch durch die Kinder verdeckt wird.

[4]) Aehnlich sagt Ovid (Metamorph. II. 11 ff.) von den Nereiden: „facies non omnibus una, / nec diversa tamen, qualem decet esse sororum."

[5]) Vgl. die dritte Anmerkung auf S. 357.

[6]) Die Auslassung des Artikels im Singular ist auffällig; man vgl. indessen S. 390, V. 13: an dieser Stelle war die ältere Lesart „Tragenden" (siehe die Textrevision).

[7]) In der „Achilleis" heißt Aphrodite die „äugelnde" Göttin; in dem Gedichte „Frech und froh" (Werke, II. S. 256, V. 25) wird der Ausdruck beißes „Aeugeln" gebraucht, und im „West-östl. Divan" nistet Hudhud (der Wiedehopf) „äugelnd" auf dem Palmenstrauch.

[8]) Statt „im Gegentheil", wie öfters auch bei Hagedorn, Herder, Rückert u. A. (Sanders.)

Als Jener Blick den meinigen zuerst erwarb,
Sah Rät herüber, hielt mein Auge fest und fest
In ihrem innig, ließ nicht los, gewann mein Herz.
Nach mir sich neigend, händereichend, strebte sie
Als liebedürftig, hilfsbedürftig, tiefes Blicks.
Wie hätt' ich widerstanden! Diese nahm ich auf;
Mich Vater fühlend, schloß an meine Brust ich sie,
Ihr wegzuscheuchen von der Stirn frühzeit'gen Ernst.
Nicht achtend stand ich, daß Pandora weiter schritt;
Der Ferngewichnen folgt' ich fröhlich rufend nach;
Sie aber, halb gewendet nach dem Elenden,
Warf mit der Hand ein deutlich Lebewohl mir zu.
Ich stand versteinert, schaute hin; ich seh' sie noch!

Vollwüchsig streben drei Zypressen himmelwärts,
Wo dort der Weg sich wendet. Sie, gewandt im Gehn,
Darzeigte vorgehoben nochmals mir das Kind,
Das unerreichbar seine Händchen reichend wies;
Und jetzt, binum[1]) die Stämme schreitend, augenblicks
Weg war sie. Niemals hab' ich wieder sie gesehn.

Prometheus.

Nicht sonderbar soll Jedem scheinen, was geschieht,
Vereint er sich Dämonen,[2]) gottgesendeten.
Nicht tadl' ich Deiner Schmerzen Gluth, Verwittweter!
Wer glücklich war, der wiederholt sein Glück im Schmerz.[3])

Epimetheus. Wol wiederhol' ich's! Immer jenen Zypressen zu,
Mein einz'ger Gang blieb's. Blickt' ich doch am Liebsten hin,
Allwo zuletzt sie schwindend mir im Auge blieb.
Sie kommt vielleicht, so dacht' ich, dorther mir zurück,
Und weinte quellweis,[4]) an mich drückend jenes Kind
An Mutterstatt. Es sah mich an und weinte mit,
Beweat von Mitgefühlen, staunend, unbewußt. —
So leb' ich fort, entgegen ewig verwaister Zeit,
Gestärkt an meiner Tochter zart besorgtem Sinn,
Die nun bedürftig meiner Vatersorge wird,
Von Liebesjammer unerträglich aufgequält.[5])

---

[1]) Genauer als „herum", wenn auch wol nur noch dialektisch (in Schlesien, Thüringen) im Gebrauch.
[2]) Vgl. die zweite Anmerkung auf S. 354.
[3]) Vgl. die dritte Anmerkung auf S. 363.
[4]) Eigene Wortbildung Goethe's.
[5]) Wol nicht „zu Qualen aufgeregt", „aufgewühlt", sondern in dem Sinne von „aufgezehrt", „aufgerieben" zu verstehen.

Prometheus. Vernahmst Du nichts von Deiner Zweiten diese Zeit?

Epimetheus.

Grausam gefällig steigt sie oft als Morgentraum,
Geschmückt, mit Phosphoros[1]) herüber; schmeichelnd fließt
Purpurstreifen ihr vom Munde; lockend naht sie mir
Und schwankt und flieht. Mit ewigem Verwandeln[2]) täuscht
Sie meinen Kummer, tauscht zuletzt auf Ja und Ja[3])
Den Abscheu mit Pandorens Wiederkehr sogar.

Prometheus.

Elpenor kennt' ich,[4]) Bruder; darum bin ich mild
Zu Deinen Schmerzen, dankbar für mein Erdenweh.
Du mit der Göttin zeugtest ihm ein holdes Bild,
Zwar auch verwandt mit jenen rauchgebotenen;[5])
Doch stets gefällig täuschet sie unschuldiger,
Entbehrlich keinem Erdensohn. Kurzsichtigen
Zum zweiten Auge wird sie; Jedem sei's gegönnt![6]) —
Du stärkend aber Deine Tochter stärke Dich . . .
Wie! Hörst Du nicht, versinkst zur Vergangenheit?

Epimetheus.

[7]Wer von der Schönen zu scheiden verdammt ist,
Fliehe mit abgewendetem[8]) Blick!
Wie er, sie schauend, im Tiefsten entflammt ist,
Zieht sie, ach, reißt sie ihn ewig zurück.

---

[1]) Es ist zugleich an den wirklichen Morgenstern und den, welchen Eitore auf dem Haupte trägt, zu denken. (Vgl. die vierte Anmerk. auf S. 352.)

[2]) Durch ihr eigenes unstätes Wesen, indem sie stets in anderer Gestalt erscheint, je nachdem sie mir fern oder nah ist, und sie mich so von meinem Kummer ablenkt.

[3]) Mit Beziehung auf die Worte S. 354, Z. 1, die die Antwort auf ungeduldiges Fragen ausdrücken.

[4]) Vgl. Vorbemerkung, S. 327.

[5]) Die Gaben, die sich unter dem Rauche des geheimnißvollen Gefäßes erhoben. Vgl. S. 343, Z. 10 ff.

[6]) Vgl. das Gedicht „Meine Göttin" (Werke, I. S. 144, Z. 30—34), wo der Ton darauf liegt, daß die Hoffnung eine „Treiberin", also für jeden Menschen eigentlich unentbehrlich ist.

[7]) Daktylische Tetrameter, von denen der erste und dritte Vers jeder Strophe um je eine, der zweite und vierte um je zwei Silben verkürzt sind. — Der Hauptgedanke des Gedichts ist in der ersten, sich am Schlusse wiederholenden Strophe ausgesprochen: „Nur ein plötzlicher Entschluß, nicht ein langsames und allmähliges Scheiden kann die Trennung von der Geliebten den Menschen ertragen machen."

[8]) „Abe" ist mittelhochdeutsche Form, die Goethe noch einmal (Werke, XIII. S. 236, Z. 17) in der Form „abestürzen" anwendet. Stellen für den Gebrauch derselben sind von Sanders aus Luther, Schiller, Matth. Claudius und Auerbach, desgleichen in der Note zu der eben citirten Stelle gesammelt.

Frage Dich nicht in der Nähe der Süßen:
„Scheidet sie? Scheid' ich?“ Ein grimmiger Schmerz
Fasset im Krampf Dich, Du liegst ihr zu Füßen,
Und die Verzweiflung zerreißt Dir das Herz.

Kannst Du dann weinen und siehst sie durch Thränen,[1])
Fernende[2]) Thränen, als wäre sie fern:
Bleib! Noch ist's möglich! Der Liebe,[3]) dem Sehnen
Neigt sich der Nacht unbeweglichster Stern.

Fasse sie wieder! Empfindet selbander
Euer Besitzen und Euern Verlust!
Schlägt nicht ein Wetterstrahl Euch aus einander;
Inniger dränget sich Brust nur an Brust.

Wer von der Schönen zu scheiden verdammt ist,
Fliehe mit abgewendetem Blick!
Wie er, sie schauend, im Tiefsten entflammt ist,
Zieht sie, ach, reißt sie ihn ewig zurück.

Prometh. Ist's wol ein Glück zu nennen, was in Gegenwart
Ausschließend wegweist Alles, was ergetzlich lockt,
Abwesend aber, jeden Trost verneinend, quält?

Epimetheus. Trostlos zu sein, ist Liebenden der schönste Trost,[4])
Verlornem nachzustreben[5]) selbst schon mehr Gewinn,
Als Neues aufzuhaschen. Weh doch![6]) Eitles Mühn,
Sich zu vergegenwärt'gen Ferngeschiedenes,
Unwiederherstellbares, hehle leid'ge Qual!

---

[1]) Sobald die Thränen fließen, ist die Verzweiflung gebrochen.

[2]) Die Thränen werden in transitivem Sinne „fernende“ genannt, weil sie doch, wenigstens in Gedanken, den Zustand voraussetzen, daß die Geliebte schon entfernt ist.

[3]) Düntzer (S. 94) erklärt: „Der wahren Liebe ist Alles möglich, so daß sie jedes entstehende Hinderniß wegzuräumen vermag“. „Eine Zauberkraft,“ fahrt er fort, „wird ihr zugeschrieben, wie jenen thessalischen Hexen, die Mond und Sterne vom Himmel herabbingen können.“ (Vgl. „Faust.“ Zweiter Theil. Werke. XIII. S. 109. Z. 18 ff.) Indessen wäre dem aber noch hinzuzufügen, was jenes Gesetz ist, das die Liebe erreichen kann. Es besteht darin, daß selbst die Natur, anfühlend wie sie ist, (vgl. Werke. I. S. 106. Z. 13 u. 14) zum Mitleiden bewogen wird.

[4]) Jeder von auswärts kommende Trost könnte nur dann wirken, wenn er die Quelle des Leidens, die Erinnerung an die verlorne Geliebte, vernichtete. Das kann indessen der Liebende nicht wünschen, und so liegt für ihn der größte Trost in seinem Leiden darin, daß Jenes niemals geschehen kann.

[5]) Vgl. Werke. II. S. 429. Z. 25 u. 26.

[6]) Die sinnere Interpunktion aller Ausgaben „Weh! Doch!“ erschwert das Verständniß; die Worte bedeuten nichts Anderes als: „Es ist doch ein unglücklicher Zustand.“

[1])Mühend versenkt angstlich der Sinn
Sich in die Nacht,[2]) sucht umsonst
Nach der Gestalt. Ach, wie so klar
Stand sie am Tag sonst vor dem Blick!

Schwankend[3]) erscheint kaum noch das Bild;
Etwa nur so schritt sie heran?
Naht sie mir denn? Faßt sie mich wol? —
Nebelgestalt schwebt sie vorbei,

Kehret zurück, herrlich erlebt;
Aber noch schwankt's immer und wogt's,
Aehnlich zugleich Andern und sich.
Schärferem Blick schwindet's zuletzt.

Endlich nun doch tritt sie hervor,
Steht mir so scharf gegen dem Blick!
Herrlich! So schafft Pinsel und Stahl. —
Blinzen des Auges scheuchet sie fort!

Ist ein Bemühn eitler? Gewiß
Schmerzlicher keins, ängstlicher keins!
Wie es auch streng Minos[4]) verfügt,
Schatten[5]) ist nun ewiger Werth!

Wieder versucht sei's, Dich heran,
Gattin, zu ziehn! Hasch' ich sie? Bleibt's
Wieder, mein Glück? Bild nur und Schein!
Flüchtig entschwebt's, fließt und zerrinnt.

Prometheus. Zerrinne[6]) nicht, o Bruder, schmerzlich aufgelöst!

---

[1]) In den sechs folgenden Strophen ist jeder Vers ein choriambischer Trimeter, der in der Mitte durch eine Cäsur getheilt ist.

[2]) „Nacht" an dieser Stelle, und „Tag" in S. 4 sind bildliche Ausdrücke für das Unglück der Gegenwart und das Glück der Vergangenheit.

[3]) Epimetheus versucht in den drei folgenden Strophen allmählig in seiner Phantasie das Bild Pandorens zu gestalten. Anfangs erscheint ihm dasselbe nur in unbestimmten Umrissen, immer wieder verschwindend und auch nicht in voller und sicherer Aehnlichkeit; erst zuletzt wird es, wie durch die Worte „Pinsel und Stahl" (sonst Meißel) ausgedrückt ist, einem Bilde oder einer Statue gleich. Aber da die sinnliche Auffassung des Schönen, wenn sie zu einem vollen Anschauen gelangen soll, keine Störung erleiden darf, so ist ein Blinzen des eigenen Auges schon hinreichend, um das Gebilde der Phantasie zu zerstören.

[4]) Pandora, von der Erde verschwunden, wird gleich einer Sterblichen unter der Herrschaft des Minos, des Richters in der Unterwelt, gedacht.

[5]) Sie hat nur den Werth eines Schattens und wird nie wieder den höheren der Realität erreichen.

[6]) Im Sinne von „zerfließen", „zerschmelzen."

Erhabnes[1]) Stammes, hoher Jahre sei gedenk!
Im Jünglingsauge mag ich wol die Thräne sehn;
Des Greisen Aug' entstellt sie. Guter, weine nicht!

Epimetheus.

Der Thränen[2]) Gabe, sie versöhnt den grimmsten Schmerz;
Sie fließen glücklich, wenn's im Innern heilend schmilzt.

Prometheus.

Blick auf aus Deinem Jammer! Schau die Röthe dort!
Verfehlet Eos wohlgewohntes Pfades heut?
Vom Mittag vorher leuchtet rothe Gluth empor.
Ein Brand in Deinen Wäldern, Deinen Wohnungen
Scheint aufzuflammen. Eile! Gegenwart des Herrn
Mehrt jedes Gute, steuert möglichem Verlust.

Epimetheus. Was hab' ich zu verlieren, da Pandora floh!
Das brenne dort! Viel schöner baut sich's wieder auf.

Prometheus.

Gebautes einzureißen rath' ich, gnügt's nicht mehr;
Mit Willen thät' ich's; Zufall aber bleibt verhaßt.[3])
Drum eilig sammle, was von Männern im Bezirk[4])
Dir thätig reg' ist, widersteh der Flammen Wuth!
Mich aber hört gleich jene schwarmgedrängte[5]) Schaar,
Die zum Verderben sich bereit hält wie zum Schutz.

Epimeleia (tritt auf).

[6])Meinen Angstruf,
Um mich selbst nicht —
Ich bedarf's nicht —
Aber hört ihn!
Jenen dort helft,
Die zu Grund gehn;
Denn zu Grund ging
Ich vorlängst[7]) schon.

---

[1]) Beide Brüder sind Söhne des Titanen Iapetos, Enkel des Uranos und der Gäa.

[2]) Vgl. Werke, I. 191, 13: „den Göttern eigen der Thränen wie der Thränen". Handeln Erfolge erwartet und erst den den erreichten Erfolgen seine weitere Thätigkeit abhängig machen will.

[3]) Vgl. die zweite Anmerkung auf S. 356.

[4]) Eigene Wortbildung Goethe's.

[5]) Von hier an bis S. 377, 8 4 trochäische Monometer, in denen aber der Hauptton auf dem zweiten Trochäus liegt, in welchem meistens auch die zweite Silbe lang ist (— ⏑ — ⏑), so daß der rhythmische Eindruck sich dem der Jonici a minori nähert (Horat. Carm., III. 12).

[6]) Das Gegentheil von „unlängst", also „vor langer Zeit".

Als er todt lag,
Jener Hirt, stürzt'
Auch mein Glück hin;
Nun[1]) die Rach' rüst't,
Zum Verderb[2]) strömt
Sein Geschlecht her.

Das Gehäg stürzt,
Und ein Wald schlägt
Mächt'ge Flamm' auf[3])
Durch die Rauchgluth
Siedet Balsam
Aus dem Harzbaum.

An das Dach greift's,
Das entflammt schon.
Das Gesparr[4]) kracht!
Ach, es bricht mir
Uebers Haupt ein!
Es erschlägt[5]) mich
In der Fern' auch!
Jene Schuld rächt![6])
Auge[7]) droht mir,
Braue winkt mir
Ins Gericht hin!

Nicht dahin[8]) trägt
Mich der Fuß, wo
Phileros wild
Sich hinabstürzt
In den Meerschwall.

[1]) Ist hier Konjunktion in dem Sinne von „da nun".
[2]) In aktivischem Sinne: „um Andre zu verderben".
[3]) In der ursprünglichen Bedeutung des Wortes „in die Höhe schlagen".
[4]) Ein Ausdruck, der auch einmal in der „Kampagne in Frankreich" vorkommt. Kollektiv von (Dach-)Sparre gebildet, nach der Analogie von „Gethier," „Gewild".
[5]) Der Sinn erklärt sich durch die zweitfolgende Zeile.
[6]) Sie erhebt sich über alles Andere und kann, leicht kenntlich, ihrer Strafe nicht entgehen. Epimeleia's Schuldbewußtsein hat sich nämlich dadurch gesteigert, daß sie auch die Folgen alles Dessen, was geschieht, den Tod des Hirten, das Feuer, welches sein Geschlecht angelegt hat, und den voraussichtlich bevorstehenden Kampf, sich selbst zuschreibt.
[7]) Ich sehe mein Schicksal in den Augen Vieler, in dem drohenden Ausdruck ihrer Züge.
[8]) Ginge sie dorthin, so würde sie eine Art Glück darin finden, daß sie einen gleichen Tod wie Phileros erleidet und ihm im Tode nah ist.

Die er liebt, soll
Seiner werth sein!
Lieb' und Neu' treibt
Mich zur Flamm' hin,
Die aus Liebsgluth[1])
Rasend aufquoll. (Ab.)

Epimetheus. Diese rett' ich,
Sie, die Einz'ge!
Jenen wehr' ich
Mit der Hauskraft,[2])
Bis Prometheus
Mir das Heer schickt.
Dann erneun wir
Zorn'gen Wettkampf.
Wir befrein uns;
Jene fliehn dann,
Und die Flamm' lischt. (Ab.)

Prometheus. Nun heran Ihr,
Die im Schwarm schon
Um die Felskluft,[3])
Eure Nachtburg,
Aus dem Busch auf,
Eurem Schirmdach,
Strebend aufnimmt!
Eh Ihr auszieht
In das Fernland,
Diesem Nachbar

---

[1]) Ihre Liebe zu Philyras ist die erste Veranlassung zu dem Brande gewesen, der jetzt den Bezirk des Epimetheus verwüstet.

[2]) Eigene Wortbildung Goethe's, analog dem gewöhnlichen Ausdruck „Hausgenossenschaft". Gemeint sind die Männer aus Epimetheus' Bezirk.

[3]) Sämmtliche Ausgaben bis 1826 haben den Text an dieser Stelle wie folgt: „Um die Felskluft, Eurer Nachtburg, Aus dem Busch auf, Eurem Schirmdach." Da dies keinen Sinn giebt, so wurde in der 40bändigen Ausgabe von 1840 das erste Komma gestrichen; in den zehnbändigen Ausgaben von 1851 und 1858, denen auch die späteren folgen, geschah dies auch mit dem zweiten Komma, wie es scheint, um einen gewissen Parallelismus, eine Konsonanz des Ausdrucks zu gewinnen. Indessen ist es einmal hart, den Ausdruck „die Felskluft Eurer Nachtburg" so zu fassen, daß er „die Felskluft, die Eure Nachtburg ist," bedeute, und zweitens, wenn „auf" zu „Schirmdach" genommen wird, so entsteht wieder eine neue Bezeichnung für das schon Gesagte, für die Felskluft. Einen befriedigenden Sinn erhält man dagegen, wenn beide Kommata stehen bleiben und wir, wie es oben im Text geschehen ist, „Eurer" in „Eure" verwandeln.

Weidet hilfreich
Und befreit ihn
Vom Gewaltschlag
Wilder Nachsucht!

Krieger. Der Ruf[1]) des Herrn,
Des Vaters, tönt;
Wir folgen gern,
Wir sind's gewöhnt.
Geboren sind
Wir All' zum Streit,
Wie Schall und Wind
Zum Weg bereit.

Wir ziehn, wir ziehn
Und fragen's nicht;
Wohin? Wohin?
Wir fragen's nicht;
Und Schwert und Spieß,
Wir tragen's fern,
Und Ja's und Dies,
Wir wagen's gern.

So geht es kühn
Zur Welt hinein,
Was wir berühn,
Wird unser sein.
Will Einer das,
Verwehren wir's;
Hat Einer was,
Verzehren wir's.

Hat Einer genug
Und will noch mehr,
Der wilde Zug
Macht Alles leer.[2])
Da sackt man auf!
Und brennt das Haus,
Da packt man auf
Und rennt heraus.

[1]) Der Gesang der Krieger, in jambischen Monometern gedichtet, wurde 1815 von Goethe für das Festspiel „des Epimenides Erwachen" benutzt, mit der alleinigen Veränderung, daß Zeile 2 „der Herrn ertönt" lautet. Vgl. übrigens Werke, III. 51, zweite Note, sowie „des Epimenides Erwachen" (Werke, XI).

[2]) Auch maßloser Besitz wird durch den Krieg vernichtet.

So zieht vom Ort
Mit festem Schritt
Der Erste fort,
Den Zweiten mit.
Wenn Wahn[1]) und Bahn
Der Beste brach,
Kommt an und an[2])
Der Letzte nach.

Prometheus. Verleihet gleich
So Schad' als Nutz![3])
Hier weih' ich Euch
Zu Schutz und Trutz.
Auf, rasch Vergnügte,[4])
Schnelles Strichs![5])
Der barsch Besiegte
Habe sich's![6])

Hier leistet frisch und weislich dringende Hochgewalt[7])
Erwünschten Dienst. Das Feuerzeichen schwindet schen,
Und brüderlich bringt würd'ge Hilfe mein Geschlecht.
Nun aber Eos, unaufhaltsam strebt sie an,
Sprungweise, mädchenartig, streut aus voller Hand
Purpurne Blumen! Wie an jedem Wolkensaum
Sich reich entfaltend sie blühen, wechseln mannichfach!
So tritt sie lieblich hervor, erfreulich immerfort;
Gewöhnet Erdgeborner schwaches Auge sanft,
Daß nicht vor Helios' Pfeil erblinde mein Geschlecht,
Bestimmt, Erleuchtetes[8]) zu sehen, nicht das Licht!

---

[1]) Den Gedanken an die Möglichkeit weiteren Widerstandes nach vorangehender Besiegung.

[2]) Allmählig. Der Ausdruck fehlt sowol bei Grimm wie bei Sanders.

[3]) Den Feinden Schaden, den Freunden Nutzen.

[4]) Im Sinne und Charakter des Kriegers gehalten, der schnell aus heiterm Genuß in Gefahr dringende Thätigkeit, und umgekehrt, übergeht.

[5]) Schon S. 370, Z. 19 und 24 sind die Ausdrücke „Schwarm" und „aufnimmt" gebraucht. In diesen Stücken, daß das Heer nach Homerischem Vorgange mit einem Schwarm von Bienen, Fliegen oder Vögeln verglichen wird, ist auch der obige Ausdruck gehalten.

[6]) Im Sinne des lateinischen „sibi habere", die Folgen von etwas zu tragen haben.

[7]) Wortbildung von Goethe: „die hohe Gewalt, die ein Herrscher hat."

[8]) Es liegt nahe, hier eine symbolische Deutung zu finden, indem man das Licht für die Wahrheit selbst, das Erleuchtete für das einzelne Wahre oder selbst für Tatsächliches nimmt, das am Wahren nur Theil hat, an dem einzelnes Wahres ist. Man vgl. damit z. B. die Darstellung der „Wahrheit" in dem Gedichte „Ewigkeit" und in dem Epigramme „die Wahrheit" (Werke, I. S. 7 ff., und III. S. 122).

Eos (von dem Meere heraufsteigend).

Jugendröthe, Tagesblüthe,
Bring' ich schöner heut als jemals
Aus den unerforschten Tiefen
Des Okeanos herüber.
Hurtiger entschüttelt heute
Mir den Schlaf, die Ihr des Meeres
Felsumfeilte[1]) Bucht bewohnet,
Ernste Fischer! Frisch vom Lager!
Euer Werkzeug nehmt zur Hand!
Schnell entwickelt Eure Netze,
Die bekannte Fluth umzingelnd!
Eines schönen Fangs Gewißheit
Ruf' ich Euch ermunternd zu.
Schwimmet, Schwimmer! Taucht, Ihr Taucher!
Späbet, Späher, auf dem Felsen!
Ufer wimmle wie die Fluthen,
Wimmle schnell von Thätigkeit!

Prometh. Was hältst Du Deinen Fuß zurück, Du Flüchtige?
Was heftet an dies Buchtgestade Deinen Blick?
Wen rufst Du an, Du Stumme[2]) sonst, gebietest wem?
Die Niemand Rede stehet, diesmal sprich zu mir!

Eos. Jenen Jüngling rettet, rettet,
Der verzweifelnd, liebetrunken,
Nachtrunken, schwer gescholten,
In die nachtumhüllten Fluthen
Sich vom Felsen stürzete.

Prometh. Was hör' ich? Hat Phileros dem Strafedräun gehorcht,
Sich selbst gerichtet, kalten Wellentod gesucht?
Auf, eilen wir! Dem Leben geb' ich ihn zurück.

Eos. Weile, Vater![3]) Hat Dein Schelten
Ihn dem Tode zugetrieben:
Deine Klugheit, Dein Bestreben
Bringt ihn diesmal nicht zurück.
Diesmal bringt der Götter Wille,[4])

---

[1]) Eigene Wortbildung Goethe's, die weniger auffällt, wenn man an die Beschreibung der Scenerie (S. 339) und an Wörter wie „emporfeilen", „abfeilen" und ähnliche denkt.

[2]) Am frühsten Morgen ist die Natur noch nicht aus ihrer Ruhe erwacht.

[3]) Vgl. die zweite Anmerkung auf S. 344.

[4]) Der Wille der Götter und das Bestreben zum Leben in Phileros sind im Zusammenhang zu denken, insofern jener dieses, welches früher ja nicht vorhanden war, jetzt hervorgebracht hat.

Bringt des Lebens eignes, reines,
Unverwüstliches Bestreben
Neugeboren ihn zurück.

Prometheus. Gerettet ist er? Sage mir, und schaust Du ihn?

Eos. Dort! Er taucht in Fluthenmitte
Schon hervor, der starke Schwimmer;
Denn ihn läßt die Lust zu leben
Nicht, den Jüngling, untergehn.

Spielen rings um ihn die Wogen,
Morgenblich und kurz beweget;
Spielt er selbst nur mit den Wogen,
Tragend ihn,[1] die schöne Last.
[2]Alle Fischer, alle Schwimmer,
Sie versammeln sich lebendig
Um ihn her, nicht, ihn zu retten —
Gaukelnd baden sie mit ihm.
Ja, Delphine[3] drängen gleitend
Zu der Schaar sich, der bewegten,
Tauchen auf und heben tragend
Ihn, den schönen Aufgefrischten.
Alles wimmelnde Gedränge
Eilet nun dem Lande zu.

Und an Leben und an Frische
Will das Land der Fluth nicht weichen;
Alle Hügel, alle Klippen
Von Lebend'gen ausgeziert!

Alle Winzer, aus den Keltern,
Felsenkellern tretend, reichen
Schal' um Schale, Krug um Krüge
Den beseelten[4] Wellen zu.
Nun entsteigt der Göttergleiche,[5]
Von dem ringsumschäumten Rücken

[1] Vgl. die sechste Anmerkung auf S. 364.

[2] Die Verwandlung Tänzer's (S. 16), daß in der nachfolgenden Schilderung dem Dichter der Festung in dem Gedichte des Calanthe (Le nozze Hungarese ec Marsae, V. 136—181) vorschwebte, hat nur sehr geringe Wahrscheinlichkeit.

[3] Sie gehören nicht allein zu den Begleitern der Nereusischen Meergötter, sondern auch zu dem Gefolge des Bacchus, auf den durch V. 27 f. vorbereitet wird.

[4] Da eine Menge herrlicher Gestalten sich in ihnen umherbewegt.

[5] Bekanntes Homerisches Epitheton. Vgl. Werke, VII S. 124, erste Anm.

Freundlicher[1]) Meerwunder ſchreitend,
Reich umblüht von meinen Roſen,[2])
Er ein Anadyomen,[3])
Auf um Felſen. — Die geſchmückte
Schönſte Schale reicht ein Alter,
Bärtig, lächelnd, wohlbehaglich,
Ihm, dem Bacchus Aehnlichen.
Klirret, Becken![4]) Erz, ertöne!
Sie umdrängen ihn, beneidend
Mich um ſeiner ſchönen Glieder
Wonnevollen Ueberblick.
Pantherfelle von den Schultern
Schlagen ſchon um ſeine Hüften,
Und den Thyrſus in den Händen,
Schreitet er heran, ein Gott.
Hörſt Du jubeln, Erz ertönen?
Ja, des Tages hohe Feier,
Allgemeines Feſt beginnt.

Prometheus.

Was kündeſt Du für Feſte mir? Sie lieb' ich nicht;
Erholung reichet Müden jede Nacht genug.
Des edlen Mannes wahre Feier iſt die That![5])

Eos. Manches Gute ward gemein[6]) den Stunden;
Doch die gottgewählte, feſtlich werde dieſe!
Eos blicket auf in Himmelsräume,
Ihr enthüllt ſich das Geſchick des Tages.
Nieder ſenkt ſich Würdiges und Schönes,[7])
Erſt verborgen, offenbar zu werden,
Offenbar, um wieder ſich zu bergen.
Aus den Fluthen ſchreitet Phileros her,

---

[1]) Man kann etwa an den Delphin denken, der den lesbiſchen Sänger Arion aus dem Meere rettete.

[2]) Rosenarmig, roſenfingrig (ῥοδόπηχυς, ῥοδοδάκτυλος) ſind die gewöhnlichen Epitheta für Eos.

[3]) Der Beiname, der den Urſprung der ſchaumgebornen Aphrodite angiebt, wird hier auf Phileros übertragen; es handelt ſich bei ihm zwar eigentlich um eine Wiedergeburt; aber auch dieſe Vorſtellung iſt durch das griechiſche Wort nicht ausgeſchloſſen.

[4]) Vgl. die dritte Anmerkung auf der vorigen Seite. Die Becken (cymbana), das Erz (aera), der Thyrſus, d. h. der mit Epheu umwundene Stab, Alles ſind Symbole des Bacchusdienſtes.

[5]) Siehe Vorbemerkung, S. 396.

[6]) Auch die gewöhnlichen Zeiten haben das in ſich gemeinſam, daß ſie manches Gute bringen.

[7]) Hindeutung auf das Erſcheinen der Typſele. (Vgl. Vorbemerk., S. 314.)

Aus den Flammen tritt Epimeleia;
Sie begegnen sich, und Eins im Andern
Fühlt sich ganz und fühlet ganz das Andre.[1])
So, vereint in Liebe, doppelt herrlich,
Nehmen sie die Welt auf. Gleich vom Himmel
Senket Wort und That sich segnend nieder,
Gabe seaht sich, ungeahnet vormals.

Prometheus. Nun[s] freut mich nicht, und ausgestattet
Ist genugsam das Geschlecht zur Erde.
Freilich sorgt es nur dem heut'gen Tage,
Gestriges Ereignens denkt's nur selten;
Was es litt, genoß, ihm ist's verloren.
Selbst im Augenblicke greift es roh zu,
Faßt, was ihm begegnet, eignet's an sich,
Wirft es weg, nicht sinnend, nicht bedenkend,
Wie man's bilden möge höherm Nutzen.
Dieses tadl' ich; aber Lehr' und Rede,
Selbst ein Beispiel, wenig will es frommen.
Also schreiten sie mit Kinderleichtsinn
Und mit rohem Tasten in den Tag hin.
Möchten sie Vergangnes mehr beherz'gen,[2])
Gegenwärt'ges, formend, mehr sich eignen,
Wär' es gut für Alle; Solches wünscht' ich.

Eos. Länger weil' ich nicht, mich treibet fürder
Strahlend Helios unwiderstehlich.
Weg vor seinem Blick zu schwinden, ältert
Schon der Thau, der meinen Kranz beperlet.
Fahre wohl, Du Menschenvater![3]) — Merke:
Was zu wünschen ist, Ihr unten fühlt es;
Was zu geben sei, Die wissen's droben.
Groß beginnet Ihr Titanen; aber leiten
Zu dem ewig Guten, ewig Schönen,[4])
Ist der Götter Werk; Die laßt gewähren!

---

[1]) Vgl. die sechste Anmerkung auf S. 359.
[2]) Vgl. Vorbemerkung, S. 367.
[3]) Vgl. die zweite Anmerkung auf S. 344.
[4]) Vgl. Vorbemerkung, S. 313.

Schema der Fortsetzung.

Phileros in Begleitung von Fischern und Winzern. Dionysisch. Bellini. Vergessen.

Kypfele wird von Weitem gesehen.

Anlangend. Deckt den eben hervortretenden Wagen des Helios.
Willkommen dem Phileros.
Mißkommen dem Prometheus.

Im Allgemeinen beschrieben.

Krieger von der Expedition.
Hirten als Gefangene.
Prometheus giebt Diese frei.
⏑ – / – ⏑ – / ⏑ – ithyphallisch.

Prometheus will die Kypfele vergraben und verstürzt wissen.
Krieger wollen sie zerschlagen, den Inhalt rauben.
Prometheus insistirt auf unbedingtes Beseitigen.

Turba retardirend, bewundernd, gaffend, berathend.
NB. Göttergabe.
Der Einzelne kann sie ablehnen, nicht die Menge.
Schmiede wollen das Gefäß schützen und es allenfalls stückweis auseinandernehmen, um daran zu lernen.

Epimeleia.

Weissagung.
Auslegung der Kypfele.
Vergangnes in ein Bild verwandeln.
Poetische Reue. Gerechtigkeit.

Epimetheus.

Das Zertrümmern, Zerstücken, Verderben da capo.

Pandora (erscheint).
Paralysirt die Gewaltsamen.
Hat Winzer, Fischer, Feldleute, Hirten auf ihrer Seite.
Glück und Bequemlichkeit, die sie bringt.
Symbolische Fälle.
Jeder eignet sich's zu.

Schönheit,
Frömmigkeit, Ruhe, Sabbath, Moria.

Phileros, Epimeleia, Epimetheus für sie.

Prometheus entgegen.

Winzer. Umpflanzung.
Schmiede offeriren Bezahlung.
Handelsleute. Jahrmarkt. (Eris golden u. s. w.)
Krieger. Geleite.

Pandora.
An die Götter. An die Erdenssöhne. Würdiger Inhalt der Kypsele

Kypsele schlägt sich auf:
Tempel. Sitzende Dämonen. Wissenschaft, Kunst. Vorhang.

Phileros. Epimeleia.
Priesterschaft.

Wechselrede der Gegenwärtigen.
Wechselgesang, anfangs an Pandora.

Helios.
Vermählung des **Epimetheus.**
Pandora mit ihm emporgehoben.
Einsegnung der Priester.
Chöre

Elpore thraseia
(hinter dem Vorhang hervor)
ad spectatores.

Mahomet.

Vorbemerkung des Herausgebers.

Daß Goethe sich schon in seiner Jugend mit dem Gedanken beschäftigt hatte, Mahomet zum Gegenstande eines Dramas zu machen, ist aus seinen Mittheilungen in „Dichtung und Wahrheit" (14. Buch) und aus zwei Gedichten (Werke, I. 139, und III. 44) bekannt, welche ursprünglich für jenes Drama bestimmt waren. Wenn er indessen im Jahre 1799 sich veranlaßt fühlte, Voltaire's „Mahomet" *) zu übersetzen, so darf dies keineswegs als ein Beweis dafür angesehen werden, daß die Arbeit des französischen Dichters seinen eigenen Ansichten entsprochen hätte und somit eine Art Ersatz für Dasjenige geben sollte, was er früher selbst hatte leisten wollen. Schon in dem einen Punkte weicht Goethe wesentlich von Voltaire ab, daß er niemals, wie Dieser, Mahomet für einen Betrieger gehalten hat. Demnach möchte sogar die Wahl des Stückes nicht einmal ein unmittelbarer Ausdruck des Interesses an dem Helden desselben sein, obgleich Goethe ein solches noch in späteren Jahren wiederholentlich kundgab; es waren vielmehr ganz andre Absichten, die er mit seiner Uebersetzung verband.

Erstens lag ihm seit dem Jahre 1791 die Sorge für das Repertoire des unter seiner Leitung stehenden Weimarischen

*) Voltaire hatte sein Stück „Le fanatisme ou Mahomet le prophète" in erster Fassung bereits 1736 entworfen und eine Abschrift desselben an Friedrich II., der damals noch Kronprinz war, gesendet; am 30. Januar 1743 schickte er von Rotterdam aus an den König das inzwischen umgearbeitete Stück, welches er schon im Jahre vorher öfters in Lille hatte aufführen lassen, und das in Paris zum ersten Mal am 9. August 1742 gegeben wurde.

Theaters ob, und es läßt sich leicht denken, daß bei den Ansprüchen, die er in dieser Beziehung an sich selbst machte, trotz seiner eigenen Dichtungen aus früherer Zeit und der gerade in dieser Zeit bedeutenden Produktivität Schiller's, das bereits in der deutschen Literatur Vorhandene nicht ausreichte. Schiller wurde deshalb mit ins Interesse gezogen, und beide Dichter vereinigten sich einmal in dem Gedanken, „die deutschen Stücke, die sich erhalten ließen, theils unverändert im Druck zu sammeln, theils aber verändert und ins Enge gezogen der neuern Zeit und ihrem Geschmacke näher zu bringen. Ebendasselbe sollte dann aber auch mit ausländischen Stücken geschehen." (Tag- und Jahreshefte von 1799.)

Demnach war es natürlich, daß ihre Aufmerksamkeit sich vorzugsweise auf die französische und die englische Literatur richtete, und in der That haben Goethe und Schiller die Bearbeitungen resp. Uebersetzungen von Voltaire's „Mahomet" und „Tankred", von Shakespeare's „Romeo und Julie" und „Macbeth", sowie von Racine's „Phädra" in dieser Absicht veranstaltet. Wenn Goethe's Wahl zunächst auf „Mahomet" fiel, so hat dies vielleicht mit seine Ursache darin, daß der Herzog Karl August, der das Stück in Paris gesehen hatte (Briefwechsel mit Goethe, I. 256), an demselben großen Geschmack fand, wie er sich denn auch bei den Aufführungen desselben um alle Details bekümmerte und sogar Goethe's Manuskript durchgesehen hatte. Er versprach sich ja überhaupt von dem Siege des französischen Geschmacks einen großen Erfolg für das deutsche Theater und schrieb in diesem Sinne an Knebel und auch scherzend an Goethe selbst: „Es wird schon an einem besondern Ukase gearbeitet, durch welchen Du in allen vier Welttheilen zum Fürsten unter dem Titel Mecenas ausgerufen werden sollst." (Briefwechsel ꝛc., I. 252, und Knebel's lit. Nachlaß, I.

181.) — Auch Schiller, obgleich damals noch mehr gegen den französischen Klassizismus eingenommen als später, war mit der Wahl vollständig einverstanden. „So viel ist gewiß," schreibt er am 15. Oktober 1799, „wenn mit einem französischen und besonders Voltaire'schen Stück der Versuch gemacht werden sollte, so ist „Mahomet" am Besten dazu gewählt worden. Durch seinen Stoff ist das Stück schon vor der Gleichgiltigkeit bewahrt, und die Behandlung hat weit weniger von der französischen Manier als die übrigen Stücke, die mir einfallen." Was Goethe indessen vorzugsweise bestimmte, war der Umstand, daß ihm das Stück als ein Musterbild dramatischer Beschränkung in Ansehung der Handlung, der Zeit und des Ortes erschien. Er äußert dies in dem Scenarium des „Maskenzuges zum 18. Dezember 1818", in welchem er den mit Palmire und Séide auftretenden Mahomet sagen läßt:

Das einzig macht die Kunst unsterblich
Und bleibt der Bühne Glanz und Ruhm,
Daß sie, was groß und würdig, was verderblich,
Von je betrachtet als ihr Eigenthum.
Doch mußte sie bei Fülle und Reichthum denken,
Sich Zeit und Ort und Handlung zu beschränken.

Die Uebersetzung des „Mahomet" gehört dem Jahre 1799 an und scheint der Hauptsache nach bereits Anfangs November beendigt gewesen zu sein (Goethe-Knebel'scher Briefwechsel, I. 224). Einige Wochen vorher hatte Schiller sich insofern an der Arbeit betheiligt, als er an Goethe eine Reihe von Bemerkungen über das Original und zum Theil auch über die Uebersetzung schickte. Es ist anzunehmen, daß die letzteren von Goethe benutzt worden sind; aber auf einen andern Vorschlag Schiller's, der ohne Zweifel eine dramatische Verbesserung des Voltaire'schen Stückes

bewirkt hätte, ging Goethe nicht mehr ein, vermuthlich weil durch denselben sehr bedeutende Veränderungen des Ganzen nöthig geworden wären. Schiller wünschte nämlich, daß Hammon, der Vertraute Mahomet's und Mitwisser des Geheimnisses in Betreff Palmirens und Seide's (bei Voltaire Horcide), als handelnde Person eingeführt würde. Zum ersten Mal sollte dies in der 4ten Scene des 2ten Aufzugs geschehen, nachdem Mahomet dem Omar seine Liebe zu Palmiren entdeckt hat, alsdann am Anfang des dritten Akts in der Scene zwischen Palmire und Seide; zuletzt endlich sollte er mit Vater und Sohn zusammentreffen, der Letztere aber, noch ehe er sein Geheimniß erklärt hätte, durch das Eintreten Omar's entfernt werden. — Außerdem hatte Schiller auf Goethe's Veranlassung im Januar 1800 einen Prolog gedichtet, der offenbar ursprünglich für die erste Aufführung bestimmt war, und den er noch in demselben Jahre unter der Ueberschrift: „An Goethe, als er den Mahomet von Voltaire auf die Bühne brachte" (Werke, I. 1, S. 210 ff.) unter seinen Gedichten veröffentlichte. Sei es nun, daß Schiller denselben nicht mehr rechtzeitig beendigen konnte, oder daß er dem Inhalte nach nicht vollständig seinem Zwecke entsprach, jedenfalls wurde er bei der ersten Aufführung ebensowenig wie bei späteren benutzt. Und in der That, obgleich dieser Prolog in der Absicht geschrieben war, um vor dem Publikum die Einführung französischer Stücke auf der deutschen Bühne zu rechtfertigen und zu motiviren, „damit wir dasselbe," wie Schiller sagt, „mit geladener Flinte bei dem Mahomet erwarten können," so waltet doch die Polemik gegen den französischen Klassizismus in demselben zu sehr vor, und die — allerdings geringen — Vorzüge desselben werden nicht so dargestellt, daß sie ein günstiges Vorurtheil

für das zu erwartende Stück hätten erwecken können. Selbst die letzte Strophe des Prologs:

Nicht Muster zwar darf uns der Franke werden,
Aus seiner Kunst spricht kein lebend'ger Geist;
Des falschen Anstands prunkende Geberden
Verschmäht der Sinn, der nur das Wahre preist.
Ein Führer nur zum Bessern soll er werden;
Er komme wie ein abgeschiedner Geist,
Zu reinigen die oft entweihte Scene
Zum würd'gen Sitz der alten Melpomene!

würde nicht in diesem Sinne gewirkt haben.

Nach längeren Vorbereitungen und nachdem Goethe am 17. Dezember 1799 das Stück dem herzoglichen Paare vorgelesen, wurde „Mahomet" zum ersten Male am Geburtstage der Herzogin Luise, am 30. Januar 1800, aufgeführt. Am 2. und am 4. Februar wurde die Aufführung desselben wiederholt, und ist es auch noch später öfters gegeben worden. (Vgl. den Goethe-Zelter'schen Briefwechsel, II. 386.) Der Eindruck scheint ein getheilter gewesen zu sein. Der Herzog war mit den Darstellern nicht zufrieden und machte in einem Briefe an Goethe nach der zweiten — nicht der ersten — Vorstellung (Briefwechsel ꝛc., I. 260; Düntzer, Goethe u. K. August, S. 328) auf eine Reihe von Dingen aufmerksam, die er verändert wünschte. Aber wie sehr auch Goethe's Intention selbst in den gebildetsten Kreisen mißverstanden wurde, zeigt ein Brief von Karoline Herder an Knebel, der seinerseits über das Stück nach der Lektüre höchst günstig geurtheilt hatte. (Vgl. den Goethe-Knebel'schen Briefwechsel, I. 181 u. 233, und Knebel's literarischen Nachlaß, II. 331.) „Gestern," schreibt Dieselbe am 31. Januar 1800, „waren wir in „Mahomet". Nachdem man im Anfange an der Neuheit der Vorstellung (es war Anstand, Haltung in Bewegung und

Sprache) ein Wohlgefallen hatte und der Zauber von Goethe's Sprache und Rhythmus das Ohr ergetzte, so wurde man durch den Inhalt von Scene zu Scene empört. Eine solche Versündigung gegen die Historie (er machte den Mahomet zum groben, platten Betrieger, Mörder und Wollüstling) und gegen die Menschheit habe ich Goethe nie zugetraut. Die platte, grobe Tyrannei, Macht, Betrug und Wollust wird gefeiert!"

Goethe's Uebersetzung, vermuthlich nach der Gothaer Ausgabe von 1784, aber auch mit Berücksichtigung älterer Lesarten veranstaltet, schließt sich insofern eng an das Original an, als nur ganz unbedeutende scenische Veränderungen und wenige Auslassungen aus dem französischen Texte vorkommen. Die ersteren beschränken*) sich auf die beiden ersten Scenen des 4ten, die letzteren auf den Schluß des 4ten und 5ten Akts. Dagegen hat sich Goethe die volle Freiheit in der Behandlung der Sprache und auch darin bewahrt, daß er französische Phrase und Rhetorik jederzeit durch einen angemessenen Ausdruck des Gedankens ersetzte. Insofern hat Knebel vollständig Recht, wenn er sagt, daß Goethe die poetische Vollkommenheit des Originals erhöht habe, und noch hinzufügt: „Diese Uebersetzung ist ein Kommentar über alle Gallizismen, soweit solche nämlich nur irgend aus einem französischen Originale weggeschafft werden können."

„Mahomet" erschien zuerst als Einzelausgabe 1802 (Tübingen, in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung) und wurde 1806 mit einigen Verbesserungen in den vierten Band der damals erscheinenden Gesammtausgabe der Werke aufgenommen.

*) Hienach möchte die Bemerkung bei Bisset (Goethe's Leben, III. 137) zu modificiren sein, daß sich Goethe bedeutende scenische Aenderungen erlaubt und die von Schiller vorgeschlagenen wirklich vorgenommen hätte.

Mahomet.

Trauerspiel in fünf Aufzügen.

Nach Voltaire.

Personen.

Mahomet.
Sopir, Scherif von Mekka.
Omar, Heerführer unter Mahomet.
Seide, Mahomet's Sklave.
Palmire, Mahomet's Sklavin.
Phanor, Senator von Mekka.
Bürger von Mekka.
Muselmänner.

Der Schauplatz ist in Mekka.

Erster Aufzug.

Erster Auftritt.

Sopir. Phanor.

Sopir. Was? Ich vor falschen Wundern niederfinken,
Dem Gaukelspiele des Betrügers opfern?
In Mekka Den verehren, den ich einst verbannt?
Nein, strait, gerechte Götter, straft Sopiren,
Wenn ich mit diesen freien, reinen Händen,
Dem Aufruhr schmeichle, den Betrug begrüße!

Phanor. Wir ehren Deinen väterlichen Eifer,
Des heiligen Senats erhabner Scherif!
Doch dieser Eifer, dieser Widerstand
Reizt nur den Sieger, statt ihn zu ermüden.
Wenn Du denselben Mahomet vor Zeiten
Durch der Gesetze Kraft darniederhieltest
Und eines Bürgerkrieges furchtbarn Brand
In seinen ersten Funken weise tilgtest,
Da war er noch ein Bürger und erschien
Als Schwärmer, Ordnungsstörer, Aufruhrstifter;
Heut ist er Fürst, er triumphirt, er herrscht.
Aus Mekka mußt' er als Betrieger flüchten,
Medina nahm ihn als Propheten auf;
Ja, dreißig Nationen beten ihn
Und die Verbrechen an, die wir verwünschen.
Was sag' ich! Selbst in diesen Mauern schleicht
Der Gott des Wahnes. Ein verirrtes Volk,
Berauscht von trübem Feuereifer, giebt
Gewicht den falschen Wundern, breitet
Parteigeist aus und reget innern Sturm.
Man fürchtet und man wünscht sein Heer, man glaubt,
Ein Schreckensgott begeistre, treibe, führe
Unwiderstehlich ihn von Sieg zu Sieg.
Zwar sind mit Dir die ächten Bürger eins;
Doch ihre Zahl ist kleiner, als Du denkst.
Wo schmeichelt sich die Heuchelei nicht ein

Und Schwärmerei, die ihren Vortheil kennt?
Zu Neuerungen Luſt, ein falſcher Eifer, Furcht
Zerſtören Mekka's aufgeregten Kreis,
Und dieſes Volk, das Du ſo lange Zeit beglückt,
Ruft ſeinen Vater an und fordert Frieden.

Sopir. Mit dem Verräther Frieden! O Du feiges Volk,
Von ihm erwarte nur der Knechtſchaft Jammer!
Tragt feierlich ihn her, bedient ihn kniend,
Den Götzen, deſſen Laſt Euch bald erdrückt!
Doch ich bewahr' ihm einen ew'gen Haß;
Mein tief verwundet Herz, nie kann es heilen.
Und er nährt gleiche Rache gegen mich.
Mein Weib und meine Kinder mordet' er,
Bis in ſein Lager trug ich Schwert und Tod,
Sein eigner Sohn fiel, Opfer meiner Wuth.
Nein, nein! Der Haß glüht ewig zwiſchen uns,
Und keine Zeit kann dieſes Feuer löſchen.

Phanor. Verbirg die Gluth, ſie brenne heimlich fort!
Dem Ganzen opfre Deiner Seele Schmerzen!
Rächſt Du die Deinen, wenn er dieſe Stadt
Mit Feuer und mit Schwert verheerend ſtraft?
Verlorſt Du Sohn und Tochter, Gattin, Bruder,
Den Staat bedenke! Der gehört Dir an!

Sopir. Dem Staate bringt die Furchtſamkeit Verderben.

Phanor. Auch Starrſinn bringt ihn ſeinem Falle nah.

Sopir. So fallen wir, wenn's ſein muß!*)

Phanor. Dieſe Kühnheit
Setzt uns dem Schiffbruch aus, ſo nah dem Hafen.**)
Du ſiehſt, der Himmel gab in Deine Hand
Ein Mittel, den Tyrannen zu bezähmen.
Palmire, ſeines Lagers holder Zögling,
Die in den letzten Schlachten Du geraubt,
Ihn als ein Friedensengel uns erſchienen,
Der ſeine Siegerwuth beſänft'gen ſoll.
Schon forderte ſein Herold ſie zurück.

Sopir. Und Dieſe näh' ich dem Barbaren wieder?
Du wollteſt, daß mit ſolchem edeln Schatz

*) „Périssons, s'il le faut". Aeltere franzöſiſche Ausgaben leſen: „On périt avec gloire."

**) Hier ſcheint ſich Goethe nach dem älteren Texte gerichtet zu haben, welcher lautet: „Vous fait si près du port exposer au naufrage". Die neueren Ausgaben: „Quand vous touchez au port, vous expose au naufrage".

Die Räuberhände sich bereicherten?
Wie? Da er uns mit Schwert und Trug bekämpft,
Soll Unschuld sich um seine Gunst bewerben
Und Schönheit seine tolle Wuth belohnen?
Mein graues Haar trifft der Verdacht wol nicht,
Daß ich in ihr das holde Weib begehre;
Denn jugendliche Gluth erregt nicht mehr
Mein trauria Herz, erdrückt von Zeit und Jammer.
Doch sei es, daß vom Alter selbst die Schonheit
Ein unwillkürlich stilles Opfer fordre,
Mag ich vielleicht, dem eigne Kinder fehlen,
In ihr das längst Verlorne wiedersehen —
Ich weiß nicht, welcher Hang zu ihr mich zieht,
Die Oede mancher Jahre wieder füllt.
Sei's Schwäche, sei's Vernunft, nicht ohne Schaudern
Säh' ich sie in des Lügenkünstlers Hand.
O möchte sie sich meinen Wünschen fügen
Und heimlich diesen Schutzort liebgewinnen!
O daß ihr Herz, für meine Wohlthat fühlbar,*)
Ihn, den ich hassen muß, verwunschen möchte!
Sie kommt, in diesen Hallen mich zu sprechen,
Im Angesicht der Götter dieses Hauses.
Sie kommt! Ihr Antlitz, edler Unschuld Bild,
Läßt alle Reinheit ihres Herzens sehen. (Phanor ab.)

Zweiter Auftritt.

Sopir. Palmire.

Sopir. Wie segn' ich, edles Kind, das Glück des Kriegs,
Das Dich durch meinen Arm zu uns geführt!
Nicht in Barbarenhand bist Du gefallen.
Ein Jeder so wie ich ehrt Dein Geschick,
Dein Alter, Deiner Schönheit, Deiner Jugend Reiz.
O sprich! Und blieb mir in dem Sturm der Zeit
Bei meinem Volke noch so viel Gewalt,
Um Deine stillen Wünsche zu befried'gen,
So will ich meine letzten Tage segnen.

Palmire. Zwei Monden schon genieß' ich Deinen Schutz,

*) Im Sinne von „fühlend"; Goethe ist nicht etwa nur durch das französische „sensible" zu dieser Anwendung des Wortes bestimmt worden; er und viele Andre brauchen es auch sonst so. Vgl. z. B. Werke, VI. S. 147, Z. 16, und XVII. S. 436, Z. 1.

Erhabner Mann, und dulde mein Geschick,
Das Du erleichterst und die Thränen stillest,
Die eine harte Prüfung mir entlockt.
Wohlthät'ger Mann! Du öffnest mir den Mund;
Von Dir erwart' ich meines Lebens Glück.
Wie Mahomet begehrt, von meinen Banden mich
Befreit zu sehn, so wünsch' ich's auch. Entlaß
Ein Mädchen, die des Krieges schwere Hand
Nicht fühlen sollte! Sei nach dem Propheten
Mein zweiter Vater, dem ich Alles danke!

Sopir. Du sehnst Dich nach den Fesseln Mahomet's,
Dem Lärm des Lagers, nach der Wüste Schreckniß!
Ein wandelnd Vaterland, reizt es so sehr?

Palmire. Dort ist mein Herz, dort ist mein Vaterland!
Mein erst Gefühl hat Mahomet gebildet;
Von seinen Frauen ward ich auferzogen
In ihrer Wohnung, einem Heiligthum,
Wo diese Schaar, verehret und geliebt
Von ihrem Herrn, in ruhigen Gebeten
Und still beschäftigt, sel'ge Zeiten lebt.
Der einz'ge Tag war mir ein Tag des Grauens,
An dem der Krieg in unsre Wohnung drang
Und unsrer Helden Kraft nur kurze Zeit
Den Streichen eines raschen Feindes wich.
O Herr, verzeihe meinen Schmerzgefühlen!
Du hältst mich hier; doch ich bin immer dort.

Sopir. Wohl! Ich versteh'! Die Hoffnung nährest Du,
Des stolzen Mannes Herz und Hand zu theilen.

Palmire. Herr, ich verehr' ihn, ja, ich glaube, bebend,
In Mahomet den Schreckensgott zu sehen.
Zu solchem Bunde strebt mein Herz nicht auf,
Aus solcher Niedrigkeit zu solchem Glanz.

Sopir. Wer Du auch seist, ist denn wol er geboren,
Dich als Gemahl, als Herr Dich zu besitzen?
Das Blut, aus dem Du stammst, scheint mir bestimmt,
Dem frechen Araber Gesetz zu geben,
Der über Könige sich nun erhebt.

Palmire. Ich weiß von keinem Stolze der Geburt;
Nicht Vaterland, nicht Eltern kannt' ich je;
Mein Loos von Jugend auf war Sklaverei.
Die Knechtschaft macht mich vielen Andern gleich,
Und Alles ist mir fremd, nur nicht mein Gott.

Sopir. Wie? Dir iſt Alles fremd, und Dir gefallt
Ein ſolcher Zuſtand? Wie? Du dienſt einem Herrn
Und fühlſt nach einem Vater keine Sehnſucht!
In meinem traurigen Palaſt allein
Und findeſtes, o fand' ich ſolche Stütze!
Und wenn ich Dir ein beſſeres Geſchick
Bereitet, wollt' ich in den letzten Stunden
Die Ungerechtigkeit des meinigen vergeſſen.
Doch ach, verhaßt bin ich, mein Vaterland
Und mein Geſetz dem eingenommnen Herzen.

Palmire. Wie kann ich Dein ſein, bin ich doch nicht mein!
Ungern, o gut'ger Mann, verlaſſ' ich Dich;
Doch Mahomet, er iſt und bleibt mein Vater.

Sopir. Ein Vater, ſolch ein triegriſch Ungeheuer!

Palmire. Welch unerhörte Reden gegen Den,
Der, als Prophet auf Erden angebetet,
Vom Himmel uns die heil'ge Botſchaft brinat!

Sopir. O wie verblendet ſind die Sterblichen,
Wenn ſie ein falſcher Heuchelwahn betäubt!
Auch mich verläßt hier Alles, ihm Altäre,
Dem Frevler, zu errichten, den ich einſt,
Sein Richter, ſchonte, der ein Miſſethäter
Von hier entfloh und Kronen ſich erlog.

Palmire. Mich ſchaudert! Gott! Sollt' ich in meinem Leben
So freche Reden hören — und von Dir!
Die Dankbarkeit, die Neigung räumte ſchon
Gewalt auf dieſes Herz Dir ein. Von Dir
Vernehm' ich dieſe Läſtrung auf den Mann,
Der mich beſchützt, mit Schrecken und mit Abſcheu.

Sopir. Ach, in des Aberglaubens feſten Banden
Verliert Dein ſchönes Herz die Menſchlichkeit.
Wie jede Knechtſchaft, raubt auch dieſe Dir
Den freien Blick, das Würdige zu ſchätzen.
Du jammerſt mich, Palmire! Deinen Irrthum,
Der Dich umſtrickt, bewein' ich wider Willen.

Palmire. Und meine Bitte willſt Du nicht geſtatten?

Sopir. Nein! Dem Tyrannen, der Dein Herz betrog,
Das, zart und biegſam, ſich ihm öffnete,
Geb' ich Dich nicht zurück. Du biſt ein Gut,
Durch das mir Mahomet verhaßter wird.

Dritter Auftritt.

Die Vorigen. Phanor.

Sopir. Was bringst Du, Phanor?

Phanor. An dem Thor der Stadt,
Das gegen Moab's reiche Felder weist,
Ist Omar angelangt.

Sopir. Wie? Omar, dieser wilde,
Verwegne Mann, den auch der Irrthum faßte
Und an den Wagen des Tyrannen fesselte?
Als Bote kommt er des Verführers nun,
Den er zuerst als guter Bürger selbst
Verabscheut und bekämpft und so vor Vielen
Sich um sein Vaterland verdient gemacht!

Phanor. Er liebt es noch vielleicht; denn diesmal kommt er
Nicht schrecklich als ein Krieger; seine Hand
Trägt einen Oelzweig über seinem Schwert
Und bietet uns ein Pfand des Friedens an.
Man spricht mit ihm, man tauschet Geißeln aus;
Er bringt Seiden mit, den jungen Krieger,
Den Liebling des Propheten und des Heers.
Erfreulich schöne Hoffnung —

Palmire. Gott! Welch Glück!
Seide kommt!

Phanor. Und Omar nahet schon.

Sopir. Ich muß ihn hören. Lebe wohl, Palmire! (Palmire geht.)
Und Omar wagt's, vor meinen Blick zu treten!
Was kann er sagen, Götter meines Landes!
Dreitausend Jahre schützt Ihr Ismael's
Großmuth'ge Kinder. Sonne, heil'ge Lichter,
Der Götter Bilder, deren Licht Ihr bringt,
Blickt auf mich nieder, stärket meine Brust,
Die ich dem Unrecht stets entgegensetzte!

Vierter Auftritt.

Sopir. Omar. Phanor.

Sopir. Nun also kommst Du nach sechs Jahren wieder,
Betrittst Dein Vaterland, das einst Dein Arm
Vertheidigte, das nun Dein Herz verräth?
Noch sind von Deinen Thaten diese Mauern
Erfüllt, und Du, Abtrünniger, erscheinst

Im heiligen Bezirk verwegen, wo
Die Götter, die Geſetze herrſchen, die Du flohſt!
Was bringſt Du, Werkzeug eines Räubers, der
Den Tod verdient? Was willſt Du?

Omar. Dir vergeben!
Der göttliche Prophet ſieht Deine Jahre,
Dein trübes Unglück mit Bedauern an;
Er ehret Deinen Muth und reichet Dir
Die Hand, die Dich erdrücken könnte. Nimm
Den Frieden an, den er Euch bieten mag!

Sopir. Und er, der Aufrubriſitter, der um Gnade
Zu flehen hätte, will uns Frieden ſchenken!
Erlaubt Ihr, große Götter, daß der Frevler
Uns Frieden geben oder nehmen könne?
Und Du, der des Verräthers Willen bringt,
Erröthſt nicht, ſolch einem Herrn zu dienen?
Haſt Du ihn nicht geſehn, verworfen, arm,
Am letzten Platz der letzten Bürger kriechen?
Wie war er weit von ſolchem Ruhm entfernt,
Der ſich um ihn gewaltſam nun verbreitet!

Omar. Nichtswürd'ge Hoheit feſſelt Deinen Sinn.*)
So wägſt Du das Verdienſt und ſchätzeſt Menſchen
Nach dem Gewicht des Glücks in Deiner Hand?
Und weißt Du nicht, Du ſchwacher, ſtolzer Mann,
Daß das Inſekt, das ſich im Halm verbarg,
So wie der Adler, der die Wolken theilt,
Dem Ewigen belebter Staub erſcheine?
Die Sterblichen ſind gleich! Nicht die Geburt,
Die Tugend nur macht allen Unterſchied.
Doch Geiſter giebt's, begünſtiget vom Himmel,
Die durch ſich ſelbſt ſind, Alles ſind und nichts
Dem Ahnherrn ſchuldig, nichts der Welt. So iſt
Der Mann, den ich zum Herren mir erwählte.
Er in der Welt allein verdient's zu ſein;
Und allen Sterblichen, die ihm gehorchen ſollen,
Gab ich ein Beiſpiel, das mich ehren wird.

Sopir. Omar, ich kenne Dich. Du ſcheineſt hier

*) Deutlicher im Franzöſiſchen:

A t-o vlito grandeurs ton âme accoutumée
Jug- ainsi du mérite.

(Die Vorſtellung, die Du Dir von Hoheit machſt, hat keinen Werth.)

Als Schwärmer dieses Wunderbild zu zeichnen;
Doch seh' ich nur den klugen Redner durch.
Du glaubst umsonst, wie Andre mich zu täuschen;
Ihr betet an, wo ich verachten muß.
Verbanne jeden Trug! Mit weisem Blick
Sieh den Propheten an, den Du verehrst!
Den Menschen sieh in Mahomet! Gesteh,
Du hobst ihn, Du, zu dieser Himmelshöhe!
Des Schwärmens, der Verstellung sei genug!
Laß mit Vernunft uns Deinen Meister richten!
Wie zeigt er sich? Er treibt, ein roher Knecht,
Kameele vor sich her, betrügt durch Heucheldienst
Und Schwärmerei ein Weib, das ihm vertraut.
So wird Fatime sein. Von Traum in Traum
Führt er ein leicht gewonnen Volk und macht Partei,
Erregt die Stadt. Man fängt ihn, führet ihn
Zu meinen Füßen. Vierzig Aelteste
Verdammen, sie verbannen ihn, und so,
Zu leicht bestraft, wächst nur sein kühner Unsinn.
Von Höhle flüchtet er zu Höhle mit Fatimen,*)
Und seine Jünger, zwischen Stadt und Wüste,
Verbannt, verfolgt, geächtet, eingekerkert,
Verbreiten ihre Wuth als Götterlehre.
Medina wird von ihrem Geist entzündet;
Da standest Du, Du selbst, Du standest auf,
Mit Weisheit diesem Uebel abzuwehren.
Da warst Du glücklich, brav, gerecht und stelltest
Als freier Mann Dich gegen Tyrannei.
Ist er Prophet, wie durftest Du ihn strafen?
Ist er Betrieger, und Du dienest ihm?

Omar. Ich wollt' ihn strafen, als ich sie verkannte,
Die ersten Schritte dieses großen Mannes.
Doch nun erkenn' ich's, ja, er ist geboren,
Die Welt zu seinen Füßen zu verwandeln.
Sein Geist erleuchtete den meinen, und ich sah ihn
Zum unbegrenzten Laufe sich erheben.
Bereit und unerschüttert, immer wunderbar,
Sprach, handelt', stritt', vergab er wie ein Gott.
Da schloß ich diesen ungeheuern Thaten

*) Der Vers hat einen Jambus zu viel, wie z. B. S. 35 und S. 404. Z. 6; reine Trimeter finden sich S. 406. Z. 21, S. 410. Z. 34 und vielfach anderwärts.

Mein Leben an, und Thronen*) und Altäre
Erwarben wir; ich theile sie mit ihm.
Ich war, laß mich's gestehn, so blind wie Du.
Ermanne Dich, Sopir, verlasse, schnell
Bekehrt wie ich, den alten Eigensinn!
Hör auf, die Wuth des falschen Eifers mir
Verworren eitel vorzurühmen, daß
Du grausam unser Volk verfolgest, unsre Brüder
Mit Freuden quälst und lästerst unsern Gott!
Dem Helden fall zu Füßen, den Du einst
Zu unterdrücken dachtest! Küsse diese Hand,
Die nun den Donner trägt! Ja, sieh mich an!
Der Erste bin ich nach ihm auf der Erde.
Die Stelle, die Dir bleibt, ist schön genug
Und werth, daß Du dem neuen Herren huldigst.
Sieh, was wir waren, siehe, was wir sind!
Für große Menschen ist das schwache Volk
Geboren. Glauben soll's, bewundern und gehorchen.
Komm, herrsche nun mit uns, erhebe Dich,
Theil unsre Größe, der sich nichts entzieht,
Und schrecke so das Volk, das Dich beherrschte!

Sopir. Nur Mahomet und Dich und Deinesgleichen
Wünsch' ich durch meine Redlichkeit zu schrecken.
Du willst, der Scherif des Senates soll,
Abtrünnig, dem Betrieger huld'gen, den Verführer
Bestät'gen, den Rebellen krönen. Zwar
Ich leugne nicht, daß dieser kühne Geist
Viel Klugheit zeigt und Kraft und hohen Muth;
Wie Du erkenn' ich Deines Herrn Talente,
Und wär' er tugendhaft, er wär' ein Held.
Doch dieser Held ist grausam, ein Verräther;
So schuldig war noch niemals ein Tyrann.
Mir kündigst Du die triegerische Huld
Vergebens an; der Rache tiefe Künste
Versteht er meisterlich; mir drohen sie.
Im Laufe dieses Krieges fiel sein Sohn
Durch meine Hand; ja, dieser Arm erlegt' ihn,
Und meine Stimme sprach des Vaters Bann.
Mein Haß ist unbezwinglich wie sein Zorn.

*) Für die Pluralform, deren Aenderung in „Throne" durchaus überflüssig ist, vergl. die 2. Note auf S. 47 dieses Theiles.

Will er nach Mekka, muß er mich verderben,
Und der Gerechte schont Verräther nicht.
Omar. Daß Mahomet verzeihend schonen kann,
Sollst Du erfahren. Folge seinem Beispiel!
Er trägt Dir an, zu theilen, Deine Stämme
Vom Raub der überwundnen Kön'ge zu bereichern.
Um welchen Preis willst Du den Frieden geben,
Um welchen Preis Palmiren? Unsre Schätze
Sind Dein.
Sopir. Und so glaubst Du mich anzulocken,
Mir meine Schande zu verkaufen, mir
Den Frieden abzumarkten, weil Du Schätze
Zu bieten hast, die Ihr mit Missethaten
Errangt? Palmiren will er wieder? Nein!
So viele Tugenden sind nicht geschaffen,
Ihm unterthan zu sein. Er soll sie nicht besitzen,
Der Trieger, der Tyrann, der die Gesetze
Zu stürzen kommt, die Sitten zu vergiften.
Omar. Du sprichst unbiegsam noch als hoher Richter,
Der von dem Tribunal den Schuld'gen schreckt.
Du willst ein Staatsmann sein; so denke, handle,
Wie's einem Staatsmann ziemt! Betrachte mich
Als den Gesandten eines großen Manns
Und Königs!
Sopir. Wer hat ihn gekrönt?
Omar. Der Sieg!
Bedenke seine Macht und seinen Ruhm!
Man nennt ihn Ueberwinder, Held, Erobrer;
Doch heute will er Friedensstifter heißen.
Noch ist sein Heer von dieser Stadt entfernt;
Doch es umschließt Euch bald, und diese Mauern,
Die mich gezeugt, soll ich belagern helfen.
O höre mich! Laß uns das Blut ersparen!
Er will Dich sehn, er will Dich sprechen!
Sopir. Wer?
Omar. Er wünscht es.
Sopir. Mahomet?
Omar. Er selbst!
Sopir. Verräther!
Herrscht' ich allein in diesen heil'gen Mauern,
So würde Strafe statt der Antwort folgen.
Omar. Sopir, mich jammert Deine falsche Tugend!

Doch da, wie Du gestehst, ein abgewürdigter
Senat das schwache Reich mit Dir zu theilen
Sich anmaßt, wohl, er soll mich hören.
Nicht alle Herzen, weiß ich, sind für Dich.
Sopir. Ich folge Dir, und jetzen wird sich bald,
Wen man zu hören hat. Gesetz und Götter
Und Vaterland vertheidigt meine Stimme;
Erhebe dann die Deine! Leihe sie
Dem Gotte der Verfolgung, dem Entsetzen
Des menschlichen Geschlechts, den ein Betrieger,
Die Waffen in der Hand, verkünden darf!
(Zu Phanor, nachdem Omar abgegangen.)
Und Du, hilf den Verräther mir verdrängen!
Ihn dulden, heißt ihn schonen, heißt es sein.
Komm, laß uns seinen Plan vereiteln, seinen Stolz
Beschämen! Komm! Und wenn ich nicht vermag,
Dem Richtplatz ihn zu weihen, steig' ich willig
Ins Grab hinunter. Hört mich der Senat,
Befreit sind wir, die Welt ist's vom Tyrannen.

Zweiter Aufzug.

Erster Auftritt.

Seide. Palmire.

Palmire. Führt Dich ein Gott in mein Gefängniß? Soll
Mein Jammer enden? Seh' ich Dich, Seide!
Seide. O süßer Anblick! Freude meines Lebens!
Palmire, meiner Schmerzen einz'ger Trost,
Wie viele Thränen hast Du mich gekostet
Seit jenem Tag des Schreckens, da der Feind
Dich meinem blutgefärbten Arm entriß!
Vergebens widerstand ich seiner Macht,
Die in das Heiligste des Lagers drang;
Vergebens stürzt' ich mich den Räubern nach;
Nur einen Augenblick errang ich Dich.
Bald lag ich unter Todten hingestreckt
Am Saibar, verzweifelnd; mein Geschrei,
Das Dich nicht mehr erreichte, rief den Tod;
Er hörte nicht. In welchen Abgrund stürzte,
Geliebteste Palmire, Dein Verlust

Mein armes Herz! Mit jammervollen Sorgen
Bedacht' ich die Gefahren um Dich her;
Entbrannt von Wuth, irrt' ich und schalt verwegen
Der Rache Zaudern, stürzte mich im Geist
Auf diese Mauern. Ich beschleunigte
Den Tag des Bluts, des Mordes, und schon flammte,
Von meinen Händen angezündet, der Bezirk,
Der Deinen Jammer eingekerkert hält.
Vergebens! Meine rege Phantasie
Verschwand in Finsterniß. Ich war allein.
Nun aber handelt Mahomet. Wer darf
In seiner Plane Göttertiefe spähen?
Er sendet Omar fort, nach Mekka, hör' ich,
Um einen heil'gen Stillstand einzugehen;
Ich eil' ihm nach, am Thor erreich' ich ihn;
Man fordert Geißeln, und ich bin bereit.
Man nimmt mich an, man läßt mich ein, und hier
Bleib' ich bei Dir, gefangen oder todt.

Palmire. Du kommst, mich von Verzweiflung zu erretten!
In dieser Stunde warf ich mich bewegt
Zu meines Räubers Füßen flehend hin;
„O kenne," rief ich aus, „mein ganzes Herz!
Mein Leben ist im Lager. Wie Du mich von dort
Entführtest, sende mich zurück und gieb
Das einz'ge Gut, das Du geraubt, mir wieder!"
Vergebens flossen meine Thränen; hart
Versagt' er meine Bitten, mir verschwand
Des Tages Licht; mein Herz, beklemmt und kalt,
Von keiner Hoffnung mehr belebt, es schien
Auf ewig nun zu stocken; Alles war
Für mich verloren — und Seide kommt.

Seide. Uno wer kann Deinen Thränen widerstehn?

Palmire. Sopir. Er schien gerührt von meinem Jammer;
Doch bald verhärtet und versteckt, erklärt' er,
Es sei umsonst, er gebe mich nicht los. —

Seide. Du irrst, Barbar! Dir drohet Mahomet
Und Omar; auch Seide darf sich nennen
Nach diesen großen Namen. Liebe,
Vertrauen, Hoffnung, Glaube, Muth befeuern
Den Jüngling, der nach Heldenruhm sich sehnte,
Und dem nun hier die schönste Palme winkt.
Wir brechen Deine Ketten, trocknen Deine Thränen!

Gott Mahomet's! Beschützer unsrer Waffen!
Du, dessen heiliges Panier ich trug,
Der Du Medinens Mauern niedertrissest,
Auch Mekka stürze nieder, uns zu Füßen!
Omar ist in der Stadt. Gerubia*) sieht
Das Volk ihn an, nicht mit Entsetzen,
Wie Feinde feindlich den Besieger sehn.
Ihn sendet Mahomet zu großen Zwecken.

Palmire. Uns lieber Mahomet, befreiet mich.
Verbindet uns, zwei Herzen, die ihm ganz
Gehören; aber ach, er ist entfernt,
Wir sind in Ketten.

Zweiter Auftritt.

Die Vorigen. Omar.

Omar. Nur getrost! Es springen
Die Ketten bald entzwei. Der Himmel ist
Euch günstig. Mahomet ist nah.

Seide. Wer?

Palmire. Unser hoher Vater?

Omar. Zu dem Rath
Von Mekka's Aeltesten sprach eben jetzt
Sein Geist durch meinen Mund:
„Der Freund des Gottes, der die Schlachten lenkt,
Der große Mann, der, einst bei Euch geboren,
Nun Könige beherrschet und beschützt,
Den wollt Ihr nicht als Bürger anerkennen?
Kommt er, um Euch zu fesseln, zu verderben?
Er kommt, Euch zu beschützen! Und noch mehr,
Er kommt, Euch zu belehren und sein Reich
Allein in Euern Herzen aufzurichten."
So sprach ich; mancher Richter war bewegt;
Die Geister schwankten. Doch Sopir steht auf,
Er, der sich vor dem Himmelslichte fürchtet,
Das alten alten Wahn zerstreuen soll,
Beruft das Volk, für sich es zu bestimmen;
Es läuft zusammen, und ich dringe zu.
Nun red' ich auch und weiß die Bürger bald
Zu schrecken, bald zu überreden. Endlich

*) Vgl. Werke, VII. S. 136, Z. 8.

Erhalt' ich einen Stillstand, und das Thor
Für Mahomet ist offen; endlich naht er
Nach funfzehnjähriger Verbannung seinem Herde.
Die Tapfersten umgeben ihn, er kommt
Mit Ali, Pharan, Hammon, alles Volk
Stürzt, ihn zu sehn, an seinen Weg. Die Blicke
Sind wie der Bürger Sinn verschieden. Dieser sieht
In ihm den Helden, Dieser den Tyrannen.
Der Eine flucht und droht, der Andre stürzt
Zu seinen Füßen, küßt sie, betet an.
Wir rufen dem bewegten Volk entgegen
Die heil'gen Namen „Friede!" „Freiheit!" „Gott!"
Und die Partei Sopir's, verzweifelnd, haucht
Der Raserei ohnmächt'ge Flammen aus.
Durch den Tumult mit ruhig freier Stirn
Tritt Mahomet heran als Herrscher; doch er führt
Den Oelzweig, und der Stillstand ist geschlossen.
Groß ist der Augenblick. Hier kommt er selbst.

Dritter Auftritt.

Mahomet. Omar. Gefolge. Seide. Palmire.

Mahomet. Unüberwindliche Gefährten meiner Macht,
Mein edler Ali, Morat, Pharan, Hammon,
Begebt Euch zu dem Volk zurück, belehrt's
In meinem Namen, droht, versprecht! Die Wahrheit,
Allein soll sie regieren wie mein Gott.
Anbeten soll man ihn, man soll ihn fürchten.
Wie? Auch Seide hier?

Seide. Mein Vater! Mein Gebieter!
Der Gott, der Dich begeistert, trieb mich an.
Bereit, für Dich Unmögliches zu wagen,
Zu sterben, eilt' ich vor, eh Du befahlst.

Mahomet. Du hättest warten sollen! Mir zu dienen,
Versteht nur Der, der meinen Wink befolgt.
Gehorch' ich meinem Gott, gehorchet mir!

Palmire. O Herr, verzieh ihm, seiner Ungeduld!
Du liebest uns zusammen aufertstehn,
Ein Geist belebt uns, ein Gemüth durchdringt uns.
Ach, meine Tage waren trüb genug,
Entfernt von Dir, von ihm, gefangen schmachtend,

Eröffnet sich mein mattes Aug' dem Licht
Nach langer Zeit zum ersten Male wieder.
Ach, diesen Augenblick, verzäll ihn nicht!

Mahomet. Genug, Palmire! Deines Herzens Tiefen
Durchschau' ich. Bleibe still und unbesorgt!
Leb wohl! Die Sorge für Altar und Thron
Hält mich nicht ab, Dein Schicksal zu bedenken.
Ich bin für Dich besorgt wie für die Welt;
Drum warn' ich Dich vor einem Manne, vor
Sopiren.

(Zu Seiden.)

Du suchst meine Krieger auf!

Vierter Auftritt.

Mahomet. Omar.

Mahomet. Du, wackrer Omar, bleibest und vernimmst,
Was ich in meinem Sinn und Herzen wälze!
Soll ich die Stadt belagern, die vielleicht
Hartnäckig widersteht und meinen Sieg
Im raschen Laufe hemmet, ja wol gar
Die Bahn begrenzt, die ich durchlaufen kann?
Die Völker müssen keine Zeit gewinnen,
Von meiner Thaten Glanz sich zu erholen.
Das Vorurtheil beherrscht den Pöbel. Mit
Ist das Orakel, die gemeine Sage,
Die einen gottgesandten Mann der Welt
Versprechen. Ueberall soll ihn der Sieg
Erst krönen, und er soll nach Mekka dann
Mit einem Oelzweig kommen, wohlempfangen,
Den Krieg von dieser heil'gen Stätte wenden.
Laß uns der Erde Wahn getrost benutzen!
Ich fühle mich zu ihrem Herrn bestimmt.
Die Meinen bringen schon mit neuem Eifer
Und Geisteskraft aufs unbeständ'ge Volk.
Du aber sage mir, wie fandest Du
Palmiren und Seiden?

Omar. Immer gleich.
Von allen Kindern, welche Hammon*) Dir

*) Bei Voltaire ist Hercide auch der Erzieher von Palmire und Seide gewesen.

Erzogen, sie zu Deinem Dienst, zu Deinem
Gesetz genähret und gebildet, die
Vor Deinem Gott sich beugen, Dich als Vater
Verehren, keins von allen hat ein Herz,
So bildsam, keins von allen einen Geist,
Zum Glauben so geneigt, als dieses Paar.
Ergeben sind sie Dir, wie keine sind.
Mahomet. Und dennoch sind sie meine größten Feinde.
Sie lieben sich! Das ist genug.
Omar. Und schiltst
Du ihre Zärtlichkeit?
Mahomet. O lerne mich
Und meine Wuth und meine Schwachheit kennen!
Omar. Was sagst Du?
Mahomet. Omar, Dir ist nicht verborgen,
Wie eine Leidenschaft die übrigen,
Die in mir glühen, mit Gewalt beherrscht.
Von Sorge für die Welt belastet, rings umgeben
Vom Sturm des Krieges, der Parteien Woge,
Schwing' ich das Rauchfaß, führ' ich Scepter, Waffen;
Mein Leben ist ein Streit, und mäßig, nüchtern,
Bewing' ich die Natur mit Ernst und Strenge.
Verbannt ist der verrätherische Trank,
Der Sterbliche zu heben scheint und schwächt.
Im glühnden Sand, auf rauhen Felsenflächen,
Trag' ich mit Dir der strengen Lüfte Pein,
Und keiner unsrer Krieger duldet besser
Der Heereszüge tausendfält'ge Noth.
Für Alles tröstet mich die Liebe; sie allein,
Sie ist mein Lohn, der Arbeit einz'ger Zweck,
Der Götze, dem ich räuchre, ja, mein Gott!
Und diese Leidenschaft, sie gleicht der Raserei
Der Ehrsucht, die mich über Alles hebt.
Gesteh' ich's! Heimlich glüh' ich für Palmiren! Sie
Ist mir vor allen meinen Frauen werth.
Begreifst Du nun die höchste Raserei
Der Eifersucht, wenn sich Palmire mir
Zu Füßen wirft, ihr ganzes Herz mir zeigt,
Das einem Andern schon gehört? Entrüstet
Steh' ich vor ihr und fühle mich beschämt.
Omar. Und Du bist nicht gerochen?
Mahomet. Hör erst Alles

Und lern ihn kennen, um ihn zu verwünschen!
Die Beiden, meine Feinde, die Verbrecher, sind —
Sind Kinder des Tyrannen, den ich hasse!
Omar. Sopir — !
Mahomet. Ist Vater dieser Beiden! Hammon brachte
Vor zunfzehn Jahren sie in meine Hand.
An meinem Busen nährt' ich diese Schlangen,
Und ihre Triebe feindeten mich an.
Sie glühten für einander, und ich fachte
Selbst Odem ihren Leidenschaften zu.
Vielleicht versammelt hier der Himmel alle
Verbrechen! Ja, ich will — Er kommt, er blickt
Uns grimmig hassend an, und seinen Zorn
Verbirgt er nicht. Du gehst, bemerkest Alles!
Mit meinen Tapfern soll sich Ali fest
Am Thore halten! Bringe mir Bericht,
Zu überlegen, ob mit meinen Streichen
Auf ihn ich zaudern oder eilen soll!

Fünfter Auftritt.

Mahomet. Sopir.

Sopir. O welche Last zu meinen tiefen Schmerzen!
Empfangen soll ich hier den Feind der Welt.
Mahomet.
Da uns der Himmel hier zusammenbringt, so komm!
Sieh ohne Furcht mich an und ohn' Erröthen!
Sopir. Erröthen sollt' ich nur für Dich, der nicht
Geruht, bis mit Gewalt und List er endlich
Sein Vaterland dem Abgrund zugeführt;
Für Dich, der hier nur Missethaten sä't
Und mitten in dem Frieden Krieg erzeugt.
Dein Name schon zerrüttet unsre Häuser,
Und Gatten, Eltern, Mütter, Kinder feinden
Sich, Weltverwirrer, Deinetwegen an.
Der Stillstand ist für Dich nur Mittel, uns
Zu untergraben; wo Du schreitest, drängt
Der Bürgerkrieg sich Deinem Pfade nach.
Du Inbegriff von Lügen und von Kühnheit!
Tyrann der Deinen! Und Du wolltest hier
Mir Frieden geben und mir Gott verkünden?

Mahomet. Spräch' ich mit einem Andern als mit Dir,
So sollte nur der Gott, der mich begeistert, reden;
Das Schwert, der Koran in der blut'gen Hand
Sollt' einem Jeden Schweigen auferlegen!
Wie Donnerschläge wirkte meine Stimme,
Und ihre Stirnen sah' ich tief im Staub.
Doch Dich behandl' ich anders, und mit Dir
Sprech' ich als Mensch und ohne Hinterhalt.
Ich fühle mich so groß, daß ich Dir nicht
Zu heucheln brauche. Wir sind hier allein!
Du sollst mich kennen lernen; höre mich!
Mich treibt die Ehrsucht; jeden Menschen treibt sie;
Doch niemals hat ein König, nie ein Priester,
Ein Feldherr oder Bürger solchen Plan
Wie ich empfangen oder ausgebildet.
Von mir geht eine rasche Wirkung aus,
Die auch den Meinen hohes Glück verspricht.
Wie manches Volk hat auf der Erde schon
Geglänzt an seiner Stelle durch Gesetz,
Durch Künste, doch besonders durch den Krieg!
Nun endlich tritt Arabien hervor.
Ein edles Volk, in Wüsten, unbekannt,
Vergräbt es lange seinen hohen Werth.
Blick auf und sieh die neuen Siegestage
Herannahn! Sieh von Norden gegen Süden
Die Welt versunken, Persien in Blut,
Schwach Indien, in Sklaverei Aegypten
Erniedrigt und den Glanz der Mauern Konstantin's
Verfinstert; sieh das Reich, dem Rom gebot,
Nach allen Seiten aus einander brechen,
Zerstückt den großen Körper, seine Glieder,
Zerstreut und ohne Hoffnung, traurig zucken!
Auf diese Trümmern*) einer Welt laß uns
Arabien erheben! Neuen Gottesdienst
Bedürfen sie, bedürfen neue Hilfe,
Die Tiefgesunknen, einen neuen Gott.
Einst gab Osiris den Aegyptern, einst
Den Asiaten Zoroaster, Moses
Den Juden, in Italien gab Numa
Halbwilden Völkern unzulängliche

*) Für diese Wortform vgl. Werke, II. S. 96, Z. 6, und XII. S. 54, Z. 12

Geiſte; nun nach tauſend Jahren komm' ich,
Die gröberen Gebote zu verändern.
Ein edler Joch biet' ich den Völkern an;
Die falſchen Götter ſtürz' ich; neuer Gottesdienſt,
Die erſte Stufe meiner Größe, lockt
Die Hirten an. Mit Unrecht tadelſt Du,
Daß ich mein Vaterland betriege. Nein,
Ich raub' ihm ſeines Götzendienſtes Schwäche,
Und unter einem König, einem Gott,
Vereint es mein Geſetz. Wie es mir dient,
So ſoll es herrlich werden auf der Erde.

Sopir. Das ſind nun Deine Plane! Kühn gedenkeſt Du
In andere Geſtalt nach Deinem Willen
Die Welt zu modeln, willſt mit Mord und Schrecken
Dem Menſchen Deine Denkart anbefehlen;
Und Du, Verheerer, ſprichſt von Unterricht!
Ach, wenn ein Irrthum uns verführte, wenn
Ein Lügengeiſt im Dunkeln uns bezwang,
Mit welcher Schreckensfackel dringſt Du ein,
Uns zu erleuchten! Wer ertheilte Dir
Das Recht, zu lehren, uns die Zukunft zu
Verkündigen, das Rauchfaß zu ergreifen und
Das Reich Dir anzumaßen?

Mahomet. Dieſes Recht
Giebt ſich der hohe Geiſt, der große Plane
Zu faſſen und beharrlich zu verfolgen
Verliehet, ſelbſt und fühlet ſich geboren,
Das dunkle, das gemeine Menſchenvolk zu leiten.

Sopir. Und jeder muthige Betrieger dürfte
Den Menſchen eine Kette geben? Er
Hat zu betriegen Recht, wenn er mit Größe
Betriegt?

Mahomet. Wer ſie und ihr Bedürfniß kennt
Und dies befriedigt, der betriegt ſie nicht.
Sie ſehnen ſich nach neuem Gottesdienſt;
Der meine wird ihr Herz erheben. Das
Bedürfen ſie. Was brachten Deine Götter
Hervor? Wann haben ſie wohlthätig ſich gezeigt?
Entſpringt der Lorbeer zu den Füßen ihres
Altares? Nein, Dein niedrig dunkler Sinn
Entwürdiget die Menſchen und entnervt ſie,
Macht ſie beſchränkt und ſtumpf. Doch meine Lehre

Erhebt den Geist, entwickelt Kunst und Muth,
Macht unerschütterlich, und mein Gesetz
Erschafft sich Helden!

Sopir. Räuber magst Du sagen!
Bei mir kann Deine Lehre nicht gedeihn.
Rühm in Medina Deines Truges Dich,
Wo Deine Meister unter Deinen Fahnen,
Verführt, sich sammeln, wo sich Dessesgleichen
Zu Deinen Füßen werfen!

Mahomet. Seinesgleichen
Hat Mahomet schon lange nicht gesehen.
Bezwungen ist Medina, Mekka zittert;
Dein Sturz ist unvermeidlich. Nimm den Frieden an!

Sopir. Auf Deinen Lippen schallt der Friede; doch
Dein Herz weiß nichts davon. Mich wirst Du nicht
Betriegen.

Mahomet. Brauch' ich das? Der Schwache nur
Bedarf des Trugs, der Mächtige besiehlt.
Befehlen werd' ich morgen Das, warum
Ich heute Dich ersuche. Morgen kann ich
Mein Joch auf Deinem Nacken sehen; heute
Will Mahomet Dein Freund sein.

Sopir. Freunde? Wir?
Auf welch ein neues Blendwerk rechnest Du?
Wo ist der Gott, der solch ein Wunder leistet?

Mahomet. Er ist nicht fern, ist mächtig! Sein Gebot
Wird stets befolgt; er spricht zu Dir durch mich.

Sopir. Wer?

Mahomet. Die Nothwendigkeit, Dein Vortheil!

Sopir. Nein!
Eh uns ein solches Band vereinen soll,
Eh mag die Hölle sich dem Himmel paaren!
Der Vortheil ist Dein Gott; der meine bleibt
Gerechtigkeit, und solche Feinde schließen
Kein sicher Bündniß. Welch ein Pfand vermagst Du
Zur Sicherheit der unnatürlichen
Verbindung vorzuschlagen? Ist's vielleicht
Dein Sohn, den Dir mein Arm geraubt? Vielleicht
Willst Du das Blut mir zeigen meiner Kinder,
Das Du vergossen?

Mahomet. Deine Kinder! Ja!
Vernimm denn ein Geheimniß, das allein

Ich auf der Welt bewahre! Du bewennest
So lange Deine Kinder, und sie leben.
Sopir. Sie leben, sagst Du? Himmel! Tag des Glücks!
Sie leben! Und durch Dich soll ich's erfahren!
Mahomet. In meinem Lager, unter meinen Sklaven.
Sopir. Sie dienen Dir? Sie, meine Kinder, Dir?
Mahomet. Wohlthätig nährt' ich sie und zog sie auf.
Sopir. Und Du erstrecktest nicht den Haß auf sie?
Mahomet. An Kindern straf' ich nicht der Väter Schuld.
Sopir. Vollende! Sprich! Enthüll ihr ganz Geschick!
Mahomet. Ihr Leben ist, ihr Tod in meiner Hand.
Du sprichst ein einzig Wort, und sie sind Dein.
Sopir. Ich kann sie retten! Nenne mir den Preis!
O laß die Bande mich mit ihnen tauschen!
Willst Du mein Blut, es fließet gern für sie.
Mahomet.
Nein, komm vielmehr und tritt auf meine Seite!*)
Durch Dein Gewicht befestige das Reich!
Verlasse Deinen Tempel, übergieb
Mir Mekka, sei gerührt von meinem Glauben!
Den Koran kündige den Völkern an,
Dien als Prophet, als treuer Eifrer mir!
Frei ist Dein Sohn, ich bin Dein Eidam.
Sopir. Götter!
Zu welcher Prüfung habt Ihr mich gespart?
Ja, ich bin Vater, Mahomet! Ich fühle
Nach funfzehn Schmerzensjahren ganz das Glück,
Das mich erwartete, wenn ich sie wieder
Vor mir erblickte, sie an dieses Herz
Noch einmal schlösse. Gerne wollt' ich sterben,
Von ihren Armen einmal noch umfangen;
Doch wenn Du forderst, daß ich meinen Gott,
Mein Vaterland an Dich verrathe, mich
In schnöder Heuchelei vor Dir erniedrige,
So fordre lieber, daß ich die Geliebten
Mit eignen Händen opfre! Meine Wahl
Wird keinen Augenblick im Zweifel schweben. (Sopir geht ab.)

*) Der Vers lautet im Französischen: „Non, mais il faut m'aider à tromper l'univers" und hat insofern eine gewisse Berühmtheit erhalten, als die französische Polizei eine Zeit lang darauf bestanden hatte, daß die Schauspieler statt „tromper" „tromper" sagten. (Vgl. Oeuvres complètes de Voltaire, Tome troisième, pag. 119. A Genève chez Charles Guillaume Ruiager. 1764.)

Mahomet. Geh, stolzer Bürger, eigensinn'ger Greis!
Du forderst selbst zur Grausamkeit mich auf,
Zur unbezwungnen Härte.

Sechster Auftritt.

Mahomet. Omar.

Omar. Zeige sie,
Wenn wir nicht fallen sollen! Deiner Feinde
Geheimnisse sind mir verkauft; es steht
Die Hälfte des Senates gegen Dich; sie haben
Dich heimlich angeklagt und Dich verdammt,
Und des Gerichtes heil'ge Scheu verbirgt
Den Meuchelmord, auf den man sinnet. Morgen,
Gleich wenn der Stillstand endet, soll Sopir
Und seine blut'ge Rache triumphiren.
Mahomet. Ereilen soll sie meine Rache! Fühlen
Soll dieses widerspänst'ge Volk die Wuth
Des Manns, der zu verfolgen weiß. Sopir
Soll untergehn!
Omar. Wenn dieses starre Haupt
Zu Deinen Füßen liegt, ist Alles Dein.
Die Andern beugen sich; doch säume nicht!
Mahomet. Ich muß den Zorn in meiner Brust verhalten,
Die Hand verbergen, die den Streich vollbringt,
Von mir des Pöbels Auge klug hinweg
Nach einem Andern lenken.
Omar. Achtest Du
Den Pöbel?
Mahomet. Nein, doch muß er uns verehren.
Drum brauch' ich einen Arm, der mir gehorcht;
Die Frucht sei unser, und er trag' die Schuld!
Omar. Der Arm ist schon gefunden! Niemand ist
Zu solcher That geschickter als Seide.
Mahomet. Du glaubst?
Omar. Er wohnt als Geißel bei Sopiren;
Er nahet sich ihm frei und findet leicht
Den Augenblick, die Rache zu vollbringen,
Und sein beschränkter Sinn macht ihn geschickt.
Die Andern, die sich Deiner Gunst erfreun,
Sind eitel, aber klug; Erfahrung lehrte
Sie Deinen Vortheil und den eignen kennen;

Auf bloßen Glauben wagte Keiner leicht
Die Schreckensthat, die ihn verderben kann;
Ein einfaches Gemüth bedarf's, das muthig blind
In seine Sklaverei verliebt sei. Nur
Die Jugend ist die Zeit der vollen Täuschung.
Seide legt die Gluth des Aberglauben?
In seinem Busen anzufachen ist
Sie leicht.

Mahomet. Seiden wählst Du?

Omar. Ja, den schlag' ich vor.
Des kühnen Feindes unbezähmten Sohn,
Der mit verhaßten Flammen Dich verletzt.

Mahomet.
Er sei verwünscht! Nenn ihn vor mir nicht mehr!
Die Asche meines Sohnes ruft um Rache.
Gefahr häuft auf Gefahr sich jede Stunde,
Und Leidenschaften wüthen in der Brust;
Mich ladet eine holde Schönheit an,
Ihr Vater ist mein unversöhnter Feind.
Abgründe liegen um mich her; ich schreite
Hindurch nach einem Thron, und ein Altar,
Dem neuen Gott errichtet, soll sogleich
Von unerhörten Opfern gräßlich bluten.
Sopit muß untergehn, so auch sein Sohn!
Mein Vortheil will's, mein Haß und meine Liebe.
Sie reißen mich gewaltig mit sich hin.
Die Religion verlangt es, die wir bringen,
Und die Nothwendigkeit, sie fordert's mit Gewalt.

Dritter Aufzug.

Erster Auftritt.

Palmire. Seide.

Palmire. Verweile, sprich! Welch Opfer kann es sein,
Welch Blut, das insgeheim die göttliche
Gerechtigkeit verlangt? Verlaß mich nicht
In diesen ahnungsvollen Augenblicken!

Seide. Gott würdigt, Gott beruft mich! Diesen Arm
Hat er erwählt; ich soll ihm näher treten.
Ein heil'ger Eid, ein hoher, schreckensvoller,

Soll mich dem Unerforschlichen verbinden.
Mich führet Omar zu dem Heil'gen ein;
Ich schwöre Gott, für sein Gesetz zu sterben;
Mein zweiter Schwur, Palmire, bleibt für Dich.

Palmire. Du gehst allein! Warum? was ruft man Dich
Von mir hinweg? O, könnt' ich mit Dir gehen!
An Deiner Seite fühlt' ich keine Furcht.
Ich bin beängstet. Eben Omar wollte
Mich trösten, stärken; doch er schreckte mich.
Er sprach geheimnißvoll, sprach von Verrath,
Von Blut, das fließen werde, von der Wuth
Der Aeltesten des Volks, von Meuterei
Sopirens. Wenn der Stillstand nun erlischt,
Was wird es werden? Flammen brennen schon,
Die Dolche sind bereit, sie sind gezückt,
Sie werden treffen. Der Prophet hat es
Gesagt; er trieget nicht. Was wird aus uns?
Ich fürchte von Sopiren Alles, Alles für
Seiden.

Beide. Wär' es möglich, daß Sopir
Ein so verrätherisch Herz im Busen trüge!
Als Geißel trat ich heute vor ihm auf;
Mit Adel und mit Menschlichkeit empfing
Er mich so schön; im Innern fühlt' ich mich
Wie von geheimer Macht zu ihm gezogen,
Und unsern Feind kennt' ich in ihm nicht mehr.
Sein Name, seine hohe Gegenwart
Erfüllten mich mit Ehrfurcht, sie verdeckten
Dem unerfahrnen Jüngling seine Tücke
Und schlossen mir das Herz gewaltig auf.
Doch nein, Dein Anblick war's. Da ich Dir wieder
Zum ersten Mal begegnete, mein Glück
Von ganzer Seele fühlte, jeden Schmerz vergaß
Und Furcht und Sorgen alle von mir wies,
Nichts kannte, sah, nichts hörte mehr als Dich,
Da fühlt' ich mich auch glücklich bei Sopiren.
Nun haß' ich den Verführer desto mehr
Und will der Stimme, die für ihn sich regt,
In meinem Herzen kein Gehör verleihn.

Palmire. Wie hat der Himmel unser Schicksal doch
In Allem innig verbunden, uns
Zu einem Willen väterlich vereint!

Auch ich, Geliebter, wär' ich nicht die Deine,
Und löge mich unwiderstehlich nicht
Die Liebe zu Dir hin, bezeugerte
Mich Mahomet's erhaben, Lehre nicht
Wie Dich, wie gern wand' ich Sopiren trauen!
Seide. Tag ist Verbindung, die uns zu dem Manne
Zu ziehen strebet. Laß uns widerstehn,
Der Gottes Stimme hören, dem wir dienen!
Ich gehe, jenen großen Ort zu leisten,
Gott, der mich hört, wird uns beistehen,
Und Mahomet als Priester und als König
Wird unsre reine Liebe segnend krönen;
Dich zu besitzen, wag' ich jeden Schritt.

Zweiter Auftritt.

Palmire.

Palmire. Er geht hervor; doch kann ich meinen Geist
Von einer schwarzen Ahnung nicht befreien.
Die Sicherheit, geliebt zu sein, das reine
Gefühl, zu lieben, heitert mich nicht auf.
Der lang' ersehnte Tag erscheinet nur
Ein Tag des Schreckens.*) Welchen Schwur verlangt
Man von Seiden? Es verwirrt mich! Alles
Erreget mir Verdacht. Sopiren fürcht' ich,
Und wenn ich mein Gebet zu Mahomet
Erhebe, flößt sein heil'ger Name mir
Ein Grauen ein, so sehr ich ihn verehre.
Befiel, o Gott, aus dieser Lage mich!
Mit Zittern dien' ich Dir, gehorche blind.
Mach dieser Angst ein Ende, diesen Thränen!

Dritter Auftritt.

Mahomet. Palmire.

Palmire. O Herr, Dich sendet mir ein Gott zu Hilfe.
Seide —
Mahomet (seinen Zorn verbergend).
Welch Entsetzen faßte Dich?
Bin ich nicht hier? Was fürchtet man für ihn?

*) Nach der älteren Lesart übersetzt, welche lautet: „Le jour tant souhaité me semble un jour d'horreur,“ während der spätere Text „n'est qu'un“ hat.

Palmire. O Gott, soll ich noch mehr geängstet werden!
Welch unerhörtes Wunder! Du bist selbst
Erschüttert? Mahomet ist auch bewegt?
Mahomet. Ich sollt' es sein, und wär' ich es,*) um Dich.
Wo ist die Scham, daß Deine Jugend mir
Gewaltsam Flammen zeigen darf, die ich
Vielleicht mißbillige? Und könntest Du
Gefühle nähren, die ich nicht gebot?
Dich warnte keine Stimme, kein geheimes,
Wohlthät'ges Schrecken? Dich, die ich gebildet,
Muß ich so ganz verändert wiederfinden?
Hast Du dem Vater alle Dankbarkeit,
Dem heiligen Gesetze Treu und Ehrfurcht
Und Deinem Herrn Gehorsam abgeschworen?
Palmire (fällt nieder).
Was sagst Du? Ueberrascht und zitternd liegt
Palmire Dir zu Füßen. Schaudernd senk' ich
Den Blick zum Boden. Ja, ich fühlte mich
Vernichten, hielte mich die Kraft
Unschuld'ger, reiner Liebe nicht empor.
Wie? Hast Du nicht mit günst'gen Blicken selbst
An diesem Ort auf uns herabgesehn,
Die Hoffnungen genähret und gebilligt?
Ach, dieses schöne Band, das Gott um uns
Geschlungen, fesselt uns noch mehr an Dich.
Mahomet. Der Unbesonnene verscherzt sein Glück,
Verbrechen lauern auch der Unschuld auf,
Das Herz kann sich betriegen. Diese Liebe,
Du kannst mit Thränen sie, mit Blut bezahlen.
Palmire. Mein Blut's Mit Freuden fließ' es für Seraen.
Mahomet. Du liebst ihn so?
Palmire. Seit jenem Tag, als Hammon
Uns Deinen heil'gen Händen übergab,
Wuchs diese Neigung still, allmächtig auf.
Wir liebten, wie wir lebten, von Natur.
So ganzen Jahre hin; wir lernten endlich
Den süßen Namen unsers Glückes kennen
Und nannten Liebe nun, was wir empfanden.

*) Das Komma, das nur noch die Ausgaben 3a und 11a bis 15 haben, rechtfertigt sich durch den französischen Text: „Je devrais l'être au moins de trouble où je vous vois".

Wir dankten Gott; denn es ist doch sein Werk.
Du sagst es ja, die guten Triebe kommen
Von ihm allein, und was in unsrer Brust
Er Gutes schafft, ist ewig wie er selbst.
Sein Wille wechselt nie. Nein! Er verwirft
Die Liebe nicht, die aus ihm selbst entspringt;
Was Unschuld war, wird immer Unschuld sein,
Kann nicht Verbrechen werden.

Mahomet. Ja, es kann's!
Drum zittre! Bald erfährst Du ein Geheimnis!
Erwarte es, und erwarte, was ich Dir
Zu wünschen und zu meiden anbefehle!
Mir glaubst Du, mir allein!

Palmire. Und wem als Dir?
An Deinen Lehren und Befehlen hält
Der Ehrfurcht heilige Gewohnheit mich.

Mahomet. Bei Ehrfurcht ist nicht immer Dankbarkeit.

Palmire. Ich fühle beide. Könnten sie verlöschen,
So strafe mich Seidens Hand vor Dir!

Mahomet (mit verhaltenem Zorn).
Seidens!

Palmire. Blicke mich nicht zornig an!
Mein Herz ist schwer gebeugt; Du wirst es brechen.

Mahomet (gefaßt und gelind).
Ermanne Dich und nähere Dich mir!
Ich habe nun Dein Herz genug geprüft.
Du kannst auf meinen Beistand Dich verlassen.
Vertrauen fordr' ich, und Du giebst es gern,
Und Dein Gehorsam gründet Dein Geschick.
Sorgt' ich für Dich, gehörst Du mir, so lerne
Das, was ich Dir bestimmte, zu verdienen!
Und was ein göttlicher Befehl Seiden auch
Gebieten kann, darin bestärk ihn, laß
Zur Stimme seiner Pflicht die Deine sich gesellen!
Er halte seinen Schwur! Dies ist der Weg,
Dich zu verdienen.

Palmire. Zweifle nicht, mein Vater!
Was er versprach, erfüllt er. Wie für mich
Steh' ich für ihn. Seide betet Dich
Mit vollem Herzen an, wie er mich liebt.
Du bist ihm König, Vater, ein'ger Schutz.
Ich weiß, ich fühl' es! — Und ich schwör' es hier

Zu Deinen Füßen bei der Liebe, die
Ich für ihn hege, — und ich eile nun,
Zu Deinem Dienst ihn treulich anzufeuern.

Vierter Auftritt.

Mahomet.

Mahomet. Sie macht mich zum Vertrauten ihrer Liebe!
Mit Offenheit beschämt sie meine Wuth,
Mit Kindersinn schwenkt sie den Dolch auf mich!
Verruchte Brut! Verhaßt Geschlecht! Du bist
Zu meiner Qual geboren; Vater, Kinder,
Eins wie das Andre! Doch Ihr sollt zusammen
Des Hasses wie der Liebe Wuth und Macht
An diesem Schreckenstage grimmig fühlen.

Fünfter Auftritt.

Mahomet. Omar.

Omar. Die Zeit ist da. Bemächt'ge Dich Palmyrens,
Besetze Mekka und Sopiren strafe!
Sein Tod allein bezwingt Dir unire Bürger;
Doch Alles ist verloren, kommst Du nicht
Der feindlichen Gesinnung dieses Manns zuvor.
Erwartest Du des Stillstands Ende hier,
So bist Du gleich gefangen, bist ermordet.
Entfernst Du Dich aus Mekka, wird die Frucht
Von diesem ersten großen Schritt verschwinden.
Drum rasch! Seide harrt, er denkt, vertieft
Und trüb, dem Schwure nach, und was Du ihm
Für einen Auftrag geben werdest, den
Er zu vollbringen schon entschlossen ist.
Er kann Sopiren sehn, ihm nahen. Hier
In diesen Hallen ist der schwache Mann
Gewohnt, in Nacht den Göttern seines Wahns
Mit nicht'gen Weihrauchswolken seiner Wünsche
Starrsinn'ge Thorheit zu empfehlen. Da
Mag ihn Seide suchen und, berauscht,
Vom Eifer Deiner Lehre hingerissen,
Dem Gott ihn opfern, der durch Dich befiehlt!

Mahomet. Er opfr' ihn, wenn es sein muß. (Zu Seiden)

Ist er geboren! Er verrathe sie,
Und unter ihren Lasten sinkt er nieder!
Gerochen muß ich, sicher muß ich sein.
Die Gluth der Leidenschaft und mein Gelöbniß,
Die strengen Schlüsse der Nothwendigkeit
Befehlen's. Aber hofft Du, daß sein Herz
So vielen Glaubensmuth und Eifer hege?

Omar. Er ist geschaffen, diesen Dienst zu thun,
Und zu der That wird ihn Palmire treiben.
In Lieb' und Schwärmerei schwebt seine Jugend,
Und seine Schwäche kehret sich in Wuth.

Mahomet. Hast Du mit Schwüren seinen Geist gebunden?

Omar. Der heiligen Gebräuche finstre Schrecken,
Verschlossne Pforten, ungewisses Licht,
Ein dumpfer Schwur, der ew'ge Strafen droht,
Umfingen seinen Sinn. Zum Vatermord
Drückt' ich den schärfsten Stahl in seine Hand,
Und unter heil'gem Namen sacht' ich wild
Die Flamme des Parteigeists in ihm auf.
Er kommt.

Sechster Auftritt.

Mahomet. Seide. Omar.

Mahomet. O Sohn! Des Höchsten, der Dich ruft,
Vernimm in meinen Worten seinen Willen!
Du bist bestimmt, des heil'gen ew'gen Dienstes
Verachtung, bist bestimmt, Gott selbst zu rächen.

Seide. Als König, Hohenpriester, als Propheten,
Als Herrn der Nationen, den der Himmel
Ausdrücklich anerkennt, verehr' ich Dich.
Mein ganzes Wesen, Herr, beherrschest Du;
Erleuchte nur mit einem Wort den dunklen
Gelehr'gen Sinn! Gott rächen soll ein Mensch?

Mahomet. Durch Deine schwachen Hände will der Herr
Die Schaar unheiliger Verächter schrecken.

Seide. So wird der Gott, des Ebenbild Du bist,
Zu ähnlich großen Thaten mich berufen?

Mahomet. Gehorche, wenn er spricht! Das sei Dein Ruhm!
Befolge blind die göttlichen Befehle!
Bet an und triff! Der Herr der Heere waffnet,
Der Todesengel leitet Deinen Arm.

Zeide. So sprich! Und welche Feinde sollen nieder?
Welch ein Tyrann soll fallen? Welches Blut soll fließen?
Mahomet. Des Mörders Blut, den Mahomet verflucht,
Der uns verfolgte, der uns noch verfolgt,
Der meinen Gott bestritt, der meine Jünger
Ermordete — das Blut Sopir's.
Zeide. Sopir's!
Den sollte diese Hand —?
Mahomet. Verwegner, halt!
Wer überlegt, der lästert. Fern von mir
Vermessner Sterblichen beschränkter Zweifel,
Die eignen Augen, eignem Urtheil traun!*)
Zum Glauben ist der schwache Mensch berufen,
Ein schweigender Gehorsam ist sein Ruhm.
Verkennst Du, wer ich bin? Verkennst Du, wo
Des Himmels Stimme Dir verkündigt wird?
Wir sind in Mekka. Wenn sein Volk bisher
Abgöttern sich im Wahn dahingegeben,
So bleibt doch dieser Boden, diese Stadt
Das Vaterland der Völker Orients.**)
Warum soll dieser Tempel alle Welt
Versammelt sehn? Warum soll ich von hier
Ein neu Gesetz verkündigen? Warum
Bin ich als König, Hoherpriester
Hierher gesandt? Warum ist Mekka heilig?
Erfahr es! Abraham ist hier geboren!
In diesem Raume ruhet sein Gebein.
War es nicht Abraham, der seinen Sohn,
Den einz'gen, am Altar, das ew'ge Wort
Anbetend, fesselte, für seinen Gott,
Die Stimme der Natur erstickend, selbst
Das Messer nach dem vielgeliebten Busen zückte?
Wenn dieser Gott Dich nun zur Rache ruft,
Wenn ich die Strafe seines Feinds verlange,
Wenn er Dich wählt, so darfst Du zweifelnd schwanken?
Hinweg, Du Gepeinigter! Nimmer warst Du werth,
Ein Muselmann zu sein! Such einen andern Herrn!

*) Mögen die Sterblichen von mir fern bleiben, die vermessen genug sind, um sich selbst zu trauen. Bei Voltaire:
„Loin de moi les mortels assez audacieux
Pour juger par eux-mêmes et pour voir par leurs yeux".
**) Für das Fehlen des Artikels vgl. S. 155, Z. 9 dieses Textes.

Schon war der Preis bereit, Palmire Dein;
Dem Himmel trotzest Du, verachtest sie.
Du wirst ihm, Schwacher, Feiger, nicht entfliehen!
Die Streiche fallen auf Dich selbst zurück.
Verbirg Dich, krieche, diene meinen Feinden!

Seide. Ich höre Gottes Stimme; Du befiehlst,
Und ich gehorche.

Mahomet. Ja, gehorche! Triff!
Mit eines Ungerechten Blut bespritzt,
Gehst Du ins ew'ge Leben herrlich ein.
(zu Omar.)
Folg ihm von fern und halte stets auf ihn
Und seinen Gang Dein Auge wachend offen!

Siebenter Auftritt.

Seide.

Seide. Den Greis zu morden, dessen Geißel ich,
Ja, dessen Gast ich bin, der, schwach und wehrlos,
Von seiner Jahre Last gebändigt, schwankt!
Genug! So fällt ein armes Opferlamm
Auch am Altar. Sein Blut gefällt dem Himmel.
Hat Gott mich nicht zum Priester dieser That
Erlesen? Schwur ich nicht? — Sie soll geschehn!
Kommt mir zu Hilfe, Männer, deren Arm
Mit hoher Kraft Tyrannen niederschlug!
Mein Eifer schließt an Eure Wuth sich an;
Beschleunigt meiner Hände heil'gen Mord!
Komm, Engel Mahomet's! Vertilger, komm!
Mit wilder Grausamkeit durchdringe mich! —
Was muß ich sehn? Hier tritt er selbst heran.

Achter Auftritt.

Sopir. Seide.

Sopir. Verwirrt, Seide, Dich mein Auge? Sieh
Mich mit Vertrauen an! Denn ich verdien's.
Blick in mein Herz! Es ist für Dich besorgt.
Du bist als Geißel in bedenklicher,
Gefahrenvoller Zeit mir übergeben;
Du rührst mich, und nur wider Willen zähl' ich
Dich unter meine Feinde. Wenn der Stillstand

Den Drang der raschen Kriegeswuth gehemmt,
So kann der Schein des Friedens bald verschwinden.
Mehr sag' ich nicht. Doch wider Willen bebt
Mein Herz bei der Gefahr, die Dich umgiebt.
Geliebter Fremdling! Eines bitt' ich nur:
In diesen Stürmen, die uns drohn, verlaß
Mein Haus nicht! Hier allein ist Sicherheit,
Hier steh' ich für Dein Leben; mir ist's werth.
Versprich mir's!

Seide. Harte Pflicht! O Gott im Himmel!

Sopir, und hast Du keinen andern Zweck,
Als mich zu schützen, über meine Tage
Zu wachen? (Für sich.) Musik' ich so ihn kennen lernen,
Jetzt, da sein Blut von mir gefordert wird!
O Mahomet, verzeihe diese Regung!

Sopir. Erstaunst Du, daß ich einen Feind bedaure?
Doch ich bin Mensch, und das ist mir genug,
Unglückliche zu lieben, zu beschützen,
An deren Unschuld meine Neigung glaubt.
Vertilget, große Götter, von der Erde
Den Mann, der Menschenblut mit Lust vergießt!

Seide. Wie greift dies Wort an mein zerrüttet Herz!
Die Tugend kennt auch meines Gottes Feind?

Sopir. Du kennst sie wenig, weil Du staunst. Mein Sohn,
In welchem tiefen Irrthum wandelst Du?
Betäubte so die Lehre des Tyrannen
Den guten, den natürlich reinen Sinn,
Daß nur Dir Meuchelmänner tugendhaft
Und alle Menschen Dir Verbrecher scheinen?
So mißgebildet hat zur Grausamkeit
Der Wahn Dich schon, daß, ohne mich zu kennen,
Du mir als einem Sohn des Grauels fluchtest?
Verzeihen kann ich solchen Irrthum Dir;
Er ist nicht Dein, er ist Dir aufgedrungen;
Doch hebe selbst den freien Blick empor
Und sprich: Ist das ein Gott, der Haß gebietet?

Seide. Wie fühl' ich mich mit einem Mal verändert,
Von diesem Schreckensgott hinweggezogen
Zu Dir, zu Dir, den ich nicht hassen kann!

Sopir (für sich). Je mehr ich mit ihm rede, desto mehr
Wird er mir lieb und werth. Sein zartes Alter,
Die Offenheit, sein Schmerz und seine Zweifel —

Sie stimmen mich zum verruchtsten Gehudi.
Wie, ist es möglich, daß mich ein Soldat,
Des Ungeheuers Sklave, der sich selbst
Mit Abscheu von mir wendet, mich gewinnen,
Mein Herz gewaltig an sich reißen kann?
(Laut.) Wer bist Du? Welches Blut hat Dich geboren?
Seide. Von meinen Eltern weiß ich nichts zu sagen.
Nur meinen Herren kenn' ich, dem bisher
Ich treu gedient, und den ich zu verrathen
Beginne, seit ich Dir mein Ohr geliehn.
Sopir. Du kanntest Deinen Vater nicht?
Seide. Das Lager
War meine Wiege, und mein Vaterland
Das Heiligthum, das Mahomet erleuchtet.
Man bringt ihm jährlich Kinder zum Tribut,
Und er war mir vor allen Andern gnädig.
Und so verpflichtete mein Herz sich ihm.
Sopir. Ich lobe Dich und Deine Dankbarkeit;
Sie ist ein schön Geschenk für edle Herren;
Doch Mahomet verdiente nicht das Glück,
Zur und Palmiren wohlzuthun. Du schaudertst,
Du bebst und wendest Deinen Blick von mir?
Ist es ein Vorwurf, der Dein Herz zerreißt?
Seide. Wer ist an diesem Tage frei von Schuld?
Sopir. Erkennst Du sie, so hast Du sie gebüßt.
Ich rette Dich, es fließt nur schuld'ges Blut.
Seide (für sich). Und sollte sein's von diesen Händen tropfen?
O Schwur! Palmire! Gott! Es ist zu viel!
Sopir. Komm ohne Zaudern! Nur in meinen Armen
Ist Sicherheit. Komm, daß ich Dich verberge!
Denn Alles hängt an diesem Augenblick.

Neunter Auftritt.

Die Vorigen. Omar.

Omar. Wohin? Dich fordert Mahomet zu sich.
Seide. Wo bin ich? Himmel! Was soll ich beginnen?
Das Wetter schlägt auf beiden Seiten ein.
Wohin mich flüchten, diese Qual zu enden,
Wohin?
Omar. Zu dem erwählten Manne Gottes.
Seide (für sich). Ja, meinen blut'gen Vorsatz abzuschwören!

Zehnter Auftritt.

Sopir.

Sopir. Er eilt; ich laſſ' ihn gehn? Befiehlt als Herr
Schon Mahomet in unſern Mauern?
Iſt dieſer Jüngling nicht als Geißel mein?
Ich laſſ' ihn gehn? Doch nein, er flieht vor mir,
Er geht, verzweifelt, ſchaudervoll getroffen;
Ihm folgt mein Herz mit ſorgenvollem Zug.
Welch eine Schuld kann dieſe Jugend martern?
Welch ein Gefühl für ihn durchzittert mich?
In dieſen räthſelhaften Augenblicken
Bin ich für ſein Geſchick mehr als für mich,
Als für der Vaterſtadt Gefahr beſorgt.
Wo ſind' ich ihn? Wo ſoll ich Ruhe finden?

Elfter Auftritt.

Sopir. Phanor.

Sopir. Was bringſt Du, Phanor?
Phanor. Dieſe Tafel gab
Ein Araber mir insgeheim.
Sopir. Was iſt's? —
Wie? Hammon! Götter! Trügt das Auge mich?
Iſt's möglich, wollt Ihr meinen Jammer enden?
Er will mich ſprechen, Hammon, deſſen Arm
Im harten Kampf die Kinder mir entriß!
Sie leben, ſagt er, unter Mahomet's
Geſetzen leben ſie. So iſt es wahr,
Was ich für Liſt des frechen Feindes hielt,
Die mich zu ſchnödem Abfall locken ſollte!
Der Hoffnung darf ich mich ergeben! Welch
Ein Lichtſtrahl blicket durch die Nacht mich an!
Weiß doch Palmire nicht, weder ſie ſtammt!
Seide weiß es nicht, und mein Gefühl
Riß mich zu Beiden allgewaltig hin.
Sie meine Kinder! Hoffnung, trüge nicht!
In meinem Elend ſchmeichl' ich mir zu viel.
Soll ich der tiefen, ſüßen Rührung glauben,
Und künden dieſe Thränen mir ſie an?
Wo eil' ich hin? Wo kann ich ſie umfangen?
Was hält mein Fuß mich an dem Boden feſt?

Vom Alter und vom Unglück glaubt' ich mich
Gekühlt, daß nichts mich überraschen könne;
Nun überrascht mich ein unendlich Glück.
Nur heimlich kann mich Hammon sehen. Bring
Ihn diese Nacht durch diese Hallen her!
Am Fuße des Altars, wo meine Thränen,
Wo ungestümer Jammer vor den Göttern
Sich ausgoß, bis sie endlich sich erweichten,
Da geb' er meine Kinder mir zurück!
Ja, gebt mir, Götter, meine Kinder wieder!
Und dieses junge Paar, das mich bisher
Bedeutungsvoll gerührt, ist es nicht mein?
So wächst mein Reichthum an. Auch Diese gebt
Der Tugend, der Natur, der Wahrheit wieder!
Und so sind denn die beiden Paare mein.

Vierter Aufzug.

Erster Auftritt.

Mahomet. Omar

Omar. Ja, das Geheimniß, das Dich retten, rächen,
Den Demigen den Sieg erleichtern soll,
Der Tod Sopirens durch Seidens Hand —
Es schwebet nah am Rande der Entdeckung.
Seide, voll Verwirrung, unentschlossen,
Hat es dem alten Hammon anvertraut.
Mahomet. Und weigert sich, das Urtheil zu vollziehen?
Omar. Nein! Es geschah vorher, eh Du zuletzt
Mit Feuerworten seinen Muth beseelt
Und den Besitz Palmirens ihm aufs Neue,
Ein Bild des Paradieses, dargestellt.
Er wird gehorchen.
Mahomet. Aber Hammon?
Omar. Er
Schien mir bestürzt, er schien ein tiefes Mitleid
Mit Vater und mit Sohn zu fühlen. Seine
So lang' erprobte Treue schien zu wanken,
Und diesen Mann, der Deinem Willen ganz
Ergeben war, sah ich mit Zweifeln kämpfen.
„Ach," rief er aus, „ich hoffte, Mahomet

Sei nun gesinnt, die Kinder ihrem Vater
Als Pfänder des Vertrages zu erstatten."

Mahomet.

Ich kenn' ihn; schwach ist Hammon, und der Schwache
Wird leicht Verräther. Omar, laß ihn fühlen,
Daß er Geheimniß und Gefahren theilt,
Und daß in Augenblicken der Entscheidung
Mir ungestraft sich Niemand widersetzt!
Entfernt er sich von seiner Pflicht, so sei
Ein läst'ger Zeuge gleich hinweggeräumt!

Omar. Das Unvermeidliche soll rasch geschehn.

Mahomet. So sei's! In einer Stunde mag man uns
Zum Richtplatz führen, wenn Sopir nicht fällt!
Er falle! Mehr bedarf's nicht! Das erschreckte Volk
Wird meinen Gott, der sich für mich erklärt,
Der mich vertheidigte, verehren. Dieses ist
Der erste Schritt. Doch hastest Du dafür,
Daß auch Seide gleich, wenn ihm das Blut
Des Vaters von den Händen niedertrieft,
Den Tod in seinen Eingeweiden fühle.
Ist ihm der Gift bereitet?

Omar. Schon gegeben!

Mahomet. Nun eile, blick umher und wache, handle!

(Omar ab.)

So bleibe der geheimnißvolle Knoten
Der schwarzen Thaten dieses Augenblicks
Im Tod verborgen und vom Grab bedeckt!
Palmirens Vater falle, neben ihm
Ihr Bruder, ihr Geliebter! Doch sie selbst,
Unwissend, werfe sich in dieser Nacht
Des Schreckens, der Gefahr in meinen Arm!
Willkommen, Finsterniß! Willkommen, Blut,
Der Leichen, der Lebend'gen starre Blässe!
Aus dieser nächt'gen Stille soll das Achzen
Der Sterbenden ertönen, dann Gemurmel
Des aufgeregten Volks die Halle füllen! —
Und das Geräusch vermehrt sich, das Geschrei.
Nach Waffen ruft der Eine, still ergreift
Der Andre schon die Flucht. Man ruft den Namen
Sopirens aus, man jammert, fordert Rache.
Doch meine Krieger, die Partei des Volks,

Die mich verehrt, ſie dringen an, mein Name,
Des Sieges Loſung, tönt, und nieder gleich
Geſtreckt ſind meine Feinde, gleich verjagt. —
Und zwiſchen den Gefahren, bebend, ſucht
Palmire Schutz bei ihrem einz'gen Herrn.
Sie nicht mich bei dem Schein der Fackeln kommen,
Der Schwerter Blinken hält ſie nicht zurück.
Kein Blut, kein Leichnam hemmet ihren Fuß,
Und über ihren eignen Vater fliegt ſie weg;
Und, aufgeregt von Schrecken, Furcht und Hoffnung,
Verſunken im Gefühl, an meiner Bruſt
Gerettet ſich zu ſehen, bald im Traum,
Am Rande der Vernichtung, lernet ſie
Der Liebe Glück in meinen Armen kennen. (Ab.)

Zweiter Auftritt.

Seide.

Seide. So muß ich denn die fürchterliche Pflicht
Erfüllen! Hier und bald! Es ſoll geſchehn.
Ich wußte meinem Herrn nichts zu erwidern,
Ein heil'ger Schauer überfiel mein Herz;
Doch überredet war es nicht. Noch jetzt
Zuckt mir durch alle Glieder bald ein Krampf,
Bald preßt er mir das Herz und bald das Haupt,
Die Kniee wanken und die Hände ſinken;
Ich kann nicht vorwärts, nicht zurück. Doch bald
Fühl' ich ein neues Feuer mir im Buſen,
Fühl' ich das Blut in raſchem Puls belebt.
Der Himmel hat's geboten; ich gehorche.
Welch ein Gehorſam! Und was koſtet er!

Dritter Auftritt.

Palmire. Seide.

Seide. Palmire, wagſt Du's? Welch unſel'ger Trieb
Kann Dich an dieſen Ort des Todes führen?
Palmire. Die Furcht, die Liebe leiten mich hieher.
Mit heißen Thränen laß mich Deine Hände,
Geweiht zu einem heil'gen Morde, baden!
Welch ſchrecklich Opfer fordert Mahomet,
Und Du willſt ihm, willſt ſeinem Gott gehorchen?

Seide. Du, deren rein Gefühl, Du, deren Liebe
Mich ganz beherrscht, o sprich mir mächtig zu!
Entscheide die verworrne Wuth, erleuchte
Den trüben Geist und leite meine Hand
Statt eines Gottes, den ich nicht begreife!
Warum erwählt man mich? Ist unser Gott
Denn nur ein Gott der Schrecken? Sein Prophet,
Zeigt er uns nur den Unerbittlichen?

Palmire. Wer darf zu fragen, wer zu untersuchen
Sich unterstehen? Mahomet durchschaut
Die Tiefen unsers Herzens, unsre Seufzer
Vernimmt er alle, kennet meine Thränen.
An Gottes Statt wird er verehrt von Allen;
Das weiß ich. Zweifeln schon ist Lästerung.
Und dieser Gott, den er so stolz verkündet,
Er ist der wahre; denn der Sieg beweist's.

Seide. Er ist es; denn Palmire glaubt an ihn.
Doch mein verwirrter Geist begreift noch nicht,
Wie dieser gute Gott, der Menschen Vater,
Zum Meuchelmorde mich bestimmen kann.
Ich weiß, mein Zweifel schon ist ein Verbrechen;
Das Opfer fällt, den Priester rühret es nicht,
Und so verdammt des Himmels Wort Sopiren;
Mir ruft es zu: „Erfülle das Gesetz!"
Vor Mahomet verstummt' ich, fühlte mich
Gerührt, des Himmels Winke zu erfüllen,
Ich eilte, das Gericht schon zu vollziehn.
Ach, welch ein andrer Gott hielt mich zurück?
Als ich den unglückseligen Sopir
Erblickte, fühlt' ich meiner Ueberzeugung
Gewalt verschwinden, und vergebens rief
Die Pflicht zum Mord mich auf. Gelinde kräftig
Sprach an mein innres Herz die Menschlichkeit.
Dann aber griff mit Eifer und mit Milde*)
Mich Mahomet und meine Schwachheit an.

*) Die Stelle ist mit Ausnahme der Originalausgabe in allen übrigen Ausgaben verstümmelt: einige haben „mit Eifer und mit Würde", andere „mit Ehre und mit Würde", obgleich der französische Text lautet:

„Mais avec quel courroux, avec quelle tendresse
Mahomet de mes sens accuse la faiblesse!
Avec quelle grandeur et quelle autorité
Sa voix vient d'endurcir ma sensibilité!"

Mit welcher Größe, welchem Ernſte riß
Er aus dem weichlichen Gefühl mich auf!
So ſtand ich da, gebärtet und geſtählt.
Wie göttlich-ſchrecklich iſt Religion!
Da ſchien mein erſter Eifer mich zu treiben;
Doch trägt die Ungewißheit mich zurück
Von derber Wuth zum Mitleid und Verſchonen
So dränget das Gefühl mich hin und her;
Mich ſchreckt der Meineid wie die Grauſamkeit.
Ich fühle mich zum Mörder nicht geſchaffen;
Doch Gott hat es geboten; ich verſprach's,
Und ich verzweifle nun, daß ich's gethan.
Im Sturme ſiehſt Du mich umhergetrieben;
Die hohe Woge trägt mich zum Entſchluß,
Sie reißt mich wieder weg. O könnteſt Du
Im ungeſtümen Meer den Anker werfen!
Wie feſt ſind unſre Herzen nicht vereint!
Doch ohne dieſes Opfer kann das Band,
So drohte Mahomet, uns nicht umſchlingen.
Um dieſen Preis nur iſt Palmire mein.

Palmire. Ich bin um Preiſe dieſer That geſetzt?

Seide. Der Himmel hat's und Mahomet beſchloſſen.

Palmire. Soll ſolcher Grauſamkeit die Liebe dienen?

Seide. Dem Mörder nur beſtimmt Dich Mahomet.

Palmire. Wir Unglückſel'gen!

Seide. Doch der Himmel will's.
Religion und Liebe, beiden dien' ich.

Palmire. Ach!

Seide. Kennſt Du nicht den Fluch, der unaufhaltſam
Des Ungehorſams freche Weigrung trifft?

Palmire. Wenn ſeine Rache Gott in Deine Hand
Gegeben, wenn er Blut von Dir verlangt —

Seide. Um Dein zu ſein, was ſoll ich?

Palmire. Gott, ich ſchaudre!

Seide. Du haſt's geſagt; ſein Urtheil iſt geſprochen.

Palmire. Ich? Wie?

Seide. Ja, Du entſcheideſt.

Palmire. Welches Wort'
War ſo zu deuten, welcher Wink?

Seide. So iſt's!
Der Himmel gab ein Zeichen mir durch Dich,
Und dies Orakel bleibe mein Geſetz!

Die Stunde naht. Sopir wird bald erscheinen;
Hier betet er die falschen Götter an,
Die wir verfluchen. Geh, Palmire!
Palmire. Nein!
Ich kann Dich nicht verlassen.
Seide. Bleibe nicht,
Nicht in der Nähe dieser Schreckensthat!
Der Augenblick ist gräulich. Fliehe! Hier
Durch dieser Hallen säulenreiche Gänge
Kommst Du zur Wohnung des Propheten hin.
Dort bleib in Sicherheit!
Palmire. Der alte Mann
Soll sterben?
Seide. Soll! Das Opfer ist bestimmt!
Am Staube fest soll meine Hand ihn halten,
Drei Stiche sollen seine Brust durchbohren,
Und umgestürzt, von seinem Blut bespritzt,
Soll der Altar verdammter Götter liegen.
Palmire. Durch Deine Hand! Im Staube! Blutig! Gott!
Hier ist er. Weh uns!

(Der Grund des Theaters öffnet sich; man sieht einen Altar.)

Vierter Auftritt.

Sopir. Seide. Palmire.

Sopir (laut). Götter meines Landes!
So lange herrschet Ihr, und sollt Ihr nun
Vor dieser Sekte neuem Frevel fliehen?
Zum letzten Mal ruft meine schwache Stimme
Um Eurentwillen Euch inbrünstig an:
Vertheidigt Euch und uns! Doch ist's beschlossen,
Daß Euer Antlitz von uns weichen soll,
Daß in dem Kampfe, der sich bald erneut,
Gerechte fallen, Frevler siegen sollen,
Wenn Ihr des größten Bösewichts verschont —
Seide. Du hörst, er lästert!
Sopir. Gönnet mir den Tod!
Doch geht in dieser letzten Stunde noch
Mir meine Kinder wieder! Laßt entzückt
In ihren beiden Armen mich verscheiden,
Laßt die gebrochnen Augen sie mir schließen!

Ach, wenn ich einer leisen Ahnung traue,
So sind sie nah! O sagt mir meine Kinder!
Palmire. Was sagt er? Seine Kinder?
Sopir. Voll der Götter!
Vor Freuden stumm ich über ihrer Braut.
O laßt sie unter Euern Augen wandeln,
Wie ich gethan, doch glücklicher als ich!
Seide. Zu seinen falschen Göttern rennt er.
Palmire. Halt!
Was wollt Du thun?
Seide. Ihn strafen.
Palmire. Ach, verweile!
Seide. Dem Himmel dien' ich und verdiene Dich.
Geweiht ist dieser Stahl dem wahren Gott;
Nun soll sein Feind durch diese Schärfe fallen.
Hinan! — Und siehst Du nicht die Ströme Blut,
Die mir den Weg zum Opferplatze zeigen?
Palmire. Was sagst Du?
Seide. Ja, so find' ich diesen Weg.
Er geht dahin! Ich kann mich nicht verirren.
Nur fort!
Palmire. Ein Grausen schlingt sich um uns her.
Seide. Es drängt mich hin. Die volle Zeit ist da;
Das Zeichen winkt, es bebt Altar und Halle.
Palmire. Der Himmel spricht; was kann sein Wille sein?
Seide. Treibt er mich an? Will er zurück mich drängen?
Ich höre des Propheten Stimme wieder
In meinem Ohre schallen! Meine Schwäche
Verweist er mir, verweist mir meine Feigheit.
Palmire. Nun?
Seide. Wende Deine Stimme himmelwärts!
Ich treffe. (Er geht hinter den Altar.)
Palmire. Augenblick des Todes! Mich
Umgiebt sein Schauer. Still ist Alles, still.
Doch ach, was ruft so laut in meinem Herzen,
Warum bewegt sich heftiger das Blut?
Es ist noch Zeit; soll ich die That verhindern?
Verwegne! Wenn der Himmel einen Mord
Gebieten kann, hast Du Dich ins Gericht

*) Mit Erinnerung an Sophokles' Ajax, V. 550–551: „ὦ παῖ, γένοιο πατρὸς εὐτυχίστερος, τἄ δ' ἄλλ' ὁμοῖος."

Zu drängen, anzuklagen, zu entscheiden?
Gehorche! Sonst war der Gehorsam Dir
So leicht, und nun, woher das Widerstreben?
Ach, weiß ein Herz, was recht ist oder nicht?
Es ist gethan! Ein Schrei durchdringt mein Ohr.
Seide!

Seide (kommt zurück).*) Ruft mich Jemand? Welcher Weg
Führt mich hinaus? Palmiren find' ich nicht!
Verlassen kann sie mich?

Palmire. Verkennst Du sie,
Die für Dich lebt?

Seide. Wo sind wir?

Palmire. Das Gebot,
Das traurige Versprechen, ist's erfüllt?

Seide. Was sagst Du?

Palmire. Ziel Sopir?

Seide. Sopir?

Palmire. O Gott,
Der Du dies Blut verlangtest, stärke nun
Den schwerbeladnen Geist! Komm, laß uns fliehen!

Seide. Ich kann nicht! meine Kniee sinken ein. (Er setzt sich.)
Ach, wollte Gott, daß auch das Leben schwände!

Palmire. Palmire lebt; Du wolltest sie verlassen?

Seide. Palmire, rufst Du mir? Ich kehr' ins Leben
Für Dich zurück. Wo bist Du?

Palmire. Hier, mein Freund!

Seide. O Deine Hände, sie allein vermögen
Vom Rande der Vernichtung mich zu reißen.
Du lebst, ich fühle Dich, und ich bin Dein.

Palmire. Was ist geschehn?

Seide (steht auf). Sie ist geschehn, die That.
Ich habe nichts verbrochen; ich gehorchte.
Mit Wuth ergriff ich ihn, der Schwache fiel;
Ich traf, ich zuckte schon den zweiten Streich;
Ein jämmerlicher Schrei zerriß mein Ohr,
Vom Staub herauf gebot die edelste
Gestalt mir Ehrfurcht, seine Züge schienen

*) Der französische Text hat nach dem Zusatz „d'un air égaré", so daß Seide eine Zeit lang als vollständig geistesabwesend zu denken ist. Bei den Aufführungen in Paris wurde diese Wahnsinnsscene einige Zeit hindurch nicht gegeben (les comédiens supprimèrent le délire de Séide, parcequ'il leur paraissait difficile à bien rendre).

Verklärt, es schien ein Heil'ger zu verscheiden.
Die Lampe warf ihr bleiches Licht auf ihn,
Und düster floß das Blut aus seiner Wunde.

Palmire. Komm, laß uns flüchten, komm zu Mahomet!
Er schützt uns gegen Alle. Zaudre nicht!
Wir schweben in der tödlichsten Gefahr.

Seide. Das Blut versöhnt die Gottheit, sagen sie;
Gerecht versöhnt das Blut der Menschen Grimm.
Ich fühlte mich erweicht, als ich es sah
Im raschen Strom das weiche Herz durchirren.
Ich wandte mich; er rief mir. Welche Stimme!
„Seide," rief er, „Du Gelechter? Mich?
Unglücklicher!" Er sank; ich seh' ihn liegen;
Er sucht, er stirbt. O daß ich neben ihm,
Von diesem Dolch getroffen, sterbend läge!

Palmire. Man kommt! Ich zittre für Dein Leben! Fliehe,
Wenn Du mich liebst!

Seide. Die Liebe nenne nicht!
Sie riß mich zu der Schaudenthat hinab.
Die Liebe darfst Du nennen? Sprachst Du nicht
Das Todesurtheil dieses Mannes aus?
Du hießest es vollstrecken; ich gehorchte
Nicht Mahomet, dem Himmel nicht, nur Dir.

Palmire. Mit welchem Vorwurf kränkest Du mein Herz!
Verschone mich, die nur für Dich besorgt ist,
Die so verwirrt wie Du, verloren schwankt!

(Sopir erhebt sich hinter dem Altar und erscheint an denselben gelehnt.)

Seide. Erscheinet mir ein Geist? Erhebet mir
Sopir sich aus dem Grabe?

Palmire. Ach, er ist's,
Der unglückseel'ge Mann! Im Todeskampf
Schleppt er sich mühsam gegen uns heran.

Seide. Du willst zu ihm?

Palmire. Ich muß, ich seh' ihn schwanken;
Ich muß ihn unterstützen. Reue treibt
Mich weg von diesem Anblick; Mitleid zieht,
Ach, und ein mächtiger Gefühl mich hin.

Sopir (tritt hervor, von ihr unterstützt).
Ich danke Dir für diesen letzten Dienst.
Wie freut mich noch Dein Anblick, o Palmire! (Er sieht sich.)
Und, Undankbarer, Du ermordest mich?
Nun meinst Du? Schmilzt die Wuth in Mitleid auf?

Fünfter Auftritt.

Die Vorigen. Phanor.

Phanor (nachdem er pantomimisch Alle mit dem Geschehenen bekannt gemacht). Ihr Götter, sollt' ich solchen Jammer sehen!

Sopir. Kommt Hammon etwa? Phanor, seh' ich Dich? Dies ist mein Mörder.

(Phanor's Gefährten gehen voll Entsetzen ab.)

Phanor. Schreckliches Geheimniß!
Verruchte That! Es ist Dein Vater!

Seide. Wer?

Palmire. Sopir?

Seide. Mein Vater?

Sopir. Götter!

Phanor. Hammon flieht;
Er zieht mich, ruft mich. „Eile," ruft er aus,
„Gil, einen Vatermord zu hindern! Halt ihn auf,
Seidens Arm! Den blutbegier'gen Stahl
Entreiße seiner Hand! Ich bin gestraft.
Zu schrecklichen Geheimnissen, Verrath
Und Kinderraub, mißbraucht' mich Mahomet,
Und nun bestraft mich er, der mich verübte.
Von seinen Händen stark' ich, sterbe gern,
Wenn mir Sopir verzeiht und in Seiden
Palmirens Bruder, seinen Sohn erkennt."

Palmire. Mein Bruder! O mein Vater!

Sopir. Kinder! Meine Kinder!
O, meine Götter, Ihr betrogt mich nicht,
Als Ihr für sie in meinem Herzen sprach't,
Mich zu erleuchten. Unglückselʼger Jüngling,
Wer konnte Dir den Vatermord gebieten?

Seide (zu seinen Füßen).
Gehorsam, Pflichten, Liebe meines Volks,
Religion und Tankbarkeit, das Höchste,
Was Menschen nur ehrwürdig scheinen kann,
Hat mich zu dieser Gräuelthat geleitet.
O daß zu Deinen Füßen ich verginge!

Palmire. Er klagt sich an; ich bin die Schuldige.
Verwerflend und beschämt muß ich's gestehn.
O welch ein Wunsch riß uns im Wahn dahin!
Wie schrecklich war der Lohn des Vatermords!

Seide. Des Himmels Rache ruf auf uns hernieder!
Verfluche Deine Mörder!
Sopir. Meine Kinder
Umarm' ich. Welche hohe Gunst vermocht
Mit diesem allerletzten Elend das Geschick!
Ich sag' es! Da ich sterbe, lebt doch Ihr,
O meine Kinder, die ich spät ich wieder
Gefunden, Dich, Seide, Dich, Palmire!
Bei allen heil'gen Gränzen der Natur,
Bei diesem väterlichen Blut beschwör' ich Euch:
Erhaltet Euch, indem Ihr Rache fordert!
Der Morgen kommt, der Zufluchtsort wird offenbar,
Da sollte sich mein Plan entfalten, da
Der frevelnde Verbrecher unterliegen.
Nicht Alles ist verloren, wenn Dein Arm
Zu einer großen That sich kühn erhebt.
Das Volk versammelt sich bewaffnet hier;
Mein Blut sei ihre Losung! Führe sie,
Und des Verräthers letzter Tag ist da!
Ihr harren kurze Zeit
Seide. Ich eile gleich!
Das Ungeheuer falle, doch auch ich!
Gerochen sollst Du sein, und ich gestraft.

Sechster Auftritt.

Die Vorigen. Omar. Gefolge.

Omar. Ist das Gerücht, das sich verbreitet, wahr?
Seiden hallet! Steht Sopiren bei!
In Ketten diesen Mörder! Mahomet
Ist des Gesetzes kräftiger Vollbringer.
Sopir. Der Missethat Vollendung soll ich sehn!
Seide. Mich strafen! Mahomet?
Palmire. Du darfst, Tyrann,
Mit diesem Munde, der den Mord befahl?
Omar. Nichts ist befohlen worden.
Seide. Ich verdiene,
Leichtgläubig, wie ich war, den herben Lohn.
Omar. Gehorcht, Soldaten!
Palmire. Darfst Du wol, Verräther?
Omar. Palmire wird, wenn sie Seiden liebt,
Gehorchen. Mahomet beschützet sie

Und hält den Blitz, der oben treffen soll,
Vielleicht zurück, doch nur um ihretwillen.
Zu ihrem König folgt sie willig mir.
Palmire. So vielem Jammer war ich aufgespart!
(Man führt Palmiren und Seiden ab.)
Sopir. Man führt sie weg! — O unglückseliger Vater,
Mit diesem Faden reißt Dein Leben ab.
Phanor. Schon wird es Tag, das Volk versammelt sich,
Man kommt, Dich zu umgeben, edler Greis!
Sopir. Sie wären meine Kinder!
Phanor. Zweifle nicht!*)

Fünfter Aufzug.

Erster Auftritt.

Mahomet. Omar.

Omar. Gelungen ist der Plan; Sopir verscheidet,
Der ungewisse Bürger starrt und schwankt.
Die Deinigen, erstaunt, verehren selbst
Das Wunder, das zu unsrer Hilfe kommt,
Und zeigen Gottes Finger der erregten,
Getheilten Stadt und dämpfen ihre Wuth.
Mir selbst beklagen laut Sopirens Tod,
Versprechen Rache, preisen Deine Größe,
Gerecht und gütig rufen wir Dich aus.
Man hört uns an, man beugt sich Deinem Namen;
Und wenn der Aufruhr sich noch regen möchte,
So sind es Wellen, die das Ufer schlagen,
Wenn heiterer Himmel schon von oben glänzt.
Mahomet. Ein ew'ges Schweigen ist der Fluth geboten!
Und meine Völker, nahen sie der Stadt?
Omar. Die ganze Nacht bewegt sich schon das Heer
Durch einen Umweg diesen Mauern zu.
Mahomet. Zur Ueberredung füge sich die Macht!
Seide weiß nicht, wen er mordete?

*) Im Französischen folgen hier noch vier Verse, die nach den meisten Ausgaben lauten:

„Hélas!
O forfaite! J'entends ... Allons, soutenons mon ame!
Je meurs. Sauves, grands Dieux, de tant de barbarie
Mes deux enfans que j'aime et qui m'étoient la vie."

Omar. Wer könnt' es ihm verrathen? Schon begraben
Mit Hammon dies Geheimniß em'ge Nacht.
Seide folgt ihm; schon begann sein Tod,
Und vor der Missethat ging Strafe her,
Indem er zum Altar das Opfer schleppte,
Indem er seines Vaters Blut vergoß.
Durchirrte schon ein schleichend Gift die Glieder,
Nicht lange wird er im Gefängniß athmen.
Palmiren aber laß' ich hier bewachen;
Der Irrthum führt sie bald in Deinen Arm.
Seiden zu befreien, ist ihr Wunsch,
Ich hab' ihr diese Hoffnung nicht geraubt.
Noch geht sie, schweigend und verhüllt in sich;
Doch ihr gelehrig Herz, Dich anzubeten
Gewohnt, es wird in Deiner Gegenwart,
An Deiner Brust zur Freude sich beleben.
Du bist zum Gipfel Deines Glücks gelangt;
Gesetze giebst Du Deinem Vaterlande,
Bist ihm Prophet und König und regierst
Vom väterlichen Boden aus die Welt.
Das Innre Deines Hauses, Deines Herzens
Soll die Geliebte schmücken und erfreun.
Hier kommt sie, leblos, zitternd; sprich ihr zu!

Mahomet. Versammle meine Treuen um mich her!

Zweiter Auftritt.

Mahomet. Palmire.

Palmire. Wo bin ich? Großer Gott!

Mahomet. Erhole Dich!
Des Volkes, Dein Geschick hab' ich gewogen.
Sieh die Begebenheit, die Dich erschreckt,
Als ein Geheimniß zwischen mir und Gott an!
Befreit auf ewig von Gefangenschaft
Und Sklaverei, erhebe Dein Gemüth!
Du siehst Dich hier gerochen, frei und glücklich.
Beweine nicht Seiden! Ueberlaß
Des menschlichen Geschickes Sorge mir!
Denk an Dein eignes Glück! Du bist mir werth,
Und Mahomet nahm Dich zur Tochter auf;
Zu einer höhern Stufe kann er Dich
Erheben. Solchen Rang verdiene Dir!

Blick auf zum Gipfel alles Erdenglücks,
Das Uebrige laß der Vergessenheit!
Beim Anblick jener Größe, die Dich lockt,
Geziemen sich die niedern Wünsche nicht.
Zu mir gewendet, ruh' auf mir Dein Herz!
Wie mir die Welt vertraut, vertraue mir!

Palmire. Was hör' ich! Von Gesetzen, Wohlthat, Liebe
Wagst Du zu reden, blutiger Betrieger!
Auf ewig sei mein Herz Dir abgeschworen,
Dir, Henker meines Hauses! Dieses Letzte
Ging meinem Jammer, Deiner Wuth noch ab.
Das ist er also, Gott, der heilige
Prophet, der König, dem ich mich ergab,
Der Gott, den ich verehrte? Ungeheuer!
Durch Wuth und grimm'ge Ränke weihtest Du
Zwei reine Herzen einem Vatermord;
Verführen wollst Du meine Jugend, wollst
Um mich, mit meinem Blut besudelt, werben?
Doch traue nicht auf Deine Sicherheit!
Der Schleier ist zerrissen, Rache naht.
Vernimmst Du das Geschrei, den Sturm der Menge,
Die meines Vaters Geist gewaltig treibt?
Man waffnet sich, man eilet mir zu Hülfe,
Und mich und jeden Preis entreißt man Dir.
Dich selbst, die Deinen seh' ich hingestreckt,
Und über Euern Leichen ahm' ich wieder.
O laßt ihn nicht entkommen, zürn'ge Götter!
Auf, Mekka! Auf, Medina! Asien,
Bewaffne Dich, die Wuth, die Heuchelei
Zu strafen! Alle Welt, beschämt, zerbreche
Die Fesseln, die sie allzu schändlich trug,
Und Deine Lehre, die der Wahn gegründet,
Muß' Abscheu allen künft'gen Zeiten sein!
Die Hölle, die Du Jedem grimmig drohtest,
Der zweifelnd mit sich selbst zu Rathe ging,
Die Hölle, dieser Ort der Wuth, des Jammers,
Für Dich bereitet, schlinge Dich hinab!
Solch einer Wohlthat dankt ein solch Gemahl;*)
So sind mein Dienst, mein Schwur und meine Wünsche

*) Wohlthat ist ironisch zu fassen: das Gefühl ist das der Unterdrückung u. Furcht

Mahomet. Was auch entdeckt sei, was Du träumst, und was
Du glauben magst zu sein, ich bin Dein Herr!
Und wenn ich meine Güte —

Dritter Auftritt.

Die Vorigen. **Omar.** Alt. Gefolge.

Omar. Alles weiß man.
Verrath an Dir von Hammon's letzter Hand.
Das Volk ertödtet sie, drückt den Kerker auf.
Man wammet, man erreat sich. Rasend wand
In ungeheurem Strom es wallend her.
Sie tragen ihres Führers blut'gen Leib;
Seide geht voran. Mit heißen Thränen
Ruft er um Rache sie des Vatermords.
Ein Jeder will den blut'gen Leichnam sehen,
Und aus der Neugier strömet neue Wuth.
Seide klagt sich an: „Mein ist die That!"
Und schmerzlich angefacht, entbrannt von Rache,
Scheint er nur noch zu leben wider Dich.
Schon flucht man Deinem Gott, man flucht den Deinen,
Und Dein Gesetz verwünscht man. Jene selbst,
Die, schon gewonnen, Deinem Volk die Thore
Ersessen sollten, wieder abgerissen,
Sind gegen Dich gewendet und entbrannt.
Nur Tod und Rache tönt von allen Seiten.

Palmire. Gerechter Himmel, laß die Unschuld siegen!
Triff den Verbrecher!

Mahomet (zu den Seinigen). Was befürchtet Ihr?

Omar. Die Wenigen, die mit Dir in der Stadt
Sich finden, sammeln sich sogleich um Dich.
Wir werden an Dir halten, mit Dir fallen.

Mahomet. Ich bin genug, Euch zu vertheidigen.
Erkennet, welchem König Ihr gehört!

Vierter Auftritt.

Mahomet. Omar. Gefolge an der einen. **Zeide** und das Volk an der andern Seite. **Palmire** in der Mitte.

Zeide (einen Dolch in der Hand, schon durch den Gitt geschwächt).
Bewohner Mekka's, rächet meinen Vater!
Den mörderischen Heuchler strecket nieder!

Mahomet. Bewohner Mekka's, Euch zu retten, kam ich;
Erkennet Euern König, Euern Herrn!

Seide. Hört nicht das Ungeheuer! Folget mir! —
Ihr Götter, welche Wolke deckt mich zu!
Auf ihn! — Wie wird mir? Gott! —

Mahomet. Ich überwinde.

Palmire. Mein Bruder!

Seide. Nicht gesäumt! — Ich schwanke! Weh!
Vermag nicht — Welcher Gott hat mich gelähmt!

Mahomet. Vor mir ergreift' es jeden Frevler so!
Ungläub'ge, die ein falscher Eifer treibt,
Mich zu verfluchen und Sopir zu rächen!
Der Arm, der Könige bezwingen konnte,
Hat, Eure Zweifel zu bestrafen, Kraft;
Doch überlaß' ich's Gott, der mir sein Wort
Und seinen Donner anvertraut; er schone
Die Irrenden, doch den Verbrecher straf' er!
Er richte zwischen mir und diesem Mörder!
Den Schuld'gen von uns Beiden streck' er nieder!

Palmire. Mein Bruder! Wie? Er hat so viel Gewalt,
Der Lügner, auf sie Alle? Wie sie stehn,
Erstaunt, erstarrt, vor seiner Stimme bebend,
Als käm' ein Gott, Gesetze zu verkünden!
Und auch, Seide, Du?

Seide. Ich bin zerstreut!
Die Tugend war umsonst in meinem Herzen;
Ein groß Verbrechen ward mir aufgenöthigt.
Doch wenn ein Gott den Irrthum so bestraft,
So zittre Du, Verbrecher! Siehst Du mich
Vom Strahl getroffen, mich das Werkzeug nur,
Sollt' er nach Dir, Verführer, nicht ihn schleudern!
Ich fühl' es, mich umschwebt der Tod. Palmire,
Hinweg, daß er nicht Dich mit mir ergreife!

Palmire. Nein, Bürger! Nicht ein Gott hat ihn getödtet.
Gift wirkt in seinen Adern. —

Mahomet. Lernt, Ungläubige,
Den Lohn des Aufruhrs gegen Gottgesandte,
Die Rache kennen, die der Himmel schickt!
Natur und Tod vernehmen meine Stimme
Der Tod, der mir gehorcht, beschützte mich
Und grub die Züge rächender Vernichtung
Auf diese bleiche Stirne plötzlich ein.

Er ſteht noch zwiſchen Euch und mir, der Tod,
Er zielt und wartet, was ich ihm gebiete.
So ſtraf' ich jedes Irrthums Eigenſinn,
Der Herren Meuterei, ja, der Gedanken
Unwill'gen Frevel; nur den Gläubigen
Verſchont mein Bann, verſchont des Todes Schrecken
Wenn Euch der Tag beſcheint, wenn Ihr noch fort.
So dankt's dem Hohenprieſter, der für Euch
Verführte ſeinen Gott um Schonung flehte!
Zum Tempel fort, den Ew'gen zu verſöhnen!

(Das Volk entfernt ſich.)

Palmire. O bleibt! Nein, der Barbar vergiftete
Den holden Jüngling, meinen Bruder. Wie?
Und ſpräche Dein Verbrechen ſelbſt Dich los?
Du ſcheinſt ein Gott, nur weil Du Laſter haufeſt.
Verruchter Mörder meines ganzen Hauſes,
Auch mir, der Letzten, raube dieſes Licht!
Du ſauderſt, blickeſt mich mit falſcher Milde,
Die mir verhaßt iſt, an! Des Todten Zuge,
Die vielgeliebten, reißen mich dahin.

(Gegen den Leichnam.)

Ein grauenvoll Geheimniß lauerte
Der Unſchuld unſrer erſten Neigung auf.
Ich hatte mit Entſetzen Dich geflohen;
Jetzt darf ich wieder jenem Zuge folgen.
Veredelt und verbunden, ſehen wir
Uns wieder.

(Sie ſticht ſich.)

Mahomet. Wehret ihr!

Palmire. Ich ſterbe. Fort!
Dich nicht zu ſehen, iſt das größte Glück.
Die Welt iſt für Tyrannen: Lebe Du!*)

*) Die letzten zwanzig Verſe des Stückes, in denen Mahomet noch über ſich reflektirt, ohne zu einer beſtimmten Empfindung der Reue oder zu einem Entſchluß der Beſſerung zu kommen, hat Goethe mit Recht als vollſtändig zwecklos weggelaſſen.

Tankred.

Vorbemerkung des Herausgebers.

Die Tragödie „Tankred“ iſt eins der ſpäteſten Dramen, welche Voltaire gedichtet hat; ſie iſt zum erſten Male am 3. September 1760 aufgeführt worden, alſo zu einer Zeit, da der Verfaſſer bereits faſt ſechsundſechzig Jahre alt war, und auch die Abfaſſung derſelben iſt nicht viel früher zu ſetzen. „Tankred“ gehört aber auch ſeinem poetiſchen Werthe nach unſtreitig zu den beſſeren Leiſtungen Voltaire's. Das Stück erinnert bei allen ſeinen Fehlern in ſeiner Abſicht, die glänzenden Seiten des unter dem Gebot der Ehre lebenden Ritterthums zu ſchildern, an Corneille's „Cid“, während Dasjenige, worin beide von einander verſchieden ſind, wie die Entwickelung der Kataſtrophe, allerdings nicht zu Gunſten Voltaire's ſpricht. Zelter, der freilich ſonſt nicht immer in ſeinem äſthetiſchen Urtheil das Richtige erkennt, hat unter manchem Unmotivirten, das er über „Tankred“ äußert (Goethe-Zelter'ſcher Briefwechſel, III. 42), wenigſtens volles Recht, ſeine Verwunderung darüber auszuſprechen, daß die Liebenden umkommen müſſen. „Sie ſcheinen,“ ſagt er, „mir keineswegs tragiſche Perſonen zu ſein, wenigſtens handeln ſie nicht ſo, und das Unglück fällt wie eine Bombe aus den Wolken auf wandelnde Menſchen, die dadurch plötzlich wichtig werden ſollen.“ Dagegen hat Voltaire mit großem Geſchick die Geſtalt des Haupthelden aus Geſchichte und Dichtung zu konſtruiren verſtanden. Der Zeit nach

kann er bei demſelben nur an den Grafen Tankred von Hauteville in der Normandie gedacht haben, von dem nach und nach elf Söhne nach Apulien und ſpäter nach Sizilien kamen, unter denen namentlich Drogo, Humfried, Robert Guiskard und Roger berühmt wurden; aber die Thätigkeit aller Dieſer fällt vorwiegend erſt in die Zeit ſeit 1040, und Voltaire giebt ausdrücklich das Jahr 1005 als dasjenige an, in dem die Handlung gedacht werden ſoll. Auf jenen verhältnißmäßig unbekannteren Tankred hat er aber offenbar einen Theil des Ruhmes ſeines gleichnamigen Enkels von mütterlicher Seite, des berühmten Helden im erſten Kreuzzuge, übertragen, deſſen Thaten unter Andern Taſſo im „befreiten Jeruſalem“ feiert.

Ueber die Zwecke, welche Goethe mit der Ueberſetzung dieſes Stückes verband, dem er ſelbſt viel theatraliſches Verdienſt zuſchrieb, und von dem er ſich eine in ihrer Art gute Wirkung verſprach, iſt bereits in der Vorbemerkung zu „Mahomet“ geſprochen worden; über die Zeit, in der die Arbeit ausgeführt wurde, giebt der Briefwechſel mit Schiller Auskunft. Er begann dieſelbe nicht, wie er in den „Tag- und Jahresheften“ von 1801 erzählt, unmittelbar, nachdem „Mahomet“ aufgeführt war, — denn das war bereits am 30. Januar 1800 geſchehen, — ſondern erſt im letzten Drittel des Juli. „In Ermangelung des Gefühls eigner Production,“ ſchreibt er am 25 Juli an Schiller, „habe ich mich gleich Dienstag Abends, als ich ankam, in die Büttneriſche Bibliothek verfügt, einen Voltaire heraufgeholt und den „Tankred“ zu überſetzen angefangen.“ Goethe fuhr mit ſeiner Ueberſetzung etwa acht Tage fort und brachte in dieſer Zeit den Schluß vom zweiten Akt, den dritten und vierten ohne den Schluß von beiden zu Stande.

„Dadurch habe ich mich," ſchreibt er am 1. Auguſt, „wie ich glaube, der edlern Eingeweide des Stückes verſichert, denen ich nun noch einiges Belebende andichten muß, um dem Anfang und dem Ende etwas mehr Fülle als im Original zu geben." Er hatte aber außerdem noch eine andere Veränderung in Ausſicht genommen. Das Stück ſollte in der Weiſe der alten Tragödie oder in der Art, wie es Schiller ſpäter in der „Braut von Meſſina" ausführte, Chöre erhalten, da es nach Goethe's Anſicht als öffentliche Begebenheit und Handlung nothwendig ſolche fordre.

Zufällige Umſtände verhinderten die Ausführung dieſes Planes, namentlich der, daß die ganze Arbeit vom Auguſt bis gegen den Winter hin liegen blieb. Erſt die Aufforderung Iffland's, der den „Tankred" am 18. Januar 1801 in Berlin zur Feier des Krönungsfeſtes zur Aufführung bringen wollte, veranlaßte Goethe zur Wiederaufnahme deſſelben, ſo daß er Jenem Mitte Dezember wenigſtens die beiden erſten Akte zuſenden konnte. Die Vollendung des Uebrigen ging ſchnell vor ſich; Schiller hatte beim Schluß des Jahres ſchon das ganze Stück fertig in Händen. Für Weimar war die erſte Aufführung auf den Geburtstag der Herzogin Luiſe, den 30. Januar, feſtgeſetzt. Goethe, der den ganzen Januar hindurch gefährlich krank geweſen, hatte es, als er in der Beſſerung war, noch möglich gemacht, der Schauſpielerin, welche die Rolle der Amenaide ſpielen ſollte, Demoiſelle Fanny Caspers, dieſelbe einzuſtudiren; bei einer ſpäteren Vorſtellung, am 10. März, war bereits Karoline Jagemann an ihre Stelle getreten.

Infolge der eben angegebenen Umſtände waren die Abſichten, die Goethe mit „Tankred" gehabt hatte, nur in ſehr unvollſtändiger Weiſe zur Ausführung gekommen. Jene

poetiſche Hebung, die er für den Schluß des dritten und vierten Aktes beabſichtigt hatte, beſchränkte ſich auf eine etwas beſſere Motivirung der jedesmaligen Schlußworte Amenaidens; von den Chören wurde ganz und gar Abſtand genommen. Auf dieſe Weiſe iſt die Abweichung vom franzöſiſchen Text auch im „Tankred“ nicht viel bedeutender als im „Mahomet“. Daß der eine von Voltaire's Rittern, Catane, Roderich genannt wird, daß Unbedeutendes oder der deutſchen Bühne Fernliegendes ausgelaſſen und unweſentliche Veränderungen in der Anordnung der Scenen gemacht ſind, verdient kaum erwähnt zu werden, wol aber, daß Goethe ebenſo wie im „Mahomet“ ſich von allen Auswüchſen und Phraſen franzöſiſcher Diktion fern gehalten hat.

„Tankred“ erſchien zuerſt als Einzelausgabe 1802 und wurde gleichzeitig mit „Mahomet“ und ebenſo wie dies Stück mit einigen nicht gerade ſehr bedeutenden Verbeſſerungen 1806 in den 4ten Band der damals erſcheinenden Geſammtausgabe der Werke aufgenommen.

Tankred.

Ein

Trauerspiel in fünf Aufzügen.

Nach Voltaire.

Perſonen.

Arſir, Aelteſter des Ritterchors von Syrakus.
Orbaſſan,
Loredan,
Roderich,
} Ritter von Syrakus.
Tankred, Ritter aus einer verbannten Syrakuſaniſchen Familie, in Byzanz erzogen.
Aldamon, Soldat.
Amenaïde, Tochter Arſir's.
Euphanie, ihre Freundin.
Mehrere Ritter, als Glieder des hohen Raths.
Knappen, Soldaten, Volk.

Der Schauplatz iſt in und bei Syrakus.

Die Zeit der Handlung fällt in das Jahr 1005. Die afrikaniſchen Sarazenen hatten im neunten Jahrhundert ganz Sizilien erobert. Da Syrakus ihr Joch abſchuttelte, behielten ſie Palermo und Girgenti. Die griechiſchen Kaiſer beſaßen Meſſina.

Erſter Aufzug.

Marſchfeld im Palaſte der Republik.

Erſter Auftritt.

Die verſammelten Ritter, in einem halben Zirkel ſitzend.

Arſir. Erlauchte Ritter, deren Muth und Kraft
Des Vaterlands Bedrängniß rächen ſoll,
Mir als dem Aelteſten erlaubet Ihr,
Euch zu verſammeln, Euern Rath zu hören.
Entſchloſſen ſeid Ihr, mit geſammter Hand
Der Doppeltyrannei, die ſich Siziliens
Bemächtigte, die Bruſt zu bieten, Euch
Und Syrakus die Freiheit zu verſchaffen.
Die beiden ungeheuern Mächte, die,
Sich in die Welt zu theilen, lange kämpfen,
Des Orients Monarchen und der Sarazenen
Verwegne Fürſten, beide machen ſich
Die Ehre ſtreitig, uns zu unterjochen.

Dem Kaiſer von Byanz gehorchen ſchon
Meſſinens Völker; Solamir, der Maure,
Beherrſchet Agrigent und Enna's*) Flur
Bis zu des Aetna fruchtbeglücktem Fuß,
Und Beide drohten Knechtſchaft unſrer Stadt;
Doch auf einander eiferſüchtig Beide,
Begierig Beide, ſolchen Raub zu haſchen,
Bekämpften ſich und ſtritten ſo für uns.
Sie haben wechſelsweiſe ſich geſchwächt;
Nun öffnet ſich ein Weg, uns zu erretten;
Der Augenblick iſt günſtig; nützet ihn!
Der Muſelmänner Größe neigt ſich ſchon;
Europa lernet weniger ſie fürchten.
Uns lehrt in Frankreich Karl Martell, Pelag**)

---

*) Der Ort iſt ſchon aus dem Alterthum bekannt, indem ſich an den in ſeiner Nähe gelegenen Hain die Sage von dem Raub der Proſerpina knüpfte, weßhalb dort auch der Kultus der Ceres vorzugsweiſe blühte.

**) Pelayo (Pelagius) war der Anführer der Weſtgothen, die ſich nach der

In Spanien, der heil'ge Vater selbst,
Leo der Große,*) lehrt mit festem Muth,
Wie dieses kühne Volk zu dämpfen sei.

Auch Syrakus vereinige sich heut
An seinem Theil zu solchem edlen Zweck!
Uneinigkeit und Ungewißheit soll
Nicht länger Eure Heldenschritte lähmen!
Vergessen wir die unglücksvolle Zeit,
Da Bürger gegen Bürger aufgestanden,
Und grausam diese Stadt die eignen Kinder
Ermordet und vertrieben und sich selbst
Entvölkert! Orbassan, an Dich ergeht
Mein erster Aufruf: Laß uns nun verbunden
Für eine Sache stehn, fürs Allgemeine
So wie fürs Beste jedes Einzelnen!
Ja, laß uns Neid und Eifersucht verbannen,
Ein fremdes Joch, das uns gewaltig droht,
Mit Heldenkraft zerbrechen oder sterben!

Orbassan. Nur allzu traurig war der Zwist, Arsir,
Der unsre beiden mächt'gen Stämme trennte
Und der getheilten Stadt die Kraft entzog.
Nun hoffet Syrakus, die Orbassans
Mit Deinem Blut, Arsir, vereint zu sehen.
So werden wir uns wechselsweise schützen,
Und also reich' ich Deiner edlen Tochter,
Ein wohlgesinnter Bürger, meine Hand;
Dem Staate will ich dienen, Dir, den Deinen,
Und vom Altar, wo unser Band sich knüpft,
Stürz' ich mich rächend Solamir entgegen.
Doch sind es nicht allein die äußern Feinde,
Der Byzantiner hier, der Maure dort;
Auch selbst in dem Bezirk von Syrakus
Sehnt sich ein Theil betrognes Volkes noch
Dem längst vertriebnen Frankenstamme nach;

Schlacht bei Xeres de la Frontera (711) in die nordwestlichen Theile Spaniens zurückzogen und von dort aus bald jenen erfolgreichen Kampf gegen die Araber begannen, der später (c. 760) zur Gründung des Königreichs Asturien führte.

*) Bei Voltaire „le grand Léon". Zu Leo I. oder den Großen (440 bis 461) ist selbstverständlich nicht zu denken; nach Angabe der französischen Kommentatoren meint Voltaire den ebrgeizigen Leo IV. (847–855).

Man rühmet seinen Muth, und wie er sich
Freiwillig aller Bürger Herz verbunden.
Wen er beraubt, daran denkt Keiner mehr;
Nur was er gab, verwahrt noch das Gedächtniß.

Mit welchem Recht verbreitete der Franke
Sich über alle Welt und nahm auch hier
In unsern reichen Gegenden Besitz?
Coucy,*) mit welchem Recht verpflanzt' er sich
Vom Seinestrom zu Arethusens Quelle?**)
Bescheiden erst und einfach, schien er nur
Sich unserm Dienst zu weihen; doch sein Stolz
Und seine Kühnheit machten ihn zum Herrn.
Sein Stamm, der unsre Güter häufte,
Erkaufte sich des Volkes Neigung bald,
Und über meinen Stamm erhub er sich;
Doch nun sind sie gestraft; sie sind verbannt,
Auf ewig ihres Bürgerrechts verlustig.

Das ist beschlossen; doch das Schwerste bleibt,
Nun dem Gesetz die volle Kraft zu geben.
Ein Sprosse des gefährlichen Geschlechts,
Tankred, ist übrig, der als Knabe schon
Mit seinen Eltern die Verbannung theilte.
Den Kaisern von Byanz hat, wie man sagt,
Mit Ehren er gedient und trägt gewiß,
Von uns gekränkt, den tiefsten Haß im Busen.
Vielleicht erregt er gegen uns die Macht
Der Griechen, die schon in Sizilien
Durch den Besitz Messina's eingegriffen,
Und denkt vielleicht, durch seinen Einfluß hier
Uns innerlich zu untergraben. Doch,
Wie ihm auch sei, wir stehen einer Welt
Entgegen, die von allen Seiten her
Nach unsern fruchtbeglückten Feldern dringt
Und uns des reinen Himmels Frohgenuß
Im schönsten Land der Erde rauben möchte,
Nicht mit Gewalt allein, mit List noch mehr.

*) Nicht der als Dichter berühmte Kastellan von Coucy, der einer viel späteren Zeit angehört, sondern ein normännischer Ritter, der sich zur Zeit Karl's des Kahlen in Sizilien niedergelassen haben soll.

**) Eine von den Dichtern vielfach besungene Quelle bei Syrakus. (Ovid. Metamorph., V. 572 f., und Verg. Eclog. X.)

Laßt gegen den Verrath uns ohn' Erbarmen
Als würd'ge Führer einer Stadt entbrennen!
Gebt den Gesetzen neue Kraft, die Jeden
Der Ehre wie des Lebens ledig sprechen,
Der mit dem Feinde, mit dem Fremden sich
Zu heimlichen Verbindungen gesellt!
Untreue wird durch Mildigkeit erzeugt.
Kein Alter spreche künftig, kein Geschlecht
Zur Schonung eines Schuldigen das Wort!
So that Venedig, wo mit großem Sinn
Mißtraun und Strenge sichre Losung war.

Loredan. Welch eine Schande für die Eingebornen,
Daß sie ein Fremder, sie ein Feind so leicht
Durch irgend einen Schein verblenden kann!
Welch ein Verdruß für uns, daß Solamir
Als Muselmann in dieser Christeninsel,
Ja selbst in dieser Stadt Verräther soldet,
Uns Friede bietet, wenn er Krieg bereitet,
Um uns zu stürzen, uns zu trennen sucht!
Wie Mancher von den Unsern ließ sich nicht
Durch Wissenschaft und Kunst*) bethören, die
Der Araber, uns zu entkräften, bringt!
Am Meisten aber, daß sich nichts verschweige,
Neigt sich der Frauen leicht verführt Geschlecht
Den Lockungen des fremden Glanzes zu.
An Solamir und seinen Edlen schätzt
Ein weiblich Auge, lüstern, manchen Reiz,
Des Morgenlandes auserlesne Pracht
In Kleid und Schmuck, Gewandtheit der Gestalt,
Der Neigung Feuer und der Werbung Kühnheit,
Indeß wir der gerechten Sache nur,
Dem Wohl des Staates Sinn und Arme widmen
Und Kunstgewerbe ritterlich verschmähn.
Im Siege mag sich unsre Kunst enthüllen!
Mir trau' ich viel, Euch trau' ich Alles zu.
Besonders aber laßt gerecht und streng
Uns gegen der Verräther Tücke wachen!
Ein einziger zerstöret leicht und schnell,
Was viele tausend Redliche gebaut.

*) Die Pflege, welche die Araber den Künsten und Wissenschaften angedeihen ließen, ist historisch: auch die Begründung der Akademie in Salerno wird ihnen zugeschrieben.

Und wenn ein Solcher des Gesetzes nicht,
Des Unglücks, das er stiftet, nicht gedenkt,
So laßt, wenn er entdeckt ist, im Gericht
Uns nicht an Gnade, nicht an Milde denken!
Und Syrakus liegt sicher hinter uns,
Wenn wir uns Solamir entgegenstürzen.
Auf ewig ausgeschlossen sei Tankred,
Und, ihm und seinem Stamme jede Hoffnung
Der Rückkehr abzuschneiden, werde nun
Des Ritterrathes letzter Schluß vollbracht!
Die Güter, das Vermögen, die der Franken
Vertriebner Stamm in Syrakus verließ,
Sei Orbassan verliehen, der für uns
So viel gethan, so viel zu thun sich rüstet!
Solch eines Vorzugs ist der Bräutigam,
Arsirens Tochter solcher Mitgift werth.

Roderich. So sei es! Mag Tankred doch in Byzanz
Sich jeder Gunst des Kaiserhofes freuen!
Er fordre nichts in unserm Freibeurt!
Gab er sich einen Herrn, so that er selbst
Auf unsre heil'gen Rechte hier Verzicht.
Er sei verbannt! Der Sklave der Despoten
Kann in dem freien Kretie nichts besitzen;
Der Staat, den Orbassan bisher beschützt,
War schuldig, ehrenvoll ihn zu belohnen.
So denk' ich und ein Jeder so mit mir.

Arsir. Er ist mein Eidam! Einer Tochter Glück
Und Wohlstand bleibt des Vaters heißer Wunsch;
Doch den vertriebnen, den verwaisten Mann,
Der ganz allein noch übrig in der Welt
Von einem hohen Stamme sich verliert,
Nicht gerne hab' ich zu der Meinen Vortheil
Der letzten Hoffnung ihn beraubt gesehn.

Loredan. Du tadelst den Senat?

Arsir. Die Härte nur.
Doch was die Mehrheit immer ausgesprochen,
Ich ehr' es als ein göttliches Gesetz.

Orbassan. Dem Staat gehören diese Güter! Mag
Er sie doch auch besitzen und verwalten!

Arsir. Genug hievon! Gefährlich immer ist's,
Das schon Entschiedne wieder aufzuregen.
Laß uns vielmehr des schönen Bunds gedenken,

Der unſre Häuſer feſt vereinen ſoll!
Laß uns die Feier heute noch vollbringen,
Und morgen ſei der Tag beglückter Schlacht!
Da fühle Solamir, daß Du mit ihm
Um eine Braut, um einen Kranz gerungen!
Entreiß ihm beide, glücklich hier und dort!
Ja, der verwegne Muſelmann verlangte
Zum Friedenspfande meiner Tochter Hand.
Durch ſolch ein Bündniß glaubt' er mich zu ehren.*)

Auf, meine Freunde! — Wenn das Alter mir
Den Ehrenplatz, Euch anzuführen, raubt,
So iſt mein Eidam dieſer Stelle werth.
Nicht ferne will ich von dem Kampfe ſein;
Mein Herz wird neue Regungen empfinden,
Mein Auge blickt auf Eure Tapferkeit
Und ſieht den ſchönſten Sieg, eh es ſich ſchließt.

Loredan. Du biſt es, der uns leitet! Hoffen wir,
Daß auch das Glück den edlen Kampf begünſtigt!
Wir ſchwören, daß ein ehrenvoller Sieg,
Wo nicht, ein ehrenvoller Tod uns krönen ſoll.

Zweiter Auftritt.

Arſir. Orbaſſan.

Arſir. Kann ich mich endlich Deinen Vater nennen?
Iſt, wackrer Orbaſſan, der alte Groll
In Dir verloſchen? Darf ich eines Sohns
Geſinnung von Dir hoffen, auf Dich zählen?

Orbaſſan. Laß uns erwarten, daß das Leben uns,
Das uns bisher getrennt, verbinden möge,
Daß, wie wir uns bisher geſchadet, nun
Wir unſre Kraft zu Beider Vortheil brauchen!
Laß denn Vertrauen zwiſchen uns entſtehn,
Gegründet auf gemeinſames Beſtreben,
Den Staat, uns ſelbſt, die Unſern zu beglücken!
Gewohnt von Jugend auf, Dein Widerſacher
Und Deines ganzen Hauſes Feind zu ſein,

*) Es war ſehr gewöhnlich, Chriſtinnen an Muſelmänner zu verheirathen. Adelais, der Sohn Ruta's, des Frederers von Spanien, heirathet die Tochter des Königs Rodrigo. (Anmerkung des franzöſiſchen Komentators.)

In dieses Bündniß wär' ich nicht getreten,
Hätt' ich Dich selbst als Feind nicht ehren müssen.
Du liebe Zeit an diesem Schluß gebaut,
Das laß uns hoffen, aber nicht erforschen!
Amenaidens hohen Frauenwerth
Darf jeder Ritter zu besitzen wünschen.
Sie wird nun mein! Mich ihrer werth zu nennen,
Muß ich die Feinde dämpfen, Syrakus
Von jeder Noth befreien, Dir, mein Vater,
Der edlen Stadt hohe Würde sichern;
Das ruft zum Kampfe mich, zur Thätigkeit,
Und unter dem Getümmel der Todeswaffen,
Wenn Liebe spräche, würde sie gehört?

Arsir. Wenn sich ein Krieger durch Freimüthigkeit,
Durch trockne, derbe Sinneskraft empfiehlt,
So giebt es eine Härte, die ihm schadet.
Gefällige Bescheidenheit erhebt
Den Glanz der Tugend, ist der beste Schmuck
Der Tapferkeit. Ich hoffe, meine Tochter
Soll Deiner Sitte Heldenstrenge mildern.
Sie ging, in früher Zeit mit ihrer Mutter
Den Stürmen unsres Bürgerzwists entflohn,
Am Hofe von Byanz die ersten Blüthen
Jungfräulicher Gesinnung zu entfalten;
Und blieb ihr Herz der Schmeichelei verschlossen,
So ist ihr Ohr doch diesen Ton gewohnt.
O laß Dir eines Vaters Rath gefallen:
Befremde sie durch Ernst und Strenge nicht!
Ein weiblich Herz glaubt nur an seinen Werth,
Wenn es den hohen Männersinn bezwingt.

Orbassan. Und diese rauhe Schale müßt Ihr mir
Zu Gute halten; denn ich bin im Lager
Vom kriegerischen Vater auferzogen.
Dort spricht die That den Werth des Mannes aus;
Dort lernt' ich biedern Sinn, Entschlossenheit,
Den unverrückten Schritt zum Ziele schätzen.
Und lernt' ich gleich des Hofes Sprache nicht,
Kann ich kein Scheinverdienst durch Gleißnerei
Mir eigen machen und mit glatten Worten
Erlogne Neigung jedem Weibe bieten,
So fühl' ich doch die Würde meiner Braut
Vielleicht so gut, als man sie fühlen soll;

Und mein Betragen zeige, wie ich sie
Und Euch und mich in Ihr zu ehren denke!
Arstr. Ich habe sie berufen; sie erscheint.

Dritter Auftritt.

Arstr. Orbassan. Amenaide.

Arstr. Der hohe Rath, besorgt fürs Wohl des Ganzen,
Der Bürger Stimme, die ihr Herz befragen,
Dein Vater, ja der Himmel, führen Dir
Den Bräut'gam zu, dem mit ergebner Pflicht
Und holder Neigung Du entgegengehst;
Dein Wort empfing er aus des Vaters Munde.
Du kennest seinen Namen, seinen Rang,
Wie seinen Ruhm, den er als edler Führer
Des Ritterheeres täglich mehren kann.
Daß er zu seinen großen Gütern noch
Tankredens Rechte vom Senat empfing —
Amenaide (für sich). Tankredens?
Arstr. — möchte der geringste Werth
Der auserwähltesten Verbindung sein!
Orbassan. Wie sie mich ehrt, das hab' ich längst gefühlt;
Nun fühl' ich auch in dieser Gegenwart,
Wie sehr ich mich beglückt zu nennen habe.
O daß zu Deiner Gunst und ihrer*) Wahl
Auch mein Verdienst um Euch sich fügen möchte!
Amenaide. Zu alten Zeiten hast Du, theurer Vater,
Mein Leid empfunden wie mein Glück befördert.
Indem Du einem Helden mich bestimmst,
So soll nach langes Kampfes wilden Tagen
Durch Deine Weisheit Fried' und Freude blühn,
Und Deine Tochter soll des Glückes Pfand
Für unsre Stadt, für unsre Häuser sein.
Die Würde dieser Pflicht empfind' ich wol,
Den Vortheil auch erkenn' ich wünschenswerth;
Doch Orbassan wird einem weichen Herzen,
Das, ach, von Jugend auf zu sehr belastet

*) „Puisse-je, en méritant vos bontés et son choix. Du bonheur de nous trois constamment l'espérance." — Das Wort bezieht sich auf die anwesende Amenaide, was dadurch möglich wird, daß die Rede Orbassan's mehr an Arstr gerichtet ist.

Von manchem Druck unsel'ger Tage war,
Das selbst sich jetzt in dieser neuen Lage
Betroffen fühlen muß, vergönnen, sich
An eines Vaters Busen zu erholen.

Orbassan. Ich schätze diese Forderung der Natur,
Ich weiß Dein kindliches Gefühl zu ehren;
Dem herrlichen Vertrauen laß' ich Raum.
An meiner Seite will ich unsers Heers
Geprüfte Ritter mustern, Wachsamkeit
Auf unsers Feinds Bewegungen empfehlen.
Nur wenn ich eine solche Hand verdiene,
Faß' ich sie mit Vertrauen; unser Fest
Werd' ich mit wahrer Freude nur begehn,
Wenn ich es reich mit Lorbeern schmücken kann.

Vierter Auftritt.

Arsir. Amenaide.

Arsir. Du bist betroffen, und Dein starrer Blick,
Von Thränen trübe, wendet sich von mir;
Erstickte Seufzer heben Deine Brust;
Und wenn das Herz gewaltig widerstrebt,
Was kann die Lippe Günstiges verkünden?

Amenaide. Erwartet hätt' ich nicht, ich will's gestehn,
Daß Du, nach solchen Kämpfen, solchem Haß,
Mit der Partei der Orbassans Dich je
Als etwa nur zum Schein verbinden würdest,
Daß Deiner Tochter zitternd schwache Hand
Gefordert werden könnte, solchen Bund
Zu kräftigen, und daß mein Arm den Feind,
Der uns so sehr bedrängt, umfassen sollte.
Kann ich vergessen, daß der Bürgerkrieg
Des eignen Herds behaglich freie Stätte
Dir wild verkümmert, daß die gute Mutter,
Zwar wider Willen, doch für mich besorgt,
Aus dieser Stadt nach fremden Ufern zog!
Und theilt' ich nicht, der Wiege kaum entwachsen,
Dort in Byzanz ihr trauriges Geschick?
Lernt' ich von ihr, der Irrenden, Verlassnen,
Verbannter Bürger Jammertage nicht,
Des stolzen Hofs erniedrigende Gnade
Und Mitleid, schlimmer als Verachtung, tragen?

Herabgesetzt, doch edel ausgebildet,
Verlor ich bald die würd'ge Führerin.
Die Mutter starb; ich fand mich mit mir selbst
Ein schwaches Rohr und in dem Sturm allein.
Da leuchteten Dir neue, bessre Tage,
Und Syrakus, bedürftig Deines Werths,
Gab Dir die Güter, Dir das Ansehn wieder
Und seiner Waffen Glück in Deine Hand.
Da wichen von den blutbefleckten Pforten
Der Vaterstadt die Feinde schnell hinweg;
Ich sehe mich in meines Vaters Armen,
Aus denen frühes Unglück mich gerissen.
Ach, führt ein größres etwa mich zurück?
Ich weiß, zu welchem Zweck, in welcher Hoffnung
Du meine Hand dem Gegner angelobt;
Bedenke, daß ein unnatürlich Bündniß,
Das beiden Gatten Unglück zubereitet,
Verderblich oft dem Allgemeinen wird.
Vergieb, wenn ich vor dieser Stunde bebe,
Die mir auf unabsehlich lange Reihen
Von Schmerz- und Kummerstunden schrecklich zeigt.

Arsir. Laß nicht Erinnerung vergangnes Uebels
Der Zukunft weite Räume Dir verengen!
Gedenke jetzt, wie Syrakus gemurrt,
Als Deine Hand zum Pfande Solamir
Des angebotnen Friedens sich bedingte!
Nun geb' ich Dir den Helden, der mit ihm
Sich messen, der von ihm uns retten soll,
Den besten unsrer Krieger, der mich sonst
Befreundete, und der uns nun verstärkt.

Amenaide. Verstärkt! O laß Dich nicht durch jene Güter,
Die er vielleicht verschmähen sollte, blenden!
Ein Held, so mächtig und so lieber, könnte
Unschuldig Ausgetriebene berauben?

Arsir. Der strengen Klugheit des Senates kann
Ich nichts entgegensetzen. In Tankreden
Bestraft man nur den eingedrungnen Stamm
Herrschsücht'ger Franken, die uns längst getrotzt.
Er muß verleichen.

Amenaide. Irr' ich, Herr, nicht ganz,
So ist Tankred in Syrakus geliebt.

Arsir. Wir ehren Alle den erhabnen Geist,

Den Muth, der, wie man ſagt, Illyrien
Dem Kaiſer unterwarf, ſich überall,
Wo er ſich hingewendet, ausgezeichnet;
Doch eben weil er jenem Dienſt ſich weihte,
Hat er bei uns das Bürgerrecht verwirkt.
Sein reiches Erbe bleibt ihm abgeſprochen,
Und, wie er flüchtig iſt, er bleibt verbannt.

Amenaide. Verbannt! Auf ewig! Er?

Arſir. Man fürchtet ihn.
Du haſt ihn ehmals in Byzanz geſehen,
Du weißt, er haßt uns.

Amenaide. Damals glaubt' ich's nicht.
Auch meine Mutter hoffte, Syrakus
Sollt' er dereinſt beſchützen und befrein.
Und als der Bürger, undankbar verirrt,
Sich gegen Dich für Orbaſſan erklärte,
Dich unterdrückte, Deiner Güter Dich
Beraubte, damals hätte, wie mir ſchien,
Tankred für Dich den höchſten Kampf beſtanden.

Arſir. Genug, Amenaide! Rufe nicht
Vergangner Tage Schattenbild hervor!
Laß uns von Zeit und Ort Geſetze nehmen!
Tankred und Solamir, Byzanz und Hof
Sind Alle gleich verhaßt in Syrakus
Und wirken bald auf uns nicht weiter ein;
Doch Deines Lebens nächſtes, ganzes Glück
Kannſt Du Dir durch Gefälligkeit erſchaffen.
Nun ſechzig Jahre ſtritt ich für dies Land;
Ich liebt' es, dient' ihm als ein treuer Bürger,
So ungerecht, ſo undankbar es auch
Sich gegen mich bewieſen, und ich denke
Noch ebenſo in meinen letzten Stunden.
Solch eine Denkart zeige mir nun auch
Zu Troſt und Hoffnung meiner alten Tage
Und gehe ſicher, an der Hand der Pflicht
Dem Glück, das Dir bereitet iſt, entgegen!

Amenaide.
Du ſprichſt von Glück, das nirgends mir erſcheint.
Zwar ſeh' ich nicht auf die vergangnen Zeiten,
Nicht auf den Glanz des Kaiſerhofs zurück;
Dir weih' ich die Gefühle meines Herzens.
Doch eh Du mich auf ewig binden magſt,

Laß wenig Tage noch vorübergehen!
Die Gunst ist groß, durch die sich Orbassan
Vom Volk und vom Senat erhoben sieht.
Du eilest, staatsklug, Theil daran zu nehmen;
Und doch ist diese Gunst so leicht verscherzt!
Und die Partei, statt uns emporzutragen,
Zieht uns in ihrem Sturze mit hinab.

Arsir. Was sagst Du?

Amenaide. Wenn ich Dir, o Herr, vielleicht
Zu kühn erscheinen möchte, so vergieb!
Ich leugn' es nicht, das schwächere Geschlecht
Hat an dem Kaiserhofe größre Rechte;
Dort fühlt man sich und waget auszusprechen,
Was in der Republik verboten ist.
Man dient uns dort; hier will man uns befehlen.
Es war nicht immer so! Der Muselmann,
Der eines Weibes edle Rechte kränkt,
Hat in Sizilien zu starken Einfluß.
Auch unsre Helden hat er gegen uns
Herrschsüchtiger, ungefälliger gemacht;
Doch Deine Vatergüte bleibt sich gleich.

Arsir. So lange Du als Tochter Dich erzeigst.
Mißbrauche nicht die väterliche Huld!
Du durftest zaudern, aber nicht versagen.
Nichts trennet mehr das festgeknüpfte Band;
Das Ritterwort kann nicht gebrochen werden.
Wol ist es wahr: Ich bin zum Unglück nur
Geboren! Kein Entwurf gelang mir je!
Und was ich jetzt zu Deinem Glück gethan,
Wird ahnungsvoll von Dir voraus verflucht.
Doch sei ihm, wie ihm wolle! Das Geschick
Wird nicht von uns beherrscht und unsern Wünschen,
Und so ergieb Dich ihm, wie wir es thun!

Fünfter Auftritt.

Amenaide. Hernach Euphanie.

Amenaide. Tankred! Geliebter! Sollt' ich meine Schwüre,
Um Deines größten Feindes willen, brechen?
Ich sollte, niedrig, grausamer als er,
Die Dir geraubten Güter mit ihm theilen?
Ich sollte — Komm, Euphanie, vernimm,

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
GOETHE,J.W.
3-598-50924-3
FN. 16545/432

Welch ungeheurer Schlag mein Leben trifft!
Mein Vater giebt mir Orbassan zum Gatten.
Euphanie. Wie wird es möglich zu gehorchen sein?
Ich kenne Dein Gefühl und seine Stärke.
Nicht des Geschicks Gewalt, das Herz Nein
Vermochte, wenn Du Deinen Weg gewählt,
Dich aufzuhalten oder abzulenken;
Du gabst Dein Herz fürs ganze Leben hin.
Tankred und Solamir empfanden Beide,
Für Dich entzündet, gleicher Neigung Macht;
Doch Der, den Du im Stillen und mit Recht
Dem Andern vorgezogen, der Dein Herz
Gewonnen und verdient, wird dieses Herzens
Auch würdig bleiben. Wenn er in Byzanz
Vor Solamir den Vorzug sich gewann,
So möchte schwerlich Orbassan sich hier
Des Sieges über ihn zu rühmen haben.
Dein Sinn ist fest.
Amenaide. Er wird sich nie verändern.
Ach, aber man beraubt Tankreden hier,
Verbannt ihn, kränkt die Ehre seines Namens!
Verfolgung ist Geschick des edlen Manns;
Doch mein Geschick ist nur, ihn mehr zu lieben.
Und so vernimm! Ich wage noch zu hoffen;
Ihn liebt das Volk noch immer!
Euphanie. Wie man hört.
Wenn seines Hauses Freunde lange schon
Den Vater und den Sohn vergessen, die
In ferne Lande die Verbannung trieb,
Wenn Große nur dem eignen Vortheil fröhnen,
So ist das Volk gutmüthig.
Amenaide. Oft gerecht.
Euphanie. Jetzt unterdrückt. Und wer Tankreden liebt,
Darf lange schon nur im Verborgnen seufzen.
Tyrannisch waltet des Senats Befehl.
Amenaide. Nur, weil Tankred entfernt ist, wagen sie's.
Euphanie. Wenn er sich zeigen könnte, hofft' ich auch;
Doch er ist fern von Dir.
Amenaide. Gerechter Gott,
Dich ruf' ich an, —
(Zu Euphanien.) und Dir vertrau' ich mich.
Tankred ist nah, und wenn man endlich, ihn

Ganz zu verderben, harte Schlüsse nahm,
Wenn Tyrannei sich über Alles hebt,
So tret' er vor, daß Alle sich entsetzen!
Tankred ist in Messina!

Euphanie. Großer Gott!
Vor seinen Augen will man Dich ihm rauben.

Amenaide. Ich bleibe fein, Euphanie! Vielleicht
Gebietet er den Syrakusern bald
Wie meinem Herzen — Dir vertrau' ich Alles;
Doch Alles muß ich wagen! Dieses Joch,
Es ist zu schimpflich, und ich will es brechen.
Verrathen könnt' ich ihn und niederträchtig
Der Macht, die ein Verbrechen beischt, gehorchen?
Nein, Männerstärke giebt mir die Gefahr.
Um meinetwillen kam er in die Nähe;
Mich sollte seine Nähe nicht begeistern?
Und könnt' ich einer falsch verstandnen Pflicht
Freiheit und Ehre, Glück und Leben weihen?
Wenn Unglück sich von allen Seiten zeigt,
So ist's das größte, das mich ihm entreißt.
O Liebe, die Du mein Geschlecht erhöhst,
Laß dieses Wiedersehn beschleunigt werden!
Laß in der Noth uns Deinen Einfluß fühlen,
Und schufst Du die Gefahr, so rett uns nun!

Zweiter Aufzug.

Saal im Palaste der Republik.

Erster Auftritt.

Amenaide. Hernach **Euphanie.**

Amenaide. Die Ruhe flieht und, ach, die Sorge folgt!
Vergebens wandl' ich durch die öden Säle.
Hier in dem Busen schwanket Ungeduld;
Unstät beweat mein Fuß sich hin und wieder.
Ist's Furcht? Ist's Reue? — Furcht! O, denk an ihn!
Und sollte Dich die edle Kühnheit reuen?
Gefaßt, mein Herz!
(Zu Euphanien, die eintritt.) Ist mein Befehl vollbracht?

Euphanie. Dein Sklav' empfing den Brief und eilte fort.

Amenaide. So ist mein Schicksal nun in der Gewalt
Des Letzten meiner Knechte, weil ich ihn
Zu einem solchen Auftrag tüchtig finde,
Weil er von Muselmännern stammt, bei uns
Geboren und erzogen, beide Sprachen,
Der Sarazenen Lager und des Berge
Verborgne, türkische Pfade kennt.
Wird er auch jetzt, so glücklich und so treu,
Messina's Pforte erreichen als zur Stunde,
Da er mir dort Tankreden ausgesondert?
Wird er wie damals eilig wiederkehren
Und allen Dank und allen Lohn empfangen,
Den ihm mein stolzes Herz mit Freude zollt?

Euphanie. Gefährlich ist der Schritt; doch hast Du selbst
Durch weise Vorsicht die Gefahr gemindert.
Tankredens Namen hast Du jenem Blatt,
Das ihn berufen soll, nicht anvertraut.
Wenn des Geliebten Namen sonst so gern
Die Lippe bildet und der Griffel liebt,
Hier hast Du ihn verschwiegen, und mit Recht.
Im schlimmsten Falle mag der Maure nun
Den Boten fangen, mag die Zeilen lesen,
Die ihm ein unerklärlich Rätsel sind!

Amenaide. Noch wacht ein guter Geist für mein Geschick;
Tankreden führt er her; ich sollte zittern?

Euphanie. An jedem andern Platz verbind' er Euch!
Hier lauern Haß und Habsucht hundertäugig.
Der Franken alter Anhang schweigt bestürzt;
Wer soll Tankreden schützen, wenn er kommt?

Amenaide. Sein Ruhm! — Er zeige sich, und er ist Herr.
Den unterdrückten Helden ehrt im Stillen
Noch manches Herz. Er trete kühn hervor,
Und eine Menge wird sich um ihn sammeln.

Euphanie. Doch Orbassan ist mächtig, tapfer!

Amenaide. Ach!
Du solltest meine Sorge nicht vermehren.
O, laß mich denken, daß ein gut Geschick
In früher Jugend uns zusammenführte,
Daß meine Mutter in der letzten Stunde
Uns mit dem Scheidesegen fromm vereint!
Tankred ist mein! Kein feindliches Gesetz,
Nicht Staatsverträge sollen mir ihn rauben.

Ach, wenn ich denke, wie vom Glanz des Hofs,
Vom Herrlichsten der Kaiserstadt umgeben,
Wir uns nach diesen Ufern hingesehnt,
Wo jetzt Gefahr von allen Seiten droht,
Wo mir Tankredens laut erklärter Feind
Das ungerecht entri[illegible]ne Vermögen
Als Bräutigam zur Morgengabe beut!
Der edle Freund soll wenigstens erfahren,
Wie ihn Parteisucht hier behandelt, wie
Mich sein Verlust in Angst und Kummer setzt.
Er kehre wieder und vertheidige
Sein angeborenes Recht! Ich ruf' ihn auf.
Dem Helden bin ich's, bin's dem Freunde schuldig;
Ach, gerne thät' ich mehr, vermöcht' ich's nur!
Ja, hielte mich die Sorge nicht zurück,
Des alten Vaters Tage zu verkürzen,
Ich selbst erregte Syrakus, zerrisse
Den Schleier, der die Menge traurig dämpft.
Von Freiheit reden sie, und wer ist frei?
Der Bürger nicht, der vor dem Ritter bebt,
Der Ritter nicht, der sich von Seinesgleichen
Beleidigt und verstoßen lassen muß.
Ist denn mein Vater frei, der doch, von Allen
Der Aelteste, des Rathes Erster sitzt?
Bin ich es, seine Tochter, deren Hand
Dem alten Feinde meines Hauses nun
Im klugen Plane dargeboten wird?
Ist Orbassan darum nun liebenswerth,
Weil die Parteien, müde, sich zu kränken,
In unserm Bund auch ihren Frieden sehn?
Solch ein Vertrag empört wie solch ein Zwist
Des zarten Herzens innerstes Gefühl.
Ein Einziger kann die Verwirrung lösen.
Und er ist nah, er kommt, — es ist gethan.

Euphanie. Und alle Deine Furcht? —

Amenaide. Sie ist vorüber.

Euphanie. Doch mir durchbebt sie heftiger die Brust.
In diesem Augenblicke der Entscheidung
Empfind' ich meine Schwachheit nur zu sehr!
Und hast Du nichts von dem Gesetz gehört,
Das der Senat mit wohlbedachter Strenge
Noch diesen Morgen erst erneuert hat?

Amenaide. Welch ein Gesetz?
Euphanie. Es ladet Schand' und Tod
Auf Jeden, der mit unsern Feinden sich,
Der sich mit Fremden insgeheim verbunden.
O Gott, Dir drohet es und trifft vielleicht!
Amenaide. Laß ein Gesetz von Syrakus Dich nicht,
So sehr es immer droht, in Furcht versetzen!
Ich kenne schon den wallenden Senat;
Versammelt, nimmt er auf das Beste, will
Mit Herrscherwort den Uebelthaten steuern,
Und so entrinnet weise manch Gesetz;
Gerüstet steht's, Minerven gleich, die sich
Einst aus dem Haupt des Göttervaters hob,
In seiner vollen Kraft und scheint zu treffen.
Den Bürger trifft es auch, und den nicht oft;
Doch weiß ein Ritter, was die Seinigen
Verletzen könnte, mächtig abzulenken,
Und keine Strafe trint ein hohes Haupt.

Zweiter Auftritt.

Amenaide. Euphanie im Vordergrunde. **Arsir** und die **Ritter** im Hintergrunde.

Arsir. Weh über uns! — O Ritter, wenn Ihr mich
Bei dieser Nachricht ganz vernichtet seht,
Bejammert mich! Zum Tode war ich reif;
Doch solche Schande dulden, wer vermag's!
(Zu Amenaiden, mit Ausdruck von Schmerz und Zorn.)
Entferne Dich!
Amenaide. Mein Vater sagt mir das?
Arsir. Dein Vater? Darfst Du diesen heil'gen Namen
Im Augenblicke nennen, da Du frech
Dein Blut, Dein Haus, Dein Vaterland verräthst?
Amenaide (sich fortbewegend). Ich bin verloren!
Arsir. Bleib! — Und soll ich Dich
Mit einem Mal von diesem Herzen reißen?
Ist's möglich?
Amenaide. Unser Unglück ist gewiß,
Wenn Du Dich nicht zu meiner Seite stellst.
Arsir. Zur Seite des Verbrechens?
Amenaide. Kein Verbrechen
Hab' ich begangen.

Arfir. Leugnest Du das Blatt?
Amenaide. Ich habe nichts zu leugnen.
Arfir. Ja, es ist
Von Deiner Hand geschrieben, und ich stehe,
Betroffen und beschämt, verzweifelnd hier.
So ist es wahr! — O, meine Tochter! — Du
Verstummst? — Ja, schweige nur, damit mir noch
Im Jammer wenigstens ein Zweifel bleibe!
Und doch! — O sprich, was thatst Du?
Amenaide. Meine Pflicht!
Bedachtest Du die Deine?
Arfir. Rühmst Du noch
Dich des Verbrechens vor dem tief Gekränkten?
Entferne Dich, Unglückliche! Verlaß
Den Ort, den Stand, das Glück, das Du verwirkt,
Und mir soll fremde Hand mein Auge schließen!
Amenaide. Es ist geschehn!

Dritter Auftritt.

Arfir. Die Ritter.

Arfir. Wenn ich nach dieser That,
Nach dem Verbrechen, das sie selbst bekannte,
Nicht ritterlich gelassen unter Euch,
Wie es mir wol geziemte, stehen kann,
Wenn meine Thränen wider Willen fließen,
Wenn tiefe Seufzer meine Stimme brechen,
Ach, so verzeiht dem tiefgebeugten Mann!
Was ich dem Staat auch schuldig bin, Natur
Macht allzu dringend ihre Forderung gelten.
Verlangt nicht, daß ein unglücksel'ger Vater
Zu Euren strengen Schlüssen bebend stimme!
Unschuldig kann sie nicht gefunden werden,
Um Gnade wag' ich nicht für sie zu flehn;
Doch Schand' und Tod auf sie herabzurufen,
Vermag ich nicht. Es scheint mir das Gesetz,
Nunmehr auf sie gerichtet, allzu streng.
Loredan. Daß wir, o Herr, den Würdigsten der Vater
In Dir bedauern, Deine Schmerzen fühlen
Und sie zu schärfen selbst verlegen sind,
Wirst Du uns glauben; aber dieser Brief! —
Sie leugnet nicht, der Sklave trug ihn fort;

Ganz nah am Lager Solamir's ergriff
Den Boten unsre frische Doppelwache;
Er suchte zu entfliehn, er widersetzte
Sich der Gewalt, die ihm den Brief entriß;
Er war bewaffnet, und er ist gestraft.
Das Zeugniß des Verrathes liegt zu klar
Vor Aller Augen, die Gefahr der Stadt!
Wer sollte hier der wiederholten Schwüre
Vergessen können, wer der ersten Pflicht?
Und selbst die edlen, väterlichen Schmerzen,
Sie überreden nicht, so sehr sie rühren.

Arstr. In Deinem Spruche seh' ich Deinen Sinn;
Was auf sie wartet, fühl' ich mit Entsetzen.
Ach, sie war meine Tochter — Dieser edle Mann
Ist ihr Gemahl — Ich überlasse mich
Dem derben Schmerz — Euch Lebewohl ich mich.
Gewähre Gott mir nur, vor ihr zu sterben!

Vierter Auftritt.

Die Ritter.

Roderich. Sie zu ergreifen, ist Befehl gegeben. —
Wol ist es schrecklich, sie, von edlem Stamme,
So hoch verehrt von Allen, jung und reizend,
Die Hoffnung zweier Häuser, von dem Gipfel
Des Glücks in Schmach und Tod gestürzt zu sehn;
Doch welche Pflichten hat sie nicht verletzt!
Von ihrem Glauben reißet sie sich los;
Ihr Vaterland verräth sie, einen Feind
Ruft sie, uns zu beherrschen, frech heran.
Oft hat Sizilien und Griechenland
An seinen Bürgerinnen das erlebt,
Daß sie der Ehre, daß dem Christennamen,
Daß den Gesetzen sie entsagt und sich
Dem Muselmann, der alle Welt bedrängt,
Im wilden Feuer lüstern hingegeben;
Doch daß sich eines Ritters Tochter, sie,
(Zu Orbassan.) Die Braut solch eines Ritters, so vergißt
Und auf dem Wege zum Altare noch
Ein solch verrätherisch Unternehmen wagt,
Ist neu in Syrakus, neu in der Welt.
Laßt unerhört das Unerhörte strafen!

Loredan. Gern will ich es gestehn, ich bebe selbst,
Indem ich ihre volle Schuld mir denke,
Die nur durch ihren Rang sich noch vermehrt.
Wir Alle kennen Solamir's Beginnen,
Wir kennen seine Hoffnung, seine Liebe,
Die Gabe zu gefallen, zu betriegen,
Geister zu fesseln, Augen zu verblenden.
An ihn gerichtet hat sie dieses Blatt:
„Regier in unserm Staate!“ — Braucht es mehr,
Die gräßlichste Verschwörung zu enthüllen?
Und was noch sonst Verwerflichs diese Züge
Vor unsre Augen bringen, sag' ich nicht
(Zu Orbassan.)
In Deiner Gegenwart, verehrter Mann!
Wir schämen uns, wo sie der Scham vergaß.
Und welcher Ritter sollte nun für sie
Nach altem, löblichem Gebrauche streiten?
Wer fände sie noch würdig, ihretwegen,
Die keinen Schein des Rechtes für sich hat,
Sein Blut und seinen Namen zu verschwenden?
Roderich. Wir fühlen, Orbassan, die Schmach wie Du,
Womit ein fremder Frevel uns getroffen.
Komm! Wir entsühnen uns im Schlachtgewühl.
Sie hat das Band verrätherisch zerrissen:
Dich rächt ihr Tod, und er befleckt Dich nicht.
Orbassan. Betroffen steh' ich; das vergebt Ihr mir!
Treu oder schuldig, sie ist mir verlobt.
Man kommt — Sie ist's — Die Wache führet sie.
Soll meine Braut in einem Kerker jammern?
Mich trifft, mich reizt die unerhörte Schmach.
Laßt mich sie sprechen!

Fünfter Auftritt.

Die Ritter im Vordergrunde. **Amenaide** im Hintergrunde, mit Wache umgeben.

Amenaide. Ew'ge Himmelsmächte!
Auf diesem Weg des Elends leitet mich!
Du kennst, o Gott, der Wünsche löblich Ziel,
Du kennst mein Herz! Ist denn die Schuld so groß?
Roderich (im Begriff, mit den übrigen Rittern abzugehen, zu Orbassan).
Die Schuldige zu sprechen, bleibst Du stehn?

Orbassan. Ich will sie sprechen.
Roderich. Sei es! Doch bedenke:
Gesetz, Altar und Ehre sind verletzt,
Und Syrakus, obgleich mit Widerwillen,
Mit einem Schwure, verlangt des Opfers Blut.
Orbassan. Mir sagt wie Euch der Ehre Tiefgefühl,
Wie Jeder denkt, und wie er denken soll!
(Die Ritter gehen ab; er spricht zur Wache:)
Entfernet Euch!

Sechster Auftritt.

Amenaide. Orbassan.

Amenaide. Was unterfängst Du Dich?
Willst meiner letzten Augenblicke spotten?
Orbassan. So sehr vergeß' ich meiner Würde nicht.
Dich wählt' ich mir, Dir bot ich meine Hand;
Vielleicht hat Liebe selbst die Wahl entschieden.
Doch davon ist die Rede nicht. Was auch
In meinem Herzen peinlich sich bewegt,
Gefühl der ersten Neigung gegen Dich,
Verdruß, daß ich der Liebe nachgegeben:
Ertragen könnt' ich nicht, entehrt zu sein.
Verrathen wär' ich — sollt' ich das mir denken, —
Um eines Fremden, eines Feindes willen,
Der unsrer heil'gen Lehre widerstrebt?
Zu schändliches Verbrechen! Nein, ich will
Die Augen schließen, nichts von Allem glauben,
Dich retten und den Staat und meinen Ruhm.
Mir werd' es Pflicht! Ich ehre mich in Dir.
Heut sah mich Syrakus als Deinen Gatten;
Nun steh' ich dem Beleid'ger meines Rufs.
Das Gottesurtheil ruht in unsrer Faust;
Das Schwert erschafft die Unschuld vor Gericht.
Ich bin bereit, zu gehen!
Amenaide. Du?
Orbassan. Nur ich!
Und dieser Schritt und dieses Unternehmen,
Wozu nach Kriegessitte mich die Ehre
Berechtigt, wird ein Herz, das mir gebührte,
So hoff' ich, tief erschüttern, und es wird
Mich zu verdienen wissen. Was auch Dich

In einen Irrthum augenblicklich stürzte,
List eines Feinds, Verführung eines Fremden,
Furcht, mir die Hand zu reichen, frag' ich nicht.
Die Wohlthat wirkt auf edle Herzen viel,
Die Tugend wird durch Reue nur gestärkt,
Und unsrer Beider Ehre bin ich sicher.
Doch das ist nicht genug; ich habe mir
Auf Deine Zärtlichkeit ein Recht erworben;
Sei's Liebe, sei es Stolz, ich fordre sie.
Wenn das Gesetz den heil'gen Schwur befiehlt,
Der Schwache bindet, sie in Furcht versetzt,
Und am Altare sie sich selbst betrügen,
Freimüthig fordr' ich so Freimüthigkeit.
Sprich, offen ist mein Herz, mein Arm bewaffnet.
Bereit, zu sterben, fordr' ich Deine Liebe.

Amenaide. Im Abgrund des Entsetzens, da ich kaum
Von jenem Sturz, der mich bisher geschleudert,
Mich mit verstörten Sinnen wiederfinde,
Ergreift mich Deine Großmuth noch zuletzt.
Du nöthigest mein Herz zur Dankbarkeit,
Und an der Gruft, die mich verschlingen soll,
Bleibt mir nur das Gefühl noch, Dich zu schätzen.

O kennte Du das Herz, das Dich beleidigt!
Verrathen hab' ich weder Vaterland
Noch Ehre! Dich, auch Dich verrieth ich nicht.
Bin ich zu schelten, daß ich Deinen Werth
Verkannte? Gnug! Ich habe nichts versprochen.
Undankbar bin ich, bin nicht ungetreu,
Und redlich will ich sein, so lang' ich athme:
Dich lieben kann ich nicht! Um diesen Preis
Darf ich Dich nicht zu meinem Ritter wählen.

Mich drängt in einer unerhörten Lage
Ein hart Gesetz, die Härte meiner Richter;
Den Tod erblick' ich, den man mir bereitet.
Ach, und ich seh' ihm nicht mit kühner Stirn,
Mit unbewaffnetem Busen nicht entgegen!
Das Leben lieb' ich; vorzeit war mir's werth.
Weh über mein Geschick! Mein armer Vater! —
Du siehst mich schwach, zerrüttet; doch betrieg' ich
Auch so Dich nicht. Erwarte nichts von mir!
Du bist beleidigt, und ich scheine Dir

Erſt ſchuldig; aber doppelt wär' ich's,
Sucht' ich nun Dir und Deiner Gunſt zu ſchmeicheln.
Verzeih den Schmerzensworten! Nein, Du kannſt
Nicht mein Gemahl und nicht mein Retter ſein.
Geſprochen iſt's; nun rächte, räche Dich!

Ordaſſan. Mir ſei genug, mein Vaterland zu rächen,
Die Frechheit zu verhöhnen, der Verachtung
Zu trotzen, nein, ſie zu vergeſſen! Dich
Zu ſchützen, war auch jetzt mein Arm bereit;
So that ich für den Ruhm, für Dich genug.
Von nun an Richter, meiner Pflicht getreu,
Ergeben dem Geſetz und fühllos, wie
Es ſelbſt iſt, ohne Zorn und ohne Reue!

Siebenter Auftritt.

Amenaïde. Soldaten im Hintergrunde. **Hernach Euphanie.**

Amenaïde. Mein Urtheil ſprach ich — gebe ſelbſt mich hin —
Du Einziger, der dieſes Herz verdiente,
Für den ich ſterbe, dem allein ich lebte,
So bin ich denn verdammt — Ich bin's für Dich!
Nur fort — Ich wollt' es — Aber ſolche Schande,
Des hochbetagten, armen Vaters Jammer,
Der Bande Schmach, der Henker Mörderblicke —
O Tod! Vermag ich ſolchen Tod zu tragen?
In Qualen, ſchändlich — es entweicht mein Muth. —
Nein, es iſt rühmlich, für Tankred zu leiden!
Man kann mich tödten, und man ſtraft mich nicht.
Doch meinem Vater, meinem Vaterland
Erſcheint' ich als Verrätherin! Zu dienen
Gedacht' ich Beiden, die mich nun entehren.
So kann mir denn in dieſer Schreckensſtunde
Mein eigen Herz allein das Zeugniß geben.
Und was wird einſt Tankred —

(Zu Euphanien, die eben eintritt.)

Dich ſeh' ich hier?
Iſt einer Freundin Nähe mir erlaubt?

Euphanie. Vor Dir zu ſterben, wär' mein einz'ger Wunſch.

(Sie umarmen ſich; die Soldaten treten vor.)

Amenaïde. Sie nahen! Gott, man reißt mich weg von Dir.
Dem Helden bringe, dem ich angehörte,
Mein letzt Gefühl, mein letztes Lebewohl!

Laß ihn erfahren, daß ich treu verschied!
Nicht wird er seine Thränen mir versagen.
Der Tod ist bitter; doch für den Geliebten,
Für ihn zu sterben, halte mich empor!

Dritter Aufzug.

Vorhalle des Palastes.
An den Pfeilern sind Rüstungen aufgehangen.

Erster Auftritt.

Tankred. Zwei Knappen, welche seine Lanzen und übrigen Waffen tragen. Aldamon.

Tankred. Wie hängt am Vaterland ein frommes Herz!
Mit welcher Wonne tret' ich hier herein!
Mein braver Aldamon, Freund meines Vaters,
Als einen Freund beweisest Du Dich heut.
Durch Deine Posten lässest Du mich durch
Und führst mich Unerkannten in die Stadt.
Wie glücklich ist Tankred, der Tag, wie froh!
Mein Schicksal ist erneut. Ich danke Dir
Mehr, als ich sagen darf und als Du glaubst.

Aldamon. Mich Niedrigen erhebst Du, Herr, so hoch;
Den kleinen Dienst, den ein gemeiner Mann,
Ein bloßer Bürger —

Tankred. Bürger bin auch ich,
Und Freunde sollen alle Bürger sein.

Aldamon. Und alle Bürger sollen Dich verehren.
Zwei Jahre hab' ich unter Dir mit Lust
Im Orient gestritten; Deiner Väter Thaten
Sah ich Dich übertreffen; nah bei Dir
Lernt' ich bewundern Deiner Jugend Glanz.
Das nur ist mein Verdienst. In Deinem Hause
Bin ich erzogen, Deine Väter waren
Mir väterliche Herrn, ich bin Dein Knecht.
Ich muß für Dich —

Tankred. Wir müssen Freunde sein!
Das also sind die Wälle, die zu schützen,
Ich herzeilt, der Mauern heil'ger Kreis,
Der mich als Kind in seinem Schooß bewahrt,
Aus dem parteiischen Verbannung mich gerissen,

Zu dem ich ehrfurchtsvoll zurück mich sehnte!
Doch sage mir: Wo wohnt Arsir — und wohnt
Mit ihm Amenoide, seine Tochter?

Aldamon. In dem Palaste hier der Republik,
Wo sich der hohe Ritterrath versammelt.
Ward ihm, dem Aeltsten, Würdigsten, die Wohnung
Nach langen Bürgerzwisten angewiesen.
Hier leitet er die Ritter, die dem Volk
Gesetze geben, deren Tapferkeit
Die Stadt beschützt und sich die Herrschaft sichert.
Sie überwanden stets den Rivalmann.
Wenn sie nicht ihren Besten, Dich, verstoßen.
Sieh diese Schilde, Lanzen und Devisen!
Der kriegerische Prunk verkündet laut,
Mit welchem Glanz sie ihre Thaten schmückten.
Dein Name nur fehlt diesen großen Namen.

Tankred. Verschweig ihn, da man ihn verfolgt! Vielleicht
Ist er an andern Orten ganz berühmt.
(Zu seinen Knappen.)
Ihr aber hänget meine Waffen hin!
Kein Wappen rufe den Parteigeist auf!
Ganz ohne Schmuck, als Zeugen tiefer Trauer,
Wie ich sie in der ernsten Schlacht geführt,
Den nackten Schild, den farbenlosen Helm
Befestigt ohne Pomp an diese Mauern
Und füget meinen Wahlspruch nicht hinzu!
Er ist mir theuer; denn in Schlachten hat
Er meinen Muth erhoben, mich geleitet
Und aufrecht meine Hoffnungen gehalten;
Es sind die heil'gen Worte: Lieb' und Ehre.
Steigt nun das Ritterchor zum Platz herab,
So sagt, ein Krieger wünsche, nicht gekannt,
Gefahr und Sieg mit ihnen zu bestehen,
Und ihnen nachzueifern, sei sein Stolz!
(Zu Aldamon.)
Arsir ist Aeltester?

Aldamon. Im dritten Jahre.
Zu lange hielt die mächtige Partei,
Die auch vom Volke nicht geliebt ist, ihn,
Den Edlen, selbst unthätig und im Druck;
Doch nun erkennt man seinen Werth; es gilt
Sein Rang, sein Name, seine Redlichkeit.

Doch, ach, das Alter schwächte seine Kraft,
Und Orbassan wird leider auf ihn folgen.

Tankred. Wie, Orbassan, Tankredens ärgster Feind,
Mein Unterdrücker! Sage mir, Getreuer,
Vernahmst Du das Gerücht, das sich verbreitet?
Ist's wahr, daß dieser kühne, rohe Mann
Den schwachen Vater zu bestimmen wußte?
Ist's wahr, daß beide Stämme sich vertragen,
Und daß Amenaide sich zum Pfande
Des nimmer sichern Bundes weihen soll?

Aldamon. Erst gestern hört' ich nur verworrne Reden.
Fern von der Stadt, in jene Burg verschlossen,
Auf meinem Posten wachsam, wo ich gern
Dich aufgenommen, sicher Dich hieher
In die bewachten Grenzen eingeführt,
Dort hör' ich nichts, und nichts mag ich erfahren
Aus diesen Mauern, die Dich ausgestoßen;
Wer Dich verfolgen kann, ist mir verhaßt.

Tankred. Mein Herz muß Dir sich öffnen, mein Geschick
Muß ich Dir anvertrauen. Eile, Freund,
Amenaiden aufzusuchen! Sprich
Von einem Unbekannten, der für sie,
Für ihres Stammes Ruf, für ihren Namen,
Für ihres Hauses Glück von Eifer brennt
Und, ihrer Mutter schon als Kind verpflichtet,
Geheim mit ihr sich zu besprechen wünscht!

Aldamon. In ihrem Hause ward ich stets gelitten,
Und Jeden, der noch treu an Dir sich hält,
Nimmt man mit Freude dort, mit Ehren auf.
Gefiel' es Gott, das reine Blut der Franken
Dem edlen Blut Arsirens zu verbinden,
Dem fremden Joch entrissest Du das Land,
Und innre Kriege dämpfte, Herr, Dein Geist.
Doch was Dein Plan bei dieſem Auftrag sei —
Du sendest mich, und er soll mir gelingen.

Zweiter Auftritt.

Tankred und seine **Knappen** im Hintergrunde.

Tankred. Es wird gelingen! Ja, ein gut Geschick,
Das mich geleitet, mich zu der Geliebten
Nach mancher schweren Prüfung wieder bringt,

Das immer seine Gunst der wahren Liebe,
Der wahren Ehre göttlich angelebet,
Das in der Mauren Lager mich geführt,
Das in der Griechen Stadte mich gebracht,
Im Vaterlande wird's den Uebermuth
Der Feinde dämpfen, meine Rechte schützen
Mich lieber Amenaide. Ja, ihr Herr
Ist mir ein unverlass'ner Bürge, daß
Ich keine Schmach hier zu befürchten habe.
Aus kaiserlichem Lager, aus Illyrien,
Komm' ich ins Vaterland, ins undankbare,
Ins vielgeliebte Land, um ihretwillen.
Ankomm' ich, und ihr Vater sollte sie
An einen Andern eben jetzt versagen?
Und sie verliebe, sie vermähle mich?
Wer ist der Orbassan, der Freche, wer?
Und welche Thaten führt er für sich an?
Was kannt' er Großes leisten, daß er kühn
Den höchsten Preis der Helden fordern darf,
Den Preis, der auch des Größten würdig wäre,
Den wenigstens die Liebe mir bestimmt?
Will er ihn rauben, raub' er erst mein Leben!
Und selbst durch diese That gewinnt er nichts;
Denn auch im Tode blieb' sie mir getreu.
Dein Herz ist mir bekannt; ich fürchte nichts;
Es gleicht dem meinen. Wie das meine bleibt's
Von Schrecken, Furcht und Wankelmuth befreit.

Dritter Auftritt.

Tankred. Aldamon.

Tankred. Beglückter Mann, Du hast vor ihr gestanden!
Du siehst mein Entzücken! Führe mich!
Aldamon. Entferne Dich von diesem Schreckensorte!
Tankred. Was sagst Du? Wie? Du weinest, tapfrer Mann?
Aldamon. O stieb auf ewig dieses Ufer! Ich,
Ein dunkler Bürger, kann nach den Verbrechen,
Die dieser Tag erzeugte, selbst nicht bleiben.
Tankred. Wie?
Aldamon. Andern Orten zeige Deinen Werth,
Im Orient erneure Deinen Ruhm!
Von hier entfliehe, wende Deinen Blick

Von den Verbrechen, von der Schande weg,
Die sich auf ewig dieser Stadt bemeistert!
Tankred. Welch unerhörter Schrecken faßte Dich?
Was sahst Du? Sprachst Du sie? Was ist geschehn?
Aldamon. War sie Dir werth, o Herr, vergiß sie nun!
Tankred. Wie? Ordassan gewann sie? Ungetreue!
Des Vaters Feind, Tankredens Widersacher!
Aldamon. Ihm hat der Vater heute sie verlobt,
Und Alles war zum Feste schon bereitet —
Tankred. Das Ungeheure sollte mir begegnen!
Aldamon. Und doppelt wurdest Du, o Herr, beraubt.
Man gab der festlich schon geschmückten Braut
Zur Morgengabe Deine Güter mit.
Tankred. Der Feige raubte, was ein Held verschmäht.
Imenaide, Gott, sie ist nun sein.
Aldamon. Bereite Dich auf einen härtern Schlag!
Das Schicksal, wenn es trifft, ist ohne Schonung.
Tankred. So nimm das Leben, Unbarmherz'ger, hin!
Vollende! Sprich! Du zauderst?
Aldamon. Eben sollte
Sie Deinem Feind auf ewig angehören:
Er triumphirte schon; doch nun enthüllt
Sich ihr verrätherisch Herz aufs Neue ganz.
Sie hatte Dich verlassen, Dich verrathen,
Und nun verräth sie ihren Bräutigam.
Tankred. Um wen?
Aldamon. Um einen Fremden, einen Feind,
Den stolzen Unterdrücker unsers Volks,
Um Solamir.
Tankred. Welch einen Namen nennst Du?
Um Solamir, der schon sich in Byzanz,
Um sie bemüht, den sie verschmäht, dem sie
Mich vorgezogen? Nein, es ist unmöglich!
Nicht hat sie meiner, nicht des Eids vergessen.
Unzählig ist die schönste Frauenrede
Solch einer That.
Aldamon. Ich sprach mit Widerwillen;
Doch hört' ich überall, es sei geschehn.
Tankred. Vernimm! Ich kenne nur zu sehr des Neides
Und der Verleumdung ungeheuren Trug;
Mein edles Herz entachtet ihrer Tücke.
Von Kindheit an im Unglück auferzogen,

Verfolgt, gepeinigt, ich selbst mein eigen Werk,
Von Staat zu Staat bewies ich meinen Muth,
Und überall umgrinnte mich der Neid.
Verleumdung überall dankt schadenfroh
In Republiken wie an Königshöfen
Aus unbestraften Lippen ihren Gift.
Wie lange hat Arnir durch sie gelitten!
Das Ungeheuer rast in Syrakus;
Und wo ist seine Wuth unbändiger
Als da, wo der Parteigeist flammend waltet!
Du auch, Amenaide, greifst Herr,
Auch Du wirst angeklagt! Hinein sogleich!
Ich will sie sehen, hören, mich entwirren.

Aldamon. Halt ein, o Herr! Soll ich das Letzte sagen?
Aus ihres Vaters Armen reißt man sie.
Sie ist in Ketten.

Tankred. Unbegreiflich!

Aldamon. Bald,
Auf diesem Platze selbst, den wir betreten,
Erwartet schmählich sie ein grauser Tod.

Tankred. Amenaiden?

Aldamon. Ist's Gerechtigkeit,
So ist sie doch verhaßt. Man murrt, man weint;
Doch Niemand ist genaht, für sie zu handeln.

Tankred. Amenaide! — Dieses Opfers Graus,
Dies Untersangen soll man nicht vollenden!

Aldamon. Zum Saal des Blutgerichtes stürzt das Volk;
Es schilt sie treulos und bejammert sie.
Unwürdige Begier, das Schreckliche
Zu sehn, bewegt die Menge; strömend wallt
Sie in sich selbst, neugierig Mitleid treibt
In Wogen sie um das Gefängniß her,
Und dieser Sturm verkündet der Gefangnen
Des höchsten Jammers nahen Augenblick.
Komm! Diese Hallen, einsam jetzt und stumm,
Durchrauschet bald ein lärmendes Gedränge.
O komm! Entferne Dich!

Tankred. Der edle Greis,
Der zitternd von des Tempels Pforte steigt,
Wer ist er? Weinend kommt er und umgeben
Von Weinenden. Sie scheinen trostlos Alle.

Aldamon. Es ist Arnir, der jammervolle Vater.

Tankred. Entferne Dich, bewahre mein Geheimniß!
(Arsiren betrachtend.)
Wie sehr besamm're ich ihn!

Vierter Auftritt.

Tankred. Arsir.

Arsir. Erhöre, Gott,
Mein einziges Gebet! O laß mich sterben!
Beschleunige die Stunde meines Tods!
Tankred. Aus Deiner Trauer wende Deinen Blick,
Verehrter Greis, mir, einem Fremden, zu!
Verzeih, wenn er theilnehmend sich zu Dir
In diesen Schreckensaugenblicken drängt!
Ich, unter jenen Rittern, die den Feinden
Des Glaubens ihre Brust entgegenstellen,
Zwar der Geringste, kam, — gesellte nun
Zu Deinen Thränen, Edler, meine Thränen.
Arsir. Du Einziger, der mich zu trösten kommt,
Mich, den man flieht und zu vernichten strebt,
Verzeihe den verwornen ersten Gruß
Und sage, wer Du seist!
Tankred. Ich bin ein Fremder,
Voll Ehrfurcht gegen Dich, voll Schmerz wie Du,
Der bebend keine Frage wagen darf,
Im Unglück Dir verwandt, — und so verzieh!
Zu dieser Kühnheit nöthigt mich mein Herz.
Ist's wahr? — Ist Deine Tochter —? Ist es möglich?
Arsir. Es ist geschehn; zum Tode führt man sie.
Tankred. Ist schuldig?
Arsir. Ist des Vaters ew'ge Schande!
Tankred. Sie? — Was ist nun im Leben noch gewiß!
Wenn ich in fernen Landen ihren Ruf,
Von tausend Zungen ihren Werth vernahm,
Da sagt' ich zu mir selbst: Und wenn die Tugend
Auf Erden wohnt, so wohnet sie bei ihr.
Nun heißt sie schuldig. O verwünschtes Ufer!
Auf ewig unglückselige Tage!
Arsir. Wenn Du mich
Verzweifeln siehst, wenn mir gräßlicher
Der Tod begegnet, wenn die Gruft sich mir
Noch grauenvoller, rettungsloser zeigt,

So iſt es, weil ich der Verſtockung denke,
In der ſie ihr Verbrechen liebt, in der
Sie ohne Reue ſich dem Abgrund naht.
Kein Held zu ihrer Rettung zeigte ſich;
Sie unterſchrieben ſeufzend ihren Tod.
Und wenn der alte, feierliche Brauch,
Erhabnen Seelen werth und weit berühmt
Durch alle Welt, der Brauch, ein ſchwach Geſchlecht
Durch Mannesſtraft im Kampfe zu entlohnen,
Ihn Manche ſchon gerettet, hilft nun Dir,
Die meine Tochter war, vor meinen Augen,
Und Niemand findet ſich, ihr beizuſtehn.
Das mehret meinen Jammer, ſchärft den Schmerz;
Man ſchaudert, ſchweigt, und Keiner will ſich zeigen.

Tankred. Es wird ſich Einer zeigen! Zweifle nicht!

Arſir. Mit welcher Hoffnung täuſchteſt Du mein Herz?

Tankred. Er wird ſich zeigen! Nicht für Deine Tochter,
Sie kann's nicht fordern, ſie verdient es nicht, —
Doch für den heil'gen Ruf des hohen Hauſes,
Für Dich und Deinen Ruhm und Deine Jugend.

Arſir. Es kehret ſich ein Strahl des Lebens mir
Grauſend und erregend wieder zu.
Wer mag für uns ſich auf den Kampfplatz wagen,
Für uns, die wir dem Volk ein Gräuel ſind?
Wer darf mir ſeine Hand zur Hilfe bieten?
Verachte Hoffnung, — wer den Kampf beſtehn?

Tankred.
Ich werd' es! Ja, ich will's! Und wenn der Himmel
Für meinen Arm, für Deine Sache ſpricht,
So bitt' ich nur ſtatt alles Lohns von Dir,
Sogleich mich zu entlaſſen; unerkannt,
Und ohne ſie zu ſehen, will ich ſcheiden.

Arſir. O edler Mann, Dich ſendet Gott hieher!
Zwar kann ich keine Freude mehr empfinden;
Doch naht mit lindern Schmerzen mir der Tod.
Ach, dürft' ich wiſſen, wem in meinem Jammer
Ich ſo viel Ehrfurcht, ſo viel Dankbarkeit
Auf einmal ſchuldig bin und gern entrichte!
Dein Anſehn bürgt mir Deinen hohen Muth,
Den Vorzug edles Sinnes, edler Ahnen.
Wer biſt Du? Sprich!

Tankred. Laß meine Thaten ſprechen!

Fünfter Auftritt.

Die Vorigen. Orbassan. Ritter. Gefolge.

Orbassan. Der Staat ist in Gefahr und fordert nun
Vereinte Kraft und Ueberlegung auf.
Erst morgen wollten wir zum Angriff schreiten;
Doch scheint es, daß der Feind von unsern Planen
Auch durch Verräther unterrichtet ist.
Es scheint, er sinnet, uns zuvorzukommen;
Und wir begegnen ihm! — Doch nun, o Herr,
Entferne Dich von hier und zaudre nicht,
Ein unerträglich Schauspiel zu erwarten!

Arsir. Es ist genug! Mir bleibt allein die Hoffnung,
Im Schlachtgewühl dem Tode mich zu weihen.
(Auf Tankreden deutend.)
Hier dieser edle Ritter leitet mich,
Und welches Unglück auch mein Haus betraf,
Ich diene sterbend meinem Vaterlande.

Orbassan. An diesem edeln Sinn erkenn' ich Dich.
Laß Deinen Schmerz die Muselmänner fühlen!
Doch, bitt' ich, hier entweiche! Schrecklich ist's,
Was man der Unglückseligen zubereitet.
Man kommt.

Arsir. Gerechter Gott!

Orbassan. Ich würde selbst
In diesem Augenblicke mich entfernen,
Wär' es nicht meines Amtes strenge Pflicht,
Dem härtesten Gesetz und seinem Ausspruch
Vor einer nur zu leicht beweglichen,
Verwegnen Menge Ehrfurcht zu verschaffen.
Von Dir verlangt man solche Dienste nicht.
Was kann Dich halten, das Dich nöthigte,
Dein edles Blut zu sehn, das fließen soll?
Man kommt! Entferne Dich!

Tankred. Mein Vater, bleib!

Orbassan. Und wer bist Du?

Tankred. Dem Rächer bin ich,
Freund dieses Greises, gebe Gott, sein Rächer,
Zu nöthig dieser Stadt vielleicht als Du.

Sechster Auftritt.

Die Mitte öffnet sich; man sieht **Amenaiden**, von Wache umgeben; **Ritter** und **Volk** füllen den Platz.

Arthur. Gnädigste der Frauen, leihe Deinen Arm
Dem Sinkenden, laß mich an Deine Brust
Vor diesem Anblick fliehen!

Amenaide. Ew'ger Richter,
Der das Vergangne wie das Zukünft'ge
Und Kunft'ge sieht, Du schauest in mein Herz,
Du bist allein der Billige, wenn hier
Mich eine Menge drängt, die unbarmherzig,
In blindem Eifer leidenschaftlich richtet,
Nach blindem Zufall die Verdammung lenkt.

(Sie will gehen.)

Euch, Ritter, Bürger, die mit raschem Spruch
Auf dieses Todespfade mich gestoßen,
Euch denk' ich mit Entschuldigung nicht zu schmeicheln,
Der richtet zwischen mir und Euch, der oben
Die einzig unbestechne Wage hält.
Ich seh' in Euch verhaftes Werkzeug nur
Unbilliger Gesetze; Euch und ihnen
Hab' ich Gehorsam aufgekündigt, Euch und sie
Verraten, meinen Vater selbst, der mich
Zu ein verhaftes Bündniß zwang, gekränkt,
Hab' Orbassan beleidigt, der sich kühn
Und streng zum Herren meines Herzens aufwarf.
Wenn ich, o Bürger, so den Tod verdient,
So trefft er mich, doch höret erst mich an,
Erfahret ganz mein Unglück! Wer vor Gott
Zu treten hat, spricht ohne Furcht vor Menschen.
Auch Du, mein Vater, Zeuge meiner Schmach,
Der hier nicht sollte stehn, und der vielleicht
Die Härte der Gesetze —

(Sie erblickt Tankreden.)

(Für sich.) Großer Gott!
An seiner Seite — wen erblick' ich — ihn!
Mein Herz, — ich sterbe! (Sie fällt in Ohnmacht.)

Tankred (für sich). Meine Gegenwart
Ist ihr ein bitterer Vorwurf; doch es bleibt
Beschlossen. — (Laut.) Haltet ein, die Ihr dem Tod
Das Opfer allzu rasch entgegenführt!

Ihr Bürger, haltet ein! Für sie zu sterben,
Sie zu vertheidigen, bin ich bereit.
Ich bin ihr Ritter! Dieser edle Vater,
Dem Tode nah, so gut verdammt als sie,
Nimmt meinen Arm, den Schutz der Unschuld, an.
Die Tapferkeit soll hier den Ausspruch geben;
Dies bleibet würd'ger Ritter schönster Theil.
Die Bahn des Kampfes öffne man der Ehre,
Dem Muth sogleich, und jeglicher Gebrauch
Sei von des Kampfes Richtern wohl bedacht!
Dich, stolzer Orbassan, Dich fordr' ich auf!
Nimm mir das Leben oder stirb durch mich!
Dein Name, Deine Thaten sind bekannt;
Du magst hier zu besehden würdig sein.
Das Pfand des Kampfes werf' ich vor Dir nieder.
(Er wirft den Handschuh hin.)
Darfst Du's ergreifen?

Orbassan. Deinen Uebermuth
Wär' ich vielleicht zu ehren nicht verbunden;
(Er winkt einem der Seinen, der den Handschuh aufhebt.)
Allein mich selbst und diesen edlen Greis,
Der Dich hier einzuführen würdigte,
Uns ehr' ich, wenn ich vor dem Kampfgericht
Der Forderung Verwegenheit bestrafe.
Doch sag uns Deinen Namen, Deinen Rang!
Der nackte Schild verkündet wenig Thaten.

Tankred. Ihn schmückt vielleicht der Sieg nur allzu bald.
Doch meinen Namen ruf' ich, wenn Du fällst,
Das letzte Wort, dem Sterbenden ins Ohr.
Nun folge mir!

Orbassan. Man öffne gleich die Schranken!
Entfesselt bleibt Amenaide hier
Bis zu dem Ausgang dieses leichten Kampfes.
Des Recht gemacht sogar die Schuldige,
Sobald ein Ritter auftritt, sie zu retten.
Und wie ich von dem Kampfplatz siegend kehre,
Sieht mich an Eurer Spitze gleich der Feind.
Im Zweikampf überwinden, ist Gewinn;
Fürs Vaterland zu siegen, ewig Ruhm.

Tankred. Gesprochen ist genug, und wenn Du fällst,
So bleibt noch mancher Arm, den Staat zu retten.

Siebenter Auftritt.

Arsir. **Amenaide** im Hintergrund, die wieder zu sich kommt, nachdem man ihr die Fesseln abgenommen hat. **Die Menge** zieht den **Rittern** und verliert sich nach und nach

Amenaide. Was ist aus ihm geworden? Weiß man schon — ?
Er ist verloren, wenn man ihn entdeckt.
Arsir. O meine Tochter!
Amenaide. Wendest Du Dich nun
Zu mir, Die Du verlassen und verdammt?
Arsir. Wo soll ich hin vor diesem gräßlichen
Geschick mich wenden? — Großer Gott, zu Dir!
Du hast uns einen Retter hergesandt.
Willst Du verzeihen? Oder wäre sie
Unschuldig, und ein Wunder soll sie retten?
Ist es Gerechtigkeit, ist's Gnade? Zitternd hoff' ich.
Was hat zu solcher Handlung Dich verleitet?
Darf ich Dir wieder nahen? Welche Blicke
Wag' ich auf Dich zu richten?
Amenaide. Eines Vaters
Vertrauensvolle, schonungsvolle Blicke.
Laß mich den väterlichen Arm ergreifen,
Und Deine Tochter fasse wieder an!
Wer stützt uns, wenn wir uns in unserm Jammer
Nicht auf einander stützen! Immer schwebt
Das Beil noch aufgehoben über mir,
Und offen liegt das Grab vor meinen Schritten.
Ach, und er stürzt vielleicht vor mir hinab,
Der Edelste, der mir zu Hilfe kam.
Ich folge Dir! Ich will, so stumm wie Du,
Auch unerkannt wie Du, dem Grab mich weihen.
Doch ach, vielleicht — der immer Siegende,
Sollt' er nicht auch zu meinem Vortheil siegen?
Ach, darf ich einem Strahl der Lebensluft
Die halberstarrte Brust zu öffnen wagen?
Mein Vater — Nein! — Vergieb! Die Lippe wagt
Nicht auszusprechen, was Gefahr und Noth
Auf mich und meinen Retter häufen möchte.
Wer darf in mein so sehr verkanntes Herz
Und seine liebevollen Tiefen blicken?
Wer darf ihn kennen? Mache doch sein Arm
Den wunderbar Verborgenen bekannt!

Auch Rauin verſchaff' er mir! Ein einzig Wort
Stellt mich aufs Ehrenvollſte wieder her.
Mein Vater, komm! In wenigen Momenten
Erblickſt Du mich entſündigt oder todt.

Vierter Aufzug.

Vorhalle.

Erſter Auftritt.

Tankred. Loredan. Ritter.

Loredan. Mit Staunen und mit Trauer ſchauen wir
Den hohen Sieg, der Dich verherrlichet.
Du haſt uns einen tapfern Mann geraubt,
Der ſeine ganze Kraft dem Staat gewidmet,
Und der an Tapferkeit Dir ſelber glich;
Magſt Du uns, edler Mann, nun Deinen Namen
Und welch Geſchick Dich hergeführt, entdecken?

Tankred. Vor ſeinem Tod erfuhr es Orbaſſan,
Und meinen Haß und mein Geheimniß nimmt er
Mit ſich ins Grab. Und Euch bekümmre nicht
Mein trauriges Geſchick! Wer ich auch ſei,
Ich bin bereit, Euch ritterlich zu dienen.

Loredan. Bleib unbekannt, weil Du es ſo begehrſt,
Und laß durch mißliche, erhabne Thaten
Uns Deinen Muth zum Heil des Staates kennen!
Die Schaaren der Ungläub'gen ſind gerüſtet.
Vertheidige mit uns Religion,
Geſetz und Freiheit, jenes hohe Recht,
Sich ſelbſt Geſetz zu geben! Solamir
Sei nun Dein Feind und Deiner Thaten Ziel!
Du haſt uns unſers beſten Arms beraubt:
Der Deine ſehe nun an ſeiner Stelle!

Tankred. Wie ich verſprochen, will ich alſobald
Euch in das Feld begleiten. Solamir
Befindet mich vielleicht weit mehr als Euch:
Ich haſſ' ihn mehr als Ihr. Doch, wie ihm ſei,
Zu dieſem neuen Kampf bin ich bereitet.

Loderich. Wir hoffen viel von ſolchem hohen Muth;
Doch wird auch Syrakus Dich und ſich ſelbſt
Durch ſeine Dankbarkeit zu ehren wiſſen.

Tankred. Mir keinen Dank! Ich fordr', ich wünsch' ihn nicht.
Ich will ihn nicht. In diesem Raum der Trauer
In nichts, was meine Hoffnungen erregte,
Wenn ich mein Blut vergieße, wenn ich Euch,
Mein jammervolles Leben endend, rette,
So fordr' ich keinen Lohn und kein Bedauern,
Nicht Ruhm, nicht Mitleid. Nennt! Ist unser Pflicht!
Auf Seelamir zu messen, in mein Wunsch.
Loredan. Wir wünschen die Erfüllung! Nun erlaube,
Das Heer zu ordnen, vor die Stadt zu führen,
Das mit den Feinden sich zu messen brennt!
Du hörest gleich von uns. Erheitre Dich!
Des Siegs, des Ruhms gedenke; alles Andre,
Was Dir auch Kummer macht, laß hinter Dir!

Zweiter Auftritt.

Tankred. Aldamon.

Tankred. Verdienen mag sie's oder nicht, sie lebt!
Aldamon. Sie wissen nicht, welch eine gift'ge Wunde
Dies zärtlich edle Herz in seinen Tiefen
Mit unauslöschlich heißer Qual verzehrt.
Doch wirst Du nicht, o Herr, Dich überwinden
Und Deinen Schmerz und die Beleidigung
Auf einen Augenblick vergessen, nach der alten
Bestehenden Ritterſitte, Dich der Schönen,
Für die Du kämpftest, überwandest, zeigen?
Die Leben, Ehre, Freiheit Dir verdankt,
Wirst Du ihr nicht sogleich die blut'gen Waffen
Des hingestreckten Feinds zu Füßen legen?
Tankred. Nein, Aldamon, ich werde sie nicht sehn.
Aldamon. Dein Leben wagtest Du, um ihr zu dienen;
Nun fliehst Du sie?
Tankred. Wie es ihr Herz verdient.
Aldamon. Ich fühle, wie Dich ihr Verrath empört;
Doch hast Du selbst für den Verrath gestritten.
Tankred. Was ich für sie gethan, war meine Pflicht.
So untreu sie mir war, vermocht' ich nie,
Im Tode sie, in Schande sie zu sehen.
Sie retten mußt' ich, nicht auch ihr verzeihn.
Sie lebe, wenn Tankred im Blute liegt!
Den Freund vermisse sie, den sie verrathen,

Das Herz, das sie verlor, das sie zerreißt!
Unmäßig liebt' ich sie, ganz war ich ihr.
Gefürchtet hätt' ich, treulos sie zu finden?
Die reinste Tugend dacht' ich anzubeten;
Altar und Tempel, Schwur und Weihe schien
Mir nicht so heilig als von ihr ein Wort.

Aldamon. Dich zu verletzen, sollte Barbarei
Sich mit Verrath in Syrakus vereinen.
In früher Jugend wurdest Du verbannt,
Nun durchs Gesetz beraubt, gekränkt von Liebe.
Laß uns auf ewig dieses Ufer fliehn!
In Schlachten folg' ich, ewig folg' ich Dir!
Hinweg aus diesen schmacherfüllten Mauern!

Tankred. Wie herrlich zeigt sich mir das schöne Bild
Der Tugend wieder, das in ihr ich sah!
Die Du mich Schmerzbeladenen hinab
Ins Grab verstößest, dem ich Dich entrissen,
Verhaßte Schuldige, Geliebte noch,
Die über mein Geschick noch immer waltet!
O wär' es möglich, könntest Du noch sein,
Wofür im Wahne sonst ich Dich gehalten!
Nein! Sterbend nur vergeß' ich's. Meine Schwäche
Ist schrecklich, schrecklich soll die Buße sein.
Umkommen muß ich. Stirb und laß Dir nicht
Von ihr die letzten Augenblicke rauben!

Aldamon. Doch scheinst Du erst an dem Verbrechen selbst
zu zweifeln. Ist die Welt, so sagtest Du,
Der Lüge nicht zur Beute hingegeben?
Regiert nicht die Verleumdung?

Tankred. Alles ist,
Ach, leider zu beweisen, jede Tiefe
Des schrecklichen Geheimnisses erforscht.
Schon in Byzanz hat Solamir für sie,
Ich wußt' es wohl, geglüht; auch hier, vernehm' ich,
Hat seine Leidenschaft ihn angetrieben,
Sich, einem Muselmann, der Christin Hand
Vom Vater als des Friedens Pfand zu fordern.
Er hätt' es nicht gewagt, wenn zwischen ihnen
Sich kein geheim Verständniß angesponnen.
Sie liebt ihn, und mein Herz hat nur umsonst
An sie geglaubt, für sie umsonst gezweifelt.
Nun muß ich ihrem Vater glauben, ihm,

Dem zärtlichſten von allen Vätern, ihm,
Der ſelber ſie verklagt und ſie verdammt.
Bloß laut ich! Ach, ſie ſelbſt, ſie klagt ſich an.
Mit Augen ſah ich jenes Unglücksblatt
Von ihrer eignen Hand, die Worte ſah ich:
„O möchteſt Du in Syrakus regieren
Und unſre Stadt beherrſchen wie mein Herz!“
Mein Unglück iſt gewiß.

Aldamon. Vergiß, Erhabener!
Verachtend ſtrafe die Erniedrigte!

Tankred. Und was mich kränkender als Alles kann,
Sie glaubte, ſich zu ehren, glaubte, ſich
Dem größten Sterblichen zu weihen. Ach,
Wie tief erniedrigt, wie verkürzt es mich!
Der Fremde kommt und ſiegt, erfüllt das Land,
Und das leichtſinnige Geſchlecht, ſogleich
Vom Glanz geblendet, der um Sieger ſtrömt,
Entäußert ſich der alten frommen Triebe
Und wirft ſich dem Tyrannen an die Bruſt
Und opfert den Geliebten einem Fremden.
Umſonſt iſt unſre Liebe ſtill und rein,
Umſonſt legt uns die Ehrfurcht Feſſeln an,
Umſonſt verachten wir den Tod für ſie!
Auch mir begegnet's, und ich ſollte nicht
Das Leben haſſen, die Verräthrin fliehn?

Dritter Auftritt.

Tankred. Roderich. Aldamon. Ritter.

Roderich. Beiſammen iſt das Heer; die Zeit enteilt!
Tankred. Es iſt geſchehn; ich folge.

Vierter Auftritt.

Die Vorigen. Amenaide. Euphanie.

Amenaide (heftig herbeieilend). Laß, mein Vetter,
Herr meines Lebens, mich zu Deinen Füßen —
(Tankred hebt ſie abgewendet auf.)
Ich fühle hier mich nicht erniedrigt. Laß
Auch meinen Vater Dir die Knie umfaſſen!
Entziehe Deine hohe Gegenwart
Nicht unſrer Dankbarkeit! Wer darf mich ſchelten,

Daß ich mit Ungeduld zu Dir mich stürze?
Dir, meinem Retter, darf ich meine Freude
Nicht völlig zeigen, nicht mein ganzes Herz?
Nicht nennen darf ich Dich? — Du blickst zur Erde!
Ach, mitten unter Henkern blickt' ich auf;
Ich sah Dich, und die Welt verschwand vor mir;
Soll die Befreite Dich nicht wiedersehen?
Du scheinst bestürzt, ich selber bin verworren;
Mit Dir zu sprechen, fürcht' ich. Welcher Zwang!
Du wendest Dich von mir? Du hörst mich nicht?

Tankred. Zu Deinem Vater wende Dich zurück
Und tröste den gebeugten edlen Greis!
Mich rufen andre Sorgen weg von hier,
Und gegen Euch erfüllt' ich meine Pflicht.
Den Preis empfing ich, hoffe*) sonst nichts mehr.
Zu viele Dankbarkeit verwirret nur;
Mein Herz erläßt sie Dir und giebt Dir frei,
Mit Deinem Herzen nach Gefühl zu schalten.
Sei glücklich, wenn Du glücklich leben kannst,
Und meiner Qualen Ende sei der Tod!

Fünfter Auftritt.

Amenaide. Euphanie.

Amenaide. Ist es ein Traum? Bin ich dem Grab entronnen
Gab mich ein Gott dem Lebenstage wieder?
Und dieses Licht, umleuchtet es mich noch?
Was ich vernehmen mußte, war es nicht
Ein Urtheil, schreckenvoller, schaudervoller
Als jenes, das dem Tode mich geweiht?
Wie gräßlich trifft mich dieser neue Schlag!
Ist es Tankred, der so sich von mir wendet?
Du sahst, wie kalt und tief erniedrigend
Er mit verhaltnem Zorne mich verachtet.
Die Liebste sah er mit Entsetzen an!
Dem Tod entreißt er mich, um mich zu tödten!
Durch welch Verbrechen hab' ich das verdient?

Euphanie. Zu seinen Füßen wandelte der Zorn,
Erzwungne Kälte lebt' in seiner Stimme,
In Thränen schwamm sein abgewandter Blick.

*) Urtext: „Je n'ai point d'autre espoir"; also nicht Zuversicht.

Amenaide. Er flieht, verstößt mich, zieht mich auf, beleidigt,
Die ihm das Liebste war. Was konnt' ihn so
Verändern? Was hat diesen Sturm erregt?
Was fordert er? Was stürmt er? Niemand ist
Zur Eifersucht ihn aufzureizen würdig."
Das Leben dank' ich ihm; das ist mein Raub.
Als Einzger achtet, mein einz'ger Schutz,
Gewann er mir durch seinen Sieg das Leben;
Was ich um ihn verlor, erhielt er mir.

Euphanie. Die öffentliche Meinung traut auch ihm
Vielleicht mit Recht, vielleicht mißtraut er ihr,
Und sie verwirrt ihn dennoch. Jener Vorschein
Des Unglücksbriefs, der Name Solamir's,
Sein Ruhm wie seine Werbung, seine Zuhörbeit
Spricht Alles gegen Dich, sogar Dein Schweigen,
Dein stolzes, großes Schweigen, das ihn selbst,
Tankreden selbst, vor seinen Feinden barg.
Wer könnte dieser Hülle Nacht durchdringen?
Er gab dem Vorurtheil, dem Schein sich hin.

Amenaide. So hat er mich verkannt!
Euphanie. Entschuldige
Den Liebevollen!
Amenaide. Nichts entschuldigt ihn!
Und wenn mich auch die ganze Welt verklagte,
Auf eignem Urtheil ruht ein großer Mann,
Und der betrognen Menge setzt er still
Gerechter Achtung Vollgewicht entgegen.
Aus Mitleid hätt' er nur für mich gestritten?
Die Schmach ist schrecklich; sie vernichtet mich.
Ich ging für ihn zufrieden in den Tod;
Und nun entreißt er mir ein Zutraun, das
Mich von dem Tod allein noch retten konnte.
Nein, dieses Herz wird nimmer ihm verzeihn.
Zwar seine Wohlthat bleibet stets vor mir
Auch im gekränkten Herzen gegenwärtig;
Doch glaubt er mich unwürdig seiner Liebe,
So ist auch nicht meiner Liebe werth.
Jetzt bin ich erst erniedrigt, erst geschmäht.

*) Den französischen Worten
„De qui donc l'univers peut-il être jaloux?"
hat Goethe folgenden Sinn gegeben: „Alle Menschen auf der Welt stehen viel zu tief, als daß er auf sie eifersüchtig sein dürfte."

Euphanie. Er kannte nicht —
Amenaide. Mich hätt' er kennen sollen!
Mich sollt' er achten, wie er mich gekannt,
Und fühlen, daß ich solch ein Band verrätherisch
Unmöglich zu zerreiben fähig sei.
Sein Arm ist mächtig; stolz ist dieses Herz.
Dies Herz, so groß wie seines, weniger
Geneigt zum Argwohn, zärtlicher gewiß,
Entsagt auf ewig ihm und allen Menschen.
Falsch sind sie, voller Tücke, schwach und grausam,
Betrogene Betrieger!*) Und vergiftet
Mein Herz Tankreden, wird's die Welt vergessen.

Sechster Auftritt.

Arsir. Amenaide. Gefolge.

Arsir. Nur langsam kehret meine Kraft zurück,
Das Alter trägt die eignen Lasten kaum;
Den ungeheuern Schmerzen lag ich unter.
Nun laßt mich jenen edlen Helden sehn,
An meine Brust ihn drücken! Sage mir:
Wer war's, wer hat mein einzig Kind gerettet?
Amenaide. Ein Mann, der meine Liebe sonst verdient,
Ein Held, den selbst mein Vater unterdrückte,
Den Ihr verbanntet, dessen Namen ich
Vor Euch verschweigen mußte, den zu mir
Das unglückselige Blatt berufen sollte,
Der letzte Sproß des hohen Ritterstammes,
Der größte Sterbliche, der mich nun auch
Wie Jedermann verkennt! Es ist Tankred!
Arsir. Was sagst Du?
Amenaide. Was mein Herz nicht mehr verschweigt,
Was ich mit Furcht bekenne, da ich muß.
Arsir. Tankred?
Amenaide. Er selbst! Ich wußt' ihn in der Nähe;
Ihn zu berufen dacht' ich. Mich befreien
Sollt' er von Orbassan; da fiel mein Blatt
In Eure Hand. Ihn führt' sein eignes Herz
In diese Mauern, mich vom Tod zu retten,

*) Der Ausdruck ist nicht nach Voltaire (ou trompeurs ou trompés), sondern eine Reminiscenz aus Lessing's „Nathan dem Weisen". (Anm. 7. Auftr.)

Und ach, nun bin ich auch von ihm verkannt.
Mit unsern Helden eilt er schon hinaus
Und kämpft für uns mit tief zerrissnem Busen.
Arsir. Der Edle, den wir unterdrückten, dem
Wir Güter, Würde, Vaterland geraubt,
Er kommt, uns zu beschützen, wenn vor ihm
Als tückische Tyrannen wir erscheinen!
Amenaide. Verzeiht Euch selbst! Er wird Euch gern verzeihen.
Auch Dir verzieh ich, daß Du allzu schnell
Zu meinen strengen Richtern Dich gesellt,
Auf der Natur gelind Stimme nicht,
Auf Zeugnis meines Lebens nicht gehört.
Arsir. An ihn war jenes Unglücksblatt geschrieben?
Amenaide. An ihn; er war mein Einziger in der Welt.
Arsir. Und wie hat Liebe Dich zu ihm gelenket?
Amenaide. Schon in Byzanz an meiner Mutter Hand.
Arsir. Nun kränkt Dich sein Verdacht? Es irrt auch er?
Amenaide. Dem Zeugnis eines Vaters mußt' er glauben.
Arsir. Wie übereilt, o, wie verwirrt ich war!
Amenaide. O kennetest Du nun auch das Rathsel lösen!
Arsir. Ich eile! Komm! Zu Pferde! Laßt mich ihm
Bis in der Schlacht verworrne Tiefe folgen!
Dort kämpft er freudiger, wenn er erfährt,
Daß Du ihn liebst und daß Du redlich bist.
Verzweiflung kämpft, ich fühl' es, nun mit ihm;
Den schönern Muth wird ihm die Liebe geben.
Amenaide. Du gehst nicht ohne mich!
Arsir. Du bleibst zurück!
Amenaide. In diese Mauern soll mich nichts verbannen.
Scharf in die Augen faßt' ich schon den Tod;
Er blickte gräßlich; auf dem Feld der Ehre
Erscheint er mächtig, aber nicht verhaßt.
Nimm mich an Deine Brust, an Deine Seite!
Verstoße mich zum zweiten Male nicht!
Arsir. Gehorsam hab' ich nicht von Dir verdient,
Mein väterliches Recht hab' ich verscherzt;
Allein bedenke, welchen kühnen Schritt
Du vor den Augen aller Bürger wagst!
Zum Kampfe zieht ein zärtliches Geschlecht,
Dem engen Zwang entwachsen,*) nicht hinaus.

*) Deutlicher im Französischen: „Ce n'est point en ces lieux comme

In andern Landen mag es Sitte sein;
Doch hier verjagt's Gewohnheit und Gesetz.
Amenaide. Gesetz, Gewohnheit, Sitte darfst Du nennen;
Ich fühle mich erhoben über sie.
An diesem ungerechten Schreckenstage
Soll mir mein Herz allein Gesetze geben.
Was? Die Gesetze, die so schwer auf Dir
Und Deinem Haus gelastet, die
Geboten, Deine Tochter unter Henkers Hand,
Vor allem Volk entwürdigt, hinzustoßen,
Die sollen jetzt verbieten, daß ich, Dich
Ins Ehrenfeld begleitend, mich entsühne?
Sie sollten mein Geschlecht vor Feindes Pfeilen,
Nicht vor der Schmach des Schandgerüstes wahren?
Du bebst, mein Vater? Hätte damals Dich
Ein Schauer überlaufen, als, geneigt,
Der feindlichen Partei zu schmeicheln, Du
Dich mit dem stolzen Ordassan vereintest,
Dem eing'gen Sterblichen zu schaden, der
Euch retten sollte, damals, als in mir
Den heiligen Gehorsam Du zerstörtest —
Arsir. Halt ein und kränke den Gekränkten nicht!
Er ist Dein Vater; brauche nicht das Recht,
Mich anzuklagen, und verschone mich!
Laß meine Schmerzen mich betrauen, laß,
Wenn Du Verzweiflung eines Vaters ehrst,
Laß von dem Pfeil der Mauren mich allein
An unsers Helden Seite fallen, wenn
Ich Deine Lieb' und Unschuld ihm entdeckt!
Ich gehe! Haltet sie!

Siebenter Auftritt.

Amenaide.

Amenaide. Wer darf mich halten?
Wer hat gelitten, was ich leiden muß?
Und wer hilft mir ertragen, was ich trage?
Nein, soll ich nicht elendiglich vergehn,
So muß ich fort, ich muß mich thätig zeigen,
Ich muß ihn suchen, finden! In der Schlacht

in d'autres climats du le sexe, rieve loin d'une triste gêne. Marchons avec les héros."

Gedrängtestem Gewühle treff' ich ihn.
Dort sollen alle Speere, die ihm drohn,
Auch mir des Lebens nahes Ende deuten.
Dort wird vielleicht sich diese treue Brust
Dem Streiche, der ihn treffen soll, entgegen.
Er hasst, er flieht mich ungerecht! Auch mir
Empört das Herz im Busen sich, und ihn
Gestraft zu sehen, ist mein Wunsch — gestraft
In mir! An seiner Seite soll des Feinds
Geschärfter Pfeil mich treffen! Dann ergreift
Sein triegerischer Arm die Sinkende;
Alsdann erwacht sein Mitleid, doch zu spät!
Und er erfährt, daß ich ihm treu geblieben;
Er ruft umsonst ins Leben mich zurück,
Und heiße Reue quillt in seinem Busen,
Und alle Schmerzen jammervoller Liebe
Wals' ich im letzten Seufzer auf ihn los.

Fünfter Aufzug.

Fels und Wald, im Hintergrund eine Aussicht auf den Aetna.

Erster Auftritt.

Soldaten, welche beschäftigt sind, aus sarazenischer Beute Trophäen aufzustellen. **Volk**, von verschiedenem Geschlecht und Alter, das sich hinzudrängt. Zu ihnen **Ritter** und **Knappen**.

Loredan. Erhebt das Herz in freudigem Gesang
Und Weihrauch laßt dem Gott der Siege wallen!
Ihm, der für uns gestritten, unsern Arm
Mit Kraft gerüstet, sei allein der Dank!
Er hat die Schlingen, hat das Netz zerrissen,
Mit denen uns der Glaubensfeind umstellt.
Wenn Dieser hundert überwundne Völker
Mit ehrnem Stab tyrannisch niederdrückt,
So gab der Herr ihn heut in unsre Hand.
Errichtet Siegeszeichen auf dem Platze,
Wo diese Wunderthaten Euch befreit,
Und schmücket fromm die heiligen Altäre
Mit der Ungläub'gen besten Schätzen aus!
O möge doch die ganze Welt von uns,
Wie man sein letztes Gut vertheidigt, lernen!

O möge Spanien aus seinem Druck,
Italien aus seiner Asche blicken,
Aegypten, das zertretne, Syrien,
Das fesseltragende, nun auch
Zum Herren, der uns rettete, sich wenden!
Doch im Triumphe laßt uns nicht Arsir's
Und seiner Vaterschmerzen nicht vergessen!
O daß auch ihm das allgemeine Glück
In seines Hauses Jammer Tröstung bringe!
Und nun, wo ist der Ritter, der für uns,
Wie Alle rühmen, diesen Sieg erfocht?
Hat ein Triumph so wenig Reiz für ihn?
Und könnt' er uns des Neids verdächtig halten?
Wir sind gerüst genug, ein fremd Verdienst
In seinem vollen Werthe zu verehren.
(Zu Roderich.) Er focht in Deiner Nähe, wie ich weiß;
Kannst Du von ihm, o Herr, uns Nachricht geben?
Er hat so edel die Gefahr getheilt,
Will er nicht auch die Siegesfreude theilen?

Roderich. Vernehmt den sonderbarsten Fall durch mich!
Indessen Ihr des Aetna's Felsenwege
Vertheidigtet, entfaltete die Schlacht
Mit Ungestüm sich an dem Ufer hin.
Er war der Vorderste, war weit voraus,
Und wir erstaunten, in dem tapfern Manne
Nicht die Besonnenheit des Muths zu sehn,
Die in dem Schlachtgewühl dem Führer ziemt;
Verzweiflung trieb ihn der Gefahr entgegen.
In abgebrochnen Worten, wilden Blicken
Entdeckte sich ein ungemessner Schmerz.
Er rief nach Solamir, oft rief er auch
Mit Ungestüm Amenaidens Namen.
Er schalt sie treulos; manchmal schien sogar
Sich seine Wuth in Thränen aufzulösen.
Er weihte sich dem Tode freventlich;
Er gab sich auf, und, fürchterlicher nur,
Erkämpft' er statt des Todes sich den Sieg.
Die Feinde wichen seinem Arm und uns,
Und unser war das freie Schlachtgefild;
Doch er empfand von seinem Ruhme nichts.
Gesenktes Blickes, tief in Traurigkeit
Verloren, hielt er unter unserm Chor.

Doch endlich ruft er Aldamon heran,
Umarmt ihn weinend, spricht ihm heimlich zu.
Auf einmal sprengen Beide fort; der Held
Ruft noch zurück: „Auf ewig lebet wohl!“
Wir stehn bestürzt, daß solch ein edler Mann
Nach solchem Dienst sich uns verbergen will
Auf einmal aber stürzt Amenaide
Durch der Soldaten dicht gedrängte Schaar,
Entfärbt und bleich, den Tod in ihren Blicken.
Sie ruft Tankreden, irrt an uns heran,
Ihr Vater folgt, und sie, ermattet, sinkt
An seine Brust; wir eilen, ihn zu stützen.
„Der Unbekannte,“ ruft er, „ist Tankred!
Er ist der Held, der solche Wunder leistet.
Amenaiden rächt er, rächt den Staat
Und eilet, uns zu retten, die wir ihn
Einstimmig als Rebellen heute noch
Behandelt. Sucht ihn auf und führet ihn,
Entführet, im Triumph zur Stadt zurück!“

Loredan. Wo ist er? Daß die schönste Zierde nicht
An unserm holden Siegestage fehle!
Führt ihn heran, damit wir zeigen können,
Daß, wenn wir einen edlen Mann verkannt,
Wir den geprüften gleich zu ehren wissen!

Zweiter Auftritt.

Die Vorigen. Arsir. Später **Amenaide** im Hintergrund, von ihren Frauen unterstützt.

Arsir. O eilt, ihn zu befreien, ihn zu retten!
Tankred ist in Gefahr. Verwegen trieb
Sein Eifer ihn dem fliehnden Feinde nach,
Der wieder sich versammelt, wieder ficht.
Mein Alter, ach, erlaubt mir nur, zu klagen.
Ihr, deren Kühnheit sich mit Stärke paart,
Die noch der Jugend Heldenkraft beseelt,
Verbunden eilet hin und gebt Tankreden
Euch, mir und dieser Hartgekränkten wieder!

Loredan. Genug! Die Zeit ist kostbar; folget mir!
Wenn wir das Uebermaaß der Tapferkeit
Nicht loben können, diese düstre Wuth,
So sind wir doch ihm schnelle Hilfe schuldig.

Dritter Auftritt.

Arsir. Amenaide.

Arsir. So hörst Du denn, o Gott, des Vaters Flehn!
Du giebst mir endlich meine Tochter wieder,
Den Mann uns wieder, dem wir Alles danken.
Die Hoffnung darf, geliebte Tochter, nun
In unserm Herzen wieder sich entfalten.
Wenn ich Dich selbst verkannt, wenn ich Dein Unglück
Aus Irrthum selbst verschuldet, wenn ich's ganz
Mit Dir empfunden und getragen, laß
Mich nun es end'gen, wenn der Edle kommt!
Laß diesen Trost in Deine Seele leuchten!

Amenaide. Getröstet werd' ich sein, wenn ich ihn sehe,
Wenn er, den ich mit Lieb' und Graun erwarte,
Gerettet kommt und sich gerecht erzeigt,
Wenn ich vernehme, daß er mich nicht mehr
Verkennt und seinen Argwohn tief bereut.

Arsir. Ich fühle nur zu lebhaft, o Geliebte,
Was Du in dieser harten Probe leidest;
Von solcher Prüfung heilt im edlen Herzen
Die Wunde kaum, die Narbe bleibt gewiß,
Das Nachgefühl des Schmerzens bleibt mit ihr.
Doch, meine Tochter, denke, daß Tankred,
Den wir verkannt, den wir verfolgt gesehen,
Geliebt, bewundert, angebetet kommt,
Und solch ein Glanz Dich nun mit ihm verklärt!
Je höher sich Tankred, je herrlicher
Durch unerwartet große Thaten stellte,
Um desto schöner werden Lieb' und Treue,
Die Du ihm rein und ganz gewidmet, glänzen.
Wenn sonst ein guter Mensch nur seine Pflicht
Zu thun versteht, erhebet sich der Held:
Er überfliegt gemeiner Möglichkeit
Bescheidne Grenze, ja, der Hoffnung selbst
Eilt er zuvor. So that für uns Tankred,
Und über alle Hoffnung wird auch er
Dich treu und seiner Liebe werth entdecken.
Er wendet seine Neigung ganz Dir zu;
Das Volk bewundert und verehrt auch Dich.
Dies Alles zu bewirken, seinen Irrthum
Aus seiner Seele schnell hinwegzuscheuchen,
Bedarf's ein Wort.

Amenaide. Es iſt noch nicht geſprochen!
Was kann mich jetzt des Volks Geſinnung kümmern,
Das ungerecht verdammt, leichſinnig liebt
Und zwiſchen Haß und Mitleid irrend ſchwankt?
Nicht ſeine laute Stimme rührt mein Herz;
An eines Einz'gen Munde hängt mein Ruf.
Ja, führe Dieter fort, mich zu verkennen,
Ich wollte lieber in den Tod mich ſtürzen,
Als länger ſeiner Achtung zu entbehren.
Ja, wiſſe — muß ich auch noch dies geſtehn —
Als meinen Bräutigam verehrt' ich ihn;
Ihm hat die Mutter, ſterbend, mich gegeben,
Ihr letzter Seufzer hat uns noch geſegnet,
Und dieſe Hände, die ſie erſt verbunden,
Vereinten ſich, die Augen ihr zu ſchließen.
Da ſchwuren wir bei ihrem Mutterherzen,
Im Angeſicht des Himmels, bei dem reinen,
Verklärten Geiſt, bei Dir, unſel'ger Vater,
Uns nur in Dir zu lieben, für Dein Glück
Mit kindlichem Gehorſam uns zu bilden.
Ich ſah ſtatt des Altars ein Mordgerüſt;
Mein Bräutigam verkennt mich, ſucht den Tod,
Und mir bleibt das Entſetzen meiner Schmach;
Das iſt mein Schickſal.

Arſir. Das nun ſich erheitert.
Mehr als Du hoffteſt, wird noch Dir gewährt.

Amenaide. Ach, Alles fürcht' ich!

Vierter Auftritt.

Arſir. Amenaide. Euphanie.

Euphanie. Theilet Freud' und Jubel!
Empfindet mehr als wir ein Wunderglück!
Tankred hat abermals geſiegt, den Reſt
Auf ihn vereinter Flüchtiger zerſtreut,
Und Solamir, von ſeiner Hand getödtet,
Liegt nun als Opfer des bedrängten Staats,
Als Pfand zukünft'ger Siege, zur Entſühnung
Gekränkter Frauenehre hingeſtreckt.
Wie ſchnell verbreitet ſich der Ruf umher!
Wie freudetrunken fliegt das Volk ihm zu
Und nennt ihn ſeinen Helden, ſeinen Schutz!

Des Thrones würdig preist man seine Thaten.
Ein Einziger von unsern Kriegern war
Auf diesen Ehrenwegen sein Begleiter;
Der Aldamon, der unter Dir gedient,
Errang sich einen Theil an diesem Ruhm.
Und als zuletzt noch unsre Ritter sich
Mit Ungestüm zum Platz des Kampfes stürzten,
War Alles längst gethan, der Sieg entschieden.

(In der Ferne Siegesgesang.)

Vernehmt Ihr jener Stimmen Hochgesang,
Die über alle Helden seines Stammes,
Ihn über Roland, über Tristan*) heben?
Ihm reichen tausend Hände Kranz um Kranz.
Welch ein Triumph, der Dich und ihn verklärt!
O theile, komm, den herrlichen Triumph!
Du hast ihn längst verdient und längst vermißt.
Dir lächelt Alles nun, und Jeder schämt
Sich jener Schmach, mit der er Dich verletzt.
Tankred ist Dein; ergreife den Besitz!

Amenaide. Ach, endlich athm' ich wieder, und mein Herz
Eröffnet sich der Freude. Theurer Vater,
Laß uns den Höchsten, der auf solchen Wegen
Mir das Verlorne wiedergiebt, verehren!
Vom herben Schmerz durch seine Hand befreit,
Fang' ich, so scheint mir, erst zu leben an.
Mein Glück ist groß; doch hab' ich es verdient.
Vergessen will ich Alles. O verzeih
So manchen Vorwurf, manche bittre Klage,
Womit ich, edler Vater, Dich gekränkt!
Und wenn Tankredens Unterdrücker, wenn
Sich Feinde, Bürger ihm zu Füßen werfen,
Die Wonne fühl' ich ganz; denn er ist mein.

Argir. Und ganz genießt Dein Vater sie mit Dir. —
Ist dies nicht Aldamon, der mit Tankreden
Sich in den Feind mit ächter Treue stürzte,
Er, der auch unter mir so brav gedient?
Vermehrt er die Gewißheit unsers Heils?
Durch einen wackern Boten wird die Wonne

*) Goethe hat hier den gefeierten Helden der bretonischen Nationalsage eingeführt, der allerdings mit dem normannischen Geschlechte Tankred's in keinem Zusammenhange steht, während der entsprechende Vers bei Voltaire lautet: „Des Rolands, des Lionls, dont il est descendu."

Der guten Botschaft noch erhöht. Allein,
Was ich' ich? Ungewisses Trittes naht er sich!
Ist er verwundet? Tiefe Schmerzen sind
Auf sein Gesicht gegraben!

Fünfter Auftritt.

Arsir. Amenaide. Euphanie. Aldamon.

Amenaide. Sag uns an:
Tankred ist Ueberwinder?
Aldamon. Ja, er ist's!
Amenaide. Verkündet nicht ihn dieser Siegeston?
(Klagegesang von ferne.)
Aldamon. Der schon in Klagetone sich verwandelt.
Amenaide. Was sagst Du? Soll uns neues Unglück treffen?
Aldamon. Zu theuer ist des Tages Glück erkauft.
Amenaide. So ist er todt?
Aldamon. Sein Auge blickt noch auf;
Doch wird ihn seine Wunde bald uns rauben.
Als er an meiner Seite sich zum Tod
Getroffen fühlte, stützt' er sich gelassen
Auf meinen Arm und sprach: „Ich sehe sie
Nicht wieder, die mir Alles war, und die
Mich nun lieber getrieben. Eile hin
Und bring ihr noch ein schmerzlich Scheidewort
Und sag ihr —"
Arsir. Gott! So grenzenlose Noth
Verhängst Du über uns! O theurer Mann,
Verschweig ihr eine Botschaft, die sie tödtet!
Amenaide. Nein, sprich das Urtheil nur entschieden aus!
Ich habe nichts als dieses Leben mehr,
Und dieses geb' ich gern und willig hin.
Sprich sein Gebot, das letzte, sprich es aus!
Aldamon. „Nicht überleben könnt' ich den Gedanken,"
So sprach er, „daß sie mir die Treue brach;
Um ihretwillen sterb' ich; könnt' ich doch
Auch für sie sterben, daß sie Ruf und Namen
Und Lebensglück durch meinen Tod erwürbe!"
Amenaide. Er stirbt im Irrthum! Werd' ich so gestraft!
Arsir. Verloren ist nun Alles, nun der Becher
Feindseliges Geschickes ganz geleert!
Und ohne Hoffnung, ohne Furcht erwarten,

Auch ohne Klage wir den nahen Tod.
O laß mich wenigstens, geliebtes Kind,
In dieser schrecklichen Verwirrung noch
Die letzten Kräfte sammeln, laß mich laut,
Daß unsre Ritter, unser Vaterland,
Daß alle Völker hören, laß mich rufen:
„So litt ein edles Herz! So war's verkannt!"
Und alle Welt verehre Deinen Namen!

Amenaide. Und mag ein unerträglich herber Schmerz
Durch irgend einen Antheil milder werden?
Was kann das Vaterland? Was kann die Welt?
Tankred ist todt!

Arsir. So fahre hin, mein Leben!

Amenaide. Tankred ist todt! Und Niemand hat für mich
Ein Wort gesprochen, Niemand mich vertreten! —
Nein, diese letzte Hoffnung laß mir noch:
Er lebt, er lebt, so lange, bis er sich
Von meiner Lieb' und Unschuld überzeugt!
(Indem sie abgehen will, begegnet sie den Rittern, denen sie ausweicht.)
Drängt mich auch hier die Tyrannei zurück?

Sechster und letzter Auftritt.

Loredan. Roderich. Ritter. Soldaten. Volk. Amenaide. Arsir. Euphanie. Aldamon. Tankred, von **Soldaten** getragen, erst im Hintergrunde. Andere **Soldaten** mit eroberten sarazenischen Standarten.

Loredan. Beklagenswerthe Beide, die Ihr bang
Dem Zug begegnet, der sich stumm bewegt,
Wol ist für Euch der Schmerzen Fülle hier.
Verwundet ehrenvoll und tödtlich, naht
Auf dieser Bahre leider nun der Held.
In Leidenschaft und Wuth gab er sich hin;
So hat er uns vollkommnen Sieg errungen.
Doch ach, wir hielten kaum des edlen Bluts,
Das uns errettet, heil'gen Strom zurück.
(Zu Amenaiden.)
Der hohe Geist, der sich von hinnen sehnt,
Verweilt, so scheint es, noch um Deinetwillen;
Er nennet Deinen Namen; Alles weint,
Und wir bereuen unsern Theil der Schuld.
(Indessen er spricht, bringt man Tankreden langsam hervor.)

Amenaide (aus den Armen ihrer Frauen, wendet sich mit Abscheu gegen Loredan). Barbaren! Mög' Euch ew'ge Reue quälen!

(Sie eilt auf Tankreden los und wirft sich vor ihm nieder.)

Tankred! Geliebter! Grausam Zärtlicher!
In dieser letzten Stunde höre mich!
O wende mir Dein mattes Auge zu,
Erkenne mich im grenzenlosen Jammer!
O gönne dann im Grab an Deiner Seite
Mir, Deiner Gattin, ehrenvollen Raum!
Ja, diesen Namen, den Du mir versprachst,
Ich hab' ihn mir durch Leiden wohl verdient;
Ich habe wohl verdient, daß Du nach mir,
Der hartgeprüften, treuen Gattin, blickst.

(Er sieht sie an.)

So wär' es denn zum letzten Male, daß
Du mich ins Auge fassest! Sieh mich an!
Kann ich wol Deinen Haß verdienen? Kann
Ich schuldig sein?

Tankred (sich ein Wenig aufrichtend).

Ach, Du hast mich verrathen.

Amenaide. Ich Dich? Tankred!

Argir (der sich auf der andern Seite niederwirft, Tankreden umarmt und dann wieder aufsteht). O höre, wenn ich nun
Für die so sehr verkannte Tochter spreche!
Um Deinetwillen kam sie in Verdacht;
Wir straften sie, weil sie an Dir gehangen.
Gesetz und Rath und Volk und Ritter, Alles
Hat sich geirrt; sie war allein gerecht.
Das Unglücksblatt, das solchen Grimm erregt,
Es war für Dich geschrieben, ihren Helden;
So waren wir getäuscht und täuschten Dich.

Tankred. Amenaide liebt mich? Ist es wahr?

Amenaide. Ich hätte Schmach und Schande wohl verdient
Und jenen Tod, aus dem Du mich gerissen,
Wenn ich unedel Deiner Liebe je
Und meiner Pflichten gegen Dich vergessen.

Tankred (der seine Kräfte sammelt und die Stimme erhebt).

Du liebst mich! Dieses Glück ist höher als
Mein Unstern. Ach, ich fühle nur zu sehr
Bei diesem Ton das Leben wünschenswerth.
Ich glaubte der Verleumdung; ich verdiene

Die Ihr das reiche Fest Siziliens
Im Innern untermahlet, reißt Euch auf!
Erschüttert Syrakus, daß die Paläste,
Die Mauern stürzen! Sendet Feuerquellen
Aus Ätnas Schluchten, überschwemmt das Land
Und schlingt den Rest des Volkes, die Ruinen
Der großen Stadt zur Hölle mit hinab!
(Sie wirft sich nieder auf den Leichnam.)
O mein Tankred!

(Sie springt wieder auf.)
Er stirbt! Ihr aber lebt!
Ihr lebt! Ich aber folg' ihm! — Rufst Du mich?
Dein Weib vernimmt die Stimme seines Gatten.
In ew'ger Nacht begatten wir uns wieder,
Und Euch verfolge Qual so dort wie hier!
(Sie wirft sich in Eurdamens Arme.)

Arsir. O meine Tochter!

Amenaide. Weiche kein Jammer!
Du bist nicht Vater, hast an uns gefrevelt
Des heil'gen Namens Würde nicht entweiht.
In Diesen hast Du Dich gefehlt! — Verzeih
Der lästerlich Sterbenden! — Nur Diesem hier
Gehör' ich an; im Tode bleib' ich sein.
Tankred!
(Sie sinkt an der Bahre nieder.)

Arsir. Geliebtes, unglückselig'ges Kind!
O rufet sie ins Leben, daß ich nicht,
Der Letzte meines Stamms, verzweifelnd sterbe!

Der Lügner.

Erste Scene des ersten Akts.

Uebersetzung

aus Corneille's Lustspiel „Le menteur.“

Vorbemerkung des Herausgebers.

Während die Bearbeitung von „Mahomet" und „Tankred" schon dem reifsten Mannesalter Goethe's angehört, ist der nachfolgende Anfang einer Uebersetzung von Corneille's Komödie „Le Menteur" augenscheinlich in einer sehr frühen Zeit entstanden. A. Schöll, der denselben bekannt gemacht hat (Briefe und Aufsätze von Goethe aus den Jahren 1766 bis 1786. Zweite Ausgabe, Weimar 1857, S. 7 ff.), nimmt mit großer Wahrscheinlichkeit an, daß die Uebersetzung, die übrigens nur die erste Scene des Stückes enthält, während Goethe's Aufenthaltes in Leipzig, also in der Zeit von 1765—1768, entstanden ist, und auch W. Freiherr von Biedermann (Goethe und Leipzig, I. 119), J. W. Schäfer (Goethe's Leben, I. 69) und Andere folgen dieser Annahme. In der That wird sie wahrscheinlich genug schon dadurch, daß die Uebersetzung, wie „die Laune des Verliebten" und „die Mitschuldigen", in Alexandrinern geschrieben ist, daß Goethe ferner in der Leipziger Zeit seiner eigenen Angabe nach sich viel mit dem französischen Drama beschäftigt hat, und daß er endlich schon kurze Zeit später, wie Schöll bemerkt, „in Urtheil und Hervorbringungstrieb zu sehr sein eigen war, um sich von einer Stilübung der Art etwas zu versprechen und Muße für sie zu haben."

Corneille's Stück, im Jahre 1642 verfaßt und im fol-

genden Jahre noch in der „Suite du menteur“ fortgesetzt, ist der Zeit nach das vierzehnte unter den dreiunddreißig, welche die Ausgaben seiner Werke enthalten; von berühmteren hatte er den „Cid“, „Horace“, „Cinna“ und „Polyeucte“ schon vorher geschrieben. Er hat bei dem „Lügner“ wie bei vielen andern seiner Dramen spanische Muster zu Grunde gelegt, hier speziell „La sospechosa verdad“ von Lopez de Vega.

Der Lügner.

Von

Corneille.

Erste Scene des ersten Akts.

Dorant.

Gehab' Dich wohl, o Jus! Wir sind nunmehr geschieden;
Im Himmel sei's gedankt, mein Vater ist's zufrieden.
Der Uebergang ist schnell, unglaublich scheint er mir:
Noch gestern ein Student und heut ein Kavalier.
Doch wird mir bange, daß ich mich verrathen könnte.
Betrachte mich einmal, seh'*) ich wie ein Student?
Denn, Kliton, seizt' ich mich hier in der Tuilerie,
Dem Land der großen Welt und der Galanterie,
Nur einmal schülerhaft, beleidigt' ich die Mode
Mit einer Kleinigkeit, ich grämte mich zu Tode.
Drum fürcht' ich mich —

Kliton. Wovor, mein Herr? Das seh' ich nicht.
Ein Mensch, gemacht wie Sie, ein offenes Gesicht,
Die Festigkeit im Gang, die Anmuth im Betragen,
Der darf sich ohne Furcht auf unsre Plätze wagen.
Er ist für jeden Mann ein schrecklich Phänomen,
Die Weiber schützen ihn. — Doch ist Paris nicht schön?

Dorant.

Unendlich schön. Ich kann dem Vater nicht vergeben,
Daß er mich zwang, bisher in Poitiers zu leben.
Du hast das Glück gehabt, beständig hier zu sein;
Drum sage mir einmal, wie richtet man sich ein?
Wird man in dieser Stadt leicht eines Herzens Meister?

Kliton. O schöner Zeitvertreib für alle schönen Geister!
Bei meiner Treu, er regt sich früh, Ihr Appetit;
Sie kommen gestern an; kaum heut den ersten Schritt
Aus Ihres Vaters Haus an diese Luft, so rauchen
Sie schon, die edle Zeit mit Nutzen zu gebrauchen.

*) Im Sinne von „aussehen", bei Goethe und auch bei Späteren nicht selten. Vgl. z. B. Werke, VI. S. 42, Z. 38, und in der älteren Bearbeitung von „Klaudine von Villa Bella" die Worte: „Du siehst auch wie ein Gespenst".

Es kömmt kein Abenteuer,*) die Zeit wird Ihnen lang.
Recht wohl! Wer fleißig ist, haßt allen Müßiggang.
Ob nun, wir wollen sehn, uns immer einzurichten.
Ich kenne Die und Die, weiß die und die Geschichten.
Das lernt sich bald, mein Herr, wie man's mit Mädchen macht;
Am Tage sind sie streng, geschmeidig bei der Nacht;
Da werben Sie Sich leicht —

Dorant. Du wirst Dich sehr betriegen.
Bekanntschaft wünsch' ich nur, mich manchmal zu vergnügen.
Wenn man ein Bischen liebt, wird man gesellschaftlich,
Wird Andern angenehm und unterhält auch sich.
Das Andre, Kliton, ist nicht meine schwache Seite.

Kliton.
Ich merk's. Sie sind noch nicht wie unsre jungen Leute.
Sie hassen jene Art, die, wenn der Beutel klingt,
Was sie dem Christen gab, auch wol dem Juden bringt.
Der Ekel ist recht hübsch. Bei jenen Bublerinnen,
Wo Jeder kömmt und liebt, und Alle nichts gewinnen:
Ein wohlgewandtes Aug', ein wohlgewähltes Wort,
So nehmen sie ihn an, so schicken sie ihn fort.
Da, denk' ich, ist für Sie auch kein bequemer Posten;
Er ist nicht ohne Müh und trägt nicht seine Kosten.
Am Besten wählen Sie zu einem solchen Scherz
Ein Herz voll Ehrbarkeit, und doch ein zärtlich Herz,
Ein Frauenzimmer, das die Tugend war verehret,
Allein dem Liebsten auch nicht alle Freude wehret.
Herr, darauf gehn Sie aus! Nur frisch, es find't sich schon.
Doch brauchen Sie von mir nicht erst viel Lektion;
Ihr Auge sieht mir aus, als ob es lange wüßte,
Wie man auf dieser Jagd die Netze stellen müßte.
Sie sind zwar noch nicht lang' von hohen Schulen da;
Doch dort studirt man auch dergleichen Studia.

Dorant. In diesen hab' ich wol nie Vielen nachgegeben;
Ich lebte zu Poitiers, wie junge Leute leben.
Ich liebte da und dort, und stets gelang es mir;
Doch Poitiers, guter Freund, liegt immer weit von hier.
Man lebt nicht hier und dort nach einerlei Methode;
Was dort bewundert wird, ist hier schon aus der Mode;
Man denkt, man handelt hier, man redet nicht wie dort.

*) Diese noch im Anfang dieses Jahrhunderts viel gebrauchte Wortform für „Abenteuer" ist nach Grimm durch Luther eingebürgert.

Und einen Neuling stürzt ein unbesonn'nes Wort.
Man pflegt in der Provinz zu nehmen, nicht zu wählen,
Man nimmt die Thoren auch, wenn ja die Klugen fehlen.
Allein hier in Paris muß man ganz anders sein.
Es trägt die Leute hier nicht leicht der falsche Schein.
Ein Jeder ist galant, und unter solcher Leuten,
Wenn man nicht ist wie sie, kann man nicht viel bedeuten.
Kliton. Man sieht, Sie kennen noch Paris nicht lange Zeit;
Es ist nichts weniger als ganz Vollkommenheit,
Und man betrügt sich hier so gut als andrer Orten.
Man findet hier ein Volk, gemischt von allen Sorten;
Ganz Frankreich kommt hieher. Uns sendet jede Stadt
So gut die Narren als die Klugen, die sie hat.
Man muß nur herzhaft sein, um sich in Ruf zu setzen,
Und um geschätzt zu sein, braucht man sich nur zu schätzen.
Es hat es Mancher, der nicht war wie Sie, gewagt.
Doch apropos, von dem, was Sie vorhin gesagt, —
Freigebig sind Sie doch?
Dorant. Ich gebe, wenn ich habe.
Kliton. Zur Liebe, gnäd'ger Herr, ist das die größte Gabe.
Doch wer bei dem Gebrauch nicht Kunst genug besitzt,
Dem schadet ein Geschenk, anstatt daß es ihm nützt.
Der schenkt mit voller Hand und wird doch nicht geliebet.
Die Art zu geben gilt mehr als das, was man giebet;
Und ein verlegt Geschenk, das man im Spiel verlor,
Ein wohlgetroffner Tausch macht ein geneigtes Ohr.
Die grobe Zärtlichkeit sich brüstender Amanten
Beschenkt ein Mädchen oft wie einen Abgebrannten,
Versiehet keinen Wink, versieht die rechte Zeit,
Und zur Beleidigung wird die Gefälligkeit.
Dorant. Ich kenne dieses Volk; allein sie nachzuahmen,
Ist mein Charakter nicht. Hör, kennst Du jene Damen?
Kliton. Dergleichen Wildpret kömmt vor Meinesgleichen nie;
Doch allem Anschein nach ist es so was für Sie.
Nur frisch gehandelt, Herr, es sind noch frische Waaren;
Vom Diener will ich leicht das Uebrige erfahren.
Dorant. Glaubst (Du), er sagt Dir was?
Kliton. Ich frag' ihn um ihr Haus,
Und kein Bedienter schlägt so ein Diskurschen aus.

Anekdote

zu den

Freuden des jungen Werther's.

Vorbemerkung des Herausgebers.

Den nachfolgenden Dialog zwischen Lotte und Werther, auf dessen Vorhandensein schon früher hingewiesen wurde (Werke, III. 198, 2te Note), der indessen noch in keiner Ausgabe der Werke abgedruckt ist, hat Goethe selbst für verloren gehalten: es haben sich jedoch zwei Abschriften desselben vorgefunden. Die eine, aus Oeser's Nachlaß stammend, von Goethe's Diener, Philipp Seidel, geschrieben und von Goethe selbst an einigen Stellen korrigirt, ist von W. Freiherrn von Biedermann als Festgabe zum 28. August 1862 in Druck gegeben unter dem auf der Handschrift befindlichen Titel: „Anekdote zu den Freuden des jungen Werther's". Denselben Titel, bei welchem das Wort „Anekdote" offenbar in seiner ursprünglichsten Bedeutung zu nehmen ist, führt auch die zweite Abschrift, die aus dem Jacobi'schen Kreise in Pempelfort herstammt und 1869 in dem Werke von Zöpprit „Aus Jacobi's Nachlaß" (II. 280 f.) veröffentlicht worden ist. Beide Drucke zeigen mannichfache Abweichungen in Orthographie, Interpunktion und auch in einzelnen Worten des Textes. Da indessen der ältere derselben ohne Zweifel eine größere Autorität für sich hat, so ist er auch von uns zu Grunde gelegt, und die Abweichungen des zweiten sind als Varianten am Schlusse dieses Theiles namhaft gemacht worden.

Die spezielleren Beziehungen des Ganzen ergeben sich leicht aus dem dreizehnten Buche von „Dichtung und

Wahrheit". Goethe schildert daselbst den Eindruck, den Nicolai's „Freuden des jungen Werther's", die 1775 erschienen sind, auf ihn gemacht hatten, und charakterisirt bei dieser Gelegenheit Nicolai selbst sehr treffend als „einen übrigens braven, verdienst- und kenntnißreichen Mann, der aber Alles niederhalten wollte, was nicht zu seiner Sinnesart paßte, die er, geistig sehr beschränkt, für die ächte und einzige hielt." Und auch der Polemik Nicolai's wird durch eine einfache Bemerkung sogleich die Spitze abgebrochen. „Ohne Gefühl," sagt Goethe, „daß hier nichts zu vermitteln sei, daß Werther's Jugendblüthe schon von vorn herein als vom tödtlichen Wurm gestochen erscheine, läßt Nicolai meine Behandlung bis S. 214 gelten" (d. h. bis zu der Stelle, wo Werther durch das Leihen der Pistolen den entschiedenen Entschluß zum Selbstmorde kundgiebt). Dies Mißverständniß des Ganzen zeigen denn auch in der That die „Freuden des jungen Werther's", die in jeder Beziehung ein ganz bedeutungsloses Machwerk sind. Das Mittel, durch welches Werther am Leben erhalten bleibt, das Laden der Pistole mit Hühnerblut, ist bekannt, und es ist um so weniger nöthig, auf den weiteren Inhalt des Ganzen einzugehen, als dies bereits mehrfach von andrer Seite geschehen ist. Außerdem daß Goethe es selbst an der obigen Stelle thut, verweisen wir zu diesem Zwecke noch auf die Inhaltsangaben bei J. W. Appell (Werther und seine Zeit, S. 139 ff.) und bei Zöpprit (II. 275). Auch giebt der Text an mehreren Stellen Veranlassung, aus Nicolai's Schrift Einzelnes zu citiren.

Es scheint nun aber doch, als wenn Goethe anfangs über die ganze Sache erzürnt und nicht so gleichgiltig gewesen ist, wie es ihm 30 Jahre später erschien, als er

„Dichtung und Wahrheit“ ſchrieb. Wenigſtens läßt ſich dies aus Briefen von Nicolai an Merck und Höpfner ſchließen (Briefe aus dem Freundeskreiſe von Goethe, Herder, Höpfner und Merck, S. 117 u. 121). Auch ſtammt das Gedicht „Nicolai auf Werther's Grabe“ (Werke, III. 198), das allerdings nicht gedruckt wurde*), aus dieſer Zeit, und das zweite, welches auch erſt mehr als 30 Jahre nach dem ganzen Streite in „Dichtung und Wahrheit“ erſchien, gehört gleichfalls bereits dem Jahre 1775 an, ebenſo wie unſer Dialog, für den daſſelbe zum Motto beſtimmt war. In Beziehung auf den letzteren hat Goethe allerdings Recht, wenn er ſagt, er habe Nicolai in ihm nicht bitter, nur humoriſtiſch behandelt. „Das Ganze,“ bemerkt er an der bereits öfters erwähnten Stelle, „war mit gutem Humor geſchrieben und ſchilderte mit freier Vorahnung jenes unglückliche dünkelhafte Beſtreben Nicolai's, ſich mit Dingen zu befaſſen, denen er nicht gewachſen war, wodurch er ſich und Andern in der Folge viel Verdruß machte und darüber zuletzt bei ſo entſchiedenen Verdienſten ſeine literariſche Achtung völlig verlor.“

*) Daß dies nicht geſchah, lag nicht an Goethe, der das Gedicht an Boie zum Abdruck in deſſen Muſenalmanach geſchickt hatte; Boie hatte Bedenken, es aufzunehmen. (Vergl. die Schrift „Boie“ von Weinhold, 1868, S. 188.)

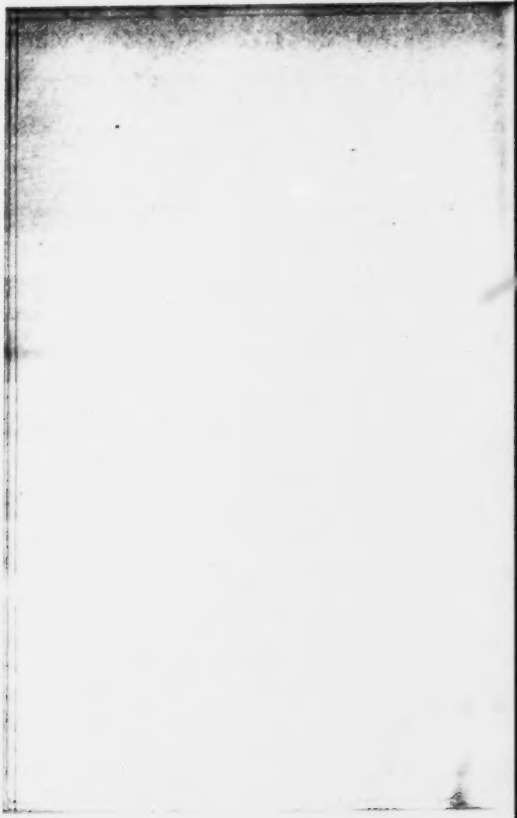

Anekdote

zu den

Freuden des jungen Werther's.

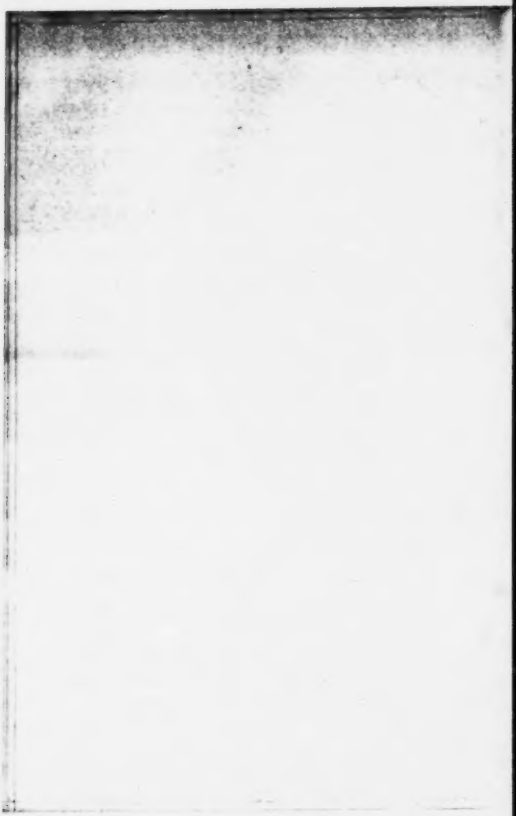

Lotte im Negligé. Werther im Hausrock sitzend; sie verbindet ihm die Augen.

Lotte. Nein, Werther, das verzeih' ich Alberten mein' Tage nicht. Ich hab' ihn lieb und werth und bin ihm Alles schuldig; aber mich dünkt doch, wenn Einer einen klugen Streich machen will, soll er ihn nicht halb thun, soll nicht durch einen grillenhaften, läppischen Einfall Alles verderben, was er etwa noch gut machen könnte. Wo ist da nur Menschenverstand, Gefühl, Delikatesse in seiner Aufführung? Der verfluchte Schuß! Es war ein Hanswursten-Einfall. Er sollte Dich von Deiner Verzweiflung kuriren und bringt Dich fast um Deine Augen — Deine lieben Augen, Werther! Du hast seit der Zeit noch nicht hell daraus gesehn.

Werther. Sie brennen mich heut wieder sehr. Es wird besser werden. Albert hat's gut gemeint. Was kann man dafür, daß es die Leute gut meinen?

Lotte. Ich begreife nicht, wie Du nicht gar ein Auge drüber verloren hast. Und Deine Augenbrauen sind hin. (Sie küßt ihm die Stirne.)

Werther. Liebe Lotte!

Lotte. So schön gezeichnet, wie sie waren, werden sie nimmer wieder. Meint er doch Wunder, was er gethan hätte; wenn er zu uns kommt, sieht er immer so freundlich drein, als wenn er uns glücklich gemacht hätte.

Werther. Hat er's nicht? Hat er mich nicht Dir gegeben, Dich mir? Bist Du nicht mein, Lotte?

Lotte. Wenn er denn Gelassenheit, Gleichgiltigkeit genug hatte, das zu thun, konnt' er's mit weit wenigerm Aufwand. Wäre er statt seiner Pistolen selbst zu Dir gegangen, hätte gesagt: „Werther, halt ein Bißchen! Lotte ist Dein! Du kannst nicht leben ohne sie, ich wol! Also seh' ich als ein rechtschaffener Mann" — Du lächelst, Werther!

Werther. Sehe Dich zu mir, Lotte, und gieb mir Deine Hand! Ein blinder Mann, ein armer Mann!*) (Er küßt ihre Hand.) Ja, es ist Deine Hand, Lotte, die ich seit der ersten Berührung immer mit verbundenen Augen aus hunderten mit meinen Lippen hätte herausfinden wollen. Du bist wohl?

Lotte. Ganz wohl. Freilich geht's ein Bißchen drunter und drüber mit uns! Aber, weil's uns immer wunderlich ging —

Werther. Und die Leute, die unsre Sachen zurechtlegen wollten, ihr Handwerk nicht verstunden —

Lotte. Es mag gut sein; nur sollten sie mit ihrer hochweisen Nase nicht so oben drein sehen. Das gesteh' ich Dir gern: Ich kannte Alberten immer als einen edlen, ruhigen und doch warmen Mann; aber seit (pag. 23)**) der ganz fatalen Scene, wo er mir mit der unleidlichsten Kälte aufkündigt, mir die niedrigsten Vorwürfe macht, die ich dann in der Beklemmung meines Herzens so mußte hingehen lassen, ist er mir ganz unerträglich. Ich liebte ihn wahrlich, ich hoffte, ihn glücklich zu machen, ich wünschte Dich fern von mir — Und so, Werther, — ich weiß noch nicht, ob ich Dich habe.

Werther. Ich dächte, Du wüßtest's. Und behalten mußt Du mich nun einmal.

Lotte (scherzend). Nun, Du bist mir so gut als ein Andrer.

Werther. Aber der Andre hat Dich noch nicht, Weibchen!

Lotte. Nun, nimm mir's nicht übel! Wenn, ich weiß nicht welcher Teufel ihm auf dem Ritt (pag. 23)***) den Kopf verrückt hätte, ich wäre nicht hier.

Werther. Und ich?

---

*) Werther braucht diese Worte nicht nur in Beziehung auf sich, sondern auch auf Nicolai. Man vergleiche dazu die beiden letzten Zeilen des Gedichtes auf ihn (Werke, III. 198 und 199).

**) Nicolai's „Freuden des jungen Werther's" bestehen aus folgenden Theilen: 1) Gespräch zwischen dem Jüngling Hans und dem Manne Martin (S. 1—20). 2) Freuden des jungen Werther's (S. 23—36). 3) Leiden Werther's des Mannes (S. 39—44). 4) Freuden Werther's des Mannes (S. 47—59). 5) Schlußgespräch zwischen Hans und Martin (S. 60). Die hier gemeinte Stelle ist der Anfang des zweiten Abschnitts, der unmittelbar an die Rückkehr Albert's (Werke, XIV. S. 123 unsrer Ausgabe) anknüpft. Albert sagt bei Nicolai lächelnd: „Und was wollte Werther? Sie wußten ja so gewiß, daß er vor Weihnachtsabends nicht wiederkommen würde." Daran schließt sich dann das Leiden der mit Hohlkugeln geladenen Pistolen, der vermeintliche Selbstmord Werther's und die Entsagung Albert's, der übrigens bei Nicolai mit Lotten bis jetzt nur verlobt, nicht vermählt ist.

***) Der Biedermann'sche Abdruck hat hier „pag. 33"; unter dem „Ritt" kann indessen nur die Geschäftsreise Albert's (Werke, XIV. S. 110, Z. 34) gemeint sein, von der er bei Beginn der „Freuden des jungen Werther's" (S. 33) als eben zurückgekommen gedacht wird.

Lotte. Wo Du könntest.*)

Werther. Lotte!

Lotte. Du lebst, und ich bin zufrieden.

Werther. Das ist doch nun Albertens Werk. Hab ihm Dank!

Lotte. Nicht gar. Kann Einer nicht etwas für uns thun, ohne Dank zu verdienen? Hättest Du die Relation gelesen, die er davon an Madame Mendelssohn schrieb, Du wärst rasend geworden. (Pag. 23–36 incl.)**)

Werther. Wie so? Was, meine Liebe?

Lotte. Erst muß' ich lachen, daß er von der ganzen Sache nichts begriffen, nicht die mindeste Ahnung von dem gehabt hatte, was in Deinem und meinem Herzen vorging. Hernach verdroß mich's, was er sich den Bauch streicht und thut, als wenn er im März vorausgesehen hätte, daß es Sommer werden würde. Und was Du für eine Figur drinne spielst mit dem Sauschuß vorm Kopf! Du meinst immer, Du wärst todt, (pag. 29)***) und sprichst immer so vernünftig (ibidem). — Was machen Deine Augen, mein Bester?

Werther. Sie sehn Dich nicht.

Lotte. Sieh doch, wie artig!

Werther. Freilich nicht wie (pag. 42)†) ehemals.

Lotte. Nein, von der Relation zu reden — sieh, wie er die besten, wärmsten Stellen Deiner Briefe parodirt und sie wie ein Zahnarzt die ausgerissenen Zähne††) um seinen stattlichen Hals

*) In dem Sinne, daß dann Werther jedenfalls nicht hier, sondern an irgend einem beliebigen andern Orte sein würde.

**) Hier liegt wol eine noch unvermittelte Beziehung zu Grunde. Die Deutung von Zöpprig (Aus Jacobi's Nachlaß, II. 283) kann nicht befriedigen. „Goethe," sagt Derselbe, auf Nicolai's Wendung der Schicksale Werther's und Lottens eingehend, „behandelt Nicolai's Erzählung als einen Bericht Albert's an Mad. Mendelssohn. Ein Seitenhieb auf die Berliner Philisterei und Herumspürerei." Daß übrigens Moses Mendelssohn mit Nicolai schon seit seiner Betheiligung an der „Bibliothek der schönen Wissenschaften" und den „Briefen, die neueste Literatur betreffend" in enger Verbindung gestanden hat, ist allgemein bekannt.

***) In der Erzählung läßt Nicolai Werthern mit einer für einen so schwer Verwundeten beinahe zu heftigen Stimme sprechen und einen langen Diskurs (S. 29–32) mit Albert führen.

†) An dieser Stelle werden die ersten Mittheilungen zwischen Werther und Lotte geschildert, auf die bald eine Neigung der Letzteren zu einem andern Manne und in Folge dessen die Rückkehr in das Haus ihres Vaters erfolgt.

††) Diese so wie die später folgende Stelle „Vide totam opus" mit Beziehung darauf, daß Nicolai eine große Menge von Stellen wörtlich aus „Werther's Leiden" entnommen hat, welche in den „Freuden" dann durch fette Schrift kenntlich gemacht sind.

hängt, mit viel Gründlichkeit zeigt, wie Unrecht man gehabt habe, mit solchen Maschinen von Jugend auf zu tauen. Ich wär' ihm feind geworden, wenn ich das könnte. Es ist so garstig!

Werther. Was geht das mich an!

Lotte. Ich sagte Dir immer, Du solltest mit Deinen Papieren vorsichtiger umgehen. Wie wenig Menschen fühlen solche Verhältnisse, und von den kalten Kerls nimmt Jeder draus, nicht was ihn freut, sondern was ihn ärgert, und macht seine Sauce dazu. Vide totum opus!

Werther. Du bist doch immer die liebe Lotte — findst da Alles sehr dumm und bist im Grund doch nicht bös. Küß mich, Weibchen, und mach, daß wir zu Nacht essen! Ich möchte zu Bette, ob ich gleich spüre, daß mich meine Augen werden wenig ruhen lassen.

Lotte. Die verfluchte Kur!

Nauſikaa.

Vorbemerkung des Herausgebers.

Zu den verschiedenen Plänen, zu denen Goethe durch seine Reise in Italien angeregt wurde, gehört auch der, die Homerische Nausikaa zum Gegenstande eines Drama zu machen. Von einer „Iphigenie in Delphi", die ihn eine Zeit lang von der letzten Bearbeitung seiner „Iphigenie auf Tauris" abhielt (Werke, VII. 101), hatte er bald Abstand genommen; dagegen beschäftigte ihn der Gedanke an das Drama, dessen Schema und Fragmente wir hier folgen lassen, wie es scheint, wenigstens eine Reihe von Tagen hindurch.

Die erste Andeutung hiefür findet sich in der „Italienischen Reise"*) in einem Briefe aus Palermo vom 7. April 1787. Goethe verweilte öfters in dem öffentlichen Garten dieser Stadt, der unmittelbar an der Rhede gelegen ist, und der Eindruck desselben blieb tief in ihm haften. „Die schwärzlichen Wellen am nördlichen Horizonte," schreibt er, „ihr Anstreben an die Buchtkrümmungen, selbst der eigene Geruch des dünstenden Meeres, das Alles rief mir die

*) Riemer's Angabe (Mittheilungen, II. 634), daß Goethe den Plan zu einem Trauerspiele „Ulysses auf Phäa" bereits am 31. Oktober 1786 entworfen habe, welches mit der „Nausikaa" identisch und in dem Phäa ein irrthümlicher Name für die Insel der Phäaken sei, scheint auf einem Mißverständniß zu beruhen. — Goethe befand sich an dem genannten Tage in Girebo, auf dem Wege von Bologna nach Perugia, und hatte die Eindrücke des Meeres sowie der von Neapel und Sizilien noch nicht erhalten, die, wie er wiederholentlich bemerkt, erst den Gedanken an Nausikaa in ihm hervorriefen.

Inſel der ſeligen Phäaken in die Sinne wie ins Gedächtniß.“ Er beſorgt ſich alsbald eine Odyſſee und trägt ſeinem Begleiter, dem Maler Kniep, eine Ueberſetzung der betreffenden Stellen aus dem Stegreif vor. Eine weitere Erwähnung findet ſich unter dem Datum des 16. April. Goethe denkt auf einem Spaziergange nach dem Thale am Fuße des Roſalienberges den Plan der „Nauſikaa“ weiter durch und glaubt zu erkennen, daß dieſem Gegenſtande eine dramatiſche Seite abzugewinnen ſei. Alsbald ſchreibt er dann auch den Plan nieder und führt einige Stellen, die ihn beſonders anzogen, ſofort aus. Aber ſchon am folgenden Tage klagt er, daß andere Gegenſtände des Nachdenkens, namentlich ſeine alte Grille in Betreff der Urpflanze, ihn von ſeinem poetiſchen Vorſatz abgezogen hätten: „Der Garten des Alkinous war verſchwunden, ein Weltgarten hatte ſich aufgethan.“

Nach ſehr langer Zeit, als Goethe die „Italieniſche Reiſe“ für den Druck vorzubereiten anfing, alſo früheſtens 1815, fügte er aus der Erinnerung noch einige Erläuterungen über ſeine damalige Abſicht hinzu, die wir hier folgen laſſen:

„Der Hauptſinn war der, in der Nauſikaa eine treffliche, von Vielen umworbene Jungfrau darzuſtellen, die, ſich keiner Neigung bewußt, alle Freier bisher ablehnend behandelt, durch einen ſeltſamen Fremdling aber gerührt, aus ihrem Zuſtand heraustritt und durch eine voreilige Aeußerung ihrer Neigung ſich kompromittirt, was die Situation vollkommen tragiſch macht. Dieſe einfache Fabel ſollte durch den Reichthum der ſubordinirten Motive und beſonders durch das Meer- und Inſelhafte der eigentlichen Ausführung und des beſondern Tons erfreulich werden.

„Der erste Akt begann mit dem Ballspiel. Die unerwartete Bekanntschaft wird gemacht, und die Bedenklichkeiten Fremden nicht selbst in die Stadt zu führen, [illegible] schon ein Vorbote der Neigung. Der zweite Akt exponirte das Haus des Alkinous, die Charaktere der Freier und endigte mit dem Eintritt des Ulysses. Der dritte war ganz der Bedeutsamkeit des Abenteurers gewidmet, und ich hoffte, in der dialogisirten Erzählung seiner Abenteuer, die von den verschiedenen Zuhörern sehr verschieden aufgenommen werden, etwas Künstliches und Erfreuliches zu leisten. Während der Erzählung erhöhen sich die Leidenschaften, und der lebhafte Antheil Nausikaa's an dem Fremdling wird durch Wirkung und Gegenwirkung endlich hervorgeschlagen. Im vierten Akte bethätigt Ulysses außer der Scene seine Tapferkeit, indessen die Frauen zurückbleiben und der Neigung, der Hoffnung und allen zarten Gefühlen Raum lassen. Bei den großen Vortheilen, welche der Fremdling davonträgt, hält sich Nausikaa noch weniger zusammen und kompromittirt sich unwiderruflich mit ihren Landsleuten. Ulysses, der halb schuldig, halb unschuldig dieses Alles veranlaßt, muß sich zuletzt als einen Scheidenden erklären, und es bleibt dem guten Mädchen nichts übrig, als im fünften Akte den Tod zu suchen."

Durch diese Inhaltsangabe, bei welcher Goethe offenbar das nachfolgende Schema benutzt hat, wird dasselbe freilich nicht vollständig erklärt. Man kann allerdings leicht erkennen, in welchen Scenen Nausikaa, deren Name nirgends genannt wird, erscheinen mußte; man kann ferner mit ziemlicher Sicherheit annehmen, daß Xanthe eine vertraute Altersgenossin Nausikaa's sein soll, wie eine solche ja auch in der Odyssee vorkommt; aber in Beziehung auf

die Veranlaſſung der Kämpfe, durch die Odyſſeus im vierten Akte ſeine Tapferkeit bethätigen ſoll, bleibt man vollſtändig im Unklaren. Ein Kampf mit den übrigen Freiern, der Nauſikaa zum Preiſe hätte, etwa wie er um Helena oder um Hippodameia ſtattfand, iſt nicht gut denkbar; denn Odyſſeus konnte nicht als Bewerber um Nauſikaa auftreten. Vollends aber, welcher Theil an der Handlung ſollte dem Meergotte Nereus, dem Vater der Nereiden, zufallen? Man wird unwillkürlich an die Erzählungen des Menelaos (Odyss., IV. 363 ff.) von dem Meergreiſe Proteus erinnert; man kann ſich auch denken, daß Goethe durch deſſen Einführung auf die nahe Verbindung hindeuten wollte, in der die Phäaken mit den Göttern (Odyss., VII. 201 f.), namentlich mit denen des Meeres, ſtehen; aber man kann darum noch nicht erkennen, in welcher Weiſe Nereus hier handelnd eingreifen ſollte. Indeſſen iſt es wol kaum gerechtfertigt, in dieſen Fragen allzu weit zu gehen, da Goethe ſelbſt ſagt, daß er zwar über den Plan zur „Nauſikaa“ ſehr bald mit ſich einig geworden wäre, es ihm ſelbſt aber ſpäter nicht mehr möglich geweſen ſei, abzuſehen, was er aus dem Ganzen gemacht haben würde. Zu Alledem kommt, daß wir die Nichtausführung des Stückes vielleicht nicht allzu ſehr bedauern dürfen. In der ganzen Homeriſchen Darſtellung der Nauſikaa liegt nichts, was uns berechtigte, in ihr die Elemente zu einer Dido oder Phädra zu finden.

Die beiden erſten Auftritte des Stückes wurden ſchon 1827 im vierten Bande der Ausgabe letzter Hand abgedruckt; in der Quartausgabe von 1836 wurden die noch übrigen Fragmente und außerdem das „Schema“ hinzugefügt.

Nauſikaa.

Ein Trauerſpiel.

Fragmentariſch.

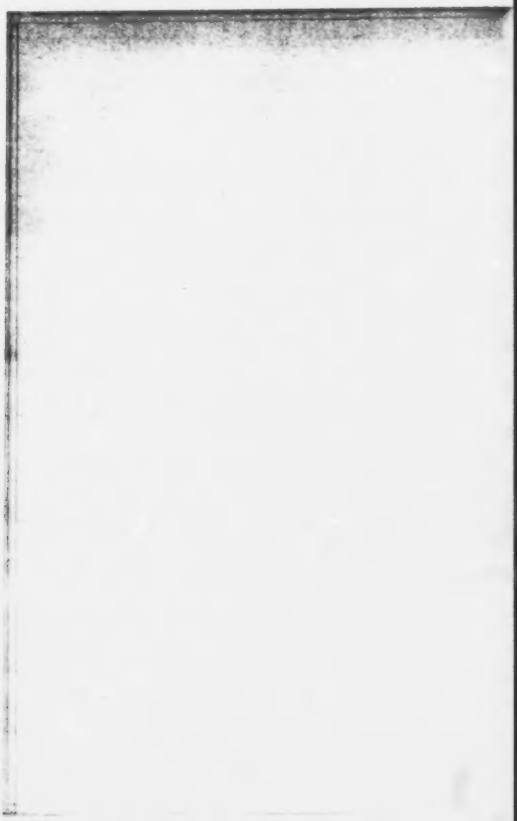

Schema.

Erſter Aufzug.

1) Mädchen. Baſilpiel.*) 2) Ulyſſes allein.**) 3) Arete. Laodike. 4) Die Vorigen. Ulyſſes. 5) Ulyſſes.

III. Laodike. Frühling neu. Arete. Bekenntniß. Bräutigamszeit. Vater. Mutter.

IV. Gärten des Vaters.***) Erſtes Bedürfniß. Kleid. Hunger. Durſt.

V. Verſicht ſeines Betragens. Unverheirathet.

Zweiter Aufzug.

1) Alkinous. 2) Alkinous. Sohn. 3) Die Vorigen. Arete. 4) Die Vorigen. Ulyſſes. 5) Ulyſſes. Nereus.

I. Früchte, vom Sturm heruntergeworfen. Blumen zerſtört. Latten zu befeſtigen. Sohn. Tochter.

II. Sohn. Geſchichte. Beſchreibung des Sturms. Abfahrt. Delphinen u. ſ. w.

III. Tochter, Wäſche ſelbſt für den Vater bereitet.†) Sie erblickt Ulyſſen.

IV. Ulyſſes als Gefährte des Ulyſſes.††) Aufnahme. Bitte der Heimfahrt. Bereitung des Nöthigen.

V. Ulyſſes. Nereus. Frage nach ſeinem Schickſale. Bitte, ſeinen Gefährten zu helfen. Gegenſatz des Mannes, der mit Gewalt, der mit Schätzen kommt.

---

*) Odyss., VI. 100 ff.

**) Ebendaſelbſt, Vers 117 ff.

***) In ſcherzhafter und ſatiriſcher Weiſe hat Goethe noch ſpäter einmal (Werke, III. 289) die Gärten des Alkinoos benutzt; an dieſer Stelle würde er offenbar auch bei der Ausführung ſich an die ausführliche Darſtellung in Odyss., VII. 112 ff. angeſchloſſen haben.

†) Odyss., VI. 60 und 61.

††) Auch in der Odyſſee ſind die falſchen Angaben, die Ulyſſes macht, wenn er um ſeinen Namen und ſeine Schickſale befragt wird, immer der Art, daß eine nahe Beziehung zu ihm ſelber bleibt, z. B. XIII. 256 ff. und XIV. 199 ff.

Dritter Aufzug.

1) Arete. Laothe. 2) Die Vorigen. Nereus. 3) Arete. 4) Ulysses. Arete. 5) Arete.

I. Aussuchen der Kleider und Geschenke. Lob des Ulysses. Eröffnung der Leidenschaft.

II. Nereus' Lob des Ulysses. Männliches Betragen. Wille des Vaters, daß ihm Kleider und Geschenke gegeben werden. Scherz des Bruders. Abschied des Ulysses.

III. Und er soll scheiden.

IV. Frage, unverheirathet. Die schöne Gefangene. Er lobt ihr Land und schilt seines. Sie giebt ihm zu verstehen, daß er bleiben kann.

Vierter Aufzug.

1) Alkinous. Die Aeltesten. 2) Die Vorigen. Sohn. 3) Die Vorigen. Arete. 4) Die Vorigen. Ulysses.

Fünfter Aufzug.

1) Arete. 2) Alkinous. Ulysses. Sohn. 3) Laothe. 4) Alkinous. Ulysses. 5) Bote. 6) Alkinous. Ulysses. 7) Laothe. 8) Die Vorige. Sohn. 9) Die Vorigen. Die Leiche.

IV. Scheiden. Dank. Tochter läßt sich nicht sehen. Scham. Er soll sie nicht falsch beurtheilen. Es sei sein eigen Werk. Ulysses. Vorwurf. Er will nicht so scheiden. Trägt seinen Sohn an. Arete will die Tochter nicht geben. Ulysses' Ueberredung. Alkinous will gleich. Ulysses will seinen Sohn bringen. Sie sollen sich wählen. Alkinous, Hochzeittag. Ausstattung.

Erſter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Aretens Jungfrauen, eine ſchnell nach der andern.

Erſte (ſuchend).
Nach dieſer Seite flog der Ball! — Er liegt
Hier an der Erde. Schnell faſſ' ich ihn auf
Und ſtecke mich in das Gebüſche! Still! (Sie verbirgt ſich.)

Zweite.
Du haſt ihn fallen ſehn?

Dritte.
Gewiß; er fiel
Gleich hinter dies Geſträuch im Bogen nieder.

Zweite.
Ich ſeh' ihn nicht!

Dritte.
Noch ich.

Zweite.
Mir ſchien, es lief
Uns Tyche ſchon, die Schnelle, leicht voraus.

Erſte.
(Aus dem Gebüſche zugleich rufend und werfend.)
Er kommt! Er trifft!

Zweite.
Ai!

Dritte.
Ai!

Erſte (hervortretend).
Erſchreckt Ihr ſo
Vor einer Freundin? Nehmt vor Amor's Pfeilen
Euch in Acht! Sie treffen unverſehener
Als dieſer Ball.

Zweite (den Ball auftaffend).
Er ſoll, er ſoll zur Strafe
Dir um die Schultern fliegen.

Erſte (lautend).
Werft! Ich bin ſchon weit!

Dritte.

Nach ihr! Nach ihr!

Zweite (wirft).

Er reicht sie*) kaum, er springt
Ihr von der Erde nur vergebens nach.
Kommt mit, geschwind, daß wir des Spiels, so lang'
Als möglich ist, genießen, frei für uns
Nach allem Willen scherzen! Denn ich fürchte,
Bald eilt die Fürstin nach der Stadt zurück.
Sie ist seit diesem heitern Frühlingsabend
Nachdenklicher als sonst und freut sich nicht,
Mit uns zu lachen und zu spielen, wie
Sie stets gewohnt war. Komm! Sie rufen schon.

Zweiter Auftritt.

Ulysses (aus der Höhle tretend).

Ulysses.

Was rufen mich für Stimmen aus dem Schlaf?
Wie ein Geschrei, ein laut Gespräch der Frauen
Erklang mir durch die Dämmrung des Erwachens.
Hier seh' ich Niemand! Scherzen durchs Gebüsch
Die Nymphen? Oder ahmt der frische Wind,
Durchs hohe Rohr des Flusses sich bewegend,
Zu meiner Qual die Menschenstimmen nach?
Wo bin ich hingekommen? Welchem Lande
Trug mich der Zorn des Wellengottes zu?
Ist's leer von Menschen, wehe mir Verlassnem!
Wo will ich Speise finden, Kleid und Waffe?
Ist es bewohnt von Roben, Ungezähmten,
Dann wehe doppelt mir! Dann übt aufs Neue
Gefahr und Sorge dringend, Geist und Hände.
O Noth! Bedürfniß! O Ihr strengen Schwestern,
Ihr haltet, eng begleitend, mich gefangen!
So kehr' ich von der zehenjähr'gen Mühe
Des wohlvollbrachten Krieges wieder heim,
Der Städtebändiger,**) der Stundbezwinger!

*) Aeltere Konstruktion von „reichen", von Sanders aus Rollenhagen's „Froschmäuseler" und Sebastian Brant's „Narrenschiff" nachgewiesen.

**) Nur diese Bezeichnung πτολίπορθος ist Homerisch, aber wieder die folgende nach der Zug, daß Odysseus sich gewissermaßen der Liebe rühmt, die Circe und Kalypso für ihn gehabt haben.

Der Beitgenoß unſterblich ſchöner Frauen!
Ins Meer verſanken die erwohrnen Schätze,
Und ach, die beſten Schätze, die Gefährten,
Erprobte Männer, in Gefahr und Mühe
An meiner Seite lebenslang gebildet,
Verſchlungen hat der tauſendfache Rachen
Des Meeres die Geliebten, und allein,
Nackt und bedürftig jeder kleinen Hilfe,
Erbeb' ich mich auf unbekanntem Boden
Vom ungemeſſnen Schlaf. Ich irrte nicht!
Ich höre das Geſchwätz vergnügter Mädchen.
O daß ſie freundlich mir und zartes Herzens,
Dem Vielgeplagten,*) doch begegnen möchten,
Wie ſie mich einſt, den Glücklichen, empfingen!
Ich ſehe recht! Die ſchönſte Heldentochter
Kommt hier, begleitet von bejahrtem Weibe,
Den Sand des Ufers meidend, nach dem Haine.
Verberg' ich mich ſo lange, bis die Zeit,
Die ſchickliche, dem klugen Sinn erſcheint!

Dritter Auftritt.

Nauſikaa. Eurymeduſa.

Nauſikaa.

Laß ſie nur immer ſcherzen! Denn ſie haben
Schnell ihr Geſchäft verrichtet. Unter Schwätzen
Und Lachen ſpülte friſch und leicht die Welle
Die ſchönen Kleider rein. Die hohe Sonne,
Die Allen hilft, vollendete gar leicht
Das Tagewerk. Gefaltet ſind die Schleier,
Die langen Kleider, deren Weib und Mann
Sich immer, reinlich wechſelnd, gern erfreut.
Die Körbe ſind geſchloſſen; leicht und ſanft
Bringt der bepackte Wagen uns zur Stadt.

Eurymeduſa.

Ich gönne gern den Kindern ihre Luſt,
Und was Du willſt, geſchieht. Ich ſah Dich ſtill
Beiſeit am Fluſſe gehen, keinen Theil

*) Mit Erinnerung an das gewöhnliche Beiwort des Odyſſeus „πολύτλας", ebenſo noch S. 547, Z. 21.

Am Spiele nehmen, nur gefällig ernst
Zu dulden mehr, als Dich zu freuen. Darf
Ich — — —

Nausikaa.

Gesteh' ich Dir, geliebte Herzensfreundin,
Warum ich heut so früh in Deine Kammer*)
Getreten bin, warum ich diesen Tag
So schön gefunden, unser weibliches
Geschäft so sehr beschleunigt, Roß und Wagen**)
Von meinem Vater dringend mir erbeten,
Warum ich jetzt auch still und sinnend wandle,
So wirst Du lächeln, daß mich hat ein Traum,
Ein Traum verführt, der einem Wunsche gleicht.

Eurymedusa.

Erzähle mir! Denn alle sind nicht leer***)
Und ohne Sinn, die flüchtigen Gefährten
Der Nacht. Bedeutend sind' ich stets
Die sanften Träume, die der Morgen uns
Ums Haupt bewegt.

Nausikaa.

So war der meine. Spät
Noch wacht' ich; denn mich hielt das Sausen
Des ungeheuern Sturms nach Mitternacht
Noch munter. — — — — — — — — —
— — — — — — — — — —.

Schilt die Thräne nicht,
Die mir vom Auge fließt!

Dann schweigen sie und sehn einander an.

Und wie der arme letzte Brand
Von großer Herdesgluth mit Asche
Des Abends überdeckt wird, daß er Morgens
Dem Hause Feuer gebe, lag,
In Blätter eingescharrt . . .

*) In der Odyssee (VI. 22) erscheint Athene in der Gestalt einer Altersgenossin der Nausikaa des Morgens an deren Lager.

**) Odyss. VI. 57 f.

***) Vgl. Odyss. XIX. 560 ff. Nach Homerischer Vorstellung giebt es zwei Arten von Traumgebilden: die einen, aus der Pforte von Elfenbein kommend, sind trügerisch, die aus der hörnernen Pforte verkünden die Wahrheit.

Ein gottgesendet Uebel sieht der Mensch,
Der klügste, nicht voraus und wendet's nicht
Vom Hause.

Ulysses.

Zuerst verberg' ich meinen Namen; denn
Vielleicht ist noch mein Name nicht ....
Und dann klingt der Name
Ulysses wie der Name jedes Knechts.

Nausikaa.

Du bist nicht von den Trieglichen,*)
Wie viele Fremde kommen, die sich rühmen
Und glatte Worte sprechen, wo der Hörer
Nichts Falsches ahnet und zuletzt, betrogen,
Sie unvermuthet wieder scheiden sieht.
Du bist ein Mann, ein zuverläss'ger Mann;
Sinn und Zusammenhang hat Deine Rede. Schön
Wie eines Dichters Lied tönt sie dem Ohr
Und füllt das Herz und reißt es mit sich fort.

Nausikaa.

In meines Vaters Garten soll die Erde
Dich umgetriebnen,**) vielgeplagten Mann
Zum Freundlichsten empfangen ....
Das schönste Feld hat er sein ganzes Leben
Bepflanzt, gepflügt und erntet nun im Alter
Des Fleißes Lohn, ein tägliches Vergnügen.
Dort dringen neben Früchten wieder Blüthen,***)
Und Frucht auf Früchte wechseln durch das Jahr.
Die Pomeranze, die Citrone steht
Im dunkeln Laube, und die Feige folgt
Der Feige. Reich beschützt ist rings umher
Mit Aloe und Stachelfeigen ....
Daß die verwegne Ziege nicht genäschig — —
— — — — — — — — — —
Dort wirst Du in dem schönen Lande wandeln,
Im Winter Wohlgeruch von Blumen Dich erfreun.

*) Nachbildung von Odyss., XI. 363 f.
**) Nachbildung von πολύπλαγκτος.
***) Nach Odyss., VII. 117 ff.

Es rieselt neben Dir der Bach, geleitet
Von Stamm zu Stamm. Der Gärtner tränket sie
Nach seinem Willen.

Ein weißer Glanz ruht über Land und Meer,
Und duftend schwebt der Aether ohne Wolken.

Und nur die höchsten Nymphen des Gebirgs
Erfreuen sich des leicht gefallnen Schnees
Auf kurze Zeit.

Du gäbst ihm gern den besten, merk' ich wol.*)

Du hältst ihn doch für jung? Sprich, Tyche, sprich!

Er ist wol jung genug; denn ich bin alt,**)
Und immer ist der Mann ein junger Mann,
Der einem jungen Weibe wohlgefällt.

Der Mann, der einen ihm vertrauten Schatz
Vergraben ....., hatte der
Die Lust, die Jener hat, der ihn dem Meer
Mit Klugheit anvertraut und ....,
Zehnfach beglückt, nach seinem Hause kehrt?

Alkinous.

O theurer Mann, welch einen Schmerz erregt
Das edle Wort in meinem Busen! So
Soll jener Tag denn kommen, der mich einst
Von meiner Tochter trennen wird!***) Vor dem Tag
Des Todes lassen soll ich sie
Und senden in ein fernes Land,
Sie, die zu Haus so wohl gepflegt — —

Alkinous.

So werde jener Tag, der wieder Dich
Mit Deinem Sohn zurück zum Feste bringt,
Der feierlichste Tag des Lebens mir!

*) Diese Worte scheinen sich auf den „Scherz des Bruders", in Nr. 11 des dritten Aufzuges im Schema, zu beziehen.
**) Vermuthlich Worte der Eurynome.
***) Vgl. Schema, fünfter Aufzug, Nr. 19.

Trauerſpiel in der Chriſtenheit.

(Fragmente einer Tragödie.)

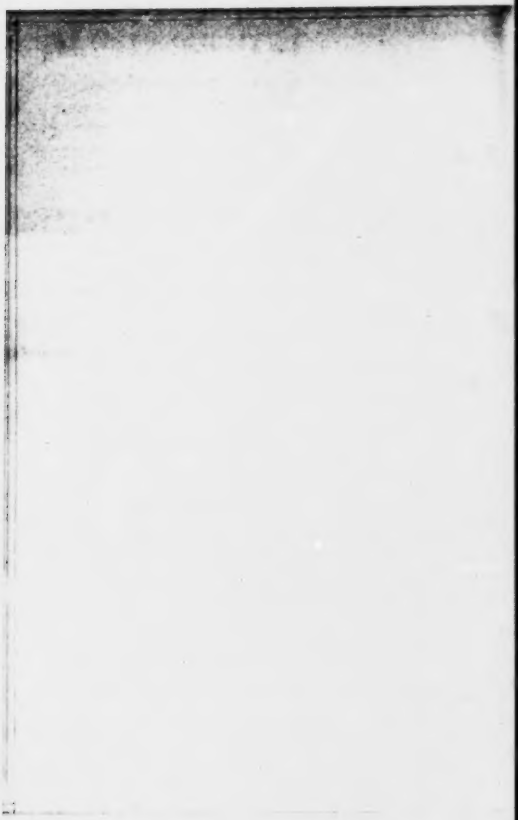

Vorbemerkung des Herausgebers.

Das nachfolgende Schema und die sich daran anschließenden ausgeführten Stellen desselben wurden aus Goethe's Nachlaß unter der Ueberschrift „Fragmente einer Tragodie" zuerst in der Ausgabe der Werke von 1836 mitgetheilt. Riemer, der bekanntlich mit Eckermann die Redaktion derselben besorgte, giebt in seinen „Mittheilungen" (II. 622) den Namen Eginhard als den muthmaßlichen Titel des beabsichtigten Stückes an; dagegen werden in dem „Weimarer Sonntags-Blatt" (No. 36 vom 6. Sept. 1857) einige Stellen aus Goethe's Tagebuch angeführt, die sich gleichfalls auf das Stück beziehen, aber zu einem andern Resultate führen. Es ist erstens eine Aufzeichnung vom 20. August 1807 aus Karlsbad, wo Goethe sich damals aufhielt, folgendermaßen lautend: „Nachmittag: Einfall und Vorsatz, an einem dramatischen Stücke zu arbeiten"; und zweitens wird dann unter dem 8. September des Schema zum „Trauerspiel in der Christenheit" gedacht. Es schien demnach gerechtfertigt, dem letzteren Titel den Vorzug vor dem obigen zu geben. Außerdem hat W. Freiherr von Biedermann zwei größere Aufsätze über diese Fragmente veröffentlicht, den einen in den Grenzboten (1857, Band II. S. 481 ff.) unter der Ueberschrift „Ueber Goethe's Fragmente einer Tragödie", den andern in seinen „Quellen und Anläßen einiger dramatischen Dichtungen Goethe's" (Leipzig 1860, S. 44—57) unter dem Titel „Trauerspiel

in der Christenheit". Auf beide Arbeiten kommen wir später zurück.

Für den Versuch, den vermuthlichen Inhalt des ganzen Stückes aus dem Schema herzustellen, liegt nur wenig Material vor. Die Sache steht hier wesentlich anders als bei „Elpenor", der „natürlichen Tochter" und „Pandora", wo das bereits vom Dichter selbst Ausgeführte einen einigermaßen sichern Halt für die Ergänzung gewährt. Die Zeit der Handlung und das Land, wo dieselbe spielt, lassen sich allerdings, wenn auch nur allgemein, bestimmen. Da es sich um den siegreichen Kampf des Christenthums gegen das Heidenthum handelt, da ferner die bei der Dekoration nachzubildenden Bauten noch roh sein sollen (denn im ersten Aufzuge sollten mehr Latomien als ein eigentliches Gewölbe dargestellt werden; im dritten sollte, was von Stein ist, ganz massiv, was von Holz, ganz tüchtig sein), so fühlen wir uns nothgedrungen in frühe Jahrhunderte und zugleich in Gegenden versetzt, die von älterer Kultur noch wenig berührt sind. Ja sogar die Bemerkung, daß der Saal im dritten Aufzuge in keinem Sinne gothisch oder altdeutsch sein soll, mit welchen beiden Ausdrücken Goethe wol so ziemlich dasselbe bezeichnen will, schließt keineswegs aus, daß die Handlung in Deutschland zu denken sei. Hätte er die Römische oder Byzantinische Kaiserzeit vor Augen gehabt, so würde er wol positive Vorschriften gegeben haben; dagegen will er gewiß nur daran erinnern, daß man nicht die kunstvolleren Formen des einer viel späteren Zeit angehörigen gothischen Baustils nachbilden, sondern einfache Verhältnisse bewahren möge, um den Charakter der vorausgesetzten Zeit wiederzugeben.

Was die Handlung selbst betrifft, so scheint es, daß sie

etwa folgende gewesen sein könnte, wobei jedoch nicht in Abrede gestellt werden soll, daß dem individuellen Gutdünken und der Willkür der Phantasie immer noch ein ziemlich bedeutender Spielraum offen bleibt:

Das Personal besteht aus dem Alten, unter dem wir uns einen Fürsten oder Herzog zu denken haben, welcher der christlichen Religion feindlich ist und zugleich in Streit mit dem christlichen Kaiser lebt; seine beiden Kinder aber, ein Sohn und eine Tochter, neigen sich zum Christenthum und auch zur kaiserlichen Partei hin; denn das Mädchen ist sogar die Geliebte des christlichen Eginhard, der bei dem Kaiser offenbar in hoher Gunst steht. In steter Begleitung des Alten und sichere Anhänger desselben sind der Knabe und der Treue; der Bischof endlich ist nur in der später zu erwähnenden Taufhandlung thätig. Bei Beginn des ersten Akts sitzt die Tochter im Gefängniß ihres väterlichen Thurms, eingekerkert wegen ihrer Liebe zu Eginhard. Aber sie denkt an Diesen und seine Vorzüge und erinnert sich erst später der unglücklichen Lage, in der sie sich befindet, und die ihr einen traurigen Gegensatz gegen die sonst bewiesene Liebe ihres Vaters darbietet. Da scheint es, als wolle sich diese aufs Neue bethätigen. Eginhard kömmt plötzlich; sie glaubt, daß er von ihrem Vater beauftragt ist, daß Dieser in ihre Verbindung gewilligt, ja sogar sich mit dem Kaiser versöhnt habe. Um so schmerzlicher ist der nächste Eindruck, der ihr zu Theil wird. Sie sehen aus der Ferne einen Zug herankommen, aus welchem, als er sich genähert hat, ihr Bruder hervortritt, ihr den plötzlichen Tod des Vaters meldend. Trotz des Schmerzes Beider wird der Knabe von der Leiche des Alten weggestoßen und nähert sich ihr erst wieder, als die Andern fortgegangen sind und er mit

dem „Treuen" allein geblieben ist. Auch Dieser überläßt schließlich dem „Knaben" die Wache bei der Leiche; denn er muß doch wol bei der Möglichkeit, daß sie in die Hände der Kaiserlichen falle, für Mittel sorgen, dieselbe zu retten. Der Knabe, allein geblieben, entschlummert zuletzt.

Im zweiten Akte erwacht der Alte aus seinem Scheintode und erfährt, was mit ihm vorgegangen ist. Als daher der Treue mit seinen Begleitern kommt, um die Leiche desselben fortzuschaffen, fällt dieser Zweck weg, und Alle berathen sich alsbald über die Mittel, die abtrünnigen Ihrigen wieder in ihre Gewalt zu bekommen. Worin diese Mittel jedoch bestehen, ist nicht zu bestimmen; denn das Schema giebt nur den allgemeinsten Inhalt der ersten Scene wieder. Jedenfalls kommt nichts zu Stande, wodurch der feierliche Taufakt am Anfang des dritten Aktes behindert würde. Derselbe wird an Sohn und Tochter, nicht ohne Hinweisung auf die Möglichkeit des Märtyrerthums für Beide, vollzogen. An ihn schließt sich zwar die öffentliche Werbung Eginhard's um die Letztere und die unmittelbar folgende Trauung; aber alsbald ziehen sich auch bereits Gefahren über ihren Häuptern zusammen. In Ausführung jener oben angedeuteten Pläne erscheint zuerst der Treue und trennt den Sohn von den Uebrigen unter dem Vorwande, ihm eine wichtige Nachricht mitzutheilen; alsbald folgt auch der Alte und weiß mit seiner Tochter das Gleiche zu bewerkstelligen. Alles dies geht in dem Thurme oder der Burg des Alten vor sich; denn aus der Entlassung der Fremden ist zu schließen, daß es in seiner Macht gelegen hätte, dieselben als Gefangene zurückzuhalten.

Aber auch dem Alten droht Gefahr. Er ist mit der Partei des Kaisers in Kampf, ist in seiner Burg, der sich eben ein kaiserliches Heer nähert. Während er vergeblich versucht, Sohn und Tochter wieder für den alten Glauben zu gewinnen, wird die Einschließung immer enger, die Möglichkeit, zu entkommen, geringer. Der Alte faßt gleichwol seine Entschlüsse für alle Fälle.

Im fünften Akt werden seine beiden Kinder gefesselt aus dem Kerker heraufgebracht, und indem der Knabe ihnen kundthut, was der Vater über sie beschlossen hat, überreicht er ihnen Dolche, damit sie sich selbst das Leben nehmen. Dann erscheint der Alte selbst, und als er Jene nicht bereit findet, seinem Willen zu folgen, sinkt er gebrochenen Herzens zusammen und stirbt. Der Knabe wirft die Schlüssel des Thurmes hinunter, und als treuer Anhänger des Alten ersticht er sich selbst. Eginhard und die Kaiserlichen öffnen den Thurm, und Sohn und Tochter werden gerettet. —

Aber wäre es nicht auch möglich, ja sogar den Anforderungen der Tragödie mehr entsprechend, daß Sohn und Tochter sich doch getödtet haben, weil sie an kein Entrinnen mehr glauben, und daß Eginhard bei seinem Erscheinen Alle todt findet? — Das Schema antwortet hierauf nicht, und wir wollen es keinen Augenblick verhehlen, daß unsre Ergänzung ebenso wie die ziemlich abweichende in den oben citirten „Quellen und Anlässen" zahlreiche dunkle Punkte und Unwahrscheinlichkeiten birgt. Indessen hat sie vielleicht darin ihren Nutzen, daß sie von Einfluß auf die Entscheidung einiger andern Fragen ist, die uns noch vorliegen.

Zuerst ist der ganze Inhalt, der für das Drama beab-

sichtigt war, so eigenthümlicher Art, daß man mit Recht nach dem Vorbilde und der Anregung forscht, die demselben zu Grunde liegen. In Beziehung auf diesen Punkt kann aber kein Zweifel darüber obwalten, daß, wie dies in den oben genannten Aufsätzen ausführlich entwickelt ist, eine Nachahmung Calderon's vorliegt. Schon die Versmaaße, welche in den ausgeführten Stellen des Gedichtes angewendet sind, — reimlose Trochäen von vier, und gereimte Jamben von fünfeinhalb Füßen, — müssen unwillkürlich hierauf führen; es wird aber fast zur vollständigen Gewißheit, wenn man den Stoff ins Auge faßt, um den es sich bei dem Ganzen handelt. Konflikte, die durch den Glauben herbeigeführt werden, die Glorie des Märtyrerthums oder die Verherrlichung des gegen feindliche Mächte schließlich siegenden Christenthums sind ja Motive, die sich bei Calderon und im spanischen Drama überhaupt außerordentlich häufig vorfinden.

Es kann nun in der That eine große Anzahl von Stellen aus den verschiedenen Briefwechseln und den Werken Goethe's angeführt werden, in denen Dieser sich über Calderon oder über die spanische Literatur überhaupt ausspricht. Die Zahl derselben ist namentlich für die Zeit von 1800 bis 1812 außerordentlich bedeutend und beweist, daß Goethe sich dem fremden Dichter mit ganz besonderem Interesse gewidmet hat, wenn er auch weit entfernt ist, dessen Schwächen zu verkennen. Dem entsprechend hat er ja auch in Weimar verschiedene Stücke Calderon's, so namentlich „den standhaften Prinzen", „das Leben ein Traum" und „die große Zenobia" zur Aufführung gebracht und sich später in einem besonderen Aufsatze über dessen „Tochter der Luft", gelegentlich auch über die „An-

dacht zum Kreuz", den „wunderthätigen Magus" u. a. m. ausgesprochen.

Auch in späteren Jahren ging jenes Interesse nicht verloren, wie dies namentlich eine Reihe von Stellen in den „Tag- und Jahresheften", in den Briefen an Zelter und in den Gesprächen mit Eckermann zeigt. Daher ist es gewiß richtig, wenn man auf eine Aeußerung Goethe's gegen den Letzteren, des Inhalts, „daß Calderon einen Einfluß auf ihn weder im Guten noch im Schlimmen gehabt habe" (Gespräche ꝛc., II. 151), keinen besondern Werth gelegt wissen will, und es ist ferner auch geradezu natürlich, daß Goethe einmal den Versuch gemacht haben wird, die durch Calderon gewonnenen Anschauungen in einer eigenen Nachbildung zu verwerthen.

Man bedürfte kaum noch der Gründe, die in den genannten Aufsätzen außer den bereits namhaft gemachten dafür angeführt werden, daß diese Nachbildung nun auch wirklich in den vorliegenden Fragmenten versucht worden ist. Indessen nennen wir als solche noch erstens den eigenthümlichen Gebrauch kontrastirender Parallelzeilen, der aus einer verstandesmäßigen Berechnung des Spiels hervorgeht (vgl. z. B. S. 567, Z. 28 ff.), den besonderen Werth, der auf das dekorative Element gelegt wird, endlich die Neigung für Theatereffekte, die sich an einzelnen Stellen zeigt. Ja, selbst das Fehlen des der spanischen Bühne eigenthümlichen „Grazioso" ist nur scheinbar; denn manche Stellen des Schema sprechen dafür, daß der „Treue" eine Jenem wenigstens ähnliche Rolle erhalten hätte.

Wenn nach Alledem nicht der geringste Zweifel darüber obwalten kann, daß Goethe eine Nachbildung Calderon's oder vielmehr eine Dichtung in dessen Geiste beabsichtigt

hat, so ist doch darum noch keineswegs motivirt, was in sämmtlichen oben genannten Schriften gegen einen andern Punkt in Riemer's Mittheilungen eingewendet wird. Unter Eginhard versteht Dieser nämlich, — allerdings, ohne es ausdrücklich zu sagen, — den aus der Geschichte bekannten Geheimschreiber Karl's des Großen, der, einer vielverbreiteten Sage nach, der Geliebte und später der Gatte Imma's, einer angeblichen Tochter des Kaisers, gewesen sein soll. Diese Annahme hält man für unrichtig. Allerdings ist der von Riemer angeführte Grund, daß Goethe das Leben Karl's des Großen von Eginhard und die Chronik Turpin's gelesen habe, von keiner Bedeutung; denn in jenem steht kein Wort von den Beziehungen des Verfassers zu der Familie Karl's des Großen, und in der letzteren wird, so viel wir bemerkt haben, nicht einmal sein Name erwähnt. Goethe mochte daher bei der Lektüre jener Werke immerhin nur beabsichtigen, sich über den Charakter des ganzen Zeitalters zu orientiren. Wichtiger aber ist folgender Gesichtspunkt: Konnte Goethe wol auf den Gedanken kommen, einen Eginhard zur Hauptperson eines Drama zu machen und ihn mit einem Kaiser in Verbindung zu bringen, ohne dabei die historisch bekannten Beziehungen zwischen Beiden im Auge zu behalten, so frei er nachher auch mit Stoff und Personen schalten mochte? Und was lag zweitens näher, als gerade an die Zeit Karl's des Großen den Kampf des Christenthums gegen das Heidenthum zu knüpfen und Konflikte zu schildern, die dadurch in Familien und Staaten hervorgerufen wurden? Konnte nicht jene „Tochter", die Eginhard liebt, die eines Sachsenherzogs, eines Wittekind oder eines Andern sein, der noch nicht zum Christenthum übergetreten war? —

Weiter indeſſen als bis zu dieſem negativen Reſultate darf hier nicht gegangen werden. Es iſt einmal keineswegs überzeugend, daß die in den „Quellen und Anläſſen“ (S. 54) mitgetheilte Stelle aus Turpin's Chronik von Goethe benutzt ſein ſoll, um die Grundlage ſeines Trauerſpiels zu bilden: es iſt ferner nicht einmal möglich, eine ganz ſichere Beſtimmung der Zeit zu geben, in welche das Schema zum „Trauerſpiel aus der Chriſtenheit“ zu ſetzen iſt. Aus der oben angeführten Stelle in Goethe's Tagebuch geht wenigſtens nicht mit Sicherheit hervor, wenn es auch wahrſcheinlich ſein mag, daß er daſſelbe am 8. September bereits vollſtändig diktirt oder niedergeſchrieben habe, obſchon dies im „Weimarer Sonntags-Blatt“ behauptet wird. Deshalb verdient noch Erwähnung, daß in dem Aufſatze in den „Grenzboten“ das Ende des Jahres 1807 oder der Anfang von 1808, in der Quartausgabe von Goethe's Werken, allerdings den obigen Angaben Riemer's nicht ganz entſprechend, das Jahr 1810 als die Zeit der Abfaſſung angenommen wird. Das letztere Jahr würde nur dann eine Wahrſcheinlichkeit für ſich haben, wenn wir an eine Entlehnung des Textes aus Turpin's Chronik glauben könnten, die Goethe nach ſeinem Tagebuche am 16ten, 18ten, 19ten und 20ten April dieſes Jahres geleſen hat.

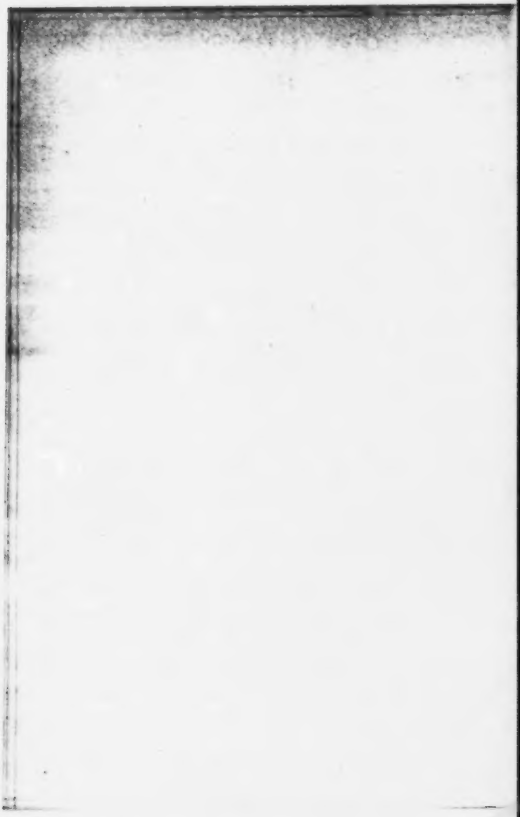

Trauerspiel in der Christenheit.

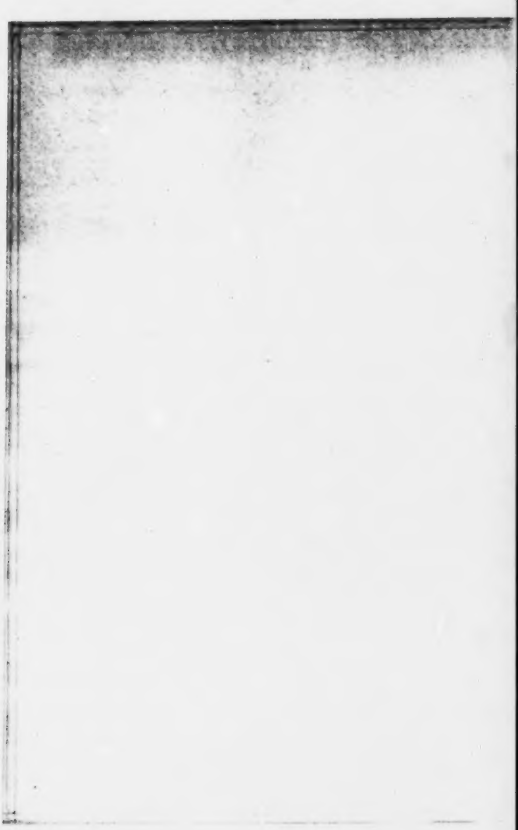

Erster Aufzug.

Erste Scene.

Tochter sitzend, halb träumend; die Gegenwart ihres Geliebten, seine Tugenden, ihre Verhältnisse mit Vergnüglichkeit aussprechend. Sodann gewahr werdend der beschränkten Gegenwart, gedenkend und exponirend den Zustand, das Verhältniß zum Vater u. s. w.

Eine Art von besonderm Aufmerken, daß das Gewöhnliche außen bleibt: Speise, Trank, Oel u. s. w.

Zweite Scene.

Bewegung im Hintergrund.

Eginhard mit Fackeln. Enthusiastisches Erkennen. Unbegreifliches, daß sie um seinetwillen eingekerkert ist. Freude, daß der Vater nachgegeben, mehr noch, daß der Vater dem Kaiser nachgiebt. Exposition, mit schicklicher Verlegenheit Eginhard's.

Dritte Scene.

Von ferne kommt ein Zug. (2. Decoration.)

Der Bruder tritt ein. Sie erfährt den Tod des Vaters mit den nächsten und allgemeinsten Umständen. Die Leiche kommt näher und wird niedergesetzt. Sie wirft sich bei ihr nieder. Exposition früherer Verhältnisse.

Der Knabe wirft sich zugleich nieder, wird weggestoßen. Das ganze Verhältniß und der ganze Sinn der Sache wird exponirt.

Alle gehen ab; es bleiben

Vierte Scene.

Der Treue, Wache haltend, stumm.

Der Knabe, sich erholend, gegen die Leiche. Der Treue läßt ihn gewähren, offenbart ihm aber, daß noch ein Weg sei, die Leiche zu retten, wie sie vorher zusammen sich hätten lebendig retten wollen. Er überläßt dem Knaben die Wache bei der Leiche.

Fünfte Scene.

Der Knabe allein, der zuletzt entschläft.

Zweiter Aufzug.

Erste Scene.

Der Alte erwacht, weckt den Knaben, und Alles ist zwischen Beiden, als wenn er gewöhnlich aufwacht. Gewahr werden, daß sie unter der Erde sind. Der Knabe exponirt umständlich, wie es zugegangen.

Der Treue tritt ein mit **Andern**, um den Leichnam zu holen. Sie finden den Alten lebendig und verbünden sich gleich mit ihm. Mit Wenigem ist die Anstalt gemacht, und sie vertheilen sich, froh, als ob nichts gewesen wäre.

Dritter Aufzug.

Erste Scene.

Vollendeter Taufakt.

Bischof, Tochter, Sohn; geistliche, weltliche Zeugen.

Rede des Bischofs, das Erfreuliche der Neophyten darstellend. Heitere Anerkennung der Tochter, derbe Anerkennung des Sohns. Uebergang der bischöflichen Rede aus dem Weichen ins Gefährliche und Furchtbare. Begriff vom Märtyrerthum. Abermals einlenken ins Gefällige.

Zweite Scene.

Eginhard als Werber. Geringer Widerstand des Bischofs, Affens des Bruders, Trauung der Tochter und Eginhard's.

Dritte Scene.

Der Treue kommt, dem Sohne eine Art von Nachricht zu geben, die aber eigentlich nur simulirt ist; dadurch trennt er und setzt Gefolge den Sohn von den Uebrigen.

Vierte Scene.

Der Alte tritt ein und schneidet Eginharden von der Tochter ab, so daß die Fremden in der Mitte sind. Die Fremden werden entlassen.

Vierter Aufzug.

Erste Scene.

Der Alte, von der Möglichkeit seines Rückzugs überzeugt, will die Kinder mit ihrem Willen mitnehmen.

Zweite Scene.

Vater und Sohn, im Konflikt des Alten und Neuen, kriegerischer und politischer Weise. Sie werden nicht einig.

Dritte Scene.

Vater allein.

Vierte Scene.

Vater und Tochter, im Konflikt des Alten und Neuen, religiöser und herrlicher Weise. Sie werden nicht einig.

Fünfte Scene.

Vater mit dem Treuen. Die Möglichkeit, zu entkommen, giebt sich enger zusammen. Entschlüsse und Vorkehrungen auf jeden Fall.

Fünfter Aufzug.

Erste Scene.

Sohn und Tochter werden heraufgebracht und gefesselt.

Zweite Scene.

Der Knabe steckt die Fackeln auf, exponirt den ganzen Zustand und übergiebt ihnen die Dolche.

Dritte Scene.

Der Vater kommt. Das vorher Angelegte entwickelt sich; er stirbt.
Der Knabe wirft die Schlüssel hinunter und ersticht sich.

Vierte Scene.

Die Vorigen, Eginhard, Gefolge.
Resumé und Schluß.

Dekoration.

Erster Aufzug. Unterirdisches, mehr im Sinne der Katomien als eigentliches Gewölbe, unterbrochen mit rohen Gattern, anderm Holzwerk, um Unterschiede des Gefangenhaltens oder Aufhaltens auf die wunderlichste Weise darzustellen. Troglodytisch.

Nach der Größe des Theaters kann über einer beschränkten Nähe eine weite und in diesem Sinne wieder beschränkte und praktikable Ferne errichtet werden, wie man sehen wird.

Zweiter Aufzug. Wo das Vorgesagte bedeutend wird, bleibt die Scene.

Dritter Aufzug. Saal, in keinem Sinne gothisch oder altdeutsch. Was von Stein, muß ganz massiv, was von Holz, ganz tüchtig sein. Dem Geschmack des Dekorateurs bleibt überlassen, das zugleich recht und gefällig anzugeben.

Vierter Aufzug. Ganz dieselbe Dekoration.

Fünfter Aufzug. Ist nur durch eine skizirte Zeichnung anzugeben, weil man der Worte zu viel gebrauchen müßte und sie doch Niemand herausfinden würde.

Tochter.

Will der holde Schlaf nicht säumen?
Ach, aus himmelsüßen Träumen
Von den seligsten Gebilden,
Aus umleuchteten Gefilden
Kehr' ich wieder zu den wilden
Um mich aufgethürmten Steinen;
Find' mich immer in denselben
Ungeheuern Burggewölben,
Wo Natur und Menschenhände
Sich vereinen,
Schroffe Wände,
Felsenkerker aufzubauen.
Unerbittlich, wie sie stehen,
Taub und stumm bei allem Flehen —
Könnt' es auch sein Ohr erreichen —
Ist des Vaters groß Gemüthe,
Dessen Weisheit, dessen Güte
Sich in starren Haß verwandelt,
Wie er an der Tochter handelt.
— — — — — — — — —

Tochter.

Bist Du's, Eginhard?

Eginhard.

Ich bin es!
Zaudre nicht, an meinem Herzen
Längst erprobter Liebe Dauer
Dich aufs Neue zu versichern!
Ja, ich bin's (knieend) zu Deinen Füßen!
Ja, ich bin's (sich nähernd) in Deinen Armen!

Bin der Redliche, der Treue,
Der, und wenn Du staunend zauderst,
Der, und wenn Du fürchtend zweifelst,
Immer wiederholt und schwöret:
Ewig ist er Dein und bleibt es!
Und so sag' ich, wenn Du schweigest,
Wenn Du sinnend niederblickst:
Dieses Herz, es ist das meine!
Ja, sie hat es mehr erprobet,
Daß sie mein ist unverbrüchlich,
Mehr durch ein unendlich Dulden,
Als Du je erwidern könntest.
Glaube doch, mir ist das Leben
Wünschenswerther jetzt als jemals;
Aber gerne wollt' ich's lassen
Und zum Aufenthalt der Sel'gen
Gleich mit Dir hinübereilen,
Daß ich gleich mit Geistesaugen
Ewigkeiten vor mir schaute,
Glänzend wie der Sommer Sonnen,
Tief wie klare Sternennächte,
Und ich immer unaufhaltsam,
Ungebindert, ungestöret
Neben Dir, den Herren preisend
Und Dir dankend, wandeln könnte.

Tochter.

Hier sah ich nur die Nacht in Nacht versinken
Und sehe nun des Bruders Augen blinken;
An diesem schweigsam klanggeraubten Orte
Vernehm' ich nun die Trost- und Liebesworte,
Wo ich mich fühlte todt schon und begraben.

Sohn.

Vernimm!

Tochter.

O schweig und laß mich in der Fülle
Des neuen Lebens aus mir selbst entfalten,
Was ich oft kühn genug in oder Stille
Gewagt als Hoffnungsbilder zu gestalten!
Wenn mich ein freundlich Walten

Des Gottes, dem wir beten, hell umflossen,
Und ich zu Nacht des Tages Glück genossen,
Da war es schon voraus, was jetzt erfüllt wird,
So hold ein Sehnen, wie es jetzt gestillt wird.
Den Vater sah ich mild versöhnt, die Kinder
Zu seinen Füßen, den Umarmungen sich beugende, nicht minder
Den treusten Freund, den Du und ich nur hatten,
Den edlen Mann, nun endlich meinen Gatten.
So wird's auch sein! O führe mich behende,
Daß ich zum Vater wende
Des aufgefrischte Herz! Zu meinen Armen
Erfreu' er sich am endlichen Erbarmen!
Und da ich hocherstaunt dies Heil nun schaue,
So fühl' ich, daß ich Gott mit Recht vertraue.
Wie sonst in Sorgen immer neue Sorgen,
So liegt im Glück jetzt neues Glück verborgen.
Ein Wunder nur hat mich vom Tod gerettet,
Und Wunder sind mit Wundern stets verkettet;
Und wenn er Dich, mich zu befreun, gesendet,
So hat er auch zum Glauben sich gewendet.
Wir werden uns nun stets vereinigt kennen;
Nichts wird ihn mehr von seinen Kindern trennen.
Nun komm! Im Fluge fort zum hehren Saale,
Wo wir der Kindheit freien Scherz verübten!
Du bringst nun, Bruder, mich mit einem Male
Dem Licht des Tags, dem Vater, dem Geliebten.

Sohn.

Sie will nicht hören; nun, so wird sie sehn.
Vorzubereiten dacht' ich sie. Umsonst!
Der Schlag, der treffen soll, der trifft.

Tochter.

Welch ein neues Flammenleuchten
Breitet aus sich in den Höhlen!
Seh' ich recht, es schwanken Träger
Neben der verhüllten Bahre,
Schreiten langsam, schreiten leise,
Als ob sie nicht wecken möchten
Jenen Todten, den sie tragen.

Bruder, sag, wer ist der Todte?
Warum steigt er zu uns nieder?
Sollen diese Kerkerhallen
Künftig Grabgemächer werden?
Steig' ich nun empor zum Licht,
Sag, wer kommt, mich abzulösen?

Sohn.

Wolltest Du's von mir nicht hören,
Hör es nun von diesem Andern —
Unwillkommne Botschaft immer
Selber aus dem liebsten Munde!

Tochter.

Du warst ein sanfter Mann,
Wenn trauliches Gespräch Dich letzte,
Ein stiller Bach, der auf dem Sande rann,
Doch brausend, wenn ein Fels sich widersetzte;
Und wenn Dein großes Herz von Unmuth schwoll,
Daß alle Plane Dir mißlingen sollten,
Zerriß der Strom das Ufer übervoll,
Der Berg erbebte, Fels und Bäume rollten.
Nun liegst Du hier in unbewegter Nacht,
Von all den Dingen geschieden,
Vom armen Knechte sorglich treu bewacht.
Doch gegen wen? Du ruhst im letzten Frieden;
Dein feurig Auge schloß sich zu,
Dein stolzer Mund, der Sanftmuth hingegeben,
Verkündet Deines Wesens tiefste Ruh.
Wie anders, ach, wie anders war Dein Leben!
Du rufst nicht mehr, gleich wenn Du früh erwacht

Und wenn das grimme Feuer um uns lodert,
Das Märtyrthum, es wird von uns gefordert.

Denn dort bekämpft man sich und haßt sich nicht.

Chor

zu Shakespeare's

Romeo und Julia.

Vorbemerkung des Herausgebers.

Es ist bereits früher (S. 388) erwähnt worden, daß auch Shakespeare's „Romeo und Julie" zu den Stücken gehörte, welche Goethe zunächst im Interesse der Weimarer Bühne bearbeitete. Diese Bearbeitung hat in keiner der bisherigen Ausgaben Aufnahme gefunden, obgleich sie bereits 1841 in den von E. Boas herausgegebenen „Nachträgen zu Goethe's Werken" veröffentlicht wurde. Wenn auch wir jenem Beispiele folgen, so haben uns mancherlei Gründe bestimmt: Zunächst steht fest (Tag- und Jahreshefte von 1811), daß Riemer und P. A. Wolff an der ganzen Arbeit einen beträchtlichen Antheil hatten, wenn man auch nicht weiß, worin derselbe bestanden und wie weit er sich erstreckt haben mag. Vermuthlich hat die Betheiligung Wolff's, der auch die Regie bei den spätern Aufführungen hatte, sich auf die theatralischen Einrichtungen beschränkt; doch fehlt es an allen bestimmten Anhaltspunkten dafür, wie auch die darauf bezüglichen Aeußerungen Goethe's, welche sich in den Briefen an den Grafen Reinhard und an Zelter vom 13. Februar und 8. April 1812, sowie bei Riemer (Mittheilungen, II. 655) finden, kein helleres Licht auf den Gegenstand werfen. Ferner handelt es sich hier nicht etwa um eine selbstständige Uebersetzung des Shakespeare'schen Stückes, sondern der ganzen Umarbeitung liegt die Schlegel'sche Uebersetzung zu Grunde, und der englische Text ist, soviel erkennbar, kaum jemals zu Rathe gezogen worden. Endlich vermehren innere Gründe gerade

betreffs der neuen Scenen — denn der von uns mitgetheilte Chor ist nicht das Einzige, was hinzugedichtet ist — die Unsicherheit über das Urtheil von Goethe's Autorschaft sehr bedeutend, und es dürfte sehr gewagt sein, Goethe für alles neu-Hinzugekommene verantwortlich zu machen. Dazu kommt, daß die neuen Scenen,*) in denen übrigens Reminiscenzen aus der Schlegel'schen Uebersetzung nicht ausgeschlossen sind, meist ganz unbedeutend und keineswegs geeignet sind, eine Vorstellung von der geistigen Thätigkeit Goethe's bei der „Konzentrirung" des „Romeo" zu geben. Viel deutlicher als aus jenen geht dieselbe vielmehr aus den Weglassungen und den dadurch herbeigeführten Aenderungen wesentlicher Theile des Inhalts hervor.

Man vergegenwärtige sich die Aeußerungen Goethe's in dem 1826 geschriebenen Aufsatze: „Shakespeare als Theaterdichter": „In Romeo und Julie zerstört Shakespeare den tragischen Gehalt derselben beinahe ganz durch die zwei komischen Figuren Merkutio und die Amme. . . . Betrachtet man die Oekonomie des Stückes recht genau, so bemerkt man, daß diese beiden Figuren, und was an sie grenzt, nur als possenhafte Intermezzisten auftreten, die uns bei unserer folgerechten, Uebereinstimmung liebenden Denkart auf der Bühne unerträglich sein müssen"; ferner die damit vollständig im Einklange stehenden, bereits am 13ten Februar 1812 geschriebenen und von Riemer mitgetheilten Worte: „Ein Theil des Winters ist damit zugebracht worden, das Shakespeare'sche Stück „Romeo und Julie" zu konzentriren und diesen in seinen Haupttheilen so herrlich behandelten Stoff von allem Fremdartigen zu reinigen,

*) Neu sind die vier ersten sowie die achte und neunte Scene des ersten Aktes, die vierte, fünfte und sechste des vierten Aktes, ein Theil der siebenten und die achte Scene des fünften Aktes.

welches, obgleich an sich sehr schätzbar, doch eigentlich einer frühen Zeit und einer fremden Nation angehörte, die es gegenwärtig selbst nicht einmal mehr brauchen kann." Nach Allem ist kein Zweifel, daß der Goethe leitende Grundgedanke der war, Alles aus dem Stücke zu entfernen, was nicht unmittelbar auf die Liebe Romeo's und Julia's Bezug hatte. Er hat ihn konsequent durchgeführt, aber es ist nicht zu leugnen, daß unendlich viele Schönheiten Shakespeare's damit verloren gegangen sind. Der wilde Humor Merkutio's und der cynische der Amme, die Beide als Personen nicht zu entbehren waren, wurde auf ein sehr bescheidenes Maaß zurückgeführt, und andre komische Figuren, die verschiedenen Bedienten und Musikanten möglichst gestrichen. Damit hängt ferner zusammen, daß das lebendige Bild, welches Shakespeare uns von dem wilden und wüsten Treiben des Veronesischen Adels giebt, fast gänzlich verwischt ist. Und doch ist dasselbe kaum entbehrlich, weil es nach einer Richtung hin einen Gegensatz gegen jene plötzlich entstehende glühende und leidenschaftliche Liebe bildet, andrerseits aber auch wieder mit dieser verwandte Momente in sich enthält. Drittens aber — und es scheint, als wenn man auf diesen Punkt ein bedeutendes Gewicht legen müßte, — erfolgt bei Shakespeare am Schlusse die vollständige Versöhnung der beiden feindlichen Geschlechter; Goethe dagegen schließt die Handlung sofort mit Julia's Selbstmord. Hatte aber nicht Shakespeare offenbar die Absicht, das Verletzende, was für unser Gemüth in dem immer doch nur durch Zufälligkeiten herbeigeführten Tode der beiden Liebenden liegt, durch jene Folge zu mildern, die für den ganzen Kreis der bei der Handlung Betheiligten von der größten Wichtigkeit sein mußte?

Unter diesen Umständen möchte jenes bekannte, von Rie-

mer so sehr getadelte Urtheil über Goethe's Arbeit doch zum Theil gerechtfertigt sein. „Es ist," heißt es in diesem, „überhaupt nur einem so großen Dichter wie Goethe zu vergeben, wenn er das Meisterwerk eines Andern so grausam behandelt, wie mit diesem Trauerspiel geschehen ist, wo man vom Original so wenig wiederfindet und wo selbst das, was noch dasteht, durch die sonderbare Umstellung in einem ganz andern Lichte erscheint und seine wahre Bedeutung verloren hat." Wir nennen dies Urtheil nur zum Theil richtig; denn so viel steht immerhin fest, daß Goethe von bestimmten ästhetischen Ansichten ausgegangen ist, denen nicht ohne Weiteres jede Berechtigung abgesprochen werden darf.

In Weimar, wo die erste Vorstellung am 30. Januar 1812 stattfand, scheint das vorzügliche Spiel von Wolff und seiner Gattin, die als Romeo und Julie auftraten, dem Stücke selbst eine günstige Aufnahme beim Publikum verschafft zu haben. In Berlin war dagegen die Aufnahme bei der am 9. April 1812 erfolgten ersten Aufführung durchaus ungünstig; und wenn Zelter diesen Eindruck auch etwas zu mildern sucht (Goethe-Zelter'scher Briefwechsel, II. 10), so giebt er doch zu, daß sich „einige weitmäulige Kritiker" gegen die Bearbeitung Goethe's vernehmen ließen. Ob in Berlin in späterer Zeit, als Wolff 1815 mit seiner Gattin dorthin übergesiedelt war, „Romeo und Julie" noch nach Goethe's Bearbeitung gegeben wurde, ist zweifelhaft.

Das nachfolgende, das Stück eröffnende Chorlied wurde bereits im März 1812 in dem von Bertuch redigirten „Journal des Luxus und der Moden" abgedruckt. Der in Boas' „Nachträgen" nach dem Weimarer Theatermanuskripte gegebene Abdruck des ganzen Trauerspiels ist offenbar sehr inkorrekt.

Chor

zu Shakespeare's

Romeo und Julia.

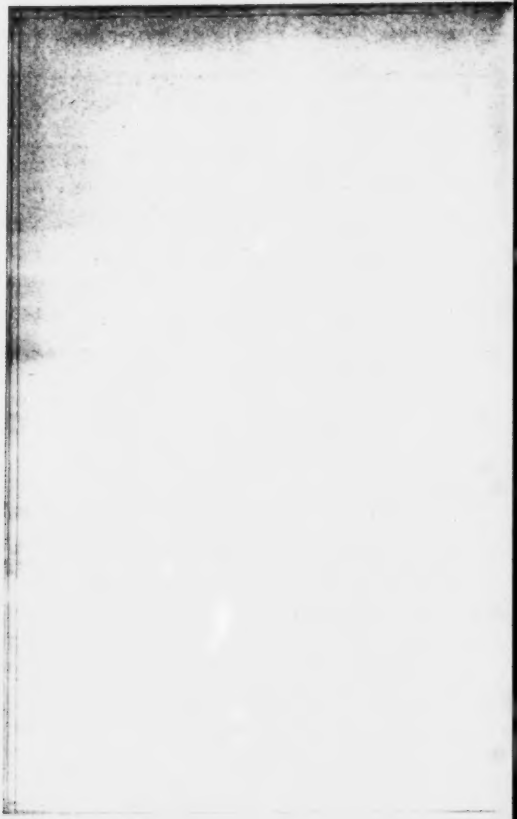

Erster Aufzug.

Erste Scene.

Vor Capulet's Hause.

(Die Diener des Capulet schmücken die Thür mit Lampen und Kränzen und singen.)

Diener.

Zündet die Lampen an,
Windet auch Kränze dran!
Hell sei das Haus!
Ehret die nächtige
Feier mit Tanz und Schmaus!
Capulet, der Prächtige,
Richtet sie aus.

Kommet Ihr Freunde viel
Gastlich zu Tanz und Spiel!
Frei ist die Bahn.
Was er bereitete,
Wohl ist's gethan.
Seltsam Gekleidete
Treten heran.

(Es kommen Masken und gehen ins Haus bei Wiederholung der ersten Strophe.)

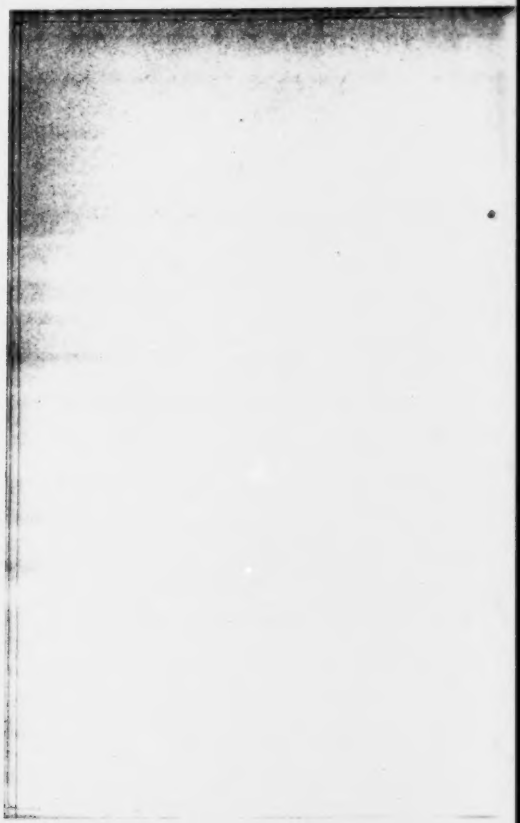

Zur Reviſion des Textes.

Durch die Ziffern 1 bis 9 u. 11 bis 13 sind nachstehende Gesammt-Ausgaben der Werke Goethe's bezeichnet:

1. **D. Goethens Schriften.** Berlin, Himburg. (Nachdruck.) I. u. II. 1775. 1777. 1779. III. 1776. 1777. 1779. IV. 1779. (Seit 1777 mit den Bezeichn. **J. W.** Goethens Schriften.)
2. **Goethe's Schriften.** Leipzig, Göschen. 1787—90. 8 Bde.
2a. — — Ausgabe in 4 Bänden, ohne Goethe's Autorisation. 1787—91.
3. **Goethe's neue Schriften.** Berlin, Unger 1792—1800. 7 Bde.
4. **Goethe's Werke.** Tübingen, Cotta. 1806—10. 13 Bde.
5. **Goethe's Werke.** Stuttg. u. Tüb., Cotta. 20 Bde. 1815—19 und die Fortsetzungen.
5a. **Goethe's Werke.** Originalausgabe. Wien, Kaulfuß u. Armbruster; Stuttg., Cotta. 20 Bde. 1816—29 und die Fortsetzungen.
6. **Goethe's Werke.** Vollständige Ausgabe letzter Hand. Octav. 40 Bde. Stuttg. u. Tüb., Cotta 1827—31.
6a. Gleichzeitige Ausgabe in Octav. 40 Bände. Ebendas. 1827—30.
7. **Goethe's nachgelassene Werke.** Ausgaben in Octav und Octav. Stuttg. u. Tüb., Cotta. Bd. 1.—15. 1832—34; Bd. 16.—20. 1842.
8. **Goethe's poetische und prosaische Werke** in 2 Bden. Lexikon-Format. Stuttg. u. Tüb., Cotta 1836—37. Zweiten Bandes zweiter Theil 1847 (5. 4. Quart-Ausgabe).
9. **Goethe's sämmtliche Werke** in 40 Bänden. Duodez. Stuttg. u. Tüb., Cotta. 1840.
9a—c. Neue Abdrücke derselben Ausgabe. 1850, 1853, 1855.
11. **Goethe's sämmtliche Werke** in 30 Bänden. Groß Octav. Stuttg., Cotta. 1850—51.
11a. do. 1857—59.
12. **Goethe's sämmtliche Werke** in 6 Bänden. Lexikon-Octav. Stuttg., Cotta. 1850.
13. **Goethe's Werke.** Ausw. in 12 Bänden. Duodez. Stuttg., Cotta. 1857.

Verzeichniß der Stellen,

in denen unser Text von andern Drucken und Ausgaben abweicht.

Die natürliche Tochter.

Der erste Druck, das „Taschenbuch auf das Jahr 1804, Tübingen, in der Cotta'schen Buchhandlung," ist mit OA bezeichnet; außerdem waren die Ausgaben 4 bis 13 und die von Kurz (K) zu vergleichen. Ueber den ersten Abdruck des Sonnetts in der „Zeitung für die elegante Welt" vgl. die erste Note auf S. 47.

Seite Zeile

22. 1. Entfernte6, nach 6, 6a, 11a und 12; — die übrigen Ausgaben Entfernten. Dem entsprechend ist die starke Genitivform (auf s) auch an folgenden Stellen von uns gewählt: S. 25 Z. 3 Verdrossnes, S. 52 Z. 27 eitles, S. 55 Z. 11 reingenossnes, S. 66 Z. 18 anmuthges, S. 70 Z. 8 Verschmitzes, Z. 10 raufsiedenes, S. 72 Z. 11 mächt'ges, S. 75 Z. 18 gift'ges, S. 76 Z. 2 langsames, S. 82 Z. 9 gerührtes, S. 89 Z. 11 starres, S. 94 Z. 19 Gedagnes, S. 95 Z. 11 freies, S. 97 Z. 19 frecheS, S. 100 Z. 19 hohes.

22. Vaterfreuden, nach OA bis 5a, 11a bis 13 und K; — 5 und 6 bis 11 Vaterfreude. Die Richtigkeit der ersteren Lesart wird um so wahrscheinlicher, als Z. 18 in allen Ausgaben Vaterfreuden steht.

23. 2. Glücklichem, nach C und ff; — OA bis 5a Glücklichen.
4. ererbte, errungener, nach 11a bis 13. — In OA bis 6a und K fehlt der Verbindungsstrich zwischen beiden Wörtern, in 8 u. 9 außerdem noch das Komma, in 11 fehlt der Verbindungsstrich ohne Komma. Ueber die Art und Weise des Ausdrucks vgl. die Note zu dieser Stelle im Text.

26. 11. erschein', nach OA, 4 und 5a, denen auch 11a, 12 und K folgen; — 6, 6a, 8a und 9 erschien', 9, 11 und 13 erschien.

29. 4. Verborgnen; — OA Verborgnen.
11. sanft, nach OA, 11a und 12; — in 4 bis 11, K und 13 fehlt das Wort.

30. 11. ahnen, nach 5 und ff; — OA und 4 ahnden. Ebenso an vielen andern Stellen, an denen dies Wort oder ein von ihm abgeleitetes, wie „Ahnung", oder Zusammensetzungen, wie „ahnungsvoll", vorkommen.

Seite Zeile

22. 4. den alten Zwitz; — OA des alten Zwitz.
23. 11. Bon; — 5 Bom.
25. 4. Faden; — OA Fade.
37. 6. Beſtem, nach 6 bis 13; — OA bis 5a und K Beſten.
8. jäher; — OA gäher, ebenſo S. 41 Z. 11 gähen.
11. durch Flink; — 5a und Flink.
38. 11. ſtelle, nach OA, der erſt wieder 11 bis 13 und K folgen; — 4 bis 9 ſtille.
12. ſtünde; — 5a ſtünde, ebenſo S. 99 Z. 4, und S. 91 Z. 9 widerſtünde.
40. 13. forbert, nach 6 u. ff; — OA bis 5a fobert.
17. Dich, die ich, nach OA, 4 und 5a, denen erſt wieder 9 bis 13 und K folgen; — 5 bis 8 Die, die ich.
41. 4. wandeln, nach 6 u. ff; — OA bis 5a und K wandlen.
5. begünſ'gen; — K begünſtigen.
42. 2. geſehn; — 3 geſehen.
13. Mauern; — OA und 4 Mauren.
45. 20. begegnen, nach OA. — Die Lesart aller übrigen Ausgaben begegnet iſt keinenfalls eine beabſichtigte Verbeſſerung, ſondern ein nicht bemerkter, auch 4 ſtammender Druckfehler.
46. 28. Von, nach OA, der auch K und 13 folgen; — 4 bis 12 Vor.
27. mir, gleichfalls nach OA, K und 13; — 4 bis 12 nur.
47. 15 bis 21. Vergleiche die Note zu dieſer Stelle im Text.
48. 10. mich, nach OA, 9 bis 13 und K; — 4 bis 8 mir.
49. 2. Unbemerkbaren, nach OA, 4 und 5a und in Uebereinſtimmung mit 11 bis 13; — 5, 6 bis 9 und K unbemerkten.
24. Bedient; — OA, 4 und 5a Bedienten.
50. 18. Farbenglanz, nach 6 und ff; — OA bis 5a Farben Glanz.
51. 20. vor; — 5a vom.
52. 12. Herzens, nach OA, 4, 5a, 6, 11 bis 13 und K; — 5, 6a, 8 und 9 Herzen.
17. ſieht ſie; — OA ſie ſteht.
20. Fürſtentöchter; — OA Fürſtentochter. Der letzteren Lesart giebt Tümper (d. die Erläuterung von Goethe's Trilogie „die natürliche Tochter", S. 96, dritte Note) entſchieden den Vorzug, weil ſie ausdrücke, daß Eugenie dem Throne am Nächſten ſtehe.
53. 21. baſſam'ſchen; — 6 und 6a baſſam'ſcher.
56. 6. Fluthen; — 5, 6 und 6a Fluren.
59. 12. jedem; — OA jenem.
20. welchem, nach 5, 6 und ff; — OA, 4 und 5a welche.
61. 20. heil'ges, nach 6 und ff; — OA bis 5a heiliges.
63. 22. tauſendfält'gen, nach 5a, 9, 11a bis 13 und K; — die übrigen Ausgaben tauſendfalt'gen.
28. Luft; — 8 Luſt.
66. 13. trachtetest; — 8 trachtet.
68. 14. erhob, nach 11 und 11a; — alle übrigen Ausgaben erhub.
70. 4. ſchenkt', nach 5a, 6, 11a, 12 und K; — die übrigen Ausgaben ſchenkt.
74. 19. Unglaublich, nach 6, 6a und 8; — die übrigen Ausgaben Unglaublich's, während die Veränderung in 6 grammatisch berechtigt und doch offenbar beabſichtigt iſt, um den Mißklang fortzuſchaffen.
75. 21. Nöthig-, lang' Gewohnten. Man vgl. die Note zu S. 27 Z. 4.
78. 19. das iſt Alles, nach 5 und ff; — OA, 4 und 5a iſt das Alles.
78. 2. widerſtehen; — 11a u. 12 widerſtehn.
80. 6. ewig — fehlt in 11a.

Seite Zeile
81. 28. geliebte, nach 5a und 11 bis 13; — die übrigen Ausgaben Geliebte, eine Anrede, die im Munde des Gerichtsraths nicht passend erscheint.
83. 7. mich, nach OA, 4 und 5a, denen auch wieder 11a bis 13 und K folgen; — 5 bis 9 und, wogegen die folgende Zeile spricht.
10. nun, nach OA; — alle übrigen Ausgaben nur. Der Sinn ist offenbar: „Früher war ich die Letzterin unsrer Schicksale; jetzt, seit dem Antrage des Gerichtsraths, seit Du es." Dafür spricht namentlich auch der Ausdruck „Wahl" in Z. 12. — Es ist demnach nicht anzunehmen, daß die zuerst in 4 gemachte Aenderung beabsichtigt sein sollte.
29. Ihn; — OA Ihm.
84. 15. verlieh'; — OA verlieh.
20. anzuflehen; — 5a, 11a, 12 und K anzuflehn.
87. 1. zur; — 8 zu.
90. 19. Linderung; — OA Linderung.
92. 11. vor; — 5a von.
21. ihr, nach OA, 4 und 5a; — das Wort fehlt in allen übrigen Ausgaben.
93. 8. Schreckenwort8; — OA Schreckenswort8.
11. Traume; — 5a Taumel.
94. 26. leitend; — 5a leidend.
27. ungesäumt; — OA ohngesäumt.
95. 21. ungefähr, nach 9 bis 13; — OA bis 8 und K ohngefähr.
97. 1. überirdisch; — OA überird'sch8.
29. klarer, nach 6 und 8; — OA bis 5a klärer.
98. 20. durchklimmt; — 9 durchglimmt.

Schema der Fortsetzung.

Dasselbe ist nur in den Ausgaben 8 bis 13 und in den Fortsetzungen von 6 und 6a abgedruckt; — es fehlt in den älteren Ausgaben und in der von Kurz.

Seite Zeile
114. 27. Handwerker, nach 11 bis 13; — in den übrigen Ausgaben fehlt das Wort. Die Nothwendigkeit, dasselbe aufzunehmen, hat Düntzer bereits ausgesprochen. (Vgl. die Erläuterung zu Goethe's Trilogie „die natürliche Tochter", S. 71.)

Der Großkophta.

Verglichen sind die Ausgaben 3 bis 13 und die von Kurz (K).

Seite Zeile
131. 24. wäre; — 13 wär. In derselben Ausgabe ist das ausklingende e an vielen anderen Stellen getilgt, z. B. S. 132 Z. 17 hab (zweimal), S. 141 Z. 19 Geh, S. 162 Z. 10 hab, S. 167 Z. 22 Sieh, S. 170 Z. 17 thu, S. 182 Z. 7 hab', S. 186 Z. 20 hab', konnt', während an andern Stellen, z. B. S. 169 Z. 17, 18 und 19 wieder wäre und gehe steht.
132. 22. vierzigtägigen; — 3 vierzigtägige.
133. 1. und, nach 3 bis 11, denen auch K folgt; — 11a bis 13 um. Allerdings spricht für das Letztere das in allen Ausgaben vor „und" stehende Komma; aber die Interpunktion ist doch in keiner derselben genau genug, um einen sichern Schluß zu gestatten.

Seite Zeile

133. 1. Zusammenkünfte, nach 5 bis 9; — 3, 4, 5a, 11 bis 13 und K Zusammenkunft. Die Wiederaufnahme der alten Lesart scheint nicht gerechtfertigt, da die Marquise ja nicht an künftige heimliche Feste denken kann.
12. hange; — 8 hänge.

134. 1. diese, nach 3, 4, 5a, 11a bis 13 und K; — 5 bis 11 die.
17. Bedienter; — fehlt in 3 bis 6, so daß es den Anschein hat, als wenn der Domherr die folgenden Worte sprechen sollte.

135. 8. hinterwärts, nach 5 bis 8 und ff; — 3, 4, 5a und K hinauswärts. Beide Worte kommen auch sonst oft bei Goethe vor, so daß die Rückkehr zu der älteren Lesart nicht notwendig scheint.
9. Ithuriel; — 13 Ithuriel. Goethe hat stets die erstere Form, nicht allein in diesem Stücke, sondern auch in den Briefen an Frau von Stein, I. 354 u. ö.

137. 13. Wenn Ihr aber, nach 5 und ff; — 3, 4 und 5a Aber wenn ihr.

138. 11. daß; — sämmtliche Ausgaben haben in unrichtiger Auffassung der grammatischen Konstruktion und ohne die Wiederholungen des Satzes S. 164 Z. 22 und 23 zu berücksichtigen, das.

140. 10 u. 11. sah; — 3 bis 8 sah'.
10. Libyens; — 3 Lybiens.

142. 6. vierzigtägigen; — 3 und 13 vierzigtägige.

144. 14. indeß, nach 3 und K; — 4 bis 13 indem.
14 u. 15. habe ein Zimmer im Schlosse und; — diese Worte, die in 4 vermuthlich durch ein Versehen ausgefallen sind, stehen nur in 3, 13 und K. Vgl. auch die Note zu der betreffenden Stelle im Text.
24. ihn; — 3 ihm.

145. 9. mir, nach 3, der nur 13 und K folgen; — 4 bis 12 nur.
21. für, nach 5 bis 6a und 9 bis 13; — 3, 4, 5a, 8 und K vor. Dieselbe Abweichung findet sich außerdem an sehr vielen andern Stellen, die hier nicht weiter aufgezählt werden.
24. ahnen, nach 5 und ff; — 3, 4, 5a und K hier und an vielen andern Stellen ahnden.
28. zu; — fehlt in 13.

146. 20. gewisses; — fehlt in 13.

147. 21. Charlatanerie; — 3 Charletanerie.
28. Anderer, nach 3 bis 11 und K; — 11a bis 13 andrer.
30. gegangen; — 8 ergangen.

149. 29. Der Marquis, nach 11 bis 13; — 3 bis 9 Marquis.
41. großen, nach 3, der auch 11 bis 13 und K folgen; — in 4 bis 9 fehlt das Wort.

150. 22. reblich; — 3 endlich.

151. 4. noch, nach 3 und K; — das Wort fehlt in 4 bis 13.

152. 27. behalten, nach 3, 4, 5a, 11 bis 13 und K; — 5 bis 9 behalten.

153. 29. bei der Hand, nach 4 bis 12; — 3 und K bei dem Arm; 13 beim Arm.

154. 5. eilte, nach 3 und K; — 4 bis 13 ich eilte.

155. 9. von, nach 3 bis 5a und K; — 9 bis 13 vom.
21. unsern, nach 4 bis 13; — 3 bis 6a und K unsre. Es kann füglich doch nur der Großvoytus allein gemeint sein.

156. 6. Sie; — 8 sie.
bis. Die scenarische Angabe ist hier wie in 11 bis 13, — in den älteren Ausgaben steht Nichre. (Da ..... bleibt sie .....)

158. 13. siechte, nach 3, 11 bis 13 und K; — 4 bis 9 siebe.

160. 2. wünschten, nach 3 bis 11 und K; — 11a bis 13 wünschen.

Seite Zeile

160. 18. **Niemandem, die sind von uns für den Darin festgehaltene Form;** — die Ausgaben haben sämmtlich Niemanden.
161. 20. damit; — 3 daß.
165. 2. verschlichen, nach 6; — sämmtliche übrigen Ausgaben vorsätzlicher.
166. 28. lassen; — 13 lassen Sie.
41. erlaubte; — 3 machte.
167. 1. verschmähete; — 11a bis 13 verschmähte.
14. Ceremonien; — 3 und 4 hier und öfters Cerimonien.
168. 21. hattet, nach 5 und ff; — 3, 4 und 5a hattet.
172. 16. aufstehen; — 13 rasch aufstehen.
20. Augenblicke; — 5a und 13 Augenblick.
22. entscheidenden; — 3 entscheidentsten (Druckfehler).
174. 2. ausdrücken, nach 5a, 6 und ff; — 3 und 4 ausdrucken.
176. 21. erkennen; — 3 kennen.
177. 2. ahnet, nach 5 und ff; — 3, 4, 5a und K hier und an vielen andern Stellen ahndet.
178. 16. ungefähr, nach 6 und 11 bis 13; — 3 bis 5a, 6a bis 9 und K abgekahr.
28. Niemanden; — 11 bis 13 niemand.
180. 18. mehr Mühe; — 5a und K Mühe mehr.
27. geringe, nach 5 und ff; — 3, 4, 5a und K gemeine.
29. bald stumme, nach 5 und ff; — 3, 4 und 5a stumme.
42. ihm — 3 ihn (Druckfehler).
181. 2. Ks (sic); — 13 Königs.
182. 29. hab'; — 11a und 12 habe.
31. Sinn; — 13 Sinne.
37. sind's; — 11a und 12 finde.
183. 14. Weiche; — 13 Weich.
entsetzlichen, nach dem sonst in 6 üblichen Gebrauch; — sämmtliche Ausgaben entsetzliche.
184. 2. **Sind Sie;** — 13 **Sie sind.**
27. **Keineswegs;** — 6 **Keineswegs.**
188. 11. ihm, nach 5 und ff; — 3, 4 und 5a ihn.
17. Nacht; — fehlt in 3.
18. Graf; — sämmtliche Ausgaben haben ohne Grund Der Graf, ebenso S. 189 Z. 29 Der Oberst, S. 190 Z. 27 Die Marquise, S. 191 Z. 4 Der Domherr, S. 195 Z. 24 Der Graf.
29. Sie, nach 9 und ff; — 3 bis 8 sie.
189. 24. Oberst, nach 11a bis 13; — 3 bis 9 und K Obrist.
Kamerad, nach 11a bis 13 und K; — 3 bis 9 Kamrad.
28. daß; — 3 daß (Druckfehler).
29. Beiden, nach 5 und ff; — 3, 4, 5a und K beide.
191. 20. **ich auch,** nach 3 bis 11 und K; — 11a bis 13 **auch ich.**
192. 7. ob sie gleich; — 3 **wenn sie.**
193. 2. Oberst, nach 8 bis 13; — 3 bis 6a und K Oberste; ebenso öfters.
194. 22. Gefangenen, nach 6 und 11 bis 13; — 2 bis 5a, 6a, 8, 9 und K Gefangene.
23. jeden; — 3 jedem (Druckfehler).
24. Gefangenen, nach 6 und 11 bis 13; — 2 bis 5a, 6a, 8, 9 und K Gefangene. Die Wiederaufnahme der richtigen Lesart ist hier um so nothwendiger, als man die Form „Gefangene" sonst auch auf die Nichte beziehen könnte.
195. 2. mußt', nach 3, 4 und 5a; — alle übrigen Ausgaben mußt. Die letztere

Seite Zeile

Lesart ist gewiß nur ein übersehener Druckfehler (wie denn z. B. auch in K seine Variante angegeben ist), und nicht etwa eine in 5 gemachte Verbesserung.

195. a. möge, nach 3, 4 und 5a, denen diesmal auch K folgt; — alle übrigen Ausgaben möchte.
196. c. Oberst, zur Herstellung einer gleichmäßigen Form; — die Ausgaben haben sämmtlich Oberster.
e. würdigster, nach 3, 4 und 5a; — die übrigen Ausgaben würdiger, worin sich wieder seine beabsichtigte Verbesserung erkennen läßt.
m. und; — fehlt in 13.
197. n. Der Domherr, nach 11 bis 13; — 3 bis 9 und K Domherr.
198. o. Uebrigen, nach der sonst stets in 6 beobachteten Flexionsform; — die Ausgaben sämmtlich übrige.
199. 4. guter; — fehlt in 13.
6. Schelmstreiche; — 11a bis 13 Schelmenstreiche.
10. (Zu den Schweizern.) von uns hinzugesetzt, da es für den Sinn des Ganzen nöthig ist, ebenso wie wir dies S. 200 Z. 4 mit den Worten (Zur Nichte), Z. 7 mit (leise), und S. 201 Z. 2 mit (Zu den Schweizern.) gethan haben.
11. ihnen; — 6a Ihnen.
200. 12 u. 14. Man wird die Geschichte erzählen, man wird sie wiederholen; — der ganze Satz fehlt in 13.
27. (leise); — dieser nothwendige Zusatz steht nur in 11a bis 13.
28. Nur, nach 3, 4 und 5a, denen erst wieder 11 bis 13 und K folgen; — die übrigen Ausgaben nun.
201. 28. Oberst, vergl. die Bemerkung zu S. 196 Z. 6; — die Ausgaben Oberste.

Der Bürgergeneral.

Der Seite 207 erwähnte Einzeldruck ist mit OA bezeichnet; außerdem waren die Ausgaben 4 bis 13 und die von Kurz (K) zu vergleichen.

Seite Zeile

209. 4. Fortsetzung. Die Ausgabe 8 hat zu diesem Worte noch die Anmerkung: „Die erste Fortsetzung ist der Stammbaum, gleichfalls von Anton Wall."
211. 22. Höre, Möle!; — in OA bis 5a sind diese Worte so gedruckt, als wenn Möle selbst sie spräche.
212. 22. daß's; — 13 daß.
30. daß; — 6 das.
213. 27. geschelte; — OA gescheute, 4 bis 6a, K und 13 gescheide, 8 bis 12 gescheidte (hier und öfters).
214. 23. dem; — OA den.
215. 11. vergissest, nach 6 bis 13; — OA bis 5a und K vergißt.
18. vor wie nach; — 9 nach wie vor.
216. 1. sage; — 13 sag. Ebenso Z. 9 habe, — 13 hab.
218. 28. einen; — OA einem (Druckfehler).
219. 1. gäbe, nach OA, der nur noch K folgt; — 4 bis 13 gebe.
220. 6. umarmt; — 13 umarmt, nochmals, — OA nochmal.

Seite Zeile
221. 2. Eh; — 11 bis 13 Ei (ohne Grund).
222. 18. eß; — 11 und 12 das, 11a des (Druckfehler).
223. 2. habe; — 13 hab.
224. 12. Röſen; — 11 bis 13 Röſe.
225. 4. brennte; — 11 brännte.
226. 2. Edelmanne; — 13 Edelmann.
227. 16. Warte; — K Wartet, was zwar beſſer, aber ohne Autorität iſt.
229. 12. Zeuge; — Zeug.
230. 26. Tropfen; — OA Tropfe.
231. 12. Die, nach OA bis 5, denen nur noch 9 und 11 folgen; — die übrigen Ausgaben das.
20. nehme; — 13 nehm'.
22. rühre; — 13 rühr'.
232. 40. Brav; — 11 bis 13 Bravo.
233. 14. zurechte; — 11 bis 13 zurecht.
17. ſpuken; — 13 ſpucken.
24. für; — OA, 4, 5a und K vor.
234. 9. Stocke; — 13 Stock.
15. ſtehe; — 13 ſteh.
237. 11. haſcht'; — OA und 13 haſcht.
25. mich'ß; — 13 mich.
238. 15. ſeit; — OA ſeyd (Druckfehler).
21. Schnaps; — 11 bis 13 Schnapſen.
26. für; — 8 und ff (mit Ausnahme von K) vor.
241. 13. Kriegsgefangner, nach OA; — ſämmtliche Ausgaben Kriegsgefangnen.
28. Barbierbeutel; — 5 Badierbeutel (Druckfehler).
242. 7. Landsart; — 13 Landesart.

Die Aufgeregten.

Verglichen wurden die Ausgaben von 5 bis 13 und die von Kurz (K).

Seite Zeile
250. 11. Der Amtmann; — fehlt in 5.
252. 2. kömmt, nach 9 bis 9 und K; — 11 bis 13 kommt.
3. Ihr; — 5, 6a und 8 ihr, ebenſo S. 253 3 u.
4. Sie; — 5 bis 6a ſie.
254. 16. Er will, nach 11 bis 13; — die übrigen Ausgaben Will.
257. 1. wies; — 5 wie's (Druckfehler).
2. vor ſchlimmer; — 13 ſchlimmer vor.
3. mein; — fehlt in 13.
21. Burgemeiſterin; — 11a Burgermeiſterin.
259. 1. vernünftigen; — 5 und K vernünftige.
14. in ſchlechterm, nach 6 und 11 bis 13; — alle übrigen Ausgaben im ſchlechtern.
17. ſeht'; — 13 ſeht.
260. 11. haben; — fehlt in 8.
12. nur; — 5 mir.
261. 3. in, nach 8 bis 13; — 5 bis 6a, denen auch K folgt, im.
262. 20. er. Hinter dieſem Worte ſcheint es nöthig, „ſich" hinzuzuſetzen; indeſſen iſt es in keiner Ausgabe geſchehen.

Seite Zeile

263. 18. **Burgemeister**, die auch schon früher von Goethe gewählte Wortform (vergleiche S. 267 Z. 2 dieses Bandes und Bd. XII. S. 31 Z. 17), die indessen nur in 11 bis 13 steht; — 5 bis 9 und K **Burgermeister**.

264. 1 u. 2. wäre .... rede; — 13 wär .... red.
4. findet; — 13 befindet.
5. große; — fehlt in 13.
18. **Arm'**; — sämmtliche Ausgaben **Arm**, obgleich es entschieden Plural ist.
22. **bedrückt**; ebenso S. 265 Z. 12 und S. 273 Z. 12 **gedrückt**. Bei dem fortwährenden Schwanken der Ausgaben zwischen ü und u haben wir stets die erstere Form gewählt. Vgl. z. B. S. 252 Z. 22, S. 253 Z. 17, S. 255 Z. 9 u. s.

265. 21. z. E., nach 5 bis 9 und K; — 11 bis 13 z. B.
24. **Gemeinde**, nach dem sonst bei Goethe herrschenden Gebrauch; vgl. z. B. Z. 2 und S. 267 Z. 31; — die sämmtlichen Ausgaben **Gemeine**.
26. gern; — 8 gerne.
28. **im** leben; — 5 **im** leben.
29. **zu** finden wissen, nach 5, der nur K folgt; — 6 bis 12 finden müssen.

266. 5. **Kostümen**, nach dem Beispiele von 11 bis 13 und der stets von uns festgehaltenen Wortform; — 5 bis 9 **Kostumen**.
25. **bedaure**; — 5 **bedauere**.

268. 2. war; — 13 ward.
20. **Gleise**, nach 5 bis 9 und K; — 11 bis 13 **Geleise**.
40. **Wegebesserung**, nach 5 und 13; — 6 bis 12 und K **Wegbesserung**.

269. 1. **Jemandem**; — 5 und 6 **Jemanden**.
4. ward'; — 13 ward.

270. 9. **so bald**; — sämmtliche Ausgaben **sobald**.
31. **Gegenstande**, nach 5 bis 11 und K; — 11a bis 13 **Gegenstand**.

273. 27. **arbeitet**; — 11a bis 13 **arbeitete**.

274. 7 u. 6. **Ihr, Ihre**; — 5 bis 6a **ihr, ihre**.
9. **habe**; — 13 **hab'**.

275. 14. **früheren**; — 5 und 5a **frühen**.
28. **allem Diesem**, nach 11a bis 13; — 5 bis 9 und K **allem diesem**.
40. **allem Diesem**, nach 11a bis 13; — 5 bis 9 und K **allen diesem**.

276. 27. **rebellisren**, nach 5 bis 9, in Uebereinstimmung mit K; — 11 bis 13 **rebellren**, weil diese Wortform S. 263 Z. 6 von den Bauern gebraucht wird; aber es ist darum nicht nöthig, daß auch dem gebildeterem Munde diese Korruption in den Mund gelegt wird.

277. 11. **ewigen**; — die sämmtlichen Ausgaben **ew'gen**; es ist indessen kein Grund hier zu apostrophiren, wenn in der nächsten Zeile überall **ewige** steht.
21. **Comteisse**, nach 11 bis 13; — 5 bis 8 **Conteß**, 9 und K **Comteß**.

279. 22. **drückenden**, nach 6; — alle andern Ausgaben **drückende**.
26. **lebendigen**, nach 6; — alle andern Ausgaben **lebendige**.

280. 10. **das**; — fehlt in 11 bis 13.
23. **wahren**, nach der Analogie von S. 279 Z. 22 u. s. und nach 11 bis 13; — 5 bis 9 und K **wahre**.
31. **braven**, nach 6; — alle Ausgaben **brave**.

281. 24. **seid**; — in 13 ist willkürlich „ja" hinzugesetzt.

Seite Zeile
282. 18. ſeliger; — ſämmtliche Ausgaben ſel'ger. Vergleiche daß zu S. 277 Z. 11 Gesagte.
284. 2. wird; — 13 ſoll.
285. 17. Endzweck; — 5 Entzweck (Druckfehler)
286. 10. Tageszeit; — 13 Lagezeit
13. Da daß Du ſchon; — 13 Du daß ſchon.
287. 15. bin's, nach der zuerſt in 8 gemachten Verbeſſerung, der auch 9 bis 13 und K folgen; — 5 bis 6a bin
290. 21. Partei; — 13 Partie.

Pandora.

Außer den Ausgaben 5 bis 13 und der von Kurz (K) kamen für die Vergleichung des Textes noch die nachſtehenden Schriften in Betracht:

P. Prometheus. Eine Zeitſchrift. Herausgegeben von Leo von Seckendorf und Joſ. Lud. Stoll.
Erſten Bandes erſtes Heft. Wien in Geiſtinger's Buchhandlung. 1808. S. 1—11. Pandora's Wiederkunft. Ein Feſtſpiel von Goethe.
Erſten Bandes zweites Heft. S. 1—14. Fortſetzung.

T'. Pandora von Goethe. Ein Taſchenbuch für das Jahr 1810. Wien und Trieſt in der Geiſtingerſchen Buchhandlung.

T''. Daſſelbe unter gleichem Titel (nur mit dem Unterſchiede, daß auf dem Titelblatt „Geiſtinger'ſchen" ſteht); hat größere Lettern als T', auch weicht der Text an einer nicht unbedeutenden Anzahl von Stellen von dem vorigen ab.

D. Goethe's „Prometheus und Pandora". Ein Verſuch zur Erklärung und Andeutung dieſer Dichtungen. Von Heinrich Düntzer. Neue, mit einem Nachtrag vermehrte Ausgabe. Leipzig, Dyk'ſche Buchhandlung. 1854.
In dieſer Schrift ſind verſchiedene Vorſchläge und Konjekturen zur Verbeſſerung und Herſtellung des Textes gemacht.

J. Johannes-Album. Zweiter Theil. Chemnitz 1857. S. 200.
Hier iſt nach der Goethe'ſchen Handſchrift*) die Beſchreibung der Scenerie am Anfang des Stückes abgedruckt.

---

*) Goethe hatte dieſe Beſchreibung dem Landſchaftsmaler Karl Ludwig Kaaz zu Dresden als Plan zu einem Bilde übergeben, in welchem die Dichterin eine größere Bedeutſamkeit als ſonſt gewöhnlich haben, zugleich aber mit dem Charakter und den Eigenthümlichkeiten der vorgeſtellenden Natur in harmoniſcher Wirkung ſtehen ſollte.

Seite Zeile

327. **Pandora. Ein Festspiel. Erster Aufzug.** So lautet der Titel in sämmtlichen Ausgaben; — dagegen steht in P „Pandora's Wiederkunft. Ein Festspiel von Goethe; in T' und T'' **Pandora von Goethe. Ein Taschenbuch für das Jahr 1810.**

328. 8. **Epimetheus**; — 5a Ephimetheus.

329. 2. **Poussinischer**; — J Poussinischer.
4. **Zu der Linken**; — J Zur Linken.
7. **andere**; — J andre.
11. **hangen**; — 5a hängen.
12. **trocknen**; — J trachnen.
13. **Krümmungen**; — J Krümmen.

340. 17. **Hahnes**; — 13 Hahnens.

341. 6. **Ruhe**; — 5a Rub.
17. **wandelt'**; — T'' und 13 wandelt.

342. 12. **Lieb'**, nach Tümpel's Vorschlag (vgl. die Anmerkung im Texte), der auch schon in den Ausgaben 11, 11a und 12 Eingang gefunden hat, während alle übrigen Drucke das metrisch unmögliche **Liebe** haben.
14. **Cos**; — T', T'' und 5 Cos'.

343. 1. **sich hehr**; — fehlt in P, T' und T''.
2. **holdes**; — die starke Form des Genitivs **der Adjective**, die Goethe sonst in der Ausgabe letzter Hand fast durchgängig eingeführt hatte, scheint bei der „Pandora", die im letzten Bande derselben steht, wieder vergessen zu sein. Der Herausgeber hat sie daher auch gegen die Autorität der Ausgaben überall hergestellt, wo nicht entschiedene Gründe dagegen sprachen. Die in Betracht kommenden Stellen sind folgende: S. 341 Z. 1 ernstes, Z. 5 regen; S. 364 Z. 11 solches; S. 370 Z. 5 tiefes; S. 374 Z. 1 Erhabnes, Z. 5 wohlgewohntes.
7. **Des irdenen Gefäßes hoher Wohlgestalt**, nach 5ff; — in P bis T'' **Das irdne hohe wohlgestaltete Gefäß.**
8. **Bub**; — 5a hab.
10. **leichter**; — einige Exemplare von 6a leiser. (Nach der Angabe in K.)
16. **zeigt'**; — T' und T'' zeigt.

344. 13. **Einzige**; — 6 einz'ge, wodurch das Versmaß unrichtig wird.

345. 6. **frischen**, nach 6 bis 12, denen auch K folgt; — P bis 5a und 13 frische.

347. 10. **den**, nach P, T', T'' und 5a; — die übrigen Ausgaben dem.

348. 10. **auch**; — fehlt in P bis 5a.

349. 12. **Brüder**, nach P bis T'' und 5a, denen erst wieder 11 bis 13 folgen; — 5 bis 9 und K Bürger.

350. 14. **bis 351. 4. Die ganze Stelle fehlt in P bis T''.**
21. **Schmiedegesell**; — Tümpel (S. 50) verlangt, daß Schmiedgesell gebraucht werde; indessen ist die metrische Nothwendigkeit doch hier nicht so zwingend wie S. 342, Z. 13.

351. 7. **Friede**; — 13 Frieden.
8. **dem**; — 13 den.
16. **Der stets**; — fehlt in P bis 5.
fernaus, nach 5a; — P bis T'' fern aus-, 5, 6ff fern aus.

352. 8. (Ab.) Dieser nothwendige scenische Zusatz fehlt in allen Ausgaben.

353. 11. **bliebst**; — 5a bliebst.
20. **Häupten**, nach P bis 9; — 5a, K und 11 bis 13 **Häupten**. Goethe schwankt im Gebrauch beider Formen; also wurde sie besser beglaubigte gewählt werden.

354. 2. **Du**; — P bis T'' schon

Seite Zeile

359. 1. bildet', nach 11a bis 13 und K; — P bis 11 bildet.
2. Mondlicht; — T' Mondenlicht.
361. 13. vertrieht; — T" vertreibt.
17. liebt', nach 6, 8, 9 und 11a bis 13; — die übrigen Ausgaben liebt.
362. 4. Dich. — T" mich.
365. 17. welchen, nach T' bis 3a, — 6 bis 13 und K welchem, worin sich seine deutsche Verbesserung erkennen läßt.
365. 5. Aufblühnden; — T" und 12 Aufblühenden.
Braune; — 3a Braune.
7. treffende; — 5a treffenden (Druckfehler).
17. Frühlings reichen, nach 5, 6, 6a, denen nur K folgt; — T', T" und 3a Frühlingsreichen, 8 bis 13 frühlingsreichem.
Lunern, nach 11, — Die übrigen Ausgaben dunkeln.
20. starr; — 5a stark.

367. 17. und 368, 2. gewinnt und Gefilden In Beziehung auf beide Worte erinnert Düntzer (S. 76) daran, daß sie wegen des Versmaßes eins, resp. zweisilbig gelesen werden müssen.

368. 10. Ansehn. — ? Ansehen (gegen das Versmaß).

368. 5. Dem Glück — warum das Komma, das fast alle Ausgaben hinter diesen Worten haben, gestrichen werden muß, folgt aus Anmerkung 5 u. 6 auf S. 368.

369. 1. Entgegnete; — T' und T" Entgegnet.

370. 3. liebedürftig; — in 11a, 12 und 13, denen auch K folgt, steht liebhedürftig.
4. wegzuscheuchen; — T" wegzuscheuchten (Druckfehler).

371. 6. Flehnden; — 13 Flehenden.
12. zeugteß; — T" zeigteß.
22. abgewendetem, nach T', T", 5, 6, 6a, 9 und 11a bis 13; — 3a, 8, 11 und K hier und S. 372, 3. u. abgewendetem, obwol die erstere Lesart sprachlich vollständig zu rechtfertigen ist (vgl. Anmerkung 8 auf S. 371).

378. 14. den, nach T', 5, 6, 6a und 9, denen auch K folgt; — T", 8 und 11a bis 13 den.

374. 21. (Tritt auf.) Scenischer Zusatz, der in allen Ausgaben fehlt.

375. 22. Der ganze Vers fehlt in 5, 6a, 8 und 9.

376. 21. Eure. — Sämmtliche Drucke lesen Eurer. — Vgl. die Anmerkung zu dieser Stelle im Text.

377. 6. Des Vaters. Vgl. Anmerkung auf S. 377 u. Werke, III. S. 51, Z. 3.
20. Verzehren; — 12 Begehren (aber nur in dem Abdruck des Gedichtes im „des Epimenides Erwachen").

378. 12. Auf, rasch Vergnügte; — in T' und T" steht das Komma hinter „rasch", wodurch eine wesentliche Aenderung des Sinnes hervorgebracht wird.

380. 18. Tragend ihn; — T' und T" Tragenden.

Schema der Fortsetzung.

Nächer dem ersten Druck desselben, — veröffentlicht von Dr. K. G. Schuberth in dem Programm des Gymnasiums zu Hirschberg von 1833 unter dem Titel: „Pandorens Wiederkunft. Zweiter Theil. Von Goethe", — sind die Ausgaben von 6 bis 13 verglichen. In der Kurz'schen Ausgabe fehlt dasselbe.

Seite Zeile
383. 8. eben, nach Schubarth, 11 ff; — 6 bis 9 oben.
7. Mitkommen, nach Schubarth, 11 ff; — 6 bis 9 Millkommen.
384. 1. (erscheint) nach 11 ff; — fehlt bei Schubarth und in 6 bis 9.
18. Grib, nach 6 ff; — Schubarth Grob.

Mahomet.

Der Seite 392 erwähnte Einzeldruck ist mit OA bezeichnet; außerdem kommen die Ausgaben 4 bis 13 in Betracht; in der Kurz'schen Ausgabe ist das Stück nicht abgedruckt.

Seite Zeile
394. 9. Muselmänner; — OA, 4 und 13 Muſulmänner.
395. 11. erhabner; — 12 erhabnen.
20. Der Gift; — 11, 11a und 12 Das Gift; ebenso ist S. 430 Z. 22 und S. 443 Z. 25 in den genannten Ausgaben „Gift“ als Neutrum gebraucht.
396. 2. Ihr; — OA Nach.
4. aufgeregten, nach OA, 4 und 5a; — 5 bis 13 auferregten.
10. ew'gen, nach 5 bis 12; — OA, 4 und 13 ewigen.
24. besänft'gen, nach 5 bis 12; — OA, 4 und 13 besänftigen.
398. 21. ich bin, nach OA, 4 und 13; — 5 bis 12 bin ich.
399. 22. Sein; — OA Als.
25. Vernehm'; — 5a Vernähm'.
400. 1. Moab'ß; — bei Voltaire Moad.
22. Welch; — 8 bis 12 Welch ein, wodurch das Versmaß unrichtig wird.
25. kommß; — OA, 4 und 13 kömmt.
401. 15. bringt; — OA und 4 dringt.
402. 7. bis x; — Die Stelle lautet in OA: es hob Nur nach und nach dies Scheinbild sich zum Himmel, und Schwärmer oder Schelm, er wird entlarvt.
11. Wie zeigt er sich; — OA Und sieh ihn an.
14. sein; — 5a sein.
28. handelt', straft'; — OA handelt, straft.
403. 1. Thronen; — 13 Throne.
406. 27. Verfagt'; — OA und 8 Verfagt.
34. erklärt', nach 11 bis 13; — OA bis 9 erklärt.
407. 5. sein; — 11, 11a und 12 sehen.
27. um, nach 5 bis 12; — OA, 4 und 13 nun.
409. 3. fünfzehnjähriger, nach 5, 6, 9, 11a und 12; — die übrigen Ausgaben hier und sonst fünfjehnjähriger.
9. Bürger Sinn; — 5a Bürgerinn.
410. 4. keins von allen; — OA keines.
413. 34. dies; — OA es.
414. 3. gedeihn; — 11, 11a und 12 gedeihen.
18. warum; — 11, 11a und 12 worum.
415. 28. gerne; — 8 bis 11a gern.
31. einmal noch, nach OA; — alle übrigen Ausgaben noch einmal.
417. 25. ahnungsvollen; — OA und 4 ahndungsvollen.
418. 2. führet; — 5a führte.

Seite Zeile
418. 11. **Von**, nach 5 ff; — OA, 4 und 5a **Vom**.
421. 20. **verhaltenem**, nach 5a und 11 bis 13; — OA, 4 und 5 bis 9 **verhaltnem**.
422. 2. **nahen**; — 5a **nahn**.
423. 17. **Drückt'**, nach 5a und 11 bis 13, entsprechend der immer von uns beibehaltenen Form; — die übrigen Ausgaben **Drucht'**.
23. **O Sohn! Des Höchsten** .... Die hier gewählte und von der vieler Ausgaben abweichende Interpunktion stützt sich darauf, daß nicht etwa Seide als „Sohn des Höchsten" bezeichnet werden soll, sondern „des Höchsten" von „Willen" abhängig gedacht werden muß.
424. 12. **traun**; — 11a bis 13 **trauen**.
426. 13. (**Für sich.**) Nach dem Beispiel von 11 bis 13 sind hier, ferner vor S. 4 und S. 427 Z. 7 u. 4, diese Worte, und ebenso auf der letztgenannten Seite vor Z. 4 das Wort „laut" hinzugesetzt.
28. **Dir**, nach OA, 4 und 13; — die übrigen Ausgaben **die**.
Muselmänner, nach 4, 5. 5a und 11 bis 13; — OA **Muslmänner**, 6 **Muselmanen**, 6a bis 9 **Muselmannen**.
427. 8. **Herren**; — 5a **Herrn**.
429. 1. **glaubt'**, nach 5 bis 12; — OA, 4, 5a und 13 **glaub'**.
28. **vollziehen**; — OA **vollziehn**.
431. 22. **Krampf**, nach OA, 4, 5a, 6 und 13; — 5, 6a und 8 bis 12 **Kampf**.
29. **hat's**; — 13 **hat**.
432. 11. **unsre**; — OA und 4 **unsere**.
34. **Eifer** und mit **Milde**, nach OA; — 4 und 5a **Eifer und mit Würde**; — 5 bis 13 **Ehre und mit Würde**. Man vergl. die Note im Texte.
433. 20. **Palmire**; — OA **Palmiren** (Druckfehler).
434. 20. **Eurenwillen**, nach 5 bis 12; — OA, 4 und 13 **Eurentwillen**.
435. 7. (**Entfernt sich.**) — Die Worte können sich nur auf **Seide** beziehen, sind aber in OA, 4 und 5a so gedruckt, als wenn Seide sich entfernen müßte.
16. **Blut**; — 5a **Bluts**.
436. 20. **schwerbeladnen**; — 6 **schwerbeladen** (Druckfehler).
437. 11. **Undankbarer, Du**; — OA **Du Undankbarer**; 8 **Undankbare, Du**.
438. 20. **mißbraucht'**, ebenso nur in 13; — OA bis 12 **mißbraucht**.
440. 5. **ihretwillen**, nach 5 bis 12; — OA, 4 u. 13 **ihrentwillen**.
19. **zeigen**; — 5a **zeigten**.
441. 22. **erfreun**; — 11a und 12 **erfreuen**.
444. 20. **Strahl**; — 6 bis 9 **Stahl**.
445. 5. **Unwill'gen**, nach 5 bis 12; — OA, 4 und 13 **Unwilligen**.

Tankred.

Der Seite 452 erwähnte Einzeldruck ist mit OA bezeichnet, außerdem waren die Ausgaben 4 bis 13 zu vergleichen; in der Kurz'schen Ausgabe fehlt das Stück.

Seite Zeile
454. 16. **Palermo und Girgenti**; — OA **Palerm und Girgent**.
455. 2. **Anna's**; — OA **Emma's**.
22. **wechselsweise**, nach OA, 4, 5a, 11 und 13; — 5 bis 9, 11a und 12 **wechselweise**; ebenso S. 456, 8 u. s.

Seite Zeile
455. 12. nützet; — 11a u. 12 nutzet.
13. Muselmänner, nach 4, 5, 5a, 11 u. 13; — OA Muselmänner; 6 bis 9, 11a und 12 Muselmannen. — Ebenso S. 499 § 4. Vgl. außerdem das zu S. 426 § 28 Gesagte.
456. 4. vereinige, nach OA, 4, 5a und 13; — 5 bis 12 vereinigte.
20. sind es; — OA es sind.
23. betrognes, nach 6 und 6a; — die übrigen Ausgaben betrognen; ebenso S. 463 § 19 fangest, S. 464 § 21 vergangnes, S. 485 § 8 edles, S. 500 § 41 gesenktes, S. 505 § 9 ungewissels, und § 28 feindseliges.
457. 2. verpflanzt', nach 11a bis 13; — OA bis 9 verpflanzt.
15. erhub; — 5a und 11 bis 13 erhob.
458. 19. Muselmann; — OA Muselmann.
459. 22. gesehn; — 11a und 12 gesehen.
26. hievon; — 5a hier und an andern Stellen hierdon, hierher u.
461. 22. entflohn; — 11a bis 13 entflohen.
23. Männersinn; — 5 bis 6a Menschensinn.
26. unverrückten, nach 5a, 8 und 11 bis 13, entsprechend der von uns gewöhnlich beibehaltenen Form (vgl. das zu S. 264 § 28 Gesagte); — OA, 4 bis 6a und 9 unverrucken.
462. 17. für; — OA und 4 hier und öfters vor.
20. blühn; — 11 bis 12 blühen.
463. 13. begehn; — diesiehen Ausgaben begehen.
14. der Orbassano, nach OA und 6, entsprechend der Ausdrucksweise S. 456 § 2; — 4 bis 9 des Orbassano, 11 bis 13 des Orbassan.
464. 17 Das; — 5a Daß (Druckfehler).
19. vor; — OA für
21. Schmerz und Kummerstunden, nach 6 und ff; — OA bis 5a Schmerz und Kummerstunden
465. 14. befreim; — 11a und 12 befreien.
466. 17. großen, nach OA, 4, 5a und 13; — 6 bis 12 groffen.
468. 20. ihm; — 5a Ihm (Druckfehler).
469. 19. und, nach OA, 4 und 13; — sie, die Lesart von 5 bis 12, giebt keinen Sinn.
470. 14. vermöcht'; — OA vermögt.
18. der doch; — OA da er.
21. hast Du, nach OA, 4 und 5a; — 5 bis 13 Du hast, wenn man wol schwerlich eine beabsichtigte Verbesserung erkennen wird
471. 4. inägeheim, nach OA (und Geheim) und 11; — die übrigen Ausgaben inaeheim. Wir glauben mit Rücksicht auf den sonstigen Gebrauch auch hier die obige Form vorziehen zu müssen.
17. könnte; — 5a könne.
472. 22. stehn; — 11a und 12 stehen.
474. 17. Idalischem, nach 6 bis 12; — OA bis 5a und 13 Idalischen.
19. für, nach 6, 11, 11a und 12; — OA bis 5a, 6a bis 9 und 13 vor
20. Gewalt, nach 5a und 11 bis 13; — die übrigen Ausgaben Gewalte
475. 6. Tiefgefühl, nach OA bis 9 und 13; — 11, 11a und 12 tief Gefühl, eine Aenderung, die nicht berechtigt erscheint.
476. 17. bisher, weil dies die bei Goethe gewöhnliche Wortform ist. Es ist wol nur zufällig, daß alle Ausgaben an der vorliegenden Stelle hierher lesen.
477. 20. anzuhörte; — 6 anzuhöre
479. 17. Verschweig, nach 11 bis 13; — OA bis 9 Verschweigt.

Seite Zeile
479. 22. Zeugen; — 5a Zeichen.
480. 14. hör'; — 6 hört'.
20. Gefiel'. — Der nothwendige Irrthum steht nur in den Ausgaben 11 bis 13.
481. 12. ihretwillen; — OA, 4 und 13 ihrentwillen.
24. blieb', nach m, 6, 8a, 11 und ff; — OA, 4, 5, 8 und 9 blieb.
482. 4. u. s. geschehn; — 11a und 12 geschehen. Ebenso sind in den genannten Ausgaben an sehr vielen Stellen am Schlusse der Verse die nicht synkopirten Formen statt der synkopirten gewählt, z. B. S. 491 § 29 und § 9, S. 492 § 11, S. 495 § 20, S. 498 § 26, S. 500 § 24, S. 503 § 11.
483. 18. Tod, nach OA bis 8a und 13; — 6 bis 12 Dort.
484. 16. Thränen; — 5a Thränen', obgleich „gefelle" Präsens Indikativ, nicht Imperativ ist.
485. 23. den; — OA und 5a dem.
25. lieber, nach dem sonst bei Goethe fast durchgehenden Gebrauche; — die Ausgaben hierher.
486. 2. Die Vorigen. Orbassan., nach 11 bis 13; — OA bis 9 Orbassan. Asir. Tankred.
19. Muselmänner. — Vgl. bis zu S. 426 § 2 Gesagte.
487. 20. m s. An den beiden ersten Stellen ist nach dem Beispiele von 11 bis 13 „für sich", an der letzteren „laut" eingeschoben.
489. 20. Vertrauensvolle; — OA Vertrauenvolle.
491. 6. nütze; — 11, 11a und 12 nutze.
7. Kommt! Zu; — OA bis 9 Kommt, zu; — 11 bis 13 Kommt zu, so daß in den letzteren Ausgaben die Worte „Kommt zu unsrer Pflicht" einen Satz bilden.
13. Des Siegs, des Ruhms, — OA des Siegs der Ruhm.
14. Der Vers lautet in OA: Laß hinter Dir, was Dir auch Kummer macht.
24. Bestehenden; — OA Bestehenden.
492. 27. Feindes; — 5, 6, 6a und 8 Feinde.
fordern; — OA und 4 fodern, ebenso S. 495 § 4 fodert.
493. 6. Erhabener; — 5a und 8 Erhabner.
12. erfüllt; — OA er füllt.
23. heftig; — das Wort fehlt in 5a.
26. unsrer; — OA unserer.
496. 24. befreien; — OA befreyn.
498. 7. u. s. auf Dir | Und Deinem Haus; — OA und 4 auf Dich | Und auf Dein Haus.
499. 21. niederdrückt; — OA und 4 niederdruckt.
500. 27. Erkämpft', nach OA und 11 bis 13; — 4 bis 9 Erkämpft.
502. 12. Deine; — 5a Deiner.
25. Schmerzens, nach OA bis 9 und 13; — 11, 11a und 12 Schmerzen.
503. 17. Im; — OA Vorm.
28. Flüchtiger, nach 5ff; — OA, 4 und 5a Flüchtigen.
504. 9. Siegsgesang; — 5a Siegesgesang.
505. 28. daß; — OA da.
507. 2. quälen, nach OA bis 5a und 13; — 6 bis 12 plagen, wobei zu beachten ist, daß Goethe für die Ausg. L. H. in „Tankred" keine Verbesserungen mehr gemacht hat.

Der Lügner.

Da hiervon nur der von Schöll veranstaltete Abdruck existirt, so sind keine Varianten zu notiren. Indessen ist Interpunktion und Orthographie hier konform mit den im Allgemeinen befolgten Grundsätzen hergestellt worden. Aus diesem Grunde wurde auch S. 517 Z. 2 in die Form schönen statt schöne, und S. 519 Z. 11 hieher statt hierher gewählt.

Anekdote zu den Freuden des jungen Werther's.

Die beiden S. 523 erwähnten Drucke aus den Jahren 1862 und 1869 sind mit A und B bezeichnet. Abweichungen in Orthographie und Interpunktion sind nur in einzelnen Fällen, bei denen es von Interesse schien, angegeben.

Seite Zeile
527. 1. Anekdote; — A Anetdote, B Anecdote.
529. 1. Negligé; — A Negligee, B Negligée.
verbindet; — A und B verbindt.
10. Augenbrauen, nach der sonst von Goethe gebrauchten Wortform; — A und B Augenbraunen.
11. so, nach B; — A sehr.
12. Gleichgiltigkeit, nach A; — B Gleichgültigkeit.
530. 1. Ein blinder Mann, ein armer Mann. — Diese Worte sind in B eingeklammert.
11. gern, nach A; — B gerne.
13. pag. 23, nach A; — B pagina drey und zwanzig.
18. dann, nach A; — B denn.
20. dächte, nach B; — A dachte.
22. u. 23. Andrer, Andre, nach B; — A anderer, andere.
23. noch, nach A; — B doch.
24. Nun, nimm, nach B; — A Nimm.
25. pag. 23; — A pag. 33, B pagina drey und zwanzig. Vgl. die Note zu dieser Stelle.
531. 6. pag. 33—36 incl., nach A; — B pagina drey und zwanzig bis sechs und dreyßig inclusive.
11. begriffen, nach A; — B begreiffen.
Ahnung; — A und B Ahndung.
15. brinne, nach A; — B brinnen.
16. pag. 29, nach A; — B pagina neun und zwanzig.
21. pag. 42, nach A; — B pagina zwey und vierzig.
28. Zahnarzt, nach A; — B Zahn Arzt.
ausgerissenen, nach A; — B ausgerissnen.
532. 2. feind, nach B; — A Feind.
6. umgeben, nach A; — B umgehn.
8. seine Sauce, nach A; — B seine eigne Sauce.
9. Vide, nach B; — A Videtur, wofür der Herausgeber von A vor schlägt, Videatur zu lesen.
10. da, nach A, — B das.
11. Kuß, nach A; — B Küsse.
12. mach, nach A; — B mache.
13. werden, nach B; — in A fehlt das Wort.

Nauſikaa.

Zu vergleichen waren für das Ganze die Ausgaben 8 bis 13 und die von Kurz (K), — mit Ausnahme des in dieſer Ausgabe fehlenden Schema, — für die beiden erſten Auftritte des erſten Aufzuges auch 6 und 6a.

Seite Zeile
541. 2. u. 6. Bräutigamszeit, nach 11 ff; — 8 und 9 Bräutigams Zeit.
543. 21. Gebüſche, nach 6, 6a und K; — 8 ff Gebüſch.
544. 26 Verlaſſnem, nach 6 und 6a in Uebereinſtimmung mit K; — 8 ff Verlaſſnen.
545. 12. ſaries, nach der von uns durchgeführten Flexionsform; — die Ausgaben ſarien.
547. 15. zuverläſſ'ger; — 8 bis 13 zuverläſſiger.

Trauerſpiel in der Chriſtenheit.

Verglichen ſind die Ausgaben von 8 bis 13, in der von Kurz fehlt das Stück.

Seite Zeile
564. 15. vom; — 11 von.
565. 4 Die in den „Anläſſen ꝛc" (vgl. S 551 unſres Textes und die Note zu S. 46 in der dort citirten Schrift) vorgeſchlagene Aenderung, daß man „wider ihren Willen" ſtatt „mit ihrem Willen" leſen ſoll, iſt nicht ſo unbedingt nothwendig, daß wir ſie hätten in den Text aufnehmen können.
567. 6. ſind', nach 11 ff; — 8 und 9 ſinde.

Goethe's Werke.

Nach den vorzüglichſten Quellen revidirte Ausgabe.

Elfter Theil.

Erſte Abtheilung.

Paläophron u. Neoterpe.
Was wir bringen. 1802.
Vorſpiel zu Eröffnung des Weimariſchen Theaters.
Des Epimenides Erwachen.
Theaterſcenen.
Theaterreden.
Maskenzüge.
Was wir bringen. 1814.
Nachſpiel z. d. „Hageſtolzen".

Herausgegeben und mit Anmerkungen begleitet

von

H. von Loeper.

Berlin.

Guſtav Hempel.

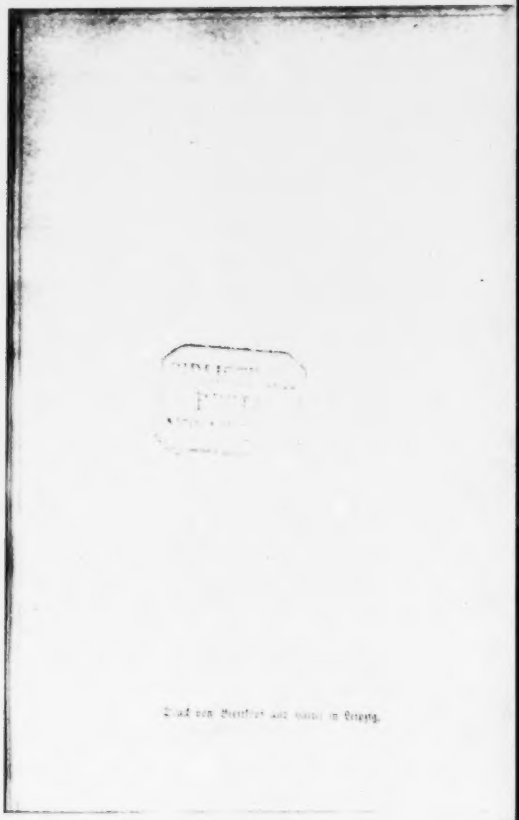

Inhalt.

Festspiele.

	Seite
Paläophron und Neoterpe	11
Was wir bringen. 1802	31
Vorspiel. 1807	77
Des Epimenides Erwachen	101

Theaterszenen.

Zu „Wallenstein's Lager"	207
Finale zu „Johann von Paris"	210
Schluß zu „Paläophron und Neoterpe"	214

Theaterreden.

1. Prolog. Den 7. Mai 1791	221
2. Prolog. Den 1. Oktober 1791	222
3. Epilog. Den 31. Dezember 1791	224
4. Epilog. Den 11. Juni 1792	226
5. Prolog zum Lustspiel „Der Krieg"	228
6. Prolog zum Schauspiel „Alte und neue Zeit"	230
7. Epilog zu Gotter's „Bastbi"	232
8. Prolog zu „Was wir bringen"	234
9. Epilog zu Schiller's „Glocke"	237

Seite

10. Prolog. Leipzig den 24. Mai 1807 241
11. Prolog. Halle den 6. August 1811 244
12. Epilog zum Trauerspiel „Essex“ 248
13. Prolog zu Eröffnung des Berliner Theaters, 1821 . . 253
14. Prolog zu „Hans Sachs“ von Deinhardstein 264

Maskenzüge.

1. Ein Zug Lappländer 277
2. Aufzug des Winters 278
3. Pantomimisches Ballet 281
4. Die weiblichen Tugenden 290
5. Aufzug der vier Weltalter 291
6. Planetentanz 294
7. Zum 30. Januar 1798 299
8. Zum 30. Januar 1802 300
9. Zum 30. Januar 1806 302
10. Die romantische Poesie 304
11. Maskenzug russischer Nationen 313
12. Zum 18. Dezember 1818 316

Anhang.

Maskenzug. Zum 30. Januar 1809 371
Was wir bringen. Fortsetzung, 1814 375
Nachspiel zu den „Hageskolzen“ 395

Zur Revision des Textes 402

Vorbemerkung des Herausgebers.

Der vorliegende Band enthält die Gelegenheits-Dichtungen Goethe's, welche sich auf der Grenze zwischen der dramatischen und der lyrischen Poesie bewegen, Fest- und Zauberspiele, Theaterszenen und -Reden und Gedichte zur Erklärung von Maskenzügen.

Zu den bereits in den Cotta'schen Ausgaben der Goethe'schen Werke erschienenen Produktionen dieser Art sind hier das Lustspiel-Ballet vom Jahre 1782 und der Prolog zu Deinhardstein's „Hans Sachs" vom Jahre 1828 neu hinzugetreten.*) Ueberhaupt zum ersten Male gedruckt erscheinen hier hauptsächlich die Materialien zum „Epimenides" und die Beschreibung des fünften Maskenzugs. Unter den Theaterreden wird der Epilog zu Schiller's „Glocke" aus dem ersten Theile der Gedichte hier der Vollständigkeit halber wiederholt. Ein Gleiches ist dagegen nicht mit den Prologen zu dem „Puppenspiel" vom Jahre 1774 und zu Bahrdt's „Offenbarungen Gottes", dem Epiloge zu den „Vögeln" und dem „Prologe im Himmel" zu „Faust" geschehn, da diese Dichtungen theils nicht als Theaterreden anzusehn, theils von den betreffenden Stücken nicht abzusondern sind. Den Schluß bilden das Vorspiel „Was wir bringen" vom Jahre

*) Die einleitenden Gedichte zum Schattenspiele „Midas' Urtheil" vom Jahre 1781, welche A. Schöll (Morgenblatt, 1863 No. 7 und 8) Goethe zuschreiben möchte, sind nach den Korrekturen im Originale des „Tiefurter Journals" als eine Arbeit Einsiedel's und Seckendorf's anzusehen (Mittheilung des Herrn Archivarius Burckhardt zu Weimar).

1814, das Nachspiel zu Iffland's „Hagestolzen" und ein Maskengedicht vom Jahre 1809, und zwar als ein besondrer Anhang, weil Goethe die Autorschaft dieser Stücke mit Andern theilt, sie daher seinen Werken nicht unbedingt zugezählt werden können.

Schon aus dem Gesagten geht hervor, daß Goethe der hier vorgeführten Gattung dichterischer Produktion während seines ganzen Lebens treu geblieben ist. Anfang und Ende liegen ein halbes Jahrhundert aus einander, und so müssen in ihr auch die verschiedenen Entwicklungsstufen seines Geistes und seiner Poesie ausgeprägt sein. Diesen Dichtungen gemeinsam ist eine nach Zeit und Umständen mannichfach verschiedne äußere Veranlassung aus dem Bereiche der öffentlichen Geselligkeit des Hofes und des Theaters. Erheben sie sich schon dadurch aus der Sphäre des Privatlebens, so geschieht dies noch viel mehr durch den historischen Hintergrund, auf welchem sie sich bewegen, durch die stete, nähere oder entferntere, Beziehung auf die gleichzeitigen Weltbegebenheiten, welche sich bald mehr versteckt in Andeutungen wahrnehmen läßt, bald den Inhalt selbst der rein politischen Dichtungen, wie der Festspiele der Jahre 1807 und 1814, ausmacht. Insbesondre steht die große welthistorische, mit der französischen Revolution beginnende und mit Napoleon's Sturz endigende Tragödie in fortdauernder engster Wechselwirkung mit unsern Dichtungen, welche das Bild jener Zeit zwar nur von einem entfernten Standpunkte, aber doch aus der Mitte unsrer heimathlichen Verhältnisse heraus in der Seele des zeitgenössischen Dichters widerspiegeln.

Zu diesem politischen Interesse tritt das kulturhistorische. Die dramatische Gelegenheits-Poesie kann zwar wegen ihrer

äußern Zwecke, namentlich wenn dieſe auf allegoriſchem Wege erreicht werden, den höheren poetiſchen Gattungen nicht zugerechnet werden. Sie iſt nicht abſolute, nicht Poeſie um ihrer ſelbſt willen. Aber auch die untergeordneten Dichtungsarten geben dem Meiſter, der ſich ihrer bedient, Gelegenheit, ſich zu zeigen. Wem fiele hiebei nicht Schiller's „Huldigung der Künſte" ein! Durch die künſtleriſche Behandlung ſind die Gelegenheitsſtücke der großen Weimariſchen Epoche über die Vergänglichkeit des Augenblicks hinaus, der ſie hervorrief, den allgemeinen Kulturtendenzen ihrer Träger dienſtbar gemacht. Hierin wurzelt deren weſentliche Bedeutung, und weil ſie Jener Leiſtungen vervollſtändigen, weil ſie mitwirkten zur Begründung unſrer neuen klaſſiſchen Poeſie, weil auch dieſe Stoffe ſich in rein dichteriſche Formen kleiden, auch in ihnen die Sprache in reinſter Ausprägung erſcheint, ſind wir jenen an ſich leichter wiegenden Schöpfungen eine eindringende und liebevolle Betrachtung ſchuldig. Höheren Werth ſchreiben wir namentlich den vier erſten Feſtſpielen, den Theaterreden und dem Maskenzug „Die romantiſche Poeſie" zu, wenn ſich auch zu den übrigen Maskenzügen Gedichte höchſter Vollendung vorfinden, wie das Gedicht „Amor" vom Jahre 1782.

Ueber Goethe's künſtleriſches Verhalten zu den hier behandelten Stoffen belehrt am Klarſten eine briefliche Aeußerung vom 4. Mai 1814,*) veranlaßt durch die Zuſendung mehrerer Stücke, welche die damaligen Zeitereigniſſe ganz unmittelbar reproduzirten: „Hier in Weimar habe ich ſeit vielen Jahren darauf gehalten, daß man ſelbſt das Nahe in eine ſolche Ferne rückt, damit

*) In Nr. 19 der „Grenzboten" vom 7. Mai 1849 mitgetheilt.

es auch als schön empfunden werden könne, wie die Gelegenheitsgedichte bezeugen, die theils von mir, theils von Schiller verfaßt worden." Diese Worte zeigen, wie bewußt Goethe den Stoff der Zeit in das Kunstelement erhob und auch auf ihn die Grundsätze des hohen Stils anwandte. Er erreichte dadurch die wahre künstlerische Befreiung, die Erhebung über die Bedingungen und Beschränkungen der meist ernsten Zeit, verzichtete aber zugleich auf solche stoffliche Wirkungen, die zumeist von Gelegenheitsstücken erwartet werden. Goethe war als Dichter eigentlich zu groß angelegt für diese Gattung, und man kann auch auf seine Festspiele anwenden, was er selbst von Shakespeare's Theaterstücken bemerkt, es mangele ihnen hie und da an Facilität, „sie sind etwas mehr, als sie sein sollten, und eben deshalb deuten sie auf den großen Dichter."*) Vergleicht man Goethe's Gelegenheitsstücke mit andern der Zeit, z. B. Einsiedel's, Kotzebue's, so bemerkt man allerdings eine gewisse Ungelenkheit und vermißt wol leichtfaßlichen Anschluß an die bezügliche Gelegenheit, — was jedoch auf die ältern Maskengedichte keine Anwendung findet; — zugleich aber empfindet man jenes Mehr, welches Goethe bei Shakespeare wahrnahm, einen von dem nächstliegenden Zwecke anscheinend nicht geforderten Aufwand der Darstellungsmittel und einen Ueberschuß an Gehalt. Nur wegen dieses Mehr unternahm Goethe die Arbeit, und ebenso beruht darin unser noch fortdauernder Antheil.

Ein solcher Antheil wird allerdings vielfach verdächtigt, und Goethe aus der gelegentlichen Hinwendung zu solcher Poesie ein Vorwurf gemacht, als habe er sein Talent da-

*) Werke, Bd. XIX. S. 72. No. 318.

durch profanirt. Literaturhiſtoriker und Kritiker lieben es, einen anklagenden oder ſpöttiſchen Seitenblick auf jene Thätigkeit zu werfen,*) ohne jedoch die Stücke genau anzugeben, welche Goethe's höfiſchen Sinn bekunden ſollen. Seine angebliche Hofpoeſie beſchränkt ſich in Wirklichkeit auf die nach Zahl und Umfang doch nur geringen Gedichte zu Maskenzügen, welche er für Familienfeſte des Weimariſchen Fürſtenhauſes anordnete. Wenn A. W. Schlegel in ſpäterer Zeit, Rache übend wegen mancher ihn verletzender Stellen des Goethe-Schiller'ſchen Briefwechſels, den Weimaranern das boshaft-witzige Diſtichon in den Mund legte:

Als Weimariſcher Hofpoete
Erſcheint am Kreßten unſer Kethe,

ſo muß doch das Unzutreffende der Verſe, mag man ſie ernſt oder ironiſch nehmen, betont werden. Goethe war nicht am Größten in dieſen Dichtungen; aber ebenſo wenig hat er ſich je einer niedrigen oder unpoetiſchen Hofdichtung ergeben. Jene Maskengedichte gingen, zumal in der frühern Zeit, aus engen freundſchaftlichen Verhältniſſen naturgemäß hervor.**) Perſönliche Zuneigung und Liebe diktirte die meiſten; und welcher Dichter hätte je ſein Talent der Belebung und dem Schmucke ſeiner Umgebung entzogen, dieſes grade für ſeine nächſten und intimſten geſelligen

*) L. Frenzel z. B. ſpricht in der Kriegserklärung gegen Goethe (Berliner Nationalzeitung, 1861 No. 239: „Goethe und ſeine Verehrung") von „den zahlreichen Gedichten und Feſtſpielen, die Goethe zum Vergnügen des Hofes und der Hofdamen verfaßte," in Verbindung mit „dem mangelnden hiſtoriſchen und politiſchen Sinn des Dichters."

**) Auch K. Goedeke meint, daß jene Stücke „gewiſſermaßen nur Geſellſchaftsſpiele waren" (Grundriß zur Geſchichte der deutſchen Dichtung, III. S. 489).

Kreise unter den Scheffel gestellt! Das war nicht Goethe's Art, des geselligsten der Dichter, der, gleich seinem Tasso, „die Welt in seinen Freunden" sah und die Gabe der Dichtkunst am Liebsten zur Verschönerung dieser seiner Welt verwandte, nach seinem spätern, an Arthur Schopenhauer gerichteten Worte:

„Willst Du Dich Deines Werthes freuen,
So mußt der Welt Du Werth verleihen."

Daß sein nächster, gleichsam sein Familien-Kreis zum Theil ein fürstlicher war, trat für seine Empfindung ganz in den Hintergrund; aber dieser Umstand grade zog allgemeinere, substantielle Mächte in das Spiel seiner Reime, die öffentlichen Verhältnisse, Landes- und die von Weimar vertretenen Kunstinteressen. Nach einem bestimmten psychologischen Gesetze konnte der Dichter nur wegen jener Intimität auch hier unbefangen, wahr und naiv bleiben. Erst später macht sich bisweilen, und zwar hauptsächlich in dem Weimar's poetische Erzeugnisse feiernden großen Maskengedichte vom Jahre 1818, ein mehr formeller Hofton geltend. Man erkennt hierin den Einfluß der orientalischen, mit Vorliebe enkomiastischen Poesie; Goethe übertrug diesen neuen Ton wetteifernd in seine Dichtung, und es gewährte ihm ein künstlerisches, rein ästhetisches Interesse, denselben ins Unendliche zu variiren und bis an seine äußerste Grenze zu treiben, ein Gesichtspunkt, von welchem analog auch andre seiner Produktionen, z. B. die erotischen und die Invektiven, beurtheilt werden müssen.

Dies vorausgeschickt, wenden wir uns zu den einzelnen Stücken, zuerst zu „Paläophron und Neoterpe".

Paläophron und Neoterpe.

Dies Festspiel wurde zur Nachfeier des 24. Oktober 1800, des Geburtstages der verwittweten Herzogin Amalia von Weimar, verfaßt. Am Tage selbst wurde auf der Liebhaber-Bühne im Palais der Herzogin das von Gotter für ein „gesellschaftliches Theater" in Alexandrinern geschriebene einaktige Lustspiel „Die stolze Vasthi" in Masken aufgeführt. Die Vorbereitungen dieser Darstellung regten Goethe zu dem vorliegenden Stücke an, welches er in wenigen Tagen vollendete und zum Theil noch während des Einstudirens der Hofdame der Herzogin, Fräulein von Göchhausen, in die Feder diktirte. Seinen Epilog zu dem Gotter'schen Lustspiele (s. unten „Theaterreden", No. 7) konnte er bereits mit der Ankündigung des neuen, einige Tage später zur Aufführung gelangenden Stücks beschließen:

So hörest Du, von hier in wenig Tagen,
Mit etwas Neuem Dir das Alte sagen.

Er selbst bezeichnet das kleine Drama als „aus dem Stegreif gedichtet", und damit stimmen alle übrigen Zeugnisse, namentlich auch die anmuthige Schilderung von „Cäcilie" überein.*) Dem scheint jedoch der Brief an Schiller vom 24. Juni 1800 zu widersprechen, in welchem Goethe bereits von seinem „kleinern Stück der jüngern Zeit in Versen" spricht. Der Herausgeber des Goethe-Schiller'schen Brief-

*) S. diese ausführliche Beschreibung in „Weimar's Album zur 4. Säcularfeier der Buchdruckerkunst am 24. Juni 1840", S. 133, und Goethe's Erzählung in dem Briefe an Staatsrath Schultz vom 11. Juni 1825 (Briefwechsel, S. 277).

wechsels (Register) und ihm folgend K. Goedeke*) sehen in diesen Worten einen Hinweis auf „Paläophron und Neoterpe". Jedoch ist Düntzer's Beziehung derselben auf „die Laune des Verliebten" unwiderleglich.**) Es ist auch nicht anzunehmen, daß Goethe ohne äußere Veranlassung ein Festspiel dieser Art entworfen, ein Gelegenheitsstück ohne Gelegenheit, und sein Brief an den Hofkammerrath Kirms vom 28. September 1800 widerspricht direkt, da er hienach noch vier Wochen vor dem Geburtsfeste der Herzogin wegen dessen Feier „keinen Rath" wußte.

Nach zwei Richtungen versuchte Goethe mit dem Festspiele eine Wiederbelebung des Alterthums. Während Gotter für sein persisches Maskenspiel noch den trimetrischen Alexandriner gebraucht hatte, wandte Goethe hier zuerst den antiken jambischen Trimeter an, allerdings in sehr freier Behandlung und vermischt mit Strophen in reimlosen — jambischen und trochäischen — Dimetern, damit die metrische Uebung fortsetzend, die er schon in den vorausgegangenen Monaten im Eingange der „Helena" (Akt 3 des 2. Theils seines „Faust") versucht hatte. Humboldt's Uebersetzung des „Agamemnon" und ein Aufsatz desselben über den Trimeter (Brief an Schiller vom 30. September 1800) dienten ihm hiebei als Anhalt. Diesem Metrum blieb er auch in den beiden folgenden Festspielen, in der „Pandora", in dem Prologe vom J. 1811 (Theaterreden, No. 11) und in andern Partien des 2. Theils des „Faust" getreu.***)

*) Grundriß zur Gesch. d. deutschen Dichtung, Bd. II. S. 833.

**) Im „Schiller und Goethe", 1859, S. 213.

***) S. Goedeke, a. a. O.; Düntzer: „Goethe's Prometheus und Pandora", 1850, S. 63 und 77, und die Anzeige des neunten Bandes der ersten Cotta'schen

Die zweite Neuerung war der Gebrauch der antiken Masken, in welchem die plastische Seite des eben darzustellenden Drama's gipfelt. Die Weimarische Bühne brachte von jetzt an eine Reihe von Maskenaufführungen: zunächst am ersten Jahrestage unſres „Maskenſpiels" Terenz' „Brüder", ſpäter ſeinen „Eunuch" und ſeine „Andria" in Bearbeitungen von Einſiedel und von Riemeyer (die Andria),*) und ſie gehörten fortan zu dem „Was wir bringen" jener Bühne. Von Fernow und Böttiger war die Anregung ausgegangen, dieſe Gattung

„Aus Rom's verfallnem Schutte, ja, was mehr,
Aus altem Schulſtaub neubelebt"

heranzuführen; nur erſt „im Scherz", d. h. in der Komödie, ſollte das Publikum an dieſe Darſtellungsform gewöhnt werden, in der die „Perſönlichkeit der wohlbekannten Künſtler aufgehoben" iſt und die Schauſpieler, indem ſie andre Perſonen darſtellen, auch wirklich als „fremde Männer" erſcheinen.**) Auch Leſſing hatte gelegentlich „die Abſchaffung der Masken" bedauert: „Der Schauſpieler kann ohnſtreitig unter der Maske mehr Contenance halten; ſeine Perſon findet weniger Gelegenheit, auszubrechen, und wenn ſie ja ausbricht, ſo werden wir dieſen Ausbruch weniger

Ausgabe der Goethe'ſchen Werke in No. 19 des Morgenblatts von 1808. In jener Ausgabe ſind bereits die von Goedeke gerügten ſiebenfüßigen Trimeter beſeitigt. Es heißt hier: „Die Trimeter, in denen der Verfaſſer meiſt die beiden Perſonen ſprechen läßt, ſind vortrefflich und werden nur von denen, möchten wir ſagen, übertroffen, die man in einem ähnlichen Stücke ernſthafterer Beabſichtigung von ebendemſelben Verfaſſer vor einiger Zeit im Morgenblatte geleſen hat" (dem Feſtſpiele von 1807).

*) S. Goethe's „Annalen" der Jahre 1800 bis 1805, und Weber: „Zur Geſch. des Weim. Theaters", 1865, S. 56 ff.

**) Die Allegate ſind ſämmtlich aus Goethe's „Was wir bringen", dem folgenden Feſtſpiele.

gewahr."*) Die Masken, in Verbindung mit dem tragischen Metrum, sollten nach Goethe's Absicht Schauspieler und Publikum von der Naturwahrheit zur Kunstwahrheit erheben und einen charakteristischen oder schönen Kunststil auf dem deutschen Theater begründen helfen.

Auf die öffentliche Bühne gelangte „Paläophron" erst am 1. Januar 1803, also zur Einweihung eines neuen Jahres. Zu dieser Vorstellung hatte der Dichter den auf die Herzogin bezüglichen Schluß umgeändert, ihn ins Allgemeinere wendend, und die Figur eines Genius hinzugefügt. „Dieser Genius schwebte vom Himmel hernieder und brachte Kränze, die, mit herzlichen Wünschen dem Publikum dargereicht, bedeutend wurden, indem es dem Manne, der es so vielfältig erfreut, seine guten Wünsche ebenso herzlich zuklatschte. Das Stück gefiel ungemein" u. s. w.**) Leider wird jener Schluß als verloren zu betrachten sein, und als das kleine Drama in den Septemberfesten des Jahrs 1857 zu Weimar wieder aufgeführt werden sollte, blieb nichts übrig, als es mit einem neuen Schlusse zu versehen, eine Operation, zu der Goethe selbst aufgefordert hat.***)

Außer dem Metrum ist, soweit es auf äußere Eigenschaften ankommt, an dem Stücke nichts eigentlich antik, und nur innere Eigenschaften, die plastische Bestimmtheit der Figuren, die Freiheit von aller Manier und Sentimentalität, die edle Ruhe und Einfalt der Diktion verleihen ihm ein klassisches Gepräge. Die antike Mythologie ist jedoch

*) Hamburgische Dramaturgie. 56stes Stück.

**) Weber, a. a. O., S. 79, und Goethe's „Annalen" vom Jahre 1803.

***) Brief an Graf Brühl vom 14. Januar 1819, in Teichmann's literarischem Nachlaß, 1863, S. 247. Wir theilen jenen Schluß in der Note auf S. 30 mit.

darin nicht verwandt. Denn die Namen der Vertreter der beiden Zeitstufen, wenn auch griechisch gebildet,*) erinnern nicht an Gestalten der griechischen Mythologie oder Dichtkunst. Als Namen sind die beiden griechischen Worte überhaupt nicht bekannt. Goethe wählte sie wegen ihrer allegorischen Brauchbarkeit, namentlich in Ermangelung entsprechender deutscher Benennungen, wie Milton den Allegro und den Penſieroſo personifizirte, und Herder Aeon und Aeonis. Herder umgab diese griechischen Vertreter der alten und der neuen Zeit mit Nebenpersonen, wie „Baron von Ansehn", „blinde Meinung", „Herkommen", und ebenso sind Goethe's Nebenfiguren die volksthümlichen Gestalten Gelbschnabel, Naseweis, Haberecht und Griesgram. Bekannt sind andre gleichen Schlages, wie Bruder Sorgenfrei, Hans Ohnesorge, der auch bei Goethe vorkommt, Habenichts, Bruder Liederlich u. a. m.**) Jene scherzhaften Nebenfiguren verleihen unserm Stücke einen Anflug volksthümlichen Humors, der darin auf das Glücklichste Ernst und Scherz, höheres Drama und Schwank, Kunst- und Volkspoesie vermittelt. Wie nah der Stoff letzterer steht, zeigt z. B. Hans Sachs' „Kampfgespräch des Alters mit der Jugend".

An der Schwelle des neuen Jahrhunderts sollte in unserm Festſpiele die Versöhnung der alten und der neuen Zeittendenzen vorbildlich dargestellt werden. Es war Goethe's Säkularfeier. Die Herzogin Amalia, die Begründerin

*) Paläophron (παλαιόφρων), analog dem Namen des griechischen Tragikers Neophron, bedeutet „alten Sinnes"; Neoterpe (νεοτερπής), analog dem Namen der Muse Euterpe, bedeutet „des Neuen froh".

**) Vgl. Weinhold: „Ueber das Komische im altdeutschen Schauspiel", in Gosche's „Jahrbuch für Literaturgesch.", I. S. 10 (1865).

des geistigen Weimar, die Nichte Friedrich's des Großen, konnte als edelste Repräsentantin der ältern Zeit und des ganzen Fridericianischen Jahrhunderts gelten. Ihr schlossen sich der mit seinem Kunstgeschmacke in derselben Zeit wurzelnde Herzog Karl August und der in der neuen Epoche ganz zurückgedrängte Wieland an. Herder, seit der Herrschaft der Kantischen Philosophie und seit dem Bunde der beiden großen Dichter gleichfalls zur Seite geschoben, gefiel sich schon längst in den Rollen des Griesgram und des Haberecht, während Schiller, Kant mit der sich an ihn anschließenden neuen Philosophie und die in ihrer Sturm- und Drang-Periode befindliche romantische Schule eine neue Zeit heraufführten. Goethe selbst, dessen Stellung ebenfalls in der alten Zeit gegründet war, erschien Jenen als Abtrünniger wegen seines Bundes mit Schiller und seiner Protektion der revolutionären Schlegel. Der Xenienkampf war noch kaum verhallt, in welchem Goethe und Schiller zugleich mit dem Troß doch auch die Führer der alten Zeit schonungslos angegriffen hatten. Goethe's Gedicht „der deutsche Parnaß" fällt in diese Zeit. Auf allen Gebieten war eine neue Epoche angebrochen. Man dachte und empfand anders als früher. Ein solcher Wechsel der Zeitphysiognomie wird zwar immer von dem vorgeschrittenen Alter gefühlt. Lebhafter ist dies Gefühl am Ende eines hundertjährigen Zeitraums, und wol nie war der Umschwung größer im mittlern Europa als in den neunziger Jahren des verflossenen Jahrhunderts.

Allseitig wurde dies auch ausgesprochen, und was die dramatische Form betrifft, so ist neben Iffland's älterem, die Neuerungen in kleinbürgerlichen Kreisen geißelnden

Luſtſpiele „Alte und neue Zeit“*) und Kotzebue's „das neue Jahrhundert“, welches ſowol zu Berlin als zu Weimar, hier wiederum im Salontheater der Herzogin Amalia, am letzten Tage des alten Jahrhunderts aufgeführt wurde,**) beſonders Herder's mehrgedachte Allegorie „Aeon und Aeonis“ hervorzuheben, wenn wir dieſelbe auch mit Goedeke,***) beſonders nach der formalen Seite, weit unter „Paläophron und Neoterpe“ ſtellen. Iſt Goethe's Feſtſpiel auf dem angedeuteten allgemeinen Hintergrunde zu denken, ſo iſt davon doch im Stücke ſelbſt nicht ausdrücklich die Rede, vielmehr ſcheinen die der populären Satire angehörigen Nebenperſonen den Inhalt zunächſt in den Kreis „kleinſtädtiſcher Philiſterei“, wie es Goethe nennt,†) hinabzudrücken. Die Vorgänge ſind aber als Allegorie zugleich auf weitere und höhere Sphären zu beziehen. So wurde „der Scherz“, nach des Dichters eigner Bezeichnung, auch ſogleich in den Weimariſchen Kreiſen verſtanden. Goethe

*) S. Goethe's Prolog zu dieſem Stücke (Theaterreden, No. 6). Zum Theil gehören hieher auch Goethe's „Aufgeregten“, anfänglich „die Zeichen der Zeit“ benannt.

**) Teichmann's lit. Nachlaß, S. 107 und 334, und Goethe's Gedichte, Thl. III. S. 293.

***) Grundriß, II. S. 853: „Unter den Hofdichtungen Goethe's mit direkten Beziehungen iſt dieſe kleine (Paläophr. u. Neot.) die bedeutendſte, und ihr dichteriſcher Werth hebt ſich erſt recht heraus, wenn ſie mit der Herder'ſchen Säkular-Allegorie „Aeon und Aeonis“ verglichen wird.“

†) Nach dem Briefe an Graf Brühl vom 14. Januar 1819 hielt Goethe damals die öffentliche Aufführung des Stücks nicht für geeignet, weil die Zeitbeziehungen inzwiſchen zu ſehr verſchärft waren. Er ſchreibt: „Dieſer Scherz, deſſen unſchuldigen Urſprung und heitere Wirkung Sie am Beſten kennen, gewinnt für den Augenblick etwas Bitteres, da Geldſchnabel und Haberecht nicht etwa nur innerhalb kleinſtädtiſcher Philiſterei, ſondern in Reichs- und Weltbezirken ihr Weſen treiben und, anſtatt einander aus dem Wege zu gehen, ein Schutz- und Trutzbündniß mit Einſchluß von Raſeweis und Griesgram getroffen haben.“ (Teichmann's lit. Nachl., S. 247.)

hatte es diesmal Allen, auch Herder, zu Danke gemacht. Wieland, der Freund der antikisirenden, wenn auch der verlebten französisch-konventionellen, nicht der hier hervortretenden deutsch-antiken Richtung Voß', Schiller's und Goethe's, — Wieland also schrieb einige Tage nach der Aufführung, am 7. November, an die Herzogin Amalia: „Herzlich hat es mich gefreut, daß Goethe sich dessen, was er in einer jüngeren Zeit, die nur unvermerkt die alte wird, aber, bei allen Göttern, die bessere war, daß, sage ich, Goethe sich dessen, was auch er damals war, wieder so schön erinnert hat. Möge die unerschöpfliche Geisteskraft, durch die er machen kann, was er will, und Alles, was er macht, gut macht, ihn nie verlassen und noch unzählige Male so glücklich wie dieses Mal angewendet werden."

Paläophron und Neoterpe.

Ein Festspiel

zur Feier des 24. Oktober 1800.

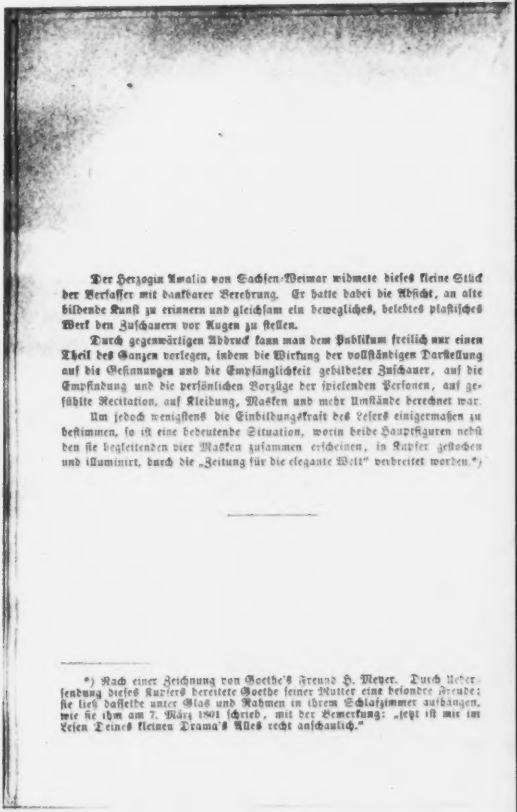

Der Herzogin Amalia von Sachsen-Weimar widmete dieses kleine Stück der Verfasser mit dankbarer Verehrung. Er hatte dabei die Absicht, an alte bildende Kunst zu erinnern und gleichsam ein bewegliches, belebtes plastisches Werk den Zuschauern vor Augen zu stellen.

Durch gegenwärtigen Abdruck kann man dem Publikum freilich nur einen Theil des Ganzen vorlegen, indem die Wirkung der vollständigen Darstellung auf die Gesinnungen und die Empfänglichkeit gebildeter Zuschauer, auf die Empfindung und die persönlichen Vorzüge der spielenden Personen, auf gefühlte Recitation, auf Kleidung, Masken und mehr Umstände berechnet war.

Um jedoch wenigstens die Einbildungskraft des Lesers einigermaßen zu bestimmen, so ist eine bedeutende Situation, worin beide Hauptfiguren nebst den sie begleitenden vier Masken zusammen erscheinen, in Kupfer gestochen und illuminirt, durch die „Zeitung für die elegante Welt" verbreitet worden.*)

*) Nach einer Zeichnung von Goethe's Freund H. Meyer. Durch Uebersendung dieses Kupfers bereitete Goethe seiner Mutter eine besondre Freude; sie ließ dasselbe unter Glas und Rahmen in ihrem Schlafzimmer aufhängen, wie sie ihm am 7. März 1801 schrieb, mit der Bemerkung: „jetzt ist mir im Lesen Deines kleinen Drama's Alles recht anschaulich."

Eine Vorhalle.

An der Seite ein Altar, um denſelben ein Ring, durch eine niedrige Mauer bezeichnet; außerhalb, an dem Fortſatze der Mauer, ein ſteinerner Seſſel.

Neoterpe*) (mit zwei Kindern in Charaktermasken).

Zum frohen Feſte ſind' ich ſeine Leute hier
Verſammelt, und ich dränge mich beherzt herein,
Ob ſie mir und den Meinen guten Schutz vielleicht
Gewähren möchten, deſſen ich ſo ſehr bedarf.
Zwar wenn ich komme, Gaſtgerechtigkeit zu flehn,
Könnte man auch fordern, daß ich ſage, wer ich ſei;
Doch dieſes iſt viel ſchwerer, als man denken mag.
Zu leben weiß ich, mich zu kennen weiß ich nicht;
Doch was ſo Manche von mir ſagen, weiß ich wol.
Die Einen haben mich die neue Zeit genannt,
Auch manchmal heiß' ich ihnen Genius der Zeit;
Genug, ich bin das Neue eben überall.
Willkommen ſtets und unwillkommen wandl' ich fort,
Und wär' ich nicht, ſo wäre nichts auch überall.
Und ob ich gleich ſo nöthig als erfreulich bin,
So wandelt doch ein Alter immer hinter mir,
Der mich vernichten würde, wenn es ihm einmal
Mit ſeinem langſam langbedächt'gen Schritt
Mich zu erreichen glückte. Doch ſo hetzt er mich
Von einem Ort zum andern, daß ich nicht ſo froh
Mit meinen artigen Geſpielen mich, der Luſt
Des heitern Lebens hingegeben, freuen darf.
Nun hab' ich mich hierher gerettet, wo mit Recht

---

*) Die Neoterpe wurde in der Privataufführung dargeſtellt von der Holdſeine Henriette von Wolfskeel, „Fehlchen" genannt, der ſpätern Gattin des damaligen Regierungsraths L. W. von Fritſch, der in dem Stücke den „Griesgram" ſpielte. (S. Freih. v. Biedermann: „Goethe's Verkehr mit Gliedern des Hauſes der Freiherren und Grafen von Fritſch", 1868, S. 8 ff.) An ſie iſt Goethe's Gedicht „Magiſches Netz" gerichtet. Den Baläophron gab Graf Brühl, der ſpätere General-Intendant der Königlichen Schauſpiele zu Berlin, und den Haberecht Kammerrath Riedel. Die Rollen von Geldſchnabel und Naſeweis wurden zwei Theaterkindern übertragen. Mit Ausnahme der Neoterpe ſpielten Alle in Masken. In der öffentlichen Vorſtellung gab Haide den Baläophron und die Jagemann die Neoterpe (ſ. Teichmann's Litter. Nachl., Briefe No. 46, 50 u. 51; Weber's Geſch. des Weim. Theaters, S. 78, und „Weimar's Album", S. 133).

Man sich des schönsten Tags zu freun versammelt ist,
Und denke Schutz zu finden vor dem wilden Mann
Und Recht, obgleich er stärker ist als ich.
Drum werf' ich bittend mich an den Altar
Der Götter dieses Hauses flehend hin.
Kniet nieder gleichfalls, allerliebste Kinder Ihr,
Die Ihr, zu mir gesellt, ein gleich Geschick,
Wie ich es hoffe, hier getrost erwarten dürft.

Paläophron (auf zwei Alte in Charaktermasken gelehnt, im Hereintreten zu seinen Begleitern).

Ihr habet klug die Flüchtige mir ausgespürt,
Und nicht vergebens wenden wir den Fuß hierher;
Denn seht, sie hat sich flehend an den Ort gewandt,
Berühret den Altar, der uns verehrlich ist.
Doch wenn er gleich sie schützt und ihre leid'ge Brut,
So wollen wir sie doch belagern, daß sie sich
Von ihrem Schutzort nicht entfernen darf, wofern
Sie nicht in unsre Hände sich begeben will.
Drum führet mich zum Sessel, daß ich mich
Ihr gegenüber setzen und bedenken kann,
Wiefern ich mit Gewalt, wo nicht mit gutem Wort,
Zu ihrer Schuldigkeit zu bringen sie vermag.

(Er setzt sich und spricht zu den Zuschauern.)

Und Ihr, die Ihr vielleicht in Euren Schutz sie nehmt,
Dieweil sie lieblich aussieht und heilsam ist
Und Jedem gern nach seiner eignen Art erscheint,
Erfahrt, welch Recht, sie zu verfolgen, mir gebührt!
Ich will nicht sagen, daß sie meine Tochter sei;
Doch hab' ich stets als Oheim Vaterrecht auf sie
Und kann behaupten, daß aus meinem Blute sie
Entsprossen, mir vor allen Andern angehört.
Im Allgemeinen nennt man mich die alte Zeit,
Und wer besonders wohl mir will, der nennt mich auch
Die goldne Zeit und will in seiner Jugend mich
Als Freund besessen haben, da ich, jung wie er
Und rüstig, unvergleichlich soll gewesen sein.
Auch hör' ich überall, wohin ich horchend nur
Die Ohren wende, mein entzückend großes Lob.*)
Und dennoch kehret Jedermann den Rücken mir
Und richtet emsig sein Gesicht der Neuen zu,

*) Zu denken an Horaz' laudatores temporis acti (Ars poet., V. 173).

Der Jungen da, die ſchmeichelnd Jeglichen verdirbt,
Mit thörichtem Gefolge durch das Volk ſich drängt.
Drum hab' ich ſie mit dieſen wackeren Geſellen hier
Verlockt und in die Enge ſie zuletzt gebracht.
Ihr ſeht es, wie ich beſſe, doch zufrieden an,
Daß ich ein Ende mache ſolchem Frevelgang.

Neoterpe. Holde Gottheit dieſes Hauſes,
Der die Bürger, der die Fremden
Auf dem reinlichen Altare
Manche Dankesgabe bringen,
Haſt Du jemals den Verirrten
Aufgenommen, dem Verirrten
Aufgedolfen und der Jugend
Süßes Zubeliefl begünſtigt,
Ward an dieſer heil'gen Schwelle
Mancher Hungrige geſpeiſet,
Mancher Durſtige getränket
Und erquickt durch Mild' und Güte
Mehr als durch die beſten Gaben:
O, ſo hör auch unſer Flehen!
Sieh der zarten Kleinen Jammer!
Steh uns gegen unſre Feinde,
Gegen dieſen Wüthrich bei!

Paläophron. Wenn Ihr freventlich ſo lange
Guter Ordnung Euch entzogen,
Zwecklos hin und her geſchwärmet
Und zuletzt Euch Sorg' und Mangel
An die kalten Steine treiben,
Denkt Ihr, werden gleich die Götter
Euretwillen ſich hernieder
Aus der hohen Ruhe regen?
Nein, mein gutes, ſüßes Püppchen!
Sammle nach dem eignen Herzen
Die zerſtreuten Blicke nieder,
Und wenn Du Dich unvermögend
Fühleſt, Deiner Noth zu rathen,
Wende ſeitwärts, wende hierher
Nach dem alten, immer ſtrengen,
Aber immer guten Oheim
Deine Seufzer, Deine Bitten
Und erwarte Troſt und Glück!

Neoterpe. Wenn dieſer Mann, den ich zum erſten Mal ſo nah

Ins Auge faſſe, nicht die allerhäßlichſten
Begleiter hätte, die ſo grämlich um ihn ſtehn,
So könnt' er mir gefallen, da er freundlich ſpricht
Und edel ausſieht, daß man eines Göttlichen
Erfreulich ſchöne Gegenwart empfinden muß.
Ich dächt', ich wendete mich um und ſpräch' ihn an!

Paläophron. Wenn dieſes Mädchen, das ich nur von ferne ſonſt
Und auf der Flucht geſehen, nicht die läppiſche
Geſellſchaft mit ſich ſchleppte, die verhaßt mir iſt,
So müßt' ich wünſchen, immer an der Seite mir
Die liebliche Geſtalt zu ſehn, die, Heben gleich,
Der Jugend Becher aus den holden Augen gießt.
Sie kehrt ſich um, und ſpricht ſie nicht, ſo iſt's an mir.

Neoterpe. Wenn wir uns zu den Göttern wenden, iſt es wol
Kein Wunder, da uns auf der Erde ſolche Noth
Bereitet iſt und ich des edlen Mannes Kraft,
Die mich beſchützen ſollte, mir als ärgſten Feind
Und Widerſacher finde. Solches hört' ich nicht!
Denn da ich noch ein Kind war, hört' ich ſtets,
Der Jugend Führer ſei das Alter, Beiden ſei,
Nur wenn ſie als Verbundne wandeln, Glück beſchert.

Paläophron. Dergleichen Reden hören freilich gut ſich an;
Doch hat es allerlei Bedenkliches damit,
Das ich jetzt nicht berühren will. Doch ſage mir:
Wer ſind die Kreaturen beide, die, an Dich
So feſt geſchloſſen, durch die Straßen ziehn?
Du ehreſt Dich mit ſolcherlei Geſellſchaft nicht.

Neoterpe. Die guten Kinder! Beide haben das Verdienſt,
Daß ſie, ſo ſchnell als ich durch Alles durchzugehn
Gewohnt, die Menge theilen, die ich finden mag.
Nicht eine Spur von Faulheit zeigt das junge Paar,
Und immer ſind ſie früher an dem Platz als ich.
Doch wenn Du mich nach Eigenſchaft und Namen fragſt:
Gelbſchnabel heißt man Dieſen, heiter tritt er auf
Und hat nichts Arges weiter in der argen Welt.
Doch Dieſen heißt man Naſewets, der flink und raſch
Nach allen Gegenden das ſtumpfe Näschen kehrt.
Wie kannſt Du ſolchen guten, zarten Kindern nur
Gehäſſig ſein, die ſeltne Lebenswerth ſind?
Doch daß ich Dein Vertraun erwidre, ſage mir:
Wer ſind die Männer, die, nicht eben liebenswerth,
An Deiner Seite ſtehn, mit düſterm, wildem Blick?

Paläophron. Das Ernste kommt Euch eben wild und düster vor,
Weil Ihr, gewöhnt an flache, leere Heiterkeit,
Des Augenblicks Bedeutung nicht empfinden könnt.
Dagegen fühlet dieser Mann nur allzu gut,
Daß in der Welt nur wenig zur Befriedigung
Des weisen Mannes eigentlich gereichen kann.*)
Griesgram wird er daher genannt. Er muß fürwahr,
Wie ich es selbst gestehe, der verflauten Welt
Und des gestirnten Himmels Hochzierschmuck
Mit ganz besondern, wunderlichen Farben sehn,
Die Sonne roth, die Frühlingsblätter braun und kalb,
So sagt er wenigstens, und scheint gewiß zu sein,
Daß das Gewölb des Himmels nächstens brechen wird.
Doch Dieser, den man Haberecht mit Recht genannt,
Ist seiner tiefbegründeten Unfehlbarkeit
So ganz gewiß, daß er mir nie das letzte Wort,
Ob ich gleich Herr und Meister bin, gelassen hat.
So dienet er zur Uebung mir der Redekunst.
Der Lunge, ja der Galle, das gesteh' ich gern.

Neoterpe. Nein, ich werd' es nie vermögen,
Diese wunderlichen Fratzen
An der Seite des Verwandten
Mit Vertrauen anzusehn!

Paläophron. Könnt' ich irgend einem Freunde
Meine würdigen Begleiter
Auf ein Stündchen überlassen,
Thät' ich es von Herzen gern!

Neoterpe. Wüßt' ich meine kleinen Schätze
Irgend Jemand zu vertrauen,
Der mir sie spazieren führte,
Mir geschäh' ein großer Dienst!

Paläophron.
Mein lieber Griesgram, was ich Dir bisher verschwieg,
Entdeck' ich nun, so sehr es Dich verdrießen muß.
Durch Stadt und Vorstadt zieht ein frecher Mann und lehrt
Und ruft: „Ihr Bürger, merket auf mein wahres Wort!
Die Thätigkeit ist, was den Menschen glücklich macht,
Die, erst das Gute schaffend, bald ein Uebel selbst
Durch göttlich wirkende Gewalt in Gutes kehrt.

*) Erinnernd an Salomo's Wort „Alles ist eitel", gegen welches Goethe in vielen Schriften, namentlich in „Dichtung und Wahrheit" (Buch 14) polemisirt.

Drum auf bei Zeiten Morgens! Ja, und findet Ihr,
Was gestern Ihr gebaut, schon wieder eingestürzt,
Ameisen gleich*) nur frisch die Trümmern aufgeräumt
Und neuen Plan ersonnen, Mittel neu erdacht!
So werdet Ihr, und wenn aus ihren Fugen selbst
Die Welt geschoben in sich selbst zertrümmerte,
Sie wieder bauen, einer Ewigkeit zur Lust."
So spricht er thöricht und erreget mir das Volk;
Und Niemand sitzt mir an der Straße mehr und klagt,
Und Niemand steckt in einem Winkel jammervoll.
Ich brauche nicht hinzuzusetzen: eile hin
Und steure diesem Unheil, wenn es möglich ist!

(Griesgram ab.)

Dich aber, edler Haberecht, beleidigt man
Noch ärger fast; denn in den Hallen an dem Markt
Läßt sich ein Fremder hören, welcher schwört,
Es habe grade Haberecht darum kein Recht,
Weil er es immer haben und behalten will.
Es habe Niemand Recht, als wer den Widerspruch
Mit Geist zu lösen, Andre zu verstehen weiß,
Wenn er auch gleich von Andern nicht verstanden wird.
Dergleichen ketzerische Reden führet er —

(Haberecht eilig ab.)

Du eilest fort, zu kämpfen? Ich erkenne Dich!
Neoterpe. Du hast die beiden wilden Männer fortgeschickt;
Um meinetwillen, merk' ich wol, ist es geschehn.
Das zeiget gute Neigung an, und ich fürwahr
Bin auch geneigt, die kleinen Wesen hier, die Dir
Verdrießlich sind, hinwegzuschicken, wenn ich nur
Auch sicher wäre, daß Gefahr und Noth sie nicht
Ergreifen kann, wenn sie allein im Volke gehn.

Paläophron.

Kommt nur! Ich geb' Euch Beiden sicheres Geleit.

(Die Kinder treten aus dem Asyl vor den Alten.)

Geht nur, Ihr Kinder, doch erfüllet mein Gesetz,
Das ich Euch wohlbedächtig gebe, ganz genau!
Gelbschnabel soll dem Griesgram, wie der Naseweis

*) „Gehe hin zur Ameise, Fauler!" (Sprüche Salom., 6, 6.) Dem Preise der Alles überwindenden Thätigkeit ist, wie die obige schöne Stelle, so auch Goethe's Festspiel vom Jahre 1807 fast ausschließlich gewidmet.

Dem Haberecht beſtändig aus dem Wege gehn;
So wird es Friede bleiben in der edlen Stadt.

(Die Kinder gehen ab.)

Neoterpe (die aus dem Aſyl tritt und ſich neben den Alten auf die Mauer ſetzt). Ich ſteige ſicher nun heraus
Und komme Dir vertraulich nah.
O, ſieh mich an und ſage mir:
Iſt möglich die Veränderung?
Du ſcheineſt mir ein jüngerer,
Ein rüſtig friſcher Mann zu ſein.
Der Kranz von Roſen meines Haupts,
Er kleidete fürwahr Dich auch.

Paläophron. Ich ſelber fühle rüſtiger
In meinem tiefen Buſen mich;
Und wie Du mir ſo nahe biſt,
So ſtellſt Du ein geſittetes
Und lieblich ernſtes Weſen dar.
Den Bürgerkranz auf meinem Haupt,
Von dichtem Eichenlaub gedrängt,
Auf Deiner Stirne ſah' ich ihn,
Auf Deinen Locken wonnevoll.

Neoterpe. Verſuchen wir's und wechſeln gleich
Die Kränze, die mit Eigenſinn
Ausſchließend wir uns angemaßt!
Den meinen nehm' ich gleich herab.

(Sie nimmt die Roſenkrone herunter.)

Paläophron (der den Eichenkranz herabnimmt).
Und ich den meinen ebenfalls,
Und mit des Kranzes Wechſelſchers
Sei zwiſchen uns ein ew'ger Bund
Geſchloſſen, der die Stadt beglückt!

(Er ſetzt ihr den Eichenkranz auf.)

Neoterpe. Des Eichenkranzes Würde ſoll
Mir immer ſagen, daß ich nicht
Der edlen Mühe ſchonen darf,
Ihn zu verdienen jeden Tag.

(Sie ſetzt ihm die Roſenkrone aufs Haupt.)

Paläophron. Der Roſenkrone Munterkeit
Soll mich erinnern, daß auch mir
Im Lebensgarten, wie vordem,
Noch manche holde Zierde blüht.

Neoterpe (indem sie aufsteht und vortritt).*)
Das Alter ehr' ich; denn es hat für mich gelebt.
Paläophron (indem er aufsteht und vortritt).
Die Jugend schätz' ich, die für mich nun leben soll.
Neoterpe. Hast Du Geduld, wenn Alles langsam reifen wird?
Paläophron.
Von grüner Frucht am Baume hoff' ich Süßigkeit.
Neoterpe. Aus harter Schale sei der süße Kern für mich!
Paläophron. Von meiner Habe mitzutheilen, sei mir Pflicht!
Neoterpe. Gern will ich sammeln, daß ich einst auch geben kann.
Paläophron. Gut ist der Vorsatz, aber die Erfüllung schwer.
Neoterpe. Ein edles Beispiel macht die schweren Thaten leicht.
Paläophron. Ich sehe deutlich, wen Du mir bezeichnen willst.
Neoterpe.
Was wir zu thun versprechen, hat Sie längst gethan.
Paläophron.
Und unsern Bund hat Sie begründet in der Stadt.
Neoterpe. Ich nehme diesen Kranz herab und reich' ihn Ihr.
Paläophron. Und ich den meinen.
(Sie nehmen die Kränze herunter und halten sie vor sich hin.)
Neoterpe.
Lange lebe, Würdige!
Paläophron. Und fröhlich lebe, wie die Rose Dir es winkt!
Neoterpe. „Sie lebe!" rufe jeder wahre Bürger mit!

---

*) Der Schluß, den Franz Tingelstedt für die Weimarischen Septembersfeste 1857 dem Stücke neu hinzufügte, lautete von hier an, einer gütigen Mittheilung des Theater-Intendanten, Kammerherrn Freih. v. Loen zufolge, wie nachstehend:

Neot. (aufstehend). So wäre unsrer Kränze heitrer Tausch vollbracht.
Pal. (aufstehend). Ein Spiel und Sinnbild, passend für den heut'gen Tag.
Neot. Mir sagt mein Innres deutlich, was Du sagen willst.
Pal. Hier finden sich Vergangenheit und Gegenwart.
Neot. Sie blicken in die Zukunft froher Hoffnung voll.
Pal. Die alte Zeit ward heute hoch und reich geehrt.
Neot. Sich selbst nur ehrt die neue, wenn sie Solches that.
Pal. Wir theilen, statt um ihn zu hadern, nun den Ruhm.
Neot. (indem sie ihm die Hand bietet; Beide vortretend).
Und schreiten unzertrennlich in die Ferne fort.
Pal. Lang' lebe neue Zeit!
Neot. Die alte lebe hoch!
Beide. „Sie leben beide!" rufen alle Gäste mit!
(Indem sie sich Hand in Hand zum Abgang wenden, fällt der Vorhang.)

An derselben Stelle ist auch der Schluß anzufügen, den Goethe noch im Jahre 1819 neu hinzudichtete (s. nachstehend unter den „Theaterfesten").

Was wir bringen.

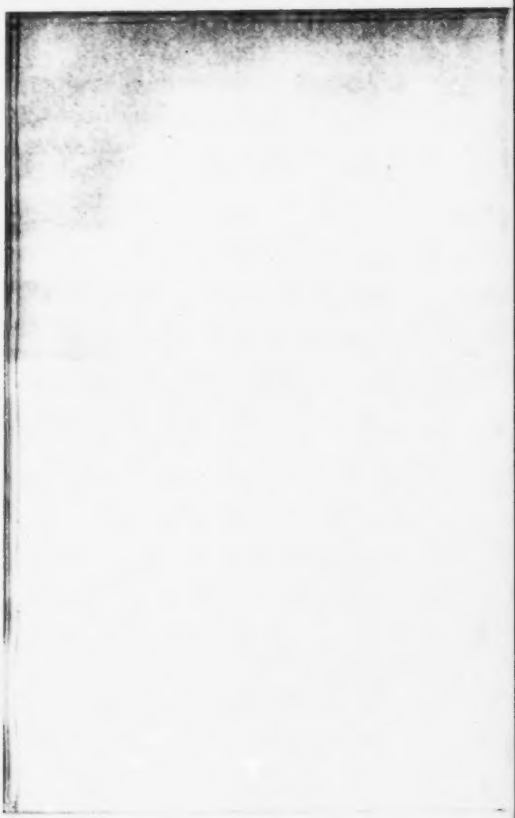

Vorbemerkung des Herausgebers.

Wenn Goethe den Weimarischen Gelegenheitsstücken nachrühmte, daß sie das Nahe aus einer größeren Ferne dargestellt hätten, so möchte dies von „Was wir bringen“*) wol am Wenigsten gelten. Denn dies Vorspiel giebt die allernächsten thatsächlichen Beziehungen, welche es hervorriefen, in voller Unmittelbarkeit wieder; aber nur Dem, der im Stande ist, sich jene Beziehungen lebhaft zu vergegenwärtigen, tritt es in seiner ganzen heitren Frische und Lieblichkeit entgegen.

Das Vorspiel beruht auf sehr bestimmten Zeit- und Orts-Verhältnissen. Mit dem Namen des bei Merseburg belegenen und, wie dieses, damals noch kursächsischen Badeorts Lauchstedt verband sich für die Zeitgenossen ein besondrer Zauber, die Vorstellung eines poetischen, heitern und geselligbewegten Lebens. Eine muntre Sozietät vereinigte sich hier jeden Sommer aus der thüringischen, sächsischen und preußischen Nachbarschaft. Goethe's Theater, welches dort seit dem Sommer 1791 Vorstellungen gab, bildete den Mittelpunkt dieses gesellschaftlichen Lebens, mit welchem es kam und ging. Schon die Reise dorthin und dann der Aufenthalt selbst waren für die Schauspieler eine ersehnte Zeit der Ungebundenheit und der Muße; neue Stücke

*) Der Titel ist ähnlich gebildet wie die Titel der Shakespeareschen Lustspiele: „Was Ihr wollt“ und „Wie es Euch gefällt“.

wurden nicht einstudirt, und die Vorstellungen der alten bildeten eine Reihe ununterbrochener Triumphe, welche um so höher anzuschlagen waren, als die Zuschauer fast nur den gebildeteren Klassen angehörten. Besonders auf das nahe Halle übte Lauchstedt mit seiner Sommerbühne eine große Anziehungskraft. Die Blüthe der Universität fiel in dem 1806 zu Ende gehenden Lustrum mit der Blüthe des Lauchstedter Bades und der des Weimarischen Theaters genau zusammen. Die große Kulturbedeutung, welche das letztere, als eine Verkörperung der Goethe-Schiller'schen Kunstideen, für Jena fortdauernd besaß, gewann es während der Sommermonate auch für Halle, und so gehörte Lauchstedt zu dem Anregendsten, was die dortige Universität, die besuchteste Deutschlands, den Lehrern und Studirenden darbot. Hier berührte sich der Staat Friedrich's des Großen mit dem neuen geistigen Großstaat. Wer in jenen Jahren zu Halle studirt, — und fast ganz Norddeutschland studirte dort, namentlich der Nordosten, — zehrte Zeit seines Lebens an den hier empfangenen Anregungen.*) Ihm war die Weihe der neuen Zeit zu Theil geworden. Hier trafen die Hallischen Größen, F. A. Wolf, Reil, Schmalz, Reichardt, Niemeyer, nebst den Jüngern, Schleiermacher, Steffens, mit Goethe und Schiller persönlich zusammen, welche

*) Vergl. H. Anschütz: „Erinnerungen aus dem Leben". Wien 1806. Anschütz empfing in Lauchstedt die für seine Kunst entscheidendsten Eindrücke; Varnhagen von Ense, Denkwürdigkeiten, 1871, Bd. I. S. 342 (er schildert Lauchstedt den „lieblichen" Badeort: „Die schattenreichen breiten Anlagen, einladende Gebäude und bunte regsame Gesellschaft überraschten uns wie eine erquickliche Oase." „Das kleine Haus konnte in der That ein Musentempel dünken, in welchem Sinn, Anstand und Zusammenstimmung des Oertlichen wie des Spiels den Mangel reicher Mittel völlig vergessen machten"); Lothholz: „Weimar und Lauchstedt" im Weim. Sonntagsbl. (1856 No. 10); Goethe, im Prolog von 1811 (Theaterreden, No. 11, Vers 7 bis 15).

ihrerſeits von da aus nach Halle hinübergingen. Aber auch Leipzig, Merſeburg und andre Nachbarſtädte traten in dieſen Verkehr mit ein.

Der Einfluß war ein gegenſeitiger. Das zum Theil aus hochgebildeten Elementen beſtehende Publikum gab einen Prüfſtein ab für die Leiſtungen des Goethiſchen Theaters, welches ſeinerſeits neue Impulſe empfing. Schauſpieler und Zuſchauer ſtanden in geiſtiger Wechſelwirkung und im Verhältniſſe gegenſeitiger Dankbarkeit.

Die Theater-Vorſtellungen hatten bis 1801 in dem denkbar ſchlechteſten und engſten Raume, einem zum Theater nothdürftig eingerichteten Schuppen, von den Studenten die „Schafhütte“ genannt, ſtattgefunden. Ein andres Lokal war längſt nothwendig.*) Aber erſt im Jahre 1802 erlangte Goethe die für ihn als Vorſtand eines fremden fürſtlichen Theaters ſchwierige Erlaubniß, in Lauchſtedt, auf kurſächſiſchem Boden, auf Koſten ſeines Herzogs ein neues Schauſpielhaus zu errichten.**) Am 26. Juni ſollten die Aufführungen beginnen. Noch im März ſchwammen die Bretter und Balken zu dem Neubau die Saale bei Jena hinunter, und zu Anfang Juni ſtand weder das Gebäude, in dem geſpielt, noch war das Stück angefangen, mit wel-

*) Der Regiſſeur Becker ſchrieb ſchon 1799: „Unſer Theater hier in Lauchſtedt iſt ſo übel beſchaffen, daß es ſowol auf dem Theater als auf dem Platz der Zuſchauer einregnet, und in unſrer Mannsgarderobe können wir gar nicht mehr bleiben, wenn es regnet. Wenn kein neues Haus gebaut werden wird, ſo wird zum künftigen Jahr dieſes neu gedeckt werden müſſen. Die Studenten nennen es nur eine „Schafhütte“; drum fällt auch die Achtung weg, auf die wir Anſpruch machen können, weil wir in einem ſo elenden Hauſe ſpielen, in dem ſich nichts gut ausnimmt“ u. ſ. w. (Vacquez, a. a. O., II. S. 160).

**) Vergl. den Aufſatz von Ludekus: „Goethe und das Theater in Lauchſtedt“ in: „Ein Stück aus Goethes Leben“, S. 38.

chem das Spiel eröffnet werden sollte. Erst in der zweiten Woche des Juni gab Goethe das Vorspiel, mit Ausnahme des Schlusses, in der Jenaischen Einsamkeit zu Papier, sich mit Gewalt zur Arbeit zwingend, so daß er es vom 14. an schon in Weimar einstudiren lassen konnte. Dann in Lauchstedt fügte er die Schlußstanzen hinzu, und obwol am Sonnabend den 26. Juni Morgens in dem neuen Hause noch gesägt und gehämmert wurde, so konnte doch an dem Abende desselben Tages das Vorspiel, welchem Mozart's Oper „Titus" folgte, glücklich von Stapel laufen. Unter den Zuschauern befanden sich F. A. Wolf, Reichardt, A. W. Schlegel, Schelling, Hegel und Frommann.*)

Auf das Glücklichste ist in dem Vorspiel der Neubau des Theatergebäudes verglichen mit der Erhebung des deutschen Theaters aus der niedrigen Sphäre der bürgerlichen Komödie zum höhern Drama und zur Tragödie, aus der Prosa zur Poesie, von der Natur zur Kunst. Diese Gegensätze und den Uebergang von einem zum andern, welchen Weg vorzüglich das Weimarische Theater unter Goethe's Leitung zurückgelegt hatte, sollte das Vorspiel in den verschiedensten Nüancen sinnlich vor Augen führen. Auch dies Stück ist, wie „Paläophron und Neoterpe", ein Spiegel der alten und der neuen Zeit, und auch hier ist die alte Zeit mit besondrer Liebe behandelt, nicht als überwunden und verwerflich, sondern als Ausgangspunkt zu Höherem.**) Denn die Gattungen vom deutschen Familienstück bis zur antiken Tragödie, von Gemmingen (Hausvater), Iffland

*) Goethe an Schiller, den 9. März, den 8. und 13. Juni 1802 (Briefw., No. 849, 862 und 864); Weber, Gesch. des Weim. Theaters, S. 76.

**) Nicht dies Nymphe, auch Pallas (Auftritt 9) lobt das alte Haus.

und Kotzebue bis zu Schiller, Shakespeare und Aeschylos bilden den weiten Kreis, welchen die deutsche Schauspielkunst durchlaufen sollte, und schließen eben ein, was das Festspiel seinen Gästen „darzubringen“ versprach.

Den Fortschritt der Kunst von den niedrigsten zu den höchsten Stufen hat Goethe im Vorspiel nicht allein allegorisch geschildert, sondern das Stück selbst aus Theilen zusammengesetzt, in welchen jene Gegensätze verkörpert sind, und so die höhere Poesie vor den Augen der Zuschauer aus der Prosa und Natürlichkeit hervorgehen lassen.*) Mit diesem Verfahren konnte Schiller sich nicht befreunden. Er fand den Dialog „platt“, und die poetischen Bestandtheile des Stücks schienen ihm wie „Sterne auf einen Bettlermantel gestickt“.**)

Es ist nicht zu verwundern, daß Schiller, der gleichsam zur äußersten Linken in der Goethischen Reihe gehörte und eben im Begriffe stand, durch seine „Braut von Messina“ „den theatralischen Boden“, nach Goethe's Worten, wiederum „zu etwas Höherem einzuweihen“,***) dem untergeordneten Prosastück nicht gerecht ward. Sein Vorwurf wäre zutreffend, wenn die platte Manier, gegen welche beide Dichter so viel Pfeile abgeschossen, und welche Goethe im Herzen vielleicht noch tiefer verachtete als Schiller selbst, als solche aufs Theater gebracht wäre. Es hätte dies nur in Aristophanischer Weise geschehen können oder als Parodie, nach Art der Tieck'schen dramatisirten Märchen. In unserm Stück waltet zwar ein durchgehend scherzhafter, nicht aber

*) Dies entwickelte sich erst bei der Ausarbeitung des Stücks, welches anfangs ganz in Prosa verfaßt werden sollte (Goethe an Schiller, No. 862).

**) Schiller an Körner, den 15. November 1802 (Briefw. IV. S. 301).

***) Schiller an Körner, den 28. März 1803 (a. a. O., S. 321).

ein eigentlich parodistischer Ton. Aber Goethe war deswegen mit dem prosaischen ersten Theile im Rechte, weil er hier die niedrige Sphäre in ihrer poetischen Eigenthümlichkeit darstellte, indem er sie idyllisch behandelte. Er giebt uns Märten und Marthe nicht als die Alltagsfiguren des gleichzeitigen Familiendrama's, geschweige mit Iffland's moralischen Tendenzen, sondern als idyllische Alte, als Philemon und Baucis. Goethe's Intention erforderte es, den „Bettlermantel", an dem Schiller Anstoß nahm, neben den Sternmantel der Poesie aufzuhängen und jeden in seiner Art zu ehren. Nur Das möchte von dem Schiller'schen Tadel bestehen bleiben, daß die erste Hälfte, bei der improvisirten Ausführung, etwas zu lang ausgefallen ist und das Idyllische sich oft zu sehr in behagliche Breite verliert, wodurch namentlich die Geschwätzigkeit der Marthe lästig wird. Aber wollte Goethe damit dem Zeitgeschmacke auch nicht nachgeben, so lag es doch in seiner Absicht und in dem Zwecke des ganzen Stücks, die Eigenschaften der Schauspieler, denen sämmtlich die Rollen auf den Leib geschrieben waren, sich in ihrer Eigenthümlichkeit entfalten zu lassen, und hierzu sollten auch besonders die rühmlichen Darsteller der beiden Alten Gelegenheit finden. Durch ihre endliche Enthüllung als Philemon und Baucis wurde, außer der humoristischen Wirkung, ihre Assimilirung an die übrigen Figuren erreicht und der anfänglich bunte Eindruck der Verbindung antik-allegorischer Gestalten mit modernen wieder aufgehoben. Das Stück beruht zugleich wesentlich auf dem stets wirkungsvollen dramatischen Kunstgriff der Wiedereinführung von den Zuschauern aus andern Stücken bereits bekannten komischen Figuren. Merkur bewirkt dies Wunder als Seelenführer, als der Gott, mit dessen Hilfe

die Schauspieler sich bald in diese, bald in jene Person zu versetzen vermögen, eine äußerst sinnvolle Anwendung der antiken Mythologie.

Die Bestimmung unsres Vorspiels für das Publikum des idyllisch ländlichen, „lieblichen" Badeorts verlieh Goethe's Arbeit, obschon er das Juvenal'sche facit indignatio versum auf sich anwandte,*) den heitern und lebhaft natürlichen Ton seiner frühern Zeit, so daß man wol an die Produktionen für das ehemalige Liebhaber-Theater erinnert wird. Alles ist ansprechend, warm und gefällig, und die wohllautenden Verse erscheinen fließender und ungezwungener als die seiner andern Dichtungen jener Zeit. Man vergleiche damit z. B. die gemessene Haltung in der Sprache der ganz gleichzeitigen „natürlichen Tochter".

Das Stück erreichte vollkommen seinen Zweck und gefiel in Lauchstedt und später in Weimar außerordentlich.**) Knebel's Urtheil***) möchte durch die Freundschaft bestochen erscheinen, Solger's nachstehende Aeußerung dagegen keinen Widerspruch erfahren: „Was wir bringen mag man klein und unbedeutend nennen; mir ist es sehr werth. Es ist so durch und durch Goethisch. Eine Allegorie zwar, aber

*) An Schiller, den 8. Juni 1802 (Briefw., No. 862).

**) Goethe an Schiller, den 28. Juni 1802 (Briefw., No. 867): „Das Wetter begünstigte uns, und das Vorspiel hat Glück gemacht"; Reichardt's Berichte über die erste Aufführung in der „Zeitung für die elegante Welt", 1802 No. 84, 86 und 102; Ed. Genast: „Aus dem Tagebuche eines alten Schauspielers", I. S. 180; Brief von Goethe's Frau an Nik. Meyer (No. 2. in „Freundschaftliche Briefe" ꝛc. S. 69.) und Brief des Herzogs Karl August an Goethe vom 1. August 1802 (Briefw., No. 886).

***) Knebel nennt es „ein durchdachtes Werk des Meisters, mit vielem Glück und Humor ersonnen und den Umständen angefügt; — ganz zu einem gefällig überraschenden und bezaubernden Eindruck gebildet" (an Goethe, den 22. Dezember 1802. Briefw., I. 960).

eine offne und zugängliche, die mitten unter uns gesellschaftlich und verständlich ist. Diese heitre Menschlichkeit ist darum nicht minder der Widerschein innrer Größe. Goethe ist ein Jupiter mansuetus. Darum suchen aber die Leute so oft nach etwas hinter ihm, und die leicht verständliche Allegorie erscheint ihnen nicht tief genug."

Und doch durchdringen auch dies Vorspiel die höchsten Kunstprinzipien Goethe's: Verwerfung platter Natürlichkeit, Forderung einer Kunst, welche nicht die Natur kopirt, sondern als eine höhere Natur nach ihren eignen Gesetzen verfährt, und stete Steigerung der Form und des Gehalts. Der ideelle Kern unseres Stücks besteht in den darin verkörperten Ansichten der „Propyläen" vom Verhältnisse der Natur zur Kunst, welche sich in dem schönen Sonnette der Nymphe zu klassischem Ausdrucke krystallisiren, zur höchsten Sphäre erheben und zugleich ihre tiefere sittliche Grundlage in dem Schlußverse offenbaren:

„Und das Gesetz nur kann uns Freiheit geben.""*)

*) Welchen Werth Goethe noch später auf dieses Stück legte und wie gern er sich jener Zeit erinnerte, geht aus seinen eigenen Worten hervor: „Es that eine liebliche Wirkung, und lange Jahre erinnerte sich mancher Freund, der uns dort besuchte, jener hochgesteigerten Kunstgenüsse" („Annalen" vom Jahre 1802); und: „Zugleich erfasst' ich ihn, das Vorspiel Was wir bringen unmittelbar darauf zu lesen, und jene Zeit wird vor ihm lebendig aufgehen, besonders wenn er, was wol möglich wäre, jener Vorstellung persönlich beigewohnt hätte" (Werke, Bd. XXXII, S. 418, in der Ausg. von 1840).

Was wir bringen.

Vorspiel

bei Eröffnung des neuen Schauspielhauses zu Lauchstedt

am 26. Juni 1802.

Personen.*)

Vater Märten.
Mutter Marthe.
Nymphe.
Phone.
Pathos.
Reisender.
Zwei Knaben.

---

*) Den Märten gab der Schauspieler Malkolmi, Vater von Amalia Wolff, von Goethe „der Unvergeßliche" genannt, das Faktotum des Theaters (s. Auftritt 18 unsers Vorspiels), am Ausgezeichnetsten im Fache der humoristischen Alten, besonders als Oberförster in Iffland's „Jägern", in welcher Rolle er bereits im Jahre 1788 in Weimar debütirt hatte; er trat mit Goethe in das Hoftheater ein und verließ es auch mit ihm (s. E. Pasque: „Goethe's Theaterleitung in Weimar". 1863, II. S. 211 f.). Marthe gab Frau Beck, von 1793 bis 1823 beim Hoftheater, vorzüglich als Mutter in Iffland'schen und Kotzebue'schen Stücken, die Oberförsterin in den „Jägern" (s. a. O., I. 106). Nymphe gab Fräulein Maas, eben erst neu engagirt, nach Schiller's Ausdruck „so recht aus dem Schooß der Sentimentalität heraufgestiegen" (an Goethe, Briefw., Nr. 841), daher wie geschaffen für die Rolle der naiv-sentimentalen Nymphe; Phone gab die berühmte Karoline Jagemann, spätere Frau von Heygendorf, die Geliebte des Herzogs, ausgezeichnet als Sängerin wie als Schauspielerin; Pathos gab Amalia Malkolmi, des Obengenannten jüngste Tochter, damals erst 18 Jahr alt, spätere Frau Wolff (s. Goethe's Gedicht an sie, Werke III, S. 331, und „Dilettant und Künstler", daf. S. 163); endlich den Reisenden (Merkur) Becker (Bentonim für v. Blumenthal), Regisseur des Theaters (Wagner), einer der vorzüglichsten Schüler Goethe's, von 1791 bis 1806 beim Hoftheater angestellt, seit 1792 Wittwer der als „Euphrosyne" von Goethe besungenen Christiane Neumann (s. Pasque, a. a. O., II. S. 164).

Bauernstube.

An der rechten Seite niedriger Herd, mit gelindem Feuer und einigen Töpfen; an der linken Seite hölzerner Tisch und Stuhl. An der Höhe, gleich unter der Decke, ein Tertich aufgehängt.

Erster Auftritt.

Vater Märten. Mutter Marthe. (Beide in ländlichen Bauernkleidern.)

Vater (geht in Gedanken, einigermaßen bewegt, auf und ab).

Mutter (hausmütterlich geschäftig, hin und wieder. Sie breitet eine Serviette auf den Tisch, nimmt vom Herde einen Napf, trägt ihn auf, legt einen Löffel dazu und spricht indessen). Setze Dich doch, lieber Alter, setze Dich ruhig hin, genieße Dein Frühstück mit Gelassenheit! Nun, was soll denn das schon wieder? Sage nur, was hast Du? Alle diese Tage her bist Du nachdenklich, gehst auf und ab, sprichst wenig, bist zerstreut. Hast Du was auf dem Herzen? Heraus damit! Wie kannst Du mir's verschweigen?

Vater. Es giebt in der Welt so Mancherlei zu bedenken.

Mutter. Ja freilich, zu bedenken und zu bethun. Frühstücke jetzt in Ruhe! Dann hinaus aufs Feld, sieh zu, wie sich die Früchte erholt haben, und bringe mir gute Nachricht! Für mich giebt's zu Hause genug zu schaffen, im Stalle, in der Scheune, auf dem Boden, im Keller, in der Küche. Und das Gesinde mag sein, wie es will, wenn die Frau nicht hinten und vorne ist, so kommt doch nichts zu Stande. Laß Dir die Suppe schmecken, setze Dich! (Sie nöthigt ihn, zu sitzen.) Daß sie nicht kalt wird! Hier ist der Löffel, hier! (Sie nöthigt ihn, zu essen.)

Vater. Nun, nun, nur nicht zu hastig! Ich will das Maul schon finden.

Mutter (im Hinausgehen bei Seite). Ich begreife nicht, was er haben mag. Er scheint mir schon seit einigen Tagen ganz verändert. Seine Pfeife schmeckt ihm nicht mehr, und er lebt mir nicht mehr zu Willen. Was kann das heißen? Das muß heraus, und zwar je eher je lieber.

Zweiter Auftritt.

Vater Märten allein.

(Er steht auf und sieht sich behutsam um, ob die Frau weg ist.) Sie ist fort, nun bin ich auf eine Weile sicher. Geschwind ans Werk! Noch einmal durchgemessen, ob wol auch Alles, wie wir's zugelegt haben, auf die Stelle paßt. (Er holt einen etwa sechsfüßigen Maaßstab und mißt, erst aus der Tiefe des Theaters hervor.) Sechs und hernach wieder Vier, sodann Acht und wieder Sechs! Ganz richtig! (Er ist indessen ins Proscenium gekommen.) Wie wird sie sich wundern, wenn sie erfährt, daß ich das alte Haus wegreiße, daß ich ein neues baue, daß Alles schon parat ist!

Dritter Auftritt.

Vater Märten. Mutter Marthe.

Mutter (tritt geschäftig herein, wie Jemand, der etwas verloren oder vergessen hat; sie stutzt, indem sie die Handlung ihres Mannes gewahr wird, und kommt langsam hervor).

Vater (mißt indeß von der linken Seite des Proscениums gegen die rechte). Vier und dann Sechs und wieder Sechs! (Indem er den Maaßstab umschlagen will, trifft er seine Frau, die eben dazwischen tritt.)

Mutter (den Schlag parirend und den Maaßstab auffassend). Halt! Nicht so eifrig!

Vater (einigermaßen verlegen). Ei sieh! Bist Du auch da?

Mutter. Um noch in meinen alten Tagen Schläge zu kriegen.

Vater (verdrießlich humoristisch). Warum gehst Du nicht aus dem Wege, wenn gemessen wird?

Mutter. Was wird gemessen?

Vater (der sich gefaßt hat). Siehst Du nicht? Dieser Fußboden, dieses Zimmer, dieses Haus.

Mutter. Und wozu solche Umstände?

Vater (nach einer Pause). Da es nun einmal nicht länger zu verheimlichen ist, da Du mich belauscht hast, so mag's denn auch heraus. Kurz und gut, ich baue!

Mutter. Doch wol Schlösser in die Luft, wie schon öfters.

Vater. Nein, nein, im Ernste. Dieses unser Haus baue ich ganz neu von Grund auf, und ehe ein paar Tage vergehen, reiße ich das alte auf der Stelle nieder.

Mutter. Das ist eine Grille, die Dir schon oft gekommen und oft vergangen ist.

Vater. Diesmal soll sie ausgeführt werden.

Mutter. In Deinen alten Tagen.

Vater. Eben, wenn man alt ist, muß man zeigen, daß man noch Lust zu leben hat. Mache Dich gefaßt! Räume auf! Räume aus! Richte Dich ein! Nächstens wirst Du da droben die Schindeln krachen hören.

Mutter. Ach, Du lieber Gott! Was soll das heißen? Du bist ja ganz verändert, Männchen. Seyn nahmst Du doch vernünftige Vorstellungen an; jetzt willst Du Deiner guten Frau das Haus überm Kopfe zusammenreißen.

Vater. Ueberm Kopfe nicht, Du darfst nur hinausgehen.

Mutter. Meine schönen Gefäße werden mir zerschlagen und verbeult.

Vater. Die trägst Du zur Nachbarin.

Mutter. Und meine Kleider!

Vater. Die giebst Du der Frau Pfarrin aufzuheben.

Mutter. Meine Tische, Stühle und Betten!

Vater. Die stellen wir in die Scheune, bis Alles wieder fertig ist.

Mutter. Und mein Herd, an dem ich schon dreißig Jahre koche!

Vater. Der wird weggerissen; dafür baue ich Dir eine eigne Küche, in der Du wieder dreißig Jahre kochen kannst.

Mutter. Das werde ich nie gewohnt werden.

Vater. Zur Bequemlichkeit gewöhnt man sich doch auch. Aber daß mir durch das alte, morsche Dach Schnee und Regen*) auf der Nase tanzen soll, daran kann ich mich nicht gewöhnen.

Mutter. Laß es ausflicken!

Vater. Es muß ganz herunter. Hängt doch da droben noch der Teppich, den wir neulich aufbinden mußten, als uns der Schnee im Bett zu besuchen kam.

Mutter. Das geht vorüber.

Vater. Der Staub auch und die Unlust, die Du vom Bauen haben wirst.

Mutter. Soll es denn wirklich wahr werden? Läßt Du Dir denn gar nicht zureden?

Vater. Laß Dir nur auch einmal zureden, dann ist Alles gut. Unser Haus liegt an der Straße, wo so viele Leute vorbeifahren, wo so Mancher einkehrt, und nun soll ich bis an mein Ende die Demüthigung erdulden, daß die Reisenden auswendig spotten und die Gäste inwendig klagen.

*) Man vergleiche die oben S. 35, Note 1, angeführte Stelle von dem Einregnen des alten Lauchstedter Theaters, der „Schaubühne".

Mutter. Haben sie doch das Essen gelobt.

Vater. Aber die Wohnung gescholten.

Mutter. Den Kaffee gepriesen.

Vater. Und auf die niedrigen Thüren geflucht.

Mutter. Die Betten gut gefunden.

Vater. Und einen bequemen Sitz entbehrt. Nur Geduld! Was wir Gutes hatten, werden wir behalten, und was uns fehlte, muß sich finden. Gestehe ich Dir's also nur: mit dem Gevatter Maurer, mit dem Vetter Zimmermann ist schon Abrede genommen.

Mutter. Eine Verschwörung unter den Männern! Ihr saubern Zeisige!

Vater. Die Steine, die da draußen angefahren sind und zugehauen werden —

Mutter. Ich will nicht hoffen!

Vater. Die Zulage, an der sie eben arbeiten —

Mutter. Ist's möglich! Welche Treulosigkeit!

Vater. Gehören zu unserm Hause, sind unser Haus, wie es nächstens dasteben wird.

Mutter. Und Ihr macht mir weis, das Amt lasse neue Scheunen bauen!

Vater. Das mußt Du verzeihen.

Mutter. Und Ihr habt mich zum Besten!

Vater. Freilich, zu Deinem Besten geschieht's.

Mutter. Nein, das ist zu arg! Hinter meinem Rücken! Ohne mein Wissen und Willen!

Vater. Beruhige Dich!

Mutter. Das schöne alte Gebälke, noch von meinem Urgroßvater her!

Vater. Schön war's zu seiner Zeit, jetzt ist es überall wurmstichig.

Mutter. Das soll ich Alles vor meinen Augen niederreißen sehen.

Vater. Thue die Augen zu, bis es herunter ist! Sieh nicht hin, bis das neue droben steht! Dann sollst Du schon Deine Freude haben. Eine schlechte Wohnung macht brave Leute verächtlich. Gut gesessen ist halb gegessen, und wenn Du künftig Deinen Gästen in bessern Zimmern, auf bequemern Sitzen Deine guten Speisen auftischest, so werden sie ihnen gewiß besser schmecken als bisher.

Mutter. Ich glaube es kaum! Sie werden im bessern Haus auch bessere Tafel erwarten.

Vater. Nun, das ist auch kein Unglück. Da raffinirt man, man lernt was, man geht mit der Zeit.

Mutter. Die Zeit läuft gar zu geschwind für meine alten Beine.

Vater. Wir spannen vor.

Mutter. Nein, ich kenne Dich ganz und gar nicht. Ein böser Geist hat Dich verblendet. Mit rechten Dingen geht's nicht zu. (Sich setzend.) Mir ist's in alle Glieder geschlagen, ich kann nicht von der Stelle.

Vater (der indessen durchs Fenster gesehen). Da sieh nur einmal die schwer bepackte Kutsche mit sechs Pferden! Wahrscheinlich was Vornehmes. Ich schäme mich zu Tode, wenn sie bei uns einkehren.

Mutter (aufspringend). Laß sie nur kommen! Ist das Haus schlecht, so ist es doch reinlich, und über die Bedienung sollen sie sich nicht beklagen. Ich habe noch allerlei Vorrath! Geschwinde, geschwinde soll ein Essen parat stehen.

Vater. Sieh nur! Ein paar artige kleine Knaben sitzen auf dem Bocke, der eine springt herunter, die Kutsche fährt langsam, er kommt aufs Haus zu. Das ist ein Springinsfeld! Da ist er schon.

Vierter Auftritt.

Die Vorigen. Erster Knabe.

Erster Knabe. Kann man hier unterkommen?

Mutter. O ja, mein Sohn.

Erster Knabe. Meine Herrschaften möchten sich hier ein Stündchen aufhalten.

Mutter. Sie sollen uns nur die Ehre erzeigen, hereinzutreten. Es wird sich schon was zu ihrer Bewirthung finden.

Erster Knabe. O, dafür seid unbesorgt; sie führen Alles mit sich, was sie brauchen. (Ab.)

Vater. Nicht die beste Nachricht für den Wirth.

Mutter. Gleich bringe ich Alles in Ordnung. (Sie räumt auf.) Geh ihnen indessen entgegen!

Vater. Da ist schon Eine.

Fünfter Auftritt.

Die Vorigen. **Nymphe**, dann ein zweiter Knabe, welcher eine Schatulle nachträgt.

Nymphe. Seid mir gegrüßt, gute Leute!

Mutter. Gegrüßt, schönes Frauenzimmer!

Vater. Von Herzen willkommen!

Nymphe (sieht sich überall um).

Vater (leise zur Mutter). Gieb nur Acht! Wie die den Mund aufthut, wird's wieder über das arme Haus hergehen. Wahrscheinlich ist's das Kammermädchen, die sich nach der Gelegenheit umsehen soll.

Mutter. Laß das nur gut sein, es geschieht heute nicht zum ersten Mal.

Vater (vor sich). Aber gewiß zum letzten Mal. Morgen soll mir das Dach herunter.

Nymphe (die lebhaft zwischen Beide tritt). O, wie wohl es mir bei Euch wird, Ihr lieben, guten Leute! Diese gering scheinende Hütte wird mir ein Himmel.

Mutter. Hörst Du, Alter?

Vater (vor sich). Nun, das ist kurios. Das erste Mal, daß ich diese Redensarten höre!

Nymphe. Hier fühle ich mich ganz zunächst an der Natur. Hier wird mein Auge durch keinen falschen Schimmer geblendet, hier genießt mein Herz die volle Freiheit, sich dem einfachen, beglückenden Gefühl zu überlassen. Ach, könnten meine Schwestern, meine Freundinnen empfinden wie ich, wir würden zusammen unsere Tage bei Euch zubringen.

Mutter. Hast Du es gehört, Alter?

Vater (vor sich). Ich begreife kein Wort davon. Sie spricht von Schwestern, von Freundinnen, also nicht von Herrschaft. Wer mag sie sein, das schöne Kind, das in so einem verwünschten Neste sein Leben zubringen möchte?

Nymphe (die indessen hinter den Herd getreten ist). An diesem Herde wollt' ich stehen, hier wollte ich unschuldige Speisen kochen, Euch mit herzlicher Liebe dienen, Euer Alter erleichtern und mich so glücklich fühlen! (Sie nimmt einige Gefäße aus der Schatulle und fängt an, ein Frühstück zu bereiten.)

Sechster Auftritt.

Die Vorigen. Erster Knabe.

Erster Knabe. Wie finden Sie's denn? Ist es ergötzlich?

Nymphe. So schön, allerliebst, einzig! Sie sollen herein, geschwind herein!

(Erster Knabe und Vater ab.)

Nymphe. Ich weiß mir gar nichts Besseres, als unter

diesem ehrwürdigen Dache, an diesem niedrigen Herde, in völliger Einstimmung mit meinen eignen Gefühlen, einen heitern Tag nach dem andern zu durchleben.

Mutter. Ach, Sie allerliebstes Kind, wären Sie nur um ein Wenigs früher ankommen! Mein Mann will das Haus einreißen; vielleicht hätten Sie es noch gerettet.

Nymphe. Einreißen? Dieses Denkmal früherer goldener Zeiten, diese Wohnung des Friedens! O der Grausame! (Sie fährt in ihrer Beschäftigung fort.)

Siebenter Auftritt.

Die Vorigen. Vater Märten. Phone. Erster Knabe.

Vater. Belieben Sie, hereinzutreten und Sich selbst zu überzeugen, daß es noch allenfalls leidlich bei uns ist. Freilich, wenn Sie in einiger Zeit wiederkommen, sollen Sie es schon besser finden.

Phone. Lassen Sie das nur gut sein, lieber Herr Wirth! Nur etwas mehr oder weniger kommt's uns nicht an. Wir haben einen so guten Humor, daß wir uns alle Zustände leidlich, ja vergnüglich zu machen wissen.

Vater. Da sind Sie und das Fräulein dort ja wol Zwillingsgeschwister. Sie erzeigte uns auch die Ehre, diese Herberge ganz allerliebst zu finden.

Phone. Das könnte ich nun eben nicht sagen. Mir ist der Ort ganz gleichgiltig. Das Einzige, was ich nicht vertragen kann, ist die Langeweile.*)

Vater. Die ist freilich mitunter hier zu Hause.

Phone. Mir ist aber dafür gar nicht bange; denn ich weiß sie mir und Andern zu vertreiben.

Vater. Nun möchte ich doch sehen, wie Sie das hier anfangen wollen.

Phone. Das sollt Ihr gleich erfahren.

(Sie singt ein beliebtes Lied.)**)

Vater (der bisher mit Verwunderung zugehört). Schön, allerliebst! Ja, so laß' ich mir's gefallen.

*) Aehnlich im Epilog zum 11. Juni 1792 (Theaterreden, No. 4):
„Nur eine meiden wir, wenn's möglich ist,
Die Art, die Langeweile macht."

**) Nach dem Berichte in der „Zeitung für die elegante Welt" (s. oben S. 39, Note 2) sang Phone Goethe's Lied „Die Befehrte" (Gedichte, Thl. I. S. 19), und zwar, wie wir annehmen, in der Reichardt'schen Komposition.

Mutter (die gleichfalls von Zeit zu Zeit auf den Gesang gemerkt). Wie meinst Du, Alter! Ich dächte, das ließe sich hören.

Nymphe. Liebe Schwester, habe Dank für den holden Gesang, durch den Du mein kleines Geschäft erheitert hast! (Indem Nymphe und die Mutter den Tisch zum Frühstück zurechte machen. Sie stellen eine Art kleiner Terrine und silberne Becher auf.) Genießt jetzt aber auch der einfachen Kost, am ländlichen Herde zubereitet! (Zum Knaben.) Gehe hinaus, bringe mir einige Feldblumen, daß ich diese Tafel damit schmücke!

Phone. Das machst Du sehr schön, liebe Schwester.

Nymphe. Aber wo bleibt unsere Dritte?

Erster Knabe. Sie sitzt noch im Wagen, sie will nicht herein, ich habe sie zum Schönsten gebeten. Sie schwur, eine solche Höhle nicht zu betreten.

Phone. Wir müssen selbst gehen, sie zu holen. Komm!

Achter Auftritt.

Vater und Mutter.

Vater. Hörst Du? Eine Höhle! Das soll man mir nicht zum zweiten Male sagen, morgen muß das Dach herunter! Ich will die Höhle schon lustig machen.

Mutter. So höre doch, was die artige Kleine da sagt; es sei ein Paradies, versichert sie, unser Haus.

Vater. Wer weiß, was sie unter Paradies versteht! Was aber eine Höhle heißen soll, weiß ich recht gut.

Neunter Auftritt.

Die Vorigen. **Pathos. Nymphe. Phone.** Die beiden Knaben, welche sich bald entfernen.

Phone. So komm doch herein, gute Schwester! Wo wir sind, kannst Du wol auch sein.

Nymphe. Genieße, was wir Dir bereitet haben, und verschmähe nicht diesen einfachen, unschuldigen Aufenthalt!

Pathos. Verschone mich mit Deiner Kost! Was ich genießen kann, habe ich genossen. Laßt Euch wohl werden auf Eure Weise und bleibt unbesorgt um mich! Nun aber vor allen Dingen verschließt Thor und Thüre, daß Niemand weiter sich in unsern Kreis eindränge!

Vater (geht auf kurze Zeit ab).

Phone und **Nymphe** (setzen sich zu dem Tisch und schlürfen aus silbernen Bechern das Aufgetragene).

Pathos. Wo ich hintrete, verwandelt sich Alles! Und wenn mein Geist das Wirkliche umschaffen könnte, so müßte dieser Raum zum Tempel werden.

Mutter (zum Vater). Es muß doch so schlimm in unserm Hause nicht aussehen! Die Eine findet ein Paradies darin, die Andere will es gar zum Tempel machen.

Vater. Hätte ich das voraussehen können, so wären freilich die Baukosten zu erwarten gewesen. Indessen scheint es, diese guten Kinder verwandeln nur für sich und nicht für andere Leute.

Pathos (zwischen Beide hineintretend). Ihr scheint mir ein Paar ehrwürdige Leute.

Mutter. Ob wir ehrwürdig sind, das wissen wir nicht; aber daß wir ehrlich sind, können wir betheuern.

Pathos. Ihr lebt lange zusammen?

Mutter. Seit unserer Jugend.

Pathos. In diesem baufälligen Hause?

Vater. Ganz recht! Das Haus war baufällig, da wir noch rüstig waren.

Pathos (Beide mit einigem Erstaunen anblickend). Sollte ich wol irren?

Mutter. Was seht Ihr uns so an, mein Fräulein?

Pathos. Sollten die fabelhaften Zeiten wiederkehren?

Vater. Wie meint Ihr das?

Pathos. Sollte wol hinter Euch was Anders verborgen sein?

Mutter. Ich begreife Euch nicht; Ihr macht mir bange.

Pathos. Habt Ihr nichts von Philemon und Baucis gehört?

Vater. Kein Sterbenswort.

Mutter. Wer war denn das?

Pathos. Ihr seid es selbst, ohne es zu wissen. Ich sehe Philemon und Baucis vor mir.

Vater (vor sich). Nein, das wird zu arg! Erst verwandeln sie mir mein Haus in ein Paradies, eine Höhle, einen Tempel, und nun soll's gar an uns selbst kommen! Wenn wir sie doch nur schon wieder los wären!

Pathos. Ich sehe sie vor mir, die würdigen Gatten, verbunden in ihrer ersten Jugend, in treuer Gesellschaft ihr Leben hinbringen. Ein Chor von muntern Geschöpfen um sie her! Nach und nach lösen sie sich los, die Töchter werden ausgestattet, die Söhne versorgt, und ein frohes, thätiges Alter beglückt die Beiden.

Vater. Bis jetzt red't sie wahr.

Mutter. Das trifft vollkommen.

Pathos. Gastfreundlich und geschäftig haben sie immer Fremde bei sich aufgenommen. Je beschränkter ihre Wohnung war, desto lebhafter zeigte sich ihre Bemühung. Durch Neigung und Aufmerksamkeit ersetzten sie, was zu ersetzen war.

Mutter. Hörst Du, das klingt anders, als Du erwartetest.

Vater. Auf eine solche Lobrede hatte ich mich freilich nicht vorgesehen.

Pathos. In dem Gefühl ihrer Bescheidenheit hielten sie ihren Zustand nicht gering, das alte Haus nicht zu enge, nicht zu schlecht.

Vater (bei Seite). Das paßt nun nicht; denn das alte Haus habe ich schon lange sehr schlecht gefunden.

Pathos. Und eben diese Bescheidenheit verhinderte sie, zu erkennen, daß sie Götter aufgenommen hatten.

Vater (bei Seite). Nun fängt mir's an unheimlich zu werden. Denn entweder das sind die Götter selbst, oder es ist nicht richtig im Oberstübchen.

Pathos (zu den Uebrigen, die indessen aufgestanden sind). O, meine Schwestern, diese guten, würdigen Leute verdienen, daß ihnen ein neues Haus erbauet, daß sie verjüngt, daß sie zu Priestern eingeweiht werden des Tempels der schönsten Gastfreundschaft.

Phone. Wir sind es zufrieden, meine Schwester, Du vermagst viel über die Gemüther; aber was wirst Du über diese Balken und Steine vermögen?

Vater. Was das betrifft, deshalb sei'n Sie unbesorgt! Eben bin ich im Begriff zu bauen. Steine, Holz und alles Nöthige ist angeschafft. Nur mit meiner Frau bin ich noch nicht ganz einig.

Mutter. Nun, nun! Die Frauenzimmer haben auch vom Verjüngen gesprochen. Wenn sich das so thun ließe! Zum neuen Gasthof eine neue Wirthin, ein neuer Wirth! Das ließe sich hören.

Vater. Laß das gut sein! Daran, fürcht' ich, möcht' es hapern.

Pathos. Sprecht nicht mehr vom Gasthof! Es ist von ganz andern Dingen die Rede.

Zehnter Auftritt.

Die Vorigen. Reisender.

Reisender (draußen). He! Wirthshaus! Wirthshaus! Warum

iſt das Thor zu, warum iſt die Thür verſchloſſen? Laßt mich ein! Ich muß hinein.

Pathos. Wer iſt der Unverſchämte, der unſere heiligen Zirkel zu ſtören droht?*)

Vater (gegen das Fenſter). Es iſt ein Fußreiſender.

Phone (gegen das Fenſter). Ein hübſcher, junger Menſch.

Nymphe (gegen das Fenſter). Ach, gewiß einer von den Liebenswürdigen, die ſich's ſo ſauer werden laſſen, überall die beſten Naturſeenen aufzuſuchen. Der Himmel hat ſich auf einmal überzogen, ich fürchte ein Gewitter. Laßt mir den Guten nicht weiter gehen, laßt ihn herein!

Pathos. Habt Ihr ein ander Zimmer, gute Leute, daß ich allein ſein kann?

Vater. Was Ihr ſeht, iſt das ganze Haus.

Pathos. So muß er draußen bleiben, ich kann ihm nicht helfen.

(Das Fenſter geht auf, Reiſender ſpringt herein, im Koſtüm der beſſern deutſchen Fußreiſenden.)

Reiſender. Was ſehe ich? Einen leeren, verlaſſnen Raum glaubte ich zu betreten und finde die vortrefflichſte Geſellſchaft. Sei'n Sie mir gegrüßt, meine Damen, gegrüßt, Herr und Frau Wirthin! Manchen Wald habe ich durchwandelt, manch Gebirg durchſtiegen, manche Ausſicht bewundert, manche Ruine durchkrochen, in mancher Mühle durchnachtet: aber ſolch ein glückliches Abenteuer iſt mir nirgends aufgeſtoßen.

Phone (leiſe zu den Andern). Er gefällt mir gar nicht übel.

Nymphe. Er hat was ſehr Intereſſantes.

Pathos. Gute Sitten und Lebensart läßt er hoffen.

Reiſender. Wo ſoll ich anfangen, wo ſoll ich aufhören? Soll ich geiſtreicher Anmuth, ſoll ich edler Natürlichkeit, ſoll ich der Majeſtät, dem Biederſinn, der Treuherzigkeit opfern?

Phone. Das ſcheint ein Phyſiognomiſt zu ſein; er macht uns Komplimente, die wir gern annehmen. Wenn er mir nur nicht, um ſicherer zu gehen, nach der neuen Methode den Kopf befühlen will!**)

---

*) Die dem Archimedes zugeſchriebenen Worte: Noli turbare circulos meos.

**) Anſpielung auf die damals neuen Verſuche Gall's, deſſen Vorleſungen Goethe 1805 in Halle beſuchte. Obgleich er hier über Gall's Methode ſcherzt, lehnte er doch zu Anfang des folgenden Jahres die Aufführung eines Luſtſpiels „Der Schädelkenner" ab, weil er nicht „die Galliſche wunderliche Lehre, der es denn doch, ſo wenig als der Lavateriſchen, an einem Fundamente fehlen möchte, dem Gelächter preisgeben" mochte (Goethe's „Annalen" vom J. 1803). Auch von Eberhard erſchien zu Halle 1806 eine gegen die neue Gallomanie gerichtete Schrift: „Jahrloſe Krall's Lehren und Thaten" (ſ. Goedeke, Grundriß, III. S. 635, No. 14).

Vater. Womit kann man dienen?

Mutter. Was steht zu Befehl?

Nymphe. Vielleicht verschmähen Sie unser Frühstück nicht? Kann ich aufwarten? (Sie reicht ihm einen Becher.)

Reisender. Aus so schönen Händen einen Labetrunk, wer könnte den verschmähen! Aber beschämen Sie mich nicht! An mir ist, zu fragen, womit ich aufwarten, womit ich dienen kann.

Phone. Was haben Sie uns denn anzubieten?

Reisender. Ohne Prahlerei, die kunstreichste Unterhaltung.

Phone. Uns! Eine kunstreiche Unterhaltung! Schwester, wir wollen doch sehen, wie er das anfängt.

Nymphe. Nun ist meine ganze Freude hin! Ich hielt ihn für einen zarten, feinfühlenden Sohn der Natur und wollte mich eben mit ihm über Berg und Hügel, über Aussichten, Thäler und verfallene Schlösser unterhalten, und am Ende ist der gute Mensch ein Taschenspieler!

Pathos. Und wenn es wäre, so hätte es nichts zu sagen. Ich kann dergleichen wol mit ansehen, wenn ich nur weiter nichts damit zu schaffen haben soll.

Phone (zum Reisenden). Nun! Und so wären Sie also denn doch, was man einen Taschenspieler heißt?

Reisender. Keineswegs, meine Damen! Für eine jede Kunst, für ein jedes Handwerk hat die Welt einen Spitznamen, ja für das Edelste und Beste einen Ekelnamen gefunden. Doch wenn ich mich selbst ankündigen soll, so bin ich ein Physikus, der wunderliche Dinge hervorzubringen und darzustellen weiß. Ein Physikus ist verwandt mit dem höchsten Ernst, da mag er ein Philosoph heißen, und mit dem gemeinsten Spaß, da kann er für einen Taschenspieler gelten.

Nymphe. Mit allem solchen Zeuge mag ich eben gar nichts zu thun haben.

Phone. Und warum nicht? Ich werde immer heiter, wenn man mich auf eine unschuldige Weise zum Besten hat.

Pathos. So laßt ihn denn doch nur gewähren und seht seinen Scherzen mit Vergnügen zu. Immer ist es besser, daß er Eure Augen, Eure Sinne betrügt, als wenn er Euer Herz oder Euren Geschmack verführen wollte.

Reisender. Sie scheinen, meine Damen, diese geringen Verdienste, die ich Ihnen anzubieten habe, wenn ich aufrichtig sein soll, auch etwas gar zu gering zu schätzen. Es möchten wol Späße sein, was ich im Sinn habe; aber so ganz nur spaßhaft sind sie nicht, denn ich spaße zum Beispiel nicht allein. Wollen Sie nicht

Theil daran nehmen und zwar persönlichen Theil, so läßt sich gar nichts ausrichten. Fangen wir zum Beispiel gleich davon an, daß Sie Sich hier nicht zum Besten befinden.

Nymphe. Und warum nicht?

Phone. So ganz übel könnt' ich doch auch nicht sagen.

Pathos. Wir wollen gestehen, daß es wol besser sein könnte.

Reisender. Viel zu umständlich wäre es, hier am Orte eine Veränderung abzuwarten.

Vater. Nun freilich! Und ich müßte noch dann Sie ersuchen, das Haus zu räumen, ehe ich das neue aufstellen könnte.

Reisender. Deshalb hielte ich es für das Sicherste, wir veränderten selbst den Ort, welches mit keinen gar zu großen Schwierigkeiten verbunden sein möchte.

Phone. Freilich, wenn wir uns in den Wagen setzen und in schlechtem oder gutem Wetter noch so viele Meilen weiter fahren wollten.

Nymphe. Ja wol! Und mir gefällt es hier, für diesmal laß uns eben bleiben.

Pathos. So hört doch wenigstens, was er zu sagen hat. Die Art, wie er es vorbringt, läßt mich hoffen, daß er dabei was Eignes denken mag.

Reisender. Gewiß und ungezweifelt, meine Damen! Denn wie würde ich mich nur irgend mit Recht einen Physikus nennen können, wenn ich nicht die wunderbaren Mittel, durch die man das Unmögliche möglich macht, so bequem wie ein anderes Hokuspokus in Händen hätte! Beliebt nun, zum Beispiel, Ihnen sämmtlich, wie wir hier beisammen sind, den Ort zu verändern, in die Luft zu steigen, an einem andern Orte, an einem ehrwürdigern Platze Sich niederzulassen?

Pathos. Das sollte mir ganz angenehm sein.

Phone. Ich gehe gleich auch mit.

Nymphe. Ich entschließe mich, obgleich ungern. Hier von diesem Beurk der Unschuld reiße ich mich nur mit Schmerzen los.

Reisender. Nun, Alter, wie sieht's mit Euch aus? Seid Ihr auch dabei?

Vater. Es ist ein wunderlicher Vorschlag! Fast habe ich Lust! Doch sagt mir nur erst, wie es werden soll!

Reisender. Und Sie, gute Frau?

Mutter. Nein, ich will nichts damit zu schaffen haben. Das ist baare Hexerei! Und bin ich doch schon oft blos darum, weil ich eine tüchtige gute Hausmutter bin, in den Verdacht gekommen, als flöge der Drache bei mir ein und aus. Fort, junger Herr, bleibt mir vom Leibe!

Reisender. Niemand ist gezwungen. Die meisten Stimmen, hoffe ich, sind für die Fahrt, wenn wir ein künstliches Fuhrwerk herbeischaffen. Wer mitgehen will, hebe die Hand auf!

(Alle heben die Hand auf, außer der Mutter.)

Vorher aber muß ich Sie auch durchaus beruhigen. Von Luftballonen haben Sie neuerer Zeit viel gehört, Herren und Frauen sind damit aufgestiegen. Ferner aus ältern Zeiten ist die wahrhafte Geschichte von Faust's Mantel Jedem bekannt. Aus diesen beiden Versuchen werden wir einen dritten bilden, der vortrefflich gelingen muß. Hier oben sehe ich einen Teppich hängen; was ist das für ein Teppich?

Vater. Sonst hielten wir ihn sehr in Ehren. Es ist ein alter, geerbter Teppich; doch jetzt haben wir ihn dahinauf gebunden, weil der letzte Schnee uns eben auf die unverschämteste Weise im Bette besuchen wollte.

Reisender. Könnten wir den Teppich nicht geschwind herunternehmen?

Vater. Geschwind nicht wol! Ich müßte die große Leiter holen. Wir haben ein paar Stunden gebraucht, um ihn hinaufzuknüpfen.

Reisender. Das thäte so viel nicht. Wenn Sie mitwirken wollen, meine Schönen, so getraue ich mir, ihn in kurzer Zeit herabzubringen. Nehmen Sie hier diese Blättchen und singen Sie die wenigen Noten! Sie haben sonst von Liedern gehört, mit denen man den Mond herunterzieht,*) hier gilt es nur einen Teppich; aber es gilt für alles Hehe, das wir zu uns herunterziehen, um uns desto lebhafter von ihm hinaufheben zu lassen.

(Die Damen singen. Reisender entfernt sich indessen und benutzt die Zeit, die zu seiner Umkleidung nöthig ist. Der Teppich steigt langsam nieder und breitet sich auf dem Boden aus.)

Warum doch erschallen
Himmelwärts die Lieder? —
Zögen gerne nieder
Sterne, die droben
Blinken und wallen,
Zögen sich Luna's
Lieblich Umarmen,
Zögen die warmen,
Wonnigen Tage

*) S. „Faust", 2. Theil (Werke, XIII. S. 105). Im Alterthum glaubte man, den Mond herabsingen zu können; besonders waren die theſſalischen Hexen hierdurch berühmt. — Die Musik des folgenden Gesanges war von Reichardt.

Seliger Götter
Gern uns herab!*)

Reifender (der in einem weiten Talar zurückkommt). Sie verzeihen, wenn ich in einer fremden Tracht erscheine! Doch man bewirkt das Wunderbare nicht auf alltägliche Weise. Sie sehen, der Teppich hat sich herabgelassen und ist ebenso bereit, um mit uns Allen wieder aufzusteigen. Das Leichte hebt er leicht und mit Grazie; aber auch selbst das Schwerste schleppt er wenigstens in die Höhe. Wer hat Muth, ihn zu betreten?

Pathos (auf den Teppich tretend). Ich werde ihn in die Höhe heben, er nicht mich.

Phone. Ich merke schon, wohin das geht; ich bin dabei. (Sie tritt auf den Teppich.)

Nymphe. Ich fühle eine gewisse Furcht. Ganz wohl ist mir's nicht zu Muthe; indeß, Ihr Schwestern zieht mich, und ich bleibe nicht zurück. (Tritt gleichfalls auf den Teppich.)

Reifender. Nun, Alter! Wie steht's denn mit Euch aus? Getraut Ihr Euch nicht auch heran?

Vater. Ich möchte wol, ja, ich kann mich kaum enthalten. So etwas Neues und Sonderbares hätte ich gerne längst versucht.

Mutter. Bist Du denn ganz von allem guten Rath verlassen? Wo willst Du hin? Gelingt es, so bist Du auf ewig verloren; mißlingt es, so brichst Du wenigstens ein Bein.

Vater. Abhalten laß' ich mich nicht. Wo findet sich so eine Gelegenheit zum zweiten Male? Soll ich nicht so viel Muth haben wie diese schönen Kinder?

Phone. So recht, Vater! Kommt, haltet Euch an mir, wenn's Euch schwindelt.

Vater. Charmant! Das will ich mir nicht zum zweiten Male sagen lassen. (Tritt auf den Teppich.)

Reifender (der sie ordnet und reinigt). Bald ist's gut! Noch abe fehlt das Gleichgewicht; denn, sehen Sie, ich werde mich als Baast quer in die Mitte legen. Sie, gute Frau, muß nothwenig noch heran. Ich bitte gar sehr, komm Sie doch zu uns!

Mutter. Nein, da behüte mich Gott vor! Ich will mein Gewissen nicht beflecken! Ich bleibe hier stehen und halten, und ich will mich gewiß nicht verführen lassen. Lieber Mann, gehe

*) G. Gedichte, Thl. III. S. 19, woselbst in der Note irrthümlich „Tasso" statt „Titus" als das auf obiges Vorspiel bei der ersten Aufführung folgende Stück angegeben ist.

mir von dem verwünschten Teppiche herunter, ich bitte Dich inständig, aufs Inständigste.

Vater. Ich habe einmal Posto gefaßt, und ich denke mir, daß daraus was werden soll. Sage dem Gevatter Maurer, sage dem Vetter Zimmermann, sie sollen nur Alles besorgen und thun, wie wir es abgeredet haben. Ich fahre indessen hin; ich komme, will's Gott, wieder. Ein neues Haus, ein neuer Mensch! So dächte ich, Du kämst auch mit, da wäre doch Alles gemeinschaftlich.

(Die vordere Seite des Teppichs fängt an, sich in die Höhe zu heben und die darauf Stehenden zu bedecken.)

Mutter. O weh! O weh! Ich habe es für Spaß gehalten, ich habe es für unmöglich gehalten, und nun macht der Heerenmeister Ernst. Der Teppich geht in die Höhe. Sie fliegen auf und davon. Ich fürchte, auch die Frauen sind durchaus Heren und Zaubervolk.

Reisender (der hinter dem Teppich hervorkommt). Liebe Frau, ich bitte Sie, mitzukommen. Es ist keine Gefahr dabei, es geht so sanft wie ein Schiffchen auf dem Teich, und Sie ist in der besten Gesellschaft.

Mutter. Nein, nein, ich will von Euch Allen nichts wissen. Das mag mir eine saubere Gesellschaft sein, die sich mir nichts, Dir nichts entschließt, zum Teufel zu fahren. Ja, ja, Herr! Mache Er nur große Augen, schneide Er nur Gesichter, mich erschreckt Er nicht. Denkt Er denn, daß ich den Schwarzen nicht auch im bunten Kittel erkennen werde? Ein Schwarzkünstler ist Er oder der Gottseibeiuns selbst.

Reisender. Will Sie oder will Sie nicht?

Mutter. Laß Er doch erst einmal Seine Hände sehen! Warum hat Er denn so lange Aermel, wenn Er nicht die Klauen verbergen will? Warum ist denn der Talar so lang, als daß man den Pferdefuß nicht sehen soll? Nun, so schlag Er ihn doch zurück, wenn Er ein gut Gewissen hat!

Reisender. Sie hat mich ja vorhin ganz schmuck gesehen.

Mutter. Was? Was? Handschuhe hatte Er an und Elephantenstrümpfe! Darunter läßt sich gar viel verbergen.

Reisender. Nun, so bleibe Sie und erwarte Sie, wie es Ihr geht! Wie wir hinaufgeflogen sind, stürzt das Haus zusammen. Mache Sie wenigstens, daß Sie hinauskommt!

Mutter. Nein! Nein! Hier bin ich geboren, hier will ich leben und sterben. Laß doch sehen, ob die bösen Geister das Haus einwerfen können, das die guten so lange erhalten haben.

Reisender. Nun Adieu denn! Wenn Sie durchaus so halsstarrig ist, so folge Sie wenigstens meinem letzten Rath: halte Sie die Augen fest zu, bis Alles vorbei ist, und so Gott befohlen!
(Geht hinter den Teppich.)

Mutter. Gott befohlen! Nun das klingt doch nicht so ganz teufflich! In dies Eckchen will ich mich stecken, die Augen will ich zuthun, mein Gebetlein verrichten und abwarten, was über mich ergehen soll.

Vater (hinter dem Teppich). Lebe wohl, Frau! Nun geht es fort.

Mutter (an der rechten Seite kniend und mit beiden Händen die Augen zuhaltend, ganz außer sich). Ja, nun geht's fort, und ich höre schon sausen, rauschen, ächzen, schreien, achzen. Der böse Geist hat sie in seinen Klauen. O weh! O weh, mein armer Mann! Ich unglückseliges Weib! Ich höre knittern und krachen, das Gebälke bricht, der Schornstein fällt, die Mauern bersten. Ach! Ach! Wär' ich doch hinaus! Nun ist's vorbei, und das ist mein Letztes!

Elfter Auftritt.

Der Schauplatz verwandelt sich in einen prächtigen Saal. Zu gleicher Zeit hebt sich der Teppich empor und bleibt in einer gewissen Höhe, als Baldachin, schweben. Darunter stehen **Pathos** in tragischer, **Phone** in ernsthaft-phantastischer Kleidung, **Nymphe** weiß, mit Rosenguirlanden; **Vater Märten** in französischem, nicht zu altfränkischem Staatskleide mit Allongeperrücke, Stock, den Hut unterm Arm; **der zweite Knabe** mit zwei großen Masken, einer tragischen und komischen, in Händen; **der erste Knabe**, bald schwarz und bald rosenfarb gekleidet, mit zwei Fackeln; **Reisender** als **Merkur**.

Mutter. Nun ist's vorbei! Alles ist so still geworden. Nun darf ich wol wieder aufblinzen. (Sie sieht erst durch die Finger, dann starrt sie die Gruppe sowie das Haus an.) Wo bin ich hingekommen? Bin ich auch entführt? Hat sich um mich Alles verändert? O, wie seh' ich aus? In diesen meinen Alltagskleidern in der Kirche! Unter so vornehmen Leuten! Wo verkrieche ich mich hin?
(Sie tritt in die Coulisse, die ihr zunächst steht.)

Zwölfter Auftritt.

Die Vorigen, außer Marthe.

Pathos. Dank den Göttern, wir sind in unsere Heimath gebracht! Der Wunderbau ist vollendet; wie gut läßt sich's hier weilen und wohnen! Kommt, Schwestern! Durchforscht mit mir die Hallen unseres neuen Tempels!
(Sie geht mit gemessenen Schritten nach dem Hintergrunde.)

Dreizehnter Auftritt.

Die Vorigen, außer Balthas.

Phone (zu Nymphe). Mir gefällt es hier außerordentlich.

Nymphe. Ich wollte, wir wären, wo wir hergekommen sind. Dort war mir's doch behaglicher.

Phone. Sieh nur, welche artige Kinder zu unsern Seiten stehen! Der meine ist besonders liebenswürdig. Du wendest Dich weg, artiger Knabe! Du fliehst mich! O, so bleibe doch! Komm in meine Arme!

Erster Knabe (macht eine Bewegung nach der linken Seite).

Phone (folgt ihm).

Erster Knabe (wendet sich gegen die Rechte und zeigt seine schwarze Hälfte).

Phone. Was seh' ich? Welch ein wandelbarer Chamäleon bist Du? Erst zichst Du mich mit allen Reizen an, nun erscheinst Du mir fürchterlich. An dieser Verwandlung erkenne ich Dich wol.

Erster Knabe (der sich wieder nach der linken Seite wendet und seine helle Hälfte zeigt).

Phone. Nun sehe ich Dich wieder heiter und schön. So abwechselnd gefällst Du mir eben. Ich muß Dich haschen, Dich festhalten, und vermag ich es nicht, so will ich Dich ewig verfolgen.

(Beide ab, an der linken Seite des Grundes.)

Vierzehnter Auftritt.

Die Vorigen, außer Phone und dem ersten Knaben.

Nymphe (zu dem Knaben). Laß mich in diesen glänzenden Prachtsälen, in denen ich nur ein unendlich Leeres empfinde, Dich, liebes Kind, an mein Herz drücken und in Deiner Kindernatur mich wiederherstellen!

Zweiter Knabe (hebt die komische Maske empor und hält sie vors Gesicht).

Nymphe. O pfui! Welch ein Abscheu! Welch ein Schreckbild! Welch Entsetzen! Entferne Dich! (Sie macht einige Schritte gegen die linke Seite; der Knabe tritt ihr nach.) Laß mich! Bleib zurück! Welch ein böser Genius verfolgt mich! Ahnete mein Herz doch hier nichts Gutes. Wie entkomme ich? Wo fliehe ich hin? (Sie entflieht, vom Knaben verfolgt, nach der rechten Seite des Grundes.)

Funfzehnter Auftritt.

Die Vorigen, außer Narrde und zweiter Knabe.

Vater (welcher die ganze Zeit mit Verwunderung dagestanden, an der linken Seite ein Wenig hervortretend). Wunderbar genug geht's hier zu. Ich erhole mich noch nicht von meinem Erstaunen. Möchte ich doch wol wissen, wie das zugegangen ist, wo wir sind, welcher König diesen Palast bewohnt. Besonders artig aber sind' ich es von den Geistern, daß sie auch gleich für unsere Garderobe gesorgt haben. Pop Fischchen, ich dächte, so könnten wir uns bei Hofe wol sehen lassen!

(Er geht mit Behaglichkeit nach dem Grunde.)

Sechzehnter Auftritt.

Merkur (allein, gegen die Zuschauer vortretend).

Wenn Ihr, verehrte Viele, die sich diesen Tag
Zu unsres Festes Weihe mächtig zugedrängt,
Des ersten Spiels leichtfertige Verworrenheit
Mit gunst'gen Augen angesehn, mit günst'gem Ohr
Die räthselhaften Reden willig aufgefaßt,
So sind auch wir der Pflichten dankbar eingedenk,
Und ohne Säumen tret' ich abgesendet her,
Den Schleier eilig wegzuheben, der vielleicht
Noch über unsern raschbewegten Scherzen schwebt.

Wenn das Gefühl sich herzlich oft in Dämmrung freut,
So gnüget heitre Sonnenklarheit nur dem Geist.
Und Eurem Geiste zuzusprechen, haben wir
Besondrer Formen bunte Mannichfaltigkeit,
Verwegen und vertraulich, Euch vorbeigeführt.

Zuvörderst also wird Euch nicht entgangen sein,
Daß jener Bauernstube niedrige Gelegenheit
Das alte Schauspielhaus bedeutet, das Euch sonst
Mit ungefälliger Umgebung oft bedrängt,
So gut als uns, und das wir sämmtlich stets verwünscht.
Gesprengt ist jene Raupenhülle, neu belebt
Erscheinen wir in dieses weiten Tempels Raum.
Bedeutend ist's zu gleicher Zeit und wirklich*) auch;
Denn Ihr habt Alle bessern Platz, so gut als wir.

*) Die Allegorie und die Wirklichkeit treffen hier zusammen.

Drum Lob den Architekten,*) deren Sinn und Kraft,
Auch den Gewerken, deren Hand es ausgeführt!

Und wenn wir aus dem alten in den neuen Raum
Zu Fuße nicht gegangen,**) sondern unverhofft
Ein höheres Wirken scheinbar uns hinweggeführt,
So zeigen diese Scherze, daß wir mehr und mehr
Zu höhren Regionen unsrer edlen Kunst
Uns aufzuschwingen Alle vorbereitet sind.

Weil aber uns im Sinne schwebt der alte Spruch,
Daß von den Göttern Alles zu beginnen ist,***)
So denket jener Oberhäupter, deren Gunst
Des neuen Zustands heitre Freundlichkeit gewährt,
Der beiden Fürsten, die, von einem alten Stamm
Entsprossen und gerüstet mit des Wirkens Kraft,
In ihrer hohen Thaten unbedingten Kreis
Auch uns mit Vaterarmen gütig aufgefaßt!
So danket Jenem, dieses Landes höchstem Herrn,
Der in dem holden Thale, das den grünen Schmuck
Belebter Zierde seiner Vaterhand verdankt,
Auch uns den Platz bezeichnen wollen, uns zugleich
Mit all den Seinen friedliche Gesetzlichkeit
Und reiche Fülle sichern Dauerstand gewährt!
Sodann dem Nahverwandten danket, der uns her
Gesendet, einen Mustertheil des lauten Chors,
Der ihn umgiebt, verbreitend Kunst und Wissenschaft!

So haben beide väterliche Fürsten denn
Der neuen Anstalt solche hohe Gunst erzeigt,
Auf daß an unsern Stellen Beide, wir und Ihr,
Gedenken mögen im Vergnügen unsrer Pflicht:
Uns wechselsweis zu bilden. Denn der Künste Chor

*) Ausführlicher wird des Architekten, des Bildners und des Malers in dem Prolog vom Jahre 1821 (Theaterreden, Nr. 13) gedacht.

**) Es schwebt der versus pedestris im Gegensatz zur beflügelten Poesie vor.

***) Aratos beginnt seine Gesänge mit dem Anrufen des Gottes, und Virgil läßt danach in der 3. Ekloge (V. 60) den Damoetas ausrufen: Ab Jove principium! (Vom Jupiter ist zu beginnen!) Die Fürsten erscheinen hier als Divi. Die beiden von denselben „alten Stamm" Entsprossenen sind der Kurfürst von Sachsen und König von Polen, Friedrich August, als Landesherr, der, als seine Gemahlin in Lauchstedt Heilung gefunden, daselbst geschmackvolle Salons, Promenaden und Garten hatte anlegen lassen (nach dem Jahre 1775), und der Herzog Karl August von Sachsen-Weimar, Ersterer der Albertinischen, Letzterer der Ernestinischen Linie des Wettin'schen Hauses angehörig.

Tritt nie behaglich auf, wofern er nicht bequem
Gebahnte Wege findet. Durch ein wild Gesträuch,
Durch rohen Dorngeflechtes Unzugänglichkeit
Kann er die leichten Tänze nicht gefällig ziehn.
Was sie zu leisten immer auch sich vorgesetzt,
Gelingt nur dann und wächst nur dann erst weiter fort,
Wenn schon gebildet ihnen, heiter, Herz und Sinn
Mit lebenskräft'ger Fülle reich entgegenstrebt.

So denken Jene, die uns diesen Platz vertraut;
Und also denkt der große König ebenfalls,*)
Der nachbarlich an diese reiche Fluren grenzt.
Auch er erwartet, auf gesunden, derben Stamm
Gepfropfter, guter, edler Früchte sich zu freun,
Und hoffet reiner Sitten innerlich Gesetz
Im Busen seines Volks lebendig ausgeteilt,
Und, auf dem Weg durch die Gefilde schöner Kunst,
Nach lebensthät'gen Zwecken unverwandten Blick.

So füllet weihend nun das Haus, Ihr Erdengötter,**)
Mit würdig ernster Gegenwart, mit edlem Sinn,
Daß, schauend oder wirkend, Alle wir zugleich
Der höhern Bildung unverrückt entgegengehn.

Und bietet aller Bildung nicht die Schauspielkunst,
Mit hundert Armen ein phantast'scher Riesengott,***)
Unendlich mannichfalt'ge, reiche Mittel dar?
Davon an unsern kleinen Kreis heranzuziehn
So viel als möglich, ist ein unverrückt Gesetz
In unserm Haushalt, und wir haben heute gleich
Das, was wir bringen, Euch in Bildern dargestellt.
Von denen geb' ich schuld'ge Rechenschaft zum Schluß,
Damit Ihr deutlich schauet unsern ganzen Sinn.

Siebzehnter Auftritt.

Merkur. Mutter Marthe.

Mutter (eilig von der rechten Seite hereintretend). Ist denn Niemand, gar Niemand hier? Ich laufe mich in den weitläufigen

*) Friedrich Wilhelm III. von Preußen.

**) Von den irdischen Herrschern wendet sich der Dichter hier zu den „Erdengöttern", zu den Penaten gleichsam des neuen Hauses, zu den das irdische Leben begleitenden Genien der Kunst.

***) Die Schauspielkunst als ein hundertarmiger Briareus. Verwandt ist der in dem Maskenzuge zum 30. Januar 1806 erwähnte „wilde Schwarm, den Phantasie in ihrem Reiche hegt", und eine indische Götterfigur.

Kreuzgängen faſt außer Athem. Es wird mir bange in dieſer Einſamkeit.

Merkur.

So ſchneidet mir die gute Frau den Vortrag ab.

Mutter (ihn erblickend). Gott ſei Dank, wieder eine lebendige Seele! Wer Ihr auch ſeid, habt Barmherzigkeit mit mir, ſagt mir, wo ich bin, wo mein Mann iſt, und weil Ihr gewiß mit dieſen Hexenmeiſtern zuſammenhängt, ſo ſchafft mir doch meine Sonntagskleider! Zu Hauſe im Kaſten liegen ſie ganz ordentlich auf einander. Für einen von Euren Geiſtern iſt es ein kleines Packet, und mir iſt Alles daran gelegen, mich als eine wohlanſtändige Perſon zu rekommandiren.

Merkur (gegen das Publikum gewendet).

Doch daß ich ihre Gegenwart ſogleich benutze,
So ſprech' ich's aus: hier dieſe gute Frau,
So wenig es ihr Anſehn geben mag,
Iſt ſelbſt ein allegoriſch Weſen.

Mutter. Wie? Was? Ich ein Weſen? Ich allegoriſch? Das ſagt mir ein Andrer nach! Ich bin nicht allegoriſch, bin nicht alamodiſch.*) Doch wenn ich ſaubere Kleider haben will, um mich anſtändig in vornehmer Geſellſchaft ſehen zu laſſen, ſo iſt es eine Schuldigkeit. Man geht nicht mit Alltagskleidern in die Kirche.

Merkur (immer gegen das Publikum gekehrt).

Man könnte ſie auch wol ſymboliſch nennen.

Mutter. Das iſt zu arg, mein Herr, ich bin nicht ſimpel. Ein gutes, einfaches Weib bin ich, das will ich bleiben und dafür gelten. (Sie weint.)

Merkur (wie oben). Sie weine nur, bis ich mich deutlicher erklärt!
Sie zeigt ſymboliſch jenes aufgeweckte Spiel,
Das Euch grotesk die Menſchen darzuſtellen wagt:
Beſchränkten Eigenwillen, heftige Begier
Und Abſcheu, Zornes Raſerei und faulen Schlaf,
Leichtfertige Verwegenheit, gemeinen Stolz.

*) Alamode, alamodiſch, hieß der verwälſchte Unſinn des ſiebzehnten Jahrhunderts, der franzöſirte Modenarrheit. Goedeke führt den „Alamode-Teufel" von Hartmann (1675) an, und Moſcherosch ſchildert in den „Geſichten des Philander von Sittewald" (1650, I, S. 80) die A la mode-Damen: er ſchließt ein Lied gegen die Deutſchland und beſonders dem Elſaß drohende Verwälſchung:

„A la mode macht mir bang,
Weil der Teutſchen Untergang
Zu der neuen Sucht
Seinen Anfang ſucht.
A la mode bringt uns noch
Unter ein fremd Reich und Joch."

In ſolchem Spiele tritt ſie auf als Meiſterin,
Und außerdem in manchem Sinn erfreut ſie Euch.
Doch heute hat ſie ſich das eine Bauerweib
So feſt in Kopf geſetzt. (Auf ſie los gehend.) Madame!

Mutter. Ei was Madame! Frau Marthe bin ich.

Merkur.
Wer dieſe Säle nur betritt, der iſt Madame;*)
Drum fügen Sie Sich nur!

Mutter (ihm ſcharf ins Geſicht ſehend). Irr' ich mich nicht, ſo ſeid Ihr gar der Schelm, der mir den Mann entführt. Wo iſt mein Mann?

Achtzehnter Auftritt.

Die Vorigen. Vater Märten (im Staatskleide).

Merkur.
Dies zu erfahren, fragen Sie die Excellenz,**)
Die dort ſich gravitätiſch langſam herbewegt.
Der Herr muß Alles wiſſen; denn er iſt ſchon längſt
Der Königin***) Factotum, die uns All' vereint.

Mutter (geht mit zunehmenden Reverenzen auf den Hereintretenden los).

Merkur.
Ich rede wahr; denn mannichfaltig ſind des Manns
Bemühungen, Ihr wißt es wol, in manchem Fach;
Doch heute ſtellt er Euch das biedre Schauſpiel dar,
Das Euch des bürgerlichen Lebens innern Gang
Mit wahrer Form und Farbe vor die Augen bringt.
Ihr wißt, wem dies die deutſche Bühne gern verdankt.†)
Nicht ungerüſtet kommen wir zu dieſem Fach.

(Wie die beiden Andern vortreten, zieht er ſich ein Wenig zurück.)

*) Die Bezeichnung „Madame", mea domina, alſo urſprünglich gebraucht wie unſer „gnädige Frau", jetzt faſt ganz außer Gebrauch gekommen, oder doch niedriger geſtellt als das einfache „Frau", galt damals für die höhere Stufe und eignete nur der gebildeten Klaſſe. In dieſem Sinne braucht hier Merkur das uns fremd gewordene Wort; aber eine komiſche Wirkung war auch damals zweifellos beabſichtigt. Heute würde man eher „Dame" ſagen.

**) Malkolmi bekleidet hier eine der in Iffland's Stücken, z. B. in „Bewußtſein", in „der Spieler", beliebten Rollen als Miniſter. Meiſt dienten dieſe Miniſter als Folie der Redlichkeit und Unſchuld, wie in Schiller's „Kabale und Liebe"; ſie wurden ſo zu einer Unterart der Schurken, und Gerlo giebt in „Wilhelm Meiſter" (Buch 4, Kap. 19) dem Pedanten Aufſicht zu Rollen als „Juden, Miniſter und überhaupt als Böſewichter".

***) Dieſe Königin iſt die „Kunſt", die „Schauſpielkunſt".

†) Iffland iſt gemeint.

Vater (der gravitätisch, ohne auf die Frau zu merken, gegen das Proscenium hervorgekommen). Was will Sie, gute Frau?

Mutter. Ach, gnäd'ger Herr, wo ist mein Mann? Sie haben mir meinen Mann entführt. Ich bitte, um aller Welt willen, schaffen Sie mir ihn wieder!

Vater. Haben ihn die Werber weggenommen? So eine junge, hübsche Frau mag wol einen hübschen, rüstigen Mann haben. Ich bedaure Ihren Verlust! Es geht jetzt etwas heftig mit der Rekrutirung.

Mutter. Ach, mein Gott, was sprechen Euer Excellenz! Was sprechen Sie von rüstig, von Rekruten! Einen armen, alten, schwachen Ehekrüppel muß ich schon mehrere Jahre nur so hegen und pflegen.

Vater (halb vor sich). Ei Du vermaledeites Weib!

Mutter. Was meinen Euer Excellenz?

Vater (mit verhaltenem Zorn). Ich meine, daß eine Frau besser von ihrem Mann sprechen sollte.

Mutter. Verzeihen Euer Excellenz, ich habe viel zu viel Respekt, um Ihnen eine Unwahrheit zu sagen. Die Haushaltung liegt ganz allein auf mir; mit dem Feldbau geht es nur so, so. Nun hat er sich aus lauter Müßiggang beim Pietschen Tabak einen neuen Hausbau ausgedacht. Ueberhaupt weiß ich gar nicht, was ich denken soll. Ehemals tappte er — nun, man sollte es nicht sagen, aber wahr ist's, — auf allen Vieren nur so durch die Welt hin und sah weder rechts noch links und gehorchte mir blindlings; nun aber hat er sich auf einmal auf die Hinterbeine gesetzt.

Vater. Ordentlich wie ein Mensch? Da thut er wohl dran.

Mutter. Keineswegs, denn gleich bauen die Männer über die Schnur, wenn man ihnen ein Bißchen Lust läßt. Er hat sich mit Hexenmeistern eingelassen, die haben ihn auf und davon geführt und mich selbst bedarf, daß ich nicht weiß, wo ich zu Hause bin. Der thörichte Graukopf ist an Allem Schuld.

Vater. Sie sollte vom Alter nicht verächtlich reden, weiß Sie das! Ich bin auch alt und bin kein Krüppel, kein Tagedieb.

Mutter. Ach, ich bitte tausendmal um Vergebung! Mit Euer Excellenz ist es ganz was anders. Euer Excellenz stehen so derb auf den Füßen, anstatt daß mein Alter immer mit geknickten Knieen herumschlurft. Wie schön gerad halten Sie Sich nicht, indeß mein Alter krumm und gebückt einhergeht. In Euer Excellenz glattem Gesicht ist keine Runzel zu bemerken! Und nun gar der Anstand, die majestätische Perrücke! Wie glücklich ist Ihre Frau Gemahlin, einen solchen Herrn zu besitzen!

Vater. Wer weiß, wie sie hinter seinem Rücken spricht!

Mutter. Was könnte sie Anders als Gutes!

Vater. Das denkt jeder gute Ehemann und läßt sich bei der Nase herumführen; aber das wird uns gar zu schlecht gelohnt. Martha! Martha! Das hätte ich nicht von Dir gedacht.

Mutter. Was höre ich! Was seh' ich! Die Excellenz und mein Mann, ist es Einer, sind es Zwei?

Merkur (der zwischen sie hineintritt, ein Gewand auf dem Arm).
Er ist es freilich! Wundern müssen Sie Sich nicht
In diesem Wunderlande. Fassen Sie Sich, gute Frau,
Vor allen Dingen aber ziehen Sie nur das Gewand
Gefällig an; auch dieses wird ein Wunder thun:
Es frischet Ihnen das Gedächtniß lebhaft an,
Vergangner Lagen werden Sie gedenken gleich.

Mutter. Nun, lassen Sie sehen!
(Sie nimmt das Gewand über.)

Merkur.
Und haben Sie von Seelenwandrung nicht gehört?

Mutter. Ach, ich weiß nicht, ob meine Seele oder mein Körper auf der Wanderschaft ist.

Merkur.
Wir eben Alle sind derzleichen wandernde,
Beweglich muntre Seelen, die gelegentlich
Aus einem Körper in den andern übergehn.
Zum Beispiel, haben Sie Frau Wunschel nicht gekannt?

Mutter. Ja, Frau von Wunschel wollen Sie sagen.*) Ich erinnere mich derselben noch gar wohl. Eine liebe, liebe Frau!
(Hier wird eine schickliche Stelle aus der Rolle der Madame Wunschel eingeschaltet.)

Merkur.
Die Frau von Brumbach**) ist wol Ihnen auch nicht fremd?

---

*) Frau Wunschel ist der Name einer eiteln und geschwätzigen Wiener Zimmervermiethern in Kotzebue's damals neuen „beiden Klingsbergen" (ein Lustspiel in 4 Aufzügen, 1801). Das Stück spielt in Wien, die Frau Wunschel hat daher die ächt Wienerische Eitelkeit, sich gern Frau von Wunschel genannt zu hören (z. B. in Szene 2, Akt 2, wo sie verbessernd einfällt: „Frau von Wunschel allerdings!"), welchen Zug Goethe oben wiederholt. Das folgende „Eine liebe, liebe Frau!" ist ironisch zu nehmen.

**) Die Frau von Brumbach, eine Mutterrolle aus Kotzebue's Lustspiel: „Der Wildfang" (1797). Auch hier ist die Bezeichnung „eine Dame in den besten Jahren" von der 48jährigen, heirathslustigen Frau ironisch gemeint. In dem Stücke ist Nanchen, das hier gemeinte „Gänschen von Richte", nicht ihre Nichte, sondern ihre Tochter, der sie (Akt 1, Szene 8) zuruft: „Du bist eine Gans!" Für die Aufführung zu Weimar war die Tochter vielleicht in eine Nichte verwandelt.

Mutter. Ach ja, es ist eine Dame in ihren besten Jahren. Sie hatte so ein Gänschen von Nichte.

(Hier wird eine schickliche Stelle aus der Rolle der Frau von Brumbach eingeschaltet.)

Merkur. Das Alles waren Sie und sind es immer noch,
Sobald Sie wollen, meine liebe, gnäd'ge Frau!

Mutter. Nun spricht der Herr ganz vernünftig. Das lass' ich mir gefallen.

Merkur. Nun, edler Herr, die Hand an diese Dame hier!
Versöhnung! Was man Märten Uebels zugefügt,
Das darf die Excellenz nicht ahnden.

(Mann und Frau geben einander die Hände.)

So ist's recht!
Und nun, als Baucis und Philemon unsers Tempelhaus,*)
Genießet lange, lange noch des guten Glücks,
Die Herrn und Frauen zu ergetzen. Tretet bald,
Als Oberförster, Oberförsterin, im Glanz
Der Kunstnatur, willkommen und bewundert auf.
Nun aber, dächt' ich, Zeit ist's, wir empfehlen uns.

Mutter. Ei freilich, das versteht sich von selbst. Wir werden nicht weggehen wie die Katze vom Taubenschlag. Und somit wollen wir uns bestens empfohlen haben. Es soll uns jederzeit angenehm sein, wenn Sie einkehren und mit uns vorlieb nehmen wollen.

Vater. Ich konfirmire**) mich mit meiner gesprächigen Hälfte und wünsche allerseits wohl zu leben.

(Er giebt ihr den Arm, und sie gehen zusammen ab.)

Neunzehnter Auftritt.

Nymphe. Zweiter Knabe, der sie verfolgt. **Merkur.**

Nymphe (flieht vor dem Knaben, der sie mit der Maske scheucht; sie eilt auf Merkur los und wirft sich ihm um den Hals). Rette mich, geliebter, schöner, göttlicher Jüngling, von dem ungeheuren Ge-

*) Dies Motiv entwickelte Goethe weiter in der Einleitung seines von Riemer ausgearbeiteten Festspiels zu Reil's Andenken „Was wir bringen", 1814 (s. Anhang). Oberförster und Oberförsterin in Iffland's „Jägern" waren besonders beliebte Rollen Malkolmi's und der Frau Beck. „Im Glanz der Kunstnatur" ließ man erst seit der Ausg. letzter Hand (1829, während ursprünglich gesagt war: „Im Glanz der Kunst und der Natur".

**) Das altfränkische „ich konfirmire mich" ist dem Italienischen entlehnt, Wendungen wie „avendo l'onore di confermarmi con vero rispetto". Aehnlich oben im 17. Auftritt das „sich recommandiren" der Mutter.

ſpenſt, das mich verſolgt. Du erſchienſt mir vor Kurzem in menſchlicher Bildung, und gleich neigte ſich mein Herz Dir zu. Ich erquickte Dich mit irdiſchem Trank; nun laß mir auch Deine himmliſche Gewalt zu Gute kommen!

Merkur.

Du ſüße kleine Leidenſchaft, erbole Dich!

Nymphe. Ihr habt mich weggeriſſen aus der ſtillen, ländlichen Wohnung, wo ich die unſchuldigſten Freuden genoß; Ihr habt mich in dieſe Säle geführt, wo für mich nichts Reizendes zu finden iſt, wo mich Larven verfolgen, vor denen ich keine Rettung finde als an Deinem Buſen.

Merkur (indem Nymphe an ihm gelehnt bleibt, zu den Zuſchauern).

Zutem ſich, meine Herrn, das ſchöne Kind
An meinen Buſen drängt, verwirr' ich mich,
Vergeſſe faſt, daß ich als Gott mich dargeſtellt
Und daß ich überdies als Prologus,
Als Kommentator dieſes erſten Spiels
Vor Euch in Pflichten ſtehe; doch verzeiht!
Ich ſelber finde meine Lage ſehr bedenklich.
Und wenn das ſchöne, liebevolle Kind
Nicht eilig ſich erholt, daß ich mich ſchnell
Von ihr entfernen kann, ſo fürcht' ich ſehr,
Die Flügelchen an Hut und Schuh und Stab
Verſtand' ich gegen einen einz'gen Kuß.
Indeſſen will ich mich um Euretwillen
So gut als möglich faſſen, Euch ſo viel
Nur ſagen, daß mein gutes, holdes Kind
Das Liebliche, Natürliche bedeutet,
Das ſich ſo redlich ausſpricht, wie es iſt,
Das ohne Rückhalt ſein gedrängt Gefühl
Auf Bäume, Blüthen, Wälder, Bäche, Felſen,*)
Auf alte Mauern wie auf Menſchen überträgt.

(Zu Nymphe.)

Biſt Du beruhigt, liebe kleine Seele?

Zweiter Knabe (zu Merkur).

Ihr ſprecht von Allen gegen dieſe Herren;
Nur mich vergeßt Ihr, ſagt auch, wer ich bin!

*) „Bald fühlſt Du Dich von Jener eingeladen,
Der Holden, die mit Unſchuld ſich verband,
Und Fels und Baum auf allen Deinen Pfaden
Erſcheint belebt durch ihre Götterhand!"

(Maskenzug No. 8.)

Merkur. Wol billig kommt die Reihe nun an Dich;
Doch produzire Dich nur selbst! Du siehst es ja,
Ich habe hier genug zu thun. Frisch und beherzt
Hervor und sprich: der Jüngste bin ich dieses Chors,
Das maskenhafte Spiel, das ein gewandter Freund*)
Aus Rom's verfallnem Schutte, ja, was mehr,
Aus altem Schulstaub neubelebt herangeführt.
Laß Deine Maske sehen, diese da!

(Das Kind hebt die komische Maske auf.)

Dies derbe, wunderliche Kunstgebild
Zeigt mit gewalt'ger Form das Fratzenhafte;

(Das Kind hebt die tragische Maske auf.)

Doch dieses läßt vom Höheren und Schönen
Den allgemeinen ernsten Abglanz ahnen.
Persönlichkeit der wohlbekannten Künstler**)
Ist aufgehoben; schnell erscheinet eine Schaar
Von fremden Männern, wie dem Dichter nur beliebt,
Zu mannichfaltigem Ergetzen Eurem Blick.
Daran gewöhnt Euch, bitten wir, nur erst im Scherz;
Denn bald wird selbst das hohe Heldenspiel,
Der alten Kunst und Würde völlig eingedenk,
Von uns Kothurn und Maske willig leiden.
Sie kennen Dich! Nun, Liebchen, sei es Dir genug!
Ein Andres bleibt uns übrig, dieses holde Kind,
Das Dich so schüchtern flieh, Dir zu versöhnen.
Drum heb' ich meinen Stab, den Seelenführer,
Berühre Dich und sie. Nun werdet Ihr,
Natürliches und Künstliches, nicht mehr
Einander widerstreben, sondern stets vereint
Der Bühne Freuden mannichfaltig steigern.

Nymphe. Wie ist mir! Welchen Schleier nahmst Du mir
Von meinen Augen weg, indeß mein Herz
So warm als sonst, ja freier, glüht und schlägt!

(Merkur tritt zurück.)

---

*) Man könnte unter diesem „gewandten Freunde" C. A. Böttiger verstehen wegen seiner 1801 zu Weimar erschienenen Schrift: „Die Furienmaske im Trauerspiel und auf den Bildwerken der alten Griechen", während in Musculus' Rammregister auf Einsiedel, den Uebersetzer des Terenz und Plautus, verwiesen ist (vgl. oben S. 13). Die Beziehung auf Fernow wußten wir nicht zu begründen.

**) Iffland (Hand. Dramat., 568es Stück) sagt ähnlich von dem unter der Maske spielenden Actenr: „seine Person findet weniger Gelegenheit, auszubrechen" (s. auch oben S. 16).

Herbei, Du Kleiner! Keinen Gegner ſeh' ich,
Nur einen Freund erblick' ich neben mir.
Erheitre mir die ſonſt beladne Bruſt,
An meinen Ernſt verflechte Deinen Scherz
Und laß mich lächeln, wo die bittre Thräne fließt!
Im Sinne ſchwebt mir eines Dichters alter Spruch,
Den man mich lehrte, ohne daß ich ihn begriff,
Und den ich nun verſtehe, weil er mich beglückt: *)

Natur und Kunſt, ſie ſcheinen ſich zu fliehen,
Und haben ſich, eh man es denkt, gefunden;
Der Widerwille iſt auch mir verſchwunden,
Und beide ſcheinen gleich mich anzuziehen.

Es gilt wol nur ein redliches Bemühen!
Und wenn wir erſt in abgemeſſnen Stunden
Mit Geiſt und Fleiß uns an die Kunſt gebunden,
Mag frei Natur im Herzen wieder glühen!

So iſt's mit aller Bildung auch beſchaffen:
Vergebens werden ungebundne Geiſter
Nach der Vollendung reiner Höhe ſtreben.

Wer Großes will, muß ſich zuſammenraffen;
In der Beſchränkung zeigt ſich erſt der Meiſter,**)
Und das Geſetz nur kann uns Freiheit geben.

(Nymphe mit dem Knaben ab.)

Zwanzigſter Auftritt.

Merkur. Erſter Knabe.

Erſter Knabe (eilig heranlaufend).
Beſchütze mich! Dort hinten folgt mir Jene!
Sie will mich haſchen, und ich leid' es nicht.

Merkur.
Gelegen wirſt Du, allerliebſtes Wunderkind,
Mir in die Hände Deine Wechſelfarbigkeit.

*) Welcher alte Spruch hier vorſchwebt, iſt nicht klar. In der Note zu dem Sonnett in Bd. III. S. 105 der Gedichte iſt auf Horaz' Ars poetica hingewieſen, wo (S. 408 und 409) in der Stelle: „Natura fieret laudabile carmen, an arte, Quaesitum est.“ Natur und Kunſt entgegengeſetzt ſind. Am 28. Auguſt 1831 ſchrieb Goethe obiges Sonnett, anfangend mit dem etwas veränderten fünften Verſe („Gelegner ſei ein redliches Bemühen!“), der Frau von Martius zu München ins Stammbuch.

**) Boileau's Regel: Qui ne sait se borner, ne fut jamais écrire (Art poétique, I. 60).

Den Augenblick benutz' ich, Euch zu ſagen,
Daß wir, die Phantaſie Euch darzuſtellen,
Ein ſchalkig Knäblein mit Bedacht gewählt.
Dies Zwerglein, wenn es ungebunden ſchwärmt,
Macht Glück und Unglück, wie dem Augenblick beliebt.
Bald wird's Euch düſter das Vergangne malen,
Mit trübem Firniß gegenwärt'ge Freuden,
Und mit der Sorge grauem Spinnenflor*)
Der Hoffnung reizendes Gebild umnebeln;
Bald wieder, wenn Ihr in die tiefſte Noth
Verſunken ſchon verzweifelt, Euch bebend
Der ſchönſten Morgenröthe Purpurſaum
Um das gebeugte Haupt, erquickend, winden. **)
Doch iſt er auch zu bänd'gen. Ja, er bändigt
Sogar ſich ſelbſt, ſobald ich ihm den Stab
Vertrauend überliefre, der die Seelen führt.
Sogleich iſt er gereizt, und ein roher Stoff***)
Zu neuer Schöpfung bildet ſich zuſammen.
Wie von Apollo's Leyer aufgefordert,
Bewegt zu Mauern das Geſtein ſich her,
Und wie zu Orpheus' Zaubertönen eilt
Ein Wald heran und bildet ſich zum Tempel. †)
Uns Alle führt er an, wir folgen ihm,
Und unſre Reihen ſchlingt er mannichfach.
Beſonders aber ſtrebt ihm jene Schöne dort
Auf des Geſanges raſchem Fittig nach.
Wär' er zu halten, Dieſe hielt' ihn feſt,
Doch wollt' er bleiben, ſie entließ' ihn gleich.

*) Das Wort iſt ſehr glücklich gebildet wie Schleierflor, Wolkenflor, Silberflor, Nachtflor, für: Spinngewebe. Flor (Sanders, I. S. 467 und II.) iſt ein dünnes Gewebe, namentlich zum Gebrauch als Schleier.

**) Vergl. das Gedicht: „Meine Göttin" Werke, I. 142).

***) Stoff bedeutet hier das rohe Kunſtmaterial, wie in No. 29 der „Venetianiſchen Epigramme" die deutſche Sprache als „ſchlechteſter Stoff" (Werke, II. 143) und in den ebenda S. 414 abgedruckten Verſen zum 16. Februar 1812 Marmor, Erz und Elfenbein als „Stoffe" der Kunſt bezeichnet ſind.

†) Apollo galt als der erſte Virtuoſe auf der von Hermes erfundenen Zither oder Lyra, aber auch ſelbſt als deren Erfinder. Amphion's Leyer, nach deren Tönen ſich Mauern ordneten, war ein Geſchenk Apollo's. Orpheus' Tönen folgten Thiere, Bäume und Felſen. Aber Bauten kraft harmoniſcher Klänge werden vorzugsweiſe dem Amphion zugeſchrieben, der als muſikaliſcher Städtegründer auch in No. 694 der Goethiſchen „Sprüche in Proſa" Karl des Orpheus zu nennen war. Ihm ſchrieb man die Gründung Theben's zu.

Einundzwanzigſter Auftritt.

Die Vorigen. Phone.

Phone. Ich ſeh', Du haſt ihn! Alſo liefre mir ihn aus!
Merkur. Zuerſt erlaube, daß ich Dich erkläre!
Phone. Ein Mädchen zu erklären, wäre Kunſt.
Merkur (zu den Zuſchauern).
Der Oper*) Zauberfreuden ſtellt ſie vor.
Phone. Was ſtell' ich vor?
Merkur. Die Oper, den Geſang!
Phone. Vorſtellen läßt ſich der Geſang nicht, aber leiſten.
Merkur. Nur friſch, zur allgemeinen Freude, immer zu!
Phone (ſie ſingt eine große Arie,**) nach deren Schluß ſie ſich gegen den Grund wendet).
Merkur. Zum Schluſſe, merk' ich, neigt ſich unſer buntes Spiel.
(Zum erſten Knaben, der ſich indeſſen, daß Phone ſingt, im Hintergrunde aufgehalten hat und, wie ſie nach dem Hintergrunde geht, ſogleich wieder zu Merkur hervortritt.)
Hier haſt Du meinen Stab! Nun geh, mein Kind,
Und führe mir die Seelen alle her!
(Das Kind geht ab.)

Zweiundzwanzigſter Auftritt.

Merkur. Pathos.

Merkur. Sie kommt in ſtillem Ernſte, die uns heut
Das Tragiſche bedeutet; hört ſie an!
Was ſie zu ſagen hat, verkünde ſie allein!
(Er entfernt ſich.)
Pathos. Sie ſind gethan, die ungeheuren Thaten,
Kein heißer Wunſch ruft ſie zurück,
Kein Wählen gilt, es frommt kein Rathen,
Zerſtoben iſt auf ewig alles Glück.
Von Königen ergießt auf ihre Staaten
Sich weit und breit ein tödtliches Geſchick.***)
Welch eine Horde muß ich vor mir ſehen?
Das Schreckliche geſchieht und wird geſchehen!

*) Die Pflege der Oper war die Goethe's Theater bei der Gründung geſtellte vorzüglichſte Aufgabe (ſ. Weber, im Weim. Sonntagsbl., 1856, S. 94).
**) Nach dem Berichte in der „Zeitung für die eleg. Welt" und Weber, a. a. O., S. 110, war die Arie aus Vaer's Oper „Kamilla" genommen.
***) Quidquid delirant reges, plectuntur. Achivi (Horat. Epist., I. 2, 14).

Der Nächste stößt den Nächsten tückisch nieder,
Und tückisch wird zuletzt auch er besiegt;
Denn wie ein Schmied im Feuer Glied an Glieder
Zur ehrnen, ungeheuren Kette fügt,
So schlingt in Gräuel sich ein Gräuel wieder,
Durch Laster wird die Lasterthat gerügt;*)
In Todesnebel, Höllenqualm und Grausen
Scheint die Verzweiflung nur allein zu hausen.

Doch senkt sich spät ein heiliges Verschonen
In der Bellemmung allzu dichte Nacht,
Am holden Blick in höhre Regionen
Fühlt nun sich jedes edle Herz erwacht,
Dort drängt's Euch hin, dort hoffet Ihr zu wohnen,
Auf einmal wird ein Himmel Euch gebracht:
Vom Reinen läßt das Schicksal sich versöhnen,
Und Alles löst sich auf im Guten und im Schönen.**)

*) „Das eben ist der Fluch der bösen That,
Daß sie, fortzeugend, Böses muß gebären."
(Schiller's „Piccolomini", V. 1.)

**) Goethe war mit diesen Stanzen nicht ganz zufrieden und dichte Schiller den Wunsch aus, daß Dieser „doch letzte Meine aufgeschrieben hätte" (Brief vom 28. Juni 1802, Briefw., No. 867). In dem Berichte in der „Ztg. für die elegante Welt" (1802, S. 671) werden sie dagegen „durch Rhythmus und hinreißende Gewalt gleich ausgezeichnete, vorzüglich schöne Stanzen" genannt. Die Verse sind allerdings überaus energisch, gedrungen und schwungvoll, obgleich in der zweiten Strophe die vielen Wiederholungen fast zur Manier werden (V. 1: „Der Nächste . . den Nächsten", V. 3 und 5: „tückisch . . . tückisch", V. 4: „Glied an Glieder", V. 5: „in Gräuel sich ein Gräuel", V. 6: „Laster . . . Lasterthat"). Die Interpretation der drei Strophen im Einzelnen ist nicht leicht. Unzweifelhaft stellen die Tragoedien des Aeschylos, Sophokles und Euripides oder doch die von ihnen behandelten tragischen Stoffe charakterisirt werden. Die zweite und die dritte Strophe passen dann sehr gut auf Gräuel wie die im Hause des Tantalus von Atreus, Thyest, Agamemnon, Aegisth verübten und auf die durch Aehnliche gesühnte Schuld. Auffällig ist dabei, daß die Gräuelthaten nicht eigentlich als Folge eines göttlichen Verhängnisses in antikem Sinne geschildert sind, wenn auch zuletzt des „Schicksals" gedacht wird. Daß der ersten Strophe zufolge, sich das tückische Geschick „von Königen auf ihre Staaten" ergießt, ist nicht die erste, sondern die zweite Form, in welcher die Gräuel sich fortzeugen. In erster Linie vollzieht sich das tragische Geschick in den Königshäusern selbst, so im Agamemnon, Hamlet, Richard III., und hierauf ist der Anfang der ersten Strophe zu deuten. Indem Goethe aber die tragischen Geschicke der Völker an die Thaten der Könige anknüpfte, wie Homer in der Ilias, eröffnete er der Dichtung den weitesten Spielraum, und es ist zum Beispiel leicht, in den beiden ersten Strophen den Gang der französischen Revolution, in allen dreien, als Prophezeihung, die Flut der Ereignisse von 1805 und 1806 bis 1815 wiederzufinden.

Letzter Auftritt.

Alle.

Sie reihen ſich in folgender Ordnung:

Martha. Nymphe. Zweiter Knabe. Bathos. Erſter Knabe. Phyllis. Marien.

Merkur (der vorwärts an die linke Seite tritt).

Und wenn ſie nun zuſammen ſich geſellen,
Nach der Verwandtſchaft endlich angereiht,
So merkt ſie wohl, damit in künft'gen Fällen
Ihr ſie erkennet, wenn von Zeit zu Zeit
Sie eineln ſich Euch vor die Augen ſtellen,
Wenn Jedes*) eineln ſeine Gabe beut.
Zu unſrer Pflicht könnt Ihr uns liebreich zwingen,
Wenn Ihr genehmigt, was wir bringen.

---

*) „Jedes einzeln", — die ſüddeutſche richtigere Form des Neutrum, welche Goethe beibehielt, während in Norddeutſchland das pronominale Maskulinum „Jeder einzeln" beide Geſchlechter in ſich begreift.

Vorſpiel.

1807.

Vorbemerkung des Herausgebers.

Das Vorspiel, so klein es an Umfang ist, gehört nach Form und Gehalt zu den vollendetsten Erzeugnissen der deutschen Literatur überhaupt, wenn auch als ein Denkmal der traurigsten Epoche der deutschen Geschichte, der „kurzen Nacht", welche dem „langen Tage" gefolgt war.*) Die deutsche Sprache feiert in diesem Meisterwerke, wie man es wol nennen kann, ihren Triumph: markig und edel gebildet und doch leichtverständlich und natürlich, geht sie in antikem Rhythmus, meist in Trimetern**), einher, ohne zu antikisiren und je zu undeutschen, gekünstelten und ungelenken Wendungen zu greifen. Wäre nur sieben Jahre später auch dem „Epimenides" die gleiche Wärme des Ausdrucks überall zu Theil geworden! Obgleich das Festspiel einer äußern Veranlassung, der Wiedervereinigung der durch die Ereignisse des Krieges 1806 und 1807 getrennten Mitglieder der herzoglichen Familie, seine Entstehung verdankt, so bringt es doch diese persönlichen Beziehungen nur nebenher, wesentlich dagegen die politische Lage des Landes zum Ausdruck. Es verfolgt die Tendenz, nach der zerstörenden

*) „Einen langen Tag über lebt' ich schön,
Eine kurze Nacht;
Die Sonne war eben im Aufgehn,
Als ich zu neuem Tag erwacht." (Goethe. Werke, II. S. 344.)
Das Erwachen erfolgte 1813.

**) Düntzer, Goethe's Prometheus und Pandora, S. 63 und 77.

Kataſtrophe die wiederherſtellenden, die aufbauenden Kräfte, welche in den Bürgern des Staates ruhen, zur Thätigkeit aufzurufen, auf ſie als das Mittel zur Erhebung von dem Falle, zur Rettung aus der Erniedrigung hinzuweiſen. „Die Hoffnung," ſchreibt Goethe an Reinhard im Hinblick auf unſer Vorſpiel am 28. September 1807 (Briefw., S. 13), „die Hoffnung muß wieder eintreten, und dann kommt auch ſogleich die Thätigkeit wieder, durch welche, wenn man es genau beſieht, die Hoffnung in jedem Augenblicke realiſirt wird." In der „Pandora", dem Feſtſpiele, welches dem vorliegenden unmittelbar folgte,*) führte Goethe denſelben Gedanken im Zuſammenhange mit allgemeineren Kulturideen weiter aus, einen Gedanken, den Adam Müller damals im Hinblick auf die letzten Ziele der patriotiſchen Hoffnung und Thätigkeit ſo wiedergab: „Die Ketten zerſchlagen iſt eine Manier; es giebt eine andere, ich glaube, noch gründlichere, da man ſie auseinanderwächſt." **)

Das ganze Vorſpiel führt die in „Paläophron" in einem mehr ſcherzhaften Sinne vorkommenden Worte im heiligſten Ernſte aus:

„Die Thätigkeit iſt's, was den Menſchen glücklich macht,
Die, erſt das Gute ſchaffend, bald ein Uebel ſelbſt
Durch göttlich wirkende Gewalt in Gutes kehrt.

*) A. Schöll hat daher auch beide Feſtſpiele zuſammen kommentirt (Frankfurter Muſeum, 1858, S. 979 bis 983). Er ſagt hier u. A.: „Um ſo bewundernswerther iſt an beiden die Wärme, die Goethe jenen allgemeinen Geſtalten eingehaucht, die ſeelenvolle Bewegung und Schönheit, womit er die griechiſchen Formen ausgefüllt hat. Aus beiden ſpricht die Idee der Unveräußerlichkeit des Guten und Himmliſchen, auch wenn es verloren und zerſtört erſcheint."

**) Erſte Vorleſung über König Friedrich II., gehalten zu Berlin, den 11. Januar 1810 (Pantheon, 1810. I. S. 179).

So werdet Ihr, und wenn aus ihren Fugen selbſt
Die Welt geſchoben in ſich ſelbſt zertrümmerte,
Sie wieder bauen, einer Ewigkeit zur Luſt."

Die Welt war jetzt wirklich aus den Fugen geſchoben und ſogar zertrümmert; Goethe predigte daher unabläſſig ſein Evangelium der That, fern von aller Muthloſigkeit, ſo in der Pandora: „Das brenne dort, viel ſchöner baut ſich's wieder auf," ſo humoriſtiſch im Gedichte „Rechenſchaft": „Narre, wenn es brennt, ſo löſche; hat's gebrannt, bau wieder auf!"

Man würde ſich aber ſehr täuſchen, wollte man in dem Stücke die äußere Befreiung von dem franzöſiſchen Joche als Ziel angegeben finden. Goethe's Poeſie will ſtets nur auf den innern Sinn, auf Geiſt und Gemüth belebend und befreiend wirken; nie iſt Goethe ein Prediger, der die Kanzel zur Verfolgung unmittelbar praktiſcher oder politiſcher Zwecke mißbrauchte. Die Befreiung iſt hier lediglich als eine innere, und die thätige Hinwendung zu den höchſten ſittlichen Lebenszwecken überhaupt als Aufgabe hingeſtellt. Die Tendenz iſt ſogar umgekehrt die Abwendung von allgemein-politiſchen Beſtrebungen. Dies bezeichnet den entſcheidenden Punkt, wo ſich Goethe's Wege von den patriotiſchen, auf den Sturz des Napoleoniſchen Regiments hinarbeitenden Agitationen völlig trennten.

In keiner andern Schrift vielleicht hat der Dichter ſeine politiſche Denkart ſo klar ausgeſprochen als in vorliegendem Stücke. Keine zeigt mehr die Kluft, welche ſeine Vorſtellungen über Volkswohlfahrt von den damals Europa, wenigſtens theoretiſch, beherrſchenden Ideen der franzöſiſchen Revolution unterſchied. Jenen in ihrer kosmopolitiſchen

Allgemeinheit jede individuelle Staatsbildung auflösenden*) französischen Ideen, von welchen sich Goethe nie hatte blenden lassen, stellte er hier die Grundsätze des Gemeindelebens und der Selbstregierung gegenüber. Solche Ideen hatte er sich nicht aus den Fingern gesogen, sie waren nicht wie eine göttliche Inspiration bei Nacht über ihn gekommen, sondern er sprach nur bei dem gegebenen äußern Anlasse mit besonderm, der ernsten Zeit angemessenen Ernste und Nachdruck die Ergebnisse langen Nachdenkens und im Laufe vieler Jahre und langer eigner praktischer Thätigkeit erworbener Erfahrung zum Zwecke der Erhebung über den Druck der Zeitereignisse aus. Die Wurzeln seiner Gedanken liegen sehr tief und führen zurück auf die ältern, eigenartigen deutschen Publizisten, von späteren auf den für seine Jugend so einflußreichen Justus Möser, und sie sind wie ein Widerschein der Bestrebungen, mit welchen Goethe selbst in den Jahren 1776 bis 1786 die Verwaltung der Weimarischen Lande betrieben hatte. Es war diese Staatsansicht ein rein deutsches Gewächs, englische Einflüsse sind kaum nachzuweisen; aber im Wesen stand Goethe ganz auf dem Standpunkt des englischen self-government, nur daß sein und seines Herzogs Begriff von der Staats- und Fürsten-Gewalt ein mehr kontinentaler, Fridericianisch gefärbter war. So erscheint auch in unserm Stück die „Majestät" als Repräsentantin der Alles umfassenden, Alles schützenden und die Ordnung gewährleistenden, zugleich aber die Prinzipien des auf das Haus und die Gemeinde gerichteten Wirkens und die Selbstregierung, als das Heilmittel der Zeit, verkündenden höchsten Staatsgewalt. „Welche Regierung die

*) Dahlmann, die Politik, S. 208. 2. Aufl.: „Die Lafayettischen Menschenrechte sind darum hauptsächlich so widersinnig" u. s. w.

beſte ſei," frägt Goethe in den „Sprüchen in Proſa" (No. 312), und die Antwort lautet: „Diejenige, die uns lehrt, uns ſelbſt zu regieren." In der engliſchen Verſion (von Wenckſtern, 1852, S. 3) hebt ſich der Sinn noch beſtimmter heraus: Which is the best government? That which teaches self-government. Stellen unſers Stücks führen dies weiter aus, z. B.:

„Und ſo grüße jedes Land den Fürſten,
Jede Stadt den Aelteſten, der Haushalt
Grüße ſeinen Herrn und Vater jauchzend.
Alſo, wer dem Hauſe trefflich vorſteht,
Bildet ſich und macht ſich werth, mit Andern
Dem gemeinen Weſen vorzuſtehen.
Er iſt Patriot, und ſeine Tugend
Dringt hervor und bildet Ihresgleichen,
Schließt ſich an die Reihen Gleichgeſinnter."
„Du haſt mit wenig Worten
Ausgeſprochen, was die Städte
Bauet, was die Staaten gründet:
Bürgerſinn."

Wenn Palmerſton in einer Rede (gehalten zu Dover am 28. Auguſt 1861 bei ſeiner Inſtallirung als Lord Warden der fünf Häfen) unter Anderm ſagte: „Unſer Patriotismus muß, wie unſre Mildthätigkeit, zu Hauſe beginnen. Ein Mann muß vorerſt ſein Heimathshaus und ſeine Familie lieben, dann ſeine Stadt und ſeinen Bezirk, und wenn er dann ſeine Grafſchaft (county) liebt, ſo liebt er ſein Vaterland", ſo ſind das nicht nur dieſelben Gedanken, es ſind faſt dieſelben Worte der Goethiſchen Verſe. Der Gegenſatz zu den franzöſiſchen Ideen kann nicht ſchärfer ausgedrückt ſein, da dieſe den

Patriotismus nur in der Hingabe an das Allgemeine kennen. Der Thätigkeit, welche Goethe hier als Panacee preist, sind durch den Hinweis auf das Haus, die Stadt und das gemeine Wesen bestimmte Ziele gesteckt. Dieser eine Gedanke erfüllt das ganze Stück, welches daneben den für Weimar so nahe liegenden Gedanken von der Pflege des Geistes, der Künste und der Wissenschaften nicht weiter entwickelt. Hierauf war aber das in der Zeit nach der Schlacht bei Jena Goethe und seine grade damals eminent entwickelte Thätigkeit ganz beherrschende Streben gerichtet, um wenigstens das Palladium der Wissenschaft, Literatur und Kunst zu besseren Zeiten hinüber zu retten. In diesem Sinne schrieb er an seine Freunde, und zu diesem Zwecke richtete er bald nach jener Schlacht ein ausführliches Memoire in französischer Sprache an Napoleon zum Schutze der Universität Jena und der Weimarischen Kunst-Anstalten.*) Dieselben Ideen fanden zur gleichen Zeit ihre Durchführung in Preußen. Auch Preußen wollte innerlich genesen, und der von Stein begonnene Neubau beruhte auf der Wiederherstellung selbstständiger Gemeinden, also auf Selbstregierung, und auf der Entfesselung der nationalen Arbeit,**) ganz nach Goethe's poetischem Schema. Die Gründung der Universität Berlin rief die geistigen Mächte ins Feld, in deren Pflege schon längst, wie auch der „Friede" im Stücke rühmt, das

*) Dies sehr ausführliche und höchst merkwürdige Memoire ist noch ungedruckt, und voraussichtlich werden noch Jahre hingehen, ehe es an den Tag kommt. Es ist auch wichtig für die Art, wie Goethe damals Napoleon auffaß. Zum Beispiel nennt er ihn darin: „Empereur de l'Occident".

**) Dahlmann, die Politik, S. 22: „Die große Umgestaltung, mit welcher Preußen im Jahre 1808 hervortrat, beruhte auf einem doppelten Grunde, einem erklärten politischen: Wiederherstellung selbstständiger Gemeinden, und einem noch in der Vorbereitung begriffenen volkswirthschaftlichen: die Theilung der Arbeit sollte ihre Macht in Preußen entfalten."

Wesen des Weimarischen Staats bestand, welcher dagegen von der für Preußen entscheidenden Neugründung der Wehrkraft wegen seiner Kleinheit absehen mußte.

Neben jenen allgemeinen bedürfen die lokalen Beziehungen des Vorspiels keiner ausführlichen Erörterung. Es ist bekannt, daß der Herzog von Weimar vor dem Kriege wieder in den preußischen Dienst getreten war, in der Schlacht bei Jena die von Napoleon umgangne Avantgarde kommandirt und hierdurch dessen Zorn in so hohem Grade erregt hatte, daß Napoleon anscheinend nur durch die würdevolle und kluge Haltung der regierenden Herzogin Louise, welche ihn nach der Schlacht auf der Treppe des neuen Weimarischen Schlosses empfing, sich hatte abhalten lassen, das Land ebenso zu kassiren, wie die Länder andrer preußischer Verbündeten, namentlich Braunschweig und Kurhessen. So schaute das Land auf die Herzogin als auf seine Retterin. Deshalb erscheint ihr Namenszug als Trostzeichen am Ende der ersten Szene. Außerdem aber konnte man die Erhaltung des Landes dem Einflusse der durch das Festspiel bewillkommten Erbprinzessin, als der Schwester des allvermögenden Kaisers Alexander von Rußland, zuschreiben. So ist das Vorspiel, welches zuletzt einen Nachruf an die Herzogin Amalia enthält, ein Monument der Dankbarkeit Weimar's gegen drei seiner ausgezeichnetsten Fürstinnen.

Goethe selbst giebt das Argument unsers Vorspiels in einem Briefe an Knebel vom 7. Oktober 1807 (Briefw., I. 314) bei Uebersendung des Stücks folgendergestalt an: „Leider erhältst Du nur den Theil, der in Worten verfaßt ist und auf das Papier gebracht werden kann; Alles, was auf sinnlichen Effekt berechnet war, geht ab, und so bleibt es nur Stückwerk. Die theatralischen Kontraste, die hier

aufgestellt werden, lassen sich durch die Einbildungskraft nicht nachbringen. Der furchtbare, bis zum Gräßlichen gesteigerte erste Theil schloß sich, indem eine heitre Sternerscheinung Jeden freundlich erinnerte, was man unsrer vortrefflichen Fürstin vorm Jahre schuldig geworden, an die zweite glänzende und prächtige Hälfte durch einen sanften Uebergang gefällig an, und die hilfereiche, ordnende Erscheinung der Majestät war nicht ganz unerwartet. Der bekränzte Friede stellte sich dem gekrönten Ernst anmuthig entgegen, und dadurch, daß die vier Personen durch zwei Schauspielerinnen (vermuthlich die Jagemann und die Wolff) vorgestellt wurden, welche nur die Kleidung und den Ausdruck ihres Vortrags geändert hatten, erhielt das Ganze für den äußern und innern Sinn eine erquickliche Einheit; wie denn auch das Andenken an die Herzogin Mutter am Schlusse die treuen, ihr ergebnen Herzen mit sanfter Rührung entließ.*) Ich freue mich, durch diese extemporirte Arbeit, — denn ich habe sie in acht Tagen von Grund aus erfunden und verfertigt, — durchaus einen guten Eindruck hervorgebracht zu haben." Kürzer hatte Goethe vorher an Reinhard geschrieben, er habe in dem Vorspiel „Gewalt und Vertilgung, Flucht und Verzweiflung, Macht und Schutz (Majestät), Friede und wiederherstellende Freude lakonisch vorgeführt" (Briefw., S. 14).

*) Das „Vorspiel" erschien zuerst gedruckt 1807 in No. 252 und 253 des Morgenblatts. Am Schlusse bildet dort obige bis hierher mitgetheilte Briefstelle eine besondre „Nachschrift". Der Anfang erinnert an die ähnliche Bemerkung zu „Paläophron und Neoterpe" (S. 22).

Vorſpiel

zu Eröffnung des Weimariſchen Theaters

am 19. September 1807

nach glücklicher Wiederverſammlung der Herzoglichen

Familie.

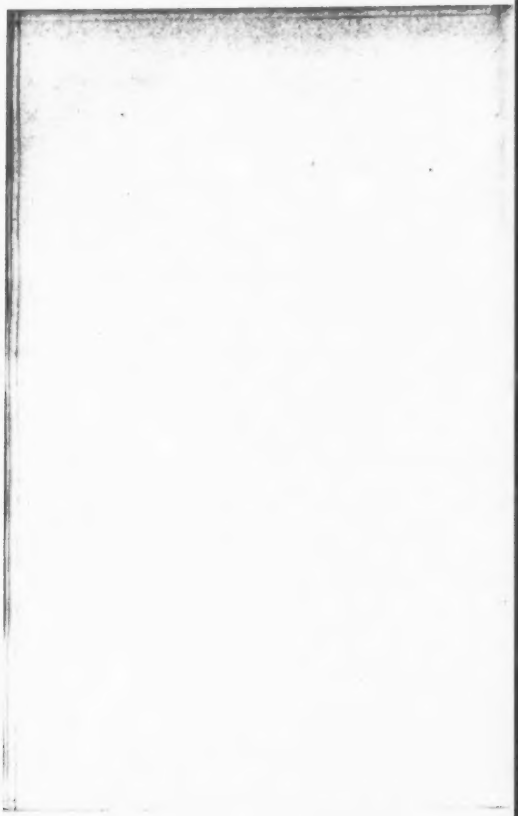

Wald. Fels. Meer. Nacht.*)

(Ferner Donner.)

Kriegesgöttin. Durch dieser nachtbedeckten Felder still Gebreit
Mit unbemerkten Schritten stürm' ich rasch heran,
Ob irgend Jemand widerstünde meiner Kraft.
Noch aber sind' ich Niemand. Ja, bebende soll
Dies Schwert mir Raum verschaffen, wenn sich mir
Die aufgeschreckte Menge kühn entgegenstellt:
Denn diesem Stahle widersteht kein Sterblicher.
Ein grauser Kampf umhüllt sich bald mit Nebelnacht,
Und meine Fackel leuchtet weit und breit zur Flucht.

(Näherer Blitz und Donner.)

Schon reihenweis liegt ausgestreckt Getödtetes
Wie hinter emsig Mähenden das Blumengras.**)
Ich aber, unaufhaltsam, kräftig schreite vor
Dem Glücksgestirn entgegen, das mich leitete.***)
Wolauf denn, Schlachtruf!

(Blitz und Donner.)

Töne gräßlich durch die Nacht!
Du Blitzgeschoß, verbreite Schreck, verbreite Tod!
Heran, Ihr Donner, Ihr mich längst verkündenden!

(Blitz und Donner immer näher.)

Entwickle Dich, Du hagelschwerer Wolkenzug!

---

*) Der Aufruhr der Natur-Elemente dient hier bildlich zur Darstellung des Aufruhrs in der sittlichen Welt, des Kriegs; daher nächtliches Gewitter am Ufer eines an Felsen brandenden Meeres. Dem Ausdruck „Kriegeswogen" (Gedichte, III. S. 168) liegt gleichfalls die Vergleichung des Krieges mit einem bewegten Meere zum Grunde (s. Grimm's Wörterbuch, V. Sp. 2501).

**) Die Metapher ist ganz Homerisch, obgleich die Bilder von der Sichel des Todes und der reifen Menschen-Aehre auch der christlichen Symbolik angehören. Vergl. Ilias, XI. V. 67 ff., und „Faust" (Werke, XIII. S. 139): „Die Mädchen welken gleich gemähtem Wiesengras."

***) Das fatalistische Vertrauen auf den Glücksstern, welches Napoleon, Wallenstein, Cäsar und andre Feldherrn beseelte.

Stürz, Alles überrauſchend, fluthendes Geſtein,*)
Und ſchwemme, was entgegenſteht, von Grund hinweg!**)
(Unter Blitz und Donner ab.)

Eine Flüchtende.

(Blitz und Donner entfernen ſich.)

Wo flieh' ich hin, wo berg' ich mein bedrohtes Haupt?
Denn überall umgeben mich die Drängenden.
Gewalt'ger Kriegskampf, Waffenklang und Mordgeſchrei
Ertönen heute, wo noch geſtern Friede ſang.
Und aufgeſchreckt, wir Armen, ſchaarweis fliehen wir
Und gleich zerſprengt von Ungemach zu Ungemach.
Umſonſt! Kein Ausgang aus dem Irrſal zeigt ſich mir.
Der finſtre Bergwald, Nacht und Schreckniß heget er;
Die Felſenwänd' an aufgeregter, wilder Fluth,
Sie halten hier und überall den Schritt mir an,
Und aus der Tiefe***) tönet mir der Schreckensruf:
Zurück! Zurück! Wohin entfliehſt Du Einſelne?
Zurück! Des Gatten denke, den das ſcharfe Schwert,
Der Kinder, die des Hauſes Flamme tobend faßt!
Vergebens! Ach, an dieſer Seite trennet mich
Der breite Strom des mörderiſchen Ungeſtüms
Mit blut'gen Wogen von bekannter Spur hinweg.
(Ganz ferner Donner.)
O, Seligkeit verhüllendes und nie genug
Geſchätztes Dach der Friedenshütte, die mich barg!
O, nie genug verehrter Engraum, kleiner Herd,†)
Du runde Tafel, die den holden Kinderkreis

*) Fluthendes Geſtein, d. h. die ergoſſene Hagelwolke: dialektiſch heißen Hagelkörner auch „Kieſel", wie das Wort bei Goethe in „Wanderers Sturmlied" (Gedichte, I. S. 158) vorkommt: „Wie vom Gebirg herab Kieſelwetter ins Thal."

**) Das Bild der „Ueberſchwemmung" braucht Goethe von der franzöſiſchen Invaſion auch im Briefe an Knebel vom 29. Oktober 1806: „Jetzt, da die große Ueberſchwemmung über uns weggegangen iſt" (Briefw., I. S. 277). Vergl. im „Epimenides", Auftr. 17: „das Alles überſchwemmende Gewäſſer", die „Sündfluth" (Gedichte, III. S. 327) und die „große Waſſersnoth" (daſ. S. 383).

***) Aus der Tiefe des Abgrunds über dem Meere.

†) Das Dach, der Herd und die Familientafel als die Heiligthümer des Hauſes. Die Hausgötter weilen am Herde. Dieſer iſt hier „Engraum" — eine neue Wortbildung — genannt, als der enge, in der Eſſe ſelbſt angebrachte Kochraum, von dem auch Martha Bauers im 3. Auftritt von „Was wir bringen" ſpricht. (Vgl. Grimm's Mythol., S. 468.)

Anmuthig anſchloß elterlicher Sorgenluſt!
Dort lodert's auf! Die Ernte ſtrömt in Feuerqual[*])
Zum Himmel an, und des Beſitzes treu Gebäus
Schwankt unterflammt[**]) und beugt ſich, widerſteht und ſinkt
Durchglühter Schutt ſtürzt, Flammen-Rauchſtaub krauſt empor,
Und unten krachend, ſchwerbelaſtet, dumpfgedrückt,
Verkohlt ſo vieler Menſchenjahre werther Fleiß,
Und Grabesruhe waltet über Trümmern.

(Ferner Donner.)

Ach!
Selbſt in das Grab dringt wilder Elemente Wuth
Und reißt die Todten zwiſchen die Lebendigen;
Sie[***]) ſollen ſchauen, welch ein Elend uns betraf,
Und irren, unſre Väter, heimatlos wie wir.

(Näherer Donner.)

Schon kehrt zurück das Wetter, das zerſtörende,
Vergebne Hoffnung, ausgewüthet hab' es nun:
Es kehrt zurück und raſet allgewaltiger,
Und Land und Meer bewegen ſich in wildem Bund.
Iſt dies der Erde feſter Boden? Weh mir! Weh!
Und dies die Pfade, ſicher ſonſt betretene?
Im Schiffe ſteh' ich, wogend ſchwankt es hin und her;
Mein Knie verſagt mir; nach dem Boden zieht es mich;
Zu knieen und zu flehen, dränget mich das Herz.

(Sie kniet.)

Iſt über dieſer Wolkendecke düſtrer Nacht
Kein Stern, der in der Finſterniß uns leuchtete,
Kein Auge, das herunterſäh' auf unſre Noth?
O Du, dem ich von Jugend auf hingefleht,
Du, deſſen heil'gen Tempel ich mit Kinderſchritt[†])
Und Kinderſinn erſt, dann mit warmer, jugendlich
Bewegter Bruſt hinanſtieg, im vertrauenden,
Andächt'gen Chor der Aelteren und Aelteſten,

---

*) Feuerqual, ſ. Sanders, II. 1, S. 615a.: „Qual" gehört zu dem Verbum „quälen", brodelnd wallen. In Grimm's Wörterbuch (III. Sp. 1600) wird das Wort nur noch bei Jakob Böhme nachgewieſen neben „Waſſerqual".

**) unterflammt, wie im vorletzten Verſe dieſer Szene „in dem blitzdurchflammten Aether". Man beachte die maleriſche Folge der Bewegungen: „ſchwankt, beugt ſich, widerſteht und ſinkt".

***) „Sie" bezieht ſich natürlich nur auf „die Todten".

†) Die Greichen im Fauſt „aus dem vergriffenen Büchelchen Gebete lallte, halb Kinderſpiele, halb Gott im Herzen" (Werke, XII. S. 128).

Mit heitrem, Festtags-sonnenhaftem Freudeblick
Ein Danklied, ein Triumphlied Deiner Vaterkraft
Und Vatergüte tausendstimmig dargebracht:
Warum verbirgst Du hinter düstern Teppichen
Dein Antlitz, Deiner Sterne strahlende Heiterkeit?
Ist es Dein ew'ger Wille? Sind es der Natur
Unbänd'ge, taube Kräfte, Dir im Widerstreit?
Dein Werk zerstörend, uns zerknirschend . . . .
(Rather Donner.)
Weh mir! Weh!
Vergebens Alles! Immer wilder drängt's heran.
Die Elemente fassen sich, die tobenden,
Die Welle sprüht des Felsenwaldes Aeste durch,
Und in dem blitzdurchflammten Aether schmelzen hin
Die Gipfel;*) Gluthstrom stürzet um Verzweifelnde.
(Es schlägt ein. Zugleich erscheint ein Wunder- und Trostzeichen, der verehrten regierenden Herzogin Namenszug im Sternbilde.)**)

Königlicher Saal.

Die Majestät (im Krönungsornat).

Sicher tret' ich auf und glanzumgeben;
Jedes Auge freut sich meines Kommens,
Jedes Herz erhebt sich gleich zur Hoffnung,
Jeder Geist, schon schwelget er in Wünschen.
Denn die Weisheit, wandelt sie bescheiden
Unter Menschen, lehrend, rathend, scheltend,
Wenig achtet sie der Haufe,***) leider öfters
Wird sie wol verachtet und verstoßen;
Aber wenn sie sich zur Macht gesellet,
Neiget gleich sich die erstaunte Menge
Freudig, ehrfurchtsvoll und hoffend nieder;

*) Auch dies Bild ist ganz antik. Vergl. in Aeschylos' Prometheus, Vers 1093 (Voß' Uebersetzung, 1826): „Und zusammengemengt ward Aether und Fluth." — Der gezackte Felsenwald sind die Meereszinnen.

**) Vergl. die auf die Herzogin bezügliche Stelle im „Epimenides" (Austr. 23):

Heil der Edlen, die den Glauben
In der tiefsten Brust genährt,
Unter Mord und Raub und Rauben
Das Verderben abgewehrt!

***) Vergl. Sprüche Salomons, Cap. 1, Vers 20 u. 24: „Die Weisheit lässet sich hören auf der Gasse, und Niemand achtet darauf," auch von Shakespeare angewandt, der den Spruch dem Prinz Heinrich in „Heinrich IV.", Erster Theil (I. 2), in den Mund legt.

Und wie vor Gewalt ſich Furcht geflüchtet,
So entgegnet nun der Macht Vertrauen.*)

Hat Natur, nach ihrem dunklen Walten,
Hier ſich Bergreihn hingezogen, droben
Felſen aufgezackt und gleich daneben
Ueber Thalgrün und Höhn und Höhlen
Heilig ruhend alten Wald**) gepfleget,
Daß den unwirthbaren Labyrinthen
Sich der Wandrer grauend gern entzöge:
Sieh, da dringt heran des edlen Menſchen
Meiſterhand; ſie darf es unternehmen,
Darf zerſtören tauſendjähr'ge Schöpfung.
Schallet***) nun das Beil im tiefſten Walde,
Klingt das Eiſen an dem ſchroffen Felſen,
Und in Stämmen, Splittern, Maſſen, Trümmern
Liegt zu unbegreiflich neuem Schaffen
Ein Zerſtörtes gräßlich durch einander.
Aber bald dem Winkelmaaß, der Schnur nach
Reihen ſich die Steine, wachſen höher;
Neue Form entſpringt an ihnen, herrlich
Bildet mit der Ordnung ſich die Zierde,
Und der alte Stamm gekantet fügt ſich,
Rubend bald und bald emporgerichtet,
Einer in den andern. Hohen Giebels
Neuer Kunſtwald hebt ſich in die Lüfte.
Sieh, des Meiſters Kränze weben droben,
Jubel ſchallt ihm, und den Weltbaumeiſter†)
Hört man wol dem irdiſchen vergleichen.

*) Die zerſtörende Kriegsgewalt war ebenſo der Ausfluß der höchſten Souveränität wie deren ordnende und ſchützende Macht. Auch die Kriegsgöttin Pallas iſt zugleich Göttin der Weisheit.

**) Heilig, mit Beziehung auf die göttliche Verehrung der Haine.

***) Es ſchallet, es klinget.

†) Weltbaumeiſter, wie Schiller in dem Gedichte „Die Freundſchaft" von dem „großen Weltenmeiſter" ſpricht. In den Freimaurerliedern kommen derartige Bezeichnungen Gottes vielfach vor, wie Weltregierer, Weltenmeiſter, Welterbauer, Weltenlenker, und der Herzog Bernhard von Weimar, ein eifriger Maçon, ſchreibt von Gent nach der Geburt ſeines Sohnes Wilhelm: „Möge der große Baumeiſter der Welten meinem Loughton beiſtehen, daß er ein braver Mann werde. Giebt mir der große Baumeiſter der Welt Kraft genug" u. ſ. w. (Stichling, Herzog Bernhard v. S.-W. Weimar 1863, S. 26 und 27). Von dem „Baumeiſter, der Berge aufthürmte in die Wolken," ſpricht Goethe bereits in ſeiner erſten Schrift „Von deutſcher Baukunſt", 1773, S. 1.

So vermag's ein Jeder. Nicht der König
Hat das Vorrecht; Allen ist's verliehen.
Wer das Rechte kann, der soll es wollen;
Wer das Rechte will, der sollt' es können,
Und ein Jeder kann's, der sich bescheidet,
Schöpfer seines Glücks zu sein im Kleinen.*)

Der Du an dem Weberstuhle sitzest,
Unterrichtet, mit behenden Gliedern
Fäden durch die Fäden schlingest, alle
Durch den Taktschlag an einander drängest,
Du bist Schöpfer, daß die Gottheit lächeln
Deiner Arbeit muß und Deinem Fleiße.
Du beginnest weislich und vollendest
Emsig, und aus Deiner Hand empfänget
Jeglicher zufrieden das Gewandstück;
Einen Festtag schaffst Du jedem Haushalt.

So im Kleinen ewig wie im Großen
Wirkt Natur, wirkt Menschengeist, und beide
Sind ein Abglanz jenes Urlichts droben,
Das unsichtbar alle Welt erleuchtet.**)
Und so grüße jedes Land den Fürsten,
Jede Stadt den Aeltesten, der Haushalt
Grüße seinen Herrn und Vater jauchzend,
Wenn sie wiederkehren als die Meister,
Zu erbauen oder herzustellen!

Fromm erflehet Segen Euch von oben;
Aber Hilfe schafft Euch thätig wirkend

---

*) Umbildung des Sprichworts: Jeder ist seines Glückes Schmied, zurückzuführen auf Sallust's de republica ordinanda, I. 1: (Appius ait,) fabrum esse suae quemque fortunae (s. Büchmann, geflügelte Worte, 6. A., S. 138). Wie sehr Vers 6, oben, aus Goethe's Seele gesprochen ist, zeigen Aeußerungen wie: „Doch ist ein kleines Gutes und Rechtes auch ein Gutes und Rechtes" (Brief an Voigt v. J. 1786, bei Jahn S. 175).

Die vier mit: „Wer das Rechte kann" anfangenden Verse wurden von den Jenaischen Landsmannschaften bald nach dem Erscheinen des Vorspiels in den Werken (1816) gern als Stammbuchverse benutzt (s. Keil, Gesch. des Jenaischen Studentenlebens, 1858, S. 530).

**) Der Identitäts-Gedanke der Schelling'schen Naturphilosophie ist hier religiös-pantheistisch gewendet, während ihn die Verse der Fortsetzung von „Was wir bringen", 1814 (s. Anhang), mit Benutzung einer Keil'schen Rede, rein aussprechen:

„Da Erdentiefen und des Himmels Sphären
Nur ein Gesetz der Menschenbrust bewähren."

Selber*) und vertilget alle Spuren
Meines Fußes, der gewaltig auftrat.
Und der Weise, der Verständ'ge nehme
Theil an meiner Macht und meinem Glück hin!

Friede. Majestät.

Majestät. Sei mir gesegnet, Holdeste des Erdenstamms!
Friede. Empfange gnädig Deine treue Dienerin!
Majestät. Du wirst als Herrin immer neben mir bestehn.
Friede. So nimm die treue Schwester an die starke Brust!
Majestät. Gerechtigkeit und Friede küssen sich, o Glück!
Friede. O längst erflehter Augenblick, o Wonnetag!
Majestät. Ich sehe, Schwester, Dich erheiterter als je.
Friede. Denn mehr als je umgaukelt mich die Heiterkeit.
Diese Stadt, die ich so lange
Mütterlich begünstigte,
Weil sie meine holden Gaben
Würdig schätzend, thätig wirkend,
Dankbarlich erwiderte,
Weil sich holder Friedenskünste
Alte, Junge, Hohe, Niedre
Männiglich befleißigten —
Aber nie ist mir ein Regen,
Solch ein Treiben, solch Bestreben,
Wie es heut sich rührt, begegnet.
Jeder strebet mit dem Andern,
Jeder eifert vor dem Andern,
Einer ist des Andern Muster

*) „Arzt, hilf Dir selber!" (Ev. Luc., 4, 23), oder wie es Goethe im Gedicht ausdrückt:
„Nimmer sich beugen,
Kräftig sich zeigen,
Rufet die Arme der Götter herbei." (Gedichte, III. S. 55.)
Vergl. Aeschylos' Perser, V. 744. „Die Spuren des Fußes, der gewaltig auftrat," wie auch andre Stellen lassen unwillkürlich Napoleon's Gestalt hervortreten, obwohl die Figuren des „Kriegs" und der „Majestät" als allgemeine Allegorien konzipiert und dadurch den lokalen Verhältnissen fern gerückt sind. Als Protektor des Rheinbundes bildete Napoleon allerdings damals die Spitze der Weimarischen Territorialgewalt, und der hier gefeierte Friede war grade der mit ihm geschlossene. Die „Majestät" nennt sich in dem folgenden Dialog auch „Gerechtigkeit", wonach die Figur also das höchste Gesetz, „Allen gesetzt zum König, den Menschen und Göttern" (Pindar's Fragmente, 146, ed. Bergk und Thiersch, II. 260), verkörperte.

Aufgeweckter Thätigkeit.
Kein Befehl ist's, der sie aufregt,
Jeder frei gehorcht sich selber,
Und so reihn sie an einander
Ihren Fleiß und ihre Lust.

Majestät. Dieses Thun, das einzig schätzenswerthe,
Das hervordringt aus dem eignen Busen,*)
Das sich selbst bewegt und seines Kreises
Holden Spielraum wiederkehrend ausfüllt,
Lob' ich höchstens; denn es zu belohnen,
Bin ich selbst nicht mächtig gnug,**) es lohnt sich
Jeder selbst, der sich im stillen Hausraum
Wohl befleißigt übernommnen Tagwerks,
Freudig das Begonnene vollendet.
Gern und ehrenhaft mag er zu Andern
Oeffentlich sich fügen, nützlich werden,
Nun dem Allgemeinen weislich rathend,
Wie er sich berieth und seine Liebsten.
Also wer dem Hause trefflich vorsteht,
Bildet sich und macht sich werth, mit Andern
Dem gemeinen Wesen vorzustehen.***)
Er ist Patriot, und seine Tugend
Dringt hervor und bildet Ihresgleichen,
Schließt sich an die Reihen Gleichgesinnter.
Jeder fühlt es, Jeder hat's erfahren:
Was dem Einen frommt, das frommet Allen.

Friede. Was Du sagest, ich verehr' es!
Denn Du hast mit wenig Worten
Ausgesprochen, was die Städte
Bauet, was die Staaten gründet:
Bürgersinn,†) wozu Natur uns
Eingepflanzt so Lust als Kräfte.

---

*) „Erquickung hast Du nicht gewonnen,
Wenn sie Dir nicht aus eigner Seele quillt". (Faust; I. Werke, XII. S. 23.)

**) Parallelstellen im Epilogo zum 31. Dez. 1791 (Theaterreden No. 3.):
„Dies schöne Glück, es raubt es kein Tyrann;
Der beste Fürst vermag es nicht zu geben";
und in der „natürlichen Tochter" (Werke, X. S. 81):
„Reicht eine Nacht denn wol in jenes Haus?
Als Gatte kann ich mit dem König rechten."

***) S. d. Vorbemerkung, Seite 83. — Vergl. auch das Gedicht „Torf zum Landtage" (Werke, II. S. 446): „Den guten Wirth braucht man zum Berather"; ähnlich 1. Timoth., Kap. 3, Vers 4 u. 5.

†) Nach Aristoteles ist die natürliche Bestimmung des Menschen, Bürger zu sein.

Aber heute ſiehſt Du dieſen
Treuen Sinn ſich anders zeigen,
Nicht ſo ernſt, wie Du's verſtanden,
Aber ſich zum ſchönſten Feſte
Emſiglich bethätigend.

Sieh, ein Waldgebüſch bewegt ſich
Nach der Stadt hin; aller Gärten
Früher, blumenhafter Aufputz
Reißt ſich los, um ſich ins grüne
Prachtgehäng' hineinzuflechten,
Das der Hauſer, das der Hütten
Anſicht ſchön verhüllt und ziert,
Das von Giebel ſich zu Giebel
Hebend reicht und kranzbeladen,
Schwankend, friſchbelaubet, ſchwebt.
Bunter wird die tiefe Grüne,
Muntrer immer; Band an Bändern
Schlingt ſich um, geknüpft zu Schleifen
Krümmt ſich's, und die loſen Enden
Flattern windbewegt. Zum Laubgang
Siehſt Du Straßen umgewandelt
Und zum Feierſaal den Marktplatz.
Außenſeiten ſind nun Wände,
Fenſter volkbeſierte Niſchen;
Unter ihnen ſchmückt die Brüſtung
Sich mit bunten Teppichen.
Hier mit holden Blumenzügen
Spricht's Dich an und dort mit goldnen,
So, als ob Dir offne Herzen
Ueberall begegneten.

Aber dieſer ſtummen Rede
Soll ein lautes Wort vorangehn,
Ein beſcheidnes, von dem Munde
Lieblicher Unſchuldiger.
Siehe, da bewegt ſich kindlich
Schon, bekränzet und bekränzend,
In der Jugend Schmuck, den Lilien
An Gewand gleich, eine Reihe
Holder Lebenserſtlinge.
Wer ſie ſiehet, dem bewegt ſich
Wonnevoll das Herz. Der Vater

Sucht mit Blicken seine Tochter,
Und des Jünglings Auge gleitet
Ueber Alle wählend hin.*)

Störe nicht den holden Zug, Du,
Roß und Reiter! Jeder freue
Sich des Buntgewühls! Der Jäger
Grüße die bekannten Zweige,
Und der Jüngling, volle Flaschen
Schwenkend, wähne, seine Lauben
Habe hier geschmückt der Weingott;
Und vom zartesten Gelispel
Bis zum wildesten Tumulte
Drücke Jeder sein Gefühl aus!

Majestät. Des Ungestümes wilden Ausdruck lieb' ich nicht;
Die Freude kehrt sich unversehns in herben Schmerz,
Wenn ohne Ziel die Lust dahinschwärmt, ohne Maaß;
Doch mag ich's loben, wenn Dich, Göttliche, man heut
Mit übermäß'ger Freude wild empfängt und ehrt,
Vorausverblickend Alles, was man wünscht und hofft.

Friede. Wenn sich Herz und Blick entgegen
Drängt an diesem frohen Tag,
Freulich bin ich's, die von Allen
Sehnsuchtsvoll Erwartete.

*) Zum Empfange der Erbprinzessin von Weimar, Großfürstin Maria von Rußland, — der Mutter der Kaiserin Augusta, — welcher auch Schiller's „Huldigung der Künste" galt, waren die Anstalten getroffen, und ihr war auch vornehmlich unser Festspiel gewidmet. Goethe nannte es daher auch „Vorspiel zur Ankunft der Hoheit" (Goedeke's Grundriß, II. S. 886). Der Herzog aber traf unerwartet an demselben Tage gleichfalls in Weimar ein. Der Minister Voigt war es, der Weimar das oben geschilderte festliche Gewand gegeben hatte. Er schreibt darüber an den Gothaischen Geheimen Rath von Frankenberg, den 17. September 1807: „Vorgestern war hier ein großer Jubel, da die Großfürstin mit ihrem Gemahl und der Herzog in einer Minute zusammen eintrafen. Die Großfürstin war sehr geehrt über die Liebe des Volks. Die Stadt war sehr geschmackvoll und zierlich dekorirt. Es gehörten 150 Wagen mit Büschen dazu und alle Blumen von Erfurt bis Jena. Der goldnen Inschriften war eine Menge (I. S. 97: „und dort mit goldnen"). Bei dem Eintritt in die Grenzen des Landes stand ein grüner Ehrenbogen: „Gruß und Treue" war die Inskription. Alles voll vor, was beritten war (s. oben „Du, Roß und Reiter"), 120 Mädchen (I. S. 97 die „holden Lebenserklingen") begrüßwünschten an Thor und gingen voran. Alles pauke, trompetete, jubelte. Kaum traf der Zug am Schloß ein, so kam auch der Herzog. Es war eine schöne Stunde. Die Herzogin wollte einen fröhlichen Empfang. Alles war mit der Veranstaltung sehr zufrieden, und ich freute mich, daß ich es recht gemacht hatte" (Otto Jahn, Goethe's Briefe an Voigt, 1868, S. 91 u. 92).

Aber, unsichtbar auf Erden
Schwebend, konnt' ich meiner hoben,
Glück verbreitenden Gewinnung
Wählen kein vollkommner Gleichniß,
Nicht ein ausdrucksvolleres Abbild,
Als in diese Freudenfülle
Allbelebend sich vereinigt.
Tausend Blumen aus den Kränzen,
Abertausend*) aus Gehängen
Blickend, mögen ihrer Blüthe
Lieblichkeit nicht überscheinen;
Und wie um die frische Rose
Jede Blume sich bescheidet,
Sich im bunten Strauß zu fügen:
Also diese Welt von Zweigen,
Blumen, Bändern, Alten, Jungen,
Dieser Kreis von frohen Blicken,
Alles ist auf sie gerichtet,
Sie, die lieblich Würdige,
Wie sie an der Hand des Gatten,
Jung wie er und Hoffnung gebend,**)
Für sich selber Freude hoffend,
Seamend uns entgegentritt.

Majestät. Ich wünsche Dir und diesem Lande wunsch' ich Glück,
Daß Deinen göttlich aufgeforderten Beruf
Du mit so großer Gabe gleich bethätigest.
Rückkehr, die frohe, reicher Ernte gleichet sie,
Wo scheidend herzlich stille Thränen wir geſä't.***)

*) Ueber die vielfache Anwendung dieses „aber" im Sinne von „abermals", „wiederholt", vergl. Grimm's Wörterb., I. 30.

**) Die Erbprinzessin war guter Hoffnung. Am 3. Februar des folgenden Jahres wurde die Prinzessin Marie, gegenwärtig Prinzessin Karl von Preußen, geboren, der einzige Sohn und Thronerbe erst zehn Jahre später. Goethe deutet hier auf die Zukunft, wie am Schlusse auf die Vergangenheit des fürstlichen Hauses hin.

***) Walter, 126, 5: „Qui seminant lacrymis, in exultatione metent," nach Luther: „Die mit Thränen säen, werden mit Freuden ernten" (J. C. Schulze, die biblischen Sprichwörter der deutschen Sprache, 1860, S. 41. No. 40; und Hosea, 10, 12: „Säet Euch Gerechtigkeit und erntet Liebe" (Wahl, das Sprichwort der hebräisch-aramäischen Literatur, I., 1871, S. 152). Im Choral ist der Psalm verwandt zu Versen wie:

„Am Grabe stehn wir stille,
Und sien Thränensaat."

Schiller sagt dagegen umgekehrt, aber nicht minder schön:

„Wer Thränen ernten will, muß Liebe säen."
(Wilhelm Tell, V. 1.)

So grüße segnend alle die Rückkehrenden,
Nach vielen Tagen froh Zusammentreffenden,
Und schütze sie und hüte sie mit meiner Kraft!
Doch aber bleibet immerfort auch eingedenk
Der Abgeschiednen, deren rühmliche Lebenszeit,
(Im Hintergrunde zeigt sich in Chiffern das Andenken der verewigten Herzogin-Mutter,*) umgeben von Glorie und dem Kranz ihrer Zurückgelassenen.)
Umwölkt zuletzt, zur Glorie sich läuterte,
Unsterblich glänzend, keinem Zufall ausgestellt,
Um welche sich versammelt ihr geliebt Geschlecht
Und Alle, deren Schicksal sie umwaltete.
Sie wirkte noch wie vormals, immer mütterlich.
In Leid und Freuden bleibet ihrer eingedenk,
Genuß, Entbehrung, Hoffnung, Schmerz und Scheidetag
Menschlich zu übernehmen, aber männlich auch!**)

*) Die große Bedeutung, welche die am 10. April desselben Jahres verstorbene Herzogin Amalia für Weimar gehabt hat, ist bekannt. Der König Leopold I. von Belgien, — auch von der Ernestinisch-Sächsischen Linie, — hat in seinen Reminiscences (London, 1867, 2d. edition) folgendes Urtheil über sie gefällt: „Sie war wirklich zu groß für ein kleines Herzogthum; aber sie brachte in die Familie Energie und höhere Eigenschaften, als die kleinen Interessen (the minute twaddle) dieser Dutzendstaaten verlangen."

**) Mit dem Schlusse vergleiche man den griechischen Elegiker Archilochos von Paros:

„Andere dulden ein ander Mal, aber anjetzo
Mir, und betreuzen des Schlags blutende Wunde so tief.
Andre auch wird es betreffen hinwiederum; aber weh auf nun.
Duldet und werfet hinweg weibisches Trauergestöhn!"

Des Epimenides Erwachen.

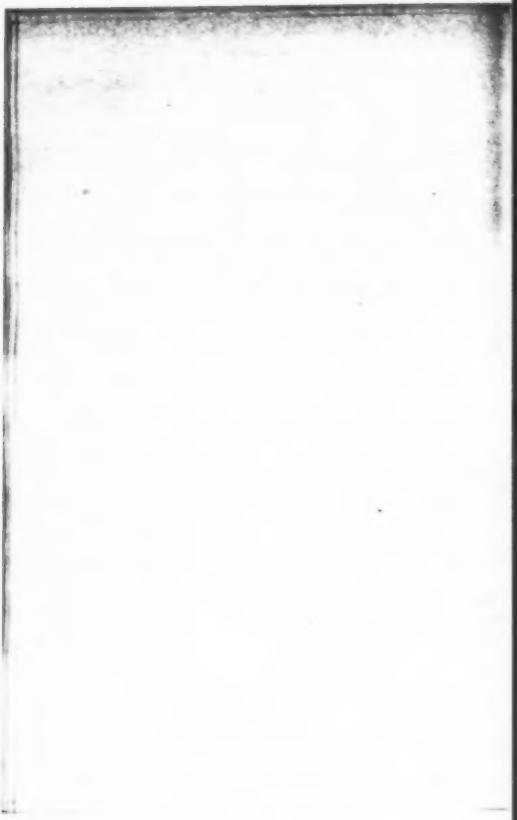

Vorbemerkung des Herausgebers.

Zwischen dem „Vorspiel“ von 1807 und dem gegenwärtigen Festspiele liegt die traurige sechsjährige „Nacht“ vom Tilsiter Frieden bis zum Erwachen des Jahres 1813. „Die Sonne war eben im Aufgehn,“ sagt Goethe, „als ich zu neuem Tag erwacht.“ Wie jenes Vorspiel den Ausdruck einer männlichen Resignation enthält, so dieses den der Freude über die durch Eintracht und Ausdauer wiedererrungene Selbstständigkeit. Während in der zwischen beide Stücke fallenden „Pandora“ die dem Fasse entstiegene Elpore ihre zwar beglückende, aber doch täuschende Macht ausübt, so ist es hier die „edle Treiberin und Trösterin“, die nie täuschende Hoffnung, welche den Glauben und die Liebe rettet und zuerst dem Echo „das schöne Wort der Freiheit“ entlockt (18ter Auftritt). Grade in der Zeichnung solcher Gestalten, wie jene Elpore und diese „Freiheit“ lispelnde und stammelnde Hoffnung, zeigt sich Goethe's künstlerischer Idealismus in seiner ganzen Schönheit. Die Hoffnung waltet als das eigentliche Lebensprinzip in unserm Stücke; sie muß aber gestaltet sein, und so ist sie in plastischer Bestimmtheit mit den Zügen einer Pallas Athene ausgestattet: „Weiblich gestaltet, bin ich männlich kühn“ —; aber sie soll auch in den Umgebungen, in welche sie durch die Berliner Festfeier gestellt ist, noch eine ganz individuelle Bedeutung haben, und so ist sie als poetische Inkarnation der vier Jahre vorher verblichenen Königin Louise von Preußen ge-

dacht, und als ſolche ſoll ſie von den Zuſchauern unwillkürlich empfunden werden.*)

Auch im „Epimenides“ iſt das Nahe in poetiſche Ferne gerückt; aber es iſt doch nicht völlig der Wirklichkeit entrückt. Goethe konnte hier, wo der Widerſchein der großen Begebenheiten unmittelbar angeſchaut werden wollte, jenem Grundſatze nicht ganz treu bleiben, und er ließ neben die allegoriſchen Figuren auch hiſtoriſch bedeutungsvolle, im Volksgemüthe lebende und daher, gleich den allegoriſchen, Poeſie gewordene Geſtalten, wie die genannte Königin und Friedrich den Großen, treten („bei Friedrich's Aſche war's geſchworen“). Er mußte Konzeſſionen machen. Hinſichtlich der Tracht des die Armee der Verbündeten darſtellenden, von der Hoffnung über die Ruinen geführten Heeres (21ſter Auftritt) hatte er den Wunſch ausgedrückt, daß man ſich auch hier „von der Wirklichkeit entfernte“,**) und des-

*) Goethe ſchreibt über ſie in dem an Iffland am 24. Mai 1814 überſandten Programm des Stücks: „Sie erinnert an Minerva. Ich wage nicht zu beurtheilen, ob die Schauſpielerin an Geſtalt und Betragen der höchſtſeligen Königin ähnlich ſein darf. Indeſſen kann ich, indem ſie ihren Schweſtern zuſpricht, einſtweilen verſuchen, im Namen der Verklärten zu reden.“ Als Iffland hierauf unter dem 2. Juni bemerkt hatte: „Eine zu nahe Hinführung vor dies Bild könnte, beſonders bei dem König, eine unbeſiegbare Wehmuth erregen, und die Möglichkeit des Gedankens nicht erregen zu wollen, hieße an einer der höchſten Schönheiten gleichgiltig vorübergehn,“ erwiderte Goethe am 15.: „Die Anſpielung, unter der Geſtalt der Hoffnung die höchſtſelige Königin vorzuſtellen, habe ich ſo leiſe als möglich behandelt.“

**) Iffland hatte am 2. Juni geſchrieben: „Die Garderobe-Bemerkungen ſind vortrefflich und ſollen mit Sorgfalt benutzt werden. In Anſehung der preußiſchen Ordensritter muß ich bemerken, daß, wie man ſie hier kennt, ſie von unbedeutender Wirkung ſind. Der weiße Mantel ohne Kreuz iſt unbekannt: mit dem Kreuze könnte er die Gedanken auf Abwege führen. Der weiße Mantel hängt lappern um die Schultern gemeiner Leute. Die Theaterharniſche, wenn ſie nicht vom erſten Range ſind, bleiben eine ſchlechte Zierde und haben immer den Nachtheil, durch den Stiefel oder die nachgemachte

halb ſollten die Preußen in der Tracht deutſcher Ordensritter auftreten. Dagegen erhob Iffland, der Generaldirektor der Berliner Schauſpiele, von welchem die Beſtellung des Stücks ausgegangen war, gewichtige Bedenken. Wie hätte auch das preußiſche Volk ſeine ruhmreichen Truppen in dieſem Kleide erkennen ſollen! Goethe genehmigte zwar den von Iffland vorgeſchlagenen neueſten preußiſchen Kavallerie-Anzug, aber mit dem Bemerken, daß ihm „die alten Johanniter in der Einbildungskraft edler vorgeſchwebt". Für die Berliner Aufführungen wurden daher auch jedes Mal acht Gardes du Corps in vollſtändigem Dienſtanzuge von der Militär-Behörde requirirt. Wirklichkeit und „äſthetiſche Symbolik"*) fielen ganz zuſammen.

Aus dieſem Beiſpiele erhellt, wie leicht Goethe Gefahr lief, in dem für einen ihm nicht heimiſchen Boden beſtimmten Feſtſpiele ſich in den Farben zu vergreifen. Und dies führt auf einen Punkt, in welchem ſich unſer Feſtſpiel von allen übrigen Gelegenheitsgedichten Goethe's, wenigſtens den in dieſem Theile enthaltenen, unterſcheidet. Wenn ſonſt der Dichter die ſich ihm darbietenden Stoffe zu dichteriſchen Zwecken gewiſſermaßen neu erſchaffen muß, ſo findet dagegen der Gelegenheitsdichter an dem Gegebenen eine unüberſteigliche, feſte Schranke. Hierfür kann der Dichter entſchädigen durch die perſönliche Wärme, mit der er den

Fußbekleidung die Geſtalt zu entſtellen. Mich dünkt, unſer neueſter Kavallerie-Anzug mit dem ſchönen, ächt antiken Helm, der langen blauen Kutta bis über das halbe Bein gäbe dem Ganzen ein freies, erhebendes Anſehn und erinnerte nicht an den ehemaligen geſchniegelten Militär-Anzug der vorigen Wirklichkeit." (S. das „neueſte Feldkleid der Reiterei in den preußiſchen Heeren", S. XIII. des Vorworts von L. Tewzow zur 1. Ausgabe des Feſtſpiels, Berlin, 1815.)

*) „Soweit die äſthetiſche Symbolik es erlauben darf" (Anzeige des „Epimenides" im Morgenblatt, 1815. No. 76. S. 303).

Gegenſtand aufnimmt, und dieſe ſtellt ſich von ſelbſt ein, wenn er von Hauſe aus ſich in einem nahen konkreten Verhältniſſe zu den Stoffen ſeiner Gelegenheits-Poeſie befindet. Bei Goethe ſind dieſe faſt immer ſeinen perſönlichſten Lebensbeziehungen entnommen; ſeine hieher gehörigen Dichtungen zeugen von ſeinem gemüthlichen Antheile. Dies findet auch auf die drei vorſtehenden Feſtſpiele, nicht aber auf den „Epimenides“ Anwendung. Goethe war kein Preuße, Berlin war ihm unbekannt, und doch ſollte er aus „dem Reiche“ heraus ein Berliner Lokalgedicht ſchreiben und preußiſch-patriotiſche Gefühle ausdrücken. Wenn er ſich gleichwol zur Arbeit entſchloß, ſo war es die Größe des zu feiernden Moments und deſſen allgemein europäiſche, jedoch vorwiegend deutſch-nationale Bedeutung, welche ihn dazu beſtimmten; denn vor dieſen allgemeinen Beziehungen traten jene ihm nicht vertrauten beſondern ganz in den Hintergrund, oder vielmehr, die beſondern fielen, wie ſchon einmal zur Zeit des ſiebenjährigen Krieges, mit den allgemein deutſchen ganz zuſammen. Deutſchland war im preußiſchen Lager. Es hatte ſich, nach Iffland's hoher Auffaſſung, das Größte ſeit Luther's Reformation ereignet, und nun ſollte „der erſte Mann der Nation“ dieſe Begebenheiten poetiſch feiern. Groß erfaßte auch Goethe ſeine Aufgabe. Nach kurzem Zögern ergriff er ſie am 19. oder 20. Mai, und ſchon zwei Tage darauf war das ausführliche Programm fertig niedergeſchrieben, welches die wahrhaft grandioſe, des hohen Moments würdige Konzeption unſeres Stücks enthält (No. I. des am Schluſſe dieſer Vorbemerkung abgedruckten Programms). „Was man ſo Genie kurzweg genannt, Nicht immer iſt's, wenn man es braucht, zur Hand“, heißt es in dem zur ſelben Zeit verfaßten

Goethe-Riemer'schen Vorspiel „Was wir bringen“ (s. im Anhange dieses Bandes). Für die Konzeption seines „Epimenides“ hatte Goethe sein „Genie“ ganz zur Hand, und die Geisteskraft und Elastizität, mit welcher der dem Greisenalter nahe Mann die an ihn ganz unerwartet herantretende große Aufgabe bewältigte und innerhalb zweier Tage den Plan von der ersten Erfindung an bis in seine letzten Verzweigungen und bis in alle Details für die Vorstellung auf der Bühne disponirte und vollständig zu Papier brachte, ist wahrhaft staunenswerth.

Wenn die, auch in sehr kurzer Zeit nachfolgende, metrische Ausarbeitung des Plans und der Erfolg des Stücks, zumal bei der Lesewelt, dem zu widersprechen scheinen, und Goethe's „Epimenides“ sogar als für mehr oder weniger verfehlt gilt, so erklärt sich dies zumeist aus der Bestimmung des Stücks als Oper und Melodrama mit Dialog. Der Text der vorstehenden drei Festspiele beruht ganz auf sich, er mag gelesen oder gesprochen werden. Der Text des „Epimenides“ setzt Instrumente und menschliche Singstimmen voraus. Soweit er nicht Dialog ist, hat er erst Bedeutung durch die musikalische Komposition, auf welche er von Anfang an berechnet ist. Goethe selbst nennt ihn daher auch (vgl. nachstehendes Programm II.) den „Karton“ nur des Bildes. Man kann noch weiter gehn. Dem Texte fehlen diejenigen Aenderungen, Verkürzungen, Ergänzungen, Umstellungen, welche dem Dichter ein ihm ebenbürtiger genialer Komponist, ein Karl Maria von Weber, ein Ludwig van Beethoven, ohne Mühe abgenöthigt hätte. Ein solcher Prozeß ist zur Gewinnung eines guten Textes niemals zu entbehren. Auch jetzt ist das Stück, wie es vorliegt, vom musikalischen Standpunkte verändert worden, aber, in Anbetracht der

Persönlichkeiten des Musikers und des Dichters, welche sich gegenüberstanden, — ein Bernhard Anselm Weber und ein Goethe, — wahrscheinlich in nur sehr geringem Maaße. Goethe indeß war zu solchen Aenderungen sehr bereit. Weber schreibt von der ersten Konferenz, in der er hierüber mit ihm verhandelte, am 26. Juni 1814 an Iffland: „Ich kann Ihnen nicht beschreiben, mein bester Freund, mit welcher Aufmerksamkeit er (Goethe) alle meine Bemerkungen anhörte, mit welchem kindlichen Gemüthe er meine gewünschten Abänderungen auf der Stelle niederschrieb, wie ihn die musikalische Ansicht, die ich ihm von dem Ganzen gab, begeisterte und auf neue Ideen brachte". An Goethe hat es also auch in diesem Punkte nicht gefehlt.

Wie er sich zu der ihm gestellten Aufgabe verhalten, und was er geleistet, läßt sich nur aus einer Geschichte der Entstehung des Stückes klar erkennen, welche wir nachstehend in möglichster Kürze auf Grund der Akten des königlichen Theaters zu Berlin zu geben versuchen.*)

Von Iffland, wie gesagt, war der Gedanke, Goethe um ein Vorspiel zu ersuchen, ausgegangen. Iffland hatte dem Geheimen Hofrath Kirms zu Weimar, Goethe's rechter Hand für alle Theater-Angelegenheiten, als Einschluß eines vertraulichen Schreibens vom 7. Mai 1814, ein zweites zur Mittheilung an Goethe bestimmtes, vom 6. Mai datirtes, Schreiben übersandt. Letzteres lautet: „Seine Majestät der König wird, wie man glaubt, in vier Wochen, vielleicht früher, vielleicht später, in Begleitung des Kaisers Alexander hierher kommen. Ich wünsche sehr, daß

*) Die Erlaubniß zur Benutzung dieser Akten verdanken wir der Güte des Herrn General-Intendanten der königlichen Schauspiele, Kammerherrn von Hülsen zu Berlin.

etwas, der Zeit und des Gegenstandes würdig, als Einleitung gegeben werden möchte. Nichts ist natürlicher, als daß der Gedanke mich zuerst dahin führt, durch Ihre gütige Verwendung zu erforschen und zu erfragen: ob Herr von Goethe sich entschließen würde, sein Genie für diese Sache wirken zu lassen. Die Art und Weise, wie er dies geschehen lassen wollte, müßte natürlich seiner Phantasie ganz und gar überlassen bleiben. Die Gegenwart des Kaisers und die Feier dieser seltnen Freundschaft würde allerdings die Ausführung sehr erleichtern. Da es jedoch nicht positiv gewiß anzunehmen ist, ob der Kaiser mitkommt, und da der Kaiser Franz in dieser Sache so großen Ausschlag gegeben hat, so ist es allerdings nothwendig, seiner auf deutsche Weise zu gedenken und des Kronprinzen von Schweden zu erwähnen. Doch, was sage ich dies Dem, der es so gut wie irgend Jemand übersieht; die Art und Weise, wie dies Stück geführt sein soll, wird uns heilig und werth sein, wie sie Herr von Goethe auch belieben wird. Die Länge des Stücks hängt ganz von seiner Disposition ab. Für uns ist es genug, wenn dadurch ein Raum von zwanzig Minuten ausgefüllt wird." Zu Ende des Briefes bemerkt Iffland noch, daß der König sich nicht gerne angeredet sehe, es müßte denn am Schlusse sein.

Goethe befand sich grade in dem neuen Schwefelbade Berka an der Ilm, drei Stunden von Weimar entfernt, mit dem schon erwähnten Vorspiele für das Theater zu Halle beschäftigt. Kirms ritt am 17ten dorthin und überbrachte ihm Iffland's Aufforderung. Goethe erwiderte Kirms mündlich: „Der Antrag ist ehrenvoll; allein die Zeit scheint mir zu kurz zu sein, um denselben ehrenvoll aus-

fähren zu können, besonders da ich hier in dem kleinen Landstädtchen über die Kräfte einzelner Mitglieder des Berliner Theaters keine Ansicht haben kann; ich will es indessen überlegen, in zwei Tagen sollen Sie meine Entschließung hören." Diese erhielt Kirms am 19ten. Goethe schreibt unter dem 18ten: „Euer Wohlgeboren kann ich nicht verbergen, daß der freundliche und ehrenvolle Antrag des Herrn Generaldirektor Iffland mich in eine peinliche Lage versetzt. — Ich habe die Sache seit 24 Stunden nach allen Seiten durchgedacht und finde sie nicht ausführbar. Vier Wochen sind ein gar zu kurzer Termin; sie wären es nicht, wenn ich mich in Berlin befände oder wenigstens von dem dortigen Theater und den äußern Verhältnissen früher persönliche Kenntniß genommen hätte. — Die Aufgabe für Berlin ist groß, und ich erkenne in ihrem ganzen Werth die Ehre, die man mir erzeigt, zu glauben, daß ich sie zu lösen im Stande sei. Ich habe den großen Umfang, der gefordert werden kann, schnell durchdacht; aber ich darf keine Erfindung wagen ohne genugsame Zeit und hinreichende Kenntniß. Damit aber dieses nicht eine bloße Ausflucht scheine, so erbiete ich mich, eine ähnliche Arbeit durchzudenken, die bei einem bevorstehenden Friedensfeste auf einem so würdigen Schauplatz, wenn sie glückt, mit Ehren erscheinen dürfte." Schnell aber folgte ein zweites Schreiben an Kirms vom 20sten, worin er ihn bat, „dem verehrten Mann, baldigst anzuzeigen, daß mir sein Antrag allzu schmeichelhaft gewesen, als daß ich nicht hätte alle meine Kräfte hervorrufen und einen Versuch machen sollen, wie sein Verlangen zu erfüllen wäre. Nun ist mir ein Gedanke beigegangen, der mir der Ausführung nicht unwerth scheint. In einigen Tagen soll der Entwurf abgehen."

Goethe war die Idee, die alte Fabel von dem Schlaf und dem Erwachen des Epimenides zu benutzen, in der Zeit zwischen beiden Briefen, vielleicht im Gespräche mit dem bei ihm befindlichen Riemer, aufgegangen. Schon zwei Tage darauf, am 22sten, war der Entwurf fertig, welchen Goethe dann am 24sten an Iffland in Reinschrift absandte.*) Das Programm umfaßt in dieser acht Quart- und zehn Folioseiten. Vieles daraus ist übergegangen sowol in das Vorwort von K. Lyczow zu dem 1815 in Berlin zuerst gedruckten Stücke, als auch in den Artikel über dasselbe in No. 75 und 76 des Morgenblatts von demselben Jahre. Auch wir nehmen vielfach darauf Bezug, als auf die Quelle, aus welcher Goethe's erste Konzeption am Deutlichsten hervortritt.

Iffland, der sich eben in die Lektüre des 3. Bandes von Goethe's „Dichtung und Wahrheit" vertieft hatte, war über dessen Zusage außerordentlich erfreut. Sein ausführliches Schreiben an Kirms vom 28. Mai beginnt: „Seit langer Zeit, mein theurer, geliebter Freund, habe ich keine solche reine, kindliche Freude empfunden, als die war, welche mir geschenkt wurde, da ich den zusagenden, liebevollen

*) Das Begleitschreiben an Iffland von diesem Tage lautet: „Aus ein paar Blättern, welche Herr Geheime Hofrath Kirms übersendet, haben Sie, verehrter Mann, gesehen, daß Ihr freundlicher und ehrenvoller Antrag mich erschreckt, dann aber aufgeregt hat. Hiebei folgt nun das versprochene Programm zu dem Vorspiel, über welches ich mir Ihren einsichtigen Rath erbitte. Findet es Beifall, so können Dekorationen, Kleider und Instrumental-Musik einstweilen besorgt werden. Die Chöre sende zunächst, wie ich denn den ersten, für die Krieger, schon beilege (aus „Pandora"). Der Dialog folgt sodann, wo nicht auf einmal, doch theilweise, und so hoffe ich, soll Alles zur rechten Zeit beisammen sein. Mehr sage ich nicht, damit diese Sendung sogleich abgehen könne. Nehmen Sie meinen Dank für das mir erwiesene Vertrauen und erhalten mir Ihre Gewogenheit. Mit der aufrichtigsten Hochachtung ergebenst Goethe. Berka an der Ilm, den 24. Mai 1814" (erwähnt bei Teichmann, a. a. O., S. 110).

Brief des Herrn von Goethe an Sie erhielt. Seit Luther's Reformation ist kein so hohes Werk, dünkt mich, geschehen, als die jetzige Befreiung von Deutschland. Die Preußen haben sich wieder ganz, größtentheils aus eigener Kraft, zu einer ehrenvollen Nation aufgeschwungen. Begeisterung hat alle Menschen ergriffen. Es giebt keine höhere Feier als die, daß der erste Mann der Nation über diese hohe Begebenheit schreibt." Zugleich gab Iffland in diesem Briefe zu Goethe's Information eine genaue Charakteristik seines für das Stück in Betracht kommenden Schauspieler- und Sänger-Personals. Einige Tage später empfing er das erwähnte „Programm", worauf er an Goethe den 2. Juni schrieb: „Mit der größten Freude habe ich am 31. Mai den Aufsatz erhalten, womit Sie mich so freundlich überrascht haben. Das Ganze ist aus einer reichen, blühenden Phantasie geschöpft, mit der tiefsten Menschenkunde ausgestattet, und muß von unendlicher Wirkung sein, wenn es auch nur halb so gegeben wird, als es gedacht ist. Die Herstellung ist allerdings großer Schwierigkeit unterworfen. Es sind tiefe Leidenschaften in ihren feinsten Verfließungen deutlich anzugeben, und gleichwol darf die Larve nicht oder nur wenig gerückt werden, welche es hindern soll, daß man nicht von außen das innere Geheimniß gleich überblicke. Ich weiß nicht, wie ich zu dem schiefen Gedanken gekommen bin, selbst noch eine kleine Weile nach der Durchlesung, in der Person des Epimenides die Anspielung auf unsern König zu suchen. Ich sah nachher bald, daß hievon keine Rede war, noch sein konnte. Gleichwol ist es noch immer andern Lesern ebenso gegangen, nicht aber meinem Schwager, dem Herrn Legations-Rath Greuhm und Herrn Staatsrath Uhden.

Da sich aber nun beweist, daß dieser Mißgriff eine Möglichkeit ist, so will ich lieber das Lächerliche meines Fehlers bekennen, damit Sie gleich Anfangs durch ein paar bestimmte Pinselstriche, zum Besten der Einfältigen geführt, vor diesem Abwege, der schädlich werden könnte, sichern. Denn wenn die Masse des Volks auf diese Idee käme, so könnte dies ein schädlicher Mißverstand werden, wenn die Leute sich sagten: Er schläft während des Unglücks und fast während der Hilfe. Um so mehr, da der König, bei Anlaß dieses Krieges, so verschlossen, so ausdauernd und so persönlich unternehmend gewesen ist." Dann übergehend zu den von Goethe erwähnten fremden Nationen: „Die Polen könnte man, glaube ich, ohne Anstand vergessen haben. Der Erwähnung der Engländer kann man sich in der That nicht entziehen. Desto mehr Umstände treten zusammen, die es geschehen lassen können, daß man der Schweden nicht eben allzu weitläuftig gedenke, obschon es wahrscheinlich unrecht ist." Als Zeitpunkt der Aufführung nahm Iffland endlich in einem fernern, an Goethe am 4. Juni gerichteten Schreiben die Tage vom 20. bis 24. Juli an, so daß also „nicht eine Stunde" zu verlieren sei.

Diese Bemerkungen Iffland's hatten zur Folge, daß Goethe den Epimenides im 2. und 3. Auftritt sein Schicksal und seine Persönlichkeit näher auseinandersetzen ließ, während derselbe nach dem ursprünglichen Entwurf nur seine Freude über gesicherten Wohlstand in einem Monolog ausdrücken sollte, wodurch die Bedeutung des Basreliefs und der Inschrift im 20. Auftritt mehr hervorgetreten wäre. Dies ergiebt der Anfang des nachstehenden „Programms II.", welches Goethe, nebst dem inzwischen zu Berka ganz beendigten Stücke, mittelst Schreibens vom 15. Juni an Iff-

land gesandt hatte.*) Dieser antwortete darauf am 21sten „höchlich und herzlich erfreut von Allem, was Sie mir gesandt haben", indem er Goethe den Besuch des Kapellmeisters Weber ankündigte. Auch in diesem Briefe erwähnt er des preußischen Kostüms: „Es gehören, um ein preußisches Heer auf dem Operntheater vorzustellen, welches 40 Schuh Breite und 56 Schuh Länge enthält, doch wenigstens hundert Menschen dazu. Die Armirung als preußische Ritter würde fast die Kosten eines Kontingents erreichen, während wir hoffen können, das andere Kostüm geliehen zu erhalten. Auch ist es sehr ungewiß, wie es der König nehmen würde, wenn man das preußische Kostüm ganz und gar vermeiden und verstecken wollte. Die Ritter in Preußen sind ein hier in Berlin so entfernt gehaltener Zweig der Nation, daß es eine geraume Zeit dauern würde, ehe man darauf verfiele: diese sollen die Preußen vorstellen." Weber traf mit Iffland's Schreiben am 24. Juni in Berka ein und berieth dort mit Goethe den musikalischen Theil der Aufgabe, wie sein Bericht

*) Dies Schreiben (s. Katalog der Goethe-Ausstellung, Berlin 1861, S. 35. II. No. 163) lautet: „Vor allen Dingen muß ich Ihnen, verehrter Mann, den aufrichtigsten Dank abstatten, daß Sie mir Gelegenheit geben, und zwar eine so würdige, der Nation auszudrücken, wie ich Leid und Freude mit ihr empfunden habe und empfinde. Wenn Dieses zuvörderst vor Ihrem Könige, Seinen höchsten Gasten und den werthen Berlinern, unter denen ich so viel Gönner und Freunde zähle, geschieht, so ist es ein unerwartetes Glück. Möge der Beifall, den Sie dem Entwurf gezönnt, auch der Ausführung zu Theil werden. Denen Herren Uhden, Weber, Burnat und wer sonst sich meiner erinnert und an diesem Vorhaben theilnehmen mag, empfehlen Sie mich schönstens und erhalten mir ein freundliches, zutrauliches Andenken. Wahrhaft ergeben Goethe. Berka an der Ilm, den 15. Juni 1814." (Professor Burnat war der Berliner Dekorations-Maler, an dessen Stelle jedoch der Dekorations-Maler Winkler aus Dresden die Dekorationen für den „Epimenides" übernahm.)

ergiebt.*) Am 3. Juli nach Berlin zurückgekehrt, erklärte Weber, bis zum 21. Juli, zu welcher Zeit man der Rückkehr des Königs entgegensah, den „Prolog, wie er komponirt werden muß," nicht liefern zu können. Er erhielt fernere Frist, wovon die

*) Weber schreibt an den Theatersekretär Edyerstedt:

„Weimar den 26. Juni 1814 (Sonntag).

„Am Freitag Abend kamen wir wie nasse Pudel in Berka an. Ich schickte meine Briefe zu Herrn von Goethe mit der Bitte, ihn besuchen zu dürfen. Er nahm uns noch am Abend sehr freundlich und liebreich auf. Wen trafen wir bei ihm? Zelter, was ich zwar schon in Weimar gehört hatte. Die erste Zusammenkunft wurde auf Sonnabend früh um 8 Uhr verabredet. Wir blieben von dieser Stunde bis 12 Uhr eingeschlossen beisammen. Ich kann Ihnen nicht beschreiben, mein liebster Freund, mit welcher Aufmerksamkeit er alle meine Bemerkungen anhörte, mit welchem kindlichen Gemüth er meine gewünschten Abänderungen auf der Stelle niederschrieb, wie ihn die musikalische Ansicht, die ich ihm von dem Ganzen gab, begeisterte, und auf neue Ideen brachte, wie erstaunt und erfreut er zugleich war, als ich ihm sagte, das Stück solle im großen Opernhause gegeben werden. Kurz, diese vier Stunden schwanden mir wie ein Augenblick, der mir ewig herrliche Erinnerungen zurücklassen wird. „Hätte ich das gewußt, daß meinem Stück die Ehre, im Opernhause gegeben zu werden, widerfahren sollte, was hätte ich noch machen wollen", rief er einige Male aus. Nach dieser Konferenz spielte ich ihm das Wenige vor, was ich schon gemacht hatte, und was seinen ganzen Beifall erhielt. Eine zweite Konferenz wurde auf den Nachmittag verabredet. Wie wir vom Tische aufstanden, so kamen Gelehrte und Künstler aus Weimar, mit denen er sich wieder einschloß, um einen Prolog zur Ankunft des Herzogs in Weimar zu verabreden. Ich rauchte mit Zelter von 4 bis 9 Uhr Tabak, wo diese Herren erst wieder abreisten. Aus meiner Konferenz wurde nichts. Heute früh war ich wieder mit ihm und dem Herrn Professor Riemer aus Weimar, einem grundgelehrten Philologen, der alle seine Sachen abschreibt, von 8 bis 11 Uhr zusammen. Er war noch mehr vom Enthusiasmus ergriffen wie gestern. Da er wünscht, daß ich seine Ideen klar und deutlich mitbringen möchte, um nach seinem Sinne mit Ihnen, mein liebster Freund, in Berlin Alles einrichten zu können, so bat er mich inständigst, in Berka zu bleiben, bis ich ein ganz vollkommenes Exemplar gleich mitnehmen könnte. Ich erwiderte, in Weimar so lange zu bleiben, einige fertige Stücke mitzunehmen und dort, weil ich keinen Augenblick zu verlieren hätte, gleich anzufangen, zu komponiren, was diesen Augenblick, wie dieser Brief geendet ist, geschiehet. Nun bringt Herr von Goethe diesen Nachmittag mit Herrn Professor Riemer wieder in diesem Geschäfte zu. Morgen

Berliner Theater-Kommission, in Abwesenheit des in Reinerz die Kur gebrauchenden Iffland, unter dem 21. Juli Goethe Kenntniß gab: „Da die Behörden benachrichtigt wurden, daß die eigentlichen Feierlichkeiten bis nach dem Wiener Kongreß ausgesetzt bleiben sollten, so ist dadurch die nöthige Muße gewonnen, zu der Anfangs Oktober d. J. erwarteten Ankunft des Kaisers von Rußland Maj. in Berlin oder zu dem

früh bringt mir Letzterer, von Berka kommend, wieder einige Stücke zum Komponiren mit. Da das Ganze, — was den musikalischen Theil betrifft, — beinahe ganz umgestürzt worden ist, so glaubt Herr von Goethe, vor Mittwoch Abend nicht mit Herrn Riemer fertig zu sein. Donnerstag früh fahre ich nach Berka, und hole das Ganze nach einer nochmaligen Durchsicht. — Freitag nach Weimar zurück, und so über Leipzig wieder nach Berlin, wo ich Sonntag den 2. oder Montag den 3. Juli mit Gottes Hilfe einzutreffen denke. Früher ist es nicht möglich.

„Der glückliche Zufall wollte noch, daß ich heute Nachmittag hier im Gasthause die Bekanntschaft des Sohnes von Herrn von Goethe, eines liebenswürdigen jungen Mannes, machte. Er bot mir gleich seines Vaters Haus und Fortepiano hier an, was ich gleich annahm. Ich werde nun drei volle Tage wie in einem Musentempel sitzen und ungestört arbeiten können. — Wie glücklich, daß ich diese Reise gemacht habe! Nun wird das Ganze etwas werden. Es wird sich Alles mit mir freuen, wenn ich das Ganze bringe. Die Besetzung ist meisterlich. Vorläufig: Epimenides: Herr Gern — Die Hoffnung: Madame Schroeck — Der Dämon der List: Herr Blume — Der Jugendfülle: Herr Rebenstein; das Uebrige ist meistens geblieben. — Die Kuppel auf dem Tempel fällt weg, und bleibt, wie Herr Staatsrath Uhden gesagt. Grüßen Sie ihn herzlich von mir, und sagen Sie ihm, Herr von Goethe hätte mich außerordentlich aufgenommen."

Im Briefe an Knebel vom 9. Juli spielt Goethe auf die Verhandlung mit Weber an: „Mein Festspiel für Berlin ist, Gott sei Dank, fertig, es hat mir zuletzt die meiste Qual gemacht; denn bis so ein gebornes Kind getauft wird, ist der Umständlichkeiten kein Ende." Schon in dem Briefe vom 23. Mai an Denselben hatte er darüber geistvoll geschertzt, daß er selbst im Bade zu Berka, statt die gesuchte Stärkung zu finden, seinem Dichterschicksal verfalle und dort Festspiele über Festspiele liefern solle (das für Halle, das für Berlin, und „Willkommen" für Weimar): „das Ich ist diesmal in ziemlich guten Umständen und würde wie eine Epikurische Gottheit leben, wenn nicht das Nicht-Ich mit Anmuth und Unmuth mich in meine Einsamkeit verfolgte. Ich habe beinah so viel Händel auf dem Halse, von guter und schlechter

dann zu feiernden Friedensfeste oder zur Rückkehr des Königs von Wien bei Gelegenheit der großen Feierlichkeiten den herrlichen Prolog, den wir Euer Excellenz verdanken, vollständig und ganz würdig auf die Bühne bringen zu können." Iffland faßte dann nach einem Schreiben an Weber vom 17. September die Jahresfeier der Schlacht bei Leipzig, den 19. Oktober, als Tag der ersten Aufführung ins Auge; aber Weber war hierzu mit der Musik noch nicht weit genug gediehen. Unerwartet starb Iffland am 22. September; man sah sich genöthigt, die Darstellung ferner auszusetzen, und so war es seinem Nachfolger, dem Goethe befreundeten Grafen Brühl, beschieden, am Jahrestage des Pariser Einzuges, dem 30. März 1815, zuerst mit „Des Epimenides Erwachen, Festspiel in 1 Akt, vom Herrn v. Goethe, in Musik gesetzt vom Königlichen Kapellmeister Herrn Weber, mit Ballets vom Königlichen Balletmeister Herrn Telle", im Opernhause vor das Publikum zu treten. Dem Stücke folgte das militärische Ballet: „die glückliche Rückkehr" (von Telle, mit Musik von Gürrlich), wie auch Goethe bereits im Scenarium ein Ballet vorgeschrieben hatte. Die Vorstellung wurde zu Berlin am folgenden Tage, dann am 1. Juni zur Rückkehr des Königs, am 19. Oktober „zur Jahresfeier der Völkerschlacht bei Leipzig" (nach dem Theaterzettel), und am 5. April 1816 wiederholt. In den beiden letzten Vorstellungen trat an die Stelle des Telle'schen Ballets

Sorte, als der Marschall von Bassompierre, welcher eine Tochter aus großem Hause entführt (ote non) hatte, eine sehr gefährliche Ehrensache ausbaden sollte und zugleich im Fall war, von seinen Kreditoren in den Schuldthurm geführt zu werden. Dieses Alles hat er, wie er schreibt, durch die Gnade Gottes vergnüglich überstanden, und so, hoff' ich, soll es mir auch ergehn." S. das Gedicht: „Ritter Kurt's Brautfahrt" (Ged., I. S. 238), und Briefw. mit Knebel, II. S. 154, No. 450 u. 451.

ein „Heergesang mit Chören und Tanz“ von F. Kind: „die deutschen Frauen“, mit Musik von Gürlich.*)

Diesen Vorstellungen lag der Text zu Grunde, wie er in der ersten Ausgabe des Stücks (Berlin, bei Duncker und Humblot, 1815) nach der Originalfassung des Stücks abgedruckt ist; nur zwei achtzeilige Strophen fanden nicht mehr in dieser Ausgabe Platz, welche jedoch, am Tage der ersten Aufführung selbst, (s. Goethe's Anzeige des „Epimenides“) im Morgenblatt in der ersten, seitdem nicht wieder abgedruckten Gestalt zu lesen waren.**) Nach jenem ersten Drucke geben wir im Folgenden das Stück, also nicht nach dem Drucke in den Goethischen Werken (zuerst 1816,

*) Graf Brühl hatte bereits am 12. April 1815 an Goethe geschrieben: „Bei der bevorstehenden Herkunft des Königs gedenke ich den alten Epimenides abermals sprechen zu lassen, werde aber mit Ihrer gütigen Erlaubniß das ganze Schlußballet herausstreichen, weil es bei der Darstellung der großen Würde und dem Anstande des Ganzen schädlich wird. Unsre jetzigen Ballet-meister und Tänzer sind einmal nun leider nichts Anderes mehr als Springer, und der Reiz der schönen Gruppirungen sowie der ernsten und würdigen Tänze fällt bei der modernen Tanzart ganz weg. Ich werde deshalb nur Tänzerinnen mit Kränzen erscheinen lassen, welche, ohne irgend einen Schritt zu tanzen, die ankommenden Kriegsmänner mit Kränzen umschlingen und einige wenige Gruppen bilden. Hoffentlich wird diese Veränderung Ihren Beifall erhalten.“ Die Antwort Goethe's hierauf vom 1. Mai 1815 findet sich bei Teichmann, a. a. O., S. 241. No. 46. Die Aenderung hinsichtlich des Ballets erfolgte jedoch noch nicht bei der Aufführung vom 1. Juni, sondern erst bei den beiden folgenden.

**) Es sind dies: 1) die im letzten Auftritt von „Epimenides“ zu den drei Priestern gesprochne Strophe: „Ich sehe nun mein frommes Hoffen“, und 2) die vorletzte Strophe des Schlußchors: „Gerenkt unendlicher Gefahr,“ beide in No. 76 des Morgenblatts vom 30. März 1815 abgedruckt. Dieser Aufsatz Goethe's enthält das schöne und bezeichnende Motto aus Klopstock:

„Ehemals verlor mein fliegender Blick in des Lebens
Künftiges sich, und ich schuf dann, was mir Wunsch war,
fast zur Wirklichkeit. — — Nun erlebt' ich, was sich
Ueber Gewünschtes erhob.“

Band VIII.). Denn hier enthält der Text die sehr erheblichen Auslassungen, Aenderungen und Zusätze, welche die Aufführungen in Weimar vom 30. Januar 1816 und später herbeiführten, in welchen z. B. die ursprünglich auf den Kaiser Alexander zielenden Worte des „Glaubens“ auf die Großherzogin Louise von Weimar, die an den König Friedrich Wilhelm gerichteten der „Hoffnung“ auf das großherzogliche Paar bezogen wurden. Diese Umänderungen sind der Grundidee des Stückes fremd; sie müssen daher in der allgemeinen Ausgabe desselben gegen die erste Fassung zurückstehen. Bei den ersten Weimarischen Aufführungen hatte Weber persönlich mitgewirkt*) und das Stück demnächst auch in Leipzig am 13. Februar 1816 als Concertstück aufgeführt. Das bei dieser Gelegenheit ausgegebene Buch enthält somit den zweiten, jedoch lückenhaften, Druck des Stückes**) Daß dasselbe noch an andern Orten zur Aufführung gelangt sei, ist nicht bekannt. Denn es läßt sich nicht leugnen, der Erfolg hatte den gehegten Erwartungen nicht ganz entsprochen, wenn es dem

*) Vergl. Goethe's Brief an Graf Brühl vom 10. Februar 1816 (Teichmann, a. a. O., S. 244. No. 48). Die darin enthaltene Bemerkung von der Verletzung durch „Freunde“ geht auf Brühl und auf das Engagement des Wolff'schen Ehepaars für das Berliner Theater, wodurch Goethe seiner besten Theaterkräfte beraubt wurde. Die Aufführung in Weimar führte für Weber sowol als für Goethe Unannehmlichkeiten mit sich, auf welche sich sein Brief an den Musikdirektor Eberwein vom 24. Februar bezieht: „Ich habe ein Gelübde gethan, keine neue Komposition auf einen meiner Texte hier so bald aufführen zu lassen, damit nicht etwa abermals die Gastfreundschaft gegen einen fremden Komponisten und der mir schuldige Respekt verletzt werden“ (Abendzeitung, 1857. No. 19). Weber war indeß mit dem Beifall, den seine Musik in Weimar, so wie in Leipzig, gefunden, sehr befriedigt (Ungedr. Schreiben an Kirms vom 27. Februar).

**) Genau angegeben bei Frhr. v. Biedermann: „Goethe und Leipzig“, II. S. 194 bis 198. Jene äußerst seltne Concertausgabe fehlt in Hirzel's Verzeichniß.

Stücke auch an dem augenblicklichen Bühnenerfolge nicht gefehlt hatte, wie man aus dem untenstehenden Schreiben des Grafen Brühl,*) ferner aus Zelter's sehr ein-

*) Brühl an Goethe, den 10. April 1815: „Gleich nach dem Auftreten des würdigen und vortrefflichen Epimenides war es mein fester Wille, Ihnen, verehrter Freund und Gönner, eine Beschreibung über dessen Erscheinung auf der Bühne mitzutheilen; allein ein Heer von eingetretenen neuen Beschäftigungen in Bezug auf „Rosamunde" zum 19. April hielt mich bis heute davon ab. Herr Professor Levezow hat indeß, wie ich ihn gebeten, meinen Wunsch erfüllt und Ihnen Alles ausführlich beschrieben. Meine Freude war groß bei dem vorzüglichen Gelingen dieser meiner ersten großen theatralischen Arbeit, und doppelt groß, weil wir und dadurch der Güte des großen Dichters nicht unwürdig gezeigt, der uns mit seinem herrlichen Meisterwerke beschenkt hatte. Es schien ein wahrhaft guter Geist in allen Theilen des großen Instituts zu wollen; wol kann ich versichern, noch nie eine Aufführung dieser Art hier erlebt zu haben, wo auch nicht der geringste Fehler vorgefallen und Alles so in schöner Harmonie gestanden hätte. Sie haben wirklich, verehrter Herr Geheimer Rath, mit Ihrem Geiste selbst den Steinen Leben eingehaucht. Daß auch kein einziges Mitglied des Theaters sich an diesem Tage ausschließen durfte, und daß Alle, ohne Ausnahme, wenn sie nicht zu singen oder zu rezitiren hatten, als Statisten auftreten mußten, werden Sie vollkommen billigen. Bei dem Auftreten der Fisk-Gebärden gegen die Kriegs-Dämonen wachte dies in Hinsicht der Pantomime eine vorzüglich gelungene Wirkung, zumal da ich auch Tänzer und Tänzerinnen dazwischen gebracht. Die Musik des Kapellmeisters Weber war in der That wirkend, überdacht und kraftvoll, wenn auch nicht in allen Stellen neu, und der Eifer, mit welchem er das Werk betrieben, hat mir seinen guten Geist, seine Empfänglichkeit für das wahrhaft Schöne recht sehr bethätigt. Wegen der eingelegten drei Zeilen — welche Epimenides gesprochen — bitte ich ergebenst um Verzeihung. Die gegenwärtigen Zeitumstände schienen mir dieselben nothwendig zu machen, und die Zeit war zu kurz, Ihnen deshalb zu schreiben. Große Freude habe ich darüber gehabt, daß das Publikum das Ganze mit Theilnahme, Wärme und Liebe aufgenommen hat; dasselbe kann ich Ihnen mit Freuden von den jungen königl. Herrschaften sagen. Der Kronprinz war wahrhaft entzückt darüber und äußert dies fort noch bei jeder Gelegenheit. Blos das Erscheinen eines modernen Kriegsheers zwischen antiken Formen hat ihn ein Wenig gestört; doch gab er sich auch sehr bald zufrieden, als ich ihm bemerkbar machte, daß bei allegorischen Darstellungen dieser Art die Verschiedenheit der Kostüme den Reiz des Ganzen vermehre und das Bild viel farbiger und unterhaltender mache. — Herr Kapellmeister Weber hat mir die Möglichkeit ahnen lassen,

sichtigen Aeußerungen in No. 220, 226 und 211 seines Briefwechsels mit Goethe, und aus den Briefen der Wittwe Schiller's*) ersehen kann.

Im Lesen zumal ist der „Epimenides" weniger zu genießen als die übrigen Goethischen Festspiele, weil neben den meist

daß Sie, verehrter Freund, nicht ganz abgeneigt wären, in Zukunft ein dramatisch musikalisches Werk für unsre Bühne zu dichten, und dieser Gedanke entzückt mich dermaßen, daß ich wol möchte, Sie könnten die Feder schon daran ansetzen. Mit welcher Liebe, mit welchem Fleiße werde ich dann auch dies neue Meisterwerk aufzuführen suchen! Sollten Sie ja den vortrefflichen Gedanken realisiren, den Faust theatralisch zu bearbeiten, so könnte ich Ihnen jetzt durch Herrn Devrient mit einem ganz vortrefflichen Mephistopheles unter die Arme greifen, sowie denn dieser Herr Devrient überhaupt eine vorzüglich gute Erwerbung ist, welche wir gemacht haben." Die von Brühl eingelegten drei Zeilen fehlen im Berliner Drucke. S. auch die Berliner (Spener'sche) Zeitung vom 1. April 1815; die Allg. Musik. Zeitung, Jahrgang XVII. S. 257, 321 und 529; Hitzebrand's Lit. Gesch., II. S. 260; „Vierzig Jahre aus dem Leben eines Todten", 1849. III. S. 350; und H. Gelzer, Nat. Lit. 1849. II. S. 442.

*) Dieselbe schreibt nach dem Lesen des Stücks an Knebel den 15. April 1815: „Ueber Goethe's „Epimenides" habe ich eine wahre Freude gehabt. Wie schön gedacht, wie schön gefühlt und ausgesprochen! Es sind wunderschöne, wundergroße Gedanken darin, und das innere heilige Gefühl ist so schön gefaßt, kurz, es ist mir sehr erfreulich;" und nach der Weimarischen Aufführung am 14. Februar 1816: „In dem Darstellen empfindet man erst recht die Größe und den Reichthum der Ideen. Die Sprache ist wunderschön und Anklänge einer glücklichen Vergangenheit, der besten Zeiten, wo Goethe noch aller Wirklamkeit seines Geistes vertraute. Als Plan eines dramatischen Werks ist Manches, meinem Gefühl nach, nicht klar genug für die Darstellung, aber als ein Gedicht, mit Handlung begleitet und mit allen Bedingungen der Außenwelt einverstanden, wozu die Dekorationen und Verwandlungen gehören, die sehr gut ausgefallen, ist es eine interessante Erscheinung, und wer nicht befriedigt ist, zeigt sich selbst am Meisten, daß er weder gerecht noch kunstliebend ist. — Auch fühlt man bei solchen Gelegenheiten immer, daß wir keine Nation sind, daß wir kein großes Ganze ausmachen" (Briefe von Schiller's Gattin an einen vertrauten Freund, herausgegeben von Düntzer, 1856, S. 191 und 250). Doch war dies Urtheil nicht das allgemeine. Vergl. Knebel in „Charl. v. Schiller." III. S. 364. Der Fürst Wittgenstein zu Berlin fand den „sogenannten Prolog" für das, was er sein soll, sogar mehr als zu lang und ebenso langweilig (Schreiben vom 4. Juli 1814).

in gehobenem und markigem Stile verfaßten Dialog für musikalische Komposition bestimmte und für diesen Zweck nur leicht und nachlässig skizzirte Stellen treten. Das Ganze, weil theils als Dialog, theils als Melodrama und theils als Oper verfaßt, mußte sprachlich sehr ungleichartig werden. Die an Shakespeare's Art erinnernde Vision des Dämons der Unterdrückung (Auftritt 15), die Strophe des Glaubens (Auftritt 14):

Nein, in diesen Jammerstunden
Klinget keine Freude nach ꝛc.,

die Worte der Hoffnung (Auftritt 17), die der Genien (Auftritt 18 und 20), die Strophen der drei Tugenden (Auftritt 23) zeigen die gedrungene Kraft und Gediegenheit der Goethischen Sprache. Wie Metall erklingen die schönen Worte (Auftritt 18 und 20), welche aussprechen, was die Gemüther während der Fremdherrschaft beseelte:

Komm, wir wollen Dir versprechen
Rettung aus dem tiefsten Schmerz:
Pfeiler, Säulen, kann man brechen,
Aber nicht ein freies Herz. —

Und was dem Abgrund kühn entstiegen,
Kann durch ein ehernes Geschick
Den halben Erdkreis übersiegen,
Zum Abgrund muß es doch zurück!*)

In den Chören, sowol dem der Krieger (Auftritt 4), als im Vorwärts-Liede (Auftritt 21), tritt dagegen an

*) Auch sonst, wenn Goethe auch Napoleon als Genie hochstellte, ist es ihm doch immer ein mehr oder minder teuflisches. So in dem Verse aus dem Januar 1814: „Macht mir den Teufel nur nicht klein" (Werke, III. S. 187); und in dem Gedicht: „Am jüngsten Tag vor Gottes Thron" ist es nur seine den Teufel selbst schreckende Größe, die ihn von der Hölle errettet. Heinr. D.

Stelle des edel-pathetischen Ausdrucks ein mehr volksthümlicher, naiver und humoristischer Ton oder, wie es in der Recension im Morgenblatte (No. 106 vom Jahre 1815) ausgedrückt ist, eine „kunstvolle Kunstlosigkeit". Dem idealisirten Schiller'schen Soldatenliede gegenüber, nach welchem höhern Ton sich Th. Körner gebildet, liebte Goethe eine derbere und populärere, dem alten Landsknechtston ähnlichere Weise, wie namentlich in seinem Soldatenchor in Wallenstein's Lager (Werke, III. S. 49). Die Couplets mit Chor in dem Vorwärts-Liede erinnern formell auch an die des Gedichts „Rechenschaft" (Werke, I. S. 88). Ueberhaupt ist in unserm Festspiele der Ton mannichfach nüancirt, je nachdem der dem Epimetheus der „Pandora" verwandte Epimenides, die feindlichen Dämonen, die Tugenden, die Krieger, die Frauen sprechen oder singen. Ob das den Genuß beim Lesen beeinträchtigende Zerbröckelte und oft Ungelenke der Darstellung und Sprache lediglich in der Bestimmung für musikalische Komposition und nicht auch in der hastigen und improvisirten Ausführung seinen Grund hat, lassen wir dahingestellt sein. Jedenfalls wäre ein größerer Fluß der Sprache dem Komponisten hinderlich gewesen.

Wodurch das Stück jedoch Goethe's ganz würdig ist, und wodurch es Alles weit hinter sich läßt, was damals der große Moment an dichterischen Blüthen, lyrischen wie dramatischen, hervortrieb, das ist die Kon-

---

Kleist nannte schon 1809 in „Germania an ihre Kinder", S. 4, Napoleon den „Höllensohn"; Körner (Leyer und Schwert) sang im Gedichte „Aufruf":

„Der Himmel hilft,
Die Hölle muß uns weichen;"

und im Gedicht „Was uns bleibt":

„Das kann nur ein Sieg der Hölle sein."

zeption im Großen, der hohe Standpunkt, von welchem die Ereigniſſe in ihrer hiſtoriſchen Bedeutung erfaßt ſind. „Das Vergangene und Gegenwärtige", d. h. Napoleon's Herrſchaft und Sturz,*) „durchzudenken", fühlte ſich Goethe veranlaßt (Brief an Voigt vom 22. Mai 1814), und das Stück beſteht in der Gegenüberſtellung dieſer großen, einfachen Kontraſte. Es ſchildert ſo den Kampf des Guten gegen das Böſe, der drei mit Eintracht und Ausdauer verbundenen himmliſchen Tugenden Glaube, Liebe und Hoffnung wider die hölliſchen Dämonen Krieg, Zwietracht und Unterdrückung. Dieſer Inhalt war durch die Ereigniſſe gewiſſermaßen ſelbſt gegeben, und dieſelben Hauptmotive enthält z. B. auch die von Karl Maria von Weber komponirte Wohlbrück'ſche Kantate „Kampf und Sieg."**) Die Art aber, wie Goethe ſowol die himmliſchen Tugenden als die Dämonen der Hölle individualiſirte und mit hiſtoriſchem Inhalte erfüllte, auf dieſe Weiſe für das Geſchehene, faſt noch Geſchehende, weite Perſpektiven eröffnete und die geheim wirkenden Grundkräfte aufdeckte, iſt unvergleichlich und unterſcheidet ihn von allen übrigen Dichtern der Freiheitskriege, die weniger künſtleriſch als unmittelbar auf den Moment wirken wollten. In dieſem höhern Sinne iſt Iffland's berechtigter Wunſch, daß der größte Name Deutſchlands über die großen Ereigniſſe würdig ſpreche, voll erfüllt worden, und wir ſind ihm für ſeinen Gedanken hoch verpflichtet.***) Das „Höchſte der

*) Vergl. die proſaiſche Schrift: „Napoleon. Bau und Sturz", von J. G. A. Philalethes, 1814.

**) S. Jähns, C. M. v. Weber. Chronologiſch thematiſches Verzeichniß, 1871, No. 190.

***) Wenn H. Hettner (Geſch. d. deutſchen Literatur, III. 2. S. 518) dagegen meint, „Epimenides ſei jedem warmen Vaterlandsfreund ein Aergerniß,"

Weltansicht", welches „mit dem reinen poetischen Sinne über allen Irrthum und Niedrigkeit der Gegenwart uns zu erheben vermag", fand Schiller's Wittwe, grade in der Erinnerung an ihren verstorbenen Gatten, in jenen Jahren im Gespräche mit Goethe wieder. Dieses „Höchste der Weltansicht" hat auch im „Epimenides", der eine erhöhte Anschauung der Ereignisse geben und dadurch reinigen und erheben will, Ausdruck gefunden. „Die selbstständige Poesie muß in diesem Augenblick verzweifeln, daß nichts als stoffartige Wirkungen verlangt werden", klagte Goethe in jener Zeit,*) und ebenso Frau von Schiller mit Bezug auf die kalte Aufnahme des „Epimenides", „daß die gute und goldne Zeit, wo man die Poesie mit Liebe und Gefühl aufzunehmen vermochte, vorüber sei."**)

Goethe begnügte sich also nicht mit der nächsten allegorischen Bedeutung seiner Figuren, sondern er ließ sie sich explizíren als die in unserm geschichtlichen Dasein allgemein wirkenden Mächte. Der Geist der Eroberung ist als das Römische Imperatorenthum, an welches auch Napoleon seine Kaiserwürde angeknüpft hat, der Geist der Ränke auf das Reichste durch Gestalten des 16. und 17. Jahrhunderts, wie Richelieu und Mazarin, der Despotismus durch einen orientalischen Herrscher repräsentirt. Von Römischer Gewalt, gallischer List und orientalischer Unterdrückung befreien die drei, auch in Wohlbrück's Kantate auftretenden, christlichen Kardinal-Tugenden, welche wieder im Einzelnen mit Preußen, Oestreich und Rußland ver-

so hängt dies zusammen mit der Ungerechtigkeit, mit welcher in diesem sonst vorzüglichen Werke Goethe's politische Richtung überhaupt aufgefaßt ist.

*) Brief an Knebel vom 23. Dezember 1814, No. 424.

**) Briefe an einen vertr. Freund, S. 379.

knüpft sind. Ob bei der „Beharrlichkeit" an England zu denken, steht dahin. Auch in dem satirischen Gedicht „die Engel stritten für uns Gerechte" (Werke, III. S. 284) ist ganz im Sinne der Lyriker der Freiheitskriege der Kampf aufgefaßt als einer der Engel wider die Teufel. Mit den genannten Ländern tritt, Schweden einbegriffen, der Norden und Osten gegen den Westen und Süden, die germanische, skandinavische und slavische Welt, getragen von modernem, christlichem Geiste, gegen Rom und Wälschland in den ganz Europa umfassenden Kampf:

„Von Osten rollt Lawinen gleich herüber
Der Schnee- und Eisball, wälzt sich groß und größer,
Er schmilzt, und naß und näher stürzt vorüber
Das Alles überschwemmende Gewässer:
So strömt's nach Westen, dann zum Süd hinüber,
Die Welt sieht sich zerstört — und fühlt sich besser.
Vom Ozean, vom Belt her, kommt uns Rettung:
So wirkt das All in glücklicher Verkettung."

Eine zweite Strophe, welche, wie diese, in poetischem Bilde den Gang der Ereignisse mit wenig Zeilen veranschaulichte, hat die ganze Literatur der Befreiungskriege nicht aufzuweisen. Daß im Einzelnen die Wirklichkeit nicht immer zu ihrem Rechte gelangt, z. B. Spanien nicht, der Südwesten, von wo die Feuerzeichen der Freiheit viel früher aufleuchteten als von Moskau, das kann kein Vorwurf sein, da die künstlerische Gestaltung zwei geographisch gruppirte Völkermassen verlangte. Diesem Bedürfniß folgend, wollte Goethe sogar die Polen dem befreienden Heere anreihen. So ist in unserm Festspiele ein europäisches Bild aufgerollt, und dadurch unterscheidet es sich von der wesentlich deutschen oder preußischen Lyrik der

Befreiungskriege. Aber auch dort mußten, wegen der Bestimmung für Berlin, die preußischen Beziehungen in den Vordergrund treten, die Königin Louise*), die Erinnerung an Friedrich den Großen, der Feldmarschall Vorwärts, der Tugendbund, die Freiwilligen, die Frauenvereine, das eiserne Kreuz, die Viktoria des Brandenburger Thors — Alles zugleich Momente allgemeinerer Bedeutung. Wie sehr Goethe in den Ereignissen jener großen Zeit lebte, zeigt, daß ihm alle diese Motive „seines ungeheuern Thema's" sofort vor der Seele standen, als er den Auftrag erhielt (s. Programm I.). In dem zusammenstürzenden Gebäude (Auftritt 9) wird man ebensowol den Zustand Europa's als im Besondern das deutsche Reich erkennen, und bezieht sich auch die Einigkeit auf die Alliirten überhaupt, so tritt doch im Schluß-Chor der deutsche Gedanke allein hervor, und in der letzten Strophe erschallt das Tedeum im Lichte der Freudenfeuer der Leipziger Schlacht.

Was die Zeitgenossen von Anfang an mit dem Stücke nicht versöhnen konnte, war die Verbindung des Gegen-

*) Sehr richtig traf Goethe den Sinn der Zeit, als er der Hoffnung das Bild der Königin lieh; dies zeigt die sämmtliche damalige Lyrik. Wie erinnern an Werner's auf sie in Rom gedichtete „Klagen" (1810); an Stägemann (Kriegsgesänge, Deutschland 1813, S. 69 und S. 71):

„Flieg uns vor, ein Kreuz in Siegesfahnen,
Theures Bild, auf Ruhmes-Bahnen;"

an Achim v. Arnim's schöne „Nachtfeier", 1810 (S. M): „Wird Euer Schutzgeist sein;" an die Stolberge (Vaterländ. Gedichte, S. 69): „O, schaute Sie's von ihrer Himmelshöh;" und an Körner's „Leyer und Schwert", das ganz von ihrem Bilde erfüllt ist. Wir heben nur die Schluß-Verse aus dem Gedichte „An die Königin Louise" heraus:

„Louise sei der Schutzgeist deutscher Sache,
Louise sei das Losungswort zur Rache!"

Auch die Viktoria auf dem Rauch-Schinkel'schen Siegesdenkmal (auf dem Kreuzberge bei Berlin) trägt die Züge der Königin (Westseite, Einzug in Paris).

standes mit der griechischen Epimenides-Sage. Sie verschuldet zumeist dessen Unpopularität. Ganz ausgelöst aus dieser Verbindung und auch befreit von den opernhaften, an die Figuren der „Zauberflöte" erinnernden, jedenfalls auch allegorisch zu unbestimmten „Genien", würde der Inhalt des Stückes in seinem vorzüglichen Kerne mehr hervortreten. Auch Düntzer, Goedeke und Gruppe*) sehen die Epimenides-Fabel nur als „Rahmen" an. Insbesondere wird man Düntzer darin beipflichten müssen, daß die Einführung des Epimenides in keiner *nothwendigen* Beziehung zu der übrigen Darstellung stehe. Die Idee des *Erwachens* zwar lag an sich sehr nahe, der Weckruf war ergangen, Alles erhob sich wie aus einem Todesschlafe. Aber wozu? Um zu handeln, um zu kämpfen, um sich zu befreien. Bereits 1814 erschien „*Das erwachte Europa*" zu Berlin, eine Sammlung volksthümlicher Schriften, hauptsächlich der Arndt'schen, mit dem patriotischen Aufrufe Goethe's aus „Hermann und Dorothea", mit Kleist's Germania und auch mit dem Vorwärts-Chor unsers Festspiels. In letzterem bedeutet der Epimenides gleichfalls das aus dem Schlafe erweckte *Europa*, in dem Verstande jedoch, daß die Welt Einsicht in das *Geschehene* und dessen Folgen erlangt hat, daß ihr das Dunkle klar geworden, daß ihr der *Sinn* der Ereignisse aufgegangen ist, wonach alles erlittene Unglück

*) Düntzer, Neue Goethestudien, 1861, No. XI., namentlich S. 336, und im Morgenblatt, Juli 1852. No. 27 und 28; Goedeke's Grundriß, II. S. 858; Gruppe, Gesch. d. deutschen Poesie, IV. S. 528. Jedoch ist nicht richtig, daß Epimenides, wie Gruppe meint, „die Zeit der *Erhebung* verschlafe." Nur Dr. Fr. Cramer in seinem dem Werke lieberall zugewendeten Programm (Mülheim a. Rh. 1869) ist andrer Ansicht. Er sagt S. 10: „Epimenides ist Anfang, *Mitte* (?) und Ende des Festspiels. Ohne ihn wäre das Stück eine kaum verständliche, trockene Allegorie; in seinem Geiste spiegeln sich die Ereignisse" u. s. w.

ſich zu höherem Guten entwickelt. Epimenides iſt eben nicht der im Schlafe gefeſſelte Rieſe, der erwachend ſeine Bande zerreißt, ſondern der geweckt wird, um Zeuge des Umſchwungs der Zeiten zu ſein.

„Sie bewahrten Dich im Stillen,
Daß Du rein empfinden kannſt.“ (Auftr. 23.)

Aber das Feſtſpiel ſchildert, auch abgeſehen von Epimenides, ſowol das Erwachen der Völker als auch deren Empfindungen, welche die drei Tugenden reiner kundgeben als Jener ſelbſt. Und ſoll er, den Eingangsworten der „Muſe“ zufolge, die vorgeführten Bilder erklären, ſo erfahren wir davon doch ſo gut wie nichts. Oder ſollte er neben den handelnden Perſonen unthätig bleiben, um ſo den antiken Chor gleichſam darzuſtellen, ſo wäre er auch hierzu ungeeignet und außer Stande, da er die Haupthandlung bis Auftritt 20 verſchläft. Nach Auftritt 3 endlich, in Uebereinſtimmung mit Dem, was Goethe im Programm II. für die Aufklärung des Publikums beſtimmt hatte, ſollte Epimenides zu der ſchon in Kreta erlangten Erkenntniß der Gegenwart auch die der Zukunft durch ſeinen zweiten Schlaf erwerben. Er ſagt zwar auch am Schluſſe:

„Nun aber ſoll mein Blick entbrennen,
In fremde Zeiten auszuſchaun“ —

von der Gabe, zu weiſſagen, macht er jedoch keinen Gebrauch. Die ſchöne Idee, auf die Ereigniſſe ein höheres Licht aus der Vorzeit fallen zu laſſen und ihnen dadurch eine überirdiſche Weihe zu verleihn, erſcheint daher nicht ganz verwirklicht.

Heute möchte es uns bedünken, das Erwachen des Barbaroſſa im Kyffhäuſer oder im Untersberge hätte näher gelegen. Doch wir dürfen nicht das Jahr 1871 antizipiren. Die

Kaiser-Idee schlummerte im Jahre 1814, und auch Epimenides, trotz der ihm verliehenen Sehergabe, deutet nirgend darauf hin.*) Für die europäische Befreiung, welche Goethe feierte, waren deutsch-nationale Symbole nicht ganz an der Stelle. Von diesem Gesichtspunkte war die Wahl der Epimenides-Sage, als geschöpft aus dem Allen gemeinsamen Kulturfonds, an sich wol geeignet, wenn der Hauptfigur nur eine aktivere Rolle zu geben gewesen wäre.**) Aber dadurch, daß Goethe auch bei diesem Anlasse seine Idealgestalten der griechischen Mythologie, als der allgemeinen Rüstkammer, entnahm***) und nicht der deutschen Sage, entfremdete er sich Alle, die zur romantischen Schule gehörten, besonders die Anhänger Fouqué's, die nach Hermann verlangten.†) Wer mit

*) Die Stolberge (Vaterländische Gedichte. 1815. S. 37) gedachten der deutschen Kaiserkrone in dem Gedicht „Leipzig's Schlacht"; aber selbstverständlich war es Kaiser Franz, der sie tragen sollte.

**) Auch in der französischen Revolution griff man zur Epimenides-Sage. „Le réveil d'Epiménides" hieß ein allegorisches Drama, welches zu Paris am 1. Januar 1790 aufgeführt wurde. C. Fr. Heinrich, in der Monographie „Epimenides aus Kreta", Leipzig 1801, spielt auf dies Stück an, indem er S. 39 bemerkt, einer der neuesten französischen Schauspieldichter habe des Epimenides verwunderungsvolles Erwachen als eine bedeutende Anspielung auf die großen Begebenheiten seines Zeitalters auf die Pariser Bühne gebracht.

***) H. Hettner (die romantische Schule, 1850, S. 99) rechnet sehr treffend von Goethe's allegorischen Stücken die „Helena" (3. Akt des „Faust", 2. Theil), die „Pandora" und den „Epimenides" zu denjenigen, „die sich an alte Mythen und mythische Figuren anlehnen, um sie ganz in dem Sinne, wie wir dies in der bildenden Kunst gewahrten, zu eigner Dichtung beliebig umzudeuten." „Paläophron" und „Was wir bringen" dagegen zu solchen, „die sich ihre eignen Typen und Symbole schaffen."

†) Knebel schrieb mit Bezug auf den „Epimenides": „Es ist schwer, für das jetzige Publikum zu schreiben und zu dichten. Der Hauptgrund liegt im Unverstand: dann aber sind die Geschmacke so getheilt wie das politische Deutschland. Ich glaube, wenn man den alten Hermann hätte auftreten lassen und das nordische Anzug, so hätten Manche mehr Gefallen daran gehabt" (Charl. v. Schiller, III. S. 364).

Kotzebue, dem damaligen Beherrscher der Bühne, sympathisirte, sowie der bessere Theil des Publikums und grade die Jugend, welcher Poesie identisch war mit Schiller'schem Pathos, fühlte sich bei Goethe noch weniger zu Hause, und die Antikgesinnten schreckte die opernhafte Behandlung. Auch konnte der Patriotismus noch nicht die Schlagwörter des Franzosenhasses und der Deutschheit entbehren. Es war die Zeit, wo Goethe's wärmste Verehrerin, die Tochter seines Herzogs, Erbprinzessin von Mecklenburg-Schwerin, an Frau von Schiller schrieb: „Meine Kinder lehre ich gewiß in der Naturgeschichte, daß die Franzosen Franzosen, d. h. eine den Menschen untergeordnete Klasse von Geschöpfen sind,"*) ohne zu ahnen, daß ihre Tochter Helene, der sie diese Lehre geben wollte, als Herzogin von Orleans dieser „Klasse" angehören werde, die Zeit, wo selbst Rückert von Menschlichkeit gegen die Franzosen nichts wissen wollte.**) Solchem Zeitgeist entsprach Goethe nicht, seinen hohen Standpunkt konnten nur Wenige theilen, und er selbst hatte durch jene unwesentliche, den Werth seines Werks wenig berührende Einkleidung, nach welcher es benannt wird, den Eingang zu demselben erschwert.

Endlich kam noch ein Mißverständniß hinzu. So wie Iffland in der Person des Epimenides eine Anspielung auf den König von Preußen erblickte, — was Goethe bestimmte, eben zur Verhütung derartiger Mißverständnisse die Rolle desselben zu Anfang reicher auszustatten und seinem szenischen Prologe noch einen zweiten erklärenden Prolog voranzuschicken, den wir mit Düntzer gern entbehren, — ebenso

*) Charl. v. Schiller, I. S. 709.

**) Geharnischte Sonnette, I. 4.: „daß da die Menschlichkeiten nicht sind am Platze, wo der Feind ist Tiger."

hat man darin auch wol den Dichter selbst erkennen wollen. Nichts lag diesem jedoch ferner, als seine Persönlichkeit in das Stück hineinzutragen und sich, den thätigen, unablässig wirkenden und strebenden Mann, als einen schlafenden darzustellen. Er hatte nichts von einem Epimenides, wenn er auch als Dichter, zumal im Greisenalter, der Zeit der Weitsichtigkeit, immer mehr zum Seher wurde; nichts war seinem Wesen mehr entgegen als Ruhe und Schlummer. Die Zeit vor 1814 zumal bezeichnet eine Hauptepoche seiner schriftstellerischen Thätigkeit.*) Er stand da, nach allen Seiten geistig thätig, mitten im vollen Leben, überall zum Leben erweckend, der erste Schriftsteller der Nation. Erschien doch grade in diesen Jahren sein „Faust"! Volle Anwendung fand für jene Zeit auf ihn das Wort Rückert's:

„Der Mann ist wacker, der, sein Pfund benutzend,
Zum Dienst des Vaterlands kehrt seine Kräfte."

Unmöglich konnte er bei den Worten des Epimenides im 23. und 25. Auftritt an sich gedacht und gemeint haben, er habe „die Nacht des Jammers" verschlafen, er, der persönlich die Schlacht bei Jena miterlebt, habe nicht mitgelitten, er, dem „die Nähe so vieler unaussprechlich Unglücklichen jedes Behagen verscheuchte,"**) habe keinen Schmerz empfunden, der Ruhestunden habe er sich zu schämen, dessen

*) Nach der ersten von 1771 bis 1776, der zweiten von 1787 bis 1790, der dritten von 1795 bis 1802 („Wilhelm Meister" bis zur „natürlichen Tochter") bezeichnen die Jahre von 1803 bis 1814 die vierte Hauptepoche, in welche der „Faust", die „Wahlverwandtschaften", die „Farbenlehre" und „Dichtung und Wahrheit" als Werke ersten Ranges fallen.

**) Im Zusammenhange lautet die betreffende Stelle eines Briefes aus Teplitz den 26. Juli 1813 (Zeit des Waffenstillstandes): „Lassen Sie mich für diesmal schließen und nur so viel von mir hinzufügen, daß äußere Ruhe und körperliches Wohlsein mich diesmal hier sehr glücklich machen könnten, wenn nicht die Verdüsterung des politischen und militärischen Himmels und

Poesie, nach Steffens' Ausdruck (Was ich erlebte, VI. 135), ebenso wie Lessing's Kritik, „die ersten Momente eines innern Kampfes des deutschen Volkes gegen Frankreich enthielt," der diesen Kampf unablässig fortgeführt hatte, und dessen Seele auch an dem entbrannten äußern Kampf sich lebendig betheiligte.*) Abgesehen davon also, daß die Persönlichkeit eines schaffenden Dichters mit den Gebilden seiner Kunst nicht identifizirt werden darf, und daß ein solches Verfahren das Kunstwerk zerstören würde, so fehlt es dazu grade hier an den allgemeinsten Anhaltepunkten, und nur eine falsche Vorstellung von dem Dichter kann solche finden.

Wir schließen mit einer Goethe's Epimenides-Stimmung prägnant ausdrückenden Stelle aus einem Briefe vom Jahre 1814**) über das damals erschienene Werk der Frau von Stael „de l'Allemagne": „Man kann das wunderbare Geschick dieses Buchs wol auch unter die merkwürdigen Ereignisse dieser Zeit rechnen. Die französische Polizei, einsichtig genug, daß ein Werk wie dieses das Zutrauen der Deutschen auf sich selbst erhöhen müsse, läßt es weislich einstampfen; gerettete Exemplare schlafen, während die Deutschen aufwachen und sich ohne solch eine geistige

die Nähe so vieler unaussprechlich Unglücklichen jedes Behagen verscheuchte, dergestalt, daß wir es uns zum Vorwurf machen, in dem Moment, wo Jedermann leidet und fürchtet, einige vergnügte Stunden zu genießen, wie mir denn doch manche in den hiesigen Gebirgen gegönnt waren." Wenn man Goethe aus seiner damaligen gewaltsamen Hinwendung zu entfernt liegenden Gegenständen einen Vorwurf hat machen wollen, so hat Köstlin (Hegel. 1870, S. 178) mit Recht darauf hingewiesen, daß eine derartige Abwendung physiologisch nicht auf Indifferentismus, sondern grade auf das Gegentheil schließen lasse.

*) „Möge der erste retrograde Schritt der verbündeten Völker auch der letzte sein!" rief er Knebel im Winter 1814 zu. (Briefw., No. 440 vom 9. März 1814.)

**) An Frau von Grotthuß gerichtet. (Grenzboten, 1846. No. 25.)

Anregung erretten. In dem gegenwärtigen Augenblick thut das Buch einen wunderbaren Effekt. Wäre es früher dagewesen, so hätte man ihm einen Einfluß auf die nächsten großen Ereignisse zugeschrieben; nun liegt es da wie eine spät entdeckte Weissagung und Aufforderung an das Schicksal, ja, es klingt, als wenn es vor vielen Jahren geschrieben wäre. Die Deutschen werden sich darin kaum wiedererkennen; aber sie finden daran den sichersten Maaßstab des ungeheuren Schrittes, den sie gethan haben. Möchten sie bei diesem Anlaß ihre Selbsterkenntniß erweitern und den zweiten Schritt thun, ihre Verdienste wechselseitig anzuerkennen, in Wissenschaft und Kunst, nicht, wie bisher, einander ewig widerstrebend, endlich auch gemeinsam wirken und, wie jetzt die ausländische Sklaverei, so auch den innern Parteisinn ihrer neidischen Apprehensionen unter einander besiegen, dann würde kein mitlebendes Volk ihnen gleich genannt werden können!"

Wir lassen demnächst Goethe's szenische Dispositionen folgen.*)

*) L. Levezow, auch Verfasser eines Drama's, „Iphigenie in Aulis", setzte Goethe's Festspiel fort, indem er zur Feier der Schlacht bei Belle Alliance das einaktige Festspiel „Des Epimenides Urtheil" (Berlin, 1815) verfaßte, in welchem, außer dem Epimenides selbst, die beiden Genien, die drei Dämonen und vier Tugenden („Beharrlichkeit" fehlt) beibehalten sind. Es ward am 16. und 17. Juli 1815 zu Berlin aufgeführt.

Theater-Programm,

in Briefen an Iffland.

I.

Des Epimenides Erwachen.

(Der Anlaß zu diesem Titel ist die bekannte Fabel, daß Epimenides, ein weiser, von den Göttern begünstigter Mann, durch sonderbare Schickung eine ganze Lebens-Epoche verschlafen und dadurch die Erhöhung seiner geistigen Seherkraft gewonnen habe.)

Erste Dekoration.

Ein prächtiger Säulenhof; im Grunde ein tempelähnliches Wohngebäude, mit den Coulissen durch Hallen und andern architektonischen Prunk verbunden. Die Mittelthüre des Gebäudes ist durch einen Vorhang geschlossen.*)

Der Vorhang theilt sich. Epimenides erscheint und drückt in einem Monolog seine Freude über einen reichen und vollkommen gesicherten Wohlstand aus.**)

Zwei Knaben treten zu ihm,***) den Entschluß der Götter meldend. Er mißtraut ihnen und überzeugt sich, daß ihm sein Lebensende geweissagt wird, ergiebt sich darein, und ungeachtet der Versicherung der Genien, daß Schlaf hier buchstäblich gemeint sei, beharrt er auf seinem Gedanken und nimmt von der Welt Abschied. Er steigt, begleitet von den Knaben, die Treppe hinauf, und als die Vorhänge sich öffnen, sieht man ein prächtiges Lager, über demselben eine wohlerleuchtete Lampe. Er besteigt es, man sieht ihn sich niederlegen und einschlafen.

*) Im Morgenblatt, 1815. No. 75, folgt auf vorstehende Beschreibung: „Die Muse tritt auf und prologirt, begleitet von zwei Genien als Knaben, welche trophäenartig die Attribute sämmtlicher Musen tragen."

**) Ebenda: „und exponirt in einem Monolog seine Schicksale und seinen Zustand."

***) Ebenda: „Zwei Genien, in Jünglingsgestalt, nehmen ihn singend in die Mitte."

Dieses Alles kann von einer sanften, lieblichen, einschläfernden Musik begleitet sein.

Sobald der Weise ruht, schließen die beiden Knaben zwei eherne Pforten-Flügel, die herauswärts aufgehen und bisher für einen Theil der Dekoration gehalten werden konnten.

In diesem Augenblick hört man von fern donnern, zugleich ertönt kriegerische Musik, und in demselben Nu werden, wo möglich, sämmtliche Lampen durch gelbrothes Glas verdeckt, so daß über das ganze Theater ein rother Brandschein verbreitet ist.

Hierauf kommt, im Chor singend, ein Armeezug, welchen (sic) der Dämon des Krieges und Zerstörung, von den größten Männern, die zu haben sind, umgeben, in der Kleidung, die sich der eines Römischen Imperators nähert, auftritt.

Mit dem Kostüm des Heeres ist es folgendergestalt gemeint: es werden nämlich die sämmtlichen Völker vorgestellt, welche zuerst von den Römern bezwungen und dann als Bundesgenossen gegen die übrige Welt gebraucht wurden. Die sämmtlichen südlichen, südöst- und südwestlichen Völker der alten Welt können hier vorgestellt werden, insofern sie auffallende Trachten führten, z. B. die Numidier, Mohren, Aegypter, Kretenser, Griechen, Macedonier, Thracier, Lusitanier, Spanier, Gallier, Germanen u. dergl.*)

Gelehrte Freunde werden hierüber die beste Auskunft und Kupferwerke den ersten Anlaß geben. Denn es ist nicht die Meinung, daß man sich genau an das überlieferte Kostüm halte, sondern blos das Motiv davon vernehme, wonach ein theatralischer Effekt ausgearbeitet werden kann.

Um das Bunte und Zusammengetriebene eines solchen Heeres anzudeuten, dürften von jeder Art nur Zwei sein, und so rangirt, daß die entgegengesetztesten Figuren beim Zuge hinter einander und beim Frontmachen neben einander ständen.

Von der Kleidung des Kriegsdämons gilt ebendasselbe; sie soll nur an den Römischen Imperator erinnern.**) Gelb, Gelbroth, Schwarz und Gold, und was sonst noch Gewaltsames der Art in Glanz und Farbe aufzubringen, das durch den rothen Schein noch erhöht würde, wäre empfehlenswerth.

*) Karl Levezow in dem Vorwort der ersten Ausgabe des „Epimenides" (Berlin, 1815) zählt S. XII. dieselben Völker auf und fügt nur noch den Thraziern noch die Illyrier hinzu.

**) Ebenda: „Der Kriegsdämon, der Hauptsache nach eingekleidet in das Rüstzeug eines alt-römischen Feldherrn."

Der Gesang, womit der Chor auftritt, wäre vielleicht der kriegerische aus „Pandora", den ich zu vorläufiger Ueberlegung sogleich beilege.

Das Chor ist abgezogen, die kriegerische Musik verhallt, der Dämon des Krieges ist im Begriff, zu folgen, als ihm der Dämon der List und Zwietracht mit seinen Gesellen in den Weg tritt.

Dieser erinnert durch Kleidung und Betragen an einen Staats- und Hofmann des 16. Jahrhunderts, sowie seine Gesellen gleichfalls die Civilmänner, die Gelehrten und Hofleute der damaligen Zeit nachbilden. Pagen dürften nicht fehlen. Es wäre sehr artig, wenn diese letzteren aus kleinen Kindern bestünden, sowie die Riesen, die noch auf dem Theater sind, den Dämon des Kriegs umgeben.

In dem Augenblick, da diese zweite Sippschaft eintritt, verschwindet der feurige Schein.

Könnte man durch einen geschickten Mechanismus gleich an die Stelle der rothgelben Gläser blaue, mit einigen violetten untermischt, vor die Lampen bringen, so würde der Gegensatz noch gewaltsamer, ja ängstlich werden.

Der Dämon der List wäre in Silberstoff und Blau, doch auch wol mit schwarzer Pelzverbrämung gekleidet, sowie sein Gefolge auch in diesem Ton zu halten wäre. Violett, was bei Nacht nicht ganz grau wird, würde den Doktoren, vielleicht noch besser den Pfaffen zieren; wie es denn an Geistlichen nicht ganz fehlen darf. Ja, es wäre vielleicht zu wagen, daß man schöne und wohlgekleidete Frauen mit ins Gefolge brächte.

Alles dieses sei der Einsicht und dem Geschmack einer angesehenen Direktion überlassen. Möchte man mir hierüber, sowie über das anderweitige Detail einige Nachricht geben, Entschlüsse und Wünsche mitteilen, so würde dadurch die Ausführung noch gesteigert werden können.

Obgleich die beiden Dämonen, wie es sich bald offenbart, nicht in dem besten Verhältnisse stehen, und Einer sich immer wirksamer und mächtiger zu sein dünkt als der Andere, so fühlen sie doch die Nothwendigkeit, sich zu verbünden, und nach abgeschlossenem Vertrag folgt der Dämon des Kriegs seinem Heere auf dem Fuße. Man hört ein fernes Abdonnern.

Will man diesen Moment mit schicklicher Musik begleiten, so daß der Dämon der List, von den Seinigen umgeben, in nachdenklicher Stellung verharren kann, indeß die Seinigen,

bedeutend gruppirt, gleichfalls zu überlegen scheinen, so müßte es von guter Wirkung sein. Zuletzt ist eine allgemeine Stille beabsichtigt, damit der Dämon, wenn er zu sprechen anfängt, sich der vollkommnen Aufmerksamkeit erfreuen könne.

Das Gefolge tritt zu beiden Seiten; er steht in der Mitte, etwas rückwärts, so daß er sie bequem anreden kann.

Auch hier würde es einen guten Effekt thun, wenn die Gruppen, wie sie bisher im Hintergrunde beisammen gestanden, sich auflösten, einander durchkreuzten und die Verhältnisse wechselten, um hierdurch die Verfabilität der diplomatischen Einwirkungen symbolisch darzustellen.

In einer Rede sendet der Dämon die Seinigen in alle Welt; sie zerstreuen sich nach und nach, indem sie einen heimlichen Gesang pian, piano anstimmen und sich einzeln an die Coulissen bis in die Tiefe des Theaters stellen. In dem Augenblick, daß der Gesang endigt, sind sie alle auf einmal verschwunden, um den Gegensatz mit den Kriegsgefährten auszudrücken, welche sich in Masse entfernt hatten.

Der Dämon bleibt allein, er geht schon freier und leidenschaftlicher heraus, überhebt sich über den Kriegsgott, ist seiner Wirkung viel gewisser als Jener, und indem er sich einem geschickten Ingenieur vergleicht, beschreibt er die Wirkung seiner Abgesandten, wie die eines unterminirten Terrains, verachtet die alte Vorstellung der Zwietracht als eines gewaltsamen Wesens und spricht die wahre moderne Zwietracht aus, die solutionem continui.*)

Zweite Dekoration.

Der Dämon ist seiner Sache gewiß; auf seinen Wink und Hauch stürzt die ganze, bisher bestandene Architektur zusammen. Alles, was im Hintergrunde steht, das tempelartige Wohngebäude, die Hallen und sonstigen Prachtstellen stürzen wirklich zusammen, der Giebel ist geborsten, doch so, daß die ehernen Pforten jetzt eine Felsenhöhle zu schließen scheinen. Alles war dergestalt vorbereitet, daß eine schöne Ruine erscheint.

Die Coulissen könnten, als Ruinen gemalt, vorgeschoben werden, welches um so leichter geschehen kann, als der Zuschauer auf die Bewegung der Mitte aufmerksam ist. Nur bemerke ich, daß nicht das mindeste Grüne auf dem ganzen

*) Die Auflösung des Zusammenhanges, die Zerstörung der Entwicklung.

Theater erscheine. Da man die Architektur der ersten Dekoration aus buntfarbigen Steinen zusammensetzen, ja, mit Erz und andern glänzenden Metallen verzieren kann, so läßt sich denken, daß auch diese Ruine schön kolorirt erscheinen könne.

Der Dämon der List erfreut sich schweigend über sein Unwerk. Zu ihm tritt der Dämon der Sklaverei.*)

Dieser müßte an einen alten theatralischen Zauberer erinnern, z. B. an Gozzi's Sinadab.**) Ueber ein braunes Gewand hätte er ein goldnes, vielfach verschlungenes Netz gezogen. Uebrigens könnte er, auf orientalische Weise, mehrere Kleider stufenweise übereinander tragen, mit Shawl und Turban an die asiatische Despotie erinnern.

Er tritt zu dem Dämon der List und dankt ihm für die vortrefflich geleisteten Dienste und für die Gründung seines Reiches. Der Schweigsame würdigt ihn keiner Antwort, dergestalt, daß der Andre fortfährt, sich übermüthig darzustellen. Endlich ergrimmt der Dämon der List, behandelt Jenen verächtlich und sich als den einzigen Herrscher, und entfernt sich.

Der tyrannische Dämon nimmt sich zusammen, schwört Jenem ewiges Verderben und befestigt sich in sich selbst.

Dritte Dekoration.

Auf sein Gebot übergrünt sich die Ruine: Epheu rankt sich auf, Sträuche treten hervor, Moos und Gras bedeckt die horizontalen Lagen des Gesteins. Hinter jener Tempelwohnung steigen Cypressen, ja, ein ganzer Wald hervor.***)

Hier würden der Architekt und der Landschaftsmaler sich verbinden, um einen überraschenden und angenehmen Effekt hervorzubringen. Es ist durchaus darauf zu sehen, daß die Heiterkeit, welche der Ruine allenfalls noch geblieben ist, völlig verdunkelt werde. Ob man der Beleuchtung etwas entziehen will, bleibt den Meistern anheimgestellt.

Die Liebe tritt auf. Sie findet sich einsam in der Welt; sie wendet sich zu diesem würdig scheinenden Mann, der sie foltert und ängstigt.

---

*) Im Morgenblatt, a. a. O.: „Der Dämon der Unterdrückung tritt auf ohne Gefolge, im Kostüm eines orientalischen Despoten."

**) Danach verweist auch Lewezow (a. a. O., S. XIII.) auf den „Zauberer Sinadab Gozzi's."

***) Im Morgenblatt, a. a. O., ist hier noch hinzugesetzt: „In diesem fruchtbaren Eiland wird seine Einbildungskraft auf schöne Frauen geleitet, deren Liebkosungen er sich ausbildet."

Der Glaube tritt auf, auch mit Glauben an ihn. Jener bringt sie in Verzweiflung und verläßt triumphirend die Beiden.*) Sie bleiben trostlos.

Da man die Liebe als die jüngste, den Glauben als die mittlere Schwester gedacht hat, so werden die Damen sich in Form und Farbe theilen. Ich wünschte, daß die Liebe an eine Schäferin, der Glaube an eine Vestale**) erinnerte; doch immer nur im Allgemeinsten, da im Besondern hier aller Spielraum gelassen ist.

Zu den jammernden Schwestern tritt die Hoffnung bewaffnet auf.

Sie erinnert an Minerva. Ich wage nicht zu beurtheilen, ob die Schauspielerin an Gestalt und Betragen der höchstseligen Königin ähnlich sein darf, ob man ihr einen blauen Schild geben und in einem Sternenrande die Chiffer der Königin, gleichfalls durch Sterne bezeichnet,***) anbringen kann; ich bitte mir hierüber nähere Bestimmung aus. Indessen kann ich, indem sie ihren Schwestern zuspricht, einstweilen versuchen, im Namen der Verklärten zu reden.

Die beiden Genien treten zwischen sie hinein. In diesem Fünfgespräche wird das Nächstkünftige angedeutet. Die drei Frauen bestimmen sich zur Thätigkeit.†) Die Hoffnung steigt über die Ruinen der einen Seite, Liebe und Glaube auf die Trümmern der andern Seite. Die Knaben sind indeß wieder an die eherne Pforte gelangt. Oben stehend, begrüßen sich Alle noch mit pantomimischem Abschied.

Ich wünschte diese Handlung, wozu sich die Spielenden Zeit nehmen werden, durch ein unsichtbares Chor begleitet,††) wozu die Verse bereit sein sollen.

Die Genien eröffnen die Pforten und bleiben bald versteckt hinter ihnen stehen. Das Chor verhallt; man sieht den Epimenides liegen, wie er eingeschlafen.

---

*) Das Anlegen von Geschmeide und Ketten und „die ungeheure Bisson" (Morgenblatt) des Dämons sind hier nicht angedeutet.

**) Nach dem Morgenblatte, a. a. O.: Liebe „in Gestalt einer zierlichen Nymphe", und Glaube „in Gestalt einer würdigen Vestale".

***) Vergl. im „Vorspiel. 1807", S. 22 und S. 100, den Namenszug im Sternbilde und die Chiffern der Herzoginnen, und im Auftritt 3. von „Was wir bringen. 1814", Reis's „Namenszug im Sternenkranze".

†) Im Morgenbl. (No. 26) ist das Scenarium ausführlicher; die Abnahme der Ketten durch die Genien wird erwähnt, und von der Hoffnung heißt es: sie „entwickelt den gegenwärtigen Zustand der Dinge, schildert die geheimen Verbindungen, den untergrabenen Boden, die Einigkeit der Gesinnungen."

††) Ebenda: „Ein unsichtbares Chor deutet auf das Erwachen des Epimenides".

Zu ſeinem Erwachen, Heraus- und Herabtreten, zu ſeiner Verwunderung, ſich nicht mehr zu erkennen, wäre eine analoge, ahnungsvolle Inſtrumentalmuſik wünſchenswerth.

Endlich tritt er hervor und äußert ſeine Gefühle. Es iſt dunkel geworden, er glaubt ſich in der Wüſte; die Genien mit Fackeln treten herunter. Er betrügt ſie, aber ſie legen den Zeigefinger auf den Mund. Sie leuchten ihm nach der einen Seite des Theaters, wo er alle Basreliefs wiedererkennt; ſie leuchten ihm auf die andre, wo er eine bekannte Inſchrift aus glücklichen Tagen findet. Wehklage über das unüberſehliche Unglück.

Die Genien eröffnen den Mund und kündigen die aufgehende Sonne an. Das Theater erhellt ſich von hinten hervor.

Kriegeriſche Muſik. Epimenides wird von den Knaben wieder auf die Höhe vor der Pforte geführt. Sie löſchen ihre Fackeln aus.

Die kriegeriſche Muſik nähert ſich.

Ich wünſchte, daß man das Thema einer Melodie nähme, die in Berlin beliebt iſt und den Enthuſiasmus der Maſſe ſchon erregt hat. Dem Komponiſten bleibt es überlaſſen, ſie nach Belieben und Einſicht zu variiren. Ich erbitte mir hierüber einige Nachweiſung.

Die Hoffnung, von einer Seite, führt ein Heer über die Ruinen herein.

Dieſes Heer würde die nordöſtlichen und nördlichen modernen Nationen darſtellen,*) welche ſo koſtümirt ſind, daß ſie einen guten theatraliſchen Effekt machen. Das ruſſiſche Reich bietet ſehr ſchöne und hier ſehr ſchickliche Kleidungen. Von Oeſterreich nähme man die Kroaten in ihrer alten Tracht, Slavonier und Illyrier, Ungarn; die Ulanen würden gleichfalls gut thun, ob ich gleich durchaus auch hier wünſchen würde, daß man ſich von der Wirklichkeit entfernte und durch eine glückliche Kunſt den theatraliſchen Forderungen annäherte. Die ungariſchen Magnaten wären nicht zu vergeſſen. Ob man

*) Im Morgenblatt (a. a. O.) wird das Heer als eines beſchrieben, „welches, ſoweit die äſthetiſche Symbolik es erlauben darf, die verſchiedenen neuern, in dem letzten Kriege verbündeten Völker bezeichnet“, und Lewezow ſagt a. a. O.: „Endlich bieten die am Meiſten maleriſchen Trachten der in dem großen Kampfe begriffenen Völker, die Trachten ſo vieler Völkerſchaften des ruſſiſchen Reichs, die mancherlei Trachten der Völker des öſterreichiſchen Kaiſerſtaates, das neueſte Feldkleid der Reiterei in den preußiſchen Heeren u. ſ. w. ein ſprechendes Bild von den wunderbar mannichfaltigen und bunten Maſſen der Ueberwinder des unterdrückenden Weltfeindes dar.“

den Polen die Ehre erzeigen will, auch einige in ihrer alten Tracht auftreten zu lassen, stelle anheim.

Ueberhaupt erbitte ich mir, wenn diese Gegenstände mit den Kunstkennern und Meistern durchgedacht worden, mir (sic) das Nähere mitzutheilen.

Die Schweden haben jetzt schon eine Tracht, die sie auszeichnet; wollte man auch auf diese anspielen, so würde es wol glücken. Was die Preußen betrifft, so wünschte ich, daß sie in der Ordenskleidung der Johanniter aufträten, mit dem bekannten weißen Sternkreuz.

Indem dieser Zug über die Ruinen herangelangt ist, tritt auf der anderen Seite in der Höhe Liebe und Glaube, gefolgt von hilfreichen Frauen, hervor. Diese tragen goldne Trinkgefäße, goldne Becher, Andre die buntesten Körbe mit Blumen und Früchten, Andre halten Lorbeerkränze in die Höhe, ja, sie können bunt umwundene Stäbe tragen, an welchen alle Arten Kränze schwankend hangen.

Wie dieses weibliche Chor erscheint, entsteht ein Doppelchor, und dem Komponisten ist überlassen, einzurichten, daß das zweite zärtere mit dem ersten hervorschen glücklich wechsele, und daß beide sich in eins verschmelzen; wozu die Musik alle Mittel in Händen hat.

Von den Panieren, welche die Krieger schwingen, wird noch zu reden sein. Ich würde nicht zu den Wappen rathen. Die drei schwarzen Adler zeichnen sich nicht genugsam von einander aus. Schickliche, einfache Symbole würden sich ja wol finden lassen.

Um anzudeuten, daß dieses Heer aus größeren Massen zusammengesetzt ist, könnte man Vier, ja Sechs und Mehrere, soviel der Raum erlaubt, von jedem Schnitt und Farbe, vorführen.

Während dieses Auftrittes bleibt die Mitte frei, daß man den Epimenides und die beiden Knaben immer sieht. Dem Künstler sei überlassen, das Wiedererkennen der Seinigen, seine Freude, sein Entzücken pantomimisch auszusprechen.

Zuletzt wünschte ich, daß er mit beiden Kindern auf die Kniee fiele und sich im Gebet zu sammeln schiene.

Vierte Dekoration.

Denn in diesem Augenblick wird durch einen glücklichen Mechanismus das Gebäude wiederhergestellt*), die Vegetation

*) Im Morgenblatt, a. a. O.:, Hierauf unter einem allgemeinen Chor steigt

verſchwindet, und alle Gegenwärtigen ſind bemüht, bei Räumung des Schuttes, bei Wiederaufrichtung der Säulen ſcheinbar Hand anzulegen. Die übrige Dekoration kann wieder die erſte ſein oder, wenn es die Zeit und der Aufwand erlaubt, eine noch prächtigere.

Was das tempelartige Gebäude betrifft, ſo wünſchte ich, daß das ſchwarze eiſerne Kreuz, mit der hellen Einfaſſung, im Giebel in einem transparenten Felde erſchiene. Oben auf der Giebelſpitze ſtünde der Triumphwagen vom Brandenburger Thore, ein ſchönes Kind, als Victorie, hielte die Zügel; auf den beiden Akroterien*) ſtünden die beiden Knaben, die bisher dem Epimenides miniſtrirt.

Dieſer ſteht aus ſeiner bedeutenden Stellung nicht eher auf, als bis die Verwandlung des Theaters völlig geſchehen iſt. Indem er ſich erhebt, kann ihm ein prächtigeres Gewand von ein paar Akoluthen umgelegt werden, daß er als Hoherprieſter erſcheine.

Alles hat ſich indeſſen rangirt, Epimenides, mit den zwei neuen Akoluthen, welche Jünglinge ſind, tritt hervor und dankt den Göttern.

Der Glaube ſpricht etwas Schickliches dem Kaiſer von Rußland;

Die Liebe dem Kaiſer von Oeſterreich;

Die Hoffnung dem König in Preußen.**)

Die Ordnung, wie dieſes geſchehen ſoll, hängt von Beurtheilung ab, der ich mich nicht unterziehe; doch wünſchte ich es voraus zu wiſſen, indem dieſe oder jene Stellung der Anreden auf die Behandlung einen verſchiedenen Einfluß hat.

Epimenides reaſſumirt alles Dreies und fügt etwas Schickliches für den Kronprinzen von Schweden hinzu.

Hier könnte die Stellung und Gruppirung der Schauſpieler ſich dergeſtalt verändern, daß Frauenzimmer und Mannsperſonen ſich miſchten und eine Art von bunter Reihe machten.

---

durch ſcheinbar phyſiſche Anſtrengung, ſowie durch geiſtige Mitwirkung, der Palaſt wieder verherrlicht in die Höhe."

*) Die Zinnen des Giebels. Die folgenden Akoluthen (Gehilfen) heißen im Stücke Prieſter.

**) Im Morgenblatt: „Glaube, Liebe und Hoffnung, ihren gegenwärtigen Zuſtand erhebend, wenden ſich einzeln an die verbündeten Monarchen." Goethe braucht oben den ihm aus ſeiner Jugendzeit geläufigen ehemaligen Titel des Königs; ebenſo im „Jahrmarktsfeſt zu Plundersweilern" (Werke, VIII. S. 173).

Wie man die Standarten, Thyrsus- und andre in die Höhe ragende Zierstäbe mit Kränzen verknüpfen, und was man sonst thun will, um den Anblick zu verherrlichen, ist Alles am Platze.

Daß ein Schlußchor das Ganze beendige, daran ist wol kein Zweifel. Vielleicht erzeigt man den Sängern auch die Artigkeit, daß man einen Jeden ein Couplet singen und das Chor einfallen läßt.

Diese Couplets könnte man zu allerlei Komplimenten brauchen, deren man noch manche schuldig ist, z. B. den Freiwilligen, dem Frauen-Verein, den ausdauernden Patrioten, ausgezeichneten Kriegern und so manchen Andern, worüber mir nähere Weisung erbitte. Das Chor dazwischen würde immer die Einigkeit der Monarchen preisen, durch welche ein so großes Werk vollbracht worden.

Der Engländer habe ich nicht erwähnt; doch darf auch denen ihr Antheil nicht fehlen.

Und wie manches Andere mag ich noch übersehen haben, was sich aus diesem ungeheuren Thema entwickeln läßt. Ich bitte daher um gefällige Mittheilung von Allem und Jedem, was diese Unternehmung fördern und was dabei zu bedenken sein möchte.

Eine Bemerkung wegen der Dekoration überhaupt will ich hier nicht verschweigen.

Obgleich Epimenides in und vor dem Tempel nicht spricht, sondern nur durch Geberden interessirt, so darf er doch nicht allzu weit hinten stehen, und man braucht doch zu der großen Menge die ganze Tiefe des Theaters.

Man könnte daher die Hallen, wodurch diese Tempelwohnung sich mit den Coulissen verbindet, anstatt sie in einer Linie mit dem Tempel zu führen, rückwärts nach dem Grunde zugehen lassen. Zusammengestürzt würden sie alsdann eine Art Brücke bilden, worüber die Krieger und Frauen heranzögen. —

Doch ich fürchte, schon zu viel Eulen nach Athen gebracht zu haben, und erbitte dem Gegenwärtigen eine günstige Aufnahme, baldige gefällige Entschließung und nähere Bestimmung. Berka an der Ilm, den 22. Mai 1814.

Goethe.

II.

Hierbei folgen einige Bemerkungen, ſowol bezüglich auf Dasjenige, was mir in der letzten Sendung*) mitgetheilt worden, als auch, was ſich weiter nöthig macht. Die allgemeinſte ſtehe voran.

Ich fühle wohl, daß ich in der Entfernung bei verſchiedenen Angaben in einen doppelten Fehler fallen kann, einmal, daß mich die Einbildungskraft verleitet, über das Mögliche hinaus zu geben, ſodann aber, daß ich mir Dasjenige, was auf einem großen Theater möglich iſt, nicht vergegenwärtigen kann. In beiden Fällen bleibt das Verengen oder Erweitern den ſach- und ortkundigen Männern anheimgeſtellt.

Bei einem gewiſſermaßen myſteriöſen Werke, wie dieſes,**) hat man freilich darauf zu ſehen, daß keine falſchen Deutungen gemacht werden; damit man alſo nicht etwa hinter dem Epimenides den König ſuche, wird Epimenides in der erſten und Zwiſchen-Scene, erſt allein, ſodann mit den Genien, ſich, ſein Schickſal und ſeine Perſonalität exponiren. Allein man könnte noch weiter gehen und die Sache unter dem Volke vorbereiten. Der Titel und der Inhalt des Stücks kann kein Geheimniß bleiben; daher wird Jedermann fragen: was iſt denn der Epimenides?***) Da könnte man denn auf irgend eine ſchickliche Weiſe, zu welcher ein öffentliches Blatt wol Gelegenheit anbietet, Folgendes unter das minder gelehrte Publikum bringen:

„Epimenides, einer Nymphe Sohn, auf der Inſel Kreta „geboren, hütete die väterlichen Heerden. Einſt verirrte er ſich „bei Aufſuchung eines verlorenen Schafs und kam in eine „Höhle, wo er vom Schlaf überfallen wurde, der vierzig Jahre „dauerte. Als er wieder aufwachte, fand er Alles verändert; „doch ward er wieder von den Seinigen anerkannt. Die „Nachricht dieſes Wunderſchlafes verbreitete ſich über ganz „Griechenland, man hielt ihn für einen Liebling der Götter und „verlangte von ihm Rath und Hilfe. Bei einer wüthenden „Peſt flehten ihn die Athenienſer an, daß er ihre Stadt „reinigen und ausſöhnen ſollte. Die Kretenſer ſollen ihm auch

*) Schreiben Iffland's an Goethe vom 3. und 4. Juni 1814.

**) H. Cramer (a. a. O.) vergleicht daher auch treffend (S. 6) den „Epimenides“ mit Calderon's Autos. In einem Briefe an Graf Brühl nennt ihn Goethe „ein problematiſches Stück.“

***) Die Bauern fragen allerdings: „Hm — wie — meenen — Sie — deß?“ (Zelter's Briefw., No. 221.)

„als einem Gott geopfert haben. Einige zählen ihn, statt des „Periander's, unter die sieben Weisen.“*)

Folgendes konnte man hinzufügen:

„In der neuen Dichtung nimmt man an, daß die Götter „den weisen und hilfreichen Mann zum zweiten Male ein„schlafen lassen, damit er eine große Unglücks-Periode nicht „miterlebe, zugleich aber auch die Gabe, zu weissagen, die „ihm bisher noch versagt gewesen, erlangen möge.“

Brächte man auch dieses Andere nur abschriftlich unter die Gebildeteren, so würde sich Mancher nach dem mythologischen Lexikon umsehen und darin noch andere Dinge von diesem Weisen erfahren, wodurch jene erste mögliche Deutung völlig beseitigt würde.

Es ist wirklich eine Wohlthat, die man einem großen Publikum erzeigt, wenn man es zu seinem Besten aufklärend bearbeitet.

Ich war in Rom, als Abbate Monti seinen „Aristodem“ wollte vorstellen lassen. Ich wohnte einer Vorstellung bei und war unter Denen, welche zweifelten, daß das Stück greifen könne, weil die Italiener den Selbstmord für die größte Absurdität halten und sich nicht in die Lage setzen können eines Königs von Sparta, der sich aus Gewissensbissen entleibt. Die Wohlwollenden wurden daher einig, sowol die alte Mythe als die neue Bearbeitung in allen Gesellschaften zur Sprache zu bringen, ja sogar unter die Klerker,**) welche jenes Theater gewöhnlich besuchten, einen günstigen Einfluß zu verbreiten. Vielleicht hätte auch ohnedies das Stück, welches sehr gut geschrieben und trefflich aufgeführt, nicht weniger von Nipoten begünstigt worden, sein Glück gemacht; aber wir Andern bildeten uns ein, durch unsere freundliche Einwirkung so viel beigetragen zu haben, daß der Beifall einstimmig und leuchtend war.***)

Herrn Staatsrath Uhden theilnehmend zu wissen, ist mir unendlich angenehm. Wenn er meinen ersten Entwurf mit Neigung aufgenommen, so wird er dem gegenwärtigen Karton seine

*) Levezow hat diesen Lebensabriß des Epimenides fast wörtlich im Anfange (S. V. u. VI.) seines mehrgedachten Verwurfs wiederholt. Von dem folgenden, für unsere Dichtung wichtigen Absatz hat Levezow dagegen nicht herübergenommen: nach ihm war „die Erhebung der geistigen Seherkraft“ schon das Resultat des ersten Schlafs, was dem Goethischen Gedanken widerspricht.

**) In der Handschrift steht „Chezze“, was keinen Sinn giebt und auf einem Hörfehler beruhen muß. Oder soll es vielleicht „Kenner“ heißen?

***) C. Goethe's Italienische Reise-Briefe vom 23. November 1786 und 15. Januar 1787.

Theilnahme nicht verſagen; denn freilich: Licht, Schatten, Farbe und Haltung wird nur erſt unter der Leitung einer meiſterhaften Direktion, ſo durch unzählig größere und kleinere Mittel, in das Bild gebracht werden.

Wenn man den Tempel unerſchüttert ſtehen läßt, kann es auch ſeine gute Deutung haben. Die ehernen Flügelthüren würden in zwei große und vier kleine Felder getheilt, die zwei größeren ließen die bekannten Bilder des Schlafs und Todes ſehen.

Das abwechſelnde Licht bleibt ganz einer einſichtigen Technik anheimgeſtellt.

Die Erſcheinung der Diplomaten betreffend, bemerke ich Folgendes: ſie haben einzeln nichts zu ſprechen noch zu ſingen; ſie bilden blos den Singe-Chor des liſtigen Dämons und einen Figuranten-Chor. Das Verſchlingen dieſes liſtigen Geleites in die abmarſchirende Kolonne und die dadurch entſtehende Retardation bei retardirtem Tempo iſt eine ſchöne Aufgabe für den Komponiſt und Ballet-Meiſter. Die Damen, welche an Adelheid von Walldorf, Gräfin Terſky*) und Andere erinnern werden, wären von Tänzerinnen vorzuſtellen. Die Männer mittleren Alters erinnerten an Weislingen, die älteren an Queſtenberg. Zu den Doktoren würden engliſche Portraits vortreffliche Kleidung liefern. Die Geiſtlichen müßten an Richelieu und Mazarin erinnern, wenn man auch nicht gerade die Kühnheit hätte, ſie als Kardinäle**) und Biſchöfe darzuſtellen. Die Pagen wünſchte ich beſonders klein und niedlich und füge die Bemerkung hinzu, daß ich (vielleicht aus Gewohnheit, mit beſchränkten Mitteln zu wirken) bei dieſem Stücke nicht auf lauter neue Kleider gerechnet habe, ſondern eine unendliche Theater-Garderobe in Bewegung zu ſetzen dachte.

Die Anſpielung, unter der Geſtalt der Hoffnung die höchſtſelige Königin vorzuſtellen, habe ich ſo leiſe als möglich behandelt; das Aeußere ſei einſichtiger Beurtheilung anheimgegeben.

So bin ich gleichfalls vollkommen einſtimmig, daß man den neueſten Kavallerie-Anzug benutze, ſtatt der alten Johanniter, die mir in der Einbildungskraft edler vorſchwebten.

Die Polen ſind mit Stillſchweigen übergangen. Die Engländer haben ihren Platz gefunden.

*) Nach dem Morgenblatt (1815. No. 106) ſah man in dieſen Frauen Simon de l'Enclos und Frau von Maintenon. Obige Perſonen ſind bekannt aus „Götz“ und „Wallenſtein“.

**) In dem Scenarium der Weimariſchen Aufführung (in den Werken) erſcheint daher auch ein „Kardinal“ unter den Dämonen der Liſt, im Stücke ſelbſt ein „Pfaffe“.

Den Vorſchlag, das Stück in Berlin drucken zu laſſen, finde ich den Umſtänden ſehr gemäß und gebe einer anſehnlichen General-Direktion ganz anheim, wie ſie mit denen Herren Duncker und Humblot*) deswegen kontrahiren will. Ich von meiner Seite ſage zu, dieſe Arbeit vor künftigen Oſtern nicht wieder abdrucken zu laſſen. Mein Vorſchlag wäre eine ſchöne Quartausgabe, wozu man in der Folge die Theater-Koſtüms, welche in Berlin ſo trefflich gearbeitet werden, anbinden ließe. Sodann würde ich zu einer Ausgabe in Taſchenformat rathen, welche um ſo geſchmackvoller ausfallen kann, weil die Zeilen kurz ſind und man nur wenige wird brechen müſſen.

Nun will ich auch noch Einiges in Bezug auf Kompoſition hinzufügen, wenn es ſich auch im Grunde ſchon von ſelbſt verſtände oder man darüber doch anders dächte. Alles bleibt zuletzt doch immer den Ausführenden anheimgeſtellt, und ich werde durchaus Alles genehmigen.

Es liegt in dieſem Stücke eine gewiſſe Disproportion, wodurch es ſich aber von den gewöhnlichen losſöſt. Die Theile der drei Dämonen ſind ſo gehalten, daß jeder für ſich eine Art Monodram ausmacht, zugleich aber ins Vorhergehende und Folgende eingreift.

Wir haben zur Ausführung Deſſen, was hier durch Worte geleiſtet wird:

1. Reine Recitation ohne Accompagnement, die Stanzen der Muſe und einen Theil der Rolle des Epimenides, ſowie die Stanzen, welche die Hoffnung ſpricht.

2. Recitation mit mehr oder weniger Begleitung oder ſogenannte melodramatiſche Behandlung. Dieſes würde der Fall bei dem Kriegsgotte und theilweiſe bei den beiden andern Dämonen ſein.

3. Recitativ mit mehr oder weniger Begleitung: der größte Theil der Partien der Liſt und Sklaverei. Die Partie der Letzteren, welche ſehr ſtark iſt, wäre nach der Möglichkeit der Kräfte des Sängers zu behandeln. Von vorn herein ſei Alles mäßig; nur das Recitativ:

„So hab' ich Euch dahin gebracht"

und die Arie:

„Aufgeregte Höllenbilder".

müſſen die größte Gewalt haben, die auf einmal bei dem:

„Doch ich wittre Grabesduft"

*) In deren Verlagshandlung erſchien das Stück 1815.

gebrochen erscheint, da denn von da aus stufenweis ein neues, emporstrebendes und gewinnendes Leben angeht.*)

Uebrigens ist in dem Stück selbst mit rother Tinte Einiges angedeutet, aber kein Vorschlag, noch viel weniger Vorschrift, sondern nur Andeutungen, weil ich an die Mäßigkeit der italienischen Opern und durch die in ihnen sorgfältig beobachtete Vertheilung der Stimmen durchs Ganze, nach Dem, was die Sänger physisch leisten können, gewöhnt bin, daher bei dieser freien und in gedachtem Sinne rücksichtslosen Arbeit immer einige Sorge habe, daß die Partien den Sängern lästig werden könnten.

Sobald als ich die Charakterisation der verschiedenen Talente des Berliner Theaters**) erhielt, dachte ich sogleich es auch nochmals durch und fügte mehr ausgesprochene und benannte Personen***) hinzu, als im Programm stehen. Wie ich mir nach diesem Anlaß die Austheilung gedacht, lege ich bei,†) ohne jedoch etwas vorschreiben zu wollen.

Nun erscheint aber noch ein Hauptbedenken. Ich konnte nämlich wegen Kürze der Zeit, und weil mich andere, bisher zurückgesetzte Geschäfte drängen, kein Manuskript für den Druck fertig machen. Die gegenwärtige Ausarbeitung, ob sie gleich hie und da von dem Programm abweicht, muß doch aus demselben supplirt werden: denn es fehlen selbst darin Bemerkungen, die in das Theater-Exemplar einzuschalten sind; sodann aber enthält es wieder Stellen, die sich blos aufs Theaterarrangement und auf den Acteur beziehn. Dieses Alles zu sondern, ist mir, wie gesagt, unmöglich. Vielleicht hätte Herr Staatsrath Uhden die Gefälligkeit, dieses Geschäft zu unternehmen, welches dadurch erleichtert werden könnte, wenn man schnell nach dem gegenwärtigen Exemplar eine andere Abschrift machen ließe, aus derselben wegstriche, was das lesende Publikum nicht angeht, und aus dem Programm, was zur Deutlichkeit der Handlung nöthig ist, hinzufügte. Ja, es kann der Fall kommen, daß man bei der Vorstellung einige Verände-

*) Von da an ließ Goethe deshalb in der Weimarischen Aufführung einen zweiten Anfang beginnen.

**) Enthalten im Schreiben Iffland's an Kirms vom 28. Mai 1814.

***) Z. B. die Einigkeit und die Beharrlichkeit.

†) Ein späteres derartiges Rollen-Verzeichniß vom 23. Juni 1814 ist unter II. No. 169. S. 35 des Katalogs der Berliner Goethe-Ausstellung von 1861 erwähnt.

rung beliebt, wie z. B. daß der Tempel nicht zusammenstürzt; dergleichen wäre denn auch nach Maaßgabe der Umstände zu verändern.

Einige Zeichnungen, wie die Genien und Dämonen allenfalls zu kostümiren, liegen bei, wenigstens zur Veranlassung.*)

Wenn Epimenides sich niederlegt, wünschte ich, daß die Genien unter der Pforte räucherten, damit er gleichsam in einer Opferwolke verschwände.

Das Kostüm des Kriegsdämons könnte dem sogenannten Mars oder Agamemnon im kapitolinischen Museum nachgebildet werden.

Ferner ließen sich, um das barbarische Heer recht auffallend zu machen, die wunderlichen Kostüms benutzen, die man auf etruscischen Monumenten antrifft.

Die Lücken, welche im Text geblieben sind, und um deßentwillen ich die Sendung nicht aufhalten wollte, sollen bald ausgefüllt sein. Sie sind überhaupt nur recitirend und halten also den Komponisten nicht auf.

Sollte im Einzelnen etwas zu bedenken sein, so sei Ihnen jede Veränderung anheimgegeben; wollen Sie mir jedoch, da wir Zeit haben, einige Nachricht geben, so stehe ich auch hiem recht gern zu Diensten. Berka an der Ilm, den 15. Juni 1814.

Goethe.

---

*) Nach Zeichnungen von H. Meyer. Goethe schreibt ihm am 30. Mai 1814: „Wir haben doch unsre Dämonen im Don Juan nach einem Muster auf einer antiken Vase in dem Müllinschen Werke verfertigt. Mögen Sie mir ein paar solcher Teufelchen, die im Gegensatz von Genien, Kamillen (Opferknaben), Knaben aus der Zauberflöte, ahnungsvoll und prächtig aufgeflattert wären, erfinden, reizigiren und sich selbst einander wieder entgegensetzen, so geschähe mir ein großer Dienst; Gold und selbst Juwelen müßten nicht gespart sein" (Riemer, Briefe, 1846. S. 108).

Des Epimenides Erwachen.

Ein Feſtſpiel.

Den Frieden kann das Wollen nicht bereiten:*)
Wer Alles will, will ſich vor Allen mächtig;
Indem er ſiegt, lehrt er die Andern ſtreiten;
Bedenkend macht er ſeinen Feind bedächtig.
So wachſen Kraft und Liſt nach allen Seiten,
Der Weltkreis ruht von Ungeheuern trächtig,
Und der Geburten zahlenloſe Plage
Droht jeden Tag als mit dem jüngſten Tage.

*) Dieſe und die Strophe auf der Rückſeite des Blattes finden ſich zuerſt auf dem Titelblatt unſers Stücks in Band VIII. der Goethe'ſchen Werke, 1816, S. 421 und 422. Voran geht dort das im Juli 1812 an die Kaiſerin Marie Louiſe von Frankreich im Namen der Karlsbader Bürgerſchaft von Goethe gerichtete Gedicht (in unſrer Ausg.: Werke. II. S. 412), ſo daß dem Schlußverſe des Gedichts: „Der Alles wollen kann, will auch den Frieden" der erſte Vers obiger Strophe unmittelbar folgt. Daraus ergiebt ſich ihre Beſtimmung als Palinodie, wie wir dieſelbe bereits Bd. III. S. 54 bezeichnet haben. Was Hr. Cramer in dem mehrgedachten Programm, S. 9 und 10, gegen eine ſolche Bezeichnung ausführt, erſcheint nicht ſtichhaltig. Der italieniſche Dichter Schiaſſi richtete an Napoleon zur Zeit ſeines Glanzes den Vers: „Vinca, tuil ordi imperos, dolli pacisque potena." Eine ſolche Gewalt über Krieg und Frieden vindizirte ihm Goethe in jenem Verſe, indem er mit dieſer Wendung ſich gegen den ruſſiſchen Feldzug verwahrte, um nun vier Jahre ſpäter zu bekennen, daß Napoleon ſich durch ſeine ſchrankenloſe Herrſchſucht (oben Vers 2) den Frieden unmöglich gemacht habe, daß er alſo nur dolli, nicht auch pacis potens geweſen ſei. Dies iſt ein Widerruf, eine Palinodie im eigentlichſten Sinne des Worts (ſ. auch K. Stahr, über „Goethe und Napoleon", in der Berliner National-Zeitung vom 1. März 1871). Die Wahrheit des obigen dritten Verſes empfand Napoleon nur zu ſehr; als Blücher vor der Schlacht an der Katzbach ihm fortwährend ausrief, rief er unmuthig aus: „Ces animaux-là ont appris quelque chose!" — „Drohn" im letzten Verſe für „bedroht" in dichteriſcher Weiſe.

Der Dichter sucht des Schicksal zu entbinden, *)
Das, wogenhaft und schrecklich ungestaltet,
Nicht Maaß, noch Ziel, noch Richte weiß zu finden
Und brausend webt, zerstört und knirschend waltet.
Da faßt die Kunst in liebendem Entzünden
Der Masse Wust; die ist sogleich entfaltet
Durch Mitverdienst gemeinsamen Erregens,
Gesang und Rede sinnigen Bewegens.

*) Das Bild ergiebt sich aus Vers 6 und 7 der vorigen Strophe (s. diesen bildlichen Gebrauch bei Grimm, IV. Sp. 716). Der Schluß wiederholt, was Goethe bereits in dem kurzen Vorwort zu „Paläophron" und in dem Briefe an Knebel (No. 350) über das „Vorspiel" von 1807 hingedeutet hat: daß der Erfolg des Werks von dem Zusammenwirken der Künste abhänge. In diesem Sinne ist auch das Personenverzeichniß der Weimarischen Aufführung (s. folgende Seite, Note 2) abgefaßt. In dem Briefe an Zelter (No. 822) vom 17. April 1815 läßt sich Goethe noch weiter über diesen Punkt aus.

Perſonen.[1] [2])

Prolog:
Die Muſe.
Wortführer:
Epimenides.
Dämonen:
des Krieges,
der Liſt,
der Unterdrückung.
Chorführer:
der Jugendfürſt.

---

[1]) In den Berliner Aufführungen waren die Perſonen (nach den Theaterzetteln):
Prolog: die Muſe — Mlle. Maaß.
Wortführer:
Epimenides — Hr. Beſchort.
Dämonen:
des Krieges — Hr. Mattauſch.
der Liſt — Hr. Blume.
der Unterdrückung — Hr. Fiſcher.
Chorführer:
Der Jugendfürſt — Hr. Stümer.

[2]) Das Perſonen-Verzeichniß der Weimariſchen Aufführung iſt in die Werke zuerſt 1816. VIII. S. 423) übergegangen, wo es lautet:

Mitwirkende:
Regie — Genaſt. Tonkünſtler — B. A. Weber.
Schauſpieler:

Prolog: die Muſe	Wolff.
Wortführer:	
Epimenides	Graff.
Dämonen:	
des Krieges	Haide.
der Liſt:	
Kardinal	Oels.
Diplomat	Wolff.
Hofmann	Deny.
Dame	Engels.
Juriſt	Lorzing.
Luſtige Perſon	Angelmann.
der Unterdrückung	Stromeyer.
Chorführer:	
Jugendfürſt	Moltke.

Chor der Tugenden:
Glaube,
Liebe,
Hoffnung,
Beharrlichkeit,
Einigkeit.

Begleitende:
Priester,
Priester,
Genius,
Genius.

Schweigende:
Zwei kleine Genien,
Acht kleine Dämonen.

Chöre:
der Krieger,
der Hofleute,
Echo der Freigesinnten,
Sieger,
Frauen,
Landleute.

---

*) **Chor der Tugenden:**

Glaube	Mad. Bethmann.
Liebe	Mlle. Eunike.
Hoffnung	Mad. Schröck.
Beharrlichkeit	Mlle. Schmalz.
Einigkeit	Mlle. Maaß.

Begleitende:

Priester Hr. Gern.	Hr. Lemm.
Genien Mlle. Düring.	Mlle. Lenz.

Schweigende:
Zwei kleine Genien,
Kleine Dämonen.

Chöre:
der Krieger, der Hofleute,
Echo der Freigesinnten,
Sieger, Frauen, Landleute.

*) **Chor der Tugenden:**

Glaube	Eberwein.
Liebe	Hagelmann.
Hoffnung	Weiß.
Einigkeit	Herzog.

Begleitende:

Zwei Genien	Beck. Reimann.

Schweigende:
Kleinere Genien,
Kleine Dämonen.

Chöre:
Krieger, Hofleute,
Echo der Freigesinnten.
Sieger, Frauen, Landleute.

Decorateur Beuther.

Berlin, den 30. März 1815.
Weimar, den 30. Januar 1816.

Der 30. Januar 1816 wird in den „Werken" und von Kramer als Tag

der ersten Weimarischen Aufführung genannt, während nach Chark. v. Schiller (III, 363) dieselbe auf den 7. Februar verlegt wurde. Ueber die Weimarischen Schauspieler geben die mehrfach citirten Werke von Pasque (Register des 2. Bandes) und Weber Auskunft. Wir bemerken nur, daß Goethe's vorzüglichste Schüler, Amalie Wolff, geb. Malkolmi (die Muse und die Hoffnung) und P. A. Wolf, Diplomat, bald nach den Weimarischen Vorstellungen des „Epimenides" (am 7. und 10. Februar 1816) zum Berliner Theater übergingen. Nach Cramer (a. a. O. S. 9) wurde das Stück zu Weimar noch am 19. October 1816 wiederholt.

Was die Berliner Schauspieler betrifft, so ist obige Mlle. Maaß (s. Teichmann, S. 88, und Zelter, S. 189) identisch mit der Tänzerin der Nymphe in „Was wir bringen" (oben S. 42). Wegen Belchert s. Teichmann, S. 55, und Zelter, II, S. 158 und 187. Wegen Mattaush ebenda („ein braver, geschickter Schauspieler"), sowie auch wegen Blume („Naturalist von schöner Gestalt und Stimme"), ebenda, S. 209, als B. erwähnt, später berühmt als langjähriger „Don Juan", und wegen Fischer das. S. 151 und 157. Stümer nennt Iffland „einen jungen Mann von hübscher Figur und frischem sehr angenehmen Gesang"; von Frau Beidmann sagt Zelter die, „daß ihre Stimme zwar nicht stark und von Virtuosität ist, aber noch immer rein, glockenhell und von der größten Herzlichkeit." Mlle. Eunike nach Iffland „schlanke, zarte Gestalt von 17 Jahren, hübsche Singstimme für alle schwärmerische Sachen, denen sie ganz und gar nachhängt" (s. Zelter, a. a. O. S. 153). Die Schrock erwähnt Iffland nicht in der für Goethe bestimmten Nachricht über sein Personal, jedoch Zelter, a. a. O. S. 154, und Teichmann S. 59 und 62 („Mädchenhaftigkeit, Innigkeit und Zartheit des Gefühls"). Mlle. Schmalz ist, nach Iffland „Virtuosin im ganzen Sinne des Worts, die Gestalt nicht mehr jugendlich" (s. Teichmann, a. a. O. S. 97); von Herrn Stern heißt es, daß „seine beredsame Baßstimme, wenn von Empfindung die Rede ist, nicht leicht übertroffen werden dürfte"; Lemm wird nicht erwähnt (s. über ihn Teichmann, S. 88). Mlle. Türing, die spätere berühmte Grelinger, charakterisirt Iffland: „eine wahre griechische Gestalt für Tragödie, artige Singstimme, obgleich der Dialog mehr ihre Sache ist, wie sie z. B. in der Rolle der Amine in (Goethe's) „Laune des Verliebten" und Margarethe in den „Hagestolzen" und für das Tragische als Miranda im „Bobard" und in mehreren neuen Trauerspielen des Herrn von Kotzebue bewiesen hat. Man sieht sie sehr gern auf der Bühne" (s. Teichmann, S. 100); Mlle. Leist endlich: „schlanke Figur von 18 Jahren, sehr gefällige Singstimme, und die im Dialog mit Erfolg gebraucht wird."

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
GOETHE,J.W.
3-598-50924-3
FN. 16546/433

Ein prächtiger Säulenhof.

Im Grunde ein tempelähnliches Wohngebäude: Hallen an der Seite. Die Mittelthüre des Gebäudes ist durch einen Vorhang geschlossen.*)

Erster Auftritt.

Die Muse.

(Zwei Genien, der eine an einem Thyrsus Leyer, Masken, geschriebene Rolle trophäenartig tragend; der andere einen Sternenkreis um sich her.)**)

In tiefe Sklaverei lag ich gebunden,
Und mir gefiel der Starrheit Eigensinn;
Ein jedes Licht der Freiheit war verschwunden,
Die Fesseln selbst, sie schienen mir Gewinn;***)
Da nahte sich in holden Frühlingsstunden
Ein Glanzbild; — gleich entzückt — so wie ich bin —
Seh' ich es weit und breiter sich entfalten,
Und rings umher ist keine Spur des Alten.

Die Fesseln fallen ab von Händ' und Füßen,
Wie Schuppen fällt's herab vom starren Blick,
Und eine Thräne, von den liebefüßen,
Zum ersten Mal sie kehrt ins Aug' zurück;
Sie sieht — ihr nach die Götterschwestern fließen,
Das Herz empfindet längst entwohntes Glück,
Und mir erscheint, was mich bisher gemieden,
Ganz ohne Kampf,†) der reine Seelenfrieden.

---

*) Genau nach Goethe's Programm I. (oben S. 155). Den Worten der Muse ging Weber's ernst und würdig im Gluck'schen Stil gehaltene Ouverture voraus.

**) Es sind dies „die Attribute sämmtlicher Musen" nach Goethe's Angabe im Morgenblatt, 1815. No. 75.

***) Vergl. Stägemann (Kriegsgesänge, Deutschland 1813, S. 46):
„Schon tönt der Ton glückseliges Wer nicht
Des deutschen Schwans melodische Lieder mehr!
Schon, Frankens Schwester unter Teuts!
Blutigem Stahle, verstummt Teutonia."

†) Im Gegensatz zur eben vergangenen Zeit, in welcher die feindselige Wirklichkeit den Frieden der Seele störte. Anders der Schlußvers der fünften Strophe, wo Krieg und Frieden im politischen Sinne gemeint sind.

Und mir entgegnet, was mich sonst entzückte:
Der Leyer*) Klang, der Töne süßes Licht,
Und, was mich schnell der Wirklichkeit entrückte,
Bald ernst, bald frohgemuth, ein Kunstgesicht;
Und das den Pergamenten Aufgedrückte,
Ein unergründlich schweres Leichtgewicht;
Der Sterne Kreis erhebt den Blick nach oben,
Und Alle wollen nur das Eine loben.

Und Glück und Unglück tragen so sich besser,
Die eine Schale**) sinkt, die andre steigt,
Das Unglück mindert sich, das Glück wird größer,
So auf den Schultern trägt man beide leicht!
Da leere das Geschick die beiden Fässer,***)
Der Segen trifft, wenn Fluch uns nie erreicht,
Wir sind nur stets dem guten Geist zu Theile,
Der böse selbst, er wirkt zu unserm Heile.†)

So ging es mir! Mög' es Euch so ergehen,
Daß aller Haß sich Augenblicks entfernte,
Und wo wir noch ein dunkles Wölkchen sehen,
Sich alsobald der Himmel übersternte,††)
Es lauschend ach erglänzte von den Höhen,†††)
Und alle Welt von uns die Großmuth lernte;
Und so genießt das höchste Glück hienieden,
Nach hartem äußern Kampf den innern Frieden.

(Die Muse bewegt sich, als wenn sie abgehen wollte; die Kinder ziehen daran und sind schon in der Coulisse, sie aber ist noch auf dem Theater, wenn Epimenides erscheint; dann spricht sie folgende Stanze, geht ab, und Jener kommt die Stufen herunter.)

*) Es werden nach einander die vorher angegebenen Attribute der Musen in den folgenden fünf Versen beschrieben. „Schweres Leichtgewicht" von der Schriftrolle, ein Oxymoron, wie es Goethe liebt (z. B. „öffentlich Geheimniß", „überstimmter, unmusischer Krieger").

**) „Des Glückes große Wage" vgl. Gedichte, I. S. 85.

***) Das Bild ist von den beiden, Gutes und Böses enthaltenden Fässern der Ilias, XXIV, 527 f., entnommen: Ζεύς γαρ τε πίθος κατακείαται ενθάδ' Διὸς οὐδει δῶρον, ὁ μὲν δίδωσι, κακὸν, ἕτερος δε ἐάων.

†) Die „Kraft, die stets das Böse will und stets das Gute schafft" („Faust", I. S. 46. Die Thätigkeit, „die, erst das Gute schaffend, bald ein Uebel selbst durch göttlich wirkende Gewalt in Gutes kehrt" (Paläophron, S. 27).

††) „Wie zur Nacht sich erst der Himmel sternet". (Goethe im „Tagebuch". Str. 2.)

†††) Vergl. die beiden Schlußverse des Stücks.

Muſe. Und Dieſen laſſ' ich Euch an meiner Stelle,
Der, früher ſchon geheimnißvoll belebrt,
Als Mann der Weisheit unverſiegter Quelle
Und ihrem Schau'n ſich treulich zugekehrt,
Nun freigeſinnt beinah zur Götterhelle
Die wunderbarſten Bilder Euch erklärt;*)
Doch faßt vorher die wildeſten Geſtalten
In eigenſinn'ger Kraft zerſtörend walten. (ab.)

Zweiter Auftritt.

Epimenides. Uralten Waldes majeſtät'ſche Kronen,**)
Schroffglatter Felſenwände Spiegelflächen
Im Schein der Abendſonne zu betrachten —
Erregt Geiſt und Herz in der Natur
Erbauten Gipfeln, ja zu Gott hinan.
Auch ſchau' ich gern der Menſchenhände Werk,
Woher des Meiſters Hochgedanke ſtrahlt;
Und dieſer Pfeiler, dieſer Säulen Pracht
Umwandl' ich ſinnend, wo ſich Alles fügte,
Wo Alles trägt und Alles wird getragen!
So freut mich auch, zu ſehn ein edles Volk
Mit ſeinem Herrſcher, die im Einklang ſich
Zuſammenwirkend fügen***) für den Tag,
Ja, für Jahrhunderte, wenn es gelingt.

*) Auch im Vorſtehenden ſoll, wie im 8. Auftritt, der Unterſchied der durch den erſten Schlaf des Epimenides erlangten beſchränkten Weisheit von ſeiner durch den zweiten Schlaf bewirkten Hellſichtigkeit – „freigeſinnt, beinah zur Götterhelle“ – bezeichnet werden. Dies „freigeſinnt“ heißt in dieſem Zuſammenhange daher: eines von den Schranken menſchlicher Einſicht befreiten, göttlich-prophetiſchen Sinnes. – In Weber's Partitur folgt auf den Abgang der Muſe eine kurze Zwiſchenmuſik.

**) Nach dem Programm I. ſoll Epimenides im erſten Monologe „ſeine Freude über einen reichen und vollkommen geſicherten Wohlſtand ausdrücken.“ Eine ſolche Freude kommt in obigem Monologe jedoch nur in V. 6 und 11 zum Ausdruck, indem hier die Anſchauung ſowol des feſtgegründeten, tempelähnlichen Wohngebäudes (ſ. Auftritt 10: „Haſt Du ein gegründet Haus“) als des Staatenglücks geprieſen wird. Im Allgemeinen aber ergeht ſich der Monolog in den erhebenden Betrachtungen, zu welchen den ſinnenden Menſchen der Tag und die Nacht, die Sonne und die Sterne hinleiten. Sie erleuchten die Natur und die Werke der Menſchen, Gegenſtände, deren Anblick Epimenides in der folgenden Scene verlieren ſoll. Das Glück des Wachenden iſt deshalb dem nun folgenden Glücke des Schlafenden vorangeſtellt. – Ueber die „Kronen“ des erſten Verſes als Baumgipfel ſ. Grimm, V. 1368 d.

***) Dieſer Bau ſtürzt im 9. Auftr. zuſammen, um im 22. Auftr. neu aufgerichtet zu werden.

Und so begrüß' ich froh die Morgensonne,
Begrüße gleicherweis die Scheidende;
Dann wend' ich meinen Blick den Sternen zu,
Und dort wie hier ist Einklang der Bewegung.*)
Der Jugend Nachtgefährt' ist Leidenschaft;
Ein wildes Feuer leuchtet ihrem Pfad;
Der Greis hingegen wacht mit hellem Sinn,
Und sein Gemüth umschließt das Ewige.

Dritter Auftritt.

Genien** (treten rasch auf und stellen sich ihm zu beiden Seiten).
Wandelt der Mond, und bewegt sich der Stern,
Junge wie Alte, sie schlafen so gern;
Leuchtet die Sonne nach löblichem Brauch,
Junge wie Alte, sie schlafen wol auch.

Epimenides. Ein heitres Lied, Ihr Kinder, doch voll Sinn.
Ich kenn' Euch wohl! Sobald Ihr scherzend kommt,
Dann ist es Ernst, und wann Ihr ernstlich sprecht,
Vermuth' ich Schalkheit. Schlafen meint Ihr, schlafen?
An meine Jugend wollt Ihr mich erinnern.***)
Auf Kreta's Höhn, des Vaters Heerde weidend,
Die Insel unter mir, ringsum das Meer,
Den Tages-Himmel von der ein'gen Sonne,
Von tausenden den nächtigen erleuchtet;

*) Vergl. „Wanderjahre" (Werke, XVIII. S. 131): „Was bin ich denn gegen das All?" nach Kant, der das Gewissen in uns mit dem gestirnten Himmel über uns zusammenstellt.

**) Bei Weber treten die Genien mit einem Ritornell des Orchesters ein, worauf ihr Duett mit einem Andantesatz folgt, der durch Epimenides' Worte unterbrochen, bis zu Ende des Auftritts reicht. Diese „Genien", nach Programm I. als „Knaben", nach der späteren Erklärung im Morgenblatt (1813, No. 75) in „Jünglingsgestalt" zu denken, sind Gotterboten. Die Hoffnung nennt sie ihre Brüder (Auftr. 17), und Epimenides vergleicht sie dem Zwillingspaar Schlaf und Tod. Er ist, dem Alterthum zufolge (s. Heinrich, Epimenides, 1801, S. 71), der Vertraute der Götter. Die Genien hier sind daher Organe der Vermittlung zwischen Menschen und Göttern. Vergl. Welcker in der Uebersetzung von Zoega's Bassi rilievi antichi, 1811, I. S. 55. Note 9: „Die geflügelten Figürchen, die man Genien zu nennen pflegt, werden von den Alten Eroten, Cupidines, Amorinen genannt; möchte dieser Ausdruck auch in der modernen Alterthumskunde festgesetzt werden, wo wir mit allzu viel Bereitwilligkeit und Verwirrung immer von Genien reden." Die sonst noch beiläufig vorkommenden Satiren und Satirisken haben mit unsern Genien nichts zu thun, denen daher auch symbolische oder überhaupt mythologische Bedeutung mangelt. Nach ihrer Funktion sind es Opferknaben.

***) Epimenides „exponirt" nunmehr im Folgenden „seine Schicksale und seinen Zustand" (Morgenbl., a. a. O.).

Da ſtrebt's in meiner Seele, dieſes All,
Das herrliche, zu kennen; doch umſonſt,
Der Sinnheit Bande feſſelten mein Haupt.
Da nahmen ſich die Götter meiner an,
Zur Höhle führten ſie den Sinnenden,*)
Verſenkten mich in tiefen, langen Schlaf;
Als ich erwachte, hört' ich einen Gott:
„Biſt vorbereitet," ſprach er, „wähle nun,
Willſt Du die Gegenwart und das, was iſt,
Willſt Du die Zukunft ſehn, was ſein wird?" Gleich
Mit heitrem Sinn verlangt' ich zu verſuchen,
Was mir das Auge, was das Ohr mir beut.
Und gleich erſchien durchſichtig dieſe Welt
Wie ein Kryſtallgefäß mit ſeinem Inhalt.**) —
Den ſchau' ich nun ſo viele Jahre ſchon,
Was aber künftig iſt, bleibt mir verborgen;
Soll ich vielleicht nun ſchlafen, ſagt mir an,
Daß ich zugleich auch Künftiges gewahre?

Genius. Wäreſt Du fieberhaft, wäreſt Du krank,
Wüßteſt dem Schlafe Du herzlichen Dank;
Zeiten, ſie werden ſo fieberhaft ſein,
Laden die Götter zum Schlafen Dich ein.

Epimenides.
Zum Schlafen? — Jetzt? — Ein ſehr bedeutend Wort!
Zwei Euresgleichen ſind's, wo nicht Ihr ſelbſt,
Sind Zwillingsbrüder, Einer Schlaf genannt,
Den Andern mag der Menſch nicht gerne nennen;***)

*) Der Name (von ἐπιμένω) bezeichnet den Wartenden, Abwartenden, Ausharrenden. Im Gedichte „Die Weiſen und die Leute", gleichfalls aus dem Jahre 1814 (Werke, II. 208), läßt Goethe den Epimenides als Ueberführer der Weiſen auftreten.

**) Das Vorſtehende iſt die Einkleidung des Goethiſchen, in den alten Quellen nicht enthaltenen Gedankens, daß der Weiſe nach dem erſten Schlaf die Erkenntniß der Zukunft abgelehnt habe und dieſe nun erſt durch eine nochmalige Verſenkung in Schlaf erlangen ſolle. Ariſtoteles (Rhetor., III. 17) bemerkt aber auch ſchon, daß Epimenides nicht eigentlich die Zukunft vorausgeſagt, daß ſeine Wahrſprüche vielmehr ſich nur auf Vergangenes bezogen, das nicht bekannt geweſen. Doch ſoll er die Perſerkriege vorherverkündet haben.

***) S. Goethe's Epigramm „Die Geſchwiſter" (Werke, II. 6.):
„Schlummer und Schlaf, zwei Brüder, zum Dienſte der Götter berufen,
Bat ſich Prometheus herab, ſeinem Geſchlechte zum Troſt;
Aber den Göttern ſo leicht, doch ſchwer zu ertragen den Menſchen.
Ward nun ihr Schlummer uns Schlaf, ward nun ihr Schlaf uns zum Tod."
Vergl. Leſſing: „Wie die Alten den Tod gebildet", 1769; Herder desgleichen,

Doch reicht der Weise Einem wie dem Andern
Die Hand mit Willen — also, Kinder, hier!
(Er reicht ihnen die Hände, welche sie anfassen.)
Hier habt Ihr mich! Vollziehet den Befehl,
Ich lebte nur, mich ihm zu unterwerfen.
Genien. Wie man es wendet, und wie man es nimmt,
Alles geschieht, was die Götter bestimmt!
Laß nun den Sonnen, den Monden den Lauf,
Kommen wir zeitig und wecken Dich auf.

(Epimenides steigt, begleitet von den Knaben, die Stufen hinauf, und als die Vorhänge sich öffnen, sieht man ein prächtiges Lager, über demselben eine wohlerleuchtete Lampe. Er besteigt es. Man sieht ihn sich niederlegen und einschlafen. Sobald der Weise ruht, schließen die Knaben zwei ebenso Pforten-Kugel, auf welchen man den Schlaf und Tod, nach antiker Weise, vorgestellt sieht. Fernes Donnern.)*)

Vierter Auftritt.

Herrezug.

(Im Kostüm der sämmtlichen Völker, welche von den Römern zuerst bezwungen und dann als Bundesgenossen gegen die übrige Welt gebraucht werden.)

Der Ruf des Herrn**)
Der Herrn ertönt;
Wir folgen gern,
Wir sind's gewöhnt.
Geboren sind
Wir All' zum Streit,
Wie Schall und Wind
Zum Weg bereit!

Wir ziehn, wir ziehn
Und fragen's nicht;
Wohin? Wohin?
Wir fragen's nicht;
Und Schwert und Speer
Wir tragen's fern,
Und Ein's und Zwei
Wir wagen's gern.

*) „Zerstreute Blätter". Bd. II. S. 253 ff., und Welcker in der Uebersetzung von Zoega's Basreliefs (1811), S. 183. Note 4.

*) Diese kürzere Angabe ist, wie der folgende, fast wörtlich dem Programm I entnommen.

**) Dieser Kriegschor, der Weber maximus, ein vierstimmiger Männergesang, ist der „Bandusia" (Werke, X. S. 377 und 378) entnommen, mit Abänderung des zweiten Verses, der dort lautet: „Des Vaters, Herr".

Fünfter Auftritt.

Dämon des Krieges (sehr schnell auftretend)
Mit Staunen seh' ich Euch, mit Freude,
Der ich Euch schuf, bewundr' Euch heute,
Ihr zieht mich an, Ihr zieht mich fort,
Mich muß ich unter Euch vergessen;
Mein einzig Streben sei immerfort,
An Eurem Eifer mich zu messen.
Des Höchsten bin ich mir bewußt,
Dem Wunderbarsten widm' ich mich mit Lust;
Denn wer Gefahr und Tod nicht scheut,
Ist Herr der Erde, Herr der Geister,
Was auch sich gegenseit und dräut,
Er bleibt zuletzt allein der Meister.
Kein Widerspruch! Kein Widerstreben!
Ich kenne keine Schwierigkeit,*)
Und wenn umher die Länder beben,
Dann erst ist meine Wonnezeit.
Ein Reich mag nach dem andern stürzen,
Ich steh' allein und wirke frei,
Und will sich wo ein schneller Knoten schürzen,
Um desto schneller hau' ich ihn entzwei.**)
Kaum ist ein großes Werk gethan,
Ein neues war schon ausgedacht,
Und wär' ich ja aufs Aeußerste gebracht,
Da fangt erst meine Kühnheit an.***)
Ein Schauder überläuft die Erde,
Ich ruf' ihr zu ein neues Werde:

(Ein Brandschein verbreitet sich über das Theater.)

Es werde Finsterniß! — Ein brennend Meer
Soll allen Horizont umrauchen,
Und sich der Sterne zitternd Heer
Im Blute meiner Flammen tauchen.†)

*) Erinnert an das französische, viel gemißbrauchte Wort: „Il n'y a pas d'impossible" oder „impossible n'est pas français".

**) Wie Alexander d. Gr. den Gordischen Knoten. „Schneller" Knoten ist poetische Licenz. Die schnelle Bewegung des Schürzens ist auf den Knoten selbst übertragen.

***) Hier beginnt bei Weber ein die folgenden Worte begleitendes orchestrales Allegro, zuletzt im Presto, worauf wieder der vierstimmige Chorgesang folgt.

†) Nicht die Sterne selbst, sondern nur ihr Bild taucht in das Blutmeer, sie spiegeln sich darin. Der Stelle korrespondirt im 19. Auftritt der Vers:

Die höchste Stunde bricht herein,
Wir wollen ihre Gunst erfassen:
Gleich unter dieser Ahnung Schein
Entfaltet Euch, gedrängte Massen,
Vom Berg ins Land, flußab ans Meer
Verbreite Dich, unüberwindlich Heer!
Und wenn der Erdkreis überzogen
Kaum noch den Athem heben mag,
Demüthig seine Herrn bewirthet —
Am Ufer schließet mir des Zwanges ehrnen Bogen;*)
Denn wie Euch sonst das Meer umgürtet,
Umgürtet Ihr die kühnen Wogen:
So Nacht für Nacht, so Tag für Tag,
Nur keine Worte — Schlag auf Schlag!

Heerzug**) (sich entfernend).

So geht es kühn
Zur Welt hinein,
Was wir beziehn,***)
Wird unser sein.
Hat Einer das,
Verwehren wir's;
Hat Einer was,
Verzehren wir's.

Hat Einer gnug
Und will noch mehr,
Der wilde Zug
Macht Alles leer.

„Sterne versanken und Monden in Blut". Schon 1808 sah Stägemann (Kriegsgesänge, S. 45) Goethe's Brandschein:

„Blick hin! Des Mordbrands warmender Widerschein
Beleuchtet blutroth Eu..er Paläste Nacht,
Jedweden Zug der bleichen Inschrift
Grausig erleuchtend am Thor der Zukunft."

*) Der „Erdkreis" oben ist, wie aus dem Gegensatze sich ergiebt, im engeren Sinne vom festen Lande, dem Continent zu verstehen. Denn des „Zwanges ehrner Bogen" bezeichnet die von Napoleon zur Ausschließung des englischen Handels vom Markte des europäischen Festlandes, mit größter Strenge und zur drückendsten Vertheuerung der Kolonialwaaren und aller überseeischen Produkte durchgeführte Continentalsperre. Vergl. Strophe 4 des Gedichts auf Napoleon's Gemahlin (Werke, II. S. 413).

**) Fortsetzung des Kriegerchors aus der „Pandora".

***) Im Sinne von „mit Krieg überziehn, beziehn".

Da facht man auf,
Und brennt das Haus,
Da packt man auf
Und rennt heraus.

So zieht vom Ort
Mit festem Schritt
Der Erste fort
Den Zweiten mit.*)
Wenn Wahn und Wahn
Der Beste brach,**)
Kommt an und an***)
Der Letzte nach.

Sechster Auftritt.

Gefolge der Liſt †) (tritt auf, von derſelben Seite, nach welcher das Kriegsheer abzieht. Es iſt koſtümirt, wie die Hof- und Staatsmänner des 16ten Jahrhunderts).

Wenn unſer Sang
Gefällig lockt,
Der Siegesdrang,
Er ſchwankt und ſtockt;
Wenn unſer Zug
Sich krümmt und ſchlingt,

*) Umſtellung für: „der Erſte den Zweiten mit fort."
**) „Den Wahn der Widerſtandsfähigkeit zerſtörte und Bahn brach." (Werke, X. S 378. Note 1). Es häufen ſich immer Reim, Alliteration und Aſſonanz, von Weber contrapunktiſch und imitatoriſch gut verwerthet.
***) Für „allmählig" (ebendaſelbſt. Note 2), wie „nach und nach".
†) In den Werken (ſeit 1816) lautet dieſe Stelle:
„Dämonen der Liſt treten, in verſchiedenen Geſtalten, von derſelben Seite, nach welcher das Kriegsheer abzieht, auf, ſchlingen ſich durch die Kolonne durch, welche, in ihrem raſchen Schritt gehindert, langſamer abzieht."
Dieſe Aenderung des urſprünglichen Textes hat ihren Grund darin, daß Goethe für die Aufführungen des Stücks zu Weimar überhaupt nicht den Dämon der Liſt mit deſſen Gefolge, ſondern mehrere Liſtdämonen, um das unbeſtimmte Liſtgefolge genauer zu charakteriſiren, auftreten ließ. Wir folgen jedoch der urſprünglichen Lesart, da der Wegfall des Liſtdämons die Oekonomie des Stückes empfindlich ſtören würde, und Goethe ſelbſt die Aenderung nicht ſtreng durchgeführt, vielmehr in den Auftritten 9, 10 und 11 den Dämon der Liſt als eine eingelne, ſich neben die Dämonen des Kriegs und der Unterdrückung ſtellende Figur belaſſen hat. Die ſzenariſchen Bemerkungen unſeres Textes ſind dem Programm I. entnommen, die vorſtehend aus den Werken angeführten dem Programm II.
Bei Weber folgt unmittelbar auf den Männerchor der Krieger ein vierſtimmiger gemiſchter Chor der Liſtgeführten andante con moto.

Der Waffen Flug
Wird selbst bedingt.

Nur Alle mit,
Dahin! Dahin!
Nur Schritt vor Schritt,
Gelassen kühn!
Wie's steht und fällt,
Ihr tretet ein,
Geschwind die Welt
Wird Euer sein!

(Wenn der Kriegszug das Theater verlassen hat, haben die Neuangekommenen dasselbe schon völlig eingenommen, und indem der Dämon des Krieges den Seinigen folgen will, tritt ihm der Dämon der List in den Weg.*)

Siebenter Auftritt.

Dämon der List.** Halt ein! Du rennst in Dein Verderben.
Dämon des Krieges. Wer also spricht, der müsse sterben!
Dämon der List. Erkenn' ich doch, daß Du unsterblich bist;
Doch auch unsterblich bleibt die List.
Dämon des Krieges. So sprich!***)
Dämon der List. Fürwahr, Dein ungezähmter Muth
Läßt sich zur Güte nicht erbitten!
Du wirst mit einem Meer von Blut
Den ganzen Erdkreis überschütten;
Doch wandl' ich Dir nicht still voran,
Und folg' ich nicht den raschen Pfaden,
So hast Du wenig nur gethan†)
Und wirst Dir immer selber schaden.
Wer leise reizt und leise quält,
Erreicht zuletzt des Herrschers hohes Ziel,

*) In d. Werken (seit 1816): „treten ihm die Dämonen der List in den Weg."
**) In den Werken (seit 1816): „Dämonen der List." Die Rolle des Dämons der List ist in den Werken in der Art unter die Listdämonen vertheilt, daß dessen erste Rede „Alle", die zweite der „Staffe" (nach dem Personenverzeichniß „Cardinal"), die dritte der „Jurist" (V. 1—4), der „Diplomat" (V. 5—8), die „Dame" (V. 9—12) und wieder der „Diplomat" (V. 13—16) sprechen.
***) In den Werken (seit 1816): „So sprecht!"
†) „Nicht die Waffen, die Diplomatie, die hinter den Waffen geschäftig ist, giebt in den Welthändeln den Ausschlag bis auf den heutigen Tag. Die Geschichte Friedrich's des Großen, die Geschichte Napoleon's und im größten Stil das heutige russische Cabinet bezeugen dies sehr klar" (Behse, der Preußische Hof, I S. 199 — eine sonst sehr zweideutige Quelle).

Und wie den Marmor selbst der Tropfen Folge höhlt,*)
So tödt' ich endlich das Gefühl.
Du eilst mir vor, ich folge still,
Und mußt mich doch am Ende schätzen;**)
Denn wer der List sich wohl noch fügen will,
Wird der Gewalt sich widersetzen!
Dämon des Krieges. Verweile Du, ich eile fort!
Der Abschluß, der ist meine Sache.
Du wirkest hier, Du wirkest dort,
Und wenn ich nicht ein Ende mache,
So hat ein Jeder noch ein Wort.
Ich löse rasch mit einem Male
Die größten Zweifel Angesichts;***)
So legte Brennus in die Schale
Das Schwert statt goldenen Gewichts.†)
Du magst nur Dein Gewerbe treiben,
In dem Dich Niemand übertrifft;
Ich kann nur mit dem Schwerte schreiben,
Mit blut'gen Zügen, meine Schrift. (Rasch ab.)

Achter Auftritt.

Dämon der List††) (zu den Seinigen).
Der Kriegesgott, er wüthe jetzt,

*) Nach dem Sprichwort: „Assidua stilla saxum excavat" (unter „Assiduitas" in Erasmi Adagia), nach Ovid (Pontus, IV. 10, 5): „Gutta cavat lapidem." Eine spätere Zeit hat hinzugesetzt: „non vi, sed saepe cadendo" (s. Büchmann, geflügelte Worte, 6. A., S. 154).

**) In den Werken (seit 1816): „Du eilst uns vor, wir folgen still,
Und mußt uns noch am Ende schätzen."

***) „Angesichts" im Sinne von „sofort", „sogleich" (Grimm, I. 351).

†) Nach Livius' Geschichten, Buch V. Kapitel 48 zu Ende: „Additus ab insolente Gallo ponderi gladius, additaque intoleranda Romanis vox, Vae victis esse."

††) In den Werken (seit 1816): „Dämonen der List." Daselbst spricht S. 1 u. 2 „Pfaffe", V. 2—4 „Diplomat", V. 7—9 „Dame", V. 10—13 „Hofmann", V. 14—17 „Pfaffe", V. 18—21 „Jurist". Dann ist dort eingeschaltet:

„Lustige Person.
Steht nur nicht so in enggeschlossnen Reihen,
Schlieft mich in Eure Zirkel ein,
Damit zu Euren Gaukeleien
Die meinigen behülflich sein.

Bin der Gefährlichste von Allen,
Dieweil man mich für nichtig hält!
Daran hat Jedermann Gefallen,
Und so betrieg' ich alle Welt.

Und Ihr umgarnt ihn doch vielleicht.
Zertritt' er goldner Saaten Halme
Mit flügelschnellem Siegeslauf;
Allein, wenn ich sie nicht zermalme,
Gleich richten sie sich wieder auf.
Die Geister macht er nie zu Sklaven,
Durch offne Rache, harte Strafen
Macht er sie nur der Freiheit reif.
Doch Alles, was wir je ersonnen,
Und Alles, was wir je begonnen,
Gelinge nur durch Unterschleif.
Den Völkern wollen wir versprechen,
Sie reizen zu der kühnsten That;
Wenn Worte fallen, Worte brechen,
Nennt man uns weise, klug im Rath;
Durch Zaudern wollen wir verwehren,
Und Alle werden uns vertraun:
Es sei ein ewiges Zerstören,
Es sei ein ewig Wiederbaun!*)

Und hier beginnet gleich! — Das herrliche Gebäude,
Der Augen Lust, des Geistes Freude,
Im Wege steht es mir vor allen;
Durch Eure Künste soll es fallen!

Leise müßt Ihr das vollbringen,
Die gelinde Macht ist groß;**)

Euch dien' es Allen zum Bescheide:
Ich spiele doppelte Person,
Erst komm' ich vor in diesem Kleide,
In diesem mach' ich mich davon.

(Zeigt sich als dieser Geist, verschwindet, eine Flamme schlägt empor.)"

Vergl. No. 393 der „Sprüche in Prosa" (Oeuvres, XIX. S. 88), wo die Halbnarren, die also „doppelte Personen" spielen können, auch als die „Gefährlichsten" bezeichnet sind. Die nächsten vier Verse: „Und hier beginnet gleich" ff., spricht wiederum der „Diplomat", und der übrigen drei zum Theil auch noch dem über der „Hofmann", der im nächsten Auftritt ganz an Stelle des Tämons der List tritt.

*) Von diesen Worten an spielt wieder das Orchester andante sostenuto. Die Geigen con sordini. Die Worte „Leise müßt Ihr" u. s. w. singt der Tämon sotto voce, bis zu Ende des Auftritts, alternirend mit dem Chor.

**) Dieser, durch das folgende naturwissenschaftliche Beispiel erläuterte Vers findet sich öfter von französischen Naturforschern als eine für ihre Wissenschaft wichtige Maxime, als une parole profonde angeführt: „La force douce est grande" (Revue des deux mondes, 15ème, 1. Octobre, p. 608). Auch das obige „gutta cavat lapidem" war ein Beispiel dieser geltenden (geheimen) Kraft.

Wurzelfasern, wie sie dringen,
Sprengen wol die Felsen los.
Chor. Leise müßt Ihr das vollbringen,
Die geheime Macht ist groß.
Damon der List. Und so hebt still die Fugen
An dem herrlichen Palast,
Und die Pfeiler, wie sie trugen,
Stürzen durch die eigne Last.
In das Feste sucht zu dringen,
Ungewaltsam, ohne Stoß!
Chor. Leise müßt Ihr das vollbringen,
Die geheime Macht ist groß.

(Während dieses letzten Chors vertheilen sich die Listgeführten an alle Coulissen,*) so daß sie mit dem letzten Laute auf einmal alle verschwunden sind.)

---

*) Die Werke (seit 1815) enthalten hier den Zusatz: „unter Hofmann bleibt in der Mitte, die Uebrigen sind" u. s. w.

Die Angabe ist dem Programm I. entnommen, wo es heißt: „In dem Augenblicke, daß der Gesang endigt, sind sie Alle auf einmal verschwunden, um den Gegensatz mit den Kriegesgefahren auszudrücken, welche sich in Masse entfernt hatten."

Die obige, in den Werken nachträglich unter die Personen des List-Gefolges vertheilte Rede des Dämond der List (von S. 167 an) hat zu einem Mißverständniß Anlaß gegeben. A. Stern (in: Ueber Goethe, vom menschlichen Standpunkte. 1846. S. 181 bis 186) deutet den „Epimenides" vom Standpunkte des Liberalismus der Vierziger Jahre. Er meint, der Dichter habe „die Ausbeutung der neuen Freiheit durch die diplomatischen bösen Mächte" nicht verhindern, vielmehr „den ganzen patriotisch-liberalen Standpunkt der Wahrheit gemäß erklären" wollen. In obiger Rede des List-Dämonk findet er die Darstellung der „Dialektik des deutschen Patriotismus." Zur Erläuterung schreibt er dann die Worte der „Dame" (in der Weimarischen Bühnen-Bearbeitung) der Königin Louise, die des Hofmanns: „Doch Alles, was wir je ersinnen" ꝛc. Gentz und Konsorten zu und findet die „Listige Person" leicht zu errathen. Offenbar denkt er dieselbe als Pendant für den Staatskanzler Fürst Hardenberg und schließt (S. 186): „Und Goethe wurde nicht in die Hausvoigtei eingesperrt?" Wir nannten diese Auffassung ein Mißverständniß, weil danach — wenn man die Allegorie ins Reale übersetzen darf — die französischen Ränke, durch welche Napoleon und seine Diplomaten Deutschland entzweit und kraft dieser Entzweiung unterjocht hatten, also das „divide et impera" oder, wie es Goethe im Programm I. geistvoll nennt, die „solutio continui" der Gegenseite, den Verbündeten zugeschrieben, mithin, im Sinne unsers allegorischen Stücks, in das Reich von Glaube, Liebe und Hoffnung verlegt würden. Ein derartiger Gedanke, daß die List in der geschilderten Art auch auf der Gegenseite ihr Spiel treiben werde, mußte jedoch dem Stücke seiner Tendenz nach fremd bleiben, wenn auch in den spätern Motto-Stanzen (oben S. 154 f.) gesagt ist: „Es wachsen Kraft und List nach allen Seiten." Die Allegorie wäre damit zerstört. Hielt man das Programm I., so sieht man, daß auch Goethe an jene ihm untergeschobenen Intentionen nicht gedacht hat. Man hat sogar in dem Verse „Wenn Worte fallen, Worte brechen" (S. 168) eine Hinweisung auf die ver-

Neunter Auftritt.

Dämon der Liſt*) (allein).

(Lauſchend.) Ich trete ſacht, ich halte Puls und Oden,
Ich fühle ſie wol, doch hör' ich ſie nicht;
Es zittert unter mir der Boden,
Ich fürchte ſelbſt, er ſchwankt und bricht.
(Er entfernt ſich von der einen Seite.)
Die mächtig rieſenhaften Quadern,
Sie ſcheinen unter ſich zu hadern.

ſprochenen, aber nicht gegebenen deutſchen Verfaſſungen finden wollen. Selbſt Düntzer (Neue Goetheſtudien, S. 345) meint, Goethe habe hier einer ſpottenden Ironie nicht Herr werden können. Wir halten dies für völlig unhaltbar.

Daß Goethe ſpäter auch die Verhandlungen, den Wiener Kongreß und die ferneren politiſchen Vorgänge in ſeinen ſogenannten „Zahmen" Xenien nicht immer zum Beſten behandelte (s. Werke, Bd. III, S. 278 f.), anderen daran nichts. Die „Epimenides Erwachen, letzte Strophe," überſchriebene Xenie (daſ. S. 280), deren Anfang die Verſe aus der „Antigone" zu Grunde zu liegen ſcheinen: „Alſo verderbe ein Jeder, der ähnlichen Zuwachs ſich erfrechet" (R. Staehr in der Berliner Nationalzeitung, 1870, No. 107), enthält ſogar eine Palinodie unſers Feſtſpiels, wenn unſere Auffaſſung richtig iſt, daß ſie ſich auf das Schickſal Sachſens beziehe (Note S. 281 daſ.). Wir werden in dieſer Annahme durch ein Schreiben von Kirms an Iffland vom 12. Juni 1814 beſtärkt, in welchem ſich die damalige Stimmung der Weimariſchen offiziellen Kreiſe in aller Stärke ausſpricht: „Daß aber Ihr König unſerm Herzog ſeine rechtliche Erbſchaft, ganz Sachſen, entziehen will, iſt nicht (auch) gut. Er hat es um ihn nicht verdient. Man ſagt zwar, er würde Fulda und etliche Tapeten bekommen; was iſt das aber für ein Erſatz! Mir iſt es intereſſant, was beſonders, wenn ich meine noch kurze Lebenszeit in Weimar dienen kann: es iſt aber doch nicht recht. Napoleon bot dem Herzog Erfurt an; er nahm es nicht an, aus Delikateſſe gegen Ihren König, und dafür dringt dieſer ihn um die Erbſchaft von ganz Sachſen!!!" Man ſieht, der gute Kirms hatte ſchon an eine Ueberſiedelung des Hofes und Theaters nach Dresden gedacht. Goethes Xenie wird ſchon damals nach der Beendigung des Feſtſpiels, alſo wirklich als deſſen „letzte Strophe" entſtanden ſein.

Auch in der nachfolgenden Xenie „Was haben wir nicht für Kränze gewunden" (a. a. O., S. 281) kommt Goethe auf den „Epimenides" zurück:

„Epimenides, denk' ich, wird in Berlin
Zu ſpät, zu früh erwachen.
Ich war von reinem Gefühl durchdrungen;
Bald ſcheint' ich ein ſchmeichelnder Lodrer:
Ich habe der Deutſchen Juni geſungen.
Das hält nicht bis in Oktober."

Der letzte Vers enthält hier die Entſtehungszeit. Die veränderte Stimmung der Zeit hat in den Verſen Ausdruck gefunden. Der Schluß erinnert an einen Vers von Dante, wenn wir nicht irren, aus dem Convito, wenn er der Florentiniſchen Regierung ihre nur auf den Tag berechnete, leichtfertige Geſetzgebung vorwirft: „A mezzo Novembre non giunge quel che tu d'Ottobre fili."

*) In den Werken (ſeit 1816): „Dämon als Hofmann". In Weber's Partitur findet ſich zu „lauſchend" noch der Zuſatz: „als wenn er die unter der Erde ſpürte." Der ganze neunte Auftritt hat muſikaliſche Begleitung. „Sie" (im Zeile 4 dieſer Seite) ſind eben die Lüftegeiſter.

(Er entfernt sich von der andern Seite.)

Die schlanken Säulenschäfte zittern,
Die schönen Glieder, die in Liebesbanden
Einträchtig sich zusammenfanden,
Jahrhunderte als Eins bestanden —
Erdbeben scheinen sie zu wittern,
Bei dringender Gefahr und Noth,
Die Einem wie dem Andern droht,
Sich gegenseitig zu erbittern.*)

(Er tritt in die Mitte, ungewöhnlich gegen beide Seiten.)

Ein Wink, ein Hauch den Bau zu Grunde stößt,
Wo sich von selbst das Feste löst.

(In dem Augenblicke bricht Alles zusammen. Er steht in schweigender, aufmerksamer Betrachtung.)

Zehnter Auftritt.

Dämon der Unterdrückung (tritt auf. Im Kostüm eines orientalischen Despoten).

Dämon der List (ehrerbietig).
Mein Fürst, mein Herrscher, so allein?

Dämon der Unterdrückung.
Da, wo ich bin, da soll kein Andrer sein.

Dämon der List. Auch Die nicht, die Dir angehören?

Dämon der Unterdrückung.
Ich werde niemals Dir verwehren,
Zu schaun mein fürstlich Angesicht;
Doch weiß ich wol, Du liebst mich nicht.
Dein Vielbemühn, was hilft es Dir?
Denn ewig dienstbar bist Du mir.

Dämon der List. Herr, Du verkennest meinen Sinn!
Zu dienen Dir, ist mir Gewinn;

*) Die Listgesellen, welche sich, nach Goethe's Programm I., pian piano singend, leise zerstreut haben, zerstören ebenso unbörbar den Bau. Dieser Bau ist das alte **Europa**, das alte Haus der Christenheit, und speziell das „**Heilige Römische Reich Deutscher Nation.**" Die schöne Schilderung findet eine Parallele in den auf das alte Frankreich bezüglichen Worten der Eugenie (Natürl. Tochter, 5. Aufz. 8. Auftr.):

„Diesem Reiche droht
Ein jäher Umsturz. Die zum großen Leben
Gefügten Elemente wollen sich
Nicht wechselseitig mehr mit Liebeskraft
Zu stets erneuter Einigkeit umfangen.
Sie stoßen sich, und einzeln tritt nun jedes
Kalt in sich selbst zurück." (Werke, X. S. 98.)

Und wo kann frei'res Leben sein,
Als Dir zu dienen, Dir allein!
Was Großes auch die Welt gesehn,
Für Deinen Szepter ist's geschehn,
Was Himmel zeugte, Hölle fand,
Ergossen über Meer und Land,
Es kommt zuletzt in Deine Hand.*)

Dämon der Unterdrückung.

Sehr wohl! Die Mühe mir verkürzen,
Das ist Dein edelster Beruf;
Denn was die Freiheit langsam schuf,
Es kann nicht schnell zusammenstürzen,
Nicht auf der Kriegsposaune Ruf;
Doch hast Du klug den Boden untergraben,
So stürzt das Alles Blitz vor Blitz;
Da kann ich meinen stummen Sitz
In sel'gen Wüsteneien haben.
Du hast gethan, wie ich gedacht,
Ich will nun sehn, was Du vollbracht.

(Verliert sich unter die Ruinen.)

Elfter Auftritt.

Dämon der List (unverständlich).

Ja, gehe nur und sieh Dich um!
In meiner**) Schöpfung magst Du wohnen;
Du findest Alles still und stumm,
Denkst Du in Sicherheit zu thronen.
Ihr brüstet Euch, Ihr unteren Dämonen,***)
So mögt Ihr wüthen, mögt auch ruhn:
Ich deut' Euch Beides heimlich an;
Da mag denn Jener immer thun,
Und Dieser glauben, es sei gethan.

Ich aber wirke schleichend immer zu,
Um Beide nächstens zu erschrecken;

*) Sehr treffend erinnert Düntzer hier an die Worte des Mephistopheles im 2. Theil des „Faust" (Werke, XIII. S. 11, mit welchen er den Kaiser als Herren aller Elemente preist (Neue Goethestudien, S. 347).

**) In den Werken (seit 1816): „unsrer". Der erste Abschnitt wird als Recitativ, der zweite als ausgeführte Arie vom Elfendamen sanft wiederum angefangen.

***) Die untern Dämonen sind die prahlerischen Dämonen des Krieges und der Unterdrückung: auf den Ersteren bezieht sich das „Wüthen" (5. Auftr. V. 1) und auf den Zweiten das „Ruhn" und das „Glauben".

Dich, Kriegesgott, bring' ich zur Ruh,
Dich, Sklavenfürsten, will ich wecken.

Zu dringen und zu weichen,
Das ist die größte Kunst,
Und so zu überschleichen
Das Glück und seine Gunst.
Die Wege, die sie gehen,
Sie sind nach meinem Sinn;
Der Uebermuth soll gestehen,
Daß ich allmächtig bin. (Ab.)

Zwölfter Auftritt.

Dämon der Unterdrückung (aus den Ruinen hervortretend).
Es ist noch alles frisch, man kennt' es wieder bauen;
Die graue Zeit, wirkend ein neues Grauen,
Verwittrung, Staub und Regenblick —
Mit Moos und Wildniß düstre sie die Räume.
Nun wachst empor, ehrwürd'ge Bäume,
Und zeiget dem erstaunten Blick
Ein längst veraltetes, verschwundenes Geschick,
Begraben auf ewig jedes Glück!
(Während der folgenden Worte*) begrünet sich die Ruine nach und nach.)

Nicht zu zieren — zu verdecken,
Nicht zu freuen — zu erschrecken,
Wachse dieses Zauberthal!
Und so schleichen und so wanken,
Wie verderbliche Gedanken,
Sich die Büsche, sich die Ranken
Als Jahrhunderte zumal.**)

*) In den Werken (seit 1816): „Während dieser Arie". Die „ehrwürd'gen Bäume", als Symbol der Trauer („Begraben ... jedes Glück"), sind nach der nächstfolgenden Note Cypressen. Bei Weber schweigt die Musik bis hierher, wo die Arie allegro molto vivace beginnt; von „So sei die Welt" ein Melodram.

**) Die Dekorationen des Stücks zeigen große Kontraste und erinnern an die der Gluck'schen „Armida". Hier sollen sich die Ruinen (Auftr. 9) übergrünen, um die Dauer der Zerrüttung und zugleich das Scheinleben der Welt während derselben auszudrücken. Nach dem Programm I. sollte zu Ende des Auftritts 9 „nicht das mindeste Grün" erscheinen; von obiger Dekoration heißt es dagegen: „Auf sein Gebot übergrünt sich die Ruine: Epheu rankt sich auf, Sträuche treten hervor, Moos und Gras bedeckt die horizontalen Lagen des Gesteins. Hinter jener Tempelwohnung steigen Cypressen, ja ein ganzer Wald empor." Die vier letzten Verse, die dies ausdrücken, sind sprachlich schwierig, und die poetische Licenz geht, wol mit Rücksicht auf ihre Bestimmung,

So sei die Welt denn einsam! Aber mir,
Dem Herrscher, ziemt es nicht, daß er allein;
Mit Männern mag er nicht verkehren,
Eunuchen sollen Männern wehren,
Und bald umgeben wird er sein;
Nun aber sollen schöne Frauen
Mit Taubenblick mir in die Augen schauen,
Mit Pfauenwedeln*) lustig wehn,
Gemessnen Schrittes mich umgehn,
Mich liebenswürdig all' umfehnen,
Und ganze Scharen mir allein!
Das Paradies, es tritt herein! —
Er**) ruht in Ueberfluß gebettet,
Und Jene, die sich glücklich wähnen,
Sie sind bewacht, sie sind gekettet.

Dreizehnter Auftritt.

Liebe***) (ungesehn aus der Ferne).

Ja, ich schweife schon im Westen
Dieser Wildniß leicht und froh;
Denn der Liebe sind die Zeiten
Alle gleich und immer so.

---

gezogen zu werden, etwas weit. Da „wanken" nicht reflektirt wird, so ist das zweimalige „für" des dritten Verses nur in „schleichen" gelegen. Dann ist die doppelte Vergleichung mit „verderblichen Gedanken" und mit „Jahrhunderten" schwer zu verstehn. Der Sinn wäre: die künstliche Vegetation schleicht über dem Boden, wie ein böser Gedanke, recht gleichsam ein Sündenregister und ruft den Eindruck hervor, als bedürfe sie schon Jahrhunderte. In Berlin scheint der Versuch jedoch nicht gelungen zu sein; denn der Rezensent im Morgenblatt (1815. No. 108) schreibt: „Ein einziges Mal ist der Dichter hier mißverstanden: er gerät, eine getreuunmerte kleine Welt sollte sich durch buhlerische und magische Verwachungen schauerlicher geben; aber das Bezaubern hatte eine Zierlichkeit, welche mehr verleitete und schmückte, als verderbte, wie man nachher wieder ersehen." Das geschilderte Landschaftsbild nennt Goethe im Morgenblatt, a. a. O., „ein furchtbares Elysium" (s. oben S. 139, Note 1).

*) Vergl. „Faust", 2. Th. (Werke, XIII. S. 46):

„Die Schönste, herrlich aufgeputzt,
Ein Aug' verdeckt vom hohen Pfauenwedel."

**) „Er", d. h. der Redende, der „Herrscher", von dem zu Anfang der Strophe in dritter Person gesprochen wird.

***) Bei Weber bildet dieser ganze Auftritt ein Duett von Sopran und Baß, zur Bezeichnung des pastoralen Charakters, von Flöten und andern Blasinstrumenten, welche sich auf der Bühne selbst befanden, und vom Orchester begleitet, anfangs. Man merkt es den Worten der „Liebe" an, daß sie für

Dämon der Unterdrückung.
Wie? Was der' ich da von weiten?
Iſt noch eine Seele froh? —
Ich vernichte Zeit auf Zeiten,
Und ſie jung noch immer ſo!

(Weiterhin tönt Geſang, durch Ueberſetz-Inſtrumente; der Dämon ſingt mit deſſen erſterbt der Verwunderung und Rührung.)

Doch Dein Buſen will entglimmen,
Dich bekümmert leiſer Schall?
Nimm, o nimm Dich nur zuſammen
gegen dieſe Nachtigall!

Liebe (tritt auf. Der Dämon iſt verſchwunden.)
Ja, ich walle gar*) im Weiten
Dieſer Pfade leicht und froh;
Denn der Liebe ſind die Zeiten
Immer gleich und immer ſo.

Dämon der Unterdrückung.
O, wie kommt ſie da von weiten
Ohne Furcht und immer froh!

Liebe. Denn der Liebe ſind die Zeiten
Immer gleich und immer ſo.

ſie von Iffland (ſ. oben S. 135) geſchilderte zarte, ſchwärmeriſche, neunzehnjährige Gunke berechnet ſind. In den folgenden Scenen wird der Gedanke ausgeführt, daß ihrer Natur nach ſowol die Liebe ſo liebebedürftig, als auch der Glaube ſo glaubensfreudig iſt, daß ſie, allein gelaſſen, der Gefahr ausgeſetzt ſind, auch den Unterdrücker zu lieben und an ihn zu glauben. Daher ſagt die Liebe, ihr ſeien „die Zeiten alle gleich“, und nach Programm I. tritt der Glaube auf „auch mit Glauben an ihn“. Die Anwendung auf viele Erſcheinungen unter Napoleon's Herrſchaft in Deutſchland liegt nahe. Goethe ſelbſt war ein Bewunderer ſeiner Perſönlichkeit, und ſein Freund und Amtsgenoſſe, der dürre Miniſter von Voigt, ſchrieb nach Napoleon's Sturze, den 11. April 1814: „Was hatte ſein Terrorismus nicht Alles in ſeiner Gewalt! Wir glaubten ja am Ende ſelbſt, es ſei ein großer Mann, dem zu unterliegen der Mühe lohne“ (Goethe's Briefe an Voigt, S. 197.) Die Wahrheit dieſer Scenen erquiſt Zeiter ſogleich bei der erſten Aufführung, und er ſchreibt treffend: „Es iſt ein Geiſt in die Natur menſchlicher Verderbtheit, den ſie raſend übel nehmen würden, wenn ſie den Generalbaß wüßten“ (Briefw., No. 220); und Goethe nennt dieſen Punkt, die Knechtung der Seele durch den Unterdrücker und dann die Befreiung eben der Seele, den Vollsgemüthe, mit Recht „die Achſe, worauf ſich mein Stück herumdreht.“ mit dem Hinzufügen: „Ohne dieſe furchtbaren Ketten wäre das Ganze eine Albernheit“ (ebenda, No. 227). Körner (Leier und Schwert, im Gedichte „Aufruf“): „Recht, Sitte, Tugend, Glauben und Gewiſſen
Hat der Tyrann aus Deiner Bruſt geriſſen.“

*) Gleichbedeutend mit: „ſogar“. In Weber's Partitur ſteht „grun“, was das Richtigere zu ſein ſcheint.

Dämon der Unterdrückung (zu ihr tretend).
Wen suchst Du denn? Du suchest Wen?*)
Ich dächte doch, Du mußt ihn kennen.

Liebe. Ich suche wol, — es ist so schön!
Und weiter weiß ich nichts zu nennen.

Dämon der Unterdrückung. (anständig zudringlich, gehalten und scherzhaft). Nun, o nenne mir den Lieben,
Dem entgegen man so eilt!

Liebe. Ja, es ist, es ist das Lieben,
Das im Herzen still verweilt!

(Der Dämon entfernt sich.)

Vierzehnter Auftritt.

Glaube**) (hat die Schwester am Gesange erkannt, kommt eilig herbei, wirft sich ihr an die Brust).

Liebe (fährt in ihrem heitern Gesange noch eine Zeit lang fort, bis Glaube sich leidenschaftlich losreißt und abwärts tritt).

Glaube. O liebste Schwester! Kannst Du mich
Und meine Leiden so empfangen?
Ich irre trostlos, suche Dich,
An Deinem Herzen auszuhangen;
Nun flieh' ich leider, wie ich kam,
Mich abgestoßen muß ich fühlen:
Wer theilt nun Zweifel, Kummer, Gram,
Wie sie das tiefste Herz durchwühlen!

Liebe (sich nähernd).
O Schwester, mich so in Verdacht,
Die immer neu und immer gleich
Unsterbliche unsterblich macht,
Die Sterblichen alle gut und reich?
Von oben kommt mir der Gewinn,
Die höchste Gabe willst Du lästern?
Denn ohne diesen heitren Sinn,
Was waren wir und unsre Schwestern!

Glaube. Nein, in diesen Jammerstunden
Klinget keine Freude nach!
Schmerzen, tausendfach empfunden,
Herz um Herz, das knirschend brach,

*) Statt „irgend wen", „Jemand". Viele Beispiele bei Sanders, II. 2. 15. a. sub 1; Ebenso z. B. sagt: „Gottlich, meinte Wer aus der Gesellschaft."

**) Die Worte werden zur Braut gesprochen bis zu „Herrlich Mädchen, welches Bangen," wo das Terzett von wo bis „Paares" eintritt.

Leer Gebet, verzehrte Thränen,
Eingekettet unser Sehnen,
Unsrer Herrlichkeit Verhöhnen,
Der Erniedrigung Gewöhnen! —
Ewig deckt die Nacht den Tag.

Liebe. Es sind nicht die letzten Stunden,
Laß den Göttern das Gericht!

Glaube. Nie hast Du ein Glück empfunden;
Denn der Jammer rührt Dich nicht!

(Sie treten aus einander.)

Dämon der Unterdrückung (für sich).
Still! Nun hab' ich überwunden —
Schwestern und verstehn sich nicht!

(Zum Glauben.)
Herrlich Mädchen! Welches Bangen,
Welche Neigung, welch Verlangen
Reget diese schöne Brust?

Glaube. Herr, o Herr, gerecht Verlangen
War, die Schwester zu umfangen;
Treue bin ich mir bewußt.

Dämon der Unterdrückung (zur Liebe).
Wie, Du Holde? Das Verlangen,
Deine Schwester zu umfangen,
Regt sich's nicht in Deiner Brust?

Liebe. Sie, die Beste, zu umfangen,
Fühl' ich ewiges Verlangen;
Komm, o komm an meine Brust!

Glaube. O, verzeih dem Schmerz, dem Bangen!
Kaum getraut' ich, zu verlangen
Lieb' um Liebe, Lust um Lust!

(Sie umarmen sich.)

Dämon der Unterdrückung (für sich).
Immer nächst mir das Verlangen,
Zu bethören; sie zu fangen,
Sei mein Streben, meine Lust.

(Zwischen sie tretend.)
Holdsel'ges Paar, das himmlisch mir begegnet,*)
Es sei der Tag für Euch und mich gesegnet,

*) Von hier an bis zum Schluß fehlt Musik; nur die letzte Strophe des Dämons begleitet das Orchester.

Er sei bezeichnet immerdar!
In dieser Stunde Jedes*) von uns gedenke!
(Kleine Dämonen mit Juwelen.)
Verschmähet nicht die wenigen Geschenke,
Aus meiner Hand, verehrtes Paar!
(Die Liebe liebkosend und ihr Armbänder anlegend.)
Hände, meiner Augen Weide,**)
O, wie drück' und küss' ich sie!
Nimm das köstlichste Geschmeide,
Trag es und vergiß mich nie!
(Den Glauben liebkosend und ihr einen köstlichen Gürtel oder vielmehr Brustschmuck anlegend.)
Wie sie sich in Dir vereinen,
Hoher Sinn und Lebenslust,
So mit bunten Edelsteinen
Schmück' ich Dir die volle Brust.
(Die kleinen Dämonen bringen dreimal schwarze, schwere Ketten hervor.)

Glaube. Das verdient wol dieser Busen,
Daß ihn die Juwele schmücken.
(Der eine Dämon hängt ihr die Ketten hinten in den Gürtel; in dem Augenblick fühlt sie Schmerzen, sie ruft, indem sie auf die Brust sieht:)
Doch wie ist mir! Von Medusen***)
Werd' ich gräulich angeblickt.

Liebe. O, wie sich das Auge weidet,
Und die Hand, wie freut sie sich!
(Sie streckt die Arme aus und besieht die Armbänder von oben. Das Dämonchen hängt von unten eine Doppelkette ein.)
Was ist das? Wie sticht's und schneidet,
Und unendlich foltert's mich!

Dämon der Unterdrückung (zur Liebe, mäßig spottend).
So ist Dein zartes Herz belohnt!
Von diesen wird Dich nichts erretten;
Doch finde Dich, Du bist's gewohnt,
Du gehst doch immerfort in Ketten.

---

*) Jedes, wie Jeder (s. die Note auf S. 75).

**) Für diesen Gebrauch von Weide führt Sanders, II, 2, S. 1598 reiche Beispiele an, z. B. Schiller: „Dieser Schmerz ..... ist Eurem Auge süße Weide", und Goethe in den „Briefen aus der Schweiz", Roth II, Chamouny, 6. Nov. 1779: „ist dieser Anblick dem Aug' eine rechte Weide".

***) Von der Gorgone Medusa, die Jeden, der sie anblickte, in Stein verwandelte. (Werke, XII, S. 135, Note 3.)

(Zum Glauben, der ſich ängſtlich geberdet, mit geheuchelter Theilnahme.)

Ja, ſchluchze nur aus voller Bruſt
Und mache den Verſuch zu weinen!
(Zu Beiden gewaltſam.)
Verachtet aber auf Glück und Luſt;
Das Beſſre wird Euch nie erſcheinen!
(Sie fahren von ihm weg, werfen ſich an den Seiten nieder; Liebe klagt ringend, Glaube ſtill.)

Dämon der Unterdrückung.

So hab' ich Euch dahin gebracht,
Beim hellſten Tag in tiefſte Nacht!
Getrennt, wie ſie gefeſſelt ſind,
Iſt Liebe thöricht, Glaube blind.
Allein die Hoffnung ſchweift noch immer frei,
Mein Zauber winke ſie herbei!
Ich bin ſchon oft ihr liſtig nachgezogen,
Doch wandelbar wie Regenbogen
Setzt ſie den Fuß bald da, bald dort, bald hier;
Und hab' ich Dieſe nicht betrogen,
Was hilft das Andre alles mir!

Funfzehnter Auftritt.

Hoffnung (erſcheint auf der Ruine linker Hand des Zuſchauers, bewaffnet mit Helm, Schild und Speer).

Dämon der Unterdrückung. *)

Sie kommt! Sie iſt's! — Ich will ſie irren,
's iſt auch ein Mädchenhaupt, ich will's verwirren.
Sie ſieht mich, bleibt gelaſſen ſtehn,
Sie ſoll mir diesmal nicht entgehn.
(Sanft theilnehmend)

Im Gedränge hier auf Erden
Kann nicht Jeder, was er will;
Was nicht iſt, es kann noch werden,
Hüte Dich und bleibe ſtill.

*) Der Anfang iſt bei Weber melodramatiſch, die Strophe „Im Gedränge" als Arie (adagio) behandelt. Die Biſten iſt ein großes Rezitativ bis zur Arie „Aufgeregte Höllenbilder". In der Partitur finden ſich die beiden, in allen Drucken ausgelaſſenen, in unſern Text aufgenommenen Verſe:

„Und Ihr fechtet mich nicht an"

und: „Vor dem leidbegleitenden Wahn."

Vom: „Doch ich wittre" bis zum Schluß Rezitativ.

(Sie hebt den Speer gegen ihn auf und steht in drohender Geberde unbeweglich.)

Doch welch ein Nebel, welche Dünste
Verbergen plötzlich die Gestalt!
Wo sind' ich sie? Ich weiß nicht, wo sie wallt,
An ihr verschwend' ich meine Künste.
Verdichtet schwankt der Nebelrauch und wächst
Und webt, er webt undeutliche Gestalten,
Die deutlich, doch undeutlich, immerfort
Das Ungeheure mir enthalten.
Gespenster sind's, nicht Wolken, nicht Gespenster,
Die Wirklichen,*) sie dringen auf mich ein.
Wie kann das aber wirklich sein,
Das Webende, das immer sich entschleiert?
Verschleierte Gestalten, Ungestalten,
In ew'gem Wechseltrieb erneuert!
Wo bin ich? Bin ich mir bewußt? —
Sie sind's! Sie sind auch nicht, und aus dem Grauen
Muß ich voran lebendig Kräft'ge schauen;
Fürwahr, es drängt sich Brust an Brust
Voll Lebensmacht und Kampfeslust;
Die Häupter in den Wolken sind gekrönt,
Die Füße schlangenartig ausgedehnt,
Verschlungen schlingend,
Mit sich selber ringend,
Doch alle klappernd nur auf mich gespitzt.
Die breite Wolke senkt sich, eine Wolke
Lebendig tausendfach, vom ganzen Volke,
Von allen Edlen schwer; sie sinkt, sie drückt,
Sie beugt mich nieder, sie erstickt!

(Er wehrt sich gegen die von der Einbildungskraft ihm vorgespiegelte Vision, weicht ihr aus, wähnt in die Enge getrieben zu sein, ist ganz nahe, zu fliehen. Die Hoffnung nimmt ihre ruhige Stellung wieder an. Er ermannt sich.)

Du biegst das Knie, vor dem sich Tausend bücken?
Der All-Bewirrscher sei ein Mann!
Denn wer den Haß der Welt**) nicht tragen kann,
Der muß sie nicht in Fesseln schlagen.

*) Die Wolken entwickeln sich als Gespenster, und die Gespenster zu wirklichen Gestalten. Der Speer der Hoffnung zur Klapperschlange (S. 24).

**) Goethe sagte: er habe die Deutschen „noch nie verbunden gesehn, als im Haß gegen Napoleon" (Briefe an Knebel, No. 419, 24. Nov. 1813.), und im Reim:

„Ein Kerl, den alle Menschen hassen,
Der muß was sein." (Werke, III. S. 287.)

Aufgeregte Höllenbilder,
Zeigt Euch wild und immer wilder,
Und Ihr fechtet mich nicht an!
Euer Wanken, Euer Beben
Sind Gedanken; ſollt' ich beben
Vor dem ſelbſterſchaffnen Wahn?
Euer Laſten, Euer Streben,
Ihr Verhaften, iſt kein Leben;
Eure Häupter, Eure Kronen
Sind nur Schatten, trübe Luft.

Doch ich wittre Grabesduft,*)
Unten ſcheint' ich mir zu wohnen,
Und ſchon modert mir die Gruft.
(Er entflieht mit Grauen.)

Hoffnung**) (iſt nicht mehr zu ſehen).

Sechzehnter Auftritt.

Liebe (erwacht ſich nach einiger Zeit, wie abweſend, wo nicht wahnſinnig).

Sag, wie iſt Dir denn zumalen?
Was beengt Dir ſo das Herz?
Was ich fühle, ſind nicht Qualen,
Was ich leide, iſt nicht Schmerz.
Ob ich gleich den Namen höre,
Liebe, ſo hieß ich immerfort;
Es iſt, als ob ich gar nicht wäre,
Liebe, 's iſt ein leeres Wort.

Glaube (die indeſſen aufgeſtanden, aber nicht ſicher auf ihren Füßen ſteht).

Wankt der Felſen unter mir,
Der mich ſonſt ſo kräftig trug?
Nein! Ich wanke, ſinke hier,
Habe nicht mehr Kraft genug,
Mich zu halten, meine Knie
Brechen; ach, ich beuge ſie
Nicht zum Beten; ſinnenlos,

*) S. oben Programm II. und No. 3 Rezitativ.

**) Nach dem Weimariſchen Bühnen-Arrangement (in den Werken) fällt hier der Vorhang, und mit dem ſechzehnten Auftritt beginnt: „Zweiter Aufzug. Erſter Auftritt." Dieſer Auftritt fehlt in Weber's Partitur. Goethe hat darin vor Szene XVII. mit Bleiſtift bemerkt: „NB. Hier fehlt der Sechzehnte Auftritt des Stücks pag. 38, welcher geſprochen werden kann" (die angegebene Seitenzahl nach dem Berliner Druck).

Herzlos lieg' ich an dem Boden,
Mir versagt, mir stockt der Oden,
Götter, meine Noth ist groß!

Liebe (weiter schreitend).
Zwar gefesselt sind die Hände,
Doch der Fuß bewegt sich noch;
Wenn ich, ach, vorthin mich wende,
Schüttl' ich ab das schwere Joch.

Glaube (wie Jene, nur etwas rascher und lebhafter).
Will ich mich vom Ort bewegen,
Wird vielleicht der Busen frei.
(Sieht die Liebe herankommen.)
O, die Schwester! Welch ein Segen!
Ja, die Gute kommt herbei.

(Indem sie gegen einander die Arme reichen, sehen sie sich so weit entfernt, daß sie sich nicht berühren können.)

Liebe. Gott, ich kann Dich nicht erreichen!
Ach, von Dir steh' ich gebannt!
(Indem sie an ihren vorigen Platz eilig zurückkehrt.)

Glaube. Giebt's ein Elend solchesgleichen?
(Die noch gezögert und sich hin und wieder umgesehen hat, klammt auch nach ihrer Seite).
Kein, die Welt hat's nicht gekannt!
(Beide werfen sich an ihrer Stelle nieder.)

Siebzehnter Auftritt.*)

Hoffnung (welche indessen oben erschienen und herunter getreten ist).
Ich höre jammern, höre klagen.
In Banden meine Schwestern? Wie,
O, wie sie ringen, wie sie zagen!
Vernehmt mein Wort, es tröstet nie!
Ihr setzt mir weglich Eure Reisen,
Vertrauet nicht, mich anzuschaun,
Doch bin**) ich, hoff' Euch zu erretten,
Erbebt Euch, kommt, mir zu vertraun!

*) In den Werken (seit 1816): „Zweiter Auftritt." Bei Weber wird die erste Strophe gesprochen, dann folgt Duo-Gesang der Genien, poco allegretto, dann Melodrama, während die vier Schlußstanzen nur gesprochen werden.

**) Ich bin zu erretten, und zugleich hoffe ich, Euch zu erretten.

Genien *) (beibehaltend).
Immer ſind wir noch im Lande.
Hier und dort mit raſchem Laut,
(Sie nehmen die Ketten ab, zugleich mit dem Schmuck.)
Gritlich löſen wir die Bande;
Richte Du ſie**) wieder auf!
Dann und Genien gegeben
Wird gewiß ein ſchönes Theil;
Euer eigenes Beſtreben
Wirke nun das eigne Heil. (Sie entfernen ſich.)

Hoffnung (zu den wegeilenden Genien).
Nehmt Gotteslohn, Ihr lieben Brüder!
(Sie hebt erſt den Glauben auf und bringt ihn gegen die Mitte.)
Und ſteht nur erſt der Glaube feſt,
So hebt ſich auch die Liebe wieder.

Liebe (ſie von ſelbſt aufſpringt und auf die Hoffnung losteilt).
Ja, ich bin's, und neugeboren
Werf' ich mich an Deine Bruſt.

Glaube. Völlig hatt' ich mich verloren,
Wieder find' ich mich mit Luſt.

Hoffnung. Ja, wer ſich mit mir verſchworen,
Iſt ſich alles Glücks bewußt.

Denn wie ich bin, ſo bin ich auch beſtändig,
Nie der Verzweiflung geb' ich mich dahin;
Ich mildre Schmerz, das höchſte Glück vollend' ich,
Weiblich geſtaltet,***) bin ich männlich kühn.
Das Leben ſelbſt iſt nur durch mich lebendig,
Ja, übers Grab kann ich's hinüberziehn,
Und wenn ſie mich ſogar als Aſche ſammeln,
So müſſen ſie noch meinen Namen ſtammeln.†)

*) Dieſelben Genien, welche oben, Auftr. 2, den Epimenides zum Schlaf geleitet hatten. In den Werken (ſeit 1816) folgt hier: „Dritter Auftritt."

**) „ſie" bezieht ſich auf „Liebe" und „Glaube", welche die angeredete „Hoffnung" wieder „aufrichten" ſoll. Ohne göttliche Hilfe wäre das Werk der Befreiung nicht geglückt — die Abnahme der Ketten durch die himmliſchen Genien, im Gegenſatz zu deren früherer Anlegung durch Höllengeiſter.

***) „Die Hoffnung iſt weiblichen Geſchlechts" (La speranza è femmina) ſagt ebenſo das italieniſche Sprichwort, allerdings zur Bezeichnung der Gebrechlichkeit der Hoffnung, wie Shakeſpeare: „Schwachheit, Dein Name iſt Weib!" (Hamlet, I. 2: „Frailty, thy name is woman!")

†) „Beſchließt er im Grabe den müden Lauf,
Noch am Grabe pflanzt er die Hoffnung auf."
(Schiller, im Gedicht „Hoffnung".)

Und nun vernehmt! — Wie einst in Grabeshöhlen
Ein frommes Volk*) geheim sich flüchtete
Und allen Drang der himmlisch reinen Seelen
Nach oben voll Vertrauen richtete,
Nicht unterließ, auf höchsten Schutz zu zählen,
Und auszudauern sich verpflichtete:
So hat die Tugend still ein Reich gegründet
Und sich zu Schutz und Trutz geheim verbündet;

Im Tiefsten hohl das Erdreich untergraben,
Auf welchem jene schrecklichen Gewalten
Nun offenbar ihr wildes Wesen haben,
In majestätisch häßlichen Gestalten,
Und mit den holden, überreisen Gaben
Der Oberfläche nach Belieben schalten;
Doch wird der Boden gleich zusammenstürzen
Und jenes Reich des Uebermuths verkürzen.

Von Osten rollt Lawinen gleich herüber
Der Schnee- und Eisball, wälzt sich groß und größer,
Er schmilzt, und naß und näher stürzt vorüber
Das Alles überschwemmende Gewässer;
So strömt's nach Westen, dann zum Süd hinüber,
Die Welt sieht sich zerstört und — fühlt sich besser.
Vom Ocean, vom Belt her kommt uns Rettung;
So wirkt das All in glücklicher Verkettung.**)

*) Die ersten Christen, welche, unter den Römischen Kaisern (besonders Domitian und Diokletian) verfolgt, ihren Kultus und die Reliquien der Märtyrer in die Katakomben, die Römischen Coemeterien, retteten. Vergl. Th. Mommsen, Die Katakomben Rom's (Im neuen Reich, No. 4), und den auch in Deutschland viel verbreiteten Roman des Kardinals Wiseman: Fabiola, oder die Kirche der Katakomben (Fabiola, or the Church of the Catacombs), 1854. (besonders II. Theil, 2. Kapitel). Als Symbol für die patriotische Ausdauer, für den Tugendbund, für die Rettung der Heiligthümer des Volks sind die Katakomben daher äußerst glücklich gewählt. Will Wolter doch sogar die christlichen Sakramente überhaupt erst aus den Katakomben hervorgehn lassen. Die Römischen Katakomben und die Sakramente der katholischen Kirche, Frankfurt a. M., 1868.)

**) Die Beziehungen dieser Strophe auf die durch die Niederlage Napoleon's in Rußland herbeigeführte Befreiung, auf die Bäumerkung Englands, auf den Zutritt Schwedens sind klar. „Welche Perle," sagt Th. Hell, „der ganzen romantisch-patriotischen Literatur ließen sich mit dem vergleichen, was Hoffnung in Stanzen spricht" („Ueber Goethe vom menschlichen Standpunkte, S. 189). Denselben Gedanken vom Winter 1813 findet man bei Varnhagen (Denkwürdigkeiten, II. S. 335) schon so ausgedrückt:

Achtzehnter Auftritt.*)

Genien (den drei Schwestern Kronen darreichend).
Und ſo bekränzt Euch, Königinnen!
Ihr ſeid es, obſchon ſpät gebeten;
Ihr müßt noch alles Glück gewinnen:
Vom Himmel ſeid Ihr uns gezeugt,**)
Zum Himmel werdet Ihr Euch heben —
Die Sterblichen, ſie lohn's entzückt —
Und glorreich über Welten ſchweben,
Die Ihr auf ewig nun beglückt.

Doch was dem Abgrund kühn entſtiegen,
Kann durch ein ehernes Geſchick
Den halben Weltkreis überkriegen,***)
Zum Abgrund muß es doch zurück.

„Von der Ströme ſtarrendem Eiſe
Begann zur ſchwellenden Süderſee
Der Freiheit Kriegesreife."

Schon beim Durchmarſch der Napoleoniſchen Heere nach Rußland 1812 hatte Goethe die Betrachtungen der Patrioten vor einer Univerſalmonarchie Napoleon's mit den Worten niedergeſchlagen: „Wartet erſt ab, wie Viele davon zurückkommen werden!" (Das Frommann'ſche Haus, 1870, S. 100.) Arndt ſang dann im Gedicht „Die Leipziger Schlacht":

„Die Völker kamen der gottes Zeit
Und zogen gegen Frankreich aus,
Die Ruſſen, die Schweden, die tapfern Preußen,
Und die nach dem Kaiſer von Oeſtreich heißen;
Die zogen All' aus."

*) In den Werken (ſeit 1816): „Vierter Auftritt." Bei Weber Ritornell des Orcheſters, andante con moto, während „die Kronen angeheftet werden," dann Duo der Genien bis „beglückt"; deren zweite Strophe und die folgende der Hoffnung werden geſprochen; das dritte „Freiheit" wird vom vierſtimmigen gemiſchten Chor erſt forte, dann piano, dann pianissimo mit Begleitung von Hörnern, Klarinetten und Fagotten, welche ſich auf der Bühne befinden, geſungen. Dann Meledram bis zum Schlußduett der Genien.

**) Die drei Tugenden, Glaube, Liebe, Hoffnung, ſind chriſtliche Tugenden, „vom Himmel erzeugte", denn der Glaube wird durch den auf dem Meere wandelnden Petrus, die Liebe durch Johannes, der an der Bruſt des Herrn gelegen, die Hoffnung durch Jakobus d. Aelt. vertreten. Der Dreiheit der Tugenden ſteht eine Dreiheit von Laſtern gegenüber, und zwar Stolz, Neid und Geiz (nach 1. Ep. Johannis, 2. 16), deren voller Chor beiderſeits die Zahl Sieben erreicht (ſieben Todſünden und ebenſoviel Tugenden). Dante hat ſowol die Siebenzahl als die Dreizahl (Inferno, VI. 74, und Parad., XXIV. 30 und XXV. 112. Vgl. F. Piper, Evangel. Kalender, 1865, S. 74). Rückert (Weisheit des Brahmanen, II. 13) ruft nur zwei der Tugenden ins Feld:

„Panier ſei Hoffnung, unſer Schild Dein Glaube."

***) „Ueberſiegen" wie „niederſiegen" (Arndt). Sanders (II. 2. 1098a) giebt mehrere Beiſpiele, z. B. vom Liedge: „Hat dort die Kraft die Ohnmacht überſiegt?"

Schon droht ein ungeheures Bangen,
Vergebens wird er widerflehn!
Und Alle, die noch an ihm hangen,
Sie müssen mit zu Grunde gehn.

Hoffnung. Nun begegn' ich meinen Braven,
Die sich in der Nacht versammelt,
Um zu schweigen, nicht zu schlafen,
Und das schöne Wort der Freiheit
Wird gelispelt und gestammelt,
Bis in ungewohnter Neuheit
Wir an unsrer Tempel Stufen
Wieder neu entzückt es rufen:

(Mit Ueberzeugung, laut.)

Freiheit!

(Gemäßigter.)

Freiheit!

(Von allen Seiten und Enden Echo.)

Freiheit!*)

Liebe. Kommt, zu sehn, was unsre frommen,
Guten Schwestern**) unternommen,
Die mit Seufzen sich bereiten
Auf die blutig wilden Zeiten.

Glaube. Denn der Liebe Heil' und Laben
Wird den schönsten Segen haben,
Und im Glauben überwinden
Sie die Furcht, die sie empfinden.

Genius I. Ihr werdet Eure Kraft beweisen,
Bereitet still den jüngsten Tag.***)

Genius II. Denn jenes Haupt von Stahl und Eisen
Zermalmt zuletzt ein Donnerschlag.

(Die sämmtlichen Fünfe, unter musikalischer Begleitung, kehren sich um und geben nach dem Grunde. Die Hoffnung besteigt die Ruinen links des Hauptes, Glaube und Liebe die Ruinen rechts. Die Knaben besteigen die Stufen und stellen sich an die Pforte. Sie begrüßen sich Alle unter einander nochmals zum Abschied. Es wird Nacht.)

---

*) Eine ähnliche theatralische Wirkung findet sich im 2. Akte von Gluck's „Armide" „Nachhall, naher Nachhall, ferner Nachhall".

**) Die Liebe denkt an die Frauen-Vereine, wie die Hoffnung die Männer sammelt. „Die Himmelsschwestern eilen zu ihren Geschäften" (Morgenblatt, 1815, No. 76).

***) Während der Schlacht bei Leipzig schrieb Goethe die Verse (s. Theaterreden, No. 12):

„Der Mensch erduldet, er sei auch, wer er mag,
Ein letztes Glück und einen letzten Tag."

Neunzehnter Auftritt.*)

Unſichtbares Chor.

Sterne verſanken und Monden in Blut;
Alles, nun wittert und lichtet es gut:
Sonne, ſie nahet dem himmliſchen Thron,**)
Ueber, ſie kommen und wecken Dich ſchon.

(Die Genien eröffnen die Pforten, indem ſie ſich zahlreich verflechten und durchdringen. Epimenides ruht noch, wie er eingeſchlafen; die Lampe brennt. Er erwacht, ſteht auf, tritt unter die Thüre, nicht ohne Bewunderung zu erkennen, tritt wankend die Stufen herunter, ungewiß, wo er ſich befinde.)

Zwanzigſter Auftritt.***)

Epimenides. Und welch Erwachen! Wunderbar genug!
Die Pforten öffnen ſich bei düſtrer Nacht,
Tauſcht mich der Genien ſonſt ſo treuer Dienſt?
Kein Stern am Himmel?
(Es erſcheint ein Komet, ungeheuer.)†)
Welch ein furchtbar Zeichen
Erſchreckt den Blick mit Ruthenfeuerſchein!††)

*) In den Werken (ſeit 1816): „Fünfter Auftritt." Bei Weber verſchwimmt Geſang mit Blasinſtrumenten hinter den Couliſſen.

**) „Himmliſcher Thron" für „Himmel" überdauert die Sonne nahet dem Himmel, d. h. ſie geht auf, der Morgen der Befreiung bricht an. Wittern und lichten vom anbrechenden Tage: Witterung und Licht ſind günſtig. Sanders (II. 1. S. 125c.) führt Prutz an: „Wenn der ſo lang' umflorte Horizont ſich eben zu lichten beginnt". Das paßt hier ganz, und das intranſitive „Wittern" (bei Sanders, II. 2. S. 1046. und 7: ſich ſpüren laſſen) drückt hier die gute Konſtellation aus im Gegenſatz zum erſten Verſe.

***) In den Werken (ſeit 1816): „Sechster Auftritt." Bei Weber ſpricht Epimenides bis zur Inſchrift mit Begleitung des Orcheſters, welches beim Auftreten der Genien wieder das Mitorneli des 3. Auftritts anſtimmt. Die Inſchrift als Arie für Tenor, moderato. Dann ſpricht Epimenides, bis die Genien, nach Wiederholung des frühern Ritornells, ihre Strophe als Duett ſingen.

†) In dem erſten Druck, 1815, ſtanden hier noch die Worte: „und an Geſtalt dem letzten ähnlich", d. h. dem im Sommer 1811 erſchienenen, der ſchon damals als Vorbedeutung großer Ereigniſſe empfunden wurde. „Wenn damals," lautet Stoffregens Schilderung, „der Komet mit ſeinem mächtigen Schweif auf dem faſt immer wolkenloſen, klaren Himmel, durch Größe und Glanz nächtlich wie ein verhängnißvolles Zeichen aus den unendlichen Räumen des Univerſums hervortretend, alle übrigen Himmelskörper verdunkelte, ſchien er wie ein Verkündiger des unerbittlichen Fatums" (Was ich erlebte, VI. S. 265).

††) „Wenn Ihr von dort, Kometen,
Mit feur'ger Ruthe winkt"
(Rückert in Lenau's „Frühlings-Almanach", 1835, S. 303).

Wo bin ich denn? — In eine Wüstenei,
Von Fels und Baum beschränkt, bin ich begraben.

Wie war es sonst, als mir die Flügelthüren
Beim ersten Morgenlicht von Geisterhand
Sich öffneten, das liebe Himmelspaar
Mich in die holde Welt herunterführte,
Mich Tempel und Palast und nah und fern
Die herrlichste Natur mich glänzend grüßte!
Wie düster jetzt! Und was der Feuerschein
Mir ahnungsvoll entdeckt, ist grausenhaft.
Wer leitet mich? Wer rettet vom Verderben?
Verdient wol Euer Freund, Ihr Götter, so zu sterben?

(Die Genien treten oben an der Pforte hervor mit Fackeln.)

Doch Ihr erhört des treuen Priesters*) Ruf!
Ich sehe neuen goldnen Schein umschimmern:
Die Lieben sind's! O, wo sie leuchtend gehn,
Liegt keine Wüste, hauft kein Schreckniß mehr.

(Sie sind heruntergekommen und stehen neben ihm.)

O sagt mir an, Ihr Holden, welchen Traum
Von Aengstlichkeiten schafft Ihr um mich her?

(Sie legen den Finger auf den Mund.)

Ich träume, ja, wo nicht, so hat ein Gott
In tiefe Wüsteneien mich verschlagen. —
Hier — keine Spur von jenem alten Glanz,
Nicht Spur von Kunst, von Ordnung keine Spur!
Es ist der Schöpfung wildes Chaos hier,
Das letzte Grauen endlicher Zerstörung.

(Genien deuten hinüber und herüber.)

Was deutet Ihr? Ich soll mich hier erkennen?

(Die Genien leuchten voran nach der einen Seite.)

Euch folgen? Wohl! Ihr leuchtet dieserseits?
Was seh' ich hier? Ein wohlbekanntes Bild!
In Marmorglanze, Glanz vergangner Tage!
„Der Vater ruht auf seinem breiten Polster,

*) Epimenides war auch nach den Zeugnissen des Alterthums „Mystagog, Wunderthäter, Priester" (Heinrich, Epimenides aus Kreta, S. 3 und 41), Sühnpriester, da er verschiedene Städte, besonders Athen, entsündigte. Klein (Gesch. des Drama's, I. S. 39) nennt ihn daher den „dreifachen Gottbegeisterten und Seuchenbeschwörer". Als Hoherpriester, von seinen Adjuthen begleitet, erscheint er daher auch im 23. Auftritt. Seher ist er als Somnambule.

Die Frau im Seſſel, Kinder ſtehn umher
Von jedem Alter, Knechte tragen zu,
Das Pferd ſogar, es wiehert an der Pforte;
Die Tafel iſt beſetzt, man ſchwelgt und ruht.“*)
Fürwahr! Es iſt die Stätte noch, wo mir
Des Freudentages hellſte Sonne ſchien;
Iſt Alles doch in Schutt und Graus verſunken!
(Sie deuten, und leiten ihn nach der andern Seite.)
Noch weiter? Nein, Ihr Guten, nein, ach nein!
Ich glaub' es Euch, es iſt die alte Stätte.
Doch während meines Schlafes hat ein Gott
Die Erd' erſchüttert, daß Ruinen hier
Sich auf einander thürmen, durch ein Wunder
Der Bäume, der Geſträuche Trieb beſchleunigt.**) —
So iſt es hin, was Alles ich gebaut,
Und was mit mir von Jugend auf emporſtieg.
O, wär' es herzuſtellen! Nein, ach nein!

Ihr nöthigt mich an dieſe Tafel hin!
Zerſchlagen iſt ſie, nicht mehr feierlich.
Hinweg von mir! O, mein Gedächtniß! O!
Du haltſt das Lied noch feſt, Du wiederholſt es:

*) Der Schilderung liegen antike Basreliefe zu Grunde. Darauf deuten auch Goethe's Worte im Programm I.: „Sie leuchten ihm nach der einen Seite des Theaters, wo er alle Basreliefe wiedererkennt.“ In den Hauptzügen ſtimmt die Beſchreibung mit derjenigen überein, welche Goethe in der „Italieniſchen Reiſe“ in einem Briefe vom 16. September 1786 von den zu Verona geſehenen Basreliefen giebt (Werke, 40bändg. A. XXIII. S. 43 f.). Aehnliche finden ſich auf antiken Sarkophagen und Grabſteinen, wie ſolche Zoega (Bassi rilievi antichi, 1808) mitgetheilt hat. Welcker hat ſowol in der mit eignen reichen Exkurſen ausgeſtatteten Ueberſetzung der Zoega'ſchen Schrift (1811), als beſonders in ſeinem Werke: „Basreliefe und gezeichnete Steine“ (Göttingen 1850, als zweiter Theil der „Alten Denkmäler“) dieſen Theil der Alterthumskunde weiter ausgebildet. Auf der jenem Werke beigegebenen Tafel XIII. 25 findet ſich ein Basrelief, welches dem von Goethe geſchilderten genau entſpricht. Ob das darauf und auf andern Basreliefen dieſer Art abgebildete Pferd, oder vielmehr nur der Pferdekopf, ſymboliſch ein Todespferd oder ein wirkliches Pferd vorſtellen ſoll, iſt unter den Gelehrten ſtreitig. Vergl. auch Müller's Archäologie der Kunſt, § 428. 2, und Ulrichs in den Bremer Jahrb. von Alterthumsfreunden im Rheinlande, XXXVI. S. 107 ff. (Vorſtehende Nachweiſungen danken wir der gütigen Mittheilung des Herrn Prof. Düntzer.) Die Hineinziehung eines derartigen Basreliefs und der folgenden Inſchrift hat einen in die Augen fallenden Sinn: die feindlichen Mächte haben das Haus und das häusliche Glück zerſtört, Zweck der Befreiung iſt die Wiedergewinnung des eignen Hauſes.

**) S. den zwölften Auftritt.

„Hast Du ein gegründet Haus,
Fleh die Götter alle,
Daß es, bis man Dich trägt hinaus,
Nicht zu Schutt zerfalle
Und noch lange hinterdrein
Kindeskindern diene,
Und umher ein frischer Hain
Immer neu ergrüne.“*)

Dämonen seid Ihr, keine Genien,
Der Hölle, die Verzweiflung haucht, entstiegen!
Sie haucht mich an, durchdringt, erstarrt die Brust,
Umstrickt das Haupt, zerrüttet alle Sinnen.

*) Dies Lied singt in der Weimarischen Bühnenbearbeitung des Stücks (in den Werken seit 1816) ein „Unsichtbarer Chor“. Zelter (Briefw., No. 226) hatte, da Epimenides im Stücke sonst nicht singe, geraten, das Lied hinter der Bühne von einigen Altstimmen singen oder es vom Epimenides sprechen zu lassen. Goethe ging hierauf ein: „Kannst Du es einleiten, daß die Inschrift, wenn sie Epimenides nicht repetirt, hinter der Scene von Geistern gesungen wird, so ist viel gewonnen“ (da). No. 228 vom 16. Juni 1815. Graff, der Darsteller des Epimenides zu Weimar, war nicht zugleich Sänger. Goethe bemerkte daher zu dieser Arie des Epimenides in der Weberschen Partitur: „88. Da unser Epimenides nicht singt, so wären diese Worte als Chor hinter dem Theater zu singen. S. oben, S. 92: Unsichtbarer Chor“ (Seitenzahl der Partitur, Band II.) Nur theatralische Rücksichten haben zur Aenderung geführt, weshalb wir in unserm Texte der ursprünglichen Anordnung gefolgt sind. — Die Aufführungsstätten können hier nicht andeuten zu sollen, daß die Worte nicht von Goethe selbst herrühren, sondern nur, daß sie im Stücke ein Anlehnen verbreiten. Wenigstens hat sich die Spur einer fremden Quelle nicht auffinden lassen. „Der frische Hain umher“ erklärt sich wol einfach als Wunsch zierender Umgebung des Hauses und aus dem Gegensatz gegen die acht Zeilen vorher erwähnten Bäume, die Cypressen des zweiten Auftritts. Sonst machte Düntzer's Hinweis auf die im imperium der Römischen Häuser befindlichen, auch penates genannten Büstchen (s. Desselben Ausgabe von Horaz' Oden, III. S. 403) weiter zu verfolgen sein. Die Basreliefs auf antiken Sarkophagen sind vielfach mit Inschriften versehen, und so führte obige Schilderung eines solchen, das häusliche Glück darstellenden Basreliefs von selbst dazu, auch eine hierauf bezügliche Inschrift zu geben. Welcker, der Zoega, N. 79 (I. Cicur in der Note zu Anm. 3), führt eine derartige griechische Inschrift von der Süßigkeit des Lebens an. Vielleicht aber bildete Goethe nur deutsche Haussprüche nach, an denen auch Thüringen reich ist. Allerdings verstoßen dagegen „die Götter alle“ der Inschrift, während Epimenides in den folgenden Versen nur von „Gott“ spricht, das heidnische Kolorit der Inschrift daher nicht gebeten war. Epimenides schwankt überhaupt zwischen Mono- und Polytheismus. Auch Zelter nennt (Briefw., No. 224) obige Inschrift einen „alten Denkspruch“. Einen solchen, der als direkte Quelle jenes Liedes anzusehen wäre, haben wir jedoch in den Sammlungen deutscher Hausspruche nicht gefunden, sondern nur einzelne Motive, z. B.: „O Herr, beschütze dieses Haus und Alle, die darinnen wohnen“ und: „Das Haus gehört mein und doch nicht mein, dem Andern gehört's auch nicht sein, **man trug auch den Dritten hinaus**“ u. s. w. (Deutsche Hausspruche, Innsbruck 1871; Deutsche Inschriften, Berlin 1865, und Goethe an Fr. v. Stein

(Er beugt seine Kniee, richtet sich aber gleich wieder auf.)

Nein, kniee nicht! Sie hören Dich nicht mehr!
Die Genien schweigen, wünsche Dir den Tod!
Denn wo der Mensch verzweifelt, lebt kein Gott,
Und ohne Gott will ich nicht länger leben.

(Er wendet sich ab, verzweifelnd.)

Genien (sich einander zurufend):
Komm! Wir wollen Dir versprechen
Rettung aus dem tiefsten Schmerz;
Vieles Sonderbare kann man brechen,
Aber nicht ein treues Herz;
Denn es lebt ein ewig Leben,
Es ist selbst der ganze Mann,*)
In ihm wirken Lust und Streben,
Die man nicht vermalmen kann.**)

Epimenides (wehmüthig):
O sprecht! O beht! Mein Knie, es trägt mich kaum;
Ihr wollt Euch bittern Spott erlauben?

Genien. Komm mit! Den Ohren ist's ein Traum;
Den Augen***) selbst wirst Du nicht glauben.

(Es wird auf einmal Tag. Von ferne kriegerische Musik. Epimenides und die Knaben stehen vor der Pforte.)

---

am 11. Febr. 1782: „Wenn ich ein wohlgegründetes Haus zum Geschenk erhalten hätte, drinnen zu leben und zu sterben und alle meine Besitzthümer zu bewahren!" Briefw., II. S. 155.) Epimenides selbst fand, der Sage zufolge, nach seinem ersten Schlafe sein väterliches Landgut in fremden Händen, das väterliche Haus in der Stadt dagegen im Besitze seines jüngern Bruders (Heinrich, a. a. O. S. 404. Vergl. auch die Haus-Inschrift in Goethe's „Annalen" von 1801, und den alten Spruch bei Reander: „Hab Du ein Haus, so denk nicht traus!"

*) „Selbst ist der Mann", auch ein alter Spruch, scheint zu Grunde zu liegen, hier mit dem Gedanken in Verbindung gebracht, daß der nationale Geist unvergänglich und unzerstörbar sei. Vergl. „Faust", 2. Theil (Werke XIII. S. 189, Note).

**) Dies ist auch eine der den Gehalt der damaligen Zeit in ihren Berlen konzentrirenden Prachtstrophen, deren in unserm Stücke mehrere vorkommen. „Wer hat den Freiheitsmuth kräftig-schöner dargestellt, als es in (diesen) Worten der Genien geschieht," sagt K. Grün (a. a. O.). Ebenso tritt darin nach Düntzer „das patriotische Freiheitsgefühl des Dichters im schönsten Glanze hervor" (S. LV. der Einleit. zu Goethe's Werken, 1849), und in demselben Sinne führt K. Rosenkranz die Berse an (Goethe und seine Werke, 1847, S. 493). Nach letzterem ist es überhaupt vorzüglich „der reife, weltgeschichtliche Ueberblick, der die allegorischen Gestalten und ihre symbolischen Handlungen mit einer Sicherheit hinstellt, die ihnen ein Analogon der mythisch-antiken Belebung verleiht," was Goethe's Festspiel von ähnlichen Dichtungen jener Zeit unterscheidet.

***) Cf. das Gedicht „Ang' um Ohr" (Werke, 1. S. 319).

Einundzwanzigster Auftritt.*)

(Die kriegerische Musik kommt näher. Die Hoffnung, den Jugendfürsten an der Seite, führt über die Ruinen, da, wo sie abgegangen ist, ein Heer herein, welches die verschiedenen Neuern, zu diesem Kriege verbündeten Völker bezeichnet.)

Chor.**) Brüder, auf, die Welt zu befreien!
Kometen winken, die Stund' ist groß.
Alle Gewebe der Tyranneien
Haut entzwei und reißt Euch los!
Hinan! — Vorwärts — Hinan!
Und das Werk, es werde gethan!

So erschallt nun Gottes Stimme;
Denn des Volkes Stimme,***) sie erschallt,
Und, entflammt von heil'gem Grimme,
Folgt des Blitzes Allgewalt.
Hinan! — Vorwärts — Hinan!
Und das große Werk wird gethan.

Und so schreiten wir, die Kühnen
Eine halbe Welt entlang;
Die Verwüstung, die Ruinen,

---

*) In den Werken (seit 1816): „Siebenter Auftritt". Bei Weber beginnt ein großer Marsch (C-dur), und die Musik geht ununterbrochen fort bis nach den Worten (S. 197): „von dessen Glück beseelt wir Alle leben". Der Chor ist ein vierstimmiger Männergesang.

**) Dieser Gesang erschien mit der Ueberschrift: „Vorwärts" bereits im J. 1814 in derjenigen mehrfach abweichenden Fassung, welche wir unter den Gedichten (Werke, III. S. 59) genau nach dem ersten Drucke mitgetheilt haben. Dort lautet z. B. V. 2 der 1. Strophe:

„Ehre winkt, die Zeit ist groß",

und V. 1 u. 2 der 2. Strophe:

„So erschallet Gottes Stimme;
Teutsches Volkes Stimme erschallt."

Zelter komponirte den Chor und ließ ihn dem Fürsten Blücher selbst am 11. Oktober 1814, zu dessen Beifall, in der Berliner Singakademie vorsingen (Lünger, Neue Beethoveniana, S. 223). Bei Weber sind die Strophen vierstimmig durchkomponirt, also nicht, wie Goethe es ursprünglich gemeint hatte, die vier ersten Verse als Solo und nur Vers 5 und 6 als Chor. Die vierte Strophe läßt Weber den „Jugendfürsten" allein singen, während die „Hoffnung" die vier ersten Verse der fünften Strophe mit Begleitung des Orchesters spricht, und dann der Chor mit den beiden letzten Versen einfällt. Das Wort „Vorwärts" wird immer nur gesprochen.

***) „Vox populi, vox Dei." zurückzuführen auf des alten Nestor's Worte in der Odyssee, III. 214 u. 215.

Nichts verbindre Deinen*) Gang.
Hinan! — Vorwärts — Hinan!
Und das große, das Werk sei gethan!

Jugendfürst. Hinter uns her vernehmt Ihr schallen
Starke Worte, treuen Ruf,
Siegen, heißt es, oder fallen**)
Ist, was alle Völker schuf.
Hinan! — Vorwärts — Hinan!
Und das Werk, es wäre gethan.

Hoffnung. Noch ist Vieles zu erfüllen,
Noch ist Manches nicht vorbei;
Doch wir Alle, durch den Willen
Sind wir schon von Banden frei.

Chor. Hinan! — Vorwärts — Hinan!
Und das große, das Werk sei gethan.

Jugendfürst. Auch die Alten und die Greisen
Werden nicht im Rathe ruhn;
Denn es ist um den Stein der Weisen,
Es ist um das All zu thun.***)
Hinan! — Vorwärts — Hinan!
Und das Werk, es war schon gethan.

---

*) Gerichtet an den Jugendfürsten, unter welchem, als dem „Chorführer", der Marschall Vorwärts selbst zu denken ist (nach Sanders, I. Bdte.: Anführer, Erster der Jugendschaar).

**) Die „starken Worte, den treuen Ruf" verstehen wir von dem Aufruf an mein Volk des Königs Friedrich Wilhelm vom 17. März 1813, worin die Worte vorkommen: „Keinen andern Ausweg giebt es als einen ehrenvollen Frieden oder einen ruhmvollen Untergang." Eine ähnliche Stelle findet sich im Aufruf von Kalisch. Erasmus (Adagia, unter „fortitudo") führt den Spruch auf das Griechische zurück: „Entweder Herden oder siegen!" Die älteste Form ist aber wol das Wort der Spartanerin an ihren Sohn: „Kehre zurück mit oder auf dem Schilde!" Vergl. Tyrtäos (Ermahnungen): „Laßt für das Land uns kämpfen und für die Kinder sterben!" Derselbe Gedanke kehrt bei den griechischen Elegikern vielfach wieder. „Ist, was alle Völker schuf", bezieht sich auf Sparta, auf Leonidas' Vertheidigung der Thermopylen und ähnliche historische Momente. Aus deutschen Kriegsliedern führen wir an: Gleim (IV. S. 194):

„Stirbt sich so schön und Knall und Fall
Der Tod fürs Vaterland;"

Stolberg (Vaterländ. Gedichte, 1815, S. 34): „Sieg oder Heldentod!"
Rückert (Scharn. Sonette, II. 14):
„Jetzt gieb ein Beispiel Fallend oder Siegend!"
Th. Körner (Leyer und Schwert, im Gedicht „Trinklied vor der Schlacht"):
„Vaterlands Hort,
Woll'n wir's aus glühenden Ketten
Todt oder siegend erretten."

***) In der ersten Fassung: „Um die Freiheit ist's zu thun."

Chor. Denn so Einer „Vorwärts" rufet,
Gleich sind Alle hinterdrein,*)
Und so geht es abgestufet
Stark und Schwach und Groß und Klein.
Hinan! — Vorwärts — Hinan!
Und das große, das Werk ist gethan.

Und wo eh**) wir sie nun erfassen,
In den Sturz, in die Flucht sie hinein!
Ja, in ungeheuern Massen
Stürzen wir schon hinterdrein.
Hinan! — Vorwärts — Hinan!
Und das Alles, das Werk ist gethan.

Zweiundzwanzigster Auftritt.***)

Glaube und Liebe mit den Frauen und Landbewohnern an der andern Seite.

Chor. Und wir kommen
Mit Verlangen,
Wir, die Frommen,
Zu empfangen
Sie, die Braven,
Sie mit Kränzen
Zu umschlingen,

Und mit Hymnen
Zu umsingen,
Zu erheben
Jene Braven,
Die da schlafen,
Die gegeben
Höhrem Leben.

*) „Wer vorn ist, kommt nicht wieder;
Drum herzhaft hinterdrein!"
(Schlußverse eines patriotischen Liedes im „Erwachten Europa", 1814, II. 2.

**) Nehmlich dem bekannten „wenn eher" oder „wann eh", im Sinne von „wo immer". Landers, I. S. 1424.; Grimm, III. Sp. 38. No. 10, und Sp. 12. No. 7). Vermuthlich Druckfehler.

***) In den Werken seit 1815: „Achter Auftritt". Bei Weber Chor mit Tanz, andante con moto, vierstimmiger Frauenchor, von da, wo die „Landbewohner" eintreten, vierstimmiger gemischter Chor, endlich für „Sämmtliche Chöre" wiederum die marschartige Melodie des Gesangs: „Brüder, auf, die Welt zu befreien!" Das Uebrige bis zu Ende des 23. Auftritts melodramatisch.

Landbewohner (aller Alter und Stände).
Und die wir zurückgeblieben,
Eurer Kraft uns anvertraut,
Haben unſern kühnen Lieben
Haus und Hof und Feld gebaut;
Und wie Ihr im Siege ſchreitet,
Drückt uns traulich an die Bruſt!
Alles, was wir Euch bereitet,
Lang' genießt es und mit Luſt!

Sämmtliche Chöre.
Und mit den wichtigſten Geſchäften
Verherrlicht heut den großen Tag!
Zuſammen All' mit vollen Kräften
Erhebt den Bau, der niederlag!
Strebt an! — Glück auf — Strebt an!
Nur zu, und ſchon regt ſich's hinan.

Und ſchon der Pfeiler, der geſpalten,
Er hebt gefüget ſich empor,
Und Säulenreihen, ſie entfalten
Der ſchlanken Stämme Zierd' und Flor.
Strebt an! — Glück auf — Strebt an!
Es ſteht, und das Werk iſt gethan. *)

(Indeſſen ſind die Ruinen wieder aufgerichtet. **) Ein Theil der Vegetation bleibt und ziert.)

---

*) An Stelle dieſer beiden Strophen findet ſich in dem erſten Druck die folgende:

„Und nun vor Allem
Kein andres Sinnen,
Kein andres Dichten,
Als aufzurichten
Das, was gefallen,
Und zu gewinnen
Das, was verloren:
So iſt uns Allen
Als neugeboren."

Dieſelbe fehlt jedoch ganz in Weber's Compoſition. Goethe hatte die obigen beiden Strophen daher ſchon für die Berliner Aufführungen nachträglich verfaßt.

**) Nach Goethe's Abſicht (Programm I.) ſoll im Giebel des wiedererrichteten Tempelgebäudes das eiſerne Kreuz und auf der Spitze des Giebels der Triumphwagen des Brandenburger Thores mit der von einem Knabe dargeſtellten Victoria erſcheinen.

Dreiundzwanzigster Auftritt.*)

Epimenides mit zwei Prieſtern.

Epimenides (nach oben).
Wie ſelig Euer Freund geweſen,
Der dieſe Nacht des Jammers überſchlief,
Ich konnt's an den Ruinen leſen,
Ihr Götter, ich empfind' es tief!
(Zu den Umſtehenden.)
Doch ſchäm' ich mich der Ruheſtunden,
Mit Euch zu leiden, war Gewinn;
Denn für den Schmerz, den Ihr empfunden,
Seid Ihr auch größer, als ich bin.

Prieſter. Table nicht der Götter Willen,
Wenn Du manches Jahr gewannſt:
Sie bewahrten Dich im Stillen,
Daß Du rein empfinden kannſt;
Und ſo gleichſt Du künft'gen Tagen,
Denen unſre Qual und Plagen,
Unſer Streben, unſer Wagen
Endlich die Geſchichte deut,
Und nicht glauben, was wir ſagen,
Wirſt Du, wie die Folgezeit.

Glaube. Zum Ungeheuren war ich aufgerufen,
Mir dienten ſelbſt Zerſtörung, Blut und Tod;
So ſtammte jüngſt an meines Thrones Stufen
Der Freiheit plötzlich furchtbar Morgenroth;
Mir danket Ihr, nach dieſer Tage Grauen,
Das ſchöne Licht, das wir vergnüglich ſchauen.
Heil dem Edlen, der den Glauben
Heilig in der Bruſt genährt
Und dem Morden und dem Rauben
Kühn beharrlich abgewehrt.
Schneidend eiſ'ge Lüfte blaſen,
Ströme ſchwellen, Schlund auf Schlund,
Und der Elemente Raſen,
Alles kräftigte den Bund.**)

*) In den Werken (ſeit 1816): „Neunter Auftritt". Epimenides erſcheint hier als „Hoherprieſter", umgeben von zwei „Akoluthen", d. h. ihn begleitenden, ihm zur Hilfe beigegebenen Prieſtern und Schülern. So tritt er hervor und „dankt den Göttern."

**) Dieſe Worte des Glaubens ſind als an den Kaiſer Alexander I. von Rußland gerichtet zu denken. Die einzelnen Beziehungen, auf den Brand von

Unser König soll uns leben,
Heil, daß wir den Tag gesehn,
Da wir wieder um ihn stehn,
Seinem Willen hingegeben!
Leben soll der König, leben!
Chor. Leben soll der König, leben!

Vierundzwanzigster Auftritt.*)

Beharrlichkeit. Wetteifernd komm' ich an, doch ohne Neid,
Und weiß wohl, die Beharrlichkeit
Ist allen meinen Schwestern eigen:
Was sich nicht selber gleicht,**) wird keine Tugend sein;
So komm' ich froh und frisch herein,
Als Tugend mich der Tugenden zu zeigen.
O, beharret im Bestande,
Den der Wille rein gefaßt!
Chor. O, beharret!
Beständigkeit. Auch der Edle trägt die Bande
Ungeheurer Schmach und Last.
Chor. Ja, wir tragen schwere Bande!
Beständigkeit. Nähret ewig, auch mit Schmerzen,
Den geheim erzeugten Rath!
Chor. Nähret! Nähret! Nähret!

„O, ruft sie an als Genien der Rache,
Als gute Engel des gerechten Krieges!
Louise, schwebe segnend um den Gatten!"

Für die Weimarische Aufführung trat an die Stelle die Beziehung auf das Großherzogliche Paar, und deshalb lauten in den Werken (seit 1816) der letzte und siebente Vers:

„So wollt' ich es den hohen Paare geben,
Von dessen Blick beseelt wir Alle leben."

Die folgende Strophe nebst Chor (4) ganz fort.

*) Dieser ganze Auftritt, welcher auch in der Leipziger Concertausgabe (I. S. 119) beibehalten ist, fehlt in den Werken (seit 1816), indem er bei der Aufführung zu Weimar weggelassen wurde (vergl. das Personen-Verzeichniß oben, S. 154, Note 2); nur die neun Schlußverse dieser Scene wurden beibehalten und zu Ende des vorigen Auftritts gesprochen. „Beharrlichkeit" und „Beständigkeit" sind selbstverständlich hier identisch. Diese Scene war zur Zeit der ersten Berliner Aufführung — wo die Partie der Beharrlichkeit ein vegetatives Allegro bildet — um so bedeutungsvoller, als damals Napoleon Europa bereits verlassen hatte und die Verbündeten ihre Beharrlichkeit, und namentlich die Deutschen den unter dem nahenden Drucke gefaßten Entschluß („den geheim erzeugten Rath"), wiederum zu ertragen hatten.

**) „Was sich nicht selber gleicht", d. h. was sich nicht selber gleich, sich nicht treu bleibt.

Beſtändigkeit. Ach! Im eingeklemmten Herzen
Aengſtet ſich die große That.*)
Chor. O, beharret! Nahret, nähret
Den geheim erzeugten Rath!
Jugendfurſt. Unter ſternereichen Höhen
Vor dem Geiſt der Väter ſtehen,
Das bekämpfet auf einmal,
Da verſchwindet Pein und Qual.
Epimenides. Laßt von ſternereichen Höhen
Unſerm König Glück erflehen,
Und um Jahre ſonder Zahl
Zeitnen Folgern allzumal.
Chor. Ja, von ſternereichen Höhen
Zutrien wir's herniederr wehen:
Walte, Glück, im Freudenthal
Ohne Namen, ohne Zahl!
Epimenides. Die Tugenden, die hier ein kräftig Wirken
Und in unendlichen Bezirken
Sich herrlich, tauſendfach geeint,
Den höchſten Zweck mit Blitzesflug erreicht,
Sie helfen uns die größten Tage feiern.
Nur Eine, die mit treuer Hand
Die Schweſtern feſt und zart verband,
Abſeits, verhüllt, beſcheiden ſtand,
Die Einigkeit muß ich entbieten.
(Er faßet eine bisher verborgen geblibene Verſchleierte hervor und ſchlägt ihr den Schleier zurück.)

Fünfundzwanzigſter Auftritt.**)

Die Einigkeit. Der Geiſt, der alle Welten ſchafft,
Durch mich belebet er ſeine Theuren:
„Von der Gefahr, der ungeheuren,
Errettet nur geſammte Kraft.“***)
Das, was ich lehre, ſcheint ſo leicht,

*) Es drängt das gedrückte Herz, den geheim gefaßten Entſchluß in Thaten kund zu thun. S. oben Seite 184: „Um zu ſchweigen, nicht zu ſchlafen!“

**) In den Werken (ſeit 1816): „Zehnter Auftritt“.

***) Paraphraſe bekannter Sprichwörter, wie: „Einigkeit bringt Macht“ (ſ. Wander's Sprichwörter-Lexikon. I. Sp. 797. n. 798. No. 4). Rückert nennt dieſe Eintracht in den Sebaniſchen Sonetten (1814, II. 15. S. 70) „ſuchtbar einverſtandne Gleichgeſinntheit“.

Und*) fast unmöglich zu erfüllen:
Nachgiebigkeit bei großem Willen".
Nun ist des Wortes Ziel erreicht,
Den höchsten Wunsch seh' ich erfüllen.

Ja, alle Kronen seh' ich neu geschmückt,
Mit eignem Gold, mit Feindes Beute;
Ihr habt das Volk, Ihr habt Euch selbst beglückt,
Was Ihr besitzt, besitzt Ihr erst von heute. **)
Zwar hat der Ahnen würdiges Verdienst
Die goldnen Reife längst geflochten,
Doch nun ist's eigener Gewinnst:
Ihr habt das Recht daran erfochten. ***)

Epimenides. Und wir sind Alle neugeboren,
Das große Sehnen ist gestillt,
Bei Friedrich's Asche war's geschworen,
Und ist auf ewig nun erfüllt. †)

Chor der Krieger. Und wir wandeln mit freien Schritten,
Weil wir uns was zugetraut, ††)
Und empfangen in unire Mitten
Gattin, Schwester, Tochter, Braut.

---

*) Hier ist ein „ist" zu supplieren. Sich kraft gegenseitigen Kompromisses den Genossen unterzuordnen, scheint leicht, ist aber „fast unmöglich".

**) Wie es im Schlusse heißt:

„Und Fürst und Volk, und Volk und Fürst,
Sind Alle frisch und neu!"

Obiger Vers ist ganz unbefangen gesprochen, und es mag Goethe fern, das Legitimitäts-Prinzip oder die Kontinuität der Fürstenrechte anzutasten oder sich überhaupt über solche Fragen erklären zu wollen.

***) In den Versen (seit 1826) gerichtet nach dem Weimarischen Bühnen-Arrangement der „Jugendfürst" die letzte Strophe, aus theatralischen Rücksichten, aber dem Sinn der Worte nicht ganz entsprechend.

†) Erinnerung an das bereits im Jahre 1805 zwischen König Friedrich Wilhelm und Kaiser Alexander der Friedrich's des Großen Sarge zu Potsdam geschlossene Bündniß. Auch die ersten ernsten Friedrich's Gerüft an. so Stägemann (S. 5) und Rückert (Geharn. Son. I. 13):

„Es reigt ein Geist, das Friedrich's Geist,
Empor aus seines Grabes Nacht".

Damals (1813) erschienen die beiden Flugschriften: „Friedrich's Schatten an die Preußen" 1 Bl. 8°, und „Die Preußen an Friedrich's Schatten" 3 Bl. 8°.

††) Den Charakter des Befreiungskampfes als eines Volkskriegs, im Gegensatz zu den ehemaligen Kabinettskriegen, betont Goethe vielfach (Gedichte, III. S. 284), namentlich in der zweiten der Theaterszenen, wo der Seneschall scherzend bemerkt:

„Einmals tritt man für den König,
Nun, sie streiten selbst für sich;"

und der Chor antwortet:

„Streite Jeder für den König,
Und so streitet er für sich."

Gethan! — Glück auf — Gethan!
Und den Dank nun zum Himmel hinan!*)

Chor der Frauen.
Euch zu laben,
Laßt uns eilen,
Unſre Gaben
Auszutheilen,
Eure Wunden
Auszuheilen:
Schlage Stunden
Sind geſchlagen
Unſerm Leben!

(Durch Vereinigung der Krieger und Einheimiſchen geſchieht der Uebergang zum Ballet, welches die Freude des Wiederſehens und Wiederfindens in mannichfaltigen Familien-Scenen ausdrückt. Große Gruppe zum Schluß.***)

Epimenides. Zwei Prieſter.

Epimenides. Ich ſehe nun mein frommes Hoffen
Nach Wunderthaten eingetroffen;
Schön iſt's, dem Höchſten ſich vertraun.
Er lehrte mich das Gegenwärtige kennen;
Nun aber ſoll mein Blick entbrennen,
In fremde Zeiten auszuſchaun.

Prieſter. Und nun ſoll Geiſt und Herz entbrennen,
Vergangnes fühlen, Zukunft ſchaun.***)

Chor.†) So riſſen wir uns ringsherum
Von fremden Banden los!
Nun ſind wir Deutſche wiederum,
Nun ſind wir wieder groß.

*) Schlußſtrophe des im 21. Auftritt anfangenden Kriegerchors, von beiden Chören geſungen.

**) In den Werken (ſeit 1816): „Große Gruppe". Die übrige ſzeniſche Angabe fehlt, da das Ballet nur für Berlin berechnet war.

***) Vorſtehende acht Verſe fehlen zwar in der 1. Ausgabe (Berlin 1815), finden ſich aber, als Beſtandtheile der erſten Geſtalt des Stücks, bereits in Goethe's Anzeige deſſelben im Morgenblatt vom 30. März 1815 (No. 76), und danach ſeit 1816 in den Werken. Die Ueberſchrift der letzten zwei Verſe lautet im Morgenblatt: „Zu Drei". Während hier Epimenides Gott, den Höchſten, preiſt, führten ihn im 3. Auftritt „die Götter" zur Höhle. Aber im 2. ſpricht er gleichfalls von Gott, im 20. zu Anfang von Göttern, zu Ende von Gott — er iſt religiös, die Form ſeines Glaubens ſoll unbenannt bleiben, nach dem Vorrecht der Poeſie. Das „fromme Hoffen" bezieht ſich auf den bei Friedrich's Aſche geſchworenen Bund.

†) Bei Weber großer vierſtimmiger Schlußchor, von dem jedoch nur drei Strophen (1, 2 und 4) geſungen wurden.

So waren wir und sind es auch,
Das edelst' Geschlecht,
Von biedern Sinn und reinem Hauch
Und in der Thaten Recht.

Und Fürst und Volk, und Volk und Fürst,
Sind Alle frisch und neu,
Wie Du Dich nun empfinden wirst,
Nach eignem Sinne frei!
Wer dann das Innere begehrt,
Der ist schon groß und reich;
Zusammenhaltet Euren Werth,
Und Euch ist Niemand gleich.*)

Gedenkt unendlicher Gefahr,
Des wohlvergossnen Bluts,
Und freuet Euch von Jahr zu Jahr
Des unschätzbaren Guts!
Die große Stadt an diesem Tag**)
Die unsre sollte sein!
Nach manchem Hin- und Wiederschlag
Wir kamen doch hinein.***)

*) Dieser Gedanke ist von Alters her wiederholt ausgesprochen. Wir führen den alten Spruch an:

„Wer lautte den Deutschen niderstahn,
Wenn sie wolten zusammengahn;"

Sebastian Frank: „Wo die Deutschen ihren eignen Reichthum wüßten und sich selbs verstünden, was sie im Wappen führen, sie würden keinem Volke weichen;" Leibnitz: „Alsdann wird Deutschland seine Macht erkennen, wenn es sich beisammen sieht;" Goethe, die Xenie (Werke, III. S. 235):

„Nun sind ihnen auch die größten Thaten
Zum ersten Mal im Ganzen gerathen.
Ein Jeder spreche Amen darein,
Daß es nicht möge das letzte Mal sein;"

und Brief an Knebel vom 13. Nov. 1813 (No. 414): „Den nun an sollte kein Deutscher etwas auf eigne Hand unternehmen;" Fürst Bismarck zu Frankfurt a. M., den 8. März 1871: „Wenn wir zusammen halten, kann fast uns Keiner wieder an."

**) Weil zur Jahresfeier des Pariser Einzugs, den 30. März 1815, zuerst aufgeführt.

***) Die Strophe fehlt im Berliner Druck (1815), findet sich aber bereits im Morgenblatt vom 30. März 1815 (No. 76). In die Werke (seit 1816) ging sie in folgender, für die Weimarische Aufführung nach dem Feldzug 1815 veränderten Fassung über:

„Die große Stadt am großen Tag
Die unsre sollte sein!
Nach ungeheurem Doppelschlag
Zum zweiten Mal hinein!"

Dort folgt am Schlusse des letzten Verses die lyrische Bemerkung: „Der Vorhang fällt".

Nun töne laut: der Herr iſt da,
Von Sternen glänzt die Nacht,
Er hat, damit uns Heil geſchah,
Geſtritten und gewacht.
Für Alle, die ihm angeflammt,
„Für uns war es gethan,“*)
Und wie's von Berg zu Bergen flammt,
Entzücken flamm' hinan!

*) Wir beziehn dieſe Strophe auf den göttlichen Beiſtand. „Der Herr“ iſt uns hier Gott (Te Deum laudamus), wobei auch der Anblick zum Sternenhimmel deutet, nicht, wie Dünger die Strophe verſteht (Neue Goetheſtudien, S. 356), der König Friedrich Wilhelm. Daß Gott ſelbſt für die Seinen „geſtritten und gewacht“, — dies Bewußtſein lebte in Aller Seele. Wir laſſen die Dichter ſprechen:
Stolberg (a. a. O., S. 45):
„Er ſollt! Ihn kürzet Gott der Allmachtige:“
Arndt (Leipziger Schlacht):
„Daß Gott der Helfer der Freiheit war,
Daß Gott des Tyrannen Gewalt zerſtoben:“
Rückert (Geharn. Sonette, II, 19):
„Wenn für Euch ſelbſt Gott ſpricht aus den Gewittern;“
Deinhardſtein (Feſtlied): „Der Herr, der lange dreingeſehn,
Hat endlich dreingeſchlagen!“
und (Geharn. Sonette, II, 13):
„Jetzt willſt Du Dich
Erbarmen wieder über Deinem Lande;“
Körner (Leyer und Schwert, im Gedicht „Reiterlied“):
„Ja, Gottes Arm führt unſer Schwert,
Und unſer Schild iſt Gott!“
Als Parallelſtelle für die obigen beiden Schlußverſe endlich citiren wir Uhland (Vaterl. Gedichte, Tübingen 1817, S. 2: Am 18. Oktober 1815):
„Wir heut das Feſt begehen,
Dem tauſend Freudenfeuer ſprühn,
Und, wo ſie nicht von Bergen wehen,
Doch tief in allen Herzen glühn!“

Einzelne Theater-Szenen

zu

festlichen Gelegenheiten.

Bemerkung des Herausgebers.

Während der langen Periode seiner Theaterleitung (1791 bis 1817) konnte es nicht fehlen, daß Goethe sich versucht fand, für Theaterstücke, eigne wie fremde, einzelne Verse oder auch ganze Szenen hinzuzudichten. Wenig ist davon erhalten, da der Weimarische Theaterbrand vom Jahre 1825 die Spuren solcher Thätigkeit fast ganz zerstört hat. Dies ist der Fall mit dem „Dutzend Verse", welche er (nach einem ungedruckten Briefe an Iffland vom 29. Oktober 1803) in Shakespeare's „Julius Cäsar" eingelegt hat. Auch die von ihm den Chören der Schulze'schen „Athalia" untergelegten Worte (Brief an Reichardt vom 15. Juni 1789) scheinen verloren. Ebenso waren die Gedichte „Der Narr epilogirt" (Werke, II. S. 276), die „Arie" (daſ., III. S. 61) und der Epilog zu „Essex" (Theaterreden, 12) zu Einlagen in Theaterstücke bestimmt.

Die nachstehenden drei Szenen sind derartige größere Einlagen, von welchen die beiden ersten, gleich dem „Epimenides" und dem „Vorspiel" für Halle, den politischen Ereignissen der Jahre 1814 und 1815 ihre Entstehung verdanken. Die drei Szenen erschienen zuerst 1828 im IV. Bande der Ausgabe letzter Hand (S. 203 bis 213) von Goethe's Werken.

Zu „Wallenſtein's Lager".

Als die Weimariſchen Freiwilligen ausmarſchirten.*)

Erſter Holkiſcher Jäger. Zweiter Holkiſcher Jäger. Aermder Sänger.

Erſter Jäger. Da kommt noch Einer übergeritten,
Der iſt gewiß aus Italien her.
Zweiter Jäger. Was willſt Du denn mit Deiner Zitter?
Du ſiehſt aus wie ein Hochzeitbitter.
Erſter Jäger. Der Narre, der iſt ſo bänderreich;
Sein luſtig's Land erkennt man gleich.
Sänger. Euer Tumult, was will denn das?
Ich bitte euch, ſo ſeid doch höflich, denn ich ſing' Euch was.
Zweiter Jäger. Da werden wir was Neues hören!
Doch bittet Euch, ihn nicht zu ſtören!
Erſter Jäger. Nichts Neues! Alten Leyerton!
Er iſt verliebt, ich ſeh' es ſchon.

---

*) Die Aufführung fand zu Anfang Januar 1814 Statt, unmittelbar vor dem am 11. erfolgten Ausmarſch der Freiwilligen (ſ. Goethe's Brief an Knebel vom 12. Januar 1814, No. 449). Jenaiſche Studenten, darunter der ſpätere Profeſſor C. Wilh. Göttling und Hofrath Fieler, hatten bereits am 23. November 1813 an den Herzog Karl Auguſt das Geſuch um Errichtung eines freiwilligen Jäger-Corps gerichtet. Die Bildung eines ſolchen wurde angeordnet. Die Weimariſchen Freiwilligen traten am 1. Januar 1814 mit den Gothaern zu Weimar zuſammen, um demnächſt zum Belagerungs-Corps des Herzogs nach den Niederlanden auszurücken. Nach Beendigung des Kriegs trafen ſie am 21. Mai deſſelben Jahres in Weimar wieder ein. Ein Sohn von Knebel war darunter. Auch Goethe's Sohn hatte ſich, mit der nur widerſtrebend ertheilten Zuſtimmung des Vaters, zum Eintritt gemeldet, der Herzog ihm jedoch in Verpflegungs-Angelegenheiten einen andern Auftrag ertheilt (ſ. Briefe an Voigt, No. 158, und die Beilage, Goethe's Schreiben an den Herzog vom 30. Dez. 1813, bei. S. 309). — Sehr paſſend ſieht Goethe zur Feier des Ausmarſches „Wallenſtein's Lager" von Schiller auf dem Theater geben. Nach dem Verſtummen des den Schluß jenes Stücks bildenden Reiterliedes: „Wolauf, Kameraden, aufs Pferd, aufs Pferd!" ſollte das hier eingelegte, durch Dialog vermittelte Lied des „Sängers" dem Abſchiede der Freiwilligen von ihren Lieben in der Stadt Ausdruck geben. Dieſes Lied iſt zärtlich und ernſt, wogegen die den „freiwilligen Jägern" entſprechenden beiden Jäger aus dem Schiller'ſchen Stück den derben und burlesken Lagerton feſthalten. In dieſem Gegenſatz verläuft die Scene, um mit dem, wieder nach der Melodie des Reiterliedes zu ſingenden, Schlußchor zu ſchließen.

Sänger (rezitativisch). Wo so viel Völker sich versammeln,
Da mag ein Jeder singen und stammeln.
(Intonirend.)
Da dah! ta dah!

Erster Jäger. Ein närr'scher Wicht!
Der Kerl, er singt schon, wenn er spricht.

Sänger. Ich muß ins Feld, ich will Dich meiden,
Wenn auch mein Herz mir widerspricht;
Von Deiner Nähe werd' ich scheiden,
Von meiner Liebe kann ich nicht.

Ins Feld hinaus! Das heißt nicht meiden;
Denn meine Seele scheidet nicht.
Ja, mich erwarten hohe Freuden,
Und ich erfülle meine Pflicht.

Ich will ins Feld! Warum nicht scheiden?
Dir sei die Thräne, mir die Pflicht.
Nun Lebewohl! Es ist kein Leiden.
Ich bleibe Dein! Vergiß mein nicht!

Erster Jäger. Vergiß mein nicht! Das ist ein schlechtes Fressen!
Wer will denn leben, kann er nicht vergessen?
Vergessen! Ja, sich selbst vergessen,
Das ist die Kunst, so soll es sein!
Mit Feinden hab' ich mich gemessen,
Mit Mädchen und mit Flaschen Wein.

Zweiter Jäger. Es ist nicht recht, den Gast zu stören,
Wir möchten das noch einmal hören.
Den Feind zu schlagen, das ist Scherz,
Und wer noch lebt, wird immer naschen,
Da giebt es Mädchen, giebt es Flaschen;
Doch haben wir auch eine Art von Herz,
Der Kleine soll uns singend rühren.

Erster Jäger. Ich schlafe schon; laßt Euch verführen!
Sänger (wiederholt sein Lied).

Zweiter Jäger. Ganz recht! Der Abschied ist ein Spiel!*)
Nun wird es ernst und immer besser:
Es sei Dein Lied ein scharfes Messer,
Dem Feind die Spitze, mir den Stiel!

*) Bezieht sich auf den vorletzten Vers des Liedes „Es ist kein Leiden", und der nächste Vers auf den Ernst des bevorstehenden Feldzugs. Das Wort wird sonst wol mit einem gefiederten Pfeil verglichen, so hier das Kriegslied mit einem den Feind treffenden Messer.

Schlußchor.

Und ſo hat denn der Dichter*) das Wahre geſagt,
Wie wir es denn Alle nun wiſſen.
Ihr Jünglinge ſeid, ſo wie es nun tagt,
Zum Marſch und zum Streite befliſſen.
Gedenket an uns in der blutigen Schlacht,
Und habt Ihr das Werk mit, das große, vollbracht,
So bringt uns, was Ihr uns genommen!

Sänger (solo, quasi parlando).

Eure Gegenwart,
So lieb und werth!

Chor. So ſeid Ihr uns herzlich willkommen.

*) Der Dichter iſt Schiller, der in dem zuletzt gejungenen Reiterliede dem Befreiungskampfe präludirt, namentlich in den Schlußverſen:

„Und ſehet Ihr nicht das Leben ein,
Nie wird Euch das Leben gewonnen ſein",

das 1813 und 1814 erſt recht Erkannte „wahrgeſagt". Vergl. die Schlußſtrophe des Epilogs auf Schiller vom folgenden Jahre:

„Schon längſt verbreitet ſich's in ganze Schaaren,
Das Eigenſte, was ihm allein gehört." (Theaterreden, No. 9.)

Die derb parirte Rolle des erſten Jägers war für den berühmten Komiker Unzelmann, die des zweiten für F. A. Wolff berechnet. Der „Sänger" oben erſcheint auf den Weimariſchen Theaterzetteln des Jahres 1814 in „Wallenſtein's Lager" als „Ein Italiener". Die Rolle gab der Sänger Moltke, der Jugendfürſt im „Epimenides". — Es iſt uns nicht gelungen, aus dieſem Jahre die Spur einer früheren Vorſtellung des gedachten Stücks aufzufinden als vom 10. März, während der Aufmarſch der Freiwilligen ſchon im Januar erfolgt ſein muß. Auf den Theaterzetteln der März-Vorſtellung geſchieht auch des Aufmarſches keine Erwähnung.

Finale zu „Johann von Paris".

Bei Rückkehr

Ihro K. Hoheit des Großherzogs von Wien.

Den 13. Juni 1815.

Prinzessin. Warum vor mir die Kniee beugen,
Und wenn ich selbst Navarra's Fürstin wäre?
Nur ihm, nur ihm gebühret Preis und Ehre!
Erhebt Euch, sie ihm zu bezeugen!

Johann (aufstehend).
Wie gern entäußr' ich mich des Fürstenstandes,
Worin ich mir zum Scherze*) wohlgefiel!
Die ernste Rührung folgt dem Spiel:
Begrüßt den Vater dieses Landes!

Prinzessin und Johann.

Prinzessin. Ja, wir flehten, wenn Gefahren
Du Dich kräftig ausgesetzt:
Wirk' er unter seinen Schaaren**)
Hochverehrt und unverletzt!

Johann. Wenn das Meer Dich trug und trennte,***)
Dringend auch die Andacht war;
Denn der Kampf der Elemente
Bringt dem Edelsten Gefahr.

Prinzessin und Johann. Mitten in dem Weltgewirre†)
Blieben wir in Deinem Rath;
Klugheit selbst wird schwankend irre,
Zeigt die Liebe nicht den Pfad.

---

*) In der Oper von Boieldieu „Johann von Paris" tritt der fürstliche Träger der Titelrolle in einer bürgerlichen Verkleidung auf, und in solcher erhält seine Liebeswerbung um die Prinzessin von Navarra, deren Hand er am Schlusse der Oper erhält. Der „Scherz" hier ist das Spiel selbst.

**) Karl August führte das dritte deutsche Bundes-Corps, welches 1814 den Winterfeldzug gegen Holland unternahm (s. Der Winterfeldzug in Holland, Brabant und Flandern, eine Episode der Befreiungskriege von 1813 und 1814, von A. Cruvius, Luxemburg 1865).

***) Reise des Großherzogs nach England im Sommer 1814.

†) Im Herbste begab er sich dann zum Kongreß nach Wien.

Wirst Du uns den Wahn erlauben,
Wenn die Menge Dich umtobt?
Laß uns, Vater, diesen Glauben,
Ja, wir haben das erfleht.

Chor. Und so mögen Millionen
Uns beneiden:
Wir umwohnen
Den Gelobten,
Den Erprobten!
Theil' er fröhlich diese Feste
Seiner Kinder, seiner Gäste!

Seneschall. Zum Gastmahl des Herrn Johann da
Wir ungern uns geschickt;*)
Nun aber ist der rechte Mann da,
Der schützt und nährt und beglückt.
Der Seneschall vor Allen
Stellt sich dem Fürsten dar;
Und hinter den Masken allen
Verehrung treuer Schaar.**)

Chor. Und aus den Herzen allen
Verehrung treuer Schaar.

Pedrigo.***) Und da, wo die Herzen weit sind,
Da ist das Haus nicht zu eng.

Lorezza. Und da, wo die Wege breit sind,
Geht Jeder die Quer' und die Läng'.

Beide. Und so nach diesem Feste
Der Weg, der ist munter und weit,
Und wir, für alle Gäste,
Sind thätig und bereit.

Chor. Frei kommen alle Gäste,
Wir thätig und bereit.

---

*) Der Groß-Seneschall der Prinzessin von Navarra, eine hochkomische Rolle in Boieldieu's Oper, fand sich in seiner Prinzessin Würde und in seiner eigenen dadurch tief verletzt, daß Johann, den er in seiner Verkleidung nicht erkannte, es gewagt hatte, die Prinzessin nebst Gefolge in Pedrigo's Wirthshause zu Gast zu laden.

**) Aehnlich im Epilog 1800 (Theaterreden, No. 7):
„Und billig bist Du dieser Schaar gewogen;
Denn unter jeder Maske schlägt ein Herz.“

***) Der Gastwirth, gleichfalls eine komische Rolle, und Lorezza, seine Tochter, desgleichen; daher der burleske Ton ihrer Reden, welche, absichtlich oder unabsichtlich, an Sprichwörter in Sancho Pansa's Geschmack erinnern.

Olivier.*) Ihm zu Ehren, ihm zu dienen,
Laßt den Pagen auch herein!
Lorezza und Pedrigo. Seht mir nur den Tollen, Kühnen,
Er will wieder der Erste sein.
Olivier. Laßt mich nur, den Muntern, Kühnen,
Sollt' ich auch der Letzte sein.
Als ich mich im Singen übte,
Fand ich hier und fand ich dort
Gott und König und Geliebte
Ueberall das Losungswort.**)
Chor. Gott und König und Geliebte
Sei auch unser Losungswort!
Prinzessin. Doch wer hat für Gott gestritten,
Für der Seele höchstes Heil,
Als mit Allen, die gelitten,
Unser Herr an seinem Theil?
Chor. Herrlich kommt er angeschritten,
Unsrer Seele selig Heil.
Johann. Und wo ward denn je den Thronen
Solch ein großer Kampf geweiht,
Wo die Schaar der Millionen
Kaisern förderte den Streit?
Chor. Nah und ferne, wie sie wohnen,
Alle stürzten zu dem Streit.
Seneschall. Nun bemerk' ich unterthänig —
Denn zu sehr betrifft es mich —:
Ehmals stritt man für den König;
Nun, sie stritten selbst für sich.***)

---

*) Page Johann's, Troubadour, Frauenrolle. Er drängte sich zuerst in das Gasthaus ein.

**) Wahlspruch des Johann von Paris (II. 9) ist: „Alles für Gott, Schönheit und Ruhm", der aber mit dem obigen übereinstimmt. Denn er erklärt dem Olivier den Wahlspruch dahin (I. 5):

„Diene Deinem Gott, dem Vaterlande!
Im Kampfe für Deinen König mußt Du Ruhm erwerben,
Und Deiner Schönen bleib ergeben!"

Ebenso sagt Oberon (Maskenzug No. 12):

„Gott, seinem Kaiser, einem Liebchen treu —
Dem müssen alle Geister dienen."

Dagegen formulirt Lachesis im Vorspiel „Was wir bringen" 1914 (Anhang) den Wahlspruch in Keil's Seele: „Nur seinem Gott, Gesetz und König treu", fast übereinstimmend mit dem preußischen 1913: „Mit Gott für König und Vaterland". Die alte Ritterdevise lautete: „Tous pour Dieu et pour Elle".

***) Aehnliche Stellen im „Grimenides", Auftritt 11: „Des Volkes

Chor. Streite Jeder für den König,
Und so streitet er für sich.
Olivier. Und vergebt mir, liebe Frauen,
Gerne steht Ihr nicht zurück;
Sie, die Herrlichste, zu schauen —
Freiheit! — Sie macht unser Glück.
Chor. Sie, die Göttlichste, zu schauen —
Freiheit! — Sie macht unser Glück.
Pedrigo und Lorezza. Und so ist denn unserm Leben
Und dem Untersten im Land
Gott und König wiedergeben
Als der Freiheit schönstes Pfand.
Chor. Gotte, der uns gnädig erhört,
Preis in Ewigkeit!
Dem Fürsten, der sich und uns erhöht,*)
Heil zur längsten Lebenszeit!
Beide verehrt in allen Landen!
Freiheit ist auf ewig erstanden!

Stimme, sie erschallt“; Auftritt 25: „Ihr habt das Volk, Ihr habt Euch selbst beglückt“, nur im Schlußchor:

„Und Fürst und Volk, und Volk und Fürst
Sind Alle frisch und neu,
Wie Du Dich nun empfinden wirst,
Nach eignem Sinne frei!“

*) Karl August kehrte als Großherzog von Wien zurück, und das neue Großherzogthum war vergrößert. „Beide“ sind Gott und der Fürst. Auch diese Szene endigt, wie der „Epimenides“, mit einer Anrufung Gottes (Tedeum. Schon in der Bibel (Sprüche, 24 21) erscheinen Gott und der König in solcher Art verbunden.

Die Boieldieu'sche Oper ward zu Weimar am 1. April 1815 zum ersten, am 8. zum zweiten Male und später am 13. Juni aufgeführt. Es gaben: die Prinzessin: die Jagemann (Fr. v. Heygendorf), Johann: Stromeyer, den Seneschall: Deny, Pedrigo: Genast, Lorezza: Louise Beck, und Olivier: Fr. Eberwein.

Da der Großherzog, wenngleich schon seit dem April erwartet, nach dem Aufsatze des Kanzlers von Müller „Zum ruhmwürdigen Andenken Karl August's“ (1828), erst im Juni 1815 zurückkehrte, so kann obige Szene nur die Vorstellung vom 13. Juni beschlossen haben. Die Theaterzettel geben darüber keine Auskunft. Die Aufführung fand dann in Goethe's Abwesenheit Statt.

Schluß von „Paläophron und Neoterpe“.

Aufgeführt zum Geburtstag der Prinzessin Marie.*)

Den 3. Februar 1819.

Paläophron. Begrüßet sie, die holde Zierde,
Für die sich dieses Fest verklärt!
Neoterpe. Und überlaßt Euch der Begierde,
Sie zu verehren, wie's gehört!
Sie kommt, die neue Zeit zu schmücken.
Paläophron. Zur Lust der alten kommt sie an.
Beide. Und Beide rufen mit Entzücken
Das schönste Glück auf ihre Bahn!
Neoterpe. Umschlinget Euch mit frohen Kränzen,
Paläophron. Doch Eure Freude schränket ein!
Neoterpe. Zu würd'gem Fest, lebend'gen Tänzen
Paläophron. Sind diese Räume viel zu klein.

(Wiederholt von Zeile 5 bis 6.)

*) Ein neuer Schluß für Goethe's Festspiel (s. oben, S. 211), der der Wiederaufführung desselben im Jahre 1819, zum Geburtstage der Urenkelin der Herzogin Amalia, welcher das Stück ursprünglich gewidmet war, der am 3. Februar 1808 geborenen Prinzessin Maria von Weimar, im Jahre 1827 vermählten Prinzessin Carl von Preußen, Mutter des Prinzen Friedrich Carl. (S. oben S. 30 den Schluß der Note, sowie Werke (Gedichte), II. S. 400, und III. S. 172, die letzte Strophe.) Obige, bisher unbekannte Zeitangabe ergiebt sich aus „Goethe's Unterhaltungen mit dem Kanzler v. Müller“, S. 98. Die Neoterpe sprach diesmal Goethe's oft erwähnte Freundin, Gräfin Julie von Egloffstein.

Theaterreden.

Vorbemerkung des Herausgebers.

Die folgenden vierzehn Theaterreden sind, neben Goethe's Festspielen und den von ihm für die Bühne bearbeiteten Stücken, ein bleibendes Denkmal seiner praktischen Thätigkeit für das deutsche Theater. Davon fallen die zwölf ersten in die Zeit seiner eignen Theaterleitung, deren Richtung sich darin auf das Deutlichste ausspricht. Viehoff*) hat auf diesen Zusammenhang bereits hingewiesen und bemerkt, wie die ersten sechs Reden eine große „Natürlichkeit und Herzlichkeit" auszeichne, wogegen sich in den folgenden ein „höherer lyrischer Schwung und mehr Pathos" geltend mache. Der Fortschritt im Gebiete des Drama's, zu welchem Goethe Schauspieler und Publikum nöthigte, und der den Inhalt seines „Was wir bringen" ausmacht, mußte sich nothwendig auch in der Gestalt der vorliegenden Gedichte ausprägen. Als Goethe die ersten sechs Nummern 1800 in seine Gedichte aufnahm,**) las Schiller sie mit großem Interesse und fühlte, wie sie „alle einen eigenen und dabei durchaus so hübsch häuslichen Charakter haben".***) Dieser Bezeichnung hatte auch ihre Wirkung entsprochen. Zumal in dem Munde der Christiane Neumann machten sie überall, wo man sie hörte, in Weimar, Rudolstadt, Lauchstedt, Erfurt, einen tiefen Eindruck auf die Gemüther. †)

*) Goethe's Gedichte, erläutert, Theil II. 1847, S. 173.

**) Neue Schriften, Band VII. S. 357 bis 360.

***) Briefw. mit Goethe (3. Aufl.), II. S. 286, No. 733.

†) Weber, Gesch. des Weim. Theaters, S. 280.

Die Reinheit des Stils, welche Goethe nach seinen italienischen Reisen erstrebte, die objektiv sachliche Haltung, die Gediegenheit, welche zur Wiedergabe einfacher Thatsachen, Gedanken und Stimmungen sich unnöthigen Schmucks der Rede begiebt, die Freiheit daher von falschem Pathos und von jener Sentimentalität, an welcher die Zeit besonders litt, zeichnen unsere Dichtungen in hohem Grade aus. Was der Affektation nur ähnlich sehen könnte, ist ihnen unbekannt. Ueberall begegnen wir einer gesunden Männlichkeit, einer erfrischenden Wahrheit der Empfindung oder Betrachtung und deren einfachstem Ausdrucke. Die ersten erheben sich nur wenig über die prosaische Rede, wie dies auch diese Gattung des Gelegenheitsgedichts gestattet,*) aber einige, namentlich No. 4 und 5, sind auch für das kleinere Genre als wahre Musterstücke anzusehn. In den späteren ist alles Reale in reinste Poesie verwandelt. Abgesehn von dem Epilog zur Glocke (No. 9), weil ein selbstständiger Nachruf an Schiller, abgesehn ferner von dem zu Essex (No. 12), weil nicht eigentlich Theaterrede, sondern Schlußszene des Stücks, und abgesehn von dem Berliner Prolog (No. 13), weil gleichfalls mehr szenische Darstellung als Rede, — welche Stücke alle der vollendeten Kunst angehören, — scheinen uns als Prologe höheren Stils der sechzehnte Auftritt von „Was wir bringen", eine selbstständige, jedoch in die Mitte des Stücks gelegte Theaterrede, und der Hallische Prolog (No. 11) den ersten Preis zu

*) Manche Reflexion giebt sich oft eben nur als solche, z. B. in No. 8:
„Weil aber das Besondre, wenn es nur zugleich
Bedeutend ist, auch als ein Allgemeines wirkt:"
oder in No. 10: „Und wie man überhaupt das Wollen schätzt,
Wenn das Vollbringen auch nicht Alles leistet."

verdienen und Goethe's vollendetsten Produktionen zugezählt werden zu müssen. Aber auch sonst ist in diesen Dichtungen antiker und deutscher Geist aufs Glücklichste vermählt, das Nahe, irdisch Gegebene mit dem Fernsten und Geistigsten, und gehaltene Empfindung oder hochpoetische Anschauung mit leichtem Humor natürlich verschmolzen.

Was den Inhalt betrifft, so sind die ersten Prologe und Epiloge, namentlich No. 1, 2, 3 und 6, wesentlich als Theater-Didaskalien anzusehen, als ein Kursus des Publikums bei seinem Theaterdirektor, als Verständigung über Zweck und Ziel der Bühne. Zur Erläuterung bestimmter Stücke, nach Art der Alten und Italiener, sind außer dem Epiloge zu den „Vögeln" (Werke, Bd. VIII. S. 395 f.) streng genommen nur vier bestimmt, No. 5, 6, 8 und 14; denn von den andern, welche bestimmten Stücken folgten, sind No. 7 und 9, dem Inhalte nach, Personen gewidmet, wie auch die drei Theaterszenen und die beiden Festspiele des Anhangs; und No. 12 ist, wie schon erwähnt, Theil des bezüglichen Stücks selbst. Die meisten, nämlich No. 1 bis 6, 10, 11 und 13, dienten zur Eröffnung oder Beendigung von Theater-Vorstellungen überhaupt, gleich dem „Was wir bringen" 1802, dem „Vorspiel" 1807 und dem schon früher zur Eröffnung des, unter Goethe's persönlicher Leitung erneuten, Weimarischen Theaters am 12. Oktober 1798 von Schiller gedichteten Prologe zu „Wallenstein's Lager".

Die ersten sechs Reden geben die Empfindung, als seien sie aus sicherm Port vor den Stürmen des Meeres, aus einem Asyle geschrieben, wohin der Aufruhr der großen Welt nicht reicht: nur aus der Ferne hört man das Grollen der französischen Revolution, wie in den Versen von den unveräußerlichen Menschenrechten (in No. 3); dann folgt der

Feldzug von 1792 (No. 4), der Krieg des folgenden Jahres mit der Belagerung von Mainz (No. 5), in welche Zeit auch Goethe's „Bürger-General" und die „Aufgeregten" fallen; No. 7 und 8 gehören der ganz literarischen Periode des Bundes mit Schiller an, welche die Trauer-Ode No. 9 beschließt; endlich reflektiren No. 10 den Krieg von 1806 und 1807, No. 11 die französische Okkupation, No. 12 Napoleon's Sturz, und die beiden letzten Reden die darauf folgende lange Friedenszeit.

1.

Prolog.

Gesprochen bei Eröffnung des neuen Theaters. Weimar, den 7. Mai 1791 *)

Der Anfang ist an allen Sachen schwer;**)
Bei vielen Werken fällt er nicht ins Auge.
Der Landmann deckt den Samen mit der Egge,
Und nur ein guter Sommer reift die Frucht;
Der Meister eines Baues gräbt den Grund
Nur desto tiefer, als er hoch und höher
Die Mauern führen will; der Maler gründet
Sein aufgespanntes Tuch mit vieler Sorgfalt,***)
Eh er sein Bild gedankenvoll entwirft,
Und langsam nur entsteht, was Jeder wollte.

Nun, dächten wir, die wir versammelt sind,
Euch manches Werk der Schauspielkunst zu zeigen,
Nur an uns selbst, so träten wir vielleicht
Getrost hervor, und Jeder könnte hoffen,
Sein weniges Talent Euch zu empfehlen.

---

*) Vom Ende des Jahres 1788 bis zum 5. April 1791 war die Bellomo'sche Theater-Gesellschaft von dem Herzoge von Weimar zu Vorstellungen in dem daselbst im Jahre 1779 neu erbauten Schauspielhause engagirt. Nach Ablauf dieses Engagements übernahm der Hof selbst das Theater, und der Herzog stellte Goethe als finanziellen und künstlerischen Leiter, mit unbeschränkter Vollmacht, an die Spitze des Instituts. „Von diesem Augenblicke an beginnt die neue goldne Zeit der Weimarer Bühne und der deutschen dramatischen Kunst" (Basqué, Goethe's Theaterleitung, I. S. 40). Mit Iffland's „Jägern", dem beliebtesten aller damaligen Schauspiele, wurde das neue Hoftheater am 7. Mai 1791 eröffnet. Voran ging obiger Prolog, „gesprochen von Herrn Domaratius" (S. 18 des Reichard'schen Theater-Kalenders a. d. J. 1792). Domaratius, aus der Bellomo'schen Truppe übernommen, war „jugendlicher Liebhaber in Oper und Schauspiel" (Basqué, a. a. O., I. S. 37). Gedruckt erschien der Prolog bereits im Juni-Hefte der Berliner Deutschen Monatsschrift, 1791, S. 183, nebst andern Beiträgen Goethe's, und danach noch in demselben Jahre in den Berliner Annalen des Theaters.

**) Die Kehrseite des obigen „Aller Anfang ist schwer" bilden die Nummern 400 und 401 von Goethe's „Sprüchen in Prosa" (Werke, XIX. S. 89).

***) In den ersten Drucken und in vorgedachtem Theater-Kalender: „Sein aufgespanntes Tuch mit einer Farbe". Die Einförmigkeit des Gemäldes scheint uns der gewollten Unscheinbarkeit des zweiten Verses mehr zu entsprechen als die „viele Sorgfalt". Letztere Lesart beruht aber auf dem Druck in Goethe's Neuen Schriften, 1800, Bd. VII. S. 350.

Allein, bedenken wir, daß Harmonie*)
Des ganzen Spiels allein verdienen kann,
Von Euch gelobt zu werden, daß ein Jeder
Mit Jedem stimmen, Alle mit einander
Ein schönes Ganzes vor Euch stellen sollen,
So reget sich die Furcht in unsrer Brust.

Von allen Enden Deutschlands kommen wir
Erst jetzt zusammen, sind einander fremd
Und fangen erst nach jenem schönen Ziel
Vereint zu wandeln an, und Jeder wünscht,
Mit seinem Nebenmann es zu erreichen.

Denn hier gilt nicht, daß Einer athemlos
Dem Andern heftig vorzueilen strebt,
Um einen Kranz für sich hinwegzuhaschen.
Wir treten vor Euch auf, und Jeder bringt
Bescheiden seine Blume, daß nur bald
Ein schöner Kranz der Kunst vollendet werde,
Den wir zu Eurer Freude knüpfen möchten.

Und so empfehlen wir mit bestem Willen
Uns Eurer Billigkeit und Eurer Strenge.

2.

Prolog.

Gesprochen den 1. Oktober 1791.**)

Wenn man von einem Orte sich entfernt,
An dem man eine lange Zeit gelebt,

*) So bestimmt stellte Goethe einen der wesentlichsten Grundsätze, auf welchen seine technische Theaterleitung beruhte, gleich im Beginn derselben auf. Das Weimarische Theater zeichnete sich stets durch ein schönes Ensemble aus, während man in vielen s. B. Berlin mit größeren Mitteln größere Einzelkräfte an sich ziehen konnte. Das folgende: „Von allen Enden Deutschlands" war nur zu wahr, wie der Abschnitt des gedachten Werkes von Pasque (I. S. 41 ff.) „Erwerbungen für das neue Hoftheater, 1791" beweist. Nur wenige Mitglieder der Bellomo'schen Gesellschaft waren übernommen, wie Malkolmi nebst Tochter, und Frau Neumann nebst Tochter Christiane, dem früheren Stern des Theaters, welche in dem Eröffnungsstück als „Barbeli" auftwirkte; der größte Theil der Schauspieler war jedoch neu engagirt, namentlich aus Oesterreich und aus anderen entfernteren Gegenden Deutschlands.

**) „Von Madame Gallo gesprochen" nach dem ersten Drucke (S. 46 und 347 des Reichard'schen Theater-Kalenders a. d. J. 1792). Die Sprecherin,

An den Gefühl, Erinnerung,
Verwandte, Freunde fest uns binden,
Dann reißt das Herz sich ungern los, es fließen
Die Thränen unaufhaltsam. Doch gedoppelt
Ergreift uns dann die Freude, wenn wir je
In die geliebten Mauern wiederkehren.*)
Wir aber, die wir hier noch fremde sind
Und hier nur wenig Augenblicke weilten,
Wir kehren freudig und entzückt zurück.
Als wenn wir unsre Vaterstadt begrüßten.
Ihr zählt uns zu den Euern, und wir fühlen,
Welch einen Vorzug uns dies Loos gewährt.

Seid überzeugt, der Wunsch, Euch zu gefallen,
Belebt die Brust von Jedem, der vor Euch
Auf diese Bühne tritt. Und sollt' es uns
Nicht stets gelingen, so bedenkt doch ja,
Daß unsre Kunst mit großen Schwierigkeiten
Zu kämpfen hat, vielleicht in Deutschland mehr
Als anderswo.

Von diesen Schwierigkeiten
Euch hier zu unterhalten, ist nicht Zeit;
Ihr kennt sie selbst, und besser ist's vielleicht,
Ihr kennt sie nicht. Mit desto frohem Sinn
Kommt Ihr in dieses Haus und hört uns zu
Und seht uns handeln. Alles geht natürlich,
Als hätt' es keine Mühe, keinen Fleiß
Gekostet. Aber dann, wenn eben das
Gelingt, wenn Alles geht, als müßt' es nur
So gehn: dann hatte Mancher sich vorher
Den Kopf zerbrochen, und mit vieler Mühe
War endlich kaum die Leichtigkeit erreicht.**)

---

nen engagirt, gab im „Don Karlos" die Eboli. Das neue Weimarische Hoftheater hatte nach der Eröffnung die letzte Vorstellung zu Weimar am 7. Juni gegeben und während des Sommers anfangs zu Lauchstedt, dann zu Erfurt gespielt. Dort wurde Schillers „Don Karlos" zuerst aufgeführt. Mit obigem Prologe wurde dann die zweite Weimarische Saison eröffnet (s. Bauque, a. a. O., I. S. 78, und R. Göbel, Goethe's Verhältniß zum Theater, in „Weimarische Beiträge für Literatur und Kunst", 1865, S. 9 und 11). Dem Prologe folgte das noch neue, im Jahre 1790 erschienene heroische Schauspiel von Babo: „Die Etrusker".

*) Nach einem tief empfundenen Worte der Frau von Stael fühlt man sich überhaupt nur da wohl, wo man schon einmal war.

**) „Man sieht die Freiheit des Meisters für Mühsal und zufällige Arbeit an" (Werke, 40 bdg. A., Bd. XXVI, S. 32). Das Schöne ist schwer.

Der schönste Lohn von Allem, was wir thun,
Ist Euer Beifall; denn er zeigt uns an,
Daß unser Wunsch erfüllt ist, Euch Vergnügen
Zu machen; und nur eifriger bestrebt
Sich Jeder, das zum zweiten Mal zu leisten,
Was einmal ihm gelang. O, seid nicht karg
Mit Eurem Beifall! Denn es ist ja nur
Ein Kapital, das Ihr auf Zinsen legt.

3.

Epilog.

Gesprochen von Demoiselle Neumann, in der Mitte von vielen Kindern, den letzten Dezember 1791.*)

Sie haben uns herausgeschickt, die Jüngsten,
Zum neuen Jahr ein freundlich Wort
An Euch zu bringen. Kinder, sagen sie,
Gefallen immer, rühren immer, geht,
Gefallt und rührt! Das möchten denn die Alten,
Die nun dahinten stehen, auch so gern
Und wollen hören, ob es uns gelingt.

Wir haben Euch bisher von Zeit zu Zeit
Gefallen, und Ihr habt es uns gezeigt;
Das hat uns sehr erfreut und aufgemuntert.
Doch haben leider wir von Zeit zu Zeit
Euch auch mißfallen; das hat uns betrübt
Und angefeuert. Denn man strebet fast
Viel stärker, zu gefallen, wenn man einmal
Mißfallen hat, als wenn man stets gefällt

*) Diese Rede beschloß das erste Theaterjahr. Ihr war die Oper „Die Eifersucht auf der Probe" von Anseaume vorangegangen (s. Weber, Gesch. des Weimar. Theaters, S. 288). Es ist die erste Theaterrede, welche Goethe Christiane Neumann, dem „Mittelpunkt der ganzen Kunstumgang" (nach Schöll's Ausdruck, a. a. O., S. 15), der von ihm später (1797) besungenen „Euphrosyne" (Werke, II. S. 48), anvertraute. Sie hatte, erst dreizehnjährig, ihr großes, frühreifes Talent kurz vorher als „Arthur" in Shakespeare's „König Johann" (zuerst am 29. November 1791) offenbart (s. Euphrosyne von Helmi, Dessau 1871). Sie war Liebling des Hofes und der Stadt und bald „die erste Schauspielerin der Gesellschaft, Hauptmagnet des Familien-Geistes der Truppe" (Schöll, a. a. O., S. 15; vgl. die Erläuterungen von Bischoff, a. a. O., II. S. 166 ff.).

Und endlich denkt, man müsse nur gefallen.
Drum bitten wir vor allen andern Dingen,
Was Ihr bisher so gütig uns gegönnt:
Aufmerksamkeit, dann Euern Beifall öfter,
Als wir ihn eben ganz verdienen mögen;
Denn wenn Ihr schweigt, das ist das Allerschlimmste,
Was uns begegnen kann.

Und weil denn endlich hier nur von Vergnügen
Die Rede wäre, wünschen wir Euch Allen
Zu Hause jedes Glück, das unser Herz
Aus seinen Banden löst und es eröffnet:
Die schöne Freude, die uns Häuslichkeit
Und Liebe, Freundschaft und Vertraulichkeit
Gewähren mögen, hab' uns auch das Glück
Hoch oder tief gestellt, viel oder wenig
Begünstigt; denn die allerhöchste Freude
Gewähren jene Güter, die uns Allen
Gemein sind, die wir nicht veräußern, nicht
Vertauschen können, die uns Niemand raubt,
An die uns eine gütige Natur
Ein gleiches Recht gegeben und dies Recht
Mit stiller Macht und Allgewalt bewahrt.*)

So seid denn Alle zu Hause glücklich,
Väter, Mütter, Töchter, Söhne, Freunde,

*) S. Vorbemerk. S. 219 unten, und Werke, XII. S. LVI. Es sind die Schlagwörter der gleichzeitigen französischen Revolution, von Goethe auf die unveräußerlichen sittlichen Güter des Menschen bezogen. „In merklichem und eindringlichem Gegensatz zu den revolutionären Stimmungselementen der Zeit hebt er (Goethe) das natürlichste Glück friedlichen Gemeinsinns hervor" (Schöll, a. a. O., S. 18).

Vgl. Hebbel's Preis des Elternglücks in dem Epos „Mutter und Kind": „Welches irdische Glück ist diesem höchsten vergleichbar,
Das uns über uns selbst erhebt, indem wir's genießen?
Und wem wird es versagt, wem wird es gekränkt und geschmälert?"

Ebenso sagte schon der alte Gellert in seinem Kirchenliede „Auf Gott und nicht auf meinen Rath":
„An dem, was wahrhaft glücklich macht,
Läßt Gott es keinem fehlen.
Gesundheit, Ehre, Ruhm und Pracht
Sind nicht das Glück der Seelen;"
aber auch Schiller in der „Jungfrau von Orleans" (3. Aufz. 4. Auftr.):
„Was irgend gut ist und von oben kommt,
Ist allgemein und ohne Vorbehalt."

Verwandte, Gäste, Diener! Liebt Euch,
Vertragt Euch! Für Sorge für den Andern!
Dies schöne Glück, es raubt es kein Tyrann,
Der beste Fürst vermag es nicht zu geben.*)

Und so gesinnt besuchet dieses Haus
Und sehet wie vom Ufer manchem Sturm
Der Welt und wilder Leidenschaften zu!
Genießt das Gute, was wir geben können,
Und bringet Muth und Heiterkeit mit Euch,
Und richtet dann mit freiem, reinem Blick
Uns und die Dichter! Bessert sie und uns!
Und wir**) erinnern uns in späten Jahren
Mit Dank und Freude dieser schönen Zeit.

4.

Epilog.

Gesprochen den 11. Juni 1792.***)

In diesen letzten Stunden, die Ihr uns,
Verehrte, gönnet, tret' ich vor Euch auf;
Und ganz gewiß denkt Ihr, ich stehe hier,
Abschied zu nehmen. — Nein! — Verzeiht! — Mir ist's
Unmöglich! — — Schnell verjag' ich den Gedanken,
Daß wir von Euch uns trennen sollen.
Mit leichtem Geiste flieg' ich über Tage
Und Wochen weg, die uns in fremder Gegend,†)
Entfernt von Euch, beschäftigen. Wir denken
Uns gar zu gern: schon sind wir wieder da! —
Schon grüß' ich Euch aufs Neue! Seht, der Herbst
Hat Eure holden Bäume schon entlaubt!
Es lockt Euch nicht mehr des Thales Reiz,

*) S. oben S. 95, Note 2.

**) Im ersten Druck des Epilogs in der „Deutschen Monatsschrift" (März 1792, S. 252) findet sich zu „wir" der Zusatz: „(auf die Kinder deutend)".

***) Gleichfalls gesprochen von Christiane Neumann, zum Schluß der ersten Saison des zweiten Theaterjahres. Der Epilog erschien zuerst im Augustheft der „Deutschen Monatsschrift", 1792, S. 361. Vgl. die Erläuterung desselben von Bieberstein, a. a. O., II. S. 159 ff.

†) Nämlich in Lauchstedt.

Der Hügel Munterkeit lockt Euch nicht mehr.
Es braust der Winterſturm, es fliegt der Schnee! —
Schon eilt Ihr wieder gern vertraulich her;
Ihr freut Euch deſſen, was wir Neues bringen,
Und das Bekannte beſſer und vollkommner
Von uns zu hören, freut Euch auch. Wir finden
Euch immer freundlicher für uns geſinnt:
Wir ſind nicht Fremde mehr, wir ſind die Euren;
Ihr nehmet Theil an uns, wie wir an Euch.

Ein günſtiges Geſchick giebt uns den Fürſten
Zu unſrem Wohl, zu unſrer Luſt zurück,*)
Und neue Friedensfreuden kränzen ſchön
Die Tage ſeiner Gattin, ſeiner Mutter;
Und wie Ihr ſie verehrt und ihres Glücks Euch freut,
So mög' Euch Allen eignes Glück erſcheinen!
Und dieſes laßt uns mitgenießen! — Kommt!
Was Deutſchland Neues giebt, Ihr ſollt es ſehen,
Das Gute wiederholt, das Fremde**) ſoll
Nicht ausgeſchloſſen ſein. Wir geben Euch
Von jeder Art; denn keine ſei verſchmäht!
Nur eine meiden wir, wenn's möglich iſt:
Die Art, die Langeweile macht!***) — — So kommt! —
So kommt denn! — Ach! — — wo bin ich hin gerathen?
Um viele Stunden hab' ich dieſe Worte
Zu früh geſprochen, mich mit ſüßen Bildern
Getäuſcht, den Abſchied mir erleichtern wollen! —

---

*) Es iſt zu denken an die Theilnahme des Herzogs von Weimar, unter Goethe's Begleitung, an dem bevorſtehenden Feldzuge der preußiſchen und öſtreichiſchen Armee gegen Frankreich. Der Herzog ging am 22. Juni zur Armee ab. Vgl. Goethe's „Campagne in Frankreich" 1792.

**) Das Fremde bezieht ſich hauptſächlich auf Shakeſpeare, da in dieſem Halbjahre deſſen „König Johann", „Hamlet" und beide Theile von „Heinrich der Vierte" gegeben waren, außerdem auch das Trauerſpiel „Eſſex" von Banks (ſ. Epilog Nr. 12).

Wir führen A. Schlegel's Worte über obigen ſchönen Epilog an: „Hier iſt ſchon der volle Kreis der wirklichen Gemeinſittlichkeit in die Sympathie der öffentlich geſellenden Kunſt hereingezogen; hier hebt ſich im Namen Aller das gegenwärtige Pietätsgefühl für den vom Kriege fern gehaltenen Fürſten, die Theilnahme und Hoffnung für die landesherrliche Familie als patriotiſche Flamme im Altarfeuer des Kunſttempels" (a. a. O., S. 20).

***) Nach Voltaire (Vorrede zum Enfant prodigue): „Tous les genres sont bons, hors le genre ennuyeux." Auch Wieland wandte das Bonmot in ſeinem „Sendſchreiben an einen jungen Dichter" an. Siehe auch oben, S. 49. Note 1.

Geſchwind herunter mit dem Vorhang, daß
Nicht eine Thräne mir entwiſche! Nur
Geſchwind herunter, daß von uns
Ein heitres Bild in Eurer Seele bleibe!

5.

Prolog

zu dem Luſtſpiel „Der Krieg" von Goldoni.

Geſprochen von Madame Becker, geb. Neumann. Den 15. Oktober 1793.*)

Den Gruß, den wir zum Anfang**) ſchuldig blieben,
Mit frohem Herzen ſprech' ich heut ihn aus;
Und die Gelegenheit giebt mir das Stück,
Es heißt: „der Krieg", das wir Euch heute geben.***)
Zwar werdet Ihr von tiefer Politik,

---

*) Den zuerſt im „Journal des Luxus und der Moden" (November 1793, S. 581) abgedruckten Prolog ſprach wiederum Chriſtiane Neumann, welche einige Monate vorher (im Juli), obwol erſt ſiebzehnjährig, den Schauſpieler und Regiſſeur Becker (von Blumenthal) in Halle geheirathet hatte. Goethe's Schwager, Vulpius, hatte La Guerra, commedia di tre atti in prosa, di Goldoni, kurz Theater neu bearbeitet. Die Ueberſchrift lautete daher auch im erſten Drucke: „Prolog zu der neuen Bearbeitung von Goldoni's Luſtſpiel" ꝛc. Das Stück war ſchon 1773 in deutſcher Ueberſetzung von Xavier und Pleiße erſchienen (Der Krieg, komiſche Oper in 3 Aufzügen, nach Goldoni, Leipzig 1773). In den „Neuen Schriften", 1800, Band VII. S. 372, bezeichnet Goethe das Stück irrthümlich in der Ueberſchrift als „Schauſpiel", und dabei iſt es ſeitdem in allen Ausgaben geblieben, obgleich der achte Vers des Prologs es richtig „Luſtſpiel" nennt.

**) Zum Anfang, d. h. zum 10. Oktober, wo das Singſpiel „der Baum der Diana" die Winterlaſten ohne Prolog eröffnet hatte.

***) Der Gegenſtand des Stücks ſtand in enger Beziehung zu den Zeitereigniſſen, da der Krieg der deutſchen Mächte mit der franzöſiſchen Republik in dieſem Jahre fortgeführt wurde. Das günſtigſte Ergebniß für die deutſchen Waffen im eben verfloſſenen Sommer war die Wiedereroberung von Mainz geweſen, welches am 22. Juli kapitulirt hatte. Der langen Belagerung hatte Goethe ſelbſt in der Begleitung des Herzogs von Weimar beigewohnt (Werke, achte A., Bd. XXV: „Die Belagerung von Mainz 1793"). In Goldoni's Stück handelt es ſich ebenfalls um die Belagerung und die Kapitulation einer Feſtung, und Goethe ließ deshalb auch während des Stücks verſchiedene vor uns in Mainz von den Belagerern und Belagerten gebrauchte Märſche ſpielen. Politiſche Tendenzen hat das lebhafte und heitre Goldoni'ſche Stück jedoch nicht. Die Schilderung der Kriegs- und Lagerſitten iſt vielmehr die Hauptſache, wie ſich dies aus den folgenden Verſen des Prologs ergiebt. Florida, — die Rolle der Chriſtiane Becker, — Tochter des Kommandanten der belagerten Stadt,

Warum die Menschen Kriege führen, was
Der letzte Zweck von allen Schlachten sei,
Fürwahr in unserm Lustspiel wenig hören.
Dagegen bleibt Ihr auch verschont von allen
Unangenehmen Bildern, wie das Schwert
Die Menschen, wie das Feuer Städte mordet,
Und wie im wild erregten Staubgetümmel
Die halbgereifte Saat zertreten sinkt.
Ihr hört vielmehr, wie in dem Felde selbst,
Wie die Gefahr von allen Seiten droht,
Der leichtsinn herrscht und mit bequemer Hand
Den kühnen Mann dem Ruhm entgegenführt;
Ihr werdet sehen, daß die Liebe sich
So gut ins Zelt als in die Häuser schleicht
Und, wie am Flötenton, sich an der rauhen
Eintönigen Musik des Kriegsgetümmels freut,
Und daß der Eigennutz, der viel verderbt,
Auch dort nur sich und seinen Vortheil denkt.*)

So wünschen wir, daß dieses schwache Bild
Euch einiges Vergnügen gebe, Euch das Glück
Der Ruhe fühlbar mache, die wir fern
Von allem Elend hier genießen.
Doch wir leiden
Ein Einziges durch jenen bösen Krieg;
Und dieses Einzige drückt schwer genug! —
Ach, warum muß der Eine**) fehlen, der
So werth uns Allen und für unser Glück

---

hält sich im Lager der Gegenseite auf, „im Zelt", und erweckt hier die Liebe des tapfern Cornets Faustino, der aus dem Konflikt zwischen Liebe und Dienstpflicht durch das unerwartete Eintreffen der Nachricht vom geschlossenen Frieden befreit wird. Die Belagerung wird in Folge des Friedens aufgehoben.

*) Bezieht sich auf zwei Personen des Goldoni'schen Stücks, den durch Wucher bereicherten Kriegslieferanten Don Polidoro und die Händlerin Orfolina; entlarvt, ergreifen Beide wieder ihr ursprüngliches Metier, Ersterer wird wieder Eiertreiber, Letztere Wäscherin.

**) Der Herzog von Weimar, welcher noch im Felde stand. Vergl. die Erläuterung von Viehoff, a. a. O., II. S. 179 ff., und A. Schöll, a. a. O., S. 20, wo auch hervorgehoben ist, wie „der Ansprache durchweg fühlbar die Zeitsituation zu Grunde liege: die Ruhe im Lande, das vom Krieg verschont, aber doch schon beschattet ist vom Dunkel des äußersten Horizonts" u. s. w. Der Schluß des Prologs „versetzte alle Zuhörer in tiefe Rührung und feuchtete alle Augen mit heißen Thränen. Diesen Prolog mußte man aus ihrem (Christianens) Munde hören, und alle Herzen waren ihr zugewandt" (Weber, a. a. O., S. 290). Der Herzog dankte Goethe „innig gerührt" (Briefwechsel, I. Nr. 86).

So unentbehrlich iſt! — Wir ſind in Sicherheit,
Er in Gefahr; wir leben im Genuß,
Und er entbehrt. — O, mög' ein guter Geiſt
Ihn ſchützen, jenes edle Streben
Ihm würdig lohnen, ſeinen Kampf
Fürs Vaterland mit glücklichem Erfolge krönen! —

Die Stunde naht heran, er kommt zurück,
Verehrt, bewundert und geliebt von Allen! —
Er tritt auch hier herein. Es ſchlagen ihm
Die treuen Herzen froh entgegen.
„Willkommen!" rieſe Jeder gern,
„Er lebe!" ſchwebt auf jeder Lippe.
Doch die Lippe verſtummt. —
Das volle Herz macht ſich durch Zeichen Luft,
Es rührt ſich jede Hand! Unbändig ſchallt
Die Freude von den Wänden wieder;
Durchs Getümmel tönt der allgemeine Wunſch:
„Er lebe! Lebe für uns, wie wir für ihn!"

6.

Prolog

zum Schauſpiel „Alte und neue Zeit" von Iffland.

Geſprochen von Madame Becker, geb. Neumann, im Charakter der Jakob.
Den 7. Oktober 1794.*)

So hätt' ich mich denn wieder angezogen,
Mich abermals verkleidet, und nun ſoll
Im vielgeliebten Weimar wieder zum erſten Mal
Ein neues Stück gegeben werden,
Das „alt' und neue Zeit" zum Titel hat.

*) Im erſten Drucke des Prologs (S. 141 ff. des Schiller'ſchen Muſen-Almanachs f. d. J. 1795) iſt Iffland's Stück richtig als „Schauſpiel" bezeichnet, dagegen in Goethe's „Neuen Schriften", 1800, Bd. VII. S. 377, als „Luſtſpiel", ein Fehler, der ſeitdem in allen Ausgaben der Goethe'ſchen Werke beibehalten iſt. Iffland nennt aber ſein Stück „Ein Schauſpiel in 5 Aufzügen", und das iſt es auch ſeinem Inhalte nach. Im erſten Druck fehlt das Datum des Tags und Monats, aber er hat den Zuſatz: „Bei der Wiedereröffnung des Weimariſchen Theaters". In den

Ja, alt' und neue Zeit, das ſind fürwahr
Beſondre Worte! — Seh' ich mich im Spiegel
Als Knabe wieder angezogen, auf dem Zettel
Als Jakob angekündigt, wird mir's wunderlich
Zu Mute. — Jakob ſoll ich heißen?
Ein Knabe ſein? Das glaubt kein Menſch.
Wie Viele werden nicht mich ſehn und kennen,
Beſonders Die, die mich als kleine Chriſtel*)
Mit ihrer Freundſchaft, ihrer Gunſt beglückt!

Was ſoll das nun? Man redt ſich aus und an;
Der Vorhang hebt ſich, da in Alles Licht
Und Luſt, und wenn er endlich wieder fällt,
Da gehn die Lampen aus und riechen übel. —
Erſt iſt man klein, wird größer, man gefällt,
Man liebt — und endlich iſt die Frau,
Die Mutter da, die ſelbſt nicht weiß,
Was ſie zu ihren Kindern ſagen ſoll. —
Und wenn nichts weiter wäre, möchte man
So wenig hier agiren als da draußen leben.

(Sie blättert in den Büchern, ſchlägt ſie endlich zu und legt ſie hin.)

Jakob — was fällt Dir ein?
Man ſieht doch recht, daß Du ein Schüler biſt,
Ein guter zwar, doch der zu viel allein

„Neuen Schriften", a. a. O., nennt Goethe den 6. Oktober; neuere Forſchungen haben aber ergeben, daß die Winterſalon im Jahre 1794 nicht am 6., ſondern am 7. Oktober eröffnet wurde, wonach ſich unſre Angabe oben erklärt (ſ. Schöll, a. a. O., S. 16, und Weber, a. a. O., S. 291).

Jakob gehört in Iffland's Stück mit ſeiner Mutter, Frau Langenfeld, und ſeiner Schweſter Chriſtine zu den Perſonen, welche der alten, guten Sitte getreu geblieben ſind; er will ſoeben die Univerſität beſuchen und iſt ein Muſterbund an Kenntniſſen und Biederheit, der zuletzt mit ſeiner Schweſter die durch neumodiſche Grundſätze zerrüttete Ehe des Onkels und der Tante Grünbeck wieder neu befeſtigt (ſ. oben S. 18, unten). Heute würde kein Publikum dies Stück wegen ſeiner Unnatur ertragen, während es damals zu den beliebteren gehörte.

*) Unter dem Namen Chriſtel war die Becker in der Stadt allbekannt und allbeliebt (ſ. den Brief des Herzogs an Goethe, Briefwechſel, I. S. 253. No. 148). Dem „bändlichen" Charakter des Prologs entſpricht es auch, daß acht Verſe weiter auf die Mutterſchaft der jungen Frau angeſpielt wird. Am 9. Juni deſſelben Jahres war ihre älteſte Tochter Corona, ſo genannt nach Chriſtianens Lehrerin, Corona Schröter, ſpätere Sängerin Frau Werner, geboren (Weder, a. a. O., S. 300). „Die junge Mutter, im Knabenkoſtüm, die in den Worten angedeuteten perſönlichen Beziehungen, die Verehrung des Publikums für die abweſende Chriſtel, Alles ſicherte dem Prologe die größte, komiſche Wirkung" (Doſſmann, Euphroſyne, S. 20).

In seinen Büchern steckt. — Hinweg die Grillen!
Hervor mit Dir!

(Hervortretend.)

Begrüße diese Stadt,
Die alles Gute pflegt, die alles nützt,
Wo sicher und vergnügt sich das Gewerbe
An Wissenschaft und Künste schließt, wo der Geschmack
Die dumpfe Dummheit längst vertrieb,
Wo alles Gute wirkt, wo das Theater
In diesen Kreis des Guten mit gehört!

Ja, gönnt uns diesen Trost, daß wir nicht ganz umsonst
Hier oben uns bemühn! Wenn Herz und Geist
Sich Euch erwettern, wenn Ihr zu Geschäften
Euch wieder muntrer fühlt,
Wenn der Geschmack sich allgemeiner zeigt,
Wenn Euer Urtheil immer sichrer wird,
So denkt: auch jener kleine Jakob hat
Dazu was beigetragen, und seid ihm,
Seid Allen, die hier oben mit ihm wirken,
Zur neuen Zeit so wie zur alten günstig!*)

7.

An die Herzogin Amalia.

Nach einer kleinen theatralischen Vorstellung**) gesprochen.

Zum 24. Oktober 1800.

Die Du der Musen reinste Kost gezogen,
Verzeihe diesen bunten Anzeichnerz!

*) A. Schlegel bemerkt von diesem Prologe (a. a. O., S. 17): „Was Goethe hier zu Gunsten der Schauspielerin und der Kunstgesellschaft anwendet, daß das Theater in den Kreis des Guten gehöre, das hatte er von Anfang an auch in dem Sinne zur Wahrheit gemacht, daß er seiner Bühne einen direkten Bezug zur öffentlichen Sittlichkeit gab. Er hatte den Familiensinn, den er in Drama und Publikum zur Kunstharmonie und aus ihr bewegte, auch bestimmt hingeleitet auf Belebigung des Heimathgefühls, Erleichterung des Gemeinverstandes, Erwärmung patriotischer Treue.“ Dem Urtheil Schlegel's, daß man „dem Ganzen wohl den Druck anfühle, der auf jenen Tagen lastete“ (Goethe's Gedichte, II. S. 173), wird schwerlich Jemand zustimmen.

**) Obige Ueberschrift stimmt mit derjenigen des ersten Drucks der drei

Daß maskenhaft wir heut uns angezogen,
Ist auf den Brettern ein erlaubter Scherz,
Und billig bist Du dieser Schaar gewogen,
Denn unter jeder Maske schlägt ein Herz *)
O, könnten Du enthüllt das Innre sehen,
Es würden Ideale vor Dir stehen.

Verehrung naht sich mit durchdrungnen Mienen
Und Dankbarkeit mit frei erhobner Hand
Die Treue selbst mit Eifer Dir zu dienen,
Ist unablässig ihre schönste Lust.
Bescheidenheit, in zitterndem Erkühnen,
Ist sich der stummen Sprache wohl bewußt,
Und Wünsche knieen an den goldnen Stufen,
Dir tausendfält'ges Glück herabzurufen.

So scheint ein Tempel hier sich zu erheben,
Wo erst der Thorheit laute Schelle klang;
Der Breiter Knarren und der Spieler Beben
Erscheinet nun in einem höhern Rang.
Dir segnet diese Schaar ein schönes Leben!

Stanzen (in Seckendorf's Neujahrs-Taschenbuch a. d. J. 1801, S. 246 bis 248), des einzigen bei Goethe's Lebzeiten erschienenen, genau überein. In den Werken finden sie sich erst in der Quart-Ausgabe 1836 (I. 2. S. 546) mit der Ueberschrift „Stanzen an die Herzogin Amalia" und dann 1840 (VI. S. 410) mit der Ueberschrift: „Epilog nach der Vorstellung der Stolzen Bashi von Gotter, im Oktober 1800. An die Herzogin Amalie gerichtet". Im ersten Drucke folgt der Ueberschrift die eingeklammerte Notiz: „Diese Vorstellung geschah einige Tage vor der Aufführung von Paläophron und Neoterpe, worauf sich der Schluß bezieht", und dieselbe Notiz findet sich unter dem Text in der Quart-Ausgabe der Werke (vergl. oben, S. 13). Obige Stanzen und das Festspiel, auf welches der Schluß verweist, feierten beide den 24. Oktober, den Geburtstag der Herzogin, wenn auch nicht an demselben Tage. Die „Stolze Bashi" von Gotter, ein Gesellschaftsspiel in Alexandrinern, welches Ahasver, König in Persien, Bashti, seine Gemahlin, Haman und dessen Frau Seres, nebst Kämmerlingen und Zofen, in Szene setzt, wurde in Masken gespielt und gab den Anstoß zu den Weimarischen Maskenstücken. Gotter verfaßte sein parodistisches und possenhaftes Stück im Jahre 1769, angeregt durch Goethe's „Jahrmarktsfest von Plundersweilern", in welchem zum Theil dieselben Personen in demselben Metrum sprechen. Gedruckt wurde es erst 1795 (Schauspiele von F. W. Gotter, Leipzig bei Göschen, No. 1). Vergl. Caroline, Briefe ꝛc., 1871, I. S. 54 und 147. S. auch die Erläuterung von Biedermann, a. a. O., II. S. 430.

*) S. oben „Theaterszenen", S. 211:
„Und hinter den Masken allen
Verehrung treuer Schaar."

Und lächelst Du der Muse leichtem Sang,
So hörest Du von hier in wenig Tagen
Mit etwas Neuem Dir das Alte sagen.*)

8.

Prolog.

Bei Wiederholung des Vorspiels „Was wir bringen" in Weimar.)**

Den 25. September 1802.

Ein Schiffer, wenn er nach beglückter, langer Fahrt
An manchem fremden Ufer mit Genuß verweilt
Und mancher schönen Früchte laudend sich erfreut,
Empfindet erst der höchsten Wünsche Ziel erreicht,
Wenn ihm der heim'sche Hafen Arm und Busen beut.
So geht es uns, wenn wir nach manchem heitern Tag,
Den wir, an fremder Stätte thätig, froh verlebt,
Zuletzt uns wieder an bekannter Stelle sehn,
Wo wir als in dem Vaterland verweilen; denn
Wo wir uns bilden, da ist unser Vaterland.***)
Doch wie wir denken, wie wir fühlen, ist Euch schon
Genug bekannt, und wie mit Neigung und Vertraun

---

*) Nämlich in der bevorstehenden Masken-Aufführung von „Palä-ophron und Neoterpe" (oben S. 41).

**) S. das Vorspiel, oben S. 41. Dasselbe wurde nach der Rückkehr der Schauspieler von Lauchstedt, der „fremden Stätte" (Vers 7), und Rudolstadt nach Weimar am 25. September und 2. Oktober 1802 hier nach obigem Prologe gegeben, und damit die Wintersaison eröffnet (Weber, a. a. O., S. 771). Becker, der Merkur des Vorspiels, sprach den Prolog, wie dies auch aus den beiden Schlußversen hervorgeht. Gedruckt wurde er bereits 1802, zusammen mit dem Vorspiel (S. 77 bis 80) und dann seit 1806 in den Werken stets im Anschluß an das Stück.

***) Genau übereinstimmend mit dem Spruche Voltaire's: „Celui qui nous instruit, est notre compatriote". Verwandt ist der von Cicero (Tusculanae, V. 37) allegirte ältere, dem Tragiker Pacuvius zugeschriebene Spruch: „Patria est, ubicunque est bene," (wonach: „ubi bene, ibi patria", oder auch „ubi crux, ibi patria") und: „Quaevis terra patria" (Erasmi adagia, unter „Omnis fortunae capitur"), nach dem Griechischen πᾶσα γῆ πατρίς. Schiller dagegen sagt: „Wo man beglückt, ist man im Vaterlande" (Huld. d. Künste), und der lustige Hafis:

„Der Winkel in der Schenke ist
Das eigentliche Vaterland." (Hammer, 1811, I. 209.)

Und Ehrfurcht wir vor*) Euch uns müben, wißt Ihr wohl.
Darum scheint es ein Ueberfluß, wenn man mich jetzt
Hervorgesendet, Euch zu grüßen, unsern Kreis
Aufs Neu' Euch zu empfehlen. Auch erscheint' ich nicht
Um dessentwillen eigentlich, wiewol man oft
Das ganz Bekannte mit Vergnügen hören mag;
Denn heute hab' ich was zu bitten, habe was
Gewissermaßen zu entschuld'gen. Ja, fürwahr!
Das, was wir wollen, was wir bringen, dürfen wir**)
Euch nicht verkünden, da vor Euren Augen sich,
Was wir begonnen, nach und nach entwickelt hat.
Als wir jedoch die nachbarliche Flur besucht
Und dort, vor einer neuen Bühne, großen Drang
Der Fremden zu gewarten***) hatten, die vielleicht
Der kühnen Neuerungen Wagestücke nicht
Mit günst'gen Augen sähen, unserm Wunsch gemäß,
Da traten wir zusammen, und in seiner Art
Ein Jeder suchte das zu leisten, was ihm wol
Am Leidlichsten gelänge; was denn auch zuletzt
Auf Mannichfaltigkeit des Spieles, deren wir
Uns rühmen dürfen, leicht und heiter deutete.
Das ist denn auch gelungen, und wir hatten uns
Auf manche Weise der geschenkten Gunst zu freun.

Vielleicht nun wär' es klug gethan, wenn wir's dabei
Bewenden ließen, das, was glücklich dort gewirkt,
Weil es besonders zu dem Fall geeignet war,
Nicht wieder brächten, hier, wo es doch eigentlich
An mancher Stelle nicht gehörig passen mag.

Weil aber das Besondre, wenn es nur zugleich
Bedeutend ist, auch als ein Allgemeines wirkt,†)

*) „Vor" ist richtig, d. h. auf der Bühne, in Eurer Gegenwart. Doch läge „für" näher.

**) „Dürfen" im Sinne von „bedürfen", „brauchen".

***) „Gewarten" im Sinne von „gewärtigen", „mit voller Gewißheit erwarten" (Sanders, II. S. 1489b, No. 2). Sanders citirt u. a. Schiller:

„Von Stunde zu Stunde gewartet' er
Mit hoffender Seele der Wiederkehr."

†) Ein oft von Goethe ausgesprochener, von seiner eigenen poetischen Richtung abstrahirter Gedanke. Vergl. „Sprüche in Prosa" (Werke, Bd. XIX.), No. 273: „Das ist die wahre Symbolik, wo das Besondere das Allgemeinere repräsentirt", und No. 283: „Wer nun das (dieses) Besondere lebendig faßt, erhält zugleich das Allgemeine mit, ohne es gewahr zu werden." Ferner No. 280 und 310.

So wagen wir auf Eure Freundlichkeit getrost,
Euch eben darzubringen, was wir dort gedacht.
Ihr habt uns oft begleitet in die fernste Welt,
Nach Samarkand und Peking*) und ins Feenreich;
So laßt Euch heut gefallen, in das nächste Bad
Mit uns zu wandern, nehmt bequemen Platz daselbst
In einem neuen Hause, das in kurzer Zeit,
Fast wie durch Zauberkünste, sich herausgebaut;
Gedenkt mit Lächeln einer alten Hütte dann,
In der Ihr sonst mit Unlust oft die Lust gesucht;
Denn etwas Aehnlichs ist Euch doch auch hier geschehn.**)

Und wenn Ihr das, was Andern zubereitet war,
Mit gutem Willen zu genießen Euch entschließt,
So werdet Ihr wol Manches finden, das Ihr Euch
Und Eurem Zustand anzueignen nicht verschmäht.
Das Alles hegt in seinem Herzen, bitt' ich Euch!
Und mit Gefühl und Phantasie empfanget mich,
Wenn Ihr als fremde Herrn und Frauen mir zuletzt,
Als Sachsen***) und als Preußen anzureden seid!

*) Bezieht sich auf „Turandot", tragi-komisches Märchen von Gozzi, in Schiller's Bearbeitung am 30. Januar 1802 zuerst in Weimar mit großem Beifall aufgeführt.

**) Durch den Umbau des Weimarischen Theaters 1798. S. oben, S. 215, und Caroline, Briefe ꝛc., 1871, I. S. 327: „Nun von Goethe's Geschäftigkeit. Er hat das Weimarische Komedienhaus inwendig durchaus umzeichnen und in ein freundliches, glänzendes Feenschlößchen verwandelt. Es hat wie erstaunlich wohl gethan" u. s. w.

***) S. oben Merkur's Rede, S. 62 und 63. Die Weimaraner sind Thüringer, nur das regierende Haus ist sächsisch. Vor dem zweiten „Als" hat man ein „nämlich" zu supplieren.

9.

Epilog zu Schiller's „Glocke“.*)

Freude dieser Stadt bedeute,
Friede sei ihr erst Geläute!

Und so geschah's! Dem friedenreichen Klange
Bewegte sich das Land,**) und segenbar
Ein frisches Glück erschien; im Hochgesange

*) Schiller's Lied von der Glocke ward zum Andenken des Dichters am 10. August 1805 in Lauchstedt mit diesem Epiloge dramatisch aufgeführt, welchem jedoch die sechste und die beiden letzten Strophen fehlten. Die drittletzte, zwanzigste Strophe schloß in der ersten Lesart mit Bezug auf das Schiller'sche Motto:

„Doch jetzt empfindet sein verklärtes Wesen
Nur einen Wunsch, wenn es herüber schaut:
O! möge doch den heil'gen, letzten Willen
Das Vaterland vernehmen und erfüllen!“

So erschien das Gedicht zuerst gedruckt sowol 1805 im Cotta'schen Taschenbuch für Damen a. d. J. 1806, als auch 1808 im Bd. VIII. der Werke (S. 351). Bei der Wiederholung zu Weimar am 10. Mai 1810, dichtete Goethe die vorletzte Strophe, die also damals den Schluß bildete, und wieder fünf Jahre später, zur Aufführung daselbst am 10. Mai 1815, die sechste Strophe und die jetzige Schlußstrophe neu hinzu, und in dieser veränderten Gestalt, in der Ueberschrift mit dem sich dadurch erklärenden Zusatze „Wiederholt und erneut bei der Vorstellung am 10. Mai 1815“, erschien der Epilog seit 1817 in den Werken (zuerst Bd. IX., S. 365 f.). Das Motto bildet bekanntlich den Schluß der „Glocke“ (im ersten Druck ist dasselbe noch durch den Vers: „Concordia soll ihr Name sein“ vervollständigt, der jedoch in Goethe's Handschrift fehlt), und der Epilog wurde im unmittelbaren Anschluß an jenen Schluß gesprochen, indem die Sprecherin (bei allen drei Aufführungen Frau Amalia Wolff) unter die eben in die Höhe gezogene Glocke und von da aufs Proszenium trat. Zu Ende des Epilogs erscholl bei der ersten Aufführung ein Trauer-Chor zu dem Motto des Schiller'schen Gedichts nach Zelter's Angabe (s. Goethe's Brief an Meyer vom 12. August 1805; Riemer, Briefe, S. 79; Weber, Gesch. d. Weim. Theaters, S. 146 bis 148). Dem ersten Drucke im Damentaschenbuch geht daher die Erklärung voran: „Schiller's Lied von der Glocke ward zu dessen Andenken, Lauchstedt am 10. August 1805, dramatisch aufgeführt, mit einem Epilog von Goethe. Die sämmtlichen Weimarischen Hofschauspieler nahmen Theil an dieser Feier. Der Schauplatz war des Gießers Werkstätte. Schlußchor: Vivos voco, fulgura frango, mortuos plango.“ Die drei letzten Akte von Schiller's „Maria Stuart“ waren vorhergegangen. — Folgendes Schema einer noch umfassenderen Schiller-Feier von Goethe's Hand hat sich erhalten: „Symphonie. Mimische Entreen. Exposition. Donnerschlag. Das Stück. Verwandlung zum Katafalk. Trauergesang. Epilog des Vaterlandes. Verwandlung ins Heitere. Gloria in Excelsis“ (s. Katalog der Goethe-Ausstellung, Berlin 1861, S. 22. No. 66; Briefwechsel mit Zelter Nr. 68 bis 77, und unten S. 569).

**) Andeutung des Glücks der Ruhe, dessen Norddeutschland seit dem Ba-

Begrüßten wir das junge Fürstenpaar;
Im Vollgewühl, in lebensregem Drange
Vermischte sich die thät'ge Völkerschaar,
Und festlich ward an die geschmückten Stufen
Die Huldigung der Künste vorgerufen.

Da hör' ich schreckhaft mitternächt'ges Läuten,
Das dumpf und schwer die Trauertöne schwellt.
Ist's möglich? Soll es unsern Freund bedeuten,
An den sich jeder Wunsch geklammert hält?
Den Lebenswürd'gen*) soll der Tod erbeuten?
Ach, wie verwirrt solch ein Verlust die Welt!
Ach, was zerstört ein solcher Riß den Seinen!
Nun weint die Welt, und sollten wir nicht weinen?

Denn er war unser! Wie bequem gesellig
Den hohen Mann der gute Tag gezeigt,
Wie bald sein Ernst anschließend, wohlgefällig
Zur Wechselrede heiter sich geneigt,
Bald raschgewandt, geistreich und sicherstellig**)
Der Lebenspfade tiefen Sinn erzeugt
Und fruchtbar sich in Rath und That ergossen:
Das haben wir erfahren und genossen.

Denn er war unser! Mag das stolze Wort
Den lauten Schmerz gewaltig übertönen!
Er mochte sich bei uns im sichern Port
Nach wildem Sturm zum Dauernden gewöhnen.***)
Indessen schritt sein Geist gewaltig fort

feier Frieden genoß. Der weitere Inhalt der Strophe bezieht sich auf die Vermählung des Erbprinzen von Weimar mit der Großfürstin Maria Paulowna von Rußland, zu deren Feier am 12. November 1804 Schiller sein letztes dramatisches Gedicht „Die Huldigung der Künste" verfaßt hatte.

*) Aehnlich im Vorspiel zu Voß's Ansichten unten, Anhang:
„Den Lebenswürdigsten, o laß ihn leben!"

**) Dies Wort ist neu gebildet, wie „werkheilig", „sicherstellig". Der folgende Vers enthält den Gegensatz zu dem vorhergehenden: Schiller's Ernst begründete eine tiefere Auffassung des Lebens. Im Schauspiel kann man seine Theilnahme an der Theaterleitung angedeutet finden.

***) Der Dauer und Festigkeit der äußern Verhältnisse, welche Schiller in Jena und Weimar gewann, ist in den folgenden Versen seine fortschreitende innere Entwicklung gegenübergestellt. Im ersten Entwurf stand: „Nach wildem Sturm des Lebens". Die folgende Strophe knüpft mit: „Nun" an den „sichern Port" wieder an. In der „Gartennymphe" möchte man eine realistische Anspielung auf Schiller's Gartenhaus in Jena, in welchem er den größten Theil des „Wallenstein" dichtete, annehmen. Hier ist jedoch das Observatorium, die Himmelswarte des Sehers, bildlich zu verstehen.

Ins Ewige des Wahren, Guten, Schönen,
Und hinter ihm in wesenlosem Scheine
Lag, was uns Alle bändigt, das Gemeine.

Nun schmückt' er sich die schöne Gartenzinne,
Von wannen er der Sterne Wort vernahm,
Das dem gleich ew'gen, gleich lebend'gen Sinne
Geheimnißvoll und klar entgegenkam.
Dort, sich und uns zu köstlichem Gewinne,
Verwechselt er die Zeiten wundersam,
Begeanet sie, im Würdigsten beschäftigt,
Der Dämmerung, der Nacht, die uns entkräftigt.*)

Ihm schwollen der Geschichte Fluth auf Fluthen,
Verspülend, was getadelt, was gelobt,
Der Erdbeherrscher wilde Heeresgluthen,
Die in der Welt sich grimmig ausgetobt,
Im niedrig Schrecklichsten, im höchsten Guten
Nach ihrem Wesen deutlich durchgeprobt. —
Nun sank der Mond, und in erneuter Wonne
Vom klaren Berg herüber stieg die Sonne.**)

Nun glühte seine Wange roth und röther
Von jener Jugend, die uns nie entfliegt,
Von jenem Muth, der, früher oder später,
Den Widerstand der stumpfen Welt besiegt,
Von jenem Glauben, der sich stets erhöhter
Bald kühn hervordrängt, bald geduldig schmiegt,
Damit das Gute wirke, wachse, fromme,
Damit der Tag dem Edlen endlich komme.

*) Die beiden Schlußverse kamen erst 1815 zugleich mit den sechs ersten Versen der folgenden Strophe hinzu, deren Schlußverse erst zu dieser Strophe gehörten. „Verwechselt er die Zeiten", d. h. er macht die Nacht zum Tage. Wie hier an Schiller's philosophische, so ist in der folgenden Strophe an seine historischen Studien, besonders an die „Geschichte des dreißigjährigen Krieges" zu denken, während der weltüberwindende Idealismus seiner letzten großen dichterischen Periode in der dann folgenden Strophe ausgedrückt ist. Schiller's Sinn war „gleich ewig, gleich lebendig" (V. 3), d. h. nicht minder dem ewigen als dem irdischen Leben zugewendet.

**) Andrer Ausdruck für: „die Sonne ging auf". Es liegt die Anschauung zu Grunde, daß die Sonne über Berge auf- und untergeht, wie dies das italienische „tramontare" (untergehn) ausdrückt. In demselben Sinne steht Goethe's „sich zum Berge neigen" im Logengedichte v. J. 1825 (Werke, II. S. 426); und ein Lied von H. Heine fängt an: „Ueber die Berge steigt schon die Sonne". Die erste Lesart war in unserm Verse übrigens „schien" für „stieg".

Doch hat er, so geübt, so vollgehaltig,
Dies bretterne Gerüste nicht verschmäht;
Hier schildert er das Schicksal, das gewaltig
Von Tag zu Nacht die Erdenachse dreht,
Und manches tiefe Werk hat, reichgestaltig,
Den Werth der Kunst, des Künstlers Werth erhöht.
Er wendete die Blüthe höchsten Strebens,
Das Leben selbst, an dieses Bild des Lebens.*)

Ihr kanntet ihn, wie er mit Riesenschritte
Den Kreis des Wollens, des Vollbringens maß,
Durch Zeit und Land der Völker Sinn und Sitte,
Das dunkle Buch mit heiterm Blicke las;
Doch wie er athemlos in unsrer Mitte
In Leiden bangte, kümmerlich genas,
Das haben wir in traurig schönen Jahren,
Denn er war unser, leidend miterfahren.

Ihn, wenn er vom zerrüttenden Gewühle
Des bittern Schmerzes wieder aufgeblickt,
Ihn haben wir dem lästigen Gefühle
Der Gegenwart, der stockenden, entrückt,
Mit guter Kunst und ausgesuchtem Spiele
Den neubelebten edlen Sinn erquickt
Und noch am Abend vor den letzten Sonnen
Ein holdes Lächeln glücklich abgewonnen.**)

Er hatte früh das strenge Wort gelesen,
Dem Leiden war er, war dem Tod vertraut.
So schied er nun, wie er so oft genesen;
Nun schreckt uns das, wofür uns längst gegraut.
Doch schon erblicket sein verklärtes Wesen
Sich hier verklärt, wenn es herniederschaut.
Was Mitwelt sonst an ihm beklagt, getadelt,
Es hat's der Tod, es hat's die Zeit geadelt.

Auch manche Geister, die mit ihm gerungen,
Sein groß Verdienst unwillig anerkannt,
Sie fühlen sich von seiner Kraft durchdrungen,

*) „Die Bretter, die die Welt bedeuten" (Schiller, im Gedicht „An die Freunde").

**) Beziehung auf Schiller's letzte dramatische Arbeiten, „die Huldigung der Künste" und „Phädra", die am 30. Januar 1805 zuerst aufgeführt wurde. Noch am 20. April, zehn Tage vor seinem Tode, hatte Schiller das Theater besucht.

In seinem Kreise willig festgebannt;
Zum Höchsten hat er sich emporgeschwungen,
Mit Allem, was wir schätzen, eng verwandt.
So feiert ihn! Denn was dem Mann das Leben
Nur halb ertheilt, soll ganz die Nachwelt geben.

So bleibt er uns, der vor so manchen Jahren —
Schon zehne*) sind's! — von uns sich weggekehrt!
Wir haben Alle segenreich erfahren,
Die Welt verdankt ihm, was er sie gelehrt;
Schon längst verbreitet sich's in ganze Schaaren,
Das Eigenste, was ihm allein gehört.
Er glänzt uns vor, wie ein Komet entschwindend,
Unendlich Licht mit seinem Licht verbindend!**)

10.

Prolog.

Bei Eröffnung der Darstellungen des Weimarischen Hoftheaters in Leipzig, den 24. Mai 1807.*)**

Gesprochen von Madame Wolff.

Wenn sich auf hoher Meeresfluth ein Schiff
Von grader Bahn abseits getrieben sieht,

*) Wie die vorige Strophe zur Aufführung am 10. Mai 1810, so ist diese zur Aufführung am 10. Mai 1815, also zur zehnjährigen Gedenkfeier von Schiller's Tode, hinzugedichtet. S. Goethe's Aufsatz: „Zu Schiller's und Iffland's Andenken" (Werke, 40tdg. Ausg., XXXV. S. 298 bis 300).

**) In den Urtheilen über diese Trauerode herrscht jetzt Einstimmigkeit nach der Seite des Lobes. Zacharias Werner notirte am 30. Oct. 1808 in seinem Tagebuche: „Lesen von Goethe's herrlichem Gedicht auf Schiller's Tod" (Düff. Biographie von Schütz, I. S. 146), während J. Hall, nach einer Note in seinen Distichen 1806 (S. 93), den hohen und kunstvollen Stil der Stanze gänzlich verkannte. K. Goedeke nennt den Epilog „das vollkommenste dichterische Denkmal, das dem Abgeschiedenen bereitet worden" (Grundriß, II. S. 645), und Rötscher „das ewige Wort Goethe's, das schönste, durch welches Schiller jemals poetisch verklärt worden ist, und zugleich in unvergänglichen Zügen hingestellt" (Berliner Spener'sche Zeitung vom 11. Mai 1855). S. auch Viehoff's Kommentar von Goethe's Gedichten, II. S. 506, und III. S. 172 ff. Auch auf dem Berliner Theater gab man die „Glocke" in der Goethischen Bühnen-Bearbeitung bereits unter Brühl und 1809.

***) Bereits gedruckt in der „Zeitung für die elegante Welt" vom 26. Mai 1807, No. 84; in den Werken zuerst 1814, Bd. V. S. 437 und 438. Der

Vom Sturme wüthend hin und her geschleudert,
Der vorgeschriebnen Richtung Pfad verfehlt,
Da trauert Volk und Steuermann, da schwanket
Von Hoffnung zu Verzweiflung jedes Herz;
Erscheint jedoch in kaum entlegner Zone
Bequemer, neuer Küste Landungsplatz,
Erfreut ein wirthlicher Empfang die Gäste,
Behend verlischt der Uebel tief Gefühl.*)

So geht es uns, die wir, vom Sturm ergriffen
Und abgelenkt von vielgewohnter Bahn,
Zwar nicht als Fremde, doch als Neue kommen.
Wir sind nicht fremd; denn Manchen unter Euch
Begrüßen wir als Gönner unsrer Muse.
O, möge nun, was Einige gegönnet,
In diesen Tagen uns von Allen werden!

Und wie man überhaupt das Wollen schätzt,
Wenn das Vollbringen auch nicht Alles leistet,**)
So haben wir ein Recht an Eure Gunst.
Denn Keiner ist von uns, der sich vollendet,
Der sein Talent für abgeschlossen hielte;
Ja, Keiner ist, der nicht mit jedem Tage
Die Kunst mehr zu gewinnen, sich zu bilden,
Was unsre Zeit und was ihr Geist verlangt,
Sich klarer zu vergegenwärtigen strebte.
Drum schenkt uns freien Beifall, wo's gelingt,
Und fördert unser Streben durch Belehrung!

Krieg von 1806 und 1807, der die Theaterlust auch in Weimar verscheucht hatte, bestimmte Goethe, sein Theater einige Zeit in dem größeren, lustlichen Leipzig aufzuschlagen. Schon Anfang April korrespondirte er hierüber mit Hofrath Fr. Rochlitz, auf dessen Wunsch er obigen Prolog verfaßte (O. Jahn, Goethe's Briefe an Leipziger Freunde, 1. Aufl., S. 292 bis 300). Am 12. Mai war der Prolog bereits fertig. Demselben folgte in Leipzig Schiller's „Don Karlos". Die Gesellschaft spielte dort bis zum 8. Juni, ging dann nach Dresden und spielte dann wieder den August hindurch in Leipzig. In diesem Monate weihte dort Graf Reinhard der Aufführung von Goethe's „Tasso" bei (s. Beider Briefwechsel, S. 4). Ueberhaupt führte die Gesellschaft den Leipzigern vorzüglich Goethe's und Schiller's Dramen vor, namentlich „Terentia", in denen die Gesellschaft ihre Stärke, und zwar den neuen Aufschwung ihrer Kunst zeigen wollte" (Weber, a. a. O., S. 101; Schütz, in den Weimarischen Dramatalien, S. 104; sehr von Biedermann, Goethe und Leipzig, II. S. 192 ff.).

*) Vergl. den mit demselben Bilde anfangenden Prolog zu „Was wir bringen" (Theaterreden, Nr. 8).

**) Nach dem Spruche „in magnis voluisse sat est" (Propert, II. 10. 6).

Belehrung! Ja, sie kann uns hier nicht fehlen,
Hier, wo sich früh, vor mancher deutschen Stadt,
Geist und Geschmack entfaltete, die Bühne
Zu ordnen und zu regeln sich begann.*)
Wer nennt nicht still bei sich die edlen Namen,
Die schön und gut aufs Vaterland gewirkt
Durch Schrift und Rede, durch Talent und Beispiel?
Auch Jene sind noch unvergessen, die
Von dieser Bühne schon seit langer Zeit,
Natur und Kunst verbindend, herrlich wirkten.
Gleicht jener Vorzeit nicht die Gegenwart?
Von der ich schweige, daß die Wahrheit nicht
Im Schein der Schmeichelei verhüllt sich berge.
Doch darf ich sagen: tiefer, zarter Sinn,
Das Alte, Mittlere, das Neuste fassend,
Dringt er nicht hier in mancher Blüthe vor?
Und theilet nicht der Bühne schön Bemühn
Der Künstler mit dem Freund der Kunst so gern?

Wer sich daher als Dichter, Künstler, Kenner
An unserm Spiele freut, bezeug' es laut,
Und unser Geist soll sich im Tiefsten freun;
Denn wer als Mensch uns Beifall geben mag,
Er thu' es frei und froh, und unser Herz
Wird neue Lust in Dankbarkeit gewinnen.
Ihr gebt uns Muth, wir wollen Freude geben,
Und so gewinnt in dieses Raums Bezirk
Gemüth und Geist und Sinn, befreit, erhöht,
Was uns von außen fehlt, erwünschten Frieden.

*) Bekanntlich hatte Goethe drei Jahre in Leipzig als Student gelebt, in welche Zeit (1766) der Neubau des dortigen Schauspielhauses und die Blüthezeit der Bühne fiel, auch seitdem die Stadt wiederholt besucht. Schon die buchhändlerischen Verbindungen und die Kunstsammlungen Leipzig's ließen den Verkehr nie ganz erkalten. Es war Goethe offenbar eine Freude, seiner Pietät für die Stadt in diesem Prologe Ausdruck zu geben und dabei an die große Vergangenheit, an Gottsched, Gellert, Chr. F. Weiße und dessen Komponisten J. Adam Hiller und an so viele Andere, welche den Zeitgenossen damals noch nahe standen, zu erinnern. — „Eine seltene Stille," sagt Weber a. a. O., „war in dem gedrängt vollen Hause, und alle Herzen waren gewonnen." Vergl. auch Viehoff's Kommentar, III. S. 12 bis 15. Der Epilog von Mahlmann, mit dem die Vorstellungen beschlossen wurden, findet sich abgedruckt bei Weber, a. a. O., S. 197 u. 198.

11.

Prolog.

Halle, den 6. August 1811.*)

Daß ich mit Kränzen heute reichlich ausgeschmückt,
Mit Blumen-Stab und -Krone, wie zum schönsten Fest,
Vor Euch erscheine, drob verwundre Niemand sich!
Denn für den Guten bleibt es wol das höchste Fest,
Wenn alte Schulden zu entrichten ihm gelingt,
Und wenn ihm dankbar sich zu zeigen endlich glückt.
Wie sind wir fröhlich, gegenwärtig hier am Ort
Vor Euch zu treten, Euch, die Ihr so manches Mal
An ferner Stätte**) günstig uns zu suchen kamt
Und nicht des Wegs Unbilden, nicht der Sonne Gluth,
Nicht drohender Gewitter Schrecknis achtetet.
Da haben wir, was immer wir vermocht, gethan,
Um Euer Zutraun zu erwidern, Eures Geists
Gereiften Beifall, Eurer Herzen Zartgefühl
Uns zu gewinnen, wie dem Dichter und der Kunst.

So kommen wir denn heute nicht als Bittende
Mit bänglicher Erwartung in ein fremdes Land;
Als Dankende begegnen wir Bekannten schon
Und Gönnern, Freunden, längst erprobter Neigung froh.

*) Auch dieser Prolog enthält den Ausdruck des Dankes, indem er an das Hallische, also an das Lauchstedter Publikum gerichtet ist, welches so viele Jahre hindurch das Weimarische Theater besucht und dessen Entwicklung begleitet hatte. Dies Tanzgefühl giebt den Trimetern eine große Wärme, Frische und Natürlichkeit. „Halle war durch Reil ein Badeort geworden (seit 1809); die Weimaraner Truppe, anstatt wie sonst in Lauchstedt zu spielen, kam nach Halle. Die eben vor dem Kriege eingerichtete Universitätskirche, in welcher ich Schleiermacher hatte predigen hören, war von den Franzosen als Heu-Magazin benutzt. Im Sommer 1811 ward sie zum Theater eingerichtet, und ich hatte das große Vergnügen, hier Hamlet durch Wolff dargestellt zu sehn. Unvergeßlich aber ist mir die Aufführung von Goethe's Egmont gewesen. Während der Theater-Saison brachte der Komet von dem dunkeln, heißen Himmel herunter. Das Volk nannte ihn daher den Komödien-Stern" (Steffens, Was ich erlebte, VI. S. 284). Vergl. A. B. Marx' Erinnerungen, 1865, I. S. 64 bis 73. Gesprochen wurde der Prolog wieder von Amalia Wolff; darauf folgte Egmont (s. Gottdank, Neun Theaterbilder, I. S. 111). Der Prolog wurde zur Vertheilung an Freunde sogleich einzeln gedruckt, dann 1813 im Morgenblatt (Nr. 61 vom 12. März) und 1816 zuerst in den Werken (Bd. V. S. 439 bis 443).

**) Lauchstedt, s. oben S. 33 bis 35.

Auch was wir bringen,*) iſt Euch Allen wohl bekannt:
Das Mannichfalt'ge vorzutragen, iſt uns Pflicht,
Damit ein Jeder finden möge, was behagt,
Was einfach, rein, natürlich und gefällig wirkt,
Was allgemein zu jedem frohen Herzen ſpricht.
Doch auch das Poſſenhafte werde nicht verſchmäht;
Der Hauſe fordert, was der ernſte Mann vereibt.
Und dieſen zu vergnügen, ſind wir auch bedacht;
Denn Manches, was zu ſtiller Ueberlegung Euch,
Zu tiefern Antheil rührend anlockt, bringen wir,
Entſproſſen vaterländiſchem Boden, fremdem auch:
Anmuthig Großes, dann das große Schreckliche.
So ſchaffet Mannichfaltigkeit die höchſte Luſt,
Beſchäftigt leicht den Geiſt und Sinn Gebildeter
Und bildet Jeden, den zum Urtheil ſie erregt.

Jedoch, was ſprech' ich ſchon Bekanntes wieder aus!
Verzeiht! So iſt es: wenn wir mit Wohlwollenden
Von Angeſicht zu Angeſicht uns finden, hebt
Das Herz uns auf, die Rede flieht vom Munde leicht,
Und immer iſt's, als bliebe mehr zu ſagen noch.
So möcht' ich auch der guten, längſt verehrten Stadt
Und ihren wohlgeſinnten Bürgern Glück und Heil
Von Herzen wünſchen, froh Gelingen jeder That
Und jedes Unternehmens, daß zu neuer Luſt
Des neuen Herrſchers**) wohl gedeihe dieſes Volk!
Zwar vom Verdienſt ſo manches weiſen, thätigen
Und frommen Mannes,***) welcher ſtandhaft hier gewirkt,
Von Tauſenden, die hier gebildet, Vaterland
Und Ausland ſo durch Lehre wie durch That beglückt,
Und vom Gewerbſinn vieler rüſtig Schaffenden
Will ich nicht reden; aber, was zum Nächſten uns
Und eigentlich berühret, ja, hieher beruft,
Das darf ich preiſen, denn Ihr ſeid ja gleichen Sinns.

---

*) Anſpielung auf das „Vorſpiel", ſ. oben S. 41 ff., namentlich S. 63, wo gleichfalls die Mannichfaltigkeit der theatraliſchen Mittel und Wirkungen hervorgehoben iſt.

**) Damals König Jerome von Weſtphalen.

***) Gemeint ſind Männer wie Hermann Franke, der Stifter des Halliſchen Waiſenhauſes, und J. Spener. Demnächſt wird der Univerſität und der Salzkothen (der Halloren) gedacht.

Quillet nicht der Erde dort ein Wunderquell
Und füllt geraume Becken mit erprobtem Naß,
Das, bald verdampfend, werthe Gaben hinterläßt?*)
Die größte Gabe, sag' ich wol mit kühnem Wort,
Die allergrößte, welche Mutter Tellus beut!
Sie giebt uns Gold und Silber aus dem reichen Schooß,
Das aller Menschen Aug' und Herzen an sich zieht;
Sie reicht das Eisen allgemeinem Kunstgebrauch,
Das so zerstört als dauet, so verderbt als schützt;
Sie reicht und tausend, abertausend andres Gut;
Doch über Alles preis' ich den gekörnten Schnee,
Die erst' und letzte Würze jedes Wohlgeschmacks,
Das reine Salz, dem jede Tafel huldiget!**)

Denn wol vergebens hätte Ceres ausgestreut
Zahllose Samen, endlos Frucht auf Frucht gehäuft,
Vergebens nährte tief im finstern Waldgebüsch
Der Heerden Zucht Diana, wie im Wachgefild,
Vergebens hegten Amphitritens Nymphen weit
Im Ozean, in Flüssen, Bächen, bis zum Fels
Hinauf Gewimmel leichtbewegter Wunderbrut,
Vergebens senkte Phöbus lebenreichen Blick
Auf die Geschwader, die in Lüften hin und her
Und doch zuletzt dem Menschen in die Netze ziehn,***)
Dem klugen, allverzehrenden; denn wenig ist,
Was er dem Gaumen anzueignen nicht gelernt;

*) Steffens in der Denkschrift auf Reil (Halle 1815, S. 56) sagt von Reil's Badeanstalt: „Die Idee dieser Badeanstalt war im größten Sinne gefaßt. Die Salzsoolen wurden zu Soolbädern, deren medizinische Wichtigkeit entschieden ist, benutzt, das Wasser einer Mineralquelle in der Nähe, die in Rücksicht ihres Gehalts mit der Louisenquelle wetteifern darf, ward herbeigebracht, alle möglichen künstlichen Bäder wurden zubereitet — kurz, eine Badeanstalt, wie sie in der Vollständigkeit nirgend realisirt war, und ein Reil, als leitender Arzt an der Spitze!"

**) Aehnlich rühmte Goethe das Salz vielen Jahre später in dem Gedicht auf die Stuttgarter Saline (Werke, III. S. 186 f.), als die „schneeweiß gekörnte" Gabe, den „Standhafts- und Jugendquell", das

„Gewürz, das lieblichst erquickt,
Als was uns Banda's Inselgruppe schickt."

Auch in der Sprichpoesie lebt das Salz. Erasmus führt den Spruch an: „Sale nihil utilius" (Adagia unter „bonae fortunae copiae"); Simrock „Aus dem Volksmunde" (Sprüche, No. 7681: „Kein Opfer ohne Salz", und Agricola (No. 8021: „Salz ist die beste Würz." Den letzten beiden Sprüchen liegt zu Grunde Markus, 9, 49 u. 50, und Lukas, 14, 34.

***) „Listig weißt Du zu umgattern
Vögel, die in Lüften flattern ꝛc." (Sophokles' Antigone, Chor.)

Doch wäre ganz vergeblich aller Götter Gunst,
Umsonst des Menschen vielgewandtes Thun, umsonst
Des Feuers Kraft, das alle Speise zeitiget —
Wenn jener Gabe Wohlthat uns Natur versagt,
Die erst mit Anmuth würzet, was die Nothdurft heischt.
Und wie den Göttern wenig Weihrauch anzünden mag
Zum frommen Opfer, also bleibt beim Tischlein
Zuletzt des Salzes Krume, die man prüfend streut,
Ein trefflich Sinnbild Dessen, was begeistend wirkt,
Geselligkeit belebet, Freund und Freund bewährt.*)

Doch so viel Gutes reichlich auch Natur verliehn,
Des Menschen Geist verbessert's immer und erhebt's;
Was Alles nur genossen ward und was genutzt,
Zu größerm Nutzen steigert er's, zu höherm Zweck.

Ist nicht Gesundheit Allen uns das höchste Gut?
Und werden wir von tausend Uebeln nicht bedrängt,
So daß nach allen Seiten wir um Rettung flehn?
Drum Heil den Männern, deren tiefer, edler Sinn
Zum Wohl des Kranken jenen Quell bereitete
Und klug erwägend neue Kräfte künstlich schafft,
Dabei auch Sorge väterlich und wirthlich heut,
Nothwend'gem gleich das Angenehme zugesellt,
Wie Ihr an diesem Saale mit Erbeitrung seht,
Der schön verziert und Allen uns gemächlich ist.**)
O, werde das, was ernstlich sie gethan und thun,
Von Jedermann mit offnem, warmen Dank erkannt!

Nun wend' ich mich an Alle, die als Gäste hier
Mit Hoffnung sich der neuen Segensquelle nahn,
Und spreche nichts von allen frommen Wünschen aus,
Die sich in unserm Herzen, wie Ihr sicher seid,
Für Euch bewegen, Jeglichem zu Glück und Heil.
Dies aber zeig' ich Euch vertraulich an, daß wir
Ganz eigentlich dem treuen Arzt zur Seite stehn;

*) Nach dem Volksmunde ist nur der Freund „bewährt", mit dem wir einen Scheffel Salz genossen. Vergl. Werke, II. S. 101, Z. 25, u. 26.

**) Steffens sagt. a. a. O. S. 56 und 57, von Reil's Unternehmung: „Der kühne Geist dieses außerordentlichen Mannes vermochte, in der furchtbaren Zeit der Trauer und der Unterdrückung, in den schönen Sommermonaten ein frisches Bild des regsamsten Lebens, der heitersten Fröhlichkeit in die lange verödete Stadt hinzuzaubern. Badehäuser wurden errichtet, ein Salon ward erbaut, sogar ein bedeutendes Theater entstand in kurzer Zeit."

Denn Geist und Körper, innig sind sie ja verwandt:
Ist jener froh, gleich fühlt sich dieser frei und wohl,
Und manches Uebel flüchtet vor der Heiterkeit.
Hier also, meine Freunde, hier an diesen Platz
Hat uns der Arzt zu seinem Beistand herbestellt,
Daß, wer am Morgen badend seine Kur begann,
Sie Abends end'ge, schauend hier nach Herzenslust.
Dies also bleibt die Vorschrift! Diese merkt Euch wohl,
Und setzt nicht aus: das ist Bedingung bei jeder Kur,
Daß man ununterbrochen ernstlich sie gebraucht.
Und wißt, wir kennen Alle wohl; wer außen bleibt,
Der wird verklagt, der hat es mit dem Arzt zu thun!
Nicht viele Worte mach' ich mehr, Ihr seht wohl ein:
Um Euer Heil aufs Redlichste sind wir besorgt.

So laßt mich enden und zum Schlusse, wie sich ziemt,
Den Männern uns empfehlen, die am Ruder stehn,
Und deren Leitung, deren Schutz wir uns vertraun!

12.

Epilog

zum Trauerspiele „Essex", im Charakter der Königin.*)

Und Essex nicht? — Unselige, kein Wort!
Ihr tretet auf, den Edlen trägt man fort!
Die Schwäche wird, die List zu spät verbannt;
Ich traut' Euch noch, ob ich Euch schon gekannt,

---

*) Gesprochen zu Weimar, wiederum von Amalia Wolff, der Darstellerin der Königin Elisabeth. Goethe verfaßte auf ihren Wunsch, um die Rolle der Elisabeth zu heben, diesen Epilog an Stelle des letzten (16.) Auftritts des 5. Akts des von J. C. Dal. nach dem Englischen des Banks bearbeiteten Trauerspiels: Graf von Essex. Es ist, nach Goethe's Worten, ein „großer Monolog, eine Art Epilog, wie ihn die Engländer haben, der ricochetweise einen großen Raum durchläuft". (An Knebel, den 4. Nov. 1813. Briefw., Nr. 410.) Der Dichter unterzog sich dieser Arbeit gerade an den Tagen der Leipziger Schlacht, namentlich am 17. und 18. Oktober 1813, und es finden sich Stellen darin, welche wie unwillkürlich auf Napoleon's tragischen Sturz gedichtet erscheinen (f. Goethe's „Annalen" v. J. 1813). Das Stück war bereits 1777 und in 2. Aufl. 1780 in der Dal'schen Bearbeitung zu Leipzig herausgekommen. Schon früher hatte Schmid zu Gießen denselben Gegenstand unter dem Titel: „Die Gunst der Fürsten" nach den Trauerspielen

Wie Einer, der zu eigenem Gericht
Die Schlange nährt und wähnt, ſie ſteche nicht.*)
Kein Laut, kein Hauch beleidige mich hier!
Eſſex verſtummt, und ſo verſtummt auch Ihr!

---

der Engländer Banks (1682), Ralph. Jones und Brooke bearbeitet (im 5. Theil ſeines engliſchen Theaters). Die Anregung hierzu war von Leſſing ausgegangen, der in der „Hamburgiſchen Dramaturgie“ (Stück 22 bis 25 und 54 bis 58) die ältern Bearbeitungen des Eſſex, ſowol die engliſchen und die franzöſiſchen von Calprenède (1638), Boyer (1678) und Thomas Corneille als auch einen italieniſchen Eſſex kritiſch erörtert hatte. Die Enthauptung des Eſſex fand am 25. Februar 1601 Statt, als Elisabeth bereits 68 Jahre zählte. Leſſing erwähnt dies (im 22. Stück) und berichtet dann den Hergang nach Robertſon's Geſchichte von Schottland. Goethe, welcher ſich zu dem Epiloge durch hiſtoriſche Studien vorbereitete, hat unzweifelhaft gleichfalls den Robertſon ſeiner Darſtellung von Elisabeth's Ende zu Grunde gelegt. Robertſon erzählt: „Alle die Gräfin (Nottingham) der Königin ihr Geheimniß entdeckt hatte, bat ſie dieſelbe um Verzeihung; allein Elisabeth, die nunmehr ſowol die Bosheit der Feinde des Grafen als ihre eigene Ungerechtigkeit einſah, daß ſie ihn im Verdacht eines unbändigen Eigenſinns gehabt, antwortete: „Gott mag Euch vergeben, ich kann es nimmermehr!“ Sie verließ das Zimmer mit großer Entſetzung, und von dem Augenblicke an ſanken ihre Lebensgeiſter gänzlich. Sie nahm weder Speiſe noch Trank zu ſich; ſie verweigerte ſich allen Arzeneien; ſie kam in kein Bett; ſie blieb zehn Tage und zehn Nächte auf einem Polſter, ohne ein Wort zu ſprechen, in Gedanken ſitzen; einen Finger im Munde, mit offnen, auf die Erde geſchlagenen Augen; bis ſie endlich, von innerlicher Angſt der Seelen und den ſo langem Faſten ganz entkräftet, den Geiſt aufgab“. Der „Eſſex“ wurde mit obigem Epiloge in Weimar zuerſt den 13. November 1813, dann ebenda am 20. April und zu Halle am 30. Juni 1814 gegeben. Im Dezember ſandte der Dichter eine Abſchrift des Gedichts an Knebel, der darüber in Entzücken gerieth: „Deine Verſe haben mich ſehr erregt. Sie ſind allein ein ganzes Trauerſpiel werth. Der wandelbare Charakter der Königin hat ſich in feſte Form gegoſſen und zu ſchöner Geſtalt ausgeprägt. Welche Tiefe des Gefühls! Verſe, die jeder Dichter beneiden möchte, ſind nur Dir eigen“ (Briefw., Nr. 423 vom 15. Dezember 1813). Im Munde der Molly, von Goethe ſelbſt einſtudirt, that der Epilog eine große Wirkung. Auch in Berlin wurde der Eſſex mit demſelben aufgeführt (zuerſt am 27. September 1815, mit Frl. Haas, ſpäter auch mit Amalia Wolff als Königin Elisabeth). Zelter lud die Vorleſung im Mai 1816 mit dem „ſchönen, edlen, tiefen, erſchöpfenden Epilog“ (Briefw., Nr. 245). Auch hat Collins den „Eſſex“ gleichfalls nach Banks, und in neuerer Zeit (1855) Laube, und nach dieſem Werther, ihn ſelbſtſtändig dramatiſirt. Gedruckt erſchien unſer Gedicht zuerſt 1814 (im Taſchenbuch f. Damen a. d. Jahr 1815, S. 7 bis 13) und dann in den Werken (zuerſt 1816, Bd. V. S. 444 bis 448). Vergl. Viehoff's Kommentar, III. S. 130 und 131.

Die Worte der erſten Strophe ſind als an den Miniſter Burleigh, den General Raleigh und einige Kammerherren gerichtet zu denken, welche zu Ende des vorangehenden Auftritts, nach beendigter Exekution, in das Zimmer der Königin treten. Bei Dof trägt Elisabeth: „Ohne Eſſex?“ worauf Raleigh antwortet: „Man bringt ihn eben hier zur Ruhe und befiehlt zugleich die Ihrige.“ Im Hintergrunde des Theaters wird dann Eſſex' Leiche vorübergetragen. In dieſe Situation knüpft Goethe an.

*) Nach der 68ſten Aeſopiſchen Fabel vom Bauer und der Schlange.

Nun zeige sich mein ungebeugter Sinn;
Verschwindet All'! Es bleibt die Königin.
(Alles entfernt sich, sie tritt vor.)
Sie bleibe! Ja! An diesem Tag voll Graun
Mit schnellem Blick ihr Leben zu beschaun;
Denn ihr geziemt's, so hoch hinauf gestellt,
Des Glücks Gebieterin, die Lust der Welt,
Sich immer selber gleich, da klar zu sehn,
Wo Andre dumpf gedrückt im Traume gehn.

Wer Muth sich fühlt in königlicher Brust,
Er zaudert keineswegs, betritt mit Lust
Des Stufenthrones*) untergrabne Bahn,
Kennt die Gefahr und steigt getrost hinan;
Des goldnen Reifes ungeheure Last,
Er wägt sie nicht, entschlossen wie gefaßt
Drückt er sie fröhlich auf das kühne Haupt
Und trägt sie leicht, als wie von Grün umlaubt.
So thatest Du. — Was noch so weit entfernt,
Hast Du Dir anzueignen still gelernt,
Und was auch Wildes Dir den Weg verrannt,
Du hast's gesehn, betrachtet und erkannt. —
Des Vaters Wuth, der Mutter Mißgeschick,
Der Schwester Haß, das Alles blieb zurück,
Blieb hinter Dir, indessen Du gelenkt
Mit hohem Sinn Dich in Dir selbst erzeugt
Und, im Gefängniß hart behandelt, Frist
Zu bilden Dich gewannst, das,**) was Du bist.
Ein froher Tag erschien, er rief Dich an,
Man rief Dich aus, und so war es gethan:
„Die Königin, sie lebe!" Nun, Du standst
Und stehest noch trotz dem, was Du empfandst,
Und trotz der Feinde, die mit Krieg und Tod
Von außen und von innen Dich bedroht.
Des Papstes heil'ger Grimm, des Spaniers Neid,
So vieler Freier Unbescheidenheit,

*) Im Musenalmanach 1818 (unten Nr. 12, Rolle des „Wallenstein") aufgelöst in zwei Worte: „nächst an Thron und Stufen". — „Untergrabene", als lägen überall Minen, als drohten Explosionen: Elisabeth's Regierung war solchen Gefahren bekanntlich von Anfang an fortwährend ausgesetzt. — „Was noch so weit entfernt," d. h. Erfordernisse des königlichen Berufs.

**) Dich zu bilden zu dem, was Du bist.

Der Großen tückisch aufgeregter Sinn,
Verräther viel', selbst eine Königin —
Und Dieser denn zuletzt! — Das trag' ich hier!
Die schnöde Welt, was weiß sie denn von mir?
Schauspielerin! so nennen sie mich Alle;
Und Schau zu spielen, ist ja unser Fall:
Die Völker gaffen, reden, wähnen viel;
Was wollen sie denn anders als ein Spiel?
Verstellt man sich denn einzig auf dem Thron?
Dort spielt ein Kind, und das verstellt sich schon.*)

Doch mit Dir selbst in Glück und in Gefahr,
Elisabeth, Dir selbst getreu und wahr,
Mit Recht verschlossen — welches zweite Herz
Vermag zu theilen königlichen Schmerz?
Die falsche Welt, sie buhlt um unsern Schatz,
Um unsre Gunst, sogar um unsern Platz;
Und machst Du je Dir den Geliebten gleich,
Nicht Liebe genügt, er will das Königreich.
So war auch Dieser. — Und nun sprich es aus:
Dein Leben trugen sie mit ihm hinaus. —
Der Mensch erfährt, er sei auch, wer er mag,
Ein letztes Glück und einen letzten Tag.**)
Dies giebt man zu; doch wer gesteht sich frei,
Daß diese Liebe nun die letzte sei,
Daß sich kein Auge mehr mit froher Gluth
Zu unserm wendet, kein erregtes Blut,
Das überraschtem Herzen leicht entquoll,
Verrätherisch mehr die Wange färben soll!
Daß kein Begegnen möglich, das entzückt,
Kein Wiedersehn zu hoffen, das beglückt,
Daß von der Sonne klarster Himmelspracht
Nichts mehr erleuchtet wird! — Hier ist es Nacht! —
Und Nacht wird's bleiben in der hohlen Brust.

*) „Ihre guten Eigenschaften wurden verdunkelt durch ihre Schauspielerkünste,“ sagt Robertson von ihr. Und von Elisabeth wird die Aeußerung berichtet: „Um regieren zu können, bedarf man der Verstellung zweifach.“ „Quis nescit dissimulare, nescit regnare“ lautet ein alter Spruch. Vergl. Meiners, Philander (I. S. 57): „Die Heuchelstraße, sie ist die größeste in der Welt.“

**) Goethe nahm diese Umbildung von Ovid's „Nemo ante obitum beatus“ in seine Gedichte 1815 auf (Werke, II. S. 328) und hob im Jahre 1824 bei Besprechung von Rochlitz' Tagebuch der Schlacht bei Leipzig hervor, daß er selbst während dieser Schlacht jene „prophetischen Worte“ niedergeschrieben habe (Werke, 40b. A., Band XXXII. S. 337).

Du blickst umher und schaueſt ohne Luſt,
So lang' die Parze Deinen Faden zwirnt,
Den Sternenhimmel, den Du ſelbſt geſtirnt,
Und ſuchſt vergebens um Dein fürſtlich Haupt
Den ſchönſten Stern, den Du Dir ſelbſt geraubt;
Das Andre ſcheint ein unbedeutend Heer, —
Geſteh Dir's nur! — denn Eſſex lebt nicht mehr.

War er Dir nicht der Mittelpunkt der Welt?
Der liebſte Schmuck an Allem, was gefällt?
War nicht um ihn Saal, Garten und Gefild
Als wie der Rahmen um ein koſtbar Bild?
Das holde Bild, es war ein eitler Traum;
Das Schnitzwerk bleibt und zeigt den leeren Raum.

Wie ſchritt er nicht ſo frei, ſo muſterhaft!
Des Jünglings Reize mit des Mannes Kraft!
Wie lauſcht' ich gern dem wohlbedachten Rath!
Erſt reine Klugheit, dann die raſche That,
Gemäßigt Feuer erſt, dann Flammengluth,
Und königlich war ſelbſt ſein Uebermuth.

Doch ach, zu lange haſt Du Dir's verhehlt:
Was iſt das Alles, wenn die Treue fehlt,
Und wenn der Günſtling, gegen uns ergrimmt,
Das rauben will, was mir ihm frei beſtimmt,
Wenn unſre Macht, zu eigenem Verdruß,
Wo ſie belohnen wollte, ſtrafen muß!

Er iſt geſtraft — ich bin es auch! Wolan,
Hier iſt der Abſchluß! Alles iſt gethan,
Und nichts kann mehr geſchehn! Das Land, das Meer,
Das Reich, die Kirche, das Gericht, das Heer,
Sie ſind verſchwunden, Alles iſt nicht mehr!

Und über dieſes Nichts Du Herrſcherin!
Hier zeige ſich zuletzt Dein feſter Sinn;
Regiere noch, weil es die Noth gebeut,
Regiere noch, da es Dich nicht mehr freut,
Im Purpurmantel und mit Glanz gekrönt!
Dich ſo zu ſehen, iſt die Welt gewöhnt;
So unerſchüttert zeige Dich am Licht,
Wenn Dir's im Buſen morſch zuſammenbricht!

Allein, wenn Dich die nächtlich ſtille Zeit
Von jedem Auge, jedem Ohr befreit,

In Deiner Zimmer einsamstem Gemach
Entledige sich Dein gerechtes Ach!
Du seufzest! — Fürchte nicht der Wände Spott,
Und wenn Du weinen kannst, so danke Gott!

Und immer mit Dir selbst und noch einmal
Erneuet sich die ungemeinne Qual.
Du wiederholst die ungemeinne Pein;
Er ist nicht mehr, auch Du hörst auf, zu sein —
So stirb, Elisabeth, mit Dir allein!

13.

Prolog

zu Eröffnung des Berliner Theaters im Mai 1821.*)

Prächtiger Saal im antiken Stil;**) Aussicht aufs weite Meer.

I.

Die Muse des Drama's (herrlich gekleidet, tritt auf im Hintergrunde)***)
So war es recht! So wollt' es meine Macht! —
(Sie scheint einen Augenblick zu sinnen, Theater und Saal betrachtend.)
Und doch erschreckt' ich vor der eignen Pracht;

*) Die Eröffnung des von Schinkel neu erbauten Schauspielhauses geschah am 26. Mai mit diesem Prologe, dem Goethe's „Iphigenie" und das Ballet „die Rosenfee" folgten. Auch am 29. und 30. Mai, und am 1. und 8. Juni 1821 leitete der Prolog die Vorstellung ein. Der General Intendant, Graf Brühl, hatte Goethe unter dem 24. April 1821 um einen von Madame Stich (der spätern Crelinger) zu sprechenden Prolog gebeten, und Goethe am 30sten zugesagt. Eben mit der Betrachtung von „Pflanzenreisen der Urwelt" beschäftigt, wankte er sich dieser heterogenen Arbeit sogleich zu, indem er sich mit Cincinnatus verglich, „welcher, aufgerufen, ohne Zaudern vom ländlichen Herde sich wieder in das Welt- und Kriegs-Getümmel hinauswagte". Am 2. Mai überlandte er bereits den ersten Abschnitt und 5. Mai der zweite Theil und der Anfang des dritten, und am 12ten der lyrische Beschluß. Goethe's Bemerkungen theilen wir nachstehend in den Noten unter der Bezeichnung „Scenarium" an den bezüglichen Stellen mit (Zeichmann's Nachlaß, S. 253 bis 256). Gedruckt erschien der Prolog zuerst unvollständig in Fr. Förster's „Neuer Berliner Monatsschrift", 1821, und dann vollständig in Goethe's „Kunst und Alterthum", 1823, Bd. IV, S. 1 bis 18. Der Prolog gefiel sehr, wie aus Zelter's Schreiben an Goethe vom 8. Juli 1821 hervorgeht (s. Briefw., Nr. 367 und 374).

**) Scenarium: „Decoration, prächtiger Saal oder Vorhalle im antiken Stil." — Die Decoration war von Gropius nach Schinkel's Angabe.

***) Scenarium: „Das Schauspiel in königlicher Tracht, mit Diadem und Purpurmantel. Zu einem Scepter würde ich nicht rathen. Sie tritt

Was ich gewollt, gefordert und befahl,
Es steht, und übertrifft mein Wollen hundertmal.
Ich dachte mir's, doch mit bescheidnem Hoffen;
Verwandte Kunst, sie hat mich übertroffen. —
Mit Unbehagen fühl' ich mich allein,
Der ganze Hofstaat muß versammelt sein.

Wo bleibt Ihr denn,*) die, wenn ich nicht beschränkte,
Zudringlich Eins das Andre**) gern verdrängte?
Der frühste Heldensinn, des Mittelalters Kraft,
Die heitre Tagswelt, sittsam vossenhaft,
Ihr Wechselbilder, Ihr, des Dichters Träume,
Herein mit Euch und füllt mir diese Räume!

Nun fasse Dich, dem Ort gemäß, der Zeit!***)
Beschleunigen ist Ungerechtigkeit.
In buntem Schmuck durchzieht schon manches Chor,
Sich vorbereitend, Säulengang und Thor,
Zu Gleichem Gleiches reihenhaft gesellt,
Weil Jedes, rein gesondert, mehr gefällt.

---

ganz hinten im Grunde auf und spricht die ersten Worte mit Energie, so weit hinten bleibend als möglich. Es giebt dieses zugleich eine Probe, von wie weit her und wie deutlich man sich auf der gegenwärtigen Bühne könne hören machen". — Ein Augenzeuge berichtet über die Vorstellung: „Der Vorhang ging auf, und wir sahen vor uns, von Gropius treu und trefflich gemalt, das prächtige Haus, worin wir uns eben befanden und die beiden stattlichen Thürme, in deren Mitte es auf dem großartigen Platze pranzt (Gendarmen-Markt). Wie dieser Anblick die Menge ergriff, wie stolz sie sich eines so imposanten Theils ihres Berlin erfreute und wie wogenartig der Jubel ausströmte, ist nicht zu beschreiben. Dann trat unsere Stein auf, das personifizirte Schauspiel darstellend; ihre edle Gestalt offenbarte beim ersten Anblick, daß eine Muse vor uns erschien, und das Feuer, die Kraft, der Schwung ihres Vortrages, daß sie ein würdiges Organ der Poesie des alten, hochbelobten Meisters sei, den wir heute so gern in unserer Mitte gesehen hätten. Die Idee des vortrefflichen Prologs ist von einer Beschämendert, daß sie die beschränkte Vortragsweise eines gewöhnlichen Prologs nicht gestattet; sie macht vielmehr nach den verschiedenen Gattungen des Schauspiels, die sie versinnlichen soll, Abwechslung und Steigerung des Tons wesentlich nöthig, und Mad. Stich fand in den reichen Mitteln ihrer Stimme hinreichende Kraft, alle diese Gattungen zu bezeichnen und zu unterscheiden" (bei Teichmann, a. a. O., S. 143).

*) Szen.: „Sie ist bis zur Mitte der Bühne gelangt; hier verweilt sie, damit sie noch Coulissen vor sich habe, in die hineinzusehen, hineinzusprechen wahrscheinlich sei, ohne das Gesicht zu sehr nach der Seite zu wenden".

**) Eins das Andre, d. h. Einer den Andern, s. oben S. 75, Note, und S. 178, erste Note.

***) Szen.: „Dies d. h. das im vorigen Szenarium Gesagte; gilt besonders von dem Nächstfolgenden, wo sie das beschreibt, was sie draußen sieht".

Nichts übereilt! Ich lob' Euch, die ich schalt!*)
Mit Sparsamkeit gebrauchet Kunstgewalt
Und tretet nächtlich in der Jahre Lauf,
Den Sternenhimmel überbietend, auf,
So daß ein Herz, auch an Natur gewöhnt,
Nach Eurem Kreis, dem leuchtenden, sich sehnt!

Sie rüsten sich, den hohen Raum zu schmücken,**)
Ihr stellt sie Alle wohlgereiht erblicken;
Doch gebt mir zu, daß ich, was ich entwarf,
Was Alle wollen, gleich verkünden darf.

Vom tragisch Reinen stellen wir Euch dar***)
Des düstern Wollens traurige Gefahr;
Der kräft'ge Mann, voll Trieb und willevoll,
Er kennt sich nicht, er weiß nicht, was er soll,
Er scheint sich unbezwinglich wie sein Muth
Und wüthet hin, erreget fremde Wuth,
Und wird zuletzt verderblich überrennt

*) Szen.: „Gleichfalls, doch mehr den Zuschauern gewähret."

**) Szen.: „Besser vertretend ganz ad spectatores".

***) Szen.: „Sie kann völlig uns Proscenium treten und folgende didaktische Stellen sich von einer Seite zur andern bewegend, nach dem verschiedenen Sinne der einzelnen Theile ihre Rezitation modifizirend) klar und deutlich ins Publikum schicken. Sie bleibt einen Augenblick ruhig stehen; wahrscheinlich wird applaudirt, sie nimmt es anständig auf." Im nachstehenden Abschnitt wird die antike Tragödie charakterisirt, „der frühste Heldensinn" nach Vers 9 (S. 254). Hier erinnern an die Schilderung derselben in den Schlußstanzen von „Was wir bringen" (oben S. 73 u. 74). Die Stanzen der „Aurora" in dem Maskenzug 1818 (unten, S. 347) sind gegen die moderne Schicksalstragödie gerichtet, die grade damals sich auf der Bühne breit machte, gegen „das Schicksal, das ohne Schuld verdammt". Hier dagegen wird dem tragischen Helden eine Schuld, wenigstens eine Mitschuld beigelegt und namentlich in den bemerkenswerthen Versen von Agamemnon und Achill das ethische Causalitätsgesetz, als auch schon in der antiken Tragödie vorhanden, angenommen; auch im Aufsatz „Nachlese zu Aristoteles' Poetik" (Werke, 40b. A., XXXIII, S. 14) beruft sich Goethe auf Aristoteles' Maxime: „daß man den Helden der Tragödie weder ganz schuldig noch ganz schuldfrei darstellen müsse". Dadurch wird das Schicksal zugleich ein innerer, vom Sollen ins Wollen verlegt, in die Hybris, „das Unmaaß in der Beschränkung" (im beschränkten Sinne, im „düstern Wollen"). Diese Begriffe des Sollens und Wollens, oben im 2. bis 4. Verse dieses Absatzes angedeutet, hat Goethe aufs Geistvollste in seinem Aufsatze: „Shakespeare und kein Ende" (Werke, 40b. A., XXXV, S. 367 ff.) entwickelt. In beiden angeführten Aufsätzen stellt Goethe Sophokles' Oedipus auf Kolonos an die Spitze, und an Oedipus vorzüglich ist bei „dem Schicksal, das er auch nicht kennt," zu denken. „Vom tragisch Reinen" ist andrer Ausdruck für „Von der Tragödie"; in dem „Reinen" ist die Aristotelische Katharsis, die Goethe in dem ersten der beiden Aufsätze neu zu erklären versuchte, angedeutet (Kanmer's histor. Taschenb., 1842, II.).

Von einem Schicksal, das er auch nicht kennt.
Unmaaß in der Beschränkung hat zuletzt
Die Herrlichsten dem Uebel ausgesetzt,
Und ohne Zeus und Fatum, spricht mein Mund,
Ging Agamemnon, ging Achill zu Grund.
Ein solches Drama, wer es je gethan,
Es stand dem Griechenvolk am Besten an;
Sie haben, großen Sinns und geist'ger Macht,
Mit wenigen Figuren das vollbracht.

Nach Jahren stürmt's auf wogem*) Wellenmeere;
Wir führen Euch zum Schauplatz ganze Heere.
Die Mittelzeit gebieret Mann für Mann;
Der Tücht'ge hilft sich, wie er helfen kann,
Und wenn zuletzt ihm Fehl zu Fehle schlägt,
Ergiebt er sich dem Kreuze, das er trägt.
Was Dulden sei, erscheint ihm nur gering,
Weil er im Handeln an zu dulden fing;
Entsagung heiligt Kriegs- und Pilgerschritt,
Sie treibt's, zu leiden, weil der Höchste litt.**)

Nun aber zwischen beiden***) liegt, so zart,
Ein Mittelglied von eigner holder Art.
Schicksal und Glaube finden keinen Theil,
In reiner Brust allein ruht alles Heil;
Denn immerfort bei Allem, was geschah,
Blieb uns ein Gott im Innersten so nah,
Wo Erd' und Himmel sich im Gruße segnen,
Dem Staunenden als Herrlichstes begegnen.

---

*) Im Faust „Welle auf Wogen wellend" (Werke, XIII. S. 85).

**) Im vorstehenden Abschnitt ist die Tragödie der dem Mittelalter zunächst folgenden Zeit, oder, genauer, die Tragödie Shakespeare's und Calderon's, „des Mittelalters Kraft" (ebend. S. 254), die „romantische Tragödie" (nach Vischer's Kommentar, III. S. 283) geschildert. Besonders auf das spanische Theater bezieht sich deren Charakterisirung als Glaubens-Tragödie. Auch in den Stanzen der „Aurora" (Maskenzug No. 12) stellt Goethe am Schlusse die Religion dem Schicksal gegenüber.

***) „beiden", zu suppliren „Arten der Tragödie". Die moderne Tragödie ist gemeint, in welcher das Schicksal in das menschliche Innere verlegt ist, nach Schiller's Wort im Wallenstein: „In Deiner Brust sind Deines Schicksals Sterne" (vergl. Vischer's Aesthetik, Bd. III. § 907, wo das Schicksal als immanentes Gesetz, beruhend auf Wirkungen und Gegenwirkungen der Freiheit, für das moderne Drama nachgewiesen ist). Diese Tragödie ist wesentlich die klassische deutsche, das Drama Lessing's, Goethe's und Schiller's.

Wenn obre Regionen so sich halten,
Wo Fürst und Fürstin überschwänglich walten,
So mag darauf Gewöhnliches geschehn! — *)
Ein Bürger kommt, auch der ist gern gesehn,
Mit Frau und Kindern häuslich eingezwängt,
Von Grillenangst, von Gläubigern gedrängt,
Sonst wackrer Mann, wohlthätig und gerecht,
Nach Freiheit lechzend, der Gewohnheit Knecht.
Die Tochter liebt, sie liebt nicht, Den sie soll,
Ein muntrer Sohn, gar mancher Schwänke voll,
Und was an Oheim, Tanten, dienstbarn Alten
Sich Charaktere seltsamlich entfalten.
Das Alles macht uns heiter, macht uns froh;
Denn ungefähr geht es zu Hause so. **)
Und was die Bühne künstlich vorgestellt,
Erträgt man leichter in der Werkelwelt;
Die Thoren läßt man durch einander rennen,
Weil wir sie schon genau im Bilde kennen.

Jetzt liegt uns nah, was wir auch nicht verschmähn,
Das Possenhafte, gleichfalls gern gesehn;
Doch Niemand wünscht sich's in das eigne Haus,
Die Sittlichkeit wies' es zur Thür hinaus;
Von Markt und Straßen selbst hinweggebannt,
Hat sich's getrost der Bühne zugewandt,
Weil dort die Kunst, zu ihrem höchsten Preis,
Gemeine Rohheit klug zu mildern weiß,
Daß der Gebildete zuletzt erschrickt,
Wenn ihn Absurdes fesselt und entzückt.

Dies darf ich heute nur mit Worten schildern,
Doch seht Ihr Alles in belebten Bildern
Vor Eurem Blick zunächst vorübergehn.
Wir zaubern Euch zu heil'gem Tempelfeste,
Zur Krönungsfeier schmücken wir Paläste;
Was all' und neue Zeit gebäulich wies,

*) Auf die heroische Tragödie folgt das bürgerliche Drama, „die heitre Tageswelt" (s. Vers 6), insbesondere das nedisch geschilderte Schauspiel Iffland's und Kotzebue's. Die Bezeichnung „obre Regionen", wie auch in der „natürlichen Tochter" (2. Aufzug. 6. Auftr. Vers 7), drückt die höhere Sphäre der tragischen Stoffe aus. „Von Königen" ergiebt sich das übrige Geschick, sagt Pathos am Schlusse von „Was wir bringen".

**) „Es ist doch etwas Wenig's mehr,
Als säh' man grade zum Fenster hinaus" (Gedichte, Bd II. S. 379).

Nach d'ster Burgen stolzem Rittersaale
Erblickt Ihr Thürme, kirchliche Portale,
Kreuzgang, Kapelle, Keller und Bestiet.

Und innerhalb der Räume*) seht Ihr walten
Der Zeit, dem Ort gewidmete Gestalten,
Tagtäglich fährt man Euch zu andrer Welt.
Und wie bequem ist's doch, mit uns zu reisen!
Die besten Pfade wird man Jedem weisen,
Der sich der Muse treulich zugesellt.

(Sie tritt begeistert zurück, als wenn sie etwas in den Lüften hörte.)**)

Was ruft? — Ein Dämon? — Helfet mir bedenken!
Ich soll den Schritt nach andrer Seite lenken.
Ja, was ich sagte, sagt' ich offenbar,
Dem Menschensinn gemäß, wahrhaft und klar;
Nach Wunderbarem aber treibt mich's, will es fassen.***)
Nun folgt mir gern, sonst müßt' ich Euch verlassen!

(Sie eilt hinweg.)

II.

Das Theater verwandelt sich in eine Wald- und Felspartie.

Blasende Instrumente hinter der Coulisse unterhalten die Aufmerksamkeit und leiten das Folgende ein.

Die Muse (tritt auf, den Thyrsus in der Hand, ein Pantherfell um die Schultern, das Haupt mit Epheu bekränzt).†)

Tausend, abertausend Stimmen
Hör' ich durch die Lüfte schwimmen,

*) Innerhalb der oben geschilderten Dekorationen.

**) Szen.: „Doch sogleich mit pathetischer Geberde geht sie in Begeisterung über, scheint Geisterstimmen zu hören und sucht wieder in die Mitte des Theaters zu kommen."

***) „Die dramatische Kunst kann ihn (den Zuschauer) auch in andere Regionen, in die Welt des Wunderbaren hineinzaubern, und damit beschäftigt sich die zweite Abtheilung" des Prologs (Bielhoff, a. a. O., S. 284).

†) Szen.: „Das Theater verwandelt sich in eine Wald- und Felspartie. Musik von blasenden Instrumenten hinter den Coulissen, zur Einleitung nachfolgender lyrischer Vorträge.

„Ein Felsenstück wird mit hereingeschoben, das sich vor eine Versenkung stellt, hinter welchem hergehend sie einen Augenblick verweilt und ihre Kleidung verändert.

„Die Musik wird lebhafter, kräftiger, heftiger und beschäftigt sich wieder; die Schauspielerin tritt hervor, den Thyrsus in der Hand, das Pantherfell um die Schultern, das Haupt mit Epheu bekränzt.

„In der nun folgenden, ganz lyrischen Stelle exponirt sie die Oper

Wie ſie wogen, wie ſie ſchwellen!
Mich umgeben ihre Wellen,
Die ſich ſondern, die ſich einen,
Sie, die ewig ſchönen, reinen.
Wie ſie mir ins Ohr gedrungen,
Wie ſie ſich ins Herz geſchlungen,
Stürmen ſie nach allen Seiten,
Von der Nähe zu den Weiten,
Berghinan und thalhernieder,
Und das Echo ſchickt ſie wieder.

(Das Theater verfinſtert ſich.)

Und von den niedern zu den höchſten Stufen
Sind Kräfte der Natur hervorgerufen.
Die Atmoſphäre trübt ſich, iſt erregt,
Der Donner rollt, ein Blitz, der praſſelnd ſchlägt,
Zerſplittert Wald und Fels, die moos'gen Alten,*)
Die Rinde gar des Bodens wird geſpalten.

(Ein rother Schein überzieht das Theater.)

Erdſchlünde thun ſich auf, ein Feuerqualm
Zuckt flammend übers Feld, verſengt den Halm,
Verſengt der Bäume lieblich Blütheureich.
Nun herrſcht die Nacht, das Leben ſtockt ſogleich,
Und aus den Grüften hebt ſich leis heran
Das Gnomenvolk und wittert Alles an
Und wittert Alles aus und ſpürt den Platz
Und forſcht und gräbt. Da glitzert mancher Schatz;
Das alt-verborgne Gold bringt Keinem Heil,
Der Finſterniß Genoſſe will ſein Theil.**)
Im Innern ſiedet's, ſchäumt und ſchleudert wilder

---

nach ihren Haupteigenſchaften; ſie ſteigert den Vortrag vom Lieblichſten ins Fürchterlichſte und wendet ſich wieder ins Lieblichſte.

„Wollte man dieſen ganzen mittlern Theil mit Muſik begleiten, ja, mit Geſang durchweben und ſchließen, ſo wäre es gewiß zum großen Vortheil, und die treffliche Schauſpielerin fände Gelegenheit, auch ihr muſikaliſches Talent zu bethätigen."

Es iſt die bacchantiſch aufgeſtattete Phone (l. „Was wir bringen"), in die ſich die Muſe der Schauſpielkunſt hier verwandelt hat. „Sie tritt bachiſch gekleidet hervor" (Goethe an Bröhl, am 5. Mai 1821); denn Bacchus iſt der Schutzgott des Theaters, welches aus ſeinem Kultus erwachſen (d.

*) „Moos'ge Alte" ſind alte Bäume, die „treuen, immergrünen Alten" des „Was wir bringen", 1814 (Erſter Auftritt).

**) Vergl. die Worte des Gnomen in dem Gedicht von der Stotternheimer Saline (Werke, III. S. 256), und die der Gnomen im 2. Theil des „Fauſt" (Werke, XIII. S. 39).

Durchs Feuermeer furchtbare Schreckensbilder;
Wie Salamander lebt es in der Gluth
Und streitet häßlich mit vulkan'scher Wuth.

Schon hüben und drüben sind Berge versunken,
Schon gähnet der Abgrund, schon sprühen die Funken.
Was ist mir? Was leuchtet ein wunderlich Licht?
So leuchtet der Furie Feuergesicht.*)
Und unter dem Kopfschmuck phosphorischer Schlangen
Weiß glühen die Augen und rothbraun die Wangen.
Der Schrecken ergreift mich; wo rett' ich mich hin?
Noch kracht es entsetzlicher, Felsen erglühn,
Sie bersten, sie stürzen, sie öffnen mir schon
Der grausesten Tiefe plutonischen Thron!

(Das Theater verwandelt sich in einen hellen, erfreulichen Ziergarten.)**)

Kehrst Du wieder, Himmelshelle?
Iris mit gewohnter Schnelle***)
Trennt die grausen Wolken schon,
Augenfunkelnd vor Entzücken,
Den Geliebten zu erblicken
Auf dem goldnen Wagenthron.

Phöbus glänzt ihr hold entgegen;
Himmlischer Vermählung Segen
Fühlt der Erde weiter Kranz.

---

*) Die Verse sind reich an Alliterationen.

**) Sczen.: „Die Bühne verwandelt sich in einen Lust- und Ziergarten; dies kann auch in Gegenwart der Dame geschehen, ja auf ihren Wink, da sie sich als Zauberin und Herrin dieser Bezirke darstellt.

„Ein Tanz von Sylphen und Undinen tritt ein; sie sind kurz vorher angekündigt.

„Unter Ziergarten verstehe ich hier einen, mehr im geregelt-architektonischen als freien Natursinn angelegten Lustort und würde rathen, einen vom Ende des 16. Jahrhunderts als Muster zu wählen, wo die Absicht zu entschiedener galant-geselliger Lust offenbar in die Augen fällt. Ein solcher würde künftig immerfort bei allen Ritterstücken gar erfreulich dienen" (s. das Weitere bei Teichmann, a. a. O., S. 234, und Zeitter, II. S. 234).

***) „Schnelle", wie im Gedicht „Aeolsharfen" (Werke, I. S. 192): „Laß regnen, gleich erscheint die neue!" Das Bild von Iris und Phöbus auf dem „Wagenthron" wird in der fünften Strophe des Gedichts „Hochbild" in Goethe's „Westöst. Diwan", Buch Suleika, ebenso ausgeführt wie hier; nur fehlt dort der „Vermählung Segen":

„Und so, umkränzt von Farb' und Bogen,
Erheitert leuchtet ihr Gesicht,
Entgegen kommt er ihr gezogen,
Doch er, doch ach, erreicht sie nicht!"

Um des Bogens bunten Frieden
Schlingen lieblichſte Sylphiden,
Schillernd zierlich, Kettentanz.*)

Und da unten Silberwellen,
Grünlich-purpurn, wogen, ſchwellen
Auch empor in Liebesgluth,
Schalkiſch locken gleich Undinen
Blauen Augs, verſchämter Mienen,
Sich den Himmel in die Fluth.
Blüht's am Ufer, wogt's in Saaten.
Alles iſt dem Gott gerathen,
Alles iſt am Ende gut!

(Tanz von Sylphen und Undinen.)

III.

Die Muſe (kommt in anmuthiger Kleidung, und nachdem ſie einigen Antheil am Tanze genommen, wendet ſie ſich zu den Zuſchauern.)**)

Viel iſt, gar viel mit Worten auszurichten,
Wir zeigen dies im Reden wie im Dichten;
Doch liebliche Bewegung, wie geſehn,
Darf man zu ſchildern ſich nicht unterſtehn.
Nur der Geſammtblick läßt den Werth empfinden,
Der holde Tanz, er muß ſich ſelbſt verkünden.

An ihm gewahrt man gleich der Muſe Gunſt,
Das höchſte Ziel, den ſchönſten Lohn der Kunſt.
O, möge den Geſchwiſtern ſämmtlich glücken
Solch allgemeiner Beifall, ſolch Entzücken!

Denn das iſt der Kunſt Beſtreben,
Jeden aus ſich ſelbſt zu heben,
Ihn dem Boden zu entführen;
Link und recht***) muß er verlieren
Ohne zauderndes Entſagen,

*) Bekannter unter der franzöſiſchen Bezeichnung: „Chaîne". Ebenſo „Kettenzüge" in dem Maskenzug No. 10 von den „Tanzenden".

**) Szen.: „Die Schauſpielerin hat ſich während des Ballets ausgezogen und ſich ſo anmuthig koſtümirt als möglich; will ſie, auch nur mit wenigen Bewegungen, an dem Ballet einige Theilnahme beweiſen, ſo würde auch dadurch die Vorſtellung höchlich gewinnen, und die nächſt zu ſprechenden Verſe würden ſie nur deſto beſſer kleiden."

***) S. zahme Xenie: „Rechts wird links und rechts mich kränken" (Werke, III. S. 270. 2. Note). In demſelben Sinne braucht Goethe oben die ſonſt nicht übliche Form „link und recht."

Aufwärts fühlt er sich getragen!
Und in diesen höhern Sphären
Kann das Ohr viel feiner hören,
Kann das Auge weiter tragen,
Können Herzen freier schlagen.

Und so geht's den Lieben allen,
Die im Elemente wallen,
Welches bildend wir beleben:
Wer empfing, der möchte geben.
In der Himmelsluft der Musen
Oeffnet Busen sich dem Busen,
Freund begegnet neuem Freunde,
Schließen sich zur All-Gemeinde;
Dort versöhnt sich Feind dem Feinde.

So herrlich fruchtet, was die Muse gönnt!
Die Ihr's genießt, es dankbar anerkennt,
Preist ihn mit mir, den Gott, der es gegeben!
Was heute fröblich macht, was heute rührt,
Nicht etwa flüchtig wird's vorbeigeführt:
Was heute wirkt, es wirkt aufs ganze Leben.

Die Kunst versöhnt der Sitten Widerstreit,
In ihren Kreisen waltet Einigkeit.
Was auch sich sucht und flieht, sich liebt und haßt,
Eins wird vom Andern schicklich angefaßt,
Die Masken, grell gemischt, bei Fackelglanz,
Vereinigt schlingen Reih- und Wechseltanz.
Vor solchen Bildern wird Euch wohl zu Muthe.
Empfangt das Schöne, fühlt zugleich das Gute!
Eins mit dem Andern wird Euch einverleibt;
Das Schöne flieht vielleicht, das Gute bleibt.
So nach und nach erblühet leise, leise
Gefühl und Urtheil wirkend wechselweise;
In Eurem Innern schlichtet sich der Streit,
Und der Geschmack erzeugt Gerechtigkeit.*)

Und so in Euch verehr' ich meine Richter!
In gleichem Sinne huldigt Euch der Dichter,
Der, wär' er noch so stolz auf sein Talent,
Doch Eures Beifalls höchsten Werth erkennt.

*) Vergl. die ähnliche Stelle im Prolog No. 6, S. 232, oben.

Erweist Euch nun, wir anerkennen's willig,
Aufmerksam, offnen Sinns, gerecht und billig!
So schmücket sittlich nun geweihten Saal
Und fühlt Euch groß im herrlichsten Lokal!

Denn Euretwegen hat der Architekt*)
Mit hohem Geist so edlen Raum bewegt,
Das Ebenmaaß bedächtig abgezählt,
Daß Ihr Euch selbst geregelt fühlen sollt,
Wie's dem Senat geziemt, den eine Welt
Auf seinen Spruch zu harren würdig hält.

Dann auch der Bildner schmückt' das edle Haus
Vom Sockel bis zum Giebel reichlich aus.
Hier muß Euch ernst im Heiligthume sein;
Denn Götterformen winkten Euch herein,
Wo rings umher der Maler sich bemüht
Und Euren Blick von Bild zu Bilde zieht,
Da, was Euch einzeln sonst gefesselt hielt,
In einem Kreise hundertfältig spielt.

Das ist nun offenbar; doch was verhüllt,
Geheimnißvoll die innern Räume füllt,
Erst harrend ruhig, magisch dann bebende,
Im Augenblick, wie ich die Finger wende,
Wird mannichfaltig, so nun Jahre walten,
Sich nach und nach vor Eurem Blick entfalten.

Und wessen Wollen dies uns zugedacht,
Auf wessen Wink die Meister das vollbracht,
Wer wüßt' es nicht zu deuten, nicht zu nennen?
Doch ihm genügt, daß wir es anerkennen.**)

*) Der Architekt war Schinkel. Kürzer ist die ähnliche „Baurede" in „Was wir bringen", S. 62, oben.

**) Offenbar auf den König, Friedrich Wilhelm III., bezüglich. Goethe schrieb am 5. Mai 1821 an Brühl: „Ich werde ein Lob des Baumeisters und der mitwirkenden Künstler einfügen, und da mir bekannt ist, daß S. M. dem Könige dergleichen Direktes nicht gefällt, so will ich indirekt diese Pflicht zu üben suchen," und er fügt hinzu: „Im Allgemeinen kann man sagen: die Absicht der ersten Abtheilung ist, zu dem Verstand zu sprechen, der zweiten, auf die Einbildungskraft zu wirken, der dritten, sich an Vernunft und Gefühl zu wenden." Der Appell an das Gefühl wurde verstanden. „An der Stelle des Prologs, die so zart und angemessen der neuen, schönen Gabe gedenkt, womit unser erhabener Landesvater die Hauptstadt seines Reiches geziert und der Kunst gehuldigt, brach das lang zurückgehaltene Dankgefühl der Versammlung in den lautesten, anhaltendsten Jubel aus und nicht minder an dem Schlusse des Prologs" (Bericht eines Zeitgenossen. Teichmann, a. a. O., S. 143).

In dieser Schöpfung, diesem Kunstverein,
Wie muß es mir denn erst zu Muthe sein!
So großes Leisten fordert Großes an;
Viel ist zu thun, da, wo so viel gethan.
Was wäre nicht zu denken, nicht zu sagen!
Doch will ich's jetzt mir aus dem Sinne schlagen.
(Sie wendet sich lebhaft-anmuthig, weiter vortretend, an die Zuschauer.)
Erscheinen die Freunde so oft und so viel',
Sie heißen willkommen!
Wir Andern, wir wechseln, wir steigern das Spiel,
Und Jedermann hat sich das Seine genommen.
Gröffnen die Räume, die heiteren, hellen,
Sich als ein Gemeingut, wie heilende Quellen,
Dem Nächsten, dem Fernsten, dem Höchsten zur Lust,
Beleben der Menge bewegliche Brust:
So Alte, so Junge sind Alle geladen,
In unserem Aether sich munter zu baden.
Ein Trauender komme, da fühlt er sich froh,
Erheitert ein Sorgender, Jeglicher so,
Wie's immer dem Einen, dem Andern entspricht,
Zum Streben, zum Handeln, zum Wirken, zur Pflicht.

So sind wir am Ziel nun; er hat es gewollt,
Daß freudig geschehe, was Alle gesollt.
Des Vaterlands Mitte versammelt und hier,
Nun ist es ein Tempel, und Priester sind wir,
Wo Alles, zum Höchsten, zum Besten gemeint,
Um unseren Herrscher entzückt sich vereint.

14.

Prolog

zu „Hans Sachs" von Deinhardstein.*)

Berlin, den 19. Februar 1828.

Ein Meistersänger (als Prologus, tritt auf).
Da steh' ich in der Fremde ganz allein.
Wer weist mich an? Wer führt mich ein?

*) Goethe verfaßte obigen Prolog als Einleitung zu seinem Gedichte „Hans Sachsens poetische Sendung" (Werke, I. S. 113 f.), indem

Wer sagt mir, welch ein Geist hier waltet?
Seh' ich mich an, mein Kleid scheint mir veraltet,
Und nirgends hör' ich den gewohnten Klang,
Den alten, frommen, treuen Meistersang.
Doch seh' ich hier die weiten, edlen Kreise

(Weiter vortretend.)

Versammelt aufmerksamer, stiller Weise;
Ich höre kaum ein stilles Athemholen,
Und daß Ihr da seid, zeigt, ich bin empfohlen.
Auch als ich kam, ward mir auf Straß' und Plätzen
Der alte Nam' zu tröstlichem Ergetzen.
So sei es nun, so werde denn vertraut
Vor neuem Ohr die alte Stimme laut!

Den Deutschen geschah gar viel zu Lieb',
Als man eintausendfünfhundert schrieb;
Ergab sich Manches zu Nutz und Ehren,
Daß wir daran noch immer zehren.
Und wer es einzeln sagen wollte,

---

beide vor des Wiener Professors Deinhardstein vieraktigem dramatischen Gedicht „Hans Sachs" im Berliner Schauspielhause von Eduard Devrient (dem Historiographen der deutschen Schauspielkunst) gesprochen werden sollten. Den Anlaß gab ihm ein Schreiben des General-Intendanten Graf Brühl zu Berlin vom 10. Januar 1828, worin Dieser um die Erlaubniß bat, das jedachte ältere Goethische Gedicht dem Deinhardstein'schen Stücke voranschicken zu dürfen. Unter dem 17. Januar erbot sich Goethe sogleich, noch eine Einleitung dazu zu schreiben, welche er bereits am 26. nach Berlin sandte. „Ich mußte mich sehr zusammennehmen, um nicht weitläuftig zu werden, denn hier fand sich Stoff zu einem selbstständigen Prolog; denn ich durfte nur den Namen Nürnberg aussprechen und von den vorzeitigen Kunst- und Handwerksinnungen etwas erwähnen, so lag der Preis von Berlin an der Hand, wo man jetzt im hundertfachen Dasjenige leistet, was damals an jenem Orte billig sehr hoch bewundert ward und uns immer noch mit Ehrfurcht erfüllt" (Briefw. zwischen Goethe und Brühl in Riemer's „Briefen," Nr. 17, a bis i, und bei Teichmann Nr. 65 bis 71). Devrient hatte mit seinem Vortrage, der somit zwei denselben Gegenstand betreffende Gedichte Goethe's aus dessen 27. und 80. Lebensjahre verband, jedes Mal vielen Beifall erworben. Deinhardstein's Stück, dessen Stoff in neuester Zeit durch R. Wagner's Oper „Die Meistersinger" eine erhöhte Bedeutung erhalten hat, gefiel damals außerordentlich und wurde im ersten Jahre auf neunundzwanzig Bühnen (zuerst in Wien am 4. Oktober 1827) aufgeführt. Es spielt zu Nürnberg um das Jahr 1547 (erwähnt bei Goedeke, III. S. 383. Nr. 19; vergl. ebenda, S. 639. Nr. 13). Das Gedicht, auch am 16. und 21. Febr., 6. März, 9. April und 9. Juni vorgetragen, erschien im Sonderdruck (Berlin, 1828, 13 Seiten) und dann im Anfange von Deinhardstein's „Hans Sachs" (Wien 1828, S. 125 und 126), aber bisher nicht in Goethe's Werken. Nur Kurz hat es in die von ihm herausgegebene Auswahl aufgenommen (Hildburghausen, 1868, Bd. V. S. 765).

Gar wenig Dank verdienen sollte,
Da sich's dem Vaterland zu Lieb'
Schon tief in Geist und Herzen schrieb.
Doch weil auf unsern deutschen Bühnen
Man preist ein löbliches Erkühnen,
Und man bis auf den neusten Tag
Noch gern was Altes schauen mag,
So führen wir vor Aug und Ohr
Euch heut einen alten Dichter vor.
Derselbe war nach seiner Art
Mit so viel Tugenden gepaart,
Daß er bis auf den heut'gen Tag
Noch für einen Poeten gelten mag,
Wo deren doch unzählig viel'
Verderben Einer des Andern Spiel.*)

Und wie, auch noch so lange getrennt,
Ein Freund den andern wiedererkennt,
Hat auch ein Frommer neuerer Zeit
Sich an des Vorfahren Tugend erfreut
Und hingeschrieben mit leichter Hand,
Als stünd' es farbig an der Wand,
Und zwar mit Worten so verständig,
Als würde Gemaltes wieder lebendig.

Nun wünsch' ich, daß Ihr freundlich wolltet
Das hören, was Ihr sehen sollter,
Bis das Gehörte vor Euch steht,
Daß Ihr es klar in Gedanken seht.
Drob kam ich her zu Eurem Dienst;
Doch folgt danach ein neuer Gewinnst:
Ihr nehmet besser dann in Acht,
Was uns ein Allerneuster bracht',
Der denn mit Hilfe von uns Allen
Heut Abend hofft Euch zu gefallen.

(Pause. Hierauf wird das Gedicht: „Hans Sachsens poetische Sendung" von Anfang bis zu Ende rezitirt.**)

*) Vergl. den Vers:
„Wer treibt die Dichtkunst aus der Welt?
Die Poeten!" (Goethe's „Divan". Schluß des Buchs der Sprüche.)

**) Das Gedicht „Hans Sachsens poetische Sendung" erfuhr hier jedoch einige Aenderungen, deren Goethe bereits in einem Schreiben an Zelter vom

jedoch an Stelle der beiden letzten Verse des Gedichts folgende Schlußstrophe:)

Wirksame Tugend nie verallet,
Wenn das Talent verständig wallet.
Wer Menschen gründlich kennt' erfreun,
Der darf sich vor der Zeit nicht scheun.
Und möchtet Ihr ihm Beifall geben,
So gebt ihn uns, die wir ihn frisch beleben!*)

---

28. Februar 1816 (Briefw., II. S. 233 bis 237) einige vorgeschlagen hatte. Hier lautet:

a) Vers 17. (Werke, I. S. 114) nach Goethe's Angabe in dem Schreiben an Brühl vom 26. Januar 1828:

„Ohne mit langer Schleppe zu schwänzen".

b) Nach dem Verse: „Mythologie, Fabula" (bal. S. 115) sind aus dem ursprünglichen Texte des Gedichts im „Teutschen Merkur" 1776 die Verse eingerückt:

„Sie ist rumpset, strumpset, buclket und krumb,
Aber eben ehrwürdig darumb."

c) An Stelle der Verse (ebenda, S. 115):

„Darauf sehr Ihr mit weiten Aermeln und Falten
Gott Vater Kinderlehre halten."

hatte Brühl, fürchtend, sie könnten Manchem, namentlich dem Könige, Anstoß geben, drucken und sprechen lassen:

„Drauf sehr Ihr die Jungen und sehr auch die Alten,
Wie sie auf Erden thun schalten und walten."

Goethe strich diese Verse jedoch in seinem Exemplar des gedruckten Prologs und schrieb statt dessen hinein:

„Da sehr Ihr allerlei Thiergestalten
Auf Gottes frischer Erde walten."

(S. Katalog der Goethe-Ausstellung, Berlin, 1861, IV. Nr. 162, S. 63; Teichmann, a. a. O., S. 363; und Riemer, Briefe, S. 166).

*) Diese Schlußstrophe legte Goethe seinem Schreiben an Brühl vom 8. März 1828 bei, weil er fand, daß der Prolog mit dem Verse: „Den sehr die Nachwelt ihm aufs Haupt" etwas „unerwartet abschnappe". Die Verse erschienen, jedoch ohne jede Andeutung ihrer Veranlassung und Bestimmung, zuerst 1840, im Band VI. S. 116 der Werke (40bdg. Ausg.) und 1843 in Band XVI. S. 72 des Nachlasses (oder Band LVI. der A. d. H.), dann bei Riemer und bei Teichmann a. a. O.

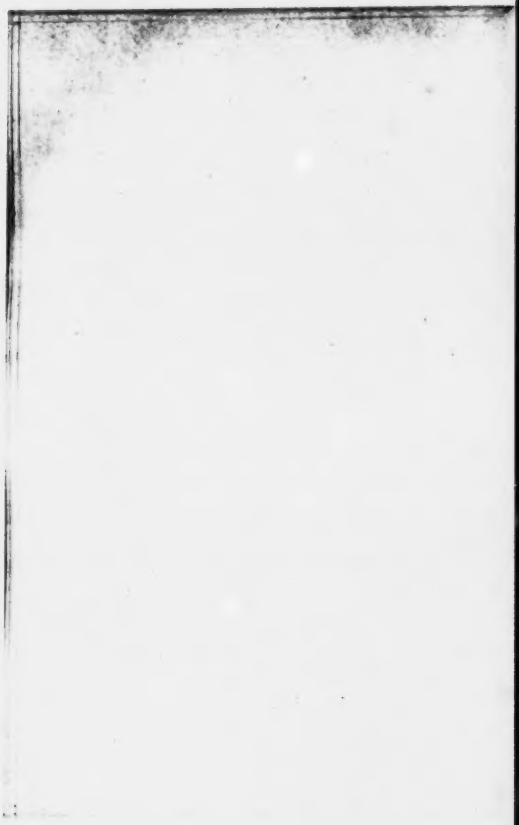

Maskenzüge.

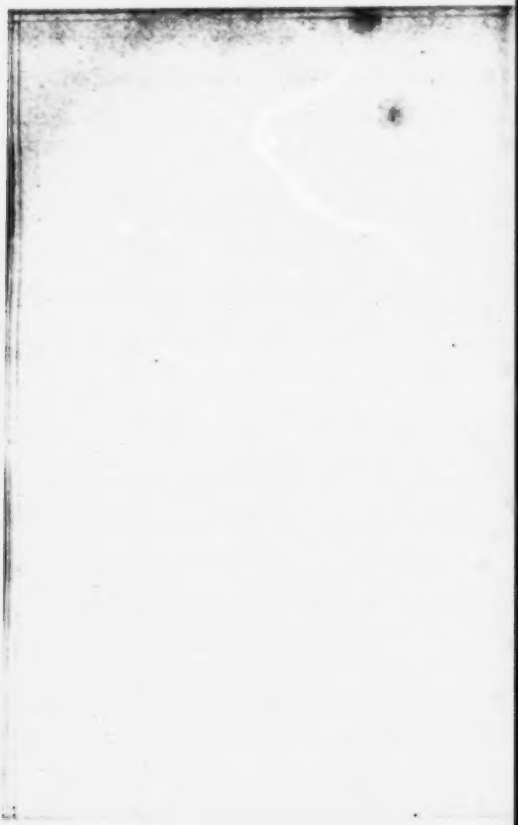

Vorbemerkung des Herausgebers.

Goethe's Gedichte zu Maskenspielen umfassen den Zeitraum von 1781 bis 1818. Rechnet man dem nachfolgenden Dutzend noch das an den Herzog Karl August gerichtete Zigeunergedicht: „Zwar bin ich nicht seit gestern" (Werke, III. S. 317) hinzu, so wird der Anfang dieser Produktion noch einige Jahre früher zu setzen sein, während die bereits im zweiten Bande der Werke (S. 435 und 275) mitgetheilten Gedichte: „Die Gestalten gehn vorüber", „So wandelt hin, lebendige Gestalten", und „Da das Alter, wie wir wissen" aus den Jahren 1818 und 1825 seine Theilnahme an Masken-Aufführungen noch für spätere Jahre bezeugen.

Die bedeutendste Schöpfung auf diesem Gebiete, welche freilich ihre Entstehung nicht der Gelegenheit, nicht dem realen Leben verdankt, ist der in den 1. Akt des 2. Theils des „Faust" eingelegte, dramatisch mit dem Stück verbundne große Mummenschanz in der kaiserlichen Pfalz. Da die Ausarbeitung jener Szene in die Jahre 1825 bis 1827 fällt, so kann man auch für diese Thätigkeit Goethe's, wie für die Theaterreden, die Dauer eines halben Jahrhunderts annehmen.

Der Maskenzug im „Faust" giebt für die Bedeutung dieser Art Gedichte einen Anhalt. Der Herold setzt dort aus einander, daß das Maskenspiel italienischen Ursprungs sei, daß der Kaiser jene Art der Belustigung von seinen Römerzügen über die Alpen heimgebracht habe:

„Und als er ging, die Krone sich zu holen,
Hat er uns auch die Kappe mitgebracht."

Dort ist auch der Gegensatz gegen die deutschen „Teufels-, Narren- und Todtentänze“ betont, und diesem Genre kann man auch die Walpurgisnacht im 1. Theile des „Faust“ beizählen. Verfolgt man den Gegensatz weiter, so findet man in unsern Maskenzügen, mit ihren der Mythologie, Dichtung und Natur entnommenen Allegorien, ein ächtes Produkt der Renaissance, gegenüber den im Mittelalter auf demselben Boden altheidnischer Erinnerungen und unter derselben theologisch-christlichen Einwirkung erwachsenen heimischen Fastnachtsspielen und Schwänken. Hier wie dort wird der Jahreswechsel, die Sonnenwende, die Rückkehr des Lichts, das Wachsen der Tage gefeiert, wie dies die kymrische Lear-Sage mit der Minderung und Wiederherstellung des Lear-Gefolges, unter dem Einflusse der so verschieden gearteten Töchter, ausdrucksvoll symbolisirt. Aber bei uns tritt vor aller Ausgelassenheit, vor der Satire, vor den parodistischen und didaktischen Elementen die Plastik, die Schönheit der Gestalten, das lichtvolle Kolorit, welches dort prävalirt, fast ganz zurück.

So war es auch in dem Bildungsgange unsers Dichters begründet, daß er von den launigen, didaktischen und satirischen Fastnachts- und Schönbartspielen seiner Jugend sich der Freude an schöner Gestalt und an sinnvoller und klarer Symbolik zuwandte und diese lediglich nach künstlerischen Gesichtspunkten behandelte. An die Stelle von Hans Sachs und dessen Frau Schaltheit und Frau Frumbkeit, von allerlei Tugend und Laster, in welchen Gestalten J. Grimm eine verjüngte Epik und die Triebe deutschheidnischer Vorzeit erkannte, ist Ariost getreten oder Machiavelli mit seinen Maskengedichten (Canti carnascialeschi). In den Festivitätsspielen Italiens des 15. und 16. Jahrhunderts kann man die Vorbilder der Goethischen Maskenpoesie

erkennen, deren Gegenstände zusammenfallen mit denen der Mysterien. Zu deren beliebtesten Stoffen gehörten die heiligen drei Könige aus Morgenland (z. B. zu Rom 1473 dargestellt), welche Goethe zum 6. Januar 1781 vorführte („Epiphanias", Werke, I. S. 93), ebenso die Vier Weltalter nach Ovid, und der Planetentanz, den Lionardo da Vinci 1489 aufführte (s. Burckhardt, Renaissance, S. 421 u. 413).

Grade die Zeit bot sich zu derartigen Darstellungen naturgemäß dar aus dem dieser Maskenfreude zu Grunde liegenden Bedürfnisse der armen, das Licht der Sonne entbehrenden Menschheit, das Dunkel der Nacht durch Künste der Einbildungskraft zu verscheuchen. Diese spielt mit Allem, was sie religiös, mythisch oder dichterisch angeregt, mit dem, was die Winterszeit gewährt, noch mehr mit dem, was sie vermissen läßt. Vor Allem fordert sie leuchtende Gestalten, Farbe, Licht. Diesem Verlangen kam Goethe aus innerster Seele entgegen, und er griff unwillkürlich zu den Gestalten der Zeit, der Alter, des Winters, der Sterne, des Tags und der Nacht, und was sonst in diesem Kreise liegt; aber er ging über ihn hinaus, indem er die so beglückende Poesie wiederum zum Gegenstande der Dichtung machte, sie in sich selbst sich spiegeln ließ. Abgesehen von den allgemeinen Gestalten der Poesie in dem Maskenzuge vom Jahre 1802, gelten die der Jahre 1810 und 1818 der Blüthe unserer deutschen Poesie, jener deren erster klassischer Periode im Mittelalter, dieser der Wiederkehr einer solchen Periode in unsrer Zeit, beide eine Selbstverherrlichung Thüringens.

Der Maskenzug von 1810 ist bemerkenswerth, weil er Goethe's große Vertrautheit mit den neu geförderten Schätzen nordischer Dichtkunst, der Edda, den Nibelungen u. s. w. beweist, und wegen der spielenden Leichtigkeit,

Anmuth und Durchsichtigkeit, womit er diese Stoffe zu behandeln wußte. Das deutsche Mittelalter erscheint hier in Arioſt's und Taſſo's Strophe, in einer kunſtvollen Behandlung, wie ſie ihm von Seiten der eigentlichen Romantiker ſelbſt nie zu Theil werden konnte. Auch in dieſen Gedichten tritt die Seite hervor, durch welche Goethe und Schiller eben unſere modernen Klaſſiker geworden ſind, die Vereinigung des Reichthums der neueren Zeit an Ideen und Empfindungen mit antiker oder romaniſcher Formvollendung, und grade der Maskenzug von 1810 bildet auf dem Gebiete der Gelegenheitsdichtung in dieſer Hinſicht ein Muſter.

Die erſten Maskengedichte von 1781 bis 1784 ſind recht eigentlich aus Goethe's damaligen Geſellſchafts- und Hofbeziehungen hervorgegangen, aus der Zeit ſeines Bundes mit Frau von Stein, aus der Zeit des Ueberganges zu ſeiner zweiten dichteriſchen Periode, welchen das Ballet (No. 3) mit ſeiner poetiſchen, an „Egmont" erinnernden Proſa deutlich markirt. Nur leiſe treten Beziehungen auf politiſche Ereigniſſe hervor, wie in No. 6 die auf den nordamerikaniſchen Befreiungskrieg. In den folgenden Nummern 7 bis 9, aus der Periode des Bundes mit Schiller, handelt es ſich dagegen nur um Krieg oder Frieden. Aus dem vollen Genuſſe des letzteren heraus gedichtet, abſchließend nach allen Seiten, eine große Weimariſche Ruhmes- und Ehrenhalle, iſt dann das große Maskengedicht vom Jahre 1818, in welchem klaſſiſche, romantiſche und orientaliſirende Richtung zur Einheit verſchmolzen ſind, zu freier deutſcher Art, aber vielleicht der formalen Schönheit nicht ganz theilhaftig, welche den zehn Jahre ſpäter verfaßten Karneval im „Fauſt" auszeichnet.

Maskenzüge.

Die Weimarischen Redouten waren besonders von 1776 an sehr lebhaft und erhielten oft durch Masken-Erfindungen einen besondern Reiz. Der Geburtstag der allverehrten und geliebten regierenden Herzogin fiel auf den 30. Januar, und also in die Mitte der Wintervergnügungen. Mehrere Gesellschaften schlossen sich daher theils an einander, theils bildeten sie einzelne sinnreiche Gruppen, davon manches Angenehme zu erzählen sein würde, wenn man sich jenes weggeschwundenen Jugendtraums wieder lebhaft erinnern könnte.

Leider sind die meisten Programme sowie die zu den Aufzügen bestimmten und dieselben gewissermaßen erklärenden Gedichte verloren gegangen, und nur wenige werden hier mitgetheilt. Symbolik und Allegorie, Fabel, Gedicht, Historie und Scherz reichten zur mannichfaltigen Stoff und die verschiedensten Formen dar. Vielleicht läßt sich künftig außer dem Vorliegenden noch Einiges auffinden und zusammenstellen.*)

*) Obige Bemerkung schickte Goethe dem ersten Drucke seiner Maskengedichte in den Werken 1808 (Bd. IX. S. 379) voraus. Es waren dies jedoch von den nachstehenden nur die Nummern 3 (bis das Gedicht „Amor"), 4 und 6 bis 9. In der Ausgabe der Werke, letzte (Bd. VIII. S. XII f.), kamen dann hinzu No. 1, 2, 10 und 11, wobei No. 2 und 5 den Anfang aller machten. So gingen sie auch 1829 in Bd. XIII der Ausg. letzt Hand über (S. 181 f.), während No. 12 Bd. IV eröffnete. No. 1 kam erst 1836 im Bd. I. S. 151 der Quart-Ausgabe hinzu, in der Reihenfolge als drittes Gedicht. Das Ballet No. 3 und das Programm No. 5 erscheinen nachstehend in Goethe's Werken zum ersten Mal.

1.

Ein Zug Lappländer.

Zum 30. Januar 1781 *)

Wir kommen in verehrten Ehren
Vom fernen Pol in kalter Nacht,
Und hätten gerne Dir zu Ehren
Den schönsten Nordschein mitgebracht.

Wir preisen jene Lufterscheinung;
Sie weiht die Nacht zu Freuden ein
Und muß, nach unsrer Aller Meinung,
Der Abglanz einer Gottheit sein.

Von Bergen strömt sie uns entgegen,
Wo lange Finsternis erst lag,
Auf einmal wird vor unsern Wegen
Die grauenvolle Nacht zum Tag.

O, stünd' es jetzt am hohen Himmel,
Wir bäten Dich: verlaß den Schein,

*) In der Vorbemerkung zieht Goethe das Jahr 1776 als Anfang größerer Redoutenaufführungen an, also den Winter, in welchem er selbst in den Weimarischen Kreis eintrat. Die Maskenbälle fanden in jenen ersten Jahren in einem Hause (dem Hauptmann'schen) an der Esplanade (Schillerstraße) Statt. Als das Haus 1778 in andere Hände überging, baute die Herzogin Amalia 1779 ein eigenes Schauspielhaus, an der Stelle des jetzigen, in welchem vom 7. Januar 1780 an auch die Maskenbälle des Hofs gegeben wurden. Für dies Lokal waren die von Goethe arrangirten Aufführungen bestimmt, auf welche sich obiges Gedicht und die folgenden bis No. 6, vielleicht noch No. 7, beziehen (J. Pasque, Goethe's Theaterleitung, I. S. 31 bis 33, und Bielschowsky's Kommentar, I. S. 436, und III. S. 503).

Obiger Maskenzug war zwar zur Feier des Geburtstags der Herzogin Louise bestimmt, wie die fünfte Strophe ergiebt, wurde jedoch erst am 2. Februar aufgeführt (J. W. Schüll, Goethe's Briefe an Frau von Stein, II. S. 18, Note; Düntzer, Freundesbilder, S. 345, Note 1; Dessen Goethe und Karl August, S. 112, Note 2). Düntzer hebt hervor, daß Goethe, wie hier, auch in dem dem Jahre 1781 angehörigen Gedichte an Lida (Werke, I. S. 180) die Erscheinungen des Nordlichts poetisch verwendet. Auf Lappland war die Aufmerksamkeit durch die Reise gerichtet, welche Maupertuis dorthin zur Messung des Erdmeridians veranstaltet und ausführlich beschrieben hatte, und Reisebeschreibungen wurden in den Weimarischen Kreisen damals besonders gern gelesen. — Der „eh" in der 4. Strophe schwebt wol vor: das Nordlicht.

Sieh weg vom glänzenden Gewimmel,
Sieh auf, so brennet unser Herz!

So führen Wünsche, licht wie Flammen,
Für Dich den schönsten Himmelslauf;
Bald falten sie sich still zusammen
Und lodern jauchzend wieder auf.

Doch jenem hochverehrten Lichte
Raubt Deine Gegenwart die Pracht;
Es glänzt von Deinem Angesichte
Die Huld, die uns Dir eigen macht.

2.

Aufzug des Winters.

Zum 16. Februar 1781.*)

Der Schlaf. Ein treuer Freund, der Allen frommt,
Gerufen oder nicht, er kommt.
Gern mag er Elend, Sorge, Pein
Mit seinem sanften Schleier decken;
Und selbst das Glücke wiegt er ein,
Zu neuen Freuden es zu wecken.

Die Nacht. Der Menschen Freund und Feind,
Dem Traurigen betrübt,
Dem Frohen froh,
Gefürchtet und geliebt.

Die Träume. Wir können eine ganze Welt,

*) Obige Zeitbestimmung haben wir hinzugefügt (nach A. Schöll, a. a. O., S. 26, Note 1). Die Briefe Goethe's an Frau v. Stein vom 8. bis 17. Februar betreffen obigen Aufzug, in welchem letztere die Nacht, Goethe selbst den Schlaf darstellte. In dem letztgedachten Billet nennt er sie daher: „Mutter Tag und liebe Nacht!" Den Winter stellte der Oberstallmeister v. Stein vor. Das Ganze ist ein kleiner italienischer Carneval, der dem großen im 2. Theil des „Faust" präludirt, und im „Chor der Masken" finden sich die bekannten typischen Figuren desselben. In seinem „Römischen Carneval" (1789) erwähnt Goethe auch Spanier und Spanierin: ein kastilianisches Paar — Tafel XI) mit Castagnetten und den schwarzen Tabarro (Tabarro bedeutet einen Mantel). S. Düntzer, Kommentar, I, S. 433, und III, S. 501. Gedruckt erschien das Gedicht bereits 1784 in: „Der Blumenkorb. Eine Sammlung der besten zerstreuten, gedruckten und ungedruckten Gedichte, I. Altona", worin S. 30: „Aufzug des Winters mit seinem Gefolge" (s. Hirzel's Verzeichniß). Wegen der veränderten Schlußzeilen s. Revision des Textes. Wiederholt wurde der Aufzug im folgenden Jahre am 8. Februar.

So klein wir sind, betrogen
Und Jeden, wie es uns gefällt,
Erschrecken und vergnügen.

Der Winter. Euch so zusammen hier zu finden,
Ist mir die größte Lust.
Ich nur, ich weiß Euch zu verbinden;
Deß bin ich mir bewußt.
Vor meinen Stürmen flieht Ihr
Und suchet Euresgleichen;
Und darin muß der Sommer mir
Mit seiner Schönheit weichen.

Das Spiel. Bei Vielen gar gut angeschrieben,
Find' ich hier manch bekannt Gesicht;
Doch Einen, dem ich immer treu geblieben,
Den find' ich nicht.

Der Wein. Zur Gesellschaft kann nicht besser
Je ein Gast gefunden sein:
Gerne geben meine Fässer,
Nehmen gerne wieder ein.*)

Die Liebe. In mancherlei Gestalten
Mach' ich Euch bang.
So jung ich bin, mich kennen doch die Alten
Schon lang'.

Die Tragödie. Mit nachgeahmten hohen Schmerzen
Durchbohr' ich spielend jede Brust,
Und Euren tiefbewegten Herzen
Sind Thränen Freude, Schmerzen Lust.

Die Komödie. Magst sie immer weinen machen!
Das ist, dünkt mich, gar nicht schwer;
Doch ich mache sie zu lachen,
Das ist besser und ist mehr.

Das Karneval. Mich ergetzen viele Lichter,
Mehr noch fröhliche Gesichter;
Mich ergetzen Tanz und Scherz,
Mehr noch ein vergnügtes Herz,
Pracht und buntes Leben sehr,
Aber Eure Gunst noch mehr.

(Zu den vier Temperamenten.)

Die vier Kleinen, die ich führe,

*) „Denn um neuen Most zu bergen, Leert man rasch den alten Schlauch" (Werke, XIII. S. 174).

Sind gar wunderliche Thiere,
Sind auch nach der Menschen Art
Widerwärtiglich gepaart,
Und mit Weinen oder Lachen
Müssen sie Gesellschaft machen.

Chor der Masken.

Spanier und Spanierin. Vor dem bunten Schwarme flieht
Die Melancholei.
Auch aus fremden Ländern zieht
Uns die Lust herbei.

Skapin und Skapine.*) Mit einer Mütze voller List
Bleibt Skapin Euch zu Diensten,
Und auch Skapinens Köpfchen ist
Nicht leer von seinen Künsten.

Pierrot und Pierrotte. Wir Beide mögen treu und gut
Uns gern gesellig zeigen,
Mit langen Aermeln, frohem Muth,
Und wünschen Euch Desgleichen.

Ein Paar in Tabarro's. Wir zwei Tabarro's wollen gar
Uns auch hierzu gesellen,
Um noch zuletzt mit einem Paar
Die Menge vorzustellen.

Das Studium. Mein Fleiß ist immer etwas nütz,
Auch hier ist er's geblieben:
Ich hab' Euch allen unsern Witz
Verständlich aufgeschrieben.

*) S. diese Figuren der Komödie in Goethe's „Scherz, List und Rache" (Werke, IX. S. 200). Dies und das folgende Paar sind französischer Nationalität.

3.

Pantomimiſches Ballet,

untermiſcht mit Geſang und Geſpräch.

Zum 30. Januar 1782.*)

Erſter Akt.

Wald, Nacht, im Grunde ein Berg.

(Vier Bauern mit Aexten und Wellenbündeln kommen heraus, machen Pantomime von vollbrachter Arbeit, ergetzen ſich unter einander, eſſen, trinken und tanzen. Ein Zauberer erſcheint auf den Felſen und iſt unzufrieden, ſie hier zu finden. Er erregt ein Donnerwetter, und ſie entfliehen. Eine Zauberin kommt auf einem Wagen durch die Luft gefahren, ſie begrüßt den Zauberer.)

Zauberer. Sei mir gegrüßt, die Du zur guten Stunde von Deinen fernen Bergen kommſt. Uns führt hier ein gemeinſam Werk zuſammen. Gar nöthig iſt den Menſchen, wie den Göttern, und uns, die zwiſchen Beiden ſtehen, wenn die gerechte Zeit zu einem langbereiteten und langgehofften Werk herannaht, aufzumerken. Drum laß uns heut vereint das Unſre thun, wenn wir

---

*) Das nachſtehende Luſtſpiel-Ballet (Comédie-Ballet) erſcheint hier für das größere Publikum zum erſten Mal gedruckt. Allerdings iſt es ſchon als eine Reliquie Goethe's in K. Lewald's „Europa, Chronik der gebildeten Welt", Band I. Lief. 5 vom 23. Januar 1843 (S. 177—184), veröffentlicht, damals aber nur von Wenigen bemerkt worden. Selbſt S. Hirzel war es entgangen. J. P. Eckermann begrüßte die Reliquie ſogleich in der 9. Lieferung der „Europa" vom 20. Februar 1843, S. 406, mit folgenden Worten: „Die letzte Lieferung Ihrer „Europa" bringt uns ein kleines Drama mit Ballet von Goethe, das man, unerachtet der etwas gezwungenen Schreibart der erſten vier Seiten, durchaus als ächt und von Goethe herrührend erkennen muß. Ueber die Entſtehung und Aufführung dieſes kleinen Luſtſpiels giebt uns nun ein Brief der Fräulein v. Gochhauſen an Merck, d. d. Weimar den 11. Februar 1782, folgende Auskunft: „„Die Zeit des Karnevals hat indeſſen für jetzt zu allerlei Seitenſprung Anlaß gegeben, und man iſt wenigſtens darauf bedacht geweſen, die maladie contagieuse des Hof-Ennui recht brillant zu machen. Kombödien, Bälle, Aufzüge, Redouten ꝛc., das Alles hat ſich gejagt. Auch Freund Goethe hat ſein Goldſtück zu Anderer Scherflein gelegt und auf der Herzogin Louiſe Geburtstag, der den 30. Januar 1782 war, eine artige Comédie-Ballet geliefert, folgenden Inhalts: Eine Fee und ein Zauberer hatten einen mächtigen Geiſt beleidigt, und ihnen wurde dadurch das Vorrecht, ewig jung zu bleiben, geraubt. Sie wurden alt mit allen Feen und Zauberern, die ihnen ergeben waren. Dieſe Strafe ſollten ſie dulden, bis in gewiſſen Bergklüften der große Karfunkel gefunden würde, dem das verzaubert war, was ihnen Allen fehlte. Dieſen Stein zu erhalten, vereinigten nun die Fee und der Zauberer ihre Macht. Die Berg-

auch sonst auf Höhen und in Lüften uns zu vermeiden pflegen. Zwei mächtige Nachbarn sind selten ruhig, Keiner bringt dem Andern Vortheil. Doch wenn sie Augenblicke zu einem großen, guten Werke sich verbinden, dann nützen sie, gewaltsam eilend, der Welt und sich.

Zauberin. Dies werd' ich nicht verkennen. Ich bin bereit, was auch von Alters her uns manchmal trennen mochte, in diesem Augenblicke, als spülten Meereswellen drüberher, gern zu vergessen. Ich weiß es wohl, mir künden es der Sterne geheimnißvoll verschlungne Reihen an: die Stunde naht, wo wir für uns und Viele ein seierliches Glück bereiten können. Was wir durch manche Zeiten, ferne Länder, auf hohen Felsen und in düstern Thälern, aus Kräutern und aus Steinen an geheimen Kräften sonderud zusammenhäufen, ist wenig, ist ohnmächtig gegen das, was heute leicht sich offenbaren soll.

Zauberer. Noch, fürcht' ich, ist der Zorn des hohen Geistes, mit dem er uns verfolget, nicht getilgt. Kaum hoff' ich, daß er uns vergönnt, das schöne Leben zu erneuern, das wir so manch Jahrtausend sonst genossen.

Zauberin. Ach, dieser Strafe, mit der er uns belastet, gleichet keine. Ich rechte nicht, ob wir sie wohl verdient, ob sie zu hart war. Uns, die wir sonst mit ewigem Göttervorrecht der Jugend schöne Zeit nie überschritten, die wir ein nimmerwelkend Reich bewohnten, uns sehen wir verdammt, zu altern, zu verfallen, und

---

geister wurden beschworen, Feen, Gnomen und Nymphen thaten durch wunderbare Zauberei ihr Bestes, und das Abenteuer wurde bestanden, der große Karfunkel herbeigeschafft, geöffnet, und — Amor sprang heraus. In diesem Augenblick gingen die großen Verwandlungen vor sich, und aus einem ganzen Theater voll alter Mütterchen und Gnomen wurden lauter schöne Mädchen und Jünglinge. Diese Verwandlungen gingen sehr gut, und Decoration und Musik war recht artig. Das Ganze war mit Gesang und Tänzen gewürzt, und endigte mit einem großen Ballet, wo Amor der Herzogin beiliegende Verse gab, die Goethe nebst vielen Grüßen sendet, sich daran zu erbauen.““ Schließlich bemerkt Ekermann, daß das Stück wahrscheinlich im sog. Fürstenhause aufgeführt worden, wo man durch das Parterre zum Sitz der Fürstin gelangen konnte, und wo nur der Hof zugegen war. Bieling (I, Verse, I. S. 119) fand während der Vorbereitungen zu diesem Ballet, (Berzi, Goethe's Briefw. mit Knebel, I. Nr. 28.) Goethe verspricht hier, das Stück für Knebel abschreiben zu lassen, wenn auch, wie es im folgenden Briefe heißt, „nicht viel dran zu lesen.“ Nach Brief Nr. 30 erfolgte die Uebersendung der Abschrift, welche Knebel in Ansbach am 19. März 1782 erhielt. Nach dieser Abschrift, welche sich jetzt im Besitze des Großherzogs von Sachsen-Weimar befindet, ist sowol der Abdruck in der „Europa“ und ein von uns im Jahre 1863 zu Berlin in wenigen Exemplaren besorgter, als auch der Abdruck hier bewirkt. Die Musik zu dem Ballet war vom Balletmeister Schubert (Tümer, Goethe und Karl August, S. 136 u. 137; R. Schell, a. a. O., I. S. 151; Brief des Herzogs in Knebel's lit. Nachl., I. 131).

ohne daß der Tod, den Menſchen gnädig, uns ſeine Arme hilfreich bieten könnte. Entzückt gedenk' ich jener Zeiten, die vorüber ſind, und mit Entſetzen der Stunde, da er den Balſam der Unſterblichkeit aus allen Lüften, mit einem Wort, gewaltſam in ſich ſog und in die tiefſte Gruft verſchloſſner Steine den freien Geiſt der ew'gen Jugend bannte.

Zauberer. Den zu befreien uns gelingen wird; denn die Jahrhunderte des Fornes ſind vorbei. Das Alter, das uns mit ohnmächtiger Stärke gefeſſelt hält, wird ſeinen Raub unwillig fahren laſſen, und, wiederkehrend, wird die Schönheit mit der Freude den leichten Tanz um unſre Häupter führen.

Zauberin. So laß uns wohlbedächtig an das Werk vereinte Geiſter rufen; denn verbunden wird die Kraft mit jedem Schritte größer. Laß uns auch dem Geſchlecht der Gnomen, von dem wir ſeiner Unart wegen uns ſonſt enthalten, heut gefällig ſein; denn ſie ſind Kerkermeiſter unſers Glückes. Ich ſpüre ſchon, ſie naben emſig, die Armen, mit uns gleich ins Alter Eingekerkerten. Sie naben ſchnell und ſammeln alle Kräfte, das längſt gehoffte Glück heut zu ereilen.

(Von der Höhe des Felſens und noch ſonſt her aus dem Walde kommen **alte Weibchen**, die ſich nach und nach zu dem Zauberer und der Zauberin geſellen und ſehr vergnügt ſich mit ihnen beſprechen.)

Zauberer. Seid Ihr es? Ach, ſeh' ich Euch nach langer, langer Zeit in der Geſtalt, wie Ihr mir nie erſcheinen ſolltet!

Zauberin. Biſt Du's, Arſinoe,*) die Du ſo jung und ſchön, dem buntſten Schmetterlinge gleich, durch Wieſ' und Wälder irrteſt? Biſt Du es, Lalo, die ſo ſanft und ſchlank der Geiſter Freude warſt, wenn Du, Aurorens ſchöne Thränen ſammelnd, wohlthätig welkender Blumen lechzende Lippen erquickteſt? Wo iſt die Jugend hin, die Euch und uns entzückte?

Zauberer. O, hartes Schickſal! Allzu ſtrenger Schluß!

Zauberin. Sagt mir, bin ich denn auch ſo alt und ſo verfallen?

Zauberer. Der Zaubertrank, durch den die Zeit verwandelt, iſt aus der Quelle Lethe's ſanft gemiſcht.

Zauberin. Gleich' ich mir auch nicht mehr, ſo wenig Ihr Euch gleicht?

Zauberer. Doch trauert nicht, was Alles wir gelitten, was wir erduldet! . .

*) S. den Namen Arſinoë im „Satyros" (Werke, VIII. S. 217).

Zauberin. Bereitet Euch zu einem großen Werke und seid den Gnomen freundlich, die wir rufen! In diesen Felsen liegt geheimnißvoll das Glück verschlossen, das uns Allen fehlt.
Den Gnomen ruf' ich auf und bitt' Euch, seid bereit, was Euer Vortheil Euch gebietet, schnell zu thun!

(Sie erfreuen sich in einem Tanze dieser Nachricht. Die Beschwörungen gehen an. Es thut sich ein Ende des Berges auf, und der Gnome kommt hervor. Tanz des Gnomen, worin er den Zauberer und die Feen bewillkommt und, was sie befehlen, fragt.)

Zauberer. Es ist genug! Statt Deiner seltnen Sprünge bezeige Dich bereit, zu thun, was wir gebieten!

Zauberin. Wir kennen Deine Höhlen, die wir nie betraten, und die verworren grausevollen Klufte so gut, als hätten wir den Schooß der Erde mit Euch, Ihr Gnomen, ängstlich durchgespäht. Ich weiß, in einer Gruft, wo Gold und Silber und edler Steine Säfte von den Wänden triefen und die unholde Finsterniß mit heiligen Himmelsfarben zieren, dort liegt ein Stein, der nie an dem Gebirg gehangen, den kein Eisen je berührt, der undurchdringlich ist, bis daß die Sterne zusammentreffend selbst den geheimen Knoten lösen. Wie ihn die Götter nennen, mag' ich nicht zu sagen; wenn ihn ein Sterblicher erblicken dürfte, wie er gleich einer glühenden Sonne Strahlen um sich wirft, er würde tiefverehrend, was von Karfunkeln das Alterthum erzählt, mit seinen Augen anzuschauen glauben. Zu diesem Steine öffne diesen Frauen Dein Geisterchor die lang' verschlossene Höhle! — Du weigerst Dich, Du schwankst? Du weißt, ich kann und darf in diesem Augenblick befehlend sprechen; Du weißt, ich kann Dir drohn. Willst Du mich hindern, so sag' ich Dir, die größte Pein, mit der ein Gnome Deinesgleichen je beladen ward, däut' ich auf Dich: Statt sich vor Dir zu öffnen, sollen der Erde Höhlen sich auf Dir knirschend schließen, und zwischen zackigte Krystalle eingeaetzt, sollst Du Jahrhunderte die morschen Glieder zucken. Was zehrend Brennendes von scharfen Säften der Erde starre Adern durchquillt, will ich tropfend auf Deinen Scheitel sammeln, und statt des Balsams Deinen Wunden soll unerhörte Qual Dich ätzend peinigen. Und wirst Du je befreit, so soll ein schlimmer Loos noch auf Dich warten. Dem Menschen, der an Deinem Heiligthum beharrig naicht, den Du verscheucht und feig dem Fliehenden ausweichst, will ich zum Knecht Dich übergeben; dort sollst Du, in die Wasserräder eingeschlungen, die lang' bewahrten Schätze unwillig selbst zu Tage fördern

helfen. — Erzittre Du, doch nur vor meinem Zorne! Denn bist Du willig und behülflich, so soll ein herrlich Mahl Dir und den Deinen bereitet werden; des Waldes schöne Nymphen, die vor Euch fliehen, sollen an Euren Sitzen stehen und Euch aus goldnen Bechern süßen Wein mit einem süßern Kusse reichen, und eine dieser Nymphen, die Du wählen darfst, soll Dir als Gattin folgen, daß Du drinnen Jemand habest, der für Dich sorge, mit dem Du Deine Schätze theilen mögest, wenn sie der Liebe reichre Freuden mit Dir theilt.

Dies scheint Dir zu gefallen. Geh! Gebiete den Damen! Die Stunde naht, und fürchte das Versäumniß!

(Auf des Gnomen Wink öffnet sich der Berg. Man sieht **Berggeister**, die mit ihren Lämpchen in einer Höhle vertheilt sind, um blinkende Erzadern aufzubauen. Die Höhle ist übrigens dunkel. Auf Befehl des Gnomen kommen sie hervor und halten mit ihren Grubenlichtern und Werkzeugen, welche sie hernach den Feen überreichen, einen Tanz. Diese tanzen alsdann wieder für sich: die Geister holen sich andere Lämpchen und Werkzeuge und tanzen mit den Feen zu Achten. Hierauf ziehen sie mit einer feierlichen Musik mit den Gnomen in den Berg hinein.)

Zweiter Akt.

Zauberin. Ich irre nicht, er ruft mich zu sich her. Hat er vollbracht, was unsre Wünsche sind? Bedarf er mein? Ich fühl' ihn in der Nähe.

Zauberer. Gedankenschnelle Freundin, begonnen ist's nun. Des Gnomen Widerwille war gar bald besiegt, und unsere Feen sind mit seinen Geistern auf die geheimnißvollen Wege eingegangen. Nun bitte ich Dich, um unser Wort zu halten, befehle Du den Nymphen dieses Waldes, die Dich verehren, Deiner Stimme gerne horchen, daß sie ein herrlich Mahl bereiten und die Gnomen, die uns so große Dienste fördern müssen, nach dem vollbrachten Werke gern bedienen. Entfernt sei jeder Fußtritt der Unheiligen! Ist es gethan, so find' ich Dich bei unsern theuren geheimen Orten wieder.

Zauberin. Es soll geschehn, was Du von mir verlangst, und bald. Drum lebe wohl! (Zauberer ab.)

(Auf ihren Wink steigen aus der Erde vier weibliche Geister in Gestalt schöner Nymphen.)

Zauberin. Ich grüß' Euch, Gestalten
Der nächtlichen Zeiten!

Und heiß' Euch, den Gnomen
Ein Gastmahl bereiten.
Erwartet Belohnung
Und freundlichen Dank!
Befehlet die Tafeln
Den Geistern der Höhlen,
Sie horchen Euch gerne,
Und lasset nichts fehlen
An Speise und Trank!

Ihr scheint verwundert, daß ich Euch zum Dienste unholder Geister lade? Doch wird Euch selbst Unangenehmes leidlich, da Ihr mir's thut, der Ihr gewogen seid; was ich zu Eurer Freude wieder kann, versäum' ich nicht. Ich wende Blitz und Schlag von Euren Eichen weg, ich biete der mächtigen Sonne gelinde Wolken vor, um Eure zarten Pflanzen zu beschützen, und zwinge selbst dem ehrnen Mittag wohlthätige Regenschauer ab. Vielleicht vermag ich bald, was Schöners noch zu thun. Ihr seid zwar glücklich in geselliger Jugend, doch leidet wol die Stunde, die sich naht, den Freundinnen auch Freunde zu verschaffen. (Ab.)

(Tanz der Nymphen, worin sie sich zu dem Werk aufmuntern. Sie schlagen an die Seite des Berges, und es kommen acht Geister hervor. Sie zeigen ihnen, daß sie für eine Tafel sorgen sollen. Auf Befehl der Nymphen steigen auf beiden Seiten zwei Schenktische herauf mit vier goldnen Kannen und Bechern. Die Geister bringen drei Tafeln aus beiden Seiten des Berges und setzen sie in der Mitte des Theaters zusammen. Die Nymphen nehmen die Kannen und die Becher, tanzen um den Tisch und zeigen ihre Willfährigkeit, der Fee zu dienen. Die vier Bauern kommen zurück und finden zu ihrer großen Verwunderung, daß es auf diesem Platze Tag ist, da in der ganzen übrigen Gegend, wie sie pantomimisch bezeichnen, Nacht sei. Die Nymphen bleiben, da sie diese Gäste erblicken, unbeweglich wie Statuen stehen. Die Bauern ergetzen sich gar sehr an dem Anblick der wohlbesetzten Tafel und der Mädchen mit Trinkgeschirren. Hier entsteht ein Spiel. Die Bauern suchen den Nymphen einige Bewegungen abzuzwingen; da dieses nicht geht, wollen sie ihnen die Kannen aus den Händen nehmen; da auch dieses vergeblich ist, versuchen sie, die Kannen in den Händen der Nymphen gegen die Becher zu bewegen und sich auf diese Weise einzuschenken, welches auch wieder versagt. Es kann auch noch dieser Scherz angebracht werden, daß die Nymphen, wenn die Bauern unter sich sprechen, sich umkehren und, wenn diese alsdann um sie herum gehen, sich wieder in ihre vorige Stellung setzen. Zuletzt zwingen doch die Bauern die Kannen in den Händen der Nymphen gegen die Becher; sie werden aber dadurch nichts gebessert, indem die Nymphen ihnen den Wein in das Gesicht schütten und,

wie sie darüber zusammenfahren, sich davonmachen. Die Bauern erholen sich und setzen sich getrost an den Tisch. Hier giebt der neue Scherz an, daß eine Pastete nach der andern sich eröffnet, eine Hand herausreicht und den Bauern, die mit was Anderm beschäftigt sind, eine Ohrfeige giebt oder sie bei den Haaren zupft. Diese werden darüber uneins und fangen unter einander Händel an. Sie werfen die Stühle durch einander. Der Zauberer erscheint oben auf dem Felsen; er ist erzürnt und fordert die acht schwarzen Geister, diese Bauern wegzujagen. Es entsteht ein Tanz, wo die Bauern den Geistern zu entfliehen suchen, die sich ihnen immer in den Weg stellen und sie endlich, je Zwei und Zwei bei dem Schopfe fassend, hinwegschleifen.

Dritter Akt.

Nacht.

Der Zauberer, die Zauberin und vier Nymphen.

Zauberer. Laß uns ehrerbietig hereintreten, die Erfüllung unsrer Wünsche nähert sich. Ich habe Geduld gelernt, und doch braust meine Seele von Erwartung.

Zauberin. Ich seh' sie nicht ferne,
Die heilige Stunde.
Es zeigt mir die Kunde
Der eilenden Sterne
Den feierlichen Blick.
Sie kommen! Sie eilen!
Sie bringen, sie theilen
Uns Allen das Glück!

(Die innere Höhle thut sich auf, und man sieht sie ganz blinkend von Gold und Edelgesteinen. Aus der Tiefe kommt der Zug hervor: die Feen und die Gnomen mit Lampen, hinter ihnen andre Gnomen, die einen Wagen ziehen, worauf ein großer glänzender Stein liegt; es folgt ein großer Zug Berggeister. Sie machen die Tour vom Theater, laden endlich den Stein in der Mitte ab, und Alle nehmen ihre angewiesenen Plätze. Der Zauberer befiehlt den Gnomen, den Stein eröffnen zu lassen. Die Berggeister machen sich mit ihren Werkzeugen an den Stein und trennen ihn von einander. Der Stein springt, man sieht darinnen einen Amor sitzen, und im Augenblicke verwandelt sich Alles: das Theater stellt einen prächtigen Saal vor, der Zauberer und die Zauberin, alle tanzende Personen des Stücks werden verjüngt und verwandelt. Tänzer und Tänzerinnen sind alle überein gekleidet, Alles bezeigt seine Freude und Verehrung gegen Amor. Die Schnelligkeit und Akkuratesse, womit dieses Alles geschieht, giebt der Entwickelung ihren ganzen Werth.)

Zauberin. Dich, freundlichen Knaben,
Dich zeugten und gaben
Die ſeligen Götter,
Ein König zu ſein.
Zauberer. In himmliſchen Lüften,
In Tiefen und Grüften,
In Meeren und Strudeln
Ein König zu ſein.
Beide. Die Jungen erhalten,
Verjüngen die Alten,
Das Leben beleben,
Vermagſt Du allein.

(Es entdecken ſich Stufen, die vom Theater in das Parterre führen und die bisher verborgen ſind. Ein angenehmer Marſch ſetzt die kleinſten Paare in Bewegung, ſie neigen ſich vor Amor, der im Grunde zwiſchen Zauberer und Zauberin ſteht, gehen ſachte das Theater hervor, die Treppe herunter, auf die Herzogin zu, die fünf erſten Paare ſtellen ſich im mittlern Gang des Parterres in Reihen, das ſechſte, welches Amor zwiſchen ſich genommen hat, geht durch ſie durch und bringt ihn bis vor die Herzogin, welcher er ein Körbchen mit Herzen und Blumen überreicht. Dieſe enthalten das angefügte Gedicht, auf Bänder gedruckt. Indeſſen tanzen die vier großen Paare nach derſelben Melodie einen graziöſen Tanz. Wenn die kleinen mit Amor wieder hinaufziehen, ſtellen ſich Alle perſpektiviſch in zwei Reihen und ſingen alſo)

Chor. Die Jungen erhalten,
Verjüngen die Alten,
Das Leben beleben,
Vermagſt Du allein.

(Hierauf folgt das Schluß-Ballet mit Kränzen, erſt zuſammen, dann einzeln, zu Zweien und ſo weiter, wie es hergebracht iſt.)

Amor.*)

Amor, der den ſchönſten Segen
Dir ſo vieler Herzen reicht,
Iſt nicht jener, der verwegen,
Eitel iſt und immer leicht;

*) Seit 1806 in den Werken. Der Inhalt des Gedichts, namentlich die 6. Strophe, erklärt ſich erſt durch das vorausgegangene Stück. Die Aehnlichkeit mit dem Gedicht „Der neue Amor“ (Werke, II. S. 11) hat bereits Biehoff (Komm. I. S. 440) hervorgehoben. Den erſten Druck haben wir nie geſehen (fehlt auch bei Hirzel).

Es iſt Amor, den die Treue
Neugeboren in ſich nahm,
Als die ſchöne Welt, die neue,
Aus der Götter Händen kam.

Gierig horcht' ich ihren Lehren,
Wie ein Knabe folgſam iſt,
Und ſie lehrte mich verehren,
Was verehrungswürdig iſt.

Mit den Guten mich zu finden,
War mein erſter Jugendtrieb;
Mich den Edlen zu verbinden,
Machte mir die Erde lieb.

Aber, ach, nur allzu ſelten
Freut mein erſter Gruß ein Herz;
Meine falſchen Brüder gelten
Mehr mit leichtem Wechſelſcherz.

Einſam wohn' ich dann, verdroſſen,
Allen Freuden abgeneigt,
Wie in einen Fels verſchloſſen,
Den die Fabel Dir gezeigt.

Doch auf einmal bilden wieder
Herzen ſich, dem meinen gleich;
Ewig jung komm' ich hernieder
Und befeſtige mein Reich.

Jugendfreuden zu erhalten,
Zeig' ich leis das wahre Glück,
Und ich führe ſelbſt die Alten
In die holde Zeit zurück.

Was den Guten Gut's begegnet,
Leiten Göttliche durch mich.
Dieſer Amor grüßt und ſegnet
Heute ſeine Freundin, Dich!

4.

Die weiblichen Tugenden.*)

Den 1. Februar 1782.

Wir, die Deinen,
Wir vereinen,
In der Mitte
Vom Gedränge,
Vor der Menge
Leise Schritte.

Wir umgeben
Stets Dein Leben,
Und Dein Wille
Heißt uns stille
Wirkend schweigen.

Ach, verzeihe,
Daß zur Weihe
Dieser Feier
Wir uns freier
Heute zeigen,
Im Gedränge
Vor der Menge
Dir begegnen
Und Dich segnen!

*) Von dem Aufzuge, auf welchen dies Gedicht sich bezog, schreibt Frl. v. Gochhausen am 11. Februar 1782 (Briefe von und an Merck, 1838): „Den Freitag drauf (gerechnet vom 30. Januar, Mittwoch) war Redoute. Unter Anderen produzirten sich neun weibliche Tugenden, worunter die Bescheidenheit die Verse: „Wir, die Deinen, Wir vereinen", auch von Goethen, der Herzogin Louise übergab. Wieland ließ bei dieser Gelegenheit verlauten, daß noch eine weibliche Tugend mangle, nämlich die Schwerenoth, welches eigentlich die ächte häusliche sei" (Bishoff's Journ. I. S. 443). Nach „Cäcilie" in Weimar's Album, 1840 (S. 130), „erschienen der Fleiß mit der Spindel, die Dankbarkeit, die Unschuld u. s. w., während die Bescheidenheit, in Schleier gehüllt, das Gedicht überreichte. Es geschah durch Corona Schröter." Sie überreichte Kränze, die von Bändern, mit obigem darauf gedruckten Gedichte, geflochten waren. Oeffentlich erschien das Gedicht zuerst 1782 zu Berlin in der litteratur- und Theater-Zeitung, I. 11. S. 161; in Cäla Petrida. II. 2. S. 185 (mit dem Datum: zum 30. Januar 1782); Vergl. Goethe an Knebel, Briefw. No. 8., und die Ideale oben S. 233.

5.

Aufzug der vier Weltalter.

Zum 12. Februar 1782.*)

Das goldne Alter, begleitet von der Freude und der Unschuld.

Sanft wie ein Morgentraum schreit' ich hervor;
Mich kennt der Mensch nicht, eh er mich verlor.**)
Der Jugend Schöne und der Blüthen Zeit,
Des Herzens Erstlinge sind mir geweiht.

Das silberne Alter, begleitet von der Fruchtbarkeit, den Gaben des Geistes und der geselligen Fröhlichkeit.

Was tief verborgen ruht, ruf' ich hervor;
Ich gebe zwiefach, was der Mensch verlor.
Durch Kunst gepflegt, wird nur in meinem Schooß
Das Schöne prächtig und das Gute groß.

---

*) Die Zeit obiger Aufführung war bisher zweifelhaft. Düntzer vermuthete den 17. Januar 1783 (Goethe u. Karl August, S. 166. Note), während A. Schöll zwischen dem 18. und 25. Januar 1782 schwankte, und Goethe selbst sie in der Reihe der Maskenzüge dem Jahre 1781 zugewiesen hatte (seit 1816). Die Ausgabe der Werke 1836 (I. 1, S. VII) nennt den 30. Januar 1782. Das nachstehende Programm, welches aus Knebel's Nachlaß herrührt und hier zuerst gedruckt erscheint (Goethe sandte ihm unsere Abschrift am 26. Februar 1782, s. Briefw., Nr. 99), ergiebt, daß das goldne und das silberne Alter Damen vorstellten: da nun Goethe in dem angeführten Briefe bemerkt, daß „die beiden Herzoginnen" den Aufzug aufgeführt, am 12. Februar die letzte Redoute stattfand und Goethe am 7. Februar an Fr. v. Stein (Briefe, II. S. 153) schreibt: „Ich habe die Touren zu dem Aufzuge der Herzoginnen komponirt; er soll, hoff' ich, artig werden und auch zu einem künftigen Ballet die Grundlage geben," so trifft Alles für den oben angenommenen Tag genau zusammen. Die Herren, das eherne und eiserne Alter, stellen wol der Herzog und Prinz August von Gotha vor, und vielleicht Goethe selbst die Zeit (Brief an Fr. v. Stein vom 12. Februar 1782: „Ich war der Fünfte zu vier Fürstlichkeiten"). Biehoff (Komm., I. S. 435) vergleicht Goethe's Gedicht mit Schiller's „Die vier Weltalter" und verweist auf Hesiod, der deren fünf annahm, Ovid u. A. m. Die Idee wurzelt aber in Indien (K. Müller, Essays, I. S. 136 u. 137). Vergl. auch Schelling's Schrift d. G. Gedruckt erschien das Gedicht bereits 1782 im Einzeldruck zu Weimar (Folio), welchen wir benutzten (fehlt bei Hirzel), dann 1784 in der Berliner Lit.- und Theat.-Ztg., I. No. 1 (mit Druckfehlern).

**) In Goethe's Gedichten sagt die oben gleichfalls vertretene Unschuld (Werke, I. S. 37):

„Dich fühlt nur, wer Dich nicht kennet;
Wer Dich kennt, der fühlt Dich nicht."

Das eherne Alter, begleitet von der Sorge, dem Stolz und dem Geize.
An Herrlichkeit bin ich den Göttern gleich;
Das Große nur zu ehren, steht mein Reich,
Das Treffliche drängt sich zu meinem Thron,
Und Ehr' und Reichthum spenden Glück und Lohn.

Das eiserne Alter, begleitet von der Gewaltthätigkeit.
Gewalt und Macht sind mir allein verliehn;
Ich schreite über Hoch und Niedrig hin.
Unschuld und Fröhlichkeit wird mir zum Raub,
Reichthum und Gaben tret' ich in den Staub.

Die Zeit. Ich führ' Euch an. Mir leise nachzugehn,
Kann auch das Mächtigste nicht widerstehn.
Der Strom der Wuth versiegt in seinem Lauf,
Und Freud' und Unschuld führ' ich wieder auf.

Programm.

Damen.

Das goldne Alter.

Weiß und Gold, simpel im griechischen Geschmack. Sonne auf dem Haupte ꝛc. Und

Zwei Knaben

in weißen Kleidern mit goldnen Säumen und Gürteln, einer mit rothen, der andere mit weißen Rosen bekränzt.

Das silberne Alter.

Blau mit Silber, mannichfaltigere Tracht, zum Hauptschmuck einen silbernen Mond. Begleitet von der

Fruchtbarkeit, grün und gelb, mit einem Füllhorn.

Zwei Knaben,

einer wie ein kleiner Bachus, der andere wie ein Apoll gekleidet.

Herren.

Das eherne Alter.

Königliche Tracht. Roth mit Gold, Krone, Szepter. Begleitet von der Sorge, ein Alter, mit Ehrenzeichen und Maaßstab.

Zwei Knaben,

der Ehrgeiz, mit goldnen Adlerflügeln, geziert mit Pfauenfedern. Der Geiz, ein Alter, mit Geldsack auf dem Rücken.

Das eiserne Alter.

Kriegerische Tracht. Begleitet von der Gewaltthätigkeit, mit Tigerfellen, eine Fackel, mit Schlangen umwunden, und Ketten.

Zwei Knaben.

Feuerfarb und schwarz, mit Schwertern und Fackeln.

Die Zeit.

Der Zug geht in folgender Ordnung in die Schranken:

Die Zeit.
Zwei Knaben.
Das goldne Alter mit der Freude.
Zwei Knaben.
Das silberne mit der Fruchtbarkeit.
Zwei Knaben.
Das eherne mit der Sorge.
Zwei Knaben.
Das eiserne mit der Gewaltthätigkeit.

Das Ballet.

Die Knaben des goldnen Zeitalters fangen mit einem leichten, angenehmen, sanften Tanz an.

Die des silbernen gesellen sich dazu, machen Freundschaft und verleiten sie nach und nach bis zur ausgelassenen Lustbarkeit.

Die des ehernen treten gebieterisch auf, stören ihre Freude.

Der Ehrgeiz verlangt, daß sie ihm folgen sollen. Sie schlagen's ab. Er ruft den Geiz, der seinen Sack bringt. Die vier ersten ergeben sich, nehmen Geld, es werden ihnen goldne Ketten umgehängt, sie tanzen zu Fünfen, den Ehrgeiz verehrend, nachher den Geiz liebkosend. Die des eisernen treten auf. Mit Furie zerstreuen sie die andern und überwältigen sie. Alle werden ihrer Attribute beraubt.

Die Zeit tritt auf, schlichtet den Streit, besänftigt die Wüthenden, giebt Jedem das Seinige wieder und heißt sie einen gemeinsamen Tanz aufführen. Dies thun sie; indessen geht sie herum, die Hauptpaare aufzurufen; diese tanzen zuletzt eine Quadrille.

6.

Planetentanz.

Zum 30. Januar 1784.*)

An Deinem Tage reget sich
Das ganze Firmament,
Und was am Himmel Schönes brennt,
Das kommt und grüßet Dich.

Aufzug.

Vier Winde machen Raum. Die zwölf Himmelszeichen treten hervor, sie bringen Liebe, Leben und Wachsthum mit sich. Diese schönen Kinder eilen, die Fürstin zu begrüßen; indeß bildet sich der Thierkreis. Die Planeten treten hinein. Merkur ruft sie zur Feier des Tages; allein noch bezeigen sie ihren Unmuth; denn die Sonne verweilt,** zu kommen. **Doch auch sie naht sich bald mit ihrem Gefolge, sendet ihre wirksamsten Strahlen der Fürstin zum Geschenke, und der feierliche Tanz beginnt.**

*) Die Ueberschrift nach dem Abdruck in den Werken, zuerst 1808, Bd. IX. S. 384. Im ersten Sonderdruck (s. Hirzel's Verzeichniß. Jahr 1784) lautet das Titelblatt: „Der regierenden Herzogin von Weimar zum XXX. Januar MDCCLXXXIV.", mit der obigen ersten Strophe als Motto. Die Idee derartiger Sternlänze ist alt (s. oben, S. 273). In den Schreib-Kalendern der Zeit meist Nürnberger Verlags von Joh. Schmid, sonst Künigl oder von Marius Freund) finden sich unter den vorangeschickten Notizen verzeichnet: „Die zwölf himmlische Zeichen" und ihnen folgend: „Die sieben Planeten". Als solche sind mit ihren Zeichen angegeben: „Saturnus, kalt, trocken; Jupiter, warm, feucht; Mars, hitzig, trocken; Sonne, heiß, trocken; Venus, feucht, warm; Merkur, warm, trocken; Mond, kalt, feucht, allerlei," mithin die sogenannten fünf alten Planeten, Sonne und Mond. Der Anschauung eines solchen Kalenders entsprach der Anfang. Den Thierkreis bilden die zwölf Himmelszeichen; in ihn treten zu einer glücklichen Konstellation, zu einer astrologisch günstigen Planeten- oder Sternstunde, die gedachten Planeten nebst der Erde. Tellus (Planet seit Kopernikus, und der Cybele, d. h. Uranus, wie Bieboff Kommentar, I. S. 433) richtig vermuthete. Am 13. März 1781 von W. Herschel entdeckt, wurde der neue Planet von seinem Entdecker Georgium sidus, in Schweden Neptun, in Paris Herschel, von Lichtenberg Asträa, von Poinsinet de Sivry Cybele und von Bode zu Berlin (1782) Uranus getauft. Der letztere Name blieb (Journ. de Paris, 1782, Nr. 149; Gött. Taschenbuch für 1783, S. 90; Bode, „Von dem neu entdeckten Planeten", 1784, S. 34). Die Wahl des Namens Cybele verschaffte Goethe eine Dame mehr. Die vier zu Anfang dieses Jahrhunderts entdeckten neuen Planeten feierte Goethe im Maskenzuge zum 30. Jan. 1809 (s. Anhang).

**) Verweilen im Sinne von zögern. Sanders (II. S. 1534c.) führt ein Beispiel aus Leising an: „Er hat ihr Urtheil zu sprechen verweilet."

Die Liebe (Leben und Wachsthum*) mit sich führend).

Dir schon kam ich frisch und heiter,
Freute Deines Tags mich hier;
Doch ich eilte flüchtig weiter,
Denn zu einsam war es mir.

Heut komm' ich aus fernen Reichen
Wieder her zu Dir geschwind —
Kinder lieben Ihresgleichen,
Und ich bin noch immer Kind.

Darum hab' ich mir aus Vielen
Diese mit herbeigebracht,
Finde gar auch den Gespielen,
Der uns frisch entgegenlacht.

Gerne bleiben wir und wahren
Mit der größten Sorgfalt ihm,
Deinen Sohn, der Dir nach Jahren
Doch zur rechten Stund' erschien.

Immer soll das reinste Leben
Mit ihm wachen, bei ihm ruhn,
Und der Wachsthum mit ihm streben,
Edel einst Dir gleich zu thun.

Merkur.**) Munter bin ich wie die Flammen,
Daß mich alle Götter loben;
Immer ruf' ich sie zusammen,
Und gewöhnlich folgt man mir.

Aber heute stand ich oben
Müßig an des Himmels Stufen;
Denn sie kommen ungerufen
Und versammeln sich vor Dir.

---

*) Die drei Gaben des Himmels, Liebe, Leben und Wachsthum, stellen Kinder vor (siehe oben im „Aufzuge": „diese schönen Kinder"). Sehr treffend hebt A. Schöll in diesen drei Figuren die Beziehung auf die Ehe und das Mutterglück der Herzogin, auf die fünfjährige Prinzessin Louise und den einjährigen Erbprinzen hervor (Briefe an Fr. v. Stein, III. S. 18), dessen hier die Strophen 3 bis 5 und Strophe 2 des „Saturn" gedenken. Die Prinzessin Louise starb jedoch bereits acht Wochen später, den 24. März.

**) In unser Exemplar des Weimarischen Sonderdrucks hat Frau v. Stein bei Merkur den Namen „Louis" gesetzt, worunter ihr jüngerer Bruder, C. W. Ludwig v. Schardt, Lieutenant und Kammerjunker, zu verstehen ist. „Munter" ist Merkur als Quecksilber; bei „Flammen" ist an Irrlichter zu denken oder an flackerndes Feuer.

Venus.*) Nicht leer dacht' ich herabzusteigen;
Ich mach' ihr jedes Herz zu eigen,
Das wird an ihrem Tag die schönste Gabe sein;
Es ist der Himmelsgaben beste.
So sprach ich, trat voll Zuversicht herein;
Allein ich seh', sie sind schon Alle Dein,
Und so bin ich nur unnütz bei dem Feste.

Tellus. Mich schmückt ein tausendfaches Leben,
Das nur von mir das Leben nimmt;
Nur ich kann Alles. Alles geben:
Genießet, was ich Euch bestimmt!
Auch will ich keinem Sterne weichen,
Auf so viel Güter stolz bin ich,
Am Stolzesten auf Deinesgleichen
Und Dich!

Luna. Was im dichten Haine
Oft bei meinem Scheine
Deine Hoffnung war,
Komm' auf lichten Wegen
Lebend Dir entgegen,
Stell' erfüllt sich dar!

Meiner Ankunft Schauern
Sollst Du nie mit Trauern
Still entgegengehn;
Im Genuß der Freuden
Will zu allen Zeiten
Ich Dich wandeln sehn.

Mars. Von dem Meere,
Wo die Heere
Muthig stehn,
Von dem Orte,
Wo der Pforte
Drohende Gefahren wehn,**)

---

*) Nach derselben Angabe wurde Venus dargestellt von der Hofdame Frl. v. Riedesel, Tellus von Frau v. Wedell (Marie Henr. geb. v. Wollwarth, Gattin des Oberforstmeisters Otto Joach. Moritz v. W.), Luna von der Hofdame Frl. Adelaide von Waldner, und Mars vom Oberstallmeister von Stein, dem Gatten der Schreiberin.

** Anspielungen auf den nordamerikanischen Befreiungs- und auf den damaligen russisch türkischen Krieg.

Aus der Ferne
Wendet her sich meine Kraft.

Und ich weile gerne,
Wo Dein Blick
Häuslich Glück
Täglich schafft.

Jupiter.*) Ich bin der oberste der Götter;
Wer will sich über mich erhöhn?
Ich schleudre fürchterliche Wetter;
Wer ist's, wer kann mir widerstehn?

Wie würd' es meine Brust entzünden,
Bestritte mir ein Gott das Reich!
Allein in dem, was sie für Dich empfinden,
Weiß ich gern Alle sie mir gleich.

Saturn. Grau und langsam,**) doch nicht älter
Als ein andres Himmelslicht,
Still und ernsthaft, doch nicht kälter
Tret' ich vor Dein Angesicht.

Glücklich wie im Götterſaale
Find' ich Dich auf Deinem Thron,
Dich beglückt in dem Gemahle,
In der Tochter und dem Sohn.

Sieh, wir segnen Dich, wir bringen
Dir ein bleibendes Geschick,
Und auf himmlisch reinen Schwingen
Ruhet über Dir das Glück;

Deine Tage so umkränzend,
Immer licht und neu belebt,
Wie der Ring,***) der ewig glänzend
Mein erhabnes Haupt umschwebt.

---

*) Jupiter nach der angegebenen Quelle dargestellt von Franz von Seckendorf, bekannter unter dem Vornamen Leo, Dichter und Kammerherr, und Saturn vom Hofmarschall von Klinckowström.

**) „Langsam" wegen der langsamen Rotation des Saturn, bei verminderter Attraktion der Sonne, im Gegensatz zum „munteren", schnell rotirenden Merkur.

***) Der bekannte Doppelring, der den Saturn wie ein Trabant mit eigner Rotation umkreist und um ihn in geringer Entfernung schwebt.

Cybele.*)

Im fernen Raum, wohin kein menschlich Auge drang,
Wo ich der Sterne reine Bahn erblickte,
Und mich ihr lieblicher Gesang
Zu höhern Himmeln aufentzückte,**)

Dort schwebt' ich einsam, ungenannt,
Seit vielen tausend, tausend Jahren;
Ich war der Erde unbekannt
Und hatte nichts von ihr erfahren.

Nun rufen mich verwandte Sphären:
„O Schwester, bleib allein nicht fern!
Zum ersten Mal, ein neuer Stern,
Komm auch herab, sie zu verehren!" —

Bei Deinem Feste scheint mein stilles Licht;
Zwar stieg ich bald mit Widerwillen nieder,
Allein vor Dir und Deinem Angesicht
Find' ich den ganzen Himmel wieder.

Sol.***) Von mir kommt Leben und Gewalt,
Gedeihen, Wohlthun, Macht,
Und würd' ich finster, ruhig, kalt,
Stürzt' Alles in die Nacht.

Man ehrt mich, weil ich herrlich bin,
Man liebt mich, weil ich mild.
Des Bildes ist ein edler Sinn,
Du liebst ein edles Bild.

Die Welten†) führ' ich gleich und schnell
Mit unverdrossnem Arm;
Mein Licht ist allen Erden hell,
Und meine Strahlen warm.

---

*) Nach Fr. v. Stein: Frau von Backhof.

**) Uranus (s. die Einzangsnote), als der von der Sonne entfernteste Planet, näherte sich bereits den Fixsternen, den „Sternen" des zweiten Verses, und vernahm so die Sphärenharmonie. Daher steigt er „bald mit Widerwillen nieder" aus dem Fixsternhimmel in die Erdatmosphäre.

***) Nach Fr. v. Stein: die Oberhofmeisterin der Herzogin Louise, Gräfin Wilhelm. Elis. Eleon. Gramont, „eine heitere, humoristische Dame" (s. Düntzer, Goethe's Eintritt in Weimar, in der „Deutschen Vierteljahrsschrift", 1870, Heft III, S. 4).

†) Die „Welten" sind die Planeten, durch die Attraktionskraft der Sonne gelenkt.

Erfülle, Fürstin, Deine Pflicht,
Geeignet tausendmal!
Und Dein Verstand sei wie mein Licht,
Dein Wille wie mein Strahl!

7.

Maskenzug.

Zum 30. Januar 1798.*)

Der lang' ersehnte Friede nahet wieder,
Und Alles scheint umkränzet und umlaubt;
Hier legt die Wuth die scharfen Waffen nieder,
Dem Sieger ist sogar der Helm geraubt;
Das nahe Glück erreget frohe Lieder,
Und Scherz und laute Freude sind erlaubt;
Und wir, als ein Gebild aus höhern Sphären,
Erscheinen heute, Deinen Tag zu ehren.

Die Palmen legen wir zu Deinen Füßen,
Und Blumen streuen wir vor Deinem Schritt.

*) Der Aufzug war zwar zur Feier des 30. Januar, als des Geburtstags der Herzogin, bestimmt, an welchem Tage eine Oper von Cimarosa auf dem Theater gegeben wurde (Die bestrafte Eifersucht), ward aber schon auf der Freitags-Redoute vorher, den 26., aufgeführt (s. Brief Goethe's an Schiller von dem letztgedachten Tage, No. 418; Düntzer's „Schiller und Goethe", S. 160; Bielhoff's Komm., II. S. 386 ff.); gedruckt zuerst im „Journ. des Luxus und der Moden", Februar 1798, S. 96, und in Schiller's Musen-Almanach f. d. J. 1799, S. 294 („Stanzen"), dann in den Werken Ausgabe, I. 1. S. 153, berichtigt wurde. — Der Friede der ersten Strophe ist der zwischen Frankreich und Oesterreich am 17. Oktober 1797 zu Campo formio bei Udine geschlossene, welchem im Dezember der Rastadter Kongreß folgte. — Der Aufzug bestand aus 12 Personen; den Frieden stellte vor die Hofdame Fräulein Henriette von Wolfskeel (s. oben S. 23, Note), die Eintracht der zweiten Strophe die Hofmarschallin Frau v. Egloffstein und Frl. von Seckendorf. Dann kamen die drei Hauptfiguren der dritten Strophe: der Ackerbau (Ceres), dargestellt von Frl. v. Seebach, der Ueberfluß (Fülle) von Frau von Werther und die Kunst von Frl. von Beulwitz, endlich als Nebenfiguren sechs mit reichen Attributen ausgestattete Kinder (s. Goethe's oben angeführten Brief an Schiller), von welchen eines als Hoffnung die sich als Eintracht anschließenden beiden Hauptfiguren der zweiten Strophe begleitet haben wird.

Die Eintracht darf sich wieder fest umschließen,
An ihrer Seite kommt die Hoffnung mit.
In Sicherheit und Ruhe zu genießen,
Und zu vergessen Alles, was es litt:
Dies ist der Wunsch, der jedes Herz belebet,
Das wieder frisch ins neue Leben strebet.

Und Ceres wird versöhnet und verehret,
Die wieder froh die goldnen Aehren regt;
Wenn dann die Fülle prächtig wiederkehret,
Die aller Freuden reiche Kränze trägt,
Wird auch der Kunst der schönste Wunsch gewähret,
Daß ihr ein fühlend Herz entgegenschlägt,
Und in der Ferne sehen wir aufs Neue
Der edlen Schwestern eine lange Reihe!

Doch Jeder blickt behende nach den Seinen
Und theilt mit Freunden freudiges Gefühl;
Man eilet, sich harmonisch zu vereinen,
Und wir sind hier an der Erscheinung Ziel;
Du zählst mit Heiterkeit uns zu den Deinen,
Verzeihest mild das bunte Maskenspiel.
O, sei beglückt, so wie Du uns entzückest,
Im Kreise, den Du schaffest und beglückest!

8.

Maskenzug.

Zum 30. Januar 1802.*)

Wenn, von der Ruhmverkünderin begleitet,
Heroischer Gesang den Geist entzündet,
Auf Thatenfeldern hin und wieder schreitet,
Mit Lorbeer sich das eigne Haupt umwindet,

*) Nach einem Berichte in Nr. 18 der „Zeit. f. d. eleg. Welt" 1802 (von E.) ward der Maskenzug im Stadthause von den „ersten Personen" des Hofes aufgeführt. Eine Maske als „Spanier" verbittet sich vorher Exemplare unsers Gedichts in dem uns vorliegenden Einzeldruck (Folio). Der Herzogin Louise überreicht es ein Amor, welchen Momus und Satyr am Schlusse durch den Saal ziehen. Hieraus und aus der damit übereinstimmenden Angabe im „Fürther dramat. Journ. f. Deutschland" vom 26. Febr. 1802 (S. 128) ergiebt sich die Figur des „Geschäftlichsten" der zweiten Strophe, der eben Amor ist, wie dies die folgenden Verse klar herausstellen.

Ein Denkmal über Wolken ſich bereitet,
Auf Schwindendes die ſchönſte Dauer gründet,
Von Göttern und von Menſchen unbezwungen:
So ſcheint's, er hab' ein höchſtes Ziel errungen.

Doch, hat uns erſt der Muſe Blick getroffen,
Die dem Gefährlichſten ſich zugeſellt,
Dann ſtehet uns ein andrer Himmel offen,
Dann leuchtet uns die neue, ſchönre Welt.
Hier lernet man verlangen, lernet hoffen,
Wo uns das Glück am zarten Faden hält,*)
Und wo man mehr und immer mehr genießet,
Je enger ſich der Kreis im Kreiſe ſchließet.

Bald fühlſt Du Dich von Jener eingeladen,
Der Holden, die mit Unſchuld ſich verband,
Und Fels und Baum auf allen Deinen Pfaden
Erſcheint belebt durch ihre Götterhand;**)
Dich grüßen kindlich des Gebirgs Najaden,
Des Meeres Nymphen grüßen Dich am Strand.
Wer einſam durch ein ſtilles Tempe ſchreitet,
Der fühlt ſich recht umgeben und begleitet.

Doch ſollen wir nicht allzu weichlich fühlen,
Da trifft uns denn gar oft ein leichter Schlag:
Wir fahren auf! Wer wagt's, mit uns zu ſpielen,
Bald heimlich neckend, bald am offnen Tag?

Bieſhoff (Komm., II. S. 433) nahm ſtatt deſſen die Tragödie an. Nach „Weimar's Album", S. 121, ſtellte der Erdgeiſt das Epos dar, und Prinzeſſin Karoline hielt als Victoria (Fama?) den Lorbeerkranz. Die Hauptgeſtalten des „Maskentanzes" (Taſchenb. a. d. J. 1804, S. 94) bildeten daher die epiſche Muſe, die Heroide mit der Fama (erſte Strophe), die erotiſche Muſe oder die Elegie mit Amor (zweite Strophe), die Idylle mit der Unſchuld (dritte Strophe) und Momus, der Genius des Spottes, mit einem Satyr, als Satire, ſomit vier Paare, welchen ſich ein Chor von Nebenfiguren, das Reich der Phantaſie darſtellend (fünfte Strophe), angeſchloſſen haben wird. Der Inhalt bietet viele Anknüpfungspunkte mit Schiller's Abhandlung „Ueber naive und ſentimentaliſche Dichtung".

*) Daſſelbe Bild findet ſich in dem fünften Verſe der „Geognoſie" in dem Stolbergiſchen Dialog (Werke, III. S. 357), nach Analogie des italieniſchen „trovar il bandolo della matassa."

**) Ebenſo überträgt „Nymphe" in dem „Was wir bringen" deſſelben Jahres ihr gedrängt Gefühl „auf Bäume, Blüthen, Wälder, Bäche, Felſen" (oben S. 69).

Ist's Momus, der in städtischen Gewühlen,
Ein Satyr, der im Feld sich üben mag?
Was uns geschmerzt, sind allgemeine Possen;
Wir lachen bald, wo es uns erst verdrossen.

Sie kommen an, vom wilden Schwarm umgeben,
Den Phantasie in ihrem Reiche hegt.
Die Woge schwillt, die im verworrnen Streben
Sich ungewiß nach allen Seiten trägt.
Doch Allen wird ein einzig Ziel gegeben,
Und Jeder fühlt und neigt sich froh bewegt
Der Sonne, die das bunte Fest vergoldet,
Die Alles schaut und kennt, belebt und duldet.

9.

Zum 30. Januar 1806. *)

Herzlich und freudevoll
Bringe der Treue Zoll,
Singendes Chor!
Rasch wie der Hände Klang
Töne des Liedes Drang,

---

*) Dies Chorlied ist auf die Melodie: „Heil Dir im Siegerkranz" (God save the king) gedichtet. Die politischen Verwicklungen hatten während des Winters 1805 auf 1806 den Einmarsch preußischer Regimenter in Weimar herbeigeführt, welche von da zur Besetzung Erfurt's und Hannover's abrückten. Goethe erzählt in den „Annalen" vom Jahre 1806: „Der Geburtstag unserer verehrten Herzogin, der 30. Januar, wird für diesmal zwar pomphaft genug, aber doch mit unerfreulichen Vorahnungen gefeiert. Das Regiment Owstien rühmte sich eines Chors Trompeter, das Seinesgleichen nicht hatte; sie traten in einem Halbkreis zum Willkommen auf das Theater, gaben Proben ihrer außerordentlichen Geschicklichkeit und begleiteten zuletzt einen Gesang, dessen allgemein bekannte Melodie, einem Inselkönig gewidmet und nach keineswegs von dem patriotischen Festland überboten, ihre vollkommen herzerhebende Wirkung that." Zunächst kam es zwischen Preußen und Frankreich noch nicht zum Kriege, und den französisch-österreichischen Feldzug beendigte der Friede von Preßburg. Wir haben das Gedicht an der ihm von Goethe zuerst in den Werken 1806, IX. S. 399) angewiesenen Stelle unter den Maskengedichten belassen, obwol es nicht zur Erklärung eines Maskenzuges diente. Zuerst gedruckt erschien es auf einem schmalen Folio-Blatte zu der Geburtstagsfeier (fehlt bei Herzel). Vergl. auch Bischoff's Komm. III. S. 7.

Steige der Feſtgeſang
Zu Dir empor!

Mitten in unſre Reihn
Stürmet der Krieg herein,
Umſtellt uns hier;
Doch, der nur Bildes denkt,
Schreckend ſich vorwärts drängt,
Selten die Fahne ſenkt,
Er neigt ſich Dir.

Hören beim Friedensfeſt
Auch ſich Trommete läßt,
Schon iſt es nah.
„Herr Gott, Dich loben wir!*)
Herr Gott, wir danken Dir!
Segneſt uns für und für!“
So klingt es da.

Wunden ſchon heilen ſich,
Wolken ſchon theilen ſich,
Dein Tag erſcheint.**)
Ehrfurcht uns All' durchdringt,
Abſchied der Krieger bringt,
„Heil Dir!“ der Bürger ſingt,
Alle vereint.

---

*) Uebertragung des „Te Deum laudamus“. Vergl. den Schluß des „Epimenides“ (S. 203) und den der zweiten Theaterſzene (oben S. 213).

**) Die Kriegsbefürchtungen waren an dem gefeierten Tage ſelbſt geſchwunden, beſonders da Preußen abrüſtete, wie der dritteletzte Vers andeutet. „Heil Dir!“ als Abkürzung von „Heil Dir im Siegerkranz!“

10.

Die romantische Poesie.

Stanzen zu Erklärung eines Maskenzugs.

Zum 30. Januar 1810.

Der Geburtstag der regierenden Herzogin von Weimar, der jedesmal als ein ausgezeichnetes Jahresfest begangen wird, rief in diesem Jahre, bei den glücklichsten Familienereignissen in der Gegenwart hoher verehrter Gäste, zu besonders lebhaften Feierlichkeiten auf. Für die demselben gewidmete Maskenlust schien es ein angemessener Schmuck, die verschiedenen Dichtungen, denen unsere Vorfahren und auch die Ahnherrn jenes hohen Fürstenhauses eine vorzügliche Neigung schenkten, in bedeutenden, mannichfaltigen Gestalten darzustellen. Ein Herold zeigte sich daher, anführend einen Minnesinger und Heldendichter, welche, vor die hohen Herrschaften zu beiden Seiten gestellt, durch nachfolgende Strophen die vorüberziehenden, theils allegorischen, theils individuellen Gestalten der modernen Poesie ankündigten und erklärten.*)

Minnesinger.

Von Wartburg's Höhn, wo vor so manchen Sonnen
Uns Eure Väter freundlich angehört,
Wohin, noch froh gedenk der alten Wonnen,
Der ewig rege Bardengeist sich kehrt,
Weil jede Krone, die er dort gewonnen,
Des Gebers Ruhm durch alle Zeiten mehrt:
Das Gute, das geschehend uns ergetzet,
Wird rühmlich, wenn die Zeit es trägt und schätzet —

*) Die glücklichen Familien-Ereignisse, auf welche die Einleitung hinweist, bestanden in der am 14. Januar erfolgten Verlobung der 1786 gebornen, hochgebildeten und charaktervollen Prinzessin Karoline, einzigen Tochter des Herzogs, mit dem Erbgroßherzog Friedrich Ludwig von Mecklenburg-Schwerin. Letzterer hielt sich schon seit Anfang Januar am Weimarischen Hofe auf (s. Brief Knebel's an Goethe, No. 335), und Goethe gestand, daß er ohne diesen Anlaß an obiges Gedicht nicht gedacht haben würde (ebenda, No. 337). — Der Wartburg-Krieg (Grimm, Wörterb., V. Sp. 2215 f.), welcher in die Blüthezeit der deutschen Dichtung des Mittelalters fällt, in die Regierungszeit des Landgrafen Hermann von Thüringen († 1215), in die Zeit Heinrichs von Ofterdingen und die Entstehungszeit von Wolfram's „Parzival" und unsrer „Nibelungen", — gab den in der ersten Strophe bezeichneten lokalen Anlaß. Goethe schloß sich dem Drange der Zeitgenossen an, gerade in der Periode der — wenn auch nur kurzen — Freundherrschaft Herrlichkeit des Mittelalters zu suchen. In diesem Gedicht hob er wieder zuerst die Bedeutung der Wartburg, einer seiner liebsten Stätten, hervor, welche später unter dem Enkel seines Fürsten auch äußerlich, wie als Oper in

Heldendichter. Da ſangen wir an jedem Feiertage,
Der Eurem Stamm die friſche Knoſpe gab;
Den ſpät entriſſnen Ahnherrn trug die Klage*)
Melodiſch groß zum ſiegeſchmückten Grab;
Dann kündeten wir jede Wundertage,
Das Heldenſchwert ſowie den Zauberſtab,
Und jauchzend folgten wir dem jungen Paare,
Dem frohen, ſchön bekränzten, zum Altare.

Herold. Nun tritt ein Herold auf zur guten Stunde,
Der treu vor Euch den goldnen Scepter trägt.
Er bringt von jener Zeit gewiſſe Kunde,
Daß Fürſten ſelbſt mit Liedern ſich geſchmückt,
Und führet vor Euch her froh in die Runde
Der Bilder Schaar, wie ſie uns dort entzückt;
Und Zweierlei vermag er anzumelden:
Der Liebe Scherz, darauf den Ernſt der Helden.**)

Wagner's „Tannhäuſer" und als Gemälde in Moritz Schwind's „Sängerkrieg auf der Wartburg" (im Städel'ſchen Muſeum zu Frankfurt a. M. und auf der Wartburg ſelbſt) wiedererſtehen ſollte. „Goethe," ſchrieb Wieland an deſſen Mutter, den 30. September 1777, „ſagt, wie der Lieber vor dritthalbhundert Jahren, auf der Wartburg und läßt ſich unter all den Geiſtern aus der alten Ritterzeit, die auf dieſer edlen Burg ihr Weſen haben, recht wohl ſein." Dieſe Geiſter wurden jetzt lebendig, aber ohne die äſthetiſch-katholiſirende Tendenz der damaligen Romantik. Den Vertretern derſelben ſtand Goethe indeß perſönlich nahe. „Des Knaben Wunderhorn" hatte er in der Jenaiſchen Literaturzeitung rezenſirt, in die 1807 von Hagen herausgegebenen „Nibelungen" hatte er ſich vertieft, wie ſchon im Jahre 1802 in die „Edda" (Briefw. mit Schiller, No. 853), und er liebte es, das Gedicht in freier Uebertragung ins Neuhochdeutſche vorzuleſen (ſ. „Annalen" v. J. 1807; Briefw. mit Knebel, No. 311; Raumer, Geſch. d. german. Philologie, S. 493; v. d. Hagen, Germania, 1836, I. S. 248 ff.; „Goethe und die Nibelungen-Handſchrift"). Dadurch waren dieſe deutſchen Dichtungen auch in Weimar ſo bekannt, daß, wie dort ſchon das Jahr vorher zum 26. Januar das „Lied der heiligen drei Könige aus der Nibelungen Land" in Nachahmung der alten Sprache ans Licht getreten war, Goethe jetzt wagen konnte, aus den Geſtalten derſelben einen Maskenzug zu bilden, der bei ſeiner Aufführung am 2. und 16. Februar überaus glänzend ausfiel. Das Gedicht erſchien ſogleich 1810 zu Weimar in Quarto (ſ. Hitzel), auch eine nähere Beſchreibung des Aufzugs mit illuſtrirten Kupfern im Märzhefte des „Journ. des Luxus u. d. Moden" (auch daraus beſonders) und im „Morgenblatt", 1810, No. 55 (mit der Elberich-Strophe).

*) Friemhildens „Klage" iſt bekannt, Bodmer's „Chrimhilden Rache, und die Klage. Zyrich 1757". Es iſt die ceremonielle Todtenklage (Hildebrand in Grimm's Wörterb. unter „Klage", 1a).

**) Wie der Schlußvers ergiebt, zerfällt der Aufzug in zwei Hauptgruppen, von welchen die erſte mit der folgenden Strophe des „Frühlings" beginnt und vor der des „Norden" endigt. Dies iſt die Partie des Minneſingers, welche der Präſident K. W. von Fritſch ergriffe (ſ. Goethe's

Frühling. Der Lenz tritt auf. Vom süßen Liebesmunde
Ertönt durchaus ein holder Zauberschall.
Nun wird der Welt erst recht die frohe Stunde!
So singt und sagt das Lied der Nachtigall.*)
Ein Seufzer steigt aus regem Herzensgrunde,
Und Wonn' und Sehnsucht walten überall.
Und wer nicht liebt, wird sich des schönen Maien,
So gut er kann, doch leider halb nur freuen.

Sommer. Der Sommer folgt. Es wachsen Tag und Hitze,
Und von den Auen drängt uns die Gluth;
Doch dort am Wasserfall, am Felsensitze
Erquickt ein Trunk, erfrischt ein Wort das Blut.
Der Donner rollt, schon kreuzen sich die Blitze,
Die Höhle wölbt sich auf zur sichern Hut,
Dem Tosen nach kracht schnell ein knatternd Schmettern;
Doch Liebe lächelt unter Sturm und Wettern.

Minnepaar. Im goldnen Glanz, im bunten Farbenscheine
Der neuen Welt genießen sie den Tag.
Er sagt's ihr klar, wie er es freundlich meine;
Sie sagt's ihm so, daß er es deuten mag.
Er wagt es nun und nennet sie die Seine,
Er wiederholt's mit jedem Herzensschlag,
Und so beglückt bald offen, bald verstohlen
Des süßen Wortes ew'ges Wiederholen.

Tanzende. Ein leichter Sinn erhebt sie von der Erden,
Das muntre Paar, es mag nicht stille stehn.
An Worte Statt sind liebliche Geberden,
Die zwar im Takt, jedoch von Herzen gehn
Und, Schling' auf Schlinge, Kettenzüge**) werden.

Briefe an ihn hierüber bei Frhr. von Biedermann, Goethe's Verkehr mit u. s. w. v. Fritsch, S. 10 ff.). Die Stanzen von da an bis einschließlich zu der vom „Eiderich" stelen dem Heldendichter anheim, den Goethe's Sohn darstellte. Die Partie des Minnesängers bilden die vier Jahreszeiten mit Liede, Tanz, Jagd und Spiel. Minnesänger sind unsere Lyriker des 12. und 13. Jahrhunderts. Heldenschwert, wie Roland's Durindana und Artus' Eskalibor.

*) Hinsichtlich des für die altdeutsche Poesie wichtigen Unterschiedes zwischen singen und sagen s. J. Grimm: „Ueber den altdeutschen Meistergesang", 1811, S. 137. Goethe braucht Beides auch zu Anfang des „Hochzeitliedes" (Werke, I. S. 240). Nachtigallen nannten sich die Meistersinger selbst. Diese Strophe, sowie die nächstfolgende „Minnepaar", dann die Figuren aus den Nibelungen und dem Rosenliede nebst den Strophen „Liede" und „Treue" machen dies Gedicht zu einem Epithalamium für die Prinzessin Karoline, der schon sechs Jahre später das Grablied erklang (Werke, II. S. 498).

**) S. oben S. 261 den „Kettentanz". Als Damen für das Minne- und das Tanzpaar schlug Goethe die Fräulein Tändner, v. Lasberg (s. S. 348,

Wie luſtig iſt's, ſich um ſich ſelbſt zu drehn!
Mit leichtem Anſtand wechſeln ſie die Glieder;
Doch kehrt zum Auge bald das Auge wieder.

Jagdluſtige.*) Mit ernſtem Gang, zu ernſteren Geſchäften
Zieht nach dem Wald ein friſches Jägerpaar,
Getroſt in ſich, ſchlank gleich den edlen Schäften,
Die ſich zur Luſt em hoher Wald gebar.
Sie lächeln ſtolz, vertrauend ihren Kräften;
So trotzen ſie der Müde, der Gefahr
Und denken nicht der Macht, die uns gebietet,
Wovor Diana ſelbſt nicht ſchützt noch hütet.

Herbſt. Den Fleiß belohnend aber tritt Pomone
Mit reicher Gaben Fülle zu uns an.
Mit Freuden ſehen wir den Kranz, die Krone,
Und viel genießt, wer heuer viel gethan.
Der Vater ſchafft, er freut ſich mit dem Sohne,
Aufs neue Jahr geht ſchon der neue Plan;
Im Kreis der Gäſte waltet frohes Leben:
Der Edle hat, und will auch Andern geben.

Spielende. Beſitz iſt gut, der Jedem wohlbehaget;
Doch wer ihn hat, wär' ihn gern wieder los.
Und wenn er wagend nun das Glück befraget,
Fällt ihm vielleicht ſogar ein doppelt Loos;
Selbſt wenn Verluſt ihn hin und wieder plaget,
Iſt doch das Glück der Ungewißheit groß.
Mit Leidenſchaft genießen ſie des Lebens,
Und Amor ſelbſt belauſcht ſie nur vergebens.

Winter. Wir dürfen kaum hier noch den Winter nennen;
Denn iſt wol Winter, wo die Sonne ſcheint,
Die Augen glühn, die Herzen alle brennen,
Und Jeder ſpricht und handelt, wie er's meint?
Von allen Jahreszeiten, die wir kennen,
Iſt ſie's, die eine, die uns ſo vereint:**)
Sie gab uns Dich, belebt nun dieſe Feſte,
Und ſo erſcheint ſie uns die allerbeſte.

Note) und v. Marwitz, und als Herren: v. Bielke (Kammerherr) und v. Bonneburg vor (Briefe an die Hofmarſchallin v. Egloffſtein, Nr. 2, in d. Grenzboten v. 6. Aug. 1860, Nr. 32).

*) Gräfin Karoline von Egloffſtein (ſ. die an ſie von Goethe gerichteten Gedichte, Werke III. S. 330 bis 341) ſchilderte die Jägerin dar (Goethe's Brief an Frau von Egloffſtein vom 3. Febr. 1810, a. a. O.: „Wie hat die ſchlanke Jägerin geſchlafen?")

**) Vergl. oben S. 279 die ähnlichen Worte des „Winters".

Norden.*) Doch wendet nun von diesem Blumengränen
Zu nord'schen Himmelsfeuern das Gesicht, —
Woher auch uns mit Jugendglanz erschienen
Die Majestät in sternendurchwebtem Licht.**) —
Zum alten Volk unüberwundner Hünen,
Das wandernd sich durch alle Länder ficht.
Mit welcher Kraft die Riesenfäuste schlagen,
Seht Ihr am Schwert, vom Zwergenpaar getragen.

Brunehild. Dem Pol entpriest die herrlichste der Frauen,
Ein Riesenkind, ein kräftig Wunderbild.
Stark und gewandt, mit hohem Selbstvertrauen,
Dem Feinde grimm, dem Freunde süß und mild:
So leuchtet, nie versteckt vor unserm Schauen,
Am Horizont der Dichtkunst Brunehild,
Wie ihres Nordens stete Sommersonne,
Vom Eismeer bis zum Po, bis zur Garonne.***)

Siegfried. Ihr schreitet kühn der gleiche Mann zur Seite,
Der ihr bestimmt war, den sie doch verlor.†)
Für seinen Freund erkämpft' er solche Beute,
Durchsprengte kühn das Zauberflammenthor;
Wie schön das Hochzeitlager sich auch breite,
Die Freundschaft zieht er streng der Minne vor:
Dies Schwert, ein Werk zwergemi'ger Schmiedeböhlen,
Schied ihn und sie! — O, seltsames Vermählen!

Prinzessin.††) Nun geht es auf, das Licht der Morgenländer;
Die Tochter von Byzanz, Ihr seht sie hier!

---

*) Von hier an beginnt der Heldendichter zu sprechen, da nun Gestalten des skandinavisch-deutschen Epos folgen. In der Disposition des Aufzugs (im Journal des Luxus u. d. M., und bei v. Biedermann, a. a. O.) sind als die Gestalten dieser Strophe die Zwerge genannt.

**) Hinweis auf die Erbprinzessin, geborne Großfürstin von Rußland.

***) Das Gebiet der Nibelungensage mit der Brunehild umfaßt eben sowol Skandinavien, vornehmlich Island (Edda und Wilkina Saga), als die germanische Welt bis zu den Lombarden und deren „Plad" Po, und zu den Westgothen.

†) Da sie mit König Gunther (in dessen Gestalt Siegfried mit ihr gestritten und er mit Dessen Schwester Kriemhild vermählt ward. Nach der Edda war die Burg der zwölffachen Walkyrine Brunhild von himmelhoher Lohe Walfurloga umgeben, welche Siegfried durchsprengte. Er erbeut ihre Hand, legte aber das Schwert „Gram" zwischen Beide, wie später Brunhild bei der gemeinsamen Verbrennung (s. Hagen, Lieder der Edda, 1812, S. LIII f.). Der „Freund" oben ist Gunther.

††) Auf das heroische Liebespaar der Nibelungen folgt das glücklichere des Rosengartenliedes. Der „König Laurin", von welchem 1. Lied zuerst Proben in der Heidelberger Einsiedlerzeitung 1808, Nr. 3 bis 5, gegeben, war vollständig 1808 im 1. Bande der „Deutschen Gedichte des Mittelalters" von

Als Kaiserskind trägt sie die Goldgewänder,
Und doch ist sie des Schmuckes höchste Zier.
Die goldnen Schuhe, jene theuren Pfänder,
Die Liebesboten zwischen ihm und ihr,
Sie bringt der Zwerg, die frohste Morgengabe:
Ein Liebespfand ist mehr als Gut und Habe.

Rother. Ich spreche nun so heiter als bedächtig
Von König Rother's unbezwungner Kraft;
Und ob er gleich in Waffen groß und mächtig,
Hat Liebe doch ihm solches Glück verschafft.
Als Pilger klug, als Gast freigebig, prächtig,
Hat er als Held zuletzt sie weggerafft*)
Zum schönsten Glück, zum höchsten Mutterloose:
Von ihnen stammt Pipin und Karl der Große.

Asprian. Den Mächtigsten von allen Kampfgenossen
Erblickt Ihr nun, den Riesen Asprian.**)

Hagen und Büsching, S. 1 bis 33, erschienen (neuerdings von Heinr. Rückert herausgegeben). Büsching, mit dem Goethe in Verbindung stand, hatte Diesem unzweifelhaft ein Exemplar übersandt. Das Gedicht stammt aus dem 12. Jahrhundert und erzählt, wie König Ruother am Westermeer um die Tochter des Königs Konstantin zu Byzanz am Ostermeer wirbt und sie mit List erhält (f. K. Goedeke, Deutsche Dichtung im Mittelalter, S. 375 ff.). Durch die alte Frau Herlint (in der Disposition des Maskenzugs bei v. Biedermann, a. a. O., an Stelle der „Prinzessin" genannt) sendet Rother der Prinzessin silberne und goldne Schuhe (V. 2000 bis 2263), welche den Bund Beider herbeiführen. Rother verführt hierbei nach dem Rathe des Riesen Asprian, seines Mannes, der in unserem Aufzuge auf Rother folgt. Die wesentlichsten Züge des Rotherliedes kommen bereits in der Wilkinasage vor, es reicht daher gleich den Nibelungen „vom Eismeer bis zum Po, bis zur Garonne". Die kolorirten Bilder beider Heldenpaare finden sich in der Beilage des Modenjournals. — Die Prinzessin von Byzanz wurde von der Hofmarschallin v. Spiegel dargestellt, „im Glanz der Schönheit und Majestät", wie Goethe zu den Versen bemerkt, welche er dieser Dame vierzehn Jahre später zur Erinnerung an obigen Aufzug ins Stammbuch schrieb (s. Werke, 11. S. 448). In jenem Gedichte werden obige Strophe und die folgende mit einigen Veränderungen wiederholt.

*) „sie", d. h. die Prinzessin. Die Bezeichnungen „Pilger" und „Gast" erklären sich aus dem Rotherliede, da der König unerkannt unter dem Namen „Thiderich" nach Konstantinopel kam, dort aber bald, obwol Konstantin's Gast, prächtig Hof hielt. Die Abstammung „Pipin's und Karl's des Großen" von Rother wird in dem Rotherliede selbst berichtet (V. 4785 und 4788 bis 91). Da bekanntlich Karl Martell und nicht ein lombardischer König Rother der Vater Pipin's gewesen, Konstantin und Pipin auch durch mehrere Jahrhunderte getrennt sind, so ergiebt sich diese Genealogie als eine dichterische Erfindung, um den Karolingern einen durch Mythe und Dichtung geweihten Ursprung zuzutheilen. Aehnlich werden „Flor und Blankflor" (V. 7835 ff.) zu Eltern von Karl's des Großen Mutter Berta, also zu Karl's Großältern gestempelt.

**) An Kraftstücken des Riesen Asprian ist das Rotherlied reich. (V. 633.

Ein Hagelwetter, aus der Wolk' ergossen,
Trifft nicht so blind und breit als dieser Mann.
Die Freunde haben selbst ihn angeschlossen;
Denn wenn er gleich nicht Feinde finden kann,
So schlägt er doch, schlägt Alles um sich nieder
Und schonet nicht die eignen Waffenbrüder.

Recht und Ehre. Die Welt, sie wäre nicht vor ihm zu retten,
Wenn nicht auch hier die Weisheit vorgebaut:
Ihn hält das Recht, ein hehres Weib, in Ketten,
Der man getrost so großes Amt vertraut;
Die Andre lockt und zieht mit goldnen Ketten,
Indem sie schmeichelnd nach dem Wilden schaut.
Er geht bedächtig an dem frohen Tage,
Er sieht sich um und schaut, wohin er schlage.

Liebe. Dann folgen Zwei.*) — Laßt Diese mich erklären! —
Sie sind einander Beide nah verwandt,
Mit Sonn' und Mondes Glanz von höhern Sphären
Zu Wohl und Weh uns freundlich zugesandt;
Doch will sich Diese nicht an Jene kehren,
Sie streift allein, verdirbt, erquickt das Land;
Und selten sieht man beide Schwesterflammen
Wie heut gepaart, in Einigkeit beisammen.

Treue. Und die Bescheidne zeigt sich frei und freier
Und irrt sich nicht am rauschenden Getön;
Sie steht vor Euch, sie öffnet ihren Schleier
Und will getrost so vor der Menge gehn;
Ermuthigt glänzet nun das stille Feuer,
Dem Glühwurm gleich, so anspruchlos als schön.
Sie widmet Euch den reinsten aller Triebe,
Gern folgt sie dem Verdienst, sowie der Liebe.

Otnit.**) Ein groß Verdienst weiß Dieser zu erwerben,
Entbrannt für Menschenwohl von heil'ger Gluth;

---

710. 949. 1150. 1659 ff.) Auch die folgende Strophe „Recht und Ehre" geht auf ihn. Doch bezieht sich das oben geschilderte wilde Schlagen im Liede nicht eigentlich auf Aspriam selbst, sondern auf einen seiner zwölf Riesen, Mitolt, „der ging gebunden als ein Löme". Die Goethische Schilderung beruht auf den Versen 758 bis 773. Vergl. auch J. Grimm's Deutsche Mythologie (3. Aufl.), S. 497, und Ebelebius, Gesch. d. deutsch. Poesie, I. S. 44.

*) Liebe und Treue.

**) Das Lied (im kleinen Heldenbuch) von König Otnit oder Ortnit zu Lamparten steht in Verbindung mit der Rothersage. Als Verfasser des Ortnit und des Wolfdieterich, welche zusammengehören, galt damals zu Unrecht Wolfram von Eschenbach (s. Hagen, Einleit. zum König Rother, S. III; Dessen und Primisser's Heldenbuch [Nr. 5], 1820; v. Kaumer's

Er schaut umher auf klägliches Verderben,
Mann wider Mann, Volk wider Volk in Wuth;
Mit Drachenschweiß wird Berg und Wald sich färben,
Die Ebne färben sich mit Räuberblut,
So daß, weil Gute dankbar nun ihm dienen,
Unholde nicht zu schaden sich erkühnen.

Weltlich Regiment.*)
So kommt zuletzt das Herrlichste zu Stande,
Wonach die Welt im Ganzen immer strebt;
Der Friede herrscht im unbegrenzten Lande,
Wo Niemand mehr vor seinem Nachbar bebt;
Nun liebt der Mensch der Ehrfurcht hehre Bande,
Er fühlt sich frei, wenn er gebändigt lebt;**)
Nur will er selbst, er will den Herrn erwählen,
Dem aber soll's an Glück und Prunk nicht fehlen.

Geistlich Regiment.
Mit Allem soll sich auch die Schwester schmücken;
Doch Demuth soll ihr höchstes Kleinod sein.
Sie geht mit freundlich halbgesenkten Blicken
Und mit sich selbst so ruhig überein;
Doch würde sie der erste Platz beglücken:
Dem Hochsinn ist die zweite Stelle Pein.

Gesch. d. germ. Phil., S. 343). Herausgegeben ist es von Mone (1821) und Ettmüller. Die Goethe auf den Otnit geführt wurde, läßt sich nicht genau nachweisen. Vielleicht gelhab es durch Creuzer's und Daub's „Studien" (I. 1805, S. 97), welches Werk ihm Ersterer übersandt hatte. Vom Hughdietrich, dem Vater des Wolfdietrich, erschien schon in Seckendorf's Neujahrs-Taschenbuch a. d. J. 1801 eine Schilderung von Majer. Auch der Antiquar Arendt hatte 1809 über die nordische Heldensage in Weimar Vorträge gehalten. Was Goethe's Strophe oben betrifft, so sind die 4 ersten Verse charakteristisch für den Otnit, da hier der christliche Geist bereits mit ganzer Macht in die Heldensage eindringt, wie Otnit überhaupt ein christianisirter Siegfried ist (Hagen, Edda, S. LI). Der Kampf mit den Drachen im fünften Verse erfolgt, da, als Kaiser Otnit mit der eroberten Königstochter heimkehrt, ihr Vater ihm giftiges Gewürm, Lindwürme, Drachen, ins Land schickt. In dem Kampfe mit den Würmen stirbt Otnit (vergl. die ältere Literatur von Otnit, Hug- und Wolf-Dietrich, S. 6 ff. in: Literar. Grundriß zur Gesch. d. deutsch. Poesie von Hagen und Büsching, 1812; ferner Goedeke, a. a. O., S. 430 ff.; Briefe an Fr. v. Stein, III. S. 404).

*) Die Darstellung des weltlichen und geistlichen Regiments als der Herrschaftsform des christlichen Mittelalters schließt sich an den Otnit an, welcher ein christliches Reich gründet und die Heiden besiegt. Die aus Syrien geraubte Königstochter wird gleichfalls getauft. „Die Heil'gen sind es und die Ritter" (Werke, XIII. S. 11).

**) Vergl. Iphigenie (Werke, VII. S. 170):
„Und folgsam fühlt' ich immer meine Seele
Am Schönsten frei";
und die „Sprüche in Prosa", Nr. 588 und 1089 (Werke, Bd XIX).

Sie scheint der Schwester Hoheit nachzukommen
Und möchte gern den Schritt ihr abgewinnen.

Kanzler und Klerikus.

Auch kleinre Wesen kommen mit zum Spiele,
Gar Manches wird durch sie geheim erregt.
Der Eine, der gewandt mit spitzem Kiele
Das Reich begrenzet, ja die Feinde schlägt,
Der Andre, der entfernt vom Weltgewühle
Das Wort, zum Buch erstarrt, am Herzen trägt:
Sie Beide rubig wissen zu begeistern,
Sie gehen nach und oft vor ihren Meistern.*)

Elberich**) (Räthsel). Im Stillen aber herrschet über Diese,
Und weit und breit, ein wundersames Haupt,
Scheinbar ein Kind und nach der Kraft ein Riese,
Das Jeder leugnet, Jeder hofft und glaubt;
Der Welt gehört's so wie dem Paradiese,
Auch ist ihm Alles, ist ihm Nichts erlaubt.
Vereint es nur in sinnlichem Gemüthe:
Die Weisheit mit der Klugheit und der Güte.

Minnesinger.

Und voller Zutraun schließt sich an — die Menge;
Wir aber lassen sie in Frieden ziehn.
Ihr saht vor Euch ein liebevoll Gedränge,
Gestalten vor'ger Zeit vorüberfliehn.
Den bunten Staat, das blitzende Gepränge,

---

*) Vergl. das Lustgelage im „Epimenides", oben S. 165 ff.

**) Auch der Elberich knüpft an Otnit an. Denn der Zwerg Elberich (V. 24 des Otnit: „Nu bist in Kindes Maaße des vierten Jahres alt"), welchen jedoch Otnit nur nach schwerem Kampfe überwältigt („nach der Kraft ein Riese"), giebt sich als seinen Vater zu erkennen. Durch seine Zauberkünste erlangt Otnit dann die Königstochter, indem Jener unsichtbar das Heer anführt. Die Königstochter ergetzt er durch Harfenspiel. Er ist der König der Zauberzwerge und verfertigt Tarnkappen und geleite Waffen. Mit der Tarnkappe hatte er die Mutter Otnit's verführt (Arnussage. Vergl. Grimm's d. Myth., S. 418), und er seinerseits identisch mit Oberon, war ein Sproß Cäsar's und der celtischen Zauberin. Die Tarnkappe hatte ihm später Siegfried abgenommen. Elberich ist der Hüter des Nibelungenschatzes; er spielt daher in der Edda, in der Nibelungen Not, in der Bearbeitung der Nibelungen von W. Jordan und in R. Wagner's Oper „Rheingold" eine Hauptrolle. Auch Fischart erwähnt in seiner „Geschichtsklitterung" (Cap. 3) die „Sage vom Zwerchen Elberich". Im „Journal des Luxus und der Moden" (März 1810) heißt es bei der Beschreibung des Maskenzugs von Elberich: „Am Schlusse des Zugs erzielt uns wunderbare Neugierde, als wir auf einem duftenden Throne von Blumen und grünen Zweigen ein liebliches Götterkind vorüberziehen sahen: es war der Zwergenkönig Elberich. Doch in ihn legte der Meister wol noch eine tiefere Hieroglyphe, ein Räthsel".

Wir bitten, seht nicht flüchtig drüber hin!
Inwendig waltet ehrfurchtsvolle Scheue,
Der Liebe Flammen, wie das Licht der Treue.

Heldendichter.

Ja, selbst das Große schwindet gleich den Schatten,*)
Und öde wird der thatenvollste Raum;
Drum soll die That sich mit dem Worte gatten:
Ein solcher Zweig, gepflanzt, er wird zum Baum,
Lustwälder ziehn sich über grüne Matten,
So blüht er fort, der schöne Lebenstraum.
Was Eure hohen Väter, Ihr nach ihnen
An uns gethan, es soll für ewig grünen!

11.

Maskenzug russischer Nationen.

Zum 16. Februar 1810.**)

Festlied.

Rasch herein und nicht gezaudert!
Nicht getrost und nicht geschaudert!
Nicht gekos't und nicht geplaudert!
Hier ist Ernst bei Scherz.
Tüchtig, fest, mit starkem Schritte
Bringen wir zur Festessitte
Fremde Kleider, fremde Sitte,
Wohlgekanntes Herz.

*) In Anknüpfung an diese Worte lautet der erste Vers der Schlußstrophe in dem schon gedachten Stammbuchgedichte (Werke, II. S. 449): „Wie denn das Gute, Schöne nimmer schwindet". Die Thaten bleiben, wenn würdig besungen. „Drum soll der Sänger mit dem König gehn" (Schiller, Jungfr. v. O., I. 1.). Am Schlusse Hinweis auf die neue Weimarische Lichterepoche. Vergl. Biedoff's Kommentar, III. S. 60 bis 64; Briefw. mit Knebel, Nr. 337 und 338.

**) Zum Geburtstage der Erbprinzessin von Weimar, gebornen Großfürstin von Rußland, wober sich die Wahl der Nationalität erklärt. Diesem russischen Maskenzuge ging der vorige große Aufzug (Nr. 10), zur Feier des Tages wiederholt, voran. Im großen Saale des Schlosses konnten sich die Züge voll entwickeln. Der russische Zug bestand aus sechzig Personen der verschiedenen russischen Stämme in ihren Nationaltrachten. Goethe leitete mit der geistvollen Präsidentin von Fritsch, geb. v. Wolfskeel (s. oben S. 25, Note), das Ganze, welches dem Berichte im „Journal des Luxus u. d. M." vom April 1810 zufolge „einen ungemein feierlichen Eindruck machte, da hier nationeller Gesang mit der poetischen Deklamation (des vorigen Zuges)

So entlegen wir auch stammen,
Kreisend ziehen wir zusammen,
Wie das Chor von Sternenflammen
Sich um eine dreht.
In dem Glanze Deines Wohles
Freuen wir uns unsres Wohles,
Wie der Feuerglanz des Poles
Sternenlicht erhöht.

Hin und wieder und zur Seiten
Sehn wir fremd Gebilde schreiten,
Dir die Freude zu bereiten,
Wie sie Jeder schafft.
Wandelt fröhlich zwischen Diesen,
Die des Festes mitgenießen,
Zwischen Zwergen, zwischen Riesen
Und des Nordens Kraft! *)

Lächle, daß es Dir gefalle,
So gefallen wir uns Alle.
Nun ertönt mit einem Schalle
Lauter Wünsche Chor.
Hier bedarf es keiner Sichtung,
Alle zieht vereinte Richtung.
Trage Wahrheit, trage Dichtung
Diesen Tag empor!

Gastlied.

Zu erscheinen
Mit den Seinen
In dem lichten Kreise,
Alle Biedre,
Hoh' und Niedre,
Das ist rechte Weise!

---

sinnreich abwechselte." Auch die russische Fürstin Repnin nahm daran Theil (Goethe's Briefwechs. mit Reinhard, Nr. 37). Die drei Lieder wurden nach Nationalmelodien gesungen, welche dem ersten Abdrucke in: „Völkerwanderung. Poesien, gesammelt bei einem Maskenzuge, aufgeführt den 16. Febr., Weimar 1809", beigefügt sind. In demselben finden sich noch zehn dem Tage gewidmete Gedichte von Knebel, Gries (s. den Goethe-Knebel'schen Briefw., Nr. 339), v. Einsiedel, Kanzler Müller, Minister v. Voigt, Riemer u. A. Vorher war schon die „Ankündigung" des Maskenzugs gedruckt erschienen.

*) Bezieht sich auf die mit diesem Zuge verbundenen Gestalten des vorigen Zuges.

Kommt gegangen,
Ehrenvoll empfangen!
Diesen Tagen
Ziemet froh Behagen.

Wie wir sollen*)
In dem vollen,
Lampenhellen Saale!
Viele zeigen,
Viele neigen
Sich mit einem Male.
Wenn es wären
Alle, die Dich ehren
Treu und munter,
Wär' es noch viel bunter.

Brautlied.)

Er. „Kommt hervor aus Euren Kemenaten,***)
Brüder, rathet mir, ich möchte gerne frein!"
Fragst Du viel, so bist Du schlecht berathen;
Schau nur selbst herum und da und dort hinein!
Findest Du sie still zu Haus
Und thätig und verständig,
Richte nur den Hochzeitschmaus:
Der Tanz ist gleich lebendig.

Sie. „Kommt herein, Ihr lieben Nachbarinnen,
Schwestern, rathet mir, man wirbt um meine Hand!"
Fragst Du viel, Du wirst nicht viel gewinnen;
Um Dich selbst verschlingt sich ja das Band.
Ob er Dir gefallen kann,
Die Augen mußt Du fragen.
Ob's ein braver, guter Mann,
Das muß das Herz Dir sagen.

---

*) Zu ergänzen: „uns froh behagen."

**) Mit Beziehung auf das gegenwärtige fürstliche Brautpaar (s. das vorige Maskengedicht).

***) Kemenate (verwandt mit Kamin, caminus) ist das (heizbare) Wohngemach des Mittelalters. In der Wahl dieses Worts zeigt sich der Einfluß der mittelalterlichen Dichtung. Im Rotherliede (V. 100) heißt es z. B. „Rother sandte nach Lipolde in eine Kemenate", und in der Nibelungen Not (V. 1133):

„Von einer Chemenaten
Sah man sie Alle gan" (ebenso V. 1459, 2248 und sonst).

Beide. „Einig sind die Zwei, die sich gefunden!
Lebt nun wohl! Ins Leben geht es fort."
Fließen doch für Euch nun andre Stunden,*)
Euch gehört von nun an jeder Ort.
Hand in Hand, wie dieses Paar,
Wollen wir das Fest genießen;
Fröhlich jauchze die ganze Schaar
Und stampfe mit den Füßen!

12.

Maskenzug

bei allerhöchster Anwesenheit Ihro Majestät der Kaiserin Mutter

Maria Feodorowna**)

in Weimar.

Den 18. Dezember 1818.

Als Ihro Kaiserliche Hoheit, die Frau Erbgroßherzogin von Sachsen-Weimar-Eisenach, biernächst beschriebenen Festzug gnädigst anordneten, befahlen Höchstdieselben: daß dabei einheimische Erzeugnisse der Einbildungskraft und des Nachdenkens vorgeführt und auf die vieljährig und mannichfaltig gelungenen Arbeiten beispielweise hingedeutet werden solle. Hiernach wäre denn der Inhalt des nunmehr summarisch verzeichneten Charakter-Zuges aufzunehmen und zu beurtheilen.

Prolog.

Genius in Pilgertracht eröffnet den Zug, Weg und Stege zu segnen. Zwei Knaben mit Reisetafeln (Itinerarien), die bisher vollbrachte Reise symbolisch anzudeuten und sich derselben zu freuen. Drei Monate treten auf. Oktober, des allerhöchsten Geburtsfestes sich rühmend, in Gestalt eines wein- und frucht-

*) Vergl. die Schlußstrophe der Ballade „Der Müllerin Reue" (Werke, I, S. 254): „Nun, Sonne, gehe hinab und hinauf!"

**) Die Wittwe des Kaisers Paul von Rußland, geborne Prinzessin Sophie Dorothee von Württemberg, Mutter der Kaiser Alexander und Nikolaus und der damaligen Erbprinzessin Maria von Weimar. Von ihr ließ Schiller den „Genius" in der „Huldigung der Künste" sagen:

„Und sie, die Herrliche, die Dich gebar,
Sie nähret uns selbst (den Künsten) die heil'ge Opferflamme
Mit reiner Hand auf ihrem Hausaltar.
Wir sind Dir nachgefolgt, von ihr gesendet."

Wie aus den einleitenden Worten oben hervorgeht, hatte die Erbprinzessin

beträngten Genius. November, in Jägergestalt, fröhlicher Geleitsmann des bisherigen Zuges durch so manche Länder, Zeuge erfreulichster Namensfeier. Dezember, hausmütterlich herantretend, mit Kindern, die an den Weihnachtsgeschenken, noch mehr aber an allerhöchster Gegenwart und Gunst sich ergetzen und ein herannahendes, der Welt segenreiches Geburtsfest ankündigen.

Die Nacht, ihrer Herrschaft über die ganze gegenwärtige Jahreszeit, so wie über die Feststunden sich anmaßend, führt den Schlaf herein, von Träumen umgeben, deren Auslegung sie versucht. Alle deuten auf die höchsten Glückseligkeiten der Erde, welche den meisten Menschen nur als Wunsch und Traum erscheinen, Begünstigten aber als Wirklichkeit verliehen sind.

Drei Verschwörerte treten auf. Epos, die Heldendichtung, sonst nur Unheil unter den Großen besingend, erfreut sich glückbringender Einigkeit der höchsten Herrscher.

Goethe um das Arrangement des Aufzugs zur Feier der Anwesenheit ihrer Mutter ersucht. Mit gewohnter Schnelligkeit erfand, dispenirte und dichtete Goethe den Aufzug in wenigen Wochen; er zog sich zu ungestörter Arbeit, Anfang Dezembers nach Berka an der Ilm, dem Geburtsort des „Epimenides", zurück, und dorthin kamen die Damen zum ersten Einstudiren. Nach Goethe's Schreiben an Knebel vom 26. Dezember 1818 Nr. 542 des Briefw. mit Zelter, u. Nr. 321 des Briefw. mit Zelter) dauerten alle Berührungen über fünf Wochen. Die Aufführung des aus beinahe 150 Personen gebildeten Aufzugs fand Freitag, den 18. Dezember, statt (nicht den 19., wie es in dem ersten Briefe irrthümlich heißt). Es ist Goethe's letzte Arbeit auf diesem Gebiet; er strengte sich an, „damit die Ehre Weimar's zu retten," nahm aber hiemit, wie er sagte, „von solchen Eitelkeiten für immer Abschied." Die Charakteristirung seiner vorausgegangenen Freunde Wieland, Herder und Schiller und deren Dichterwerke und seiner eignen erhebt diese Gedichte über das gewöhnliche Niveau und giebt ihnen ein literarisches Interesse, da sich Goethe über mehrere der Werke nur hier ausgesprochen. Merkwürdig ist somit im Programm als in den Gedichten die Lobrede auf die neue Weimarische Verfassung. Zelter verglich die Gedichte in seiner barocken Art mit Haydn'schen Menuetten: „Allerliebste Sternschnuppen: fix, klar und wahr, und allerliebste Verse, und Reime voller Musik, und Gedanken zum Küssen". Auch in öffentlichen Blättern, z. B. in den „Göttinger Gelehrten Anzeigen", erfuhren die bereits 1818 im Sonderdruck veröffentlichten Festgedichte günstige Beurtheilungen. Goethe stand eben im Begriff, seinen „West-östlichen Divan" herauszugeben; die Veranstaltung des Festzugs unterbrach die Schlußarbeit daran, und daher ist es nicht zu verwundern, wenn die west-östliche Stimmung sich auch in diesen Festgedichten bemerklich macht. Sie erhalten eine künstlerische Einheit dadurch, daß alle in irgend einer Wendung zur Feier der Kaiserin beitragen, vor ihr sich alle gewissermaßen verbeugen; da Goethe die Kaiserin wirklich verehrte, so gingen ihm die Wendungen von Herzen; aber dies geschah zugleich bewußt in Nachbildung des orientalischen, hyperbolischen Tons (vergl. in den Noten zum „Divan" das in den Abschnitten „Enweri" und „Gegenwirkung" Gesagte, sowie Viehoff's Komm., III, S. 348).

Tragödie, gleichsam wie aus einem Traume erwacht, wird gewahr, daß das Ungeheure auch einmal heilbringend sei.

Komödie fühlt sich heiter in den Uebrigen, geht, sich mit der Menge zu verbinden und des Tages zu genießen. Jene beiden Andern aber, ohne ihren Charakter abzulegen, erbieten sich, dem heutigen Feste zu dienen und, was allenfalls einer Aufklärung bedürfte, nachzuweisen.

Forderung.

Die Ilme tritt auf in der Ueberzeugung, daß sie das Räthselhafte dieser Gestaltenreihe am Besten zu deuten wisse. Wieland's Charakter, dessen Denk- und Dichtweise wird von ihr umrissen, das glückliche Verhältniß zu seiner Fürstin berührt, des Tiefurter Aufenthaltes mit Anmuß gedacht.

Musarion tritt auf, begleitet von Phanias und zwei philosophischen Gegnern.*) Die Lehre von Mäßigung, Genügsamkeit, heiterm Genuß und stiller Duldung wird nach des Dichters eigenster Weise kürzlich ausgelegt.

Oberon und Titania, mit Feen und Elfen erscheinend, gestehen, wie sie ihre Wiedervereinigung diesem schönen Tage verdanken, und bekennen sich als Lehnsleute der allerhöchsten Gäste.

Hüon und Amanda, durch der kleinen Geister Versöhnung auch mit ihrem Schicksal ausgesöhnt, bezeigen sich dankbar für die segenreiche Wirksamkeit. Scherasmin und Fatime stimmen ein.

Der Uebergang zu Herder's Leistungen führt uns auf dessen schöne Eigenschaft, die Stimmen aller Völker zu vernehmen und aus ihren heimischen Tönen auf die Eigenheiten ihrer Neigungen, Tugenden und Fehler zu schließen. Deshalb sind Legende und Barde vorgeführt.

Terpsichore, noch gewöhnt an patriotische Klagen, aber begleitet, ermuntert, im höheren Sinne hergestellt durch Adraste a, die Ausrichtende und Ausgleichende.

Nun aber treten auf Aeon und Aonis. Er, als alter Griesgram, keineswegs erbaut von so viel Neuerungen des Tages; sie aber, lebendig, heiter, jung, der jungen Gegenwart gemäß, ver-

*) Diese beiden Figuren fehlen im „Personal" des Aufzugs. Ebenso fehlt bei Herder Legende.

ſtebt, ihn zu beſchwichtigen, wozu das herzerhebende Feſt ihr die beſten Beweggründe darreicht.

Erinnernd an die herrlichſte Epoche ſpaniſcher Ritterthaten, zeugend vom Uebergewicht chriſtlicher Heldenkraft über mahometaniſchen Hochſinn, erſcheinen Cid, Ximene, Uraka. Was ſie andeuten, bringt jene den Deutſchen ſo tüchtig als erfreulich überlieferte Romanzentreibe wieder zur Gegenwart.

Zu den Bemühungen eines lebenden Dichters folgt hierauf der Uebergang. Die Zime tritt abermals hervor, und indem ſie ihm die Beſtändigkeit ſeiner Neigung zu ihr zum Verdienſt macht, rechtfertigt ſie die ihrige. Ein Ueberblick theatraliſcher Behandlung wichtiger Weltbegebenheiten wird gefordert, da alle folgenden Glieder des Zuges dramatiſche Werke ſind.

Mahomet erſcheint mit Palmiren und Seiden. Als Muſterbild dramatiſcher Beſchränkung in Anſehung der Handlung, der Zeit und des Ortes, wie ſolche früher die Alten, ſpäterhin beſonders die Franzoſen beliebt, kann dieſe Darſtellung wol gelten.

Die Ausſicht auf eine freiere Dichtart wird gegeben. Götz von Berlichingen tritt auf, von den Seinigen begleitet, mit Gegnern ausgeſöhnt. Wir ſehen Gattin, Sohn und Schweſter, voran den treuen Georg. Weislingen, Adelheid und Franz dürfen nicht fehlen. Landvolk zeigt ſich, den einfachen Lebensgenuß zur verworrenſten Zeit, Zigeuner dagegen, den geſetzlichen Zuſtand aufgelöſt anzudeuten. Doch wagt eine Jüngere, durch ſinnvolle Sprüche die harten Vorwürfe von ſich und den Ihrigen abzulehnen und auch ſich und ihre Sippſchaft höchſter Gunſt würdig darzuſtellen.

Das Perſonal von Fauſt giebt Anlaß zu einem umgekehrten Menächmenſpiel.*) Hier ſind nicht Zwei, die man für Einen halten muß, ſondern ein Mann, der im zweiten nicht wiederzuerkennen iſt: Fauſt als Doktor, begleitet von Wagner, Fauſt als Ritter, Gretchen geleitend. Die Zauberin, die das Wunder geleiſtet, mit glühendem Becher, tritt zwiſchen beiden Paaren auf. Mephiſtopheles verläßt Marthen, um ſeine Geſellſchaft ſelbſt zu exponiren. Er deutet auf eine zweite Erſcheinung. Zum Zeugniß, daß dies Alles in heiterer, gewohnter Welt vorgehe, iſt noch friſche Jugend damaliger Zeiten vorgeführt.

*) Nach dem Luſtſpiel des Plautus, „die Menächmen", zwei ununterſcheidbar ähnliche Zwillings-Brüder, danach Shakeſpeare's „die beiden Veroneſer".

Die Tragödie meldet sich nun, als an ihrer eigensten Stelle, da sie Musterbilder von Schiller's Werken vorzuführen hat.

Braut von Messina tritt auf. Mutter und Tochter. Das verwaiste Paar von Aurora eingeführt. Der Charakter dieser Schicksalstragödie wird vorgetragen, derselben Werth und Würde hervorgehoben. Indem aber das Bild einer solchen mit furchtbarer Konsequenz und doch zwecklos handelnden Macht, von entschiedener Meisterhand, sich uns grauenvoll entgegenstellt, sind wir zum düstersten Punkt des Ganzen gelangt, nur aus höheren Regionen zu erhellen.

Wilhelm Tell, begleitet von allen Gestalten, die ihm durch Legende und Dichtung vorlängst zugegeben worden. Uns freut vor Allem sein glücklich erworbenes Kind. Walther Fürst, Werner Stauffacher, Arnold Melchthal, ewig bund- und eidgenossene Namen! Auch die tüchtigen und gutgesinnten Hausfrauen zieren die Gesellschaft, sowie die bisher abgesonderten Geschlechter Audenz und Bruneck sich gerne fügen. Mehrere Landsleute werden willkommen geheißen. Ja, sogar die Gestalt Geßler's wagt es, versöhnt unter seinen Widersachern aufzutreten.

Aber indem der Zug ernst und muthig herantritt, findet er sich fast überrascht, einen freieren Boden zu betreten als den, woher sie gekommen. Sie preisen die Gegend glücklich, wo der Fürst sich mit den Seinigen verbündet, damit das anerkannte Gesetz auch sogleich zur entschiedenen Ausführung gelange, und Recht gegen Recht*) sich nicht blos durch Hinderungen darthue.

Von dieser sich unter einander bestärkenden Gesellschaft werden wir zur Betrachtung eines einzelnen Mannes geführt, der die Kräfte vieler Tausende in sich vereinigt fühlte. Wallenstein tritt auf in seiner Kraft, die zarte, nachgiebige Gattin an seiner Seite. Dämonisch begleitet ihn Gräfin Terzky an der anderen. Max, Thekla und ihre vertraute Neubrunn ahnen die bevorstehenden Schicksale nicht. Höchste Selbstständigkeit, gewaltige Einwirkung auf Andere, ruhig durchgeführte Pläne bezeichnen den außerordentlichen Mann. Aber ach, zu große Selbstsucht, wankende Treue vergiften sein hohes Gemüth. Zweifel am Gegenwärtigen, Furcht vor dem Zukünftigen beunruhigen, verwirren

*) S. die Note zu Tell's Person. — Die oben erwähnten „Landsleute" fehlen im Aufzuge, ebenso die Neubrunn.

ihn ſogar. Der Sterndeuter will belehren, will thöricht auf die Richtung hinweiſen, die der Mann ſeinem eignen Charakter verdanken ſollte.

Wallenſtein's Lager verleiht uns eine Muſterkarte des ſeltſamen Heeres, welches der anſehende Name des weitberühmten Helden zuſammengerufen. Eingeführt werden ſie auf ihre eigene Weiſe, und wir treffen hier auf den heiterſten Punkt unſerer Darſtellungen.

Tieferes Nachdenken erregt die folgende Abtheilung, wo, nach einem vielverſprechenden Fragmente Schiller's, der Wendepunkt ruſſiſcher Geſchichte angedeutet werden ſollte. Wir ſehen dieſes hohe, würdige Reich in bellagenswerther Verwirrung unter einem tüchtigen und untüchtigen Uſurpator: Boris und Demetrius. Schwer iſt ſolch ein Zuſtand zu ſchildern, der den Geiſt des Beobachters niederdrückt, herzerhebend hingegen die Ausſicht auf das Glück, das nachher aus einer reinen, ununterbrochenen Erbfolge entſpringt. Marina, Xinia, Odowalsky zieren die Gruppe.

Möge nach ſo viel Ernſt ein leichtſinniges Märchen zum Schluſſe gefallen. Altoum, fabelhafter Kaiſer von China, Turandot, ſeine räthſelliebende Tochter, ſtellen ſich vor. Kalaf, ein kühner Bewerber, Adelma, eine leidenſchaftliche Nebenbuhlerin, Zelima und ein wunderliches Maskengefolge erbitten ſich, wie dem Ganzen, Geneigtheit und Nachſicht.

Epilog.

Die Ilme kann ſich nicht verſagen, noch einmal zu erſcheinen und ihren höchſten Stolz auf den heutigen Tag zu bekennen. Auf ihrer Spur tritt feſtlich froh, jedoch über das lange Verweilen der Nacht, über zudringliche Darſtellung allzu vieler poetiſcher Erzeugniſſe gleichſam ungeduldig, herein der Tag, begleitet von Pallas Athene, welche den Bund mit ihrer ſo lange begünſtigten, getreuen Stadt feierlichſt erneuert, und von Klio, die ſich verpflichtet, deren Ruhm aufs Neue, gegenwärtiges Feſt verkündend, in aller Welt auszubreiten. Vorgeführt werden ſodann: Künſte und Wiſſenſchaften. Alle, bisher von dem höchſten Hauſe für mannichfaltige Dienſte gepflegt und gewartet, widmen und empfehlen ſich einer frohen, glücklichen Nachkommenſchaft.

Festzug,

historische Landeserzeugnisse, darauf aber Künste und Wissenschaften vorführend.

Prolog.

Genius*) (als Pilgrim).
Zwei Knaben (mit Reißtafeln).

Eure Pfade zu bereiten,
Schreit' ich allen Andern vor,
Treuer Genius) der Zeiten,**
Leicht gehüllt in Pilgerflor.
Auf den Zwillingstafelflächen
Seht Ihr manchen heitern Raum,
Grünend, blühend wie von Bächen,
Aufgeregten Frühlingstraum.
Flüsse blinken, Städte prunken,
Wie das Licht den Aether schwellt,
Kreis' auf Kreise, Funk' aus Funken,
Und die Welt ist erst die Welt.

Sehen wir am Himmelsbogen
Bilder glänzend ausgeteilt,
Räume hast Du nun durchzogen,
Wo Du Tochterglück erhöht.
Sehn wir Enkel Dich umschweben,
Reichlich, wie Granate***) glüht,

---

*) Das die Namen der Personen dieses Festzugs v. J. 1818 enthaltende „Personal", dem damals erscheinenden Buche als Anhang zweckmäßig beigefügt, ging unverändert in die Werke über, wie das Gleiche bei „Was wir bringen" und bei dem „Epimenides" stattfand. Sowie wir bei diesen Festspielen die Namen der Aufführenden, weil sie nicht einen integrirenden Theil der Stücke bilden, den Noten zugewiesen haben, so glaubten wir hier dasselbe Verfahren beobachten zu sollen. Soweit wir durch Nachrichten, welche uns einige der Damen des „Personals" selbst und Frhr. v. Biedermann in Dresden gütigst mitgetheilt haben, dazu in stand gesetzt sind, nahen wir den bei Goethe gebrauchten Namen des Goethischen Verzeichnisses noch verbindungzeigende Notizen hinzu. Obigen Genius also stellte vor: Frl. v. Grün aus Gera, die Knaben: Redheim und Lindenau, Söhne des Leibarztes Dr. Wilh. A. und des Landesdirektions-Raths Joh. Wilh. Karl v.

**) Der Anfang lautete nach der Handschrift zuerst:
„Deine Pfade zu bereiten,
Tendeten wir diesen vor,
Holden Genius" ꝛc.

***) Das „Glühn" von den Granatblüthen. Ursprünglich stand „blüht", statt „glüht".

Segnen wir das Blüthenleben;
Denn Du bist es, die erblüht.

Nacht*) (allein, tritt auf).

So tret' ich vor mit nie gefühlter Wonne;
Mein düstrer Schleier hebt sich vom Gesicht.
Die Majestät ist milder als die Sonne;
Denn ihre Gegenwart vertreibt mich nicht.
Doch wenn ich denke, daß ich Alles fülle,
Daß nur in mir die hellste Sonne strahlt,
Auf dunklem Grunde blinkend, lieblich, stille
Sich Stern an Stern in ew'gen Bildern malt:
Dann möcht' ich viel verkünden, viel erzählen,
Jedoch mein Mund, der unberedte, schweigt.
Wo ist ein Gold zu Fassung der Juwelen?
Wo ist ein Schmuck, der diesem sich vergleicht?

Drei Monate (treten auf).

Nacht (führt fort).

Drei Monden sind es, die mir Gunst erweisen,
Stets länger, breiter dehnt mein Reich sich aus;
Ich kann sie diesmal hoch und herrlich preisen,
Denn sie verherrlichen das höchste Haus.

Oktober (als Weingott).

Wenn Dieser sich mit Kranz auf Kranz bekränzt,**)
So wird man ihm den Stolz vergeben;
Wenn Uebermuth von Stirn und Auge glänzt,
Er deutet hin aufs reichbegabte Leben.
Wie er sich auch mit Ranken freudig ziert,
Wie honigsüß die Kelter fließen mag:
Das ist es nicht; denn ihm allein gebührt
Des Festes Fest, ein auserwählter Tag;
Ein Tag so hehr im Zeitenkreis gestellet,
Der fünfundzwanzigste bleibt seine Zahl,
Der sie dem Licht, ein neues Licht, gesellet,
Sich wiederhol' er überzählig mal!

---

*) **Gräfin Julie von Egloffstein**, Hofdame, Malerin (s. Goethe's Gedichte an sie, Werke, II. S. 432, 433 und 703. u. die Nachrichten über sie in Goethe's Unterhaltungen mit dem Kanzler Müller, (1870); sie verstarb zu Marienrode 1869 hochbetagt. Die „Nacht" hat das Folgende die zu den „Weihnachtskindern" zu sprechen.

) Aehnlich der Gedichtsanfang: „Wenn Kranz auf Kranz den Tag umwindet" (Werke, II. S. 434). Den Oktober stellte vor: v. **Posse, Jagdjunker, später Oberforstmeister.

November*) **(als Schütz).**

Dieser, der nach Jägerweise
Wälder, Berg und Thal durchstreift,
Tritt herbei zu Deinem Preise,
Da er nicht im Weiten schweift,
Nein, das schöne Glück ergreift,
Zu begleiten Deine Reise.

Hinter Ceres' Flügelwagen
Wie sich still die Furche schließt,
Und nach mildvergangnen Tagen
Sich das Erntefest ergießt,
Wird er so auf grünen Höhen,
Auf der goldnen Saaten Flur
Immerfort gesegnet sehen
Deines Zuges reiche Spur.

Dezember**) **(als Mutter, mit zwei Kindern).**

Der Weihnachtsbaum war mütterlich geschmückt,
Die Kinder harrten mit Verlangen,
Und das Ersehnte wird herangerückt,
Das holde Fest wird glanzvoll früh begangen.
Was Kinder fühlen, wissen wir nicht leicht! —

(Zum Kinde.)

Magst Du, mein Schatz, Dich unterwinden
Und, wie es Dir im stillen Herzen däucht,
Mit lauter Stimme selbst verkünden?

Weihnachtskinder.***) Der Winter ist den Kindern hold,
Die jüngsten sind's gewohnt.
Ein Engel kommt, die Flüglein Gold,
Der guten Kindern lohnt.
Sie sind geschickt, sie sind bereit
Zu mancher Jahre Lauf;
Nun sind wir fromm auf Lebenszeit,
Der Himmel that sich auf.

---

*) v. Fritsch, Freiherr Friedr. Aug., Oberforstmeister, nachmals Ober-Jägermeister und Wirkl. Geh. Rath.

**) Frl. v. Hayke (in Weimar).

***) v. Münchhausen (Friederike, aus Steinburg, nachmals Frau v. Preuß), Hyschke (Tochter des Geh. Hofraths und Leibarztes Dr. Ludw. Ernst Christ. H.), und die Sprecherin Gildemeister (Tochter des verstorbenen Bremischen Syndikus Joh. Friedr. G. und der Amalie G., geb. Kotzebue).

Sie kommen, bringen, groß wie mild,
Ein einzig Weihnachtsfest!
Auf Erden bleibet ihr sein Bild,*)
Auch uns im Herzen fest.

Ich weiß, wir dürfen Dir uns nahn,
Uns gönnst Du jede Zeit;
Wie selig ist es, zu empfahn,
Und Dank ist Seligkeit!
Bedürfniß macht die Kinder gleich,
Sie bittet und hilft geschwind;
Denn Hoch und Niedrig, Arm und Reich,
Das Alles ist ihr Kind.

Schlaf**) **und Nacht.** (Letzte spricht.)
Er schwankt heran, er kann mich nicht entbehren,
Der holde Knabe! Sanft auf mich gelehnt,
Sieht er geblendet. —
(Zum Schlafe.) Kann Dir nicht gewähren,
Wonach Du Dich schon stundenlang gesehnt;
Hier ist nicht Ruh, hier sind nicht weiche Pfühle;
Jedoch wie sonst vertraue mir!
Ich schirme Dich im glänzenden Gewühle;
Was Andre sehn, im Traume zeig' ich's Dir.
(Sie fährt fort, die Träume auszulegen.)

Vier Träume***)
(menschliche Wünsche und Glückseligkeiten vorstellend).

Erhaben stehn auf höchster Stelle,
Die Welt regieren, ihr zum Heil,
Am Steuer herrschend über Sturm und Welle,
Sei Wenigen, den Würdigsten zu Theil!

Doch pflichtgemäß, befehlgemäß zu handeln,
Befördern das gemeine Glück,

---

*) Wol so zu verstehn, daß sowohl der Gefeierten wie den Kindern das Bild des Himmels unvergessen bleiben werde. Der Vers lautete anfangs: „Auf Erden bleiben sie sein Bild". — Frau von Schiller schreibt von der Kaiserin: „Sie ist freundlich, wohlwollend und mit ihren Kindern und Enkeln recht mütterlich" (Br. an einen vertr. Freund, S. 441).

**) Prof. v. Schiller, Emilie, jetzt Frau von Gleichen-Rußwurm. Die „Nacht" ergreift wieder das Wort.

***) v. Stromberg (Tochter des „Mahomet" unten), v. Helmrod (Mathilde, nachmals Frau v. Gruben; ihre Mutter „Götzens Frau"), Stichling (Tochter des Geh. Kammerraths C. W. Konstantin St.) und Bulpius (Sohn des Raths Chr. Aug. B., unten „Brautführer").

Im lichten Abglanz ehrenvoll zu handeln.*)
Sei Mehrerer, sei des Verdiensts Geschick!

Wem der Besitz von Geld und Gut gelungen,
Erhalte, was ihm angehört!
Das haben Viele sich errungen;
Genießen sie es ungestört!

Doch wieder jung in seinen Kindern werden,
Auf ew'ge Tage sich zu freun,
Das ist das höchste Glück auf Erden
Und ist der ganzen Welt gemein.**)

Mich zieht es weg, ich darf nicht länger säumen
Und sage mit Besonnenheit:
Das Alles kann ein Jeder träumen,
Euch ganz allein ist's Wirklichkeit.

Er träume fort und schaue geist'gen Blicks,
Was Euch die Götter Günst'ges zubereiten.
Mir, wachend glücklich, Zeugen Eures Glücks
Und hochgetrost für ew'ge Zeiten.

Drei Dichtarten.

Epos, Tragödie, Komödie.***)

Epos. Mit Zuversicht darf ich mich hier erheben;
Dem Allergrößten war ich stets vertraut.
Wenn Andre staunen, wenn verwirrt sie beben,
Da fühl' ich mich von Grund aus auferbaut.
Achillen begt' ich, begt' Ulyssen kräftig,
Im Tiefsten froh, an heitrer Lebensbrust,
Und alles Andre, was umher geschäftig
Im Heldenleben rang zu Schmerz und Lust.
So zuversichtlich trat ich hier herein;
Nun scheint' ich mir nur mein Gespenst zu sein.

---

*) Man möchte „wandeln" vermuthen.

**) S. oben S. 225, Note „Theaterreden. Nr. 3".

***) Mit den letzten Verse endigte die Rolle der „Nacht". Das Folgende sprechen abwechselnd Epos und Tragödie. Letztere stellte vor Frl. Schopenbauer (Adele, Tochter der Johanna Sch. und Schwester des Philosophen; s. Goethe's Gedichte an sie. — Werke, II. 445. Nr. 2. und 448. Nr. 1). Komödie: Frl. v. Baumbach (Hoffräulein, später Gattin des portugies. Oberst Wild. Ludw. v. Eschwege, und Epos: Frl. v. Werthern (Lulu, nachmals Gattin des v. Könneritz, welcher hier den „Barden" vorstellte).

Sonst wiederholt' ich, wie die Herrn der Schaaren,
Achill und Agamemnon, sich entzweit;
Den Jammer um Patroklos', Hektor's Bahren
Erhielt ich laut durch alle Folgezeit;
Mittheilt' ich tausend, abertausend Jahren
Der Griechen, der Trojaner Herzeleid.
Das will nun Alles abgethan erscheinen,
Die Großen sehn sich, einen sich, vereinen.*)

Tragödie. Das Ungeheure war mir anempfohlen,
Und ich behandelt' es im höchsten Sinn;
Wohin ich trat, erglühten mir die Sohlen
Von Leidenschaften, gräßlicher Gewinn!
Heut aber muß ich eigens mich erholen,
Indem ich Zeit und Ort entfremdet bin.
Das Ungeheure ward nun! — Doch zum Besten
Verklärte sich's, verklärte sich's zu Festen.**)

Komödie. Ich aber, Schwestern, kann mich nicht verleugnen,
Mit frohem Sinne blick' ich Alles an;
Hier kann sich nichts als Freudiges ereignen;
Ich brauche nichts zu thun, es ist gethan.
So will ich mich in dieses Band verweben,
Und was mir ähnelt, führ' ich froh heran.
Hier leb' und fühl' ich ein erregtes Leben,
Ich theile, was ich sonst gegeben.***)

(Entfernt sich.)

Epos. Die Wirkung dieses Festes fühl' ich gleich;
Ein neuer Sinn muß uns vereinen.
Den Rücken kehr' ich meinem Schlachtenreich,
Und Du enthalte Dich von Klag' und Weinen!
Wir sind verändert! — Stolzes Thatgepränge
Zu seinem Ziel und Zweck ist uns ein Schaum;
Verwirrtes Wogen unverständ'ger Menge,

*) Zu „vereinen" ist ein „sich" zu suppliren. Ursprünglich lautete der Vers: „Jetzt nähern sich die Großen und vereinen", dann: „Die Großen sehn, verbinden sich, vereinen", denn wie oben. Zu erinnern ist an den voran-gegangnen Kongreß zu Aachen, welcher auch den Kaiser Alexander wieder nach Deutschland geführt hatte, und an die heilige Allianz.

**) Die Ereignisse der Jahre 1813 bis 1815 aufgefaßt als eine große Tragödie, die jedoch mit den Festen des Friedens endete. Vergl. oben S. 73 u. 74 die Stanzen des „Pathos".

***) d. h.: ich nehme Theil an der allgemeinen Fröhlichkeit und genieße sie mit, während Tragödie und Epos des Amtes als Sprecherinnen walten.

Von allen Träumen ist's der schwerste Traum.*)
Nothwendigkeit und Schicksal, herbe Strenge! —
Hervor, o Schwester, frei im freisten Raum!
Nicht störrisch darf sich Leidenschaft erkühnen;
Die schönste Leidenschaft ist, hier zu dienen.

Tragödie. Den preise selig, der erfährt,
Was Millionen sich erflehen,
Was jedes Kind, was jeder Greis begehrt:
Von Eurem Blick ermuntert hier zu stehen!
Dies hohe Glück ist uns gewährt. —
Wie Geist und Liebe diesen Saal durchwehen,
Dem Fühlenden Gefühl begegnet,
Wie Jeder sich im Ganzen segnet,
Gelinge lieblich zu enthüllen,
Uns, Eurem Dienst entzündeten Sibyllen!

Epos. Den Jubel hör' ich schon des muntern Zuges;
Wie froh beschleunigt Jeder seinen Gang!
Denn was ihm heut gewährt ist, raschen Fluges,
Bleibt würd'ger Schatz das ganze Leben lang.
Nur Augenblicks an dieser Stelle halten,
Von Euch bemerkt Euch nah zu sehn,
Ist höchste Gunst, die sämmtliche Gestalten
Durch meinen Mund vorläufig anerflehn.
Damit jedoch in solchem Lustgetümmel
Der Sinn erscheine, der verschleiert liegt,
Gestaltenreich ein überdrängt**) Gewimmel
Dem innern Sinn sowie dem äußern genügt:
So melden wir, daß Alles, was vorhanden,
Durch Musengunst den Unsrigen entstanden.

Tragödie. „Man hält mit jedem Stoffe sich geschmückt,
Wenn er ein Landserzeugniß! — Mag der beste
Dem Ausland bleiben!***) — Eigner Fleiß beglückt
Und eignet sich dem Anschaun höchster Gäste."

---

*) „Verwirrend ist's, wenn man die Menge höret;
Denn Jeder will nach eignem Willen schalten." (Werke, II. S. 430.)

**) „überdrängt" im Sinne von „überfüllt", sehr häufig bei Goethe, auch unmittelbar in der Rede des Phanias: „reich überdrängter Stunden" und in der „Pandora":

„Wildbewegte Wünsche stürzen
Aus den überdrängten Herzen".

Sanders (I. S. 31b) giebt viele Beispiele aus Goethe's und Tieck's Schriften.

***) D. h.: der beste ausländische.

So sagte Jene, die uns angeregt,
Selbstthätig weiß uns Alle zu beseelen;
Geschieht nunmehr, was sie uns auferlegt,
So können wir in keinem Sinne fehlen.

Was von Ereignissen dem Dichtergeist
Im stillen Thal der Ilme längst gelungen,
Ist mehrentheils, was dieser Zug beweist;
Er kommt, Gestalt Gestalten aufgedrungen.

Und wenn die Guten, — sag' ich's nur gerührt! —
Die uns der Welt Bedeutnisse gegeben,*)
Vorüber sind, so sei zu Lust und Leben,
Was sie vermocht, vor diesen Tag geführt!

Festzug.

„Wenn vor Deines Kaisers Throne
Oder vor der Vielgeliebten
Je Dein Name wird gesprochen,
Sei es Dir zum höchsten Lohne!

„Solchen Augenblick verehre,
Wenn das Glück Dir solchen gönnte!"
Also klingt vom Oriente**)
Her des Dichters weise Lehre.

Glücklich preisen wir die Guten,
Die wir jetzt zu nennen wagen,
Die in kurz vergangnen Tagen
Weggeführt des Lebens Fluthen.

Die Ilme (tritt auf).***) Wenn die Ilme still im Thale
Manchen goldnen Traum gegängelt,
So erlaubt, daß hoch im Saale
Sie den Feierzug durchschlängelt!

---

*) Erinnert an Schiller's „Bretter, die die Welt bedeuten" (im Gedicht: „An die Freunde") und an den Vers der „Schauspielkunst" in seiner „Huldigung der Künste": „Die Welt (soll) sich Dir auf dieser Bühne spiegeln".

**) Aus Goethe's damals noch nicht erschienenem „west-östlichen Divan", Buch Suleika, „Geheimstes", 5. Strophe. Das Citat sprach Eros, vom „Also" an Tragödie.

***) Frl. v. Staff, Alwine, Tochter des Oberjägermeisters v. St. zu Eisenach.

Wen ich muß am Besten wissen,
Wem die Räthsel sich entsiegelt:
Die sich solcher Kunst befliessen,
Haben sich in mir bespiegelt.

Droben hoch an meiner Quelle
Ist so manches Lied entstanden,
Das ich mit bedächt'ger Schnelle
Hingeflößt nach allen Landen.

Lebensweisheit, in den Schranken
Der uns angewiesnen Sphäre,
War des Mannes heitre Lehre,
Dem wir manches Bild verdanken.

Wieland hieß er! Selbst durchdrungen
Von dem Wort, das er gegeben,
War sein wohlgeführtes Leben
Still ein Kreis von Mäßigungen.

Geistreich schaut' er und beweglich
Immerfort aufs reine Ziel,
Und bei ihm vernahm man täglich:
Nicht zu wenig, nicht zu viel!*)

Stets erwägend, gern entschuld'gend,
Oft getadelt, nie gehaßt,
Ihr mit Lieb' und Treue huld'gend,
Seiner Fürstin werther Gast.**)

---

*) „Nicht zu viel", nach dem Griechischen μηδὲν ἄγαν, lateinisch: ne quid nimis; Terenz wendet den Spruch in der „Andria" (I, 1) an, dessen Urfassung auf die Sieben Weisen Griechenlands (Thales und Chilon) zurückgeführt wird. Das deutsche Sprichwort sagt: „Zu Lügel und zu Viel, verdirbt alle Spiel" (Simrock, Sprüche, S. 55).

**) Als Hausfreund der Herzogin Amalia in Tiefurt. — Die sieben Strophen der Hymne sind datirt vom 20. November 1818.

Demnächst werden die zwei schönsten epischen Gedichte Wieland's vorgeführt: Musarion und Oberon. Von „Musarion oder die Philosophie der Grazien" vom Jahre 1768, welches Werk Goethe schon in Leipzig kennen gelernt, heißt es im 7. Buch von „Dichtung und Wahrheit": „Hier war es, wo ich das Antike lebendig und neu wiederzusehen glaubte. Alles, was bei Wieland's Genie plastisch ist, zeigte sich hier." So wählte Goethe hier „Musarion" als Muster der antikisirenden Epen Wieland's, wie „Oberon" als Muster der romantischen. — Musarion stellte vor Fr. Zwierlein, geb. Kirchen, Gattin des Hofsekretärs J. (f. L. v. Knebel) und Phantasie Pinther, Rath und Kammerkonsulent.

Mufarion.

Phanias (spricht). Ein junger Mann von schönen Gaben,
Von edlem Sinn und rascher Lebenslust,
Um Antheil an der Welt zu haben,
Eröffnet ihr die hoffnungsvolle Brust.
Gesellen, Freunde, weibliche Gestalten
Von großer Schönheit kreisen um den Tag.
Bei Fest und Sang, wo Freud' und Liebe walten,
Gewährt das Glück, was es im Glanz vermag.
Doch solch ein Rausch reich überdrangter Stunden,
Er dauert nicht. — Und Alles ist verschwunden.

Er steht allein! Jetzt soll Philosophie,
Bald ernst, bald schwärmerisch, ihn heilen;
Die Eine fordert streng, die Andre würdigt nie,
Am Boden thätig zu verweilen,
Den sie bebauen sollte. Zweifelhaft
Wird nun der Sinn, gelähmt ist jede Kraft,
Verbittert Haupt, erfrostet*) alle Glieder,
So wirft er sich am Scheidewege nieder.

Ein Mädchen kommt, die er geliebt,
Aus falschem Argwohn sie verlassen.
Sie ist's, die mir die besten Lehren giebt:**)
„Warum das Leben, das Lebend'ge hassen?

---

*) Von Goethe gebildet analog „erkalten", und nach „betrosten" und „durchfrosten" (s. Sanders, I. S. 561a). Auch Platen wendet es an:

„Es ist, als ob das ganze
Gefild erfrostet schaure";

und Grimm (Wörterb., III. Sp. 810) weist ein althochteutsches „irfrosten" nach. — In „Dichtung und Wahrheit", Buch 7, nennt Goethe dies die „menschenfeindliche Epoche" des „Phanias-Timon" (nach B. 8, Buch I. des Gedichts). Dem folgenden Verse entspricht bei Wieland:

„Sagt Phanias, der Weise,
Wie Herkules sich auf den Scheidweg hin."

Die „streng fordernde" Philosophie ist die stoische, die andre die Platonische. Erstere vertritt in Wieland's Gedicht „der stoische Kleanth" (Buch II), die andre Theophron, der in „höhern Sphären" lebt.

**) Diese Verse spricht Mufarion nicht in Wieland's Gedicht, aber doch ähnliche. „Kein Uebermaas, mein Freund!" sagt sie im III. Buch, sie lehrt: „Die reizende Philosophie,
Tit, was Natur und Schicksal uns gewährt,
Vergnügt genießt und gern den Rest entbehrt,
Die Dinge dieser Welt gern von der schönen Seite
Betrachtet
Und, glücklich oder nicht, die Welt
Für kein Elysium, für keine Hölle hält" ꝛc.

Beſchaue nur in mildem Licht
Das Menſchenweſen, wiege zwiſchen Kälte
Und Ueberſpannung Dich im Gleichgewicht;
Und wo der Dünkel hart ein Urtheil fällte,
So laß ihn fühlen, was ihm ſelbſt gebricht;
Du, ſelbſt kein Engel, wohnſt nicht unter Engeln;
Nachſicht erwirbt ſich Nachſicht, liebt geliebt.*)
Die Menſchen ſind trotz allen ihren Mängeln
Das Liebenswürdigſte,**) was es giebt;
Fürwahr, es wechſelt Pein und Luſt.
Genieße, wenn Du kannſt, und leide, wenn Du mußt,***)
Vergiß den Schmerz, erfriſche das Vergnügen!
Zu einer Freundin, einem Freund gelenkt,
Mittheilend lerne, wie der Andre denkt!
Gelingt es Dir, den Starrſinn zu beſiegen,
Das Gute wird im Ganzen überwiegen."

Wer von dem höchſten Feſt nach Hauſe kehrt
Und findet, was Muſarion gelehrt:
Genügſamkeit und tägliches Behagen
Und guten Muth, das Uebel zu verjagen,
Mit einem Freund, an einer Liebſten froh —
Der Größt' und Kleinſte wünſcht es immer ſo.
Geſteht, es war kein eitles Prangen,
Mit dieſem Bild den Schauzug anzufangen!

Oberon.†)

Das kleine Volk, das hier vereint
In luſtigem Gewand erſcheint,
Sind Geiſter voller Sinn und Kraft,
Doch wie der Menſch voll Leidenſchaft.

*) Urſprünglich ſtand: „wird geliebt." Das „liebt geliebt" ſoll die Gegenſeitigkeit der Nachſichtsübung ferner ausdrücken. — Die Partie „Muſarion" iſt datirt: 23. November.

**) Hier fehlt ein Versfuß, etwa ein „doch" nach Sanders' Vermuthung (in Herrig's Archiv, XV. S. 83).

***) Dieſer Vers iſt wörtlich aus Wieland's Gedicht herübergenommen. Gellert in ſeinem Liede „Zufriedenheit mit ſeinem Zuſtande" ſagt ähnlich:
„Genieße, was Dir Gott beſchieden,
Entbehre gern, was Du nicht haſt!"

†) Wieland's Oberon (1780), ein von Goethe ſogleich mit Enthuſiasmus begrüßtes Gedicht, iſt wirklich an der Ilm entſtanden, nicht ſchon Muſarion. — Die Partie des Oberon iſt vom 21. November datirt. Oberon ſtellte vor:

Der König und die Königin,
Titania, Oberon genannt,
Entzweiten sich aus Eigensinn
Und wirkten schadenfroh entbrannt.
Anbeut*) jedoch im höchsten Flor
Und Glanze treten sie hervor.
Längst an Verdruß und Zorn gewöhnt,
Sie haben heute sich versöhnt,
Wohl wissend, wie vor Eurem Blick
Mißwollen bebt und Haß zurück.

Denn daß die Wesen sich entzwein,
Das möchte ganz natürlich sein;
Jedoch Natur, beherrscht von Euch,
Gern unterwirft sich Eurem Reich,
Und jedes Gute, das Ihr thut,
Kommt vielen Andern auch zu Gut'.

So ist es! Dieser junge Held,
Gar wohl gepaart vor Euch gestellt,
Der Hüon heißt, Amanda sie,
Litt große Noth und herbe Müh,
Weil Zwist in dieser Geister Schaar
Auch Zwist in seinem Schicksal war.

K. v. Spiegel (Karl, Sohn des Hofmarschalls Karl Emil Freih. Spiegel von und zu Pickelsheim), Titania: dessen Schwester P. v. Spiegel (Pauline, nachmals Frau von Helldorf auf Sankt-Ulrich), die Elfen: v. Fritsch (Georg Aug., nachmals Kammerherr und Oberforstmeister, Sohn des Staatsministers K. W. Freih. v. F.), dessen Bruder Alb. Bernh. v. Fritsch (nachmals k. sächs. Generallieut.) und Tufour (aus Bordeaux, zu Weimar in Pension, nachmals Weinhändler); die Feen: M. v. Spiegel (Melanie, Schwester der „Titania", nachmals Frau v. Seckendorf; vergl. Goethe's Gedicht an sie, Werke, III. S. 365, und Note 1), Gayl (Tochter des Lederhändlers G. zu Weimar, später Frau Mayer) und Stichling d. Ae. (Julie, Schwester eines der „Träume" oben, nachmals Gattin des Prof. und Oberbergraths Ferd. Reich zu Freiberg); Hüon stellte vor: v. Schenk (Student in Jena, nachmals in Gothaischen Diensten), Amanda: Frl. v. Milkau (Klementine, Tochter des kurhess. Oberst v. M. auf Wormstedt, spätere Frau v. Mandelsloh; vergl. Goethe's Gedicht an sie, Werke, III. S. 360), und Fatime: Frl. v. Germar (Pauline Joh. Charl. Aug. Friederike, Tochter des Oberst v. G., nachmals Gattin des Oberjägermeisters Rud. Aug. v. Häseler).

*) „Anbeut" veraltet (gebraucht von Melanchthon und im „Simplicissimus"), nur noch dem oberdeutschen Dialekt angehörig; J. Grimm und Sanders bringen Beispiele von Blumauer und dem Maler Müller. Analog: „anjetzt".

Das Alles habt Ihr abgestillt,
Den Himmel diesem Kreis erhellt.
Und Hüon hat's verdient! Die schwerste That
Ward ihm geboten;*) dieses schafften Rath.
Mehr darf ich mich zu sagen nicht erkühnen.
Doch es beweist sich, daß es Wahrheit sei:
Gott, seinem Kaiser, einem Liebchen treu,
Dem müssen alle Geister dienen.**)

Die Ime.

Ein edler Mann, begierig, zu ergründen,
Wie überall des Menschen Sinn entsprießt,
Horcht in die Welt, so Ton als Wort zu finden,
Das tausendquellig durch die Länder fließt;
Die ältesten, die neusten Regionen
Durchwandelt er und lauscht in allen Zonen.

Und so von Volk zu Volke hört er singen,
Was Jeden in der Mutterlust gerührt,
Er hört erzählen, was von guten Dingen
Urvaters Wort dem Vater zugeführt.
Das Alles war Ergetzlichkeit und Lehre,
Gefühl und That, als wenn es eines wäre.

Was Leiden bringen mag und was Genüge,
Behend verwirrt und ungehofft vereint,
Das haben tausend Sprach- und Redefüge
Vom Paradies bis heute gleich gemeint.
So singt der Barde, spricht Legend' und Sage;
Wir fühlen mit, als wären's unsre Tage.

Wenn schwarz der Fels, umhangen Atmosphäre
Zu Traumgebilden duftrer Klage zwingt,
Dort heiterm Sonnenglanz im offnen Meere
Das hohe Lied entzückter Seele klingt:

---

*) Siehe „Oberon", Erster Gesang, Str. 66 u. 67.
**) Vergl. oben S. 212, Note 2. Die Oberon-Partie sprach Albert Fritsch, einer der „Elfen" (s. v. Biedermann, Goethe's Verkehr ꝛc., S. 14).

Sie meinen's gut und fromm im Grund, sie wollten
Nur Menschliches, was Alle wollen sollten.

Wo sich's versteckte, wußt' er's aufzufinden,
Ernsthaft verhüllt, verkleidet leicht als Spiel,
Im höchsten Sinn der Zukunft zu begründen:
Humanität sei unser ewig Ziel.
O, warum schaut er nicht in diesen Tagen
Durch Menschlichkeit geheilt die schwersten Plagen!*)

Terpsichore. Adrastea.**)

Denn, ach, bisher das goldne Saitenspiel
Terpsichore's***) ertönte nur zu Klagen,
Ein Lied erklang aus schmerzlich tiefer Brust,
Die Welt umher, sie lag zerrissen,
Entflohn die allgemeine Lust;
Das Leben selbst, man konnt' es missen.
Doch Adrastea zeigte sich,
Des Glückes Aera war gegeben,
Vergangenheit und Zukunft freuten sich,
Das Gegenwärt'ge ward zum Leben.

---

*) Diese fünf Strophen sind datirt vom 23. November. Herder's Humanität versuchte, die christliche Religion mit dem modernen, auf Vicus von Mirandola zurückzuführenden, also in der Wiedererweckung des Alterthums wurzelnden Humanismus zu versöhnen, wie schon der Pandektist von einer humanitas Dei spricht. Diese Herder'sche Humanität ist hier sehr glücklich dargestellt als Resultat seines Studiums der „Volkslieder" (1778 u. 1779) aller Nationen, der „Stimmen der Völker", nach Joh. v. Müller's Bezeichnung, namentlich der hebräischen Poesie. Dem Humanitätsbegriff ist Herder's Hauptwerk, die „Ideen zur Philosophie der Gesch. der Menschheit" (Werke, Bd. IX.—XII.) vor Allem gewidmet. „Das Göttliche in unserm Geschlecht," sagt Herder hier, „ist Bildung zur Humanität." Das Streben nach Humanität fällt bei ihm zusammen mit dem nach Gottähnlichkeit. Demselben Begriff sind gewidmet die „Briefe zur Beförderung der Humanität" (1793 bis 1797). „Nach der eigenen Humanisirung streben," sagt Herder hier (Ebl. 5), „heißt nach dem Reiche Gottes trachten" (vergl. Werner, Herder als Theologe, 1871, S. 295).

**) „Terpsichore" und „Adrastea" sind die Titel Herder'scher Schriften, erstere nach der Muse des Tanzes, letztere nach der Nemesis (Adrastea bedeutet die Unentfliehbare) benannt. In der Terpsichore 1795 und 1796 gab Herder seine Uebersetzung der lateinischen Gedichte des deutschen Dichters des 17. Jahrh., Jakob Balde, heraus. Die Adrastea, sein letztes Werk (1801 bis 1803), brachte Bruchstücke des Cid.

***) Als der Muse, die sich am Chor und Reigen erfreut. Ihr Lied ertönte nur zu Klagen in der Zeit von 1806 bis 1813; da zeigte sich die Nemesis, die Adrastea.

Aeon und Aeonia.*) (beyde treten.)

Das Gegenwärt'ge kommt in doppelter Gestalt,
Ihr seht es jung, Ihr seht es alt;
Zusammen gehen sie noch eine kleine Strecke,
Ungleicher Schritt befördert nie;
Die Zeit verschiebt nicht nur die Zwecke,
Auch andre Mittel fordert sie.
So weise, klug er auch gehandelt,
Ein halb Jahrhundert aufgeklärt,
Auf einmal anders wird gewandelt,
Und andre Weisheit wird gelehrt.
Was galt, es soll nicht weiter gelten,
Nichts mehr von Allem ist erprobt,
Das, was er schalt, darf er nicht schelten,
Nicht loben, was er sonst gelobt;
Sogar in seinen eignen Hallen
Verkündet man ihm fremde Pflicht,
Man sucht nicht mehr ihm zu gefallen,
Wo er befiehlt, gehorcht man nicht.

Er würde sich das Leben selbst verkürzen,
Verzweifelnd sich zum Orkus stürzen;
Doch seine Tochter hilft ihn fest,
Versteht, ihn lieblich zu erfreuen,
Beweist mit tausend Schmeicheleien,
Daß er sich selbst weit hübscher hinterläßt.
Was ihm entging, sie hat's gewonnen,
Und ihr Gefolg ist ohne Zahl;
Was ihn verließ, es kam ihr nachgeronnen,
Was ihm nicht mehr gelingt, gelingt ihr tausendmal.
Zum Glücke laßt Ihr uns herein;
Denn solch ein Fest kennt' er sich nicht erwarten;
Er sieht, es blüht ein neuer Garten,
Der blüht für mich;**) was mein ist, bleibt auch sein.
Er fühlt sich besser als in besten Zeiten,
Ist neu belebt und wird mich froh begleiten.

*) Vergl. oben S. 17 und 19. Die dramatische Allegorie dieses Namens erschien im ersten Stück der Herder'schen Adrastea, 1800. Aeon, „der Alte", mit dem nicht mehr beachteten „Herkommen", und seine und der „Arete" (Tugend) Tochter Aeonis, auf deren Regiment schon während der Regierungszeit „geholfen" wird, der ihr Vater zürnt, bis sie ihn zu versöhnen weiß. — Die ersten 10 Verse sind datirt vom 24. November.

**) D. h.: für Aeonis, die neue Zeit, seit 1815.

Cid.*)

Wer iſt hier ſo jung an Jahren,
Weltgeſchicht' und Dichtung fremde,
Der verehrend nicht erkennte
Solcher Namen Hochgewicht?

Hier iſt Cid und hier Ximene,
Muſter jedes Heldenpaares,
Donna Uraka, die Infantin,
Zarter Liebe Muſterbild.**)

Wie der Jüngling, faſt ein Knabe,
Ehre ſeines Hauſes rettet,
Aber ſie den Vatermörder
Auf den Tod verfolgend liebt.

Wie er Könige der Heiden
Ueberwindet zu Vaſallen,
Seinem Könige Getreuſter,
Bald erhoben, bald verbannt.

Und Ximene, Hauſes Mutter,
Nein beſchränkt auf ihre Töchter,
Wenn Uraka ſtill im Herzen
Hegt ein frühgeliebtes Bild.***)

Wer iſt hier ſo jung an Jahren,
Weltgeſchicht' und Dichtung fremde,
Der verehrend nicht gedächte
Solcher Namen Hochgewicht?

Aber, ach, die Jahre weichen,
Und es weicht auch das Gedächtniß:
Kaum von allerhöchſten Thaten
Schwebt ein Schattenbild uns vor.

---

*) Goethe's Verſe ſind im Ton und Metrum den Herder'ſchen Cid-Romanzen, wenigſtens deren größerem Theile, genau nachgebildet. — Die Partie des „Cid" ſpricht „Chor".

**) Der Cid ſelbſt iſt der Gegenſtand ihrer Liebe (I. 6 und 7). Cid rettete in früheſter Jugend die „Ehre ſeines Hauſes", indem er ſeines Vaters Diego Feind, den Don Gormaz, überwand (I. 4). Ximene iſt des Letzteren Tochter, die ſich dem Cid, dem „Vatermörder", vermählt. — Die erſten vier Strophen der Cid-Partie ſind datirt vom 29. November.

***) Vergl. Cid, Geſang II. 22:

„... mich, die einſt ihn liebte'
Und noch jetzt ſein Bild in dieſen Mauern ehrt."

Und ſo eile nun ein Jeder,
Wie ihm freie Zeit geworden,
Friſch das Heldenlied zu hören,
Wie es unſer Herder gab,

Den wir nur mit Eile nennen,
Den Verleiher vieles Guten,
Daß nicht tiefgefühlte Trauer
Dieſen Tag verdüſtere.*)

Die Ilme.**) Da bin ich wieder, laſſe mir nicht nehmen,
Den anzukünd'gen, der nun folgen ſoll.
Er muß ſich jetzt zur Einſamkeit bequemen;
Doch iſt ſein Herz Euch treu und liebevoll.
Er dankt mir viel, ich weiß, daß er nicht wanket,
Ich will ihm wohl, weil er mir's treu verdanket.

Die Bäume ſämmtlich, die mich hoch umſchatten,
Die Felſen, rauh und ſeltſam angegraut,
Der Hügel Grün, das Grünere der Matten,
Sie haben ihm ein Paradies gebaut;
Doch heute ließ' er gern den Kreis der Erden,
Nur um das Glück, vor Euch genannt zu werden.

---

*) Die Figuren der Herder'ſchen Poeſie ſtellten vor: ein Barde: v. Könneritz (Hans Heinr., nachmals kön. ſächſ. Oberkammerherr, lange Geſandter zu Paris), Neon: v. Seebach (Oberſtallmeiſter, auf der „Altenburg"), und Aronis: ſeine Tochter Frl. v. Seebach (Amalia, ſpäter Gattin des Frhr. v. Stolz, — ſ. unten „Croaten", — als Schriftſtellerin „Amalia Winter"), Terpſichore: Frl. v. Herder (Agnes, des Dichters Enkelin, ſpäter Gattin des Raths Authorn), Andaſtea: Frl. v. Froriep (Emma, Tochter des Leibarztes: ſ. unten „Teſt"), Cid: v. Thompſon (Ludwig, Adjutant des Großherzogs und ruſſ. Rittmeiſter), Ximene: Fr. v. Werthern (Louiſe Amalia, geb. v. Rotberg: ſ. unten „Seider") und Urraka: Frl. Mühlmann (Auguſte, Tochter des Geh. Kammerraths Aug. Bernh. M., ſpätere Gattin des Darſtellers des „Cid").

**) Die Ilme, indem ſie nun Goethe ſelbſt, den Verfaſſer des Feſtgedichts, den allein noch Lebenden der vier großen Dichter, nach ſeiner Stellung in der Geſchichte deutſcher Dichtung als Dritten einführt, nennt doch nicht ſeinen Namen wie den der drei Andern. Denn dieſen höchſten Lohn nach der in dem Eingangsgedichte des „Feſtzugs" ausgedrückten Anſicht des Orients, vor des Kaiſers Throne „genannt zu werden" (Schluß der folgenden zweiten Strophe), durfte der Dichter ſich nicht ſelbſt zuſprechen, ihn vielmehr nur den Guten gönnen.

„Die in kurz vergangnen Tagen
Weggeführt des Lebens Fluthen."

Aus dem dritten Verſe ſcheint hervorzugehen, daß Goethe nicht einmal zugegen war. In den Noten zu den perſönlichen Gedichten nennt er ſich ebenſo den „Eremiten", den „Anachoreten".

Doch seid ihm gnädig, wohlgestimmt erduldet,
Wenn Seltsames vielleicht vor Euch erscheint!
Als Dichter hat er Manches zwar verschuldet,*)
Im höhern Sinne war es gut gemeint.
Ich sehe mich allein, die Andern fehlen,
Da nehm' ich mir ein Herz und will's erzählen.

Weltverwirrung zu betrachten,
Herzensirrung zu beachten,
Dazu war der Freund berufen,
Schaute von den vielen Stufen
Unsers Pyramidenlebens
Viel umher, und nicht vergebens;
Denn von außen und von innen
Ist gar Manches zu gewinnen.

Daß nun dies auch deutsche Leute
Bei Gelegenheit erfreute,
Ließ er auf der Bühne schauen
Heldenmänner, Heldenfrauen.
Wenige zuerst, dann Viele
Kamen zum belebten Spiele,
Immer nach verschiednen Formen,
Strengen und befreiten Normen,
Da denn unter diesem Hausen
Allerlei mag unterlaufen,
Womit ich mich nicht befasse,
Sondern bittend Euch verlasse,
Daß Ihr's freundlich mögt beschauen,
Hohe Herrn und hohe Frauen.

Mahomet.**)

Der Weltgeschichte wichtiges Ereigniß
Erst Nationen angeregt,
Dann unterjocht und mit Prophetenzeugniß
Ein neu Gesetz den Völkern auferlegt.

---

*) Vergl. die frühere Aeußerung im Gedicht „Ilmenau" (Werke, I. S. 111): „Ich schwanke nicht, indem ich mich verdamme." — Diese Partie der „Ilmenau" ist datirt vom 23. November.

**) Goethe's Bearbeitung des Voltaire'schen Trauerspiels. Er wählte dies wohl als Gegenstück zum „Götz" und dessen freier dramatischer Form (vergl. Vischer's Komm., III. S. 247). — Von hier an spricht wieder „Tragödie".

Die größten Thaten, die geschehen,
Wo Leidenschaft und Klugheit streitend wirkt,
Im kleinsten Raume dargestellt zu sehen,
In diesem Sinn ist solch ein Bild bezirkt. —

Das einzig macht die Kunst unsterblich
Und bleibt der Bühne Glanz und Ruhm,
Daß sie, was groß und würdig, was verderblich,
Von je betrachtet als ihr Eigenthum.
Doch mußte sie bei Füll' und Reichthum denken,
Sich Zeit und Ort und Handlung*) zu beschränken.

Der Gallier that es, wie's der Grieche that;
Der Brite doch, mit wenigem Bemühen
Gewohnt, die Segel aufzuziehen,**)
Erfand sich einen andern Rath:
Einbildungskraft verlangt er, die so gerne
Geschäftig schwärmt, den Tag im Tag vergißt,
Von nächster Nähe bis zur weitsten Ferne
Die schnellsten Wege hin und wieder mißt,
Der es beliebt, zu immer regem Leben
Mit Handlungen die Handlung zu durchweben.

Dort wird Verstand gefordert, um zu richten,
Ob Alles wohl und weislich sei gestellt;
Hier fordert man Euch auf zu eignem Dichten,
Von Euch verlangt man eine Welt zur Welt,
Wo Dichter, Spieler, Schauer sich verbinden,
Sich wechselseits erwärmen und entzünden.

*) Die drei dramatischen Einheiten des Aristoteles. Vgl. „Sprüche" Nr. 314.

**) Vergl. in Goethe's „Shakespeare und kein Ende" (Werke, 40. A. XXXV., S. 370): „Ueberall ist (im Shakespeare) England, das meerumflossene, von Nebel und Wolken umzogene, nach allen Weltgegenden thätige," und „Wir springen mit ihm von Lokalität zu Lokalität, unsere Einbildungskraft ersetzt alle Zwischenhandlungen, die er ausläßt ꝛc.", und bereits „Wilhelm Meister" zeigte, daß Shakespeare „für Insulaner geschrieben habe, für Engländer, die selbst im Hintergrunde nur Schiffe und Seereisen, die Küste von Frankreich und Kaper zu sehen gewohnt sind, und daß, was Jenen etwas ganz Gewöhnliches sei, uns schon zerstreute und verwirrte" (Werke, XVII. S. 286). — Dargestellt wurden Mahomet von v. Stromberg (Otr. Friedr. Rd. Freiherr, ruff. Kreis-Marschall und Kammerherr auf Großwirken in Kurland), Palmire (Mahomet's Sklavin) von Frl. v. Riedesel (Henr., Tochter des Landkammerraths Jos. v. R. auf Bauche, später Gattin des preuß. Oberst Heinr. III., Ludwig G. Frhr. v. Eglofstein), und Seide (Sklave des Mahomet) von v. Werthern (auf Beichlingen, preuß. Kammerherr und Domherr, seit 1840 Graf). — Die Partie „Mahomet" ist datirt: 27. November.

Götz von Berlichingen.

So auch der Deutsche gern. Auf diesem Pfade
Naht, frei entwickelt, sich ein reich Gebild.
Auch dieses bittet: schenkt ihm Gunst und Gnade!
Die bunten Züge mustert freundlich mild!
Alsdann vernehmt, ganz nur gerechten Stunde,*)
Was es verbirgt im tiefsten Hintergrunde!

Die Schreckenstage, die ein Reich erfährt,
Wo Jeglicher befiehlt und Keiner hört,
Wo das Gesetz verstummt, der Fürst entflieht,
Und Niemand Rath und Niemand Rettung sieht,
Die schildr' ich nicht; denn ewig ungepaart
Bleibt solchem Fest Erinnrung solcher Art.

Doch dieses Bild führt uns heran die Zeit,
Wo Deutschland, in und mit sich selbst entzweit,
Verworren wogte, Szepter, Krummstab, Schwert
Feindselig Eins dem Andern zugekehrt,
Der Bürger still sich hinter Mauern hielt,
Des Landmanns Kräfte kriegrisch aufgewühlt,
Wo auf der schönen Erde nur Gewalt,
Verschmitzte Habsucht, kühne Wagniß galt.

Ein deutsches Ritterherz empfand mit Pein
In diesem Wust den Trieb, gerecht zu sein.
Bei manchen Zügen, die er unternahm,
Er half und schadete, so wie es kam;
Bald gab er selbst, bald brach er das Geleit,
That Recht und Unrecht in Verworrenheit,
So daß zuletzt die Woge, die ihn trug,
Auf seinem Haupt, verschlingend,**) überschlug,
Er, würdig-kräft'ger Mann, als Macht gering,
Im Zeitensturm unwillig unterging.

Ihm steht entgegen, selbstgewiß, in Pracht,
Des Pfaffenhofes listgesinnte Macht,
Gewandter Männer weltlicher Gewinn
Und leidenschaftlich wirkend Frauensinn.

*) zur gerechten Stunde wegen des glücklich errungenen Friedens, wie unten die Worte des „Tell“: „in heitern Stunden“. — Die Partie „Götz von Berlichingen“ sprach „Eyes“.
**) Zu ergänzen „ihn“.

Das wankt und wogt, ein streitend Gleichgewicht,
Die Ränke siegen, die Gewalt zerbricht.
Zur Seite steht des Landmanns Heiterkeit,
Der jeden Tag des Leidlichen sich freut.*)
Und fernerhin Zigeuner zeigen an,
Es sei um Ordnung in dem Reich gethan.
Denn, wie die Schwalbe Sommer deutend schwebt,
So melden sie, daß man im Düstern lebt,
Sind räuberisch, entführen oft zum Scherz,
Wahrsagerinnen, Menschen Geist und Herz.

Zigeunerlochter (tritt vor).**)
Schwestern, wir wollen es nicht ertragen,
Wir wollen auch ein Wörtchen sagen.
(Zur Gesellschaft.)
Eure Gnade sei zu uns gekehrt!
Ihr verdammt uns nicht ungehört.

*) Das Landvolk bezeichnet hier nach dem Programm „den einfachen Lebensgenuß zur verworrensten Zeit"; es ist daher nur Staffage, und nicht das Landvolk des Bauernkriegs, welches im „Götz" mit in die Handlung eingreift, weil es eben nicht „jeden Tag des leidlichen sich freute".

**) Die Figuren des „Götz" stellten vor: Georg v. Haacke (aus Gotha, Student in Jena), Götz v. Berlichingen: v. Schiller (Schiller's Sohn Friedr. Wilh. Ernst); I. Briefe der Frau v. Schiller an e. bertr. Fr., S. 35a), Götzens Kind: v. Lalaisstein (Aug. Gottfried, Sohn des Kammerh. u. Reisemarsch. Aug. Fried. Frhr. v. L.), Götzens Frau: Fr. v. Heimrod (Charl. geb. Freiin v. Stockhausen, Gattin des weim. Oberst Karl Frhr. v. H. I. Briefe der Fr. v. Schiller, a. a. O.), Franz: Brunquell (Karl, Landesdirections-Secretair), Maria: Frl. v. Hufeland (Tochter des berühmten Medicinars und preuß. Staatsrathes, später Gräfin Stourdza), Weislingen: v. Gersenberg (Geh. Reg.-Rath und Kanzler Müller, genannt v. G. zu Eisenach), Adelheit: Fr. Gille (Frau des Landesdirections-Raths Joh. Fried. Gille), Brautführer: Bulpius (Christian Aug., Goethe's Schwager, Rath G.), Brautführerinnen: Frl. und Bibliothekar, Verfasser des Rinaldo Rinaldini), Brautführerinnen: Frl. v. Herder (eine Tochter des Dichters), Müller (Tochter des Staatsministers M., nachher Frau Henkel), Hirt (Louise, später Frau Prof. Wolf) und Aberus (Tochter des Geh. Reg.-Raths A.), Bräutigam: Ekli (Karl, Kanzleisecretair), Braut: Frl. v. Herda (in Weimar in Pension), Zigeunerhauptmann: Müller (August, Stadtkapitän und Rechnungsrath, Bruder des Kanzlers), Zig. Hauptmannin: Gem. Brun (geb. Freiin v. Reitzenstein), Zigeunerinnen: Fr. Bulpius (Gattin des „Brautführers") und Melos (Gattin des Schreibelehrs und Gymnasialprof. Joh. Gottfr. M.), und Zigeunermädchen: Frl. v. Stockhausen (Schwester der Frau v. Heimrod; I. „Götzens Frau"), v. Schiller (Schillers Tochter Karoline, später Gattin des Bergraths Junot in Rudolstadt), v. Wigleben (Louise, später Frau v. Beulwitz zu Rudolstadt), E. Müller (Tochter des Kapellmeisters M.), Th. Kirsten (Tochter des Bergraths K., jetzt Frau Legationsrathin Thon) und v. Stein (Louise, später Frau v. Harty). Sprechrein unter den Zigeunermädchen war Frl. Müller. — Die Partie „Götz v. B." ist darin vom 14. November.

Werde wahrzusagen wissen,
Nicht, weil wir die Zukunft kennen;
Aber unsre Augen brennen
Lichterlob in Finsternissen
Und erhellen uns die Nächte.

So kann unserem Geschlechte
Nur das Höchste heilig däuchten;
Geld und Perlen und Juwelen
Können solcher edlen Seelen
Himmelsglanz nicht überleuchten:
Der allein ist's, der uns blendet.

Aber, wenn wir abgewendet
Stehn betroffen, lockt uns wieder
Mutterlieb' so süß vom Throne
Zu der Tochter, zu dem Sohne.
Doch sie steigt vom Throne nieder
Und beseligt niedre Hütte;

Kennet Wunsch, Bedürfniß, Bitte
Längst, bevor sie ausgesprochen,
Allem, Allem trut sie Gnüge.
Dafür leuchtet aus der Wiege
Ihr ein Knäblein aufgebrochen,
Eine Gegengabe Gottes!*)

Faust.**)

Mephistopheles (tritt vor).
Wie mag' ich's nur bei solcher Fackeln Schimmer!
Man sagt mir nach, ich sei ein böser Geist;
Doch glaubt es nicht! Fürwahr, ich bin nicht schlimmer
Als Mancher, der sich hoch fürtrefflich preist.
Verstellung, sagt man, sei ein großes Laster;

---

*) Ihr Enkel, der in demselben Jahre geborne, jetzt regierende Großherzog von S.-Weimar.

**) Die Personen des „Faust" stellten vor: Faust als Doktor: v. Buchwald (L. Wilh., Kammerh. und Hauptmann), Faust als Ritter: v. Kommenos (Student in Jena), Wagner: v. Mandelsloh (Fried. Karl, Regierungsrath, später Appellations-Gerichts-Präs. zu Eisenach), Mephistopheles: v. Goethe (der Sohn, Jul. August Walther, Kammerherr und Kammerrath), Zauberin: Fr. v. Germar (Gattin des Kammerherrn und Majorraths), Zauberin: Fr. v. Germar (Gattin des Kammerherrn und Majorraths), Zauberin: Fr. v. Germar (Gattin des Kammerherrn und Majorraths), Gretchen: Gräfin v. Henckel (Flavie, später Frau v. Stolz, gen. Reigersheim, Tochter der Zigeunerhauptmannin im „Götz"), Marthe: Fr.

Doch von Verstellung leben wir;*)
Drum bin ich hier, ich hoffe, nicht verhaßter
Als Andre, Jene vor und hinter mir.

Der kommt mit langem, Der mit kurzem Barte,
Und drunter liegt ein glattes Kinn,
Ein Sultan und ein Bauer gleich von Arte
Verstellen sich zu herrlichstem Gewinn,
Euch zu gefallen. So, den Kreis zu füllen,
Komm' ich als böser Geist mit bestem Willen.
Denn böser Wille, Widerspenstigkeit, Verwirrung
Der besten Sache fährdet nicht die Welt,
Wenn scharfes Aug' des Herrschers die Verirrung
Stets unter sich in kräft'ger Leitung hält;
Und wir besonders können sicher hausen,
Wir spüren nichts; denn Alles ist draußen.**)

Nun hab' ich Mancherlei zu sagen,
Es klingt beinah wie ein Gedicht;
Betheur' ich's auch, am Ende glaubt Ihr's nicht;
So muß ich's denn wie vieles Andre wagen.

Hier steht ein Mann, Ihr seht's ihm an,
In Wissenschaften hat er gnug getban,
Wie dieses Vieleck, das er trägt,
Beweist, er habe sich auf Vielerlei gelegt.
Doch da er Kenntniß gnug erworben,
Ist er der Welt fast abgestorben.
Auch ist, um resolut zu handeln,
Mit heiterm Angesicht zu wandeln,
Sein Aeußres nicht von rechter Art,
Zu lang der Rock, zu kraus der Bart;
Und sein Geselle, wohlbedächtig,
Steckt in den Büchern übernächtig.
Das hat der gute Mann gefühlt
Und sich in die Magie gewühlt.

Schopenhauer (Johanna geb. Trosiner, die Schriftstellerin). Student: Schumann (Chr. Wilh., Regier.-Assessor), und Bürgermädchen: Fr. Schütz und Frl. Kirchner (s. unter den Zigeunermädchen des „Götz“).

*) Siehe oben Theaterreden, Nr. 12, S. 151, Note 1.

**) Alles Feindliche und Störende blieb diesem Kreise fern.

Mit Zirkeln und Fünfwinkelzeichen*)
Wollt' er Unendliches erreichen,
Er quälte sich in Kreis und Ring,
Da fühlt' er, daß es auch nicht ging.

Gequält wär' er sein Lebelang;
Da fand er mich auf seinem Gang:
Ich macht' ihm deutlich, daß das Leben
Zum Leben eigentlich gegeben,
Nicht sollt' in Grillen, Phantasien
Und Spintisiererei entfliehen.
So lang' man lebt, sei man lebendig!**)
Das fand mein Doktor ganz verständig,
Ließ alsobald sich wohlgefallen,
Mit mir den neuen Weg zu wallen.
Der führt' uns nun zu andern Künsten;
Die gute Dame war zu Diensten.
An einem Becher Feuergluth
That er sich eilig was zu Gut',
In einem Wink, eh man's versah,
Stand er nun freilich anders da;
Vom alten Herrn ist keine Spur,
Das ist Derselbe, glaubt es nur!

Und wenn Euch dies ein Wunder däucht,
Das Uebrige ward Alles leicht.
Ihr seht den Ritter, den Baron
Mit einem schönen Kinde schon.
Und so gefällt es meinem Sinn,
Der Zaubrin und der Nachbarin.
Ich hoffe selbst auf Eure Gunst.
Im Alter Jugendkraft entzünden,
Das schönste Kind dem treusten Freund verbinden,
Das ist gewiß nicht schwarze Kunst!***)

---

*) Fünfwinkelzeichen ist das „Pentagramma" des Faust (s. Werke, XIII. S. 47. und die Note daselbst).

**) Vergl. Spinoza's „vivere memento!" (Werke, III. S. 168). „Gedenke zu leben!" (das. XVII. S. 506). Schiller hierüber an Goethe (Briefw., 2. Aufl., No. 181). und Riemer's Mitth., II. S. 674.

***) Es gab weiße und schwarze Magie.

Braut von Meſſina.

Aurora*) (ſpricht).
Bedrängtes Herz! Umſtürmt von Hinderniſſen,
Wo käme Rath und Hilfe mir heran?
Gedankenlos, im Innerſten zerriſſen,**)
Von allen Seiten greift die Welt mich an.
Nur Augenblicks möcht' ich den Jammer dämpfen,
Der ſtechend ſchwer mir auf dem Buſen liegt.
Ich ſoll mit mir, ich ſoll mit Andern kämpfen;
Beſieg' ich dieſen Feind, der andre ſiegt.

So aus der Tiefe dieſer Schlucht der Peinen
Blick' ich hinauf zum ſchmalen Himmelsklar!***)
Schon wird es beſſer, ach, ich durfte weinen!
Ein Sonnenabglanz heilt und hebt mich gar.
Und ſchon begegn' ich reiner Friedenstaube,
Die holde Zweige der Entſühnung bringt.
Ich irre noch, allein der Flug gelingt,
Ich ſehe nicht wohin, ich hoff' und glaube.

Doch wenn von dort, woher wir Heil erflehen,
Ein Blitz, ein Donnerſchlag erſchreckt,
Sich Fels und Wald und Umblick von den Höhen
Mit ſchwergeſenkter Nebelſchichte deckt,
Uns Nacht am Tag umgiebt, der Himmel flammet,
Seltſam geregelt Strahl am Strahle ſtrahlt,†)

---

*) „Aurora" iſt keine Rolle aus der „Braut von Meſſina", ſondern eine ſelbſtändige Figur des Aufzugs. Die Rolle ſprach wiederum Gräfin Julie v. Egloffſtein, welche im Prolog eben die „Nacht" dargeſtellt und ſich in eine Morgenröthe verwandelt. — Die erſteren beiden Strophen ſind datirt vom 26. Nov., die letzten beiden vom 15. Dez.

**) Wie „umſtürmt" auf den Dativ „mir", ſo iſt „gedankenlos" und „zerriſſen" auf den Akkuſativ „mich" zu beziehen.

***) Zum „Himmelsklar", wie zum „Dunkel des Himmels". Das „Klar" wird von altersher ſubſtantiviſch gebraucht. Hildebrand (Grimm's Wörterb., V. 897 No. 1—4) und Sanders (I. 921b No. 9) führen reiche Beiſpiele an, u. a. Rückert: „ſah er des Himmels lichtes Klar", und im 17. Jahrh. „der Augen Klar", zugleich verweiſend auf die franzöſiſche und italieniſche Analogie „au clair de la lune" und „al chiaro di luna".

†) Zerſtreute ſchon den Alten bekannte Wiederholungen deſſelben Wurzelworts zur Verſtärkung des Begriffs oder des Bildes, wie hier, finden ſich bei Goethe oft, z. B. oben S. 323: „ſich mit Kranz auf Kranz bekränzen." Ganz daſſelbe Wortſpiel mit „Strahl" führt Hildebrand (Grimm's Wörterb., V. S. 953 unter Stapf) von Weckherlin an: „Er bindet Blitz auf Blitz, er bradiet Strahl auf Strahl". Ebenſo unten in „Was wir bringen, 1814" (8. Auftr.): „Und wie ergrimmt er mehr im Grimme". Das Malen der Feuerworte erinnert an Belſazar's „Mene tekel" (Dan., 5, 25).

In Schreckenszügen Feuerworte malt:
Das Schicksal sei's, das ohne Schuld verdammet! —

So sprech' ich's aus im Namen dieser Beiden;*)
Sie schauen starr, sie finden sich verwaist,
Von unverhofften, unverdienten Leiden
Wie scheues Wild, vom Jägergarn umkreist.
Vergebens willst Du Dir's vernünftig deuten;
Was soll man sagen, wo es bitter beißt:
Ganz gleich ergeht's dem Guten wie dem Bösen!
Ein schwierig Rätsel, räthselhaft zu lösen.

Uns zum Erstaunen wollte Schiller drängen,
Der Sinnende, der Alles durchgeprobt.
Gleich unsern Geist gebietet's anzustrengen,
Das Werk, das herrlich seinen Meister lobt. —
Wenn Felsentrifte Bahn und Fahrt verengen,
Um den Geängsteten die Welle tobt,
Alsdann vernimmt ein so bedrängtes Flehen
Religion allein von ew'gen Höhen.**)

Tell.***)

Wie herrlich rasch tritt dieser Zug hervor!
Sie bringen von Elysium's Gestaden
Das Nachgefühl erhabner Thaten;
Es lebt in ew'gem Jugendflor.
Doch immer ernst! — Was sie gewonnen,
Im Dunkeln war es ausgesonnen,

*) Diese Beiden sind Donna Isabella und Beatrice, die am Schlusse der „Braut von Messina" durch den Tod Don Manuel's und Don Cesar's „Verwaisten". — Nach Goethe's Personal stellten vor: Fürstin Mutter: Fr. v. Münchhausen (in Herrngetracht) und Beatrice: Frl. Ackermann (Tochter des Irenäischen Prof. Hofrath Jak. Fid. Ackermann, spätre Frau Hagenbruch).

**) Religion ist Subjekt. Nur Gott vernimmt, d. h. erhört das Flehen. An Stelle dieser letzten Strophe hatte der Dichter anfangs die unter den Gedichten (Werke, III. S. 63) zuerst mitgetheilte Strophe gesetzt, dann aber jene durch diese (die obige, schönere) ersetzt. Vorstehendes „Bahn und Fahrt" poetisch für „Fahrbahn".

***) Den Tell-Zug, dessen Erklärung „Gott" spricht, stellten vor: Geßler: v. Bülow (wahrscheinlich Student in Jena), Ulrich von Rudenz: Zwierlein (L. Jul. Wilh., Hofsekretär), Bertha von Bruneck: Frl. v. Sinclair (Hofdame der zum Besuche anwesenden Erbprinzessin Auguste von Mecklenburg-Schwerin), Tell: v. Fronlep (Ludw. Friedr., Ober-Medizinalrath), Walther Fürst: v. Strube (Joh. Georg, russ. Geschäftsträger, Staats- und Legationsrath), Werner Stauffacher: Riemer (Hofrath, Goethe's bekannter

Mit Grausamkeit ward es gethan.
Verwirrung folgt! An innern Kämpfen
Hat stille Weisheit Jahre lang zu dämpfen,
Stets mühevoll ist ihre Bahn.

Nun kommen sie zu heitern Stunden!*)
Am Schluß der Zeiten wird gefunden
Der Freiheit aufgeklärter Blick.
Was sie entrissen, wird gegeben,**)
Und Jeder wirkt im freien Leben
Zu seinem und der Andern Glück.

Die mit dem Fürsten sich berathen,***)
Sie fühlen sich zu großen Thaten,

---

freund), Reichthal: v. Wegner (Dan. Wilh., Dr. jur., Kammerjunker), Tell's Frau: Fr. v. Seebach (Kar. Luise Mey. Fr. Frn. geb. v. Lasberg, Catrin des Kammerh. v. S.; s. S. 343 „Graf Leyden", u. S. 306, 2. Note), Tell's Kind: Prinz Metschersky (Emil, nachmals der Gesandtschaft zu Dresden attachirt), Stauffacher's Frau: Fr. Coudray (ihr Ehegatte unten unter „Ulanen") und Schweizerinnen: Frl. Jeutsch (aus Berka), Seidel (Tochter von Goethe's ehemaligem Diener, Rentamtmann Philipp S.) und Kämpfer (Tochter des Hofschirurg. K.).

*) „zu heitern Stunden", wie oben unter „Früh" „ganz zur gerechten Stunde".

**) Vergl. oben (S. 213) „Freiheit! — Sie macht unser Glück" und „Freiheit ist auf ewig erstanden!" Anfangs hieß der Vers: „Wohlabgewogner Freiheit Glück." „Gegeben", d. h. die von dem Großherzoge bereits im Frühjahr 1816 dem Lande ohnerwirte Verfassung. Wegen dieser That, mit welcher der Großherzog allen übrigen deutschen Fürsten voranging, pries Goethe Denselben, wie hier in Gegenwart der ganz anders denkenden russischen Kaiserin, allen Orten. In dem bereits Bd. III., S. 283 angeführten Briefe an den Geheimrath v. Gerning vom December 1816 nannte deshalb der Dichter Weimar einen „Mittelpunkt von Recht und Gerechtigkeit" und rühmte die „vaterländisch-liberalen" Gesinnungen des Großherzogs. Ebenso enthalten die Noten zu dem 1819 herausgegebenen „West-östlichen Diwan" die auf die damalige deutsche Verfassungsfrage bezügliche Stelle: „Selig preisen wir daher gebildete Völker, deren Monarch sich selbst durch ein edles, sittliches Bewußtseyn regiert, glücklich die gemäßigten, bedingten Regierungen, die ein Herrscher selbst zu lieben und zu fördern Ursache hat." (Abschnitt: Pietro della Valle). Der profaische Kommentar obiger Verse (S. 320 ff. nach deutlicher: „Sie die Schweizer Eidgenossen) preisen die Gegend glücklich, wo der Fürst sich mit den Seinigen verbündet, damit das anerkannte Gesetz (Bundes-Akte) auch sogleich zur entschiedenen Ausführung gelange, und Recht gegen Recht (wie Kaiser und Gegenkaiser, Papst und Gegenpapst, Altar gegen Altar) sich nicht blos durch Hinderungen durchtue". Weimar sagt freilich: „il n'y a pas de droit contre le droit". Auch noch 1828 (Kunst und Alterth., VI. S. 345, und Werke, 40bez B., XXXIII. S. 114) hob Goethe hervor, daß sich „in unsern konstitutionellen Staaten Jeder an seinem Platze wohlthätig und tüchtig beweisen könne".

***) Vergl. den „Toast zum Landtage" (Werke, II. S. 445).

Zu jedem Opfer ſich bereit,
Je einiger ſie ſich verbündet,
Je ſichrer iſt das Glück gegründet
Für jetzt und alle Folgezeit.

Wallenſtein.*)

Ein Mann tritt vor im Glanz der höchſten Thaten,
Auf ihn gerichtet jeder Blick,
Dem Schwierigſte, Unmögliches gerathen,
Er dankt ſich ſelbſt das eigene Geſchick.
Gewalt'ge Kraft, die Menſchen aufzurufen,
Sie zu beſeuern kühnſter That,
Im Plane ſicher, mit ſich ſelbſt zu Rath,
Des Kaiſers Günſtling, nächſt an Thron und Stufen;**)
Die zarte Gattin gern an ſeiner Seite,
Der Terzky Hochſinn, Thekla's Jugendlicht,
Max treugeſinnt, ſo wie er thut und ſpricht:
Welch ehrenvoll, welch liebevoll Geleite!
Doch wir empfinden heimlich Angſt und Grauen,
Solch äußres Glück im hellſten Licht zu ſchauen.

Woher denn aber dieſes innre Zagen,
Das ahnungsvoll in enger Bruſt erbebt?

---

*) Die Perſonen aus dem „Wallenſtein" waren: Wallenſtein, v. Linker (Oberſtlieutenant, nachmals Generalmajor), Herzogin: Fr. v. Stein-Kochberg (C., geb. v. Seebach, Schwiegertochter von Goethe's Freundin), Thekla: Gräfin Carol. v. Egloffſtein (Hofdame; ſ. Goethe's Werke, III. S. 339 u. 340), Gräfin Terzky: Fr. Wenig (geb. Müller, Gattin des Schauſpielers W. zu Gotha), Max: Nicolovius (Franz, Goethe's Großneffe, Student in Jena, ſpäter General-Procurator zu Köln), Graf Terzky: v. Seebach (Hans Ludw. Friedr. Ludw., Kammerherr und Hauptmann), Wachtmeiſter: v. Wangenheim (aus Gotha), Trompeter: Graf v. Keller (Ad. Heinr. Ludw. Dem. Emd., Jagdjunker, ſpäter Oberforſtmeiſter), Holkiſche Jäger: v. Hofer (Rud. Ferd., Kammer- und Jagdjunker, ſpäter Oberforſtmeiſter) und v. Bibra (Poſtvolontär), Küraſſier: Graf v. Westerhold, Kroaten: v. Groß (Frhr. Ludw. Alb. Jos. Gabriel, Steuerrath, ſpäter Geh. Finanzrath) und v. Strunde (Antoine, Neffe des Staatsraths; ſ. oben Walther Fürſt), Marketenterinnen: Frl. v. Münchhauſen (Wilhelmine; aus Herrnpferdt, nachmals Frau v. Münchhauſen; ſ. Goethe's Werke, II. S. 434, Note 1) und v. Pogwiſch (Ulrike, Schweſter von Goethe's Schwiegertochter; ſ. daſ. III., S. 167, Note 2), Marketenderkind: Frl. v. Münchhauſen (die Sprecherin oben, Friederike, gleichfalls aus Herrnpferdt, nachmals Frau v. Beuſt), Actuar: Leporides (Grieche, Student in Jena), Ulanen: v. Waldungen (Kammerjunker, nachmals Hausmarſchall) und Coubray (Klein Wangenheim, Oberbandirektor), und Dragoner: Stieber (Stallmeiſter). — Die Partie des „Wallenſtein" ſpricht „Tragödie".

**) Heinlahns für „Thronesſtufen".

Wir wittern Wankelmuth und Mißbehagen
Des Manns, der hoch und immer höher ſtrebt.
Und was kann gräßlicher dem Edeln heißen
Als ein Entſchluß, der Pflicht ſich zu entreißen!

Da ſoll nun Stern zum Sterne deutend winken,
Ob Dieſes oder Jenes wohlgethan;
Dem Irrthum leuchten zur verwornen Bahn
Geſtirne falſch, die noch ſo herrlich blinken.*)

Der Zug bewegt ſich, ſchwebt vorbei.
Es war ein Bild. Das Herz iſt wieder frei.

Wallenſtein's Lager.

Mephiſtopheles (lyricht).

Gefährlich iſt's, mit Geiſtern ſich geſellen!
Und wenn man ſie nicht ſtracks vertreibt,
Sie ziehen fort, ein und der andre bleibt
In irgend einem Winkel hängen,**)
Und hat er noch ſo ſtill gethan,
Er kommt hervor in wunderlichen Fällen. —
Mich zieht die Kameradſchaft an,
In Reih und Glied mit ihnen mich zu ſtellen.

Ich kenn' Euch wohl, Ihr ſeid die Wallenſteiner,
Ein löblich Volk, ſo brav wie Unſereiner.
Ihr kennt auch mich, wir ſprechen frei,
Mit einem Wort, daß ich das Lob vollende:
Da, wo nichts iſt, da habt Ihr reine Hände!
Doch das war damals, und ich war dabei.
Seid Ihr beiſammen? Ja! Wachtmeiſter?

Hier!

Die Küraſſiere?

Hier!

Die Holk'ſchen Jäger?

Hier!

*) Dieſe Charakteriſtik Wallenſtein's reiht ſich an diejenige würtig an, welche in Goethe's Bericht über die erſte Aufführung der „Piccolomini" für die Augsburger Allgemeine Zeitung v. J. 1799 enthalten iſt. — Datirt iſt dieſe Partie „Wallenſtein" vom 3. December.

**) Mephiſtopheles meint ſich hier ſelbſt, da er ja nicht in Schiller's „Wallenſtein" hinein gehört.

Kroaten?
Hier!
Ulanen?
Hier!
Die Marketenderinnen? —
Ich sehe sie und spare meine Frage;
Die fehlen nicht am Sonn- und Werkeltage.
Wo Viel verloren wird, ist Manches zu gewinnen.

Ein Kind (springt hervor). Ich bin ein Marketenderkind,
Und war von guten Sitten,
Darum, wo hübsche Leute sind,
Beständig wohlgelitten.

Soldaten lieb' ich, das ist wahr!
Wer sollte sie nicht lieben,
Da sie in jeglicher Gefahr
Sich immer treu geblieben?

Ich ziehe wieder mit ins Feld:
Kein Weg im Feld ist bitter.
Es lebe Sankt Georg, der Held,
Die Helden, seine Ritter!*)

Mephistopheles (zu den Soldaten).
Und Ihr, verlauft Euch nur nicht weit
Und merkt es wohl, es ist nun andre Zeit!
Die Herrscher wissen, was sie wollen,
Und ist ein großer Zweck erreicht,
So sollt Ihr nicht von Land zu Lande tollen.
Parole bleibt: Subordination!
Und Feldgeschrei ist: Mannszucht! Nun davon!

Demetrius.

Tragödie (spricht).
Verstummst Du, Schwester,**) trittst zurück verlegen,
Als wärst Du hier ein fremder Neulingsgast?

Epos. Gar Vieles hat mir heut schon obgelegen,
Dem mannichfalt'gen Wort erlieg' ich fast.

*) Der heilige Georg ist kriegerischer Schutzpatron, namentlich Rußlands, Vorbild aller Streiter. Vergl. den „Ritter vom Orden" (Werke, II, S. 490 ult.).

**) Tragödie und Epos wechseln als Sprecherinnen ab.

Nun kommt mir noch ein Schwierigstes*) entgegen.
Wie faß' ich an, wie heb' ich diese Last?
Wer gäbe mir in dieser Zeiten Meere
Zu schwimmen Kraft? O, wenn's der Anfang wäre!

Ich seh' ein Reich vor meinem Blick gebreitet,
An Flüssen rasch, an grünen Ebnen klar,**)
Das immerfort sich vor den Augen weitet,
Zum grenzenlosen Raum verliert sich's gar.
In Städten, auf dem Lande, wie bereitet
Ihr eigen Glück die wohlgenährte Schaar!
Das Feld ergrünt, der Handel wogt lebendig,
Sobald ein Herrscher mächtig und verständig.

Doch ach, das Reich bis zu dem Fuß der Thronen
Von eignem, bald von fremdem Blute roth!
Denn wilde Horden, kluge Nationen,
Heran sich drängend, führen Qual und Noth!
Tartaren, Türken, Polen ohne Schonen,
Auch Dänen, Schweden bringen, suchen Tod.
So macht der Herrschaft, so des Raubs Gelüste
Den Mittelpunkt des Reichs zu Graus und Wüste.

Da greift denn Jeder, der sich tüchtig nähme,
Nach Schwert und Scepter,***) wer den Feind vertreibt,
Wer gräßlich straft, daß Unwill sich bequeme,
Und dann zuletzt von Allen übrig bleibt!
Der Leichtsinn auch erringt sich Diademe,
Bis aufgebracht ein Gegner ihn entleibt.
So Boris, so Demetrius, Marina,†)
In wildem Wust bald Rex und bald Regina.

---

*) Solche absolute Superlative bildete der spätere Goethe mit Vorliebe, so z. B. im 2. Theil von „Faust": „Nun wird sie gleich ein Gräulichstes erzeugen" (Werke. XIII. S. 41), wie ähnlich Schiller (Prolog zu „Wallenstein"): „Denn jedes Aeußerste führt sie (die Kunst) zur Natur zurück".

**) „Rasch" und „klar" vom Theil und dessen Eigenschaften auf das Ganze übertragen. „Breiten", wie Schiller in der „Jungfrau von Orleans": „Mein Stamm, wird er sich herrlich breiten."

***) „Wer" ist hier demonstratives, nicht relatives Pronomen, wie das französische qui, qui und das italienische chi, chi. Das Schwert ist gegen den äußern, das Scepter gegen den innern Feind gerichtet; zu „übrig bleibt" ist „Wer", nicht etwa „Unwill" das Subjekt.

†) Den Czar Boris stellte vor: v. Helldorf (Kammerherr auf Böhlen), Xenia: Frau Riemer (Kar., geb. Ulrich, Gattin von Goethes Freund K.; s. Werke. III. S. 94, Note 1), Demetrius: v. Gagern (Heinrich, der spätere Präsident des deutschen Parlaments und großh. hessischer Minister, damals

So weder Liebe, Zutraun noch Gewissen
Einheimischen und Fremden in der Brust,
Bis nun erscheint, was Alle längst vermissen:
Ein Heldenspreß, dem Land zu Glück und Lust.
Er wird sich ins Geschick zu finden wissen,
Es fügt sich ihm, daß Alle, sich bewußt
Des eignen Heils, dem Herrscherwort sich fügen,
Sich bildend adeln zu der Welt Vergnügen.

Nun klärt sich's auf; er kehrt in seine Schranken,
Der Völker Schwall im ungemessnen Land;
Nun wirken große, größere Gedanken,
Erweitert Grenze, thätig innrer Stand;
Für Wissenschaft und Kunst und Handwerk danken
Die Völker, sonst von Allem abgewandt;
Wetteifernd überträgt Bezirk Bezirken
Kraft, Stärke, Reichthum, Schönheit, edles Wirken. *)

Turandot.

Altoum (spricht). Vom fernen Osten, ja, vom fernsten her
Zeigt sich Altoum, ein Monarch der Bühne,
Die Fabel hat ihn auf den Thron gesetzt,
Mit manchem Prunk und Herrlichkeit begabt;
Doch herrlicher als Kron' und Scepter glänzt
An seiner Seite Tochter Turandot.
Zwar sagt man von der Jungfraun schönem Chor,
Die Herzen sämmtlich seien räthselhaft; **)
Doch dieser hat ein höchst subtiler Geist
So viele Räthsel in den Kopf gesetzt,
Daß mancher Freier scheiternd unterging.

Student in Jena), Romanow: Prinz Paul v. Mecklenburg-Schwerin (Student, später Großherzog), Marina: Frl. v. Linker (Agnes Mathilde, Tochter des Landr. u. Oberforstm. v. L. auf Dennstedt), und Demetrius: Hagendruch (Gust. Ed., Kaufmann in Weimar). — In Schiller's „Demetrius" (wo Marina auch Kronprätendentin, und obiger Reim ist dem Russe dort entnommen: Vivat Marina! Russiae Regina! Boris und Demetrius sind Gegenthaten, von welchen Letzterer im Bande mit Marina triumphirt. Nach Schiller's Plan sollte im Stück auch Romanow, der Stammvater des jetzt regierenden russischen Kaiserhauses (in der weiblichen Linie), auftreten und auf ihn, „den Heldensproß" und seine Nachkommen beziehen sich die beiden letzten Stanzen.

*) Vergl. den noch höheren Preis Rußlands und seiner Regenten in Schiller's „Huldigung der Künste".

**) „Ihn Mädchen zu erklären, wäre Kunst" (oben S. 73).

Auch hat sie mich, das will ich gern gestehen,
Zur langen Reise eigentlich genöthigt;
Und weil ich ihr doch nichts versagen kann,
So führt' ich sie in ihrem Stolz herein.
Manch Räthsel hatte sie sich ausgedacht,
Den Geist zu prüfen dieses großen Hofs;
Doch sie verstummt und raunt mir nur ins Ohr:
Am Ende sei sie ihrer ganzen Kunst.
Denn wie Ihr schon die Träume wahr gemacht,
So löst'tet Ihr auch jedes Räthsel auf.
Und welches Wort sie immer sucht und wählt,
In Redeknoten listig zu verstricken:
Zum Beispiel Majestät und häuslich Wohl,
Thron und Verdienst und rein verbreitet Glück,
Das Alles findet sie vor Augen klar.
Sie giebt sich überwunden. Freundlich reicht
Sie dem Bewerber Kalaf*) Herz und Hand,
Befreundet mit Adelma, mir gehorsam.
Und so ist auch mein letzter Wunsch erfüllt,
Wie tausend Wünsche heut befriedigt wogen.
Wir ziehen gern, wenn auch besiegt, hinweg.

Da ich denn aber, wie ich eben sehe,
Der Letzte bin, laßt für die Vorderleute
Ein freundlich Wort mich sprechen! Wenn ich nämlich
Dies kleine Volk als Masken präsentire,
So spricht sich's aus: das war ein Maskenzug.
Doch wie den Kleinen unter Larvenmummung
Ein kindlich Herz der lieben Mutter**) schlägt,
So danken Alle wir dem Tag des Glücks,
Der uns vergönnte, dies Gefühl zu theilen.

---

*) Die Personen in „Turandot" waren: Turandot: Fr. v. Spiegel (Emilie, geb. v. Rotberg, Gattin des Hofmarschalls, die „Prinzessin von Byzanz" im Maskenz. Nr. 10; s. Note das.), Kaiser Altoum: v. Reutern, Adelma: Fr. v. Goethe (Ottilie, geb. Freiin v. Pogwisch, Goethes Schwiegertochter; s. Werke, II. S. 440), Kalaf: v. Baumbach (Gouverneur des Prinzen Paul, s. Romanow), Zelima: Fr. Lyncker shausen (Gattin des Kammerherrn, s. Chor Boris, später Geh. Staatsrath), Brighella: v. Fritsch (K. Ferdr. Chr. W., s. Chor Diest, Geh. Rath und Bundestags-Gesandter, auf Seerhausen), und Truffaldin: v. Helldorf (Ferdinand, nachmals Kammerherr, Bruder des „Pantalon").

**) Der Dativ „der" hier statt der Präposition „für" mit dem Akkusativ.

Die Tochter mahnt mich, nicht zu viel zu reden,
Und sie hat Recht! Das Alter hört sich gern,
Und wenn es auch nicht viel zu sagen hat.
Wie soll ich hier als nur gezwungen schweigen,
Wo grenzenloser Stoff die Rede nährt!
Wo — Nun, ich gebe ja! — Sie mag es büßen,
Wenn ich weit eher, als ich wollte, schweig!

Epilog.

Die Ilme. Wenn der Ilme Bach bescheiden,
Schlängelnd still im Thale fließt,
Ueberdeckt von Zweig und Weiden,*)
Halbversteckt sich weiter gießt,
Hört er öftermal die Flöte
Seiner Dichter treu und gut,
Wenn der Glanz der Morgenröthe
Auf der sanften Woge ruht.

Vieles ist an mir entsprungen,
Manches ward Euch dargebracht;
Und so ist es mir gelungen,
Daß man mich zum Flusse macht.
Will ein Reisender mich sehen,
Wie die Donau, wie den Rhein,
Ich verstecke mich, laß' ihn gehen;
Denn ich bin doch gar zu klein.

Heute doch von tausend Flammen
Glänzt die Fläche bis zum Grund,
Heute nehm' ich mich zusammen,
Oeffne den verschämten Mund,
Sonne mich im Jubelsaale,
Spiegle Bilder Blick für Blick,
Und als Fluß zum ersten Male
Geh' ich mich dem Thal zurück.**)

---

*) Eine der so häufigen Hendiadys. Siehe den „alten Weidenbaum" an „der Ilme leisen Fluthen" (Werke, III. S. 173). Wie hier, konstruirt Goethe in seinen Altersgedichten oft Perioden mit zwei hypothetischen Nebensätzen (z. B. in den Versen an Knebel: „Zuspruch ist ein fremdes Wort", daselbst, II. S. 434), welche unter sich nicht verbunden sind. Doch steht oben „wenn" für „wann".

**) Diese drei Strophen sind vom 20. November datirt.

Der Tag, in Begleitung von Pallas und Ilia, führt Wissenschaften und Künste*) vor. Aurora, Epos und Tragödie empfangen sie.

Tag. Heil, o Schwestern, dem Bemühen,
Wie Ihr Eure Pflicht gethan!
Was die Dichtkunst Euch verliehen,
Führtet Ihr mit Lust heran.

Nun mag sich Kunst und Wissenschaft erholen,
Darstellen, wie sie sich zum Bild entwarf.**)
Die Dichtkunst habt Ihr wohl empfohlen,
Die es doch weniger bedarf.
Denn sie bricht gleich einer Quelle
Felsen durch,***) wo's ihr gefällt,
Und versendet ihre Welle
Berghinab in alle Welt.

Doch diese hier, kein wandelbar Ereigniß,
Der Pflege wollen sie empfohlen sein;
Drum führ' ich sie, ein giltig Zeugniß,
Daß es vorlängst geschehn, mit mir herein.

So sprech' ich nun den hochverklärten Namen
Amalia mit Ehrfurcht aus.
Du winktest uns. Geräuschlos kamen
Wir Eine nach der Andern;†) das zerstörte Haus,
Den Flammenraub, erbauten wir im Stillen,
Mit neuer Landschaft rings umgirrt.
So ward es denn nach unsers Fürsten Willen,
Des hohen Sohns, der unablässig wirkt.

Hier thronet er, der uns erheitert,
Daß Jede schnell das Beste schafft,
Der unsern Wirkungskreis erweitert
Zu Thätigkeiten jeder Kraft.

*) Der letzte Theil des Festspiels ist gleichsam eine „Huldigung der Künste" für sich. Aurora (schon S. 346) verbindet die „Nacht" des Prologes mit dem „Tage" hier.

**) „Sich erholen" hier der Gegensatz von „ausruhen", im Sinne: „zu ihrem Rechte, an die Reihe kommen", „nachholen"; sie, d. h. „Kunst und Wissenschaft" hier als Einheit, in der nächsten Strophe als Mehrheit gedacht.

***) „Ein Regenstrom aus Felsenrissen", Schiller in: „Die Macht des Gesanges". „Wo's ihr gefällt," daher wegen der Spontaneität der Gabe „ein wandelbar Ereigniß," während die Wissenschaften stetig wirken.

†) Der sanaisährige Bau des Schlosses zu Weimar an Stelle des 1774 eingeäscherten (s. Werke, III. S. 173: „Stadt des Fürstenhauses Gluthen").

Hier thronet sie, die uns verbunden
In stillen Tugenden erbaut,
Sie, die in schreckensvollen Stunden
Auf uns als Retterin geschaut.*)

Nun aber feiern sie im Glanze,
Wo lebensfroh das Fest ergrünt. —
Ihr tretet vor aus Eurem Kranze,
Ich rühm' Euch, wie Ihr es verdient.

Kommt her, geschäft'ge Dienerinnen,
Unsterblich, unermüdet, reich,
Was schön und nützlich, auszusinnen,
Den Göttern des Olympus gleich!

(Sie deutet auf Eine nach der Andern.)

Himmelskunde. Die zeichnet rein den Gang der Sphäre,
Ihr Griffel regelt Nacht und Tag;
Der launenhaften Atmosphäre,**)
Dem Grillenwechsel forscht sie nach.

Erdkunde. Und Diese hier vom Erdenrunde
Erweitert wandernd Uebersicht,
Ertheilt von rasch erfahrner Kunde
Dem Fürstenpaare treu Bericht.***)

Botanik. Und Fürst und Fürstin schmücken Diese,
Daß sie sich selber wohlgefällt;
Die Gegend wird zum Paradiese,
Hier blüht die ganze weite Welt.

Feldbau. Auch Jene, die in ihrem Kreise
Sich immer kräftig still bewegt,
Nach alter, nach erneuter Weise†)
Der Erde Fruchtbarkeit erregt,

---

*) Nach der Schlacht bei Jena; s. oben S. 85 und 92, zweite Note. „Retterin" gehört zu „die", nicht zu „uns".

**) Nach der Astronomie die Witterungskunde, in spätern Jahren ein Lieblingsstudium des Dichters (s. die Geschichte, II. S. 229 bis 235).

***) Zu solchen „berichtenden" Freunden des Großherzogs gehörten namentlich A. v. Humboldt und Döbereiner.

†) Erneute Weise, d. h. nach Thaerschen Grundsätzen, Schlagwirthschaft an Stelle des Dreifelder-Systems:

„Der Boden rührt sich ungesäumt
Im Wechsel jedes Jahr" (Werke, II. S. 456).

An keinem andern Orte hat Goethe so warm und poetisch den Ackerbau gepriesen als hier. Vergl. auch die zweite Strophe des Schmiedegesangs in der „Pandora".

Den Menſchen lehrt, ſich ſelbſt genügen,
Gefeſſelt gern am Boden bleibt,
Indem ſie mit gewiſſen Zügen
Die lange, reine Furche ſchreibt.
Dagegen*) ſchaut ſie mit Entzücken,
Wie grün der neue Halm ſich blähet
Und auf der Berge feſtem Rücken
Ein Stufenwuchs den Wald erhöht.
Sie iſt's, an der wir uns erbauen,
Die uns im Lebenskreis belehrt,
Auf die wir Alle kindlich ſchauen:
Gefördert ſei ſie, wie verehrt!

Die Künſte.

Was die Künſte ſich erkühnen,
Baukunſt, Bildkunſt, Malerei,
Steht an Säulen, Mauern, Bühnen
Einem günſt'gen Blicke frei.
Doch, erregt durch Euer Kommen,
Haben ſie es unternommen,
Manchen Abend, manche Nacht
Muſterbilder dargebracht,
Die Ihr günſtig aufgenommen.

Tonkunſt. Und Tiefe, die ſich gern in Töne ſonſt verbreitet,
Sie zog mit uns im Stillen fort;
Im Takte hat ſie uns geleitet
Und gab uns manch melodiſch Wort.

So ſtehn wir zuverſichtlich Alle
Und ſchämen uns des Eigenlobes nicht;
Ruhmredigkeit wär' es im andern Falle,
Jedoch in dieſem iſt es Pflicht.

Noch manche Tugend ſchmückt ſich ungeduldig
Und rüſtet ſich zur That geſchwind;
Denn Rechenſchaft, wem wären wir ſie ſchuldig,
Wenn wir es nicht der Allerhöchſten ſind?

*) Den Gegenſatz bilden die nachfolgend geſchilderten Wieſen und Forſten, bei deren Kultur der Landmann nicht am Boden gefeſſelt „die Furche" zu ziehen braucht. Stufenwuchs drückt die verſchiedenen Altersklaſſen der Waldbeſtände aus („Wunderwuchs" oder „Wunderwachs" ſ. Werke, II. S. 450).

Die Tochter hat ſie uns geſendet,
Der dienen wir und dem Gemahl;
Wohin ſich Blick und Finger wendet,
Dahin bewegt ſich unſre Zahl.
Und ſchon den lieben Enkeln*) darf's nicht fehlen;
Was gut und ſchön, im frohen Chor
Begegnet es den jungen Seelen,
Und freudig blühen ſie empor. —

Nun aber an die Wiege! Dieſen Sprößling
Verehrend, der ſich ſchnell entwickelnd naht
Und bald herauf, als wohlgewachſner Sprößling,**)
Der Welt zur Freude hoch und höher ſteigt!
Sein erſter Blick begegnet unſerm Kreiſe,
Er merkt ſich Einer wie der Andern Blick,
Gewöhnet ſich an einer Jeden Weiſe,
Gewöhnt ſich an ſein eigen Glück.***)

Er ſei ein Harfner, dem die Muſen
Den Pfalter wohlgeſtimmt gereicht!
Und ſo gelingt's dem freien Buſen;
Denn alle Saiten ſchweben leicht,
Bereit zur Hand, bereit zum Klange;
Ein Lied erfolgt, man weiß nicht wie. —
Sein Leben ſei im Luftgeſange
Sich und den Andern Melodie!

Der pilgernde Genius. Kinder mit leeren, aber geſchmückten Reiſetafeln. †)

Tag. Ach, warum ſchon unterbrochen!
Warum trübſt Du unſern Blick?

---

*) Die Prinzeſſin Maria (ſeit 1827 Prinzeſſin Karl von Preußen) und Prinzeſſin Auguſta (ſeit 1861 Königin von Preußen und ſeit 1871 deutſche Kaiſerin).

**) Der erſt in demſelben Jahre geborne, gegenwärtig regierende Großherzog Karl Alexander von Sachſen-Weimar. Im vorigen Verſe müßte, ſtreng genommen, noch ein zweites „ſich" ſtehen. „Entwickelnd" iſt abſichtlich gewählt; „entwickelt" würde nur die Gegenwart, nicht auch die Zukunft ausdrücken. Der Vergleich mit einem Baume liegt zu Grunde. „Sprößling", wie in den „Wahlverwandtſchaften" (Werke, XIV., S. 227): „jungen Aufſchößlinge".

***) Das Glück iſt „ſein eigenes", weil er Weimar als Heimath der Künſte ſchon gleichſam ererbt.

†) Dieſelben allegoriſchen Perſonen, welche den „Prolog" eröffneten, beſchließen hier den „Epilog". Die Tafeln, welche im Prolog mit „Kin-

Schauen wir auf wenig Wochen*)
Wie auf jahrelanges Glück,
Wagen wir nicht auszusprechen,
Wie uns diese Zeit ergetzt,
Wo der Geist ohn' Unterbrechen
Jegliche Sekunde schätzt.
Soll uns das vorüberschwinden,
Als wenn Alles eitel sei,
Klagend wir uns wiederfinden:**)
Alles, Alles ist vorbei?

Genius. Nicht vorbei! Es muß erst frommen:
Großes in dem Lebensring
Wird nur zur Entwicklung kommen,
Wenn es uns vorüberging.
Mögen frische Tafelpaare
Glücklich zeichnen ihre Bahn!
Wandle sie zum neuen Jahre
Neu den Ihrigen heran!
Wir mit heitern Augenbraunen***)

---

dern", „Klüften", Städten" gefüllt waren, sind jetzt „leer", weil das Jahr abgelaufen ist. — Die Personen des Epilogs stellten vor: Den Tag: Fr. von Fritsch (Henriette, geb. v. Wolfskeel-Reichenberg, Gattin des Ministers; s. oben, Seite 23, Note), Ballas: Frl. v. Brawe, Knaben: v. Heimrod (K. Friedr. Ad., später großh. hess. Hauptmann) und v. Buchwald (Sohn des Kammerherrn?, s. „Faust als Doktor"), Nike: Fr. v. Pinker (Gattin des Landraths, s. „Marina"), Himmelskunde: Gfin. v. Fritsch (Konstanze, Hofdame, s. Werke, II. S. 417, u. III. S. 333), Erdkunde: Frl. v. Harstall (aus Ilmla bei Eisenach, später Frau v. Harstall), Ackerbau: Frl. v. Buttlar (später Freifr. v. Mannsbach auf Teichwolframsdorf), Botanik: Frl. Wegland (Tochter des Geh. Raths Phil. Christ. W.), Plastik: Frl. Kämpfer (Tochter des Hofschirurg.), Baukunst: Frl. Salomon (Gouvernante der anwesenden Enkelin des Großherzogs, Prinzessin Helene v. Mecklenburg-Schw., nachmals Herzogin von Orleans), und Malerei: Fr. v. Olschakdilsch (Gesellschafterin der Fürstin Metschersky, s. Tell's Kind). — Ueber den Vortrag obigen Epilogs seitens der Frau von Fritsch schreibt Goethe an Brühl (Teichmann, a. a. O., S. 347) am 14. Januar 1813: „Bei diesem Anlaß darf ich nicht verschweigen, daß unsre liebe Neoterpe in diesen Tagen glücklicherweise eine Aristeia, das heißt verdolmetscht: eine vollkommen darstellende Erscheinung ihrer innewohnenden Kräfte und Tugenden gehabt habe. — Auch ist es so vollkommen geglückt, daß sie als der liebenswürdigste Stern unter Sternen und Sonnen zum Schluß aufleuchtete."

*) Die Beluchtzeit der Kaiserin. Sie war am 1. Dezember angekommen (s. „Briefe von Schiller's Gattin an e. berür. Fr.", S. 440) und verließ Weimar den 21sten.

**) Das Kolon ist als nach „klagend" stehend zu denken.

***) Die Formen „Braue" und „Braune" wechseln bei Goethe, hier letztere schon des Reimes wegen. Die „Augenbraunen" sind hier der Sitz der

Segnen ſie von Ort zu Ort;
Das Verſtummen, das Erſtaunen
Bildet ſich als Liebe fort.*)

Heiterkeit, in Gegenſatz zu den, Stolz und Heftigkeit ausdrückenden gerunzelten Augbrauen, nach Analogie des lat. supercilium, ital. ciglio und franz. sourcil.

*) Zum Schluß laſſen wir noch Schiller's Wittwe den Eindruck ſchildern, den das ihren Gatten ſo hoch feiernde Feſtſpiel auf ſie machte. Sie ſchreibt an Knebel den 23. Dez. 1818: „Abends (den 22.) war ich bei der Miniſterin von Fritſch, die uns mit den übrigen Damen und dem Kammerrath Goethe das Feſtſpiel vordeklamirte. Goethe hatte dem Sohn das Manuſkript anvertraut. Es hat mich ſehr gerührt. Es iſt als Kunſtwerk, als Poeſie, ſchön und ergreifend. Die Charakteriſtik der Dichter, die hier lebten, wie ſeine eigne, hat mein Gemüth innig dem=gt. Was er über die Stücke ſagt, iſt wunderſchön. Ueber ſich ſelbſt iſt er eigentlich zu leiſe hinweggegangen; doch weiß ich es ſehr gut zu verſtehen, da ich ſeine Beſcheidenheit kenne, die nur Diejenigen erkennen können, die ihn in den Momenten ſehen konnten, wenn er eben eine ſolche Dichtung vollendet hatte"; „Br. an c. verw. Fr.", S. 441, und daſ. S. 351: „Ich hoffe, er (Gegebene) hat geſehn, wie man Goethe hier betrachtet, und wie von allen Seiten man zuſtrömte, um ſich ſeiner Gegenwart zu erfreuen. Alle Mutter, Tanten u. ſ. w. warteten auf ſeinen Beifall für die Übrigen."

Anhang.

Maskenzug zum 30. Januar 1809.

Was wir bringen. 1814.

Nachspiel zu den „Hageſtolzen“.

Vorbemerkung des Herausgebers.

Die nachfolgenden drei Gelegenheitsgedichte ſind, wie die „Völkerwanderung“ vom Jahre 1810 (ſ. Maskenzug Nr. 11) und das „Willkommen“ 1814 (Werke, III. S. 409), aus der gemeinſamen Thätigkeit mit Andern hervorgegangen.

1. Der Maskenzug zum 30. Januar 1809. Dieſer, wiederum zur Geburtsfeier der Herzogin Louiſe beſtimmte große Masken-Aufzug ward gebildet von den vier Elementen mit ihren Begleitern, welchen ein Genius folgte, um der Gefeierten heimiſche Dichtergaben, Oberon's Lilie, Tell's Apfel, Herder's Palmen und Taſſo's Lorbeerkranz zu überreichen. Den Schluß bildeten die heiligen drei Könige mit dem Morgenſtern, welchen Sonne, Mond und Sterne voraufgingen. Unter den Letzteren erſchienen auch die damals erſt neuentdeckten vier Planeten Veſta, Juno, Ceres und Pallas. Goethe verfaßte die Verſe, mit welchen ein Sterndeuter — A. Schöll nennt ihn „Seni“ (im „Wallenſtein“) — dieſe Planeten vorführte, und außerdem eine Strophe, welche die „das Kind in der Krippe ſuchenden“ Landleute, Gärtner und Hirten zu ſprechen hatten. Unter den Landleuten befand ſich Goethe's Gattin, während Oken den dann folgenden Morgenſtern vorſtellte. Die übrigen erklärenden Gedichte rührten von andern Verfaſſern her.

Die Aufführung erfolgte am 3. Februar im Stadthauſe,

da am 30. Januar selbst „Antigone“ in Rochlitz' Bearbeitung die Festfeier im Theater ausmachte. Goethe's Beiträge zu dem Gedicht erschienen unter seinem Namen 1809 in der „Zeitung f. d. eleg. Welt“ Nr. 31 und im „Morgenblatt“ Nr. 50, außerdem ohne Nennung seines Namens in der zu Weimar in acht Blättern veröffentlichten Sammlung aller Gedichte des Aufzugs (s. A. Schöll, Goethe's Briefe an Frau v. Stein, III. S. 405, und Hirzel's neues Verzeichniß einer Goethe-Bibl., 1862. S. 56).

2. Was wir bringen, 1814. Dies Vorspiel ist gemeinschaftlich von Goethe und Riemer in der Art verfaßt, daß der Entwurf in den Hauptzügen von Ersterem, die Ausführung zum größten Theil, wenn nicht ausschließlich, von Riemer herrührt. Der Ton ist oft leichter und gelenker als der des spätern Goethe; jedoch fehlen die originellen und in präziser Form fruchtbare Ideen bergenden Perioden, die seiner Feder stets wie von selbst entfallen, mag er in gebundner oder ungebundner Rede sprechen. Weder das Allegorisch-Poetische, noch das Didaktische des Stücks zeigt die Löwenklaue. In den ersten vier Auftritten, besonders aber im achten, glauben wir Goethe's Sprache hie und da zu vernehmen, vom fünften bis zum siebenten nur die Riemer'sche. Goethe hätte es auch vorgezogen, Neues, Eigenes zu geben, statt, wie hier von Riemer geschehen, mühsam Worte Reil's in Reime umzusetzen. Und ist das Stück auch reich an Goethischen Wendungen, so machen sie doch oft den Eindruck der Imitation oder der Uebertreibung, der Charge.

In den „Annalen“ von 1814 erzählt Goethe, daß er das Vorspiel zur Eröffnung der Vorstellungen seines Theaters zu Halle und zugleich als Todtenfeier Reil's, dem die

dortige Bühne ihre Entſtehung verdankte, zu Berka entworfen, daß es dann, als er ſich dem „Epimenides“ zugewandt, durch Riemer „nach Verabredung ausgearbeitet“ worden ſei. Damit ſtimmt überein, was Goethe an Kirms am 18. Mai 1814 ſchreibt: „Wie gern ich Gelegenheitsgedichte bearbeite, habe ich oft geſtanden, und wie geſchwind ich mich zu einem ſolchen Unternehmen entſchließe, davon mag zeugen, daß ich mich ſoeben mit einem kleinen Vorſpiel beſchäftige, nach dem Wunſch der Badedirektion in Halle, welche etwas Zeitgemäßes, das ſich zugleich auf den verewigten Reil bezöge, vor Kurzem verlangt hat. — Die Wirkung nach Halle und von Halle wird mir leicht; es geſchieht durch unſre Schauſpieler, deren Fertigkeiten ich kenne, und für die alſo, mit einigem Geiſtesaufwand, wol ſolche Rollen zu ſchreiben ſind, welche Gunſt erwerben. Von Lauchſtedt her läßt ſich Manches anknüpfen, in Halle ſelbſt habe ich perſönliche Verhältniſſe, und zudem iſt es wol erlaubt, das Ganze überhaupt leichter zu nehmen“ (bisher ungedruckt). Am 20. Mai ging Goethe an den „Epimenides“, und Riemer übernahm das „Vorſpiel“, welches Anfangs Juni beendigt war. Denn Kirms ſchreibt bereits am 12. Juni an Iffland, ohne Riemer's Beihilfe zu kennen: „Herr von Goethe hat auch ein Vorſpiel für Halle gedichtet, worin des Bergraths Reil rühmlich gedacht wird; es iſt ſehr gelungen“. Es gefiel in Halle bei der Aufführung am 17. u. 19. Juni und riß ſogar, nach Gotthardi's Ausdruck, das Publikum hin (Weim. Theaterbilder, I. S. 148, und beſonders 150).

Das Stück beſteht aus vier Theilen. Der 1. Auftritt, als ein Prolog für ſich, knüpft an das gleichnamige Vorſpiel von 1802 (oben S. 31) an und geht über zur Ge-

denkfeier Reil's. Diese zerfällt in eine allgemeine Todtenfeier (2. bis 4. Auftr.) und in eine besondere Gedenkfeier dessen, was Reil für Halle gethan (5. Auftr.), wozu die Gründung des Theaters gehörte. Damit ist der Uebergang zum letzten Theil (6. bis 8. Auftr.) gefunden, welcher das eigentliche „Was wir bringen" enthält. Außer Merkur ist aber keine einzige Allegorie des so benannten Vorspiels von 1802 wiederholt, mit welchem daher ein äußerst loser Zusammenhang besteht. Vielmehr sind zu dem letzten Theile die Figuren von Mozart's Oper: „Die Entführung aus dem Serail" benutzt. Die patriotische Freude über die Befreiung des Vaterlandes von dem fremden Joche geht durch das ganze Stück. Reil's Leben und Charakter boten grade hiefür die schönsten Motive, während dem Vorspiel von 1802 die Politik ganz fern blieb.

Goethe fand es angemessen, in einem am 18. März 1816 ins „Morgenblatt" eingerückten Aufsatze: „Ueber die Entstehung des Festspiels zu Iffland's Andenken" (des demnächst folgenden Nachspiele) sich über die Vorzüge derartiger geselliger Arbeiten auszusprechen. „Es schickt sich," heißt es hier, „zu Gelegenheits-Gedichten diese Art zu arbeiten am Allerbesten, vorzüglich auch, weil hier keine selbstständigen, dauerhaften Meisterwerke gefordert werden, sondern solche, die nur im Vorübergehen einen Augenblick reizen und gefallen sollen" (Werke, 40bdge. A. XXXV., S. 419).

Gedruckt erschien das Vorspiel zuerst 1816 in den Werken (V. S. 401 bis 421) unmittelbar nach dem „Was wir bringen" von 1802, und ebenso in den späteren Ausgaben. Den Grund, weshalb wir von dieser Anordnung abgewichen, haben wir oben S. 6 angegeben.

3. Nachſpiel zu den „Hageſtolzen“. Sogleich nach Iffland's Tode (den 22. September 1814) forderte die berühmte Schauſpielerin Friederike Bethmann (frühere Unzelmann) die deutſchen Theaterdirektoren auf, zum Beſten eines Iffland zu errichtenden Denkmals an ſeinem im April bevorſtehenden Geburtstage ſämmtlich eine Vorſtellung mit den beſten Szenen aus deſſen beſſeren Stücken zu geben. Sie bat Goethe um einen Prolog zu einer ſolchen Vorſtellung. Dieſer, ſoeben zurückgekehrt von einer dreimonatlichen Reiſe an den Main und Rhein, wegen Ueberhäufung mit Arbeiten außer Stande, dem Wunſche nachzukommen, antwortete am 12. November ablehnend (ſ. Dorow's „Krieg, Lit. u. Theater“, S. 283), jedoch mit der Bemerkung: „Gern möchte ich unſerm verewigten Iffland auch auf meine Weiſe ein Denkmal ſtiften und zu jenem beitragen, das eine ſo liebe Hand errichtet.“ Eine Gelegenheit hierzu bot die Gedächtnißfeier zu Schiller's Andenken am 10. Mai 1815 auf dem Weimariſchen Theater. Goethe veranſtaltete die Feier zur Erinnerung an beide Männer. Auf die beiden letzten Akte von Iffland's Hageſtolzen (ein Luſtſpiel in 5 Aufzügen, 1793) folgte das Nachſpiel, dann Schiller's Glocke, dramatiſch inſcenirt, und das Ganze ſchloß mit dem Epiloge oben Theaterreden Nr. 9.

Von dem Nachſpiel ſagt Goethe ſelbſt, daß es, „in Verſen geſprochen, ſogleich den Ton etwas höher nehmen durfte, obwol die Zuſammenſpielenden nicht eigentlich aus ihrem Charakter heraustraten. Die in dem Stücke ſelbſt obwaltenden Mißverhältniſſe kamen auf eine läßliche Weiſe wieder zur Sprache und wurden freundlich beſchwichtigt, ſo daß zuletzt Margrete, ihre Perſönlichkeit nicht ganz verleugnend, in einen Epilog höheren Stils übergehen konnte,

welcher, den Zweck des Ganzen näher bezeichnend, die Verdienste jenes vortrefflichen Mannes mit würdiger Erhebung einigermaßen aussprach" (Morgenblatt, 1815. Nr. 151 u. 152; Werke, 40bdg. A. XXXV. S. 398 f.).

Goethe's Mitarbeiter war der Regierungsrath (spätere Ober-Konsistorial-Präsident) Friedrich Peucer, mit dem er zu Dresden im Waffenstillstande 1813 für Frieden und gegen die Fortsetzung des Krieges gewettet hatte (s. Werke, III. S. 332). Peucer hat später (Weim. Blätter, 1834) berichtet, wie es bei diesem geselligen Arbeiten hergegangen. Der Plan wurde gemeinsam festgestellt, Peucer arbeitete dann das Ganze aus, sandte es an Goethe, und Dieser änderte, setzte zu und drängte das Ganze mehr zusammen. Namentlich sind die zweite und die dritte Gruppe sehr verkürzt. Auf Goethe kommt etwa ein, auf Peucer zwei Drittel des Vorhandenen. „Allerdings", sagt Peucer, „war es eben Goethe's Natur und Eigenthümlichkeit, daß in seiner Nähe die Individualität des Andern erlosch und in der seinigen unterging." Zuerst erschien das Nachspiel im „Morgenblatt", a. a. O., und nach Goethe's Tode in den Werken (zuerst 1840, a. a. O., S. 401 bis 417). Zum Lobe Peucer's ist zu sagen, daß er seinem eigenen Tone und seinen eigenen Empfindungen treu und von jeder Nachäfferei Goethe's frei geblieben ist. Seine Verse erheben sich unendlich weit über Geist und Ausdruck des Iffland'schen Stücks, dessen beide letzten Akte, ein für sich bestehendes ländliches Bild, allerdings den gefälligsten Eindruck des Ganzen machen, eines nicht gerade sehr naturwahren Ausläufers des Rousseau'schen Natur-Evangeliums.

Maskenzug.

Am 30. Januar 1809.

Sternbenter.

Fixsterne sind aus jenen Höhen
Nicht allzu deutlich zu verstehen;
Ich aber beachte die Planeten,
Weil diese ganz verständlich reden.
Der neuen, der sind ihrer vier,
Bekrönt mit holder Namenszier:
Juno, Vesta, Pallas, Ceres genannt,
Klein und vor Kurzem noch nicht bekannt.*)
Die thun sich Alle bei mir beklagen,
Daß sie am Himmel kaum zu ertragen:
„Hätte uns in jener Schöpfungsnacht
Ein mächt'ger Geist zusammengebracht,**)
So sähen wir auch nach etwas aus,
Verehrt am hohen Himmelshaus:
Wir schwängen uns in einem Kreise
Nach unsrer Mitgesellen Weise.
Die Namen, deren wir viere tragen,
Denen wollten wir so gern entsagen;
Damit uns Welt und Nachwelt priese,
So nennten wir uns gleich Louise."

---

*) Diese vier Planeten wurden in den Jahren 1801, 1802, 1804 u. 1807 entdeckt, nachdem ihre Existenz oder doch das Vorhandensein eines Planeten zwischen Mars und Jupiter von den Astronomen längst angenommen war (Herschel, Bode u. A.). Seit 1845 haben neue Entdeckungen die Zahl dieser sog. kleinen Planeten bis über hundert vermehrt (vergl. Werke, XIX. Nr. 871 und 872, Note). Den 1781 entdeckten Uranus hatte Goethe schon 1784 gefeiert (s. Musenzug No. 6).

**) Die Supposition ist also, daß statt der vier kleinen ein großer Planet gebildet wäre, der dann den Namen Louise würdig trüge, gleichsam als Sammelname von vier Göttinnen.

Landleute, Gärtner, Hirten.

Nun folgen die Erdenkinder nach,
Zu horchen, was der Himmel ſprach;
Sie gehen vor ſich hin ſo ſtumm
Und ſehen ſich gar verwundert um.
Ich glaube, daß es dieſelben ſind,
Die in der Krippe ſuchten das Kind
Und die nun ſchüchtern näher treten,
Ihre jetzige Herrin anzubeten.

Was wir bringen.

Fortſetzung.

Vorſpiel zu Eröffnung des Theaters in Halle

den 17. Juni 1814.

Von

Goethe und **Riemer.**

Personen.*)

Merkur.
Klotho.
Lachesis.
Atropos.
Nymphe der Saale.
Schauspielkunst.
Bassa Selim.
Konstanze.
Belmonte.
Pedrillo.
Blonde.
Osmin.
Gefolge der Schauspielkunst und
Gefolge des Bassa.

*) Es stellten dar: P. A. Wolff: den Merkur, Fr. Lorzing: Klotho und Saalnymphe, Louise Beck: Lachesis und Blonde, Am. Wolff: Atropos und Schauspielkunst, Benj. Bassa, Fr. Unzelmann: Konstanze, Wolfke: Belmonte, Unzelmann: Pedrillo, und Genast d. J.: Osmin. Wiederholt wurde die Vorstellung zu Halle den 19. Juni. Der Eröffnung folgte Goethe's Tankred (nach Voltaire). Die Gesellschaft spielte zu Halle vom 17. Juni bis zum 5. September.

Wald, Tempel.

Vorn zwei alte Baumstämme.

Erster Auftritt.

Merkur. Das, was vor Jahren wir in Lauchstedt brachten,*)
Das ist von Euch noch Manchem wohlbekannt,
Und damals galt's, ein eng veraltet Haus
Mit einem neuen, freiern zu vertauschen.
Da ward es Jedem wohl, wenn aus der Klemme
Er in die breitre, bessre Wohnung trat
Und mit Bequemlichkeit und heiterm Sinn
Die Bilder schaute, wie sie gaukelten.
Heut aber sehen wir kein neues Haus;
Es ist dasselbe, das durch Eure Gunst
Uns öfter schon zu Eurer Lust empfing;**)
Doch sind' ich es verändert, weiß nicht wie.

Es kommt mir vor, als ob die Sämmtlichen
Die Ellenbogen freier zu bewegen
Im Falle wären,***) ohne grad' einander
Unfreundlich anzustoßen. Alle scheinen mir
Bequemlicher zu sitzen, ob die Bänke gleich
Nicht frisch gepolstert sind. Was ist denn das? —
Ich frage, wie Ihr seht, und weiß genau
Schon, was ich frage; drum antwortet nicht!
Denn wir verstehn uns schon und wollen uns
Wie sonst vergnüglich unterhalten; ist ja doch
Gerechte Zeit für diesmal uns gegeben.

---

*) „Brachten" mit Beziehung auf das Lauchstedter Vorspiel v. J. 1802: „Was wir bringen" (oben S. 41).

**) S. oben Theaterreden, S. 244.

***) Figürlich zu nehmen, mit Bezug auf die Befreiung von dem französischen Joche, speziell von der Herrschaft Jerôme's.

Nun, auf beſagtes Damals noch einmal
Zurückzukommen, ſind Euch wol die beiden
Geſtalten noch zumeiſt erinnerlich,
Die ihrer Zeit als komiſch treues Pärchen*)
Euch in ſo mancher Formenwandelung
Durch ihrer Laune guten Fluß ergetzten.
Sie ſind der Welt bekannt, und ihre Namen
Nennt ſchon der alten Dichter frommer Mund;
Doch darf, ja, muß ich ſie wol auch Euch nennen,
Wie ich ſie damals Euch ſchon vorgeſtellt.
Philemon heißt der Mann, und Baucis ſie.
So weit iſt Alles gut! Doch nun vernehmt,
Was mit den guten Alten ſich begeben!

Es hat der Götter Schluß und gnäd'ger Wille
Das treuverdiente Paar im Fach der Alten,
So zur Belohnung ihrer würd'gen Thaten
Als auch der Welt zum Muſter und Exempel,
In zwei Standbildern rühmlichſt aufgeſtellt
Und, weil beſonders ſie als Oberförſter
Und Oberförſterin wohlgefällig ſich gezeigt,
Ganz in der Draperie von ſchönen Bäumen
Zur Zier des Tempels, dem ſie würdig dienten. —
Da ſtehn ſie nun in grünen Uniformen,
Aufs Munterſte mit Eydeu dekorirt,
Und ruhn gemächlich ſo in ihren Fächern
Noch als die treuen, immergrünen Alten.

Heut aber iſt es Zeit, die rechte Zeit,
Ins Leben ſie, zum Leben zu erwecken,
Damit ſie Antheil auch zum zweiten Male
An Allem nehmen, was der Tag uns bringt,
Und bei des Friedens allgemeiner Feier
Die Alten jugendlich ſich wieder freun.
Sie geben ſich vor ſo viel werthen Gäſten
Wol ganz wie ſonſt aufs Heiterſte zum Beſten.

*) Vater Marten und Mutter Marthe (S. 41 oben), dargeſtellt von Malkolmi und Frau Beck, welche 1814 noch wie 1802 in den Rollen komiſcher Alten beim Weimariſchen Theater thätig waren. Schon 1802 im 9. Auftritt von „Was wir bringen" (oben S. 51) ſind ſie als Philemon und Baucis der griechiſchen Sage (ſ. auch Ovid) aufgefaßt. Auch iſt dort (S. 41) bereits erwähnt, daß die Darſteller dieſer Rollen den Oberforſter und die Oberforſterin in Iffland's „Jägern" gaben.

Wir wollen ſehn, ob ihr Humor erhalten: —
Ich gehe jetzt und wecke erſt den Alten.*)

Doch wie? — Was iſt mir? Wie bejangen
Auf einmal ſind mir Hand und Herz?
Es ſteckt in meinem Busen das Verlangen,
Und mich verläßt gewohnter Scherz.

(Ernſte Muſik, mehr feierlich als traurig, kann Nachſtehendes melodramatiſch begleiten.)

Denn Geiſterſtimmen, wie aus tiefen Klüften,
Vernehm' ich nah und näher in den Lüften,
Verhangnißvolle Wundertöne,
Die mir der Parzen nahe Ankunft deuten. —
Ihr müßt auf eine andre Szene,
Auf Ernſt und Feier**) Euch bereiten.
Nicht günſtig iſt die Zeit den Scherzen,
Der Himmel ſelbſt ſcheint ſich zu ſchwärzen. —

Doch fürchtet nicht! Die Seelen ſanft berühren,
Iſt mir die viel willkommenere Pflicht,
Als ſie den Schatten zuzuführen;
Drum ſchaut getroſt, es bleibe Licht!

Zweiter Auftritt.

Merkur. Der Parzen jüngſte ſeht Ihr kommen,
Die Aller Lebensfaden ſpinnt;
Ernſt iſt ſie zwar, in ſich genommen,
Doch allen Menſchen hold geſinnt;
Und wie ich mag aus ihren Blicken leſen,
Iſt heitrer diesmal ihr gefällig Weſen;
Gewiß, ein großes Werk iſt ihr gelungen,
Worin der Welt ein Heil und Euch entſprungen.

(Klotho***) läßt ſich auf dem Felſen ſehen.)

*) Nach Düntzer (N. Goethestudien, 1861, S. 321) ſollte hier urſprünglich wirklich das Erwachen der beiden Alten aus der Baum-Verzauberung dargeſtellt werden, und wäre dies nur deshalb unterblieben, weil man darin eine Parodie auf das „Erwachen des Epimenides", den von Goethe nachträglich gewählten Gegenſtand der Berliner Feſtfeier, hätte finden können. Die Quelle dieſer Annahme kennen wir nicht. Jedenfalls lag die Gedenkfeier Reil's, zu der das Vorſpiel nun übergeht, ſchon im urſprünglichen Plane (ſ. die Vordemerkung).

**) „Ernſt und Feier", für „ernſthafte Feier".

***) Klotho hat unter den drei Parzen die Funktion, den Lebensfaden zu ſpinnen, Lachesis, ihn zu weiſen oder zu haspeln, und Atropos, ihn abzuſchneiden (ſ. „Fauſt", Werke, XIII. S. 25 f.; Dante, Purg., XXI. 25 u. XXV. 79).

Dritter Auftritt.

Klotho (langsam heruntergekommen).
Ein würdig Dasein ward von mir gesponnen,
Das, vollgedrängt, die goldne Spindel trägt;
Von guter Mischung hab' ich wohlbesonnen
Gehalt und Kraft des Fadens angelegt;
Zum Heil der Menschen ward das Werk begonnen,
(Zu Merkur.)
Zu ihrem Heil in Deine Hand gelegt;
Du wirst es dann der Schwester übergeben,
Sie weis' es aus zum wirkungsreichen Leben.*)

Merkur. Ein treffliches Gespinnst, muß ich bekennen,
Der Faden tüchtig und durchaus sich gleich,
Voll ächten Werths, an Wundergaben reich,
Wie ihren Lieblingen die Götter gönnen:
Des Sängers Mund, des Sehers hohe Kraft,**)
Des Arztes Kunst und tiefe Wissenschaft. —

Klotho (gegen die Zuschauer gewendet).
Und dieses Leben sollt Ihr billig kennen,
Das Land wohl kennen, dem es angehört:
„Das immerdar in seiner Fluren Mitte
Den deutschen Biedersinn, die eigne Sitte,
Der edlen Freiheit längsten Sproß genährt",***)
Das meerentrungne Land voll Gärten, Wiesen,
Den reichen Wohnsitz jener tapfern Friesen.

(Klotho ab. Lachesis kommt, ein Kind trägt die Weise.)

Merkur (reicht ihr nur den Faden hin und behält die Spindel).
So übergeb' ich denn mit günst'ger Zunge
Dies theure Pfand den treuen Pflegehänden;

---

*) Das „Ausweisen" erfolgt demnächst durch Lachesis (Sanders führt unter „weisen" die Komposita abweisen, aufweisen, ausweisen an).

**) Nach Steffens (Denkschrift auf Reil, 1815, S. 39) war Reil kein Dichter, ob er gleich nicht ohne Glück einige Gedichte verfertigte.

***) Die als Allegat bezeichnete Schilderung Ostfrieslands ist Reil's patriotischer Abschiedsrede von Halle vom 8. Juli 1810 (S. 321 f. kl. Schriften. Halle 1817) fast wörtlich entnommen: „In einem Lande geboren, das in seinen Schlupfwinkeln die Trümmer des Biedersinns und der eigenthümlichen Sitte, sowie die letzten Wurzeln der deutschen Freiheit am längsten grün erhalten hat, werde ich diese mit der Mutter milch eingesogne Gesinnung als ein heiliges Unterpfand bis an das Ende meiner Tage bewahren." Der „längste" Sproß oben ist daher zu verstehen als der „längstdauernde", „längsterhaltene".

Du legſt es an, daß in der Zeiten Schwunge
So edle Kräfte ſich um Zweck vollenden.

Lachesis (fängt an zu weben, etwas ſchnell, ſo daß der Faden einigemal herumgeht).

Merkur. Gemach, gemach! Nicht mit ſo raſchem Sprunge
Geziemt ſolch Lebens hohen Werth vergeuden;
Bedenke, daß in jedem Radesſchwunge
Dem Sterblichen ſich Jahre vorbedeuten!

Lachesis. Raſch ſchlägt der Puls des jugendlichen Lebens,
Raſch ſchießt der Pflanze Trieb zum ſchlanken Ziel;
Die Jugend freut ſich nur des Vorwärtsſtrebens,
Verſucht ſich weit umher, verſucht ſich viel.
Der Kräfte Spielen iſt drum nicht vergebens,
So kennt ſie bald ſich Umfang, Maaß und Ziel:
Der Moſt, der gährend ſich vom Schaum geläutert,
Er wird zum Trank, der Geiſt und Sinn erheitert.*)

So vorgeübt an Geiſt- und Willenskräften,
Zum Wiſſen wie zur Thätigkeit gereift,
Führt ihn Beruf zu ſtetigen Geſchäften,
Die er mit Luſt, zu ſicherm Zweck ergreift,**)
Weil That und Wiſſen ſich zuſammenheften,
Sich eins am andern nährend ſtützt und ſteift;
Und ſo von inn- und außen gleich berufen,
Erſteigt er hier des Lehramts hohe Stufen.

Nun öffnet ihm Natur den reichen Tempel,
Er darf vertraut, ihr Prieſter, darin walten;
Nun offenbart er ſie durch Lehre, durch Exempel,
Ihr Wollen ſelbſt muß ſich in That geſtalten;
Entzifernd leicht den vielverſchlungnen Stempel,

*) „Wenn ſich der Moſt auch ganz abſurd gebärdet,
Es giebt zuletzt doch noch 'n Wein.“ (Werke, XIII. S. 68—69).

**) Am 20. Februar 1750 zu Rhaude in Oſtfriesland geboren, ſtudirte Reil von 1779 bis 1782 zu Göttingen, übte darauf die ärztliche Praxis in ſeiner Heimath, war zugleich ſchriftſtelleriſch thätig, und wurde dann 1787 als Profeſſor nach Halle berufen. Seine Thätigkeit war, nach Steffens, ſo groß, daß man ihre Möglichkeit nicht begriff: „Die Sonne ſchien für ihn ſtill zu ſtehen wie für Joſua.“ Er betrieb die Natur- und Arzneiwiſſenſchaften im großen Stil: „Wie Vieles verdankte die Univerſität dem herrlichen Reil, der wie ein wiſſenſchaftlicher Heros in der ganzen Umgebung ſeinen Platz behauptete!“ „Er war in ſeiner Gegend als Arzt angebetet, einer der berühmteſten und glücklichſten Aerzte.“ (Steffens' Denkſchrift auf Reil, Halle 1815, S. 15, 43, 48 u. 49, und „Was ich erlebte“, V. S. 139 f.) Auch Varnhagen (Denkwürd., I., 1871, S. 210) ſchildert jene Zeit, „die einen Reil hatte.“

Muß ſich für ihn ein einfach Wort entfalten,
Da Erdentiefen und des Himmels Sphären
Nur ein Geſetz der Menſchenbruſt bewähren.*)

Den alten Ruhm, den vorverdiente Geiſter
Für dieſe Stadt durch Werk und Wort begründet,
Er ſetzt ihn fort als weit geprieſener Meiſter,
Der Tauſende von Lernenden entzündet;**)
Ein ſolch Verdienſt als Lehrer und als Leiſter,
Es bleibt dem Thron nicht länger unverkündet:
Der ruft das heilſam immer neue Wirken
Zu höherm Glanz nach weiteren Bezirken.***)

(Atropos erſcheint in der Thüre des Tempels, nähert ſich langſam bei folgenden Verſen.)

Und ſeinem Herzen wird der reine Segen,†)
Von jenen Banden, jener Spannung frei,
Die fremde Macht und Satzung um ihn legen
Mit ſchwerem Dämonsdruck der Tyrannei,
Sich wieder ſelbſt, nach deutſcher Art, zu regen,
Nur ſeinem Gott, Geſetz und König treu:
„Im Schutz, den ihm des Adlers Flügel ſpenden,
Wo er begonnen, will er treulich enden.“††)

*) Reil war Anhänger der Schelling'ſchen Naturphiloſophie (Steffens' Denkſchr., S. 17). Dies ſpricht ſich auch in ſeiner vorher angeführten Abſchiedsrede aus, der die beiden Schlußverſe der Stanze entnommen ſind. Die Stelle lautet (S. 319): „Selbſt das Todte iſt zum Leben auferſtanden, die Mechanik der Himmelskörper vergeiſtet, und die Wiſſenſchaft bis in die Tiefen der Erde eingedrungen, das Naturhandeln auf Geſetze zurückführend, die einerlei ſind mit den Geſetzen denkender Geiſter.“ Vergl. oben S. 94, Note 2.

**) Reil ſagt a. a. O. (S. 317): „Die meiſten Aerzte des nördlichen Deutſchlands ſind Zöglinge meiner Schule. Ich habe vorzüglich dazu beigetragen, den Ruf und die Celebrität der hieſigen mediziniſchen Schule zu erhalten, welche Fr. Hoffmann, Stahl, Junker, Meckel und andere meiner Vorfahren einſt begründeten.“

***) Er wurde 1810 nach Berlin als Oberbergrath und Profeſſor der Medizin berufen.

†) Neben Fichte wird Reil als derjenige der Berliner Celebrität genannt, in welchem 1813 „die allgemeine Begeiſterung gipfelte“, der „aus ſeinen großen oſtfriesiſchen blauen Augen“ bei der Nachricht vom Waffenſtillſtand patriotiſche Thränen vergoß (ſ. E. M. Arndt's Biographie von Ladey, S. 67 u. 68).

††) Das Allegat ſind Worte Reil's aus ſeiner am 8. Juli 1810 gehaltenen Abſchiedsrede von Halle (S. 321 u. 322 ſeiner kl. Schriften, Halle 1817), welche lauten: „Es war natürlich, daß es mir in der Gegenwart nicht gefiel, die durch eine fremde Spannung ihre eigene Selbſtändigkeit verloren hat und in jedem Augenblick einen innern Zwieſpalt zwiſchen meinem Herzen und meinem Verſtande aufregte. Ich will beſchließen, wo ich zu leben anfing,

Atropos (bei vorh. enden Worten ganz herangetreten, versucht den Faden abzuschneiden.*)

Merkur und **Lachesis** (die ersten Worte zugleich, dann Lachesis).
Halt ein! Halt, unerbittlich Strenge,
Wenn je Erbarmen Deine Brust belebt:
Dies Leben ist kein Leben aus der Menge,
Das kein Verdienst und kein Talent erhebt —

Merkur. Wie es in ewig wechselndem Gedränge
Ein Tag gebiert, ein anderer begräbt;
Gewohnt, wie die Natur, zu schaffen, heilen,
Sollt' er auch nie das Loos der Menge theilen.

Lachesis. Und eben jetzt, da kaum der Fried' entblühte,
Der ihm des Wirkens wohlverdiente Frucht
Nach Tages Glutd am milden Abend biete,
Da ich des Lenzes schnell verrauschte Flucht
Ihm durch des Herbstes Dauer reich vergüte,
Durch edle Früchte seiner eignen Zucht —

Atropos (einfallend). Unwiderruflich steht des Schicksals Schluß,
Unsren vollführ' ich nur ein strenges Muß.

Merkur. Rührt Dich zum Zaudern, zum Verschieben
Nicht dieser Zeiten drängender Moment?

Lachesis. Nicht Schmerzen seiner Theuren, seiner Lieben,
Und wer ihn Vater, Freund und Retter nennt?

Atropos. Unthätig bin ich schon zu lang' geblieben,
Zu viel schon hab' ich leider ihm vergönnt;
Verwegner greift er nur in meine Rechte
Und trutzt sogar des Schicksals ew'ge Mächte.**)

Merkur. Wär' trifftig dieser Grund, ihn hätt' ich auch;
Denn ist nicht meines Amts verjährter Brauch,
Daß ich die Schatten, die Du schafft, geleite?
Der Raub an Dir ist's auch an meiner Seite.
Doch konnte dies mich nie zum Neide rühren,
Nie widerstand ich seinem Kunstbemühn;

---

unter den Flügeln des preußischen Adlers, in dessen Schutz ich die glücklichsten Tage meines Lebens genoß." Er starb unter diesen Flügeln in Halle, ohne noch den Kummer zu erleben, daß seine Heimath Ostfriesland 1814 nicht wieder an den „Adler" zurückgelangte.

*) Allgemein ist Nornen, Parzen und ähnlichen Schicksalsgöttinnen eigen, daß ihrer Zwei Glück gewähren, die Dritte eigenfinnig Unglück zusetzt.

**) „Trotzen" transitiv, s. Gaders „trotzen" 1a bis d. Von den dort angeführten Beispielen wählen wir: Hagedorn: „Du trotzest mich vergebens", Haller: „der das Schicksal trotzt" — wie oben; Opitz: „Deine Augen trotzen wohl den edelsten Rubin"; und Luther, Logau, Gryphius, A. W. Schlegel u. A. m.

Und selbst die Gabe, die nur mir verliehn,
Die Seelen sanft und schmeichelnd zu berühren,
Ich seh' ihn gern sie klüglich so verwalten,
Um Seel' und Leib im Einklang zu erhalten.

Atropos. Genug! Die grause Zeit kennt kein Verschonen,
Und Strenge herrscht in Hütten wie auf Thronen.
Und dann, wo mir gerechte Ernten reifen,
In offner Feldschlacht, in bedrängten Festen,
Wenn Heereszüge durch die Länder streifen,
Und von den wohlempfangnen, tauben Gästen
Die Seuchen still durch Stadt und Dörfer schleichen,
Ihr wirthlich Dach mit gift'gem Hauch verpesten:
Da tritt er ein, zu helfen und zu wehren
Die Opfer, die mit Recht mir angehören.*)

Lachesis. Schon sind der Opfer Dir zu viel' gefallen;
Das Theuerste, sie haben's hingegeben.
Laß es genug sein und vor Allen
Den Lebenswürdigsten, o, laß ihn leben!**) (Plötzlich Nacht.)

Atropos (den Faden im Moment abschneidend; im Tempel erscheint des Verewigten Namenszug in einem Sternenkranze).
Er lebt, lebt ewig in der Welt Gedächtniß,
Das von Geschlecht sich zu Geschlechtern reicht!
Sein Name wirkt, ein heiliges Vermächtniß,
In seinen Jüngern fort und fort erneut:
Und so in edler Nachfolg' und Gedächtniß
Gelangt die Tugend zur Unsterblichkeit.
Zu gleichem Preise sieht sich aufgefodert,
Wem gleicher Trieb im edeln Busen lodert!

(Ein Waldvorhang fällt vor den Tempel nieder. Es wird Tag.)

---

*) Hierzu aus Steffens' Denkschrift auf Reil: „Aber hinter den Heeren waren alle Städte mit zerstümmelten, verwundeten, kranken Kriegern angefüllt, die, in engen Räumen zusammengedrängt, pestartige Krankheiten erregten und ganze Gegenden ansteckten" (S. 61). In den Lazarethen zu Leipzig und Halle, den Hauptlazarethen des großen Krieges, lagen mehr als 30- bis 40,000 Verwundete aller Nationen. „Die Hauptleitung übertrug der König dem Reil", der schon vom Typhus angesteckt von Berlin nach Halle kam und ihm dort am 22. November 1813 erlag. „So lebte und starb Reil mit so Vielen in dem großen Kriege auf dem Wahlplatze, weil er den Tod nicht scheute. Und Deutschland soll sein Andenken bewahren neben dem der großen Helden. Denn deutsch war er, treu, bieder, ernst, männlich, zu großen Thaten geboren, wie er Großes that, dachte und wirkte und mehr noch vorbereitete" (S. 62—66). — „Wehren" transitiv, wie oben, veraltet (bei Sanders Beispiele) im Sinne von „schirmen, schützen, abwehren".

**) Vergl. oben S. 238: „Den Lebenswürd'gen soll der Tod erbeuten?"

Vierter Auftritt.

Merkur. Hat dieſer Auftritt Euch im Innerſten
Gerührt, bewegt, noch mehr, erſchüttert,
So wendet von dem lichten Troſtgezeichen
Zurück ins Leben Euren feuchten Blick,
Zu jenes Mannes freundlicher Umgebung,
Die er, ihm ſelbſt geſchaffen, Euch verläßt,
Um ſo durch ſeiner Nähe ſtillverborgnes
Fortwirken, durch des Lebens Anblick ſelbſt
Zum Leben immer kräft'ger Euch zu ſtärken.
Denn grünet nicht mit jedes Lenzes Prangen
Sein Schaffen fort, und immer höher, reicher?
Die Bäume, die er pflanzte, bieten ſtets
Mit immer wachſenden und breitern Aeſten
Dem Freund, dem Fremdling gern ihr wirthlich Dach. —
Ich höre ſchon von fern die Schmeichellöne,
Die Euch in ihre grüne Wölbung laden:
Es iſt die wohlbekannte der Najaden;
Erwartet Euch nun eine heitre Scene!
Sie kommt, ſie kommt! Doch ich muß fort mich ſchleichen;
Denn merkt ſie mich, ſo möchte ſie entweichen.

Fünfter Auftritt.

Neil's Garten.

(Die Melodie: „In meinem Schlößchen iſt's gar fein", von Blasinſtrumenten hinter dem Theater.)

Nymphe der Saale.*) Ich ſteh' wol auf gar morgensfruh,
Wenn Ihr noch liegt in guter Ruh,
Und ſchau' im erſten Sonnenſchein
Gleich in den ſchönen Garten hinein.

*) Zu der Idee dieſer Saal-Nymphe oder Saal-Nixe gaben zwei damals populäre Werke, Fouqué's „Undine" und das Singſpiel „Die Nymphe der Donau", mit Muſik von Ferd. Kauer, das Motiv. Bulpius hatte das Sujet des Donauweibchens urſprünglich geſchaffen in dem Roman „die Saalnixe", die Hauptperſonen deshalb auch für die Aufführungen der Oper zu Weimar und Halle wiederum in eine Saalnixe verwandelt (L. Bauer, Goethe's Theaterl., II. S. 91, und Weber im Beim. Sonntagsblatt, 1836. S. 130). In dieſer und in jener Form war die Operette allbeliebt. Malcolm z. B. bezeichnet ſie in ſeinem „Tagebuch" (1809. S. 9) als eines ſeiner „Lieblingsſtücke". Die oben angeführte Arie aus derſelben war beſonders populär und iſt es bis in die neueſten Zeiten geblieben. Dem Anfang iſt die eingeſchobne Strophe S. 387 nachgebildet.

Da glänzt das Haus in muntrer Tracht,
Die Einem frisch ins Auge lacht,
Und spricht gar freundlich Jedermann,
Doch bei ihm zu verweilen, an.

Ein braver Mann das, der's gebaut,
Dem's auch vor keiner Mühe graut;
Den steilen Fels hat er bepflanzt,*)
Daß Ihr im Grünen schmaust und tanzt.

Das Alles hat der Mann gethan,
Und mehr noch, als ich sagen kann;
Nun ruht er dort, so früh als spät, —
Schad' um den Mann, ja ewig Schad'!

Wo die Cypresse schwank sich regt,
Ins Kühle hat er sich gelegt;
Ein' Inschrift hat er ihm gestellt,
Sie lautet so, — wenn's Euch gefällt —:

„Verlassen muß ich diese Hallen,
Das treue Weib, die Kinderschaar;
Mir folgt von diesen Bäumen allen
Nur einzig die Cypress' im Haar."**)

---

*) Reil hatte „den kahlen Reilsberg in einen anmuthigen Garten verwandelt" (Steffens, Was ich erlebte, VI. S. 70). Der Berg, früher zur Domäne Giebichenstein gehörig, war ein Geschenk des Königs Friedrich Wilhelm III. an Reil, der zur Herstellung der Parkanlagen den Hofgärtner Schech aus Wörlitz berief. —

Reil's großes steinernes Grabmal befindet sich auf der Morgenseite des Gipfels des nach ihm benannten Berges, auf Anordnung der Familie, nicht auf seine eigne, mit der Inschrift:

Joh. Christian Reil,
geb. zu Rhaude XX. Febr. MDCCLIX, gest. zu Halle XXII. Nov. MDCCCXIII.

**) Diese vier Verse hatte Reil in dem lateinischen Original des Horaz (Oden, II. 14. V. 21 bis 24) an eine Tafel in der Grotte des Berges (siehe nächste Seite) anbringen lassen, zwar nicht als seine künftige Grabschrift, aber doch als memento mori. Bei Ramler lauten die Worte des Horaz:

Verlassen mußt Du Haus und Hof und, ach,
Dein süßes Weib; der Bäume, von Dir gepflegt,
Wird keiner seinem kurzen Eigner
Als die verhaßte Cypresse folgen."

Die Cypressen waren Pluto, dem Gott der Unterwelt, geweiht; man schmückte mit ihnen die Todten und deren Scheiterhaufen. Sehr glücklich hat Riemer im zweiten Verse „die Kinderschaar" hinzugefügt, da Reil einen Sohn und drei Töchter nachließ, deren zwei noch leben. Der Güte seiner Tochter Auguste, Frau Geheime Räthin Erxleben zu Halle, verdanken wir die, hier ohne Anführung einer anderen Quelle gegebenen Nachrichten über Reil.

Da besuch' ich ihn öfter dann zu Haus
Und bring' ihm manchen frischen Strauß
Und schwatz' ihm auch von nah und fern,
Wie's draußen zugeht, — er hört es gern.
Vor Allem erzähl' ich mit fertiger Zungen,
Wie meine Deutschen den Sieg errungen,
Und daß sich Alles so schickt und macht,
Wie er's gewünscht und wie er's gedacht.*)
Da gewinnt er auf einmal einen rechten Glanz —
Wißt Ihr, wie er mir vorkommt? — ganz
Wie Merlin der Alte in leuchtender Gruft,
Und es umwallt ihn ein himmlischer Duft.**) —

In seinem Gröttchen***) ist's gar fein,
Es flimmt und flammt wie Sternenschein;
Soll ich's Euch recht beschreiben, fast
Wie der Sternkönigin Palast.

Wie er denn da von Euch auch spricht
Und von dem Bade, das er eingericht't,
Und wie er's ferner denkt zu halten,
Und was in dem Salze für Kräfte walten —
Könnt' ich nur Alles so recht behalten! —
Mit dem Salz hab' ich mich nicht viel abgegeben,
Das süße Wasser, das ist mein Leben!
Meine Schwestern, die Quellen, die könnten es sagen,
Aber sie mögen sich nicht mit mir behagen.†)

---

*) In seiner Abschiedsrede (S. 322) sagt Reil: „Mag diese Gruppe — Westfalen, Sachsen und Preußen — uns darauf hinweisen, daß wir Alle Kinder eines Volkes sind, daß Eintracht die Wurzel der Stärke und Gemeingeist die Seele des öffentlichen Lebens sei", und S. 321 verweist er auf den damaligen Kampf der Spanier gegen Napoleon.

**) Merlin ist der celtische Zauberer, bald menschlichen, bald göttlichen Ursprungs, der Stifter der Tafelrunde, der stets, auch unsichtbar, gegenwärtige Berather und Beschützer des Königs Artus. Aus der Reihe der Lebenden geschieden, ließ er noch seine Rath ertheilende Stimme aus einer mit Dorn bewachsenen, leuchtenden Grotte (Merlins cave) ertönen, auf welche Goethe auch in den Gedichten anspielt (Werke, I. S. 89):

„Merlin der Alte im leuchtenden Grabe,
Wo ich als Jüngling gesprochen ihn habe."

***) Die Grotte war auf der halben Höhe des Reilsberges angelegt. „Sternkönigin" ist die Königin der Nacht in Mozart's Oper „Die Zauberflöte".

†) Die Schwesterquellen sind die Salz- und Mineral-Quellen, während die Salzige Schwester süßes Wasser liebt. Angespielt wird im Vorstehenden auf Reil's Einführung der Soolbäder. Vergl. seine Schrift: „Ueber die Nutzbarkeit und Gebrauchsart des Soolbades". 1808.

Weil ich so gewohnt zu wandern,
Heute hier und morgen dort,
Meinen sie, ich wär' von Flandern,*)
Schicken gleich mich wieder fort.

Da bin ich denn auch bald hier, bald dort,
Bald auf dieser, bald auf jener Seite,
Bald neck' ich hier, bald da die Leute,
Und mit Hibi, Habá, Hohó
Verführ' ich ein beständiges Halloh.

Nur Eins, das fällt mir grade bei,
Er hat mir's vielmals aufgetragen,
Ich möcht's gelegentlich Euch sagen
Und seinen besten Gruß dabei:**)

„Beim Baden sei die erste Pflicht,
Daß man sich nicht den Kopf zerbricht,
Und daß man höchstens nur studire,
Wie man das lustigste Leben führe."

Da bin ich gleich auch von der Partie,
Und das vergeßt Ihr mir denn auch nie, nie, nie!

Wie ist mir denn? Seh' ich recht oder wie?
Hibi, Habá, habadá, hihibi.
Da giebt's was zu sehen, was zu lachen,
Etwas, das Euch Spaß wird machen;
Seht, da kommt was gefahren

---

*) „Aus Flandern" mit der Nebenbedeutung der Flatterhaftigkeit, nach dem alten Spruch:

„Viel' aus ihnen sein aus Flandern,
Sie meinen heut Diesen, morgen einen Andern"

(Zingerle's Sprichtwörter, IV. S. 215. 1655).

Mozart's Oper „Così fan tutte" führt im Deutschen u. a. auch den Titel „Die Mädchen von Flandern," als Andeutung, daß darin den Männern ein mitgespielt wird. Ebenso findet sich der Ausdruck im Leben des H. von Schweinichen (herausgegeben von Büsching, 1820, I. S. 97), also im 16. Jahrhundert, im Scherzreim:

„Ich bin aus Flandre,
Ich gebe Eure um die Andre."

**) Weil hatte bei seiner Bareinkunft zugleich für gesellige Unterhaltung und Theater gesorgt (s. oben, S. 247, Note). — Das Lachen in allen Lokalen, wie oben das der Nixe, findet sich bei mehreren Dichtern (z. B. bei Molière in der Princ. d'Elide, Interm. 1. Sz. 2). In der Operette „das Donauweibchen" kommt bereits Aehnliches vor, was hiemit nur benutzt hat (husch hopsasa und trallala u. s. w.).

Auf einem Wagen oder Karren;
Die kann nach dem ganzen Schein
Nur vom Schwesternchore sein.

Bei meiner Treu, bei meiner Sechse!*)
Die ist just so von meinem Gewächse,
Eine Nixe wie ich — wohl gar eine Hexe! —
Herennte? Nixenhexe?
Nichts von Nixe!
Sie setzt sich auf großem Schaugerüste;
Das thut keine Nixe, daß ich wüßte.

In Gras und Rohr zu lauschen,
Ins Wasser hinzutauschen
Bis über Kopf und Brust,
Dann auf und nieder gaukeln,
Sich mit den Wellen schaukeln —
Das ist die Nixenlust.

Ja, eine Hexe ist es fürwahr!
Sie hat gar einen weiten Talar
Und hinter ihr eine große Dienerschaar.
Nein, vor so viel schönen Herrn und Frauen
Laß ich mich nicht im Negligé beschauen!
Ich will mich sachtchen in mein Bettchen stehlen
Und bis auf Wiedersehn — mich Euch empfehlen!
Adé! — Adé! — Adé! —

Sechster Auftritt.

(Ein beliebiger ländlicher Vorhang fällt vor Keil's Garten nieder. Die Schauspielkunst auf Saraſtro's Wagen, mit zwei Kindern, das eine als Kunst, das andre als Natur kostümirt, d. h. jenes prächtig und ansehnlich, dieses ganz einfach. Sklaven gehen dem Wagen vorher, Mohren folgen, vielleicht einige von den weißgekleideten Priestern, Frauenzimmer, und was sonst für schicklich und artig findet. Wenn der Wagen, auf der Mitte der Bühne vorüberziehend, steht, so spricht die)

Schauspielkunst.**) Hier hallet an! Ich sehe nah und näher
Die Thurmgebäude vielgeliebter Stadt.

(Sie zeigt aus; die Kinder bleiben, hübsch gruppirt, im Wagen.)

*) Üblicher in den Formen „bei meiner Six, meiner Sixen".

**) Die Muse der Schauspielkunst, welche in dem Vorspiele von 1803 nicht vertreten war, der aber Goethe 1803 den Berliner Prolog (Theaterausg. 13) übertrug. Die Bemerkung, daß sie auf dem Wagen Saraſtro's, des Hohen- und Oberpriesters der Mozart'schen „Zauberflöte", einherfährt, ist an

Ich grüße sie, bevor ich sie betrete,
Und huldige der herrschenden Gewalt,
Dem alten Recht an seinem deutschen Platz.
Wir danken Denen, die auch uns zusammt*)
Mit Kennerblick, mit Freundeshuld begegnet
Und unsrer Kunst so gleichen Werth als Würde
Mit andern Musenschwestern zugestehn.
Ich sprech' es aus, ich sprech' es ungeheuchelt:
Zufrieden fühl' ich, — fühle mich geschmeichelt.

Wie war es sonst für mich entehrend,
Wenn Jedermann die Duldung pries
Und mich als thörig und bethörend
Hinaus, ach, vor die Schwelle wies!
Und freilich zogen die Kamönen
So stattlich damals nicht einher;
Doch war zu Zeiten der Hellenen
Des Thespis Karren auch nicht mehr.**)

Nun aber andre Zeiten, andre Sitten!
Wir sehen uns nicht nur gelitten,
Sogar wir sehn uns hochgeehrt:
Das ist es, was den Eifer mehrt.
Wir haben unser Mögliches gethan
Und kommen festlicher einhergeschritten,
Uns der Versammlung würdiger zu nahn.
Zuvörderst hat Sarastro höchst großmüthig

---

den Theaterregisseur gerichtet. Auch die Zuthaten sollen phantastisch und symbolisch, nicht aber historisch sein. Die Gegenüge von Kunst und Natur darzustellen, entspricht ganz dem Vorspiele von 1808, jedoch sind sie dort nicht in zwei Kinder verkörpert, da die Knaben dort das Maskenspiel betreiben. Sklaven, Mohren und weißgekleidete Priester sind gleichfalls der „Zauberflöte" entnommen, als das Gefolge der Musik, als der „milde Schwarm, den Phantasie in ihrem Reiche hegt" (oben, S. 308). Das „Was wir bringen" ist hier umreich in Szenen, nicht in Allegorien verkörpert.

*) Auf die Begrüßung der hergestellten preußischen Regierung folgt der Dank an die Kabinettchen. — „Zusammt" in Imitation Goethe's, der diese seltnere Zusammenstellung von „sammt" gern anwendet, z. B. in der Uebersetzung der Müller'schen Rede auf Friedrich d. G., und Werke, II 430. Andere Beispiele von Goethe, ferner von Kant, Wieland, Tieck, den Sanders (II, 650b).

**) „Thespiskarren" oder „Thespiswagen" (siehe Schiller's Gedicht „Die Künstler" und „An Goethe"), die primitive Bühne der Griechen. Thespis war Zeitgenosse Solon's. — Die „Zeiten der Hellenen" oben bezeichnen die Blüthezeit des griechischen Drama's. — „Kamönen", lateinische Benennung der Musen, Schiller besonders geläufig, nicht dagegen Goethe. Siehe jedoch das Nachspiel zu den Hagestolzen (S. 407 dieses Bandes).

Den Löwenzug, den er nur ſelbſt regiert,
Und obendrein, wie er gewohnt, großgutig
Den goldnen Wagen deſſens offerirt
Und von der Dienerſchaft, der großen, reichen,
Sein ganzes Mohrenvolk und Ihresgleichen.

Doch möchte ſich der Prunk zu viel vermeſſen,
Dieſern er nicht Gehalt im Schilde führt.
Drum hab' ich zwei Begleiter nicht vergeſſen,
Sie ſind amnt als Genien koſtümirt;
Denn, was man ſo Genie kurzweg genannt
Nicht immer iſt's, wenn man es braucht, zur Hand,
Auch wol, wie das ſo geht, nicht grad im Gange;
Die Beiden aber, froh und flug gewandt,
In ihrer Mitte wird mir gar nicht bange.

(Indeſſen ſind die Kinder aus dem Wagen geſtiegen und ſtehen ihr zur Seite, die Kunſt rechts und die Natur links; ſie legt der Erſten die Hand auf die Schulter.)

Denn ſtockt einmal der ernſten Kunſt Getriebe,

(Sie legt der Andern die Hand auf die Schulter.)

Dann wirkt Natur mit ihrem eignen Triebe.*)

Nun hoffen wir, da ſich vor allen Dingen
Der Himmel frei und wolkenlos erheitert,
Sich Geiſt und Bruſt und Sinn und Herz erweitert,
Nur um ſo beſſer werd' es uns gelingen,
Euch durch den Reichthum unſrer Kunſtgeſtalten
Noch manchen Abend froh zu unterhalten.

(Nacht.)

Siebenter Auftritt.

Merkur (der indeſſen einigemal hereingeſehen, ob ſie noch nicht fort ſind).

Nicht zum Entſetzen, nur zur Luſt
Soll diesmal ſich der Tag verdunkeln;
Nun möge jedes Auge funkeln
Und froh ſich fühlen jede Bruſt!
Entfeſſelt die gebundnen Triebe!
Bekannte Töne hör' ich ferne;
Ihr wißt, ich bin der Gott der Diebe,

*) Vergl. das Sonnett oben, S. 71.

Doch heut entsag' ich Euch zu Liebe
Dem schlauen Wesen herzlich gern.
Ich will mich nicht vom Schauplatz stehlen;
Ihr lobt mich wol! — Ich führe lauten Klanges
Die Oper her; mit Fülle des Gesanges
Hofft sich auch die Euch zu empfehlen.

Achter Auftritt.*)

(Der hintere Vorhang erhebt sich. Das bekannte illuminirte Schiff des Bassa Selim steht schon. Das Chor, anstatt sich gegen das Schiff zu wenden, tritt vor ins Proscenium.)

Singt dem großen Tage Lieder!
Töne feuriger, Gesang!
Saale, bring der Elbe wieder
Frei entbundnen Jubelklang!
Laßt sie sich regen, frische Gesänge,
Segnen die kühle, die friedliche Fluth;
Nie so in Einigkeit tönte der Menge
Kräftiger Sang und so herrliche Gluth.

(Indessen ist der Bassa und Konstanze ausgestiegen, assistirt von Blonden und Pedrillo. Belmonte und Osmin sind auch zugegen. Das Chor hat sich getheilt; obige Personen treten vor.)

Belmonte.**) So half der Himmel uns, den Kühnen,
Aus einer schnöden Sklaverei;
Nun aber sind wir froh und frei,
Nun wollen wir es auch verdienen.

*) An Stelle der „Ybone" des Vorspiels von 1802 wird in diesem Schlusse sehr zweckmäßig die Oper selbst in einer Szene vorgeführt, welche von Mitgliedern der Breßner'schen, von Mozart komponirten Oper „Die Entführung aus dem Serail" gespielt und gesungen wird. Die Worte sind sämmtlich der Mozart'schen Komposition untergelegt. Der Anfangschor ist dem ersten Aufz. der Oper entnommen, wo er lautet:

Singt dem großen Bassa Lieder!
Töne feuriger, Gesang!
Und vom Ufer halle wieder
Unsrer Lieder Jubelklang!
Weht ihm entgegen, kühlende Winde!
Ihr Euch sanfter, wallende Fluth!
Springt ihm entgegen, liegende Schöre!
Singt ihm der Liebe Freuden ins Herz!"

**) Von hier bis zum Schluß Nachbildung des Finale der gedachten Oper (des 3. Aufzugs). Die Befreiung der Christen aus der türkischen Gefangenschaft in Mozart's Oper ist hier übertragen auf die Befreiung von der fremden Herrschaft.

Chor. Wem solches Glück sich aufgethan,*)
Der fängt ein neues Leben an.
Konstanze. Genuß der Liebe,**) Glück der Treue,
Die freie Gabe sind sie nun;
Das ist das Walten, ist das Thun,
Daß nun sich auch ein Jeder freue!
Chor. Wem solches Glück sich aufgethan,
Der fängt ein neues Leben an.
Bassa. Der Bassa selbst gewinnet Stimme,
Eröffnet doch die tiefe Brust;
Er ruft Euch an zu Glück und Lust,
Und nie ergrimmt er mehr im Grimme.***)
Chor. Wem solches Glück sich aufgethan,
Der fängt ein neues Leben an.
Pedrillo.†) Der Jugend aber ist vor Allen
Willkommen dieser frohe Tag;
Deswegen ich auch lieber mag
Den hübschen Mädchen heut gefallen.
Chor. Wem solches Glück sich aufgethan,
Der fängt ein neues Leben an.
Blonde. So darf auch Blonde wol auch freuen,
Das Mädchen frei in freier Welt;
Und wenn sie Manchem wohlgefällt,
So wird Pedrillo das verzeihen.
Osmin.††) Nicht weiß Osmin, wie ihm geschiehet:
Er fühlt sich fröhlich, fühlt sich gut,
Gekühlet ist das wilde Blut,

---

*) In der Oper:
„Wer so viel Huld vergessen kann,
Den seh' man mit Verachtung an!"

**) In der Oper singt Konstanze:
„Nie werd' ich im Genuß der Liebe ꝛc."

***) „Im Grimme ergrimmen", wie oben in den Worten der Aurora des Maskenzuges 12 (S. 346) „das Strahlen des Strahls." — In der Oper schweigt hier der Bassa.

†) Pedrillo und Blonde sind das Seitenstück-Liebespaar, an die ähnlichen Gestalten des „Oberon" erinnernd.

††) Osmin, der Sklavenaufseher des Bassa Selim, will im Stücke an dieser Stelle des Finale die Christenhunde verbrennen. Seine Arie oben von Vers 6 an ist Umbildung folgender Strophe von Brehmer:

„Erst gekühlt, dann gehangen,
Dann gesetzt auf heiße Stangen,
Dann verbrannt, dann gebunden,
Zuletzt getauscht und dann geschunden!"

Da ihm wie Euch das Leben blühet.
Er sieht sich ganz verwandelt an.

Erst gejauchzt, dann gesungen,
Dann getanzt und dann gesprungen,
Dann geschmauſt, dann getrunken,
Immer mehr, zuletzt gesunken!

Schlußchor.*) Lebe, frommer König, lebe!
Selbstgefühl bei allem Ruhm
Sei Dein ewig Eigenthum,
Himmelslohn und Erdenruhm!

*) Der Schlußchor lautet in der Oper:

„Baldo Heim lebe lange,
Ehre sei sein Eigenthum!
Seine holde Scheitel drange
Voll von Jubel, voll von Ruhm!"

Nachſpiel

zu

Iffland's „Hageſtolzen“.

Den 10 Mai 1815

Personen.*)

Hofrath Reinhold.
Dem. Reinhold, seine Schwester.
Valentin, sein Bedienter.
Geheimerath Sternberg.
Konsulent Wachtel.
Friedrich Linde.
Therese, seine Frau.
Margrete, ihre Schwester.
Paul } Lindens Kinder.
Barbchen }

*) Die darstellenden Schauspieler waren in der Reihenfolge des Rollen-Verzeichnisses: Graff, Louise Beck, Genast, Malkolmi, vorzüg. Demois. Frl. Engels, Fr. vorzüg. Marianne Becker und Albertine Beck.

Erſte Gruppe.

Margrete, der Hofrath, Thereſe, die beiden Kinder.*)

Margrete.

Aus werther Hand hab' ich den Strauß empfangen,
Und feſtlich prangt er mir im ſchlichten Haar;
Als hohe Braut komm' ich einhergegangen,
Die geſtern noch ein armes Mädchen war;
Bald ſchmückt mich reicher Stoff und goldne Spangen,
Ein Diener reicht mir das Befohlne dar,
Die niedre Kammer tauſch' ich um mit Zimmern,
Wo Decken ſtrahlen, wo Tapeten ſchimmern.

Und werd' ich dann mich ſelber noch erkennen?
Bin ich dann auch ſo froh, ſo brav, ſo gut?

(Zu Thereſen.)

Wirſt Du mich dann auch noch Margrete nennen?

(Zu den Kindern.)

Und Bärbchen, Paul, — ſeid Ihr mir dann noch gut?
Soll ich es je, jemals vergeſſen können,
Daß ich aufs Feld ging mit dem Schnitterhut? —

(Zum Hofrath.)

Dann haſt Du Dir die Rechte nicht erleſen,
Dann bin ich — nein, Margrete nie geweſen!

(Sie verbirgt ſich in die Arme des Hofraths.)

Hofrath. So recht! In des Mannes Arme
Flüchte ſich das bange Weib,
Daß ihr ſanftgeſchmiegter Leib
An der ſtarken Bruſt erwarme!

*) In Iffland's Luſtſpiel iſt der Hofrath, Auguſt Reinhold, einer der in der Stadt wohnenden Hogeſtolzen, Beſitzer des Landguts Fallendal, und Friedrich Linde Reinhold's Pächter auf dieſem Gute. Reinhold hat ſich mit Margrete verlobt. Die Szene ſpielt in Fallendal.

Margrete (zum Hofrath).
Und werd' ich Deiner Hoffnung auch entsprechen?
Sieh mich noch einmal an! Gefall' ich Dir
Mit jenem Wasserkrug, mit jenem Rechen,
Mit diesem Mieder ohne Putz und Zier?
Und wirst Du dann auch freundlich zu mir sprechen,
Wenn es nun fest ist zwischen Dir und mir?
Bedenke Dich! Für mich sei ohne Sorgen,
Denn wie ich heute bin, so bin ich morgen.

Wir kennen nicht der Städter leichte Sitte,
Wir halten Wort auf unsrer stillen Flur;
Die treue Liebe wohnt in unsrer Mitte,
Sie weilet gern in ländlicher Natur.

(Zu Thereſen.) Nicht wahr? — O Schwester, auch in Deiner Hütte
Blüht ihrer Nähe segensvolle Spur.
Das wunderfeine Bild beglückter Ehen,
Bei Euch hier hab' ich's oder nie geſehen.

O daß es mich — auch dorthin mich begleite,
Wo sich das Leben wilder nun bewegt,
Wo Häuser streben in die Höh und Weite,
Wo sich der Lärm auf lauten Märkten regt! —

(Zum Hofrath.) Dann, Lieber, rette Dich an meine Seite,
Zu ihr, die Dich im treuen Herzen trägt,
Die sich Dir ganz und ewig hingegeben! —
So gehn wir fest umschlungen durch das Leben.

Thereſe. Ich weiß nicht, was mit dem Mädchen ist!
Auf einmal so anders! Margrete, Du bist —

Hofrath. Gute Frau, laß sie gewähren!
Was sie spricht, ist Silberhall
Aus der Harmonie der Sphären,
Die im unermeßnen All
Ihren hohen Meister ehren.
Ja, auch mich, den ernsten Mann,
Drängt, was ich nicht nennen kann,
Mächtig, wunderbar nach oben;
Und wie man von Bergeshöhen
Pflegt ins niedre Thal zu sehen, —
Hier das Dörfchen, dort die Au,
Weiterhin die grünen Streifen,
Die in braune Felder schweifen,
Fern der Berge Nebelgrau, —

Also trägt uns oft das Leben
Ueber Menschen-Thun und -Weben
Wie auf unsichtbaren Thron,
Und wir schaun (uns hebt der Glaube!)
Haupt in Wolken, Fuß am Staube,
In die tiefe Region.
Vor mir ausgebreitet blühet
Reiche, herrliche Natur;
Das Unendliche durchglühet
All' und jede Kreatur.
Segen Denen, die gefunden
Früher Liebe Rosenstunden!
Früher Ehe Vaterglück
Schaut ins Leben gern zurück.
Aber auch in späten Tagen,
Wie wir selbst es heute wagen,
Wenn sich's gattet, wenn's geräth,
Immer ist es nicht zu spät.
Aber Die, gebeugt durch Schmerzen,
Abgesagt dem holden Bund
Und, von Schicksalsschlägen wund,
Ausgeleicht der Hochzeit Kerzen, — —
Diesen armen Pilgern Friede,
Bis sie einst, der Wallfahrt müde,
Eingehn in gesell'ge Ruh,
Den verklärten Höhen zu!*)

Margrete. Nicht doch, wer wird so traurig reden!
Schon fühl' ich mir's naß in die Augen treten.

Hofrath. Wenn Thränen in den Augen stehn,
Scheint Erd' und Himmel doppelt schön.

(Er geht langsam mit Margreten nach dem Hintergrund.)

Paul. Mutter, was mag dem Fremden fehlen?

Therese. Es macht, er ist Margreten so gut.

Paul. Das wundert mich, daß ihm das wehe thut.

Therese. Ich will es Euch ein ander Mal erzählen.
Wenn Ihr groß seid, wird es Euch auch so gehn.

Bärbchen. Komm, Paul, wir wollen Stutzböckchen sehn!

(Sie springen fort.)

---

*) Die drei letzten Verse sind von Goethe hinzugefügt.

Zwölfte Gruppe.

Therese und Linde.

Linde. Heisa, wie das hüpft und springt!
Therese (wie in Gedanken). Gott gebe nur, daß es gut gelingt!
Linde. Was denn?
Therese. Die Heirath mit Margreten.
Linde. O ja — warum nicht?
Therese. Soll ich reden?
Linde. Ei freilich, Therese, ich höre Dich gern.
Therese. Siehst Du, ich habe nichts wider den Herrn.
Er ist so artig, so mild und gut,
Vor jedem Bauer zieht er den Hut;
Man kann mit ihm sprechen, man kann ihn fragen;
Bald bringt er den Paul, bald Bärbchen getragen,
Selbst der in der Wiege, der kleine Dieb,
Lacht, wenn er ihn sieht, und hat ihn lieb.
Aber das lass' ich mir nun einmal nicht nehmen:
Das Dorf passt nimmer zu der Stadt,
Und wo Reich und Arm sich gesellet hat,
Da will sich's nicht schicken und bequemen.
Linde (ihr die Hand reichend).
Nun, nach Reichthum haben wir nicht gefreit.
Therese (einschlagend). Der grösste Schatz ist Genügsamkeit,*)
Dann Gesundheit dazu und tüchtiges Streben;
So hat man immer genug zu leben.
Und, kurz und gut, Vornehm und Gering
Hat es von Anbeginn gegeben;
Das ist ein uralt weislich Ding:
Wer in die Sonne blickt, wird erblinden,
Und wer ein niederes Loos empfing,
Der soll sich nicht Hohes unterwinden.
Wie manchmal hast Du mir Geschichten
In Winterabenden erzählt,
Wie Leute, die der Hochmuth quält,
Nach fernen Inseln die Anker lichten,
Um nicht zu Hause den Acker zu baun,

*) Margrete singt im Stück (V. 3) das Lied:
„Was frag' ich viel nach Geld und Gut,
Wenn ich zufrieden bin ꝛc.",
welches der Heirath wiederholt.

Wie ſie all' ihre Hoffnung und ſich dazu
Den wilden Meeren anvertraun,
Statt daheim zu bleiben in ſichrer Ruh; —
Sie ſind reich geworden und ſind — verdorben
Und ſind zuletzt noch in Armuth geſtorben.*)

Linde. Und das Alles fällt Dir ein,
Weil Margrete nach der Stadt will frei'n?

Thereſe. Unſre Hütte ſei *unſer* Hochzeitſaal!
Wir, Fritz, wir bleiben in Faliendal;
Statt Prunkgemächer, ſtatt Sammt und Seide
Sind unſre Kinder unſre Freude.

Linde. Wir ſtärken uns immer an unſern Lieben!
Ach ja, das Leben iſt doch ſchön!
Ich wollte, Du wärſt nicht beim geblieben,
Du hätteſt ſollen mit mir gehn.
Siehſt Du, es iſt Dir draußen ein Segen,
Wahrhaftig, es ſieht's ein Auge gern;
Getreide mannshoch allerwegen —
Heuer, Thereſe, blinkt unſer Stern,
Die Aehren ſo dicht, ſo reich und ſchwer,
Es wallt und wogt wie ein Halmenmeer.
Die Sicheln ſind doch ſämmtlich im Stand?

Thereſe. Schon vorige Woche.

Linde. Willkommne Zeit!
Und fröhliche Menſchen zum Wirken bereit!**)

(Als ſie den Geheimerath und Hofrath kommen ſehen, gehen ſie ins Haus.)

Dritte Gruppe.

Der Geheimerath **Sternberg*****) und der **Hofrath.**

Sternberg. Nein, theurer Freund, es iſt wohl bedacht,
Ich bleibe bei Euch nicht über Nacht.
Beruhigung mit heitern Mienen
Iſt mir in freier Luft erſchienen;
Auch mich lehrt dieſer ſchöne Tag,
Was ich zu meinem Glück vermag.

*) Die beiden letzten Verſe ſind Zuſatz von Goethe.
**) Die letzten Worte Linde's ſind gleichfalls Goethiſcher Zuſatz.
***) Der nicht glücklich verheirathete Freund des Hofraths. Die erſten ſechs Verſe Sternberg's haben Goethe zum Verfaſſer.

Hofrath. Wo soll's denn hin?
Sternberg. An meine Geschäfte.
Hofrath. Immer nur wieder geschriebenes Wort!
Sternberg. Fleiß im Beruf giebt neue Kräfte.
Hofrath. Du lieſest —?*)
Sternberg. Akten —
Hofrath. Von Raub und Mord.
Sternberg. Nicht immer.
Hofrath. Von gebrochner Pflicht.
Sternberg. Wir stellen sie her.
Hofrath. Wie lange?
Sternberg. Bis sie wieder bricht
Hofrath. Ihr betrügt Euch ums Leben.
Sternberg. Gemach, wir sind
Für Thränen —
Hofrath. Hart.
Sternberg. Für Bitten —
Hofrath. Taub.
Sternberg. Für der Unschuld flehende Blicke —
Hofrath. Blind!
Was habt Ihr von Euern Akten?
Sternberg. Staub!
Doch wie aus Gartenstaub hervor,
Blüht uns auch hier ein schöner Flor.
Mein Freund, ein ganzes, langes Leben
Hab' ich in Arbeit hingegeben
Für Fürst und Staat, für Recht und Pflicht,
Und heute noch gereut mich's nicht.
Nein, laß mir das Geschäft in Ehren!
Es ist ein Balsam für das Herz;
Nicht tödten will es und zerstören,
Es glänzt nicht, fliegt nicht sonnenwärts;
Doch liegt, ich darf es wohl berühren,
In Staub von Akten und Papieren
Gar wunderbare Zauberkraft,
Zu sänftigen die Leidenschaft,
Und was das blanke Schwert entrafft,
Man muß den Aktenstaub citiren,
Der es stillwirkend wiederschafft.

*) Der Dialog von hier bis zu Sternberg's Worten: „Staub! Doch wie aus Gartenstaub hervor" rührt von Goethe her.

Hofrath (der ihm mit heizendem Vergnügen zuhört).
Ei, ſieh doch! Schön! Für Deine Wunden
Iſt die Arznei mit einmal gefunden.
Wem Freundeshand, wem Dienerpflicht*)
Mit Blumen den ird'ſchen Pfad umflicht,
Um Den iſt's ſo traurig nicht beſtellt.
Wir theilen uns alſo in die Welt:
Auf dem Lande wie in der Stadt
Jeder zu thun und Freude hat.

Vierte Gruppe.

Geheimerath Sternberg, Hofrath und Margrete.

Hofrath. Du biſt nicht heiter, wie es ſcheint;**)
Ich glaube gar, Du haſt geweint?
Wie iſt das möglich, liebes Kind?
O ſage, erkläre Dich geſchwind!

Margrete. Ich möchte gern noch immer weinen!
Gutherzig, wie ich Arme bin,
Mir kommt's auf einmal in den Sinn:
O, dacht' ich, könnt' ich ſie vereinen,
Das wäre herrlicher Gewinn.
Daß die Geſchwiſter***) ſich verſöhnten,
Und ſo das Feſt mit Liebe krönten!
Ich lief und ſah, der ſchwere Wagen,
Er war im Hohlweg umgeſchlagen.
Schon dacht' ich, Alles iſt zerbrochen;
Auch kam Mamſell herausgekrochen,
Es war gewiß recht lächerlich!
Nun, dacht' ich erſt, nun eilſt Du Dich,
Und mir gelang's, ſie zu erreichen.

---

*) D. h.: das Staatskamt.

**) Der Anfang rührt von Goethe her, ebenſo die Schlußrede ſowol Sternberg's als Margretens.

***) Die Geſchwiſter ſind der Hofrath und ſeine gleich ihm ledige Schweſter. Letztere, Reinhold's Bedienter Valentin, und der ledige Konſulent Wachtel, alle Drei Zerrbilder ſtädtiſcher Kultur, ſind gleichfalls nach Fallendal hinausgefahren. Dort aber iſt es zwiſchen dem Hofrath und ſeiner Schweſter zum Bruche gekommen, worauf ſie mit Valentin zur Stadt zurückfährt. Es iſt im Stücke angedeutet, daß die Schweſter aus Geiz einen nicht genügend beſpannten Wagen gemiethet hat.

Das Möglichſte, ſie zu erweichen,
That ich gewiß. — Zurückzukehren,
Lud ich ſie ein, ich ſprach im Drang
Zu Deinem Lob und ihr zu Ehren,
Wovon mir Alles nichts gelang.
Der Wagen war emporgehoben,
Der Kutſcher Valentin dabei,
Sie hatten ihn hinausgeſchoben,
Und Rad und Achſe war nun frei.
Da brach es los, ihr heftig Schelten,
Ich ſollte nun für gar nichts gelten.
Man ſah, ſie hatte nie geliebt!
Mit harter Stimme, herber Miene
Hieß ſie zuletzt mich eine Trine.
Das hat mich gar zu ſehr betrübt!

Hofrath. Es ſcheint des Himmels eignes Wollen,
Daß ſich nicht Alle lieben ſollen;
Deshalb denn immer Zank und Zwiſt
Unter Großen und Kleinen iſt.
Wenn zwiſchen leiblichen Geſchwiſtern
Gar oft die ſchlimmſten Geiſter flüſtern,
Wenn Väter, Mütter, Männer, Frauen
Sich oft mit ſcheelem Aug' beſchauen,
Wenn zwiſchen Eltern gar und Kindern
Unmöglich iſt, Verdruß zu hindern,
So können wir uns nur betrüben
Und uns einander herzlich lieben.

Sternberg. Dann ſuchen wir in manchen Fällen,
Ein gut Vernehmen herzuſtellen,
Und fühl' ich dieſen reinen Trieb,
Dann ſind mir erſt die Akten lieb.
Wenn, ſtatt zu ſchelten, ich belehre,
Wenn, ſtatt zu ſtrafen, ich bekehre,
Wenn, ſtatt zu ſcheiden, ich verſöhnt,
Hab' ich den Himmel mir erröhnt.

Margrete. Da 's in der Welt nicht anders iſt,
So muß ich es wol leiden,
Wenn Du nur immer liebend biſt,
Und wir uns nimmer ſcheiden.

Fünfte Gruppe.

Die Vorigen, Bärbchen und Paul, ſodann Wachtel, Thereſe und Linde.

Paul. Schweſter, haſt Du ſo was geſehn?
Der Herr*) da drin, der weiß zu kochen!
Bärbchen. Ich denke mir, es ſchmeckt recht ſchön,
Wie ſchön hat es nicht ſchon gerochen!
Wachtel (unter der Thür). Ihr Kinderchen, heran, heran!
In Ordnung ſchnell, das Feſt geht an!

(Die Kinder ins Haus. Margrete, Hofrath und Sternberg treten an die Seite; ländliche Muſik hinter der Scene. — Paul mit einem Braten, Bärbchen mit Salat, Thereſe trägt die Paſtete, alsdann folgt Wachtel mit der Kaſſerolle. Linde ſchließt mit einem übermäßig großen Brod. Nach einem Umzug ſtehen ſie folgendermaßen:)

Wachtel, Bärbchen, Sternberg, Margrete, Hofrath, Paul, Thereſe und Linde.

(Die Muſik ſchweigt.)

Wachtel. Hier war ein ländlich Mahl zu bereiten.
Paul. Ich trage Braten.
Bärbchen. Ich Grünigkeiten.**)
Thereſe. Es wird noch immer ſtädtiſch enden!
Paſtete trag' ich auf den Händen.
Linde. Sei's, wie ihm wolle, keine Noth!
Hausbacken, tüchtig iſt mein Brod.
Wachtel. Doch, wie zuletzt aus der Kaſſ'rolle
Ein Sößchen***) ſich entwickeln ſolle,
Das iſt mir nur allein bewußt;
Das Kochen giebt mir Eſſensluſt.
(Auf die Kaſſerolle deutend.)
Und hier verkältet ſich's bereits!
Geſchwind, empfehlt Euch allerſeits!

(Sie verneigen ſich. Muſik; ſie ziehen in voriger Ordnung ab, Margrete zuletzt zwiſchen Hofrath und Sternberg. Nahe an der Couliſſe begrüßt ſie Dieſe, läßt ſie abgehn. Sie tritt hervor, die Muſik ſchweigt.)

---

*) Der Gourmand Wachtel, der kalte Paſteten, Wein u. ſ. w. mitgebracht und auch die Küche ſelbſt übernommen hat.

**) „Grünigkeiten“, im Sinne von Grünem, Grünzeug, Salatblättern. „Grünig“ und „Grünigkeit“ gehören der Volksſprache an, wol vorzugsweiſe der thüringiſchen (ſ. Sanders, I. 657 unter „Grünig“, u. S. 633 unter „Grün“ Nr. 13).

***) Im Stück (V. 10) ſagt Wachtel zum Hofrath: „Eine neue Sauce will ich machen, nun, Du ſollſt mir's wiederſagen!“

Margarete (ohne völlig aus ihrem Charakter zu treten, mit schicklicher Haltung, gegen das Publikum gewendet).

Wol jeder Kunst, auch unsrer bleibt es eigen,*)
Sich öffentlich mit Heiterkeit zu zeigen,
Indessen sie ein Ernsteres versteckt,
Das Herz bewegt und die Betrachtung weckt.
Wenn selbst aus leicht geschlungnen Tänzen,
Aus bunten, froh geschwungnen Kränzen
Die ernstere Bedeutung spricht,
Verehrte, so entging Euch nicht
Die Dämmerung in unserm Licht;
Ja, durch das ganze heitre Spiel
Hat sich ein schmerzliches Gefühl
Wie Nebelflor hindurchgeschlungen.
Noch sind die Töne nicht verklungen,
Die oftmals Eure Huldigungen
Zu lautem Beifall aufgeregt,
Wenn unser unerreichter Meister,
Von seinem Genius bewegt,
Vor Euch und uns das Reich der Geister
In seltner Kunst zur Schau gelegt.

Auch diese Bretter haben ihn getragen,
Auch diese Wände haben ihn gesehn.**)
Hier schien, wie einst in fabelhaften Tagen,
Selbst Erz und Marmor lebend zu erflehn,
Der Eichenwald, aufhorchend, mitzugehn,***)

---

*) Dieser schöne Epilog ist Beuter's ausschließliches Werk. Von Goethe rühren, außer vorstehender stylistischer Bemerkung und einzelnen Wortveränderungen, erweislich nur die drei Verse her:

„Zur höchsten Sphäre weiß sie's aufzudringen"
„Als nachbarlich den heil'gen Reinen,
Wo fromme Seelen mit einander wohnen."

**) Iffland hatte wiederholt in Weimar gespielt. Sein erstes Gastspiel auf dem jetzigen Theater, noch von Mannheim aus im Frühjahr 1796, war ein vom größten Erfolg. C. A. Böttiger widmete seinem Spiel eine eigene Schrift („Entwicklung des Iffland'schen Spieles auf der Weimarischen Bühne 1796"). Goethe gewann ihn für Weimar, entband ihn aber aller Zusagen zu Gunsten der glänzenderen Berliner Anerbietungen. Von Berlin aus trat Iffland dann 1798, 1810 und 1812, in einem Cyclus von Gastrollen zu Weimar mit dem größten Erfolge auf (s. Palmo, Goethe's Theater, I. S. 253—270).

***) Anspielung auf Amphion und Orpheus, nach Goethe's und Schiller's Vorgange; s. oben S. 72, und die Worte des „Genius" in der „Huldigung d. L.":

„Wie Theben's Mauer bei der Leyer Tönen,
Belebt sich der empfindungslose Stein."

Wenn der bekränzte Liebling der Kamöne
Der innern Welt geweihte Gluth ergoß
Und jeder Zauber leicht berührter Töne
Melodiſch ihm von Herz und Lippe floß.
Denn mächtig iſt des Mimen heitre Kunſt!
Nicht blos dem eitlen Sonnenblick der Gunſt
Will ſie die Blüthen holder Scherpfung bringen;
Zur höchſten Sphäre wagt ſie's aufzudringen. —
Der gotterfüllten Pythia Entzücken
Umweht auch ſie in ſchönern Augenblicken,
Sie höret rauſchen in Dodona's Hain,
Weiß Prieſterin, weiß Muſe ſelbſt zu ſein.
Sie küßt den Genius mit heißer Lippe
Und ihren Durſt erquickt Aganippe.*)

Auf ſtummer Leinwand athmet zart und mild
In bunter Farben Glanz ein lebtos Bild;
Man ſieht gebundnen Geiſt und ſcheinbar Leben
Des roben Steines edle Form umgeben;
Der Dichtung, ja des Tonreichs ſchöne Träume
Entzücken uns in körperloſe Räume.
Doch ſoll des Menſchen innres Thun und Walten
Sich friſch und ganz lebendig ſich entfalten,
Zum Worte ſich, zur kühnen That geſtalten;
Solch regſam Bild, ſolch täuſchungsvolles Sein
Lebt in des Mimen Spiel allein.
Die ganze Welt liegt ſeinem Thun zum Grunde,
Die Künſte ſämmtlich fordert er zum Bunde.

Ihr ſahn ein reizendes Idyllenleben
Vor Eurer Phantaſie vorüberſchweben;
So träumt man von arkadiſchen Gefilden,
So pflegt man ſich ein Tempe auszubilden,
Wo von des Abends Düften lind umweht
Die Unſchuld ſich im heitern Licht ergeht,
Als nachbarlich den heil'gen Regionen,
Wo fromme Seelen mit einander wohnen.
Und in der That, des Abgeſchiednen Geiſt

*) Pythia iſt die Prieſterin des Apollo zu Delphi. Dodona's Hain (in Epirus) war dem Zeus geweiht, der hier Orakel ertheilte, wie Apollo dort. Aganippe — Muſenquell auf dem Helikon.

Hat sich in dem, was heut nur abgebrochen
Hervortrat, rein und herrlich ausgesprochen;
Es ist ein zierlich Malerstück, das dreist
Zur niederländ'schen Schule sich gesellt,
Wo Einfalt ländlicher Natur gefällt,
Wo kleiner Züge lebenvolle Klarheit
Die höchste Kunst verbirgt in milder Wahrheit.
Und doch war Keins von uns dem Andern gleich.
Das Leben ist so mannichfach, so reich,
Der Mensch nimmt so verschiedenart'ge Richtung,
Daß auch im heitern Abendspiel der Dichtung
Sich der Gemüther Wettkampf soll entspinnen.
Wie aber alle Bäche, groß und klein,
Doch in den Ozean am Ende rinnen,
So faßt mit Glück der dichtrische Verein
So Freund als Feind in seinen Plan hinein,
Den Feld- und Wiesen-Blumen zu vergleichen,
Die sich, zerstreut, mit hundert Farben schmücken,
Zum Strauß gebunden aber Euern Blicken
Sich erst empfehlen und behaglich zeigen.

So hielt er uns, so hält er uns zusammen!
So werd' er lange noch von Euch verehrt!
Er steigt, ein edler Phönix, aus den Flammen,
Und seine Farben glänzen unversehrt:
O, wie er hoch im reinen Aether schwebet,
Und seine Schwingen regt und mächtig kreist! —
Er ist entschwunden. — Huldigt seinem Geist,
Der bei uns bleibt und kräftig wirkt und lebet!

Zur Revision des Textes.

Der Vergleichung des Textes sind, außer den aufgeführten Handschriften und Sonderdrucken, folgende Gesammt-Ausgaben der Goethischen Werke zu Grunde gelegt, welche in der Text-Revision wie nachstehend bezeichnet sind.

3. Göthe's neue Schriften. Siebenter Band. Mit Kupfern. Berlin. Bei Johann Friedrich Unger. 1800.

4. Goethe's Werke. Tübingen, in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. 1808.
   VIII. Achter Band.
   IX. Neunter Band.

5. Goethe's Werke. Stuttgart und Tübingen, in der Cotta'schen Buchhandlung.
   V. Fünfter Band. } 1816.
   VIII. Achter Band. }
   IX. Neunter Band. 1817.

6. Goethe's Werke. Vollständige Ausgabe letzter Hand. Unter des durchlauchtigsten deutschen Bundes schützenden Privilegien. Stuttgart und Tübingen, in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. (Octav.)
   IV. Vierter Band. 1828.
   XI. Elfter Band. } 1829.
   XIII. Dreizehnter Band. }

6a. Dieselbe Ausgabe in Octav.

8. Goethe's poetische und prosaische Werke in Zwei Bänden. Unter den schützenden Privilegien sämmtlicher Staaten des deutschen Bundes. Mit acht Stahlstichen. Stuttgart und Tübingen. Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. 1837. (Octav-Format, sog. Quart-Ausgabe.)
   1. Des Ersten Bandes Erste Abtheilung.
   1a. Des Ersten Bandes Zweite Abtheilung.
   III. Dritter Band. 1847. (Zweiten Bandes zweiter Theil der 2. Auflage.)

9. Goethe's sämmtliche Werke in vierzig Bänden. Vollständige, neugeordnete Ausgabe. Unter des durchlauchtigsten deutschen Bundes schützenden Privilegien. Stuttgart und Tübingen. J. G. Cotta'scher Verlag. 1840.
   VI. Sechster Band.
   X. Zehnter Band.
   XXXV. Fünfunddreißigster Band.

13. Goethe's sämmtliche Werke in 40 Bänden. Stuttgart. Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. 1863. (Octav.)
   V. Fünfter Band.
   X. Zehnter Band.

K. Goethe's Werke. (Auswahl.) IV. u. V. Band. (Aus der Bibl. d. deutsch. Nat.-Lit. Herausg. v. Heinrich Kurz.) Hildburgh. 1863.

Zur Revision des Textes.

Lesarten und Varianten.

Paläophron und Neoterpe.

A. Erster Druck. Neujahrs-Taschenbuch von Weimar, auf das Jahr 1801. Herausgegeben von Jedermann. Weimar, gedruckt und verlegt bey den Gebrüdern Gädicke. (S. III bis XXXVI.)

B. In den Werken: 4. IX. S. 101 bis 116; 5. V. S. 315 bis 330; 6. XI. S. 225 bis 240 (6a. S. 235 bis 251); 8. 12. S. 546 bis 548; 9. VI. S. 287 bis 300; 13. V. S. 159 bis 166; K. V. S. 657 bis 666.

Seite Zeile

21. 1 bis 3, genau nach A; in B fehlen Zeile 2 u. 3; 8 u. 9 haben den Zusatz: 1800.

22. 3. A: und gleichsam ein bewegliches, belebtes, plastisches; in B von 4 an: und ein plastisches, doch bewegliches und belebtes. Uns scheint die ursprüngliche Lesart den Gedanken richtiger auszudrücken.

5. A mehre; B mehr, nur 8 mehrere.

10 bis 13. Diese 4 Zeilen fehlen von 5 ab, während sie 4 enthält.

In A lautet der Absatz:

„Um jedoch wenigstens die Einbildungskraft des Lesers einigermaßen zu bestimmen, wird eine bedeutende Situation, worin beide Hauptfiguren, nebst denen sie begleitenden vier Masken, zusammen erscheinen, nächstens in Kupfer gestochen und illuminirt, wahrscheinlich durch den Weg der Zeitung für die elegante Welt, welche von Voß und Komp. angekündigt ist, verbreitet werden."

23. 11. man etwa A; seit 4 etwa, zur Reinigung des Verses.

13. manche Leute A u. 4, 5, 6a, 8, 9 u. K, auch die Cotta'schen Ausgaben von 1850 bis 1860; Manche 6 u. 13, zur Reinigung des Verses.

24. 4. dem A; B den, nur 13 dem.

11. sich zu geben willig ist A; 4, zur Reinigung des Verses, sich ergeben will; seit 5 sich begeben will.

Seite Zeile
24. m. einem jeden A; B jedem, des Metrums wegen.
m. Erfahret welch ein Recht A; Erfahrt, welch Recht B.
m. ich, als ein Oheim, immer A; ich stets als Oheim B.
n. und jeder will A; und will B.
25. k. hoffentlich A; wie ich hoffe B.
7 u. 24. In A von hier ab anstatt der Namen stets Er und Sie; die Namen seit 4.
o. Eurentwillen A, 4 u. 13; Euretwillen B von 5 bis 9.
r. hieher A u. B; hierher, zur Uebereinstimmung mit S. 23, letzter Vers.
26. n. sehen, die der Hebe A; sehn, die Heben B;
o. das Vertraun A; dein Vertraun B.
q. wilden A u. B, auch K; nur 6 wildem.
27. n. tiefgegründeten A; tiefbegründeten B.
r. wunderlichen A, 4 u. 13; fern 5 wundervollen, auch K. Und scheint die erste Lesart vorzüglicher.
28. n. flickt in allen übrigen Ausgaben; wir haben bereits in Band XVIII, S. 10, das von Goethe gebrauchte veraltete flicken durch flecken ersetzt. (Vergl. Sanders, II. S. 1191a, Anm.)
u. Altar A; Alten B. Altar war Druckfehler; die Kinder treten nicht nach innen vor den Altar, sondern nach außen vor den Sessel Palaophron's.
29. s. Die Zeile ist Zusatz seit 4.

Was wir bringen. 1802.

A. Erster Druck: Was wir bringen. Vorspiel, bey Eröffnung des neuen Schauspielhauses zu Lauchstädt. Von Gothe. Tübingen, in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. 1802. 90 S. (Octav).
(Die 11 Verse S. 56 und 57 zuerst in Nr. 102 der Zeitung f. d. elegante Welt. 1802.)

B. In den Werken: 4. IX. S. 321 bis 373; 5. V. S. 345 bis 397; 6. XI. S. 255 bis 306 (6a. S. 269 bis 321); 8. I². S. 549 bis 559; 9. VI. S. 315 bis 350; 13. V. S. 174 bis 198; K. V. S. 679 bis 709.

Seite Zeile
41. 3. Lauchstädt in den übrigen Ausgaben; Lauchstedt nach der neuern Schreibweise des Orts.
8. Die Jahrszahl 1802 ist erst in 8 hinzugekommen. Das Datum des Tages haben wir hinzugesetzt.
42. 2 bis 4. In A und B sind die Namen der Schauspieler, welche wir in der Note geben, den betreffenden Rollen gegenübergestellt, in der Reihenfolge: Hr. Malkolmi. Mad. Beck. Dem. Maas. Dem. Jagemann. Dem. Malkolmi. Hr. Becker.
43. e. Bauerkleidern A, 4, 5 u. K; Bauernkleidern 6, 8, 9 u. 13. Letztere Lesart in Uebereinstimmung mit der Bildung Bauernhütte auf Zeile 1.

Seite Zeile
44. 21. Halte A u. B, außer 9, welches Halt lieſt.
25. wenn A u. B bis 5 u. K; wann ſeit 6.
45. 2. eigene A u. 4; eigne ſeit 5.
47. 10. nun A; nur ſeit 4.
23. bringe A u. B bis 5; bring' ſeit 6.
49. 5. um weniges A u. B bis 5 u. K; um ein weniges ſeit 6.
23. lange Weile A u. B bis 8 u. K; 9 u. 13 Langeweile
50. 3. die fehlt in A u. 4.
9 damit A u. B 4, 5 u. K; fehlt ſeit 6, wol aus Verſehn.
51. 18. Das Fragezeichen, in A u. B 4 u. 5 fehlend, ward in 6 zuerſt geſetzt, in 8 u. 9 aber wieder fortgelaſſen. Es ſcheint uns mit K ganz noth-wendig.
53. 1. Thüre A, 4 u. K; Thür ſeit 5.
54. 12. hielte A; hielt B.
20. allen ſolchen A u. B 4, 5, 8, 9, 13 u. K; allem ſolchem 6.
55. 16. A, B bis 8 u. K ſetzen das Interpunktionszeichen nach dießmal, 9 dagegen nach hier. Uns ſcheint ſich das für dießmal auf das folgende bleiben, nicht auf das vorhergehende gefällt am Natürlichſten zu beziehn.
20. Eigenes A u. 4; Eignes ſeit 5.
21. ohngezweifelt A; ungezweifelt B.
28. würdigeren A, 4, 13 u. K; ehrwürdigeren 5 bis 9. Die erſte Lesart möchte vorzuziehn ſein.
56. 4. der, in A fehlend, ſeit 4.
für trefflich A.
57. 24. Sie nach A, K u. 13. Die Aenderung in Die in B 4 bis 9 dürfte auf Verſehn beruhn.
58. 24. Vorhin A, 4 u. K; vorher ſeit 5.
59. 6. teufliſch A u. B bis 8; 9 lieſt teuflich, wie es ſcheint, abſichtlich, um eine dem Eigenſchaftswort menſchlich analoge Form anzuwenden. Dem menſchlich entſpricht aber teufliſch in allen Beziehungen. Sanders (II. 1300a) macht allerdings auf das tievellichen der Nibelungen (B. 2167) aufmerkſam, hält aber auch hier das ſonſt nicht vorkommende teufiſch für Fehler.
12. anſtatt in den übrigen Ausgaben.
21. Alltagskleidern A, 4, 5 u. K; ſonſt ſeit 6 Alltagskleidern. Beide Formen ſind gleichberechtigt (ſ. Grimm's Wörterbuch, I). Sanders führt nur die zweite an.
29. unſeres A u. 4; ſeit 5 unſers.
62. 12. heitre } in A fehlend, ward erſt in 6 zur Vervollſtändigung des
16. gütig } Trimeters hinzugefügt.
17. höchſtem
20. bezeichnet A u. ff.; erſt in 6, zur Vervollſtändigung des Trimeters, bezeichnen wollen.
63. 1. wofern es A (da Goethe Thor als Neutrum braucht); wofern er B.
15. weihend erſt ſeit 6.
16. mit eurer Gegenwart, mit Euerm Sinn A, 4 u. 5.
64. 11. à la modiſch in den übrigen Ausgaben.
65. 21. alle A, 4 u. K; ſeit 5 All'.
24. die Teutſchen ſchuldig ſind A, 4 u. 5; ſeit 6 unſer Lesart, zur Vervollſtändigung des Trimeters.
66. 2. thörige A; thöriche 4; ſeit 5 thörichte.
67. 18. Seelenwanderung A, 4 u. 5; Seelenwandrung ſeit 6.

Seite Zeile
67. 11. beweglichе A, 4 u. 5; beweglich munitre seit 6, zur Vollständigkeit des Metrums.
69. 4. immer, aus derselben Gründe erst in 6 hineingefügt.
11. ahnen A; ahnden seit 6.
15. lange A, 4 u. 5; lange, lange seit 6, ebenfalls aus metrischen Gründen.
17. der Kunst und der Natur bewundert auf bis 5; statt dieses Anastrophierte der Trimeter in unserer Lesart seit 6.
18. Zeit (!) °, Zeitz in 6.
70. 6. verfallenem A; verfallnem B.
72. 3. entließ A; entließ' B.
73. 10. als A; daß B; nur 13 folgt A.
19. ungeheure A; ungeheuren B.

Vorspiel. 1807.

A. Erster Druck: Morgenblatt für gebildete Stände. Jahrgang 1807. Nr. 252 und 253, 21. und 22. Oktober, S. 1005, 1006, 1009 und 1010.

B. In den Werken: 5. V. S. 331 bis 344; 6. XI. S. 241 bis 254 (Os. S. 253 bis 267); 9. Ia. S. 360 bis 362; 9. VI. S. 301 bis 314; 13. V. S. 166 bis 176; K. V. S. 667 bis 677.

Seite Zeile
85. 9. Leider erhalten Sie A.
86. 1 u. 2. durch Einbildungskraft allein nicht vor die Seele bringen A.
6. war vorbereitet. A.
8. gefällige Triebe stellte sich dem Ernst anmutig, — im Briefw. zwischen Goethe und Zelter (1834) I. S. 315, während unser Lesart dem ersten Abdruck des Textes in A entspricht.
11. Nicht die Jagemann und die Wolff, sondern Lehrer und Frl. Silie (Beerstie) agirten in dem Vorspiel, indem Frau Stolz den Krieg und die Majestät, Frl. Silie die Künste und den Frieden darstellte. Frl. Jagemann soll im unmittelbar folgenden Stück „Zebeny und Ernst" von Stolz die Geyerin. Den Schluß machte Kotzebue's „Bruchstück".
13. Zum 1; am im Briefw. mit Knebel.
16. 1. vom 3 u. 17. von 5, 6, 6a, 8, 9 u. K. Erster Lesart verbietet den Vorton, weil der „Grund" hier den Boden der Erde sinnlich bezeichnet.
19. im wilden Bund A.
21. Sind dieß A.
22 u. 23. in vertrauendem Andächt'gem A.
27. 1. sonnenhaften A.
6 u. 7. ewiger und Endlindige in A.
8. im A. Gedankenstrich statt der Punkte in B.
29. 8a. Hobel 6a.
34. 1 u. 4. kann und will in A nicht gesperrt.
10. empfanget A, 6, 9 u. 13, empfangt 5, 9 u. K.

Seite Zeile
96. 18. übernommenen A; übernommnes B.
97. 9. vollverjüngte A; vollverjüngte B. Wir folgen mit 15 der urſprünglichen, weit maleriſcheren und lebendigeren Lesart und halten die zweite Form für einen Druckfehler.
98. Unſchuldigen A, S u. K; Unſchuldigen seit 6.
98. 18. übermächtiger A, B u. K; Vergl. en ſpir und Unſtändige 2. 97.
99. 2. ausdrucksvollen, nach A. Im richtigen ſinnlichen Gefühl wählte der Dichter hier die unverkürzte Form, nachdem im vorhergehenden Verſe ein verkürzter Komparativ gebraucht war. B und K dagegen ausdrucksvoller; nur 13 folgt der erſten Lesart.
6. Freudenfülle A u. K; Freudenfülle B, doch 19 Freudefülle.
100. 12. wirke A, S u. K; wirkte in den Cotta'ſchen Ausgaben ſeit 6. Der urſprüngliche Gedanke iſt wol geweſen, daß die Herzogin nach ihrem Tode „wiewohl“ wirken möge. Der Zuſatz „immer mütterlich“ wäre dann aber ſtörend; daher möchte die Beziehung des Wirkens auf ihre letzte Lebenszeit vorzuziehen ſein. Ihre mütterliche Stellung zu bezeichnen umgaben ihre Enkel in dem Zwiſchenſpiele (S. 100 Z. 6 u. 7) die Anfangsbuchſtaben der Namen des Herzogs, der Herzogin, des Erbprinzen, der Erbprinzeſſin, der Prinzeſſin Karoline und des Prinzen Bernhard — alſo ihrer Kinder und Enkel.

Des Epimenides Erwachen.

A. Erſter Druck: Des Epimenides Erwachen. Ein Feſtſpiel von Göthe. Berlin, bei Duncker und Humblot. MDCCCXV. XIV S., 2 Titelblätter und „Vorwort“ von L. T. (Karl Lewezow), und 66 Seiten Text (Octav).

B. In den Werken: 5. VIII. S. 421 bis 476; 6. XIII. S. 247 bis 296 (6a. S. 261 bis 316); 9. Ia. S. 375 bis 385; 9. X. S. 215 bis 264; 13. X. S. 116 bis 142; K. IV. S. 445 bis 478.

C. Fragmentariſch im Morgenblatt, 1815, Nr. 75 u. 76 vom 29. u. 30. März; der Chor „Helden, auf, der Welt zu befreien“ (S. 192) in: „Das erwachte Europa“ (II. Bandes 5. Heft. Berlin. 1815. S. 86), und der Chor: „So reißen wir uns ringsherum“ (S. 201) auf der Rückſeite der Theaterzettel zu den drei Weimariſchen Vorſtellungen des Stücks, welche, wie eine gütige Auskunft des Bibliotheksdirektors Herrn Dr. R. Köhler beſtätigt, nur am 7. und 10. Februar und 10. Oktober 1816 Statt fanden. Vergl. unſere Angabe oben S. 165.

Seite Zeile
151. 2. Ein Feſtſpiel fehlt in 5 bis 9.
2 bis 10. } Dieſe beiden Strophen fehlen in A.
159. 1. bis 6. /
157. 1. In 5 u. 6 ſteht voran: Des Epimenides Erwachen. Erſter Aufzug. Die letzten beiden Worte allein in 9, 9 und bei K.

Erste Zeile
157. 9 u. 5. Die Worte von Hatten bis geschlossen fehlen in A bis 9, und bei K.
7. in einem Sternenkreise A; einen Sternenkreis um sich her B.
158. 10. der Böse A.
11. Äußerm A; Äußern B u. C.
12. herab 5 bis 9.
159. 6. eigensinniger A; eigensinn'ger B.
10. Uralten &c.; majestätische A u. B.
160. 8. umschließt A; verschließt B; K folgt A.
17. wann A; wenn B.
161. 1. Da Arabie meine Seele A.
15. nun viel Jahre A.
162. 4. nur A; nun B. K folgt A.
10. hinauf A; hinan B. B wäre vielleicht vorzuziehen.
15. abgebildet A; vorgestellt B.
163. 20. noch Werde ein Kolon in A, ein Punkt in B. Der Zusammenhang mit dem folgenden Verse spricht für A.
164. 2. nach erfassen A Punkt, B Kolon.
5. in'S Meer A.
14. Siehe S. 165. Note 4.
165. 10. Auf Zeile 11 folgt im A als Überschrift: Chor, fehlend in B.
166. 12. bleibt die List A; ist die Plattenlist B. Die Änderung ist jedoch nur für die Weimarische Aufführung motivirt, ebenso die in Note 1 erwähnte.
22. voll Blut A; von Blut B u. K.
letzte. hohes A; höchstes B. B verdient vielleicht den Vorzug.
167. 10. goldenes &c.
16. blutigen A und Morgenblatt; blut'gen B. — (Gestrafft ab) B; (Rasch ab) A.
168. 10. ewig A und Morgenblatt; ew'ges B.
20. Und hier A; Und nun B. Die Änderung erfolgte wegen der zwischengeschobenen Zeilen der „Lustigen Leute", da wir diese nicht aufgenommen, musste auch der Lesart A bleiben.
22. vor A; von B.
169. 12. Denn A; Die B.
170. 8. Nach Oben ist in C u. 9 Punkt und Gedankenstrich gesetzt, in 8 Komma und Gedankenstrich; in A u. 5 nur Komma.
171. letzte. mir A; mein B.
172. 20. Doch selbst die Wüste will ich nicht verschonen A. Unsre Lesart u. B.
173. 16. Die Gedankenstriche fehlen in A; in B und im Morgenblatt findet sich nur der erste.
174. 2. gemeinen &c.
177. 24. Steigert sich die süße Brust A u. 5. Unsre Lesart zuerst in C.
178. 20. Ketten A; seit 5 Kette. Der Plural entspricht aber mehr der Situation, da der Dämon jede der Tugenden in Ketten schlagen will.
179. 12. thörig A; thörichte B.
15. winde A; winke B.
21. das alles andre A u. B, einschließlich 13 (auch im Morgenblatt); Andre alles K, dem deutschen Sprachgebrauch gemäß.
180. 15. ewigen A u. B.
19. Kräftige A; Kräft'ge B.
191. 1 u. 2. Und Ihr fechtet mich nicht an! und Vor dem selbst-

Seite Zeile

geſchaffnen Wahn? Dieſe beiden Verſe fehlen in allen Ausgaben, finden ſich jedoch in Weber's Partitur der Ouverture des Stücks.

181. 21 es 1B A; daß es gefrichen in B.
182. 15. gegen in B hingegeſetzt.
183. 4. Sie zuerſt in B.
189. 21. kehren ſich in A unmittelbar nach Hunde.
192. 1. Die Ueberſchrift Neunzehnter Auftritt ſteht in A vor der zu Ende der vorigen Seite ſich findenden Parentheſe, ſo daß der vorige Auftritt mit dem Worte Donnerſchlag ſchließt.
17. nach ungeheuer in A noch: und an Geſtalt dem letzten ähnlich
188. 21. Am Schluſſe des Verſes in den andern Ausgaben ein Punkt.
192. 12. erſchallet A.
194. 7. wo eh, eine ſeltne Form, nicht Druckfehler, wie in der 2. Note S. 194 vermuthet wird, findet ſich übereinſtimmend in allen Drucken und auch in der Partitur. Es iſt ein verſtärktes wo, ubi primo, nicht ubicunque, im Sinne von: ſobald nur irgend.
14. Landbewohnern A u. K; Landesbewohnern B. Die Lesart A iſt die allein richtige, wie die Ueberſchrift S. 195 Z. 1 ergiebt. Es ſind nicht Landleute gemeint, ſondern Landleute, rustici, pagani.
196. 2. jüngſt A; denn B. Die Aenderung war nur für die Weimariſche Aufführung begründet.
24. Schlund vor Schlund A; Schlund auf Schlund B.
letzte. Alle kräftigten A; Alles kräftigte B.
199. 16 herrlich A, s. B. u. 13 (auch Morgenblatt), herzlich 6, 8, u. 9, Druckfehler.
201. 16 Selige die andern Ausgaben.

Theaterſzenen.

1. Zu „Wallenſtein's Lager".

A. Die Handſchrift des Dichters, deren Benutzung und der Beſitzer, Herr Senator Culemann zu Hannover, gütigſt geſtattete.

B. Drucke: 6. IV. S. 210 bis 215 (6a. S. 216 bis 219), 8. III. S. 19 (1847); 9. VI. S. 393 bis 398; 13. V. S. 215 bis 217; K. V. S. 730 bis 732.

2. Finale zu „Johann von Paris".

Drucke: 6. IV. S. 203 bis 207 (6a. S. 208 bis 213); 8. III. S. 18 u. 19; 9. VI. S. 387 bis 391; 13. V. S. 212 bis 214; K. V. S. 726 bis 729.

3. Schluß von „Palaephron und Neoterpe".

Drucke: 6. IV. S. 208 u. 209 (6a. S. 214 u. 215); 8. III. S. 19; 9. VI. S. 391 u. 392; 13. V. S. 214 u. 215; K. V. S. 729 u. 730.

Seite Zeile

205. 1. bis 4. In 6 u. 6a. ſtehen die drei Szenen mit andern dramatiſchen Dichtungen in der gemeinſchaftlichen Rubrik „Dramatiſches", in 8 u. 9 allein in der Rubrik: „Einzelne Szenen zu feſtlichen Gelegenheiten." Von den drei Szenen ſteht in den Drucken Nr. 2 voran, dann folgt Nr. 3 und zuletzt Nr. 1, während hier ſie chronologiſch geordnet ſind.

Letzte Zeile.

208. 8. nährrischer in der Handschrift; in den Drucken närrischer.

209. 9 u. 8. Das wiederholte denn in diesen Versen findet sich so bereits in der Handschrift.

210. 1. Die erste Zeile unsrer Ueberschrift folgt in den übrigen Drucken auf die dritte.

4. Die Zeitangabe ist von uns hinzugefügt.

6. In den übrigen Drucken wird S. 210 die Prinzessin (in der Oper Clara) Isabella, in der Görke S. 212 jedoch nur Prinzessin genannt. Diese letztere Bezeichnung, welche den Weimarischen Theaterzetteln des Jahres 1815 entspricht, haben wir auch S. 210 an allen vier Stellen angewandt.

213. 7. Göttlichste nach 8 u. X; 9 u. 9 Göttliche.

214. 3. Das Datum ist von uns hinzugefügt; siehe die Note bei Zeit und Ort der Aufführung erhellen auch aus einem Briefe Goethe's vom 28. Januar 1810 (Romanzeitung, 1871, Heft 12), worin er eine Freundin zur Theilnahme an dem in dem Saale seines Hauses am 3. Februar „zu Ehren der Prinzessin Marie und zur Freude anderer Zuschauer" aufzuführenden „Baldoyeron und Neoterpe" einladet. Dadurch erhalten die „viel zu kleinen Räume" des Schlusses ihre eigentliche Bedeutung. Graf Brühl (s. oben S. 16, Note 3) gab der Veranlassung zur Wiederaufnahme des Stücks, einer Anregung dazu auch wol das Gelingen des Maskenzugs Nr. 12 (oben S. 314 f.).

Theaterreden.

215. Die Rubrik nach 8. In S. 546, u. 9. VI. S. 397, während sie früher lautete Theaterreden, gehalten zu Weimar, letztere Angabe war richtig in 3 u. 4, weil diese Ausgaben nur unsre sechs ersten Theaterreden enthalten, nicht aber schon in 5, 6 u. 6a, weil hier, außer Nummer 12, auch unsre Nummern 10 u. 11 hinzugekommen waren; 8 enthält ferner das Gedicht: „Auf Mieding's Tod" (in unsrer Ausgabe der Werke: I. S. 118) und die Nummern 9 u. 13. In 9 blieb jenes Gedicht fort; dagegen kam noch unsre Nummer 7 hinzu, welche in 8 „Baldoyeron und Neoterpe" voranging, wie ähnlich unsre Nummer 8 in allen bisherigen Ausgaben unmittelbar auf das Vorspiel „Was wir bringen" (1802) folgt. Nummer 14 endlich erscheint hier zum ersten Mal in einer Gesammtausgabe von Goethe's Werken.

1. Prolog, 7. Mai 1791.

A. Erster Druck: Deutsche Monatsschrift, 1791, Juni. Berlin. S. 183. (In demselben Jahre auch in Reichard's Theater-Kalender 1792, S. 18 u. 19.)

B. In den Werken: 3. VII. S. 358 bis 361; 4. IX. S. 419 u. 420; 5. V. S. 425 u. 426; 6. XI. S. 335 u. 336 (6a. S. 334 u. 335); 8 Ir. S. 567 u. 568; 9. VI. S. 399 u. 400; 13. V. S. 217 u. 218; K. V. S. 744 u. 744.

221. 2. nach A; im B Gesprochen den 7. Mai 1791.

11. aufgespannten Tuch mit Einer Farbe A; aufgespanntes Tuch mit vieler Sorgfalt 3; aufgespanntes Tuch mit vieler

Seite Zeile
Sorgfalt seit 6. Dies ausgespannte halten wir für Druckfehler, jedenfalls für keine Verbesserung. Vgl. Grimm 1 unter „aufspannen“ und „ausspannen“.
211. 14. im A nach: Nun ein Gedankenstrich.
15. trälen A u. E; nur s treten.

2. Prolog, 1. Oktober 1791.

A. Erster Druck: Reichard's Theater-Kalender auf das Jahr 1792. Gotha. S. 346 u. 347 (als zwei Nachträge).
B. In den Werken: 3. VII. S. 362 bis 364; 4. IX. S. 421 u. 422; 5. V. S. 427 u. 428; 6. XI. S. 337 u. 338 (6a. S. 353 u. 354); 8. Ia. S. 588; 9. VI. S. 400 bis 402; 13. V. S. 218; K. V. S. 744 u. 745.
223. 4. Nach unaufhaltsam in A Gedankenstrich.

3. Epilog, 31. Dezember 1791.

A. Erster Druck: Deutsche Monatsschrift. 1792. März. Berlin. S. 251 u. 252.
B. In den Werken: 3. VII. S. 369 bis 372; 4. IX. S. 425 u. 426; 5. V. S. 431 u. 432; 6. XI. S. 341 u. 342 (6a. S. 357 bis 359); 8. Ia. S. 588 u. 589; 9. VI. S. 403 bis 405; 13. V. S. 220 u. 221; K. V. S. 745 u. 746.
224. 11 u. 17. nach 3): Gesprochen von Mademoiselle Neumann. Weimar den 31. Dez. 1791. A. In B und den Cotta'schen Ausgaben seit 4 bis einschließlich 13 der Druckfehler 1792, den K berichtigt.
17. möchten gern die Alten A.
18. hehn und horchen, ob A.
19. Ob uns gelingen möchte. A.
22. erfreut A; gefreut B.
225. 1. müßte gesperrt A.
14. hab A; hat B, nur K folgt A.
21. dieses A.
226. 2. Despot A; Tyrann B.
8. reinem A u. 3 bis 5; reinem seit 6.
17. nach „wir“: (auf die Kinder deutend) A.

4. Epilog, 11. Juni 1792.

A. Erster Druck: Deutsche Monatsschrift. 1792. August. S. 381.
B. In den Werken: 3. VII. S. 365 bis 368; 4. IX. S. 423 u. 424; 5. V. S. 429 u. 430; 6. XI. S. 339 u. 340 (6a. S. 355 u. 356); 8. Ia. S. 588; 9. VI. S. 402 u. 403; 13. V. S. 219; K. V. S. 746 u. 747.
228. 16. nach B: Weimar, den 11. Juni A.
17. dieser letzten Stunde A.
227. 10. Ein bald gesiegter Krieg giebt A.
12. Und neue Mutterfreuden A.
14. und Eures Glücks Euch A.

5. Prolog, 15. Oktober 1793.

A. Erster Druck: Journal des Luxus und der Moden. November. 1793. S. 581.
B. In den Werken: 3. VII. S. 373 bis 376; 4. IX. S. 427 u. 428;

Seite Zeile

5. V. S. 433 u. 435; 6. XI. S. 343 u. 344 (6a. S. 360 bis 362); 8. Ix. S. 560; 9. VI. S. 406 u. 407; 13. V. S. 221 u. 222; K. V. S. 747 u. 748.

225. 7. Lustspiel A; Schauspiel B, einschließlich K.

8. zum A, 3, 4 u. K; zu seit 5.

12. dieser Politik A.

Note 1. Die hier Zeile 7 u. a angegebne Ueberschrift des Stücks ist S. Hirzel's Verzeichniß, Jahr 1795, entnommen. In A ist die Angabe etwas anders ausgedrückt, der Sinn ist aber derselbe.

229. 2. diesem A; unserm B.

17. verbirgt A; verbergt B. Gebrauch bei Goethe schwankend (s Sanders, I. S. 304 unter „verb").

230. 4. Ihn A; Ihm B. Dieser Verlust ist nachzuweisen, da Geist Subjekt bleibt bis zu Ende des Absatzes.

7. kömmt A u. K.

11. rufte A.

16. Er lebe! lebe! — für uns, — wie wir für ihn! A.

6. Prolog, 7. Oktober 1794.

A. Erster Druck: Musen-Almanach für das Jahr 1796. Herausgegeben von Schiller. Neustrelitz. S. 141 bis 143.

B. In den Werken: 3. VII. S. 377 bis 380; 4. IX. S. 429 u. 430; 5. V. S. 435 u. 436; 6. XI. S. 348 u. 348 (6a. S. 363 bis 365); 8. Ix. S. 569 u. 590; 9. VI. S. 408 u. 409; 13. V. S. 222 u. 223; K. V. S. 748 u. 749.

230. 21. zu dem Schauspiele Alte Zeit und neue Zeit A; zum Lustspiel Alte und neue Zeit B. Richtig ist die Bezeichnung Schauspiel und der Titel Alte und neue Zeit (s. Goedeke's Grundriß, II. S. 1055, Nr. 27).

K. bei der Wiedereröffnung des Weimarischen Theaters 1794 A. Dann folgt hier (s Parenthese Madame Becker, als Jakob, vor einem Tische, auf welchem ein Spiegel steht und einige Bücher liegen. Wäre worher betrachten wegen S. 231. S. 1 u. 2. 6. Oktober B; 1. Note S. 230 u. 231.

231. 5. alles nützt A u. B; nur K liest: Alles nützt. Der Sinn ist aber: die alles Gute nützt, nicht etwa: die Alles und Jedes nützt.

7. Epilog, 24. Oktober 1800.

A. Erster Druck: Neujahrs Taschenbuch von Weimar, auf das Jahr 1801. Herausgegeben von Seckendorf. Weimar. S. 246 bis 248.

B. In den Werken: 4. Ix. S. 546; 9. VI. S. 410; 13. V. S. 227 u. 228.

232. 22 bis 24. Nach A, wo jedoch Satz zum gesagt ist den. Stanzen an die Herzogin Amalia"; ungleich als Note „Nach einer kleinen theatralischen Vorstellung (die stolze Bettler von Goethe) gesprochen den 24. Oktober 1800." Danach in 9 die Ueberschrift: Epilog nach der Vorstellung der Italien Bettler, von Goethe, im October 1800. An die Herzogin Amalie gerichtet. Ob den 24. Oktober 1800 selbst „Waldeyhron und Neuerpe" oder „Die stolze Bettler" aufgeführt worden, ist nicht ermittelt. Wahrscheinlich fand die Vorstellung des Goethischen Stücks einige Tage später Statt, und in diesem Falle könnte in Zeile 22 das ursprüngliche den restituirt werden.

Verte Zeile

8. Prolog. 25. September 1802.

A Erster Druck: Was wir bringen. Vorspiel, bey Eröffnung des neuen Schauspielhauses zu Lauchstädt. Von Göthe. Tübingen 1802. S. 77 bis 80.

B. In den Werken: 4. IX. S. 374 bis 376; 5. V. S. 395 bis 400; 6. XII. S. 307 bis 309 (6a. S. 322 bis 324); 8. Ia. S. 57*; 9. VI. S. 360 bis 362; 13. V. S. 198 bis 200; K. V. S. 709 u. 710.

234. c. Bey Wiederholung des Vorspiels in Weimar. A, B u. K.
d. Das Datum ist unser Zusatz.
235. e. entschuldigen A. 4 u. 5. entschuld'gen seit 6.
h. Lücke in A und 4 bis 9, offenbarer Druckfehler; erst in 9 beseitigt.
f. ist so. sein wiederbrächten.
236. g. Wenn ich, als fremde Herrn und Frauen, euch } A, 4 und 5.
n. anzureden wagen muß
Unsre Lesart seit 6.

9. Epilog, 10. August 1805.

Verglichen sind
Goethe's Handschrift der ersten Gestalt des Epilogs (B 4);
A. Erste Drucke:
1) Taschenbuch für Damen auf das Jahr 1806. Herausgegeben von Huber, Lafontaine, Pfeffel und andern. Mit kupfern. Tübingen. Hier umpaginirte Blätter zwischen S. XXIV und S. 1 (ohne die 6., 12. u. 13. Strophe).
2) Morgenblatt für gebildete Stände. Vierter Jahrgang. 1810. Nr. 125, den 25. Mai. S. 497 (nur Strophe 11 u. 12).
3) Desgl. Zehnter Jahrgang. 1816. Nr. 63, den 13. März. S. 249 bis 250 (das ganze Gedicht).
B. In den Werken: 4. VIII. S. 351 bis 356; 5. IX. S. 395 bis 401; 6. XIII. S. 159 bis 164 (6a. S. 167 bis 173); 8. Ia. S. 590 u. 591; 9. VI. S. 429 bis 427; 13. V. S. 231 bis 233; K. V. S. 766 bis 768.

237. a. Nach der Handschrift und 4. Seit 5 mit dem Zusatz: Wiederholt und erneut bey der Vorstellung am 10. May 1815.
b. u. 4. Diesen 2 Versen ging in A1 der Vers voran: Concordia soll ihr Name seyn!
c. Bewegt sich neu das Land und segenbar Handschrift, A2 und 4; in A1 nach segenbar ein Punkt, in 6 ein Komma. Während segenbar sich daher ursprünglich auf das Land bezog, bezieht es sich jetzt auf das Glück des folgenden Verses.
r. erscheint A2; erschien Handschrift, A1 u. B.
238. i. Begrüßen A1.
s. im lebensregen Handschrift, A1 u. 4; seit A2 u. 5 im lebendregen.
z. Vermischt sich froh A1.
4. wird A1.
u. Dem Handschr., A1, 4 und K; den A2 und B seit 5.
239. v. im wesenlosen A3.
4. Da Handschr. (Nun durchstrichen), A1 u. 4; Nun seit A2 und 5; — schmückt' A1; — hehre A1; schöne Handschr und sonst.
x. Verwechselt' A1.

Seite Zeile

239. 9 u. 11. **Nun sank der Mond und, zu ernunter Wonne,**
Vom klaren Berg herüber schien die Sonne. Handschr., A1 und 4; jetzige Lesart seit A2 und 5. Vergl. d. Note 1, S. 239.

10. **Nun** Handschr. (Da durchstrichen); umgekehrt S. 239 Z. 4; ursprünglich sollten daher Da und Nun abwechselnd gebraucht werden.

11. **verfliegt**, Handschr., A1 u. 4; **entfliegt** seit A2 und 5.

240. 1 u. 2. In der Handschrift ursprünglich:
Und so gelibt, erquickt und vollgehaltig,
Hat er doch dies Gerüste nicht verschuldet.

2. **schildert'** A1.

5. Die Handschrift ursprünglich: **So manches**; **manch** sein A1.

8. **So kennt ihr ihn** Handschr., A1 u. 4; **Ihr kanntet ihn** seit A2 u. 5.

11. Die Handschrift ursprünglich: Von Land zu Land

14. Im Handschr. u. A1; seit 4 Im.

15. Die Handschrift ursprünglich: **Wir haben bald**.

16. **Schmerzens** Handschr., A1 u. 4; **Schmerzes** seit A2.

24. Die Handschr. statt: **glücklich**, ursprünglich: still ihm.

28. **schröckt** Handschr. u. A1; **Und schreckte** das A2.

29. Handschr. ursprünglich: **Und jetzt empfindet** das verklärte; **Doch jetzt empfindet** Handschr., A1 u. 4; **Doch jetzt erblicket** A2; **Doch schon erblicket** seit A3.

30. **bis** u. **Nur Einen Wunsch, wenn es herüberschaut** (Handschr. u. 4 hernieder).
O! möge doch den heilgen, letzten Willen (heiligen 4)
Das Vaterland vernehmen und erfüllen! (Handschr. ursprünglich: verstehen, statt: vernehmen.)
So schloß das Gedicht (1805) in der Handschr., A1 und 4; A2 (1810) änderte die Verse 30 und 32 in unsre Lesart, während Vers 31, der erst in A3 die jetzige Fassung erhielt, in A2 lautete:
Und was an ihm die Mitwelt sonst getadelt.

10. Prolog, 24. Mai 1807.

A. **Erster Druck**: Zeitung für die elegante Welt. Nr. 84, den 26. Mai 1807.

B. **In den Werken**: 5. V. S. 437 u. 438; 6. XI. S. 347 bis 349 (6a. S. 366 bis 368); 9. Lz. S. 591; 9. VI. S. 411 bis 413; 13. V. S. 224 u. 225; K. V. S. 750 u. 751.

242. 6. neuen } A.
14. geadnet }
24. klarer }

11. Prolog, 6. August 1811.

A. **Erster Druck** auf zwei unpaginirten Blättern Folio (vergl. Briefwechsel zwischen Goethe und Knebel, Nr. 368, II. S. 42). Danach, ohne des Dichters Zustimmung oder Veranlassung, im „Journal für Kunst und Kunstsachen" (Leipzig) 1811, und im „Morgenblatt", 1818, Nr. 61 vom 12. März.

B. **In den Werken**: 5. V. S. 439 bis 443; 6. XI. S. 350 bis 354 (6a. S. 369 bis 373); 9. Lz. S. 591 u. 592; 9. VI. S. 413 bis 417; 13. V. S. 225 bis 228; K. V. S. 751 bis 754.

Seite Zeile

248. 6 Unsre Lesart nach A; in 5 blieb, jedenfalls aus Versehn, das heute weg, so daß der Trimeter in einen Fünftäkler verwandelt wurde; in 6 wurde der Fehler beseitigt, aber, aus Unkenntniß der ganz korrekten Originalgestalt des Verses, durch Einschiebung des neuen Wortes bunten der Kränzen. So lautet nun der Trimeter neu 6 in allen Ausgaben: Daß ich mit bunten Kränzen reichlich ausgeschmückt. Die Wiederherstellung der Originalgestalt erscheint uns bei dieser Sachlage geboten.

245. letzte gleichen A, 5 u. 9. auch K; gleiches 6 u. 8.

246. 9 Bergedisch A und danach 13; vergebens B, 5 bis 9 u. K.

247. 3 warmem A u. B 5 bis 8, 13 u. K; warmen 9.

248. 11 auffenbleibt A; außenbleibt 5 bis 8 u. K; außen bleibt 9 u. 13.

17. vertrauen! Druckfehler in 9 und in der Cotta'schen Ausgabe von 1853, von Sanders in Herrig's Archiv (Bd. 15, S. 82) gerügt.

12. Epilog zu „Esser".

A. Erster Druck: Taschenbuch für Damen auf das Jahr 1815. Tübingen S. 7 bis 13.

B. In den Werken: 5. V. S. 444 bis 448; 6. XI. S. 355 bis 359 (6a. S. 374 bis 378); 8. 1r S. 592 u. 593; 9. VI. S. 418 bis 422; 13. V. S. 228 bis 231; K. V. S. 754 bis 757.

248. 20. Trauerspiel K. — Ohne Datum A u. B, 5 bis 8 u. K. In 9 und den spätern Cotta'schen Ausgaben: Den 18. October 1813. Diese Zeitangabe muß als das Datum der Abfassung des Epilogs wegbleiben. Aber auch das Datum der ersten Vorstellung des „Esser" mit dem Epilog gehört nicht in die Ueberschrift, da der Epilog kein eigentliches Gelegenheitsgedicht, vielmehr ein selbständiger Schluß des Trauerspiels ist. Vergleiche wegen dieser Daten die Note S. 248 u. 249.

251. dritteletzte. Klarstem A.

252. 24. unsere 6.

24 u. 25. In A nach freut ein Komma, nach gekrönt ein Ausrufungszeichen. In B nach freut ein Punkt, nach gekrönt ein Komma. Wir halten die erste Lesart für die dem Sinn entsprechendere und natürlichere.

253. 1. einsamsten A.

13. Prolog, 26. Mai 1821.

A. Erster Druck: Ueber Kunst und Alterthum. Von Goethe. Vierten Bandes erstes Heft, mit einem Kupfer. Stuttgard, 1823. S. 1 bis 18. (Wegen eines frühern Drucks s. S. 253, Note 1.)

B. In den Werken: 6. IV. S. 191 bis 202 (6a. 195 bis 207); 8. 1r. S. 593 bis 595; 9. VI. S. 427 bis 438; 13. V. S. 233 bis 240; K. V. S. 757 bis 764.

255. 18. kräftige } A u. B.
256. 8 geistiger }
11 Tüchtige } A u. B.
257. 11. dienstbaren }

20. wies' A; wies B. Der ursprüngliche Sinn: „Die Göttlichkeit würde es hinauswerfen" dürfte den Vorzug verdienen.

Seite Zeile.
267. brittletzte. heiligem } A u. B.
269. 18. moosigen
280. 8. vulkanischer }
281. vorletzte. Nacht A u. B u. K; recht 6 bis 9.
283. 11. schmückt A, B u. K; nur 12 schmückt'.
12. Ernst alle Ausgaben; doch ist der Sinn: Euch muß ernst zu Gemüthe, zu Sinne sein.
284. 6. viel alle Übrigen Ausgaben.

14. Prolog, 13. Februar 1828.

A. Erste Drucke:

1) Prolog von Göthe, gesprochen im Königl. Schauspielhause vor Darstellung des dramatischen Gedichts Hans Sachs, in 4 Abtheilungen, von Deinhardstein. Berlin. 1828. 15 S. (Octav).

2) Hans Sachs. Dramatisches Gedicht in vier Acten, von Deinhardstein. Wien, 1829. Anhang I. S. 125 und 126.

3) Briefe von und an Goethe. Herausgegeben von Riemer. Leipzig. 1846. S. 160 bis 162 u. 166.

4) Aus Teichmann's Nachlaß. 1863. S. 158, 159 u. 269.

B. In den Werken: K. V. S. 765 u. 766.

284. 20 bis 22. Unser Zusatz.
22. Meistersänger A1, 3 u. B; Minnesänger A2 u. 4.
24. Wer irgend weiß A3 u. B; irgend fehlt in A1, 2 u. 4.
285. 2. nirgends A1 u. 3; nirgend A2, 4 u. B.
8. (Weiter vortretend) nach A1; in A4 (Weiter hervortretend); fehlt in A2, 3 u. B.
9. stilles A2 u. 4; leises A1, 3 u. B. Letztere Lesart würde vorzuziehen sein.
14. den A1, 3 u. B; dem A2 u. 4; — zu lieb A1, 2 u. 4; zu Lieb' A3 u. B.
286. 2. zu lieb A1 u. 4; zu Lieb' A2, 3 u. B.
13. für's A1 u. 3; für einen A2 u. 4; für 'nen B.
21. bracht A1 u. 3; bracht' A2. Was uns der Neue hat gebracht B (nach dem Druck in Deinhardstein's dram. Werken, Band 6. Leipzig. 1846).
287. 2 bis 7. Diese Verse fehlen in A1, 2 u. B. Vergl. Note S. 267.

Maskenzüge.

1. Zum 30. Jan. 1781 (Lapplander).

Zuerst in den Werken: 9. Lit. S. 151. Cann 9. VI. S. 159 u. 190, und Nachgelassene Werke, XVI. (oder Band LVI der Ausgaben 6 u. 6a) S. 41 u. 42; 13. V S. 108. Ein früherer Sonderabdruck unbekannt.

Letzte Zeile

2. Zum 16. Febr. 1781 (Winter).

A. Erster Druck: Der Blumenkorb. Eine Sammlung der besten zerstreuten, gebruckten und ungedruckten Gedichte. Erstes Bändchen. Altona. (1784.) S. 3. Ein früherer Separatdruck unbekannt.

B. In den Werken: 5. VIII. S. 359 bis 362; 6. XIII S. 183 bis 188 (6a. S. 197 bis 200); 8. I. S. 150 u. 151; 9. VI. S. 185 bis 188; 13. V. S. 100 bis 102.

278. 12. In A mit dem Zusatze: mit seinem Gefolge.

13. Datum fehlt in A und B. In 6 enthält das Register (S. VII) die Angabe: 1776–1780.

279. vorletzte. In A u. B nicht eingeklammert.

280. 7. Spanier und Spanierin in A eingeklammert.

11. Pfarrer und Pfarrote A. — Beide A u. 5; beiden 6 bis 9.

19. Das Studium (In einem Großvaterstuhl sitzend, von einer Eule gezogen.) A.

21 u. 22. Verstündet ihr wohl unsern Witz,
Hätt' ichs nicht aufgeschrieben? A.

24. Das „Studium" vertritt jedenfalls ein Deutscher, so daß der Maskenchor vier verschiedenen Nationen angehört.

3a. Pantomimisches Ballet, 30. Jan. 1782.

Verglichen ist die Handschrift (eine Abschrift mit Goethe's Korrekturen) und der erste Druck in A. Lewald's „Europa. Chronik der gebildeten Welt." Erster Band. Fünfte Lieferung. 28. Januar 1843. S. 177 bis 184.

Ueberdem besonders: Pantomimisches Ballet in drei Akten zur Feier des dreißigsten Januar 1782 von Goethe. Berlin. 1863. 14 Seiten (Octav).

291. 8. Das Datum, in der Handschrift und im ersten Druck fehlend, ist hier hinzugefügt.

3b. Amor.

Erster Druck fehlt (s. S. 298, Note).

In den Werken: 4. IX. S. 332 u. 333; 5. VIII. S. 366 u. 367; 6. XIII. S. 192 u. 193 (6a. S. 204 u. 205); 8. I. S. 151 u. 152; 9. VI. S. 191 u. 192; 13. V. S. 104 u. 105; K. V. S. 233.

298. 21. Hier folgt in den Werken das S. 291, 8 angegebne Datum.

299. 10. erster 4, 5, 6 u. K; ersster 8, 9 und in dem von Edermann besorgten Abdruck in Lewald's Europa vom 30. Jahr. 1843. S. 407. Nur der erste Druck könnte hier entscheiden. Uns scheint erster Druckfehler.

4. Den 1. Febr. 1782 (Weibl. Tugenden).

A. Erster Druck fehlt (s. S. 290, Note).

B. Andre Drucke:

1) Musenalm. und Theaterzeitung für das Jahr 1782. I. Berlin. Nr. XI, den 14. März. S. 161.

2) Ossa Poetica. 1782. 2. Stück. Berlin. S. 165 u. 166.

Seite Zeile

C. In den Werken: 4. IX. S. 291; 5. VIII. S. 305; 6. XIII. S. 191 (6a. S. 209); 8. Ix. S. 151; 9. VI. S. 190 u. 191; 13. V. S. 105; K. V. S. 733.

290. 1. In B mit dem Zusatz: an die regierende Herzogin von Weimar.

2. Zum 30. Januar 1782 in B u. C. Da das vorhergehende pantomimische Ballet am 30. Januar, dieser Aufzug aber am 1. Februar 1782 aufgeführt wurde, — worauf auch zur Feier desselben Tages, — so zogen wir vor, hier das letztere Datum anzugeben.

5. Zum 12. Febr. 1782 (Weltalter).

A. Erster Druck: 1 Blatt Folio (S. S. 291, Note).

B. Andrer Druck: Literatur- und Theaterzeitung für das Jahr 1784. 1. Berlin. Nr. I. S. 1.

C. In den Werken: 5. VIII. S. 363 u. 364; 6. XIII. S. 189 u. 190 (6a. S. 201 u. 202); 9. Ix. S. 151; 9. VI. S. 188 u. 189; 13. V. S. 103.

Das Programm nach der Handschrift (ungedruckt).

291. 3. Das in A bis C fehlende Datum hier zugefügt.

4. Mich kennt der Mensch, eh' er mich noch verlor B (korrumpirt).

292. 1. ehrene A.

10. seinem A u. C; meinem B; letztere Lesart empfohle sich, wollte sie verborgt.

11. Programm ist unsre Angabe; in der Handschrift lautet die Ueberschrift: Aufzug der vier Zeitalter (wie in B: Aufzug der Menschenalter).

6. Zum 30. Jan. 1784 (Planetentanz).

A. Erster Druck: Der Regierenden Herzogin von Weimar zum 30. Januar 1784. 9 unpaginirte Blätter 8°. Auf dem Titelblatt das Motto S. 294 Z. 2 bis 7. (Auf dem Exemplar des Verausgebers finden sich von der Hand der Frau von Stein die Worte: Vom Goethe gemacht.)

B. In den Werken: 4. IX. S. 384 bis 394; 5. VIII. S. 368 bis 375; 6. XIII. S. 194 bis 201 (6a. S. 206 bis 213); 8. Ix. S. 152 u. 153; 9. VI. S. 192 bis 198; 13. V. S. 105 bis 109.

299. 21. Welten A; Wolken B, auch 13. Letztere Lesart ist Druckfehler, f. H. Sauppe, Göttinger Oster-Programm, 1870. S. 11.

7. Zum 30. Jan. 1798.

A. Erster Druck:

1) Journal des Luxus und der Moden. Febr. 1798. S. 96 u. 97 (Ein früherer Separatdruck ist nicht bekannt, aber wahrscheinlich, da das Gedicht der Herzogin am Tage der Feier, nach der genauen Schilderung des Aufzugs in diesem Journal S. 93 u. 96, dem dem Frieden zugleich mit den Palmen der zweiten Strophe überreicht wurde.)

2) Musenalmanach für das Jahr 1799. Herausgegeben von Schiller. S. 204 u. 205, Stanzen. (Auch im Januar. Mai 1801. V. S. 321 u. 322.)

B. In den Werken: 4. IX. S. 395 u. 396; 5. VIII. S. 376 u. 377; 6. XIII. S. 202 u. 203 (6a. S. 214 u. 215); 9. Ix. S. 153; 9. VI. S. 198 u. 199; 13. V. S. 109 u. 110; K. V. S. 734 u. 735.

Seite Zeile
299 7 1801 B, 4 bis 6: 1798 seit S. Darauf folgt in A: Der Friede mit seinem Gefolge
13. Freude A1 u. 13; Freuden A2, B u. K. Nur der Singular giebt den Gedanken: „so ist wieder erlaubt, sich laut zu freuen", richtig wieder.
300 21 Freunden A1 u. 2; B 4, 5 u. K; Freuden B 6, 8 u. 9 (Druckfehler, beseitigt in 13).

8. Zum 30. Jan. 1802.

A. Erster Druck: Ein Blatt Großfolio.
B. Andre Drucke:
1) Dramaturgisches Journal für Deutschland. 1802. Jürte, den 26. Febr. S. 121 u. 122.
2) Taschenbuch auf das Jahr 1804. Herausgegeben von Wieland und Goethe. Tübingen. S. 94 bis 96.
C. In den Werken: 4. IX. S. 397 u. 398; 5. VIII. S. 378 u. 379; 6. XIII. S. 204 u. 205 (6a. S. 216 u. 217); 8. I a. S. 153 u. 154; 9. VI. S. 199 bis 201; 13. V. S. 110 u. 111.
300. 28. Die Bezeichnung Maskenzug fehlt in A u. B1 und lautet in B2: Maskentanz.
29. Im B 1 irrthümlich die Jahrszahl 1801.

9. Zum 30. Jan. 1806.

A. Erster Druck: Ein Blatt schmal Folio.
B. In den Werken: 4. IX. S. 399 u. 400; 5. VIII. S. 380; 6. XIII. S. 206 (6a. S. 218 u. 219); 8. I a. S. 154, 9. VI. S. 201 u. 202; 13. V. S. 111.
302. 28. A Der Händeklang, auch 13; sonst Der Hände-Klang. Doch ist wohl der Hände als Genitiv gedacht.

10. Zum 30. Jan. 1810 (Romantische Poesie).

A. Erste Drucke:
1) Maskenzug | zum | 30sten Januar | 1810. (16 Seiten 4°.)
2) Die Romantische Poesie. Stanzen zu Erklärung eines Maskenzugs aufgeführt den dreißigsten Januar. Weimar, o 1810. (16 Seiten 4°.)
3) Morgenblatt für gebildete Stände. Nr. 55. 5. März. 1810. S. 220. Nur die Strophe: Elberich.
4) Daselbst Nr. 73. 26. März. 1810. S. 289 bis 291. Außerdem im Märzheft des Journals des Luxus und der Moden, 1810, und Goedrucdruck daraus (Ostern): Beschreibung der Maskenzüge am 30. Januar und 16. Februar 1810 in Weimar. 1. Die Romantische Poesie. (S. 1 bis 16.)
B. In den Werken: 5. VIII. S. 381 bis 393; 6. XIII. S. 207 bis 219 (6a. S. 221 bis 233); 8. I a. S. 154 bis 156; 9. VI. S. 203 bis 211; 13. V. S. 111 bis 117; K. V. S. 736 bis 741.
304. 2 bis 11. nach B. Im A2 u. 4 die ursprüngliche Fassung; Z. 5 unsrer durchlauchtigsten Herzogin; Z. 8 u. 9 den wir jedes ... begehen, rust heute bey ... und der Gegenwart; Z. 9 scheint; Z. 10 unsers hohen Hauses; Z. 12 zeigt; Z. 13 ankündigen und erklären.
An Stelle dieser Vorbemerkung findet sich auf der Rückseite des Titelblattes in A1 folgende, auch im Märzhefte des Journ. d. Luxus

v. d. Hagen, im Sonderabdruck daraus und bei Biedermann: „Goethe's Berichte mit v. d. Fritsch", S. 11, abgedruckte Disposition des Zugs:

Personen:

8. Herold.

1. Minnesinger. 2. Heldendichter.
4. Berg. 5. Sommer.

6. 7. Minnepaar. (bei Biedermann: „Sonderstreube".)

8. 9. Tanzende.

10. 11. Jagdlustige.

12. Herbst. 14. Winter.

13. Epidemie.

---

15. Zwerge.

16. Brunhild. 17. Siegfried.
18. Hertlinde (im Journal d. 2. u. d. M. richtig „Prinzessin".) 19. Rother.

20. Asprian.

21. Recht. 22. Ehre.
23. Liebe 24. Treue.

25. Ottnit.

26. Weltliches Regiment. 27. Geistliches Regiment.
28. Kanzler. 29. Clericus.

30. Räthsel (im Journal d. L. u. d. M. „Elberich. Räthsel").

Den Zahlen dieser Disposition entsprechend, sind in A 1 über die bezüglichen Stanzen des Gedichts Zahlen, und zwar römische, gesetzt. Diese sind in A 2 entfernt und durch die, später in den Werken beibehaltenen, Ueberschriften ersetzt.

Neue Zeile

305. 1. Dem spatentrübnen Aenderrn zog die Klage A 1, 2 u. 4; unsre Lesart nach B, wol absichtliche Aenderung. Sauppe (Gött. Lectionsprogramm, 1870 S. 12) nimmt an, die Aenderung beruhe in der Absicht des Korrektors. Jedoch K und 13 folgen B. Eine gewisse Unsicherheit des Ausdrucks läßt sich bei der ursprünglichen Lesart auch nicht leugnen.

306. 12. Erfrischt ein Trunk, ein Wort das Blut A 4. Riemer hat in seinem, im Besitze des Herrn Dr. S. Hirzel befindlichen, von demselben uns gütigst geliehenen Handexemplare von A1 zur Ergänzung der dem Verse fehlenden Füße vor ein Wort ein erquickt eingeschaltet. Dies erquickt ist von Goethe beibehalten worden; nur hat es die Stelle des den Vers beginnenden Erfrischt erhalten und vice versa.

Zu ewiges A 1 u. 2, ew'ges A 4 u. B.

Zu sie A u. B; sich Druckfehler in 13.

307. 13 u. 14. Riemer hatte diese Verse dahin geändert:

Nu frischer Gaben Reichthum zu uns an.
Das Füllhorn schwillt, zum Golde reift die Krone.

308. 2. nordischen A 1 u. 2; nord'schen A 4 u. B.

Zu zwergemsiger A u. B.

310. 6. Denn A, B, 8 u. 13; Drum 5, 6, 9 u. K.

13. Last B, 9 u. K; Laß A u. B, 5 bis 8 u. 13. Der Plural ist hier wie S. 312 Z. 23 gebeten.

vorliegne. Ottnit A u. 5.

letzte. heil'ger bereits in A 1 u. 2.

312. 4. steinere A 1 u. 2; fest A 3 steinre.

17. Und ist ihm } A 2.
18. im kindlichern }

Zu voriger A 1 u. 2 u. B; vor'ger A 3 u. K.

11. Zum 16. Februar 1810.

A. Erster Druck: Völkerwanderung. Poesieen gesammelt bey einem Maskenzug, aufgeführt den sechzehnten Februar. Weimar 1810. (S. 5, 7 u. 9.) (Auch im Aprilheft des Journals des Luxus und der Moden 1810, und danach im Sonderdruck: Beschreibung der Maskenzüge u. s. w. 2. Die Völker-Wanderung. S. 17 bis 26.)

B. In den Werken: 5. VIII. S. 394 bis 397; 6. XIII. S. 220 bis 223 (6a S. 234 bis 237); 8. Ia. S. 156 u. 157; 9. VI. S. 212 bis 215; 13. V. S. 117 bis 119.

12. Zum 18. Dezember 1818.

Verglichen ist der größte Theil der Gedichte des Aufzugs theils in **Goethe's Handschrift, theils in von ihm korrigirten Abschriften** (nicht verglichen ist die Rolle des Mephistopheles); ferner an **Drucken:**

A. Bey Allerhöchster Anwesenheit Ihro Majestät der Kaiserin Mutter Maria Feodorowna in Weimar. Maskenzug. 1818. (Auf dem Umschlag: Festgedichte. Weimar 18. December 1818.) 80 Seiten Oktav.

B. In den Werken: 6. IV. S. 1 bis 61 (6a. IV. S. 1 bis 64); 8. Ia. S. 157 bis 169; 9. VI. S. 216 bis 268; 13. V. S. 119 bis 150.

326. 6. } ewige. Handschrift, A u. B.
u. }

327. 20. ereignen in Goethe's Handschrift wie Bd. XIII. S. 41; in den Werken: ereignen.

Seite Zeile
328. 10. würdiger Handschrift, A u. B.
11. Landeserzeugniß Handschrift; Landeserzeugniß die Drucke. Gemeint sind einheimische Erzeugnisse (S. 316), aber nicht Produkte des Landes (der Kampagne) im Gegensatz zur Stadt. Ein analoger Unterschied besteht zwischen Landsmann und Landmann, Landsbewohner und Landbewohner (s. oben S. 194 und die Lesarten zu dieser Seite). Auch S. 322, Z. 1 steht Landeserzeugnisse.
329. 12. Mäßigung selbst Handschrift; Festigung Drucke. Ersteres empfiehlt sich, da die generelle Ueberschrift S. 322 bereits Festigung bietet.
330. 12. dieses Handschrift; manches die Drucke.
335. 4. Der Vers lautet handschriftlich: Das Zufalls Willkür schwand ein leichtes Spiel.
341. 19. kriegrisch Handschrift u. B 6; kriegerisch A u. B 8 u. 9.
22. selbstgewiß Handschrift, analog selbstbewußt; selbst gewiß (2 Mörser) die Drucke.
342. 4. jedes Tags des leiblichen Handschrift; — empfiehlt sich sehr.
16. verdammt Handschrift, A u. B 6 u. 9; verdammet B 8.
19 der Noten. Nicht eine Tochter des Dichters, sondern eine Enkelin, Natalie († 1870) oder Marie († 1869), Schwestern der „Terpsichore" (S. 338), Töchter des ältesten Sohnes des Dichters, des 1906 verstorbenen Sribunedikus Gottfried v. H.
343. 17. niedre Handschrift; niedere A u. B.
344. 19. Andere } A u. B.
20. Aeußeres }
346. 11. vom Peinen } der Peinen } die
15 einer } Handschrift; reiner } Drucke.
16. Die mir die Zweige } Dieholde Zweige }
347. 10. ew'gen } Handschrift; ewigen } die Drucke.
21. ew'gem } ewigem }
353. 5. finden Handschrift (Abschrift); fügen die Drucke.
11. groß' und größere Handschrift.
354. 10. Denn wenn 16; Denn wie Handschrift und die Drucke A u. 6 bis 9.
11. So löset Handschrift u 13; löstet A u. 6 bis 9.
355. 2. recht Handschrift, A u. 6 bis 9; Recht 13.
361 In allen übrigen Drucken folgt am Schlusse der Gedichte das Personal, enthaltend die Liste der Figuren des Aufzugs und der personen, welche sie darstellen, Angaben, welche wir in die Noten unter dem Text vertheilt haben.

Anhang.

1. Maskenzug zum 30. Januar 1809.

A. Erster Druck: Maskenzug. Zum 30. Januar 1809. 8 Blätter unpaginirt (Oktav). Goethe's Antheil auf Bl. 7 u. 8.
B. In den Werken s. V. S. 742.
373. 13. mächtiger A u. B.

2. Was wir bringen. 1814.

A. Erster Druck: Morgenblatt für gebildete Stände. Achter Jahrgang. 1814. Nr. 212 bis 215. 5. bis 9. September. S. 845 bis 858.

Seite Zeile

B. In den Werken: 5. V. S. 401 bis 421; 6. XI. S. 311 bis 332 (ca. S. 325 bis 347); 8. III (1847). S. 13 bis 17; 9. VI. S. 363 bis 384; 13. V. S. 200 bis 211; K. V. S. 511 bis 529.

375. 4 Juli 1814 A; im Juli 1814 B.
6. von Goethe A (sowie auch auf den Hallischen Theaterzetteln von Goethe und Riemer B.
376. 1. bis u. Unser Julius nach den Theaterzetteln.
377. 5. Manchem A u. 13, Manchen die übrigen Ausgaben.
8. breite're A; breite B u. K; A verdient unbedingt den Vorzug.
378. 20. Oberförsterin A u. B. Der Elision ungeachtet bleibt noch ein überschüssiger Jambus. Oder wäre zu streichen (Und Forst'rin.
379. 3. Wie ist mir? A; Was ist mir? B u. K.
12. Ankunft A u. 13; Zukunft 5 bis 9 u. K (Druckfehler).
380. 11. wirkungreichen A; wirkungsreichen B.
29. treuen A, 13 u. K.; theuren Druckfehler in B. Pflegerbänden A u. 13, sonst Pflegehänden.
381. 17. Geist: A u. 13; Geist 5 bis 9 u. K.
20. Richter A; Priester B.
382. 8. Ein A u. 13; sonst ein (ungesperrt). Das nur bezieht sich auf ein, nicht auf Gesetz (vergl. S. 382, erste Note).
383. 19. Muß, gesperrt nach A.
27. ew'ge A u. B 5, 6 u. 13; ew'gen B 8 u. 9.
384 letzte. vor dem A.
385. 13. Fremdlinge A; Fremdling gern B.
25. hinterm A.
28. Diese Strophe und die folgenden S. 386 sind in A mit arabischen, in B 5 u. 6 und bei K mit römischen Zahlen (I bis 6) numerirt.
29. ernsten A (offenbar Druckfehler).
387. 27. abgeben A; abgegeben B u. K.
388. 11. vielmal A; vielmals B u. K. } 13 folgt A.
20. mir A u. K; mir's B.
22. Was zu sehn, zu lachen A u. K; was zu sehn, was zu lachen B; 13 folgt A.
24. angefahren A; gefahren B u. K; 13 folgt A.
389. 20. Herrn A, B 5 bis 9 u. K; Herren 13.
391. 2. obenein A; obendrein B.
392. 8. Der A u. K.
17. Einigkeit A, B 6, 9, 13 u. K; Ewigkeit Druckfehler in 5 u. 6.

3. Nachspiel zu den Hagestolzen.

A. Erster Druck: Morgenblatt für gebildete Stände. Neunter Jahrgang. 1815. Nr. 151 u. 152 vom 26. u. 27. Juni, S. 602 bis 607.

B. In den Werken: Nachgelassene Werke. Fünfter Band (letzter Hand 40 43) (1833). S. 80 bis 97; 8. III (1847). S. 722 bis 735; 9. XXXV (1840). S. 401 bis 417.

395. 2. Zu A u. B den Hagestolzen.
4. Das Datum von uns hinzugesetzt.
396. 1 bis 11. Hinzugefügt nach dem Weimarischen Theaterzettel. Der Name Margrete wird hier, bei Iffland und in A geschrieben: Margrethe. Als ein dreisilbiger Name war er aus metrischen Gründen beizubehalten (vergl. z. B. S. 397, 3. 23 u. m., aber zur Uebereinstimmung mit unsrer Schreibung des Namens im „Faust“ (Bd. XII) das sprachlich unmotivirte h der Schlußsilbe zu streichen. B liest dagegen: Mare

Seite Zeile

garstig, eine Form, die so wenig zum Charakter als zum Metrum des Gedichts passen will.

399. 1. und Weben A u. B.

400. 2. Vornehm und Gering A; Vornehm' und Gering' B.

m. niedres A; niedres B; es war A zu folgen.

4. geschriebnes A u. B; 9 geschriebnes.

405. 9. Gäschen A; Gäßchen B. Die zweite Schreibung wirft scherzhaften Diminutiv von Gauce ist vielleicht verständlicher. Auch wäre Säc'-chen zulässig, aber nicht Gäuc'chen. Analogien: Höschen (auf der Promenade chaussee) und Klöschen.

406. letzt. mitzugehn A; mitzugehen (Druckfehler) B.

406 bis 408. Die in B folgenden Absätze nach A.

407. u. inn'res A; inneres B.

408. u. verschiedenart'ge A; verschiedenartige B.

Goethe's Werke.

Nach den vorzüglichsten Quellen revidirte Ausgabe.

Elfter Theil.

Zweite Abtheilung.

Erste Gestalt von:

Götz von Berlichingen.
Erwin und Elmire (Prosa).
Klaudine v. Villa Bella (Prosa).
Iphigenie auf Tauris (Prosa).

Nebst den **Veränderungen** des
Götz von Berlichingen in der **Bühnenbearbeitung.**

Herausgegeben und mit Anmerkungen begleitet
von
Fr. Strehlke.

Berlin.
Gustav Hempel.

BIBLIOTECA
BETIA
Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Inhalt.

		Seite
Geſchichte Gottfriedens von Berlichingen mit der eiſernen Hand, dramatiſirt		5
Erwin und Elmire	in Proſa	131
Klaudine von Villa Bella	in Proſa	161
Iphigenie auf Tauris		211
Götz von Berlichingen.	Bühnenbearbeitung	257

Zur Reviſion des Textes.

Geſchichte

Gottfriedens von Berlichingen.

Erſter Entwurf

des

„Götz von Berlichingen“.

Vorbemerkung des Herausgebers.

Von den drei Bearbeitungen des „Götz von Berlichingen" hat die der Zeit nach zweite und anerkanntermaßen bedeutendste bereits in dem sechsten Theile dieser Ausgabe ihre Stelle gefunden; die älteste, welche Goethe bereits 1771 unter dem Titel „Geschichte Gottfriedens von Berlichingen mit der eisernen Hand, dramatisirt" vollendet hatte und die erst 1832 in den „Nachgelassenen Werken" durch den Druck veröffentlicht worden ist, eröffnet hier die Reihe der Stücke, die wir, dem Beispiele früherer Ausgaben folgend, in doppelter Gestalt bringen. Denn ist es schon an sich von Interesse, die erste Fassung kennen zu lernen, welche ein großer Dichter einem großen Stoffe gegeben hat, so findet dies noch in erhöhtem Maaße bei Betrachtung der Dichtungen Goethe's statt, dessen geistige Entwickelung in stetigem Fortschritt, aber nie sprungweise vor sich gegangen ist. Das anschauliche Bild dieser fortschreitenden Entwickelung gewinnt man in der That, wenn man die beiden ersten Bearbeitungen des „Götz" mit einander vergleicht; denn obgleich nur die kurze Zeit von kaum zwei Jahren zwischen ihnen liegt, so finden doch in der Komposition, in Stil und Sprache nicht unwesentliche Verschiedenheiten statt, wenn auch eine ganze Anzahl von Scenen kaum nennenswerthe Veränderungen erlitten hat. Diese Abweichungen sind es vorzugsweise, auf die im Folgenden hingewiesen werden soll, da über das Entstehen, die Quellen und die Bedeutung der ganzen Dichtung schon in Band VI. das Nothwendige gesagt worden ist.

In Betreff der Komposition an sich besteht die wichtigste Abweichung der ersten Bearbeitung von der zweiten darin, daß in jener ein Liebesverhältniß zwischen Sickingen und Adelheid durch den ganzen fünften Akt hindurchgeführt wird, und zwar in einer Weise, durch welche Götz und die Seinigen fast ganz in den Hintergrund treten. Mag der Dichter hiemit auch beabsichtigt haben, die dämonische Macht zu schildern, welche Adelheid's Schönheit auf alle Männer ausübte, so lag doch dramatisch kein Grund vor, gerade Sickingen in ihre Netze fallen zu lassen; eine Rache an Weislingen wegen Dessen Untreue gegen Maria zu vollziehen, war Sickingen gerade am Wenigsten geeignet, da er sie auf diese Weise zu einem schuldlosen Opfer machen mußte. Ganz hat indessen Goethe den Gedanken, Adelheid in eine neue Leidenschaft zu verstricken, bei der Umarbeitung nicht aufgegeben; jedoch treten ihre Beziehungen zu Karl, dem Nachfolger Maximilian's, mehr in den Hintergrund und sind auch nicht mit derselben Lebendigkeit geschildert wie die zu Sickingen. Diese eine Aenderung aber mußte auf den ganzen fünften Akt von bedeutender Einwirkung sein. Die Zigeunerscene, in welcher Adelheid zuerst mit Sickingen zusammentrifft, mit ihr die Weissagung der Zigeunerin und das Geheimmittel, welches die Letztere Adelheid lehrt — Alles mußte gestrichen werden; dafür traten, da die Zigeuner als charakteristisch für die zu schildernde Zeit nicht ganz ausfallen durften, die Scenen ein, in denen Götz verwundet selbst mit ihnen zusammenkommt. Auch die Katastrophe des ersten Entwurfs mußte fallen. In diesem werden Weislingen und Franz unmittelbar die Opfer jenes Geheimmittels, welches Adelheid gegen sie in Anwendung bringt; nach der späteren Darstellung wird Franz von Adelheid gewonnen, um Weislingen zu vergiften.

Aber auch in den übrigen Theilen des Stückes zeigt der vorliegende Entwurf noch wesentliche Abweichungen von der späteren Fassung des Stückes. Manche Scenen desselben

wurden durch andere ersetzt, manche gekürzt, theils in der Absicht, eine bessere dramatische Oekonomie einzuführen, theils aber auch, um Widersprüche mit geschichtlichen Thatsachen und Lokalitäten — wenn sie nicht etwa durch den Zweck des Ganzen geboten waren — zu vermeiden. Für die Veränderungen in dieser zweiten Beziehung verweisen wir auf die Anmerkungen zu den betreffenden einzelnen Stellen. Von größerer Wichtigkeit ist indessen das Erstere. Daß überhaupt eine Umarbeitung nöthig war, ergiebt jede unbefangene Beurtheilung des ersten Entwurfes; Goethe gesteht ja auch selbst (Dichtung und Wahrheit, 13. Buch), daß er diesen verfaßte, ohne sich vorher einen bestimmten Plan aufgesetzt zu haben. „Da ich mich ohne Plan und Entwurf," fährt er an jener Stelle fort, „blos der Einbildungskraft und einem innern Trieb überließ, so war ich von vorn herein ziemlich bei der Klinge geblieben, und die ersten Akte konnten für das, was sie sein sollten, ziemlich gelten." Für die späteren Theile war es aber in der That anders, und Goethe meint selbst, „das verwiegende Interesse für Adelheid habe ihn verführt, gegen die Regeln des Drama das für Götz in den Hintergrund treten zu lassen." Noch manches Andere hängt hiermit zusammen. Von den dramatisch zwecklos erscheinenden Scenen, in denen Götzens kleiner Sohn auftritt, wurde die eine bedeutend gekürzt, die andere gestrichen; das Letztere geschah auch mit der Scene, in welcher Adelheid's Schönheit sogar auf den Vollstrecker des Urtheils der Vehme wirkt. Auch die Schilderung von Franzens Leidenschaft wurde auf das nothwendige Maaß zurückgeführt, Adelheid's Nachgiebigkeit gegen ihn weniger hervortretend dargestellt, ja selbst die Liebeswerbung Weislingen's um Maria wesentlich gekürzt.

Dies ist im Großen und Ganzen dasjenige, was Goethe meint, wenn er sagt, „daß er bei der Umarbeitung sich bemüht habe, seiner Dichtung mehr historischen und nationalen Gehalt zu geben", und wenn er dabei bedauert, „daß

die menschliche Neigung der künstlerischen Ueberzeugung bisweilen hätte weichen müssen."

Während nach Alledem der Inhalt der ersten Bearbeitung von der zweiten wesentlich abweicht, so kann dies füglich in Stil und Sprache nicht in gleichem Maaße der Fall sein, da beide von einander nur durch einen Zeitraum von zwei Jahren getrennt sind. Manche Derbheiten jedoch wurden theils durch Verkürzung der betreffenden Scenen gemildert, theils ganz gestrichen. Während sich ferner in dem ersten Entwurf noch einige Gallicismen finden, die von Goethe's früher Gewöhnung an das Französische herstammen, außerdem eine nicht unbedeutende Anzahl von Fremdwörtern, die leicht durch deutsche zu ersetzen waren, wurde Beides in der zweiten Bearbeitung wenigstens vielfach gemildert, wenn auch nicht vollständig getilgt. So wurden z. B. statt „Konterfei, Raritäten, Desavantage, Interesse, Detachement, Vesikatorien" in der Umarbeitung deutsche Ausdrücke gewählt; endlich war Goethe überhaupt darauf bedacht, alle zu großen Kühnheiten und Freiheiten im Ausdruck und in der Satzbildung zu verändern.

Wenn trotzdem der vorliegende Text nicht einmal einen so alterthümlichen Eindruck macht wie die ältesten Ausgaben der zweiten Bearbeitung oder wie die zwei Jahre später erschienenen ersten Bearbeitungen von „Erwin und Elmire" und von „Klaudine von Villa Bella", so liegt dies an einem besonderen Umstande. Unser Text, dessen Druck vermuthlich nach der von Goethe selbst im 13. Buch von „Dichtung und Wahrheit" erwähnten Handschrift redigirt ist, giebt uns die Sprache und den Ausdruck Goethe's nicht genau in der Form wieder, wie wir sie in seinen gleichzeitigen oder wenig späteren Schriften finden. Die Herausgeber haben sich, abgesehen von Orthographie und Interpunktion, entweder mit Absicht Veränderungen in den Wortformen, möglicherweise auch an einzelnen Stellen in Text und Konstruktion gestattet, oder der Druck ist zum Mindesten nicht sorgfältig überwacht worden.

Da wir auf die Benutzung der genannten Handschrift verzichten mußten, so lag die Frage sehr nahe, ob der Herausgeber den Versuch machen sollte, den Text so herzustellen, wie ihn Goethe seiner Ansicht nach 1771 geschrieben hatte. In vielen Fällen wäre es nicht schwierig gewesen, das Richtige zu treffen; aber auf der andern Seite war Goethe weder in jungen noch in alten Jahren in Sprache und Ausdruck so konsequent und gleichmäßig, daß dies zu wagen gewesen wäre. Hiezu kam noch die Erwägung, daß auch die ältesten Ausgaben seiner Jugendarbeiten keine sicheren Führer in dieser Beziehung sind; denn bei den verschiedenen Druckorten derselben dürfte es oft schwer zu ermitteln sein, was auf Rechnung der Druckerei, was auf die des Dichters kommt. So blieb denn nur übrig, den Text, wo nicht ein augenscheinlicher Fehler vorlag, nach dessen Wortlaut in den „Nachgelassenen Werken" — als dem ältesten Drucke — zu geben und in der Textrevision das Wesentlichste von demjenigen zu bezeichnen, was nach der Ueberzeugung des Herausgebers ursprünglich anders gewesen ist. Die Eigenthümlichkeiten der Sprache Goethe's in diesem und den nächstfolgenden Stücken haben außerdem zu einer Reihe von sprachlichen Anmerkungen sowie zu Verweisungen auf die älteste Ausgabe der zweiten Bearbeitung (von uns mit D.-A. bezeichnet) Anlaß gegeben.

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
GOETHE,J.W.
3-598-50924-3
FN. 16547/434

Geſchichte

Gottfriedens von Berlichingen

mit der eiſernen Hand,

dramatiſirt.

Das Unglück iſt geſchehn; das Herz des Volks iſt in den Koth getreten und keiner edeln Begierde mehr fähig.

Uſong.*)

---

*) Dies Motto iſt aus einem Roman von A. von Haller entnommen, der unter dem Titel „Uſong. Eine morgenländiſche Geſchichte" 1771 in Bern erſchienen war.

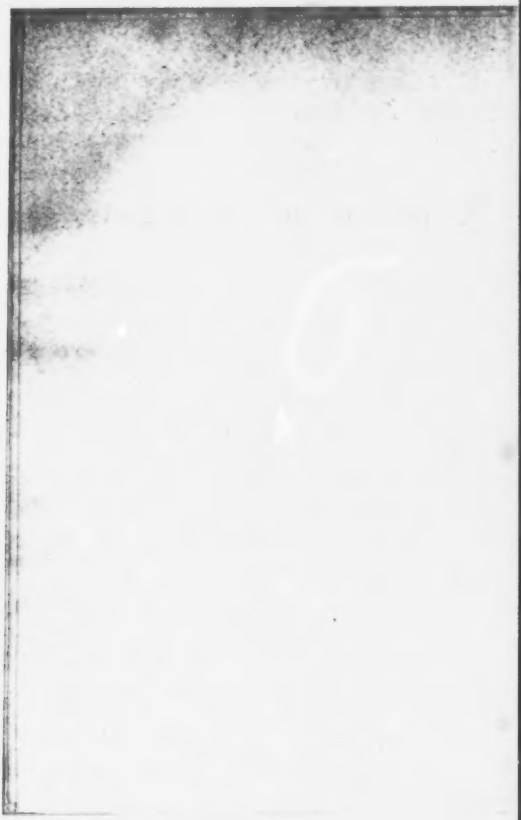

Perſonen.*)

Kaiſer Maximilian.
Der Erzbiſchof von Mainz.
Götz von Berlichingen.
Eliſabeth, ſeine Frau.
Maria, ſeine Schweſter.
Karl, ſein Sohn.
Der Biſchof von Bamberg.
Liebetraut,
Der Abt von Fulda,
Olearius, beider Rechte Doktor,
} an des Biſchofs Hofe.
Adelbert von Weislingen.
Adelheid von Walldorf.
Hans von Selbitz.
Franz von Sickingen.
Bruder Martin.
Lerſen.
Georg, Götzens Bube.
Franz, Weislingen's Bube.
Metzler, Sivers, Link, Kohl, Anführer der rebelliſchen Bauern.
Gräfin von Helfenſtein mit ihrem Söhnchen.
Fürſtliches Gefolge des Kaiſers (Anhalt, Naſſau u. A.).
Hoffrauen, Hofleute am Bamberg'ſchen Hofe.

*) Der S. 7 erwähnte erſte Druck (und nach ihm alle ſpäteren) des Götz von Berlichingen in ſeiner älteſten Geſtalt enthält kein Perſonenverzeichniß. Wir erachteten die Zugabe eines ſolchen für zweckmäßig.

Kaiserliche Räthe.
Rathsherren von Heilbronn.
Richter des heimlichen Gerichts nebst Kläger und Rächer.
Zwei Nürnberger Kaufleute.
Ein Unbekannter.
Berliching'sche, Weisling'sche, Bamberg'sche Reiter und Knechte.
Hauptleute, Offiziere, Knechte von der Reichsarmee.
Gerichtsschreiber.
Gerichtsdiener.
Heilbronner Bürger.
Stadtwache.
Gerichtsbote.
Zigeunerhauptmann.
Zigeunerin (Mutter).
Zigeuner und Zigeunerinnen.

Erſter Aufzug.

Eine Herberge.

Zwei Reitersknechte an einem Tiſch, ein Bauer und ein Fuhrmann am andern beim Bier.

Erſter Reiter. Trink aus, daß wir fortkommen! Unſer Herr wird auf uns warten. Die Nacht bricht herein; und es iſt beſſer eine ſchlimme Nachricht als keine; ſo weiß er doch, woran er iſt.

Zweiter Reiter. Ich kann nicht begreifen, wo der von Weisling hingekommen iſt. Es iſt, als wenn er in die Erd geſchlupft wäre. Zu Nersheim hat er geſtern übernachtet; da ſollt er heut auf Crailsheim*) gangen ſein, das iſt ſeine Straß, und da wär er morgen früh durch den Windsdorfer Wald gekommen, wo wir ihm wollten aufgepaßt und fürs weitere Nachtquartier geſorgt haben. Unſer Herr wird wild ſein, und ich bin's ſelbſt, daß er uns entgangen iſt, juſt da wir glaubten, wir hätten ihn ſchon.

Erſter Reiter. Vielleicht hat er den Braten gerochen — denn ſelten, daß er mit Schnuppen behaft iſt, — und iſt einen andern Weg gezogen.

Zweiter Reiter. Es ärgert mich!

Erſter Reiter. Du ſchickſt Dich fürtrefflich zu Deinem Herrn. Ich kenn Euch wohl. Ihr fahrt den Leuten gern durch den Sinn und könnt nicht wol leiden, daß Euch was durchfährt.

Bauer (am andern Tiſch). Ich ſag Dir's, wenn ſie Einen brauchen und haben Einem nichts zu befehlen, da ſind die vornehmſten Leut juſt die artigſten.

Fuhrmann. Nein, geh! Es war hübſch von ihm und hat mich von Herzen gefreut, wie er geritten kam und ſagte: „Liebe Freund, ſeid ſo gut, ſpannt Eure Pferd aus und helft mir, meinen Wagen von der Stell bringen!“ „Liebe Freund“, ſagt' er; wahrhaftig, es iſt das erſte Mal, daß mich ſo ein vornehmer Herr „lieber Freund“ geheißen hat.

---

*) Von den hier genannten Ortſchaften, die in den ſpäteren Bearbeitungen nicht mehr vorkommen, liegen Nersheim und Crailsheim beide in der Nähe der heutigen bairiſchen Grenze; das erſte, früher durch ſein Benediktinerkloſter berühmt, in öſtlicher Richtung von Stuttgart, das letztere etwa 7 bis 8 Meilen nördlich von dieſer Stadt.

Bauer. Dank's ihm ein spitz Holz! Wir mit unsern Pferden waren ihm willkommener, als wenn ihm der Kaiser begegnet wär. Stak sein Wagen nicht im Hohlweg zwischen Thür und Angel eingeklemmt — das Vorderrad bis über die Achse im Loch, und 's hintere zwischen ein paar Steinen gefangen! Er wußt wohl, was er that, wie er sagte: „liebe Freund". Wir haben auch was gearbeitet, bis wir'n herausbrachten.

Fuhrmann. Dafür war auch's Trinkgeld gut. Gab er nit Jedem drei Albus?*) He!

Bauer. Das lassen wir uns freilich jetzt schmecken. Aber ein großer Herr könnt mir geben die Meng und die Füll, ich könnt ihn doch nicht leiden; ich bin ihnen allen von Herzen gram, und wo ich sie scheren kann, so thu ich's. Wenn Du mir heut nit so zugeredt hättst, von meinetwegen säß er noch.

Fuhrmann. Narr! Er hatte drei Knechte bei sich, und wenn wir nicht gewollt hätten, würd er uns haben wollen machen. Wer er nur sein mag, und warum er den seltsamen Weg geht? Kann nirgends hinkommen als nach Rottbach und von da nach Crailsheim durch den Windorfer Wald gangen.**)

Erster Reiter. Horch!

Zweiter Reiter. Das wär!

Bauer. Ich weiß wohl. Ob er schon den Hut so ins Gesicht geschoben hatte, kannt ich ihn doch an der Nasen. Es war Adelbert von Weislingen.

Fuhrmann. Der Weislingen? Das ist ein schöner, ansehnlicher Herr.

Bauer. Mir gefällt er nicht; er ist mir breitschultrig und roshaft genug für einen Ritter, ist auch nur für'n Hof. Ich möcht selbst wissen, was er vorhat, daß er den schlimmen Weg geht. Seine Ursachen hat er; denn er ist für einen pfiffigen Kerl bekannt.

Fuhrmann. Heut Nacht muß er in Rottbach bleiben; denn im Dunkeln über die Furt ist gefährlich.

---

*) „Albus", auch „Weißpfennig", eine Silberscheidemünze, die zuerst von Karl IV. geprägt wurde und in einzelnen Gegenden Deutschlands noch bis in die vierziger Jahre dieses Jahrhunderts im Verkehr vorkam.

**) Die noch reduplizierte Form des Partizips wird von Goethe in der früheren Zeit überhaupt häufig angewendet; so findet sich z. B. in diesem und den beiden folgenden Stücken: „gessen, worden, blieben, kommen, haben, traukeu, kreigt, kannt" ꝛc. ꝛc.

Bauer. Da kommt er morgen zum Mittageſſen nach Mardorf.

Fuhrmann. Wenn der Weg durch'n Wald nit ſo ſchlimm iſt.

Zweiter Reiter. Fort, geſchwind zu Pferde! Gute Nacht, Ihr Herren!

Erſter Reiter. Gute Nacht!

Die andern Beide. Gleichfalls!

Bauer. Ihr erinnert uns an das, was wir nöthig haben. Glück auf'n Weg!

(Die Knechte ab.)

Fuhrmann. Wer ſind Die?

Bauer. Ich kenn ſie nicht. Reitersmänner vom Anſehn; dergleichen Volk ſchnorrt*) das ganze Jahr im Land herum und ſchiert die Leut was Tüchtigs. Und doch will ich lieber von ihnen gebrandſchatzt und ausgebrennt werden; es kommt auf ein Bißel Zeit und Schweiß an, ſo erholt man ſich wieder. Aber wie's jetzt unſre gnädige Herren anfangen, uns bis auf den letzten Blutstropfen auszukeltern, und daß wir doch nicht ſagen ſollen: „Ihr macht's zu arg, nach und nach zuſchrauben!" — ſeht, das iſt eine Wirthſchaft, daß man ſich's Leben nicht wünſchen ſollte, wenn's nicht Wein und Bier gäb, ſich manchmal die Grillen wegzuſchwemmen und in tiefen Schlaf zu verſenken.

Fuhrmann. Ihr habt Recht. Wir wollen uns legen.

Bauer. Ich muß doch morgen bei Zeiten wieder auf.

Fuhrmann. Ihr fahrt alſo nach Ballenberg?**)

Bauer. Ja, nach Haus.

Fuhrmann. Es iſt mir leid, daß wir nit weiter mit einander gehn.

Bauer. Weiß Gott, wo wir einmal wieder zuſammenkommen!

Fuhrmann. Euern Namen, guter Freund!

Bauer. Georg Metzler. Den Eurigen?

Fuhrmann. Hans Sivers von Wangen.

Bauer. Eure Hand! Und noch einen Trunk auf glückliche Reiſe!

Fuhrmann. Horch, der Nachtwächter ruft ſchon ab. Kommt, kommt!

---

*) Ausdruck der rothwälſchen Diebsſprache für „betteln", und im Niederſächſiſchen auch für „faullenzen" im Gebrauch (Adelung).

**) Nördlich von Jagſthauſen, Göthens Burg und Wohnort, gelegen.

Vor einer Herberge im Windsdorfer Wald.

Unter einer Linde ein Tiſch und Bänke. Gottfried, auf der Bank in voller Rüſtung, ſeine Lanze am Baum gelehnt, den Helm auf dem Tiſch.

Gottfried. Wo meine Knechte bleiben! Sie könnten ſchon ſechs Stunden hier ſein. Es war uns Alles ſo deutlich verkundſchaftet; nur zur äußerſten Sicherheit ſchickt ich ſie fort; ſie ſollten nur ſehen. Ich begreif's nicht! Vielleicht haben ſie ihn verfehlt, und er kommt vor ihnen her. Nach ſeiner Art zu reiſen iſt er ſchon in Crailsheim, und ich bin allein. Und wär's! Der Wirth und ſein Knecht ſind zu meinen Dienſten. Ich muß Dich haben, Weislingen, und Deinen ſchönen Wagen Güter dazu! (Er ruft.) Georg! — Wenn's ihm aber Jemand verrathen hätte! Ob! (Er beißt die Zähne zuſammen.) Hört der Junge nicht? (Lauter.) Georg! Er iſt doch ſonſt bei der Hand. (Lauter.) Georg! Georg!

Georg (in dem Panzer eines Erwachſenen). Gnädger Herr!

Gottfried. Wo ſtickſt*) Du? Was für'n Henker treibſt Du für Mummerei!

Georg. Gnädger Herr!

Gottfried. Schäm Dich nicht, Bube! Komm her! Du ſiehſt gut aus. Wie kommſt Du dazu? Ja, wenn Du ihn ausfüllteſt! Darum kamſt Du nicht, wie ich rief!

Georg. Ihro Gnaden ſein nicht böſe! Ich hatte nichts zu thun; da nahm ich Hanſens Küraß und ſchnallt ihn an und ſetzt ſeinen Helm auf, ſchlupft in ſeine Armſchienen und Handſchuh und zog ſein Schwert und ſchlug mich mit den Bäumen herum; wie Ihr rieft, konnt ich nicht Alles geſchwind wegwerfen.

Gottfried. Braver Junge! Sag Deinem Vater und Hanſen, ſie ſollen ſich rüſten und ihre Pferde ſatteln. Halt mir meinen Gaul parat! Du ſollſt auch einmal mitziehen.

Georg. Warum nicht jetzt? Laßt mich mit, Herr! Kann ich nicht fechten, ſo hab ich doch ſchon Kräfte genug, Euch die Armbruſt aufzubringen.**) Hättet Ihr mich neulich bei Euch gehabt, wie Ihr ſie dem Reiter an Kopf wurft,***) ich hätt ſie Euch wieder geholt, und ſie wär nicht verloren gangen.

---

*) Dem entſprechend die dritte Perſon „ſtickt". Man vgl. für beide Formen Werke. III. S. 184. Z. 1; IX. S. 179. Z. 35. und S. 190. Z. 32; ferner die verſchiedenen betr. Stellen in dieſem Band.

**) D. h. „aufſpannen". Vgl. „Lebensbeſchreibung Herrn Götzens von Berlichingen". S. 64, und den Artikel „aufbringen" in Grimm's Wörterbuch.

***) „An Kopf wurfſt": Die Auslaſſung des Artikels in Verbindung mit Präpoſitionen, wo ſie jetzt nicht üblich iſt, die ſich gelegentlich auch in ſpäteren

Gottfried. Wie weißt Du das?

Georg. Eure Knechte erzählten mir's. Wenn wir die Pferde ſtriegeln, muß ich ihnen pfeifen, allerlei Weiſen, und davor erzählen ſie mir des Abends, was Ihr gegen den Feind gethan habt. Laßt mich mit, gnädger Herr!

Gottfried. Ein ander Mal, Georg, wenn wir Kaufleute fangen und Fuhren wegnehmen! Heut werden die Pfeil an Harniſchen wittern, und klappern die Schwerter über den Helmen. Unbewaffnet, wie Du biſt, ſollſt Du nicht in Gefahr. Die künftigen Zeiten brauchen auch Männer. Ich ſag Dir's, Junge: es wird theure Zeit werden; es werden Fürſten ihre Schätze bieten um einen Mann, den ie jetzt von ſich ſtoßen. Geh, Georg, ſag's Deinem Vater und Hansen!

(Georg geht.)

Meine Knechte! Wenn ſie gefangen wären, und er hätt ihnen nothan, was wir ihm thun wollten! — Was Schwarzes im Wald? Es iſt ein Mann.

Bruder Martin kommt.

Ehrwürdiger Vater, guten Abend! Woher ſo ſpät? Mann der heiligen Ruhe, Ihr beſchämt viel Ritter!

Martin. Dank Euch, edler Herr! Und bin vor der Hand nur armſeliger Bruder; wenn's ja Titel ſein ſoll, Auguſtin mit meinem Kloſternamen. — Mit Eurer Erlaubniß! (Er ſetzt ſich.) Doch hör ich am Liebſten Martin, meinen Taufnamen.

Gottfried. Ihr ſeid müd, Bruder Martin, und ohne Zweifel durſtig. Georg!

(Georg kommt.)

Wein!

Martin. Für mich einen Trunk Waſſer! Ich darf keinen Wein trinken.

Gottfried. Iſt das Euer Gelübde?

Martin. Nein, gnädger Herr; es iſt nicht wider mein Gelübde, Wein zu trinken; weil aber der Wein wider mein Gelübde iſt, ſo trink ich keinen Wein.

Gottfried. Wie verſteht Ihr das?

Martin. Wohl Euch, daß Ihr's nicht verſteht! Eſſen und Trinken, mein ich, iſt des Menſchen Leben.

Schriften Goethe's findet (z. B. Werke, I. S. 155. Z. 9 „von Orient") iſt in den älteren ſehr häufig: „in Garten, in Keller, in Stall, in Sack, in Abgrund, in Staub, in Wurſt, an Hof, an Hals, an Tiſch". „Wurſt", ältere, aus der Lebensbeſchreibung übernommene Form, die hier faſt immer beibehalten, jedoch in der älteſten Ausgabe des Schauſpiels von 1773 (von uns nachſtehend immer mit O.-A. bezeichnet) bereits getilgt iſt.

Gottfried. Wol.

Martin. Wenn Ihr gessen und trunken habt, seid Ihr wie neu geboren, seid stärker, muthiger, geschickter zu Euerm Geschäft. Der Wein erfreut des Menschen Herz,*) und die Freudigkeit ist die Mutter aller Tugenden. Wenn Ihr Wein getrunken habt, seid Ihr Alles doppelt, was Ihr sein sollt, noch einmal so leicht denkend, noch einmal so unternehmend, noch einmal so schnell ausführend.

Gottfried. Wie ich ihn trinke, ist es wahr.

Martin. Davon red ich auch. Aber wir —

(Georg mit Wasser und Wein.)

Gottfried (zu Georgen heimlich). Geh auf den Weg nach Crailsheim**) und leg Dich mit dem Ohr auf die Erde, ob Du nicht Pferde kommen hörst, und sei gleich wieder hier!

Martin. Aber wir, wenn wir gessen und trunken haben, sind wir grade das Gegentheil von dem, was wir sein sollen. Unsere schläfrige Verdauung stimmt den Kopf nach dem Magen, und in der Schwäche einer überfüllten Ruhe erzeugen sich Begierden, die ihrer Mutter leicht über den Kopf wachsen.

Gottfried. Ein Glas, Bruder Martin, wird Euch nicht im Schlaf stören. Ihr seid heute viel gangen. Alle Streiter!

Martin. In Gottes Namen! (Sie stoßen an.) Ich kann die müßigen Leut nicht ausstehen, und doch kann ich nicht sagen, daß alle Mönche müßig sind; sie thun, was sie können. Da komm ich von St. Veit, wo ich die letzte Nacht schlief. Der Prior führt' mich in Garten; das ist nun ihr Bienenkorb. Fürtrefflichen Salat! Kohl nach Herzensluft! Und besonders Blumenkohl und Artischocken wie keine in Europa!

Gottfried. Das ist also Eure Sach nicht. (Er steht auf, sieht nach dem Jungen und kommt wieder.)

Martin. Wollte, Gott hätte mich zum Gärtner oder Laboranten gemacht; ich könnt glücklich sein. Mein Abt liebt mich, mein Kloster ist Erfurt in Thüringen;***) er weiß, ich kann nicht ruhen; da schickt er mich herum, wo was zu betreiben ist; ich geh zum Bischof von Konstanz.

Gottfried. Noch eins! Gute Verrichtung!

Martin. Gleichfalls!

Gottfried. Was seht Ihr mich so an, Bruder?

*) Vgl. Psalmen, 104, 15.
**) C.-A. „Lachsbach".
***) C.-A. „Sachsen".

Martin. Daß ich in Euern Harnisch verliebt bin.

Gottfried. Hättet Ihr Lust zu einem? Es ist schwer und beschwerlich, ihn zu tragen.

Martin. Was ist nicht beschwerlich auf dieser Welt! Und mir kömmt nichts beschwerlicher vor, als nicht Mensch sein zu dürfen. Armuth, Reichthum und Gehorsam, drei Gelübde, deren jedes, einzeln betrachtet, der Natur das unausstehlichste scheint, so unerträglich sind sie alle! Und sein ganzes Leben unter dieser Last oder unter der weit niederdrückendern Bürde des Gewissens muthlos zu keichen!*) O Herr, was sind die Mühseligkeiten Eures Lebens gegen die Jammerlichkeiten eines Standes, der die besten Triebe, durch die wir werden, wachsen und gedeihen, aus mißverstandner Begierde, Gott näher zu rücken, verdammt!

Gottfried. Wär Euer Gelübde nicht so heilig, ich wollt Euch bereden, einen Harnisch anzulegen, wollt Euch ein Pferd geben, und wir zögen mit einander.

Martin. Wollte Gott, meine Schultern fühlten sich**) Kraft, den Harnisch zu ertragen, und mein Arm die Stärke, einen Feind vom Pferd zu stechen! Arme, schwache Hand, von jeher gewohnt, Kreuze und Friedensfahnen zu tragen und Rauchfässer zu schwingen, wie wolltest Du Lanzen und Schwert regieren! Meine Stimme, nur zu Ave und Halleluja gestimmt, würde dem Feind ein Herold meiner Schwäche sein, wenn ihn die Furcht vor Euch her wanken macht. Kein Gelübde sollte mich abhalten, wieder in den Orden zu treten, den mein Schöpfer selbst gestiftet hat.

Gottfried (steht nach dem Jungen, kommt wieder und schenkt ein). Glückliche Retour!

Martin. Daß trink ich nur für Euch; Wiederkehr in meinen Käfig ist immer unglücklich. Wenn Ihr wiederkehrt, Herr, in Eure Mauern, mit dem Bewußtsein Eurer Tapferkeit und Stärke, der keine Müdigkeit etwas anhaben kann, Euch zum ersten Mal nach langer Zeit, sicher für feindlichem Ueberfall, entwaffnet auf Euer Bette streckt und Euch nach dem Schlafe dehnt, der Euch besser schmeckt als mir der Trunk nach langem Durst, da könnt Ihr von Glück sagen.

Gottfried. Davor kommt's auch selten.

Martin (feuriger). Und ist, wenn's kommt, ein Vorschmack

*) Bei Goethe öfters statt „keuchen"; vgl. Werke, I. S. 115, Z. 29, in diesem Theil S. 89, Z. 22, und D.-A.

**) Für diese Konstruktion, die sich noch an verschiedenen Stellen dieses Theils findet, vgl. Werke, I. S. 67, Note.

des Himmels. Wenn Ihr zurückkehrt, mit der Beute unedler Feinde beladen, und Euch erinnert: „Den stach ich vom Pferd, eh er schießen konnte, und Den rannt ich sammt dem Pferd nieder!“ und dann reitet Ihr zu Euerm Schloß hinauf, und —

Gottfried. Warum haltet Ihr ein?

Martin. Und Eure Weiber! (Er schenkt ein.) Auf Gesundheit Eurer Frau! (Er wischt sich die Augen.) Ihr habt doch eine?

Gottfried. Ein edles, fürtreffliches Weib.

Martin. Wohl Dem, der ein tugendsam Weib hat!*) Der lebet er noch eins so lange. Ich kenne keine Weiber, und doch war die Frau die Krone der Schöpfung.

Gottfried (vor sich). Er dauert mich! Das Gefühl seines Zustandes frißt ihm das Herz.

Georg (geschrungen). Herr! Ich höre Pferde im Galopp — zwei oder drei!

Gottfried. Ich will zu Pferde! Dein Vater und Hans sollen aufsitzen; es können Feinde sein so gut als Freunde. Lauf ihnen eine Ecke entgegen! Wenn's Feinde sind, so pfeif und spring ins Gebüsch! Lebt wohl, theurer Bruder! Gott geleit Euch! Seid muthig und geduldig, Gott wird Euch Raum geben.

Martin. Ich bitt um Euern Namen.

Gottfried. Verzeiht mir! Lebt wohl!

(Er reicht ihm die linke Hand.)

Martin. Warum reicht Ihr mir die Linke? Bin ich die ritterliche Rechte nicht werth?

Gottfried. Und wenn Ihr der Kaiser wärt, Ihr müßtet mit dieser vorlieb nehmen. Meine Rechte, obgleich im Kriege nicht unbrauchbar, ist gegen den Druck der Liebe unempfindlich, sie ist eins mit ihrem Handschuh; Ihr seht, er ist Eisen.

Martin. So seid Ihr Gottfried von Berlichingen! Ich danke Dir, Gott, daß Du mich ihn hast sehen lassen, diesen Mann, den die Fürsten hassen und zu dem die Bedrängten sich wenden! (Er nimmt ihm die rechte Hand.) Laßt mir diese Hand! Laßt mich sie küssen!

Gottfried. Ihr sollt nicht.

Martin. Laßt mich! Du, mehr werth als Reliquienband, durch die das heiligste Blut geflossen ist! Todes Werkzeug, belebt durch des edelsten Geistes Vertrauen auf Gott —

(Gottfried setzt den Helm auf und nimmt die Lanze.)

Es war ein Mönch bei uns vor Jahr und Tag, der Euch

*) Vgl. Jesus Sirach. 26. 1; Sprüche Salomonis. 31. 10.

besuchte, wie sie Euch abgeschossen ward vor Nürnberg.*) Wie er uns erzählte, was Ihr littet, und wie Ihr es Euch schmerzte, zu Euerm Beruf verstümmelt zu sein, und wie Euch einfiel, von Einem gehört zu haben, der auch nur eine Hand hatte und als tapfrer Reitersmann doch noch lange diente. — ich werde das nie vergessen.

(Die zwei Knechte kommen. Gottfried geht zu ihnen; sie reden heimlich.)

Martin (fährt inzwischen fort). Ich werde das nie vergessen. Wie er im edelsten, einfältigsten Vertrauen zu Gott sprach: „Und wenn ich zwölf Hand hätt und Deine Gnad wollt mir nicht, was würden sie mir fruchten! So kann ich mit einer —

Gottfried. In dem Mardorfer**) Wald also? Lebt wohl, werther Bruder Martin! (Er küßt ihn.)

Martin. Vergeßt mich nicht, wie ich Eurer nicht vergesse!

(Gottfried ab.)

Wie mir's so eng ums Herz ward, da ich ihn sah! Er redete nichts, und mein Geist konnte doch den seinigen unterscheiden. Es ist eine Wollust, einen großen Mann zu sehn.

Georg. Ehrwürdiger Herr, Ihr schlaft doch bei uns?

Martin. Kann ich ein Bett haben?

Georg. Nein, Herr, ich kenn Better***) nur vom Hörensagen; in unserer Herberg ist nichts als Stroh.

Martin. Auch gut. Wie heißt Du?

Georg. Georg, ehrwürdiger Herr!

Martin. Georg, Du hast einen tapfern Patron.

Georg. Sie sagen mir, er wär ein Reiter gewesen; das will ich auch sein.

Martin. Warte! (Er zieht ein Gebetbuch heraus und giebt dem Buben einen Heiligen.) Da hast Du ihn. Folg seinem Beispiel: sei tapfer und fromm! (Martin geht.)

Georg. Ach, ein schöner Schimmel! Wenn ich einmal so einen hätt! Und die golden Rüstung! Das ist ein garstiger Drach! Jetzt schieß ich nach Sperlingen. Heiliger Georg! Mach mich groß und stark, gieb mir so eine Lanze, Rüstung und Pferd! Dann laß mir die Drachen kommen!

---

*) Vgl. Lebensbeschreibung, S. 78 ff. In der O.-A. ist für „Nürnberg" der geschichtlichen Thatsache gemäß „Landshut" genommen.

**) O.-A. „Hasslacher", ebenso an den übrigen Stellen.

***) Ueber diese abweichende Form vgl. den Artikel bei Grimm, in welchem auch je ein Beispiel für dieselbe aus Balthasar Schuppius und aus Kinger angeführt wird.

Gottfried's Schloß.

Elisabeth, seine Frau. Maria, seine Schwester. Karl, sein Söhnchen.

Karl. Ich bitte Dich, liebe Tante, erzähl mir das noch einmal vom frommen Kind! 's is gar zu schön.

Maria. Erzähl Du mir's, kleiner Schelm! Da will ich hören, ob Du Acht giebst.

Karl. Wart e Bis! Ich will mich bedenken — Es war einmal — ja — es war einmal ein Kind, und sein Mutter war krank, da ging das Kind hin —

Maria. Nicht doch! Da sagte die Mutter: „Liebes Kind —"

Karl. „Ich bin krank —"

Maria. „Und kann nicht ausgehen —"

Karl. Und gab ihm Geld und sagte: „Geh hin und hol Dir ein Frühstück!" Da kam ein armer Mann —

Maria. Das Kind ging, da begegnete ihm ein alter Mann, der war — Nun, Karl?

Karl. Der war — alt.

Maria. Freilich! — der kaum mehr gehen konnte, und sagte: „Liebes Kind" —

Karl. „Schenk mir was! Ich hab kein Brod gessen gestern und heut". Da gab ihm's Kind das Geld —

Maria. Das für sein Frühstück sein sollte.

Karl. Da sagte der alte Mann —

Maria. Da nahm der alte Mann das Kind —

Karl. Bei der Hand, und sagte, und ward ein schöner, glänziger*) Heiliger und sagte: „Liebes Kind —"

Maria. „Für Deine Wohlthätigkeit belohnt Dich die Mutter Gottes durch mich; welchen Kranken Du anrührst —"

Karl. „Mit der Hand," — es war die rechte, glaub ich, —

Maria. Ja!

Karl. „Der wird gleich gesund."

Maria. Da lief's Kind nach Haus und konnt für Freuden nichts reden.

Karl. Und fiel seiner Mutter um den Hals und weinte für Freuden.

Maria. Da rief die Mutter: „Wie ist mir!" und war — Nun, Karl —

*) Dies Wort ist durch zahlreiche Stellen bei Sanders nachgewiesen. Goethe liebt Bildungen mit dieser Endung, z. B. in Klaudine von Villa Bella: „ein träumiger Mensch" u. a.

Karl. Und war — und war —

Maria. Du giebſt ſchon nicht Acht! — und war geſund. Und das Kind kurirte König und Kaiſer und wurde ſo reich, daß es ein großes Kloſter baute.

Eliſabeth. Was folgt nun daraus?

Maria. Ich dächte, die nützlichſte Lehre für Kinder, die ohnedem zu nichts geneigter ſind als zu Habſucht und Neid.

Eliſabeth. Es ſei! Karl, hol Deine Geographie!

(Karl geht.)

Maria. Die Geographie? Ihr könnt ja ſonſt nicht leiden, wenn ich ihn daraus was lehre.

Eliſabeth. Weil's mein Mann nicht leiden kann. Es iſt auch nur, daß ich ihn fortbringe. Ich mocht's vorm Kind nicht ſagen: „Ihr verderbt's mit Euern Märchen; es iſt ſo ſtillerer Natur, als ſeinem Vater lieb iſt, und Ihr macht's vor der Zeit zum Pfaffen.“ Die Wohlthätigkeit iſt eine edle Tugend; aber ſie iſt nur das Vorrecht ſtarker Seelen. Menſchen, die aus Weichheit wohlthun, immer wohlthun, ſind nicht beſſer als Leute, die ihren Urin nicht halten können.

Maria. Ihr redet etwas hart.

Eliſabeth. Dafür bin ich mit Kartoffeln und Rüben erzogen; das kann keine zarte Geſellen machen.

Maria. Ihr ſeid für meinen Bruder geboren.

Eliſabeth. Eine Ehre für mich! — Euer wohlthätig Kind freut mich noch; es verſchenkt, was es geſchenkt kriegt hat, und das ganze gute Werk beſteht darin, daß es nichts zu Morgend*) iſſt. Gieb Acht, wenn der Karl ebeſtens nicht hungrig iſt, thut er ein gut Werk und rechnet Dir's an.

Maria. Schweſter, Schweſter, Ihr erzieht keine Kinder dem Himmel.

Eliſabeth. Wären ſie nur für die Welt erzogen, daß ſie ſich hier rührten! Drüben würd's ihnen nicht fehlen.

Maria. Wie aber, wenn dies Rühren hier dem ewigen Glück entgegenſtünde?

Eliſabeth. So gieb der Natur Opium ein, bete die Sonnenſtrahlen weg, daß ein ewiger, unwirkſamer Winter bleibe! Schweſter, Schweſter, ein garſtiger Mißverſtand! Sieh nur Dein Kind an! Wie's Werk, ſo die Belohnung. Es braucht nun zeitlebens

*) Wol eine eigene, aber ſprachlich kaum zu rechtfertigende Bildung Goethe's, die aus dem gleichlautenden Adjektivum oder aus „morgendlich“ zu erklären iſt.

nichts zu thun, als in heiligem Müssiggang herumzuziehen, Hände aufzulegen, und krönt sein edles Leben mit einem Klosterbau.

Maria. Was hättst Du ihm dann erzählt?

Elisabeth. Ich kann kein Märchen machen, weiß auch keine, Gott sei Dank! Ich hätte ihm von seinem Vater erzählt, wie der Schneider von Heilbronn,*) der ein guter Schütz war, zu Köln das Best gewann und sie's ihm nicht geben wollten, wie er's meinem Mann klagte und der Die von Köln so lang tujonirte, bis sie's herausgaben. Da gehört Kopf und Arm dazu! Da muß Einer Mann sein! Deine Heldenthaten zu thun, braucht ein Kind nur ein Kind zu bleiben.

Maria. Meines Bruders Thaten sind edel, und doch wünscht ich nicht, daß seine Kinder ihm folgten. Ich leugne nicht, daß er Denen, die von ungerechten Fürsten bedrängt werden, mehr als Heiliger ist; denn seine Hilfe ist sichtbarer. Wurf er aber nicht, dem Schneider zu helfen, drei Kölnische Kaufleute nieder? Und waren denn nicht auch Die Bedrängte? Waren Die nicht auch unschuldig? Wird dadurch das allgemeine Uebel nicht vergrößert, da wir Noth durch Noth verdrängen wollen?

Elisabeth. Nicht doch, meine Schwester! Die Kaufleute von Köln waren unschuldig. Gut! Allein, was ihnen begegnete, müssen sie ihren Obern zuschreiben. Wer fremde Bürger mißhandelt, verletzt die Pflicht gegen seine eigne Unterthanen; denn er setzt sie dem Wiedervergeltungsrecht aus.

Sieh nur, wie übermüthig die Fürsten geworden sind, seitdem sie unsern Kaiser beredet haben, einen allgemeinen Frieden auszuschreiben! Gott sei Dank und dem guten Herzen des Kaisers, daß er nicht gehalten wird! Es könnt's kein Mensch ausstehn. Da hat der Bischof von Bamberg meinem Mann einen Buben niedergeworfen, unter allen Reitersjungen den er am Liebsten hat. Da könnst Du am kaiserlichen Gerichtshof klagen zehn Jahr, und der Bub verschmachtete die beste Zeit im Gefängniß. So ist er hingezogen, da er hörte, es kommt ein Wagen mit Gütern für den Bischof von Basel herunter. Ich wollte wetten, er hat ihn schon! Da mag der Bischof wollen oder nicht, der Bub muß heraus.

Maria. Das Gebetz mit Bamberg währt schon lang'.

Elisabeth. Und wird so bald nicht enden. Meinem Mann ist's einerlei; nur darüber klagt er sehr, daß Adelbert von Weislingen, sein ehemaliger Kamerad, dem Bischof in Allem Vorschub

*) D. H. „Stuttgart", dem Berichte in der Lebensbeschreibung entsprechend.

thut und mit tauſend Künſten und Pranken, weil er ſich's im offnen Feld nicht unterſteht, das Anſehn und die Macht meines Liebſten zu untergraben ſucht.

Maria. Ich hab ſchon oft gedacht, woher das dem Weislingen kommen ſein mag.

Eliſabeth. Ich kann's wol rathen —

Karl (kommt). Der Papa! Der Papa! Der Thürner blaſt das Liedel „Hevia! Mach's Thor auf! Mach's Thor auf!"

Eliſabeth. Da kommt er mit Beute.

Erſter Reiter (kommt). Wir haben gejagt! Wir haben gefangen! Gott grüß Euch, edle Frauen! Einen Wagen voll Sachen, und, was mehr iſt als zwölf Wagen, Adelberten von Weislingen!

Eliſabeth. Adelbert?

Maria. Von Weislingen?

Knecht. Und drei Reiter.

Eliſabeth. Wie kam das?

Knecht. Er geleitete den Wagen, das ward uns verkundſchaftet; er wich uns aus, wir ritten hin und her und kamen im Wald vor Mardorf an ihn.

Maria. Das Herz zittert mir im Leib.

Knecht. Ich und mein Kamerad, wie's der Herr befohlen hatte, nifteln*) uns an ihn, als wenn wir zuſammengewachſen wären, und hielten ihn feſt, inzwiſchen der Herr die Knechte überwältigte und ſie in Pflicht nahm.

Eliſabeth. Ich bin neugierig, ihn zu ſehen.

Knecht. Sie reiten eben das Thal herauf. Sie müſſen in einer Viertelſtunde hier ſein.

Maria. Er wird niedergeſchlagen ſein.

Knecht. Er ſieht ſehr finſter aus.

Maria. Es wird mir im Herzen weh thun, ſo einen Mann ſo zu ſehen.

Eliſabeth. Ah! — Ich will gleich's Eſſen zurechte machen; Ihr werdt doch Alle hungrig ſein.

Knecht. Von Herzen.

Eliſabeth. Schweſter, da ſind die Schlüſſel; geht in Keller, holt vom beſten Wein! Sie haben ihn verdient.

(Sie geht.)

Karl. Ich will mit, Tante!

*) Bei Goethe wol nur hier und an der entſprechenden Stelle des Drama vorkommend; in der Bühnenbearbeitung ſteht „neſteln".

Maria. Komm!

(Sie gehen.)

Knecht. Der wird nicht sein Vater, sonst ging' er mit in Stall.

(Ab.)

Gottfried, in voller Rüstung, nur ohne Lanze. Adelbert, auch gerüstet, nur ohne Lanze und Schwert. Zwei Knechte.

Gottfried (legt den Helm und das Schwert auf den Tisch). Schnallt mir den Harnisch auf und gebt mir meinen Rock! Die Ruhe wird mir wohl schmecken. Bruder Martin, Du sagtest wohl. Drei Nächt ohne Schlaf! Ihr habt uns in Athem gehalten, Weislingen!

(Adelbert geht auf und ab und antwortet nicht.)

Wollt Ihr Euch nicht entwaffnen? Habt Ihr keine Kleider bei Euch? Ich will Euch von meinen geben. Wo ist meine Frau?

Erster Knecht. In der Küche.

Gottfried. Habt Ihr Kleider bei Euch? Ich will Euch eins borgen. Ich hab just noch ein hübsches Kleid, ist nicht kostbar, nur von Leinen, aber sauber; ich hatt's auf der Hochzeit meines gnädigen Herren, des Pfalzgrafen,*) an, eben damals, wie ich mit Euerm Freund, Euerm Bischof, Händel kriegte. Wie war das Männlein so böse! Frau von Sickingen und ich, wir gingen in die Herberg zum Hirsch in Heilbronn; die Treppe hinauf ging Frau voran. Eh man noch ganz hinauf kommt, ist ein Absatz und ein eisern Geländerlein; da stund der Bischof und gab Franzen die Hand und gab sie mir auch, wie ich hintendrein kam. Da lacht ich in meinem Herzen und ging zum Landgrafen von Hanau, das mir ein gar lieber Herr war, und sagte: „Der Bischof hat mir die Hand geben; ich wett, er hat mich nicht gekannt." Das hört' der Bischof, denn ich red' laut mit Fleiß, und kam zu uns und sagt': „Wohl, weil ich Euch nicht kannt, gab ich Euch die Hand," sagt' er. Da sagt ich: „Herr, ich merkt's wol, daß Ihr mich nicht kannt habt; da habt Ihr sie wieder." Da wurde er so roth wie ein Krebs am Hals vor Zorn und lief in die Stube zu Pfalzgraf Ludwig und zum Fürsten von Nassau und klagt's ihnen. Macht, Weisling! Legt das eiserne Zeug ab! Es liegt Euch schwer auf der Schulter.

Adelbert. Ich fühl das nicht.

Gottfried. Geht, geht! Ich glaub wohl, daß es Euch nicht

*) Der Kurfürst und Pfalzgraf Ludwig von Hanau (vergl. Lebensbeschreibung S. 118).

leicht uns Herz iſt. Demohngeachtet — Ihr ſollt nicht ſchlimmer bedient ſein als ich. Habt Ihr Kleider?

Adelbert. Meine Knechte halten ſie.

Gottfried (zu den Knechten). Geht, fragt darnach!

(Knechte ab.)

Seid friſches Muths! Ich lag auch zwei Jahr in Heilbronn gefangen und wurd ſchlecht gehalten. Ihr ſeid in meiner Gewalt, ich werd ſie nicht mißbrauchen.

Adelbert. Das hofft ich, eh Ihr's ſagtet, und nun weiß ich's gewiſſer als meinen eignen Willen. Ihr wart immer ſo edel, als Ihr tapfer wart.

Gottfried. O wärt Ihr immer ſo treu als klug geweſen, wir könnten Denen Geſetze vorſchreiben, denen wir — warum muß ich hier meine Rede theilen! — denen Ihr dient, und mit denen ich zeitlebens zu kämpfen haben werde.

Adelbert. Keine Vorwürfe, Berlichingen! Ich bin erniedrigt genug.

Gottfried. So laßt uns vom Wetter reden oder von der Theurung, die den armen Landmann an der Quelle des Ueberfluſſes verſchmachten läßt! Und doch ſei mir Gott gnädig, wie ich das ſagte, nicht Euch zu kränken, nur Euch zu erinnern, was wir waren! Leider, daß die Erinnerung unſers ehmaligen Verhältniſſes ein ſtiller Vorwurf für Euch iſt!

(Die Knechte mit den Kleidern. Adelbert legt*) ſich aus und an.)

Karl (kommt). Guten Morgen, Papa!

Gottfried (küßt ihn). Guten Morgen, Junge! Wie habt Ihr die Zeit gelebt?

Karl. Recht geſchickt, Papa! Die Tante ſagt, ich ſei recht geſchickt.

Gottfried (vor ſich). Deſto ſchlimmer.

Karl. Ich hab viel gelernt.

Gottfried. Ei!

Karl. Soll ich Dir vom frommen Kind erzählen?

Gottfried. Nach Tiſch!

Karl. Ich weiß auch noch was.

Gottfried. Was wird das ſein?

Karl. Jaxthauſen iſt ein Dorf und Schloß an der Jaxt, gehört ſeit zweihundert Jahren denen Herren von Berlichingen erbeigenthümlich zu.

*) Veraltet in dem Sinne von „ſich an- und ausziehen". Man vgl. die Citaten bei Grimm und Sanders.

Gottfried. Kennst Du die Herren von Berlichingen?

(Karl sieht ihn starr an.)

(Vor sich.) Er kennt wol für lauter Gelehrsamkeit seinen Vater nicht! Wem gehört Jaxthausen?

Karl. Jaxthausen ist ein Dorf und Schloß an der Jaxt.

Gottfried. Das frag ich nicht. So erziehen die Weiber ihre Kinder, und wollte Gott, sie allein! Ich kannte alle Pfade, Weg und Furten, eh ich wußt, wie Fluß, Dorf und Burg hieß. — Die Mutter ist in der Küche?

Karl. Ja, Papa! Sie kocht weiße Rüben und einen Lammsbraten.

Gottfried. Weißt Du's auch, Hans Küchenmeister?

Karl. Und vor mich zum Nachtisch hat die Tante einen Apfel gebraten.

Gottfried. Kannst Du sie nicht roh essen?

Karl. Schmeckt so besser.

Gottfried. Du mußt immer was Apartes haben. Weislingen, ich bin gleich wieder bei Euch. Ich muß meine Frau doch sehn. Komm mit, Karl!

Karl. Wer ist der Mann?

Gottfried. Grüß ihn! Bitt ihn, er soll lustig sein!

Karl. Da, Mann, hast Du eine Hand! Sei lustig! Das Essen ist bald fertig.

Adelbert (hebt ihn in die Höh und küßt ihn). Glücklich Kind, das kein Unglück kennt, als wenn die Suppe lang' ausbleibt! Gott laß Euch viel Freud am Knaben erleben, Berlichingen!

Gottfried. Wo viel Licht ist, ist starker Schatten; doch wär mir's willkommen. Wollen sehn, was es giebt!

(Sie gehen.)

Adelbert (allein — er wischt sich die Augen). Bist Du noch Weislingen? Oder wer bist Du? Wohin ist der Haß gegen diesen Mann? Wohin das Streben wider seine Größe? So lang' ich fern war, konnt ich Anschläge machen. Seine Gegenwart bändigt mich, fesselt mich. Ich bin nicht mehr ich selbst, und doch bin ich wieder ich selbst — der kleine Adelbert, der an Gottfrieden hing wie an seiner Seele. Wie lebhaft erinnert mich dieser Saal, diese Geweihe und diese Aussicht über den Fluß an unsere Knabenspiele! Sie verflogen, die glücklichen Jahre, und mit ihnen meine Ruhe. — Hier hing der alte Berlichingen, unsre Jugend ritterlich zu üben, einen Ring auf. O, wie glühte mir das Herz, wenn Gottfried fehlte! Und traf ich dann, und der Alte rief:

„Brav, Adelbert, Du haſt meinen Gottfried überwunden,“ da fühlt ich — was ich nie wieder gefühlt habe. Und wenn der Biſchof mich liebkoſt' und ſagt', er habe Keinen lieber als mich, Keine, Keinen am Hof, im Reich Größern als mich! Ach, denk ich, warum ſind Dir Deine Augen verbunden, daß Du Berlichingen nicht erkennſt! Und ſo iſt alles Gefühl von Größe mir zur Qual, ich mag mir vorlügen, ihn haſſen, ihm widerſtreben! — O warum mußt ich ihn kennen! Oder warum kann ich nicht der Zweite ſein!

Gottfried (mit ein paar Bouteillen Wein und einem Becher). Bis das Eſſen fertig wird, laßt uns Eins trinken! Die Knechte ſind im Stall, und die Weibsleute haben in der Küche zu thun. Euch, glaub ich, kommt's ſchon ſeltner, daß Ihr Euch ſelbſt oder Eure Gäſte bedient; uns armen Rittersleuten wächſt's oft im Garten.

Adelbert. Es iſt wahr, ich bin lange nicht ſo bedient worden.

Gottfried. Und ich hab Euch lang' nicht zugetrunken. Ein fröhlich Herz!

Adelbert. Bringt vorher ein gut Gewiſſen!

Gottfried. Bringt mir's wieder zurück!

Adelbert. Nein, Ihr ſolltet mir's bringen.

Gottfried. Ha — (Nach einer Pauſe.) So will ich Euch erzählen — ja — wie wir dem Markgraf*) als Buben dienten, wie wir beiſammen ſchliefen und mit einander herumzogen. Wißt Ihr noch, wie der Biſchof von Köln**) mit aß? Es war den erſten Oſtertag. Das war ein gelehrter Herr, der Biſchof. Ich weiß nicht, was ſie redten; da ſagte der Biſchof was von Kaſtor und Pollux; da fragte die Markgräfin, was das ſei, und der Biſchof erklärt's ihr — ein edles Paar. „Das will ich behalten,“ ſagte ſie. „Die Müh könnt Ihr ſparen,“ ſagte der Markgraf; „ſprecht nur: wie Gottfried und Adelbert!“ Wißt Ihr's noch?

Adelbert. Wie was von heute. Er ſagte „Gottfried und Adelbert“. — Nichts mehr davon, ich bitt Euch!

Gottfried. Warum nicht? Wenn ich nichts zu thun hab, denk ich gern ans Vergangne. Ich wüßt ſonſt nichts zu machen. Wir haben Freud und Leid mit einander getragen, Adelbert, und damals hofft ich, ſo würd's durch unſer ganzes Leben ſein. Ah, wie mir vor Nürnberg dieſe Hand weggeſchoſſen ward, wie Ihr meiner pflegtet und mehr als Bruder für mich ſorgtet, da hofft

*) Markgraf Friedrich von Brandenburg, Sohn des Kurfürſten Albrecht Achilles, in deſſen Dienſt Götz 1495 trat.

**) O.-A.: „Würzburg“.

ich: Weislingen wird künftig Deine rechte Hand sein. Und jetzt trachtet Ihr mir noch nach der armen andern!

Adelbert. Oh! —

Gottfried. Es schmerzen mich diese Vorwürfe vielleicht mehr als Euch. Ihr könnt nicht glücklich sein; denn Euer Herz muß tausendmal fühlen, daß Ihr Euch erniedrigt. Seid Ihr nicht so edel geboren als ich, so unabhängig, Niemand als dem Kaiser unterthan? Und Ihr schmiegt Euch unter Vasallen! Das wär noch — aber unter schlechte Menschen, wie der von Bamberg, den eigensinnigen, neidischen Pfaffen, der das Bißchen Verstand, das ihm Gott schenkte, nur ein Quart*) des Tags in seiner Gewalt hat; das Uebrige versecht und verschläft er. Seid immerhin sein erster Rathgeber, Ihr seid doch nur der Geist eines unedlen Körpers! Wolltet Ihr wol in einen scheußlichen, buckelichen Zwerg verwandelt sein? — Nein, denk ich. Und Ihr seid's, sag ich, und habt Euch schändlicherweise selbst dazu gemacht.

Adelbert. Laßt mich reden —

Gottfried. Wenn ich ausgeredt habe und Ihr habt was zu antworten — gut!

Eure Fürsten spielen mit dem Kaiser auf eine unanständige Art; es meint's keiner treu gegen das Reich noch ihn. Der Kaiser bessert viel und bessert gern; da kommt denn alle Tage ein neuer Pfannenflicker**) und meint so und so. Und weil der Herr geschwind was begreift und nur reden darf, um tausend Händ in Bewegung zu setzen, so meint er, es wär auch Alles so geschwind und leicht ausgeführt. Da ergehn denn Verordnungen über Verordnungen, und der Kaiser veraßt eine über die andere. Da sind die Fürsten eifrig dahinterher und schrein von Ruh und Sicherheit des Staats, bis sie die Geringen gefesselt haben; sie thun hernach, was sie wollen.

Adelbert. Ihr betrachtet's von Eurer Seite.

Gottfried. Das thut Jeder; es ist die Frage, auf welcher Licht und Recht ist, und Eure Gänge und Schliche scheuen wenigstens das Licht.

Adelbert. Ihr dürft reden; ich bin der Gefangene.

Gottfried. Wenn Euch Euer Gewissen nichts sagt, so seid Ihr frei.

Aber wie war's mit dem Landfrieden? Ich weiß noch, ich war ein kleiner Junge und war mit dem Markgrafen auf

*) Im ursprünglichen Sinne des Wortes: „der vierte Theil".
**) „Kesselflicker" mit dem auch jetzt üblichen Nebensinne.

dem Reichstag;*) was die Fürsten vor weite Mäuler machten und die geistlichen am Aergsten! Euer Bischof lärmte dem Kaiser die Ohren voll und riß das Maul so weit auf als kein Anderer, und jetzt wirft er selbst mir einen Buben nieder, ohne daß ich in Fehd wider ihn begriffen bin. Sind nicht all unsre Händel geschlichtet? Was hat er mit dem Buben? —

Adelbert. Es geschah ohne sein Wissen.

Gottfried. Warum läßt er ihn nicht wieder los?

Adelbert. Er hatt sich nicht aufgeführt, wie er sollte.

Gottfried. Nicht wie er sollte! Bei meinem Eid! Er hat gethan, was er sollte, so gewiß er mit Euerm und des Bischofs Wissen gefangen worden ist. Glaubt Ihr, ich komme erst heut auf die Welt, und mein Verstand sei so plump, weil mein Arm stark ist? Nein, Herr! Zwar Euern Witz und Kunst hab ich nicht, Gott sei Dank! Aber ich habe leider so volle Erfahrung, wie Tücken einer feigen Mißgunst unter unsre Ferse kriechen, einen Tritt nicht achten, wenn sie uns nur verwunden können —

Adelbert. Was soll das Alles?

Gottfried. Kannst Du fragen, Adelbert, und soll ich antworten? Soll ich den Busen aufreißen, den zu beschützen ich sonst den meingen hinbot? Soll ich diesen Vorhang Deines Herzens wegziehen? Die einen Spiegel vorhalten?

Adelbert. Was würd ich sehn?

Gottfried. Kröten und Schlangen. Weislingen, Weislingen! Ich sehe lang', daß die Fürsten mir nachstreben, daß sie mich tödten oder aus der Wirksamkeit setzen wollen. Sie ziehen um mich herum und suchen Gelegenheit. Darum nahmt Ihr meinen Buben gefangen, weil Ihr wußtet, ich hätte ihn zu Kundschaften ausgeschickt; und darum that er nicht, was er sollte, weil er mich Euch nicht verrieth. — Und Du thust ihnen Vorschub. — Sage Nein — und ich will Dich an meine Brust drücken!

Adelbert. Gottfried —

Gottfried. Sage Nein — ich will Dich um diese Lüge liebkosen; denn sie wär ein Zeugniß der Reue. —

(Adelbert nimmt ihm die Hand.)

Ich habe Dich verkennen lernen; aber thu, was Du willst, Du bist noch Adelbert. Da ich ausging, Dich zu fangen, zog ich wie Einer, der ängstlich sucht, was er verloren hat. — Wenn ich Dich gefunden hätte!

Karl (kommt). Zum Essen, Papa!

*) Der Reichstag zu Worms 1495; Götz war 1480 geboren.

Gottfried. Kommt, Weislingen! Ich hoff, meine Weibsleute werden Euch munterer machen; Ihr wart sonst ein Liebhaber; die Hofstrulein wußten von Euch zu erzählen. Kommt! Kommt!

Der bischöfliche Palast in Bamberg.

Der Speisesaal.

Der Nachtisch und die großen Pokale werden aufgetragen. Der Bischof in der Mitten, der Abt von Fulda rechter, Olearius, beider Rechte Doktor, linker Hand. Hofleute.

Bischof. Studiren jetzt viele Deutsche von Adel zu Bologna?

Olearius. Von Adel- und Bürgerstand. Und ohne Ruhm zu melden, tragen sie das größte Lob davon. Man pflegt im Sprichwort auf der Akademie zu sagen: „so fleißig wie ein Deutscher von Adel." Denn indem die Bürgerlichen einen rühmlichen Fleiß anwenden, durch Gelehrsamkeit den Mangel der Geburt zu ersetzen, so bestreben sich Jene mit rühmlicher Wetteiferung dagegen, indem sie ihren angebornen Stand durch die glänzendsten Verdienste zu erhöhen trachten.

Abt. Ei!

Liebetraut. Sag Einer! Wie sich die Welt alle Tag verbessert! „So fleißig wie ein Deutscher von Adel", das hab ich mein Lebtag nicht gehört. Hätt mir das Einer geweissagt, wie ich auf Schulen war, ich hätt ihn einen Lügner geheißen. Man sieht, man muß für nichts schwören.

Olearius. Ja, sie sind die Bewunderung der ganzen Akademie. Es werden ehstens einige von den Aeltesten und Geschicktesten als Doctores zurückkommen. Der Kaiser wird glücklich sein, seine Gerichte damit besetzen zu können.

Bamberg. Das kann nicht fehlen.

Abt. Kennen Sie nicht zum Exempel einen Junker — er ist aus Hessen —

Olearius. Es sind viel Hessen da.

Abt. Er heißt — Er ist von — Weiß es Keiner von Euch? — Seine Mutter war Eine von — Oh! Sein Vater hatte nur ein Aug — und war Marschall.

Hofmann. Von Wildenholz?

Abt. Recht! Von Wildenholz.

Olearius. Den kenn ich wohl — ein junger Herr von vielen Fähigkeiten; besonders rühmt man ihn wegen seiner Stärke im Disputiren.

Abt. Das hat er von seiner Mutter.

Liebetraut. Nur wollte ſie ihr Mann niemals drum rühmen. Da ſieht man, wie die Fehler deplacirte Tugenden ſind.

Bamberg. Wie ſagtet Ihr, daß der Kaiſer hieß, der Euer Corpus juris geſchrieben hat?

Olearius. Juſtinianus.

Bamberg. Ein treflicher Herr. Er ſoll leben!

Olearius. Sein Andenken!

(Sie trinken.)

Abt. Es mag ein ſchön Buch ſein.

Olearius. Man möcht's wol ein Buch aller Bücher heißen. Eine Sammlung aller Geſetze, bei jedem Fall der Urtheilsſpruch bereit, oder was ja noch abgängig*) oder dunkel wäre, erſetzen die Gloſſen, womit die gelehrteſten Männer das fürtreffliche Werk geſchmückt haben.

Abt. Eine Sammlung aller Geſetze! Potz! Da müſſen auch wol die zehen Gebote drinne ſtehen.

Olearius. Implicite wol, nicht explicite.

Abt. Das mein ich auch, an und vor ſich, ohne weitere Explikation.

Bamberg. Und was das Schönſte iſt, ſo könnte, wie Ihr ſagt, ein Reich in ſicherſter Ruh und Frieden leben, wo es völlig eingeführt und recht gehandhabt würde.

Olearius. Ohne Frage.

Bamberg. Alle Doctores juris!

Olearius. Ich werd's zu rühmen wiſſen. (Sie trinken.) Wollte Gott, man ſpräche ſo in meiner Vaterſtadt!

Abt. Wo ſeid Ihr her, hochgelahrter Herr?

Olearius. Von Frankfurt am Main, Ihro Eminenz zu dienen.

Bamberg. Steht Ihr Herren da nicht wohl angeſchrieben? Wie kommt das?

Olearius. Seltſam genug! Ich war da, meines Vaters Erbſchaft abzuholen; der Pöbel hätte mich faſt geſteinigt, wie er hörte, ich ſei ein Juriſt.

Abt. Behüte Gott!

Olearius. Daher kommt's: der Schöppenſtuhl, der in großem Anſehn weit umher ſteht, iſt mit lauter Leuten beſetzt, die der römiſchen Rechte unkundig ſind. Es gelangt Niemand zur Würde eines Richters, als der durch Alter und Erfahrung eine genaue Kenntniß des innern und äußern Zuſtandes der Stadt

*) Im Sinne des lateiniſchen „defectus", „mangelhaft, unvollkommen."

und eine ſtarke Urtheilskraft ſich erworben hat, das Vergangne auf das Gegenwärtige anzuwenden. So ſind die Schöffen lebendige Archive, Chroniken, Geſetzbücher, Alles in Einem, und richten nach altem Herkommen und wenigen Statuten ihre Bürger und die Nachbarſchaft.

Abt. Das iſt wol gut.

Olearius. Aber lange nicht genug. Der Menſchen Leben iſt kurz, und in einer Generation kommen nicht alle Kaſus vor. Eine Sammlung ſolcher Fälle vieler Jahrhunderte iſt unſer Geſetzbuch. Und dann iſt der Wille und die Meinung der Menſchen ſchwankend; Dem däucht heute das recht, was der Andere morgen mißbilligt, und ſo iſt Verwirrung und Ungerechtigkeit unvermeidlich. Das Alles beſtimmen unſre Geſetze. Und die Geſetze ſind unveränderlich.

Abt. Das iſt freilich beſſer.

Liebetraut. Ihr ſeid von Frankfurt, ich bin wohl da bekannt. Bei Kaiſer Maximilian's Krönung haben wir Euern Bräutigams was vorgeſchmauſt. Euer Nam iſt Olearius? Ich kenne ſo Niemanden.

Olearius. Mein Vater hieß Oehlmann. Nur den Mißſtand auf dem Titel meiner lateiniſchen Schriften zu vermeiden, nannt ich mich nach dem Beiſpiel und auf Anrathen würdiger Rechtslehrer Olearius.

Liebetraut. Ihr thatet wohl, daß Ihr Euch überſetztet. Ein Prophet gilt nichts in ſeinem Vaterlande; es hätt Euch in Eurer Mutterſprache auch ſo geben können.

Olearius. Es war nicht darum.

Liebetraut. Alle Dinge haben ein paar Urſachen.

Abt. Ein Prophet gilt nichts in ſeinem Vaterlande.

Liebetraut. Wißt Ihr auch warum, hochwürdiger Herr?

Abt. Weil er da geboren und erzogen iſt.

Liebetraut. Wol! Das mag die eine Urſach ſein. Die andre iſt, weil bei einer nähern Bekanntſchaft mit denen Herrn der Nimbus Ehrwürdigkeit und Heiligkeit wegſchwindet,*) den uns eine neblige Ferne um ſie herum lügt, und dann ſind's ganz kleine Stümpfchen Unſchlitt.

Olearius. Es ſcheint, Ihr ſeid dazu beſtellt, Wahrheiten zu ſagen.

*) Man vgl. Nr. 391 der „Sprüche in Proſa" (Werke, XII. S. 67): „Es giebt, ſagt man, für den Kammerdiener keinen Helden," und die entſprechende Note.

Liebetraut. Weil ich's Herz dazu hab, so fehlt mir's nicht am Maul.

Olearius. Aber doch an Geschicklichkeit, sie wohl anzubringen.

Liebetraut. Vesikatorien*) sind wohl angebracht, wo sie ziehen.

Olearius. Bader erkennt man an der Schürze und nimmt in ihrem Amt ihnen nichts übel. Zur Vorsorge thätet Ihr wohl, wenn Ihr eine Schellenkappe trügt.

Liebetraut. Wo habt Ihr promovirt? Es ist nur zur Nachfrage, wenn mir einmal der Einfall käm, daß ich gleich für die rechte Schmiede ginge.

Olearius. Ihr seid sehr verwegen.

Liebetraut. Und Ihr sehr breit.

(Bamberg und Abt lachen.)

Bamberg. Von was Anders! Nicht so bitzig, Ihr Herren! Bei Tisch geht Alles drein. Einen andern Diskurs, Liebetraut!

Liebetraut. Gegen Frankfurt liegt ein Ding über, heißt Sachsenhausen.

Olearius (zum Bischof). Was spricht man vom Türkenzug, Ihro Bischöfliche Gnaden?

Bamberg. Der Kaiser hat nichts Angelegners vor, als vorerst das Reich zu beruhigen, die Fehden abzuschaffen und das Ansehn der Gerichte zu befestigen; dann, sagt man, wird er persönlich gegen die Feinde des Reichs und der Christenheit ziehen. Jetzt machen ihm seine Privathändel noch zu thun, und das Reich ist trutz ein vierzig Landfriedens noch immer eine Mördergrube. Franken, Schwaben, der obere Rhein und die angrenzenden Länder werden von übermüthigen und kühnen Rittern verheert. Franz Sickingen, Hans Selbitz mit dem einen Fuß, Gottfried von Berlichingen mit der eisernen Hand spotten in diesen Gegenden dem kaiserlichen Ansehn.

Abt. Ja, wenn Ihro Majestät nicht bald dazuthun, so stecken Einen die Kerl am End in Sack.

Liebetraut. Das müßt ein elephantischer Ries' sein, der das Weinfaß von Fuld in Sack schieben wollte.

Bamberg. Besonders ist der Letzte seit vielen Jahren mein unversöhnlicher Feind und molestirt mich unsäglich; aber es soll nicht lange währen, hoff ich. Der Kaiser hält jetzo seinen Hof zu Augsburg. Sobald Adelbert von Weislingen zurückkommt,

*) O.-A.: „Schröpfköpfe".

will ich ihn bitten, die Sache zu betreiben. Herr Doktor, wenn Ihr die Ankunft dieses Mannes erwartet, werdet Ihr Euch freuen, den edelsten, verständigsten und angenehmsten Ritter in einer Person zu sehen.

Olearius. Es muß ein fürtrefflicher Mann sein, der solche Lobeserhebungen aus solch einem Munde verdient.

Liebetraut. Er ist auf keiner Akademie gewesen.

Bamberg. Das wissen wir.

Liebetraut. Ich sag's auch nur für die Unwissenden. Es ist ein fürtrefflicher Mann, hat wenig Seinesgleichen. Und wenn er nie an Hof gekommen wäre, könnt er unvergleichlich geworden sein.

Bamberg. Ihr wißt nicht, was Ihr redt; der Hof ist sein Element.

Liebetraut. Nicht wissen, was man redt, und nicht verstanden werden, kommt auf Eins naus.

Bamberg. Ihr seid ein unnützer Gesell.

(Die Bedienten laufen ans Fenster.)

Was giebt's?

Ein Bedienter. Eben reitet Färber, Weislingen's Knecht, zum Schloßthor herein.

Bamberg. Seht, was er bringt! Er wird ihn melden.

(Liebetraut geht. Sie stehen auf und trinken noch Eins. Liebetraut kommt zurück.)

Was für Nachrichten?

Liebetraut. Ich wollt, es müßt sie Euch ein Andrer sagen: Weislingen ist gefangen.

Bamberg. Oh!

Liebetraut. Berlichingen hat ihn, Euern Wagen und drei Knechte bei Mardorf weggenommen. Einer ist entronnen, Euch's anzusagen.

Abt. Eine Hiobspost!

Olearius. Es thut mir von Herzen leid.

Bamberg. Ich will den Knecht sehen. Bringt ihn herauf! Ich will ihn selbst sprechen; bringt ihn in mein Kabinet! (Ab.)

Abt (setzt sich). Noch ein Glas!

(Die Knechte schenken ein.)

Olearius. Belieben Ihro Hochwürden eine kleine Promenade in den Garten zu machen? Post coenam stabis seu passus mille meabis.

Liebetraut. Wahrhaftig, das Sitzen ist Ihnen nicht gesund. Sie kriegen noch einen Schlagfluß.

(Adt hebt ſich auf.)

(Der ſtk.) Wenn ich ihn nur draußen hab, will ich ihm fürs Exercitium ſorgen.

Jaxthauſen.

Maria. Adelbert.

Maria. Ihr liebt mich, ſagt Ihr. Ich glaub es gern und hoffe, mit Euch glücklich zu ſein und Euch glücklich zu machen.

Adelbert. Ich fühle nichts als nur, daß ich ganz Dein bin.

(Er umarmt ſie.)

Maria. Ich bitt Euch, laßt mich! Einen Kuß hab ich Euch zum (Gottespfennig*) erlaubt; Ihr ſcheint aber ſchon von Dem Beſitz nehmen zu wollen, was nur unter Bedingungen Euer eigen iſt.

Adelbert. Ihr ſeid zu ſtreng, Maria. Unſchuldige Liebe erfreut die Gottheit, ſtatt ſie zu beleidigen.

Maria. Es ſei! Aber ich bin nicht dadurch erbaut. Man lehrte mich, Liebkoſungen ſein wie Ketten ſtark durch ihre Verwandtſchaft, und Mädchen, wenn ſie liebten, ſein ſchwächer als Simſon nach dem Verluſt ſeiner Locken.

Adelbert. Wer lehrte Euch das?

Maria. Die Aebtiſſin meines Kloſters. Bis in mein ſechzehntes Jahr war ich bei ihr, und nur mit Euch empfind ich d..s Glück, das ich in ihrem Umgang empfand. Sie hatte geliebt und durfte reden. Sie hatte ein Herz voll Empfindung! Sie war eine fürtreffliche Frau.

Adelbert. Da glich ſie Dir. (Er nimmt ihre Hand.) Wie ſoll ich Dir danken, daß Dir mein Unglück zu Herzen ging, daß Du mir das liebe Herz ſchenkteſt, allen Verluſt mir zu erſetzen!

Maria (zieht ihre Hand zurück). Laßt mich! Könnt Ihr nicht reden, ohne mich anzurühren? Wenn Gott Unglück über uns ſendet, gleicht er einem erfahrnen Landmann, der den Buſen ſeines Ackers mit der ſchärfſten Pflugſchar zerreißt, um ihn himmliſchen Samen und Einflüſſen zu öffnen. Ach, da wächſt unter andern ſchönen Kräutlein das Ständlein Mitleiden. Ihr habt es keimen geſehen, und nun trägt es die ſchönſten Blüthen der Liebe; ſie ſtehn im vollen Flor.

Adelbert. Meine ſüße Blume!

*) Mittellateiniſch: „Denarius Dei", das Angeld oder Handgeld bei einem Vertrage, welches in früherer Zeit für die Armen beſtimmt war.

Maria. Meine Aebtissin vergleicht die Lieb auch oft den Blüthen. „Weh Dem," rief sie oft, „der sie bricht! Er hat den Samen von tausend Glückseligkeiten zerstöret. Einen Augenblick Genuß, und sie welkt hinweg und wird hingeworfen, in einem verachteten Winkel zu verdorren und zu verfaulen." „Jene reifende Früchte," rief sie mit Entzückung, „jene Früchte, meine Kinder, sie führen sättigenden Genuß für uns und unsere Nachkommen in ihrem Busen". Ich weiß es noch, es war im Garten an einem Sommerabend; ihre Augen waren voll Feuer; auf einmal ward sie düster, sie blinzte*) Thränen aus den Augenwinkeln und ging eilend nach ihrer Zelle.

Adelbert. Wie wird mir's werden, wenn ich Dich verlassen soll! —

Maria. Ein Bißchen eng, hoff ich; denn ich weiß, wie mir's sein wird. Aber Ihr sollt fort. Ich warte mit Schmerzen auf Euern Knecht, den Ihr nach Bamberg geschickt habt. Ich will nicht länger unter einem Dach mit Euch sein.

Adelbert. Traut Ihr mir nicht mehr Verstand zu?

Maria. Verstand? Was thut der zur Sache? Wenn meine Aebtissin gutes Humors war, pflegte sie zu sagen: „Hütet Euch, Ihr Kinder, für den Mannsleuten überhaupt nicht so sehr, als wenn sie Liebhaber oder gar Bräutigams geworden sind! Sie haben Stunden der Entrückung, um nichts Härteres zu sagen; sieht, sobald Ihr merkt, daß der Parorysmus kommt!" Und da sagte sie uns die Symptome. Ich will sie Euch nicht wieder sagen, um Euch nicht zu lächerlich und vielleicht gar bös zu machen. Dann sagte sie: „Hütet Euch nur, alsdann an ihren Verstand zu appelliren; er schläft so tief in der Materie, daß Ihr ihn mit allem Geschrei der Priester Baal's nicht erwecken würdet!" — Und so weiter. Ich dank ihr erst jetzo, da ich ihre Lehren verstehen lerne, daß sie uns, ob sie uns gleich nicht stark machen konnte, wenigstens vorsichtig gemacht hat.

Adelbert. Eure hochwürdige Frau scheint die Klassen ziemlich passirt**) zu haben.

Maria. Das ist eine liebloſe Anmerkung. Habt Ihr nie bemerkt, daß eine einzige eigene Erfahrung uns eine Menge fremder benutzen lehrt?

Gottfried (kommt). Euer Knecht ist wieder da. Er konnte für Müdigkeit und Hunger kaum etwas vorbringen. Meine Frau

*) D. h.: Sie zeigte Thränen in dem halbgeschlossenen Auge. Sonst braucht Goethe das Wort stets intransitiv.
**) D. h.: Sie scheint ihren Lehrkursus durchgemacht zu haben.

giebt ihm zu eſſen. So viel hab ich verſtanden: der Biſchof will den Knaben nicht herausgeben; es ſollen kaiſerliche Kommiſſarii ernannt, ein Tag ausgeſetzt werden, wo die Sache denn verglichen werden m.g. Dem ſei, wie ihm wolle, Adelbert, Ihr ſeid frei! Ich verlange nichts als Eure Hand, daß Ihr inskünftige*) meinen Feinden weder öffentlich noch heimlich Vorſchub thun wollt.

Adelbert. Hier faß ich Eure Hand. Laßt von dieſem Augenblick an Freundſchaft und Vertrauen, gleich einem ewigen Geſetz der Natur, unveränderlich unter uns ſein! Erlaubt mir zugleich, dieſe Hand zu faſſen (Er nimmt Mariens Hand.) und den Beſitz des edelſten Fräuleins!

Gottfried. Darf ich Ja für Euch ſagen?

Maria. Beſtimmt meine Antwort nach ſeinem Werthe und nach dem Werthe ſeiner Verbindung mit Euch!

Gottfried. Und nach der Stärke der Neigung meiner Schweſter. Du brauchſt nicht roth zu werden; Deine Blicke ſind Beweis genug. Ja denn, Weislingen! Gebt Euch die Hände! Und ſo ſprech ich Amen. Mein Freund und Bruder! — Ich danke Dir, Schweſter! Du kannſt mehr als Hanf ſpinnen; Du haſt einen Faden gedreht, dieſen Paradiesvogel zu feſſeln. Du ſiehſt nicht ganz frei!**) Was fehlt Dir? Ich — bin ganz glücklich; was ich nur in Träumen hoffte, ſeh ich, und bin wie träumend. Ah, nun iſt mein Traum aus. (Zu Adelbert.) Ich träumt heute Nacht, ich gäb Dir meine rechte eiſerne Hand, und Du hielteſt mich ſo feſt, daß ſie aus den Armſchienen ging wie abgebrochen. Ich erſchrak und wachte drüber auf. Ich hätt nur fortträumen ſollen, da würd ich geſehen haben, wie Du mir eine neue lebendige Hand anſetzteſt. Du ſollſt mir jetzo fort, Dein Schloß und Deine Güter in vollkommenen Stand zu ſetzen. Der verdammte Hof hat Dich Beides verſäumen machen. Ich muß meine Frau rufen. Eliſabeth!

Maria. Mein Bruder iſt in voller Freude.

Adelbert. Und doch dürft ich ihm den Rang ſtreitig machen.

Gottfried. Du wirſt anmuthig wohnen.

Maria. Franken iſt ein geſegnetes Land.

Adelbert. Und ich darf wol ſagen, mein Schloß liegt in der geſegnetſten und anmuthigſten Gegend.

*) Oefters als ein Wort gebraucht, wie „insgeheim, insgeſammt, insgemein."

**) Ganz ähnlich die Ausdrücke: „Wie er ſtolz und wild ſteht" (S. 105 Z. 5) und: „Sieht's doch hier im Hauſe noch völlig wie vor zehen Jahren" (Bühnenbearbeitung des Göt. 2. Aufl. 7. Auftr.).

Gottfried. Das dürft Ihr, und ich will's behaupten. Hier fließt der Main, und allmählig hebt der Berg an, der, mit Aeckern und Weinbergen bekleidet, von Eurem Schlosse gekrönt wird; jenseit —

Elisabeth (kommt). Was schafft Ihr?

Gottfried. Du sollst Deine Hand auch dazugeben und sagen: „Gott segn Euch!" Sie sind ein Paar.

Elisabeth. So geschwind?

Gottfried. Aber doch nicht unvermuthet.

Elisabeth. Möchtet Ihr Euch immer so nach ihr sehnen als bisher, da Ihr um sie warbt; und dann möget Ihr so glücklich sein, als Ihr sie lieb behaltet!

Adelbert. Amen! Ich begehre kein Glück als unter diesem Titel.

Gottfried. Der Bräutigam, meine liebe Frau, thut eine Reise; denn die große Veränderung zieht viele geringe nach sich. Er entfernt sich vorerst vom bischöflichen Hofe, um diese Freundschaft nach und nach erkalten zu lassen; dann reißt er seine Güter eigennützigen Pachtern aus den Händen. Und — Kommt, meine Schwester, kommt, Elisabeth! Wir wollen ihn allein lassen; sein Knecht hat ohne Zweifel geheime Aufträge an ihn.

Adelbert. Nichts, als was Ihr wissen dürft.

Gottfried. Ich bin nicht neugierig. Franken und Schwaben! Ihr seid nun verschwisterter als jemals. Wir wollen wir denen Fürsten den Daumen auf dem Aug halten!

(Die Drei gehen.)

Adelbert. O, warum bin ich nicht so frei wie Du! Gottfried, Gottfried! Vor Dir fühl ich meine Nichtigkeit ganz. Abhängen! Ein verdammtes Wort, und doch scheint es, als wenn ich dazu bestimmt wäre. Ich entfernte mich von Gottfrieden, um frei zu sein, und jetzt fühl ich erst, wie sehr ich von denen kleinen Menschen abhange, die ich zu regieren schien. Ich will Bamberg nicht mehr sehn. Ich will mit Allen brechen und frei sein. Gottfried! Gottfried! Du allein bist frei, dessen große Seele sich selbst genug ist und weder zu gehorchen noch zu herrschen braucht, um etwas zu sein.

Franz (tritt auf). Gott grüß Euch, gestrenger Herr! Ich bring Euch so viel Grüße, daß ich nicht weiß, wo anzufangen. Bamberg und zehn Meilen in die Runde entbieten Euch ein tausendfaches „Gott grüß Euch!"

Adelbert. Willkommen, Franz! Was bringst Du mehr?

Franz. Ihr ſteht in einem Andenken bei Hof und überall, daß*) nicht zu ſagen iſt.

Adelbert. Das wird nicht lang' dauern.

Franz. So lang' Ihr lebt! Und nach Euerm Tode wird's heller blinken als die meſſingnen Buchſtaben auf einem Grabſtein. Wie man ſich Euern Unfall zu Herzen nahm!

Adelbert. Was ſagte der Biſchof?

Franz. Er war ſo begierig zu wiſſen, daß er mit der geſchäftigſten Geſchwindigkeit von Fragen meine Antwort verhinderte. Er wußte es zwar ſchon; denn Farber, der vor Mardorf entrann, brachte ihm die Botſchaft. Aber er wollte Alles wiſſen; er fragte ſo ängſtlich, ob Ihr nicht verſehrt wäret. Ich ſagte: er iſt ganz, von der äußerſten Haarſpitze bis zum Nagel des kleinen Zehs. Ich dachte nicht dran, daß ich ſie Euch neulich abſchneiden mußte; ich traut's aber doch nicht zu ſagen, um ihn durch keine Ausnahme zu erſchrecken.

Adelbert. Was ſagte er zu den Vorſchlägen?

Franz. Er wollte gleich Alles herausgeben, den Knaben und noch Geld drauf, nur Euch zu befreien. Da er aber hörte, Ihr ſolltet ohne das loskommen und nur der Wagen das Aequivalent gegen den Buben ſein, da wollt er abſolut den Verſchanzen vertagt**) haben. Er ſagte mir hundert Sachen an Euch, ich hab ſie vergeſſen; es war eine lange Predigt über die Worte: „Ich kann Weislingen nicht entbehren."

Adelbert. Er wird's lernen müſſen.

Franz. Wie meint Ihr? Er ſagte: „Mach ihn eilen! Es wartet Alles auf ihn."

Adelbert. Es kann warten; ich gehe nicht an Hof.

Franz. Nicht an Hof, Herr? Wie kommt Euch das? Wenn Ihr wüßtet, was ich weiß, wenn Ihr nur träumen könntet, was ich geſehen habe!

Adelbert. Wie wird Dir's?

Franz. Nur von der bloßen Erinnerung komm ich außer mir. Bamberg iſt nicht mehr Bamberg; ein Engel in Weibergeſtalt macht es zum Vorhof des Himmels.

Adelbert. Nichts weiter?

---

*) Für die Auslaſſung des Pronomens vergl. Werke, VIII. S. 263 Z. 26. Die daſelbſt ſtehende ältere Lesart: „Was giebt" ſtatt: „Was es giebt" konnte dem aus nicht beibehalten werden, da dort, wie ja auch an dieſer Stelle, das fehlende „es" ſpäter zugeſetzt wurde.

**) „Vertagen," Jemanden zu einem beſtimmten Tage vorladen, wie ſonſt auch „betagen" gebraucht wird.

Franz. Ich will ein Pfaff werden, wenn Ihr sie seht und nicht sagt: „zu viel, zu viel!“

Adelbert. Wer ist's denn?

Franz. Adelheid von Walldorf.

Adelbert. Die! Ich habe viel von ihrer Schönheit gehört.

Franz. Gehört? Das ist eben, als wenn Ihr sagtet: ich habe die Musik gesehen. Es ist der Zunge so wenig möglich, eine Linie ihrer Vollkommenheiten auszudrücken, da das Auge sogar in ihrer Gegenwart sich nicht selbst genug ist.

Adelbert. Du bist nicht gescheit.

Franz. Das kann wol sein. Das letzte Mal, daß ich sie sah, hatt ich nicht mehr Sinnen als ein Trunkener. Oder vielmehr kann ich sagen, ich fühlte in dem Augenblick, wie's den Heiligen bei himmlischen Erscheinungen sein mag, alle Sinne stärker, höher, vollkommner, und doch den Gebrauch von keinem.

Adelbert. Das ist seltsam.

Franz. Wie ich vom Bischof Abschied nahm, saß sie bei ihm; sie spielten Schach. Er war sehr gnädig, reichte mir seine Hand zu küssen und sagte mir Viel, Vieles, davon ich nichts vernahm. Denn ich sah seine Nachbarin; sie hatte ihre Augen aufs Brett geheftet, als wenn sie einem großen Streich nachsänne. Ein feiner lauernder Zug um Mund und Wange, halb Physiognomie, halb Empfindung, schien Mehren als nur dem elfenbeinern König zu drohen, inzwischen daß Adel und Freundlichkeit, gleich einem majestätischen Ehepaar, über den schwarzen Augenbrauen herrschten, und die dunklen Haare gleich einem Prachtvorhang um die königliche Herrlichkeit herumwallten.

Adelbert. Du bist gar drüber zum Dichter geworden!

Franz. So fühl ich denn in dem Augenblick, was den Dichter macht — ein volles, ganz von einer Empfindung volles Herz.

Wie der Bischof endigte und ich mich neigte, sah sie mich an und sagte: „Auch von mir einen Gruß unbekanntermeis! Sag ihm, er mag ja bald kommen! Es warten neue Freunde auf ihn; er soll sie nicht verachten, wenn er schon an alten so reich ist.“ Ich wollt was antworten, aber der Paß vom Gehirn*) zur Zunge war verstopft; ich neigte mich; ich hätte mein Vermögen gegeben, die Spitze ihres kleinen Fingers küssen zu dürfen. Wie ich so stund, warf der Bischof einen Bauern herunter; ich fuhr darnach und berührte im Aufheben den Saum ihres Kleids;

*) O. L.: „vom Herzen nach der Zunge“.

das fuhr mir durch alle Glieder, und ich weiß nicht, wie ich zur Thüre hinausgekommen bin.

Adelbert. Ist ihr Mann bei Hofe?

Franz. Sie ist schon vier Monat Wittwe; um sich zu zerstreuen, hält sie sich in Bamberg auf. Ihr werdet sie sehen. Wenn sie Einen ansieht, ist es, als ob man in der Frühlingssonne stünde.

Adelbert. Es würde eine schwächere Wirkung auf mich machen.

Franz. Ich höre, Ihr seid so gut als verheiratet.

Adelbert. Wollte, ich wär's! Meine sanfte Marie wird das Glück meines Lebens machen. Ihre süße Seele bildet sich in ihren blauen Augen, und weiß wie ein Engel des Himmels, gebildet aus Unschuld und Liebe, leitet sie mein Herz zur Ruh und Glückseligkeit. Pack zusammen! Und dann auf mein Schloß! Ich will Bamberg nicht sehen, und wenn der heilige Gregorius*) in Person meiner begehrte. (Ab.)

Franz. Glaub's noch nicht. Wenn wir nur einmal aus der Atmosphäre hauß**) sind, wollen wir sehn, wie's geht. Marie ist schön, und einem Gefangenen und Kranken kann ich nicht übelnehmen, sich in sie zu verlieben. In ihren Augen ist Trost, gesellschaftliche Melancholie. Aber um Dich, Adelheid, ist eine Atmosphäre von Leben, Muth, thätigem Glück! — Ich würde — Ich bin ein Narr! — Dazu machte mich ein Blick von ihr. Mein Herr muß hin! Ich muß hin! Und da will ich sie so lang' ansehn, bis ich wieder ganz gescheit oder völlig rasend werde.

---

*) O.-A.: „Sankt Veit".

**) Mundartlich für „aus, außen" (z. B. Werke, I. S. 231. Z. 10), wie Goethe auch häufig „hausen" für „draußen" sagt.

Zweiter Aufzug.

Bamberg.

Ein Saal.

Der Biſchof und Adelheid ſpielen Schach; Liebetraut mit einer Zither, Hofdamen, Hofleute um ſie herum.

Liebetraut (ſpielt und ſingt).

*) Berg auf und Berg ab und Thal aus und Thal ein,
Es reiten die Ritter,
Ta! Ta!
Und blauen ſich Beulen und hacken ſich klein,
Es fliegen die Splitter.
Ta! Ta!
Ein Ritter auf ſeiner Prinzeſſin Geheiß
Beut Drachen und Teufeln den Krieg.
Dara Ta!
Wir ſchonen das Blut, und wir ſparen den Schweiß,
Gewinnen auf ander und andere Weiſ'
Im Felde der Liebe den Sieg.
Dara Ta!

Adelheid. Ihr ſeid nicht bei Euerm Spiel. Schach dem König!

Bamberg. Es iſt noch Auskunft.

Adelheid. Lang' werdet Ihr's nicht mehr treiben. Schach dem König!

Liebetraut. Das Spiel ſpielt ich nicht, wenn ich ein großer Herr wäre, und verbät's am Hofe und im ganzen Land.

Adelheid. Es iſt wahr, das Spiel iſt ein Probierſtein des Geburns.

Liebetraut. Es iſt nicht darum. Ich wollte lieber das Geheul der Todtenglocke und ominöſer Vögel, lieber das Gebell des knurriſchen Hofhundes Gewiſſen durch den ſüßeſten Schlaf hören als von Läufern, Springern und andern Beſtien das ewige „Schach dem König!“

*) S. Werke, III. 10 ff.

Bamberg. Wem wird das einfallen?

Liebetraut. Einem zum Exempel, der ſchwach wäre und ein ſtark Gewiſſen hätte, wie das denn meiſtens beiſammen iſt. Sie nennen's ein königlich Spiel und ſagen, es ſei für einen König erfunden worden, der den Erfinder mit einem Meer von Ueberfluß belohnte. Wenn's wahr iſt, ſo iſt mir's, als wenn ich ihn ſähe. Er war minorenn an Verſtand oder an Jahren, unter der Vormundſchaft ſeiner Mutter oder ſeiner Frau, hatte Milchhaare im Bart und Flachshaare um die Schläfe; er war ſo gefällig wie ein Weidenſchößling und ſpielte gern mit den Damen und auf der Dame, nicht aus Leidenſchaft, behüte Gott! nur zum Zeitvertreib. Sein Hofmeiſter, zu thätig, ein Gelehrter, zu unlenkſam, ein Weltmann zu ſein, erfand das Spiel in usum delphini, das ſo homogen mit ſeiner Majeſtät war, und ſo weiter.

Adelheid. Ihr ſolltet die Lücken unſrer Geſchichtsbücher ausfüllen. Schach dem König! Und nun iſt's aus.

Liebetraut. Die Lücken der Geſchlechtsregiſter, das wäre profitabler. Seitdem die Verdienſte unſrer Vorfahren mit ihren Porträts zu einerlei Gebrauch dienen, die leeren Seiten nämlich unſrer Zimmer und unſers Charakters zu tapezieren, ſeitdem Jeder ſeinen Stammbaum in die Wolken zu treiben ſucht, da wäre was zu verdienen.

Bamberg. Er will nicht kommen, ſagtet Ihr?

Adelheid. Ich bitt Euch, ſchlagt's Euch aus dem Sinn!

Bamberg. Was das ſein mag?

Liebetraut. Was? Die Urſachen laſſen ſich herunterbeten wie ein Roſenkranz. Und er iſt in eine Art von Zerknirſchung gefallen, von der ich ihn ſchon wieder kurieren wollte.

Bamberg. Thut das! Reitet zu ihm!

Liebetraut. Meine Kommiſſion?

Bamberg. Sie ſoll unumſchränkt ſein. Spare nichts, wenn Du ihn zurückbringſt!

Liebetraut. Darf ich Euch auch hineinmiſchen, gnädige Frau?

Adelheid. Mit Beſcheidenheit.

Liebetraut. Das iſt weitläufige Kommiſſion. Mit Schülerbeſcheidenheit? Die wird roth, wenn ſie Euch den Fächer aufhebt. Mit Hofmannsbeſcheidenheit? Die erlaubt ſich einen Loch,*) wenn Ihr roth werdet. Mit Liebhaberbeſcheidenheit?

*) Für den jetzt veralteten Gebrauch des Wortes als Maskulinum zitirt Sanders die Angaben in dem „Verſuch eines Schweizer Idiotikons“ von Stalder; Adelung beruft ſich auf den Gebrauch im Hoftheater.

Für ihre Lippen ist Eure Hand ein Paradies, Eure Lippen der Himmel. Bräutigamsbescheidenheit residirt auf Euerm Mund und wagt eine Descente auf den Busen, wo denn Soldatenbescheidenheit gleich Posto faßt und sich von da nach einem Kanapee umsieht.

Adelheid. Ich wollte, Ihr müßtet Euch mit Euerm Witz rasiren lassen, daß Ihr nur fühltet, wie schartig er ist. Kennt Ihr mich so wenig, oder seid Ihr so jung, um nicht zu wissen, in welchem Ton Ihr mit Weislingen von mir zu reden habt?

Liebetraut. Im Ton einer Wachtelpfeife, denk ich.

Adelheid. Ihr werdet nie klug werden.

Liebetraut. Dafür beiß ich Liebetraut. Wißt Ihr, wann Roland's*) Verstand nach dem Mond reiste?

Adelheid. Wie er Angeliken bei Medorn fand.

Liebetraut. Nein, wie er Angeliken traute. Wäre sein Verstand nicht vorher weg gewesen, er wäre nie rasend geworden, daß er sie in treulosen Umständen sah. Merkt das, gnädige Frau! Wenn Ihr mir alle fünf Sinne absprechen wollt, nennt mich nur bei meinem Namen!

Bamberg. Geht, Liebetraut! Nehmt das beste Pferd aus unserm Stall, wählt Euch Knechte und schafft mir ihn her!

Liebetraut. Wenn ich ihn nicht herbanne, so sagt, eine alte Frau, die Warzen und Sommerflecken vertreibt, verstehe mehr von der Sympathie als ich.

Bamberg. Was wird's viel helfen! Der Berlichingen hat ihn ganz eingenommen. Wenn er auch herkommt, so wird er wieder fortwollen.

Liebetraut. Wollen, das ist keine Frage; aber, ob er kann? Der Händedruck eines Fürsten und das Lächeln einer schönen Frau halten fester als Ketten und Riegel. Ich eile und empfehle mich zu Gnaden.

Bamberg. Reis't wohl!

Adelheid. Adieu!

(Liebetraut ab.)

Bamberg. Wenn er einmal hier ist, verlaß ich mich auf Euch.

Adelheid. Wollt Ihr mich zur Leimstange brauchen?

Bamberg. Nicht doch!

Adelheid. Zum Lockvogel denn?

*) Vgl. Arioſt's „Orlando furioso", XIX, 20. Auch Wieland in ſeinem Gedichte „Idris und Zenide" (1. Geſang, Strophe 22) ſpielt auf das Glück an, welches Ruggiero vor Orlando bei Angelika gehabt hat.

Bamberg. Nein, den ſpielt Liebetraut. Ich bitt Euch, verſagt mir nicht, was mir ſonſt Niemand gewähren kann!

Adelheid. Wir wollen ſehn. (Ab.)

Zartbauſen.

Hans von Selbitz. Gottfried.

Selbitz. Jedermann wird Euch loben, daß Ihr Denen von Nürnberg Fehd angekündigt habt.

Gottfried. Es hätte mir's Herz abgefreſſen, wenn ich ihnen nicht ſollte an Hals gekommen ſein. Schon Jahr und Tag geht's mit mir herum. So lang' wird's ſein, daß Hans von Luttwach*) verſchwunden iſt. Kein Menſch wußte, wo er hingekommen war, und mir ging's ſo nah, daß mein ehmaliger Kamerad im Gefängniß leiden ſollte; denn wahrſcheinlicherweiſe lebte er. Und unter allem Elend geht keins über das Gefängniß.

Selbitz. Ihr könnt davon ſagen.

Gottfried. Und meins zu Heilbronn war noch ritterlich Gefängniß; ich durft auf meinen Eid herumgehen, von meinem Haus in die Kirche. Der arme Luttwach, in welchem Loch mag er ſtecken! Denn es iſt am Tage: Die von Nürnberg haben ihn weggeſchleppt. Im Markgräfiſchen iſt Einer niedergeworfen worden, der bekennt, er hab ihn an ihre Knechte verrathen. Sein Bekenntniß in der Urfehde hat mir der Markgraf auf mein Bitten zugeſandt. Und obgleich Viele bisher feindlich bös gethan haben und geſchworen, ſie wollten die Türken aus Jeruſalem beißen, wenn ſie an Hanſens von Luttwach Unfall Schuld hätten, ſo iſt doch jetzt, da es zur Sache kommt, Niemand als der getreuherzige Gottfried von Berlichingen, der der Katze die Schelle anhängen mag.

Selbitz. Wenn Ihr meine zwei Hände brauchen könnt, ſie ſtehn Euch zu Dienſten.

Gottfried. Ich zählte auf Euch. Wollte Gott, der Burgemeiſter von Nürnberg, mit der güldnen Ketten um den Hals, käm uns in Wurf! Er ſollt ſich verwundern.

Selbitz. Ich höre, Weislingen iſt wieder auf Eurer Seite. Tritt er zu uns?

*) Vgl. Lebensbeſchreibung, S. 124. Darüber iſt auch der Ausdruck „getreuherzig“ und die ſprichwörtliche Wendung „der Katze eine Schelle anhängen“ entnommen. Die letztere ſtammt aus der Fabel her, daß die Mäuſe, um ſich vor der Katze zeitig flüchten zu können, den Beſchluß faßten, ihr eine Schelle umzuhängen, als es aber zur Ausführung kommen ſollte, ſich keine von ihnen getraute, dies zu thun. (Vgl. Körte's „Sprichwörter“, Nr. 3315.)

Gottfried. Noch nicht; es hat seine Ursachen, warum er uns noch nicht öffentlichen Vorschub thun darf; doch ist's eine Weile genug, daß er nicht wider uns ist. Der Pfaff ist ohne ihn, was ein Meßgewand ohne den Pfaffen.

Selbig. Wann ziehen wir aus?

Gottfried. Morgen oder übermorgen. Es kommen nun bald Kaufleute von Bamberg und Nürnberg aus der Frankfurter Messe. Wir werden einen guten Fang thun.

Selbig. Will's Gott! (Ab.)

Zu Bamberg.

Zimmer der Adelheid.

Adelheid. Kammerfräulein.

Adelheid. Er ist da, sagst Du. Ich glaub's kaum.

Fräulein. Wenn ich ihn nicht selbst gesehen hätte, würd ich sagen, ich zweifle.

Adelheid. Den Liebetraut mag der Bischof in Gold einfassen! Er hat ein Meisterstück gemacht.

Fräulein. Ich sah ihn, wie er zum Schloßthor hineinreiten wollte. Er saß auf einem Schimmel; das Pferd scheute, wie's ans Thor kam, und wollte nicht von der Stelle. Das Volk war aus allen Straßen gelaufen, ihn zu sehn, und schien mit freudigen Augen dem Pferd für die Unart zu danken, womit es ihn länger in ihrem Gesicht hielt. Mit einer angenehmen Gleichgültigkeit saß er droben, und mit wohlgemischtem Schmeicheln und Drohen brach er endlich des Pferdes Eigensinn, und so zog er mit seinen Begleitern in den Hof.

Adelheid. Wie gefällt er Dir?

Fräulein. Als mir nicht leicht ein Mann gefallen hat. Er gleicht dem Kaiser hier (sie weist aufs Porträt), als wenn er sein Sohn wäre; die Nase nur etwas kleiner; eben so freundliche lichtbraune Augen, eben so ein blondes schönes Haar. Und gewachsen wie eine Puppe! — Ein halbtrauriger Zug auf seinem Gesicht war so interessant!

Adelheid. Ich bin neugierig, ihn zu sehn.

Fräulein. Das wäre ein Herr für Euch.

Adelheid. Närrin!

Liebetraut (kommt). Nun, gnädige Frau, was verdien ich?

Adelheid. Hörner von Deinem Weibe! Denn nach dem zu rechnen, habt Ihr schon manches Nachbars ehrliches Hausweib aus ihrer Pflicht hinausgeschwätzt.

Selbitz. Wollte Gott, er verdient' es und thäte das Beste.

Gottfried. Reit jetzt auf Kundschaft, Georg! Es ist eine schöne Uebung für Dich; in diesen Fällen lernt ein Reitersmann Vorsichtigkeit und Muth verbinden.

Schloß zu Bamberg.

Der Bischof. Weislingen.

Bamberg. Du willst Dich nicht länger halten lassen?

Weislingen. Ihr werdet nicht verlangen, daß ich meinen Bund brechen soll.

Bamberg. Ich hätte verlangen können, Du solltest ihn nicht eingehn. Was für ein Geist regierte Dich? Konnt ich Dich ohne das nicht befreien? Gelt ich so wenig am kaiserlichen Hofe?

Weislingen. Es ist geschehn; verzeiht mir, wenn Ihr könnt!

Bamberg. Hatt ich das um Dich verdient? Gesetzt, Du hättest versprochen, nichts gegen ihn zu unternehmen! Gut. Die Fehde mit ihm war immer eine von meinen kleinsten Besorgnissen. Triebst Du sie nicht selbst am Stärksten? Hätt ich nicht Alles gegeben, um Dich loszukriegen und um in Ruh mit ihm zu kommen? Und er läßt sich weisen. Aber nein! Du verbindest Dich gar mit ihm, wie ich wol merke; Du wirst mein Feind! — Verlaß mich, Adelbert! Aber ich kann nicht sagen, Du thust wohl.

Weislingen. Lebt wohl, gnädiger Herr!

Bamberg. Ich geb Dir meinen Segen. Sonst, wenn Du gingst, sagt ich: „auf Wiedersehn!" Jetzo — Wollte Gott, wir sähen einander nie wieder!

Weislingen. Es kann sich Vieles ändern.

Bamberg. Es hat sich leider schon zu Viel geändert. Vielleicht seh ich Dich noch einmal als Feind vor meinen Mauern die Felder verheeren, die ihren blühenden Zustand Dir jetzo danken.

Weislingen. Nein, gnädger Herr.

Bamberg. Ihr könnt nicht Nein sagen! Würtenberg hat einen alten Zahn*) auf mich. Berlichingen ist sein Augapfel, und Ihr werdet inskünftige das Schwarze drin sein. Gebt, Weisling! Ich hab Euch nichts mehr zu sagen; denn Ihr habt Vieles zu Nichte gemacht. Gebt!

Weislingen. Und ich weiß nicht, was ich sagen soll.

*) Ausdruck des Grolls, weshalb in dieser Verbindung nicht selten auch die Präpositionen „gegen" und „wider" stehen.

(Bamberg ab.)

Franz (tritt auf). Adelheid erwartet Euch. Sie iſt nicht wohl, und doch will ſie Euch ohne Abſchied nicht laſſen.

Weislingen. Komm!

Franz. Gehn wir denn gewiß?

Weislingen. Noch dieſen Abend.

Franz. Mir iſt, als ob ich aus der Welt ſollte.

Weislingen. Mir auch, und noch dazu, als wüßt ich nicht, wohin. (Ab.)

Adelheidens Zimmer.

Adelheid. Fräulein.

Fräulein. Ihr ſeht blaß, gnädige Frau.

Adelheid. Ich lieb ihn nicht, und ich wollt' doch, er blieb'. Siehſt Du, ich könnte mit ihm leben, ob ich ihn gleich nicht zum Mann haben möchte.

Fräulein. Glaubt Ihr, daß er geht?

Adelheid. Er iſt zum Biſchof, um Lebewohl zu ſagen.

Fräulein. Er hat darnach noch einen ſchwerern*) Stand.

Adelheid. Wie meinſt Du?

Fräulein. Was fragt Ihr, gnädige Frau! Ihr habt ſein Herz geangelt, und wenn er ſich losreißen will, verblutet er. (Ab.)

Adelheid. Weislingen.

Weislingen. Ihr ſeid nicht wohl, gnädige Frau?

Adelheid. Das kann Euch einerlei ſein. Ihr verlaßt uns, verlaßt uns auf immer. Was fragt Ihr, ob wir leben oder ſterben!

Weislingen. Ihr verkennt mich.

Adelheid. Ich nehm Euch, wie Ihr Euch gebt.

Weislingen. Das Anſehn trügt.

Adelheid. So ſeid Ihr ein Chamäleon.

Weislingen. Wenn Ihr in mein Herz ſehen könntet!

Adelheid. Schöne Raritäten würden mir vor die Augen kommen.

Weislingen. Gewiß, denn Ihr würdet Euer Bild drin finden.

---

*) O.-A. und darnach alle ſpäteren Ausgaben: „ſchwerern", gewiß nur durch ein Verſehen; denn der Komparativ iſt nach dem Sinne entſchieden vorzuziehen.

Adelheid. In irgend einem Winkel, bei den Porträts ausgestorbener Familien. Ich bitt Euch, Weislingen, bedenkt, Ihr redt mit mir! Falsche Worte gelten zum Höchsten, wenn sie Masken unsrer Thaten sind; ein Vermummter, der kenntlich ist, spielt eine armselige Rolle. Ihr leugnet Eure Handlungen nicht und redet das Gegentheil; was soll man von Euch halten?

Weislingen. Was Ihr wollt! Ich bin so geplagt mit dem, was ich bin, daß mir wenig bang ist, für was man mich nehmen mag.

Adelheid. Ihr kommt, Abschied zu nehmen.

Weislingen. Erlaubt mir, Eure Hand zu küssen, und ich will sagen: „lebt wohl!“ — Ihr erinnert mich! — Ich bedachte nicht! — Ich bin Euch beschwerlich, gnädge Frau! —

Adelheid. Ihr legt's falsch aus. Ich wollte Euch forthelfen; denn Ihr wollt fort. —

Weislingen. O sagt: „ich muß“! Zöge mich nicht die Ritterpflicht, der heilige Handschlag —

Adelheid. Geht! Geht! Erzählt das jungen Mädchen, die den Theuerdank*) lesen und sich so einen Mann wünschen! — Ritterpflicht — Kinderspiel!

Weislingen. Ihr denkt nicht so!

Adelheid. Bei meinem Eid, Ihr verstellt Euch. Was habt Ihr versprochen? Und wem? Einem Manne, der seine Pflicht gegen den Kaiser und das Reich verkennet, in eben dem Augenblick, da er durch Eure Gefangennehmung in die Strafe der Acht verfällt, Pflicht zu leisten, die nicht giltiger sein kann als ein ungerechter, gezwungener Eid! — Entbinden nicht unsre Gesetze von solchen Schwüren? Macht das Kindern weis, die den Rübezahl**) glauben! Es stecken andere Sachen dahinter. Ein Feind des Reichs zu werden! Ein Feind der bürgerlichen Ruh und Glückseligkeit! Ein Feind des Kaisers! Geselle eines Räubers! Du, Weislingen, mit Deiner sanften Seele! —

---

*) Die bekannte allegorische Dichtung von der Werbung Kaiser Maximilian's um Maria von Burgund, die der Kaiser zum großen Theil selbst verfaßt, später aber von Max Treitzsauerwein und Melchior Pfinzing hatte überarbeiten lassen. Sie erschien zuerst 1517 unter dem Titel: „die gevarlichkeiten und eins teils der geschichten des löblichen streitbaren und hochberümbten helds und ritters Tewrdannckes etc.“

**) Die Legenden von Rübezahl, dem Berggeist des Riesengebirges, die durch Musäus' „Volksmärchen der Deutschen“ namentlich populär wurden, konnten Goethe zu jener Zeit aus dieser Quelle noch nicht bekannt sein, da die Volksmärchen erst seit 1781 zu erscheinen anfingen.

Weislingen. Wenn Ihr ihn kenntet! —

Adelheid. Ich wollt ihm Gerechtigkeit widerfahren laſſen. Er hat eine hohe, unbändige Seele. Eben darum webe Dir, Weislingen! Gehe und bilde Dir ein, Geſelle von ihm zu ſein! Geh und laß Dich beherrſchen! Du biſt freundlich, gefällig, liebreich.

Weislingen. Er iſt's auch.

Adelheid. Aber Du biſt nachgebend und er nicht. Unverſehens wird er Dich wegreißen, und dann fahre wohl, Freiheit! Du wirſt ein Sklave eines Edelmannes werden, da Du Herr von Fürſten ſein könnteſt. — Doch es iſt Unbarmherzigkeit, Dir Deinen künftigen Stand zu verleiden.

Weislingen. Hätteſt Du gefühlt, wie liebreich er mir begegnete!

Adelheid. Das koſtet ihn ſo viel als einen Fürſten ein Kopfnicken, und ging vielleicht juſt ſo von Herzen. Und im Grund, wie hätt er Dich anders behandeln ſollen? Du rechneſt ihm zur Gefälligkeit, was Schuldigkeit war.

Weislingen. Ihr redet von Euerm Feind.

Adelheid. Ich redete für Eure Freiheit — und weiß überhaupt nicht, was ich für ein Intereſſe dran nahm. Lebt wohl!

Weislingen. Erlaubt mir noch einen Augenblick!

(Er nimmt ihre Hand und ſchweigt.)

Adelheid. Habt Ihr mir noch was zu ſagen?

Weislingen (nach einer Pauſe beängſtet). Ich muß fort! —

Adelheid (mit Verdruß). So geht!

Weislingen. Gnädge Frau! Ich kann nicht.

Adelheid (ſpöttiſch). Ihr müßt!

Weislingen. Soll das Euer letzter Blick ſein?

Adelheid. Geht! Ich bin krank, ſehr zur ungelegnen Zeit.

Weislingen. Seht mich nicht ſo an!

Adelheid. Willſt Du unſer Feind ſein, und wir ſollen Dir lächeln? Geh!

Weislingen. Adelheid!

Adelheid. Ich haß Euch.

Franz (kommt). Der Biſchof läßt Euch rufen.

Adelheid. Geht! Geht!

Franz. Er bittet Euch, eilend zu kommen.

Adelheid. Geht! Geht!

Weislingen. Ich nehme nicht Abſchied. Ich ſeh Euch noch einmal. (Ab.)

Adelheid. Noch einmal? Wir wollen dafür*) ſein. Margarethe, wenn er kommt, weiß ihm ab. Wenn er noch zu gewinnen iſt, ſo iſt's auf dieſem Weg. (ab.)

Weislingen. Franz.

Weislingen. Sie will mich nicht ſehen!

Franz. Es wird Nacht; ſoll ich die Pferde ſatteln?

Weislingen. Sie will mich nicht ſehen!

Franz. Wann befehlen Ihro Gnaden die Pferde?

Weislingen. Es iſt zu ſpät; wir bleiben hier.

(Franz ab.)

Du bleibſt hier! Und warum? Sie noch einmal zu ſehen! Haſt Du ihr was zu ſagen? — Man ſagt, Hunde heulen und zittern auf Kreuzwegen für Geſpenſtern, die dem Menſchen unſichtbar vorbeiziehen. Sollen wir den Thieren höhere Sinne zuſchreiben? Und doch — — Das führt zum Aberglauben! Mein Pferd ſcheute, wie ich zum Schloßthor hereinwollte, und ſtund unbeweglich. Vielleicht, daß die Gefahren, die meiner warteten, in ſcheußlichen Geſtalten mir entgegeneilten, mit einem hölliſchen Grinſen mir einen fürchterlichen Willkommen boten und mein edles Pferd zurückſcheuchten. Auch iſt mir's ſo unheimlich, wohin ich trete. Es iſt mir ſo bang, als wenn ich von meinem Schutzgeiſte verlaſſen, feindſeligen Mächten überliefert wäre. Thor! — Hier liegt Dein Feind, und die reinſte Himmelsluft würde zur beklemmenden Atmoſphäre um Dich her.

Jagthauſen.**)

Eliſabeth. Maria.

Maria. Kann ſich mein Bruder entſchließen, den Jungen ins Kloſter zu thun?

Eliſabeth. Er muß. Denke nur ſelbſt, welche Figur würde Karl dereinſt als Ritter ſpielen! —

Maria. Eine recht edle, erhabne Rolle.

Eliſabeth. Vielleicht in hundert Jahren, wenn das Menſchengeſchlecht recht tief heruntergekommen ſein wird. Jetzo, da der Beſitz unſrer Güter ſo unſicher iſt, müſſen wir Männer zu Haus-

*) D. h.: Daß dies nicht geſchieht, dafür ſind wir da. — Also eigentlich im Sinne von „dagegen". Redniich der Ausdruck „Da ſei Gott für!" Werke, VIII. S. 109, Z. 12).

**) Die nachfolgende Scene fehlt in der O.-A. ganz.

vätern haben. Karl, wenn er eine Frau nähm, könnte sie nicht mehr Frau sein als er.

Maria. Mein Bruder wird mitunter ungehalten auf mich sein; er gab mir immer viel Schuld an des Knaben Gemüthsart.

Elisabeth. Das war sonst. Jetzo sieht er deutlich ein, daß es Geist beim Junaen ist, nicht Beispiel. „Wie ich so klein war," sagte er neulich, „hundert solche Tanten hätten mich nicht abgehalten, Pferde in die Schwemme zu reiten und im Stall zu residiren. Der Junge soll ins Kloster!"

Maria. Ich kann es nicht ganz billigen. Sollte denn in der Welt kein Platz für ihn sein?

Elisabeth. Nein, meine Liebe. Schwache passen an keinen Platz in der Welt, sie müßten denn Spitzbuben sein. Deswegen bleiben die Frauen, wenn sie gescheit sind, zu Hause, und Weichlinge kriechen ins Kloster. Wenn mein Mann ausreit, es ist mir gar nicht bang; wenn Karl auszöge, ich würde in ewigen Aengsten sein. Er ist sicherer in der Kutte als unter dem Harnisch.

Maria. Mein Weislingen ist auch sanfter Natur, und doch hat er ein edles Herz.

Elisabeth. Ja, ja! Dank er's meinem Manne, daß er ihn noch bei Zeiten gerettet hat! Dergleichen Menschen sind gar übel dran; selten haben sie Stärke, der Versuchung zu widerstehen, und niemals Kraft, sich vom Uebel zu erlösen.

Maria. Dafür beten wir um Beides.

Elisabeth. Nur dann reflektirt Gott auf ein Gebet, wenn all unsre Kräfte gespannt sind und wir doch das weder zu tragen noch zu heben vermögen, was uns aufgelegt ist. In dem Falle, wovon wir sprechen, gähnt meistentheils eine mißmuthige Faulheit ein halbes Seufzerchen: „Lieber Gott, schaff mir den Apfel dort vom Tisch her! Ich mag nicht aufstehn!" Schafft er ihn nicht, nun so ist ein Glück, daß wir keinen Hunger haben. Noch einmal gegähnt und dann eingeschlafen!

Maria. Ich wünschte, Ihr gewöhntet Euch an, von heiligen Sachen anständiger zu reden.

Bamberg.

Adelheid. Weislingen.

Adelheid. Die Zeit fängt mir an unerträglich lang zu werden. Reden mag ich nichts, und ich schäme mich, zu spielen. Langeweile, Du bist ärger als ein kaltes Fieber.

Weislingen. Seid Ihr mich schon müde?

Adelheid. Euch nicht sowol als Euern Umgang. Ich wollte, Ihr wärt, wo Ihr hin wolltet, und ich hätt Euch nicht gehalten.

Weislingen. Das ist Weiberzunft! Erst brütet sie mit Mutterwärme unsre liebsten Hoffnungen an; dann, gleich einer unbeständigen Henne, verläßt sie das Nest und übergiebt ihre schon keimende Nachkommenschaft dem Tod und der Verwesung.

Adelheid. Deklamirt wider die Weiber! Der unbesonnene Spieler zerbeißt und zerstampft die Karten, die ihn unschuldigerweise verlieren machten. Aber laßt mich Euch was von Mannsleuten erzählen! Was seid denn Ihr, um von Wankelmuth zu sprechen, Ihr, die Ihr selten seid, was Ihr sein wollt, niemals, was Ihr sein sollte! Könige im Festtagsornat, vom Pöbel beneidet! Was gäb eine Schneidersfrau drum, eine Schnur Perlen um ihren Hals zu haben von dem Saum Eures Kleides, den Eure Absätze verächtlich zurückstoßen!

Weislingen. Ihr seid bitter.

Adelheid. Es ist die Antistrophe*) von Euerm Gesang. Eh ich Euch kannte, Weislingen, ging mir's fast wie der Schneidersfrau. Der Ruf, hundertjährig, **) ohne Metapher gesprochen, hatte Euch so gabnarzmäßig herausgestrichen, daß ich mich überreden ließ, zu wünschen: „möchtest Du doch diese Quintessenz des männlichen Geschlechts, diesen Phönix Weislingen zu Gesichte kriegen!" Ich ward meines Wunsches gewährt.

Weislingen. Und der Phönix ward zum ordinären Haushahn.

Adelheid. Nein, Weislingen, ich nahm Antheil an Euch.

Weislingen. Es schien so.

Adelheid. Und war. Denn wirklich, Ihr übertraft Euern Ruf. Die Menge schätzt nur den Widerschein des Verdienstes. Wie mir's denn geht, daß ich über die Leute nicht denken kann, die mich interessiren, so lebten wir eine Zeit lang neben einander, ohne zu merken, was ich an Euch vermißte. Endlich gingen mir die Augen auf. Ich sah statt des aktiven Manns, der die Geschäfte eines Fürstenthums belebte, der sich und seinen Ruhm

*) Goethe hat hier wohl weniger an die Antistrophe bei den griechischen Dramatikern oder bei Pindar gedacht, die der vorhergehenden Strophe im Versmaß völlig gleich ist, als an die bei den Rhetorikern bekannte „metastasis", bei welcher man einen von dem Gegner gebrauchten Beweis gegen diesen anwendet.

**) Die Grundsetz der Fama „tausendjährig", „vieljährig" u. s. w. stammen davon her, daß die Alten dieselbe personificirten. Vgl. Ovid Metamorph., XII. 43 ff., und Verg. Aeneis, IV. 174.

dabei nicht vergaß, der auf hundert großen Unternehmungen wie auf über einander gewälzten Bergen zu den Wolken hinauf geſtiegen war, den ſah ich auf einmal jammernd wie einen kranken Poeten, melancholiſch wie ein geſundes Mädchen, und müßiger als einen alten Junggeſellen. Anfangs ſchrieb ich's Euerm Unfall zu, der Euch noch neu auf dem Herzen lag, und entſchuldigte Euch, ſo gut ich konnte. Jetzt, da es von Tag zu Tag ſchlimmer mit Euch zu werden ſcheint, müßt Ihr mir verzeihen, wenn ich Euch meine Gunſt entreiße. Ihr beſitzt ſie ohne Recht; ich ſchenkte ſie einem Andern auf Lebenslang, der ſie Euch nicht übertragen konnte.

Weislingen. So laßt mich los!

Adelheid. Noch ein paar Worte, ſo ſollt Ihr Abſchied haben! Ich dacht, es iſt Gährung. Wehe dem Verlichingen, daß er dieſen Sauerteig beeinwarf! Ich dacht, er hat ſich neue, noch unentwickelte Kräfte gefühlt, da er ſich an einem großen Feind maß; es arbeitet jetzo in ſeiner Seele; die äußere Ruhe iſt ein Zeichen der innern Wirkſamkeit.

Weislingen. Du haſt Dich nicht geirrt; es arbeitete hier und bläht ſich noch.

Adelheid. Die Fäulniß arbeitet auch — aber zu welchem Zweck! Wenn es das iſt, wie ich fürchte, ſo laß mich keinen Zeugen abgeben! Ich würde der Natur fluchen, daß ſie ihre Kräfte ſo mißbraucht.

Weislingen. Ich will Euch aus den Augen gehn.

Adelheid. Nicht, bis alle Hoffnung verloren iſt! Die Einſamkeit iſt in dieſen Umſtänden gefährlich. Armer Menſch! Ihr ſeid ſo mißmuthig wie Einer, dem ſein erſtes Mädchen untreu wird; und eben darum geb ich Euch nicht auf. Gebt mir die Hand! Verzeiht mir, was ich aus Liebe geſagt habe!

Weislingen. Zauberin!

Adelheid. Wär ich's, Ihr ſolltet ein anderer Mann ſein. Schämt Euch, wenn's die Welt ſähe! Um einer elenden Urſache willen, die Ihr Euch gewiß nicht ſelbſt geſtehn mögt! Wie ich ein klein Mädchen war, ich weiß es noch auf einen Punkt, machte mir meine Mutter ein ſchönes Hofkleid, war roſenfarb. Ich machte der Fürſtin von Anhalt die Aufwartung; da war ein Fräulein, die hatte ein Kleid an, war feuerfarb. Das hätt ich auch haben mögen, und weil ich meins hatte, achtet ich's geringer und ward unleidſam*) und wollte mein roſenfarbnes Kleid nicht

*) Im Sinne von „unleidlich", nicht, wie an einer Stelle in der „Kampagne in Frankreich", in dem von „unbaldſam".

anziehen, weil ich kein feuerfarbnes hatte. Sebt, das ist Euer Fall! Ich dachte: „du hast gewiß das schönste Kleid“ und wie ich Andre sah, die mir gleich waren, das nackte mich. Weislingen, Ihr wolltet der Erste sein und der Einzige. Das geht in einem gewissen Kreis. Aber unglücklicherweise kamt Ihr hinaus, fandet, wie die Natur mit viel Gewichtern ihre Maschinen treibt. Und das ärgerte Euch. Spielt nicht das Kind! Wenn er die Geige spielt, wollen wir die Flöte blasen; eine Virtuosität ist die andere werth.

Weislingen. Hilf ihr, mein Genius! Adelheid! Das Schicksal hat mich in eine Grube geworfen; ich seh den Himmel über mir und seufze nach Freiheit. Deine Hand!

Adelheid. Du bist befreit; denn Du willst. Der elendste Zustand ist, nichts wollen können. Fühle Dich, und Du bist Alles, was Du warst! Kannst Du leben, Adelbert, und einen mächtigen Nebenbuhler blühen sehen? Frißt nicht die magerste Aehre seines Wohlstandes Deine settsten, indem sie ringsumher verkündet, Adelbert wagt nicht, mich auszureißen? Sein Dasein ist ein Monument Deiner Schwäche. Auf, zerstör's, da es noch Zeit ist! „Leben und leben lassen“ ist ein Sprüchelchen für Weiber. Und man nennt Dich einen Mann! —

Weislingen. Und ich will's sein. Wehe Dir, Gottfried, wenn das Glück meiner Adelheid Nebenbuhlerin ist! Alte Freundschaft, Gefälligkeit und die alte Frau Menschenliebe hatte meine Entschließungen mit Zaubersormeln niedergeschläfert; Du hast den Zauber aufgelöst. Und nun, gleich entfesselten Winden über das ruhende Meer! Du sollst an die Felsen, Schiff, und von da in Abgrund, und wenn ich mir die Backen drüber zersprengen sollte! Ich will hin, und Du sollst sehen, Adelheid, ob ich nicht mehr bin als der Schatten eines Manns.

Adelheid. Mich däucht, ich sehe einen auferstandnen verklärten Heiligen in Dir. In Deinen Augen glüht ein Feuer, das Deine Feinde verzehren wird. Komm, Adelbert, zum Bischof! Komm! Victoria ist ein Weib; sie wirft sich dem Tapfersten in die Arme. (Ab.)

---

*) Vgl. Lebensbeschreibung, S. 150.

Im Speſſart.

Gottfried. Selbitz. Georg.

Selbitz. Ihr ſeht, es iſt gegangen, wie ich geſagt habe.

Gottfried. Nein, nein, nein!

Georg. Glaubt, ich berichte Euch mit der Wahrheit! Ich that, wie Ihr befahlt, borgte von einem Pfälzer den Rock und das Zeichen. Und damit ich doch mein Eſſen und Trinken verdiente, geleitete ich Reinecksche*) Bauern nach Bamberg.

Selbitz. In Deiner Verkarrung? Das hätte Dir übel gerathen können.

Georg. So denk ich auch hintendrein. Ein Reitersmann, der das vorausdenkt, wird keine weite Sprünge machen. Ich kam nach Bamberg, und gleich im Wirthshaus hört ich erzählen, Weislingen und der Biſchof ſeien ausgeſöhnt, und man redete viel von ſeiner Heirath mit der Wittwe des von Walldorf.

Gottfried. Geſpräche!

Georg. Ich ſah ihn, wie er ſie zu Tafel führte! Sie iſt ſchön; bei meinem Eid, ſie iſt ſchön. Wir bückten uns Alle, ſie dankte uns Allen. Er nickte mit dem Kopf, ſah ſehr vergnügt. Sie gingen vorbei, und das Volk murmelte: „Ein ſchönes Paar!“

Gottfried. Das kann ſein.

Georg. Hört weiter! Da er des andern Tags in die Meſſe ging, paßt ich meine Zeit ab. Er war allein mit einem Knaben; ich ſtund unten an der Treppe und ſagte leiſe zu ihm: „ein paar Worte von Euerm Berlichingen!“ Er ward beſtürzt; ich ſah das Geſtändniß ſeines Laſters in ſeinem Geſicht; er hatte kaum das Herz, mich anzuſehen, mich, einen ſchlechten Reitersjungen.

Selbitz. Das machte, ſein Gewiſſen war ſchlechter als Dein Stand.

Georg. „Du biſt pfalzgräflich,“ ſagte er. „Ich bring einen Gruß vom Ritter Berlichingen,“ ſagt ich, „und ſoll fragen, —“ „Komm morgen früh,“ ſagte er, „an mein Zimmer! Wir wollen weiter reden.“

Gottfried. Kamſt Du?

Georg. Wol kam ich, und mußt im Vorſaal ſtehen, lang', lang'! Endlich führt' man mich hinein. Er ſchien böſe. Mir war's einerlei. Ich trat zu ihm und ſagte meine Kommiſſion;

*) Nach der Lebensbeſchreib., S. 114, in der übrigens auch ein Georg von Geislingen als Knecht des Götz genannt wird, gehörten dieſe Leute den Grafen v. Rappoltſtein, deren Güter am Main unterhalb Würzburg lagen.

er that feindlich böse, wie Einer, der nicht merken lassen will, daß er kein Herz hat. Er verwunderte sich, daß Ihr ihn durch einen Reiterjungen zur Rede setzen ließt. Das verdroß mich. Ich sagte, es gäb nur zweierlei Leut, Ehrliche und Schurken, und daß ich ehrlich wäre, sah er daraus, daß ich Gottfried von Berlichingen diente. Nun fing er an, allerlei verkehrtes Zeug zu schwatzen, das darauf hinausging, Ihr hättet ihn übereilt, er sei Euch keine Pflicht schuldig und wolle nichts mit Euch zu thun haben.

Gottfried. Hast Du das aus seinem Munde?

Georg. Das und noch mehr.

Gottfried. Es ist genug. — Der wäre nun verloren! Treu und Glauben, Du hast mich wieder betrogen! Arme Marie, wie werd ich Dir's beibringen!

Selbitz. Ich wollte lieber mein ander Bein dazu verlieren als so ein Hundsfutt*) sein.

Dritter Aufzug.

Der Reichstag zu Augsburg.

Kaiser Maximilian, Mainz, Bamberg, Anhalt, Nassau, Weislingen, andre Herren.

Maximilian. Ich will Euch die Köpfe zurechtsetzen! Wofür bin ich Kaiser? Soll ich nur Strohmann sein und die Vögel von Euern Gärten scheuchen? keinen eignen Willen haben? Bildet's Euch nicht ein! Ich will eine Kontribution von Geld und Mannschaft wider den Türken; das will ich, sag ich Euch, und Keiner unterstehe sich, darwider zu reden!

Mainz. Es müßte der kühnste Rebell sein, der einer geheiligten Majestät ins Angesicht widersprechen und in die Flammen ihres Grimmes treten wollte. Auch weichen wir vor Eurer Stimme wie Israel vor dem Donner auf Sinai.**) Sebt,

*) Für diese auch sonst vorkommende Nebenform für „Hundsfott" führt Sanders noch eine Stelle aus Goethe selbst an: Briefe an Frau v. Stein, I. 155, der sich noch eine aus Klaudine von Villa Bella hinzufügen läßt: die Mehrheit stets nach der gewöhnlichen Form „Hundsfotter", s. B. S. 30. Z. 20.

**) Vergl. 2. Buch Mosis, 19. 16; Psalmen, 68. 8 und 9.

wie die Fürſten umherſtehen, getroffen wie von einem unvermutheten Strafgerichte! Sie ſtehen und gehen in ſich ſelbſt zurück und ſuchen, wie ſie es verdient haben. Und verdient müſſen wir's haben, obgleich unwiſſend. Euer Majeſtät verlangen einen Türkenzug. Und ſo lang' ich hier ſitze, erinnet ich mich Keinen,*) der Rein geſagt hätte. Waren nicht Alle willig, Alle? — Es iſt Jahr und Tag, wie Ihro Majeſtät es zum erſten Mal vortrugen. Sie ſtimmten alle ein, die Fürſten, und in ihren Augen leuchtete ein Feuer, denen Feinden ein ſchreckliches Meteor. Ihr Geiſt flog muthig ſchon nach den ungriſchen Grenzen, als er auf einmal durch ein jämmerliches Wehklagen zurückgehalten wurde; es waren die Stimmen ihrer Weiber, ihrer unmündigen Söhne, die gleich Schafen in der Wüſte mörderiſchen Wölfen preisgegeben waren. Würde nicht Elias**) ſelbſt auf dem feurigen Wagen, da ihn feurige Roſſe zur Herrlichkeit des Herrn führten, in dieſem Falle ſich zurück nach der Erde geſehnt haben? Sie baten flehentlich um die Sicherheit ihrer Häuſer, ihrer Familien, um mit freiem und ganzem Herzen dem Fluge des Reichsadlers folgen zu können. Es iſt Euer Majeſtät nicht unbekannt, wie viefern der Landfriede, die Achtserklärungen, das Kammergericht bisher dieſem Uebel abgeholfen hat. Wir ſind noch, wo wir waren, und vielleicht übler dran. Wohldenkende Ritter gehorchen Euer Majeſtät Befehlen, begeben ſich zur Ruhe, und dadurch wird unruhigen Seelen der Kampfplatz überlaſſen, die ſich auf eine ausgelaſſne Weiſe herumtummeln und die hoffnungsvollſten Saaten zertreten. Doch ich weiß: Euer Majeſtät zu gehorchen, wird Jeder gern ſein Liebſtes hintanſetzen. Auf, meine Freunde! Auf, gegen die Feinde des Reichs und der Chriſtenheit! Ihr ſeht, wie nöthig unſer großer Kaiſer es findet, einem größern Verluſt mit einem kleinern vorzubeugen. Auf, verlaßt Eure Beſitzthümer, Eure Weiber, Eure Kinder, und zeigt in einem unerhörten Beiſpiel die Stärke der deutſchen Lehnspflicht und Eure Ergebenheit für Euern erhabnen Monarchen! Kommt Ihr zurück und findet Eure Schlöſſer verheert, Euer Geſchlecht vertrieben, Eure Beſitzthümer öde, o, ſo denkt, der Krieg, den Ihr an den Grenzen führtet, habe in dem Herzen des Reichs gebrannt, und Ihr habet der

*) Grimm erklärt dieſen Akkuſativ ſtatt des Genitivs, für den er außer dem vorliegenden noch drei Beiſpiele (aus den „Wahlverwandtſchaften", aus „Wilhelm Meiſter's Lehrjahren" und dem „Weſt-öſtlichen Divan") anführt, geradezu für unrichtig; indeſſen läßt ſich der Gebrauch auch aus vielen andern Schriftſtellern belegen (vgl. Sanders).

**) S. 1. Könige, 2. 11; Jeſus Sirach, 48. 9 u. 13.

allgemeinen Ruh und Glückſeligkeit die Eurige aufgeopfert! Die Ruinen Eurer Schlöſſer werden künftigen Zeiten herrliche Denkmale ſein und laut ausrufen: „So gehorchten ſie ihrer Pflicht, und ſo geſchah ihres Kaiſers Wille.“

Kaiſer. Ich gebe, Euch Euern Entſchließungen zu überlaſſen. Und wenn Ihr dann ſagt, ich hab Euch gezwungen, ſo lügt Ihr.

Ein Garten.

Zwei Nürnberger Kaufleute.

Erſter Kaufmann. Hier wollen wir ſtehn; denn da muß er vorbei. Er kommt eben die lange Allee herauf.

Zweiter Kaufmann. Wer iſt bei ihm?

Erſter Kaufmann. Adelbert von Weislingen.

Zweiter Kaufmann. Bambergs Freund! Das iſt gut.

Erſter Kaufmann. Wir wollen einen Fußfall thun, und ich will reden.

Zweiter Kaufmann. Wohl! Da kommen ſie.

Kaiſer. Weislingen.

Erſter Kaufmann. Er ſieht verdrießlich aus.

Kaiſer. Ich bin unmuthig, Weislingen. Und wenn ich auf mein vergangnes Leben zurückſehe, möcht ich verzagt werden: ſo viel halbe, ſo viele verunglückte Unternehmungen! Und das Alles, weil kein Fürſt im Reich ſo klein iſt, dem nicht mehr an ſeinen Grillen gelegen wäre als an meinen Gedanken. Mein beſter Schwimmer erſtickte in einem Sumpf. Deutſchland, Deutſchland, Du ſiehſt einem Moraſte ähnlicher als einem ſchiffbaren See!

(Die Kaufleute werfen ſich ihm zu Füßen.)

Erſter Kaufmann. Allerdurchlauchtigſter! Großmächtigſter!

Kaiſer. Wer ſeid Ihr? Was giebt's?

Erſter Kaufmann. Arme Kaufleute von Nürnberg, Euer Majeſtät Knechte, und flehen um Hilfe. Gottfried von Berlichingen und Hans von Selbitz haben unſerer Dreißig, die von der Frankfurter Meſſe kamen, im Bambergiſchen Gebiete niedergeworfen und beraubt. Wir bitten Euer Kaiſerliche Majeſtät um Hilfe und Beiſtand; ſonſt ſind wir Alle verdorbne Leute, genöthigt, unſer Brod zu betteln.

Kaiſer.*) Heiliger Gott! Heiliger Gott! Was iſt das? Der

*) Dieſe und ebenſo die folgende Rede des Kaiſers faſt wörtlich aus der „Lebensbeſchreibung ꝛc.“, S. 130 u. 131.

Eine hat eine Hand, der Andere nur ein Bein! Wenn sie denn erst zwo Händ hätten und zwo Bein, was wolltet Ihr denn thun! —

Erster Kaufmann. Wir bitten Euer Majestät unterthänigst, auf unsre bedrängte Umstände ein mitleidiges Auge zu werfen.

Kaiser. Wie geht's zu! Wenn ein Kaufmann einen Pfeffersack verliert, soll man das ganze Reich aufmahnen; und wenn Händel vorhanden sind, daran Kaiserlicher Majestät und dem Reich viel gelegen ist, so daß es Königreich, Fürstenthum, Herzogthum und Anderes betrifft, so kann Euch kein Mensch zusammenbringen! —

Weislingen (zu den Kaufleuten). Ihr kommt zur ungelegnen Zeit. Geht und verweilt einige Tage hier!

Die Kaufleute. Wir empfehlen uns zu Gnaden. (Ab.)

Kaiser. Wieder neue Händel! Sie wachsen nach wie die Köpfe der Hydra.

Weislingen. Und sind nicht auszurotten als mit Feuer und Schwert und einer herkulischen Unternehmung.

Kaiser. Glaubt Ihr?

Weislingen. Ich hoffe, es auszuführen. Das Beschwerlichste ist gethan. Hat Euer Majestät Wort nicht den Sturm gelegt und die Tiefe des Meeres beruhigt? Nur kleine, ohnmächtige Winde erschüttern muthwillig die Oberfläche der Wellen. Noch ein Machtwort, so sind auch die in ihre Höhlen*) gescheucht. Es ist mit Nichten das ganze Reich, das über Beunruhigung klagen führen kann; Franken und Schwaben glimmt noch von den Resten des ausgebrannten Feuers, die ein unruhiger Geist manchmal aus der Asche weckt und in der Nachbarschaft herumtreibt. Hätten wir den Sickingen, den Selbitz — den Berlichingen, diese flammenden Brände, aus dem Wege geschafft, wir würden bald das Uebrige in todte Asche zerfallen sehn.

Kaiser. Ich möchte die Leute gerne schonen; sie sind tapfer und edel. Wenn ich einen Krieg führte, müßt ich sie unter meiner Armee haben, und da wären sie doch ruhig.

Weislingen. Es wäre zu wünschen, daß sie von jeher gelernt hätten, ihrer Pflicht zu gehorchen. Und dann wär es äußerst gefährlich, ihre aufrührische Unternehmungen durch kriegerische

*) Dieser Ausdruck beruht auf der antiken Vorstellung, daß die Winde in dunkeln Höhlen (spelunceis striz. — Verg. Aeneis. I. 60) weilen, aus denen sie herausgelassen und in die sie wieder eingeschlossen werden, wie denn auch das „Machtwort" an das bekannte „quos ego" des Neptun (Verg. Aeneis. I. 135) erinnert.

Ehrenstellen zu belohnen. Es ist nicht genug, ihre Person auf die Seite zu schaffen, sondern der Geist ist zu vertilgen, den das Glück ihrer rebellischen Unruhe umhergeblasen hat. Der Befehdungstrieb steigt bis zu den geringsten Menschen hinunter, denen nichts Erwünschteres erscheint, als ein Beispiel, das unbändiger Selbstgelassenheit*) die Fahne vorträgt.

Kaiser. Was glaubt Ihr, daß zu thun?

Weislingen. Die Achtserklärung, die jetzo, gleich einem vermummten Weibe, nur Kinder in Aengsten setzt, mit dem kaiserlichen Rachschwert zu bewaffnen und, von tapfern und edlen Fürsten begleitet, über die unruhigen Häupter zu senden. Wenn es Euer Majestät Ernst ist, die Fürsten bieten gern ihre Hände; und so garantir ich, in weniger als Jahresfrist das Reich in der blühendsten Ruhe und Glückseligkeit zu sehen.

Kaiser. Man hätte jetzt eine Gelegenheit wider den Berlichingen und Selbitz; nur wollt ich nicht, daß ihnen was zu Leid geschähe. Gefangen möcht ich sie haben. Und dann müßten sie eine Urfehde schwören, auf ihren Schlössern ruhig zu bleiben und nicht aus ihrem Bann zu gehen. Bei der nächsten Session will ich's vortragen.

Weislingen. Ein freudiger beistimmender Zuruf wird Euer Majestät das Ende der Rede ersparen. (Ab.)

Jaxthausen.

Sickingen. Berlichingen.

Sickingen. Ja, ich komme, Eure edle Schwester um ihr Herz und ihre Hand zu bitten. Und wenn ihre holde Seele mir sie zum Eigenthum übergiebt, dann, Gottfried —

Gottfried. So wollt ich, Ihr wärt eher kommen. Ich muß Euch sagen: Weislingen hat während seiner Gefangenschaft sich in ihren Augen gefangen, um sie angehalten, und ich sagt sie ihm zu. Ich hab ihn losgelassen, den Vogel, und er verachtet die gütige Hand, die ihm in seiner Gefangenschaft Futter reichte. Er schwirrt herum, weiß Gott, auf welcher Hecke seine Nahrung zu suchen.

Sickingen. Ist das so?

Gottfried. Wie ich sage.

Sickingen. Er hat ein doppeltes Band zerrissen, ein Band,

*) Dies Wort, offenbar ein Ausdruck für „Willkür" und „Eigenmächtigkeit", dürfte anderwärts schwer nachzuweisen sein.

an dem ſelbſt die ſcharfe Senſe des Todes hätte ſtumpf werden ſollen.

Gottfried. Sie ſitzt, das arme Mädchen, und verjammert und verbetet ihr Leben.

Sickingen. Wir wollen ſie zu*) ſingen machen.

Gottfried. Dies Entſchließt Ihr Euch, eine Verlaſſne zu heirathen?

Sickingen. Es macht Euch Beiden Ehre, von ihm betrogen worden zu ſein. Soll darum das arme Mädchen in ein Kloſter gehn, weil der erſte Mann, den ſie kannte, ein Nichtswürdiger war? Nein doch! Ich bleibe drauf: ſie ſoll Königin von meinen Schlöſſern werden.

Gottfried. Ich ſag Euch, ſie war nicht gleichailtig gegen ihn.

Sickingen. Traust Du mir ſo wenig zu, daß ich den Schatten eines Elenden nicht ſollte verjagen können? Laß uns zu ihr!

Lager der Reichsexekution.

Hauptmann. Offiziere.

Hauptmann. Wir müſſen behutſam gehn und unſre Leute ſo viel möglich ſchonen. Auch iſt unſre gemeſſne Ordre, ihn in die Enge zu treiben und lebendig gefangen zu nehmen. Es wird ſchwer halten; denn wer mag ſich an ihn machen!

Erſter Offizier. Freilich! Und er wird ſich wehren wie ein wildes Schwein. Ueberhaupt hat er uns ſein Leben lang nichts zu Leide gethan, und Jeder wird's von ſich ſchieben, Kaiſer und Reich zu Gefallen Arm und Bein dran zu ſetzen.

Zweiter Offizier. Es wär eine Schande, wenn wir ihn nicht kriegten! Wenn ich ihn nur einmal beim Lippen**) habe, er ſoll nicht loskommen!

Erſter Offizier. Faßt ihn nur nicht mit den Zähnen, Ihr! Er möchte Euch die Kinnladen ausziehen. Guter junger Herr, dergleichen Leute packen ſich nicht wie ein flüchtiger Dieb.

Zweiter Offizier. Wollen ſehn.

---

*) Die Verbindung mit „zu" vor dem Infinitiv bei dem Worte „machen" findet ſich auch ſonſt bei den Verben: „fürchten, lachen" und ähnlichen. In den ſpäteren Ausgaben, ſogar ſchon in der O.-A. iſt das Wort geſtrichen.

**) Dieſe Wortform findet ſich auch in der O.-A. und deren zweiter Auflage; in einzelnen Nachdrucken hat man dafür, weil es unverſtändlich war, „Leide" geſetzt; daß Goethe das Wort mundartlich für „Lappen", d. h. „Ohrlappen" gebraucht hat, ſcheint daraus hervorzugehen, daß das letztere in der Ausgabe v. 1787 für das erſtere eingeführt iſt.

Hauptmann. Unsern Brief muß er nun haben. Wir wollen nicht säumen und einen Trupp ausschicken, der ihn beobachten soll.

Zweiter Offizier. Laßt mich ihn führen!

Hauptmann. Ihr seid der Gegend unkundig.

Zweiter Offizier. Ich hab einen Knecht, der hier geboren und erzogen ist.

Hauptmann. Ich bin's zufrieden.

Jaxthausen.

Sickingen (allein). Es geht Alles nach Wunsch. Sie war etwas bestürzt über meinen Antrag und sah mich von Kopf bis auf die Füße an; ich wette, sie verglich mich mit ihrem Weißfisch. Gott sei Dank, daß ich mich stellen darf! Sie antwortete wenig und durch einander. Desto besser! Es mag eine Zeit kochen! Bei Mädchen, die durch Liebesunglück gebeizt sind, wird ein Heirathsvorschlag bald gar.

Gottfried kommt.

Was bringt Ihr, Schwager?

Gottfried. In die Acht erklärt!*) —

Sickingen. Was?

Gottfried. Da les't den erbaulichen Brief! Der Kaiser hat Exekution gegen mich verordnet, die mein Fleisch den Vögeln unter dem Himmel und den Thieren auf dem Felde zu fressen vorschneiden soll.

Sickingen. Erst sollen sie dran! Just zur gelegnen Zeit bin ich hier.

Gottfried. Nein, Sickingen, Ihr sollt fort! — Das hieße Eure großen Anschläge im Keim zertreten, wenn Ihr in so ungelegner Zeit des Reichs Feind werden wolltet. Auch mir könnt Ihr weit mehr nützen, wenn Ihr neutral zu sein scheint. Der Kaiser liebt Euch, und das Schlimmste, was mir begegnen kann, ist, gefangen zu werden. Dann braucht Euer Vorwort**) und reißt mich aus einem Elend, in das unzeitige Hilfe uns Beide stürzen könnte! Denn was wär's! — Jetzo geht der Zug gegen mich; erfahren sie, Du bist bei mir, so schicken sie mehr, und wir

*) Ueber die Achtserklärung, die eine Folge der Streitigkeiten mit Nürnberg war, sowie über die hier gebrauchten Ausdrücke, die mit Ausnahme von „vorschneiden" aus der alten Reichsachtsformel entnommen sind, vgl. Lebensbeschreibung, S. 124 und 125.

**) In demselben Sinne von „Fürwort" gebraucht: Werke, VI. S. 143 Z. 34, im 7. Gesang von „Reinecke Fuchs", V. 22, und sonst öfters.

ſind um nichts gebeſſert. Der Kaiſer ſitzt an der Quelle, und ich wäre ſchon jetzt unwiederbringlich verloren, wenn man Tapferkeit ſo geſchwind einblaſen könnte, als man einen Haufen zuſammenblaſen kann.

Sickingen. Doch kann ich heimlich ein zwanzig Reiter zu Euch ſtoßen laſſen.

Gottfried. Gut! Ich habe ſchon Georgen nach dem Selbitz geſchickt und meine übrigen Knechte in der Nachbarſchaft herum. Lieber Schwager, wenn meine Leute beiſammen ſind, es wird ein Häufchen ſein, dergleichen wenig Fürſten beiſammen geſehen haben.

Sickingen. Ihr werdet gegen die Menge wenig ſein.

Gottfried. Ein Wolf iſt einer ganzen Heerde Schafe zu viel.

Sickingen. Wenn ſie aber einen guten Hirten haben?

Gottfried. Sorg Du! Und es ſind lauter Miethlinge. Und dann kann der beſte Ritter nichts machen, wenn er nicht Herr von ſeinen Handlungen iſt. Zu Hauſe ſitzt der Fürſt und macht einen Operationsplan; das iſt die rechte Höhe! So ging mir's auch einmal, wie ich dem Pfalzgraf zugeſagt hatte, gegen Konrad Schotten zu dienen. Da legt' er mir einen Zettel aus der Kanzlei vor, wie ich reiten und mich halten ſollt. Da wurf ich den Räthen das Papier wieder dar und ſagt, ich wüßt nicht darnach zu handeln. Ich weiß ja nicht, was mir begegnen mag; das ſteht nicht im Zettel. Ich muß die Augen ſelbſt aufthun und ſehen, was ich zu ſchaffen hab!

Sickingen. Glück zu, Bruder! Ich will gleich fort und Dir ſchicken, was ich in der Eile zuſammentreiben kann.

Gottfried. Komm noch mit zu meinen Weibsleuten! Ich ließ ſie beiſammen. Ich wollte, daß Du ihr Wort hätteſt, eh Du gingſt. Dann ſchick mir die Reiter und komm heimlich wieder, ſie abzuholen! Denn mein Schloß, fürcht ich, wird bald kein Aufenthalt für Weiber mehr ſein.

Sickingen. Wollen das Beſte hoffen. (Ab.)

Bamberg.

Adelheid (mit einem Briefe). Das iſt mein Werk! Wohl dem Menſchen, der ſtolze Freunde hat!

(Sie lieſt.)

„Zwei Exekutionen ſind verordnet, eine von Vierhundert gegen Berlichingen, eine von Zweihundert wider die gewaltſamen Beſitzer Deiner Güter. Der Kaiſer ließ mir die Wahl, welche von

beiden ich führen wollte. Du kannst denken, daß ich die letzte mit Freuden annahm."

Ja, das kann ich denken, kann auch die Ursach rathen: Du willst Berlichingen nicht ins Angesicht sehen. Inzwischen warst Du brav. Fort, Adelbert! Gewinne meine Güter! Mein Trauerjahr ist bald zu Ende, und Du sollst Herr von ihnen sein.

Jaxthausen.

Gottfried. Georg.

Georg. Er will selbst mit Euch sprechen. Ich kenne ihn nicht; es ist ein kleiner Mann mit schwarzen, feurigen Augen und einem wohlgeübten Körper.

Gottfried. Bring ihn herein!

Lerse kommt.

Gott grüß Euch! Was bringt Ihr?

Lerse. Mich selbst. Das ist nicht viel; doch Alles, was es ist, biet ich Euch an.

Gottfried. Ihr seid mir willkommen, doppelt willkommen, ein braver Mann und zu dieser Zeit, da ich nicht hoffte, neue Freunde zu gewinnen, vielmehr den Verlust der alten stündlich fürchtete. Gebt mir Euern Namen!

Lerse. Franz Lerse.

Gottfried. Ich danke Euch, Franz, daß Ihr mich mit einem braven Manne bekannt gemacht habt.

Lerse. Ich machte Euch schon einmal mit mir bekannt; aber damals danktet Ihr mir nicht dafür.

Gottfried. Ich erinnre mich Eurer*) nicht.

Lerse. Es wäre mir leid! Wißt Ihr noch, wie Ihr um des Pfalzgrafen willen Konrad Schotten**) feind ward und nach Haßfurt***) auf die Fastnacht reiten wolltet?

Gottfried. Wohl weiß ich's.

Lerse. Wißt Ihr, wie Ihr unterwegs bei einem Dorf fünfundzwanzig Reitern entgegenkamt?

Gottfried. Richtig. Ich hielt sie anfangs nur für zwölfe und theilt meinen Haufen — waren unsrer Sechzehn, — und hielt am

*) Ebenso „unsrer" auf S. 79, Z. 4, S. 79, Z. 33, und sonst öfters, während Goethe in späterer Zeit stets die Formen „Euer" und „unser" anwendet.

**) Vgl. Werke, VI, S. 66, Note.

***) Zwischen Bamberg und Schweinfurt am Main gelegen. Ueber die Erzählung vgl. „Lebensbeschreibung", S. 191. Aus der Name „Lerse" ist hinzugesetzt. (Ein Jugendfreund Goethe's hieß „Lerse".)

Dorf hinter der Scheuer, inwillens, sie sollten bei mir vorbeiziehen. Dann wollt ich ihnen nachrucken, wie ich's mit dem andern Haufen abgeredt hatte.

Lerse. Aber wir sahen Euch und zogen auf eine Höhe am Dorf. Ihr zogt herbei und hieltet unten. Wie wir sahen, Ihr wolltet nicht heraufkommen, ritten wir hinab.

Gottfried. Da sah ich erst, daß ich mit der Hand in die Kohlen geschlagen hatte. Fünfundzwanzig gegen Acht. Da galt's kein Feiern. Erhard Truchseß durchstach mir einen Knecht; dafür rannt ich ihn vom Pferde. Hätten sie sich Alle gehalten wie er und ein Männlein, es wäre mein und meines kleinen Häufchens übel gewahrt gewesen.

Lerse. Das Männlein, wovon Ihr saget, —

Gottfried. Es war der bravste Knecht, den ich gesehen habe. Es setzte mir heiß zu. Wenn ich dachte, ich hätt's von mir gebracht, und wollte mit Andern zu schaffen haben, war's wieder an mir und schlug feindlich zu; es hieb mir auch durch den Panzerärmel hindurch, daß es ein Wenig gefleischt hatte.

Lerse. Habt Ihr's ihm vergeben?

Gottfried. Er gefiel mir mehr als zu wohl.

Lerse. Nun, so hoff ich, daß Ihr mit mir zufrieden sein werdet. Ich habe mein Probstück an Euch selbst abgelegt.

Gottfried. Bist Du's? O willkommen, willkommen! Kannst Du sagen, Maximilian, Du hast unter Deinen Dienern einen so geworben?

Lerse. Mich wundert's, daß Ihr nicht bei Anfang der Erzählung auf mich gefallen seid.

Gottfried. Wie sollte mir einkommen, daß Der mir seine Dienste anbieten würde, der auf das Feindseligste mich zu überwältigen trachtete?

Lerse. Eben das, Herr! Von Jugend auf dien ich als Reiterknecht und hab's mit manchem Ritter aufgenommen. Da wir auf Euch stießen, freut ich mich. Ich kannt Euern Namen, und da lernt ich Euch kennen. Ihr wißt, ich hielt nicht Stand; Ihr sahst, es war nicht Furcht; denn ich kam wieder. Kurz, ich lernt Euch kennen. Ihr überwandet nicht nur meinen Arm, Ihr überwandet mich, und von Stund an beschloß ich, Euch zu dienen.

Gottfried. Wie lang' wollt Ihr bei mir aushalten?

Lerse. Auf ein Jahr. Ohne Entgelt!

Gottfried. Nein, Ihr sollt gehalten werden wie ein Andrer, und drüber wie Der, der mir bei Remlin zu schaffen machte.

Georg (kommt). Hans von Selbitz läßt Euch grüßen; morgen ist er hier mit funfzig Mann.

Gottfried. Wohl.

Georg. Es zieht am Kocher ein Trupp Reichsvölker herunter, ohne Zweifel, Euch zu beobachten und zu necken.

Gottfried. Wie viel?

Georg. Ihrer Funfzig.

Gottfried. Nicht mehr? Komm, Lerse, wir wollen sie zusammenschmeißen, wenn Selbitz kommt, daß er schon ein Stück Arbeit gethan findt!

Lerse. Das soll eine reichliche Vorlese werden.

Gottfried. Zu Pferde! (Ab.)

Wald an einem Morast.

Zwei Reichsknechte begegnen einander.

Erster Knecht. Was machst Du hier?

Zweiter Knecht. Ich hab Urlaub gebeten, meine Nothdurft zu verrichten. Seit dem blinden Lärmen gestern Abends ist mir's in die Gedärme geschlagen, daß ich alle Augenblicke vom Pferd muß.

Erster Knecht. Hält der Trupp hier in der Nähe?

Zweiter Knecht. Wol eine Stunde den Wald hinauf.

Erster Knecht. Wie verläufst Du Dich denn hierher?

Zweiter Knecht. Ich bitt Dich, verrath mich nit! Ich will aufs nächste Dorf und sehn, ob ich nit mit warmen Ueberschlägen*) meinem Uebel abhelfen kann. Wo kommst Du her?

Erster Knecht. Vom nächsten Dorf. Ich habe unserm Offizier Wein und Brod geholt.

Zweiter Knecht. So, er thut sich was zu Guts vor unserm Angesicht, und wir sollen fasten? Schön Exempel!

Erster Knecht. Komm mit zurück, Schurke!

Zweiter Knecht. Wär ich ein Narr! Es sind noch viele unterm Haufen, die gern fasteten, wenn sie so weit davon wären als ich.

Erster Knecht. Hörst Du? Pferde!

Zweiter Knecht. O weh!

Erster Knecht. Ich klettre auf den Baum.

Zweiter Knecht. Ich steck mich in den Sumpf.

*) Medizinischer Ausdruck statt „Umschlag" (Adelung).

Gottfried. Lersen. Georg. Andre Knechte zu Pferd.

Gottfried. Hier am Teiche weg und linker Hand in den Wald, so kommen wir ihnen in Rücken!

(Ziehen vorbei.)

Erster Knecht (steigt vom Baume). Da ist nicht gut sein. Michel! Er antwortet nicht. Michel! Sie sind fort!

(Er geht nach dem Sumpf.)

Michel! O weh, er ist versunken! Michel! Er hört mich nicht, er ist erstickt. So lauert der Tod auf den Fetzen und reißt ihn in ein unrühmlich Grab. Fort. Du selbst Schurke! Fort, zu Deinem Haufen! (Ab.)

Gottfried (zu Pferde). Halte bei den Gefangenen, Georg! Ich will sehn, ihren flüchtigen Führer zu erreichen. (Ab.)

Georg. Unterst zu oberst stürzt' ihn mein Herr vom Pferde, daß der Federbusch im Koth stak. Seine Reiter huben ihn aufs Pferd, und fort wie besessen. (Ab.)

Lager.

Hauptmann. Erster Ritter.

Erster Ritter. Sie fliehen von Weitem dem Lager zu.

Hauptmann. Er wird ihnen an den Fersen sein. Laßt ein Fünfzig ausrücken bis an die Mühle! Wenn er sich zu weit wagt, erwischt Ihr ihn vielleicht. (Ritter ab.)

Zweiter Ritter (geführt).

Wie geht's, junger Herr? Habt Ihr ein paar Finken abgerennt?

Zweiter Ritter. Daß Dich die Pest! Wenn ich Hörner gehabt hätte wie ein Dambirsch, sie wären gesplittert wie Glas. Du Teufel! Er rannt auf mich los — es war mir, als wenn mich der Donner in die Erd 'nein schlüg.

Hauptmann. Dankt Gott, daß Ihr noch so davongekommen seid!

Zweiter Ritter. Es ist nichts zu danken; ein paar Rippen sind entzwei. Wo ist der Feldscher? (Ab.)

Jaxthausen.

Gottfried. Selbitz.

Gottfried. Was sagtest Du zu der Achtserklärung, Selbitz?

Selbitz. Es ist ein Streich von Weislingen.

Gottfried. Meinst Du?

Selbitz. Ich meine nicht, ich weiß.

Gottfried. Woher?

Selbitz. Er war auf dem Reichstag, sag ich Dir, er war um den Kaiser.

Gottfried. Wohl, so machen wir ihm wieder einen Anschlag zu Nichte.

Selbitz. Hoff's.

Gottfried. Wir wollen fort, und soll die Hasenjagd angehn.

(Ab.)

Lager.

Hauptmann. Ritter.

Hauptmann. Dabei kommt nichts heraus, Ihr Herrn. Er schlägt uns ein Detachement nach dem andern, und was nicht umkommt und gefangen wird, das läuft in Gottes Namen lieber nach der Türkei als ins Lager zurück. So werden wir alle Tage schwächer. Wir müssen einmal für allemal ihm zu Leibe gehn, und das mit Ernst; ich will selbst dabei sein, und er soll sehn, mit wem er zu thun hat.

Ritter. Wir sind's Alle zufrieden; nur ist er der Landsart so kundig, weiß alle Gänge und Schliche im Gebirg, daß er so wenig zu fangen ist wie eine Maus auf dem Kornboden.

Hauptmann. Wollen ihn schon kriegen. Erst auf Jarthausen zu! Mag er wollen oder nicht, er muß herbei, sein Schloß zu vertheidigen.

Ritter. Soll unser ganzer Hauf marschiren?

Hauptmann. Freilich! Wißt Ihr, daß wir schon um Hundert geschmolzen sind?

Ritter. Verflucht!

Hauptmann. Drum geschwind, eh der ganze Eisklumpen auftaut! Es macht warm in der Nähe, und wir stehn da wie Butter an der Sonne. (Ab.)

Gebirg und Wald.

Gottfried. Selbitz. Trupp.

Gottfried. Sie kommen mit hellem Hauf. Es war hohe Zeit, daß Sickingens Reiter zu uns stießen.

Selbitz. Wir wollen uns theilen. Ich will linker Hand um die Höhe ziehen.

Gottfried. Gut, und Du, Franz, führe mir die Fünfzig rechts durch den Wald hinauf! Sie kommen über die Heide; ich will gegen ihnen*) halten. Georg, Du bleibſt um mich. Und wenn Ihr ſeht, daß ſie mich anareifen, ſo fallt ungeſäumt in die Seiten! Wir wollen ſie patſchen!**) Sie denken nicht, daß wir ihnen Spitze bieten können.

Heide,

auf der einen Seite eine Höhe, auf der andern Wald.

Hauptmann. Exekutionszug.

Hauptmann. Er hält auf der Heide? Das iſt impertinent! Er ſoll's büßen. Was? Den Strom nicht zu fürchten, der auf ihn losbraust! —

Ritter. Ich wollte nicht, daß Ihr an der Spitze rittet; er hat das Anſehn, als ob er den Erſten, der ihn anſtoßen möchte, umgekehrt in die Erd pflanzen wollte. Ich hoffe nicht, daß Ihr Luſt habt, zum Rosmarinſtrauch***) zu werden. Reitet hintendrein!

Hauptmann. Nicht gern.

Ritter. Ich bitt Euch! Ihr ſeid noch der Knoten von dieſem Bündel Haſelruthen; löſ't ihn auf, ſo knickt er ſie Euch einzeln wie Riethgras.

Hauptmann. Trompeter, blas! Und Ihr blaſ't ihn weg! (Ab.)

Selbitz (hinter der Höhe hervor im Galopp). Mir nach! Sie ſollen zu ihren Händen rufen: „Multiplizirt Euch!“ — (Ab.)

Franz (aus dem Wald). Gottfrieden zu Hilfe! Er iſt faſt umringt. Braver Selbitz, Du haſt ſchon Luſt gemacht. Wir wollen die Heide mit ihren Diſtelköpfen beſäen.

(Vorbei. Getümmel.)

---

*) Der in der Bibelüberſetzung und überhaupt in der älteren Sprache häufige Gebrauch von „gegen“ mit dem Dativ iſt auch in Goethe's älteren Schriften nicht ſelten. Man vgl. z. B. Werke, XIV. S. 125. Z. 39, u. a. O.

**) Vgl. Werke, III. S. 83. Z. 30; IX. S. 214. Z. 9; VI. S. 157. Z. 23.

***) Dieſer ſchon in der O.-A. weggelaſſene Ausdruck deutet nicht darauf hin, daß er als Symbol der Trauer gelten ſoll, ſondern auf die Sitte, manche Bäume umgekehrt zu pflanzen, ſo daß die Wurzeln ſich zu Zweigen entwickeln.

Eine Höhe mit einem Wartthurne.

Selbitz, verwundet. Knechte.

Selbitz. Legt mich hierher und kehrt zu Gottfried!

Knechte. Laßt uns bleiben, Herr, Ihr braucht unsrer.

Selbitz. Steig Einer auf die Warte und seh, wie's geht!

Erster Knecht. Wie will ich hinaufkommen?

Zweiter Knecht. Steig auf meine Schultern, und dann kannst Du die Lücke reichen und Dir bis zur Oeffnung hinaufhelfen.

Erster Knecht (steigt hinauf). Ach, Herr!

Selbitz. Was siehst Du?

Knecht. Eure Reiter fliehen der Höhe zu.

Selbitz. Hölische Schurken! Ich wollt, sie stünden, und ich hätt eine Kugel vorn Kopf. Reit Einer hin und fluch und wetter sie zurück! — (Knecht ab.)

(Zu einem andern Knecht.) Siehst Du Gottfrieden?

Knecht. Die drei schwarze Federn seh ich mitten im Getümmel.

Selbitz. Schwimm, braver Schwimmer! Ich liege hier.

Knecht. Ein weißer Federbusch! Wer ist das?

Selbitz. Der Hauptmann.

Knecht. Gottfried drängt sich an ihn. — Bau, er stürzt.

Selbitz. Der Hauptmann?

Knecht. Ja, Herr.

Selbitz. Wohl, wohl!

Knecht. Weh, weh! Gottfrieden seh ich nicht mehr!

Selbitz. So stirb, Selbitz!

Knecht. Ein fürchterlich Gedräng, wo er stund. Georg's blauer Busch verschwindt auch.

Selbitz. Komm herunter! Siehst Du Lersen nicht?

Knecht. Nicht; es geht Alles drunter und drüber.

Selbitz. Nichts mehr! Komm! Wie halten sich Sickingen's Reiter?

Knecht. Gut. Da flieht einer nach dem Wald. Noch einer! Ein ganzer Trupp! Gottfried ist hin!

Selbitz. Komm herab!

Knecht. Ich kann nicht. Wohl, wohl! Ich sehe Gottfrieden! Ich seh Georgen!

Selbitz. Zu Pferd?

Knecht. Hoch zu Pferd! Sieg! Sieg! Sie fliehn.

Selbitz. Die Reichstruppen?

Knecht. Die Fahne mitten drin — Gottfried hintendrein.

Sie zerſtreuen ſich. Gottfried erreicht den Fähndrich. — Er hat die Fahne. — Er hält. Eine Handvoll Menſchen um ihn herum. Mein Kamerad erreicht ihn — Sie ziehen herauf.

Gottfried. Georg. Franz. Ein Trupp.

Selbitz. Glück zu, Gottfried! Sieg! Sieg!

Gottfried (zeigt vom Pferd). Theuer! Theuer! Du biſt verwundet, Selbitz!

Selbitz. Du lebſt und ſiegſt! Ich habe wenig gethan. Und meine Hunde von Reitern! Wie biſt Du davongekommen?

Gottfried. Diesmal galt's; und hier Georgen dank ich das Leben, und hier Franzen dank ich's. Ich warf den Hauptmann vom Gaul. Sie ſtachen mein Pferd nieder und drangen auf mich ein; Georg hieb ſich zu mir und ſprang ab, ich wie der Blitz auf ſeinen Gaul, wie der Donner ſaß er auch wieder. Wie kamſt Du um Pferde?

Georg. Einem, der nach Euch hieb, ſtieß ich meinen Dolch in die Gedärme, wie ſich ſein Harniſch in die Höhe zog; er ſtürzt', und ich half zugleich Euch von einem Feind, mir zu einem Pferde.

Gottfried. Nun ſtaken wir, bis Franz ſich zu uns herein ſchlug, und da mähten wir von innen heraus.

Franz. Die Hunde, die ich führte, ſollten von außen hineinmähen, bis ſich unſre Senſen begegnet hätten; aber ſie flohen wie Reichstruppen.

Gottfried. Es floh Freund und Feind. Nur Du, kleiner Hauf, warſt meinem Rücken eine Mauer, inzwiſchen daß ich vor mir der ihren Muth in Stücken ſchlug. Der Fall ihres Hauptmanns half mir ſie ſchütteln, und ſie flohen. Ich hab ihre Fahne und wenig Gefangne.

Selbitz. Der Hauptmann?

Gottfried. Sie hatten ihn inzwiſchen gerettet. Kommt, Ihr Kinder! Kommt, Selbitz! — Macht eine Bahre von Aeſten! Du kannſt nicht aufs Pferd. Kommt in mein Schloß! Sie ſind zerſtreut. Aber unſrer ſind wenig, und ich weiß nicht, ob ſie Truppen nachzuſchicken haben. Ich will Euch bewirthen, meine Freunde! Ein Glas Wein ſchmeckt auf ſo einen Strauß.

Lager.

Hauptmann. Ich möcht Euch Alle mit eigner Hand umbringen, Ihr tauſend Sakerment! Was, fortzulaufen! Er hatte keine Hand voll Leute mehr! Fortzulaufen wie die Scheißkerle!

Vor einem Mann! — Es wird's Niemand glauben, [illegible] über uns zu lachen Luſt hat, und der wird [illegible] reich für ſeine Lunge ſein ganz Leben lang haben; [illegible] wenn ihn hinter den Ofen kniet, wird ihm das Haſten un[illegible] heit vertreiben, wenn ihm einfällt, unſre Proſtitut[illegible] Enkel Gehirn zu pflanzen. Reit herum, Ihr, un[illegible] Wo Ihr von unſern zerſtreuten Truppen findt, [illegible] zuruck oder ſtecht ſie nieder! Wir müſſen dieſe Scharten [illegible] ſetzen, und wenn die Klingen drüber zu Grund gehen ſollten.

Jaxthauſen.

Gottfried. Lerſen. Georg.

Gottfried. Wir dürfen keinen Augenblick ſäumen; arme Jungens, ich darf Euch keine Raſt gönnen. Jagt geſchwind herum und ſucht noch Reiter aufzutreiben! Beſtellt ſie alle nach Weilern!*) Da ſind ſie am Sicherſten. Wenn wir zögern, ſo ziehen ſie mir vors Schloß.

(Die Zwei ab.)

Ich muß Einen auf Kundſchaft ausſagen. Es fängt an, heiß zu werden. Und wenn es nur noch brave Kerls wären! Aber ſo iſt's die Menge. (Ab.)

Sickingen. Maria.

Maria. Ich bitt Euch, lieber Sickingen, geht nicht von meinem Bruder! Seine Reiter, Selbitzens, Eure ſind zerſtreut; er iſt allein, Selbitz iſt verwundet auf ſein Schloß gebracht, und ich fürchte Alles.

Sickingen. Seid ruhig! Ich gehe nicht weg.

Gottfried (kommt). Kommt in die Kirch! Der Pater wartet. Ihr ſollt mir in einer Viertelſtunde ein Paar ſein.

Sickingen. Laßt mich hier!

Gottfried. In die Kirche ſollt Ihr jetzt.

Sickingen. Gern. Und darnach?

Gottfried. Darnach ſollt Ihr Eurer Wege gehn.

Sickingen. Gottfried!

Gottfried. Wollt Ihr nicht in die Kirche?

Sickingen. Kommt, kommt!

*) Fingirte Oertlichkeit.

Lager.

Hauptmann. Wie viel ſind's in Allem?

Reiter. Hundertundfunfzig.

Hauptmann. Von Vierhunderten? Das iſt arg! Jetzt gleich [illegible] und g[illegible]n Jarthauſen zu, eh er ſich erholt und ſich uns wieder [illegible]eg ſtellt!

Jarthauſen.

Gottfried. Eliſabeth. Sickingen. Maria.

Gottfried. Gott ſegn Euch, geb Euch glückliche Tage und behalte die, die er Euch abzieht, für Eure Kinder!

Eliſabeth. Und die laß er ſein, wie Ihr ſeid, — rechtſchaffen! Und dann laßt ſie werden, was ſie wollen!

Sickingen. Ich dank Euch. Und dank Euch, Marie. Ich führte Euch an den Altar, und Ihr ſollt mich zur Glückſeligkeit führen.

Maria. Wir wollen zuſammen eine Pilgrimſchaft nach dieſem fremden gelobten Lande antreten.

Gottfried. Glück auf die Reiſe!

Maria. So iſt's nicht gemeint; wir verlaſſen Euch nicht.

Gottfried. Ihr ſollt, Schweſter!

Maria. Du biſt ſehr unbarmherzig, Bruder.

Gottfried. Und Ihr zärtlicher als vorſehend.

Georg (heimlich). Ich kann Niemand auftreiben. Ein Einziger war geneigt; darnach veränderte er ſich und wollte nicht.

Gottfried. Gut, Georg. Das Glück fängt an, launiſch mit mir zu werden. Ich ahndet es, Sickingen, ich bitt Euch, gebt noch dieſen Abend! Beredet Marien! Sie iſt Eure Frau; laßt ſie's fühlen! Wenn Weiber quer in unſre Unternehmungen treten, iſt unſer Feind im freien Feld ſichrer als ſonſt in der Burg.

Knecht (kommt). Herr, die Reichstruppen ſind auf dem Marſch, gerade hierher, ſehr ſchnell.

Gottfried. Ich habe ſie mit Ruthenſtreichen geweckt. Wie viel ſind ihrer?

Knecht. Ohngefähr Zweihundert. Sie können nicht zwei Stunden mehr von hier ſein.

Gottfried. Noch überm Fluß?

Knecht. Ja, Herr.

Gottfried. Wenn ich nur funfzig Mann hätte, ſie ſollten mir nicht herüber. Haſt Du Franzen nicht geſehen?

Knecht. Nein, Herr.

Gottfried. Biet Allen, sie sollen bereit sein!

Es muß geschieden sein meine Lieben. Weine, meine gute Marie! Es werden Augenblicke kommen, wo Du Dich freuen wirst. Es ist besser, Du weinst Deinen Hochzeittag, als daß übergroße Freude der Vorbote eines künftigen Elends wäre. Lebe wohl, Marie! Lebt wohl, Bruder!

Maria. Ich kann nicht von Euch. Schwester! Lieber Bruder! Laß uns! Achtest Du meinen Mann so wenig, daß Du in dieser Extremität seine Hilfe verschmähst?

Gottfried. Ja, es ist weit mit mir gekommen. Vielleicht bin ich meinem Sturze nah. Ihr beginnt heute zu leben, und Ihr sollt Euch von meinem Schicksal trennen. Ich hab Eure Pferde zu satteln befohlen. Ihr müßt gleich fort.

Maria. Bruder, Bruder!

Elisabeth (zu Sickingen). Geht ihm nach! Geht!

Sickingen. Liebe Marie, laß uns gehn!

Maria. Du auch? Mein Herz wird brechen.

Gottfried. So bleib denn! In wenigen Stunden wird meine Burg umringt sein.

Maria. Wehe, wehe!

Gottfried. Wir werden uns vertheidigen, so gut wir können.

Maria. Mutter Gottes, hab Erbarmen mit uns!

Gottfried. Und am Ende werden wir sterben oder uns ergeben. — Du wirst Deinen edlen Mann mit mir in ein Schicksal geweint haben.

Maria. Du marterst mich.

Gottfried. Bleib, bleib! Wir werden zusammen gefangen werden. Sickingen, Du wirst mit mir in die Grube fallen! Ich hoffte, Du solltest mir heraushelfen.

Maria. Wir wollen fort. Schwester, Schwester!

Gottfried. Bringt sie in Sicherheit, und dann erinnert Euch meiner!

Sickingen. Ich will ihr Bett nicht besteigen, bis ich Euch außer Gefahr weiß.

Gottfried. Schwester, liebe Schwester! (Er läßt sie.)

Sickingen. Fort, fort!

Gottfried. Noch einen Augenblick! Ich seh Euch wieder. Tröstet Euch! Wir sehen uns wieder.

(Sickingen, Maria ab.)

Ich trieb sie, und da sie geht, möcht ich sie halten. Elisabeth, Du bleibst bei mir.

Eliſabeth. Bis in den Tod, wie ich will, daß Du bei mir bleiben ſollſt! Wo bin ich ſicherer als bei Dir?

Gottfried. Wen Gott lieb hat, Dem geb er ſo eine Frau! Und dann läßt den Teufel in einer Heerd Unglück daherfahren, ihm Alles nehmen, er bleibt mit dem Troſt vermählt.*) (Ab.)

Eliſabeth. Welche Gott lieb hat, der geb er ſo einen Mann! Und wenn er und ſeine Kinder nicht ihr einziges Glück machen, ſo mag ſie ſterben! Sie kann unter die Heiligen des Himmels paſſen, aber ſie iſt ihn nicht werth. (Ab.)

Gottfried. Georg.

Georg. Sie ſind in der Nähe; ich hab ſie vom Thurn geſehen. Der erſte Strahl der Sonne ſpiegelte ſich in ihren Piken. Wie ich ſie ſah, wollte mir's nicht länger werden als einer Katze vor einer Armee Mäuſe. Zwar wir ſpielen die Ratten.

Gottfried. Seht nach den Thor-Riegeln! Verrammelt's inwendig mit Balken und Steinen!

(Georg ab.)

Wir wollen ihre Geduld für'n Narren halten, und ihre Tapferkeit ſollen ſie mir an ihren eignen Rägeln verkauen.

(Trompeter von außen.)

Aha, ein rothröckiger Schurke, der uns die Frage vorlegen wird, ob wir Hundsfötter ſein wollen!

(Er geht ans Fenſter.)

Was ſoll's?

(Man hört in der Ferne reden.)

(Gottfried in ſeinen Bart.) Einen Strick um Deinen Hals!

(Trompeter redt fort.)

„Beleidiger der Majeſtät!" Die Aufforderung hat ein Piaff gemacht. Es liegt ihnen nichts ſo ſehr am Herzen als Majeſtät, weil Niemand dieſen Wall ſo nöthig hat als ſie.

(Trompeter redt.)

(Gottfried antwortet.) Mich ergeben? Auf Gnad und Ungnad? Mit wem redt Ihr! Bin ich ein Räuber? Sag Deinem Hauptmann, vor Ihro Kaiſerliche Majeſtät hab ich wie immer ſchuldigen Reſpekt; er aber, ſag's ihm, er kann mich — — —

(Schmeißt das Fenſter zu.)

---

*) Die Worte Goetzens enthalten eine Miſchung verſchiedener Bibelſtellen.

Belagerung.

Elfte.

Eliſabeth. Gottfried zu ihr.

Gottfried. Du haſt viel Arbeit, arme Frau!

Eliſabeth. Ich wollt, ich hätte ſie lang'. Wir werden ſchwerlich lang' halten können.

Gottfried. Den Keller haben die Schurken freilich. Sie werden ſich meinen Wein ſchmecken laſſen.

Eliſabeth. Die übrigen Viktualien thun mir noch leider. Zwar ließ ich die ganze Nacht heraufſchleppen; es iſt mir aber doch noch zu viel drunten geblieben.

Gottfried. Wenn wir nur auf einen gewiſſen Punkt halten, daß ſie Kapitulation vorſchlagen! Wir thun ihnen brav Abbruch. Sie ſchießen den ganzen Tag und verwunden unſre Mauern und knicken unſre Scheiben. Lerſen iſt ein braver Kerl; er ſchleicht mit ſeiner Büchſe herum; wo ſich Einer zu nah wagt, klaff, liegt er.

Knecht. Kohlen, gnädge Frau!

Gottfried. Was giebt's?

Knecht. Die Kugeln ſind alle; wir wollen neue gießen.

Gottfried. Wie ſteht's Pulver?

Knecht. So ziemlich. Wir ſparen unſre Schüſſe wohl aus.*)

Saal.

Lerſen mit einer Kugelform. Knecht mit Kohlen.

Franz. Stellt ſie daher und ſeht, wo Ihr im Hauſe Blei kriegt!

(Knecht ab.)

Inzwiſchen will ich hier zugreifen.

(Hebt ein Fenſter auf und ſchlägt die Scheiben ein.)

Alle Vortheile gelten! — So geht's in der Welt: weiß kein Menſch, was aus den Dingen werden kann. Der Glaſer, der die Scheiben faßte, dacht gewiß nicht, daß das Blei einem ſeiner Urenkel garſtiges Kopfweh machen könnte; und da mich mein Vater zeugte, dacht er nicht, welcher Vogel unterm Himmel, welcher Wurm auf der Erde mich freſſen möchte. Danken wir Gott davor, daß er uns bei dem Anfang gegen das Ende gleichgilt

*) Man vgl. Werke, XIV. S. 37, Z. 3 und die dazu gehörige Note in der Textreviſion.

gemacht hat. Wer möchte ſonſt den Weg von einem Punkt zum andern geben! Wir können nicht und ſollen nicht. Ueberlegung iſt eine Krankheit der Seele und hat nur kranke Thaten gethan. Wer ſich als ein halbfaules Gerippe denken könnte, wie ekel müßt ihm das Leben ſein! —

Georg (mit einer Rinne). Da haſt Du Blei! Wenn Du nur mit der Hälfte triffſt, ſo entgeht Keiner, der Ihro Majeſtät anſagen kann: Herr, wir haben uns proſtituirt.

Franz (haut davon). Ein brav Stück!

Georg. Der Regen mag ſich einen andern Weg ſuchen; ich bin nicht bang davor. Ein braver Reiter und ein rechter Regen mangeln niemals eines Pfads.

Franz (ſieht). Halt den Löffel! (Er geht ans Fenſter.) Da zieht ſo ein Reichsmuſje mit der Büchſen herum; ſie denken, wir haben uns verſchoſſen. Und diesmal haben ſie's getroffen. Sie dachten nur nicht, daß wir wieder beſchoſſen*) ſein könnten. Er ſoll die Kugel verſuchen, wie ſie aus der Pfanne kommt. (Er lädt.)

Georg (hebt den Löffel an). Laß mich ſehn!

Franz (ſchießt). Da liegt der Spatz.

Georg. Der ſchoß vorhin nach mir (ſie gießen, wie ich zum Dachfenſter hinausſtieg und die Rinne holen wollte; er traf eine Taube, die nicht weit von mir ſaß; ſie ſtürzt' in die Rinne, ich dankt ihm für den Braten und ſtieg mit der doppelten Beute wieder herein.

Franz. Nun wollen wir wohl laden und im ganzen Schloß herumgehen, unſer Mittagseſſen verdienen.

Gottfried (kommt). Bleib, Franz! Ich hab mit Dir zu reden. Dich, Georg, will ich nicht von der Jagd abhalten.

(Georg ab.)

Sie entbieten mir wieder einen Vertrag.

Franz. Ich will zu ihnen hinaus und hören, was es ſoll.

Gottfried. Es wird ſein, ich ſoll mich auf Bedingungen in ritterlich Gefängniß ſtellen.

Franz. Das iſt nichts! Wie wär's, wenn ſie uns freien Abzug eingeſtünden, da Ihr doch von Sickingen keinen Erfatz erwartet? Wir vergrüben Geld und Silber, wo ſie's nicht mit einem Wald von Wünſchelruthen finden ſollten, überließen ihnen das Schloß und kämen mit Manier davon.

*) D. h.: „Mit Schießbedarf verſehen ſein" — in dieſem Sinne wol nur an obiger Stelle vorkommend und aus der Beziehung zu dem vorangehenden „verſchoſſen" gerechtfertigt.

Gottfried. Sie lassen uns nicht.

Frau. Es kommt auf eine Probe an. Wir wollen um sicher Geleit rufen, und ich will hinaus.

Saal.

Gottfried, Elisabeth, Georg, Knechte, bei Tisch.

Gottfried. So bringt uns die Gefahr zusammen. Laßt's Euch schmecken, meine Freunde! Vergeßt das Trinken nicht! Die Flasche ist leer. Noch eine, liebe Frau!

(Elisabeth zuckt die Achseln.)

Ist keine mehr da?

Elisabeth (leise). Noch eine; ich hab sie für Dich beiseit gesetzt.

Gottfried. Nicht doch, Liebe! Gieb sie heraus! Sie brauchen Stärkung, nicht ich; es ist ja meine Sache.

Elisabeth. Holt sie draußen im Schrank!

Gottfried. Es ist die letzte. Und mir ist, als ob wir nicht zu sparen Ursache hätten. Ich bin lang' nicht so vergnügt gewesen.

(Er schenkt ein.)

Es lebe der Kaiser!

Alle. Er lebe!

Gottfried. Das soll unser vorletztes Wort sein, wenn wir sterben. Ich lieb ihn; denn wir haben einerlei Schicksal. Und ich bin noch glücklicher als er; er muß den Reichsständen die Mäuse fangen, inzwischen die Ratten seine Besitzthümer annagen. Ich weiß, er wünscht sich manchmal lieber todt, als länger die Seele eines so krüpplichen Körpers*) zu sein. Ruft er zum Fuße „Marsch" — der ist eingeschlafen, zum Arm „Heb Dich" — der ist verrenkt. Und wenn ein Gott im Gehirn säß, er könnt nicht mehr thun als ein unmündig Kind — die Spekulationen und Wünsche ausgenommen, um die er nur noch schlimmer dran ist.

(Schenkt ein.)

Es geht just noch einmal herum. Und wenn unser Blut anfängt auf die Neige zu gehn, wie der Wein in dieser Flasche erst schwach, dann tropfenweise rinnt (er tröpfelt das letzte in sein Glas), was soll unser letztes Wort sein?

Georg. Es lebe die Freiheit!

Gottfried. Es lebe die Freiheit!

---

*) Metapher für „das deutsche Reich".

Alle. Es lebe die Freiheit!

Gottfried. Und wann die uns überlebt, können wir ruhig sterben. Denn wir sehen im Geiste unsre Enkel glücklich und die Kaiser unsrer Enkel glücklich.

Wenn die Diener der Fürsten so edel und frei dienen wie Ihr mir, wenn die Fürsten dem Kaiser dienen, wie ich ihm dienen möchte —

Georg. Da muß viel anders werden.

Gottfried. Es wird! Es wird! Vielleicht daß Gott denen Großen die Augen über ihre Glückseligkeit aufthut. Ich hoff's; denn ihre Verblendung ist so unnatürlich, daß zu ihrer Erleuchtung kein Wunder nöthig scheint. Wenn sie das Uebermaaß von Wonne fühlen werden, in ihren Unterthanen glücklich zu sein; wenn sie menschliche Herzen genug haben werden, um zu schmecken, welche Seligkeit es ist, ein großer Mensch zu sein; wenn ihr wohlgebautes, gesegnetes Land ihnen ein Paradies gegen ihre steife, gezwungene, einsiedlerische Gärten scheint; wenn die volle Wange, der fröhliche Blick jedes Bauern, seine zahlreiche Familie, die Fettigkeit ihres ruhenden Landes besiegelt, und gegen diesen Anblick alle Schauspiele, alle Bildersäle ihnen kalt werden — dann wird der Nachbar dem Nachbar Ruhe gönnen, weil er selbst glücklich ist; dann wird keiner seine Grenzen zu erweitern suchen; er wird lieber die Sonne in seinem Kreise bleiben, als, ein Komet, durch viele andre seinen schrecklichen, unstäten Zug führen.

Georg. Würden wir darnach auch reiten?

Gottfried. Der unruhigste Kopf wird zu thun genug finden. Auf die Gefahr, wollte Gott, Deutschland wäre diesen Augenblick so! Wir wollten die Gebirge von Wölfen säubern, wollten unserm ruhig ackernden Nachbar einen Braten aus dem Wald holen und dafür die Suppe mit ihm essen. Wär uns das nicht genug, wir wollten uns mit unsern Brüdern, gleich Cherubs mit flammenden Schwertern, vor die Grenzen des Reichs gegen die Wölfe, die Türken, gegen die Füchse, die Franzosen, lagern und zugleich unsers theuern Kaisers sehr ausgesetzte Länder und die Ruhe des Ganzen beschützen. Das wär ein Leben, Georg, wenn man seine Haut vor die allgemeine Glückseligkeit setzte! (Georg springt auf.) Wo willst Du hin?

Georg. Ach, ich vergaß, daß wir eingesperrt sind. Der Kaiser sperrt uns ein! — Und unsre Haut davonzubringen, setzen wir unsre Haut dran.

Gottfried. Sei gutes Muths!

Franz (kommt). Freiheit! Freiheit! Das sind schlechte Men-

schen, — unschlüssige, bedächtige Esel! — Ihr sollt abziehen, mit Gewehr, Pferden und Rüstung. Proviant sollt Ihr dahinten lassen.

Gottfried. Sie werden kein Zahnweh vom Kauen kriegen.

Franz (heimlich). Habt Ihr das Silber versteckt?

Gottfried. Nein. Frau, geh mit Franzen! Er hat Dir was zu sagen.

Georg (singt).*) Es fing ein Knab ein Meiselein;
Hm! Hm!
Da lacht' er in den Käfig 'nein.
Hm! Hm!
So! So!
Hm! Hm!

Der freut' sich traun so läppisch,
Hm! Hm!
Und griff hinein so täppisch.
Hm! Hm!
So! So!
Hm! Hm!

Da flog das Meislein auf ein Haus,
Hm! Hm!
Und lacht' den dummen Buben aus.
Hm! Hm!
So! So!
Hm! Hm!

Gottfried. Wie steht's?

Georg (führt sein Pferd heraus). Sie sind gesattelt.

Gottfried. Du bist für.

Georg. Wie der Vogel aus dem Käfig.

Alle die Belagerten.

Gottfried. Ihr habt Eure Büchsen? Nicht doch! Geht hinauf und nehmt die besten aus dem Rüstschrank! Es geht in Einem hin. Wir wollen vorausreiten.

Georg. Hm! Hm!
So! So!
Hm! Hm! (Ab.)

*) S. Werke, III. S. 11, und VI. S. 82.

Saal.

Zwei Knechte am Kaſtſchrank.

Erſter Knecht. Ich nehm die.

Zweiter Knecht. Ich die. Da iſt noch eine ſchönere.

Erſter Knecht. Nein doch! Mach, daß Du fortkommſt!

Zweiter Knecht. Horch!

Erſter Knecht (ſpringt ans Fenſter). Hilf, heiliger Gott! Sie ermorden unſern Herrn. Er liegt vom Pferde. Georg ſtürzt.

Zweiter Knecht. Wo retten wir uns! An der Mauer den Nußbaum hinunter ins Feld. (Ab.)

Erſter Knecht. Franz hält ſich noch; ich will zu ihm. Wenn ſie ſterben, wer mag leben! — (Ab.)

Vierter Aufzug.

Wirthshaus zu Heilbronn.

Gottfried. Ich komme mir vor wie der böſe Geiſt, den der Kapuziner in einen Sack beſchwur und nun in wilden Wald trägt, ihn an der ödeſten Gegend zwiſchen die Dornſträuche zu bannen. Schlepp, Pater, ſchlepp! Sind Deine Zauberformeln ſtärker als meine Zähne, ſo will ich mich ſchwer machen, will Deine Schultern ärger niederdrücken als die Untreue einer Frau das Herz eines braven Mannes. Ich habe Euch ſchon genug ſchwitzen und keichen gemacht, eh Ihr mich erwiſchtet, und hölliſche Verrätherei borgte Euch ihr unſichtbares Netz.

Eliſabeth kommt.

Was für Nachricht, Eliſabeth, von meinen lieben Getreuen?

Eliſabeth. Nichts Gewiſſes. Einige ſind erſtochen, einige liegen im Thurm; es konnte oder wollte Niemand mir ſie näher bezeichnen.

Gottfried. Iſt das die Belohnung der Treue, der kindlichſten Ergebenheit — ? „Auf daß Dir's wohl gehe und Du lang' lebeſt auf Erden!"*) —

*) D. h.: Wird ſo die uns gegebene Verheißung erfüllt? Vgl. 5. Moſe, 5. 16.

Elisabeth. Lieber Mann, schilt unsern himmlischen Vater nicht! Sie haben ihren Lohn; er ward mit ihnen geboren — ein großes, edles Herz. Laß sie gefangen sein! Sie sind frei.*) Sieh auf die kaiserlichen Räthe Acht! Die großen goldnen Ketten stehen ihnen zu Gesicht —

Gottfried. Wie dem Schwein das Halsband. Ich möchte Georgen und Franzen geschlossen sehen! —

Elisabeth. Es wäre ein Anblick, um Engel weinen zu machen.

Gottfried. Ich wollt nicht weinen; ich wollt die Zähne zusammenbeißen und an meinem Grimm kauen.

Elisabeth. Du würdest Dein Herz fressen.**)

Gottfried. Desto besser! So würd ich meinen Muth nicht überleben. In Ketten meine Augäpfel! Ihr lieben Jungen! Hättet Ihr mich nicht gelieht! — Ich würde mich nicht satt an ihnen sehn können. — Im Namen des Kaisers ihr Wort nicht zu halten! — Welcher Unterthan würde nicht hundertfach straffällig sein, der ein Bildniß seines erhabenen Monarchen an einen edlen, verächtlichen Ort aufhängen wollte! — Und er selbst übertüncht alle Tage mit dem Abglanz der Majestät angefaulte Hundsfötter, hängt sein geheiligtes Ebenbild an Schandpfähle und giebt es der öffentlichen Betrachtung preis.

Elisabeth. Entschlagt Euch dieser Gedanken! Bedenkt, daß Ihr vor ihnen erscheinen sollt! Die Weise, die Euch im Kopf summt, könnt Empfindungen in ihrer Seele wecken, —

Gottfried. Laß es sein! Sie haben keine. Nur brave Hunde ist's gefährlich im Schlaf zu stören. Sie bellen nur meistentheils, und wollen sie beißen, ist es in einem Anfall von dummer Wuth, den Kopf gesenkt, den Schwanz zwischen den Beinen. Damit ihre Raserei selbst noch Furcht ausdrücke, trappeln sie stillschweigend herbei und knappen***) von hinten nach Knaben und sorglosen Wandrern.

Elisabeth. Der Gerichtsbote!

Gottfried. Eisel der Gerechtigkeit! — Schleppt ihre Säcke zur Mühle und ihren Kehricht ins Feld. Was giebt's?

Gerichtsdiener. Die Herren Kommissarii sind auf dem Rathhause versammelt und schicken nach Euch.

---

*) Aehnlich Schiller: „Der Mensch ist frei geschaffen, ist frei, und würd' er in Ketten geboren".

**) Diese Betonung des Ausdrucks „Etwas frißt mir am Herzen" ist in der Spr. f. bereits weggefallen. Vgl. übrigens Werke, I. S. 108 f. 27.

***) Der Gebrauch dieses Wortes im Sinne von „schnappen" ist bei Sanders noch mit einer Stelle aus K. Best's „Ocean und Mittelmeer" belegt.

Gottfried. Ich komme.
Gerichtsdiener. Ich werd Euch begleiten.*)
Gottfried. Wozu? Iſt's ſo unſicher in Heilbronn? Ah! Sie denken, ich brech meinen Eid. Sie thun mir die Ehre an, mich vor Ihresgleichen zu halten.
Eliſabeth. Lieber Mann! —
Gottfried. Komm mit aufs Rathhaus, Eliſabeth!
Eliſabeth. Das verſteht ſich. (Ab.)

Rathhaus.**)

Kaiſerliche Räthe. Hauptmann. Rathsherren von Heilbronn.

Rathsherr. Wir haben auf Euern Befehl die ſtärkſten und tapferſten Bürger verſammelt; ſie warten hier in der Nähe auf Euern Wink, um ſich Berlichingen's zu bemeiſtern.
Kaiſerlicher Rath. Wir werden Ihro Kaiſerlichen Majeſtät Eure Bereitwilligkeit, Ihrem Befehl zu gehorchen, nach unſrer Pflicht anzurühmen wiſſen. — Es ſind Handwerker?
Rathsherr. Schmiede, Weinſchröter, Zimmerleute, Männer mit geübten Fäuſten und hier wohl beſchlagen. (Er deutet auf die Bruſt.)
Kaiſerlicher Rath. Wohl! —
Gerichtsdiener (kommt). Er wartet vor der Thür.
Kaiſerlicher Rath. Laß ihn herein!
Gottfried. Gott grüß Euch, Ihr Herren! Was wollt Ihr mit mir?
Kaiſerlicher Rath. Zuerſt, daß Ihr bedenkt, wo Ihr ſeid und vor wem!
Gottfried. Bei meinem Eid, ich verkenne Euch nicht, meine Herren.
Kaiſerlicher Rath. Ihr thut Eure Schuldigkeit.
Gottfried. Von ganzem Herzen.
Kaiſerlicher Rath. Setzt Euch!
Gottfried. Da unten hin? Ich kann ſtehn, meine Herren; das Stühlchen riecht nach armen Sündern wie überhaupt die ganze Stube.
Kaiſerlicher Rath. So ſteht!
Gottfried. Zur Sache, wenn's Euch gefällig iſt!
Kaiſerlicher Rath. Wir werden in der Ordnung verfahren.

*) Die O.-A. und einige Nachdrucke haben hier das ſpäter verbeſſerte „bleiben".
**) Für dieſe und die folgende Scene vgl. die Data in der Lebensbeſchreibung, S. 140 ff.

Gottfried. Bin's wohl zufrieden; wollt, es wär von jeher geschehn.

Kaiserlicher Rath. Ihr wißt, wie Ihr auf Gnad und Ungnad in unsre Hände kamt.

Gottfried. Was gebt Ihr mir, wenn ich's vergesse?

Kaiserlicher Rath. Wenn ich Euch Bescheidenheit geben könnte, würd ich Eure Sache gutmachen.

Gottfried. Freilich*) gehört zum Gutmachen mehr als zum Verderben.

Schreiber. Soll ich das All protokolliren?

Kaiserlicher Rath. Nichts, als was zur Handlung gehört.

Gottfried. Meinetwegen dürft Ihr's drucken lassen.

Kaiserlicher Rath. Ihr wart in der Gewalt des Kaisers, dessen väterliche Gnade an den Platz der majestätischen Gerechtigkeit trat, Euch anstatt eines Kerkers Heilbronn, eine seiner geliebten Städte, zum Aufenthalt anwies. Ihr versprachet mit einem Eid, Euch, wie es einem Ritter geziemt, zu stellen und das Weitere demüthig zu erwarten.

Gottfried. Wohl! Und ich bin hier und warte.

Kaiserlicher Rath. Und wir sind hier, Ihro Kaiserlichen Majestät Gnade und Huld zu verkündigen. Sie verzeiht Euch Eure Uebertretungen, spricht Euch von der Acht und aller wohlverdienter Strafe los, welches Ihr mit unterthänigem Dank erkennen und dagegen die Urfehde abschwören werdet, welche Euch hiemit vorgelesen werden soll.

Gottfried. Ich bin Ihro Majestät treuer Knecht wie immer. Noch ein Wort, eh Ihr weiter geht! Meine Leute, wo sind die? Was soll mit ihnen werden?

Kaiserlicher Rath. Das geht Euch nichts an.

Gottfried. So wende der Kaiser sein Antlitz von Euch, wenn Ihr in Noth steckt! Sie waren meine Gesellen und sind's. Wo habt Ihr sie hingebracht?

Kaiserlicher Rath. Wir sind Euch davon keine Rechnung schuldig.

Gottfried. Ah! Ich dachte nicht, daß Ihr zu nichts verbunden seid, nicht einmal zu dem, was Ihr verspricht.

Kaiserlicher Rath. Unsre Kommission ist, Euch die Urfehde vorzulegen. Unterwerft Euch dem Kaiser, und Ihr werdet einen Weg finden, um Eurer Knechte Leben und Freiheit zu flehen.

*) Die C. A. hat hier noch die nahezu unentbehrlichen Worte: „Gut machen? Wenn Ihr das könntet!“ — Sollten dieselben nicht schon ursprünglich im Text gestanden haben?

Gottfried. Euern Zettel!*)

Kaiſerlicher Rath. Schreiber, leſt!

Schreiber. „Ich, Gottfried von Berlichingen, bekenne öffentlich durch dieſen Brief, daß, da ich mich neulich gegen Kaiſer und Reich rebelliſcherweiſe aufgelehnt —“

Gottfried. Das iſt nicht wahr! Ich bin kein Rebell, habe gegen Ihro Kaiſerliche Majeſtät nichts verbrochen und das Reich geht mich nichts an. „Kaiſer und Reich!“ — Ich wollt, Ihro Majeſtät ließen Ihren Namen aus ſo einer ſchlechten Geſellſchaft. Was ſind die Stände, daß ſie mich Aufruhrs zeihen wollen! Sie ſind die Rebellen, die mit unerhörtem, geizigem Stolz mit unbewehrten Kleinen ſich füttern und täglich Ihro Majeſtät nach dem Kopf wachſen. Die ſind's, die alle ſchuldige Ehrfurcht außer Augen ſetzen, und die man laufen laſſen muß, weil der Galgen zu theuer werden würde, woran ſie gehenkt werden ſollten.

Kaiſerlicher Rath. Mäßigt Euch und hört weiter!

Gottfried. Ich will nichts weiter hören. — Tret Einer auf und zeug! Hab ich wider den Kaiſer, wider das Haus Oeſtreich nur einen Schritt gethan? Hab ich nicht von jeher durch alle Handlungen gewieſen, daß ich beſſer als Einer fühle, was Deutſchland ſeinem Regenten ſchuldig iſt, und beſonders, was die Kleinen, die Ritter und Freien, ihrem Kaiſer ſchuldig ſind? Ich müßte ein Schurke ſein, wenn ich mich könnte bereden laſſen, das zu unterſchreiben.

Kaiſerlicher Rath. Und doch haben wir gemeſſene Ordre, Euch in der Güte zu bereden oder im Entſtehungsfall**) in Thurn zu werfen.

Gottfried. In Thurn? Mich?

Kaiſerlicher Rath. Und daſelbſt könnt Ihr Euer Schickſal von der Gerechtigkeit erwarten, wenn Ihr es nicht aus den Händen der Gnade empfangen wollt.

Gottfried. In Thurn? Ihr mißbraucht die kaiſerliche Gewalt. In Thurn? Das iſt ſein Befehl nicht. Was! Mir erſt

---

*) „Zettel“ wol nicht, wie unſer modernes Sprachgefühl es vermuthen ließe, in verächtlichem Sinne. Die ältere Sprache braucht das Wort auch von Schriftſtücken größeren Umfangs und ohne allen Nebenſinn. Man vgl. Lebensbeſchr., S. 100, die von Sanders geſammelten Stellen, außerdem S. 127, Z. 19 dieſes Theils.

**) D. h.: wenn dieſer Fall nicht eintritt, ſo daß „entſtehen“ im Sinne von „mangeln“ gebraucht wird. Man vgl. Grimm und Sanders und die dort citirten Stellen aus Leſſing und Rabener: „in Entſtehung alles Gebrauchs“ und „entſtehenden Falls“.

— die Verräther — eine Falle stellen und ihren Eid, ihr ritterlich Wort zum Speck drin aufzuhängen! Mir dann ritterlich Gefängniß zusagen und die Zusagen wieder brechen!

Kaiserlicher Rath. Einem Räuber sind wir keine Treu schuldig.

Gottfried. Trügst Du nicht das Ebenbild des Kaisers, das ich auch in der gesudeltsten Malerei verehre, ich wollte Dir zeigen, wer Der sein müsse, der mich einen Räuber heißen wolle. Ich bin in einer ehrlichen Fehd begriffen. Du könntest Gott danken und Dich für der Welt groß machen, wenn Du eine so ehrliche, so edle That gethan hättest, wie die ist, um welcher willen ich gefangen sitze. Denen Spitzbuben von Nürnberg einen Menschen abzujagen, dessen beste Jahre sie in ein elend Loch begruben, meinen Hansen von Littwach*) zu befreien, bab ich die Kujone kujonirt. Er ist so gut ein Stand des Reichs als Eure Kurfürsten; und Kaiser und Reich hätten seine Noth nicht in ihrem Kopfkissen gefühlt. Ich habe meinen Arm gestreckt und habe wohl gethan.

(Kaiserlicher Rath winket dem Rathsherrn; Der zieht die Schelle.)

Ihr nennt mich einen Räuber! Müsse Eure Nachkommenschaft von bürgerlich ehrlichen Spitzbuben, von freundlichen Dieben und privilegirten Beutelschneidern bis auf das letzte Flaumfederchen berupft werden! —

(Bürger treten herein, Stangen in der Hand, Wehren an der Seite.)

Was soll das?

Kaiserlicher Rath. Ihr wollt nicht hören. Fangt ihn!

Gottfried. Ist das die Meinung? Wer kein ungrischer Ochs ist, komme mir nicht zu nah! Er soll von dieser meiner rechten eisernen Hand eine solche Ohrfeige kriegen, die ihm Kopfweh, Zahnweh und alles Weh der Erde aus dem Grund kurieren soll.

(Sie machen sich an ihn; er schlägt den Einen zu Boden und reißt einem Andern die Wehr von der Seite. Sie weichen.)

Kommt! Kommt! Es wäre mir angenehm, den Tapfersten unter Euch kennen zu lernen.

Kaiserlicher Rath. Geht Euch!

Gottfried. Mit dem Schwert in der Hand? Wißt Ihr, daß es jetzt nur an mir läge, mich durch alle diese Hasenjäger durchzuschlagen und das weite Feld zu gewinnen? Aber ich will Euch lehren, wie man sein Wort hält. Versprecht mir ritterlich Ge-

*) S. Lebensbeschreibung, S. 122.

fängniß zu halten, und ich gebe mein Schwert weg und bin wie vorher Euer Gefangener.

Kaiſerlicher Rath. Mit dem Schwert in der Hand wollt Ihr mit dem Kaiſer rechten?

Gottfried. Behüte Gott! Nur mit Euch und Eurer edeln Kompagnie. Seht, wie ſie ſich die Geſichter gewaſchen haben! Was geht Ihr ihnen für die vergebliche Müh? Geht, Freunde! Es iſt Werkeltag, und hier iſt nichts zu gewinnen als Verluſt.

Kaiſerlicher Rath. Greift ihn! Giebt Euch Eure Liebe zu Euerm Kaiſer nicht mehr Muth?

Gottfried. Nicht mehr als Pflaſter, die Wunden zu heilen, die ſich ihr Muth holen könnte.

Gerichtsdiener. Eben ruft der Thürner: „Es zieht ein Trupp von mehr als Zweihunderten nach der Stadt zu. Unverſehens ſind ſie hinter der Weinhöhe hervorgequollen*) und drohen unſern Mauern.“

Rathsherren. Weh uns! Was iſt das?

Wache (kommt). Franz von Sickingen läßt vor dem Schlag und läßt Euch ſagen, er habe gehört, wie unwürdig man an ſeinem Schwager bundbrüchig worden wäre, wie die Herren von Heilbronn allen Vorſchub thäten. Er verlange Rechenſchaft; ſonſt wolle er binnen einer Stunde die Stadt an vier Ecken anzünden und ſie der Plünderung preisgeben.

Gottfried. Braver Schwager!

Kaiſerlicher Rath. Tretet ab, Gottfried! —

(Gottfried ab.)

Was iſt zu thun?

Rathsherren. Habt Mitleiden mit uns und unſrer Bürgerſchaft! Sickingen iſt unbändig in ſeinem Zorn; er iſt ein Mann, es zu halten.

Kaiſerlicher Rath. Sollen wir uns und dem Kaiſer die Gerechtſame vergeben?

Zweiter Rath. Was hülf's, umzukommen! Halten können wir ſie nicht. Wir gewinnen im Nachgeben.

Rathsherren. Wir wollen Gottfrieden anſprechen, für uns ein Wort einzulegen. Mir iſt, als wenn ich die Stadt ſchon in Flammen ſähe.

Kaiſerlicher Rath. Laßt Gottfrieden herein!

Gottfried. Was ſoll's?

Kaiſerlicher Rath. Du würdeſt wohl thun, Deinen Schwager

*) In der O.-A. in „hervorgedrungen“ verändert.

von seinem rebellischen Vorhaben abzumahnen. Anstatt Dich vom Verderben zu retten, stürzt er Dich nur tiefer hinein, indem er sich zu Deinem Falle gesellt.

Gottfried (sieht Elisabeth an der Thür; heimlich zu ihr). Geh hin! Sag ihm, er soll unverzüglich hereinbrechen, soll hierher kommen, nur der Stadt kein Leids thun. Wenn sich die Schurken hier widersetzen, soll er Gewalt brauchen. Es liegt mir nichts dran, umzukommen, wenn sie nur Alle mit erstochen werden.

Ein großer Saal auf dem Rathhaus.

Sickingen. Gottfried.

(Das ganze Rathhaus ist von Sickingen's Reitern besetzt.)

Sickingen. Du bist zu ehrlich. Dich nicht einmal des Vortheils zu bedienen, den der Rechtschaffene über den Meineidigen hat! Sie sitzen im Unrecht, und wir wollen ihnen keine Kissen unterlegen. Sie haben die Befehle des Kaisers zu Knechten ihrer Leidenschaften gemacht. Und wie ich Ihro Majestät kenne, darfst Du sicher auf mehr als Fortsetzung der ritterlichen Haft dringen. Es ist zu wenig.

Gottfried. Ich bin von jeher mit Wenigem zufrieden gewesen.

Sickingen. Und bist von jeher zu kurz kommen. Der Großmüthige gleicht einem Mann, der mit seinem Abendbrod Fische fütterte, aus Unachtsamkeit in den Teich fiel und ersoff. Da fraßen sie den Wohlthäter mit eben dem Appetit wie die Wohlthaten, und wurden fett und stark davon. Meine Meinung ist: sie sollen Deine Knechte aus dem Gefängniß und Dich zusammt ihnen auf Deinen Eid nach Deiner Burg ziehen lassen. Du magst versprechen, nicht aus Deiner Terminei*) zu gehen, und wirst immer besser sein als hier.

Gottfried. Sie werden sagen, meine Güter seien dem Kaiser heimgefallen.

Sickingen. So sagen wir, Du wolltest zur Miethe drinnen wohnen, bis sie Dir der Kaiser zu Lehn gäb. Laß sie sich wenden wie Aele**) in einer Reuße, sie sollen uns nicht entschlüpfen. Sie werden von Kaiserlicher Majestät reden, von ihrem Auftrag. Das kann uns einerlei sein. Ich kenn den Kaiser auch und gelte

*) „Gebiet", „Bezirk", sonst vorzugsweise zur Bezeichnung des Umkreises gebraucht, in welchem ein Bettelkloster zu seinem Unterhalte Almosen sammeln darf (Adelung).

**) Abweichende Pluralform, die sich indessen auch bei Möser, Wieland u. A. findet.

was bei ihm. Er hat von jeher gewünſcht, Dich unter ſeiner Armee zu haben. Du wirſt nicht lang' auf Deinem Schloß ſitzen, ſo wirſt Du aufgerufen werden.

Gottfried. Wollte Gott bald, eh ich 's Fechten verlerne!

Sickingen. Der Muth verlernt ſich nicht, wie er ſich nicht lernt. Sorge für nichts! Wenn Deine Sachen in der Ordnung ſind, gehe ich an Hof; denn mein Unternehmen*) fängt an, reif zu werden. Günſtige Aſpekten deuten mir: brich auf! Es iſt mir nichts übrig, als die Geſinnungen des Kaiſers zu ſondiren. Trier und Pfalz vermuthen eher des Himmels Einfall, als daß ich ihnen übern Kopf kommen werde. Und ich will kommen wie ein Hagelwetter! Und wenn wir unſer Schickſal machen können, ſo ſollſt Du bald der Schwager eines Kurfürſten ſein. Ich hofft auf Deine Fauſt bei dieſer Unternehmung.

Gottfried (bietet ſeine Hand). Oh! Das deutete der Traum, den ich hatte, als ich Tags drauf Marien an Weislingen verſprach. Er ſagte mir Treu zu und hielt meine rechte Hand ſo feſt,**) daß ſie aus den Armſchienen ging wie abgebrochen. Ach, ich bin in dieſem Augenblick wehrloſer, als ich war, da ſie mir vor Nürnberg abgeſchoſſen wurde. Weislingen! Weislingen!

Sickingen. Vergiß einen Verräther! Wir wollen ſeine Anſchläge vernichten, ſein Anſehen untergraben und zu den geheimen Martern des Gewiſſens noch die Qual einer öffentlichen Schande hinzufügen. Ich ſeh, ich ſeh im Geiſte meine Feinde, Deine Feinde niedergeſtürzt und uns über ihre Trümmer nach unſern Wünſchen hinaufſteigen.

Gottfried. Deine Seele fliegt hoch. Ich weiß nicht, ſeit einiger Zeit wollen ſich in der meinigen keine fröhlichen Ausſichten eröffnen. Ich war ſchon mehr im Unglück, ſchon einmal gefangen, und ſo, wie mir's jetzt iſt, war mir's niemals. Es iſt mir ſo eng, ſo eng!

Sickingen. Das iſt ein kleiner Unmuth, der Gefährte des Unglücks; ſie trennen ſich ſelten. Seid gutes Muths, lieber Schwager! Wir wollen ſie bald zuſammen verjagen. Komm zu denen Perrücken! Sie haben lange genug den Vortrag gehabt; laß uns einmal die Müh übernehmen! (Ab.)

---

*) Hindeutung auf den Feldzug, den Sickingen im September 1522 namentlich gegen den Erzbiſchof von Trier und den Pfalzgrafen Ludwig bei Rhein unternahm. Man vgl. auch S. 119 dieſes Theils.

**) Vgl. S. 43 dieſes Theils.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

Adelheidens Schloß.

Adelheid. Weislingen.

Adelheid. Das ist verhaßt!

Weislingen. Ich habe die Zähne zusammengebissen und mit den Füßen gestampft. Ein so schöner Anschlag, so glücklich vollführt, und am Ende ihn auf sein Schloß zu lassen! Es war mir, wie's Dem sein müßte, den der Schlag rührte im Augenblick, da er mit dem einen Fuß das Brautbette schon bestiegen hat. Der verdammte Sickingen!

Adelheid. Sie hätten's nicht thun sollen.

Weislingen. Sie saßen fest. Was konnten sie machen! Sickingen drohte mit Feuer und Schwert, der hochmüthige, jähzornige Mann! Ich haß ihn! Sein Ansehn nimmt zu wie ein Strom, der nur einmal ein paar Bäche gefressen hat; die übrigen geben sich von selbst.

Adelheid. Hatten sie keinen Kaiser?

Weislingen. Liebe Frau! Er ist nur der Schatten davon, er wird alt und mißmuthig. Wie er hörte, was geschehen war, und ich nebst denen übrigen Regimentsräthen eiferte, sagt' er: „Laßt ihnen Ruh! Ich kann dem alten Gottfried wol das Plätzchen gönnen, und wenn er da still ist, was habt Ihr über ihn zu klagen?" Wir redeten vom Wohl des Staates. „Ach," sagt' er, „hätt ich von jeher Räthe gehabt, die meinen unruhigen Geist mehr auf das Glück einzelner Menschen gewiesen hätten!" —

Adelheid. Er verliert den Geist eines Regenten.

Weislingen. Wir zogen auf Sickingen los. — „Er ist mein treuer Diener,"*) sagt' er; „hat er's nicht auf meinen Befehl gethan, so that er doch besser meinen Willen als meine Bevollmächtigten — und ich kann's gut heißen, vor oder nach."

Adelheid. Man möchte sich zerreißen!

Weislingen. Seine Schwachheiten lassen mich hoffen, er soll bald aus der Welt gehn. Da werden wir Platz finden, uns zu regen.

Adelheid. Gehst Du an Hof?

Weislingen. Ich muß.

Adelheid. Laß mich bald Nachricht von Dir haben!

---

*) Sickingen stand in der That bei Kaiser Maximilian und noch mehr bei Karl V. in hoher Gunst.

Jaxthauſen.

Nacht.

Gottfried an einem Tiſch. **Eliſabeth**, bei ihm mit der Arbeit; es ſteht ein Licht auf dem Tiſch und Schreibzeug.

Gottfried. Der Müßiggang will mir gar nicht ſchmecken, und meine Beſchränkung wird mir von Tag zu Tag enger. Ich wollt, ich könnt ſchlafen oder mir nur einbilden, die Ruhe ſei was Angenehmes.

Eliſabeth. So ſchreib doch Deine Geſchichte aus, die Du angefangen haſt! Gieb Deinen Freunden ein Zeugniß in die Hand, Deine Feinde zu beſchämen! Verſchaff einer edeln Nachkommenſchaft das Vergnügen, Dich nicht zu verkennen!

Gottfried. Ah, Schreiben iſt geſchäftiger Müßiggang. Es kommt mir ſauer an. Indem ich ſchreibe, was ich gethan habe, ärgre ich mich über den Verluſt der Zeit, in der ich etwas thun könnte.

Eliſabeth (nimmt die Schrift). Sei nicht wunderlich! Du biſt eben an Deiner erſten Gefangenſchaft in Heilbronn.

Gottfried. Das war mir von je her ein fataler Ort.

Eliſabeth (lieſt).*) „Da waren ſelbſt einige von den Bündiſchen, die zu mir ſagten, ich habe thöricht gethan, mich meinen ärgſten Feinden zu ſtellen, da ich doch vermuthen konnte, ſie würden nicht glimpflich mit mir umgehen. Da antwortete ich: —" Nun, was antworteteſt Du? Schreibe weiter!

Gottfried. Ich ſagte: „Setz ich ſo oft meine Haut an Andrer Gut und Geld, ſollt ich ſie nicht an mein Wort ſetzen?"

Eliſabeth. Dieſen Ruf haſt Du.

Gottfried. Sie haben mir Alles genommen — Gut, Freiheit. — Das ſollen ſie mir nicht nehmen.

Eliſabeth. Es fällt in die Zeiten, wie ich Die von Miltenberg und Singlingen in der Wirthsſtube fand, die mich nicht kannten. Da hatt ich eine Freude, als wenn ich einen Sohn geboren hätte. Sie rühmten Dich unter einander und ſagten: „Er iſt das Muſter eines Ritters, tapfer und edel in ſeiner Freiheit, und gelaſſen und treu im Unglück."

Gottfried. Sie ſollen mir Einen ſtellen, dem ich mein Wort brach! Und Gott weiß, daß ich mehr geſchwitzt habe, meinem Nächſten zu dienen als mir, daß ich um den Namen eines tapfern

*) Vgl. Werke, VI. S. 93, Note.

und treuen Ritters gearbeitet habe, nicht, um hohe Reichthümer und Rang zu gewinnen. Und Gott sei Dank! Warum ich ward, ist mir worden.

Georg. Ursen (mit Wildpret).

Gottfried. Glück zu, brave Jäger!

Georg. Das sind wir aus braven Reitern geworden. Aus Stiefeln machen sich leicht Pantoffeln.*)

Franz. Die Jagd ist doch immer was, und eine Art von Krieg.

Georg. Ja! Heute hatten wir mit Reichstruppen zu thun. Wißt Ihr, gnädger Herr, wie Ihr uns prophezeitet: wenn sich die Welt umkehrte,**) würden wir Jäger werden. Da sind wir's ohne das.

Gottfried. Es kömmt auf Eins hinaus; wir sind aus unserm Kreise gerückt.

Georg. Es ist Schade, daß wir jetzo nicht ausreiten dürfen.

Gottfried. Wie so?

Georg. Die Bauern vieler Dörfer haben einen schrecklichen Aufstand erregt, sich an ihren tyrannischen Herren zu rächen. Ich weiß, daß mancher von Euern Freunden unschuldig ins Feuer kommt.

Gottfried. Wo?

Franz. Im Herzen von Schwaben, wie man uns sagte. Das Volk ist unbändig wie ein Wirbelwind, mordet, brennt. Der Mann, der's uns erzählte, konnte nicht von Jammer genug sagen.

Gottfried. Mich dauert der Herr und der Unterthan. Wehe, wehe denen Großen, die sich aufs Uebergewicht ihres Ansehens verlassen! Die menschliche Seele wird stärker durch den Druck. Aber sie hören nicht und fühlen nicht.

Georg. Wollte Gott, alle Fürsten würden von ihren Unterthanen gepeinigt wie Ihr!

Gottfried. Hätt ich ihrer nur viel! Ich wollt nicht glücklicher sein als einer, außer darin, daß ich ihr Glück machte. So sind unsre Herren ein verzehrendes Feuer, das sich mit Unterthanen-Glück, -Zahl, -Blut und -Schweiß nährt, ohne gesättiget zu werden.

---

*) Sprichwörtlich. Vgl. Körte's „Sprichwörter der Deutschen", Nr. 5720.
**) S. S. 87 dieses Theils.

Adelheidens Schloß.

Adelheid. Franz.

Franz. Der Kaiſer iſt gefährlich krank; Euer Gemahl hat, wie Ihr denken könnt, alle Hände voll zu thun, bedarf Euers Raths und Euers Beiſtandes und bittet Euch, die rauhe Jahrszeit nicht zu achten. Er ſendet mich und drei Reiter, die Euch zu ihm bringen ſollen.

Adelheid. Willkommen, Franz, Du und die Nachricht! Was macht Dein Herr?

Franz. Er befahl mir, Eure Hand zu küſſen.

Adelheid. Da!

(Franz behält ſie etwas lang'.)

Deine Lippen ſind warm.

Franz (vor ſich auf die Bruſt deutend). Hier iſt's noch wärmer. (Laut.) Eure Diener ſind die glücklichſten Menſchen unter der Sonne.

Adelheid. Wann gehen wir?

Franz. Wenn Ihr wollt. Ruft uns zur Mitternacht, und wir werden lebendiger ſein als die Vögel beim Aufgang der Sonne! Jagt uns ins Feuer — auf Euern Wink wollen wir drinnen leben wie Fiſche im Waſſer!

Adelheid. Ich kenne Deine Treue und werde nie unerkenntlich ſein. Wenn Ihr geſſen habt und die Pferde geruht haben, wollen wir fort. Es gilt! — (Ab.)

Fünfter Aufzug.

Nacht.

Wilder Wald.

Zigeunerinnen, beim Feuer, kochen.

Aelteſte Zigeunerin. *)Im Nebelgerieſel, im tiefen Schnee,
Im wilden Wald in der Winternacht,
Ich hör der Wölfe Hungergeheul,
Ich hör der Eule Schrein.

*) S. Werke, I. S. 97.

Alle. Wille wau wau wau!
Wille wo wo wo!
Eine. Wilde hu!
Aelteste Zigeunerin.
Mein Mann, der schoß ein' Katz am Zaun,
War Anne, der Nachbarin, schwarze liebe Katz,
Da kamen des Nachts sieben Wehrwölf zu mir,
Waren sieben sieben Weiber vom Dorf.
Alle. Wille wau ꝛc.
Aelteste Zigeunerin. Ich kannt sie All, ich kannt sie wohl!
's war Anne mit Ursel und Käth,
Und Neupel*) und Bärbel und Lies und Greth,
Sie heulten im Kreise mich an.
Alle. Wille wau ꝛc.
Aelteste Zigeunerin. Da nannt ich sie All beim Namen laut:
Was willst Du, Anne? Was willst Du, Käth?
Da rüttelten sie sich, da schüttelten sie sich,
Und liefen und heulten davon.
Alle. Wille wau ꝛc.

Mutter. Brauner Sohn, schwarzer Sohn, kommst Du? Was bringst Du?

Sohn. Einen Hasen, Mutter. Da! — Einen Hamster! Ich bin naß durch und durch.

Mutter. Wärm Dich am Feuer, trokn Dich!

Sohn. 's is Thauwetter. Zwischen die Felsen klettert ich, da kam der Strom; der Schneestrom schoß mir um die Bein; ich watet und stieg und watet.

Mutter. Die Nacht is finster.

Sohn. Ich kam herab ins tiefe Thal, sprang auf das Trokne; längs am Bach schlich ich her; das Irrlicht saß im Sumpfgebusch; ich schwieg und schaudert nicht und ging vorbei.

Mutter. Du wirst Dein Vater, Junge! Ich fand Dich hinterm dürren Zaun im tiefen November im Harz.

Hauptmann. Vier Zigeuner.

Hauptmann. Hört Ihr den wilden Jäger?**)
Erster Zigeuner. Er zieht grad über uns hin.

*) Nach Düntzer's Vermuthung (Goethe's Gedichte erläutert. I. 194) ein Spitzname, gleichbedeutend mit „Nickel", „Nickel".

**) Der wilde Jäger ist eine uralte mythische Persönlichkeit, die J. Grimm (Mythologie. I. 131 und 871) auf den heidnischen Gott Wuotan zurückführt.

Hauptmann. Das Hundegebell! Wau, wau!

Zweiter Zigeuner. Das Peitſchengeknall!

Dritter Zigeuner. Das Jagdgeheul! Hallaho! Hallaho!

Zigeunerin. Wo habt Ihr den kleinen Jungen, meinen Wolf?

Hauptmann. Der Jäger geſtern lernt' ihn ein fein Weidmannsſtuckchen — Reiter zu verführen,*) daß ſie meinen, ſie wären beiſammen, und ſind weit aus einander. Er lag die halbe Nacht auf der Erd, bis er Pferde hörte; er iſt auf die Straß hinaus. Gebt was zu eſſen!

(Sie ſitzen ums Feuer und eſſen.)

Zigeuner. Horch! Ein Pferd!

Adelheid (allein zu Pferd). Hilf, heilige Mutter Gottes, wo bin ich? Wo ſind meine Reiter? Das geht nicht mit rechten Dingen zu. Ein Feuer! Heilige Mutter Gottes, walte, walte! —

Ein Zigeuner und die **Alte** (gehn auf ſie los). Sei gegrüßt, blanke**) Mueter! Wo kommſt Du her? Komm an unſern Herd, komm an unſern Tiſch! Nimm vorlieb, wie Du's findſt!

Adelheid. Habt Barmherzigkeit! Ich bin verirrt, meine Reiter ſind verſchwunden.

Hauptmann (zum Andern). Wolf hat ſein Probſtück brav gemacht. (Laut.) Komm, komm und fürcht nichts! Ich bin der Hauptmann des armen Völkleins. Wir thun Niemandem Leids, wir ſäubern 's Land vom Ungeziefer, eſſen Hamſter, Wieſeln und Feldmäus. Wir wohnen an der Erd und ſchlafen auf der Erd, und verlangen nichts von Euern Fürſten als den dürren Boden auf eine Nacht, darauf wir geboren ſind,***) nicht ſie.

Zigeunerin. Seh Dich, blanke Mueter, auf den dürren Stamm ans Feuer! Ein harter Sitz! Da haſt Du die Deck, in die ich wickle;†) ſetz Dich drauf!

Adelheid. Behaltet Euer Kleid!

---

*) D. h. „auf einen falſchen Weg führen". Ebenſo an einer Stelle in der „Kampagne in Frankreich": „Verführt durch Knechte eines Generals, denen er nachfuhr".

**) D. h. „weiß", in dem Sinne, in welchem das urſprünglich deutſche Wort in die romaniſchen Sprachen übergegangen iſt.

***) Nur eine Hindeutung auf das obdachloſe Leben der Zigeuner.

†) Das Fehlen des Pronomens oder eines Objekts iſt nicht ſo auffällig, daß es der in neueren Ausgaben gemachten Einſchiebung des Wörtchens „mich" bedürfte. Man vgl. z. B. die von Sanders citirte Stelle aus Platen: „Ihr (der Könige) Geſchick iſt ſolteureich; Auswickelad enthüllt es Gefahr oftmals" u. ſ. w. Aehnlich iſt auch S. 128, Z. 33, wo „brechen" wie im Franzöſiſchen intranſitiv gebraucht wird.

Hauptmann. Es friert uns nicht, gingen wir nackend und bloß. Es schauert uns nicht vorm Schneegestöber, wenn die Wölfe heulen und Spenster*) krächzen, wenn's Irrlicht kommt und der feurige Mann.**) Blanke Mueter, schöne Mueter, sei ruhig! Du bist in guter Hand.

Adelheid. Wolltet Ihr nicht ein Paar ausschicken, meinen Knaben zu suchen und meine Knechte? Ich will Euch reichlich belohnen.

Hauptmann. Gern! Gern! (Heimlich.) Geht hin und sucht Wolfen! Ich biet ihm, er soll den Zauber austhun.***)

Zigeunerin. Gieb mir Deine Hand! Seh mich an, blanke Mueter, schöne Mueter, daß ich Dir sage die Wahrheit, die gute Wahrheit!

(Adelheid reicht ihr die Hand.)

Ihr seid vom Hof — geht an Hof. Es ehren und lieben Euch Fürsten und Herrn. Blanke Mueter, schöne Mueter, ich sag die Wahrheit, die gute Wahrheit.

Adelheid. Ihr lügt nicht.

Zigeunerin. Drei Männer kriegt Ihr. Den ersten habt Ihr — Habt Ihr den zweiten, so kriegt Ihr den dritten auch. Blanke Mueter, schöne Mueter, ich sag die Wahrheit, die gute Wahrheit.

Adelheid. Ich hoff's nicht.

Zigeunerin. Kinder! Kinder! Schöne Kinder seh ich, wie die Mueter, wie der Vater. Edel, schön! — Blanke Mueter, schöne Mueter, ich sag die Wahrheit, die gute Wahrheit.

Adelheid. Diesmal verfehlt Ihr sie; ich hab keine Kinder.

Zigeunerin. Kinder seh ich, schöne Kinder, mit dem letzten Mann, dem schönsten Mann. Blanke Mueter, schöne Mueter, ich sag die Wahrheit, die gute Wahrheit.

Viel Feind habt Ihr, viel Feind kriegt Ihr. Eins steht Euch im Weg; jetzt liebt Ihr's. Blanke Mueter, schöne Mueter, ich sag die Wahrheit, die gute Wahrheit.

Adelheid. Schlimme Wahrheit!

(Sohn setzt sich nah zur Adelheid; sie rückt.)

Zigeunerin. Das ist mein Sohn! Seh ihn an! Haare wie

---

*) Man vgl. für diese ungewöhnliche Form Werke, II. S. 236, Z. 6: „seine ipenstischen Gestalten".

**) Ein Waldgeist, auch Fuchtelmann genannt, der in der Mythologie der verschiedenen Völker auch in sehr verschiedener Gestalt vorkommt; er bewegt sich vom Gipfel des einen Baumes zum andern (Grimm's Mythologie, I. 868).

***) D. h. „lösen", in ähnlichem Sinne wie S. 118, Z. 30; außerdem gewissermaßen der Gegensatz von „anthun" im Sinne von „anzaubern".

ein Dornſtrauch, Augen wie's Irrlicht auf der Heide. Meine Seel freut ſich, wenn ich ihn ſeh. Seine Zähn wie Helfenbein. Da ich ihn zahr, druckt ich ihm das Nasbein ein. Wie er ſtolz und wild ſieht.*) Du gefällſt ihm, blanke Mucter.

Adelheid. Ihr macht mir bang.

Zigeunerin. Er thut Dir nichts. Bei Weibern iſt er mild wie ein Lamm, und reißend wie ein Wolf in der Gefahr. Künſte kann er wie der Aeltſte. Er macht, daß dem Jäger die Büchs verſagt, daß 's Waſſer nit löſcht, daß 's Feuer nit brennt. Sieh ihn an, blanke Mucter! Du gefällſt ihm. Laß ab, Sohn, Du ängſteſt ſie! — Schenk uns was, blanke Mucter! Wir ſind arm. Schenk uns was!

Adelheid. Da habt Ihr meinen Beutel.

Hauptmann. Ich mag ihn nicht; wir ſind keine Räuber. Gieb ihr was aus dem Beutel für die gute Wahrheit! Gieb mir was für die Andern, die gegangen ſind, und behalt den Beutel!

(Adelheid giebt.)

Zigeunerin. Ich will Dich was lernen.**) (Sie redet heimlich; Sohn nähert ſich der Adelheid.) — Und wirf's in fließend Waſſer!***) Wer Dir im Weg ſteht, Mann oder Weib, er muß ſich verzehren, und verzehren und ſterben.

Adelheid. Mir grauſt.

(Sohn rückt näher. Adelheid will aufſtehn; er hält ſie.)

Um Gottes willen, laßt mich!

Sohn (beißt die Zähne zuſammen und hält ſie). Du biſt ſchön!

Adelheid. Wehrt Euerm Sohn, Mutter!

Zigeunerin. Er thut Dir kein Leids.

(Adelheid will los; Zigeuner faßt ſie mit beiden Armen und will ſie küſſen.)

Adelheid (ſchreit). Ai!

Franz. Sickingen. Reiter.

(Zigeuner läßt los.)

Franz (ſpringt vom Pferd). Sie iſt's! Sie iſt's!

(Er läuft zu ihr, fällt vor ihr nieder und küßt ihr die Hände.)

Adelheid. Willkommen, Franz!

(Franz fällt in Ohnmacht, ohne daß ſie's merkt.)

---

*) Vgl. Seite 43, zweite Note u. S. 106, Z. 19.

**) Beabſichtigter Ausdruck der Volksſprache ſtatt „lehren"; ebenſo S. 102, Z. 4, S. 110, Z. 29.

***) Schlußworte des Geheimmittels, welches die Zigeunerin Adelheid angiebt.

Sickingen. Sehr edle Frau, ich find Euch in fürchterlicher Gesellschaft.

Adelheid. Sie ist menschenfreundlicher, als sie aussieht. Und doch, edler Ritter, erscheint Ihr mir wie ein Heiliger des Himmels, erwünscht wie unverhofft.

Sickingen. Und ich find Euch wie einen Engel, der sich in eine Gesellschaft verdammter Geister verlor, sie zu trösten.

Adelheid. Franz! Wehe! Helft ihm! Er stirbt!

(Zigeuner eilen hinzu.)

Alte Zigeunerin. Laßt mich!

Sickingen. Eine gleiche Angst hab ich nie gesehen, als der Knab um Euch hatte; der Schmerz war mit seiner Seele so vereinigt, daß plötzliche Freude, die ihn vertreiben wollte, den Geist zugleich mit aussagte.

Franz. Wo ist sie? Sie bringen sie um! Ihr garstigen Leute! Wo ist sie?

Adelheid. Sei ruhig! Ich bin da.

Franz (nimmt ihre Hand). Seid Ihr's? Liebe gnädige Frau, Ihr seht noch einmal so schön in der schrecklichen Nacht, bei dem ängstlichen Feuer. Ach, wie lieb hab ich Euch!

Sickingen (zum Hauptmann). Wer seid Ihr?

Hauptmann. Ich bin Johann von Löwenstein, aus Klein-Aegypten,*) Hauptmann des armen Volks der Zigeuner. Fragt die edle Frau, wie wir Verirrten begegnen! Wir selbst irren in der Welt herum, verlangen nichts von Euch als wüste Heide, dürres Gesträuch zum Aufenthalt auf eine Nacht, und Luft und Wasser.

Sickingen. Das begehrt Ihr, und das Andre nehmt Ihr.

Hauptmann. Wer uns was schenkt, dem nehmen wir nichts. Dem geizigen Bauern holen wir die Enten; er schickt' uns fort, da wir um ein Stück Brod bettelten. Wir säubern 's Land vom Ungeziefer und löschen den Brand im Dorf; wir geben der Kuh die Milch wieder, vertreiben Warzen und Hühneraugen; unsre Weiber sagen die Wahrheit, die gute Wahrheit.

Sickingen. Will Einer um ein Trinkgeld den Weg nach dem nächsten Dorfe zeigen? Ihr werdet der Ruhe nöthig haben, gnädige Frau, und Euer Knab einiger Verpflegung. Darf ich Euch bis in die Herberge begleiten? —

*) „Herzoge" oder „Grafen von Klein-Aegypten" nannten sich gewöhnlich die Führer der Zigeunerhorden, die im 15. und 16. Jahrhundert Deutschland durchzogen.

Adelheid. Ihr kommt meiner Bitte zuvor. Darf ich fragen, wohin Euer Weg geht?

Sickingen. Nach Augsburg.

Adelheid. Das iſt der meinige.

Sickingen. Ihr mögt alſo wollen oder nicht, ſo habt Ihr einen Knecht mehr in Euerm Gefolge.

Adelheid. Einen erwünſchten Geſellſchafter an meiner Seite.

Franz (vor ſich). Was will nun Der!

Adelheid. Wir wollen aufſitzen, Franz. Lebt wohl, Ihr fürchterliche Wandrer! Ich dank Euch für freundliche Bewirthung.

Hauptmann. Wenn man uns Unrecht thut, führt unſer Wort! Ihr ſeid groß bei Hofe.

Alte. Alle gute Geiſter geleiten Dich, blanke Mueter! Denk an mich, wenn Dir's geht, wie ich geſprochen hab!

(Sickingen hält Adelheid den Steigbügel.)

Franz (drängt ihn weg). Das iſt meine Sache, Herr Ritter!

Sickingen (lächelt). Du machſt Prätenſionen?

(Er hilft Adelheiden aufs Pferd.)

Franz (heimlich). Der iſt unausſtehlich!

Adelheid. Adieu!

Vice versa. Lebt wohl! Gott geleit Euch! Adieu! (Ab.)

Nacht.

Eine halb verfallene Kapelle auf einem Kirchhof.

Anführer der Bauernrebellion.

Georg Metzler*) von Ballenberg (kommt). Wir haben ſie! Ich hab ſie!

Hans Link. Brav, brav! Wen Alles?

Georg Metzler. Otten von Helfenſtein, Nagel von Eltershofen — Laßt mich die Uebrigen vergeſſen! Ich hab Otten von Helfenſtein!

Jakob Kohl. Wo haſt Du ſie?

Metzler. Ich ſperrt ſie ins Beinhäuſel nahe hierbei und ſtellt meine Leute davor. Sie mögen ſich mit den Schädeln beſprechen. Es ſind gewiß von denen Unglückſeligen drunter, die ihre Tyrannei zu Tode gequält hat. Brüder, wie ich den Helfenſtein in meinen Händen hatte, ich kann Euch nicht ſagen, wie mir war —

*) Die hier genannten Perſonen ſind ſämmtlich hiſtoriſch. Vgl. Lebensbeſchr., S. 200 und 214; aus der erſtern Stelle iſt auch die hier geſchilderte Scene mit der Gräfin v. Helfenſtein entnommen.

als hätt ich die Sonn in meiner Hand und könnte Ball spielen.

Link. Bist Du noch der Meinung, daß man sie morgen morden soll?

Metzler. Morgen? Heute noch! Es ist schon über Mitternacht. Seht, wie die Gebirge, von der widerscheinenden Gluth ihrer Schlösser in glühendes Blut getaucht, da herum liegen. Sonne, komm! Sonne, komm! Wenn Dein erster gebrochener Strahl roth dämmert und sich mit dem fürchterlichen Schein der Flamme vereinigt, dann wollen wir sie hinausführen; mit blutrothen Gesichtern wollen wir dastehn, und unsre Spieße sollen aus hundert Wunden ihr Blut zapfen. Nicht ihr Blut! Unser Blut! Sie geben's nur wieder wie Blutigel. Ha! Keiner ziele nach dem Herzen! Sie sollen verbluten. Wenn ich sie ein Jahrhundert bluten sähe, meine Rache würde nicht gesättigt. O mein Bruder, mein Bruder! Er ließ Dich in der Verzweiflung sterben! Armer Unglücklicher! Die Flammen des Fegfeuers quälen Dich ringsum. Aber Du sollst Tropfen der Linderung haben, alle seine Blutstropfen. Ich will meine Hände drein tauchen, und wenn die Sonne heraufgeht, soll sie zugleich sehen mich mit seinem Blut und die Felsen durch die Flamme seiner Besitzthümer gefärbt.

Wache. Ein Weib ist draus, mit einem Kind auf dem Arme. Sie jammert und will zu den Hauptleuten.

Link. Schickt sie fort!

Metzler. Nein, Brüder, laßt sie herein! Wer sie auch ist, ihr Jammern soll wie ein Käuzchen*) den schnellen Tod ihres Mannes verkünden.

Gräfin von Helfenstein mit ihrem Sohn.

Gräfin. Gebt mir meinen Mann! Laßt mich ihn sehen!

(Der Knabe schreit.)

Sei ruhig, Junge! Das, was Dir fürchterlich scheint, ist ein Himmel gegen meine Qual. Gebt mir meinen Mann, Ihr Männer! Um Gottes Barmherzigkeit willen!

Metzler. Barmherzigkeit? Nenne das Wort nicht! Wer ist Dein Mann?

Gräfin. Otto —

*) Eine Art kleiner Eulen, deren Geschrei nach dem Volksglauben Tod oder Unglück bedeutet, auch „Todtenhuhn" genannt. Schon bei den Römern verknüpfte man mit Eule, Uhu und Wiedehopf (ulula, bubo, upupa) ähnliche Vorstellungen.

Metzler. Nenn ihn nicht aus, den verruchten Namen! Ich möchte von Sinnen kommen und Deinen Knaben hier wider den geheiligten Altar ſchmettern.

Gräfin (zu den Andern). Sind Eure Eingeweide auch eiſern wie Eure Kleider? Rührt Euch mein Jammer nicht?

Metzler. Barmherzigkeit? Das ſoll das Loſungswort ſein, wenn wir ſie morden!

Gräfin. Wehe! Wehe!

Metzler. Wie der giftige Drache, Dein Mann, meinen armen Bruder und noch drei Unglückliche in den tiefſten Thurn warf, weil ſie mit hungriger Seele ſeinen Wald eines Hirſches beraubt hatten, ihre arme Kinder und Weiber zu ſpeiſen! — Wir jammerten und baten. So kniete die arme Frau, wie Du kniеſt, und ſo ſtund der Wüthrich, wie ich ſtehe. — Ich wollte dieſen Platz nicht um einen Stuhl im Himmel tauſchen. — Da flehten wir auch Barmherzigkeit, und mehr als ein Knabe jammerte drein. — Damals lernt ich, was ich übe. Er ſtund, der Abſcheu!*) wie ein ehrner Teufel ſtund er und grinſte uns an. „Verfaulen ſollen ſie lebendig und verhungern im Thurn," knirſcht' er. Damals war kein Gott für uns im Himmel; jetzt ſoll auch keiner für ihn ſein.

Gräfin. Ich umfaß Eure Knie; gebt mir ihn wieder!

Metzler. Topp! Wenn Ihr mir meinen Bruder wieder ſchafft!

(Er ſtößt ſie weg, knirſcht und hält die Stirne mit beiden Händen.)

Halt es aus, o mein Gehirn, dieſe wüthende Freude, bis ich ſein Blut habe fließen ſehen! Dann reiß! An der Erde ſeine geliebte Frau! — Weh! Bruder! Das iſt tauſend Seelmeſſen werth.

Gräfin. Laßt mich ſie ſehn! Mein Jammer wird mich verzehren.

Metzler. Komm! (Er nimmt ſie bei der Hand und führt ſie an die Mauer.) Lege Dein Ohr hier wider: Du wirſt ſie ächzen hören; in dem Gewölbe hierher auf Todtengebein iſt ihre Ruhſtätt. — Du hörſt nichts. Ihr Jammer iſt ein Frühlingslüftchen. — — — Er lag im tiefen Thurn und ſeine Geſellen bei ihm. Ich kam des Nachts und lehnt mein Ohr an. Da hört ich ſie heulen; ich rief, und ſie hörten mich nicht. Drei Nacht**) kam ich, zerkratzte

*) Oefters von einzelnen Perſonen gebraucht. Man vgl. Werke, VIII. S. 316. Z. 20, und im 14. Auftritt von „Was ihr bringen" die Worte: „O pfui! Welch ein Abſcheu!"

**) Für die Richtigkeit des Wortes vgl. Werke, II. S. 294. Z. 25; dagegen iſt die Stelle Band II. S. 295. Z. 15 „acht Tag" zweifelhaft.

die Mauer mit Nägeln und zerbiß sie mit Zähnen. — Die vierte hört ich nichts mehr — keinen Schrei, kein Aechzen. Ich horchte auf das Aechzen, das Schreien, wie ein Mädchen auf die Stimme ihres Geliebten. — — Der Tod war stumm. — Ich wälzte mich an der Erde und riß sie auf und warf mich in Dornsträucher und fluchte, bis der Morgen kam, heiße, höllenheiße Flüche über das Mördergeschlecht.

Gräfin (wirft sich vor ihm an die Erde). Gieb mir meinen Mann!

(Metzler tritt nach ihr.)

Gräfin. Weh mir!

Kohl. Steht auf und geht! Es ist Raserei, sich in den Pfad seines Grimms zu werfen.

Gräfin. Es hört kein Gott mehr.

Metzler. Wohl, wohl! Hätte er damals gehört, ein schneller Blitz hätte Deine Thürme niedergebrannt und hätte mir die Wonne geraubt, selbst in Deinen Gemächern herumzusengen. Sieh da hinaus, wie's glüht! Kleiner Junge, sieh das schöne Feuerchen! — Ah!

Kohl. Geht, geht! Eure Gegenwart nährt seine Rache.

(Gräfin ab.)

Link. Ich sinne drauf, Bruder, wenn sie todt sind, was wir weiter vornehmen.

Kohl. Wir müssen suchen, der Sache einen Schein zu geben.

Link. Ich dachte, ob wir nicht Gottfrieden von Berlichingen zum Hauptmann machen sollten. Es fehlt uns ein Anführer von Kriegserfahrenheit und Ansehn.

Kohl. Er wird's nicht thun.

Metzler. Wir wollen's ihn lernen! Bring ihm den Dolch an die Haut und den Feuerbrand ans Dach, er wird sich geschwind entschließen.

Link. Er würde uns von großem Nutzen sein.

Metzler. Er soll! Wir sind einmal im Metzeln; es kommt mir auf Einen mehr nicht an. Sieh! Sieh! Es donnert; der Osten färbt sich bleich.

(Er nimmt seinen Spieß.)

Auf! Ihre Seelen sollen mit dem Morgennebel steigen! Und dann stürm, stürm, Winterwind, und zerreiß sie, und heul*) sie

*) Bedenkt „heulend umhertreiben", so daß „heulen" hier zum Transitivum mit persönlichem Objekt gemacht ist.

tausend Jahre um den Erdkreis herum, und noch tausend, bis die Welt in Flammen aufgeht, und dann mitten, mitten mit ihnen ins Feuer! — (Ab.)

Adelheidens Vorzimmer.

Franz (mit einem Briefe). Sie liebt mich nicht mehr! Der verdammte Sickingen hat mich verdrängt. Ich daß ihn und soll ihm den Brief bringen. O daß ich das Papier verzehren könnte! Ich soll ihn heute Nacht heimlich zu ihr führen. In die Hölle! — Wenn sie mir liebkos't, weiß ich voraus, sie will mich zahm machen. Dann sagt sie hintendrein: „Lieber Franz, thu dies, thu das!" Ich kann's ihr nicht abschlagen, und rasend möcht ich werden, indem ich ihr folge. — Ich will nicht gehen. Soll ich meinen Herrn, meinen guten Herrn verrathen, der mich liebt wie seinen jüngern Bruder, um eines wankelmüthigen Weibs willen?

Adelheid (kommt). Du bist noch nicht weg!

Franz. Werd auch nicht gehen. Du habt Ihr Euern Brief wieder.

Adelheid. Was kommt Dir ein?

Franz. Soll ich ein Verräther an meinem guten Herrn sein?

Adelheid. Wo bist Du dem Gewissen so geschwind begegnet? Deinen Herrn verrathen? Welche Grille! Du thust ihm einen wahren Dienst. Indem Sickng und er öffentlich getrennt sind, und er doch von großem Gewicht ist, bleibt keine Kommunikationsart mit ihm übrig als die, ihm heimlich zu schreiben und heimlich mit ihm zu reden.

Franz. Um Mitternacht in Euerm Schlafzimmer! Es mag ein recht politischer Kommunikationspunkt sein, der Euch zusammenbringt.

Adelheid (imponirend). Franz!

Franz. Und mich zum Unterhändler zu machen!

Adelheid. Gieb mir den Brief wieder! Ich hielt Dich für was Anders.

Franz. Gnädge Frau!

Adelheid. Gieb! Gieb! Du wirst unnütz — und kannst gehn und nach Belieben meine Geheimnisse verrathen — Deinem guten Herrn, und wem Du willst. Ich war die Närrin, Dich für was zu halten, was Du nicht bist. Gieb mir den Brief und geh!

Franz. Liebe gnädge Frau, zürnt nicht! Ihr wißt, daß ich Euch liebe.

Adelheid. Und ich hielt Dich — Du weißt's! Das hat Dich

übermüthig gemacht. Du warst mein Freund, meinem Herzen so nah. Geh nur, geh! Gieb mir den Brief und belohne mein Vertrauen mit Verrath!

Franz. Laßt mich! Ich will Euch gehorchen. Eh wollt ich mir das Herz aus dem Leibe reißen, als den ersten Buchstaben Eures Geheimnisses verschwatzen.*) Liebe Frau! — Wenn diese Ergebenheit nichts mehr verdient, als Andre sich vorgezogen zu sehen —

Adelheid. Du weißt nicht, was Du willst, noch weniger, was Du redst! Wanke nicht von Deiner Lieb und Treu — und der schönste Lohn soll Dir werden. (Ab.)

Franz. Der schönste Lohn? Ich fliege! — Wenn sie Wort hält! — Das würd ein Jahrtausend vergangener Höllenqualen in einem Augenblick aus meiner Seele verdrängen. (Ab.)

Jaxthausen.

Elisabeth. Lersen.

Lersen. Tröstet Euch, gnädge Frau!

Elisabeth. Ach, Lersen, die Thränen stunden ihm in den Augen, wie er Abschied von mir nahm. Es ist grausam, grausam!

Lersen. Er wird zurückkehren.

Elisabeth. Es ist nicht das. Wenn er auszog, rühmlichen Sieg zu erwerben, da war mir's nicht bang ums Herz. Ich freute mich auf seine Rückkunft, vor der mir jetzt bang ist.

Lersen. Ein so edler Mann —

Elisabeth. Nenn ihn nicht so! Das macht neu Elend. Die Bösewichter! Sie drohten, ihn zu ermorden und sein Schloß zu seinem Scheiterhaufen zu machen. Wenn er wiederkommen wird — ich seh ihn finster, finster. Seine Feinde werden lügenhafte Klagartikel schmieden, und er wird nicht sagen können: „Nein!"

Lersen. Er wird und kann.

Elisabeth. Er hat seinen Bann gebrochen. Sag „Nein!"

Lersen. Nein! Er ward gezwungen; wo ist der Grund, ihn zu verdammen?

Elisabeth. Die Bosheit sucht keine Gründe, nur Ursachen, nur Winke. Er hat sich zu Rebellen, Missethätern, Mördern gesellt, ist an ihrer Spitze gezogen. Sage Nein!

Lersen. Laßt ab, Euch zu quälen und mich! Haben sie

*) Dieser Ausdruck öfter bei Goethe, z. B. Werke, X. S. 143, Z. 19; VI. S. 160, Z. 41 ꝛc.

ihm nicht ſelbſt feierlich zugeſagt, keine Thathandlungen*) mehr zu unternehmen wie die bei Weinsberg? Hörtet Ihr ſie nicht ſelbſt bald genug ſagen: „Wenn's nicht geſchehen wär, geſchäh's vielleicht nie"? Müſſen nicht Fürſten und Herren ihm Dank ſagen, wenn er freiwillig Führer eines unbändigen Volks geworden wäre, um ihrer Raſerei Einhalt zu thun und ſo viel Menſchen und Beſitzthümer zu ſchonen?

Eliſabeth. Du biſt ein liebevoller Advokat. — Wenn ſie ihn gefangen nähmen, als Rebell behandelten und ſein graues Haupt — Lerſen, ich möchte von Sinnen kommen.

Lerſen (vor ſich). Sende ihrem Körper Schlaf, lieber Vater der Menſchen, wenn Du ihrer Seele keinen Troſt geben willſt!

Eliſabeth. Georg hat uns verſprochen, Nachricht zu ſenden. Er wird auch nicht dürfen, wie er will. Sie ſind ärger als gefangen. Ich weiß, man bewacht ſie wie Feinde. Der gute Georg! Er wollte nicht von ſeinem Herrn weichen.

Lerſen. Das Herz blutete mir, wie ich ihnen vom Thurn nachſah. Wenn Ihr nicht meiner Hilfe bedürftet, alle Strafen einer kalten, feigen Mordſucht ſollten mich nicht zurückgehalten haben.

Eliſabeth. Ich weiß nicht, wo Sickingen iſt. Wenn ich nur Marien einen Boten ſchicken könnte!

Lerſen. Schreibt nur! Ich will dafür ſorgen.

(Eliſabeth ab.)

Wenn Du nicht das Gegengewicht hältſt, Gott im Himmel, ſo ſinkt unſre Schale unaufhaltſam in Abgrund. (Ab.)

Bei einem Dorf.

Gottfried. Georg.

Gottfried. Geſchwind zu Pferde, Georg! Ich ſehe Miltenberg**) brennen. Das iſt wider den Vertrag. Die Mordbrenner! Sagt ich ihnen nicht zu, ihnen zu ihren Rechten und Freiheiten behilflich zu ſein, wenn ſie von allen Thätlichkeiten abſtehen und ihre grundloſe, unnütze Wuth in zweckmäßigen Zorn verkehren wollten? Reit hin und ſag ihnen die Meinung! Sag, ich ſei nicht an mein Verſprechen gebunden, wenn ſie das ihrige ſo ſcheußlich vernachläſſigten.

(Georg ab.)

*) D. h. „gewaltthätige Handlungen". In der Lebensbeſchreibung (S. 203) iſt der Ausdruck „thätliche Handlungen" gebraucht.

**) Man vgl. Werke, VI. S. 101, Note.

Wollt, ich wär tauſend Meil davon! Wer ſich in die Geſellſchaft des Teufels begiebt, iſt ſo gut als verſengt;*) ſein Element iſt das Feuer. Könnt ich mit Ehren von ihnen kommen! Ich ſag ihnen alle Tage die bitterſten Wahrheiten und fahr ihnen durch den Sinn, daß ſie meiner ſatt werden ſollen. Aus dem Fegfeuer wird Keiner mehr nach Rettung ſeufzen als ich aus dieſer Schlinge.

Ein Unbekannter (tritt auf). Gott grüß Euch, ſehr edler Herr!

Gottfried. Gott dank Euch! Was bringt Ihr? Euern Namen?

Unbekannter. Der thut nichts zur Sache. Ich komm, Euch zu ſagen, daß Euer Kopf in Gefahr iſt. Die Anführer, müde, ſich von Euch ſo harte Worte geben zu laſſen, haben beſchloſſen, Euch aus dem Weg zu räumen. Denn Ihr ſteht ihnen im Weg. Mäßigt Euch oder ſeht zu entwiſchen, und Gott geleit Euch!

(Ab.)

Gottfried. Hört! Noch ein Wort! — Auf dieſe Art mein Leben zu laſſen? — Gottfried, Gottfried! Du wollteſt dem jämmerlichen Tod entgehen, die Flamme löſchen, die Deine Burg zu verzehren drohte! Du haſt Dich in ein abſcheuliches Feuer geſtürzt, das zugleich Dich und Deinen Namen verzehren wird. — Wollte Gott, verzehren!

Einige Bauern.

Erſter Bauer. Herr, Herr, ſie ſind geſchlagen, ſie ſind gefangen!

Gottfried. Wer?

Zweiter Bauer. Die Miltenberg verbrannt haben. Es zog ſich ein bündiſcher**) Trupp hinter den Berg her und überfiel ſie auf einmal.

Gottfried. Sie erwartet ihr Lohn. — O Georg, Georg! — Sie haben ihn mit den Böſewichtern gefangen. — Mein Georg! Mein Georg! —

Anführer treten auf.

Link. Auf, Herr Hauptmann, auf! Es iſt nicht Säumens Zeit. Der Feind iſt in der Nähe und mächtig.

---

*) Zahlreiche verwandte ſprichwörtliche Ausdrücke findet man in Körte's „Sprichwörter ꝛc." namentlich Nr. 5675—5679.

**) Der ſchwäbiſche Bund bekämpfte gemeinſam mit den geiſtlichen und weltlichen Fürſten den Bauernaufſtand.

Gottfried. Wer verbrannte Miltenberg?

Metzler. Wenn Ihr Umſtände machen wollt, ſo werden wir Euch weiſen, wie man keine macht.

Kohl. Sorgt für unſre Haut und Eure! Auf, auf!

Gottfried (zu Metzler). Drohst Ihr mir? Du Nichtswürdiger! Glaubſt Du, daß Du mir fürchterlicher biſt, weil noch des Grafen von Helfenſtein Blut an Deinen Kleidern klebt? Es ekelt mir vor Dir! Ich verabſcheue Dich wie eine gefleckte Kröte.*)

Metzler. Berlichingen!

Gottfried. Du darfſt mich beim Namen nennen, und meine Kinder werden ſich deſſen nicht ſchämen, wenn Deiner, Du Böſewicht, wie der Name des Teufels nur zu Flüchen und zu Verwünſchungen tönen wird.

Kohl. Verderbt Eure Zeit nicht mit unglücklichem Streit! Ihr arbeitet dem Feinde vor.

Gottfried. Er mir droben! Der bellende Hund! Das ſchlechtſte Weib würde ſeinen Zorn ausböhnen. Der Feige, deſſen Galle wie ein bösartiges Geſchwür innerlich herumfrißt, weil ſeine Natur nicht Kraft genug hat, ſie auf einmal von ſich zu ſtoßen! Pfui über Dich! Es ſtinkt, es ſtunkt um Dich von faulen aufgebrochenen Beulen, daß die himmliſche Luft ſich die Naſe zuhalten möchte.

Kohl. Gebt, Metzler, zu Euerm Trupp! Unſre halten ſchon hinterm Dorf. Wir müſſen auf und ab ziehen, um es zu keiner Schlacht kommen zu laſſen.

Gottfried. Wenn der Teufel ihn zu holen kommt, nehmt Euch in Acht, daß er nicht Einen von Euch im Dunkeln erwiſcht! Und Ihr ſeid werth, ſeine Gebrüder in der Hölle zu ſein, da Ihr Euch zu Geſellen ſeiner ſcheußlichen Thaten macht. Was! Eure Freiheiten, Eure Gerechtigkeiten wiederzuerlangen, begeht Ihr Thaten, die der Gerechtigkeit ſo laut in die Ohren brüllen, daß ſie vor Euerm Flehen taub werden muß! Meine Zeit geht zu Ende, und ich will meines Wegs.

Link. Du ſollſt; denn wir ſind Deiner herzlich müd. Wir hielten Dich für einen edlern, freiern Mann, für einen Feind der Unterdrückung. Nun ſehen wir, daß Du ein Sklave der Fürſten biſt und kein Mann für uns. Wenn Deine Zeit um iſt, ſollſt Du fort.

Gottfried. In Gottes Namen! Und Der mag richten und

*) Der Streit zwiſchen Götz und den Anführern iſt in der O.-A. auf wenige Sätze beſchränkt.

Alles zum Beſten kehren! Und wenn Ihr durchſchlüpft, ſo darf der Teufel Erlöſung hoffen.

Nacht.

Adelheidens Vorzimmer.

Franz in einem Seſſel, auf den Tiſch gelehnt, ſchlafend. Das Licht brennt dunkel.

Franz (im Schlaf). Nein! Nein! (Er fährt auf.) Ah! — Sie ſind noch beiſammen! — Für Wuth möcht ich mich ſelbſt anfreſſen. Du konnteſt ſchlafen! Sieh! Deine Miſſethat verfolgt Dich in dem tiefſten Schlummer. Elender! Nichtswürdiger! Du machſt den Wächter zu ihren Verbrechen. Ein Geräuſch! Auf, auf, daß die Sonne Eure ehebrecheriſche Stirnen nicht beleuchte!

Adelheid. Sickingen.

Adelheid. Du gehſt? Ein harter Stand für mich; denn ich verlor noch nichts, was ich ſo liebte.

Sickingen. Und ich nahm noch von keiner Adelheid Abſchied.

Adelheid. Wenn ich wüßte, das ſollte das letzte Mal ſein, ich wollte Dich trotz dem verrätheriſchen Tage in meinen Armen feſthalten. Sickingen, vergiß mich nicht! Meine Liebe that zu viel für Dich; rechn's ihr nicht zum Fehler an! Und wenn's ein Fehler war, ſo laß mich in der Folge Entſchuldigung für ihn finden!

Sickingen. Ein Fehler, der mich zu einem Gott machte! Leb wohl! Du wohneſt hier mitten unter den ſtolzeſten Unternehmungen.

Adelheid. Ein edler Platz!

Sickingen. Du wärſt einen Thron werth.

Adelheid. Ich würde nicht ſchöner ruhen als hier. (Sie legt ihre Hand auf ſeine Bruſt; er küßt ſie.)

Sickingen. Wende Deine Augen! Sonſt kann ich nicht von der Stelle.

Adelheid. Geht! Möge jeder von meinen Gedanken, die ich Euch nachſende, ein Engel ſein und Euch geleiten und beiſtehn!

Sickingen. Lebt wohl! (Ab.)

Adelheid. Das iſt ein Mann! Weisling iſt ein Schatten gegen ihn! Schickſal, Schickſal, warum haſt Du mich an einen Elenden geſchmiedet? — Schickſal? — Sind wir's nicht ſelbſt? Und weiſſagte mir die Zigeunerin nicht den dritten Mann, den ſchönſten Mann? — „Es ſteht Euch Eins im Weg, Ihr liebt's

noch!" — Und lehrte ſie mich nicht, durch geheime Künſte*) meinen Feind vom Erdboden wegbauchen? Er iſt mein Feind, er ſtellt ſich zwiſchen mich und mein Glück. Du mußt nieder in den Boden hinein; mein Weg geht über Dich hin.

Weislingen. Adelheid.

Adelheid. So früh?

Weislingen. Seit drei Tagen und Nächten kenn ich keinen Unterſchied von früh und ſpat. Dieſen Augenblick ſtirbt unſer Kaiſer, und große Veränderungen droben herein. Eben krieg ich einen Brief mit der Nachricht, daß der bäuriſche Aufruhr durch eine entſcheidende Schlacht gedämpft ſei; die Rädelsführer ſind gefangen und Gottfried von Berlichingen unter ihnen.

Adelheid. Ah!

Weislingen. Der Bund erſucht mich, die Stelle des erſten Kommiſſarius in dieſer Sache zu übernehmen, damit er nicht ſcheine ſein eigner Richter ſein zu wollen.

Adelheid. Und Du übernimmſt?

Weislingen. Nicht gern. Ich wollte Den reichlich belohnen, der mir die Nachricht von Gottfried's Tode brächte; ihn ſelbſt zu verdammen —

Adelheid. Haſt Du nicht das Herz.

Weislingen. Ich hab's nicht ſo bös.

Adelheid. Du biſt von jeher der Elenden Einer geweſen, die weder zum Böſen noch zum Guten einige Kraft haben.

Weislingen. Und wie Du gemacht wurdeſt, wetteten Gott und der Teufel ums Meiſterſtück. (Ab.)

Adelheid. Geh nur! Das fehlte noch, daß er ſich zu überheben anfängt! Wir wollen's ihm wehren. Gottfried ſoll aus der Welt; da befrei ich Sickingen von einem leidigen Bande. Und dann, Weislingen, mach Dich zur Ruhe gefaßt! Du biſt zu ein fauler Geſelle, als daß ich auf der Reiſe länger Dich fortſchleppen ſollte. Lieg! Lieg! Verſteck Dich unter den Boden, Du Feiger! Es dürfen tauſend Herolde, drei Schritte von Dir, tauſend Herausforderungen herabtrompeten, und Du kannſt in Ehren außenbleiben. (Ab.)

Kerker.

Gottfried. Eliſabeth.

Eliſabeth. Ich bitte Dich, rede mit mir, lieber Mann! Dein

*) Vgl. S. 106 und die betreffende dritte Note.

Stillschweigen ängstigt mich. Du verglühst in Dir selbst. Ach, ich wollte lieber die Flammen in meinen Gemächern sich begegnen, als diese tiefe Verzweiflung Dein Gehirn durchschleichen sehen. Rede mit mir! Laß mich Deine Wunden verbinden! Wir wollen sehen, ob sie besser geworden sind, daß nur Deine Seele durch die geringste Thätigkeit, durch eine dämmernde Hoffnung, und wenn's Abenddämmerung wäre, aus sich selbst herausgerissen werde.

Gottfried. Sie haben mich nach und nach verstümmelt — meine Hand, meine Freiheit, Güter und guten Namen. Das Schlechtste haben sie zuletzt aufbehalten, meinen Kopf; und was ist der ohne das Andre!

Elisabeth. Welch eine muthlose Finsterniß! Ich finde Dich nicht mehr.

Gottfried. Wen suchtest Du? Doch nicht Gottfrieden von Berlichingen? Der ist lang' hin. Das Feuer des Neids hat seine Dächer verbrannt; sie sind übereinandergestürzt und haben die Mauern mit erschlagen. Das verwuchs mit Epheu, und die Bauern führten Steine davon, den Grund ihrer Häuser damit zu legen. Wölfe wohnten im Gesträuch, und die Eule sitzt in der Mauer. Du findest hier nur ein verfallen Gewölbe eines stolzen Schlosses, worin der Geist seines alten Besitzers ächzend herumgleitet.

Elisabeth. Lieber Mann, Lersen wird bald kommen.

Gottfried. Glaubst Du?

Elisabeth. Ich erzählt's Euch ja gestern.

Gottfried. Ich weiß nichts davon.

Elisabeth. Du merkst nicht auf, wenn ich rede. Ich ging zu einem der kaiserlichen Regimentsräthe und bat ihn, Lersen's Bann aufzuthun: Du seist arm und alt und unglücklich; der einzige Diener sei Dir blieben. Er hieß mich wiederkommen, und da sagt' er mir zu: „Er soll los, auf Urlehde sich auf Marientag nach Augsburg zu stellen." Der Rath von Heilbronn hab den Auftrag, ihn schwören zu lassen. Ich schrieb ihm.

Gottfried. Ich werde Freud haben, ihn zu sehen. Auf Marie Himmelfahrt nach Augsburg? Bis dahin werd ich sein nicht mehr bedürfen.

Elisabeth. Richtet Euch auf! Es kann Alles sich wenden.

Gottfried. Wen Gott*) niederschlägt, der richtet sich selbst

*) Aehnlich das sprichwörtliche „Wen Gott nicht hält, der fällt" (Körte's Sprichwörter ꝛc., Nr. 2349).

nicht wieder auf. Ich weiß am Beſten, was auf meinen Schultern liegt. Es iſt nicht das Unglück. Ich habe viel gelitten. Liebe Frau, wenn ſo von allen Seiten die Widerwärtigkeiten dringen und ohne Verbindung unter ſich ſelbſt auf einen Punkt bringen, dann, dann fühlt man den Geiſt, der ſie zuſammen bewegt. Es iſt nicht Weislingen allein, es ſind nicht die Bauern allein, es iſt nicht der Tod des Kaiſers*) allein. Es ſind ſie alle zuſammen. Meine Stunde iſt kommen. Ich hoffte nicht, daß es eine der wintermitternächtlichſten ſein ſollte.

Vorm Gefängniß.

Lerſen. Eliſabeth.

Lerſen. Gott nehm das Elend von Euch! Marie iſt hier.

Eliſabeth. Marie?

Lerſen. Auf Euern Befehl bracht ich ihr Nachricht von Allem. Sie antwortete mir nichts als: „Lerſen, ich geh mit Dir.“ Sie ängſtet ſich, ihren Bruder zu ſehen. Ach, gnädge Frau, ich fürcht Alles. Weislingen iſt erſter Kommiſſarius, und man hat ſchon mit unerhörten Exekutionen den Anfang gemacht. Georg Metzler iſt lebendig verbrannt, die Andern gerädert, enthauptet, gevierthelt. Das Land rings umher gleicht einer Metzge,**) wo Menſchenfleiſch wohlfeil iſt.

Eliſabeth. Weislingen Kommiſſar! Wo iſt Sickingen?

Lerſen. Ihr hörtet nichts von ſeiner Unternehmung? Sobald der Kaiſer die Augen zugethan hatte, griff er nach den Waffen und überfiel Trier***) unverſehens. Es iſt eine ſchreckliche Bewegung im Reich über das.

Eliſabeth. Weislingen Kommiſſar! Ein Strahl, ein Strahl von Hoffnung! Wo iſt Marie?

Lerſen. Im Wirthshauſe.

Eliſabeth. Führe mich zu ihr!

Weislingen's Schloß.

Adelheid. Es iſt gethan. Es iſt gethan. Er hat Gottfriedens Todesurtheil unterſchrieben, und ſchon trägt das fließende Waſſer†) auch ſeine Lebenskräfte der Verweſung entgegen. Schwarze

*) In Wirklichkeit ſtarb Maximilian I. am 12. Januar 1519.
**) „Metzg, Metzig“, oberdeutſcher Ausdruck für „Fleiſchbank“.
***) Vgl. die erſte Note zu S. 97.
†) Mit Beziehung auf die Worte der Zigeunermutter, S. 105.

Mutter, wenn Du mich betrogen hättest! Wenn Deine Sympathie leeres Gaukelſpiel wäre! Gift — Gift — Du Fluch des Himmels, der Du unſichtbar um Miſſethäter ſchwebſt und die Luft vergifteſt, die ſie einziehen, ſtehe meinen Zaubermitteln bei! Verzehre, verzehre dieſen Meiſtlingen, den Verräther an der ganzen Welt! Rette mich aus ſeinen todten Umarmungen und laß meinen Sickingen ſeiner Wünſche theilhaftig werden und mich des meinigen! Siege, ſiege, würdigſter, ſchönſter Mann, den ſchönſten Sieg! Und dann flieg in meine Arme! Die heißeſte Bruſt des Ueberwinders ſoll an dieſem Buſen noch erwärmter werden.

Franz. Die Pferde ſind geſattelt.

Adelheid. Gut. Ich muß noch von meinem Mann Abſchied nehmen. Was haſt Du? Du ſiehſt ſo kummervoll.

Franz. Es iſt Euer Wille, daß ich mich todt ſchmachten ſoll. In den Jahren der Hoffnungen macht Ihr mich verzweifeln.

Adelheid (vor ſich). Er dauert mich! Es koſtet mich nichts, ihn glücklich zu machen. (Laut.) Franz, Du rechneſt Deine Dienſte hoch an.

Franz. Meine Dienſte für nichts, gnädge Frau; aber meine Liebe kann ich nicht geringer ſchätzen als mich ſelbſt; denn ſie füllt mich ganz, ganz.

Adelheid. Begleitſt Du mich?

Franz. Wenn Ihr's befehlt!

Adelheid. Komm nur mit! (Ab.)

Franz. Sie lächelt. Unglücklicher Junge, ſo führt ſie Dich herum. Meine Hoffnung krümmt ſich und kann nicht erſterben. Sie iſt ich ſelbſt. Ach, muß ich ihr nicht Arznei und Speiſen reichen? (Ab.)

Eliſabeth. Maria.

Eliſabeth. Ich bitte Dich, Marie, thu's! Wenn's was Geringers wäre als Deines Bruders Leben, wollt ich Dich abhalten, dieſen Menſchen wiederzuſehn. Er iſt der oberſte Kommiſſarius und kann Alles.

Maria. Wie wird mir's ſein, wenn er mich verächtlich fortſchickt?

Eliſabeth. Er wird's nicht thun. Er hatte von jeher ein zu weiches Herz. Und der Anblick Deſſen, dem wir Unrecht gethan haben, im Elend, hat ſo was Greifendes,*) daß die menſchliche Natur ihm nicht widerſteht.

---

*) Im Sinne von „Ergreifendes" häufig bei Goethe.

Maria. Was wird Sickingen sagen?

Elisabeth. Billigen wird er's. Und thät er's nicht, so war das Leben Deines Bruders wol ein saures Wort von Deinem Manne werth.

Maria. Ich habe zwei Reiter. Ich will fort. Laß mich Gottfrieden erst sehen!

Elisabeth. Nein! Nein! Ich fürcht jeden Augenblick. Geh, Liebe, und sieh ihn jahrelang!*) Er ist der Edelste unter den Menschen. (Ab.)

Adelheidens Schloß.

Adelheid. Franz in ihren Armen.

Adelheid. Verlaß mich, Franz! Der Wächter singt auf dem Thurn; heimlich schleicht der Tag heran. Daß Niemand erwache und in den Busen unsers Geheimnisses schaue!

Franz. Soll ich fort? Oh, das geht über alle Höllenstrafen, die Glückseligkeit des Himmels nur einen kleinen Augenblick zu genießen! Tausend Jahre sind nur eine halbe Nacht. Wie daß ich den Tag! Lägen wir in einer uranfänglichen Nacht, eh das Licht geboren ward, oh, ich würde an Deinem Busen der ewigen Götter einer sein, die in brütender Liebeswärme in sich selbst wohnten und in einem Punkte die Keime von tausend Welten gebaren und die Gluth der Seligkeit von tausend Welten auf einen Punkt fühlten.**)

Adelheid. Verlaß mich, kleiner Schwärmer!

Franz. Der schwärmt, wer nichts fühlt, und schlägt mit seinen Flügeln den leeren Raum. Ich bin so in Freude versunken, daß sich keine Nerve rühren kann.

Adelheid. Geh! Die Knechte stehen früh auf.

Franz. Laßt mich! Reißt mich nicht so auf einmal aus der Hitze in den Frost! Die leere Erinnerung würde mich rasend machen.

Adelheid. Wenn sich nicht Hoffnung zu ihr gesellte.

Franz. Hoffnung — Du schön Wort! Ich hatt sie ganz vergessen. Die Fülle des Genusses ließ keiner Hoffnung Platz. — Das ist das erste Mal in meinem Leben, daß ich hoffe. Das Andre waren Maulwurfs-Ahndungen.***) — Es tagt. — Ich will fort! —

*) Wenn Du ihn gerettet hast.

**) Was hier Franz in den Mund gelegt wird, ist eine Art Mischung von den Vorstellungen der Orphiker und des Empedokles.

***) D. h. solche Ahnungen, die nur dunkel und unbestimmt waren.

(Er umarmt sie.)

So ist kein Ort der Seligkeit im Himmel. Ich wollte meinen Vater ermorden, wenn er mir diesen Platz streitig machte. (Ab.)

Adelheid. Ich habe mich hoch ins Meer gewagt, und der Sturm fängt an fürchterlich zu brausen. Zurück ist kein Weg. Weh, weh! Ich muß Eins den Wellen preisgeben, um das Andre zu retten. Die Leidenschaft dieses Knaben droht meinen Hoffnungen. — Könnte er mich in Sickingen's Armen sehen, er, der glaubt, ich habe Alles in ihm vergessen, weil ich ihm eine Gunst schenkte, in der er sich ganz vergaß? — Du mußt fort — „Du würdest Deinen Vater ermorden!" — Du mußt fort! — Eben der Zaubergift,*) der Deinen Herrn zum Grab führt, soll Dich ihm hinterdrein bringen. Er soll. — Wenn's nicht fürchterlicher ist, zu sterben, als Einem dazu zu verhelfen, so thu ich Euch kein Leids. Es war eine Zeit, wo mir graute. So sind alle Sachen, wenn sie in die Nähe treten, alltäglich. (Ab.)

Weislingen's Schloß.

Gegen Morgen.

Weislingen. Ich bin so krank, so schwach. Alle meine Gebeine sind hohl. Ein elendes Fieber hat das Mark ausgefressen. Keine Ruh und Rast, weder Tag noch Nacht. Im halben Schlummer giftige Träume. Die vorige Nacht begegnete ich Gottfrieden im Walde. Er zog sein Schwert und forderte mich heraus. Ich hatte das Herz nicht, nach meinem zu greifen, hatte nicht die Kraft. Da stieß er's in die Scheide, sah mich verächtlich an und ging vorbei. — Er ist gefangen, und ich zittre vor ihm. Elender Mensch! Sein Kopf hängt an meinem Wort, und ich bebte vor seiner Traumgestalt wie ein Missethäter. Gottfried! Gottfried! — Wir Menschen führen uns nicht selbst; bösen Geistern ist Macht über uns gelassen, daß sie ihren höllischen Muthwillen an unserm Verderben üben. (Er setzt sich.) — Matt! Matt! Wie sind meine Nägel so blau! Ein kalter, kalter verzehrender Schweiß lähmt mir jedes Glied. Es dreht**) mir Alles vorm Gesicht. Könnt ich schlafen! Ah! — —

Maria tritt auf.

Jesus Maria! — Laß mir Ruh! — Laß mir Ruh! — Seliger Geist, quäle mich nicht! — Die Gestalt fehlte noch! — Sie

*) Vgl. Werke. X. S. 430. Z. 21. **) Vgl. S. 100, vierte Note.

ſtirbt! Marie ſtirbt und zeigt ſich mir an. — Verlaß mich, ſeliger Geiſt! Ich bin elend genug.

Maria. Weislingen, ich bin kein Geiſt. Ich bin Marie.

Weislingen. Das iſt ihre Stimme.

Maria. Ich komme, meines Bruders Leben von Dir zu erflehn; er iſt unſchuldig, ſo ſtrafbar er ſcheint.

Weislingen. Still, Marie! Du Engel des Himmels bringſt die Qualen der Hölle mit Dir. Rede nicht fort!

Maria. Und mein Bruder ſoll ſterben? Weislingen, es iſt entſetzlich, daß ich Dir zu ſagen brauche: er iſt unſchuldig! — daß ich jammern muß, Deine Hand von dem abſcheulichſten Mord zurückzuhalten! Deine Seele iſt bis in ihre innerſte Tiefen von feindſeligen Mächten beſeſſen. Das iſt Adelbert!

Weislingen. Du ſiehſt, der verzehrende Athem des Tods hat mich angehaucht; meine Kraft ſinkt nach dem Grabe. Ich ſtürbe als ein Elender, und Du kommſt, mich in Verzweiflung zu ſtürzen. Wenn ich reden könnte! Dein höchſter Haß würde in tiefſten Jammer zerſchmelzen. Oh! Marie! Marie! (Er geht nach ſeinem Tiſch.) Hier iſt das Todesurtheil Deines Bruders, unterſchrieben.

Maria. Heiliger Gott!

Weislingen. Und hier zerreiß ich's. Meine letzten Kräfte ſollen um ſeine Befreiung ringen. (Er ſetzt ſich, zu ſchreiben.) Könnt ich, könnt ich retten, was ich ins Verderben ſtürzte!

Maria (vor ſich). Er iſt ſehr krank. Sein Anblick zerreißt mir das Herz. Wie liebt ich ihn! Und wie ich ſein Angeſicht ſehe, fühl ich, wie lebhaft! Er hatte meine ganze Liebe, er hat mein volles Mitleiden.

Weislingen zieht die Schelle. Fräulein kommt weinend.

Weislingen. Ein Licht! Biſt Du allein da? Wo iſt Franz? Wo die Andern?

Fräulein. Ach, Herr!

Maria. Wie ich hereinkam, ſah ich Niemanden, außer dem Thorwächter.

Fräulein. Sie haben dieſe Nacht geraubt, was ſie kriegen konnten, den Thorwächter mit Dolchen genöthigt, aufzuſchließen, und ſind davon.

Weislingen. Ich danke Dir, Gott! Ich ſoll noch büßen, eh ich ſterbe. Und Franz?

Fräulein. Nennt ihn nicht! Es dringt mir durch die Seele. Ein noch ſchrecklicheres Fieber, als Euch ermattet, wirft ihn auf ſeinem Lager herum. Bald raſ't er an den Wänden hinauf, als

wenn an der Decke seine Glückseligkeit geheftet wäre; bald wirft er sich auf den Boden mit rollenden Augen. Schrecklich, schrecklich! Dann wird er still und matt und blickt nur mit Thränen in den Augen und seufzt — und nennt Eure Gemahlin.

Weislingen. Er hing sehr an ihr.

Maria. Es ist traurig.

Fräulein. Es ist mehr als das. Eine weise Frau aus dem Dorfe, die ich heraufrief, behauptete, seine Lebenskräfte seien durch schreckliche Zauberformeln mit der Verwesung gepaart; er müsse sich verzehren und sterben.*) —

Weislingen. Aberglauben!

Fräulein. Wollte Gott! Aber mein Herz sagt mir, daß sie nicht lügt. Ich sagte ihr Euern Zustand; sie schwur das Nämliche und sagte, Ihr müßt verzehren und sterben.

Weislingen. Das fühle ich, es sei nun durch wunderbaren unbegreiflichen Zusammenhang der Natur oder durch höllische Kräfte. Das ist wahr, vor weniger Zeit war ich frisch und gesund. Ein Licht! —

(Fräulein ab.)

Alles, was ich kann, enthält dieser Brief. Gieb ihn dem von Seckendorf,**) der Regimentsrath, in seine Hände! Er war immer mir entgegen, ein Herz voll Liebe. Was sein kann, wird sein. — Du bist zu einer grausamen Scene gekommen. Verlassen von aller Welt, im Elend der jämmerlichsten Krankheit, beraubt von Denen, auf die ich traute — siehst Du, ich bin gesunken, tief, tief.

Maria. Gott nicht Euch auf!

Weislingen. Der bat lang' sein Antlitz von mir gewendet. Ich bin meinen eignen Weg gegangen, den Weg zum Verderben.

(Fräulein mit Licht.)

Ist der Bote noch nicht zurück, den ich nach meiner Frau sendete? Gott, ich bin ganz allein mit Dir armem Mädchen.

Fräulein. Ach, gnädger Herr!

Weislingen. Was hast Du?

Fräulein. Ach, sie wird nicht kommen.

Weislingen. Adelheid? Woher weißt Du's?

Fräulein. Laßt mich's Euch verschweigen!

Weislingen. Rede! Der Tod ist nah und die Hölle mir; was kann mich tiefer stoßen?

---

*) Wiederholung der bereits S. 105, Z. 20 gebrauchten Worte, so daß also auf eine bekannte Zauberformel hingedeutet wird.

**) Hans von Seckendorf, der um's Jahr 1512 Markgräflich-Ansbach'scher Hofmeister war, wird öfters in der „Lebensbeschreibung" erwähnt.

Fräulein. Sie wartet auf Euern Tod. Sie liebt Euch nicht.

Weislingen. Das Letzte fühlt ich lang', das Erſte vermuthet ich. Marie, ſiegle Du! Ich bin zu ſchwach.

Fräulein. Sie haßt Euch, ſie wünſcht Euern Tod; denn ſie brennt für den Edeln von Sickingen; ſie liebt ihn bis zur Raſerei. Und Euer Tod —

Weislingen. Marie! Marie! Du biſt gerächt!

Maria. Meinen Mann?

Fräulein. Iſt's Euer Mann? (Vor ſich.) Wie lieb iſt mir's, daß ich nicht mehr geſagt habe!

(Fräulein ab.)

Weislingen. Nimm Deinen Brief und geh, liebe Seele! Geh aus der Nachbarſchaft dieſer Hölle!

Maria. Ich will bei Dir bleiben, armer Verlaſſner.

Weislingen. Ich bitte Dich, geh! Elend! Elend! Ganz allein zu ſterben — von Niemandem gepflegt, von Niemandem beweint! Schon die Freudenfeſte nach ſeinem Tode vorſummen hören! Und den letzten einzigen Troſt, Marie, Deine Gegenwart — Ich muß Dich wegbitten — Das iſt mehr Qual als Alles.

Maria. Laß mich! Ich will Deiner warten. Denk, ich ſei eine Wärterin, dieſes Mädchens Schweſter! Vergiß Alles! Vergeſſe Dir Gott ſo Alles, wie ich Dir Alles vergeſſen!

Weislingen. Du Seele voll Liebe! Bete für mich, bete für mich! Mein Herz iſt verſchloſſen. Sogar ich fühle nur Elend in Deiner Liebe.

Maria. Er wird ſich Deiner erbarmen — — Du biſt matt.

Weislingen. Ich ſterbe, ſterbe, und kann nicht erſterben. Und in dem fürchterlichen Streit des Lebens und Todes zerriſſen, ſchmeck ich die Qualen der Hölle alle vor.

Maria. Erbarmer, erbarme Dich ſeiner! Nur einen liebevollen Blick in ſein Herz, daß es ſich zum Troſt öffne, und ſein Geiſt Hoffnung, Lebenshoffnung in den ewigen Tod hinüberbringe! —

Ein kleines unterirdiſches Gewölb.

Das heimliche Gericht.*)

Sieben Oberrichter um einen ſchwarzbedeckten Tiſch, worauf ein Schwert und Strang, **Hend**; auf jeder Seite **ſieben Unterrichter**, ſtehend, alle in weißen langen Kleidern, vermummt.

Erſter Oberrichter. Ihr Richter des heimlichen Gerichts, die

---

*) Die Anſchauungen für die auf das Vehmgericht bezüglichen Scenen

Ihr schwört auf Strang und Schwert, unsträflich zu sein und zu richten im Verborgenen und zu strafen im Verborgenen, Gott gleich! Sind Eure Herzen rein und Eure Hände, so hebt die Arme empor und ruft über die Missethäter: Wehe! Wehe!

Alle (mit emporgehobenen Armen). Wehe! Wehe!

Erster Oberrichter. Rufer, beginne das Gericht!

Erster Unterrichter (tritt vor). Ich, Rufer, rufe die Klage gegen den Missethäter. Wessen Herz rein ist, und wessen Hände rein sind, zu schwören auf Strang und Schwert, der klage bei Strang und Schwert, klage, klage!

Ein zweiter Unterrichter (tritt auf). Mein Herz ist rein von Missethat und meine Hand von unschuldigem Blut. Verzeih mir Gott böse Gedanken und hemme den Weg zum Willen! Ich hebe meine Hand auf und klage, klage, klage.*)

Erster Oberrichter. Wen klagst Du an?

Kläger. Ich klage an auf Strang und Schwert Adelheide von Weislingen. Sie hat Ehebruchs sich schuldig gemacht und ihren Mann sammt seinem Knaben durch geheime verzehrende Mittel zu Tode gesaugt. Der Mann ist todt, der Knabe stirbt.

Erster Oberrichter. Schwörst Du zu dem Gott der Wahrheit, daß Du Wahrheit klagst?

Kläger. Ich schwöre.

Erster Oberrichter. Würde es falsch befunden, beutst Du Deinen Hals der Strafe des Mords und des Ehebruchs?

Kläger. Ich biete.

Erster Oberrichter. Eure Stimmen!

(Er steht auf. Erst treten die sechs Oberrichter, darauf die sieben Unterrichter der Rechten, dann die sieben der linken zu ihm und reden heimlich. Er setzt sich.)

Kläger. Richter des heimlichen Gerichts, was ist Euer Urtheil über Adelheiden von Weislingen, bezüchtiget des Ehebruchs und Mords?

Oberrichter. Sterben soll sie! Sterben des bittern Tods! Mit Strang und Dolch! Büßen doppelt doppelte Missethat. Streckt Eure Händ empor und ruft „Weh!“ über sie, „Wehe! Weh!“ und übergebt sie den Händen des Rächers!

Alle. Weh! Weh! Weh!

---

gewann Goethe aus dem „Corpus iuris Germanici, publici ac privati, hactenus inedita e bibliotheca Senckenbergiana. 1760“ (vgl. Zimmer: Götz v. Berlichingen erläutert, S. 31).

*) Dieser dreimalige Ruf ist in dem ältesten germanischen Recht begründet. Ebenso wird nachher dreimal „Wehe“ gerufen.

Oberrichter. Rächer, Rächer, tritt auf!

(Der Rächer tritt auf.)

Faß hier Strang und Schwert, ſie zu tilgen von dem Angeſichte des Himmels binnen acht Tage Zeit! Wo Du ſie findeſt, nieder mit ihr in Staub, Du oder Deine Gebilfen! Richter, die Ihr richtet im Verborgenen, Gott gleich, bewahrt Euer Herz vor Miſſethat und Eure Hände vor unſchuldigem Blut!

Wirthshaus.

Maria. Lerſen.

Maria. Endlich komm ich und bringe Troſt, guter Mann. Führe mich zu meinem Bruder!

Lerſen. Wenn Ihr ein Engel des Himmels wäret und ein Wunderevangelium verkündiget, dann wollt ich ſagen „Willkommen!" So lang' Euer Troſt auf dieſer Erde geboren iſt, ſo lang' iſt er ein irdiſcher Arzt, deſſen Kunſt juſt in dem Augenblick fehlt, wo man ſeiner Hilfe am Meiſten bedarf.

Maria. Bring ich nichts, wenn ich ſage: „Weislingen iſt todt, durch ihn und in ihm Gottfriedens Todesurtheil und Gericht zerriſſen?" und wenn ich hier einen Zettel*) darlege, der von Seiten der kaiſerlichen Kommiſſion Gottfriedens Gefängniß erleichtert?

Lerſen. Müßt ich Euch nicht dagegen rufen: „Georg iſt todt"?

Maria. Georg? Der goldne Junge! Wie ſtarb er?

Lerſen. Er ſtarb einen Reitertod. Als die Nichtswürdigen Miltenberg verbrannten, ſandt ihn ſein Herr, ihnen Einhalt zu thun. Da fiel ein Trupp Bündiſcher auf ſie los. Georg — hätten ſie ſich Alle gewehrt wie er! — Sie hätten Alle das gute Gewiſſen haben müſſen! Viele retteten ſich durch die Flucht, Viele wurden gefangen, Einige erſtochen — und unter den Letzten blieb Georg. O daß ich ihm hätte die Augen zudrücken und hören können, wie ſein letztes Wort Euern Bruder ſegnete!

Maria. Weiß es Gottfried?

Lerſen. Wir verbergen's vor ihm. Er fragt mich zehnmal und ſchickt mich zehnmal des Tags, zu forſchen, was Georg macht. Ich fürchte, ſeinem Herzen dieſen letzten Stoß zu geben. Denn ach, muß ich's Euch ſagen, Marie — ſein alter, ſchwer verwundeter Körper hat nicht Kräfte genug, einem drückenden Gefängniß und dem mächtigen Kummer zu widerſtehen, der ihn

*) Vgl. S. 93, erſte Note.

mit allen Otterzungen anfällt. Ich glaubte nicht, daß er Eure Rückkunft erleben würde.

Maria. O Gott, ſind denn die Hoffnungen dieſer Erde Irrlichter, die, unſrer zu ſpotten und uns zu verführen, muthwillig in ängſtliche Finſterniß einen freundlichen Strahl zu ſenden ſcheinen? Bring mich zu ihm!

Adelheidens Schlafzimmer.

Adelheid. Daß es Morgen wäre! Mein Blut wird wie von ſeltſamen Ahndungen herumgetrieben, und der Sturm vertreibt den ruhigen Wandrer Schlaf. Ich bin müd, daß ich weinen möchte, und meine Begierde nach Ruhe zählt jeden Augenblick der ewigen Nacht, und ſie wird im Fortſchreiten länger. Es iſt Alles ſo dunkel! Kein Stern am Himmel! Düſter, ſtürmiſch! In einer ſolchen Mitternacht fand ich Dich, Sickingen! In einer ſolchen Nacht hatte ich Dich in meinen Armen! Meine Lampe mangelt Oels. Es iſt ängſtlich, in der Finſterniß zu wachen. (Sie zieht die Schelle.) Mag ein Knecht ſeinen Schlaf verlaſſen! Ich bin ſo allein! Die mächtigſten Leidenſchaften waren meiner Seele Geſellſchaft genug, daß ich in der fürchterlichſten Höhle nicht allein geweſen wäre. Sie ſchlafen auf einmal, und ich ſtehe nackend wie ein Miſſethäter vor Gericht. — Ich ließ mein Mädchen — Ob Weislingen todt iſt? — (Sie zieht die Schelle.) Es hört Niemand. Der Schlaf hält ihnen die Ohren zu! Ob Franz todt iſt? — Es war ein lieber Junge. (Sie ſetzt ſich an Tiſch.) Sickingen! Sickingen! (Sie ſchläft ein.)

Franzens Geiſt (zeigt ſich an). Adelheid!

Mörder (kommt unterm Bett hervor). Endlich ſchläft ſie! Sie hat mir die Zeit lang' gemacht.

Geiſt. Adelheid! (Verſchwindet.)

Adelheid (erwacht). Ich ſah ihn! Er rang mit der Todesangſt! Er rief mir, rief mir! Seine Blicke waren hohl und liebevoll — Mörder! Mörder!

Mörder. Rufe nicht! Du rufſt dem Tod! Rachegeiſter halten der Hilfe die Ohren zu.

Adelheid. Willſt Du mein Gold? Meine Juwelen? Nimm ſie! Laß mir das Leben!

Mörder. Ich bin kein Räuber. Finſterniß hat Finſterniß gerichtet, und Du mußt ſterben.

Adelheid. Wehe! Wehe!

Mörder. Ueber Deinen Kopf! Wenn die ſcheußlichen Ge-

ſtalten Deiner Thaten Dich nicht zur Hölle hinabſchrecken, ſo blick auf, blick auf zum Rächer im Himmel und bitt, mit dem Opfer genug zu haben, das ich ihm bringe!

Adelheid. Laß mich leben! Was hab ich Dir gethan? Ich umfaß Deine Füße.

Mörder (vor ſich). Ein königliches Weib! Welcher Blick! Welche Stimme! In ihren Armen würd ich Elender ein Gott ſein. — Wenn ich ſie täuſchte! — Und ſie bleibt doch in meiner Gewalt! —

Adelheid (vor ſich). Er ſcheint bewegt.

Mörder. Adelheid, Du erweichſt mich. Willſt Du mir zugeſtehen —?

Adelheid. Was?

Mörder. Was ein Mann verlangen kann von einer ſchönen Frau in tiefer Nacht!

Adelheid (vor ſich). Mein Maaß iſt voll. Laſter und Schande haben mich wie Flammen der Hölle mit teufliſchen Armen umfaßt. Ich büße, büße. Umſonſt ſuchſt Du Laſter mit Laſter, Schande mit Schande zu tilgen. Die ſcheußlichſte Entehrung und der ſchmählichſte Tod in einem Höllenbild vor meinen Augen!

Mörder. Entſchließe Dich!

Adelheid (ſteht auf). Ein Strahl von Rettung!

(Sie geht nach dem Bette, er folgt ihr; ſie zieht einen Dolch von Häupten und ſticht ihn.)

Mörder. Bis ans Ende Verrätherin!

(Er fällt über ſie her und erdroſſelt ſie.)

Die Schlange!

(Er giebt ihr mit dem Dolch Stiche.)

Auch ich blute. So bezahlt ſich Dein blutig Gelüſt! — Du biſt nicht der Erſte. — Gott, machteſt Du ſie ſo ſchön, und konnteſt Du ſie nicht gut machen! — (Ab.)

Ein Gärtchen am Gefängniſſe.

Gottfried. Eliſabeth. Maria. Lerſen.

Gottfried. Tragt mich hier unter dieſen Baum, daß ich noch einmal die Luft der Freiheit aus voller Bruſt in mich ſauge und ſterbe!

Eliſabeth. Darf ich Lerſen nach Deinem Sohn ins Kloſter ſchicken, daß Du ihn noch einmal ſähſt und ſegneteſt?

Gottfried. Laß ihn! Er iſt heiliger als ich, er braucht mei-

nen Segen nicht. — An unſerm Hochzeittag, Eliſabeth, ahndete mir's nicht, daß ich ſo ſterben würde. — Mein alter Vater ſegnete uns, und eine Nachkommenſchaft von edeln, tapfern Söhnen quoll aus ſeinem Gebet. — Du haſt ihn nicht erhört, und ich bin der Letzte. — Lerſen, Dein Angeſicht freut mich in der Stunde des Todes mehr als im muthigſten Gefecht. Damals führte mein Geiſt den Gurigen; jetzt hältſt Du mich aufrecht. Ach, daß ich Georgen noch einmal ſähe, mich an ſeinem Blick wärmte! — Ihr ſeht zur Erde und meint. — Er iſt todt — Georg iſt todt — Stirb, Gottfried! — Du haſt Dich ſelbſt überlebt, die Edeln überlebt. — Wie ſtarb er? — Ach, fingen ſie ihn unter den Mordbrennern, und er iſt hingerichtet?

Eliſabeth. Nein, er wurde bei Miltenberg erſtochen; er wehrte ſich wie ein Löw um ſeine Freiheit.

Gottfried. Gott ſei Dank, ſein Tod war Belohnung. — Auch war er der beſte Junge unter der Sonne und tapfer. — Löſe meine Seele nun! — Arme Frau! Ich laſſe Dich in einer nichtswürdigen Welt. Lerſen, verlaß ſie nicht! Verſchließt*) Eure Herzen ſorgfältiger als Eure Thüren! Es kommen die Zeiten des Betrugs; es iſt ihm Freiheit gegeben. Die Schwachen werden regieren mit Liſt, und der Tapfre wird in die Netze fallen, womit die Feigheit die Pfade verwebt. Marie, gebe Dir Gott Deinen Mann wieder! Möge er nicht ſo tief fallen, als er hoch geſtiegen iſt!**) Selbitz ſtarb und der gute Kaiſer und mein Georg — Gebt mir einen Trunk Waſſer! — Himmliſche Luft! — Freiheit! Freiheit! (Er ſtirbt.)

Eliſabeth. Nur droben, droben bei Dir! Die Welt iſt ein Gefängniß.

Maria. Edler, edler Mann! Wehe dem Jahrhundert, das Dich von ſich ſtieß!

Lerſen. Wehe der Nachkommenſchaft, die Dich verkennt!

---

*) Die letzten Worte des Götz enthalten manche bibliſche Reminiscenzen.

**) Die Unternehmungen Sickingen's waren ganz zu Anfang von glücklichem Erfolge begleitet.

Erwin und Elmire.

Erſte Bearbeitung in Proſa.

1775.

Vorbemerkung des Herausgebers.

Es ist bereits früher (Werke, IX. S. 9) erwähnt worden, daß das Singspiel „Erwin und Elmire" der Zeit seiner ersten Bearbeitung nach dem Anfange des Jahres 1775 angehört; auch ist dort das Gedicht namhaft gemacht, durch welches Goethe zu seiner Arbeit angeregt wurde, und ebenso wurde der persönlichen Beziehungen gedacht, denen er in diesem Singspiel Ausdruck gegeben hat. Nachdem wir an gleicher Stelle auch bereits die Verschiedenheiten beider Bearbeitungen sowohl in Bezug auf die dramatische Behandlung des ganzen Stückes als auf dessen speziellen Inhalt bezeichnet haben, bleibt uns nur noch übrig, auf einen andern Hauptunterschied hinzuweisen, der zwischen der älteren und der neuern Bearbeitung besteht. Es ist dies der Unterschied in der Sprache, — ganz abgesehen von der Umwandlung in Jamben, welche bei der zweiten Bearbeitung stattgefunden hat. Goethe's „Götz" in seinen zwei ersten Gestalten, „Werther", die satyrischen Dramen (s. Werke, VIII. S. 133 ff.) und eine Anzahl der lyrischen Gedichte, kurz, das Meiste, was er bis zum Jahre 1775 geschrieben, trägt einen so deutlichen Stempel ächt volksthümlicher Ausdrucksweise an sich, wie es bei wenigen Werken damaliger Zeitgenossen gefunden wird. Es ist dies allerdings zum Theil Resultat der Anschauungen, wie sie der Genieperiode eigen waren; aber gleichwol ist Goethe von den übrigen Repräsentanten derselben auch schon in dieser Beziehung verschieden. Während Diese zum Theil nach einer gewissen Kraft und Markigkeit des Ausdrucks suchen und gerade hierdurch unnatürlich erscheinen, verstand es Goethe frühzeitig,

sich die Eigenthümlichkeiten des Volksausdrucks anzueignen und dessen Kraft, Innigkeit und Naivetät zur Geltung zu bringen. Eine naturgemäße Folge hiervon zeigt sich darin, daß er auch mundartliche Eigenthümlichkeiten keineswegs vermied und veraltete Worte und Wortformen, sobald nur etwas Charakteristisches in ihnen zu liegen schien, ohne Bedenken verwendete. Auch „Erwin und Elmire", und fast mehr noch „Klaudine von Villa Bella", sind in dieser volksthümlichen Sprache geschrieben und enthalten daher eine nicht geringe Zahl von Ausdrücken, Flexionsformen und Konstruktionen, die in den Anmerkungen grammatische und lexikalische Erörterungen und Hinweisungen nothwendig machten.

Der Text, wie wir ihn geben, ist der der „Iris" (siehe Werke, IX. S. 9) und der vollständig gleichlautenden Ausgabe von 1775 (Erwin und Elmire. Ein Schauspiel mit Gesang. Frankfurt und Leipzig). Auf die Abweichungen der Himburg'schen und anderer Nachdrucke einzugehen, lag nur selten eine Veranlassung vor.

Erwin und Elmire.

Ein Schauſpiel mit Geſang.

Den kleinen Strauß, den ich Dir binde,
Pflückt' ich aus dieſem Herzen hier.
Nimm ihn gefällig auf, Belinde!
Der kleine Strauß, er iſt von mir.*)

*) S. Werke, III. S. 18.

Perſonen.

Olympia.
Elmire, ihre Tochter.
Bernardo.
Erwin.

Der Schauplatz iſt nicht in Spanien.*)

*) Vgl. Werke, IX. S. 11. Dieſe ſeltſame Ortsbezeichnung, die in der dort erwähnten Parodie des Stückes verſpottet wurde, ſcheint ihren Urſprung daher zu haben, daß das Singſpiel „Klaudine von Villa Bella“, an welchem Goethe faſt gleichzeitig arbeitete, als in Spanien ſpielend gedacht wird.

Olympia tritt herein und findet **Elmiren** traurig an einem Tische sitzen, auf den sie sich stemmt. Die Mutter bezeigt ein zärtliches Mißvergnügen und sucht sie zu ermuntern.

Olympia. Liebes Kind, was hast Du wieder?
Welch ein Kummer drückt Dich nieder?
Sieh, wie ist der Tag so schön!
Komm, laß uns in Garten gehn!
War das ein Sehnen,
War das ein Erwarten:
„Blühten doch die Blumen!
Grünte doch mein Garten!"
Sieh, die Blumen blühen all,
Hör, es schlägt die Nachtigall!

Was hast Du? Ich bitte Dich, was hast Du? Klage, so lange Du willst, nur das Schweigen ist nur unausstehlich.

Elmire. Liebe Mama, man giebt sich den Humor nicht selbst.

Olympia. Wenn's Humor wäre, wollt ich kein Wort sagen. Wenn Dir eine Ratte*) durch den Kopf läuft, daß Du einen Morgen nichts reden magst oder bei Tische das Maul hängst, sag ich da was drüber? Hat man jemals eine schönere Haushaltung gesehn als unsre, da man einander aus dem Wege geht, wenn man übles Humors ist? Nein, Liebchen, Du sollst nicht lachen, wenn Dir's weinerlich ist; aber ich wollte, daß Dir's nicht weinerlich wäre. Was ist Dir, was fehlt Dir? Sag's! Rede!

Elmire. Mir? Nichts, Mama.

Olympia. Da sei Gott vor, daß Du so ohne Ursache den Kopf hängst! Nein, das ist nichts. Und doch begreif ich nicht — Daß ein Mädel den Kopf hängt, die auf Erlösung paßt, wenn die nicht kommen will, das ist natürlich; daß Eine verdrießlich ist, die nach allen Mannsleuten angelt und keinen fängt, sehr natürlich. — Ist denn das Dein Fall? Du, die Du Schie haben kannst für Einen, die Du eine Mutter hast, die sagt: „Nimm, welchen Du willst**) von den Sechsen, und wenn Dir ein Siebenter etwa in

*) Sprichwörtlicher Ausdruck für „schlechte Laune", von Sanders durch Stellen aus Iffland, Lessing und Wieland nachgewiesen.
**) Die gleiche Form häufig in Goethe's älteren Schriften, z. B. Werke, VIII. S. 270, Z. 19 und Seite 142, Z. 22 dieses Theils.

die Augen sticht, Dir etwa am Herzen liegt, sag mir ihn, nennt mir ihn! Wir wollen sehn, wie wir ihm ankommen.“ Und doch immer Thränen in den Augen! Bist Du krank, willst mir's nicht sagen?

Elmire. Ich bin ja lustig.

(Sie lächelt und wischt sich die Augen.)

Olympia. Das ist eine aparte Art von Lustbarkeit.*) Unterdeß, ich will's so annehmen. (Treffend.) Ich weiß wohl, wo Dir's sticht!**)

Elmire (lebhaft). Liebe Mama!

Olympia (nach einer Pause). An all dem Mißvergnügen, der üblen Laune unsrer Kinder sind wir selber Schuld, ist die neumodische Erziehung Schuld. Ich fühl's schon lang'!

***) Ihr solltet genießen,
Und darbt im Ueberfluß.
Die Jahre, sie fließen;
Man darbet, man muß!

Zu seligem Umfangen
Drängt sich die Brust empor;
Mit quellendem Verlangen
Horcht jedem Laut Dein Ohr;
Im Morgenrothe freuet
Dein eignes Bildniß Dich,
Und himmelab†) bestreuet
Der Weg mit Blumen sich.

Elmire. Was sind all die Seligkeiten
Jener flachen Jugendzeiten
Gegen diesen Augenblick,
Da mein Herz sein volles Glück
Aus der holden Schwermuth trinkt,
Da ich himmelwärts mich sehne
Und in bittersüßer Thräne
Eine Welt im Auge blinkt!

---

*) Nur an dieser Stelle im Sinne von „Lustigkeit“, welches Wort übrigens in einigen Nachdrucken in den Text gesetzt ist.

**) S. die erste Note zu S. 20 dieses Theils.

***) S. die Note zu Werke, III. S. 71 und S. 72, aus welcher zugleich die Gründe für die Aufnahme dieser Strophen in den vorliegenden Text zu entnehmen sind.

†) Der Ausdruck wird bei Sanders noch durch eine Stelle aus Heinse's „Ardinghello“ nachgewiesen.

(Nach einer Pause.)

Liebe Mama, daß Sie doch nie die Sorge gereuen möchte, die Sie auf mich verwendet haben!

Olympia. Nicht das, meine Tochter. Ich sagt's Deinem Vater oft; er wollte nun einmal ein kleines Meerwunder aus Dir gemacht haben; Du wurdest's und bist nicht glücklicher.

Elmire. Sie schienen doch sonst mit mir zufrieden zu sein.

Olympia. Und bin's noch und hätte gar nichts zu klagen, wenn Du nur mit Dir selbst zufrieden wärst. Wie ich jung war, ich weiß nicht, es war Alles ganz anders. Zwar wirft man den Alten vor, sie lobten thöricht das Vergangene und verachteten das Gegenwärtige, weil sie kein Gefühl dafür haben. Aber wahr bleibt wahr; wie ich jung war, man wußte von all den Verfeinerungen nichts, so wenig man von dem Staate was wußte, zu dem man jetzt die Kinder gewöhnt. Man ließ uns lesen lernen und schreiben, und übrigens hatten wir alle Freiheit und Freuden der ersten Jahre. Wir vermengten uns mit Kindern von geringem Stand, ohne daß das unsre Sitten verderbt hätte. Wir durften wild sein, und die Mutter fürchtete nicht für unsern Anzug; wir hatten keine Falbalas*) zu zerreißen, keine Blonden zu verschmutzen, keine Bänder zu verderben; unsre leinene Kleidchen waren bald gewaschen; keine hagre Deutsch-Französin zog hinter uns her, ließ ihren bösen Humor an uns aus und prätendirte etwa, wir sollten so steif, so eitel, so albern thun wie sie. Es wird mir immer übel, die kleinen Mißgeburten in der Allee auf und ab treiben zu sehn. Nicht anders sieht's aus, als wenn ein Kerl in der Messe seine Hunde und Affen mit Reifröcken und Fontangen**) mit der Peitsche vor sich her in Ordnung und auf zwei Beinen hält und es ihnen mit derben Schlägen gesegnet, wenn die Natur wiederkehrt und sie Lust kriegen, einmal à leur aise auf allen Vieren zu trappeln.

Elmire. Darf ich sagen, Mama, daß Sie ungerecht sind, ein Wenig übertreiben und die gute Seite nicht sehen wollen? Welche Vorzüge giebt uns die gegenwärtige Erziehung, die doch noch lang' nicht allgemein ist!

Olympia. Desto besser! Vorzüge? Ich dächte, der größte Vorzug in der Welt wäre, glücklich und zufrieden zu sein. So war unsere Jugend. Wir spielten, sprangen, lärmten und waren schon

*) Französische Form für „Falbeln".
**) Eine Art hoher Kopfputz.

ziemlich große Jungfern, da uns noch eine Schaukel, ein Ballſpiel ergetzte, und nahmen Männer, ohne kaum was von einer Aſſemblée, von Kartenſpiel und Geld zu wiſſen. Wir liefen in unſern Hauskleidern zuſammen und ſpielten um Nüſſe und Stecknadeln und waren herrlich dabei; und eh man ſich's verſah, paſſirt hatten wir einen Mann.

Elmire. Man kriegt heut zu Tage auch Männer und iſt auch luſtig.

Olympia. Aber wie? Da führen ſie ihre Kinder zuſammen. Sie ſitzen im Kreis wie die Damen, trinken ihren Kaffee aus der Hand wie die Damen, ſtatt daß man ſie ſonſt um einen Tiſch ſetzte und es ihnen bequem machte; ſo müſſen ſie anſtändig ſein wie die Damen und auch Langeweile haben wie die Damen, und ſind doch Kinder von innen, und werden durchaus verdorben, weil ſie gleich von Anfang ihres Lebens nicht ſein dürfen, was ſie ſind.

Elmire. Unterdeſſen, unſre Lebensart verlangt's doch jetzt. Wenn wir erzogen würden wie vor Alters, was für eine Figur würden wir in der Geſellſchaft ſpielen!

Olympia. Was für eine Figur, Mädchen? Die Figur, die Eure Mütter geſpielt haben und deren Ihr Euch nicht zu ſchämen haben würdet. Glaubſt Du denn nicht, daß man ein angenehmes Mädchen, eine rechtſchaffne Frau werden könne, wenn man die Erlaubniß gehabt hat, ein Kind zu ſein? Dein Vater hat weder Schande an mir in der großen Welt erlebt, noch hatte er ſich über mein häusliches Leben zu beklagen. Ich ſage Dir, die Kinderſchuhe treten ſich von ſelbſt aus, wenn ſie Einem zu eng werden; und wenn ein Weib Menſchenverſtand hat, kann ſie ſich in Alles fügen. Gewiß, die Beſten, die ich unter unſerm Geſchlecht habe kennen gelernt, waren eben Die, auf deren Erziehung man am Wenigſten gewendet hatte.

Elmire. Unſre Kenntniſſe, unſre Talente!

Olympia. Das iſt eben das verfluchte Zeug, das Euch entweder nichts hilft oder Euch wol gar unglücklich macht. Wir wußten von all der Firlfanzerei nichts; wir tappelten*) unſer Liedchen, unſern Menuet auf dem Klavier und ſangen und tanzten dazu: jetzt vergeht den armen Kindern das Singen und Tanzen bei ihren Inſtrumenten; ſie werden auf die Geſchwindigkeit dreſſirt und müſſen ſtatt einfacher Melodien ein Geklimpere

*) Der ſonſt in dieſer Verbindung kaum nachweisbare Ausdruck bezeichnet die Unſicherheit, die Ungeſchultheit des Spiels.

treiben, daß ſie ängſtigt und nicht unterhält. Und wozu? Um ſich zu produziren! Um bewundert zu werden! Vor wem? Wo? — Vor Leuten, die's nicht verſtehen oder plaudern oder nur herzlich paſſen, bis Ihr fertig ſeid, um ſich auch zu produziren und auch nicht geachtet und doch am Ende aus Gewohnheit oder Spott beklatſcht zu werden.

Elmire. Das iſt nie meine Art geweſen. Ich habe immer mehr für mich gelebt als für Andre, und meine Gefühle, meine Ideen, die ſich durch eine frühzeitige Bildung entwickelten, machten von jeher das Glück meines Lebens.

Olympia. Und machen jetzt Dein Elend. Was ſind alle die edelſten Triebe und Empfindungen, da Ihr in einer Welt lebt, wo ſie nicht befriedigt werden können, wo Alles dagegen zu arbeiten ſcheint! Giebt das nicht Anlage zum tiefſten Mißvergnügen, Anlaß zum ewigen Klagen?

Elmire. Ich beklage mich nicht.

Olympia. Nicht mit Worten, doch leider mit der That. Was hat ein Mädchen zu wünſchen? Jugendliche Freuden zu haben? Die erlaub ich Dir. Ihre kleine Eitelkeit zu befriedigen? Ich laſſe Dir's an nichts fehlen. Zu gefallen? Mich däuchte, Du gefielſt. Freier zu haben? Daran fehlt Dir's nicht. Einen gefälligen, rechtſchaffnen, wohlhabenden Mann zu bekommen? Du darfſt nur wählen! Und hernach iſt es Deine Sache, eine brave Frau zu ſein, Kinder zu kriegen, zu erziehen und Deiner Haushaltung vorzuſtehen; und das giebt ſich, dünkt mich, Alles von ſelbſt. Alſo Summa Summarum (*ſie klopft ihr auf die Backen*) biſt Du ein Närrchen! Nicht wahr, Elmire?

Elmire (*in Bewegung*). Ich möchte — —

Olympia. Nur nicht aus der Welt laufen, das verbitt ich mir. Ich glaube, Du gingſt jetzo ins Kloſter, wenn man Dir die Freiheit ließe.

Elmire. Warum nicht?

Olympia. Liebes Kind, ich verſichre Dich, es würde Dir dort nicht beſſer werden, als Dir's hier iſt. Ein Bißchen ſchwer iſt's, ſich mit ſich ſelbſt vertragen, und doch im Grund das Einzige, worauf's ankäme. Jetzt da der junge Erwin, der hatte auch ſolche Knöpfe,*) es war ihm nirgends wohl. Und verzeih ihm Gott den dummen Streich und die Noth, die er ſeiner Mutter macht! Ich begreif's nicht, was ihn bewogen haben kann, auf

*) In demſelben Sinne wie S. 137 „Ratten", und wie man auch ſonſt die Ausdrücke „Mäuſe" und „Grillen" braucht.

einmal durchzugehen. Keine Schulden hatte er nicht, wär sonst auch ein Mensch nicht zur Ausschweifung geneigt. Nur die Unruhe, die Unzufriedenheit mit sich selbst ist's, die ihn ins Elend stürzt.

Elmire (bewegt). Glauben Sie, Mama?

Olympia. Was ist natürlicher? Er wird herumirren, er wird Mangel leiden, er wird in Noth kommen, er wird kümmerlich sein Brod verdienen, wird unter die Soldaten gehn.

Elmire. Gott im Himmel!

Olympia. Ich versichre Dich, wenn da draußen in der weiten Welt das Paradies der Dichter zu finden wäre, wir hätten uns in die Städte nicht eingesperrt.

Elmire (vertiefen). Erwin!

Olympia. Es war ein lieber, guter Junge. Sonst so still, so sanft! Wie beliebt war er bei Hofe! Seine Geschicklichkeit, sein Fleiß ersetzte den Mangel eignes Vermögens. Hätte er warten können! Er ist von gutem Hause; ihm würd es an Versorgung nicht gefehlt haben. Ich begreife nicht, was ihn zu dieser Entschließung gebracht hat. — Höre, Liebchen! Wenn Du nicht in Garten willst, so geh ich allein.

Elmire. Erlauben Sie, Mama —

Olympia. Ich will Dich nicht irren.*) Komm nach, wenn Du willst! (Ab.)

Elmire (allein). Liebste, beste Mutter! Wie viel Eltern verkennen das Wohl ihrer Kinder und sind für ihre dringendsten Empfindungen taub! Und diese Mutter vermöchte mir nicht zu helfen mit all dem wahren Antheil an meinem innersten Herzen! Wo bin ich? Was will ich? Warum vertraut ich ihr nicht schon lang' meine Liebe und nicht meine Qual? Warum nicht eh? Armer Erwin! Sie wissen nicht, was ihn quälte; sie kannten sein Herz nicht! — Weh Dir, Elende, die Du ihn zur Verzweiflung brachtest! Wie rein, wie zärtlich war seine Liebe! War er nicht der Edelste von Allen, die mich umgaben, und liebt ich ihn nicht vor Allen? Und doch konnt ich ihn kränken, konnte ihm mit Kaltsinn, mit anscheinender Verachtung begegnen, bis sein Herz brach, bis er in dem Uebermaß des heftigsten Schmerzens seine Mutter, seine Freunde, und ach, vielleicht die Welt verließ! — — Schrecklicher Gedanke! Er wird mich ums Leben bringen.

*) D. h. „hören". Vgl. Werke, VI. S. 52, Z. 7, und S. 201, Z. 17 dieses Theils.

Erwin, o ſchau, Du wirſt gerochen!
Kein Gott erhöret meine Noth.
Mein Stolz hat ihm das Herz gebrochen;
O Liebe, gieb mir den Tod!

So jung, ſo ſittſam zum Entzücken,
Die Wangen, welches friſche Blut!
Und ach, in ſeinen naſſen Blicken,
Ihr Götter, welche Liebesgluth!

Erwin, o ſchau, Du wirſt gerochen!
Kein Gott erhöret meine Noth.
Mein Stolz hat ihm das Herz gebrochen;
O Liebe, gieb mir den Tod!

Bernardo (kommt). Gnädiges Fräulein, wie ſteht's? Ums Himmels willen, welche Miene! Verſprachen Sie mir nicht, Sich zu beruhigen?

Elmire. Habt Ihr Nachricht von ihm, Bernardo, habt Ihr Nachricht?

Bernardo. Mein Fräulein —

Elmire. Ihr habt keine, ich ſeh's, ich fühl's Euch an; das iſt wieder das unerträgliche Alltagsgeſicht, das Ihr macht.

Bernardo. Sonſt war Ihnen doch mein Geſicht nicht unerträglich! Sie ſchienen die Ruhe der Seele zu ſchätzen, die mich begleitet.

Elmire. Schätzt man doch Alles, was man nicht hat! Und einem jungen wühlenden*) Herzen, wie beneidenswerth muß ihm der ewige Sonnenſchein über Euern Augenbrauen ſein!

Bernardo. Iſt's denn nichts?

Elmire. Stille nur! Du ergrimmſt**) mich. Wenn man Euch kennen lernt und ſo ſieht, daß all Eure Weisheit Mangel an Theilnehmung iſt und daß Ihr in mitleidigem Erbarmen auf uns herabſeht, weil Euch das mangelt, was wir doch haben —

Bernardo. Ein allerliebſter Humor!

Elmire. Erwin?

(Bernardo ſchweigt.)

Er iſt verloren, und ich bin elend auf ewig!

---

*) In demſelben Sinne wie S. 151, Z. 4 der Ausdruck „Innres Wühlen" gebraucht wird.

**) Der transitive Gebrauch des Wortes iſt mit Ausnahme des Particips ſelten; bei Grimm wird er indeß durch einige Stellen aus Schriftſtellern des 16. Jahrhunderts, bei Sanders aus Juſtinus Kerner nachgewieſen.

Bernardo. Ueberlassen Sie der Zeit, diesen Schmerz zu lindern! Glauben Sie mir, alle Empfindungen werden nach und nach schwächer, und wie eine Wunde vernarbt, schwindet auch der Kummer aus der Seele.

Elmire. Abscheulich! Abscheulich!

Bernardo. Was hab ich verbrochen, daß Sie auf mich zürnen? Weil ich Ihnen Muth zuspreche, sind Sie aufgebracht? Nehm ich nicht am Wärmsten Antheil an Erwinens Schicksal? Liebt ich den Knaben nicht wie meinen Sohn? — Nun, daß wir am Ende Alle sterblich sind —

Elmire. Unglücksvogel!

Bernardo. Hin ist hin,
Und todt ist todt!
Spare die vergebne Noth!
Wirst ihn nicht dem Grab entziehn!
Todt ist todt,
Und hin ist hin!

Verweine nicht die schönsten Zeiten!
Ich wett, ich freie Dir den Zweiten,
Jung, schön, und reich — keine Gefahr!
Wie Manche trüge kein Bedenken,
Dem Andern Herz und Hand zu schenken,
So würdig auch der Erste war!

Hin ist hin,
Und todt ist todt!
Spare die vergebne Noth!
Wirst ihn nicht dem Grab entziehn.
Todt ist todt,
Und hin ist hin!

Elmire. Ich erkenne Dich nicht, Bernardo. Es fällt mir von den Augen wie ein Schleier. So hab ich Dich noch nie gesehen. Oder bist Du betrunken? So geh und laß Deinen Rausch bei einem Kammermädchen aus!

Bernardo. Mir das, Fräulein?

Elmire. Du siehst, ich möchte Dich vertheidigen. Bist Du nicht der Mann, der in meiner ersten Jugend mir das Herz zu bessern Empfindungen öffnete, der nicht nur mein französischer Sprachmeister, sondern auch mein Freund und Vertrauter war?

Du kommst, meines Schmerzens*) zu spotten, ohngefähr wie ein reicher wollüstiger Esel seine Gemeinsprüche bei so einer Gelegenheit auskramen würde.

Bernardo. Soll ich Sie verderben? Soll ich Ihnen mit leerer Hoffnung schmeicheln? Handl ich nicht nach meinem Gewissen, wenn ich Sie auf alle Weise zu bewegen suche, Sich dem Schicksal zu ergeben?

Elmire. Wenn Ihr nur begreifen könntet, daß das gar nicht angeht! Schmerzenvolle Erinnerung, Du bist das Labsal meiner Seele! Wäre er nicht so sittsam, so gut, so demüthig gewesen, ich hätte ihn nicht so geliebt, und er wäre nicht unglücklich; er hätte merken müssen, daß ich mich oft nach ihm umsah, wenn er vor dem Schwarm unleidlicher, eitler Verehrer zurücktrat. Nahm ich nicht seine Blumen mit Gefälligkeit an, aß ich nicht seine Früchte? — Doch immer fällt's über mich, unerwartet fällt's über mich in dem Augenblick, da ich mich sehnlichst entschuldigen möchte! Ich habe ihn gereinigt, ich hab ihn unglücklich gemacht.

Bernardo. Wenn das so fortgeht, will ich mich empfehlen. Das ist nicht auszustehen, wie Sie Sich selbst quälen!

Elmire. Und ihn, ich hab ihn nicht gequält? Habe nicht durch eitle, leichtsinnige Launen ihm den nesten Verdruß in die Seele gegraben? Wie er mir die zwei Pfirsichen**) brachte, auf die er so lang' ein wachsames Auge gehabt hatte, die ein selbstgepfropftes Bäumchen zum ersten Male trug — er brachte mir sie, mir klopfte das Herz; ich fühlte, was er mir zu geben glaubte, was er mir gab. Und doch hatte ich Leichtsinn genug, nicht Leichtsinn, Bosheit — auch das drückt's nicht aus; Gott weiß, was ich wollte — ich präsentirte sie an die gegenwärtige Gesellschaft. Ich sah ihn zurückweichen, erblassen; ich hatte sein Herz mit Füßen getreten.

Bernardo. Er hatte so ein Liedchen, mein Fräulein, ein Liedchen, das er wol in so einem Augenblick dichtete.

Elmire. Erinnerst Du mich daran! Schwebt mir's nicht immer vor Seel und Sinn! Sing ich's nicht den ganzen Tag? Und jedes Mal, da ich's ende, ist mir's, als hätt ich einen Gifttrank eingesogen.

---

*) Ebenso S. 154, Z. 11 dieses Theils, und öfters. Man vgl. auch Werke, III. 179, Z. 4 („sie fühlt den Schmerzen").

**) Dasselbe Motiv ist in der späteren Bearbeitung beibehalten. (Werke, IX. S. 20. Z. 34 ff.)

Ein Veilchen auf der Wiese stand,
Gebückt in sich und unbekannt,
Es war ein herzigs Veilchen.
Da kam eine junge Schäferin
Mit leichtem Schritt und munterm Sinn
Daher, daher,
Die Wiese her und sang.

Ach, denkt das Veilchen, wär ich nur
Die schönste Blume der Natur,
Ach, nur ein kleines Veilchen,
Bis mich das Liebchen abgepflückt
Und an dem Busen matt gedrückt!
Ach nur, ach nur
Ein Viertelstündchen lang!

Ach, aber ach, das Mädchen kam
Und nicht in Acht das Veilchen nahm,
Ertrat das arme Veilchen.
Und sank und starb und freut' sich noch:
Und sterb ich denn, so sterb ich doch
Durch sie, durch sie,
Zu ihren Füßen doch!

Bernardo. Das wäre denn nun wol recht gut und schön; nur seh ich kein End in der Sache. Daß Sie, mein Fräulein, ein zärtliches, liebes Herz haben, das weiß ich lange. Daß Sie es unter dieser gleichgiltigen, manchmal spottenden Außenseite verbergen können, das ist Ihr Glück; denn dies hat Sie doch von manchem Windbeutel gerettet, der im Anfang vielleicht durch scheinende gute Eigenschaften einigen Eindruck auf Sie gemacht hatte. Daß nun der arme Erwin drüber unglücklich geworden ist, haben Sie Sich nicht zuzuschreiben.

Elmire. Ich weiß, daß Du Unrecht hast, und kann Dir doch nicht widersprechen; heißt man das nicht einen Sophisten, Bernardo? Mit all Deinen Vernünfteleien wirst Du mein Herz nicht bereden, mir zu vergeben.

Bernardo. Gut, wenn Sie von mir nicht absolvirt sein wollen, so nehmen Sie Ihre Zuflucht zu einem Beichtiger, zu dem Sie mehr Vertrauen haben!

Elmire. Spottest Du? Ich sage Dir, Alter, daß in solcher Lage der Seele nirgends Trost zu hoffen ist, als den uns der Himmel durch seine heiligen Diener gewährt. Gebet, thränen-

volles Gebet, das mich auf meine Knie wirft, wo ich mein ganzes Herz drinne ausgießen kann, ist das einzige Labsal meines gequälten Herzens, der einzige trostvolle Augenblick, den ich noch genieße.

Bernardo. Beste, edelstes Mädchen, mein ganzes Herz wird neu, mein Blut bewegt sich schneller, wenn ich Sie sehe, wenn ich Ihre Stimme höre. Ich bitte Sie, verkennen Sie mich nicht! Alles in der Welt, wo ich Güte des Herzens, Größe der Seele finde, erinnert mich an Sie. Jede gute Stunde wünscht ich mit Ihnen zu theilen. Ach, ehegestern, wie bald ich an Sie gedacht, wie bald ich Sie zu mir gewünscht!

Elmire. Ist Ihnen auf Ihrer Spazierreise eine treffliche Gegend aufgestoßen? Haben Sie ein Schauspiel reizender Unschuld, einfachen natürlichen Glücks begegnet?*)

Bernardo. O meine Beste, wie soll ich's Ihnen ausdrücken, wie soll ich's Ihnen erzählen! Ich ritt früh von meinem Freunde, dem Pfarrer, weg, um zeitig in der Stadt zu sein. Allein bald nach Sonnenaufgang kam ich in das schöne Thal, wo der kleine Fluß lieblich im Morgennebel hinunterwallte; ich ritt über die Furt und sollte nun auer weiter meinen Weg. Da war's nun, wie ich hinabsah, gar zu schön, gar zu schön das Thal hin! Ich denke, Du hast Zeit, findest Dich unten schon wieder, und so weiter — ritt ich am Fluß ganz gelassen hinunter.

Elmire. Du wünschtest mich gewiß zu Dir; — so ein Morgen im Thale!

Bernardo. Hören Sie, mein Fräulein! Ja, ich dachte an Sie, an Ihre Trauer und murrte heimlich über das Schicksal, das die besten Herzen zu solcher Noth geschaffen hat. Ritte**) dann ein Wäldchen hinein, kam wieder an den Fluß, dann über Hügel und wollte auf meinen Weg wieder links einlenken und fand, daß ich meine Direktion verloren hatte. Ich zerstudirte***) mich nach der Sonne, stieg ab, führte mein Pferd durch unwegsames Gebüsch, zerkratzte mich in den Sträuchen, zerstolperte mich und stund, eh ich mich's versah, wieder mit der Nase vor dem

*) Der Akkusativ bei „begegnen", der sich auch bei Schiller und bei Goethe an andern Stellen findet (Werke, XVIII. S. 153. 3. 17), wird von Grimm, als aus dem französischen „rencontrer" entstanden, getadelt; Sanders hat indessen eine Anzahl Stellen aus Rückert, Fr. Schlegel, Platen, Wolfram u. A. gesammelt, die den Gebrauch wenigstens als sehr häufig erscheinen lassen.

**) Ebenso kommen namentlich in den älteren Schriften Goethe's vor: „sahe, fande, stunde, stehe" ꝛc.

***) Die Bildungen „zerstudiren" und „zerstolpern" verdanken wol dem dazwischen stehenden „zerkratzen" ihren Ursprung.

Fluß, der mit wunderbaren Krümmungen dahinabläuft. Es wurde felsiger, steiler; ich konnte weder auf noch ab, weder hinter mich noch vor mich.

Elmire. Armer Ritter!

Bernardo. An meiner Stelle hätten Sie gewiß auch nicht gelacht. Aber wie war's mir, als ich aus dem Gebüsche mit freundlicher, trauriger Stimme einen Gesang schallen hörte! Es war ein stilles, andächtiges Lied. Ich rufe, ich gehe darauf los, ich schleppe mein Pferd hinter mir drein. Siehe, da erscheint mir ein Mann voll Würde, edlen Ansehens, mit langem weißem Bart; und Jahre und traurige Erfahrung haben seine Gesichtszüge in unzählige bedeutende Falten gepetzt.*)

Elmire. Wie wurd's Ihnen bei dem Anblick?

Bernardo. Wohl, sehr wohl! Ich glaubte an Engel und Geister mehr als jemals in diesem Augenblick. Als er den Verirrten sah, bat er mich, in seine Hütte einzukehren; ich bedurfte einiger Erholung, und er versprach mir die Pfade durchs Gebüsch zu zeigen, die mich der Stadt gar bald nahe bringen sollten; und so folgt ich ihm. O meine Beste, welche Empfindung fiel über mich her! Alles, was wir von romantischen Gegenden geträumt haben, hält dieses Plätzchen in Einem. Zwischen Felsen, etwas erhaben über den gedrängten Fluß ein sanft steigender Wald, tiefer hinab eine Wiese und sein Gärtchen, das Alles überschaut, und seine Hütte, — die Reinlichkeit, die Armuth, seine Zufriedenheit! — Was beschreib ich! — Was red ich! Sie sollen ihn sehn.

Elmire. Wenn's möglich wäre!

Bernardo. Sie sollen! Sie müssen! Nie wird aus meinem Herzen der Eindruck verlöschen, den er drinne zurückließ. Ich mag die goldnen Worte nicht wiederholen, die aus seinem Munde flossen. Sie sollen ihn selbst hören, Sie sollen entzückt werden und beruhigt in Ihrem Herzen zurückkehren.

Elmire. Du mußt meine Mutter bereden, ja, Bernardo. Aber allein mit Dir will ich bin, will bin, die Wirklichkeit des Traums, der Hoffnung zu sehen, die ich mir in einsamen Stunden mache, so entfernt der Welt, in mich selbst gekehrt, mein Leben auszuweinen und an dem Busen der Natur eine freundliche Nahrung für meinen Kummer einzusaugen.

---

*) „Petzen", „pitzen", süddeutsch mundartlich für „pfetzen", „pfitzen" (d. h. „kneifen", „zwicken"). Vgl. die Text-Revis.

*) Ich muß, ich muß ihn ſehen,
Den göttergleichen Mann!

Bernardo. Ich will, ich will nur ſehen,
Ob er nicht tröſten kann!

Elmire. Keinen Troſt aus ſeinem Munde,
Nur Nahrung meinem Schmerz!

Bernardo. Er heilet Deine Wunde,
Beſeliget Dein Herz.

(Elmire ab.)

Bernardo (allein). Wie's uns Alten ſo wohl wird, wenn wir eine feine Ausſicht haben, ein Paar gute junge Leute zuſammenzubringen! Weine nur noch ein Weilchen, liebes Kind, weine nur! Es ſoll Dir wohl werden. — Hab ich ihn doch wieder! Und die Mutter iſt's zufrieden, wenn ich ihm ein Amt ſchaffe; und das giebt der Miniſter gern, wenn ich ihm nur Erwinen wieder ſchaffe. Sie mag ihm dann noch eine hübſche Ausſteuer dazu geben. Die Sache iſt richtig. Schön, trefflich ſchön! Wenn's auch ſo ein Paar Geſchöpfchen drum zu thun iſt, ſich zu haben, ſoll man nicht Alles dazu beitragen? So ein alter Kerl ich bin, wo ich Liebe ſehe, iſt mir's immer, als wär ich im Himmel.

**) Ein Schauſpiel für Götter,
Zween Liebende zu ſehn!
Das liebſte Frühlingswetter
Iſt nicht ſo warm, ſo ſchön.

Wie ſie ſtehn,
Nach einander ſehn,
In vollen Blicken
Ihre ganze Seele ſtrebt!
In ſchwebendem Entzücken
Zieht ſich Hand nach Hand,
Und ein ſchaudervolles Drücken
Knüpft ein dauernd Seelenband.

Wie um ſie ein Frühlingswetter
Aus der vollen Seele quillt!
Das iſt Euer Bild, Ihr Götter!
Ihr Götter, Euer Bild!

*) S. Werke, IX. S. 23 ff.
**) S. Werke, III. S. 73, und IX. S. 16.

Zwischen Felsen eine Hütte, davor ein Garten.

Erwin, im Garten arbeitend. Er bleibt vor einem Rosenstock stehen, an dem die Blumen schon abfallen.

Erwin. *)Ihr verblühet, süße Rosen;
Meine Liebe trug Euch nicht,
Blühtet, ach, dem Hoffnungslosen,
Dem der Gram die Seele bricht!

Jener Tage denk ich trauernd,
Als ich, Engel, an Dir hing,
Auf das erste Knöspchen lauernd,
Früh zu meinem Garten ging,

Alle Blüthen, alle Früchte
Noch zu Deinen Füßen trug,
Und vor Deinem Angesichte
Hoffnungsvoll die Seele schlug.

Ihr verblühet, süße Rosen;
Meine Liebe trug Euch nicht,
Blühtet, ach, dem Hoffnungslosen,
Dem der Gram die Seele bricht!

Was hab ich gethan! Welchen Entschluß hab ich gefaßt! Was hab ich gethan! — Sie nicht mehr sehn! Abgerissen von ihr! Und fühlst Du nicht, Armseliger, daß der beste Theil Deines Lebens zurückgeblieben ist und das Uebrige nach und nach traurig absterben wird? O mein Herz! Wohin! Wo treibst Du mich hin! Wo willst Du Ruhe finden, da Du von dem Himmel ausgeschlossen bist, der sie umgiebt? Täusche mich, Phantasie! Wohlthätige Zauberin, täusche mich! Ich sehe sie hier, sie ist immer gegenwärtig vor meiner Seele. Die liebliche Gestalt schwebt vor mir Tag und Nacht. Ihre Augen blinken mich an, ihre heiligen, reinen Augen, in denen ich manchmal Güte, Theilnehmung zu lesen glaubte! — Und sollte meine Gestalt nicht auch ihr vorschweben, sollte ich, den sie so oft sah, nicht auch in zufälliger Verbindung ihrer Einbildungskraft erscheinen? — Elmire, und achtest Du nicht auf diesen Schatten? Hältst Du ihn nicht freundlich einen Augenblick fest? Fragst Du nicht: „Was hast Du angefangen, Erwin? Wo bist Du hin, Junge?“ Fragt man doch nach einer Katze, die Einem entläuft! — Vergebens! Vergebens! In den Zerstreuungen ihrer bunten Welt vergißt sie den Abgeschiedenen,

*) S. Werke, III. 74, und IX. 97.

und mich umgiebt die ewig einfache, die ewig neue Qual, dumpfer und peinigender, als die mich in ihrer Gegenwart faßte. Abwechselnde Hoffnung und Verzweiflung bestürmen meine rastlose Seele.

*) Inneres Wühlen
Ewig zu fühlen,
Immer verlangen,
Nimmer erlangen,
Fliehen und Streben,
Sterben und Leben —
Hölliſche Qual,
Endig einmal!

Bernardo (kommt). Erwin!

Erwin. Bernardo, grauſamer Bernardo! Verſchonſt Du mich nicht mit Deiner Gegenwart? Iſt es nicht genug, daß Du meine einſame Wohnung ausſpähteſt, daß ich nicht mehr ruhig und einſam hier bleiben kann? Mußt Du mir ſo oft wieder erſcheinen, jedes verklungene, jedes halb eingeſchlafene Gefühl auf das Menſchenfeindlichſte wecken! Was willſt Du? Was haſt Du mit mir? Laß mich, ich bitte Dich!

Bernardo. Immer noch in Deiner Klauſe, immer noch feſt entſchloſſen, der Welt abzuſagen?

Erwin. Der Welt? Wie lieb iſt mir's, daß ich mich herausgerettet habe! Es hat mich gekoſtet; nun bin ich geborgen. Mein Schmerz iſt Labſal gegen das, was ich in dem verfluchten Neſte von allen Seiten auszuſtehen hatte.

**) Auf dem Land und in der Stadt
Hat man eitel Plagen,
Muß ums Bißchen, was man hat,
Sich mit 'm Nachbar ſchlagen.
Rings auf Gottes Erde weit
Iſt nur Hunger, Kummer, Neid,
Dich hinauszutreiben.

Bernardo. Erdennoth iſt keine Noth
Als dem Feig- und Matten.
Arbeit ſchafft Dir täglich Brod,
Dach und Fach und Schatten.
Rings, wo Gottes Sonne ſcheint,
Findſt ein Mädchen, findſt einen Freund;
Laß uns immer bleiben!

*) S. Werke, III. 72. **) S. Werke, III. 71 ff.

Erwin. Sehr glücklich! Sehr weise!

Bernardo. Junge! Junge! Wenn ich Dich nicht so lieb hätte —

Erwin. Hast Du mich lieb, so schone mich!

Bernardo. Daß Du zu Grunde gehst?

Erwin. Nur nicht, daß ich Dir folgen soll, daß ich zurückkehren soll! Ich habe geschworen: ich kehre nicht zurück!

Bernardo. Und weiter?

Erwin. Habe Mitleiden mit mir! Du weißt, wie mein Herz in sich kämpft und bangt, daß Wonne und Verzweiflung es unaufhörlich bestürmen. Ach, warum bin ich so zärtlich, warum bin ich so treu!

Bernardo. Schilt Dein Herz nicht! Es wird Dein Glück machen.

Erwin. In dieser Welt, Bernardo?

Bernardo. Wenn ich's nun garantire?

Erwin. Leichtsinniger!

Bernardo. Denn glaub mir, die Mädchen haben alle eine herzliche Neigung nach so einem Herzen.

Sie scheinen zu spielen,
Voll Leichtsinn und Trug;
Doch glaub mir, sie fühlen,
Doch glaub, sie sind klug!

Ein feuriges Wesen,
Ein trauriger Blick —
Sie ahnden, sie lesen
Ihr künftiges Glück.

Erwin. Die Mädchen! — Ha, was kennen, was fühlen Die! Ihre Eitelkeit ist's, die sie etwa höchstens einigen Antheil an uns nehmen läßt. Uns an ihrem Triumphwagen auf und ab zu schleppen! — Wenn sie Langeweile haben, wenn sie nicht wissen, was sie wollen, da sehnen sie sich freilich nach etwas; und dann ist ein Liebhaber*) oder ein Hund ein willkommnes Geschöpf. Den streicheln und halten sie wohl, bis es ihnen einfällt, ihn zu necken und von sich zu stoßen; da denn der arme Teufel ein lautes Gebelfere verführt und mit allen Pfötchen kratzt, wieder gnädig aufgenommen zu werden. — Und dann laßt ihnen einen andern Gegenstand in die Sinnen fallen, — auf und davon sind sie

*) Man vgl. hierzu das Gedicht „Lili's Park" (Werke, I. S. 168 ff., namentlich S. 171).

und vergessen Alles, was man auch glaubte, daß ihnen noch so nah am Herzen läge.

Bernardo. Wohl gesprochen!

Erwin. Unterhalten, amüsirt wollen sie sein; das ist Alles. Sie schätzen Dir einen Menschen, der an einem fatalen Abende in der Karte mit ihnen spielt, so hoch als Den, der Leid und Leben für sie hinsetzt.

Bernardo. Nichtiger Mensch! Was hast Du denn noch für ein Mädchen gethan, daß Du Dich über sie beklagen darfst? Nimm ein liebenswürdig Weib, versorge sie und ihre Kinder, trage Freud und Leid des Lebens mit ihr, und ich versichre Dich, sie wird dankbar sein, wird jeden Tag mit neuer Liebe und Treue Dir um den Hals fallen.

Erwin. Nein! Nein! Sie sind kalt, sie sind flatterhaft.

Bernardo. Ist's nicht schlimm für Eine, wenn sie warm, wenn sie beständig ist, wenn sie da, wo ein junger Herr achttägigen Zeitvertreib bei ihr sucht, eine dauernde Verbindung hofft, dem lügenhaften Schein traut und sich einbildet, eine Aussicht von ganzem Glück ihres Lebens vor sich zu haben?

Erwin. Ich will nichts hören! All Deine Weisheit paßt nicht auf mich. Ich liebte sie für ewig! Ich gab mein ganzes Herz dahin. Aber daß*) ich arm bin, war ich verachtet. Und doch hofft ich, durch meinen Fleiß sie so anständig zu versorgen als einer von den übertünchten Windbeuteln. — Alles hätte ich gethan, um sie zu besitzen.

Bernardo. Alles gethan? — Ja — unter Andern gingst Du auch auf und davon.

Erwin. Wenn ich nicht umkommen, nicht an meiner ewig zurückgetriebenen Leidenschaft ersticken wollte!

Sein ganzes Herz dahinzugeben,
Und, Götter, so verachtet sein,
Das untergräbt das innre Leben,
Das ist die tiefste Höllenpein.

Bernardo. Hier gilt nun freilich nicht, was man sonst zu sagen pflegt, daß Verliebte so ein feines Gefühl haben wie die Schnecken an den Hörnern, um zu spüren, ob man ihnen wohl will oder nicht.

*) Der Gebrauch von „daß" in kausalem Sinne gehört (außer bei Verben des Affekts) sonst dem Mitteldeutschen und zum Theil noch der Sprache des 15. und 16. Jahrhunderts an. Auf das Auffällige der obigen Stelle macht schon Grimm aufmerksam.

Erwin. Wem auch das sein Herz nicht sagte, der wäre —
Bernardo. Nur kein Esel; sonst kämst Du in Gefahr —
Erwin. Was?
Bernardo. Einen Sack nach der Mühle zu tragen.
Erwin. Ich kann nicht sagen „Leb wohl!" Denn ich bin zu Hause.
Bernardo. Also, wenn ich mich zu Gnaden empföhle —
Erwin. Bernardo —
Bernardo. Nähmst Du's nicht übel.
Erwin. Mensch ohne Gefühl, der Du dies Heiligthum meines Schmerzens mit kalten Sophismen und Spott entweihst, — hier, wo eine anhaltende reine Trauer umherschwebt und mich erhält und verzehrt —
Bernardo. Und damit wir des Wesens ein Ende machen — zög Er nicht den Kopf aus dem schwarzen Loche des Todes wieder zurück, wenn Einer Ihn zupfte und rief': „Sie liebt Dich"?
Erwin. Es ist falsch.
Bernardo. Sein ganzes Herz dahinzugeben
Und wieder ganz geliebt zu sein, —
Ist das nicht reines Himmelsleben?
Und welch ein Thor macht sich's zur Pein?

Erwin. Sein ganzes Herz dahinzugeben
Und, Götter, so verachtet sein, —
Das untergräbt das innre Leben,
Das ist die tiefste Höllenpein.

Bernardo. Erwin!
Erwin. Bernardo!
Bernardo. Sieh mich an!
Erwin. Nein!
Bernardo. Nicht wild, nicht wirre! Sieh mich starr an und gut und fest! Erwin! — Erkennst Du Deinen Bernardo?
Erwin. Was willst Du mit mir?
Bernardo. Sei ruhig und sieh mich an! — Bin ich Bernardo, der Dein ganzes Zutrauen, Dein ganzes Herz hatte? Bin ich Bernardo, der Dich nie betrog, nie Deiner Empfindung spottete, sie nie täuschte? — Willst Du mir glauben?
Erwin. Wer widerstünde dieser Stimme, diesem Ausdruck des edelsten Herzens! Rede, Bernardo! Rede!
Bernardo. Erwin! — Sie liebt Dich!
Erwin (in äußerster Bewegung sich wegwendend). Nein! Nein!
Bernardo. Sie liebt Dich!

Erwin (ihn um den Hals fallend). Ich bitte Dich, laß mich sterben!

(Nach einer Pause hört man von Weitem Elmiren singen; Erwin fährt auf.)

Bernardo. Horch!

Erwin. Ich vergehe! — Das ist ihre Stimme! Wie mir der Ton durch alle Sinnen lauft!*) Rede! Rede! — Sie ist's!

Bernardo. Sie kommt.

Erwin. Weh mir! Wohin? Wohin?

Bernardo. Geschwind in die Hütte! Du sollst mit eignen Ohren hören, mit eignen Augen sehen, Ungläubiger! (Er deckt einen Tisch auf, den er zu Anfang der Scene an einen Baum gewortfen.) Hier hab ich Deine Maske mitgebracht. Komm, heiliger Mann! Erhole Dich! Du bist außer Dir.

(Er führt Erwinen ab, der ihm in der größten Verwirrung folgt.)

Elmire (kommt singend das Thal her).

**) Mit vollen Athemzügen
Sang ich, Natur, aus Dir
Ein schmerzliches Vergnügen.
Wie lebt,
Wie bebt,
Wie strebt
Das Herz in mir!

Freundlich begleiten
Mich Lüftlein gelinde,
Flohene***) Freuden
Ach, säuseln im Winde,
Fassen die bebende,
Strebende Brust.
Himmlische Zeiten!
Ach, wie so geschwinde
Dämmert und blicket
Und schwindet die Luft!

Du lachst mir, liebes Thal,
Und Du, o reine Himmelssonne,
Erfüllst mich wiederum einmal
Mit aller süßen Frühlingswonne.

*) Dieselbe Form in der „Lebensbeschreibung Herrn Götzens von Berlichingen", S. 65, und öfters bei Goethe.
**) S. Werke, III. 75 f., und IX. 35 f.
***) Vgl. die dritte Note zu S. 18 dieses Theils.

Weh mir! Ach, sonst war meine Seele rein,
Genoß so friedlich Deinen Segen.
Verbirg Dich, Sonne, meiner Pein,
Verwildre Dich, Natur, und stürme mir entgegen!
Die Winde sausen,
Die Ströme brausen,
Die Blätter rascheln
Dürr ab ins Thal.
Auf steiler Höhe,*)
Am nackten Felsen
Lieg ich und flehe;
Im tiefen Schnee,
Auf öden Wegen, —
Gestöber und Regen —
Fühl ich und sieh ich
Und suche die Qual.

Bernardo. Ach, sind Sie da, mein Fräulein?

Elmire. Ich schlenderte so das Thal herauf, wie Du es haben wolltest.

Bernardo. Was haben Sie? Wie ist Ihnen?

Elmire (sich erholend). Gut, recht gut. — Wie im Paradiese. — Und die Hütte — sie ist's! Kann ich ihn sehen? — Ein Schauer überfällt mich, da ich ihm nahen soll.

Bernardo. Gleich. Er kommt gleich. — Ich fand ihn im Gebet begriffen; aber, was übel ist, er gab mir durch Zeichen zu verstehen, daß er ein Gelübde gethan habe, einige Monate kein Wort zu reden.

Elmire. Eben, da wir kommen?

Bernardo. Indessen treten Sie keklich zu ihm; eröffnen Sie ihm Ihr Herz! Er wird Ihre Leiden fühlen, und sein Schweigen selbst wird Ihnen Trost sein, seine Gegenwart. Vielleicht giebt er Ihnen schriftlich ein tröstend Wörtchen, und wenn wir ihn wieder besuchen, so ist die Bekanntschaft gemacht.

Erwin, mit langem Kleide, weißem Bart, verhüllt, tritt aus der Hütte.

Bernardo. Er kommt. Ich lasse Sie.

Elmire. Mir vergeht Himmel und Erde bei seinem Anblick!

(Erwin tritt näher; sie grüßt ihn; er ist in der äußersten Verlegenheit, die er zu verbergen sucht.)

*) Von hier bis zum Schluß sehr ähnlich dem Gedicht „Rastlose Liebe" (Werke, I. 54 u. 55), von welchem wir die Zeit der Entstehung noch nicht kennen.

Elmire. *)Sieh mich, Heilger, wie ich bin,
Eine arme Sünderin!
Angſt und Kummer, Reu und Schmerz
Quälen dieſes arme Herz.
Sieh mich vor Dir unverſtellt,
Herr, die Schuldigſte der Welt!

Ach, es war ein junges Blut,
War ſo lieb, er war ſo gut!
Ach, ſo redlich liebt' er mich!
Ach, ſo heimlich quält er ſich! —
Sieh mich, Heilger, wie ich bin,
Eine arme Sünderin!

Ich vernahm ſein ſtummes Flehn,
Und ich konnt ihn zehren ſehn;
Hielte mein Gefühl zurück,
Gönnt ihm keinen holden Blick.
Sieh mich vor Dir unverſtellt,
Herr, die Schuldigſte der Welt!

Ach, ſo neid'ſcht und quält ich ihn,
Und ſo iſt der Arme hin,
Schwebt in Kummer, Mangel, Noth,
Iſt verloren, — er iſt todt!
Sieh mich, Heilger, wie ich bin,
Eine arme Sünderin!

(Erwin zieht eine Schreibtafel heraus, ſchreibt mit zitternder Hand einige Worte, faltet ſie zuſammen und giebt ſie ihr. Sie will es aufmachen; er hält ſie ab und macht ihr ein Zeichen, ſich zu entfernen.)

Elmire. Ich verſtehe Dich, würdiger Sterblicher! Ich ſoll weg, ſoll Dich Deinen heiligen Gefühlen überlaſſen, ſoll dieſe Tafel in Deiner Gegenwart nicht eröffnen. Wann darf ich es thun? Wann darf ich dieſe heiligen Züge ſchauen, küſſen, in mich trinken? (Erwin deutet in die Ferne.) Wenn ich werde an jene hohe Linde gekommen ſein, die an dem Pfade neben dem Fluß ſteht? (Erwin nickt.) Leb wohl, für diesmal wohl! Du fühlſt, daß mein Herz bei Dir zurückbleibt. (Ab.)

(Erwin mit ausgeſtreckten Armen ſchaut ihr einige Augenblicke ſtumm nach, dann reißt er die Maske weg und den Mantel, und die Muſik fällt ein.)

*) S. Werke, III. 77, und IX. 37.

*)Ha, ſie liebt mich!
Sie liebt mich!
Welch ſchreckliches Beben!
Fühl ich mich ſelber?
Bin ich am Leben?
Ha, ſie liebt mich!
Sie liebt mich!

Ha, rings ſo anders!
Biſt Du's noch, Sonne?
Biſt Du's noch, Hütte?
Trage die Wonne,
Seliges Herz!
Sie liebt mich!
Sie liebt mich!

Bernardo (hervortretend). Ja, ſie liebt Dich,
Sie liebt Dich!

Siehſt Du, die Seele
Haſt Du betrübet!
Immer, ach immer
Hat ſie Dich geliebet.

Erwin. Ich bin ſo freudig,
Fühle ſo mein Leben!
Götter, ſelbſt Götter
Würden mir vergeben.

Bernardo. Ach, ihre Thränen —
Thuſt**) ihr nicht gut.

Erwin. Sie zu verſöhnen,
Fließe mein Blut!
Sie liebt mich?

Bernardo. Sie liebt Dich!

Wo iſt ſie hin?

Erwin. Ich habe ſie den Weg hinabgeſchickt, um nicht von Fülle und Freude des Tods zu ſein. Ich ſchrieb ihr auf ein Täfelchen: „Er iſt nicht weit."

Bernardo. Sie kömmt! Nur einen Augenblick in dies Geſträuch!

(Sie verbergen ſich.)

*) S. Werke, III. 77. und IX. 38.

**) Die Auslaſſung des Pronomens der zweiten Perſon bei Goethe ſowol in gehobener als in vertraulicher Sprache. Vgl. Werke, I. S. 64, Z. 2, 4, 6. und III. S. 168. Z. 26.

Elmire. *) Er iſt nicht weit!
Wo ſind ich ihn wieder?
Er iſt nicht weit!
Mir beben die Glieder.
O Hoffnung! O Glück!
Wo geh ich? Wo ſuch ich?
Wo ſind ich ihn wieder?
Ihr Götter, erhört mich,
O gebt ihn zurück!

Erwin! Erwin!

Erwin (ſpringt hervor). Elmire!

Elmire. Weh mir!

Erwin (zu ihren Füßen). Ich bin's.

Elmire (an ſeinem Hals). Du biſt's!

(Die Muſik wage es, die Gefühle dieſer Pauſen auszudrücken.)

Bernardo. O ſchauet hernieder,
Ihr Götter, dies Glück!
Da haſt Du ihn wieder,
Da nimm ſie zurück!

Erwin. Ich habe Dich wieder!
Hier bin ich zurück!
O ſchauet hernieder
Und gönnt mir das Glück!

Elmire. Ich habe Dich wieder!
Mir trübt ſich der Blick.
Ich ſinke darnieder;
Mich tödtet das Glück.

Bernardo. Empfindet, meine Kinder, empfindet den ganzen Umfang Eurer Glückſeligkeit! Dieſer Augenblick heilet alle Wunden Eurer Herzen; die Welt wird wieder neu für Euch, und Ihr ſchaut in eine grenzenloſe Ausſicht von liebevoller, ungetrennter Freude.

Erwin. Mein Vater! Hier halt ich ſie in meinen Armen! Sie iſt mein!

Elmire. Ich hab eine Mutter, zwar eine liebevolle Mutter; doch, wird ſie in unſer Glück willigen?

Erwin. Kann ich ihr werth ſcheinen? —

Bernardo. Da ſeid unbeſorgt vor! Es iſt, war ihr ſo angelegen als mir, Euch Närrchen zuſammenzubringen. Und wir Beide haben mit größter Sorgfalt auch ſchon Euern häuslichen

*) Von hier bis Zeile 28 faſt wörtlich in die ſpätere Umarbeitung des Stückes aufgenommen (ſ. Werke, IX. S. 39 f.).

und politischen Zustand in Ordnung gebracht, woran sich's meistentheils bei so idealischen Leutchen zu stoßen pflegt.

Erwin. Himmel und Erde, was soll ich sagen?

Bernardo. Nichts! Das ist das sicherste Zeichen, daß Dir's wohl ist, daß Du dankbar bist! Nun kommt! Unser Wagen hält eine Strecke das Thal droben. Ich bring Euch an das Herz Eurer Mutter. Welcher Jubel für die rechtschaffne, liebevolle Alte! Kommt!

Erwin. Kommt!

(Sie gehen; Erwin hält auf einmal und kehrt sich nach der Hütte.)

Ich gehe und schaue mich nicht nach Dir um — danke Dir nicht — ehre Dich nicht — sage Dir kein Lebewohl, Du freundlichste Wirthin meines Elends! — (Entzückt zu Elmiren.) O Mädchen, Mädchen, was macht Ihr uns nicht vergessen!

(Gegen die Hütte.)

Vergieb mir die Eile!
Ich weile
Nicht länger hier.
Verzeihe!
Ich weihe
Noch diese Thräne Dir.

(Zu Elmiren.)

Engel des Himmels,
Deinem sanften Blicke
Dank ich all mein Glücke,
Mein Leben dank ich Dir!

(Gegen die Hütte.)

Verzeihe!
Ich weihe
Noch diese Thräne Dir.

Elmire. Ach, ich athme freier;
Du hast mir vergeben.
All mein künftig Leben,
Liebster, weih ich Dir.

Bernardo. Zu dem heilgen Orte
Kehrt Ihr einst zurücke,
Fühlet alles Glücke
Alles Lebens hier.

Erwin. Engel des Himmels,
Deinem sanften Blicke
Dank ich all mein Glücke,
Mein Leben dank ich Dir!

Klaudine von Villa Bella.

Erſte Bearbeitung in Proſa.

1775.

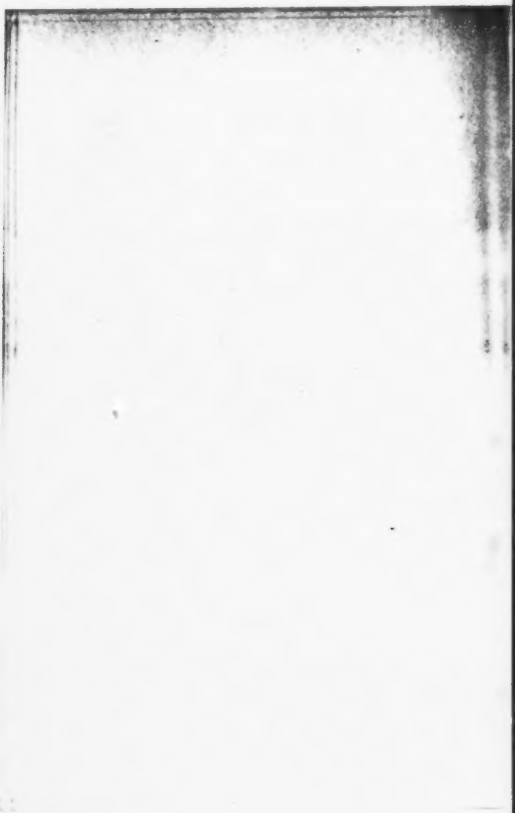

Vorbemerkung des Herausgebers.

Das Singspiel „Klaudine von Villa Bella" hat fast dieselbe Geschichte des Entstehens und der weiteren Entwickelung wie „Erwin und Elmire". Es wurde im Frühjahr 1775 zuerst mit prosaischem Dialog gedichtet und im Winter von 1787 auf 1788 in Italien umgearbeitet. Beide Stücke sind außerdem in ihrer *ersten* Fassung verwandt, in der sie der Ausdruck und das Resultat eines naiven, unreflektirten Schaffens sind, in ihrer *zweiten*, da sie nach gleichen Prinzipien in eine neue Form gebracht wurden. Wie gleichwol nicht unbedeutende Verschiedenheiten in der Gesammtanlage beider Gedichte vorhanden sind, ist bereits früher entwickelt worden (Werke, IX. S. 44).

Daß aber auch für den Dichter selbst „Erwin und Elmire" mit „Klaudine" in einer Art geistigen Zusammenhanges und innerlicher Verbindung stand, möchte außer der häufigen gemeinschaftlichen Erwähnung beider in „Dichtung und Wahrheit" noch aus einem andern Umstande hervorgehen. Während sich nämlich diese Erwähnungen vorzugsweise nur auf die zweiten Bearbeitungen beziehen, finden sich schon in der ersten Bearbeitung von „Erwin und Elmire" unter dem Personenverzeichniß die etwas seltsamen Worte: „Der Schauplatz ist nicht in Spanien", auf welche offenbar in der früher (Werke, IX. S. 11) erwähnten Parodie dieses Stückes Bezug genommen wird. In diesem ist nämlich der Schauplatz „neben dem von Erwin und Elmiren". Nun ist aber für „Klaudine von Villa Bella" in der älteren Fassung augenscheinlich Spanien als Schauplatz zu denken, während in der zweiten Fassung ausdrücklich Sizilien als solcher angegeben wird.

Daß dies der Fall ist, geht aus fast sämmtlichen Orts- und Personennamen hervor, deren sich Goethe bedient, und wo, wie in dem Titelnamen selbst, eine Unregelmäßigkeit liegt, ist sie sicher nicht beabsichtigt gewesen. Auch wenn Don Sebastian von der weiten Reise spricht, die er selbst und Don Pedro von Madrid aus hätten machen müssen, so ist dieselbe immer in Spanien zu denken. Nach Alledem liegt es nun nahe, zu vermuthen, wenn es sich auch nicht mit Bestimmtheit aussprechen läßt, daß Goethe mit jener negativen Ortsbezeichnung auf „Klaudine von Villa Bella" Bezug nimmt. Dann müßte er den Gedanken an dieses Gedicht schon vor dem Plan zu „Erwin und Elmire" in sich herumgetragen, vielleicht auch seinen Freunden etwas davon mitgetheilt haben, so daß diese durch das neue Stück an das noch zu erwartende erinnert wurden, oder aber, er wollte nur sich selber das Gesetz auferlegen, das er auch wirklich befolgt hat, nämlich „Erwin und Elmire" von jener Lokalfärbung frei zu halten, die bei dem andern Stücke in voller Deutlichkeit hervortritt.

Der Text, wie er im Folgenden gegeben wird, ist nach der Originalausgabe von 1776 (Klaudine von Villa Bella. Ein Schauspiel mit Gesang. Berlin, bei August Mylius); eine fortlaufende Berücksichtigung der zahlreichen Nachdrucke war aus denselben Gründen wie bei „Erwin und Elmire" nicht nothwendig.

Klaudine von Villa Bella.

Ein Schauspiel mit Gesang.

Personen.

Don Gonzalo, Herr von Villa Bella.
Donna Klaudina, seine Tochter.
Sibylla und Kamilla, } seine Nichten.
Don Sebastian von Rovero, ein Freund des Hauses.
Don Pedro von Castelvecchio, ein Fremder.
Krugantino, Basko, } Vagabunden.

Die Musik kündigt einen Wirrwarr, einen fröhlichen Tumult an, einen Zusammenlauf des Volks zu einem festlichen Pompe.

Eine geschmückte Gartenscene stellt sich dar. Unter einem feurigen Marsche naht sich der Zug.

Kleine Kinder gehen voran mit Blumenkörben und Kränzen; ihnen folgen **Mädchen** und **Jünglinge** mit Früchten; darauf kommen **Alte** mit allerlei Gaben. **Sibylla** und **Camilla** tragen Geschmeide und köstliche Kleider. Sodann gehen die beiden Alten, **Don Gonzalo** und **Don Sebastian**. Gleich hinter ihnen erscheint, getragen von vier **Jünglingen**, auf einem mit Blumen geschmückten Sessel, **Donna Klaudina**. Die herabhangenden Kränze tragen vier andere Jünglinge, deren erster, rechter Hand, **Don Sebre** ist. Während des Zugs singt der Chor:

Chor. *) Fröhlicher,
Seliger,
Herrlicher Tag!
Gabst uns Klaudinen!
Bist uns, so glücklich,
Uns wieder erschienen!
Fröhlicher,
Seliger,
Herrlicher Tag!

(Der Zug theilt sich auf beiden Seiten. Die Träger halten in der Mitte, und die Begleiter bringen ihre Gaben an.)

Ein Kleines. Sieh, es erscheinen
Alle die Kleinen;
Mädchen und Bübchen
Kommen, o Liebchen,
Binden mit Bändern
Und Kränzen Dich an!

Chor. Nimm sie, die herzlichen
Gaben, sie an!

Eine Jungfrau. Alten und Jungen
Kommen gesungen;

*) S. Werke, IX. S. 52 u. 53.

Männer und Greise,
Jeder nach Weise,
Bringet ein Jeder
Dir, was er vermag.

Chor. Fröhlicher,
Seliger,
Herrlicher Tag!

Pedro (reicht ihr einen Strauß).
Blumen der Wiese,
Dürfen auch diese
Hoffen und wähnen?*)
Ach, es sind Thränen —
Noch sind die Thränen
Des Thaues daran!

Chor. Nimm sie, die herzlichen
Gaben, sie an!

Gonzalo (auf die Kleider und Kostbarkeiten zeigend).
Tochter, die Gaben
Sollst Du heut haben.
(Zu den Andern.)
Theilt Ihr die Freude,
Theilet Euch heute
Essen und Trinken
Und was ich vermag!

Chor. Fröhlicher,
Seliger,
Herrlicher Tag!

(Die Träger lassen den Sessel herunter; Klaudine steigt herab.)

Klaudine. Thränen und Schweigen
Mögen Euch zeigen,
Wie ich so fröhlich,
Fühle so selig
Alles, was Alles
Ihr für mich gethan!

Chor. Nimm sie, die herzlichen
Gaben, sie an!

*) Der absolute Gebrauch des Wortes fast nur bei Goethe: z. B. S. 175, Z. 2 dieses Theils, ebenso Band XIV, S. 121, Z. 14; auch in dem Aufsatz: „Zur Kenntniß der böhmischen Gebirge" in der Abtheilung „Mineralogie und Geologie".

Klaudine (ihren Vater umarmend).
Könnt ich mein Leben,
Vater, Dir geben!
(Zu den Uebrigen.)
Könnt ich, ohn Schranken,
Allen Euch danken!
(Wendet sich schüchtern zu Pedro.)
Könnt ich —

(Sie stockt. Die Musik macht eine Pause. Sie sucht ihre Verwirrung zu verbergen, setzt sich auf den Schemel, den die Träger aufheben, und der Chor fällt ein.)

Chor. Fröhlicher,
Seliger,
Herrlicher Tag!
Gabst uns Klaudinen!
Bist uns, so glücklich,
Uns wieder erschienen!
Fröhlicher,
Seliger,
Herrlicher Tag!

(Der Zug geht singend ab.)

Gonzale und **Sebastian** bleiben.

Gonzalo. Bastian, lieber Bastian, verdenke mir's nicht! Sieh das Mädchen an, und Du wirst mir nicht verdenken, daß ich einen kleinen Abgott aus ihr mache. So manche Feierlichkeit bei so manchem Anlaß scheint mir nicht hinreichend, das Gefühl meines Innersten gegen sie an den Tag zu legen. Wie warm dank ich dem Schicksal, das, da es mir eine männliche Nachkommenschaft versagt hat, da es mit mir den alten, herrlichen Stamm von Villa Bella ausgeben läßt, mir diese Tochter giebt! O, ihr Werth entzückt mich mehr als die Aussicht über eine grenzenlose Nachkommenschaft!

Sebastian. Nein, ich sage Dir, mich ergetzt das kleine Fest recht herzlich; denn ob ich gleich kein Freund von Umständen bin, so bin ich doch den Zeremonien nicht feind. Ein feierlicher Aufzug von geputzten Leuten, ein Zusammenlauf des Volks, gejauchzt, die Glocken geläutet, gejauchzt und geschossen drein — es geht Einem das Herz doch immer dabei auf, und ich verdenk's den Leuten nicht, wenn sie dadurch glauben die Heiligen zu verehren und Gott selbst zu verherrlichen.

Gonzalo. Und ich glaube, für Klaudinen niemals genug zu thun. Wie kann ich genug ausdrücken, daß sie Königin ist über

alle meine Besitzthümer, über meine Unterthanen, über mich selbst! — Muß ich sie nicht den Vorzug fühlen lassen, den sie vor andern Menschen hat, da sie ihn selbst nicht fühlt, nicht die geringste Ahndung davon zu haben scheint, daß Ihresgleichen nicht in der Welt ist? Diese Ruhe des Geistes, dieses innere Gefühl ihrer selbst, diese Theilnehmung an Anderer Schicksale, diese Empfindlichkeit gegen alles Schöne und Gute — Sage nicht, ich sei Vater, ich bespiegle mich nur selbst in ihr — Höre, alle meine Leute, Alles, was sie umgiebt, sogar die neidischen Nichten müssen ihr huldigen.

Sebastian. Hab ich nicht Augen und ein Herz? Freilich seh ich sie weder als Vater noch als Liebhaber; aber so viel seh ich doch, daß es eine Gabe vom Himmel ist, Vater oder Liebhaber so eines Mädchens zu sein. Hast Du bemerkt, daß all der Triumph, all die Herrlichkeit heute sie mehr in Verlegenheit setzte als erfreute? Ich hab mein Tage kein rührenders Bild der Demuth gesehn als sie in dem Schmuck. Auch war noch Jemand dabei, dem ein einsamer Busch weit mehr Wonne gegeben hätte, dessen Empfindung zu dem Rauschen des Wassers und dem Lispeln der Blätter besser stimmte als zu den Trompeten und Freudengesang.

Gonzalo. Du meinst?

Sebastian. Pedro!

Gonzalo. Pedro?

Sebastian. Du wirst doch darüber nicht staunen? Pedro, der, seitdem er Klaudinen zum ersten Mal gesehen hat, kein Pfötchen*) mehr machen kann, den Du schon hundertmal auf einem Seitenblick, einem Händereiben, einem Hutkneten mußt ertappt haben.

Gonzalo. Und wenn auch —

Sebastian. Gut! Du mußt denken wie ich, daß diese Partie für Deine Tochter — Du lächelst?

Gonzalo. Daß wir Alten gleich verheirathen!

Sebastian. Ich trag das wachend und träumend herum. Aber Alles will reif werden. Unterdessen hast Du Recht, daß Du ein Aug zuthust und mit dem andern nebenaus blickst.

Gonzalo. Wenn ich sie so ansehe, erinnere ich mich der blühenden Tage meiner Jugend; mir wird ganz wohl.

*) Der Sinn dieser Stelle ist offenbar: „Der kein Pfötchen mehr geben, nicht mehr gegen alle Damen schön thun, galant sein kann", keinenfalls aber nach Sanders: „Der keine Faust mehr ballen kann, sondern zärtlich geworden ist".

Sebaſtian. Ich glaube auch, daß ihnen ganz wohl bei der Sache iſt. Wenn Pedro nur unſer Hauptgeſchäft nicht drüber vergäße!

Gonzalo. Hat's ihm noch nicht geglückt, was von ſeinem Bruder auszutragen?

Sebaſtian. Ihm? Das iſt mir der rechte Syrion! Er iſt ja ſo verliebt, daß, wenn Du nach der Stunde fragſt, er nicht weiß, in welcher Taſche ſeine Uhr ſteckt. Bei Gott, wenn ich mich nicht abritte*) und abarbeitete, wir wären noch auf dem alten Flecke.

Gonzalo. Unter uns, Baſtian: haſt Du was heraus?

Sebaſtian. Es bleibt bei Dir. Wenn nicht alle Umſtände lügen, ſo hab ich den Vogel, dem wir ſo ſehnlich nachſtreben, hier im Städtchen nah bei, wo er luſtig und guter Ding iſt. Heut früh ſagt ich's Pedro ſo bald und bald. „Wir wollen aber das Feſt nicht verderben," ſagt ich. „Ach, Klaudine!" ſeufzte der Arme aus tiefer Bruſt, als wollt er ſagen: „Den Bruder zum Teufel und Dich mir in Arm!"

Gonzalo. Ich habe das Mädchen bemerkt, ich habe die keimende Leidenſchaft in ihrer Seele beobachtet: Es iſt ein reizendes Schauſpiel, das Einem**) wieder ganz jung macht!

Sebaſtian. Hätten wir nur erſt unſer Vorhaben ausgeführt, woran dem ganzen Hauſe Caſtelvecchio ſo viel gelegen, wovon Pedro's Schickſal zum Theil mit abhängt! Ich ſag ihm ſo oft: „Herr, ſeid verliebt! Wer wehrt's Euch? Seid bei Klaudinen! Wer hindert Euch? Nur vergeßt nicht ganz, was Ihr Euch und Eurer Familie und der Welt ſchuldig ſeid!" Das hilft —

Gonzalo. Wie eine Arznei! Nicht wahr? Sei ruhig, Baſtian! Haben wir's unſern Hofmeiſtern nicht ebenſo gemacht?

Sebaſtian. Nein, Freund, ſo iſt's nicht gemeint. Sollen wir umſonſt die weite Reiſe von Madrid hieher gemacht haben; ſollen wir beſchämt nach Hauſe kehren? Und wer wird alsdenn die Schuld tragen müſſen als ich? Ich rede ihm zu wie ein Biedermann. Was! Seinen Bruder länger in dem Luderleben verwildern zu laſſen, der mit Spielern und Buben im Lande herumſchwadronirt, mehr Mädels betriegt, als ein Anderer kennt, und öfter Händel anfängt, als ein Trunkenbold ſein Waſſer abſchlägt!

---

*) Man vgl. S. 147 dieſes Theils, dritte Note.

**) Der Dativ an Stelle des Akkuſativ erklärt ſich aus dem unperſönlichen Gebrauch von „jung machen", aus manchen ähnlichen Wendungen und der Analogie des Franzöſiſchen; ſo Werke, VI. S. 142 Z. 25, X. S. 146 Z. 10.

Gonzalo. Ein toller, unbegreiflicher Kopf!

Sebaſtian. Du hätteſt den Buben ſehn ſollen, wie er ſo heranwuchs; er war zum Freſſen.*) Kein Tag verging, daß er uns nicht durch die lebhafteſten Streiche zu lachen machte; und wir alten Narren lachten über das, was künftig unſer größter Verdruß werden ſollte. Der Vater wurd nicht ſatt, von ſeinen Streichen, ſeinen kindiſchen Heldenthaten erzählen zu hören. Immer hatt er's mit den Hunden zu thun; keine Scheibe der Nachbarn, keine Taube war vor ihm ſicher; er kletterte wie eine Katze auf Bäumen und in der Scheuer herum. Einmal ſtürzt' er herab; er war acht Jahr alt; ich vergeſſe das nie; er fiel ſich ein großes Loch in Kopf, ging ganz gelaſſen zum Entenpfuhl in Hof, wuſch ſich's aus und kam mit der Hand vor der Stirn herein und ſagte mit ſo ganz lachendem Geſicht: „Papa! — Papa! — Ich hab ein Loch in Kopf gefallen!" eben als wollt er uns ein Glück notifiziren, das ihm zugeſtoßen wäre.

Gonzalo. Schade für**) den ſchönen Muth, den glücklichen Humor des Jungens!***)

Sebaſtian. So ging's freilich fort; je älter er ward, je toller. Statt nun das Zeug zu laſſen, ſtatt ſich zu fügen, ſtatt ſeine Kräfte zu Ehren der Familie und ſeinem Nutz zu verwenden, trieb er einen unſinnigen Streich nach dem andern, belog und betrog alle Mädchen und ging endlich gar auf und davon, begab ſich, wie wir Nachricht haben, unter die ſchlechteſte Geſellſchaft, wo ich nicht begreife, wie er's aushält; denn er hatte immer einen Grund von Edelmuth und Großheit†) im Herzen.

Gonzalo. Glück zu, Baſtian, und gieb ihn ſeiner Familie zurück!

---

*) Draſtiſcher Ausdruck für Liebenswürdigkeit, der vorzugsweiſe der Genieperiode eigen zu ſein ſcheint; wenigſtens ſind die von Grimm und Sanders dafür geſammelten Stellen zum Theil aus den Schriften von Lenz, Wagner und Heinſe.

**) Die ältere Sprache ſchwankt in der vorliegenden Verbindung mit „um"; die Wörterbücher geben für den erſtern Gebrauch Beiſpiele aus Geßner, Raſp. Hevel, Wieland und auch noch aus Uhland.

***) Sowol im Genitiv Singularis als im Pluralis, überhaupt bei Goethe öfters in dieſer Form. Vgl. Werke. VIII. S. 213. Z. 3. XII. S. 60. Z. 2. und S. 307. Z. 28 dieſes Theils.

†) Außerordentlich häufig bei Goethe (vgl. die Sammlung ſolcher Stellen bei Sanders, aber auch ſonſt von Kant, Heinſe, Wieland, Winckelmann, in neuerer Zeit von Stahr und Schöll gebraucht; von letzterem z. B. in der fälſchlich Goethe zugeſchriebenen Ueberſetzung von Pindar's Olymp. II, 185 ff. und Rem., III. 71 ff. (ſiehe „Aus Herder's Nachlaß", I. S. 38, die zweite Note).

Sebastian. Nicht eben das! Umsonst soll er uns nicht genarrt haben! Krieg ich ihn nur einmal beim Kragen, ich will schon in einem Kloster oder irgend einer Festung ein Plätzchen für ihn finden, und Pedro soll mir die Rechte des Erstgebornen genießen. Der König hat schon seine Gesinnung hierüber blicken lassen. Wenn's wahr ist, daß mein Mann sich in der Gegend aufhält, so müßt es arg zugehn, wenn ich ihn nicht zu Ehren des Festes heute noch packe. Wir können's vor Gott und der Welt nicht verantworten; der alte Vater würde sich im Grab umwenden!

Gonzalo. Brav, Bastian! Du bist immer der alte, treue Bastian.

Sebastian. Und ebendeswegen — unter uns — sieh doch ein Bischen nach Deiner Tochter!

Gonzalo. Wie meinst Du?

Sebastian. Der Teufel ist ein Schelm; und Pedro und die Liebe sind auch nicht so da.

Gonzalo. Auch immer der alte Bastian! Verzeih mir! Du weißt keinen Unterschied zu machen. Das Mädchen, die Sorge meiner Seele, der Zweck all dieser achtzehnjährigen Erziehung, das feinste, delikateste weibliche Geschöpf, das vor dem geringsten Gedanken — nicht Gedanken, vor der geringsten Ahndung eines Gefühls erzittert, das ihrer unwürdig wäre —

Sebastian. Ebendeswegen!

Gonzalo. Ich setze mein Vermögen an sie, meinen Kopf.

Sebastian. Da kommt sie eben die Allee herauf. Sie hat sich von der Menge losgewunden, sie ist allein; und sieh den Gang, sieh das Köpfchen, wie sie's hängt! Komm, komm ihr aus dem Wege! Sünde wär's, durch unsere kalte Gegenwart die angenehmen Träume zu verjagen, in deren Gesellschaft sie daherwandelt! (Beide ab.)

Klaudine, mit Pedro's Strauß.

Klaudine.*) Alle Freuden, alle Gaben,
Die mir heut gehuldigt haben,
Sind nicht dieser Blumen werth.
Ehr und Lieb von allen Seiten,
Kleider, Schmuck und Kostbarkeiten,
Alles, was mein Herz begehrt!
Aber alle diese Gaben
Sind nicht dieser Blumen werth.

*) S. Werke, IX. 58.

Liebes Herz, ich wollte Dich noch einmal so lieb haben, wenn Du nur nicht immer so pochtest. Sei ruhig, ich bitte Dich, sei ruhig! (Pedro von ferne.) Pedro? Auch Der? Ach, da soll ich nun gar verbergen, daß ich empfinde!

Pedro kommt.

Pedro. Fräulein!

Klaudine. Mein Herr!

(Schweigen einige Augenblicke.)

Pedro (auf sie schnell losgehend). Ich bin der glücklichste Mensch unter der Sonne!

Klaudine (zurückweichend). Wie ist Ihnen?

Pedro. Wohl, wohl, als wie im Himmel in dieser englischen Gesellschaft! Ach, daß Sie meine armen Blumen so ehren, ihnen einen Platz an Ihrem Herzen gegönnt haben!

Klaudine. Weniger konnt ich nicht thun. Sie verwelken bis den Abend, und jedes Geschenk hat mir heut eine Herzensfreude gemacht.

Pedro. Jedes?

Klaudine. Wann reiten Sie weg?

Pedro. Die Pferde sind gesattelt. Sebastian will mich mit aller Gewalt bei sich haben; er glaubt, mein Bruder sei in der Nähe, und denkt ihn noch heute zu fangen.

Klaudine. Der Bruder macht Ihnen viel Verdruß.

Pedro. Er macht das Glück meines Lebens. Ohne ihn kennte ich Sie nicht. Ohne ihn —

Klaudine. Und wenn Sie ihn erwischen, ihn wieder durch Liebe und Beispiel dem rechten Weg zuführen, wenn Sie ihn seiner Familie zurückbringen, Pedro, — wie werden Sie empfangen werden, mit welchen Freuden!

Pedro. Nichts davon, um Gottes willen! Ich kenne mich selbst nicht, ich weiß nicht, wo ich bin; ich sehe kaum, wohin ich trete. Zurück nach Hause, zurück! Von Ihnen weg, mein Fräulein!

Klaudine. Der König, der Sie liebt, der so ein trefflicher Herr sein soll, der Hof, der Sie mit aller Herrlichkeit erwartet —

Pedro. Ist das ein Leben? Und doch, sonst war mir's nicht ganz zuwider. Wenn ich meine Tage den Geschäften des Vaterlands gewidmet hatte, konnt ich wol meine Abende und Nächte in dem Schwarme zubringen, der um die Majestät wie Mücken ums Licht summt. Jetzt würde mir das eine Hölle sein! Ich weiß nicht, wo meine Arbeitsamkeit, meine Geschäftigkeit hin ist. Es ekelt mir, einen Brief zu schreiben, der ich sonst allein zwei,

drei Sekretäre beschäftigen konnte. Ich gehe aus und ein, träumend und wähnend:*) aber selig, selig ist mein Herz!

Klaudine. Ja, Pedro; je näher wir der Natur sind, je näher fühlen wir uns der Gottheit, und unser Herz fließt unaussprechlich in Freuden über.

Pedro. Ach, diesen Morgen, als ich die Blümchen brach am Bach herauf, der hinter dem Wald herfließt, und die Morgennebel um mich dufteten, und die Spitze des Berges drüben mit den Aufgang der Sonne verkündigte, und ich ihr entgegenrief: „Das ist der Tag! — Das ist ihr Tag!“ — Klaudine! — Ich bin ein Thor, daß ich auszusprechen wage, was ich empfinde!

Klaudine. Ach ja, Pedro, ich wüßte nichts für mein Herz, so volle warme Fülle, als die Herrlichkeit der Natur um uns her.

Pedro. O, wer dafür keine Seele hätte, zu fühlen, wie um diese himmlische Güte, um diesen heiligen Reiz Alles, Alles schöner, herrlicher wird, — wer nicht in dieser Gegend lieber sein Leben in einer stillen Hütte verbärge, um nur Zeuge sein zu dürfen —!

Klaudine. So ganz ungleich Ihrem Bruder, den ich doch auch kennen möchte! Es muß ein wunderlicher Mensch sein, der allen Stand, Güter, Freunde verläßt und in tollen Streichen, schwärmender Abwechselung seine schönsten Tage verdirbt.

Pedro. Der Unglückliche! Ich erschrecke über seine Verhärtung. Nicht zu fühlen, daß das unstäte, flüchtige Leben ein Fluch ist, der auf dem Verbrecher ruht, verbannt er sich selbst aus der menschlichen Gesellschaft. Es ist unglaublich! Und dann — mit Zittern sag ich's, — wie manche Thräne von ihm verführter, verlassener Mädchen hab ich fließen sehn? O, das war's, was uns am Meisten aufbrachte, seiner Freiheit nachzustellen. Ich hätte mit den armen Geschöpfen vergehen mögen! Wie wird ihm sein, wenn er, von seiner Verblendung dereinst geheilt, mit Zittern sehn muß, daß er das innerste Heiligthum der Menschheit entweihte, da er Liebe und Treue so schändlich mit Füßen trat!

Klaudine. Liebe und Treue! Glauben Sie dran, Pedro?

Pedro. Sie können scherzen und fragen?

Klaudine. Treue Herzen!
Männer scherzen
Ueber treue Liebe nur.

Pedro. Drüber scherzen
Schlechte Herzen
Nur, verderbte Männer nur.

*) S. die Note zu S. 168 dieses Theils.

Klaudine. Aber ſag, wo ſind die Rechten,
Und wie kennt*) man ſie von Schlechten;
Sieht man's 'en an den Augen an?

Pedro. Zwar verſtellen ſich die Schlechten,
Blicken, ſeufzen wie die Rechten;
Doch das geht ſo lang' nicht an.

Klaudine. Ach, des Betrugs iſt viel;
Wir Arme ſind ihr Spiel!

Pedro. Wer findt ein treues Blut,
Findt drum ein edel Gut.

Klaudine. Ach, nur zu viel
Ein Sonntagsſpiel!

Pedro. Ein treues Blut
Ein edel Gut!

(In dem Schluß des Duetts hört man ſchon von Weitem ſingen **Kamillen** und **Sibyllen**, die ſingend näher kommen.)

Beide. Vom hohen, hohen Sternenrund
Bis 'nunter in tiefen Erdengrund
Muß nichts ſo ſchön, ſo Liebes ſein
Als nur mein Schätzel allein!

(Sie treten herein.)

Kamilla. Er iſt der Sträckſt**) im ganzen Land,
Iſt kühn und ſittſam und gewandt,
Und bitten kann er, betteln fein;
Es ſag einmal Eine: „Nein!“

Sibylle. Guten Abend! Wie treffen wir einander hier? Allons, Chorus!

Alle Vier. Vom hohen, hohen Sternenrund
Bis 'nunter in tiefen Erdengrund
Muß nichts ſo ſchön, ſo Liebes ſein
Als nur mein Schätzel allein!

Sibylle. Und das, was über Alles geht,
Ihn über Kön'g und Herrn erhöht:
Er iſt und bleibet mein,
Er iſt mein Schätzel allein.

---

*) Hier in dem prägnanteren Sinne von „unterſcheiden“.

**) Die Veränderung der Ausgaben in „Stärkſt“ iſt ganz unmotivirt. Das Wort wird von Goethe ſehr häufig gebraucht, ſo z. B. Werke. I. S. 281, Z. 19. XIII. S. 235, Z. 6, XVI. S. 150, Z. 10; in „Reineke Fuchs“, Erſter Geſang, V. 191.

Chorus.

Alle Vier. Vom hohen, hohen Sternenrund
Bis 'nunter in tiefen Erdengrund
Muß nichts ſo ſchön, ſo Liebes ſein
Als nur mein Schätzel allein!

Klaudine. Habt Ihr meinen Vater nicht geſehn? Ach, ich muß zu ihm; ſeit unſerer Feierlichkeit hab ich ihn nicht allein geſprochen. Auch Euch dank ich, lieben Kinder, daß Ihr den Tag habt wollen verherrlichen helfen, an dem das Geſchöpf zur Welt kam, das — Ihr kennt mich ja — Leben Sie wohl, Pedro!

Pedro. Darf ich Sie begleiten?

Klaudine. Bleiben Sie! Ich bitte, bleiben Sie!

Pedro. Wir gehen zuſammen. Sebaſtian wartet auf mich; die Pferde ſind geſattelt.

Sibylle. Gehen Sie nur! Er hat lang' nach Ihnen gefragt.

(Gehen ab.)

Sibylle. Kamille.

Sibylle. Ich möchte berſten vor Bosheit! „Bleiben Sie! Bleiben Sie!" Ich glaub, ſie that's, uns*) zu ſpotten. Sie iſt übermüthig, daß ihr der Menſch nachläuft wie ein Hündchen. „Bleiben Sie! Bleiben Sie!" Ich komm ſchier aus der Faſſung. Und er, macht er nicht ein Hängmaul wie ein Schulknabe? Der Affe!

Kamille. Sie meint, weil ſie ein rund Köpfchen hat, ein Stumpfnäschen, und über ein Gräschen und Gänsblümchen gleich weinen kann, ſo wär was mit ihr.

Sibylle. Und weil man uns auch heute an den Triumphwagen geſpannt hat. Ich war ſo im Grimm —

Kamille. Unſereins iſt auch keine Katz, und den Pedro möcht ich mit einmal. Es iſt ein langweiliger träumiger**) Menſch. Uebel iſt er nicht gemacht.***)

Sibylle. Und war auch artig, eh ihn die Närrin verwirrt hat. Denn meinetwegen eigentlich hat er hier ins Haus Bekanntſchaft geſucht und dem Don Sebaſtian in den Ohren gelegen, ihn hereinzubringen. Seit ich ihn drüben beim Gouverneur auf Sa-

*) Alluſivd, wie gewöhnlich in der älteren Sprache, ſo z. B. Epr. Salom., S. 24; 2. Buch Könige, 2. 23.

**) Man vgl. die Note zu S. 26, und als Parallelſtelle für den obigen Ausdruck Briefe an Frau von Stein, I. S. 51, Z. 8.

***) Nach dem franzöſiſchen Ausdruck: „Il n'est pas mal fait."

lanka kennen lernte, da war er galant, freundlich, artig. Ich weiß wol noch, wie mich Sebastian vexirte. Jetzt ist er unerträglich.

Kamille. Unausstehlich! Ja, aber ich hab einen Fang gethan — Wenn Du mich nicht verrathen willst, —

Sibylle. Ich dächte, Du weißt, daß Du Dich auf mich verlassen kannst, und wahrhaftig, ich weiß auch, Du hilfst mir Rache an Pedro nehmen und an seiner zärtlichen Dulcinee.

Kamille. Hör nur, in der Nachbarschaft hält sich ein Kavalier auf. Siehst Du, ich sage nichts; aber es ist der Ausbund vom ganzen Geschlecht. Reich muß er sein und vornehm; das sieht man ihm an. Und ein Bürschchen wie ein Hirschchen!*)

Sibylle. Wie heißt er? Wo ist er?

Kamille. Er verbirgt seinen Stand und Namen. Sie heißen ihn Don Krugantino. Heiß er, wie er will, es giebt nicht Seinesgleichen.

Sibylle. Den hast Du gewiß ehegestern auf'm Jahrmarkt**) gekapert?

Kamille. St!

Sibylle. Noch Eins, Kamille! Du weißt, wenn Don Pedro des Abends fort muß, wie sie da einander mit langen Athemzügen und Blicken eine gute Nacht geben, als sollten sie auf ewig getrennt werden, und wie's bei Tisch so still hergeht, und wie bald abgessen ist, und wie mein Klaudinchen, sobald der Vater im Lehnsessel zu nicken anfängt, weg und in Garten schleicht und dem Mond was vorsingt. Kamille, ich wollt schwören, es ist nicht der Mond! Wenn nicht hinter der Sach was steckt!

Kamille. Meinst Du?

Sibylle. Närrchen! Dahinten die Terrasse mit dem eisernen Gatter kennst Du. Das muß ein schlechter Liebhaber sein, der nicht da herüber wollte wie ein Steinwurf, um seiner Scharmanten die Thränen abzutrocknen, die ihr der keusche Mond abgeleckt hat.

Kamille. Wahrhaftig, und sie kann nicht leiden, daß Eins mitgeht.

Sibylle. Und ich stell mich auch immer so schläfrig, um sie sicher zu machen. Nun aber muß es heraus. Pedro reit schon jetzt weg; dahinter steckt was. Das Nachtessen ist so früh bestellt! Ganz gewiß!

Kamille. Wann wir sie beschlichen?

---

*) Denselben Vergleich macht Rückert in seiner Makame „Der Schulmeister von Hims": „Da sprang ein Bürschchen hervor wie ein Hirschchen".

**) Ebenso S. 180, A. 5; eine in den älteren Schriften häufig von Goethe gebrauchte Form. Man vgl. die Textrevision zu Werke, VIII, S. 157, A. 5.

Sibylle. Das iſt nichts, ſah auch unfreundlich aus. Nein, dem Alten wollen wir's erzählen; Der wird raſend, wie er auf ſeine Tochter und Ehre hält. Der ſoll ſich drinten hinſchleichen.

Kamille. Fangen wir's nur klug an, daß es nicht ausſieht — **Sibylle.** Iſt das das erſte Mal, daß wir Leute an einander hetzen? Komm, eh es zu Tiſch geht! Komm! (Beide ab.)

Eine Stube einer ſchlechten Dorfherberge.

Drei **Vagabunden** ſitzen um einen Tiſch und würfeln. **Krugantino**, den Degen an der Seite, eine Zither mit einem blauen Band in der Hand. Er ſtimmt, auf und ab gehend, und ſingt:

*) Mit Mädeln ſich vertragen,
Mit Männern 'rumgeſchlagen,
Und mehr Kredit als Geld, —
So kommt man durch die Welt.

Ein Lied, am Abend warm geſungen,
Hat mir ſchon manches Herz errungen;
Und ſteht der Neider an der Wand,
Hervor, den Degen in der Hand!
'raus feurig, friſch
Den Fledermiſch!
Kling! Kling! Klang! Klang!
Dik! Dik! Dak! Dak!
Krik! Krak!

Mit Mädeln ſich vertragen,
Mit Männern 'rumgeſchlagen,
Und mehr Kredit als Geld, —
So kommt man durch die Welt.

Erſter Vagabund. Komm doch, Krugantino, halt eins!**) **Krugantino.** Mir iſt heut gar nicht drum zu thun. **Zweiter Vagabund.** Er iſt heut wieder nicht zu brauchen. **Krugantino.** Servitor! Wenn ich mich wollte brauchen laſſen, ging' ich in honette Geſellſchaft und gäb mich mit Lumpen nicht ab, wie Ihr ſeid.

Erſter Vagabund. Laßt ihn! Er iſt gutes Humors. **Dritter Vagabund.** Ich wette, er harrt auf die Stunde zum Rendezvous. Wohin geht's heut? Zur Almeria hinüber?

*) S. Werke, III. 20. und IX. 61.
**) „Eins" ſoviel als „einmal", noch jetzt in der Volksſprache gebräuchlich.

Kruganting. Wie Du meinst.

Zweiter Vagabund. Nein, der Roman ist gewiß zu Ende. Er dauert schon drei Wochen.

Erster Vagabund. Wett, ich rath's! Zur Kamilla, die auf'm letzten Jahrmarkt ihm mit ihren schwarzen Augen stracks durch die Leber*) geschossen hat.

Kruganting. Ich dächte, Du gingst mit und sähst zu; wärst Du doch Deiner Sache gewiß.

Erster Vagabund. Viel Ehr. Wenn sie nur so eine lange Nas nicht hätt! Sonst ist sie nicht übel, außer, fürcht ich —

Kruganting. Ich glaub, Du fängst an, delikat zu werden.

Zweiter Vagabund. Mag nicht mehr spielen.

Dritter Vagabund. Ich auch nit.

Zweiter Vagabund. Unter ein Paaren ist's nicht der Mühe werth. Man gewinnt einander das Geld ab; das ist fatal.

Kruganting. Besonders, wo keins ist.

Zweiter Vagabund. Bliebst Du bei uns, hättst Du auch was zu lachen.

Kruganting. Was treibt Ihr denn?

Zweiter Vagabund. Der Pfarrer hat heut ein Hirschkalb geschenkt kriegt; das hängt hunten in der Küchenkammer. Das wird ihm weggeputzt.

Dritter Vagabund. Und die Hörner ihm auf den Perrückenstock genagelt. Sein Perrückenstock mit der Festperrücke steht in der Ecke; verlaßt Euch auf mich! — Ich hätte sie neulich bald übern Haufen geworfen, als mich die Köchin in dem Kämmerchen konsultirte.

Zweiter Vagabund. Du steigst hinein, reichst mir den Bock heraus; wir lösen die Hörner ab und geben sie Dir.

Dritter Vagabund. Für das Uebrige laßt mich sorgen! Auf der Perrücke muß das herrlich stehn, und ein Zettelchen dran: — „Der neue Moses" —**)

Alle. Bravo! Bravo!

Erster Vagabund. Hat Keiner den Vasko gesehn?

Kruganting. Wollt Ihr einen Augenblick warten? Er wird gleich zur Hand sein.

---

*) Man vgl. die Note zu Werke. IX. 22, und als Parallelstelle für das dort Gesagte noch Horaz' Carm., IV. 1. 12: „Si torrere quaeris iecur ploribus".

**) In Folge der unrichtigen Uebersetzung der Vulgata von 2. Mos., 34. 30: Qui videbant faciem egredientis Moysi esse cornutam (vulbet „daß der Haut seines Angesichts glänzte") wurde Moses von den Künstlern häufig gehörnt dargestellt, so z. B. auf der sitzenden Kolossalstatue von Michel Angelo, welche für das unvollendet gebliebene Grabdenkmal des Papstes Julius II. bestimmt war.

Zweiter Vagabund. Ich glaub's nicht; er iſt bös auf mich, ich hab ihn geſtern ein Bißchen übergezogen.

Krugantino. Bös über Dich? Bild Dir's nur ein! Basko iſt kein Kerl, das nachzutragen. Er hätt Dir ins Geſicht geſchmiſſen*) und ein Schrämmchen über die Naſe gehauen, und da wär's gut geweſt.**)

(Man hört eine Nachtigall draußen.)

Erſter Vagabund. Da iſt er! Hört Ihr ihn? Da iſt er!

Basko.

Basko. Guten Abend!

Krugantino. Du kommſt eben recht. Sylvio meint, Du wärſt bös über ihn.

Basko. Was der Menſch ſich vor Streiche einbildt! Krugantino, ein Wort! —

Erſter Vagabund. Genirt Euch nicht! Wir machen Euch Platz.

Basko. Lernſt Du noch Lebensart, alter Bock! Gelt, Du ſpürſt in allen Gliedern, daß Dich eh'ſtens der Teufel holen wird, und da wirſt Du kirre?

Die Vagabunden. Viel Glück auf die Expedition! Wir wollen eine Bouteille drauf ausleeren.

***) Mit Vielem hält man Haus,
Mit Wenig kommt man auch aus;
Heiſa, Heiſa, ſo geht's doch hinaus. (Ab.)

Krugantino. Die ich doch am Ende wieder bezahlen muß — O Basko, das Leben wird mir unter den Kerls unerträglich! Eine Langeweile, ein ewig Einerlei. Wenn unſere Streiche nicht wären! — Was bringſt Du, Basko? Was bringſt Du von Villa Bella?

Basko. Viel, gar viel.

Krugantino. Hab ich Hoffnung, mich Klaudinen zu nähern? Ein Engel, ganzer Engel!

Basko. Kamillchen, das liebe Kamillchen hat mir Winke gegeben, hat mir zugeflüſtert: „Dem edlen Krugantino meinen Gruß!"

Krugantino. Laß ſie zum Teufel gehn! Red mir von Klaudinen!

---

*) Zwar in dem Sinne von „ſchlagen", aber mit Säbel oder Degen, wie die folgenden Worte zeigen.

**) Goethe braucht außer dieſer auch die vom gegenwärtigen Sprachgebrauche abweichende Form „geſon" (Werke, I. S. 116, Z. 17).

***) Nach dem italieniſchen „Con molto si sta bene Con poco un si sostiene". Vgl. die Note zu Werke, III. 20.

Basko. Herr! Wir oder unser Genius, oder allzusammen sind ausgemachte Esel.

Krugantino. Was giebt's?

Basko. Ich, der ich sonst herumschwärme den ganzen Tag und plane*) wie ein Raubvogel, muß heut den ganzen Nachmittag hier auf der Bärenhaut liegen.

Krugantino. Nun?

Basko. Und drüben — ich hätte mir die Augen ausschlagen mögen — drüben in Villa Bella — Ich hab in Gonzalo's Hofe bei Klaudinen gestanden, von hier an den Tisch, und wer's eh gewußt hätte —

Krugantino. Schwerenoth, wie ging das?

Basko. Heut ist Klaudinens Geburtstag. Ihr Vater, der sie wie ein Narr liebt, hat ein Fest angestellt. Sie haben einen Umgang gehalten, sie im Triumph getragen —

Krugantino. Das hast Du gesehn?

Basko. Ich kam zu spät. Aber im Hof unter den großen Linden waren fürs ganze Dorf Tische gedeckt. Alt' und Junge, Alles geputzt! Und heiſa obenaus! Fässer mit Bier, ungeheure Töpfe mit Brei, und ein Gesumm und Gedräng! Da kam ich eben auch hinein.

Krugantino. Und holtest mich nicht?

Basko. Kaum hatt ich mich umgesehn, verloren sich die Herrschaften.

Krugantino. Hast sie gesehn?

Basko. Narr, ich möcht Dir sagen können, wie schön sie war. In einer gewissen Verlegenheit —

Krugantino. Was ist nun das Alles?

Basko. Geduld! Geduld! Eins hab ich erfahren. Sie pflegt alle Nacht, besonders bei so schönem Mondenscheine, allein im Garten zu spazieren. Du kennst die Kastanienbäume, die davor stehen auf dem Wege nach Salanka?

Krugantino. Lehr mich das! Die Terrasse geht da heraus und die eiserne Thüre. O, ich will hin, gleich hin, und dort sein, eh der Mond noch aufgeht. Komm, Basko!

Basko. Noch Eins! Nimm Dich doch in Acht! Servillo, der Häscher, der mein Herzensfreund ist, hat mir vertraut, man frage nach Dir, erkundige sich nach Dir.

Krugantino. Possen! Ich wüßte jetzt nichts.

---

*) Nach dem französischen „planer", gebräuchlich von Vögeln, die in der Luft schweben, um auf ihre Beute niederzustoßen; z. B. „le milan plane".

Basko. Wenn's nur nicht über etwas geht, das Du ſchon vor abgethan hältſt!

Kruganlino. Das wär dumm.

Basko. Unſere Landsleute tragen gar lange nach.

Kruganlino. Iſt mir nit bang. Und nach Villa Bella muß ich. Komm, wir wollen unſern Operationsplan ſo einrichten: Ich ſteck mich in die Allee; hör ich ſie, hin ich gleich am Garten, über'm Gitter, im Garten. Und Du, klettre auf einen Kaſtanienbaum! Wenn Jemand kommt, ſo mach Deine Nachtigall!

Basko. Gut, gut! Zwar ziemlich außer der Zeit —

Kruganlino. Und vergiß die Maske nicht! Und wie ich Dir ſage, ſchlag und zwitſere und kümmere Dich um nichts, bis ich Dich rufe! Ich zieh mich ſchon heraus. Zwei verderben immer ſo einen Handel. Komm! Ich halt Dich doch von nichts ab die Nacht, Basko?

Basko. Ich bring's gegen Tag wieder ein.

Kruganlino. Du haſt doch auch was auf'm Korn?

Basko (abgehend). A!

*) Eine Blond und eine Braune
Schlagen ſich jetzt um mein Herz,
Eine mit immer ſchlimmer Laune,
Eine mit immer Luſt und Scherz.

Mondſchein.

Die Terraſſe des Gartens von Villa Bella,

mit einer Gartenthüre, wohinauf eine doppelte Treppe führt. Eine Reihe hoher Kaſtanienbäume vor der Terraſſe.

Klaudine oben, Kruganlino unter den Bäumen.

Klaudine.**) Hier im ſtillen Mondenſcheine
Mit Dir, heilge Nacht, alleine,
Schlägt dies Herz ſo liebevoll; —
Ach, daß ich's nicht ſagen ſoll!

Kruganlino. In dem ſtillen Mondenſcheine
Wandelſt, Engel, nicht alleine;
Seufzet noch ein armes Herz,
Birgt im Schatten ſeinen Schmerz.

---

*) S. Werke, III. 78.
**) S. Werke, III. 80, und IX. 69.

Klaudine (an der Thüre athmend).
Welche Stimme! Ich vergehe.
Krugantino (nimmt die Maske vor und steigt die Treppe leise hinauf).
Auf, ich wag mich in die Nähe
Klaudine (an der Gartenthüre).
Wer! Wer! Wer ist da?
Krugantino (hinaufsteigend).
Ich! Ich! Ich bin da.
Klaudine (droben). Wer?
Krugantino. Ich!
Klaudine. Fremdling, wie heißt Du?
Krugantino. Liebchen, das weißt Du.
Klaudine. Zeige mir Dein Gesicht!
Krugantino. Sagt Dir's Dein Herze nicht?
Klaudine. Weg von dem Orte!
Krugantino. Oeffne die Pforte!
Beide. Himmel, Himmel, welche Qual!
Einen Kuß doch nur einmal!
(Klaudine entfernt sich.)

Krugantino. Das Gitter will nichts bedeuten. Sie hat mich so lange angehört. O, wenn ich sie hasche!
(Er fängt an aufzusteigen; wie er bald droben ist, schlägt die Nachtigall.)
Nachtigall und der Teufel! (Er springt herab.)
Ich höre wahrlich Jemand! Singst Du feurig!
(Die Terrasse herunter und hinter die Bäume. Die Nachtigall schlägt zuweilen.)

Pedro.

Pedro. Mein Herz zieht mich unwiderstehlich hierher. Da droben wandelt sie oft in stillem Gefühl ihrer selbst. Himmlischer Ort! Alles schwebt um Dich voll Liebegefühl! Die Nachtigallen singen noch, als wär hier ein ewiger Frühling. O, rings umher in allen Gebüschen hat sie der Sommer schon schweigen gemacht. Liebe Nachtigall, Freundin meines Herzens!

*) Noch so spät, Ihr Nachtigallen,
Laßt Ihr Liebesklagen schallen,
Zärtlich noch wie meine Brust?
Auch ich bin in Liebeslagen,
Seufze, klage; doch mein Klagen
Ist die wärmste Herzensluft!

*) S. Werke. III. 78.

Krugantino (der die Zeit über ſeine Ungeduld bezeigt hat, vor ſich). Ich muß ihn weglchaffen; er endigt nicht.

Pedro. Horch! — Wer da?

(Krugantino, langſam hervortretend.)

(Mit ſtarker Stimme.) Wer da?

Krugantino (zieht). Eine Degenſpitze!

Pedro (zieht). Nichts weiter?

(Sie fechten. Pedro wird in rechten Arm verwundet, den er ſinken läßt, und mit der linken den Degen faßt.)

Krugantino. Laßt! Ihr ſeid verwundet.

Pedro (den Degen vorhaltend). Wollt Ihr mein Leben? Wollt Ihr meinen Beutel? Redt! Den Beutel könnt Ihr haben. Mein Leben ſollt Ihr noch theuer bezahlen.

Krugantino. Keins von beiden. (Vor ſich.) Seine Stimme rührt mich. (Laut.) Ich bin weder Räuber noch Mörder.

Pedro. Was fällt Ihr mich an?

Krugantino. Laßt! Ihr verblutet! Nehmt unſere Bemühungen an! (Er nimmt ſein Schnupftuch.) Nachtigall! Nachtigall!

Pedro. Was iſt das?

Krugantino. Fürchtet nichts!

Basko.

Basko. Was giebt's?

Krugantino. Trag Sorge für dieſen Verwundeten!

Pedro. Die Augen vergehn mir.

Basko (ſich um ihn beſchäftigend). Das blutet verteufelt für eine Armritze!

Krugantino (auf und ab gehend). Eſel, tauſendfacher Eſel!

(Sich an die Stirn ſchlagend.)

Basko. Seid Ihr nicht Pedro?

Pedro. Bring mich wohin, daß ich ruhe und verbunden werde!

Krugantino. Pedro! Klaudinens Pedro! Bring ihn hinüber nach Saroſſa in unſer Wirthshaus, Basko! Leg ihn auf mein Bett, Basko!

Basko. Nun, nun! Ermannt Euch, Herr! Kommt! (Ab.)

Krugantino. Nun, und was ſoll's? Der Teufel hol die Fratzen! Armer Pedro! Aber ich weiß, Degen, Du ſollſt mir ſtecken bleiben! Ich will Dich zu Haus laſſen, ich will Dich ins Waſſer werfen! — Mußt er denn auch juſt „Wer da" rufen und „Wer da" mit einem ſo gebietenden Ton? Ich kann den gebietenden Ton nicht leiden. — Und darüber Alles zu Grunde, die ſchönſte, herrlichſte Gelegenheit! Wärſt Du nur vorhin übers

Gitter und hätte den Amoroso mit der Nachtigall duettiren lassen! Daß Ein die Resolution just da verläßt, wo man sie am Meisten braucht! Vielleicht — (Nach der Treppe zugehend.) Ein dummes Vielleicht! Sie ist lang' nach dem Haus zurück und liegt im Bett bis über die Ohren. Horch!

Gonzalo oben, mit zwei Bedienten.

Gonzalo. Wo sie sein mag! Bleib Einer bei mir! Und Ihr durchsucht den Garten, Ihr! Gebt Acht, am End ist's Lug und Trug von Schandmäulern.

Krugantino (horchend). Wieder was Neues.

Gonzalo. Verbirgt sich nicht Einer da drunten unter die Kastanienbäume?

Bediente. Mich dünkt's.

Gonzalo. Haben wir den Vogel? Wart, Pedro, wart!

(Er schließt das Gitter auf und kommt auf die Treppe.)

Wer ist da unten? Wer, holla, wer?

Krugantino (die Maske vornehmend). Aus dem Regen in die Träufe!*)

Gonzalo. Wer da?

Krugantino. Gut Freund.

Gonzalo. Hol der Teufel den guten Freund, der Einem des Nachts ums Haus herumschleicht, den Leuten zu Nachreden Gelegenheit giebt und alle Lieb und Freundschaft so belohnt!

Krugantino (die Hand an den Degen und gleich wieder davon). Ich bitte Dich, bleib stecken! Was mag das bedeuten? Das ist der Vater.

Gonzalo. Nein, Herr, das ist schlecht, sag ich Euch, sehr schlecht!

Krugantino. Das ist zu viel. (Die Maske wegwerfend.) Seid Ihr Herr von Villa Bella oder nicht, Euer Betragen ist unanständig.

Gonzalo. Ihr seid nicht Pedro?

Krugantino. Sei ich, wer ich will, Ihr habt mich beleidigt, und ich verlange Genugthuung.

Gonzalo (zieht). Gerne, so verdrießlich mir der Streich ist.

Krugantino (zieht halb, stößt aber gleich wieder in die Scheide). Genug, mein Herr, genug! Ich kann zufrieden sein, daß ein Mann von Ihrem Alter, Ihrer bekannten Tapferkeit, Stand und

*) Aeltere Wortform für Traufe, ebenso Werke, II. S. 426, Z. 16: „träuft."

Würde, die Spitze seines Degens gegen mich gekehrt hat. Dadurch würden größere Beleidigungen vergütet werden.

Gonzalo. Ihr beschämt mich.

Krugantino. Wie's scheint, haben Sie mich für den Unrechten angesehen.

Gonzalo. Und Ihnen Unrecht gethan, und vielleicht dem Andern durch Argwohn auch Unrecht gethan.

Krugantino. Ihr nanntet ihn Pedro. Ist das der junge, angenehme Fremde?

Gonzalo. Der aus Kastilien angekommen ist.

Krugantino. Richtig! Sie glaubten, Der wäre hier herum?

Gonzalo. Ich glaubte — Genug, mein Herr! Sie haben Niemanden gesehen?

Krugantino. Niemanden. Ich ging hier auf und ab, wie ich denn die Einsamkeit liebe, und hing meinen stillen Betrachtungen nach, als Sie mich zu unterbrechen beliebten.

Gonzalo. Nichts mehr davon! Ich danke dem Zufall und meiner Hitze, daß Sie mir die Bekanntschaft eines so wackern Mannes verschafft haben. Sie halten Sich auf — wenn man fragen darf —?

Krugantino. Nicht weit von hier, in Sarossa.

Gonzalo. Es ist nicht zu spät, noch hereinzutreten und auf weitere Bekanntschaft ein Gläschen zu stoßen?

Krugantino. Wenn's Mitternacht wäre und Sie erlaubten! So ein Trunk wär eine Pilgrimschaft werth.

Gonzalo. Allzu höflich! Allenfalls steht auch ein Pferd zum Rückweg zu Diensten.

Krugantino. Sie überhäufen mich!

Gonzalo. Treten Sie herein!

Krugantino. Ich folge.

(Die Treppe hinauf, da Gonzalo das Gitter schließt, und ab.)

Zimmer im Schlosse.

Sibylla. Kamille.

Sibylle. Was es nur gegeben hat?

Kamille. Ich begreif's nicht.

Sibylle. Klaudine war eben schon zurück, als der Alte durch die Seitenthüre mit den Bedienten hinausschlich.

Kamille. Jetzt wird's über uns hergehn.

Sibylle. Wir haben's ja nicht gesagt.

Klaudine tritt herein.

Klaudine. Wo ist mein Vater?

Sibylle. Guten Abend, Nichtchen! Ihr wart heut bald wieder zurück; die Nacht ist dazu so schön.

Klaudine. Mir ist nicht wohl; mich schläfert. Wo ist mein Vater? Ich möcht ihm gute Nacht sagen.

Kamille. Ich höre ihn draußen.

Gonzalo. Krugantino.

Gonzalo. Noch einen Gast, meine Kinder, so spät!

Krugantino. Ich wünsche, daß mein unerwartetes Glück Ihnen nicht beschwerlich sein möchte.

Kamille (heimlich zu Sibyllen). Das ist Krugantino, Schatz; er ist's selbst!

Sibylle. Ein feiner Kerl!

Gonzalo. Das ist meine Tochter.

(Krugantino bückt sich ehrfurchtsvoll.)

Das meine Nichten. Liebe Nichten, ein Glas Wein, einen Bissen Brod! Ich muß einen Bissen Brod haben; sonst schmeckt mir der Wein nicht.

(Sibylle und Kamille ab. Letztere giebt Krugantino verstohlene Blicke, die er erwidert.)

Klaudinchen, Du warst bald aus dem Garten?

Klaudine. Die Nacht ist kühl; mir ist nicht ganz wohl. Darf ich mich beurlauben?

Gonzalo. Noch ein Bißchen! Wach noch ein Bißchen! Ich sagt's gleich, die Leute sind Lügenmäuler, Schandzungen.

Klaudine. Was meint Ihr, mein Vater?

Gonzalo. Nichts, mein Kind, als — daß Du mein liebes einziges Kind bist und bleibst.

(Krugantino hat bisher wie unbeweglich gestanden, Klaudinen bald mit vollen Seelenblicken angesehn, bald die Augen niedergeschlagen, sobald sie ihn ansah. Klaudinens Verwirrung nimmt zu.)

Ihr habt eine Zither?

Krugantino. Die Gespielin meiner Einsamkeit und meiner Empfindung.

Klaudine (vor sich). Seine Stimme, seine Zither! Sollt er es gewesen sein? Pedro war es nicht; mein Herz sagte mir's, er war's nicht.

Gonzalo. Das ist Klaudinens Lieblingston.

Krugantino. Dürft ich hoffen? (Er greift drauf.)

Klaudine. Ein schöner Ton!

Kruganlino (heimlich). Sollten Sie dieſen Ton und dieſes Herz verkennen?

Klaudine. Mein Herr!

Sibylle und Kamille, Bediente mit Wein und Gläſern, indeß Gonzalo ſich beſchäftigt am Tiſch.

Kruganlino (heimlich). Sollten Sie verkennen, daß eben der glückliche Sterbliche neben Ihnen, Götter, neben Ihnen ſteht, der vor wenigen Augenblicken —

Klaudine. Ich bitte Sie!

Kruganlino. Nichts in der Welt als Ihre Liebe oder den Tod!

(Sibylle und Kamille ſpüren.)

Gonzalo. Ein Glas! Wovon ſprecht Ihr?

Kruganlino. Von Geſängen. Das Fräulein hat beſondere Kenntniſſe der Poeſie.

Gonzalo. Nun gebt uns einmal was zur Zither! Ein Burſche, der eine Zither und Stimme hat, ſchlägt ſich überall durch!

Kruganlino. Wenn ich im Stande bin.

Gonzalo. Ohne Umſtände!

Kruganlino (meiſt zu Klaudinen gekehrt).

*) Liebliches Kind!
Kannſt Du mir ſagen,
Sagen, warum
Zärtliche Seelen
Einſam und ſtumm
Immer ſich quälen,
Selbſt ſich betriegen
Und ihr Vergnügen
Immer nur ahnden
Da, wo ſie nicht ſind?
Kannſt Du mir's ſagen,
Liebliches Kind?

Gonzalo (ſcherzend zu Klaudinen). Kannſt Du mir's ſagen? — Das iſt was auf Deinen Zuſtand, Klaudinchen. Ja, ein Lied war immer ihre Sache. Und ſie fühlt darin wie ich; je freier, je wahrer, je treuer ſo ein Stückchen vom Herzen geht, deſto werther iſt mir's. — Setzt Euch, mein Herr, — ſetzt Euch — Noch Eins! Ich ſage immer: zu meiner Zeit war's noch anders; da ging's dem Bauer wohl, und da hatt er immer ein Liedchen, das von der Leber wegging und Einem 's Herz ergetzte; und der

*) Vgl. Werke, III. 21, und IX. 76.

Herr schämte sich nicht und sang's auch, wenn's ihm gefiel. Das natürlichste das beste!

Krugantino. Vortrefflich!

Gonzalo. Und wo ist die Natur als bei meinem Bauer? Der ißt, trinkt, arbeitet, schläft und liebt so simpel weg, und kümmert sich den Henker drum, in was für Flausereien man all das in den Städten und am Hof vermaskirt hat.

Krugantino. Fahren Sie fort! Ich werde nicht satt, einen Mann von ihrem Stande so reden zu hören.

Gonzalo. Und die Lieder! Da waren die alten Lieder, die Liebeslieder, die Mordgeschichten, die Gespenstergeschichten, Jedes nach seiner eigenen Weise, und immer so herzlich, besonders die Gespensterlieder. Da erinnere ich mich einiger; aber heut zu Tage lacht man Einen mit aus.

Krugantino. Nicht so sehr, als Sie denken. Der allerneuste Ton ist's wieder, solche Lieder zu singen und zu machen.

Gonzalo. Unmöglich!

Krugantino. Alle Balladen, Romanzen, Bänkelgesänge werden jetzt eifrig aufgesucht,*) aus allen Sprachen übersetzt. Unsere schönen Geister beeifern sich darin um die Wette.

Gonzalo. Das ist doch einmal ein gescheiter Einfall von ihnen, etwas Unglaubliches, daß sie wieder zur Natur kehren; denn sonst pflegen sie immer das Gekämmte zu frisiren, das Frisirte zu kräuseln und das Gekräuselte am Ende zu verwirren, und bilden sich Wunderstreiche drauf ein.

Krugantino. Gerade das Gegentheil!

Gonzalo. Was man erlebt! Ihr müßt doch manch schön Lied auswendig wissen?

Krugantino. Unzählig.

Gonzalo. Nur noch eins, ich bitt Euch. Ich bin sehr gestimmt; wir Alle sind gestimmt, denk ich; es ist uns wohl gegangen, und unsere Geister sind in Bewegung.

Krugantino. Gleich!

(Er stimmt.)

Gonzalo. Setzt Euch, Kinder!

(Sie ordnen sich um den Tisch, Krugantino nebenan, Claudine hinten, Gonzalo dem Krugantino gegenüber; zwischen Claudinen und Krugantino schiebt sich Camille ein; Sibylle hält hinter Gonzalo.)

*) S. unsre Biographie, S. LXIII, und als Beleg die von Goethe gesammelten Volkslieder in der Sammlung: „Aus Herder's Nachlaß", I. 153 bis 176.

Krugantino. Ein Licht aus und das andere weg!
Gonzalo. Recht, recht, wird ſo vertraulicher und ſchauriger.

Krugantino. *) Es war ein Bube frech genung,
War erſt aus Frankreich kommen,
Der hatt ein armes Maidel jung
Gar oft in Arm genommen,
Und liebgekoſ't und liebgeherzt,
Als Bräutigam herumgeſcherzt
Und endlich ſie verlaſſen.

Das arme Maidel das erfuhr,
Vergingen ihr die Sinnen.
Sie lacht und weint, und bet't und ſchwur;
So fuhr die Seel von hinnen.
Die Stund, da ſie verſchieden war,
Wird bang dem Buben, grauſ't ſein Haar;
Es treibt ihn fort zu Pferde.

Gonzalo. Wer kommt? O, Teufel, wer kommt? Einen zu ſtören in der ſchaurigen, ſchönen Empfindung! Lieber eine Ohrfeige! Sebaſtian?

Sebaſtian, ein **Bedienter** mit Lichtern.

Sebaſtian. Guten Abend!
Gonzalo. Woher?
Sebaſtian. Nur einen guten Abend! Ich ſuche Don Pedro überall und kann ihn nicht finden.
Krugantino (vor ſich). Ich glaub's wol.
Klaudine. Iſt's lang', daß er von Euch ſchied?
Sebaſtian. Freilich. Ueberhaupt geht mir's heut Nacht ſo ſchurliſch.
Gonzalo. Nichts gerathen? Trink Eins auf den Aerger! Wir haben auch hier einen neuen Gaſt, ſo ſpät noch.
Sebaſtian (ihn betrachtend und das Glas nehmend, vor ſich). Das iſt ein Kerl wie Der, den ich ſuche! Schwank,**) feurige Augen und die Zither —
Gonzalo. Wo bleibſt Du heute? Bleib hier!
Sebaſtian. Nein, ich muß Pedro finden, und ſollt ich ſuchen bis an den Tag. Wo kommen der Herr her?
Gonzalo. Von Saroſſa.
Sebaſtian (freundlich). Den Namen?

*) S. Werke, I. 230 ff., und IX. 79.
**) D. h. „leicht beweglich, biegſam", jedoch hier im lobenden Sinne.

Krugantino. Krugantino nennt man mich. (Vor ſich.) Alter Eſel!

Sebaſtian (gleichgiltig ins Glas redend). Soſt (Sich herumwendend, erzeht vor ſich.) Hab ich Dich, Vogel? Hab ich Dich? Nun, Pedro, ſet, wo Du willſt, Den muß ich erſt in Sicherheit bringen! (Faut.) Adieu!

Gonzalo. Noch Eins!

Sebaſtian. Danke. Diener, meine Herrn und Damen!

Gonzalo. Sibylle, geleit ihn!

Sebaſtian. Laßt das Zeug! (Ab.)

Krugantino. Ein alter Freund vom Hauſe?

Gonzalo. Der uns wieder einmal nach langer Abweſenheit beſucht. Ein Bißchen gerad zu, aber brav. Nun weiter unſer Liedchen, weiter! Mich dünkt, ich ſeh ihn, wie ihn der böſe Geiſt vom Herrn ängſtiget, den Meineidigen, wie er zu Pferde in die Welt hinein hauſ't und wüthet.

Krugantino. Wol, wol!

Die Stund, da ſie verſchieden war,
Wird bang dem Buben, grauſ't ſein Haar;
Es treibt ihn fort zu Pferde.

Er gab die Sporen kreuz und quer
Und ritt auf alle Seiten,
Herüber, hinüber, hin und her,
Kann keine Ruh erreiten;
Reit ſieben Tag und ſieben Nacht,
Es blitzt und donnert, ſtürmt und kracht,
Die Fluthen reißen über.

Und reit im Blitz und Wetterſchein
Gemäuerwerk entgegen;
Bindt's Pferd hauß an und kriecht hinein,
Und duckt ſich vor dem Regen!
Und wie er tappt und wie er fühlt,
Sich unter ihm die Erd erwühlt;
Er ſtürzt wol hundert Klafter.

Und als er ſich ermannt vom Schlag,
Sieht er drei Lichtlein ſchleichen.
Er raffte ſich auf und krabbelt nach,
Die Lichtlein ferne weichen;
Irrführen ihn die Quer und Läng,
Trepp auf, Trepp ab, durch enge Gäng,
Verfallne, wüſte Keller.

(Ein Bedienter kommt unter die Thüre. Sibylle ſteht ſich um, er winkt ihr; ſie geht, um nicht zu ſtören, auf den Zehen zu ihm. Gonzalo, der's doch merkt, wird ungeduldig und kampft,*) Krugantino fährt fort.)

Auf einmal ſteht er hoch im Saal,
Sieht ſitzen hundert Gäſte,
Hohlaugig grinſen allzumal
Und winken ihm zum Feſte.

(Sibylle kommt leiſe hinter Klaudinens Stuhl und redt ihr in die Ohren. Gonzalo wird wild, Krugantino ſingt.)

Er ſieht ſein Schätzel untenan,
Mit weißen Tüchern angethan;
Die wendt ſich —

Klaudine (mit einem Schrei). Pedro!

(Sie fällt ohnmächtig zurück. Alle ſpringen auf.)

Gonzalo. Hilfe! Was giebt's! Hilfe!

(Man labt ſie mit Wein.)

Was iſt's, was iſt's?

Sibylle. Pedro iſt verwundet, gefährlich verwundet.

Gonzalo. Pedro! Helft ihr! Mein Kind! Mein Engel! Pedro! Wer ſagt es?

Sibylle. Sebaſtian's Diener kam hereingeſprengt, er ſuchte ſeinen Herrn hie.

Gonzalo. Wo iſt Baſtian? — Sie rührt ſich nicht!

Sibylle. Weiß ich's?

Gonzalo. Wein! Sibylle, Wein! Kamille, Wein! Meine Tochter! Meine Tochter!

Krugantino (gerührt vor ſich). Und Du, Elender, das iſt Dein Werk, Deiner Thorheiten. Dieſer Engel!

Gonzalo. Wein!

Sibylle (ohne Wein, vergeiſtert**). Herr!

Gonzalo. Wein!

Sibylle. Herr!

Gonzalo. Biſt Du toll?

Sebaſtian. Wache.

Sebaſtian. Hier! Ergreift ihn!

Krugantino. Mich?

Sebaſtian. Dich! Ergieb Dich!

*) Mundartlich für „kämpft".

**) nehmlich, wie Schiller in dem Gedicht „Laura am Klavier" „entgeiſtert" braucht; aber auch „vergeiſtert" findet ſich häufig, namentlich bei Wieland.

Gonzalo. Was iſt das?

Arrugankino (wirft ſeinen Stuhl um und verrammelt ſich hinter den Tiſch und Klaudinen, greift in die Taſchen und zieht ein paar Terzerole heraus). Bleibt mir vom Leibe! Ich möchte nicht gern Einem was zu Leide thun.

(Sebaſtian auf ihn losgehend.)

Damit Ihr ſeht, daß ſie geladen ſind!

(Er ſchießt eine nach der Decke, Sebaſtian weicht.)

(Er zieht den Degen, in der andern Hand die Terzerole.)

Die für Den, der mir nachfolgt!

(Er ſpringt über den Stuhl weg und ſchwadronirt*) ſich durch die Kerls durch hinaus.)

Sebaſtian (Denen draußen). Haltet! Haltet! Nach! Allons, nach! (Er geht zuerſt.)

Klaudine (die vom Schuß aufgefahren iſt, ſteht wild um ſich her). Todt! Todt! Haſt Du's gehört? Sie haben ihn erſchoſſen. (Springt auf.) Erſchoſſen! Mein Vater, (weinend) und Sie haben's gelitten! Wo haben ſie ihn hin? Wo ſind ſie hin? Wo bin ich? Pedro! (Sie fällt wieder in den Seſſel.)

Gonzalo. Mein Kind! Mein Kind! (Zu Kamillen und Sibyllen.) Steht Ihr da! Guckt Ihr zu! Hier, Sibylle, hier meine Schlüſſel, hol meinen Balſam droben! Kamille, geſchwind in Keller, vom ſtärkſten Wein! Klaudine! Mein Kind!

(Klaudine hebt ſich ohnmächtig, ohne zu ſprechen, reicht ihrem Vater die Hand und ſinkt wieder hin. Gonzalo geht verwirrt bald zu, bald von ihr.)

Sebaſtian (kommt). Er hat ſich durchgeſchlagen, wüthend wie der Teufel! Du ſollſt uns nicht müde machen. Gonzalo, ich bitte Dich —

Gonzalo. O meine Tochter!

Sebaſtian. Es iſt der Schreck; ſie erholt ſich wieder. Willſt Du mir Deine Bedienten erlauben, Deine Pferde? Ich will ihm nach.

Gonzalo. Mach, was Du willſt!

Klaudine. Sebaſtian!

Sebaſtian. Auf Wiederſehn, Fräulein!

Klaudine. Pedro! Er iſt todt?

Sebaſtian. Sie iſt verwirrt; pflegt ſie! Ich muß fort.

(Sebaſtian ab.)

Gonzalo (ſie zum Seſſel führend). Beruhige Dich, Engel!

---

*) Vergl. den S. 171, Z. 35 gebrauchten ähnlichen Ausdruck.

Klaudine. Er geht und ſagt mir nicht: iſt er todt, lebt er? Ach, meine Knie, meine armen Knie! Mein Herz wird brechen.

Sibylle kommt.

Sibylle. Hier der Baſſam.

Klaudine. Gefährlich verwundet, ſagteſt Du? In Saroſſa?

Gonzalo. Wer?

Sibylle. Pedro.

Gonzalo. Wie?

Sibylle. Ach, daß man nicht von Sinnen kommt über den Lärm und das Gewirre! Heiliger Gott, da kommt Baſtian's Diener geſprengt, fragt nach ſeinem Herrn, und da er ihn nicht antrifft, hinterläßt er, Pedro ſei, gefährlich verwundet, in Saroſſa im Wirthshaus, und fort! Und gleich drauf Sebaſtian mit Wache, unſern Gaſt zu fangen, der ſich durchſchießt und -ſchlägt! Und Nichtchen in Ohnmacht! Mir wird's blau vor den Augen. (Setzt ſich.) Mir wird's weh.

Kamille mit Wein.

Gonzalo. Gieb her! Trink einen Tropfen, Klaudine! Gieb Sibyllen ein Glas! Du ſiehſt*) auch wie ein Geſpenſt.

Kamille. Mir klappern die Zähne wie im Fieber. Den Schrecken fühl ich Jahr und Tag in den Gliedern.

Gonzalo. Trink ein Gläschen! Reib Dir die Schläfe mit dem Baſſam! Reib, Sibylle!

Kamille (ſetzt ſich). Ich halt's nicht aus.

Klaudine. O mein Vater! Pedro gefährlich verwundet! Sebaſtian wollte mich nicht hören!

Gonzalo. Es hat's ihm Niemand geſagt.

Kamille. In dem Lärm, in der Angſt!

Klaudine. Ohne Hilfe vielleicht!

Gonzalo. Du machſt Dir's zu fürchterlich vor. Ein Stich in den Arm, ein Ritzchen, liebes Kind, einem Manne, was iſt das? Sei ruhig! Ich will Einen nach Saroſſa ſprengen.

Kamille. All Eure Leute und Pferde ſind mit Sebaſtianen.

Gonzalo. Verflucht!

Klaudine. O, aus dem Dorf drüben!

Sibylle. Ja, wer ſoll bei Nacht übers Waſſer? Die Fähre ſteht drüben! Ihr hört ja, es iſt Alles fort.

*) S. die zweite Anmerkung zu S. 43.

Gonzalo. Bis morgen gedulde Dich, Liebchen, und geh jetzt zu Bette!

Klaudine. Laßt mich noch einen Augenblick, bis sich das Blut gelegt hat! Ich könnte jetzt nicht schlafen. Aber — die Augen fallen Euch zu. Sorgt für Eure Gesundheit!

Gonzalo. Laß mich!

Klaudine. Ihr werdet mich beruhigen!

Gonzalo. Nun denn! Nichten, Ihr wacht mir aber bei ihr! Ich bitt Euch, verlaßt sie nicht! Morgen mit dem Frühsten sollst Du Nachricht von Pedro haben. Weckt mich, Nichten, gegen Morgen! Gute Nacht! Lieb Mädchen, leg Dich bald! Leucht mir, Kamille! Gute Nacht! (Mit Kamillen ab.)

Klaudine. Sibylle.

Sibylle (nach einer Pause). Der Kopf möchte mir zerspringen. Die Knie sind mir wie geradbrecht.*) Auf solch einen Tag solch eine Nacht!

Klaudine. Ich kann Euch nicht zumuthen, zu wachen, Nichten.

Sibylle. Aber Euer Vater?

Klaudine. Laßt! Der soll nichts erfahren. Geht hinauf, legt Euch wenigstens auf die Betten! Nur in Kleidern! Es ist doch immer Ruh. Ihr seid Alle wach, eh mein Vater — und dann — Laßt mich nur!

Kamille kommt.

Sibylle. Nichtchen will, wir sollen schlafen gehn.

Kamille. Lieb Nichtchen, Gott lohn's! Ich halt's nicht aus.

Sibylle. Wir begleiten Dich zuerst ins Bett.

Klaudine. Laßt's nur! Ich bin ja hier gleich nebenan und muß mich noch erst erholen.

Sibylle und **Kamille.** Gute Nacht denn!

Klaudine. Gute Nacht!

(Sibylle und Kamille ab.)

Klaudine. Bin ich Euch los? Darf ich dem Tumult meines Herzens Freiheit lassen? Pedro, Pedro, wie fühl ich in diesen Augenblicken, daß ich Dich liebe! Ha, wie das All drängt und tobt, die verborgne, mir selbst bisher verborgne Leidenschaft! — — Wo bist Du? — Und was bist Du mir? — Todt, Pedro! —

*) Aelteres Wort für „rädern", das schon im „Schwabenspiegel" vorkommt, aber in seiner ursprünglichen Bedeutung auch noch im vorigen Jahrhundert häufig ist.

Nein! Verwundet! — Ohne Hilfe! — Verwundet? — Zu Dir — Zu Dir! — Mein Schimmel, der Du mich ſo treu auf die Falkenjagd trugſt, was wärſt Du mir jetzt! Mein Kopf! Mein Herz! — Es iſt nichts. — (Auf dem Tiſch die Gartenſchlüſſel findend.) Und dieſe Schlüſſel? Eine Gottheit ſandte mir ſie! — Durchs kleine Pförtchen in Garten, hinten die Terraſſe hinunter, und in einer halben Stunde bin ich in Saroſſa! — Die Herberge? — Ich werde ſie finden! — Und dieſe Kleider? Die Nacht? — Hab ich nicht meines Vettern Garderobe noch da? Paßt mir nicht ſein blaues Wamms wie angegoſſen? — Ha, und ſeinen Degen! — Die Liebe geleitet mich; da ſind keine Gefahren! — Und auf dem Wege? — Nein, ich wag's nicht! So allein! Und wenn Deine Nichten erwachen und Dein Vater? — — Und Du, Pedro, liegſt in Deinem Blute! Dein letzter Athemzug ruft noch Klaudinen! — Ich komme, ich komme! — Fühle, wie meine Seele zu Dir hinüberreicht! — An Deinem Bette liegen, um Dich weinen, wehklagen möcht ich, Pedro! — Nur daß ich Dich ſehe, Deine Hand fühle, daß Dein Puls noch ſchlägt, daß ein ſchwacher Druck mir ſage: er lebt noch, er liebt Dich noch! — Iſt Niemand, der ihn verbinde, der das Blut ſtille?

*) Herz, mein Herz,
Ach, will verzagen!
Soll ich's tragen,
Soll ich fliehn?
Soll ich's wagen,
Soll ich hin?
Herz, mein Herz,
Hör auf zu zagen!
Ich will's wagen,
Ich muß hin!

Gegen Morgen.

Vor der Herberge zu Saroſſa.

Krugankino (den Degen unterm Arm). So hatte Basko Recht? Man ſtellt mir nach? Wo er nur ſteckt? Sie ſind an mir vorbeigeſprengt und -gelaufen. Ha, ich kenn die Büſche beſſer als Ihr, und Ihr habt keine ſonderlichen Spürhunde, und die beſten beißen uns nicht.

(Klopft an die Thüre der Herberge.)

*) S. Werke, III. 78.

Ein Knabe kömmt.

Knabe. Gnädiger Herr!

Krugantino. Ist Basko zu Haus kommen?

Knabe. Ja, gnädiger Herr, mit einem Blessirten; der liegt in Ihrer Stube. Hernach ist er gleich fort und hat mir befohlen, zu wachen, wenn etwa der Fremde schellte. Und Ihnen soll ich sagen, er sei nach Mirmolo. Ich kenn zwar so keinen Ort; ich glaubte, er spaßte.

Krugantino. Gut! Geh hinein und halt Dich munter!

(Junge ab.)

Mirmolo! Unsre Losung für Villa Bella! Nach Villa Bella, Basko! Ich versteh! Sebastian! Wer ist der Sebastian? Was hat er gegen mich? Das wird sich All entwickeln; das wird All zu verbeißen sein. Hättst Du nur Deine Zither nicht im Stich gelassen! Das ist ein schurkischer Streich, darüber Du Ohrfeigen verdient hättest von einem Hundsfutt! Deine Zither! Ich möchte rasend werden. Was sollte man von dem Kerl sagen, der in ein Gedränge käm mit seinem Freund und sich durchschlüg und seinen Freund im Stich ließ'? Pfui über den Kerl! Pfui! Und Deine Zither, mehr werth als zehn Freunde, Deine Gesellin, Gespielin, Buhlerin, die noch all Deine Liebsten ausgehalten hat! Wie wär's, ich kehrte zurück? Denn die Spürhunde sind fort! Wol! Kein Mensch vermuthet mich dort! Wol! Ich weiß die Schleiche! Das wär ein Streich! In der Verwirrung, in der das Haus ist — Ach, und die arme Klaudine! Dies Abenteuer sieht windig aus. Doch, allons! Erst die Zither befreit, und das Uebrige giebt sich!

Er die eine Seite der Straße hinauf;

Klaudine, in Mannskleidern an der andern.

Klaudine. Da bin ich! Götter, das ist Sarossa! Und nun die Herberge! Mir zittern meine Knie. Ich kann nicht mehr.

(Auf eine Hausbank sich setzend, der Herberge gegenüber.)

Krugantino. Eine Erscheinung! Was will der gepuzte Bube die Nacht hier? Abenteuer über Abenteuer! Wollen's doch besehn!

Klaudine. Weh, ich höre Jemand!

Krugantino. Mein Herr!

Klaudine. Ich bin verloren!

Krugantino. Keine Furcht! Sie haben mit einer redlichen, braven Seele zu thun. Kann ich was dienen?

Klaudine. Ich bitte! Ich weiß ſchon! Ich bitte, laſſen Sie mich!

Kruganlino. Welche Stimme? (Sie bei der Hand nehmend.) Himmel, welche Hand!

Klaudine. Laſſen Sie mich!

Kruganlino. Klaudine!

Klaudine (aufſpringend). Ha! Sennor, bei der Gaſtfreiheit meines Vaters, ich beſchwöre Sie! Himmliſche Geiſter!

Kruganlino. Schönſte, wie, Schönſte,
Hier ſind ich Dich wieder?

Klaudine. Himmel! Ach, Himmel!
Ich ſinke darnieder!

Kruganlino. Bieteſt den mächtgen
Gefahren ſo Trutz?

Klaudine. Götter, Ihr guten,
Gewähret mir Schutz!

Kruganlino (ſie bei der Hand faſſend).
So allein! So Nacht! So ſchön!

Klaudine (ihn wegſtoßend).
Laß mich gehn! Laß mich gehn!

Kruganlino. Darf ich fragen,
Darf ich wiſſen,
Wie Du Dich dem
Haus entriſſen,
Mir ſo auf den Füßen nach?
Dürft ich hoffen —?

Klaudine. Welche Schmach!

Zuſammen. Darf ich hoffen —?
Welche Schmach!

Pedro (am Fenſter horchend).
Himmel, ich träume;
Ich hörte Klaudinen!

Kruganlino (kniend).
Göttin der Erde!

Klaudine (ihn zurückſtoßend).
Du darfſt Dich erkühnen?

Kruganlino. Höre, Schöne, nur ein Wort!
Komm! Hier iſt ein ſichrer Ort.

Klaudine. Aus den Augen, Böſewicht!
Ha, Du kennſt dies Herz noch nicht!

Krugantino (auf sie losgehend).
Dich ergeben!
Nicht so gethan!

Klaudine (den Degen ziehend und ihn vorhaltend).
Nicht ums Leben!
Komm heran!

Krugantino (sie anfassend und fortmorgend).
O schöne Wuth!
Mein ist die Beute!

Klaudine (in seinen Armen sich wehrend).
Bei Gottes Blut!*)
Helft mir, Ihr Leute!

Pedro (vom Fenster weg und herab).
Sie ist's! Sie ist's!

Klaudine (Krugantino will sie eben in die Herberge tragen).
Gewalt! Gewalt!

Pedro (unter der Thüre, den Degen in der Linken).
Halt! Halt!

Klaudine.
Pedro!

Pedro.
Klaudine!

Beide.
Welches Glück!

Krugantino (der Klaudinen niedersetzt, aber an der Hand behält, den Degen zieht und weicht und ihr ihn auf die Brust setzt).
Nicht so eilig!
Zurück, Du! Zurück!

Beide.
Götter!

Krugantino.
Mäßge die Hitze!
Sonst ist's um sie geschehn!

Pedro.
Wende die Spitze!
Wag's, mir zu stehn!

Krugantino.
Zurück! Zurück!

Beide.
Götter!

Krugantino.
Du siehst ihr Blut
Aus diesem Herzen fließen!

Pedro.
Schreckliche Wuth!
Sieh mich zu Deinen Füßen!

Krugantino.
Mäßge die Hitze!

Pedro.
Wende die Spitze!

---

*) Betheuerungsformel, statt deren auch (Lebensbeschreibung des Götz von Berlichingen, S. 177, „Bot (P) Blut", „Bot Leichnam" und (Werke, VIII. S. 183, Z. 7) „beim Blut" vorkommt.

Kruganlino. Es iſt um ſie geſchehn!
Pedro. Höre mein Flehn!
Kruganlino. Zurück! Zurück!
Beide. Götter!
Basko (von ferne).
Hör ich ein Lärmen,
Hör ich ein Getöſe!
Säufer, die ſchwärmen
Feindlich ſo böſe?
Kruganlino (ihn hörend).
Basko!
Basko (antwortet mit einer Frage und füllt den Rhythmus mit dem Nachtigallenſchlag).
Taraskо!*)
Titiliritrerireli!
Kruganlino. Führ den Verwundten!
Er irrt**) uns hie.
Pedro (Basko drohend).
Laß mich hinüber!
Kruganlino (Klaudinen wegführend).
Er raſet im Fieber.
Basko (Pedro den Degen aus der Hand ſchlagend).
Allons zu Bette!
Klaudine (von Kruganlino mit Gewalt entführt).
Rette mich, rette!

Tutti.

(Während des Tutti hätte faſt Kruganlino Klaudinen weggeführt. Pedro, raſend, ſpringt ungefähr dem Basko an Kopf, wirft ihn zu Boden, über ihn hinaus und auf Kruganlino los, der den Degen Klaudinen auf die Bruſt hält. Sie flehn, und die Muſik macht eine Pauſe.)

Wache (von ferne).
Hierher! Hierher
Hör ich ein Lärmen!
Ein Anderer. Lumpen und Schurken!
Hör, wie ſie ſchwärmen!
Kruganlino (Klaudinen loslaſſend, Basko und er fechten gegen die Wache).
Basko, zu Degen!***)

---

*) Dieſes Wort iſt nur des vorangehenden Reimes wegen gebraucht, während das darauf folgende den Geſang der Nachtigall andeuten ſoll.
**) S. Anmerkung zu S. 142.
***) Analog dem Ausdruck: „Zu den Waffen!“

Wache (aufklagend).
Ha, ſo verwegen!
Pedro (zu Klaudinen, ſie anfaſſend).
Eilig von hinnen!
Klaudine (Pedro in die Arme ſinkend).
Weh, meine Sinnen!*)
Wache (Pedro und Klaudinen anhaltend).
Haltet!
Pedro und Klaudine.
O weh!
Wache (entwaffnend den Krugantino und Basko).
Gieb Dich!**)
Krugantino und Basko.
O Schmach!

Tutti.

Wache (führt Alle weg).
Folget mir nach!
Pedro und Klaudine.
Weh! Weh!
Wache. Frevler, ergieb Dich!
Krugantino und Basko.
Schmach! Schmach!

Ein enges Gefängniß.

Pedro und Klaudine.

(Sie kniet auf der Erde, ihre Hände und den Kopf troſtlos auf eine Erhöhung an der Wand legend.)

Pedro. O quäle
Deine liebe Seele,
Quäle Deine liebe Seele nicht!
Klaudine (ſich abwendend).
Mein Herze
In bangem Schmerze,
Mein Herz in bangem Schmerze bricht.
Pedro. O quäle
Deine liebe Seele,
Quäle Deine liebe Seele nicht!

*) In den älteren Schriften Goethe's faſt durchgängig gebrauchte Form, z. B. Werke, I. S. 114, Z. 31; VIII. S. 183, Z. 21 u. ſ. w.
**) Ebenſo im „Fauſt" (Werke, XII. S. 53, Z. 11 u. 12).

Klaudine (ſich aufrichtend, doch auf den Knien).
Himmel, höre meine Klage!
Ich vergeh in meiner Plage;
Erd und Tag ſind mir verhaßt.

Pedro. Vor Dir ſchwindet alle Plage,
Wird die Finſterniß zum Tage,
Dieſer Kerker ein Palaſt!

(Er will ſie aufrichten; ſie ſpringt auf und macht ſich los.)

Klaudine. Grauſamer! Feindlicher!
Kürzeſt mein Leben.

Pedro. Himmel, o freundlicher,
Hilf mir erſtreben —!

Klaudine. Vater! — Ich Arme! —
Stirbeſt für Schmerz!

Pedro. Himmel, erbarme,
Tröſte das Herz!

(Man hört Schlüſſel raſſeln.)

Sebaſtian. Der Kerkermeiſter.

Kerkermeiſter. Seht, ob hier Euer Mann iſt? Sonſt hab ich drüben noch ein Paar!

Sebaſtian. Pedro!

Pedro (ihn umhalſend). Mein Freund!

Sebaſtian. Was iſt das? Und Dein Geſelle?

Klaudine. Erde, verbirg mich!

Sebaſtian. Bin ich behext? Klaudine?

Klaudine. Weh mir!

Pedro. Beſter Engel!

Sebaſtian. Du ſiehſt ſo bleich! Klaudine, biſt Du's? — Klaudine —

Klaudine. Ueberlaſſen Sie mich meinem Elend! Ich will des Tages Licht, will Euch Alle nicht wiederſehn.

Sebaſtian. Nur ein Wort, nur ein geſcheit Wort, Pedro! Wie kommt Ihr daher? Mir ſchwimmt Alles im Kopfe.

Pedro. Ich hatte eine kleine Renkontre, ward in dem Arm verwundet und hierher gebracht. Gegen Tag ging's;*) ich lag in der Herberge auf einem Bette und ſchlummerte; da hört ich Klaudinens Stimme, hörte ſie um Hilfe rufen, ſprang herunter

*) D. h. „es war gegen Morgen".

und fande*) sie mit einem Wagehals ringen; ich wollte sie befreien und ward mit ihr eingesperrt.

Sebastian. Item, und Du, Liebchen?

Klaudine. Können Sie fragen?

Sebastian. Du hörtest Pedro's Unfall, und Dein gutes Herzchen —

Pedro. Schone sie! Ihr Herz ist in fürchterlichem Aufruhr.

Sebastian. Dich sucht ich nicht; ich suchte Deinen Bruder, den ich die ganze Nacht verfolgte; und nun hör ich, er sei hier eingesperrt.

Pedro. Hier? Welcher Gedanke schießt mir durch die Seele!

Sebastian. Es muß ein Irrthum sein!

Pedro. Der mich verwundete, der Klaudinen drohte! — Es ist Einer und Der!

Sebastian. Wir wollen sehen. (Ruft.) Kerkermeister!

Kerkermeister. Gnädiger Herr!

Sebastian. Du sagtest noch von Zweien; bring sie her!

Kerkermeister. Gleich, Sennor!

Pedro. O, wenn er's wäre!

Sebastian. Er hat Dich verwundet, sagtest Du?

Pedro. Verwundet, und diesen Engel geängstet! Wenn's mein Bruder wäre!

Klaudine. Wir wollen ihm verzeihen. Ach Pedro, wenn nicht — wenn ich was Anders fühlen könnte als meinen Schmerz! — **Sebastian.** Sei ruhig, Gedchen!**) Die Sache sieht bunt aus. Nur Geduld!

Die Vorigen. Der Kerkermeister. Krugantino. Volk.

(Man bringt einen Stuhl für Klaudinen.)

Kerkermeister. Sennor, hier ist das edle Paar.

Sebastian. Sennor Krugantino, treffen wir einander da? Vor Kurzem fand ich Euch wo anders.

Krugantino. Keinen Spott! Eure Tapferkeit ist's nicht, daß ich hier bin.

Sebastian. So? Unterdessen ist mir's immer viel Ehre, Sennor Krugantino hier zu sehn. Darf man fragen: Ist das der einzige Name, den Sie führen?

Krugantino. Darauf will ich Euch antworten, wenn Ihr mein Richter sein werdet und mir's gelegen sein wird.

*) S. die zweite Note zu S. 147.

**) Das Diminutivum mildert den Tadel, der sonst stets in dem Worte liegt.

Sebaſtian. Auch gut! Und Euer Name iſt Basko, wie man ſagt?

Basko. Für diesmal, Ew. Gnaden zu dienen.

Sebaſtian. Geſelle dieſes edlen Ritters hier?

Krugantino. Ha, alter Schwätzer!

Sebaſtian. Mir das?

Krugantino. Ich bin ein Gefangener; alſo laßt Euer Point d'honneur ſtecken! (Zu Pedro.) Mit Euch, Herr, bin ich übler dran. Erſt verwundt ich Euch um nichts und wieder nichts; dann bin ich an Eurer Haft ſchuld. Vergebt mir!

Pedro. Gern, gern! Und für mich warum nicht tauſendmal, da dieſer Engel Dir vergiebt, den Du geängſtet? Ich will Dir's vergeben; denn büßen konnſt Du's nie.

Krugantino. Vergrößert meine Schuld nicht! Ich will ſie tragen, wie ſie iſt. Aber geſteht mir: Ein Menſch, der halbwege Abenteuer zu beſtehen weiß, ſoll Der eine Schöne, eine gewünſchte, geliebte Schöne, die ſich allein Nachts dem Schutze des Himmels anvertraut, um ſo wohlfeilen Preis aus ſeinen Händen laſſen?

Klaudine. Wie erniedrigt er mich! Er hat Recht. O Liebe! Liebe!

Pedro. Ich bin der Glücklichſte unter der Sonne!

Sebaſtian. Und glaubt Ihr dann, das putze man Alles ſo ab, wie ein Bauer die Naſe am Aermel? Ihr müßt ein Gewiſſen haben!

Krugantino. Erſt Richter und dann Beichtvater!

Sebaſtian. Stünd's bei mir, ich machte auch den Medikus und ließ' Euch ein Bißchen zur Ader — nur aus Kurioſität, das edle Blut zu ſehn.

Krugantino. Edles Blut, Herr? Edles Blut? Eure Habichtsnaſe ſteht freilich in eine alte Familie; aber mein Blut darf ſich gegen dem*) Eurigen nicht ſchämen. Edles Blut?

Sebaſtian. Reiß Dem die Zunge aus, der gegen Caſtelvecchio was redet!

Krugantino. Caſtelvecchio? Ich bin verrathen!

Sebaſtian. Und was ſoll man Dir thun, der Du dies edle Haus ſo entehrſt?

Krugantino. Zu allen Teufeln!

Sebaſtian. Kennſt Du Sebaſtian von Rovero nicht? Biſt Du nicht der Alonzo mehr, der auf meinen Knien ſaß, der die Hoffnung ſeines Vaters, ſeines Hauſes war? Kennſt Du mich nicht mehr?

*) S. die erſte Note zu S. 77.

Krugantino. Sebastian?

Sebastian. Ich bin's! Besinne, ehe Du hörst, was vor ein Ungeheuer Du bist!

Krugantino. Seid großmüthig! Ich bin ein Mensch.

Sebastian. Nichts vom Vergangenen, Elender! — was vor Dir steht! Hast Du nicht diesen Edlen verwundet, seine Liebste, seine Braut aus den Armen ihres Vaters gesprengt, der ihr diesen Schritt nie verzeihen wird? Und nun bringst Du sie als Mitgenossen Deiner Bosheit in diesen Kerker! Ihn, den Besten, Freisten,*) Gütigsten! — Deinen Bruder!

Krugantino. Bruder?

Pedro (ihn umhalsend). Bruder! Mein Bruder!

Sebastian. Pedro von Castelvecchio!

Krugantino. Laßt mich, ich bitt Euch, laßt mich! Ich hab ein Herz, das empfindet; und was Euch bestürmt, greift mich auch an. — Mein Bruder! Der unerträglichste Gedanke! Weg! Ich will nur fühlen, daß ich Dich habe, daß Du mein Bruder bist. Hier Pedro? Mein Bruder hier?

Sebastian. Auch um Deinetwillen! Als wir endlich Dir ohngefähr auf die Spur gekommen, und er hörte, daß ich Anstalten machte, Dich zu kapern,**) verließ er Madrid.

Pedro. Ich fürchtete seine Strenge. Sebastian ist gut, wenn man ihn gut läßt.

Krugantino. Ihr seid ausgezogen, mich zu fangen? Nun, was hättet Ihr an mir? Was habt Ihr an mir? Wollt Ihr mich in Thurm sperren, um der Welt den unbedeutenden Aerger und meiner Familie die eingebildete Schande zu sparen? Nehmt mich! — Und was habt Ihr gethan? Und seid Ihr mir nichts schuldig?

Sebastian. Führt Euch besser auf!

Krugantino. Mit Eurer Erlaubniß, mein Herr, davon versteht Ihr nichts! Was heißt das — „aufführen"? Wißt Ihr die Bedürfnisse eines jungen Herzens, wie meins ist? Ein junger, toller Kopf — wo habt Ihr einen Schauplatz des Lebens für mich? Eure bürgerliche Gesellschaft ist mir unerträglich! Will ich arbeiten, muß ich Knecht sein; will ich mich lustig machen, muß ich Knecht sein. Muß nicht Einer, der halbweg was werth ist, lieber in die weite Welt gehn? Verzeiht, ich höre nicht gern anderer Leute

*) Im Sinne von „offen, freimüthig, ohne Hinterhalt".

**) Sonst mit persönlichem Objekt nur in scherzhaftem Sinne (man vgl. die von Sanders und Grimm gesammelten Stellen, z. B. 178, Z. 17); anders hier.

Meinung, verzeiht, daß ich Euch die meinige sage! Dafür will ich Euch auch zugeben, daß, wer sich einmal ins Vagiren einläßt, dann kein Ziel mehr hat und keine Grenzen; denn unser Herz, ach, das ist unendlich, so lang' ihm Kräfte zureichen!

Pedro. Lieber Bruder, sollte Dir's in dem Kreise unsrer Liebe zu enge werden?

Krugantino. Ich bitte Dich, laß mich! Es ist das erste Mal, daß ich Dich so zu sagen sehe und —

Pedro. Laß uns Brüder sein!

Krugantino. Ich bin Dein Gefangener.

Pedro. Nichts davon!

Krugantino. Ich bin's willig; nur überlaßt mich mir selbst! — Wenn ich je Euch zur Freude leben kann, so müßt Ihr mir das schuldig sein.

Pedro. In diesen edlen, zärtlichen Empfindungen sind ich das Ungeheuer nicht mehr, das Klaudinens Blut zu vergießen drohte.

Krugantino (lächelnd). Klaudinens Blut zu vergießen? Du hättest mir den Degen durch den Leib rennen können, ohne daß ich mich unterstanden hätte, dem Engel ein Haar zu krümmen.

Sebastian. Umarme mich, edler Junge! Hier erkenne ich im Vagabunden das Blut von Castelvecchio.

Pedro. Und doch ängstigten Du —?

Krugantino. Gut! Weil ich weiß, daß man Euch Verliebte mit Zwirnsfäden binden kann.

Sebastian. Guter Junge!

Krugantino. Und habt Ihr nicht gehört, daß alle brave Leute in ihrer Jugend gute Jungens*) waren; auch wol etwas mehr sogar?

Sebastian. Toy!

Krugantino. Und sogar Ihr selbst.

Könnt Ihr mir vergeben?
Laßt uns Brüder sein!

Klaudine (mit schwacher Stimme).
Aendre Dein Leben,
Sollst mein Bruder sein!

Pedro.
Ich hab Dir vergeben;
Wollen Brüder sein!

*) S. die dritte Anmerkung zu S. 173.

Zu Dritt.

Kruganlino. Laßt uns Brüder sein!
Klaudine. Sollst mein Bruder sein!
Pedro. Wollen Brüder sein.

Sebastian. Nun, allons, auf, daß wir aus dem Rauchloch kommen! Klaudine, Mädchen, wo bist Du? Armes Kind, was für Freud und Schmerz hast Du ausgestanden! Du sollst Dich erholen, sollst Ruhe haben, sollst — Alles haben; komm, wir kriegen hier wol einen Tragisessel; und so auf Villa Bella!

Klaudine. Nimmer, nimmermehr! In ein Kloster, Bastian, oder ich sterbe hier! Meinem Vater unter die Augen treten, das Licht der Sonne sehn?

(Sie will aufstehn und fällt zurück.)

Sebastian. Sei ruhig, Mädchen! Du bist zerrüttet.*) Auf, meine Herrn, sorgt für einen Sessel! Wir müssen fort.

Gonzalo tritt auf.

Gonzalo. Wo sind sie? — Wo ist Bastian? Bastian! —
Klaudine. Mein Vater!

(Sie fällt in Ohnmacht.)

Gonzalo. Die Stimme meiner Tochter? — Pedro! Bastian! Wie? Wo? (Sich auf sie werfend.) Klaudine! meine Tochter!

Sebastian. Aerzte! Hilfe! Schnell von hinnen!
Kruganlino. Götter! Ach, ich athme kaum!
Pedro. Wehe! Mir vergehn die Sinnen!
Gonzalo. Seid Ihr Alle? Ist's ein Traum?
Sebastian. **Kruganlino** (den Gonzalo und Pedro von Klaudinen wegziehend). Weg von hier!
Pedro. **Gonzalo** (den Sebastian und Kruganlino von sich stoßend). Weg mit Dir!
Sebastian. Herr, ach, seht nach Eurer Wunde!
Pedro. Laßt mich sterben! Sie ist todt!
Gonzalo. Gott, ich gehe Dir zu Grunde!
Kruganlino. Ich vergeh in ihrer Noth!
Sebastian. **Kruganlino** (wie oben). Weg von hier!
Pedro. **Gonzalo** (wie oben). Weg mit Dir!

*) Ebenso Werke, VIII. S. 138, Z. 24 u. 25, und sonst öfters von der Störung der geistigen Funktionen gebraucht.

Pedro. Uns ſo fürchterlich verderben!
Sieht denn Gott nicht unſre Noth?

Gonzalo. Nein, Du kannſt, Du kannſt nicht ſterben,
Mädchen, nein, Du biſt nicht todt!

Zu Vier.

Sebaſtian. Wie erbärmlich unſre Noth!
Kruganting. Ich vergeh in ihrer Noth.
Pedro. Laßt mich ſterben! Sie iſt todt!
Gonzalo. Mädchen, nein, Du biſt nicht todt!

Sebaſtian. Sie richtet ſich.
Kruganting. Sie lebt.
Pedro. } Klaudine!
Gonzalo. }
Klaudine (ſie ſieht ſtarr ihren Vater und Pedro an). Mein Vater! Pedro!
Gonzalo. Meine Tochter!
Sebaſtian. Schont ſie!
Klaudine. Pedro! Mein Vater!
Gonzalo. Sei unſer! Lebe! Lebe! Um meinetwillen!
(Pedro wirft ſich vor ihr nieder.)
Sebaſtian. Schont ſie! Schone ſie! Sie iſt Dein!
Pedro. Mein Vater!
Gonzalo. Sie iſt Dein!

Chor.
Brüllt nicht der Donner mehr,
Ruhet der Sturm im Meer,
Leuchtet die Sonne
Ueber Euch gar.
Ewige Wonne!
Seliges Paar!

Iphigenie auf Tauris.

Erſte Bearbeitung in Proſa.
1779. 1780.

Nach der Straßburger Handſchrift.

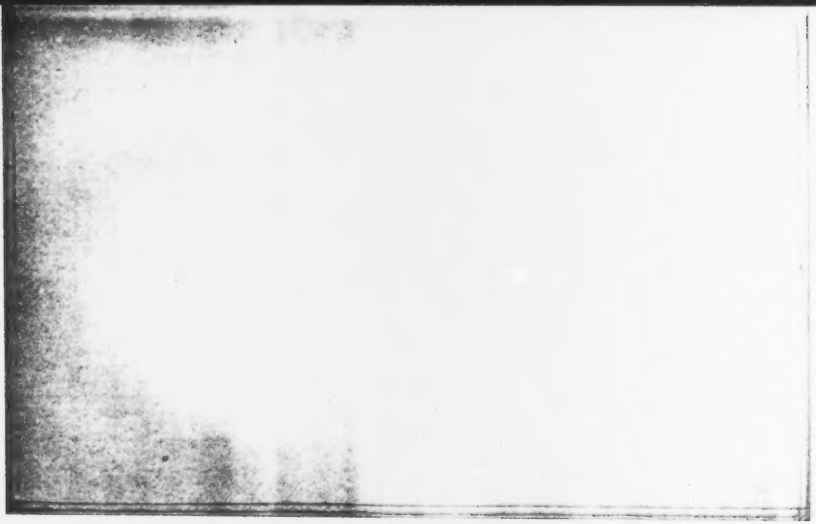

Vorbemerkung des Herausgebers.

In der Entstehungsgeschichte der Goethischen „Iphigenie“ (Vorbemerkung des Bd. VII., S. 97 ff.) ist ausführlich dargelegt, welche Wandlungen der Text dieses Drama's erfahren, ehe er in Italien die gegenwärtige metrische Form erhielt. Es ist dort auf „die drei ältesten Bearbeitungen“ des Stücks hingewiesen und zugleich (S. 100) eine bisher unbekannt gebliebene Handschrift erwähnt, welche sich in der Straßburger Stadtbibliothek befand.

Bekannt ist das Schicksal, welches seitdem diese Straßburger Bibliothek erlitten. Auch jene Handschrift der „Iphigenie“ ward in Asche verwandelt. Um so erfreulicher ist es uns, den Text, wie er in der verbrannten Handschrift lautete, dem nachstehenden Druck der „Iphigenie“ in der ältesten Gestalt zu Grunde legen zu können, da der Herausgeber sich schon vor nunmehr dreizehn Jahren, im Juli 1858, der Mühe unterzogen, eine Kopie von jener Handschrift zu nehmen, und diese Kopie, wahrscheinlich die einzige existirende, treu bewahrt hat.

Auf dem Deckel des Manuskripts fand sich die Notiz: Poss. Rathsamhausen. Es war ein Fräulein von Rathsamhausen, welcher Goethe die Handschrift durch Knebel's Vermittlung zu Ende des Jahres 1780 schenkte. Deren und Lavater's Freundin, Frau Schweighäuser zu Straßburg, schreibt von dieser Handschrift an Knebel den 2. Januar 1781*): „Sie haben die Iphigenie von Goethe für meine Freundin

*) Düntzer, zur deutschen Literatur und Geschichte. Ungedruckte Briefe aus Knebel's Nachlaß. Nürnberg, 1858, S. 72.

erhalten und so auch meinen Wunsch erfüllt. Es ist das einzige Stück in seiner Art, so ganz im Geschmack des religiösen Alterthums. Ich habe von Herzen mit zu Dianen gebetet, aber die Heldenaufrichtigkeit meiner Priesterin naht sich dem Ideal von der Größe, die ein Weib erreichen kann, welche ich so oft dem Heldenmuth der Männer, den ich ihnen beneidete, entgegensetzte." Knebel reiste damals als Apostel Goethe's. Ueberall las er die „Iphigenie" vor: am 11. und 15. Juni 1780 im Kreise seiner Schwester zu Nürnberg, am 12. Juli im Hause Orell's zu Zürich, am 19. August im Kreise Pfeffel's und Lerse's zu Kolmar, am 22. zu Emmendingen im Schlosser'schen Garten,*) und am 30. in Mittelhausbergen bei Straßburg, dem Landgute des genannten Fräulein Rathsamhausen, im Beisein der Frau Schweighäuser und des Goethe befreundeten Ehrmann, wie später am 17. September zu Pempelfort im Jakobi'schen Kreise. Mit Bezug auf die Vorlesung vom 30. August hatte Frau Schweighäuser an Knebel den 5. Oktober 1780 geschrieben: „Wenn es Ihnen möglich wäre, mir die Iphigenie zu geben, das wäre mir wie Ihr Bild. Jeder Ton, womit Sie uns dieselbe (vor sechs Wochen) vorlasen, hallte mir von den Wänden des Gartenhäuschens zurück, als ich es letzthin mit meiner Freundin besuchte. Sie ist noch immer auf ihrem Landgut."**)

Die dritte Bearbeitung der Iphigenie gehört dem Jahre 1781 an. Die Straßburger Handschrift muß daher den früheren Text enthalten. Im Wesentlichen stimmt sie auch mit der auf der kgl. Bibliothek zu Berlin befindlichen überein, der einzigen, welche die erste Bearbeitung wiederzieht. Aber sie enthält bereits mehrere Abänderungen, welche die dritte Bearbeitung kennzeichnen, z. B. im 3. Auftritt des

*) G. Düntzer, die drei ältesten Bearbeitungen von Goethe's Iphigenie. 1854. S. 145 u. 146.

**) Note 1. S. 79 der in der Note der vorigen Seite genannten Schrift.

1. Akts die in der Note markirte Wechselrede zwischen Thoas und Iphigenie, die Eintheilung des vierten Akts in fünf Auftritte, zwei gleichfalls in der Note hervorgehobene Aenderungen der Rede der Iphigenie im 3. Auftritt des fünften Akts u. a. m. Im Ganzen aber ist es der Text der ersten Bearbeitung.

Die Straßburger Handschrift rührte zwar von einem Kopisten her, war aber durchweg und aufs Genaueste von dem Dichter selbst durchkorrigirt. Mehrere dieser Korrekturen haben wir in den Noten bezeichnet. Es schien uns im Hinblick auf die Zerstörung der Handschrift um so mehr an der Stelle, deren Text in seiner ganzen Eigenthümlichkeit wiederzugeben. Es war dies möglich, da unsere Kopie diplomatisch genau ist.

Der Herausgeber der „Iphigenie" in Jamben hat in seiner Vorbemerkung S. 108 ff. Bd. VII. bemerkt, daß Goethe's Weimarer Freunde anfangs keinen rechten Sinn für die Vorzüge der metrischen Bearbeitung vor der ältern prosaischen Form gezeigt. Wie sehr gerade die Halbgebildeten an der älteren Gestalt festhielten, läßt sich aus den erst neuerdings bekannt gewordenen Briefen Goethe's an seinen Hausverwalter Philipp Seidel ertennen.*) Am 13. Januar 1787 hatte ihm Goethe die neue „Iphigenie" übersandt. Seidel's Bemerkungen über dieselbe liegen zwar nicht vor, ihr Inhalt läßt sich aber aus folgender Stelle eines Briefes, den Goethe am 15. Mai 1787 aus Neapel an ihn richtete, entnehmen:

„Was Du von meiner Iphigenie sagst, ist in gewissem Sinne leider wahr. Als ich mich um der Kunst und des Handwerks willen entschließen mußte, das Stück umzuschreiben, sah ich voraus, daß die besten Stellen verlieren mußten, wenn die schlechtern und mittlern gewannen. Du

*) Im neuen Reich, 1871, Nr. 9 ff.

hast zwei Szenen genannt, die offenbar verloren haben. Aber wenn es gedruckt ist, dann lies es noch einmal ganz gelassen, und Du wirst fühlen, was es als Ganzes gewonnen hat."

Auch hier kommt Goethe darauf zurück, daß er den ersten Entwurf bei der Aushebung der Rekruten geschrieben habe.

Berlin, den 1. Oktober 1871.

G. von Loeper.

Iphigenie

auf Tauris.

Von

Goethe.

Erſter Akt.

Erſter Auftritt.

Iphigenie (allein). In eure Schatten ewig rege Wipfel des heiligen Hains, wie in das Heiligthum der Göttinn, der ich diene, tret' ich mit immer neuem Schauer und meine Seele gewöhnt ſich nicht hierher! So manche Jahre wohn' ich hier unter euch verborgen, und immer bin ich wie im erſten fremd, denn mein Verlangen ſteht hinüber nach dem ſchönen Lande der Griechen und immer mögt ich übers Meer hinüber das Schickſal meiner Vielgeliebten theilen. Weh dem! der fern von Eltern und Geſchwiſtern ein einſam Leben führt, ihn läßt der Gram des ſchönſten Glückes nicht genieſen, ihm ſchwärmen abwärts immer die Gedanken nach ſeines Vaters Wohnung, an jene Stellen, wo die goldne Sonne zum erſtenmahl den Himmel vor ihm aufſchlos, wo die Spiele der Mitgebohrnen die ſanften, liebſten Erdenbande knüpften. Der Frauen Zuſtand iſt der ſchlimmſte vor allen Menſchen. Will dem Mann das Glück, ſo herrſcht er und erſicht im Felde Ruhm, und haben ihm die Götter Unglück zubereitet, fällt er, der Erſtling von den Seinen in den ſchönen Tod. Allein des Weibes Glück iſt eng gebunden, ſie dankt ihr Wohl ſtets andern, öfters Fremden, und wenn Zerſtöhrung ihr Haus ergreift, führt ſie aus rauchenden Trümmern, durch der erſchlagenen Liebſten Blut der Ueberwinder fort. Auch hier an dieſer heiligen Stäte hält Toas mich in ehrenvoller Sklaverey! Wie ſchwer wird mir's dir wider Willen dienen, ewig reine Göttin! Retterin! dir ſollte mein Leben zu ewigem Dienſte geweiht ſeyn. Auch hab' ich ſtets auf dich gehofft und hoffe noch Diane die du mich verſtoßne Tochter des größten Königs in deinen heiligen ſanften Arm genommen. Ja Tochter Jovis haſt du den Mann deſſen Tochter du foderteſt, haſt du den Göttergleichen Agamemnon, der dir ſein Liebſtes zum Altare brachte, haſt du den glücklich vom Felde der umgewandten Troia mit Ruhm nach ſeinem Vaterlande zurück begleitet, haſt du meine Geſchwiſter Elektren und Oreſten den Knaben und unſere Mutter, ihm zu

Hause den schönen Schatz bewahrt, so rette mich, die du vom Tod gerettet, auch von dem Leben hier dem zweiten Tod.

Zweyter Auftritt.

Iphigenie. Arkas.

Arkas. Der König der mich sendet entbeut der Priesterin Dianens seinen Gruß. Es naht der Tag, da Tauris seiner Göttinn für wunderbare neue Siege dankt, ich komme vor dem König und dem Heer dir sie zu melden.

Iphigenie. Wir sind bereit und unsre Göttin sieht willkommnem Opfer von Toas Hand mit Gnadenblik entgegen.

Arkas. O fänd ich auch den Blick der Priesterin, der werthen, vielgeehrten, deinen Blick o heilige Jungfrau leuchtender uns allen gutes Zeichen. Denn noch bedekt der Gram geheimnißvoll dein Innerstes, vergebens harren wir auf irgend ein lächelnd Vertrauen. So lang ich dich an dieser Stäte kenne, ist dies der Blick, vor dem ich immer schaudre, und wie mit Eisenbanden ist deine Seele in's Innerste des Busens angeschmiedet.

Iphigenie. Wies der Vertriebenen, der Verwaisten ziemt.

Arkas. Scheinst du dir hier vertrieben und verwaist?

Iphigenie. Die süße Fremde ist nicht Vaterland.

Arkas. Und dir ist Vaterland mehr, als die Fremde fremd.

Iphigenie. Dies ists warum mein blutend Herz nicht heilt. In erster Jugend, da sich kaum die Seele an Vater, Mutter und Geschwister band, die neuen Schößlinge in lieblicher Gesellschafft von den Füßen der alten Stämme gen Himmel strebten, da, leider in das Elend meines Hauses früh verwikelt, von einer gütigen Gottheit gerettet, und durch ein Wunderwerck hierher geführt — — So tiefe Narben bleiben von jenem alten Schaden in der Brust, daß weder neue Freud noch Hoffnung drinn gedeihen kann.

Arkas. Wenn du dich so unglüdlich nennst, so darf ich dich auch wohl undankbar nennen.

Iphigenie. Dank habt ihr stets.

Arkas. Doch nicht den schönen Dank, um dessentwillen man die Wohlthat thut, ich meine Fröhlichkeit und das zufriedne Leben. Seitdem du dich durch ein geheimes Schiksal vor so viel Jahren hier im Tempel fandst, nam Toas dich als ein Geschenk der Göttin mit Ehrfurcht und mit seltner Freundschaft auf, und dieses Ufer ward dir freundlich, das sonst iedem Fremden von Alters her voll Angst und Grausens ist, weil vor dir niemand unser

Reich betrat der an der Stufen Dianens nicht als unvermeidlich Opfer blutete.

Iphigenie. Der freye Athem macht das Leben nicht allein. Welch Leben ists das an der heiligen Stäte gleich einem Schatten ich um ein geweihtes Grab vertrauren muß. Glaubst du es ließe sich ein fröhlich Leben führen, wenn diese Tage, die man unnüz durchschleicht, nur Vorbereitung zu jenem Schattenleben sind, das an dem Ufer Letes vergessend ihrer selbst die Trauerschaar der Abgeschiedenen feiert. Unnüz seyn, ist tod seyn. Meist ist das des Weibes Schicksal und vor allen meins.

Arkas. Den edlen Stolz, daß du dich unnüz nennst, verzeih' ich dir, so sehr ich ihn bedaure. Er raubt dir den Genuß des Lebens. Du hast hier nichts gethan seit deiner Ankunft? Wer hat des Königs trüben Sinn erheitert? wer hat das harte Gesez, das am Altar Dianens jeder Fremde sein Leben blutend läßt, von Jahr zu Jahr mit sanfter Ueberredung aufgehalten und die Unglüklichen aus dem gewissen Tod in's liebe Vaterland so oft zurükgeschikt? Hat nicht Diana statt sich zu erzürnen, daß sie der lang gewohnten blutgen Opfer mangelt, dein sanft Gebet mit reichem Maas erhört? Sind unsere Waffen nicht glänzend diese Zeit an Seegen, Stärk und Glück, und fühlt nicht teglicher ein besser Loos, seitdem der rauhe Sinn des Königs mild durch deinen göttergleichen heiligen Rath sich bildet? das nennst du unnüz, wenn von deinem Wesen auf tausende herab ein Balsam träufelt, wenn du dem Volk zu dem ein Gott dich führte des neuen Glückes*) ewige Quelle wirst, und durch die süsse milde an dem unwirthbaren Ufer dem Fremden strandenden Rükkehr und Heil bereitest.

Iphigenie. Das wenige wird leicht hinweggeschlungen, wenn man wie viel noch überbleibt, empfindet.

Arkas. Doch lobst du den, der was er thut nicht schäzt?

Iphigenie. Man tadelt den, der seine Thaten wägt.

Arkas. Gleich den, der falschen Werth zu eitel hebt, und den der wahren Werth zu stolz nicht achtet. Glaub mir und höre auf eines Menschen Wort der dir mit Treue zugethan ist. Der König hat beschlossen heut mit dir zu reden. Ich bitte dich mach's ihm leicht.

Iphigenie. Du ängstest mich. Oft bin ich schon dem Antrag den ich fürchtete mühseelig ausgewichen.

Arkas. Sey klug und denke was du thust. Seitdem der

*) „Glückes" statt „Glück," Korrektur von Goethe's Hand.

König seinen Sohn verlohren, scheint er keinem von uns mehr recht zu trauen. Die jungen Edlen seines Volks sieht er mißgünstig an, und fürchtet sich vor einem einsamen hülflosen Alter. Wir sehen er wirft Gedanken in sich um. Die Scythen setzen keinen Vorzug in's Reden, der König am wenigsten. Er der nur gewohnt ist zu befehlen und zu thun kennt nicht die Kunst vom weitern ein Gespräch nach seiner Absicht sein zu lenken. Erschwer' ihm nicht durch Rückhalt, Weichern, und verfehlich Mißverstehn. Geh' ihm gefällig halben Weegs entgegen.

Iphigenie. Soll ich beschleunigen, was mich bedroht.

Arkas. Willst du sein Werben eine Drohung nennen?

Iphigenie. Es ist's, und mir die schröcklichste von allen.

Arkas. Gieb ihm für seine Neigung nur Vertraun.

Iphigenie. Wenn er von Furcht erst meine Seele löst.

Arkas. Warum verschweigst du deine Herkunft ihm?

Iphigenie. Weil einer Priesterin Geheimniß ziemt.

Arkas. Dem Könige solt nichts Geheimniß seyn. Und ob er's gleich nicht fodert fühlt er's doch, und fühlt es hoch daß du sorgfältig dich vor ihm verwahrst.

Iphigenie. Sag mir, ist er unmuthig gegen mich?

Arkas. Er scheint's zu seyn. Zwar spricht er nichts von dir, doch hab' ich bei ganz fremdem Anlaß aus hingeworfnen Worten gespürt daß es in seiner Seele gährt. O überlaß ihn nicht sich selbst, damit du nicht zu spät, an meinen Rath mit Reue denkst.

Iphigenie. Wie? sinnt der König, was kein Mann der seinen Namen liebt und die Olympier verehrt je denken soll, sinnt er, mich mit Gewalt von dem Altar in sein verhaßtes Bett zu ziehn? so ruf ich alle Götter an, und Dianen vor andern, die mir ihren Schuz gedoppelt schuldig ist.

Arkas. Sey ruhig! solche rasche Jünglingsthat herrscht nicht in Toas Blut. Allein ich fürchte harten Schluß von ihm und unaufhaltbar dessen Vollendung, denn seine Seele ist fest und unbeweglich, drum bitt ich dich vertrau' ihm, sey ihm dankbar, wenn du ihm weiter nichts gewähren kannst.

Iphigenie. O sag' mir was dir weiter noch bekannt ist.

Arkas. Erfahr's von ihm. Ich seh den König kommen. Da du ihn ehrst kann dir's nicht Mühe seyn, ihm freundlich und vertraulich zu begegnen. Ein edler Mann wird durch ein gutes Wort gar weit geführt. (geht ab)

Iphigenie. Ich seh' zwar nicht, wie ich dem Rath des Redlichen folgen soll, doch will ich gern dem König für seine Wohlthat

gute Worte geben. Verleih' Minerva mir daß ich ihm sage was ihm gefällt.

Dritter Auftritt.

Iphigenie. Thoas.

Iphigenie. Diana segne dich mit königlichen Gütern, mit Sieg und Ruhm und Reichthum und dem Wohl der Deinen, daß, der du unter vielen gnädig und freundlich bist du auch vor vielen glücklich seyst und herrlich.

Thoas. Der Ruhm des Menschen hat enge Gränzen, und den Reichthum genießt oft der Besitzer nicht, der hat's am besten, König oder geringer, dem's zu Hause wohl geht. Es wird die Nachricht zu dir kommen seyn, daß in der Schlacht mit meinen Nachbarn ich meinen einzigen lezten Sohn verlohren. So lang die Rache noch meinen Geist besas empfand ich nicht den Schmerz, nicht wie leer es um den Beraubten sey, doch itzt da ich ihr Reich von Grund aus umgekehrt bleibt mir zu Hause nichts was mich ergözze. Mein Volk scheint nur mit Unmuth einem Einsamen zu folgen, denn wo nicht Hoffnung ist, da bleibt kein Leben und kein Zutrauen. Nun komm ich hierher in diesen Tempel, wo ich so oft um Sieg gebeten und für Sieg gedankt, mit einem Verlangen das schon alt in meiner Seele ist, und wünsche zum Segen mir und meinem Volcke dich als Braut in meine Wohnung einzuführen.

Iphigenie. Der unbekannten, flüchtigen bietst du zu grose Ehre o König. Ich habe nichts gewünscht an diesem Ufer als Schuz und gute Ruh, die du mir gabst, zu finden.

Thoas. Daß du dich in das Geheimniß deiner Ankunfft vor mir, gleich einem Fremden, stets sorgfältig hüllest wird unter keinem Volke wohl gebilliget werden. Wir sind hier weder gastfrey noch glimpflich gegen Fremde, das Gesez verbietet's und die Noth; allein von dir, die sich des*) rühmen kann, worum vergebens an dem rauhen Ufer der Fremde seufzt, von dir konnt ich's erwarten. Man ehrt den Wirth freywillig mit Vertraun.

Iphigenie. Wenn ich mein Haus, und meiner Eltern Namen je verbarg o König, war es Verlegenheit nicht Mistrauen. Vielleicht, ach! wenn du wüstest wer ich bin, welche eine Verwünschte du nährst und schüzest, würdest du dich entsezen vor der Götter Zorn. Stat mir die Seite deines Throns zu bieten, mich vor der Zeit von deinem Hause treiben, und eh noch mir bey den

*) „Des" statt „das", Syntaktur von der Hand des Dichters.

Meinen ein glücklich Leben zubereitet wäre, in elendschmeichelnde Verdammniß mich verstoßen.

Thoas. Laß auch der Rath der Götter mit dir seyn, und was sie dir und deinem Haus gedenken seh' ich doch nicht am Seegen, den sie mir, seitdem ich dich gastfreundlich aufnahm, gewähren, daß ich an dir ein schuldvoll verruchtes Haupt beschütze.

Iphigenie. Der Seegen kommt um deiner Wohlthat, nicht um meinetwillen.

Thoas. Was man Verruchten thut wird nicht gesegnet. Drum sprich! ich fodere iezt des Weigerns Ende, denn du hast mit keinem ungerechten Manne zu thun, Diana hat in meine Hände dich gegeben, du hattest Raum und Frist, ists so daß du nach Hause Rückkehr hoffen kannst, so sprech ich dich von aller Fodrung los, doch ist der Weeg dir ganz versperrt und ist dein Stamm durch irgend ein ungeheures Unheil ausgelöscht, so bist du mein durch mehr als ein Gesez. Sprich und ich halte Wort.

Iphigenie. Ungern löst sich die Zunge ein lang verschwiegen Geheimniß zu entdecken. Einmal vertraut verläßt's unwiederbringlich die Tiefe des Herzens und schadet oder nüzt, wie es die Götter wollen. Ich bin aus Tantals merkwürdigem Geschlecht.

Thoas. Du sprichst ein grosses Wort. Nennst du denn deinen Anherrn den die Welt als einen ehmals Hochbegnadigten der Götter kennt? Ist's iener Tantal, den Jupiter zu Rath und Tafel zog, an dessen alterfahrnen, vielverknüpfenden Gesprächen die Götter, wie an einem reichen Orakelsinne sich ergözten?*)

Iphigenie. Er ist's. Doch Götter sollten nicht mit Menschen wandeln; das sterbliche Geschlecht ist viel zu schwach in dieser Ungleichheit sich gleich zu halten. Unedel war er nicht und kein Verräther; Allein zum Knecht zu gros und zum Gesellen des Donnerers nur Mensch, menschlich war sein Vergehen, sie nahmen's auf wie Götter, und ihre Priester sagen: Uebermuth und Untreu stürzten ihn von Jovis Tisch zur Schmach des Tartarus.

Pelops, sein Sohn, raubt durch Verätherey dem Oenomaus Leben und Tochter, die schöne Hippodomia, aus ihnen entspringen Thest und Atreus, denen noch ein Bruder aus einem andern Bette des Pelops im Weege steht, Chrisip an Namen, sie führen einen Anschlag auf sein Leben aus, und der erzürnte Vater fodert verdachtvoll von Hippodomien ihres Stiefsohns Blut, und sie entleibt sich selbst.

---

*) Diese Rede des Thoas harmonirt ganz mit der dritten Bearbeitung, ebenso der Anfang der folgenden Worte der Iphigenie.

Thoas. Es wälzet böſe That vermehrend ſich ab in dem Geſchlecht.

Iphigenie. Ein Haus erzeuget nicht gleich den Halbgott noch das Ungeheuer, eine Reihe von Edlen oder Böſen bringt zuletzt die Freude oder das Entſetzen der Welt hervor. Atreus und Thyeſt beherrſchen nach ihres Vaters Tode gemeinſchaftlich das Reich. Nicht lange ſo entehrt Thyeſt des Bruders Bett, und Atreus ſich zu rächen, vertreibt ihn von dem Reich. Thyeſt der tückiſch lange ſchon einen Sohn des Bruders entwandt, und für den ſeinen auferzogen hatte, ſchickt dieſen Sohn, ſein Name war Pliſtenes, daß er dem Atreus nach dem Leben ſtehe, und ſeinen eignen Vater im Theim ermorden ſollte. Es wird entdeckt, und Atreus tödet den geſandten Mörder, wähnend er tödе ſeines Bruders Sohn. Zu ſpät erfährt er, wen er umgebracht und an den Bruder ſich zu rächen ſinnt er ſtill auf unerhörte Thaten. Verſöhnt ſtellt er ſich an und lockt Thyeſten mit ſeinen beyden Söhnen zurück ins Reich, ergreift die armen Knaben und ſchlachtet ſie heimlich und ſetzt ſie ihrem Vater zur ſchaudervollen Speiſe vor, und da Thyeſt an ſeinem eignen Fleiſche ſich geſättiget wirft Atreus, der entſetzliche, ihm Haupt und Füße der Erſchlagnen hin. Du wendeſt ſchaudernd dein Geſicht, ſo wendete die Sonne ihr Antlitz weg und ihren Wagen aus dem ewigen Gleiſe. Dis ſind meine Anherrn und die finſtre Nacht hat noch viel ſchröckliches Geſchick und Thaten dieſer Unſeeligen ausgebrütet.

Thoas. Verbirg ſie auch in Schweigen; laß des Greuels ein Ende ſeyn und ſag' mir wer du biſt.

Iphigenie. Atreus zeugte Agamemnon und dieſer mich mit Clytemneſtren. Einige Raſt ſchien dem Hauſe Tantals gewähret zu ſeyn. Ruhig waren unſere Hallen als ich heran wuchs, und mit mir eine Schweſter Elektra. Eine Weile war dem Vater ein Sohn verſagt und kaum war gnädig dieſer Wunſch erfüllt, daß meine Mutter einen Knaben brachte, ſie nannten ihn Oreſt, als neues Uebel ſchon bereitet war. Auch hierher iſt der Ruf des Kriegs erſchollen, den alle Fürſten Griechenlands vor Troiens Mauren mit unerhörter Macht getragen, ob er noch dauert, oder die Stadt verderbt iſt hab ich nie vernommen, dahin führte mein Vater der Griechen verſammlet Heer. In Aulis harrten ſie vergebens auf günſtigen Wind, Diana auf meinen Vater erzürnt, hielt ihn zurück und foderte durch Calchas Mund zum Opfer des Königs älteſte Tochter, mich. Sie lockten meine Mutter liſtig mit mir ins Lager, zwangen mich vor den Altar, wo die Göttin

barmherzig mich vom Tod errettete und wunderwoll hierher versetzte. Iphigenia, Agamemnons und Clytemnestrens Tochter ist's, die mit dir spricht.

Thoas. Der Königs-Tochter kann ich nicht mehr als der Vertriebenen Ehre geben. Auch iezo wiederhohl' ich meinen Antrag, folge mir und theile was ich habe.

Iphigenie. Wie darf ich diesen Schritt, o König wagen! Hat nicht die Göttin die mich rettete ein ganzes Recht auf mein geweihtes Leben? Sie hat für mich den Schuzort ausgesucht, und meinem Vater, den sie durch den Schein nur strafen wollte, mich gewiß zur unverhofften Freude seines Alters aufbewahrt. Vielleicht bereitet sie mir Verlaßenen solche Rükkehr, und ich, indeß auf ihre Wege nicht achtend, hätte mich ihr wider Willen hier angebaut. Wenn ich hier bleiben sollte bat ich sie längst um Zeichen.

Thoas. Das Zeichen ist, daß du noch hier verweilst. Such' solche Ausflucht nicht ängstlich auf. Man spricht vergebens viel, wenn man versagen will, der andre hört von allem nur das Nein.

Iphigenie. Es sind nicht Worte, leer und künstlich scheinend zusammen gesezt. Ich habe nichts gesagt als was mein Geist mich hies. Soll ich nicht meinen Vater gern und meine Mutter wiedersehn, die mich als tod beweinen, und in den alten Hallen von Mycene meine Geschwister! Daß wenn du mich dorthin auf leichten Schiffen senden wolltest, du mir ein neu und doppelt Leben gäbest.

Thoas. So kehr zurück! Thu was dein Herz dich heist, und höre nicht auf die Stimme guten Raths und der Vernunft, sei ganz ein Weib und gieb dich hin dem Trieb, der zügellos dich dahin oder dorthin reist. Wenn ihnen eine Lust im Busen brennt, dann hält kein heilig Band sie vom Verräther ab, der sie dem Vater oder dem Gemal aus lang bewährten treuen Armen lockt, und schweigt in ihrer Brust das taische Feuer, so stürmt vergebens aus dem treusten Herzen mit tausend goldnen Zungen die Ueberredung auf sie los. Unerschüttert wie Felsen ist ein Weib das einmal nicht liebt.

Iphigenie. Brich, zürnend, deinen Schwur o König nicht. Soll ich mein Zutraun so entgelten? Du schienst bereitet, was ich sagen könnte.

Thoas. Aufs Ungehofte war ich nicht bereitet. Ich hätte sollen, denn ich wußte, daß ich mit einem Weib zu handeln gieng.

Iphigenie. Schilt nicht o König unser armes Geschlecht. Das

was du an mir tadelst sind alle unsre Waffen. Glaub mir, darinn bin ich dir vorzuziehen, daß ich dein Glück mehr als du selber kenne. Du wähnst, aus übergroßer Gutheit daß uns ein nähres Band zum Glück vereinen werde, und voll guten Muthes wie voll guten Willens dringst du in mich, daß ich mich füge, und hier dank ich den Göttern, daß sie mir die Festigkeit gegeben, ein Bündniß zu versagen, das sie nicht billigen.

Thoas. Du nennst das Götterwort was dir im Herzen schlägt.

Iphigenie. Sie reden nur durch unser Herz zu uns.

Thoas. Hab ich kein Recht sie auch zu hören.

Iphigenie. Es überbrauft der Sturm der Leidenschaft die zarte Stimme.

Thoas. Die Priesterin vernimmt sie wohl allein.

Iphigenie. Der König sollte sie vor allen andern merken.

Thoas. Dein heilig Amt und dein geerbtes Recht auf Jovis Tisch bringt dich den Göttern näher als einen erdgebornen Wilden.

Iphigenie. Ich trage nun die Schuld von dem Vertraun zu dir.

Thoas. Ich bin ein Mensch und besser ists wir enden. So sey mein Wort denn fest: Sey Priesterin Dianens, wie sie dich auserkohren, und mir verseh' die Göttin, daß ich bisher mit Unrecht und oft mit innrem Vorwurf, die alten Opfer ihr vorenthalten habe. Kein Fremder landet glücklich an unserm Ufer, von Alters her ist ihm der Tod gewiß, nur du hast mich bisher mit einer Freundlichkeit, in der ich bald die Liebe einer Tochter, bald einer stillen Braut zu sehn mich freute, zurückgehalten und mich bewegt zum Schaden vielleicht mir und den Meinen sie zu entlassen. Oft hat mein Volk gemurrt und ich habs nicht geachtet, nun schiebt die Menge den Verlust des Sohnes mir auf den Zorn der Göttin. Länger halt ich sie nicht um deinetwillen.

Iphigenie. Um meinetwillen hab ich's nie gefodert. Es ist ein Misverstand wenn man die Himmlischen blutgierig glaubt. Versöhnt die Unterirdischen mit Blut und diesen ist das Blut der Thiere Labsal! Hat mich die Göttin nicht selbst der Griechen Eifer entzogen? ihr war mein Dienst willkomner als mein Tod.

Thoas. Es ziemt sich nicht für uns, die heiligen alten Gebräuche mit leicht beweglicher Vernunft zu deuten und zu wenden. Thu' deine Pflicht, ich werde meine*) Thun. Zwey Fremde die wir in den Hölen an**) der See versteckt gefunden, und die nichts

*) „werde meine" statt „werd die meine". — Correktur des Dichters.
**) „an". — Goethe's Zusatz.

gutes meinem Lande bringen, halt' ich gefangen. Mit diesem empfange deine Göttin ihr erstes rechtes lang entbehrtes Opfer wieder. Ich sende sie hierher, du weißt den Dienst. (ab)

Iphigenie. Du hast Wolken gnädige Retterin den Unschuldigen einzuhüllen, und auf Winden ihn dem ehrnen Geschick aus dem schweeren Arm über Meer und Erde und wohin dir's gut dünckt zu tragen. Du bist weise und siehst das Zukünftige und das Vergangne ist dir nicht vorbey! Enthalte vom Blut meine Hände, denn es bringt keinen Seegen und die Gestalt des Ermordeten erscheint auch dem zufälligen Mörder zur bösen Stunde. Denn sie haben ihr Menschengeschlecht lieb und wollen ihm sein kurzes Leben gerne fristen und gönnen ihm den Mitgenuß auf eine Weile des ewig leuchtenden Himmels, die Unsterblichen.

Ende des ersten Akts.

Zweiter Akt.

Erster Auftritt.

Orest und Pylades.

Orest. So nahen wir uns dem gewissen Tod. Mit jedem Schritt wird meine Seele stiller. Als ich Apollen bat das fürchterliche Gelent der Rachgeister mir abzunehmen, schien er mir Hülfe, im Tempel seiner Schwester, die über Tauris herscht mit hofnungsreichen Götterworten zu versprechen, und nun erfüllt sichs, daß alle Noth mit meinem Leben enden soll. Wie leicht wirds mir, dem eine Götterhand das Herz zusammendrückt, dem schönen Licht der Sonne zu entsagen! Und ist es im Geschick von Atreus Hause, nicht in der Schlacht ein ehrenvolles Ende zu gewinnen, soll ich, wie meine Ahnen, wie mein Vater, als Opferthier im Kammertode bluten, so sey es besser hier vorm Altar der Göttin, als im verworfnen Winkel, wo die Falle der Meuchelmörder stellt. Laßt mir so lange Ruh ihr Unterirdischen, die ihr nach dem Blute das von meinen Tritten träuft, wie los gelassne Hunde spürend heyt, ich komme zu euch hinunter, denn das Licht des Tags soll euch nicht leben noch mich, die grüne Erde ist kein Tummelplatz für Larven des Erebus. Dort unten such' ich euch, dort sind wir alle dann von gleichem Schicksal in matte

Nacht gebunden. Nur dich mein Pylades, ſo ungern ich dich in meine Schuld und meinen Bann gezogen, ſo ungern nehm' ich dich in jenes Trauerland frühzeitig mit. Dein Leben oder Tod iſt einzig was ich hoffe oder fürchte.

Pylades. Ich bin noch nicht, Oreſt, wie du, bereit, in jenes Schattenreich hinabzugehn, ich ſinne noch durch die verworrnen Pfade, durch die uns das Geſchik zum Tode zu führen ſcheint, uns zu dem Leben wieder aufzuwinden. Ich denke nicht den Tod, ich ſinn und horche, ob nicht zu irgend einer Flucht die Götter Rath und Wege bereiten. Der Tod kommt unaufhaltſam, gefürchtet oder ungefürchtet. Wenn die Prieſterinn ſchon unſre Locken abzuweihen die Hand erhebt, ſoll dein und meine Rettung noch mein Gedanke ſeyn. Unmut beſchleunigt die Gefahr. Tauſend Ränke geben jeden Tag durch meine Seele. Ich habe das Wort Apolls vor mir, daß in Dianens Heiligthum du Troſt und Hülf und Rükkehr finden ſollſt. Der Götter Worte ſind ſo zweydeutig nicht, als der Elende ſie unmuthig wähnt.

Oreſt. Mir lag die dunkle Deke des Lebens von Kindheit an ſchon um das*) zarte Haupt. Unter einer Mutter, die des abweſenden Gemals vergaß, wuchs ich gedrükt, in meiner Unſchuld ein bittrer Vorwurf ihr und ihrem Buler. Wie oft, wenn ich Elektren meine liebe Schweſter am Feuer in der tiefen Halle ſitzen ſah, drängt ich mich hin auf ihren Schos, und ſtarrte wenn ſie weinte, ſie mit groſen Augen an. Dann ſagte ſie von unſerm Vater viel! Ach wie verlangt ich ihn zu ſehn! Mich wünſcht' ich bald nach Troia, ihn bald her. Es kam der Tag —

Pylades. Laß von jenen Geſchichten ſich Höllengeiſter nächtig unterhalten, wir aber wollen mit Erinnerung ſchöner Zeiten unſre Seele im friſchen Heldenlaufe ſtärken. Die Götter brauchen gute Menſchen auf dieſer Welt und haben noch auf dich gezählt, ſie gaben dich dem groſſen Vater zum Geleit nicht mit, da er unwillig nach dem Orkus gieng.

Oreſt. O wär ich ſeinen Saum ergreifend ihm nachgegangen.

Pylades. So haben die, die dich erhielten, für mich geſorgt, denn was ich worden wäre, wenn du nicht lebteſt weis ich nicht, da ich ſeit meiner erſten Zeit allein um deinetwillen leben mag.

Oreſt. Erinnre mich nicht jener ſchönen Tage, da mir dein Haus zum holden Freyort ward, da deine Eltern in mir aus Liebe mehr als aus Verwandſchaft, die halb erſtarrte junge Blüte pflegten, da du leichtſinniger Geſelle gleich einem bunten Schmetter-

*) „um das" ſtatt „auf dem", — Correctur von Goethe's Hand.

fing um eine dunkle Blume, immer quellend von gutem Muth und Freude, um mich an jedem Tage mit neuer Thorheit gaukelteſt, deine Luſt in meine Seele ſpielteſt, daß ich ſchwerfällig zwar und mit gebundnem Herzen, doch oft vergeſſend meiner Noth mit dir in raſcher Jugend hingerißen ſchwärmte.

Pylades. Da fieng mein Leben an, als ich dich liebte.

Oreſt. Mit deiner Liebe zu mir begann dein Elend! Dieß iſt das ſchwerſte von meinem Schickſal, daß ich wie ein verpeſteter Flüchtling geheimen Tod und Schmerz um mich verbreite, daß wo ich ein geſundes Ort betrette, gar bald um mich die blühenden Geſichter den Schmerzenszug langſamen Todes verrathen.

Pylades. Ich wär der nächſte dieſen Tod zu ſterben, wenn ie dein Hauch, Oreſt, vergiftete. Bin ich nicht immer noch voll Muth und Luſt, und Luſt und Liebe ſind die Fittige zu großen Thaten.

Oreſt. Ja große Thaten! Ich weis die Zeit wohl noch da wir ſie vor uns ſahn, wenn wir zuſammen auf der Jagd dem Wilde nach durch Berg und Thäler rannten, und unſern Anherrn gleich dereinſt mit Kaul und Schwerdt dem Ungeheuer ſo, dem Räuber auf der Spur zu jagen boſten, und dann wir Abends ruhig an der weiten See uns aneinander lehnend faſſen, und die Welt ſo weit ſo offen vor uns lag, da fuhr wohl einer manchmal nach dem Schwerd, und unſere künftige Thaten giengen, wie die Sterne unzälig über unſern Häuptern auf.

Pylades. Die That, die zu vollführen unſere Seele dringt, iſt ein unendlich Werk, wir mögten ſie ſo gros gleich thun, als wie ſie wird, wenn Jahrelang durch ferne Länder und Geſchlechter der Mund der Dichter ſie vermehrend wälzt. Es klingt ſo ſchön, was unſre Väter thaten, wenn es im ſtillen Abendſchatten der Jüngling mit dem Ton der goldnen Harfe ſchlürft. Und was wir thun, iſt, wie es ihnen war, voll Müh' und eitel Stückwerk. So laufen wir nach dem was vor uns flieht, und achten nicht des Weges, den wir tretten, und ſehen nicht die Tapfen unſerer Anherrn neben uns und eilen immer ihrem Schatten nach, der Göttergleich in einer weiten Ferne der Berge Haupt auf goldnen Wolken krönt. Ich halte nichts von dem der von ſich denkt als wie das Volk ihn etwa preiſen dürfte, allein du darfſt den Göttern reichlich danken für das, was ſie durch dich den Jüngling ſchon gethan.

Oreſt. Wenn ſie dem Menſchen frohe That beſcheeren, daß er gewaltig von ſeinem Haus das bittre Schickſal wendet, daß er ſein Reich vermehrt, und durch des Jünglings Fauſt lang feſt

geübte bewährte Feinde fallen, dann dank er. Mich haben sie zum Schlächter auserkohren, zum Mörder meiner Mutter zum unerhörten Rächer unerhörter Schandthat. O Nein sie habens schon auf Tantals Haus gerichtet und ich der letzte sollt nicht schuldlos noch ehrenvoll vergehn.

Pylades. Die Götter rächen an den Söhnen nicht der Väter Missethat, ein jeder, er sei gut oder bös, hat seinen Lohn. Seegen ist erblich nicht Fluch.

Orest. Der Väter Seegen hat uns nicht hierher geführt.

Pylades. So wenigstens der hohen Götter Wille.

Orest. So wißen wir, durch wessen Willen wir verderben.

Pylades. Apoll gebeut dir vom Taurischen Gestad Dianen die geliebte Schwester nach Delphos hinzubringen, wie ehrenvoll daß er uns dies Geschäft vertraut, dann sollst du durch die Bitte der keuschen Göttin befreit von den Erinnen werden die dich umschliessen. Schon hier in diesen heiligen Hain wagt keine sich.

Orest. So hab ich wenigstens geruhigen Tod.

Pylades. Ich denke anders, und nicht ungeschickt hab ich das schon geschehene und das künftige verbunden und mir ausgelegt. Vielleicht reift in der Götter Rath schon lang das grose Werk, Diana sehnt sich lange von diesem Ufer der Barbaren die Menschenblut ein jungfräuliches Opfer wähnen. Uns war es aufbehalten das heilige Bild von diesem Ort zu holen, uns wird es auferlegt und seltsam sind wir bis an die Pforte schon geführt.

Orest. Mit seltner Kunst flichst du der Götter Rath und Menschen Wiz zusammen.

Pylades. Dann ist der Wiz nur werth wenn was geschieht ihn auf den Willen iener droben aufmerksam macht. Schwere Thaten müssen gethan seyn und dem der viel verbrach, wird auferlegt mit dem unmöglichen sich zu bekämpfen, damit er büssend Göttern noch und Menschen diene. Bringst du die Schwester zu Apollen hin, und wohnen beyde denn vereint in Delphos im gesitteten Griechenland, so wird für diese That Apoll dir und Diana gnädig seyn, dich aus der Hand der alten Unterirrdischen retten.

Orest. Wenn ich bestimmt bin noch für sie zu thun, so mögen sie von meiner Seele den Schwindel nehmen, der unaufhaltsam auf dem Pfade des Bluts mich zu den Todten reißt, die Quelle vertrocknen die meine Seele, ein ewiger Strom, wie aus der Mutter Wunden sprudelnd färbt.

Pylades. Erwart' es ruhiger! Du mehrst das Uebel und nimmst das Amt der Furien auf dich. Ich sinn auf tausend

Ränke, und zuletzt das Unternehmen zu vollführen bedarf ich dein und beyden hilft nur ruhige wohl überlegte Kühnheit.

Orest. Ich hör' Ulyssen.

Pylades. Spotte nicht! Ein ieder hat seinen Helden, dem er die Wege zu'm Olymp hinauf sich nach arbeitet. Ich längn' es nicht, Kühnheit und List scheint mir gar würdige Zierde dem tapfern Mann.

Orest. Ich schäze den, der tapfer ist und grad.

Pylades. Drum heis ich dich auch nicht auf Wege sinnen, das ist für mich. Von unsern rauhen Wächtern bisher hab gar vieles ausgelockt. Ich weis das blutige Gesez das ieden Fremden an Dianens Stufen opfert, schläft, seit ein fremdes Göttergleiches Weib als Priesterinn mit Weihrauch und Gebet den Göttern dankt. Sie glauben daß es eine der geflüchteten Amazonen sey und rühmen ihre Güte hoch.

Orest. Es scheint mit unserm Tod soll das Gesez in's Leben wiederkehren, und bei dem widerwärtigen Sinn des Königs wird uns ein Weib nicht retten.

Pylades. Wohl uns daß es ein Weib ist. Der beste Mann gewöhnt sich endlich an Grausamkeit und macht ein Gesez aus dem was er verabscheut, wird aus Gewohnheit hart und fast unkenntlich. Allein ein Weib bleibt steet auf seinem Sinn, du rechnest sichrer auf sie im Guten wie im Bösen. Sie kommt! laß mich mit ihr allein, ich sag' ihr nicht grade zu die Wahrheit und eh sie mit dir spricht, treff ich dich noch. (Orest ab.)

Zweiter Auftritt.

Iphigenie. Pylades.

Iphigenie. Woher du seyst und kommst o Fremdling, sprich! Ich weis nicht ob ich dich mehr dem Geschlecht der Scythen, ob ich dich einem Griechen vergleichen soll? (Sie nimmt ihm die Ketten ab:) Die Freiheit die ich dir gewähre, ist gefährlich. Wenden die Götter, was euch bevorsteht.

Pylades. O süsse Stimme! o willkomner Ton der Muttersprache in einem fremden Lande. Gefangen wie ich bin, seh' ich die blauen Berge des Vaterhafens neu willkommen in meinem Auge! An dieser Freud erkenne, daß ich ein Grieche bin. Einen Augenblick hab ich vergessen, wie sehr ich dein bedarf und mich der unerwarteten Erscheinung rein gefreut. O sag' mir an, wenn ein Verhängnis dir's nicht verbeut, aus welchem Stamm du deine Göttergleiche Herkunft zälst —

Iphigenie. Dianens Prieſterin, von ihr der Göttin ſelbſt gewählt, und im Verborgnen hier erzogen und geheiligt, ſpricht mit dir, das laß dir genug ſeyn, und ſag mir, wer du ſeyſt und welch unſeeliges Geſchick mit dem Gefährten dich hierher geführt.

Pylades. Leicht zu erzälen iſt unſer Elend ſchwer zu tragen. Wir ſind aus Kreta Abraſtus Söhne, der jüngſte ich, mein Nahme iſt Amphion, Laodamas der ſeine, vom Haus iſt er der ältſte, ein müder Bruder ſtand zwiſchen beiden. Gelaſſen folgten wir den Worten unſrer Mutter, ſo lang der Vater noch vor Troia ſtritt, doch als der mit viel Beute rückwärts kam und bald darauf verſchied begann der Streit um Reich und Erbe unter uns. Ich war dem Aelteſten immer mehr gewogen, und in unſeeligem Zwiſt erſchlug Laodamas den Bruder, ihn verfolgen nun um der Blutſchuld willen die Furien, und hierher leitete das delphiſche Orakel unſre Schritte, das uns verhies, er ſollte hier im Tempel der Diana Ruh' und Rettung finden. Gefangen ſind wir an dem unwirthbaren Ufer und dir als Opfer dargeſtellt, das weiſt du.

Iphigenie. Iſt Troia umgekehrt, verſichr' es mir.

Pylades. Es liegt! O führe du uns Rettung zu und eilig! hab' erbarmen mit meinem Bruder! Auch bitt' ich dich ſchon' ihn, wenn du ihn ſprichſt. Gar leicht wird er durch traurige Erinnerung zu weit bewegt und iede Freud und Schmerz, zerrüttet ihn mit fieberhaftem Wahnſinn.

Iphigenie. So gros dein Unglück iſt, beſchwör' ich dich, vergiß es, bis du meiner Neugier genug gethan.

Pylades. Die hohe Stadt, die zehen Jahre ſich dem geſammten Heere der Griechen widerſetzt, liegt nun zerſtört. Doch viele Gräber unſrer Helden, machen das Ufer der Barbaren weit berühmt. Achill liegt dort mit ſeinem Freund.

Iphigenie. So ſeyd ihr ſchönen Götterbilder auch zu Staub!

Pylades. Palamedes und Aiax Telamons hat keiner ſeines Vaterlandes frohen Tag geſehn.

Iphigenie (vor ſich). Er nennt den Vater nicht unter den Erſchlagenen, er lebt mir noch! o hoffe ſüſſes Herz.

Pylades. Doch ſeelig ſind die Tauſende in bitter ſüſſen Tod vor'm Feind! denn wüſte Schröcknisſe hat den Rückkehrenden ein feindlich aufgebrachter Gott bewahrt. Kommt denn die Stimme der Menſchen nicht zu euch? So weit ſie reicht, trägt ſie den Ruf herum von unerhörten Thaten bös und gut. So iſt der Jammer der durch Mykenens Hallen tönt, dir ein Geheimniß? Klytemneſtra hat, geholfen von Aegiſt den Agamemnon am Tag

der Rückkehr umgebracht. Ich seh an deinem Blick und an der Brust die gegen die ungeheure Nachricht vergebens kämpft, daß du des Atreus hohes Haus verehrst, vielleicht bist du die Tochter eines Gastfreunds oder Nachbars? entzieh' mir's nicht und rechne mirs nicht zu, daß ich der erste bin, der diese Greuel meldet.

Iphigenie. Sag' mir, wie ward die schwere That vollbracht.

Pylades. Am Tage der Ankunft, da der König, aus dem Bade steigend sein Gewand verlangte, warf die Verderbliche ein künstlich sich verwirrend Kleid ihm über, und da er drunter sich abarbeitend gefangen war, erstach Aegist ihn.

Iphigenie. Und welcher Lohn der Mitverschwörung ward Aegisten?

Pylades. Des Königs Reich und Bett, das er schon eh besas.

Iphigenie. So stammt die Schandthat aus der bösen Lust.

Pylades. Und aus dem Trieb sich am Gemal zu rächen.

Iphigenie. Was that der König solcher Rache werth?

Pylades. Nach Aulis lockt er ehmals sie, und seine älteste Tochter, Iphigenien, bracht er dort als Dianens Opfer um, das, sagt man, hat sie niemals dem Gemal vergeßen und grausam an dem Wiederkehrenden gerächt.

Iphigenie. Es ist genug! Du wirst mich wiedersehen. (ab.)

Pylades. Sie scheint von dem Geschick in Atreus Hause tief gerühret. Wer sie auch sey, so hat sie, scheint es mir, den König wohl gekannt, und ist durch Sklaverey zu unserm Glück aus hohem Haus hierher verkauft. Steh' du Minerva mir mit Weisheit bey, daß ich den Schein von Hofnung, der sich zeigt, so gut und schnell als möglich ist, benutze.

Ende des zweiten Akts.

Dritter Akt.

Erster Auftritt.

Iphigenie. Orest.

Iphigenie. Unglücklicher! ich löse deine Bande zum Zeichen eines schmerzlichern Geschicks. Die Freiheit die ich gebe, ist wie der leze lichte Augenblick, des schwer Erkrankten, Vorbote des

Tods. Noch kann und darf ich mirs nicht sagen, daß ihr verloren seyd. Durch meine Hand sollt ihr nicht fallen, und keine andre darf euch, so lang ich Prieſterinn Dianens bin, berühren. Allein das Prieſtertum hängt von dem König, der zürnt mit mir, und seine Gnade mit teurem Lösegelde zu erhandeln versagt mein Herz. O werther Landsmann jeder Knecht, der an dem Herd der Vatergötter nur gestreift, ist uns in fremden Land so hoch willkommen, wie soll ich euch genug mit Ehr und Lieb umfassen, die ihr, von keinem niedern Haus entsprungen, durch Blut und Stand an jene Helden gränzt, die ich von Eltern her verehre.

Orest. Verbirgst du deinen Stand und Namen mit Fleiß, oder darf ich wißen mit wem ich rede.

Iphigenie. Du sollst es wißen. Jetzo sag mir an, was ich von deinem Bruder nur bald gehöret, das Schicksaal derer die von Troia zurück mit ungnädigem Gott ihre Heimat betraten. Jung bin ich hierher gekommen, doch alt genug mich jener Helden zu erinnern, die gleich den Göttern in ihrer Herrlichkeit gerüstet, dem schönsten Ruhm entgegen giengen. Sag' mir: es fiel der grose Agamemnon in seinem eignen Haus durch seiner Frauen List?

Orest. So ist es, wie du sagest.

Iphigenie. Unseeliges Mycen! So haben Tantals Enckel den Fluch, gleich einem unvertilgbarn Unkraut mit voller Hand gesaet, und iedem ihrer Kinder wieder einen Mörder zur ewigen Wechselwut erzeugt. O sag' mir an, was ich verwirrt von dieser Nachricht verhört, wenn anders mir's dein Bruder gesagt, wie ist des grossen Stammes leste Pflanze, den Mordgesinnten ein aufkeimender gefährlicher Rächer, wie ist Orest dem Schröckenstag entgangen! hat ihn ein gleich Geschik in des Avernus schwarzes Nez verwickelt, hat ihn ein Gott gerettet? lebt er? lebt Elektra?

Orest. Sie leben!

Iphigenie. O goldne Sonne nimm deine schönsten Stralen und lege sie zum Dank vor Jovis Thron, denn ich bin arm und stumm.

Orest. Wenn du gastfreundlich diesem Hause verbunden bist, wie ich aus deiner schönen Freude schliesse so halte dein Herz fest, denn dem Frölichen ist unerwarteter Rückfall in die Schmerzen unerträglich; du weist nur, merk' ich Agamemnons Tod.

Iphigenie. Hab' ich an dieser Nachricht nicht genug.

Orest. Du hast des Greuels Hälfte nur erfahren.

Iphigenie. Was fürcht' ich noch? Es lebt Orest, Elektra lebt?

Orest. Hast du für Clytemnestren nichts zu fürchten.

Iphigenie. Die sey den Göttern überlaßen. Hofnung und Furcht hilft dem Verbrecher nicht.

Orest. Sie ist auch aus dem Lande der Hofnung abgeschieden.

Iphigenie. Hat sie in Wuth ihr eigen Blut vergoßen?

Orest. Nein, doch ihr eigen Blut gab ihr den Tod.

Iphigenie. Sprich deutlicher, damit ich's bald erfahre, die Ungewißheit schlägt mit tausendfältigem Verdacht mir an das Haupt.

Orest. So haben mich die Götter zum Boten ausersehen der That, die ich in iene unfruchtbare, klanglose Hölen der alten Nacht verbergen mögte. Wider Willen zwingst du mich, allein dein bolder Mund darf auch was schmerzlichs fodern und erhält's. Elektra rettete am Tage da der Vater fiel Oresten noch, Strophius, des Vaters Schwäher erzog ihn heimlich neben seinem Sohne Pylades, und da die beide aufgewachsen waren, brannte es ihnen in der Seele des Königs Tod zu rächen. Sie kamen nach Myken gering an Tracht als brächten sie die Nachricht von Orestens Tod mit seiner Asche. Wohl empfangen von der Königin gehn sie in's Haus. Elektren*) giebt Orest sich zu erkennen, sie bläst der Rache Feuer in ihm auf, das vor der Mutter heiligen Gegenwart in sich zurück gebrannt war. Und hier am Orte wo sein Vater fiel, wo eine alte leichte Spur von Blut aus denen oft geschcuerten Steinen noch heraus zu leuchten schien, hier mahlte Elektra die grauenvolle That und ihre Knechtschaft und die glückliche, das Reich besitzende Verräter und die Gefahren mit ihrer Feuerzunge! und Clytemnestra**) fiel, durch ihres Sohnes Hand.

Iphigenie. Unsterbliche auf euren reinen Wolken habt ihr nur darum diese Jahre her von Menschen mich gesondert und die kindliche Beschäftigung, auf dem Altar das reine Feuer zu erhalten mir aufgetragen, und meine Seele diesem Feuer gleich in ewger Klarheit zu euch aufgezogen, daß ich so spät die schwere Thaten erfahren soll! O sag' mir von Unglücklichen, sag von Oresten!

Orest. Es wär' ihm wohl, wenn man von seinem Tode auch sagen könnte. Wie gährend stieg aus der Erschlagenen Blut der Mutter Geist und ruft den alten Töchtern der Nacht die auf den Mord der Blutsverwandten hergebrachte***) Rechte wie ein hungrig Heer von Geiern rastlos verfolgen, sie ruft sie auf und die alten Schröcknisse, der Zweifel und die Reue und die zu spät sich ewig

*) „Elektren", — Goethe's Korrektur für „Elektra."
**) „Clytemnestra". — Goethe's Korrektur für „Clytemnestre."
***) Diese und die vorige Zeile von Goethe's Hand durchkorrigirt.

in ſich ſelbſt verzehrende und nährende Betrachtung und Ueberlegung der That, die ſchon gethan iſt, ſteigen wie ein Dampf vom Acheron vor ihnen auf, und nun berechtigt zum Verderben treten ſie den ſchönen Boden der Gottbeſäten Erde wovon ſie längſt hinweggebannt ſind. Den flüchtigen verfolgt ihr ſchneller Fus und geben keine Raſt, als wieder neu zu ſchröcken.

Iphigenie. Unſeelicher! du biſt im gleichen Fall und fühlſt was er der arme Flüchtling leidet.

Oreſt. Was ſagſt du mir, was wähnſt du gleichen Fall?

Iphigenie. Den Brudermord, der dich auch Schuldgen drückt, vertraute mir dein jüngſter.

Oreſt. Ich kann nicht leiden, daß du große Seele betrogen wirſt. Ein lügenhaft Gewebe mag mistrauiſch ein Fremder dem andern zur Falle, vor die Füße knüpfen. Zwiſchen uns ſei Wahrheit. Ich bin Oreſt! und dieſes ſchuldge Haupt ſenkt nach der Grube ſich und ſucht den Tod. In jeglicher Geſtalt ſey er willkommen. Wer du auch ſeyſt ſo wünſch ich dir Errettung und meinem Freund, nicht mir. Du ſcheinſt hier ungern zu verweilen, erfindet Rath zur Flucht und laſt mich hier, laß meinen vor'm Altar der Göttin entſeelten Körper vom Fels in's Meer geſtürzt, mein drüber rauchend Blut Fluch auf das Ufer der Barbaren bringen, und geht, daheim, im ſchönen Griechenland, ein neues Leben freundlich anzufangen.

Iphigenie. Deinen Rath ewig zu verehren, Tochter Latos war mir ein Geſez, dir mein Schickſaal ganz zu vertrauen, aber ſolche Hofnung hat ich nicht auf dich, noch auf deinen weit regierenden Vater. Soll der Menſch die Götter wohl bitten? ſein kühnſter Wunſch reicht der Gnade der ſchönſten Tochter Jovis nicht an die Knie, wann ſie mit Seegen die Hände gefüllt, von den Unſterblichen freiwillig herabkommt. Wie man den König an ſeinen Geſchenken erkennt, denn er iſt reich vor Tauſenden, ſo erkennt man die Götter an langbereiteten, lang aufgeſparten Gaben, denn ihre Weisheit ſieht allein die Zukunft, die jedes Abends geſtirnte Hülle den Menſchen zudeckt. Sie hören gelaßen das Flehn, das um Beſchleunigung kindiſch bittet, aber unreif bricht eine Gottheit nie der Erfüllung goldne Früchte und wehe dem Menſchen der ungeduldig ſie ertrozend, an dem ſauren Genuß ſich den Tod ißt. Aus dem Blute Hyacinths ſproßte die ſchönſte Blume, die Schweſtern Phaetons weinten lieblichen Balſam und mir ſteigt aus der Altern Blut ein Reiß der Errettung, das zum ſchattenreichen Baume Knospen und Wuchs hat. Was es auch

sei, laß mir dieses Glück nicht wie das Gespenst eines geschiednen Geliebten, eitel vorüber gehn.

Orest. Wenn du die Götter anrufst für dich und Pylades, so nenn mich nicht. Sei gegen die Gesellschaft des Verbrechers auf deiner Hut! Dem Bösen ist's kein Vortheil und dem Guten Schade.

Iphigenie. Mein Schicksal ist an deines festgebunden.

Orest. Mit nichten! Laß allein mich zu den Todten gehn. Verhüllteſt du in deinen heiligen Schleier den Schuldigen, du birgst mich nicht vor'm Blick der Furien, und deine heilige Gesellschaft hält sie nur seitwärts und verscheucht sie nicht. In diesen heiligen geweihten Hain wagt ihr verfluchter Fus sich nicht, doch hör' ich unter der Erde hier und da ihr gräßliches Gelächter, wie Wölfe um den Baum, auf den ein Reisender sich rettete, harren sie nur hungriger, sie horchen auf den ersten Tritt, der dieses Ufers ungeweihten Boden berührt, sie steigen, den Staub von ihren Häuptern schüttelnd auf und treiben ihre Beute vor sich her.

Iphigenie. Kannſt du Orest ein freundlich Wort vernehmen?

Orest. Spar es für einen, dem die Götter freundlich sind.

Iphigenie. Sie geben dir zu neuer Hofnung Licht.

Orest. Den gelben matten Schein des Todenflusses seh' ich nur durch Rauch und Qualm.

Iphigenie. Haſt du nur Eine Schwester, die Elektra heißt?

Orest. Die eine kannt ich. Eine andre nahm ihr gut Geschick bey Zeiten aus dem Elend unsers Hauses. O laß dein Fragen! und geselle dich nicht auch zu den Erinnen! sie blasen ewig die Asche mir von der Seele und leiden nicht daß sich die letzten Kolen vom Schröckensbrande unsers Hauses in mir still verglimmen. Soll die Glut denn ewig angefacht mit Höllen Schwefel genährt mir auf der Seele brennen?

Iphigenie. Süßes Rauchwerk bring' ich drauf. O laß den Hauch der Liebe nicht unwillkommen dir den Busen treffen! Orest! — mein Theurer! hat das Geleit der Schröckensgötter jede Ader in dir aufgetrocknet? schleicht, wie vom Haupt der gräßlichen Gorgone versteinernd dir ein Zauber durch die Glieder? Ruft des vergoßnen Mutterblutes Stimme zur Höll' hinab, o sollte einer reinen Schwester Wort hülfreiche Götter nicht vom Olympus rufen?

Orest. Es ruft! es ruft! so willſt du mein Verderben! hat eine Rachgottheit sich in dich verkleidet? wer bist du daß du mit entsetzlicher Stimme mein Innerstes in seinen Tiefen wendeſt!

Iphigenie. Es zeigt sich dir im tiefen Herzen an. Oreſt, ich bins! Sieh' Iphigenien! ich lebe!

Oreſt. Du!

Iphigenie. Mein Bruder! — —

Oreſt. Laß! ich rathe dir's, o rühre mich nicht an! Wie Creusas Brautkleid zündet ein unauslöschlich Feuer sich von mir fort. Laß mich! wie Herkul will ich Unwürdiger den Tod voll Schmach in mich verschlossen sterben.

Iphigenie. Du wirst nicht untergehn! o höre mich! o sieh' mich an! Wie mir es ist nach einer langen Reihe von Jahren, zum erstenmal dem Liebsten auf der Welt, was sie noch für mich trägt, das Haupt zu fassen und meine Arme die den Winden nur so lange sehnend ausgebreitet waren, um dich zu schliesen! O laß mich! laß mich! denn es quillt heller nicht vom Parnaß die ewige Quelle sprudelnd so von Fels zu Fels in's goldne Thal hinab, wie Freude, mir vom Herzen wallend, fließt und wie ein selig Meer mich rings umfängt! Oreſt mein Bruder!

Oreſt. Schöne Nymphe, ich traue dir nicht! Spotte nicht des Unglücklichen und wende deine Liebe irgend einem Gott zu. Diana rächt ein Vergehen hart. Wie sie der Männer Liebkosen verachtet, fodert sie strenge Nymphen, und viele Helden haben ihre Rache schweer gefühlt. Wenn du gefällig bist, so reite meinen Freund, der mit mir irrt. Auf jenem Pfade such ihn auf, weis' ihn zurecht und schone meiner!

Iphigenie. Fasse dich Oreſt! erkenne mich! Schilt einer Schwester reine Himmels Freude nicht unbesonnene strafbare Lust. O nehmt den Wahn ihm von dem starren Aug' und macht uns nicht im Augenblick des höchsten Glückes*) elend. Die längst verlobrne Iphigenia ist hier, sie ward in Aulis nicht geopfert, die Gnadenhand der Göttin rettete mich hierher, und du Gefangner, Verurteilter sieh' die Priesterin ist deine Schwester!

Oreſt. Unselige! So mag die Sonne denn die leze Gräuel von Tantals Enkeln sehen! Wär' nur Elektra hier, damit nicht irgend sie zu einem grausamen Schicksal aufbewahrt bleibe. Gut, Priesterin! ich folg' dir zum Altar! Der Brudermord ist hergebracht in unserm Stamm; und, Götter! nehmt Dank, daß ihr mich ohne Kinder auszurotten beschloßen habt. Und laß dir rathen! habe nicht den Tag zu lieb, noch die fröhlichen Sterne und folge mir in Proserpinens Reich hinab. Verderblicher als das Gewürm, das aus dem siedenden Schwefelschlamm' sich zeugt

*) „Glückes", — Goethe's Korrektur für „Glücks."

iſt was von uns entſpringt. O komm kinderlos und ſchuldlos mit hinab! Du ſiehſt mich voll Erbarmen an, laß ab! mit ſolchen Blicken ſuchte Clytemneſtra auch einen Weeg nach ihres Sohnes Herzen, allein ſein Arm war aufgehoben und ſie fiel! Tritt auf unwilliger Geiſt! Im Kreis geſchloſſen tretet an ihr Furien und wohnet dem willkomnen Schauſpiel bey! Es iſt das letzte und das gräßlichſte. Bisher vergoſſen wir das Blut aus Haß und Rache, nun wird die Schweſterliebe zu dieſer That gezwungen. Weine nicht! leb wohl! Seit meinen erſten Jahren hab ich nichts geliebt wie ich dich lieben könnte, Schweſter. Doch ich bin reif. Ja! heb das Meſſer hoch und reiße den Buſen auf, und öfne dieſen Strömen die hier ſieden, einen Weeg.

(er ſinkt in Ermattung)

Iphigenie. Allein zu tragen, dieſes Glück und Elend vermag ich nicht. Wo ſind' ich Pylades, dich teuren Mann. (:ab:)

Zweiter Auftritt.

Oreſt allein (:wie erwachend:)

Noch einen! reiche mir aus Letes Fluten den letzten Becher! Bald iſt der böſe Krampf des Lebens aus meinem Buſen weggeſpült, bald fließt mein Geiſt, wie in die Quelle des Vergeſſens ſelbſt verwandelt, zu euch ihr Schatten in die ewige Nebel. Wie iſt's ſo ſtill! Willkommen iſt die Ruh' dem Umgetriebenen! — Sie kommen ſchon, den neuen Gaſt zu ſehn. Wer iſt die Schaar? Sie geben friedlich mit einander, Alte und Junge und Männer mit den Weibern. Sie ſind es, meine Anherrn! ſie ſind's! Mit Feſten geht Atreus und die Knaben ſchlüpfern vermiſcht um ſie herum. Iſt keine Feindſchaft mehr unter euch! iſt alle Rache mit dem Licht der Sonne vor euch verloſchen, ſo bin ich auch willkommen, ſo darf ich auch*) in euern feierlichen Zug mich miſchen. Willkommen Väter! euch grüſt Oreſt, von eurem Stamme der letzte Mann. Was ihr geſät, hat er geerndtet, mit Fluch beladen ſteig er herab. Doch leichter wird hier jede Bürde, nehmt ihr ihn auf in euren Kreis. Dich Atreus ehr' ich und dich Thyeſten wir ſind hier alle der Feindſchaft los. Zeigt mir den Vater, den ich nur einmal im Leben ſah. Biſt du's mein Vater und führſt die Mutter vertraut mit dir? Darf Clytemneſtra die Hand dir reichen, ſo darf Oreſt auch zu ihr treten, und darf ihr ſagen: ſieh' deinen Sohn! Seht euren Sohn! heißt ihn willkom-

*) „auch". — Zuſatz von Goethe's Hand.

men! Auf Erden war in unserm Hauß der Willkomm Tod! und das Geschlecht des alten Tantals hat seine Freuden jenseits der Nacht. Willkomm willkomm! o schließt mich um und führt zum Alten zum Anherrn mich! wo ist der Alte? daß ich ihn sehe, das theure Haupt, das mit den Göttern zu Rathe saß. Ihr scheint zu zaudern, wollt ihr dem Enkel die Schmerzen sparen. Soll er nicht sehen des Anherrn Qual durch übermächtige Götter der Heldenbrust mit ehrnen Ketten fest aufgeschmiedet.

Dritter Auftritt.

Iphigenie. Orest. Pylades.

Orest. Seid ihr auch schon herabgekommen! Wohl Schwester dir! noch fehlt Electra! Ein gütiger Gott send uns die eine mit sanften Pfeilen auch schnell herab. Dich armer Freund muß ich bedauren. Kommt mit kommt mit zu Plutos Thron es ziemt den Gästen den Wirth mit Gruß zu ehren.

Iphigenie. Geschwister! die ihr an dem weiten Himmel das schöne Licht bey Tag und Nacht herauf bringt, und den Abgeschiedenen nimmer leuchtet, erbarmt euch unser. Du weist Diana wie du deinen Bruder vor allen liebst, was Erd' und Himmel faßet und sehnend immer dein Angesicht nach seinem ewgen Lichte wendest, laß meinen einigen, spätgefundenen nicht in der Finsterniß des Wahnsinns rasen, und ist dein Wille, daß du hier mich bargst nunmehr vollendet, willst du mir durch ihn, und ihm durch mich die seel'ge Rettung geben, so lös ihn von den Banden der Furien, daß nicht die theure Zeit der Rettung uns entgehe.

Pylades. Erkennst du uns, und diesen heiligen Hain, und dieses Licht das nicht den Todten leuchtet, fühlst du den Arm des Freundes und der Schwester die dich noch fest noch lebend halten. Faß' uns an! wir sind nicht leere Schatten. Merke auf das Wort und rasse dich zusammen, denn jeder Augenblick ist theuer unsre Rückkehr hängt an einem zarten Faden.

Orest. Laß mich zum erstenmale seit meinen Kinderjahren in deinen Armen ganz reine Freude haben. Ihr Götter, die ihr mit entsetzlichen Flammen die schwere Gewitterwolken aufzehrt und eure Gnadengaben, euren fruchtbaren Regen mit fürchterlichen Donnerschlägen auf die Erde schmettert und so die grausende Erwartung der Menschen sich in heilsamen Seegen auflöst, wenn die Sonne mit den Blättertropfen spielt und jeden grauen Rest getrennter Wolken mit bunter Freundlichkeit die leichte Iris fortreibt. — Laßt mich auch so in euern Armen danken! — Mich

dündt ich höre der Erinnen fliehend Chor die Thore des Tartarus hinter sich fern ab donnernd zu schlagen. Mich dündt die Erde dämpft mir wieder erquickenden Geruch, und lad't mich ein auf ihren Flächen nach Lebensfreude und großer That zu jagen.

Pylades. Versäumt die Zeit nicht, die uns übrig bleibt, und laßt den Wind der unser Seegel schwellt erst unsre volle Freude zum Olympus bringen. Kommt! es bedarf hie schnellen Rath und Schluß.

Ende des dritten Akts.

Vierter Akt.

Erster Auftritt.

Iphigenie. Wem die Himmlischen viel Verwirrung zugedacht haben, wem sie den erschütternden schnellen Wechsel von Freude und Schmerz bereiten, dem geben sie kein höher Geschenk als einen ruhigen Freund. Segnet unsern Pylades, und sein Vorhaben! Er ist wie der Arm des Jünglings in der Schlacht, wie des Greisen leuchtend Auge in der Versammlung. Denn seine Seele ist still, er bewahrt die Ruhe wie einen heiligen Schaz und aus ihren Tiefen hohlt er für die Umgetriebenen Rath und Hulfe. Er hat mich vom Bruder losgerissen, den staunt ich immerfort an, hielt ihn in meinen Armen und dachte an keine Gefahr. Jezt gehn sie listig ihren Anschlag auszuführen nach der See wo das Schiff mit den treuen Gefährten an irgend einer Felsenbucht aufs Zeichen lauert, und haben mir in den Mund gegeben was ich sagen soll, wenn der König sendet das Opfer zu beschleunigen. Ich muß mich leiten laßen wie ein Kind, denn ich habe nicht gelernt, hinterhaltig zu sein, noch einem etwas abzulisten. O weh der Lüge! Die Brust wird nicht wie von einem andern wahr gesprochenen Worte getrost und frey. Wer sie heimlich schmiedet den ängstet sie, und wie ein versagender Pfeil kehrt sie, losgedrückt verwundend auf den Schützen zurück. Auch fürcht ich immer für meinen Bruder, daß ihn die Furien, wenn er aus dem heiligen Haine hervortritt, gewaltsam anfallen und unsre Rettung vereiteln. Den Arkas seh ich kommen, o dürft ich ihm sagen, was mir im Herzen liegt.

Zweiter Auftritt.

Arkas. Iphigenie.

Arkas. Im Nahmen des Königs, ſoll ich dir Prieſterin Beſchleunigung des Opfers gebieten.

Iphigenie. Es iſt an mir zu gehorchen, doch hat ein unvermuthet Hinderniß ſich in den Weeg geſtellt.

Arkas. Was iſt's, das den Befehl des Königs hindern kan.

Iphigenie. Der Zufall über den wir keine Meiſter ſind.

Arkas. So ſag' mirs an, daß ich's ihm ſchnell vermelde. Denn er beſchloß bei ſich der beiden Tod.

Iphigenie. Die Götter haben ihn noch nicht beſchloßen. Der älteſte dieſer Männer iſt ein verwünſchtes Haupt! Um einer Blutſchuld willen von Furien verfolgt, in des Wahnſinns verabſcheute Bande gefeßelt. Durch ſeine Gegenwart und daß im Heiligthum das böſe Uebel ihn ergriff, ſind wir verunreint. Der Göttin Bild muß mit geheimer Weihung am Meer von mir und meinen Jungfrauen erſt entſühnt, und unſer Heiligthum gereinigt werden. Das ſag dem König, ſag ihm daß er ſo lang das Heer in Schranken halte und niemand aus dem Lager ſich in unſre Gränzen wage.

Arkas. Eh du das heilige Werck beginnſt, ziemt ſichs, dem König es zu melden. Drum bis ich mit ſeinem Willen wiederkehre, ſo lang halt noch den heiligen Zug zurück.

Iphigenie. Dies iſt allein der Prieſterin überlaſſen.

Arkas. Solch ſeltnen Fall ſoll auch der König wiſſen! — Und du haſt auf den Rath des Treuen nicht geachtet?

Iphigenie. Was ich vermochte hab ich gern gethan.

Arkas. Noch wär' es Zeit den Sinn zu andern.

Iphigenie. Das ſteht nun einmal nicht in unſrer Macht.

Arkas. Du hältſt unmöglich was dich Mühe koſtet.

Iphigenie. Du hältſt das möglich, was dein Wunſch dir möglich macht.

Arkas. Um deint und unſertwillen wünſch ich es.

Iphigenie. Dir ſey für deine gute Meynung Danck.

Arkas. Willſt du nun alles ſo gelaßen wagen?

Iphigenie. Ich hab es in der Götter Hand gelegt.

Arkas. Sie pflegen Menſchen menſchlich zu erretten.

Iphigenie. Auf ihren Fingerzeig kommt alles an.

Arkas. Ich ſage dir es ligt in deiner Hand! Des Königs aufgebrachter Sinn iſt es allein der dieſen Fremden bittern Tod bereitet. Das Heer iſt lang entwöhnt der harten Opfer. Und manche von uns bisher an fremde Ufer verſchlagen, haben freund-

licher Aufnahme hohen Werth dem Vaterlande verkündigt. Zwar sind nicht viele geneigt, zu nachbarlicher Freundschaft doch viele ehrens wieder, als dein Wort, denn vom Himmel gekommen achten sie dich und vertrauen, daß dir der Götter Wille bekannt ist.

Iphigenie. Erschüttre meine Seele nicht, da du sie nicht bewegen kannst.

Arkas. So lang es Zeit ist, soll man keine Mühe schonen.

Iphigenie. Du machst dir Müh und mir vergebne Schmerzen.

Arkas. Die Schmerzen sind's die ich erregen möchte.

Iphigenie. Durch sie wird Widerwille nicht getilgt.

Arkas. Giebt eine schöne Seele für Wolthat Widerwillen?

Iphigenie. Ja wenn für Wohlthat mehr als Dank verlangt wird. Hat Toas mich durch seine Wohlthat erkaufen wollen, weis ich ihm keinen Dank.

Arkas. Wer keine Neigung fühlt, ist an Entschuldigung reich. Dem König will ich deine Worte bringen. Denn es ist freundlich daß er von dem heiligen Werk, eh es begangen wird, die Nachricht habe! — und könntest du indeß in deiner Seele alles wiederhohlen, was zu seinem Vortheil sein ganz Betragen, zu dir spricht, von deiner Ankunft an, bis diesen Tag. (ab)

Dritter Auftritt.

Iphigenie, allein.

Iphigenie. Sehr zur ungelegenen Zeit hat dieser Mann meine Seele mit gefälligen Worten angegriffen. — Wie die hereinströmende Flut das Ufer weiter deckt und die Felsen überspült die im Sande liegen, kam die unerwartete Freude, und das rasche Glück über mich. In lebendigem Traum tratt ich die Wolken. Das Unmögliche hielt ich mit Händen gefaßt. Wie in tiefen Schlummer betäubt, da in sanften Armen die Göttin mich von gewissem Tode hieher trug. Nur meinem Bruder zog das Herz sich nach, nur horcht ich auf seines Freundes Rath, nach ihrer Rettung gieng vorwärts meine Seele, Tauris lag wie der Boden einer unfruchtbaren Insel, hinter dem Schiffenden. Jetzt hat dieser Mann meine Gedanken auf das Vergangne geleitet und durch seine Gegenwart mich wieder erinnert, daß ich auch Menschen hier verlasse, und seine Freundlichkeit macht mir den Betrug doppelt verhaßt — Ruhig meine Seele! Was beginnst du zu schwanken, doppelte Sorgen wenden sich hierhin und dorthin, und machen zweifelhaft, ob das gut ist, was du vor hast. Zum erstenmal seit langen Jahren fühl ich mich wieder eingeschifft, und von den Wogen geschaukelt taumelnd mich und die Welt verkennen.

Vierter Auftritt.

Iphigenie. Pylades.

Iphigenie. Welche Nachricht von meinem Bruder?

Pylades. Die beſte und ſchönſte. Von hier begleitet ich ihn, geſteh ich, mit einiger Sorge. Denn ich traute den unterirrdiſchen nicht, und fürchtete auf des Geſtades ungeweihtem Boden ihren Hinterhalt. Aber Oreſt ging, die Seele frey, wie ich ihn nie geſehn, immer unſrer Errettung nachdenkend vorwärts und bemerkte nicht, daß er aus des heiligen Hains Gränzen ſich entfernte, wir waren dem Vorgebirge näher gekommen, das wie ein Widder-Haupt in die See ſteht. Dort hielten wir inne und beſchloßen unſern Rath. Kaum daß ich dem nothwendigen nachdachte, ſo frölich war ich zu ihm das ſchöne Feuer der Jugend auflodern zu ſehen und ihn mit freyen Geiſte kühnen Thaten nachdenken.

Iphigenie. Was habt ihr beſchloßen?

Pylades. Auf den Vorgebirgen zündet er ein Feuer an, das Zeichen unſern langharrenden Freunden zur See.

Iphigenie. Wenn ſie nicht aufmerken, oder vorüber gefahren ſind?

Pylades. Dann wäre neue Sorge. Jetzt iſt nur dieſe. Und wann ſies merken, und landen in der beſtimmten Bucht; kommt er zurück und hohlt uns ab, wir nehmen ſtill das Bild der Göttin mit, und ſtechen rudernd nach der vielgeliebten Küſte! Haſt du dem König die Worte ſagen laſſen?

Iphigenie. Ich habe! und Arkas verlangte der ſeltnen Entführung Feier dem König erſt zu melden.

Pylades. Weh uns! Haſt du dich nicht ins Prieſter-Recht gehüllt?

Iphigenie. Als eine Hülle hab' ichs nie gebraucht.

Pylades. So wirſt du reine Seele uns verderben! Warum verließ ich dich. Du warſt nicht gegenwärtig genug dem unerwarteten durch gewandte Liſt zu entgehn. Wir ſind nicht ſicher, bis der Bote vom König wieder weg iſt, und wenn du ihn grad abgewieſen hätteſt, ſo wär' uns zu der Flucht gelegener Raum geblieben. Warum hab ich dir nicht die tiefſten Wendungen von unſrer Liſt erklärt.

Iphigenie. Du haſts erinnre dich, und ich geſteh, an mir liegt alle Schuld. Doch konnt ich anders dem Manne nichts ſagen, denn er verlangt es mit Ernſt und Güte.

Pylades. Gefährlicher zieht ſichs zuſammen, doch unverzagt!

Erwarte du des Königs Wort. Jetzt würde jede Eile verdacht erwecken. Und dann steh fest, denn solche Weihung anzuordnen, gehört der Priesterin und nicht dem König. So schaff uns Lufft, daß wenn die Freunde glücklich landen, wir ohne Aufschub mit dem Bild der Göttin entfliehn. Gutes prophezeiht uns Apoll, denn eh wir die Bedingung erfüllen daß wir die Schwester ihm nach Delphos bringen, erfüllt sich das Versprechen schon. Oreſt ist frey! Mit dem Befreyten, O! führt uns günstge Winde hinüber nach dem langgewünschten Hafen. Lebendig wird Mycen und du o heilige, wendest durch deine unbescholtne Gegenwart den Seegen auf Atreus Haus zurück.

Iphigenie. Hör ich dich o Theurer. So wendet meine Seele, wie eine Blume der Sonne sich nachwendet, deinen fröhlichen muthigen Worten sich nach. O eine köstliche Gabe ist des Freundes tröstliche Rede, die der Einsame nicht kennt, denn langsam reift in seinem Busen verschloßen Gedanck und Entschluß, den die glückliche Gegenwart des Liebenden leicht entwickelt. Doch zieht wie schnelle leichte Wolken über die Sonne, mir noch eine Bänglichkeit vor der Seele vorüber.

Pylades. Zage nicht. Nur in der Furcht ist die Gefahr.

Iphigenie. Nicht Furcht ein edler Gefühl macht mir bange. Den König, der mich gastfreundlich aufnahm, betraud ich und betrüg' ich.

Pylades. Den betraubst du der deinen Bruder zu schlachten gebot.

Iphigenie. Es ist eben der, und eine Wohlthat wird durch übles Vergelten nicht ausgelöscht.

Pylades. Das ist nicht Undank, was die Noth heischt.

Iphigenie. Es bleibt wohl Undank nur die Noth entschuldigt's.

Pylades. Die gültigste Entschuldigung hast du.

Iphigenie. Vor andern wohl doch mich beruhiget sie nicht. Ganz unbefleckt ist nur die Seele ruhig.

Pylades. So hast du sie im Tempel wohl erhalten. Vor Menschen ist das halbbefleckte rein. So wunderbar ist dies Geschlecht gebildet und verknüpft, daß weder mit sich selbst noch andern irgend einer ganz reine Rechnung führen kan. Auch sind wir nicht bestellt uns selbst zu richten. Zu wandeln und auf seinen Weeg zu sehn, ist der Mensch bestimmt. Denn selten schätzt er, was er gethan hat recht, und was er thut, fast nie.

Iphigenie. So thut der wohl, der seine Seele frazt.

Pylades. Wenn sie den nächsten Weeg zur That ihm zeigt, dann acht' er sie. Hält sie ihn aber mit Zweifeln und Verdacht, dann geb er anderm festem Rath ein Ohr.

Iphigenie. Faſt überredeſt du mich zu deiner Meynung.

Pylades. Mich wundert, daß es Ueberredung noch bedarf. Den Bruder, dich zu retten, iſt nur Ein Weeg, fragt ſichs ob wir ihn zahn?

Iphigenie. Ein kleiner Zauder hält mich noch zurück. Das Unrecht das ich meinem Wirth thu.

Pylades. Wenn wir verlohren ſind, wem iſt das Unrecht? O wage nicht, beſeitge deine Seele. Man ſieht du biſt nicht an Verluſt gewohnt, da du dem groſen Uebel zu entgehen ein falſches Wort nicht einmal opfern willſt.

Iphigenie. O hätt ich doch ein männlich Herz, daß wenn es einen kühnen Vorſatz hegt vor jeder andern Stimme widrig ſich verſchließt.

Pylades. Vergebens ſträubſt du dich gegen die Nothwendigkeit, die dir auferlegt, was du zu thun haſt. Weis jedermann zurück aus dieſem Haun, die geheimnisvolle Entführung iſt ein gültiger Vorwand. Und fragt irgend einer nach uns, ſo kannſt du ſagen, daß wir im Tempel wohl verwahrt ſind. In den Tiefen des alten Waldes geh' ich Oresten halben Weegs entgegen, ob er irgend mein bedarf. Vorſichtig will ich wiederkehren und vernehmen was weiter geſchehen iſt. Bedenke daß hier auſſer dir niemand gebietet und brauch's. Du hältſt das Schickſal aller noch in Händen, daß nicht aus Weichlichkeit es dir entſchlüpfe! (ab)

Fünfter Auftritt.

Iphigenie, allein.

Folgen muß ich ihm, denn der meinigen groſe Gefahr ſeh' ich vor Augen. Doch will mirs bange werden über mein eigen Schickſaal. Vergebens hofft ich ſtill verwahrt von*) meiner Göttin den alten Fluch von unſerm Hauß auszilingen zu laßen, und durch Gebet und Reinheit die Olympier zu verſühnen. Kaum wird mir in Armen ein Bruder geheilt, kaum naht ein Schiff ein lang erflehtes, mich an die Stäte der lebenden Vater Welt zu leiten, wird mir ein doppelt Laſter von der Tauben Roth geboten. Das heilige mir anvertraute Schnzbild dieſes Ufers wegzurauben, und den König zu hintergehn. Wenn ich mit Betrug und Raub beginn, wie will ich Seegen bringen, und wo will ich enden? Ach warum ſcheint der Undank mir, wie tauſend andern nicht ein leichtes unbedeutendes Vergehn. Es ſangen die Parzen ein grauſend Lied, als Tantal ſiel vom goldnen Stuhl, die Alten

*) „von", — von Goethe's Hand hinzugeſetzt.

litten mit ihrem Freund. Ich hört es oft! In meiner Jugend sangs eine Amme uns Kindern vor. Es fürchte die Götter das Menschengeschlecht sie haben Macht und brauchen sie, wies ihnen gefällt, der fürchte sie mehr den sie erheben! auf schroffen Klippen stehn ihre Stühle um den goldnen Tisch. Erhebt sich ein Zwist, so stürzt der Gast unwiederbringlich ins Reich der Nacht, und ohne Gericht liegt er gebunden in der Finsterniß. Sie aber lassen sichs ewig wohl seyn am goldnen Tisch. Von Berg zu Bergen schreiten sie weg, und aus der Tiefe dampft ihnen des Riesen erstickter Mund gleich andern Opfern ein leichter Rauch. Von ganzen Geschlechtern wenden sie weg ihr seegnend Aug und hassen im Enkel die ehmals geliebten und nun verworfnen Züge des Anherrn. So sangen die Alten und Tantal horcht in seiner Höle, denkt seine Kinder und seine Enkel und schüttelt das Haupt.

Fünfter Akt.

Erster Auftritt.

Arkas. Thoas.

Arkas. Verwirrt gesteh ich o Herr, daß ich meinem Verdacht keine Richtung zu geben weis, ob diese Gefangnen auf ihre Flucht heimlich sinnen, oder ob die Priesterin ihnen Vorschub thut. Es geht ein Gerücht, man habe am Ufer gewafnete gesehn, und der Wahnsinn des Menschen, die Weihe und der Aufschub, sind verschiedentlich auszulegen, nachdem man angewöhnt strenq oder gelind.

Thoas. Ruf mir die Priesterin herbey! dann geh' und durchsuche sorgfältig das Ufer wo es an den Hayn gränzt. Schont seine heilige Tiefen, aber in Hinterhalt ums Vorgebirg legt bewährte Männer, und faßt sie wie ihr pflegt.

(Arkas ab)

Zweiter Auftritt.

Thoas, allein.

Entsetzlich wechselt mir der Grimm im Busen, erst gegen sie die ich so heilig hielt, dann gegen mich der ich sie zum Verrath durch meine Güte bildete. Zur Sklaverey gewöhnt der

Menſch ſich gut, und lernt gar leicht gehorchen, wenn man ihn der Freyheit ganz beraubt. Sie wäre froh geweſen, und hätte für ihre eigen Schickſal gedankt, wenn ſie in meiner Vorfahren taube Hände gefallen wäre, und hätte ſich gern mit fremden Blut zum Leben jährlich wieder aufgewaſchen. Güte lockt jeden vernehmen Wunſch herauf! vergebens daß du Menſchen durch ſie dir zu verbinden hoffſt, ein jeder ſinnt ſich nur ein eigen Schickſal aus, zur Schmeicheley verwöhnt man ſie, und widerſteht man der zuletzt, ſo ſuchen ſie den Weeg durch Liſt und Trug. Verjährte Güte gibt ein Recht und niemand glaubt, daß er dafür zu danken hat.

Dritter Auftritt.

Iphigenie. Thoas.

Iphigenie. Du foderſt mich! was bringt dich zu uns her?

Thoas. Des Opfers Aufſchub iſt wichtig genug, daß ich dich ſelbſt darum befrage.

Iphigenie. Ich habe an Arkas alles klar erzehlt.

Thoas. Von dir möcht ich es weiter noch vernehmen.

Iphigenie. Was hab ich mehr zu ſagen, als daß die Göttin dir Friſt giebt zu bedenken was du thuſt.

Thoas. Sie ſcheint dir ſelbſt gelegen dieſe Friſt.

Iphigenie. Wenn du mit feſtem grauſamen Entſchluß die Seele verbirgſt haſt, ſo ſollteſt du nicht kommen! Ein König der das unmenſchliche verlangt findt Diener genug, die gegen Gnad und Lohn, den halben Fluch der That mit gierigen Händen faſſen. Doch ſeine Gegenwart bleibt unbefleckt, er ſinnt den Tod wie eine ſchwere Wolcke, und ſeine Diener bringen flammend Verderben auf des Armen Haupt, er aber ſchwebt durch ſeine Höhen im Sturme fort.

Thoas. Wie iſt die ſanfte heilige Harfe umgeſtimmt.

Iphigenie. Nicht Prieſterinn! Nur Agamemnons Tochter. Du ehrteſt die Unbekannte, und der Fürſtin willſt du raſch gebieten. Von Jugend auf hab ich gelernt gehorchen, erſt meinen Eltern und dann einer Gottheit, und dieſe Folgſamkeit iſt einer Seele ſchönſte Freyheit, allein dem Ausſpruch eines rauhen Mannes bin ich mich zu fügen nicht gewohnt.

Thoas. Nicht ich, ein alt Geſetz gebietet dieſes Opfer.

Iphigenie. Jed Geſetz iſt uns willkommen, wenns unſerer Leidenſchaft zur Waffe dient. Mir gebietet ein ander Geſetz ein älters mich dir zu widerſetzen, das Geſetz dem ieder Fremde heilig iſt.

Thoas. Es ſcheinen die Gefangnen dir beſonders angelegen, denn du vergißt, daß man den Mächtigen nicht reizen ſoll.

Iphigenie. Ob ich rede oder schweige, kannst du doch wissen was ich denke. Ich die ich selbst vor'm Altar zitternd kniete, als Calchas in seiner Hand das heilige Messer zückte und vorm unzeitigen Tod mein Eingeweide wirbelnd sich entsetzte, ich eben dieser Göttin zum Opfer bestimmt, der diese Fremden hingerichtet werden sollen, von ihr gerettet, soll ich nicht alles thun sie auch zu retten? Du weißt es und du willst mich zwingen?

Thoas. Du hast dem König nicht, nur deinem Dienste zu gehorchen.

Iphigenie. Laß ab! beschöne nicht die Gewalt womit du ein wehrloses Weib zu zwingen denkst. Ich bin so frey als einer von euch! Ha stünde hier Agamemnons Sohn dir gegenüber und du verlangtest, was sich nicht gebührt so hat auch er ein Schwerdt, und kan die Rechte seines Busens vertheidigen, ich habe nichts als Worte, und es ist edel, hoch einer Frauen Wort zu achten.

Thoas. Ich achte sie mehr als des Bruders Schwerdt.

Iphigenie. Das Loos der Waffen wechselt hin und her. Doch ohne Hülfe gegen euren Trus und Härte hat die Natur uns nicht gelassen. Sie gab dem Schwachen List und eine Menge von Künsten bald auszuweichen, zu verspäten, umzugehn, und der Gewaltige verdient daß man sie übt.

Thoas. Wache Vorsicht vereitelt wohl die List.

Iphigenie. Und eine reine Seele bedarf nicht ihrer, ich hab sie nicht gebraucht, ich werd' es nie.

Thoas. Verrathe dich nicht mehr als du zu halten denkst.

Iphigenie. Könntest du sehen, wie meine Seele durcheinander kämpft, ein bös Geschwür das sie ergreifen will im ersten Anfang muthig abzutreiben. So steh ich dann hier wehrlos gegen dich, denn die schöne Bitte ein anmuthiger Zweig in einer Frauen Hand gegeben statt des Schwerdts ist auch von der unlustig weggewiesen. Was bleibt mir nun die Rechte meiner Freyheit zu vertheidigen? Soll ich die Göttin um ein Wunder rufen! Ist in den Tiefen meiner Seele keine Kraft mehr!

Thoas. Du scheinst mir wegen der Fremden übermäßig besorgt, wer sind sie? denn nicht gemeines Verlangen sie zu retten schwimmt deine Seele.

Iphigenie. Sie sind — sie scheinen — für Griechen muß ich sie halten.

Thoas. Landsleute! Du wünschest deine Rückkehr wohl mit ihrer!

Iphigenie. Haben denn Männer allein das Recht unerhörte Thaten zu thun und an gewaltige Brust das unmögliche zu drücken.

Was nennt man gros? Was hebt die Seele ſchaudernd dem Erzähler? als was mit unwahrſcheinlichem Ausgang muthig begonnen ward. Der einſam in der Nacht ein Heer überfällt, und in den ſchlafenden erwachenden, wie eine unverſehne Flamme wüthet, und endlich von der ermunterten Menge gedrängt mit Beute doch, auf ſeindlichen Pferden wiederkehrt, wird der allein geprieſen? Wirds der allein, der einen ſichern Weeg verachtend den unſichern wählt von Ungeheuern und Räubern eine Gegend zu befreyen. Iſt uns nichts übrig und muß ein Weib wie eure Amazonen ihr Geſchlecht verläugnen, das Recht des Schwerdts euch rauben, und in eurem Blut die Unterdrückung rächen? Ich wende im Herzen auf und ab ein kühnes Unternehmen, dem Vorwurf der Thorheit werd ich nicht entgehn, noch groſem Uebel, wenn es fehlſchlägt, aber euch leg ichs auf die Knie, und wenn ihr die wahrhaftigen ſeyd, wie ihr geprieſen werdet, ſo zeigts durch euren Beyſtand und verherrlicht die Wahrheit! — Vernimm o König. Ja ein Betrug gegen dich iſt auf der Bahn! ich habe die Gefangnen ſtatt ſie zu bewachen, hinweggeſchickt den Weeg der Flucht zu ſuchen. Ein Schiff harrt in den Felſenbuchten an der See, das Zeichen iſt gegeben, und es naht ſich wohl. Dann kommen ſie hierher zurück, und wir haben abgeredet, zuſammen mit dem Bilde deiner Göttin zu entfliehn. Der eine, den der Wahnſinn hier ergriff und nun verlies iſt mein Bruder Treſt, der andre ſein Freund mit Nahmen Pylades, Apoll ſchickt ſie von Delphos her das heilge Bild der Schweſter hier zu rauben und nach Delphos hinzubringen, dafür verſpricht er meinem Bruder den um der Mutter Mord die Furien verfolgen, von dieſen Qualen Befreyung. Nun hab ich uns alle den Reſt von Tantals Haus in deine Hand gelegt. Verdirb uns wenn du darfſt.

Toas. Du weiſt, daß du mit einem Barbaren ſprichſt und trauſt ihm zu, daß er der Wahrheit Stimme vernimmt.

Iphigenie. Es hört ſie ieder unter iedem Himmel, dem ein edles Herz von Göttern entſprungen, den Buſen wärmt. — Was ſinnſt du mir o König tief in der Seele. Iſts Verderben, ſo töde mich zuerſt. Denn nun fühl ich in welche Gefahr ich die Geliebten geſtürzt habe, da keine Rettung überbleibt. Soll ich ſie vor mir gebunden ſehn! mit welchen Blicken kann der Bruder von der Schweſter Abſchied nehmen. Ach ſie darf ihm nicht mehr in die geliebten Augen ſehn.

Toas. Haben die Betrüger der lang verſchloßnen Leichtgläubigen ein ſolch Geſpinnſt über die Seele geworfen?

Iphigenie. Nein König! ich könnte wohl betrogen werden,

diesmal bin ichs nicht. Wenn sie Betrüger sind so laß sie fallen. Verstoße mich verbanne mich in irgend eine wüste Insel die thörige Verwegne. Ist aber dies der langerflehte geliebte Bruder! so laß uns! Sey uns freundlich. Mein Vater ist dahin durch seiner Frauen Hand, sie ist durch ihren Sohn gefallen. In ihm liegt noch die letzte Hofnung von Atreus Stamm. Laß mich mit reinen Händen, wie mit reinen Herzen hinüber gehn, und unser Haus entsühnen. Halte Wort. Wenn zu den Meinen mir Rückkehr zubereitet wäre, schwurst du mich zu laßen! Sie ist's! Ein König verspricht um Bittende los zu werden nicht wie gemeine Menschen auf den Fall den er nicht hofft, ihn freut es, wenn er ein Versprechen erfüllen kan.

Thoas. Unwillig wie Feuer sich gegen Waßer wehrt, und giftchend seinen Feind zu verzehren sucht, so arbeitet in meinem Busen der Zorn gegen deine freundliche Worte.

Iphigenie. O laß die Gnade, wie eine schöne Flamme des Altars umkränzt von Lobgesang und Dank und Freude lodern.

Thoas. Ich erkenne die Stimme, die mich so offt besänftigt hat.

Iphigenie. O reiche mir die Hand zum schönen Zeichen.

Thoas. Du forderst viel in einer kurzen Zeit.

Iphigenie. Um Guts zu thun, brauchts keine Ueberlegung.

Thoas. Sehr viel ob aus dem guten böses nicht entspringe!

Iphigenie. Zweifel schadet dem Guten mehr als das Böse selbst. Bedenke nicht, gewähre wie dus fühlst.

Vierter Auftritt.

Orest gewaffnet. Vorige.

Orest. Haltet sie zurück! Nur wenig Augenblicke! Weicht der Menge nicht, deckt mir und der Schwester den Weeg zum Schiffe! Irgend ein Zufall hat uns verrathen! Komm! der Arm unsrer Freunde hält uns zur Flucht geringen Raum.

Thoas. In meiner Gegenwart führt keiner ungestraft das nackte Schwerdt.

Iphigenie. Entheiligt diesen Hain durch Wuth nicht mehr. Gebietet den eurigen Stillstand und hört mich an.

Orest. Wer ist der der uns drohen darf.

Iphigenie. Verehr' in ihm den König meinen väterlichen Beschützer. Verzeih mir Bruder aber mein kindlich Hertz hat unser ganz Geschick in seine Hand gelegt, ich hab ihm euren Anschlag rein bekannt, und meine Seele vom Verrath gerettet.

Orest. Gewährt er dir und den Deinen Rückkehr?

Iphigenie. Dein gezognes Schwerdt verbietet mir die Antwort.
Oreſt. So ſag! du ſiehſt ich horche deinen Worten.

Fünfter Auftritt.

Die Vorigen. **Pylades**, bald nach ihm **Arkas**.

Pylades. Verweilet nicht! die letzten Kräfte raffen die Unſrigen zuſammen, ſchon werden ſie nach der See langſam zurück gedrängt. Welch eine Unterredung ſind ich hier! und ſehe des Königs heiliges Haupt.

Arkas. Gelaſſen, wie ſichs dir ziemt ſeh ich dich o König den Feinden gegenüber. Wenig fehlt ſo iſt ihr Anhang überwältigt. Ihr Schiff iſt unſer und ein Wort von dir, ſo ſteht's in Flammen.

Thoas. Geh und gebiete den Meinen Stillſtand, es harr jeder ohne Schwerdtſtreich auf mein Wort. (Arkas ab)

Oreſt. Und du den Unſern! Verſammle den Reſt und harrt welch einen Ausgang die Götter unſern Thaten zubereiten.
(Pylades ab)

Sechster Auftritt.

Thoas. Iphigenia. Oreſt.

Iphigenie. Befreyt mich von Sorge eh ihr beginnt zu reden, denn ich muß unter euch böſen Zwiſt befürchten, wenn du o König nicht der Billigkeit Stimme vernimmſt und du mein Bruder nicht der raſchen Jugend gebeutſt.

Thoas. Vor allen Dingen, denn dem Aeltern ziemts den erſten Zorn anzuhalten, womit bezeugſt du, daß du Agamemnons Sohn und dieſer Bruder biſt?

Oreſt. Dies iſt das Schwerdt mit dem er Troia umgekehrt, dies nahm ich ſeinem Mörder ab, und bat die Götter um ſeinen Muth und Arm, um das Glück ſeiner Waffen, und um einen ſchönern Tod. Wähl einen von den Edlen deines Heers heraus und ſtelle mir ihn gegen über. So weit die Erde Helden-Söhne nährt, iſt dem Ankömmling nicht dies Geſuch verweigert.

Thoas. Unſre Sitte geſtattet dies Vorrecht dem Fremden nicht.

Oreſt. So laß die edle Sitte durch uns hier beginnen. Seltne Thaten werden durch Jahrhunderte nachahmend zum Geſez geheiligt.

Thoas. Nicht unwerth ſcheinen deine Geſinnungen der Anherrn, deren du dich rühmſt zu ſeyn. Ich habe keine Söhne die ich dir ſtellen kann. Meiner Edlen und Tapfern Schaar iſt groß, doch auch in meinen Jahren weich ich keinem, und bin bereit mit dir das Loos der Waffen zu verſuchen.

Iphigenie. Mit nichten König, es braucht des blutigen Beweises nicht. Enthaltet die Hand vom Schwerdt um meinetwillen. Denn rasch gezogen bereitet's irgend einen rühmlichen Tod, und der Name des gefallnen, wird auch gefeyert unter den Helden. Aber des zurückbleibenden Verwaisten unendliche Thränen zält keine Nachwelt, und der Dichter schweigt von tausend durchweinten Tagen und Nächten, wo eine grose Seele den einzigen Abgeschiednen vergebens zurückruft. Mir ist selbst viel daran gelegen, daß ich nicht betrogen werde, daß mich nicht irgend ein frevelhafter Räuber vom sichern Schuzort in die böse Knechtschaft bringe. Ich habe beyde um den mindsten Umstand ausgefragt und redlich sie befunden. Auch hier auf seiner rechten Hand, das Maal wie von drey Sternen das am Tage seiner Geburt zwar unvollkommen sich schon zeigte, und das dem Knaben Weissager auf schwere Thaten mit dieser Faust zu üben deuteten. Dann zwischen seinen Augenbraunen zeigt sich noch die Schramme von einem harten Falle. Elektra die immer heftige und Unvorsichtige ließ ihn als Kind auf eine Stufe aus ihren Armen stürzen. Ich will dir nicht das betrügliche Jauchzen meines innersten Hertzens auch als ein Zeichen der Versichrung geben.

Siebenter Auftritt.

Pylades kommt zurück; bald nach ihm Arkas. Vorige.

Thoas. Wenn auch dies allen Zweifel bübe, seh ich doch nicht, wie ohne der Waffen Ausspruch wir enden konnen. Du hast bekannt, daß sie das Bild der Göttin mir zu rauben gekommen sind. Es möchte nun wohl schwehr fallen, den Anschlag zu vollführen. Die Griechen lüstet's öfter nach der Barbaren Gütern, dem goldnen Vliesse, und den schönen Pferden. Doch haben sie nicht immer durch Gewalt und List gesiegt.

Orest. Das Bild o König soll uns nicht entweyen, es war ein Irrthum, den wir und besonders mein weiser Freund in unsrer Seele bevestigt. Als nach der Mutter unglücklichem Todt, mich die Furien unabläßig verfolgten, fragt ich beym Delphischen Apoll um Rath und um Befreyung. Bringst du die Schwester, so war seine Antwort vom Taurischen Gestade, mir her nach Delphos, so wird Diane dir gnädig seyn dich aus der Hand der Unterirrdischen retten. Wir legtens von Apollens Schwester aus, und er verlangte dich. Diane löst nunmehr die alten Bande und giebt dich uns zurück, durch deine Berührung sollt ich wunderbar geheilt seyn. In deinen Armen faßte noch das Gott ge-

ſandte Uebel mich mit allen ſeinen Klauen, und ſchüttelte zum
letztenmal entſetzlich mir das Mark zuſammen, und dann entflob's
wie eine Schlange zu ſeinen Hölen und ich genieſe nun durch
dich das Licht des Tags. Schön löst ſich der verhüllte Rath-
ſchluß der Göttin auf. Sie nahm dich weg du Grundſtein un-
ſers Hauſes und hub dich fern in einer heiligen Stille zum Se-
gen deines Bruders und der Deinen auf, wo alle Rettung auf
der weiten Erde verbannt ſchien. Wenn du friedlich geſinnt bist
o König, ſo halte ſie nicht auf, daß ſie mit reiner Weihe mich
ins entſühnte Haus der Väter bringe, und die ererbte Krone auf
das Haupt mir drücke, vergilt den Seegen den ſie dir gebracht
und laß mich meines nahen Rechts genieſen. Vergieb uns unſern
Anſchlag unſre Künſte. Gewalt und Liſt der Männer höchſter
Ruhm ſind durch die ſchöne Wahrheit, durch das kindliche Ver-
trauen beſchämt.

Iphigenie. Denk an dein Wort und höre dieſe Rede, die
aus einem Munde kommt, der treu iſt und grad. Verſagen
kannſt dus nicht gewährs uns bald.

Thoas. So geht!

Iphigenie. Nicht ſo mein König! ohne deinen Seegen in
Unzufriedenheit will ich nicht ſcheiden. Verbann' uns nicht, laß
zwiſchen den Deinen und uns ein freundlich Gaſtrecht künftig
walten, ſo ſind wir nicht auf ewig abgeſchieden. Ich halte dich
ſo werth als man den Mann, den zweiten Vater halten kann,
und ſo ſolls bleiben. Kommt der geringſte deines Volks dereinſt
zu uns, der nur den Ton der Stimme hat die ich an euch ge-
wohnt bin, ſeh ich eure Tracht auch an dem ärmſten wieder, ſo
will ich ihn empfangen, wie einen Gott, ich will ihm ſelbſt ein
Lager zubereiten, ihn auf einen ſchönen Stuhl ans Feuer zu mir
ſezen und nur nach dir und deinem Schickſal fragen. O geben
dirs die Götter leuchtend wie du's verdienſt! Leb wohl. O wende
dich und aib für unſern Seegen den deinigen zurück. Ein
holdes Wort des Abſchieds! Sanfter ſchwellt der Wind die
Seegel und lindernde Thränen löſen ſich gefälliger von den Augen
des Scheidenden. Leb wohl und reiche zum Pfand der alten
Freundſchaft mir deine Rechte!

Thoas. Lebt wohl!

Götz von Berlichingen.

Bühnenbearbeitung.

Vorbemerkung des Herausgebers.

In den Jahren 1803 und 1804 unternahm es Goethe, seinen „Götz", unter Zugrundelegung der Ausgabe desselben von 1774, für die Bühne zu bearbeiten. Das Stück wurde in dieser Bearbeitung zuerst am 22. September 1804 zu Weimar aufgeführt. Da dasselbe an fünf Stunden spielte, so sah sich Goethe zu einigen Auslassungen und Aenderungen veranlaßt. In der so verkürzten Gestalt, zu Weimar zuerst am 8. Dezember 1804 und dann in den folgenden drei Jahren wiederholt gegeben, ebenso für die Berliner Aufführungen und seit 1830 auch ausschließlich für die des Weimarischen Theaters benutzt, ist das Stück erst nach Goethe's Tode im zweiten Bande seiner nachgelassenen Werke 1832 im Druck erschienen. Diese Bühnenbearbeitung geben wir nachstehend im Zusammenhange und dann im Anhange alle übrigen sonst noch bekannt gewordenen Szenen, welche Goethe dem Stücke in den verschiedenen Phasen der Bühnenbearbeitung desselben hinzugefügt hat.

Goethe und Schiller hatten zu Anfang des Jahrhunderts den Plan gefaßt, aus ältern deutschen Stücken ein festes Repertorium für das deutsche Theater zu schaffen. Zu diesem Zwecke sollten auch die Dramen Lessing's und ihre eigenen ältern Stücke theatralisch bearbeitet werden. In dem diesen Gegenstand ausführlich erörternden Aufsatze „Ueber das deutsche Theater"[1]) legt Goethe die Grundsätze dar, nach welchen dabei verfahren worden. Es heißt hier: „Nur auf ein Repertorium, welches ältere Stücke enthält, kann sich eine Nationalbühne gründen." In demselben Aufsatze spricht sich Goethe auch über die Umarbeitung des, einem solchen Theater-

[1]) Werke (Ausg. 1840), Bd. XXIV. S. 260 ff.

Repertorium einzuverleibenden „Götz" und über die Theilnahme, aus, welche Schiller derselben zuwandte. Dort ist der Gang des Stücks in dieser Gestalt ausführlich wiedergegeben. „Man verminderte," sagt Goethe, „die Szenen-Veränderungen, gewann mehr Raum zu Entwicklung der Charaktere, sammelte das Darzustellende in größern Massen und näherte mit vielen Aufopferungen das Stück einer ächten Theatergestalt." Daß eine solche nicht erreicht wurde, verhehlte sich Goethe selbst am Wenigsten, wie aus folgenden Worten in einem Briefe an Rochlitz hervorgeht: „Eigentlich kann diese Umarbeitung nur durch den theatralischen Zweck entschuldigt werden, und kann auch nur insofern gelten, als durch die sinnliche Gegenwart der Bühne und des Schauspiels dasjenige ersetzt wird, was dem Stücke von einer andern Seite entzogen werden mußte."*)

Prüft man die von Goethe offenbar mit großer Mühe und Sorgfalt behandelte Bühnenbearbeitung nach den von ihm angegebenen Gesichtspunkten, so zeigt sich, was zuvörderst den Wechsel der Szenerie betrifft, dieser soweit vermindert, daß er in jedem Akt nur zwei- oder dreimal stattfindet. An Kürzungen ist neben der Liebeswerbung Weislingen's um Marie und Adelheid namentlich das gänzliche Ausfallen der Szenen am Bamberger Hofe bemerkenswerth. Die Entwicklung der Personen anlangend, so dürfte hier vorzugsweise die Aenderung in Betracht kommen, welche in der Charakteristik des Götz stattgefunden hat. Während die frühere Bearbeitung die Vermuthung erregt, daß Götz aus Furcht vor der Anzündung seiner Burg die Führerstelle bei den aufständischen Bauern übernimmt, sind jetzt seine Motive deutlich hingestellt, nämlich, wie Viehoff in seiner Biographie Goethe's bemerkt: neben dem ihm innewohnenden Drange nach Thätigkeit der Wunsch, durch seinen Einfluß

*) Brief vom 11. September 1811, in „Goethe's Briefe an Leipziger Freunde" (1. Ausg.), S. 315.

möglichſt viel Unheil zu verhüten. Außerdem iſt auch der Schilderung der Reichsarmee eine beſondere Aufmerkſamkeit gewidmet. Waren es früher gewiſſermaßen nur allgemeine typiſche Figuren der Feigheit, Unfähigkeit oder Aufgeblaſenheit, welche vorgeführt wurden, ſo ſind es in der Bühnenbearbeitung beſtimmte, namhaft gemachte Perſonen — Verwandte und Freunde Adelheid's, welche durch Deren Einfluß in unangemeſſene Stellungen gelangt, als Träger jener Eigenſchaften im Beſonderen erſcheinen. Es kann nicht verkannt werden, daß durch dieſe Aenderungen die Zwecke nahezu erreicht worden ſind, welche Goethe hier im Auge hatte; nichtsdeſtoweniger iſt es auf der anderen Seite ebenſo gewiß, daß dadurch dem Charakter Adelheid's ein Zug aufgeprägt iſt, der ihrer geſammten Perſönlichkeit widerſpricht — Unklugheit, wo es ſich um ihre eigenen nächſten Intereſſen handelt; denn ſie mußte ſich ſagen, daß unter ſolchen Leitern die Macht der Reichsexekution illuſoriſch ſein werde. Die Veränderungen in ſprachlicher Hinſicht beſtehen namentlich in Streichung mancher Derbheiten des älteren Stückes; auch ſah ſich Goethe gelegentlich veranlaßt, die für die frühere Zeit charakteriſtiſchen politiſchen Ausdrücke durch andere, der Neuzeit angehörige zu erſetzen; im Ganzen blieb die ältere Sprache ziemlich unverändert.

Während Goethe theils mehr, theils minder konſequent alle die vorſtehend angedeuteten Geſichtspunkte verfolgte, ſtellte ſich indeß eine Nothwendigkeit heraus, an welche er anfangs wol ſelbſt nicht gedacht haben mochte: es konnte nämlich nur der erſte und der mittlere Theil des vierten Aktes einigermaßen in der urſprünglichen Geſtalt verbleiben; ſchon in dem letzteren, mehr aber noch in den übrigen Akten, war die Einlegung einer großen Anzahl neuer Szenen nöthig. Und dieſes iſt es namentlich, was der Umarbeitung weſentlich zum Nachtheil gereichen mußte. Nach ſo langen Jahren und in ſchon vorgerücktem Alter gelang es Goethe nicht, ſich vollſtändig wieder in die Zeit und den Gegenſtand

hineinzuleben und hineinzudenken, die er zu schildern hatte; die Stimmung, in der er dereinst den „Götz" gedichtet hatte, lag ihm zu fern, als daß es möglich gewesen wäre, sich dieselbe zurückzurufen, um das Neue dem Alten gleichartig zu gestalten. Zudem behandelte Goethe die Sache zu sehr als Regisseur; er war nicht recht mit Liebe dabei, und er erkannte selbst, daß man nicht machen könne, was man nicht liebe.*) Eine Folge davon ist der Kontrast, welchen die neuen Szenen gegenüber den alten nicht nur in Rücksicht auf poetischen Werth und Gehalt darbieten, sondern mehr noch in Rücksicht auf Inhalt und harmonischen Charakter des Ganzen. Besonders auffällig ist in dieser Beziehung die Schlußszene des ersten Aktes, die in wenig befriedigender Weise die Liebe Adelheid's zu Weislingen vorbereitet; ferner die Umwandlung, die mit dem Charakter von Selbitz vorgenommen ist, der zu einem wüsten Spieler und Herumtreiber gemacht wird; dann die Szene, in der Franz abgerichtet wird, den Interessen seiner Herrin für ihre Verwandten hilfreich zu sein, endlich der Maskenzug im vierten Aufzug.

Um die Abweichungen der Bühnenbearbeitung von dem Texte des Stücks für unsere Leser leicht übersichtlich und anschaulich zu machen, haben wir es für zweckmäßig erachtet, nachstehend nicht den vollständigen Abdruck der Bühnenausgabe zu geben, wie es die bisherigen Ausgaben von Goethe's Werken gethan, sondern dem Leser die schwierige Mühe der Detailvergleichung zu ersparen, indem wir nur die Zusätze und Veränderungen der Bühnenbearbeitung mittheilen, dies jedoch in solcher Vollständigkeit und Genauigkeit, daß es leicht wird, dieselbe mit Zuhilfenahme von Band VI unserer Ausgabe bis aufs einzelne Wort zusammenzustellen.

*) Brief an Zelter vom 30. Juli 1804.

Götz von Berlichingen

mit der eisernen Hand.

Schauspiel in fünf Aufzügen.

Für die Bühne bearbeitet.

Perſonen*)

a) der dritten (Bühnen-) Bearbeitung.	b) der zweiten Bearbeitung
Kaiſer Maximilian.	Kaiſer Maximilian.
Götz von Berlichingen.	Götz von Berlichingen.
Eliſabeth, ſeine Frau.	Eliſabeth, ſeine Frau.
Marie, ſeine Schweſter.	Maria, ſeine Schweſter.
Karl, ſein Sohn.	Karl, ſein Söhnchen.
Der Biſchof von Bamberg.	Georg, ſein Bube.
Adalbert von Weislingen.	Biſchof von Bamberg.
Adelheid von Walldorf.	Weislingen,
Franz von Sickingen.	Adelheid von Walldorf, an des Biſchofs Hofe.
Hans von Selbitz.	†Liebetraut,
Bruder Martin.	†Abt von Fulda.
Franz, Edelknappe des von Weislingen.	†Olearius, beider Rechte Doktor.
Georg, *Faub, *Peter, Knappen des Berlichingen.	Bruder Martin.
*Der Hauptmann der Reichstruppen.	Hans von Selbitz.
*Edler von Blinzkopf.	Franz von Sickingen.
Franz Lerſe.	Lerſe.
Max Stumpf.	Franz, Weislingen's Bube.
*Kaiſerlicher Rath.	†Kammerfräulein der Adelheid.
Rathsherrn von Heilbronn.	Metzler, Sievers, Link, Kohl, †Wild, Anführer der rebelliſchen Bauern.
Gerichtsdiener.	
Zwei Nürnberger Kaufleute.	

*) Zahl, Bezeichnung und Reihenfolge der handelnd auftretenden Perſonen weichen in den beiden Bearbeitungen des „Götz" ſo ſehr von einander ab, daß es zum Zwecke der Vergleichung am Geeignetſten erſchien, das Perſonen-Verzeichniß beider Bearbeitungen hier neben einander zu ſtellen.

Die in der dritten Bearbeitung vorkommenden, in der zweiten jedoch fehlenden Perſonen ſind durch einen Stern (*) noch beſonders kenntlich gemacht, während die in der zweiten Bearbeitung auftretenden und in der dritten Bearbeitung weggelaſſenen durch ein Kreuz (†) bezeichnet wurden.

Sievers, Metzler, Link, Kohl, } Anführer der aufrührischen Bauern.
Der Wirth einer Schenke.
Ein Unbekannter.
*Vier Boten der Vehme.
Bischöfliche Reiter.
Reichsknechte.
Reisige von Berlichingen.
Der Zigeunerhauptmann.
*Die Altmutter.
*Die Tochter.
*Ein Knabe.
Mehrere Zigeuner.
*Maskengefolge der Adelheid.
*Frauen und Hausgenossen auf Jaxthausen.

†Hoffrauen, Hofleute, am Bamberg'schen Hofe.
†Kaiserliche Räthe.
Rathsherrn von Heilbronn.
†Richter des heimlichen Gerichts.
Zwei Nürnberger Kaufleute.
Max Stumpf, pfalzgräflicher Diener.
Ein Unbekannter.
†Brautvater, †Bräutigam, } Bauern.
Berlching'sche, †Weisling'sche, Bamberg'sche } Reiter.
†Hauptleute, †Offiziere, Knechte, } von der Reichsarmee.
Schenkwirth.
Gerichtsdiener.
†Heilbronner Bürger.
†Stadtwache.
†Gefängnißwärter.
†Bauern.
Zigeunerhauptmann.
Zigeuner, Zigeunerinnen.

Alles nachstehend mit deutscher Schrift Gedruckte ist Aenderung oder Zusatz der Bühnen-Bearbeitung.

In einzelnen Fällen sind ebenfalls aus deutscher Schrift) der Deutlichkeit halber den abweichenden und neuen Stellen auch noch die Worte hinzugefügt, welche ihnen vorangehen und nachfolgen (Stichworte).

Wo es nothwendig war oder zweckmäßig erschien, auch weggefallene Worte und Sätze besonders anzuführen, sind diese durch lateinische Schrift und Anführungszeichen unterschieden. Ebenso sind alle Notizen des Herausgebers mit kleiner lateinischer Schrift gedruckt.

St. u. st. bedeutet „statt".

Seite Zeile in Theil VI unserer Ausgabe.

19. 1. **Erster Aufzug.**

2. fällt weg: „Schwarzenberg in Franken."

3. Dieser Zeile folgt: **Erster Auftritt.**

st. 4. 5. **Metzler. Sievers. Zwei Bambergische Knechte. Der Wirth. Dann Faud und Peter.**

9. **Metzler** (zu Sievers). Erzähl

13. auf dem

14. Geleit gegeben.

15. woher er kommt;

19. auf den

21. **Metzler.** Ich bitte Dich, erzähl's doch noch einmal! (Vorsätzlich laut.) Seit wenn hat

20. 1. richtet

3. käme.

8. sausen.

11. lange

12. verbündschaftet,

16. **Erster Reiter** (der sich indeß genähert). Was stalirt Ihr auf unsern Bischof?

18. 19. **Sievers.** Zäumt Eure Pferde! Ihr habt an unserer Krippe nichts

st. 26. (Fallen über ihn her.)

28. **fr** aus einander). Wollt Ihr

Seite Zeile

20. 29. hinaus,
30. meinem Hause
31. zugehen. (Er schiebt die Reiter hinaus.)
32. fangt
33. Nur nicht geschimpft,
st. 34. 35. Dir über die Glatze. Deine Grobheit leiden wir nicht mehr.

Wirth. Ei sieh den vornehmen Herrn!

Metzler. Vornehm genug! Ein Bauer ist jederzeit so gut als ein Reiter und vielleicht so gut als ein Ritter. Es wird sich zeigen. Komm, Kamerad, wir wollen Die da draußen durchbläuen.

st. 36. (Sie gehen nach dem Hintergrunde. Zwei Berlichingische Reiter kommen und nehmen Sievers mit hervor. Metzler geht hinaus.)

37. **Faud** st. „Erster Reiter". Ebenso im ganzen Aufst.

21. 1. Tag, Faud! Peter, guten
2. **Peter** st. „Zweiter Reiter".
nicht
4. fällt weg: „(leise)"
nicht
6. 's sind
9. auf dem
10. geleitet.

st. 12—29., welche ausfallen: **Metzler** (der mit zwei schweren Prügeln zurückkommt). Wo bleibst Du? Komm heraus! Frisch, und hilf mir zuschlagen!

Faud (indem sich Jene ein wenig entfernen). Peter! Das ist ein gefunden Fressen! Sagte ich Dir nicht, er wäre hierher? Hätten wir dort drüben doch eine Meile passen können.

Sievers (zu Metzler). Höre, wenn sich die beiden Reiter zu uns schlügen, es wäre doch sichrer.

Metzler. Wir brauchen sie nicht.

Sievers. Sukkurs ist doch besser.

Faud (zum Wirth). Ist der Besuch schon lange auf dem Schloß?

Wirth. Schon zwei Tage. Er will eben fort; die Pferde sind schon gesattelt.

Faud. Wir thun auch wohl und machen uns weiter.

Sievers. Helft uns doch erst die Bamberger durchprügeln!

Seite Zeile

Peter. Ihr seid ja schon zu Zwei! Wir müssen fort. Adies! (Ab mit Faut.)

Metzler. Schuften, die Reiter! Wenn man sie nicht bezahlt, thun sie Dir keinen Streich. Sie sehen aus, als hätten sie einen Anschlag. Wem dienen sie?

Sievers. Ich soll's nicht sagen; sie dienen dem Götz.

Bambergische Reiter (an der Thür). Heraus, heraus, wenn Ihr Herz habt!

Metzler. Komm! So lange ich einen Bengel habe, fürchte ich ihre Bratspieße nicht. (Beide ab.)

Wirth (allein). Sie müssen sämmtlich wacker zuschlagen, wenn Jeder die Prügel kriegen soll, die er verdient. Das wollen wir nun ganz gelassen mit ansehn. (Ab.)

21. st. 30. **Zweiter Auftritt.**

Wald. Eine geringe Hütte im Hintergrunde.

31. **Götz.** Wo meine Knechte bleiben! Auf
33. Tage
35. (Er greift nach dem Becher.) st. „(Schenkt ein.)"
36. lange es
37. Muth, sollen Herrschsucht und Ränke mir nichts anhaben.
38. Schickt nur, Pfaffen, Euern

22. 2. Dieser Zeile folgt: **Dritter Auftritt.**

Götz. Georg (mit Panzer und Blechhaube eines Erwachsenen gerüstet).

3. **Georg.** Gestrenger
4. steckst
6. Schäme
11. an, band mir die Pickelhaube fest und holte
15. mir zu, daß
16. riefst. Da wollt' ich den Panzer ausschnallen
17. zwei, dreimal. Da verknötelt' ich die Riemen an der Haube, und da bin ich nun.
18. Bring Hansen die Waffen wieder
21. 28. wenn
22. 23. **Götz.** Fülle mir den Becher nochmals, gieb Hansen auch einen, sag
36. ich neulich dabei

Seite Zeile

22. 30. an den Kopf
40. hab
23. 2. wenn
3. und lehre sie
11. hassen und verfolgen. Geh
st. 14. **Vierter Auftritt.**
Götz. Bruder Martin. Dann Georg.
16. Diese Zeile fällt aus.
21. müd,
22. (Georg bringt Wein.) st. „(Der Bub kommt.)"
23. Wasser. (Georg ab.) Ich darf
25. das wider Euer
26. Nein, Herr!
31. meine ich,
33. gessen und trunken
34. 35. wie neugeboren. Der Wein
36. trunken
24. 1. **Georg** (mit einem Becher. Er setzt zugleich den Tisch vor.)
2. **Söh** (zieht ihn an die Seite). Geh auf
3. lege
4. wieder hier! (Georg ab.)
5. gessen und trunken.
6. gerade
st. 7—9., welche ausfallen: Zaul zu jedem stillen Beruf, ungeschickt zum Nachdenken, zerstreut im Gebet und unruhig auf unserm Lager.
11. 12. Glück zum Beruf! st. „Alle Streiter."
13—21. Diese Zeilen („Martin" bis „wieder") fallen ganz weg.
22. **Martin.** Zum Müssiggange, wollt Ihr sagen. Hätte mich Gott zum Gärtner
25. gebe
27. fällt weg: „Noch Eins!"
35—39. fällt weg: von „Armuth" bis „keuchen."
25. 1. Wäre
5. Arm die Stärke
7. 8. fällt weg: „und Rauchfässer zu schwingen,"
10. wenn ihn Euer Ruf übermälzte.
14. Das trinkt nur
26. Pferd
29. (Er nimmt den Becher.) Auf die Gesundheit
30. [illegible]

Seite Zeile

25. 31. fürtreffliches
37. **Georg** (kommt gedrungen).
39. auffitzen! (Georg geht und nimmt den Tisch sammt den Bechern mit.) Lebt wohl,
42. **Martin.** So geschehe es! Aber jetzt vor dem Abschied bitt' ich um Euern Namen.
26. 1. (Reicht ihm
10. die Mächtigen hassen
17. (Georg bringt Helm und Lanze. Götz waffnet sich.)
et. 20. Der konnte nicht enden, wie viel Ihr littet, und wie es Euch doch nur am Meisten

et. 25. **Fünfter Auftritt.**

Die Vorigen. Faud. Peter.

26. **Götz** (tritt zu den Knechten, sie reden heimlich).
27. **Martin** (fortfahrend). Das werd' ich nie
28. zu Gott
29. wölf Hände hätte, und Deine Gnade wollte mir
30. So aber kann
31. (Zu Martin.)
32. fällt weg: „(Küsst ihn.)"
et. 33. 34. **Martin.** Vergeßt mich nicht, wie ich Eurer nicht vergesse!
Götz. Wer weiß, wo wir uns wiederfinden! Und wenn Ihr wacker auf Euern Wegen bleibt, ich wacker auf den meinigen fortschreite, so müssen wir uns irgendwo wieder begegnen. Ungerechtigkeit, Uebermuth, Bedrängung, Argliſt, Betrug schalten so gut im Kloster als im Freien. Bekämpft sie mit geistlichen Waffen in heiliger Stille, laßt mich das Eisen durchs offne Feld gegen sie führen! Gott segne jede redliche Bemühung und helf' uns Beiden!
(Götz ab mit den Knechten.)
35. Wie mir's so eng ward ums Herz,
36. Er sprach noch nicht, und mein Geist konnte schon den
37. et. „Es ist" bis „sohn." : Ein tüchtiger Mann kündet sich gleich an.
27. 1. nur von Hörensagen
2. unsrer Herberge
6. er wär' ein Reiter
8. Maria! (Er zieht ein Gebetbuch

Seite Zeile

27. 10. (ab.) st. „(Martin geht.)"
11. **Georg** (das Bild betrachtend). **Ach, ein schöner**
12. goldne
13. Drache
14. Mache mich stark und rüstig! Gieb mir
15. Pferd, und dann laß mir die Drachen kommen.
(Er geht ab.)

Dieser Zeile folgt: **Sechster Auftritt.**

st. 16. 17. Jagthausen. Saal.

18. Elisabeth. Marie.*) Karl.

19—40. fallen aus.

28. 1—17. fallen aus.
21. lange!
23. Jahre.
26. muß denn der
30. Marum denn?
32. er Dir Kuchen mitbrachte?
34. glaube
35. trefflicher Schütze und
38. Hundert Gulden. Und

29. 4. Gelde
10. sich für Hexen.
11. lebe
15. auf ihren Zügen. Ja, und ich kann es keinem Friedliebenden verdenken, wenn er sich aus dieser wilden Welt heraus und in ein Kloster begiebt.
17—19. mit der Zeit brav und nicht etwa zum Duckmäuser wird, zu so einem Weislingen, der überall für einen fürtrefflichen Mann gilt und so treulos an Deinem Bruder handelt!
24. **Marie.** Gar Manches, was man von ihm spricht, hat mich für ihn eingenommen.
26. 27. Jugend, da sie zusammen als Edelknaben den Markgrafen bedienten!
29. 30. gehabt haben, der sich von seinem besten, treusten Kameraden lostrennt, seine Dienste den Feinden eines edlen Freundes verkauft und unsern

*) Im Schauspiel „Maria," in der Bühnenbearbeitung „Marie."

Seite Zeile

29. 32. einzunehmen ſucht? (Man hört von fern eine muntre Melodie eines Blasinſtruments.)
33. Thürmer

et. 36. **Siebenter Auftritt.**

Die Vorigen. Hand.

37. Hand et „Reiter"; ebenſo im ganzen Auftritt.
39. **Eliſabeth.** Alter, habt Ihr
41. ſo lange bliebt?
30. 8. in den Haslacher
ſo in der
9. hütet
10. packen
11. ſieben Geſellen!
12. 13. Und es freut' Alle das gute Zeichen. Indem ſo kommt Weislingen
16. neſteln uns an ihn, als wären wir mit ihm zuſammengewachſen,
17. 18. der Herr und Hans fielen

et. 20—26., welche ausfallen:

Eliſabeth. Nun, das wäre glücklich genug gerathen.
Hand. Ja, da half's eben nichts. Wir nahmen Weislingen die ritterlichen Zeichen ab, ſein Schwert, den rechten Sporn und den rechten Handſchuh und ſo war's gethan — da war er unſer Gefangner.
Marie. Er wird niedergeſchlagen ſein.
Hand. Finſter genug ſieht er aus.
Eliſabeth. Ich bin recht neugierig, ihn zu ſehen. Kommen ſie bald?
Marie. Sein Anblick wird mir im Herzen weh thun.
Hand. Sie reiten eben das Thal herauf. Gleich ſind ſie hier.

27. **Eliſabeth.** Ich will nur gleich das Eſſen
30. **Eliſabeth** (zu Marien). Nimm die Kellerſchlüſſel und hole vom
32. Ich will mit, Muhme.
33. Komm, Burſchel (Ab mit Hand.)

Seite Zeile

30. st. 36. Achter Auftritt.

Götz. Weislingen. Hans. Peter. Knechte.

37. **Götz** (Helm und Schwert abgebend). Schnallt
31. 2. Athem gehalten, Weislingen.
st. 3. (Weislingen schweigt.)
4. guten Muths!
5. verloren gangen
6. 7. fällt weg: „(Zum Knecht.) **Fragt**“ bis „komme“.
8. von meinen Kleidern borgen.
13. hatte
14. Tage
Schiffe
15. gehe
16. Treppe
26. Hand wieder, und reicht' sie ihm hin. Da wurd's Männlein
27. 28. zum Pfalzgrafen Ludwig
30. wollte,
32. werde
36. gefangen, und das Uebrige
37. mit Tyrannen
38. Euch im tiefsten Thurm an Ketten
40. fällt weg.

st. 1. 2. Neunter Auftritt.

Vorige. Karl. Knechte mit Kleidern.

(Weislingen entwaffnet sich.)

25. Wege
28. 29. Ja, Vater! Heute haben wir weiße Rüben und einen Lammsbraten.
33. 3. **Weislingen** (dem Kinde die Hand reichend). Glückliches Kind!
4. Suppe lange außenbleibt.
5. viel Freude
st. 6—8. **Götz.** Viel Licht, starker Schatten — doch soll mir Alles willkommen sein. Wollen sehn, was es giebt. (Ab mit Karl.)

Seite Zeile

Hieraus: **Zehnter Auftritt.**

Weislingen allein.

33. 13. was will aus dem Allem werden?
14. unſre
st. 19—22., welche ausfallen: ſpielten und uns liebten wie die Engel, da wir hier in der Kapelle neben einander knieten und beteten und in keinem ernſten, keinem heitern Augenblick uns trennen konnten. Dieſer Anblick regt jedes verklungene Gefühl auf, indeß ich zugleich meinen Fürſten, den Hof, die Stadt vor mir ſehe, die meinen Unfall erfahren und lebhaften Theil daran nehmen. Wie ſeltſam drängt ſich hier Gegenwart und Vergangenheit durch einander!

Elfter Auftritt.

Götz. Weislingen. Ein Knecht mit Kanne und Becher.

23. fällt aus: „(mit einer Flaſche Wein und Becher)"
26. lange keine Flaſche
31. mit einander herumzogen. Ich
34. ohngefähr
38. Kameraden
39. brave Jungens, dafür erkannte uns
34. 1. und bringt's ihm.) Kaſtor und Pollux!
3. unſrank. st. „nannte."
10. 11. Angenehmeres
14. nicht mein ganzer Troſt,
18. Oh!
24. verführten Mädchen, von der
25. gern
26. Spitzbube
28. wäre
32. neden könnte? Sind Dir nicht Arme gewachſen und Freunde beſchert, ihn wieder
40. Leute
42. die den fürſtlichen Unterthan auf allen
35. 1. fällt weg: „ihre"
6. die Staatsverhältniſſe näher zu beſtimmen, st. „Recht und Gerechtigkeit zu handhaben"
9. in den Schutz der Mächtigen begeben,
10. kaum st. „nicht"

Seite Zeile

35. 15. 16. eines Jeden! Daß sie nur darum ein graues Haar anflöge! Und mit
17. möchte
19. geschwind was begreift
20. es sei auch
21. ergeben „
24. des Staats, bis
25—30. von dem Satze an: „Ich will darauf" bis mit „wenigstens den Tag" fallen aus.
32—42. von dem letzten Worte: „Aber" an bis „ohne sein Wissen." fallen weg.

36. 1—7. fallen aus.
11. als die Lust Jemandem zu verdanken.
13. ziehen
14. Majestät, bei hohen Freunden und meinen Nachbarn, und sinnen und schleichen,
15. mich zu übervortheilen. Aus dem Wege wollen
16. wie es auch wäre. Darum nahmt
17. hatte
22. Explikationen; dabei betriegt man sich oder

Auf Zeile 22 folgt:

(Sie stehen abgewendet und entfernt.)

Zwölfter Auftritt.

Marie. Karl. Vorige.

23. **Karl.** Zu Tische, Vater, zu Tische!

24—26. fallen aus; statt derselben:

Marie (zu Weislingen). Im Namen meiner Schwester komme ich, Euch zu begrüßen und Euch einzuladen. (Zu Beiden.) Wie steht Ihr da? Wie schweigt Ihr? **Karl.** Habt Ihr Euch erzürnt? Nicht doch, Vater! Das ist Dein Gast! **Marie.** Guter Fremdling, das ist Dein Wirth! Laßt eine kindliche, laßt eine weibliche Stimme bei Euch gelten! **Goß** (zum Knaben). Bote des Friedens, Du erinnerst mich an meine Pflicht. **Weislingen.** Wer könnte solch einem himmlischen Winke widerstehen!

Seite Zeile

Marie. Nähert Euch, versöhnt, verbündet Euch! (Die Männer geben sich die Hände. Marie steht zwischen Beiden.) Einzigen vortrefflicher Männer ist wohlgesinnter Frauen sehnlichster Wunsch.

(Der Vorhang fällt.)

36. 27. Der ganze Abschnitt von dieser Zeile ab bis
41. 10. inclus. fällt aus. Darauf folgt:

Zweiter Aufzug.

41. 11. Jaxthausen. Zimmer.

Erster Auftritt.

13. glaube es gern
16. (Will sie umarmen.) st. „(Er umarmt sie.)"
17–19. Dem Bräutigam zum Gottespfennig einen Kuß zu erlauben, mag wol angehen; ich habe mich nicht geweigert; doch Küsse zu wiederholen, geziemt nur dem Gatten. statt des Satzes: „Einen Kuss" bis „Bedingungen Euer ist,"
st. 22–31., welche ausfallen:

Marie. Hegt sie nur im stillen Herzen, damit sie rein bleibe!

32. **Weislingen.** O, da wohnt sie auf ewig! (Er nimmt
33. Dich st. „Euch"
34. hoffe
42. 2. Dieser Zeile folgt:

Weislingen. So ist es geworden.

Marie. Zur allgemeinen Freude.

3. **Weislingen.** Wäre doch auch dem Aeußern schnell wie dem Innern geholfen! Wie sehr wünscht' ich die
4. Güter und ihr Gedeihen nicht im Weltleben st. „Güter" bis „Hofleben"
5. Auf diese Zeile folgt der Zusatz: Um Andrer willen hab' ich Eignes hintangesetzt.
9. fällt ans. Statt derselben: schwindet nicht alle Entsagung gegen diesen Himmel voll Aussichten?
10. Kreis
12–14. fällt der Satz aus: „Was ist" bis „Glückseligkeit?"

Seite Zeile

42. st. 16. **Zweiter Auftritt.**

Vorige. Götz.

17—22. Bring' er, was er wolle, st. „Er konnte vor bis „wie ihm wolle,"

31. fällt aus. Statt derselben: Bestimmt meine Antwort nach dem Werthe seiner Verbindung mit Euch!

37. hast auch einen Faden

40. nun geht mein Traum

43. 2. und erwachte darüber. Ich hätte nur

4—6. fallen aus von: „Du sollst" bis „versäumen machen."

6. meine Frau

17—18. fällt weg: „Eures Schlosses"

18. Saales

19. viele

st. 20. **Dritter Auftritt.**

Vorige. Elisabeth.

25. folgt der Zusatz: Ja, Frauen, Ihr könnt, Ihr sollt Alles wissen. Adelbert begiebt sich vor allen Dingen zurück nach Bamberg.

st. 26—37., welche ausfallen, folgender Dialog:

Marie. Wieder nach Bamberg?

Götz. Ja, wir haben es überlegt; er braucht nichts hinterrücks zu thun. Offen und mit Ehren trennt er sich vom Bischof als ein freier Mann; denn manches Geschäft muß bei Seite, Manches findet er zu besorgen für sich und Andere.

Elisabeth. Und so seid Ihr denn ganz der Eurige wieder, ganz der Unsrige?

Weislingen. Für die Ewigkeit!

Elisabeth. Möget Ihr Euch immer so nach ihr sehnen, als da Ihr um sie warbt! Möget Ihr so glücklich sein, als Ihr sie lieb behaltet!

Weislingen. Amen! Ich verlange kein Glück als unter diesem Titel.

Götz. Dann bereist er seine Güter. Auch mit Fürsten und Herren muß er neue Verbindungen anknüpfen. Alle, die mir zugethan sind, empfangen ihn mit offenen Armen. Die schönsten Ländereien reißt er eigennützigen Verwaltern aus den Händen. Und — komm

Seite Zeile

Schwester! — komm Elisabeth! Wir wollen ihn allein lassen, daß er ungestört vernehme, was sein Knabe bringt.

43. 38. **Weislingen.** Gewiß nichts, als was Ihr wissen dürft.
40. 41. fallen die Worte: „Wie wollen" bis „Aug halten!" aus.
rt. 42. (Ab mit Elisabeth und Marie.)

44. 1. geht voraus: **Vierter Auftritt.**
Weislingen allein.
3. fällt weg: „den elenden"
8. lästigen st. „schändlichen"

rt. 13. **Fünfter Auftritt.**
Weislingen. Franz.

15—17. fallen die Worte: „Bamberg" bis „grüss Euch." aus. Statt derselben: Vom Bischof an bis zum Narren herunter grüßt Euch der Hof, und vom Bürgermeister bis zum Nachtwächter die Stadt.
19. Andenken beim Fürsten und überall,
rt. 20. daß ich keine Worte finde.
21. Es wird nicht
22. lange
23. messingnen
26—28. von den Worten: „er mit geschäftiger" bis „wusst' es zwar" fällt aus; statt dessen: seine Fragen, geschäftig und geschwind, meine Antwort verhinderten. Die Sache wußt' er
30. 31. Er ist ganz und heil, von der
31. An diese Zeile schliesst sich der Zusatz: Dabei rühmt' ich, wie gut sich Götz gegen Euch betrage und Euch als Freund und Gast behandle. Darauf erwidert' er nichts, und ich ward entlassen. und diesem der folgende Dialog an:

Weislingen. Was bringst Du weiter?

Franz. Den andern Tag meldet' ich mich beim Marschalk und bat um Abfertigung; da sagte er: Wir geben Dir keinen Brief mit; denn wir trauen dem Götz nicht. Der hat immer nur einen Schein von Biederkeit und Großmuth, und nebenher thut er, was ihm beliebt und was ihm nutzt.

Weislingen. Wie schlecht sie ihn kennen!

Seite Zeile

Franz. Doch, fuhr er fort, ist es ganz gut, daß Dein Herr ritterlich und freundlich gehalten ist. Sag ihm, er soll sich gedulden; wir wollen desto ungeduldiger an seine Befreiung denken; denn wir können ihn nicht entbehren.

Weislingen. Sie werden's lernen müssen.

Franz. Wie meint Ihr?

Weislingen. Vieles hat sich verändert. Ich bin frei ohne Vertagung und Lösegeld.

Franz. Nun, so kommt gleich!

Weislingen. Ich komme; aber lange werde ich nicht bleiben.

Franz. Nicht bleiben? Herr! wie soll ich das verstehen?

44. 32—42. fallen aus.

45. 1. 2. fallen aus.
8. Vorhof
17. Linie solcher Vollkommenheiten
Auge
20. daß ich sie sah,
22. fällt aus: „kann ich sagen"
wie es den
st. 26. **Franz.** Abends, als ich mich vom Bischof beurlaubte,
saß sie gegen
28. sagte mir viel Gutes, davon
29. ich sah nur seine
31. hätte
33. Stirne.
35. bist gar drüber zum
38. bückte st. „neigte"
st. 40. auch neue Freunde hoffen auf seine Zurückkunft; er

46. 1. 2. Alles hätte ich hingegeben st. „ich hätte mein Vermögen gegeben,"
6. Thüre
st. 12. 13. **Weislingen.** Auf mich würde das nun wol anders wirken.
st. 14. 15. **Franz.** Wie so? Wäre denn wirklich wahr, was hier das Hausgesinde murmelt, Ihr seid mit Marien verlobt?
Weislingen. In diesen Augenblicken. Und so erfahre nur gleich Alles! Ich habe dem Bischof entsagt; der

Seite Zeile

Brief iſt fort. Ich gebe Bamberg gute Nacht. Hier
ſteigt mein Tag auf. Marie wird
46. 16. 17. ſpricht aus st. „bildet ſich in“
17. Und klar wie ein
19. zuſammen! Erſt kurze Zeit an Hof, dann auf mein
20. In Bamberg möcht' ich nicht bleiben, st. „Ich will Bamberg nicht ſehen,“
21. mich zurückhielte. (Ab.) st. „meiner begehrte. (Geht ab.)“

Hierauf folgt:

Sechster Auftritt.

Franz allein.

st. 22. Er komme nur erſt; bleiben wird er ſchon. Marie
24. nehmen, wenn er ſich
27—29. ſtatt des Satzes: „Mein Herr muss hin“ bis „gaffen.“: O wenn ich nur erſt die Thürme von Bamberg ſehe, nur erſt in den Schloßhof hineinreite! Dort wohnt ſie, dort werd' ich ſie treffen! Und da gaff' ich mich wieder geſcheit oder völlig raſend. (Ab.)

30. Der ganze Abſchnitt von dieſer Zeile ab bis Seite
56. 15. fällt aus; ſtatt deſſelben enthält die Bühnen-Bearbeitung folgende vollſtändig abweichende Faſſung:

Siebenter Auftritt.

Saal in Jaxthauſen.

Hans von Selbitz und Karl.

Karl. Wie meld' ich Euch meiner Mutter, edler Herr?

Selbitz. Sag ihr, Hans von Selbitz grüße ſie!

Karl. Hans? — Wie war es?

Selbitz. Hans mit einem Bein, Hans ohne Sorgen, wie Du willſt.

Karl. Das ſind luſtige Namen. Du biſt willkommen. (Ab.)

Selbitz (allein). Sieht's doch hier im Hauſe noch völlig wie vor zehen Jahren; da hängen die Büchſen, da ſtehen die Truhen, da liegen die Teppiche. Bei mir ſieht's leerer aus; da will nichts halten, als was man täglich braucht, und das kaum.

Achter Auftritt.

Selbitz. Eliſabeth.

Eliſabeth. Willkommen, Selbitz! Wir ſahen Euch lange nicht bei uns.

Selbitz. Desto öfter sah mich Euer Gemahl an seiner Seite im Felde. Nun kündigt er den Nürnbergern Fehde an; das ist recht; denn sie sind's, die den Bambergern seinen Buben verrathen haben. Und seht, da bin ich schon bereit, ein Gänglein mit ihm zu wagen.

Elisabeth. Ich weiß, mein Mann schickte Georgen nach Euch aus.

Selbitz. Ein wackrer Junge! Den sah ich zum ersten Mal.

Elisabeth. Traf er Euch zu Hause?

Selbitz. Nicht eben; ich war sonst bei guten Kameraden.

Elisabeth. Kam er mit Euch hieher?

Selbitz. Er ritt weiter.

Elisabeth. So legt doch den Mantel ab!

Selbitz. Laßt mir ihn noch ein Wenig!

Elisabeth. Warum das? Friert's Euch?

Selbitz. Gewissermaßen.

Elisabeth. Einen Ritter in der Stube?

Selbitz. Ich habe so eine Art von Fieber.

Elisabeth. Das sieht man Euch nicht an.

Selbitz. Deswegen bedeck' ich's eben.

Elisabeth. Das Fieber?

Selbitz. Euch freilich sollt' ich's nicht verhehlen.

Elisabeth. Ohne Umstände.

Selbitz (der den Mantel zurückschlägt und sich im Wamms ohne Aermel zeigt). Seht, so bin ich ausgeplündert.

Elisabeth. Ei, ei! Einen so tapfern Ehrenmann bis aufs letzte Wamms! Wer vermochte das?

Selbitz. Ein Kleeblatt verwünschter Ritter; ich habe sie aber auch für Verdruß gleich in den Sack gesteckt.

Elisabeth. Figürlich doch?

Selbitz. Nein, hier in der Tasche klappern sie.

Elisabeth. Ohne Räthsel.

Selbitz. Da seht die Auflösung! (Er tritt an den Tisch und wirft einen Pasch Würfel auf.)

Elisabeth. Würfel! Das geht also noch immer so fort?

Selbitz. Wie der Faden einmal gesponnen ist, wird er gewebt und verwoben; da ist nun weiter nichts mehr dran zu ändern.

Elisabeth. Ihr habt aber auch gar zu loses Garn auf Eurer Spule.

Selbitz. Sollte man nicht schludern? Seht nur, liebe traute Frau, da saß' ich vorgestern im bloßen Wamms, traue mir den

alten Kopf und verwünsche die viereckten Schelme da. Gleich tritt Georg herein und lädt mich im Namen seines Herrn. Da spring' ich auf, den Mantel um und fort. Nun wird's gleich wieder Kleid, Geld und Kette geben.

Elisabeth. Indessen aber?

Selbitz. Kredit findet sich auch wol wieder. Eine Anweisung auf den Bürgermeister zu Nürnberg ist nicht zu verachten.

Elisabeth. Auch ohne die stehen Euch Kisten und Kasten offen. Bei uns ist mancherlei Vorrath.

Selbitz. Vorsorgliche Hausfrau!

Elisabeth. Um nicht nachzusorgen. Was braucht Ihr denn?

Selbitz. Obngefähr so viel als ein Kind, das auf die Welt kommt, nahezu Alles.

Elisabeth. Steht zu Diensten; darum ist's da.

Selbitz. Nicht umsonst! Wir lassen's schätzen, und vom Ersten, was ich auf die Nürnberger gewinne, habt Ihr Eure Bezahlung.

Elisabeth. Nicht doch! Unter Freunden? —

Selbitz. Ein Ritter darf nichts geschenkt nehmen; er muß es verdienen; sogar den schönsten Sold, den Minnesold, muß er oft allzu schwer verdienen.

Elisabeth. Ich kann mit Euch nicht markten.

Selbitz. Nun, so fecht' ich im Wamms.

Elisabeth. Possen!

Selbitz. Wißt Ihr was: Wir spielen um die Ausstattung. Gewinne ich sie, so seid Ihr drum; ist mir das Glück zuwider, nun so wird's im Felde besser gehen, und dann laßt mich gewähren! Jetzt kommt her!

Elisabeth. Ein Ritter nimmt nichts geschenkt, und eine Hausfrau würfelt nicht.

Selbitz. Nun, so wollen wir wetten. Das geht doch?

Elisabeth. Eine Wette? Nun gut, so schlagt sie vor!

Selbitz. Hört mich an! Wenn wir auf unserm Zuge nicht gleich anfangs einen recht hübschen Fang thun, wenn uns nicht nachher durch Verrätherei oder Versehen oder sonst eine Albernheit ein Hauptstreich mißlingt, wenn nicht Einer von uns was ans Bein kriegt, wobei ich nur wünsche, daß es mein hölzernes treffe, wenn sich nicht gleich Fürsten und Herrn dreinlegen, daß die Händel verglichen werden, wenn man uns nicht deshalb auf ein halb Dutzend Tagefahrten herumzieht, und wenn wir zuletzt nicht viel reicher nach Hause kehren, als wir jetzt ausreiten, so will ich verloren haben.

Elisabeth. Ihr kennt Euer Handwerk gut genug.

Selbitz. Um es mit Lust zu treiben. Auf alle Fälle denk' ich mich bei dieser Gelegenheit herauszumustern, daß es eine Weile hinreicht.

Elisabeth. Schwerlich, wenn Ihr Eure Feinde immer an der Seite habt.

Selbitz. Die sind völlig wie unsre Rittergenossen, heute Feind, morgen Freund, und übermorgen ganz gleichgiltig.

Elisabeth. Da kommt mein Herr.

Neunter Auftritt.

Vorige. Götz.

Götz. Gott grüß' Euch, Selbitz! Das heißt ein bereiter Freund, ein wackrer, schneller Reitersmann!

Selbitz. Meine Leichtigkeit müßt Ihr eigentlich loben; denn seht: da ich ein hölzern Bein habe, das mich ein Wenig unbeholfen macht, so nehm' ich dagegen desto weniger Gepäck zu mir. Nicht wahr, Traute?

Elisabeth. Wohlgethan! Das Nöthige findet sich überall.

Selbitz. Aber nicht überall Freunde, die es bergeben.

Elisabeth. Verzieht nur einen Augenblick! Ich lege Euch so viel zurecht, als Ihr braucht, um vor den Stürmbergern mit Ehren zu erscheinen. (Ab.)

Selbitz. Nehmt Ihr Euern Georg mit? Das ist ein wackrer Junge.

Götz. Wohl! Ich hab' ihn unterwegs beschieden. Jetzt ist er zu Weislingen.

Selbitz. Mit dem seid Ihr wieder versöhnt; das hat mich recht gefreut. Es ging freilich ein Wenig geschwind, daß ich's nicht ganz begreifen konnte.

Götz. Ganz natürlich war's doch! Zu ihm war mir die Neigung angeboren wie aus Einfluß der Planeten; mit ihm verlebt' ich meine Jugend, und als er sich von mir entfernte, mir schadete, konnt' ich ihn nicht hassen. Aber es war mir ein unbequemes Gefühl. Sein Bild, sein Name stand mir überall im Wege. Ich hatte eine Hälfte verloren, die ich wieder suchte. Besser mocht' es ihm auch nicht gehen; denn bald, als wir uns wiedersahen, stellte sich das alte Verhältniß her, und nun ist's gut; ich bin zufrieden, und mein Thun geht wieder aus dem Ganzen.

Selbitz. Welchen Vorschub wird er Euch leisten bei dieser Fehde gegen die Nürnberger und künftig?

Götz. Seine Freundschaft, seine Gunst ist schon bedeutend, wenn er mir nur nicht schadet, meine Freunde fördert, meinen Feinden nicht beisteht. Er wird sich ruhig halten, sich in meine Händel nicht mischen; die wollen wir Beide, von wackern Knechten unterstützt, schon ausfechten.

Zehnter Auftritt.

Vorige. Sand.

Götz. Nun sieh da! Wieder zurück, alter Getreuer? Hast Du Leute gefunden? Hast Du genugsam angeworben?

Sand. Nach Wunsch und Befehl. Sechs Reisige, zehn Fußknechte, die liegen in den Dörfern umher, daß es kein Aufsehen gebe; sechs Neulinge bring' ich mit, die einen ersten Versuch wagen wollen. Ihr müßt sie bewaffnen; zuschlagen werden sie schon. Und nun zu Pferde! Denn zugleich nebst der Mannschaft bring' ich die Nachricht, daß die Nürnberger Kaufleute schon zur Frankfurter Messe ziehen.

Selbitz. Die haben sich zeitig aufgemacht.

Götz. Sollten sie was gemerkt haben?

Sand. Gewiß nicht; sie ziehen schwach geleitet.

Götz. Auf denn, zur Waarenschau!

Selbitz. Von ihrem Tand begehr' ich nichts;
Doch wirklich würde mir behagen
Ein goldner Kettenschmuck herab bis auf den Magen;
Den hab' ich lange nicht getragen. (Alle ab.)

Elfter Auftritt.

Wald.

Nürnberger Kaufleute.

Erster Kaufmann. Lagern wir uns hier, indessen die Wagen dort unten vorbeiziehen!

Zweiter Kaufmann. Gebt den Kober! Ihr sollt mich wieder einmal rühmen, wie ich für kalte Küche gesorgt habe.

Erster Kaufmann. Noch nie bin ich so getrost nach Frankfurt auf die Messe gezogen. Diesmal habe ich nur Tand und Spielzeug mit. So lange die Kinder nicht aussterben, hat mancher Verleger bequem zu leben.

Zweiter Kaufmann. Ich habe für die Weiber gesorgt. Auch die sind gute Kunden. (Sie machen Anstalt, sich zu lagern.)

Erſter Kaufmann. Sieh dort unten, ſieh! Was iſt das? Heiliger Gott! Reiter aus dem Walde! Gerad auf die Wagen los!

Zweiter Kaufmann. Wir ſind verloren! Ritter und Reiter! Sie halten den Zug an! Hinunter! Hinunter!

Erſter Kaufmann. Ich nicht.

Alle. Weh uns!

Zwölfter Auftritt.

Vorige. Georg im Hintergrunde.

Georg. Mein Herr muß nicht weit ſein; hier erfahr' ich es vielleicht. Hört, Kameraden!

Erſter Kaufmann. Ach Gott, auch von der Seite! Da ſind wir nicht zu retten.

Zweiter Kaufmann. Das iſt wol ein Anderer! Der gehört nicht dazu. Der hilft uns. Sprich ihn an!

Erſter Kaufmann. Was ſchafft Ihr, edler Herr?

Georg. Nicht edler Herr, wohl aber ehrlicher Knabe. Wie ſteht's hier? Habt Ihr keine Ritter und Reiter geſehn?

Erſter Kaufmann. Wohl! Da blickt nur hinab! Dort halten ſie den Zug an, dort ſchlagen ſie die Fuhrleute. Schon müſſen die erſten vom Weg ablenken. O Ihr ſchönen Waaren, Ihr bunten Pfeifen und Trompeten, Ihr allerliebſten Pferdchen und Raſſeln, Ihr werdet am Main nicht feil geboten werden! Helft uns, beſter junger Mann! Habt Ihr Niemand bei Euch? Wenn Ihr ſie nur irre machtet! Nur einen Augenblick Aufſchub! Giebt's denn keine Kriegslift?

Georg. Es geht nicht. Ich kann Euch nicht helfen, bin zu wenig gegen ſo Viele.

Zweiter Kaufmann. Lieber Junge! Herzensjunge! So deck uns nur den Rücken, daß ſie uns nicht nachkommen! Wir wollen in die nächſten Dörfer und Sturm läuten. Wir wollen die ganze Landſchaft gegen das Raubgeſindel aufregen.

(Die Kaufleute ſind im Begriff, hinwegzueilen.)

Georg (ſieht). Halt! — Keiner mucke von der Stelle! Wer ſich rührt, iſt des Todes. Das iſt mein Herr, Götz von Berlichingen, der Euch züchtigt.

Alle. O weh, der Götz!

Georg. Ja, der Götz, an dem Ihr ſo übel handelt, dem Ihr einen guten wackern Knaben an die Bamberger verrietet. In deſſen Hand ſeid Ihr. Da ſeh' ich ihn kommen.

Dreizehnter Auftritt.

Vorige. Götz. Faud. Knechte.

Götz (zu den Knechten). Durchsucht hier den Wald! Hier müssen sich die Kaufleute verbergen. Sie waren von den Wagen abgegangen die Fußsteige. Daß Keiner entrinnt und uns im Lande unzeitige Händel macht!

Georg (hinzutretend). Ich hab' Euch schon vorgearbeitet. Hier sind sie.

Götz. Braver Junge! Tausendmal willkommen! Du allein? Bewacht sie genau! Aufs Genauste!

(Faud und Knechte mit den Kaufleuten ab.)

Götz. Nun sprich, guter Georg, was bringst Du? Was macht Weislingen? Wie sieht es auf seiner Burg aus? Bist Du glücklich hin und wieder gelangt! Sprich, erzähle!

Georg. Wie soll ich es recht fassen? Ich bringe keine glückliche Botschaft.

Götz. Wie so?

Seite Zeile

56. 16. Hört mich an! st. des auffallenden Satzes: „Glaubt" bis „Wahrheit."

19. gegen den Main zu. st. „hinauf nach Bamberg."

23. keine großen Sprünge machen. Das hierauf folgende Wort: „Ich," sowie

24. fallen aus. An deren Statt folgende Zusätze: Aber Weislingen fand ich nicht auf seinem Schlosse.

Götz. So ist er länger am Hof geblieben, als er anfangs willens war.

Georg. Leider! Und als ich es erfuhr — gleich in die Stadt.

Götz. Das war zu kühn.

Georg. Ich hoff', Euch noch besser zu bedienen. Nun hört' ich im Wirthshause,

25. ausgeföhnt. Man sprach viel

st. 28. **Georg.** Hört nur! Ich drängte mich ins Schloß, sah ihn, wie er die Frau zur Tafel führte. Sie ist

30. Kopf und sah

st. 32. **Götz.** Das ist nicht gut.

st. 33. 34. Das Schlimmere folgt. Nachher paßt' ich wieder auf; endlich sah ich ihn kommen: st. „Hört" bis „Zeit ab."

Seite Zeile

56. 35. fällt weg: „leise“
36. Er war bestürzt,
37. sah
Lasters auf seinem
39. 40. fallen aus; statt derselben:
Götz. Erzähle Du und laß mich richten!

57. 1. sagte
2. vom Götz, sagt' ich
2. 3. fällt weg: „morgen früh“
5. stehen, lange,
6. lange,
seidenen
vorne
8. 9. Nach dem ersten Worte „hinein.“ folgt der Zusatz: Da bracht' ich Gruß und Anliegen und merkte wol, daß ich nicht gelegen kam. Da wollt' er mich mit leeren Worten abweisen; weil ich aber wohl wußte, worauf es ankam, und Verdacht hatte, so ließ ich ihn nicht los. Da that er, während die Worte von: „er schien böse“ bis „ab. Er that“ ausfallen.
10. und es nicht will
11. daß ihn ein Reiterjunge zur Rede setzen sollte. Das
12. Da fuhr ich heraus und sagte, st. „Ich sagte“
Leute
14. an und schwätzte allerlei
16. wolle mit Euch nichts zu thun haben.

19. Von dieser Zeile incl. ab fällt der ganze Abschnitt bis Seite
61. inclus. aus.
An dessen Statt ist eingeschaltet:

Götz. Genug! — Das sollte mir also begegnen!

Georg. Faßt Euch, guter Herr! Wir wollen auch ohne ihn schon zurecht kommen.

Götz. Wie beschämt stehen wir da, wenn man uns das Wort bricht! Daß wir dem Heiligsten vertrauten, erscheint nun als täppischer Blödsinn. Jener hat Recht, der uns verrieth. Er ist nun der Kluge, der Gewandte; ihn lobt, ihn ehrt die Welt; er hat sich aus der Schlinge gezogen, und wir stehen lächerlich da und beschauen den leeren Knoten.

Georg. Kommt, Herr, zu den Wagen, daß ich den glücklichen Fang sehe!

Götz. Die ziehen ruhig dahin! Dieser Fang ist geglückt; aber jene Beute, die schönere, wünschenswerthere, sie ist verloren — das Herz eines alten Freundes. Ich hielt es nur einen Augenblick wieder in Händen.

Georg. Vergeßt ihn! Er war vor- und nachher Eurer nicht werth.

Götz. Nein, vergessen will ich ihn nicht, nicht vergessen diesen schändlichen Wortbruch. Mit Versprechen und Handschlag, mit Eid und Pflicht soll mich Niemand mehr ankörnen. Wer in meiner Gewalt ist, soll's fühlen. So lange ich ihn festhalte, soll er leiden. Das schwerste Lösegeld soll ihn erst spät befreien.

Laud (hinter der Szene). Haltet, haltet!

Götz. Was giebt's?

Laud (hervortretend). Verzeiht uns, Herr! Bestraft uns! Ein paar Nürnberger sind entwischt.

Götz. Nach, geschwind nach! Die Verräther!

Georg. Geschwind! Sie drohten, Sturm zu läuten!

Götz. Die Uebrigen haltet fest! Sogleich sollen sie gebunden werden, scharf gebunden! Laßt sie niederknien in einen Kreis, wie arme Sünder, deren Haupt vom Schwerte fallen soll, und wartet auf mein Geheiß!

Georg. Bedenkt, bester Herr —

Götz. Richte meinen Befehl aus! (Georg ab.)

Vierzehnter Auftritt.

Götz, nachher Georg.

Götz. An ihrer Todesangst will ich mich weiden, ihre Furcht will ich verspotten. O daß ich an ihnen nicht blutige Rache nehmen darf! — Und wie, Götz, bist Du auf einmal so verändert? Haben fremde Fehler, fremde Laster auf Dich solch einen Einfluß, daß Du dem ritterlichen Wesen entsagst und gemeiner Grausamkeit fröhnest? Verwandelst Du schon Deine Waffenbrüder in Schergen, die schmerzlich binden, durch Herabwürdigung des Missethäters den Tod verkündigen? In einer solchen Schule soll Dein wackrer Georg heranwachsen? — Mögen Die hinziehen, die nicht mehr schaden können, die schon durch den Verlust ihrer Güter genugsam gestraft sind! (Er macht einige Schritte.) Aber, Marie, warum trittst Du so vor mich, blickst

mich mit Deinen holden Augen an und scheinst nach Deinem Bräutigam zu fragen? Vor Dir muß ich zur Erde niedersehen. Dich hat mein übereiltes Zutrauen unglücklich gemacht, unglücklich auf zeitlebens. Ach, und in diesem Augenblicke weißt Du noch nicht, was bevorsteht, nicht, was schon geschehen ist! Hinausblickst Du vom hohen Erker nach der Straße, erwartest Deinen Bruder und spähst, ob er nicht vielleicht den Bräutigam herbeiführe. Ich werde kommen; doch er wird ausbleiben — wird ausbleiben — bis ich ihn heranschleppe wider seinen Willen, und gefesselt, wenn ich ihn anders erreichen kann. Und so sei's abgeschlossen! Ermanne Dich, Götz, und denk an Deine Pflicht!

Georg (mit einem Schmuckkästchen). Laßt nun den Scherz vorbei sein! Sie sind geschreckt genug. Weiter wolltet Ihr doch nichts. Ihr sagtet ja so oft, Gefangene müsse man nie mißhandeln.

Götz. Ja, guter Junge, so ist es. Geh und binde sie los! Bewache sie bis Sonnenuntergang, dann laß sie laufen und zieh uns nach!

Georg. Da ist Einer drunter, ein hübscher junger Mann. Wie sie ihn binden wollten, zog er das Kästchen aus dem Busen und sagte: „Nimm das für mein Lösegeld! Es ist ein Schmuck, den ich meiner Braut zur Messe bringe."

Götz. Seiner Braut?

Georg. So sagte der Bursche. „Schon fünf Messen dauert unsere Bekanntschaft, sie ist eines reichen Mannes Tochter; diesmal hofft' ich getraut zu werden. Nimm den Schmuck! Es ist das Schönste, was Nürnberger Goldschmiede machen können; auch die Steine sind von Werth. Nimm und laß mich entwischen!"

Götz. Hast Du ihn fortgelassen?

Georg. Gott bewahre! Ich ließ ihn binden; Ihr hattet's befohlen. Euch aber bringe ich den Schmuck; der mag wol zur Beute gehören. Für den Burschen aber bitt' ich und für die Andern.

Götz. Laß sehen!

Georg. Hier!

Götz (den Schmuck beschauend). Marie! Diesmal komme ich nicht in Versuchung, Dir ihn zu Deinem Feste zu bringen. Doch Du gute, edle Seele würdest Dich selbst in Deinem Unglück eines fremden Glückes herzlich erfreuen. In Deine Seele will ich handeln. — Nimm, Georg! Gieb dem Burschen den Schmuck

wieder! Seiner Braut soll er ihn bringen und einen Gruß vom Götz dazu!

(Wie Georg das Fläschchen anfaßt, fällt der Vorhang.)

Seite Zeile

62. st. 1—3. **Dritter Aufzug.**

Lustgarten zu Augsburg.

Erster Auftritt.

4. Dieser Zeile folgt:

Erster Kaufmann. So sehen wir doch bei dieser Gelegenheit den Reichstag zu Augsburg, Kaiserliche Majestät und die größten Fürsten des heiligen römischen Reichs beisammen.

Zweiter Kaufmann. Ich wollte, wir hätten unsre Waaren wieder, und ich thät' ein Gelübde, niemals ein höheres Haupt anzusehen als unsern Bürgermeister zu Nürnberg.

st. 5. 6. **Erster Kaufmann.** Die Sitzung war heute schnell geendigt. Der Kaiser ist in den Garten gegangen. Hier wollen wir stehen; denn da muß er vorbei. Er kommt eben die lange Allee herauf.

st. 8. **Erster Kaufmann.** Der Bischof von Bamberg und Adelbert von Weislingen.

st. 9. **Zweiter Kaufmann.** Gerade recht! Das sind Freund der Ordnung und Ruhe.

st. 10. 11. **Erster Kaufmann.** Wir thun einen Fußfall, und ich rede.

13. Hilft aus.

14. erhält den Zusatz: **Das ist ein übler Umstand!**

st. 15—19. **Zweiter Auftritt.**

Der Kaiser. Bischof von Bamberg. Weislingen. Gefolge. Vorige an der Seite.

Weislingen. Euer Majestät haben die Sitzung unmuthig verlassen.

Kaiser. Ja! Wenn ich sitzen soll, so muß etwas ausgemacht werden, daß man wieder nachher wandern und reisen kann. Bin ich hieher gekommen, um mir

Seite Zeile

die Hindernisse vorerzählen zu lassen, die ich kenne? Sie wegzuschaffen, davon ist die Rede.

62. st. 20. 21. **Kaufleute** (treten vor und werfen sich dem Kaiser zu Füßen). Allerdurchlauchtigster! Großmächtigster! —

22. erhält den Zusatz: Steht auf!

25—27. unsrer Dreißig, die auf die Frankfurter Messe zogen, niedergeworfen, beraubt und äußerst mißhandelt. Wir

27. Hilfe und Beistand,

32. wo st. „zwei"

35. Umstände mitleidig herabzuschauen.

38. Kaiserliche

39. Reiche

63. 1. Anderes

3. **Weislingen** (zu den Kaufleuten, die sich beträbt zurückziehen und auf seine Seite kommen). Ihr kommt

st. 6—9. **Kaiser.** Immer kleine Händel, die den Tag und das Leben wegnehmen, ohne daß was Rechts getan wird! Jeder Krämer will gebolfen haben, indeß gegen den grimmigen Feind des Reichs und der Christenheit Niemand sich regen will.

Weislingen. Wer möchte gern nach außen wirken, so lange er im Innern bedrängt ist? Ließen sich die Empfindlichkeiten des Augenblicks mildern, so würde sich bald zeigen, daß übereinstimmende Gesinnungen durch alle Gemüther walten und hinreichende Kräfte vorhanden sind.

st. 11—13. **Bischof.** Es käme nur darauf an, sich zu verständigen. Mit Nichten ist es ganz Deutschland, das

15. noch in den Resten eines innerlichen,

17. diesen hochfahrenden Sickingen, diesen unstäten Selbitz, diesen Berlichingen

18. 19. geschäft, die übrigen Fehdeglieder würden bald zerfallen. Denn nur Jene sind's,

st. 21. 22. **Kaiser.** Im Grunde lauter tapfre, edle Männer, oft nur durch Bedrängungen aufgehetzt! Man muß sie schonen, sich ihrer versichern und, ganz' es endlich gegen den Türken, ihre Kräfte zum Vortheil des Vaterlandes benutzen.

st. 23—31. **Bischof.** Möchten sie doch von je her gelernt haben, einer höhern Pflicht zu gehorchen! Denn sollte man

Seite Zeile

den abtrünnigen Aufrührer durch Zutrauen und Ehrenſtellen belohnen? Eben dieſe kaiſerliche Milde und Gnade mißbrauchten ſie bisher ſo ungeheuer; darin findet ihr Anhang ſeine Sicherheit; daher nährt er ſeine Hoffnungen und wird nicht eher zu bändigen ſein, als bis man ſie vor den Augen der Welt zunichtegemacht und ihnen jede Ausſicht auf die Zukunft abgeſchnitten hat.

63, st. 32. **Kaiſer.** Milde muß vorangehn, eh Strenge ſich würdig zeigen kann.

st. 33. 34. **Weislingen.** Nur durch Strenge wird jener Schwindelgeiſt, der ganze Landſchaften ergreift, zu bannen ſein. Hören wir

36. von den Worten: „gegen die auflehnen" an bis Seite

64. 2. incl. fallen aus: st. derselben: auflehnen, gegen die hergebrachte Oberherrſchaft rechten und wohlerworbene Befugniſſe zu ſchmälern drohen? Welche gefährliche Folgen ſind nicht zu erwarten! Nun aber geben die Klagen der Nürnberger Kaufleute wohl Anlaß, gegen Berlichingen und Selbitz zu verfahren.

Kaiſer. Das läßt ſich hören; doch wünſchte ich, daß ihnen kein Leid geſchehe.

Weislingen. Man würde ſuchen, ſie gefangen zu nehmen; ſie müßten Urfehde ſchwören, auf ihren Schlöſſern ruhig zu bleiben und nicht aus dem Bann zu gehen.

Kaiſer. Verhielten ſie ſich alsdann geſetzlich, ſo könnte man ſie wieder zu zweckmäßiger Thätigkeit ehrenvoll anſtellen.

Biſchof. Wir Alle wünſchen ſehnlichſt, daß die Zeit bald erſcheinen möge, wo Euer Majeſtät Gnade über Alle leuchten kann.

Kaiſer. Mit den ernſtlichſten Geſinnungen, die innere Ruhe Deutſchlands, koſt' es, was es wolle, baldigſt herzuſtellen, will ich die morgende Seſſion eröffnen.

st. 3. 4. **Weislingen.** Ein freudiger Zuruf wird Euer Majeſtät das Ende der Rede erſparen, und Hilfe gegen den Türken wird ſich als unmittelbare Folge ſo weiſer, väterlicher Vorkehrungen zeigen. (Der Kaiſer, Biſchof und Gefolge ab.)

Hierauf folgt:

Dritter Auftritt.

Weislingen. Franz.

Franz (der gegen den Schluß des vorigen Auftritts ſich im Grunde ſehen laſſen und Weislingen zurückhält). Gnädiger Herr!

Weislingen (ſich umkehrend). Was bringſt Du?

Franz. Adelheid verlangt, Euch zu ſprechen.

Weislingen. Gleich jetzt?

Franz. Sie verreiſt noch dieſen Abend.

Weislingen. Wohin?

Franz. Ich weiß nicht. — Hier iſt ſie ſchon. (Für ſich.) O wer ſie begleiten dürfte! Ich ging' mit ihr durch Waſſer und Feuer und bis ans Ende der Welt. (Ab.)

Vierter Auftritt.

Weislingen. Adelheid.

Weislingen. So eilig, ſchöne Dame? Was treibt Euch ſo ſchnell aus der Stadt? aus dem Getümmel, wohin Ihr Euch ſo lebhaft ſehntet? von einem Freunde weg, dem Ihr unentbehrlich ſeid?

Adelheid. In ſo großen Familien giebt's immer etwas zu ſchlichten. Da will eine Heirath zurückgehen, an der mir viel gelegen iſt. Ein junges armes Mädchen wehrt ſich, einen alten reichen Mann zu nehmen. Ich muß ihr begreiflich machen, welch ein Glück auf ſie wartet.

Weislingen. Um fremder Verbindungen willen verſpäteſt Du die unſrige.

Adelheid. Deſto heitrer, freier werde ich zu Dir zurückkehren.

Weislingen. Wirſt Du denn auch zufrieden ſein, wenn wir auf Selbitz und Berlichingen losgehen?

Adelheid. Du biſt zum Küſſen!

Weislingen. Alles will ich in Bewegung ſetzen, daß Exekution gegen ſie erkannt werde. Dieſe Namen gereichen uns zum Vorwurf. Ganz Deutſchland unterhält ſich vom Götz, und ſeine Verſtümmelung macht ihn nur merkwürdiger. Die eiſerne Hand iſt ein Wahrzeichen, ein Wunderzeichen. Märchen von Verwegenheit, Gewalt, Glück werden mit Luſt erzählt, und ihm wird allein zugeſchrieben, was hundert Andere gethan haben. Selbſt kühne Verbrechen erſcheinen der Menge preiswürdig. Ja, es fehlt nicht viel, ſo gilt er für einen Zauberer, der an mehreren Orten

zugleich wirkt und trifft. Wo man hinhorcht, hört man seinen Namen.

Adelheid. Und das ist lästig! Einen Namen, den man oft hören soll, muß man lieben oder hassen; gleichgiltig kann man nicht bleiben.

Weislingen. Bald soll des Reichs Banner gegen ihn wehen. Dabei nur bin ich verlegen, einen tüchtigen Ritter zu finden, den man zum Hauptmann setzte.

Adelheid. Oh, gewiß meinen Oheim, den Edlen von Wanzenau.

Weislingen. Warum nicht gar! Den alten Träumer, den unfähigen Schleppsack!

Adelheid. Man muß ihm einen jungen, raschen Ritter zugeben, zum Beispiel seiner Schwester Stiefsohn, den feurigen Werdenhagen.

Weislingen. Den Unbesonnenen, Tollkühnen? Dadurch wird die Sache um nichts besser.

Adelheid. Seht Euch nur nach recht wackern Kriegsvolk um, die tüchtig zuschlagen!

Weislingen. Und unter solchen Führern bald zu viel, bald zu wenig thun.

Adelheid. Da gebt ihnen noch einen klugen Mann mit!

Weislingen: Das wären drei Hauptleute für einen. Hast Du den Klugen nicht auch schon ausgefunden?

Adelheid. Warum nicht? Den von Binzkopf.

Weislingen. Den schmeichlerischen Schelmen? Tückisch ist er — nicht klug, feig — nicht vorsichtig.

Adelheid. Im Leben muß man's so genau nicht nehmen; das gilt doch Eins fürs Andre.

Weislingen. Zum Scheine, nicht bei der That. Die Stellen würden schlecht besetzt sein.

Adelheid. Die Stellen sind um der Menschen willen da. Was wüßte man von Stellen, wenn es keine Menschen gäbe?

Weislingen. Und unsre Verwandten sind die ächten Menschen?

Adelheid. Ein Jeder denkt an die Seinigen.

Weislingen. Heißt es nicht auch für die Seinigen sorgen, wenn man fürs Vaterland besorgt ist?

Adelheid. Ich verehre Deine höheren Ansichten, muß aber um Verzeihung bitten, wenn ich Dich für die Zeit meines Wegseins noch mit kleinen Aufträgen beschwere.

Weislingen. Sage nur! Ich will gedenken.

Adelheid. Der genannten drei Ritter zur Expedition gegen Berlichingen gedenkst Du.

Weislingen. Gedenke ich, aber nicht gern. Es wird zu überlegen sein.

Adelheid. Du mußt mir's zu Liebe thun; da ist's bald überlegt. Laß mich nicht mit Schimpf bestehen! Mein Oheim verzeiht mir's nie.

Weislingen. Du sollst weiter davon hören.

Adelheid. Karln von Allenstein, den Knappen des Grafen von Schwarzburg, möcht' ich noch zum Ritter geschlagen wissen, eh der Reichstag auseinandergeht.

Weislingen. Wol!

Adelheid. Das Kloster Sankt Emmeran wünscht einige Befreiungen. Das ist beim Kanzler wol zu machen.

Weislingen. Wird sich thun lassen.

Adelheid. Am hessischen Hofe ist das Schenkenamt erledigt, am pfälzischen die Truchsessen-Stelle. Jene — nicht wahr? — unserm Freund Braunau, diese — dem guten Mirsing.

Weislingen. Den Letzten kenne ich kaum.

Adelheid. Desto besser kannst Du ihn empfehlen. Ja, diese Freude machst Du mir gewiß, um so mehr, als seine Mitwerber, die Rothenhagen und Altwyl, meine Feinde sind, wo nicht öffentlich, doch im Stillen. Das Vergnügen, unsern Widersachern zu schaden, ist so groß, ja noch größer als die Freude, den Freunden zu nützen. Vergiß nur nichts!

Weislingen. Wie werd' ich das Alles im Gedächtniß behalten!

Adelheid. Ich will einen Staaren abrichten, der Dir die Namen immer wiederholen und „bitte! bitte!" hinzufügen soll.

Weislingen. Kann er Deinen Ton erhaschen, so ist freilich Alles gewährt und gethan. (Ab.)

Fünfter Auftritt.

Adelheid. Franz, der, seinem Herrn zu folgen, über das Theater geht.

Adelheid. Höre, Franz!

Franz. Gnäd'ge Frau?

Adelheid. Kannst Du mir nicht einen Staaren verschaffen?

Franz. Wie meint Ihr das?

Adelheid. Einen ordentlichen gelehrigen Staaren.

Franz. Welch ein Auftrag! Ihr denkt Euch etwas Anders dabei.

Adelheid. Oder willst Du selbst mein Staar werden? Du lernst doch wol geschwinder ein als ein Vogel?

Franz. Ihr wollt mich selbst lehren?

Adelheid. Ich hätte wol Lust, Dich abzurichten.

Franz. Zieht mich nach Eurer Hand! Befehlt über mich!

Adelheid. Wir wollen einen Versuch machen.

Franz. Jetzt gleich?

Adelheid. Auf der Stelle.

Franz. Nehmt mich mit!

Adelheid. Das ginge nun nicht.

Franz. Was Ihr wollt, geht auch. Laßt mich nicht hier!

Adelheid. Eben hier sollst Du mir dienen.

Franz. In Eurer Abwesenheit?

Adelheid. Hast Du ein gut Gedächtniß?

Franz. Für Eure Worte. Ich weiß noch jede Silbe, die Ihr mir das erste Mal in Bamberg sagtet, ich höre noch den Ton, sehe noch Euern Blick. Er war sanfter als der, mit dem Ihr mich jetzt ansieht.

Adelheid. Nun höre, Franz!

Franz. Nun seht Ihr schon milder aus.

Adelheid. Merke Dir einige Namen!

Franz. Welche?

Adelheid. Den Ritter Wanzenau.

Franz. Gut.

Adelheid. Den jungen Werdenhagen.

Franz. Er soll nicht vergessen werden.

Adelheid. Den hessischen Schenken.

Franz. Mit Becher und Kredenzteller immer gegenwärtig.

Adelheid. Den pfälzischen Truchsessen.

Franz. Ich seh' ihn immer vorschneiden.

Adelheid. Das Kloster Sankt Emmeran.

Franz. Mit dem Abt und allen Mönchen.

Adelheid. Den schönen von Altenstein.

Franz. Der ist mir ohnehin immer im Wege.

Adelheid. Hast Du alle gemerkt?

Franz. Alle.

Adelheid. Du sollst sie meinem Gemahl wiederholen.

Franz. Recht gern — daß er ihrer gedenke.

Adelheid. Mach es auf eine artige Weise!

Franz. Das will ich versuchen.

Adelheid. Auf eine heitere Weise, daß er gern daran denket!

Franz. Nach Möglichkeit.

Adelheid. Franz!

Franz. Gnädige Frau!

Adelheid. Da fällt mir was ein.

Franz. Befehlt!

Adelheid. Du stehst oft so nachdenklich.

Franz. Fragt nicht, gnädige Frau!

Adelheid. Ich frage nicht, ich sage nur, — unter der Menge in Dich gekehrt, bei der nächsten Umgebung zerstreut.

Franz. Vergebt!

Adelheid. Ich tadle nicht; denn sieh —

Franz. O Gott!

Adelheid. Ich halte Dich für einen Poeten.

Franz. Spottet Ihr mein, wie Andre?

Adelheid. Du machst doch Verse?

Franz. Manchmal.

Adelheid. Nun, da könntest Du die Namen in Reime bringen und sie dem Herrn vorsagen.

Franz. Ich will's versuchen.

Adelheid. Und immer zum Schluß mußt Du „bitte, bitte!" hinzufügen.

Franz. Bitte! Bitte!

Adelheid. Ja! Aber dringender! Recht aus dem Herzen!

Franz (mit Nachdruck). Bitte! Bitte!

Adelheid. Das ist schon besser.

Franz (ihre Hand ergreifend, mit Leidenschaft). Bitte! Bitte!

Adelheid (zurücktretend). Sehr gut! Nur haben die Hände nichts dabei zu thun. Das sind Unarten, die Du Dir abgewöhnen mußt.

Franz. Ich Unglücklicher!

Adelheid (sich ihm nähernd). Einen kleinen Verweis mußt Du so hoch nicht aufnehmen. Man straft die Kinder, die man liebt.

Franz. Ihr liebt mich also?

Adelheid. Ich könnte Dich als Kind lieben; nun wirst Du mir aber so groß und ungestüm. — Das mag nun sein! Lebe wohl, gedenk an die Reime, und besonders üben mußt Du Dich, sie recht schön vorzutragen! (Ab.)

Sechster Auftritt.

Franz (allein).

Die Namen in Reime zu bringen, ſie dem Herrn vorſagen? O ich unglücklicher, ungeſchickter Knabe! Aus dem Stegreif die Reime zu machen, wie leicht war das! und wie erlaubt, ihr ſelbſt vorzuſagen, was ich ſonſt nicht zu lallen wagte! O Gelegenheit, Gelegenheit, wann kommſt Du mir wieder! Zum Beiſpiel, ich durfte nur anfangen:

Beim alten Herrn von Wanzenau
Gedenk' ich meiner gnäd'gen Frau;
Beim Marſchall, Truchſeß, Kämmrer, Schenken
Muß ich der lieben Frau gedenken.
Seh' ich den ſchönen Altenſtein,
So fällt ſie mir ſchon wieder ein.
Lobt ſie den tapfern Werdenhagen,
Ich möchte gleich mit ihm mich ſchlagen.
Die ganze Welt, ich weiß nicht wie,
Weiſ't immer mich zurück auf ſie;
O wie beſeligſt Du mich ganz,
Nennſt Du mich einmal Deinen Franz
Und feſſelſt mich an Deine Tritte!
O ſchöne Gnäd'ge, bitte, bitte!

(Ab.)

Seite Zeile

64. 21. 5. 6.

Siebenter Auftritt.

Jaxthauſen. Saal.

Sickingen und Götz.

Götz. Euer Antrag überraſcht mich, theuerſter Sickingen. Laßt mich nur erſt wieder zur Beſinnung gelangen!

7. Ja, Götz, ich bin hier, Deine edle
9. 10. **Götz.** So wünſcht' ich, Du wärſt eher gekommen. Warum ſollt' ich's verhehlen? Weislingen hat
11. ſagte
13. Noth das Futter
19. fällt weg: „verjammert"
22. Entſchließt
31. fällt aus: „(Ab.)"

wogegen Folgendes zugefügt iſt:

Götz. Und ſoll ich mich nicht verwundern, daß Ihr, der Ihr ſo weit umherſchaut, Eure Blicke nicht nach

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
GOETHE,J.W.
3-598-50924-3
FN. 16548/435

Seite Zeile

einer reichen Erbin wendet, die Euch Land und Leute zubrächte, anstatt daß ich Euch mit Marien nicht viel mehr als sie selbst übergeben kann?

Sickingen. Eine Frau suche ich für meine Burgen und Gärten. In meinen Weilern, an meinen Teichen hoffe ich sie zu finden; dort soll sie sich ein eignes Reich bereiten. Im Kriegsfelde, bei Hofe will ich allein stehen; da mag sich nichts Weibliches neben mir wissen, das mir angehört.

Götz. Der ächte Rittersinn! (Nach der Thüre schauend.) Was giebt's? Da kommt ja Selbitz.

64. 32. bis Seite

67. 34. fallen aus; statt dessen:

Achter Auftritt.

Selbitz. Die Vorigen.

Götz. Woher so eilig, alter Freund?

Selbitz. Laßt mich zu Athem kommen!

Götz. Was bringt Ihr?

Selbitz. Schlechte Nachrichten. Da verließen wir uns auf des Kaisers geheime Gunst, von der man uns so Manches vorschmeichelte. Nun haben wir die Bescherung.

Götz. Sagt an!

Selbitz. Der Kaiser hat Exekution gegen Euch verordnet, die Euer Fleisch den Vögeln unter dem Himmel und den Thieren auf dem Felde vorschneiden soll.

Sickingen. Erst wollen wir von ihren Gliedern etwas auftischen.

Götz. Exekution? In die Acht erklärt?

Selbitz. Nicht anders.

Götz. So wäre ich denn ausgestoßen und ausgeschlossen wie Ketzer, Mörder und Verräther!

Sickingen. Ihr wißt, Götz, das sind Rechtsformeln, die nicht viel zu bedeuten haben, wenn man sich tapfer wehrt.

Selbitz. Verlogene Leute stecken dahinter, Mißgönner, mit Butz, Neid und Praktika.

Götz. Es war zu erwarten, ich hab' es erwartet, und doch überrascht's mich.

Sickingen. Beruhigt Euch!

Götz. Ich bin schon ruhig, indem ich die Mittel überdenke, ihren Plan zu vereiteln.

Sickingen. Gerade zur gelegenen Zeit bin ich hier, Euch mit Rath und That beizustehen.

Götz. Nein, Sickingen, entfernt Euch lieber! Nehmt selbst Euern Antrag zurück! Verbindet Euch nicht mit einem Geächteten!

Sickingen. Von dem Bedrängten werde ich mich nicht abwenden. Kommt zu den Frauen! Man freit nicht besser und schneller als zu Zeiten des Kriegs und der Gefahr.

Selbitz. Ist so etwas im Werke? Glück zu!

Götz. Nur unter einer Bedingung kann ich einwilligen. Ihr müßt Euch öffentlich von mir absondern. Wolltet Ihr Euch für mich erklären, so würdet Ihr zu sehr ungelegener Zeit des Reichs Feind werden.

Sickingen. Darüber läßt sich sprechen.

Götz. Nein, es muß zum Voraus entschieden sein. Auch werdet Ihr mir weit mehr nutzen, wenn Ihr Euch meiner enthaltet. Der Kaiser liebt und achtet Euch. Das Schlimmste, was mir begegnen kann, ist, gefangen zu werden. Dann braucht Euer Vorwort und reißt mich aus einem Elend, in das unzeitige Hilfe uns Beide stürzen könnte!

Sickingen. Doch kann ich ein zwanzig Reiter heimlich zu Euch stoßen lassen.

Götz. Das nehm' ich an. Georg soll gleich in die Nachbarschaft, wo meine Söldner liegen, — derbe, wackre, tüchtige Kerls. Die Deinigen sollen sich nicht schämen, zu ihnen zu stoßen.

Sickingen. Ihr werdet gegen die Menge wenig sein.

Götz. Ein Wolf ist einer ganzen Heerde Schafe zu viel.

Sickingen. Wenn sie aber einen guten Hirten haben?

Götz. Sorg Du! Das sind lauter Miethlinge. Und ferner kann der beste Ritter nichts machen, wenn er nicht Herr von seinen Handlungen ist. Man schreibt ihnen Dies und Jenes vor; ich weiß schon, wie das geht! Sie sollen nach dem Zettel reiten, indessen wir die Augen aufthun und selbst sehen, was zu schaffen sei.

Sickingen. Nur fort, ohne Zögern bei den Frauen unser Wort anzubringen!

Götz. Recht gern.

Selbitz. Nun laßt mich den Kuppelpelz verdienen!

Götz. Wer ist der Mann, der mit Euch in den Vorsaal kam?

Selbitz. Ich kenne ihn nicht. Ein stattlicher Mann, mit lebhaftem Blick. Er schloß sich an, als er hörte, wir ritten zu Euch.

Götz. Voraus zu den Frauen! Ich folge.

Seite Zeile

67. u. 35. **Neunter Auftritt.**

Götz. Serle.

39. fällt aus: „mir"
68. 1. vielmehr st. „eher"
5. wackeren Manne
13. fällt aus: „Wisst Ihr"
14. Reitern begegnetet?
15. Richtig. Anfangs hielt ich sie nur für
16. theilte meinen Haufen — es waren unser Sechzehn; ich hielt am
17. Dorfe
19. abgeredet
20. sahen
21. unten. Als wir sahen
23. fällt aus: „mit der Hand"
24. Achte!
27. Haufens
29. Knecht, von dem Ihr
31. hätte
32. wollt'
37. hesse
38. habe
69. 4. eher
7. Feindlichste
11. 12. Euern Namen kannt' ich; da lernt' ich Euch
14. beschloß ich, Euch einmal zu
16. Götz. Auf wie lange verpflichtet Ihr Euch?
19. am Schluss zugefügt: (Beide ab.)
20. bis Seite
73. 7. fallen aus. An deren Stelle tritt:

Zehnter Auftritt.

Von einer Anhöhe Aussicht auf eine weite, fruchtbare Gegend. Hinten an der Seite eine verfallene Warte. Uebrigens Wald, Busch und Felsen.

Zigeunermutter und Knabe.

Knabe. Mutter! Mutter! Warum so eilig durch die Dörfer durch, an den Gärten vorbei? Mich hungert, habe nichts geschossen.

Mutter. Sieh Dich um, ob die Schwester kommt! Lerne hungern und dürsten! Sei Tag und Nacht, im Regen, Schnee und Sonnenschein behend und munter!

Knabe. Die Schwester dort!

Mutter. Das gute Kind, das kühne Mädchen! Da steigt sie schon mit munterem Schritt und glühendem Blick den Hügel herauf.

Tochter. Keine Furcht, Mutter! Die Fähnlein, die im Felde ziehn, sind nicht gegen uns, nicht gegen den Vater, den braunen Vater.

Mutter. Gegen wen denn?

Tochter. Gegen den Rittersmann, den Götz, den wackern Götz. Der Kaiser ächtet solch edles Haupt. Das sagt' ich aus; weisag es nun den Begegnenden!

Mutter. Sind ihrer Viel'?

Tochter. Sie theilten sich. Zusammen hab' ich sie nicht gesehen.

Mutter. Hinüber Du in des Vaters Revier, daß er Alles wisse, der Mann der Brust, der Mann der Faust! Geschwind hinüber und säume nicht!

(Tochter ab.)

Knabe. Sie kommen schon.

Mutter. Hier drücke Dich ans Gemäuer her, an des alten Gewölbes erwünschten Schutz! (Ab.)

Elfter Auftritt.

Vortrab. Sodann Hauptmann. Werdenhagen. Blinzkopf. Fähnlein. Dann Zigeunerin und Knabe.

Hauptmann. Nun, diese Höhe wäre endlich erstiegen; es ist uns aber auch einigermaßen sauer geworden.

Blinzkopf. Dafür laßt's Euch belieben und verweilt hier in Ruhe! Werdenhagen zeigt sich stracks dem Feinde und sucht ihn aus der Burg zu locken.

(Werdenhagen ab mit einem Trupp.)

Blinzkopf. Ich will nun auch an meinen Posten zum Hinterhalt.

Hauptmann. Verzieht noch ein Wenig, bis ich eingerichtet bin! Mir kann's Niemand so ganz recht machen als Ihr, mein Werthester.

Blinzkopf. Wir kennen unsre Pflicht — erst Eure Diener, dann Soldaten.

Hauptmann. Wo habt Ihr mein Zelt aufgeschlagen?

Blinzkopf. Zunächst hierbei am Walde, hinter einem Felsen, recht im Schauer.

Hauptmann. Ist mein Bettsack abgepackt?

Blinzkopf. Gewiß, Herr Hauptmann.

Hauptmann. Auch meine Feldstühle?

Blinzkopf. Gleichfalls.

Hauptmann. Der Teppich?

Blinzkopf. Soeben wird er herabgenommen.

Hauptmann. Laßt ihn gleich hier ausbreiten! (Es geschieht.) Gebt einen Stuhl! (Setzt sich.) Noch einige Stühle! (Sie werden gebracht.) Nun wünscht' ich auch mein Lustzelt.

Blinzkopf. Sogleich. Darauf sind wir schon eingerichtet.

Hauptmann (indem eine Art von Baldachin über ihn aufgestellt ist). So recht! Es ist gar zu gemein und unbehaglich, auf rauhem Boden und unter freiem Himmel zu sitzen. Wie sieht es mit dem Flaschenkeller aus?

Blinzkopf. Ist ganz gefüllt und steht hier.

Hauptmann. Einen Tisch! Nun ist's bald recht. Ich mache mir's gern gleich wohnlich, wenn ich so irgendwo ankomme.

Blinzkopf. Darf ich mich nun beurlauben?

Hauptmann. Ich entlass' Euch nicht gern.

Blinzkopf. Ich muß fort. Zum Hinterhalt braucht's Klugheit und Geduld. Die hat nicht Jeder. (Ab.)

Hauptmann. Jetzt die Würfel her! Und sagt den Junkern, sobald das Lager geschlagen ist, sollen sie sich einstellen!

Zigeunerknabe (der sich indessen mit seltsamen Geberden genähert hat, fällt vor dem Hauptmann auf die Knie). Allerdurchlauchtigster, Großmächtigster!

Hauptmann. Potz Blausteuer, das Kind hält mich für den Kaiser! Ich muß doch recht majestätisch aussehen. Stehe auf, Kind! Mutter, bedeut es, daß ich der Kaiser nicht bin! Mir könnt' es zur Ungnade gereichen, wenn man erführe, daß ich solche Ehrenbezeigungen angenommen.

Mutter. Habt Ihr nicht des Kaisers Brief bei Euch? Habt Ihr nicht Auftrag vom Kaiser?

Hauptmann. Wie weiß das Euer Kind?

Mutter. Es ist ein Sonntagskind; es kann's Euch ansehen.

Hauptmann. Und wie?

Mutter. Wer vom Kaiser einen Auftrag hat, den sieht es mit einem Schein um den Kopf.

Hauptmann. Ich einen Schein um den Kopf?

Mutter. Fragt ihn ſelbſt!

Hauptmann. Iſt's wahr, mein Kind? Siehſt Du einen Schein um mein graues Haupt?

Knabe (ſich in einer Art von Tanz drehend). Einen lichten Schein, einen milden Schein; er ſtrahlet hell, der güldne Schein — er färbt ſich roth, der wilde Schein. (Schreit und läuft fort.)

Hauptmann. Was haſt Du, gutes Kind? Bleib! Ich will Dir ja nichts zu Leide thun.

Knabe (in der Ferne). Ihr ſeht ſo fürchterlich aus, ſo kriegeriſch, ſo ſiegeriſch. Fliehen muß man, zittern und fliehen. (Schreit und entfernt ſich.)

Hauptmann. Nun, ſo wollt' ich, daß alle meine Feinde Sonntagskinder wären! Nicht nur große Thaten, Wunderthaten wollt' ich thun.

Reiſiger. Dort unten gehen die Händel ſchon los! Sie ſind einander in den Haaren.

Hauptmann. O wer doch jetzt dort unten wäre! Ich fühle mich einen ganz andern Mann, ſeitdem ich weiß, daß ich einen Schein um den Kopf habe.

Reiſiger. Das Gefecht wird immer ſtärker; man ſieht's am Staube.

Hauptmann. Der Hinterhalt iſt gewiß zur rechten Zeit hervorgebrochen. Ich muß doch mit Augen ſehen, wie es zugeht. (Er ſetzt ſich langſam in Bewegung.)

Reiſiger. Waffnet Euch! Rüſtet Euch! Der Feind iſt auf der Höhe.

Hauptmann. Der Feind? Ihr ſpaßt. Woher käme denn der?

Reiſiger. In allem Ernſt.

Hauptmann. Iſt ihn denn Niemand gewahr worden?

Reiſiger. Aus den Felſenſchluchten ſteigen ſie mit Macht herauf; ſie rufen: „Sankt Georg und ſein Segen! Sankt Georg und ſein Degen!" Ein Jüngling zieht vor ihnen her, gerüſtet und geſchmückt wie Sankt Georg ſelbſt. Eure Leute fliehen ſchon um den Hügel herum. Seht nur hin!

Hauptmann. Rüſtet Euch! Kommt! Rüſtet Euch! Schnell! Haltet Stand, bis wir in Ordnung ſind! O wenn's doch lauter Sonntagskinder wären! (Ab.)

Zwölfter Auftritt.

Georg. Einige Knechte. Fand. Reichstruppen.

(Die Reichstruppen fliehen.)

Georg (mit einer Fahne). Sie fliehen, ohne ſich umzuſehen. Welch ein Schrecken überfiel ſie! Das kam von Gott.

Knechte (kommen und packen an).

Faud. Glück zum Probestück! Das ist gut gelungen; gleich eine Fahne! Du glücklicher Fant! Treibe nur das Volk zusammen — das belädt sich schon! — Macht Euch auf, Ihr alten Beine! Ich bin doch noch eher beim Herrn als die Saumrosse da. (Ab.)

Georg. Belastet Euch nicht mit Beute! Das bleibt am Ende doch unser, wenn wir brav sind. Ihr könnt's nicht lassen? Nun, so versteckt's nur geschwind in die Felsenschluchten, und dann gleich wieder hinab zu Götzen ins Gefecht!

Knechte (räumen meist Alles weg).

Zigeunerknabe. Schöner Knabe, frommer Knabe, willst Du hören künftige Dinge? Hören, was den schönen, frommen Knaben erwartet?

Georg. Fromm bin ich; deswegen mag ich aus Deinem Munde von der Zukunft nichts hören. — Hinunter ins Gefecht mit dem Ehrenzeichen unsrer Vorarbeit!

Zigeunerknabe. Schöner Knabe! Frommer Knabe! Deine Hand! Ich sage Dir die Wahrheit, die gute Wahrheit.

Georg. Hinweg, Du Kobold! Frevelhafte Lügenbrut! Ich vertrau' auf Gott; was Der mir beschieden hat, wird mir werden. — Ich bete zu meinem Heiligen, Der wird mich stärken und schützen. Sankt Georg und sein Segen! Sankt Georg und sein Degen! (Ab.)

Knechte (geschäftig end). Sankt Georg und sein Segen!

Zigeunerknabe. Da liegt noch Viel, und Manches liegt verzettelt an dem Hügel her.

Mutter. Zusammen, was Du fassen kannst, und immer ins Gewölb hinein!

Knabe (sammelt und verbirgt's).

Mutter. Das Gefecht zieht sich am Hügel her. Sie bringen einen Verwundeten herauf. (Verbergen sich.)

Seite Zeile

73. 21. 8. 9. **Dreizehnter Auftritt.**

Selbitz verwundet, getragen von Knechten, begleitet von **Faud.**

21. 10—16. **Selbitz.** Legt mich hierher! Weit genug habt Ihr mich geschleppt. Faud, ich dank' Dir für das Gefecht. Nun zurück zu Deinem Herrn, zurück zu Götzen!

Faud. Laßt mich hier! Drunten bin ich unnütz; sie haben meinen alten Knochen dergestalt zugesetzt, daß ich wie gemörselt bin — kaum tauglich zum Krankenwärter.

Seite Zeile

Selbitz. Nun denn, Ihr Gesunden, fort mit Euch! Ins Gefecht mit Euch! (Knechte ab.)

Selbitz. O wer doch wüßte, wie's dort unten zugeht!

Faud. Geduld! Auf der Mauer da sieht man sich weit um. (Er steigt hinauf.)

Selbitz. Hier sitzen wir nun, vielleicht um nicht wieder aufzustehen. Das muß ein Reitersmann jeden Tag erwarten. Und wenn's kommt, will's Einem doch nicht gefallen.

Faud (oben). Ach, Herr!

73. 17. siehst

18. **Faud.** st. „**Erster Knecht.**" Ebenso im ganzen Auftritt. ins weite Feld. st. „**der Höhe zu.**"

20. 21. „Reit Einer" bis „(Knecht ab.)" fällt aus.

st. 24. Schwimme, braver Schwimmer! — Ich bin leider an den Strand geworfen.

26. Jost von Werdenhagen. st. „Der Hauptmann."

27. Bau! st. „Bauz!"

28. Jost? st. „Der Hauptmann?"

30. Wohl! Wohl! Der Kühnste und Derbste unter Allen.

34. blauer Federbusch verschwindet auch.

74. 2. „Ich kann nicht." fällt aus.

5. fliehen.

8. Fahne —

9. 10. st. „Mein Kamerad" bis „herauf": Georg mit des Hauptmanns Fahne seh' ich auch.

Hierauf ist zugefügt:

Selbitz. Und die Flüchtigen?

Faud. Zerstreuen sich überall. Hier läuft ein Trupp am Hügel hin, ein anderer zieht sich herauf — gerad hierher. O weh, bester Herr, wie wird es Euch ergehen!

Selbitz. Komm herunter und zieh! Mein Schwert ist schon heraus. Auch sitzend und liegend will ich ihnen zu schaffen machen.

Hierauf schließt:

Vierzehnter Auftritt.

Blinzkopf. Ein Trupp Reichsknechte. Vorige.

Blinzkopf (Reichend). Geschwind! Geschwind! Rettet Eure Haut! Alles ist aus einander gesprengt. Salvirt dem Kaiser ein

paar tüchtige Leute für die Zukunft! (Sich umsehend.) Was! Was ist das? Da liegt Einer; ich kenn' ihn — es ist Selbitz. Er ist verwundet. Fort mit ihm! Auf der Retirade noch ein glücklicher Fang!

Faud (der heruntergesprungen ist und sich mit bloßem Schwert vor Selbitz stellt). Erst mich!

Blinzkopf (der sich zurückzieht). Freilich sollst Du voraus.

(Die Knechte kämpfen; die Menge überwannt und entwaffnet Faud und schleppt ihn fort, indem er sich ungeberdig wehrt.)

Blinzkopf. Nun diesen Lahmen aufgepackt!

Selbitz (indem er ihn mit dem Schwerte trifft). Nicht so eilig!

Blinzkopf (in einiger Entfernung). Wir sollen wol noch erst komplimentiren?

Selbitz. Ich will Euch die Zeremonien schon lehren!

(Anfall der Knechte.)

Blinzkopf (zu den Knechten). Nur ohne Umstände! (Sie fassen ihn an.)

Funfzehnter Auftritt.

Lerse. Vorige. Zuletzt Faud.

Lerse. Auf mich, hierher, auf mich! Das ist Eure Tapferkeit, ein halb Dutzend über Einen! (Er springt unter sie und ficht nach allen Seiten.)

Selbitz. Braver Schmied! Der führt einen guten Hammer!

(Blinzkopf entfernt sich.)

Lerse (indem er Einen nach dem Andern erlegt und den Letzten in die Flucht treibt). Das nimm Dir hin — und das wird Dir wohl bekommen. — Taumle nur, Du fällst doch. — Du bist wohl werth, daß ich noch einen Streich an Dich wende. — Bleibe doch! Ich kann Dich nicht weglassen. Der ist mir entgangen; es muß doch Einer ansagen, wie sie empfangen worden sind.

Selbitz. Ich danke Dir. Gieb mir Deine Hand! Dacht' ich doch wahrlich, ich wäre wieder jung und stünd' auf meinen zwei Beinen

Faud (kommend). Da bin ich auch wieder mit dem schönsten Schwerte. Seht nur die Beute!

Lerse. Götz zieht herauf.

Seite Zeile

74. st. 11. **Sechzehnter Auftritt.**

Götz. Georg. Ein Trupp. Vorige.

13. „(Steigt vom Pferd.)" fällt aus.

verwundet

18. warf den Werdenhagen st. „Hauptmann"

Seite Zeile

74. 28. Schuften, st. „Hunde“
33. Werdenhagen's Fall half mir
35. Werdenhagen st. „Der Hauptmann“
st. 36. Göz. Sie hatten ihn gerettet.
Selbitz. Und Lerse rettete mich. Sieh nur, was er für Arbeit gemacht hat!
Göz. Diese wären wir los. Glück zu, Lerse, Glück zu, Faud, und meines Georg's erste wackere That sei gesegnet! Kommt, Kinder!
st. 37. Kommt! Macht eine Bahre von Aesten! — Selbitz, Du kannst
st. 39—41. die Unsrigen auch. Wer weiß, was wir wieder zusammenbringen! (Gruppe in Bewegung.)
Der Vorhang fällt.
75. 1—9. fallen aus.

---

75. 10—39. } fallen weg. Statt dessen:
76. 1. 2. }

Vierter Aufzug.

Jaxthausen. Kurzes Zimmer.

Erster Auftritt.

Marie. Sickingen.

Sickingen. Du siehst, meine Hoffnungen sind eingetroffen; Göz kehrt siegreich zurück, und Du wirst Deinen geliebten Bruder, für den Du so ängstlich sorgtest, bald wieder vor Dir sehen.

Marie. Er hat sich für einen Augenblick Luft gemacht; wie wenig heißt das gegen die Uebel, die ihn bedroben!

Sickingen. Ueber den Augenblick geht unsre Thätigkeit nicht hinaus, selbst wenn unsere Plane weit in der Ferne liegen. Laß auch uns das Glück der schönen Stunde nicht versäumen, die mich Dir zuführt, die Dich zu der Meinigen machen soll!

Marie. Auch bei diesem Deinem edlen Erbieten wächst meine Sorge, meine Verlegenheit. Willst Du Dich an uns anschließen, wo Du weder Macht noch Glück findest? Was treibt Dich, einer fremden Unbekannten die Hand zu reichen?

Sickingen. Du bist mir weder fremd noch unbekannt. — Deinem Bruder vertrau' ich schon lange, und Du bist von frühen Zeiten meine Liebe. Lächle nur, staune nur! Ich will es Dir

erklären. Vielleicht erinnerst Du Dich kaum, daß Du mit Deiner Mutter auf dem Reichstag zu Speyer warst. Dort gab es viele Feste, Bankette und Tänze. An einem schönen Tage tratst Du mit Deiner Mutter die Stufen herunter in den großen, kühlen, gesellschaftreichen Gartensaal, wo zu mancherlei Tanzmusik Trompeten und Pauken erklangen. Mein Oheim ging Euch entgegen und reichte Deiner stattlichen Mutter die Hand, um sich mit ihr an den Reihen anzuschließen; ich reichte sie Dir, dem sanften, liebenswürdigen Kinde. Du warst neu in dieser Welt, und Du bewegtest Dich darin mit unschuldiger Freiheit, mit himmlischer Anmuth. Damals, als Du mit Deinen blauen Augen zu mir heraufschautest, fühlte ich den Wunsch, Dich zu besitzen. Lange war ich von Dir getrennt; jener Wunsch blieb lebendig, sowie jenes Bild, wie der Eindruck jenes Blickes. — Eigentlich komme ich nur zurück —

Zweiter Auftritt.

Vorige. Göz.

Göz. Das wäre so weit gut abgelaufen.

Sickingen. Glück zu!

Marie. Tausendmal willkommen!

Göz. Nun aber vor allen Dingen in die Kapelle!

Marie. Wie meinst Du?

Göz. Ich hoffe, daß Ihr einig seid.

Sickingen. Wir sind's.

Göz. Nur geschwind, daß Ihr auch Eins werdet! Ich habe bei meinem Zuge auf Alles gedacht und auch einen Kaplan mit hereingeführt. Kommt! Kommt! Die Thore sind geschlossen, wie sich's ziemt. Weibern, Pfaffen und Schreibern muß man zu ihren Hantierungen eine sichre Stätte verschaffen.

Marie. Hört! Sagt, wie steht es überhaupt mit Euch, mit Euern Leuten?

Göz. Das sollst Du nachher vernehmen! — Jetzt vor den Altar und da, im Angesichte Gottes, fromme Wünsche für Dich und Deinen Gatten! Das Uebrige wird sich geben. (Alle ab.)

Dritter Auftritt.

Saal mit Waffen, im Grunde eine Kapellthüre.

Lerse und **Georg** mit Fahnen, eine Reihe **Gewappneter** an der rechten Seite.

Georg. Das ist auch lustig, daß wir gleich zum Kirchgange aufstehen.

Lerse. Und daß diese Fahnen gleich ein Brautpaar salutiren.

Georg. Ich höre zwar das Läuten recht gern; aber diesmal wollt' ich, es wäre vorbei, damit wir auskundschafteten, wie es draußen steht.

Lerse. Nicht sonderlich steht's. Das weiß ich ohne Kundschaft.

Georg. Freilich, die Unsern sind zersprengt, und der Andern sind Viele, die sich schon eher wieder zusammenfinden.

Lerse. Das thut uns nichts. Wenn sich so ein paar Männer wie Sickingen und Berlichingen verbinden, wissen sie schon, warum. Gieb Acht, Sickingen führt unserm Herrn hinreichende Mannschaft zu. So überlegt' ich's, und so wird's werden.

Georg. Ganz recht. Nur getrost und munter, und gelegentlich wacker zugeschlagen! Die Ritter mögen sorgen! Dafür befehlen sie uns ja.

Vierter Auftritt.

Die Vorigen. Zwei Chorknaben. Ein Priester. Götz mit Sickingen. Elisabeth mit Marie. Einige Frauen und Männer von den Hausgenossen.

(Sie ziehen mit Gesang ums Theater. Die Wache salutirt mit Piken und Fahnen. Der Zug geht in die Kapelle, der Gesang dauert fort.)

Georg (indem er seine Fahne abgiebt). Ich schließe mich auch an. So etwas Feierliches hab' ich gar zu gern.

(Der Gesang endet.)

Fünfter Auftritt.

Götz. Lerse. Knechte.

Götz. Wie sieht es aus, Lerse? Die Mannschaft mag sich nun auf die Mauern vertheilen!

Lerse. Erlaubt Ihr, so rüsten sie sich noch besser. Das giebt mehr Zutrauen.

Götz. Nehmt von den Harnischen, Pickelhauben und Helmen, was Ihr wollt!

(Die Knechte rüsten sich auf beiden Seiten. Der Zug kommt aus der Kapelle und zieht durch sie durch. Erst die Hausgenossen, dann die Chorknaben, dann der Priester. Indessen spricht Götz mit Lerse.)

Götz. Sind die beiden Thore gut besetzt?

Lerse. Ja, Herr, und für den Augenblick wohl verschlossen und verwahrt.

Götz. Sickingen geht gleich nach der Trauung fort.

Lerse. Ich verstehe. Um Euch Mannschaft zuzuführen.

Götz. Das wird sich finden. Du mußt ihn zum Unterthore hinausgeleiten.

Lerse. Ganz recht! Denn vorm Oberthore iſt's nicht ganz ſicher; da ſchwärmt ſchon wieder ein Trupp Reichsvögel herum.

Götz. Du führſt ihn am Waſſer hin und über die Furt! Da mag er in Frieden ſeines Wegs ziehn! Du ſiehſt Dich um und kommſt bald wieder!

Lerse. Ja, Herr. (Ab.)

Zeile Zeile

76. st. 3. 4. **Sechster Auftritt.**

Sickingen, Marie, Elisabeth, aus der Kapelle. Götz.

(Man hört in der Ferne Trommeln zu Bezeichnung des feindlichen Anmarſches.)

5. gebe
6. „Euch" fällt aus.
7. Und Eure Kinder laſſ' er
14. Zugefügt: Lerse ſoll Euch auf den Weg bringen.

st. 18. **Götz.** Vorſicht muß unbarmherzig ſein.

st. 19. **Siebenter Auftritt.**

Vorige. Georg.

st. 20—26. **Georg** (heimlich zu Götz). Sie ziehen ſich auf der Höhe zuſammen und umlagern von der einen Seite das Schloß. Unten über dem Waſſer ſeh' ich noch Niemand. (Trommeln, immer wachſend, doch nicht zu nahe.)

Götz (für ſich). Gerade, wie ich mir's dachte. (Laut.) Ohne Hochzeitmahl muß ich Euch entlaſſen. (Halblaut zu Sickingen.) Ich bitte Euch, geht! Ihr verſteht mich. Beruhet Marien! Sie iſt Eure Frau. Laßt ſie's zum erſten Mal fühlen!

Elisabeth. Liebe Schweſter, thu, was er verlangt! Wir haben uns dabei noch immer wohl befunden.

27—38. fallen aus.

st. 39—41. u. S. 77. Zeile 1—3.: **Götz.** Es muß geſchieden ſein, meine Lieben! Weine, gute Marie! Es werden Augenblicke kommen, wo Du Dich freuen wirſt. Leb wohl, Marie! Leb wohl, Bruder!

77. 5. laß uns hier
6. dieſer Noth ſeine Hilfe verſchmähſt?
7. kommen.
8. Sturze
14. Hinter dieſer Zeile iſt eingeſchaltet: (Trommeln.)
21. Gatten st. „Mann"
30. will nicht ruhen noch raſten, bis

Seite. Zeile

77. 32. (Er läßt sie.)
36. (Sickingen und Marie ab.)
40. Hinter dieser Zeile ist eingeschaltet: (Trommeln.)

et. 41. Achter Auftritt.

Götz. Georg.

42. u. Seite 78. Zeile 1. 2.: **Georg.** In kleinen Haufen rücken sie von allen Seiten an. Ich sah vom Thurme ihre Piken blinken; ihrer sind nicht wenig; doch wollte mir's vor ihnen nicht bange werden a[ls]

78. 3. Zwar diesmal spielen wir
et. 4. Seht nach dem Thor, nach den Riegeln! Verrammelt's
5. Nach: „(Georg ab.)" folgt:

Neunter Auftritt.

Götz. Dann Trompeter in der Ferne.

7. verlauen. (Trompete von außen.)
9. (Götz ab.)
9. 10. fällt weg: „(Man hört in der Ferne reden)"; st. dessen:
Trompeter (von ferne). (NB. Man darf kaum etwas verstehen.) Kund und zu wissen sei hiemit Jedermänniglich, besonders Euch dadrinnen in der Burg, daß Ihro Majestät, unser gnädigster Herr und Kaiser Maximilian, Dich, Götz von Berlichingen, wegen freventlicher Vergehungen an den Reichsgesetzen und -Ordnungen —
11. an Deinen
et. 12. **Trompeter.** Nach vorläufiger rechtlicher Erkenntniß in die Acht erklärt als einen Beleidiger der Majestät.
13. Aufforderung
et. 15. **Trompeter.** Und Befehl gegeben, Dich zu fahen und zu stellen; deshalb Du vorläufig ermahnt wirst, Dich dem ausgesandten Hauptmann auf Gnade und Ungnade zu ergeben und Kaiserlicher Milde Dich und die Deinigen zu überliefern.
17. **wem sprecht Ihr?**
Sage
18. **Ihro Kaiserlichen Majestät habe ich allen schuldigen**
19. **er kann zum Teufel fahren! st. „er kann mich —"**
21—41 fallen aus; statt dessen:

Seite Zeile

Zehnter Auftritt.

Götz. Lerse. Knechte.

Lerse. Wir haben die Munition ausgetheilt. Pulver ist wol da; aber die Kugeln sind spärlich zugemessen.

Götz. Hier ist Gießzeug. Sieh Dich nach Blei um! Indessen wollen wir uns mit Armbrüsten behelfen. (Indem er eine Armbrust nimmt, zum Knecht.) Trage die übrigen hinauf! Wo ein Bolzen treffen kann, muß man keine Kugel verschwenden.

(Man hört von Zeit zu Zeit schießen, doch nicht zu nahe.)

Elfter Auftritt.

Lerse. Georg.

79. st. 1. 2. st. 3—5. **Lerse.** Hier ist nicht lange zu feiern; alle Vortheile gelten. Habe ich doch schon Gefängnißgitter in Hufeisen umschmieden sehen! Das Blei hat hier lange genug ausgeruht; mag es auch einmal fliegen!

(Er hebt ein Fenster aus, schlägt die Scheiben ein und wickelt das Blei zusammen, um es einzuschmelzen. Draußen wird geschossen.)

So geht's in

8—10. vom Worte: „und" an bis „möchte" fallen aus; st. dessen (Er gießt.)

13. uns prostituirt. st. „schlecht bestanden."

14. erhält den Zusatz: Wo hast Du's her?

woraus noch folgt:

Georg. Aus der Dachkehle zwischen dem Thurm und dem Schloß.

Lerse. Von wo der Regen nach dem kleinen Hofe fällt?

16. Mir ist nicht bange für ihn; ein

18. **Lerse.** Halte den Löffel! (Er gießt

19. Reichsdrucker st. „Reichsknappe"

20. heiß, st. „warm"

21. fällt aus: „(Lädt.)"

st. 22. **Georg** (gießt indessen). Es ist doch artig, wie eine der andern so ähnlich sieht! Wenn man doch auch so eine Form hätte, wackere Reiter zu gießen, wie wollten wir ein ganzes Schloß voll erst fertig machen! Und auf einmal alsdann die Thorflügel aus einander und unter die Feinde hinausgesprengt! Wie sollten die sich verwundern!

st. 23. **Lerse.** Nun gieb Acht! (Er schießt.) Da liegt der Spatz.

Lesarten

79. st. 24. **Georg.** Laß ſehen! Der ſchoß vorhin nach mir, als ich zum
25. Das Blei st. „die Rinne“
26. ſtürzte
27. dankte

29. 30. fallen aus.
31—39. } fallen aus; ſtatt derſelben:
80. 1— 6. }

Zwölfter Auftritt.

Vorige. Göz.

Göz. Womit beſchäftigt, Kinder?

Georg. Ein Paternoſter ohne Schnur zu verfertigen. Seht her, wie blank die Kugeln ſind!

Göz. Die Sache gewinnt ein ander Anſehen. Georg, geſchwind auf den Mauern herum, und ſage den Meinigen, ſie ſollen nicht ſchießen, bis Die draußen wieder anfangen!

Georg. Den Augenblick! (Ab.)

Lerſe. Halten Die draußen ein mit Schießen?

Göz. Ja, und ſie bieten mit allerlei Zeichen und weißen Tüchern einen Vertrag.

Lerſe. Sie ſind es bald müde geworden.

Göz. Der Hauptmann wünſcht ſich nach Hauſe.

Lerſe. Ich will zu ihnen hinaus und hören, was es ſoll.

Göz. Sie werden verlangen, daß ich mich ritterlich gefänglich ſtelle.

Lerſe. Das iſt nichts! Wenn ſie nichts Beſſeres wiſſen, ſo warten wir auf den Sukkurs, den Euch Sickingen gewiß zuſendet.

Göz. Daher iſt nichts zu erwarten.

Lerſe. Nichts? Wäre das möglich?

Göz. Es hat ſeine guten Urſachen.

Lerſe. Auf alle Fälle will ich hinaus. Man hört doch, wie ſie geſinnt ſein mögen; und Ihr könnt fortan thun und laſſen, was Euch belieben mag. (Ab.)

Dreizehnter Auftritt.

Göz. Nachher **Knechte** mit einem Tiſch. **Georg** und **Faud** mit Tiſchgeräth.

Göz. Wenn wir auf leidliche Bedingungen wieder ins Freie gelangen, ſo werden wir uns gleich wieder behaglicher finden.

Georg. So muß Euer alter Eßtisch auch einmal vom Platze; denn da vorn in dem Erker, wo Ihr so lustig speistet, haben sie schon zweimal hineingeschossen.

Faud. Unsre Frau sagt, weil eben doch Feierstunde sei, so wäre auch Zeit, etwas zu genießen. Wir sollen decken — nicht als ob sie Euch viel auftischen könnte.

Georg. Die Herren da draußen haben es recht klug gemacht; sie haben ihr vor allen Dingen die Küchenesse eingeschossen; sie denken, das ist der empfindlichste Theil des Hauses.

Götz. Nur zu, Kinder! Wir Andern müssen oft genug aus der Hand speisen, daß jeder gedeckte Tisch uns festlich erscheint.

Seite Zeile

80. st. 7. 8.

Vierzehnter Auftritt.

Vorige. **Elisabeth.** **Knechte,** mit kalten Speisen und einigen Krügen Wein.

st. 9—14. **Götz** (die Tafel beschauend). Das sieht noch so ganz reichlich aus — bis auf den Wein, meine Liebe, den hast Du knapp zugemessen.

Elisabeth. Es ist der letzte — (heimlich) bis auf zwei Krüge, die hab' ich für Dich bei Seite gesetzt.

15. nur auch her, st. „heraus."

16. nicht ich. Mein ist ja die Sache.

st. 17—40. (Indessen sie sich um den Tisch stehend ordnen, werden noch zwei Krüge aufgetragen.)

Götz. Von diesem spärlichen Mahle wendet hinauf den Blick zu Eurem Vater im Himmel, der Alles ernährt, der Euch nah ist zur guten und bösen Stunde, ohne dessen Willen kein Haar von Eurem Haupte fällt! Vertraut ihm, dankt ihm! (Er setzt sich, mit ihm Alle.) Und nun fröhlich zugegriffen!

Georg. Ja, Herr, ich bin auch am Heitersten, wenn ich gebetet habe.

Götz. Laßt uns, meine Kinder, nach guter alter Sitte bei Tisch nur des Erfreulichen gedenken! Und wenn uns diesmal die Gefahr zusammenbringt, wenn sie Herrn und Knecht an einem Tisch versammelt, so laßt uns erwägen, daß Lebensgenuß ein gemeinsam Gut ist, dessen man sich nur in Gesellschaft erfreuen kann!

Faud. Ist mir erlaubt, eine Gesundheit auszubringen?

Götz. Laßt hören!

Faud. Es lebe der Burgherr, unser Vater und Führer!

(Alle wiederholen es.)

Seite Zeile

Göß. Dank Euch, Dank Euch von Herzen! Es muß ein Herr sein im Hause, ein Führer in der Schlacht. Wohl ihm, wohl Allen, wenn er seine Pflicht kennt und ihr genugzuthun vermag! Nun, Georg, ist's an Dir!

Georg. Es lebe der Reiterstand! (Alle wiederholen es.)

Georg. Dabei will ich leben und sterben; denn was kann lustiger und ehrenvoller sein?

Göß. Das geht schon eine Weile; aber ein höheres Wohl schwebt über dem unsrigen. Das laßt unsre Wünsche befeuern!

Georg. Laßt hören!

Göß. Es lebe der Kaiser! (Alle wiederholen es.)

Göß. Weisheit seiner Krone, seinem Zepter Macht! Fürsten, die sich an ihn schließen, wie Ihr an mich, die in seinem Sinne wirken, wie ich für ihn wirken möchte! Uebereinstimmung als Pfand unsrer Freiheit!

Georg. Da müßte Viel anders werden.

81. st. 1—23. **Göß.** So Viel nicht, als es scheinen möchte. O, daß bei Großen und Kleinen Verehrung des Kaisers, Fried' und Freundschaft der Nachbarn, Liebe der Unterthanen als ein kostbarer Familienschatz bewahrt würde, der auf Enkel und Urenkel forterbt!

24. es innerlich st. „und in sich selbst"
29. deswegen noch st. „noch immer"
30. könnten Gebirge von Wölfen säubern, unserm
33. gleich Cherubim bewaffnet st. „wie Cherubim"
36. „sehr" fällt aus.
37. Ganzen st. „Reichs"
38. das allgemeine Wohl darbieten könnte! st. „die allgemeine Glückseligkeit dranesetzte."

82. st. 2.

Funfzehnter Auftritt.

Vorige. Lerse.

(Alle stehen auf.)

3. elende st. „schlechte"
4. st. „unschlüssige, bedächtige Esel":

Der Hauptmann ein Wollsack ohne Entschluß, der Lieutenant ein toller Grobian ohne Sinn, und hinten stand noch ein Buckelorum, der auch was mit munkelte und zuletzt das Papier verfaßte. Da les't:

Volle Valle

82. 6. sich daran die Zähne nicht stumpf kauen.
st. 8. 9. **Lerse.** Eure Habe soll treulich unter Gewahrsam genommen werden. Ich soll dabei bleiben.

Götz. Kommt! Nehmt die besseren Gewehre mit weg, laßt die geringern hier! Lerse, besorge das! Komm, Elisabeth! Durch eben dieses Thor führte ich Dich als junge Frau, wohlausgestattet, herein. Fremden Händen überlassen wir nun unser Hab und Gut. Wer weiß, wann wir wiederkehren! Aber wir werden wiederkehren und uns drinnen in dieser Kapelle neben unsern würdigen Vorvordern zusammen zur Ruhe legen. (Ab mit Elisabeth.)

st. 10. 11. **Siebzehnter Auftritt.**

Georg. Lerse. Faud. Knechte.

Georg (indem er eine Jagdtasche umhängt und Einiges vom Tische einsteckt).

18. drauf st. „traun"
24. Vöglein auf das st. „Meislein auf ein"
22. 23. 28. 29. fallen aus.
82. 30—33. } fallen aus; anstatt dessen:
83. 1—19. }

Lerse (der nach und nach die Knechte mit Gewehren fortgeschickt hat, zu Faud). Nun mache, daß Du fortkommst! Wähle nicht so lange!

Faud. Laß mich! Wer weiß, wann mir's wieder so wohl wird, mir eine Büchse aussuchen zu dürfen! Und ich trenne mich so ungern von dem Allem.

Lerse. Horch! (Man hört ein Geschrei; es fallen einige Schüsse.) Horch! Hilf, heiliger Gott! Sie ermorden unsern Herrn. Er liegt vom Pferde! — Hinunter! Hinunter! (Ab.)

Faud. Georg hält sich noch. Hinunter! Wenn sie sterben, mag ich nicht leben. (Ab.)

Siebzehnter Auftritt.

Nacht. Vorzimmer.

Franz, nachher Weislingen.

Franz (in einem Maskenkleid, die Fackel vorstellend, mit einer bunten und geschmückten Fackel). Alles ihr zu Liebe, so auch diese Mummerei! Und welchen Lohn? O Gott, wie schlecht gelohnt!

Weislingen (im Hauskleide; sein Knabe leuchtet und geht wieder ab). Wo ist Adelheid?

Franz. Sie schmückt sich zur Mummerei.

Weislingen. Bist Du's? Ich kannte Dich nicht. Also auch zum Schönbartlaufen?

Franz. Ihr gabt mir ja die Erlaubniß, Eurer Frauen vorzuleuchten.

Weislingen. Das ganze Jahr habt Ihr die Erlaubniß, vernünftig zu sein, und bedient Euch deren nicht. Was stellt sie vor?

Franz. Verderbt ihr die Freude nicht! Sie wollte soeben in Eurem Zimmer aufgehen.

Weislingen. Was stellt sie vor? Ueberraschungen lieb' ich nicht.

Franz. Weiß ich's doch selber kaum! Die Thorheit, glaub' ich, oder die Liebe.

Weislingen. Wol Beides zugleich.

Achtzehnter Auftritt.

Vorige. Adelheid, mit einem Maskengefolge.

Musik hinter der Szene.

Adelheid (noch hinter der Szene). Franz!

Franz (hineilend). Hier bin ich.

Adelheid (hinter der Szene). Komm, daß der Zug beginne!

(Sie tritt ein, vor ihr Franz als Jüngling, ein Gewappneter als Mann. Sie lehnt sich mit der linken Hand auf ein Kind, mit der rechten auf einen Greis. Alle Diere tragen Fackeln und werden an Blumenketten von ihr geführt. Sie ziehen vor Weislingen vorbei; dann stellen sie sich.)

Weislingen. Schön, reizend, wohl ausgedacht!

Adelheid. Der Kaiser selbst hat diese Mummerei erfunden. Es gehören wol hundert Figuren dazu; er wird auch selbst darunter sein; denn er giebt seinen Augsburgern gar zu gern solche Feste mit Bedeutungen und Anspielungen und weiß sie recht gut auszuführen.

Weislingen. Und was bedeutest Du?

Adelheid. Nehmt Euch aus meinem Spruch das Beste heraus! Die Verse, glaub' ich, hat der Kaiser gemacht.

Wollt' es Euch etwa nicht behagen,
Daß mir Diese die Fackeln tragen,
So steht es einem Jeden frei;
Er komme zum Dienste selbst herbei!
Denn es hat über Herrn und Knecht
Die Thorheit immer ein gleiches Recht.

Doch steckt hinter diesem Schönbart
Ein Gesicht von ganz andrer Art,
Das, würdet Ihr es recht erkennen,
Ihr wol dürftet die Liebe nennen;
Denn die Liebe und die Thorheit
Sind Zwillingsgeschwister von alter Zeit.
Ist die Thorheit doch unerträglich,
Wird sie durch Liebe nicht behäglich.
Und von der Lieb' versteht sich's gar,
Daß sie nie ohne Thorheit war.
Drum dürft Ihr nicht die Thorheit schelten;
Laßt sie wegen der Liebe gelten!

(Die vier Masken gehen ab.)

Weislingen. Magst Du denn wol, daß ich Dich in diesen Augenblicken des zerstreuten Leichtsinns von wichtigen Angelegenheiten unterhalte?

Adelheid. Recht gern. Eine Mummerei ist schal, wenn nicht ein bedeutendes Geheimniß dahinter steckt.

Weislingen. Also erfahre zuerst, daß wahrscheinlich Götz in diesen Augenblicken in den Händen der Unsrigen ist!

Adelheid. Nun, habe ich Dir nicht gut gerathen?

Weislingen. Und das lassen wir nun gut sein; sie werden ihn festhalten, er wird aus der Reihe der Thätigen verschwinden. Wir haben ihn ohnehin bisher zu wichtig behandelt.

Adelheid. Gewiß! Ich tadelte Dich oft im Stillen, daß Du sein Andenken nicht los werden konntest.

Weislingen. Die Meuterei der Landleute wird immer gewaltsamer, der Aufruhr nimmt zu und verbreitet sich über Franken und Schwaben. Ist er an einem Orte gestillt, so bricht er an dem andern wieder aus. Mit Ernst und Gewalt wird nun der Bund gegen sie wirken; man hat mich zu einem Hauptmann gewählt; diese Tage ziehen wir.

Adelheid. Und so soll ich wieder von Dir entfernt sein?

Weislingen. Nein, Adelheid; Du begleitest mich.

Adelheid. Wie?

Weislingen. Ich bringe Dich auf mein Schloß in Franken; dort bist Du sicher und nicht allzu weit von dem Orte entfernt, wo ich wirke.

Adelheid. Sollte ich hier am Hofe Dir nicht nützlicher sein können?

Weislingen. Du bist es überall.

Adelheid. Es wird ſich überlegen laſſen.

Weislingen. Wir haben nicht lange Zeit; denn ſchon morgen geht es fort.

Adelheid (nach einer kleinen Pauſe). Nun denn! Alſo heute zur Faſtnacht, und morgen in den Krieg!

Weislingen. Du liebſt ja den Wechſel. Nun halte ich Dich nicht länger auf.

Adelheid. Leb wohl! Morgen ſehe ich Dich bei Zeiten.

Weislingen. Eine bunte Nacht! (Ab.)

Neunzehnter Auftritt.

Adelheid, dann Franz.

Adelheid. Sehr wohl! Ich verſtehe Dich und werde Dir zu begegnen wiſſen. Die Kunſt der Verſtellung iſt mir noch eigner als Dir. Du willſt mich vom Hofe entfernen, von hier, wo Karl, der große Nachfolger unſers Kaiſers, in fürſtlicher Jugend allen Hoffnungen gebietet? Sinne nur, beſchließe, befehle! Mein Ziel verrückſt Du nicht. Franz!

Franz (kommt). Geſtrenge Frau?

Adelheid. Weißt Du nicht, was der Erzherzog heute auf der Mummerei vorſtellt?

Franz. Man ſagt, er ſei krank und komme nicht hinzu.

Adelheid. Das iſt Verſtellung; unerkannt will er ſich einſchleichen. Nun gieb wohl Acht, durchſtreife den ganzen Saal und jede Vermuthung berichte mir! Willſt Du?

Franz. Ich will.

Hier iſt eingeſchaltet der Dialog von Seite 92. Z. 2. bis S. 92. Z. 3. mit folgenden Aenderungen:

Zeile

5. (Seite 92) laßt st. „macht"
6. 7. **Adelheid.** Er dauert mich — Er ſollte glücklich ſein. Nur gutes Muths,
8. Treu und werde Dich nie vergeſſen.
10. keine andere Faſer an mir, st. „keinen Blutstropfen in mir, der nicht Euer wäre,"
20. (mit Verdruß und
27. eine Närrin,
etwas
31. vermuthe
32. Ich wollte mir ehe das Herz
33. Meine Bruſt iſt zu

Zeile
37. an den Hals.)
38. Hälfte).
40. (Sie macht sich los.)
41. Nach: „Dir werden." folgt noch der Zusatz: Nun komm! (Ab.)
2. 3. (Seite 93.) meinen Vater morden, der mir den Platz an ihrem Herzen streitig machte. (Ab.)

Von hier ab folgt die Bühnenbearbeitung wieder der Seite 83.

Seite Zeile

83. st. 20. **Zwanzigster Auftritt.**
22. ist anzufügen: dann **Elisabeth**, zuletzt **Gerichtsdiener**.
24. beschwor.
26. fällt aus.
30. Thurm.
32. 33. Treue, der kindlichen Ergebenheit? — Auf daß
84. 1–3 fallen die Worte von: „Gieb auf" bis: „zu Gesicht" aus.
4. fällt aus: „Wie dem Schwein das Halsband."
19. Kebricht
20. fällt aus.
21. **Gerichtsdiener** (welcher eintrat). Die Herren Kommissarii
27. (Alle ab.) st. „(Ab.)"

Auf Zeile 27 folgt:

Einundzwanzigster Auftritt.

29. „Hauptmann." fällt weg; hinzuzusetzen ist:
Nachher Gerichtsdiener. Zuletzt Götz.
33. Kaiserliche
34. heben st. „höchsten"
85. 2. fällt aus.
3. **Götz** (eintretend). Gott
4. und vor wem Ihr steht!
5. verkenne Euch nicht, meine Herren.
86. 11. **Schreiber** (lieft). „Ich
21. bewiesen
24. überreden
26. 27. gemessenen Befehl, Euch in Güte zu bedeuten oder im Entstehungsfall Euch in den Thurm
29. **Thurm.** Ebenso Z. 33. 34.
35. „zu" fällt aus.

Seite Zeile

86. 37. zuzusagen und die Zusage wieder zu brechen!
40. selbst im geheimen
87. 3. Rathsherrn, welcher sodann klingelt).
7. Unrechtes daran?
Auf Zeile 10 folgt:

Zweiundzwanzigster Auftritt.

st. 11. Vorige. Bürger mit Stangen und Wehren.

13. Fabet ihn!
15. komme
19. Wehr aus der Hand. Sie weichen.)
22. Götz. Mit dem Schwert in der Hand! st. „(Mit dem Schwert in der Hand.)"
25. Hier in Heilbronn will ich ritterliche Haft leisten, wie es einem Biedermanne geziemt, bis ich mit meinen Gegnern vertragen bin. Das gesteht mir zu, st. „Versprecht mir ritterlich Gefängniss,"
28. Das Schwert st. „Mit dem Schwert"
31. Vor st.: „Für"
32. zu holen sind hier nur Beulen.
st. 37. (Man hört fern eine Posaune.)
38—41. fallen aus.
42. erhält den Zusatz: Hört! Unser Thürmer giebt das Zeichen, daß fremde Völker sich der Stadt nähern! Nach seinem Blasen muß es ein starker Trupp sein.
43. fällt aus.
88. 1. Gerichtsdiener st. „Wache."
3. worden sei,
8. Hinter „Götz!" ist eingeschoben: (Götz tritt ab.)
14—16. fallen aus.
18. gutes
20. Götz
21. Götz (kommt). Was soll's?
26—30. fallen aus. Statt derselben:

Gerichtsdiener. Sie sind hereingezogen, sie kommen schon.

Rath. Wir begeben uns weg, um zu überlegen, wie das Ansehn kaiserlicher Befehle in so mißlichem Falle aufrecht zu erhalten sei.

(Kaiserliche Räthe und Rathsherren ab.)

Seite Zeile

88. st. 31. **Dreiundzwanzigster Auftritt.**

33. fällt aus.
37. Dir's ging.
38. Nun haben wir die Burſche.

89. 1. Unrecht, und wir
14—16. fällt der Satz: „Laus" bis „entschlüpfen" aus.
18. von je her st. „immer"
20. Schloß
23. 24. Sorge für nichts! Ich gehe gleich nach Hof; denn meine
26. erforschen. st. „sondiren."
30. hoffe
37. Weisling! Weisling!

90. 1. zu todt st. „zu Tode"
8. Komm
10. (Der Vorhang fällt.) st. „(Ab.)"

11. bis
92. 2. bis } fallen aus.
3. bis
93. 3. bis } siehe 19. Auftritt.
4. bis
94. 34. } fallen aus.

---

95. 1. bis
97. 23. } fallen gleichfalls aus, und hat die Bühnen-Ausgabe statt dessen:

Fünfter Aufzug.

Wald.

Erster Auftritt.

Göß. Georg.

Georg (der mit einer vorgehaltenen Büchse leise über das Theater schreitet, indem er aufmerksam in die gegenüberliegenden Kulissen blickt. Er bleibt stehen und winkt Göß, der langsam folgt). Hierher! Hierher! Nur noch wenige Schritte! Still, ganz still! (Göß folgt.) Dort steht der Hirsch — seht Ihr ihn? — völlig schußgerecht. Nur sachte, kein Geräusch!

Göß (lauf). Halt ein!

Georg. O weh, er flieht aufgeschreckt den Berg hinauf! O warum folgtet Ihr nicht leise?

Götz. Laß ihn fliehen! Laß ihn dahinſpringen im Glück uneingeſchränkter Freiheit! Dir muß ich ſagen: tritt zurück! Du ſtehſt ſchon auf meines Nachbars Grund und Boden, den ich nicht betreten darf. Bald wär' ich Dir unachtſam gefolgt und hätte meinen Eid gebrochen.

Georg. Hier iſt Eure Grenze?

Götz. Eine gerade Linie von jener Eiche zu dieſer beſtimmt ſie.

Georg. Und darüber dürft Ihr nicht hinaus? Auch nicht einen Schritt?

Götz. Einer iſt wie tauſend.

Georg. Das habt Ihr geſchworen?

Götz. Ich habe mein Wort gegeben, und das iſt genug.

Georg. Daß ein Wort ſo binden ſoll!

Götz. Gedenkſt Du nicht auch, Deinem Wort getreu zu bleiben?

Georg. Ich denke, ja!

Götz. Darauf halte! Das iſt der edelſte Vorzug des Edlen, daß er ſich ſelbſt bindet. Ketten ſind für das rohe Geſchlecht, das ſich ſelbſt nicht zu feſſeln weiß.

Georg. Und eine ſolche Beſchränkung duldet Ihr mit Gelaſſenheit?

Götz. Mit Gelaſſenheit? Nein! — So oft ich in die Ferne ſehe, fühle ich mich von unwillkürlichem Krampf ergriffen, der mich vorwärts treibt. Wenn ich an dieſe Grenze trete, kommt mein Fuß in Verſuchung, mich hinüber zu heben, mich nach dem Fluß, nach dem Lande zu tragen, und nur mit Gewalt halte ich mich zurück.

Georg. Ebenſo bedaure ich im Stillen den Verluſt unſrer ſchönen Tage.

Götz. Glücklicher Knabe! Du trittſt über dieſe Räume hinaus ohne Verantwortung. Dich kann Dein Herr, ein bettlägriger Kranker, dahin ſenden, wohin er nicht gelangen darf. Verlaß meinen Dienſt, und Du biſt morgen wieder ein freier, thätiger Reitersmann. Mich haben ſie gefeſſelt, meine Kraft gebunden, meine Thaten erſtickt.

Georg. Mein guter Herr!

Götz. Das ſind die Kunſtſtücke der Feigen. Uns halten ſie kein Wort; ſie bevortheilen, ſie betriegen uns. Durch nichts werden *ſie* gebunden; aber auf die Heiligkeit *unſres* Wortes vertrauen ſie wie auf Ketten und Riegel. — Doch was iſt das für ein Staub dort unten? Welch ein wilder Haufen zieht gegen uns an?

Lerse (kommt). Es sind von den aufrührischen Bauern; man sieht's an der Unordnung ihres Zugs und an den ungeschickten Waffen.

Göß. Wälzt sich dieses Ungethüm auch auf uns los?

Lerse. Ins Schloß zurück, Herr! Sie haben schon den edelsten Männern gräßlich mitgespielt.

Göß. Auf meinem eigenen Grund und Boden werd' ich dem Gesindel nicht ausweichen.

Zweiter Auftritt.

Vorige. Max Stumpf. Kohl. Sievers. Andere Bauern. (Wenige mit Spießen und Feuergewehr, die übrigen mit Ackergeräth bewaffnet.)

Kohl (zu Stumpf). Glaube nicht etwa, Dich los zu machen, uns zu entgehen! Du mußt unser Hauptmann sein oder uns einen andern an Deiner Stelle verschaffen.

Alle. Das mußt Du.

Stumpf. Geduld und Ruhe! Soll ein rechtlicher Mann Euch anführen, so schweigt und wartet auf den Ausgang dessen, was er vorhat!

Sievers. Wir wollen wissen, was Du vorhast. Du sollst uns führen; aber wir wollen wissen, wohin.

Stumpf. Wir sind schon angelangt. Ihr nanntet Göß von Berlichingen. Hier seh' ich ihn, den ich aufzusuchen gedachte. Geschäftig als Jäger begegnet uns der edle Kriegsmann.

Göß. Sieh da, Max Stumpf! Wie kommst Du hierher, und so begleitet?

Stumpf. Diese hier, ein Trupp der aufgestandenen Bauern —

Kohl. Ja, der Landleute, denen der Geduldsfaden riß, und die sich Recht schaffen wollen, das bei keinem Gerichtshof zu finden war.

Stumpf. Stille! Diese zusammen suchen sich einen Hauptmann. Ihre Absicht ist löblich. Sie sehen, wie viel Unrechtes geschieht, indem sie Recht suchen, wie viel Unheil durch wütende Menschen angerichtet wird; deshalb suchen sie einen Hauptmann, der das Volk in Ordnung hielte, und sie haben mich aufgefaßt und angesprochen.

Sievers. Unser Hauptmann muß ein Rittersmann von Ruf und ein zuverlässiger Mann sein; den haben wir an Euch.

Göß. Sie können keinen Bessern finden; wie Ihr dabei fahrt, das ist ein Anderes.

Stumpf. Ich kann's nicht annehmen; denn seht, ich bin des Pfalzgrafen Diener so manche Jahre. Wie könnte mir das Volk vertrauen, da sich mein Fürst auch für den schwäbischen Bund, für Ritterschaft und Städte erklärt?

Kohl. Er hat Recht! Niemand kann zwei Herren dienen.

Stumpf (zu Götz). Deßhalb möcht' ich Euch bitten und ersuchen, wackerer Götz, daß Ihr —

Götz. Was? Ich!

Stumpf. Hört mich aus! — daß Ihr Euch entschlösset, Hauptmann zu werden, nur auf kurze Zeit.

Alle. Das sind wir zufrieden.

Götz. Was? Ich meinen Eid brechen? Aus meinem Bann geben? Mar, ich hielt Euch für einen Freund; wie muthet Ihr mir solch unritterlich Beginnen zu?

Stumpf. Wenn Ihr die Zeiten bedenkt, so werdet Ihr mich nicht schelten. Ihr habt Ursehde geschworen; aber zu welcher Zeit? Da noch gegen jetzt die Landschaft friedlich war. Nun geht Alles drunter und drüber, und Ihr wollt allein feiern?

Götz. Ich hab' einen langen Sonntag.

Stumpf. Bedenkt: alle Eigenschaften habt Ihr; Niemand seid Ihr verpflichtet, steht in keines Herrn Dienst. Ihr seid den Gemeinen unverdächtig, durchaus im Ruf eines treuen, biedern Mannes.

Alle. Dafür halten wir Euch. Wir wollen Euch zu unserm Hauptmann. Ihr müßt unser Hauptmann sein.

Von Seite 94 Zeile 24 ab folgt die Bühnen-Ausgabe wieder dem Text des Drama's mit folgenden Aenderungen:

Seite Zeile

97. 24. wolltet
28. „wüthigen" fällt aus.
29. Euer Hauptmann würde!
32—34. Unglück, daß kein Führer zugegen war, dessen Würdigkeit und Ansehn ihrer Wuth Einhalt gethan hätte. Nimm
35. Dir's Dank wissen und ganz Deutschland.

98. 1. 2. Frommen vieler Menschen sein, und viele Länder werden geschont werden.
st. 4. **Stumpf.** Du hörtest, warum ich mich loszusagen genöthigt bin.
5. Es ist st. „Wir haben"
6. Verhandlungen. st. „Diskurse."

Seite Zeile

98. 7. 8. „Und hiemit" bis „Bewacht ihn!" fällt aus.

Hierauf ist aus eingeschaltet:

Götz. Wer will mich zwingen?

Sievers. Wir allenfalls. (Senkt den Spieß gegen ihn.)

Alle (die Spieße gegen ihn senkend). Ja, wir! Freilich wir! Gewiß wir!

Stumpf. Haltet!

Sievers (der ihn wegdrängt). Packe Dich! Du hast nichts mit uns, wir nichts mit Dir.

(Die Spieße sind sämmtlich auf Götz gerichtet.)

Götz. So! so recht! so! Die Stellung ist mir willkommen! Um desto freier kann ich sagen, was ich von Euch denke. Ja, von der Leber weg will ich zu Euch reden, Euch sagen, daß ich Euch und Eure Thaten verabscheue. Diese Piken, mit dem Blut so vieler Edlen getränkt, mögen sich auch in meines tauchen! Der Graf von Helfenstein, den Ihr ermordetet, wird im Andenken aller Edlen noch lange fortleben, wenn Ihr, als die elendesten Sünder gefallen, vermischt unter einander im Grabe liegt. Das waren Männer, vor denen Ihr hättet das Knie beugen, ihre Fußtapfen küssen sollen. Sie trieben den Türken von den Grenzen des Reichs, indeß Ihr hinter dem Ofen saßt. Sie widersetzten sich den Franzosen, indessen Ihr in der Schenke schwelgtet. Euch zu schützen, zu schirmen vermochten sie; diesen unschätzbaren Dienst leisteten sie Euch, und Ihr vergaltet ihnen den Dienst Eurer Hände, mit denen allein Ihr Euch doch nicht durchbeißen werdet. Eure Häupter sind hin, und Ihr seid nur verstümmelte, angefaulte Leichname. Grinst nur! Gespenster seid Ihr! Schon zuckt das geschliffene Schwert über Euch. Eure Köpfe werden fallen, weil Ihr wähntet, sie vermöchten etwas ohne Haupt.

Stumpf. Ein Haupt wollen sie ja, und für die Zukunft wäre gesorgt.

Alle (die während Götzens Rede nach und nach die Spieße aufgerichtet). Ja, wir wollen ein Haupt. Deswegen sind wir hier.

Sievers. Das Zaudern haben wir satt. Hiermit zwei Stunden Bedenkzeit. Und überlegt's gut! Ihr versteht mich. Bewacht ihn!

Beide Texte

98. st. 9—11. **Göz.** Was braucht's Bedenken? Ich kann jetzt so gut wollen als hernach. Warum seid Ihr ausgezogen? Rechte, Freiheiten, Begünstigungen wiederzuerlangen? Was wütbet Ihr und ver-
16. **Sievers.** st. „Wild." Ebenso Zeile 41.
geschah in der ersten Hitze,
17. uns künftig zu mahnen und zu hindern.
19. beiderseits st. „Beide"
23—26. fallen aus.
27. Dieser Zeile folgen die Zusätze:
Kohl. Schon recht.
Stumpf. Glück zu!
Alle. Schon recht.
Sievers. Da kann genug vor sich gehen.
28. **Stumpf.** (heimlich an der einen Seite zu Göz). Was Du thust, schone mir unsern
st. 30. 31. **Kohl.** (heimlich an der andern Seite zu den Bauern). Bewacht ihn! Daß Niemand mit ihm rede, was Ihr nicht hören könnt!
32. 33. Geh zu meiner Frau, berichte ihr Alles! Sie soll bald Nachricht von mir haben. — Kommt!
st. 34. (Göz, Georg, Lerse, Stumpf und ein Theil der Bauern ab.)

st. 35. **Dritter Auftritt.**

Sievers. Kohl. Bauern. Dazu **Metzler** und **Link.**

Sievers. Nun können wir erst wieder zu Athem kommen und uns selbst vertrauen.
Kohl. Es ist ein wackrer Hauptmann, der das Kriegshandwerk wohl versteht.
36. **Metzler** (kommt). Was hören
99. 3. 4. haben wir uns aufgemacht? st. „sind wir da?"
5. Vertragen! Vertragen! Das hat Euch
st. 6. **Kohl.** Kommt, Sievers! Er ist wie ein Vieh.
7—11. fallen aus; anstatt dessen:
Metzler. Wird Euch kein Haufen zustehen.
Sievers (zu den Bauern). Kommt! Auf unserm Wege kann's was werden. Recht haben wir, und mit Vernunft setzen wir's durch.
Metzler. Ihr Narren! Gewalt geht vor Recht. Bleibt!
Kohl. Kommt! (Sie gehn; Einige folgen.)

Seite Zeile

Metzler. Die Schurken! Link, nur frisch! Mache Dich zum großen Haufen und hetz ihn auf! Ich ziehe mit einem Trupp hinten herum und zünde Miltenberg an. Auf das Zeichen brennt nur so weiter!

(Noch Einige, die sich bereden, gehen Sievers und Kohl nach.)

Link. Wollt Ihr bleiben! Hieher zu uns!

Kohl (mit einer Fahne). Hieher! Mit uns!

Metzler. Daß Dich die Pest verderbe! Zu uns! Zu uns!

(Die Bauern zerstreuen sich zu beiden Seiten.)

Link. Komm nur, komm! Wir haben doch den großen Haufen auf unsrer Seite.

(Alle ab.)

99. 12. bis 100. 39. | fallen die beiden Scenen aus; statt derselben:

Vierter Auftritt.

Eine andere Gegend.

Weislingen, der mitten in einer Reihe von Rittern, welche sich an den Händen halten, langsam hervortritt. Hinter ihnen wohlgeordnetes Kriegsvolk. Frantz.

Weislingen. So in gedrängten Reihen schreitet heran, und so haltet Euch im Kampfe zusammen! Ich weiß, ein Trupp der Aufrührer bewegt sich gegen Miltenberg; überfallt sie im Thale, schlagt sie! Ich gedenke den andern Theil anzugreifen, der sich auf der Ebene gelagert hat. Und so wickeln wir sie unversehens gegen einander. Gott ist unter ihnen. Ob hüben oder drüben, weiß ich nicht. Wer ihm begegnet, suche ihn zu ergreifen!

(Alle ab, außer Frantz, der im Hintergrunde bleibt.)

Weislingen. Zu den Waffen, Adelbert! — Endlich einmal zu den Waffen! Beschließe lieber Dein Leben auf dem blutigen Felde, als daß Du es länger in Sorgen, Gewinn und Verlust, mit Neiden, Furcht und Hoffnung hinhältst! Begegne diesem Gespenste des alten Freundes, das Dir nun so lange unter der freundlichen Gestalt eines Widersachers vorschwebt, Dich neckt, aufreizt, ohne Dich zum Entschluß zu bestimmen! Geh auf ihn los, überwind ihn, — und so ist es vorbei. Auch gegen Dein Haus richte diesen entschlossenen Sinn! Dein Weib soll nicht mehr nach einzig eigner Willkür handeln, mit meiner Ehre, meinem Namen nach Gefallen spielen. — Gehorchen soll sie und sich benehmen. Frantz!

Frantz. Hier bin ich.

Weislingen. Du eilst zu meiner Frau. Ich habe Dir den Unmuth nicht verborgen, den sie mir seit einiger Zeit erregt. Wie geschmeidig war sie sonst! Nun, da sie sich wieder im völligen Besitz ihrer Güter findet, beziehet sie sich auf ein festes Schloß, umgiebt sich mit Reisigen unter dem Vorwand gefährlicher Zeiten und scheint mir trotzen zu wollen. Gieb ihr diesen Brief! Er gebietet ihr, auf mein Schloß zu kommen, und das sogleich. Auf entscheidende Antwort sollst Du dringen. Ich bin nicht geneigt, langmüthig weiter zu harren. Nun machen wir in diesen Gegenden Bahn; sie soll mich nicht reizen, meinen Zug gegen sie zu kehren. Fahre hin und glücklich! (Ab.)

Fünfter Auftritt.

Franz (allein).

Franz. Geh! Geh nur! Schon wissen wir zu handeln; Gehorsam haben wir verlernt. Schwacher Mann, glaubst Du stark zu sein, weil Du Dich wüthend anstrengst? Nachgiebige Seele, Du weißt nicht, daß Du von je her das Recht vermißtest, zu befehlen. Ihr willst Du befehlen, dem Weibe, das die Natur als Herrin der Welt hinaufhob? Mir denkst Du zu befehlen, mir, dem Vasallen der höchsten Schönheit? Zu ihr will ich! — Keineswegs weil Du mich sendest, sondern weil mich das Herz treibt, weil ich muß. Und leisten will ich, was sie fordert, sie mache mich glücklich oder lasse mich verschmachten. (Ab.)

Sechster Auftritt.

Ferne Landschaft mit Dorf und Schloß.

Götz. Georg.

Georg. Ich bitt' Euch, Herr, was ich nur bitten kann und vermag, faßt einen Entschluß und entfernt Euch von diesem ehrlosen Haufen! Das Glück, das ihnen anfangs beizustehen schien, hat sich gewendet.

Götz. Ich kann sie nicht verlassen, weil es ihnen übel geht.

Georg. Verlaßt sie, weil sie ihr Unglück verdienen! Bedenkt, wie unwürdig Eurer diese Gesellschaft ist!

Götz. Wir wollen uns nicht verhehlen, daß wir manches Gute gestiftet haben; denn mußt Du nicht selbst gestehen, daß in den Mainzischen Stiftslanden keines Klosters, keines Dorfs wäre geschont worden, wenn wir nicht gethan hätten? Haben wir nicht Leib und Leben gewagt, die wüthenden Menschen abzuhalten, ihr Geschrei zu überschreien und ihre Wuth zu übertoben?

Georg. Wohl! Ich glaubte selbst nicht, daß man sich so viel Gewalt fühlt, wenn man Recht hat. Ich habe auf Euer Geheiß manchen Haufen durch Vorstellungen abgehalten, durch Drohungen geschreckt.

Götz. Und so wollen wir es fortsetzen. Wir werden uns dieser That mit Freuden rühmen.

Georg. Ihr werdet nicht! Muß ich denn Alles sagen? Flieht, Herr! Flieht! (Er wirft sich vor ihm nieder.) Fußfällig bitt' ich Euch: flieht! Es ist ein unglücklicher Krieg, den Ihr führt. — Die Genossen des schwäbischen und fränkischen Bundes, gereizt durch diese ungeheuern Uebelthaten, behandeln ihre Gegner als das, was sie sind, als unedle Feinde, als Räuber, Mordbrenner, als die schändlichsten Verbrecher. Im Gefecht wird kein Quartier gegeben, und geschieht es, so geschieht's, um den Gefangenen zu schrecklichen Strafen aufzubewahren. — Schon hat man die Aufrührer zu Hunderten gelöpft, gerädert, gespießt, geviertheilt; und Ihr seid Hauptmann und habt mächtige Feinde unter der Ritterschaft. Ach, Herr, wenn ich erleben sollte —

Götz. Sobald meine Zeit um ist —

Georg. Gleich, gleich! In diesem Augenblicke seid Ihr nicht bewacht, da sie Euch sonst als Gefangenen mit sich schleppen, statt Euch als einem Führer zu folgen.

(Es ist indeß Nacht geworden; in der Ferne entsteht ein Brand in einem Dorfe.)

Georg. Seht hin, dort leuchtet Euch schon ein neues Verbrechen entgegen!

Götz. Es ist Miltenberg, das Dorf. Geschwind zu Pferde, Georg! Reit hin und suche den Brand des Schlosses zu verhindern! Sein Besitzer ist mein Freund. Es kann nur ein kleiner Haufe sein. Ich sage mich von ihnen los und das gleich.

Georg. Wohl, Herr, wohl! Und so, zum Schlusse, richt' ich freudig aus, was Ihr befehlt.

Götz (nach einer Pause). Nein doch, Georg! Bleibe hier! Was sollst Du Dich wagen! Schon oft hat diese niederträchtige Brut auf Dich mit Drohungen losgestürmt.

Georg. Nein, Herr, was Ihr einmal befohlen habt, will ich ausrichten; was Ihr wünscht, soll möglich werden.

Götz. Bleib, bleib!

Georg. Nein, Herr! Ihr wünschtet, daß Miltenberg gerettet werde; ich will es retten, oder Ihr seht mich nicht wieder. (Ab.)

Seite Zeile

101. st. 1—12. Siebenter Auftritt.

(Während des gegenwärtigen Auftritts und der folgenden wächst der Brand des Dorfes; auch das Schloß geräth nach und nach in Brand.)

Göz. Hernach ein Unbekannter.

Göz. Wie will ich mit Ehren von ihnen kommen, und wie will ich mit Ehren bleiben? Wenn ich Fürsten und Stifter, Herren und Städte verschone, so werde ich den Bauern verdächtig, und all mein Wirken und Schonen hilft mich nichts. Jedermann schreibt mir das Uebel zu, das geschieht, und Niemand mag mir zum Verdienst machen, daß ich so viel Böses verhindre. Wollt', ich wäre tausend Meilen davon und läg' im tiefsten Thurm, der in der Türkei steht!

st. 13. Unbekannter (kommt). Gott grüß' Euch, sehr edler Herr!
16. warnen, st. „sagen",
17. zu lassen, sie haben
18. Wege
sucht st. „seht"
19. fällt weg „und"
20. Weise st. „Art"
20. 21. „Götz, und so zu enden!" fällt weg.
21. 22. Es sei drum! Mein Tod werde der Welt das sicherste Zeichen, daß ich mit den Hunden nichts Gemeines gehabt habe! Bis ans Ende sollen sie fühlen, daß ich nicht zu ihnen gehöre.

st. 23. Achter Auftritt.

Göz. Sievers. Mehrere Bauern. Dann Link. Metzler und Bauern.

24. Kohl. st. „Erster Bauer."
st. 27. Sievers. Die Miltenberg verbrannten. Es zog
31. Mein Georg! O mein Georg!
33. fällt aus.
34. Link (kommend). Auf, Herr
102. 11. 12. rasend; es bricht der Feind von allen Seiten herein,
st. 18. (Tumult, Schlacht und Flucht der Bauern.)
14—21. fallen aus; wogegen hier eingeschaltet ist:

Neunter Auftritt.

Vier Boten des heimlichen Gerichts.

(Zwei kommen aus der letzten Kulisse, gehen in der Diagonale und begegnen sich in der Mitte des Theaters.)

Erster Bote. Wissender Bruder, woher?

Zweiter Bote. Von Norden ich; und Du?

Erster Bote. Von Osten. Laß uns auf diesem Kreuzweg verweilen! Gleich treffen die Brüder von Westen und Süden ein.

Zweiter Bote. Die heilige Vehm durchkreuzt die Welt.

Erster Bote. Durchkreuzt die stille, die bewegte Welt.

Zweiter Bote. Durch die ruhigen Matten, durch Aufruhrs Gewühl.

Erster Bote. Durch nährende Aecker, durch Schlacht und Tod wandeln ihre Boten unverletzt.

Zweiter Bote. Sie ziehen vorbei; der Verbrecher bebt.

Erster Bote. Bis ins tiefe sündige Geheimniß dringt ein Schauder.

Zweiter Bote. Die große Nacht, sie steht bevor.

Erster Bote. Gleich jener Gerichtsnacht, der allgemeinen.

(Die beiden andern kommen aus den ersten Kulissen, gehen in der Diagonale und treffen in der Mitte auf die beiden ersten.)

Erster Bote. Willkommen, wissende Brüder, auch Ihr!

Alle. Nun schnell ans Ziel! Zur rothen Erde schnell zurück, wo die heilige Vehm gerecht verhüllt im Stillen waltet!

(Alle ab.)

Seite 102. Zeile 22. bis Seite 104. Zeile 23. sind wie folgt umgearbeitet:

Zehnter Auftritt.

Zigeuner, kommen nach und nach, dann der Hauptmann.

Erster Zigeuner. Verfluchte Zeit! Wir müssen uns wehren, unsrer Haut wehren und die Beute lassen und uns wieder wehren. Das begegnet mir heute schon dreimal.

Zweiter Zigeuner. Versuchen wir's dort! Die Schlacht ist hier.

Zigeunermutter. Dort schlagen sie auch. Wir werden in die Mitte gedrängt.

(Das Theater füllt sich nach und nach mit Zigeunern und Zigeunerinnen.)

Hauptmann. Heran, was wacker ist, heran, was tüchtig ist! Beladet Euch nicht mit gemeinem Gepäck! Das Beste behaltet, das Andere werft von Euch! Wir müssen ziehen, wir müssen

fort. Hier ist kein Bleibens mehr; das Bundesheer verfolgt auch uns. Wir müssen ziehen, wir müssen uns theilen. Ich führe den ersten Hauf; wer führt den andern?

Alle. Wir bleiben bei Dir!

Hauptmann. Wir müssen uns theilen. Der ganze große Haufen drängt sich nicht durch.

Zigeunerknabe (kommt). Hier am Teich und Moor steigt ein Mann vom Pferd — ein Rittersmann; er ist verwundet, er hält sich kaum. Sie bringen ihn. Am Ufer zieht das Gefecht sich her.

Elfter Auftritt.

Vorige. Götz.

Hauptmann. Wer seid Ihr?

Götz. Ein Verwundeter, ein Blutender. Mögt Ihr mir Hilfe geben, so sei es bald!

Hauptmann. Die Blutwurzel, Mutter! Deinen Segen dazu! Sie stillt das Blut, giebt neue Kräfte. (Zu den Zigeunern.) In zwei Parten theilt Euch! Der eine muß rechts ziehen, der andre links. Ich deut' Euch den Weg an. —

(Indessen hat man Götzen die linke Armschiene abgenommen und den Helm.)

Du bist es, Götz, den ich wohl kenne. Kommst geschlagen, flüchtig, verwundet zu uns! Hergestellt sollst Du geschwind sein. Und nun, wie ich Dich kenne, weiß ich Dein Geschick. Du bist verloren, hältst Du nicht fest an uns.

(Die Mutter war beschäftigt an der Wunde, und die Tochter hat ihm was zu riechen vorgehalten.)

Götz. Ich bin erquickt. Nun helft mir wieder aufs Pferd, daß ich das Letzte versuche!

Hauptmann. Als ein Mann fasse tapfern Entschluß! Gieb Dich nicht der Verzweiflung hin! Deinen Verfolgern entgehst Du nicht; aber schließe Dich an uns! Wir müssen uns theilen. In kleinen Haufen ziehen wir durch und retten uns. Hier ist kein freies Feld mehr. Ich führe die Hälfte nach Böhmen; führe Du die andere nach Thüringen! Sie gehorchen Dir wie mir.

Die Zigeuner. Ihm wie Dir.

Hauptmann. Theilt Euch! (Sie theilen sich.) Dies bleibe mein Hauf! Diesen übergebe ich Dir. Durch den Moor kenn' ich die Wege; drängt Euch durch die Schlucht über den Hügel weg, so entkommt Ihr dem einstürmenden Gefecht. Du schweigst? So recht! Geschwiegen und gethan.

(Er mit einem Theil; ein andrer Theil setzt sich nach der entgegengesetzten Seite in Bewegung.)

Zwölfter Auftritt.

Vorige, ohne den Hauptmann.

Götz. Das mag ein Traum sein, Mutter; die Kraft Deiner Wurzeln und Kräuter ist flüchtig; so flog sie mich an, und so verläßt sie mich.

(Er sinkt, wird gehalten und auf einen Sitz im Hintergrunde geführt.)

Erster Zigeuner. Hebt ihn, tragt ihn durch die Schlucht!

Zweiter Zigeuner (kommt von der Seite, wohin der Hauptmann abging). Das Gefecht ergreift uns, treibt uns hierher.

(Mutter und Kinder kommen fliehend.)

Mutter. Alles verloren! Der Vater todt!

Kinder. Weh! Weh! Rett uns, Mann!

Mutter. Ihr seid nun Führer! Auf, auf! Rettet Euch und uns!

Alle. Rett uns! Führ uns! Rett uns!

(**Gruppe.** Weiber und Kinder um den sterbenden Götz. Von beiden Seiten werden Bauern und Zigeuner hereingedrängt und überwunden. Eine Partei Bündischer dringt durch die Weiber und hebt die Partisanen auf Götz.)

Seite 104. Zeile 24. bis Seite 105. Zeile 28. } ist wie folgt umgearbeitet:

Dreizehnter Auftritt.

Adelheid's Zimmer. Nacht.

Adelheid. Franz.

Adelheid. Still! Horch! Alles ist ruhig. Der Schlaf hat das ganze Haus gebändigt. Nun entferne Dich, Franz! Zu Pferd! Fort, fort!

Franz. O laß mich zaudern! Laß mich bleiben! — Kannst Du mich jetzt verstoßen? — Mich vom Lichte Deines Angesichts hinaustreiben in die Nacht, in das unfreundliche Dunkel?

Adelheid (gegen das Fenster gekehrt). Dunkel ist's nicht draußen. Der Mond scheint helle. Deutlich wie am Tage schlingen sich die Pfade vom Schloß hinunter; die weißen Felsbänke leuchten, schattig ruhen die Gründe; aber drüben die Hügel stehen im vollen Lichte. Hinab, hinab, durch die stille, klare Nacht zu Deinem Ziel hin!

Franz. Nur noch eine kleine Weile! Hier laß mich bleiben, hier, wo mein Leben wohnt! Ach, draußen ist der Tod!

Adelheid. Frisch, munterer Geselle, frisch! Leicht hinaus, dahin durch den mitternächtigen Tag! Du zauderst? Wie? Lassen

Deine Wünsche Dich schon? Ist Dir Dein Wollen, Dein Vorsatz eine Bürde?

Franz. Nicht diese Blicke, nicht diese Töne!

Adelheid. Wo hast Du das Fläschchen? Du drangst mir's ab. Gieb es zurück!

Franz. Hört mich!

Adelheid. Ich fordere es zurück. Das Fläschchen her! Für einen Helden gabst Du Dich, unternahmst, betheuertest. Gieb her! Ein Knabe bist Du, ein schwankender Knabe.

Franz. Laßt mich sprechen!

Adelheid. Denn ein Mann, der sich um ein hohes Weib zu bewerben kühn genug ist, weiß, was er verpfändet. Leben, Ehre, Tugend, Glück — somit Alles. Knabe, verlaß mich!

Franz. Gieb mir die Ueberzeugung, daß jenes göttliche Weib, das mir die Vollkommenheiten des ganzen Geschlechts offenbarte, daß es mein sei, mein bleibe, daß ich mir es erwerbe, so soll der Knabe ein Riese werden, zu Deinem Dienst ohne Bedingung bereit.

Adelheid. Es waren Augenblicke, da Du glaubtest, Adelheid sei Dein, da Zweifel und Sorge für ewig weggebannt schienen. Kehren diese Feinde schon zurück? Komm, Franz! Lieber Franz!

Franz. Ja, Du bist mein! Und wenn ich Dich befreie, befreie ich Dich mir. Laß mich nun, laß mich! Ja, nun bin ich gefaßt und gestählt. Mit steter Hand will ich meinem Herrn das Gift in den Becher gießen.

Adelheid. Stille! Sprich es nicht aus!

Franz. Ja, ich will es aussprechen. Mein Ohr soll hören, was mein Herz zu thun bereit ist. Mein Auge soll unverrückt hinblicken, wenn er trinkt. Von seinen Schmerzen will ich mich nicht wegwenden. Es giebt nur einen Preis auf der Welt, und der ist mein.

Adelheid. Eile!

Franz. Leb wohl! Und indem ich mich von Dir losreißen will, fühle ich mich nur fester gebunden und möchte scheidend, so — (*Er umarmend*) für und für verweilen.

Adelheid. Zauberer!

Franz (*den Schleier fassend*). Einen Theil von Dir hab' ich in Händen. Ganz laß' ich Dich nicht fahren. Gewähre mir diesen Schleier, der sich noch einmal für mich zurückschlägt und mir das holde Glücksgestirn meines Lebens offenbart! Laß mir ihn, daß er mir Deine Gegenwart vermittle! (*Er nimmt den Schleier.*)

Adelheid. Gewaltsamer!

Franz. Wie eine Schärpe den Helden, wie eine Zauberbinde den Magier, soll er mich Nachts umgeben. (Er wirft ihn über die Schulter und knüpft ihn an der Hüfte.) Gefaltet soll er Tags, an meinem Busen zusammengedrängt, mich besser beschützen als das Panzerhemd! Und nun eil' ich beflügelt. Leb wohl! Es hebt, es trägt mich von Dir fort. (Er umarmt sie, reißt sich los und eilt ab.)

Hierauf folgt:

Vierzehnter Auftritt.

Adelheid allein.

Glücklicher Knabe! Umdrängt vom ungeheuersten Schicksal, tändelst Du noch. Die mächtige Bewegung der Welle wird zu Schaum, die gewaltige Handlung der Jugend zum Spiel. Ich will Dir nachschauen; meine weiße Gestalt soll Dir geistergleich aus diesen Mauern herabwinken. Ich seh' ihn, wie deutlich, auf seinem Schimmel; Tageshelle umgiebt ihn, und scharf begleitet ihn der bewegliche Schatten. Er hält, er schwingt den Schleier. Kann er wol auch erkennen, wenn ich ihm winke? Er will weiter! Noch zaudert er! Fahre hin, süßer Knabe, fahre hin zum traurigen Geschäft! — Sonderbar! Welch ein schwarzer Wanderer kommt ihm entgegen? Eine dunkle, schwarze Mönchsgestalt zieht leise herauf. Sie nähern sich! Werden sie halten? Werden sie zusammen sprechen? Sie ziehen an einander vorbei, als würden sie sich nicht gewahr! Jeder verfolgt seine Straße! Franz hinab, und — ich täusche mich nicht — der Mönch herauf gegen das Schloß. — Warum fährt mir ein Schauder in die Gebeine? Ist's nicht ein Mönch? deren Du Tausende sahst, bei Tage und bei Nacht! — Warum wäre dieser furchtbar? Noch wandelt er langsam, ganz langsam. Ich seh' ihn deutlich, die Gestalt, die Bewegung. (Klingelt.) Der Pförtner soll das Thor und Pforte wohl verschlossen halten, Niemand hereinlassen vor Tag, es sei, wer es wolle! (Am Fenster.) Ich seh' ihn nicht mehr! Hat er den Fußpfad eingeschlagen? (Klingelt.) Man sehe nach dem Hinterpförtchen, ob auch das wohl verschlossen und verriegelt ist! — Mauern, Schlösser, Band und Riegel, welche Wohlthat für den Beängsteten! Und warum beängstet? Naht sich mir das Gräßliche, das fern auf mein Geheiß vollbracht wird? Ist es die Schuld, die mir das Bild einer düstern Rache vorführt? Nein, nein! Es war ein wirkliches, fremdes, seltsames Wesen. Wäre es ein Spiel meiner Einbildungskraft, so müßt' ich ihn auch hier sehen.

(Eine schwarze vermummte Gestalt mit Strang und Dolch kommt drohend von der Seite des Hintergrundes, doch Adelheid im Rücken, welche so ge-

wendet steht, daß sie dieses furchtbare Wesen mit leiblichen Augen nicht sehen kann; vielmehr starrt sie auf die entgegengesetzte Seite.)

Dort aber, dort ein Schattenähnliches! Was ist's? Was zieht ein Dunkles an der Wand vorbei? Wehe, wehe mir! Das ist Wahnsinn! — Sammle Dich! Fasse Dich! (Sie hält einige Zeit die Augen zu, dann entfernt sie die Hände und starrt nach der entgegengesetzten Seite.) Nun schwebt es hier, nun schleicht es hier! Drauf los, und es verschwindet! Entfliehe, Wahngestalt! Sie flieht, sie entfernt sich. So will ich Dich verfolgen, so verjagen. (Indem sie das Wahnbild gleichsam vor sich hertreibt, erblickt sie das wirkliche, das eben in das Schlafzimmer geht. Sie schreit laut auf, dann erreicht sie die Glocke und zieht.) Lichter! Lichter! Fackeln herein! Alle herein! Mehr Fackeln, daß die Nacht umher zum Tag werde! Läutet Sturm, daß Alle sich bewaffnen! (Man hört läuten.) Hier, dies nächste Zimmer durchsucht! Es hat keinen andern Ausgang. Findet, fesselt ihn! — Was steht, was zaudert Ihr? Ein Meuchelmörder hat sich verborgen! (Ein Theil der Reisigen ab.) Ihr aber umgebt mich! Zieht Eure Schwerter! Die Hellebarden bereit! — Nun bin ich gefaßt. Haltet Euch ruhig! Wartet ab! Unterstützt mich, liebe Frauen! Laßt mich nicht sinken! Meine Knice brechen ein. (Man reicht ihr einen Sessel.) Tretet näher, Bewaffnete! Umgebt mich! Bewacht mich! Keiner weiche vom Platz bis an den vollen Tag!

Funfzehnter Auftritt.

Hallen und gewölbte Gänge.

Zwei Parteien Reisige, die sich begegnen.

Erster Anführer. Wir haben nichts gefunden. Was sagt Ihr dazu? Seht Ihr was?

Zweiter Anführer. Gar nichts. Im Zimmer war nichts, wo er sollte versteckt sein, das nur einen Ausgang hatte. Und Ihr, was meint Ihr? Hat sie einen Geist gesehen? Wär' es ein Mensch, den hätten wir lange.

Erster Anführer. Die heilige Vehm ist überall. Laßt uns suchen und schweigen! (Sie kreuzen sich und gehen von verschiedenen Seiten ab.)

Volle Zeile

106. 29. bis 106. 14. } fallen aus; statt dessen:

Sechzehnter Auftritt.

Ländlicher Garten. Laube im Hintergrunde, davor Blumenbeete, von der Sonne beleuchtet.

Marie, in der Laube schlafend. Lerse.

Lerse. Gestrenge Frau, wo seid Ihr? Gleich werden die Pferde gesattelt sein! — Sie schläft! Schläft in diesen schreck-

lichen Augenblicken! Wie schön, wie himmlisch leuchtet der Schlaf des Guten! Er gleicht mehr der Seligkeit als dem Tode! Leider, daß ich sie wecken muß! Auf, gestrenge Frau! Säumt nicht! Auf, wir müssen fort!

Marie (erwacht). Wer ruft? Wer auf einmal reißt mich aus den seligen Gefilden herunter in die irdischen Umgebungen? (Steht auf und kommt hervor.)

Lerse. Laßt uns eilen, gnädige Frau! Die Pferde haben wieder Kraft zum schnellen Lauf, und der Mensch hält Alles aus.

Marie. Treibe mich nicht weiter!

Lerse. Besinnt Euch! Bedenkt, in welcher fürchterlichen Stunde wir leben! Noch raucht die Gegend von schrecklichen Verbrechen, und schon sind die Thäter aufs Schrecklichste gestraft. Man hat mit ungeheuern Exekutionen verfahren. Mehrere sind lebendig verbrannt, zu Hunderten gerädert, gespießt, geköpft, geviertheilt. — Ach, und Euer edler Bruder in dies ungeheure Geschick verwickelt! — Gefangen, als Meuter, als Missethäter in den tiefsten Thurm geworfen!

Marie. Laß uns gehen!

Lerse. Der Jammer ist zu groß! Sein Alter, seine Wunden! Und mehr noch als das Alles, ein schleichend Fieber, die Finsterniß vor seiner Seele! Daß es so mit ihm enden soll!

Marie. Laß uns eilen, bin eilen zu Weislingen! Nur solch eine gräßliche Nothwendigkeit vermochte mich zu diesem Schritt, Weislingen wiederzusehen! Indem ich meinen Bruder vom Tod errette, geb' ich in meinen Tod.

Lerse. Wie das, gestrenge Frau? Wie auf einmal verändert? Eine stürmische Leidenschaft erschüttert Eure sanften Züge. Redet! Vertraut mir!

Marie. Du bist ein wackrer Mann. So wisse denn, zu wem Du mich führst!

Lerse. Redet aus!

Marie. Dieser Weislingen — ich liebt' ihn, mit aller Innigkeit der ersten schüchternen Liebe. Er ward mein Bräutigam. Da träumt' ich von Glück auf dieser Welt. Er verließ mich — und ich soll ihn wiederlieben, als Bittende soll ich vor ihm erscheinen, flehen soll ich, meine Worte mit dem Ton des Zutrauens, der Neigung, der Liebe beleben!

Lerse. Kommt, kommt! Laßt Euch den Augenblick lehren, was zu thun sei! Der Augenblick reicht uns, was Ueberlegung vergebens aufzusuchen bemüht ist. (Ab.)

Seite Zeile

108. 10. **11. arm! Furchtbar bist Du ein Rächer, Gott! — Mein**
17. fällt aus: „O"
18. unter et. „mit"
21. brächte: et. „bringe:"
23. fällt aus: „Verlass mich!"
32. und des Tods zucken die
34. **Marie** (neben ihm kniend). **Erbarmer!**

37. bis
110. 39. | fallen aus.

111. et. 1—4. **Neunzehnter Auftritt.**

Gefängnis.

Elisabeth. Lerse. Kastellan.

Lerse (zum Kastellan). **Hier ist Brief und Siegel, hier die Unterschrift der Bundeshäupter: sogleich soll Götz aus der engern Haft entlassen werden.**

(Kastellan ab.)

et. 5—10. **Elisabeth.** Gott vergelt' Euch die Lieb und Treue, die Ihr an meinem Herrn getan habt. Wo ist Marie?
Lerse. Weislingen stirbt, vergiftet von seinem Weibe. Marie wartete sein, als ich fortellte. Nun höre ich unterwegs, daß auch Sickingen in Gefahr sei. Die Fürsten werden ihm zu mächtig; man sagt, er sei eingeschlossen und belagert.
11. Es ist wol ein Gerücht; laßt Götzen
13. **Lerse.** et. „**Maria.**" ebenso Zeile 23.
et. 17. **Lerse.** Georg! Der Gute!
19. sandte sein Herr ihn ab, dort Einhalt
20—22. der Bündchen auf sie los. Georg! O, hätten sie sich Alle gehalten wie er! Ja, wenn sie Alle das gute Gewissen gehabt hätten! Viele wurden erstochen, und Georg mit.
24. verbarg'n's
25. zehnmal, zu forschen
26. Herzen den letzten
27. erhält den Zusatz: **Ach, komm, — daß wir ihn wieder ins Freie führen! — Wie sehnlich war sein Wunsch, nur ins Gärtchen des Kastellans auf der Mauer hinaustreten!** (Beide ab.)
28. fällt aus.

Seite Zeile

111. ff. 29—32. **Zwanzigster Auftritt.**

Kleiner Garten auf der Mauer. Durch und über die Zinnen weite Aussicht ins Land. An der Seite ein Thurm.

Götz. Elisabeth. Lerse. Kastellan.

Götz. Allmächtiger Gott! Wie wohlthätig ist Dein Himmel, wie frei! Die Bäume nähren sich in Deiner Luft, und alle Welt ist voll Werden und Gedeihen. Lebt wohl, meine Lieben! Meine Wurzeln sind

37. Hochzeittage

112. 6. Mach, st. „Ach,“

7. sehe,
wärme!

10. Ach, sie fingen ihn

13. Löwe

15. fällt aus: „Arme Frau!“

18. Betruge; ihm ist Freiheit

st. 20. ihre Netze fallen. Segnet Marien und ihren Gemahl!

21. sinken, st. „fallen.“

24. Nur droben bei Dir!

26. Lerse. st. „Maria“; daher auch auf Zeile

28. „Lerse.“ ausfällt.

Bruchstücke

der Bühnenbearbeitung

des

Götz von Berlichingen.

Vorbemerkung des Herausgebers.

Für das Verſtändniß der nachfolgenden vierzehn Bruchſtücke der Goethe'ſchen Bühnenbearbeitung des „Götz" iſt es erforderlich, von den verſchiedenen Phaſen derſelben Kenntniß zu nehmen. Deren ſind vier bekannt. Bezeichnen wir dieſelben mit den Buchſtaben **A** bis **D**, ſo iſt **A** diejenige Bearbeitung, in welcher das Stück am 22. September 1804 in Weimar zur Aufführung gelangte (vgl. oben S. 259). In dieſer Geſtalt iſt daſſelbe nur einmal wiederholt worden, und zwar in der Art, daß die beiden erſten Aufzüge am 28. September, die drei letzten am 13. Oktober deſſelben Jahres beſonders zur Aufführung kamen. **B** iſt die verkürzte Geſtalt, welche wir vorſtehend S. 267 bis 343 mitgetheilt haben. Im Jahre 1809 kehrte Goethe zur Trennung des Stückes in zwei Theile zurück. So getheilt brachte er es in den Jahren 1809 bis 1813*) auf die Bühne, den erſten Theil unter dem Titel „Adelbert von Weislingen, Ritterſchauſpiel in vier Aufzügen", den zweiten unter dem Titel „Götz von Berlichingen, Ritterſchauſpiel in fünf Aufzügen". Dieſe Bearbeitung nennen wir **C**, und **D** die gleichfalls zweitheilige Geſtalt, in welcher das Stück im Jahre 1819 „in neuer Bearbeitung" (nach dem Theaterzettel) zu Weimar aufgeführt wurde. Goethe's Nachfolger in der Theater-Direktion gab am 27. Oktober „Adelbert von Weislingen, Götz von Berlichingen's erſter Theil, Schauſpiel in vier Aufzügen" und

*) Der erſte Theil wurde in Weimar zuerſt am 23., der zweite am 26. Dezember 1809, der zweite allein am 2. Mai 1810, ebenſo am 25. Auguſt 1811 zu Halle, wo das Weimariſche Theater den Sommer hindurch ſpielte, endlich der erſte Theil am 8., der zweite am 11. Dezember 1813 gegeben.

am 30. Oktober „Götz von Berlichingen mit der eisernen Hand, zweiter Theil des Götz von Berlichingen, Schauspiel in fünf Aufzügen". In derselben Bearbeitung gelangte das Stück auch 1828 auf die Bühne, und zwar der erste Theil am 15. Oktober, der zweite am 1. November.

Die nachfolgenden Szenen, Erweiterungen von Szenen und einzelnen Rollen (No. 13 und 14) sind nun Bruchstücke der Bearbeitungen A, C und D. O. Schade hat dieselben im Jahre 1856*) aus Handschriften mitgetheilt, an deren Authentizität nicht gezweifelt werden kann. Gegenwärtige Bemerkung beruht ganz auf Schade's interessanten Untersuchungen.

Hiernach ist zwar anzunehmen, daß alle diese Bruchstücke im Wesentlichen bereits der Bearbeitung A des Jahres 1804 angehörten. Mit Sicherheit gilt dies jedoch nur von No. I, der ursprünglichen, in B und C weggefallenen, in D aber wieder aufgenommenen Eingangsszene und von No. XIII, der Rolle des an Liebetraut's Stelle getretenen Narren. Das nachstehende Personenverzeichniß des Theaterzettels von A ergiebt, daß darin die in B (vgl. oben S. 260) weggefallenen Szenen am Bamberger Hofe noch nicht gestrichen waren.

„Personen nach der Ordnung, in der sie auftreten:

Erster Aufzug.

Erster Bamberzisch. Reuter.	Eilenstein.	Wirth,	Cordemann d. j.
Zweiter Bamberzischer Reuter.		Götz v. Berlichingen, Ritter.	Graff.
Metzler.	Genast.	Goetz, Reuterknabe.	Unzelmann.
Sievers.	Werner.	Bruder Martin. Münch.	Haide.
Franz, Weislingen's Knappe.	Oels.	Elisabeth, Berlichingen's Gemahlin.	Teller.
Zigeunertochter.	Brand.	Marie, dessen Schwester.	Silie.
Zigeunerknabe.	Sophie Teller.	Carl, dessen Sohn.	Corona Becker.
David.	Weis.	Adelbert v. Weislingen.	Cordemann.
Peter.	Berlichingen's Knechte		

*) Weimarisches Jahrbuch für deutsche Sprache, Litteratur und Kunst, herausgegeben von Hoffmann von Fallersleben und Oskar Schade. Fünfter Band. Hannover, Carl Rümpler. 1856. Heft II. No. V. S. 439 bis 473.

Zweiter Aufzug.

Bischof von Bamberg.	Benda.
Abt von Fulda.	Genast.
Adelbrid,	Becker.
Olearius, Doktor und Kanzler,	Becker.
Marschalk. Hofleute. Musik.	
Narr.	Ehlers.
Hans von Selbitz, Ritter.	Malkolmi.
Nürnberger Kaufleute,	Eisenstein. Werner.

Dritter Aufzug.

Maximilian der Erste, Kaiser.	Becker.
Franz von Sickingen, Ritter.	Haide.
Franz Lerse, Reutersmann.	Ehlers.
Zigeunermutter.	Baranius.
Bartholv. Wanzenau, Hauptm.	Genast.
Peter v. Blinzlorf, Lieutenant.	Becker.
Reichsknechte.	

Vierter Aufzug.

Ein Priester.	Chorknabe.
Masken.	
Gerichtsdiener zu Heilbronn.	
Kaiserl. Commissär.	Dirzka.
Rathsherr von Heilbronn,	Benda.
Bürger von Heilbronn.	

Fünfter Aufzug.

Max Stumpf, Ritter.	Malkolmi.
Kohl, Bauern,	Benda.
Link, Bauern.	Dirzka.
Boten des heimlichen Gerichts.	Wolf. Werner.
Reichsknechte.	
Zigeuner-Hauptmann,	Haide.
Zigeuner.	
Richter des heimlichen Gerichts.“	

Auch in C und D finden sich die Bamberger Szenen, und ebenso die Rolle des Narren. Das Lied desselben, welches Goethe 1827 in den 3. Band der Ausgabe letzter Hand aufnahm (siehe Bd. II. S. 276 unserer Ausgabe), bildete in C und D als Epilog den Schluß des ersten Stückes „Adelbert von Weislingen“, wie in A den des zweiten Aufzugs. Düntzer verweist mit Recht auf den Epilog des Narren in Shakespeare's „Was Ihr wollt“ als auf Goethe's Muster.*)

Ein genaues Bild des zweitheiligen „Götz“ in C und D läßt sich erst geben, wenn die Einsicht des im Goethe-Archiv befindlichen Manuskripts dieser Bühnenbearbeitung**) gestattet sein wird. Nach Musculus, der dasselbe verglichen,

*) Goethe's lyrische Gedichte erläutert. II. (1853.) S. 309.

**) Goethe's Handschrift von der ersten Bearbeitung, A. scheint zerstört, da sich einzelne zerschnittene Blätter derselben in Autographen-Sammlungen zerstreut vorfinden. Dasselbe Schicksal hat auch Schiller's Handschrift der „Phädra“ erfahren.

bieten die darin enthaltenen Szenen große Verschiedenheiten von den nachfolgenden (namentlich bei No. 7).

Der erste Theil des zweitheiligen „Götz" bestand aus den zwei ersten, zu vier Aufzügen, der zweite Theil aus den drei letzten, zu fünf Aufzügen erweiterten Akten des Stücks. Es waren darin mehr Szenen des ursprünglichen Drama's (1773) enthalten als in A und B, z. B. die Bauernhochzeit und Götz' Erscheinen auf derselben am Schluß des 2. Aktes. Diese Szene spielte im ersten Theile (Adelbert von Weislingen), und es erschien außer dem Brautvater und dem Bräutigam auch die Braut selbst, welche im ursprünglichen Stücke nicht angeführt ist. Dem entsprechend ließ Goethe auch in dem Maskenaufzuge vom 18. Dezember 1818 einen Brautzug, bestehend aus Braut, Bräutigam, Brautführern und Brautführerinnen, unter den Figuren seines „Götz" auftreten (vgl. S. 342 der 1. Abthl. dieses Bandes). Auch ist dort die Frau des Zigeuner-Hauptmanns neu hinzugefügt.

I.*)

Erſter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Bambergiſche Knechte. Regler. Sievers. Franz. Zigeuner. Wirth.

Erſter Knecht. Ich habe abgeſattelt und den Pferden ein Futter gegeben.

Zweiter Knecht. Recht, ein guter Reiter ſorgt zuerſt fürs Pferd.

Franz (kommt). Früh geſattelt, ſpät geritten.

Erſter Knecht. Unſre Schuld nicht.

Franz. Hier des Herrn Regenmantel! Bindet ihn auf! Das Gepäck ſchnallt recht feſt!

Erſter Knecht. Laßt uns gewähren! Kommt der Herr bald?

Franz. Wer kann das wiſſen?

Erſter Knecht. Sein edler Wirth iſt ein Freund vom Pokuliren.

Franz. Deſto mäßiger iſt der Gaſt. Der weiß die Becher klüglich an ſich vorbei geben zu laſſen.

Erſter Knecht. Wollt', ich ſäß' an ſeiner Statt. Aber Ihr, junger Fant, könntet Ihr uns nicht etwas Gutes, Aechtes bei Seite bringen?

Franz. Eh es fortgeht, ſollt Ihr noch eine Flaſche haben. Ich ſpringe voraus, bringe Euch Kundſchaft, reiche Euch einen Trank, und dann weiter in die weite Welt!

Erſter Knecht. Nun, ſo gar weit geht's eben nicht.

Franz. Ich wollt', es ging' weiter. Es muß dahinten gar zu ſchön ſein.

---

*) Eingangsſzene der Bearbeitungen A und D. Die Schlußrede des Regler ſchließt ſich an ſeine zweite Rede, Bd. VI. S. 19, unmittelbar an. (Die Szene iſt in Goethe's Manuſkript vorhanden, ſogar im Anfange verwiſcht.)

Erster Knecht. Am Rhein ist's recht schön. Seid Ihr schon da gewesen?

Franz. Noch nicht. Auch wäre mir das zu nahe. Fern möcht' ich hin, immer ferner, bis ans Ende der Welt.

(Wie er abgehen will, treten Zigeunerkinder heran und halten ihn auf.)

Heide. Bleib, schöner Knabe!

Franz. Was soll's?

Mädchen. Die Geschwister kommen, die Zigeunergeschwister. Verschmäht sie nicht, vertreibt sie nicht!

Heide. Sie sagen Euch die Wahrheit, die gute Wahrheit.

Franz. Nun denn, was habt Ihr zu sagen? Was wißt Ihr?

Mädchen. Wir wissen Viel, wenn auch nicht Alles. Allwissend ist der einzige Gott. Viel haben wir zu sagen; aber frage Du! Deine Rechte zeige, Deine Rechte her!

Knabe. Deine Linke her, schöner Knabe, holder Knabe, Deine Linke!

Franz. Nun, braune Geschwister, was seht Ihr in meinen Händen? Werd' ich weit reisen? Weit in fremde Länder? Nach unbekannten fremden Ländern?

Knabe. Reisen kannst Du, reisen wirst Du; hier seh' ich's geschrieben. Aber was siehst Du, Schwester, da drüben?

Mädchen. Du wirst reisen, wenn Du nicht gebunden wirst, reisen, wenn Du nicht gefesselt wirst.

Knabe. Sie werden Dich fesseln, sie werden Dich binden.

Franz. Weg, weg, Ihr Unglücksvögel!

Mädchen. Sie werden Dich lösen, und Du wirst verharren; sie werden Dich treiben, und Du wirst bleiben.

Franz. Eure verworrnen Reden sind verdrießlich.

Knabe. Auch uns eine Gabe!

Mädchen. Den braunen Geschwistern eine kleine Gabe, so sollst Du vernehmen die Wahrheit, die gute Wahrheit.

Franz (indem er gibt). Hier hast Du was, und auch Du! Nun sprecht, wer sind meine Widersacher? Zeigt sie mir an!

Mädchen. Partner hast Du, nicht Widersacher.

Knabe. Partner sind's, die Dich halten und binden.

Mädchen. Mit süßen Blicken, mit sanften Winken.

Knabe. Mit Händedrücken, mit Augenblinken.

Franz. Fort, abgerichtetes, triegerisches Gesindel! Lüge sagst Du und keine Wahrheit. Ich weiß nichts von Weibern, ich will nichts wissen von Weibern.

Wirth (zu den Zigeunern). Nun macht, daß Ihr aus dem Hause kommt, und seht mir auf dem Hofe die Hühner nur nicht so

freundlich an, daß eins nicht zur Geſellſchaft mitgeht! Wenn das Volk ins Haus geht, ſo wird gleich Alles, iſt's nicht wand-, band-, niet- und nagelfeſt, auf der Stelle beweglich. (Zigeuner ab.)

Stevers. Wer war der ſchmucke Bube?

Metzler. Er dient Adelberten von Weislingen; der iſt oben auf dem Schloſſe bei dem Herrn Grafen ſchon zwei Tage. Dem haben die Bamberger das Geleit gegeben. Ich weiß nicht, woher er kommt u. ſ. w.

II.*)

Jaxthauſen.

Franz. Weislingen.

Franz. — — — — Alles hätte ich hingegeben, die Spitze ihres kleinen Fingers küſſen zu dürfen. O, wie hatt' ich mich an die Stelle des Narren gewünſcht! O, der glückliche Narr!

Weislingen. Den alten Kunz meinſt Du?

Franz. Denſelben.

Weislingen. Und was begegnet' ihm Beneidenswerthes? Ihm, der ſonſt nur Schläge zu erwarten gewohnt iſt?

Franz. Es war auch ein Schlag, aber von ihrer Hand. Diesſeits ſtand ich, jenſeits er; da warf ſie einen Bauern auf die Erde, und ſo täppiſch dienſtfertig bückte ſich der Narr darnach, daß er mit ſeiner Mütze noch mehr Steine herunterwarf. Da gab ihm ihre leichte, ſchöne Hand einen Klapps hinter die bunten Ohren, daß die Schellen klingelten. Ich ſprang hinüber und las mit auf. Da berührt' ich den Saum ihres Kleides. Das fuhr mir durch alle Glieder, und ich weiß nicht, wie ich zur Thür hinausgekommen bin.

Weislingen. Iſt ihr Mann bei Hofe? u. ſ. w.

---

*) Erweiterung des 5. Auftritts, 2. Aufzugs, von B, oben S. 280 (Bd. VI. S. 46, Z. 1. bis 7.), in C und D 6. Auftritt, 3. Aufzug, des ersten Theils. (In Goethe's Manuſkript vorhanden.)

III.*)

Im bischöflichen Palast zu Bamberg. Speisesaal.

Bischof von Bamberg. Abt zu Fulda. Adelheid. Olearius. Marschall. Hofleute. Tafel. Musik in der Höhe.

Adelheid. Ihr kommt, gelahrter Herr, gerade von Bononien?

Olearius. Gerade, mit wenigem Aufenthalt. Die Lombardei ist so unruhig, daß man bald hindurchzukommen wünscht.

Adelheid. Wie geht es denn unsern deutschen Kriegsleuten über den Alpen?

Olearius. Wie immer. So lange Kaiserliche Majestät sich in Welschland befindet, fürtrefflich; wie sie sich aber über die Alpen zurückzieht, sehr schlimm.

Adelheid. Die Frauensberge haben sich in Verona gut gehalten?

Olearius. Musterhaft.

Adelheid. Was spricht man denn überhaupt so von den Deutschen?

Olearius. Von ihrem Herzen, von ihrer Faust das Beste.

Adelheid. Und von ihrem Kopf?

Olearius. Der setzt sich auch in Kredit.

Adelheid. Ist es wahr, man sagt sprichwörtlich, der Welsche sei klug, ed er handle, der Franzose, indem er handelt, und der Deutsche werd' es erst hinterdrein.

Abt. Ja, ja. Man geht klüger vom Rathhause herunter, als man hinaufging; das ist ein altes deutsches Sprichwort und durchaus probat.

Olearius. Dem sei, wie ihm wolle, so zeichnen sich Deutsche jetzt zu Bononien durch große Fähigkeiten aus.

Adelheid. Studiren jetzt auch viele Deutsche von Adel daselbst?

Olearius. Von Adel und Bürgerstand u. s. w.

[Die Fortsetzung siehe Bd. VI. S. 36. Z. 32. bis S. 38. Z. 29. und oben S. 36. Z. 10. bis S. 38. Z. 15.]

Olearius. Das erkennt der Pöbel nicht, der, so gierig er auf Neuigkeiten ist, das Neue höchst verabscheut, das ihn aus seinem Gleise leiten will, und wenn er sich noch so sehr dadurch verbessert. Sie halten den Juristen so arg als einen Verwirrer des Staats, einen Beutelschneider, und verhindern mit aller Gewalt, daß dort keiner sich anbaue.

*) An Stelle der Szene Bd. VI. S. 36 ff. In C und D 1. Auftritt, 3. Aufzug, des ersten Theils. (In Goethe's Manuskript vorhanden.)

Biſchof. Dafür wiſſen Kaiſer und Reich ſolche Männer zu ſchätzen. (Zu **Adelheid.**) Beliebt es, ſo ſtehen wir auf und führen die Unterredung vertraulicher fort!

(Alle Reden auf, die vier ſprechenden Perſonen treten vor.)

Adelheid. Euer Hochwürden Gnaden ſind ſtill und nachdenklich und durch keine Geſpräche zu erheitern.

Biſchof. Könnt Ihr mir's verdenken, Adelheid, bei dem unverhofftſten Schlage, der mich trifft? Eben indem dieſer vortreffliche Mann in meine Dienſte trat, und ich von Seiten des rechtlichen Verfahrens völlig geſichert zu ſein glaube, wird mir Weislingen entriſſen, ein Mann, der alle meine Verhältniſſe kennt und der an Lebensthätigkeit Seinesgleichen nicht hat. Wer weiß, wie lange ich ihn entbehren muß!

Adelheid. Wir können uns leichter beruhigen, da wir durch ſeinen Knaben wiſſen, daß er gut gehalten wird. Der Vertrag muß bald zu Stande kommen, der dieſen ſchätzbaren Mann Euch und uns Allen zurückgiebt.

Olearius. Es ſoll nicht fehlen, gnädiger Herr; wir wollen alle Mittel anwenden, die uns durch eine ſchon weit gediehene deutſche Verfaſſung in die Hände gegeben ſind. Ein Schreiben an die Behörde iſt ſchon abgegangen, eine Tagefahrt wird nächſtens anberaumt werden; die will ich ſelbſt beſuchen und äußerſt bemüht ſein, daß Weislingen ohne ſchweres Löſegeld ſogleich losgegeben werde.

Biſchof. Schont kein Geld! Ich gebe Euch unumſchränkte Vollmacht!

(Ein Pokal wird angeboten, er ſchlägt ihn aus und geht mit **Adelheid** und **Olearius** ab.)

IV.*)

Weislingen's Schloß.

Franz (allein). Er will ſelbſt nicht nach Bamberg? Auch mich will er nicht abſenden? Hier ſoll ich bleiben! Hier ſoll ich gefangen, gefeſſelt im engen Kreis der Verzweiflung aushalten! Dahinaus geht die Welt zu ihr! O, die Welt iſt nicht mehr

*) Dieſe Szene war in C und D als 2. Auftritt des 4. Aufzugs des erſten Theils eingeſchoben. (In Goethe's Manuſkript bis auf eine neue Stelle, wo der Narr erzählt, wie Franz ſo toll mit ihm und ſeiner Kappe verfahren, nicht vorhanden.)

unendlich für mich. Ins Blaue hinaus geht meine Sehnsucht nicht mehr. Zu ihr! Zu ihr! Und ich bin an der Grenze der Seligkeit. Und warum gehst Du nicht? Was hält Dich zurück? Der Wille Deines Herrn? Und ist er denn länger Herr, als Du dienen magst? — Und daß er Dich als einen armen Knaben aufnahm, Dich nährte, Dich erzog! — Was sind alle diese Rechte gegen die Gewalt, welche sie auf Dich ausübt! Sie hat mich gesehen, und mein Bild ist ihr geblieben. Manchmal schweb' ich ihr vor, sie denkt an mich; das fühl' ich. Ja, das ist ein zauberisches Winden und Ziehen, das mir das Herz aus dem Leibe reißt, mich zu ihr hin ängstet. Fort! Keine Vorbereitung! So, wie Du gehst und stehst, fort zu ihren Füßen, und sie nimmt Dich auf.

(Indem er nach dem mittelsten Ausgang hineilt, tritt **Weislingen** an der Seite herein.)

Weislingen. Franz!

Franz (sich umkehrend). O weh! — Was befehlt Ihr?

Weislingen. Ich habe mich anders besonnen.

Franz. Wollt Ihr nach Bamberg, so kommt!

Weislingen. Ich habe geschrieben und will Dich schicken.

Franz. So gebt!

Weislingen (ihm das Packet übergebend). Hier hast Du diesen Pack, und —

Franz (nach der Thüre zu eilend). Er soll gleich besorgt sein.

Weislingen. So warte doch!

Franz. Ist's noch was weiter?

Weislingen. Freilich, Du sollst noch Manches mündlich ausrichten.

Franz. So sagt geschwind!

Weislingen. Du bringst das Packet dem Marschalk.

Franz. Das steht ja drauf.

Weislingen. Du bittest ihn, die Anlagen zu bestellen.

Franz. Das wird er schon thun.

Weislingen. Du siehst Dich überall um.

Franz. Ich werde.

Weislingen. Doch — wenn ich's recht bedenke, statt einem leichtsinnigen Knaben, einem mündlichen Auftrag schreibe ich ein paar Blätter.

Franz. Thut's nicht!

Weislingen. Bleibe nur, Du sollst eine Nachschrift haben! (Ab.)

Franz. Eine Nachschrift? Indem er diese schreibt, fällt ihm wieder was Neues ein; er fordert sein Packet zurück, reißt's auf,

schreibt's um, am Ende reut's ihn ganz, und er behält mich hier. Fort, fort! Ich kenne ihn schon, er kann sich nicht entschließen; und wenn er sich rasch entschlossen hat, kehrt er ebenso leicht wieder um. Frisch gewagt! Wenn er noch mehr zu sagen hat, mag er mich das zweite Mal hinschicken und einsehen! Welche Seligkeit, wenn ich die Thürme, die Pforten erblicke! Aber, beim Himmel, das Erste, was mir aus der Stadt entgegenkommt, und wär' es ein Pfaff, ein Bettler, ein altes Weib, umarmen will ich's, drücken und ersticken.

(Indem er nach der Mittelthür springt, guckt der Narr herein.)

Narr. Wer vom Haus?

Franz (der den Narren erst anstaunt, ihn darauf umarmt und küßt) Narr, lieber Narr, goldner Narr! Woher?

Narr. Lieber Bruder, lieber, wahrhafter, natürlicher Zwillingsbruder, hör auf, Du folterst mich!

Franz (ihn hervorziehend). Mein Gelübde, schon erfüllt sich's! Du Bamberger Erstling! Holder, köstlicher Narr! Du kommst von ihr, Du hast sie gesehen, ich werde sie sehen. Ich drücke Dich, erstide Dich!

Narr. Laß mich los, um Gottes willen! Prügel bin ich gewohnt, aber keine Liebkosungen; und lieber geprügelt als so gedrückt!

Franz (den Narren loslassend, aber bei der Hand fassend). Komm mit, komm geschwind mit!

Narr. In die Küche, recht gern.

Franz. Nach Bamberg komm!

Narr. Laß mich nur zu Athem kommen!

Franz (der ihn bei der Kappe faßt). Unschätzbare Kappe, Dich hab' ich in Händen.

Narr (der sich bückt und ihm die Kappe läßt). Ei, so behalte sie für Dich und Deine Nachkommenschaft! Das muß ein trefflich Narrengeschlecht geben, wenn sie Dir nacharten.

Franz (mit der Kappe beschäftigt). Ja, Dich will ich behalten, Dich herzen und drücken. Hier hinter das rechte Ohr war's, daß sie den Klapps gab. Die Kappe habe ich nun, die Hand werde ich auch wiedersehen. Ich werde sie wiedersehen, halten und küssen. Triumph! Laß die Schellen tönen! (Er springt umher und schüttelt die Kappe.) Ihr klingt feierlicher als Glockengeläute. Als Ihr einmal rasseltet, hab' ich ihr in die Augen gesehen. (Er springt umher.)

Narr. Ist's doch ein wahres Wort: der Narr mag weltein reisen, überall findet er die nächsten Verwandten.

Dazu Weislingen.

Weislingen. Welch ein Lärm? Welch ein Gerassel? Ist die Narrenmutter mit allen ihren Schellen bei mir eingekehrt?

Franz. Seht, Herr, der alte Kauz, der alte Kunz von Bamberg steht vor Euch.

Weislingen. Und Du, junger Kauz, junger Kunz, trägst seine Kappe?

Narr. Hab' ich doch Euer Schloß erreicht, seh' ich Euch doch wieder! Das ist mir sauer geworden.

Weislingen. Wie kommst Du hierher?

Narr. Laßt mich erst füttern! Dann will ich erzählen.

Weislingen. Erzähle, so sollst Du gefüttert werden. Eile, Franz, der Koch soll etwas Gutes auftischen, gleich in der Küche! Der Kellermeister soll Wein dazu stellen!

Franz. Gleich, gleich! (Ab.)

Narr. Sia, wären wir da!

Weislingen. Aber das merke Dir: wenn Du lügst gewohntermaßen, so seht's Hiebe diesmal über die Maßen. Vor allen Dingen bekenne: sie haben Dich abgeschickt.

Narr. Abgeschickt? Gewissermaßen.

Weislingen. Du sollst auskundschaften, wie es bei mir zugeht.

Narr. Keineswegs.

Weislingen. Ich kenne Dich schon, Du bist ein alter abgefeimter Spitzbube. Nur die Dummen halten Dich für dumm; aber ich will Dich auf die Folter bringen.

Narr. Barmherzigkeit!

Weislingen. Du sollst an einem gedeckten Tische sitzen und nichts anrühren.

Narr (fußfällig). Gnade!

Weislingen. Sardellen, Häringe, Mettwurst und Schwartenmagen.

Narr. Ihr bringt mich um.

Weislingen. Alles, was Appetit reizt, was Durst reizt.

Narr. Ich halt's nicht aus.

Weislingen. Wein soll dabei aus Pokalen hervorleuchten, weißer, rother, drei, vier Sorten.

Narr. Bekennen will ich.

Weislingen. Gelt, ich kenne Dich?

Narr. Die Wahrheit will ich sagen; aber wer soll richten?

Weislingen. Rede nur! Ich unterscheide wohl. Also geschwind!

Narr. So geschwind und wahr als möglich. Gestern nach

Mittag, es war sehr schwül, da ging ich in den Schloßgarten und suchte Schatten.

Weislingen. Sprich wahr, nur nicht umständlich!

Narr. Da kam ich an die Muschelgrotte hinten im Lustwald.

Weislingen. Ich kenne sie.

Narr. Und die Singvögel sangen, und die Springwasser sprangen; da setzt' ich mich auf die Schwelle, und da war's so kühl.

Weislingen. Weiter!

Narr. Da kamen zur andern Seite herein mein Herr, der Marschalk, und der Schenk und setzten sich und sprachen, als wenn sie allein wären.

Weislingen. Was sagten sie?

Narr. Sagte der Marschalk: wollte Gott, Weislingen wäre wieder hier! Sagte der Schenk: es muß Einer hin und ihm erzählen, wie's aussieht, und er wird uns nicht stecken lassen. Sagte der Marschalk: ja, es ist unerträglich, was der Kanzler sich anmaßt, was er Alles ändern und bessern will. Sagte drauf der Schenk: ein saubres Bessern! Meine Gläubiger, die so ziemlich ruhig waren, hat er aufgefordert. Nun sagte der Marschalk: den schönen Edelhof, den mir der Bischof beinah geschenkt hatte, den will der Doktor wieder zur Renterei ziehen. Und da sagte der Schenk noch viel und der Marschalk noch viel, und am Ende hieß es, daß Eure Freunde sämmtlich verloren seien, wenn Ihr nicht wiederkämet und die Sache ins Gleiche brächtet.

Weislingen. Du bist abgeschickt; Du wirst nicht essen, wenn Du fortfährst.

Narr. Ich sage die Wahrheit und viel weniger als die Wahrheit. Es steht schlimmer, als ich's sagen kann. Alles, was Ihr angeordnet, wird umgestoßen.

Weislingen. Deine Geschichte!

Zu den Vorigen Franz.

Franz. Das Kalte aufgeschnitten steht schon appetitlich da.

Narr. Nur still! Ohne Folter bekenne ich. Indem die Herrn so sprachen und der Narr so saß, kommt unsre schöne Frau.

Franz. Adelheid von Walldorf. Da komm' ich eben recht.

Narr. Die setzt sich dazu, und nun geht's erst los. Die Herren hatten ihn gescholten; sie macht ihn lächerlich und bringt allerlei auf ihn, daß ich selbst hätte mitlachen mögen, auf seine

Schande, Nase und Bart, — und sagt zuletzt: ich möchte wol wissen, wie ihm des Narren Kappe stände. — Nun kommen mehr Herren und Frauen, endlich auch der Bischof und der Kanzler. Da setzt sich nun Alles umher und schwatzt und liebelt und giebt sich Räthsel auf und neckt und lacht, und endlich lacht mein Herr, der Bischof, auch. Nun, denk' ich, ist's die rechte Zeit, und schleiche mich hin und setze dem Doktor mein Käppel auf, von hinten fein auf den Scheitel, und verstecke mich. Das mag drollig genug ausgesehen haben; denn Alles hätte gern lachen mögen, hielt's aber zurück und erstickte fast. Da sprang der Kanzler auf und warf die Kappe vor die Grotte und rief den Trabanten; die waren gleich bei der Hand. Und sprach der Doktor: Herr Marschall, befehlt, daß der Narr sogleich eingesperrt und morgen früh vor allem Hofgesinde tüchtig abgestraft werde! Da zogen sie mich hervor und schleppten mich, und schleppten mich ins Burgverließ, und es hätte meiner sollen übel gewahrt sein, wenn nicht der Stockmeister an mir Barmherzigkeit geübt und mir eine Schütte Stroh zum Lager gebracht hätte. Da nahm ich das Tempo wahr, sprang hinaus und schloß ihn ein, und so bin ich vor Euch, habe die reine Wahrheit gesagt, und nun laßt mich essen!

Franz. Dieweil er spricht, laßt mich packen und satteln, und gleich will ich fort.

Weislingen. Warte noch! Die Sache gewinnt ein anderes Ansehen; sie will überlegt sein.

Narr. Ueberlegt nicht! Kommt nur gleich selbst! Denn da hab' ich sicher Geleit, sonst bin ich verloren. Ihr wißt schon, wenn irgend ein Stellchen offen ist, so sind gleich hundert Werber da. Und gar mein köstliches, einziges Hofamt, da ist erst ein Gereiße darum!

Weislingen (zu Franz). Wo hast Du mein Packet?

Franz. Verzeiht, Herr, dort in der Ecke liegt's. Ich warf's für Freuden weg, da ich den alten Kameraden sah.

Weislingen. Gieb's her!

Franz (der das Packet aufreißt, indem er es bringt). Da seht es nun noch einmal durch! Es ist gewiß kein Buchstabe mehr davon zu brauchen. Liebhaber und Weltleute müssen selbst kommen, wenn sie was ausrichten wollen. Laßt mich einpacken, um Gottes willen laßt mich einpacken und kommt mit! Fürwahr, ich packe.

Weislingen. Rede nur! Deswegen gehe ich doch nicht.

Narr. Laßt mich essen! Ich verschmachte.

Franz. Bis er gegessen hat, bin ich fertig. Gesattelt soll auch gleich sein.

Narr. Hört mich an! Hört meinen Vorschlag! Gleich zu Pferde und fort! Ich nehme eine Wurst mit auf den Weg und eine Flasche Wein. Stehend und liegend, sitzend, laufend, ein Mal schmeckt mir's wie das andre Mal.

Weislingen. Fort mit Euch, fort! Ihr macht mir den Kopf wüste! (Zur Seite ab.)

Franz. Fort, fort! Das nehme ich als ein gutes Zeichen auf. In einer Stunde setzen wir noch einmal an, und bleibt er auf seinem Kopf, will er nicht nach Bamberg, auf alle Fälle fort mit mir! Ich laff' ihn Dir und Deiner Kappe hier.

(Sie laufen ab, die Kappe zwischen sich in die Höhe haltend.)

V.*)

Weislingen. So eilig, schöne Dame? Was treibt Euch so schnell aus der Stadt, aus dem Getümmel, wohin Ihr Euch so lebhaft sehntet, von einem Freunde weg, dem Ihr unentbehrlich seid?

Adelheid. Ein unerwarteter, unangenehmer Zufall nöthigt mich. Die Heirath meiner jungen Nichte mit dem alten Grafen Mörsfeld ließ ich als ganz gewiß hinter mir: Die Trauung, dacht' ich, sollte schon vollzogen sein; nun mag das Gänschen alberne Streiche gemacht haben. Es sind Irrungen entstanden; die Mutter hat nie einen Kopf gehabt, der Vater verliert gleich den Ueberrest von dem seinigen, und so muß ich hin, um Alles wieder ins Gleiche zu bringen.

Weislingen. Um fremder Verbindungen willen verspätest Du die unsrige?

Adelheid. Desto heiterer, freudiger werd' ich zu Dir zurückkehren.

Weislingen. Ich vermisse Dich ungern.

Adelheid. Ebenso ungern verlaff' ich Dich. Ein Mann, der in Weltgeschäften kein thätiges Weib an der Seite hat, ist übel daran. Ihr besorgt das Große, wir das Kleine; bald wird wol auch das Kleine groß, das Große klein, und so geht Alles aus einer Hand in die andere.

---

*) Erweiterung von Anfang und Ende des 4. Auftritts, 2. Aufzugs, von B (oben S. 294 ff.). In C und D 4. Auftritt, 1. Aufzugs, des zweiten Theils. (In Goethe's Manuskript vorhanden, mit vielen Varianten.)

Weislingen. Auf diesem Reichstag, bei dieser Versammlung von Fürsten und Herrn ist uns gar Manches gelungen.

Adelheid. Du hast mich schon wieder überrascht. Ich danke Dir, daß Du meinem Neffen das Kanonikat zu Trier verschafft hast.

Weislingen. Das war leicht; aber seinem Bruder das Lehn an den schönsten Ufern der Mosel, das war schwer, und doch hast Du's geleistet.

Adelheid. Nicht ohne Bemühung.

Weislingen. Wirst Du auch zufrieden sein, wenn wir auf Selbitz und Berlichingen losgehen? u. s. w.

[Die Fortsetzung siehe oben S. 294. Z. 30 bis S. 296. Z. 23.]

Adelheid. Ich will einen Staaren abrichten, der Dir die Namen wiederholen und „bitte, bitte!" hinzufügen soll. — Aber Du siehst so trüb, mein Bester! Ungern verlass' ich Dich in solcher Stimmung.

Weislingen. Mancher Blick in die Zukunft begegnet unerfreulichen Gestalten.

Adelheid. Laß das! Die Zukunft gehört dem Glück zu.

Weislingen. Auch die Vorsicht. Aber, anstatt daß wir auf die wichtigsten Ereignisse zurüsten, überlassen wir uns dem Augenblick. Leidenschaftliche Gunst, leidenschaftlicher Haß beherrscht unser Leben.

Adelheid. Soll das ein Vorwurf sein, Du Gütigster, Bester?

Weislingen. Nicht Vorwurf, nur Klage. Früher, wenn wir die Welt auf unsre Schultern laden möchten und den Himmel dazu, da scheint uns gleichgiltig, wer mitwirkt. Wir vertrauen uns, und so vertrauen wir Allen. Später, meine Liebe, fühlt man sich unzulänglich, wenn eine große That geboten ist. Man erkennt nun den Werth einwirkender trefflicher Menschen, und da möchte man sich mit den treuesten, tüchtigsten umgeben. Leb wohl! (Geht ab.)

Adelheid. Die Männer mögen das halten, wie sie wollen; wir Weiber brauchen einen gemischten Hof und wissen denn doch unsre Leute zu unterscheiden.

VI.*)

Sickingen. Götz.

Götz. Weite Pläne, theuerster Sickingen, habe ich Euch immer zugetraut, und vermuthlich jetzt, da Ihr sie aussprecht, erschreck' ich davor. So verschieden sind unsre Geister. Mir genügt es, mich in der Nähe zu tummeln und das, was recht und billig ist, zu fördern. Der Besitz, den ich vom Vater geerbt habe, genügt mir.

Sickingen. Ich lobe Dich, daß Du in dieser wilden Zeit ein redliches Geschäfte treibst; laß mich andere Sorgen hegen! So lange das Metall flüssig ist, kommt es auf den Meister an, in welche Form er es leiten will; zusammengehalten giebt es eine große Glocke, vereinzelt Klingeln und Schellen.

Götz. Deine Form, Sickingen, ist fertig; ich wünsche Dir reichliches und geschmeidiges Erz und Glück zum Guß. Kann ich bei dieser Gelegenheit Dir dienen, so soll mich's freuen; rede nur und sage, womit!

Sickingen. Nein, Götz, ich will Dich nicht aus Deinem Kreis in den meinigen ziehn. Verharre in dem Beruf, zu dem Du besonders erwählt bist; doch verwundre Dich nicht, wenn ich sage, daß ich von dem Deinigen etwas entwenden möchte!

Götz. Und wie das?

Sickingen. Deine edle Schwester! Ich bin gekommen, sie um ihr Herz und ihre Hand zu bitten.

Götz. So wünscht' ich, Du wärst eher gekommen u. s. w.

[Die Fortsetzung in Bd. VI. S. 64. Z. 9, und oben S. 68. Z. 28, und S. 229. Z. 30.]

Götz. Der ächte Rittersinn!

Sickingen. Was hilft nun dem Weislingen, daß er sich einer schönen, prächtigen, reichen, geschäftigen Frau hingab! Verwirrt sie ihn jetzt nicht schon öfters, als sie ihn fördert, bewegt sie ihn nicht zu Handlungen, die ihn gereuen, sind ihm nicht ihre Verwandten zur Last? Und wenn sie erst verheirathet sind, dann mag ich nicht mit ihm theilen. Nein, Götz, ich hoffe, zu fahren

*) Erweiterung des 7. Auftritts, 3. Aufzugs, von B (oben S. 209 und 300), bereits in A. In C und D 7. Auftritt, 1. Aufzugs, des zweiten Theils. (In Goethe's Manuskript vorhanden, mit vielen Varianten.)

wie Du; unsre Weiber sollen eher den Aebtissinnen eines Klosters als Amazonen gleichen, die sich nirgends gut ausnehmen als im Ritterbuch.

Göt. Was giebt's? Da kommt ja Selbitz!

VII.*)

Von einer Höhe Aussicht auf eine weite, fruchtbare Gegend; hinten an der Seite eine verfallene Warte; übrigens Wald, Busch und Felsen.

Hauptmann. Olinzkopf. Vortrab.

Olinzkopf (der ein großes Fernrohr trägt). Hierher! Hier können wir ungestört Alles übersehen und unsre Pläne nochmals überdenken. Dort liegt Jaxthausen. Ganz richtig! (Zu einem großen Soldaten.) Tritt vor, Du sollst mein Stativ sein! Bücke Dich, ich will nicht in den Himmel sehen! Nur steh fest! Ich sehe, ja, ich übersehe den ganzen Raum. Dort müssen sie herkommen, wenn sie angreifen wollen. Gut dann! Nun aber postirst Du Dich hierhin, und siehst da hinaus, und meldest jede Bewegung! (Zu einem andern Soldaten.) Du hierher! Du merkst, was im Rücken vorgeht; denn da ist's manchmals auch nicht just.

Hauptmann (kommt). Nun sagt mir, wie soll's werden? Sind wir endlich an Ort und Stelle? Der letzte Steig ist mir sauer geworden. Hättet Ihr uns doch lieber in der Ebene gelassen! Ihr legt Eure Pläne so kraus an, daß ich sie unmöglich zu Kopfe bringen kann.

Olinzkopf. Hier wird Euch Alles deutlich werden. Köstlich! Ist das ein sichrer, guter Posten!

Hauptmann. Läßt sich hören!

Olinzkopf. Unzugängliche Felsen.

Hauptmann. Fürtrefflich!

Olinzkopf. Gradaus ein sanfter Abhang, der sich ins ganze Land erstreckt.

Hauptmann. Gutes, fruchtbares Land!

Olinzkopf. In dieser Stellung könnt Ihr den Feind getrost erwarten.

---

*) Erweiterung des Eingangs vom 11. Auftritt, 3. Aufzugs, von B (oben S. 303), in C und D 11. Auftritt, 1. Aufzugs, des zweiten Theils. (In Goethe's Manuskript vorhanden, jedoch sehr variirend.)

Hauptmann. Mit Proviant sind wir versehen, und im Nothfall liegen drunten schöne Dörfer.

Elinzkopf. Wollen sie wagen, Euch anzugreifen, und verwegen sind sie genug, so haben sie nur zwei Wege.

Hauptmann. Habt Ihr die schon auskundschaftet?

Elinzkopf. Auf beiden fallen wir ihnen in den Rücken.

Hauptmann. Darum ließt Ihr so viel Fähnlein über den Fluß ziehen?

Elinzkopf. Ganz recht, hinten herum.

Hauptmann. Ein Hinterhalt, — ei, wie pfiffig!

Elinzkopf. Dorthin muß ich nun, daß sie nicht ungeduldig werden. Zum Hinterhalt braucht's Klugheit und Geduld. (Ab.)

Hauptmann. Wo habt Ihr mein Zelt aufgeschlagen?

Ein Soldat. Zunächst hierbei am Walde, hinter einem Felsen, recht im Schauer u. s. w.

VIII.*)

Marie. Sickingen.

Sickingen. Ich komme eigentlich nur zurück.

Marie. Und findest weder jenes Kind, noch jene Blicke wieder.

Sickingen. Nicht jenes Kind, nicht jene Blicke, aber Marien, wie sie mein eigen Herz ausgebildet hätte, wenn wir vermöchten, wie die schöpferische Natur, so köstliche Anlagen nach dem eingebornen Geist und Sinn vor unserer Phantasie zu entwickeln.

Marie. Und also freist Du doch eine Fremde?

Sickingen. Nein, Marie, schon durch diese Gespräche find' ich jenes Bild wieder, und ich werde es ganz wiederfinden, sobald Du ganz mein bist. Werde mein in dieser Stunde, und laß in diesen Momenten, die so gefährlich scheinen, sich das Glück des Lebens entfalten!

Marie. Also auf Eure Gefahr!

Sickingen. Und auf die Deine!

Marie. Bei einem solchen Manne ist keine Gefahr; er wendet sie ab oder lehrt sie bestehen.

---

*) Schluß des 1. Auftr., 4. Auft., in B (oben S. 310). In C und D 1. Auftr., 2. Auft., des zweiten Theils. (In Goethe's Manuskript vorhanden, mit Varianten.)

IX.*)

Götz. Lerse.

Lerse. Noch einen ernsten und gefaßten Gruß von Euerm Schwager, einen thränenreichen von Eurer Schwester! Wie ungern schieden sie, selbst von mir, einem Fremden!

Götz. Ihr seid unangefochten durchgekommen?

Lerse. Sie sind in Sicherheit. Erst jetzt fangen die Reichsvölker an, sich über dem Wasser sehen zu lassen. Das untere Burgthor steht verriegelt und verrammelt. Georg ist ein herrlicher Knabe. Jetzt macht's ihm Spaß, sich einzusperren und zu verwahren.

Götz. Die Jugend hat Lust an Allem. — Du kommst ohne Mannschaft?

Lerse. Als ich durch Weilern ritt, fand ich drei Knechte, die sonst zu Euch hielten. Im Felde, sagten sie, wären sie bereit; in die Mausfalle wollten sie nicht. Es war nur ein Vorwand. Im Felde waren sie bereit, zu laufen; ich kannte sie recht gut, ob ich sie gleich nur einmal gesehen habe.

Götz. So wollen wir uns auf Gott, unsre Mauern und auf die Wenigen verlassen, die uns übrig geblieben sind. Ich will die Runde machen und sehen, wie sie sich benehmen. Da wir die starken und schwachen Seiten unsrer Burg am Besten kennen, so kommt's darauf an, wie sie's draußen begreifen.

X.**)

Weislingen. Ritter.

Weislingen. So in gedrängten Reihen schreitet hervor und laßt diese geschlungene Kette, dieses Ineinandergreifen eines ernsten, entschiedenen Handschlags als ein Sinnbild gelten jenes festen Bundes, den wir schlossen als Vorbedeutung des Sieges, den wir über das wilde, schon in sich gespaltene, blindwüthende Volk in Kurzem erringen werden! Ja, zieht sachte hin! Ich weiß, ein Trupp der Aufrührer bewegt sich u. s. w.

---

*) Einzuschalten vor dem 10. Auftr., 4. Aufz., in B (oben S. 314), in C und D vor dem 10. Auftr., 2. Aufz., des zweiten Theils. (In Goethe's Manuskript vorhanden.)

**) Erweiterung der Worte Weislingen's zu Anfang des 4. Auftr., 5. Aufz., in B (oben S. 350), in C und D des 4. Auftr., 4. Aufz., des zweiten Theils. (In Goethe's Manuskript vorhanden, mit Varianten).

XI.*)

Götz. Bleibt! Bleibt!

Georg. Nein, Herr, verzeiht meinen gehorsamen Ungehorsam! Ihr wünscht, daß Rittenberg gerettet werde; ich will es retten, oder Ihr seht mich nicht wieder. (Ab.)

XII.**)

Marie, in der Laube schlafend. **Lerse.**

Lerse. Gestrenge Frau! Wo seid Ihr? Gleich werden die Pferde gesattelt sein. — Sie schläft, schläft in diesen schrecklichen Augenblicken. Wie schön, wie himmlisch leuchtet der Schlaf des Guten! Er gleicht mehr der Seligkeit als dem Tode. Leider, daß ich sie wecken muß! Auf, gestrenge Frau! Säumet nicht! Auf! Wir müssen fort.

Marie (erwacht). Wer ruft? Wer auf einmal reißt mich aus den seligen Gefilden herunter in die irdischen Umgebungen? (Steht auf.) Ach, diese Welt, so schön von der Sonne beleuchtet, diese grünen Bäume, diese frischen Blumen im Lichtglanze, sie sind nur ein matter Widerschein dessen, was der entzückten Seele manchmal jenseits gegönnt ist. Lerse, Du bist's! Dir sei verziehen, daß Du mir geraubt hast, was kein Mensch mir wiedergeben kann!

Lerse. Laßt uns eilen, gnädige Frau! Die Pferde haben wieder Kraft zum schnellen Lauf, und der Mensch hält Alles aus.

Marie. Treibe mich nicht weiter!

Lerse. Besinnt Euch! Bedenkt, in welcher fürchterlichen Stunde wir leben! Noch raucht die Gegend von schrecklichen Verbrechen, und schon sind die Thäter aufs Schrecklichste gestraft. Man hat mit ungeheuren Exekutionen verfahren. Mehrere sind lebendig verbrannt, zu Hunderten gerädert, gespießt, gehöpft, ge-

---

*) Erweiterung der Schlußrede Georg's zu Ende des 4. Aufzr., 5. Aufz., in B (oder S. 130), in C und D des 5. Aufzr., 4. Aufz., des zweiten Theils. (In Goethe's Manuskript vorhanden.)

**) Erweiterung des 16. Auftr., 5. Aufz., in B (oben S. 230 f.), in C und D des 4. Auftr., 5. Aufz., des zweiten Theils. (In Goethe's Manuskript vorhanden, variirt.)

viertheilt. Das Land gleicht einer Metzge, wo Menschenfleisch wohlfeil ist.

Marie. Der Weltgeist, der sie verführte, hat sie gerichtet.

Lerse. Ach, und auch Euer edler Bruder in dies ungeheure Geschick verwickelt! Gefangen als Meuterei als Missethäter in den tiefsten Thurm geworfen!

Marie. Laß uns gehen!

Lerse. Der Jammer ist zu groß. Sein Alter, seine Wunden! Und mehr noch als das Alles ein schleichend Fieber, die Finsterniß vor seiner Seele! Daß es so mit ihm enden soll!

Marie. Laß uns eilen, hineilen zu Weislingen! Nur solch eine gräßliche Nothwendigkeit vermochte mich zu diesem Schritt, Weislingen wiederzusehn. Indem ich meinen Bruder vom Tode errette, geb' ich in meinen Tod.

Lerse. Wie das, gestrenge Frau? Wie auf einmal so verändert? Eine stürmische Leidenschaft erschüttert Eure Züge. Redet! Vertraut mir!

Marie. Du bist ein wackrer Mann. So wisse denn, zu wem Du mich führst —

Lerse. Redet aus!

Marie. Dieser Weislingen! Ich liebte ihn mit aller Innigkeit der ersten schüchternen Liebe. Er ward mein Bräutigam. Da träumte ich von Glück auf dieser Welt. Er verließ mich, und alle meine Wünsche waren jenseits hingewiesen.

Lerse. Ihr knüpftet ein neues Band.

Marie. Ein Band heiliger Pflicht. Aber ach, nur Liebe befreit den Menschen, indem sie ihn bindet. Nun lebt' ich meiner Pflicht getreu, verehrte meinen Gemahl und beförderte seinen Willen. Irdische Neigungen verschwanden nach und nach; mein Geist löste sich los und fühlte sich bereit, jeden Augenblick dieser Hülle zu entschlüpfen und zu seinem ewigen reinen Ursprung zurückzukehren.

Lerse. Zu früh, zu früh!

Marie. Wohl zu früh! Und nun jenen Mann soll ich wiedersehn. Schon der Gedanke zerstört die Eintracht meines Innern: ich fühle mich wieder irdisch gesinnt, ich fühle mich doppelt!

Lerse. Fühlt Euch stark zum großen, liebevollen Zweck!

Marie. Als Bittende soll ich vor ihm erscheinen, flehen soll ich, meine Worte mit dem Ton des Zutrauens, der Neigung, der Liebe beleben!

Lerse. Kommt, kommt! Laßt Euch den Augenblick lehren,

was zu thun sei! Der Augenblick reicht uns, was Ueberlegung vergebens aufzusuchen bemüht ist. (Ab.)

Marie. Ich werde mich vor seine Füße werfen, ich werde vor ihm weinen, — aber — (Gott verzeih' mir's! — nicht über meinen Bruder, über mich! (Ab.)

XIII.*)

Der Narr.

Actus 1, 2 und 3 nichts.

Actus 4.

Szene 1. Franz. Narr (sitzen im Hintergrunde an der Mittelthür einander gegenüber). Nachher **Adelheid.**

Narr (der am Arm ein Körbchen mit Blumen trägt und einen dichten Kranz windet, kommt sachte hervor). Nun ist er bald voll, derb und dicht genug; er wird gut ins Gesicht stehen. Heda, Franz!

Laß mich!

Heut ist ein stiller Tag.

Der wird lange dauern.

Die stille Wuth geht auch vorüber.

Was treibst Du da für ein Handwerk?

Meine Muhme ist eine Schmückerin, der helf' ich manchmal. Seht nur das Kränzlein! Ist's nicht wohlgerathen?

Für wen ist's bestimmt?

Für Meinesgleichen.

Die tragen sonst Kappen.

Es ist auch eine Art von Kappe. (Zu Franz.) Jugend, probir es einmal auf!

Laß ihn gewähren! — Was Ihr befehlt.

Er steht ihm gut, das wußt' ich wohl; ihm war er zugedacht.

---

*) Rolle des Narren in A, C und D, speziell D entnommen (hier dem ersten Theil angehörig). — Die klein gedruckten Zwischenreden bezeichnen hier und in No. XIV die Stichwörter.

Schon eine [illegible]nde sitzt mir der Junge da, rührt sich nicht, hütet die Thüre wie ein steinerner Schweizer. Ich setze mich gegen ihn über, er läßt mich sitzen und sitzt wie vorher; da hätt' ich ihm gern meine Kappen aufgesetzt; aber sie kleidet nicht Jedermann. Da kam meine Muhme vorbei, und ich nahm ihr ein Blumenkörbchen ab, und fing an zu flechten, und flocht bis jetzt. Nun kann er zum Tanz gehen, wenn er will.

dem klugen Menschen unterscheidet.

Laß hören!

was das für Augen sind!

Das guckt Euch durch ein Brett und durch eine Schnürbrust mir nichts, Dir nichts.

schmucken Dirnen. — Was sollen mir die?

Komm nur! Das ist ein langer, schöner Reihen. Alles paart sich geschwind; mich aber will Keine, und da schleich' ich denn so hinterdrein und hebe die Kränzel auf, die verloren gehen.

(Pantomime, als hübe er Manches auf und legt' es ins Körbchen.)

Szene 2. Adelheid. Weislingen, begleitet von Hofleuten.

Lebhaft empfind' ich an diesem Luftreihen, wie anders mein Herz gestimmt sei; es folgt ihm nicht, es widersteht.

Szene 3. Die Vorigen. Narr.

Glück zu! Glück zu! Fröhlich! Lustig! Glück zu!

Was soll's?

Heisa! Glück zu! Das Väterchen bleibt!

Wer bleibt?

Ihr bleibt, Väterchen, Ihr bleibt!

Er bleibt? — Ich bleibe?

Gewiß! Hört Ihr nicht die Zinken und Hörner? Da schaut hin! Dort unten in der Halle dreht sich schon das Hofgesinde aufs Lustigste und läßt Euch hoch leben.

Rede, Narr!

Muß man Euch denn Alles erklären? Der Marschalk hatte

verſprochen, wenn Väterchen bliebe, ſo ſollte das Hofgeſinde tanzen; dazu war Alles bereit. Nun hab' ich das Hofgeſinde tanzen machen, und nun, denk' ich, wird Väterchen bleiben. Da ſeht nur hin, wie ſich das junge Volk rührt und dreht!

Szene 4. Die Vorigen. Biſchof. Marſchalk. Kanzler. Hofleute.

Iſt es wahr? Bleibt er wirklich?

Wie will er denn fort? Sie tanzen ja!

Euch danken wir's!

(Alle bis auf den Narren gehen ab.)

Das ſchönſte Werk hab' ich verricht,
Ihr nehmt das Lob, das kränkt mich nicht:
Ich denke, daß ſich in der Welt
Alles bald wieder ins Gleiche ſtellt.
Lobt man mich, weil ich was Dummes gemacht,
Dann mir das Herz im Leibe lacht;
Schilt man mich, weil ich was Gutes gethan,
So nehm' ich's ganz gemächlich an.
Schlägt mich ein Mächtiger, daß es ſchmerzt,
So thu' ich, als hätt' er nur geſcherzt;
Doch iſt es Einer von Meinesgleichen,
Den weiß ich wacker durchzuſtreichen.
Hebt mich das Glück, ſo bin ich froh
Und ſing' in dulci jubilo;
Senkt ſich das Rad und quetſcht mich nieder,
So denk' ich: nun, es hebt ſich wieder!
Grille nicht bei Sommerſonnenſchein,
Daß es wieder werde Winter ſein;
Und kommen die weißen Flockenſcharen,
Da lieb' ich mir das Schlittenfahren.
Ich mag mich ſtellen, wie ich will,
Die Sonne hält mir doch nicht ſtill,
Und immer geht's den alten Gang
Das liebe lange Leben lang;
Der Knecht ſo wie der Herr vom Haus
Ziehen ſich täglich an und aus,
Sie mögen ſich hoch oder niedrig meſſen,
Müſſen wachen, ſchlafen, trinken und eſſen.
Drum trag' ich über nichts ein Leid;
Macht's wie der Narr, ſo ſeid Ihr geſcheit!

XIV.*)

Der Bischof von Bamberg.

Actus 4.

Szene 1. Franz. Narr. Adelheid.

Szene 2. Adelheid. Weislingen. Hofleute.

Szene 3. Vorige. Narr.

Heute bleibt noch! Heute nur! Morgen thut, was Ihr wollt oder müßt!

Szene 4. Die Vorigen. Bischof. Marschall. Kanzler. Hofleute.

Bischof von Bamberg. Er bleibt, sagt Ihr? Ist es wahr? Bleibt er wirklich?

Er bleibt. —

(Zu Weislingen.) Willkommen! Ich heiße Euch willkommen; denn für mich kehrt Ihr zurück. (Zu Adelheid.) Euch danken wir's!

(Gruppe, die sich nach und nach auflöst. Alle durch den Hintergrund ab.)

---

*) In D bestand die Rolle des Bischofs von Bamberg außer dem, was er nach obiger No. III zu sprechen hatte, noch in den nachstehenden Worten, welche in den 4. Aufzug des ersten Theils (Adalbert von Weislingen) gehören.

Verzeichniß der Stellen,

in denen unſer Text von anderen Drucken und Ausgaben abweicht.

Geſchichte Gottfriedens von Berlichingen, dramatiſirt.

Für die Reviſion des Textes, über deſſen Beſchaffenheit bereits S. 11 geſprochen wurde, ſind die Ausgaben 6 bis 13 verglichen worden, wobei unter 13 die 1868 in 36 Bänden in der Cotta'ſchen Buchhandlung erſchienene verſtanden iſt; außerdem war es in zahlreichen Fällen nöthig, auf die erſte Ausgabe der zweiten Bearbeitung (O.-A.) Rückſicht zu nehmen. In der Ausgabe von Kurz fehlt das Stück in der hier vorliegenden Faſſung. Es ſei endlich noch bemerkt, daß in 11 faſt alle emklammernden „e“ geſtrichen ſind; die bezüglichen Stellen alle einzeln zu verzeichnen, erachteten wir nicht für nöthig.

Seite	Zeile	
17.	m.	Nerdheim, nach 11a bis 13; — 6 bis 9 Nerdhein, 11 Nereshein.
	n.	Leut, nach 6 bis 11; — 11a bis 13 Leute.
19.	m. u. m.	Rottbach, auch wie Nerdheim ein wirklicher württembergiſcher Ortsname (man vgl. Rottenburg, Rottweiler u. ſ. w.); — 6 bis 9 Rotbach, 11 bis 13 Rothbach.
	n.	möcht, nach 11 bis 13; — 6 bis 9 mögt.
21.	n.	hätt, nach 11 bis 13; — 6 bis 9 hätte.
	m.	Titel, nach 6 bis 13, — während im O.-A. Titul ſteht, entſprechend der älteren Schreibweiſe Goethe's.
	n.	mein; nach O.-A. und 11; — die übrigen Ausgaben meine.
22.	n.	heute; — 11a heut.
	m.	müßigen, nach 6 bis 13; — O.-A. müßige.
	m.	Fürtrefflichen, nach 6 bis 13, — während O.-A. Fürtrefflicher hat. Das Letztere iſt nicht in den Text genommen, weil eine Aenderung in die andere Form, wenn auch nicht wahrſcheinlich, ſo doch möglicherweiſe ſtattgefunden hat.
23.	m.	Friedensfahnen, nach O.-A. und 8 bis 13; — 6 und 6a Friedensfahne.
	m.	feindlichem, nach O.-A. und 6 bis 13; — 6 und 6a feindlichen.
24.	2. u. 4.	Pferd, nach O.-A. und 11; — die übrigen Ausgaben Pferde.

Seite Zeile

25. 1. Reitersmann, nach 6 bis 13, — während O.-A. hier und sonst die von Goethe in früheren Jahren gebrauchte Form Reutersmann hat.
   10. rebete, nach O.-A. und 6 bis 9; — 11 bis 13 redete.
   11. golden. — In O.-A. steht einfach goldne, so daß die allgemeine Lesart golden bedenklich erscheint.
26. 13. begegnete, nach 6 bis 13; — wahrscheinlicher ist das in O.-A. stehende begegnet'.
27. 10. Morgend, nach 6, 6a und 11 bis 13. Die Form dürfte sonst kaum in hochdeutscher Schriftsprache vorkommen, ist aber in den süddeutschen Mundarten üblich. — Die Ausgaben 6 bis 9 haben Morgen.
29. 1. Praxiken, nach 6, 6a und 13; — 8 bis 12 Praktiken. Die erste aus dem Französischen gebildete Form ist ebenso berechtigt wie die andere aus dem Griechischen.
   3. kommen sein mag; — 11a kommen mag.
   12. nisteten; — 11a und 12 nesteten.
30. 10. das mir; — O.-A. der mir.
   20. Herr; — O.-A. Herre.
   24. wurde; — 11a wurd.
31. 4. (Zu den Knechten) — von uns hinzugesetzt.
   9. Furten; — 8 Fluren.
   33. meiner; — O.-A. mein.
   34. Händ; — 11a und 12 Hände.
35. 2. geistlichen; — sämmtliche Ausgaben Geistlichen, obwol offenbar die „geistlichen Fürsten" bezeichnet werden sollen.
   5. darr, nach 6 und 6a; — O.-A. hatte; 8 bis 13 hat.
36. 1. Hoffraulein; — O.-A. Fräulein.
   7. beider Rechte; — O.-A. beiden Rechten.
37. 12. abgängig; — 8 abhängig.
   20. Herren, nach der hier gewöhnlich gebrauchten Form und dem Vorgange von 11 bis 13. — O.-A. und 6 bis 9 Herrn.
38. 22. Ursach; — 8 Ursache.
39. 15. Abt; — sämmtliche Ausgaben Fuld.
   27. trutz; — O.-A. trotz.
   immer eine, nach O.-A. und 6 bis 9; — 11 bis 13 immer 'ne.
   28. obere Rhein; — O.-A. Oberrhein.
   28. u. 29. angrenzenden; — O.-A. angrenzende.
   32. dem kaiserlichen Ansehn; — O.-A. des Kayserlichen Ansehens.
   37. vielen, nach O.-A. und 6; — 6a bis 13 viel.
40. 29. reitet; — O.-A. reit.
   42. einen; — O.-A. ein.
41. 2. fürs; — O.-A. vors.
   8. fühle, nach O.-A. und 6 bis 9; — 11 bis 13 fühl.
42. 19. gutes, nach dem in unserer Ausgabe festgehaltenen Gebrauche; — 6 bis 13 guten.
   20. für; — O.-A. vor.
43. 24. (Zu Adelbert) — von uns zugesetzt.
44. 17. vorerst; — O.-A. zuerst.
45. 3. messingnen; — O.-A. messingene.
   19. drauf; — O.-A. darauf.
46. 3. habe; — O.-A. und 11 hab.
   8. auszudrücken; — O.-A. auszudrucken.
   22. sah; — O.-A. sahe.
   Sinnen; — O.-A. Sinne

Seite Zeile

45. 8. vom, nach 11 bis 13; — 6 bis 9 vom.
47. 1. Stände, nach O.-A. und dem ſonſt herrſchenden Gebrauche (man vgl. 1. B. S. 46. Z. 20); — die Ausgaben Stände.
11. u. 13. Marie; — O.-A. Maria.
51. 8. mir's; — O.-A. mir das.
21. u. 22. Burgemeiſter, nach O.-A., 6 bis 9, 12. u. 13; — 11 u. 11a Bürgermeiſter.
22. mit der güldnen Ketten; — O.-A. mit der guldenen Kett.
52. 4. hinausgeſchwätzt. Es lag nahe, dem Beiſpiele von 11a zu folgen und ſtatt hinausgeſchwatzt dieſe auch ſonſt übliche Form zu wählen, um ſo mehr, da auch S. 58. Z. 2 überall ſchwätzt ſteht.
53. 17. wurf — ſiehe unten zu S. 79. Z. 11.
29. Gottfried; — in ſämmtlichen Ausgaben des Drama ebenſo 9 u. 11
55. 11. ſchwerern; — O.-A. und alle Ausgaben unſeres Textes ſchweren. Man vergl. die Note im Text.
61. 7. Jetzt, nach 6 bis 9; — 11 bis 13 ohne zureichenden Grund Jetzo.
62. 3. Andre, weil ſich das Wort auf die gedachten Perſonen, nicht auf „Kleider" bezieht; — ſämmtliche Ausgaben andre.
17. ſertigſten; — 12 ſertigſten.
67. 6. Kaiſerlicher, nach 11, 11a und 12; — 6 bis 9 Kaiſerliche.
68. 15. jetzt, nach O.-A., 6 bis 9 u. 13; — 11, 11a u. 12 jetzo.
70. 22. Felde, nach O.-A. u. 6 bis 9; — 11 bis 13 Feld.
72. 20. feind, da das Wort hier Adjektiv iſt; — die Ausgaben ſämmtlich Feind.
73. 6. ritten; — 11a eilten.
12. gewahrt; — 6 und 11a gewarnt.
15. Es, nach 6, 6a und 13; — 9 bis 12 Er.
74. 10. findt; — O.-A. findet.
17. (Ab.) — von uns hinzugeſetzt.
22. verläuft; — O.-A. verlauft.
75. 2. Damhirſch, nach 11 bis 13; — 6 bis 9 Dannhirſch.
3. mein, nach 11a bis 13; — 6 bis 11 mein.
ſchlag; — 6a ſchlug.
76. 2. Landsart, nach 6 bis 9; — 11 bis 13 Landesart.
3. ganzer, nach 6 bis 9 u. 13; — 11, 11a u. 12 ganze.
78. 1. Marxthurne, nach O.-A. u. 11a bis 13; — 6 bis 11 Martthurme.
14. vorn; — O.-A. vorm.
15. (Zu einem andern Knecht.) — Zuſatz des Herausgebers.
17. ſchwarze, nach O.-A. u. 6 bis 9; — 11 bis 13 ſchwarzen.
79. 2. Fahne; — O.-A. Fahn.
6. u. 7. verwundet; — O.-A. verwundt.
11. wurf, nach dem durch das ganze Stück geltenden Gebrauche; — alle Ausgaben haben aber an dieſer Stelle und S. 53. Z. 17 warf.
80. 4. Reit; — 11 Reit's.
9. wenn; — O.-A. wann.
81. 11. laß, nach O.-A. u. 11 bis 13; — 6 bis 9 laſſe.
17. Lande, nach O.-A., 6 bis 9 u. 13; — 11 bis 12 Land.
18. ahndet, nach O.-A. und dem älteren Gebrauche; — 6 bis 13 ahnt'.
82. 24. Bett, nach 6 bis 9 u. 13; — O.-A., 11, 11a u. 12 Bette.
83. 11. Thurn; — O.-A. Thurm.
12. redt, nach 11 bis 13; — 6 bis 9 redet.
84. 12. dacht, nach 6 u. 11; — 6a bis 9 u. 11a bis 13 dachte.
86. 4. zuckt; — O.-A. zückt.
11. beiſeit, nach O.-A. u. 11 bis 13; — 6 bis 9 bei Seite.

Erste Zeile
87. 1. wann; — O.-A. wenn.
1. her; — obgleich alle Ausgaben so lesen, hat Goethe vermutlich der geschrieben.
93. 2. gewiesen; — 9 bewiesen.
2. in Thurn; — O.-A. in den Thurn.
94. 10. für; — O.-A. vor.
95. 12. Thürner, nach O.-A. u. 11 bis 13; — 6 bis 9 Thürmer.
2. Gottfrieden, entsprechend der 3. zu gebrauchten Form und nach dem Beispiele von 11 bis 13; — 6 bis 9 Gottfried.
96. 6. Rathhaus, nach O.-A. u. 11 bis 13; — 6 bis 9 Rathhause.
97. 7. gehe, nach 6 u. 6a, sowie 11a bis 13; — 9 u. 11 geh.
8. bald, nach 6; — 6a bis 13 balde.
99. 23. antwortete; — O.-A. u. 9 antwortet.
101. 5. u. 6. Jahrszeit, gewöhnliche Form bei Goethe, die auch 11 aufgenommen hat; — die übrigen Ausgaben Jahreszeit.
102. 24. trocken; — 6 u. 6a so wie 9 bis 13 trocken, 8 trockne.
25. 16; — 8 ist.
103. 28. Niemandem; — 6 bis 9 u. 11a bis 13 niemanden, 11 niemand.
29. wickle, nach 6 bis 11; — 11a bis 13 mich wickle. Man vgl. die Note zu dieser Stelle.
104. 15. geht an Hof; — die von sämmtlichen Ausgaben befolgte Orthographie und Interpunktion „Geht an Hof!“ könnte zu einem Mißverständniß Veranlassung geben.
16. Herrn; — 11a u. 12 Herren.
105. 20. lauft; — 11 bis 12 lauft.
106. 26. schickt'; — alle Ausgaben schickt.
109. 19. Thurn; — 11a u. 12 Thurm.
knirscht'; — alle Ausgaben knirscht.
22. Ruhstätt; — 8 u. 9 Ruhestätt.
110. 11. vor; — 6 bis 8 für.
117. 21. länger Tisch, nach 6 bis 11 — 11a bis 13 Tisch länger.
22. sollte, wie der Sinn durchaus erfordert, nach dem Beispiel von 13; — 6—12 solle.
118. 22. sagt'; — 6 bis 13 sagt.
120. 16. (vor sich) — von uns hinzugesetzt.
22. wird mir's; — 8 wird's mir.
121. 6. Gottfrieden, nach 11 bis 13, und dem gewöhnlichen Gebrauch entsprechend; — 6 bis 9 Gottfried.
13. Thurn, nach 11 bis 13; — 6 bis 9 Thurm.
15. alle — fehlt in 8.
17. balde — fehlt in 8.
122. 21. alltage; — 12 alltage.
123. 1. Marie; — 12 Maria.
124. 21. armem; — alle Ausgaben armen.
125. 16. Niemandem; — die Ausgaben niemanden.
17. vorsummen; — 8 bis 11 verfummen.
126. 24. doppelt; — 6a doppele (Druckfehler).
129. 10. (vor sich) — Zusatz des Herausgebers.
28. fand; — O.-A. sieht.
130. 8. Erde; — O.-A. Erden.
16. Auch — fehlt in O.-A.
17. Löle; — 6, 8, 12 u. 13 Lak.
18. nichtswürdigen; — O.-A. verderbten.
Verschließt; — O.-A. Schließt.

Seite Zeile
130. 11 Thüren; — O.-A. Thore.
12. Schwachen; — O.-A. Nichtswürdigen.
22. Tapfre; — O.-A. Edle.
die; — O.-A. ihre.
27. u. 28. womit bis verwebt — fehlt in O.-A.
32. u. 34. Möge bis iſt — fehlt in O.-A.

Erwin und Elmire.

Für den Text iſt der Abdruck in der Iris (J), der in der älteſten Separatausgabe von 1775 (O.-A.), in den Himburg'ſchen Nachdrucken (H1, H2, H3) und in den Ausgaben 6 bis 13 verglichen.

Seite Zeile
137. 22. übles, nach dem von Goethe überwiegend befolgten Gebrauche, wie auch S. 142, 3. is eignes ſteht; — die Ausgaben üblen.
138. 14. ſollten. Man vgl. die Textrevision zu Werke, III. S. 72 (S. 418). Daß „ſollten", nicht „ſollt" die richtige Lesart iſt, geht einmal aus dem Texte des früher (Werke, IX. S. 9 u. 10) erwähnten Textbuches zu „Erwin und Elmire" hervor, dann aber auch daraus, daß auf dem Schmutztitel des Abdrucks im „Teutſchen Merkur" „ſollte" als Druckfehler bezeichnet iſt.
139. 1. (Nach einer Pauſe.) — Zuſatz des Herausgebers.
3. u. 4. Sie; — J u. O.-A. ſie.
11. leineme; — 11 bis 13 leinenen.
12. hagre, nach J u. O.-A.; — 6 bis 13 hagere.
23. Fontangen; — ſämmtliche Ausgaben „Fanfangen"; nur in den Nachdrucken iſt das Wort berichtigt.
142. 20. und nicht; — 9 bis 11 und, obgleich „und nicht" durch die Ergänzung von „ſchon lange" leicht zu erklären iſt.
21. Ueberfall; — 9 Uebermaß.
24. u. 27. Schmerzens, nach J, O.-A. u. 11 bis 13; 6 bis 9 Schmerzes.
143. 4. u. 11. Vgl. die Note in der Textrevision zu Werke, IX. S. 21 3. 24. u. 25.
12. Augenbrauen, — die gewöhnlich von Goethe feſtgehaltene Form; — die Ausgaben Augenbraunen.
145. 4. Sie — Ihnen. — In J u. O.-A. iſt das Pronomen der perſönlichen Anrede klein geſchrieben.
146. 7. Wieſe; — 8 Wieſen.
12. dem; — 6a den.
18. freut'; — 11, 11a u. 12 freut.
147. 22. Fluß; — 8 Fuß (Druckfehler).
148. 12. gepreßt, nach J, O.-A. u. 11 bis 13; — 6 bis 9 gepreßt.
162. 28. ihrem; — 11 ihren.
28. Gebelfere, nach 6 bis 13; — J u. O.-A. Gepelfere.
154. 11. Schmerzens; — 6 bis 11 Schmerzes.
30. rief, nach 11; — die übrigen Ausgaben rief.

Seite Zeile
155. 5. **Weltem, nach dem von uns festgehaltenen und häufig auch von Goethe befolgten Gebrauche; — die Ausgaben weiten.**
6. **laufe;** — 6a u. 11 **läuft.**
159. 27. **Es ist, war,** nach Z. O.-A. u. 11 bis 13; — 6 bis 9 **Es war.**

Klaudine von Villa Bella.

Für die Textrevision sind die S. 164 erwähnte Original-Ausgabe (O.-A.) und die Ausgaben 6 bis 13, gelegentlich auch die Hamburg'schen Nachdrucke (H1, H2 u. H3) in Betracht gezogen.

Seite Zeile
167. 10. **herabhangenden,** nach O.-A. u. 6; — 8 bis 13 **herabhängenden.**
168. 23. **Essen und Trinken;** — 9 u. 11 **Esset und trinket.**
169. 10. **der Chor,** nach dem Beispiele von S. 167. Z. 12; — sämmtliche Ausgaben **das Chor.**
170. 4. **Ahndung,** nach O.-A., **der auch 13 folgt;** — 6 bis 12 **Ahnung** Ebenso S. 173. Z. 20.
20. **dem** — **fehlt** in O.-A.
171. 12. **Arm;** — 8 **Arm'n.**
20. **Einem,** nach O.-A.; — 6 bis 13 **Einen.** Man vgl. die Note zu der betreffenden Stelle im Text.
172. 10. **Kürst';** — O.-A. **Kürst.**
18. **Jungers,** nach O.-A. u. 11a bis 13; — 6 bis 11 **Jungen.**
173. 7. **müßt,** nach O.-A., 6u. 11a bis 13; — 8 bis 11 **müßte.**
175. 20. **Freunde;** — O.-A. u. 13 **Freund.**
30. **Verblendung;** — 6 **Blendung.**
32. **Liebe;** — 11 bis 13 **Lieb.**
176. 8. **Arme,** nach O.-A. u. 11a bis 13; — 6 bis 11 **Armen.**
22. **Strächt,** nach O.-A. u. 13; — 6 bis 12 **stärkt'.**
177. 21. **komm;** — 6a, 8, 9 u. 11 **komme.**
178. 16. **Jahrmark,** nach O.-A., ebenso wie S 190. Z 5; — 6 bis 13 **Jahrmarkt.**
25. **reit,** ebenso S. 192, Z. 22 u. öfters, nach O.-A. u. 13; — 6 bis 12 an der ersten Stelle **reit't.**
28. **Wann,** nach O.-A. u. 13; — 6 bis 12 **Wenn.**
179. 22. **ging'** nach 11a bis 13; — O.-A. u. 6. bis 11 **ging.**
34. **Laßt,** nach O.-A.; — 6 bis 13 **Laß.**
180. 21. **dunten** (ältere Form für „hier unten"), nach O.-A. bis 9; — 11 bis 13 **unten.**
28. **Perrückenstock;** — O.-A. **Parükenstock** (Druckfehler).
182. 27. **Salanka;** — O.-A. **Salanko** (Druckfehler).
183. 13. **zwitschere,** nach O.-A. bis 9 u. 13; — 11, 11a u. 12 **zwitschere.**
21. **schlimmer,** nach 6a u. 11 bis 13; — O.-A., 6a, 8 u. 9 **schlimmen.**
184. 20. **Liebesgefühl;** — O.-A. **Liebe Gefühl.**
22. **schweigen;** — 6a, 8, 9 u. 11 **schweigend.**
185. 1. **beseligt;** — 12 **beseligt.**
4. **langsam hervortretend;** — 11 **tritt langsam hervor.**
5. **verwundet;** — O.-A. **verwundt,** dagegen Z **wund verwundet.**
196. 18. **Träufe,** nach O.-A.; — 6 bis 13 **Traufe.**

Seite Zeile
187. 12. glaubte; — 11 bis 13 glaube.
13. u. 14. Niemanden; — 11 Niemand.
22. Sibylla, Kamilla, nach O.-A. u. 6; — 8 bis 13 Sibylle, Kamille.
188. 7. höre, nach O.-A.; — 6 bis 8 hör'; — 9 bis 13 hör.
189. 4. Gläsern; — O.-A. bis 9 Gläser.
12. sprecht; — O.-A. sprecht.
22. u. 23. In Bd. III, S. 21, Z. 13 u. 14 u. A. sind diese beiden Zeilen unrichtigerweise umstellt.
28. ahnden; — 6 bis 12 ahnen.
35. vom; — 11a bis 13 von.
36. Bauer; — O.-A. Bauern, obgleich S. 190, Z. 4 auch in ihr Bauer steht.
190. 10. Da; — 11 Daß.
191. 2. ff. Der Text in Werke, I. 230, u. IX. 79 bietet manche Abweichungen dar, die hier nicht im Einzelnen aufgezählt werden.
5. hatt'; — O.-A. hat.
Mädel, nach O.-A. u. 11 bis 13; — 6 bis 9 Mädel.
12. bet't' (Imperfectum), ebenso 6 bis 11; — O.-A. bet; 11a u. 12 bet'.
192. 7. Herrn; — 6 bis 11 Herren.
193. 3. stampt, nach O.-A.; — 6 bis 13 stampft. Man vgl. die Note dazu.
8. redt, nach O.-A.; — 8 bis 12 redet; 6a rede (Druckfehler).
22. hie, nach O.-A. u. 11a bis 13; — 6 bis 11 hier.
195. 14. und schlägt; — Sämmtliche Ausgaben und schlägt.
20. verwundet; — Sämmtliche Ausgaben verwundt oder verwund't, obgleich S. 193, Z. 18, S. 195, Z. 3 und öfters in allen verwundet steht.
196. 6. Laß; — O.-A. Laßt.
12. Kamillen, nach 11 bis 13; — O.-A. u. 6 bis 9 Kamille.
197. 4. Es ist nichts; — O.-A. es ist nicht kühn, es ist nichts.
20. muß, übereinstimmende Lesart aller Ausgaben; hiernach ist unser Text („will") in Werke, III. S. 79, Z. 6 zu ändern.
198. 11. für Villa Bella; — 8 f. Villa Bella.
199. 2. Sie bei der Hand nehmend, nach O.-A.; — 9 bis 13 Sie bei der Hand fassend; — 6 bis 8 bei der Hand nehmend (ohne Sie).
202. 2. Klaudinen, nach 11 bis 13; — O.-A. u. 6 bis 9 Klaudine.
18. Diese Zeile steht nur in O.-A. und ist in allen Ausgaben ausgefallen.
203. 14. fürbest, nach O.-A. u. 11a bis 13; — 6 bis 11 fürdest.
24. dem, nach O.-A. u. 11a bis 13; — 6 bis 11 den.
25. verwundet, nach Analogie von S. 195, Z. 3; — die Ausgaben verwundt oder verwund't.
204. 1. fande, nach O.-A.; — 6 bis 13 fand.
28. wollen; — O.-A. wollten.
205. 25. Stünd's, nach O.-A. u. 11a bis 13; — 6 bis 11 Stünd'.
27. Rodero; — O.-A. Povero (Druckfehler).
206. 2. vor, nach O.-A., 6a u. 9 bis 13; — 8 für.
19. u. 20. ohngefähr, nach O.-A. u. 9 bis 13; — 6 bis 8 ungefähr.
24. ausgegangen, nach O.-A. u. 11a bis 13; — 6 bis 11 ausgegangen.
207. 2. Euch auch zugeben; — in 8 fehlt Euch.
27. brave, nach O.-A. u. 9 bis 13; — 6 bis 8 braven.
28. Rendre; — 11a u. 12 Rendere.
209. 23. um meinetwillen; — O.-A. um meinetwillen, um des Edlen willen.

Iphigenie auf Tauris.

Verglichen ist mit dem zu Grunde liegenden Texte der Straßburger Handschrift v. J. 1780 (s. oben S. 213) die in der königlichen Bibliothek zu Berlin befindliche, aus Knebel's Nachlaß stammende, älteste Handschrift des Stückes (Manr. Germ. Quarto, No. 634. 80 pag.). Andere Handschriften der ältesten Gestalt desselben befinden sich im Goethe-Archiv und in den Landes-Bibliotheken zu Dessau, Gotha, Oldenburg und Weimar. Gedruckt erschienen einzelne Scenen zuerst im Jahre 1785 in J. M. Armbruster's „Schwäbischem Museum" (Bd. I. S. 1 bis 28) zu Kempten (nach der Dessauer Handschrift), und zwar I. 1, III. 1 bis 3 und IV. 1 und 5, und danach im Juni und Juli 1786 zu Berlin in den „Ephemeriden der Litteratur und des Theaters" I. 1 (Bd. III. S. 382 u. 383), III. 1 (daf. S. 385 bis 398) und III. 3 (Bd. IV. S. 10 bis 12). Diese Scenen und den Ephemeriden hat dann v. d. Hagen 1839 im „Neuen Jahrbuch der Berliner Gesellschaft für deutsche Sprache und Alterthumskunde" (Bd. III. S. 182 bis 197) und danach Boas 1841 in seinen „Nachträgen zu Goethe's sämmtlichen Werken" (Bd. II. S. 158 bis 174) von Neuem mitgetheilt. Den ersten Druck des vollständigen Stücks verdanken wir A. Stahr's Schrift „Goethe's Iphigenie auf Tauris in ihrer ersten Gestalt" (Oldenburg 1839) nach der Oldenburger Handschrift, welcher 1840 im 34. Bande der Goethe'schen Werke (Achtzehn Ausgabe) S. 153 bis 210 der zweite und 1842 im 17. Bande der „Nachgelassenen Werke" (oder Band 57 der Ausgabe d. H.) S. 24 bis 99 der dritte Druck, nach der Handschrift des Goethe-Archivs, folgte. H. Düntzer endlich gab in dem Werke „Die drei ältesten Bearbeitungen von Goethe's Iphigenie" im Jahre 1854 eine umfassende Darstellung der Entstehung und Ausbildung des Stücks und der Verschiedenheiten der vorhandenen Handschriften, wobei jedoch die Straßburger und die des Goethe-Archivs außer Betracht blieben.

Wir beschränken uns nachstehend darauf, die nicht gerade erheblichen Abweichungen der Berliner Handschrift (B) von der Straßburger anzugeben.

Seite Zeile
219. 1. In; — B Heraus in, wie auch in den übrigen Handschriften und Drucken.
2. ewigem; — B ewigen.
220. 7. vor; — B von.
20. neue; — fehlt in B.
221. 1. der Stufen; — B den Stufen.
19. blutgen; — B blutigen.
20. unsere; — B unsre.
24. Glückes; — B Glücks.
25. heut; — B heute.
222. 4. vom; — B von.
19. ihm; — B ihn.
223. 12. lang; — B lange.
20. Fremde; — B die Fremden.
21. des; — B das.
warum; — B warum.
23. Vertraun; — B Vertrauen.
224. 4. Haus; — B Hause.
6. meinetwillen; — B meint willen.
11. in meine Hände dich; — B dich in meine Hände.
13. Fodrung; — B Forderung.

Seite Zeile

224. 21. bis 23. Statt dieser Worte sagt Thoas in B: Groß ist der Anfang und voll Erwartung. Dies ist Tantal von dem sie sagen, die Götter haben ihn ihrer Tafel, ihres Umgangs und Rathes werth geachtet.
26. Er ist's; — B So ist's.
28. bis 31. Die Worte von Unehel bis sagen fehlen in B.

225. 6. beherrschen; — B beherrschten.
12. eignen Vater im Oheim; — B eigenen Vater in Oheim.
14. tödte; — B tödtete.
16. den; — B dem.
19. eignen; — B eigenen.
21. Erschlagnen; — B Erschlagenen.
23. ausgebrütet; — B gebrütet.
24. dauert; — B dauret.
26. foderte; — B forderte.

226. 1. Iphigenia; — B Iphigenie.
4. mir; — B nur.
6. Leben; — B leben.
27. Zutraun; — B Zutrauen.
28. Nach ich in B auch.

227. 4. Muthes; — B Muths.
14. andern; — B andren.
17. innrem; — B innerm.
19. Himmlischen; — B Himmlische.
23. Unterirdischen; — B Unterirdische.
25. heiligen alten; — B heilige alte.
27. Thu'; — B Thue.
28. In B die vor meine.

228. 8. Vergangne; — B Vergangene.
11. In B die Unsterblichen nach sie.
seiu; — B sein.
12. In B steht am Schlusse die Unsterblichen.
13. Apollen; — B Apollon.
24. mir abzunehmen; — B von mir wegzunehmen.
25. gleichem; — B ew'gem.

229. 6. hinabzugehn; — B hinabzugehen.
11. u. 12. schon unsre Locken abzuweihen die Hand erhebt; — B das Beil schon hebt.
13. In B der vor Unmuth.
20. um das zarte; — B auf dem zarten.
22. nächtig; — B nächtlich.
24. im frischen; — B in frischem.

230. 1. Schmerz; — B Schmerzen.
22. Tapfen unsrer; — B Stapfen unserer.

231. 6. In B nicht vor an.
18. seltsam; — B sattsam.
19. u. 20. aus der Mutter Wunden (Goethe's Korrektur); — B aus den Wunden der Mutter.

232. 1. zu'm Olymp (Goethe's Korrektur); — B zu dem Olympus.
22. seinem; — B ihrem.
29. Die eingeklammerten Worte fehlen in B.
33. willkommner; — B willkommener.

233. 9. Verborgnes; — B Verborgenen.
11. tragen; — B ertragen.

Seite Zeile
233. 9. mittlrer; — D mittlerer.
12. Aeltern; — B Aeltern.
14. ihn verfolgen nun; — B Und nun verfolgen den Bruder.
letzte. Tag; — B Tage.
234. 1. seh; — B sehe.
24. hierher; — B hieher.
235. 6. Ehr und Lieb; — B Lieb und Ehr.
10. hierher; — B hieher.
11. sagest; — B sagst.
236. 13. fodern; — B fordern.
16. gehn; — B gehen.
17. hergebrachte; — B die hergebrachten.
237. 19. vor'm; — B vor dem.
20. Hände; — B Hand.
238. 1. geschiednen; — B geschiedenen.
22. Qualm; — B Qualen.
28. unsers; — B unsres.
30. denn; — B dann.
35. versteinernd dir ein Zauber; — D versteinert sich ein Zauber dir.
239. 1. im tiefen; — B in tiefem.
7. den; — B am.
12. fassen (Goethe's Korrektur); — B küssen.
21. fodert; — B fordert.
29. Glückes; — B Glücks.
30. hierher; — B hieher.
31. letzte; — B letzten.
34. aufbewahrt; — B aufbewahret.
36. fröhlichen; — B fröhliche.
240. 4. In B Sohnes Herzen, allein sie fiel.
20. auch — fehlt in B.
26. Clytemestra; — B Clytemestre.
241. 14. bedauren; — B bedauern.
19. fasset; — B fasst.
28. die Erde; — B eure Erde.
28. Sonne; — B Sonn.
242. 11. fehlt in B.
243. 1. u. 2. fehlen in B.
13. und vor in in B.
15. sag ihm daß; — B und daß.
23. was dich; — B was dir.
29. deint und; — B deintwillen und.
244. 10. Durch sie wird Widerwille nicht; — B Der Widerwille wird durch sie nicht.
20. (ab) — fehlt in B.
21. fehlt in B.
23. ungelegenen; — B ungelegnen.
245. 1. fehlt in B.
14. In B zu sehn vor mit.
17. den Vorgebirgen; — B dem Vorgebirge.
22. wann; — B wenn.
247. 23. (ab) — fehlt in B.
24. fehlt in B.
249. 23. genug; — B gnug.

Seite Zeile
249. 27. Höhen; — B Höhe.
250. 11. In E: Stets ist's zweideutig, wie das Loos der Motten fällt. Doch.
13. Sie gab; — B Sie hat.
20. Künsten bald; — B Künsten gegeben.
21. sie übt; — B sie gegen ihn braucht.
23. bedarf nicht ihrer; — B gebraucht sie nicht.
24. In B: sie nie ich werd' sie nie gebrauchen.
251. 17. Gefangnen; — B Gefangenen.
20. hierher; — B hieher.
25. heilge; — B heilige.
252. 2. thörige; — B thörichte.
20. der der; — B Er der.
23. ganz; — B gemein.
euren; — B euern.
253. 7. Königs; — B Königes.
23. um das; — B und das.
255. 20. In B: ich wohl! noch Rechte!

Bemerkt wird, daß die folgenden Varianten des Abdrucks der ersten Bearbeitung bei Düntzer (Die drei ältesten Bearbeitungen von Goethe's Iphigenie, 1854. S. 1 bis 52) sich in der Berliner Handschrift nicht vorfinden:

219. 22. ungewandten statt umgewandten.
220. 23. blieben „ bleiben.
221. 23. bem „ den.
24. dem „ den.
231. 25. fliehst „ flehst.
233. 26. Neigung „ Neugier.
238. 11. sich nicht „ sie nicht.
239. 6. Wie von Creusas „ Wie Creusas.
240. 11. bin ich „ ich bin.
28. gemischt „ vermischt.
248. 9. Berg „ Bergen.
249. 8. gewöhnt „ verwöhnt.
252. 28. Dritter Auftritt „ Vierter Auftritt.

In allen diesen Fällen enthält die Berliner Handschrift die Lesart unsres Textes.

Götz von Berlichingen. Bühnenbearbeitung.

Bezüglichen sind die Ausgaben 6 bis 13, wobei wir unter der letzteren die 1868 in 36 Bänden bei Cotta erschienene Sedezausgabe verstehen.

Seite Zeile.
271. 1. fürtrefflichen; — 11, 11a u. 12 vortrefflichen.
23. Euern Wegen; — 13 eurem Wege.
24. dem; — 13 dem.
272. 14. Jahre; — 13 Jahr.
21. Gelde; — 13 Geld.
28. fürtrefflichen; — 11, 11a u. 12 vortrefflichen.
273. 8. bliebt; — 13 bleibt.

Seite Zeile:

273. 14. freut', nach 11 bis 13; — 6 bis 9 freut.
15. hole; — 13 hol.
274. 4. in Athem gehalten; — 13 im Athem erhalten.
10. hatte; — 13 hatt'.
15. reicht', nach 11a bis 13; — 6 bis 11 reicht.
19. viel, nach 6 u. 13; — 6a bis 12 viele.
275. 18. obngefähr; — 11 bis 13 ungefähr, ebenso S. 283. Z. 17.
19. kaum; — 13 nicht.
276. 13. Jemandem; — 6 bis 9 u. 11a bis 13 jemanden, 11 jemand.
278. 8. erwachte darüber; — 13 wachte darüber auf.
280. 8. Vertagung; — 13 Vertragung.
284. 17. ihn; — 13 ohne Autorität ihn doch.
287. 12. grossen; — die Ausgaben grosse.
288. 12. wollt'; — 6a wollte.
292. 18. ging', nach 11a bis 13; — 6 bis 11 ging.
294. 11. beschleichen.
296. 18. Gnäd'ge, nach 6 bis 9; — 11 bis 13 Gnädige.
298. 2. daran, nach 9 bis 13; — 6, 6a u. 8 dran.
303. 7. herauf; — 6 her (Druckfehler).
313. 24. und -Ordnungen; — die Ausgaben und Ordnungen.
25. Kaiserlichen, nach 6 bis 9; — 11 bis 13 Kaiserliche.
315. 26. guten, nach 11 bis 13; — 6 bis 9 gute.
316. 6. Küchenessie; — 6 u. 6a Küchenöfte.
318. 22. Gewehren, nach 11 bis 13; — 6 bis 9 Gewehr.
27. Allem, nach 11 bis 13; — 6 bis 9 allen.
319. 5. Schönbartlaufen, wie 13; — 6 bis 12 Schöndart laufen.
28. Viere, nach 6 bis 9; — 11 bis 13 vier.
30. Dienste, wie wir bereits Werke, III. S. 12. Z. 2 geschrieben haben erscheint metrisch nothwendig; — die Ausgaben Dienst.
321. 26. ehe, nach 6 bis 11; — 11a bis 13 ohne Grund eher.
322. 25. welcher eintrat, nach 6 bis 9; — 11 bis 13 kömmt.
323. 2. gefudelten, nach 6 bis 9; — 11 bis 13 gefudelsten.
324. 12. hoffe; — 13 hoffte.
326. 29. Hinter dieser Zeile hat 13 noch den Zusatz: Alle. Nirgends zu finden war.
328. 10. Götz; — 11 bis 13 Götzen, ebenso S. 336. Z. 9.
329. 26. Kommt; — 13 kamm.
331. 27. wir, nach 6 bis 12; — 13 wir'n.
313. 24. kommend, nach 6 bis 9; — 11 bis 13 kommt.
340. 21. Durch die hier gegebene und von allen Ausgaben abweichende Interpunction soll ausgedrückt werden, daß das Gesagte ein Gedanke der Verse, nicht des Götz ist.
341. 15. Im 13 hinter „ab" noch der Zusatz: der Diener mit ihm.
23. erkrankert, nach 6 bis 9; — 11 bis 13 verkrankert.
342. 22. verbargen's; — 13 verbergen's.
25. kömm; — 9 kommt.
343. 10. Mach; — 13 Ach.
11. sehe; — 13 sähe.
12. wärme; — 13 wärmte.

Goethe's Werke.

Nach den vorzüglichsten Quellen revidirte Ausgabe.

Zwölfter Theil.

Faust.

Herausgegeben und mit Anmerkungen begleitet von

G. von Loeper.

Erster Theil.

Berlin.

Gustav Hempel.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Druck von G. Bernstein in Berlin.

Vorbemerkung des Herausgebers.

Der erste Theil des Goethe'schen „Faust" erschien in der nachfolgenden Gestalt zuerst im Frühling 1808, unmittelbar vor den „Wahlverwandtschaften" und der „Farbenlehre", von welchen Werken sich der Dichter dann zu der Darstellung seines eignen Lebens wandte. Dieser späte Zeitpunkt der Herausgabe des „Faust" ist ins Auge zu fassen, wenn man den Einfluß von Goethe's dichterischer Thätigkeit auf seine Zeitgenossen beurtheilen will. Die Entstehung des Werks weist dagegen auf die früheste Jugend des Dichters zurück, auf die Periode des „Götz" und des „Werther". Grade das, wodurch „Faust" diese beiden Werke überragt, verhinderte den gleich schnellen Abschluß und die sofortige Veröffentlichung; gleichwol müssen diese drei Dichtungen neben einander als die schönsten Blüthen der sogenannten Sturm- und Drang-Periode unsrer neuern Literatur genannt werden. Auf Tag und Stunde läßt sich nicht nachweisen, wann Goethe zuerst in der an dramatischen Conceptionen reichsten Zeit seines Lebens, 1772 bis 1776, sich der Faust-Fabel bemächtigt hat. Riemer und Eckermann (im Inhalts-Verzeichniß der Quartausgabe von 1837) setzen den Anfang des Dramas

bis ins Jahr 1769 zurück, was jedenfalls zu weit gegangen ist. Von dem, was uns vorliegt, wird vor dem Jahr 1772, sicherlich sogar vor 1773 keine Zeile geschrieben sein. In Rom (Brief vom 1. März 1788) verlegte Goethe die Faust-Anfänge fünfzehn Jahre zurück, was sich also auch auf das Jahr 1773 beziehen würde. Der Schluß der scherzhaften Epistel, mit welcher Gotter im Juni 1773 Goethe für die Uebersendung des „Götz" dankte (Gedichte III, S. 142, Note):

Schick mir dafür den Doktor Faust,
Sobald Dein Kopf ihn ausgebraust!

ist das früheste Zeugniß, und es ist hiernach anzunehmen, daß den Dichter im Sommer 1772 zu Wetzlar, wo er mit Gotter näher verkehrte, „Faust" und „Götz", die Kinder derselben Zeit, gleichzeitig, wenn auch Faust nur mehr in Gedanken, beschäftigten.

Von diesem Stoffe sollte sich der Dichter Zeit seines Lebens nicht wieder befreien. Stellt man der Gotter'schen Epistel ein andres Zeugniß gegenüber, den Brief des Kanzlers von Müller vom 24. März 1832, mit welchem er einer Freundin Goethe's dessen Tod anzeigte und zugleich bemerkte: „Vor wenig Wochen schloß er den fünften und letzten Akt des neuen Faust also ab:

Es wird die Spur von meinen Erdentagen
Nicht in Aeonen untergehn." *)

so überblickt man den sechzigjährigen Zeitraum, in welchem unsre Tragödie, als ein Ganzes angesehn, entstanden ist. Der „Faust" in seinen beiden Theilen ist daher, wie kein andres der Goethe'schen Werke, Produkt eines ganzen

*) Grenzboten. 1869. Nr. 32. S. 212.

Lebens, woran die stürmische Jugend wie das Mannesalter und der Abend des achtzigjährigen Greises gleichmäßig sich betheiligt haben, um eine Tragödie zu schaffen, welche ihrerseits gleichfalls den Verlauf eines ganzen Menschenlebens und ungefähr dieselben Lebensepochen bis zu einem noch höhern Greisenalter hinauf biographisch umfaßt.

Aus dieser Eigenthümlichkeit sowol des Stoffes selbst als der allmähligen Entstehung des Stückes fließt die Nothwendigkeit, beide Theile des „Faust" als ein dilogisches Ganzes aufzufassen, — da dem ersten allein der Abschluß fehlen würde, — diese Einheitlichkeit aber nicht in einer vollständig gleichen Behandlung, in Gleichheit der Sprache, des Stils, in innern und äußeren dichterischen Eigenschaften des Stücks zu suchen. Ja, selbst aus einer ganz verschiedenen Weltanschauung überhaupt mußte jeder Theil der Dilogie hervorgehn. Die beiden Theile verhalten sich zu einander wie Frage und Antwort, wie Aufstellung und Lösung des Problems, und wenn auch zu wünschen wäre, daß eine größere formelle Gleichmäßigkeit berechtigten Anforderungen nach dieser Seite hin entspräche, so müssen doch diese in unserm Falle zurücktreten, wo mindestens innerhalb jedes Theils Einheit des Geistes und des Tones erreicht ist, um des höheren Resultats und der letzten Ziele der ganzen Fausttragödie willen.

Gotter also und seine Zeitgenossen mußten ihre Hoffnungen auf ein baldiges Erscheinen auch nur des Anfangs von „Faust" noch lange vertagen, wenngleich Goethe in der Zeit nach Beendigung des „Götz", in den Jahren 1773 und 1774 das Stück im ersten Anlauf gleich so weit fortführte, daß er diese Erwartungen auch schon damals wohl hätte

befriedigen können, wären seine eignen nicht höher gespannt gewesen. Zeugnisse ergeben, daß, was damals bereits fertig vorlag und was sonst noch im Jahre 1775 hinzukam, sich schon wie ein beinahe fertiges Stück ausnahm. Bereits im September 1774 hatte Goethe Klopstock die neuesten Szenen daraus vorgelesen,*) und Boie, der am 15. Oktober desselben Jahres Goethe in Frankfurt besuchte, schreibt darüber: „Einen ganzen Tag allein, ungestört mit Goethen zugebracht, mit Goethen, dessen Herz so groß und edel wie sein Geist ist. Er hat mir viel vorlesen müssen, ganz und Fragment, und in Allem ist der originale Ton, eigne Kraft, und bei allem Sonderbaren, Unkorrekten, Alles mit dem Stempel des Genies geprägt. Sein Dr. Faust ist fast fertig und scheint mir das Größte und Eigenthümlichste von Allem.“**) Damit stimmt eine, allerdings viel spätere, Aeußerung Jacobi's in einem Briefe an Goethe vom 12. April 1791 überein. Die Goethe'schen Briefwechsel jener Periode geben sonst leider so gut wie gar keinen Anhalt zur einigermaßen genauen Bestimmung der Zeit, welcher die einzelnen Faustszenen ihre Entstehung verdanken, auch nicht die noch ungedruckten Briefe Goethe's an Sophie La Roche. Nur das Zusammentreffen der Bemerkung „Da ich aufstund, war mir's gut; ich machte eine Szene an meinem Faust“ in dem Briefe an die Gräfin Auguste Stolberg vom 17. September 1775, mit der vorhergehenden Schilderung einer Ratte, welche Gift gefressen, — „sie läuft in alle Löcher, schlürft alle Feuchtigkeit, verschlingt alles Eßbare, das ihr in den Weg kommt, und ihr Inner-

*) Goethe, Dichtung und Wahrh. (Werke XXII, S. 343 der 40bänd. Ausg.)
**) Boie, von K. Weinhold. 1869. S. 70.

ſtes glüht von unauslöſchlich verderblichem Feuer" — läßt darauf ſchließen, daß Goethe damals mit der Szene in Auerbach's Keller (S. 68) und mit dem Rattenliede derſelben beſchäftigt war.

Daß Goethe demnächſt auch in Weimar in der Periode von 1775 bis 1786 den „Fauſt" nicht ganz vernachläſſigt habe, beruht mehr auf Vermuthung als auf Gewißheit. Er las daraus dem Hofe und ſeinen Freunden wiederholt vor oder gab ihnen das Stück zum eignen Leſen.*) Derartiges Vorleſen unfertiger Dichtungen pflegte aber bei Goethe mit eigner Produktion Hand in Hand zu gehn. Es war längſt in Deutſchland kein Geheimniß mehr, daß der Dichter des „Werther" am „Fauſt" arbeite, und es ſchien andern Dichtern, ſelbſt Leſſing, der ſich ſchon ſehr früh mit dieſem Stoffe getragen hatte, gewagt, mit ihren Bearbeitungen deſſelben hervorzutreten, ehe die Goethe'ſche erſchienen wäre. Der Buchhändler Mylius in Berlin bemaß ſchon 1775 das Honorar für „Stella" beſonders in der Befürchtung äußerſt niedrig, Goethe möchte ſich ſonſt in ſeiner Honorarforderung für „Fauſt" etwa bis zu hundert Louisd'or verſteigen. In Weimar ſelbſt begrüßte Wieland zu Neujahr 1776 Goethe als Zauberer mit deutlicher Anſpielung auf Fauſt und „ſeinen Noſtradamus"**), und zur ſelben Zeit heißt es von Goethe in einem Gedichte Einſiedel's:

Parodirt ſich drauf als Doktor Fauſt,
Daß 'm Teufel ſelber vor ihm grauſt.

*) Knebel notirt z. B. in ſeinem Kalender unter dem 24. Januar 1781, daß er Goethe's Fauſt geleſen, den der Verfaſſer ihm, dem Herzoge und dem Prinzen Auguſt von Gotha ſchon früher, am 10. Juli 1780, vorgeleſen hatte.

**) Im Gedicht „An Pfyche", Merkur 1776, S. 12.

Unter Goethe's ungedruckten Schauspielen wurde daher auch in demselben Jahre in Reichard's Theaterkalender auf 1777 (S. 146 ff.), ebenso in jenem auf 1778 und 1779 neben Julius Cäsar, dem Vogelschießen vor Brüssel (d. h. Egmont) u. a. der „Doktor Faust" genannt, und die Dichter suchten ihn schon zu übertreffen, ehe er nur erschienen war. Ueber des Malers Müller Faust*) schrieb die Berliner Literatur- und Theaterzeitung 1779 (Bd. II, S. 237): „der Goethe'sche, den das Publikum erwarten sollte, würde doch den Müller'schen hinter sich lassen. Herr Müller sage, was er will, Goethe ist sein Vorbild. Und so viel Nachahmer Dieser gefunden, so wenig scheinen sie sein Gutes zu erreichen; sie übertreffen ihn aber in dem Fehlerhaften, in dem immer neu, groß, kraftvoll, erhaben sein Wollenden." Auch in dem zu Goethe's Geburtsfeste am 28. August 1781 in Weimar aufgeführten Festspiele „Minervens Geburt" wurden „Iphigenie" und „Faust" vor seinen übrigen Werken gefeiert. Veröffentlicht wurde in jener Zeit (1782) daraus aber nur „Der König in Thule" im dritten Bande von Seckendorf's Volksliedern in der unten S. 89 in der Note abgedruckten Fassung, woneben noch die Nachahmung von Gretchen's Monolog „Meine Ruh ist hin" (S. 109) erwähnt sein mag, welche 1786 in Korona Schröter's Liedern erschien.**) So warf der „Faust" nach allen Seiten schon seine Schatten. Seine Veröffentlichung wurde dann endlich in dem Briefe an Görchen vom Juli 1786 und in dessen Ankündigung von der bevorstehenden ersten Gesammtausgabe der Goethe'schen

*) Faust's Leben, dramatisirt 1778.

**) S. den Abdruck dieser Nachahmung in Goethe's Gedichten, Bd. III., Anhang, S. 395, Note.

Schriften*) sicher als „ein Fragment", doch mit der Aussicht auf dessen mögliche Vollendung für den Sommer 1787 verheißen.

Goethe hatte im Jahre 1786 sein altes, schon mürbes und vergriffnes Faust-Manuskript nach Italien mitgenommen, das ihm, als er erst im Februar 1788 in Rom zur Arbeit gelangte, wie „das Fragment eines alten Kodex" erschien. Fragment blieb es auch hier, da in Rom erweislich nur die im Garten der Villa Borgheſe geſchriebene Szene in der Hexenküche (S. 75) hinzukam.**) Die Abreiſe von Rom verhinderte die Fortſetzung, und unterwegs und im erſten Jahre in Deutſchland trat die Ausarbeitung des „Taſſo", dann die erſte Redaktion und Herausgabe der Gedichte dazwiſchen; endlich entfernten die Elegien und Epigramme nach antiken Muſtern den Dichter ſo weit von der Welt des „Fauſt", daß nichts übrig blieb, als ihn gegen die erregte Erwartung in nothdürftigem Zuſammenhange als „Fragment" zu veröffentlichen. Nach einem (ungedruckten) Briefe Knebel's an Frau von Imhof vom 18. September 1789 las Goethe an dieſem Tage Erſterem ſchon die „erſten Szenen ſeines „Fauſt" vor, ſowie ſie zum Drucke bereit" lagen. Während Goethe nach einem (gleichfalls ungedruckten) Briefe aus Rom vom 5. April 1788 gehofft hatte, ſchon zu Oſtern 1789 den ſiebenten Band ſeiner Schriften zu bringen, „welcher den Fauſt und alſo die große Sittandel enthält," erſchien dieſer nun erſt zu Oſtern 1790, alſo unmittelbar nach dem inzwiſchen erfolgten Ausbruche der

*) In Schirach's „Journal von und für Deutſchland", 4. St., S. 575, in Wieland's „Merkur", August 1786 (Anzeiger CXVI), und im „deutſchen Muſeum", Okt. 1786 (I, Stück VI, 306).

**) S. Gedenkausg. II., 194.

französischen Revolution. Dies „Fragment“ (Zur Revision des Textes II, A und B, außerdem 1791 im letzten Bande der Ausgabe in 4 Bänden) beginnt mit Faust's erstem Monologe S. 17. Das Erscheinen des Erdgeistes und das Gespräch mit Wagner sind hier unverändert bis S. 25, Vers 4, mit welchem die erste Szene abbricht. *) Dann blieb von S. 25 bis 58 „die große Lücke“, und die zweite Szene begann unvermittelt mit Faust's Worten im zweiten Gespräch mit Mephistopheles: „Und was der ganzen Menschheit zugetheilt ist“ (S. 58), von wo an das Weitere, die Schülerszene, sowie die ganze Szenenreihe, Auerbach's Keller, die Hexenküche, die ersten Szenen mit Gretchen und Marthe bis S. 104 unverändert **) folgten. Daran schlossen sich die Szenen in Gretchens Stube S. 109 und in Marthens Garten S. 110 und die Brunnenszene S. 114 an. Nun erst folgte die Szene in Wald und Höhle S. 104, unmittelbar darauf die im Zwinger S. 115, die Valentinszene fehlte, und das Ganze brach ab mit der Szene im Dom S. 122 und 123. ***) Alles Weitere von S. 124 bis S. 150 ist erst später hinzugekommen.

Wo in der Zeit von 1790 bis 1808 von Goethe's

*) Die vier letzten Verse vor Wagner's Abgang fehlen jedoch im Fragment, wo deshalb der Vers „Ich hätte gern nur immer fortgewacht“ lautete: „Ich hätte gern bis morgen früh gewacht.“

**) Allerdings die und da mit Lücken: S. 76 und 77, 3 in der Hexenküche fehlen die zwölf mit „Warum denn just das alte Weib“ und die vier mit „So sagt mir doch, verfluchte Puppen“ anfangenden Verse und in der Gartenszene S. 102, 4 die vier Verse von „Die armen Weiber“ bis „zu belehren.“

***) Der Vers S. 122 „Auf Deiner Schwelle wessen Blut!“ fehlte im Fragment, da es die Valentinszene noch nicht kannte. Es enthält aber schon den Vers S. 101 „Mein Bruder ist Soldat.“

„Fauſt" die Rede iſt, muß darunter alſo dies „Fragment" verſtanden werden. Die Wirkung, die „Fauſt" in dieſer Geſtalt auf das große deutſche Publikum hervorbrachte, kam in keiner Weiſe der Erſchütterung gleich, welche ihrer Zeit „Götz" und beſonders „Werther" und ſpäter Dichtungen wie Schiller's „Räuber" verurſacht hatten, und welche unzweifelhaft auch dies ſo viel größere und ebenſo lebendige Werk begleitet haben würde, wenn es warm aus der Werkſtatt, 1775 oder 1776, mit derjenigen Abrundung, die ihm Goethe damals mit Leichtigkeit hätte geben können, in die Welt getreten wäre. Dieſe war inzwiſchen eine andre geworden, die politiſchen Vorfälle in Frankreich nahmen allen Sinn gefangen, der „Fauſt" wurde nicht mehr wie ein Meſſias erwartet, und ſein endliches Erſcheinen, in ſo unvollendeter Geſtalt, war kein großes Ereigniß mehr. Für die zahlreichen literariſchen Kreiſe, für Goethe's noch zahlreichere Freunde, für die Gelehrtenwelt und das gebildetere Publikum im Allgemeinen blieb es zwar immer ein Ereigniß. Die Wirkung war jedoch mehr eine ſtille, ſich ſehr allmählig forterſtreckende, aber nachhaltig wachſende, die zuletzt, ebenſo begünſtigt durch die Tendenzen der neuen Romantiſchen Schule der Schlegel und Tieck als durch die Schelling'ſche Naturphiloſophie, an Einfluß auf die Zeitgenoſſen die aller übrigen Goethe'ſchen Werke, jedes einzeln genommen, weit überragte. Die großen Perſpektiven des Fragments, die innere Vollſtändigkeit der Dichtung ließen das Werk bald auch äußerlich als kein unvollſtändiges erſcheinen, da „was nicht darin ſtand, daſtehn würde, wenn das Fragment vollendet wäre" (Niebuhr). Die Kritik kam anfangs dem Werke nicht beſonders anerkennend entgegen. Man fand die

Sprache „dunkel, unverständlich und inkorrekt," manche Szenen räthselhaft, andre durchaus unverdaulich, in der Hexenküche und in Auerbach's Keller Handlungen und Ausdrücke, „die nur den Pöbel vergnügen können," die Urtheile oft sehr ähnlich denen, die noch heute über den zweiten Theil gefällt werden.*) Selbst Körner, dessen Freund Huber den „Faust" von Anfang an richtiger schätzte, (Brief vom 28. Juni 1790 in den Werken) stieß sich an dem „Bänkelsängerton".**) Neben der Huber'schen spätern Recension der acht Bände der Goethe'schen Schriften vom Ende 1792,***) in welcher Gretchen bald mit einer Madonna, bald mit einer Magdalena verglichen ist, muß besonders des jungen A. W. Schlegel Besprechung vom Jahre 1790†) hervorgehoben werden; hier wird die hinreißende Darstellung, die treueste Wahrheit, der überlegene Geist, der manche Vorsicht vernachlässigen darf und doch sein Ziel nicht verfehlt, die Verbindung des Erhabenen und Burlesken vorurtheilsfreier gewürdigt, allerdings noch nicht in dem hohen Tone, mit dem einige Jahre später Friedrich Schlegel††) in Goethe den Stifter einer neuen Poesie, den Dante unsers Zeitalters, im „Faust" mit das Größte, „was die Kraft des Menschen je gedichtet habe," entdeckte. Das größte Interesse würde ein eindringendes Urtheil Schiller's über den „Faust" aus damaliger Zeit darbieten. Sicherlich gab es auf der Welt Niemand, für den

*) Neue Bibl. der schönen Wissenschaft. Bd. 41. und Allg. Deutsche Bibliothek. Bd. 110, 2. 311.

**) Briefw. mit Schiller, II, 193.

***) Jenaische litt. Zeit. 4. Sp. 281 ff.

†) In den Gött. Gel. Anz. 93 und 134. Werke X, 4.

††) Athenäum III, 2, 180. Werke V, 311.

Goethe's von 1787 bis 1790 unmittelbar nach einander erscheinende große Dramen, „Iphigenie", „Egmont", „Tasso" und „Faust" wichtiger gewesen wären, als grade Schiller. Nach dem schon angeführten Körner'schen Briefe muß man zwar annehmen, daß der „Faust" Schiller ebenso wie Wieland nicht ganz befriedigt habe. Aber aus den Briefen seiner Frau geht hervor, wie großen Antheil er daran nahm. Später in dem Briefe an Goethe vom 29. November 1794 nennt Schiller das Fragment den „Torso des Herkules", es herrsche „in diesen Szenen eine Kraft und eine Fülle des Genius, die den ersten Meister unverkennbar zeige", und (1795) in dem Aufsatze „Ueber naive und sentimentalische Dichtung" hebt Schiller (in dem Abschnitt „Elegische Dichtung") den im „Faust" verkörperten Konflikt des Ideals mit der Wirklichkeit hervor, ihn hierin psychologisch mit „Werther", „Tasso" und „Wilhelm Meister" vergleichend. Auch Herder rühmte mit Bezug auf „Faust", daß Goethe aus dem Reiche der Unformen Formen hervorzurufen wisse.*) Klopstock versottete dagegen in einem Epigramm**) sowol Goethe's „Faust" als die ganze Faustsage.

Kanonische Bedeutung erhielt das Gedicht erst, wie schon erwähnt, mit dem Auftreten der Romantischen Schule, der „Faust" alle Eigenschaften eines im höchsten Sinne romantischen Dramas zu vereinigen schien, ganz ebenso, wie später A. Hoffmann Mozart's „Don Juan", der gern mit „Faust" verglichen***) zu werden pflegt.

*) Briefe zur Beförderung der Humanität, VIII, 141.

**) G. Düntzer „Aus Goethe's Freundeskreise", 1868, S. 41.

***) Vergl. Grabbe, „Faust und Don Juan", 1829; Hesekiel, „Faust und Don Juan" (Komödie) 1844; Grenzboten 1849, Nr. 48.

als Vorbild der romantischen Oper hinstellte. Die philosophische Seite des Gedichts setzte es andrerseits mit der Entwicklung der Philosophie zu Ende des vorigen und zu Anfang dieses Jahrhunderts sowol mit dem transscendentalen Idealismus als mit der Naturphilosophie in näheren Rapport, und Schelling*) war es vornehmlich (auch Hegel 1807 in der „Phänomenologie" S. 271 ff.), der auf die Bedeutung des Faust in dieser Beziehung hinwies, ihn „einen ewig frischen Quell der Begeisterung" nannte, allein hinreichend, „die Wissenschaft zu dieser Zeit zu verjüngen und den Hauch eines neuen Lebens über sie zu verbreiten," und Alle, die „in das Heiligthum der Natur eindringen" wollten, aufforderte, „sich mit diesen Tönen einer höhern Welt zu nähren und in früher Jugend die Kraft in sich zu saugen, die wie in dichten Lichtstrahlen aus diesem eigenthümlichsten Gedicht der Deutschen ausgehe und das Innerste der Welt bewege."

Die alte Faustsage, mit dem Aufblühn der neuern deutschen Poesie überhaupt und mit dem früher unbekannten Studium Shakespeare's und des Volksliedes zugleich zu frischem Leben erwacht, hatte nach diesen Zeugnissen durch Goethe eine ungeahnte Bedeutung für unser Kulturleben gewonnen, wogegen alle übrigen zahlreichen Bearbeitungen derselben Fabel nicht aufzukommen vermochten. Da die Lessing'sche bis auf ein vielverheißendes Bruchstück (von 1759) verloren gegangen ist, so kann neben den schon erwähnten grellen Skizzen des Malers Müller aus jener Zeit

*) 1803 in den Vorlesungen über die Methode des akademischen Studiums S. 256 ff.

nur noch der Klinger'sche Faust*) in Betracht kommen, nicht, weil Klinger der Sturm- und Drang-Periode den Namen gegeben, noch weil er Goethe's Freund und Landsmann war, sondern weil sein in Prosa geschriebener „Faust" zu einer scharfen und bittern Satire auf seine ganze Zeit, deren Geschichte, Politik, Gesellschaft und Literatur, zu einem moralisch-polemischen Roman benutzt ist. Hiezu eignet sich der Stoff wie kein zweiter, und in dieser Richtung, nur nicht in dem bittern, menschenfeindlichen, fast Swiftischen Geiste Klinger's, bewegt sich auch der neue, nicht mehr neueste, vierbändige „Faust" von Stolte (1859 bis 1869); poetische Ansprüche bleiben jedoch bei Klinger unbefriedigt, während Goethe die höchsten erfüllte, aber auch seinerseits nicht unterließ, in das Mysterium satirische Fastnachtsspiele einzufügen.**)

Unberührt von diesen und andern Bearbeitungen, noch weniger von den Faust-Dramen eines Schink (1782), Schreiber (1792), Graf Soden (1797) u. A. m., nahm Goethe in der Blüthezeit seiner Freundschaft mit Schiller, durch dessen Zuruf und tiefes Verständniß ermuthigt, unmittelbar nach der Beendigung von „Hermann und Dorothea" die Arbeit an seinem nie aus den Augen verlornen Drama wieder auf. Diese Rückwendung aus der eingeschlagenen „klassischen" Richtung zu dem Sturm und Drang seiner Jugend, im Juni 1797, bezeichnet die elegische „Zueignung" (S. 3), in jeder Beziehung das Gegenstück zur Elegie „Hermann und Dorothea," und auch das darauf folgende „Vorspiel

*) „Faust's Leben, Thaten und Höllenfahrt." 1791.

**) Das Vorzüglichste über Klinger und seinen „Faust" findet sich bei Schlosser im 7. Bande der Geschichte des 18. Jahrhunderts, Seite 94 bis 101.

auf dem Theater", welches einer ähnlichen Reflexion entsprungen ist, wird ebenso gleich damals entstanden sein. Im folgenden Jahre, sowie in den ersten des neuen Jahrhunderts, vorzüglich 1800, 1801 und im Winter 1806 auf 1807 kam im Wesentlichen Alles neu hinzu, was der erste Theil des „Faust", wie er jetzt vorliegt, mehr enthält als das „Fragment" von 1790. Nur von dem „Intermezzo" (S. 137 bis 142) wissen wir aus dem Goethe-Schiller'schen Briefwechsel, daß es zum größten Theil aus dem Xenien-Jahre 1796 herrührt.

Welche älteren Entwürfe in die übrigen Theile in größeren oder kleineren Partien aufgenommen oder darin verschmolzen sind, hat sich bisher, abgesehn von kleineren Stücken, z. B. dem schon im „Wilhelm Meister" erwähnten Liede „Der Schäfer putzte sich zum Tanz," nicht feststellen lassen. Daß der „Prolog im Himmel" in diesem Zeitraum ganz neu hinzugedichtet ist, wird von keiner Seite bestritten. Wir nehmen aber auch das Gleiche von Faust's zweitem Monologe nebst den Ostergesängen (S. 25 bis 30), von dem größten Theil der Szenen vor dem Thor und im Dorfe, von Faust's Spaziergang mit Wagner und der großen Szene in Faust's Studirzimmer bis S. 58, also von allen Szenen an, welche die vorerwähnte „große Lücke" des Fragments ausfüllen.*)

*) Von Denen, welche den „Faust" früher gekannt hatten, Knebel, Jacobi, Moritz (bei Kirchnigg im 5. Bande von „Anton Reiser") sind keine Aeußerungen bekannt, die berechtigten, die spätern Szenen, außer etwa der prosaischen, schon 1790 als geschrieben anzunehmen. Grade die ergreifenden Partien, wie S. 29: „Die Thräne quillt, die Erde hat mich wieder", die lyrischen Stellen, z. B. von der weichenden Sonne (S. 36): „Doch ist es Jedem eingeboren, daß sein Gefühl hinauf und vorwärts dringt," schreiben wir der Zeit nach „Hermann und Dorothea" zu.

Die unten (Textrevision S. 167) erwähnten Handschriften zeigen, daß die Valentinszene (S. 117 ff.) im Jahre 1800, und die Walpurgisnacht im folgenden Jahre gedichtet ist. Die prosaische Szene (S. 143 und 144) macht uns, wegen ihres abweichenden und etwas forcirten Tons, auch wegen der unerwarteten Erinnerung an den Erdgeist, den Eindruck, als sei sie schon sehr frühe, etwa zur Zeit der „Stella" entstanden, und ihr Kolorit später nur ein Wenig gemildert, womit sehr wohl vereinbar ist, daß sie Goethe erst nach dem Jahre 1803 Riemer diktirt hat. Wenn Wieland (s. Düntzer, I, 82) sich im Jahre 1796 einer Szene im Gefängnisse erinnerte, wo Faust so wüthend werde, daß er selbst den Mephistopheles erschreckte, so paßt dies vollkommen auf die prosaische Szene („den gräßlichsten Fluch über Dich auf Jahrtausende!"), die zwar nicht im Gefängnisse spielt — wo ein solcher Dialog nicht seine Stelle finden könnte —, aber doch die Gefängnißszene vorbereitet und zu ihr überleitet, so daß die Ortsangabe durchaus nicht strikte zu verstehen wäre. Dann hätte allerdings Mephistopheles' Erscheinen als Pudel und Valentin's Auftreten schon im ältern Plane gelegen. Die kleine Szene am Rabenstein (S. 144) gehört sicherlich zu den spätesten; sie trat gewissermaßen an die Stelle der unausgeführt gebliebenen Hochgerichtsszene in der Walpurgisnacht (S. 160).

Die Schlußszene im Kerker endlich glauben wir nach Stil, Sprache und Inhalt gleichfalls ausschließlich der Periode von 1797 bis 1807 zuschreiben zu müssen, wenn schon andre Entwürfe dieses Schlusses vorangegangen sein mögen.

Bei Beurtheilung der Periode des Zusammenwirkens

unsrer beiden größten Dichter von 1794 bis 1805 ist meist übersehn oder doch nicht genug betont worden, daß Goethe in dieser Zeit somit wahrscheinlich mehr als die Hälfte des ersten Theils des „Faust", außer vielen Entwürfen zum zweiten Theil, besonders zu dessen drittem Akt, neu dichtete oder doch in Shakespeare's Art umdichtete und vollendete, so daß ihr vorzugsweise dies große Gedicht, der Gipfel unsrer neuern klassischen Literatur, sein Dasein verdankt. Was gehörte aber für Goethe nicht dazu, die Jugendpoesie in solcher Fülle zu „kommandiren" und die große Schuld an seine eigne Vergangenheit so vollständig abzutragen!

Als der so ergänzte „Faust" im Frühling 1808 ans Licht trat, in einer Zeit, die durch große Erscheinungen auf geistigem wie auf politischem Gebiete, durch Schiller's Dichtungen, durch Napoleon's gewaltiges Auftreten, durch die großen Kriege und Umwälzungen für das Große überhaupt empfänglicher gestimmt, deren Sinn außerdem durch das neu aufblühende Studium der im achtzehnten Jahrhundert fast vergessenen alt- und mitteldeutschen Dichtung für die mythologischen und historischen Grundlagen des Gedichts geweckter war, erhielt das Werk nicht mehr eine unsichre, tadelsüchtige oder nur halb anerkennende, sondern im Allgemeinen eine gläubig-verehrende und bewundernde Aufnahme. Die Deutschen, denen der spätere Goethe manche Enttäuschung bereitet hatte und noch ferner bereiten sollte, fanden in diesem „Faust" den Dichter des „Werther" und des „Götz" in ungebrochener Kraft wieder. Wer auf der Höhe der Bildung stand oder zu stehen glaubte, die Stimmführer der Zeit, die künstlerischen Kreise nicht minder als die literarischen, Jean Paul,

der den „Fauſt“ als einen Posthumus Shakeſpeare's begrüßte, die Romantiker, die Philoſophen, die Aeſthetiker (Solger, F. Horn), die Berliner geiſtreichen Zirkel, vor Allen die den Goethe-Kultus proklamirende Rahel mit Varnhagen im Gefolge, bis in die politiſchen und militäriſchen Kreiſe und in die Höfe hinein, für Alle war oder ward der „Fauſt“ eine Art Evangelium, und ſeit dieſer Zeit iſt der Dichtung eine Liebe und ein Studium zugewandt worden, wie nur annähernd noch Dante's „Göttlicher Komödie“ und Shakeſpeare's „Hamlet“, den beiden Dichtungen, mit denen Fauſt von je her, mit Dante wol zuerſt von Fr. Schlegel, aber auch von Jean Paul*), verglichen zu werden pflegte. Selbſt die ältere Generation blieb nicht unberührt. Wieland ſchrieb in dieſer Zeit (Juni 1808) an Retzer in Wien: „Haben Sie unter den Novitäten der letzten Buchhändlermeſſe auch eine der allermerkwürdigſten, die neue, ſehr vermehrte, veränderte und beinahe ganz umgeſchaffne Ausgabe des Goethe'ſchen „Doktor Fauſt“ ſchon geſehen? Sie macht unter dem Titel: Fauſt, eine Tragödie von Goethe, einen Band der bei Cotta herauskommenden „ſämmtlichen Werke“ dieſes Dichters, dem das griechiſche Beiwort ὁ πάνυ (der Einzige) ganz vorzüglicherweiſe zukommt, aus. Auch das, was wir jetzt von dieſer barockgenialiſchen Tragödie, wie noch keine war und keine jemals ſein wird, erhalten haben, iſt nur der erſte Theil derſelben, und der Delphiſche Apollo mag wiſſen, wie viele Theile noch folgen ſollen. Ich bin begierig zu wiſſen, welche Senſation

*) „Dieſes, gleich Dante's göttlicher Komödie, teufliſche Trauerſpiel, in welchem ganze geiſtige Welten ſpielen und fallen“, 1814 in der Rezenſion des Staël'ſchen Buches „Ueber Deutſchland“ (Werke 19, 220. Ausg. v. 1841).

dieſes exzentriſche Geniewerk zu Wien macht, und beſonders, wie Ihnen die Walpurgisnacht auf dem Blocksberge gefallen wird, worin unſer Muſaget mit dem berühmten Höllen-Breughel an diaboliſcher Schöpfungskraft und mit Ariſtophanes an pöbelhafter Unflätherei um den Preis zu ringen ſcheint.“*) Die Stelle ſchließt mit der Bemerkung: „Bei allem dem befürchte ich, unſer Freund Goethe hat ſich ſelbſt durch dies Wageſtück mehr geſchadet, als ihm ſein ärgſter Feind jemals ſchaden könnte, und ſein Verleger wird der Einzige ſein, der ſich wohl dabei befinden wird.“

Und in demſelben Monat ſchreibt Wieland an Böttticher:**) „Wie hat Ihnen die Walpurgisnacht unſres Königs der Genien gefallen, der, nicht zufrieden, der Welt gezeigt zu haben, daß er nach Belieben Michel Angelo, Raphael, Correggio und Titian, Dürer und Rembrandt ſein kann, ſich und uns nun auch den Spaß macht, zu zeigen, daß er, ſobald er will, auch ein zweiter Höllen-Breughel ſein könne? Ich geſtehe, daß mich unbeſchreiblich nach dem zweiten Theil dieſer in ihrer Art einzigen Tragödie verlangt, von welcher man mit viel größerem Recht als von „Wilhelm Meiſter“ ſagen könnte, daß ſie die Tendenz nicht nur des verwichenen Jahrhunderts, ſondern aller zwiſchen Aeſchylus und Ariſtophanes und uns verfloſſenen Jahrhunderte ſei.***) Könnte man nicht mit gleichem Rechte ſagen, Goethe ſei in der poetiſchen Welt, was Napoleon in der politiſchen? Können nicht Beide Alles, was ſie wollen, und wollen ſie nicht immer das Un-

*) Wieland, denkwürdige Briefe, II. 91 ff.
**) Kammer, hiſtoriſches Taſchenb., X. 451.
***) Eine Aeußerung Fr. Schlegel's.

glaublichſte und Beiſpielloſeſte und wiſſen es doch ſo zu behandeln und herbeizuführen, daß es zugleich das Natürlichſte ſcheint?" Auch der literariſch ſehr einſeitige Stein, dem Schön den „Fauſt" zugeſandt hatte, fand Vieles anſtößig, verlangte aber auch ſchon 1808 ſehr naiv die Zuſendung des zweiten Theils. Arndt und Jahn dagegen nannten Goethe den deutſcheſten Dichter,*) und der kühle Niebuhr, der weſentlich nur den jugendlichen Goethe ſchätzte, Werke wie „Wilhelm Meiſter" und die „Italieniſche Reiſe" verwarf, von dem zweiten Theil des Fauſt (der Helena) zu ſchweigen, fand in dieſem erſten Theil, im Tiefſten ergriffen, ſeinen „Katechismus, den Inbegriff ſeiner Ueberzeugungen und Gefühle." **) Außer etwa den Schlegel und Waltmann***) wüßten wir jedoch Niemand aus den Kreiſen der höhern Kritik, der ſich einer eingehenden Beurtheilung des neu erſtandenen Werks in der erſten Zeit nach dem Erſcheinen unterzogen hätte. Die Periode der eigentlichen Fauſtſtudien brach erſt ſpäter an, mit Schubarth (1818), Göſchel (1824) und Hinrichs (1825), und der Strom der allerdings höchſt nothwendigen Kommentare iſt noch heute nicht verſiegt und wird ſo bald nicht verſiegen, weil das Werk ſich in jeder neuen Zeitepoche wieder anders reflektirt. Seine Wirkung machte ſich unmittelbar und ſogleich auf die Künſtler geltend, auf Diejenigen, welche auf demſelben deutſchen Boden, aus welchem die Dichtung ihre beſte Kraft geſogen, auch die deutſche Kunſt neu begründen wollten, und wie ſchon früher Karſten die Hexen-

*) „Deutſches Volksthum", 1810 (S. 391).

**) Lebensnachrichten, II. S. 64. Brief vom 19. Mai 1808.

***) 1815 in den Memoiren des Freiherrn S—n, I. 43.

küche,*) so reproduzirte nun Cornelius, für Goethe enthusiasmirt, die ganze Dichtung in einem malerischen Cyklus. Beethoven begeisterte sich zwar am Faust, aber ohne ihn zu komponiren; die Verwandtschaft seiner Musik mit dem Geiste des Gedichts ist aber so groß, daß Richard Wagner ein Programm**) der Beethoven'schen Neunten Symphonie einfach aus Stellen des Faust zusammensetzen konnte. Dagegen vertiefte sich Fürst Radziwill, der mit Niebuhr 1810 in Berlin in der Bewunderung des Gedichts zusammentraf, in die Komposition desselben, die das Werk seines ganzen Lebens (er starb 1833) wurde. Daneben ist Spohr's Oper „Faust" zu nennen, welcher aber nicht der Goethe'sche Text, sondern der Faust von Bernard (1814) zu Grunde liegt. Denn auch diese Periode sah eine Menge Faustdichtungen im Gefolge der Goethe'schen, sowol ernstgemeinte, wie die von Chamisso (1804), Schöne (1809), Klingemann (1815), v. Voß (1824) u. A. m., als auch Travestien***) emporwuchern, eine Produktion, welche seitdem nicht wieder ins Stocken gerathen ist.

Goethe selbst änderte seit dem Jahre 1808 nur wenig an der Tragödie, deren unten in der Textrevision (S. 167) angegebne Auflagen, obgleich die gesammten Werke dort fehlen, einen ungefähren Maaßstab für die zunehmende Verbreitung abgeben. Nur in das Intermezzo legte der Dichter noch nachträglich für die Ausgabe letzter Hand die beiden, „Tanzmeister" und „Fiedeler" überschriebenen Strophen

*) Deutsches Kunstblatt vom 16. April 1857, S. 142. Karsten starb 1798.

**) Neue Zeitschrift für Musik, 1852, Bd. 37, Nr. 14.

***) Benkowitz, Jubelfeier der Hölle, 1803. Der travestirte Faust, 1909. Seybold, der umgekehrte Faust, 1816.

(S. 141), wahrscheinlich aus älterm Vorrathe, ein. Sonst krystallisirte sich um die ältern Entwürfe, namentlich um die der Helena, der zweite Theil für sich, der nun Goethe's Greisenalter beschäftigen, zuletzt fast ausfüllen sollte. Was von ältern Materialien unverarbeitet geblieben und später (1837) aus des Dichters Nachlasse publizirt worden ist, findet sich im Anhange (S. 151) nachgetragen.

Im Jahre 1827 begann die Veröffentlichung des zweiten Theils, der aber erst nach Goethe's Tode (1832) ganz erschien. Wenn auch das Ausland fortfuhr und jetzt noch fortfährt, unter dem „Faust" vorzugsweise den ersten Theil zu verstehn, so empfing dieser für uns Deutsche doch durch den zweiten Theil eine neue Beleuchtung; die gelehrte Forschung, welche das Verständniß dieses letzteren wegen seiner antiken Elemente erst vermitteln mußte, kam auch dem ersten Theile zu Statten, beide wurden in Zusammenhang gebracht und zuletzt als Einheit mehr und mehr begriffen.

Die antiquarische Forschung versuchte schon früh, die historischen und sagenhaften Grundlagen der Faustdichtung aufzuspüren. Nach Stieglitz' erstem vorzüglichen Artikel in Fr. Schlegel's Museum 1812 (und 1834 in Fr. v. Raumer's Taschenbuch), haben später H. v. Hagen, Düntzer, Reichlin-Meldegg, Sommer, Fr. Notter, Schade, A. Kühne, A. Lindner u. A. die ältern Untersuchungen über das Historische des Zauberers Faust (besonders die Neumann'schen*) aus dem Jahre 1683) zu großer Klarheit weitergeführt. Hiernach ist nicht zu bezweifeln, daß ein Johann Faust im

*) Goedeke's Grundr., I. 421 ff. Peter's Literatur der Faustsage (1849) und deren Fortsetzungen.

* funfzehnten und sechzehnten Jahrhundert gelebt hat. Als sein Geburtsort wird sowol das Städtchen Knittlingen in Württemberg, als Rod bei Weimar angegeben. Er soll in Wittenberg und Krakau Theologie und Medizin studirt haben, als fahrender Schüler herumgezogen und durch seine Zauberkünste in ganz Deutschland mehr berüchtigt als berühmt gewesen sein. Sein Ritt auf dem Fasse aus Auerbach's Keller zu Leipzig bei seinem dortigen Aufenthalte im Jahre 1525 ist durch bekannte bildliche Darstellungen verewigt, auf welchen sich der Teufel als sein spiritus familiaris in Gestalt eines Hundes findet. Die Zeit von Faust's Tode ist nicht festgestellt; jedenfalls hat er nicht über den Anfang der vierziger Jahre jenes Jahrhunderts hinaus gelebt. Die Zeitgenossen waren überzeugt, daß ihn der Teufel, den er in Hundsgestalt mit sich geführt haben sollte, gewaltsam ums Leben gebracht habe. Luther und Melanchthon erwähnen seiner. Mit Franz von Sickingen wird er in Verbindung gebracht. Sein Ruf war aber der allerschlechteste, und er galt den Gelehrten der Zeit als gemeiner Betrüger (turpissimus nebulo).

Diese Lebensumstände interessiren hier nur, insofern eine Existenz zur Zeit Luther's feststeht, da von diesem historischen Johann Faust nichts weiter als der Name, und der nicht einmal vollständig, auf den Goethe'schen übergegangen ist. Dieser wurzelt in der Sage, welche sich nach dem Tode jenes Faust ausbildete und vom Jahre 1587 ab in weit verbreiteten prosaischen Volksbüchern, in gereimten fliegenden Blättern und in den „Faust's Höllenzwang" genannten Zauberbüchern ihren Ausdruck fand. Das „älteste Faustbuch" vom Jahre 1587, von

welchem in der kaiserlichen Bibliothek zu Wien das einzige noch vorhandene erste (Spies'sche) Frankfurter, und außerdem in der Danziger Stadtbibliothek ein erst in diesem Jahre (1869) aufgefundnes Hamburger (Binder'sches) Exemplar existirt, ist neuerdings*) mit sehr werthvollen Varianten und Erläuterungen wieder abgedruckt worden. Es enthält, mit dem ausgesprochnen Zweck, „Allen Christen das schrecklich Exempel D. Johann Fausti, was sein Zauberwerk für ein abscheulich End genommen, für die Augen zu stellen," die Historie von D. Johann Fausten kapitelweise, mit den Disputationen, welche Faust, dem Charakter der Reformationszeit gemäß, mit seinem dienstbaren Geist „Mephostophiles" anstellte. Dieses Stoffes bemächtigte sich, wie es scheint, schon im Jahre 1588 der englische Dichter Marlowe in der Tragödie „Doktor Faustus", deren Uebersetzung durch den liebenswürdigen Dichter Wilhelm Müller, mit einer Vorrede von Achim von Arnim, 1818 erschien.**) Nach unserer Ansicht ist diese Tragödie, ein Erzeugniß des Zeitalters der Reformation selbst, das einzige Faustdrama, das neben dem Goethe'schen genannt zu werden verdient. Die Tragödie endigt selbstverständlich wie die Sage mit Faust's Untergang, indem er von den Teufeln zerrissen wird. Der Teufel, den Faust beschwört, heißt auch hier Mephostophiles. Auch sein Famulus Wagner fehlt nicht. Marlowe, dessen Faust eine Reihe von Auflagen erlebte, hatte somit diesen Stoff seinem größern Zeitgenossen Shakespeare vorweggenommen, der nun zwar die

*) Das älteste Faustbuch. Wortgetreuer Abdruck der editio princeps des Spies'schen Faustbuchs vom Jahre 1587. Mit Einl. und Anm. von Dr. August Kühne. 1868.

**) Nach 1687 Uebersetzt von K. Böttiger (Leipzig, Hartung).

verwandte Gestalt des „Hamlet“ aus Faust's Wittenberg hervorgehen ließ, Faust und Mephostophiles aber nur gelegentlich in den „Lustigen Weibern von Windsor“ erwähnt.*) Erst später zu Ende des 17. Jahrhunderts ist Faust auch in Deutschland in volksthümlichen Schauspielen dramatisirt worden. Beispielsweise führen wir die Tragödie von „Doktor Faust“ an, welche der Theaterunternehmer di Scio 1703 auf dem Berliner Rathhause, und die Stücke „Doktor Faust“ und „Doktor Faust's Zaubergürtel“, welche die berühmte Ackermann'sche Truppe in den vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts spielte.**) Weiter verbreiteten die Sage seit etwa 1660 die Marionettentheater. Das auf ihnen dargestellte, früher nur handschriftlich vorhandne, skurril-grausenhafte, heroisch-komische Puppenspiel „Doktor Faust,“ mit der lustigen Figur des Kaspar oder Kasperl, in neuerer Zeit in verschiedener Gestalt als literarische Kuriosität gedruckt,***) hat neben den Faustbüchern die unmittelbarste Anregung für unsre Tragödie gegeben, da Goethe den Stoff wahrscheinlich zuerst in dieser volksthümlichen Bearbeitung auf den Frankfurter oder Leipziger Messen kennen gelernt hat.

Im Laufe dieser Zeit, vom Ende des funfzehnten Jahrhunderts, in welchem der historische Faust zwischen 1480 und 1490 geboren sein wird, bis zur Mitte des vorigen, nahm die in den angedeuteten Formen fortlebende, wie in

*) II. 1, IV. 5, und I. 1. Bardolph: „Fort wie drei deutsche Teufel, drei Doktor Faustusse.“ Pistol: „Was willst Du, Mephistophilus!“ So in der Tieck'schen Uebertragung, die den Namen unhistorisch dem neuern Gebrauch akkomodirte, während im Originale steht: How now, Mephostophilus!

**) Hagen, Geschichte des Theaters in Preußen, S. 219, Note. Sommer, in der Encyklopädie von Ersch und Gruber, I. 42, S. 93 ff.

***) Leipzig, 1850. Schon vorher von v. Below (1832) und von Simrock (1846).

Deutschland aber auch in den Niederlanden (Joſt Fauſt, nach Fauſt's Sohne Juſtus), in Frankreich, in England, in Dänemark, in Polen verbreitete Fauſtſage, als ein Mittelpunkt des Wunder- und Teufelglaubens und der magiſchen, alchymiſtiſchen und vor Allem der auf die Entdeckung des Steins der Weiſen gerichteten Studien, die noch ſonſt lebendigen Zauberſagen der Vorzeit in ſich auf. In ihrem Kern beruht ſie auf der Theophilusſage der anatoliſchen Kirche, welche ſchon Hroswitha von Gandersheim dramatiſch bearbeitet hatte, indem dieſe Sage zuerſt auf chriſtlichem Boden (Theophilus war um 538 Geiſtlicher in Cilicien) die Verſchreibung der Seele an den Teufel einführte, den Theophilus Letzterem nach altperſiſchem Ritual huldigen, ihn aber ſchließlich durch die Panhagia Maria gerettet werden läßt, wie dies dem Goethe'ſchen Fauſt am Ende des zweiten Theils ähnlich zu Theil wird. In den Bearbeitungen der Sage im dreizehnten Jahrhundert kam die Verſchreibung mit Blut hinzu, welche der Fauſtſage unentbehrlich iſt.*) Calderon's El magico prodigioso, die ſpaniſche Tragödie, welche vielfach mit Fauſt verglichen wird, und die auf der Legende des ſeiner Zeit als Magier berühmten Antiochiſchen Heiligen Cyprian beruht, kennt gleichfalls die Verſchreibung an den Teufel mit Blut.

Im Allgemeinen liegen die Wurzeln der Zauberſagen des Fauſt jedoch viel tiefer, und keinem Werke mehr als Grimm's

*) Schon in dem Gedichte des Brun von Schönbeck 1276, als bei dem gleichzeitigen Rutebeuf, le miracle de Théophile, wo die Stelle lautet: de son sanc les escrit. G. Stimkiller, Theophilus, der Fauſt des Mittelalters. Schauſpiel aus dem 14. Jahrh. 1849 (aber auch ſchon 1796 bei Nicolai erſchienen), und Gerdeke, Grundr., I. 106 und 107.

deutscher Mythologie ist die Einsicht zu verdanken, daß die alte nordische Religion, Mythe und Dichtung (Edda) sich, wenn auch in verkümmerter oder verwandelter Gestalt, in die Faustsage gerettet hat. Bei der Deutung des Faust ist es daher nothwendig, diese mythologische Grundlage stets im Auge zu behalten, und die Dichtung selbst kann erst zu ihrem vollständigen Rechte gelangen, seitdem die modernen Disciplinen der vergleichenden Mythologie und der vergleichenden Religionswissenschaft mehr und mehr angebaut werden. Denn die ganze Faustsage und Faustdichtung ist aus dem ungeschlichteten Widerstreit heidnischen und christlichen Glaubens, aus dem Konflikte verschiedner Götterordnungen und damit verschiedner menschlicher Weltanschauungen hervorgegangen. Goethe liebte es, grade derartige Wendepunkte historischer Entwicklung dichterisch zu behandeln, wie in den Balladen „Die Braut von Korinth", die „Erste Walpurgisnacht" und der „Paria." Angeregt durch die Creuzer'sche Symbolik und Mythologie, kontrastirte und parallelisirte Goethe auch im zweiten Theil des Faust, was im ersten mehr unbewußt geschehen war, antike, nordische und christliche Mythen mit klarstem Bewußtsein und mit voller Intention. Die Peripherie der ganzen Faustsage ist dadurch ins Unendliche hinausgerückt, ebenso nach der Seite der Ideen als der mythischen und historischen Grundlagen. Wenn Wodan in seinem Mantel die Helden durch die Luft trägt, wenn in den vier Haimonskindern das dem Bucephalus der Alexandersage verwandte Zauberpferd Bayart das Luftreich durchsprengt, und Karl der Große auf einem in ein Roß verwandelten Teufel in einer Nacht aus dem Orient in das Frankenreich zurückreitet, so erscheinen Mephi-

ſtopheles' Zaubermantel und Zauberpferde ſchon ſehr alt, auch wenn man den Urſprung ins indiſche Alterthum nicht weiter verfolgt. Mephiſtopheles ſelbſt iſt lahm, weil Vulkan, weil der Gott Loki, der Volant der Eddaſage, hinkte; andrerſeits kommt in ihm die Figur des alten deutſchen Hausgeiſtes als eine Abſchwächung ſeiner diaboliſchen Natur zur Geltung. Die ganze Szene in Auerbach's Keller bewegt ſich in Wiederholungen alter Ruprechtſcherze und der Künſte des deutſchen Kobolds. Dieſem wird die Luſt beigelegt, die Menſchen durch Vorſpiegelungen und Sinnestäuſchungen auf einander zu hetzen, doch ohne daß ſie dabei Schaden nehmen. Ganz ebenſo verfährt Mephiſtopheles in jener Szene; er ſagt zwar den Geſellen: „Und merkt Euch, wie der Teufel ſpaße", es iſt aber mehr ein Spaß der Heinzelmänner als des Satans; denn ein Spaß des Letztern könnte nicht ſo harmlos enden, und ſo gewinnen in ihm die ſemitiſchen Teufelselemente durch die des Kobolds eine mildere Legirung, einen humoriſtiſchen Zuſatz, der die menſchliche Perſonificirung des Teufels ſehr erleichtert.*) Die alten Götter drängten aus der chriſtlichen Hölle, wohin die Kirche ſie ſammt und ſonders verbannt hatte, immer wieder auf die Oberwelt zurück, zwar nicht mehr in alter Herrlichkeit, ſondern verwandelt und verdorben, als Zaubergeſtalten und nächtlicher Hexenſpuk, und die Hexenprozeſſe und Hexenverbrennungen ſind Symptome des fortdauernden Kampfes der chriſtlichen Kirche gegen das unausrottbare Heidenthum. Nicht in dem Gegenſatz gegen das ethiſch

*) Vergl. Altdeutſche Blätter, I. S. 289. Deutſche Sagen, I. S. 109 ff. — Von anderer Seite wird der Geiſt des Humors in Mephiſtopheles geleugnet. Jul. Schmidt, Lit.-Geſch., I. 94.

Gute bestand das Böse, sondern in dem Abfall von dem christlichen Kultus, in der Aufkündigung der christlichen Religion und in dem Versprechen, dem Teufel dienen zu wollen.*) Das Zeitalter der Reformation fand im Norden Europas, besonders in Deutschland, die auf altheidnischen Erinnerungen beruhenden Wahnvorstellungen, welche in Italien nie den gleichen Einfluß gewonnen hatten und mit dem wiedererwachten antiken Geiste längst geschwunden waren**), noch lebendig vor. Die Faustsage, welche gleich der Karlssage und der dem Faustischen Geiste des Mittelalters ganz entsprechenden Alexandersage diese Erinnerungen in sich aufnahm, gewann jetzt eine dergestalt erhöhte nationale Bedeutung, daß sie, wie schon oft bemerkt worden ist, die folgenden Jahrhunderte in Sage und Dichtung mit einer Ausschließlichkeit beherrschte, wie die früheren Jahrhunderte nur je die Siegfriedsage.***) Sonst ist es mißlich, in Faust den modernen Siegfried, Sigurd den Schlangentödter, wiederfinden zu wollen; es fehlen hier alle Bindeglieder, und ist auch das Uebergreifen in die göttliche Sphäre, das Uebermenschliche, Beiden gemeinsam, so ist doch der Titanismus des lichten Siegfried, des nordischen Achilles, und der vorwiegend innerliche des mönchischen, grübelnden Faust so verschieden, daß uns jede Vergleichung unstatthaft dünkt. Die Faustlegende ist fast die einzige der Reformationszeit. Die Idee des Teufelsbündnisses gewann in dem erneuten

*) S. Bodinus, Dämonomania, S. 281.

**) S. Burkhard, die Kultur der Renaissance in Italien. 1860. S. 547–550.

***) „Faust ist im Wesentlichen nichts als eine höhere Potenz des Siegfried." F. S. im Arch. f. d. Stud. d. n. Sprachen, XII. 473 ff.

Glauben nothwendig eine ganz andre Stellung als in dem alten, weil das proteſtantiſche Gewiſſen den Kampf mit dem Böſen nicht wie das katholiſche der Kirche überlaſſen konnte. Er mußte von jedem Einzelnen perſönlich aufgenommen, perſönlich durchgeführt werden. Wie Luther, ſo hatte Jeder dieſen unheimlichen Hausgeiſt. Der Verkehr mit ihm geſchah auf dem Boden evangeliſcher Gewiſſensfreiheit, auf eigne Verantwortung und Gefahr, und die Rettungen, wie in der Theophilusſage und in der von Frau Jutta, hier ſchon aus der Hölle, nicht vor der Hölle, waren mit dem Charakter der proteſtantiſchen Fauſtſage unvereinbar.

Als Goethe einen Stoff von ſo hervorragender nationaler und geiſtiger Bedeutung ergriff, um ihm eine poetiſche Geſtalt zu geben, leitete ihn ein mehr oder weniger beſtimmtes Gefühl der Verwandtſchaft ſeiner Zeit mit dem Zeitalter der Reformation. Aus dieſem hatte er ſeine Götz-Tragödie geſchöpft; dem Ritter, der ſeine Freiheit in der Selbſthilfe ſuchte, ſtellte er den Fauſt als Vertreter der Selbſthilfe und Selbſtbefreiung auf geiſtigem, nicht blos auf religiöſem Gebiete gegenüber. Der Götz konnte in ſeiner hiſtoriſchen Geſtalt beibehalten werden; bei Fauſt ſind die thatſächlichen Vorgänge zwar auch zeitlich in dieſelbe Periode, räumlich ebenſo nach Deutſchland gelegt, obgleich nur Leipzig einmal als Ort der Handlung genannt iſt, aber das ganze Drama iſt in die Sphäre des Ueberſinnlichen gerückt, in welcher allein für das moderne Bewußtſein die Geſtalt des Mephiſtopheles eine Exiſtenz haben konnte, und mit innerer Nothwendigkeit iſt die ganze Wirklichkeit des Stücks in ſymboliſche Mythen, wie ſolche eben der Sage zu Grunde liegen, aufgelöſt. Der nicht eigentlich mythiſche

— wenn man unter Mythen Göttermythen versteht, — aber sagenhafte und legendarische Vorgang bestimmte ebenso die dichterische Behandlung wie die dramatische Form.

Die symbolische Behandlung machte also der Stoff nothwendig, der sich zu einer halb religiösen, halb weltlichen Legende ausgebildet hatte. Der Goethe'sche Faust, der sich, als ein zweiter Paracelsus, von der Scholastik des Mittelalters zur Natur wendet, die jener für ein Werk des Teufels galt, und der sich den verdammlichen astrologischen, alchymistischen und theurgischen Studien ergiebt, die Rechte der Kreatur dem Dogma entgegenstellt und aus seiner Doktor-Zelle in das Leben, vom Studium zu Thaten, in die Welt vordringt, der zu entsagen die christliche Ascetik zum Heil der Seele verlangte, dieser Faust versucht, das Problem der Seelen-Errettung und -Erlösung unabhängig von religiösen Voraussetzungen in rein menschlicher Weise zu lösen. Die objektiven Mächte der Religion, der Sitte, des Staats sind hier, wie in einer ursprünglichen Welt, dichterisch zurückverlegt in das menschliche Innere, aufgelöst in den lebendigen Inhalt der freien Individualität selber. Sowol wegen des Grundthemas, ob die menschliche Selbstbefreiung im Einklange mit den ewigen göttlichen und ethischen Gesetzen und damit die Totalität unsrer Natur überhaupt erreichbar ist, als besonders wegen der übersinnlichen Kräfte, welche nicht wie in einigen Shakespeare'schen Stücken vorübergehend in die Wirklichkeit hineingreifen, sondern deren Spiel, wie in Calderon's Autos sacramentales, das Drama selbst ausmacht, ist Goethe's Faust mit Recht ein Mysterium zu nennen. Der Prolog im Himmel zu Anfang und Faust's Himmelfahrt am Schlusse rahmen als zwei

besondre Mirakelspiele die ganze Tragödie ein und bestimmen ihren Charakter.*)

Da es Goethe unternahm, die Faust-Legende, also einen ausgebildeten biographischen Stoff, zu dramatisiren, so sah er sich auf jene ältere volksthümliche Darstellungsform angewiesen, in welcher die christliche Passion, die Legenden der Heiligen und das Leben der Märtyrer in Szene gesetzt zu werden pflegten. Das Drama des Mittelalters, welches solche Stoffe behandelte, stellt nicht einzelne Handlungen, sondern in epischer Weise einen Verlauf von Handlungen in einem Entwicklungsgange dar, z. B. das Leben Christi von seiner Geburt bis an seinen Tod, und ebenso war der Teufel unserm ältern Drama als komisch-tragische Person durchaus nothwendig.**) Auch die Hans Sachs'sche Tragödie, an die Goethe unmittelbar anknüpfte, ist in diesem epischen Stil verfaßt. Wollte Goethe die Faust-Legende nicht in einem Cyklus einzelner Dramen, deren jedes eine besondre Handlung enthielte, zerstückeln, so blieb ihm nur die gewählte Form übrig. Die Wiederbelebung der Faustsage des sechzehnten Jahrhunderts ging so Hand in Hand mit der Wiederbelebung des Hans Sachs'schen Tons und der dramatischen Form, welche dasselbe Jahrhundert beherrscht hatte. Diese Form hat Goethe im Faust, so sehr er sie veredelt und mit den Vorzügen des Kunstdramas im Einzelnen wieder ausgestattet hat,

*) Der englische Uebersetzer des Faust, Auster, nennt die Tragödie gleichfalls „Faustus, a Dramatic Mystery" (Frankfurt a. M. 1841).

**) Mone, altdeutsche Schauspiele, 1841, S. 15; Keller, Fastnachtsspiele, IV. 342; Mone, Schauspiele des Mittelalters, II. 29; Goedeke, Grundriß, I. 339, 284, 300. — Lewes, II. 240 nennt Faust richtig „ein Schauspiel im großen Stil der alten Sage."

doch vollständig erfüllt. Die biblischen und allegorischen Beziehungen, die Polemik und Satire auf Zeitereignisse und Zeitgenossen, das Holzschnittartige der Figuren im altdeutschen Stile, der Mangel an Gliederung in Aufzügen und Auftritten, wie solchen die in Ober-Ammergau seit 1634 noch erhaltene Mysterienbühne, nicht das moderne Theater gestattet, ebenso der an eigentlich dramatischer Verwicklung und strenger Verknüpfung der Szenen, die Unbefangenheit und Unschuld, mit der Profanes und Heiliges sich berühren, die von dem Hans Sachs'schen Grundmaaße ausgehende freie Versbehandlung,*) das Zwischenspiel (Intermezzo), welches dem alten Drama eigenthümlich ist, die Licenzen des Fastnachtsspiels — Alles dies ist Ausfluß derselben Kunstbehandlung, welche neben der Idealisirung und Symbolisirung des Stoffes die reichste Partikularisirung desselben und die konkreteste Besonderheit zuläßt. Insofern aber im Faust Alles auf den Individuen beruht und deren Handlungen und Zwecke in unmittelbarer Vergegenwärtigung dargestellt werden, ist die Tragödie reines Drama und nicht etwa eine Zwischengattung zwischen Drama und Epos. Aus den Disputationen des Faustbuchs, welche von protestantisch-polemischen Tendenzen erfüllt sind, hat sich das Ganze wie aus einem Keime entwickelt. Auch diese Form hatte Hans Sachs nach antiken Vorlagen, namentlich nach Lucian, ausgebildet. Der Dialog trägt das Stück von Anfang bis zu Ende in beiden Theilen, und alle andern mannichfaltigeren Szenen sind von ihm begleitet oder durchflochten. Ein Geist, der nur vorübergehend menschliche Maske trägt, und ein Zauberer, der im Geisterreiche wie auf der Erde verkehrt, führen diesen Dialog. Aber

*) Koberstein, Grundriß, II. S. 1155.

alles Ueberirdische und Unirdische alterirt nicht die menschliche Persönlichkeit, die Willensfreiheit und Zurechnungsfähigkeit der handelnden Figuren, und so typisch sie sein mögen, wir sind immer klar darüber, daß Individuen, nicht Allegorien vor uns stehn. Dem Stücke liegt keine Mythe, keine Göttersage, auch kein Märchen, in welchem die Willensfreiheit der Personen aufgehoben sein kann, sondern eine Legende, eine menschliche Sage, ein menschlicher Hergang zu Grunde.

Der rein nationale Inhalt dieser Sage und die Behandlung, wie dieselbe in Verknüpfung mit den ältesten Vorstellungen unirer germanischen Vorzeit zum Ausdruck von Empfindungen der mit der Reformation und dem Wiederaufleben des Alterthums anhebenden Neuzeit benutzt ist, wie die einfachsten menschlichen Vorgänge ganz real, oft nach der Art niederländischer Genremaler und doch im Dienste der höchsten Ideen dargestellt und die Doppelseiten unirer Natur, Göttliches und Menschliches, in Konflikt gebracht sind, so daß Faust's Schicksal als das der menschlichen Seele überhaupt, furcht- und mitleidsvoll, von uns empfunden wird, — Inhalt und Form haben die Tragödie zum ersten deutschen Dichterwerk der neuern Zeit erhoben. In den Augen der bezüglichen fremden Nationen selbst reiht sie sich an Dante's „Göttliche Komödie“*) und an Milton's „Verlornes Paradies“,**)

*) Der Italiener G. Casella stellt beide Dichtungen neben einander. Nur ist Goethe nicht, wie Dante, das poetische Individuum selber, welches durch Hölle und Fegefeuer wandelt. — Gruppe (Gesch., IV. 505) will die Vergleichung mit der „Göttlichen Komödie“ dagegen nicht gelassen, weil Faust zu sehr Ausnahme sei, um als Repräsentant der Menschheit gelten zu können. Doch bedingte die dramatische Form die Specialisirung Faust's.

**) Bryant (in New-York, 1856): „Faust ist das Meisterstück der deutschen

besonders aber, als Drama, an „Hamlet" an, diejenige Shakespeare'sche Tragödie, welche Goethe am Meisten beschäftigt hat, aus welcher er auch Einzelnheiten direkt in den Faust hinübernahm.*) Hatte die Größe, man kann sagen, die Inkommensurabilität der Aufgabe dem Dichter die Nöthigung auferlegt, die Dichtung wiederholt ruhen zu lassen und nur, wenn ihm selbst in seiner rastlosen Entwicklung neuer Lebensgehalt gereift war, sie wieder aufzunehmen und damit neu zu befruchten, so ist die durch dies Zögern eingebüßte frühere und lebendigere Wirkung durch den späteren allgemeinen und so nachhaltigen Erfolg mehr als ersetzt. Aus einem Zeitwerke ist ein Werk für die Jahrhunderte, aus einem nur poetischen ein Werk von kulturhistorischer Mission geworden. Dies gilt von der Tragödie als einem Ganzen, vorwiegend aber vom zweiten Theile, der, an Lebendigkeit, warmem Kolorit und Kraft hinter dem ersten zurückstehend, diesen doch vielleicht als poetisches Kunstwerk überhaupt, jedenfalls aber an Ideengehalt und durch das Aussprechen gleichsam positiver Resultate überragt.

Wir führen hier noch Hegel's Urtheil über den „Faust"

---

und europäischen Literatur seit zwei Jahrhunderten", und Realfield: „Seit Shakespeare und Milton ist „Faust" unstreitig das glänzendste Geistesprodukt."

*) Wir erinnern an die Serenade in der Gelehrtenstube und an das Todtengräberlied im fünften Akt des zweiten Theils. Auch der „Fortinbras" des Urpoems zu Faust (2. Theil) deutet auf Hamlet. Die Verwandtschaft des „Faust" und des „Hamlet" ist oft erörtert worden, noch neuerdings von Schellwien in Bergmann's Deutsch. Monatsheften, II. S. 271, 1869. Gutzkow hat schon 1839 (Shakespeare, S. 55 ff.) Beide in der dramatischen Skizze „Hamlet in Wittenberg" zusammengeführt und die Aufnahme der „deutschen Elemente des Zweifels" bei Hamlet von seinem Verkehr mit Faust abgeleitet. Die Darstellung von Gerhard Wahnsinn am Schlusse des ersten Theils wäre ohne Ophelia's Wahnsinn wol nicht erfolgt.

an, um daran einige kurze Bemerkungen über die Irrthümer zu knüpfen, welchen die Auslegung desselben ausgesetzt ist. Hegel nennt Faust „die absolute philosophische Tragödie, in welcher einerseits die Befriedigungslosigkeit in der Wissenschaft, andrerseits die Lebendigkeit des Weltlebens und irdischen Genusses, überhaupt die tragisch versuchte Vermittlung des subjektiven Wissens und Strebens mit dem Absoluten in seinem Wesen und seiner Erscheinung, eine Weite des Inhalts giebt, wie sie in einem und demselben Werke zu umfassen, kein andrer dramatischer Dichter gewagt hat.“ *)

Die Hegel'sche Schule hat sich in einer Zeit, als man in der Goethe'schen Poesie überhaupt die künstlerische Darstellung der Hegel'schen Philosophie finden wollte, wie anfangs die der Schelling'schen und jetzt der Schopenhauer'schen,**) um die Auslegung des Faust sehr verdient gemacht, zugleich aber sich einer dem poetischen Kunstwerke fremden abstrakten Auffassungsweise hingegeben, — einer Richtung, die man nach Vischer's berühmtem Artikel in den Halli'schen Jahrbüchern ***) für völlig beseitigt halten sollte. Leider begegnet man noch immer Aeußerungen, die aus der falschen Neigung entspringen, in dem poetisch Dargestellten nicht die idealisirte Wirklichkeit, sondern Hieroglyphen abstrakter Gedanken oder Allegorien zu suchen. Faust und Mephistopheles sollen noch immer vereint den wahren, den ganzen Menschen ausmachen: als ob zwei Individuen, deren zum

*) Aesthetik, III. S. 564.

**) David Vischer (1839) und Sauerländer (1864).

***) 1839, Nr 9, und in den „Kritischen Gängen“ 1844, II. S. 49 ff.

Theil ganz entgegengesetzte Eigenschaften einander ausschließen, zusammen als idealer Mensch gedacht werden könnten. Das Stück soll die Entwicklung des menschlichen Geistes oder der Menschheit überhaupt enthalten. Eine solche Darstellung ließe sich vielleicht auf dem unpoetischen Wege der Allegorie erreichen. Das Drama verlangt aber handelnde Menschen, konkrete, individuell beschränkte Wesen, und es stellt lediglich deren Schicksale, deren Entwicklung dar. Wenn sich Faust in der Reformationszeit oder, wenn man will, in der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts aus Ueberdruß an unbefriedigendem Wissen dem Leben zuwendet, so ist damit durchaus nicht gesagt, daß dies der Weg sei, auf welchem sich die Menschheit überhaupt entwickle. Ein andres Drama kann mit ebenso viel, vielleicht sogar mit größerer Wahrheit die Entwicklung vom Leben, vom Ueberdruß an der Empirie zum Wissen und reinen Denken darstellen. Grade die farcenartigen Szenen, in denen Goethe's Kunsthumor phantastisch waltet, wo Satire und Polemik, wie in Rosenplüt's Fastnachtsspielen, ihre Stelle finden, die Hexenküche und die Walpurgisnacht, müssen gleich verwandten Szenen des zweiten Theils für diese abstraktisirende Manier besonders herhalten. Als Probe führen wir aus einer erst in diesem Jahr (1869) erschienenen Schrift: „Die Faustsage und der sittlich religiöse Standpunkt“ zu den Worten der Hexe (I. S. 82): „Hier hab' ich eine Flasche, Aus der ich selbst zuweilen nasche“ folgende Erklärung an: „Dieser Trank nun ist nichts Anderes als der glatte, artige Gesellschaftston, in welchem bei einem Vergnügen schon wieder ein neues, raffinirteres besprochen wird. Nur auf den Sinnenreiz kommt es dabei an. Darum warnt die

Hexe: Wer ohne Gehalt und Vorbereitung dieſem Tone lauſcht, geht dadurch geiſtig und ſittlich ſchnell zu Grunde."

Einer ſolchen allegoriſirenden Betrachtungsweiſe verwandt iſt die Neigung, Fauſt als das dramatiſirte eigne Leben des Dichters anzuſehn, da man hiebei auch das Gegebne ſich nicht genügen laſſen, ſondern darunter eben ein Anderes begreifen will (Deycks, S. 21). Dieſe durchaus unhaltbare Auffaſſung hat, beſonders bei den Auslegern des zweiten Theils, leider noch immer Cours, und wir kommen in der Vorbemerkung zu demſelben auf dieſen Punkt zurück.

Wenn Carriere*) unter den philoſophiſchen Erklärern des Fauſt Weiße und Rötſcher hervorhebt, ſo können wir ihm nur beitreten, geſtehen jedoch, von Carriere ſelbſt in dieſer Beziehung am Meiſten befriedigt worden zu ſein. Auch Gervinus' Erörterung des erſten Theils des Fauſt in ſeiner Literaturgeſchichte iſt noch immer nicht veraltet, ſo wenig dieſe im Allgemeinen Goethe gerecht wird. In dem ſchönen Abſchnitte,**) der beginnt: „Es gab eine Jugendzeit der Menſchheit, wie es eine des Individuums giebt, wo die Triebe der Natur mit den Forderungen des Geiſtes in jenem Einklang waren, den nur der ungeirrte Inſtinkt treffen und bewahren kann," bezeichnet Gervinus als den geiſtigen Mittelpunkt unſrer Dichtung das titaniſche Streben, „Wiſſen und Leben", „Natur und Kultur" zu vereinigen, die Totalität unſres Weſens in „reiner Menſchlichkeit" zu gewinnen. Alexander von Humboldt hat denſelben Gedanken noch verallgemeinert; nach ihm (Kosmos, Bd. II) hat Goethe überhaupt das „Bündniß erneuert, welches im

*) S. XVII der Einleitung zu ſeiner Fauſt-Ausgabe.
**) Geſch. d. deutſchen Dichtung, V. S. 103.

Jugendleben der Menschheit Philosophie, Physik und Dichtung mit einem Bande umschlang." Auch des Engländers Lewes Würdigung des „Faust" gehört, namentlich in der Vergleichung mit „Hamlet",*) dem Faustus von Marlowe und Calderon's wunderthätigem Magus,**) zu dem Besten, was über Faust, „das größte Gedicht der neuern Zeit, das den Kampf des Menschen gegen die Schranken seiner geistigen Existenz darstelle", überhaupt gesagt ist. Was die streng sachliche Erklärung betrifft, auf die zunächst noch ein größeres Gewicht gelegt werden muß als auf die philosophische, so scheint uns der nicht genügend anerkannte, wenn auch allseitig benutzte, Düntzer'sche große Kommentar alle andern völlig in den Schatten zu stellen und überflüssig zu machen; vor der Hand ist keine befriedigende Detailerklärung denkbar, die von dieser hervorragenden Leistung Umgang nähme.

Die schönste Auslegung kann einem Kunstwerke nur die Kunst selbst geben. Es existirt wol kein deutsches Werk, das so malerisch gedichtet, so reich an bildlicher Darstellung wäre und die Künstler produktiv so angeregt hätte wie der „Faust."***) Außer Cornelius, dessen schon gedacht ist, haben ihn Retzsch und Seibertz und in neuerer Zeit auch Kaulbach illustrirt. Fast jede Kunstausstellung liefert neue Faustbilder. Wir heben von früheren hier nur die „junge

*) Schon Pustkuchen bemerkt in den falschen „Wanderjahren", 1821 (I. 220), Hamlet erscheine unter allen Shakespeare'schen Charakteren allein den Goethe'schen verwandt. Ebenso sind nach Lewes (II. 240) beide Stücke in der Vorstellung der Engländer mit einander verwachsen. Vergl. L. Eckardt über Hamlet (Bern 1853, Kap. I) und die Gegenschrift: Faust und Hamlet (Berlin 1855).

**) Im Abschnitt 7 des 5. Theiles von „Goethe's Leben und Schriften." Von Andern (Wiener Zeitschrift. 1821, Nr. 9. S. 68 f.) wird Faust mit Calderon's Los dos amantes del Cielo I, 1 verglichen.

***) Stieglitz, in Hammer's hist. Taschenbuch, 1834, S. 177.

Hexe" von Genelli, „Auerbach's Keller" von A. Schrödter und „Marthens Garten" von Hofemann, vor Allem aber die Faust- und Gretchen-Bilder des Belgiers Ary Scheffer hervor, weil diese Gestalten durch seinen Pinsel europäisches Bürgerrecht in Kreisen erhalten haben, wohin die Dichtung nicht vorgedrungen war.*) Gegen die bildende Kunst ist die Musik, auf die so Vieles im Faust berechnet ist, nicht zurückgeblieben, und grade die neueste erblickt in „Faust" noch immer den zeitgemäßesten und ihr sympathischesten Vorwurf. Oper, Oratorium, Symphonie und Ouverture sind die Formen, in welchen R. Schumann, H. Berlioz, R. Wagner, Liszt, Rubinstein, Bertin, Gounod, Pierson den „Faust", jedoch meist nur einzelne Partien der beiden Theile, reproduzirten. Die Bühne kennt ihn als Tragödie, als Oper und als Ballet, in den beiden letzteren Formen besonders im Auslande.

Auch die Dichter dürfen nicht vergessen werden. Byron (Manfred), Shelley, sowie russische und polnische Dichter des Weltschmerzes haben im „Faust" erst die tieferen Motive ihrer Skepsis gefunden. Der Festus des Engländers Bailey, der vor etwa zwanzig Jahren erschien, ist ein abgeschwächter Faust. In Deutschland erblickt noch in jedem Jahre ein neues Faustdrama das Tageslicht; aber Saturn verzehrt

*) Das Gründlichste über die malerische Seite des Faust findet man bei v. Blomberg „Der Teufel und seine Gesellen in der bildenden Kunst", 1867, S. 117 ff. Hier wird nachgewiesen, wie sehr das Stück auf die moderne Kunst regenerirend gewirkt hat, daß Alles im Faust, von den Meerkatzen bis zum grünlichen Höllenrachen, der sich links aufthut, nicht nur mit den Ideen, sondern auch mit den künstlerischen Darstellungen des Mittelalters im Einklange stehe, und daß selbst die landschaftlichen und baulichen Hintergründe „ächt" seien, inspirirt durch historische Vorbilder.

seine Kinder schnell. Von den Faustgedichten der dreißiger und vierziger Jahre, der H. Harring, Marlow, Bechstein, Nürnberger, Braunthal u. s. w., können nur noch Lenau's balladenartige Faustskizzen und etwa Heine's Tanzpoëm als lebend gelten. Auch in Nord-Amerika bleiben die Deutschen im Geleise dieser Produktion, die im Vaterlande augenblicklich zu zeigen bestrebt ist, wie Goethe den zweiten Theil des Faust eigentlich hätte schreiben sollen.*) Dahin gehört auch der diesen heiter parodirende dritte Theil des Faust von Vischer (Tübingen 1862). Rechnet man hiezu die Uebersetzungen der Goethe'schen Tragödie in alle Sprachen der civilisirten Welt, selbst ins Hebräische (von Dr. Letteris, 1864), ins Vlaemische (von Vleeschouwer) und ins Portugiesische, die unzähligen Erläuterungsschriften mit der sich daran anschließenden Literatur, die Theater-Aufführungen, die bis Konstantinopel (v. Reichlin, 1857) und bis zu den Arbeitervereinen reichenden Vorlesungen über Faust, welche von Kiel (Groth) bis Innsbruck (Zingerle) auf deutschen Universitäten ein stehendes Kolleg bilden, endlich die vervielfältigten Auflagen des Stückes selbst, mit und ohne Kommentar, so wird man den Worten eines französischen Kritikers,**) daß Faust, ein Phantasieheld, den Geist der Menschen mehr beschäftigt habe und beschäftige als je ein Held der Geschichte, wol zustimmen müssen. Der bewundernden und nachahmenden Beschäftigung mit dem Stücke steht allerdings auch tadelnde Kritik gegenüber, welcher, bei aller Anerkennung der Poesie in den meisten Szenen, das Stück als solches doch schlecht und

*) „Faust's Tod" von E. Mälling, Philadelphia 1864; der „Faust" von Stolte in 4 Bänden, 1869, und der „Faust" von Müller, 1869.

**) H. Blaze de bury in der Revue des deux mondes, März 1869, S. 521.

sein Einfluß nachtheilig erscheint. Eine solche Kritik, wie sie Julian Schmidt und Gruppe üben, kann nur die Erkenntniß fördern, aber sie haftet nicht tief. „Man verleugnet oft," sagt Chateaubriand (in den Mémoires d'outre tombe) in Worten, die wie auf Goethe's Faust berechnet sind, „man verleugnet oft die ersten Meister, man lehnt sich gegen sie auf, zählt ihre Mängel her, wirft ihnen Langweiligkeit, Längen, Launen, schlechten Geschmack vor, und doch sträubt man sich vergebens wider ihr Joch. Alles erscheint uns im Lichte ihrer Farben, auf Alles drücken sie ihr Siegel, ihre Ausdrücke werden zu Sprichwörtern, ihre fingirten Personen zu wirklichen mit Leibeserben und Nachkommenschaft. Sie eröffnen weite Perspektiven, sie säen Ideenkeime zu Tausenden aus, sie liefern allen Künsten Formen und Gestalten, und ihre Werke sind die Fundgruben des menschlichen Geistes, der durch sie nur athmet."

Wir wenden uns zum Schlusse behufs Ergänzung der Noten unter dem Texte noch zu den einzelnen Szenen. Außer der als ein selbstständiges Gedicht vorangestellten Zueignung „an das deutsche Publikum" *) beginnt das Stück mit dem „Vorspiel auf dem Theater" und dem „Prolog im Himmel". Den Gedanken zu dem Vorspiel entnahm Goethe unzweifelhaft Kalidasa's „Sakontala", welche er 1791 in Forster's Uebersetzung kennen gelernt hatte. Die indischen Dramen fangen in der Regel mit einem Gebet des Schauspieldirektors an nebst einem über die

*) So darf man die Ueberschrift analog der „Zueignung" vor den Gedichten in der Ankündigung der Goethe'schen Schriften von 1786 vervollständigen. S. auch Briefw. mit Reinhard, 27 und 33; Goedeke, III. 331; Bilmar, zum Verständniß ꝛc., S. 23.

Fabel und die Charaktere orientirenden Dialoge zwischen dem Direktor und einem Schauspieler (einer Schauspielerin in Sakontala).*) Auch das spanische und das italienische Theater kennen solche Vorspiele.**) Das Vorspiel ist kein integrirender Theil der Tragödie, wohl aber der Prolog im Himmel, der nicht allein den ersten Theil derselben, sondern beide Theile, die ganze Dichtung einleitet. Ihm korrespondirt Faust's Himmelfahrt am Schlusse des zweiten Theils.

Es war der Instinkt des Genie's, der Goethe bestimmte, seine Tragödie durch den Prolog in das Licht der Mosaischen Hiob-Legende zu stellen, welche nach Klein's geistvoller Bemerkung sich, dem Gedanken nach, den Buß- und Schicksalsdramen anreiht und durch die Anklagen des Mißverhältnisses von Schuld und Heimsuchung an die Oedipus-Tragödie erinnert. Auch Spinoza fand heidnische Motive im Buch Hiob.***) Das Mittelalter und die Reformationszeit entnahmen demselben den höchsten Aus-

*) v. Biedermann, die Quellen und Anlässe einiger dramatischen Dichtungen Goethe's, 1860, S. 29; Klein, Geschichte des Drama's, III. 61, 62, 137. Das dort zuletzt erwähnte Vorspiel von Bhavabhuti enthält, ähnlich dem Goetheschen, ein Gespräch zwischen Direktor und Schauspieler über die Eigenschaften eines Drama.

**) Vergl. die Loas, Vorspiele und Empfehlungsstücke von Lope de Vega und den Prologe-Argumenta der Italiener, z. B. zu Graffini's Strega im 16. Jahrh., wo den Forderungen der Kunst die des Tagesgeschmacks, wie bei Goethe, gegenübergestellt werden. S. Klein a. a. O., IV. 736. — In dem Verse (S. 8) „Wer sichert den Olymp, vereinet Götter!" will Düntzer „Göttern" lesen, und unter dem „Vereinen" ein „Erheben zu den Göttern" verstehen. Das „vereinet Götter" führt aber nur den ersten Gedanken weiter und wäre zu umschreiben: Wer sichert den Verein der Götter? — Mit den Worten des Dichters vergl. „Tasso," I. 1 und „W. Meister," II. 2. — Siehe auch Herrig's Archiv, 36, S. 373—376.

***) Klein, I. 90; Spinoza, tract. theol. polit., c. X.

druck und Beweis der Satansmacht. Das sechzehnte Jahrhundert hat daher mit besonderer Vorliebe den Hiob dramatisirt. Wir weisen unten solche „Joben-Spiele“ aus den Jahren 1522, 1546, 1547 (von Hans Sachs) und 1603 nach.*) Auch sonst erscheint im geistlichen Spiele der Reformationszeit (1571) Satan als Ankläger des ganzen Menschengeschlechts, und Gott-Vater, später auch die Dreifaltigkeit, als Richter, wie es nicht minder den ältern allegorischen Moralitäten (des 12. Jahrhunderts) entsprach, daß Christus (der Reichsverweser der „Paralipomena zu Faust“) als Richter dramatischer, auf den Sündenfall gerichteter, also Faustischer Konflikte auftrat.**) Die Wette ist dem Buch Hiob entnommen und damit Faust's Rettung in Aussicht gestellt.

Schon die Alten (Euripides, Sophokles im „Ajax“, Plautus) kannten gleich den Indern derartige in Gesprächs-Form gebrachte Prologe, und das mittelalterliche biblische oder legendarische Schauspiel pflegte mit der Ankündigung durch einen Engel, dessen Stelle im weltlichen Schäferstücke wie in Tasso's „Aminta“ (Gott Amor) ein heidnischer Gott einnahm, oder mit einem geistlichen Vordialoge von Aposteln, Kirchenvätern und andern religiösen Personen zu beginnen. Das große Mysterienspiel Adamo von Andreini (1617), aus welchem Milton Anregungen zu seinem geistlichen Epos schöpfte, läßt gleichfalls, wie Goethe's Prolog, Gott-Vater im Beistande des Erzengels Michael mit Lucifer über menschliche Heils-Angelegenheiten verhandeln,

*) Babinot, Dämonom., S. 369 und 370; Goedeke, Grundriß, I. S. 206, (Nr. 116), 313 (Nr. 227), 320 (Nr. 263a), 349 (Nr. 150).

**) Ebenda, S. 331 (Nr. 262), und Klein a. a. O., VI. 15.

und das von Klein ferner angeführte große Mirakelspiel vom Tode Ahab's von Cecchi (1559), mit Vorspiel und Intermedien, Gott-Vater umgeben von der ganzen Engelschaar erscheinen. Bei Goethe gehen dem Herrn die drei Erzengel vorauf, welche hier, ganz im Sinne der mittelalterlichen Natur- und Weltanschauung, „der Bewegung der Himmel und der himmlischen Lichter" vorstehn und die Natur leiten. So kennt sie auch das „Aelteste Faustbuch" (S. 30). Wie im Buch Hiob mit den Kindern Gottes auch Satan dem Angesichte des Herrn nahen darf, so ist es den bösen Geistern überhaupt erlaubt, in der Versammlung der Engel zu erscheinen.*) Von allen diesen Vorstellungen machten die Dichter, an welche sich Goethe zunächst anschloß, in verschiedener Weise Gebrauch, Dante zu Anfang des Convito, und besonders Milton und Klopstock, ebenso aber auch die Maler. Raphael stellte in der Kuppel der Kapelle Ghigi zu Rom (S. Maria del Popolo) ringsum die Planeten und die Fixsternhimmel dar, aber bewacht und geleitet von herrlichen Engelsgestalten und von oben herab

*) Burkhard, Renaissance, S. 406 ff.; Klein VI. 19 ff., IV. 497, 187; Swedenborg, der Himmel mit seinen Wundererscheinungen und die Hölle, Tübingen 1830, §. 52: „Michael, Gabriel und Raphael als Engelvereine, welche so von ihren Verrichtungen benannt werden;" Bodinus, Dämonom., S. 55: „Die Aemter der Engel", S. 96, S. 129. Von diesen Erzengeln ist Michael bekannt als Vorsteher der Juden, Bekämpfer der Dämonen und Drachen (Ev. Judä 1, 9), Raphael als der Engel des Tobias und Gabriel als der der Maria, nach den Worten des ältesten Auslegers der Dante'schen Gedichte della Lana (zu V. 94, Gesang 32 des Paradieses): „Quello angelo che ebbe l'ufficio di salutaria, quando Cristo s'incarnò." Eine ähnliche Botenstellung hat Gabriel auch im Islam, wo er den heiligen Geist selbst vertritt (Hafis, Hammer, I. 169, Note, und Goethe's Divan, I. 153). Die Erinnerungen, die in der kleinen Schrift „Ueber den Prolog zu Faust von Goethe" (Berlin 1850) S. 7 gegen die Goethe'sche Behandlung der Engel vorgebracht werden, beruhen auf Mißverständniß.

gesegnet durch Gott-Vater. Dieser Tradition entsprechen Goethe's Engel, indem sie ein Schöpfungslied, ein weltliches „Lobe den Herrn, meine Seele", den Preis der Sonne, nach der der Tag des Herrn genannt wird, der Gestirne und Naturkräfte anstimmen und damit gewissermaßen die kosmogonischen Tendenzen der Faustdichtung in ihrer Sprache ankündigen. Das „Staubfressen" (S. 13) findet in dem Grasfressen des Nebukadnezar (Daniel 4, 22) ein Seitenstück. Wie Mephisto am Schlusse im naiven Stile der geistlichen Dramen der gläubigen Reformationszeit Gott-Vater einen „großen Herrn" nennt, so spricht der nicht minder gläubige Grieche Aristophanes auch von Zeus als dem „alten Herrn." Der humoristische Ton des Prologs, die Humanisirung nicht nur des Teufels, sondern auch des Herrn selbst (s. den Schlußvers*) giebt ihnen allein erst dramatisches Dasein. Ebenso zeugt die ihre reale Thätigkeit hervorhebende Behandlung der Engel von Goethe's überlegnem Kunstverstande, der ihn Klopstock's lyrische Rhetorik und dessen unplastische Darstellung vermeiden ließ. Daß Goethe nicht, gleich Milton, den Ton weihevoller Erhabenheit festhielt, verdient nicht Tadel, sondern das höchste Lob, da nur so der ganz religiöse Stoff von den dogmatisch-moralischen Bestandtheilen befreit und für ein Spiel gestaltender Phantasie geeignet wurde. Hegel (Aesthetik, III. 369 ff.) bemerkt von dem dichterischen Gebrauch über-

*) Der Verfasser der in der vorigen Note zuletztgedachten Schrift verlangt statt dessen (S. 26), der Teufel solle „das Gift seiner Teufelsnatur noch einmal recht mit Lust über die Worte des Herrn ausspeien," und S. 24 und 25 findet man die vermißten Tiraden ausgeführt. Es ist unbegreiflich, daß diese Schrift bei Herrn Gruppe (Gesch., IV. 459) Billigung finden konnte.

sinnlicher Figuren äußerst treffend, daß grade je mehr ihnen eine ernsthafte Existenz zugeschrieben werde, desto mehr der Anschein leerer Einbildung entstehe. Was Schiller an Klopstock's Himmelslokal aussetzte („Ueber naive und sent. Dichtung"), hat Goethe sowol hier im Prolog als am Schlusse des zweiten Theils vermieden, indem er „für die Anschauung bestimmte Formen" gab. Und ebenso ist überhaupt im Faust das Puppenspielartige, Burleske und die farcenartige Behandlung einzelner Szenen, besonders der Hexenküche, die schon Pustkuchen in den falschen „Wanderjahren" (S. 21) tadelte, nach Immermann's Erwiderung, grade das künstlerische Mittel, „den Gegenstand innerhalb der Grenzen des Schönen festzuhalten."

Der erste Monolog Faust's (S. 17), übereinstimmend mit dem Anfange bei Marlowe, Schink und im Puppenspiel, ist eine dramatische Einführung, weil er die innre Zwiespältigkeit des Helden, aus der der ganze Inhalt des Stücks sich entwickelt, exponirt.*) Die Himmelskräfte (S. 20) gehörten zur mittelalterlichen Vorstellung von der Weltregierung durch Engel, deren jeder einen Himmel bewegt. Diese Theorie, welche sich auf Aristotelische Lehren von den Intelligenzen und den intelligibeln Geistern stützte, wurde von der Pariser Sorbonne durch ein richterliches Erkenntniß als religionsfeindlich verurtheilt.**) Der Erdgeist (S. 21), den Goethe auch in dem Requiem auf den Fürsten Ligne 1815 (Gedichte, III. 222) benutzte, nennt die Natur „der Gottheit lebendiges Kleid," gleich dem Psalmisten, dem sie der

*) Hegel, Aesthetik, III. 499.

**) Aristoteles, Metaphysik, 6. 8.: Bodinus, Dämonom., S. 11 und 205.

Saum des Kleides Gottes ist.*) Wagner (S. 22) ist schon nach der Sage und nach den Faustbüchern (hier mit dem Vornamen Christoph) Faust's Schüler, Begleiter und auch Erbe; auch er wird zum Zauberer, der mit seinem Teufel Auerhahn Faust, abgeschmächt, wiederholt; auch an ihn knüpft sich eine besondre Zauberliteratur (s. Düntzer, I. 31 ff.). Den Vergleich zwischen Schauspieler und Pfarrer macht schon Gregorius von Nazianz: „Die ungezügelte Lust jener Menschen nach zerstreuenden Genüssen drohte die Kirche in ein Theater und den Prediger in einen Schauspieler zu verwandeln." (Orat. XXII, 8, p. 419.) Der Ausdruck „schellenlauter Thor" (S. 23) erklärt sich von den Schellenröcken der Kobolde und der Narren.**) Zu dem Osterliede (S. 28) vergleiche man das bei Goedeke (Grundriß, I. 92 ff.) über die alten Passionsspiele namentlich von der Grablegung und Auferstehung Christi Gesagte. Die Chöre sind für die musikalische Bearbeitung berechnet, als antiphonische Chorgesänge, die in den absichtlich festgehaltenen Endreimen („Liebende, betrübende, übende", S. 29, und „Preisenden, Beweisenden, Speisenden, Reisenden, Verheißenden", S. 30) den Responsorien-Charakter wiedergeben, an welche Intention Gruppe nicht gedacht zu haben scheint, als er den Stil dieser Chöre (IV. 465) streng tadelte. Goethe's Kantate zur Feier der Reformation sollte ähnliche Chöre der Frauen und Jünger

*) Vergleiche Gedichte, I. 184, „Grenzen der Menschheit"; Ammon, Fortbildung des Christenthums zur Weltreligion, 2. A. 1836, I. S. 87, bespöttelt mutwilliger Weise diese Thätigkeit des Erdgeistes. Zu „Du gleichst dem Geist, den Du begreifst" vergl. Gutzkow, Unterh. a. häusl. Herde, 1855, Nr. 37.

**) Grimm, Mythol., 479 ff.; Seb. Brandt's Narrenschiff: „Die erste Schell ist" u. s. w.

enthalten.*) In der Szene vor dem Thor kann in den ersten Versen auf S. 32 sowol eine Beziehung auf die für Deutschland ehemals so bedrohlichen ältern Türkenkriege als auf den Krieg zwischen der Pforte und Rußland in den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts, und darin ein Grund gefunden werden, den ersten Entwurf der Szene in Goethe's Frankfurter Zeit zu setzen. Der Kampf der Türken mit den Griechen in den zwanziger Jahren dieses Jahrhunderts sollte später unmittelbar in unsre Tragödie (3. Akt des 2. Theils) eingreifen und jene Philisterworte im Stücke selbst Lügen strafen. Zu der Szene mit den Bauern (S. 35) und zu Faust's folgendem Gespräche mit Wagner über sein und seines Vaters ärztliches Wirken giebt, nach Düntzer (I. 202), das Leben des Nostradamus, der 1525 in der Provence als Arzt die Pestkranken behandelte, den Kommentar, ebenso aber auch das Leben des Paracelsus. Dieser war gleichfalls Arzt und Sohn und Schüler eines Arztes und übte mit seinem Vater das Geschäft, wie es hier von Faust gerühmt wird; wie Dieser verachtete er die Medizin und die Aerzte seiner Zeit, die er wie Faust (S. 37) „Mörder" nannte. „Ich für mein Theil," sagt er, „schäme mich der Arzenei. Wiewol die Kunst an sich selbst ein hoher Schatz ist, so wird sie doch von diesen Pfuschern nicht betrachtet. Also sind Viele, die sich der Arzenei annehmen: ein Jeder will sie gebrauchen und nicht kennen. Sie sind Diebe und Mörder, steigen nicht zur rechten Thür hinein." Selbst das „geliebte Deutsch" des Faust (S. 42)

*) Vergl. Briefw. mit Zelter, II. 362.

erinnert an Paracelsus, der mit der Scholastik nicht nur, sondern auch mit dem Gebrauch des Lateinischen brach und glaubte, „man könne die Wahrheit nur deutsch verkünden.“*)

Zu den Szenen in Faust's Studirzimmer (S. 41 ff.): Schon die deutsche Mythologie kennt nicht zur Ruhe gelangende, in feuriger Gestalt als Irrwische oder in Thiergestalt umherirrende Geister, und auch Faust schrieb die Sage den einen bösen Geist bergenden, schwarzen und zottigen Hund Präftigiar zu, indem sie den Zauberhund des berühmten Agrippa von Nettesheim auch dessen jüngerem Zeitgenossen Faust beigab.**) Der Pudel entpuppt sich als Mephistopheles. Im Faustbuche lautete der Name jedoch Mephostophiles, und diese Form behielt er bei, bis Marperger in einer Bearbeitung der Wagnersage (Berlin, 1712) ihn in Mephistophiles und Goethe in Mephistopheles veränderte. Die etymologische Bedeutung und Herkunft des Namens hat bisher sich mit Sicherheit nicht feststellen lassen***) und wird wol erst aufgeklärt werden,

*) Paracelsus, sein Leben und Denken, von Lessing. Berlin 1839. S 8. S. 28. S. 46.

**) Widman's Faustbuch, Hamburg 1599; Bodinus, Dämonom., S. 99. — Ueber Faust's Uebersetzungs-Versuch s. Trendelenburg in d. Abhandl. der Berliner Akademie, 1847, S. 261 ff.

***) J. Grimm war dem Namen, außer in den Faustbüchern, nicht begegnet, da er ihn in der Mythologie unter den Benennungen des Teufels (S. 1016) nicht anführt. Die Deutung aus dem Griechischen μη-φως-φιλειν erscheint zu künstlich, die Bildung zu mechanisch. Der Name müßte auch dann Mephotophilis lauten. Die Ableitung von mehr (Paulus bei Aschbach-Meyer: die deutschen Volksbücher, I, XVIII) und die von den mephitischen Dünsten des Abgrunds wäre in Betracht zu ziehn, wenn der Name ursprünglich Mephistophilis geschrieben wäre. Weber (S. 19) hält jedoch an der Erklärung aus mephi-

wenn es gelingt, für das Wort eine noch ältere Quelle als das Faustbuch von 1587 aufzufinden. Zur Charakteristik dieses Boten der Hölle, zu dessen menschlichem Bilde zum Theil Goethe's Freund Merck gesessen hat,*) und in welchem die negative, der Vernunft feindliche, unproduktive Verstandesüberlegenheit dem Idealismus des Faust gegenübergestellt ist, machen wir darauf aufmerksam, wie auch nationell im enthusiastischen Faust der Deutsche, im skeptischen und ironischen Mephisto stets ein Fremder und uns Fremdbleibender, und zwar vorwiegend der Wälsche verkörpert ist. Mephisto ist eine höhere Potenz von Lessing's Marinelli, der thätige Diener, Vertraute, Kuppler, l'âme damnée seines Herrn, und in ihm mischen sich die Elemente des Harlekin, Truffaldin, des Grazioso der spanischen Komödie und die des französischen Abbé und Roué mit denen des Clown, des Schalks der Fastnachtsspiele — der darin nach Sebastian Brandt's Narrenschiff über den Satan das Uebergewicht erhielt — und mit denen des volksthümlichen „dummen Teufels", der im zweiten Theil im Geiste der Mysterien- und Fastnachtsspiele als Geprellter endigt. Das ganz germanische Element des Faust macht ihn romanischen Nationen grade in Dem, worin er uns theuer ist, unver-

---

lis fest. S. auch den Goethe-Zelter'schen Briefw., V. 323. In der Dissertation De Fausti Ideo (Londini 1844, S. 27 und 28) wird eine Ableitung aus dem Hebräischen versucht, die aber dieser Sprache Kundige verwerfen. Der deutsche Stoffel oder Junker Stoph (nicht „Strolch", s. die 1. Note auf S. 911, wie der Teufel auch heißt, wird in dem Namen nicht zu suchen sein.

*) Aus Jacobi's Nachlaß, 1869, I. S. 22 Note 1. Jacobi schreibt an Forster am 25. October 1779 von Merck: „Wir pflegten ihn so (Mephistopheles) zu nennen, weil Goethe, obgleich sein Freund, ihn unter diesem Namen im Faust geschildert hat." Andre Zeugnisse bei Goethe selbst.

ſtändlich. Im Mephiſtopheles empfinden Italiener und Franzoſen dagegen ſelbſt die Verwandtſchaft, und ſie reklamiren ihn für ſich.*)

Die Worte Fauſt's (Seite 56):

Werd' ich zum Augenblicke ſagen:
Verweile doch, Du biſt ſo ſchön!

führen im zweiten Theile die Entſcheidung herbei. Daß dies ſo kommen werde, erkannte man ſchon bei dem Erſcheinen des erſten Theils. Die denkwürdige Stelle in einem Briefe von Jean Paul an Jacobi (in den Werken des Erſteren, Bd. 29. S. 366. Ausg. 1841) vom 4. Oktober 1810 lautet: „Deine Frage über Goethe's Fauſt begehrt zur Antwort ein Büchlein. Die poetiſche Kraftfülle darin begeiſtert mich. Ich weiß wol, Deine Frage meint mehr die philoſophiſche als äſthetiſche Schätzung. Eigentlich iſt's gegen die Titanenfrechheit geſchrieben, die er ſehr leicht in ſeinem — Spiegel, wenigſtens ſonſt, finden konnte. Aber vor der Vollendung des Werks iſt kein gerechtes Urtheil möglich. Daß ihn der Teufel nur dann holen ſolle, wenn er einmal wahrhaft befriedigt und ſelig wäre, für dieſen ſchweren Punkt giebt's mir keine Auflöſung als die: daß er ſich bekehrte und ſein hungriges Herz durch den Himmel ſtillte — und dann käme der Teufel." Die Löſung, wie ſie Goethe, nicht ganz Jean Paul's Vermuthung entſprechend, verſuchte, iſt in den ſpätern Worten Fauſt's (S. 58) vorgedeutet, welche an die Stelle des Sub-

*) Z. B. Caro, sur la philosophie de Goethe: „je soupçonne Goethe, d'avoir fait venir son diable de l'autre rive du Rhin"; und J. Janin im Journ. des débats vom 26. Aug. 1850.

Individualismus, der nur persönlichen Befriedigung, das Streben setzen: das eigne Selbst zu dem der ganzen Menschheit zu erweitern, „ihr Wohl und Weh, der Erde Weh, der Erde Glück zu tragen“ (S. 20 im ersten Monolog). Was am Schlusse als Resultat entspringt, ist so im Anfange schon als Faust's innerstes Pathos mit enthalten. Zu den Worten des Mephistopheles: „Verachte nur Vernunft und Wissenschaft“ (S. 60) scheinen uns die Worte Fichte's (in seiner letzten Vorlesung vor dem Ausbruche des Krieges 1813) den lebendigsten Kommentar zu enthalten: „Ich weiß sehr gut und bin durchdrungen von der Ueberzeugung, daß dem Reiche des alten Erbfeindes der Menschheit, dem Bösen überhaupt, welcher Feind in verschiedenen Zeitaltern in den verschiedensten Gestaltungen erscheint, durch nichts so sicherer und größerer Abbruch geschieht als durch die Ausbildung der Wissenschaft im Menschengeschlechte. Daß ich darunter nicht verstehe ein historisches Wissen, sondern die Verwandelung des Wissens, der Vernunft, der Weisheit in das Leben selbst und in dessen höchsten Quell und Antrieb, ist Ihnen bekannt.“*)

Der Schülerszene (S. 60), zu welcher sich schon in einem indischen Drama ein Pendant findet (Klein, III. 350), liegen Goethe's eigne Erfahrungen der Universitätszeit, namentlich die seines Leipziger Triennium's, zu Grunde. Sehr ähnlich lautet die Schilderung eines Publizisten des vorigen Jahrhunderts, Weckherlin.**) Von der Medizin heißt es

*) Ueber den Begriff des wahrhaften Kriegs, Tübingen 1815, S. 72.

**) Weckherlin, Leben und Auswahl, von Ebeling, Berlin 1769, 2. Aufl. S. 155: „Die vier Fakultäten zu Ende des achtzehnten Jahrhunderts.“

hier: „Ihre Koryphäen sind Elegants. Man schreckt mit ihrem Namen nicht mehr die ungezognen Kinder, man meldet ihn den Damen am Nachttisch mit Enthusiasmus. — Er (der Arzt) unterhält die Anwesenden mit den süßesten Worten. Jedermann bis zum Stubenmädchen ist von ihm bezaubert," und von der Juristerei: „Sie ist noch immer das, was sie von Alters her war, als: noch immer eine erklärte Feindin der gesunden Vernunft. Seht, Euer Prozeß, der von heute herrührt, wird von einem Menschen entschieden, der im dreizehnten Jahrhundert lebte." Die berühmte Stelle: „Es erben sich Gesetz' und Rechte wie eine ew'ge Krankheit fort" (S. 63) ist den Rechtslehrern nicht entgangen. Savigny bemerkt in Bezug auf dieselbe: „Es ist das Vorrecht des Sehers, dasjenige unmittelbar durch innere Anschauung hervorzubringen, was wir Andern nur auf dem langen und mühevollen Wege innerer Gedankenverbindung finden können."*) Das Naturrecht des Hugo Grotius und Thomasius, namentlich aber die aus Leibnitz hervorgegangne Wolff'sche Schule hatte „das Recht, das mit uns geboren ist" (S. 63), die angebornen

*) Savigny (System, I. S. 42): „Wenn das einer Abänderung bedürftige Recht durch Gesetzgebung befestigt ist, so wird durch die dem geschriebenen Buchstaben innewohnende widerstehende Kraft die allmählig wirkende innere Fortbildung oft ganz verhindert, oft verkümmert. Nicht soll es heißen: das Naturrecht müsse fort des positiven Rechts regieren." Ein andrer Rechtslehrer, Puchta (Institutionen, I. 47), schützt dagegen vor, daß Goethe ja hier den Mephistopheles sprechen lasse, indem er die Worte dahin erklärt, daß „die Entwicklung des Rechts im Großen Dem, der seine isolirten Interessen geltend mache, wie ein Stillstand erscheine." Seltsamer Weise sei man von der Idee ausgegangen, ein deutscher Autor gelte auch den Teufel stets die Wahrheit sagen lassen. Vergl. auch Feuilleton der Berl. Nationalzeitung vom 21. Dezember 1851 (Stahr?).

Menschenrechte, theoretisch entwickelt, auf welche sich noch jede Revolution seit dem Aufstande der Niederländer gegen Philipp II. berief. Nach „dem Rechte der Natur“ (het wet der naturen) kündigten die Staaten der Utrechter Union 1581 der spanischen Krone den Gehorsam, und in den Proklamationen König Wilhelm's III. von England und der Nord-Amerikanischen Freistaaten, zur Zeit der Abfassung unsrer Szene, wurden ebenso die angebornen Menschenrechte angerufen. Sie wurden das Schiboleth der Aufklärung, und auch Joseph II. stützte sich in seinem Kampfe gegen den Klerus (Schreiben an den Erzbischof von Salzburg vom Februar 1781) auf die „natürlichen Rechte.“ Aus der germanischen Welt entlehnte sie die französische Revolution, jedoch ohne die angebornen Menschenpflichten. Zu dieser Zeit (1791) bezog sie Goethe selbst poetisch auf

Jene Güter, die uns Allen
Gemein sind, die wir nicht veräußern, nicht
Vertauschen können, die uns Niemand raubt,
An die uns eine gütige Natur
Ein gleiches Recht gegeben und dies Recht
Mit stiller Macht und Allgewalt bewahrt.*)

Den Zaubermantel (S. 66) kennt schon der altfranzösische Roman „Amadis.“ **)

*) Wolff's Naturrecht, I: „Es giebt angeborne Menschenrechte, weil es angeborne Menschenpflichten giebt.“ Thomasius stellte dem erlangten Rechte das angeborne entgegen, Unterschiede, die auf anderm Gebiete bei Kant wiederkehren. Goethe's Werke (40 bdg. Ausg.), Bd. 6, S. 405.

**) Auf die „Feuerluft“ (S. 66) spielt Goethe in einem Briefe vom 9. December 1801 gesteckt an: „Die Feuerluft aus Friedrich Schlegel's Laboratorium vermag den Ballon (d. h. seinen Almanach) doch nicht flott zu machen und so viel Ballast mit in die Höhe zu nehmen“ (L. Schelling's Leben, I. S. 350). Dieser Vergleich läßt auf eine gleichzeitige Beschäftigung Goethe's mit Faust schließen.

Die Schwänke des Mephistopheles in Auerbach's Keller, die sämmtlich alten Mythen entstammen, werden bei Marlow und in den Faustbüchern nicht Diesem, sondern Faust selbst zugeschrieben.*) Hier und in der Hexenküche (S. 75) prävalirt in Goethe's „Faust" der Charakter des Fastnachtsspiels „mit schimpflichen Schwenken gespicket," wie Hans Sachs von seinen Fastnachtsspielen in der Vorrede zum dritten Bande seiner Gedichte (1561) rühmte.

Die Idee eines Verjüngungssafts, Elisire d'amore, (S. 84) findet sich schon in dem indischen Soma-Getränk**) und kehrt in den Literaturen fast aller Völker wieder, vorbildlich für Faust im Tristan, der durch den Zaubertrank vom Gral zur weltlichen Minne geführt wird. Goethe's Hexe erscheint des nornenhaften Charakters der Macbeth'schen Hexen (Grimm's Myth., 378. 998) entkleidet, dieser Charakter vielmehr durchaus travestirt, nach der Art der ältern italienischen Komödien. Eine Schilderung der Häuslichkeit und des Hausraths einer solchen Hexe und Kupplerin aus einer Komödie des 16. Jahrhunderts möge man bei Klein (IV. 601) nachlesen.

Faust's Verjüngung durch den Liebestrank hebt die Einheit seiner Persönlichkeit ebenso wenig auf, wie die Be-

*) S. Grimm's Mythol., 1025 und Sommer's Artikel „Faust" bei Ersch und Gruber; Carriere, I. 197; Düntzer, I. 209. Die Note unten S. 70 ergänzend, bemerken wir noch Düntzer (S. 267 Note 4 des großen Faust-Kommentars, in 2. Ausg.), daß die Bezeichnung „Hans vom Kippach" wesentlich als ein populärer Schimpf- und Ehrname anzusehen ist. Auch Wieland in seinen Briefen brauchte ihn wiederholt, und Goethe brachte ihn in dem ungedruckten Personenverzeichniß seines Fastnachtsspiels „Hanswurst's Hochzeit" in zwei Formen an. (S. Grimm's Wörterbuch Bd. I, Spalte 264, §. 4 bis 8.)

**) Max Müller, Essays, I. 96. — Vergl. die Verjüngung des Aeson durch Medea (Ovid's Metam., 7.) und den Zaubertrank des Konrad von Würzburg (Eheleviut, I. 136).

nutzung andrer Zauberkräfte. Diese sind ein nothwendiger Bestandtheil der Faustsage und des Fauststoffs, und wer sie, wie R. Gottschall *), nicht zulassen will, muß das Bündniß Faust's mit dem Teufel, mithin den mythischen Kern der Sage, ohne den das Faustdrama nicht denkbar ist, überhaupt verwerfen. In der Auffassung der Sage selbst sowol, als auch in Goethe's Bearbeitung derselben alteriren die Zaubermittel nie die Selbst- und Willens-Bestimmung und die Imputabilität der handelnden Personen. Die Zaubereien werden stets zugleich dramatisch verwerthet und zugleich als nichtig für die innere Handlung behandelt. Von dem Liede der Hexe (S. 84) nimmt Saupe **) sinnreich an, es sei nicht für Mephistopheles, sondern für Faust, gleichsam zur Nachkur, bestimmt. Die Hexe will jedoch nur ihrem Meister, der sich im Stücke ja auch wiederholt als Sänger produzirt, etwas Liebes erzeigen. Bettelsuppen (S. 77) sind Armensuppen.

Von der Szene auf der Straße (S. 84) bis zum Schlusse des ersten Theils entwickelt sich aus dem Liebesverhältniß von Faust und Gretchen eine Tragödie Margarete, in der nur diese eine Kollision sich tragisch erledigt (Hegel's Aesthetik, III. 491). Faust's Liebe bildet einen natürlichen Gegensatz zu seinem mönchischen Gelehrtenleben und spiegelt gleichsam die Wirkungen der Aufhebung des Cölibats durch die Reformation wieder, wie auch oben Faust's Uebersetzung der Bibel in die Muttersprache den Geist jener Zeit prägnant ausdrückt. Nach der Sage knüpfte Faust ein Band der Liebe mit einem „Bürgermädchen"

*) Die Deutsche Nationalliteratur, 2. A. 1861, I. 120.

**) Weimar. Sonntagsbl. 1856. S. 47.

(Faustthistorie von Widman, 1599, II. c. 25); er war aber durch das Bündniß mit dem Teufel verhindert, das Mädchen zur Ehe zu nehmen. Denn nach Swedenborg (a. a. O., Seite 384) „sind alle Geister der Hölle wider die eheliche Liebe, und der herrschende Lustreiz in der Hölle ist der des Ehebruchs, als identisch mit dem Gelüste, die Verbindung des Guten und Wahren zu zerstören." Eine Erinnerung an das von dem Knaben Goethe geliebte Frankfurter Gretchen, die über den Namen hinausginge, vermögen wir aus der Zeichnung von Faust's Gretchen nicht zu erkennen. Stahr nennt sie sehr schön eine Gestalt des deutschen Volksliebesliedes. Zu seiner Annahme jedoch, daß sich Faust und Gretchen schon früher begegnet, sowie, daß zwischen der Szene in der Hexenküche und der Begegnung Beider auf der Straße ein längerer Zeitraum verflossen sei, findet sich in dem Stücke selbst kein Anhalt.*)

Das Allerseelen-Amt im Dom (S. 122) wird für Gretchens Mutter oder Bruder oder für Beide celebrirt. Dies Seelen-Amt und das Purgatorium am Schlusse des zweiten Theils weisen auf einander hin, als demselben Kreise religiöser Vorstellungen angehörig. Die Frohnleichnamsspiele des Mittelalters bringen schon das Dies irae, dies illa in ähnlicher Art zur Anwendung.**) Der „böse Geist" ist dieses nur uneigentlich, insofern er die Gewissens-Unruhe, die Stimme von Gretchens eignem schlechten Gewissen darstellt, also eigentlich ein guter Geist. Eine entgegenstehende Auffassung, wonach der „böse Geist" Gretchens Verblendung sein soll, welche sie von einem bloßen Fehl zu einer wirklichen Missethat, der spätern Tödtung ihres

*) Stahr, Frauengestalten, 1865, I. 82. 84. 91.

**) Mone, Schauspiele des Mittelalters, S. 153.

Kindes, hintreibe, — was an sich richtig ist, — beruht doch auf zu künstlicher Auslegung.*)

Faust's Theilnahme an der Walpurgisnacht (S. 124) gehört bereits der spätern Tradition an, der sich Goethe nur anschloß. Faust's innerer Konflikt zeigt sich in dieser phantastischen Szene in seiner weitesten Dimension nach der Seite des Endlichen, dessen ganze Nichtigkeit zur Erscheinung kommt. Nach Valentin's unfreiwilliger Tödtung flüchtet sich Faust hieher in Mephistopheles' Reich. Aber grade der Aufenthalt in demselben und die Gewissensmahnung durch das „Idol" (S. 135) führen ihn zu der verlassenen Geliebten zurück, und die Liebe läßt ihn die Schwierigkeiten überwinden, welche Mephistopheles ihrer Rettung entgegenstellt, und die ihr auch wirklich entgegenstehn. Der Blutbann (S. 120), hier das Symbol der göttlichen Strafgewalt, der Gretchen verfallen und geweiht ist, lähmt Mephistopheles' Macht, des wahren Mörders der Mutter und Valentin's, („Habe ich alle Macht im Himmel und auf Erden?" S. 144) und wird nur durch Faust's Liebe durchbrochen. Gretchen könnte durch seine „Menschenhand" gerettet werden.**)

Die frühere Liebesszene in Marthens Garten — Kavalier und Diener, Jeder mit seiner Schönen, wie in der Komödie und im komischen Roman (Cervantes) — findet in dem Tanze Faust's und Mephistopheles' mit der alten und der

---

* Marggraff in den Bl. f. lit. Unterh. 1850 Nr. 49 u. 1860 Nr. 12.

**) R. Gottschall a. a. O. S. 119 verkennt das dem Sinne des Mittelalters angehörige Blutbann-Motiv. Die Worte des Mephistopheles: „er könne sich zwar gut mit der Polizei, doch schlecht mit dem Blutbann abfinden," erscheinen ihm zwar als ein guter Witz (sic!), aber als ein schlechtes dramatisches Motiv, indem diese Unterscheidung des Dichters rein willkürlich und aus der Luft gegriffen sei, und nur Verwirrung stifte.

jungen Hexe (S. 133) ein burlesk-obscönes Gegenbild. Das Gegenstück dieser ganzen Romantischen Nacht bildet aber die Klassische Walpurgisnacht des zweiten Theils.*)

Das Intermezzo (S. 137) ist ein Zwischenspiel innerhalb der Walpurgisnacht, welche nach dessen Beendigung, dem ursprünglichen Plane zufolge, weiter fortgeführt werden sollte. Es ist also eine Einlage in die Blocksbergsszene. Solche Einlagen kennt die dramatische Literatur der ältern und neuern Völker von den Satyrspielen des Aeschylos an bis zu den Mirakeln des Mittelalters, den Intermezzi des italienischen und den entremeses des spanischen Theaters. Marktszenen, als Tummelplatz für Posse (Schimpfspiel) Satire und Polemik, wurden ebenso in die Mysterien eingelegt, wie der Jahrmarkt zur Zeit der Kirchenfeste und Messen seine Buden neben der Kirche aufschlug. Das Goethe'sche an jene ältern Formen sich anschließende Intermezzo ging aber aus einem anderen Gedanken hervor. Es sendet die Gegner in Politik, Kunst, Literatur und Philosophie auf den Blocksberg und läßt das Insektenvolk der Xenien sie in dieser populären Hölle umschwärmen und peinigen. Es sind jedoch nicht die im antiken Metrum sich bewegenden klassischen Xenien, sondern die „Zahmen Xenien," die Goethe später — und, wie uns scheint, glücklicher als hier — mit Vorliebe kultivirte, und mit welchen er zum ersten Male wieder den Ton der ältern deutschen Spruchpoesie anschlug. Dadurch sind die Sprüche dem Volksgeiste der Faustdichtung eng verwandt. Die meisten sind ganz allgemein gehalten. Aber auch die allerpersön-

*) Die Baubo (S. 127) führte Goethe bereits als eine typische Figur in seinem Römischen Carneval an (Werke, XVI. S. 228).

lichsten Beziehungen in Dichtungen dieser Art anzubringen, ist von jeher ein Vorrecht der Dichter gewesen, und solche sind hier wie in einigen Partien des zweiten Theils ganz an der Stelle.*) Im „Neugierigen Reisenden“ (S. 140) findet sich, ganz wie in Goethe's spätern Zahmen Xenien, sogar Rede und Gegenrede; mithin ist der Reisende Gegenstand der Verse, während die andern Ueberschriften in der Regel die Person des Sprechenden anzeigen.

In der Szene am Rabenstein (S. 141) hat man von je her unter der „streuenden und weihenden Hexenzunft“ böse Geister verstanden, und so hat auch Cornelius ohne Goethe's Widerspruch (Eckermann, I. 251: „Geipenster unter dem Galgen“) die Szene dargestellt. Von einer Seite ist jedoch geltend gemacht, daß es gute Geister, weihende Engel, die Schutzengel Gretchens, sein müßten, da ja dem Mephistopheles in ihrer Nähe nicht wohl zu Muthe werde, und das Wort „Hexenzunft“ in seinem Munde das Gegentheil bedeute. Es scheint auch, daß Vogel von Vogelstein in seinem großen cyklischen Gemälde von Faust dieser Auffassung gefolgt sei.**) Mephistopheles spricht aber gewissermaßen aus der Seele des Faust; seine Worte sollen nicht eignes Grausen, sondern das Bestreben ausdrücken, die Blicke seines Gefährten von dem Schauspiele abzuwenden. Schon das „Kochen“ deutet auf Zauber-Ingredienzien und die Verrichtungen der Hexen Macbeth's (Grimm's Myth., 998).

Die letzte Szene (S. 145) ist von je her bewundert

*) Klein, I. 125, II. 6, IV. 3, 63, 125 ff., V. 178, VI. 1, 422; Goedeke, I. 295; Burkhard, Renaiß., 407; v. Biedermann, Quellen, 31; Hagen, Gesch. d. Theat., 12; Mone, Mitt. Schausp., 17. — Auf S. 137, Z. 12 ist zu lesen: „Das wollen“.

**) Augsb. Allgem. Zeitung vom 13. August 1852, Nr. 228. (Schreiben aus München über Vogel's Gemälde.)

worden.*) Schon Frau von Stael (in dem Buche de l'Allemagne, 1814, p. 291) hob die Gegensätze des Schlusses pointenartig hervor: das getödtete Gretchen lebe, und der überlebende Faust sei todt. Ganz so hatte es aber Goethe mit Faust nicht im Sinne. Das „Her zu mir!" des Mephistopheles bezweckt nur das eilige Verlassen des Kerkers, nicht etwa die Fahrt zur Hölle. Auf das Wahnsinn-Motiv wurde Goethe durch den Hamlet geführt, um es jedoch hier anders zu verwenden. Gretchen ist nicht wirklich wahnsinnig wie Ophelia; aber ihre Seelenleiden und das Uebermaaß des Unglücks verwandeln alles Thatsächliche und Wirkliche in Visionen überreizter Phantasie. Es ist eine natürlich motivirte Ekstase, kein Wahnsinn. Düntzer**) faßt den letzten Ruf Gretchens: „Heinrich! Heinrich!" als den einer Sterbenden, sich schon zum Himmel Aufschwingenden, wohin sie Faust

*) Gottschall a. a. O., I. 122; Stahr, Frauengestalten, I. 109 u. f. w.

Unter dem „alten Märchen" (S. 146) verstehen Saupe und Düntzer wiederum das von Gretchen vorher gesungne Lied vom Machandelbaum. Dies würde sie aber nicht singen, wenn sie darin ihre eigne Verunglimpfung fände. Die Wächter werden nicht von der bösen Stiefmutter, sondern von dem ihr Kind tödtenden Mädchen, der Kindsmörderin, gesungen haben, ein ja auch von Bürger und Schiller volksthümlich im Liede, von Goethe's Freunde Wagner als Drama behandelter Stoff. — Die verbreitetste und von Goethe selbst belobte französische Uebersetzung des „Faust" von Gérard de Nerval ist selbst in der neuesten Ausgabe (Paris 1867) durch merkwürdige Irrthümer in dieser Scene entstellt. S. 145 V. 1. ist das „längst" mit „langsam" verwechselt: „der ungewohnte Schauer ersaßt mich langsam" (s'empare lentement de moi); S. 148. „Mein! Du mußt übrig bleiben", ist direkt gegen den Sinn übersetzt: Non, tu dois me suivre (statt survivre); in Mephistopheles' Ausruf S. 150: „Ich lasse Dich mit ihr im Stich" hat der Uebersetzer dies „Stich" von „stechen" statt von „lassen" abgeleitet und darunter anscheinend das über Gretchen schwebende Damoklesschwert des Nachrichters verstanden; denn er übersetzt nur zu buchstabengetreu: Je t'abandonne avec elle sous le couteau! Aber Alles dies verschwindet gegen die Irrthümer in der Uebersetzung des zweiten Theils.

**) Würdigung des Goethe'schen Faust, 1861, S. 43.

sich gleichsam nachruft zu einer Vereinigung, die dann am Schlusse des zweiten Theils sich verwirklicht. Dies ist gewiß richtig, und dabei kann es auf sich beruhen, ob Gretchen als schon in dem Momente jenes verhallenden Rufes oder als unmittelbar darauf versterbend zu denken. Wir schließen mit Weiße's schönen Worten (Kritik und Erläuterung des Goethe'schen Faust, S. 162): „In einem noch höheren Sinne (als die Szene vor dem Hochgericht) ist die Kerkerszene ein über alles Lob erhabenes Meisterwerk, wol das Gewaltigste, was unser Dichter im pathetischen, tragischen Ausdruck überhaupt erreicht hat. Es war eine der höchsten Dichterkraft würdige Aufgabe, eine Aufgabe, an die sich selbst Shakespeare nicht gewagt hat: in dem Wahnsinn des durch die entsetzliche Seelenqual zerrütteten Gemüths der unfreiwilligen Mutter- und Kindesmörderin den sittlichen Adel, die Reinheit des Gemüthes zu offenbaren; und sie ist Goethen auf das Vollständigste gelungen. Es ist ihm gelungen, in der furchtbaren Tiefe dieser Widersprüche, in welche eine sittliche Schuld die Seele des Menschen hinabstürzt, die Rettung und das Seelenheil des unschuldig Schuldigen zur klarsten, überwältigendsten Anschauung zu bringen, so daß die Stimme, die am Schlusse Gretchens Rettung ausspricht, aus der eigenen Brust des Lesers oder Hörers hervorzutönen scheint. Eine Dichtung, die dies vermag, giebt dadurch lauter als durch irgend eine andere poetische That ihre Abkunft von dem Höchsten, ihre Verwandtschaft, ja ihre innerliche Einheit mit dem Heiligen kund, von welchem alles Menschliche allein seinen Werth und seine Würde hat."

Faust.

Eine Tragödie.

Zueignung.

Ihr nahet Euch wieder, ſchwankende Geſtalten,
Die früh ſich einſt dem trüben Blick gezeigt.
Verſuch' ich wol, Euch diesmal feſtzuhalten?
Fühl' ich mein Herz noch jenem Wahn geneigt?
Ihr drängt Euch zu! Nun gut, ſo mögt Ihr walten,
Wie Ihr aus Dunſt und Nebel um mich ſteigt;
Mein Buſen fühlt ſich jugendlich erſchüttert
Vom Zauberhauch, der Euren Zug umwittert.

Ihr bringt mit Euch die Bilder froher Tage,
Und manche liebe Schatten ſteigen auf;
Gleich einer alten, halbverklungnen Sage,
Kommt erſte Lieb' und Freundſchaft mit herauf;
Der Schmerz wird neu, es wiederholt die Klage
Des Lebens labyrinthiſch irren Lauf
Und nennt die Guten, die, um ſchöne Stunden
Vom Glück getäuſcht, vor mir hinweggeſchwunden.

Sie hören nicht die folgenden Geſänge,
Die Seelen, denen ich die erſten ſang;
Zerſtoben iſt das freundliche Gedränge,
Verklungen, ach, der erſte Widerklang.
Mein Leid ertönt der unbekannten Menge,
Ihr Beifall ſelbſt macht meinem Herzen bang,
Und was ſich ſonſt an meinem Lied erfreuet,
Wenn es noch lebt, irrt in der Welt zerſtreuet.

Und mich ergreift ein längſt entwöhntes Sehnen
Nach jenem ſtillen, ernſten Geiſterreich;
Es ſchwebet nun in unbeſtimmten Tönen
Mein liſpelnd Lied, der Aeolsharfe gleich;
Ein Schauer faßt mich, Thräne folgt den Thränen,
Das ſtrenge Herz, es fühlt ſich mild und weich;
Was ich beſitze, ſeh' ich wie im Weiten,
Und was verſchwand, wird mir zu Wirklichkeiten.

Vorspiel auf dem Theater.

Direktor, Theaterdichter, lustige Person.*)

Direktor. Ihr Beiden, die Ihr mir so oft
In Noth und Trübsal beigestanden,
Sagt, was Ihr wol in deutschen Landen
Von unsrer Unternehmung hofft.
Ich wünschte sehr, der Menge zu behagen,
Besonders weil sie lebt und leben läßt.
Die Pfosten sind, die Bretter aufgeschlagen,
Und Jedermann erwartet sich ein Fest.
Sie sitzen schon, mit hohen Augenbraunen,
Gelassen da und möchten gern erstaunen.
Ich weiß, wie man den Geist des Volks versöhnt,
Doch so verlegen bin ich nie gewesen;
Zwar sind sie an das Beste nicht gewöhnt,
Allein sie haben schrecklich viel gelesen.
Wie machen wir's, daß Alles frisch und neu
Und mit Bedeutung auch gefällig sei?
Denn freilich mag ich gern die Menge sehen,
Wenn sich der Strom nach unsrer Bude drängt
Und mit gewaltig wiederholten Wehen
Sich durch die enge Gnadenpforte zwängt,

*) Figur aus den Fastnachtsspielen (auch der Hegel genannt), der Schalksnarr der geistlichen Spiele des Mittelalters und der Hanswurst (Kasperle) der Zeit nach Luther. Hier ist unter der lustigen Person ein solche Rollen darstellender Schauspieler aus der Truppe des Direktors zu denken.

Bei hellem Tage, schon vor Vieren,
Mit Stößen sich bis an die Kasse ficht
Und wie in Hungersnoth um Brod an Bäckerthüren
Um ein Billet sich fast die Hälse bricht.
Dies Wunder wirkt auf so verschiedne Leute
Der Dichter nur; mein Freund, o thu' es heute!

Dichter. O, sprich mir nicht von jener bunten Menge,
Bei deren Anblick uns der Geist entflieht!
Verhülle mir das wogende Gedränge,
Das wider Willen uns zum Strudel zieht.
Nein, führe mich zur stillen Himmelsenge,
Wo nur dem Dichter reine Freude blüht,
Wo Lieb' und Freundschaft unires Herzens Segen
Mit Götterhand erschaffen und erpflegen.

Ach, was in tiefer Brust uns da entsprungen,
Was sich die Lippe schüchtern vorgelallt,
Mißrathen jetzt und jetzt vielleicht gelungen,
Verschlingt des wilden Augenblicks Gewalt;
Oft, wenn es erst durch Jahre durchgedrungen,
Erscheint es in vollendeter Gestalt.
Was glänzt, ist für den Augenblick geboren;
Das Aechte bleibt der Nachwelt unverloren.

Lustige Person.
Wenn ich nur nichts von Nachwelt hören sollte!
Gesetzt, daß ich von Nachwelt reden wollte,
Wer machte denn der Mitwelt Spaß?
Den will sie doch und soll ihn haben.
Die Gegenwart von einem braven Knaben
Ist, dächt' ich, immer auch schon was.
Wer sich behaglich mitzutheilen weiß,
Den wird des Volkes Laune nicht erbittern;
Er wünscht sich einen großen Kreis,
Um ihn gewisser zu erschüttern.
Drum seid nur brav und zeigt Euch musterhaft,
Laßt Phantasie mit allen ihren Chören,
Vernunft, Verstand, Empfindung, Leidenschaft,
Doch, merkt Euch wohl, nicht ohne Narrheit hören.

Direktor. Besonders aber laßt genug geschehn!
Man kommt, zu schaun, man will am liebsten sehn.
Wird Vieles vor den Augen abgesponnen,
So daß die Menge staunend gaffen kann,
Da habt Ihr in der Breite gleich gewonnen,

Ihr ſeid ein vielgelichter Mann.
Die Maſſe könnt Ihr nur durch Maſſe zwingen;
Ein Jeder ſucht ſich endlich ſelbſt was aus.
Wer Vieles bringt, wird Manchem Etwas bringen,
Und Jeder geht zufrieden aus dem Haus.
Gebt Ihr ein Stück, ſo gebt es gleich in Stücken!
Solch ein Ragout, es muß Euch glücken;
Leicht iſt es vorzulegt, ſo leicht als ausgedacht.
Was hilft's, wenn Ihr ein Ganzes dargebracht?
Das Publikum wird es Euch doch zerpflücken.

Dichter. Ihr fühlet nicht, wie ſchlecht ein ſolches Handwerk ſei,
Wie wenig das dem ächten Künſtler zieme.
Der ſaubern Herren Pfuſcherei
Iſt, merk' ich, ſchon bei Euch Maxime.

Direktor. Ein ſolcher Vorwurf läßt mich ungekränkt;
Ein Mann, der recht zu wirken denkt,
Muß auf das beſte Werkzeug halten.
Bedenkt, Ihr habet weiches Holz zu ſpalten,
Und ſeht nur hin, für wen Ihr ſchreibt!
Wenn Dieſen Langeweile treibt,
Kommt Jener ſatt vom überſchichten*) Mahle,
Und, was das Allerſchlimmſte bleibt,
Gar Mancher kommt vom Leſen der Journale.
Man eilt zerſtreut zu uns wie zu den Maskenfeſten,
Und Neugier nur beflügelt jeden Schritt;
Die Damen geben ſich und ihren Putz zum Beſten
Und ſpielen ohne Gage mit.**)
Was träumet Ihr auf Eurer Dichterhöhe?
Was macht ein volles Haus Euch froh?
Beſeht die Gönner in der Nähe!
Halb ſind ſie kalt, halb ſind ſie roh;
Der, nach dem Schauſpiel, hofft ein Kartenſpiel,
Der eine wilde Nacht an einer Dirne Buſen.
Was plagt Ihr armen Thoren viel
Zu ſolchem Zweck die holden Muſen?
Ich ſag' Euch, gebt nur mehr und immer, immer mehr,
So könnt Ihr Euch vom Ziele nie verirren;
Sucht nur die Menſchen zu verwirren,

*) überladenen.
**) Schon Ovid ſagt von den das Theater beſuchenden Frauen:
Spectatum veniunt, veniunt spectentur ut ipsae.

Sie zu befriedigen, ist schwer — —
Was fällt Euch an? Entzückung oder Schmerzen?
Dichter. Geh hin und such' Dir einen andern Knecht!
Der Dichter sollte wol das höchste Recht,
Das Menschenrecht, das ihm Natur vergönnt,
Um Deinetwillen freventlich verscherzen!
Wodurch bewegt er alle Herzen?
Wodurch besiegt er jedes Element?
Ist es der Einklang nicht, der aus dem Busen dringt
Und in sein Herz die Welt zurückeschlingt?
Wenn die Natur des Fadens ew'ge Länge,
Gleichgültig drehend, auf die Spindel zwingt,
Wenn aller Wesen unharmon'sche Menge
Verdrießlich durch einander klingt,
Wer theilt die fließend immer gleiche Reihe
Belebend ab, daß sie sich rhythmisch regt?
Wer ruft das Einzelne zur allgemeinen Weihe,
Wo es in herrlichen Akkorden schlägt?
Wer läßt den Sturm zu Leidenschaften wüthen,
Das Abendroth im ernsten Sinne glühn?
Wer schüttet alle schönen Frühlingsblüthen
Auf der Geliebten Pfade hin?
Wer flicht die unbedeutend grünen Blätter
Zum Ehrenkranz Verdiensten jeder Art?
Wer sichert den Olymp, vereinet Götter? —
Des Menschen Kraft, im Dichter offenbart!
Lustige Person. So braucht sie denn, die schönen Kräfte,
Und treibt die dichterischen Geschäfte,
Wie man ein Liebesabenteuer treibt!
Zufällig naht man sich, man fühlt, man bleibt,
Und nach und nach wird man verflochten;
Es wächst das Glück, dann wird es angefochten,
Man ist entzückt, nun kommt der Schmerz heran,
Und eh man sich's versieht, ist's eben ein Roman.
Laßt uns auch so ein Schauspiel geben!
Greift nur hinein ins volle Menschenleben!
Ein Jeder lebt's, nicht Vielen ist's bekannt,
Und wo Ihr's packt, da ist's interessant.
In bunten Bildern wenig Klarheit,
Viel Irrthum und ein Fünkchen Wahrheit,
So wird der beste Trank gebraut,
Der alle Welt erquickt und auferbaut.

Dann ſammelt ſich der Jugend ſchönſte Blüthe
Vor Eurem Spiel und lauſcht der Offenbarung,
Dann ſauget jedes zärtliche Gemüthe
Aus Eurem Werk ſich melancholiſche Nahrung,
Dann wird bald dies, bald jenes aufgeregt,
Ein Jeder ſieht, was er im Herzen trägt.
Noch ſind ſie gleich bereit, zu weinen und zu lachen,
Sie ehren noch den Schwung, erfreuen ſich am Schein;
Wer fertig iſt, dem iſt nichts recht zu machen,
Ein Werdender wird immer dankbar ſein.

Dichter. So gieb mir auch die Zeiten wieder,
Da ich noch ſelbſt im Werden war,
Da ſich ein Quell gedrängter Lieder
Ununterbrochen neu gebar,
Da Nebel mir die Welt verhüllten,
Die Knospe Wunder noch verſprach,
Da ich die tauſend Blumen brach,
Die alle Thäler reichlich füllten.
Ich hatte nichts, und doch genug:
Den Drang nach Wahrheit und die Luſt am Trug.
Gieb ungebändigt jene Triebe,
Das tiefe, ſchmerzenvolle Glück,
Des Haſſes Kraft, die Macht der Liebe,
Gieb meine Jugend mir zurück!

Luſtige Perſon.
Der Jugend, guter Freund, bedarfſt Du allenfalls,
Wenn Dich in Schlachten Feinde drängen,
Wenn mit Gewalt an Deinen Hals
Sich allerliebſte Mädchen hängen,
Wenn fern des ſchnellen Laufes Kranz
Vom ſchwer erreichten Ziele winket,
Wenn nach dem beſt'gen Wirbeltanz
Die Nächte ſchmauſend man vertrinket.
Doch ins bekannte Saitenſpiel
Mit Muth und Anmuth einzugreifen,
Nach einem ſelbſtgeſteckten Ziel
Mit holdem Irren hinzuſchweifen,
Das, alte Herrn, iſt Eure Pflicht,
Und wir verehren Euch darum nicht minder.
Das Alter macht nicht kindiſch, wie man ſpricht,
Es findet uns nur noch als wahre Kinder.

Direktor. Der Worte ſind genug gewechſelt,

Laßt mich auch endlich Thaten sehn!
Indeß Ihr Komplimente drechselt,
Kann etwas Nützliches geschehn.
Was hilft es viel von Stimmung reden?
Dem Zaudernden erscheint sie nie.
Gebt Ihr Euch einmal für Poeten,
So kommandirt die Poesie!
Euch ist bekannt, was wir bedürfen:
Wir wollen stark Getränke schlürfen;
Nun braut mir unverzüglich dran!
Was heute nicht geschieht, ist morgen nicht gethan,
Und keinen Tag soll man verpassen;
Das Mögliche soll der Entschluß
Beherzt sogleich beim Schopfe fassen,
Er will es dann nicht fahren lassen
Und wirket weiter, weil er muß.

Ihr wißt, auf unsern deutschen Bühnen
Probirt ein Jeder, was er mag;
Drum schonet mir an diesem Tag
Prospekte nicht und nicht Maschinen,
Gebraucht das groß' und kleine Himmelslicht,
Die Sterne dürfet Ihr verschwenden;
An Wasser, Feuer, Felsenwänden,
An Thier und Vögeln fehlt es nicht.*)
So schreitet in dem engen Bretterhaus
Den ganzen Kreis der Schöpfung aus
Und wandelt, mit bedächt'ger Schnelle,
Vom Himmel durch die Welt zur Hölle!**)

*) Diese Dekorationsbezeichnungen erinnern an Theaterverhältnisse, wie sie der Mannheimer Kunstrichter, welche Goethe schon i. J. 1784 in Bremen hatte aufführen lassen, kannte.

**) Die alte Mysterien-Bühne hatte drei Stockwerke über einander, um die im Himmel, auf der Erde und in der Hölle zugleich vorgehende Handlung zu fassen.

Prolog im Himmel.

Der Herr, die himmlischen Heerschaaren,
nachher Mephistopheles.

(Die drei Erzengel treten vor.)

Raphael. Die Sonne tönt nach alter Weise
In Brudersphären Wettgesang,
Und ihre vorgeschriebne Reise
Vollendet sie mit Donnergang.
Ihr Anblick giebt den Engeln Stärke,
Wenn Keiner sie ergründen mag;
Die unbegreiflich hohen Werke
Sind herrlich wie am ersten Tag.

Gabriel. Und schnell und unbegreiflich schnelle
Dreht sich umher der Erde Pracht;
Es wechselt Paradieseshelle
Mit tiefer schauervoller Nacht;
Es schäumt das Meer in breiten Flüssen
Am tiefen Grund der Felsen auf,
Und Fels und Meer wird fortgerissen
In ewig schnellem Sphärenlauf.

Michael. Und Stürme brausen um die Wette,
Vom Meer aufs Land, vom Land aufs Meer,
Und bilden wüthend eine Kette
Der tiefsten Wirkung rings umher;
Da flammt ein blitzendes Verheeren
Dem Pfade vor des Donnerschlags;

Doch Deine Boten, Herr, verehren
Das ſanfte Wandeln Deines Tags.*)
Zu Drei. Der Anblick giebt den Engeln Stärke,
Da Keiner Dich ergründen mag,
Und alle Deine hohen Werke
Sind herrlich wie am erſten Tag.
Mephiſtopheles. Da Du, o Herr, Dich einmal wieder nahſt
Und fragſt, wie Alles ſich bei uns befinde,
Und Du mich ſonſt gewöhnlich gerne ſahſt,
So ſiehſt Du mich auch unter dem Geſinde.
Verzeih, ich kann nicht hohe Worte machen,
Und wenn mich auch der ganze Kreis verhöhnt;
Mein Pathos brächte Dich gewiß zum Lachen,
Hättſt Du Dir nicht das Lachen abgewöhnt.
Von Sonn' und Welten weiß ich nichts zu ſagen.
Ich ſehe nur, wie ſich die Menſchen plagen.
Der kleine Gott der Welt bleibt ſtets von gleichem Schlag
Und iſt ſo wunderlich als wie am erſten Tag.
Ein wenig beſſer würd' er leben,
Hättſt Du ihm nicht den Schein des Himmelslichts gegeben;
Er nennt's Vernunft und braucht's allein,
Nur thieriſcher als jedes Thier zu ſein.
Er ſcheint mir, mit Verlaub von Euer Gnaden,
Wie eine der langbeinigen Zikaden,**)
Die immer fliegt und fliegend ſpringt
Und gleich im Gras ihr altes Liedchen ſingt.
Und läg' er nur noch immer in dem Graſe!
In jeden Quark begräbt er ſeine Naſe.
Der Herr. Haſt Du mir weiter nichts zu ſagen?
Kommſt Du nur immer anzuklagen?
Iſt auf der Erde ewig Dir nichts recht?
Mephiſtopheles.
Nein, Herr, ich find' es dort, wie immer, herzlich ſchlecht.
Die Menſchen dauern mich in ihren Jammertagen;
Ich mag ſogar die armen ſelbſt nicht plagen.
Der Herr. Kennſt Du den Fauſt?
Mephiſtopheles. Den Doktor?
Der Herr. Meinen Knecht!

*) Dem Elias erſchien der Herr nicht im Sturme, Erdbeben und Feuer, ſondern im „ſtillen, ſanften Sauſen" (1. Buch d. Könige 19, V. 11 u. 12).
**) Grashüpfer, Heuſchrecke, nicht die ſingende oder zirpende Zikade der Dichter (Theokrit, Anakreon).

Mephiſtopheles. Fürwahr, er dient Euch auf beſondre Weiſe.
Nicht irdiſch iſt des Thoren Trank noch Speiſe;
Ihn treibt die Gährung in die Ferne,
Er iſt ſich ſeiner Tollheit halb bewußt:
Vom Himmel fordert er die ſchönſten Sterne
Und von der Erde jede höchſte Luſt,
Und alle Näh' und alle Ferne
Befriedigt nicht die tiefbewegte Bruſt.

Der Herr. Wenn er mir jetzt auch nur verworren dient,
So werd' ich ihn bald in die Klarheit führen.
Weiß doch der Gärtner, wenn das Bäumchen grünt,
Daß Blüth' und Frucht die künft'gen Jahre zieren.

Mephiſtopheles.
Was wettet Ihr? Den ſollt Ihr noch verlieren,
Wenn Ihr mir die Erlaubniß gebt,
Ihn meine Straße ſacht zu führen.

Der Herr. So lang' er auf der Erde lebt,
So lange ſei Dir's nicht verboten.
Es irrt der Menſch, ſo lang' er ſtrebt.

Mephiſtopheles. Da dank' ich Euch; denn mit den Todten
Hab' ich mich niemals gern befangen.
Am Meiſten lieb' ich mir die vollen, friſchen Wangen,
Für einen Leichnam bin ich nicht zu Haus;
Mir geht es wie der Katze mit der Maus.

Der Herr. Nun gut, es ſei Dir überlaſſen!
Zieh dieſen Geiſt von ſeinem Urquell ab
Und führ ihn, kannſt Du ihn erfaſſen,
Auf Deinem Wege mit herab
Und ſteh beſchämt, wenn Du bekennen mußt:
Ein guter Menſch, in ſeinem dunkeln Drange,
Iſt ſich des rechten Weges wohl bewußt.

Mephiſtopheles. Schon gut, nur dauert es nicht lange!
Mir iſt für meine Wette gar nicht bange.
Wenn ich zu meinem Zweck gelange,
Erlaubt Ihr mir Triumph aus voller Bruſt.
Staub ſoll er freſſen, und mit Luſt,
Wie meine Muhme, die berühmte Schlange.*)

Der Herr. Du darfſt auch da nur frei erſcheinen;

*) 1. Buch Moſes 3, 14: „Da ſprach Gott der Herr zu der Schlange: Weil Du ſolches gethan haſt, ſeiſt Du verflucht vor allem Vieh und vor allen Thieren auf dem Felde. Auf Deinem Bauch ſollſt Du gehen und Erde eſſen Dein Leben lang."

Ich habe Deinesgleichen nie gehaßt:
Von allen Geistern, die verneinen,
Ist mir der Schalk am Wenigsten zur Last.
Des Menschen Thätigkeit kann allzu leicht erschlaffen,
Er liebt sich bald die unbedingte Ruh;
Drum geb' ich gern ihm den Gesellen zu,
Der reizt und wirkt, und muß, als Teufel, schaffen.
Doch Ihr, die ächten Göttersöhne,
Erfreut Euch der lebendig reichen Schöne!
Das Werdende, das ewig wirkt und lebt,
Umfaß' Euch mit der Liebe holden Schranken,
Und was in schwankender Erscheinung schwebt,
Befestiget mit dauernden Gedanken!

(Der Himmel schließt, die Erzengel vertheilen sich.)

Mephistopheles (allein). Von Zeit zu Zeit seh' ich den Alten gern
Und hüte mich, mit ihm zu brechen.
Es ist gar hübsch von einem großen Herrn,
So menschlich mit dem Teufel selbst zu sprechen.

Der Tragödie

Erſter Theil.

Nacht.

In einem hochgewölbten, engen gothiſchen Zimmer Fauſt unruhig auf ſeinem Seſſel am Pulte.*)

Fauſt. Habe nun, ach, Philoſophie,
Juriſterei und Medizin
Und leider auch Theologie
Durchaus ſtudirt, mit heißem Bemühn!
Da ſteh' ich nun, ich armer Thor,
Und bin ſo klug als wie zuvor;
Heiße Magiſter, heiße Doktor gar
Und ziehe ſchon an die zehen Jahr'
Herauf, herab und quer und krumm
Meine Schüler an der Naſe herum —
Und ſehe, daß wir nichts wiſſen können.
Das will mir ſchier das Herz verbrennen.

*) In der hier angegebenen Umgebung und in der ſich noch weiterhin entwickelnden Situation iſt Fauſt von Rembrandt auf einem radirten Blatte dargeſtellt. Eine genaue Beſchreibung des Bildes findet ſich bei Stieglitz in Raumer's hiſtor. Taſchenbuch V, 1834 (S. 167—170). Ein Kupferſtich nach dieſem Rembrandt'ſchen Bilde von Lips in verjüngtem Maaßſtabe war der erſten Ausgabe des Fauſt v. J. 1790 („Ein Fragment") beigegeben. Darauf erſcheinen dem Fauſt magiſche Bilder. „Seitwärts vor dem untern Theile eines Fenſters erſcheint ein magiſcher Kreis mit Charakteren (Buchſtaben), von einer Glorie umgeben. Hinter dem Kreiſe zeigt ſich der Schatten einer Figur, deren eine Hand einen runden Spiegel hält, die andere auf ihn zeigt. Aufmerkſam und in denkender Stellung blickt Fauſt auf die Erſcheinungen, um den Sinn derſelben und der magiſchen Charaktere zu erforſchen" (Stieglitz).

Zwar bin ich gescheiter als alle die Laffen,
Doktoren, Magister, Schreiber*) und Pfaffen;
Mich plagen keine Skrupel noch Zweifel,
Fürchte mich weder vor Hölle noch Teufel —
Dafür ist mir auch alle Freud' entrissen,
Bilde mir nicht ein, was Rechte's zu wissen,
Bilde mir nicht ein, ich könnte was lehren,
Die Menschen zu bessern und zu bekehren.
Auch hab' ich weder Gut noch Geld,
Noch Ehr' und Herrlichkeit der Welt.
Es möchte kein Hund so länger leben!
Drum hab' ich mich der Magie ergeben,
Ob mir durch Geistes Kraft und Mund
Nicht manch Geheimniß würde kund,
Daß ich nicht mehr mit saurem Schweiß
Zu sagen brauche, was ich nicht weiß,
Daß ich erkenne, was die Welt
Im Innersten zusammenhält,
Schau' alle Wirkenskraft und Samen
Und thu' nicht mehr in Worten kramen.

O, sähst Du, voller Mondenschein,
Zum letzten Mal auf meine Pein,
Den ich so manche Mitternacht
An diesem Pult herangewacht:
Dann über Büchern und Papier,
Trübsel'ger Freund, erschienst Du mir!
Ach, könnt' ich doch auf Bergeshöhn
In Deinem lieben Lichte gehn,
Um Bergeshöhle mit Geistern schweben,
Auf Wiesen in Deinem Dämmer weben,
Von allem Wissensqualm entladen
In Deinem Thau gesund mich baden!

Weh! Steck' ich in dem Kerker noch?
Verfluchtes dumpfes Mauerloch,
Wo selbst das liebe Himmelslicht
Trüb durch gemalte Scheiben bricht!
Beschränkt von diesem Bücherhauf,

*) „Schreiber" bedeutete im Mittelalter speziell den fahrenden Theologen (clerc). Lünger citirt den Vers aus dem 15. Jahrhundert:
Ein Schreiber, der lieber tanzt und springt,
Denn daß er in der Kirche singt u. s. w.

Den Würme nagen, Staub bedeckt,
Den bis ans hohe Gewölb' hinauf
Ein angeraucht Papier umsteckt;*)
Mit Gläsern, Büchsen rings umstellt,**)
Mit Instrumenten vollgepfropft,
Urväter Hausrath drein gestopft —
Das ist Deine Welt! Das heißt eine Welt!

Und fragst Du noch, warum Dein Herz
Sich bang in Deinem Busen klemmt,
Warum ein unerklärter Schmerz
Dir alle Lebensregung hemmt?
Statt der lebendigen Natur,
Da Gott die Menschen schuf hinein,
Umgiebt in Rauch und Moder nur
Dich Thiergeripp und Todtenbein.

Flieh! Auf! Hinaus ins weite Land!
Und dies geheimnißvolle Buch,
Von Nostradamus' ***) eigner Hand
Ist Dir es nicht Geleit genug?
Erkennest dann der Sterne Lauf,
Und wenn Natur Dich unterweist,
Dann geht die Seelenkraft Dir auf,
Wie spricht ein Geist zum andern Geist.
Umsonst, daß trocknes Sinnen hier
Die heil'gen Zeichen Dir erklärt:
Ihr schwebt, Ihr Geister, neben mir,
Antwortet mir, wenn Ihr mich hört!
(Er schlägt das Buch auf und erblickt das Zeichen des Makrokosmus.†)
Ha, welche Wonne fließt in diesem Blick

*) Zur Bezeichnung der Fachrubriken (Tünger).

**) Es bedarf kaum der Hinweisung, daß die Partizipia „umstellt, vollgepfropft und gestopft" und vier Verse früher „beschränkt" sich auf das Substantivum Mauerloch, Kerker, beziehen, dagegen das „Staub bedeckt", drei Verse früher, auf das Substantivum „Bücherhaus".

***) Nostradamus, Michel de Notre-Dame, wie Paracelsus, einer der berühmtesten Astrologen und Aerzte des 16. Jahrhunderts, Zeitgenosse des historischen Faust. Ein bestimmtes Werk des Nostradamus scheint nicht [illegible] es wird nur angenommen, daß Faust ein Zauber- und Beschwörungs[illegible] von seiner Hand besitze.

†) Nach der Lehre des Mittelalters steht dem Mikrokosmus, dem Menschen, die Himmel und Erde in sich begreifende Natur als Makrokosmus, große Welt, gegenüber: zwei in sich abgeschlossene, aber mit einander sympathisirende Organismen. (Hessing, Paracelsus, Berlin 1839, S. 91, 100, 102.)

Auf einmal mir durch alle meine Sinnen!
Ich fühle junges, heil'ges Lebensglück
Neuglühend mir durch Nerv und Adern rinnen.
War es ein Gott, der diese Zeichen schrieb,
Die mir das innre Toben stillen,
Das arme Herz mit Freude füllen
Und mit geheimnißvollem Trieb
Die Kräfte der Natur rings um mich her enthüllen?
Bin ich ein Gott? Mir wird so licht!
Ich schau' in diesen reinen Zügen
Die wirkende Natur vor meiner Seele liegen.
Jetzt erst erkenn' ich, was der Weise spricht:
„Die Geisterwelt ist nicht verschlossen;
Dein Sinn ist zu, Dein Herz ist todt!
Auf, bade, Schüler, unverdrossen
Die ird'sche Brust im Morgenroth!"*)
(Er beschaut das Zeichen.)
Wie Alles sich zum Ganzen webt,
Eins in dem Andern wirkt und lebt!
Wie Himmelskräfte auf und nieder steigen
Und sich die goldnen Eimer reichen,
Mit segenduftenden Schwingen
Vom Himmel durch die Erde dringen,
Harmonisch all' das All durchklingen!

Welch Schauspiel! Aber, ach, ein Schauspiel nur!
Wo faß' ich Dich, unendliche Natur?
Euch Brüste, wo? Ihr Quellen alles Lebens,
An denen Himmel und Erde hängt,
Dahin die welke Brust sich drängt —
Ihr quellt, Ihr tränkt, und schmacht' ich so vergebens?
(Er schlägt unwillig das Buch an und erblickt das Zeichen des Erdgeistes.)
Wie anders wirkt dies Zeichen auf mich ein!
Du, Geist der Erde, bist mir näher;
Schon fühl' ich meine Kräfte höher,
Schon glüh' ich wie von neuem Wein.
Ich fühle Muth, mich in die Welt zu wagen,
Der Erde Weh, der Erde Glück zu tragen,
Mit Stürmen mich herumzuschlagen

*) Ein nur fingirtes Citat aus Rosenkreuz' oder eines andern „Weisen" Schriften.

Und in des Schiffbruchs Knirschen nicht zu zagen.
Es wölkt sich über mir —
Der Mond verbirgt sein Licht —
Die Lampe schwindet!
Es dampft! — Es zucken rothe Strahlen
Mir um das Haupt — Es weht
Ein Schauer vom Gewölb' herab
Und faßt mich an!
Ich fühl's, Du schwebst um mich, erflehter Geist!,
Enthülle Dich!
Ha, wie's in meinem Herzen reißt!
Zu neuen Gefühlen
All' meine Sinnen sich erwühlen!
Ich fühle ganz mein Herz Dir hingegeben!
Du mußt, Du mußt, und kostet' es mein Leben!
(Er faßt das Buch und spricht das Zeichen des Geistes geheimnißvoll aus.
Es zuckt eine rothliche Flamme, der Geist erscheint in der Flamme.)

Geist. Wer ruft mir?
Faust (abgewendet). Schreckliches Gesicht!
Geist. Du hast mich mächtig angezogen,
An meiner Sphäre lang' gezogen,
Und nun —
Faust. Weh! ich ertrag' Dich nicht!
Geist. Du flehst erathmend mich zu schauen,
Meine Stimme zu hören, mein Antlitz zu sehn;
Mich neigt Dein mächtig Seelenflehn:
Da bin ich! — Welch erbärmlich Grauen
Faßt Uebermenschen Dich! Wo ist der Seele Ruf?
Wo ist die Brust, die eine Welt in sich erschuf
Und trug und hegte? Die mit Freudebeben
Erschwoll, sich uns, den Geistern, gleich zu heben?
Wo bist Du, Faust, dess Stimme mir erklang,
Der sich an mich mit allen Kräften drang?
Bist Du es, der, von meinem Hauch umwittert,
In allen Lebenstiefen zittert,
Ein furchtsam weggekrümmter Wurm!
Faust. Soll ich Dir, Flammenbildung, weichen?
Ich bin's, bin Faust, bin Deinesgleichen!
Geist. In Lebensfluthen, im Thatensturm
Wall' ich auf und ab,
Webe hin und her!
Geburt und Grab,

Ein ewiges Meer,
Ein wechselnd Weben,
Ein glühend Leben,
So schaff' ich am sausenden Webstuhl der Zeit
Und wirke der Gottheit lebendiges Kleid.

Faust. Der Du die weite Welt umschweifst,
Geschäft'ger Geist, wie nah' fühl' ich mich Dir!

Geist. Du gleichst dem Geist, den Du begreifst,
Nicht mir! (Verschwindet.)

Faust (zusammenstürzend). Nicht Dir?
Wem denn?
Ich, Ebenbild der Gottheit!
Und nicht einmal Dir!

(Es klopft.)

O Tod! Ich kenn's — das ist mein Famulus —*)
Es wird mein schönstes Glück zunichte!
Daß diese Fülle der Gesichte
Der trockne Schleicher stören muß!

Wagner, im Schlafrocke und der Nachtmütze, eine Lampe in der Hand. Faust wendet sich unwillig.

Wagner. Verzeiht! Ich hör' Euch deklamiren;
Ihr last't gewiß ein griechisch Trauerspiel?
In dieser Kunst möcht' ich was profitiren;
Denn heut zu Tage wirkt das viel.
Ich hab' es öfters rühmen hören,
Ein Komödiant könnt' einen Pfarrer lehren.

Faust. Ja, wenn der Pfarrer ein Komödiant ist;
Wie das denn wol zu Zeiten kommen mag.

Wagner. Ach, wenn man so in sein Museum**) gebannt ist
Und sieht die Welt kaum einen Feiertag,
Kaum durch ein Fernglas, nur von weiten,
Wie soll man sie durch Ueberredung leiten?

Faust. Wenn Ihr's nicht fühlt, Ihr werdet's nicht erjagen,

*) Der Famulus, welcher auf einigen Universitäten noch jetzt vorkommt, war ein dem Professor zur Aushilfe in gelehrten und Universitäts-Angelegenheiten beigegebener Student, zugleich sein Schüler und sein Sekretär und die Mittelsperson zwischen ihm und den übrigen Studenten. Der Famulus wohnte auch meist im Hause des Professors, wie dies bei Wagner vorausgesetzt wird.

**) Museum bedeutet bei den latinisirenden Gelehrten des 16. und 17. Jahrhunderts: das Studirzimmer, die Arbeitsstube. Beispielsweise schließt ein Gelehrter dieser Zeit, Schadaeus (Summum Argentoratensium Templum) seine Vorrede: Datum in Musaeo meo 3. Aug. 1617.

Wenn es nicht aus der Seele dringt
Und mit urkräftigem Behagen
Die Herzen aller Hörer zwingt.
Sitzt Ihr nur immer! Leimt zusammen,
Braut ein Ragout von Andrer Schmaus
Und blast die kümmerlichen Flammen
Aus Eurem Aschenhäuschen raus!
Bewundrung von Kindern und Affen,
Wenn Euch darnach der Gaumen steht;
Doch werdet Ihr nie Herz zu Herzen schaffen,
Wenn es Euch nicht von Herzen geht. *)

Wagner. Allein der Vortrag macht des Redners Glück;
Ich fühl' es wol, noch bin ich weit zurück.

Faust. Such' Er den redlichen Gewinn!
Sei Er kein schellenlauter **) Thor!
Es trägt Verstand und rechter Sinn
Mit wenig Kunst sich selber vor;
Und wenn's Euch Ernst ist, was zu sagen,
Ist's nöthig, Worten nachzujagen?
Ja, Eure Reden, die so blinkend sind,
In denen Ihr der Menschheit Schnitzel kräuselt,
Sind unerquicklich wie der Nebelwind,
Der herbstlich durch die dürren Blätter säuselt.

Wagner. Ach, Gott! Die Kunst ist lang,
Und kurz ist unser Leben. ***)
Mir wird bei meinem kritischen Bestreben
Doch oft um Kopf und Busen bang.
Wie schwer sind nicht die Mittel zu erwerben,
Durch die man zu den Quellen steigt!
Und eh man nur den halben Weg erreicht,
Muß wol ein armer Teufel sterben.

Faust. Das Pergament, ist das der heil'ge Bronnen,
Woraus ein Trunk den Durst auf ewig stillt?
Erquickung hast Du nicht gewonnen,
Wenn sie Dir nicht aus eigner Seele quillt.

---

*) Simrock (die deutschen Sprichwörter, S. 247) führt den alten Spruch an: Was nicht von Herzen kommt, das geht nicht zu Herzen.

**) d. h. der klingenden Worten und Phrasen nachjagt. Das Wort dürfte sonst nicht vorkommen. Es kann auch „schellenlauter Thor" nur gemeint sein für: Narr, Hanswurst.

***) „Das Leben ist kurz, und die Kunst ist lang" sagt schon Hippokrates.

Wagner. Verzeiht! Es ist ein groß Ergehen,
Sich in den Geist der Zeiten zu versetzen,
Zu schauen, wie vor uns ein weiser Mann gedacht,
Und wie wir's dann zuletzt so herrlich weit gebracht.

Faust. O ja, bis an die Sterne weit!
Mein Freund, die Zeiten der Vergangenheit
Sind uns ein Buch mit sieben Siegeln. *)
Was Ihr den Geist der Zeiten heißt,
Das ist im Grund der Herren eigner Geist,
In dem die Zeiten sich bespiegeln.
Da ist's denn wahrlich oft ein Jammer!
Man läuft Euch bei dem ersten Blick davon.
Ein Kehrichtfaß und eine Rumpelkammer
Und höchstens eine Haupt- und Staatsaktion **)
Mit trefflichen pragmatischen Maximen,
Wie sie den Puppen wol im Munde ziemen!

Wagner. Allein die Welt! Des Menschen Herz und Geist!
Möcht' Jeglicher doch was davon erkennen!

Faust. Ja, was man so erkennen heißt!
Wer darf das Kind beim rechten Namen nennen?
Die Wenigen, die was davon erkannt,
Die thöricht genug ihr volles Herz nicht wahrten,
Dem Pöbel ihr Gefühl, ihr Schauen offenbarten,
Hat man von je gekreuzigt und verbrannt.
Ich bitt' Euch, Freund, es ist tief in der Nacht;
Wir müssen's diesmal unterbrechen.

Wagner. Ich hätte gern nur immer fortgewacht,
Um so gelehrt mit Euch mich zu besprechen.
Erlaubt mir ein' und andre Frage!
Mit Eifer hab' ich mich der Studien beflissen;
Zwar weiß ich viel, doch möcht' ich Alles wissen. (Ab.)

*) Offenb. Joh. 5, 1. „Und ich sah in der rechten Hand des, der auf dem Stuhl saß, ein Buch, geschrieben inwendig und auswendig, versiegelt mit sieben Siegeln."

**) „Haupt- und Staats-Aktionen" wurden die später von Holberg und Dietz verdeutschten heroischen und historischen Dramen genannt, welche zuerst Velten in Dresden zu Anfang des vorigen Jahrhunderts einführte. Sie bildeten, wie früher die Moralitäten, einen Gegensatz zu den volkstümlichen Burlesken und Hanswurstiaden. Auf dem Titel stand nur: Haupt- und Staats-Aktion, zur Unterscheidung von dem darauf folgenden, mehr lustigen Nachspiele. Hagen, Geschichte des Theaters in Preußen, S. 105. Faust weist also weder auf diese Theaterfratze, sondern auf die ältere, nach Inhalt und Ziel jenen Stücken verwandte pragmatische Geschichtsschreibung hin.

Fauſt (allein). Wie nur dem Kopf nicht alle Hoffnung ſchwindet,
Der immerfort an ſchalem Zeuge klebt,
Mit gier'ger Hand nach Schätzen gräbt
Und froh iſt, wenn er Regenwürmer findet!

Darf eine ſolche Menſchenſtimme hier,
Wo Geiſterfülle mich umgab, ertönen?
Doch, ach, für diesmal dank' ich Dir,
Dem ärmlichſten von allen Erdenſöhnen.
Du riſſeſt mich von der Verzweiflung los,
Die mir die Sinne ſchon zerſtören wollte.
Ach, die Erſcheinung war ſo rieſengroß,
Daß ich mich recht als Zwerg empfinden ſollte.

Ich Ebenbild der Gottheit, das ſich ſchon
Ganz nah gedünkt dem Spiegel ew'ger Wahrheit,
Sein ſelbſt genoß, in Himmelsglanz und Klarheit,
Und abgeſtreift den Erdenſohn;
Ich, mehr als Cherub, deſſen freie Kraft
Schon durch die Adern der Natur zu fließen
Und, ſchaffend, Götterleben zu genießen,
Sich ahnungsvoll vermaß, wie muß ich's büßen!
Ein Donnerwort hat mich hinweggerafft.

Nicht darf ich Dir zu gleichen mich vermeſſen.
Hab' ich die Kraft Dich anzuziehn beſeſſen,
So hatt' ich Dich zu halten keine Kraft.
In jenem ſel'gen Augenblicke,
Ich fühlte mich ſo klein, ſo groß;
Du ſtießeſt grauſam mich zurücke
Ins ungewiſſe Menſchenloos.
Wer lehret mich? Was ſoll ich meiden?
Soll ich gehorchen jenem Drang?
Ach, unſre Thaten ſelbſt, ſo gut als unſre Leiden,
Sie hemmen unſres Lebens Gang.

Dem Herrlichſten, was auch der Geiſt empfangen,
Drängt immer fremd und fremder Stoff*) ſich an;

*) Die Adverbialform: fremd und fremder, d. h. fremder und fremder (zwei Komparative) iſt hier adjektiviſch gebraucht; ſtreng genommen müßte der Vers lauten: drängt immer fremderer und fremderer Stoff ſich an. Düntzer (I, 164) faßt dagegen die Komparative als Adverbien, ihrer Form entſprechend, auf; der Zuſammenhang verlangt aber, daß der Stoff ſelbſt, nicht das ſich Zudrängen des Stoffs als immer fremder und fremder bezeichnet werde.

Wenn wir zum Guten dieser Welt gelangen,
Dann heißt das Bessre Trug und Wahn.
Die uns das Leben gaben, herrliche Gefühle,
Erstarren in dem irdischen Gewühle.

Wenn Phantasie sich sonst mit kühnem Flug
Und hoffnungsvoll zum Ewigen erweitert,
So ist ein kleiner Raum ihr nun genug,
Wenn Glück auf Glück im Zeitenstrudel scheitert.
Die Sorge nistet gleich im tiefen Herzen,
Dort wirket sie geheime Schmerzen,
Unruhig wiegt sie sich und störet Lust und Ruh;
Sie deckt sich stets mit neuen Masken zu,
Sie mag als Haus und Hof, als Weib und Kind erscheinen,
Als Feuer, Wasser, Dolch und Gift;
Du bebst vor Allem, was nicht trifft,
Und was Du nie verlierst, das mußt Du stets beweinen.

Den Göttern gleich' ich nicht! Zu tief ist es gefühlt;
Dem Wurme gleich' ich, der den Staub durchwühlt,
Den, wie er sich im Staube nährend lebt,
Des Wandrers Tritt vernichtet und begräbt.

Ist es nicht Staub, was diese hohe Wand,
Aus hundert Fächern, mir verenget,
Der Trödel, der mit tausendfachem Tand
In dieser Mottenwelt mich dränget?
Hier soll ich finden, was mir fehlt?
Soll ich vielleicht in tausend Büchern lesen,
Daß überall die Menschen sich gequält,
Daß hie und da ein Glücklicher gewesen? —
Was grinsest Du mir, hohler Schädel, her,
Als daß Dein Hirn, wie meines, einst verwirret,
Den leichten Tag gesucht und in der Dämmrung schwer,
Mit Lust nach Wahrheit, jämmerlich geirret?
Ihr Instrumente freilich spottet mein
Mit Rad und Kämmen, Walz' und Bügel.
Ich stand am Thor, Ihr solltet Schlüssel sein;
Zwar Euer Bart ist kraus, doch hebt Ihr nicht die Riegel.
Geheimnißvoll am lichten Tag.
Läßt sich Natur des Schleiers nicht berauben,
Und was sie Deinem Geist nicht offenbaren mag,
Das zwingst Du ihr nicht ab mit Hebeln und mit Schrauben.
Du alt Geräthe, das ich nicht gebraucht,

Du stehst nur hier, weil Dich mein Vater brauchte.
Du alte Rolle, Du wirst angeraucht,
So lang' an diesem Pult die trübe Lampe schmauchte.
Weit besser hätt' ich doch mein Weniges verpraßt,
Als mit dem Wenigen belastet hier zu schwitzen!
Was Du ererbt von Deinen Vätern hast,
Erwirb es, um es zu besitzen.
Was man nicht nützt, ist eine schwere Last;
Nur was der Augenblick erschafft, das kann er nützen.

Doch warum heftet sich mein Blick auf jene Stelle?
Ist jenes Fläschchen dort den Augen ein Magnet?
Warum wird mir auf einmal lieblich helle,
Als wenn im nächt'gen Wald uns Mondenglanz umweht?

Ich grüße Dich, Du einzige Phiole!
Die ich mit Andacht nun herunterhole,
In Dir verehr' ich Menschenwitz und -Kunst.
Du Inbegriff der holden Schlummersäfte,
Du Auszug aller tödtlich feinen Kräfte,
Erweise Deinem Meister Deine Gunst!
Ich sehe Dich, es wird der Schmerz gelindert,
Ich fasse Dich, das Streben wird gemindert,
Des Geistes Fluthstrom ebbet nach und nach.
Ins hohe Meer werd' ich hinausgewiesen,
Die Spiegelfluth erglänzt zu meinen Füßen,
Zu neuen Ufern lockt ein neuer Tag.

Ein Feuerwagen schwebt auf leichten Schwingen
An mich heran! Ich fühle mich bereit,
Auf neuer Bahn den Aether zu durchdringen,
Zu neuen Sphären reiner Thätigkeit.
Dies hohe Leben, diese Götterwonne!
Du, erst noch Wurm, und die verdienest Du?
Ja, kehre nur der holden Erdensonne
Entschlossen Deinen Rücken zu!
Vermesse Dich, die Pforten aufzureißen,
Vor denen Jeder gern vorüberschleicht.
Hier ist es Zeit, durch Thaten zu beweisen,
Daß Manneswürde nicht der Götterhöhe weicht,
Vor jener dunkeln Höhle nicht zu beben,
In der sich Phantasie zu eigner Qual verdammt,
Nach jenem Durchgang hinzustreben,
Um dessen engen Mund die ganze Hölle flammt;

Zu diesem Schritt sich heiter zu entschließen,
Und wär' es mit Gefahr, ins Nichts dahinzufließen.

Nun komm herab, krystallne reine Schale,
Hervor aus Deinem alten Futterale,
An die ich viele Jahre nicht gedacht!
Du glänztest bei der Väter Freudenfeste,
Erheitertest die ernsten Gäste,
Wenn Einer Dich dem Andern zugebracht.
Der vielen Bilder künstlich reiche Pracht,
Des Trinkers Pflicht, sie reimweis zu erklären,
Auf einen Zug die Höhlung auszuleeren,
Erinnert mich an manche Jugendnacht.
Ich werde jetzt Dich keinem Nachbar reichen,
Ich werde meinen Witz an Deiner Kunst nicht zeigen;
Hier ist ein Saft, der eilig trunken macht.
Mit brauner Fluth erfüllt er Deine Höhle.
Den ich bereitet, den ich wähle,
Der letzte Trunk sei nun mit ganzer Seele
Als festlich hoher Gruß dem Morgen zugebracht!

(Er setzt die Schale an den Mund.)

Glockenklang und Chorgesang.

Chor der Engel. Christ ist erstanden!*)
Freude dem Sterblichen,
Den die verderblichen,
Schleichenden, erblichen
Mängel umwanden.

Faust. Welch tiefes Summen, welch ein heller Ton
Zieht mit Gewalt das Glas von meinem Munde?
Verkündiget Ihr dumpfen Glocken schon
Des Osterfestes erste Feierstunde?
Ihr Chöre, singt Ihr schon den tröstlichen Gesang,
Der einst um Grabes Nacht von Engelslippen klang,
Gewißheit einem neuen Bunde?

Chor der Weiber.**) Mit Spezereien
Hatten wir ihn gesalbt,

*) Dem Gesange der Engel liegt das alte Osterlied der christlichen Kirche zum Grunde, welches anfängt: Christ ist erstanden
Von der Marter Banden.

**) Die Frauen werden in den Ev. Matth. 16, 1 genannt: „Und da der Sabbath vergangen war, kauften Maria Magdalena und Maria Jacobi (Jacob's Mutter) und Salome Spezerei, auf daß sie kämen und salbeten ihn." Zu Ev. Luc. (24, 10) wird noch „andere" Frauen gedacht und. Matt Salome, Johanna genannt. Vgl. auch Ev. Joh. 19, 40.

Wir, ſeine Treuen,
Hatten ihn hingelegt;
Tücher und Binden
Reinlich umwanden wir,
Ach, und wir finden
Chriſt nicht mehr hier.

Chor der Engel. Chriſt iſt erſtanden!
Selig der Liebende,
Der die betrübende,
Heilſam' und übende
Prüfung beſtanden.

Fauſt. Was ſucht Ihr, mächtig und gelind,
Ihr Himmelstöne, mich am Staube?
Klingt dort umher, wo weiche Menſchen ſind!
Die Botſchaft hör' ich wol, allein mir fehlt der Glaube;
Das Wunder iſt des Glaubens liebſtes Kind.
Zu jenen Sphären wag' ich nicht zu ſtreben,
Woher die holde Nachricht*) tönt;
Und doch, an dieſen Klang von Jugend auf gewöhnt,
Ruft er auch jetzt zurück mich in das Leben.
Sonſt ſtürzte ſich der Himmelsliebe Kuß
Auf mich herab in ernſter Sabbathſtille;
Da klang ſo ahnungsvoll des Glockentones Fülle,
Und ein Gebet war brünſtiger Genuß;
Ein unbegreiflich holdes Sehnen
Trieb mich, durch Wald und Wieſen hinzugehn,
Und unter tauſend heißen Thränen
Fühlt' ich mir eine Welt entſtehn.
Dies Lied verkündete der Jugend muntre Spiele,
Der Frühlingsfeier freies Glück;
Erinnrung hält mich nun mit kindlichem Gefühle
Vom letzten, ernſten Schritt zurück.
O, tönet fort, Ihr ſüßen Himmelslieder!
Die Thräne quillt, die Erde hat mich wieder!

Chor der Jünger.**) Hat der Begrabene
Schon ſich nach oben,
Lebend Erhabene,
Herrlich erhoben;
Iſt er in Werdeluſt

*) „Botſchaft" und „holde Nachricht" ſind Verdeutſchungen von „Evangelium".
**) Nach dem Ev. Joh. 20, 1 ff. ſind unter dieſen Jüngern nur Petrus und Johannes zu verſtehen.

Schaffender Freude nah;
Ach, an der Erde Bruſt
Sind wir zum Leide da.
Ließ er die Seinen
Schmachtend uns hier zurück;
Ach, wir beweinen,
Meiſter, Dein Glück!

Chor der Engel. Chriſt iſt erſtanden
Aus der Verweſung Schooß!
Reißet von Banden
Freudig Euch los!
Thätig ihn Preiſenden,
Liebe Beweiſenden,
Brüderlich Speiſenden,
Predigend Reiſenden,
Wonne Verheißenden,
Euch iſt der Meiſter nah,
Euch iſt er da!

Vor dem Thor.

Spaziergänger aller Art ziehen hinaus.

Einige Handwerksburſche. Warum denn dort hinaus?
Andre. Wir gehn hinaus aufs Jägerhaus.
Die Erſten. Wir aber wollen nach der Mühle wandern.
Ein Handwerksburſch.
Ich rath' Euch, nach dem Waſſerhof zu gehn.
Zweiter. Der Weg dahin iſt gar nicht ſchön.
Die Zweiten. Was thuſt denn Du?
Ein Dritter. Ich gehe mit den Andern.
Vierter. Nach Burgdorf kommt herauf! Gewiß, dort findet Ihr
Die ſchönſten Mädchen und das beſte Bier
Und Händel von der erſten Sorte.
Fünfter. Du überluſtiger Geſell, —
Juckt Dich zum dritten Mal das Fell?
Ich mag nicht hin, mir graut es vor dem Orte.
Dienſtmädchen. Nein, nein, ich gehe nach der Stadt zurück.

Andre. Wir finden ihn gewiß bei jenen Pappeln ſtehen.
Erſte. Das iſt für mich kein großes Glück;
Er wird an Deiner Seite gehen,
Mit Dir nur tanzt er auf dem Plan.
Was gehn mich Deine Freuden an!
Andre. Heut iſt er ſicher nicht allein;
Der Krauskopf, ſagt' er, würde bei ihm ſein.
Schüler. Blitz, wie die wackern Dirnen ſchreiten!
Herr Bruder, komm, wir müſſen ſie begleiten.
Ein ſtarkes Bier, ein beißender Toback
Und eine Magd im Putz, das iſt nun mein Geſchmack.
Bürgermädchen. Da ſieh mir nur die ſchönen Knaben!
Es iſt wahrhaftig eine Schmach;
Geſellſchaft könnten ſie die allerbeſte haben
Und laufen dieſen Mägden nach!
Zweiter Schüler (zum erſten). Nicht ſo geſchwind! Dort hinten kommen zwei,
Sie ſind gar niedlich angezogen,
's iſt meine Nachbarin dabei;
Ich bin dem Mädchen ſehr gewogen.
Sie gehen ihren ſtillen Schritt
Und nehmen uns doch auch am Ende mit.
Erſter. Herr Bruder, nein! Ich bin nicht gern genirt.
Geſchwind, daß wir das Wildpret nicht verlieren!
Die Hand, die Samstags ihren Beſen führt,
Wird Sonntags Dich am Beſten kareſſiren.
Bürger. Nein, er gefällt mir nicht, der neue Burgemeiſter!
Nun, da er's iſt, wird er nur täglich dreiſter.
Und für die Stadt, was thut denn er?
Wird es nicht alle Tage ſchlimmer?
Gehorchen ſoll man mehr als immer
Und zahlen mehr als je vorher.
Bettler (ſingt). Ihr guten Herrn, Ihr ſchönen Frauen,
So wohlgeputzt und backenroth,
Belieb' es Euch, mich anzuſchauen,
Und ſeht und mildert meine Noth!
Laßt hier mich nicht vergebens leiern!
Nur Der iſt froh, der geben mag.
Ein Tag, den alle Menſchen feiern,
Er ſei für mich ein Erntetag.
Andrer Bürger.
Nichts Beſſers weiß ich mir an Sonn- und Feiertagen

Als ein Gespräch von Krieg und Kriegsgeschrei,*)
Wenn hinten, weit, in der Türkei,
Die Völker auf einander schlagen.
Man steht am Fenster, trinkt sein Gläschen aus
Und sieht den Fluß hinab die bunten Schiffe gleiten;
Dann kehrt man Abends froh nach Haus
Und segnet Fried' und Friedenszeiten.

Dritter Bürger. Herr Nachbar, ja, so laß' ich's auch geschehn:
Sie mögen sich die Köpfe spalten,
Mag Alles durch einander gehn;
Doch nur zu Hause bleib's beim Alten.

Alte (zu den Bürgermädchen).
Ei! Wie geputzt! Das schöne junge Blut!
Wer soll sich nicht in Euch vergaffen? —
Nur nicht so stolz! Es ist schon gut!
Und was Ihr wünscht, das wißt' ich wol zu schaffen.

Bürgermädchen. Agathe, fort! Ich nehme mich in Acht,
Mit solchen Hexen öffentlich zu gehen;
Sie ließ mich zwar in Sankt Andreas' Nacht
Den künft'gen Liebsten leiblich sehen.**)

Die Andre. Mir zeigte sie ihn im Krystall,
Soldatenhaft mit mehreren Verwegnen;
Ich sieh' mich um, ich such' ihn überall,
Allein mir will er nicht begegnen.

Soldaten. Burgen mit hohen
Mauern und Zinnen,
Mädchen mit stolzen

---

*) „Von Kriegen und Kriegsgeschrei." Ev. Marci 13, 7.

**) In nördlichen Deutschland, am Harz, in Thüringen, gilt die Andreasnacht (30. November) als vorzugsweise günstig für die Brautjungschau, während im Süden, in Baiern und Schwaben, die Thomasnacht in nicht geringer Achtung steht. Bei dem Einen des Brautjungs wird das Bestreut von dem Mädchen getreten, und ein Vers gesprochen, wie z. B. folgender:

Bettspond, ich trete Dich,
Sankt Andreas, ich bitte Dich,
Laß doch erblicken
Den Herzallerliebsten meinen.
Soll er mir werden reich,
Schenkt er eine Kanne Wein;
Soll er nur werden arm,
So schenke mir eine Kanne Wasser.

Hierauf kommt die Gestalt des künftigen Ehemannes zur Thür herein und trinkt aus einem der zwei Becher, welche vorher auf einem weißgedeckten Tisch aufgestellt worden sind. (Vergl. Weimarer Sonntagsblatt, 1851 Nr. 51: „Die Brautjungschau und andere Liebes-Orakel.")

Höhnenden Sinnen
Möcht' ich gewinnen!
Kühn iſt das Mühen,
Herrlich der Lohn!

Und die Trompete
Laſſen wir werben,
Wie zu der Freude
So zum Verderben.
Das iſt ein Stürmen!
Das iſt ein Leben!
Mädchen und Burgen
Müſſen ſich geben.
Kühn iſt das Mühen,
Herrlich der Lohn!
Und die Soldaten
Ziehen davon.

Fauſt und Wagner.

Fauſt. Vom Eiſe befreit ſind Strom und Bäche
Durch des Frühlings holden, belebenden Blick,
Im Thale grünet Hoffnungsglück;
Der alte Winter in ſeiner Schwäche
Zog ſich in rauhe Berge zurück.
Von dorther ſendet er, fliehend, nur
Ohnmächtige Schauer körnigen Eiſes
In Streifen über die grünende Flur.
Aber die Sonne duldet kein Weißes,
Ueberall regt ſich Bildung und Streben,
Alles will ſie mit Farben beleben;
Doch an Blumen fehlt's im Revier,
Sie nimmt geputzte Menſchen dafür.
Kehre Dich um, von dieſen Höhen
Nach der Stadt zurück zu ſehen.
Aus dem hohlen, finſtern Thor
Dringt ein buntes Gewimmel hervor.
Jeder ſonnt ſich heute ſo gern.
Sie feiern die Auferſtehung des Herrn,
Denn ſie ſind ſelber auferſtanden;
Aus niedriger Häuſer dumpfen Gemächern,
Aus Handwerks- und Gewerbesbanden,
Aus dem Druck von Giebeln und Dächern,

Aus der Straßen quetschender Enge,
Aus der Kirchen ehrwürdiger Nacht
Sind sie Alle ans Licht gebracht.
Sieh nur, sieh, wie behend sich die Menge
Durch die Gärten und Felder zerschlägt,
Wie der Fluß in Breit' und Länge
So manchen lustigen Nachen bewegt,
Und, bis zum Sinken überladen,
Entfernt sich dieser letzte Kahn.
Selbst von des Berges fernen Pfaden
Blinken uns farbige Kleider an.
Ich höre schon des Dorfs Getümmel,
Hier ist des Volkes wahrer Himmel,
Zufrieden jauchzet Groß und Klein:
Hier bin ich Mensch, hier darf ich's sein.

Wagner. Mit Euch, Herr Doktor, zu spazieren,
Ist ehrenvoll und ist Gewinn;
Doch würd' ich nicht allein mich her verlieren,
Weil ich ein Feind von allem Rohen bin.
Das Fiedeln, Schreien, Kegelschieben
Ist mir ein gar verhaßter Klang;
Sie toben, wie vom bösen Geist getrieben,
Und nennen's Freude, nennen's Gesang.

Bauern unter der Linde.

Tanz und Gesang.*)

Der Schäfer putzte sich zum Tanz
Mit bunter Jacke, Band und Kranz,
Schmuck war er angezogen.
Schon um die Linde war es voll,
Und Alles tanzte schon wie toll.
Juchhe! Juchhe!
Juchheisa! Heisa! He!
So ging der Fiedelbogen.

*) S. Weigand im Grimm's Wörterbuch IV, 307 unter „Frühlingsfuhrbarkeit" und 314 unter „Frühlingstanz") erblickt in obiger Scene die Feier des Frühlingsfestes (ebenda, 301). Es ist aber nur das ländliche Vergnügen am Oster-Nachmittage gemeint; das Frühlingsfest fällt damit nicht zusammen. Derartige Tänze, wie der Birnentanz (K. Hildebrand, ebenda V, 807), wurden nach alter deutscher Sitte um die Linde des Dorfes gehalten. Das Liedes „Der Schäfer putzte sich zum Tanz" gedenkt Goethe bereits in „Wilhelm Meister's Lehrjahre" (2. Buch, 11. Kap.) zu einer Zeit (1795), als obige Scene noch nicht gereimt war. (Siehe auch Gedichte III, 6.)

Er drückte haſtig ſich heran;
Da ſtieß er an ein Mädchen an
Mit ſeinem Ellenbogen.
Die friſche Dirne kehrt' ſich um
Und ſagte: „Nun, das ſind' ich dumm."
Juchhe! Juchhe!
Juchheiſa! Heiſa! He!
„Seid nicht ſo ungezogen!"

Doch burtig in dem Kreiſe ging's;
Sie tanzten rechts, ſie tanzten links,
Und alle Röcke flogen.
Sie wurden roth, ſie wurden warm
Und ruhten athmend Arm in Arm.
Juchhe! Juchhe!
Juchheiſa! Heiſa! He!
Und Hüft' an Ellenbogen.

„Und thu mir doch nicht ſo vertraut!
Wie Mancher hat nicht ſeine Braut
Belogen und betrogen!"
Er ſchmeichelte ſie doch bei Seit',
Und von der Linde ſcholl es weit:
Juchhe! Juchhe!
Juchheiſa! Heiſa! He!
Geſchrei und Fiedelbogen.

Alter Bauer. Herr Doktor, das iſt ſchön von Euch,
Daß Ihr uns heute nicht verſchmäht
Und unter dieſes Volksgedräng'
Als ein ſo Hochgelahrter geht.
So nehmet auch den ſchönſten Krug,
Den wir mit friſchem Trunk gefüllt.
Ich bring' ihn zu und wünſche laut,
Daß er nicht nur den Durſt Euch ſtillt:
Die Zahl der Tropfen, die er hegt,
Sei Euren Tagen zugelegt!

Fauſt. Ich nehme den Erquickungstrank,
Erwidr' Euch Allen Heil und Dank.

(Das Volk ſammelt ſich im Kreis umher.)

Alter Bauer. Fürwahr, es iſt ſehr wohl gethan,
Daß Ihr am frohen Tag erſcheint;
Habt Ihr es vormals doch mit uns
An böſen Tagen gut gemeint!

Gar Mancher steht lebendig hier,
Den Euer Vater noch zuletzt
Der heißen Fieberwuth entriß,
Als er der Seuche Ziel gesetzt.
Auch damals Ihr, ein junger Mann,
Ihr gingt in jedes Krankenhaus;
Gar manche Leiche trug man fort,
Ihr aber kamt gesund heraus,
Bestandet manche harte Proben;
Dem Helfer half der Helfer droben.
Alle. Gesundheit dem bewährten Mann,
Daß er noch lange helfen kann!
Faust. Vor Jenem droben steht gebückt,
Der helfen lehrt und Hilfe schickt.
(Er geht mit Wagnern weiter.)
Wagner. Welch ein Gefühl mußt Du, o großer Mann,
Bei der Verehrung dieser Menge haben!
O glücklich, wer von seinen Gaben
Solch einen Vortheil ziehen kann!
Der Vater zeigt Dich seinem Knaben,
Ein Jeder fragt und drängt und eilt,
Die Fiedel steckt, der Tänzer weilt.
Du gehst, in Reihen stehen sie,
Die Mützen fliegen in die Höh,
Und wenig fehlt, so beugten sich die Knie,
Als käm' das Venerabile.*)
Faust. Nur wenig Schritte noch hinauf zu jenem Stein!
Hier wollen wir von unsrer Wandrung rasten.
Hier saß ich oft gedankenvoll allein
Und quälte mich mit Beten und mit Fasten.
An Hoffnung reich, im Glauben fest,
Mit Thränen, Seufzen, Händeringen
Dacht' ich das Ende jener Pest
Vom Herrn des Himmels zu erzwingen.
Der Menge Beifall tönt mir nun wie Hohn.
O, könntest Du in meinem Innern lesen,
Wie wenig Vater und Sohn
Solch eines Ruhmes werth gewesen!
Mein Vater war ein dunkler Ehrenmann,

*) Die bei den Prozessionen der Katholiken vorangetragene Monstranz mit dem Leibe Christi.

Der über die Natur und ihre heil'gen Kreiſe
In Redlichkeit, jedoch auf ſeine Weiſe,
Mit grillenhafter Mühe ſann;
Der in Geſellſchaft von Adepten*)
Sich in die ſchwarze Küche ſchloß
Und nach unendlichen Rezepten
Das Widrige zuſammengoß.
Da ward ein rother Leu, ein kühner Freier,
Im lauen Bad der Lilie vermählt,
Und beide dann mit offnem Flammenfeuer
Aus einem Brautgemach ins andere gequält.
Erſchien darauf mit bunten Farben
Die junge Königin im Glas,**)
Hier war die Arzenei, die Patienten ſtarben,
Und Niemand fragte, wer genas.
So haben wir mit hölliſchen Latwergen,
In dieſen Thälern, dieſen Bergen
Weit ſchlimmer als die Peſt getobt.
Ich habe ſelbſt den Gift an Tauſende gegeben;
Sie welkten hin, — ich muß erleben,
Daß man die frechen Mörder lobt.

Wagner. Wie könnt Ihr Euch darum betrüben!
Thut nicht ein braver Mann genug,
Die Kunſt, die man ihm übertrug,
Gewiſſenhaft und pünktlich auszuüben?
Wenn Du als Jüngling Deinen Vater ehrſt,
So wirſt Du gern von ihm empfangen;
Wenn Du als Mann die Wiſſenſchaft vermehrſt,
So kann Dein Sohn zu höherm Ziel gelangen.

---

*) Adepten, (v. l. die es erreicht haben, von adipisci) nannten ſich die Alchymiſten, Philoſophen und Mediziner am Ausgange des Mittelalters, deren Hauptſtreben auf das Auffinden des Steins der Weiſen, als des höchſten irdiſchen Guts, gerichtet war. Die ſchwarze Küche bezeichnet ihr Laboratorium; in einem ſolchen wird im zweiten Akt des zweiten Theils unſrer Tragödie der Homunkulus künſtlich hervorgebracht.

**) Der aus dem Golde gewonnene ſogenannte metalliſche Same wird als rother Leu, der aus dem Silber gezogene als Lilie bezeichnet. Beide vereinigt man in einem luftdichten Glasgefäße und deſtillirt ſie in einem beſondern Ofen bei mäßigem Feuer. Mehrfach wechſelt man das Gefäß, und das Feuer wird allmählig ſo lange geſteigert, bis es zur höchſten Hitze gebracht iſt, wo dann endlich der Stein der Weiſen, die Panazee, die Univerſalmedizin, hier die junge Königin genannt, gewonnen wird. Die Bezeichnungen „Bad“ und „Brautkammer“ gehören dem alchymiſtiſchen Sprachgebrauche an. (Düntzer.)

Faust. O glücklich, wer noch hoffen kann,
Aus diesem Meer des Irrthums aufzutauchen!
Was man nicht weiß, das eben brauchte man,
Und was man weiß, kann man nicht brauchen.
Doch laß uns dieser Stunde schönes Gut
Durch solchen Trübsinn nicht verkümmern!
Betrachte, wie in Abendsonnengluth
Die grünumgebnen Hütten schimmern.
Sie rückt und weicht, der Tag ist überlebt,
Dort eilt sie hin und fördert neues Leben.
O, daß kein Flügel mich vom Boden hebt,
Ihr nach und immer nach zu streben!
Ich säh' im ewigen Abendstrahl
Die stille Welt zu meinen Füßen,
Entzündet alle Höhn, beruhigt jedes Thal,
Den Silberbach in goldne Ströme fließen.
Nicht hemmte dann den göttergleichen Lauf
Der wilde Berg mit allen seinen Schluchten;
Schon thut das Meer sich mit erwärmten Buchten
Vor den erstaunten Augen auf.
Doch scheint die Göttin endlich wegzusinken;
Allein der neue Trieb erwacht,
Ich eile fort, ihr ew'ges Licht zu trinken,
Vor mir den Tag und hinter mir die Nacht,
Den Himmel über mir und unter mir die Wellen.
Ein schöner Traum, indessen sie entweicht!
Ach, zu des Geistes Flügeln wird so leicht
Kein körperlicher Flügel sich gesellen.
Doch ist es Jedem eingeboren,
Daß sein Gefühl hinauf und vorwärts dringt,
Wenn über uns, im blauen Raum verloren,
Ihr schmetternd Lied die Lerche singt,
Wenn über schroffen Fichtenhöhen
Der Adler ausgebreitet schwebt,
Und über Flächen, über Seen
Der Kranich nach der Heimath strebt.

Wagner. Ich hatte selbst oft grillenhafte Stunden,
Doch solchen Trieb hab' ich noch nie empfunden.
Man sieht sich leicht an Wald und Feldern satt,
Des Vogels Fittig werd' ich nie beneiden.
Wie anders tragen uns die Geistesfreuden
Von Buch zu Buch, von Blatt zu Blatt!

Da werden Winternächte hold und ſchön,
Ein ſelig Leben wärmet alle Glieder,
Und, ach, entrollſt Du gar ein würdig Pergamen,
So ſteigt der ganze Himmel zu Dir nieder.

Fauſt. Du biſt Dir nur des einen Triebs bewußt;
O, lerne nie den andern kennen!
Zwei Seelen wohnen, ach, in meiner Bruſt,*)
Die eine will ſich von der andern trennen;
Die eine hält in derber Liebesluſt
Sich an die Welt mit klammernden Organen;
Die andre hebt gewaltſam ſich vom Duſt**)
Zu den Gefilden hoher Ahnen.***)
O, giebt es Geiſter in der Luft,
Die zwiſchen Erd' und Himmel herrſchend weben,
So ſteiget nieder aus dem goldnen Duft
Und führt mich weg zu neuem, buntem Leben!
Ja, wäre nur ein Zaubermantel mein,
Und trüg' er mich in fremde Länder,
Mir ſollt' er um die köſtlichſten Gewänder,
Nicht feil um einen Königsmantel ſein.

Wagner. Berufe nicht die wohlbekannte Schaar,
Die ſtromend ſich im Dunſtkreis überbreitet,
Dem Menſchen tauſendfältige Gefahr
Von allen Enden her bereitet.
Von Norden bringt der ſcharfe Geiſterzahn
Auf Dich herbei mit pfeilgeſpitzten Zungen;
Von Morgen ziehn vertrocknend ſie heran
Und nähren ſich von Deinen Lungen;
Wenn ſie der Mittag aus der Wüſte ſchickt,
Die Gluth auf Gluth um Deinen Scheitel häufen,

---

*) Schr. v. Biedermann hat darauf aufmerkſam gemacht („Die Quellen und Analoge" ꝛc. 1880, S. 26), daß in Wieland's lyriſchem Drama „Die Wahl des Herkules" vom Jahre 1773 der zwiſchen Tugend und Laſter ſchwankende Heldgott ſich ähnlich ausdrückt:

O Göttin! Löſe mir
Das Räthſel meines Herzens auf!
Zwo Seelen — zu gewiß fühl' ich's! —
Zwo Seelen kämpfen in meiner Bruſt u. ſ. w.

**) Dies ſelbe niederdeutſche Wort für Staub und Dunſt (Grimm II. 1761 und 1563 unter Dunſt, 8) braucht Goethe hier in der erſten, in der Bacchanten-Scene des zweiten Theils (3 Akt) in der zweiten Bedeutung. Bei Rückert und Beck (In Duft und Wuft) kommt das Wort gleichfalls vor.

***) Dem Verſe liegt die Vorſtellung von einem höheren, himmliſchen Urſprunge der Menſchen und dem Verluſte des Paradieſes durch den Sündenfall zu Grunde.

So bringt der West den Schwarm, der erst erquickt,
Um Dich und Feld und Aue zu ersäufen.
Sie hören gern, zum Schaden froh gewandt,
Gehorchen gern, weil sie uns gern betrügen;
Sie stellen wie vom Himmel sich gesandt
Und lispeln englisch, wenn sie lügen.*)
Doch gehen wir! Ergraut ist schon die Welt,
Die Luft gekühlt, der Nebel fällt!
Am Abend schätzt man erst das Haus. —
Was stehst Du so und blickst erstaunt hinaus?
Was kann Dich in der Dämmrung so ergreifen?

Faust.

Siehst Du den schwarzen Hund durch Saat und Stoppel streifen?

Wagner. Ich sah ihn lange schon; nicht wichtig schien er mir.

Faust. Betracht ihn recht! Für was hältst Du das Thier?

Wagner. Für einen Pudel, der auf seine Weise
Sich auf der Spur des Herren plagt.

Faust. Bemerkst Du, wie in weitem Schneckenkreise
Er um uns her und immer näher jagt?
Und irr' ich nicht, so zieht ein Feuerstrudel
Auf seinen Pfaden hinterdrein.

Wagner. Ich sehe nichts als einen schwarzen Pudel;
Es mag bei Euch wol Augentäuschung sein.

Faust. Mir scheint es, daß er magisch leise Schlingen
Zu künft'gem Band um unsre Füße zieht.

Wagner. Ich seh' ihn ungewiß und furchtsam uns umspringen,
Weil er statt seines Herrn zwei Unbekannte sieht.

Faust. Der Kreis wird eng; schon ist er nah!

Wagner. Du siehst, ein Hund, und kein Gespenst ist da.
Er knurrt und zweifelt, legt sich auf den Bauch,
Er wedelt. Alles Hundebrauch.

Faust. Geselle Dich zu uns! Komm hier!

Wagner. Es ist ein pudelnärrisch Thier.
Du stehest still, er wartet auf;

*) Wagner folgt dem mittelalterlichen Aberglauben von Luftgeistern, die in den vier verschiedenen Weltgegenden ihren Sitz haben, und denen er die Schädlichkeit der vier Winde zuschreibt. Jede dieser vier Arten von Luftgeistern hat ihren eigenen Fürsten, wie dies in dem ältesten Faustbuche vom Jahre 1587 der Teufel in der ersten Disputation mit Faust (S. 17 des Abdrucks von Kuhn, Herbst, 1868) näher ausführt. Diese Geister wissen die Menschen zu verführen, indem sie wie Engel „lispeln". Nach dem ältern Glauben sind es Zwerge, welche die vier Hauptwinde leiten (Grimm, Mythol. S. 430).

Du ſprichſt ihn an, er ſtrebt an Dir hinauf;
Verliere was, er wird es bringen,
Nach Deinem Stock ins Waſſer ſpringen.

Fauſt. Du haſt wol Recht; ich finde nicht die Spur
Von einem Geiſt, und Alles iſt Dreſſur.

Wagner. Dem Hunde, wenn er gut gezogen,
Wird ſelbſt ein weiſer Mann gewogen.
Ja, Deine Gunſt verdient er ganz und gar,
Er, der Studenten trefflicher Scolar.

(Sie gehen in das Stadtthor.)

Studirzimmer.

Fauſt (mit dem Pudel hereintretend).
Verlaſſen hab' ich Feld und Auen,
Die eine tiefe Nacht bedeckt,
Mit ahnungsvollem, heil'gem Grauen
In uns die beſſre Seele weckt.
Entſchlafen ſind nun wilde Triebe
Mit jedem ungeſtümen Thun;
Es reget ſich die Menſchenliebe,
Die Liebe Gottes regt ſich nun.

Sei ruhig, Pudel! Renne nicht hin und wieder!
An der Schwelle was ſchnoperſt Du hier?
Lege Dich hinter den Ofen nieder!
Mein beſtes Kiſſen geb' ich Dir.
Wie Du draußen auf dem bergigen Wege
Durch Rennen und Springen ergetzt uns haſt,
So nimm nun auch von mir die Pflege
Als ein willkommner ſtiller Gaſt.

Ach, wenn in unſrer engen Zelle
Die Lampe freundlich wieder brennt,
Dann wird's in unſerm Buſen helle,
Im Herzen, das ſich ſelber kennt.
Vernunft fängt wieder an zu ſprechen,
Und Hoffnung wieder an zu blühn;
Man ſehnt ſich nach des Lebens Bächen,
Ach, nach des Lebens Quelle hin.

Knurre nicht, Pudel! Zu den heiligen Tönen,
Die jetzt meine ganze Seel' umfaſſen,

Will der thierische Laut nicht passen.
Wir sind gewohnt, daß die Menschen verhöhnen,
Was sie nicht verstehn,
Daß sie vor dem Guten und Schönen,
Das ihnen oft beschwerlich ist, murren;
Will es der Hund, wie sie, beknurren?

Aber ach, schon fühl' ich, bei dem besten Willen,
Beziehungen nicht mehr aus dem Busen quillen.
Aber warum muß der Strom so bald versiegen,
Und wir wieder im Durste liegen?
Davon hab' ich so viel Erfahrung.
Doch dieser Mangel läßt sich ersetzen,
Wir lernen das Ueberirdische schätzen,
Wir sehnen uns nach Offenbarung,
Die nirgends würd'ger und schöner brennt
Als in dem neuen Testament.
Mich drängt's, den Grundtext aufzuschlagen,
Mit redlichem Gefühl einmal
Das heilige Original
In mein geliebtes Deutsch zu übertragen.

(Er schlägt ein Volum auf und schickt sich an.)

Geschrieben steht: „Im Anfang war das Wort!“*)
Hier stock' ich schon! Wer hilft mir weiter fort?
Ich kann das Wort so hoch unmöglich schätzen;
Ich muß es anders übersetzen,
Wenn ich vom Geiste recht erleuchtet bin.
Geschrieben steht: „Im Anfang war der Sinn.“
Bedenke wohl die erste Zeile,
Daß Deine Feder sich nicht übereile!
Ist es der Sinn, der Alles wirkt und schafft?
Es sollte stehn: „Im Anfang war die Kraft!“
Doch, auch indem ich dieses niederschreibe,
Schon warnt mich was, daß ich dabei nicht bleibe.

*) Evang. Johannis I, 1 lautet nach der Uebersetzung Luther's: „Im Anfang war das Wort, und das Wort war bei Gott, und Gott war das Wort.“ In dem griechischen Original steht für „Wort“ λογος: *Εν αρχῃ ἠν ὁ λογος, καὶ ὁ λογος ἠν πρὸς τον θεον, καὶ θεος ἠν ὁ λογος.* Das griechische λογος aber hat sehr mannichfache Bedeutungen; wesentlich aber bedeutet es die Vernunft und deren Aeußerungen und Bethätigungen. Nach der Sage waren dem Faust die Evangelien, mit alleiniger Ausnahme des Evangelii Johannis, zu lesen gestattet.

Mir bist der Geist! Auf einmal seh' ich Rath
Und schreibe getrost: „Im Anfang war die That!"

Soll ich mit Dir das Zimmer theilen,
Pudel, so laß das Heulen,
So laß das Bellen!
Solch einen störenden Gesellen
Mag ich nicht in der Nähe leiden.
Einer von uns Beiden
Muß die Zelle meiden.
Ungern heb' ich das Gastrecht auf,
Die Thür ist offen, hast freien Lauf.
Aber was muß ich sehen!
Kann das natürlich geschehen?
Ist es Schatten? Ist's Wirklichkeit?
Wie wird mein Pudel lang und breit!
Er hebt sich mit Gewalt,
Das ist nicht eines Hundes Gestalt!
Welch ein Gespenst bracht' ich ins Haus!
Schon sieht er wie ein Nilpferd aus,
Mit feurigen Augen, schrecklichem Gebiß.
O, Du bist mir gewiß!
Für solche halbe Höllenbrut
Ist Salomonis Schlüssel*) gut.

Geister (auf dem Gange). Drinnen gefangen ist Einer!
Bleibet draußen! Folg' ihm Keiner!
Wie im Eisen der Fuchs,
Zagt ein alter Höllenluchs.
Aber gebt Acht!
Schwebet hin, schwebet wieder,
Auf und nieder,
Und er hat sich losgemacht.
Könnt Ihr ihm nützen,
Laßt ihn nicht sitzen!

*) Salomo galt im Mittelalter als der erste Geisterbeschwörer und als Erfinder dieser Kunst (Bodinus, De Magorum Daemonomania, übersetzt von Fischart, 1586, S. 93); daher hießen die Zauberbücher, welche darin Unterweisung ertheilten: Salomonis Schlüssel, Clavicula Salomonis. Ein solches erschien 1686 im Drucke. Ursprünglich waren die zu beschwörenden Geister keineswegs Dämonen der Hölle, vielmehr gute, himmlische oder auch neutrale Natur-Geister. Diese sind, je nachdem sie dem Feuer, dem Wasser, der Luft oder der Erde angehören: Salamander, Undenen (oder Nymphen, Sirenen), Sylphen und Kobolde (Gnomen, Berggeister). Faust sieht diese Geister als nur halb der Hölle angehörig an.

Denn er that uns Allen
Schon viel zu Gefallen.

Faust. Erst zu begegnen dem Thiere,
Brauch' ich den Spruch der Viere.
Salamander soll glühen,
Undene sich winden,
Sylphe verschwinden,
Kobold sich mühen!
Wer sie nicht kennte,
Die Elemente,
Ihre Kraft
Und Eigenschaft,
Wäre kein Meister
Ueber die Geister.
Verschwind in Flammen,
Salamander!
Rauschend fließe zusammen,
Undene!
Leucht in Meteorenschöne,
Sylphe!
Bring häusliche Hilfe,
Incubus! Incubus!*)
Tritt hervor und mache den Schluß!
Keines der Viere
Steckt in dem Thiere.
Es liegt ganz ruhig und grinst mich an;
Ich hab' ihm noch nicht weh gethan.
Du sollst mich hören
Stärker beschwören.
Bist Du, Geselle,
Ein Flüchtling der Hölle,
So sieh dies Zeichen,**)
Dem sie sich beugen,
Die schwarzen Schaaren!
Schon schwillt es auf mit borstigen Haaren.
Verworfnes Wesen!
Kannst Du ihn lesen?
Den Nicentsprossnen,

*) Incubus und Succubus sind Namen für den Alp, den Kobold, den der Erde entstiegenen Hausgeist der deutschen Mythologie (Grimm, S. 479 ff.).
**) Das Zeichen des Kreuzes, das natürlich mehr Kraft hat als Salomonis Schlüssel.

Unausgeſprochnen,
Durch alle Himmel Gegoſſnen,
Frevenlich Durchſtochnen?
Hinter den Ofen gebannt,
Schwillt es wie ein Elefant,
Den ganzen Raum füllt es an,
Es will zum Nebel zerfließen.
Steige nicht zur Decke hinan!
Lege Dich zu des Meiſters Füßen!
Du ſiehſt, daß ich nicht vergebens drohe.
Ich verſenge Dich mit heiliger Lohe!
Erwarte nicht
Das dreimal glühende Licht!*)
Erwarte nicht
Die ſtärkſte von meinen Künſten!

Mephiſtopheles tritt, indem der Nebel fällt, gekleidet wie ein fahrender Scholaſtikus **), hinter dem Ofen hervor.

Mephiſt. Wozu der Lärm? Was ſteht dem Herrn zu Dienſten?

Fauſt. Das alſo war des Pudels Kern!
Ein fahrender Scholaſt? Der Kauz macht mich lachen.

Mephiſtopheles. Ich ſalutire den gelehrten Herrn!
Ihr habt mich weidlich ſchwitzen machen.

Fauſt. Wie nennſt Du Dich?

Mephiſtopheles. Die Frage ſcheint mir klein
Für Einen, der das Wort ſo ſehr verachtet,
Der, weit entfernt von allem Schein,
Nur in der Weſen Tiefe trachtet.

Fauſt. Bei Euch, Ihr Herrn, kann man das Weſen
Gewöhnlich aus dem Namen leſen,
Wo es ſich allzu deutlich weiſt,
Wenn man Euch Fliegengott, Verderber, Lügner ***) heißt.
Nun gut, wer biſt Du denn?

---

*) Nach dem Zeichen des gekreuzigten Chriſtus das der göttlichen Dreifaltigkeit. Das erſtere genügt aber zur Beſchwörung des Mephiſtopheles.

**) Nach der Fauſtſage erſcheint Mephiſtopheles in Geſtalt eines grauen Mönchs oder Abts. (Das älteſte Fauſtbuch. Wortgetreuer Abdruck von Pfitzner, S. 16 u. 126.) Fahrende Schüler (scholastici vagantes, herumreiſende Studenten) trieben das Nekromanten- und Aſtrologen-Unweſen in Deutſchland bis ins 17. Jahrhundert. Der hiſtoriſche Fauſt war ſelbſt ein fahrender Scholaſt, ebenſo der berühmte Paracelſus (Paracelſus, von Leſſing 1839, S. 39). Bekannt iſt Hans Sachs' Faſtnachtſpiel: „Der fahrende Schüler mit dem Teufelbannen" (1551).

***) Beelzebub, wie der Götze zu Ekron hieß (2. Buch d. Könige 1, 2 Baal Zebub), bedeutet Fliegengott; die Bezeichnungen des Teufels als Ver-

Mephistopheles. Ein Theil von jener Kraft,
Die stets das Böse will und stets das Gute schafft.
Faust. Was ist mit diesem Räthselwort gemeint?
Mephistopheles. Ich bin der Geist, der stets verneint!
Und das mit Recht: denn Alles, was entsteht,
Ist werth, daß es zu Grunde geht;
Drum besser wär's, daß nichts entstünde.
So ist denn Alles, was Ihr Sünde,
Zerstörung, kurz das Böse nennt,
Mein eigentliches Element.*)
Faust. Du nennst Dich einen Theil und stehst doch ganz vor mir?
Mephistopheles. Bescheidne Wahrheit sprech' ich Dir.
Wenn sich der Mensch, die kleine Narrenwelt,
Gewöhnlich für ein Ganzes hält;
Ich bin ein Theil des Theils, der anfangs Alles war,
Ein Theil der Finsterniß, die sich das Licht gebar,
Das stolze Licht, das nun der Mutter Nacht
Den alten Rang, den Raum ihr streitig macht.**)
Und doch gelingt's ihm nicht, da es, so viel es strebt,
Verhaftet an den Körpern klebt;
Von Körpern strömt's, die Körper macht es schön,
Ein Körper hemmt's auf seinem Gange.
So, hoff' ich, dauert es nicht lange,
Und mit den Körpern wird's zu Grunde gehn.
Faust. Nun kenn' ich Deine würd'gen Pflichten!

---

derber und Lügner lassen sich auf den Abaddon, den Engel des Abgrunds (Offenb. 9, 11) und auf Evang. Johannis 8, 44 zurückführen, woselbst der Teufel Mörder und Lügner genannt wird. Nach Dünzer bedeutet Abaddon Verderber. Zur Bezeichnung Lügner stimmt auch Diabolus, d. h. Verleumder (Bodin, Daemonomania 1586, S. 43), und dieselbe folgt aus dem Gegensatz zu Christus, „der da ist der Weg, die Wahrheit und das Leben."

*) In der Anschauung der Scholastik des Mittelalters ist der Teufel der Henker oder Nachrichter der Gerechtigkeit Gottes. Bodin (a. a. O. S. 47) definirt seine Function dahin: „Dann in gleicher Weis', wie ein Schöpfer, Vater und Erhalter zu der Schöpfung, Fortpflanzung und Erhaltung von Arten ist: also ist auch der Verderber zur successiven Corruption oder zur an einander gehängten Zerstörung in dieser elementarischen Welt von Nöthen."

**) Nach der griechischen Kosmogonie ging, wie hier, die Erschaffung der Finsterniß, des Erebos, des Sohns des Chaos, — wie Faust den Mephistopheles weiter unten gleichfalls nennt, neben: Sohn der Hölle — der des Lichts voraus. Ebenso verhält es sich nach der biblischen Schöpfungslehre: 1. Buch Mosis 1, 2 u. 3. Vergl. auch Goethe's Twans-Gericht „Wiederfinden", Strophe 3:

„Auf that sich das Licht, sich trennte
Schon die Finsterniß von ihm,
Und sogleich die Elemente
Scheidend aus einander fliehn."

Du kannst im Großen nichts vernichten
Und fängst es nun im Kleinen an.

Mephistopheles. Und freilich ist nicht viel damit gethan.
Was sich dem Nichts entgegenstellt,
Das Etwas, diese plumpe Welt,
So viel als ich schon unternommen,
Ich wußte nicht ihr beizukommen,
Mit Wellen, Stürmen, Schütteln, Brand;
Gerubig bleibt am Ende Meer und Land!
Und dem verdammten Zeug, der Thier- und Menschenbrut,
Dem ist nun gar nichts anzuhaben.
Wie Viele hab' ich schon begraben!
Und immer circulirt ein neues, frisches Blut.
So geht es fort, man möchte rasend werden!
Der Luft, dem Wasser wie der Erden
Entwinden tausend Keime sich
Im Trocknen, Feuchten, Warmen, Kalten!
Hätt' ich mir nicht die Flamme vorbehalten,
Ich hätte nichts Apart's für mich.

Faust. So setzest Du der ewig regen,
Der heilsam schaffenden Gewalt
Die kalte Teufelsfaust entgegen,
Die sich vergebens tückisch ballt!
Was Anders suche zu beginnen,
Des Chaos wunderlicher Sohn!

Mephistopheles. Wir wollen wirklich uns besinnen;
Die nächsten Male mehr davon!
Dürft' ich wol diesmal mich entfernen?

Faust. Ich sehe nicht, warum Du fragst.
Ich habe jetzt Dich kennen lernen;
Besuche nun mich, wie Du magst.
Hier ist das Fenster, hier die Thüre,
Ein Rauchfang ist Dir auch gewiß.

Mephistopheles. Gesteh' ich's nur, daß ich hinausspaziere,
Verbietet mir ein kleines Hinderniß,
Der Drudenfuß auf Eurer Schwelle —

Faust. Das Pentagramma*) macht Dir Pein?

*) Verlängert man die Seiten eines regelmäßigen Fünfecks, bis sie sich schneiden, so entsteht das Pentagramma, eine Figur, die man mit einem Zuge herstellen kann und die von fünf Seiten aus die Gestalt des A zeigt, weshalb sie auch Pentalpha heißt. Den Pythagoreern diente dies Sternfünfeck (Lucian) als Gruß und Zeichen der Gesundheit (ὑγιεία);

Ei, sage mir, Du Sohn der Hölle,
Wenn das Dich bannt, wie kamst Du denn herein?
Wie ward ein solcher Geist betrogen?

Mephistopheles. Beschaut es recht! Es ist nicht gut gezogen;
Der eine Winkel, der nach außen zu,
Ist, wie Du siehst, ein wenig offen.

Faust. Das hat der Zufall gut getroffen!
Und mein Gefangner wärst denn Du?
Das ist von ungefähr gelungen!

Mephistopheles.
Der Pudel merkte nichts, als er hereingesprungen.
Die Sache sieht jetzt anders aus:
Der Teufel kann nicht aus dem Haus.

Faust. Doch warum gehst Du nicht durchs Fenster?

Mephistopheles. 's ist ein Gesetz der Teufel und Gespenster:
Wo sie hereingeschlüpft, da müssen sie hinaus.
Das Erste steht uns frei, beim Zweiten sind wir Knechte.

Faust. Die Hölle selbst hat ihre Rechte?
Das find' ich gut! Da ließe sich ein Pakt,
Und sicher wol, mit Euch, Ihr Herren, schließen?

Mephistopheles.
Was man verspricht, das sollst Du rein genießen,
Dir wird davon nichts abgemackt.
Doch das ist nicht so kurz zu fassen,
Und wir besprechen das sonächst;
Doch jetzo bitt' ich hoch und höchst,
Für dieses Mal mich zu entlassen.

Faust. So bleibe doch noch einen Augenblick,
Um mir erst gute Mähr zu sagen.

Mephistopheles.
Jetzt laß mich los! Ich komme bald zurück;
Dann magst Du nach Belieben fragen.

Faust. Ich habe Dir nicht nachgestellt,

später ist es ein beliebtes Wirthshausschild und Bierzeichen geworden, dessen kosmische und astronomische Bedeutung neuerdings Zeising (Teutsche Vierteljahrsschrift, Nr. 121) entwickelt hat. In der deutschen Mythologie galt das Zeichen als Stärke schwangerschaftiger Kornen und wohlthätiger Druden, bis die christliche Anschauung diese Wesen in die Geister und Hexen verwandelte. Nun wurde der Drudenfuß, jenes Pentagramma, neben dem Zeichen des Kreuzes zur Abwehr der Druden und Hexen an Schwellen oder Thüren angebracht (s. Beim Sonntagsl. 1856 Nr. 30. J. Sauve über den „Drudenfuß").
In Goethes Maskenzug zum 18. Dezember 1818 heißt es von Faust:
Mit Zirkel und Fünfwinkelzeichen
Weiß er Unendliches erreichen u. s. w.

Biſt Du doch ſelbſt ins Garn gegangen.
Den Teufel halte, wer ihn hält!
Er wird ihn nicht ſo bald zum zweiten Male fangen.

Mephiſtopheles. Wenn Dir's beliebt, ſo bin ich auch bereit,
Dir zur Geſellſchaft hier zu bleiben;
Doch mit Bedingniß, Dir die Zeit
Durch meine Künſte würdig zu vertreiben.

Fauſt. Ich ſeh' es gern, das ſteht Dir frei;
Nur daß die Kunſt gefällig ſei!

Mephiſtopheles. Du wirſt, mein Freund, für Deine Sinnen
In dieſer Stunde mehr gewinnen
Als in des Jahres Einerlei.
Was Dir die zarten Geiſter ſingen,
Die ſchönen Bilder, die ſie bringen,
Sind nicht ein leeres Zauberſpiel.
Auch Dein Geruch wird ſich ergetzen,
Dann wirſt Du Deinen Gaumen letzen,
Und dann entzückt ſich Dein Gefühl.
Bereitung braucht es nicht voran,
Beiſammen ſind wir, fanget an!*)

Geiſter. Schwindet, Ihr dunkeln
Wölbungen droben!
Reizender ſchaue
Freundlich der blaue
Aether herein!
Wären die dunkeln
Wolken zerronnen!
Sternelein funkeln,
Mildere Sonnen
Scheinen darein.
Himmliſcher Söhne
Geiſtige Schöne,
Schwankende Beugung
Schwebet vorüber.
Sehnende Neigung
Folget hinüber;

*) Auch im Fauſtbuch (1587) giebt Mephiſtopheles dem Fauſt, im dritten Geſpräch, ein ähnliches „Gaukelſpiel“ zum Beſten, ein „Geplerr, als wann die Münch' ſingen, und wußte doch Niemand, was es für ein Geſang war. Dem D. Fauſto gefiel das Gaukelſpiel wohl“ (Kühne a. a. O. S. 23). Auch in den Hexenprozeſſen war oft von den feinen „quinkelirenden Dämonen-Künſten“ des Teufels die Rede (Weim. Sonntagsbl. 1856, S. 909).

Und der Gewänder
Flatternde Bänder
Decken die Länder,
Decken die Laube,
Wo sich fürs Leben,
Tief in Gedanken,
Liebende geben.
Laube bei Laube!
Sprossende Ranken!
Lastende Traube
Stürzt ins Behälter
Drängender Kelter,
Stürzen in Bächen
Schäumende Weine,
Rieseln durch reine,
Edle Gesteine,
Lassen die Höhen
Hinter sich liegen,
Breiten zu Seen
Sich ums Genügen
Grünender Hügel.
Und das Gefügel
Schlürfet sich Wonne,
Fliegt der Sonne,
Fliegt den hellen
Inseln entgegen,
Die sich auf Wellen
Gaukelnd bewegen,
Wo wir in Chören
Jauchzende hören,
Ueber den Auen
Tanzende schauen,
Die sich im Freien
Alle zerstreuen.
Einige klimmen
Ueber die Höhen,
Andere schwimmen
Ueber die Seen,
Andere schweben;
Alle zum Leben,
Alle zur Ferne
Liebender Sterne,
Seliger Huld

Mephiſtopheles.
Er ſchläft! So recht, Ihr luſt'gen, zarten Jungen!
Ihr habt ihn treulich eingeſungen!
Für dies Konzert bin ich in Eurer Schuld.
Du biſt noch nicht der Mann, den Teufel feſtzuhalten!
Umgaukelt ihn mit ſüßen Traumgeſtalten,
Verſenkt ihn in ein Meer des Wahns;
Doch dieſer Schwelle Zauber zu zerſpalten,
Bedarf ich eines Rattenzahns.
Nicht lange brauch' ich zu beſchwören,
Schon raſchelt eine hier und wird ſogleich mich hören.
Der Herr der Ratten und der Mäuſe,
Der Fliegen, Fröſche, Wanzen, Läuſe*),
Befiehlt Dir, Dich hervorzuwagen
Und dieſe Schwelle zu benagen,
So wie er ſie mit Oel betupft —
Da kommſt Du ſchon hervorgehupft!
Nur friſch ans Werk! Die Spitze, die mich bannte,
Sie ſitzt ganz vornen an der Kante.
Noch einen Biß, ſo iſt's geſchehn. —
Nun, Fauſte,**) träume fort, bis wir uns wiederſehn!

Fauſt (erwachend). Bin ich denn abermals betrogen?
Verſchwindet ſo der geiſterreiche Trang,
Daß mir ein Traum den Teufel vorgelogen,
Und daß ein Pudel mir entſprang?

---

*) Wie in allen Mythologien gewiſſe Thiere den Göttern gewidmet und dadurch geheiligt ſind, ſo hat folgerecht der Teufel auch ſeinen Antheil an der Thierwelt. Außer beſtimmten Thieren, wie Katzen (Grimm, Mythol. S. 476, vierte Note), Ottern (ebenda, S. 870), Affen, Raben, Auerhähnen (Cholevius, Geſch. d. deutſchen Poeſie, I, 100) u. a. m. iſt im Allgemeinen alles Ungeziefer Organ des Teufels, alſo „Schlangen, Nattern, Kröten, Spinnen, Wanzen, Mücken." Auch den Fliegen heißt der Teufel ſelbſt Beelzebub, und Abriman durchfährt die Welt als Fliege (Grimm a. a. O. S. 960). Ganz beſonders ſind die Mäuſe ſpukhafter Natur, weshalb ſie in der Walpurgisnacht (ſ. unten) „tauſendfarbig, ſchaarenweiſe" erſcheinen, und durch Mäuſe läßt der Böſe am Harz ein Schloß bauen (Pröhle, Unterharziſche Sagen. 1855, S. 154. Vgl. auch Bodinus, Dämonom., S. 404, 331 und Grimm a. a. O. S. 1044). Im Märchen, im Epos und in der Fabel iſt die Thierwelt der Germanen, anthropopathiſch, entweder Gott oder dem Teufel gewidmet, eine den Alten fremde Anſchauung.

**) Der im Mittelalter und ſpäter üblichen Latiniſirung der Namen der Gelehrten entſprechend, heißt Fauſt ſchon im älteſten Fauſtbuche „Doktor Fauſtus", und er wird angeredet „mein Herr Fauſte".

Studirzimmer.

Faust. Mephistopheles.

Faust. Es klopft? Herein! Wer will mich wieder plagen?
Mephistopheles. Ich bin's.
Faust. Herein!
Mephistopheles. Du mußt es drei Mal sagen.
Faust. Herein denn!
Mephistopheles. So gefällst Du mir.
Wir werden, hoff' ich, uns vertragen;
Denn Dir die Grillen zu verjagen,
Bin ich als edler Junker hier,
In rothem, goldverbrämtem*) Kleide,
Das Mäntelchen von starrer Seide,
Die Hahnenfeder auf dem Hut,
Mit einem langen, spitzen Degen,
Und rathe nun Dir kurz und gut,
Dergleichen gleichfalls anzulegen,
Damit Du, losgebunden, frei,
Erfahrest, was das Leben sei.
Faust. In jedem Kleide werd' ich wol die Pein
Des engen Erdelebens fühlen.
Ich bin zu alt, um nur zu spielen,
Zu jung, um ohne Wunsch zu sein.
Was kann die Welt mir wol gewähren?
Entbehren sollst Du! Sollst entbehren!
Das ist der ewige Gesang,
Der Jedem an die Ohren klingt,
Den unser ganzes Leben lang
Uns heiser jede Stunde singt.
Nur mit Entsetzen wach' ich Morgens auf,
Ich möchte bittre Thränen weinen,
Den Tag zu sehn, der mir in seinem Lauf
Nicht einen Wunsch erfüllen wird, nicht einen,
Der selbst die Ahnung jeder Lust
Mit eigensinn'gem Kritteln mindert,
Die Schöpfung meiner regen Brust
Mit tausend Lebensfratzen hindert.
Auch muß ich, wenn die Nacht sich niedersenkt,

*) Schon der Kobold erschien als Hausgeist in rothem Kleide (Kuhn), während die Reformationszeit dem Mephistopheles der Sage ein Mönchskleid verlieh.

Mich ängstlich auf das Lager strecken;
Auch da wird keine Rast geschenkt,
Mich werden wilde Träume schrecken.
Der Gott, der mir im Busen wohnt,
Kann tief mein Innerstes erregen,
Der über allen meinen Kräften thront,
Er kann nach außen nichts bewegen;
Und so ist mir das Dasein eine Last,
Der Tod erwünscht, das Leben mir verhaßt.

Mephistopheles.

Und doch ist nie der Tod ein ganz willkommner Gast.

Faust. O selig Der, dem er im Siegesglanze
Die blut'gen Lorbeern um die Schläfe windet,
Den er nach rasch durchrast'tem Tanze
In eines Mädchens Armen findet!
O wär' ich vor des hohen Geistes Kraft,
Entzückt, entseelt dahingesunken!

Mephistopheles. Und doch hat Jemand einen braunen Saft
In jener Nacht nicht ausgetrunken.

Faust. Das Spioniren, scheint's, ist Deine Lust.

Mephistopheles.

Allwissend bin ich nicht, doch viel ist mir bewußt.

Faust. Wenn aus dem schrecklichen Gewühle
Ein süß bekannter Ton mich zog,
Den Rest von kindlichem Gefühle
Mit Anklang froher Zeit betrog:
So fluch' ich Allem, was die Seele
Mit Lock- und Gaukelwerk umspannt
Und sie in diese Trauerhöhle
Mit Blend- und Schmeichelkräften bannt!
Verflucht voraus die hohe Meinung,
Womit der Geist sich selbst umfängt!
Verflucht das Blenden der Erscheinung,
Die sich an unsre Sinne drängt!
Verflucht, was uns in Träumen heuchelt,
Des Ruhms, der Namensdauer Trug!
Verflucht, was als Besitz uns schmeichelt,
Als Weib und Kind, als Knecht und Pflug!
Verflucht sei Mammon, wenn mit Schätzen
Er uns zu kühnen Thaten regt,
Wenn er zu müßigem Ergetzen
Die Polster uns zurechte legt!

Fluch sei dem Balsamsaft der Trauben!
Fluch jener höchsten Liebeshuld!
Fluch sei der Hoffnung! Fluch dem Glauben,
Und Fluch vor Allen der Geduld!

Geisterchor (unsichtbar). Weh! Weh!
Du hast sie zerstört,
Die schöne Welt,
Mit mächtiger Faust;
Sie stürzt, sie zerfällt!
Ein Halbgott hat sie zerschlagen!
Wir tragen
Die Trümmern ins Nichts hinüber
Und klagen
Ueber die verlorne Schöne.
Mächtiger
Der Erdensöhne,
Prächtiger
Baue sie wieder,
In Deinem Busen baue sie auf!
Neuen Lebenslauf
Beginne
Mit hellem Sinne,
Und neue Lieder
Tönen darauf!

Mephistopheles. Dies sind die Kleinen
Von den Meinen.
Höre, wie in Lust und Thaten
Altklug sie raten!
In die Welt weit
Aus der Einsamkeit,
Wo Sinnen und Säfte stocken,
Wollen sie Dich locken.

Hör auf mit Deinem Gram zu spielen,
Der wie ein Geier Dir am Leben frißt;
Die schlechteste Gesellschaft läßt Dich fühlen,
Daß Du ein Mensch mit Menschen bist.
Doch so ist's nicht gemeint,
Dich unter das Pack zu stoßen.
Ich bin keiner von den Großen;
Doch willst Du mit mir vereint

Deine Schritte durchs Leben nehmen,
So will ich mich gern bequemen,
Dein zu ſein auf der Stelle.
Ich bin Dein Geſelle,
Und mach' ich Dir's recht,
Bin ich Dein Diener, bin Dein Knecht!

Fauſt. Und was ſoll ich dagegen Dir erfüllen?

Mephiſtopheles. Dazu haſt Du noch eine lange Friſt.

Fauſt. Nein, nein! Der Teufel iſt ein Egoiſt
Und thut nicht leicht um Gottes willen,
Was einem Andern nützlich iſt.
Sprich die Bedingung deutlich aus;
Ein ſolcher Diener bringt Gefahr ins Haus.

Mephiſt. Ich will mich hier zu Deinem Dienſt verbinden,
Auf Deinen Wink nicht raſten und nicht ruhn;
Wenn wir uns drüben wiederfinden,
So ſollſt Du mir das Gleiche thun.

Fauſt. Das Drüben kann mich wenig kümmern;
Schlägſt Du erſt dieſe Welt zu Trümmern,
Die andre mag darnach entſtehn.
Aus dieſer Erde quillen meine Freuden,
Und dieſe Sonne ſcheinet meinen Leiden;
Kann ich mich erſt von ihnen ſcheiden,
Dann mag, was will und kann, geſchehn.
Davon will ich nichts weiter hören,
Ob man auch künftig haßt und liebt,
Und ob es auch in jenen Sphären
Ein Oben oder Unten giebt.

Mephiſtopheles. In dieſem Sinne kannſt Du's wagen.
Verbinde Dich; Du ſollſt in dieſen Tagen
Mit Freuden meine Künſte ſehn.
Ich gebe Dir, was noch kein Menſch geſehn.

Fauſt. Was willſt Du armer Teufel geben?
Ward eines Menſchen Geiſt in ſeinem hohen Streben
Von Deinesgleichen je gefaßt?
Doch haſt Du Speiſe, die nicht ſättigt, haſt
Du rothes Gold, das ohne Raſt,
Queckſilber gleich, Dir in der Hand zerrinnt,
Ein Spiel, bei dem man nie gewinnt,
Ein Mädchen, das an meiner Bruſt
Mit Aeugeln ſchon dem Nachbar ſich verbindet,

Der Ehre schöne Götterlust,
Die wie ein Meteor verschwindet.
Zeig mir die Frucht, die fault, eh man sie bricht,
Und Bäume, die sich täglich neu begrünen! *)
Mephistopheles. Ein solcher Auftrag schreckt mich nicht,
Mit solchen Schätzen kann ich dienen.
Doch, guter Freund, die Zeit kommt auch heran,
Wo wir was Gut's in Ruhe schmausen mögen.
Faust. Werd' ich beruhigt je mich auf ein Faulbett legen,
So sei es gleich um mich getan!
Kannst Du mich schmeichelnd je belügen,
Daß ich mir selbst gefallen mag,
Kannst Du mich mit Genuß betrügen:
Das sei für mich der letzte Tag!
Die Wette biet' ich!
Mephistopheles. Top!
Faust. Und Schlag auf Schlag!
Werd' ich zum Augenblicke sagen:
Verweile doch! Du bist so schön!
Dann magst Du mich in Fesseln schlagen,
Dann will ich gern zu Grunde gehn!
Dann mag die Totenglocke schallen,
Dann bist Du Deines Dienstes frei,
Die Uhr mag stehn, der Zeiger fallen,
Es sei die Zeit für mich vorbei!
Mephistopheles. Bedenk es wohl! Wir werden's nicht vergessen
Faust. Dazu hast Du ein volles Recht;
Ich habe mich nicht freventlich vermessen.
Wie ich beharre, bin ich Knecht,
Ob Dein, was frag' ich, oder wessen.
Mephistopheles. Ich werde heute gleich beim Doktorschmaus
Als Diener meine Pflicht erfüllen.
Nur Eins! — Um Lebens oder Sterbens willen
Bitt' ich mir ein paar Zeilen aus.
Faust. Auch was Geschriebnes forderst Du, Pedant?
Hast Du noch keinen Mann, nicht Manneswort gekannt?
Ist's nicht genug, daß mein gesprochnes Wort
Auf ewig soll mit meinen Tagen schalten?
Rauscht nicht die Welt in allen Strömen fort,

*) Bäume, deren Blätter täglich welken und sich täglich neu begrünen. Faust will hervorheben, daß er von Mephistopheles nur schnellvergängliche Lebensgüter erwartet.

Und mich ſoll ein Verſprechen halten?
Doch dieſer Wahn iſt uns ins Herz gelegt,
Wer mag ſich gern davon befreien?
Beglückt, wer Treue rein im Buſen trägt,
Kein Opfer wird ihn je gereuen!
Allein ein Pergament, beſchrieben und gepräßt,
Iſt ein Geſpenſt, vor dem ſich Alle ſcheuen.
Das Wort erſtirbt ſchon in der Feder,
Die Herrſchaft führen Wachs und Leder.
Was willſt Du, böſer Geiſt, von mir?
Erz, Marmor, Pergament, Papier?
Soll ich mit Griffel, Meißel, Feder ſchreiben?
Ich gebe jede Wahl Dir frei.

Mephiſtopheles. Wie magſt Du Deine Rednerei
Nur gleich ſo bitzig übertreiben?
Iſt doch ein jedes Blättchen gut.
Du unterzeichneſt Dich mit einem Tröpfchen Blut.

Fauſt. Wenn dies Dir völlig G'nüge thut,
So mag es bei der Poſſe bleiben.

Mephiſtopheles. Blut iſt ein ganz beſondrer Saft.*)

Fauſt. Nur keine Furcht, daß ich dies Bündniß breche!**)
Das Streben meiner ganzen Kraft
Iſt grade das, was ich verſpreche.
Ich habe mich zu hoch geblaht,
In Deinen Rang gehör' ich nur.
Der große Geiſt hat mich verſchmäht,
Vor mir verſchließt ſich die Natur.
Des Denkens Faden iſt zerriſſen,
Mir ekelt lange vor allem Wiſſen.
Laß in den Tiefen der Sinnlichkeit
Uns glühende Leidenſchaften ſtillen!
In undurchdrungnen Zauberhüllen
Sei jedes Wunder gleich bereit!

---

*) Der Verſchreibung mit dem eigenen Blute liegt gewiſſermaßen die Parodie des Satzes: Non sacramentum sine sanguine zu Grunde, denn der Teufel iſt der Affe Gottes. Schon der Zauberer Theophilus (im 6. Jahrhundert) hatte ſich dem Teufel mit Blut verſchrieben, und Bodinus (Dämonom. S. 253) berichtet von einem Pariſer Advokaten, der noch im Jahre 1571 wegen eines ſolchen Blut-Bündniſſes gehängt wurde. Auch in dem erſten Fauſtbuch findet ſich die Blutverſchreibung (Kühne, S. 251) und ebenſo in dem gleichzeitigen Fauſt von Marlowe (überſetzt von W. Müller, S. 33).

**) Es iſt anzunehmen, daß Fauſt geſchrieben und die Verſchreibung dem Mephiſtopheles überreicht hat.

Stürzen wir uns in das Rauschen der Zeit,
Ins Rollen der Begebenheit!
Da mag denn Schmerz und Genuß,
Gelingen und Verdruß
Mit einander wechseln, wie es kann;
Nur rastlos bethätigt sich der Mann.

Mephistopheles. Euch ist kein Maaß und Ziel gesetzt.
Beliebt's Euch, überall zu naschen,
Im Fliehen etwas zu erhaschen,
Bekomm' Euch wohl, was Euch ergetzt.
Nur greift mir zu und seid nicht blöde!

Faust. Du hörest ja, von Freud' ist nicht die Rede.
Dem Taumel weih' ich mich, dem schmerzlichsten Genuß,
Verliebtem Haß, erquickendem Verdruß.
Mein Busen, der vom Wissensdrang geheilt ist,
Soll keinen Schmerzen künftig sich verschließen,
Und was der ganzen Menschheit zugetheilt ist,
Will ich in meinem innern Selbst genießen,
Mit meinem Geist das Höchst' und Tiefste greifen,
Ihr Wohl und Weh auf meinen Busen häufen,
Und so mein eigen Selbst zu ihrem Selbst erweitern,
Und, wie sie selbst, am End' auch ich zerscheitern.

Mephistopheles. O glaube mir, der manche tausend Jahre
An dieser harten Speise kaut,
Daß von der Wiege bis zur Bahre
Kein Mensch den alten Sauerteig verdaut!
Glaub unser Einem, dieses Ganze
Ist nur für einen Gott gemacht;
Er findet sich in einem ew'gen Glanze,
Uns hat er in die Finsterniß gebracht,
Und Euch taugt einzig Tag und Nacht.

Faust. Allein ich will!

Mephistopheles. Das läßt sich hören!
Doch nur vor Einem ist mir bang:
Die Zeit ist kurz, die Kunst ist lang.
Ich dächt', Ihr ließet Euch belehren.
Associirt Euch mit einem Poeten,
Laßt den Herrn in Gedanken schweifen
Und alle edlen Qualitäten
Auf Euren Ehrenschein häufen,
Des Löwen Muth,
Des Hirsches Schnelligkeit,

Des Italieners feurig Blut,
Des Nordens Dau'rbarkeit!
Laßt ihn Euch das Geheimniß finden,
Großmuth und Argliſt zu verbinden
Und Euch mit warmen Jugendtrieben
Nach einem Plane zu verlieben!
Möchte ſelbſt ſolch einen Herren kennen,
Würd' ihn Herrn Mikrokosmus nennen.

Fauſt. Was bin ich denn, wenn es nicht möglich iſt,
Der Menſchheit Krone zu erringen,
Nach der ſich alle Sinne dringen?

Mephiſtopheles. Du biſt am Ende — was Du biſt.
Setz Dir Perrücken auf von Millionen Locken,
Setz Deinen Fuß auf ellenhohe Socken,
Du bleibſt doch immer, was Du biſt.

Fauſt. Ich fühl's, vergebens hab' ich alle Schätze
Des Menſchengeiſts auf mich herbeigerafft,
Und wenn ich mich am Ende niederſetze,
Quillt innerlich doch keine neue Kraft;
Ich bin nicht um ein Haar breit höher,
Bin dem Unendlichen nicht näher.

Mephiſtopheles. Mein guter Herr, Ihr ſeht die Sachen,
Wie man die Sachen eben ſieht;
Wir müſſen das geſcheiter machen,
Eh uns des Lebens Freude flieht.
Was Henker! Freilich Händ' und Füße
Und Kopf und H——, die ſind Dein;
Doch Alles, was ich friſch genieße,
Iſt das drum weniger mein?
Wenn ich ſechs Hengſte zahlen kann,
Sind ihre Kräfte nicht die meine?
Ich renne zu und bin ein rechter Mann,
Als hätt' ich vierundzwanzig Beine.
Drum friſch! Laß alles Sinnen ſein,
Und grad' mit in die Welt hinein!
Ich ſag' es Dir: ein Kerl, der ſpekulirt,
Iſt wie ein Thier, auf dürrer Heide
Von einem böſen Geiſt im Kreis herumgeführt,
Und rings umher liegt ſchöne grüne Weide.

Fauſt. Wie fangen wir das an?

Mephiſtopheles. Wir gehen eben fort.
Was iſt das für ein Marterort?

Was heißt das für ein Leben führen,
Sich und die Jungens ennüiren?
Laß Du das dem Herrn Nachbar Wanst!
Was willst Du Dich das Stroh zu dreschen plagen?*)
Das Beste, was Du wissen kannst,
Darfst Du den Buben doch nicht sagen.
Gleich hör' ich einen auf dem Gange!

Faust. Mir ist's nicht möglich, ihn zu sehn.

Mephistopheles. Der arme Knabe wartet lange,
Der darf nicht ungetröstet gehn.
Komm, gieb mir Deinen Rock und Mütze;
Die Maske muß mir köstlich stehn.

(Er kleidet sich um.)

Nun überlaß es meinem Witze!
Ich brauche nur ein Viertelstündchen Zeit;
Indessen mache Dich zur schönen Fahrt bereit!

(Faust ab.)

Mephistopheles (in Faust's langem Kleide).
Verachte nur Vernunft und Wissenschaft,
Des Menschen allerhöchste Kraft,
Laß nur in Blend- und Zauberwerken
Dich von dem Lügengeist bestärken,
So hab' ich Dich schon unbedingt —
Ihm hat das Schicksal einen Geist gegeben,
Der ungebändigt immer vorwärts dringt,
Und dessen übereiltes Streben
Der Erde Freuden überspringt.
Den schlepp' ich durch das wilde Leben,
Durch flache Unbedeutenheit,
Er soll mir zappeln, starren, kleben,
Und seiner Unersättlichkeit
Soll Speis' und Trank vor gier'gen Lippen schweben;
Er wird Erquickung sich umsonst erflehn,
Und hätt' er sich auch nicht dem Teufel übergeben,
Er müßte doch zu Grunde gehn!

Ein Schüler (tritt auf).

Schüler. Ich bin allhier erst kurze Zeit

*) Aehnlich sagt der Teufel in dem prosaischen Faust von Klinger (Faust's Leben, Thaten und Höllenfahrt, Petersburg 1791 u. Werke III), nach der Scene mit dem Bürgermeister von Mainz, zu Faust:
„Man hört Dir noch immer an, daß Du Dich mit Büchern abgegeben und auf leerem Stroh gedroschen hast."

Und komme voll Ergebenheit,
Einen Mann zu ſprechen und zu kennen,
Den Alle mir mit Ehrfurcht nennen.

Mephiſtopheles. Eure Höflichkeit erfreut mich ſehr!
Ihr ſeht einen Mann wie andre mehr.
Habt Ihr Euch ſonſt ſchon umgethan?

Schüler. Ich bitt' Euch, nehmt Euch meiner an!
Ich komme mit allem guten Muth,
Leidlichem Geld und friſchem Blut;
Meine Mutter wollte mich kaum entfernen;
Möchte gern was Rechts heraufen lernen.

Mephiſtopheles. Da ſeid Ihr eben recht am Ort.

Schüler. Aufrichtig, möchte ſchon wieder fort:
In dieſen Mauern, dieſen Hallen
Will es mir keineswegs gefallen.
Es iſt ein gar beſchränkter Raum,
Man ſieht nichts Grünes, keinen Baum,
Und in den Sälen, auf den Bänken
Vergeht mir Hören, Sehn und Denken.

Mephiſtopheles. Das kommt nur auf Gewohnheit an.
So nimmt ein Kind der Mutter Bruſt
Nicht gleich im Anfang willig an,
Doch bald ernährt es ſich mit Luſt.
So wird's Euch an der Weisheit Brüſten
Mit jedem Tage mehr gelüſten.

Schüler. An ihrem Hals will ich mit Freuden hangen;
Doch ſagt mir nur, wie kann ich hingelangen?

Mephiſtopheles. Erklärt Euch, eh Ihr weiter geht,
Was wählt Ihr für eine Fakultät?

Schüler. Ich wünſchte recht gelehrt zu werden
Und möchte gern, was auf der Erden
Und in dem Himmel iſt, erfaſſen,
Die Wiſſenſchaft und die Natur.

Mephiſtopheles. Da ſeid Ihr auf der rechten Spur;
Doch müßt Ihr Euch nicht zerſtreuen laſſen.

Schüler. Ich bin dabei mit Seel' und Leib;
Doch freilich würde mir behagen
Ein wenig Freiheit und Zeitvertreib
An ſchönen Sommerfeiertagen.

Mephiſtopheles.
Gebraucht der Zeit, ſie geht ſo ſchnell von hinnen;
Doch Ordnung lehrt Euch Zeit gewinnen.

Mein theurer Freund, ich rath' Euch drum,
Zuerst Collegium logicum.
Da wird der Geist Euch wohl dressirt,
In spanische Stiefeln*) eingeschnürt,
Daß er bedächtiger so fortan
Hinschleiche die Gedankenbahn
Und nicht etwa die Kreuz und Quer
Irrlichtelire hin und her.
Dann lehret man Euch manchen Tag,
Daß, was Ihr sonst auf einen Schlag
Getrieben, wie Essen und Trinken, frei,
Eins! Zwei! Drei! dazu nöthig sei.
Zwar ist's mit der Gedankenfabrik
Wie mit einem Webermeisterstück,**)
Wo ein Tritt tausend Fäden regt,
Die Schifflein herüber, hinüber schießen,
Die Fäden ungesehen fließen,
Ein Schlag tausend Verbindungen schlägt.
Der Philosoph, der tritt herein
Und beweist Euch, es müßt' so sein:
Das Erst' wär' so, das Zweite so,
Und drum das Dritt' und Vierte so;
Und wenn das Erst' und Zweit' nicht wär',
Das Dritt' und Viert' wär' nimmermehr.
Das preisen die Schüler aller Orten,
Sind aber keine Weber geworden.
Wer will was Lebendig's erkennen und beschreiben,
Sucht erst den Geist herauszutreiben,
Dann hat er die Theile in seiner Hand,
Fehlt leider nur das geistige Band.
Encheiresin naturae***) nennt's die Chemie,
Spottet ihrer selbst und weiß nicht wie.

Schüler. Kann Euch nicht eben ganz verstehen.

---

*) Ein sehr gewöhnliches Folterinstrument.

**) Aehnliche Bild vom Webstuhle s. oben S. 21 die Worte des Erdgeistes; wandte Goethe später in dem Gedicht „Urworte" (Gedichte II. Buch) auf die Natur an und wiederholte daher wörtlich die hier folgenden vier Verse.

***) Es ist nicht ermittelt, in welcher alchymistischen oder chymischen Schrift dieser hier als scherzhaft bezeichnete Ausdruck gebraucht wird. Encheiresis (griechisch: ἐγχείρησις) bedeutet das Einhändigen, und auch das Inhandnehmen.

Mephiſtopheles. Das wird nächſtens ſchon beſſer gehen,
Wenn Ihr lernt Alles reduciren
Und gehörig klaſſificiren.
Schüler. Mir wird von alledem ſo dumm,
Als ging' mir ein Mühlrad im Kopf herum.
Mephiſtopheles. Nachher vor allen andern Sachen
Müßt Ihr Euch an die Metaphyſik machen!
Da ſeht, daß Ihr tiefſinnig faßt,
Was in des Menſchen Hirn nicht paßt;
Für was drein geht und nicht drein geht,
Ein prächtig Wort zu Dienſten ſteht.
Doch vorerſt dieſes halbe Jahr
Nehmt ja der beſten Ordnung wahr.
Fünf Stunden habt Ihr jeden Tag;
Seid drinnen mit dem Glockenſchlag!
Habt Euch vorher wohl präparirt,
Paragraphos wohl einſtudirt,
Damit Ihr nachher beſſer ſeht,
Daß er nichts ſagt, als was im Buche ſteht;
Doch Euch des Schreibens ja befleißt,
Als diktirt' Euch der Heilig' Geiſt!
Schüler. Das ſollt Ihr mir nicht zwei Mal ſagen!
Ich denke mir, wie viel es nützt:
Denn was man Schwarz auf Weiß beſitzt,
Kann man getroſt nach Hauſe tragen.
Mephiſtopheles. Doch wählt mir eine Fakultät!
Schüler. Zur Rechtsgelehrſamkeit kann ich mich nicht bequemen.
Mephiſtopheles. Ich kann es Euch ſo ſehr nicht übel nehmen;
Ich weiß, wie es um dieſe Lehre ſteht.
Es erben ſich Geſetz' und Rechte
Wie eine ew'ge Krankheit fort;
Sie ſchleppen von Geſchlecht ſich zum Geſchlechte
Und rücken ſacht von Ort zu Ort.
Vernunft wird Unſinn, Wohlthat Plage;
Weh Dir, daß Du ein Enkel biſt!
Vom Rechte, das mit uns geboren iſt,*)
Von dem iſt leider nie die Frage.
Schüler. Mein Abſcheu wird durch Euch vermehrt.

*) d. h. vom Naturrechte, den uns angebornen, den allgemeinen Menſchenrechten. — Begriffe, welche, meiſt unverſtanden, das vorige Jahrhundert vielfach beſchäftigten.

O glücklich Der, den Ihr belehrt!
Fast möcht' ich nun Theologie studiren.

Mephistopheles. Ich wünschte nicht, Euch irre zu führen.
Was diese Wissenschaft betrifft,
Es ist so schwer, den falschen Weg zu meiden,
Es liegt in ihr so viel verborgnes Gift,
Und von der Arzenei ist's kaum zu unterscheiden.
Am Besten ist's auch hier, wenn Ihr nur Einen hört
Und auf des Meisters Worte schwört.*)
Im Ganzen — haltet Euch an Worte!
Dann geht Ihr durch die sichre Pforte
Zum Tempel der Gewißheit ein.

Schüler. Doch ein Begriff muß bei dem Worte sein.

Mephistopheles.
Schon gut! Nur muß man sich nicht allzu ängstlich quälen;
Denn eben wo Begriffe fehlen,
Da stellt ein Wort zur rechten Zeit sich ein.
Mit Worten läßt sich trefflich streiten,
Mit Worten ein System bereiten,
An Worte läßt sich trefflich glauben,
Von einem Wort läßt sich kein Jota rauben.

Schüler. Verzeiht, ich halt' Euch auf mit vielen Fragen,
Allein ich muß Euch noch bemühn.
Wollt Ihr mir von der Medizin
Nicht auch ein kräftig Wörtchen sagen?
Drei Jahr' ist eine kurze Zeit,
Und, Gott, das Feld ist gar zu weit.
Wenn man einen Fingerzeig nur hat,
Läßt sich's schon eher weiter fühlen.

Mephistopheles (für sich). Ich bin des trocknen Tons nun satt,
Muß wieder recht den Teufel spielen.
(laut.) Der Geist der Medizin ist leicht zu fassen;
Ihr durchstudirt die groß' und kleine Welt,
Um es am Ende gehn zu lassen,
Wie's Gott gefällt.
Vergebens, daß Ihr ringsum wissenschaftlich schweift,
Ein Jeder lernt nur, was er lernen kann;
Doch Der den Augenblick ergreift,
Das ist der rechte Mann.
Ihr seid noch ziemlich wohlgebaut,

*) Jurare in verba magistri.

An Kühnheit wird's Euch auch nicht fehlen,
Und wenn Ihr Euch nur ſelbſt vertraut,
Vertrauen Euch die andern Seelen.
Beſonders lernt die Weiber führen;
Es iſt ihr ewig Weh und Ach*)
So tauſendfach
Aus einem Punkte zu kuriren.
Und wenn Ihr halbweg ehrbar thut,
Dann habt Ihr ſie all' unterm Hut.
Ein Titel muß ſie erſt vertraulich machen,
Daß Eure Kunſt viel Künſte überſteigt;
Zum Willkomm tappt Ihr dann nach allen Siebenſachen,
Um die ein Andrer viele Jahre ſtreicht,
Verſteht das Puſelein wohl zu drücken
Und faſſet ſie mit feurig ſchlauen Blicken
Wol um die ſchlanke Hüfte frei,
Zu ſehn, wie feſt geſchnürt ſie ſei.

Schüler. Das ſieht ſchon beſſer aus! Man ſieht doch wo und wie.

Mephiſtopheles. Grau, theurer Freund, iſt alle Theorie,
Und grün des Lebens goldner Baum.

Schüler. Ich ſchwör' Euch zu, mir iſt's als wie ein Traum.
Dürft' ich Euch wol ein ander Mal beſchweren,
Von Eurer Weisheit auf den Grund zu hören?

Mephiſtopheles. Was ich vermag, ſoll gern geſchehn.

Schüler. Ich kann unmöglich wieder gehn.
Ich muß Euch noch mein Stammbuch überreichen.
Gönn' Eure Gunſt mir dieſes Zeichen!

Mephiſtopheles. Sehr wohl. (Er ſchreibt und giebt's.)

Schüler (lieſt). Eritis sicut Deus, scientes bonum et malum.**)

(Macht's ehrerbietig zu und empfiehlt ſich.)

Mephiſtopheles.
Folg' nur dem alten Spruch und meiner Muhme, der Schlange,
Dir wird gewiß einmal bei Deiner Gottähnlichkeit bange!

Fauſt tritt auf.

Fauſt. Wohin ſoll es nun gehn?

Mephiſtopheles. Wohin es Dir gefällt.

*) Nach „Ach" darf, wie in einigen Ausgaben geſchehen iſt, kein Komma geſetzt werden; der Sinn würde dadurch in nicht beabſichtigter Art verändert.

**) 1. Buch Moſis 3, 5, nach Luther: „Und werdet ſein wie Gott, und wiſſen, was gut und böſe iſt."

Wir ſehn die kleine, dann die große Welt.
Mit welcher Freude, welchem Nutzen
Wirſt Du den Cursum durchſchmarutzen!*)
Faust. Allein bei meinem langen Bart
Fehlt mir die leichte Lebensart.
Es wird mir der Verſuch nicht glücken;
Ich wußte nie mich in die Welt zu ſchicken,
Vor Andern fühl' ich mich ſo klein;
Ich werde ſtets verlegen ſein.
Mephiſtopheles. Mein guter Freund, das wird ſich Alles geben;
Sobald Du Dir vertraust, ſobald weißt Du zu leben.
Faust. Wie kommen wir denn aus dem Haus?
Wo haſt Du Pferde, Knecht und Wagen?
Mephiſtopheles. Wir breiten nur den Mantel aus,
Der ſoll uns durch die Lüfte tragen.
Du nimmſt bei dieſem kühnen Schritt
Nur keinen großen Bündel mit.
Ein Büchſchen Feuerluft, die ich bereiten werde,
Hebt uns behend von dieſer Erde.
Und ſind wir leicht, ſo geht es ſchnell hinauf;
Ich gratulire Dir zum neuen Lebenslauf.

Auerbach's Keller in Leipzig.

Zeche luſtiger Geſellen.

Froſch. Will Keiner trinken? Keiner lachen?
Ich will Euch lehren Geſichter machen!
Ihr ſeid ja heut wie naſſes Stroh
Und brennt ſonſt immer lichterloh.
Brander. Das liegt an Dir; Du bringſt ja nichts herbei,
Nicht eine Dummheit, keine Sauerei.
Froſch (gießt ihm ein Glas Wein über den Kopf).
Da haſt Du Beides!
Brander. Doppelt Schwein!
Froſch. Ihr wollt es ja, man ſoll es ſein!
Siebel. Zur Thür hinaus, wer ſich entzweit!
Mit offner Bruſt ſingt Runda**), ſauft und ſchreit!
Auf! Holla! Ho!

*) durchſchmarotzen.
**) Nach Tänzer lautete der Refrain eines Trinkliedes: Runda, runda, runda, runda, drucka, wonach das Trinklied ſelbſt Runda hieß.

Altmayer. Weh mir, ich bin verloren!
Baumwolle her! Der Kerl ſprengt mir die Ohren.
Siebel. Wenn das Gewölbe widerſchallt,
Fühlt man erſt recht des Baſſes Grundgewalt.
Froſch. So recht, hinaus mit Dem, der etwas übel nimmt!
A! Tara lara da!
Altmayer. A! Tara lara da!
Froſch. Die Kehlen ſind geſtimmt.

(Singt.)

Das liebe Heil'ge Röm'ſche Reich,
Wie hält's nur noch zuſammen?

Brander. Ein garſtig Lied! Pfui! Ein politiſch Lied!
Ein leidig Lied!*) Dankt Gott mit jedem Morgen,
Daß Ihr nicht braucht ins Röm'ſche Reich zu ſorgen!
Ich halt' es wenigſtens für reichlichen Gewinn,
Daß ich nicht Kaiſer oder Kanzler bin.
Doch muß auch uns ein Oberhaupt nicht fehlen;
Wir wollen einen Papſt erwählen.
Ihr wißt, welch eine Qualität**)
Den Ausſchlag giebt, den Mann erhöht.
Froſch (ſingt). Schwing Dich auf, Frau Nachtigall,
Grüß mir mein Liebchen tauſendmal!***)
Siebel.
Dem Liebchen keinen Gruß! Ich will davon nichts hören!
Froſch.
Dem Liebchen Gruß und Kuß! Du wirſt mir's nicht verwehren!

(Singt.)

Riegel auf! In ſtiller Nacht.
Riegel auf! Der Liebſte wacht.
Riegel zu! Des Morgens früh.

Siebel. Ja, ſinge, ſinge nur und lob' und rühme ſie!
Ich will zu meiner Zeit ſchon lachen.
Sie hat mich angeführt, Dir wird ſie's auch ſo machen.
Zum Liebſten ſei ein Kobold ihr beſchert!

---

*) Dieſe Worte ſind nicht, wie der Anfang, auf den eben gehörten Vers zu beziehn, ſondern allgemein zu verſtehn: Ein politiſch Lied iſt ein leidig Lied. (Vergl. die Interpunktion der erſten Ausg.)

**) Mit Recht legt Dünger in dieſer Qualität das Talent, viel zu trinken. Die geiſtlichen Würden, Papſt, Kardinal, Biſchof, Doktor u. a. m. wurden von jeher, zumal auf den Univerſitäten, mit dem Trinken in parodiſtiſche Beziehung gebracht.

***) Die Verſe ſind Volksliedern des 16. Jahrh. entnommen.

Der mag mit ihr auf einem Kreuzweg schäkern;*)
Ein alter Bock,**) wenn er vom Blocksberg kehrt,
Mag im Galopp noch gute Nacht ihr meckern!
Ein braver Kerl von ächtem Fleisch und Blut
Ist für die Dirne viel zu gut.
Ich will von keinem Gruße wissen,
Als ihr die Fenster eingeschmissen!

Brander (auf den Tisch schlagend).
Paßt auf! Paßt auf! Gehorchet mir!
Ihr Herrn gesteht, ich weiß zu leben;
Verliebte Leute sitzen hier,
Und diesen muß, nach Standsgebühr,
Zur guten Nacht ich was zum Besten geben.
Gebt Acht! Ein Lied vom neusten Schnitt!
Und singt den Rundreim kräftig mit!

(Er singt.)

Es war eine Ratt' im Kellernest,
Lebte nur von Fett und Butter,
Hatte sich ein Ränzlein angemäst't
Als wie der Doktor Luther.***)
Die Köchin hatt' ihr Gift gestellt;
Da ward's so eng ihr in der Welt,
Als hätte sie Lieb' im Leibe.

Chorus (jauchzend). Als hätte sie Lieb' im Leibe.

Brander. Sie fuhr herum, sie fuhr heraus
Und soff aus allen Pfützen,
Zernagt', zerkratzt' das ganze Haus,
Wollte nichts ihr Wüthen nützen;
Sie thät gar manchen Aengstessprung,
Bald hatte das arme Thier genung,
Als hätt' es Lieb' im Leibe.

Chorus. Als hätt' es Lieb' im Leibe.

---

*) Kreuzwege waren beliebte Versammlungsorte der Hexen (Bodin. Dämonom. S. 295. Das älteste Zauberbuch S. 14 „hierinne Wegschneid". Grimm Mythol. S. 1069) sagt: „Man dorchte auch auf Kreuzwegen, wo Grenzen zusammenstießen; solche Wegscheiden galten für Zauberstätte der Geister und Hexen." S. auch Hesekiel 21, 21.

**) Der Teufel erscheint vielfach als meckernder Bock (Grimm. Mythol. S. 947), namentlich in der Schweiz allgemein als ziegenfüßig. In der nordischen Mythologie war der Bock dem Donar heilig; unter dem Einflusse des Christenthums wurde er zu einem teuflischen Wesen, einem zauberhaften Kobold umgewandelt.

***) Schon Horaz (Ep. I, 7 und V, 25) spricht von der Maus, die mager

Brander. Sie kam vor Angſt am hellen Tag
Der Küche zugelaufen,
Fiel an den Herd und ſuckt' und lag
Und that erbärmlich ſchnaufen.
Da lockte die Bergiterin noch:
Ho! Sie pfeift aus dem letzten Loch,
Als hätte ſie Lieb' im Leibe.

Chorus. Als hätte ſie Lieb' im Leibe.

Siebel. Wie ſich die platten Bauche freuen!
Es iſt mir eine rechte Kunſt,
Der armen Katzen Gift zu ſtreuen!

Brander. Sie ſuchn wol ihr in Deiner Gunſt?

Altmayer. Der Schmerbauch mit der fahlen Platte!
Das Unglück macht ihn zahm und mild;
Er ſieht in der geſchwollnen Ratte
Sein ganz natürlich Ebenbild.

Fauſt und Mephiſtopheles.

Mephiſtopheles. Ich muß Dich nun vor allen Dingen
In luſtige Geſellſchaft bringen,
Damit Du ſiehſt, wie leicht ſich's leben läßt.
Dem Volke hier wird jeder Tag ein Feſt.
Mit wenig Witz und viel Behagen
Dreht Jeder ſich im engen Zirkeltanz,
Wie junge Katzen mit dem Schwanz.
Wenn ſie nicht über Kopfweh klagen,
So lang' der Wirth nur weiter borgt,*)
Sind ſie vergnügt und unbeſorgt.

Brander. Die kommen eben von der Reiſe,
Man ſieht's an ihrer wunderlichen Weiſe;
Sie ſind nicht eine Stunde hier.

Frosch. Wahrhaftig, Du haſt Recht! Mein Leipzig lob' ich mir!
Es iſt ein klein Paris und bildet ſeine Leute.**)

Siebel. Für was ſiehſt Du die Fremden an?

---

in den Weizenkaſten ſchlüpfte, ſich darin mäſtete und nun nicht wieder hinausgelangen konnte.

*) „Borgt der Wirth nicht, borgt die Wirthin,
Und am Ende borgt die Magd."
heißt es im Liede des Betrunkenen im Nummenſchanz des zweiten Theils dieſer Tragödie (1. Akt).

**) In einer Beſchreibung von Leipzig aus dem Jahre 1703 wird dieſes ſchon „Paris im Kleinen" genannt (Düntzer). Bekanntlich ſtudirte Goethe daſelbſt drei Jahre, 1765 bis 1768.

Froſch. Laß mich nur gehn! Bei einem vollen Glaſe
Zieh' ich, wie einen Kinderzahn,
Den Burſchen leicht die Würmer aus der Naſe.
Sie ſcheinen mir aus einem edlen Haus,
Sie ſehen ſtolz und unzufrieden aus.
Brander. Marktſchreier ſind's gewiß, ich wette!
Altmayer. Vielleicht.
Froſch. Gieb Acht, ich ſchraube ſie!
Mephiſtopheles (zu Fauſt). Den Teufel ſpürt das Völkchen nie,
Und wenn er ſie beim Kragen hätte.
Fauſt. Seid uns gegrüßt, Ihr Herrn!
Siebel. Viel Dank zum Gegengruß!
(Leiſe, Mephiſtopheles von der Seite anſehend.)
Was hinkt der Kerl auf einem Fuß?
Mephiſtopheles. Iſt es erlaubt, uns auch zu Euch zu ſetzen?
Statt eines guten Trunks, den man nicht haben kann,
Soll die Geſellſchaft uns ergetzen.
Altmayer. Ihr ſcheint ein ſehr verwöhnter Mann.
Froſch. Ihr ſeid wol ſpät von Rippach aufgebrochen?
Habt Ihr mit Herren Hans noch erſt zu Nacht geſpeiſt?*)
Mephiſtopheles. Heut ſind wir ihn vorbeigereiſt;
Wir haben ihn das letzte Mal geſprochen.
Von ſeinen Vettern wußt' er viel zu ſagen,
Viel Grüße hat er uns an Jeden aufgetragen.
(Er neigt ſich gegen Froſch.)
Altmayer (laſt). Da haſt Du's! Der verſteht's!
Siebel. Ein pfiffiger Patron!
Froſch. Nun, warte nur, ich krieg' ihn ſchon!
Mephiſtopheles. Wenn ich nicht irrte, hörten wir
Gemiſchte Stimmen Chorus ſingen?
Gewiß, Geſang muß trefflich hier
Von dieſer Wölbung widerklingen!
Froſch. Seid Ihr wol gar ein Virtuos?
Mephiſtopheles.
O nein! Die Kraft iſt ſchwach, allein die Luſt iſt groß.
Altmayer. Gebt uns ein Lied!
Mephiſtopheles. Wenn Ihr begehrt, die Menge.

*) Rippach iſt ein Dorf zwiſchen Naumburg und Leipzig. Hans von Rippach verzehrte in Leipzig noch in den 30er Jahren einen ländlichen Zehrel, einen Kraftjunker „aus einem edlen Haus“ (J. Saupe im Sonntagsbl. 1850, S. 30).

Siebel. Nur auch ein nagelneues Stück!

Mephistopheles. Wir kommen erst aus Spanien zurück,
Dem schönen Land des Weins und der Gesänge.
(Singt.) Es war einmal ein König,
Der hatt' einen großen Floh —

Frosch. Horcht! Einen Floh! Habt Ihr das wohl gefaßt?
Ein Floh ist mir ein saubrer Gast.

Mephistopheles (singt.)

Es war einmal ein König,
Der hatt' einen großen Floh;*)
Den liebt' er gar nicht wenig,
Als wie seinen eignen Sohn.
Da rief er seinen Schneider,
Der Schneider kam heran:
„Da, miß dem Junker Kleider
Und miß ihm Hosen an!"

Brander. Vergeßt nur nicht, dem Schneider einzuschärfen,
Daß er mir aufs Genauste mißt,
Und daß, so lieb sein Kopf ihm ist,
Die Hosen keine Falten werfen!

Mephist. In Sammet und in Seide
War er nun angethan,
Hatte Bänder auf dem Kleide,
Hatt' auch ein Kreuz daran,
Und war sogleich Minister,
Und hatt' einen großen Stern.
Da wurden seine Geschwister
Bei Hof auch große Herrn.

Und Herrn und Fraun am Hofe,
Die waren sehr geplagt,

*) Der Reim verlangt „Floh'n", und wahrscheinlich hat Goethe auch anfangs so geschrieben (f. Sanders, Unterh. a. häusl. Herde, 1856, Nr. 6, II, „Zur Kritik unserer Goethe-Ausgaben"). Wie hier für den Floh, als parodirten Hausgeist, Günstling, Minister, so pflegten, der Sage nach, für die in die Dienste der Menschen tretenden Hausgeister (Kobolde) neue Kleider bestellt zu werden (Grimm, Deutsche Mythol. S. 454). Der Floh war ein beliebter Gegenstand volksthümlicher Satire und Scherzes, wie schon bei den Alten (Ovid). Gödeke (Grundriß I, 403) führt z. B. das makkaronische Gedicht an: **Floia, sortum versicale de Sola, schwartibus illis deirieulis (oder Thiericulis), quae omnes fere Minachos, Mannos, Weibras, Jungfras etc. behuppere et spitzibus suis schnaflis (oder Schnablibus) stekere et bitere soleut, autore Gripholdo Knikkuackio ex Flollandra, 1555 (Hamburg).** Eine witzige juristische Dissertation, **De pulicibus,** (1690 und 1743) wurde sogar Goethe selbst zugeschrieben, da der § 5 **de pediculo nullo** (Vom Hof-Floh) auf obiges Lied hinzuweisen schien.

Die Königin und die Zofe
Gestochen und genagt,
Und durften sie nicht knicken,
Und weg sie jucken nicht.
Wir knicken und ersticken
Doch gleich, wenn einer sticht.

Chorus (jauchzend).
Wir knicken und ersticken
Doch gleich, wenn einer sticht.

Frosch. Bravo! Bravo! Das war schön!

Siebel. So soll es jedem Floh ergehn!

Brander. Spitzt die Finger und packt sie fein!

Altmayer. Es lebe die Freiheit! Es lebe der Wein!

Mephistopheles.
Ich tränke gern ein Glas, die Freiheit hoch zu ehren,
Wenn Eure Weine nur ein Bißchen besser wären.

Siebel. Wir mögen das nicht wieder hören!

Mephistopheles. Ich fürchte nur, der Wirth beschweret sich;
Sonst gäb' ich diesen werthen Gästen
Aus unserm Keller was zum Besten.

Siebel. Nur immer her! Ich nehm's auf mich.

Frosch. Schafft Ihr ein gutes Glas, so wollen wir Euch loben.
Nur gebt nicht gar zu kleine Proben;
Denn wenn ich judiciren soll,
Verlang' ich auch das Maul recht voll.

Altmayer (leise). Sie sind vom Rheine, wie ich spüre.

Mephistopheles. Schafft einen Bohrer an!

Brander. Was soll mit dem geschehn?
Ihr habt doch nicht die Fässer vor der Thüre?

Altmayer. Dahinten hat der Wirth ein Körbchen Werkzeug stehn.

Mephistopheles (nimmt den Bohrer. Zu Frosch).
Nun sagt, was wünschet Ihr zu schmecken?

Frosch. Wie meint Ihr das? Habt Ihr so Mancherlei?

Mephistopheles. Ich stell' es einem Jeden frei.

Altmayer (zu Frosch).
Aha! Du fängst schon an, die Lippen abzulecken.

Frosch. Gut! Wenn ich wählen soll, so will ich Rheinwein haben.
Das Vaterland verleiht die allerbesten Gaben.

Mephistopheles (indem er an dem Platz, wo Frosch sitzt, ein Loch in den Tischrand bohrt).
Verschafft ein wenig Wachs, die Pfropfen gleich zu machen!

Altmayer. Ach, das sind Taschenspielersachen.

Mephiſtopheles (zu Brander). Und Ihr?
Brander. Ich will Champagnerwein,
Und recht meuſſirend ſoll er ſein!
(Mephiſtopheles bohrt: Einer hat indeſſen die Wachspfropfen gemacht und verkorkt.)
Man kann nicht ſtets das Fremde meiden,
Das Gute liegt uns oft ſo fern.
Ein ächter deutſcher Mann mag keinen Franzen leiden,
Doch ihre Weine trinkt er gern.
Siebel (indem ſich Mephiſtopheles ſeinem Platze nähert).
Ich muß geſtehn, den Sauren mag ich nicht.
Gebt mir ein Glas vom ächten Süßen!
Mephiſtopheles (bohrt). Euch ſoll ſogleich Tokaier fließen.
Altmayer. Nein, Herren, ſeht mir ins Geſicht!
Ich ſeh' es ein, Ihr habt uns nur zum Beſten.
Mephiſtopheles. Ei! Ei! Mit ſolchen edlen Gäſten
Wär' es ein Bißchen viel gewagt.
Geſchwind! Nur grad heraus geſagt!
Mit welchem Weine kann ich dienen?
Altmayer. Mit jedem! Nur nicht lang' gefragt!
(Nachdem die Löcher alle gebohrt und verſtopft ſind.)
Mephiſtopheles (mit ſeltſamen Geberden).
Trauben trägt der Weinſtock,
Hörner der Ziegenbock!
Der Wein iſt ſaftig, Holz die Reben;
Der hölzerne Tiſch kann Wein auch geben.
Ein tiefer Blick in die Natur!
Hier iſt ein Wunder, glaubet nur!
Nun zieht die Pfropfen und genießt!
Alle (indem ſie die Pfropfen ziehen, und Jedem der verlangte Wein ins Glas läuft). O ſchöner Brunnen, der uns fließt!
Mephiſtopheles. Nur hütet Euch, daß Ihr mir nichts vergießt!
(Sie trinken wiederholt.)
Alle (ſingen). Uns iſt ganz kannibaliſch wohl
Als wie fünfhundert Säuen!*)
Mephiſtopheles. Das Volk iſt frei, ſeht an, wie wohl's ihm geht!

*) Den Ausdruck „ſauwohl ſein", zur Bezeichnung des höchſten Grades phyſiſchen Wohlſeins, braucht ſogar Hegel: „Ohne ihn (Ariſtophanes) geleſen zu haben, läßt ſich kaum wiſſen, wie dem Menſchen ſauwohl ſein kann" (Werkbenk III, 560).

Faust. Ich hätte Luſt, nun abzufahren.
Mephiſtopheles. Gieb nur erſt Acht, die Beſtialität
Wird ſich gar herrlich offenbaren.
Siebel (trinkt unvorſichtig; der Wein fließt auf die Erde und wird zur Flamme). Helft! Feuer! Helft! Die Hölle brennt!
Mephiſtopheles (die Flamme beſprechend).
Sei ruhig, freundlich Element!
(Zu den Geſellen.) Für diesmal war es nur ein Tropfen Fegefeuer.
Siebel. Was ſoll das ſein? Wart! Ihr bezahlt es theuer!
Es ſcheinet, daß Ihr uns nicht kennt.
Froſch. Laß Er uns das zum zweiten Male bleiben!
Altmayer. Ich dächt', wir bießen ihn ganz ſachte ſeitwärts gehn.
Siebel. Was, Herr? Er will ſich unterſtehn
Und hier ſein Hokuspokus treiben?
Mephiſtopheles. Still, altes Weinfaß!
Siebel. Beſenſtiel!
Du wilſt uns gar noch grob begegnen?
Brander. Wart nur! Es ſollen Schläge regnen.
Altmayer (zieht einen Pfropf aus dem Tiſch, es ſpringt ihm Feuer entgegen). Ich brenne! Ich brenne!
Siebel. Zauberei!
Stoßt zu! Der Kerl iſt vogelfrei!
(Sie ziehen die Meſſer und gehen auf Mephiſtopheles los.)
Mephiſtopheles (mit ernſthafter Geberde).
Falſch Gebild und Wort
Verändern Sinn und Ort!
Seid hier und dort!
(Sie ſtehen erſtaunt und ſehen einander an.)
Altmayer. Wo bin ich? Welches ſchöne Land!
Froſch. Weinberge! Seh' ich recht?
Siebel. Und Trauben gleich zur Hand!
Brander. Hier unter dieſem grünen Laube,
Seht, welch ein Stock! Seht, welche Traube! (Er faßt Siebeln bei der Naſe; die Andern thun es wechſelsweiſe und heben die Meſſer.)
Mephiſtopheles (wie oben). Irrthum, laß los der Augen Band!
Und merkt Euch, wie der Teufel ſpaße!
(Er verſchwindet mit Fauſt; die Geſellen fahren aus einander.)
Siebel. Was giebt's?
Altmayer. Wie?
Froſch. War das Deine Naſe?
Brander (zu Siebel). Und Deine hab' ich in der Hand!

Altmayer. Es war ein Schlag, der ging durch alle Glieder!
Schafft einen Stuhl, ich ſinke nieder!
Froſch. Nein, ſagt mir nur, was iſt geſchehn?
Siebel. Wo iſt der Kerl? Wenn ich ihn ſpüre,
Er ſoll mir nicht lebendig gehn!
Altmayer. Ich bab' ihn ſelbſt hinaus zur Kellerthüre —
Auf einem Faſſe reiten ſehn — —
Es liegt mir bleiſchwer in den Füßen. (Sich nach dem Tiſche wendend.)
Mein!*) Sollte wol der Wein noch fließen?
Siebel. Betrug war Alles, Zug und Schein.
Froſch. Mir däuchte doch, als tränk' ich Wein.
Brander. Aber wie war es mit den Trauben?
Altmayer. Nun ſag' mir Eins, man ſoll kein Wunder glauben!

Hexenküche.

Auf einem niedrigen Herde ſteht ein großer Keſſel über dem Feuer. In dem Dampfe, der davon in die Höhe ſteigt, zeigen ſich verſchiedene Geſtalten. **Eine Meerkatze** ſitzt bei dem Keſſel und ſchaumt ihn und ſorgt, daß er nicht überlauft. **Der Meerkater** mit den Jungen ſitzt darneben und wärmt ſich. Wände und Decke ſind mit dem ſeltſamſten Hexenhausrath ausgeſchmückt.**)

Fauſt. Mephiſtopheles.

Fauſt. Mir widerſteht das tolle Zauberweſen!
Verſprichſt Du mir, ich ſoll geneſen
In dieſem Wuſt von Raſerei?
Verlang' ich Rath von einem alten Weibe?
Und ſchafft die Sudelköcherei
Wol dreißig Jahre mir vom Leibe?
Weh mir, wenn Du nichts Beſſers weißt!
Schon iſt die Hoffnung mir verſchwunden.
Hat die Natur und hat ein edler Geiſt
Nicht irgend einen Balſam ausgefunden?
Mephiſtopheles. Mein Freund, nun ſprichſt Du wieder klug!
Dich zu verjüngen, giebt's auch ein natürlich Mittel;
Allein es ſteht in einem andern Buch
Und iſt ein wunderlich Kapitel.

*) **Mein!** iſt populärer Ausruf der Verwunderung, der auch ſonſt bei Goethe vorkommt, z. B. in dem Gedicht: Schneider-Courage (Gedichte II, 251):
So iſt ein Schuß gefallen!
Mein! Sagt, wer ſchoß dadrauß'?"

) Dem Scenarium liegen Bilder von Breughel und Teniers zu Grunde. Nach der Anſchauung des Mittelalters ſtehen **Meerkatzen und **Affen** in der Mitte zwiſchen dem Menſchen und den andern Thieren (Bodin a. a. O. S. 60).

Faust. Ich will es wissen.
Mephistopheles. Gut! Ein Mittel, ohne Geld
Und Arzt und Zauberei zu haben:
Begieb Dich gleich hinaus aufs Feld,
Fang an zu hacken und zu graben,
Erhalte Dich und Deinen Sinn
In einem ganz beschränkten Kreise,
Ernähre Dich mit ungemischter Speise,
Leb mit dem Vieh als Vieh, und acht es nicht für Raub,*)
Den Acker, den Du erntest, selbst zu düngen;
Das ist das beste Mittel, glaub,
Auf achtzig Jahr' Dich zu verjüngen!
Faust. Das bin ich nicht gewöhnt, ich kann mich nicht bequemen,
Den Spaten in die Hand zu nehmen;
Das enge Leben steht mir gar nicht an.
Mephistopheles. So muß denn doch die Hexe dran.
Faust. Warum denn just das alte Weib?
Kannst Du den Trank nicht selber brauen?
Mephistopheles. Das wär' ein schöner Zeitvertreib!
Ich wollt' indeß wol tausend Brücken**) bauen.
Nicht Kunst und Wissenschaft allein,
Geduld will bei dem Werke sein.
Ein stiller Geist ist jahrelang geschäftig,
Die Zeit nur macht die feine Gährung kräftig.
Und Alles, was dazu gehört,
Es sind gar wunderbare Sachen!
Der Teufel hat sie's zwar gelehrt;
Allein der Teufel kann's nicht machen.
(Die Thiere erblickend.) Sieh, welch ein zierliches Geschlecht!
Das ist die Magd! Das ist der Knecht!
(Zu den Thieren.) Es scheint, die Frau ist nicht zu Hause?
Die Thiere. Beim Schmause,
Aus dem Haus
Zum Schornstein hinaus!
Mephistopheles. Wie lange pflegt sie wol zu schwärmen?
Die Thiere. So lang' wir uns die Pfoten wärmen.
Mephistopheles (zu Faust). Wie findest Du die zarten Thiere?
Faust. So abgeschmackt, als ich nur Jemand sah!

*) d. h. nicht für Unrecht; in dieser Bedeutung braucht den Ausdruck schon Luther (Philipper 2, 6): „Welcher (Christus), ob er wol in göttlicher Gestalt war, hielt es nicht für einen Raub, Gott gleich zu sein."
**) Anspielung auf die vielen sogen. Teufelsbrücken.

Mephiſtopheles. Nein, ein Discours wie dieſer da
Iſt grade der, den ich am Liebſten führe!
(Zu den Thieren.) So ſagt mir doch, verfluchte Puppen!
Was quirlt Ihr in dem Brei herum?

Thiere. Wir kochen breite Bettlerſuppen.

Mephiſtopheles. Da habt Ihr ein groß Publikum.*)

Der Kater (macht ſich derber und ſchmeichelt dem Mephiſtopheles).

O würfle nur gleich
Und mache mich reich
Und laß mich gewinnen!
Gar ſchlecht iſt's beſtellt,
Und wär' ich bei Geld,
So wär' ich bei Sinnen.**)

Mephiſtopheles. Wie glücklich würde ſich der Affe***) ſchätzen,
Könnt' er nur auch ins Lotto ſetzen!

(Indeſſen haben die jungen Meerkätzchen mit einer großen Kugel geſpielt und rollen ſie hervor.)

Der Kater. Das iſt die Welt;
Sie ſteigt und fällt
Und rollt beſtändig;
Sie klingt wie Glas;
Wie bald bricht das?†)
Iſt hohl inwendig;
Hier glänzt ſie ſehr
Und hier noch mehr.
Ich bin lebendig!
Mein lieber Sohn,
Halt' Dich davon!
Du mußt ſterben!
Sie iſt von Thon,
Es giebt Scherben.

---

*) Von der Tragödie: Guſtav III, einer Nachahmung Schiller's, ſchreibt Goethe Dieſem (Nr. 351. Juli 1797): „es iſt ſo recht eigentlich eine Bettelſuppe, wie ſie das deutſche Publikum liebt" —.

**) Aehnlich ſagt Goethe in den Zahmen Xenien (Gedichte II, 361):
„Geſunder Menſch ohne Geld
Iſt bald krank."
„Geld iſt die Welt" iſt ein alter Spruch (Meander bei Latendorf, S. 16).

***) Meerkatzen ſind Affen. Indiſch heißt merkata: geſchwänzter Affe.

†) Nach dem Sprichworte: „Glück und Glas, wie bald bricht das?" (Düntzer).

Mephistopheles. Was soll das Sieb?*)
Der Kater (holt es herunter).
Wärst Du ein Dieb,
Wollt' ich Dich gleich erkennen.
(Er läuft zur Kätzin und läßt sie durchsehen.)
Sieh durch das Sieb!
Erkennst Du den Dieb,
Und darfst ihn nicht nennen?
Mephistopheles (sich dem Feuer nähernd).
Und dieser Topf?
Kater u. Kätzin. Der alberne Tropf!
Er kennt nicht den Topf,
Er kennt nicht den Kessel!
Mephistopheles. Unhöfliches Thier!
Der Kater. Den Wedel nimm hier
Und setz Dich in Sessel!
(Er nöthigt den Mephistopheles, zu sitzen.)

Faust (welcher diese Zeit über vor einem Spiegel gestanden, sich ihm bald genähert, bald sich von ihm entfernt hat).

Was seh' ich? Welch ein himmlisch Bild
Zeigt sich in diesem Zauberspiegel!**)
O Liebe, leihe mir den schnellsten Deiner Flügel
Und führe mich in ihr Gefild!
Ach, wenn ich nicht auf dieser Stelle bleibe,
Wenn ich es wage, nah zu gehn,
Kann ich sie nur als wie im Nebel sehn! —
Das schönste Bild von einem Weibe!
Ist's möglich, ist das Weib so schön?
Muß ich an diesem hingestreckten Leibe

*) Das Siebsehn, die Koskinomantie (κοσκινομαντεία, cribro divinare) der Alten, war neben dem Krystall- und Spiegelsehn ein beliebtes Zauberkunststück des Mittelalters, besonders um einen Verbrecher zu ermitteln. Lucian (Ueber das Lebensende des Peregrinus) sagt von den Paphlagoniern: wenn sich nur ein Siebweissager mit einem Flötenbläser und Cymbelschläger blicken ließe, so sperrten Alle die Mäuler auf und sähen ihn für einen Boten des Himmels an. Auch Theokrit (V. 31 der Idylle: Amaryllis oder der Komastes) nennt die Siebwahrsagerin Ἀγρώ. Das Nähere über dies Zaubermittel findet sich S. 310 ff. und 656 bei Bodinus (Dämonomania).

**) In der Disputations-Szene der Paralipomena zu Faust wird der Zauberspiegel ein „schaffender Spiegel" genannt.

Den Inbegriff von allen Himmeln ſehn?
So etwas findet ſich auf Erden?

Mephiſtopheles.

Natürlich, wenn ein Gott ſich erſt ſechs Tage plagt
Und ſelbſt am Ende Bravo ſagt,*)
Da muß es was Geſcheites werden.
Für diesmal ſieh Dich immer ſatt;
Ich weiß Dir ſo ein Schätzchen auszuſpüren,
Und ſelig, wer das gute Schickſal hat,
Als Bräutigam ſie heimzuführen!

(**Fauſt** ſieht immerfort in den Spiegel. **Mephiſtopheles**, ſich in dem Seſſel dehnend und mit dem Wedel ſpielend, fährt fort zu ſprechen.)

Hier ſitz' ich wie der König auf dem Throne,
Den Zepter halt' ich hier, es fehlt nur noch die Krone.

Die Thiere (welche bisher allerlei wunderliche Bewegungen durch einander gemacht haben, bringen dem Mephiſtopheles eine Krone mit großem Geſchrei.)

O, ſei doch ſo gut,
Mit Schweiß und mit Blut
Die Krone zu leimen!

(Sie gehn ungeſchickt mit der Krone um und zerbrechen ſie in zwei Stücke, mit welchen ſie herumſpringen.)

Nun iſt es geſchehn!
Wir reden und ſehn,
Wir hören und reimen;

Fauſt (gegen den Spiegel). Weh mir! Ich werde ſchier verrückt.

Mephiſtopheles (auf die Thiere deutend).

Nun fängt mir an faſt ſelbſt der Kopf zu ſchwanken.

Die Thiere. Und wenn es uns glückt,
Und wenn es ſich ſchickt,
So ſind es Gedanken!

Fauſt (wie oben). Mein Buſen fängt mir an zu brennen!

Entfernen wir uns nur geſchwind!

Mephiſtopheles (in obiger Stellung).

Nun, wenigſtens muß man bekennen,
Daß es aufrichtige Poeten ſind.

(Der Keſſel, welchen die Äffin bisher außer Acht gelaſſen, fängt an, überzulaufen; es entſteht eine große Flamme, welche zum Schornſtein hinausſchlägt. Die Hexe kommt durch die Flamme mit entſetzlichem Geſchrei heruntergefahren.)

*) S. 1. Buch Moſis 1, 31: „Und Gott ſahe an Alles, was er gemacht hatte, und ſiehe da, es war ſehr gut."

Die Hexe. Au! Au! Au! Au!
Verdammtes Thier! Verfluchte Sau!
Versäumst den Kessel, versengst die Frau!
Verfluchtes Thier!

(Faust und Mephistopheles erblickend.)

Was ist das hier?
Wer seid Ihr hier?
Was wollt Ihr da?
Wer schlich sich ein?
Die Feuerpein
Euch ins Gebein!

(Sie fährt mit dem Schaumlöffel in den Kessel und spritzt Flammen nach Faust, Mephistopheles und den Thieren. Die Thiere winseln.)

Mephistopheles (welcher den Besen, den er in der Hand hält, umkehrt und unter die Gläser und Töpfe schlägt).
Entzwei! Entzwei!
Da liegt der Brei,
Da liegt das Glas!
Es ist nur Spaß,
Der Takt, Du Aas,
Zu Deiner Melodei!

(Indem die Hexe voll Grimm und Entsetzen zurücktritt.)

Erkennst Du mich, Gerippe! Scheusal Du!
Erkennst Du Deinen Herrn und Meister?
Was hält mich ab, so schlag' ich zu,
Zerschmettre Dich und Deine Katzengeister!
Hast Du vorm rothen Wamms nicht mehr Respekt?
Kannst Du die Hahnenfeder nicht erkennen?
Hab' ich dies Angesicht versteckt?
Soll ich mich etwa selber nennen?

Die Hexe. O Herr, verzeiht den rohen Gruß!
Seh' ich doch keinen Pferdefuß.
Wo sind denn Eure beiden Raben?*)

Mephistopheles. Für diesmal kommst Du so davon;
Denn freilich ist es eine Weile schon,

*) Die Raben, in der nordischen Mythologie Odin's stete Begleiter und Boten, sind später Unglücksvögel (vgl. Macbeth: „Selbst der Rab' ist heiser, der Duncan's schicksalsvollen Eingang krächzt." I, 5). Sie werden hier, wie im 4. Akt des 2. Theils, dem Teufel zugeschrieben. Der Teufel erscheint auch selbst als Rabe (Grimm, Mythol. 949). Der Pferdefuß war eines der von dem deutschen Kobold auf den Teufel übertragenen Attribute. Auch der Gott Loki war lahm und verwandelte sich, gleich den gespenstigen Wassergeistern, in ein Pferd (ebenda S. 946).

Daß wir uns nicht geſehen haben.
Auch die Kultur, die alle Welt beleckt,
Hat auf den Teufel ſich erſtreckt;*)
Das nordiſche Phantom iſt nun nicht mehr zu ſchauen;
Wo ſiehſt Du Hörner, Schweif und Klauen?
Und was den Fuß betrifft, den ich nicht miſſen kann,
Der würde mir bei Leuten ſchaden:
Darum bedien' ich mich, wie mancher junge Mann,
Seit vielen Jahren falſcher Waden.

Die Hexe (tanzend). Sinn und Verſtand verlier' ich ſchier,
Seh' ich den Junker Satan wieder hier!

Mephiſtopheles. Den Namen, Weib, verbitt' ich mir!

Die Hexe. Warum? Was hat er Euch gethan?

Mephiſtopheles. Er iſt ſchon lang' ins Fabelbuch geſchrieben:
Allein die Menſchen ſind nichts beſſer dran:
Den Böſen ſind ſie los, die Böſen ſind geblieben.
Du nennſt mich Herr Baron, ſo iſt die Sache gut;
Ich bin ein Kavalier wie andre Kavaliere.
Du zweifelſt nicht an meinem edlen Blut;
Sieh her, das iſt das Wappen, das ich führe!
(Er macht eine unanſtändige Geberde.)

Die Hexe (lacht unmäßig). Ha! Ha! Das iſt in Eurer Art!
Ihr ſeid ein Schelm, wie Ihr nur immer wart!

Mephiſtopheles (zu Fauſt).
Mein Freund, das lerne wohl verſtehn!
Dies iſt die Art, mit Hexen umzugehn.

Die Hexe. Nun ſagt, Ihr Herren, was Ihr ſchafft!**)

Mephiſtopheles. Ein gutes Glas von dem bekannten Saft!

*) Euphemiſtiſche Bezeichnungen des Teufels ſind ſchon früh im Gebrauch. Bodin (a. a. O. S. 280) führt an: „Denn der Satan hat allzeit, um mehr Betrugs willen, ſchöne holdſelige Zunamen geſucht, die ihm ſeinen rechten Vornamen beſchönten. Als da hat er der Geheim- oder Familiar-Geiſt wollen heißen, oder der Weiß-Geiſt oder der Morgenſtern (Lucifer) oder das Meiſterlein; dieweil er gewußt, daß die Namen Satan oder Teufel verhaßt waren. Auch nennen ihn der größere Theil Zauberer das Kleine-Meiſterlein oder Magiſterlein." Grimm (a. a. O. S. 1016) führt als ſolche verſchönernde Namen an: Junker Hans, Schönhans, Junker Stopf, Federhans (von der Hahnenfeder) u. a. m. Er tritt gern auf „in eines jungen Mannes Schein." Auch Klinger's Teufel iſt humaniſirt und ſagt, ähnlich wie hier Mephiſtopheles, zu Fauſt: „Vermuthlich haſt Du den Teufel mit den Hörnern und den Bocksfüßen erwartet, wie ihn Euer furchtſames Zeitalter ſchildert."

**) Schaffen, ſchwäbiſch ſtatt: begehren, befehlen, —

Doch muß ich Euch ums älteste bitten;
Die Jahre doppeln seine Kraft.

Die Hexe. Gar gern! Hier hab' ich eine Flasche,
Aus der ich selbst zuweilen nasche,
Die auch nicht mehr im Mindsten stinkt;
Ich will Euch gern ein Gläschen geben.
(Leise.) Doch wenn es dieser Mann unvorbereitet trinkt,
So kann er, wißt Ihr wohl, nicht eine Stunde leben.*)

Mephistopheles. Es ist ein guter Freund, dem es gedeihen soll;
Ich gönn' ihm gern das Beste Deiner Küche.
Zieh Deinen Kreis, sprich Deine Sprüche
Und gieb ihm eine Tasse voll!

Die Hexe (mit seltsamen Geberden, zieht einen Kreis und stellt wunderbare Sachen hinein; indessen fangen die Gläser an zu klingen, die Kessel zu tönen, und machen Musik.**) Zuletzt bringt sie ein großes Buch, stellt die Meerkatzen in den Kreis, die ihr zum Pult dienen und die Fackel***) halten müssen. Sie winkt Fausten, zu ihr zu treten).

Faust (zu Mephistopheles). Nein, sage mir, was soll das werden?
Das tolle Zeug, die rasenden Geberden,
Der abgeschmackteste Betrug,
Sind mir bekannt, verhaßt genug.

Mephistopheles. Ei, Possen! Das ist nur zum Lachen;
Sei nur nicht ein so strenger Mann!
Sie muß als Arzt ein Hokuspokus machen,
Damit der Saft Dir wohl gedeihen kann.

(Er nöthigt Fausten, in den Kreis zu treten.)

Die Hexe (mit großer Emphase, fängt an, aus dem Buche zu deklamiren).

Du mußt verstehen!
Aus Eins mach Zehn,
Und Zwei laß gehn,
Und Drei mach gleich,
So bist Du reich.
Verlier die Vier!
Aus Fünf und Sechs,
So sagt die Hex',
Mach Sieben und Acht,
So ist's vollbracht:

*) Nach Bodinus (a. a. O. S. 621) werden Liebestränke leicht Todestränke, und ähnlich heißt es in Machiavelli's Komödie La Mandragola von einem Liebestrank, daß Der in acht Tagen ein Kind des Todes sei, der ihn nicht zuvor jedesmal verdaue.

**) Das Tanzen und Klingen der Gläser findet sich ebenso im ältesten Faustbuch, und schon bei Aristoteles zaubern thessalische Hexen mit besondern Worten und Zirkeln.

***) Die Fackel als Licht, nicht Fackeln, wie einige Ausgaben haben.

Und Neun iſt Eins,
Und Zehn iſt Keins.
Das iſt das Hexen-Einmaleins!*)

Fauſt. Mich dünkt, die Alte ſpricht im Fieber.

Mephiſtopheles. Das iſt noch lange nicht vorüber;
Ich kenn' es wohl, ſo klingt das ganze Buch;
Ich habe manche Zeit damit verloren,
Denn ein vollkommner Widerſpruch
Bleibt gleich geheimnißvoll für Kluge wie für Thoren.**)
Mein Freund, die Kunſt iſt alt und neu.
Es war die Art zu allen Zeiten,
Durch Drei und Eins und Eins und Drei
Irrthum ſtatt Wahrheit zu verbreiten.
So ſchwätzt und lehrt man ungeſtört!
Wer will ſich mit den Narr'n befaſſen?
Gewöhnlich glaubt der Menſch, wenn er nur Worte hört,
Es müſſe ſich dabei doch auch was denken laſſen.

Die Hexe (fährt fort):

Die hohe Kraft
Der Wiſſenſchaft,
Der ganzen Welt verborgen!
Und wer nicht denkt,
Dem wird ſie geſchenkt,
Er hat ſie ohne Sorgen.***)

Fauſt. Was ſagt ſie uns für Unſinn vor?
Es wird mir gleich der Kopf zerbrechen.
Mich dünkt, ich hör' ein ganzes Chor
Von hunderttauſend Narren ſprechen.

*) Vgl. die Worte der Hexen in Macbeth I, 3:
„Drei Mal Dein und drei Mal mein,
Und drei Mal noch, ſo macht es Neun"
und das „drei Mal Neun" daſelbſt IV, 1. Dies Spiel mit der Drei kehrt auch in den Freimaurer-Liedern wieder, und nicht ganz mit Unrecht hat man in den folgenden Worten des Mephiſtopheles eine Verſpottung freimaureriſcher Gebräuche erblickt, obgleich Goethe ſelbſt lange Jahre hindurch ein ſehr thätiger Freimaurer war. Auch läßt ſich Mephiſto's Spott auf das Dogma von der Trinität beziehen.

**) Es iſt ein Grundſatz der Magie, daß unverſtändliche Worte mehr Kraft haben als verſtändliche (Bodin, a. a. O. S. 212), und ſchon Plinius ſagt: Minorem fidem homines adhibent iis, quae intelliguut.

***) Goethe ſelbſt ſagt in den „Zahmen Xenien" (Ged. II, 251) ähnlich:
Ja, das iſt das rechte Gleis,
Daß man nicht weiß,
Was man denkt,
Wenn man denkt.
Vgl. den Spruch: Gott ſchenkt's ihm im Schlafe.

Mephiſtopheles. Genug, genug, o treffliche Sibylle!
Gieb Deinen Trank herbei und fülle
Die Schale raſch bis an den Rand hinan;
Denn meinem Freund wird dieſer Trank nicht ſchaden:
Er iſt ein Mann von vielen Graden,
Der manchen guten Schluck gethan.
(Die Hexe, mit vielen Ceremonien, ſchenkt den Trank in eine Schale; wie ſie Fauſt an den Mund bringt, entſteht eine leichte Flamme.)
Nur friſch hinunter! Immer zu!
Es wird Dir gleich das Herz erfreuen.
Biſt mit dem Teufel Du und Du*)
Und willſt Dich vor der Flamme ſcheuen?
(Die Hexe löſt den Kreis. Fauſt tritt heraus.)

Mephiſtopheles. Nun friſch hinaus! Du darfſt nicht ruhn.
Die Hexe. Mög' Euch das Schlückchen wohl behagen!
Mephiſtopheles (zur Hexe).
Und kann ich Dir was zu Gefallen thun,
So darfſt Du mir's nur auf Walpurgis ſagen.
Die Hexe. Hier iſt ein Lied! **) Wenn Ihr's zuweilen ſingt,
So werdet Ihr beſondre Wirkung ſpüren.
Mephiſt. (zu Fauſt). Komm nur geſchwind und laß Dich führen!
Du mußt nothwendig tranſpiriren,
Damit die Kraft durch Inn- und Aeußres dringt.
Den edlen Müßiggang lehr' ich hernach Dich ſchätzen,
Und bald empfindeſt Du mit innigem Ergetzen,
Wie ſich Cupido regt und hin und wieder ſpringt.
Fauſt. Laß mich nur ſchnell noch in den Spiegel ſchauen!
Das Frauenbild war gar zu ſchön!
Mephiſt. Nein! Nein! Du ſollſt das Muſter aller Frauen
Nun bald leibhaftig vor Dir ſehn.
(Leiſe.) Du ſiehſt, mit dieſem Trank im Leibe,
Bald Helenen in jedem Weibe.

Straße.

Fauſt. Margarete vorübergehend.

Fauſt. Mein ſchönes Fräulein, darf ich wagen,
Meinen Arm und Geleit Ihr anzutragen?

*) Auch der Kobold wird, nach Grimm, Schwager genannt.
**) Irgend ein unzüchtiges Lied.

Margarete. Bin weder Fräulein weder ſchön,*)
Kann ungeleitet nach Hauſe gehn. (Sie macht ſich los und ab.)

Fauſt. Beim Himmel, dieſes Kind iſt ſchön!
So etwas hab' ich nie geſehn.
Sie iſt ſo ſittſam und tugendreich
Und etwas ſchnippiſch doch zugleich.
Der Lippe Roth, der Wange Licht,
Die Tage der Welt vergeß' ich's nicht!
Wie ſie die Augen niederſchlägt,
Hat tief ſich in mein Herz geprägt;
Wie ſie kurz angebunden**) war,
Das iſt nun zum Entzücken gar!

Mephiſtopheles tritt auf.

Fauſt. Hör, Du mußt mir die Dirne ſchaffen!
Mephiſtopheles. Nun, welche?
Fauſt. Sie ging juſt vorbei.
Mephiſtopheles. Da Die? Sie kam von ihrem Pfaffen,
Der ſprach ſie aller Sünden frei;
Ich ſchlich mich bart am Stuhl vorbei;
Es iſt ein gar unſchuldig Ding,
Das eben für nichts zur Beichte ging;
Ueber Die hab' ich keine Gewalt!
Fauſt. Iſt über vierzehn Jahr' doch alt.
Mephiſtopheles. Du ſprichſt ja wie Hans Liederlich,
Der begehrt jede liebe Blum' für ſich,
Und dünkelt ihm, es wär' kein' Ehr'
Und Gunſt, die nicht zu pflücken wär';
Geht aber doch nicht immer an.
Fauſt. Mein Herr Magiſter Lobeſan,***)
Laß Er mich mit dem Geſetz in Frieden!

---

*) Wie ſelbſt noch in der „Iphigenie" ſteht: „Sie rettet weder Hoffnung weder Furcht" (Dünger).

**) Durch ein komiſches Mißverſtändniß ſind dieſe zwei Verſe im franzöſiſchen Ballet-Divertiſſement „Fauſt" überſetzt mit:

Et la jupe courte!
D'honneur, c'est à ravir.

***) Der Ausdruck Magiſter Lobeſan, zur Bezeichnung eines pedantiſchen Gelehrten, kommt zu Anfang des 17. Jahrhunderts zuerſt vor in dem ſatiriſchen Gedichte von Rewmeiſter († 1634): „Das decrönte H, auf Teutſch Magiſter Lobeſan" und in der Schrift: „Das vertheidigte Herr Magiſter M. Wider eines ungenannten Preiſch-Meiſters neu in Druck ausgangenen ertichteten Magiſter Lobeſon. Gedruckt in der Magiſtermacherey bei Johann Littwann."

Und das sag' ich Ihm kurz und gut:
Wenn nicht das süße junge Blut
Heut Nacht in meinen Armen ruht,
So sind wir um Mitternacht geschieden.

Mephistopheles. Bedenkt, was gehn und stehen mag!
Ich brauche wenigstens vierzehn Tag',
Nur die Gelegenheit auszuspüren.

Faust. Hätt' ich nur sieben Stunden Ruh,
Brauchte den Teufel nicht dazu,
So ein Geschöpfchen zu verführen.

Mephistopheles. Ihr sprecht schon fast wie ein Franzos;
Doch bitt' ich, laßt's Euch nicht verdrießen:
Was hilft's, nur grade zu genießen?
Die Freud' ist lange nicht so groß,
Als wenn Ihr erst herauf, herum,
Durch allerlei Brimborium*)
Das Püppchen geknetet und zugericht't,
Wie's lehret manche welsche Geschicht'.

Faust. Hab' Appetit auch ohne das.

Mephistopheles. Jetzt ohne Schimpf**) und ohne Spaß.
Ich sag' Euch, mit dem schönen Kind
Geht's ein- für allemal nicht geschwind.
Mit Sturm ist da nichts einzunehmen;
Wir müssen uns zur List bequemen.

Faust. Schaff mir etwas vom Engelsschatz!
Führ mich an ihren Ruheplatz!
Schaff mir ein Halstuch von ihrer Brust,
Ein Strumpfband meiner Liebeslust!

Mephistopheles. Damit Ihr seht, daß ich Eurer Pein
Will förderlich und dienstlich sein,
Wollen wir keinen Augenblick verlieren,
Will Euch noch heut in ihr Zimmer führen.

Faust. Und soll sie sehn? Sie haben?

Mephistopheles. Nein!
Sie wird bei einer Nachbarin sein.
Indessen kannt Ihr ganz allein
In aller Hoffnung künft'ger Freuden
In ihrem Dunstkreis satt Euch weiden.

---

*) Brimborium nach dem Französischen: Possen, nichtssagende Umschweife, Firlefanz.

**) Schimpf hat ursprünglich die Bedeutung von Scherz, Spaß, auch bei Luther (Luthers Deutsch: Wittenberg).

Fauſt. Können wir hin?
Mephiſtopheles. Es iſt noch zu früh.
Fauſt. Sorg Du mir für ein Geſchenk für ſie! (Ab.)
Mephiſtopheles.
Gleich ſchenken? Das iſt brav! Da wird er reüſſiren!
Ich kenne manchen ſchönen Platz
Und manchen alvergrabnen Schatz;
Ich muß ein Bißchen revidiren. (Ab.)

Abend.

Ein kleines reinliches Zimmer.

Margarete (ihre Zöpfe flechtend und aufbindend).
Ich gäb' was drum, wenn ich nur wüßt',
Wer heut der Herr geweſen iſt!
Er ſah gewiß recht wacker aus
Und iſt aus einem edlen Haus;
Das konnt' ich ihm an der Stirne leſen —
Er wär' auch ſonſt nicht ſo keck geweſen. (Ab.)

Mephiſtopheles. Fauſt.

Mephiſtopheles. Herein, ganz leiſe, nur herein!
Fauſt (nach einigem Stillſchweigen). Ich bitte Dich, laß mich allein!
Mephiſtopheles (herumſpürend).
Nicht jedes Mädchen hält ſo rein.*) (Ab.)
Fauſt (rings aufſchauend). Willkommen, ſüßer Dämmerſchein,
Der Du dies Heiligthum durchwebſt!
Ergreif mein Herz, Du ſüße Liebespein,
Die Du vom Thau der Hoffnung ſchmachtend lebſt!
Wie athmet rings Gefühl der Stille,
Der Ordnung, der Zufriedenheit!
In dieſer Armuth welche Fülle!
In dieſem Kerker welche Seligkeit!
(Er wirft ſich auf den ledernen Seſſel am Bett.)
O nimm mich auf, der Du die Vorwelt ſchon
Bei Freud und Schmerz in offnen Arm empfangen!
Wie oft, ach, hat an dieſem Väterthron
Schon eine Schaar von Kindern rings gehangen!
Vielleicht hat, dankbar für den heil'gen Chriſt,

*) Mephiſtopheles gehört eben zu den unſaubern, unreinen Geiſtern. Sacharja 13, 2. 3, 4.

Mein Liebchen hier, mit vollen Kinderwangen,
Dem Ahnherrn fromm die welke Hand geküßt.
Ich fühl', o Mädchen, Deinen Geist
Der Füll' und Ordnung um mich säuseln,
Der mütterlich Dich täglich unterweist,
Den Teppich auf den Tisch Dich reinlich breiten heißt,
Sogar den Sand zu Deinen Füßen kräuseln.
O liebe Hand! So göttergleich!
Die Hütte wird durch Dich ein Himmelreich.
Und hier! (Er hebt einen Bettvorhang auf.)
Was faßt mich für ein Wonnegraus!
Hier möcht' ich volle Stunden säumen.
Natur! Hier bildetest in leichten Träumen
Den engeborenen*) Engel aus.
Hier lag das Kind, mit warmem Leben
Den zarten Busen angefüllt,
Und hier mit heilig reinem Weben
Entwickte sich das Götterbild!
Und Du! Was hat Dich hergeführt?
Wie innig fühl' ich mich gerührt!
Was willst Du hier? Was wird das Herz Dir schwer?
Armsel'ger Faust! Ich kenne Dich nicht mehr.
Umgiebt mich hier ein Zauberduft?
Mich drang's, so grade zu genießen,
Und fühle mich in Liebestraum zerfließen!
Sind wir ein Spiel von jedem Druck der Luft?
Und hätte sie den Augenblick beim,
Wie würdest Du für Deinen Frevel büßen!
Der große Hans, ach wie so klein,
Läg', hingeschmeisen, ihr zu Füßen.
Mephistopheles. Geschwind! Ich seh' sie unten kommen.
Faust. Fort! Fort! Ich kehre nimmermehr!
Mephistopheles. Hier ist ein Mäntelchen, leidlich schwer,
Ich hab's wo anders hergenommen.
Stellt's hier nur immer in den Schrein,

*) Eingeboren, ein von Goethe oft angewandtes Wort, kann hier soviel in der eigentlichen Bedeutung wie innatus (der dem Kinde eingeborene Engel) gebraucht sein als in dem Liedchen Ännchen, in welchem Christus Gottes eingeborner, d. h. einzig geborner, einziger Sohn genannt heißt. Wir wurden die erste Bedeutung vorziehen. J. Grimm, Wörterbuch III, 1851, während Duntzer das Wort im Sinne von „unvergleichlich" nimmt.

Ich ſchwör' Euch, ihr verzehrt die Sinnen:
Ich that Euch Sächelchen hinein,
Um eine Andre zu gewinnen.
Zwar Kind iſt Kind, und Spiel iſt Spiel.

Fauſt. Ich weiß nicht, ſoll ich?

Mephiſtopheles. Fragt Ihr viel?
Meint Ihr vielleicht den Schatz zu wahren?
Dann rath' ich Eurer Lüſternheit,
Die liebe ſchöne Tageszeit
Und mir die weitre Müh zu ſparen.
Ich hoff' nicht, daß Ihr zornig ſeid!
Ich trag' den Kerl, reib' an den Händen —
(Er ſtellt das Käſtchen in den Schrein und drückt das Schloß wieder zu.)
Nur fort! Geſchwind! —
Um Euch das ſüße junge Kind
Nach Herzens Wunſch und Will' zu wenden;
Und Ihr ſeht drein,
Als ſolltet Ihr in den Hörſaal hinein,
Als ſtünden grau leibhaftig vor Euch da
Phyſik und Metaphyſik!
Nur fort! — (Ab.)

Margarete (mit einer Lampe). Es iſt ſo ſchwül, ſo dumpfig hie,
(Sie macht das Fenſter auf.)
Und iſt doch eben ſo warm nicht draus.
Es wird mir ſo, ich weiß nicht wie —
Ich wollt', die Mutter käm' nach Haus.
Mir läuft ein Schauer übern ganzen Leib —
Bin doch ein thöricht furchtſam Weib!
(Sie fängt an zu ſingen, indem ſie ſich auszieht.)
Es war ein König in Thule,*)
Gar treu bis an das Grab,

*) Thule bezeichnet das entlegenſte Land; die Alten verſtanden darunter eine Inſel im äußerſten Nordweſten. Das Lied lautete urſprünglich, nach dem erſten Drucke vom Jahre 1782, im 3. Bande von Seckendorf's Volksliedern:

Es war ein König in Thule,
Ein goldnen Becher er hätt'
Empfangen von ſeiner Buhle,
Auf ſeinem Todesbett.

Den Becher hätt' er lieber,
Trank draus bei jedem Schmaus,
Die Augen gingen ihm über,
So oft er trank daraus.

Dem sterbend seine Buhle
Einen goldnen Becher gab.

Es ging ihm nichts darüber,
Er leert' ihn jeden Schmaus;
Die Augen gingen ihm über,
So oft er trank daraus.

Und als er kam zu sterben,
Zählt' er seine Städt' im Reich,
Gönnt' Alles seinem Erben,
Den Becher nicht zugleich.

Er saß beim Königsmahle,
Die Ritter um ihn her,
Auf hohem Vätersaale,
Dort auf dem Schloß am Meer.

Dort stand der alte Zecher,
Trank letzte Lebensgluth
Und warf den heil'gen Becher
Hinunter in die Fluth.

Er sah ihn stürzen, trinken
Und sinken tief ins Meer.
Die Augen thäten ihm sinken,
Trank nie einen Tropfen mehr.

Und als er kam zu sterben,
Zählt' er sein' Städt' und Reich',
Gönnt' Alles seinen Erben,
Den Becher nicht zugleich.

Am hohen Königsmahle,
Die Ritter um ihn her,
Im alten Vätersaale,
Auf seinem Schloß am Meer,

Da saß der alte Zecher,
Trank letzte Lebensgluth
Und warf den heil'gen Becher
Hinunter in die Fluth.

Er sah ihn sinken, trinken
Und stürzen tief ins Meer;
Die Augen thaten ihm sinken,
Trank keinen Tropfen mehr.

Offenbar hat die Ballade in der jetzigen Fassung schon im Faustfragment vom J. 1790 erheblich gegen früher gewonnen; nur scheint uns die letzte Strophe in der alten Lesart sinngemäßer, da sowol das Fädeln der Thränen bei dem Verhandeln um einen Erben nicht motivirt ist, als auch Städte und Reiche im Kontrarich besser bezeichnen, als nur Städte im Reich. Doch ist die Frage, ob das Sinngemäßere hier auch als poetischer Gewinn gelten kann.

(Sie eröffnet den Schrein, ihre Kleider einzuräumen, und erblickt das Schmuckkäſtchen.) Wie kommt das ſchöne Kätſchen hier herein?
Ich ſchloß doch ganz gewiß den Schrein.
Es iſt doch wunderbar! Was mag wol drinne ſein?
Vielleicht bracht's Jemand als ein Pfand,
Und meine Mutter lieh darauf.
Da hängt ein Schlüſſelchen am Band,
Ich denke wol, ich mach' es auf!
Was iſt das? Gott im Himmel! Schau,
So was hab' ich mein' Tage nicht gesehn!
Ein Schmuck! Mit dem könnt' eine Edelfrau
Am höchſten Feiertage gehn!
Wie ſollte mir die Kette ſtehn?
Wem mag die Herrlichkeit gehören? (Sie putzt ſich damit auf und tritt vor den Spiegel.) Wenn nur die Ohrring' meine wären!
Man ſieht doch gleich ganz anders drein.
Was hilft Euch Schönheit, junges Blut?
Das iſt wol Alles ſchön und gut,
Allein man läßt's auch Alles ſein;
Man lobt Euch halb mit Erbarmen.
Nach Golde drängt,
Am Golde hängt
Doch Alles! Ach, wir Armen!*)

Spaziergang.

Fauſt in Gedanken auf und ab gehend. Zu ihm Mephiſtopheles.

Mephiſtopheles.
Bei aller verſchmähten Liebe! Beim hölliſchen Elemente!
Ich wollt', ich wüßte was Aergers, daß ich's fluchen könnte!**)

Fauſt. Was haſt? Was kneipt Dich denn ſo ſehr?
So kein Geſicht ſah ich in meinem Leben!

Mephiſtopheles. Ich möcht' mich gleich dem Teufel übergeben,
Wenn ich nur ſelbſt kein Teufel wär'!

Fauſt. Hat ſich Dir was im Kopf verſchoben?
Dich kleidet's, wie ein Raſender zu toben!

Mephiſtopheles.
Denkt nur, den Schmuck, für Gretchen angeſchafft,

*) Aehnlich wird in Lucian's Dialogen (z. B. im Timon) im Geſpräch mit Zeus „beim Zeus" burlesk geſchworen.

**) Brander (bei Lutenberf, S. 44) führt ſchon den Spruch an: Qui curat nummis, quid iuvat, daß er fromm iſt.

Den hat ein Pfaff hinweggerafft! —
Die Mutter kriegt das Ding zu schauen,
Gleich fängt's ihr heimlich an zu grauen:
Die Frau hat gar einen feinen Geruch,
Schnüffelt immer im Gebetbuch
Und riecht's einem jeden Möbel an,
Ob das Ding heilig ist oder profan;
Und an dem Schmuck, da spürt sie's klar,
Daß dabei nicht viel Segen war.
Mein Kind, rief sie, ungerechtes Gut
Befängt die Seele, zehrt auf das Blut.
Wollen's der Mutter Gottes weihen,
Wird uns mit Himmelsmanna erfreuen!*)
Margretlein zog ein schiefes Maul;
Ist halt, dacht' sie, ein geschenkter Gaul,**)
Und wahrlich gottlos ist nicht Der,
Der ihn so fein gebracht hierher.
Die Mutter ließ einen Pfaffen kommen;
Der hatte kaum den Spaß vernommen,
Ließ sich den Anblick wohl behagen.
Er sprach: So ist man recht gesinnt!
Wer überwindet, der gewinnt.
Die Kirche hat einen guten Magen,
Hat ganze Länder aufgefressen
Und doch noch nie sich übergessen;
Die Kirch' allein, meine lieben Frauen,
Kann ungerechtes Gut verdauen.***)

Faust. Das ist ein allgemeiner Brauch,
Ein Jud' und König kann es auch.

Mephistopheles. Strich drauf ein Spange, Kett' und Ring',
Als wären's eben Pfifferling',
Dankt' nicht weniger und nicht mehr,
Als ob's ein Korb voll Nüsse wär',
Versprach ihnen allen himmlischen Lohn —
Und sie waren sehr erbaut davon.

*) „Wer überwindet, dem will ich zu essen geben von dem verborg'nen Manna." Offenb. Joh. 2, 17.

**) Nach dem Sprichwort: „Einem geschenkten Gaul
Sieht man nicht ins Maul."
(Latendorf, 1864. Michael Neander's deutsche Sprichwörter (vom Jahre 1585) S. 14.)

***) Maßen: Die Weisheit des Volks. Petersburg 1808, S. 214) führt das Sprichwort an: Kirchengut hat eiserne Zähne.

Fauſt. Und Gretchen?

Mephiſtopheles. Sitzt nun unruhvoll,
Weiß weder was ſie will noch ſoll,
Denkt ans Geſchmeide Tag und Nacht,
Noch mehr an Den, der's ihr gebracht.

Fauſt. Des Liebchens Kummer thut mir leid.
Schaff Du ihr gleich ein neu Geſchmeid!
Am erſten war ja ſo nicht viel.

Mephiſtopheles. O ja, dem Herrn iſt Alles Kinderſpiel!

Fauſt. Und mach und richt's nach meinem Sinn!
Häng Dich an ihre Nachbarin.
Sei, Teufel, doch nur nicht wie Brei
Und ſchaff einen neuen Schmuck herbei!

Mephiſtopheles. Ja, gnäd'ger Herr, von Herzen gerne.

Fauſt ab.

Mephiſtopheles. So ein verliebter Thor verpufft
Euch Sonne, Mond und alle Sterne
Zum Zeitvertreib dem Liebchen in die Luft. (Ab.)

Der Nachbarin Haus.

Marthe allein.

Marthe. Gott verzeih's meinem lieben Mann,
Er hat an mir nicht wohl gethan!
Geht da ſtracks in die Welt hinein
Und läßt mich auf dem Stroh allein.
Thät' ihn doch wahrlich nicht betrüben,
Thät' ihn, weiß Gott, recht herzlich lieben. (Sie weint.)
Vielleicht iſt er gar todt! — O Pein! — —
Hätt' ich nur einen Todtenſchein!

Margarete kommt.

Margarete. Frau Marthe!

Marthe. Gretelchen, was ſoll's?

Margarete. Faſt ſinken mir die Kniee nieder!
Da find' ich ſo ein Käſtchen wieder
In meinem Schrein, von Ebenholz,
Und Sachen, herrlich ganz und gar,
Weit reicher, als das erſte war.

Marthe. Das muß Sie nicht der Mutter ſagen;
Thät's wieder gleich zur Beichte tragen.

Margarete. Ach, ſeh' Sie nur! Ach, ſchau' Sie nur!

Marthe (putzt ſie auf). O Du glückſel'ge Kreatur!

Margarete. Darf mich leider nicht auf der Gassen
Noch in der Kirche*) mit sehen lassen.
Marthe. Komm Du nur oft zu mir herüber
Und leg den Schmuck hier heimlich an;
Spazier ein Stündchen lang dem Spiegelglas vorüber,
Wir haben unsre Freude dran;
Und dann giebt's einen Anlaß, giebt's ein Fest,
Wo man's so nach und nach den Leuten sehen läßt,
Ein Kettchen erst, die Perle dann ins Ohr;
Die Mutter sieht's wol nicht, man macht ihr auch was vor.
Margarete. Wer konnte nur die beiden Kästchen bringen?
Es geht nicht zu mit rechten Dingen!
(Es klopft.)
Margarete. Ach Gott, mag das meine Mutter sein?
Marthe (durchs Vorhängel guckend).
Es ist ein fremder Herr — Herein!

Mephistopheles tritt auf.

Mephistopheles. Bin so frei, grad herein zu treten,
Muß bei den Frauen Verzeihn erbeten.
(Tritt ehrerbietig vor Margareten zurück.)
Wollte nach Frau Marthe Schwertlein fragen!
Marthe. Ich bin's. Was hat der Herr zu sagen?
Mephistopheles (leise zu ihr).
Ich kenne Sie jetzt, mir ist das genug;
Sie hat da gar vornehmen Besuch.
Verzeiht die Freiheit, die ich genommen,
Will Nachmittage wiederkommen.
Marthe (laut). Denk, Kind, um Alles in der Welt!
Der Herr Dich für ein Fräulein**) hält.
Margarete. Ich bin ein armes junges Blut;
Ach Gott! Der Herr ist gar zu gut:
Schmuck und Geschmeide sind nicht mein.
Mephistopheles. Ach, es ist nicht der Schmuck allein;
Sie hat ein Wesen, einen Blick, so scharf!
Wie freut mich's, daß ich bleiben darf.
Marthe. Was bringt Er denn? Verlange sehr —

*) Kirche und Gasse kommen in der älteren Sprache vielfach verbunden vor, um das Erscheinen vor der Gemeinde auszudrücken; s. Grimm, Wörterbuch IV, 701. (Und die Dirne wird ingefurt zu Kirchen und zu Straßen. Er ist zu Kirchen und Straßen, wie man spricht, mit ir gegangen.)

**) Im alten Sinne als adliges Fräulein.

Mephiſtopheles. Ich wollt', ich hätt' eine frohere Mär!
Ich hoffe, Sie läßt mich's drum nicht büßen:
Ihr Mann iſt todt und läßt Sie grüßen.
Marthe. Iſt todt? Das treue Herz! O weh!
Mein Mann iſt todt! Ach, ich vergeh'!
Margarete. Ach, liebe Frau, verzweifelt nicht!
Mephiſtopheles. So hört die traurige Geſchicht'!
Margarete. Ich möchte drum mein' Tag' nicht lieben,
Würde mich Verluſt zu Tode betrüben.
Mephiſtopheles. Freud' muß Leid, Leid muß Freude haben.*)
Marthe. Erzählt mir ſeines Lebens Schluß!
Mephiſtopheles. Er liegt in Padua begraben
Beim heiligen Antonius,**)
An einer wohlgeweihten Stätte
Zum ewig kühlen Ruhebette.
Marthe. Habt Ihr ſonſt nichts an mich zu bringen?
Mephiſtopheles. Ja, eine Bitte, groß und ſchwer:
Laß Sie doch ja für ihn dreihundert Meſſen ſingen!
Im Uebrigen ſind meine Taſchen leer.
Marthe. Was! Nicht ein Schauſtück? Kein Geſchmeid?
Was jeder Handwerksburſch im Grund des Säckels ſpart,
Zum Angedenken aufbewahrt,
Und lieber hungert, lieber bettelt!
Mephiſtopheles. Madam, es thut mir herzlich leid;
Allein er hat ſein Geld wahrhaftig nicht verzettelt.
Auch er bereute ſeine Fehler ſehr,
Ja, und bejammerte ſein Unglück noch viel mehr.
Margarete. Ach! Daß die Menſchen ſo unglücklich ſind!
Gewiß, ich will für ihn manch Requiem noch beten.
Mephiſtopheles. Ihr wäret werth, gleich in die Eh' zu treten:
Ihr ſeid ein liebenswürdig Kind.
Margarete. Ach nein, das geht jetzt noch nicht an.
Mephiſtopheles. Iſt's nicht ein Mann, ſei's derweil ein Galan.
's iſt eine der größten Himmelsgaben,***)
So ein lieb Ding im Arm zu haben.
Margarete. Das iſt des Landes nicht der Brauch.

*) Nach dem Sprichwort: Kein Freud' ohne Leid (Neander, bei Latendorf, S. 20), das ſich ſchon unter den Sprüchen Salomonis (14, 13) findet: Nach der Freude folgt Leid.

**) Schon im Aelteſten Fauſtbuch (S. 65) heißt es von Padua, wohin Fauſt auf ſeiner dritten Fahrt gelangt: „Ein Kirche S. Anthoni genannt iſt alda, daß ihres Gleichen in ganz Italia nit gefunden wird."

***) Mephiſtopheles' Worte erinnern an eine Stelle in Molière's Coun

Mephistopheles. Brauch oder nicht! Es giebt sich auch.
Marthe. Erzählt mir doch!
Mephistopheles. Ich stand an seinem Sterbebette,
Es war was besser als von Mist,
Von halbgefaultem Stroh; allein er starb als Christ
Und fand, daß er weit mehr noch auf der Zeche*) hätte.
Wie, rief er, muß ich mich von Grund aus hassen,
So mein Gewerb, mein Weib so zu verlassen!
Ach, die Erinnrung tödtet mich.
Vergäb' sie mir nur noch in diesem Leben! —
Marthe (meinend).
Der gute Mann! Ich hab' ihm längst vergeben.
Mephist. Allein, weiß Gott, sie war mehr schuld als ich.
Marthe. Das lügt er! Was, am Rand des Grabs zu lügen!
Mephistopheles. Er fabelte gewiß in letzten Zügen,
Wenn ich nur halb ein Kenner bin.
Ich hatte, sprach er, nicht zum Zeitvertreib zu gaffen,
Erst Kinder und dann Brod für sie zu schaffen,
Und Brod im allerweitsten Sinn,
Und konnte nicht einmal mein Theil in Frieden essen.
Marthe. Hat er so aller Treu', so aller Lieb' vergessen,
Der Plackerei bei Tag und Nacht!
Mephistopheles. Nicht doch, er hat Euch herzlich dran gedacht.
Er sprach: Als ich nun weg von Malta ging,
Da bete' ich für Frau und Kinder brünstig;
Uns war denn auch der Himmel günstig,
Daß unser Schiff ein türkisch Fahrzeug fing,
Das einen Schatz des großen Sultans führte.
Da ward der Tapferkeit ihr Lohn,
Und ich empfing denn auch, wie sich's gebührte,
Mein wohlgemessnes Theil davon.
Marthe. Ei wie? Ei wo? Hat er's vielleicht vergraben?
Mephistopheles. Wer weiß, wo nun es die vier Winde haben!
Ein schönes Fräulein nahm sich seiner an,
Als er in Napel**) fremd umherspazierte;

imaginaire. In der zweiten Szene sagt die Magd zu Cleite:
Enfin il n'est rien tel, madame, croyez-moi,
Que d'avoir un mari à nuit auprès de soi.

*) d. h. im Schuldbuch, auf der Rechnung. In der Abtheilung „Sprichwörtlich" (Goethes Gedichte II, 187. Heißt es:
„Nicht jeden Wochenschluß
Macht Gott die Zeche."

**) Der italienischen Form Napoli entsprechend gebildet, wie das französische Naples. Auch in den Römischen Elegien braucht Goethe die Form

Sie hat an ihm viel Lieb's und Treu's gethan,
Daß er's bis an ſein ſelig Ende ſpürte.*)

Marthe. Der Schelm! Der Dieb an ſeinen Kindern!
Auch alles Elend, alle Noth
Konnt' nicht ſein ſchändlich Leben hindern!

Mephiſtopheles. Ja jetzt! Dafür iſt er nun todt.
Wär' ich nun jetzt an Eurem Platze,
Betraurt' ich ihn ein züchtig Jahr,
Viſirte dann unterweil nach einem neuen Schatze.

Marthe. Ach Gott, wie doch mein erſter war,
Find' ich nicht leicht auf dieſer Welt den andern!
Es konnte kaum ein herz'ger Närrchen ſein.
Er liebte nur das allzuviele Wandern
Und fremde Weiber und fremden Wein
Und das verfluchte Würfelſpiel.**)

Mephiſtopheles. Nun, nun, ſo konnt' es gehn und ſtehen,
Wenn er Euch ungefähr ſo viel
Von ſeiner Seite nachgeſehen.
Ich ſchwör' Euch zu, mit dem Beding
Wechſelt' ich ſelbſt mit Euch den Ring!

Marthe. O, es beliebt dem Herrn zu ſcherzen!

Mephiſtopheles (für ſich). Nun mach' ich mich bei Zeiten fort!
Die hielte wol den Teufel ſelbſt beim Wort.***)
(Zu Gretchen.) Wie ſteht es denn mit Ihrem Herzen?

Margarete. Was meint der Herr damit?

Mephiſtopheles (für ſich). Du gut's, unſchuldig's Kind!

(Laut.) Lebt wohl, Ihr Frau'n!

Margarete. Lebt wohl!

Marthe. O, ſagt mir doch geſchwind!
Ich möchte gern ein Zeugniß haben,
Wo, wie und wann mein Schatz geſtorben und begraben.

Napel an Stelle des, dem Griechiſchen und Lateiniſchen nachgebildeten, in Proſa allein üblichen Neapel.

*) Unter mal de Naples verſteht man die Krankheit, auf welche Mephiſtopheles hindeutet.

**) Vier ſchlimme W. Das Sprichwort ſagt: „Drei W bringen Pein: Weib, Würfel und der Wein." „Drei W ſind große Räuber: Wein, Würfelſpiel und Weiber", auch „Weiber, Wein und Würfelſpiel verderben Manchen, wer's merken will" (Dünzer). Bei Maſſen (a. a. O. S. 374) ſind ähnliche Sprüche erwähnt, z. B.: „Weib, Kart' und Tanz' Macht Manchen zum armen Mann.

***) Vgl. Hans Sachs' Schwank: Der Teufel nahm ein altes Weib zu der Ehe (1557). Goedeke, Grundr. I, 353 Nr. 331 und 346.

Bayerische Staatsbibliothek München

Ich bin von je der Ordnung Freund gewesen,
Möcht' ihn auch todt im Wochenblättchen lesen.

Mephistopheles. Ja, gute Frau, durch zweier Zeugen Mund
Wird allerwegs die Wahrheit kund;
Habe noch gar einen feinen Gesellen,
Den will ich Euch vor den Richter stellen.
Ich bring' ihn her.

Marthe. O, thut das ja!

Mephistopheles. Und hier die Jungfrau ist auch da? —
Ein braver Knab'! Ist viel gereist,
Fräulems alle Höflichkeit erweist.

Margarete. Müßte vor dem Herren schamroth werden.

Mephistopheles. Vor keinem Könige der Erden.

Marthe. Da hinterm Haus in meinem Garten
Wollen wir der Herrn heut Abend warten.

Straße.

Faust. Mephistopheles.

Faust. Wie ist's? Will's fördern? Will's bald gehn?

Mephistopheles. Ah brave! Find' ich Euch in Feuer?
In kurzer Zeit ist Gretchen Euer.
Heut Abend sollt Ihr sie bei Nachbars Marthen sehn:
Das ist ein Weib wie auserlesen
Zum Kuppler- und Zigeunerwesen!

Faust. So recht!

Mephistopheles. Doch wird auch was von uns begehrt.

Faust. Ein Dienst ist wol des andern werth.

Mephistopheles. Wir lezen nur ein giltig Zeugniß nieder,
Daß ihres Ehherrn ausgereckte Glieder
In Padua an heil'ger Stätte ruhn.

Faust. Sehr klug! Wir werden erst die Reise machen müssen!

Mephistopheles.
Sancta simplicitas!*) Darum ist's nicht zu thun;
Bezeug nur, ohne viel zu wissen!

Faust. Wenn Er nichts Beßer's hat, so ist der Plan zerrissen.

Mephistopheles. O heil'ger Mann! Da wart Ihr's nun!**)
Ist es das erste Mal in Eurem Leben,
Daß Ihr falsch Zeugniß abgelegt?

*) Fromme Einfalt! Bekanntlich der Ausruf Huß', als er ein altes Mütterchen Holz zu seinem Scheiterhaufen herbeitragen sah.
**) d. h. in diesem Falle wollt Ihr den Heiligen spielen (Faust).

Habt Ihr von Gott, der Welt und was ſich drin bewegt,
Vom Menſchen, was ſich ihm in Kopf und Herzen regt,
Definitionen nicht mit großer Kraft gegeben?
Mit frecher Stirne, kühner Bruſt?
Und wollt Ihr recht ins Innre geben,
Habt Ihr davon, Ihr müßt es grad' geſtehen,
So viel als von Herrn Schwertlein's Tod gewußt!

Fauſt. Du biſt und bleibſt ein Lügner, ein Sophiſte.

Mephiſtopheles.
Ja, wenn man's nicht ein Bißchen tiefer wüßte.*)
Denn morgen wirſt in allen Ehren
Das arme Gretchen nicht betören
Und alle Seelenlieb' ihr ſchwören?

Fauſt. Und zwar von Herzen.

Mephiſtopheles. Gut und ſchön!
Dann wird von ewiger Treu' und Liebe,
Von einzig überallmächt'gem Triebe —
Wird das auch ſo von Herzen gehn?

Fauſt. Laß das! Es wird! — Wenn ich empfinde,
Für das Gefühl, für das Gewühl
Nach Namen ſuche, keinen finde,
Dann durch die Welt mit allen Sinnen ſchweife,
Nach allen höchſten Worten greife
Und dieſe Gluth, von der ich brenne,
Unendlich, ewig, ewig nenne,
Iſt das ein teufliſch Lügenſpiel?

Mephiſtopheles. Ich hab' doch Recht!

Fauſt. Hör'! Merk' Dir dies —
Ich bitte Dich, und ſchone meine Lunge —
Wer Recht behalten will und hat nur eine Zunge,
Behält's gewiß.
Und komm, ich hab' des Schwätzens Ueberdruß;
Denn Du haſt Recht, vorzüglich weil ich muß.

Garten.

Margarete an Fauſtens Arm, Marthe mit Mephiſtopheles auf und abſpazierend.

Margarete. Ich fühl' es wol, daß mich der Herr nur ſchont,
Herab ſich läßt, mich zu beſchämen.

*) Daß nämlich auch Fauſt's Wahrheitsliebe nicht die Probe beſtehen wird.

Ein Reisender ist so gewohnt,
Aus Gütigkeit fürlieb zu nehmen;
Ich weiß zu gut, daß solch erfahrnen Mann
Mein arm Gespräch nicht unterhalten kann.

Faust. Ein Blick von Dir, ein Wort mehr unterhält
Als alle Weisheit dieser Welt. (Er küßt ihre Hand.)

Margarete.
Inkommodirt Euch nicht! Wie könnt Ihr sie nur küssen?
Sie ist so garstig, ist so rauh!*)
Was hab' ich nicht schon Alles schaffen**) müssen!
Die Mutter ist gar zu genau.

(Gehn vorüber.)

Marthe. Und Ihr, mein Herr, Ihr reist so immerfort?

Mephistopheles. Ach, daß Gewerb und Pflicht uns dazu treiben!
Mit wie viel Schmerz verläßt man manchen Ort
Und darf doch nun einmal nicht bleiben!

Marthe. In raschen Jahren geht's wol an,
So um und um frei durch die Welt zu streifen;
Doch kommt die böse Zeit heran,
Und sich als Hagestolz allein zum Grab zu schleifen,
Das hat noch Keinem wohlgethan.

Mephistopheles. Mit Grausen seh' ich das von weiten.

Marthe. Drum, werther Herr, berathet Euch in Zeiten!

(Gehn vorüber.)

Margarete. Ja, aus den Augen, aus dem Sinn!***)
Die Höflichkeit ist Euch geläufig;
Allein Ihr habt der Freunde häufig,
Sie sind verständiger, als ich bin.

Faust. O Beste, glaube, was man so verständig nennt,
Ist oft mehr Eitelkeit und Kurzsinn.

Margarete. Wie?

Faust. Ach, daß die Einfalt, daß die Unschuld nie
Sich selbst und ihren heil'gen Werth erkennt!
Daß Demuth, Niedrigkeit, die höchsten Gaben
Der liebevoll austheilenden Natur —

---

*) Molière läßt in seinem Don Juan (1661) das Landmädchen Charlotte (Mozart's Zerline in Don Juan, der ihre Hände küßt, ähnlich sagen: Ah! Monsieur, elles sont noires comme je ne sais quoi.

**) Im Sinne von schwer arbeiten (Stadr).

***) Dieser Spruch findet sich schon in Neander's Sprichwörtern vom Jahre 1585 (bei Latendorf S. 5 u. 14).

Margarete. Denkt Ihr an mich ein Augenblickchen nur,
Ich werde Zeit genug an Euch zu denken haben.
Fauſt. Ihr ſeid wol viel allein?
Margarete. Ja, unſre Wirthſchaft iſt nur klein,
Und doch will ſie verſehen ſein.
Wir haben keine Magd; muß kochen, fegen, ſtricken
Und nähn und laufen früh und ſpat;
Und meine Mutter iſt in allen Stücken
So akkurat!
Nicht daß ſie juſt ſo ſehr ſich einſchränken hat;
Wir könnten uns weit eh'r als Andre regen;
Mein Vater hinterließ ein hübſch Vermögen,
Ein Häuschen und ein Gärtchen vor der Stadt.
Doch hab' ich jetzt ſo ziemlich ſtille Tage;
Mein Bruder iſt Soldat,
Mein Schweſterchen iſt todt.
Ich hatte mit dem Kind wol meine liebe Noth;
Doch übernähm' ich gern noch einmal alle Plage,
So lieb war mir das Kind.
Fauſt. Ein Engel, wenn Dir's glich!
Margarete. Ich zog es auf, und herzlich liebt' es mich.
Es war nach meines Vaters Tod geboren;
Die Mutter gaben wir verloren,
So elend, wie ſie damals lag,
Und ſie erholte ſich ſehr langſam, nach und nach.
Da konnte ſie nun nicht dran denken,
Das arme Würmchen ſelbſt zu tränken,
Und ſo erzog ich's ganz allein,
Mit Milch und Waſſer; ſo ward's mein.
Auf meinem Arm, in meinem Schooß
War's freundlich, zappelte, ward groß.
Fauſt. Du haſt gewiß das reinſte Glück empfunden.
Margarete. Doch auch gewiß gar manche ſchwere Stunden.
Des kleinen Wiege ſtand zu Nacht
An meinem Bett; 'es durfte kaum ſich regen,
War ich erwacht;
Bald mußt' ich's tränken, bald es zu mir legen,
Bald, wenn's nicht ſchwieg, vom Bett aufſtehn
Und tänzelnd in der Kammer auf und nieder gehn
Und früh am Tage ſchon am Waſchtrog ſtehn;
Dann auf dem Markt und an dem Herde ſorgen,
Und immerfort wie heut ſo morgen.

Da geht's, mein Herr, nicht immer muthig zu;
Doch schmeckt dafür das Essen, schmeckt die Ruh.

(Gehn vorüber.)

Marthe. Die armen Weiber sind doch übel dran:
Ein Hagestolz ist schwerlich zu bekehren.

Mephistopheles. Es käme nur auf Euresgleichen an,
Mich eines Bessern zu belehren.

Marthe. Sagt grad', mein Herr, habt Ihr noch nichts gefunden?
Hat sich das Herz nicht irgendwo gebunden?

Mephistopheles. Das Sprichwort sagt: ein eigner Herd,
Ein braves Weib sind Gold und Perlen werth.*)

Marthe. Ich meine, ob Ihr niemals Lust bekommen.

Mephist. Man hat mich überall recht höflich aufgenommen.

Marthe. Ich wollte sagen: ward's nie Ernst in Eurem Herzen?

Mephist. Mit Frauen soll man sich nie unterstehn zu scherzen.

Marthe. Ach, Ihr versteht mich nicht!

Mephistopheles. Das thut mir herzlich leid!
Doch ich versteh' — daß Ihr sehr gütig seid.

(Gehn vorüber.)

Faust. Du kanntest mich, o kleiner Engel, wieder,
Gleich als ich in den Garten kam?

Margarete. Habt Ihr es nicht? Ich schlug die Augen nieder.

Faust. Und Du verzeihst die Freiheit, die ich nahm?
Was sich die Frechheit unterfangen,
Als Du jüngst aus dem Dom gegangen?

Margarete. Ich war bestürzt, mir war das nie geschehn;
Es konnte Niemand von mir Uebels sagen.
Ach, dacht' ich, hat er in Deinem Betragen
Was Freches, Unanständiges gesehn?
Es schien ihn gleich nur anzuwandeln,
Mit dieser Dirne gradehin zu handeln.
Gesteh' ich's doch! Ich wußte nicht, was sich
Zu Eurem Vortheil hier zu regen gleich begonnte;**)
Allein gewiß, ich war recht bös auf mich,
Daß ich auf Euch nicht böser werden konnte.

Faust. Süß Liebchen!

Margarete. Laßt einmal!

(Sie pflückt eine Sternblume und zupft die Blätter ab, eins nach dem andern.)

*) Nach dem Sprichwort: Eigner Herd ist Goldes werth.

**) Aelteres, nur noch in der Poesie übliches Imperfektum von beginnen, auch von Lessing, Wieland, Rückert u. A. m. gebraucht.

Fauſt. Was ſoll das? Einen Strauß?
Margarete. Nein, es ſoll nur ein Spiel.
Fauſt. Wie?
Margarete. Geht! Ihr lacht mich aus.
(Sie rupft und murmelt.)
Fauſt. Was murmelſt Du?
Margarete (halblaut). Er liebt mich — Liebt mich nicht.
Fauſt. Du holdes Himmelsangeſicht!
Margarete (fährt fort).
Liebt mich — Nicht — Liebt mich — Nicht —
(Das letzte Blatt ausrupfend, mit heller Freude.)
Er liebt mich!
Fauſt. Ja, mein Kind! Laß dieſes Blumenwort
Dir Götterausſpruch ſein! Er liebt Dich!
Verſtehſt Du, was das heißt? Er liebt Dich!
(Er faßt ihre beiden Hände.)
Margarete. Mich überläuft's!
Fauſt. O ſchaudre nicht! Laß dieſen Blick,
Laß dieſen Händedruck Dir ſagen,
Was unausſprechlich iſt:
Sich hinzugeben ganz und eine Wonne
Zu fühlen, die ewig ſein muß!
Ewig! — Ihr Ende würde Verzweiflung ſein.
Nein, kein Ende! Kein Ende!
(Margarete drückt ihm die Hände, macht ſich los und läuft weg. Er ſteht einen Augenblick in Gedanken, dann folgt er ihr.)
Marthe (kommend). Die Nacht bricht an.
Mephiſtopheles. Ja, und wir wollen fort.
Marthe. Ich bät' Euch, länger hier zu bleiben,
Allein es iſt ein gar zu böſer Ort.
Es iſt, als hätte Niemand nichts zu treiben
Und nichts zu ſchaffen,
Als auf des Nachbarn Schritt und Tritt zu gaffen,
Und man kommt ins Gered', wie man ſich immer ſtellt.
Und unſer Pärchen?
Mephiſtopheles. Iſt den Gang dort aufgeflogen.
Muthwill'ge Sommervögel!
Marthe. Er ſcheint ihr gewogen.
Mephiſtopheles. Und ſie ihm auch. Das iſt der Lauf der Welt.

Ein Gartenhäuschen.

(Margarete springt herein, neckt sich hinter die Thür, hält die Fingerspitze an die Lippen und guckt durch die Ritze.)

Margarete. Er kommt!
Faust (kommt). Ach Schelm, so neckst Du mich!
Treff' ich Dich! (Er küßt sie.)
Margarete (ihn fassend und den Kuß zurückgebend).
Bester Mann! Von Herzen lieb' ich Dich!

Mephistopheles (klopft an).

Faust (stampfend). Wer da?
Mephistopheles. Gut Freund!
Faust. Ein Thier!
Mephistopheles. Es ist wol Zeit zu scheiden.
Marthe (kommt). Ja, es ist spät, mein Herr.
Faust. Darf ich Euch nicht geleiten?
Margarete. Die Mutter würde mich — Lebt wohl!
Faust. Muß ich denn gehn?
Lebt wohl!
Marthe. Ade!
Margarete. Auf baldig Wiedersehn!

(Faust und Mephistopheles ab.)

Margarete. Du lieber Gott! Was so ein Mann
Nicht Alles, Alles denken kann!
Beschämt nur steh' ich vor ihm da
Und sag' zu allen Sachen ja.
Bin doch ein arm, unwissend Kind,
Begreife nicht, was er an mir find't. (Ab.)

Wald und Höhle.

Faust (allein.)

Faust. Erhabner Geist,*) Du gabst mir, gabst mir Alles,
Warum ich bat. Du hast mir nicht umsonst
Dein Angesicht im Feuer zugewendet,

*) Unter dem „erhabnen Geiste" kann nur der Erdgeist verstanden werden, welcher Faust in der ersten Scene erschien; diesem Erdgeiste glaubt Faust nicht nur seinen Begleiter und spiritus familiaris Mephistopheles zu verdanken, sondern auch, daß sich ihm „die Kräfte der Natur rings um ihn her enthüllen", wie er im ersten Monologe dies begehrte. Nur in der später folgenden prosaischen Scene wird dieser Erdgeist außerdem noch erwähnt, indem Faust ihm hier die Pudel-Metamorphose des Mephistopheles zuschreibt.

Gabst mir die herrliche Natur zum Königreich,
Kraft, sie zu fühlen, zu genießen. Nicht
Kalt staunenden Besuch erlaubst Du nur,
Vergönnest mir, in ihre tiefe Brust,
Wie in den Busen eines Freunds, zu schauen.
Du führst die Reihe der Lebendigen
Vor mir vorbei und lehrst mich meine Brüder
Im stillen Busch, in Luft und Wasser kennen.
Und wenn der Sturm im Walde braust und knarrt,*)
Die Riesenfichte stürzend Nachbaräste
Und Nachbarstämme, quetschend, niederstreift,
Und ihrem Fall dumpf hohl der Hügel donnert;
Dann führst Du mich zur sichern Höhle, zeigst
Mich dann mir selbst, und meiner eignen Brust
Geheime tiefe Wunder öffnen sich.
Und steigt vor meinem Blick der reine Mond
Besänftigend herüber, schweben mir
Von Felsenwänden, aus dem feuchten Busch
Der Vorwelt silberne Gestalten auf
Und lindern der Betrachtung strenge Lust.

O, daß dem Menschen nichts Vollkommnes wird,
Empfind' ich nun. Du gabst zu dieser Wonne,
Die mich den Göttern nah und näher bringt,
Mir den Gefährten, den ich schon nicht mehr
Entbehren kann, wenn er gleich kalt und frech
Mich vor mir selbst erniedrigt und zu Nichts
Mit einem Worthauch Deine Gaben wandelt.
Er facht in meiner Brust ein wildes Feuer
Nach jenem schönen Bild geschäftig an.
So taumle ich von Begierde zu Genuß,
Und im Genuß verschmacht' ich nach Begierde.

Mephistopheles tritt auf.

Mephistopheles. Habt Ihr nun bald das Leben g'nug geführt?
Wie kann's Euch in die Länge freuen?

Mehrere Erklärer des „Faust" haben, nach dem Vorgange Weiße's, mit Recht in diesen Stellen Andeutungen zu finden geglaubt, daß dem Erdgeiste in dem Stücke anfänglich eine größere Bedeutung als in der vorliegenden Ausführung zugedacht gewesen sei. Da der Erdgeist ein Natur-, aber nicht eigentlich ein Höllengeist ist, so hätte hiernach auch Mephistopheles, als sein Organ, ursprünglich eine andere Stellung im Stücke eingenommen.

*) Diesen und die drei folgenden Verse führt Vischer (Aesth. III, 1234) als „schönstes Beispiel der Onomatopoesie" an. Die „silbernen Gestalten" erinnern an Ossian.

Es ist wol gut, daß man's einmal probirt;
Dann aber wieder zu was Neuen!

Faust. Ich wollt', Du hättest mehr zu thun,
Als mich am guten Tag zu plagen.

Mephistopheles. Nun, nun! Ich lass' Dich gerne ruhn,
Du darfst mir's nicht im Ernste sagen.
An Dir Gesellen, unhold, barsch und toll,
Ist wahrlich wenig zu verlieren.
Den ganzen Tag hat man die Hände voll!
Was ihm gefällt und was man lassen soll,
Kann man dem Herrn nie an der Nase spüren.

Faust. Das ist so just der rechte Ton!
Er will noch Dank, daß er mich ennüyirt.

Mephistopheles. Wie hätt'st Du, armer Erdensohn,
Dein Leben ohne mich geführt?
Vom Kribskrabs der Imagination
Hab' ich Dich doch auf Zeiten lang' kurirt;
Und wär' ich nicht, so wärst Du schon
Von diesem Erdball abspazirt.
Was hast Du da in Höhlen, Felsenritzen
Dich wie ein Schubu zu versitzen?
Was schlurfst aus dumpfem Moos und triefendem Gestein,
Wie eine Kröte, Nahrung ein?
Ein schöner, lieber Zeitvertreib!
Dir steckt der Doktor noch im Leib.

Faust. Verstehst Du, was für neue Lebenskraft
Mir dieser Wandel in der Oede schafft?
Ja, würdest Du es ahnen können,
Du wärest Teufel g'nug, mein Glück mir nicht zu gönnen.

Mephistopheles. Ein überirdisches Vergnügen!
In Nacht und Thau auf den Gebirgen liegen
Und Erd' und Himmel wonniglich umfassen,
Zu einer Gottheit sich aufschwellen lassen,
Der Erde Mark mit Ahnungsdrang durchwühlen,
Alle sechs Tagewerk' im Busen fühlen,
In stolzer Kraft, ich weiß nicht was, genießen,
Bald liebewonniglich in Alles übergießen,
Verschwunden ganz der Erdensohn,
Und dann die hohe Intuition — (mit einer Geberde)
Ich darf nicht sagen wie — zu schließen.

Faust. Pfui über Dich!

Mephistopheles. Das will Euch nicht behagen;
Ihr habt das Recht, gesittet Pfui zu sagen.
Man darf das nicht vor keuschen Ohren nennen,
Was keusche Herzen nicht entbehren können.
Und kurz und gut, ich gönn' Ihm das Vergnügen,
Gelegentlich Sich etwas vorzulügen;
Doch lange hält Er das nicht aus.
Du bist schon wieder abgetrieben
Und, währt es länger, aufgerieben
In Tollheit oder Angst und Graus.
Genug damit! Dein Liebchen sitzt dadrinne,
Und Alles wird ihr eng und trüb.
Du kommst ihr gar nicht aus dem Sinne,
Sie hat Dich übermächtig lieb.
Erst kam Deine Liebeswuth übergeflossen,
Wie vom geschmolznen Schnee ein Bächlein übersteigt;
Du hast sie ihr ins Herz gegossen,
Nun ist Dein Bächlein wieder seicht.
Mich dünkt, anstatt in Wäldern zu thronen,
Ließ' es dem großen Herren gut,
Das arme, affenjunge*) Blut
Für seine Liebe zu belohnen.
Die Zeit wird ihr erbärmlich lang;
Sie steht am Fenster, sieht die Wolken ziehn
Ueber die alte Stadtmauer hin.
Wenn ich ein Vöglein wär',**) so geht ihr Gesang
Tage lang, halbe Nächte lang.
Einmal ist sie munter, meist betrübt,
Einmal recht ausgeweint,
Dann wieder ruhig, wie's scheint,
Und immer verliebt.

Faust. Schlange! Schlange!

Mephistopheles (für sich). Gelt, daß ich Dich fange!

Faust. Verruchter! Hebe Dich von hinnen***)
Und nenne nicht das schöne Weib!
Bring die Begier zu ihrem süßen Leib
Nicht wieder vor die halb verrückten Sinnen!

*) **Blutjung**, wie die ältere Sprache kindjung sagte (Grimm).
**) Das bekannte, von Herder Flug der Liebe genannte Volkslied (Tänzer). Nach Goethe's Vögeln (1782) seufzen die Zärtlichen an allen Ecken: „Wenn ich ein Vögle wär' und auch zwei Flügel hätt'."
***) Nach Matth. 4, 10: Hebe Dich weg von mir, Satan!

Mephistopheles. Was soll es denn? Sie meint, Du seist entflohen,
Und halb und halb bist Du es schon.
Faust. Ich bin ihr nah, und wär' ich noch so fern,
Ich kann sie nie vergessen, nie verlieren;
Ja, ich beneide schon den Leib des Herrn,
Wenn ihre Lippen ihn indeß berühren.*)
Mephist. Gar wohl, mein Freund! Ich hab' Euch oft beneidet
Ums Zwillingspaar, das unter Rosen weidet.**)
Faust. Entfliehe, Kuppler!
Mephistopheles. Schön! Ihr schimpft, und ich muß lachen.
Der Gott, der Bub und Mädchen schuf,
Erkannte gleich den edelsten Beruf,
Auch selbst Gelegenheit zu machen.
Nur fort! Es ist ein großer Jammer!
Ihr sollt in Eures Liebchens Kammer,
Nicht etwa in den Tod.
Faust. Was ist die Himmelsfreud' in ihren Armen?
Laß mich an ihrer Brust erwarmen,
Fühl' ich nicht immer ihre Noth?
Bin ich der Flüchtling nicht, der Unbehauste,
Der Unmensch ohne Zweck und Ruh,
Der wie ein Wassersturz von Fels zu Felsen brauste,
Begierig wütend, nach dem Abgrund zu?
Und seitwärts sie, mit kindlich dumpfen Sinnen,
Im Hüttchen auf dem kleinen Alpenfeld,***)
Und all ihr häusliches Beginnen
Umfangen in der kleinen Welt.
Und ich, der Gottverhaßte,
Hatte nicht genug,
Daß ich die Felsen faßte
Und sie zu Trümmern schlug!
Sie, ihren Frieden mußt' ich untergraben!
Du, Hölle, mußtest dieses Opfer haben!
Hilf, Teufel, mir die Zeit der Angst verkürzen!
Was muß geschehn, mag's gleich geschehn!
Mag ihr Geschick auf mich zusammenstürzen
Und sie mit mir zu Grunde gehn!

*) Derselbe Gedanke liegt dem Goetheschen Epigramme „Verfehlung" vom Jahre 1781 zu Grunde (Gedichte II, 2).
**) „Deine zwo Brüste sind wie zwei junge Rehzwillinge, die unter den Rosen weiden". Hohelied Salomonis 4, 5.
***) Alm.

Mephiſtopheles. Wie's wieder ſiedet, wieder glüht!
Geh ein und tröſte ſie, Du Thor!
Wo ſo ein Köpfchen keinen Ausgang ſieht,
Stellt er ſich gleich das Ende vor.
Es lebe, wer ſich tapfer hält!
Du biſt doch ſonſt ſo ziemlich eingeteufelt.*)
Nichts Abgeſchmackter's ſind' ich auf der Welt
Als einen Teufel, der verzweifelt.

Gretchens Stube.

Gretchen (am Spinnrade allein).

Gretchen.

Meine Ruh iſt hin,
Mein Herz iſt ſchwer;
Ich finde ſie nimmer
Und nimmermehr.

Wo ich ihn nicht hab',
Iſt mir das Grab,
Die ganze Welt
Iſt mir vergällt.**)
Mein armer Kopf
Iſt mir verrückt,
Mein armer Sinn
Iſt mir zerſtückt.

Meine Ruh iſt hin,
Mein Herz iſt ſchwer;
Ich finde ſie nimmer
Und nimmermehr.

Nach ihm nur ſchau' ich
Zum Fenſter hinaus,
Nach ihm nur geh' ich
Aus dem Haus.

Sein hoher Gang,
Sein' edle Geſtalt,
Seines Mundes Lächeln,
Seiner Augen Gewalt,

*) Schon Luther ſagt: „ein eingeteufelt läſterlich Herz", ebenſo durchteufelt, übereufelt (Sanders' Wörterbuch 2, 1360).
**) d. h. verbittert (Siehe Sanders' Wörterb. unter „gällen"). Koller (Faust Papers, 115) irrt, wenn er das Wort von „gellen" ſtatt von „Galle" ableitet.

Und seiner Rede
Zauberfluß,
Sein Händedruck
Und, ach, sein Kuß!

Meine Ruh ist hin,
Mein Herz ist schwer;
Ich finde sie nimmer
Und nimmermehr.

Mein Busen drängt
Sich nach ihm hin.
Ach, dürft' ich fassen
Und halten ihn!

Und küssen ihn,
So wie ich wollt',
An seinen Küssen
Vergehen sollt'!*)

Marthens Garten.

Margarete. Faust.

Margarete. Versprich mir, Heinrich!**)
Faust. Was ich kann!
Margarete. Nun sag, wie hast Du's mit der Religion?
Du bist ein herzlich guter Mann,
Allein ich glaub', Du hältst nicht viel davon.
Faust. Laß das, mein Kind! Du fühlst, ich bin Dir gut;
Für meine Lieben ließ' ich Leib und Blut,
Will Niemand sein Gefühl und seine Kirche rauben.
Margarete. Das ist nicht recht, man muß dran glauben!
Faust. Muß man?
Margarete. Ach, wenn ich etwas auf Dich könnte!
Du ehrst auch nicht die heil'gen Sakramente.

*) Vergl. Goethes Gedicht (III, 34): „So ist der Held, der mir gefällt".

**) Der Vorname des historischen Faust scheint Georg gewesen zu sein, doch die Sage vernichtigte sich seiner unter dem Namen Johann, und oben, S. 88, nennt sich Faust auch „der lange Hans". Daß Goethe den Namen in Heinrich verwandelte, war willkürlich oder beruhte auf einer Vorliebe für diesen Namen. Pfitzer hält den Namen Heinrich für älter; aber im Volksmunde wird der Teufel ebenso Heinrich oder Heinz, wie Johann oder Hans genannt (Grimm, Mythol. S. 1046) und auch in der Redensart „Kunz und Heinz" (ursprünglich Zunamen: ich Heinz Abkürzung für Heinrich, wie Kunz für Konrad. Vergl. die Heinzelmänner, Fortuna Heinz.

Faust. Ich ehre sie.
Margarete. Doch ohne Verlangen.
Zur Messe, zur Beichte bist Du lange nicht gegangen.
Glaubst Du an Gott?
Faust. Mein Liebchen, wer darf sagen:
Ich glaub' an Gott?
Magst Priester oder Weise fragen,
Und ihre Antwort scheint nur Spott
Ueber den Frager zu sein.
Margarete. So glaubst Du nicht?
Faust. Mißhör mich nicht, Du holdes Angesicht!
Wer darf ihn nennen,
Und wer bekennen:
Ich glaub' ihn?
Wer empfinden
Und sich unterwinden,
Zu sagen: ich glaub' ihn nicht?
Der Allumfasser,
Der Allerhalter,
Faßt und erhält er nicht
Dich, mich, sich selbst?
Wölbt sich der Himmel nicht da droben?
Liegt die Erde nicht hier unten fest?
Und steigen, freundlich blickend,
Ewige Sterne nicht herauf?
Schau' ich nicht Aug' in Auge Dir,
Und drängt nicht Alles
Nach Haupt und Herzen Dir
Und webt in ewigem Geheimniß,
Unsichtbar, sichtbar, neben Dir?
Erfüll' davon Dein Herz, so groß es ist,
Und wenn Du ganz in dem Gefühle selig bist,
Nenn' es dann, wie Du willst,
Nenn's Glück! Herz! Liebe! Gott!
Ich habe keinen Namen
Dafür! Gefühl ist Alles;
Name ist Schall und Rauch,
Umnebelnd Himmelsgluth.
Margarete. Das ist Alles recht schön und gut,
Ungefähr sagt das der Pfarrer auch,
Nur mit ein Bißchen andern Worten.
Faust. Es sagen's aller Orten

Alle Herzen unter dem himmlischen Tage,
Jedes in seiner Sprache;
Warum nicht ich in der meinen?

Margarete. Wenn man's so hört, möcht's leidlich scheinen,
Steht aber doch immer schief darum;
Denn Du hast kein Christenthum.

Faust. Lieb's Kind!

Margarete. Es thut mir lang' schon weh,
Daß ich Dich in der Gesellschaft seh'.

Faust. Wie so?

Margarete. Der Mensch, den Du da bei Dir hast,
Ist mir in tiefer innrer Seele verhaßt;
Es hat mir in meinem Leben
So nichts einen Stich ins Herz gegeben
Als des Menschen widrig Gesicht.

Faust. Liebe Puppe, fürcht ihn nicht!

Margarete. Seine Gegenwart bewegt mir das Blut.
Ich bin sonst allen Menschen gut;
Aber, wie ich mich sehne, Dich zu schauen,
Hab' ich vor dem Menschen ein heimlich Grauen
Und halt' ihn für einen Schelm dazu!
Gott verzeih' mir's, wenn ich ihm Unrecht thu'!

Faust. Es muß auch solche Käuze geben.

Margarete. Wollte nicht mit Seinesgleichen leben!
Kommt er einmal zur Thür herein,
Sieht er immer so spöttisch drein
Und halbergrimmt;
Man sieht, daß er an nichts keinen Antheil nimmt;
Es steht ihm an der Stirn geschrieben,
Daß er nicht mag eine Seele lieben.
Mir wird's so wohl in Deinem Arm,
So frei, so hingegeben warm,
Und seine Gegenwart schnürt mir das Innre zu.

Faust. Du ahnungsvoller Engel Du!

Margarete. Das übermannt mich so sehr,
Daß, wo er nur mag zu uns treten,
Mein' ich sogar, ich liebte Dich nicht mehr.
Auch wenn er da ist, könnt' ich nimmer beten.
Und das frißt mir ins Herz hinein;
Dir, Heinrich, muß es auch so sein.

Faust. Du hast nun die Antipathie!

Margarete. Ich muß nun fort.

Fauſt. Ach, kann ich nie
Ein Stündchen ruhig Dir am Buſen hängen
Und Bruſt an Bruſt und Seel' in Seele drängen?
Margarete. Ach, wenn ich nur alleine ſchlief'!
Ich ließ' Dir gern heut Nacht den Riegel offen;
Doch meine Mutter ſchläft nicht tief,
Und würden wir von ihr betroffen,
Ich wär' gleich auf der Stelle todt!
Fauſt. Du Engel, das hat keine Noth.
Hier iſt ein Fläſchchen, drei Tropfen nur
In ihren Trank umhüllen
Mit tiefem Schlaf gefällig die Natur.
Margarete. Was thu' ich nicht um Deinetwillen?
Es wird ihr hoffentlich nicht ſchaden!
Fauſt. Würd' ich ſonſt, Liebchen, Dir es rathen?
Margarete. Seh' ich Dich, beſter Mann, nur an,
Weiß nicht, was mich nach Deinem Willen treibt;
Ich habe ſchon ſo viel für Dich gethan,
Daß mir zu thun faſt nichts mehr übrig bleibt. (Ab.)

Mephiſtopheles tritt auf.

Mephiſtopheles. Der Grasaff'!*) Iſt er weg?
Fauſt. Haſt wieder ſpionirt?
Mephiſtopheles. Ich hab' ausführlich wohl vernommen,
Herr Doktor wurden da katechiſirt;
Hoff', es ſoll Ihnen wohl bekommen.
Die Mädels ſind doch ſehr intereſſirt,
Ob Einer fromm und ſchlicht nach altem Brauch.
Sie denken, duckt er da, folgt er uns eben auch.
Fauſt. Du Ungeheuer ſiehſt nicht ein,
Wie dieſe treue, liebe Seele,
Von ihrem Glauben voll,
Der ganz allein
Ihr ſeligmachend iſt, ſich heilig quäle,
Daß ſie den liebſten Mann verloren halten ſoll.
Mephiſtopheles. Du überſinnlicher, ſinnlicher Freier,
Ein Mägdelein naſführet Dich.
Fauſt. Du Spottgeburt von Dreck und Feuer!

*) Goethe braucht dies Wort gern zur ſcherzhaften und halbſpöttiſchen Bezeichnung von jungen Mädchen und Frauen. In einem Briefe an Frau von Stein 1779 (I, 246) heißt ihn z. B. die verheirathete Lili, ſeine einſtige Verlobte, ein „ſchöner Grasaff'."

Mephistopheles. Und die Physiognomie versteht sie meisterlich.
In meiner Gegenwart wird's ihr, sie weiß nicht wie;
Mein Mäskchen da weissagt verborgnen Sinn;
Sie fühlt, daß ich ganz sicher ein Genie,
Vielleicht wol gar der Teufel bin.
Nun heute Nacht —?
Faust. Was geht Dich's an?
Mephistopheles. Hab' ich doch meine Freude dran!

Am Brunnen.

Gretchen und Lieschen mit Krügen.*)

Lieschen. Hast nichts von Bärbchen gehört?
Gretchen. Kein Wort. Ich komm' gar wenig unter Leute.
Lieschen. Gewiß, Sibylle sagt' mir's heute!
Die hat sich endlich auch bethört.
Das ist das Vornehmthun!
Gretchen. Wie so?
Lieschen. Es stinkt!
Sie füttert Zwei, wenn sie nun ißt und trinkt.
Gretchen. Ach!
Lieschen. So ist's ihr endlich recht ergangen.
Wie lange hat sie an dem Kerl gehangen!
Das war ein Spazieren,
Auf Dorf und Tanzplatz Führen,
Mußt' überall die Erste sein,
Kurtesirt'**) ihr immer mit Pastetchen und Wein;
Bildt' sich was auf ihre Schönheit ein,
War doch so ehrlos, sich nicht zu schämen,
Geschenke von ihm anzunehmen.
War ein Gekos' und ein Geschleck';
Da ist denn auch das Blümchen weg!
Gretchen. Das arme Ding!
Lieschen. Bedauerst sie noch gar!
Wenn Unsereins am Spinnen war,
Uns Nachts die Mutter nicht hinunterließ,

*) Man hat in einem Straßburger fliegenden Blatte in Elsässer Mundart das Vorbild zu dieser Szene finden wollen (Morgenblatt v. J. 1807 Nr. 7. S. 161), doch hat sich die Vermuthung nicht bestätigt.

**) Eine auf courtoiser gebildete Form des Volksmundes (Düntzer).

Stand ſie bei ihrem Buhlen ſüß,
Auf der Thürbank und im dunkeln Gang
Ward ihnen keine Stunde zu lang.
Da mag ſie denn ſich ducken nun,
Im Sünderhemdchen Kirchbuß' thun!

Gretchen. Er nimmt ſie gewiß zu ſeiner Frau.

Lieschen. Er wär' ein Narr! Ein flinker Jung'
Hat anderwärts noch Luſt genung.
Er iſt auch fort.

Gretchen. Das iſt nicht ſchön!

Lieschen. Kriegt ſie ihn, ſoll's ihr übel gehn.
Das Kränzel reißen die Buben ihr,
Und Häckerling ſtreuen wir vor die Thür! (Ab.)

Gretchen (nach Hauſe gehend).
Wie konnt' ich ſonſt ſo tapfer ſchmähleu,
Wenn that ein armes Mägdlein fehlen!
Wie konnt' ich über Andrer Sünden
Nicht Worte g'nug der Zunge finden!
Wie ſchien mir's ſchwarz, und ſchwärzt's noch gar,
Mir's immer doch nicht ſchwarz g'nug war,
Und ſegnet' mich und that ſo groß,*)
Und bin nun ſelbſt der Sünde bloß!
Doch — Alles, was dazu mich trieb,
Gott, war ſo gut! Ach, war ſo lieb!

Zwinger.**)

In der Mauerhöhle ein Andachtsbild der Mater dolorosa,***) Blumenkrüge davor.

Gretchen ſteckt friſche Blumen in die Krüge.

Gretchen. Ach, neige,
Du Schmerzenreiche,
Dein Antlitz gnädig meiner Noth!

*) In Goethe's Fragment „Der ewige Jude" heißt es ähnlich: „Und gläubigt Euch und thut ſo groß" u. ſ. w. (Gedichte III, 183).

**) Der innere Weg oder Platz an der Stadtmauer, an welcher in übermölbten Nischen („Mauerhöhlen") Andachtsbilder angebracht zu werden pflegten (ſ. Sanders' Wörterbuch).

***) „Die ſchmerzenreiche Mutter", Maria mit dem „Schwert im Herzen", nach Lukas 2, 35: „Und es wird ein Schwert durch Deine Seele dringen, auf

Das Schwert im Herzen,
Mit tausend Schmerzen
Blickst auf zu Deines Sohnes Tod.

Zum Vater blickst Du,
Und Seufzer schickst Du
Hinauf um sein' und Deine Noth.

Wer fühlet,
Wie wühlet
Der Schmerz mir im Gebein?
Was mein armes Herz hier banget,
Was es zittert, was verlanget,
Weißt nur Du, nur Du allein!

Wohin ich immer gehe,
Wie weh, wie weh, wie wehe
Wird mir im Busen hier!
Ich bin, ach, kaum alleine,
Ich wein', ich wein', ich weine,
Das Herz zerbricht in mir.

Die Scherben vor meinem Fenster
Bethaut' ich mit Thränen, ach,
Als ich am frühen Morgen
Dir diese Blumen brach.

Schien hell in meine Kammer
Die Sonne früh herauf,
Saß ich in allem Jammer
In meinem Bett schon auf.

Hilf! Rette mich von Schmach und Tod!
Ach, neige,
Du Schmerzenreiche,
Dein Antlitz gnädig meiner Noth!

---

daß vieler Herzen Gedanken offenbar werden." Die erste Strophe von des Jacobonus von Todi Stabat Mater, welche der zweiten Strophe von Gretchens Gebet zu Grunde liegt, lautet in Wieland's Uebersetzung vom Jahre 1779 (Teutscher Merkur, Februar 1781):

Schaut die Mutter voller Schmerzen,
Wie sie mit zerrissenem Herzen
Unterm Kreuz des Sohnes steht:
Ach, wie bangt ihr Herz, wie bricht es,
Da das Schwert des Weltgerichtes
Tief durch ihre Seele geht!

(S. Wieland's Werke VI, 43 und Goethe's Gedichte III, 9).

Nacht.

Straße vor Gretchens Thüre.

Valentin, Soldat, Gretchens Bruder.

Valentin. Wenn ich ſo ſaß bei einem Gelag,
Wo Mancher ſich berühmen mag,
Und die Geſellen mir den Flor
Der Mägdlein laut geprieſen vor,
Mit vollem Glas das Lob verſchwemmt:
Den Ellenbogen aufgeſtemmt,*)
Saß ich in meiner ſichern Ruh,
Hört' all dem Schwadroniren zu.
Und ſtreiche lächelnd meinen Bart
Und kriege das volle Glas zur Hand
Und ſage: Alles nach ſeiner Art!
Aber iſt Eine im ganzen Land,
Die meiner trauten Gretel gleicht,
Die meiner Schweſter das Waſſer reicht?
Top! Top! Kling! Klang! Das ging herum!
Die Einen ſchrieen: er hat Recht,
Sie iſt die Zier vom ganzen Geſchlecht!
Da ſaßen alle die Lober ſtumm.
Und nun! — Ums Haar ſich auszuraufen
Und an den Wänden hinauf zu laufen! —
Mit Stichelreden, Naſerümpfen
Soll jeder Schurke mich beſchimpfen!
Soll wie ein böſer Schuldner ſitzen,
Bei jedem Zufallswörtchen ſchwitzen!
Und möcht' ich ſie zuſammenſchmeißen,
Könnt' ich ſie doch nicht Lügner heißen.

Was kommt heran? Was ſchleicht herbei?

*) Es kann zweifelhaft ſein, ob „aufgeſtemmt" ſich wie „verſchwemmt" auf die „Geſellen" oder auf den Sprechenden bezieht. Das Manuſkript giebt darüber keine Auskunft, da hier alle Interpunktionszeichen bis zum Punkt nach „zu" fehlen. Die erſte Ausgabe (1808), welcher die Cotta'ſchen Editionen (von 1840 an) und Carrière ſich anſchließen, ſetzte nach „aufgeſtemmt" ein Semikolon und ließ den Nachſatz erſt mit „Saß ich" anfangen. Dies änderte die Ausgabe von 1816, welche jenes Semikolon ſtrich und nur das nach „verſchwemmt" ſtehende Komma beließ, ſo daß der Nachſatz ſchon mit „Den Ellenbogen" anhob. Dabei verblieb es auch in der Ausgabe letzter Hand, ſowie in den Ausgaben von 1817, 1821, 1825, 1830, 1831. Dieſer Lesart folgen wir mit Düntzer. Das Aufſtemmen der Arme erſcheint uns grade für Valentin's „Ehre Ruh" charakteriſtiſch (vergl. Meyer's „Studien", H. 81).

Irr' ich nicht, es sind ihrer Zwei.
Ist er's, gleich pack' ich ihn beim Felle.
Soll nicht lebendig von der Stelle!

Faust. Mephistopheles.

Faust. Wie von dem Fenster dort der Sakristei
Aufwärts der Schein des ew'gen Lämpchens flämmert
Und schwach und schwächer seitwärts dämmert,
Und Finsterniß drängt ringsum bei:
So sieht's in meinem Busen nächtig.
Mephistopheles. Und mir ist's wie dem Kätzlein schmächtig,
Das an den Feuerleitern schleicht,
Sich leis dann um die Mauern streicht.
Mir ist's ganz tugendlich dabei,
Ein Bißchen Diebsgelüst, ein Bißchen Rammelei.
So spukt mir schon durch alle Glieder
Die herrliche Walpurgisnacht.
Die kommt uns übermorgen wieder,
Da weiß man doch, warum man wacht.
Faust. Rückt wol der Schatz indessen in die Höh,*)
Den ich dortdrinten flimmern seh'?
Mephistopheles. Du kannst die Freude bald erleben,
Das Kesselchen herauszuheben.
Ich schielte neulich so hinein,
Sind herrliche Löwenthaler**) drein.
Faust. Nicht ein Geschmeide? Nicht ein Ring,
Meine liebe Buhle damit zu zieren?
Mephistopheles. Ich sah dabei wol so ein Ding
Als wie eine Art von Perlenschnüren.
Faust. So ist es recht! Mir thut es weh,
Wenn ich ohne Geschenke zu ihr geh'.
Mephistopheles. Es sollt' Euch eben nicht verdrießen,
Umsonst auch etwas zu genießen.
Jetzt, da der Himmel voller Sterne glüht,
Sollt Ihr ein wahres Kunststück hören:
Ich sing' ihr ein moralisch Lied,
Um sie gewisser zu bethören.

*) „Der Schatz hebt sich alle Jahre um einen Hahnenschritt" (Simrock, Die deutschen Sprichwörter, S. 225).

**) Löwenthaler hießen die ersten, bekanntlich in Joachimsthal in Böhmen geprägten Thaler, wegen des böhmischen Löwen, der sich auf dem Revers befand, während das Bild des heiligen Joachim den Avers zierte.

(Singt zur Zither:) Was machſt Du mit*)
Vor Liebchens Thür,
Kathrinchen, hier
Bei frühem Tagesblicke?
Laß, laß es ſein!
Er läßt Dich ein,
Als Mädchen ein,
Als Mädchen nicht zurücke.
Nehmt Euch in Acht!
Iſt es vollbracht,
Dann gute Nacht,
Ihr armen, armen Dinger!
Habt Ihr Euch lieb,
Thut keinem Dieb
Nur nichts zu Lieb'
Als mit dem Ring am Finger.**)

Valentin (tritt vor). Wen lockſt Du hier? Beim Element!
Vermaledeiter Rattenfänger!***)
Zum Teufel erſt das Inſtrument!
Zum Teufel hinterdrein den Sänger!

Mephiſtopheles.
Die Zither iſt entzwei! An der iſt nichts zu halten.

Valentin. Nun ſoll es an ein Schädelſpalten!

Mephiſtopheles (zu Fauſt). Herr Doktor, nicht gewichen! Friſch
Hart an mich an, wie ich Euch führe!

*) Dies altenglische Volkslied lautet nach der Schlegel'ſchen Ueberſetzung in Shakeſpeare's Hamlet, wo es Ophelia (IV, 5) in den Mund gelegt iſt:
Auf morgen iſt Sankt Valentin's Tag,
Wol an der Zeit noch früh,
Und ich, 'ne Maid, am Fenſterſchlag
Will ſein Euer Valentin.
Er war bereit, thät an ſein Kleid,
Thät auf die Kammerthür,
Ließ ein die Maid, die als 'ne Maid
Ging nimmer mehr herfür.
Die zweite Strophe iſt Goethe's eigne Erfindung.

**) Die Vermählung de facto „mit dem Ring am Finger" wird ſowol im indiſchen Drama (Sakuntala und Duſchmanti) als auch beſonders in der italieniſchen Komödie des 15. und 16. Jahrhunderts (ſ. Klein, Geſch. des Dramas IV, S. 621, 631, 638) wiederholt als Motiv benutzt.

***) Anſpielung auf den Kinder und beſonders Mädchen durch ſeinen Geſang feſſelnden Rattenfänger von Hamelin (ſ. Goethe's Gedichte I, 244 und „Deutſche Sagen" Nr. 245). Als märchenhafte, ſpukhafte Perſon ſollte der Rattenfänger von Hameln nach Goethe's urſprünglichem Plane in der Walpurgisnacht auftreten (ſ. Paralipomena zu Fauſt). Auch Shakeſpeare läßt in „Romeo und Julia" (III, 1) den Tybalt von Merkutio einen „Rattenfänger" nennen: Tybalt, you rat-catcher, will you walk?

Heraus mit Eurem Fledderwisch!
Nur zugestoßen! Ich parire.
Valentin. Parire den!
Mephistopheles. Warum denn nicht?
Valentin. Auch den!
Mephistopheles. Gewiß!
Valentin. Ich glaub', der Teufel ficht!
Was ist denn das? Schon wird die Hand mir lahm.
Mephistopheles (zu Faust). Stoß zu!
Valentin (fällt). O weh!
Mephistopheles. Nun ist der Lümmel zahm!
Nun aber fort! Wir müssen gleich verschwinden;
Denn schon entsteht ein mörderlich Geschrei.
Ich weiß mich trefflich mit der Polizei,
Doch mit dem Blutbann schlecht mich abzufinden.*)
Marthe (am Fenster). Heraus! Heraus!
Gretchen (am Fenster). Herbei ein Licht!
Marthe (wie oben). Man schilt und rauft, man schreit und ficht.
Volk. Da liegt schon Einer todt!
Marthe (heraustretend). Die Mörder, sind sie denn entflohn?
Gretchen (heraustretend). Wer liegt hier?
Volk. Deiner Mutter Sohn.
Gretchen. Allmächt'ger! Welche Noth!
Valentin. Ich sterbe! Das ist bald gesagt
Und bälder noch gethan.
Was steht Ihr Weiber, heult und klagt?
Kommt her und hört mich an!
(Alle treten um ihn.)
Mein Gretchen, sieh, Du bist noch jung,
Bist gar noch nicht gescheit genung,
Machst Deine Sachen schlecht.
Ich sag' Dir's im Vertrauen nur:
Du bist doch nun einmal eine —;
So sei's auch eben recht!
Gretchen. Mein Bruder! Gott! Was soll mir das?
Valentin. Laß unsern Herr Gott aus dem Spaß!
Geschehn ist leider nun geschehn,

*) Es liegt die Vorstellung zu Grunde, daß die Polizei, als menschliche Einrichtung, dem Teufel kein Hinderniß bereitet, daß aber Verbrechen, wie Todtschlag und Mord, durch göttliche Strafe geahndet werden, in deren Vollstreckung der Teufel daher nicht eingreifen kann. „Poenas capitales non abrogandas", war eine von Goethe's Doktor-Thesen.

Und wie es gehn kann, ſo wird's gehn.
Du fingſt mit Einem heimlich an,
Bald kommen ihrer Mehre dran,
Und wenn Dich erſt ein Dutzend hat,
So hat Dich auch die ganze Stadt.
Wenn erſt die Schande wird geboren,
Wird ſie heimlich zur Welt gebracht,
Und man zieht den Schleier der Nacht
Ihr über Kopf und Ohren;
Ja, man möchte ſie gern ermorden.
Wächſt ſie aber und macht ſich groß,
Dann geht ſie auch bei Tage bloß
Und iſt doch nicht ſchöner geworden.
Je häßlicher wird ihr Geſicht,
Je mehr ſucht ſie des Tages Licht.
Ich ſeh' wahrhaftig ſchon die Zeit,
Daß alle brave Bürgersleut',
Wie von einer angeſteckten Leichen,
Von Dir, Du Metze, ſeitab weichen.
Dir ſoll das Herz im Leib verzagen,
Wenn ſie Dir in die Augen ſehn!
Sollſt keine goldne Kette mehr tragen,
In der Kirche nicht mehr am Altar ſtehn,
In einem ſchönen Spitzenkragen
Dich nicht beim Tanze wohl behagen!
In eine finſtre Jammereden
Unter Bettler und Krüppel Dich verſtecken
Und, wenn Dir dann auch Gott verzeiht,
Auf Erden ſein vermaledeit!

Marthe. Beſeblt Eure Seele Gott zu Gnaden!
Wollt Ihr noch Läſtrung auf Euch laden?

Valentin. Könnt' ich Dir nur an den dürren Leib,
Du ſchändlich kupplerisches Weib,
Da hofft' ich aller meiner Sünden
Vergebung reiche Maaß zu finden.

Gretchen. Mein Bruder! Welche Höllenpein!

Valentin. Ich ſage, laß die Thränen ſein!
Da Du Dich ſprachſt der Ehre los,
Gabſt mir den ſchwerſten Herzensſtoß.
Ich gehe durch den Todesſchlaf
Zu Gott ein als Soldat und brav. (Stirbt.)

Dom.

Amt, Orgel und Gesang.

Gretchen unter vielem Volke. Böser Geist hinter Gretchen.

Böser Geist. Wie anders, Gretchen, war Dir's,
Als Du noch voll Unschuld
Hier zum Altar tratst,
Aus dem vergriffnen Büchelchen
Gebete lalltest,
Halb Kinderspiele,
Halb Gott im Herzen!
Gretchen!
Wo steht Dein Kopf?
In Deinem Herzen
Welche Missethat?
Betst Du für Deiner Mutter Seele, die
Durch Dich zur langen, langen Pein*) hinüberschlief?
Auf Deiner Schwelle wessen Blut?
Und unter Deinem Herzen
Regt sich's nicht quillend schon
Und ängstigt Dich und sich
Mit ahnungsvoller Gegenwart?

Gretchen. Weh! Weh!
Wär' ich der Gedanken los,
Die mir herüber und hinüber gehen
Wider mich!

Chor. Dies irae, dies illa**)
Solvet saeclum in favilla.

(Orgelton.)

Böser Geist. Grimm faßt Dich!
Die Posaune tönt!

---

*) Weil sie in ihren Sünden, ohne gebeichtet zu haben, gestorben, wie Hamlet's Vater, der deshalb auch lange leiden und als Geist herumgehen mußte (I, 5. u. III, 3) (Düntzer).

**) Zum Traueramte wird das Dies irae (vom Thomas von Celano) gesungen, dessen erster Vers, mit dem Schlusse: Teste David cum Sibylla, lautet:

Der Tag des Zorns, jener Tag wird die Welt in Asche auflösen nach der Weissagung von David und der Sibylle."

Die Worte des bösen Geistes deuchen sich aus diese Worte („Aschenruh", cor contritum quasi cinis im Messintext) und auf den Vers des Dies irae, welcher lautet: Die Posaun' im Wundertone
Sprengt die Gräber in der Zone,
Fordert Alle zu dem Throne.

Die Gräber beben!
Und Dein Herz,
Aus Aſchenruh
Zu Flammenqualen
Wieder aufgeſchaffen,
Bebt auf!

Gretchen. Wär' ich hier weg!
Mir iſt, als ob die Orgel mir
Den Athem verſetzte,
Geſang mein Herz
Im Tiefſten löſte.

Chor. Judex ergo cum sedebit,
Quidquid latet, adparebit,
Nil inultum remanebit.*)

Gretchen. Mir wird ſo eng!
Die Mauernpfeiler
Befangen mich!
Das Gewölbe
Drängt mich! — Luft!

Böſer Geiſt. Verbirg Dich! Sünd' und Schande
Bleibt nicht verborgen.
Luft? Licht?
Weh Dir!

Chor. Quid sum miser tunc dicturus?
Quem patronum rogaturus,
Cum vix justus sit securus?**)

Böſer Geiſt. Ihr Antlitz wenden
Verklärte von Dir ab.
Die Hände Dir zu reichen,
Schauert's den Reinen.
Weh!

Chor. Quid sum miser tunc dicturus?

Gretchen. Nachbarin! Euer Fläſchchen! — ***)

(Sie fällt in Ohnmacht.)

---

*) **Deutſch:** Sitzt der Richter dann und richtet,
Wird, was dunkel iſt, gelichtet,
Keine Schuld bleibt ungeſchlichtet.

) **Deutſch: Was ſoll dann ich Armer ſagen?
Welchen Schutz und Rath ertragen,
Wenn Gerechte ſelber zagen?

***) Das Fläſchchen iſt ſelbſtverſtändlich das Riechfläſchchen. Ein Engländer, der darunter die Schnapsflaſche verſtand, überſetzte: dram-bottle.

Walpurgisnacht.

Harzgebirg. Gegend von Schierke und Elend.*)

Faust. Mephistopheles.

Mephistopheles. Verlangst Du nicht nach einem Besenstiele?
Ich wünschte mir den allerderbsten Bock.
Auf diesem Weg sind wir noch weit vom Ziele.

Faust. So lang' ich mich noch frisch auf meinen Beinen fühle,
Genügt mir dieser Knotenstock.
Was hilft's, daß man den Weg verkürzt!
Im Labyrinth der Thäler hinzuschleichen,
Dann diesen Felsen zu ersteigen,
Von dem der Quell sich ewig sprudelnd stürzt,
Das ist die Lust, die solche Pfade würzt!
Der Frühling webt schon in den Birken,
Und selbst die Fichte fühlt ihn schon;
Sollt' er nicht auch auf unsre Glieder wirken?

Mephistopheles. Fürwahr, ich spüre nichts davon!
Mir ist es winterlich im Leibe;
Ich wünschte Schnee und Frost auf meiner Bahn.
Wie traurig steigt die unvollkommne Scheibe
Des rothen Monds mit später Gluth heran**)
Und leuchtet schlecht, daß man bei jedem Schritte
Vor einen Baum, vor einen Felsen rennt!
Erlaub', daß ich ein Irrlicht bitte!***)
Dort seh' ich eins, das eben lustig brennt.
He da! Mein Freund! Darf ich Dich zu uns fodern?
Was willst Du so vergebens lodern?
Sei doch so gut und leucht uns da hinauf!

Irrlicht. Aus Ehrfurcht, hoff' ich, soll es mir gelingen,
Mein leichtes Naturell zu zwingen;
Nur Zickzack geht gewöhnlich unser Lauf.

Mephistopheles. Ei, ei! Er denkt's den Menschen nachzuahmen.
Geh Er nur grad, ins Teufels Namen!
Sonst blas' ich Ihm Sein Flackerleben aus.

*) Schierke und Elend, zwei Dörfer am Fuße des Brockens, in unfruchtbarer, felsenreicher Gegend, an der kalten Bode, auf dem von Elbingerode auf den Brocken führenden Wege belegen; Schierke etwa zwei und eine halbe Stunde vom Gipfel entfernt.

**) Vischer (Aesthetik III, 1222) findet diese Verse bezeichnend für „die geisterhaft herbstliche Stimmung". Die Walpurgisnacht fällt aber in den Frühling.

***) Die Irrlichter galten für dämonische Wesen, die den Wanderer verlocken und verderben. Hexentanz wird das Irrlicht auch schlechthin genannt (Schmeller und Grimm, Mythol. 513), englisch personificirt als Jack-with-a-lantern.

Irrlicht. Ich merke wohl, Ihr ſeid der Herr vom Haus,
Und will mich gern nach Euch bequemen.
Allein bedenkt! Der Berg iſt heute zaubertoll,
Und wenn ein Irrlicht Euch die Wege weiſen ſoll,
So müßt Ihr's ſo genau nicht nehmen.

Fauſt, Mephiſtopheles, Irrlicht (im Wechſelgeſang). *)

In die Traum- und Zauberſphäre
Sind wir, ſcheint es, eingegangen.
Führ uns gut und mach Dir Ehre,
Daß wir vorwärts bald gelangen
In den weiten, öden Räumen!
Seh' **) die Bäume hinter Bäumen,
Wie ſie ſchnell vorüberrücken,
Und die Klippen, die ſich bücken,
Und die langen Felſennaſen,
Wie ſie ſchnarchen, wie ſie blaſen! ***)
Durch die Steine, durch den Raſen
Eilet Bach und Bächlein nieder.
Hör' ich Rauſchen? Hör' ich Lieder?
Hör' ich holde Liebesklage,
Stimmen jener Himmelstage? †)
Was wir hoffen, was wir lieben!
Und das Echo, wie die Sage
Alter Zeiten, hallet wieder.
Uhu! Schuhu! Tönt es näher;
Kauz und Kibitz und der Häher,
Sind ſie alle wach geblieben?
Sind das Molche durchs Geſträuche?
Lange Beine, dicke Bäuche!
Und die Wurzeln, wie die Schlangen,
Winden ſich aus Fels und Sande,
Strecken wunderliche Bande,
Uns zu ſchrecken, uns zu fangen;
Aus belebten, derben Maſern
Strecken ſie Polypenfaſern

*) Wie die fünf Strophen unter die Drei vertheilt ſind, iſt nicht geſagt; der Sinn ergiebt, daß die erſte von Mephiſtopheles und die letzte von Fauſt geſungen wird. Ebenſo gebührt die dritte Strophe nothwendig Fauſt.

**) Ich ſehe. Auch das Manuſcript hat „Seh", nicht „Sehe".

***) Zwei hohe Granitfelſen in der Nähe von Schierke heißen die Schnarcher.

†) Fauſt empfindet trotz allen Zauberweſens die Frühlings-Poeſie des erſten Mai, wonach dieſer Tag im alten Kalender vox iucunditatis heiß.

Nach dem Wandrer. Und die Mäuse,*)
Tausendfärbig, schaarenweise,
Durch das Moos und durch die Heide!
Und die Funkenwürmer fliegen
Mit gedrängten Schwärmezügen
Zum verwirrenden Geleite.
Aber sag mir, ob wir stehen
Oder ob wir weiter gehen?
Alles, Alles scheint zu drehen:
Fels und Bäume, die Gesichter
Schneiden, und die irren Lichter,
Die sich mehren, die sich blähen.

Mephistopheles. Fasse wacker meinen Zipfel!
Hier ist so ein Mittelgipfel,
Wo man mit Erstaunen sieht,
Wie im Berg der Mammon**) glüht.

Faust. Wie seltsam glimmert durch die Gründe
Ein morgenröthlich trüber Schein!
Und selbst bis in die tiefen Schlünde
Des Abgrunds wittert er hinein.
Da steigt ein Dampf, dort ziehen Schwaden,***)
Hier leuchtet Gluth aus Dunst und Flor,
Dann schleicht sie wie ein zarter Faden,
Dann bricht sie wie ein Quell hervor.
Hier schlingt sie eine ganze Strecke,
Mit hundert Adern, sich durchs Thal,
Und hier in der gedrängten Ecke
Vereinzelt sie sich auf einmal.
Da sprühen Funken in der Nähe
Wie ausgestreuter goldner Sand.
Doch schau! In ihrer ganzen Höhe
Entündet sich die Felsenwand.

Mephistopheles. Erleuchtet nicht zu diesem Feste
Herr Mammon prächtig den Palast?
Ein Glück, daß Du's gesehen hast;
Ich spüre schon die ungestümen Gäste.†)

*) Die Hexen stehen mit den Mäusen in Verbindung, wie auch weiter unten der jungen Hexe ein rothes Mäuschen entspringt (Grimm, Mythol. S. 1041). Vergl. die erste Note auf S. 51.

**) Mammon (aus dem Hebräischen) als Goldteufel personificirt wie in Milton's „Verl. Paradies" II, 228 ff.

***) Nebelstreifen (Sanders).

†) Nach nach Grimm (Mythol. 986) erregen die ausfahrenden Hexen Sturm und Wetter, gleich den nachtlich ausreitenden Zauberinnen der Edda.

Fauſt. Wie raſ't die Windsbraut durch die Luft!
Mit welchen Schlägen trifft ſie meinen Nacken!
Mephiſtopheles. Du mußt des Felſens alte Rippen packen;
Sonſt ſtürzt ſie Dich hinab in dieſer Schlünde Gruft.
Ein Nebel verdichtet die Nacht.
Horch, wie's durch die Wälder kracht!
Aufgeſcheucht fliegen die Eulen.
Hör', es ſplittern die Säulen
Ewig grüner Paläſte.
Girren und Brechen der Aeſte!
Der Stämme mächtiges Dröhnen!
Der Wurzeln Knarren und Gähnen!
Im fürchterlich verworrenen Falle
Ueber einander krachen ſie alle,
Und durch die übertrümmerten Klüfte
Zischen und heulen die Lüfte.
Hörſt Du Stimmen in der Höhe?
In der Ferne, in der Nähe?
Ja, den ganzen Berg entlang
Strömt ein wütender Zaubergeſang!
Hexen (im Chor). Die Hexen zu dem Brocken ziehn;
Die Stoppel iſt gelb, die Saat iſt grün.
Dort ſammelt ſich der große Hauf,
Herr Urian*) ſitzt oben auf.
So geht es über Stein und Stock;
Es — die Hexe, es ſtinkt der Bock.
Stimme. Die alte Baubo**) kommt allein;
Sie reitet auf einem Mutterſchwein.
Chor. So Ehre denn, wem Ehre gebührt!
Frau Baubo vor! Und angeführt!
Ein tüchtig Schwein und Mutter drauf,
Da folgt der ganze Hexenhauf.

*) Der Meiſter Urian (niederdeutſche Form), der ſeine volksthümliche Rolle vorzugsweiſe bei Bürger und Claudius ſpielt, iſt, wie Mephiſtopheles, ein Teufelsmeiſter, identiſch mit dem Teufel Auerhahn, welchem ſich, nach der Sage, Fauſt's Famulus Wagner verſchrieben hatte. Wie ſchon oben (S. 51) erwähnt, gehörte der Auerhahn zu den dem Teufel gewidmeten Thieren. Im Puppenſpiel „Fauſt" erſcheint dem Kasperle der Geiſt Auerhahn (auch Uhrhan, Auerhain. Widman III, 2. S. 6).

**) Baubo hieß die laſcive Amme der Demeter, welche ſpäter als nächtlicher Dämon erſcheint (Meyer, Studien 86). Goethe reiht ſie deshalb gleich der Lilith den nordiſchen Hexen an und läßt ſie, an Stelle der nationalen Frau Holle oder Bertha, das Heer, auf einem Schweine reitend, anführen. Vergl. Sprüche Salom. 11, 22.

Stimme. Welchen Weg kommſt Du her?
Stimme. Ueberm Ilſenſtein!*)
Da guckt' ich der Eule ins Neſt hinein.
Die macht' ein Paar Augen!
Stimme. O, fahre zur Hölle!
Was reit'ſt Du ſo ſchnelle!
Stimme. Mich hat ſie geſchunden,
Da ſieh nur die Wunden!
Hexen-Chor. Der Weg iſt breit, der Weg iſt lang;
Was iſt das für ein toller Drang?
Die Gabel ſticht, der Beſen kratzt,
Das Kind erſtickt, die Mutter platzt.
Hexenmeiſter (Halber Chor).
Wir ſchleichen wie die Schneck' im Haus,
Die Weiber alle ſind voraus.
Denn geht es zu des Böſen Haus,
Das Weib hat tauſend Schritt voraus.
(Andre Hälfte). Wir nehmen das nicht ſo genau.
Mit tauſend Schritten macht's die Frau;
Doch wie ſie auch ſich eilen kann,
Mit einem Sprunge macht's der Mann.
Stimme (oben). Kommt mit, kommt mit, vom Felſenſee!
Stimmen (von unten). Wir möchten gerne mit in die Höh.
Wir waſchen, und blank ſind wir ganz und gar,
Aber auch ewig unfruchtbar.
Beide Chöre. Es ſchweigt der Wind, es flieht der Stern,
Der trübe Mond verbirgt ſich gern;
Im Sauſen ſprüht das Zauberchor
Viel tauſend Feuerfunken hervor.
Stimme (von unten). Halte! Halte!
Stimme (von oben). Wer ruft da aus der Felſenſpalte?
Stimme (unten). Nehmt mich mit! Nehmt mich mit!
Ich ſteige ſchon dreihundert Jahr'
Und kann den Gipfel nicht erreichen.
Ich wäre gern bei Meinesgleichen.
Beide Chöre. Es trägt der Beſen, trägt der Stock,
Die Gabel trägt, es trägt der Bock.**)

*) Im Ilſenthal, nördlich vom Brocken. Der Weg iſt den von Schierke herauffahrenden grade entgegengeſetzt.

**) Die Hexen fahren mit oder ohne Salbe, „etwan auf einem Bock, bisweilen auf einem Ringenden Pferd, etwan auf einem Beſen, in Zeiten auf einem Stecken, vielmals ohne einen Stecken und ohn' einige Thier". Erlich

Wer heute ſich nicht heben kann,
Iſt ewig ein verlorner Mann.

Halbhexe (unten). Ich tripple nach, ſo lange Zeit;
Wie ſind die Andern ſchon ſo weit!
Ich hab' zu Hauſe keine Ruh
Und komme hier doch nicht dazu.

Chor der Hexen. Die Salbe giebt den Hexen Muth:
Ein Lumpen iſt um Segel gut,
Ein gutes Schiff iſt jeder Trog,*)
Der fliegt nie, der heut nicht flog.

Beide Chöre. Und wenn wir um den Gipfel ziehn,
So ſtreichet an dem Boden hin
Und deckt die Heide weit und breit
Mit Eurem Schwarm der Hexenheit.

(Sie laſſen ſich nieder.)

Mephiſtopheles.
Das drängt und ſtößt,**) das ruſcht und klappert,
Das ſiſcht und quirlt, das zieht und plappert,
Das leuchtet, ſprüht und ſtinkt und brennt,
Ein wahres Hexenelement!
Nur feſt an mir! Sonſt ſind wir gleich getrennt.
Wo biſt Du?

Fauſt (in der Ferne). Hier!

Mephiſtopheles. Was! Dort ſchon hingeriſſen?
Da werd' ich Hausrecht brauchen müſſen.
Platz! Junker Voland***) kommt. Platz! Süßer Pöbel, Platz!

fahren ganz nackend dahin, wie der mehrertheil thun, ſo ſich ſchmieren und ſalben; etlich fahren gekleidet dahin, viel fahren Nachts, viel Tags. Gleichwol meiſtentheils zu Nacht und gemeinlich zwiſchen der Nacht des Montags und Dinſtags" (Bodinus, Dämonom. S. 256). Buhlteufel in Geſtalt von Böcken holen die Hexen ab (Vergl. Hans Sachs' Schwank: Der Teufel hat die Geis erſchaffen. 1557. Goethe I, 255), und dem in Bocksgeſtalt verwandelten Teufel wird die Huldigung dargebracht.

*) In den Hexenprozeſſen kommt oft die Angabe vor, die Hexen hätten ſich, nachdem ſie ſich mit der Hexenſalbe geſchmiert, in einen Backtrog gelegt und ſeien darin zum Blocksberg gefahren. Das Segel iſt Zuthat des Dichters (Düntzer).

**) Bodinus (a. a. O. S. 288) erzählt von einem Manne, der, als er ſeine Frau zum Hexentanzplatz bei Bordeaux begleitete, in ähnlicher Art, wie es Goethe beſchreibt, „eine Anzahl Zauberer und Hexen, ſo ihm alle unbekannt waren, auch ſcheußliche Teufel in Menſchengeſtalt um und an ſich herum treiben und ſchwirren (ſchwirmen) ſah".

***) Bei den mittelhochdeutſchen Dichtern des 12. und 13. Jahrhunderts wird der Teufel Valant, auch Feland und Volland genannt (Grimm, Myth. 943 und 944). Die letztere Form hat auch Neander 1585 (Sprichw. S. 57). Dieſer Voland iſt mit dem hinkenden Gott Loki identiſch.

Hier, Doktor, faſſe mich! Und nun in einem Satz
Laß uns aus dem Gedräng entweichen;
Es iſt zu toll, ſogar für Meinesgleichen.
Dort neben leuchtet was mit ganz beſondrem Schein;
Es zieht mich was nach jenen Sträuchen.
Komm, komm! Wir ſchlupfen da hinein.

Fauſt.

Du Geiſt des Widerſpruchs! Nur zu! Du magſt mich führen.
Ich denke doch, das war recht klug gemacht:
Zum Brocken wandeln wir in der Walpurgisnacht,
Um uns beliebig nun hieſelbſt zu iſoliren.

Mephiſtopheles. Da ſieh nur, welche bunte Flammen!
Es iſt ein muntrer Klub beſammen.
Im Kleinen iſt man nicht allein.

Fauſt. Doch droben möcht' ich lieber ſein!
Schon ſeh' ich Gluth und Wirbelrauch.
Dort ſtrömt die Menge zu dem Böſen;
Da muß ſich manches Räthſel löſen.

Mephiſtopheles. Doch manches Räthſel knüpft ſich auch.
Laß Du die große Welt nur ſauſen!
Wir wollen hier im Stillen hauſen.
Es iſt doch lange hergebracht,
Daß in der großen Welt man kleine Welten macht.
Da ſeh' ich junge Hexchen, nackt und bloß,
Und alte, die ſich klug verhüllen.
Seid freundlich, nur um meinetwillen!
Die Müh iſt klein, der Spaß iſt groß.
Ich höre was von Inſtrumenten tönen!
Verflucht Geſchnarr! Man muß ſich dran gewöhnen.
Komm mit! Komm mit! Es kann nicht anders ſein,
Ich tret' heran und führe Dich herein,
Und ich verbinde Dich aufs Neue.
Was ſagſt Du, Freund? Das iſt kein kleiner Raum.
Da ſieh nur hin! Du ſiehſt das Ende kaum.
Ein Hundert Feuer brennen in der Reihe;
Man tanzt, man ſchwatzt, man kocht, man trinkt, man liebt;
Nun ſage mir, wo es was Beſſers giebt?

Fauſt. Willſt Du Dich nun, um uns hier einzuführen,
Als Zauberer oder Teufel produziren?

Mephiſtopheles. Zwar bin ich ſehr gewohnt, inkognito zu gehn;
Doch läßt am Galatag man ſeinen Orden ſehn.
Ein Kniebaud zeichnet mich nicht aus,

Doch iſt der Pferdefuß hier ehrenvoll zu Haus.
Siehſt Du die Schnecke da? Sie kommt herangekrochen;
Mit ihrem taſtenden Geſicht
Hat ſie mir ſchon was abgerochen.
Wenn ich auch will, verleugn' ich hier mich nicht.
Komm nur! Von Feuer geben wir zu Feuer;
Ich bin der Werber, und Du biſt der Freier.
(Zu Einigen, die um vergliimmende Kohlen ſitzen.)
Ihr alten Herrn, was macht Ihr hier am Ende?
Ich lobt' Euch, wenn ich Euch bübſch in der Mitte fände,
Von Saus umarkt und Jugendbraus;
Genug allein iſt Jeder ja zu Haus.

General. Wer mag auf Nationen trauen!
Man habe noch ſo viel für ſie gethan;
Denn bei dem Volk wie bei den Frauen
Steht immerfort die Jugend obenan.

Miniſter. Jetzt iſt man von dem Rechten allzu weit,
Ich lobe mir die guten Alten;
Denn freilich, da wir Alles galten,
Da war die rechte goldne Zeit.

Parvenü. Wir waren wahrlich auch nicht dumm
Und thaten oft, was wir nicht ſollten;
Doch jetzo kehrt ſich Alles um und um,
Und eben da wir's feſt erhalten wollten.

Autor. Wer mag wol überhaupt jetzt eine Schrift
Von mäßig klugem Inhalt leſen!
Und was das liebe junge Volk betrifft,
Das iſt noch nie ſo naſeweis geweſen.

Mephiſtopheles (der auf einmal ſehr alt erſcheint).
Zum jüngſten Tag fühl' ich das Volk gereift,
Da ich zum letzten Mal den Herenberg erſteige,
Und weil mein Fäßchen trübe läuft,
So iſt die Welt auch auf der Neige.

Trödelhexe. Ihr Herren, geht nicht ſo vorbei!
Laßt die Gelegenheit nicht fahren!
Aufmerkſam blickt nach meinen Waaren!
Es ſteht dahier gar Mancherlei.
Und doch iſt nichts in meinem Laden,
Dem keiner auf der Erde gleicht,
Das nicht einmal zum tücht'gen Schaden
Der Menſchen und der Welt gereicht.
Kein Dolch iſt hier, von dem nicht Blut gefloſſen,

Kein Kelch, aus dem ſich nicht in ganz geſunden Leib
Verzehrend heißes Gift ergoſſen,
Kein Schmuck, der nicht ein liebenswürdig Weib
Verführt, kein Schwert, das nicht den Bund gebrochen,
Nicht etwa hinterrücks den Gegenmann durchſtochen.

Mephiſtopheles.

Frau Mubme,*) Sie verſteht mir ſchlecht die Zeiten.
Gethan, geſchehn! Geſchehn, gethan!
Verleg' Sie Sich auf Neuigkeiten!
Nur Neuigkeiten ziehn uns an.

Fauſt. Daß ich mich nur nicht ſelbſt vergeſſe!
Heiß' ich mir das doch eine Meſſe!

Mephiſtopheles. Der ganze Strudel ſtrebt noch eben;
Du glaubſt zu ſchieben, und Du wirſt geſchoben.

Fauſt. Wer iſt denn das?

Mephiſtopheles. Betrachte ſie genau!
Lilith iſt das.

Fauſt. Wer?

Mephiſtopheles. Adam's erſte Frau.**)
Nimm Dich in Acht vor ihren ſchönen Haaren,

*) Aehnlich nennt Mephiſtopheles im zweiten Theile die Empuſe „Mühmchen“ und den durch magiſche Künſte entſtandenen Homunkulus „Herr Vetter“. Die Hexen heißen zwar auch „Mühmchen“ (Grimm, Mythol. S. 457), jedoch iſt damit eine Uebertragung menſchlicher Verwandtſchafts-Verhältniſſe nicht gemeint.

**) Nach der Rabbiniſchen Sage war Lilith der Name des „Fräuleins“ der Bibel, welches zugleich mit dem „Männlein“ (1. Moſe 1, 27) erſchaffen wurde und ſich, als gleichen Urſprungs mit Adam, ihm nicht unterordnen wollte. Eva, das Weib aus Adam's Rippe, die „Männin“ (ebenda 2, 21 bis 25), verdrängte jene „erſte Frau“, welche nun als geſpenſtiſches, Männer verführendes und Kinder ſchadigendes Weſen fortlebte. Teufel nisteten in ihren ſchönen Haaren. Später wurde ſie mit den deutſchen Hexen in Verbindung gebracht, und wenn Goethe dies Geſpenſt von Paläſtina auf den Harz verpflanzte, ſo folgte er nur einer ſchon ausgebildeten Tradition. Ihr entſprechend, dichtete auch Langbein von „Frau Lilith, Adam's erſter Frau“:

„Und wirſt, ſie reitet zulemal
In der Walpurgisnacht zum Ball.“

(S. Gottinger Muſ.-Alm. auf 1783, S. 204). Als mannliches Geſpenſt erſcheint Lilith gleichfalls in Löwen's Walpurgisnacht (1776). In der Bibel kommt der Name Lilith nur einmal vor, Jeſaias 34, 14, wo Luther das Wort deutſch mythologiſch mit Kobold, die Septuaginta mit Empuſe (Ἔμπουσα, i. „Mühmchen Empuſe“ in der Klaſſiſchen Walpurgisnacht) und die Vulgata mit Lamia (die ſchweriſche Bibel mit elfvar, Alp) wiedergegeben haben. — Alles verwandte Weſen. Eine Lamie zu Korinth (nach Philoſtratus) verehelte Kinder, wie ſolche auch das jüdiſche Geſpenſt lodtete, und in der Klaſſiſchen Walpurgisnacht heißen die Lamien „luſterne Dirnen“, ſind alſo auch in dieſer Beziehung Lilith verwandt.

Vor dieſem Schmuck, mit dem ſie einzig prangt!
Wenn ſie damit den jungen Mann erlangt,
So läßt ſie ihn ſo bald nicht wieder fahren.

Fauſt. Da ſitzen Zwei, die Alte mit der Jungen;
Die haben ſchon was Recht's geſprungen!

Mephiſtopheles. Das hat nun heute keine Ruh.
Es geht zum neuen Tanz; nun komm, wir greifen zu.

Fauſt (mit der Jungen tanzend). Einſt hatt' ich einen ſchönen Traum;
Da ſah ich einen Apfelbaum,
Zwei ſchöne Aepfel*) glänzten dran,
Sie reizten mich, ich ſtieg hinan.

Die Schöne. Der Aepfelchen begehrt Ihr ſehr,
Und ſchon vom Paradieſe her.
Von Freuden fühl' ich mich bewegt,
Daß auch mein Garten ſolche trägt.

Mephiſtopheles (mit der Alten).
Einſt hatt' ich einen wüſten Traum;
Da ſah ich einen geſpaltnen Baum,
Der hatt' ein — —;
So — es war, gefiel mir's doch.

Die Alte. Ich biete meinen beſten Gruß
Dem Ritter mit dem Pferdefuß!
Halt' er einen — — bereit,
Wenn er — — — nicht ſcheut.

Proktophantasmiſt.**)
Verfluchtes Volk! Was unterſteht Ihr Euch?
Hat man Euch lange nicht bewieſen,
Ein Geiſt ſteht nie auf ordentlichen Füßen?
Nun tanzt Ihr gar, uns andern Menſchen gleich!

Die Schöne (tanzend). Was will denn Der auf unſerm Ball?

---

*) Aepfel und Roſen ſind nach der Symbolik faſt aller Völker, beſonders des griechiſchen (Theokr. Die Schnitter. V. 34), Zeichen der Liebe. Auf einem von Philoſtratus beſchriebenen Gemälde ſind Eroten mit Aepfelpflücken beſchäftigt, Fauſt's Traum entſprechend. Von Aepfeln träumen bedeutete Liebesglück. Dieſe Symbolik findet hier ihren realſten Ausdruck.

**) Proktophantasmiſt, frei aus dem Griechiſchen gebildet, läßt ſich mit Steiß-Viſionär (Steißſeher) wiedergeben. Es liegt eine beſtimmte Beziehung auf Goethe's alten Widerſacher, den Berliner Buchhändler und Schriftſteller Chr. Fr. Nicolai zu Grunde, der, obwol Vertreter der nüchternſten Aufklärung, zu Zeiten an Viſionen litt und ſich veranlaßt fühlte, ſowol ſein Leiden als deſſen ſehr natürliche Heilung durch angeſetzte Blutigel, — worauf weiter unten angeſpielt wird — zum Gegenſtand eines Vortrags in der Akademie der Wiſſenſchaften zu machen (1799), der den Titel führte: „Beiſpiel einer Erſcheinung mehrerer Phantasmen“ (abgedruckt im Maiheft der Berliner Monatsſchrift).

Faust (tanzend). Ei! Der ist eben überall.
Was Andre tanzen, muß er schätzen.
Kann er nicht jeden Schritt beschwätzen,
So ist der Schritt so gut als nicht geschehn.
Am Meisten ärgert ihn, sobald wir vorwärts gehn.
Wenn Ihr Euch so im Kreise drehen wolltet,
Wie er's in seiner alten Mühle thut,*)
Das hieß' er allenfalls noch gut,
Besonders wenn Ihr ihn darum begrüßen solltet.

Proktophantasmist.
Ihr seid noch immer da! Nein, das ist unerhört.
Verschwindet doch! Wir haben ja aufgeklärt!
Das Teufelspack, es fragt nach keiner Regel!
Wir sind so klug, und dennoch spukt's in Tegel.**)
Wie lange hab' ich nicht am Wahn hinausgekehrt,
Und nie wird's rein, das ist doch unerhört!

Die Schöne. So hört doch auf, uns hier zu ennüyiren!

Proktophantasmist. Ich sag's Euch Geistern ins Gesicht:
Den Geistesdespotismus leid' ich nicht;
Mein Geist kann ihn nicht exerciren.
(Es wird fortgetanzt.)
Heut, seh' ich, will mir nichts gelingen;
Doch eine Reise nehm' ich immer mit***)

*) Bei der alten Mühle ist an Nicolai's vielbändige und geistlose Zeitschrift, „Die allgemeine deutsche Bibliothek" (1765 bis 1792) und deren Fortsetzung (bis 1806): die „Neue allgemeine deutsche Bibliothek" zu denken.

**) In dem in der vorletzten Note erwähnten Vortrage hatte Nicolai auch einen spukhaften Vorfall besprochen, der sich im Jahre 1797 in Tegel, dem bei Berlin gelegenen Landsitze der Familie von Humboldt, zugetragen haben sollte. Auch sonst ist Tegel als spukhaft bekannt (f. Varnhagen, Blätter aus der Preuß. Gesch. V, 273, v. J. 1800). Diese bestimmte lokale Beziehung mußte den Uebersetzern meist unverständlich bleiben, und man darf sich über die sonderbarsten Mißverständnisse nicht wundern. Shelley übersetzt Tegel mit pond (Teich), Sir Stapler und Gerard de Nerval lautet die Stelle: nous sommes bien pradents, et cependant le cruset est toujours aussi plein. Que de temps s'ai-je pas employé dans cette ville! Hier ist das „am Wahn hinauskehren" unverstanden geblieben, dem „Teufel", das sich im Wörterbuch nicht fand, der Tiegel, der Schmelztiegel, substituirt, und das Spuken wahrscheinlich als ein Spucken, Spuckeln aufgefaßt, so daß der Vers nun lautet: wie klug sie sind, und dennoch ist der Tiegel immer ebenso voll. Der neueste italienische Uebersetzer des Faust, Maffei, giebt den Sinn dagegen, wenn auch mit willkürlicher Veränderung des Namens, richtig wieder: Siam cauti, e par folletti d'hanno in Tegel.

***) Anspielung auf Nicolai's vielbändige „Beschreibung einer Reise durch Deutschland und die Schweiz (1783 bis 1796)", für welche sich seine Druckenreise jedenfalls wenig verwerthen lassen.

Und hoffe, noch vor meinem letzten Schritt
Die Teufel und die Dichter zu bezwingen.
Mephiſtopheles. Er wird ſich gleich in eine Pfütze ſetzen,
Das iſt die Art, wie er ſich ſoulagirt,
Und wenn Blutegel ſich an ſeinem Steiß ergetzen,
Iſt er von Geistern und von Geist kurirt.
(Zu Fauſt, der aus dem Tanze getreten iſt.)
Was läſſeſt Du das ſchöne Mädchen fahren,
Das Dir zum Tanz ſo lieblich ſang?
Fauſt. Ach! Mitten im Geſange ſprang
Ein rothes Mäuschen ihr aus dem Munde.*)
Mephiſtopheles.
Das iſt was Rechts! Das nimmt man nicht genau;
Genug, die Maus war doch nicht grau.
Wer fragt darnach in einer Schäferſtunde?
Fauſt. Dann ſah ich —
Mephiſtopheles. Was?
Fauſt. Mephiſto, ſiehſt Du dort
Ein blaſſes ſchönes Kind allein und ferne ſtehen?
Sie ſchiebt ſich langſam nur vom Ort,
Sie ſcheint mit gefeſſelten Füßen zu gehen.
Ich muß bekennen, daß mir däucht,
Daß ſie dem guten Gretchen gleicht.
Mephiſt. Laß das nur ſtehn! Dabei wird's Niemand wohl.
Es iſt ein Zauberbild, iſt leblos, ein Idol.**)
Ihm zu begegnen, iſt nicht gut;
Vom ſtarren Blick erſtarrt des Menſchen Blut,
Und er wird faſt in Stein verkehrt:
Von der Meduſe haſt Du ja gehört.***)
Fauſt. Fürwahr, es ſind die Augen einer Todten,
Die eine liebende Hand nicht ſchloß,
Das iſt die Bruſt, die Gretchen mir geboten,
Das iſt der ſüße Leib, den ich genoß.

*) Nach Grimm (Myth. 1036) laufen Katzen oder rothe Mäuſe den ſchlafenden Hexen aus dem Munde.

**) In dem Entwurfe zu dieſer Szene, deren weitere Ausführung unterblieb, beziehen ſich auf dieſe Fiktion die Ausdrücke: „Hexenrichterserſcheinung. Macht das Idol. Die Hände auf dem Rücken."

***) Die Meduſe Gorgo, wie nach der griechiſchen Sage Jeden, der ſie anblickte, in Stein verwandelte. Nach dem Manuſkript ſchrieb Goethe zwar „Von den Meduſen", deren drei exiſtirten, und ebenſo läßt er in „Epimenides' Erwachen" den „Glauben" ſagen: „Doch, wie iſt mir! Von Meduſen
Werd' ich gräulich angeblickt".
Hier aber iſt wegen des Folgenden der Singular nothwendig.

Mephistopheles.
Das ist die Zauberei, Du leicht verführter Thor!
Denn Jedem kommt sie wie sein Liebchen vor.
Faust. Welch eine Wonne! Welch ein Leiden!
Ich kann von diesem Blick nicht scheiden.
Wie sonderbar muß diesen schönen Hals
Ein einzig rothes Schnürchen schmücken,
Nicht breiter als ein Messerrücken!
Mephistopheles. Ganz recht, ich seh' es ebenfalls.
Sie kann das Haupt auch unterm Arme tragen,
Denn Perseus hat's ihr abgeschlagen. —*)
Nur immer diese Lust am Wahn!
Komm doch das Hügelchen heran!
Hier ist's so lustig wie im Prater;
Und hat man mir's nicht angethan,
So seh' ich wahrlich ein Theater.
Was giebt's denn da?
Servibilis.** Gleich fängt man wieder an.
Ein neues Stück, das letzte Stück von sieben;
So viel zu geben, ist allhier der Brauch.
Ein Dilettant hat es geschrieben,
Und Dilettanten spielen's auch.
Verzeiht, Ihr Herrn, wenn ich verschwinde;
Mich dilettirt's,***) den Vorhang aufzuziehn.
Mephistopheles. Wenn ich Euch auf dem Blocksberg finde,
Das sind' ich gut; denn da gehört Ihr hin.

*) Perseus tödtete in der libyschen Wüste die Medusa Gorgo, aus deren Blute Schlangen und der Pegasus entsprangen:
Cumque super Libyen victor penderet habenas,
Gorgonei capitis gutlae cecidere cruentae etc. (Ovid. Met. IV. 616).
Das Abenteuer des Perseus lag der Vorstellung nahe, weil dessen Erzählung im Mittelalter, gleich einer christlichen Sage, verbreitet und mit der Legende vom heiligen Georg und seinem Kampfe mit dem Drachen verschmolzen wurde (Chalenyus I. 170). Mephistopheles will mit diesen mythologischen Vergleichungen nur Faust's Gedanken von der Zukunft wieder verkündenden Visionen des schon gerichteten und aus der Verbrecherstube wieder aufersteh-enden Gretchens entziehen. Sie kennzeichnen die Bestürzung Fausts, die geschlossenen Füße und die auf den Rücken gebundenen Hände (s. die verletzte Röthe des nackten Körpers). Der Gedankenstrich bezeichnet die Stelle, wo die Scene abbricht. Der Entwurf enthält folgende Andeutungen des ferneren Plans: „Der Kopf fällt ab. Das Blut spritzt und leuchtet das Feuer" wieder: „Auf glühendem Boden"; „Nacht. Rauschen. Geschrei von Fledermäusen" (unterzeichnen Teufelskindern). „Zaubern kann er's nicht" — nämlich Faustens über Gretchen und ihr bevorstehendes Schicksal, auf welches Mephistopheles schon eben (S. 118) mit den „Perlenschauern" angespielt hatte.

) Dienstbarer Geist. — *) Nach dem Italienischen mi diletta.

Walpurgisnachtstraum
oder
Oberon's und Titania's goldne Hochzeit.*)

Intermezzo.

Theatermeiſter. Heute ruhen wir einmal,
Mieding's**) wackre Söhne,
Alter Berg und feuchtes Thal,
Das iſt die ganze Scene!

Herold. Daß die Hochzeit golden ſei,
Soll'n funfzig Jahr' kein vorüber;
Aber iſt der Streit***) vorbei,
Das golden iſt mir lieber.

Oberon. Seid Ihr Geiſter, wo ich bin,
So zeigt's in dieſen Stunden!
König und die Königin,
Sie ſind aufs Neu' verbunden.

*) Das Intermezzo, eine beſtimmte Form der italieniſchen Komödie, gleich den Intermedien und den Myſterien-Zwiſchenſpielen, ſtellt die Polemik und die perſönlichen Satiren der Walpurgisnacht in der oben S. 131 angeſchlagenen Tonart (der heiteren „Zahmen Xenien") weiter aus. führen. Die Hochzeitsfeier ſelbſt beſteht nur in Puck's und ſeiner Kobolde Tanztreiben, und ſie dient mehr als oftenſibler Zweck, zu welchem man ſich den ganzen Schwarm der unſauberen Geiſter, gleichſam als Hochzeitsgäſte, verſammelt zu denken hat. Die Ueberſchriften des Intermezzo knüpfen beſtimmt an Shakeſpeare's Sommernachtstraum an (Traum der Johannisnacht, wie unſer Stück der Traum d. h. der Spuk der erſten Mainacht). Oberon und Titania ſind die dorther und aus Wieland's Oberon wohlbekannten Beherrſcher der Elfen. Als ſolche ſind ſie dämoniſcher Natur und nach der chriſtlichen Anſchauung, die der „Orthodox" weiter unten beſonders ſtreng vertritt, dem Teufelsgezücht zuzurechnen. Ihre goldne Hochzeit iſt daher geeigneter Gegenſtand der Teufels- und Blocksbergs-Poeſie. Sie ſind idealiſirte Typen und celtiſche Repräſentanten der Beherrſcher der Hölle. Bei Chaucer, in der Erzählung des Kaufmanns, nach einer lateiniſchen Quelle, ſind es Pluto und Proſerpina, welche nächtlich mit Gefolge in Auen und Wäldern herumſchwärmen. Oberon war nach der Sage der Sohn Cäſar's, welcher ihn mit der fee Gloriande, einer celtiſchen Kalypſo oder Armida, erzeugte, daher halb heidniſch-göttlichen, halb menſchlichen Urſprungs, der Elberich der Artuſage. (S. Goethe's Maskenzug „Die Romantiſche Poeſie" 1810.)

**) Unter „Mieding's Söhnen" ſind die Theater-Dekorateure gemeint, welche Goethe ſcherzhaft nach dem aus ſeinen Gedichten (I, 118) bekannten Weimar'ſchen Theatermeiſter Mieding benannte.

***) Der Streit betraf einen indiſchen Knaben. Daß „golden" erinnert an Eris' goldne Aepfel. Die Ehe gilt auf dem Blocksberg als ein dauernder Streit.

Puck.*) Kommt der Puck und dreht sich quer
Und schleift den Fuß im Reihen,
Hundert kommen hinterher,
Sich auch mit ihm zu freuen.

Ariel.**) Ariel bewegt den Sang
In himmlisch reinen Tönen;
Viele Fratzen lockt sein Klang,
Doch lockt er auch die Schönen.

Oberon. Gatten, die sich vertragen wollen,
Lernen's von uns Beiden!
Wenn sich Zweie lieben sollen,
Braucht man sie nur zu scheiden.

Titania. Schmollt der Mann, und grillt die Frau,
So faßt sie nur behende,
Führt mir nach dem Mittag Sie,
Und Ihn an Nordens Ende.

Orchester. Tutti (Fortissimo). Fliegenschnauz' und Mückennas'
Mit ihren Anverwandten,
Frosch im Laub und Grill' im Gras,
Das sind die Musikanten!

Solo. Seht, da kommt der Dudelsack!***)
Es ist die Seifenblase.
Hört den Schneckeschneckeschnack
Durch seine stumpfe Nase.

Geist, der sich erst bildet. Spinnenfuß und Krötenbauch†)
Und Flügelchen dem Wichtchen!
Zwar ein Thierchen giebt es nicht,
Doch giebt es ein Gedichtchen.

Ein Pärchen. Kleiner Schritt und hoher Sprung
Durch Honigthau und Düfte;
Zwar Du trippelst mir genung,
Doch hebt's nicht in die Lüfte.

Neugieriger Reisender. Ist das nicht Maskeradenspott?
Soll ich den Augen trauen?

---

*) Der Puck (Droll) ist der schalkhafte Kobold oder Alp, Führer anderer Kobolde. S. Shakspeare's Sommernachtstraum und Grimm, Mythol. S. 468.

**) Ariel, der Luftgeist, ist gleichfalls celtischen Ursprungs und aus Shakspeare's Sturm bekannt; nicht zu verwechseln mit dem Ariel der Bibel (Esech. 43, 15).

***) Es ist der Einbildungskraft des Lesers überlassen, sich unter dem „Dudelsack" irgend ein gleich Fliegen und Mücken tönendes Insekt zu denken.

†) Auch diesem „Spinnenfuß und Krötenbauch" liegen bestimmte bildliche Darstellungen von Teniers und Callot zu Grunde (v. Blomberg).

Oberon, den ſchönen Gott,
Auch heute hier zu ſchauen!

Orthodox. Keine Klauen, keinen Schwanz!
Doch bleibt es außer Zweifel,
So wie die Götter Griechenlands,*)
So iſt auch er ein Teufel.

Nordiſcher Künſtler. Was ich ergreife, das iſt heut
Fürwahr nur ſkizzenweiſe;
Doch ich bereite mich bei Zeit
Zur italien'ſchen Reiſe.

Puriſt.**) Ach, mein Unglück führt mich her:
Wie wird nicht hier geludert!
Und von dem ganzen Hexenheer
Sind Zwei'e nur gepudert.

Junge Hexe. Der Puder iſt, ſo wie der Rock,
Für alt' und graue Weibchen;
Drum ſitz' ich nackt auf meinem Bock***)
Und zeig' ein derbes Leibchen.

Matrone. Wir haben zu viel Lebensart,
Um hier mit Euch zu maulen;
Doch, hoff' ich, ſollt Ihr jung und zart,
So wie Ihr ſeid, verfaulen.

Kapellmeiſter. Fliegenſchnaus' und Mückennaſ',
Umſchwärmt mir nicht die Nackte!
Froſch im Laub und Grill' im Gras,
So bleibt doch auch im Takte!

Windfahne (nach der einen Seite). †)
Geſellſchaft, wie man wünſchen kann.
Wahrhaftig, lauter Bräute!
Und Junggeſellen, Mann für Mann,
Die hoffnungsvollſten Leute!

Windfahne (nach der andern Seite).
Und thut ſich nicht der Boden auf,

*) Aehnlich läßt Goethe in der urſprünglich auch für Fauſt beſtimmten Szene „Zwei Teufelchen und Amor" die Erſteren vom Amor ſagen:
„Er iſt ohn' allen Zweifel,
Wie alle Götter Griechenlands,
Auch ein verkappter Teufel."

**) Der Puriſt iſt offenbar ein Künſtler, der ſtreng auf das Koſtüm hält (Rigoriſt in Goethe's „Sammler" 4, 2), nicht etwa ein Sprachpuriſt.

***) Auf einem Bocke nackt reitend war auch von Skopas die Aphrodite Pandemos in Try dargeſtellt, als Gegenbild zu Phidias' goldner und elfenbeinerner Venus Urania.

†) Dieſelbe Windfahne ſpricht beide Strophen.

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
GOETHE,J.W.
3-598-50924-3
FN. 16549/436

Sie Alle zu verschlingen,
So will ich mit behendem Lauf
Gleich in die Hölle springen.

Xenien.*) Als Insekten sind wir da
Mit kleinen scharfen Scheren,
Satan, unsern Herrn Papa,
Nach Würden zu verehren.

Hennings.**) Seht, wie sie in gedrängter Schaar
Naiv zusammen scherzen!
Am Ende sagen sie noch gar,
Sie hätten gute Herzen.

Musaget. Ich mag in diesem Herzenheer
Mich gar zu gern verlieren;
Denn freilich, Diese müßt' ich eh'r
Als Musen anzuführen.

Ci-devant Genius der Zeit.
Mit rechten Leuten wird man was.
Komm, fasse meinen Zipfel!
Der Blocksberg, wie der deutsche Parnaß,
Hat gar einen breiten Gipfel.

Neugieriger Reisender. Sagt, wie heißt der steife Mann?

Er geht mit stolzen Schritten.
Er schneidet, was er schneiden kann.
„Er sucht nach Zeloten."

Kranich. In dem Klaren mag ich gern
Und auch im Trüben fischen;
Darum seht Ihr den frommen Herrn
Sich auch mit Teufeln mischen.

Weltkind. Ja, für die Frommen, glaubet mir,
Ist Alles ein Vehikel;

---

*) Die Xenien, d. h. die von Schiller und Goethe unter diesem Titel im Musenalmanach auf 1797 veröffentlichten Epigramme, wirkten hier als sprüchwörtliche Insekten den muthigen anspricht. Auch die „zahmen Xenien" besingen Goethe als „unterkommende Musen" (Gedichte II, 100: „Schwärmt Ihr doch so artigen Schwärmen") und in einem ungedruckten Distichon als „unbeschwerteste Musen".

**) Hennings, der Herausgeber der Gedichtsammlung der „Musagete" (1798 u. 1799) und des Journals „Genius der Zeit", wie die Nächstfolgenden der folgenden beiden Strophen lauten, auch Verfasser eines Buchs „Von Gothaern und Gothaerdenn" (1796), war in den Xenienkrieg vielfach verflochten, ebenso der Journalverleger Nicolai, unter dem der Menzerrige Kritiker die Noten auf S. 135 und 136, und Lavater, unter dem der Kranich, nach Arnstrichkeiten seines Ganges, zu verstehen ist.

Sie bilden auf dem Blocksberg hier
Gar manches Conventikel.

Tänzer. Da kommt ja wol ein neues Chor?
Ich höre ferne Trommeln.
Nur ungestört! Es sind im Rohr
Die unisonen Dommeln.

Tanzmeister. Wie Jeder doch die Beine lupft,
Sich, wie er kann, herausdreht!
Der Krumme springt, der Plumpe hupft,
Und Keiner nicht, wie es ansteht.

Fiedler. Das hakt sich schwer, das Lumpenpack,
Und gab' sich gern das Ansehen,
Es eint sie hier der Dudelsack,
Wie Orpheus' Leier die Bestien.

Dogmatiker. Ich lasse mich nicht irre schrein,
Nicht durch Kritik noch Zweifel.
Der Teufel muß doch etwas sein;
Wie gäb's denn sonst auch Teufel?

Idealist. Die Phantasie in meinem Sinn
Ist diesmal gar zu herrisch;
Fürwahr, wenn ich das Alles bin,
So bin ich heute närrisch.

Realist. Das Wesen ist mir recht zur Qual
Und muß mich baß verdrießen;
Ich stehe hier zum ersten Mal
Nicht fest auf meinen Füßen.

Supernaturalist. Mit viel Vergnügen bin ich da
Und freue mich mit Diesen;
Denn von den Teufeln kann ich ja
Auf gute Geister schließen.

Skeptiker. Sie gehn den Flämmchen auf der Spur
Und glauben sich nah dem Schatze.
Auf Teufel reimt der Zweifel nur;
Da bin ich recht am Platze.

Kapellmeister. Frosch im Laub und Grill' im Gras,
Verfluchte Dilettanten!*)
Fliegenschnauz' und Mückennas,
Ihr seid doch Musikanten!

Die Gewandten. Sanssouci,**) so heißt das Heer

*) Ein Theil des Orchesters ist durch den Lärm aus dem Takte gekommen (Tänzer).

**) Ohnesorge. Hier haben wir die Leute, die bei der Umkehr der Dinge sich gleichfalls umkehren, um oben zu bleiben (Tänzer).

Von lustigen Geschöpfen;
Auf den Füßen geht's nicht mehr,
Drum gehn wir auf den Köpfen.

Die Unbehilflichen. Sonst haben wir manchen Bissen erschranzt,
Nun aber Gott befohlen!
Unsere Schuhe sind durchgetanzt,
Wir laufen auf nackten Sohlen.

Irrlichter. Von dem Sumpfe kommen wir,
Woraus wir erst entstanden;
Doch sind wir gleich im Reihen hier
Die glänzenden Galanten.

Sternschnuppe. Aus der Höhe schoß ich her,
Im Stern- und Feuerscheine,
Liege nun im Grase quer;
Wer hilft mir auf die Beine?

Die Massiven. Platz und Platz! Und ringsherum!
So gehn die Gräschen nieder.*)
Geister kommen, Geister auch,
Sie haben plumpe Glieder.

Puck. Tretet nicht so mastig auf
Wie Elephantenkälber!
Und der Plumpst' an diesem Tag
Sei Puck, der Derbe, selber!

Ariel. Gab die liebende Natur,
Gab der Geist Euch Flügel,
Folget meiner leichten Spur,
Auf zum Rosenhügel!

Orchester (Pianissimo). Wolkenzug und Nebelflor
Erhellen sich von oben.
Luft im Laub und Wind im Rohr,
Und Alles ist zerstoben.**)

---

*) Die Verse sind etwas unklar. Es ist gemeint, die plumpe Natur dieser Massiven lasse sie auch als Geister so materiell erscheinen, daß sie „ringsherum Platz", gleich Körpern, verlangen und die Gräser niederdrücken.

**) Hiemit schließt nicht nur das Intermezzo, sondern auch die ganze Walpurgisnacht. Nach den „Paralipomena zu Faust" sollte noch „Nach dem Intermezzo" noch eine zum Theil schon ausgeführte Scene folgen, in welcher die Teufel und Herr Satan auf dem Gipfel des Brockens Huldigung leisten, dann um „Mitternacht" die „Erscheinung versinken", und das Ganze mit vulkanischem „unordentlichem Auseinanderströmen, »Brechen und »Stürmen" endigen.

Trüber Tag.

Feld.

Fauſt. Mephiſtopheles.

Fauſt. Im Elend! Verzweifelnd! Erbärmlich auf der Erde lange verirrt und nun gefangen! Als Miſſethäterin im Kerker zu entſetzlichen Qualen eingeſperrt, das holde, unſelige Geſchöpf! Bis dahin! Dahin! — Verrätheriſcher, nichtswürdiger Geiſt, und das haſt Du mir verheimlicht! — Steh nur, ſteh! Wälze die teufliſchen Augen ingrimmend im Kopf herum! Steh und trutze mir durch Deine unerträgliche Gegenwart! Gefangen! Im unwiederbringlichen Elend! Böſen Geiſtern übergeben und der richtenden gefühlloſen Menſchheit! Und mich wiegſt Du indeß in abgeſchmackten Zerſtreuungen, verbirgſt mir ihren wachſenden Jammer und läſſeſt ſie hilflos verderben!

Mephiſtopheles. Sie iſt die Erſte nicht.*)

Fauſt. Hund! Abſcheuliches Unthier! — Wandle ihn, Du unendlicher Geiſt, wandle den Wurm wieder in ſeine Hundsgeſtalt, wie er ſich oft nächtlicher Weile**) gefiel, vor mir herzutrotten, dem harmloſen Wandrer vor die Füße zu kollern und ſich dem niederſtürzenden auf die Schultern zu hängen! Wandl' ihn wieder in ſeine Lieblingsbildung, daß er vor mir im Sand auf dem Bauch krieche, ich ihn mit Füßen trete, den Verworfnen! — Die Erſte nicht! — Jammer! Jammer, von keiner Menſchenſeele zu faſſen, daß mehr als ein Geſchöpf in die Tiefe dieſes Elendes verſank, daß nicht das erſte genugthat für die Schuld aller übrigen, in ſeiner windenden Todesnoth vor den Augen des ewig Verzeihenden! Mir wühlt es Mark und Leben durch, das Elend dieſer Einzigen; Du grinſeſt gelaſſen über das Schickſal von Tauſenden hin!

Mephiſtopheles. Nun ſind wir ſchon wieder an der Grenze unſres Witzes, da, wo Euch Menſchen der Sinn überſchnappt. Warum machſt Du Gemeinſchaft mit uns, wenn Du ſie nicht durchführen kannſt? Willſt fliegen und biſt vorm Schwindel nicht ſicher? Drangen wir uns Dir auf, oder Du Dich uns?

Fauſt. Fletſche Deine gefräßigen Zähne mir nicht ſo entgegen! Mir ekelt's! — Großer, herrlicher Geiſt, der Du mir zu erſcheinen würdigteſt, der Du mein Herz kenneſt und meine Seele,

*) Mephiſtopheles, der auch im Fauſtbuch (S. 125) ſich gern ſprichwörtlicher Redensarten bedient, antwortet auch hier mit einem alten Sprichworte.

**) Düntzer vermuthet „nächtlicher Weile", was ſich ſehr empfiehlt.

warum an den Schandgesellen mich schmieden, der sich am Schaden weidet und am Verderben sich leyt?

Mephistopheles. Endigst Du?

Faust. Rette sie, oder weh Dir! Den gräßlichsten Fluch über Dich auf Jahrtausende!

Mephistopheles. Ich kann die Bande des Rächers nicht lösen, seine Riegel nicht öffnen. — Rette sie! — Wer war's, der sie ins Verderben stürzte? Ich oder Du?

(**Faust** blickt wild umher.)

Greifst Du nach dem Donner? Wohl, daß er Euch elenden Sterblichen nicht gegeben ward! Den unschuldig Entgegnenden zu zerschmettern, das ist so Tyrannenart, sich in Verlegenheiten Luft zu machen.

Faust. Bringe mich hin! Sie soll frei sein!

Mephistopheles. Und die Gefahr, der Du Dich aussetzest? Wisse, noch liegt auf der Stadt Blutschuld*) von Deiner Hand. Ueber des Erschlagenen Stätte schweben rächende Geister und lauern auf den wiederkehrenden Mörder.

Faust. Noch das von Dir? Mord und Tod einer Welt über Dich Ungeheuer! Führe mich hin, sag' ich, und befrei' sie!

Mephistopheles. Ich führe Dich, und was ich thun kann, höre! Habe ich alle Macht im Himmel und auf Erden? Des Thürners Sinn umnebeln; bemächtige Dich der Schlüssel und führe sie heraus mit Menschenhand! Ich wache; die Zauberpferde sind bereit, ich entführe Euch. Das vermag ich!

Faust. Auf und davon!

Nacht, offen Feld.

Faust, Mephistopheles, auf schwarzen Pferden daher brausend.

Faust. Was weben Die dort um den Rabenstein?**)

Mephistopheles. Weiß nicht, was sie kochen und schaffen.

Faust. Schweben auf, schweben ab, neigen sich, beugen sich.***)

Mephistopheles. Eine Hexenzunft.

Faust. Sie streuen und weihen.

Mephistopheles. Vorbei! Vorbei!

---

*) Vergl. 4. Mose, 35, 33 und oben die Note auf S. 129.

**) Der Rabenstein (s. Exr. Sal. 26, 5) ist die gemauerte Stelle des Richtplatzes (Galgens), wo die Hinrichtung erfolgt; denn der leichenfressende Rabe ist ein Galgenvogel. „Die Raben ziehen krächzend zumal . . . Nach dem Hochgericht, zu halten ihr Mahl." (Chamisso I, 202.)

***) Tänzer (I, 377) erinnert bei dieser Szene an die verwandte Stelle in Bürger's Lenore:

Kerker.

Faust mit einem Bund Schlüssel und einer Lampe vor einem eisernen Thürchen.

Faust. Mich fasst ein längst entwohnter Schauer,
Der Menschheit ganzer Jammer fasst mich an.
Hier wohnt sie, hinter dieser feuchten Mauer,
Und ihr Verbrechen war ein guter Wahn!
Du zauderst, zu ihr zu gehen!
Du fürchtest, sie wiederzusehen!
Fort! Dein Zagen zögert den Tod heran. (Er ergreift das Schloß.)
(Es singt inwendig:) Meine Mutter, die —,
Die mich umgebracht hat!
Mein Vater, der Schelm,
Der mich gessen hat!
Mein Schwesterlein klein
Hub auf die Bein'
An einem kühlen Ort;
Da ward ich ein schönes Waldvögelein;
Fliege fort, fliege fort!*)

Faust (aufschließend). Sie ahnet nicht, daß der Geliebte lauscht,
Die Ketten klirren hört, das Stroh, das rauscht. (Er tritt ein.)

Margarete (sich auf dem Lager verbergend).
Weh! Weh! Sie kommen. Bittrer Tod!

Faust (leise). Still! Still! Ich komme, Dich zu befreien.

Margarete (sich vor ihn hinwälzend).
Bist Du ein Mensch, so fühle meine Noth!

Faust. Du wirst die Wächter aus dem Schlafe schreien!
(Er fasst die Ketten, sie aufzuschließen.)

Sieh da! Sieh da! Am Hochgericht
Tanzt um des Todes Spindel
Halb nächtlerisch bei Mordenlicht
Ein lustiges Gesindel.

*) In den verschiedensten Volkssagen wird die Seele des Getödteten in Vogelgestalt gedacht. Die Strophe ist dem bekannten Märchen vom Machandelboom, dem besonders heiligen Wachholder, entnommen. Sie lautet bei Grimm (Kinder- und Haus-Märchen Nr. 47):

Mein' Mutter, die mich schlacht,
Mein Vater, der mich ess,
Mein' Schwester de Marlenichen
Sucht alle meine Beinchen,
Bind't sie in ein seiden Tuch,
Legt's unter den Machandelboom.
Kywitt! Kywitt!
Was vor'n schön Vogel bin ich!

(Vgl. R. Köhler's Abhdlg. „Die Europ. Volksmärchen", in den Weim. Beitr. 1865, S. 184 und 185.) — „Die Bein'", im ursprünglichen Sinne von Knochen.

Margarete (auf den Knieen). Wer hat Dir Henker diese Macht
Ueber mich gegeben!
Du holst mich schon um Mitternacht.
Erbarme Dich und laß mich leben!
Ist's morgen früh nicht zeitig genung? (Sie steht auf.)
Bin ich doch noch so jung, so jung!
Und soll schon sterben!
Schön war ich auch, und das war mein Verderben.
Nah war der Freund, nun ist er weit;
Zerrissen liegt der Kranz, die Blumen zerstreut.
Fasse mich nicht so gewaltsam an!
Schone mich! Was hab' ich Dir gethan?
Laß mich nicht vergebens flehen,
Hab' ich Dich doch mein' Tage nicht gesehen!
Faust. Werd' ich den Jammer überstehen!
Margarete. Ich bin nun ganz in Deiner Macht.
Laß mich nur erst das Kind noch tränken.
Ich herzt' es diese ganze Nacht;
Sie nahmen mir's, um mich zu kränken,
Und sagen nun, ich hätt' es umgebracht.
Und niemals werd' ich wieder froh.
Sie singen Lieder auf mich! Es ist bös von den Leuten!
Ein altes Märchen endigt so,
Wer heißt sie's deuten?
Faust (wirft sich nieder). Ein Liebender liegt Dir zu Füßen,
Die Jammerknechtschaft aufzuschließen.
Margarete (wirft sich zu ihm).
O laß uns knien, die Heil'gen anzurufen!
Sieh! Unter diesen Stufen,
Unter der Schwelle
Siedet die Hölle!
Der Böse,
Mit furchtbarem Grimme,
Macht ein Getöse!
Faust (laut). Gretchen! Gretchen!
Margarete (aufmerksam). Das war des Freundes Stimme!
(Sie springt auf; die Ketten fallen ab.)
Wo ist er? Ich hab' ihn rufen hören.
Ich bin frei! Mir soll Niemand wehren.
An seinen Hals will ich fliegen,
An seinem Busen liegen!
Er rief Gretchen! Er stand auf der Schwelle.

Mitten durchs Heulen und Klappen*) der Hölle,
Durch den grimmigen, teuflischen Hohn
Erkannt' ich den süßen, den liebenden Ton.
Faust. Ich bin's!
Margarete. Du bist's! O sag es noch einmal!
(Ihn fassend.) Er ist's! Er ist's! Wohin ist alle Qual?
Wohin die Angst des Kerkers? der Ketten?
Du bist's! Kommst, mich zu retten!
Ich bin gerettet! —
Schon ist die Straße wieder da,
Auf der ich Dich zum ersten Male sah,
Und der heitere Garten,
Wo ich und Marthe Deiner warten.
Faust (fortstrebend). Komm mit! Komm mit!
Margarete. O weile!
Weil' ich doch so gern, wo Du weilest. (Liebkosend.)
Faust. Eile!
Wenn Du nicht eilest,
Werden wir's theuer büßen müssen.
Margarete. Wie? Du kannst nicht mehr küssen?
Mein Freund, so kurz von mir entfernt,
Und hast 's Küssen verlernt?
Warum wird mir an Deinem Halse so bang,
Wenn sonst von Deinen Worten, Deinen Blicken
Ein ganzer Himmel mich überdrang,
Und Du mich küßtest, als wolltest Du mich ersticken?
Küsse mich!
Sonst küss' ich Dich! (Sie umfaßt ihn.)
O weh! Deine Lippen sind kalt,
Sind stumm.
Wo ist Dein Lieben
Geblieben?
Wer brachte mich drum? (Sie wendet sich von ihm.)
Faust. Komm! Folge mir! Liebchen, fasse Muth!
Ich herze Dich mit tausendfacher Gluth;
Nur folge mir! Ich bitte Dich nur dies!
Margarete (zu ihm gewendet).
Und bist Du's denn? Und bist Du's auch gewiß?
Faust. Ich bin's! Komm mit!
Margarete. Du machst die Fesseln los,

*) Matth. 8, 12: „Da wird sein Heulen und Zähnklappen".

Nimmst wieder mich in Deinen Schooß.
Wie kommt es, daß Du Dich vor mir nicht scheust? —
Und weißt Du denn, mein Freund, wen Du befreist?
Faust. Komm! Komm! Schon weicht die tiefe Nacht.
Margarete. Meine Mutter hab' ich umgebracht,
Mein Kind hab' ich ertränkt.
War es nicht Dir und mir geschenkt?
Dir auch — Du bist's! Ich glaub' es kaum.
Gieb Deine Hand! Es ist kein Traum!
Deine liebe Hand! — Ach, aber sie ist feucht!
Wische sie ab! Wie mich däucht,
Ist Blut dran.
Ach, Gott! Was hast Du gethan!
Stecke den Degen ein;
Ich bitte Dich drum!
Faust. Laß das Vergangne vergangen sein,
Du bringst mich um.
Margarete. Nein, Du mußt übrig bleiben!
Ich will Dir die Gräber beschreiben,
Für die mußt Du sorgen,
Gleich morgen;
Der Mutter den besten Platz geben,
Meinen Bruder sogleich daneben,
Mich ein Wenig bei Seit',
Nur nicht gar zu weit!
Und das Kleine mir an die rechte Brust.
Niemand wird sonst bei mir liegen! —
Mich an Deine Seite zu schmiegen,
Das war ein süßes, ein heldes Glück!
Aber es will mir nicht mehr gelingen;
Mir ist's, als müßt' ich mich zu Dir zwingen,
Als stießest Du mich von Dir zurück.
Und doch bist Du's und blickst so gut, so fromm.
Faust. Fühlst Du, daß ich es bin, so komm!
Margarete. Da hinaus?
Faust. Ins Freie.
Margarete. Ist das Grab draußen,
Lauert der Tod, so komm!
Von hier ins ewige Ruhebett,
Und weiter keinen Schritt —
Du gehst nun fort? O Heinrich, könnt' ich mit!
Faust. Du kannst! So wolle nur! Die Thür steht offen.
Margarete. Ich darf nicht fort; für mich ist nichts zu hoffen.

Was hilft es fliehn? Sie lauern doch mir auf.
Es iſt ſo elend, betteln zu müſſen,
Und noch dazu mit böſem Gewiſſen!
Es iſt ſo elend, in der Fremde ſchweifen,
Und ſie werden mich doch ergreifen!
Fauſt. Ich bleibe bei Dir.
Margarete. Geſchwind! Geſchwind!
Rette Dein armes Kind!
Fort! Immer den Weg
Am Bach hinauf,
Ueber den Steg,
In den Wald hinein,
Links, wo die Planke ſteht,
Im Teich.
Faß es nur gleich!
Es will ſich heben,
Es zappelt noch.
Rette! Rette!
Fauſt. Beſinne Dich doch!
Nur einen Schritt, ſo biſt Du frei!
Margarete. Wären wir nur den Berg vorbei!
Da ſitzt meine Mutter auf einem Stein,
Es faßt mich kalt beim Schopfe!
Da ſitzt meine Mutter auf einem Stein
Und wackelt mit dem Kopfe;
Sie winkt nicht, ſie nickt nicht, der Kopf iſt ihr ſchwer,
Sie ſchlief ſo lange, ſie wacht nicht mehr.
Sie ſchlief, damit wir uns freuten.
Es waren glückliche Zeiten!
Fauſt. Hilft hier kein Flehen, hilft kein Sagen,
So wag' ich's, Dich hinwegzutragen.
Margarete. Laß mich! Nein, ich leide keine Gewalt!
Faſſe mich nicht ſo mörderiſch an!
Sonſt hab' ich Dir ja Alles zu Lieb' gethan.
Fauſt. Der Tag graut! Liebchen! Liebchen!
Margarete. Tag! Ja, es wird Tag! Der letzte Tag bringt herein;
Mein Hochzeittag ſollt' es ſein!
Sag Niemand, daß Du ſchon bei Gretchen warſt.
Weh meinem Kranze!
Es iſt eben geſchehn!
Wir werden uns wiederſehn;
Aber nicht beim Tanze.
Die Menge drängt ſich, man hört ſie nicht.

Der Platz, die Gassen
Können sie nicht fassen.
Die Glocke ruft, das Stäbchen bricht.*)
Wie sie mich binden und packen!
Zum Blutstuhl bin ich schon entrückt.
Schon zuckt nach jedem Nacken
Die Schärfe, die nach meinem zückt.
Stumm liegt die Welt wie das Grab!

Faust. O, wär' ich nie geboren!

Mephistopheles erscheint draußen.

Mephistopheles. Auf! Oder Ihr seid verloren.
Unnützes Zagen, Zaudern und Plaudern!
Meine Pferde schaudern,
Der Morgen dämmert auf.

Margarete. Was steigt aus dem Boden herauf?
Der! Der! Schick ihn fort!
Was will Der an dem heiligen Ort?
Er will mich!

Faust. Du sollst leben!

Margarete. Gericht Gottes! Dir hab' ich mich übergeben!

Mephistopheles (zu Faust).
Komm! Komm! Ich lasse Dich mit ihr im Stich.

Margarete. Dein bin ich, Vater! Rette mich!
Ihr Engel! Ihr heiligen Schaaren,**)
Lagert Euch umher, mich zu bewahren!
Heinrich! Mir graut's vor Dir.

Mephistopheles. Sie ist gerichtet!***)

Stimme (von oben). Ist gerettet!

Mephistopheles (zu Faust). Her zu mir!

(Verschwindet mit Faust.)

Stimme (von innen verhallend). Heinrich! Heinrich!

---

*) Während der Hinrichtung läutete die Armesünderglocke, und nach dem im deutschen Reiche geltenden hochnothpeinlichen Gerichtsverfahren war es üblich, daß der Richter, nach der Verlesung des Todesurtheils, zum Zeichen, daß das Leben des Verbrechers verwirkt sei, ein weißes Stäbchen zerbrach und es ihm vor die Füße warf.

**) Ebenso ruft Hamlet, als er den Geist seines Vaters erblickt: „Schirmt mich und schwingt die Flügel über mir, Ihr Himmelschaaren!" III, 4.

***) Im Puppenspiel „Faust" sagt Mephistopheles, ehe es Eilf schlägt: „Fauste, judicatus es" und später: „In Eternum damnatus es!" und in einer 1668 in Danzig gespielten Komödie von Dr. Faust las man im Höllenfeuer, nachdem Pluto den Faust durch seine Teufel geholt, die Worte: Accusatus es!, judicatus es!, condemnatus es!

(Hagen, Theater in Preußen, S. 98). In andern Darstellungen rief eine Stimme von oben Faust diese Worte zu.

Anhang.

Riemer und Eckermann veröffentlichten im Jahre 1837 aus Goethe's Nachlasse in der Quartausgabe seiner Werke in zwei Bänden unter mehreren bis dahin ungedruckten Poesien auch Entwürfe zu mehr oder minder ausgeführt gebliebenen Szenen von „Faust." Diese „Paralipomena", nach der Herausgeber Bezeichnung, folgten unmittelbar dem Schlusse des zweiten Theils der Tragödie (S. 178 bis 192 der zweiten Abtheilung des ersten Bandes) und gingen demnächst in die späteren Gesammtausgaben über, um hier meist unter anderen dramatischen Entwürfen und Fragmenten ihre gesonderte Stelle zu finden (in der 40bänd. Ausgabe, 1840, Bd. 34, S. 317 ff.). Wir lassen dieselben ebenfalls hier mitabdrucken, fügen jedoch jedem Theile des „Faust" die ihn betreffenden Partien besonders an. Der zum ersten Theile der Tragödie gehörige erste Abschnitt dieser „Paralipomena zu Faust" bildet die nachstehende Abtheilung I.

Unter No. 11 sind die Zusätze zusammengestellt, welche Goethe dem Fürsten Radziwill nach dessen Besuche im Jahre 1814 (Annalen, 27, 301), zur musikalischen Bearbeitung handschriftlich zugesandt hat. Von diesen Zusätzen spricht Zelter bereits in dem Briefe an Goethe vom 19. Februar 1816 (Briefw. 11, No. 234), wonach sich die Zeit der Entstehung bestimmen läßt. Dieselben sind in der Partitur der Radziwill'schen Faust-Komposition, und zwar die beiden Geisterchöre als No. XIa und b (S. 214 und S. 220 ff.), und das Quartett als No. XIX (S. 404 bis 440) enthalten. Der (bei Hirzel fehlende) Titel dieser im Jahre 1835 erschienenen Partitur lautet: Kompositionen | zu | Goethe's Faust | vom | Fürsten | Anton Radziwill. | Partitur. | Eigenthum der Sing-Akademie zu Berlin. | Zum ausschließlichen Debit in Kommission bei | T. Trautwein. Buch- und Musikhandlung in Berlin. (Großfolio.) Die beiden Chöre finden sich außerdem noch in den Berliner Textbüchern zum Radziwill'schen Faust (vom Jahre 1837 ab) und in dem Verzeichniß der Lesarten der Kurz'schen Faust Ediion (S. 519), während das Quartett hier und in den Textbüchern fehlt.

I.

Paralipomena zu Faust, erster Theil.

Faust's Studirzimmer.*)

Mephistopheles. Wenn Du von außen ausgestattet bist,
So wird sich Alles zu Dir drängen:
Ein Kerl, der nicht ein Wenig eitel ist,
Der mag sich auf der Stelle hängen.

Mephistopheles. Seht mir nur ab, wie man vor Leute tritt:
Ich komme lustig angezogen,
So ist mir jedes Herz gewogen;
Ich lache, gleich lacht Jeder mit.
Ihr müßt wie ich nur auf Euch selbst vertrauen
Und denken, daß hier was zu wagen ist;
Denn es verzeihen selbst gelegentlich die Frauen,
Wenn man mit Anstand den Respekt vergißt.
Nicht Wünschelrutche, nicht Alraune,**)
Die beste Zauberei liegt in der guten Laune;
Bin ich mit Allen gleich gestimmt,
So seh' ich nicht, daß man was übel nimmt.
Drum frisch ans Werk, und zaudert mir nicht lange!
Das Vorbereiten macht mir bange.

Disputation.

Halbchor, andere Hälfte, Tutti der Studenten, den Zustand ausdrückend. Das Gedräng, das Wogen, das Aus- und Einströmen.

Wagner als Opponent. Macht ein Kompliment. Einzelne Stimmen. Rektor zum Pedell. Die Pedelle, die Ruhe gebieten. **Fahrender Scholastikus*****) tritt auf. Schilt die Versamm-

---

*) Diese Fragmente schließen sich an Mephistopheles' Worte (S. 66) an: „Sobald Du Dir vertraust, sobald weißt Du zu leben."

**) „Alraune" s. die erste Note S. 14 des zweiten Theils.

***) Mephistopheles erscheint in dieser Maske, wie S. 45 — S. die zweite Note daselbst.

lung. **Chor der Studenten, halb, ganz. Schilt den Reſpondenten.** Dieſer lehnt's ab.

Fauſt nimmt's auf. Schilt ſein Schwadroniren. Verlangt, daß er artikulire.*)

Mephiſtopheles thut's, fällt aber gleich ins Lob des Vagirens) und der daraus entſtehenden Erfahrung.

Chor, bald.

Fauſt. Ungünſtige Schilderung des Vaganten.

Chor, bald.

Mephiſtopheles. Kenntniſſe, die dem Schulweiſen fehlen.

Fauſt. *Τνῶθι σεαυτόν*, im ſchönen Sinne.***) Fordert den Gegner auf, Fragen aus der Erfahrung vorzulegen, die Fauſt alle beantworten wolle.

Mephiſtopheles. Gletſcher. Bologneſiſche Feuer. Fata Morgana. Thier. Menſch.†)

Fauſt. Gegenfrage, wo der ſchaffende Spiegel ſei.

Mephiſtopheles. Kompliment, die Antwort ein ander Mal.††)

Fauſt. Schluß. Abdankung.

Chor als Majorität und Minorität der Zuhörer.

Wagner's Sorge, die Geiſter†††) möchten ſprechen, was der Menſch ſich zu ſagen glaubte.

---

*) D. h. daß er ſeine Behauptungen (Theſes) einzeln und geordnet aufſtelle, gliedere.

**) Das Leben des fahrenden Scholaſten von des ſitzenden Pedanten, des „Schulweiſen", gegenübergeſtellt.

***) Das „Erkenne Dich ſelbſt" des Delphiſchen Orakels, ein Spruch, welcher Goethe vielfach anregte. Vergl. die Verſe Bd. 3, S. 33, No. 6 u. 7 und S. 116, No. 2 (Aus: in 20 Bdn.) und den Spruch in Proſa ebenda S. 153: „Wie kann man ſich ſelbſt kennen lernen? Durch Betrachten niemals, wohl aber durch Handeln. Verſuche Deine Pflicht zu thun, und Du weißt gleich, was an Dir iſt." Etwa in dieſem Sinne wird Goethe Fauſt haben ſprechen laſſen wollen (ſ. auch den Spruch S. 225 No. 1 a. a. O.).

†) Vergl. Mephiſtopheles giebt hier ſeinem Ratthel auf. Das erſte hat in neuerer Zeit Agaſſiz gelöſt. Unter Bologneſiſchen Feuern ſind die ſich bei Bologna auf dem Monte Paterno zeigenden, Licht ausſtrahlenden Bononiſchen Steine, genannt Foſfori (ſ. Goethe's Werke, 1840, Bd. 14, S. 46 u. 53, 128, 3, zu verſtehen. Fata Morgana: Meerfee, dann Morgue et sa compagnie, nach Grimm, Myth. 384. Note: iſt die bekannte Luftſpiegelung der Küſten und Siziliens (ſ. Fauſt, zweiter Theil, 4. Akt, und die vortreffliche Erklärung bei Dunger II, 311). Der Menſch bildete das Rathſel der Sphinx zu Theben, während unſere in der klaſſiſchen Walpurgisnacht das nichtsnutzige Rathſel der Sphinx den Teufel zum Gegenſtande hat.

††) Dieſe Antwort gab Mephiſtopheles thatſächlich in der Hexenküche S. 78. — S. auch die Noten daſelbſt.

†††) Wol die durch den ſchaffenden Spiegel herbeigerufenden Geiſter.

Auditorium.

Disputation.*)

Schüler (von innen).
Laßt uns hinaus! Wir haben nicht gegessen.
Wer sprechen darf, wird Speis' und Trank vergessen,
Wer hören soll, wird endlich matt.

Schüler (von außen).
Laßt uns hinein! Wir kommen schon vom Kauen,
Denn uns hat das Konvikt gespeist.
Laßt uns hinein! Wir wollen hier verdauen;
Uns fehlt der Wein, und hier ist Geist.

Fahrender Scholastikus.
Hinaus! Hinein! Und Keiner von der Stelle!
Was drängt Ihr Euch auf dieser Schwelle!
Hier außen Platz, und laßt die Innern fort,
Besetzt dann den verlaßnen Ort!

Schüler. Der ist vom fahrenden Geschlecht.
Er renommirt, doch er hat Recht.

Mephistopheles.
Wer spricht von Zweifeln? Laßt mich's hören!
Wer zweifeln will, der muß nicht lehren;
Wer lehren will, der gebe was!

Mephistopheles. Und merke Dir ein für all' Mal
Den wichtigsten von allen Sprüchen:
Es liegt Dir kein Geheimniß in der Zahl,
Allein ein großes in den Brüchen.**)

*) Die angefangene Ausführung des vorstehenden Schema's, speziell der Worte „Halbchor, andere Hälfte. Das Aus- und Einströmen", sowie des dritten Absatzes.

**) Die vorstehend angefangene Disputationsszene (das erste Faustbuch bewegt sich vorwiegend in Disputationen), zugleich darauf berechnet, die Doktor-Promotionen der Universitäten zu parodiren und dem Mephistopheles als Einführung zu dienen, beschäftigte Goethe im Jahre 1800 und vielleicht auch 1801. Die Szene sollte in die im Fragmente von 1790 gelassene große Lücke von dem Verse „Und froh ist, wenn er Regenwürmer findet" (S. 25) bis zu dem Verse: „Und was der ganzen Menschheit zugetheilt ist" (S. 58) eingeschaltet werden; die Absicht mußte aber leider aufgegeben werden, da Goethe die Einführung des Mephistopheles als Pudel, im Anschluß an die Sage, vorzog. Auf den anfänglichen Plan deuten sich Goethe's Worte in dem Briefe an Schiller vom 6. März 1800 (Briefw. 2. A. II, 283): „An Faust ist in der Zeit auch etwas geschehen. Ich hoffe, daß bald in der großen Lücke nur der Disputationsakt us fehlen soll, welcher dann freilich als ein eigenes Werk anzusehen ist und aus dem Stegreife nicht entstehen wird" (s. Düntzer I, 89).

Straße.*)

Mephistopheles. Der junge Herr ist freilich schwer zu führen;
Doch als erfahrner Gouverneur
Weiß ich den Wildfang zu regieren,
Und affigirt mich auch nichts mehr.
Ich laß' ihn so in seinen Lüften wandeln,
Mag ich doch auch nach meinen Lüften handeln,
Ich rede viel und laß' ihn immer gehn;
Ist ja ein allzu dummer Streich geschehn,
Dann muß ich meine Weisheit zeigen,
Dann wird er bei den Haar'n herausgeführt;
Doch giebt man gleich, indem man's reparirt,
Gelegenheit zu neuen dummen Streichen.

Walpurgisnacht.

Harzgebirg.

Faust. Wie man nach Norden weiter kommt,
Da nehmen Ruß und Hexen zu.

Mephistopheles. Musik nur her, und wär's ein Dudelsack!**)
Wir haben, wie manche edle Gesellen,
Viel Appetit und wenig Geschmack.

Mephistopheles. — — — — — — — — der liebe Sänger
Von Hameln, auch mein alter Freund,
Der vielbeliebte Rattenfänger,***)
Wie geht's — — — — — — — —

Rattenfänger von Hameln.
Befinde mich recht wohl, zu dienen;
Ich bin ein wohlgenährter Mann,
Patron von zwölf Philanthropinen†),
Daneben — — — — — — — —

*) Das obige Bruchstück könnte sowol am Ende der Szene auf S. 84 als der auf S. 90 eine Stelle finden. Der Ton erinnert sehr an Julian Brutsleck's Aeußerungen in Hauswurth's Hochzeit (Bd. 34, S. 311).

) S. den Dudelsack S. 138. *) S. d. dritte Note S. 119.

†) Basedow, Goethe's alter Freund vom Jahre 1774 (s. Gedichte II. 253 unserer Ausg. „Diner zu Tadleny", die Note zu III, 314) ist hier gemeint, der das „Philanthropin" zu Dessau, die Mutter ähnlicher Anstalten, gegründet und darin eine Anzahl Kinder vereinigt hatte. Dunger ergänzt den letzten Vers: „Daneben auch ein Grobian" (I. 351).

Harzgebirg.

Höhere Region.

Nach dem Intermezzo*): Einſamkeit, Oede, Trompetenſtöße. Blitze, Donner von oben. Feuerſäulen. Rauchqualm. Fels, der daraus hervorragt. Iſt der Satan. Großes Volk umher. Verſäumniß. Mittel durchzudringen. Schaden. Geſchrei. Lied. Sie**) ſtehen im nächſten Kreiſe. Man kann's vor Hitze kaum aushalten. Wer zunächſt im Kreiſe ſteht. Satan's Rede. Präſentation. Belehnungen.***) Mitternacht. Verſinken der Erſcheinung. Vulkan. Unordentliches Auseinanderſtrömen, Brechen und Stürmen.

Gipfel des Brockens.

Der Satan auf dem Thron. Großes Volk umher. Fauſt und Mephiſtopheles im nächſten Kreiſe.

Satan (vom Throne redend. †)

Die Böcke zur Rechten!
Die Ziegen zur Linken!
Die Ziegen, ſie riechen,
Die Böcke, ſie ſtinken.
Und wenn auch die Böcke
Noch ſtinkiger wären,
So kann doch die Ziege
Des Bocks nicht entbehren.

---

*) S. oben S. 137 bis 142.

**) Fauſt und Mephiſtopheles.

***) Das zuletzt Geſagte folgt hienächſt in fragmentariſcher Ausführung.

†) Satan, der Affe Gottes, parodirt in der chriſtlichen Vorſtellung Chriſtus als Weltenrichter. Mit der ſturriten Sonderung der Böcke von den Ziegen vergl. den Meſſentext (nach welchem die Böcke links ſtehen):

Inter oves locum praesta
Et ab hoedis me sequestra,
Statuens in parte dextra.

Satan iſt hier der oberſte Teufel, während in den geiſtlichen Schauſpielen des Mittelalters, z. B. im Theophilus, meiſt Lucifer als der oberſte Herr und Satan nur als ein Teufelsmeiſter vorkommt (ſ. auch Keller, Faſtnachtſpiele IV, Nr. 125, S. 80). In Lenau's „Walpurgisnacht" (1756) hat Belzebub den oberſten Rang, neben dem, wie hier, Fauſt erſcheint.

So ſaß dem Belzebub der Doktor Fauſt zur Linken,
Er ſchenkte fleißig ein und half ihm wacker trinken.

(Daſelbſt Geſang II).

Chor. Aufs Angesicht nieder,
Verehret den Herrn!
Er lehret die Völker
Und lehret sie gern.
Vernehmet die Worte:
Er zeigt Euch die Spur
Des ewigen Lebens
Der tiefsten Natur.

Satan (rechts gewendet). *)
Euch giebt es zwei Dinge,
So herrlich und groß:
Das glänzende Gold
— — — — — — — —
Das Eine verschaffet,
Das Andre verschlingt;
Drum glücklich, wer beide
Zusammen erringt.

Eine Stimme. Was sagte der Herr denn? —
Entfernt von dem Orte
Vernahm ich nicht deutlich
Die köstlichen Worte;
Mir bleibet noch dunkel
Die herrliche Spur.
Nicht seh' ich das Leben
Der tiefen Natur.

Satan (links gewendet). **)
Für Euch sind zwei Dinge
Von köstlichem Glanz:
Das leuchtende Gold
— — — — — — — —
Drum wißt Euch, Ihr Weiber,
Am Gold zu ergötzen,
Und mehr als das Gold noch
— — — — — — — —

Chor. Aufs Angesicht nieder
Am heiligen Ort!
O, glücklich, wer nah steht
Und höret das Wort!

Eine Stimme. Ich stehe von ferne
Und spitze die Ohren;

*) Zu den Rittern, den Zauberern und Teufelsbeschwörern.
**) Zu den verheiratheten Hexen, wie nachher zu den unverheiratheten.

Doch hab' ich schon manches
Der Worte verloren.
Wer sagt mir es deutlich,
Wer zeigt mir die Spur
Des ewigen Lebens
Der tiefsten Natur!

Mephistopheles (zu einem jungen Mädchen).
Was meinst Du, arm'ger kleiner Schatz?
Die Thränen sind hier nicht am Platz.
Du wirst in dem Gedräng wol gar zu arg gestoßen?

Mädchen. Ach, nein! Der Herr dort spricht so gar kurios,
Von Gold — — — — — — —
Und Alles freut sich, wie es scheint;
Doch das verstehn wol nur die Großen?

Mephistopheles. Mein liebes Kind, nur nicht geweint!
Denn willst Du wissen, was der Teufel meint,
So — — — — — — — — — — —

Satan (grad' aus). Ihr Mägdlein, Ihr stehet
Hier grad' in der Mitten;
Ich seh', Ihr kommt Alle
Auf Bes'men*) geritten:
Seid reinlich bei Tage
— — — — — — —
So habt Ihr's auf Erden
Am Weitsten gebracht.

Einzelne Audienzen.

Ceremonienmeister. — — — — — — — —
— — — — — — — —

I. und kann ich, wie ich bat,
Mich unumschränkt in diesem Reiche schauen,
So küss' ich, bin ich gleich von Haus aus Demokrat,
Dir doch, Tyrann, voll Dankbarkeit die Klauen.

Ceremonienmeister. Die Klauen! Das ist für ein Mal;
Du wirst Dich weiter noch entschließen müssen.

I. Was fordert denn das Ritual?

*) Diese mitteldeutsche, noch heute im Volksmunde übliche Pluralform Beßmen oder Besemen für „Besen" (vom Singular Besem) braucht Goethe, zumal in früherer Zeit, gern in Poesie und Prosa, sonst im Faust: Besen. Die bezüglichen Stellen finden sich bei Grimm unter „Besem" und „Besemchen" zusammengestellt (I, 1614 und 1615).

Ceremonienmeister.
Beliebt dem Herrn, den hintern Theil zu küssen?*)

I. Darüber bin ich unverlor'n,
Ich küsse hinten oder vorn.
Scheint oben Deine Nase doch
Durch alle Welten vorzudringen,
So seh' ich unten hier — —
Das Universum zu verschlingen.
Was duftet aus dem kolossalen Mund!
So wohl kann's nicht im Paradiese riechen.
Und dieser wohlgebaute Schlund
Erregt den Wunsch, hineinzukriechen.
Was soll ich mehr!

Satan.
Vasall, Du bist erprobt!
Hierdurch beleih' ich Dich mit Millionen Seelen;**)
Und wer des Teufels — so gut wie Du gelobt,
Dem soll es nie an Schmeichelphrasen fehlen.

Ein anderer Theil des Brockens.

Tiefere Region.

Hochgerichtserscheinung.***)

Gedränge. Sie ersteigen einen Baum. Reden des Volkes. Auf glühendem Boden. Nackt das Idol. Die Hände auf dem Rücken.

*) Mit dieser cynischen Kuß-Ceremonie steht Goethe ganz auf dem Boden der Tradition. Die zusammenkunfte der Hexen und Teufel auf dem Brocken, dem Schwarzwald, bei Benevent, an mehreren Orten in Frankreich u. s. w. galten als Hexen-Reichstage, als „zauberische Tagsatzungen" (Nachahmung der Bibel. Mos. 3.); der Teufel saß in der Mitte auf einem Thron „sehr herrlich und köstlich wie ein Fürst gekleidet", oder auch in Gestalt eines Bocks, und Alle brachten ihm ihre Huldigung dar, anbetend und den hintern Theil küssend („küssend an verschamten Ort"; es folgten Mauscheln mit den Nacken nach innen, dann bis der „schwarze Herzog eine Red' und Vermahnung an sie gethan", und das Ganze endete mit der Selbstverdammung des Teufels („Bocks), cf. Bodinus, Lämon. S. 5, 6, 287, 292 bis 344 u. 318). Alle diese Wahnvorstellungen sind zu erklären als dunkle Erinnerungen an den alten heidnischen Kultus der Deutschen, welche unter dem wachsenden Einflusse des Christenthums immer mehr die Farbe des Bösen und Teuflischen annahmen (s. Grimm, Mythol. S. 567: „das ganze Hexenwesen hängt zusammen mit den Opfern und der Geisterwelt der alten Deutschen").

**) In dem Einganz erhobenen „Reiche", in dem der Teufelsvasall unumschränkt sein und auch seine Schmeichler finden soll.

***) „Nackt das Idol" auf Gretchen zu beziehen; vergl. das „Idol" oben S. 13. und die zweite Note daselbst.

Gesang.

Wo fließet heißes Menschenblut:
Der Dunst ist allem Zauber gut.
Die grau und schwarze Brüderschaft,
Sie schöpft zu neuen Werken Kraft.
Was deut't auf Blut, ist uns genehm,
Was Blut vergießt, ist uns bequem.
Um Glimb und Blut umkreist den Reihn,
In Gluth soll Blut vergossen sein.

Die Dirne winkt, es ist schon gut;
Der Sünder trinkt, es deut't auf Blut.
Der Blick, der Trank, er feuert an:
Der Teich ist blank, es ist gethan.*)
Ein Blutquell reicht nie allein,
Es laufen andre Bächlein drein;
Sie wälzen sich von Ort zu Ort,
Es reißt der Strom die Ströme fort.

Der Kopf fällt ab. Das Blut springt und löscht das Feuer. Nacht. Rauschen. Geschwätz von Kielkröpfen. Dadurch Faust erfährt.**)

Faust. Mephistopheles.

Mephistopheles. Dem Ruß der Hexen zu entgehen,
Muß unser Wimpel südwärts weben;
Doch dort bequeme Dich, zu wohnen
Bei Pfaffen und bei Skorpionen.

Warmes Lüftchen, weh' heran,
Wehe uns entgegen,
Denn Du hast uns wohlgethan
Auf den Jugendwegen.***)

*) Dies Blutlied überbietet noch das der Tisiphone S. 31 des 2. Theils; die erste Strophe deutet auf die Inquisition und die Ketzer-Verbrennungen.

**) S. oben S. 136 und die Note daselbst.

***) Mit Recht giebt Düntzer (I, 372) diese Worte dem Faust. Die „Skorpionen" lassen darauf schließen, daß die Reise nach Italien habe gehen sollen. Düntzer nimmt Süddeutschland an.

Landstraße.*)

Ein Kreuz am Wege, rechts auf dem Hügel ein altes Schloß, in der Ferne ein Bauerhüttchen.

Faust. Was giebt's, Mephisto, hast Du Eil'?
Was schlägst vorm Kreuz die Augen nieder?
Mephistopheles. Ich weiß es wol, es ist ein Vorurtheil;
Allein genug, mir ist's einmal zuwider.

Mephistopheles. Mich darf Niemand aufs Gewissen fragen;
Ich schäme mich oft meines Geschlechts.
Sie meinen, wenn sie Teufel sagen,
So sagen sie was Recht's.

---

* Moritz, der in Rom und später in Weimar viel mit Goethe verkehrt hatte, erinnerte sich noch einiger im Taschenbuch von 1790 nicht abgedruckter Scenen, und als Beiwerk lieferte Nicolai, der nach Moritz' Tode in seinem fünften Band von dessen „Anton Reiser" 1794 herausgab, die obigen Verse in folgender Gestalt an (S. 211):

(Mephistopheles.) Sie meinen, wenn sie Teufel sagen,
Da sagen sie was Recht's.
Mich darf man nicht aufs Gewissen fragen;
Ich schäme mich meines Geschlechts.

(Faust.) Mephisto, hast Du Eil?
Was schlägst vorm Kreuz die Augen nieder?
(Mephistopheles.) Ich weiß es wol, es ist ein Vorurtheil;
Allein, es ist mir mal zuwider.

Das Scenarium fehlt hier, nur ist gesagt, daß Mephisto und Faust vor einem Kreuz vorbeigehen.

II.

Zur Radziwill'schen Faust-Komposition.

1. Geisterchor.*)

Wird er schreiben?
Er wird schreiben.
Er wird nicht schreiben;
Er wird schreiben.
Blut ist ein ganz besondrer Saft,
Wirkend im Innern Kraft aus Kraft.
Reißt ihn die Wunde rasch nach außen,
Draußen wird er wilder hausen;
Blut ist ein ganz besondrer Saft.

2. Geisterchor.**)

Hinaus, hinauf,
Kühn und munter!
Sind wir einmal obenauf,
Geht's wieder herunter.

3. Quartett.***)

Gretchen. Er kommt, er kommt so schnell,
Er wird mich fragen;
Da draußen ist's so hell,
Nein, nein, ich kann's nicht sagen.

*) Der erste Geisterchor fällt S. 57 ein, nach den Worten Faust's „So mag es bei der Frage bleiben", wesentlich die Worte des Mephistopheles „Blut ist ein ganz besondrer Saft" weiter ausführend.

**) Der zweite Chor, S. 66, am Schlusse der ganzen Szene, nach dem Verse „Ich gratulire Dir zum neuen Lebenslauf" einfallend, knüpft an die Worte des Mephistopheles des vorhergehenden Verses „Schnell hinauf" an und spinnt sie, Faust's Luftfahrt verspottend, weiter. Nur Faust muß „wieder herunter", nicht die Geister. Es wurde auf diese Art das Bedürfniß des Komponisten nach einem, den ersten Theil seiner Musik beschließenden vollstimmigen Chor befriedigt (s. Gotthold, S. 22).

***) Dieser „für die musikalische Behandlung eigenthümlich berechnete Zusatz", wie in dem Vorbericht (S. III.) der Vorsteherschaft der Berliner Sing-

Faust. Ha, Schelm, so neckst Du mich!
Willst Du's nicht sagen?
Ach, ich liebe, liebe Dich!
Wie wollte ich nicht fragen?
Gretchen. Was soll denn aber das?
Warum verfolgst Du mich?
Faust. Ich will kein' Ander'.
Was ich will? Nur Dich!
Gretchen. Verlangst Du noch einmal,
Was Du genommen?
Komm an mein Herz!
Du bist, Du bist willkommen.
Faust. Ach, welchen süßen Schatz
Hab' ich genommen!
So sei denn Herz an Herz
Sich hoch, sich hoch willkommen!
Gretchen. Komm!
Faust. Süß Liebchen!
Mephistopheles und Marthe. Kluge Frau und kluger Freund
Kennen solche Flammen;
Bis der Herr es redlich meint,
Laßt sie nicht bezammen!
Faust. Wer da?
Mephistopheles. Gut Freund!
Faust. Ein Thier!
Mephistopheles. Endlich! So gefällst Du mir!
Wer Gelegenheit gegeben,
Der soll leben!
Marthe. Wer Gelegenheit genommen,
Schlecht willkommen! Schlecht willkommen!
Faust und Gretchen. Saz, wer hat es uns gegeben,
Dieses Leben, dieses Leben?
Niemals wird es uns genommen,
Dies Willkommen, dies Willkommen!
Faust. Nein, nein, niemals!
Gretchen. Niemals?

---

akademie zur Partitur des Faust'schen Werks vom 1. November 1853 gelegt wird, irgendwann die kleine Gartenhausszene S. 104 in melodramatischer Form. An Gretchens „Niemals?" schließen sich unmittelbar Worte und Worte „Ja, es ist spät, mein Herr", von wo an die Szene wie im Stücke verläuft, mit geringen Abweichungen (vergl. Unger II, 304).

Zur Revision des Textes.

Zur Revision des Textes.

Verglichen sind:

I. Handschriften des Dichters:

a) die der Valentinszene S. 117 bis S. 121.

b) die der Walpurgisnacht, von dem Wechselgesang S. 125 bis zu den Worten „Denn Perseus hat's ihr abgeschlagen" S. 136.

Beide Handschriften befinden sich im Besitze der Königlichen Bibliothek zu Berlin.

Die erstere, 5 Blätter 4°, trägt auf dem Deckel die Jahreszahl 1800.

Die zweite hat 12 Blätter 4°; Blatt 1 ist leer; Blatt 2 enthält nur den Wechselgesang S. 125 und S. 126, datirt den 5. November 1800; Blatt 3 von „Fasse wacker meinen Zipfel" S. 126 bis „Ich spüre schon die ungestümen Gäste", ist datirt den 9. Februar 1801; Blatt 4 von da bis S. 127 „Strömt ein wüthender Zaubergesang" den 8. Februar 1801.

Die übrigen Blätter sind nicht datirt. Die eben erst angefangene Seite 18 ist bei dem Verse „Du glaubst zu schieben, und Du wirst geschoben" (S. 132) leer gelassen, als habe hier noch etwas zugesetzt werden sollen. Mit dem Verse „Denn Perseus hat's ihr abgeschlagen" S. 136 bricht das Ganze plötzlich ab.

II. Drucke aus Goethe's Lebenszeit:

A. **Goethe's Schriften.** Siebenter Band. Leipzig, bei Georg Joachim Göschen, 1790. 320 Seiten. 8°. Mit einem Titelkupfer (Faust nach Rembrandt) und einer Titelvignette (beide von H. Lips). Darin: **Faust. Ein Fragment**, S. 1 bis 168.

B. **Faust. Ein Fragment. Von Goethe. Aechte Ausgabe.** Leipzig, bei Georg Joachim Göschen, 1790. 168 S. 8°.

C. **Faust. Eine Tragödie. Von Goethe.** Tübingen, in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. 1808. 309 S. 16°.

D. **Faust. Eine Tragödie. Von Goethe.** Stuttgart und Tübingen, in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. 1816. 309 S. 16°.

E. **Goethe's Werke.** Neunter Band. Stuttgart und Tübingen, in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. 1817. 419 S. gr. 8°.

F. **Faust. Eine Tragödie von Goethe. Neue Auflage. Stuttgart und Tübingen, in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. 1821. 309 S. 16°.**

G. **Desgleichen, mit der Jahreszahl 1825.**

H. **Goethe's Werke. Vollständige Ausgabe letzter Hand. Zwölfter Band. Unter des durchlauchtigsten deutschen Bundes schützenden Privilegien. Stuttgart und Tübingen, in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. 1829. 16°. (Taschen-Ausgabe.) Darin: Faust, erster Theil. S. 1 bis 247.**

I. **Desgleichen, in Groß-Oktav. 1829. Darin: Faust, erster Theil. S. 1 bis 234.**

K. **Faust. Eine Tragödie von Goethe. Neue Auflage. Stuttgart und Tübingen, in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. 1830. 16°. 247 Seiten.**

L. **Desgleichen, 1831. 309 S. mit Goethe's Portrait von Blanchard, nach David.** (Nach Hirzel soll auf der Rückseite des Titels: „Paris, Imprimerie de J. Smith." stehn; in unserm Druck fehlt diese Angabe.)

III. Spätere Drucke:

M. **Goethe's poetische und prosaische Werke in zwei Bänden. Unter den schützenden Privilegien sämmtlicher Staaten des deutschen Bundes. Mit acht Stahlstichen. Stuttgart und Tübingen. Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. 1837.** (Erster Band. 1836.) Des ersten Bandes zweite Abtheilung enthält S. 62 bis 107: Faust, Erster Theil.

N. **Faust. Eine Tragödie von Goethe. Erster Theil. Stuttgart. Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. 1868. 12°. 159 S.** (Dem Vernehmen nach von Karl Goedeke revidirt.)

O. **Faust. Eine Tragödie von Goethe. Erster Theil. Mit berichtigtem Texte, den verschiedenen Lesarten, erklärenden Anmerkungen und Einleitung. Leipzig, Otto'sche Buchhandlung. 12°. X und 204. (1868, herausgegeben von Heinrich Düntzer.)**

P. **Bibliothek der deutschen National-Literatur. Herausgegeben von Heinrich Kurz. Goethe's Werke. Vierter Band. Hildburghausen. Verlag des Bibliographischen Instituts. 1868. Darin: Faust. Eine Tragödie. Erster Theil. S. 1 bis 150.**

Q. **Bibliothek der deutschen National-Literatur des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts. Faust. Eine Tragödie von Johann Wolfgang von Goethe. Mit Einleitung und Erläuterungen herausgegeben von Moritz Carriere. Erster Theil. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1869. 8°. XVIII und 220.**

Die übrigen nach Goethe's Tode bei Cotta erschienenen Faust-Ausgaben, sei es in Einzeldrucken, wie die von 1834 und 1838 216 S., welche auf H und I beruhen, sei es in den Werken, wie die von 1840 u. folg., welche letztere wesentlich auf M basiren, glaubten wir nicht besonders aufführen zu müssen.

Lesarten und Varianten.

Seite Zeile

3. 27. Leid. Die erste Ausgabe (oben C) und sämmtliche späteren aus Goethe's Lebenszeit lesen Leid, welches Wort erst vom Jahr 1837 ab in den Cotta'schen Ausgaben, jedoch nicht in der Einzelausgabe von 1838, von Riemer und Eckermann (M) in Lied verändert wurde. Nur von G (1825) soll es nach Hirzel einige Exemplare geben, welche gleichfalls Lied haben. Daß die Aenderung nach Goethe's Handschrift erfolgt sei, steht jedoch nicht fest. Obgleich die Lesart Lied jetzt allgemein recipirt ist, auch von den vier neuesten Herausgebern (K bis Q), so glaubten wir doch bei der authentischen Lesart verbleiben zu sollen. Vergl. das unten zu S. 124, 3. 25 Gesagte.

19. 25. Büchern; — das Fragment (A und B) liest Bücher.

27. von; — das Fragment und die erste Ausgabe (A, B, C) haben mit; die Ausgabe 1816 (D) und die folgenden (auch M) von; dieser Aenderung sind wir mit Kurz (P) gefolgt, Düntzer (O) und Carriere (Q) mit N dagegen der ersten Ausgabe.

19. 1. Wärme, oberdeutsche und poetische Pluralform, findet sich in allen Ausgaben und ist auch von den genannten vier neuesten Herausgebern beibehalten worden. Sie ist ein charakteristisches Zeichen der frühen Entstehung dieses Monologs. Vergl. S. 25. 4. Regenwürmer und S. 70. 3 Würmer.

21. 12. Sinnen. Auch diese Pluralform (ebenso S. 54. 10. v. u.) haben wir mit Carriere beibehalten, wo, wie hier, der Reim sie nicht verlangt, während Düntzer und Kurz Sinne lesen. — Alle authentischen Ausgaben (auch M und N) haben Sinnen, welche Form nach älterm Sprachgebrauch nicht nur die Sinne, sondern Empfindungen, Gedanken bedeutet. Opitz sagt z. B. in der Epistel an Zinkgref: „die Sinnen über Hals und Kopf in Reime bringen, der Wörter Henker sein."

15. kostet', nach dem Fragment (A, B), der ersten Ausgabe (C), der Ausgabe letzter Hand (H, I, K) und den folgenden außer L (und sollte es mein Leben kosten); — die Ausgabe von 1816 (D und mit ihr E bis G und L) setzte dafür kostet, welcher Lesart von Neueren nur Düntzer beigetreten ist.

41. Wehe. So die ersten Ausgaben (A bis C), denen seit 1837 alle Ausgaben außer der von 1838 gefolgt sind; — die von 1816 (D und E bis G), und die Ausgabe letzter Hand (H bis L) haben dagegen Wehe. Das „Wehen" eignet zwar an sich einem Geiste, drückt aber nicht sein Schaffen und Wirken aus.

22. 11. Ich hör'; — nur die Ausgabe von 1817 (E) und Düntzer lesen Ich höre'.

23. 7. 'raus; — A und B hatten aus.

Erste Zeile

24. 11. **denn**; — alle Ausgaben bis 1828 und L lesen **dann**, die Ausgabe letzter Hand (H, I und K), die spätern Cotta'schen Ausgaben, Kurz und Carriere **denn**. Düntzer hat mehl N **dann** restituirt; wir folgen der Ausgabe letzter Hand und M.

24. 27. lautete im Fragment (A, B): **Ich hätte gern bis morgen früh gewacht.**

26. 6. **erweitert**; — Düntzer's Aenderung **erweitert'** erscheint unmotivirt.

31. 7. **sagt' er**; — die früheren Cotta'schen Ausgaben (seit C) haben zwar übereinstimmend **sagt er**; wegen des folgenden „würde" glaubten wir gleichwol mit Düntzer, Kurz, Carriere und N das Imperfektum setzen zu dürfen.

35. 4. **kehrt'**. Hier ist das Sachverhältniß dasselbe. Das Imperfektum dient zur Uebereinstimmung mit dem folgenden „und sagte".

36. 3. **beugten**; — E hat **beugen**.

37. 19. **den Gift**. So in allen Cotta'schen Ausgaben sowie bei Kurz und Carriere. — Nur Düntzer hat die auch bei Goethe üblichere Form **das Gift** (s. oben S. 64. 9). Auch die Gift (wie die Mitgift) kommt bei Goethe vor.

41. 22. **schnoperst** (ebenso im Intermezzo S. 140. Neugieriger Reisender) nach der ersten Ausgabe (C). — **Dies änderte bis von 1816 mit** allen folgenden Cotta'schen Ausgaben (einschließlich N), indem sie jedoch nur hier **schnobern**, im Intermezzo dagegen **schnopern** schreiben. Düntzer und Kurz haben mit und **schnopern** nach der ursprünglichen Lesart, Carriere **schnobern**. Beide Formen sind neben schnuppern, schnobern, schnoppern üblich (s. Sanders' Wörterbuch unter schnobern). Goethe braucht wiederholt „schneppern."

50. 21. **flimmen**. — Den offenbaren Druckfehler der früheren Ausgaben bis 1807 (M: **glimmen** haben seitdem alle Ausgaben beseitigt.

52. 12. **goldverbrämtem**, mit O, P, Q nach der Ausgabe letzter Hand H, I, K und der von 1828. — während die früheren (und die von 1831), sowie die späteren (M und N) **goldverbrämten** lesen.

58. 21. **Daß von der Wiege bis zur Bahre**; — das Fragment las **Daß in der Wieg' und auf der Bahre**.

59. 8. **Herrn**; — im Fragment **Herr**.

10. **Krone**; — im Fragment **Kronen**.

17. auf dürrer Heide; — im Fragment **auf einer Heide**.

62. 11. Chemie bis 1816; — vorher Alchimie.

17. Spottet ihrer selbst und weiß nicht wie. — Rud. Zacharias Becker, dieser Vers ursprünglich Bezug sich selber Esel und weiß nicht wie." ist eine alte Redensart, s. wie „Einem den Narren beben," Lesen. S. 250.) Bebeker, Grundzüge der deutschen Sprache Leipz. 1. 250.)

63. 4. **von alledem**. — im Fragment **von allem dem**; Nathan" (IV, 1; schreibt gleichfalls „von alle dem."

66. 4. **bei**; — das Fragment hat **mit**.

69. 1. **vor**, nach den Ausgaben seit 1816; — in den ersten Ausgaben (A, B, C) für, welchen Düntzer wegen der altertümlichen Färbung festhält, während wir mit Kurz und Carriere die erstere Lesart vorziehen. N liest für

Seite Zeile

70. 1. **Laß**, nach dem Fragment, nebst N und O; erscheint richtig, da Frosch sowol kurz vorher („Du hast Recht") als nachher („Gieb Acht") in der zweiten Person zu Brander und Siebel spricht. — **Laßt** haben dagegen die erste Ausgabe (C) und D bis G, auch die Ausgabe letzter Hand (H, I), sowie M, K—Q und Carriere.

76. 21. **lang'**, nach dem Fragment (A, B), dem auch Tünzer mit F, G, L und N folgt, — während die Ausgaben von 1808, 1816, 1817, auch die letzter Hand, die spätern Cotta'schen Ausgaben (auch M), Kurz und Carriere **lange** schreiben.

28. Jemand, nach der ersten Ausgabe (C) und allen folgenden, — wogegen das Fragment und Tünzer **etwas** lesen. Jemand empfiehlt sich aber wegen des folgenden „Discours" und der darin liegenden persönlichen Beziehung.

79. 4. **muß**; — das Fragment hatte **muß't'**, welche Lesart nur von N wiederhergestellt ist.

80. 21. **Seh'**, nach dem Fragment und den Ausgaben von 1816 und allen folgenden; — nur die Ausgabe von 1808 hat **Sah'**.

82. 16. **Fackel**. So haben sämmtliche Ausgaben — außer Tünzer und Kurz, die, wie uns scheint, mit Unrecht, **Fackeln** setzen. Es ist grade ein einziger brennender Kienspan gemeint, als dunkler Hald-Beleuchtung.

86. 3. **Bedenkt**. So alle Ausgaben bis zu der letzter Hand (H, I), welche, wie die nächstfolgenden Cotta'schen Ausgaben (M) **Bedenk'** lieb. Diesen ist auch Kurz gefolgt, während wir mit L, N, Tünzer und Carriere bei der ältern Lesart verbleiben, da Mephistopheles in diesem Dialoge den Faust meist mit „Ihr" anredet.

87. 23. **in offnen**; so das Fragment und die erste Ausgabe (A, B, C); — später seit 1816 setzen die Cotta'schen Ausgaben **im offnen**, wie auch Carriere. Wir folgen mit N, Kurz und Tünzer der korrekteren Lesart der ersten Ausgaben.

89. 14. **Nur fort! — Die Ausgabe von 1817 hat Nun fort! Vermuthlich Druckfehler.**

19. **Stunden grau leibhaftig**; seit der Ausgabe von 1816; — A, B, C hatten **stund' leibhaftig**.

89. 27. **übern ganzen Leib**, mit Kurz, nach den Cotta'schen Ausgaben seit 1816 (D bis M); — N, Tünzer und Carriere nach A, B, C **übern Leib**.

90. 9. **seinem Erben**; — die Ausgaben von 1821, 1825 und 1831 (F, G, L) lesen in zufälliger Uebereinstimmung mit der ursprünglichen Fassung des Gedichts (I. S. 90 unterm Text) **seinen**. A bis E und H, I, K, M bis Q haben dagegen sämmtlich **seinem**.

94. 27. **Nachmittage**, wegen des nothwendigen Accents auf der ersten Silbe, nach der Ausgabe von 1808 und den folgenden Cotta'schen Ausgaben (auch M); — Tünzer, Kurz und Carriere haben dagegen mit N die Lesart des Fragments (A, B) **nach Mittage restituirt, übereinstimmend mit dem Anfange des Gedichts „Stirbt der Fuchs rc." (I, 15).**

97. 27. **Fraun**; seit 1816, ebenso Carriere. — Vorher **Frauen**, ebenso Tünzer, Kurz und die neueste Cotta'sche Ausgabe (N).

98. 13. **in**; — das Fragment **im**.

21. **Nachbarn**, nach dem Fragment mit N bis Q; — die Ausgaben von C bis M **Nachbar'**, als Abkürzung von Nachbarin.

Seite Zeile.
107. 27. Tage lang; — das Fragment Tag lang.
108. 1. denn; — das Fragment dann.
4. nie verlieren; — das Fragment und verlieren.
20. 29. Das Fragment und alle Cotta'ſchen Ausgaben ſchreiben „Und ich, der Gottverhaßte, hatte nicht genug“ als einen Vers; die Reime ergeben aber die Nothwendigkeit der Trennung in zwei Verſe. So leſen wir mit Düntzer und Kurz, während Carriere den Cotta'ſchen Ausgaben ſich anſchließt.
109. 11. u. ff. „Meine Ruh iſt hin ꝛc.“ Düntzer hat die Strophen dieſes Monologs aus vierzeiligen in je zweizeilige verwandelt, was uns unmotivirt erſcheint. Der durchgehende Reim der zweiten und fünften Strophe ſpricht dagegen. — Die letzten beiden Strophen waren bis zur Ausgabe letzter Hand (H, I, K) zu einer verbunden.
110. 8. nimmermehr; — Carriere lieſt nimmer mehr. (Nimmer- und nimmermehr iſt falſch). „Nimmermehr“ iſt verſtärktes „Nimmer“. Die bei Luther übliche Trennung in zwei Wörter möchte veraltet ſein.
11. Ach, dürft ich faſſen ꝛc. — In einigen Ausgaben des Fragments von 1790 ſoll, nach Carriere (Q. S. XVIII.) ſtehn: Als dürft' ich faſſen, was nur Druckfehler ſein kann. Dies Als haben wir in A und B nicht angetroffen. Es mag ſich in die nicht autoriſirten Ausgaben der Schriften (A) eingeſchlichen haben.
113. 18. übrig bleibt; — das Fragment hat über bleibt.
115. 16. Wenn that; erſt ſeit 1816; — in A, B, C Sah ich. Die neuere Lesart iſt eine offenbare Verbeſſerung.
20. dazu mich; ſeit 1816; — in A, B und C mich dazu.
117. 4. bei einem; — im Manuſcript (oben Ix) bey e'm.
9. Ellenbogen; — im Ms. ſteht: Ellebogen.
11. Der Punkt am Ende dieſer Zeile iſt in der Handſchrift das erſte Interpunktionszeichen dieſer Szene, nach „aufgenommn“ fehlt daher jedes Zeichen; die erſte Ausgabe (I) ſetzte hier ein Semikolon, die von 1816 unterließ jede Interpunktion, und ſo blieb es bis zur Ausgabe von 1837 (M), welche das Semikolon wiederherſtellte. Carriere ſetzt ein Kolon, Kurz ein Komma, wie auch nach „verſchwemmt“. Düntzer nach „aufgenommn“ ein Komma, nach „verſchwemmt“ ein Kolon (ſ. die Note S. 117).
22. ums Haar; — im Manuſkripte das Haar.
24. Naſenräumen; — einige Cotta'ſche Ausgaben (1840) Naſenräumen. Das Manuſkript bestätigt die erstere Form.
115. 12. Mauern, nach der Handſchrift; — einige Cotta'ſche Ausgaben (1840) rein Mauer.
20. dortdrinten, in ein Wort nach der Handſchrift, C und den ferneren Cotta'ſchen Ausgaben bis einſchließlich 1838 und bei Kurz.
119. 13. zu Lieb'; — in der Handſchrift zu lieb.
20. hinterdrein den; — in der Handſchrift hinten drein der.
120. 22. Allmächt'ger, nach der Handſchrift.
26. Laß, — in der Handſchrift Laßt und ebenſo in den Ausgaben bis zur Ausgabe letzter Hand, welche Laß hat, wie ſeitdem alle außer L.
121. 28. wenn Dir dann, nach der Handſchrift; — die erſte Ausgabe C lieſt

Seite Zeile

wenn Dir denn und so die Cotta'schen Ausgaben bis zu der von 1857 (M), welche wann Dir denn einführte; dagegen N, Tümpel, Kurz und Carriere folgen C. Uns scheint die Lesart des Manuskripts die richtigere. Es legt sich an diesem Beispiele, daß sich die Lesarten von M nicht, oder doch nicht überall, auf eine Vergleichung mit der Handschrift gründen.

127. 8. Ewig grüner; — im Manuskripte (D) Ewiggrüner (in einem Wort).

10. Nach Reihe, wie in den folgenden Versen nach Thränen und Gähnen, stehn im Manuskripte Ausrufungszeichen.

20. Die beiden Verba dieses Verses sind im Manuskripte ausgeschrieben, in den Ausgaben aber nur angedeutet mit f—t und fi—t. Wir trugen kein Bedenken, das zweite Wort auszuschreiben. Statt des ersten haben wir nur einen Gedankenstrich (wie S. 133) gesetzt.

29. So Ehre denn, wem Ehre gebührt; — alle Ausgaben lesen: So Ehre dem, wem ꝛc. Die Handschrift hat dagegen: So Ehre denn, wem Ehr' gebürt! Das denn scheint uns den Vorzug vor dem zu verdienen. Allerdings liest man auch im zweiten Teil S. 11: So Ehre dem, dem Ehre gebührt.

130. 12. bunte Flammen; so liest das Manuskript, ebenso E und L.

133. 18. gespaltnen; — im Manuskript gespaltenen.

19. 20. 23. 24. Die durch Striche nur angedeuteten Wörter sind im Manuskript ganz ausgeschrieben. Danach dürfen Z. 19 nur 2, nicht, wie in allen übrigen Ausgaben, 3 Striche stehen. Die Anzahl der Striche bezeichnet hier die der Wörter, auf S. 50, 120, 127 und 145 die der Silben.

25. Proktophantasmik; — die Handschrift und die erste Ausgabe (C) lesen stets Brocktophantasmik (statt ck auch k).

135. 29. Von der Medusе; — in der Handschrift Von den Medusen (s. die Note). Schiller braucht Medusе meist im Singular, aber auch, z. B. in der Braut von Messina (Werke, V. 271), im Plural.

30. einer Todten; — die erste Ausgabe (C) hat eines, wie auch Kurz, Carriere und N. Die Handschrift liest dagegen einer, bestätigt somit diese seit 1816 (D und folg.) eingeführte, auch von Tümpel beibehaltene Lesart.

136. 9. Ganz recht; — in der Handschrift Fürwahr.

141. 32. glauben; — alle Cotta'schen Ausgaben und Carriere glaub'n, Tümpel und Kurz glauben.

143. 7. Verrätherischer; — C hat Verräthrischer.

18. nächtlicher Weise; — Tümpel liest gegen alle andern Ausgaben Weise, was allerdings präziser erscheint; diese Rücksicht kann jedoch nicht entscheiden.

144. 2. am Verderben; — an die Ausgaben seit 1816, Carriere und Kurz; — Tümpel und N lesen mit C am.

147. 1. Klappen; — einige Ausgaben (E, F, G, L) haben irrtümlich Klappern (s. die Note auf S. 147).

Anhang.

Seite Zeile

153. Die Ausgabe von 1837 (M) setzt hier vor „Disputation", S. 155 vor „Auditorium", S. 156 vor „Straße" und vor „Walpurgisnacht", ferner S. 157 vor „Harzgebirg", dann S. 160 vor „Straße" und am Schlusse größere, den jedesmaligen Schluß einer Szene bezeichnende Striche, während alle spätern Ausgaben von 1840 an, auch P. hier dieselben kleineren Schlußzeichen haben, wie innerhalb der Szenen. Die Wiederherstellung dieser größeren Schlußzeichen ist aber durchaus nothwendig, um bei Einschaltung der Paralipomena in das Stück nicht zu irren.

156. Die hier und auf den folgenden Seiten vorkommenden Gedankenstriche sind nicht entscheidend für die Zahl der in uuum delphini weggelassenen Wörter oder Silben. Die übergroße Menge hat wol den Zweck, das genauere Errathen des getrichenen Textes zu verhindern. Die Ausgabe von 1837 (M) versteckte auf solche Art mehrere Worte und sogar ganze Verse, welche die Ausgaben seit 1840 bloßgelegt haben. Von Satans Rede S. 157 waren in Str. 1 die Wörter „riechen" und „stinken" durch je einen Strich, V. 6 durch acht Striche, S. 158, Str. 4, V. 6 durch sieben Striche, S. 160, Z. 2 die Worte „den hintern Theil" durch fünf, Zeile 7 die Worte „unten hier" durch vier Striche, Z. 9 die Worte „aus dem kolossalen Mund" durch sechs, und ebenda Z. 11 die Worte „wohlgekannte Schlund" durch sieben Gedankenstriche vertreten.

159. 14. Das Fragezeichen, nach M; — während die spätern Ausgaben (auch P) einen Punkt setzen.

160. 20. Hochgerichtserscheinung als Ueberschrift, nach M; — nach den spätern Ausgaben im Text.

163. 11. hausen; — in der Partitur der Radziwill'schen Musik haussen.

Goethe's Werke.

Nach den vorzüglichsten Quellen revidirte Ausgabe.

Dreizehnter Theil.

Faust.

Herausgegeben und mit Anmerkungen begleitet von

H. von Loeper.

Zweiter Theil.

Berlin.

Gustav Hempel.

Druck von G. Bernstein in Berlin.

Vorbemerkung des Herausgebers.

Die Entstehungsgeschichte des zweiten Theils des „Faust" bietet nicht das Interesse und enthält nicht so viel Probleme wie die des ersten, weil der zweite Theil fast ausschließlich Goethe's Greisenalter angehört. Nur der ersten Hälfte des dritten Aktes liegen schon *ausgeführte* Entwürfe älterer Zeit zu Grunde. Nach Riemer's und Goethe's eignen Andeutungen ist anzunehmen, daß die Konzeption der „*Helena*" schon in die Frankfurter Zeit, in die Jahre 1774 und 1775 fällt und somit der Kern, gleichsam die Urzelle unsers zweiten Theiles, unter den ältesten Keimen der Goetheschen Faustdichtung überhaupt aufgesucht werden muß. Im März 1780 las Goethe die nach Weimar mitgebrachte und hier mit Dichtungen aus der alten Welt, wie „Proserpina" und „Iphigenie," gleichzeitig weiter ausgebildete „Helena" der Herzogin Amalia vor. Dann ist von ihr erst im Jahre 1800 im Briefwechsel mit Schiller die Rede, der schon am 13. September dieses Jahres von Goethe's „*zweitem Theile des Faust*" als einer beschlossenen Sache spricht. Jetzt berührte sich die „Helena" mit antikisirenden Dichtungen, wie „die Achilleis" und

„Palaophron und Neoterpe", und sicherlich theilte sie mit dem zuletzt erwähnten kleinen Drama das Metrum, den antiken Trimeter, schon damals. Goethe sprach es aus, wie sehr ihn jetzt die Gestalt der Helena anzog, so daß ihn wol die Lust vorübergehend anwandelte, auf das Angefangene eine ernsthafte Tragödie zu gründen, also den Stoff aus der Verbindung mit dem „Faust" zu lösen. Aber auch jetzt vermochten diese „Erscheinungen von einer so großen Breite und Tiefe" ihn nicht länger als einige Monate zu fesseln. In der Mitte des September hatte er Schiller den Anfang der „Helena" vorgelesen, wie aus des Letzteren Schreiben vom 23sten hervorgeht. Schiller schreibt: „Ihre neuliche Vorlesung hat mich mit einem großen und vornehmen Eindruck entlassen; der edle Geist der alten Tragödie weht aus dem Monologe Einem entgegen und macht den gehörigen Effekt, indem er ruhig mächtig das Tiefste aufregt. Wenn Sie auch sonst nichts Poetisches von Jena zurückbrächten als dieses, und was Sie über den ferneren Gang dieser tragischen Partie schon mit sich ausgemacht haben, so wäre Ihr Aufenthalt in Jena belohnt. Gelingt Ihnen diese Synthese des Edlen mit dem Barbarischen, wie ich nicht zweifle, so wird auch der Schlüssel zu dem übrigen Theil des Ganzen gefunden sein, und es wird Ihnen alsdann nicht schwer sein, gleichsam analytisch von diesem Punkt aus den Sinn und den Geist der übrigen Partien zu bestimmen und zu vertheilen; denn dieser Gipfel, wie Sie ihn selbst nennen, muß von allen Punkten des Ganzen gesehen werden und nach allen hinsehen." Nach dem November 1800 findet sich zunächst keine Spur von einer Fortsetzung der Arbeit, welche bis zum Jahre

ist mehr aus einem Guß, weil es aus derselben Altersstufe des Dichters, aus derselben Lebens- und Weltanschauung hervorgegangen ist, weil die Arbeit nie wieder ganz erkaltete. Wie in die gleichzeitigen „Wanderjahre", sind in den zweiten Theil des Faust die letzten Resultate der Goethe'schen Lebensweisheit in einer Fülle niedergelegt, daß der Dichtung allein

---

Sonnt. 28. Mai. Abends Eckermann, der die „Helena" weiter las.

Freit. 22. Septbr. Mittags mit D. Eckermann allein. — — Mit demselben die Ausführbarkeit der „Helena" besprochen.

Donnerst. 21. Decb. Abschluß der Antecedenzien der „Helena." — — Abends D. Eckermann, dem ich die Einleitung zur „Helena" zu lesen gab und mich mit ihm darüber besprach.

1827.

Mittw. 18. Apr. Mein Sohn hatte die „Helena" gelesen.

Mont. 21. Mai. Später D. Eckermann, Beredung wegen „Helena." Sodann Einiges über den zweiten Theil von „Faust."

Mont. 1. Octbr. D. Eckermann, denselben die zweite Szene [des Faust] vorgelesen und das Ganze besprochen.

Donnerst. 4. Novbr. Abends mit Eckermann. Das Karneval im „Faust."

Sonnt. 18. Novbr. Abends Coudray und Eckermann. — — Mit dem Letzteren allein geblieben; vertraute ihm das Neuste von „Faust."

1830.

Mittw. 14. Apr. D. Eckermann. — — Uebergab ihm das Manuskript des „Faust."

Sonnt. 18. Apr. D. Eckermann. Wurde die „Klassische Walpurgisnacht" rekapitulirt.

Sonnt. 12. Octbr. Mittags D. Eckermann. Brachte das Manuskript von „Faust" zurück. Das darin ihm Unbekannte wurde besprochen, die letzten Punktirungen getilgt. Er nahm die „Klassische Walpurgisnacht" mit.

Mont. 13. Octbr. Mittags D. Eckermann. Wurde die „klassische Walpurgisnacht" besprochen.

Dienst. 14. Octbr. Mittags D. Eckermann, die „Walpurgisnacht" näher besprochen.

Freit. 17. Octbr. Mittags D. Eckermann. — — Ich gab ihm den Abschluß des „Faust" mit.

1831.

Donnerst. 17. Febr. Wurde das Mskpt. von „Faust" in eine Mappe geheftet. — Mittags D. Eckermann.

wegen dieſes didaktiſchen Elements eine hohe Stelle in unſerer neuern Literatur ſelbſt dann angewieſen werden müßte, wenn man ihr einen hervorragenden künſtleriſchen und poetiſchen Werth nicht zuſchreiben könnte. An die Stelle der nach Art des ältern deutſchen Schauſpiels nur ideell verbundenen Szenenreihe des erſten Theils iſt hier eine ſtrengere Gliederung der Szenen, an Stelle der lockern, fragmentariſchen und mehr ſkizzenhaften Behandlung des Stoffs Ausführlichkeit und Vollſtändigkeit der Darſtellung getreten. Hier erhält die Phantaſie aus der Hand des Dichters die fertigen Bilder, dort nur mehr die Motive zu den Bildern, aber freilich auch die Anregung zu deren eigner Vervollſtändigung. Auch im zweiten Theile kann man hier und da einzelne Züge vermiſſen, z. B. im Karneval des erſten Akts die Darſtellung der Art, wie der Kaiſer zur Unterzeichnung der Aſſignaten gebracht wird, in der klaſſiſchen Walpurgisnacht die Szene zwiſchen Fauſt und Proſerpina in der Unterwelt, im vierten Akt die Szene, wie Fauſt mit dem Meeresſtrande belehnt wird; da aber die vermißten Vorgänge klar angedeutet ſind, ſo kann, zumal bei der großen Reichhaltigkeit und bei der überwiegenden Symbolik des Ganzen, das Weglaſſen derartiger realer Mittelglieder nicht für einen Fehler geachtet werden. Auch in der Versbehandlung iſt zu größerer Gebundenheit übergegangen. Als Grundmaaß iſt der gereimte jambiſche Fünffüßler feſtgehalten, daneben aber der außerordentlichſte Reichthum an antiken und modernen Rhythmen der jedesmaligen Situation entſprechend (Trimeter, Alexandriner, trochäiſche Vierfüßler u. ſ. w.) entwickelt. Dieſe ſtrengere Metrik und beſonders die lichtvolle Gruppirung des Stoffs in mehrere große ſelbſtſtändige Maſſen verleihen der Dichtung

eine große Ruhe und Harmonie, während sonst die Weite und Mannichfaltigkeit des Inhalts, welche Goethe der Faustfabel gab, das Gegentheil bewirkt haben würden. Auch in dieser Rücksicht verhalten sich beide Theile der Tragödie wie Jugend und Alter. Im ersten scheint der Dichter aus seiner innersten Persönlichkeit zu sprechen, stets seine eigenste Sache zu führen und so sich unmittelbar an den Leser zu wenden, während im zweiten die souveräne Herrschaft des Dichters über seine Stoffe hervortritt, und das Objekt von dem Subjekt mehr abgelöst erscheint. Wir sagen ausdrücklich *erscheint*; denn es wirkt in beiden Fällen nur die Kunstbehandlung verschieden. Weder ist der individuelle Antheil des Dichters am zweiten Theile geringer als am ersten, noch entbehrt der erste Theil der Objektivität der Darstellung; der Genius schuf den einen wie den andern; aber so wenig sich die Reife des Alters künstlich vorausnehmen läßt, so wenig läßt sich die Frische der Jugend nachahmen.

Wie, nach Rümelin's Behauptung, Shakespeare die einzelnen Szenen seiner Stücke, unabhängig von dem Ganzen, zu besonderer selbstständiger Wirkung gedichtet haben soll, ebenso vertiefte sich Goethe in die gesonderten Massen der Tragödie, um sie, nachdem das Verhältniß eines jeden Aktes zum Ganzen in großen Umrissen festgestellt war, als eigenartige Kunstwerke für sich auszugestalten. Jeder Akt ist daher gleichmäßig nach einer bestimmten Richtung und im Einzelnen zu größter Ausführlichkeit und bis ins letzte Detail gearbeitet, wogegen der Zusammenhang unter den Akten, z. B. zwischen dem zweiten und dritten, meist nur im Großen angedeutet ist. Die vermittelnden Fäden konnten in einem Ideendrama wie der „Faust" mehrfach wegbleiben,

wie in antiken Bildwerken, wo die Gespanne die Wagen ziehen, wenn auch Geschirre und Stränge fehlen.

Die angedeuteten Unterschiede zwischen den beiden Theilen sind nur äußerliche. Es muß innere Momente geben, aus welchen die Nöthigung hervorging, den Gegenstand in dieser doppelten Gestalt zu behandeln. Das Bedeutsame und Eigenthümliche eines jeden Theils muß in diesen innern Momenten wurzeln. Man kann sagen, alle Dichter, welche nach und neben Goethe sich gedrängt fühlten, einen zweiten Theil des „Faust" zu schreiben, oder doch einen solchen zu planen, oder auch nur zu „leben", wie die Faustine der Hahn-Hahn, alle haben das für eine solche Fortführung Charakteristische übersehen oder doch nicht tief und klar genug erfaßt, so daß die deutsche Nation auch heute den zweiten Theil des „Faust" nur in dem Goethe'schen besitzt. In diesem allein sind die Motive der Fortsetzung nicht willkürlich gewählt, sondern aus der Sage und ihrer Zeit zu einer um so reicheren und fruchtbareren Entfaltung gebracht, je weniger sich die Tragödie von der Geschichtlichkeit der Thatsachen entfernt hat. Die theologisch gefärbte Sage wollte wesentlich ein Exempel statuiren; sie stand auf dem Boden der Abschreckungstheorie des gleichzeitigen Kriminalrechts, und das Ende des Sünders war nach der Faustsage dasselbe wie nach der Carolina. Muß in einer anders empfindenden Menschheit das Leben hier wie dort zu einem anderen Schlusse verlaufen, so ist doch der umgedichteten Sage immer das esempio, nach der Terminologie des älteren italienischen Dramas, eine bestimmte Tendenz und eine über die bloße Dichtung hinausgehende Beziehung auf das Leben zu eigen geblieben.

Diese Beziehung der Fabel auf das Leben gewinnt an Bedeutung, je mehr die Tragödie als das nur anders angeschaute und zu dichterischen Zwecken umgestaltete geschichtliche Leben selbst empfunden wird. Die höchste Geschichtlichkeit zeichnet in der That Goethe's zweiten Theil des „Faust" von Anfang bis zu Ende, am Klarsten in denjenigen Theilen, welche auf dem Boden der Sage stehen, aber auch in dem frei erfundenen Schlusse aus. In die Sage hatte die dichtende Phantasie des Volkes unbewußt gerade die Züge hineingewebt, in welchen symbolisch sich die Wende der Zeiten am Stärksten ausprägte. Indem Goethe diese Züge der Sage festhielt, gewann er den symbolisirten historischen Inhalt selbst, und er dichtete nur, was war, was ist und was sein wird — denn mit seinem Schlusse deutet er weit vor in die Zukunft, wie es einem Dichter und Propheten geziemte.

Der ganze erste Theil wäre denkbar, ohne daß die Alten gelebt hätten. Es weht hier zwar auch etwas von dem in der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts zuerst wieder gefühlten Naturhauche der Homerischen Gedichte; aber die antike Welt existirt nicht für Faust, sie ist noch nicht entdeckt, Alles bewegt sich ausschließlich in altdeutscher Beschränktheit und Heimlichkeit und entweder in gutem oder in bösem Zauber. Die große Wiedergeburt der Zeiten und Völker und auch des Faust selbst, die Befreiung aus jener Beschränktheit durch den antiken Geist, das erste Wiedererwachen der Wissenschaft und damit der menschlichen Selbstbestimmung, als deren Ausfluß nur die religiöse Reformation gelten kann: diese bildet den Mittelpunkt des zweiten Theils, gleichwie auch die Renaissance einen, böse gemeinten, Ausdruck in der Helena der Fausttage gefunden hatte.

Nachdem Goethe der von ihm erfundenen Gestalt Gretchens eine so weitgreifende Bedeutung in dem Gedichte gegeben hatte, mußte sich ein besonderer Theil mit der überkommenen Helena von selbst ausscheiden, die Helena mußte für den zweiten Theil, nach Schiller's Worten, eben der Gipfel werden, der und nach dem von allen Punkten des Ganzen gesehen werden könne. Diesem Programm ist Goethe in der Ausführung treu geblieben. „Helena" ist als dritter Akt in die Mitte gestellt, zu welchem die beiden ersten hinführen, und die Lösung des Problems am Schlusse ist schon mit der im dritten Akte begonnenen Wiedergeburt gegeben. Im Großen und Ganzen ist der Kampf geführt zwischen den dämonischen Mächten der Nacht, des Wahns, der Zauberei und den Mächten des Lichts und der Wahrheit. In unserer geistigen Geschichte wichen jene Dämonen, die im ersten Theile des „Faust" in historischer Richtigkeit den Hintergrund des Gemäldes bilden, dem Geiste der Erkenntniß, der mit der Rückkehr zu den Quellen der Wahrheit und Schönheit in Judäa, Griechenland und Rom erwachte, ein Prozeß, an dessen Schluß wir noch heute nicht gelangt sind; aber unsere abendländische Bildung in ihrer Eigenthümlichkeit, unser Sein und Weben ist das Produkt dieser Entwicklung.

Wenn Goethe den Faust des 16ten Jahrhunderts in diesen Prozeß hineinstellte und die Rettung Faust's auf diesem historischen Wege herbeiführte, so verfuhr er eben als dramatischer Dichter, der konkret gestalten muß, der nur relative, nicht, wie der Philosoph, absolute Wahrheit als sein Ziel betrachten kann. Die Lösung des Faustischen Problems in einer für die Menschheit überhaupt gültigen

Formel oder in einem ewigen Symbol kann der Dichtkunst nicht zugemuthet werden, und wenn sie sich daran wagte, würde sie aufhören, Dichtkunst zu sein. Das Problem ist ein individuelles der neueren Zeit und des germanischen Abendlandes, und ebenso individuell kann auch nur die Lösung ausfallen, wenn auch die menschliche Seele in ihren Grundbedingungen überall und zu jeder Zeit dieselbe ist, und sich eine Analogie zu den Faustischen Ideen unter allen entwickelteren Völkern finden muß. Im Menschen sind indeß so viel Kräfte wirksam, daß die Lösung selbst innerhalb der der Faustdichtung zu Grunde liegenden historischen Bedingungen, geschweige unter anderen Personen und zu anderen Zeiten, auch auf andere Art versucht werden kann. Goethe selbst stellt den Weg durch die Antike keineswegs als einen Kanon hin; nur sein Faust legt diese Bahn zurück, wie die Renaissance aus dem Mittelalter herausführte und die neue Zeit begründete. In „Wilhelm Meister" z. B., der so viele Vergleichungspunkte zu „Faust" bietet, mit ihm in so vielen Stücken parallel läuft, ist dasselbe Ziel auf einem ganz andern Wege erreicht. Die antike Welt, das alte und das neue Griechenland bleiben ganz außerhalb der Geschichte des Romans und seiner Helden. Die innere Läuterung Faust's hätte, wie in mehreren Personen jenes Romans, dessen Grundthema die Regeneration Deutschlands durch Nord-Amerika und die Wechselwirkung beider Länder bildet, von Amerika aus, und zwar hier durch Theilnahme an den Entdeckungs- und Eroberungsfahrten der Reformationszeit, ohne Verletzung der Geschichte herbeigeführt werden können. Ein andrer Faust könnte auf philosophischem Wege, ein dritter auf religiösem gerettet werden, und einer wahrhaft inspirirten christlichen Einbildungskraft

erschlössen sich wol auch wie Dante die für solche an sich unpoetische Gegenstände geeigneten Darstellungsformen. Goethe dagegen hat mit sicherem Instinkte die religiösen Motive der Reformationszeit im Faust bei Seite gelassen und beispielsweise die Figur Luther's nicht einmal in einem Spiegelbilde gestreift wie im „Götz." Auch die nahe liegende, von Klinger, wie neuerdings von Stolte benutzte Gestalt von Faust's Homonymen,*) dem Buchdrucker Johann Fust, oder Gutenberg's, hätte von der graden Linie der dramatischen Entwicklung abgeführt. Faust nach Vischer's Vorschlage**) in dem Bauernkriege eine Rolle zu geben, auf die auch Götz von Berlichingen schon ein älteres Anrecht hatte, wäre nach dem legendarischen Charakter des Faustgedichtes nicht ausführbar gewesen; „Faust" ist geschichtlich, aber keine historische Tragödie, und der Held, der nicht an Raum und Zeit gebunden ist, kann sich nicht zugleich an einem bestimmten historischen Vorgange als solchem betheiligen, nicht etwa nach einer Unterredung mit Luther oder Melanchthon über die Angelegenheiten des Bauernkriegs oder der Reformation die Drachenpferde besteigen und durch die Lüfte fahren. Neuere geschichtliche und übermenschliche Personen schließen einander nothwendig aus. Nicht mit Melanchthon, Reuchlin, Erasmus,***) nein, mit der Helena, wie die Sage sie vorgebildet hatte, mit einer Zauberfigur, ähnlich der des Mephi-

*) Nach Grimm's Wörterb. (III. 1381) führte der Buchdrucker seinen Namen von der deutschen Faust, der Zauberer Faust dagegen vom lateinischen Faustus, der Glückliche, wogegen Goethe in der Beschwörungsform (S. 206) anspielt.

**) Kritische Gänge, I. XLII. f. Auch dies Motiv hat schon Klinger benutzt.

***) Vischer, ebenda, XLVII. Von angeführten Fortsetzungen des „Faust" erwähnen wir die von Schütz vom Jahre 1822, die Goethe im Manuskripte

stopheles, vom Volksglauben, wenn auch nicht geschaffen, so doch adoptirt und getragen, mußte Faust den Bund schließen, wenn die Sage in ihrer ganzen Tiefe dichterisch verklärt werden sollte.

Sieht man auf den dramatischen Fortgang, so bildet im Allgemeinsten der erste Theil die Verwicklung, die Schürzung, der zweite die Lösung des Knotens, der erste die aufsteigende Linie der Schuld, der zweite die absteigende der Buße, wogegen es für diesen Entwicklungsgang minder wesentlich ist, daß der erste Theil in der „kleinen," der

---

zugeschickt erhielt; er antwortete dem Autor freundlich, „er schätze sein Bemühen," bestrafte ihn aber in einem posthumen Epigramme (Geb., III. 305) dafür, daß er nur die alten Motive wiederholt habe (Br. an Zelter vom 14. Dez. 1822). Ebenso urtheilte Müllner (Hefate, S. 83): „Faust sowol als Mephistopheles spielen hier ihre Rollen da capo." Rosenkranz' „Geistlich Nachspiel zur Tragödie Faust" v. J. 1831 hat eine theologisch-satirische Tendenz; Mephistopheles hielt darin selbst das Goethe'sche Drama; Faust findet auf Gretchens Grabe gut Hegelisch innere Versöhnung:

„Daß ich bin, denke, daß in mir sich denkt
Die Gottheit, das war Anfang der Versöhnung.
Daß ich ein andres Dasein denken, das gedachte
Durch meinen Willen wirklich machen konnte,
Das war der Fortgang, und daß ich unklärig
Des Denkens Licht in meines Willens Stoff
Zu tauchen strebe, das ist Schluß des Mühens,
Der unaufhörlich jung in mir sich schließt.
In der Erscheinung kenn' ich nun das Wesen,
Und in mir selbst bin ich mir offenbar,
Als ungetrennt von dem Unendlichen."

In dem neuesten Müller'schen „Faust" weht an frischer Waldluft. Der Verfasser giebt aber, wie Stolte, der Neigung nach, die Geschichte des ersten Theils auch mit den Nebenpersonen überflüssig fortzuführen. Bei Stolte treten Valentin's Kameraden auf, um seinen Tod zu rächen, und verschwinden mit der Brunnenscene des ersten Theils entwickelt ihren Gegensatz zu Gretchen weiter. Bei Müller ereignet sich das Schrecklichste: Gretchens Kind ist nicht ertrunken, vielmehr gerettet, zur blühenden Jungfrau im Forsthause erwachsen, und hier findet

zweite in der „großen Welt“ spielt.*) Die Begriffe von Schuld und Buße sind hier jedoch nicht im Sinne einer positiven Religion oder eines bestimmten Moralsystems zu verstehen, die Schuld, welche Faust zu büßen hat, ist nicht ein gewolltes Böses, sind nicht seine vom Sittengesetz gebrandmarkten Handlungen, wie Grethens Verführung oder Valentin's und der Mutter, wenn auch unbeabsichtigte Tödtung, noch auch, worin die Faustsage sie zu finden hatte, das Bündniß mit Mephistopheles. Diese Handlungen behalten zwar ihren Charakter als dem Faust imputable Missethaten; aber um sie und ihre Folgen darzustellen, bedurfte es nicht solcher Mühen der tragischen Muse. Jene Verb[illegible] sind Aeußerungen eines tieferen Leidens. Faust's wahre [illegible]d und zugleich seine Größe liegt in dem Ankämpfen gegen die Schranken der menschlichen Natur, und wenn Jean Paul schon i. J. 1810 meinte, die Tragödie sei gegen die Titanenfrechheit geschrieben, so kann man den Satz auch umkehren und sagen, die Tragödie schildere die Berechtigung titanischen Strebens. Schon das Faustbuch (S. 21) verglich Faust mit einem der Titanen, welche mit Gott kriegen wollten, im Sinne des kirchlichen Mittelalters, welches Philosophie und Wissenschaft mit Aufruhr gegen Gott identifizirte. Der Titanismus ist ein ganz be-

---

sie Faust, um sie zu verführen. Trotz dieses Gräuels werden schließlich Himmel und Hölle der Art gleichmäßig bedacht, daß der Himmel Faust's Seele und der Teufel seinen Leib erhält. Ist's zu glauben! Den zweiten Theil des „Faust“ von Moser, einem Elsasser, (Weißenburg, 1864) kennen wir nicht; aber nach dem Auszuge eines Freundes hat sich mit diesem Buche der Elsaß auch literarisch von Deutschland losgerissen.

*) Andre Fälle einer derartigen Trilogie bei Klein (III, 172).

stimmter, weil vom Gedanken ausgehender Versuch, das Absolute, die Idee, in den Schranken des endlichen Daseins zu realisiren. Der erste Theil schildert diesen Aufruhr, den Titanismus, in seiner nur zerstörenden, negativen Seite; der zweite versucht die tragische Lösung, die darin besteht, daß Faust's Sache in gewissem Sinne triumphirt, das Individuum jedoch, als zu klein für die Größe dieser Sache, unterliegt. Dies Unterliegen ist allgemeine Menschentragik. Das Besondere des Goethe'schen Schlusses liegt in der Art der Ausgleichung. Die Faustische Idee trägt den Sieg davon, aber nicht der übermenschliche, sondern der menschliche Titanismus. Das Erstürmen des Himmels weicht dem Erstürmen der Erde, das Häufen „aller edlen Qualitäten" und „aller Schätze des Menschengeistes" auf den Einzelnen dem Wirken für die Gattung, die Verjenseitigung der Verdiesseitigung des Lebens, der einseitige Idealismus, der Quietismus und das persönliche Genießen dem Thun, dem Wirken und Schaffen, einem Realismus der Liebe und der Freiheit. Die Idee triumphirt nur. Das Reich der Liebe und That bleibt auch nach diesem Schlusse ein ewig unerreichtes, aber, weil ewig in der Realisirung begriffenes, auch ewig zu erstrebendes, und so stirbt Faust wie Moses, der das gelobte Land nur aus der Ferne schaut. Carriere nennt diesen Schluß den Freiheitsgesang der Menschheit. Es ist ein ächt germanischer Gesang. Die höchsten Kulturideen, welche unsre philosophische und poetische große Epoche in ihrem Schooße getragen, Leibnitz', Herder's, Schiller's und Goethe's eigne innerste Gedanken*) fanden

*) Hierunter verstehen wir vorzugsweise den Gedanken der Entwicklung des menschlichen Geistes, in welchem der ganze zweite Theil des „Faust" gedichtet ist.

in diesen dichterischen Bildern den entsprechenden Ausdruck. Goethe, der, stets den thätigen Mächten des Daseins und den Interessen der Gegenwart hingegeben, sich immer von dem lebendigen Geiste seiner Nation und seines Jahrhunderts hatte inspiriren lassen, predigt auch in diesem Schlusse nicht etwa quietistisches Weltentsagen, nicht Lebensvernichtung in pessimistischer Weise, sondern die Hoffnung auf eine unendliche Fortentwicklung auf der Grundlage der Selbstthätigkeit und der Selbstbestimmung. Sein „Faust" setzte die krankhafte, alt- und neu-romantische Sehnsucht der Zeit, die mystischen, katholisirenden und alterthümelnden Tendenzen, die Geistersehereien der Hoffmann und J. Kerner, Lenau's Weltschmerz, den oberflächlichen Skepticismus und Nihilismus, und an welche Erscheinungen der jüngst vergangenen Literaturperiode sonst gedacht werden möge, um in das gesunde Streben nach einem würdigen Dasein, in den Glauben an die Wirklichkeit des Lebens und an den Werth des Menschen und in die Hoffnung auf eine

Dieser ist als das eigentliche Lebensprinzip der germanischen, wenn man will, der west-arischen Völkerfamilie anzusehn. Dies Prinzip, durch welches erst die Welt dem Menschen gewonnen ist, war den Alten und Shakespeare, wie dem jüdischen und katholischen Bekenntnisse unbekannt. Von diesem Begriff der Entwicklung sagt v. Hartmann (Philosophie des Unbewußten, 611): „Erst Leibnitz ist es, der ihn gleichsam von Neuem entdeckt, aber auch gleich in seiner vollsten Bedeutung und menschenschaffenden Anwendbarkeit ausführt und in diesem Sinne gewissermaßen als der positive Apostel der modernen Welt betrachtet werden kann. Lessing wendet denselben in großartiger Weise in seiner „Erziehung des Menschengeschlechts" an, die Werke Schiller's sind von demselben durchdrungen, Herder giebt ihm in seinen „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit", und Kant in mehreren von echt philosophischem Geiste beseelten Aufsätzen zur Philosophie der Geschichte Ausdruck. Am Tiefsten lebt und webt dieser Begriff in Hegel, welchem ja die ganze Welt nichts als eine Entwicklung und Verwirklichung der Idee ist."

Verwirklichung seiner Ideale. Wenn Goethe Dichter wie Uhland nicht grade imponirten, und er an ihren Werken das das Menschengeschick Bezwingende vermißte, so war es ihm nicht zu verargen, da er selbst so ganz von der Aufgabe absorbirt war, dies das Menschengeschick Bezwingende zu finden und in seinem „Faust", wie in den gleichzeitigen „Wanderjahren", in dichterischen, dem innern Bilde der auftretenden Personen entsprechend individualisirten Weltbildern darzustellen. Große historische Epochen, das Alterthum, das Mittelalter, die Zeit der Reformation und der Renaissance, sind im „Faust" nur als Entwicklungsphasen eines Individuums behandelt, und das Bild der Wirklichkeit, mit welchem das Drama wie der genannte Roman endet, erscheint als ein idealer Amerikanismus, wie auch Hegel (Aesthetik III. 355) als Gegenstand einer künftigen Epopöe den Sieg dereinstiger amerikanischer lebendiger Vernünftigkeit in Aussicht nahm.*) Diese der Zeit vorauseilenden Kultur-Tendenzen verleihen Goethe's letzten Werken, vorzugsweise dem zweiten Theile des „Faust" ein besonderes Interesse und entschädigen selbst Den, der sich von ihnen weniger poetisch berührt fühlen sollte.

In dem Leben der Nation hat die Dichtung jedoch nicht die allgemeine Geltung erlangt, die ihrer Bedeutung entsprächе, und es ist nicht zu erwarten, daß sie je eigentlich volksthümlich werden wird. Selbst die Urtheile der Kritik gehn in Lob und Tadel, in Ueber- und Unterschätzung noch immer weit aus einander, so außerordentlich Verdienstliches grade in der Erklärung dieses letzten der

*) Vergl. das „Hier oder nirgends ist Amerika" in „Wilhelm Meister's Lehrjahren" (Buch 7, Kap. 3).

Goethe'ſchen Werke geleiſtet worden iſt. Laute Begeiſterung hat es ſelten begrüßt; aber es wurde ſofort nach ſeinem Erſcheinen Gegenſtand des allſeitigſten Studiums, die Kommentare folgten ſich ſchnell, und wir ſtehn noch immer im Stadium der Aneignung. Schon die „Helena“ (1827) traf ein zwieſpältiges Publikum; Niebuhr fand ſie ſeltſam ausgeheckt. Auch Wilh. v. Humboldt nennt ſie eine ſonderbare Kompoſition, wie es bei dem Sujet nicht anders ſein könne, ſetzt jedoch hinzu: „aber von Anfang bis zu Ende belebt durch die regſte und höchſte Poeſie.“*) Die günſtigen Urtheile, welche die „Helena“**) bei ihrem Erſcheinen in Goethe's Kreiſen erfuhr, belebten ſeinen Eifer

*) Brief an Welcker vom 28. Jan. 1827 (S. 140); und ebenſo lautet ſein Urtheil in dem Briefe an Karoline von Wolzogen vom 21. Dezember 1826: „Ich habe ſeine (Goethe's) „Helena“ geleſen. Es ließe ſich vielleicht darüber ſprechen, ſchreiben nicht. Aber das Ganze und Einzelne iſt bewundernswürdig. Etwas eigenthümlich Neues, für das man keine Regel und kein Geſetz kennt, das aber ſich im höchſten poetiſchen Leben fortbewegt.“ (Biter. Nachl. der Frau Kar. v. Wolzogen, II. 33.) Nach dem „Fauſt“ überſchiedenen Sonnette (Werke, V. 418) ſcheint Humboldt jedoch der ganze poetiſche Theil nicht völlig befriedigt zu haben:

„Durch alles Heiligſte und Größte irret
Fauſt an des nächtlichen Gefährten Seite;
Was glänzt und ſtrahlet in des Weltalls Weite,
An ſeiner Phantaſie vorüberſchwirret.

Der Sonne Klarheit ſelber ſich verirret
In des Geſellen tückiſchem Geleite,
Und Helena, ſchon der Verweſung Beute,
Wie morſches, klapperndes Gebein dumpf klirret.

Doch anders könnte durch des Erdballs Sünden
Ein rein entbrennendes Gemüth man führen,
Und doch der Hölle Schrecklichſtes berühren.“

**) Der Großherzog Karl Auguſt ſcheint ihr jedoch nach Goethe's Aeußerungen zu Müller (Unterhaltungen mit demſelben, S. 119) wenig Geſchmack abgewonnen zu haben.

an der Fortsetzung und Beendigung des Werks. Von den öffentlichen Beurtheilungen ist besonders die von Lehrs hervorzuheben,*) der Goethe mit Sophokles, seine „Helena" mit „Oedipus auf Kolonos" als Beweis ungeschwächter Dichterkraft verglich und die „wohlgefällig neuernde Sprachanmuth", sowie die große Herrschaft der Phantasie in der Dichtung rühmte, auch die Behandlung des Charakters der Helena von Homer und den griechischen Tragikern bis zu Goethe verfolgte. Eine so liebevoll eindringende und umfassende Besprechung wie von Carlyle in der Foreign Review 1828 (auch in Band I., S. 162 ff. der Miscellanies) erlebte das Werk jedoch in Deutschland nicht. Die Verbindung Byron's mit Faust und Helena mußte in England ein besonderes,**) und die Vermählung des klassischen und des romantischen Stils in diesem Stücke ein allgemeineres Interesse in einer Zeit erwecken, in welcher der Widerstreit beider Richtungen, namentlich in Frankreich und Italien, grade an der Tagesordnung war. Carlyle, der einen großen Theil der „Helena" sogleich ins Englische übertrug, bewunderte daher vorzüglich „die Treue, mit der der klassische Stil in dem ersten Theil der Dichtung festgehalten, und wie geschickt er plötzlich mit dem romantischen Stil des letzten Theils verbunden ist, um mit Unterbrechungen erst am Schlusse wieder hervorzutreten." Diese günstigen Urtheile verstummten aber mehr und mehr, als der zweite Theil nach Goethe's Tode nun ganz erschien. Seine nächsten Freunde, z. B. Karoline von Wolzogen, fanden darin

*) In den kritischen und literarischen Abhandlungen der k. deutschen Gesellschaft zu Königsberg, II. 77 ff., vom 3. März 1831.

**) Athenäum 1828, No. VII.: Faust, Helen of Troy and Lord Byron.

zwar den „reinen Abglanz seines Wesens"; der größere Theil des Publikums, namentlich die jüngern strebenden Kräfte — Strieglitz, Laube,*) — klagten dagegen, daß der „Faust" nicht Fragment geblieben sei. Rosenkranz, dessen Nachspiel zu „Faust" wir erwähnt, der außerdem die Merlin- und die Faustsage mit Rücksicht auf Immermann's „Merlin" verglichen, die Fortsetzungen und Bearbeitungen des „Faust" von H. Harring, Schöne, Hoffmann (1833), Lenau, Braunthal, Bechstein, Pfizer (Morgenblatt 1831), Grabbe, sowie die ältern Faustsstücke kritisch beleuchtet hatte, sprach es sogleich aus, daß der Goethe'sche zweite Theil „nie die Popularität des ersten erlangen, daß er nicht, wie dieser, die Nation entzücken, sie über sich selbst zum Bewußtsein bringen, fortbilden, sondern stets ein gewisses esoterisches Dasein haben werde" (Juni 1833, in den Jahrb. f. wiss. Kritik**), hauptsächlich weil die Form allegorisch sei, es an einer Geschichte, an einer sich abrundenden Handlung und daher an dramatischer Wärme fehle. Aber Rosenkranz stellte das Gedicht doch sehr hoch, er rühmte von den Naturschilderungen, daß „die verschwenderischste Phantasie, die tiefste Empfindung, die genaueste Kenntniß und bestimmteste Anschauung, bis in das Einzelne hinab, in allen diesen Gemälden mit unbeschreiblichem Zauber walte." Im Einzelnen hob er besonders den dritten und fünften Akt hervor. So vortrefflich die Diktion des ersten und zweiten Aktes sei, namentlich in den lyrischen Partien, so werde sie doch im dritten Akte bei Weitem übertroffen. „Eine

*) Reisenovellen, II. 47.

**) Die bezüglichen Artikel sind in Nr. IX. seines inhaltreichen Werks „Zur Geschichte der deutschen Literatur" (1836) zusammengestellt.

solche Pracht und Einfalt, eine solche Stärke und Milde, Einheit und Mannichfaltigkeit auf so engem Raum sind erstaunenswürdig. Erst ertönt der Wechsel Aeschylisch-Sophokleischer Würde und Aristophanischer witzgestählter Schärfe; dann erklingt spanischer Romanzenton, einschmeichelnder jambischer Takt, süßer, schmachtend-kräftiger Wohllaut; endlich aber stürmen neue Weisen auf wie abgebrochene Weissagung u. s. w." Ebenso bewunderte er die Schluß-Gesänge der Einsiedler und der Chöre und meinte, daß „unsre Zeit an geistlicher Kraft, sowol an zermalmender Stärke wie an unwankender Hoffnung," etwas Höheres nicht produzirt habe.

Deycks' „Andeutungen" (1834) eröffneten die lange Reihe der Kommentare, welche die Darlegung des Zusammenhangs beider Theile des „Faust" und deren Erklärung im Einzelnen sich zur Aufgabe stellten. Deutsche Gelehrsamkeit hat auf diesem Gebiete Vorzügliches geleistet, und es ist nur nöthig, an die ausgezeichneten Arbeiten*) von Weber (1836), Weiße (1837) und Rötscher (1840) zu erinnern. Die einzelnen Akte des zweiten Theils wurden Gegenstand besonderer Monographien. Eine erschöpfende Detailerklärung boten jedoch zuerst Meyer's „Studien" (1847), welchen der abschließende große Kommentar von Düntzer (1850) auf dem Fuße folgte. Beiden Werken ist der größte Theil der Noten unter unserm Texte entnommen. Hiernach ist sehr wenig noch einer sachlichen Aufhellung bedürftig.

Anders verhält es sich mit der ästhetischen Würdigung

*) Eine Uebersicht dieser Literatur findet sich im dritten Anhange von Düntzer's Kommentar, sowie in Peter's und Heyzoldt's Verzeichnissen, 1849 ff.

des noch immer zwischen der Gunst und dem Hasse der Parteien schwankenden Werkes, und es scheint, daß die entscheidenden Urtheile erst noch zu fällen sind. Die in dem Werke enthaltenen reinen Anschauungen und gesunden Begriffe haben sich zwar, wie Gervinus von Goethe's Werken überhaupt aussagt,*) durch tausend Oeffnungen in den Ideenkreis der Nation eingedrängt; gleichwol ist kaum je ein großes Dichterwerk von literarischen Stimmführern in gleich unbedingter Art verurtheilt worden. Wie weit dabei Mißverständniß oder Voreingenommenheit mitgewirkt, wagen wir nicht zu entscheiden. Schlosser, in der Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts, hielt mit dem eignen Urtheile über das ihm unverständliche Werk zurück, da es von vorzüglichen Männern den höchsten Leistungen an die Seite gestellt werde. Gervinus dagegen**) sprach das Verdammungsurtheil unverhohlen aus. Obgleich Goethe selbst sich über Tendenz und Inhalt der Dichtung in den Gesprächen mit Eckermann ganz anders vernehmen lassen, hielt Gervinus sie für eine Allegorie des eignen Lebens- und Bildungsganges des Dichters, und nach dieser Prämisse war es dann leicht, „Allegorie und Komposition" schlechthin für „albern und schwach" zu erklären. Auch Vischer theilte die Auffassung, daß Goethe seinen Bildungsgang hier als Symbol allgemeinen Bildungsganges hingestellt habe.***) Von einem besondern Widerwillen gegen den zweiten Theil des „Faust" beseelt zeigte sich derselbe in dem burschikosen, mit allen Ueberschwenglichkeiten und Pedanterien der Faustkommentare

*) Gesch. d. deutsch. Dichtung, V. 117.
**) Ebendas. S. 696.
***) Vischer, Krit. Gänge, I. XLVIII.

glücklich aufräumenden, frischen und geistvollen Artikel über die Faustliteratur (1839 in den Hallischen Jahrbüchern). Aber Vischer's Urtheil ist offenbar mehr durch den ersten Eindruck als durch vorurtheilsfreies Studium des Werks bestimmt. Die Thesen, daß der Held in seinem Streben „die Menschheit und in seinem Schicksale ihre Bestimmung" repräsentire, und daß er eigentlich „alle Hauptsphären menschlicher Thätigkeit durchwandern" müßte, wird der Verfasser selbst nicht mehr aufrecht erhalten, und sie gehören grade zu denjenigen unerfüllbaren Voraussetzungen, gegen welche sein Artikel gerichtet ist. Die Folgerung, daß deshalb der Faust „fragmentarisch", ein „großartiger Torso" bleiben müsse, ist dann selbstverständlich. Vischer wundert sich, daß „die meisten Schriftsteller über Goethe's „Faust" diesen zweiten Theil dem ersten an poetischem Werthe gradezu an die Seite gesetzt" haben. Seine Ansicht aber, daß derselbe „ein mechanisches Produkt, nicht geworden, gemacht, fabricirt, geschustert sei," beruht wesentlich auf der willkürlichen Annahme, „dieser zweite Theil sei aus fast lauter Allegorien zusammengesetzt," während er selbst an den Erklärern des ersten Theils sehr wohl auszusetzen weiß, daß sie das „allegorisch deuten, was poetisch sei." Alles, was je ein Leser des zweiten Theils gegen denselben auf dem Herzen gehabt, ist hier mit natürlicher Unbefangenheit und zum Theil mit Humor ausgesprochen, und man kann nur froh sein, daß Vischer wenigstens „den Schluß des Ganzen in der Grund-Idee für richtig" hält, wenn auch die Ausführung „verkehrt" sein soll. Allmählig hat sich aber auch Vischer's abfälliges Urtheil über das Werk, wenn auch nicht über dessen Sprache,

geändert, und seinen Vorsatz vom Jahre 1844: „nichts mehr über diesen zweiten Theil des Faust“ lesen zu wollen, hat er wol nicht nur zu Gunsten von Köstlin's Werk über „Faust“ längst aufgegeben. In dieser letztern Schrift*) zeigt sich ein erheblicher Fortschritt. Auch Köstlin spricht wie Vischer vom Standpunkt des unbefangenen Lesers; aber er dringt über die ersten Eindrücke hinaus tiefer in das Wesen der Dichtung und hat, wenn auch nicht immer, den Muth, „dieses großartige Fastnachtsspiel“ ohne das Medium der Allegorie anzuschauen. Der Grund zu einer gesunden und wahren Auffassung des Werks scheint uns erst mit dieser ansprechenden Schrift gelegt zu sein.

Die norddeutsche Kritik ist dagegen feindlicher verblieben. Wir denken dabei vorzüglich an Julian Schmidt, Gottschall und Gruppe. Auch Schmidt**) kann es in seiner „Geschichte der deutschen Literatur im neunzehnten Jahrhundert“ nicht unterlassen, „die Beziehungen des Gedichts zu dem idealen,“ das wäre erlaubt, nein, auch zu dem realen Leben des Dichters aufzusuchen und „die Romantik,“ von welcher Faust sich erst an seinem Ende befreien kann, als den Alpdruck der Goethe'schen Dichtung überhaupt

*) Goethe's Faust, seine Kritiker und Ausleger. Tübingen, 1860.

**) Außer der Geschichte der Romantik (1848. Bd. II.) liefern die ältern Jahrgänge der Grenzboten reiche Belege: 1849, Nr. 32, S. 205 heißt Faust überhaupt „ein schlechtes Stück;“ 1852, Nr. 33, S. 243: „über der vollständigen Verwirrung und Unklarheit in der Ausführung gehe der richtige Grundgedanke verloren“; 1854, Nr. 22: „der „Faust“, ein Mischmasch von Einfällen, ein Hin- und Herreden ohne Ziel und Zweck“ — wobei jedoch zugestanden wird, daß auch aus dem Urheberindustrien, das Goethe geschrieben, der Geschichte noch sehr viel lernen könne; 1857, Nr. 21: „die romantische Ironie in dem Stück verhindere die Zeichnung wirklicher Gestalten“ u. s. w.

darzustellen. Aber sein neuestes Urtheil lautet auch günstiger und dem angeführten Humboldt'schen ähnlicher: das Stück sei kein reines Kunstwerk, „aber die Kritik würde sich schwer verirren, wenn sie dabei stehen bliebe, wenn sie mit diesem Tadel den Werth des ganzen Werks widerlegt glaubte, wenn sie vergäße, daß ihr hier eine wirkliche Existenz gegenübersteht, aus der man unbekannte Gesetze erst zu abstrahiren habe. Als Kunstwerk ist der zweite Theil des „Faust" nicht zu halten, und doch gehört er zu dem Bedeutendsten, was die Periode von 1810 bis 1830 hervorgebracht hat und wird in der allgemeinen Literaturgeschichte einen sehr bedeutenden Platz einnehmen."*) Gottschall, von dessen Tadelsworten die Note**) einige Proben giebt, und Gruppe haben das Werk am Unbedingtesten verworfen. Des Letztern Ausführungen***) sind zum Theil sehr fleißig, selbstständig, gründlich und fein; wir können sie aber in den Hauptpunkten nicht für richtig halten. Im Grunde verwirft der Verfasser den ganzen „Faust" bis auf das Fragment von 1790, und hier bewegt er sich stets in dem Widerspruche, diejenigen Partien, die vor der Verbindung des Dichters mit Schiller, also ohne Schiller's Beirath, entstanden sind, für das Vollkommenste zu erklären, den Grund der angeblichen Mängel des Spätern dagegen darin zu suchen, daß Schiller nicht mehr am Leben gewesen, und Goethe seinen Beistand ent-

*) „Hegel im Licht der Gegenwart", Berliner Nationalzeitung, 1869, Nr. 519.

**) „Dilettantischer Pfuschwerk, der aller ächten Kunst ins Gesicht schlägt; geschmackloses Conglomerat; babylonische Verwirrung aller Kunstformen, stets langweilig" u. s. w. (Litter. Gesch., I. 123 ff.)

***) Bd. IV. der Gesch. der deutschen Poesie in den drei letzten Jahrhunderten, 1868, S. 411 bis 514.

kehrt habe. Sein Endurtheil lautet: „Den wahren Goethe haben wir doch nur in den Szenen Faust und Gretchen — im Uebrigen sind überall zwar noch Spuren von Geist und Gedanken, manches Interessante, Frappante, Pikante — aber die Größe, das Gewicht, die Tiefe des Gemüths, der Schwung der Empfindung und der Phantasie, die hinreißende, ausgeprägte Gestaltgebung, das innere Leben, das fehlt; es ist keine Hoheit, kein Adlerflug, sondern mühsame Sitzarbeit, bei vielen Hilfsmitteln der Reichthum nur scheinbar." Der zweite Theil insbesondere sei ein Werk der Laune, der Willkür und des Zufalls. Daß der Verfasser ihn nicht verstanden haben kann, ergiebt sich aus seinem Urtheile über die „Helena," welche in der Goethe-Schiller'schen Korrespondenz von 1800 ausdrücklich als der Mittelpunkt des zweiten Theils bezeichnet wird, die Gruppe aber als Episode und als „nicht der Entwicklung angehörig" auffaßt. Bei einer solchen, den Zeugnissen Schiller's und Goethe's direkt zuwiderlaufenden Annahme muß ihm das Werk natürlich aus einander fallen.

Wir gehen noch auf einige der Punkte näher ein, die man dem Drama vorzugsweise zum Vorwurf gemacht hat: die allegorische Behandlung und den Gebrauch allegorischer Personen, den angeblichen Mangel einer klaren Handlung und eines bestimmten thatsächlichen Vorgangs, die Sprachbehandlung und überhaupt den Stil.

Wenn Gruppe a. a. O. (S. 505) im „Faust" Schwung der Empfindung und der Phantasie, warmes Leben und Gemüthstiefe vermißt, so erhebt er unberechtigte Ansprüche. Goethe ist überhaupt nicht in dem Grade pathetisch wie Shakespeare und namentlich Schiller. Er hat eine mehr

antike oder, nach Hegel's Ausdruck, intensive Weise der Darstellung (Aesthetik, I. 525.). Diese stilistische Eigenthümlichkeit hängt zusammen mit der realistischen Richtung des Goethe'schen Geistes überhaupt. Sie kann ein Mangel, sie kann aber auch ein Vorzug sein; jedenfalls entsprach sie ganz den Aufgaben, welche sich Goethe stellte, insbesondere auch der dichterischen Behandlung, welche der „Faust" nach seiner ganzen Anlage erfordert. Die Mischung von Ernst und Scherz, welche Gruppe tadelt,*) fließt mit Nothwendigkeit aus der Stellung des Mephistopheles und aus dessen Gegensatze zu Faust. Das Drama konnte wegen dieser Figur, auf der es doch ganz beruht, nie reine Tragödie sein. Es mußte eine komödische und eine didaktische Beimischung erhalten, mag man es danach Fastnachtsspiel, Tragikomödie, Mysterienbdrama, Exempio oder wie sonst nennen. Der Stoff ist theoretischer Natur wie in Lessing's Nathan, und Alles, was Schiller mit Bezug auf dies Drama in seiner Abhandlung über naive und sentimentale Dichtung (Abschnitt „Satirische Dichtung") ausführt, findet in jedem Punkte auf „Faust" Anwendung: der Faust-Dichter ist schon da und ist da zu Hause, wohin der pathetische Dichter erst durch einen Anlauf gelangen muß. Wärme und auch Pathos fehlen aber auch nicht im „Faust"; nur nehmen diese Eigenschaften

*) A. a. O., S. 498: „Nun ist aber auch in der Ausführung der Ton so wenig gehalten und nach Berechnung abgestuft, daß vielmehr Hoch und Tief, Ernst und Scherz wirr durch einander geht, und auch hier der Zufall scheint gewaltet zu haben." Dieser Vorwurf ist so sehr unbegründet, daß sich vielmehr im Gegentheil eine zu sehr berechnete, jedenfalls eine durchaus realistische Abstufung des Tons durch den ganzen zweiten Theil des „Faust" nachweisen läßt. Der „Ton" ist stets je nach der Situation verschieden nüancirt. Man braucht in dieser Beziehung nur den 3. und 4. Akt mit einander zu vergleichen.

in einem Ideendrama einen andern Charakter an als in einem Drama des Herzens oder der Leidenschaft.

Nach Köstlin (S. 71) ist das Ganze, mit Ausnahme einiger Partien der „Helena," mit „der ächt künstlerischen Freiheit und Frohheit des Geistes, mit einer Heiterkeit und Frische der Lebens- und Weltanschauung ausgeführt, wie sie sonst keines der Alterswerke des Dichters zeigt;" der zweite Theil des Faust „ist so lebensvoll in Liebe und Haß, in Begeisterung und Ironie" wie „der erste, und wie der Dichter selbst es immer und grade auch im höhern Alter gewesen ist." Aehnlich äußert sich Varnhagen (Tageb., XI. 263, 1869), und selbst Vischer hat nach seiner letzten Kundgebung über „Faust"*) die alte Antipathie gegen den zweiten Theil so weit aufgegeben, daß er anerkennt, „wie am Allermeisten in den komischen Partien noch die ächte Goethe'sche Genialität herausschaue." Vischer vergleicht diesen Spätling der Goethe'schen Muse geistvoll mit den „Werken der letzten Manier von Tizian, wo er den Pinsel nicht mehr stät führen konnte, daher tupfweise die Farbe auftrug — aber immer noch Tizian war." Goethe's zweiter Theil des „Faust" ist jedoch gemalt, nicht getupft. Der Dichter hatte sich auch im Greisenalter Energie der Empfindung und Anschauung bewahrt und konnte deshalb, nach Hegel (Aesthetik, III. 273), erst jetzt gleich Homer und Sophokles das Höchste leisten.**)

Was die Sprachbehandlung im Einzelnen betrifft, so ist sie allerdings von Neuerungen und Idiosynkrasien nicht

*) Kritische Gänge, neue Folge, Heft 3, S. 142. (1861.)

**) Auch Lichtenberg nahm an, daß der Mensch erst im Alter der größten Reife klug sei.

frei. Was aber beim Erscheinen des Werks neu und ungewöhnlich war, ist es heute schon viel weniger, und es kommt nur darauf an, ob die Neuerungen dem Geiste der deutschen Sprache gemäß sind oder nicht. Goethe's Einfluß auf unsere Sprache ist eines besondern Studiums werth. Die großen lexikalischen Werke der neuern Zeit, namentlich das Grimm'sche und das nicht genügend anerkannte und verbreitete Sanders'sche, sowie Lehmann's Schrift über Goethe's Sprache, haben für ein solches Studium viel vorgearbeitet. Fast jedes größere Goethe'sche Werk von „Werther" und „Götz" an wirkte wahrnehmbar auf die Fortbildung der deutschen Sprache ein, und diese Wirkung dauert noch heute fort. Goethe kann in dieser Beziehung nur mit Dante und Luther, weniger mit Shakespeare verglichen werden, welcher, infolge der Verdunkelung seines Gestirns im 17. Jahrhundert, der englischen Sprache seinen Stempel nicht in dem Grade aufgedrückt hat, als seine neuernde Sprachbehandlung erwarten lassen könnte. Fast jedem Goethe'schen Werke wurde aber auch bei seinem Erscheinen der Vorwurf einer falschen Originalität gemacht, selbst der „Iphigenie" und besonders dem ersten Theile des „Faust." In Klopstock's und Campe's Augen hat Goethe nie Deutsch zu schreiben verstanden. Nicht nur die Bequemlichkeit, die Gewohnheit, der Schlendrian, sondern auch eine bewußte akademische Richtung, welche die Sprachgrenzen bestimmt abstecken, ein Wort gestatten, ein andres verbieten, das eine nur für den poetischen, das andre nur für den prosaischen Gebrauch zulassen möchte, ist Goethe's befreiendem und belebendem Einflusse auf die Sprache in allen Perioden seines Lebens entgegengetreten. Die Vorwürfe, welche

man gegen Dante erhob, er habe dem Reim zu Liebe ungrammatische Flexionen, neue und lateinische Worte angewandt, Dryden's Einwendungen gegen Shakespeare's Neologismen und Solöcismen wurden in ganz gleicher Weise gegen Luther wie gegen Goethe gerichtet.*) Je weiter aber die wissenschaftliche Bearbeitung der deutschen Sprache vorgeschritten ist, desto mehr sind die Goethe'schen Neuerungen anerkannt worden. Dies gilt auch von denen im zweiten Theil des „Faust". In ihnen spiegelt sich die damals schon angebrochene große Epoche der vergleichenden Sprachwissenschaft, deren Vertretern Goethe zum Theil nahe stand, und deren Entwicklung er selbstständig in seinem Idiom mitmachte. Mit Absicht und bewußter als in frühern Werken durchbrach Goethe von diesem Standpunkte die gegebene Sprache nach Analogien der alten und einiger modernen Sprachen, auf dem Grunde der neuentdeckten nahen Verwandtschaft derselben mit dem Deutschen, oder er erweiterte ihren Sprachschatz durch Aufnahme vergessener oder nur bisher dialektisch gebrauchter Wörter oder Wendungen. Die angeblichen Mängel der Goethe'schen Altersſprache fallen daher mit ihren Vorzügen mehrfach zusammen, und sie ist zu einem nicht unerheblichen Faktor der neuesten deutschen Sprachform geworden. Das einzelne Fremdartige läßt sich meist als berechtigt nachweisen, was wir in den Noten hier und da zu thun versucht haben, und Ausstellungen, wie die von Kreyssig (S. 172 und 173 seiner „Vorlesungen") und ähnliche von

*) Wegen Dante vergl. man die Forschungen des Dr. Schneider zu Bonn, wegen Shakespeare Dryden's The grounds of criticism in Tragedy, und wegen Luther Böheler 1690, der hervorhebt, daß Luther zwar eine Menge neuer Worte versucht habe, daß davon aber nur ein kleiner Theil im Gebrauch geblieben sei.

Gruppe, Vischer und Düntzer sind nur in sehr geringem Maaße als begründet anzuerkennen. Die Wirkung der Dichtung wäre ohne die neologisirende Sprachbehandlung unmittelbarer und allgemeiner gewesen, wie sich nicht leugnen läßt, und schon Jean Paul hob hervor, daß ein Dichter durch den Gebrauch neuer Worte die poetische Wirkung gefährde. Dieser Gefahr hat sich Goethe allerdings wiederholt ausgesetzt, aber sie auch jedesmal durch den innern Werth seiner Sprache überwunden und dadurch sich die unschätzbarsten Verdienste als Regenerator der deutschen Sprache erworben. Jene Goethe eigne Ablehnung sogenannter „schöner Diktion" (Hegel, Aesthetik, III. 288), die Benutzung durch den Gebrauch abgeschliffener, gewöhnlicher Wörter in ihrer ursprünglichen Lebendigkeit, das Konkretnehmen abstrakt gewordener Wendungen, wo Andre immer abstrakter werden, das Zurückführen der Komposita auf die einfachen Formen, die Bevorzugung des stets lebendigeren substantivischen Infinitivs (wie im Italienischen) oder des Adjektivs an Stelle des zu fester Gestalt erstarrten Substantivs, der dem neuern Deutsch fast abhanden gekommne Gebrauch des absoluten Superlativs nach der verwandtschaftlich berechtigten Analogie des Griechischen, Lateinischen und Italienischen, der reiche Gebrauch poetischer Licenzen, namentlich den Alten entlehnter, wie des fast bis zum Uebermaaß angewandten *ἐν δια δυοῖν*, im Ganzen aber eine paradiesische Unbefangenheit und Unschuld der Sprachwendungen, als sei der Bruch zwischen Poesie und Prosa, zwischen Volks- und Buchsprache noch nicht eingetreten: dies Alles giebt der Goethe'schen Diktion im „Faust" ein ganz charakteristisches Gepräge. Immer ist der höchstentwickelte, aus den Grundtiefen des

deutschen Volksgeistes schöpfende, stets lebendig formende Sprachsinn thätig. Die Universalität und Freiheit, welche den Geist des Werks kennzeichnen, sind auch die Merkmale der Sprache, mit der nur Rückert in der Totalität seiner Dichtung wetteifern kann. Einzelne Flecken und Härten verschwinden bei dem Blick auf das Ganze, in welchem sie, wie grelle Tinten bei einem in richtiger Entfernung betrachteten Gemälde, nur als Charakter verleihende Nüancen wirken.

Eine weitere, für den Kunstwerth unsers Gedichts fast entscheidende Frage ist die, ob die phantastischen Erscheinungen desselben für Allegorien zu halten seien. Im Allgemeinen sind alle Erklärer des „Faust" in der Bejahung dieser Frage einig, und nur Köstlin und Carriere haben angefangen, die bildlichen Darstellungen, auf welche einmal der Poet angewiesen ist, auch nur als solche gelten zu lassen. Die Einwürfe Vischer's und andrer Kritiker sind hauptsächlich gegen diesen Punkt gerichtet. Sie wären begründet, wenn die Allegorie als das in den Szenen unsers zweiten Theils gebrauchte Darstellungsmittel anerkannt werden müßte. Wir sind andrer Ansicht und glauben, daß eine richtige Schätzung dieser Dichtung nur möglich ist, wenn man zwei Gewohnheiten, in welche sich die Kritik eingelebt hat, völlig entsagt: einmal dem Hineintragen der Lebensgeschichte des Dichters in das Drama, und zweitens dem Allegorisiren. Jenes Aufsuchen von Reminiscenzen aus des Dichters eignem Lebensgange bringt etwas durchaus Fremdartiges in das Stück. Es ist dies ein ebenso unberechtigter als unfruchtbarer Gesichtspunkt. Denn der Dichter giebt nur Faust's Geschichte und nicht die eines andern Individuums. Aber Goethe soll durchaus in der

Schilderung des Kaiserhofes im ersten Akte sein eignes Hofleben, in der „Helena“ seine Beziehungen zum Alterthum und seinen Aufenthalt in Italien, und sogar im vierten Akte den Krieg von 1792 nachgebildet haben. Dann hätte man im fünften Akte wol Wasserbauten an der Saale zu Jena wiederzufinden. Alles dies ist Chimäre. Schon im „Götz“, also ehe Goethe einen Fürstenhof aus eigner Anschauung kannte, schilderte er den Hof zu Bamberg und ließ auch einen deutschen Kaiser auftreten. Im „Faust“ wird nicht das Leben und Treiben am Hofe eines kleinen deutschen Reichsstandes, sondern der mittelalterliche Kaiserhof und die Verwirrung des Reichs in jener Zeit dargestellt. Hierzu aber bot das Leben in Weimar gar keine Analogie. Und wo findet sich in der „Helena“ ein Wort von Kunststudien? Der Kunst war Goethe's ganzes Leben, fast ausschließlich aber die in Italien verlebte Zeit geweiht. Faust dagegen sagt zwar, daß er Theologie, Jura, Philosophie, Medicin und Magie, nirgends aber, daß er Poesie, Malerei, Skulptur, Musik studirt habe, insbesondere nicht in der klassischen Walpurgisnacht und im dritten Akte. Und daß Helena, mit der er sich hier vermählt, in dem Grottenleben, welches sie führen, seinen Sinn auf die Kunst gelenkt, läßt sich nach den Geistes- und Charaktereigenschaften, mit denen das Alterthum sie ausgestattet hat, durchaus nicht annehmen. Vischer meint zwar,*) Helena biete sich dar, um das Leben in der Kunst, Schönheit, ästhetische klassische Bildung in ihrem Bilde zusammenzufassen; wir finden

*) Kritische Gänge, III 145. — Auch Düntzer z. B. in seinem „Faust“ (Leipzig, bei Dyck), Thl. II., S. 224, Note 2, nimmt an, Faust habe sich der Kunst ganz hingegeben; aber wir fragen, wol

in ihrem Bilde von diesen drei Eigenschaften jedoch nur die Schönheit. Weder Homer noch die Tragiker berichten etwas von ihrem Leben in der Kunst oder von ihrer ästhetischen Bildung. Der Schluß nun gar, wo Faust als Reichsfürst endigt, macht jeder Vergleichung ein Ende.

Die Annahme, daß Helena die Kunst repräsentire, ist nur erklärlich durch die Supposition, sie und ihre Vermählung mit Faust seien allegorisch zu verstehen.*) Wo hat der Dichter zu einer solchen Annahme Veranlassung gegeben? Helena erscheint ausdrücklich in persönlicher Identität mit der Königin von Sparta als die Tochter Zeus' und der Leda. Sie kehrt aus dem Tartarus, wie schon früher, auf die Oberwelt zurück, um hier einige Jahre als Faust's Gattin zu verleben. Sie ist Person, keine Allegorie. Was man in ihr dargestellt gefunden hat, würde eine Hellas oder eine Athene geeigneter ausdrücken; eine Helena kann nie Allegorie der Kunst und Wissenschaft sein. Wenn man erwägt, daß die Konzeption der „Helena" sich bis in Goethe's Frankfurter Zeit verfolgen läßt, daß diese Gestalt ihn noch dreißig Jahre später, im Jahre 1800, mit aller Gewalt ergriff, so ergiebt schon die Signatur dieser Zeiten, daß nicht der reflektirende Verstand, sondern das poetisch bewegte Gemüth bei ihrer Bildung thätig gewesen ist. Helena ist so wenig Allegorie als Mephistopheles, vielmehr ein Geist wie dieser; und es ist, wie Vischer mit Recht bemerkt, bei einem Stoff, wie die Faustsage, in der Ordnung, Geister auftreten zu lassen. Es ist dies nicht nur zulässig, sondern der Stoff fordert eine gewisse Entfaltung des

*) Vischer, ebenda: „unerquickliche allegorische Vermählung."

Wunderbaren und der Geisterfiktionen. Mephistopheles darf der reichen Menschenwelt gegenüber nicht allein stehn; aber was nun neben ihm oder in seinem Gefolge oder als sein Gegensatz sich weiter Geisterhaftes entwickelt, ist deshalb nicht Allegorie, sondern Personifikation, sei es, daß der Dichter mit schon gegebenen Fiktionen des Volksglaubens oder mit eignen Schöpfungen gebahrt. Im letztern Falle muß die Kunst des Dichters uns die Personen glaubhaft erscheinen lassen, während er im erstern ohne Weiteres Glauben erwarten darf. Die überwiegend große Mehrzahl der Geistererscheinungen im „Faust" lebte schon vorher in der Einbildung des Volks: der Teufel selbst, seine Geister, die Hexen des Blocksbergs, der Homunculus, auch Helena bedürfen keines Beweises; Helena lebte im mittelalterlichen Volksglauben, wie die Venus des Hörselbergs, und ein solcher Glaube ist die stillschweigende Voraussetzung des Dichters, der, auf ihn gestützt, mit diesen Fiktionen wie mit wirklichen Wesen verfährt. In wessen Phantasie dieselben kein Dasein mehr gewinnen, dem ist nicht zu helfen und das „peinliche Dunkel", welches er in diesen und „andern Allegorien" *) findet, ihm nicht zu erhellen. Denn nur jenes ihr Leben sollte dargestellt, nicht sollten sie zur Darstellung irgend eines außer ihnen liegenden Begriffs benutzt werden. Wenn Vischer meint, er wisse immer noch nicht, was der Homunculus sei, so glauben wir, daß die Antwort klar im zweiten Akte des Stücks gegeben worden ist, und wir verstehn die isolirte Frage nicht, da doch nicht gefragt wird, was denn die Hexe in der Hexenküche, was

*) Vischer, a. a. O., S. 146

die alte und die junge Hexe auf dem Blocksberge, was die Geister seien, die den Faust im ersten Theil in den Schlaf singen, was Oberon, was Ariel sei. Auf Schnetzer möchten wir allerdings nicht verweisen, der den Homunculus für den „Helena-Embryo“ erklärt (S. 112). Ebenso wenig verstehen wir die Frage, was Mephistopheles als Phorkyas bedeute; wäre noch nach seiner Bedeutung als Pudel gefragt! Als Faust's Gefährte muß der nordische Teufel in der antiken Welt doch auch antik auftreten, in derjenigen mythologischen Gestalt, welche die vergleichende Mythologie an die Hand giebt. Daß und wie er mit den Töchtern des Phorkys in Kompagnie tritt, ist an sich ein so sublimer Gedanke, daß man nicht nach einem andern Sinne zu verlangen braucht; auch die Empuse, die Einfüßige, war wegen ihrer Verwandtschaft mit dem nordischen Geist Ofoti, dem Ohnefuß oder Einfuß, vielleicht brauchbar.*) Szene für Szene müßte von dem Mehlthau der Allegorien befreit werden. Carriere's Worte in seinen Erläuterungen der Einleitungsszene des ersten Akts: „Hier ist keine Allegorie, sondern künstlerische Gestaltung im Anschluß an die mythischen Gebilde des Volksglaubens“ sollten als Motto auf jeder Seite unsers zweiten Theils prangen. Aber Carriere selbst wird ihnen schon bei der Szene im Lustgarten untreu, indem er beginnt: „die Flamme der Revolution hat zugleich zerstört und gereinigt.“ Die Flamme der Revolution? Eine Revolution auf dem Maskenfeste des kaiserlichen Hofes? Wir haben nichts davon im ersten Akte des „Faust“ bemerkt. In die größte Verlegenheit aber ver-

*) Grimm's Mythologie, S. 995.

setzt die Freunde der Allegorie Euphorion im dritten Akte, der nach der Allegorie, nach der Lehre vom Parallelogramm der Kräfte, die Diagonale gleichsam der klassischen und der romantischen Dichtung bilden müßte, die von der Einseitigkeit beider befreite idealste Poesie. Statt dessen ist das frühreife Kind „ein Spiegelbild der dämonischen Ikarus-Natur, die nach der Sonne strebt und doch fest an die Erdenschranken gebannt ist,“*) oder es ist Lord Byron, der doch auch nicht ein solches Ideal darstellt, wenigstens nicht ein Kind der Antike ist, wenn nicht anders Goethe „doch wol eigentlich sich selbst meint“ (Gruppe, IV. 485) und dann natürlich im Trauergesange seinen eignen T. für die Befreiung Griechenlands besingt. Wo so sichtlich der allegorische Standpunkt auf Abwege und zur Rathlosigkeit führt, hätte er längst aufgegeben und nicht der an diesen Irrthümern unschuldige Dichter der Inkonsequenz und Unverständlichkeit gezihen werden sollen.

Endlich scheint uns auch der Vorwurf, es fehle eine klare Handlung und ein bestimmter thatsächlicher Hergang, unbegründet. So weit der Rahmen der wunderbaren Handlung auch ist, sie ist spezialisirt und auf ganz bestimmte Sphären beschränkt. Wenn man den Vorzug des Stücks grade in der Unbegrenztheit erblickt, darin, wie Schnetzer (S. 43), einen Spiegel des gesammten Menschenlebens oder, wie Vischer, alle Hauptsphären der menschlichen Thätigkeit dargestellt findet, so giebt man damit die Forderung eines künstlerischen Organismus ganz auf; das Stück ist dann „kein zusammenhängendes Ganzes“ (Schnetzer, 9), es ist

*) H. Hettner, Literaturgesch. des 18. Jahrh., III. 199.

„ins Unendliche fortsetzbar" (Vischer, III. 139) und kann also auch keinen Abschluß finden.*) Wäre dieser Vorwurf der „schlechten" Unendlichkeit begründet, so wäre das Stück als solches allerdings verfehlt.

In die nachfolgende Angabe des Inhalts fügen wir noch die sachlichen Erklärungen und Hinweise ein, welche unter dem Texte des Stücks keine Stelle gefunden haben.

Erster Akt.**)

Sechs am Hofe des deutschen Kaisers spielenden Szenen geht, als ein selbstständiger — uns entbehrlich dünkender — Prolog, eine Szene in freier Natur voraus. Die aus Shakespeare's „Sommernachtstraum" wohlbekannten Elfen begleiten, als Lenker der Träume, Faust's Schlaf,***) der erwachend die Erscheinungen seines Innern mit denen der Natur und das menschliche Leben mit den wechselnden Farben des Regenbogens vergleicht. Diese Reflexion über das Leben ist insofern an der Stelle, als das nun folgende Drama Faust in — nach dem Maaßstabe des ersten Theils — größeren und deshalb den Verführungen des Teufels mehr ausgesetzten Lebens-Verhältnissen darstellen soll. Mephistopheles sagte

*) Vischer geräth in Widerspruch mit obiger Behauptung, wenn er jetzt einen Schluß der Tragödie nicht mehr für unmöglich hält (a. a. O., S. 140).

**) Entstanden hauptsächlich in den Jahren 1827 (bis Seite 44 schon 1823 gedruckt) und 1829. Die Szene in der finstern Galerie (S. 43) scheint zuletzt ausgeführt zu sein; wenigstens las sie Goethe Eckermann erst am 10. Januar 1830 vor.

***) Wenn sie ihn (S. 3) mit „Thau aus Lethe's Fluth" laben, so soll damit nur die allgemeine Wirkung eines jeden Schlafes ausgedrückt werden. Keineswegs liegt darin, wie angenommen worden ist, daß Faust durch besondere magische Einwirkung die Erinnerung seines vergangenen Lebens verlieren soll. Faust's Persönlichkeit wird dadurch nicht umgewandelt, wie Gottschall (Nat.-Lit., I. 128) und Jul. Schmidt meinen.

schon im ersten Theil: „Wir sehn die kleine, dann die große Welt", und ebenso bei Klinger: „Ich will Dich auf die Bühne der Welt führen," worauf Faust zustimmend erwidert: „Längst hab' ich mir einen weitern Kreis zum Bemerken gewünscht als mein eignes tolles Herz." — Der Schlußvers „Am farb'gen Abglanz haben wir das Leben" giebt, in engerer Beziehung auf die uns unbekannten Grundgesetze des menschlichen Lebens, welches sich für uns nur in phänomenaler Wirklichkeit bewegt, den Gedanken des das ganze Werk beschließenden und auf dessen Symbolik hinweisenden mystischen Chors wieder: „Alles Vergängliche ist nur ein Gleichniß."*) Es ist ein Platonischer Gedanke, daß, wer die Ideen sieht, im Stande sei, in die Sonne selbst zu schauen, der Anblick der Dinge dagegen, wie sie erscheinen, dem Anblicke der Sonne im Wasserspiegel entspreche (Phädon, Kap. 48).

Die nun folgenden sechs Szenen exponiren den dramatischen Inhalt des Stücks nach zwei Seiten hin. Sie führen Faust in das Leben am kaiserlichen Hofe ein, an

*) In der „Vorbetrachtung" seiner Schrift „Zur Naturwissenschaft" (Bd. II, 1823) erläutert Goethe jenen urfernhaft Kantischen Gedanken näher: „Alles aber, was sich aufs Ewige bezieht und uns im Erdenleben als Bild und Gleichniß des Unvergänglichen vorschwebt, sollte sich von Rechts wegen außer Streit setzen, obgleich auch hier manches Hinderniß obwaltet. Denn indem wir durch unsre Denk- und Empfindungsweise auch äußere Verhältnisse gründen, eine Gesellschaft um uns bilden, oder uns an sie anschließen, so wird ein Inneres zum Aeußerlichen; ein solches, wohl aufgenommen oder feindlich bestritten, muß erhalten, es muß vertheidigt werden, und so sind wir auf einmal vom Geistlichen ins Weltliche, vom Himmlischen ins Irdische und vom ewigen Unwandelbaren in das zeitliche Wechselhafte zurückgezogen."

welchem durch ihn und Mephistopheles die Stellung erworben wird, die Faust später zu Besitz und Herrschaft führt. Zweitens aber gewinnt er hier die erste Anschauung der klassischen Welt, insbesondere der Helena, deren Erlangung gleichfalls vorbereitet wird.

Es entsprach vollständig den überlieferten Sagen, Faust und Mephistopheles als Zauberer an einem Hofe auftreten zu lassen. Im Puppenspiel erscheinen sie an dem zu Parma, und im Faustbuche (S. 72 und 82) an den Kaiserhöfen zu Konstantinopel und zu Insbruck, wo Faust Karl dem Fünften den Schatten Alexander's des Großen zeigt. Diese Szene hat sich auch Marlowe nicht entgehen lassen: Alexander und Darius fechten vor Kaiser Karl, Alexander ersticht den Darius und setzt dessen Krone seiner eignen Geliebten aufs Haupt (S. 90). Bei Hans Sachs (V. 322. 1579) beschwört ein Nekromant 1513 zu Wels dem Kaiser Maximilian I. den Hektor, die Helena und Maria von Burgund. Troja war grade der Lieblingsgegenstand solcher Darstellungen (Faustbuch, S. 7, und Cholevius, I. 147). Diese Sagen und die geschichtliche Thatsache, daß die Fürsten des Mittelalters bis ins siebzehnte Jahrhundert hin neben den Hofnarren sich, wie Wallenstein, Astrologen, ferner Goldmacher, Alchymisten und Zauberer hielten, bilden die Grundlage der Goethe'schen Darstellung. Alchymie besonders war eine Lieblingsbeschäftigung deutscher Fürsten, von welchen bekanntlich mehrere den Beinamen „der Alchymist" führen. Auch Bodinus erwähnt (S. 207) eines Fürsten, in dessen Begleitung sich stets ein Neapolitanischer Zauberer befand. Italienische und andere Adepten deuteten grade in der Zeit der Renaissance in Deutschland und im übrigen

Norden Europa's die Leichtgläubigkeit der Fürsten aus. Das Goldkochen und das Suchen des Steins der Weisen war allgemeine Sitte (Burckhardt, Renaiss., S. 549). Auch daß Adepten und Alchymisten auf diesem Wege, wie Faust, zu Land und Leuten gelangten, war nichts Seltenes. Eine Parallele zu Letzterem bietet beispielsweise der englische Notar Talbot, der unter dem Namen Welley als Goldmacher an den Hof Kaiser Maximilian's II., in Gesellschaft eines Doktors Dee, gelangte und so gute Proben seiner Kunst lieferte, daß der Kaiser ihn zu hohen Ehren berief, mit Gütern belehnte und zum Marschall von Böhmen ernannte. Bei Marlowe erhebt der Kaiser Faust sogar zum Reichsverweser (S. 94). Goethe, der im „Faust" zwar immer historisch, aber meist anachronistisch verfährt, giebt dem Goldmachen eine weitere Bedeutung, indem er es sowol mit der von je her bösen Geistern zugeschriebenen Schatzgräberei und dem Metallfühlen, als auch mit der Erfindung des Papiergeldes, in Gestalt von Bons oder Assignaten, in Verbindung bringt. Historische Ereignisse, wie die Experimente des Schotten Law am französischen Hofe des Regenten Orleans und die Assignatennoth in der französischen Revolution, schwebten unzweifelhaft vor.

Die „Kalenderei" (S. 3) galt auch als Werk des Teufels, und im Volksbuche benutzte Faust seine Verbindung mit der Hölle, um die dazu nöthigen Kenntnisse zu erlangen. „Da liegt ein Spielmann begraben" (S. 14) findet sich sprichwörtlich in „des Knaben Wunderhorn." Die unwillkürlichen Bewegungen des Stolperns werden der gleichsam aus dem Grabe des Spielmanns heraufschallenden Musik zugeschrieben (s. Sanders, II. 233 unter „Mann").

Der Karneval schildert den Hof des Kaisers in der Italien entlehnten Form des Mummenspiels. Diese Festfeier erblühte in Deutschland unter dem Einflusse der Renaissance, und man kann den Karneval hier als ein Gegenbild der Walpurgisnacht des ersten Theils, der deutschen „Teufels-, Narren- und Todtentänze" ansehen. Der Hof des Kaisers ist travestirt in die typischen Figuren der antiken und der italienischen Komödie und in charakteristische Gestalten der heidnischen Mythologie. Den allegorischen Masken liegt eine fernere gemeinsame Allegorie nicht zu Grunde. Es ist eben ein Maskenfest am kaiserlichen Hofe zu einer gegebenen, unter dem Einflusse des griechischen Alterthums, besonders Plato's, stehenden Epoche (Klein, Gesch. des Dramas, V. 7; VI. 460, 905). Von ganz ähnlichen Darstellungen, welche für Goethe's historische Treue den Beweis liefern, berichtet Burckhardt (Renaissance, S. 314, 406, 413, 415, 425). Wie im „Faust" ein Elephant mit der Victoria, so erschienen auf den dort erwähnten mittelalterlichen Festen Allegorien wie die „Kirche" oder die „Caritas" auf einem Thurm, welchen ein von einem Riesen geführter Elephant auf seinem Rücken trug, oder die „Kunst" auf einem von den „Mühen" gezogenen Wagen (Klein, VI. 76), ferner auch wilde Männer, die Planeten, die Parzen, „die Klugheit, thronend über Hoffnung und Furcht," ganz wie hier (S. 28); und wie der „Knabe Lenker," unter dem sich wol ein Dämon birgt, in der Maske der Poesie, so trat 1513 bei einem Florentinischen Feste ein ganz vergoldeter Knabe auf, der das „goldne Zeitalter" vorstellte und aus einem Brunnen Wasser auf die Zuschauer sprengte. Die Aufführungen standen in der Mitte zwischen Pantomime und Drama; es kam nicht zum Handeln, sondern wie hier nur zum „Hersagen stillstehender

Personen" (Klein, IV. 14) oder nur zu mimischer Bewegung. Es ist eine Welt der Thoren, überall nur der Schein substantieller Mächte, aber ein Reflex aus der antiken Welt. Der großen Ausführlichkeit und Länge der Szene entspricht, abgesehn von jenem allgemeinen Zweck, jedoch nicht der nur geringe dramatische Fortgang, der darin besteht, daß die Goldmacher dem Kaiser den Schein einer Goldquelle vorspiegeln und ihn, ohne daß man das Wie erfährt, im Festrausche dazu bewegen, das Papiergeld zu kreiren. Der ganze Mummenschanz*) ist mit außerordentlicher Kunst, namentlich mit fortwährender Steigerung ausgeführt; es ist ein glänzendes, reiches und sinnvolles Bild, die Verse meist von unendlicher Anmuth und Zierlichkeit. Das Ganze muß, wie Köstlin (S. 69) bemerkt, gesehen und gehört, nicht gelesen werden. Trotzdem erscheint die dramatische Entwicklung grade am Anfange des Stücks durch diese Szene zu sehr aufgehalten, als daß wir nicht in ihrer großen Ausführlichkeit und nur geringen dramatischen Verwerthung einen Kompositionsfehler erblicken sollten.

Den Herold (S. 16 f.) oder den Ausschreier kennen schon die altdeutschen Fastnachtsspiele des 15. Jahrhunderts; er spricht dort meist den Epilog, wie der Einschreier (precursor) den Prolog (Keller, I. 319, 329, 357, 364). Wo der Herold fehlt, führt jede Person sich selbst ein, wie hier die Gärtnerinnen, Gärtner und so fort, z. B. in

*) Die Erklärung des Worts ist schwierig. Die gewöhnliche Ableitung aus dem französischen chanse (von cadere, cadenca), als Gegensatz der Mumme, erscheint sehr zweifelhaft. Sollte das „schanzen" nicht ein ächt deutsches Wort sein, im Sinn von „sich ergehen, tanzen"? Ein Verdum „schanzen," spazieren, schlendern, führt Rene im Glossar seiner Altd. Schauspiele, S. 212 an.

dem bei Mone (Altdeutsche Schausp., 1841, S. 145 ff.) mitgetheilten Frohnleichnamsspiele: „Ich bin geheißen Thomas, Der etwan ongloubig waz," oder: „Ich bin Jacob, der Jünger genannt, Und bin von Gotte hergesandt," und so Jeder. Die Narren heißen hier (Keller, I. 283 ff.) vorzugsweise: Lapp und Tapp (Dilltapp) oder Lapps und Tapps (Schmeller), daher: läppisch und täppisch (S. 21). Das Doppelblasen (S. 22) giebt die alte Redensart wieder: kalt und warm aus einem Munde blasen (Bödeker, S. 286), und ebenso kommt das ABC der Liebe (S. 31) schon im 15. Jahrhunderte vor (bei Keller, I. 357, V. 24). Bei der Feuerquelle (S. 41) und dem folgenden Brande ist in keiner Weise an eine politische Revolution zu denken. Luther (Erläuternde Abhandlungen, 1839, S. 209) sieht darin eine Allegorie der französischen Revolution von 1789 und sogar der Julirevolution, welche jedoch erst zwei Jahre nach dem Drucke dieser Szene ausbrach. Es ist aber nur der sich in zerstörenden Flammen unmittelbar äußernde, dämonische Gold-Gral gemeint, eine durch die Nebenfiguren, Gott Plutus, Verschwendung, Geiz und die Gnomen genau umschriebene, in den Gang des Dramas eingreifende Allegorie, die nicht wol auf andre Verhältnisse gedeutet werden darf. Der Brand ist nur ein Gaukelspiel des Mephistopheles, wie das Flammenspiel in Auerbach's Keller, vom Kaiser daher auch als „Scherz" behandelt. Im Volksbuch (S. 73) produzirt Faust ein ähnliches Spiel vor dem türkischen Kaiser: „Saal herumb gingen große Feuerstromen, daß ein Jeglicher zulief, zu leschen, indem hub es an zu donnern und blitzen." Ebenso führt Faust bei Pfitzer das, auch auf mythologischer Grundlage beruhende, Wettermachen vor Maximilian I.

auf (Grimm's Mythologie, S. 1040 ff.). Schon das indische Drama kennt einen solchen Palastbrand als Zauberspuk (Klein, Geschichte des Dramas, III. S. 333 und 334). Bekannt ist der das Leben Napoleon's gefährdende Brand auf dem Ballfeste des Fürsten Schwarzenberg zu Paris im Jahre 1810, und mit Grund nimmt Düntzer an, daß Goethe dieser und der mit seiner Darstellung noch mehr übereinstimmende ältere Vorfall vom Jahre 1393 vorgeschwebt haben wird. Das letztere Ereigniß, als die Umgebung des Königs von Frankreich, Karl's VI., bei einer Fastnachtsvermummung infolge der harzigen Masken in Brand gerieth und zum Theil verbrannte, hatte sich dem Dichter aus Gottfried's Chronik schon früh eingeprägt.

Die Feuer-, Luft-, Erd- und Wasser-Geister (S. 44) sind nach der mittelalterlichen Naturanschauung dem Lucifer unterthan und gehorsam, wie hier Mephistopheles näher ausführt; in Horst's Zauberbibliothek (II. 109) wird Faust's großer und gewaltiger Meergeist erwähnt als ein Höllenzwang, durch den Lucifer und drei Meergeister gezwungen werden, Schätze aus dem Meere zu holen. Zu Schedel oder Zedel (S. 46), als Schuldschein oder -Anweisung, bemerken wir, daß der Wechsel- und Geldmarkt zu Appenzell noch heute der Zedelabend heißt.

In den drei letzten Szenen wird nun das Schauspiel „der Raub der Helena" nicht durch Akteure, sondern nach der schon erwähnten Tradition als ein Geisterspiel durch die Schatten der Helena und des Paris selbst aufgeführt. Faust beschwört diese Gestalten aus dem dem magischen Schlüssel des Mephistopheles sich öffnenden Reiche der Mütter. Dieses Reich ist nicht allegorisch als das reine

Denken oder als die innre Welt des produktiven Geistes, sondern, im Anschlusse an mythologische Vorstellungen aller Zeiten von Nornen, Parzen und andern Schicksalsgöttinnen, als eine natursymbolische Fiktion im Sinne des griechischen Alterthums zu verstehn. Wie Faust nach der Sage durch Mephistopheles' Zauberhilfe den Himmel und die Hölle schaut, so dringt er hier vor in die jedem Sterblichen verschlossene, unbetretbare innerste Werkstatt des Lebens der „Mutter" Natur, in das ἄδυτον, aus welchem die Formen der Dinge an die Oberfläche der Welt hervor-, und wohin sie zurückgehn. Nur die Formen, die Schatten, die Schemen der Helena und des Paris gewinnt Faust den Müttern ab, da es ja nur auf ein Geisterspiel abgesehen ist. Aber es sind nicht fingirte oder nachgemachte Formen, sondern diese in voller Naturtreue. Er erhält sie, nach Köstlin's glücklichem Ausdrucke, aus erster Hand. Daher sind sie für die Anschauung die Antike, das heroische Alterthum und seine höchste Schönheit selbst. Wir führen in der Note*) die Stellen aus Plutarch an, welche Goethe zu dieser tiefsinnigen

*) Im Leben des Marcellus, Kap. 20, in der von Goethe benutzten Kaltwasser'schen Uebertragung: „Enghium ist eine zwar nicht große, aber uralte Stadt in Sizilien und wegen der Erscheinung der Göttinnen, welche die Mütter heißen, berühmt." Im weitern Verlauf wird dann ein Vorgang erzählt, aus dem die Heiligkeit der Mütter hervorgeht. Bekanntlich heißen Cybele, Rhea und Diana magna mater, die große Mutter. An einer andern Stelle, im 13. Kapitel seiner Schrift de defectu oraculorum, spricht Plutarch von der göttlichen Natur der Dreiecke nach der Lehre des Xenokrates, Plato's Genossen, und im 22. Kapitel wird die mystische Lehre von der Triangularform aller Welten entwickelt. Da heißt es: „Die Fläche innerhalb des Dreiecks ist als ein für alle Welten gemeinschaftlicher Herd anzusehen und heißt das Feld der Wahrheit. In demselben liegen die Gründe, Gestalten und Urbilder aller der Dinge, die jemals gewesen sind und noch existiren werden, unbeweglich."

Dichtung anregten. Sie ist tiefsinnig, weil sie an die platonischen und neuplatonischen Ideen von den Urbildern aller Dinge, an Paracelsus' Vorstellung von den matrices, den zeugenden Naturkräften, und an Hegel's spekulative Philosophie (S. 51: „In Deinem Nichts hoff' ich das All zu finden") wol nicht absichtslos erinnert. Insbesondre möchte man glauben, daß Goethe einige Stellen aus Plotin's Werk über die Schönheit, — eines Philosophen, der ihm in spätern Jahren bekannter war als Plato, — vorgeschwebt haben.*)

Schon im Volksbuche von 1587 findet sich die Beschwörung der Helena, welche Faust den Studenten zu Erfurt am weißen Sonntage erweckte. Marlowe bringt diese Szene gleichfalls (S. 127), und im Puppenspiel läßt Faust die Helena, die Lucretia und die Judith vor dem Hofe zu Parma erscheinen. Etwas Aehnliches geschieht schon im indischen Drama, wo Hofzauberer Götter und andre Geister berufen, und in der nordischen Jarl-Magus-Saga, wo Jarl der Magier Karl dem Großen die Helden der alten Sagen, die Nibelungen, Gunther, Dietrich, sammt

*) Wir denken mit Bezug auf die Darstellung S. 50 ff.: „Nichts wirst Du sehn in ewig leerer Ferne, den Schritt nicht hören" u. s. w. an Plotinus, de pulchritudine, cap. 5: Simili namque pacto qui formas corporum amplexatur, neque inde discedit, non tam corpore quam animo in profundum tenebrarum mentique horrendam praecipitatur .... Quodnam igitur iter et quae fuga? Haud pedibus aut fugiendum, pedes enim ab alia passim in aliam ferunt terram. Neque cursus equos advehendum, neque naves ad navigandum parare debemus, imo vero haec cuncta dimittere etc. Plato (Phädon, Kap. 61) nimmt von den Seelen der Verstorbenen an, daß sie nur eine bestimmte Zeit an den Orten der Unterwelt verweilen und „dann wieder zu den Einkehrungen der lebenden Wesen ausgesendet werden." Das Reich der Mütter ist auch ein Tartarus, aber nicht die Unterwelt der Individuen selbst, sondern nur ihrer Formen und Typen.

ihren Schaaren und Rossen vorzaubert. Düntzer hat in einem besondern Artikel*) auf die Aehnlichkeit der Goethe'schen Darstellung mit dem Hamilton'schen Märchen L'enchanteur Faustus (übersetzt von Mylius) hingewiesen, in welchem Faust der Königin Elisabeth von England und deren Hofe die Geistererscheinung einer Reihe historischer Schönheiten in einer Galerie des königlichen Schlosses verschafft. Helena macht hierbei den Anfang. Die Bemerkungen der Hofleute bei ihrem Anblicke, namentlich über ihre Augen und Füße, und der Schluß der Geistervorstellung, welcher mit einer das Schloß erschütternden Explosion, mit Donner und Blitz endigt, als Elisabeth den Geist der schönen Rosamunde, der Geliebten Heinrich's II., anredet und umarmen will, erinnern sehr an unsre Szene. Paisives Verhalten der Zuschauer ist Bedingung bei allen Geistererscheinungen. Falstaff sagt mit Grund in Shakespeare's „Lustigen Weibern" (V. 4): „Feen sind es; sprach' ich, wär's um mich geschehn", und Faust bei Marlowe (89) von den Geistern: „Laßt kommen sie und gehn in tiefem Schweigen", und besonders von der Helena (127): „Schweigt still jetzt, denn den Zauber hemmt das Wort." Mit der Explosion bei Goethe vermögen wir daher auch keinen allegorischen Nebensinn zu verbinden, so wenig wie mit dem ganz ähnlichen Auflodern des Trojanischen Mädchens, das Euphorion ergreifen will. Wie Helena war auch Paris ein beliebter Gegenstand der Renaissancezeit (Goedeke, Grundr., I. 133, 146 Nr. 65, und Cholevius, I. 147: die Vorstellung des Paris vor Karl dem Kühnen 1468 zu Lille).

*) Blätter f. lit. Unterh., 1864, S. 905 ff.

Zweiter Akt.*)

Die Szenen dieses Aktes sind bestimmt, zur „Helena", als dem Gipfel des Ganzen, überzuleiten. Mephistopheles ist mit dem infolge der Geistesexplosion paralysirten Faust in dessen ehemalige Wohnung zurückgekehrt. Die Wohnung ist unverändert, die Personen sind andre geworden. Von seiner alten Zelle aus soll Faust, abermals mit Mephistopheles, ein neues Leben antreten. Die beiden ersten Szenen sind in diesen und ihren sonstigen Beziehungen klar und ohne Weiteres verständlich.**) Nur die Figur des Homunculus erscheint problematisch. Sie hat zwar, wie alle wunderbaren Gestalten des „Faust", eine symbolische, höhere Bedeutung, ist aber keineswegs das zu einer allgemeinen Wahrheit hinzu erfundene Bild, sondern Sinn und Bild wurden von Anfang an zugleich in substanzieller Einheit konzipirt. Der Homunculus gehört zu den mythologischen oder sagenhaften Existenzen des Mittelalters, die im Drama, gleich denen des Mephistopheles und der Helena, noch als im Bewußtsein der Menschen fortlebend, oder doch als darin wieder er-

*) Die Ausführung der ersten beiden Szenen in Faust's ehemaligem Zimmer und in Wagner's Laboratorium fällt in den Sommer 1828 und in die zweite Hälfte des Jahrs 1829, die der klassischen Walpurgisnacht in das erste Halbjahr 1830.

**) Bei der Figur des Baccalaureus ist wol an mehrere Erscheinungen zu denken, namentlich an einzelne Schüler Fichte's und auch an die Schlegel in ihrem ersten Auftreten. H. Krüger hat in den Hamburger literar. und krit. Blättern, 1839, 1707 ff., die Mitter und den Baccalaureus monographisch behandelt. — Weber zu Homunculus s. Carus, Mnemosyne, 1848, S. 313, und Danner, Homunculus und Galatea, eine allegorische Episode der Faustsage, als „die Apotheose der ausgereiften, vollendeten Weltanschauung" Goethe's ausgelegt, 1865, in: Deutscher Dichtergarten.

wecklich, vorausgesetzt werden. Da im „Faust“ einmal das Geisterreich geöffnet ist, so war es auch poetisches Bedürfniß, die demselben angehörigen Personen in größerer Fülle zu geben und sie mannichfach zu individualisiren.

Daß Wagner während der langen Entfernung seines von Erlebniß zu Erlebniß fortgeschrittenen Meisters den magischen und alchymistischen Künsten ergeben geblieben ist, daß er inzwischen den scholastischen Stein der Weisen beinahe entdeckt und es bis zur künstlichen Hervorbringung eines Glasmenschen, eines Alraun, des Meisterstücks der Alchymie, gebracht hat, Alles dies entwickelt sich von selbst aus der gegebenen Fabel. Schon Lessing spricht in seinem „Vademecum für Herrn Lange“ von dem Cartesianischen Teufelchen oder Glasmännchen, welches im Glase schnell aufwärts fährt. Der Gelehrte Borri zu Mailand, in der Mitte des 17. Jahrhunderts lebend, führte einen dienstbaren Geist, Homunculus, mit sich, der Gold zu machen verstand, und Paracelsus (auch Cardanus) schrieb von der Erzeugung von Homunkeln, „Wundermenschen, die alles Geheime ergründen, Werkzeuge zu großen Dingen.“ Bodinus, eine Enzyklopädie alles Wunderglaubens, erwähnt der bösen Geister, die wie kleine Zwerge und Bergmännlein erscheinen, der „beithätigen Geister“ in Gläsern und Gefäßen, wie Simon Magus einen solchen bei sich geführt haben soll (daemonas παρέδρους), und deren großer Klugheit (Dämonom., S. 25, 86, 214, 266, 271). Der Teufel selbst kann in ein Glas gebannt werden*) (Goedeke, I. 355. Nr. 443), eine Kunst, die

*) Daher das Sprichwort: Gold kann den Teufel in ein Glas bannen. Simrock, Sprichw., 171, 599; und Nassen, die Weisheit des Volks, 1868, S. 125.

bereits Salomo ausübte. Auch Grimm (Mythologie, S. 480, 2te Note, und S. 950) berichtet von Alraunen, halbteuflischen kleinen, in einem Glase, oft in Gestalt einer Fliege, sich aufhaltenden Wesen. Das Produkt der Wagnerschen Retorte beruht auf dieser sagenhaften Grundlage, wie der Verstand, den Ariost's Roland in einer dicht verkorkten Flasche mit sich führte.*) Von allen den allegorischen Auffassungen des Homunculus, welche Schuetger (S. 110 bis 112) anführt, erscheint uns seine eigne (Embryo der aufsteigenden Gebilde der griechischen Sage, Kunst und Natur, der Helena und der Galatea, sowie auch Faust's eigner Kunstversuche) die verfehlteste, schon weil der Homunculus wesentlich ein Geschöpf der mittelalterlichen Scholastik ist. Warum überhaupt aber Allegorie? Was kann uns bewegen, in diesem Wunderwesen irgend etwas außer ihm Liegendes zu suchen, uns nicht an der von dem Dichter der Sage nachgebildeten Fiktion genügen zu lassen? Die Möglichkeit eines solchen Wesens müssen wir dem Dichter vorgeben; sehen wir aber davon ab, so ist

*) In den spanischen Cortes berief sich der Abgeordnete Castelar (Dezember 1869) in seinen Angriffen auf die Kandidatur des Herzogs von Genua zur Königswürde in folgender Art auf den Goethischen Homunculus: „Euer König erinnert mich an jenes phantastische Geschöpf, welches Wagner aus einer alchymistischen Komposition mit Hilfe kabalistischer Worte und in Anrufung von so weiß nicht wie vielen Sternen hervorbrachte. Aber das Erste, was das Geschöpf beim Springen der Retorte that, war, daß es in die Arme des Teufels flog und seinen gelehrten Vater in Verzweiflung zurückließ. Ja, Euer künstlicher König unterscheidet sich von natürlichen Königen so, wie sich das Geschöpf Wagner's von dem im Schoße der Natur erschaffenen Menschen unterscheidet." Es kann keine bessere Erklärung des Homunculus geben, als in diesen Worten enthalten ist.

daſſelbe individualiſirt wie nur irgend eine Perſon des Dramas.

Dies zeigt ſich auch in der nun folgenden klaſſiſchen Walpurgisnacht, in der das Glasmännchen das vernünftige Streben beſeelt, aus einem Gedankenweſen ein körperliches Naturweſen zu werden, alſo überhaupt erſt wahrhaft zu entſtehn.*) Durch dies Streben iſt jener Sohn Wagner's dem Fauſt verwandt, und anders erſcheint der Fauſtiſche Charakter wiederum ſpäter in Fauſt's eignem Sohne Euphorion nüancirt.

Da Mephiſtopheles und Homunculus von dem Wunſche beſeelt ſind, Fauſt den Weg zur Helena, alſo zu einem Geiſte des heroiſchen Alterthums zu führen, ſo liegt es nahe, daß ſie nach ihr in einer Verſammlung antiker Geiſter und Geſpenſter forſchen. Wegen dieſes ſpeziellen dramatiſchen Zwecks lernt Fauſt das Alterthum auf griechiſchem Boden zuerſt in der klaſſiſchen Geiſternacht kennen. Was ihm da erſcheint, muß einige Analogie zu der nordiſchen Walpurgisnacht darbieten und daher einen geſpenſterhaften, dämoniſchen und wunderbaren Charakter an ſich tragen.

Mit unendlicher Kunſt hat Goethe dieſe Gegenüberſtellung durchgeführt und nicht blos ein Situationsbild, wie in der Walpurgisnacht des erſten Theils, gegeben, ſondern die drei wunderbaren Wanderer aus dem Norden mit ihren beſondern Zwecken in die Erſcheinungen des Nachtbildes

*) Dies wird S. 74 ausgedrückt als das Entdecken des Täpfchens auf dem Z. Hegel. Liebte es, den Fürſten als das Täpfchen über dem J zu bezeichnen, durch welches der konſtitutionelle Staat aus einem bloßen Grundſtrich erſt ein Buchſtabe werde. Der S. 74 angegebene Lohn des alchymiſtiſchen Strebens iſt eben der Stein der Weiſen.

verflochten und sie darin ihre Zwecke auch erreichen lassen, so daß die klassische Walpurgisnacht uns dramatisch ungleich höher zu stehen scheint als die romantische und auch als der Karneval des ersten Akts. Trotz der großen Länge unserer klassischen Nacht wirkt sie nicht ermüdend, weil das Ganze sich in fortwährender Steigerung entwickelt, während die Walpurgisnacht des ersten Theils unvollendet abbricht. Beide Walpurgisnächte ersetzen gleichsam die Höllenfahrt des Faustbuchs, und mit der klassischen, welche oft an Dante's Inferno erinnert, hatte Goethe die Schilderung des Reichs der Persephoneia zum Theil schon vorausgenommen, so daß diese entbehrlich wurde. Hier ist nichts Allegorie und Alles poetisches Leben. Auch zu dieser Darstellung benutzte Goethe alte Sagen von Geisterversammlungen, die ein Analogon zu unsern Hexennächten bilden. Eine solche Zusammenstellung macht schon Bodinus unter der Rubrik „Der Hexen Tanzplätz", indem er erwähnt, Aristoteles schreibe in libro de mirabilibus auditionibus, „daß man in einer der sieben äolischen Inseln bei Sizilien alle Zeit ein Getön und Getümmel von Trummen, Schellen und Gelächter habe gehört und doch Niemand gesehen; desgleichen auch im Berg Atlas, davon die Historischreiber Solinus und Plinius Zeugniß geben, welches dann zweifelsohne der Hexen gewöhnliche Versammlungen, Tanzplätz und Erlustigungen mit den Teufeln sein werden." Der letztgedachten nächtlichen Satyr-Versammlungen auf dem Atlas in Mauritanien gedenkt auch Grimm.*) Das Ganze endigt bei Goethe

*) Mythologie, 1005, Note; und Bodinus, Dämonom., 12, 291, woselbst Plinius (l. 5), Pomponius Mela (Buch 3) und Solinus (Buch 28, Kapitel 44) citirt werden.

mit einem Hymnus auf die Naturkräfte und den Eros, der die drei Abenteurer leitete und den Faust mit der Helena, den Mephistopheles mit den häßlichsten und verruchtesten Gebilden des Hades, den Homunculus endlich mit der Natur sich vermählen, ihn als ein Protoplasma in den Schooß derselben gelangen läßt. Die kosmogonische Tendenz liegt schon im Fauststoff; man sah im Teufel ein kosmisches Organ zur Erkenntniß der Schöpfung, das Faustbuch ist von dem Suchen nach dieser Erkenntniß erfüllt, und ebenso mußten auch Goethe's Mephisto und die Geister der Walpurgisnacht uns über die Entstehung der Erde und der übrigen Welten ihr höheres Wissen mittheilen. Daß Goethe dabei auch besonders auf Alexander von Humboldt zielte, haben wir erst neuerdings aus seinen Unterhaltungen mit dem Kanzler von Müller ersehn. (S. 124; vergl. hier die Noten auf S. 176 und 177.)

Dritter Akt.

Der Stil der Sophokleischen Tragödie unterbricht die in den beiden ersten Akten ziemlich gleichmäßige Darstellung anfangs etwas fremdartig. Daß der Ton im ersten Theile dieses Aktes durch die Anlehnung an die antike Tragödie zu ernst und schwer geworden sei, wie Köstlin (130) bemerkt, wird sich schwerlich leugnen lassen. Dieser hochfeierliche Ton wird jedoch sogleich durch die Chöre der Trojanerinnen und durch das Auftreten des Mephistopheles als Phorkyas (von Seite 131 an) vollends gebannt. Im Uebrigen herrscht die humoristische, parodistische und phantastische Behandlung, welche der Gegenstand erfordert, und welche die klassische Walpurgisnacht und die ihr vorange-

gangenen Szenen in so hohem Grade auszeichnet. Die Chöre des dritten Akts zumal zeigen die vollendetste Behandlung des Deutschen im antiken Versmaaße. Wir führen ein Urtheil aus älterer Zeit an. Von dem Chor (S. 131) „Vieles erlebt' ich, obgleich die Locke Jugendlich wallet mir um die Schläfe" sagte der Rezensent der „Helena" 1827 im Berliner Conversationsblatt (Nr. 138): „Dieser Chor, der aus neun Strophen besteht, ist das Gelungenste und Vollkommenste, was je in deutscher Sprache in dieser Art der Dichtung geschrieben wurde, und wir dürfen zugleich behaupten, daß in keiner einzigen andern lebenden Sprache solche Wortfügungen und ein so sicher fallender und dabei gefälliger Rhythmus möglich wäre. Und wenn nach Jahrtausenden von der deutschen Sprache nichts weiter übrig bliebe als solch ein Fragment wie „Helena", so würde man daran ebenso gut den ganzen herrlichen Bau und Bildungsreichthum der deutschen Sprache erkennen, wie Michel Angelo in dem Torso den ganzen Herkules erkannte und daran sich zum Meister bildete. Um so mehr wird für uns dieses Stück als ewiges Muster gelten, besonders für Diejenigen, die sich mit Uebersetzen griechischer Dichter beschäftigen."*)

Den damaligen Rezensenten lag die „Helena" als „klassisch-romantische Phantasmagorie" und als ein für sich zu betrachtendes „Zwischenspiel zu Faust", uns liegt ein aus dem Zusammenhange des ganzen Stücks zu erklärender

*) Den Anfang der nun folgenden Worte der Eberhard vergleicht Carriere (S. 272) mit dem Anfang der „Trachinierinnen" des Sophokles und citirt zu den Worten (S. 132), daß Scham und Schönheit sich bekleben, Belegstellen aus Ovid (Am., III, 4, 41: Quo nisi formosam, si non nisi casta placebat?) und Juvenal (10, 297). Weiter unten (S. 170) beruft sich Helena auf das „alte Wort", daß Schönheit sich mit Glück nicht dauerhaft vereine.

dritter Akt vor. Das Klassisch-Romantische ist geblieben, und eine Phantasmagorie ist der „Faust“ überhaupt, der erste Theil nicht weniger als der zweite. Nur haben in dem ersten die realen, im zweiten die phantastischen Personen das Uebergewicht. Dem Liebesverhältnisse Faust's mit dem ganz der Wirklichkeit angehörigen Gretchen dort steht hier dasjenige mit der ganz phantastischen Helena gegenüber. Dort übt der Kontrast der in aller Innigkeit und Wärme geschilderten Realität mit den phantastischen Erscheinungen des Anfangs, der Hexenküche, der Walpurgisnacht einen hier fehlenden Reiz aus, wo die Darstellung mehr oder weniger immer den der Faustfabel inhärirenden phantasmagorischen Charakter beibehält. Dieser gipfelt in unserm dritten Akte, in welchem Faust als der einzige wirkliche Mensch ausschließlich mit Geistern hantirt. Das Phantom der griechischen Helena war einmal ein wesentlicher Bestandtheil jener Fabel, den Volksbuch, Puppenspiel und Marlowe beibehielten, und den auch eine moderne Dramatisirung ohne wesentliche Beeinträchtigung des Gehalts nicht aufgeben kann. Das hatte Goethe von Anfang an erkannt. Durch die Helena, und nur durch sie, öffnete sich aus der scholastischen Enge der Blick rückwärts in die Zeiten, und in diesem Blick lag zugleich die Lösung des Faustischen Problems. Nur durch das wiederbelebte Alterthum war der sich selbst entfremdete Geist sich und der Natur wiedergegeben worden. Wie die Karlssage im Italienischen durch Ariost, und die mittelalterliche Artusdichtung durch Spenser im Sinne der Renaissance erneuert und umgedichtet ist, so brauchte in der Faustsage, um auch sie im Geiste jener Wiedergeburt abzuschließen, nur die im beschränkt mönchischen, dem Alterthum feind-

lichen Sinne als Sukkuba*) gedachte Helena ihrem wahren Charakter wiedergegeben zu werden.**) Sie wurde dann aus einem Werkzeuge des Verderbens ein Werkzeug des Heils für Faust. Diese Umdichtung hat Goethe im zweiten Theile des „Faust" versucht, der, von Anfang bis zu Ende „klassisch-romantisch", in Faust's Seele, in Uebereinstimmung und auch im Widerspruch mit der Sage, jene historische totale Erneuerung darstellt, welche wir unter dem Namen der Renaissance begreifen. Nun ist erst die Faustfabel richtig gedeutet, nach dem Majestätsrecht der Dichter, „die Mythologie nach Belieben umzubilden".***) Darum ist Helena Alles für den zweiten Theil des „Faust". Denn die Aenderung des Schlusses ist nur ihr Werk. Der thätige Humanismus, mit welchem Faust im fünften Akte endigt, nicht Euphorion, ist das Resultat der im dritten Akte sich vollziehenden Verschmelzung des mittelalterlich deutschen mit dem griechischen Geiste. Euphorion ist nur eine schnell vorübergehende Nebenfigur. Die Heilung des Faust ist daher ganz eine intellektuelle, und indem sie als eine totale auf das Innerste des Geistes gerichtet ist, müssen die religiösen Begriffe der Sünde, der Schuld, der Buße, müssen die Aeußerungen

---

*) Die Helena, welche mit Simon Magus in Verbindung gebracht wird, scheint nichts mit der Trojanischen Helena zu thun zu haben (s. Düntzer, Kommentar, S. 30); doch ist es sehr zweifelhaft. Sommer (bei Erich und Gruber) nimmt die Identität Beider an.

**) Daß Goethe ursprünglich (1774) in Helena den Inbegriff verführerischer südlicher Reizbarkeit werde dargestellt haben, wie Stahr (Frauengestalten, I. 117) vermuthet, glauben wir daher nicht; sie würde, so geschildert, allerdings einen Gegensatz zu Gretchen bilden, die Fabel aber nicht zum Ziele führen.

***) Goethe's Werke, Bd. XXXIII., S. 262. (40bänd. Ausg.)

des moraliſchen Gewiſſens ganz zurücktreten. Denn auch Fauſt's Krankheit, wie ſie Goethe's erſter Theil ſchildert, iſt ganz in das intellektuelle Gebiet verlegt: wir intereſſiren uns für ihn nur wegen des Heroismus ſeines Geiſtes, und ſeinem Heroismus würde es nicht entſprechen, in Empfindungen der Reue hinzuſchmelzen. Auf dieſer geiſtigen Höhe hat Goethe Fauſt im zweiten Theile immer gehalten, auch indem er die Umwandlung oder vielmehr die Reinigung und Befreiung ſeines Innern durch eine Heroine des Alterthums herbeiführte, Heroismus durch Heroismus kurirte. Durch die Schönheit, ſagt Schiller, wird der geiſtige Menſch zur Materie zurückgeführt und der Sinnenwelt wiedergegeben.*) Hier iſt aber mehr. Das Alterthum iſt in hiſtoriſcher Richtigkeit als eine die geſtörte geiſtige Harmonie wiederherſtellende, den getrübten germaniſchen Geiſt reinigende und klärende Macht, als Regulator gleichſam hingeſtellt, ein Realismus den transſzendirenden, ein Idealismus den banauſiſchen Richtungen des Mittelalters gegenüber. Eine ſolche Dichtung entſprach ſo ganz Goethe's Neigungen, daß nur dadurch die Hingabe und Liebe erklärlich iſt, mit welcher der achtzigjährige Greis die letzten Flammen ſeines Geiſtes entzündete, um den Prozeß der Verbindung des germaniſchen und des antiken Geiſtes als ein Zuſichſelbſtkommen des erſteren und zugleich das ſich daraus ergebende Ziel ächter Menſchheit faſt wie ein Glaubensbekenntniß in dem Bilde des Schluſſes, innerhalb der Bedingungen ſeiner Tragödie, darzuſtellen. Der Grund, warum ihm dieſe, nicht willkürliche und zufällige,

*) Aeſthetiſche Erziehung ꝛc., Brief 15.

vielmehr innerlich nothwendige, von der Geschichte selbst diktirte Vollendung seines Gedichts erst jetzt gelang, lag wol darin, daß die geistigen Vorbedingungen einer solchen Dichtung nun erst vorhanden waren. Nun erst war sein und seiner Zeit Verhältniß zum Alterthum ein ganz freies, wiewol er in seiner Lyrik, in den Römischen Elegien und den Epigrammen fast ein halbes Jahrhundert früher einen ähnlichen Standpunkt unbewußt eingenommen hatte. Erst jetzt, nachdem der Orient bis zum äußersten Indien erschlossen, Griechenland gewissermaßen umgangen war, wurde das Alterthum für das Bewußtsein ein Bestandtheil desselben allgemeinen Lebens, erst jetzt konnte es, mit historischer Richtigkeit, als ein Ring in der Kette der Zeiten empfunden werden. Goethe's Geist insbesondere wurde erst durch die mit seinem west-östlichen Divan bezeichneten Studien, sowie durch Werke, wie Creuzer's Symbolik, der welthistorische Ueberblick über Menschen und Völker, und in seinem Verhältniß zum Alterthume die souveräne freie Stimmung gegeben, welche zum Abschlusse des „Faust" in jenem höchsten Sinne erforderlich waren, und welche ihm noch 1800 fehlten. Am Reinsten drückt sich diese neue Stellung zur antiken Welt in der Behandlung der klassischen Walpurgisnacht aus, während die ältern Bestandtheile der „Helena" dieser eine andere Physiognomie verleihen. Viel mehr entsprach diesem neuen Standpunkte die Behandlung des zweiten Theils der „Helena".

Was im dritten Akte geschieht, ist also die Vermählung Faust's mit der Helena. Letztere zu finden, durchirrte Faust die thessalischen Gefilde in der klassischen Walpurgisnacht. Manto, die in ihm den „Halbgott" erkannte, ver-

mittelte ihm den Zutritt zur Proserpina. Mit deren Vergünstigung gelangt Helena auf die Oberwelt, aber nicht als Geist, sondern als wieder zum Leben erstandene Person; damit sie wieder volles Leben erlange, ist ihr und ihren Begleiterinnen die Erinnerung an den Tartarus genommen, und so ist es möglich, sie ihren Lebensfaden an einem bestimmten Punkte der „Nosten" aufnehmen und nun nach den Zwecken des Dichters anders fortspinnen zu lassen als das erste Mal. Durch diese Fiktion gewinnt der Dichter in Helena ein mit voller Persönlichkeit ausgestattetes Individuum. Doch ist sie nicht weiter individualisirt, als der Stil der antiken Tragödie gestattet, der nach Aristoteles Gattungscharaktere verlangt. In antikem Sinne erscheint ihr Thun und Lassen vorwiegend als Folge eines auferlegten Verhängnisses, weniger als Ausdruck innerer Selbstbestimmung. Sie ist antike Königin und Heroine, von allen Entstellungen des Euripides und der spätern Dichter befreit, nur mit der **sonst Unheil stiftenden, hier allein beglückenden Schönheit ausgestattet.***) **Das Phantasmagorische des Aktes besteht** wesentlich in dem romantischen Zauber, mit welchem sich Faust zu ihrem Empfange, durch Mephistopheles' Künste, umgeben hat. Dieser Theil des Stücks nimmt einen märchenhaften Charakter an. Die Gegenwart ist erhoben zum **Anschauen der Vergangenheit und Zukunft; aber die hier auf griechischem Boden zusammenfließenden Bilder des Alterthums, der Völkerwanderung, der mittleren fränkischen Zeit**)

*) Schiller läßt Paulet von Maria Stuart (I. 1) sagen:

O Fluch dem Tag, da dieses Landes Küste
Gastfreundlich diese Helena empfing.

**) Nach den erwähnten Unterhaltungen mit Müller studirte Goethe im Jahre 1826 die Expedition des Dogen Dandolo zur Eroberung von Byzanz aus dem Anfang

und der neuesten Befreiung Griechenlands sind als Wirklichkeit dargestellt, da sie dem Faust und der Helena als Realitäten erscheinen, und wir beim Schauen vergessen sollen, daß Alles nur Schein und Werk Mephistophelischer Kunst ist. Die Dichter aller Zeiten lieben es, ihren Helden ein von den Schranken der Endlichkeit befreites, über Raum und Zeit erhabenes, wenn auch vorübergehendes Dasein, eine Zeit des höchsten Glückes oder Genusses und der Selbstvergessenheit zu gewähren. Allein unter den Sterblichen sollen sie wenigstens das Paradies auf Erden, das indische Uttara Kuru (im „Ramayana"), als einen idyllischen Ruhepunkt inmitten ihrer das menschliche Maaß gleichfalls übersteigenden Kämpfe und Leiden finden. Das Heldenideal soll sich hier mit einem göttlichen oder halbgöttlichen weiblichen Ideale vereinigen: Achill mit der Helena auf der seligen Insel, Ulyß mit der Kalypso, Aeneas mit der Dido, Alexander in dem Lustwalde, wo er drei Monate mit seinem ganzen Heere verweilte, mit Gambace, Cäsar mit der celtischen Frau der verborgenen Insel, Tannhäuser mit der Venus und vor Allem Rinaldo mit Armida. Selbst Camoens muß in den ganz die Wirklichkeit wiedergebenden Lusiaden die beglückte Insel, die Ilha de Venus, entdecken. In der christlichen Auffassung ist es immer eine heidnische und mehr oder minder zauberische und teuflische Minne, welche die Helden fesselt. Dies Moment hat Goethe, der hier Faust und Helena, ihn als die episch-romantische Gestalt, gleich denen des befreiten Jerusalem's, sie als Homerische Heldin, neben einander stellt, für seinen dramatischen

des 19. Jahrhunderts, welche hier S. 155 in der Note erwähnt ist. Die damaligen Griechenkämpfe nannte Goethe ein Analogon und Surrogat der Kreuzzüge, und sie beschäftigten ihn mehrere Jahre hindurch (vgl. S. xc, xc, xcv).

Zweck benutzt. Er läßt Faust das Arkadien, wohin der Mensch nach Schiller*) nun einmal nicht mehr zurückgelangen kann, durch Mephistopheles zu Theil werden; es ist aber in der Auffassung des antiken Geistes, welcher in unserm Stücke herrscht, schon enthalten, daß Faust gleich den genannten Helden der Geschichte und Dichtung diese höchste Prüfung besteht, daß Mephistopheles' Absicht in ihr Gegentheil verkehrt wird.

Im Märchen**) und in der epischen Dichtung sind die Verbindungen der Menschen mit Elfen, Nixen, Zauberinnen, göttlichen und halbgöttlichen Wesen nie von langer Dauer. Auch die Sprossen solcher Verbindungen vergehen schnell. Den frühen Tod des Euphorion, Sohnes des Achill und der Helena, verschuldete allerdings nur des eifersüchtigen Zeus Blitzstrahl. Goethe's Euphorion ist aber schon durch seine Geburt dem Tode geweiht (s. Note auf S. 162). Daß Goethe Euphorion's Tod zu einer Todtenfeier für Byron, als den Repräsentanten der modernsten Poesie, benutzte, können wir in einem Werke wie der „Faust", welches in seinem innersten Wesen Tendenzstück ist, nicht für einen Fehler erachten. Vielmehr ist es schön, daß der reichen Satire und Polemik des Stückes sich die Nänie gegenüberstellt, dem Spotte die Klage. Byron ist zwar im geistigen Sinne ein Sohn des Faust, aber nur nach der krankhaften, pathologischen Seite. Er theilt mit ihm die Hybris, nicht die Läuterung und Befreiung. Er geht an dem Widerspruche zwischen Wirklichkeit und Sehnsucht, zwischen Sollen und Wollen zu Grunde, dessen Ausgleichung eben

*) Ueber naive und sentim. Dichtung, Abschnitt „Idylle."

**) P. Gaffel hat in seinem Buche „Der Schwan", Berlin 1861, hierauf bezügliche Sagen zusammengestellt.

das Ziel unsers Dramas ist. Wie schon früher, tritt hier der Dichter im Stil der Komödie aus dem Stücke heraus, und in dem Trauergesange (S. 169) spricht der Chor an seiner Stelle gleichsam die Parabase (Hartung, 278).

Vierter Akt.*)

Faust kehrt mit Mephistopheles nach Deutschland zurück, und wie er schon im ersten Theile sich gesehnt hatte, „schaffend Götterleben zu genießen", und der Logos des Evangeliums ihm „die That" war, so tritt jetzt die heroische Seite seiner Natur ausschließlich hervor. „Die That ist Alles" (S. 180).**) Der Geist des Alterthums hat diese Wirkung in Faust's Seele hervorgebracht und den Trieb zum Leben und zur Thätigkeit in ihm entbunden. In dem Gespräche zwischen Faust und Mephistopheles in der ersten Szene dieses Aktes ist jene Wendung angedeutet.***) Es liegt ihr, in spezieller Beziehung auf den antiken Geist, die Idee zu Grunde, daß aus dem wahren Wesen der Wissenschaft und des Gedankens

*) Die Ausführung fällt in das erste Halbjahr 1831. Es ist die letzte größere Dichtung Goethe's. Nur der Anfang gehört schon dem Frühling 1827 an.

**) Kreyßig (Vorlesungen, 2. Aufl.) bemerkt von dieser Sentenz des Faustgedichts: „Einstweilen aber möchten wir es als ein nicht unpassendes Zeichen deuten, daß der unsern Charakter am Fremden und Vollständigen verunreinigende Genuß unserer großen Literaturperiode sein großartiges, umfassendes Werk, sein dichterisch-sittliches Glaubensbekenntniß in dem Kultus der That gipfeln läßt, nicht in dem des Traumes und des Gedankens."

***) Schönborn (Programm des Magdalenäum zu Breslau, 1838) hebt sehr richtig hervor, wie Faust zu groß geworden sei für die Verführungskünste des Mephistopheles, und wie er nach einander den Mammon, die Herrschsucht und den Ruhm verschmähe, um sich zweckvoller Thätigkeit zu widmen.

mit Nothwendigkeit die Beziehung zum handelnden Leben, zu den wesentlichen Zwecken des menschlichen Daseins fließe.*)

In diesem vierten Akt hat Goethe den Zug der Volkssage benutzt, wonach sich der Zauberer Johann Faust berühmte, alle Siege, welche die Heere Kaiser Karl's des Fünften in Italien erfochten hatten, namentlich die Schlacht bei Pavia, gewonnen zu haben (s. Note auf S. 198, und das Pavierlied bei Goedeke, I. 256. Nr. 37). Dem im ersten Akte geschilderten Verfall des deutschen Reichs entspricht hier das Schisma, der Kampf zwischen Kaiser und Gegenkaiser. Auch Marlowe (S. 67, 68, 86) giebt Faust Gelegenheit, sich den Kaiser in einem solchen innern Reichszwiste zu verpflichten. Das Streben Faust's nach eigner Herrschaft ist gleichfalls dort schon angedeutet.**) Ebenso zaubert Faust bei Marlowe (S. 102) Teufel als Fahnenträger und Trommelschläger herbei, wie Mephistopheles hier die drei Gewaltigen. Faust, der im dritten Akte auf der verzauberten Halbinsel bereits die phantastischen Heere des Mittelalters gegen das ebenso phantastische Heer des Menelaos befehligt hatte, kämpft nun in Wirklichkeit und in realer Schlacht für den Kaiser und erwirbt auf diese Weise den Anspruch auf den Reichsstrand,

*) Fichte setzte in der Vorbemerkung zum ersten Theile, S. LIV) angeführten Stelle die Ausbildung der Wissenschaft ebenfalls in die Verwandlung des Wissens in das Leben selbst.

**) Tänzer (711) und Carriere (290) finden in der Stelle S. 192: „Wer befehlen soll, muß im Befehlen Seligkeit empfinden" ꝛc. eine Anspielung auf Napoleon. Indessen Faust's Sinn ist grade ein antikäsarischer, wie der Mark-Aurel's („Sieh zu, daß Du nicht verkäsert werdest") und der Friedrich's des Großen. An Diesen, und nicht an Napoleon, zu denken, zwingt uns die fast genau denselben Gedanken enthaltende Ironie „Warum ich Royalistin bin ꝛc." und deren Schluß: „Der alte Fritz wußte auch zu thun, durft' ihm Niemand heimlich sagen" (Sch., II. 387).

das Feld der sein Mannesalter demnächst ausfüllenden Thätigkeit. Der Bund mit Mephistopheles bringt es aber mit sich, daß auch in der wirklichen Schlacht vom Teufel geleitete Sinnestäuschungen, mithin wieder Phantasmen, mitwirken. An solchen Phantasmen ist der „Faust" reich. Erichtho hatte in dem Eingange der klassischen Walpurgisnacht die Vision der Pharsalischen Schlacht, welche an die dem Kaulbach'schen Gemälde zu Grunde liegende Sage von dem Hunnen-Geisterkampfe und an die fernere, von Pausanias (I. 32) überlieferte, von Ugo Foscolo in seinen Sepolcri wundervoll benutzte Sage von dem Trugbilde der Schlacht bei Marathon erinnert; hier verwandte Goethe dagegen die vielfachen Sagen von mitkämpfenden Geisterheeren (s. d. Note auf S. 198). Müllner führte in seinem „Yngurd" ebenso Napoleon's Siege auf einen Bund mit dem Teufel zurück, und denselben Gedanken variirte Goethe selbst in seinen „Zahmen Xenien" (Ged., III. 284). Die Evolutionen der Schlacht selbst sind so sehr der Wirklichkeit entsprechend, daß der Philologe Lucas (Ueber den dichterischen Plan von Goethe's Faust, Königsberger Schulprogramm, 1840, S. 16) die Schilderung einer Schlacht aus Plutarch's Timoleon, und ein neuerer Militärschriftsteller die der Schlacht von Königgrätz darin wiederzuerkennen glauben konnten.*)

*) M. Jähns in den Preuß. Jahrbüchern, November 1869, S. 505, bei Beschreibung des Kampfes an der Bistritz: „Ein wunderbares Schauspiel! Zug um Zug entsprach's der Schilderung jener Schlacht in Goethe's „Faust", in der die drei Gewaltigen den Gegenkaiser überwinden: „Dringend wiederholten Streichen" ꝛc. (S. 194) bis „Uns ist diese Schlacht gewonnen!" Das genaue Uebereinstimmen einer solchen poetischen Fiktion mit dem wirklichen Hergange der Schlacht von Königgrätz beweist das Topische und Einfache dieses großartigen Kampfes." Noch mehr beweist es die Wahrheit jener poetischen Fiktion.

Auch der Belehnungs-Akt (S. 205, Note) entspricht ganz den Lehnsformen. Die Worte, mit denen der Ritterschlag ertheilt wird, lauten gewöhnlich: „Empfange diesen Schlag und keinen weiteren! Besser Ritter als Knecht!“

Köstlin (S. 135) schließt die Erörterung dieses Akts mit den Worten: „Die Ausführung ist in kräftiger, meist klarer Sprache, in durchaus poetischer Freiheit und Heiterkeit der Stimmung gehalten. Selbst die drei „allegorischen Lumpen“ Raufebold, Habebald, Haltefest nebst Frau Eilebeute stören nicht; sie sind deutsche Landsknechte, alle drei Mephistophelisch unheimlich, aber durchaus charakteristisch individualisirt. Der Dichter, der das deutsche Reich in seiner ganzen unbehilflichen und machtlosen Pracht noch mit Augen sah, durfte dasselbe gewiß auch auf die Bühne bringen, und er hat dies mit einer Anschaulichkeit gethan, welche es nur bedauern läßt, daß er nicht auch sonst mehr dergleichen tragikomische historische Dramen unternommen hat.“

Fünfter Akt.*)

Der König Friedrich Wilhelm der Vierte von Preußen äußerte sich in einem Briefe an den Kanzler von Müller vom 23. Dezember 1832 über den muthmaßlichen Schluß

*) In dem Briefe an Zelter vom 24. Mai 1827 bezeichnete Goethe den „völligen Schluß“ des zweiten Theils von „Faust“ „als bereits „längst fertig“. Aus andern Aeußerungen und aus der Zusendung der Engel-Verse (S. 229) an Boisserée im April 1825 (s. meine S. 259) ist zu folgern, daß der größte Theil des fünften Akts in den Jahren von 1824 bis 1826, also gleichzeitig mit der Vollendung der „Helena“, ausgeführt ist. Der Anfang, die Scenen mit Philemon und Baucis, sollen jedoch in den Frühling 1831. Aenderungen und Zusätze datiren noch vom Januar und Februar 1832, wie die bei Düntzer (Kommentar, S. 109) abgedruckten Stellen des Goethe'schen Tagebuchs und der in der Vorbemerkung zum ersten Theil unsers Gedichts (S. IV) angeführte Brief

des „Faust“ nach den ihm gewordenen Andeutungen: „Faust wird Feldherr und schlägt des Kaisers Schlachten und erobert ihm Länder bis zum Meer; dann organisirt er dieselben für seinen güterlosen Herrn, wird eine Art Staatskanzler, gesetzgebert nach Herzenslust und mit bestem Erfolg, gründet ein Emporium für den Welthandel und läßt sich in seiner blühenden Schöpfung nieder.“*) Faust endigt den letzten Worten entsprechend im Wirken, im Schaffen, welches nach Niebuhr (Lebensnachr., I. 393) „das wahre Wesen des Lebens ist.“ Sowol dieser Gedanke selbst, als die Art seiner Ausführung haben vielfachen Widerspruch erfahren. Das Ungewöhnliche, meinte man, endige nun im Gewöhnlichen, die Ungemeinheit im Gemeinen, die Unbeschränktheit in Beschränktheit.**) Stolte (in der Vorrede seines „Faust“) spricht sogar von der „Arbeit eines Wasserbauinspektors“, während doch schon Dante in seiner „Hölle“ die Deichbauten der Brügger verherrlichte, von „Bauernverstand, alltäglichem ökonomischen Streben,“ und ein Geistlicher***) stellt Goethe's Schlusse die Frage entgegen: „Wäre denn wirklich der platteste Utilitarismus, der ordinärste Materialismus, eine Art socialistischer Himmel, der einzige Niederschlag des Welt und Himmel übersliegenden Idealismus?“ Aehnlich Andre. Selbst Cholevius findet Goethe's Worte: „Wer immer strebend sich

des Kanzlers v. Müller ergeben. Nach letzterm schrieb Goethe die Verse S. 225: „Es kann die Spur von meinen Erdetagen nicht in Aeonen untergehn“ sogar erst „wenige Wochen“ vor seinem am 22. März dieses Jahres erfolgenden Tode.

*) Vollständig findet sich der Brief b. Düntzer, Komm., S. 110.

**) Blatt. f. lit. Unterh., 1851, Nr. 70.

***) Schwartzkopff. Goethe's Faust, Shakespeare's Macbeth und König Lear im Lichte des Evangelii. Schönebeck, 1868, S. 46.

bemüht, den können wir erlösen" (S. 237) leer.*) In „ordinärstem Materialismus" endigt das Gedicht nun eben nicht. Millionen Menschen Land und Freiheit zu gewähren, ist nicht grade ordinär, noch Sache eines Wasserbauinspektors. Wie kann der „Welt und Himmel überfliegende Idealismus" des Faust anders berichtigt werden als durch einen auf der Erde weilenden Realismus? Idealismus und Realismus, Wissenschaft und Leben, Vernunft und Freiheit sind ja nicht unvereinbare Gegensätze, sondern nur verschiedene Seiten derselben Wahrheit. Wer das Eine will, will damit auch das Andre. Faust hat es im ersten Theil wiederholt ausgesprochen, daß ihm das Gedankenleben nicht genügt, daß er nach Wirklichkeit des Daseins, daß er Thaten verlangt.**) Der indischen Anschauung ist das Betrachten das Höchste, der abendländischen die Uebung des Vernünftigen, auf der die dem Orient fremde Entwicklung des Menschengeschlechts beruht. Die occidentalischen

*) Selbstverständlich kommt es auf die Beschaffenheit des Strebens an. Das brauchte aber nicht hervorgehoben zu werden, so wenig in dem analogen Worte des Evangeliums: „Suchet, so werdet Ihr finden" rc. ausgedrückt ist, wonach wir suchen sollen, wo wir anklopfen sollen, was wir finden werden, was uns aufgethan werden wird. — Wenn Stolle Beziehungen auf Amerika in unserm letzten Akt „dem Dichter nur untergelegt" erachtet, so ist zwar das richtig, daß eine direkte Beziehung auf Nordamerika fehlt; es ist aber zu bedenken, daß das Utopien der „Wanderjahre" ausdrücklich an Amerika anknüpft, und daß die auf dem Altruismus ruhende, realistische Weltanschauung Goethe's in seinen ganz gleichzeitigen beiden letzten großen Dichtungen auch im Wesentlichen zu denselben Resultate gelangen muß.

**) Goethe's schon sehr vergessener Gegner Pustkuchen, — an den Goethe jedoch hier S. 229 bei den „pustenden Püstrichen" sicherlich nicht gedacht hat, die Carriere meint (S. 259), — drückt diesen Uebergang sehr gut aus: „Das gigantisch Göttliche dringt selbst in das Herz, und mit allem verschwinden Raum nicht zufrieden, weitet und dringt dasselbe und sucht zuletzt Ruhe in dem Strome kühner Thaten" (Wanderjahre, I. 241).

Kulturideen können nur in der Hinwendung zur Realität, nicht in der Abwendung von ihr erfüllt werden. Durch diese Kulturideen läßt Goethe seinen Faust die finstre Erdenmacht, die Unfreiheit des Daseins und den im Mephistopheles verkörperten und in den voraufgegangenen Szenen seiner Tragödie von den verschiedensten Seiten dargestellten nächtlichen Naturdämonismus endlich überwinden und ihn, nicht im Geiste der Weltentsagung der indischen Büßer, noch überhaupt in Buße oder in Schopenhauer'scher Verneinung, sondern in der Hoffnungsseligkeit des Evangelii endigen.

In den ersten Szenen des fünften Akts ist ein utopisches Reich der Freiheit dem zerfallenden Mittelalter des vierten Aktes entgegengestellt, das befreiende Meer, die Hansa, Friesland oder Holland der binnenländischen Territorialverkümmerung. Ohne das Schisma und den Verfall des Reichs wäre die Belehnung Faust's mit der Meeresküste und die Besiedelung des dem Meere abgerungenen Küstenstrichs nicht möglich gewesen. So blüht auch hier neues Leben aus den Ruinen. Wie im Alterthum und wie noch heute vollzieht sich der Entwicklungsprozeß der Kultur im Wege der Kolonisation. Der Abenteurer Faust endigt als Ansiedler. Die Prometheischen, mit der ersten Konzeption des „Faust" gleichzeitigen Ideen des jungen Goethe*) kehrten in diesem Schlusse zurück. Faust muß sich wie Herkules, der Arbeitsheld des Alterthums, den Himmel durch große Thaten verdienen, er muß Sümpfe austrocknen und die Erde zur Wohnstätte des Menschen bereiten, ehe ihn Hebe in den Olymp einführen kann. Das „Staub-

*) H. Hettner, III. 182; Gottschall, I. 116 ff.

fressen," welches Mephistopheles ihm schon in dem „Prologe im Himmel" zugedacht, wird zu einem Menschen beglückenden Staubwirken. „Aus dieser Erde quillen seine Freuden." In dem zu Anfang der „Hexenküche" verschmähten „Hacken und Graben" liegt, recht verstanden, die Erlösung des schönen Egoisten, der wahre Stein der Weisen; „die Bauernarbeit macht ihn groß" (vergl. S. 15, Z. 34, 35*). Die Diesseitigkeit des Wirkens kann Goethe hier nicht genug betonen, und um seinen Gedanken ganz deutlich zu machen,**) daß die Seligkeit des Jenseits nur so verdient werde, oder, wie Schnetger (112) sich geistvoll ausdrückt, „daß aus derselben Wurzel, aus welcher dieser Augenblick diesseitigen Glückes, auch die ewige Dauer des jenseitigen herauswachse," läßt er Faust noch kurz vor seinem Tode der „Sorge" jene den meisten Erklärern anstößigen Worte zurufen: „Nach drüben ist die Aussicht uns verrannt; Thor, wer dorthin die Augen blinzend richtet" ꝛc. Geographisch muß die Küste am Adriatischen Meere liegen, da sie ja Faust auf der Rückkehr von Griechenland nach Deutschland zuerst sah (S. 179, und Köstlin 132). Man könnte also an Venedig denken. Cholevius (II. 322) erinnert an den dem Wasser abgewonnenen Boden, auf welchem Petersburg steht. Vollständig harmonirt mit der Goethe'schen Darstellung aber nur die Bildung und Erhaltung von Ländern wie Holland, und Faust mit seinen Genossen kann mit den

*) Pred. Salomo, III. 22: „Nichts besser, denn daß der Mensch fröhlich sei in seiner Arbeit; denn das ist sein Theil."

**) Aehnlich ist der Sinn seines Spruchs (Geb., II. 315):

Willst Du ins Unendliche schreiten,
Geh nur im Endlichen nach allen Seiten.

Holländern sagen: Gott hat das Meer gemacht, wir aber das Land.*) Die Völkerfreiheit ist auf diesem Boden nur die Frucht des steten Kampfes: „Nur Der verdient sich Freiheit wie das Leben, der täglich sie erobern muß",**) und dieser ächt Goethe'sche Gedanke ist nur eine Wiederholung der dichterisch tiefen und im Grunde auch juristisch korrekten Auffassung des Eigenthums im ersten Theile: „Was Du ererbt von Deinen Vätern hast, erwirb es, um es zu besitzen."

Auch das gegen Philemon und Baucis verübte Unrecht wird getadelt und Faust die Mühle zu Sanssouci entgegengehalten, oder auch die gar nicht hierher gehörige „Geschichte vom Müller Arnold" (Gruppe, IV. 496). Man wird jedoch von Goethe nicht die Darstellung des Ideals eines vollkommnen Menschen verlangen. So lange Faust lebt, befreit er sich nicht von der Schuld, ein Mensch zu sein. Die Tragik alles Thuns, daß selbst der aus den höchsten und reinsten Zwecken handelnde Mensch, weil er handelt, auch fehlt und schuldig wird, ist in jenen Szenen unnachahmlich schön dargestellt. Es weht darin ein Hauch primitivster Poesie, wie sonst nirgends im zweiten Theil des „Faust".***) Auch in Prosa hat Goethe

*) Sehr treffend vergleicht G. Freytag Friedrich den Großen mit dem Sümpfe austrocknenden und Kanäle ziehenden Faust: „Und als Goethe, selbst ein Greis, sein letztes Drama schloß, da stieg ihm wieder die Gestalt des alten Königs in sein Gedicht hernieder, und sein Faust verwandelte sich ihm in den ruhelos schaffenden, rücksichtslos herrschenden Herrn, der an der Weichsel durch das Sumpfland seine Kanäle zieht" (Bilder ꝛc., III. 408).

**) Walther Fürst in Schiller's „Tell" ähnlich:

Dann erst genieß' ich meines Lebens recht,
Wenn ich mir's jeden Tag aufs Neu' erbeute.

***) Die Worte des Chors, S. 219: „Gehorche willig der Gewalt" ꝛc. hat Köstlin (S. 141) merkwürdigerweise dahin verstanden: „Rufe die bösen Ge-

darauf hingewiesen, wie in den **nothwendigen** Entwicklungen der realen Welt die Idylle gestört und zerstört wird. Umgekehrt sagt B. Auerbach: „Das selig stille Glück stirbt nicht, es siedelt sich hart neben den unbeugsamen eisernen Geleisen der neuen Zeit an" (Sträflinge).

Die Vier grauen Weiber sind Verwandte der in Spenser's „Feenkönigin" auftretenden Hexen: Neid, Schadenfreude und Verleumdung. Die Frau Sorge kennt auch Hans Sachs, und Gruppe (IV. 496) erinnert treffend an Herder's Gedicht „das Kind der Sorge", wonach der Mensch „im Leben" seiner Mutter, „der Sorge," gehört, nach dem Tode aber Jupiter den Geist und Tellus die Gebeine erhält. (Zerstr. Blätter, III. 1787, nach der Erzählung des Hyginus, 220.)

Das Anhauchen des Gespenstes entspricht der Vorstellung der germanischen und der orientalischen Völker von dem Anhauchen der bösen Geister, auf welches alle Krankheit zurückgeführt wird.

In der nun folgenden Szene im Vorhofe des Palastes ist der **Geist der Handlung**, nicht die reale Handlung, das Entscheidende. Das innere Licht des erblindeten Faust scheint heller als das des sehenden. Für seinen Seelenzustand ist es gleichgiltig, daß seine Befehle unausgeführt bleiben. Schon durch die Absicht ist er gerettet. Und andrerseits ist auch seine irdische Schöpfung nicht so hinfällig und vergänglich, als Mephistopheles, der sich auch

wollen nicht; rufest Du sie aber, so sei gelobt, dem ihnen selber ins Antlitz mit hineingegossen zu werden!" Uns scheint darin nur gesagt zu sein, daß sie sich seinem Herrn ganz hingebende Diener Gesahr laufe, schließlich bedeutungslos und selbst geopfert zu werden. — Auch Klinger's Faust will nur den Tribut pressen, während der Teufel darin Unschuldige verderben läßt (S. 354).

hier selbst betrügt, und den die Kolonisten ebenso überwinden werden, wie ihn Faust überwindet, es uns glauben machen will. Von der den Kampf der Engel und Teufel schildernden Szene (bis S. 233), welche die Schrecken des Todes in Anmuth kleidet, sagt Köstlin (S. 146): „Eine gewagtere und gelungnere Mischung von Erhabenheit und Komik, von Ernst und burleskem Humor hat die neuere Poesie nirgends aufzuweisen.“ Auch für uns ist diese Szene des „Rosenwunders“ das höchste Muster der im „Faust“ angewandten komödischen Behandlung des Erhabenen; vergleichen läßt sich damit nichts weder in Shakspeare noch in Dante, und nur Michel Angelo möchte daneben zu nennen sein.*)

Dieser Kampf der Engel und Teufel, welcher, wie der „Prolog im Himmel“ und der Schluß der Theophilus- und Juttasagen, auf der kosmisch-theologischen Idee beruht, daß die Himmlischen in den Schicksalen der Menschen ihre eignen Interessen wahrnehmen, führt hinüber in das Oratorium des Schlusses. Die Strophe der Engel (S. 237): „Gerettet ist das edle Glied der Geisterwelt vom Bösen ꝛc.“ enthält nach Goethe's Worten bei Eckermann (II. 318) „den Schlüssel zu Faust's Rettung. In Faust selber eine immer höhere und reinere Thätigkeit bis ans Ende, und von oben die ihm zu Hilfe kommende ewige Liebe. Es steht dies mit unsrer religiösen Vor-

*) Von Blockhorst existirt im Museum zu Köln ein den Kampf Satan's mit dem Erzengel Michael um Moses darstellendes Gemälde; drei Engel tragen Mosis Leiche davon. — Der Ausdruck „Zirletanz“ (S. 228) findet sich schon im 17. Jahrhundert bei Bödeker (S. 265). — Dem „Höllenraben“, dem mit „Eckzähnen“ versehenen „Schlunde“ (S. 227) liegt der Genus caurions (Jesaias, 5. 14) zu Grunde. (Grimm, Myth., 991 u. 992.)

stellung durchaus in Harmonie, nach welcher wir nicht blos durch eigne Kraft selig werden, sondern durch die hinzukommende göttliche Gnade." Gretchen-Beatrice, die schon im ersten Theile vor dem Bilde der Maria, dem Ideale ihrer Seele, betete, ist die Fürbitterin für Faust. „Die ganze Schlußszene," sagt Schnetger in seiner ausgezeichneten Deutung dieses Akts (S. 217), „zeigt uns ein allgemeines Aufwärtsklimmen von Liebenden, denen Liebende die Hand bieten." Dies geschieht auf den verschiedenen Stufen des Läuterungsberges.*) Das dem menschlichen Erbarmungsbedürfnisse entsprechende Schlußwort „das Ewig-Weibliche zieht uns hinan" bezeichnet nach Goethe's angeführten Worten eben die ewige Liebe.**)

*) S. Dante, Jahrbuch von Scartazzini und Witte, II. 1868. — Die Verse des Chors (S. 233) sollen das Echo wiedergeben. — Löwen (S. 234) sind in den ältern Legenden gottgeweihte Thiere. Den Zosimas z. B. unterstützte ein Löwe der Wüste freiwillig bei der Bestattung der Maria Aegyptiaca. — Faust's „Unsterbliches" (S. 237) nannte Goethe ursprünglich „Entelechie" wie gleichzeitig im 15. Kap., Buch 3 der „Wanderjahre" Makariens Seele. Vergl. Leibniz, praef. in Theodicaeam: Animam esse Entelechiam ipsam sive principium activum et consequenter principium actionis animabus inesse; Aristoteles: ψυχή ἐστιν ἐντελέχεια ἡ πρώτη σώματος φυσικοῦ δυνάμει ζωὴν ἐχοντος (de an., 2, 4, 4). — Unter „Mitternachtsgebornen" (S. 236) sind vielleicht die nicht getauften Kinder gemeint, welche sich bei Dante (Inf., Canto II) im Vorhof der Hölle befinden. Der Pred Salomo (4. 3) preist die ungebornen Kinder.

**) Dies „Ewig-Weibliche" hat zu sehr gesuchten Erklärungen Veranlassung gegeben. Selbst im Plutarch (De Iside et Osiride, cap. 53: Est ergo Isis naturae ea pars, quae quasi feminina omnes in se recipit ortus, tanquam nutrix quaedam et omnium communi receptaculum a Platone dicta) hat man die Quelle zu finden geglaubt. Diese Stelle ist aber eher auf die „Mütter" des ersten Akts als auf das „Ewig-Weibliche" zu deuten. Das „Ewig-Weibliche" ist vielmehr in Goethe's Munde nur ein anderer Ausdruck für die „ewige Liebe", wie Faust's Seele sein „Unsterbliches", Helena's Körper ihr „Körperliches" genannt werden. Goethe lehnte sich bei dieser Vermeidung der Substantive

Das Evangelium sagt dasselbe (1. Korinther, 13. 8): „Die Liebe hört nimmer auf, so doch die Weissagungen aufhören werden und die Sprachen aufhören werden und die Erkenntniß

---

bewußt an den substantivischen Gebrauch des Adjektivs im Griechischen an (z. B. die Schönheit τὸ καλόν). Goethe hat, wenn auch nicht ausdrücklich diesen Gebrauch der Adjektiva, so doch den des Infinitivs und des Partizips, wovon sich im zweiten Theil des „Faust" gleichfalls viele Beispiele finden, in folgender Stelle motivirt: „Das Griechische ist durchaus naiver, zu einem natürlichen, heitern, geistreichen, ästhetischen Vortrag glücklicher Naturanschauen viel geschickter. Die Art, durch Verba, besonders durch Infinitiven und Partizipien zu sprechen, macht jeden Ausdruck lößlich; es wird eigentlich durch das Wort nichts bestimmt, beyfählt (dopault) und festgesetzt; es ist nur eine Andeutung, um den Gegenstand in der Einbildungskraft hervorzurufen. Die lateinische Sprache wird dagegen durch den Gebrauch der Substantiven entscheidend und befehlshaberisch. Der Begriff ist im Worte erstarrt, mit welchem nun als mit einem wirklichen Wesen verfahren wird" (Gesch. der Farbenlehre, Abth. 3, Scaliger). Auch das Italienische und das Französische haben eine Vorliebe für die Infinitive, ebenso auch die letztere Sprache für die substantivischen Adjektive (die Gegenwart le present, die Zukunft le futur, die Kälte le froid u. s. w.). Die Staël bemerkt von den Infinitiven insbesondere, ganz in Uebereinstimmung mit Goethe: „Le vivre, le vouloir, le sentir sont des expressions moins abstraites que la vie, la volonté, le sentiment, et tout ce qui tend à changer la pensée en action, donne toujours plus de mouvement au style" (De l'Allemagne, p. 141).

Der Sprache der Engel in der Schlußszene (z. B. der Strophe S. 238: „Uns bleibt ein Erdenrest" ꝛc.) macht Gruppe (IV. 505) Vorwürfe, die wir für ganz unbegründet halten. Er sagt: „Jeder zurechnungsfähige Dichter hätte doch hier Phantasie und Sprache aufgeboten." Gott sei Dank, daß Goethe einfach und natürlich blieb. Seine große Enthaltsamkeit gerade in der Zeichnung der Engel ist über alles Lob erhaben und bekundet eben den Meister, während nur Pfuscher und Dilettanten nach Gruppe's Rezept verfahren können. „Es ist dem Verführerischen, das in derzeichen Schilderungen liegt, auszuweichen," lautet Lucian's goldene Regel. „Siehst Du doch, wie der großartige Homer es in diesem Punkte macht. Obgleich Dichter, geht er doch bei der Beschreibung der Unterwelt an Tantalus, Ixion u. A. schnell vorbei" ꝛc. (Von der Geschichtsschreibung, IV. 179). — Ueber die Aegyptische Maria (S. 241) enthält ein reiches und interessantes Material die Annotatio in Plotin de pulchritudine in der Creuzer'schen Ausgabe, S. 224 ff.

aufhören wird." Mit dem Tode ist nur die Natur fertig, nicht der Mensch, und die Liebe ist stärker als der Tod.

Auch Luther (in: Ein Sermon von dem Neuen Testament, 1520) bemerkt bei der Erörterung der in dem Paradiese (I. Mose, 3. 15) gestifteten Feindschaft zwischen Eva und Mephistopheles' „Muhme, der berühmten Schlange", (Theil I, S. 13): „In welchen Worten, wiewol dunkel, Gott verspricht Hilfe der menschlichen Natur, daß durch ein Weib der Teufel sollte wieder überwunden werden."

Julian Schmidt hat gegen die Worte der drei Büßerinnen, daß Gretchen „sich einmal nur vergessen", Bedenken erhoben (I. 93), da ihr der Kindsmord nicht angerechnet werde. Doch ist hier an das Wort zu erinnern:

Und Schuld beginnt erst, wo die Fehle
Beistimmung finden in der Seele.

Jenen Mord hat Gretchen im unzurechnungsfähigen Zustande begangen, und sie wird dessen zwar auf der Erde, jedoch nicht im Himmel geziehen (Schnetger, 19. Note).

In Uebereinstimmung mit Rosenkranz (oben S. XXII) findet Köstlin (143) in den Reden des Pater ecstaticus, des Pater profundus und vor Allem in denen des Doctor Marianus die treffendste und großartigste Reproduktion des ascetischen Buß- und Liebesschmerzes des Mittelalters sowie der glühenden Begeisterung seiner Marienverehrung. Daß auch die Sehnsucht nach Reinigung und Versöhnung ausgesprochen werde, sei nirgends mehr an der Stelle als in diesem Gedichte, welches die Verstrickung des Geistes in „der Gelüste Ketten" und deren Jammer so ergreifend geschildert, eine Sehnsucht, welche nicht besser habe ausgedrückt werden

können als im Anschluß an die klassische Zeit ascetischer Mystik.*)

Wir verzichten darauf, die allgemeine Idee des Faustgedichts zu formuliren, da wir nach dem Vorhergesagten glauben, daß dasselbe nur konkret aus bestimmten nationalen und historischen Voraussetzungen zu erklären ist.

Wir führen jedoch zwei neuere Erklärungen an. Der Berner Professor Karl Hagen**) findet die Faustidee in der

*) Sehr verschieden lautete beim ersten Erscheinen des Werks ein allerdings von Goethe's grundsätzlichem Opponenten W. Menzel herrührendes Urtheil, welches die langsame Wirkung großer Kunstwerke, von welcher Loeve in Goethe's Lebensgeschichte (II. 262) spricht, zu veranschaulichen geeignet ist. Menzel sagt von unserer Schlußszene: „Goethe stellt uns in der That den christlichen Himmel als die Hofhaltung einer heitern Königin dar, etwa wie den Hof der seligen Maria Antoinette. Wir sehen um sie nur Hofdamen und Pagen, als größere und kleinere Engel. Kein Mann ist im ganzen Himmel zu sehen als am Eingange einige anbetende Mystiker, als ergebene Portiers. Nun wird der arme Sünder eingeführt; es ist Claviga oder Weislingen oder Faust, gleichviel er ist hübsch; eine junge Hofdame bittet für ihn, die Himmelskönigin lächelt, und die Sinekure im Himmel ist sein, mögen hunderttausend arme Sünder, die weniger vornehm sind, drunten in der Hölle für ihn büßen" ꝛc. (Literatur-blatt des Morgenblattes, Nr. 47, 6. Mai 1833). Dagegen schon 1849 die Stimme des Entzückens: „Die letzte Szene muß zu dem Schwungvollsten und Bezeichnendsten des Ganzen gezählt werden. In den Stimmungen, die hier ausgesprochen sind, ist ein wahrer Abschluß gegeben. Hier öffnet sich der Himmel nach all dem irdischen Ringen und Kämpfen, das vorangegangen ist, und wir treten ein in die Regionen des ewigen Friedens. — Nur wer mit dem späteren Goethe schon vertraut ist, wird hier das unter der Asche lodernde Feuer, wird die erhabenste Begeisterung empfinden, wird erkennen, daß diese Schlußszene einzig in ihrer Art dasteht und in aller Poesie vielleicht nur mit Dante's „Paradies" verglichen werden kann. Es ist ein unbeschreiblich schöner Gedanke, wie es die verklärte Liebe Gretchens ist, welche dem großen Faust, dem Heros der Menschheit, entgegenkommt und ihn in die höheren Sphären der Vollendung einführt" (Franz Brendel, Neue Zeitschr. f. Musik, 12. Sept. 1849, XXXI. Nr. 23).

**) Reden und Vorträge. Bern und Solothurn 1861, S. 193.

Darstellung der der Bewegung, dem rastlosen Fortschritte, der nie ruhenden und nie befriedigten Thätigkeit zugewendeten Seite der Menschheit, in der Darlegung der Gefahren des daraus hervorgehenden ungebändigten Strebens, und die Lösung des Problems in dem Gedanken, daß die Menschheit, auch wenn ihr gewaltiger Forschungstrieb und Thatendrang ausarte, sich am Ende doch wieder selbst regulire.

Die Lösung würde hiernach in dem Finden des dem Menschengeiste und der Menschennatur immanenten Maaßes bestehn.

Auch Köstlin hat über die „Idee des Ganzen" in seinem mehrerwähnten Buche (S. 150) eingehende Untersuchungen angestellt, leugnet jedoch die Berechtigung zur Annahme einer solchen „allgemeinen philosophischen Idee". Er hebt hervor, daß „Faust" kein Weltbild, kein Menschenbild überhaupt, sondern ein Zeitbild sei: das Gedicht stelle das Individuum, in welchem das Streben nach ächter und allseitiger menschlicher Befriedigung erwacht sei, dar in einer Epoche und einer Umgebung, welche seinem Bestreben die Befriedigung versagen; diese Situation gebe dem Gedichte immer einen spezifischen, individuellen Lokal- und Zeitcharakter. Wolle man aber das Zeit- und Charakterbild in ein Tendenzgedicht umsetzen und so seinen ethischen Gedankengehalt herausziehen, so sei es nicht eigentlich das philosophische oder religiöse Evangelium der Versöhnung des Endlichen mit dem Unendlichen, des Menschen mit der Gottheit, sondern das Evangelium der Versöhnung des Subjekts mit dem Leben, das Faust predige (S. 165); während in Götz, Werther, Tasso die nach Befriedigung im Leben strebende Freiheit scheitere, dringe sie in Faust,

dem allein ganz gesund männlichen unter Goethe's dramatischen Helden, zum Siege durch. Alles, was einzelne Geister, was Lessing und Winckelmann, Goethe und Schiller, was Romantiker und Philosophen, Naturforscher und Künstler, was die Nation überhaupt vom vorigen Jahrhundert an zu dem Heraustreten aus der Selbst-, Natur- und Welt-entfremdung der Zeiten der Erniedrigung seit dem dreißigjährigen Kriege getrieben, Alles, was man auch jetzt noch erst zu gewinnen und zu vollbringen strebe in innerer und äußerer Befreiung, in wahrer Bildung und Lebensverschönerung, im Herauskommen aus unfruchtbarer Theorie zu lebendiger Anschauung und werkthätiger Praxis, das Alles sei in „Faust" zusammengedrängt, spiegele in ihm poetisch individualisirt, ethisch verklärt sich ab.

Indem wir hiermit unsre Vorbemerkung schließen, erwähnen wir, unter Bezugnahme auf eine Mittheilung im Berliner Conversationsblatt 1827 (Nr. 139, S. 556), noch berichtigend und ergänzend zu dem unten (S. 246) über die im Anhange abgedruckte Szene „Zwei Teufelchen und Amor" Gesagten, daß dieselbe in der Bearbeitung des ersten Theils unsrer Tragödie als Oratorium ihre Stelle am Schlusse der Gartenszene finden sollte, mithin als eine Allegorie der in dem Liebesverhältnisse Faust's mit Gretchen sich bekämpfenden Mächte gemeint war.

Berlin, im Januar 1870.

Der Tragödie

Zweiter Theil.

In fünf Akten.

Erſter Akt.

Anmuthige Gegend.

Fauſt auf blumigen Raſen gebettet, ermüdet, unruhig, ſchlafſuchend.

Dämmerung.*)

Geiſterkreis**) ſchwebend bewegt, anmuthige kleine Geſtalten.

Ariel. (Geſang, von Aeolsharfen begleitet.)

Wenn der Blüthen Frühlingsregen
Ueber Alle ſchwebend ſinkt,
Wenn der Felder grüner Segen
Allen Erdgebornen blinkt:
Kleiner Elfen Geiſtergröße
Eilet, wo ſie helfen kann;
Ob er heilig, ob er böſe,
Jammert ſie der Unglücksmann.

Die Ihr dies Haupt umſchwebt im luft'gen Kreiſe,
Erzeigt Euch hier nach edler Elfen Weiſe,
Beſänftiget des Herzens grimmen Strauß,
Entfernt des Vorwurfs glühend bittre Pfeile,
Sein Innres reinigt von erlebtem Graus.
Vier ſind die Pauſen nächt'ger Weile,
Nun ohne Säumen füllt ſie freundlich aus!***)
Erſt ſenkt ſein Haupt aufs kühle Polſter nieder,
Dann badet ihn im Thau aus Lethe's Fluth;
Gelenk ſind bald die krampferſtarrten Glieder,

*) Morgendämmerung.
**) Der aus dem Intermezzo der Walpurgisnacht bekannte Sylphe Ariel mit ſeinen Elfen.
***) Die vier Abſchnitte (Pauſen) der Nacht entſprechen den vier römiſchen Vigilien von je drei Stunden. Die folgenden vier verſchiedenen Befehle Ariel's werden in den korreſpondirenden vier Strophen des Chors als bereits ausgeführt bezeichnet.

Wenn er gestärkt dem Tag entgegenruht;
Vollbringt der Elfen schönste Pflicht,
Gebt ihn zurück dem heil'gen Licht!

Chor. (Einzeln, zu Zweien und Vielen, abwechselnd und gesammelt.)

*) Wenn sich lau die Lüfte füllen
Um den grünumschränkten Plan,
Süße Düfte, Nebelhüllen
Senkt die Dämmerung heran;
Lispelt leise süßen Frieden,
Wiegt das Herz in Kindesruh
Und den Augen dieses Müden
Schließt des Tages Pforte**) zu.

Nacht ist schon hereingesunken,
Schließt sich heilig Stern an Stern;
Große Lichter, kleine Funken
Glitzern nah und glänzen fern;
Glitzern hier im See sich spiegelnd,
Glänzen droben klarer Nacht;
Tiefsten Ruhens Glück besiegelnd,
Herrscht des Mondes volle Pracht.

Schon verleschen sind die Stunden,***)
Hingeschwunden Schmerz und Glück;
Fühl es vor! Du wirst gesunden;
Dämme neuem Tagesblick.
Täler grünen, Hügel schwellen,
Büschen sich zu Schattenruh,
Und in schwanken Silberwellen
Wogt die Saat der Ernte zu.

Wünsch um Wünsche zu erlangen,
Schaue nach dem Glanze†) dort!
Leise bist Du nur umfangen,
Schlaf ist Schale, wirf sie fort!
Stumme nicht, Dich zu erwerben,

*) Im Manuskripte (8 freie Strophe überschrieben Serenade, die folgende Notturno (I. Stornello in Europa. 1880. Nr. 64.

**) Die Augenlider Meyer: Sennenthor; nämlich Lothaurea die Augen (Tauper).

***) Im Manuskripte ist diese Strophe Mattutino Morgengesang, die folgende Romanze überschrieben (I. die erste Note dieser Seite).

†) Der Morgenröte reichen Zier Wunscherfüllung. „Wunsch um Wünsche" für „einen Wunsch nach dem andern". Gérard de Nerval sah irrigen „Wunsch" für ein Imperativ an: Wünsche, Wünsche zu erlangen, und übersetzte demgemäß. Axe le désir d'avoir des désirs (Paris 1867).

Wenn die Menge sausernd schweift;
Alles kann der Edle leisten,
Der versteht und rasch ergreift.

(Ungeheures Getöse verkündet das Herannahen der Sonne.*)

Ariel. Horchet! Horcht dem Sturm der Horen!
Tönend wird für Geisteschren
Schon der neue Tag geboren.
Felsenthore knarren rasselnd,
Phöbus' Räder rollen prasselnd;
Welch Getöse bringt das Licht!
Es trommetet, es posaunet,
Auge blinzt, und Ohr erstaunet,
Unerhörtes hört sich nicht.
Schlüpfet zu den Blumenkronen,
Tiefer, tiefer, still zu wohnen,
In die Felsen, unters Laub;
Trifft es Euch, so seid Ihr taub.

Faust. **) Des Lebens Pulse schlagen frisch lebendig,
Aether'sche Dämmrung milde zu begrüßen;
Du, Erde, warst auch diese Nacht beständig
Und athmest neu erquickt zu meinen Füßen,
Beginnest schon mit Lust mich zu umgeben,
Du regst und rührst ein kräftiges Beschließen,
Zum höchsten Dasein immerfort zu streben. —
In Dämmerschein liegt schon die Welt erschlossen,
Der Wald ertönt von tausendstimm'gem Leben,
Thal aus, Thal ein ist Nebelstreif ergossen;
Doch senkt sich Himmelsklarheit in die Tiefen,
Und Zweig' und Aeste, frisch erquickt, entsprossen
Dem duft'gen Abgrund, wo versenkt sie schliefen;
Auch Farb' an Farbe klärt sich los vom Grunde,
Wo Blum' und Blatt von Zitterperle triefen.
Ein Paradies wird um mich her die Runde.

*) Nach einer allgemein verbreiteten Vorstellung ist der Sonnenaufgang mit einem Tönen und Rauschen verbunden (Sphärenmusik). S. Grimm, Mythol. S. 430 und Homer's Ilias V, 749 und VIII, 395. Wie Tänzer bemerkt, bricht auch in Ossian's „Temora" die Sonne tönend aus den Wogen hervor.

**) Nach Eckermann (III, 168) führte Goethe selbst die in den nachfolgenden Terzinen gegebene Schilderung des Sonnenaufgangs im Gebirge auf die in seinen Schweizer Reisen (besonders 1797) empfangenen Eindrücke zurück.

Hinausgeschaut! — Der Berge Gipfelriesen
Verkünden schon die feierlichste Stunde;
Sie dürfen früh des ew'gen Lichts genießen,
Das später sich zu uns hernieder wendet.
Jetzt zu der Alpe grüngesenkten Wiesen
Wird neuer Glanz und Deutlichkeit gespendet,
Und stufenweis herab ist es gelungen; —
Sie tritt hervor! — und, leider schon geblendet,
Kehr' ich mich weg, vom Augenschmerz durchdrungen.

So ist es also, wenn ein sehnend Hoffen
Dem höchsten Wunsch sich traulich zugerungen,
Erfüllungspforten findet flügeloffen;
Nun aber bricht aus jenen ew'gen Gründen
Ein Flammenübermaaß, wir stehn betroffen;
Des Lebens Fackel wollten wir entzünden,
Ein Feuermeer umschlingt uns, welch ein Feuer!
Ist's Lieb', ist's Haß, die glühend uns umwinden,
Mit Schmerz und Freuden wechselnd ungeheuer,
So daß wir wieder nach der Erde blicken,
Zu bergen uns in jugendlichstem Schleier?

So bleibe denn die Sonne mir im Rücken!
Der Wassersturz, das Felsenriff durchbrausend,
Ihn schau' ich an mit wachsendem Entzücken.
Von Sturz in Stürzen wälzt er jetzt in tausend,
Dann abertausend Strömen sich ergießend,
Hoch in die Lüfte Schaum an Schäume sausend.
Allein wie herrlich, diesem Sturm entsprießend,
Wölbt sich des bunten Bogens Wechselbauer,
Bald rein gezeichnet, bald in Luft zerfließend,
Umher verbreitend duftig kühle Schauer!
Der spiegelt ab das menschliche Bestreben.
Ihm sinne nach, und Du begreifst genauer:
Am farb'gen Abglanz haben wir das Leben.

Kaiserliche Pfalz.*)

Saal des Thrones.

Staatsrath in Erwartung des Kaisers.

Trompeten.

Hofgesinde aller Art, prächtig gekleidet, tritt ein. Der Kaiser gelangt auf den Thron; zu seiner Rechten der Astrolog.

Kaiser. Ich grüße die Getreuen, Lieben,
Versammelt aus der Näh' und Weite; —
Den Weisen seh' ich mir zur Seite,
Allein wo ist der Narr geblieben?

Junker. Gleich hinter Deiner Mantelschleppe
Stürzt' er zusammen auf der Treppe;
Man trug hinweg das Fettgewicht,
Todt oder trunken, weiß man nicht.

Zweiter Junker. Sogleich mit wunderbarer Schnelle
Drängt sich ein Andrer an die Stelle;
Gar köstlich ist er aufgeputzt,
Doch fratzenhaft, daß Jeder stutzt;
Die Wache hält ihm an der Schwelle
Kreuzweis die Hellebarden vor —
Da ist er doch, der kühne Thor!

Mephistopheles (am Throne kniend).
Was ist verwünscht und stets willkommen?
Was ist ersehnt und stets verjagt?
Was immerfort in Schutz genommen?
Was hart gescholten und verklagt?
Wen darfst Du nicht herbeiberufen?
Wen höret Jeder gern genannt?
Was naht sich Deines Thrones Stufen?
Was hat sich selbst hinweggebannt?

Kaiser. Für diesmal spare Deine Worte!
Hier sind die Räthsel nicht am Orte,
Das ist die Sache dieser Herrn. —**)
Da löse Du! Das hört' ich gern.
Mein alter Narr ging, fürcht' ich, weit ins Weite;
Nimm seinen Platz und komm an meine Seite.

(Mephistopheles steigt hinauf und stellt sich zur Linken.)

*) Pfalz ist die ältere deutsche Form von Palast (palatium).
**) Der Staatsräthe.

Gemurmel der Menge. Ein neuer Narr — Zu neuer Pein —
Wo kommt er her — Wie kam er ein —
Der alte fiel — Der hat verthan —
Es war ein Faß — Nun ist's ein Span —

Kaiser. Und also, Ihr Getreuen, Lieben,
Willkommen aus der Näh' und Ferne,
Ihr sammelt Euch mit günst'gem Sterne;
Da droben ist uns Glück und Heil geschrieben.
Doch sagt, warum in diesen Tagen,
Wo wir der Sorgen uns entschlagen,
Schönkärte mummenschänzlich tragen
Und Heitres nur genießen wollten,
Warum wir uns rathschlagend quälen sollten?
Doch weil Ihr meint, es ging' nicht anders an,
Geschehen ist's, so sei's gethan!

Kanzler. Die höchste Tugend, wie ein Heil'genschein,
Umgiebt des Kaisers Haupt, nur er allein
Vermag sie giltig auszuüben:
Gerechtigkeit! — Was alle Menschen lieben,
Was alle fordern, wünschen, schwer entbehren,
Es liegt an ihm, dem Volk es zu gewähren.
Doch ach, was hilft dem Menschengeist Verstand,
Dem Herzen Güte, Billigkeit der Hand,
Wenn's fieberhaft durchaus im Staate wütbet,
Und Uebel sich in Uebeln überrittet?
Wer schaut hinab von diesem hohen Raum
Ins weite Reich, ihm scheint's ein schwerer Traum,
Wo Mißgestalt in Mißgestalten schaltet,
Das Ungesetz gesetzlich überwaltet,
Und eine Welt des Irrthums sich entfaltet.

Der raubt sich Heerden, Der ein Weib,
Kelch, Kreuz und Leuchter vom Altare,
Berühmt sich dessen manche Jahre
Mit heiler Haut, mit unverletztem Leib.
Jetzt drängen Kläger sich zur Halle,
Der Richter prunkt auf hohem Pfühl;
Indessen wogt in grimm'gem Schwalle
Des Aufruhrs wachsendes Gewühl.
Der darf auf Schand' und Frevel pochen,
Der auf Mitschuldigte sich stützt,
Und Schuldig heißt Du ausgesprochen,
Wo Unschuld nur sich selber schützt.

So will ſich alle Welt zerſtückeln,
Vernichtigen, was ſich gebührt;
Wie ſoll ſich da der Sinn entwickeln,
Der einzig uns zum Rechten führt?
Zuletzt ein wohlgeſinnter Mann
Neigt ſich dem Schmeichler, dem Beſtecher;
Ein Richter, der nicht ſtrafen kann,
Geſellt ſich endlich zum Verbrecher.
Ich malte ſchwarz; doch dichtern Flor
Zög' ich dem Bilde lieber vor.

(Pauſe.)

Entſchlüſſe ſind nicht zu vermeiden;
Wenn Alle ſchäd'gen, Alle leiden,
Gebt ſelbſt die Majeſtät zu Raub.

Herrmeiſter. Wie tobt's in dieſen wilden Tagen!
Ein Jeder ſchlägt und wird erſchlagen,
Und fürs Kommando bleibt man taub.
Der Bürger hinter ſeinen Mauern,
Der Ritter auf dem Felſenneſt
Verſchwuren ſich, uns auszudauern,
Und halten ihre Kräfte feſt.
Der Miethſoldat wird ungeduldig,
Mit Ungeſtüm verlangt er ſeinen Lohn,
Und wären wir ihm nichts mehr ſchuldig,
Er liefe ganz und gar davon.
Verbiete wer, was Alle wollten,
Der hat ins Wespenneſt geſtört;
Das Reich, das ſie beſchützen ſollten,
Es liegt geplündert und verheert.
Man läßt ihr Toben, wüthend Hauſen;
Schon iſt die halbe Welt verthan;
Es ſind noch Könige da draußen,
Doch Keiner denkt, es ging' ihn irgend an.

Schatzmeiſter. Wer wird auf Bundesgenoſſen pochen!
Subſidien, die man uns verſprochen,
Wie Röhrenwaſſer bleiben aus.
Auch, Herr, in Deinen weiten Staaten
An wen iſt der Beſitz gerathen?
Wohin man kommt, da hält ein Neuer Haus,
Und unabhängig will er leben;
Zuſehen muß man, wie er's treibt;
Wir haben ſo viel Rechte hingegeben,

Daß uns auf nichts ein Recht mehr übrig bleibt.
Auch auf Parteien, wie sie heißen,
Ist heut zu Tage kein Verlaß;
Sie mögen schelten oder preisen,
Gleichgültig wurden Lieb' und Haß.
Die Ghibellinen wie die Guelfen
Verbergen sich, um auszuruhn;
Wer jetzt will seinem Nachbar helfen?
Ein Jeder hat für sich zu thun.
Die Goldespforten sind verrammelt;
Ein Jeder rafft und scharrt und sammelt,
Und unsre Kassen bleiben leer.

Marschalk. Weich Unheil muß auch ich erfahren!
Wir wollen alle Tage sparen
Und brauchen alle Tage mehr.
Und täglich wächst mir neue Pein.
Den Köchen thut kein Mangel wehe;
Wildschweine, Hirsche, Hasen, Rehe,
Wälschhühner, Hühner, Gänse und Enten,
Die Deputate, schöne Renten,
Sie geben noch so ziemlich ein.
Jedoch am Ende fehlt's an Wein.
Wenn sonst im Keller Faß an Faß sich häufte
Der besten Berg' und Jahresläufte,
So schlürft unendliches Gesäufte*)
Der edlen Herrn den letzten Tropfen aus.
Der Stadtrath muß sein Lager auch verlassen,
Man greift zu Humpen, greift zu Napfen,
Und unterm Tische liegt der Schmaus.**)
Nun soll ich zahlen, Alle lohnen;
Der Jude wird mich nicht verschonen,
Der schafft Antizipationen,***)

*) Diese älteren Formen wählte Goethe wol absichtlich. Grimm (V. 772) findet auch „Lauftaufte" an. Noch Hans von Schweinichen, dessen Tagebuch Goethe kannte, braucht regelmäßig „Gesäufte" (I, 88. III, 74).

**) In Folge des Ueberma[illegible]. Die deutsche Bolkerei schildert ähnlich ein Vers bei Wolfram (I, 47, S. 259) „Von Trunkenheiten":

Sie thun wie Sew und wilde Thier',
Wenn man ihn giebt und trägt für.
In Hals sie's füllen all's hinein,
Es sei Bier oder edler Wein.
Nur werfen's dann von sich hinwek,
Gleichwie ein Hund am Wege speit. (Meyer, 105.)

***) Vorausbezahlung der Einnahmen der nächsten Jahre durch Vermittlung jüdischer Wucherer gegen wucherische Zinsen.

Die speisen Jahr um Jahr voraus.
Die Schweine kommen nicht zu Fette,
Verpfändet ist der Pfühl im Bette,
Und auf den Tisch kommt vorgegessen Brod.*)

Kaiser (nach einigem Nachdenken zu Mephistopheles).
Sag, weißt Du Narr nicht auch noch eine Noth?

Mephistopheles.
Ich keineswegs. Den Glanz umher zu schauen,**)
Dich und die Deinen! — Mangelte Vertrauen,
Wo Majestät unweiserlich gebeut,
Bereite Macht Feindseligkeit zerstreut?
Wo guter Wille, kräftig durch Verstand,
Und Thätigkeit, vielfältige, zur Hand?
Was könnte da zum Unheil sich vereinen,
Zur Finsterniß, wo solche Sterne scheinen?

Gemurmel. Das ist ein Schalk — Der's wohl versteht —
Er lügt sich ein — So lang' es geht —
Ich weiß schon — Was dahinter steckt —
Und was denn weiter? — Ein Projekt —

Mephistopheles. Wo fehlt's nicht irgendwo auf dieser Welt?
Dem dies, Dem das, hier aber fehlt das Geld.
Vom Eitrich zwar ist es nicht aufzuraffen;
Doch Weisheit weiß das Tiefste heraufzuschaffen.
In Bergesadern, Mauergründen
Ist Gold gemünzt und ungemünzt zu finden,
Und fragt Ihr mich, wer es zu Tage schafft:
Begabten Manns Natur- und Geisteskraft.

Kanzler. Natur und Geist — so spricht man nicht zu Christen.
Deshalb verbrennt man Atheisten,
Weil solche Reden höchst gefährlich sind.
Natur ist Sünde, Geist ist Teufel;
Sie hegen zwischen sich den Zweifel,
Ihr mißgestaltet Zwitterkind.
Uns nicht so! — Kaisers alten Landen
Sind zwei Geschlechter nur entstanden,
Sie stützen würdig seinen Thron:
Die Heil'gen sind es und die Ritter;

*) „Vorgegessen Brod" wiederholt den Gedanken des Verses: „Die speisen Jahr um Jahr voraus". Hans von Schweinichen (II, 34) sagt schon: „Er ließ sich 350 Thaler auszahlen; es war aber allbereit vorgessen Brod", und ebenso citirt Simrock (Sprichw. 68) die Redensarten: „Vorgegessen Brod bringt Noth" und „Vorgegessen Brod macht faule Arbeiter".

**) Es ist zu suppliren a. d. vor. Vers: Ich weiß nur, den Glanz ꝛc.

Sie stehen jedem Ungewitter
Und nehmen Kirch' und Staat zum Lohn.*)
Dem**) Höhlsinn verworrner Geister
Entwickelt sich ein Widerstand,
Die Ketzer sind's! Die Hexenmeister!
Und sie verderben Stadt und Land.
Die willst Du nun mit frechen Scherzen
In diese hohen Kreise schwärzen;
Ihr beat Euch an verderbtem Herzen,***)
Dem Narren sind sie nah verwandt.

Mephistopheles. Daran erkenn' ich den gelehrten Herrn!
Was Ihr nicht tastet, steht Euch meilenfern;
Was Ihr nicht fasst, das fehlt Euch ganz und gar;
Was Ihr nicht rechnet, glaubt Ihr, sei nicht wahr;
Was Ihr nicht wägt, hat für Euch kein Gewicht;
Was Ihr nicht münzt, das, meint Ihr, gelte nicht.

Kaiser. Dadurch sind unsre Mängel nicht erledigt,
Was willst Du jetzt mit Deiner Fastenpredigt?
Ich habe satt das ew'ge Wie und Wenn;
Es fehlt an Geld, nun gut, so schafft es denn!

Mephistopheles. Ich schaffe, was Ihr wollt, und schaffe mehr;
Zwar ist es leicht, doch ist das Leichte schwer.
Es liegt schon da, doch um es zu erlangen,
Das ist die Kunst, wer weiß es anzufangen?
Bedenkt doch nur: in jenen Schreckensläuften,
Wo Menschenfluthen Land und Volk ersäuften,
Wie Der und Der, so sehr es ihn erschreckte,
Sein Liebstes da- und dorthin versteckte;
So war's von je in mächt'ger Römer Zeit
Und so fortan bis gestern, ja bis heut.
Das Alles liegt im Boden still begraben;
Der Boden ist des Kaisers, Der soll's haben.

Schatzmeister. Für einen Narren spricht er gar nicht schlecht;
Das ist fürwahr des alten Kaisers Recht.†)

---

*) Es sind die Reichs-Vasallen, die unmittelbar vom Kaiser belehnten Geistlichen und weltlichen Fürsten, gemeint. S. den „Sachsenspiegel" III. 60 und I. 1: Das geistliche und das weltliche Schwert zum Schirm der Christenheit.)

**) Aus dem.

***) Die letzten beiden Verse sind an den Kaiser gerichtet, als Warnung vor dem, den Ketzern und Zauberern nah verwandten neuen Narren. Die Presa würde verlangen: Der Narr ist ihnen nah verwandt.

†) Nach dem Sachsenspiegel, I, 38 Textes. Der „alte Kaiser" ist hier als Institut, als Amt, nicht als Person gedacht.

Kanzler. Der Satan legt Euch goldgewirkte Schlingen;
Es geht nicht zu mit frommen, rechten Dingen.
Marschalk. Schafft' er uns nur zu Hof willkommne Gaben,
Ich wollte gern ein Bischen Unrecht haben.
Heermeister. Der Narr ist klug, verspricht, was Jedem frommt;
Fragt der Soldat doch nicht, woher es kommt.
Mephistopheles.
Und glaubt Ihr Euch vielleicht durch mich betrogen,
Hier steht ein Mann! Da, fragt den Astrologen!
In Kreis' um Kreise kennt er Stund' und Haus,
So sage denn: wie steht's am Himmel aus?
Gemurmel. Zwei Schelme sind's — Verstehn sich schon —
Narr und Phantast — So nah dem Thron —
Ein mattgesungen — Alt Gedicht*) —
Der Thor bläst ein — Der Weise spricht —
Astrolog (spricht. Mephistopheles bläst ein).
Die Sonne selbst, sie ist ein lautres Gold,
Merkur, der Bote, dient um Gunst und Sold,
Frau Venus hat's Euch Allen angethan,
So früh als spat blickt sie Euch lieblich an.
Die keusche Luna launet grillenhaft;
Mars, trifft er nicht, so dräut Euch seine Kraft;
Und Jupiter bleibt doch der schönste Schein.**)
Saturn ist groß, dem Auge fern und klein;
Ihn als Metall verehren wir nicht sehr,
An Werth gering, doch im Gewichte schwer.
Ja, wenn zu Sol sich Luna fein gesellt,
Zum Silber Gold, dann ist es heitre Welt;
Das Uebrige ist Alles zu erlangen:
Paläste, Gärten, Brüstlein, rothe Wangen,
Das Alles schafft der hochgelahrte Mann,
Der das vermag, was unser Keiner kann.
Kaiser. Ich höre doppelt, was er spricht,
Und dennoch überzeugt's mich nicht.
Gemurmel. Was soll uns das — Gedroschner Spaß —
Kalenderei — Chymisterei —
Das hört' ich oft — Und falsch gehofft —
Und kommt er auch — So ist's ein Gauch***) —

*) d. h. das alte Lied, wie weiter unten ein abgedroschener Spaß (gedroschner). Schon nach Plato ist alle Wahrsagung Eindläserei des Teufels.
**) Jupiter bezeichnet in der Astrologie das Zinn, wie Saturn das Blei.
***) Der erwartete Wunderthäter erwies sich jedesmal als Betrüger und

Mephistopheles. Da stehen sie umher und staunen,
Vertrauen nicht dem hohen Fund;
Der Eine faselt von Alraunen,*)
Der Andre von dem schwarzen Hund.**)
Was soll es, daß der Eine wittelt,
Ein Andrer Zauberei verklagt,
Wenn ihm doch auch einmal die Sohle kitzelt,
Wenn ihm der sichre Schritt versagt.
Ihr Alle fühlt geheimes Wirken
Der ewig waltenden Natur,
Und aus den untersten Bezirken
Schmiegt sich herauf lebend'ge Spur.
Wenn es in allen Gliedern zwackt,
Wenn es unheimlich wird am Platz,
Nur gleich entschlossen grabt und hackt,
Da liegt der Spielmann, liegt der Schatz!***)

Gemurmel. Mir liegt's im Fuß wie Bleigewicht —
Mir krampft's im Arme — Das ist Gicht —
Mir krabbelt's an der großen Zeh —
Mir thut der ganze Rücken weh —
Nach solchen Zeichen wäre hier
Das allerreichste Schatzrevier.

Kaiser. Nur eilig! Du entschlüpfst nicht wieder,
Erprobe Deine Lügenschäume
Und zeig uns gleich die edlen Räume.
Ich lege Schwert und Scepter nieder
Und will mit eignen hohen Händen,
Wenn Du nicht lügst, das Werk vollenden,
Dich, wenn Du lügst, zur Hölle senden!

Schelm, als „Gauch", ein Wort, das von Fischart (im Narrenschiff) bis Lessing (Nathan v. V. 3. Ich Gauch!) und Rückert („An die Vögel," 1829) im Gebrauch geblieben ist. Es bedeutet auch den Betrug selbst.

*) Alraun Grimm. Mythol. S. 570, 180. Note 2) ist aus der Bedeutung eines weissagenden (wissenden, eine weise Frau) teuflischen Geistes übergegangen in die der Wurzel, aus welcher man die Figur dieses Kobolds schnitzte. Die Wurzel wurde so zur Zauberwurzel, die, gleich der Wünschelruthe, Schätze entdeckte (Franzos. mandragore, Ital. mandragora, wonach eine berühmte Komedie des Machiavelli benannt ist). S. auch Bodinus, S. 319.

**) Ueber den Schätze bewachenden schwarzen Hund s. Grimm a. a. O. S. 949.

***) Mephistopheles beruft sich auf die s. g. „Metalliskäder". Eine solche metallsuchende Person, als Begleiterin Faust's, führte Goethe in seinen „Wanderjahren" ein. „Da liegt der Spielmann" wird sprichwörtlich gebraucht wie „Da liegt der Hund (der Bewacher des Schatzes) begraben."

Mephistopheles. Den Weg dahin wüßt' allenfalls zu finden —
Doch kann ich nicht genug verkünden,
Was überall beistlos harrend liegt.
Der Bauer, der die Furche pflügt,
Hebt einen Goldtopf mit der Scholle,
Salpeter hofft er von der Leimenwand,
Und findet golden-goldne*) Nolle,
Erschreckt, erfreut, in kümmerlicher Hand.
Was für Gewölbe sind zu sprengen,
In welchen Klüften, welchen Gängen
Muß sich der Schatzbewußte drängen,
Zur Nachbarschaft der Unterwelt!
In weiten, allverwahrten Kellern
Von goldnen Humpen, Schüsseln, Tellern
Sieht er sich Reihen aufgestellt;
Pokale stehen aus Rubinen,
Und will er deren sich bedienen,
Daneben liegt uraltes Naß.
Doch — werdet Ihr dem Kund'gen glauben —
Verfault ist längst das Holz der Dauben,
Der Weinstein schuf dem Wein ein Faß.**)
Essenzen solcher edlen Weine,
Gold und Juwelen nicht alleine,
Umhüllen sich mit Nacht und Graus.
Der Weise forscht hier unverdrossen;
Am Tag erkennen, das sind Possen,
Im Finstern sind Mysterien zu Haus.

Kaiser. Die laß' ich Dir! Was will das Düstre frommen?
Hat etwas Werth, es muß zu Tage kommen.
Wer kennt den Schelm in tiefer Nacht genau?
Schwarz sind die Kühe, so die Katzen grau.***)
Die Töpfe drunten, voll von Goldgewicht,
Lieb Deinen Pflug und ackre sie ans Licht!

Mephistopheles. Nimm Hack' und Spaten, grabe selber,
Die Bauernarbeit macht Dich groß,

*) Diese von Goethe oft angewandte Form der Wiederholung, zur Verstärkung des Begriffs, ist dem Italienischen entnommen (z. B. in den Gedichten I, 206. „Klein kleiner Knabe"). „Leimen" oberdeutsch für Lehm. Lehmwände sollen Salpeter ausschwitzen, mit welchem nach obiger Stelle der Lehmtopf überzogen gedacht wird.

**) Alte Weine sollen so viel Weinstein ansetzen, daß dieser ein zweites Faß für den Wein zu bilden vermag (Meyer, S. 107).

***) Anspielung auf bekannte Sprichwörter.

Und eine Heerde goldner Kälber,*)
Sie reißen sich vom Boden los.
Dann ohne Zaudern, mit Entzücken,
Kannst Du Dich selbst, wirst die Geliebte schmücken;
Ein leuchtend Farb- und Glanzgestein erhöht
Die Schönheit wie die Majestät.

Kaiser. Nur gleich, nur gleich! Wie lange soll es währen!

Astrolog (wie oben). Herr, mäßige solch dringendes Begehren!
Laß erst vorbei das bunte Freudenspiel;
Zerstreutes Wesen führt uns nicht zum Ziel.
Erst müssen wir in Fassung uns versühnen,
Das Untre durch das Obere verdienen.
Wer Gutes will, der sei erst gut;
Wer Freude will, besänftige sein Blut;
Wer Wein verlangt, der keltre reife Trauben;
Wer Wunder hofft, der stärke seinen Glauben.

Kaiser. So sei die Zeit in Fröhlichkeit vertan!
Und ganz erwünscht kommt Aschermittwoch an.
Indessen feiern wir auf jeden Fall
Nur lustiger das wilde Karneval.

(Trompeten. Exeunt.**)

Mephistopheles. Wie sich Verdienst und Glück verketten,
Das fällt den Thoren niemals ein;
Wenn sie den Stein der Weisen hätten,
Der Weise mangelte dem Stein.

Weitläufiger Saal mit Nebengemächern,

verziert und aufgeputzt zur Mummenschanz.***)

Herold. Denkt nicht, Ihr seid in deutschen Grenzen
Von Teufels-, Narren- und Todtentänzen;
Ein bessres Fest erwartet Euch.
Der Herr, auf seinen Römerzügen,
Hat, sich zu Nutz, Euch zum Vergnügen,
Die hohen Alpen überstiegen,

*) Der dem orientalischen Thierkultus entnommene bildliche Ausdruck vom goldnen Kalbe ist zur realen Bezeichnung der Goldschätze verwendet.

**) Goethe entlehnt hier und an einigen anderen Stellen der Tragödie dem älteren Sprachgebrauche, besonders dem der englischen Dramatiker, lateinische szenarische Bemerkungen.

***) „Mummenspiel", das deutsche Wort für „Maskerade", „Karneval" „Schembart" für „Maske" (s. oben S. 8, Z. 11 und Grimm, Myth. 997 2te Note).

Gewonnen ſich ein heitres Reich.
Der Kaiſer, er, an heil'gen Sohlen*)
Erbat ſich erſt das Recht zur Macht,
Und als er ging, die Krone ſich zu holen,
Hat er uns auch die Narre mitgebracht.
Nun ſind wir Alle neugeboren;
Ein jeder weltgewandte Mann
Zieht ſie behaglich über Kopf und Ohren,
Sie ähnelt ihn verrückten Thoren,
Er iſt darunter weiſe, wie er kann.
Ich ſehe ſchon, wie ſie ſich ſchaaren,
Sich ſchwankend ſondern, traulich paaren;
Zudringlich ſchließt ſich Chor an Chor.
Herein, hinaus, nur unverdroſſen;
Es bleibt doch endlich nach wie vor
Mit ihren hunderttauſend Poſſen
Die Welt ein einz'ger großer Thor.

Gärtnerinnen. (Geſang, begleitet von Mandolinen.)

Euren Beifall zu gewinnen,
Schmücken wir uns dieſe Nacht,
Junge Florentinerinnen,
Folgten deutſchen Hofes Pracht;
Tragen wir in braunen Locken
Mancher heitern Blume Zier;
Seidenfäden, Seidenflocken
Spielen ihre Rolle hier.

Denn wir halten es verdienſtlich,
Lobenswürdig ganz und gar;
Unſre Blumen, glänzend künſtlich,
Blühen fort das ganze Jahr.

Allerlei gefärbten Schnitzeln
Ward ſymmetriſch Recht gethan;
Mögt Ihr Stück für Stück bewitzeln,
Doch das Ganze zieht Euch an.

Niedlich ſind wir anzuſchauen,
Gärtnerinnen und galant;
Denn das Naturell der Frauen
Iſt ſo nah mit Kunſt verwandt.

*) „An heil'gen Sohlen" bedeutet „vom Papſt", mit Rückſicht auf den bekannten Pantoffelkuß (ſ. Goethe's Gedichte III, 367).

Herold. Laßt die reichen Körbe sehen,
Die Ihr auf den Häupten traget,
Die ich bunt am Arme blähen;
Jeder wähle, was behaget.
Eilig! Daß in Laub und Gängen*)
Sich ein Garten offenbare!
Würdig sind sie zu umdrängen,
Krämerinnen wie die Waare.

Gärtnerinnen. Feilschet nun am heitern Orte,
Doch kein Markten finde statt!
Und mit sinnig kurzem Worte
Wisse Jeder, was er hat.

Olivenzweig mit Früchten.**) Keinen Blumenflor beweid' ich,
Allen Widerstreit vermeid' ich;
Mir ist's gegen die Natur:
Bin ich doch das Mark der Lande
Und, zum sichern Unterpfande,
Friedenszeichen jeder Flur.
Heute, hoff' ich, soll mir's glücken,
Würdig schönes Haupt zu schmücken.

Aehrenkranz (gelten). Ceres' Gaben, Euch zu putzen,
Werden hold und lieblich stehn:
Das Erwünschteste dem Nutzen
Sei als Eure Zierde schön.

Phantasiekranz. Bunte Blumen, Malven ähnlich,
Aus dem Moos ein Wunderflor!
Der Natur ist's nicht gewöhnlich,
Doch die Mode bringt's hervor.

Phantasiestrauß. Meinen Namen Euch zu sagen,
Würde Theophrast***) nicht wagen.
Und doch hoff' ich, wo nicht Allen,
Aber Mancher zu gefallen,
Der ich mich wol eignen möchte,
Wenn sie mich ins Haar verflöchte,
Wenn sie sich entschließen könnte,
Mir am Herzen Platz vergönnte.

---

*) „In Laub und Gängen", statt in Laubgängen. Die den Alten, Griechen und Römern, entlehnte Form Hendiadys braucht Goethe mit Vorliebe im zweiten Theil des Faust und in den übrigen Gedichten seines Alters.

**) Die folgenden Strophen sind als von den Gärtnerinnen gesungen oder gesprochen zu denken, welche damit ihre Waare, der Aufforderung entsprechend, feil bieten, ohne aber den Preis zu streiten (markten).

***) Theophrast, Zeitgenosse des Aristoteles, Verfasser einer berühmten Pflanzengeschichte, gilt als Vater der Botanik.

*) **Aufforderung.** Mögen bunte Phantasieen
Für des Tages Mode blühen,
Wundervielfam fein gestaltet,
Wie Natur sich nie entfaltet:
Grüne Stiele, goldne Glocken,
Blickt hervor aus reichen Locken! —
Doch wir
Rosenknospen. halten uns versteckt;
Glücklich, wer uns frisch entdeckt!
Wenn der Sommer sich verkündet,
Rosenknospe sich entzündet,
Wer mag solches Glück entbehren?
Das Versprechen, das Gewähren,
Das beherrscht in Florens Reich
Blick und Sinn und Herz zugleich.

(Unter grünen Laubgängen putzen die Gärtnerinnen zierlich ihren Kram auf.)

Gärtner. (Gesang, begleitet von Theorben.**)
Blumen sehet rubig sprießen,
Reifend Euer Haupt umzieren,
Früchte wollen nicht verführen,
Kostend mag man sie genießen.

Bieten bräunliche Gesichter
Kirschen, Pfirschen, Königspflaumen,
Kauft! Denn gegen Zung' und Gaumen
Hält sich Auge schlecht als Richter.

Kommt, von allerreifsten Früchten
Mit Geschmack und Lust zu speisen!
Ueber Rosen läßt sich dichten,
In die Aepfel muß man beißen.

Sei's erlaubt, uns anzupaaren
Eurem reichen Jugendflor,
Und wir putzen reifer Waaren
Fülle nachbarlich empor.

Unter lustigen Gewinden,
In geschmückter Lauben Bucht,

*) Die „Aufforderung" zum Entdecken der versteckten Rosen ist gemeint. Meyer (S. 109) vermuthet dagegen, daß die Bezeichnung der orientalischen Blumensprache entnommen sei.

**) Die Theorbe war eine Laute mit tiefer Stimmlage, im Gegensatz zu den Mandolinen, besonders geeignet zu harmonischer Begleitung.

Alles ist zugleich zu finden:
Knospe, Blätter, Blume, Frucht.

(Unter Wechselgesang, begleitet von Guitarren*) und Theorben, fahren beide Chöre fort, ihre Waaren haufenweis in die Höhe zu schmücken und auszubieten.)

Mutter und Töchter.**)

Mutter. Mädchen, als Du kamst ans Licht,
Schmückt' ich Dich im Häubchen,
Warst so lieblich von Gesicht
Und so zart am Leibchen.
Dachte Dich sogleich als Braut,
Gleich dem Reichsten angetraut,
Dachte Dich als Weibchen.

Ach! Nun ist schon manches Jahr
Ungenützt verflogen,
Der Sponsirer bunte Schaar
Schnell vorbeigezogen;
Tanztest mit dem Einen flink,
Gabst dem Andern stillen Wink
Mit dem Ellenbogen.

Welches Fest man auch ersann,
Ward umsonst begangen;
Pfänderspiel und dritter Mann***)
Wollten nicht verfangen;
Heute sind die Narren los,
Liebchen, öffne Deinen Schooß,
Bleibt wol Einer hangen.

Gespielinnen

(jung und schön, gesellen sich hinzu, ein vertrauliches Geplauder wird laut).

Fischer und Vogelsteller

(mit Netzen, Angel und Leimruthen, auch sonstigem Geräthe, treten auf, mischen sich unter die schönen Kinder. Wechselseitige Versuche, zu gewinnen, zu fangen, zu entgehen und festzuhalten, geben zu den angenehmsten Dialogen Gelegenheit).

---

*) Tümpel hat mit Recht darauf hingewiesen, daß die Guitarren hier aus Versehen die Stelle der Mandolinen einnehmen; die genannten Instrumente sind aber nah verwandt und die Romanische Theorbe hieß auch große Guitarre (Guitarone). S. Tümpel, Beih. der Mstk. 1905. S. 225.

**) Mutter, Tochter und die Gespielinnen der Tochter vertreten hier die Hetären und Kupplerinnen, welche einen Hauptbestandteil der alten (attischen) und der italienischen Komödie bildeten (siehe II, 80).

***) Ein Pfänderspiel (Tümpel II, 407).

Holzhauer
(treten ein, ungestüm und ungeschlacht).

Holzhauer. Nur Platz! Nur Blöße!*)
Wir brauchen Räume,
Wir fällen Bäume,
Die krachend schlagen;
Und wenn wir tragen,
Da giebt es Stöße.
Zu unserm Lobe
Bringt dies ins Reine;**)
Denn wirkten Grobe
Nicht auch im Lande,
Wie kämen Feine
Für sich zu Stande,
So sehr sie witzten?
Deß seid belehret;
Denn Ihr erröret,
Wenn wir nicht schwitzten.

Pulcinelle (tölpisch, fast läppisch).***)
Ihr seid die Thoren,
Gebückt geboren!
Wir sind die Klugen,
Die nie was trugen;
Denn unsre Kappen,
Jacken und Lappen†)

*) Forstmännisch für Waldblöße. Die Holzträger (ὑλοφόροι) figurirten schon in der (attischen) Komödie des Aristomenes (Klein, Gesch. des Dramas II, 64).

**) Der Sinn des etwas unklaren Ausdrucks ist wol: „Legt diese Worte zu unsern Gunsten aus." Lessing sagt ebenso: „Freund, bringe mir zuerst ins Reine, daß ꝛc." (Vergl. Tümper II, 96.)

***) In seinem berühmten Artikel über „Faust" in den „Halleschen Jahrbüchern" (1839) findet Vischer (S. 66, II der kritischen Gänge) den eingeklammerten Zusatz „höchst geschmacklos". Es soll darin die Manierirtheit von Goethe's Altersprache sich abspiegeln. Die Worte sind aber, als Klänge wie als Begriffe, nah verwandt, das Eine scheint das Andre zu fordern, und schon in frühster Jugend, in Georg's Liede vom dummen Buben im Götz, schrieb Goethe:

Der freut sich traun so läppisch
Und griff hinein so täppisch.

Weshalb sollen die Bezeichnungen weniger auf die italienischen Pulcinelle als auf den deutschen dummen Buben passen? Vergl. die ganz entsprechende Charakteristik des Pulcinells, des faulen Knechts der alten italienischen Komödie (des Punch) in Goethe's „Italienischer Reise" (Ausg. in 40 Bdn. 23, 265).

†) Sie tragen eine weißwollene Mütze mit rothem Büschel, weißwollene Jacken und Hosen und weiße Pantoffeln (Tümper). In den Illustrationen von Goethe's „Römischem Karneval" sind sie so abgebildet.

Sind leicht zu tragen;
Und mit Behagen
Wir immer müßig,
Pantoffelfüßig,
Durch Markt und Haufen
Einher zu laufen,
Gaffend zu stehen,
Uns anzukrähen;
Auf solche Klänge
Durch Drang und Menge
Aalglatt zu schlüpfen,
Gesammt zu hüpfen,
Vereint zu toben.
Ihr mögt uns loben,
Ihr mögt uns schelten,
Wir lassen's gelten.

Parasiten (schmeichelnd-lüstern).*)
Ihr wackern Träger
Und Eure Schwäger,
Die Kohlenbrenner,**)
Sind unsre Männer;
Denn alles Bücken,
Besah'nes Nicken,
Gewundne Phrasen,
Das Doppelblasen,***)
Das wärmt und kühlet,
Wie's Einer fühlet,
Was könnt' es frommen?
Es möchte Feuer
Selbst ungeheuer
Vom Himmel kommen,
Gäb' es nicht Scheite
Und Kohlentrachten,†)
Die Herdesbreite

*) Parasiten, Schmarotzer, sind fast unentbehrliche typische Figuren der antiken (neueren attischen) und der italienischen Bühne (s. Klein, Gesch. d. Dramas II, 13, 57, 69, 70 und IV, 701 ff.). Im „Timon" geißelte Lucian dagegen das Parasitenthum.

**) In Aristophanes' „Acharnern" kommt schon ein Chor von Kohlenbrennern vor, und die Römer bildeten die Carbonaria aus, die Kohlenbrenner-Komödie (Klein II, 333).

***) d. h. das Sprechen für und wider, wie es grade dem Gönner angenehm ist, die Duplicität des Parasiten.

†) Trachten Kohlen, d. h. ein großes Maaß Kohlen (so viel Einer tragen kann).

Zur Gluth entfachten.
Da brät's und prudelt's,
Da kocht's und strudelt's.
Der wahre Schmecker,
Der Tellerlecker,*)
Er riecht den Braten,
Er ahnet Fische;
Das regt zu Thaten
An Gönners Tische.

Trunkener (unbewußt). Sei mir heute nichts zuwider!
Fühle mich so krank und frei;
Frische Luft und heitre Lieder!
Holt' ich selbst sie doch herbei.
Und so trink' ich, trinke, trinke!
Stoßet an, Ihr! Tinke, tinke!**)
Du dort hinten, komm heran!
Stoßet an, so ist's gethan.

Schrie mein Weibchen doch entrüstet,
Rümpfte diesem bunten Rock***)
Und, wie sehr ich mich gebrüstet,
Schalt mich einen Maskenstock.
Doch ich trinke, trinke, trinke!
Angeklungen! Tinke, tinke!
Maskenstöcke, stoßet an!
Wenn es klingt, so ist's gethan.

Saget nicht, daß ich verirrt bin,
Bin ich doch, wo mir's behagt.
Borgt der Wirth nicht, borgt die Wirthin,
Und am Ende borgt die Magd.
Immer trink' ich, trinke, trinke!
Auf, Ihr Andern! Tinke, tinke!
Jeder Jedem! So fortan!
Dünkt mich's doch, es sei gethan.

---

*) Klein (II, 15) sagt: „Die (griechische) Komödie bewegt sich meist um Tellerlecker und Schmarotzer." Die Vorliebe Letzterer für Fische berührt schon Ovid in den Fasten, VI. 173.

**) Tinke, tinke, oder Ting ting, soll wie Kling kling den Klang des Glasanstoßens wiedergeben; s. Grimm's Wörterbuch unter Kling (V. 1170). Der trunkene Bäckerknecht war stehende Figur des Römischen Karnevals.

***) Rümpfte die Nase über mein Maskenkleid. Auch mit dem Dativ (Adelung, III, 1211). Ebenso braucht Goethe lächeln mit dem Dativ (Sch. III, 330): „Lächelt leichtem Stich". „Sich rümpfen" findet sich bei Neander 1586 (Talendorf S. 7). Die erste Ausgabe hat übrigens: „Rümpfte diesen."

Wie und wo ich mich vergnüge,
Mag es immerhin geschehn;
Laßt mich liegen, wo ich liege,
Denn ich mag nicht länger stehn.

Chor. Jeder Bruder trinke, trinke!
Toastet frisch ein Trinke, trinke!
Sitzet fest auf Bank und Span!
Unterm Tisch Dem ist's gethan.

Der Herold

(kündigt verschiedene Poeten an, Naturdichter, Hof- und Ritterſänger, ärtliche sowie Enthusiasten. Im Gedräng von Mitwerbern aller Art läßt Keiner den Andern zum Vortrag kommen. Einer schleicht mit wenigen Worten vorüber).

Satiriker. Wißt Ihr, was mich Poeten
Erst recht erfreuen sollte?
Dürft' ich singen und reden,
Was Niemand hören wollte.*)

(Die Nacht- und Grabdichter**) lassen sich entschuldigen, weil sie soeben im interessantesten Gespräch mit einem frisch erstandenen Vampyren begriffen seien, woraus eine neue Dichtart sich vielleicht entwickeln könnte. Der Herold muß es gelten lassen und ruft indessen die griechische Mythologie hervor, die selbst in moderner Maske weder Charakter noch Gefälliges verliert.)

Die Grazien.

Aglaia. Anmuth bringen wir ins Leben;
Leget Anmuth in das Geben.

Hegemone.***) Leget Anmuth ins Empfangen,
Lieblich ist's, den Wunsch erlangen.

*) Vergl. Goethe's Zahme Xenie „Ich wollt' Euch große Namen sagen ꝛc." (Ged. III, 288).

**) Unter der Einwirkung Byron's und Am. Hoffmann's begann in den zwanziger Jahren dieses Jahrhunderts, also zur Zeit der Abfassung des größeren Theils unserer Tragödie, die neuromantische Richtung der französischen Poesie, welche Goethe besonders in: La Guzla, poésies illyriques von Mérimée (Paris 1827) entgegentrat. S. Kunst und Alterth. 6,326 und Goethe's Werke (in 40 Bdn.) 33, 92 ff. „Der Dichter ruft als ein wahrer Romantiker das Gespensterhafteste hervor; schon seine Lokalitäten wirken zum Schaudern: nächtliche Kirchen, Kirchhöfe, Kreuzwege, Einsiedlerhütten, Felsen und Felsklüfte umfangen den Hörer ahnungsvoll, und nun erscheinen häufig kurz Verstorbene drohend und erschreckend, Vorgeschichte dringlichend, zu Gestalten, als Flämmchen anjetzend und winkend; der gräßlichste Vampyrismus mit allem seinem Gefolge." S. auch 9's Werke (in 40 Bdn.) 3,248 „Engländer und Franzosen" u. s. w. und Eckermann III, 306. Früher hatte Goethe selbst in der „Braut von Korinth" dem Vampyrismus, der auch den Alten nicht unbekannt war, eine poetische Seite abgewonnen.

***) Pausanias IX, 35, 1) nennt statt der bekannten Grazie Thalia bei Hesiod und Pindar) die Hegemone nebst der Auxo. Noch andre Namen der Charitinnen kommen vor (Meyer, S. 109). Seneca bemerkt, obigen Versen entsprechend: „Einige meinen, es sei eine Grazie, welche die Wohlthat gebe, eine zweite, die sie empfange, und eine dritte, die sie zurückgebe" (Düntzer). Lucian drückt sich ähnlich aus.

Euphrosyne. Und in stiller Tage Schranken
Höchst anmutig sei das Danken.

Die Parzen.

Atropos. Mich, die Aelteste, zum Spinnen
Hat man diesmal eingeladen;*)
Viel zu denken, viel zu sinnen
Giebt's beim zarten Lebensfaden.

Daß er Euch gelenk und weich sei,
Wußt' ich feinsten Flachs zu sichten;
Daß er glatt und schlank und gleich sei,
Wird der kluge Finger schlichten.

Wolltet Ihr bei Lust und Tänzen
Allzu üppig Euch erweisen,
Denkt an dieses Fadens Grenzen!
Hütet Euch! Er möchte reißen.

Klotho. Wißt, in diesen letzten Tagen
Ward die Schere mir vertraut;
Denn man war von dem Betragen
Unsrer Alten nicht erbaut.

Zerrt unnützeste Gespinnste
Lange sie an Licht und Luft,
Hoffnung herrlichster Gewinnste
Schleppt sie schneidend zu der Gruft.

Doch auch ich im Jugendwalten
Irrte mich schon hundertmal;
Heute mich im Zaum zu halten,
Schere steckt im Futteral.

Und so bin ich gern gebunden,
Blicke freundlich diesem Ort;
Ihr in diesen freien Stunden
Schwärmt nur immer fort und fort!

Lachesis.**) Mir, die ich allein verständig,
Blieb das Ordnen zugetheilt;
Meine Weise, stets lebendig,
Hat noch nie sich übereilt.

*) **Atropos**, die Unabwendbare, spinnt hier den Lebensfaden, während sie ihn sonst abreißt oder abschneidet, und **Klotho** ihn spinnt. Vergl. auch die Anwendung der Parzen in Goethe's (und Riemer's) Vorspiel zu Weil's Andenken 1814. (Ausg. l. H. XI, 216 folg.)

) **Lachesis, die Verständigste der Drei, haspelt (meist) das Lebensgeschick.

Faden kommen, Faden weisen,
Jeden lenk' ich seine Bahn,
Keinen lass' ich überschweifen,
Füg' er sich im Kreis heran.

Könnt' ich einmal mich vergessen,
Wär' es um die Welt mir bang;
Stunden zählen, Jahre messen,
Und der Weber nimmt den Strang.

Herold. Die jetzo kommen, werdet Ihr nicht kennen,
Wärt Ihr noch so gelehrt in alten Schriften;
Sie anzusehn,*) die so viel Uebel stiften,
Ihr würdet sie willkommne Gäste nennen.

Die Furien sind es, Niemand wird uns glauben,
Hübsch, wohlgestaltet, freundlich, jung von Jahren;
Laßt Euch mit ihnen ein, Ihr sollt erfahren,
Wie schlangenhaft verletzen solche Tauben.**)

Zwar sind sie tückisch; doch am heut'gen Tage,
Wo jeder Narr sich rühmet seiner Mängel,
Auch sie verlangen nicht den Ruhm als Engel,
Bekennen sich als Stadt- und Landesplage.

Alekto. Was bilft es Euch? Ihr werdet uns vertrauen;
Denn wir sind hübsch und jung und Schmeichelkätzchen.
Hat Einer unter Euch ein Liebeschätzchen,
Wir werden ihm so lang' die Ohren krauen,

Bis wir ihm sagen dürfen, Aug' in Auge:
Daß sie zugleich auch Dem und Jenem winke,
Im Kopfe dumm, im Rücken krumm, und hinke,
Und, wenn sie seine Braut ist, gar nichts tauge.

So wissen wir die Braut auch zu bedrängen:
Es hat sogar der Freund vor wenig Wochen

*) Nach ihrem Aussehn würdet Ihr sie willkommne Gäste nennen (dem französischen nachgebildet, à les voir). Die Furien, euphemistisch die Ehrwürdigen, die Wohldenkenden (Eumeniden) genannt, wurden auf griechischen Bildwerken ihrer Schrecklichkeit völlig entkleidet, während sie im Trauerspiel Aeschylos' schwarz bemalt erschienen (C. A. Böttiger, Die Furienmaske im Trauerspiel und auf den Bildwerken der alten Griechen. Weimar, 1801, S. 29). Auf dem Feste des Kaisers konnte Goethe sie nur als schöne Gestalten auftreten lassen, die jedoch ihren wahren Charakter gerade in Verhältnissen der Liebe dokumentieren. S. die Klette im VII. Buch der Aeneide.

**) Matth. 10, 16: „Klug wie die Schlangen und ohne Falsch wie die Tauben."

Verächtliches von ihr zu Der gesprochen!
Versöhnt man sich, so bleibt doch etwas hängen.*)

Megära. Das ist nur Spaß! Denn sind sie erst verbunden,
Ich nehm' es auf und weiß in allen Fällen
Das schönste Glück durch Grille zu vergällen;
Der Mensch ist ungleich, ungleich sind die Stunden.
Und Niemand hat Erwünschtes fest in Armen,
Der sich nicht nach Erwünschterm thöricht sehnte,
Vom höchsten Glück, woran er sich gewöhnte:
Die Sonne flieht er, will den Frost erwarmen.**)

Mit diesem Allen weiß ich zu gebahren,
Und führe her Asmodi,***) den Getreuen,
Zu rechter Zeit Unheil'ges anzustiften,
Verderbe so das Menschenvolk in Paaren.

Tisiphone. †) Gift und Dolch, statt böser Zungen,
Wisch' ich, schärf' ich dem Verräther;
Liebst Du Andre, früher, später
Hat Verderben Dich durchdrungen.

Muß der Augenblicke Süßtes
Sich zu Gift und Galle wandeln!
Hier kein Markten, hier kein Handeln,
Wie er es beging, er büßt es.††)

Singe Keiner vom Vergeben!
Felsen klag' ich meine Sache;
Echo, horch, erwidert: Rache!
Und wer wechselt, soll nicht leben.

Herold. Beliebt es Euch, zur Seite wegzuweichen;
Denn was jetzt kommt, ist nicht von Euresgleichen.
Ihr seht, wie sich ein Berg herangedrängt,

*) Beaumarchais, v. d. Calomnie: il en reste toujours quelque chose
**) Erwarmen, dem Reim zu Liebe, statt erwärmen. Zur Bezeichnung des Unmöglichen, Unerreichbaren, Unerhändigen, wie „den Schnee im Ofen backen" (Böttcher, Grundzüge rc. 1690, S. 179).
***) S. Tobias 3, 8. Asmodi, den Milton (Asmadai im Verlornen Paradies, z. B. VI, 365) und Le Sage (im Diable boiteux) schlechthin als Teufel behandeln, erschien im Mittelalter vorzugsweise als Ehetenfel. S. Sechele, Grundr. I, 316, Nr. 240: Der Engel Raphael wider den Asmodeum, den Ehteufel. Wegen der Etymologie des Worts s. Max Müller, Essays I, 133. In Machiavelli's gleichnamiger Novelle heißt der Ehteufel dagegen Belfagor.
†) Diese Furie machte auf Juno's Anstiften den Atamas, der Ino (Schwester der Semele) Gemahl, wahnsinnig. (Ovid's Ibis, V. 375, 545.)
††) Nach dem Sprichwort: Allein gethan, allein gebüßt (Simrock S. 9).

Mit bunten Teppichen die Weichen stolz behängt;
Ein Haupt mit langen Zähnen, Schlangenrüssel,
Geheimnißvoll, doch zeig' ich Euch den Schlüssel.
Im Nacken sitzt ihm zierlich-zarte Frau,
Mit feinem Stäbchen lenkt sie ihn genau;
Die Andre droben stehend, herrlich-hehr,
Umgiebt ein Glanz, der blendet mich zu sehr.
Zur Seite gehn gekettet edle Frauen,
Die Eine bang, die Andre froh zu schauen;
Die Eine wünscht, die Andre fühlt sich frei,
Verkünde Jede, wer sie sei.

Furcht. Dunst'ge Fackeln, Lampen, Lichter
Dämmern durchs verworrne Fest,
Zwischen diese Truggesichter
Bannt mich, ach, die Kette fest.

Fort, Ihr lächerlichen Lacher!
Euer Grinsen giebt Verdacht;
Alle meine Widersacher
Drängen mich in dieser Nacht.

Hier! Ein Freund ist Feind geworden,
Seine Maske kennt' ich schon;
Jener wollte mich ermorden,
Nun entdeckt, schleicht er davon.

Ach, wie gern in jeder Richtung
Flöh' ich zu der Welt hinaus;
Doch von drüben droht Vernichtung,
Hält mich zwischen Dunst und Graus.

Hoffnung. Seid gegrüßt, Ihr lieben Schwestern!
Habt Ihr Euch schon heut und gestern
In Vermummungen gefallen,
Weiß ich doch gewiß von Allen,
Morgen wollt Ihr Euch enthüllen.
Und wenn wir bei Fackelscheine
Uns nicht sonderlich behagen,
Werden wir in heitern Tagen
Ganz nach unserm eignen Willen,
Bald gesellig, bald alleine,
Frei durch schöne Fluren wandeln,
Nach Belieben ruhn und handeln
Und in sorgenfreiem Leben
Nie entbehren, stets erstreben.

Ueberall willkommne Gäſte,
Treten wir getroſt hinein:
Sicherlich, es muß das Beſte
Irgendwo zu finden ſein.

Klugheit. Zwei der größten Menſchenfeinde,
Furcht und Hoffnung, angekettet,
Halt' ich ab von der Gemeinde;
Platz gemacht! Ihr ſeid gerettet.

Den lebendigen Koloſſen
Führ' ich, ſieht Ihr, thurmbeladen,
Und er wandelt unverdroſſen
Schritt vor Schritt auf ſteilen Pfaden.

Droben aber auf der Zinne
Jene Göttin mit behenden
Breiten Flügeln, zum Gewinne
Allerſeits ſich hinzuwenden.

Rings umgiebt ſie Glanz und Glorie,
Leuchtend fern nach allen Seiten;
Und ſie nennet ſich Victorie,
Göttin aller Thätigkeiten.

Zoilo-Therſites.*) Hu! Hu! Da komm' ich eben recht!
Ich ſchelt' Euch allzuſammen ſchlecht!
Doch was ich mir zum Ziel erſah,
Iſt oben Frau Victoria.
Mit ihrem weißen Flügelpaar,
Sie dünkt ſich wol, ſie ſei ein Aar,
Und wo ſie ſich nur hingewandt,
Gehör' ihr alles Volk und Land;
Doch wo was Rühmliches gelingt,
Es mich ſogleich in Harniſch bringt.
Das Tiefe hoch, das Hohe tief,
Das Schiefe grad, das Grade ſchief,
Das ganz allein macht mich geſund,
So will ich's auf dem Erdenrund.

Herold. So treffe Dich, Du Lumpenhund,
Des frommen Stabes Meiſterſtreich!
Da krümm und winde Dich ſogleich!**) —

*) Die Maske iſt zuſammengeſetzt aus dem Therſites der Ilias (II, 212 u. ff.), dem ſprichwörtlich häßlichen Verkleinerer der griechiſchen Helden vor Troja, und dem Grammatiker des 3. Jahrhunderts v. Chr. Zoilos, wegen ſeiner Angriffe auf den Vater der Poeſie Homer ſprichwörtlich genannt.

**) Ebenſo ſchlug Odyſſeus den Therſites mit dem Scepter.

Wie sich die Doppelzwerggestalt
So schnell zum ellen Klumpen ballt! —
Doch Wunder! — Klumpen wird zum Ei,
Das bläht sich auf und platzt entzwei.
Nun fällt ein Zwillingspaar heraus,
Die Otter und die Fledermaus;
Die Eine fort im Staube kriecht,
Die Andre schwarz zur Decke fliegt;
Sie eilen draußen zum Verein.
Da möcht' ich nicht der Dritte sein.

Gemurmel. Frisch! Dahinten tanzt man schon —
Nein! Ich wollt', ich wär' davon —
Fühlst Du, wie uns das umflicht,
Das gespenstische Gezücht? —
Saust es mir doch übers Haar —
Ward ich's doch am Fuß gewahr —
Keiner ist von uns verletzt —
Alle doch in Furcht gesetzt —
Ganz verdorben ist der Spaß —
Und die Bestien wollten das.

Herold. Seit mir sind bei Maskeraden
Heroldspflichten aufgeladen,
Wach' ich ernstlich an der Pforte,
Daß Euch hier am luft'gen Orte
Nichts Verderbliches erschleiche;
Weder wanke, weder weiche.
Doch ich fürchte, durch die Fenster
Ziehen lustige Gespenster,
Und von Spuk und Zaubereien
Wüßt' ich Euch nicht zu befreien.
Machte sich der Zwerg verdächtig,
Nun dort hinten strömt es mächtig.
Die Bedeutung der Gestalten
Möcht' ich amtsgemäß entfalten.
Aber was nicht zu begreifen,
Wüßt' ich auch nicht zu erklären.
Helfet Alle mich belehren! —
Seht Ihr's durch die Menge schweifen?
Vierbespannt ein prächt'ger Wagen
Wird durch Alles durchgetragen;
Doch er theilet nicht die Menge,

Nirgend seh' ich ein Gedränge;
Farbig glitzert's in der Ferne,
Irrend leuchten bunte Sterne
Wie von magischer Laterne,
*) Schnaubt heran mit Sturmgewalt.
Platz gemacht! Mich schaudert's!
Knabe Wagenlenker. Halt!
Rosse,**) hemmet Eure Flügel,
Fühlet den gewohnten Zügel,
Meistert Euch, wie ich Euch meistre,
Rauschet hin, wenn ich begeistre —
Diese Räume laßt uns ehren!
Schaut umher, wie sie sich mehren,
Die Bewundrer, Kreis' um Kreise.
Herold, auf, nach Deiner Weise,
Ehe wir von Euch entfliehen,
Uns zu schildern, uns zu nennen!
Denn wir sind Allegorieen,
Und so solltest Du uns kennen.
Herold. Wüßte nicht, Dich zu benennen,
Eher könnt' ich Dich beschreiben.
Knabe Lenker. So probir's!
Herold. Man muß gestehn:
Erstlich bist Du jung und schön.
Halbwüchs'ger Knabe bist Du; doch die Frauen,
Sie möchten Dich ganz ausgewachsen schauen.
Du scheinest mir ein künftiger Sponsirer,
Recht so von Haus aus ein Verführer.
Knabe Lenker. Das läßt sich hören! Fahre fort,
Erfinde Dir des Räthsels heitres Wort!
Herold. Der Augen schwarzer Blitz, die Nacht der Locken,
Erheitert von juwelnem Band!
Und welch ein zierliches Gewand
Fließt Dir von Schultern zu den Socken,
Mit Purpursaum und Glitzertand!
Man könnte Dich ein Mädchen schelten;
Doch würdest Du, zu Wohl und Weh,
Auch jetzo schon bei Mädchen gelten;
Sie lehrten Dich das ABC.

*) Vor „Schnaubt" ist ein „er" (der vierbespannte Wagen) zu supplirren.
**) Vier geflügelte Drachen.

Knabe Lenker. Und Dieser, der als Prachtgebilde
Hier auf dem Wagenthrone prangt?
Herold. Er scheint ein König, reich und milde,
Wohl Dem, der seine Gunst erlangt!
Er hat nichts weiter zu erstreben;
Wo's irgend fehlte, späht sein Blick,
Und seine reine Lust zu geben
Ist größer als Besitz und Glück.
Knabe Lenker. Hiebei darfst Du nicht stehen bleiben,
Du mußt ihn recht genau beschreiben.
Herold. Das Würdige beschreibt sich nicht.
Doch das gesunde Mondgesicht,
Ein voller Mund, erblühte Wangen,
Die unterm Schmuck des Turbans prangen,
Im Faltenkleid ein reich Behagen!
Was soll ich von dem Anstand sagen?
Als Herrscher scheint er mir bekannt.
Knabe Lenker. Plutus, des Reichthums Gott genannt;*)
Derselbe kommt in Prunk daher,
Der hohe Kaiser wünscht ihn sehr.
Herold. Sag von Dir selber auch das Was und Wie!
Knabe Lenker. Bin die Verschwendung, bin die Poesie;
Bin der Poet, der sich vollendet,
Wenn er sein eigenst Gut verschwendet.
Auch ich bin unermeßlich reich
Und schätze mich dem Plutus gleich,
Beleb' und schmück' ihn Tanz und Schmaus,
Das, was ihm fehlt, das theil' ich aus.
Herold. Das Prahlen steht Dir gar zu schön,
Doch laß uns Deine Künste sehn!
Knabe Lenker. Hier seht mich nur ein Schnippchen schlagen,
Schon glänzt's und glitzert's um den Wagen.
Da springt eine Perlenschnur hervor.
(Immerfort umherschnippend.)
Nehmt goldne Spange für Hals und Ohr;
Auch Kamm und Krönchen ohne Fehl;
In Ringen köstlichstes Juwel;
Auch Flämmchen spend' ich dann und wann,
Erwartend, wo es zünden kann.

*) Die Maske des Faust. „Der Pluto, ein Gotte aller Reichthumb" (1531, ist Titel eines Fastnachtspiels von Hans Sachs (Goedeke, Grundr. I, 346). S. den Plutos in Lucian's „Timon" und die Komödie des Aristophanes „Plutos."

Herold. Wie greift und haſcht die liebe Menge!
Faſt kommt der Geber ins Gedränge.
Kleinode ſchnippt er wie im Traum,
Und Alles haſcht im weiten Raum.
Doch da erleb' ich neue Poſſe:
Was Einer noch ſo emſig griffe,
Deß hat er wirklich ſchlechten Lohn,
Die Gabe flattert ihm davon.
Es läßt ſich auf das Perlenband,
Ihm krabbeln Käfer in der Hand;*)
Er wirft ſie weg, der arme Tropf,
Und ſie umſummen ihm den Kopf.
Die Andern ſtatt ſolider Dinge
Erhaſchen frevle Schmetterlinge.
Wie doch der Schelm ſo viel verheißt,
Und nur verleiht, was golden gleißt!**)

Knabe Lenker. Zwar Masken, merk' ich, weißt Du zu verkünden,
Allein der Schale Weſen zu ergründen,
Sind Herolds Hoizeichne nicht;
Das fordert ſchärferes Geſicht.
Doch hüt' ich mich vor jeder Fehde;
An Dich, Gebieter, wend' ich Frag' und Rede.

(Zu Plutus gewendet.)

Haſt Du mir nicht die Windesbraut
Des Viergeſpannes anvertraut?
Lenk' ich nicht glücklich, wie Du leiteſt?
Bin ich nicht da, wohin Du deuteſt?
Und wußt' ich nicht, auf kühnen Schwingen
Für Dich die Palme zu erringen?
Wie oft ich auch für Dich gefochten,
Mir iſt es jederzeit geglückt;
Wenn Lorbeer Deine Stirne ſchmückt,
Hab' ich ihn nicht mit Sinn und Hand geflochten?

Plutus. Wenn's nöthig iſt, daß ich Dir Zeugniß leiſte,
So ſag' ich gern: biſt Geiſt von meinem Geiſte.
Du handelſt ſtets nach meinem Sinn,
Biſt reicher, als ich ſelber bin.
Ich ſchätze, Deinen Dienſt zu lohnen,

*) Eine ſolche Verwandlung erleiden in der Sage die Geſchenke des Teufels und der Dämonen.
**) Nach dem Sprichwort: „Nicht Alles iſt Gold, was glänzt" (Dünzer).

Den grünen Zweig vor allen meinen Kronen.
Ein wahres Wort verkünd' ich Allen:
Mein lieber Sohn, an Dir hab' ich Gefallen.*)

Knabe Lenker (zur Menge). Die größten Gaben meiner Hand,
Seht, hab' ich rings umher gesandt;
Auf dem und jenem Kopfe glüht
Ein Flämmchen, das ich angeweht,
Von Einem zu dem Andern hüpft's,
An Diesem hält sich's, Dem entschlüpft's,
Gar selten aber flammt's empor
Und leuchtet rasch in kurzem Flor;
Doch Vielen, eh man's noch erkannt,
Verlischt es, traurig ausgebrannt.

Weibergeklatsch. Dadroben auf dem Bergespann
Das ist gewiß ein Charlatan;
Gekaunt da hintendrauf Hanswurst,
Doch abgezehrt von Hunger und Durst,
Wie man ihn niemals noch erblickt;
Er fühlt wol nicht, wenn man ihn zwickt.

Der Abgemagerte.**) Vom Leibe mir, elles Weibsgeschlecht!
Ich weiß, Dir komm' ich niemals recht. —
Wie noch die Frau den Herd versah,
Da hieß ich Avaritia;
Da stand es gut um unser Haus:
Nur Viel herein und Nichts hinaus!
Ich eiferte für List' und Schrein;
Das sollte wol gar ein Laster sein!
Doch als in allerneusten Jahren
Das Weib nicht mehr gewohnt zu sparen,
Und, wie ein jeder böser Zahler,
Weit mehr Begierden hat als Taler,
Da bleibt dem Manne viel zu dulden,
Wo er nur hinsieht, da sind Schulden.
Sie wendet's, kann sie was erfreulen,
An ihren Leib, an ihren Buhlen;
Auch speist sie besser, trinkt noch mehr
Mit der Spenstrer leid'gem Heer;
Das steigert mir des Geldes Netz;
Bin männlichen Geschlechts, der Geiz!

*) Nach Ev. Matth. 3, 17.
**) In dieser Gestalt hat man Mephistopheles zu erkennen.

Hauptweib. Mit Drachen mag der Drache geizen;*)
Ist's doch am Ende Lug und Trug!
Er kommt, die Männer aufzureizen,
Sie sind schon unbequem genug.

Weiber in Masse. Der Strebmann! Reich ihm eine Schlappe!
Was will das Marterbeil uns dräun?
Wir sollen seine Fratze scheun!
Die Drachen sind von Holz und Pappe;
Frisch an und dringt auf ihn hinein!

Herold. Bei meinem Stabe! Ruh gehalten! —
Doch braucht es meiner Hilfe kaum;
Seht, wie die grimmen Ungestalten,
Bewegt im rasch gewonn'nen Raum,
Das Doppelflügelpaar entfalten!
Entrüstet schütteln sich der Drachen
Umschuppte, feuerspei'nde Rachen;
Die Menge flieht, rein ist der Platz.

(Plutus steigt vom Wagen.)

Herold. Er tritt herab, wie königlich!
Er winkt, die Drachen rühren sich;
Die Kiste haben sie vom Wagen
Mit Gold und Geiz herangetragen;
Sie steht zu seinen Füßen da.
Ein Wunder ist es, wie's geschah.

Plutus (zum Lenker). Nun bist Du los der allzu lästgen Schwere,
Bist frei und krank; nun frisch zu Deiner Sphäre!
Hier ist sie nicht! Verworren, schädig, wild
Umdrängt uns hier ein fratzenhaft Gebild.
Nur wo Du klar ins holde Klare schaust,
Dir angehörst und Dir allein vertraust,
Dorthin, wo Schönes, Gutes nur gefällt,
Zur Einsamkeit! — Da schaffe Deine Welt!

Knabe Lenker. So acht' ich mich als werthen Abgesandten,
So lieb' ich Dich als nächsten Anverwandten.
Wo Du verweilst, ist Fülle; wo ich bin,
Fühlt Jeder sich im herrlichsten Gewinn;
Auch schwankt er oft im widersinn'gen Leben;
Soll er sich Dir, soll er sich mir ergeben?
Die Deinen freilich können müßig ruhn,
Doch wer mir folgt, hat immer was zu thun.

*) Drache und Lindwurm sind bekanntlich Wächter der Schätze.

Nicht insgeheim vollführ' ich meine Thaten,
Ich athme nur und schon bin ich verrathen.
So lebe wohl! Du gönnst mir ja mein Glück;
Doch lisple leis, und gleich bin ich zurück. (Ab, wie er kam.)

Plutus. Nun ist es Zeit, die Schätze zu entfesseln!
Die Schlösser treff' ich mit des Herolds Ruthe.
Es thut sich auf! Schaut her! In ehrnen Kesseln
Entwickelt sich's und wallt von goldnem Blute;
Zunächst der Schmuck von Kronen, Ketten, Ringen;
Es schwillt und droht, ihn schmelzend zu verschlingen.

Wechselgeschrei der Menge.

Seht hier, o hin, wie's reichlich quillt,
Die Kiste bis zum Rande füllt! —
Gefäße, goldne, schmelzen sich,
Gemünzte Rollen wälzen sich, —
Dukaten hüpfen wie geprägt,
O, wie mir das den Busen regt —
Wie schau' ich alle mein Begehr!
Da kollern sie am Boden her. —
Man bietet's Euch, benutzt's nur gleich
Und bückt Euch nur und werdet reich. —
Wir Andern, rüstig wie der Blitz,
Wir nehmen den Koffer in Besitz.

Herold. Was soll's, Ihr Thoren? Soll mir das?
Es ist ja nur ein Maskenfraß.
Heut Abend wird nicht mehr begehrt;
Glaubt Ihr, man geb' Euch Gold und Werth?
Sind doch für Euch in diesem Spiel
Selbst Rechenpfennige zu viel.
Ihr Täppischen! Ein art'ger Schein
Soll gleich die plumpe Wahrheit sein.
Was soll Euch Wahrheit? — Dumpfen Wahn
Packt Ihr an allen Zwirlein an. —
Vermummter Plutus, Maskenheld,
Schlag dieses Volk mir aus dem Feld.

Plutus. Dein Stab ist wohl dazu bereit,
Verleih ihn mir auf kurze Zeit. —
Ich tauch' ihn rasch in Sud und Gluth. —
Nun, Masken, seid auf Eurer Hut!
Wie's blitzt und platzt, in Funken sprüht!
Der Stab, schon ist er angeglüht.
Wer sich zu nah herangedrängt,

Ist unbarmherzig gleich versengt —
Jetzt fang' ich meinen Umgang an.
Geschrei und Gedräng. O weh! Es ist um uns gethan. —
Entfliehe, wer entfliehen kann! —
Zurück, zurück, Du Hintermann! —
Mir sprüht es heiß ins Angesicht. —
Mich drückt des glüh'nden Stabs Gewicht —
Verloren sind wir All' und All'. —
Zurück, zurück, Du Maskenwall!
Zurück, zurück, unsinn'ger Hauf —
O, hätt' ich Flügel, flög' ich auf. —
Plutus. Schon ist der Kreis zurückgedrängt,
Und Niemand, glaub' ich, ist versengt.
Die Menge weicht,
Sie ist verscheucht. —
Doch solcher Ordnung Unterpfand
Zieh' ich ein unsichtbares Band.
Herold. Du hast ein herrlich Werk vollbracht;
Wie dank' ich Deiner klugen Macht!
Plutus. Noch braucht es, edler Freund, Geduld;
Es droht noch mancherlei Tumult.
Herold. So kann man doch, wenn es beliebt,
Vergnüglich diesen Kreis beschauen;
Denn immerfort sind vornen an die Frauen,
Wo's was zu gaffen, was zu naschen giebt.
Noch bin ich nicht so völlig eingerostet!
Ein schönes Weib ist immer schön;
Und heute, weil es mich nichts kostet,
So wollen wir getrost spontiren gehn.
Doch weil am überfüllten Orte
Nicht jedem Ohr vernehmlich alle Worte,
Versuch' ich klug und hoff', es soll mir glücken,
Mich pantomimisch deutlich auszudrücken.
Hand, Fuß, Geberde reicht mir da nicht hin,
Da muß ich mich um einen Schwank bemühn.
Wie feuchten Thon will ich das Gold behandeln;
Denn dies Metall läßt sich in Alles wandeln.
Herold. Was fängt Der an, der magre Thor!
Hat so ein Hungermann Humor?
Er knetet alles Gold zu Teig,
Ihm wird es unterm Händen weich;
Wie er es drückt, und wie es ballt,

Bleibt's immer doch nur ungestalt.
Er wend't sich zu den Weibern dort,
Sie schreien alle, möchten fort,
Geberden sich gar widerwärtig;
Der Schalk erweist sich übelfertig.*)
Ich fürchte, daß er sich ergetzt,
Wenn er die Sittlichkeit verletzt.
Dazu darf ich nicht schweigsam bleiben,
Gieb meinen Stab, ihn zu vertreiben.

Plutus. Er ahnet nicht, was uns von außen droht;
Laß ihn die Narrentheidung treiben,
Ihm wird kein Raum für seine Possen bleiben;
Gesetz ist mächtig, mächt'ger ist die Noth.

Getümmel und Gesang. Das wilde Heer, es kommt zumal
Von Bergeshöh und Waldesthal;
Unwiderstehlich schreitet's an:
Sie feiern ihren großen Pan.
Sie wissen doch, was Keiner weiß,**)
Und drängen in den leeren Kreis.

Plutus. Ich kenn' Euch wohl und Euren großen Pan!
Zusammen habt Ihr kühnen Schritt gethan.
Ich weiß recht gut, was nicht ein Jeder weiß,
Und öffne schuldig diesen engen Kreis.
Mag sie ein gut Geschick begleiten!
Das Wunderlichste kann geschehn;
Sie wissen nicht, wohin sie schreiten,
Sie haben sich nicht vorgesehn.

Wildgesang. Geputztes Volk Du, Flitterschau!
Sie kommen roh, sie kommen rauh,
In hohem Sprung, in raschem Lauf,
Sie treten derb und tüchtig auf.

Launen. Die Faunenschaar
Im luft'gen Tanz,
Den Eichenkranz
Im krausen Haar,
Ein feines, zugespitztes Ohr
Dringt an dem Lockenkopf hervor,
Ein stumpfes Näschen, ein breit Gesicht,

*) Vergl. Goethe im „Röm. Karneval" vom Pulcinell: „Durch eine geringe Bewegung, indem er sich mit den Weibern unterhält, weiß er die Gestalt des alten Gottes der Gärten in dem heiligen Rom keklich nachzuahmen, und seine Leichtfertigkeit erregt mehr Lust als Unwillen." (Werke, XVI. S. 306.)

**) Daß nämlich der Kaiser den Pan darstellt.

Das ſchadet Alles bei Frauen nicht.
Dem Faun, wenn er die Patſche reicht,
Verſagt die Schönſte den Tanz nicht leicht.

Satyr. Der Satyr bürſt nun hinterdrein
Mit Ziegenfuß und dürrem Bein,
Ihm ſollen ſie mager und ſehnig ſein.
Und zemlenartig auf Bergeshöhn
Beluſtigt er ſich umherzuſehn.
In Freiheitsluft erquickt alsdann,
Verhöhnt er Kind und Weib und Mann,
Die tief in Thales Dampf und Rauch
Behaglich meinen, ſie lebten auch,
Da ihm doch rein und ungeſtört
Die Welt dort oben allein gehört.

Gnomen. Da trippelt ein die kleine Schaar,
Sie hält nicht gern ſich Paar und Paar;
Im moof'gen Kleid mit Lämplein hell*)
Bewegt ſich's durch einander ſchnell,
Wo Jedes für ſich ſelber ſchafft,
Wie Leuchtameiſen wimmelhaft;
Und wuſelt**) emſig hin und her,
Beſchäftigt in die Kreuz und Quer.

Den frommen Gütchen***) nah verwandt,
Als Felschirurgen wohlbekannt;
Die hohen Berge ſchröpfen wir,
Aus vollen Adern ſchöpfen wir;
Metalle ſtürzen wir zu Hauf
Mit Gruß getroſt: Glück auf! Glück auf!
Das iſt von Grund aus wohlgemeint,
Wir ſind der guten Menſchen Freund.
Doch bringen wir das Gold zu Tag,
Damit man ſtehlen und tuppeln mag,
Nicht Eiſen fehle dem ſtolzen Mann,
Der allgemeinen Mord erſann.

*) Wegen der in Moos gekleideten Waldleute ſ. Grimm, Myth. S. 451.
**) Wie „wudeln" (Adelung IV, 1619), ſich in verworrener Menge bewegen, wimmeln. „Es wudelt von Ameiſen."
***) Die Berg-Gnomen (Erdmännlein) ſind den, den Menſchen wohlwollenden Hausgeiſtern, den Gutgeſellen, guten Holden, Gütchen („quos Germani Gutelos appellant" — Agricola) nah verwandt. S. Grimm's Myth. S. 416 und 423 und unten die „Pygmäen" der „Klaſſiſchen Walpurgisnacht". In den Ritzen und Spalten der Berge ſammeln ſie Schätze und ſchmieden Waffen den Menſchen.

Und wer die drei Gebot' veracht't,
Sich auch nichts aus den andern macht.
Das Alles iſt nicht unſre Schuld,
Drum habt ſo fort, wie wir, Geduld.

Rieſen. Die wilden Männer*) ſind ſ' genannt,
Am Harzgebirge wohlbekannt;
Natürlich nackt in alter Kraft,
Sie kommen ſämmtlich rieſenhaft.
Den Fichtenſtamm in rechter Hand
Und um den Leib ein wulſtig Band,
Den derbſten Schurz von Zweig und Blatt,
Leibwache, wie der Papſt nicht hat.

Nymphen im Chor. (Sie umſchließen den großen Pan.)
Auch kommt er an!
Das All der Welt
Wird vorgeſtellt
Im großen Pan.
Ihr Heiterſten, umgebet ihn,
Im Gaukeltanz umſchwebet ihn;
Denn weil er ernſt und gut dabei,
So will er, daß man fröblich ſei.
Auch unterm blauen Wölbedach
Verhielt er ſich beſtändig wach;
Doch rieſeln ihm die Bäche zu,
Und Lüftlein wiegen ihn mild in Ruh.
Und wenn er zu Mittage ſchläft,
Sich nicht das Blatt am Zweige regt;
Geſunder Pflanzen Balſamduft
Erfüllt die ſchweigſam ſtille Luft;
Die Nymphe darf nicht munter ſein,
Und wo ſie ſtand, da ſchläft ſie ein.
Wenn unerwartet mit Gewalt
Dann aber ſeine Stimm' erſchallt
Wie Blitzesknattern, Meergebraus,
Dann**) Niemand weiß wo ein noch aus,

*) „Der wilde Mann mit dem entwurzelten Tannenbaum in der Hand, wie er bei den Wappen mehrerer Fürſten in Nieder-Deutſchland vorkommt, ſteht auch einem ſolchen Faun (Waldmann) dar." Grimm a. a. O. S. 450, 454, 520. Dieſe rauhen Waldgeiſter (wie Rübezahl) ſind dem lateiniſchen Faun und dem griechiſchen Satyr verwandt. Auch in den Faſtnachtsſpielen des Mittelalters (ſ. Goedeke, Grundr. I, 94) erſcheinen die wilden Männer.

**) Nach der griechiſchen Mythe hält die ganze Natur Raſt, wenn der große Pan ſchläft (Plutarch de Orac. def.), und andrerſeits verbreitet ſeine

Zerstreut sich tapfres Heer im Feld,
Und im Getümmel bebt der Held.
So Ehre Dem, dem Ehre gebührt!
Und Heil ihm, der uns hergeführt!

Deputation der Gnomen (an den großen Pan).

Wenn das glänzend reiche Gute
Fadenweis durch Klüfte streicht,
Nur der klugen Wünschelrutle
Seine Labyrinthe zeigt,

Wölben wir in dunklen Grüften
Troglodytisch unser Haus,*)
Und an reinen Tageslüften
Theilst Du Schätze gnädig aus.

Nun entdecken wir daneben
Eine Quelle wunderbar,
Die bequem verspricht zu geben,
Was kaum zu erreichen war.

Dies vermagst Du zu vollenden,
Nimm es, Herr, in Deine Hut!
Jeder Schatz in Deinen Händen
Kommt der ganzen Welt zu Gut'.

Plutus (zum Herold). Wir müssen uns im hohen Sinne fassen,
Und was geschieht, getrost geschehen lassen;
Du bist ja sonst des stärksten Muthes voll.
Nun wird sich gleich ein Gräulichstes ereignen,
Hartnäckig wird es Welt und Nachwelt leugnen:
Du schreib es treulich in Dein Protokoll!

Herold (den Stab anfassend, welchen Plutus in der Hand behält).

Die Zwerge führen den großen Pan
Zur Feuerquelle sacht heran;
Sie siedet auf vom tiefsten Schlund,
Dann sinkt sie wieder hinab zum Grund,
Und finster steht der offne Mund;
Wallt wieder auf in Gluth und Sud,
Der große Pan steht wohlgemuth,
Freut sich des wundersamen Dings,
Und Perlenschaum sprüht rechts und links.

---

plötzlich erschallende Stimme den noch heute „panisch" genannten Schrecken (la panique). Denn Pan ist nicht nur der Schutzgott Arkadiens, sondern auch Bacchus' Krieger.

*) Gleich den unter der Erde (nach Herodot) in Aethiopien wohnenden Troglodyten.

Wie mag er solchen Wesen traun?
Er bückt sich, tief hineinzuschaun. —
Nun aber fällt sein Bart hinein! —
Wer mag das glatte Kinn wol sein?
Die Hand verbirgt es unserm Blick. —
Nun folgt ein großes Ungeschick:
Der Bart entflammt und fliegt zurück,
Entzündet Kranz und Haupt und Brust,
Zu Leiden wandelt sich die Lust. —
Zu löschen, läuft die Schaar herbei,
Doch Keiner bleibt von Flammen frei,
Und wie es patscht und wie es schlägt,
Wird neues Flammen aufgeregt;
Verflechten in das Element,
Ein ganzer Maskenklump verbrennt.
Was aber, hör' ich, wird uns kund,
Von Ohr zu Ohr, von Mund zu Mund!
O, ewig unglückel'ge Nacht,
Was hast Du uns für Leid gebracht!
Verkünden wird der nächste Tag,
Was Niemand willig hören mag;
Doch hör' ich aller Orten schrein:
„Der Kaiser" leidet solche Pein!
O, wäre doch ein Andres wahr!
Der Kaiser brennt und seine Schaar.
Sie sei verflucht, die ihn verführt,
In barzig Reis sich eingeschnürt,
Zu toben her mit Brüllgesang
Zu allerseit'gem Untergang.
O Jugend, Jugend, wirst Du nie
Der Freude reines Maaß bezirken?
O Hoheit, Hoheit, wirst Du nie
Vernünftig, wie allmächtig, wirken?

Schon geht der Wald*) in Flammen auf,
Sie züngeln leckend spitz hinauf
Zum holzverschränkten Deckenband,
Uns droht ein allgemeiner Brand.
Des Jammers Maaß ist übervoll,
Ich weiß nicht, wer uns retten soll.
Ein Aschenhaufen einer Nacht,
Liegt morgen reiche Kaiserpracht.

*) Die aufgestellte Walddekoration (Düntzer).

Plutus. Schrecken iſt genug verbreitet,
Hilfe ſei nun eingeleitet! —
Schlage, heil'gen Stabs Gewalt,
Daß der Boden bebt und ſchallt!
Du, geräumig weite Luft,
Fülle Dich mit kühlem Duft!
Hebt heran, umherzuſchweifen,
Nebeldünſte, ſchwangre Streifen,
Deckt ein flammendes Gewühl!
Rieſelt, ſäuſelt, Wölkchen kräuſelt,
Schlürfet wallend, leiſe dämpfet,
Leichend überall bekämpfet;
Ihr, die Lindernden, die Feuchten,
Wandelt in ein Wetterleuchten
Selber eitlen Flamme Spiel! —
Treuen Geiſter, uns zu ſchäd'gen,
Soll ſich die Magie bethät'gen.

Luſtgarten.

Morgenſonne.

Der Kaiſer, deſſen Hofſtaat, Männer und Frauen,*) **Fauſt, Mephiſtopheles** anſtändig, nicht auffallend, nach Sitte gekleidet; Beide knien).

Fauſt. Verzeihſt Du, Herr, das Flammengaukelſpiel?

Kaiſer (zum Aufſtehen winkend).

Ich wünſche mir dergleichen Scherze viel. —
Auf einmal ſah ich mich in glüh'nder Sphäre,
Es ſchien mir faſt, als ob ich Pluto wäre.
Aus Nacht und Kohlen lag**) ein Felſengrund,
Von Flämmchen glühend. Dem und jenem Schlund
Aufwirbelten viel'tauſend wilde Flammen
Und flackerten in ein Gewölb zuſammen.
Zum höchſten Dome züngelt' es empor,
Der immer ward und immer ſich verlor.
Durch fernen Raum gewundner Feuerſäulen
Sah ich bewegt der Völker lange Zeilen;
Sie drängten ſich im weiten Kreis heran
Und huldigten, wie ſie es ſtets gethan.

*) In dem Scenarium der erſten Ausgabe ſtand: Der Kaiſer, Hofleute, Fauſt u. ſ. w.

**) Vor „lag" iſt zu ſuppliren: hervortretend oder hervorſchauend (aus kohlſchwarzer Nacht).

Von meinem Hof erkannt' ich Ein' und Andern;
Ich schien ein Fürst von tausend Salamandern.

Mephistopheles. Das bist Du, Herr! Weil jedes Element
Die Majestät als unbedingt erkennt.
Gehorsam Feuer hast Du nun erprobt,
Wirf Dich ins Meer, wo es am Wildsten tobt,
Und kaum betrittst Du perlenreichen Grund,
So bildet wallend sich ein herrlich Rund;
Siehst auf und ab lichtgrüne schwanke Wellen
Mit Purpursaum*) zur schönsten Wohnung schwellen
Um Dich, den Mittelpunkt. Bei jedem Schritt,
Wohin Du gehst, gehn die Paläste mit.
Die Wände selbst erfreuen sich des Lebens,
Pfeilschnellen Wimmelns, Hin- und Wiederstrebens.
Meerwunder drängen sich zum neuen milden Schein,
Sie schießen an, und keines darf herein.
Da spielen farbig geldbeschuppte Drachen;**)
Der Haifisch klafft, Du lachst ihm in den Rachen.
Wie sich auch jetzt der Hof um Dich entzückt,
Hast Du doch nie ein solch Gedräng erblickt.
Doch bleibst Du nicht vom Lieblichsten geschieden:
Es nahen sich neugier'ge Nereiden
Der pracht'gen Wohnung in der ew'gen Frische,
Die jüngsten sehen und lüstern wie die Fische,
Die spätern flink. Schon wird es Thetis kund,
Dem werten Peleus reicht sie Hand und Mund. —
Den Sitz alsdann auf des Olymp's Revier . . .

Kaiser. Die luft'gen Räume, die erlass' ich Dir;
Noch früh genug besteigt man jenen Thron.

Mephistopheles. Und, höchster Herr, die Erde hast Du schon.

Kaiser. Welch gut Geschick hat Dich hierher gebracht,
Unmittelbar aus Tausendeiner Nacht?
Gleichst Du an Fruchtbarkeit Scheherazaden,
Versichr' ich Dich der höchsten aller Gnaden.
Sei stets bereit, wenn Eure Tageswelt,
Wie's oft geschieht, mir widerlicht missfällt.

*) Schon Homer spricht von den Grotten des Meeres und Schiller (im Taucher) von der „purpurnen Finsternis" des Meeres.

**) Den Meerdrachen (Drachenfisch) erwähnt schon Ezechiel (29, 3. 32, 2) (Tanger), ebenso Schiller (im Taucher) den Drachen und „den entsetzlichen Hai, des Meeres Hyane". Nach der mittelalterlichen Alexandersage stieg Alexander d. Gr. in der Art, wie Mephistopheles es hier beschreibt, in einem gläsernen Fasse in die Meerestiefe (Ebelerius I, 50). Auch die deutsche Sage kennt Wasserhäuser (Grimm, Mythol. 464).

Marſchalk (tritt eilig auf).
Durchlauchtigſter, ich dacht' in meinem Leben
Vom ſchönſten Glück Verkündung nicht zu geben
Als dieſe, die mich doch beglückt,
In Deiner Gegenwart entrückt:
Rechnung für Rechnung iſt berichtigt,
Die Wucherklauen ſind beſchwichtigt,
Los bin ich ſolcher Höllenpein;
Im Himmel kann's nicht beſſer ſein.
Heermeiſter (tritt ein). Abſchläglich iſt der Sold entrichtet,
Das ganze Heer aufs Neu' verpflichtet,
Der Landsknecht fühlt ſich friſches Blut,
Und Wirth und Dirnen haben's gut.
Kaiſer. Wie athmet Eure Bruſt erweitert!
Das faltige Geſicht erheitert!
Wie eilig tretet Ihr heran!
Schatzmeiſter (der ſich einfindet).
Befrage Dieſe, die das Werk gethan.
Fauſt. Dem Kanzler ziemt's, die Sache vorzutragen.
Kanzler (der langſam herankommt).
Begluckt genug in meinen alten Tagen. —
So hört und ſchaut das ſchickſalſchwere Blatt,
Das alles Weh in Wohl verwandelt hat.
(Er lieſt.) „Zu wiſſen ſei es Jedem, der's begehrt:
Der Zettel hier iſt tauſend Kronen werth.
Ihm liegt geſichert als gewiſſes Pfand
Unzahl vergrabnen Guts im Kaiſerland.
Nun iſt geſorgt, damit der reiche Schatz,
Sogleich gehoben, diene zum Erſatz."
Kaiſer. Ich ahne Frevel, ungeheuren Trug!
Wer fälſchte hier des Kaiſers Namenszug?
Iſt ſolch Verbrechen ungeſtraft geblieben?
Schatzmeiſter. Erinnre Dich! Haſt ſelbſt es unterſchrieben,
Erſt heute Nacht. Du ſtandſt als großer Pan,
Der Kanzler ſprach mit uns zu Dir heran:
„Gewähre Dir das hohe Feſtvergnügen,
Des Volkes Heil, mit wenig Federzügen."
Du zogſt ſie rein, dann ward's in dieſer Nacht
Durch Tauſendkünſtler ſchnell vertauſendfacht.
Damit die Wohlthat Allen gleich gedeihe,
So ſtempelten wir gleich die ganze Reihe,
Zehn, Dreißig, Funfzig, Hundert ſind parat.

Ihr denkt Euch nicht, wie wohl's dem Volke thut.
Seht Eure Stadt, sonst halb im Tod verschimmelt,
Wie Alles lebt und lustzuriebend wimmelt!
Obschon Dein Name längst die Welt beglückt,
Man hat ihn nie so freundlich angeblickt.
Das Alphabet ist nun erst überzählig,
In diesem Zeichen wird nun Jeder selig.*)

Kaiser. Und meinen Leuten gilt's für gutes Gold?
Dem Heer, dem Hofe genügt's zu vollem Sold?
So sehr mich's wundert, muß ich's gelten lassen.

Marschalk. Unmöglich wär's, die Flücht'gen einzufassen;
Mit Blitzeswink zerstreute sich's im Lauf.
Die Wechslerbänke stehen sperrig auf,
Man honorirt daselbst ein jedes Blatt
Durch Gold und Silber, freilich mit Rabatt.
Nun geht's von da zum Fleischer, Bäcker, Schenken;
Die halbe Welt scheint nur an Schmaus zu denken,
Wenn**) sich die andre neu in Kleidern bläht.
Der Krämer schneidet aus, der Schneider näht.
Bei „Hoch dem Kaiser!" sprudelt's in den Kellern,
Dort kocht's und brät's und klappert's mit den Tellern.

Mephistopheles. Wer die Terrassen einsam abspaziert,
Gewahrt die Schönste, herrlich aufgeziert,
Ein Aug' verdeckt vom stolzen Pfauenwedel,
Sie schmunzelt uns und blickt nach solcher Schedel;***)
Und durt'ger als durch Witz und Redekunst
Vermittelt sich die leichte Liebesgunst.
Man wird sich nicht mit Beut' und Beutel plagen,
Ein Blättchen ist im Busen leicht zu tragen,
Mit Liebesbriefchen paart's beauem sich hier.
Der Priester trägt's andächtig im Brevier,
Und der Soldat, um rascher sich zu wenden,
Erleichtert schnell den Gürtel seiner Lenden.
Die Majestät verzeihe, wenn ins Kleine
Das hohe Werk ich zu erniedern scheine.

Faust. Das Uebermaaß der Schätze, das, erstarrt,
In Deinen Landen tief im Boden harrt,
Liegt ungenutzt. Der weiteste Gedanke

*) Anklang an die Inschrift des dem Kaiser Konstantin erschienenen Kreuzes: in hoc signo vinces (Lünzer).

**) Im Sinne von: während, wogegen.

***) Schedel, ältere Form für Zettel, von dem lateinischen schedula, ital. cedola, bei Luther, Fischart, Lehza: Zedel.

Ist solches Reichthums kümmerlichste Schranke;
Die Phantasie, in ihrem höchsten Flug,
Sie strengt sich an und thut sich nie genug;
Doch fassen Geister, würdig, tief zu schauen,
Zum Grenzenlosen grenzenloses Vertrauen.

Mephistopheles. Ein solch Papier, an Gold und Perlen Statt,
Ist so bequem, man weiß doch, was man hat;
Man braucht nicht erst zu markten noch zu tauschen,
Kann sich nach Lust in Lieb' und Wein berauschen.
Will man Metall, ein Wechsler ist bereit,
Und fehlt es da, so gräbt man eine Zeit.
Pokal und Kette*) wird verauktionirt,
Und das Papier, sogleich amortisirt,
Beschämt den Zweifler, der uns frech verhöhnt.
Man will nichts Anders, ist daran gewöhnt.
So bleibt von nun an allen Kaiserlanden
An Kleinod, Gold, Papier genug vorhanden.

Kaiser. Das hohe Wohl verdankt Euch unser Reich;
Wo möglich, sei der Lohn dem Dienste gleich.
Vertraut sei Euch des Reiches innrer Boden,
Ihr seid der Schätze würdigste Custoden.
Ihr kennt den weiten, wohlverwahrten Hort,
Und wenn man gräbt, so sei's auf Euer Wort.
Vereint Euch nun, Ihr Meister unsres Schatzes,
Erfüllt mit Lust die Würden Eures Platzes,
Wo mit der obern sich die Unterwelt,
In Einigkeit beglückt, zusammenstellt.

Schatzmeister.

**) Soll zwischen uns kein fernster Zwist sich regen,
Ich liebe mir den Zauberer zum Collegen. (Ab mit Faust.)

Kaiser. Beschenk' ich nun bei Hofe Mann für Mann,
Gesteh' er mir, wozu er's brauchen kann.

Page (empfangend). Ich lebe lustig, heiter, guter Dinge.

Ein andrer (gleichfalls).
Ich schaffe gleich dem Liebchen Kett' und Ringe.

Kämmerer (annehmend).
Von nun an trink' ich doppelt bessre Flasche.

Ein andrer (gleichfalls).
Die Würfel jucken mich schon in der Tasche.

---

*) d. h. der ausgegrabene Schatz.
**) Vor „Soll" ist ein „es" zu supplieren.

*) **Bannerherr** (mit Behagen).
Mein Schloß und Feld, ich mach' es schuldenfrei.
Ein andrer (gleichfalls).
Es ist ein Schatz, den leg' ich Schätzen bei.
Kaiser. Ich hoffte Lust und Muth zu neuen Thaten;
Doch wer Euch kennt, der wird Euch leicht errathen.
Ich merk' es wol, bei aller Schätze Flor,
Wie Ihr gewesen, bleibt Ihr nach wie vor.
Narr (herbeikommend).
Ihr spendet Gnaden, gönnt auch mir davon!
Kaiser. Und lebst Du wieder? Du vertrinkst sie schon.
Narr. Die Zauberblätter! Ich versteh's nicht recht.
Kaiser. Das glaub' ich wol, denn Du gebrauchst sie schlecht.
Narr. Da fallen andre, weiß nicht, was ich thu'.
Kaiser. Nimm sie nur hin, sie fielen Dir ja zu. (Ab.)
Narr. Fünftausend Kronen wären mir zu Handen!
Mephistopheles.
Zweibein'ger Schlauch, bist wieder auferstanden?
Narr. Geschieht mir oft, doch nicht so gut als jetzt.
Mephistopheles.
Du freust Dich so, daß Dich's in Schweiß versetzt.
Narr. Da seht nur her, ist das wol Geldes werth?
Mephistopheles.
Du hast dafür, was Schlund und Bauch begehrt.
Narr. Und kaufen kann ich Acker, Haus und Vieh?
Mephistopheles. Versteht sich! Biete nur, das fehlt Dir nie.
Narr. Und Schloß mit Wald und Jagd und Fischbach?
Mephistopheles. Traun!
Ich möchte Dich gestrengen Herrn wol schaun!
Narr. Heut Abend wieg' ich mich im Grundbesitz! — (Ab.)
Mephistopheles (solus).
Wer zweifelt noch an unsres Narren Witz!

Finstere Galerie.

Faust. Mephistopheles.

Mephistopheles. Was zieht Du mich in diese düstern Gänge?
Ist nicht darinnen Lust genug,
Im dichten, bunten Hofgedränge
Gelegenheit zu Scaß und Trug?

*) Diejenigen meist adligen Besitzer, welche das Recht hatten, ein Banner, eine Fahne, wehen zu lassen (Tänzer).

Faust. Sag mir das nicht, Du hast's in alten Tagen
Längst an den Sohlen abgetragen.*)
Doch jetzt Dein Hin- und Wiederjehn
Ist nur, um mir nicht Wort zu stehn.
Ich aber bin genaht zu thun,
Der Marschalk und der Kämmrer treibt mich nun.
Der Kayser will, es muß sogleich geschehn,
Will Helena und Paris vor sich sehn;
Das Musterbild der Männer so der Frauen
In deutlichen Gestalten will er schauen.
Geschwind ans Werk! Ich darf mein Wort nicht brechen.

Mephistopheles. Unsinnig war's, leichsinnig zu versprechen.

Faust. Du hast, Geselle, nicht bedacht,
Wohin uns Deine Künste führen;
Erst haben wir ihn reich gemacht,
Nun sollen wir ihn amüsiren.

Mephistopheles. Du wähnst, es füge sich sogleich;
Hier stehen wir vor steilern Stufen,
Greifst in ein fremdestes Bereich,
Machst frevelhaft am Ende neue Schulden,
Denkst, Helenen so leicht hervorzurufen
Wie das Papiergespenst der Gulden. —
Mit Hexensexen,**) mit Gespenstgespinnsten,
Kielkröpfigen Zwergen***) steh' ich gleich zu Diensten;
Doch Teufelsliebchen, wenn auch nicht zu schelten,
Sie können nicht für Heroinen gelten.

Faust. Da haben wir den alten Leierton!
Bei Dir geräth man stets ins Ungewisse.
Der Vater bist Du aller Hindernisse,
Für jedes Mittel willst Du neuen Lohn.
Mit wenig Murmeln, weiß ich, ist's gethan,
Wie man sich umschaut,†) bringst Du sie zur Stelle.

Mephistopheles. Das Heidenvolk geht mich nichts an,
Es haust in seiner eignen Hölle;
Doch giebt's ein Mittel.

*) Wie Goethe im „Divan" sagt: Abgeschlissen hab' ich das
An den Sohlen schon.

**) Fex, fox oder Fächs (s. Grimm's Wörterbuch III, 1225) kommt sowol in der Bedeutung von „Kretin" als von „Possenreisser" vor. Hexenfex ist wie das bei Grimm (unter Fachse) erwähnte Narrenfex gebildet.

***) Kielkröpfige Zwerge, Wechselbälge, sind Kinder des Teufels und der Hexen. S. Bodinus, Dämonomania, übersetzt von Fischart (1586) S. 359. Auch Luther theilte den Wahnglauben an derartige Geschöpfe.

†) d. h. augenblicklich, schnell, im Umsehn.

Faust. Sprich, und ohne Säumniß!
Mephistopheles. Ungern entdeck' ich höheres Geheimniß. —
Göttinnen thronen hehr in Einsamkeit,
Um sie kein Ort, noch wen'ger eine Zeit;
Von ihnen sprechen ist Verlegenheit.
Die Mütter sind es!*)
Faust (aufgeschreckt). Mütter!
Mephistopheles. Schaudert's Dich?
Faust. Die Mütter! Mütter! — 's klingt so wunderlich!
Mephistopheles. Das ist es auch. Göttinnen, ungekannt
Euch Sterblichen, von uns nicht gern genannt.
Nach ihrer Wohnung magst ins Tiefste schürfen;**)
Du selbst bist Schuld, daß ihrer wir bedürfen.
Faust. Wohin der Weg?
Mephistopheles. Kein Weg! Ins Unbetretene,
Nicht zu Betretende; ein Weg ans Unerbetene,
Nicht zu Erbittende. Bist Du bereit? —
Nicht Schlösser sind, nicht Riegel wegzuschieben,
Von Einsamkeiten wirst umhergetrieben.
Hast Du Begriff von Oed' und Einsamkeit?
Faust. Du spartest, dächt' ich, solche Sprüche,
Hier wittert's nach der Hexenküche,
Nach einer längst vergangnen Zeit.
Mußt' ich nicht mit der Welt verkehren?
Das Leere lernen, Leeres lehren? —
Sprach ich vernünftig, wie ich's angeschaut,
Erklang der Widerspruch gedoppelt laut;
Mußt' ich sogar vor widerwärt'gen Streichen
Zur Einsamkeit, zur Wildniß entweichen,
Und um nicht ganz versäumt, allein zu leben,
Mich doch zuletzt dem Teufel übergeben.
Mephistopheles. Und hättest Du den Ocean durchschwommen,
Das Grenzenlose dort geschaut,
So sähst Du dort doch Welle auf Welle kommen,
Selbst wenn es Dir vorm Untergange graut.
Du sähst doch etwas. Sähst wol in der Grüne
Gestillter Meere streichende Delphine,
Sähst Wolken ziehen, Sonne, Mond und Sterne;
Nichts wirst Du sehn in ewig leerer Ferne,

*) Nach antiken und mittelalterlichen Vorstellungen.
**) Bergmännische Ausdrücke. („Der Schacht ist noch nicht wieder bis ins Freie" schreibt Humboldt an Friesleben den 20. Januar 1794.)

Den Schritt nicht hören, den Du thust,
Nichts Festes finden, wo Du ruhst.
Faust. Du sprichst als erster aller Mystagogen,*)
Die treue Neophyten je betrogen.
Nur umgekehrt. Du lenkest mich ins Leere,
Damit ich dort so Kunst als Kraft vermehre;
Behandelst mich, daß ich, wie jene Katze,
Dir die Kastanien aus den Gluthen kratze.
Nur immer zu! Wir wollen es erzründen;
In Deinem Nichts hoff' ich das All zu finden.
Mephistopheles. Ich rühme Dich, eh Du Dich von mir trennst,
Und sehe wohl, daß Du den Teufel kennst;
Hier diesen Schlüssel nimm!
Faust. Das kleine Ding!
Mephistopheles. Erst faß ihn an und schätz ihn nicht gering.
Faust. Er wächst in meiner Hand! Er leuchtet, blitzt!
Mephistopheles. Merkst Du nun bald, was man an ihm besitzt!
Der Schlüssel wird die rechte Stelle wittern,
Folg ihm hinab, er führt Dich zu den Müttern.
Faust (schaudernd).
Den Müttern! Trifft's mich immer wie ein Schlag!
Was ist das Wort, das ich nicht hören mag?
Mephistopheles. Bist Du beschränkt, daß neues Wort Dich stört?
Willst Du nur hören, was Du schon gehört?
Dich störe nichts, wie es auch weiter klinge,
Schon längst gewohnt der wunderbarsten Dinge.
Faust. Doch im Erstarren such' ich nicht mein Heil,
Das Schaudern ist der Menschheit bestes Theil;**)
Wie auch die Welt ihm das Gefühl vertheure,***)
Ergriffen, fühlt er tief das Ungeheure.
Mephistopheles. Versinke denn! Ich könnt' auch sagen: steige!
's ist einerlei. Entfliehe dem Entstandnen
In der Gebilde losgebundne Räume'†)
Ergetze Dich am längst nicht mehr Vorhandnen;

*) Der in die Mysterien Einführende heißt der Mystagoge, der Eintretende Neophyt.
**) Nach Aristoteles ist das Staunen der Anfang aller Philosophie. Nur Erstaunen und Bewunderung führen nach Goethe (40 Bänd. Ausg. 47, 434) in das Heiligthum der Kunst. Auch kann man an Lukrez' Wort erinnern, daß die Furcht zuerst die Götter geschaffen (primus Deos timor fecit).
***) verleide (Düntzer).
†) Der Reim verlangt „Reiche" „Räume" scheint Druckfehler.

Wie Wolkenzüge schlingt sich das Getreibe,
Den Schlüssel schwinge, halte sie vom Leibe!
Faust (begeistert). Wohl! Fest ihn fassend, fühl' ich neue Stärke,
Die Brust erweitert, bin zum großen Werke.
Mephistopheles. Ein glüh'nder Dreifuß thut Dir endlich kund,
Du seist im tiefsten, allertiefsten Grund.
Bei seinem Schein wirst Du die Mütter sehn;
Die einen sitzen, andre stehn und gehn,
Wie's eben kommt. Gestaltung, Umgestaltung,
Des ew'gen Sinnes ew'ge Unterhaltung.
Umschwebt von Bildern aller Kreatur;
Sie sehn Dich nicht, denn Schemen sehn sie nur.
Da faß ein Herz, denn die Gefahr ist groß,
Und gehe grad auf jenen Dreifuß los,
Berühr ihn mit dem Schlüssel!
(Faust macht eine entschieden gebietende Attitüde mit dem Schlüssel.)
Mephistopheles (ihn betrachtend). So ist's recht!
Er schließt sich an, er folgt als treuer Knecht;
Gelassen steigst Du, Dich erhebt das Glück,
Und eh sie's merken, bist mit ihm zurück.
Und hast Du ihn einmal hierher gebracht,
So rufst Du Held und Heldin aus der Nacht,
Der Erste, der sich jener That erdreistet;
Sie ist gethan, und Du hast es geleistet.
Dann muß fortan nach magischem Behandeln
Der Weihrauchnebel sich in Götter wandeln.
Faust. Und nun, was jetzt?
Mephistopheles. Dein Wesen strebe nieder;
Versinke stampfend, stampfend steigst Du wieder.
(Faust stampft und versinkt.)
Wenn ihm der Schlüssel nur zum Besten frommt!
Neugierig bin ich, ob er wiederkommt.

Hell erleuchtete Säle.

Kaiser und Fürsten. Hof in Bewegung.

Kämmerer (zu Mephistopheles).
Ihr seid uns noch die Geisterscene schuldig;
Macht Euch daran! Der Herr ist ungeduldig.
Marschalk. Soeben magt der Ungeduldigste darnach;
Ihr! Zaudert nicht der Majestät zur Schmach.

Mephistopheles. Ist mein Kumpan doch deshalb weggegangen,
Er weiß schon, wie es anzufangen,
Und laborirt verschlossen still;
Muß ganz besonders sich befleißen,
Denn wer den Schatz, das Schöne, heben will,
Bedarf der höchsten Kunst, Magie der Weisen.

Marschalk. Was Ihr für Künste braucht, ist einerlei,
Der Kaiser will, daß Alles fertig sei.

Blondine (zu Mephistopheles).
Ein Wort, mein Herr! Ihr seht ein klar Gesicht,
Jedoch je ist's im Leid'schen Sommer nicht!
Da sprossen hundert braunlich rothe Flecken,
Die um Verdruß die weiße Haut bedecken.
Ein Mittel!

Mephistopheles. Schade! So ein lumpig Schäpchen
Im Mai geturnt wie Eure Pantherkätzchen!
Nehmt Froschlaich, Krötenzungen, cohobirt,*)
Im vollsten Mondlicht sorglich destillirt
Und, wenn er abnimmt, reinlich aufgestrichen,
Der Frühling kommt, die Tuxen sind entwichen.

Braune. Die Menge drängt heran, Euch zu umschlingen.
Ich bitt' um Mittel! Ein erfrorner Fuß
Verhindert mich am Wandeln wie am Tanzen,
Selbst ungeschickt beweg' ich mich zum Gruß.

Mephistopheles. Erlaubet einen Tritt von meinem Fuß.

Braune. Nun, das geschieht wol unter Liebesleuten.

Mephistopheles. Mein Fußtritt, Kind, hat Größres zu bedeuten.
Zu Gleichem Gleiches, was auch Einer litt;
Fuß heilet Fuß, so ist's mit allen Gliedern.**)
Heran! Gebt Acht! Ihr sollt es nicht erwidern.

Braune (schreiend).
Weh! Weh! Das brennt! Das war ein harter Tritt,
Wie Pferdehuf.

Mephistopheles. Die Heilung nehmt Ihr mit.
Du kannst nunmehr den Tanz nach Lust verüben,
Bei Tafel schwelgend füßle mit dem Lieben.

Dame (herandringend).
Laßt mich hindurch! Zu groß sind meine Schmerzen,

*) Mehrmals abgezogen über dem Rückstande (Residuum) eines Körpers (Düngers).

**) Mephistopheles verfährt hier homöopathisch, nach der Methode Hahnemann's; das sympathetische Mittel dagegen mit der von dem Scheiterhaufen (einer Hexe?) herrührenden Kohle fällt ganz in das Gebiet des

Sie wühlen siedend mir im tiefsten Herzen;
Bis gestern sucht' er Heil in meinen Blicken,
Er schwatzt mit ihr und wendet mir den Rücken.

Mephistopheles. Bedenklich ist es, aber höre mich.
An ihn heran mußt Du Dich leise drücken;
Nimm diese Kohle, streich ihm einen Strich
Auf Aermel, Mantel, Schulter, wie sich's macht;
Er fühlt im Herzen holden Reuestich.
Die Kohle doch mußt Du sogleich verschlingen,
Nicht Wein, nicht Wasser an die Lippen bringen;
Er seufzt vor Deiner Thür noch heute Nacht.

Dame. Ist doch kein Gift?

Mephistopheles (entrüstet). Respekt, wo sich's gebührt!
Weit müßtet Ihr nach solcher Kohle laufen;
Sie kommt von einem Scheiterhaufen,
Den wir sonst emsiger angeschürt.

Page. Ich bin verliebt, man hält mich nicht für voll.

Mephistopheles (bei Seite).
Ich weiß nicht mehr, wohin ich hören soll.
(Zum Pagen.) Müßt Euer Glück nicht auf die Jüngste setzen.
Die Angefahrten wissen Euch zu schätzen. —

(Andere drängen sich herzu.)

Schon wieder Neue! Welch ein harter Strauß!
Ich helfe mir zuletzt mit Wahrheit aus;
Der schlechteste Behelf! Die Noth ist groß. —
O Mütter, Mütter! Laßt nur Fausten los!
(Umherschauend.) Die Lichter brennen trübe schon im Saal,
Der ganze Hof bewegt sich auf einmal.
Anständig seh' ich sie in Folge ziehn
Durch lange Gänge, ferne Galerien.
Nun! Sie versammeln sich im weiten Raum
Des alten Rittersaals, er faßt sie kaum.
Auf breite Wände Teppiche svendirt,
Mit Rüstung Eck und Nischen ausgeziert.
Hier braucht es, dächt' ich, keine Zauberworte;
Die Geister finden sich von selbst zum Orte.

---

mittelalterlichen Aberglaubens (s. hierüber Bd. VIII S. 283), welchen Goethe auch im Götz von Berlichingen die Zigeuner, Aethiker benutzte. Im Alterthum waren gleichfalls nicht nur Zaubertränke, sondern auch Heilungen durch magisch magnetische Einwirkung bekannt.

Ritterſaal.

Dämmernde Beleuchtung.

Kaiſer und Hof ſind eingezogen.

Herold. Mein alt Geſchäft, das Schauſpiel anzukünden,
Verkummert mir der Geiſter heimlich Walten;
Vergebens wagt man, aus verſtänd'gen Gründen
Sich zu erklären das verworrne Schalten.
Die Seſſel ſind, die Stühle ſchon zur Hand;
Den Kaiſer ſetzt man gnade vor die Wand;
Auf den Tapeten mag er da die Schlachten
Der großen Zeit bequemlich ſich betrachten.
Hier ſitzt nun Alles, Herr und Hof im Runde,
Die Bänke drängen ſich im Hintergrunde;
Auch Liebchen hat, in düſtern Geiſterſtunden,
Zur Seite Liebchens lieblich Raum gefunden.
Und ſo, da Alle ſchicklich Platz genommen,
Sind wir bereit, die Geiſter mögen kommen!

(Poſaunen.)

Aſtrolog. Beginne gleich das Drama ſeinen Lauf,
Der Herr befiehlt's, Ihr Wände, thut Euch auf!
Nichts hindert mehr, hier iſt Magie zur Hand,
Die Teppiche ſchwinden, wie gerollt vom Brand;
Die Mauer ſpaltet ſich, ſie kehrt ſich um,
Ein tief Theater ſcheint ſich aufzuſtellen,
Geheimnißvoll ein Schein uns zu erhellen,
Und ich beſteige das Proſcenium.

Mephiſtopheles (aus dem Seitenfeuerloche auftauchend).
Von hier aus hoff' ich allgemeine Gunſt,
Einbläſereien ſind des Teufels Redekunſt.
(Zum Aſtrologen.) Du kennſt den Takt, in dem die Sterne gehn,
Und wirſt mein Flüſtern meiſterlich verſtehn.

Aſtrolog. Durch Wunderkraft erſcheint allhier zur Schau,
Maſſiv genug, ein alter Tempelbau.*)
Dem Atlas gleich, der einſt den Himmel trug,
Stehn reihenweis der Säulen hier genug;
Sie mögen wol der Felſenlaſt genügen,
Da zweie ſchon ein groß Gebäude trügen.

*) Die folgende Beſchreibung und die Erwähnung der Triglyphe auf der folgenden Seite zeigen, daß ein doriſcher Tempel gemeint iſt, deſſen Schönheiten der nur den gothiſchen Bauſtil kennende Architekt nicht verſteht.

Architekt. Das wär' antik! Ich wüßt' es nicht zu preisen,
Es sollte plump und überlästig heißen.
Roh nennt man edel, unbehülflich groß.
Schmalpfeiler lieb' ich, strebend, grenzenlos;
Spitzbögiger Zenith erhebt den Geist;
Solch ein Gebäu erbaut uns allermeist.

Astrolog. Empfangt mit Ehrfurcht sterngegönnte Stunden;
Durch magisch Wort sei die Vernunft gebunden;
Dagegen weit heran bewege frei
Sich herrliche, verwegne Phantasei.
Mit Augen schaut nun, was Ihr kühn begehrt,
Unmöglich ist's, drum eben glaubenswerth.*)

(Faust steigt auf der andern Seite des Proscениums herauf.)

Im Priesterkleid, bekränzt, ein Wundermann,
Der nun vollbringt, was er getrost begann.
Ein Dreifuß steigt mit ihm aus hohler Gruft,
Schon ahn' ich aus der Schale Weihrauchduft.
Er rüstet sich, das hohe Werk zu segnen,
Es kann fortan nur Glückliches begegnen.

Faust (großartig). In Eurem Namen, Mütter, die Ihr thront
Im Grenzenlosen, ewig einsam wohnt,
Und doch gesellig! Euer Haupt umschweben
Des Lebens Bilder, regsam, ohne Leben.
Was einmal war in allem Glanz und Schein,
Es regt sich dort; denn es will ewig sein.
Und Ihr verteilt es, allgewalt'ge Mächte,
Zum Zelt des Tages, zum Gewölb der Nächte.
Die Einen faßt des Lebens holder Lauf,
Die Andern sucht der kühne Magier auf;
In reicher Spende läßt er voll Vertrauen,
Was Jeder wünscht, das Wunderwürd'ge schauen.

Astrolog. Der glüh'nde Schlüssel rührt die Schale kaum,
Ein dunkler Nebel deckt sogleich den Raum,
Er schleicht sich ein, er wogt nach Wolkenart,
Gedehnt, geballt, verschränkt, zerteilt, gepaart.
Und nun erkennt ein Geistermeisterstück!
So wie sie wandeln, machen sie Musik.
Aus luft'gen Tönen quillt ein Weißnichtwie,**)

*) Der Kirchenvater Tertullian sagte: Credibile est, quia ineptum est; certum est, quia impossibile.

**) Dem Französischen (un je ne sais quoi) und Italienischen (un non so che) nachgebildet.

Indem sie ziehn, wird Alles Melodie.
Der Säulenschaft, auch die Triglyphe*) klingt,
Ich glaube gar, der ganze Tempel singt.
Das Dunkelge senkt sich; aus dem leichten Flor
Ein schöner Jüngling tritt im Takt hervor.
Hier schweigt mein Amt, ich brauch' ihn nicht zu nennen,
Wer sollte nicht den holden Paris kennen!

Dame. O! Welch ein Glanz aufblühender Jugendkraft!
Zweite. Wie eine Pfirsche frisch und voller Saft!
Dritte. Die fein gezogen, süß geschwellten Lippen!
Vierte. Du möchtest wol an solchem Becher nippen?
Fünfte. Er ist gar hübsch, wenn auch nicht eben fein.
Sechste. Ein Bischen könnt' er doch gewandter sein.
Ritter. Den Schäferknecht glaub' ich allhier zu spüren;
Vom Prinzen nichts und nichts von Hofmanieren.
Andrer. Eh nun! Halb nackt ist wol der Junge schön,
Doch müßten wir ihn erst im Harnisch sehn!
Dame. Er setzt sich nieder, weichlich, angenehm.
Ritter. Auf seinem Schooße wär' Euch wol bequem?
Andre. Er lehnt den Arm so zierlich übers Haupt.
Kämmerer. Die Flegelei! Das sind' ich unerlaubt!
Dame. Ihr Herren wißt an Allem was zu mäkeln.
Derselbe. In Kaisers Gegenwart sich hinzuräkeln!
Dame. Er stellt's nur vor! Er glaubt sich ganz allein.
Derselbe. Das Schauspiel selbst, hier sollt' es höflich sein.
Dame. Sanft hat der Schlaf den Holden übernommen.
Derselbe. Er schnarcht nun gleich, natürlich ist's, vollkommen.
Junge Dame (entzückt).
Zum Weihrauchsdampf, was duftet so gemischt,
Das mir das Herz zum Innigsten erfrischt?
Aeltere. Fürwahr! Es dringt ein Hauch tief ins Gemüthe,
Er kommt von ihm!
Aelteste. Es ist des Wachsthums Blüthe,
Im Jüngling als Ambrosia bereitet
Und atmosphärisch rings umher verbreitet.

Helena hervortretend.

Mephistopheles. Das wär' sie denn! Vor Dieser hätt' ich Ruh;
Hübsch ist sie wol, doch sagt sie mir nicht zu.

*) **Triglyphe**, die bei der dorischen Säulenordnung im **Fries** angebrachte dreisaitige Apollo-Leier. In der „Italienischen Reise" (33, 347 der 40bänd. Ausg.) spricht Goethe von dem Triglyph.

Astrolog. Für mich ist diesmal weiter nichts zu thun,
Als Ehrenmann gestel' bekenn' ich's nun.
Die Schöne kommt, u... hätt' ich Feuerzungen! —*)
Von Schönheit ward von jeher viel gesungen —
Wem sie erscheint, wird aus sich selbst entrückt,
Wem sie gehörte, ward zu hoch beglückt.

Faust.**) Hab' ich noch Augen? Zeigt sich tief im Sinn
Der Schönheit Quelle vollen Stroms ergossen?
Mein Schreckensgang bringt seligsten Gewinn.
Wie war die Welt mir nichtig, unerschlossen!
Was ist sie nun seit meiner Priesterschaft?
Erst wünschenswerth, gegründet, dauerhaft!
Verschwinde mir des Lebens Athemkraft,
Wenn ich mich je von Dir zurückgewöhne! —
Die Wohlgestalt, die mich voreinst entzückte,
In Zauberspiegelung beglückte,***)
War nur ein Schaumbild solcher Schöne! —
Du bist's, der ich die Regung aller Kraft,
Den Inbegriff der Leidenschaft,
Dir Neigung, Lieb', Anbetung, Wahnsinn zolle.

Mephistopheles (aus dem Fenster).
So fasst Euch doch und fällt nicht aus der Rolle!

Aeltere Dame. Groß, wohlgestaltet, nur der Kopf zu klein.

Jüngere. Seht nur den Fuß! Wie könnt' er plumper sein?

Diplomat. Fürstinnen hab' ich dieser Art gesehn,
Mich däucht, sie ist vom Kopf zum Fuße schön.

Hofmann. Sie nähert sich dem Schläfer lüstig mild.

Dame. Wie häßlich neben jugendreinem Bild!

Poet. Von ihrer Schönheit ist er angestrahlt.

Dame. Endymion und Luna! Wie gemalt!

---

*) Zu ergänzen ist: sie wären unvermögend, die Schönheit zu beschreiben. Das Wort Feuerzunge wendet Goethe in demselben Sinne in der Iphigenie (Werke 7, S. 145) an.

**) Marlowe schildert Faust's Entzücken beim ersten Anblick der Helena ähnlich:

War das der Blick, der tausend Schiffe trieb
Ins Meer, der Troja's hohe Zinnen stürzte?
O, mache mich mit einem Kuß unsterblich!
Ihr Mund saugt mir die Seel' aus — Sieh, da fliegt sie!
Komm, Helena, gieb mir die Seele wieder!
Hier laß mich sein, auf diesem Mund ist Himmel,
Und Staub ist Alles, was nicht Helena.
Ich bin Dein Paris u. s. w. (S. 1-1 der Uebersetzung des Marlowe'schen „Doctor Faustus" von W. Müller. 1818.)

***) In der Hexenszene des ersten Theils. (S. 84.)

Poet. Ganz recht! Die Göttin scheint herabzusinken,
Sie neigt sich über, seinen Hauch zu trinken;
Beneidenswerth! — Ein Kuß! — Das Maaß ist voll.
Duenna. Vor allen Leuten! Das ist doch zu toll!
Faust. Furchtbare Gunst dem Knaben! —
Mephistopheles. Ruhig! Still!
Laß das Gespenst doch machen, was es will.
Hofmann. Sie schleicht sich weg, leichtfüßig; er erwacht
Dame. Sie sieht sich um! Das hab' ich wol gedacht.
Hofmann. Er staunt! Ein Wunder ist's, was ihm geschieht.
Dame. Ihr ist kein Wunder, was sie vor sich sieht.
Hofmann. Mit Anstand kehrt sie sich zu ihm herum.
Dame. Ich merke schon, sie nimmt ihn in die Lehre;
In solchem Fall sind alle Männer dumm,
Er glaubt wol auch, daß er der Erste wäre.
Ritter. Laßt mir sie gelten! Majestätisch fein! —
Dame. Die Bublerin! Das nenn' ich doch gemein!
Page. Ich möchte wol an seiner Stelle sein!
Hofmann. Wer würde nicht in solchem Netz gefangen?
Dame. Das Kleinod ist durch manche Hand gegangen,
Auch die Vergoldung ziemlich abgebraucht.
Andre. Vom zehnten Jahr an hat sie nichts getaugt.*)
Ritter. Gelegentlich nimmt Jeder sich das Beste;
Ich hielte mich an diese schönen Reste.
Gelahrter. Ich seh' sie deutlich, doch gesteh' ich frei,
Zu zweifeln ist, ob sie die Rechte sei.
Die Gegenwart verführt ins Uebertriebne,
Ich halte mich vor Allem ans Geschriebne.
Da les' ich denn, sie habe wirklich allen
Graubärten Troja's sonderlich gefallen,**)

*) Helena war in ihrem zehnten, nach Andern im siebenten Jahre von Theseus nach Attika entführt worden. Vergl. ihre eigenen Worte im 3. Akte:

Entführte mich, ein zehenjährig schlankes Reh,
Und mich umschloß Aphidnus' Burg in Attika.

Vergl. Schiller (Phädra I, 1):

Wenn Du die Spart'sche Helena mir nanntest,
Den Ihrigen entrissen ꝛc.

**) Bei Homer (Ilias III., 156 ff.) rufen die Troischen Greise beim Anblick der Helena aus:

Das ist nicht zu verargen dem Danaervolk und den Troern,
Daß sie um solch ein Weib so lang' auch Schweres getragen:
Einer unsterblichen Göttin ja gleicht gar herrlich ihr Ansehn.

Lessing im „Laokoon" (24), sagt in Bezug auf diese Stelle: „Was kann eine lebhaftere Idee von Schönheit gewähren, als das kalte Alter sie (Helena) des Kriegs wohl werth erkennen lassen, der so viel Blut und so viele Thränen kostet."

Und wie mich dünkt, vollkommen paßt das hier,
Ich bin nicht jung, und doch gefällt sie mir.

Astrolog. Nicht Knabe mehr! Ein kühner Heldenmann,
Umfaßt er sie, die kaum sich wehren kann.
Gestärkten Arms hebt er sie hoch empor,
Entführt er sie wol gar?

Faust. Vermegner Thor!
Du wagst! Du hörst nicht! Halt! Das ist zu viel.

Mephistopheles.
Machst Du's doch selbst, das Fratzengeisterspiel!

Astrolog. Nur noch ein Wort! Nach Allem, was geschah,
Nenn' ich das Stück: den Raub der Helena.*)

Faust. Was Raub! Bin ich für nichts an dieser Stelle?
Ist dieser Schlüssel nicht in meiner Hand?
Er führte mich durch Graus und Wog' und Welle
Der Einsamkeiten her zum festen Stand.
Hier faß' ich Fuß! Hier sind es Wirklichkeiten,
Von hier aus darf der Geist mit Geistern streiten,
Das Doppelreich,**) das große, sich bereiten.
So fern sie war, wie kann sie näher sein!
Ich rette sie, und sie ist doppelt mein.
Gewagt! Ihr Mütter! Mütter, müßt's gewähren!
Wer sie erkennt, der darf sie nicht entbehren.

Astrolog. Was thust Du, Fauste! Fauste! — Mit Gewalt
Faßt er sie an, schon trübt sich die Gestalt.
Den Schlüssel kehrt er nach dem Jüngling zu,
Berührt ihn! — Weh uns, Wehe! Nu! Im Nu!***)

(Explosion. Faust liegt am Boden. Die Geister gehen in Dunst auf.)

Mephistopheles (der Fausten auf die Schulter nimmt.)
Da habt Ihr's nun! Mit Narren sich beladen,
Das kommt zuletzt dem Teufel selbst zu Schaden.

(Finsterniß. Tumult.)

---

*) Dieser Gegenstand ist von den Alten vielfach behandelt. „Die Entführung der Helena" hieß ein Stück des griechischen Komödien-Dichters Alexis (s. Klein, Gesch. des Drama II, 217), und den Raub der Helena des Lukilius hatte Marlowe übersetzt (vergl. S. VIII der Vorrede von Achim von Arnim zu der eben S. 58 in der zweiten Note angeführten Uebersetzung von Marlowe's Faust.) Elena rapita war auch der Titel eines im Jahre 1750 zu Venedig aufgeführten Spektakelstücks von Chiari (s. Klein a. a. O. VI, 337).

**) Der wirklichen und der geistigen Welt.

***) Die Wiederholung des Nu soll nach Analogie des Italienischen „or ora," zur Verstärkung dienen, etwa statt „in Blitzes Nu" (Ged. II, 238).

Zweiter Akt.

Hochgewölbtes, enges gothisches Zimmer, ehemals Fauſtens, unverändert.

Mephiſtopheles, hinter einem Vorhang hervortretend. Indem er ihn aufhebt und zurückſieht, erblickt man **Fauſten**, hingeſtreckt auf einem altväteriſchen Bette.

Mephiſtopheles. Hier lieg, Unſeliger, verführt
Zu ſchwergelöſtem Liebesbande!
Wen Helena paralyſirt,*)
Der kommt ſo leicht nicht zu Verſtande.
(Sich umſchauend.) Blick' ich hinauf, hierher, hinüber,
Allunverändert iſt es, unverſehrt;
Die bunten Scheiben ſind, ſo dünkt mich, trüber,
Die Spinnenweben haben ſich vermehrt;
Die Tinte ſtarrt, vergilbt iſt das Papier;
Doch Alles iſt am Platz geblieben;
Sogar die Feder liegt noch hier,
Mit welcher Fauſt dem Teufel ſich verſchrieben.
Ja, tiefer in dem Rohre ſteckt
Ein Tröpflein Blut, wie ich's ihm abgelockt.
Zu einem ſolchen ein'gen Stück
Wünſcht' ich dem größten Sammler Glück.
Auch hängt der alte Pelz am alten Haken,
Erinnert mich an jene Schnaken,
Wie ich den Knaben einſt belehrt,
Woran er noch vielleicht als Jüngling zehrt.
Es kommt mir wahrlich das Gelüſten,
Rauhwarme Hülle, Dir vereint,
Mich als Docent noch einmal zu erbrüſten,
Wie man ſo völlig Recht zu haben meint.
Gelehrte wiſſen's zu erlangen,
Dem Teufel iſt es längſt vergangen. (Er ſchüttelt den herabgenommenen Pelz; Zikaden, Käfer und Farfarellen**) fahren heraus.)

*) Verrückt macht, eigentlich lähmt (Dünger).
**) Farfalletta heißt eine kleine Schmetterlingsart, übertragen Launen, Grillen. Farfarello (farfadet) bedeutet Kobold, Teufelchen. In Gozzi's Drei Orangen wird der Teufel Farfarello citirt.

Chor der Insekten.

Willkommen! Willkommen,
Du alter Patron!
Wir schweben und summen
Und kennen Dich schon.
Nur einzeln im Stillen
Du hast uns gepflanzt,
Zu Tausenden kommen wir,
Vater, getanzt.
Der Schalk in dem Busen
Verbirgt sich so sehr,
Vom Pelze die Läuschen
Enthüllen sich eh'r.

Mephistopheles.

Wie überraschend mich die junge Schöpfung freut!
Man säe nur, man erntet mit der Zeit.
Ich schüttle noch einmal den alten Flaus,
Noch Eines flattert hier und dort hinaus. —
Hinauf! Umher! In hunderttausend Ecken
Eilt Euch, Ihr Liebchen, zu verstecken,
Dort, wo die alten Schachteln stehn,
Hier im bebräunten Pergamen,
In staub'gen Scherben alter Töpfe,
Dem Hohlaug' jener Todtenköpfe.
In solchem Wust und Moderleben
Muß es für ewig Grillen geben.

(Schlüpft in den Pelz.)

Komm, decke mir die Schultern noch einmal!
Heut bin ich wieder Prinzipal.
Doch hilft es nichts, mich so zu nennen,
Wo sind die Leute, die mich anerkennen!

(Er zieht die Glocke, die einen gellenden, durchdringenden Ton erschallen läßt, wovon die Hallen erbeben und die Thüren aufspringen.)

Famulus (den langen finstern Gang herwankend).

Welch ein Tönen! Welch ein Schauer!
Treppe schwankt, es bebt die Mauer;
Durch der Fenster buntes Zittern
Seh' ich wetterleuchtend Wintern.
Springt das Gitrich, und von oben
Rieselt Kalk und Schutt verschoben.
Und die Thüre, fest verriegelt,
Ist durch Wunderkraft entsiegelt. —

Dort! Wie fürchterlich! Ein Rieſe
Steht in Fauſtens altem Kreiſe!
Seinen Blicken, ſeinem Winken
Möcht' ich in die Kniee ſinken.
Soll ich fliehen? Soll ich ſtehn?
Ach, wie wird es mir ergehn!

Mephiſtopheles (winkend.)
Heran, mein Freund! — Ihr heißet Nikodemus.*)

Famulus.
Hochwürd'ger Herr! So iſt mein Nam'. — Oremus.**)

Mephiſtopheles. Das laſſen wir!

Famulus. Wie froh, daß Ihr mich kennt!

Mephiſtopheles.
Ich weiß es wohl, bejahrt und noch Student,
Bemooſter Herr! Auch ein gelehrter Mann
Studirt ſo fort, weil er nicht anders kann.
So baut man ſich ein mäßig Kartenhaus,
Der größte Geiſt baut's doch nicht völlig aus.
Doch Euer Meiſter, das iſt ein Beichlagner:
Wer kennt ihn nicht, den edlen Dotter Wagner,
Den Erſten jetzt in der gelehrten Welt!
Er iſt's allein, der ſie zuſammenhält,
Der Weisheit täglicher Vermehrer.
Allwißbegier'ge Horcher, Hörer
Verſammeln ſich um ihn zu Hauf.
Er leuchtet einzig vom Katheder;
Die Schlüſſel übt er wie Sankt Peter, ***)
Das Untre ſo das Obre ſchließt er auf.
Wie er vor Allen glüht und funkelt,
Kein Ruf, kein Ruhm hält weiter Stand;
Selbſt Fauſtus' Name wird verdunkelt,
Er iſt es, der allein erfand.

---

*) Der Name von Chriſti Jünger Nikodemus (nicht des Phariſäers, Joh. 3, 1) war im Mittelalter ſehr verbreitet. Aus den wunderbaren Erzählungen des ihm zugeſchriebenen Evangelii ſchöpfte man vorzugsweiſe den Stoff der Myſterien und Mirakelſtücke.

**) Laßt uns beten, der Anfang vieler Kirchengebete. Der Famulus iſt noch immer in Angſt. (Düntzer.)

***) Die Schlüſſel üben, d. h. das Schlüſſelamt. Sankt Peter heißt hier der Papſt (Düntzer), wie auch in der Invektive auf Kotzebue (Gedichte III, 299: „Du haſt es lange genug getrieben"). Vor „Das Untre" iſt wie zu ſuppliren, wie öfter.

Famulus. Verzeiht, hochwürd'ger Herr, wenn ich Euch sage,
Wenn ich zu widersprechen wage:
Von alledem ist nicht die Frage;
Bescheidenheit ist sein beschieden Theil.
Ins unbegreifliche Verschwinden
Des hohen Manns weiß er sich nicht zu finden;
Von dessen Wiederkunft erfleht er Trost und Heil.
Das Zimmer, wie zu Doktor Faustus' Tagen,
Noch unberührt, seitdem er fern,
Erwartet seinen alten Herrn.
Kaum wag' ich's, mich hereinzuwagen.
Was muß die Sternenstunde sein? —
Gemäuer scheint mir zu erbangen;
Thürpfosten bebten, Riegel sprangen,
Sonst kamt Ihr selber nicht herein.

Mephistopheles. Wo hat der Mann sich hingethan?
Führt mich zu ihm, bringt ihn heran!

Famulus. Ach, sein Verbot ist gar zu scharf,
Ich weiß nicht, ob ich's wagen darf.
Monate lang, des großen Werkes willen,
Lebt' er im allerstillsten Stillen.
Der Zarteste gelehrter Männer,
Er sieht aus wie ein Kohlenbrenner,
Geschwärzt vom Ohre bis zur Nasen,
Die Augen roth vom Feuerblasen;
So lechzt er jedem Augenblick,
Geklirr der Zange giebt Musik.

Mephistopheles. Sollt' er den Zutritt mir verneinen?
Ich bin der Mann, das Glück ihm zu beschleunen.*)
(Der Famulus geht ab. Mephistopheles setzt sich gravitätisch nieder.)
Kaum hab' ich Posto hier gefaßt,
Regt sich dort hinten, mir bekannt, ein Gast.
Doch diesmal ist er von den Neusten;
Er wird sich grenzenlos erdreusten.

Baccalaureus**) (den Ganz derstürmend).
Thor und Thüre sind' ich offen!
Nun, da läßt sich endlich hoffen,

*) Das Simplum sich schleunen (schleunen, schneller) kommt mundartlich vor (s. Sanders II, 956), und so ist auch die seltene Form beschleunen, welche Tänzer (II, 110) nicht für stattbaft hält, einmal in der Poesie durchaus erlaubt. Sanders citirt beispielsweise den Vers bei J. H. Michaelis S. 286:
„Welche Raserei beschleunt den Tod durch Krieg?"

**) Der Schüler, den Mephistopheles im ersten Theile über seine Studien

Daß nicht, wie bisher, im Moder
Der Lebend'ge wie ein Todter
Sich verkümmre, sich verderbe
Und am Leben selber sterbe.

Diese Mauern, diese Wände
Neigen, senken sich zum Ende;
Und wenn wir nicht bald entweichen,
Wird uns Fall und Sturz erreichen.
Bin verwegen wie nicht Einer,
Aber weiter bringt mich Keiner.

Doch was soll ich heut erfahren!
War's nicht hier vor so viel Jahren,
Wo ich ängstlich und beklommen
War als guter Fuchs gekommen?
Wo ich diesen Bart'gen traute,
Mich an ihrem Schnack erbaute?

Aus den alten Bücherkisten
Logen sie mir, was sie wußten,
Was sie wußten, selbst nicht glaubten,
Sich und mir das Leben raubten.
Wie? — Dort hinten in der Zelle
Sitzt noch Einer dunkel-helle!

Nahend seh' ich's mit Erstaunen,
Sitzt er noch im Pelz, dem braunen,
Wahrlich, wie ich ihn verließ,
Noch gehüllt im rauhen Vließ!
Damals schien er zwar gewandt,
Als ich ihn noch nicht verstand.
Heute wird es nichts verfangen,
Frisch an ihn herangegangen!

Wenn, alter Herr, nicht Lethe's trübe Fluthen
Das schiefgesenkte, kahle Haupt durchschwommen,
Seht anerkennend hier den Schüler kommen,
Entwachsen akadem'schen Ruthen.
Ich find' Euch noch, wie ich Euch sah;
Ein Andrer bin ich wieder da.

Mephistopheles. Mich freut, daß ich Euch hergeläutet.
Ich schätz' Euch damals nicht gering;

aufklärte, tritt jetzt als Baccalaureus auf, d. h. als Inhaber des ersten akademischen, der Doktorwürde vorausgehenden Grades, welcher in Frankreich (bachelier ès lettres) noch im Gebrauch ist.

Die Raupe schon, die Chrysalide*) deutet
Den künft'gen bunten Schmetterling.
Am Lockenkopf und Spitzenkragen
Empfandet Ihr ein kindliches Behagen. —
Ihr trugt wol niemals einen Zopf? —
Heut schau' ich Euch im Schwedenkopf.**)
Ganz resolut und wacker seht Ihr aus,
Kommt nur nicht absolut***) nach Haus.

Baccalaureus. Mein alter Herr! Wir sind am alten Orte;
Bedenkt jedoch erneuter Zeiten Lauf
Und sparet doppelsinn'ge Worte;
Wir fassen nun ganz anders auf.
Ihr bändeltet den guten, treuen Jungen;
Das ist Euch ohne Kunst gelungen,
Was heut zu Tage Niemand wagt.

Mephistopheles. Wenn man der Jugend reine Wahrheit sagt,
Die gelben Schnäbeln keineswegs behagt,
Sie aber hinterdrein nach Jahren
Das Alles derb an eigner Haut erfahren,
Dann dünkeln sie, es käm' aus eignem Schopf;
Da heißt es denn: der Meister war ein Tropf.

Baccalaureus.
Ein Schelm vielleicht! — Denn welcher Lehrer spricht
Die Wahrheit uns direkt ins Angesicht?
Ein Jeder weiß zu mehren wie zu mindern,
Bald ernst, bald heiter klug, zu frommen Kindern.

Mephistopheles. Zum Lernen giebt es freilich eine Zeit;
Zum Lehren seid Ihr, merk' ich, selbst bereit.
Seit manchen Monden, ein'gen Sonnen
Erfahrungsfülle habt Ihr wol gewonnen?

Baccalaureus. Erfahrungsweisen! Schaum und Dunst!†)
Und mit dem Geist nicht ebenbürtig!
Gesteht! Was man von je gewußt,
Es ist durchaus nicht wissenswürdig.

*) Die goldfarbige Puppe.
**) Zu Anfang dieses Jahrhunderts übliche Bezeichnung des kurzen Haarschnitts. Altdeutsche Tracht war in Jena verboten. Varnhagen, Blätter III. 291.
***) Kehrt nur nicht als Anhänger der Lehre vom Absoluten, als absoluter Philosoph, als Rückkehr zur Heimath zurück. Doch kann Mephistopheles doppelsinnig, wie ihm dies der Baccalaureus vorwirft, auch auf die „absolute" Haartracht, d. h. den Zopfkopf, mit welchem der Baccalaureus enden werde, hindeuten wollen. „Wir streben nach dem Absoluten" (Ged. II. 270.
†) Dunst, d. h. zweite Rede auf S. 29 des ersten Theils.

Mephistopheles (nach einer Pause).
Mich däucht es längst. Ich war ein Thor,
Nun komm' ich mir recht schal und albern vor.
Baccalaureus.
Das freut mich sehr! Da hör' ich doch Verstand;
Der erste Greis, den ich vernünftig fand!
Mephistopheles. Ich suchte nach verborgen-goldnem Schatze,
Und schauerliche Kohlen*) trug ich fort.
Baccalaureus. Gefällt mir, Euer Schädel, Eure Glatze
Ist nicht mehr werth als jene hohlen dort?
Mephistopheles (gemüthlich).
Du weißt wol nicht, mein Freund, wie grob Du bist?
Baccalaureus.
Im Deutschen lügt man, wenn man höflich ist.**)
Mephistopheles (der mit seinem Neugroschen immer näher ins Proscenium rückt, zum Parterre). Hier oben wird mir Licht und Luft benommen;
Ich finde wol bei Euch ein Unterkommen?***)
Baccalaureus. Anmaßlich sind' ich, daß nur schlechtes Fressen
Man etwas sein will, wo man nichts mehr ist.
Des Menschen Leben lebt im Blut, und wo
Bewegt das Blut sich wie im Jünglings so?
Das ist lebendig Blut in frischer Kraft,
Das neues Leben sich aus Leben schafft.
Da regt sich Alles, da wird was gethan,
Das Schwache fällt, das Tücht'ge tritt heran.
Indessen wir die halbe Welt gewonnen,
Was habt Ihr denn gethan? Genickt, gesonnen,
Geträumt, erwogen, Plan und immer Plan!
Gewiß! Das Alter ist ein kaltes Fieber†)
Im Frost von grillenhafter Noth;
Hat Einer dreißig Jahr' vorüber,

*) Carbones pro thesauro. Timon (bei Lucian) fürchtete, der Schatz werde sich in Kohlen verwandeln.

**) Da im Deutschen „Jemand die Wahrheit sagen" soviel bedeutet als Jemand tromiren, ihn schlecht machen, so folgt e consequ., daß in der Höflichkeit eine Lüge enthalten ist. Uebergroße Höflichkeit ist aber überhaupt nicht des Deutschen Sache, und es gelingt ihm schwerer als andern Nationen, Höflichkeit mit Aufrichtigkeit zu verbinden.

***) Diese Wendung erinnert an Aristophanes, der in den „Wolken" den Vertreter des Rechts, den die Waffen strafenden Dikaios Logos, sich zu den Zuschauern retten läßt: Καταπολῶ πρὸς ὑμᾶς (ich flüchte mich zu Euch hinüber).

†) „Das Alter ist an sich selbst eine Krankheit." Simrock, Spr. 14.

So ist er schon so gut wie todt.
Am Besten wär's, Euch zeitig todt zu schlagen.*)

Mephistopheles. Der Teufel hat hier weiter nichts zu sagen.

Baccalaureus. Wenn ich nicht will, so darf kein Teufel sein.

Mephistopheles (abseits).
Der Teufel stellt Dir nächstens doch ein Bein.

Baccalaureus. Dies ist der Jugend edelster Beruf!
Die Welt, sie war nicht, eh ich sie erschuf;**)
Die Sonne führt' ich aus dem Meer herauf;
Mit mir begann der Mond des Wechsels Lauf;
Da schmückte sich der Tag auf meinen Wegen,
Die Erde grünte, blühte mir entgegen.
Auf meinen Wink in jener ersten Nacht
Entfaltete sich aller Sterne Pracht.
Wer, außer mir, entband Euch aller Schranken
Philisterhaft einklemmender Gedanken?
Ich aber frei, wie mir's im Geiste spricht,
Verfolge froh mein innerliches Licht
Und wandle rasch, im eigensten Entzücken,
Das Helle vor mir, Finsterniß im Rücken. (Ab.)

Mephistopheles. Original, fahr hin in Deiner Pracht! —
Wie würde Dich die Einsicht kränken:
Wer kann was Dummes, wer was Kluges denken,
Das nicht die Vorwelt schon gedacht? —***)
Doch sind wir auch mit Diesem nicht gefährdet,
In wenig Jahren wird es anders sein:
Wenn sich der Most auch ganz absurd gebärdet,

*) Eine ähnliche Aeußerung soll, wie man in Jena und Weimar erzählte, Fichte in seinen Vorlesungen gethan haben. Vergl. Ben. Exigr. No. 53 (II. 148).

**) Die Einleitung zu Bd. II der „Farbenlehre" sangt Goethe mit der Bemerkung an, daß eine strebende Jugend von sich selbst gern eine neue, ja wol gar eine Urwelt-Epoche beginnen möchte, und in der Abtheilung „Sprichwörtlich" seiner Gedichte (II, 328) heißt es:

„Das junge Volk, es bildet sich ein,
Sein Taufttag sollte der Schöpfungstag sein."

***) Dieser Gedanke kehrt bei Goethe oft wieder. Seine „Maximen und Reflexionen" beginnen mit dem Spruche: „Alles Gescheite ist schon gedacht worden, man muß nur versuchen, es noch einmal zu denken" (Wanderj. 1829. II, 216), und in der Geschichte seines botanischen Studiums (1817 „Zur Morphologie") heißt es: „Wir sind nur Originale, weil wir Nichts wissen" (Bd. 36, 104. Ausg. in 40 Bnn.). Vergl. Hieronymus (Eccles. cap. 1): Omnem abi Nihil est dictum, quod non sit dictum prius, unde et praeceptor meus, Donatus, cum ipsum versiculum exponeret, pereant, inquit, qui ante nos nostra dixerunt, welche Schlußworte Goethe in der sechsten Abtheilung der „Maximen und Reflexionen" anführt, um sie zu bekämpfen.

Es giebt zuletzt doch noch 'n Wein.
(Zu dem jüngeren Parterre, das nicht applaudirt.)
Ihr bleibt bei meinem Worte kalt,
Euch alten Kindern laß' ich's gelten;
Bedenkt: der Teufel, der ist alt,
So werdet alt, ihn zu verstehen!

Laboratorium

im Sinne des Mittelalters, weitläufige, unbehilfliche Apparate zu phantastischen Zwecken.

Wagner (am Herde.) Die Glocke tönt, die fürchterliche
Durchschauert die berufnen Mauern,
Nicht länger kann das Ungewisse
Der ernstesten Erwartung dauern.
Schon hellen sich die Finsternisse;
Schon in der innersten Phiole
Erglüht es wie lebend'ge Kohle,
Ja, wie der herrlichste Karfunkel.
Verstrahlend Blitze durch das Dunkel.
Ein helles weißes Licht erscheint!
O, daß ich's diesmal nicht verliere! —
Ach Gott! Was rasselt an der Thüre?

Mephistopheles (eintretend). Willkommen! Es ist gut gemeint.

Wagner (ängstlich). Willkommen zu dem Stern der Stunde!
(Leise.) Doch haltet Wort und Athem fest im Munde,
Ein herrlich Werk ist gleich zu Stand gebracht.

Mephistopheles (leiser). Was giebt es denn?

Wagner (leiser). Es wird ein Mensch gemacht.

Mephistopheles. Ein Mensch? Und welch verliebtes Paar
Habt Ihr ins Rauchloch eingeschlossen?

Wagner. Behüte Gott! Wie sonst das Zeugen Mode war,
Erklären wir für eitel Possen.
Der zarte Punkt, aus dem das Leben sprang,
Die holde Kraft, die aus dem Innern drang
Und nahm und gab, bestimmt sich selbst zu zeichnen,
Erst Nächstes, dann sich Fremdes anzueignen,
Die ist von ihrer Würde nun entsetzt;
Wenn sich das Thier noch weiter dran ergetzt,
So muß der Mensch mit seinen großen Gaben
Doch künftig reinern, höhern Ursprung haben.
(Zum Herd gewendet.)
Es leuchtet! Seht! — Nun läßt sich wirklich hoffen,

Daß, wenn wir aus viel hundert Stoffen
Durch Mischung — denn auf Mischung kommt es an —
Den Menschenstoff gemächlich komponiren,
In einen Kolben verlutiren*)
Und ihn gehörig cohobiren,*)
So ist das Werk im Stillen abgethan.
(Wieder zum Herd gewendet.) Es wird! Die Masse regt sich klarer!
Die Ueberzeugung wahrer, wahrer!
Was man an der Natur Geheimnißvolles pries,
Das wagen wir verständig zu probiren,
Und was sie sonst organisiren ließ,
Das lassen wir krystallisiren.**)

Mephistopheles. Wer lange lebt, hat viel erfahren,
Nichts Neues kann für ihn auf dieser Welt geschehn;
Ich habe schon in meinen Wanderjahren
Krystallisirtes Menschenvolk gesehn.

Wagner (bisher immer aufmerksam auf die Phiole).
Es steigt, es blitzt, es häuft sich an,
Im Augenblick ist es getan!
Ein großer Vorsatz scheint im Anfang toll;
Doch wollen wir des Zufalls künftig lachen,
Und so ein Hirn, das trefflich denken soll,
Wird künftig auch ein Denker machen. (Entzückt die Phiole betrachtend.) Das Glas erklingt von lieblicher Gewalt,
Es trübt, es klärt sich; also muß es werden!
Ich seh' in zierlicher Gestalt
Ein artig Männlein sich geberden.
Was wollen wir, was will die Welt nun mehr?
Denn das Geheimniß liegt am Tage:
Gebt diesem Laute nur Gehör,
Er wird zur Stimme, wird zur Sprache.

Homunculus (in der Phiole zu Wagner).
Nun, Väterchen! Wie steht's? Es war kein Scherz!
Komm, drücke mich recht zärtlich an Dein Herz!

---

*) Verlutiren wird als verkitten, verschließen, und cohobiren als wiederholt destillieren erklärt.

**) Der Würzburger Professor J. J. Wagner hatte behauptet, es müsse der Chemie gelingen, Menschen durch Krystallisation zu bilden. (Düntzer.) Aber auch die Alchymie des Mittelalters (Paracelsus, De generat. rerum naturalium. I, 883. 1616) nahm an, daß es möglich sei, einen Menschen künstlich, d. h. ohne eine natürliche Mutter, hervorzubringen. Den Glauben an solche Menschen, Homunculi genannt, welche auch zu den Geistern und Dämonen gerechnet wurden, benutzte Goethe zur nachfolgenden Einführung des unter Mephistopheles' Einwirkung entstandenen Homunculus.

Doch nicht zu feſt, damit das Glas nicht ſpringe.
Das iſt die Eigenſchaft der Dinge:
Natürlichem genügt das Weltall kaum,
Was künſtlich iſt, verlangt geſchloſſnen Raum.
(zu Mephiſtopheles.) Du aber, Schalk, Herr Vetter,*) biſt Du hier?
Im rechten Augenblick, ich danke Dir.
Ein gut Geſchick führt Dich zu uns herein;
Dieweil ich bin, muß ich auch thätig ſein.
Ich möchte mich ſogleich zur Arbeit ſchürzen,
Du biſt gewandt, die Wege mir zu kürzen.

Wagner. Nur noch ein Wort! Bisher mußt' ich mich ſchämen,
Denn Alt und Jung beſtürmt mich mit Problemen.
Zum Beiſpiel nur: noch Niemand konnt' es faſſen,
Wie Seel' und Leib ſo ſchön zuſammenpaſſen,
So feſt ſich halten, als um nie zu ſcheiden,
Und doch den Tag ſich immerfort verleiden.
Sodann —

Mephiſtopheles. Halt ein! Ich wollte lieber fragen,
Warum ſich Mann und Frau ſo ſchlecht vertragen.
Du kommſt, mein Freund, hierüber nie ins Reine.
Hier giebt's zu thun, das eben will der Kleine.

Homunculus. Was giebt's zu thun?

Mephiſtopheles (auf eine Seitenthür deutend).
Hier zeige Deine Gabe!

Wagner (immer in die Phiole ſchauend).
Fürwahr, Du biſt ein allerliebſter Knabe!
(Die Seitenthür öffnet ſich, man ſieht Fauſt auf dem Lager hingeſtreckt.)

Homunculus (erſtaunt). Bedeutend! — (Die Phiole entſchlüpft aus Wagner's Händen, ſchwebt über Fauſt und beleuchtet ihn.)
Schön umgeben! —**) Klar Gewäſſer
Im dichten Haine; Frau'n, die ſich entkleiden;
Die Allerliebſten! — Das wird immer beſſer.
Doch Eine läßt ſich glänzend unterſcheiden,
Aus höchſtem Helden-, wol aus Götterſtamme.

*) Als Dämon iſt der Homunculus dem Mephiſtopheles verwandt (ſ. Eckermann II, 154). Wagner's Fragen erinnern an die im Gedicht „Die Weiſen und die Leute" (II, 238).

**) Homunculus erkennt Fauſt's Gedanken, die noch bei der Helena verweilen. Fauſt träumt von der Mythe ihrer Erzeugung durch Leda und den als Apollojchwan verkleideten Jupiter, in der Art, wie die Maler (Correggio) dieſen Vorwurf unzähligemal behandelt haben. Auch in der Klaſſiſchen Walpurgisnacht, in der Szene am Peneios, glaubt Fauſt noch daſſelbe Bild zu ſchauen.

Sie setzt den Fuß in das durchsicht'ge Helle;
Des edlen Körpers holde Lebensflamme
Kühlt sich im schmiegsamen Krystall der Welle. —
Doch welch Getöse rasch bewegter Flügel,
Welch Sausen, Plätschern wühlt im glatten Spiegel?
Die Mädchen fliehn verschüchtert; doch allein
Die Königin, sie blickt gelassen drein
Und sieht mit stolzem, weiblichem Vergnügen
Der Schwäne Fürsten ihrem Knie sich schmiegen,
Zudringlich zahm. Er scheint sich zu gewöhnen. —
Auf einmal aber steigt ein Dunst empor
Und deckt mit dichtgewebtem Flor
Die lieblichste von allen Szenen.

Mephistopheles. Was Du nicht Alles zu erzählen hast!
So klein Du bist, so groß bist Du Phantast.
Ich sehe nichts —

Homunculus. Das glaub' ich. Du aus Norden,
Im Nebelalter jung geworden,
Im Wust von Ritterthum und Pfäfferei,
Wo wäre da Dein Auge frei!
Im Düstern bist Du nur zu Hause.
(Umherschauend.) Verbräunt Gestein, bemodert, widrig,
Spitzbögig, schnörkelhaftest, niedrig! —
Erwacht uns Dieser, giebt es neue Noth,
Er bleibt gleich auf der Stelle todt.
Waldquellen, Schwäne, nackte Schönen,
Das war sein ahnungsvoller Traum;
Wie wollt' er sich hierher gewöhnen!
Ich, der Beauemste, duld' es kaum.
Nun fort mit ihm!

Mephistopheles. Der Ausweg soll mich freuen.

Homunculus. Befiehl den Krieger in die Schlacht,
Das Mädchen führe Du zum Reihen,
So ist gleich Alles abgemacht.*)
Jetzt eben, wie ich schnell bedacht,
Ist klassische Walpurgisnacht;
Das Beste, was begegnen könnte,
Bringt ihn zu seinem Elemente.

*) In den „Paralipomena zu Faust" sagt Mephistopheles ähnlich:
Sprich mit dem Frommen von der Tugend Lehn,
Sprich mit Irren von der Weise,
Mit Königen vom Ansehn der Person,
Von Freiheit und von Glückheit mit dem Volke!

Mephistopheles. Dergleichen hab' ich nie vernommen.
Homunculus. Wie wollt' es auch zu Euren Ohren kommen?
Romantische Gespenster kennt Ihr nur allein;
Ein ächt Gespenst, auch klassisch hat's zu sein.
Mephistopheles. Wohin denn aber soll die Fahrt sich regen?
Mich widern*) schon antikische Collegen.
Homunculus. Nordwestlich, Satan, ist Dein Lustrevier;
Südöstlich diesmal aber segeln wir —
An großer Fläche fließt Peneios frei,
Umbuscht, umbaumt, in still- und feuchten Buchten;
Die Ebne dehnt sich zu der Berge Schluchten, —
Und oben liegt Pharsalus, alt und neu.**)
Mephistopheles. O weh! Hinweg! Und laßt mir jene Streite
Von Tyrannei und Sklaverei bei Seite!
Mich langeweilt's; denn kaum ist's abgethan,
So fangen sie von vorne wieder an;
Und Keiner merkt, er ist doch nur geneckt
Vom Asmodeus,***) der dahinter steckt.
Sie streiten sich, so deucht's, um Freiheitsrechte;
Genau besehn, sind's Knechte gegen Knechte.
Homunculus. Den Menschen laß ihr widerspenstig Wesen,
Ein Jeder muß sich wehren, wie er kann,
Vom Knaben auf, so wird's zuletzt ein Mann.
Hier fragt sich's nur, wie Dieser kann genesen.
Hast Du ein Mittel, so erprob es hier,
Vermagst Du's nicht, so überlaß es mir.
Mephistopheles. Manch Brockenstückchen wäre durchzuproben,
Doch Heidenriegel sind' ich vorgeschoben.
Das Griechenvolk, es taugte nie recht viel!
Doch blendet's Euch mit freiem Sinnenspiel,
Verlockt des Menschen Brust zu heitern Sünden,
Die unsern wird man immer düster finden.
Und nun, was soll's?

---

*) **Widern mit dem Akkusativ, nach Adelung (IV, 1592) die regelmäßige Form, ist selten.** Goethe selbst braucht das Verbum sonst meist mit dem Dativ (z. B. hier im 3. Akte Euphorion: Das leicht Errungene, das widert mir). Freiligrath (2,175) dagegen auch: Wie auch sonst die Welt ihn widre (Sanders). **Antikisch, nicht wirklich antik, aber dem Antiken verwandt.**

) **Palläpharsalus und Neopharsalus. In der Schlacht bei Pharsalus (48 v. Chr.) besiegte bekanntlich Julius Cäsar den Pompejus im Bürgerkriege. Der Peneios (*Thyreios*) ist der Hauptstrom Thessaliens, daher weiter unten die Anspielung auf thessalische Hexen.

***) **S. die dritte Note S. 27. Die Form Asmodeus auch bei Milton (IV, 167).**

Homunculus. Du bist ja sonst nicht blöde;
Und wenn ich von thessal'schen Hexen*) rede,
So, denk' ich, hab' ich was gesagt.
Mephistopheles (lässig).
Thessal'sche Hexen! Wohl! Das sind Personen,
Nach denen hab' ich lang' gefragt.
Mit ihnen Nacht für Nacht zu wohnen,
Ich glaube nicht, daß es behagt;
Doch zum Besuch, Versuch —
Homunculus. Den Mantel her,
Und um den Ritter umgeschlagen!
Der Lappen wird Euch wie bisher
Den Einen mit dem Andern tragen.
Ich leuchte vor.
Wagner (ängstlich) Und ich?
Homunculus. Eh nun,
Du bleibst zu Hause, Wichtigstes zu thun.
Entfalte Du die alten Pergamente,
Nach Vorschrift sammle Lebenselemente
Und füge sie mit Vorsicht eins ans andre.
Das Was bedenke, mehr bedenke Wie!
Indessen ich ein Stückchen Welt durchwandre,
Entdeck' ich wol das Tüpfchen auf das J.**)
Dann ist der große Zweck erreicht;
Solch einen Lohn verdient ein solches Streben:
Gold, Ehre, Ruhm, gesundes langes Leben
Und Wissenschaft und Tugend — auch vielleicht.
Leb wohl!
Wagner (betrübt). Leb wohl! Das drückt das Herz mir nieder.
Ich fürchte schon, ich seh' Dich niemals wieder.
Mephistopheles. Nun zum Peneios frisch hinab!
Herr Vetter ist nicht zu verachten.
(Ad spectatores.) Am Ende hängen wir doch ab
Von Kreaturen, die wir machten.

*) Die Zauberinnen Thessaliens, namentlich von Larissa, waren im Alterthum berühmt. Sie wußten den Mond auf die Erde herabzuziehen und Menschen durch Zaubersalben in Thiere zu verwandeln. Berühmt ist Lucian's Erzählung von dem solchergestalt zu Hypata in Thessalien in einen Esel verwandelten Lukios („Lukios oder der bezauberte Esel").

**) Das Mittel, leibliche Existenz zu gewinnen.

Klassische Walpurgisnacht.*)

Pharsalische Felder.

Finsterniß.

)Erichtho.** Zum Schaudersieste dieser Nacht, wie öfter schon,
Tret' ich einher, Erichtho, ich, die Düstere;
Nicht so abscheulich, wie die leid'gen Dichter mich
Im Uebermaaß verlästern. . . Send'gen sie doch nie
In Lob und Tadel. . . Ueberblacht erscheint mir schon
Von grauer Zelten Woge weit das Thal dahin
Als Nachgesicht der sorg- und grauenvollsten Nacht.
Wie oft schon wiederholt sich's! Wird sich immerfort
Ins Ew'ge wiederholen . . . Keiner gönnt das Reich
Dem Andern; Dem gönnt's Keiner, der's mit Kraft erwarb
Und kräftig herrscht. Denn Jeder, der sein innres Selbst
Nicht zu regieren weiß, regierte gar zu gern***)
Des Nachbars Willen, eignem stolzem Sinn gemäß . . .
Hier aber ward ein großes Beispiel durchgekämpft:
Wie sich Gewalt Gewaltigerm entgegenstellt,
Der Freiheit holder, tausendblum'ger Kranz zerreißt,
Der starre Lorbeer sich ums Haupt des Herrschers biegt.
Hier träumte Magnus†) früher Größe Blüthentag;
Dem schwanken Jünglein lauschend, wachte Cäsar dort!
Das wird sich messen. Weiß die Welt doch, wem's gelang.

Wachfeuer glühen, rothe Flammen spendende;
Der Boden haucht vergossnen Blutes Widerschein,
Und, angelockt von seinem Wunderglanz der Nacht,

*) Seitenstück zur Romantischen Walpurgisnacht des ersten Theils, auf Grund verwandter antiker Sagen.

**) Erichtho, thessalische Zauberin, auf dem Hämusgebirge wohnend, die furialis Erichtho des Ovid (Heroides, Ep. XV, 139), wurde nach Lukan's „Pharsalia" (VI, 507 ff.) von Sextus Pompejus über den Ausgang der Schlacht befragt.

***) Vergl. Goethe's „Zahme Xenien" (II, 371):
Sie gönnten Cäsarn das Reich nicht
Und wußten's nicht zu regieren.
In diesem Sinne nennt Goethe die Ermordung Cäsar's die „abgeschmackteste That, die jemals begangen worden" (Bd. 39, 35 der 40bdg. Ausg.).

†) Magnus ist Cn. Pompejus, Cäsar's Rival, nach seinem Ehrennamen. Die Dichter nennen ihn gern nach demselben, z. B. Ovid, Fasten I, 600: Magne, tuum nomen rerum mensura tuarum est, ebenso Lukan in der „Pharsalia."

Versammelt sich hellen'scher Sage Legion.
Um alle Feuer schwankt unsicher oder sitzt
Behaglich alter Tage fabelhaft Gebild. . .
Der Mond, zwar unvollkommen, aber leuchtend hell,
Erhebt sich, milden Glanz verbreitend überall;
Der Zelten Trug verschwindet, Feuer brennen blau.
Doch über mir, welch unerwartet Meteor?*)
Es leuchtet und beleuchtet körperlichen Ball.
Ich wittre Leben. Da geziemen will mir's nicht,
Lebendigem zu nahen, dem ich schädlich bin;
Das bringt mir bösen Ruf und frommt mir nicht.
Schon sinkt es nieder. Weich' ich aus mit Wohlbedacht.

(Entfernt sich).

Die Luftfahrer oben.

Homunculus. Schwebe**) noch einmal die Runde
Ueber Flamm- und Schaudergrauen;
Ist es doch in Thal und Grunde
Gar gespenstisch anzuschauen.

Mephistopheles. Seh' ich, wie durchs alte Fenster
In des Nordens Wust und Graus,
Ganz abscheuliche Gespenster,
Bin ich hier wie dort zu Haus.

Homunculus. Sieh! Da schreitet eine Lange
Weiten Schrittes vor uns hin.

Mephistopheles. Ist es doch, als wär' ihr bange,
Sah uns durch die Lüfte ziehn.

Homunculus. Laß sie schreiten! Setz ihn nieder,
Deinen Ritter, und sogleich
Kehret ihm das Leben wieder;
Denn er sucht's im Fabelreich.

Faust (den Boden berührend). Wo ist sie? —

Homunculus. Wüßten's nicht zu sagen,
Doch hier wahrscheinlich zu erfragen.

*) Homunculus, der dem von dem Zaubermantel getragenen Mephistopheles mit Faust vorleuchtet.

**) Wol nicht erste Person des Präsens, wie Tänzer (II, 132) und O. Cramer (Zur Klass. Walpurgisnacht. S. 8—) annehmen, sondern Imperatio. Homunculus bittet aus Gefälligkeit den Mephistopheles, sich noch nicht sogleich herabzulassen, was Letzterer, der Gespenster gewohnt, jedoch undenklich findet. Ebenso ist das demnächst folgende: „Setz ihn nieder" Imperatio (Meyer 131). — „In Thal und Grunde" ist wieder Hendiadysform für „im Thales Grunde."

In Eile magſt Du, eh es tagt,
Von Flamm' zu Flamme ſpürend gehen:
Wer zu den Müttern ſich gewagt,
Hat weiter nichts zu überſtehen.

Mephiſtopheles. Auch ich bin hier an meinem Theil;
Doch wüßt' ich Beſſres nicht zu unſerm Heil,
Als: Jeder möge durch die Feuer
Verſuchen ſich ſein eigen Abenteuer.
Dann, um uns wieder zu vereinen,
Laß Deine Leuchte, kleiner, tönend ſcheinen.

Homunculus. So ſoll es blitzen, ſoll es klingen.
(Das Glas dröhnt und leuchtet gewaltig.)
Nun friſch zu neuen Wunderdingen!

Fauſt (allein). Wo iſt ſie? — Frage jetzt nicht weiter nach ...
Wär's nicht die Scholle, die ſie trug,
Die Welle nicht, die ihr entgegenſchlug,
So iſt's die Luft, die ihre Sprache ſprach.
Hier, durch ein Wunder, hier in Griechenland!
Ich fühlte gleich den Boden, wo ich ſtand.
Hier mich, den Schläfer, friſch ein Geiſt durchglühte,
So lieb' ich, ein Antäus*) an Gemüthe.
Und ſind' ich hier das Seltſamſte beiſammen,
Durchforſch' ich ernſt dies Labyrinth der Flammen.
(Entfernt ſich.)

Mephiſtopheles (umherſpürend).**)
Und wie ich dieſe Feuerchen durchſchweife,
So ſind' ich mich doch ganz und gar entfremdet,
Faſt Alles nackt, nur hie und da behemdet:
Die Sphinxe ſchamlos, unverſchämt die Greife,
Und was nicht Alles, lockig und beflügelt,
Von vorn und hinten ſich im Auge ſpiegelt ...
Zwar ſind auch wir von Herzen unanſtändig,
Doch das Antike ſind' ich zu lebendig;
Das müßte man mit neuſtem Sinn bemeiſtern

*) So friſch an Geiſt, wie Antäus, der von Herakles beſiegte lybiſche Rieſe, an phyſiſcher Kraft, ſobald er ſeine Mutter, die Erde, berührte. Dasſelbe Bild braucht Goethe oft, z. B. im Egmont (5,2) „wo wir, dem erdgebornen Rieſen gleich, von der Berührung unſerer Mutter kräftiger uns in die Höhe reißen." (Vergl. Schiller „Die Worte des Wahns", 1. Buch, 150.)

**) Dieſe Szene ſpielt, wie Düntzer richtig bemerkt, am obern Peneios (die Sirenen wiegen ſich in den „Reſten der Stromes-Pappeln"), gleich der dritten Szene, welche überſchrieben iſt „Am obern Peneios wie zuvor."

Und mannichfaltig modisch überkleistern . . .*)
Ein widrig Volk! Doch darf mich's nicht verdrießen,
Als neuer Gast anständig sie zu grüßen . . . .
Glück zu den schönen Frau'n, den klugen Greisen!

Greif (schnarrend).

Nicht Greisen! Greisen! — Niemand hört es gern,
Daß man ihn Greis nennt. Jedem Worte klingt
Der Ursprung nach, wo es sich her bedingt:**)
Grau, grämlich, griesgram, gräulich, Gräber, grimmig,
Etymologisch gleicherweise stimmig,
Verstimmen uns.

Mephistopheles. Und doch, nicht abzuschweifen,
Gefällt das Greis***) im Ehrentitel Greisen.

Greif (wie oben und immer so fort).

Natürlich! Die Verwandtschaft ist erprobt,
Zwar oft gescholten, mehr jedoch gelobt;
Man greife nun nach Mädchen, Kronen, Gold,
Dem Greifenden ist meist Fortuna hold.†)

Amsifen (von der kolossalen Art). ††)

Ihr sprecht von Gold, wir hatten viel gesammelt,
In Fels und Höhlen heimlich eingerammelt;
Das Arimaspenvolk har's ausgespürt,
Sie lachen dort, wie weit sie's weggeführt.

Greife. Wir wollen [illegible] schon zum Geständniß bringen.

*) Entsprechend sagt Mephistopheles in den „Paralipomena zu Faust“:

Das Auge fordert seinen Zoll.
Was hat man an den nackten Heiden?
Ich liebe mir was aufzuleiden.
Wenn man doch einmal lieben soll.

**) Vergl. Goethe's epigrammatisches Gericht „Etymologie“ (III, 204), welches gleichfalls dem Mephistopheles in den Mund gelegt ist, als Verspottung willkürlicher und unmethodischer Etymologie. Die Greifen (griech. γρυπες), ein fabelhaftes thierisches Gebilde des Alterthums, verletzte Goethe, als goldbewachendes Volk, in die Nachbarschaft der Hyperboreer (III, 116, IV, 13 und 27); ihr Ursprung ist der Orient (Indien und Persien); sie werden dargestellt als vierfüßige geflügelte Thiere (zugleich Vogel, Wolf und Löwe), und ihnen wurde, wie den Erdmyren, tiefe Weisheit beigelegt. Aus diesem Grunde mochte Goethe es geeignet finden, diese Fabelwesen zu satirischen Aeußerungen über die Geldsamkeit seiner Zeit zu benutzen (siehe Meyer S. 132, 133 und Düntzer II, 136).

***) Mephistopheles meint, die den Hauptwörtern Greis und Greifen gemeinsamen vier Anfangsbuchstaben bezeichneten eine Verwandtschaft mit dem Verbum greifen.

†) Fortes fortuna juvat (Düntzer II, 135).

††) Die großen, goldgrabenden Amsifen Ameisen (siehe Goethe III, 102 ff. 611.

Arimaspen.*) Nur nicht in freier Jubelnacht.
Bis morgen ist's Alles durchgebracht,
Es wird uns diesmal wol gelingen.

Mephistopheles (hat sich zwischen die Sphinxe gesetzt).
Wie leicht und gern ich mich hierher gewöhne!
Denn ich verstehe Mann für Mann.

Sphinx. Wir hauchen unsre Geistertöne,
Und Ihr verkörpert sie alsdann.**)
Jetzt nenne Dich, bis wir Dich weiter kennen.

Mephistopheles. Mit vielen Namen glaubt man mich zu nennen —
Sind Briten hier? Sie reisen jetzt so viel,
Schlachtfeldern nachzuspüren, Wasserfällen,
Gestürzten Mauern, klassisch dumpfen Stellen;
Das wäre hier für sie ein würdig Ziel.
Sie zeugten auch: im alten Bühnenspiel
Sah man mich dort als old Iniquity.***)

Sphinx. Wie kam man drauf?

Mephistopheles. Ich weiß es selbst nicht, wie.

Sphinx. Mag sein! Hast Du von Sternen ein'ge Kunde?
Was sagst Du zu der gegenwärt'gen Stunde?

Mephistopheles (aufschauend).
Stern schießt nach Stern, beschnittner Mond scheint helle,
Und mir ist wohl an dieser trauten Stelle,
Ich wärme mich an Deinem Löwenfelle.
Hinauf sich zu versteigen, wär' zum Schaden,
Gieb Räthsel auf, gieb allenfalls Charaden.

Sphinx. Sprich nur Dich selbst aus, wird schon Räthsel sein.
Versuch einmal, Dich innigst aufzulösen:
Dem frommen Manne nöthig wie dem bösen,
Dem ein Plastron, ascetisch zu rapieren,†)

---

*) Das einäugige Volk der Arimaspen war den Greifen, denen sie das Gold raubten, benachbart. (Herodot.)

**) Die Räthsel aufgebende Sphinx ist aus der griechischen Oedipussage bekannt. Die Lösung des Räthsels ist, gleich der durch den Fragenden in's Werk gesetzten Erfüllung eines Orakelspruchs, hier als ein Verkörpern desselben gedacht.

***) In den englischen Moralitäten erscheint der Teufel unter den Namen: old Iniquity, the old Vice, old Nick (Grimm, Mythol. 941), wie bei H. Sachs als Noquitia (Cholevius I, 294). Die Briten würden daher bezeugen können, wer Mephisto sei (Düntzer).

†) Die Auflösung des Räthsels, welches die Sphinx zu Theben aufgab, war der Mensch; hier deutet sie den Teufel, übereinstimmend mit den Worten des Herrn im „Prolog im Himmel" Bd. 13, S. 14. Plastron (französisch) ist der nur zur Uebung bestimmte Fechtharnisch. In der Recension von Hiller's Gedichten (Werke 32, 196, Ausg. in 40 Bdn.) spricht Goethe ebenso von Hofnarren, welche „dem Herrscher und dem Hof zum Plastron dienten."

Kumpan dem Andern, Tolles zu vollführen,
Und Beides nur, um Zeus zu amüsiren.

Erster Greif (schnarrend). Den mag ich nicht!

Zweiter Greif (stärker schnarrend). Was will uns Der?

Beide. Der Garstige gehöret nicht hierher!

Mephistopheles (brutal).
Du glaubst vielleicht, des Gastes Nägel krauen
Nicht auch so gut wie Deine scharfen Klauen?
Versuch's einmal!

Sphinx (milde). Du magst nur immer bleiben,
Wird Dich's doch selbst aus unsrer Mitte treiben;
In Deinem Lande thust Dir was zu Gute,
Doch, irr' ich nicht, hier ist Dir schlecht zu Mute.

Mephistopheles. Du bist recht appetitlich oben anzuschauen,
Doch unten hin, die Bestie macht mir Grauen.

Sphinx. Du Falscher kommst zu Deiner bittern Buße,
Denn unsre Tatzen sind gesund;
Dir mit verschrumpftem Pferdefuße
Behagt es nicht in unserm Bund.

Sirenen*) (präludiren oben).

Mephistopheles. Wer sind die Vögel, in den Aesten
Der Stromespappeln hingewiegt?

Sphinx. Gewahrt Euch nur! Die Allerbesten
Hat solch ein Singsang schon besiegt.

Sirenen. Ach, was wollt Ihr Euch verwöhnen
In dem häßlich Wunderbaren!
Horcht, wir kommen hier zu Schaaren
Und in wohlgestimmten Tönen;
So geziemet es Sirenen.

Sphinx (sie verspottend in derselben Melodie).
Nötigt sie, herabzusteigen!
Sie verbergen in den Zweigen
Ihre garstigen Habichtskrallen,
Euch verderblich anzufallen,
Wenn Ihr Euer Ohr verleiht.

Sirenen. Weg das Hassen! Weg das Neiden!
Sammeln wir die klarsten Freuden,
Unterm Himmel ausgestreut!

*) Die aus der Odyssee (XII, 39 bis 54. 158 bis 200) bekannten Sirenen, welche in Euripides' „Helena" den Chor bilden, wurden im Alterthum als Vögel mit Jungfrauenköpfen dargestellt (Meyer, 135).

Auf dem Waſſer, auf der Erde
Sei's die heiterſte Geberde,
Die man dem Willkommnen beut!

Mephiſtopheles. Das ſind die zauberen Reinigkeiten,
Wo aus der Kehle, von den Zähnen
Ein Ton ſich um den andern rückt.
Das Trillern iſt bei mir verloren,
Es krabbelt wol mir um die Ohren,
Allein zum Herzen dringt es nicht.*)

Sphinxe. Sprich nicht vom Herzen! Das iſt eitel;
Ein lederner, verſchrumpfter Beutel,
Das paßt Dir eher zu Geſicht.

Fauſt (herantretend).
Wie wunderbar! Das Anſchaun thut mir Genüge,
Im Widerwärt'gen große, tückt'ge Züge.
Ich ahne ſchon ein günſtiges Geſchick;
Wohin verſetzt mich dieſer ernſte Blick?
(Auf die Sphinxe deutend.)
Vor ſolchen hat einſt Oedipus geſtanden;
(Auf die Sirenen deutend.)
Vor ſolchen krümmte ſich Ulyß in häniſnen Banden;
(Auf die Ameiſen deutend.)
Von ſolchen ward der höchſte Schatz geſpart,
(Auf die Greife deutend.)
Von dieſen treu und ohne Fehl bewahrt.
Vom friſchen Geiſte fühl' ich mich durchdrungen,
Geſtalten groß, groß die Erinnerungen.

Mephiſtopheles. Sonſt hätteſt Du vergleichen weggeflucht,
Doch jetzo ſcheint es Dir zu frommen;
Denn wo man die Geliebte ſucht,
Sind Ungeheuer ſelbſt willkommen.

Fauſt (zu den Sphinxen).
Ihr Frauenbilder müßt mir Rede ſtehn:
Hat eins der Euren Helena geſehn?

*) Goethe legt hier Mephiſtopheles ſeine eigne Anſicht in den Mund und denkt bei dem Sirenengeſang an die virtuoſe Ausbildung der Muſik, namentlich an Roſſini und an die Sängerin Catalani, die, nach ſeinen Aeußerungen, zwar ſeine Ohren entzückte, ſein Herz aber leer ließ (S. Geb., III, 397, dritte Note, und Eckermann, I. 208, 209). Indem Mephiſtopheles von ſeinem Herzen ſpricht, verleugnet er ſeine Natur, wie die Sphinx richtig bemerkt.

Sphinxe. Wir reichen nicht hinauf zu ihren Tagen,
Die letzteren*) hat Herkules erschlagen.
Von Chiron könntest Du's erfragen;
Der sprengt herum in dieser Geisternacht,
Wenn er Dir steht, so hast Du's weit gebracht.

Sirenen. Sollte Dir's doch auch nicht fehlen! . . .
Wie Ulyß bei uns verweilte,
Schmähend nicht verübereilte,
Wußt' er Vieles zu erzählen;
Würden Alles Dir vertrauen,
Wolltest Du zu unsern Gauen
Dich ans grüne Meer verfügen.

Sphinx. Laß Dich, Edler, nicht betrügen!
Statt daß Ulyß sich binden ließ,**)
Laß unsern guten Rath Dich binden;
Kannst Du den hohen Chiron finden,
Erfährst Du, was ich Dir verhieß.

(Faust entfernt sich.)

Mephistopheles (verdrießlich).
Was krächzt vorbei mit Flügelschlag,
So schnell, daß man's nicht sehen mag,
Und immer Eins dem Andern nach?
Den Jäger würden sie ermüden.

Sphinx. Dem Sturm des Winterwinds vergleichbar,
Alcides' Pfeilen kaum erreichbar,
Es sind die raschen Stymphaliden,
Und wohlgemeint ihr Krächzegruß,
Mit Geierschnabel und Ganterfuß.
Sie möchten gern in unsern Kreisen
Als Stammverwandte sich erweisen.

Mephistopheles (wie verschüchtert).
Noch andres Zeug sticht zwischendrein.

Sphinx. Vor diesen sei Euch ja nicht bange!
Es sind die Köpfe der Lernäischen Schlange,

*) Dieser Superlativ, analog dem Komparativ „letzteren", wird von Goethe auch in den Gedichten seiner letzten Zeit angewandt (I, 188 u. II, 167), ebenso „einzig" (I, unten S. 86, Zeile 13). Herkules bekriegte zwar die Erde von Ungeheuern von der Art der menschenvertilgenden Sphinxe; ausdrücklich wird ihm aber die Tödtung der letzteren nicht zugeschrieben, wohl aber gehörte die der Stymphaliden, der mörderischen Vögel des Stymphalischen Sees, und die der vielköpfigen lernäischen Schlange (vergl. die folgenden Verse) zu seinen Großthaten.

**) Es ist hinzuzudenken: durch Haar, durch Stricke. Die Auslassung ist gerechtfertigt, da das Binden schlechthin eben das wirkliche, eigentliche Binden ist, dem das figürliche gegenübergestellt wird.

Vom Rumpf getrennt, und glauben was zu ſein. —
Doch ſagt, was ſoll nur aus Euch werden?
Was für unruhige Geberden?
Wo wollt Ihr hin? Begebt Euch fort! . . .
Ich ſehe, jener Eberus dort
Macht Euch zum Wendehals. Bewegt Euch nicht,
Geht hin, begrüßt manch reizendes Geſicht!
Die Lamien ſind's, luſtige Dirnen,*)
Mit Lächelmund und frechen Stirnen,
Wie ſie dem Satyrvolk behagen;
Ein Bocksfuß**) darf dort Alles wagen.

Mephiſtopheles.
Ihr bleibt doch hier, daß ich Euch wiederfinde?

Sphinx. Ja, miſche Dich zum luſtigen Geſinde!
Wir, von Aegypten her, ſind längſt gewohnt,
Daß Unſereins in tauſend Jahre thront.
Und reflektirt nur unſre Lage,
So regeln wir die Mond- und Sonnentage.***)
Sitzen vor den Pyramiden,
Zu der Völker Hochgericht,
Ueberſchwemmung, Krieg und Frieden —
Und verziehen kein Geſicht.

Peneios, umgeben von Gewäſſern und Nymphen.†)

Peneios. Rege Dich, Du Schilfgeflüſter!
Hauche leiſe, Rohrgeſchwiſter,
Säuſelt, leichte Weidenſträuche,
Liſpelt, Pappelzitterzweige,
Unterbrochnen Träumen zu!

---

*) Lamia, Tochter des Belus und der Libya, Zeus' Geliebte, ward, nachdem die eiferſüchtige Juno ihren Sohn getödtet, ein Kinder raubendes Gespenſt. Von ihr die vampyrartigen Lamien und Empuſen, lockende, ſich geſpenſtiſch verwandelnde Jungfrauen (Wieser, 156; Kramer, 24).

**) Die Sphinx ordnet den Mephiſtopheles wegen ſeines Pferdefußes den antiken Satyrn bei.

***) Die ägyptiſchen Sphinxe, vor Tempeln und den Pyramiden aufgeſtellt und unverrückt verblieben, dienen zu aſtronomiſchen und Zeitbeſtimmungen.

†) Dieſe Szene ſpielt am untern Peneios, wie aus dem Gegenſatze zur Ueberſchrift der folgenden Szene ſich ergiebt. Der obere Peneios reicht durch ſeine Zu- und Nebenflüſſe (den Aridanos) bis nach Pharſalos, der untere fließt bei Larissa vorbei durch das Thal Tempe in das Aegäiſche Meer. Der Schauplatz der klaſſiſchen Walpurgisnacht erſtreckt ſich daher über faſt ganz Theſſalien hin.

Weckt mich doch ein grauslich Wittern,
Heimlich allbewegend Zittern
Aus dem Wallestrom und Ruh.*)

Faust (an den Fluß tretend).

Hör' ich recht, so muß ich glauben,
Hinter den verschränkten Lauben
Dieser Zweige, dieser Stauden
Tönt ein menschenähnlich's Lauten.
Scheint die Welle doch ein Schwätzen,
Lüftlein wie — ein Scherzergetzen.

Nymphen (zu Faust). Am Besten geschäh' Dir,
Du legtest Dich nieder,
Erholtest im Kühlen
Ermüdete Glieder,
Genössest der immer
Dich meidenden Ruh;
Wir säuseln, wir rieseln,
Wir flüstern Dir zu.

Faust. Ich wache ja! O, laßt sie walten,
Die unvergleichlichen Gestalten,
Wie sie dorthin mein Auge schickt.**)
So wunderbar bin ich durchdrungen!
Sind's Träume? Sind's Erinnerungen?
Schon einmal warst Du so beglückt.
Gewässer schleichen durch die Frische
Der dichten, sanft bewegten Büsche,
Nicht rauschen sie, sie rieseln kaum;
Von allen Seiten hundert Quellen
Vereinen sich im reinlich hellen,
Zum Bade flach vertieften Raum.
Gesunde, junge Frauenglieder,
Vom feuchten Spiegel doppelt wieder
Ergetztem Auge zugebracht!
Geselig dann und fröhlich badend,

*) Nach Goethe's späterer poetischen Ausdrucksweise statt: aus der Ruhe des Stroms, des „Wallestroms". Aus dieser Ruhe scheint der Flußgott jedoch nicht, wie Tänzer annimmt, durch die gewöhnliche Aufregung der Nacht, sondern durch die Bewegungen der Erde, welche in der folgenden Szene die Sirenen vertreiben, gestört zu sein. Die Sohnige reimen dort, wie Peneios hier, das „grauliche Wittern" und „Zittern".

**) Faust glaubt wiederum das Bild der Leda mit dem Schwan, von welchem er oben (S. 71 und 72) träumte, vor sich zu erblicken. Uebereinstimmend mit obigem, der Theorie des Sehens entsprechendem Verse sagt Helmholtz: „Wir sehen die Sonne, die Sterne an den Himmel, nicht an dem Himmel."

Erdreistet schwimmend, furchsam watend;
Geschrei zuletzt und Wasserschlacht.
Begnügen sollt' ich mich an diesen,
Mein Auge sollte hier genießen;
Doch immer weiter strebt mein Sinn.
Der Blick dringt scharf nach jener Hülle,
Das reiche Land der grünen Fülle
Verbirgt die hehre Königin.
Wunderbar! Auch Schwäne kommen
Aus den Buchten hergeschwommen,
Majestätisch rein bewegt,
Ruhig schwebend, zart gesellig,
Aber stolz und selbstgefällig,
Wie sich Haupt und Schnabel regt . . . .
Einer aber scheint vor allen
Brüstend kühn sich zu gefallen,
Segelnd rasch durch alle fort;
Sein Gefieder bläht sich schwellend,
Welle selbst auf Wogen wellend,*)
Dringt er an dem heil'gen Ort . . . .
Die andern schwimmen hin und wieder
Mit ruhig glänzendem Gefieder,
Bald auch in regem prächt'gen Streit,
Die scheuen Mädchen abzulenken,
Daß sie an ihren Dienst nicht denken,
Nur an die eigne Sicherheit.

Nymphen. Leget, Schwestern, Euer Ohr
An des Ufers grüne Stufe;
Hör' ich recht, so kommt mir's vor
Als der Schall von Pferdes Hufe.
Wüßt' ich nur, wer dieser Nacht
Schnelle Botschaft zugebracht.**)

Faust. Ist mir doch, als dröhnt die Erde,
Schallend unter eil'gem Pferde.
Dorthin mein Blick!

*) Das Zeitwort „wellen" kommt sowol transitiv wie intransitiv vor (s. Sanders, II. 1553). Wir nehmen hier die letztere Bedeutung an, wie bei Freiligrath:

Kam leis ein Wehn,
Und die Aehren haben gewellt.

**) Wer die Kunde von der Feier dieser Nacht so weit verbreitet. „Dieser Nacht" scheint uns mit Meyer (S. 137) am Natürlichsten als der von „Botschaft" regierte Genitiv aufgefaßt werden zu müssen, während Düntzer (II. 146, zweite Note) etwas künstlich den Dativ und Kramer (29) den absoluten Genitiv (in dieser Nacht) darin findet.

Ein günstiges Geschick,
Soll es mich schon erreichen?
O Wunder ohne Gleichen!
Ein Reiter kommt herangetrabt,
Er scheint von Geist und Muth begabt,
Von blendend weißem Pferd getragen . . .
Ich irre nicht, ich kenn' ihn schon,
Der Philyra berühmter Sohn! —*)
Halt, Chiron, halt! Ich habe Dir zu sagen . . .

Chiron. Was giebt's? Was ist's?

Faust. Bezähme Deinen Schritt!

Chiron. Ich raste nicht.

Faust. So, bitte, nimm mich mit!

Chiron. Sitz auf, so kann ich nach Belieben fragen:
Wohin des Wegs? Du stehst am Ufer hier,
Ich bin bereit, Dich durch den Fluß zu tragen.

Faust (aufsitzend).
Wohin Du willst. Für ewig dank' ich's Dir . . . .
Der große Mann, der edle Pädagog,
Der, sich zum Ruhm, ein Heldenvolk erzog,
Den schönen Kreis der edlen Argonauten
Und Alle, die des Dichters Welt erbauten.

Chiron. Das lassen wir an seinem Ort!
Selbst Pallas kommt als Mentor nicht zu Ehren;
Am Ende treiben sie's nach ihrer Weise fort,
Als wenn sie nicht erzogen wären.

Faust. Den Arzt, der jede Pflanze nennt,
Die Wurzeln bis ins Tiefste kennt,
Dem Kranken Heil, dem Wunden Linderung schafft,
Umarm' ich hier in Geist- und Körperkraft!**)

Chiron. Ward neben mir ein Held verletzt,
Da wußt' ich Hilf' und Rath zu schaffen;
Doch ließ ich meine Kunst zuletzt
Den Wurzelweibern und den Pfaffen.***)

---

* Chiron, Sohn des Kronos und der Okeanide Philyra, ein Centaur, halb Mensch, halb Roß, Erzieher der berühmtesten Helden des Alterthums, des Herkules, des Achill, des Jason, des Theseus, des Aesculap (Faust nennt ihn daher auch Arzt), Zeitgenosse der Argonauten, die er, mit Orpheus um die Wette singend, auf dem Pelion in Thessalien bewirthete. S. Ovid (Ars amat., I. 11): Philyrides puerum citharā perfecit Achillem.

** „In Geist- und Körperkraft" geht auf den Chiron als Objekt (Meyer und Tümpel).

***) An diese war die Medicin im Mittelalter gerathen.

Faust. Du bist der wahre große Mann,
Der Lobeswort nicht hören kann.
Er sucht bescheiden auszuweichen
Und thut, als gäb' es Seinesgleichen.
Chiron. Du scheinest mir geschickt, zu heucheln,
Dem Fürsten wie dem Volk zu schmeicheln.
Faust. So wirst Du mir denn doch gestehn,
Du hast die Größten Deiner Zeit gesehn,
Dem Edelsten in Thaten nachgestrebt,
Halbgöttlich-ernst die Tage durchgelebt.
Doch unter den heroischen Gestalten,
Wen hast Du für den Tüchtigsten gehalten?
Chiron. Im hehren Argonautenkreise
War Jeder brav nach seiner eignen Weise,
Und nach der Kraft, die ihn beseelte,
Konnt' er genügen, wo's den Andern fehlte.
Die Dioskuren haben stets gesiegt,
Wo Jugendfülle und Schönheit überwiegt.
Entschluß und schnelle That in Andrer Heil,
Den Boreaden*) ward's zum schönen Theil.
Nachsinnend, kräftig, klug, im Rath bequem,
So herrschte Jason, Frauen angenehm.
Dann Orpheus, zart und immer still bedächtig
Schlug er die Leier, Allen übermächtig.
Scharfsichtig Lynceus, der bei Tag und Nacht
Das heil'ge Schiff durch Klipp' und Strand gebracht.
Gesellig nur läßt sich Gefahr erproben,
Wenn Einer wirkt, die Andern alle leben.
Faust. Von Herkules willst nichts erwähnen?
Chiron. O weh, errege nicht mein Sehnen . . .
Ich hatte Phöbus nie gesehn,
Noch Ares, Hermes, wie sie heißen;
Da sah ich mir vor Augen stehn,
Was alle Menschen göttlich preisen.
So war er ein geborner König,
Als Jüngling herrlichst anzuschaun,
Dem ältern Bruder unterthänig

*) Chiron charakterisirt hier die Helden des Argonautenkreises, nach den Dioskuren (Kastor und Polydeukes, den Brüdern der Helena), die Boreaden (Zetes und Kalais; Ovid, Metam., 6, 677 ff.), den Jason, den Führer des Zuges („Frauen angenehm" bezieht sich auf Medea), den Sänger Orpheus und den Steuermann der Argo, Lynceus.

Und auch den allerliebsten Fraun.*)
Den Zweiten zeugt nicht Gäa wieder,
Nicht führt ihn Hebe himmelein;
Vergebens mühen sich die Lieder,
Vergebens quälen sie den Stein.

Faust. So sehr auch Bildner auf ihn pochen,
So herrlich kam er nie zur Schau.
Vom schönsten Mann hast Du gesprochen,
Nun sprich auch von der schönsten Frau!

Chiron. Was! . . Frauenschönheit will nichts heißen,
Ist gar zu oft ein starres Bild;
Nur solch ein Wesen kann ich preisen,
Das froh und lebenslustig quillt.
Die Schöne bleibt sich selber selig;
Die Anmuth macht unwiderstehlich,
Wie Helena, da ich sie trug.

Faust. Du trugst sie?

Chiron. Ja, auf diesem Rücken.

Faust. Bin ich nicht schon verwirrt genug,
Und solch ein Sitz muß mich beglücken!

Chiron. Sie faßte so mich in das Haar,
Wie Du es thust.

Faust. O, ganz und gar
Verlier' ich mich! Erzähle, wie?
Sie ist mein einziges Begehren!
Woher, wohin, ach, trugst Du sie?

Chiron. Die Frage läßt sich leicht gewähren.
Die Dioskuren hatten jener Zeit
Das Schwesterchen aus Räuberfaust befreit.**)
Doch diese, nicht gewohnt, besiegt zu sein,
Ermannten sich und stürmten hinterdrein.
Da hielten der Geschwister eil'gen Lauf
Die Sümpfe bei Eleusis auf;
Die Brüder wateten, ich patschte, schwamm hinüber;
Da sprang sie ab und streichelte
Die feuchte Mähne, schmeichelte
Und dankte lieblichlaut und selbstvergnügt.
Wie war sie reizend! Jung, des Alten Lust!

*) Herkules verrichtete bekanntlich seine zwölf Arbeiten auf Geheiß seines Bruders Eurystheus und tötete den indischen Königin Omphale.

**) S. oben die erste Note auf S. 50.

Fauſt. Erſt ſieben Jahr'! . . .*)
Chiron. Ich ſeh', die Philologen,
Sie haben Dich ſo wie ſich ſelbſt betrogen.
Ganz eigen iſt's mit mythologſcher Frau:
Der Dichter bringt ſie, wie er's braucht, zur Schau;
Nie wird ſie mündig, wird nicht alt,
Stets appetitlicher Geſtalt,
Wird jung entführt, im Alter noch umfreit;
G'nug, den Poeten bindet keine Zeit.**)
Fauſt. So ſei auch ſie durch keine Zeit gebunden!
Hat doch Achill auf Phärä ſie gefunden,
Selbſt außer aller Zeit ***) Welch ſeltnes Glück:
Errungen Liebe gegen das Geſchick!
Und ſollt' ich nicht, ſehnſüchtigſter Gewalt,
Ins Leben ziehn die einzigſte Geſtalt,
Das ew'ge Weſen, Göttern ebenbürtig,
So groß als zart, ſo hehr als liebenswürdig?
Du ſahſt ſie einſt; heut hab' ich ſie geſehn,
So ſchön wie reizend, wie erſehnt ſo ſchön. †)
Nun iſt mein Sinn, mein Weſen ſtreng umfangen,
Ich lebe nicht, kann ich ſie nicht erlangen.
Chiron. Mein fremder Mann! Als Menſch biſt Du entzückt;
Doch unter Geiſtern ſcheinſt Du wol verrückt.
Nun trifft ſich's hier zu Deinem Glücke;
Denn alle Jahr', nur wenig Augenblicke,

*) Die Tradition läßt Helena zu der Zeit ihrer erſten Entführung zehnjährig, nach Andern erſt ſiebenjährig ſein (ſ. die Quellen bei Düntzer, II. 151), und Goethe, der Helena in dem dritten Akte (S. 135) anfangs, wie hier, ſieben Jahre gegrämt hatte, verwandelte ſpäter ſelbſt das „ſiebenjährig" in „zehnjährig". Conſequent müßte hier auch ſteben: „Erſt zehen Jahr'". Schon im Jahre 1811 beſpöttelte Goethe in dem Briefe an Reinhard vom 4. December Unterſuchungen über dieſe philologiſche Frage, worauf Düntzer a. a. O. Note 7 ſehr treffend hinweiſt.

**) Chiron drückt hier des Dichters eigenſte Anſicht aus: bei Beurtheilung von Manzoni's „Adelchi" (Bd. 53. S. 268 der 40bänd. Ausg.) ſagt Goethe u. A.: alle Poeſie verkehre in Anachroniſmen. „Die Ilias, wie die Odyſſee, die ſämmtlichen Tragiker und was uns von wahrer Poeſie übrig geblieben iſt, lebt und athmet nur in Anachroniſmen."

***) Pauſanias (III. 19) erwähnt die Mythe, daß Achill aus dem Schattenreiche aufgeflogen ſei, um ſich mit Helena auf der Inſel Leuke im Pontus Euxinus, nicht auf Phärä, zu vermählen, aus welcher Verbindung Euphorion hervorging. Bei Phärä in Theſſalien war ein Eingang zur Unterwelt, ſo daß es zweifelhaft bleibt, ob Goethe Phärä abſichtlich oder aus Irrthum ſtatt Leuke ſetzte.

†) Fauſt meint die Erſcheinung der Helena vor dem Kaiſer im vorigen Akt. — Goethe liebte es, Vergleichungen zur Verſtärkung der Prädikate, wie hier, zu wiederholen (ſ. Ges., II. 436. 16).

Pfleg' ich bei Manto*) vorzutreten,
Der Tochter Aeskulap's; im stillen Beten
Fleht sie zum Vater, daß zu seiner Ehre
Er endlich doch der Aerzte Sinn verkläre
Und vom verwegnen Todtschlag sie bekehre.
Die liebste mir aus der Sibyllengilde;
Nicht fratzenhaft bewegt, wohlthätig milde;
Ihr glückt es wol, bei einigem Verweilen,
Mit Wurzelkräften Dich von Grund zu heilen.

Faust. Geheilt will ich nicht sein! Mein Sinn ist mächtig!
Da wär' ich ja, wie Andre, niederträchtig.

Chiron. Versäume nicht das Heil der edlen Quelle!**)
Geschwind herab! Wir sind zur Stelle.

Faust. Sag an, wohin hast Du in grauser Nacht
Durch Riesgewässer mich ans Land gebracht?

Chiron. Hier trotzten Rom und Griechenland im Streite,
Pencios rechts, links den Olymp zur Seite,
Das größte Reich, das sich im Sand verliert.***)
Der König flieht, der Bürger triumphirt.
Blick auf! Hier steht bedeutend nah
Im Mondenschein der ew'ge Tempel da.

Manto (inwendig träumend).
Von Pferdeshufe
Erklingt die heilige Stufe,
Halbgötter treten heran.

Chiron. Ganz recht!
Nur die Augen aufgethan!

Manto (erwachend).
Willkommen! Ich seh', Du bleibst nicht aus.

---

*) Die Seherin Manto, Schülerin des Aeskulap (daher „wohlthätig milde", nicht fratzenhaft wild, „fratzenhaft bewegt"), Tochter des Teiresias, dem Apollotempel (nach Pausanias und Apollodor) gewidmet, weshalb ihr Goethe den Dienst als Pythonissa in dem auf dem Gipfel des Olympos stehenden Apollotempel, dem Amt der griechischen Orakel (Oftried Müller, Dorier, I. Bd., den Pythien, dem „ew'gen Tempel", übertragt.

**) Unter der Quelle ist einer der auf den Bergen entspringenden, dem Apollo geweihten Flüsse zu denken. Daß man in solcher Zaubernacht geographische Bestimmtheit nicht fordern darf, liegt auf der Hand. Chiron steht in der Quelle die Manto selbst.

***) In diesem Theile Griechenlands unterlag das macedonische Reich der Römischen Republik in wiederholten Schlachten, namentlich bei Pydna, wo Aemilius Paullus den Perseus besiegte. Der Apollotempel auf dem Olympos wird in den Schilderungen dieser Schlacht (von Livius und Plutarch) mehrfach erwähnt (s. Meyer, S. 139). „Das große Reich" ist eben Macedonien, das Weltreich, Apposition zu „Griechenland", möglicher Weise auch zu „Hier."

Chiron. Steht Dir doch auch Dein Tempelhaus!
Manto. Streifst Du noch immer unermüdet?
Chiron. Wohnst Du doch immer still umfriedet,
Indeß zu kreisen mich erfreut.
Manto. Ich harre, mich umkreist die Zeit.*)
Und Dieser?
Chiron. Die verrufne Nacht
Hat strudelnd ihn hierher gebracht.
Helenen mit verrückten Sinnen,
Helenen will er sich gewinnen,
Und weiß nicht, wie und wo beginnen;
Asklep'scher Kur vor Andern werth.
Manto. Den lieb' ich, der Unmögliches begehrt.**)
(Chiron ist schon weit weg.)
Tritt ein, Verwegner, sollst Dich freuen!
Der dunkle Gang führt zu Persephoneien.
In des Olympus hohlem Fuß
Lauscht sie geheim verborgnem Gruß.
Hier hab' ich einst den Orpheus eingeschwärzt,
Benutz es besser!***) Frisch! Beherzt! (Sie steigen hinab.)

Am obern Peneios, wie zuvor.

Sirenen. Stürzt Euch in Peneios' Fluth!
Plätschernd ziemt es da zu schwimmen,
Lied um Lieder anzustimmen,
Dem unsel'gen Volk zu Gut'.

---

*) Die Manto, welche auch bei Dante (Inferno, XX. 55. 87) als Wahrsagerin (a far sue arti als indivinatrice ed augurio) vorkommt, mußte später auch irrend umherschweifen, bis sie in Italien (Mantua) Ruhe fand:

Manto fu, che cercò per terre molte,
Poscia si pose là dove nacqu'io.

**) Epiktet (Encheiridion, XIV) räth im Gegentheil: „Begehre nichts Unmögliches!"

***) Orpheus verlor die der Unterwelt entrissene Eurydice wieder, da er Pluto's Gebot verletzte. Dem Olymp schrieb man wirklich einen Eingang zur Unterwelt zu, wenn auch Orpheus einen andern benutzte (Düntzer). Auch die Edda kennt ein solches Eindringen in die Hölle (Grimm, Myth., 290 und 767). Goethe hatte die Absicht (Gödemann, I. 290), die Szene in der Unterwelt auszuführen, wie Faust, ein anderer Orpheus, die Helena durch seine rührenden Bitten der Proserpina abgewinnt; nicht blos die Schwierigkeit, sondern wol noch mehr die Einsicht, daß sie dramatisch unwahrlich sei, wird den Dichter von der Ausführung abgehalten haben. Der glückliche Erfolg des Unternehmens tritt im dritten Akte hervor: hier verlassen wir Faust an der Schwelle der Unterwelt; was dazwischen liegt, sich auszumalen, kann Jedes Phantasie überlassen bleiben.

Ohne Wasser ist kein Heil!
Führen wir mit hellem*) Heere
Eilig zum Aegä'schen Meere,
Würd' uns jede Lust zu Theil.
(Erdbeben.)
Schäumend kehrt die Welle wieder,
Fließt nicht mehr im Bett darnieder;
Grund erbebt, das Wasser staucht,**)
Kies und Ufer berstend raucht.
Flüchten wir! Kommt Alle, kommt!
Niemand, dem das Wunder frommt.
Fort, Ihr edlen froben Gäste,
Zu dem seeisch heitern Feste,
Blinkend, wo die Zitterwellen,
Uferneßend, leise schwellen,
Da, wo Luna doppelt leuchtet,
Uns mit heil'gem Thau befeuchtet!
Dort ein freibewegtes Leben,
Hier ein ängstlich Erdebeben;
Eile jeder Kluge fort!
Schauderhaft ist's um den Ort.

Seismos***) (in der Tiefe brummend und polternd).
Einmal noch mit Kraft geschoben,
Mit den Schultern brav gehoben!
So gelangen wir nach oben,
Wo uns Alles weichen muß.

Sphinxe. Welch ein widerwärtig Zittern,
Häßlich grausenhaftes Wittern!
Welch ein Schwanken, welches Beben,
Schaukelnd Hin- und Wiederstreben!
Welch unleidlicher Verdruß!
Doch wir ändern nicht die Stelle,
Brächte los die ganze Hölle.

*) Nach Analogie von „in hellen Haufen."
**) Im Sinne von „hemmen, stauen." Sanders citirt Lessing: „Indessen suchte das oberwärts gestauchte Wasser einen andern Abzug."
***) Seismos, bei Plato (Politikos) genannt, ist die personificirte Erderschütterung (σεισμος γης), das Erdbeben, als Repräsentant der hier von Goethe vertretenen Lehre von der mechanischen Hebung der Gebirge durch unterirdische Kräfte (Vulkanismus). Auch hier bieten sich Punkte der Vergleichung zwischen der nordischen und der antiken Mythologie. In der letzteren werden Erdbeben von den Bewegungen eingeschlossener Cyklopen und Titanen (Ovid, Metam., 12. 541), in ersterer von den Zuckungen des gefesselten, gleich dem Vulkan hinkenden Loki abgeleitet (Grimm, Myth., 774).

Nun erbebt sich ein Gewölbe
Wundersam. Es ist Derselbe,
Jener Alte, längst Ergraute,
Der die Insel Delos baute,
Einer Kreißenden zu Lieb'
Aus der Woge empor sie trieb.*)
Er, mit Streben, Drängen, Drücken,
Arme straff, gekrümmt den Rücken,
Wie ein Atlas an Geberde,
Hebt er Boden, Rasen, Erde,
Kies und Gries und Sand und Letten,
Unires Ufers stille Betten.
So zerreißt er eine Strecke
Quer des Thales rund'ge Decke.
Angestrengteit, nimmer müde,
Kolossal-Karyatide,**)
Trägt ein furchtbar Steingerüste,
Noch im Boden bis zur Büste;
Weiter aber soll's nicht kommen,
Sybaris haben Platz genommen.

Seismos. Das hab' ich ganz allein vermittelt,
Man wird mir's endlich zugestehn:
Und hätt' ich nicht geschüttelt und gerüttelt,
Wie wäre diese Welt so schön? —
Wie ständen Eure Berge droben
In prächtig-reinem Aetherblau,
Hätt' ich sie nicht hervorgeschoben
Zu malerisch-entzückter Schau!
Als Angesichts der höchsten Ahnen,
Der Nacht, des Chaos,***) ich mich stark betrug
Und, in Gesellschaft von Titanen,
Mit Pelion und Ossa als mit Ballen schlug.
Wir tollten fort in jugendlicher Hitze,
Bis überdrüssig noch zuletzt

*) Nach der Sage flüchtete sich Leto vor den Verfolgungen der Juno in den Mittelpunkt der griechischen Inselwelt und fand hier in der dem Meer entstiegenen Insel Delos eine ruhige Geburtsstätte. Nach neuntägigem Kreißen gebar sie auf ihr, unter dem Beistande einer hilfreichen Hyperboreerin, die Diana und mit deren Beistande den Apollo (s. Böttiger, Iliithyia, 1798, S. 15). Die Sage lautet aber nicht immer gleich.

**) Karyatiden heißen einzeln stehende Pfeiler in der Gestalt des weiblichen Oberkörpers. Den Namen leitet man von den Frauen oder Jungfrauen der lakonischen Stadt Karyä her. (Tünzer.)

***) S. die zweite Note auf Seite 46 des 1. Theils dieser Tragödie.

Wir dem Parnaß als eine Doppelmütze
Die beiden Berge*) frevelnd aufgesetzt ....
Apollen hält ein froh Verweilen
Dort nun mit sel'ger Musen Chor.
Selbst Jupitern und seinen Donnerkeilen
Hob ich den Sessel hoch empor.
Jetzt so mit ungeheurem Streben
Drang aus dem Abgrund ich herauf
Und fordre laut zu neuem Leben
Mir fröhliche Bewohner auf.

Sphinxe. Uralt, müßte man gestehen,
Sei das hier Emporgebürgte,**)
Hätten wir nicht selbst gesehen,
Wie sich's aus dem Boden würgte.
Bebuschter Wald verbreitet sich hinan,
Noch drängt sich Fels auf Fels bewegt heran;
Ein Sphinx wird sich daran nicht kehren:
Wir lassen uns im heil'gen Sitz nicht stören.

Greife. Gold in Blättchen, Gold in Flittern
Durch die Ritzen seh' ich zittern.
Laßt Euch solchen Schatz nicht rauben!
Imsen,***) auf, es auszuklauben!

Chor der Ameisen. Wie ihn die Riesigen
Emporgeschoben,
Ihr Zappelnutzigen,
Geschwind nach oben!
Bebendest aus und ein!
In solchen Ritzen
Ist jedes Bröselein†)
Werth, zu besitzen.

*) Die Titanen. Söhne des Uranus und der Gäa, stürmten den Ossa, den Olympus und den Pelion auf einander, um den Himmel zu stürmen. Die Trennung der auf einander getürmten Berge ist aber den Dichtern verschieden. Homer's Od., 11. 305 bis 320, und Virgil, Georg., I. 280 bis 283. Siehe auch Plato's Gastmahl, Kap. 34, Ovid. Fastus, II. 2, 9 und 11 und Propers, Eleg., II. 1, 20, sowie auch Goethe's Gedichte, III. 325). Die „Doppelmütze des Parnaß" bildeten die zwei bei Herodot (I. 6) genannten Gipfel.

**) Klopstock braucht ähnlich das Zeitwort zusammengebirgen: „ihre Gestade, die sich wie Welten zusammengebirgten" (Messiade, I. 271). In der Blaemischen Mundart lautet Gebirge: ...gergte.

***) Imsen, Ameisen sind Ameisen. Die Imbli, Gedichte, I. 98, oder Immen, Bienen sind tagegen Bienen.)

†) Eigentlich Brösamlein. Die Form Bröselein auch in den Gedichten (I. 241).

Das Allermindeſte
Müßt Ihr entdecken
Auf das Geſchwindeſte
In allen Ecken.
Allemsig*) müßt Ihr ſein,
Ihr Wimmelſchaaren;
Nur mit dem Gold herein!
Den Berg**) laßt fahren!

Greife. Herein! Herein! Nur Gold zu Hauf!
Wir legen unſre Klauen drauf,
Sind Riegel vor der beſten Art,
Der größte Schatz iſt wohlverwahrt.

Pygmäen.***) Haben wirklich Platz genommen,
Wiſſen nicht, wie es geſchah.
Fraget nicht, woher wir kommen,
Denn wir ſind nun einmal da!
Zu des Lebens luſt'gem Sitze
Eignet ſich ein jedes Land;
Zeigt ſich eine Felſenritze,
Iſt auch ſchon der Zwerg zur Hand.
Zwerg und Zwergin, raſch zum Fleiße,
Muſterhaft ein jedes Paar.
Weiß nicht, ob es gleicher Weiſe
Schon im Paradieſe war.
Doch wir finden's hier zum Beſten,
Segnen dankbar unſern Stern;
Denn im Oſten wie im Weſten
Zeugt die Mutter Erde gern.

Daktyle.†) Hat ſie in einer Nacht
Die Kleinen hervorgebracht;
Sie wird die Kleinſten erzeugen,
Finden auch Ihresgleichen.

---

*) Die Wörter „Ameiſe" und „emſig" ſind wurzelverwandt (Grimm, Wörterb., III, 443).

**) Bergmänniſch für das taube Geſtein, die Schlacke (Grimm, I, 1504, No. 2 und Sanders, 115, No. 7).

***) S. oben die dritte Note auf S. 39. Grimm (Myth., 416) ſtellt die deutſchen Zwerge mit den Pygmäen (Däumerlingen, den idäiſchen Daktylen (Fingerlingen, ſ. unten) und den Kabiren (ſ. die folgende Szene) der Alten zuſammen.

†) Unten (S. 104) benennt Anagogeras die Daktylen mit der entſprechenden deutſch-mythologiſchen Bezeichnung Däumerlinge.

Pygmäen-Aeltester. Eilet, bequemen
Sitz einzunehmen!
Eilig zum Werke!
Schnelle für Stärke!
Noch ist es Friede;
Baut Euch die Schmiede,*)
Harnisch und Waffen
Dem Heer zu schaffen!

Ihr Imsen alle,
Rührig im Schwalle,
Schafft uns Metalle!
Und Ihr, Daktyle,
Kleinste, so Viele,
Euch sei befohlen,
Hölzer zu holen!
Schichtet zusammen
Heimliche Flammen,
Schaffet uns Kohlen!

Generalissimus.** Mit Pfeil und Bogen
Frisch ausgezogen!
An jenem Weiher
Schießt mir die Reiher
Unablig nistende,
Hochmüthig brütende,
Auf einen Ruck,
Alle wie Einen,
Daß wir erscheinen
Mit Helm und Schmuck!

Imsen und Daktyle. Wer wird uns retten!
Wir schaffen's Eisen,
Sie schmieden Ketten.
Uns loszureißen,
Ist noch nicht zeitig,
Drum seid gefchmeidig!

*) Auch in der Edda sind die Zwerge (dvergar) meistens kunstfertige Schmiede, daher schwarz und rußig, wie der Schmied Wieland, König Elberich's (Oberon's) Gesell (Grimm, Myth. 408, 416 f.).

**) Generalissimus der Pygmäen. Goethe läßt diese mythologischen Gebilde der antiken wie der deutschen Sage auch hier in der Geisterwacht ihre Kämpfe, Paraden der Menschenkriege und Streitigkeiten, vollführen. Schon die indische Dichtung (Kassen, II. 1, 41 und von Bohlen, I. 264) kennt den Kampf der Pygmäen mit Geiern und Adlern, und die Homerische Ilias,

Die Kraniche des Ibykus.

Mordgeschrei und Sterbeklagen!
Aengstlich Flügelflatterschlagen!
Welch ein Aechzen, welch Gestöhn
Dringt herauf zu unsern Höhn!
Alle sind sie schon ertödtet.*)
See von ihrem Blut gerötbet;
Mißgestaltete Begierde
Raubt des Reihers edle Zierde.
Weht sie doch schon auf dem Helme
Dieser Fettbauch-Krummbein-Schelme.
Ihr Genossen unsres Heeres,
Reihenwanderer des Meeres,
Euch berufen wir zur Rache
In so nahverwandter Sache.
Keiner spare Kraft und Blut!
Ew'ge Feindschaft dieser Brut!

(Zerstreuen sich krächzend in den Lüften.)

Mephistopheles (in der Ebene).

Die nord'schen Hexen wußt' ich wohl zu meistern,
Mir wird's nicht just mit diesen fremden Geistern.
Der Blocksberg bleibt ein gar bequem Lokal,

III. 6 und 7) deren beständigen Kampf mit den Kranichen (s. auch Plinius, VII. 2). Ovid (Fasten, 6. 176) spricht daher von dem Kranich, „welcher sich labt an dem Pygmäischen Blut." Unter Fischart's Schriften citirt Goedeke (Grundr., I. 397) gleichfalls die „Zwergschlacht mit den Kränchen" (1583). Ebenso war der Krieg zwischen Mücken und Ameisen Gegenstand heroisch-komischer Dichtung (vgl. S. 402). Die Satire ist hier mit dem Stoffe gegeben. Und auch in dem politisch-satirischen Roman: „Reise der Söhne Megaprazon's" führt Goethe den „seltsamen Krieg der Kraniche mit den Pygmäen" an und läßt dort die Meinung äußern, es sei wahrscheinlich, daß die Natur den Zwerg zum Heile des Kranichs hervorgebracht habe, welches sich um so weniger leugnen lasse, als der Kranich durch den Genuß des sogenannten edlaren Goldes um so viel vollkommner werde" (Werke, XVI, S. 209). Diese Gestalten der Sage, und unter den Kranichen die berühmten, durch die antike und die deutsche Dichtung zur Rache einmal abonnirten Kraniche des Ibykus eigneten sich daher vorzüglich zur Benutzung in der Walpurgisnacht.

*) „Ertödtet" hier sehr glücklich gebraucht; zahlreiche Beispiele der Anwendung dieses verstärkenden, biblischen, jetzt nur noch in gehobener Stile üblichen Wortes finden sich bei Grimm, III. 1030 (f. auch 694) und bei Diederich, II. 1332, Sp. 2, von welchen wir nur Schiller anführen:

Ihr müßt Gewalt ausüben an Euch selbst,
Die angestammte Tugend zu ertödten.

Wo man auch sei, man findet sich zumal.*)
Frau Ilse wacht für uns auf ihrem Stein,**)
Auf seiner Höh wird Heinrich munter sein,
Die Schnarcher schnauzen zwar das Elend an,
Doch Alles ist für tausend Jahr gethan.
Wer weiß denn hier nur, wo er geht und steht,
Ob unter ihm sich nicht der Boden bläht?
Ich wandle lustig durch ein glattes Thal,
Und hinter mir erhebt sich auf einmal
Ein Berg, zwar kaum ein Berg zu nennen,
Von meinen Sphinxen mich jedoch zu trennen,
Schon hoch genug. — Hier zuckt noch manches Feuer
Das Thal hinab und flammt ums Abenteuer . . .***)
Noch tanzt und schwebt mir lockend, weichend vor,
Spitzbübisch gaukelnd, der galante Chor.
Nur sachte drauf! Allzu gewohnt ans Naschen,
Wo es auch sei, man sucht was zu erhaschen.

Lamien (Mephistopheles nach sich ziehend).

Geschwind, geschwinder!
Und immer weiter!
Dann wieder zaudernd,
Geschwätzig plaudernd!
Es ist so heiter,
Den alten Sünder
Uns nach zu ziehen.
Zu schwerer Buße
Mit starrem Fuße
Kommt er geholpert,
Einhergestolpert;
Er schleppt das Bein,
Wie wir ihn stieben,
Uns hinterdrein.

*) „Zumal" im Sinne von „zusammen, zu gleicher Zeit vereint." (Siehe Sanders, II. 215).

**) Vgl. Thl. I, S. 198. Die Heinrichshöhe findet sich gleichfalls auf dem Brocken. Wegen der Schnarcher und Elend s. Thl. I, S. 124 die erste Note und S. 125 die dritte Note.

Mephisto's Worte erinnern an eine Aeußerung Goethe's in einem Briefe an die Malerin Caroline Bardua vom 17. April 1805: „Der Brocken wird noch eine Weile auf seinen Füßen stehen bleiben, und die Spur des Hexentritts (auf der Hexentreppe) auch so bald nicht verlöschen" (Morgenblatt, 1863 Nr. 29).

***) Der neu erstandne Berg (Tünzer).

Mephistopheles (stillstehend).
Verflucht Geschick! Betrogne Mannsen!
Von Adam her verführte Hansen!*)
Alt wird man wol, wer aber klug?
Warst Du nicht schon vernarrt genug!
Man weiß, das Volk tanzt aus dem Grunde nichts;
Geschnürten Leibs, geschminkten Angesichts,
Nichts haben sie Gesundes zu erwidern,
Wo man sie anfaßt, morsch in allen Gliedern.
Man weiß, man sieht's, man kann es greifen,
Und dennoch tanzt man, wenn die Luder pfeifen.**)

Lamien (innehaltend).
Halt! Er besinnt sich, zaudert, steht;
Entzegnet ihm, daß er Euch nicht entgeht!

Mephistopheles (fortschreitend).
Nur zu, und laß Dich ins Gewebe
Der Zweifelei nicht thöricht ein!
Denn wenn es keine Hexen gäbe,
Wer Teufel möchte Teufel sein!

Lamien (anmuthigst).
Kreisen wir um diesen Helden!***)
Liebe wird in seinem Herzen
Sich gewiß für Eine melden.

---

*) Aehnlich reimt Goethe Mannsen und Hansen in dem Gedicht „Rechenschaft" (Ged., II. 68). Wegen „Hansen" s. Sanders, I. 691.

**) Varnhagen hat zuerst darauf hingewiesen, daß diese „Kraftstelle" wie eine Reminiscenz anklingt an die Verse in Molière's Ecole des Femmes (V. 4):

Tout le monde connaît leur imperfection:
Ce n'est qu'extravagance et qu'indiscrétion,
Leur esprit est méchant et leur âme fragile:
Il n'est rien de plus faible et de plus imbécille,
Rien de plus insipide, et malgré tout cela
Dans le monde on fait tout pour ces animaux-là.

(S. Düntzer, II. 169; Carrière, II. 291.)

Nach Riemer's Mittheilungen (II. 664) schwankte Goethe, ob er sich hier das allerdings dem französischen animaux sehr gleichartige Wort „Luder" (eigentlich Lockspeise für Thiere, leurre) gestatten dürfe. Goethe hat es hiemit aber sehr gut getroffen, da auch im ältern Oberdeutsch grade die Hexen — und das sind hier die Lamien — „Lüderinnen" genannt werden (s. Sanders, II. 175, Sp. 2).

***) Da das nächstfolgende „melden", mit dem spätern „schelten" reimt, und dagegen ein Reim auf „Herzen" im nächsten Verse fehlt, so sollte man nur statt „Helden" eher ein Reimwort auf „Herzen" erwarten. Sanders (Unterh. a. d. Herde, 1856, II. 6) schlägt vor: „und umgaukeln ihn mit Scherzen."

Mephistopheles. Zwar bei ungewissem Schimmer
Scheint Ihr hübsche Frauenzimmer,
Und so möcht' ich Euch nicht schelten.

Empuse*) (eindringend).
Auch nicht mich! Als eine Solche
Laßt mich ein in Eure Folge!

Lamien. Die ist in unserm Kreis zu viel,
Verdirbt doch immer unser Spiel.

Empuse (zu Mephistopheles).
Begrüßt von Mühmchen Empuse,**)
Der Trauten mit dem Eselsfuße!
Du hast nur einen Pferdefuß,
Und doch, Herr Vetter, schönsten Gruß!

Mephistopheles. Hier dacht' ich lauter Unbekannte
Und finde leider Nahverwandte;
Es ist ein altes Buch zu blättern:
Vom Harz bis Hellas immer Vettern!

Empuse. Entschieden weiß ich gleich zu handeln,
In Vieles könnt' ich mich verwandeln;
Doch Euch zu Ehren hab' ich jetzt
Das Eselskörpchen aufgesetzt.

Mephistopheles. Ich merk', es hat bei diesen Leuten
Verwandtschaft Großes zu bedeuten;
Doch mag sich, was auch will, ereignen,
Den Eselskopf möcht' ich verleugnen.

Lamien. Laß diese Garst'ge, sie verscheucht,
Was irgend schön und lieblich däucht;
Was irgend schön und lieblich wär',
Sie kommt heran, es ist nicht mehr.

---

*) S. Erster Theil, S. 132 die zweite Note. Die Empuse (ἐμπουσα, einfüßig, da der zweite Fuß ein Eselsfuß ist) ist gleichfalls eine Lamie, nach Philostratus ein Vampyr, der, gleich Goethe's Braut von Korinth, dem Umarmenden das Blut aussaugt und die verschiedensten Gestalten anzunehmen vermag. In Aristophanes' „Fröschen" erscheint sie dem Dionysos und dem Xanthias in der Unterwelt, und Letzterer beschreibt sie:

„Entsetzlich! Alles Mögliche wird's!
Jetzt ist's ein Ochs! Jetzt ist's ein Maulthier! Jetzt ein Weib!
Ein reizend Weib!"

Welcker bemerkt zu dieser Szene: „die Empuse, die auch mit einer Blutblase umhüllt vorkommt, war ein von der Hekate gesandtes Gespenst, das den Reisenden aufstieß, allerlei Gestalt annahm, Menschenfleisch liebte, eine Lamia" (Meyer, 143). Nach Andern ist sie Hekate selbst.

**) Im ersten Theil, S. 13, nannte Mephisto die Schlange seine Muhme. Die Diminutivform „Mühmchen" wechselt mit „Mühmchen".

Mephistopheles. Auch diese Mühmchen, zart und schmächtig,
Sie sind mir allesammt verdächtig;
Und hinter solcher Wänglein Rosen
Fürcht' ich doch auch Metamorphosen.

Lamien. Versuch es doch! Sind unsrer Viele.
Greif zu! Und hast Du Glück im Spiele,
Erhasche Dir das beste Loos!
Was soll das lüsterne Geleier?
Du bist ein miserabler Freier,
Stolzirst einher und thust so groß! —
Nun möcht er sich in unsre Schaaren;
Laßt nach und nach die Masken fahren
Und gebt ihm Euer Wesen bloß!

Mephistopheles. Die Schönste hab' ich mir erlesen ...
(Sie umfassend) O weh mir! Welch ein dürrer Besen!
(Eine Andere ergreifend.) Und Diese? .... Schmähliches Gesicht!

Lamien. Verdienst Du's besser? Dünk' es nicht!

Mephistopheles. Die Kleine möcht' ich mir verpfänden ....
Lacerte*) schlüpft mir aus den Händen,
Und schlangenhaft der glatte Zopf!
Dagegen faß' ich mir die Lange ....
Da pack' ich eine Thyrsusstange,**)
Den Pinienapfel als den Kopf!
Wo will's hinaus? .... Noch eine Dicke,
An der ich mich vielleicht erquicke;
Zum letzten Mal gewagt! Es sei!
Recht quammig, quappig; das bezahlen
Mit hohem Preis Orientalen ....
Doch, ach, der Bovist***) platzt entzwei!

Lamien. Fahrt aus einander, schwankt und schwebet!
Blitzartig, schwarzen Flugs, umgebet
Den eingedrungnen Hexensohn!
Unsichre, schauderhafte Kreise!
Schweigsamen Fittigs, Fledermäuse!
Zu wohlfeil kommt er hoch davon.

*) Vergl. die Venet. Epigramme 68, 69, 71 (Ged., II. 150).

**) Der Thyrsusstab des Bacchus und der Bacchantinnen lief in einen Pinienzapfen aus.

***) Bovist oder Boffst (Sanders, I. 183), der kugelförmige Staubpilz, der, getreten oder gedrückt, leicht platzt, so daß der landartige Same herausfährt. Freitag in „Soll und Haben" (I. 139) braucht die Wendung: „mit Gift und Galle wie ein Bofist."

Mephistopheles (sich schüttelnd).
Viel klüger, scheint es, bin ich nicht geworden;
Absurd ist's hier, absurd im Norden,
Gespenster hier wie dort vertrackt,
Volk und Poeten abgeschmackt.
Ist eben hier eine Mummenschanz,
Wie überall, ein Sinnentanz.
Ich griff nach holden Maskenzügen
Und faßte Wesen, daß mich's schauerte ....
Ich möchte gerne mich betrügen,
Wenn es nur länger dauerte.

(Sich zwischen dem Gestein verirrend.)

Wo bin ich denn? Wo will's hinaus?
Das war ein Pfad, nun ist's ein Graus.
Ich kam daher auf glatten Wegen,
Und jetzt stieht mir Geröll entgegen.
Vergebens klettr' ich auf und nieder;
Wo sind' ich meine Sphinxe wieder?
So toll hätt' ich mir's nicht gedacht,
Ein solch Gebirg in einer Nacht!*)
Das heiß' ich frischen Hexenritt!
Die bringen ihren Blocksberg mit.

Orcas (vom Naturfels).
Herauf hier! Mein Gebirg ist alt,
Steht in ursprünglicher Gestalt.
Verehre schroffe Felsensteige,
Des Pindus letztgedehnte Zweige!
Schon stand ich unerschüttert so,
Als über mich Pompejus flog.**)
Daneben, das Gebild des Wahns,
Verschwindet schon beim Krähn des Hahns.
Dergleichen Märchen seh' ich oft entstehn
Und plötzlich wieder untergehn.

Mephistopheles. Sei Ehre Dir, ehrwürd'ges Haupt,
Von hoher Eichenkraft umlaubt!
Der allerklarste Mondenschein
Dringt nicht zur Finsternis herein. —
Doch neben am Gebüsche zieht
Ein Licht, das gar bescheiden glüht.

*) Das vorher von dem Seismos hervorgeschobne Gebirg.
**) Nach der Schlacht bei Pharsalus.

Die sich das Alles fügen muß!
Fürwahr, es ist Homunculus!
Woher des Wegs, Du Kleingeselle?

Homunculus. Ich schwebe so von Stell' zu Stelle
Und möchte gern im besten Sinn entstehn,
Voll Ungeduld, mein Glas entzwei zu schlagen;
Allein was ich bisher gesehn,
Hinein da möcht' ich mich nicht wagen.
Nur, um Dir's im Vertraun zu sagen,
Zwei Philosophen bin ich auf der Spur;
Ich horchte zu, es hieß: Natur! Natur!
Von Diesen will ich mich nicht trennen,
Sie müssen doch das ird'sche Wesen kennen,
Und ich erfahre wol am Ende,
Wohin ich mich am Allerklügsten wende.

Mephistopheles. Das thu auf Deine eigne Hand!
Denn wo Gespenster Platz genommen,
Ist auch der Philosoph willkommen.
Damit man seiner Kunst und Gunst sich freue,
Erschafft er gleich ein Dutzend neue.
Wenn Du nicht irrst, kommst Du nicht zu Verstand.
Willst Du entstehn, entsteh auf eigne Hand!

Homunculus. Ein guter Rath ist auch nicht zu verschmähn.

Mephistopheles. So fahre hin! Wir wollen's weiter sehn.

(Trennen sich.)

Anaxagoras (zu Thales).*)
Dein starrer Sinn will sich nicht beugen;
Bedarf es Weitres, Dich zu überzeugen?

Thales. Die Welle beugt sich jedem Winde gern,**)
Doch hält sie sich vom schroffen Felsen fern.

---

*) Die beiden Naturphilosophen, von denen Homunculus das Geheimniß des Entstehens erfahren will, **Anaxagoras** und **Thales**, werden hier als Repräsentanten je der Feuer- und Wasser-Theorie, des Vulkanismus und des Neptunismus, eingeführt. Dies entspricht nicht ganz der historischen Ueberlieferung, da Heraklit, nicht Anaxagoras, zuerst die Lehre von der Entstehung alles Geschaffenen durch Feuerkräfte aufgestellt hat. Des Anaxagoras charakteristische Behauptung, der ganze Himmel sei aus Steinen zusammengesetzt, und die von ihm ausgesprochne Vermuthung, daß mehrere zu seiner Zeit in Thrazien herabgefallene Meteorsteine von einem andern Weltkörper ausgeworfen seien, gaben Goethe den Gedanken ein, ihn nachstehend das Experiment eines solchen Meteorfalls machen zu lassen (Meyer, Stellen, 143).

**) Düntzer citirt hiezu den Vers aus den Gedichten (I. 143): „Wind ist der Welle lieblicher Buhler."

Anaxagoras. Durch Feuerdunst ist dieser Fels zu Handen.
Thales. Im Feuchten ist Lebendiges erstanden.
Homunculus (zwischen Beiden).
Laßt mich an Eurer Seite gehn!
Mir selbst gelüstet's, zu entstehn.
Anaxagoras. Hast Du, o Thales, je in einer Nacht
Solch einen Berg aus Schlamm hervorgebracht?
Thales.*) Nie war Natur und ihr lebend'ges Fließen
Auf Tag und Nacht und Stunden angewiesen.
Sie bildet regelnd jegliche Gestalt,
Und selbst im Großen ist es nicht Gewalt.
Anaxagoras. Hier aber war's! Plutonisch grimmig Feuer,
Aeol'scher**) Dünste Knallkraft, ungeheuer,
Durchbrach des flachen Bodens alte Kruste,
Daß neu ein Berg sogleich entstehen mußte.
Thales. Was wird dadurch nun weiter fortgesetzt?
Er ist auch da, und das ist gut zuletzt.
Mit solchem Streit verliert man Zeit und Weile
Und führt doch nur geduldig Volk am Seile.
Anaxagoras. Schnell quillt der Berg von Myrmidonen,***)
Die Felsenspalten zu bewohnen:
Pygmäen, Zwiefe, Däumerlinge
Und andre thätig kleine Dinge.

(Zu Homunculus.)

Nie hast Du Großem nachgestrebt,
Einsiedlerisch-beschränkt gelebt;
Kannst Du zur Herrschaft Dich gewöhnen,
So laß' ich Dich als König†) krönen.
Homunculus. Was sagt mein Thales?
Thales. Will's nicht rathen;
Mit Kleinen thut man kleine Thaten,
Mit Großen wird der Kleine groß.

---

*) Thales spricht hier Goethe's eigne, von der neuesten Naturwissenschaft bestätigte Ansichten aus.

**) Explodirender, nach antiker Vorstellung vom Windgott Aeolus erregter Dünste.

***) Myrmidonen, Ameisenmenschen (wie eine Komödie des Pherekrates dieß) bildlich für „wimmelnde Scharen".

†) Diese Idee, den Homunculus über die Pygmäen zu setzen, lag nahe, weil sie alle als Fabelwesen, als Gnomen oder Kobolde (Feuergeister) anzusehn sind, unter ihnen aber Homunculus wegen seiner Menschenbildung am Höchsten steht.

Sieh hin! Die schwarze Kranichwolke,
Sie droht dem aufgeregten Volke
Und würde so dem König drohn.
Mit scharfen Schnäbeln, Krallenbeinen,
Sie stechen nieder auf die Kleinen;
Verhängniß wetterleuchtet schon.
Ein Frevel tödtete die Reiher,
Umstellend rub'gen Friedensweiher.
Doch jener Mordgeschosse Regen
Schafft grausam-blut'gen Rachesegen,
Erregt der Nahverwandten Wuth
Nach der Pygmäen frevlem Blut.
Was nützt nun Schild und Helm und Speer?
Was hilft der Reiherstrahl den Zwergen?
Wie sich Daktyl und Ibis bergen!
Schon wankt, es flieht, es stürzt das Heer.

Anaxagoras (nach einer Pause feierlich).

Konnt' ich bisher die Unterird'schen loben,*)
So wend' ich mich in diesem Fall nach oben ...
Du dreyen, emig Unveraltete,
Dreinamig-Dreigestaltete,
Dich ruf' ich an bei meines Volkes Weh,
Diana, Luna, Hekate!**)
Du Brusterweiternde, im Tiefsten Sinnige,
Du Rubigscheinende, Gewaltsam-Innige,
Eröffne Deiner Schatten grausen Schlund,
Die alte Macht sei ohne Zauber kund!

(Pause.)

Bin ich zu schnell erhört? –
Hat mein Flehn
Nach jenen Höhn
Die Ordnung der Natur gestört?
Und größer, immer größer nahet schon
Der Göttin rundumschriebner Thron,

*) Diese Worte enthalten gleichsam die Umkehrung des hier von Dünzer citirten Virgilischen Verses (VII. 312): Flectere si nequeo Superos, Acheronta movebo.

**) Dieselbe Gottheit waltet als Hekate in den Tiefen der Erde, als Diana auf der Erde, als Luna am Himmel (Carriere). Auch im Macbeth (III. 5) erscheint die schon bei den Alten zur dämonischen Spukgestalt geordnete Hekate. Sie zeigte sich, wie auch die deutschen Hexen und der Teufel selbst, besonders da, wo die Wege sich kreuzen, und sie hieß deshalb auch die Dreiwegige.

Dem Auge furchtbar, ungeheuer!
Ins Düstre röthet sich sein Feuer ...
Nicht näher! Drohend-mächt'ge Runde,
Du richtest uns und Land und Meer zu Grunde!
So wär' es wahr, daß Dich thessal'sche Frauen*)
In frevelnd magischem Vertrauen
Von Deinem Pfad herabgesungen,
Verderblichstes Dir abgerungen? ...
Das lichte Schild hat sich umdunkelt,
Auf einmal reißt's und blitzt und funkelt!
Welch ein Gepraffel! Welch ein Zischen!
Ein Donnern, Windgetöse dazwischen! —
Demüthig zu des Thrones Stufen —
Verzeiht, ich hab' es hergerufen!

(Wirft sich aufs Angesicht.)

Thales. Was dieser Mann nicht Alles hört' und sah!
Ich weiß nicht recht, wie uns geschah,
Auch hab' ich's nicht mit ihm empfunden.
Gesteben wir, es sind verrückte Stunden,
Und Luna wiegt sich ganz bequem
An ihrem Platz so wie vordem.

Homunculus. Schaut hin nach der Pygmäen Sitz!
Der Berg war rund, jetzt ist er spitz.
Ich spürt' ein ungeheures Prallen,
Der Fels war aus dem Mond gefallen,
Gleich hat er, ohne nachzufragen,
So Freund als Feind**) gequetscht, erschlagen.
Doch muß ich solche Künste loben,
Die schöpferisch in einer Nacht
Zugleich von unten und von oben
Dies Berggebäu zu Stand gebracht.

Thales. Sei ruhig! Es war nur gedacht.
Sie fahre hin, die garst'ge Brut!
Daß Du nicht König warst, ist gut.
Nun fort zum heitern Meeresfeste!
Dort hofft und ehrt man Wundergäste.

(Entfernen sich.)

*) Zu diesen Versen citiren wir nur eine Stelle aus Plutarch in lateinischer Version (Cur Pythia nunc non carmine? Cap. XII.): Non sicut Thessalae mulieres Lunam et Solem coelo devocant!

**) Sowol die Pygmäen als die Kraniche.

Mephistopheles (an der Gegenseite kletternd).
Da muß ich mich durch steile Felsentreppen,
Durch alter Eichen starre Wurzeln schleppen!
Auf meinem Harz der harz'ge Dunst
Hat was vom Pech, und das hat meine Gunst;
Zunächst der Schwefel . . . .*) Hier bei diesen Griechen
Ist von dergleichen kaum die Spur zu riechen;
Neugierig aber wär' ich, nachzuspüren,
Womit sie Höllen-Qual und -Flamme schüren.

Orgas. In Deinem Lande sei einheimisch klug,
Im fremden bist Du nicht gewandt genug.
Du solltest nicht den Sinn zur Heimath kehren,
Der heil'gen Eichen Würde hier verehren.

Mephistopheles. Man denkt an das, was man verließ;
Was man gewohnt war, bleibt ein Paradies.
Doch sagt, was in der Höhle dort
Bei schwachem Licht sich dreifach hingekauert.

Orgas. Die Phorkyaden!**) Wage Dich zum Ort
Und sprich sie an, wenn Dich nicht schauert!

Mephistopheles.
Warum denn nicht! — Ich sehe was und staune!
So stolz ich bin, muß ich mir selbst gestehn:
Dergleichen hab' ich nie gesehn,
Die sind ja schlimmer als Alraune. . . .
Wird man die urverworfnen Sünden
Im Mindesten noch häßlich finden,
Wenn man dies Dreigethüm erblickt?
Wir litten sie nicht auf den Schwellen
Der grauenvollsten unsrer Höllen.
Hier wurzelt's in der Schönheit Land,
Das wird mit Ruhm antik genannt . . . .
Sie regen sich, sie scheinen mich zu spüren,
Sie zwitschern pfeifend, Fledermaus-Vampyren.

Phorkyade. Gebt mir das Auge, Schwestern, daß es frage,
Wer sich so nah an unsre Tempel wage.

---

*) Als Brennstoff der Hölle; Offenb. Joh., 21, 8 (Düntzer).

**) Die drei Phorkyaden, aber Phorkyden, sind nach Hesiod (Theog. 270 ff.) Töchter des Meergotts Phorkys und der Keto, Schwestern der Gorgonen; weder von Sonne noch von Mond beschienen und nur eines Auges und eines Zahns theilhaftig, bewohnen sie die Gorgoneischen Gefilde von Kisthene (Aeschylos' Prom., V. 796; S. Meyer, 147; Düntzer, II, 80), als Personifikationen des grausenhaftesten Dunkels. — Fledermaus-Vampyren sind die blutsaugenden Fledermäuse Amerikas (Düntzer, ebenda).

Mephistopheles. Verehrteste! Erlaubt mir, Euch zu nahen
Und Euren Segen dreifach zu empfahen.
Ich trete vor, zwar noch als Unbekannter,
Doch, irr' ich nicht, weitläufiger Verwandter.*)
Altwürd'ge Götter hab' ich schon erblickt,
Vor Ops und Rhea tiefstens mich gebückt;
Die Parzen selbst, des Chaos, Eure Schwestern,
Ich sah sie gestern — oder ehegestern;**)
Doch Euresgleichen hab' ich nie erblickt,
Ich schweige nun und fühle mich entzückt.

Phorkyaden. Er scheint Verstand zu haben, dieser Geist.

Mephistopheles.
Nur wundert's mich, daß Euch kein Dichter preist. —
Und sagt, wie kam's, wie konnte das geschehn?
Im Bilde hab' ich nie Euch, Würdigste, gesehn;
Versuch's der Meißel doch, Euch zu erreichen,
Nicht Juno, Pallas, Venus und dergleichen.

Phorkyaden. Versenkt in Einsamkeit und stillste Nacht,
Hat unser Drei noch nie daran gedacht!

Mephistopheles.
Wie sollt' es auch, da Ihr, der Welt entrückt,
Hier Niemand seht und Niemand Euch erblickt?
Da müßtet Ihr an solchen Orten wohnen,
Wo Pracht und Kunst auf gleichem Sitze thronen,
Wo jeden Tag, bebend, im Doppelschritt,
Ein Marmorblock als Held ins Leben tritt,
Wo —

Phorkyaden. Schweige still und gieb uns kein Gelüsten!
Was hülf' es uns, und wenn wir's besser wüßten?
In Nacht geboren, Nächtlichem verwandt,
Beinah uns selbst, ganz Allen unbekannt.

Mephistopheles. In solchem Fall hat es nicht viel zu sagen,
Man kann sich selbst auch Andern übertragen.
Euch Dreien gnügt ein Auge, gnügt ein Zahn,

*) Mephistopheles' Anrede erinnert an die des Reineke Fuchs im elften Gesange, wo dieser die häßliche Aeffin „Ruhme" nennt. Bei Aristophanes schmeichelt Peisthetäros ähnlich den Vögeln (469): „Und älter ja seid Ihr, früher gezeugt als Kronos sammt den Titanen!" Ops oder Rhea, identisch mit der magna mater Cybele, Gemahlin des Saturn, Mutter des Jupiter (Plautus, Pramarbas. Akt 4. 1). Nach Hesiod (Theogon., 116) sind Eros und Gäa die Kinder des Chaos.

**) Anspielung auf die Parzen im Mummenschanz des 1. Aktes.

Da ging' es wol auch mythologisch an*),
In Zwei die Wesenheit der Drei zu fassen,
Der Dritten Bildniß mir zu überlassen
Auf kurze Zeit.

Eine. Wie dünkt's Euch? Ging' es an?

Die Andern. Versuchen wir's! — Doch ohne Aug' und Zahn.

Mephistopheles. Nun habt Ihr grad das Beste weggenommen;
Wie würde da das strengste Bild vollkommen!

Eine. Drück Du ein Auge zu, 's ist leicht geschehn,
Laß alsofort den einen Rasiahn sehn,
Und im Profil wirst Du sogleich erreichen,
Geschwisterlich vollkommen uns zu gleichen.

Mephistopheles. Viel Ehr'! Es sei!

Phorkyaden. Es sei!

Mephistopheles (als Phorkyas im Profil). Da steh' ich schon,
Des Chaos vielgeliebter Sohn!

Phorkyaden. Des Chaos Töchter sind wir unbestritten.

Mephistopheles.
Man schilt mich nun, o Schmach, Hermaphroditen.

Phorkyaden.
Im neuen Drei der Schwestern, welche Schöne!
Wir haben zwei der Augen, zwei der Zähne.

Mephistopheles. Vor Aller Augen muß ich mich verstecken,
Im Höllenpfuhl die Teufel zu erschrecken. (Ab.)

Felsbuchten des Aegäischen Meers.

Mond im Zenith verharrend.

Sirenen (auf den Klippen umher gelagert, flötend und singend).
Haben sonst bei nächt'gem Grauen
Dich thessal'sche Zauberfrauen
Frevelhaft herabgezogen,
Blicke ruhig von dem Bogen
Deiner Nacht auf Zitterwogen**)

---

*) Auch in der nordischen Mythologie ist die Vertauschung von Gestalt, Eigenschaften und Namen sehr häufig (s. Hagen, Lieder der Edda, 1812, XLV. Note 51). Vergl. Dante, Inferno, Canto 28, v. 125. von Bertrand de Born: Ed erano due in uno ed uno in due.

**) Vor Zitterwogen ist der Artikel „der", ebenso acht Verse später vor Volk der Artikel „das" zu ergänzen.

Mildeblitzend Glanzgewimmel
Und erleuchte das Getümmel,
Das sich aus den Wogen hebt!
Dir zu jedem Dienst erbötig,
Schöne Luna, sei uns gnädig!

Nereiden und Tritonen (als Meerwunder).*)
Tönet laut in schärfern Tönen,
Die das breite Meer durchdröhnen,
Volk der Tiefe ruft fortan! —
Vor des Sturmes grausen Schlünden
Wichen wir zu stillsten Gründen,
Holder Sang zieht uns heran.

Seht, wie wir im Hochentzücken
Uns mit goldnen Ketten schmücken,
Auch zu Kron' und Edelsteinen**)
Spang' und Gürtelschmuck vereinen!
Alles das ist Eure Frucht!
Schätze, scheiternd hier verschlungen,
Habt Ihr uns herangesungen,
Ihr Dämonen unsrer Bucht.

Sirenen. Wissen's wohl, in Meeresfrische
Glatt behagen sich die Fische,
Schwanken Lebens ohne Leid;
Doch, Ihr festlich regen Schaaren,
Heute möchten wir erfahren,
Daß Ihr mehr als Fische seid.

Nereiden und Tritonen. Ehe wir hierher gekommen,
Haben wir's zu Sinn genommen.
Schwestern, Brüder, jetzt geschwind!
Heut bedarf's der kleinsten Reise
Zum vollgiltigsten Beweise,
Daß wir mehr als Fische sind.

(Entfernen sich.)

*) Die Tritonen sind die Söhne des Poseidon und der Amphitrite, halb Fisch, halb Menschenbildungen. Die Nereiden oder Doriden, Töchter des Meergreises Nereus und der Doris — „die humanen Töchter des Nereus", wie sie Heine in den Nordseeliedern nennt —, unsern Meermunen und Meerfrauen verwandt (Grimm, Myth., 404 ff.). Einen Theil der Trilogie des Aeschylos „Achilleis" bildeten die „Nereiden". Die Grotte des Nereus, der sanft als in der Tiefe des Aegäischen Meeres wohnend gedacht wird, ist im Nachstehenden an das Ufer verlegt.

**) „Kron' und Edelsteinen", d. h. zu der mit Edelsteinen geschmückten Krone (Tümpel).

Sirenen. Fort ſind ſie im Nu!
Nach Samothrace grade zu,
Verſchwunden mit günſtigem Wind.
Was denken ſie zu vollführen
Im Reiche der hohen Kabiren?*)
Sind Götter, wunderſam eigen,
Die ſich immerfort ſelbſt erzeugen
Und niemals wiſſen, was ſie ſind.

Bleibe auf Deinen Höhn,
Holde Luna, gnädig ſtehn,
Daß es nächtig verbleibe,
Uns der Tag nicht vertreibe!

Thales**) (am Ufer zu Homunculus).
Ich führte Dich zum alten Nereus gern;
Zwar ſind wir nicht von ſeiner Höhle fern,
Doch hat er einen harten Kopf,
Der widerwärt'ge Sauertopf.
Das ganze menſchliche Geſchlecht
Macht's ihm, dem Griesgram, nimmer recht.
Doch iſt die Zukunft ihm entdeckt,
Dafür hat Jedermann Reſpekt
Und ehret ihn auf ſeinem Poſten;
Auch hat er Manchem wohlgethan.

Homunculus. Probiren wir's und klopfen an!
Nicht gleich wird's Glas und Flamme koſten.

---

*) Die Kabiren, Kinder des Vulkan und der thrakiſchen Nymphe Kabira, reihen ſich nach ihrem Urſprunge neben die metallurgiſchen Feuerweſen, neben Daktylen und Telchinen, Verwandte der deutſchen Kobolde und Gnomen und auch der Homunculi. Der Kabirenkultus ſtammte aus Aegypten. In den Lemniſchen und Samothraciſchen Myſterien verwandelte ſich die Feier des Oſiris-Todes in die des Kabiriſchen Todes mit mimiſchen Darſtellungen und Weihehandlungen. Auf ſie beziehn ſich die Verſe einer Goethe'ſchen Zahmen Xenie: „Nun ſoll am Nil ich mir gefallen, Hundsköpfige Götter heißen groß" (Geb., II. 355). Sie waren Gegenſtand der antiken Dichtung. In Aeſchylos' verlorener Trilogie „Jasoneia" hieß das dritte Stück: die Kabiren (Klein, I. 301), welche als Chor (Prieſterchor) auf dem Hochzeitsfeſte des Jaſon und der Hypſipile auf Lemnos die Argonauten bewirtheten. Im Nachfolgenden wird auf den Streit der Philoſophen und Philologen (Schelling, Creuzer, Welcker, Lobeck und Voß) über Bedeutung, Geſtalt und Zahl dieſer zwerghaften Myſterien-Götter vielfach angeſpielt.

**) Thales als Vertreter des Waſſerprinzips (ἀρχή), welches er ſeinerſeits dem ägyptiſchen Nil- und Oſiris-Dienſte entlehnte, iſt deshalb der geeignete Vermittler zwiſchen Homunculus und dem Nereus, dem die Zukunft vorherſagenden Sohne des Pontos (nach Heſiod, Theog., 233 und Homer, Ilias, 18, 141).

Nereus. Sind's Menschenstimmen, die mein Ohr vernimmt?
Wie es mir gleich im tiefsten Herzen grimmt!
Gebilde, strebsam, Götter zu erreichen,
Und doch verdammt, sich immer selbst zu gleichen!*)
Seit alten Jahren konnt' ich göttlich ruhn,
Doch trieb mich's an, den Besten wohlzuthun;
Und schaut' ich dann zuletzt vollbrachte Thaten,
So war es ganz, als hätt' ich nicht gerathen.

Thales. Und doch, o Greis des Meers, vertraut man Dir;
Du bist der Weise, treib uns nicht von hier!
Schau diese Flamme, menschenähnlich zwar,
Sie Deinem Rath erzieht sich ganz und gar.

Nereus. Was Rath! Hat Rath bei Menschen je gegolten?
Ein kluges Wort erstarrt im harten Ohr.**)
So oft auch That sich grimmig selbst gescholten,
Bleibt doch das Volk selbstwillig wie zuvor.
Wie hab' ich Paris väterlich gewarnt,***)
Eh sein Gelüst ein fremdes Weib umgarnt!
Am griech'schen Ufer stand er kühnlich da,
Ihm kündet' ich, was ich im Geiste sah:
Die Lüfte qualmend, überströmend Roth,
Gebälke glühend, unten Mord und Tod:
Troja's Gerichtstag, rhythmisch festgebannt,
Jahrtausenden so schrecklich als gekannt.
Des Alten Wort, dem Frechen schien's ein Spiel,
Er folgte seiner Lust, und Ilion fiel —
Ein Riesenleichnam, starr nach langer Qual,
Des Pindus Adlern gar willkommnes Mahl.
Ulyssen auch, sagt' ich ihm nicht voraus
Der Circe Listen, des Cyklopen Graus,
Das Zaudern sein, der Seinen leichten Sinn,
Und was nicht Alles? Bracht' ihm das Gewinn?
Bis vielgeschaukelt ihn, doch früh genug,
Der Woge Gunst an gastlich Ufer trug.

---

*) Vergl. Faust, erster Theil, S. 22: „Du gleichst dem Geist, den Du begreifst."

**) Nach der Analogie von „hartköpfig" und von „harten Köpfen".

***) Dem Dichter schwebt dabei eine Ode des Horaz (I. 15) vor, nach welcher Nereus, als ihm Paris mit der geraubten Helena auf dem Meere begegnete, Windstille eintreten ließ und dem Paris seinen Untergang und Troja's Zerstörung weissagte (Dunger, II. 197, die dritte Note).

Thales. Dem weisen Mann giebt solch Betragen Qual;
Der gute doch versucht es noch einmal.
Ein Quentchen Danks wird, doch ihn zu vergnügen,
Die Centner Undanks völlig überwiegen.
Denn nichts Geringes haben wir zu flehn:
Der Knabe da wünscht weislich zu entstehn.

Nereus. Verderbt mir nicht den seltensten Humor!
Ganz Andres steht mir heute noch bevor:
Die Töchter hab' ich alle herbeschieden,
Die Grazien des Meeres, die Doriden.
Nicht der Olymp, nicht Euer Boden trägt
Ein schön Gebild, das sich so zierlich regt.
Sie werfen sich anmuthigster Geberde
Vom Wasserdrachen auf Neptunus' Pferde,*)
Dem Element aufs Zarteste vereint,
Daß selbst der Schaum sie noch zu heben scheint.
Im Farbenspiel von Venus' Muschelwagen
Kommt Galatee,**) die Schönste nun, getragen,
Die, seit sich Kypris von uns abgekehrt,
In Paphos wird als Göttin selbst verehrt.
Und so besitzt die Holde lange schon
Als Erbin Tempelstadt und Wagenthron.

Hinweg! Es ziemt in Vaterfreudenstunde
Nicht Haß dem Herzen, Scheltwort nicht dem Munde.
Hinweg zu Proteus! Fragt den Wundermann,
Wie man entflehn und sich verwandeln kann!

(Entfernt sich gegen das Meer.)

---

*) Auf die Delphine. Ekopas stellte die Nereiden auf Delphinen, Wallfischen und Hippokampen (Seepferden) reitend dar (Düntzer, II. 188).

**) Galatea, die schönste der Doriden (Nereiden) wegen ihrer maritimen Herkunft unter allen diesen nur halbgöttlichen Wesen geeignetste Stellvertreterin der meerschaumentsprossenen Kypris, statt deren sie auf Paphos (und Golgoi), dem Sitze des Aphrodite-Kultus, auf der Insel Cypern, verehrt wird. In den Gemäldebeschreibungen der Philostrate (Goethe's Werke, XI. 497 der 40bdg. Ausg.) heißt es von dem Bilde des Cyclopen Polyphem (s. Theokrit, 11. Idylle) und der Galatea: „Kühn schwankt die breite Wasserfläche unter dem Wagen der Schönen; vier Delphine, neben einander gespannt, scheinen, zusammen fortstrebend, von einem Geiste belebt; jungfräuliche Tritonen legen ihnen Zaum und Gebiß an, ihre mutwilligen Sprünge zu dämpfen. Sie aber steht auf dem Muschelwagen: das purpurne Gewand, im Spiel der Winde, schwillt segelartig über ihrem Haupte und beschattet sie zugleich. . . . Mit ihren Haaren versucht Zephyr nicht zu spielen; sie scheinen feucht zu sein. . . . Arm und Fuß sind schwebend über das Meer gewendet, die Sohle berührt ganz leise das Wasser, eine steuernde Bewegung anzudeuten u. s. w." Mit dieser Darstellung vergleicht Goethe die Schilderung der

Thales. Wir haben nichts durch diesen Scheitt gewonnen,
Trifft man auch Proteus, gleich ist er zerronnen.
Und steht er Euch, so sagt er nur zuletzt,
Was staunen macht und in Verwirrung setzt.
Du bist einmal bedürftig solchen Raths,
Versuchen wir's und wandeln unsres Pfads! (Entfernen sich.)

Sirenen (oben auf den Felsen). Was sehen wir von weiten
Das Wellenreich durchgleiten?
Als wie nach Windes Regel*)
Anzogen weiße Segel,
So hell sind sie zu schauen,
Verklärte Meeresfrauen.
Laßt uns herunterklimmen,
Vernehmt Ihr doch die Stimmen.

Nereiden und Tritonen. Was wir auf Händen tragen,
Soll Allen Euch behagen.
Chelonens**) Riesenschilde
Entglänzt ein streng Gebilde:
Sind Götter, die wir bringen;
Müßt hohe Lieder singen.

Sirenen. Klein von Gestalt,
Groß von Gewalt,
Der Scheiternden Retter,
Uralt verehrte Götter.***)

Nereiden und Tritonen. Wir bringen die Kabiren,
Ein friedlich Fest zu führen;
Denn wo sie heilig walten,
Neptun wird freundlich schalten.

Galatea von Raphael und den Caracci. Bei Raphael (in der Farnesina) fährt sie stehend auf einem von Amor geführten Wagen, umgeben von Nereiden und Tritonen, während Amoretten umherklettern und Pfeile abschießen.

*) Regel, von regere; Segel gelenkt vom Winde.

**) Chelone, eine in eine Riesenschildkröte von Zeus verwandelte Nymphe. In solcher Gestalt erscheint Proteus später. Den zwergestalten der Kabiren dient die Schildkrötenschale gleichsam als Schiff, auf welchem, sei es im, sei es über dem Wasser, Nereiden und Tritonen sie herbringen. In dem „Entglänzt" finden wir nicht, wie Düntzer, den Sinn ausgedrückt, daß die Letzteren nicht die Kabiren selbst, sondern nur deren im polirten Schilde, wie in einem Spiegel, aufgefangene und so fixirte Bilder herandringen. Homunculus spricht später so, als habe er die „Ungestalten" selbst, nicht deren Spiegelbilder gesehn.

***) Die Kabiren werden auch mit den die Schiffer schützenden Dioskuren (Theokrit. XX. 17 ff.) und andern (phönizischen) Schiffsgottern identifizirt (Meyer, 150).

Sirenen. Wir ſteben Euch nach;
Wenn ein Schiff zerbrach,
Unwiderſtehbar an Kraft,
Schützt Ihr die Mannſchaft.

Nereiden und Tritonen. Drei haben wir mitgenommen,
Der Vierte wollte nicht kommen;
Er ſagte, er ſei der Rechte,
Der für ſie Alle dächte.*)

Sirenen. Ein Gott den andern Gott
Macht wol zu Spott.
Ehrt Ihr alle Gnaden,
Fürchtet jeden Schaden!

Nereiden und Tritonen. Sind eigentlich ihrer Sieben.

Sirenen. Wo ſind die Drei geblieben?

Nereiden und Tritonen. Wir wüßten's nicht zu ſagen,
Sind im Olymp zu erfragen;
Dort weſt**) auch wol der Achte,
An den noch Niemand dachte!
In Gnaden uns gewärtig,
Doch Alle noch nicht fertig.
Dieſe Unvergleichlichen
Wollen immer weiter,
Sehnſuchtsvolle Hungerleider
Nach dem Unerreichlichen.***)

Sirenen. Wir ſind gewohnt,
Wo es auch thront,
In Sonn' und Mond,
Hinzubeten, es lohnt.†)

---

*) Die Zahl der Kabiren iſt unter den Philologen ſtreitig.

**) Dies „weſen" für „ſein Weſen treiben" iſt hier ſehr charakteriſtiſch gebraucht; Goethe nahm das Wort in den jetzt ungebräuchlichen Zeitformen aus der Sprache Luther's und der vorluther'ſchen Zeit mit Vorliebe wieder auf; ſ. Sanders, II. 1598, Sp. 1. In Keller's Faſtnachtsſpielen findet man „weſen" für „ſein," „exiſtiren," wiederholt, z. B. IV. 896, v. Jahre 1356: „Arm und Reich müſſen weſen."

***) Dieſen Verſen liegt eine beſtimmte Beziehung auf eine Deutung Schelling's zu Grunde (Ueber die Gottheiten von Samothrace, 1815, S. 27), wonach die Kabiren vom Tiefſten zum Höchſten, von der niedern Macht der Hungerleider durch die ſich entwickelnden Stufen der Natur und des Geiſtes bis zum höchſten Demiurgos, dem Zeus, hinaufſteigen.

†) In dieſen Verſen wiederholen die Sirenen nur, was ſie oben ſagten: „Ehret alle Gnaden, Fürchtet jeden Schaden," mit beſonderer Beziehung auf den den Griechen fremden orientaliſchen Sonnen- und Mond-Kultus.

Nereiden und Tritonen. Wie unser Ruhm zum Höchsten prangt,
Dieses Fest anzuführen!

Sirenen. Die Helden des Alterthums
Ermangeln des Ruhms,*)
Wo und wie er auch prangt;
Wenn sie das goldne Vließ erlangt,
Ihr die Kabiren.

(Wiederholt als Allgesang.)

Wenn sie das goldne Vließ erlangt,
Wir / Ihr } die Kabiren.

(Nereiden und Tritonen ziehen vorüber.)

Homunculus. Die Ungestalten seh' ich an
Als irden-schlechte Töpfe;
Nun stoßen sich die Weisen dran
Und brechen harte Köpfe.

Thales. Das ist es ja, was man begehrt:
Der Rost macht erst die Münze werth.

Proteus (unbemerkt). So etwas freut mich alten Fabler!
Je wunderlicher, desto respektabler.

Thales. Wo bist Du, Proteus?

Proteus (bauchrednerisch,**) bald nah, bald fern). Hier, und hier!

Thales. Den alten Scherz verzeih' ich Dir;
Doch einem Freund nicht eitle Worte!
Ich weiß, Du sprichst vom falschen Orte.

Proteus (als aus der Ferne). Leb wohl!

---

*) Der Ausdruck „Ermangeln des Ruhms" ist der Bibel (Röm., 3, 23) entnommen. Die Sirenen vergleichen in schmeichelnder Uebertreibung die Nereiden und Tritonen mit ihren Kabiren-Töpfen, den das goldne Vließ holenden Argonauten.

**) Den Alten war das Bauchreden und Magensprechen, als eine Art des Wahrsagens, sehr bekannt. S. die ἐγγαστριμαντεις bei Aristoteles (de gener. anim., lib. II, and Metaphys., XII.) sowie den Bauchredner Εὐρυκλῆς bei Aristophanes (Vespen, 1014). — Proteus ist, wie Nereus, ein weissagender Meergott, der die Meerrobben weidet (Theokr., VIII. 52). Homer (Odyssee, IV. 450 flg.) schildert seine Verwandlungen in Löwen, Drachen, Eber, Baum, Wasser. — In den Satyrspielen der Griechen (Aeschylos) spielt Proteus eine Hauptrolle, dem Meergreis der deutschen Mythologie vergleichbar (Grimm, Myth., 453). Auch Hans Sachs behandelte diesen Stoff in „Protheus, der Meergott, ein Fürbild der Wahrheit" (1557) nach dem Homer (Goedeke, Grundr., I. 353). Und noch früher 1536 wird in des Italieners Sannazaro Eros De partu virginis Proteus, neben Engeln und Heiligen, zur Prophezeihung Christi benutzt. (Klein, Gesch. d. Drama, V. 9). Neugierde legt ihm Goethe nachstehend wol wegen seiner Fischnatur bei.

Thales (leise zu Homunculus).
Er iſt ganz nah. Nun leuchte friſch!
Er iſt neugierig wie ein Fiſch;
Und wo er auch geſtaltet ſtockt,*)
Durch Flammen wird er hergelockt.
Homunculus. Ergieß' ich gleich des Lichtes Menge,
Beſcheiden doch, daß ich das Glas nicht ſprenge.
Proteus (in Geſtalt einer Rieſenſchildkröte).
Was leuchtet ſo anmuthig ſchön?
Thales (den Homunculus verhüllend).
Gut! Wenn Du Luſt haſt, kannſt Du's näher ſehn.
Die kleine Mühe laß Dich nicht verdrießen
Und zeige Dich auf menſchlich beiden Füßen.
Mit unſern Gunſten ſei's, mit unſerm Willen,
Wer ſchauen will, was wir verhüllen.
Proteus (edel geſtaltet).
Weltweiſe Kniffe ſind Dir noch bewußt.
Thales. Geſtalt zu wechſeln, bleibt noch Deine Luſt.
(Hat den Homunculus enthüllt.)
Proteus (erſtaunt).
Ein leuchtend Zwerglein! Niemals noch geſehn!
Thales. Es fragt um Rath und möchte gern entſtehn.
Er iſt, wie ich von ihm vernommen,
Gar wunderſam nur halb zur Welt gekommen.
Ihm fehlt es nicht an geiſt'gen Eigenſchaften,
Doch gar zu ſehr am greiflich Tüchtighaften.
Bis jetzt giebt ihm das Glas allein Gewicht,
Doch wär' er gern zunächſt verkörperlicht.
Proteus. Du biſt ein wahrer Jungfernſohn,**)
Eh Du ſein ſollteſt, biſt Du ſchon!
Thales (leiſe). Auch ſcheint es mir von andrer Seite kritiſch,
Er iſt, mich dünkt, hermaphroditiſch.
Proteus. Da muß es deſto eher glücken,
So wie er anlangt, wird ſich's ſchicken.

---

*) Unbeweglich wie ein Stock verharren (ſ. Sanders unter „Stock"). — „Auf menſchlich beiden Füßen," gleichſam für „in menſchlicher Beidfüßigkeit," als menſchlicher dipus, im Gegenſatz zur vierfüßigen Schildkröte.

**) Jungfernſohn dies in der Alchymie der zur Erzeugung des Steins der Weiſen und der Homunculi zu verwendende Merkur, der „lebendige" (vis argens, lebendig Silber), der Doppelmerkur, die Jungfernmilch (Mag. des Auslandes, 1856, S. 796). Ob eine Anſpielung auf dieſe alchymiſtiſche Beziehung hier beabſichtigt ſei, ſcheint mir jedoch zweifelhaft.

Doch gilt es hier nicht viel besinnen, *)
Im weiten Meere mußt Du anbeginnen!
Da fängt man erst im Kleinen an
Und freut sich, Kleinste zu verschlingen,
Man wächst so nach und nach heran
Und bildet sich zu höherem Vollbringen.
Homunculus. Hier weht gar eine weiche Luft,
Es grunelt**) so, und mir behagt der Duft!
Proteus. Das glaub' ich, allerliebster Junge!
Und weiter hin wird's viel behaglicher,
Auf dieser schmalen Strandeszunge
Der Dunstkreis noch unsäglicher;
Da vorne sehen wir den Zug,
Der eben herschwebt, nah genug.
Kommt mit dahin!
Thales. Ich gehe mit.
Homunculus. Dreifach merkwürd'ger Geisterschritt!

Teichinen von Rhodus***)

(auf Hippokampen und Meerkrachen, Neptunens Dreizack handhabend).

Chor. Wir haben den Dreizack Neptunen geschmiedet,
Womit er die regsten Wellen begütet.
Entfallet der Donner die Wolken, die vollen,
Entzeugnet Neptunus dem gräulichen Rollen;
Und wie auch von oben es zackig erblitzt,
Wird Woge nach Woge von unten gespritzt;
Und was auch dazwischen in Aengsten gerungen,
Wird, lange geschleudert, vom Tiefsten verschlungen;

*) Dem Folgenden liegen antike und moderne naturwissenschaftliche Anschauungen zu Grunde (Thales, Anaximander, Oken). Es ist der umfassende Neptunismus, zum allgemeinen Meere- und Entwicklungsprinzip erhoben (s. Tunger, II. 196).

**) Das dialektische grunseln (oder grünseln), nach feuchtem Grün duften, braucht Goethe auch im Diwan: „Laß mich, daß es grunelt, riechen;" „Und es grunelt und es grünet, In den indischen Gegenden;" „Thränen beleben den Staub, Schon grunelt's" (Werke, Ausg. 1840, IV. 15 u. 100).

***) Die Teichinen von Rhodus, zwar Wassergötter und Erzieher des Poseidon, aber zugleich kunstreiche Schmiede, welche ihm den Dreizack verfertigten und die ersten Götterstatuen aus Erz bildeten (s. d. Quellen bei Meyer, S. 153, besonders Lobeck, de Teichinibus im Aglaophamus, Theil II, S. 1181 bis 1202). Ihnen wird daher die Errichtung des sog. Kolosß zu Rhodos, der Riesenstatue des Helios, und der Kultus dieses Gottes zugeschrieben, dessen Schwester Diana sie bestiegen. Siehe Ovid's Metam., VII. 365.

Weshalb er uns heute den Scepter gereicht, —
Nun schweben wir festlich, berauscht und leicht.

Sirenen. Euch, dem Helios Geweihten,
Heitern Tags Gebenedeiten,
Gruß zur Stunde, die bewegt
Luna's Hochverehrung regt!

Telchinen. Allliebligste Göttin am Bogen dadroben!
Du hörst mit Entzücken den Bruder beleben.
Der seligen Rhodus verleihst Du ein Ohr,
Dort steigt ihm ein ewiger Päan hervor.
Beginnt er den Tageslauf, und ist es gethan,
Er blickt uns mit feurigem Strahlenblick an.
Die Berge, die Städte, die Ufer, die Welle
Gefallen dem Gotte, sind lieblich und helle.
Kein Nebel umschwebt uns, und schleicht er sich ein,
Ein Strahl und ein Lüftchen, und die Insel ist rein!
Da schaut sich der Hohe in hundert Gebilden,
Als Jüngling, als Riesen, den großen, den milden.
Wir Ersten, wir waren's, die Göttergewalt
Aufstellten in würdiger Menschengestalt.

Proteus. Laß Du sie singen, laß sie prahlen!
Der Sonne heil'gen Lebesstrahlen
Sind todte Werke nur ein Spaß.
Das bildet schmeichelnd unverdrossen;
Und haben sie's in Erz gegossen,
Dann denken sie, es wäre was.
Was ist's zuletzt mit diesen Stolzen?
Die Götterbilder standen groß —*)
Zerstörte sie ein Erdestoß;
Längst sind sie wieder eingeschmolzen.
Das Erdetreiben, wie's auch sei,
Ist immer doch nur Plackerei;
Dem Leben frommt die Welle besser;
Dich trägt ins ewige Gewässer
Proteus-Delphin. (Er verwandelt sich.)

Schon ist's gethan!

*) Der Koloß zu Rhodos wurde um 653 von Arabern umgestürzt; mit seinem Erz belud man 900 Kameele (Ebend. N. 517). Früher (224 v. Chr.) hatte ihn schon ein Erdbeben zu Grunz gebrochen. In Freidank's Bescheidenheit heißt es ähnlich von Rom's Verfall: „Wa sint si nu, der Rôm e was? Ze palasen wesset gras" u. s. w.

Da ſoll es Dir zum Schönſten glücken;
Ich nehme Dich auf meinen Rücken,
Vermähle Dich dem Ocean.

Thales. Gieb nach dem löblichen Verlangen,
Von vorn die Schöpfung anzufangen!
Zu raſchem Wirken ſei bereit!
Da regſt Du Dich nach ew'gen Normen,
Durch tauſend, abertauſend Formen,
Und bis zum Menſchen haſt Du Zeit.

(Homunculus beteigt den Proteus-Delphin.)

Proteus. Komm geiſtig*) mit in feuchte Weite!
Da lebſt Du gleich in Läng' und Breite,
Beliebig regeſt Du Dich hier;
Nur ſtrebe nicht nach höhern Orden:
Denn biſt Du erſt ein Menſch geworden,
Dann iſt es völlig aus mit Dir.

Thales. Nachdem es kommt; 's iſt auch wol ſein,
Ein wackrer Mann zu ſeiner Zeit zu ſein.

Proteus (zu Thales).
So Einer wol von Deinem Schlag!
Das hält noch eine Weile nach;
Denn unter bleichen Geiſterſchaaren
Seh' ich Dich ſchon ſeit vielen hundert Jahren.

Sirenen (auf dem Felſen.**)
Welch ein Ring von Wölkchen ründet
Um den Mond ſo reichen Kreis?
Tauben***) ſind es, liebentzündet,
Fittige, wie Licht ſo weiß.
Paphos hat ſie hergeſendet,
Ihre brünſt'ge Vogelſchaar;
Unſer Feſt, es iſt vollendet,
Heitre Wonne voll und klar!

Nereus (zu Thales tretend). Nennte wol ein nächt'ger Wandrer
Dieſen Mondhof Lufterſcheinung;
Doch wir Geiſter ſind ganz andrer

*) „Als Geiſt", ſ. oben S. 117:
Ihm fehlt es nicht an geiſt'gen Eigenſchaften.
Doch gar zu ſehr am ariſtokratiſch Tüchtigdaſten."

**) Die Sirenen haben ſich vom Meer wieder auf die Felſenhöhe begeben. Sie ſind ſelbſt perſonifizirte Felſen, wie die Lorelei am Rhein. „Denn in Felſen erſtarrte der Wuchs großmächtiger Glieder" (Argon., 1268 ff.).

***) Die der Paphiſchen Venus geweihten Tauben (Properz, I. 9, V. 5), denen die Erſcheinung des Mondhofes zugeſchrieben wird.

Und der einig richt'gen Meinung:
Tauben sind es, die begleiten
Meiner Tochter Muschelfahrt,
Wunderflugs besondrer Art,
Angelernt vor alten Zeiten.

Thales. Auch ich halte das fürs Beste,
Was dem wackern Mann gefällt,
Wenn im stillen, warmen Neste
Sich ein Heil'ges lebend hält.

Psyllen und Marsen*) auf Meerstieren, Meerkälbern und -Widdern.

In Cyperns rauhen Höhlegrütten,
Vom Meergott nicht verschüttet,
Vom Seismos nicht zerrüttet,
Umweht von ewigen Lüften,
Und, wie in den ältesten Tagen,
In stillbewußtem Behagen
Bewahren wir Cypriens Wagen
Und ruhren beim Säuseln der Nächte
Durch liebliches Wellengeflechte,
Unsichtbar dem neuen Geschlechte,
Die lieblichste Tochter heran.
Wir leise Geschäftigen scheuen
Weder Adler noch geflügelten Leuen,
Weder Kreuz noch Mond,**)
Wie es oben wohnt und thront,
Sich wechselnd wegt***) und regt,
Sich vertreibt und todtschlägt,
Saaten und Städte niederlegt.
Wir so fortan
Bringen die lieblichste Herrin heran.

Sirenen. Leicht bewegt in mäß'ger Eile
Um den Wagen, Kreis um Kreis,

*) **Psyllen und Marsen** werden von Plinius (28, 6) als italische und libysche Schlangenbeschwörer genannt, und auch nach Cypern vergl. Zauberer verlegt (Meyer, 154; Tünzer, II, 301). Sie kämpften nach Herodot gegen den Südwind, zur Erhaltung des Wassers, weshalb sie Goethe wol als Wassergeister auftreten ließ (Schnetzer, 151). Der britische Zauberer Merlin wird in neuerer Zeit (Ampère) mit diesen Marsen in Verbindung gebracht.

**) Symbole der Macht im Mittelmeer in der Herrschaft verdrängenden Völker, der Römer, Venetianer, fränkischen Kreuzfahrer, Ordensritter und Sarazenen. (Meyer, 155).

***) Z. Hesekiel, 38, 20. „Alles, was sich wegt und regt auf den Lande, und alle Menschen" ꝛc.

Bald verschlungen Zeil' an Zeile,
Schlangenartig reihenweis',
Naht Euch, rüst'ge Nereiden,
Derbe Frau'n, gefällig wild,
Bringet, zärtliche Doriden,
Galatee'n, der Mutter Bild:*)
Ernst, den Göttern gleich zu schauen
Würdiger Unsterblichkeit,
Doch, wie holde Menschenfrauen,
Lockender Anmuthigkeit.

Doriden (im Chor am Nereus vorbeiziehend, sämmtlich auf Delphinen).
Leih uns, Luna, Licht und Schatten,
Klarheit diesem Jugendflor!
Denn wir zeigen liebe Gatten
Unserm Vater bittend vor.

(Zu Nereus.)

Knaben sind's, die wir gerettet
Aus der Brandung grimmem Zahn,
Sie, auf Schilf und Moos gebettet,
Aufgewärmt zum Licht heran,
Die es nun mit heißen Küssen
Traulich uns verdanken müssen;
Schau' e Helden günstig an!**)

Nereus. Hoch ist der Doppelgewinn zu schätzen:
Barmherzig sein und sich zugleich ergetzen.

Doriden. Lobst Du, Vater, unser Walten,
Gönnst uns wohlerworbne Lust;
Laß uns fest, unsterblich halten
Sie an ew'ger Jugendbrust!

---

*) Meyer (155) nimmt „Galatee'n" als Akkusativ und „der Mutter Doris Bild" als dessen Apposition; Düntzer dagegen „Galatee'n" als Dativ und „Bild" als Akkusativ. In diesem Falle stellten die übrigen Doriden das Bild ihrer Mutter der Galatea dar. Wir schließen uns der Meyer'schen Auffassung an, da es sich hier um den Nereus handelt, dem Galatea, das Bild seiner Gattin, von seinen „zärtlichen" Töchtern zu- und vorgeführt wird. Da Galatea von den Doriden, ihren Schwestern, stets umgeben, Nereus aber von ihnen getrennt ist, so wäre nicht einzusehen, weshalb bei dieser Nachfeier der Galatea das Bild der Doriden, welche sie täglich sehen kann, herbeigebracht werden sollte. Wir setzen daher nach „Galatee'n" ein Komma, das in den übrigen Ausgaben fehlt. Die nachfolgende Schilderung behagt zugleich Doris und Galatea.

**) Das Alterthum legte auch den Sirenen Männchen bei (Voß, Mythol. Briefe, XLIII).

Nereus. Mögt Euch des schönen Fanges freuen,
Den Jüngling bildet Euch als Mann;
Allein ich könnte nicht verleihen,
Was Zeus allein gewähren kann.
Die Welle, die Euch wogt und schaukelt,
Läßt auch der Liebe nicht Bestand,
Und hat die Neigung ausgegaukelt,
So setzt gemächlich sie ans Land.

Doriden. Ihr, holde Knaben, seid uns werth;
Doch müssen wir traurig scheiden.
Wir haben ewige Treue begehrt,
Die Götter wollen's nicht leiden.

Die Jünglinge. Wenn Ihr uns nur so ferner labt,
Uns wackre Schifferknaben;
Wir haben's nie so gut gehabt
Und wollen's nicht besser haben.

(Galatee auf dem Muschelwagen nähert sich.)

Nereus. Du bist es, mein Liebchen!

Galatee. O, Vater, das Glück!
Delphine, verweilet! Mich fesselt der Blick.

Nereus. Vorüber schon, sie ziehen vorüber
In kreisenden Schwunges Bewegung!
Was kümmert sie die innre, herzliche Regung!
Ach, nähmen sie mich mit hinüber!
Doch ein einziger Blick ergetzt,
Daß er das ganze Jahr ersetzt.

Thales. Heil! Heil aufs Neue!
Wie ich mich blühend freue,
Vom Schönen, Wahren durchdrungen ...
Alles ist aus dem Wasser entsprungen!!
Alles wird durch das Wasser erhalten!
Ocean, gönn' uns Dein ewiges Walten!
Wenn Du nicht Wolken sendetest,
Nicht reiche Bäche spendetest,
Hin und her nicht Flüsse wendetest,
Die Ströme nicht vollendetest,
Was wären Gebirge, was Ebnen und Welt?
Du bist's, der das frischeste Leben erhält.

Echo (Chorus der sämmtlichen Kreise).
Du bist's, dem das frischeste Leben entquellt.

Nereus. Sie kehren schwankend fern zurück,
Bringen nicht mehr Blick zu Blick;

In gedehnten Kettenkreisen
Sich festgemäß zu erweisen,
Windet sich die unzählige Schaar.
Aber Galatea's Muschelthron
Seh' ich schon und aber schon;
Er glänzt wie ein Stern
Durch die Menge.
Geliebtes leuchtet durchs Gedränge!
Auch noch so fern
Schimmert's hell und klar,
Immer nah und wahr.

Homunculus. In dieser holden Feuchte,
Was ich auch hier beleuchte,
Ist Alles reizend schön.

Proteus. In dieser Lebensfeuchte
Erglänzt erst Deine Leuchte
Mit herrlichem Getön.

Nereus. Welch neues Geheimniß in Mitte der Schaaren
Will unseren Augen sich offenbaren?
Was flammt um die Muschel, um Galatee's Füße?
Bald lodert es mächtig, bald lieblich, bald süße,
Als wär' es von Pulsen der Liebe gerührt.

Thales. Homunculus ist es, von Proteus verführt ...
Es sind die Symptome des herrischen Sehnens,
Mir ahnet das Aechzen beängsteten Dröhnens;
Er wird sich zerschellen am glänzenden Thron;
Jetzt flammt es, nun blitzt es, ergiehet sich schon.

Sirenen. Welch feuriges Wunder verklärt uns die Wellen,
Die gegen einander sich funkelnd zerschellen?
So leuchtet's und schwanket und bellet hinan:
Die Körper, sie glühen auf nächtlicher Bahn,
Und rings ist Alles vom Feuer umrennen;
So herrsche denn Eros, der Alles begonnen!
Heil dem Meere! Heil den Wogen,
Von dem heil'gen Feuer umzogen!
Heil dem Wasser! Heil dem Feuer!
Heil dem selnen Abenteuer!

All Alle. Heil den mildgewognen Lüften!
Heil geheimnißreichen Grüften!
Hochgefeiert seid allhier,
Elemente! Ihr alle vier!

Dritter Akt.

Vor dem Palaſte des Menelas zu Sparta.*)

Helena tritt auf und **Chor** gefangener Trojanerinnen. **Panthalis**.**) Oberführerin.

Helena. Bewundert viel und viel geſcholten, Helena,
Vom Strande komm' ich, wo wir erſt gelandet ſind,
Noch immer trunken von des Gewoges regſamem
Geſchaukel, das vom phryg'ſchen***) Blachefeld uns her
Auf ſträubig-bebem Rücken durch Poſeidon's Gunſt
Und Euros' Kraft in vaterländ'ſche Buchten trug.
Dort unten freuet nun der König Menelas
Der Rückkehr ſammt den tapferſten ſeiner Krieger ſich.
Du aber heiße mich willkommen, hohes Haus,
Das Tyndareos, mein Vater, nah dem Hange ſich
Von Pallas' Hügel, wiederkehrend, aufgebaut,
Und als ich hier mit Klytämneſtren ſchweſterlich,
Mit Kaſtor auch und Pollux fröhlich ſpielend wuchs,
Vor allen Häuſern Sparta's herrlich ausgeſchmückt.
Gegrüßet ſeid mir, der ehrnen Pforte Flügel Ihr!
Durch Euer gaſtlich ladendes Weiteröffnen einſt
Geſchah's, daß mir, erwählt aus Vielen, Menelas
In Bräutigamsgeſtalt entgegenleuchtete.†)

---

*) In der griechiſchen Tragödie ſtellte die hinterſte Bühnenwand einen Königs-Palaſt mit einer Thür in der Mitte vor, die königliche genannt, weil aus ihr in der Regel der König und der Protagoniſt hervortam (J. Klein, I. 146). — „Bielgeſcholten" iſt Helena hauptſächlich bei Euripides.

) **Panthalis iſt der Name einer der beiden Frauen der Helena, welche, nach Pauſanias' Beſchreibung, auf Polygnot's Gemälden zu Delphi abgebildet waren. Goethe erwähnt ſie in dem Aufſatze über dieſelben (Ausg. 1840. Bd. 31, S. 118, ff.): „Helena hat ihre zwei Frauen neben ſich, Panthalis und Electra; die erſte ſteht bei ihr, die andere bindet ihr die Schuhe." — In Seneca's „Agamemnon" tritt ebenſo mit der gefangnen Kaſſandra ein Chor gefangener Trojanerinnen auf.

***) „Phryg'ſchen" zur Bezeichnung von Troja, das zu Kleinphrygien gerechnet wird. Danach heißt Paris der phrygiſche Räuber. Der Euros iſt der Oſtoſtwind.

†) Nach Euripides hatte Tyndareos der Tochter unter den Freiern die Wahl freigeſtellt (Diktys. 631).

Eröffnet mir sie wieder, daß ich ein Gelöbd
Des Königs treu erfülle, wie der Gattin ziemt.
Laßt mich hinein, und Alles bleibe hinter mir,
Was mich umstürmte bis hieher verhängnißvoll!
Denn seit ich diese Stelle sorgenlos verließ,
Cytherens Tempel besuchend, heil'ger Pflicht gemäß,
Mich aber dort ein Räuber griff, der phrygische,
Ist viel geschehen, was die Menschen weit und breit
So gern erzählen, aber Der nicht gerne hört,
Von dem die Sage wachsend sich zum Märchen spann.

Chor. *) Verschmähe nicht, o herrliche Frau,
Des höchsten Gutes Ehrenbesitz!
Denn das größte Glück ist Dir einzig beschert:
Der Schönheit Ruhm, der vor allen sich hebt.
Dem Helden tönt sein Name voran,
Drum schreitet er stolz,
Doch beugt sogleich hartnäckigster Mann
Vor der allbezwingenden Schöne den Sinn.

Helena. Genug! Mit meinem Gatten bin ich hergeschifft
Und nun von ihm zu seiner Stadt vorausgesandt;
Doch welchen Sinn er hegen mag, errath' ich nicht.
Komm' ich als Gattin? Komm' ich eine Königin?
Komm' ich ein Opfer für des Fürsten bittern Schmerz
Und für der Griechen lang' erduldetes Mißgeschick?**)
Erobert bin ich, ob gefangen, weiß ich nicht!
Denn Ruf und Schicksal bestimmten fürwahr die Unsterblichen
Zweideutig mir, der Schöngestalt bedenkliche
Begleiter, die an dieser Schwelle mir sogar
Mit düster drohender Gegenwart zur Seite stehn.
Denn schon im dohlen***) Schiffe blickte mich der Gemahl
Nur selten an, auch sprach er kein erquicklich Wort;
Als wenn er Unheil sänne, saß er gegen mir.
Nun aber, als des Eurotas tiefem Buchtgestad
Hinangefahren, der vordern Schiffe Schnabel kaum
Das Land begrüßten, sprach er, wie vom Gott bewegt:
Hier steigen meine Krieger nach der Ordnung aus,

*) Anapästische Strophe, der weiter unten die Gegenstrophe entspricht. (Düntzer.)

**) Nach Euripides in den Troerinnen ließ Menelaos die von den Griechen ihm übergebene Helena gefangen nach Hause bringen, um sie dort zu töten.

***) Homerisches Beiwort.

Ich muſtre ſie, am Strand des Meeres hingereiht;
Du aber ziehe weiter, ziehe des heiligen
Eurotas fruchtbegabtem Ufer immer auf,
Die Roſſe lenkend auf der feuchten Wieſe Schmuck,
Bis daß zur ſchönen Ebne Du gelangen magſt,
Wo Lakedämon, einſt ein fruchtbar weites Feld,
Von ernſten Bergen nah umgeben, angebaut.
Betrete dann das hochgethürmte Fürſtenhaus
Und muſtre mir die Mägde, die ich dort zurück
Gelaſſen ſammt der klugen alten Schaffnerin.
Die zeige Dir der Schätze reiche Sammlung vor,
Wie ſie Dein Vater hinterließ, und die ich ſelbſt
In Krieg und Frieden, ſtets vermehrend, aufgebäuft.
Du findeſt Alles nach der Ordnung ſtehen; denn
Das iſt des Fürſten Vorrecht, daß er Alles treu
In ſeinem Hauſe wiederkehrend finde, noch
An ſeinem Platze Jedes, wie er's dort verließ.
Denn nichts zu ändern hat für ſich der Knecht Gewalt.

Chor. Erquicke nun am herrlichen Schatz,
Dem ſtets vermehrten, Augen und Bruſt!
Denn der Kette Zier, der Krone Geſchmuck,
Da ruhn ſie ſtolz, und ſie dünken ſich was;
Doch tritt nur ein und fordre ſie auf,
Sie rüſten ſich ſchnell.
Mich freuet zu ſehn Schönheit in dem Kampf
Gegen Gold und Perlen und Edelgeſtein.

Helena. Sodann erfolgte des Herren ferneres Herrſcherwort:
Wenn Du nun Alles nach der Ordnung durchgeſehn,
Dann nimm ſo manchen Dreifuß, als Du nöthig glaubſt,
Und mancherlei Gefäße, die der Opfrer ſich
Zur Hand verlangt, vollziehend heil'gen Feſtgebrauch.
Die Keſſel, auch die Schalen, wie das flache Rund;*)
Das reinſte Waſſer aus der heil'gen Quelle ſei
In hohen Krügen; ferner auch das trockne Holz,
Der Flamme ſchnell empfänglich, halte da bereit;
Ein wohlgeſchliffnes Meſſer fehle nicht zuletzt;
Doch alles Andre geb' ich Deiner Sorge hin.
So ſprach er, mich zum Scheiden drängend; aber nichts

*) Keſſel und Dreifuß dienen zum Kochen des Reinigungswaſſers, die Schalen zum Auffangen des Blutes, die Schüſſeln (das flache Rund) zur Aufnahme der geweihten Gerſte, der Kränze, des Schlachtmeſſers (Dänzer).

Lebend'gen Athems zeichnet mir der Ordnende,
Das er, die Olympier zu verehren, schlachten will.
Bedenklich ist es; doch ich sorge weiter nicht,
Und Alles bleibe hohen Göttern heimgestellt,
Die das vollenden, was in ihrem Sinn sie dünkt,
Es möge gut von Menschen oder möge bös
Geachtet sein, die Sterblichen wir ertragen das.
Schon manchmal hob das schwere Beil der Opfernde
Zu des erdgebeugten*) Thieres Nacken weihend auf
Und konnt' es nicht vollbringen, denn ihn hinderte
Des nahen Feindes oder Gottes Zwischenkunft.**)

Chor. Was geschehen werde, sinnst Du nicht aus.
Königin, schreite dahin
Guten Muths!
Gutes und Böses kommt
Unerwartet dem Menschen;
Auch verkündet, glauben wir's nicht.***)
Brannte doch Troja, sahen wir doch
Tod vor Augen, schmählichen Tod;
Und sind wir nicht hier
Dir gesellt, dienstbar freudig,
Schauen des Himmels blendende Sonne
Und das Schönste der Erde,
Huldvoll, Dich, uns Glücklichen!

Helena. Sei's, wie es sei! Was auch bevorsteht, mir geziemt,
Hinaufzusteigen ungesäumt in das Königshaus,
Das, lang' entbehrt und viel ersehnt und fast verscherzt,
Mir abermals vor Augen steht, ich weiß nicht wie.
Die Füße tragen mich so muthig empor
Die hohen Stufen, die ich kindisch übersprang.

Chor. Werfet, o Schwestern, Ihr
Traurig gefangenen,
Alle Schmerzen ins Weite!
Theilet der Herrin Glück,
Theilet Helenens Glück,
Welche zu Vaterhauses Herd,
Zwar mit spät zurückkehrendem,

*) In dem Gedichte „Meine Göttin" (I. 144) nennt Goethe die Thiere ähnlich: „Gebeugt vom Joche der Nothdurft."
**) So wurde durch Diana's Zwischenkunft Iphigenie gerettet.
***) Mit dem Gedanken dieser drei Verse schließt Euripides mehrere seiner Stücke (Tümper).

Aber mit desto festerem
Fuße freudig herannaht!
Preiset die heiligen,
Glücklich herstellenden
Und heimführenden Götter!*)
Schwebt der Entbundene
Doch wie auf Fittigen
Ueber das Raubste, wenn umsonst
Der Gefangene sehnsuchtsvoll
Ueber die Zinne des Kerkers hin
Armausbreitend sich abhärmt.
Aber sie ergriff ein Gott,
Die Entfernte;
Und aus Ilios' Schutt
Trug er hierher sie zurück'
In das alte, das neugeschmückte
Vaterhaus,
Nach unsäglichen
Freuden und Qualen
Früher Jugendzeit
Angefrischt zu gedenken.

Panthalis (als Chorführerin).

Verlasset nun des Gesanges freudumgebnen Pfad
Und wendet nach der Thüre Flügeln Euren Blick!
Was seh' ich, Schwestern? Kehret nicht die Königin
Mit best'gen Schrittes Regung wieder zu uns her?
Was ist es, große Königin, was konnte Dir
In Deines Hauses Hallen, statt der Deinen Gruß,
Erschütterndes begegnen? Du verbirgst es nicht;
Denn Widerwillen seh' ich an der Stirne Dir,
Ein edles Zürnen, das mit Ueberraschung kämpft.

Helena (welche die Thürflügel offen gelassen hat, bewegt).

Der Tochter Zeus' geziemet nicht gemeine Furcht,
Und flüchtig-leise Schreckensband berührt sie nicht;
Doch das Entsetzen, das dem Schoos der alten Nacht
Vom Urbeginn entsteigend, vielgestaltet noch
Wie glüh'nde Wolken aus des Berges Feuerschlund
Herauf sich wälzt, erschüttert auch des Helden Brust.

*) Es ist hierbei zu denken an den Jupiter pedax (Ovid, Her., 13, 40), den guten Fahrwind Verleihenden (οὔριος, εὐανεμος), und an die Dioskuren (Horaz' Od., III, 29, 61).

So haben heute grauenvoll die Stygischen
Ins Haus den Eintritt mir bezeichnet, daß ich gern
Von oft betretner, lang' ersehnter Schwelle mich,
Entlaß'nem Gaste gleich, entfernend scheiden mag.
Doch nein! Gewichen bin ich her ans Licht, und sollt
Ihr weiter nicht mich treiben, Mächte, wer Ihr seid!
Auf Weihe will ich sinnen, dann gereinigt mag
Des Herdes Gluth die Frau begrüßen wie den Herrn.

Chorführerin. Entdecke Deinen Dienerinnen, edle Frau,
Die Dir verehrend beistehn, was begegnet ist.

Helena. Was ich gesehen, sollt Ihr selbst mit Augen sehn,
Wenn ihr Gebilde nicht die alte Nacht sogleich
Zurückgeschlungen in ihrer Tiefe Wunderschooß.
Doch daß Ihr's wisset, sag' ich's Euch mit Worten an:
Als ich des Königshauses ernsten Binnenraum,
Der nächsten Pflicht gedenkend, feierlich betrat,
Erstaunt' ich ob der öden Gänge Schweigsamkeit.
Nicht Schall der emsig Wandelnden begegnete
Dem Ohr, nicht raschgeschäft'ges Eiligthun dem Blick,
Und keine Magd erschien mir, keine Schaffnerin,
Die jeden Fremden freundlich sonst Begrüßenden.
Als aber ich dem Schooße des Herdes mich genaht,
Da sah ich bei verglomm'ner Asche lauem Rest
Am Boden sitzen welch verhülltes großes Weib,
Der Schlafenden nicht vergleichbar, wohl der Sinnenden.
Mit Herrscherworten ruf' ich sie zur Arbeit auf,
Die Schaffnerin mir vermuthend, die indeß vielleicht
Des Gatten Vorsicht hinterlassend angestellt;
Doch eingefaltet sitzt die Unbewegliche.
Nur endlich rührt sie auf mein Träun den rechten Arm,
Als wiese sie von Herd und Halle mich hinweg.
Ich wende zürnend mich ab von ihr und eile gleich
Den Stufen zu, worauf empor der Thalames*)
Geschmückt sich hebt und nah daran das Schatzgemach;
Allein das Wunder**) reißt sich schnell vom Boden auf,
Gebiet'risch mir den Weg vertretend, zeigt es sich
In hagrer Größe, hohlen, blutig-trüben Blicks,
Seltsamer Bildung, wie sie Aug' und Geist verwirrt.
Doch red' ich in die Lüfte; denn das Wort bemüht

*) Der Thalamos ist das Schlafgemach, namentlich das eheliche, auch das Ehebett selbst.

**) Wunder, von der Person gebraucht, wie Abenteuer oben auf S. 121. (Düntzer.)

Sich nur umsonst, Gestalten schöpferisch aufzubaun.
Da steht sie selbst! Sie wagt sogar sich ans Licht hervor!
Hier sind wir Meister, bis der Herr und König kommt.
Die grausen Nachtgeburten drängt der Schönheitsfreund
Phöbus hinweg in Höhlen oder bändigt sie.

Phorkyas (auf der Schwelle zwischen den Thürpfosten auftretend.*)

Chor. Vieles erlebt' ich, obgleich die Locke
Jugendlich wallet mir um die Schläfe!
Schreckliches hab' ich Vieles gesehen,
Krieg'rischen Jammer, Ilios' Nacht,
Als es fiel.

**) Durch das umwölkte, staubende Toben
Drängender Krieger hört' ich die Götter
Fürchterlich rufen, hört' ich der Zwietracht
Eherne Stimme schallen durchs Feld,
Mauerwärts.

Ach, sie standen noch, Ilios'
Mauern; aber die Flammengluth
Zog vom Nachbar zum Nachbar schon,
Sich verbreitend von hier und dort
Mit des eignen Sturmes Wehn***)
Ueber die nächtliche Stadt hin.

Flüchtend sah ich durch Rauch und Gluth
Und der züngelnden Flamme Lohe
Gräßlich zürnender Götter Nahn,
Schreitend Wundergestalten,
Riesengroß, durch düsteren
Feuerumleuchteten Qualm hin.

Sah ich's, oder bildete
Mir der angstumschlungene Geist
Solches Verworrene? Sagen kann
Nimmer ich's; doch daß ich dies
Gräßliche hier mit Augen schau',

*) Mephistopheles als Phorkyas, nach S. 109.

**) Zur folgenden Schilderung ist Virgil's Aen., II. 310—313, 608—633 benutzt. Das Schreien der Zwietracht (der Göttin Eris) und das fürchterliche Rufen der Götter nahm der Dichter aus Homer.

***) Aehnlich das „Sturmeswehn" in Schiller's Glocke und in Goethe's Divan (IV. Ausg. der 40bdg. Ausg.):
Wenn Flammen grimmig wallen,
Sich minderzeugend, glühn von eignen Winden.

Solches gewiß ja weiß ich;
Könnt' es mit Händen fassen gar,
Hielte von dem Gefährlichen
Nicht zurücke die Furcht mich.

Welche von Phorkys'
Töchtern nur bist Du?
Denn ich vergleiche Dich
Diesem Geschlechte.
Bist Du vielleicht der graugebornen,
Eines Auges und eines Zahns
Wechselsweis theilhaftigen
Graien eine gekommen?

Wagest Du Scheusal
Neben der Schönheit *)
Dich vor dem Kennerblick
Phöbus' zu zeigen?
Tritt Du dennoch hervor nur immer!
Denn das Häßliche schaut er nicht,
Wie sein heiliges Auge noch
Nie erblickte den Schatten.

Doch uns Sterbliche nöthigt, ach,
Leider trauriges Mißgeschick
Zu dem unsäglichen Augenschmerz,
Den das Verwerfliche, Ewig-Unselige
Schönheitliebenden rege macht.

Ja, so höre denn, wenn Du frech
Uns entgegenest, höre Fluch,
Höre jeglicher Schelte Drohn
Aus dem verwünschenden Munde der Glücklichen,
Die von Göttern gebildet sind!

Phorkyas.

Alt ist das Wort, doch bleibet hoch und wahr der Sinn,
Daß Scham und Schönheit nie zusammen Hand in Hand
Den Weg verfolgen über der Erde grünen Pfad.
Tief eingewurzelt wohnt in Beiden alter Haß,
Daß, wo sie immer irgend auch des Weges sich
Begegnen, Jede der Gegnerin den Rücken kehrt.

*) Nach Aeschylos (Prom., 793) haben die Töchter des Meergottes Phorkys Schwanengestalten, so daß den hier gegenübergestellten Bildern der schönen und der schrecklich gewordenen Weiblichkeit dieselbe Naturspmbolik zu Grunde liegt.

Dann eilet Jede wieder heit'ger weiter fort,
Die Scham betrübt, die Schönheit aber frech gesinnt,
Bis sie zuletzt des Orkus hohle Nacht umfängt.
Wenn nicht das Alter sie vorher gebändigt hat.
Euch sind' ich nun, Ihr Frechen, aus der Fremde her
Mit Uebermuth ergossen, gleich der Kraniche
Laut-heiser klingendem Zug, der über unser Haupt
In langer Wolke drohend sein Getön herab
Schickt, das den stillen Wandrer über sich hinauf
Zu blicken lockt;*) doch ziehn sie ihren Weg dahin,
Er geht den seinen; also wird's mit uns geschehn.

Wer seid denn Ihr, daß Ihr des Königs Hochpalast
Mänadisch wild,**) Betrunknen gleich, umtoben dürft?
Wer seid Ihr denn, daß Ihr des Hauses Schaffnerin
Entgegen heulet, wie dem Mond der Hunde Schaar?
Wähnt Ihr, verborgen sei mir, welch Geschlecht Ihr seid?
Du kriegerzeugte, schlachtiergene junge Brut!
Mannlust'ge Du, so wie verführt, Verführende,
Entnervend beide,***) Kriegers auch und Bürgers Kraft!
Zu Hauf Euch sehend, scheint mir ein Zikadenschwarm
Herabzustürzen, deckend grünende Feldersaat.
Verzehrerinnen fremden Fleißes! Raschende
Vernichterinnen aufgekeimten Wohlstands Ihr!
Erobert, marktverkauft, vertauschte†) Waare Du!

Helena. Wer gegenwärts der Frau die Dienerinnen schilt,
Der Gebiet'rin Hausrecht tastet er vermessen an;
Denn ihr gebührt allein, das Lobenswürdige
Zu rühmen, wie zu strafen, was verwerflich ist.
Auch bin des Dienstes ich wohl zufrieden, den sie mir
Geleistet, als die hohe Kraft von Ilios
Umlagert stand und fiel und lag; nicht weniger,
Als wir der Irrfahrt kummervolle Wechselnoth
Ertrugen, wo sonst Jeder sich der Nächste bleibt.

---

*) Vgl. Faust, erster Theil, S. 38.

**) Mänaden, Dienerinnen des Dionysos; das Drama der Renaissance liebte Mänadenchöre mit Korybantengetöse und Klapperblechen. (Klein, V. 34.)

***) Beide oder Beides, nach dem ältern, namentlich auch biblischen (Luther'schen) Sprachgebrauch für „sowol als auch," mit folgendem „und", ganz wie im Englischen both (s. Grimm's Wörterb., I. 1364 Nr. 7), z. B. im Buch Hiob: „Und spreche beide zu Gott und den Menschen".

†) Daß die gefangenen Trojanerinnen in solcher Art verhandelt seien, ist nur Schmähung. (Düntzer.)

Auch hier erwart' ich Gleiches von der muntern Schaar;
Nicht was der Knecht sei, fragt der Herr, nur wie er dient;
Drum schweige Du und grinse sie nicht länger an!
Hast Du das Haus des Königs wohl verwahrt bisher
Anstatt der Hausfrau, Solches dient zum Ruhme Dir;
Doch jetzo kommt sie selber; tritt nun Du zurück,
Damit nicht Strafe werde statt verdienten Lohns!

Phorkyas. Den Hausgenossen droben, bleibt ein großes Recht,
Das gottbeglückten Herrschers hohe Gattin sich
Durch langer Jahre weise Leitung wol verdient.
Da Du, nun Anerkannte, nun den alten Platz
Der Königin und Hausfrau wiederum betrittst,
So fasse längst erschlaffte Zügel, herrsche nun,
Nimm in Besitz den Schatz und sämmtlich uns dazu.
Vor Allem aber schütze mich, die Aeltere,
Vor dieser Schaar, die neben Deiner Schönheit Schwan*)
Nur schleckt besttigt schnatterhafte Gänse sind.

Chorführerin.**)
Wie häßlich neben Schönheit zeigt sich Häßlichkeit!

Phorkyas. Wie unverständig neben Klugheit Unverstand!
(Von hier an erwidern die Choreiden, einzeln aus dem Chor heraustretend.)

Choreïde 1.
Von Vater Erebus melde, melde von Mutter Nacht!***)

Phorkyas. So sprich von Scylla,†) leiblich Dir Geschwisterkind!

Choreïde 2.
An Deinem Stammbaum steigt manch Ungeheu'r empor.

Phorkyas. Zum Orkus hin! Da suche Deine Sippschaft auf!

Choreïde 3. Die dorten wohnen, sind Dir Alle viel zu jung.

Phorkyas. Tiresias,††) den Alten, gebe bublend an!

Choreïde 4. Orion's Amme war Dir Ururenkelin.

Phorkyas. Harpyen, wähn' ich, fütterten Dich im Unflath auf.

---

*) In einer Schilderung der schwanerzeugten Helena in dem „Schwanritter" des Konrad von Würzburg heißt es von ihr: „Die Arme mit Kinder-Händen und schmalen Fingern glänzten wie ein Schwan." (Schlewins, I. 24.)

**) Es teilt hier die den griechischen Tragikern und Aristophanes von Goethe entlehnte sog. Stichomythie, d. h. die gefügelte Streitrede, „des Wechselschreitens Ungestüm", der in kurzen Sätzen Behauptung und Einwendung hin- und zurückwirft (s. Bücher, Arbeit, III. 1892).

***) S. die zweite Note auf S. 46 des ersten Theils.

†) Scylla, das selbige und die scheiternden Schiffe verschlingende Meerungeheuer des Homer, wurde später, als Jungfrau mit dem Leibe eines Hundes dargestellt, zum Symbol der Schamlosigkeit (s. Jünger 6350).

††) Ueber Tiresias (Odyssee, XI. 90) und über Orion ebenda, 310 und 573. „Orion's Amme" in sprichwörtlichen Wendungen zur Bezeichnung des höchsten Greisenalters.

Chorelide 5. Mit was ernährst Du so gepflegte Magerkeit?
Phorkyas. Mit Blute nicht, wonach Du allzu lüstern bist.
Chorelide 6. Begierig Du auf Leichen, ekle Leiche selbst!
Phorkyas. Vampyrenzähne glänzen Dir im frechen Maul.
Chorführerin. Das Deine stopf' ich, wenn ich sage, wer Du seist.
Phorkyas. So nenne Dich zuerst! Das Räthsel hebt sich auf.*)
Helena. Nicht zürnend, aber trauernd schreit' ich zwischen Euch,
Verbietend solches Wechselstreites Ungestüm!
Denn Schädlicheres begegnet nichts dem Herrscherherrn
Als treuer Diener heimlich unterschworner**) Zwist.
Das Echo seiner Befehle kehrt alsdann nicht mehr
In schnell vollbrachter That wohlstimmig ihm zurück,
Nein, eigenwillig brausend, tost es um ihn her,
Den selbstverirrten, ins Vergebne***) scheltenden.
Dies nicht allein: Ihr habt in sinnlosem Zorn
Unsel'ger Bilder Schreckgestalten hergebannt,
Die mich umdrängen, daß ich selbst zum Orkus mich
Gerissen fühle, vaterländ'scher Flur zum Trutz.
Ist's wol Gedächtniß? War es Wahn, der mich ergreift?
War ich das Alles? Bin ich's? Werd' ich's künftig sein,
Das Traum- und Schreckbild jener Städteverwüstenden?†)
Die Mädchen schaudern, aber Du, die Aelteste,
Du stehst gelassen; rede mir verständig Wort!
Phorkyas. Wer langer Jahre mannichfalt'gen Glücks gedenkt,
Ihm scheint zuletzt die höchste Göttergunst ein Traum.
Du aber, hochbegünstigt sonder Maaß und Ziel,
In Lebensreihe sahst nur Liebesbrünstige,
Entzündet rasch zum kühnsten Wagstück jeder Art.
Schon Theseus haschte früh Dich, gierig aufgeregt,
Wie Herakles stark, ein herrlich schön geformter Mann.
Helena. Entführte mich, ein zehenjährig††) schlankes Reh,
Und mich umschloß Aphidnus' Burg in Attika.

---

*) Das Räthsel hebt sich auf, insofern sowol der Chor aus Geistern besteht, welche nur eben mit Helena den Orkus verlassen haben, als auch Phorkyas den nordischen bösen Geist in sich birgt. Die Streitreden bewegen sich in Anspielungen auf diesen beiderseitigen Zustand. Nach Blut verlangen bei Homer die Schatten, um wieder Leben und Bewußtsein zu erhalten. (S. Odysseus' Beschwörung des Hades.) Nur Tiresias wandelt im Hades mit Bewußtsein.

**) Nicht von „unterschwören", sondern von „unterschwären" abzuleiten. (S. Brief an Zelter vom 6. Nov. 1827, Nro. 573.)

***) Nachbildung des französischen „en vain."

†) Mit Bezug auf Troja. In Reichlos' „Agamemnon" heißt Helena: Schiffe nehmend, Städte nehmend, Männer nehmend. (Düntzer.)

††) S. die Noten oben auf Seite 59 und 89.

Phorkyas. Durch Kastor dann und Pollux aber bald befreit,
Umworben standst Du ausgesuchter Heldenschaar.
Helena. Doch stille Gunst vor Allen, wie ich gern gesteh',
Gewann Patroklus, er, des Peliden Ebenbild.
Phorkyas. Doch Vaterwille traute Dich an Menelas,
Den kühnen Seedurchstreicher, Hausbewahrer auch.
Helena. Die Tochter gab er, gab des Reichs Bestellung ihm.
Aus ehlichem Beisein sproßte dann Hermione.*)
Phorkyas. Doch als er fern sich Kreta's Erbe kühn erstritt,
Dir Einsamen da erschien ein allzu schöner Gast.
Helena. Warum gedenkst Du jener balden Wittwenschaft,
Und welch Verderben gräßlich mir daraus erwuchs?
Phorkyas. Auch jene Fahrt, mir freigebornen Kreterin
Gefangenschaft erschuf sie, lange Sklaverei.
Helena. Als Schatzmeerin bestellt' er Dich sogleich hieher,
Vertrauend Vieles, Burg und kühn erworbnen Schatz.
Phorkyas. Die Du verließest, Ilios' umthürmter Stadt
Und unerschöpften Liebesfreuden zugewandt.
Helena. Gedenke nicht der Freuden! Allzu herben Leids
Unendlichkeit ergoß sich über Brust und Haupt.
Phorkyas.
Doch sagt man, Du erschienst ein doppelhaft Gebild,
In Ilios gesehen und in Aegypten auch.**)
Helena. Verwirre wüsten Sinnes Aberwitz nicht gar!
Selbst jetzo, welche denn ich sei, ich weiß es nicht.
Phorkyas.
Dann, sagen sie, aus hohlem Schattenreich herauf
Gesellte sich inbrünstig noch Achill zu Dir,***)
Dich früher liebend gegen allen Geschicks Beschluß.
Helena. Ich, als Idol, ihm dem Idol verband ich mich.
Es [illegible] Traum, so sagen ja die Worte selbst.
Ich [illegible] hin und werde selbst mir ein Idol.

(Sinkt dem Haidchor in die Arme.)

---

*) Hermione erbte die Schanden von ihrer Mutter. S. Properz. I. 4.

**) Nach der von Euripides benutzten Sage des Stesichorus hatte Hermes die wirkliche Helena nach Aegypten gebracht, Paris nur ein Schattenbild entführt. (Dünger.)

***) S. oben die dritte Note auf Seite 80. Nach einer Sage sollte eine Vereinigung Beider im Traume schon vor Troja erfolgt sein. Nach Dante (Inferno, Canto V. 64) sah Beide neben einander in der Hölle:

Elena vidi, per cui tanto reo
Tempo si volse, e vidi il gran Achille.

Chor. Schweige, ſchweige!
Mißblickende, Mißredende Du!
Aus ſo gräßlichen, entnahmen
Lippen, was entbaucht wol
Solchem furchtbaren Gräuelſchlund!

Denn der Böſeart'ge, wohlthätig erſcheinend,
Weiſesgrimm unter ſchafwolligem Blieſ,
Mir iſt er weit ſchrecklicher als des dreiköpfigen Hundes Rachen.

Aengſtlich lauſchend ſtehn wir da.
Wann, wie, wo nur bricht's hervor,
Solcher Tücke
Tiefauflauerndes Ungethüm?

Nun denn, ſtatt freundlich mit Troſt reichbegabten,
Letbeſchenkenden, holdmildeſten Worts,
Regeſt Du auf aller Vergangenheit
Böſeſtes mehr denn Gutes
Und verdüſterſt allzugleich
Mit dem Glanz der Gegenwart
Auch der Zukunft
Mild aufſchimmerndes Hoffnungslicht.

Schweige, ſchweige!
Daß der Königin Seele,
Schon zu entfliehen bereit,
Sich noch halte, feſt halte
Die Geſtalt aller Geſtalten,
Welche die Sonne jemals beſchien.

(Helena hat ſich erholt und ſteht wieder in der Mitte.)

Phorkyas.
Tritt hervor aus flücht'gen Wolken, hohe Sonne dieſes Tags,
Die verſchleiert ſchon entzückte, blendend nun im Glanze herrſcht.
Wie die Welt ſich Dir entfaltet, ſchauſt Du ſelbſt mit holdem Blick.
Schelten ſie mich auch für häßlich, kenn' ich doch das Schöne wohl.

Helena.
Tret' ich ſchwankend aus der Oede, die im Schwindel mich umgab,
Pflegt' ich gern der Ruhe wieder, denn ſo müd' iſt mein Gebein.
Doch es ziemet Königinnen, allen Menſchen ziemt es wohl,
Sich zu faſſen, zu ermannen, was auch drohend überraſcht.

Phorkyas.
Stehſt Du nun in Deiner Großheit, Deiner Schöne vor uns da,
Sagt Dein Blick, daß Du befiehleſt. Was befiehlſt Du? Sprich es aus!

Helena.
Eures Haders frech Versäumniß auszugleichen, seid bereit!
Eilt, ein Opfer zu bestellen, wie der König mir gebot!

Phorkyas.
Alles ist bereit im Hause, Schale, Dreifuß, scharfes Beil,
Zum Besprengen, zum Beräuchern; das zu Opfernde zeig an!

Helena. Nicht bezeichnet' es der König.

Phorkyas. Sprach's nicht aus? O Jammerwort!

Helena. Welch ein Jammer überfällt Dich?

Phorkyas. Königin, Du bist gemeint!

Helena. Ich?

Phorkyas. Und Diese.

Chor. Weh und Jammer!

Phorkyas. Fallen wirst Du durch das Beil.

Helena. Gräßlich, doch geahnt! Ich Arme!

Phorkyas. Unvermeidlich scheint es mir.

Chor. Ach! Und uns? Was wird begegnen?

Phorkyas. Sie stirbt einen edlen Tod;
Doch am hohen Balken drinnen, der des Daches Giebel trägt,
Wie im Vogelfang die Drosseln, zappelt Ihr der Reihe nach.*)

(Helena und Chor stehen erstaunt und erschreckt, in bedeutender, wohl vorbereiteter Gruppe.)

Gespenster! — — — Gleich erstarrten Bildern steht Ihr da,
Geschreckt, vom Tag zu scheiden, der Euch nicht gehört.
Die Menschen, die Gespenster sämmtlich gleich wie Ihr,**)
Entsagen auch nicht willig hehrem Sonnenlichein;
Doch bittet oder rettet Niemand sie vom Schluß.
Sie wissen's Alle, Wen'gen doch gefällt es nur.
Genug, Ihr seid verloren! Also frisch ans Werk!

(Klatscht in die Hände; darauf erscheinen an der Pforte vermummte Zwerggestalten,***) welche die ausgesprochenen Befehle alsobald mit Behendigkeit ausführen.)

Herbei, Du düstres, kugelrundes Ungethüm!
Wälzt Euch hierher, zu schaden giebt es hier nach Lust!

---

*) Es schwebt die Strafe der untreuen Mägde des Odysseus vor (Odyssee, XXII, 5ff.). (Düntzer.)

**) Phorkyas, welche die Geisternatur des Chors zu deutlich verrathen hat, will die Indiskretion dadurch wieder gut machen, daß sie das Dasein der Menschen überhaupt für ein schattenhaftes erklärt.

***) Die Zwerggestalten sind nordische Teufel, wie solche im 5. Akt nach Faust's Tode gleichfalls beschworen werden.

Dem Tragaltar, dem goldgehörnten, gebet Platz!
Das Beil, es liege blinkend über dem Silberrand!
Die Wasserkrüge füllet! Abzuwaschen giebt's
Des schwarzen Blutes gräuelvolle Besudelung.
Den Teppich breitet köstlich hier am Staube hin,
Damit das Opfer niederkniee königlich,
Und eingewickelt, zwar getrennten Haupts, sogleich
Anständig würdig aber doch bestattet sei!

Chorführerin. Die Königin stehet sinnend an der Seite hier,
Die Mädchen welken gleich gemähtem Wiesengras;
Mir aber däucht, der Aeltesten, heil'ger Pflicht gemäß,
Mit Dir das Wort zu wechseln, Urälteste.
Du bist erfahren, weise, scheinst uns gut gesinnt,
Obschon verkennend hirnlos diese Schaar Dich traf.
Drum sage, was Du möglich noch von Rettung weißt.

Phorkyas.
Ist leicht gesagt. Von der Königin hängt allein es ab,
Sich selbst zu erhalten, Euch Zugaben auch mit ihr.
Entschlossenheit ist nöthig und die behendeste.

Chor. Ehrenwürdigste der Parzen, weiseste Sibylle Du,
Halte gesperrt die goldne Schere, dann verkünd uns Tag und Heil!
Denn wir fühlen schon im Schweben, Schwanken, Baumeln unergetzlich
Unsre Gliederchen, die lieber erst im Tanze sich ergetzten,
Ruhten drauf an Liebchens Brust.

Helena.
Laß diese bangen! Schmerz empfind' ich, keine Furcht;
Doch kennst Du Rettung, dankbar sei sie anerkannt.
Dem Klugen, Weitumsichtigen zeigt fürwahr sich oft
Unmögliches noch als möglich. Sprich und sag es an! —

Chor.
Sprich und sage, sag uns eilig, wie entrinnen wir den grausen,
Garst'gen Schlingen, die bedrohlich, als die schlechtesten Geschmeide,
Sich um unsre Hälse ziehen? Vorempfinden wir's, die Armen,
Zum Entathmen, zum Ersticken, wenn Du, Rhea, aller Götter
Hohe Mutter, Dich nicht erbarmst.

Phorkyas. Habt Ihr Geduld, des Vortrags langgedehnten Zug
Still anzuhören? Mancherlei Geschichten sind's.

Chor. Geduld genug! Zuhörend leben wir indeß.

Phorkyas. Dem, der zu Hause verharrend edlen Schatz bewahrt
Und hoher Wohnung Mauern auszukitten weiß,
Wie auch das Dach zu sichern vor des Regens Drang,

Dem wird es wohl gehn lange Lebenstage durch;
Wer aber seiner Schwelle heil'ge Nichts leicht
Mit flücht'gen Sohlen überschreitet freventlich,
Der findet wiederkehrend wol den alten Platz,
Doch umgeändert Alles, wo nicht gar zerstört.

Helena. Wozu dergleichen wohlbekannte Sprüche hier?
Du willst erzählen, rege nicht an Verdrießliches!

Phorkyas. Geschichtlich ist es, ist ein Vorwurf keineswegs.
Raubschiffend ruderte Menelas von Bucht zu Bucht,
Gestad' und Inseln, Alles streift' er feindlich an,
Mit Beute wiederkehrend, wie sie drinnen starrt.
Vor Ilios verbracht' er langer Jahre zehn,
Zur Heimfahrt aber weiß ich nicht, wie viel es war.
Allein wie steht es hier am Platz um Tyndareos'
Erhabnes Haus? Wie stehet es mit dem Reich umher?

Helena. Ist Dir denn so das Schelten gänzlich einverleibt,
Daß ohne Tadeln Du keine Lippe regen kannst?

Phorkyas. So viele Jahre stand verlassen das Thalgebirg,
Das hinter Sparta nordwärts in die Höhe steigt,
Tangetos im Rücken, wo als muntrer Bach
Herab Eurotas rollt und dann, durch unser Thal
An Rohren breit hinfließend, Eure Schwäne nährt.
Dort hinten still im Gebirgthal hat ein kühn Geschlecht
Sich angesiedelt, dringend aus cimmer'scher Nacht,
Und unersteiglich feste Burg sich aufgetürmt,
Von da sie Land und Leute pladen, wie's behagt.

Helena. Das konnten sie vollführen? Ganz unmöglich scheint's.

Phorkyas. Sie hatten Zeit, vielleicht an zwanzig Jahre sind's.

Helena. Ist Einer Herr? Sind's Räuber viel', Verbündete?

Phorkyas. Nicht Räuber sind es, Einer aber ist der Herr.
Ich scheit' ihn nicht, und wenn er schon mich heimgesucht.
Wohl konnt' er Alles nehmen, doch begnügt' er sich
Mit wen'gen Freigeschenken,*) nannt' er's, nicht Tribut.

Helena. Wie sieht er aus?

Phorkyas. Nicht übel! Mir gefällt er schon.
Es ist ein muntrer, kecker, wohlgebildeter,

*) Andeutung des freien vasallitischen Verhältnisses der Unterzehenen im Feudalreiche. Der erste griechisch-occidentalische Feudalstaat war das Kaiserreich Kypros (1192 bis 1489). Nach der eigentlichen Konstantinopel's im vierten Kreuzzuge durch Franken, Deutsche und Venetianer (1204) wurde der ganze Peloponnes an Lehns-Barone vertheilt. Insbesondere wurde auch unsern des Eurotas die Burg Geraki (Hierakion) errichtet, von welcher sechs Unterlehne abhingen. (C. Hopf, Gesch. Griechenlands, 1868, I. 85 bis 190.)

Wie unter Griechen Wenig', ein verständ'ger Mann.
Man schilt das Volk Barbaren; doch ich dächte nicht,
Daß grausam Einer wäre, wie vor Ilios
Gar mancher Held sich menschenfreſſerisch erwies.*)
Ich acht' auf seine Großheit, ihm vertraut' ich mich.
Und seine Burg! Die solltet Ihr mit Augen sehn!
Das ist was Anders gegen plumpes Mauerwerk,
Das Eure Väter, mit nichts Dir nichts, aufgewälzt,
Cyklopisch wie Cyklopen, roben Stein sogleich
Auf rohe Steine stürzend; dort hingegen, dort
Ist Alles senk- und wagerecht und regelhaft.
Von außen schaut sie! Himmelan sie strebt empor
So starr, so wohl in Fugen, spiegelglatt wie Stahl.
Zu klettern hier — ja, selbst der Gedanke gleitet ab.
Und innen großer Höfe Raumgelasse, rings
Mit Baulichkeit umgeben aller Art und Zweck'.
Da seht Ihr Säulen, Säulchen, Bogen, Bögelchen,
Altane, Galerien, zu schauen aus und ein,
Und Wappen.

Chor. Was sind Wappen?

Phorkyas. Ajax führte ja
Geschlungne Schlang' im Schilde,**) wie Ihr selbst gesehn.
Die Sieben dort vor Theben trugen Bildnerei'n,
Ein Jeder auf seinem Schilde, reich, bedeutungsvoll.
Da sah man Mond und Stern' am nächt'gen Himmelsraum,
Auch Göttin, Held und Leiter, Schwerter, Fackeln auch,
Und was Bedrängliches guten Städten grimmig droht.
Ein solch Gebilde führt auch unsre Heldenschaar
Von seinen Urahnen her in Farbenglanz.
Da seht Ihr Löwen, Adler, Klau' und Schnabel auch,
Dann Büffelhörner, Flügel, Rosen, Pfauenschweif,
Auch Streifen gold und schwarz und silbern, blau und roth.
Dergleichen hängt in Sälen Reih' an Reihe fort,

*) Mit Bezug auf Ilias XXII. 345 ff.

**) So sah ihn Goethe auf einer antiken, den Raub der Kassandra darstellenden Base zu Weimar, die Meyer und Böttiger herausgegeben hatten. Nach Aeschylus' „Sieben gegen Theben" (387 ff.) hatte Tydeus den Vollmond und die Sterne auf seinem Schilde, Polyneikes die Dike, die Göttin der Gerechtigkeit, Eteokles einen mit der Sturmleiter die Mauer ersteigenden Mann, Hyperbius einen die Brandfackel tragenden (Danger). Die Schönheit der Wappen wurde in den mittelalterlichen Dichtungen, auch wenn sie antike Stoffe betrafen, stets besonders hervorgehoben, so in dem Trojanischen Kriege des Guido da Columna zu Messina (1287) und in dem des Deutschen Herbort von Fritzlar (1210), welcher den Griechen das hessisch-thüringische Wappen beilegte.

In Sälen, grenzenlosen, wie die Welt so weit;
Da könnt Ihr tanzen!

Chor. Sage, giebt's auch Tänzer da?

Phorkyas. Die besten! Goldgelockte, frische Bubenschaar!
Die duften Jugend! Paris duftete einzig so,
Als er der Königin zu nahe kam.

Helena. Du fällst
Ganz aus der Rolle, sage mir das letzte Wort!

Phorkyas. Du sprichst das letzte, sagst mit Ernst vernehmlich Ja!
Sogleich umgeb' ich Dich mit jener Burg.

Chor. O, sprich
Das kurze Wort und rette Dich und uns zugleich!

Helena. Wie? Sollt' ich fürchten, daß der König Menelas
So grausam sich verginge, mich zu schädigen?

Phorkyas. Hast Du vergessen, wie er Deinen Deiphobus,
Des todtgekämpften Paris Bruder, unerhört
Verstümmelte, der starrsinnig Wittwe Dich erstritt
Und glücklich lebte? *) Nas' und Ohren schnitt er ab
Und stümmelte mehr so; Gräuel war es anzuschaun.

Helena. Das that er Jenem, meinetwegen that er das.

Phorkyas. Um Jenes willen wird er Dir das Gleiche thun.
Unheilbar ist die Schönheit; der sie ganz besaß,
Zerstört sie lieber, fluchend jedem Theilbesitz.

(Trompeten in der Ferne; der Chor fährt zusammen.)

Wie scharf der Trompete Schmettern Ohr und Eingeweid'
Zerreißend anfällt, also krallt sich Eifersucht
Im Busen fest des Mannes, der das nie vergißt,
Was einst er besaß und nun verlor, nicht mehr besitzt.

Chor.
Hörst Du nicht die Hörner schallen? Siehst der Waffen Blitze nicht?

Phorkyas.
Sei willkommen, Herr und König! Gerne geb' ich Rechenschaft.

*) Bei Ch. Lenormant (3. Juli) ist das Wiedersehen der Helena und des Menelaos geschildert, als letzterer den Deiphobus (Homer's Ilias, P. 347, Odyssee, Δ 276) getödtet hatte. Nach Euripides' „Andromache" (V. 629) betrachtete Menelaos sie nicht zu tödten, da ihre Schönheit ihn überwältigte. Er beschloß dann, nach Euripides' „Troades" (V. 890), sie zunächst nach Hause zu führen und dort erst zu tödten, wie dies der Goethe'schen Darstellung zu Grunde liegt. Bei Virgil (Aen., VI, 495) trifft Aeneas den vorübergehenden Deiphobus in der Unterwelt an. Ueber, vor die Darstellungen der Helena in der Tage. Heft und 1e. Abdtl. der 1. deutschen Ges. zu Königsberg, 1831. II. 104 ff., Nr. 111 i. Das Verbum „fehlen" kannte Goethe wol aus den Nibelungen, wo Brunhild dem Günther über Chriemhild klagt (888, 3): „Si gilt (straft), mich habe gefehlet Sifrit, ir Mann." Noch andere Stellen bei Grimm, Wörterb., V. 374.

Chor. Aber wir?

Phorkyas. Ihr wißt es deutlich, seht vor Augen ihren Tod,
Merkt den Eurigen da drinne; nein, zu helfen ist Euch nicht.
(Pause.)

Helena. Ich sann mir aus das Nächste, was ich wagen darf.
Ein Widerdämon*) bist Du, das empfind' ich wohl,
Und fürchte, Gutes wendest Du zum Bösen mir.
Vor Allem aber setzen will ich Dir zur Burg;
Das Andre weiß ich; was die Königin dabei
In ihrem Busen geheimnißvoll verbergen mag,
Sei Jedem unzugänglich. Alte, geh voran!

Chor. O, wie gern geben wir hin
Eilenden Fußes;
Hinter uns Tod,
Vor uns abermals
Ragender Feste
Unzugängliche Mauer.
Schütze sie ebenso gut,
Eben wie Ilios' Burg,
Die doch endlich nur
Niederträchtiger List erlag.

(Nebel**) verbreiten sich, umhüllen den Hintergrund, auch die Nähe, nach Belieben.)

Wie, aber wie?
Schwestern, schaut Euch um!
War es nicht heiterer Tag?
Nebel schwanken streifig empor
Aus Eurotas' heil'ger Fluth;
Schon entschwand das liebliche,
Schilfumkränzte Gestade dem Blick;
Auch die frei, zierlich-stolz
Sanftdahingleitenden Schwäne
In gesell'ger Schwimmlust
Seh' ich, ach, nicht mehr!
Doch, aber doch

*) Widerdämon, im Sinne von „böser Geist", δυσκολοδαιμονία, sagt der „böse Geist" bei Valerius Maximus, lib. I. Auch Hesychius in Kuidas' „Vögeln" nennt sich „κακοδαίμων".

**) Auch im Faustbuche (Kuhne, S. 70) ist der Nebel das Medium zauberischer Entführung. In solchem Nebel verweilt Faust in Konstantinopel.

Tönen hör' ich sie,
Tönen fern heiseren Ton,
Tod verkündenden, sagen sie;
Ach, daß uns er nur nicht auch,
Statt verheißener Rettung Heil,
Untergang verkünde zuletzt,
Uns, den Schwangleichen, Lang-
Schönweißhalsigen, und, ach,
Unsrer Schwanerzeugten!
Weh uns, weh, weh!
Alles deckte sich schon
Rings mit Nebel umher.
Sehen wir doch einander nicht!
Was geschieht? Gehen wir?
Schweben wir nur
Trippelnden Schrittes am Boden hin?
Siehst Du nichts? Schwebt nicht etwa gar
Hermes*) voran? Blinkt nicht der goldne Stab
Heischend, gebietend uns wieder zurück**)
Zu dem unerfreulichen, grautagenden,
Ungreifbarer Gebilde vollen,
Ueberfüllten, ewig leeren Hades?

Ja, auf einmal wird es düster, ohne Glanz entschwebt der Nebel, Dunkelgräulich, mauerbräunlich. Mauern stellen sich dem Blicke, Freiem Blicke starr entgegen. Ist's ein Hof? Ist's tiefe Grube? Schauerlich in jedem Falle! Schwestern, ach, wir sind gefangen, So gefangen wie nur je!

Innerer Burghof,
umgeben von reichen, phantastischen Gebäuden des Mittelalters.

Chorführerin.
Vorschnell und thöricht, ächt mahrhaftes Weibsgebild!
Vom Augenblick abhängig, Spiel der Witterung
Des Glücks***) und Unglücks, keins von beiden wißt Ihr je
Zu bestehn mit Gleichmuth. Eine widerspricht ja stets
Der Andern heftig, überquer die Andern ihr;
In Freud' und Schmerz nur heult und lacht Ihr gleichen Tons.

*) Als Geleiter der Seelen zur Unterwelt (Totengott).
**) Die Angst erschüttert sie so, daß sie ihres gespenstigen Wesens bewußt werden. Tänzer.
***) Die Form „Witterung des Glücks" findet sich auch in Goethes Tasso, II. 2.

Nun ſchweigt und wartet horchend, was die Herrſcherin
Hochſinnig hier beſchließen mag für ſich und uns!

Helena. Wo biſt Du, Pythoniſſa(*) Heiße, wie Du magſt,
Aus dieſen Gewölben tritt hervor der düſtern Burg!
Gingſt etwa Du, dem wunderbaren Heldenherrn
Mich anzukünd'gen, Wohlempfang bereitend mir,
So habe Dank und führe ſchnell mich ein zu ihm!
Beſchluß der Irrfahrt wünſch' ich, Ruhe wünſch' ich nur.

Chorführerin. Vergebens biſt Du, Königin, allhier um Dich her;
Verſchwunden iſt das leid'ge Bild, verblieb vielleicht
Im Nebel dort, aus deſſen Buſen wir hieher,
Ich weiß nicht wie, gekommen, ſchnell und ſonder Schritt.
Vielleicht auch irrt ſie zweifelhaft im Labyrinth
Der wunderſam aus vielen eins gewordnen Burg,
Den Herrn erfragend fürſtlicher Hochbegrüßung bald.
Doch ſieh, dort oben regt in Menge ſich allbereits,
In Galerien, am Fenſter, in Portalen, raſch
Sich hin und her bewegend, viele Dienerſchaft;
Vornehm willkommnen Gaſtempfang verkündet es.

Chor. Aufgeht mir das Herz! O, ſeht nur dahin,
Wie ſo ſittig herab mit verweilendem Tritt
Jünglholdeſte Schaar anſtändig beweat
Den geregelten Zug! Wie? Auf weſſen Befehl
Nur erſcheinen, gereiht und gebildet ſo früh,
Von Jünglingsknaben das herrliche Volk?
Was bewundr' ich zumeiſt? Iſt es zierlicher Gang,
Etwa des Haupts Lockhaar um die blendende Stirn,
Etwa der Wänglein Paar, wie die Pfirſiche roth
Und eben auch ſo weichwollig beflaumt?
Gern biß' ich hinein, doch ich ſchaudre davor;
Denn in ähnlichem Fall, da erfüllte der Mund
Sich, gräßlich zu ſagen, mit Aſche.(**)
Aber die Schönſten,
Sie kommen daher;
Was tragen ſie nur?
Stufen zum Thron,

*) Wahrſagerin, wie oben Sibylle. (Pünzer.)

**) Der Chor fürchtet, die ſchönen Jünglinge möchten nur Scheinweſen ſein, vergleicht daher deren Wangen mit den von außen Orangen ſchönenden, innen jedoch mit Staub und Aſche gefüllten, in der Gegend des todten Meeres wachſenden ſog. Sodoms-Aepfeln. G. Byron's Childe Harold, III. 34:
Like to the apples on the Dead Sea's shore,
All ashes to the taste.

Teppich und Sitz,
Umhang und zelt-
artigen*) Schmuck;
Ueber überwallt er,
Wolkenkränze bildend,
Unsrer Königin Haupt;
Denn schon bestieg sie
Einzeladen herrlichen Pfühl.
Tretet heran,
Stufe für Stufe,
Reihet Euch ernst!
Würdig, o würdig, dreifach würdig,
Sei gesegnet ein solcher Empfang!

(Alles vom Chor Ausgesprochene geschieht nach und nach.)

Faust. (Nachdem Knaben und Knappen in langem Zug herabgestiegen, erscheint er eben an der Treppe in ritterlicher Hoftleidung des Mittelalters und kommt langsam würdig herunter.)

Chorführerin (ihn aufmerksam beschauend).
Wenn Diesem nicht die Götter, wie sie öfter thun,
Für wen'ge Zeit nur wundenswürdige Gestalt,
Erhabnen Anstand, liebenswerthe Gegenwart
Vergänglich leihen, wird ihm jedes Mal,
Was er beginnt, gelingen, sei's in Männerschlacht,
So auch im kleinen Kriege mit den schönsten Frauen.
Er ist fürwahr gar vielen Andern vorzuziehn,
Die ich doch auch als hochgeschätzt mit Augen seh.
Mit langsam ernstem, ehrfurchtsvoll gehaltnem Schritt
Seh' ich den Fürsten; wende Dich, o Königin!

Faust**) (herantretend, einen Gefesselten zur Seite).
Statt feierlichsten Grußes, wie sich ziemte,
Statt ehrfurchtsvollem Willkomm bring' ich Dir
In Ketten hartgeschlossen solchen Knecht,
Der, Pflicht vereitelnd, nur die Pflicht entwand.
Hier knie nieder, dieser hohen Frau
Bekenntniß ablegen Deiner Schuld!
Dies ist, erhabne Herrscherin, der Mann,

*) Ein derartiges Abbrechen der Worte entspricht dem Gebrauch der Alten, s. B. in Sophokles' Oedipus auf Kolon. S. 1579 und 1609.

**) In Faust's soweit als Phorkyas' nun folgenden Reden sind, im Gegensatz zur antiken Welt, aus welcher Helena stammt, die wesentlichsten Elemente des Rittertums enthalten, wie solches in den mittelalterlichen Sagenkreisen, besonders Karls des Großen und des Gral erscheint, namentlich der Frauendienst und das Vasallenthum.

Mit feinem Augenblitz vom hohen Thurm
Umherumſchaun beſtellt, dort Himmelsraum
Und Erdenbreite ſcharf zu überſpähn,
Was etwa da und dort ſich melden mag,
Vom Hügelkreis ins Thal zur feſten Burg
Sich regen mag, der Heerden Woge ſei's,
Ein Herrenzug vielleicht: wir ſchützen jene,
Begegnen ihnen. Heute, welch Verſäumniß!
Du kommſt heran, er meldet's nicht, verleiht
Zu ehrenvollſter, ſchuldigſter Empfang
So hohen Gaſtes. Freventlich vermißt
Das Leben hat er, läge ſchon im Blut
Verdienten Todes; doch nur Du allein
Beſtrafſt, begnadigſt, wie Dir's wohlgefällt.

Helena. So hohe Würde, wie Du ſie vergönnſt,
Als Richterin, als Herrſcherin, und wär's
Verſuchend nur, wie ich vermuthen darf,
So ab' ich nun des Richters erſte Pflicht,
Beſchuldigte zu hören. Rede denn!

Thurmwächter Lynceus.*)

Laß mich knieen, laß mich ſchauen,
Laß mich ſterben, laß mich leben!
Denn ſchon bin ich hingegeben
Dieſer gottgegebnen Frauen.

Harrend auf des Morgens Wonne,
Oeſtlich ſpähend ihren Lauf,
Ging auf einmal mir die Sonne
Wunderbar im Süden auf.

Zog den Blick nach jener Seite,
Statt der Schluchten, ſtatt der Höhn

*) Im Peloponnes wurde ſchon im achten Jahrhundert von Leo III. ein Wartthurm angelegt (i. v. Schloßwarte im 5. Akt; weshalb auch Lynceus in der 1. Ausg. von 1827 „Thurmwärter" heißt, gleich dem im Götz), um durch Feuerzeichen arabiſche Piraten zu verkünden (Boeckh, Corp. Inscr., Nr. 8630). Der Name Lynceus, nach dem oben S. 87 gedachten Argonauten dieſes Namens, iſt typiſch für ſcharfſichtige Späher. Nach Pindar ſah Lynceus durch eine Eiche, nach Orpheus durch Erde und Meer bis in den Tartarus. Die Wächter ſpielen in der antiken Tragödie, z. B. in Aeſchylos' „Agamemnon", eine große Rolle, wie auch ſchon in der Bibel (1. Kön., 9. 17). Lynceus ſpricht hier im troiſchen Versmaaß Calderon's, in Reimen, in romantiſcher Liedform, im Gegenſatz zu den antiken Rhythmen der Chorgeſänge. Mit Fauſt's Auftreten iſt der antike Trimeter aufgehört, und der moderne fünffüßige Jambiſche Vers iſt an ſeine Stelle getreten; der Trimeter kehrt jedoch höher werden.

Statt der Erd- und Himmelsweite,
Sie, die Einzige, zu spähn.
Augenstrahl ist mir verliehen
Wie dem Luchs auf höchstem Baum;
Doch nun mußt' ich mich bemühen
Wie aus tiefem, düsterm Traum.
Wüßt' ich irgend mich zu finden?
Zinne? Thurm? Geschlossnes Thor?
Nebel schwanken, Nebel schwinden,
Solche Göttin tritt hervor!
Aug' und Brust ihr zugewendet,
Sog ich an den milden Glanz,
Diese Schönheit, wie sie blendet,
Blendete mich Armen ganz.
Ich vergaß des Wächters Pflichten,
Völlig das beschworne Horn;
Drohe nur, mich zu vernichten!
Schönheit bändigt allen Zorn.

Helena. Das Uebel, das ich brachte, darf ich nicht
Bestrafen. Wehe mir! Welch streng Geschick
Verfolgt mich, überall der Männer Busen*)
So zu betören, daß sie weder sich
Noch sonst ein Würdiges verschonten. Raubend jetzt,
Verführend, fechtend, hin und her entrückend,
Halbgötter, Helden, Götter, ja Dämonen,
Sie führten mich im Irren her und hin.
Einfach die Welt verwirrt' ich, doppelt mehr;
Nun dreifach, vierfach**) bring' ich Noth auf Noth.
Entferne diesen Guten, laß ihn frei!
Den Gottbetörten treffe keine Schmach!

Faust. Erstaunt, o Königin, seh' ich zugleich
Die sicher Treffende, hier den Getroffnen;
Ich seh' den Bogen, der den Pfeil entsandt,
Verwundet Jenen. Pfeile folgen Pfeilen,
Mich treffend. Allwärts ahn' ich überquer

*) Helena hieß daher auch πολύανδρος γυνή, viele Männer habend. (Schol. Eurip. H. 68.)

**) Geraubt hat sie der Halbgott Theseus, verführt Paris, um sie gefochten Menelaus beide Heldenh, hin und her entrückt Hermes (ein Gott) und Theoklymenos (ein Dämon). Einfach in Aegypten; doppelt in Troja; dreifach wieder in Sparta, und jetzt des Faust. (Danzer.)

Gefiedert schwirrend sie in Burg und Raum.
Was bin ich nun? Auf einmal machst Du mir
Rebellisch die Getreusten, meine Mauern
Unsicher. Also fürcht' ich schon, mein Heer
Gehorcht der siegend-unbesiegten Frau.
Was bleibt mir übrig, als mich selbst und Alles,
Im Wahn das Meine, Dir anheim zu geben?
Zu Deinen Füßen laß mich frei und treu
Dich, Herrin, anerkennen, die sogleich,
Auftretend, sich Besitz und Thron erwarb.

Lynceus (mit einer Kiste, und Männer, die ihm andere nachtragen).

Du siehst mich, Königin, zurück!
Der Reiche bettelt einen Blick,
Er sieht Dich an und fühlt sogleich
Sich bettelarm und fürstenreich.

Was war ich erst? Was bin ich nun?
Was ist zu wollen? Was zu thun?
Was hilft der Augen schärfster Blitz!
Er prallt zurück an Deinem Sitz.

Von Osten kamen wir heran,
Und um den Westen war's gethan;
Ein lang und breites Volksgewicht,
Der Erste wußte vom Letzten nicht.

Der Erste fiel, der Zweite stand,
Des Dritten Lanze war zur Hand;
Ein Jeder hundertfach gestärkt,
Erschlagne Tausend unbemerkt.

Wir drängten fort, wir stürmten fort,
Wir waren Herrn von Ort zu Ort;
Und wo ich herrlich heut befahl,
Ein Andrer morgen raubt' und stahl.*)

Wir schauten, — eilig war die Schau;
Der griff die allerschönste Frau,
Der griff den Stier von festem Tritt,
Die Pferde mußten alle mit.

*) Die Plünderungszüge der nordischen Barbaren, anfangs besonders der Gothen, später der Normannen, hatten in Griechenland seit der Mitte des 6. Jahrhunderts.

Ich aber liebte zu erspähn
Das Seltenste, was man gesehn,
Und was ein Andrer auch besaß,
Das war für mich gedörrtes Gras. *)

Den Schätzen war ich auf der Spur,
Den scharfen Blicken folgt' ich nur,
In alle Taschen blickt' ich ein,
Durchsichtig war mir jeder Schrein.

Und Haufen Goldes waren mein,
Am Herrlichsten der Edelstein:
Nur der Smaragd allein verdient,
Daß er an Deinem Herzen grünt.

Nun schwanke zwischen Ohr und Mund
Das Tropfenei aus Meeresgrund; **)
Rubinen werden gar verscheucht,
Das Wangenroth sie niederbleicht.

Und so den allergrößten Schatz
Versetz' ich hier auf Deinen Platz,
Zu Deinen Füßen sei gebracht
Die Ernte mancher blut'gen Schlacht.

So viele Kisten schlepp' ich her,
Der Eisenkisten hab' ich mehr:
Erlaube mich auf Deiner Bahn,
Und Schatzgewölbe füll' ich an.

Denn Du bestiegest kaum den Thron,
So neigen schon, so beugen schon
Verstand und Reichthum und Gewalt
Sich vor der einzigen Gestalt.

Das Alles hielt ich fest und mein,
Nun aber lose, wird es Dein.
Ich glaubt' es wirklich, hoch und klar,
Nun seh' ich, daß es nichtig war.

Verschwunden ist, was ich besaß,
Ein abgemähtes, welkes Gras.
O, zieh mit einem heitern Blick
Ihm seinen ganzen Werth zurück!

*) Dies unten wiederholte Bild ist der Bibel entnommen.
**) Die Perle. (Zunitzer.)

Faust. Entferne schnell die kühn erworbne Last,
Zwar nicht getadelt, aber unbelohnt.
Schon ist ihr Alles eigen, was die Burg
Im Schooß verbirgt; Besonders ihr zu bieten,
Ist unnütz. Geh und heute Schutt auf Schutt
Geordnet an! Der ungeahndten Pracht
Erhabnes Bild stell auf! Laß die Gewölbe
Wie frische Himmel blinken, Paradiese
Von lebelosem Leben richte zu!
Vereilend ihren Tritten, laß beblümt
An Teppich Teppiche sich mahlen! Ihrem Tritt
Begegne sanfter Boden, ihrem Blick,
Nur Göttliche nicht blendend, höchster Glanz!

Lynceus. Schwach ist, was der Herr befiehlt,
Thut's der Diener, es ist gespielt:
Herrscht doch über Gut und Blut
Dieser Schönheit Uebermuth.
Schon das ganze Heer ist zahm,
Alle Schwerter stumpf und lahm,
Vor der herrlichen Gestalt
Selbst die Sonne matt und kalt,
Vor dem Reichthum des Gesichts
Alles leer und Alles nichts. (Ab.)

Helena zu Faust. Ich wünsche Dich zu sprechen, doch herauf
An meine Seite komm! Der leere Platz
Beruft den Herrn und sichert mir den meinen.

Faust. Erst knieend laß die treue Widmung Dir
Gefallen, hohe Frau; die Hand, die mich
An Deine Seite hebt, laß mich sie küssen.
Bestärke mich als Mitregenten Deines
Grenzunbewußten Reichs, gewinne Dir
Verehrer, Diener, Wächter, all' in Einem!

Helena. Vielfache Wunder seh' ich, hör' ich an,
Erstaunen trifft mich, fragen möcht' ich viel.
Doch wünscht' ich Unterricht, warum die Rede
Des Manns mir seltsam klang, seltsam und freundlich.
Ein Ton scheint sich dem andern zu bequemen,
Und hat ein Wort zum Ohre sich gesellt,
Ein andres kommt, dem ersten liebzukosen.

Faust. Gefällt Dir schon die Sprechart unsrer Völker,
O, so gewiß entzückt auch der Gesang,
Befriedigt Ohr und Sinn im tiefsten Grunde.

Doch ist am Sichersten, wir üben's gleich,
Die Wechselrede lockt es, ruft's hervor.*)

Helena. So sage denn, wie sprech' ich auch so schön?

Faust. Das ist gar leicht, es muß vom Herzen gehn.**)
Und wenn die Brust von Sehnsucht überfließt,
Man sieht sich um und fragt —

Helena. wer mitgenießt.

Faust. Nun schaut der Geist nicht vorwärts, nicht zurück,
Die Gegenwart allein —

Helena. ist unser Glück.

Faust. Schatz ist sie, Hochgewinn, Besitz und Pfand;
Bestätigung, wer giebt sie?

Helena. Meine Hand.

Chor. Wer verdächt' es unsrer Fürstin,
Gönnet sie dem Herrn der Burg
Freundliches Erzeigen?
Denn gestehet, sämmtliche sind wir
Ja Gefangne, wie schon öfter,
Seit dem schmählichen Untergang
Ilios' und der ängstlich-
Labyrinthischen Kummerfahrt.

Fraun, gewöhnt an Männerliebe,
Wählerinnen sind sie nicht,
Aber Kennerinnen;
Und wie goldlockigen Hirten,
Vielleicht schwarzborstigen Faunen,
Wie es bringt die Gelegenheit,
Ueber die schwellenden Glieder
Vollerteilen sie gleiches Recht.

Nah und näher sitzen sie schon,
An einander gelehnet,
Schulter an Schulter, Knie an Knie,

*) Nach der persischen Sage soll ein Liebespaar, Behramgur und Dilaram, den Reim im Wechselgespräche erfunden haben. S. Goethe's Diwan:

„Behramgur, sagt man, hat den Reim erfunden,
Er sprach entzückt aus reiner Seele Drang,
Dilaram schnell, die Freundin seiner Stunden,
Erwiderte mit gleichem Wort und Klang."

**) Hegel bezeichnet den Reim als die „Form der romantischen Dichtkunst": „Das Bedürfniß der Seele, sich selbst zu vernehmen, hebt sich voller heraus und befriedigt sich in dem Gleichklingen des Reims, das gegen die fest geregelte Zeitmessung gleichgiltig macht und nur darauf hinarbeitet, uns durch Wiederkehr der ähnlichen Klänge zu uns selbst zurückzuführen." (Aesthet., III. 304.)

Hand in Hand wiegen ſie ſich
Ueber des Throns
Aufgepolſterter Herrlichkeit.
Nicht vertagt ſich die Majeſtät
Heimlicher Freuden
Vor den Augen des Volkes
Uebermüthiges Oeffentlichſein.

Helena. Ich fühle mich ſo fern und doch ſo nah,
Und ſage nur zu gern: Da bin ich! Da!

Fauſt. Ich athme kaum, mir zittert, ſtockt das Wort,
Es iſt ein Traum, verſchwunden Zeit und Ort.

Helena. Ich ſcheine mir verlebt und doch ſo neu,
In Dich verwebt, dem Unbekannten treu.

Fauſt. Durchgrüble nicht das einzigſte Geſchick!
Daſein iſt Pflicht, und wär's ein Augenblick.

Phorkyas (heftig eintretend). Buchſtabirt in Liebesfibeln,
Tändelnd grübelt nur am Liebeln,
Müßig liebelt fort im Grübeln,
Doch dazu iſt keine Zeit.
Fühlt Ihr nicht ein dumpfes Wettern?
Hört nur die Trompete ſchmettern,
Das Verderben iſt nicht weit.
Menelas mit Volkeswogen
Kommt auf Euch herangezogen;
Rüſtet Euch zu herbem Streit!
Von der Siegerſchaar umwimmelt,
Wie Deiphobus verſtümmelt,
Büßeſt Du das Fraungeleit.
Bammelt erſt die leichte Waare,
Dieſer gleich iſt am Altare
Neugeſchliffnes Beil bereit.

Fauſt. Verwegne Störung! Widerwärtig dringt ſie ein,
Auch nicht in Gefahren mag ich ſinnlos Ungeſtüm.
Den ſchönſten Boten, Unglücksbotſchaft häßlichſt ihn;
Du Häßlichſte gar, nur ſchlimme Botſchaft bringſt Du gern.
Doch diesmal ſoll Dir's nicht gerathen, leeres Hauchs
Erſchüttere Du die Lüfte! Hier iſt nicht Gefahr,
Und ſelbſt Gefahr erſchiene nur als eitles Traun.
(Signale, Explosionen*) von den Thürmen, Trompeten und Zinken, kriegeriſche Muſik, Durchmarſch gewaltiger Heereskraft.)

*) Cholevius (II. 230) hält dieſe Exploſionen für Kanonenſalven. Einen

Nein, gleich sollst Du versammelt schauen
Der Helden ungetrennten Kreis:
Nur Der verdient die Gunst der Frauen,
Der kräftigst sie zu schützen weiß.*)

(Zu den Heerführern, die sich von den Colonnen absondern und heraustreten.)

Mit angehaltnem stillen Wüthen,
Das Euch gewiß den Sieg verschafft,**)
Ihr, Nordens jugendliche Blüthen,
Ihr, Ostens blumenreiche Kraft.

In Stahl gehüllt, vom Strahl umwittert,
Die Schaar, die Reich um Reich zerbrach,
Sie treten auf, die Erde schüttert,
Sie schreiten fort, es donnert nach.

An Pylos traten wir zu Lande,
Der alte Nestor ist nicht mehr,
Und alle kleinen Königsbande
Zersprengt das ungebundne Heer.

Drängt ungesäumt von diesen Mauern
Jetzt Menelas dem Meer zurück!
Dort irren mag er, rauben, lauern,
Ihm war es Neigung und Geschick.

Herzoge soll ich Euch begrüßen,
Gebietet Sparta's Königin:
Nun legt ihr Berg und Thal zu Füßen,
Und Euer sei des Reichs Gewinn.

Germane Du, Korinthus' Buchten
Vertheidige mit Wall und Schutz!
Achaia dann mit hundert Schluchten
Empfieht' ich, Gothe, Deinem Trutz.

Nach Elis ziehn der Franken Heere,
Messene sei der Sachsen Loos,
Normanne reinige die Meere
Und Argolis erschaff' er groß.***)

---

lischen Anachronismus beabsichtigt Goethe wol nicht. Unter den Cyklopenen sind eben die „Signale", und zwar mittelst musikalischer Instrumente, zu verstehen. Allerdings spricht Euphorion unten vom Donnern auf dem Meere.

*) Vergl. Schiller in der „Jungfrau von Orleans":
„Wer nicht die Schönheit tapfer kann beschützen,
Verdient nicht ihren goldnen Preis."

**) Zu ergänzen ist: „Treffet auf." (Düntzer.)

***) Wie Faust hier den Peloponnes unter die nordischen und germanischen

Dann wird ein Jeder häuslich wohnen,
Nach außen richten Kraft und Blitz;
Doch Sparta soll Euch überthronen,
Der Königin verjährter Sitz.
Allmächtig*) sieht sie Euch genießen
Des Landes, dem kein Recht gebricht;
Ihr sucht getrost zu ihren Füßen
Belehrung und Recht und Licht.

(Faust tritt herab, die Fürsten schließen einen Kreis um ihn. Zwischen und Annäherung näher an vorstehende.)

Chor. Wer die Schönste für sich begehrt,
Lüstig vor allen Dingen
Sah er nach Waffen weise sich um;
Schmeichelnd wol gewann er sich,
Was auf Erden das Höchste;
Aber ruhig besitzt er's nicht:
Schleicher Lüfte entschmeicheln sie ihm,
Räuber kühnlich entreißen sie ihm,
Dieses zu hindern, sei er bedacht.

Unsern Fürsten lob' ich darum,
Schätz' ihn höher vor Andern,
Wie er so tapfer klug sich verwand,
Daß die Starken gehorchend stehn,
Jedes Winkes gewärtig.
Seinen Befehl vollziehn sie treu,

Völker des Mittelalters vertheilt, ebenso ist Griechenland im Mittelalter der Sitz fränkischer, deutscher und venetianischer Feudalstaaten gewesen. An Stelle der hier genannten Normannen, deren Plünderungsfahrten nach Griechenland hauptsächlich in die Periode von 1018 bis 1085 (Robert Guiskard) fielen, erhielten während der dauernden Eroberung Griechenlands durch die Franken (von 1204 bis in die Mitte des 15. Jahrhunderts) die Venetianer die Seeherrschaft und den Sitz zu Argolis. „Korinthus' Buchten" vertheidigte im 12. Jahrhundert und später der Thurm von Helmyros. Elis und Messene waren Baronien des Peloponnes. Das Fürstenthum Achaja gehörte hauptsächlich Deutschen, z. B. von 1376 bis 1381 dem Fürsten Otto von Braunschweig. Das Herzogthum Athen ist bekannt. Hopf's Geschichte Griechenlands (1868) hat über diese Verhältnisse seit Ducange's Zeit zuerst klares Licht verbreitet.

*) Goethe liebte solche, der philosophischen Sprache entlehnte Zusammensetzungen, wie auch „all-einer" (in der Zahmen Xenie: „Sage mir Deiner", Ged., II. 360). Die Vereinzelung soll durch den Zusatz „All" aufgehoben und zur Allgemeinheit, hier zu der des gemeinsamen Feudalstaats, geführt werden. Umgekehrt sagt Schiller: „Wo der Mensch sich troglodytisch in Höhlen birgt, ewig einzeln ist und die Menschheit nie außer sich findet." (Ueber d. ästhet. Erzieh. d. Mensch., Br. 26.)

Jeder sich selbst zu eignem Nutz,
Wie dem Herrscher zu lohnendem Dank,
Beiden zu höchlichem Ruhmesgewinn.

Denn wer entreißet sie jetzt
Dem gewalt'gen Besitzer?
Ihm gehört sie, ihm sei sie gegönnt,
Doppelt von uns gegönnt, die er
Sammt ihr zugleich innen mit sicherster Mauer,
Außen mit mächtigstem Heer umgab.

Faust. Die Gaben, Diesen hier verliehen —
An Jeglichen ein reiches Land —
Sind groß und herrlich. Laß sie ziehen!
Wir halten in der Mitte Stand.

Und sie beschützen um die Wette,
Ringsum von Wellen angehüpft,
Nichtinsel*) Dich, mit leichter Hügelkette
Europens letztem Bergast**) angeknüpft.

Das Land vor aller Länder Sonnen
Sei ewig jedem Stamm beglückt,
Nun meiner Königin gewonnen,
Das früh an ihr hinaufgeblickt,

Als mit Euretas' Schilfgeflüster
Sie leuchtend aus der Schale brach,
Der hehren Mutter, dem Geschwister
Das Licht der Augen überstach.***)

Dies Land, allein zu Dir gekehret,
Enthietet seinen höchsten Flor;
Dem Erdkreis, der Dir angehöret,
Dein Vaterland, o zieh es vor!

Und duldet auch auf seiner Berge Rücken
Das Zackenhaupt der Sonne kalten Pfeil,

---

*) Nichtinsel, Uebertragung von peninsula, presqu'île (Beinah-Insel).

**) Gerard de Nerval hielt diesen „Bergast", an welchen der Peloponnes angeknüpft ist, für Europas letzten Berg-Gast, sah auch in dem „Anhüpfen" der Wellen nicht ein Bespülen des Peloponnes, sondern meinte: daß die Wellen den Peloponnes an jene letzten Berg-Gäste „angehüpft" d. h. angeknüpft haben. Er übersetzte demgemäß: „toi, terre qui n'es pas une île, mais que les vagues ont rattachée par une légere chaîne de collines aux derniers bûtes des montagnes de l'Europe." Kein Wunder, daß die Franzosen den zweiten Theil des Fauſt schwer verständlich finden.

***) Ihre Augen blendete.

Läßt nun der Fels ſich angegrünt erblicken,
Die Ziege nimmt genäſchig kargen Theil.*)

Die Quelle ſprinzt, vereinigt ſtürzen Bäche,
Und ſchon ſind Schluchten, Hänge, Matten grün.
Auf hundert Hügeln unterbrochner Fläche
Siehſt Wollenbeerden ausgebreitet ziehn.

Vertheilt, vorſichtig, abgemeſſen ſchreitet
Gehörntes Rind hinan zum ſäh'n Rand:
Doch Obdach iſt den Sämmtlichen bereitet,
Zu hundert Höhlen wölbt ſich Felſenwand.

Pan ſchützt ſie dort, und Lebensnymphen wohnen
In buſch'ger Klüfte feucht erfriſchtem Raum,
Und ſehnſuchtsvoll nach höhern Regionen,
Erhebt ſich zweighaft Baum, gedrängt an Baum.

Altwälder ſind's! Die Eiche ſtarret mächtig,
Und eigenſinnig zackt ſich Aſt an Aſt;
Der Ahorn mild, von ſüßem Safte trächtig,
Steigt rein empor und ſpielt mit feiner Laſt.

Und mütterlich im ſtillen Schattenkreiſe
Quillt laue Milch, bereit für Kind und Lamm,
Obſt iſt nicht weit, der Öden reiſe Speiſe,
Und Honig trieft vom ausgehöhlten Stamm.

Hier iſt das Wohlbehagen erblich,
Die Wange heitert wie der Mund,
Ein Jeder iſt an ſeinem Platz unſterblich,
Sie ſind zufrieden und geſund.

*) Es folgt hier die Schilderung des die Mitte des Peloponnes bildenden Gebirgslandes Arkadien, wo im Mittelalter zwei große Lehns-Baronien mit je 22 und 24 Ritterlehnen errichtet waren. Hier wird aber Arkadien als dichteriſches Hirtenland geſchildert, in welches Fauſt und Helena ſich zurückziehen. Die Schilderung erinnert an die des Diodor (IV. 84) von den Heräen, dem Schauplatze der Theokritiſchen Eklogen: „Die Heräen, ſagt Diodor, ein ſchönes Gebirge in Sicilien, haben viele Quellen mit vorzüglich ſüßem Waſſer und Höhen voll von Bäumen aller Art. Namentlich giebt es da eine Fülle hoher Eichen, welche Früchte von unglaublicher Größe tragen. Herum wachſen daſelbſt Obſtbäume wild, man findet viele Weinſtöcke und eine unbeſchreibliche Menge von Apfelbäumen. Hier nun, in einem der Götter würdigen, den Nymphen geweihten Hain, unter dem Schatten der Bäume, wurde Daphnis geboren, ein Sohn des Hermes und einer Nymphe.“ Hegel (Aeſth. III. 390) ſtellt der künſtlichen modernen Idylle, mit fertigem Zubehör von Milch, Obſt ꝛc. die griechiſche gegenüber mit Satyrn und Faunen (ſ. oben Pan), welche „die thieriſche Natur zu menſchlichem Frohſinn ſteigern.“

Und so entwickelt sich am reinen Tage
Zu Vaterkraft das holde Kind.
Wir staunen drob; noch immer bleibt die Frage,
Ob's Götter, ob es Menschen sind.
So war Apoll den Hirten zugestaltet,*)
Daß ihm der schönsten einer glich;
Denn wo Natur im reinen Kreise waltet,
Ergreifen alle Welten sich.

(Reden ihr sitzend.)

So ist es mir, so ist es Dir gelungen,
Vergangenheit sei hinter uns getban!
O, fühle Dich vom höchsten Gott entsprungen,
Der ersten Welt gehörst Du einzig an.
Nicht feste Burg soll Dich umschreiben!
Noch zirkt in ew'ger Jugendkraft
Für uns, zu wonnevollem Bleiben,
Arkadien in Sparta's Nachbarschaft.
Gelockt, auf sel'gem Grund zu wohnen,
Du flüchtetest ins heiterste Geschick!
Zur Laube wandeln sich die Thronen,
Arkadisch frei sei unser Glück!

(Der Schauplatz verwandelt sich durchaus. An eine Reihe von Felsenhöhlen lehnen sich geschlossne Lauben.**) Saattiefer Hain eilt an die rings umgebende Felsenseite hinan. Faust und Helena werden nicht gesehen. Der Chor liegt schlafend verstreut umher.)

Phorkyas. Wie lange Zeit die Mädchen schlafen, weiß ich nicht;
Ob sie sich träumen ließen, was ich hell und klar
Vor Augen sah, ist ebenfalls mir unbekannt.

*) Vergl. in „Amor und zwei Teufelchen" (im Anhange) die Verse:
„Apoll verbirgt sich unter Hirten,
Doch Alle müssen mich bewirthen,
Und Hirt und Nymfa ich beglück."
Apoll unter den Hirten ist ein beliebter Vorwurf der Malerei (z. B. Bild von Schick im Stuttgarter Museum).

**) Wie Faust und Helena, die Tochter Zeus', „vom höchsten Gott entsprungen", sich in Arkadiens Grotten zurückziehen, um hier wie in „der ersten Welt" zu leben, so wohnte in dem grottenreichen Kreta die höchste Göttersamilie, Zeus mit Here, troglodytisch in Höhlen und Felsenschluchten. Here gebar in solchen ihre Kinder, wie Helena den Euphorion. Zeus selbst war in einer solchen Höhle geboren und von der Ziege Amalthea aufgezogen (s. Böttiger, Amalthea, S. 13). Virgil besingt die Grotten- und Felsenpoesie:

Hinc ara ob tempe cauet inundator ad auras.
— — vicini prospectus in antro
Dumosa pendens procul e cape ridebo.

und das Mittelalter bildete das Hirtendrama auf dieser Grundlage aus.

Drum weck' ich sie. Erstaunen soll das junge Volk,
Ihr Bärt'gen auch,*) die Ihr dadrunten sitzend harrt,
Glaubhafter Wunder Lösung endlich anschaun.
Hervor! Hervor! Und schüttelt Eure Locken rasch!
Schlaf aus den Augen! Blinzt nicht so, und hört mich an!

Chor. Rede nur, erzähl, erzähle, was sich Wunderliches begeben!
Hören möchten wir am Liebsten, was wir gar nicht glauben können;
Denn wir haben Langeweile, diese Felsen anzusehn.

Phorkyas.
Kaum die Augen ausgerieben, Kinder, langeweilt Ihr schon?
So vernehmt: in diesen Höhlen, diesen Grotten, diesen Lauben
Schutz und Schirmung war verlieben, wie idyll'schem Liebespaare,
Unserm Herrn und unsrer Frauen.

Chor. Wie? Dadrinnen?
Abgesondert

Phorkyas.
Von der Welt, nur mich, die Eine, riefen sie zu stillem Dienste.
Hochgeehrt stand ich zur Seite; doch, wie es Vertrauten ziemet,
Schaut' ich um nach etwas Anderm, wendete mich hier- und dorthin,
Suchte Wurzeln, Moos und Rinden, kundig aller Wirksamkeiten,
Und so blieben sie allein.

Chor.
Thust Du doch, als ob dadrinnen ganze Welterräume wären,
Wald und Wiese, Bäche, Seen; welche Märchen spinnst Du ab!

Phorkyas.
Allerdings, Ihr Unerfahrnen! Das sind unerforschte Tiefen:
Saal an Sälen, Hof an Höfen, diese spürt' ich sinnend aus.
Doch auf einmal ein Gelächter echo't in den Höhlenräumen;
Schau' ich hin, da springt ein Knabe von der Frauen Schooß zum
Manne,
Von dem Vater zu der Mutter; das Gekose, das Getändel,
Thör'ger Liebe Neckereien, Scherzgeschrei und Lustgejauchze
Wechselnd übertäuben mich.
Nackt, ein Genius ohne Flügel, launenartig ohne Thierheit,
Springt er auf den festen Boden; doch der Boden gegenwirkend
Schnellt ihn zu der lust'gen Höhe, und im zweiten, dritten Sprunge
Rührt er an das Hochgewölb.
Aengstlich ruft die Mutter: springe wiederholt und nach Belieben,
Aber hüte Dich zu fliegen, freier Flug ist Dir versagt.
Und so mahnt der treue Vater: in der Erde liegt die Schnellkraft,

*) „Das junge Volk" und die „Bärt'gen", die „dadrunten sitzend" harren, sind das Publikum, die Zuschauer, die Mephistopheles, nach dem Brauch der attischen Komödie, mehrfach anredet.

Die Dich aufwärts treibt, berühre mit der Zehe nur den Boden,
Wie der Erdensohn Antäus bist Du alsobald gestärkt.*)
Und so hüpft er auf die Masse dieses Felsens, von der Kante
Zu dem andern und umher, so wie ein Ball geschlagen springt.
Doch auf einmal in der Spalte rauher Schlucht ist er verschwunden,
Und nun scheint er uns verloren. Mutter jammert, Vater tröstet,
Achselzuckend steh' ich ängstlich. Doch nun wieder welch Erscheinen!
Liegen Schätze dort verborgen? Blumenstreifige Gewande
Hat er würdig angethan.
Quasten schwanken von den Armen, Binden flattern um den Busen,
In der Hand die goldne Leier, völlig wie ein kleiner Phöbus,
Tritt er wohlgemuth zur Kante, zu dem Ueberhang; wir staunen.
Und die Eltern vor Entzücken werfen wechselnd sich ans Herz.
Denn wie leuchtet's ihm zu Häupten? Was erglänzt, ist schwer zu sagen,
Ist es Goldschmuck, ist es Flamme übermächt'ger Geisteskraft?
Und so regt er sich geberdend, sich als Knabe schon verkündend
Künft'gen Meister alles Schönen, dem die ew'gen Melodieen
Durch die Glieder sich bewegen; und so werdet Ihr ihn hören,
Und so werdet Ihr ihn sehn zu einzigster Bewunderung.

Chor. Nennst Du ein Wunder dies,
Kreta's Erzeugte?
Dichtend belebrendem Wort
Hast Du gelauscht wol nimmer?
Niemals noch gehört Joniens,
Nie vernommen auch Hellas'
Urväterlicher Sagen
Göttlich-heldenhaften Reichthum?
Alles, was je geschieht
Heutiges Tages,
Trauriger Nachklang ist's
Herrlicher Ahnherrntage;
Nicht vergleicht sich Dein Erzählen
Dem, was liebliche Lüge,
Glaubhaftiger als Wahrheit,
Von dem Sohne sang der Maja.
Diesen, zierlich und kräftig doch,
Kaum geborenen Säugling
Faltet in reinster Windeln Flaum,
Strenget in köstlicher Binden Schmuck

*) S. oben die erste Note auf S. 77.

Klatschender Wärterinnen Schaar
Unvernünftigen Wähnens.
Kräftig und zierlich aber übt
Schon der Schalk die geschmeidigen,
Doch elastischen Glieder
Listig heraus, die purpurne,
Aengstlich drückende Schale
Lassend ruhig an seiner Statt,
Gleich dem fertigen Schmetterling,
Der aus starrem Puppenzwang
Flügel entfaltend behendig schlüpft,
Sonnedurchstrahlten Aether kühn
Und muthwillig durchflatternd.

So auch er, der Behendeste,
Daß er Dieben und Schälken,
Vortheilsuchenden allen auch
Ewig günstiger Dämon sei.
Dies bethätigt er alsobald
Durch gewandteste Künste.
Schnell des Meeres Beherrscher stiehlt
Er den Trident, ja dem Ares selbst
Schlau das Schwert aus der Scheide,
Bogen und Pfeil dem Phöbus auch,
Wie dem Hephästos die Zange;
Selber Zeus', des Vaters, Blitz
Nähm' er, schreckt' ihn das Feuer nicht;
Doch dem Gros siegt er ob
In beinstellendem Ringerspiel,
Raubt auch Cyprien, wie sie ihm kost,
Noch vom Busen den Gürtel.*)

*) Merkur, der Sohn Jupiter's und der Pleiade Maja, der Gott der gymnastischen Künste („in beinstellendem Ringerspiel", Ovid's Fasten 5, 667 f.) und der Diebe, hatte schon als Kind, der Wiege entschlüpft, dem Apollo die Ortygischen Rinder entwendet (ib. 691, und „Geburt des Hermes" in Philostrat's Gemälde, Goethe's Werke, 1840, XXX, 442). Goethe's unmittelbare Quelle war Lucian, der im Göttergespräche „Hephästos und Apollo" erzählt, wie Merkur als Kind dem Poseidon den Dreizack, dem Hephästos die Feuerzange, dem Apollo Bogen und Pfeile entwendete, dem Ares das Schwert aus der Scheide zog und dem Eros im Ringen ein Bein stellte, daß Eros fiel. S. auch Horaz Oden I, 10, 5. 7 (Cullidum, quidquid paravit ingeni, Iocosque sonderos fartor) und I, 2, V. 43 (almae filius Maiae). Auch Sakontala's Sohn Duschmanta fesselte, erst sechs Jahre alt, „den Elephanten und Tiger, Eber und Leu und Antilope".

(Ein reizendes, reinmelodisches Saitenspiel ertönt aus der Höhle. Alle merken auf und scheinen bald innig gerührt. Von hier an bis zur bemerkten Pause*) durchaus mit vollstimmiger Musik.)

Phorkyas. Höret allerliebste Klänge,
Macht Euch schnell von Fabeln frei,
Eurer Götter alt Gemenge,
Laßt es hin, es ist vorbei.
Niemand will Euch mehr verstehen,
Fordern wir doch höhern Zoll:
Denn es muß von Herzen gehen,
Was auf Herzen wirken soll.
(Sie zieht sich nach dem Felsen zurück.)

Chor. Bist Du, fürchterliches Wesen,
Diesem Schmeichelton geneigt,
Fühlen wir, als frisch genesen,
Uns zur Thränenlust erweicht.
Laß der Sonne Glanz verschwinden,
Wenn es in der Seele tagt,
Wir im eignen Herzen finden,
Was die ganze Welt versagt.

Helena. Faust. Euphorion** (in dem oben beschriebenen Kostüm).

Euphorion. Hört Ihr Kindeslieder singen,
Gleich ist's Euer eigner Scherz;

*) S. unten, S. 170.

**) Nach der Faustsage hatte die griechische Helena dem Faust in Deutschland einen Sohn Justus Faust geboren. Goethe verband mit dieser Sage die griechische von der Vermählung des Achill und der Helena auf den seligen Inseln und der Geburt des „geflügelten" Euphorion. Hier in Griechenland, in Arkadien, nimmt Faust Achilles' Stelle als Vater des Euphorion ein. Einzelne Züge des deutschen Zauberkindes sind aber auf Euphorion übertragen. Justus Faust war ein Hellseher, der Faust zukünftige Dinge vorhersagte. Des Euphorion ganzes Dasein und Wesen bereitet sich dem entsprechend in dichterischem und visionärem („im Grase", S. 167, V. 28: Vorherverkünden, insbesondere dem der Befreiung Griechenlands vom türkischen Joche. In seinem Tode selbst sagt er durch seine äußere Erscheinung Byron, denjenigen Dichter voraus, der für jene Befreiung sein Leben einsetzte. Nach der Sage kehrte Helena nach Fausts Tode in die Unterwelt zurück, wohin sie den Sohn des Letzteren mitnahm. Goethe bildete die Sage dahin um, daß er hier die Helena dem Euphorion ins Schattenreich folgen läßt, während Faust auf der Oberwelt zurückbleibt. Diese Aenderung war die nothwendige Folge von der Umdichtung der Sage überhaupt und der schließlichen Rettung des Faust. Wie weder Justus Faust nach der deutschen, noch Euphorion nach der griechischen Sage seine Gestalt und längeres Leben erhalten haben, so hat Goethe seinem Euphorion eine den Todeskeim in sich bergende, dämonische Frühreife und ein die Schranken der Wirklichkeit durchbrechendes Streben beigelegt und dadurch sein frühes Hinschwinden motivirt.

Seht Ihr mich im Takte ſpringen,
Hüpft Euch elterlich das Herz.

Helena. Liebe, menſchlich zu beglücken,
Nähert ſie ein edles Zwei,
Doch zu göttlichem Entzücken
Bildet ſie ein köſtlich Drei.

Fauſt. Alles iſt ſodann gefunden:
Ich bin Dein, und Du biſt mein;
Und ſo ſtehen wir verbunden,
Dürft' es doch nicht anders ſein!

Chor. Wohlgefallen vieler Jahre
In des Knaben mildem Schein
Sammelt ſich auf dieſem Paare.
O, wie rührt mich der Verein!

Euphorion. Nun laßt mich hüpfen,
Nun laßt mich ſpringen!
Zu allen Lüften
Hinauf zu dringen,
Iſt mir Begierde,
Sie faßt mich ſchon.

Fauſt. Nur mäßig, mäßig!
Nicht ins Verweegne,
Daß Sturz und Unfall
Dir nicht begegne,
Zu Grund uns richte
Der theure Sohn!

Euphorion. Ich will nicht länger
Am Boden ſtocken;
Laßt meine Hände,
Laßt meine Locken,
Laßt meine Kleider,
Sie ſind ja mein.

Helena. O denk, o denke,
Wem Du gehöreſt,
Wie es uns kränke,
Wie Du zerſtöreſt
Das ſchön errungene
Mein, Dein und Sein!

Chor. Bald biſt, ich fürchte,
Sich der Verein!

Helena und Fauſt. Bändige, bändige
Eltern zu Liebe

Ueberlebendige
Heftige Triebe!
Ländlich im Stillen
Ziere den Plan!

Euphorion. Nur Euch zu Willen
Halt' ich mich an.

(Durch den Chor sich schlingend und ihn zum Tanze fortziehend.)

Leichter umschweb' ich hie
Muntres Geschlecht.
Ist nun die Melodie,
Ist die Bewegung recht?

Helena. Ja, das ist wohlgethan;
Führe die Schönen an
Künstlichem Reihn!

Faust. Wäre das doch vorbei!
Mich kann die Gaukelei
Gar nicht erfreun.

(Euphorion und Chor, tanzend und singend, bewegen sich in verschlungenen Reihen.)

Chor. Wenn Du der Arme Paar
Lieblich bewegest,
Im Glanz Dein lockig Haar
Schüttelnd erregest,
Wenn Dir der Fuß so leicht
Ueber die Erde schleicht,
Dort und da wieder hin
Glieder um Glied sich ziehn,
Hast Du Dein Ziel erreicht,
Liebliches Kind,
All' unsre Herzen sind,
All' Dir geneigt.

(Pause.)

Euphorion. Ihr seid so viele
Leichtfüßige Rehe.
Zu neuem Spiele
Frisch aus der Nähe!
Ich bin der Jäger,
Ihr seid das Wild.

Chor. Willst Du uns fangen,
Sei nicht behende!
Denn wir verlangen
Doch nur am Ende,

Dich zu umarmen,
Du schönes Bild!

Euphorion. Nur durch die Haine!*)
Zu Stock und Steine!
Das leicht Errungene
Das widert mir,
Nur das Erzwungene
Ergetzt mich schier.

Helena und Fauſt. Welch ein Muthwill! Welch ein Rasen!
Keine Mäßigung iſt zu hoffen,
Klingt es doch wie Hornerblasen,
Ueber Thal und Wälder dröhnend.
Welch ein Unfug! Welch Geſchrei!

Chor (einzeln ſchnell eintretend). Uns iſt er vorbeigelaufen,
Mit Verachtung uns verhöhnend,
Schlepot er von dem ganzen Haufen
Nun die Wildeſte herbei.

Euphorion (ein junges Mädchen herumtragend).
Schlepp' ich her die derbe Kleine
Zu erzwungenem Genuſſe.
Mir zur Wonne, mir zur Luſt
Drück' ich widerſpenſt'ge Bruſt,
Kuſſ' ich widerwärt'gen Mund,
Thue Kraft und Willen kund.

Mädchen. Laß mich los! In dieſer Hülle
Iſt auch Geiſtes Muth und Kraft;
Deinem gleich iſt unſer Wille
Nicht ſo leicht hinweggerafft.
Glaubſt Du wol mich im Gedränge?
Deinem Arm vertrauſt Du viel!
Halte feſt, und ich verſenge
Dich, den Thoren, mir zum Spiel.
(Sie flammt auf und lodert in die Höhe.) **)

*) In einer franzöſiſchen Ueberſetzung (von Lerminier) finden wir dieſe Stelle mit: „Ah seulement la haine! La combat et la lutte!“ wiedergegeben; L. hielt alſo die Haine für la haine (der Haß).

**) Dies Aufgehen in Flammen entſpricht der Geſpenſternatur dieſer aus dem Hades wieder ans Tageslicht gelangten Trojanerinnen; denn alle Dämonen ſind Feuerweſen. — Die Paläſtra, Sklavin der Zauberin in Lucian's „Lucius“, erwidert dem Letztern, der ſie mit Liebesantragen verfolgt: „Du wirſt mich flehen, denn ich bin lauter Feuer und Lohe,“ hier nur in figürlichem Sinne. Um ſich für erlittene Beleidigungen zu rächen, verwandelten ſich dagegen die Kobolde der deutſchen Sage in wirkliche Flammen. (Volksb. vom Jahre 1588, S. 38, und Sommer im Artikel „Fauſt“ bei Erſch und Gruber.)

Folge mir in leichte Lüfte,
Folge mir in ferne Grüfte,
Hasche das verschwundne Ziel!

Euphorion (die letzten Flammen erschüttelnd).
Felsengedränge hier
Zwischen dem Waldgebüsch,
Was soll die Enge mir,
Bin ich doch jung und frisch.
Winde, sie sausen ja,
Wellen, sie brausen da;
Hör' ich doch Beides fern,
Nah wär' ich gern.
(Er springt immer höher selbdritt.)

Helena, Faust und Chor.
Wolltest Du den Gemsen gleichen?
Vor dem Falle muß uns graun.

Euphorion.
Immer höher muß ich steigen,
Immer weiter muß ich schaun.
Weiß ich nun, wo ich bin!
Mitten der Insel drin,
Mitten in Pelops' Land,
Erde- wie seeverwandt.

Chor. Magst nicht in Berg und Wald
Friedlich verweilen,
Suchen wir alsobald
Reben in Zeilen,
Reben am Hügelrand,
Feigen und Apfelgold.
Ach, in dem belden Land
Bleibe Du hold!

Euphorion. Träumt Ihr den Friedenstag?
Träume, wer träumen mag!
Krieg ist das Losungswort!
Sieg! Und so klingt es fort.

Chor. Wer im Frieden
Wünschet sich Krieg zurück,
Der ist geschieden
Vom Hoffnungsglück.

Euphorion. Welche des Land gebar
Aus Gefahr in Gefahr,
Frei, unbegrenzten Muths,

Verſchwendriſch eignen Bluts,
Mit nicht zu dämpfendem,
Heiligem Sinn,
Alle den Kämpfenden
Bring' es Gewinn!

Chor. Seht hinauf, wie hoch geſtiegen!
Und erſcheint uns doch nicht klein.
Wie im Harniſch, wie zum Siegen,
Wie von Erz und Stahl der Schein!

Euphorion. Keine Wälle, keine Mauern,
Jeder nur ſich ſelbſt bewußt;
Feſte Burg, um auszudauern,
Iſt des Mannes ehrne Bruſt.
Wollt Ihr unerobert wohnen,
Leicht bewaffnet raſch ins Feld;
Frauen werden Amazonen,
Und ein jedes Kind ein Held.

Chor.*) Heilige Poeſie,
Himmelan ſteige ſie,
Glänze, der ſchönſte Stern,
Fern und ſo weiter fern!
Und ſie erreicht uns doch
Immer, man hört ſie noch,
Vernimmt ſie gern.

Euphorion. Nein, nicht ein Kind bin ich erſchienen,
In Waffen kommt der Jüngling an;
Geſellt zu Starken, Freien, Kühnen,
Hat er im Geiſte ſchon gethan.
Nun fort!
Nun dort
Eröffnet ſich zum Ruhm die Bahn.

Helena und Fauſt. Kaum ins Leben eingerufen,
Heute Tag gegeben kaum,
Semeſt Du von Schwindelſtufen
Dich zu ſchmerzendvollem Raum.
Sind denn wir
Gar nichts Dir?
Iſt der holde Bund ein Traum?

Euphorion. Und hört Ihr donnern auf dem Meere,
Dort widerdonnern Thal um Thal,

*) Ein von Pierſon ſehr ſchön komponirter Chor.

In Staub und Wellen, Heer dem Heere,
In Drang um Drang, zu Schmerz und Qual!
Und der Tod
Ist Gebot,
Das verstebt sich nun einmal.

Helena, Faust und Chor.
Welch Entsetzen! Welches Grauen!
Ist der Tod denn Dir Gebot?

Euphorion. Sollt' ich aus der Ferne schauen?
Nein! Ich theile Sorg' und Noth.

Die Vorigen. Uebermuth und Gefahr,
Tödtliches Loos.*)

Euphorion. Doch! — Und ein Flügelpaar
Faltet sich los!
Dorthin! Ich muß! Ich muß!
Gönnt mir den Flug!

(Er wirft sich in die Lüfte, die Gewande tragen ihn einen Augenblick, sein Haupt strahlt, ein Lichtschweif zieht nach.)

Chor. Ikarus! Ikarus!
Jammer genug!

(Ein schöner Jüngling stürzt zu der Eltern Füßen, man glaubt in dem Todten eine bekannte Gestalt zu erblicken**) doch das Körperliche verschwindet sogleich, die Aureole***) steigt wie ein Komet zum Himmel auf, Kleid, Mantel und Lyra bleiben liegen.)

Helena und Faust. Der Freude folgt sogleich
Grimmige Pein.

---

* Abhängig von „Ich theile", in zweiter Person gedacht.

** „Man glaubt in dem Todten eine bekannte Gestalt zu erblicken": Euphorion ist nicht Byron, sondern sein früher Tod soll nur an den Byron's, seine Gestalt an die des letztern erinnern. Euphorion ist nur eine Prophezeiung Byron's und der Befreiung Griechenlands.

*** In Goethe's Papieren fand sich folgende Bemerkung zu dieser Stelle aus dem Jahre 1827: „Aureola ist ein im Französischen gebräuchliches Wort, welches den Heiligenschein um die Häupter göttlicher oder verehrter Personen andeutet. Dieser kommt eigentlich auf alten Bonifazischen Gemälden um die göttlichen Häupter vor. In den Gräbern der alten Christen fehlen sie nicht; auch Kaiser Konstantin und seine Mutter erinnere ich mich so abgebildet gesehen zu haben. Hierdurch wird auf alle Fälle eine höhere geistige Kraft, aus dem Haupte gleichsam emanirend und sichtbar werdend, angedeutet, wie denn auch genialen und hoffnungsvollen Kinder durch solche Flammen merkwürdig bezeichnet. Nur so heißt es auch in der „Helena":

Denn wo leuchtet's ihm zu Haupten? Was erglänzt, ist schwer zu sagen,
Ist es Goldschmuck, ist es Flamme übermächtiger Geisteskraft?
Und so kehrt denn diese Geistesflamme bei seinem Scheiden wieder in die höhern Regionen zurück." Dünzer, der diese Stelle (S. 467) mittheilt, bemerkt dazu noch Grimm's Mythologie, S. 300, und Schnaase's Kunstgesch., IV. 56 ff., daß die Vorstellung von einem Strahlenkranze um das Haupt geistesbegabter Kinder uralt sei.

Euphorion (Stimme aus der Tiefe).
Laß mich im düstern Reich,
Mutter, mich nicht allein!*)

(Pause.)

Chor (Trauergesang).
Nicht allein! — wo Du auch weilest;
Denn wir glauben Dich zu kennen.**)
Ach! Wenn Du dem Tag enteilest,
Wird kein Herz von Dir sich trennen.
Wüßten wir doch kaum zu klagen,
Reidend singen wir Dein Loos:
Dir in klar und trüben Tagen
Lied und Muth war schön und groß.

Ach! Zum Erdenglück geboren,
Hoher Ahnen, großer Kraft,
Leider, früh Dir selbst verloren,
Jugendblüthe weggerafft;
Scharfer Blick, die Welt zu schauen,
Muthsinn jedem Herzensdrang,
Liebesgluth der besten Frauen
Und ein eigenster Gesang.

Doch Du rannteſt unaufhaltſam
Frei uns willenlose Netz;***)
So entweihteſt Du gewaltſam
Dich mit Sitte, mit Gesetz;

---

*) Diese Wiederholung des Personal-Pronomens findet sich bei den Dichtern häufig. Schiller sagt z. B. in der „Jungfrau von Orleans:“
Doch werd' ich Dich mit kriegerischen Ehren,
Vor allen Erdenfrauen Dich verklären.

**) Dieses Chorlied ist als ein einzelegter Trauergesang für Byron anzusehen. Goethe selbst äußerte zu Eckermann, daß der Chor hier ganz auf der Reife falle. Er thut das nicht nur — worauf sich Goethe's Aeußerung beschränkte, — indem er ernst und gehalten reflektirt, sondern auch dadurch, daß er, der Chor der Trojanerinnen des Priamus, eine Charakteristik des modernen Dichters Byron giebt, diesen „zu kennen glaubt“ und Byron mit Euphorion ganz identificirt. Goethe wünschte aber dem damals eben verstorbenen Dichter in der „Helena“ ein Denkmal zu setzen, und da bot sich ihm nur die Stimme dieses Chors an. Andererseits setzen in dem Chorliede alle ganz konkreten Beziehungen auf Byron, — weder sein Name, noch England, noch seine Werke sind genannt — die Charakteristik ist vielmehr so allgemein, daß sie ebenso vollständig auf den Euphorion des Stückes paßt wie auf den englischen Dichter. An Diesen zu denken, zwingen nur die vom Chor im Geiste des Publikums gesprochenen Worte: „denn wir glauben Dich zu kennen“, die von Euphorion auf Byron hinweisen.

***) Unter dem „willenlosen Netz“ ist das Verhängniß zu verstehn.

Doch zuletzt das höchste Sinnen
Gab dem reinen Muth Gewicht,
Wolltest Herrliches gewinnen,
Aber es gelang Dir nicht.

Wem gelingt es? — Trübe Frage,
Der das Schicksal sich vermummt,
Wenn am unglückseligsten Tage
Blutend alles Volk verstummt.
Doch erfrischet*) neue Lieder,
Steht nicht länger tief gebeugt!
Denn der Boden zeugt sie wieder,
Wie von je er sie gezeugt.

(Völlige Pause. Die Musik hört auf.)

Helena (zu Faust).
Ein altes Wort bewährt sich leider auch an mir,**)
Daß Glück und Schönheit dauerhaft sich nicht vereint.
Zerrissen ist des Lebens wie der Liebe Band,
Bejammernd beide, sag' ich schmerzlich Lebewohl
Und werfe mich noch einmal in die Arme Dir.
Persephoneia, nimm den Knaben auf und mich!

(Sie umarmt Faust, das Körperliche verschwindet, Kleid und Schleier bleiben ihm in den Armen.)

Phorkyas (zu Faust).
Halte fest, was Dir von Allem übrig blieb!
Das Kleid, laß es nicht los! Da zupfen schon
Dämonen an den Zipfeln, möchten gern
Zur Unterwelt es retten. Halte fest!
Die Göttin ist's nicht mehr, die Du verlorst,
Doch göttlich ist's. Bediene Dich der hohen,
Unschätzbar'n Gunst und hebe Dich empor!
Es trägt Dich über alles Gemeine rasch
Am Aether hin, so lange Du dauern kannst.
Wir sehn uns wieder, weit, gar weit von hier.

(Helenens Gewande lösen sich in Wolken auf, umgeben Faust, heben ihn in die Höhe und ziehen mit ihm vorüber.)

*) „Erfrischen" ist hier transitiv gebraucht (wie in Bd. VI. S. 234 der 40 bdg. Ausg.: „erfrische das Vergnügen"). Aehnlich sagt Immermann: „Während die Mägde die Gluth erfrischten." Oben bedeutet es „frisch anstimmen." — „Der unglückseligste Tag" und das „blutende Verstummen" beziehn sich auf den Fall von Missolunghi (1824) unmittelbar nach Byron's Tode und die damals eingetretene unglückliche Wendung der griechischen Erhebung.

**) Helena, für welche die Romantik nun zu Ende ist, spricht wieder, wie nachher Panthalis und der Chor, in antiken Versmaaßen. Der fünfte Vers ist an Faust, nur der sechste an Proserpina gerichtet.

Phorkyas (nimmt Euphorion's Kleid, Mantel und Lyra von der Erde, tritt ins Proscenium, hebt die Exuvien*) in die Höhe und spricht:)

Noch immer glücklich aufgefunden!
Die Flamme freilich iſt verſchwunden,
Doch iſt mir um die Welt nicht leid.
Hier bleibt genug, Poeten einzuweihen,
Zu ſtiften Gild- und Handwerksneid;
Und kann ich die Talente nicht verleihen,
Verborg' ich wenigſtens das Kleid. **)

(Sie ſetzt ſich im Proscenium an eine Säule nieder.)

Panthalis.

Nun eilig, Mädchen! Sind wir doch den Zauber los,
Der altdeſſal'ſchen Bettel***) wüſten Geiſteszwang,
So des Geklimpers vielverworrner Töne Rauſch,
Das Ohr verwirrend, ſchlimmer noch den innern Sinn.
Hinab zum Hades! Eilte doch die Königin
Mit ernſtem Gang hinunter. Ihrer Sohle ſei
Unmittelbar getreuer Mägde Schritt gefügt!
Wir finden ſie am Throne der Unerforſchlichen.

Chor. Königinnen, freilich überall ſind ſie gern;
Auch im Hades ſtehen ſie obenan,
Stolz zu Ihresgleichen geſellt,
Mit Perſephonen innigſt vertraut;
Aber wir, im Hintergrunde
Tiefer Aſphodeloswieſen,
Langgeſtreckten Pappeln,
Unfruchtbaren Weiden zugeſellt,
Welchen Zeitvertreib haben wir?
Fledermausgleich zu piepſen,
Geflüſter, unerfreulich, geſpenſtig. †)

*) Exuvien ſind die zurückgelaſſene Kleidung und Rüſtung. — Goethe meinte auch von ſeinen eigenen Exuvien („der Schlangenbaut", „dem Mantel"), ſie würden den „erfriſchen", der ſie ſich dereinſt aneignen werde (Geb., II. 389). — Orpheus' Lyra floß nach ſeinem Tode tönend dem Meere zu.

**) Bünzer (S. 692) führt hierzu Jean Paul's Worte an, aus §. 17 ſeiner „Nachſchule zur äſthetiſchen Vorſchule": „In den Eliasmantel, den Schiller bei ſeiner Himmelfahrt fallen ließ, haben ſich Trauerſpiel- und Luſtſpieldichter als reelliche Finder getheilt, um für ihre Bühnenheute den reich mit goldenen Sentenzen beſetzten Mantel auszubrennen."

***) Vergl. 1. Timoth., 4, 7: „Sich der altvetteliſchen Fabeln entſchlagen."

†) Die Vergleichung mit den gewenſtiſchen Fledermäuſen iſt aus Homer (Odyſſee, XXIV. 6 ff.) geſchöpft. Ebenda (X. 509 und 510, IX. 539) finden ſich auch „die Pappeln" und die „Weiden" (Weidenbäume, saules, nicht pâturages, wie Gérard de Nerval, überſetzt) und „Aſphodeloswieſen." Aſphodelus (Asphodelus ramosus L.) iſt die ſchon bei Heſiod vorkommende lilienartige Pflanze der Unterwelt, die gemäht in der Oberwelt gleich anderem Wieſenheu zu duftendem Streulager benutzt wurde. (Theokrit, VII. 68.)

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
GOETHE,J.W.
3-598-50924-3
FN. 16550/437

Chorführerin.
Wer seinen Namen sich erwarb, noch Edles will,
Gehört den Elementen an, so fahret hin!
Mit meiner Königin zu sein, verlangt mich heiß;
Nicht nur Verdienst, auch Treue wahrt uns die Person.*)

Alle. Zurückgegeben sind wir dem Tageslicht,
Zwar Personen nicht mehr,
Das fühlen, das wissen wir;
Aber zum Hades kehren wir nimmer.
Ewig lebendige Natur
Macht auf uns Geister,
Wir auf sie vollgiltigen Anspruch.**)

---

*) Aehnlich drückt sich Goethe's Euphrosyne (Ged., II. 51) aus. Auch da wird eine Aristokratie der Geister der Unterwelt angenommen:
„Nur die Muse gewährt einiges Leben dem Tod.
Denn gestaltlos schweben umher in Persephoneia's
Reiche massenweis Schatten vom Namen getrennt.
Den der Dichter aber verewigt, der wandelt gestaltet,
Eingeln, gesellet dem Chor aller Heroen sich zu.
Freudig tret' ich einher, von Deinem Liede verkündet,
Und der Göttin Blick weitet gestaltig auf mir.
Mild empfingst Du mich dann und nennst mich, es wandeln die hohen,
Göttlichen Frauen mich an, immer die nächsten am Thron."
Auch das der Treue in der Unterwelt sie Fortgenossen gewahrt bleibe, ist ein acht Goethe'scher Gedanke, der im Mährchen Tasso sogar bis auf den die Siebenschläfer begleitenden treuen Hund ausgedehnt wird. (Werke, 1840, IV. 147, 154.)

**) Sehr treffend allegirt Düntzer (624) zu vielen Worten des Chors die Stelle aus dem Briefe von A. von Humboldt an Karoline von Wolzogen vom 8. Mai 1830: „Es giebt eine geistige Individualität, in der aber nicht Jeder gelangt, und viele, als eigenthümliche Geistesgestaltung, ist ewig und unvergänglich. Was sich nicht so zu gestalten vermag, das mag wol in das allgemeine Naturleben zurückkehren." Daß diese Worte im philosophischen und die des Chors im dichterischen Sinn, aber nicht im religiösen zu verstehen sind, bedarf keiner Ausführung. Der sich in das Naturleben auflösende Chor bedient nach Klinger's Worten in seinem Faust (S. 15) gewissermaßen auch „Schatten, die wegen der Festigkeit nach der Verdammniß werth sind". Der ganzen Unterredung liegt die Idee zu Grunde, daß die menschliche Persönlichkeit auf der Sittlichkeit beruht, welche die Erhebung aus dem Reiche der Natur zu dem der freien voraussetzt. Das Böse begründet hier die Trennung zwischen den naturalmonischen und den menschlichen Eigenschaften. Im Sinne des Mittelalters versteht der Chor aus Commentatorgeistern und Partikeln der abgetrennten Seele, für die der Tod nicht ist „als eine Austilgung und Unterdrückung der ersten Natur und eine Generation der andern und neuen Natur". Paracelsus, Opitz, S. 86.) Im antiken Sinne besteht er aus Personificationen der Natur, und zwar der erste Theil aus Baum Nymphen, Dryaden, der zweite Theil aus Berg Nymphen, Oreaden (welche beide Gattungen schon in der klassischen Walpurgisnacht auftreten), der dritte Theil aus Quell Nymphen, Najaden, und der letzte Theil endlich aus

Ein Theil des Chors.

Wir in dieser tausend Aeste Flüsterzittern, Säuselschweben
Reizen tändelnd, locken leise wurzelauf des Lebens Quellen
Nach den Zweigen; bald mit Blättern, bald mit Blüthen überschwenglich
Hieren wir die Flatterhaare frei zu lustigem Gedeihn.
Fällt die Frucht, sogleich versammeln lebenslustig Volk und Heerden
Sich zum Grasen, sich zum Naschen, eilig kommend, emsig drängend,
Und, wie vor den ersten Göttern,*) duckt sich Alles um uns her.

Ein andrer Theil.

Wir an dieser Felsenwände weithinleuchtend glattem Spiegel
Schmiegen wir, in sanften Wellen uns bewegend, schmeichelnd an;
Horchen, lauschen jedem Laute, Vogelsingen, Rohrgeflöten,
Sei es Pan's furchtbarer Stimme, Antwort ist sogleich bereit;
Säuselt's, säuseln wir erwidernd; donnert's, rollen unsre Donner
In erschütterndem Verdoppeln, dreifach, zehnfach hinten nach.

Ein dritter Theil.

Schwestern! Wir, bewegtern Sinnes, eilen mit den Bächen weiter;
Dorn es reizen jener Ferne reichgeschmückte Hügelsitze;
Immer abwärts, immer tiefer, wässern wir, mäandrisch wallend,
Jetzt die Wiese, dann die Matten, gleich den Garten um das Haus.
Dort bezeichnen's der Cypressen schlanke Wipfel, über Landschaft,
Ufergrün und Wellenspiegel nach dem Aether steigende.

Ein vierter Theil.

Wallt Ihr Andern, wo's beliebet, wir umsingeln, wir umrauschen
Den durchaus bepflanzten Hügel, wo am Stab die Rebe grünt;
Dort zu aller Tage Stunden läßt die Leidenschaft des Winzers
Uns des liebevollsten Fleißes zweifelhaft Gelingen sehn.
Bald mit Hacke, bald mit Spaten, bald mit Häufeln, Schneiden, Binden,
Betet er zu allen Göttern, fördersamst zum Sonnengott.
Bacchus kümmert sich, der Weichling, wenig um den treuen Diener,
Ruht in Lauben, lehnt in Hohlen, faselnd mit dem jüngsten Faun.
Was zu seiner Träumereien halbem Rausch er je bedurfte,

Oreaden der Weinberge. Die Einführung des letzten Theils machte es möglich, das Ganze mit einer Dionysosfeier zu beschließen. Denn im Weingott, in dem kathartischen Gott, dem Liber, Eleutherens, dem Befreier, fand das antike Naturleben den höchsten orphisch-symbolischen Ausdruck, sowol für die jährlich wiederkehrende Verjüngung der Natur, als damit zugleich für die Unsterblichkeit überhaupt. Und das Drama selbst ist nach seinem ursprünglichen Wesen nichts Anderes als ein Dionysosdienst.

*) **Kronos und Rhea.** Die Menschen des ersten Weltalters nährten sich von Baumfrüchten (Ovid, Met., I. 103—106). (Düntzer.)

Immer bleibt es ihm in Schläuchen, ihm in Krügen und Gefäßen,
Rechts und links der kühlen Grüfte, ew'ge Zeiten aufbewahrt.
Haben aber alle Götter, hat nun Helios vor allen,
Lüftend, feuchtend, wärmend, gluthend, Beerenfüllhorn aufgehäuft,
Wo der stille Winzer wirkte, dort auf einmal wird's lebendig,
Und es rauscht in jedem Laube, raschelt um von Stock zu Stock.
Körbe knarren, Eimer klappern, Tragebutten ächzen hin,
Alles nach der großen Kufe zu der Keltrer lust'gem Tanz;
Und so wird die heil'ge Fülle reingehorner, saft'ger Beeren
Frech zertreten; schäumend, sprühend mischt sich's, widerlich zer-
quetscht.
Und nun gellt ins Ohr der Cymbeln mit der Becken Erzgetöne,
Denn es hat sich Dionysos aus Mysterien enthüllt,
Kommt hervor mit Ziegenfüßlern, schwenkend Ziegenfüßlerinnen,
Und dazwischen schreit unbändig grell Silenus'*) ödrig Thier.
Nichts geschont! Gespaltne Klauen treten alle Sitte nieder,
Alle Sinne wirbeln taumlig, gräßlich übertäubt das Ohr.
Nach der Schale tappen Trunkne, überfüllt sind Kopf und Wänste,
Sorglich ist noch Ein und Andrer, doch vermehrt er die Tumulte;
Denn um neuen Most zu bergen, leert man rasch den alten Schlauch!

(Der Vorhang fällt. Phorkyas im Proscenium richtet sich riesenhaft auf, tritt von den Kothurnen herunter, lehnt Maske und Schleier zurück und zeigt sich als Nereidenchoros, um, insofern es nöthig wäre, im Epilog das Stück zu kommentiren.)

*) Silenus, Erzieher und beständiger Begleiter des Bacchus, dargestellt als fahlköpfiger Greis mit Ziegen-Hörnern und -Füßen, auf einem Esel reitend. Vergl. in Goethe's ersten Venetianischen Epigramm (Ged., II. 17) die Beschreibung eines Bacchanals nach bildlicher Darstellung auf antiken Sarkophagen und Urnen:

„Frauen tanzen unter, mit der Bacchantinnen Chor
Machen sie bunte Reihe; der ziegengefüßte Bassbock
Zwingt den heiseren Ton wild aus dem schmetternden Horn.
Cymbeln, Trommeln erklingen; wir sehen und hören den Marmor."

Vierter Akt.

Hochgebirg.

Starke, zackige Felsengipfel. Eine Wolke*) zieht herbei, lehnt sich an, senkt sich auf eine vorstehende Platte herab. Sie theilt sich.

Faust (tritt hervor).

Der Einsamkeiten tiefste schauend unter meinem Fuß,
Betret' ich wohlbedächtig dieser Gipfel Saum,
Entlassend meiner Wolke Tragwerk, die mich sanft
An klaren Tagen über Land und Meer geführt.
Sie löst sich langsam, nicht zerstiebend, von mir ab.
Nach Osten streebt die Masse mit geballtem Zug,
Ihr strebt das Auge staunend in Bewundrung nach.
Sie theilt sich wandelnd, wogenhaft, veränderlich.**)
Doch will sich's modeln. — Ja! Das Auge trügt mich nicht! —
Auf sonnbeglänzten Pfühlen herrlich hingestreckt,
Zwar riesenhaft, ein göttergleiches Frauengebild,
Ich seh's! Junonen ähnlich, Leda'n, Helenen,
Wie majestätisch lieblich mir's im Auge schwankt!
Ach, schon verrückt sich's! Formlos breit und aufgethürmt,
Ruht es in Osten, fernen Eisgebirgen gleich,

*) Die Wolke, in welche sich Helena's Gewande aufgelöst hatten (I. S. 170).

**) Das Studium der Wolkenbildung und der Witterungslehre, welches Goethe besonders im späteren Alter dauernd beschäftigte, behagte ihm, auch mit der bildlichen Wolkendarstellung wissenschaftliche Exaktheit zu verbinden. In den nachfolgenden Wolkenbildern kann man daher den Stratus, Cumulus, Cirrus der Howard'schen Wolken-Terminologie (Geb., II. 233 ff.) mit Leichtigkeit wiederfinden. Das „Gestaltenlose" und doch „Gestaltenreiche" der Wolken diente Goethe, vorzugsweise im Alter, wiederholt zum Bilde seelischer Vorgänge:

„Wie leicht und zierlich, klar und zart gewoben,
Schwebt herabgleich aus ernster Wolken Chor,
Als glich es ihr, am blauen Aether droben
Ein schlank Gebild aus lichtem Duft empor."
(Marienbader Elegie v. J. 1823. Geb., I. 198.)

Der nachfolgende Name Aurora bezeichnet nicht etwa die Morgenröthe selbst, noch die Gefühle, welche dieselbe einst in dem Knaben erregt hatte (Düntzer), sondern die erste Liebe; in Faust's Munde kann damit nur die Erinnerung an Gretchen ausgedrückt sein.

Und spiegelt blendend flücht'ger Tage großen Sinn.
Doch mir umschwebt ein zarter, lichter Nebelstreif
Noch Brust und Stirn, erheiternd, kühl und schmeichelhaft.
Nun steigt es leicht und jauchzend hoch und höher auf,
Fügt sich zusammen. — Täuscht mich ein entzückend Bild
Als jugendherrlichstes, längstentbehrtes, höchstes Gut?
Des tiefsten Herzens frühste Schätze quellen auf,
Aurorens Liebe, leichten Schwungs, bezeichnet's mir,
Den schnellempfundnen, ersten, kaum verstandnen Blick,
Der, festgehalten, überglänzte jeden Schatz.
Wie Seelenschönheit steigert sich die holde Form,
Löst sich nicht auf, erhebt sich in den Aether hin,
Und zieht das Beste meines Innern mit sich fort.

(Ein Siebenmeilenstiefel*) tappt auf; ein anderer folgt alsbald. Mephistopheles steigt ab. Die Stiefel schreiten eilig weiter.)

Mephistopheles. Das heiß' ich endlich vorgeschritten!
Nun aber sag, was fällt Dir ein?
Steigst ab in solcher Gräuel Mitten,
Im gräßlich gähnenden Gestein?
Ich kenn' es wol, doch nicht an dieser Stelle;**)
Denn eigentlich war das der Grund der Hölle.

Faust. Es fehlt Dir nie an närrischen Legenden,
Fängst wieder an, dergleichen auszuspenden.

Mephistopheles (ernsthaft).
Als Gott der Herr — ich weiß auch wohl warum —
Uns aus der Luft in tiefste Tiefen bannte,

*) Während Faust die antike Wolke trägt, tragen den Mephistopheles die Zauberschuhe der alten nordischen Sage (der Kobolde), welche an Hermes' geflügelten Sandalen ein antikes Seitenstück haben. (Grimm, Mythol., S. 471 und 476; Tholenius, I. 194.. Gott Loki bediente sich gleichfalls solcher Siebenmeilenstiefel, welche im Volksmärchen sich erhalten haben (aestiefelter Kater). — In dem folgenden vierten Verse vermuthet Düntzer „weiblich" statt „endlich". Sollte nicht „endlich" aus „redlich" verrumpirt sein?

**) Goethe läßt hier den Mephistopheles diejenige Lehre von der Bildung der Erdoberfläche, im Anschluß an alte Volkssagen, entwickeln, welche er selbst fast seines Lebens bekämpft hatte; dazu gehört die Annahme eines glühenden Erdinnern, welche von einigen neuen Naturforschern ganz in Goethe's Sinne verworfen wird. Dieser sah in jener Theorie eine Rückkehr zu den Vorstellungen von einem im Schoße der Erde befindlichen feurigen Höllenlokale. Dieselben Gedanken sind in einigen Zahmen Xenien ausgesprochen, z. B. (Ged., II. S. 192):

„Basalt, der schwarze Teufels Mohr,
Aus tiefster Hölle dringt hervor,
Zerspaltet Fels, Gestein und Erden,
Omega muß zum Alpha werden.

Da, wo centralisch glühend, um und um
Ein ewig Feuer flammend sich durchbrannte,
Wir fanden uns bei allzu großer Hellung
In sehr gedrängter, unbequemer Stellung.
Die Teufel fingen sämmtlich an zu husten,
Von oben und von unten auszupusten;
Die Hölle schwoll von Schwefelstank und -Säure,
Das gab ein Gas! Das ging ins Ungeheure,
So daß gar bald der Länder flache Kruste,
So dick sie war, zerkrachend bersten mußte.
Nun haben wir's an einem andern Zipfel,
Was ehmals Grund war, ist nun Gipfel.
Sie gründen auch hierauf die rechten Lehren,
Das Unterste ins Oberste zu kehren.
Denn wir entrannen knechtisch heißer Gruft
Ins Uebermaaß der Herrschaft freier Luft.
Ein offenbar Geheimniß, wohl verwahrt,
Und wird nur spät den Völkern offenbart. (Ephes., 6. 12.)*)

Faust. Gebirgesmasse bleibt mir ebel-stumm,
Ich frage nicht woher und nicht warum? —
Als die Natur sich in sich selbst gegründet,
Da hat sie rein den Erdball abgerundet,

Und so wäre denn die liebe Welt
Geognestisch auf den Kopf gestellt."

und (Gedichte, Band III. S. 209):

„Nun aber walket ganz gewiß
Im innern Erdenspatium
Pyro-Hydrophylakium ꝛc."

Der letzte Vers bezieht sich auf die alte Lehre des Jesuitenpaters Kircher von einem großen Feuer- und Wasser-Reservoir in der Mitte der Erde. Schon die Kirchenväter nahmen, in Anknüpfung an Platonische Vorstellungen von einem Feuerfluß der Seelen, ein in den Klüften der Erde brennendes und zuweilen vulkanisch hervorbrechendes Pyriphlegeton an (Cholevius, I. 183). Auch im Faustbuche (S. 38) werden die Felsen der Hölle geschildert. Die Naturforscher empfanden Goethe's satirische Streiflichter auf den Plutonismus. Humboldt schrieb an Lobell, als Dieser ihm sein geologisches Gedicht „Die Urzeit der Erde" überfandt hatte: „Ihnen muß ich besonders für den zweiten, heiter entenden Gesang Dank sagen, weil Sie durch Ihre Vorliebe für die Erhebungstheorien ein wenig Rache geübt haben wegen der schlechten Behandlung, die wir erfahren im zweiten Theil des Faust." (Augsb. Allg. Zeitung, 1857, Nr. 25, Beil.) Die neuere Naturforschung hat sich indeß Goethe's Standpunkte sehr genähert. (Vergl. Bischof, Lehrb. der Geologie. Bonn 1847 bis 1852; Fr. Mohr, Gesch. der Erde, Bonn 1867, besonders aber des Engländers Lyell Geologie.)

*) „Denn wir haben zu kämpfen mit den Herren der Welt, die in der Finsterniß dieser Welt herrschen, mit den bösen Geistern unter dem Himmel." Hiernach nannte Goethe schon 1774 in dem „Ewigen Juden" den Geist der Finsterniß den „Herrn der alten Welt." (Ged., III. 184.)

Der Gipfel sich, der Schluchten sich erfreut,
Und Fels an Fels und Berg an Berg gereiht;
Die Hügel dann bequem hinabgebildet,
Mit sanftem Zug sie in das Thal gemildet.*)
Da grünt's und wächst's, und um sich zu erfreuen,
Bedarf sie nicht der tollen Strudeleien.

Mephistopheles.

Das sprecht Ihr so! Das scheint Euch sonnenklar,
Doch weiß es anders, der zugegen war.
Ich war dabei, als noch da drunten siedend
Der Abgrund schwoll und strömend Flammen trug;
Als Moloch's Hammer, Fels an Felsen schmiedend,
Gebirgestrümmer in die Ferne schlug.**)
Noch starrt das Land von fremden Centnermassen;
Wer giebt Erklärung solcher Scheudermacht?
Der Philosoph, er weiß es nicht zu fassen.
Da liegt der Fels, man muß ihn liegen lassen,
Zu Schanden haben wir uns schon gedacht. —
Das treu-gemeine Volk allein begreift
Und läßt sich im Begriff nicht stören;
Ihm ist die Weisheit längst gereift:
Ein Wunder ist's, der Satan kommt zu Ehren.
Mein Wandrer hinkt an seiner Glaubenskrücke
Zum Teufelstein, zur Teufelsbrücke.***)

Faust. Es ist doch auch bemerkenswerth zu achten,
Zu sehn, wie Teufel die Natur betrachten.

Mephistopheles. Was geht mich's an! Natur sei, wie sie sei,
's ist Ehrenpunkt: der Teufel war dabei!
Wir sind die Leute, Großes zu erreichen;
Tumult, Gewalt und Unsinn, sieh das Zeichen! —†)
Doch daß ich endlich ganz verständlich spreche,

---

*) „Mildern", schweizerisch, findet sich auch sonst bei Goethe (Ged., II. 212) und bei Schiller („Sonnenrund rinnen").

**) Die Frage nach dem Ursprunge der sog. erratischen Blöcke erklärt hier Mephistopheles ziemlich nach alten Teufelslegenden. Vergl. Milton's Verlorenes Paradies, I. 392, und Klopstock's Messias, II. 358 ff. An letzterer Stelle ängstet der krieg'rische Heldennamen Moloch, der semitische Gott der verzehrenden Glut, die Hölle zur Verherrlichung gegen Jehova mit Bergen. (Tümmer, 706.) Diese Worte schienen besonders gegen Leopold von Buch gerichtet zu sein. (Eckermann, II. 68.)

***) Meyer (170) nennt als solche von dem Volke dem Teufel zugeschriebene Werke, außer den Teufelssteinen, Teufelsmauern im Harz, Teufelskanzeln, u. s. w., von Teufelsbrücken besonders die Kesselbrücke auf der Gotthardstraße, die Rhonebrücke bei Abignon und die Donaubrücke bei Regensburg.

†) Dies Zeichen ist das zerstörte Gefäß umher, nach Düntzer's gewiß richtiger Deutung.

Gefiel Dir nichts an unsrer Oberfläche?
Du überahst in ungemessnen Weiten
„Die Reiche der Welt und ihre Herrlichkeiten.“ (Matth., 4.)*)
Doch, ungenügsam, wie Du bist,
Empfandest Du wol kein Gelüst?

Faust. Und doch! Ein Großes zog mich an.
Errathe!

Mephistopheles. Das ist bald gethan.
Ich suchte mir so eine Hauptstadt aus,
Im Kerne Bürgernahrungsgraus,
Krummenge Gäßchen, spitze Giebeln,
Beschränkten Markt, Kohl, Rüben, Zwiebeln;
Fleischbänke, wo die Schmeißen**) hausen,
Die fetten Braten anzuschmauß'n;
Da findest Du zu jeder Zeit
Gewiß Gestank und Thätigkeit.
Dann weite Plätze, breite Straßen,
Vornehmen Schein sich anzumaßen;
Und endlich, wo kein Thor beschränkt,
Vorstädte, grenzenlos verlängt.
Da freut' ich mich an Rollekutschen,
Am lärm'gen Hin- und Wiederrutschen,
Am ew'gen Hin- und Wiederlaufen
Zerstreuter Ameiswimmelhaufen.
Und wenn ich führe, wenn ich ritte,
Erschien' ich immer ihre Mitte,
Von Hunderttausenden verehrt.

Faust. Das kann mich nicht zufriedenstellen!
Man freut sich, daß das Volk sich mehrt,
Nach seiner Art behaglich nährt,
Sogar sich bildet, sich belehrt —
Und man erzieht sich nur Rebellen.

Mephistopheles. Dann baut' ich grandios, mir selbst bewußt,
Im luft'gen Ort ein Schloß zur Lust.
Wald, Hügel, Flächen, Wiesen, Feld,
Zum Garten prächtig umbestellt.
Vor grünen Wänden Sammetmatten,
Schnurwege, kunstgerechte Schatten,

*) Ev. Matth., 4, 8: „ Wiederum führte ihn der Teufel auf einen sehr hohen Berg und zeigte ihm alle Reiche der Welt und ihre Herrlichkeit.“
**) Schmeißen für Schmeißfliegen (Geschmeiß).

Kaskadensturz, durch Fels zu Fels gepaart,
Und Wasserstrahlen aller Art;
Ehrwürdig steigt es dort, doch an den Seiten,
Da zischt's und pischt's in tausend Kleinigkeiten.
Dann aber ließ ich allerschönsten Frauen
Vertraut-bequeme Häuslein bauen;
Verbrächte da grenzenlose Zeit
In allerliebst-gesell'ger Einsamkeit.*)
Ich sage Frau'n; denn ein für allemal
Denk' ich die Schönen im Plural.

Faust. Schlecht und modern! Sardanapal!

Mephistopheles. Erräth man wol, wornach Du strebtest?
Es war gewiß erhaben-kühn.
Der Du dem Mond um so viel näher schwebtest,
Dich zog wol Deine Sucht dahin?

Faust. Mit nichten! Dieser Erdenkreis
Gewährt noch Raum zu großen Thaten.
Erstaunenswürd'ges soll gerathen,
Ich fühle Kraft zu kühnem Fleiß.

Mephistopheles. Und also willst Du Ruhm verdienen?
Man merkt's, Du kommst von Heroinen.

Faust. Herrschaft gewinn' ich, Eigenthum!
Die That ist Alles, nichts der Ruhm.

Mephistopheles. Doch werden sich Poeten finden,
Der Nachwelt Deinen Glanz zu künden,
Durch Thorheit Thorheit zu entzünden.

Faust. Von Allem ist Dir nichts gewährt.
Was weißt Du, was der Mensch begehrt?
Dein widrig Wesen, bitter, scharf,
Was weiß es, was der Mensch bedarf?

Mephistopheles. Geschehe denn nach Deinem Willen!
Vertraue mir den Umfang Deiner Grillen!

Faust. Mein Auge war aufs hohe Meer gezogen;
Es schwoll empor, sich in sich selbst zu thürmen,
Dann ließ es nach und schüttelte die Wogen,
Des flachen Ufers Breite zu bestürmen.
Und das verdroß mich, wie der Uebermuth
Den freien Geist, der alle Rechte schätzt,

*) Bei der ganzen Beschreibung schwebt das von Ludwig XIV. erbaute Lustschloß zu Versailles mit den großen Gartenanlagen vor. Hier war auch der in den letzten Versen bezeichnete berüchtigte Hirschpark.

Durch leidenſchaftlich aufgeregtes Blut
Ins Mißbehagen des Gefühls verſetzt.
Ich hielt's für Zufall, ſchärfte meinen Blick,
Die Woge ſtand und rollte dann zurück,
Entfernte ſich vom ſtolz erreichten Ziel;
Die Stunde kommt, ſie wiederholt das Spiel.

Mephiſtopheles (ad Spectatores).
Da iſt für mich nichts Neues zu erfahren,
Das kenn' ich ſchon ſeit hunderttauſend Jahren.

Fauſt (leidenſchaftlich fortfahrend).
Sie ſchleicht heran, an abertauſend Enden,
Unfruchtbar ſelbſt, Unfruchtbarkeit zu ſpenden;
Nun ſchwillt's und wächſt und rollt und überzieht
Der wüſten Strecke widerlich Gebiet.
Da herrſchet Well' auf Welle kraftbegeifet,
Zieht ſich zurück, und es iſt nichts geleiſtet,
Was zur Verzweiflung mich beängſt'gen könnte!
Zwecklose Kraft unbänd'ger Elemente!
Da wagt mein Geiſt, ſich ſelbſt zu überfliegen,
Hier möcht' ich kämpfen, dies möcht' ich beſiegen.
Und es iſt möglich! — Fluthend, wie ſie ſei,
An jedem Hügel ſchmiegt ſie ſich vorbei;
Sie mag ſich noch ſo übermüthig regen,
Geringe Höhe ragt ihr ſtolz entgegen,
Geringe Tiefe zieht ſie mächtig an.
Da faßt' ich ſchnell im Geiſte Plan auf Plan:
Erlange Dir das köſtliche Genießen,
Das herriſche Meer vom Ufer auszuſchließen,
Der feuchten Breite Grenzen zu verengen
Und weit hinein ſie in ſich ſelbſt zu drängen.
Von Schritt zu Schritt wußt' ich mir's zu erörtern.*)
Das iſt mein Wunſch, den wage zu befördern!

(Trommeln und kriegeriſche Muſik im Rücken der Zuſchauer, aus der Ferne, von der rechten Seite her.)

Mephiſtopheles.
Wie leicht iſt das! — Hörſt Du die Trommeln fern?

Fauſt. Schon wieder Krieg! Der kluge hört's nicht gern.

Mephiſtopheles. Krieg oder Frieden, klug iſt das Bemühen,
Aus jedem Umſtand ſeinen Vortheil ziehen.

*) In Grimm's Wörterbuch (IV. 625) erläutert Dr. Weigand dieſen Vers unter „für" nach der erſten Ausgabe, welche lieſt: „Von Schritt für Schritt wußt' ich mir's zu erörtern."

Man paßt, man merkt auf jedes günst'ge Nu.
Gelegenheit ist da, nun, Fauste, greife zu!
Faust. Mit solchem Räthselkram verschone mich!
Und kurz und gut, was soll's? Erkläre Dich!
Mephistopheles. Auf meinem Zuge blieb mir nicht verborgen,
Der gute Kaiser schwebt in großen Sorgen,
Du kennst ihn ja. Als wir ihn unterhielten,
Ihm falschen Reichthum in die Hände spielten,
Da war die ganze Welt ihm feil.
Denn jung ward ihm der Thron zu Theil,
Und ihm beliebt' es, falsch zu schließen,
Es könne wol zusammen gehn
Und sei recht wünschenswerth und schön,
Regieren und zugleich genießen.
Faust. Ein großer Irrthum! Wer befehlen soll,
Muß im Befehlen Seligkeit empfinden;
Ihm ist die Brust von hohem Willen voll,
Doch was er will, es darf's kein Mensch ergründen.
Was er den Treusten in das Ohr geraunt,
Es ist gethan, und alle Welt erstaunt.
So wird er stets der Allerhöchste sein,
Der Würdigste; — Genießen macht gemein.
Mephistopheles. So ist er nicht! Er selbst genoß, und wie!
Indeß zerfiel das Reich in Anarchie,
Wo Groß und Klein sich kreuz und quer befehdeten,
Und Brüder sich vertrieben, tödteten,
Burg gegen Burg, Stadt gegen Stadt,
Zunft gegen Adel Fehde hat,
Der Bischof mit Kapitel und Gemeinde;
Was sich nur anfab, waren Feinde.
In Kirchen Mord und Todtschlag, vor den Thoren
Ist jeder Kauf- und Wandersmann verloren.
Und Allen wuchs die Kühnheit nicht gering;
Denn leben hieß: sich wehren — Nun, das ging.*)

*) Die Zeit des Faustrechts, namentlich das 15. Jahrhundert, ist hier wiederum wie im 1. Akt (in den Worten des Kanzlers und des Heermeisters S. 9) geschildert. Es ist die Zeit des Götz von Berlichingen:
Wo Deutschland, in und mit sich selbst entzweit,
Verworren wogte, Zepter, Krummstab, Schwert,
Feindselig eins dem andern zugekehrt;
Der Bürger still sich hinter Mauern hielt,
Des Landmanns Kräfte kriegrisch aufgewühlt;
Wo auf der schönen Erde nur Gewalt,
Verschmitzte Habsucht, kühne Wagniß galt.“ (Werke, VI, 343, Ausg. v. 1840.)

Fauſt. Es ging, es hinkte, fiel, ſtand wieder auf,
Dann überſchlug ſich's, rollte plump zu Hauf.
Mephiſtopheles.
Und ſolchen Zuſtand durfte Niemand ſchelten:
Ein Jeder konnte, Jeder wollte gelten,
Der Kleinſte ſelbſt, er galt für voll;
Doch war's zuletzt den Beſten allzu toll.
Die Tüchtigen, ſie ſtanden auf mit Kraft
Und ſagten: Herr iſt, der uns Ruhe ſchafft.
Der Kaiſer kann's nicht, will's nicht — laßt uns wählen
Den neuen Kaiſer, neu das Reich beſeelen,
Indem er Jeden ſicherſtellt,
In einer friſchgeſchaffnen Welt
Fried' und Gerechtigkeit vermählen.
Fauſt. Das klingt ſehr pfäffiſch.*)
Mephiſtopheles. Pfaffen waren's auch,
Sie ſicherten den wohlgenährten Bauch,
Sie waren mehr als Andere betheiligt.
Der Aufruhr ſchwoll, der Aufruhr ward gebeiligt;
Und unſer Kaiſer, den wir froh gemacht,
Zieht ſich hieher, vielleicht zur letzten Schlacht.
Fauſt. Er jammert mich, er war ſo gut und offen.
Mephiſtopheles.
Komm, ſehn wir zu, der Lebende ſoll hoffen.
Befrein wir ihn aus dieſem engen Thale!
Einmal gerettet, iſt's für tauſend Male.**)
Wer weiß, wie noch die Würfel fallen?
Und hat er Glück, ſo hat er auch Vaſallen.

(Sie ſteigen über das Mittelgebirg herüber und beſchauen die Anordnung des Heeres im Thal. Trommeln und Kriegsmuſik ſchallt von unten auf.)

Mephiſtopheles.
Die Stellung, ſeh' ich, gut iſt ſie genommen;
Wir treten zu, dann iſt der Sieg vollkommen.
Fauſt. Was kann da zu erwarten ſein?
Trug! Zauberblendwerk! Hohler Schein!
Mephiſtopheles. Kriegsliſt, um Schlachten zu gewinnen!
Befeſt'ge Dich bei großen Sinnen,
Indem Du Deinen Zweck bedenkſt.

*) Vergl. Leſſing's Nathan (IV. 1): „Die Sach' iſt ziemlich pfäffiſch."
**) Vergl. Goethe's Gedichte unter „Sprichwörtlich" (II. 334):
„Nur heute, heute nur laß Dich nicht fangen,
So biſt Du hundertmal entgangen."

Erhalten wir dem Kaiser Thron und Lande,
So triefst Du nieder und empfängst
Die Lehn von grenzenlosem Strande.
Faust. Schon Manches hast Du durchgemacht,
Nun, so gewinn auch eine Schlacht!
Mephistopheles. Nein, Du gewinnst sie! Dieses Mal
Bist Du der Obergeneral.
Faust. Das wäre mir die rechte Höhe,
Da zu befehlen, wo ich nichts verstehe!
Mephistopheles. Laß Du den Generalstab sorgen,
Und der Feldmarschall ist geborgen.
Kriegsunrath*) hab' ich längst verspürt,
Den Kriegsrath gleich voraus formirt
Aus Urgebirgs Urmenschenkraft;
Wohl Dem, der sie zusammenrafft!
Faust. Was seh' ich dort, was Waffen trägt?
Hast Du das Bergvolk aufgeregt?
Mephistopheles. Nein, aber gleich Herrn Peter Squenz,
Vom ganzen Praß die Quintessenz!**)

Die drei Gewaltigen (treten auf). (Sam., II. 23, 8.)***)

Mephistopheles. Da kommen meine Bursche ja!
Du siehst, von sehr verschiednen Jahren,

*) „Viel Rath ist Unrath" heißt es im Sprichwort (Massen, die Weisheit des Volks, Petersburg 1868, S. 70).

**) Der bekannte Athenienser in Shakespeare's Sommernachtstraum (bei Shakespeare Quince, aber Peter Squenz nach Gervinus' Bergamo von A. W. Schlegel genannt), der seinerseits von den Handwerkern Athen's vom „ganzen Praß", „Quintessenz" zur Aufführung des Drama's „Pyramus und Thisbe" angeworben hatte. Praß oder Praß bedeutet unordentlicher Haufe, Plunder, Auschuß (Prokl. Lessing, Hamb. Dramat., Bd. I., Stück 8) sagt: „Der gemeine Praß französischer Trauerspiele"; Bernhagen (Tagebuch, XI. 257): „Der ganze Praß blieb mir auf dem Halse." Vergl. Sanders, I. 196.

***) „Dies sind die Namen der Helden David: Jasobeam, der Sohn Hachmoni, der vornehmste unter dreien; er hub seinen Spieß auf und schlug achthundert auf einmal." V. 9: „Nach ihm war Eleasar, der Sohn Dodo, des Sohns Ahohi, unter den dreien Helden mit David," V. 11: „Nach ihm war Samma, der Sohn Aga, des Harariters." V. 13: „Und diese drei Vornehmsten unter Dreißigen kamen hinab" u. s. w. Mephistopheles' drei Gewaltigen liegt ferner auch Jesaias, Kap. 8 zu Grunde. V. 1: „Und der Herr sprach zu mir: Nimm vor Dich einen großen Brief und schreib darauf mit Menschengriffel: Raubebald, Eilebeute." V. 3: „Und ging zu einer Prophetin, die ward schwanger und gebar einen Sohn. Und der Herr sprach zu mir: Nenne ihn Raubebald, Eilebeute." V. 4: „Denn ehe der Knabe rufen kann: lieber Vater, liebe Mutter, soll die Macht Damascus und die Ausbeute Samaria weggenommen werden durch den König zu Assyrien." Jene Gewaltigen erinnern an den κραταιός und die βία,

Verschiednen Kleid und Rüstung sind sie da;
Du wirst nicht schlecht mit ihnen fahren.
(Ad Spectatores.) Es liebt sich jetzt ein jedes Kind
Den Harnisch und den Ritterkragen;
Und, allegorisch, wie die Lumpen sind,
Sie werden nur um desto mehr behagen.

Raufebold (jung, leicht bewaffnet, bunt gekleidet).
Wenn Einer mir ins Auge sieht,
Werd' ich ihm mit der Faust gleich in die Fresse fahren,
Und eine Memme, wenn sie flieht,
Faß' ich bei ihren letzten Haaren.

Hadebald (männlich, wohl bewaffnet, reich gekleidet).
So leere Händel, das sind Possen,
Damit verdirbt man seinen Tag;
Im Nehmen sei nur unverdrossen,
Nach allem Andern frag hernach!

Hattefest (gealtet, stark bewaffnet, ohne Gewand).
Damit ist auch nicht viel gewonnen!
Bald ist ein großes Gut zerronnen,
Es rauscht im Lebensstrom hinab.
Zwar nehmen ist recht gut, doch besser ist's, behalten;
Laß Du den grauen Kerl nur walten,
Und Niemand nimmt Dir etwas ab.
(Sie steigen allzusammen tiefer).

Auf dem Vorgebirg.

Trommeln und kriegerische Musik von unten. Des Kaisers Zelt wird aufgeschlagen.

Kaiser. Obergeneral. Trabanten.

Obergeneral. Noch immer scheint der Vorsatz wohl erwogen,
Daß wir in dies gelegne Thal

Kraft und Gewalt, in Aeschylos' „Gefesseltem Prometheus", an Krieg und den Knecht Tumult, πόλεμος und κέλευστος, in Aristophanes' „Friede", und an die in Kother's Heer kämpfenden Riesen der nordischen Sage, und an die in Wolfdietrich's Heer kämpfenden Riesen der nordischen Sage, Cöprian und Witolt (s. Grimm's Myth., 437 und Goethe's Gedicht „Die romantische Poesie". Werke, VI. 206, Ausg. v. 1840). Goethe's Gewaltigen verwandt sind die Maulhelden-Figuren des Bramarbas und Miles gloriosus der Plautinischen, des Capitano der italienischen und der beiden Eisenfresser der deutschen Komödie des Gryphius (Horribilifikibrifax). Im deutschen Heere heißen die Profosse, die Inhaber der Strafgewalt, die Gewaltigen (Generalgewaltigen). Unsere drei Gewaltigen sind selbstverständlich drei Teufel.

Das ganze Heer gedrängt zurückgezogen;
Ich hoffe fest, uns glückt die Wahl.

Kaiser. Wie es nun geht, es muß sich zeigen;
Doch mich verdrießt die halbe Flucht, das Weichen.

Obergeneral.
Schau hier, mein Fürst, auf unsre rechte Flanke!
Solch ein Terrain wünscht sich der Kriegsgedanke:
Nicht steil die Hügel, doch nicht allzu gänglich,
Den Unsern vortheilhaft, dem Feind verfänglich;
Wir, halb versteckt auf wellenform'gem Plan,
Die Reiterei, sie wagt sich nicht heran.

Kaiser. Mir bleibt nichts übrig als zu loben;
Hier kann sich Arm und Brust erproben.

Obergeneral. Hier auf der Mittelwiese flachen Räumlichkeiten
Siehst Du den Phalanx, wohlgemuth zu streiten.
Die Piken blinken flimmernd in der Luft,
Im Sonnenglanz durch Morgennebeldust.
Wie dunkel wogt das mächtige Quadrat!
Zu Tausenden glüht's hier auf große That.
Du kannst daran der Masse Kraft erkennen,
Ich trau' ihr zu, der Feinde Kraft zu trennen.

Kaiser. Den schönen Blick hab' ich zum ersten Mal.
Ein solches Heer gilt für die Doppelzahl.

Obergeneral. Von unsrer Linken hab' ich nichts zu melden,
Den starren Fels besetzen wackre Helden
Das Steingeklirr, das jetzt von Waffen blitzt,
Den wicht'gen Paß der engen Klause schützt.
Ich ahne schon, hier scheitern Feindeskräfte
Unverzeihn im blutigen Geschäfte.

Kaiser. Dort ziehn sie her, die falschen Anverwandten,
Wie sie mich Oheim, Vetter, Bruder nannten,
Sich immer mehr und wieder mehr erlaubten,
Dem Herter Kraft, dem Thron Verehrung raubten,
Dann, unter sich entzweit, das Reich verheerten
Und nun gesammt sich gegen mich empörten.
Die Menge schwankt im ungewissen Geist,
Dann strömt sie nach, wohin der Strom sie reißt.

Obergeneral. Ein treuer Mann, auf Kundschaft ausgeschickt,
Kommt eilig seitenab; sei's ihm geglückt!

Erster Kundschafter. Glücklich ist sie uns gelungen,
Listig, muthig, unsre Kunst,
Daß wir hin und her gedrungen;

Doch wir bringen wenig Gunſt.
Viele ſchwören reine Huldigung
Dir, wie manche treue Schaar!
Doch Unthätigkeits-Entſchuldigung,
Inn're Gährung, Volksgefahr.

Kaiſer. Sich ſelbſt erhalten bleibt der Selbſtſucht Lehre,
Nicht Dankbarkeit und Neigung, Pflicht und Ehre.
Bedenkt Ihr nicht, wenn Eure Rechnung voll,
Daß Nachbars Hausbrand Euch verzehren ſoll?*)

Obergeneral.
Der Zweite kommt, nur langſam ſteigt er nieder,
Dem müden Manne zittern alle Glieder.

Zweiter Kundſchafter. Erſt gewahrten wir vergnüglich
Wilden Weſens irren Lauf;
Unerwartet, unverſüglich
Trat ein neuer Kaiſer auf.
Und auf vorgeſchriebnen Bahnen
Zieht die Menge durch die Flur;
Den entrollten Lügenfahnen
Folgen Alle. — Schafsnatur!

Kaiſer. Ein Gegenkaiſer kommt mir zum Gewinn,
Nun fühl' ich erſt, daß ich der Kaiſer bin.
Nur als Soldat legt' ich den Harniſch an,
Zu höherm Zweck iſt er nun umgethan.
Bei jedem Feſt, wenn's noch ſo glänzend war,
Nichts ward vermißt, mir fehlte die Gefahr.
Wie Ihr auch ſeid, zum Ringſpiel rüſtet Ihr,
Mir ſchlug das Herz, ich athmete Turnier;
Und hättet Ihr mir nicht vom Kriegen abgerathen,
Jetzt glänzt' ich ſchon in lichten Heldenthaten.
Selbſtſtändig fühlt' ich meine Bruſt beſiegelt,
Als ich mich dort im Feuerreich beſpiegelt;**)
Das Element drang gräßlich auf mich los;
Es war nur Schein, allein der Schein war groß.
Von Sieg und Ruhm hab' ich verwirrt geträumt,
Ich bringe nach, was frevelhaft verſäumt.

---

*) Vergl. Horaz' Br., I, 18, 84: Num tua res agitur paries cum proximus ardet. „Wenn Eure Rechnung voll" ſoll wol nicht heißen „wenn Ihr Alles in Anſchlag bringt" (Düntzer), ſondern in mehr buchhälteriſchem Sinne: „wenn Eure Sünden ihr Maaß erreicht haben," mit Rückſicht auf die den ihm, dem Kaiſer, dann an ihnen wie an den andern Rebellen zu vollſtreckende Strafe.

**) Im Nummenſchanz des erſten Akts.

(Die Herolde werden abgefertigt zur Herausforderung des Gegenkaisers.)

Faust (geharnischt, mit halbgeschlossenem Helme). **Die drei Gewaltigen** (gerüstet und gekleidet wie oben).

Faust. Wir treten auf und hoffen ungescholten;
Auch ohne Noth hat Vorsicht wol gegolten.
Du weißt, das Bergvolk denkt und simulirt,
Ist in Natur- und Felsenschrift*) studirt.
Die Geister, längst dem flachen Land entzogen,
Sind mehr als sonst dem Felsgebirg gewogen.
Sie wirken still durch labyrinth'sche Klüfte
Im edlen Gas metallisch reicher Düfte;
Im steten Sondern, Prüfen und Verbinden;
Ihr eins'ger Trieb ist, Neues zu erfinden.
Mit leisem Finger geistiger Gewalten
Erbauen sie durchsichtige Gestalten;
Dann im Krystall und seiner ew'gen Schweigniß
Erblicken sie der Oberwelt Ereigniß.**)

Kaiser. Vernommen hab' ich's, und ich glaube Dir;
Doch, wackrer Mann, sag an, was soll das hier?

Faust. Der Nekromant von Norcia, der Sabiner,***)
Ist Dein getreuer, ehrenfester Diener.

---

*) Simuliren, im Sinne von: über Allerlei nachdenken. „In etwas studirt sein" scheint dem französischen etudiant en droit, en théologie etc. nachgebildet zu sein.

**) Vom Krystallsehen vergl. Th. 1, S. 78, erste Note, und S. 32.

***) Nekromanten sind Todtenbeschwörer, dann überhaupt Zauberer, wie Ariost's Negromante. Benvenuto Cellini berichtet im ersten Kapitel des 2. Buchs seiner Lebensgeschichte umständlich von der Geisterbeschwörung, die ein sizilianischer Nekromant im Colisäo zu Rom veranstaltete. Um durch die zu beschwörenden Teufel unterirdische Schätze zu erlangen, gab der Nekromant an, sei der geschicktste Ort in den Bergen von Norcia. In seinem „Anhang" zur Lebensbeschreibung des Benvenuto Cellini bemerkt Goethe zu jener Erzählung: „Zauberei, so doch sie verpönt sein mochte, blieb immer für abenteuerlich gesinnte Menschen ein höchst reizender Versuch, zu dem man sich leicht durch den allgemeinen Volksglauben verleiten ließ. Wodurch sich es auch die Berge von Norcia, zwischen dem Sabiner Lande und dem Herzogthum Spoleto, von alten Zeiten her verdienen mochten: noch heut zu Tage heißen sie Zauberberge. Aeltere Romanschreiber bedienten sich dieses Lokals, um ihre Helden durch die wunderlichsten Ereignisse durchzuführen, und verwebten den Glauben an solche Zaubergestalten, deren erste Linien die Sage gezogen hatte. Ein italienisches Märchen, Guarino Meschino, und ein altes französisches Werk erzählen seltsame Begebenheiten, durch welche sich neugierige Reisende in jener Gegend überrascht befunden, und Meister Cecco von Ascoli, der wegen nekromantischer Schriften im Jahr 1327 zu Florenz verbrannt worden, erhält sich durch sein Antheil, den Chronikenschreiber, Maler und Dichter an ihm genommen, noch immer in frischem Andenken." (Werke, XXIX. 177, Ausg. v. 1840.)

Welch gräulich Schickſal droht' ihm ungeheuer!
Das Reifig praſſelte, ſchon züngelte das Feuer;
Die trocknen Scheite, rings umher verſchränkt,
Mit Pech und Schwefelruthen untermengt;
Nicht Menſch, noch Gott, noch Teufel konnte retten,
Die Majeſtät zerſprengte glüh'nde Ketten.
Dort war's in Rom. Er bleibt Dir hoch verpflichtet,
Auf Deinen Gang in Sorge ſtets gerichtet;
Von jener Stund' an ganz vergaß er ſich,
Er fragt den Stern, die Tiefe nur für Dich.
Er trug uns auf als eiligſtes Geſchäfte,
Bei Dir zu ſtehn. Groß ſind des Berges Kräfte;
Da wirkt Natur ſo übermächtig frei,
Der Pfaffen Stumpfſinn ſchilt es Zauberei.

Kaiſer. Am Freudentag, wenn wir die Gäſte grüßen,
Die heiter kommen, heiter zu genießen,
Da freut uns Jeder, wie er ſchiebt und drängt
Und, Mann für Mann, der Säle Raum verengt;
Doch höchſt willkommen muß der Biedre ſein,
Tritt er als Beiſtand kräftig zu uns ein
Zur Morgenſtunde, die bedenklich waltet,
Weil über ihr des Schickſals Wage ſchaltet.
Doch lenket hier im hohen Augenblick
Die ſtarke Hand vom will'gen Schwert zurück,
Ihrt den Moment, wo manche Tauſend ſchreiten,
Für oder wider mich zu ſtreiten!
Selbſt iſt der Mann!*) Wer Thron und Kron' begehrt,
Perſönlich ſei er ſolcher Ehren werth!
Sei das Geſpenſt, das gegen uns erſtanden,
Sich Kaiſer nennt und Herr von unſern Landen,
Des Heeres Herzog, Lehnsherr unſrer Großen,
Mit eigner Fauſt ins Todtenreich geſtoßen!

Fauſt. Wie es auch ſei, das Große zu vollenden,
Du thuſt nicht wohl, Dein Haupt ſo zu verpfänden.
Iſt nicht der Helm mit Kamm und Buſch geſchmückt?
Er ſchützt das Haupt, aus unſern Muth entzückt.
Was ohne Haupt, was förderten die Glieder?
Denn ſchläfert jenes, alle ſinken nieder;

*) Dieſen altſächſiſchen Spruch, ſchon bei Joh. Agricola, Sprichw., Nr. 9 (1529), legte Goethe auch den Genien in „Des Epimenides Erwachen" (4. Aufz.) in den Mund: „Denn es lebt ein ewig Leben,
Er iſt ſelbſt der ganze Mann" ꝛc.

Wird es verletzt, gleich alle sind verwundet,
Erstehen frisch, wenn jenes rasch gesundet.
Schnell weiß der Arm sein starkes Recht zu nützen,
Er hebt den Schild, den Schädel zu beschützen;
Das Schwert gewahret seiner Pflicht sogleich,
Lenkt kräftig ab und wiederholt den Streich;
Der tücht'ge Fuß nimmt Theil an ihrem Glück,
Setzt dem Erschlagnen frisch sich ins Genick.

Kaiser. Das ist mein Zorn, so möcht' ich ihn behandeln,
Das stolze Haupt in Schemeltritt*) vermandeln!

Herolde (kommen zurück). Wenig Ehre, wenig Geltung
Haben wir daselbst genossen,
Unsrer kräftig edlen Meldung
Lachten sie als schaler Possen:
Euer Kaiser ist verschollen,
Echo dort im engen Thal;
Wenn wir sein gedenken sollen,
Märchen sagt: — Es war einmal.

Faust. Dem Wunsch gemäß der Besten ist's geschehn,
Die fest und treu an Deiner Seite stehn.
Dort naht der Feind, die Deinen harren brünstig:
Befiehl den Angriff, der Moment ist günstig.

Kaiser. Auf das Kommando leist' ich hier Verzicht.
(Zum Oberfeldherrn.)
In Deinen Händen, Fürst, sei Deine Pflicht!

Obergeneral. So trete denn der rechte Flügel an!
Des Feindes Linke, eben jetzt im Steigen,
Soll, eh sie noch den letzten Schritt gethan,
Der Jugendkraft geprüfter Treue weichen.

Faust. Erlaube denn, daß dieser muntre Held
Sich ungesäumt in Deine Reihen stellt,
Sich Deinen Reihen innigst einverleibt
Und so gesellt sein kräftig Wesen treibt.
(Er deutet zur Rechten.)

Raufebold (tritt vor).
Wer das Gesicht mir jetzt der Kehrt's nicht ab
Als mit erschlagnen Ahnen- und Oberbacken;

*) Erinnerung an den 110. Psalm (V. 1): „Der Herr sprach zu meinem Herrn: Setze Dich zu meiner Rechten, bis ich Deine Feinde zum Schemel Deiner Füße lege." Schemeltritt zum Unterschiede von Schemeltritt entspricht der Form Fußschemel (s. Sanders, II. 1301, unter „Zeit").

Wer mir den Rücken kehrt, gleich liegt ihm schlapp
Hals, Kopf und Schopf hinschlotternd graß im Nacken.
Und schlagen Deine Männer dann
Mit Schwert und Kolben, wie ich wüthe,
So stürzt der Feind, Mann über Mann,
Erhaut im eignen Geblüte.*) (Ab.)

Obergeneral. Der Phalanx unsrer Mitte folge sacht,
Dem Feind begegn' er, klug mit aller Macht,
Ein Wenig rechts, dort hat bereits, erbittert,
Der Unsern Streitkraft ihren Plan erschüttert.

Faust (auf den Mittelsten deutend).
So folge denn auch Dieser Deinem Wort!

Habebald (tritt hervor). Dem Heldenmuth der Kaiserschaaren
Soll sich der Durst nach Beute paaren,
Und Allen sei das Ziel gestellt:
Des Gegenkaisers reiches Zelt.
Er prahlt nicht lang' auf seinem Sitze,
Ich ordne mich dem Phalanx an die Spitze.

Eilebeute**) (Marketenderin, sich an ihn anschmiegend).
Bin ich auch ihm nicht angeweiht,
Er mir der liebste Bube bleibt.
Für uns ist solch ein Herbst gereift!
Die Frau ist grimmig, wenn sie greift,***)
Ist ohne Schonung, wenn sie raubt;
Im Sieg voran, und Alles ist erlaubt!
(Beide ab.)

Obergeneral. Auf unsre Linke, wie vorauszusehn,
Stürzt ihre Rechte kraftig. Widerstehn
Wird Mann für Mann dem wüthenden Beginnen,
Den engen Paß des Felswegs zu gewinnen.

Faust (winkt nach der Linken).
So hitze, Herr, auch Diesen zu bemerken,
Es schadet nichts, wenn Starke sich verstärken.

Haltefest (tritt vor). Dem linken Flügel keine Sorgen!
Da, wo ich bin, ist der Besitz geborgen;
In ihm bewähret sich der Ritz,
Kein Strahlblitz spaltet, was ich halte. (Ab.)

---

*) Worte, welche an die Drohungen des Faustkämpfers Epeios in der Ilias ψ (V. 667 bis 675, besonders V. 670) erinnern (Düntzer).

**) S. die dritte Note auf Seite 184.

***) Diese Alliteration erinnert an die Etymologie des „Greifens"; s. oben S. 79.

Mephistopheles (von oben herunterkommend).
Nun schauet, wie im Hintergrunde
Aus jedem zack'gen Felsenschlunde
Bewaffnete hervor sich drängen,
Die schmalen Pfade zu verengen,
Mit Helm und Harnisch, Schwertern, Schilden
In unserm Rücken eine Mauer bilden,
Den Wink erwartend, zuzuschlagen.
(Leise zu den Wissenden.)
Woher das kommt, müßt Ihr nicht fragen.
Ich habe freilich nicht gesäumt,
Die Waffensäle ringsum aufgeräumt;
Da standen sie zu Fuß, zu Pferde,
Als wären sie noch Herrn der Erde;
Sonst waren's Ritter, König, Kaiser,
Jetzt sind es nichts als leere Schneckenhäuser;
Gar manch Gespenst hat sich darein gepußt,
Das Mittelalter lebhaft aufgestutzt.
Welch Teufelchen auch drinne steckt,
Für diesmal macht es doch Effekt.
(Laut.)
Hört, wie sie sich voraus erbosen,
Blechklappernd an einander stoßen!
Auch flattern Fahnentücher bei Standarten,
Die frischer Lüftchen ungeduldig harrten.
Bedenkt, hier ist ein altes Volk bereit
Und möchte gern sich auch zum neuen Streit.
(Furchtbarer Posaunenschall von oben, im feindlichen Heere merkliche Schwankung.)

Faust. Der Horizont hat sich verdunkelt,
Nur hie und da bedeutend funkelt
Ein rother ahnungsvoller Schein;
Schon blutig blinken die Gewehre;
Der Fels, der Wald, die Atmosphäre,
Der ganze Himmel mischt sich ein.

Mephistopheles. Die rechte Flanke hält sich kräftig;
Doch seh' ich ragend unter Vielen
Hans Raufbold, den bebenden Riesen,
Auf seine Weise rasch beschäftigt.

Kaiser. Erst sah ich einen Arm erheben,
Jetzt seh' ich schon ein Dutzend toben,
Naturgemäß geschieht es nicht.

Faust. Vernahmst Du nichts von Nebelstreifen,
Die auf Siciliens Küsten schweifen?
Dort schwankend klar im Tageslicht,
Erhoben zu den Mittellüften,
Gespiegelt in besondern Düften,
Erscheint ein seltsames Gesicht:
Da schwanken Städte hin und wieder,
Da steigen Gärten auf und nieder,
Wie Bild um Bild den Aether bricht.*)

Kaiser. Doch wie bedenklich! Alle Spitzen
Der hohen Speere seh' ich blitzen;
Auf unsrer Phalanx blanken Lanzen
Seh' ich behende Flämmchen tanzen;
Das scheint mir gar zu geisterhaft.

Faust. Verzeih, o Herr, das sind die Spuren
Verschollner geistiger Naturen,
Ein Widerschein der Dioskuren,
Bei denen alle Schiffer schwuren;
Sie sammeln hier die letzte Kraft.**)

Kaiser. Doch sage, wem sind wir verpflichtet,
Daß die Natur, auf uns gerichtet,
Das Seltenste zusammenrafft?

Mephistopheles. Wem als dem Meister, jenem hohen,
Der Dein Geschick im Busen trägt?
Durch Deiner Feinde starkes Drohen
Ist er im Tiefsten aufgeregt.
Sein Dank will Dich gerettet sehen,
Und sollt' er selbst daran vergehen.

Kaiser. Sie jubelten, mich pomphaft umzuführen,
Ich war nun was, das wollt' ich auch probiren,
Und fand's gelegen, ohne viel zu denken,
Dem weißen Barte kühle Lust zu schenken.
Dem Klerus hab' ich eine Lust verdorben
Und ihre Gunst mir freilich nicht erworben.
Nun sollt' ich, seit so manchen Jahren,
Die Wirkung frohen Thuns erfahren!

*) Die Fata Morgana, s. ersten Theil, Anhang S. 154, vierte Note, in der Disputationsscene.

**) Das sogenannte St. Elmsfeuer, das nicht blos auf dem Meere, auf den Spitzen der Mastbäume, an Segelstangen und Ruderbänken, sondern auch auf den Spitzen der Lanzen sich zeigt, wurde den Dioskuren zugeschrieben, welche die Seefahrer als Retter in Sturmesnöthen verehren. (S. die dritte Note auf S. 114).

Faust. Freiherr'ge Wohlthat wuchert reich;
Laß Deinen Blick sich aufwärts wenden!
Mich däucht, er will ein Zeichen senden.
Sieh Acht, es deutet sich sogleich.*)
Kaiser. Ein Adler schwebt im Himmelhohen,
Ein Greif ihm nach mit wildem Drohen.
Faust. Sieh Acht, gar günstig scheint es mir.
Greif ist ein fabelhaftes Thier;
Wie kann er sich so weit vergessen,
Mit ächtem Adler sich zu messen?
Kaiser. Nunmehr in weitgedehnten Kreisen
Umziehn sie sich; — in gleichem Nu
Sie fahren auf einander zu,
Sich Brust und Hälse zu zerreißen.
Faust. Nun merke, wie der leid'ge Greif,
Zerzerrt, zerzaust, nur Schaden findet
Und mit gesenktem Löwenschweif,
Zum Gipfelwald gestürzt, verschwindet.
Kaiser. Sei's, wie gedeutet, so gethan!
Ich nehm' es mit Verwundrung an.
Mephistopheles (gegen die Rechte).
Dringend wiederholen Streichen
Müssen unsre Feinde weichen,
Und mit ungewissem Fechten
Drängen sie nach ihrer Rechten
Und verwirren so im Streite
Ihrer Hauptmacht linke Seite.
Unsres Phalanx feste Spitze
Zieht sich rechts, und gleich dem Blitze
Fährt sie in die schwache Stelle. —
Nun, wie sturmbewegte Welle,
Sprühend, wüthen gleiche Mächte
Wild in doppeltem Gefechte.
Herrlichers ist nichts ersonnen,
Uns ist diese Schlacht gewonnen!
Kaiser (an der linken Seite zu Faust).
Schau! Mir scheint es dort bedenklich,

*) Das Augurium der Griechen und besonders der Römer („die Adler fliegen gut"), nach Ilias μ, 200 ff., wo der Vogelkampf eine günstige Vorbedeutung für die Troer und Hektor enthielt. Auch in der mittelalterlichen Sage, in der Legende vom heiligen Brandan (Cholevius, I. 170) repräsentirt der Greif das böse, dagegen, statt des ritterlichen Adlers, der mit dem Greif kämpfende Phönix das gute Prinzip.

Unſer Poſten ſteht verhänglich.
Keine Steine ſeh' ich fliegen,
Niedre Felſen ſind erſtiegen,
Obre ſteden ſchon verlaſſen.
Jetzt! — Der Feind, zu ganzen Maſſen
Immer näher angedrungen,
Hat vielleicht den Paß errungen,
Schlußerfolg*) unheil'gen Strebens!
Eure Künſte ſind vergebens.

(Pauſe.)

Mephiſtopheles. Da kommen meine beiden Raben,**)
Was mögen die für Botſchaft haben?
Ich fürchte gar, es geht uns ſchlecht.

Kaiſer. Was ſollen dieſe leid'gen Vögel?
Sie richten ihre ſchwarzen Segel
Hierher vom beißen Felsgefecht.

Mephiſtopheles (zu den Raben).
Setzt Euch ganz nah zu meinen Ohren!
Wen Ihr beſchützt, iſt nicht verloren,
Denn Euer Rath iſt folgerecht.***)

Fauſt (zum Kaiſer). Von Tauben haſt Du ja vernommen,
Die aus den fernſten Landen kommen
Zu ihres Neſtes Brut und Koſt.
Hier iſt's mit wicht'gen Unterſchieden:
Die Taubenpoſt bedient den Frieden,
Der Krieg befiehlt die Rabenpoſt.

Mephiſtopheles. Es meldet ſich ein ſchwer Verhängniß,
Seht hin, gewahret die Bedrängniß
Um unſrer Helden Felſenwand!
Die nächſten Höhen ſind erſtiegen,
Und würden ſie den Paß beſiegen,
Wir hätten einen ſchweren Stand.

Kaiſer. So bin ich endlich doch betrogen!
Ihr habt mich in das Netz gezogen,
Mir graut, ſeitdem es mich umſtrickt.

Mephiſtopheles. Nur Muth! Noch iſt es nicht mißglückt.
Geduld und Pfiff zum letzten Knoten!
Gewöhnlich geht's am Ende ſcharf.

*) Analog: Endreſultat.
**) Siehe S. 90 des 1. Theils und die Note daſelbſt. Schon die Edda kennt den Menſchen prophezeiende, rathende und helfende Vögel. Dietrich's Falke, Wigamur's Adler ſind beſeelt (Cholevius, I. 55).
***) Ob als Ironie auf die Inkonſequenz menſchlicher Rathſchläge zu verſtehen.

Ich habe meine sichern Boten,
Befiehlt, daß ich befehlen darf!
Obergeneral (der indessen herangekommen).
Mit Diesen hast Du Dich vereinigt,
Mich hat's die ganze Zeit gepeinigt,
Das Gaukeln schafft kein festes Glück.
Ich weiß nichts an der Schlacht zu wenden,
Begannen sie's, sie mögen's enden,
Ich gebe meinen Stab zurück.
Kaiser. Behalt ihn bis zu bessern Stunden,
Die uns vielleicht das Glück verleiht.
Mir schaudert vor dem garst'gen Kunden
Und seiner Rabenvaulichkeit.
(Zu Mephistopheles.)
Den Stab kann ich Dir nicht verleihen,
Du scheinst mir nicht der rechte Mann.
Befiehl und such uns zu befreien!
Geschehe, was geschehen kann!
(Ab ins Zelt mit dem Obergeneral.)
Mephistopheles. Mag ihn der stumpfe Stab beschützen!
Uns Andern kennt' er wenig nützen,
Es war so was vom Kreuz daran.
Faust. Was ist zu thun?
Mephistopheles. Es ist gethan! —
Nun, schwarze Vettern, rasch im Dienen,
Zum großen Bergsee! Grüßt mir die Undinen
Und bittet sie um ihrer Fluthen Schein!
Durch Weiberkünste, schwer zu kennen,
Verstehen sie vom Sein den Schein zu trennen,
Und Jeder schwört, das sei das Sein.
(Pause.)
Faust. Den Wasserfräulein müssen unsre Raben
Recht aus dem Grund geschmeichelt haben;
Dort fängt es schon zu rieseln an.
An mancher trocknen, kahlen Felsenstelle
Entwickelt sich die volle, rasche Quelle;
Um Jener Sieg ist es gethan.
Mephistopheles. Das ist ein wunderbarer Gruß,
Die kühnsten Klett'rer sind confus.
Faust. Schon rauscht ein Bach zu Bächen mächtig nieder,
Aus Schluchten kehren sie gedoppelt wieder,

Ein Strom nun wirft den Bogenstrahl,
Auf einmal legt er sich in flache Felsenbreite
Und rauscht und schäumt nach der und jener Seite,
Und stufenweise wirft er sich ins Thal.
Was hilft ein tapres, heldenmäß'ges Stemmen?
Die mächt'ge Woge strömt, sie mezuschwemmen;
Mir schaudert selbst vor solchem wilden Schwall.*)

Mephistopheles. Ich sehe nichts von diesen Wasserlügen,
Nur Menschenaugen lassen sich betrügen,
Und mich ergetzt der wunderliche Fall.
Sie stürzen fort zu ganzen hellen Haufen,
Die Narren wähnen zu ersaufen,
Indem sie frei auf festem Lande schnaufen
Und lächerlich mit Schwimmgeberden laufen.
Nun ist Verwirrung überall.

(Die Raben sind wiedergekommen.)

Ich werd' Euch bei dem hohen Meister loben;
Wollt Ihr Euch nun als Meister selbst erproben,
So eilet zu der glüh'nden Schmiede,
Wo das Gezwergvolk,**) nimmer müde,
Metall und Stein zu Funken schlägt.
Verlangt, weitläufig sie beschwatzend,
Ein Feuer, leuchtend, blinkend, platzend,
Wie man's im hohen Sinne hegt.
Zwar Wetterleuchten in der weiten Ferne,
Blitzschnelles Fallen allerhöchster Sterne
Mag jede Sommernacht geschehn;
Doch Wetterleuchten in verworrnen Büschen
Und Sterne, die am feuchten Boden zischen,
Das hat man nicht so leicht gesehn.
So müßt Ihr, ohn' Euch viel zu quälen,
Zuvörderst bitten, dann befehlen.

(Raben ab. Es geschieht, wie vorgeschrieben.)

Den Feinden dichte Finsternisse!
Und Tritt und Schritt ins Ungewisse!

*) Dergleichen künstliche Wassergüsse hervorzubringen, pflegte zu den Zauberstücken des Mittelalters, besonders um damit ein feindliches Heer zu täuschen, Zauberer boten (im 15. Jahrhundert) Regengüsse an, welche Belagerungsherrn verscheuchen sollten. Nach der Erzählung in Rerum ital. scriptt. ex florent. codice, Tom. II. (De obsidione Tiphernatium, 1474) lehnte schon damals der Befehlshaber einer belagerten Stadt (Nicolò Vitelli in Città di Castello) die Regenmacher als gottlose Leute ab.

**) Siehe oben S. 96, erste Note.

Irrfunkenblick an allen Enden,
Ein Leuchten, plötzlich zu verblenden!
Das Alles wäre wunderschön,
Nun aber braucht's noch Schreckgetön.

Faust. Die hohlen Massen aus der Säle Grüften
Empfinden sich erstarkt in freien Lüften,
Da droben rasselt's, klappert's lange schon;
Ein wunderbarer falscher Ton.

Mephistopheles.
Ganz recht! Sie sind nicht mehr zu zügeln,
Schon schallt's von ritterlichen Prügeln
Wie in der holden alten Zeit.*)
Armschienen, wie der Beine Schienen,
Als Guelfen und als Ghibellinen,

*) Auch mit der Einführung dieses zauberhaften, aus den Rüstkammern rekrutirten Scheinheeres steht Goethe auf dem Boden der Tradition. Gallitzins berichtet in dem gleichnamigen Schauspiele der Hroswitha von Gandersheim (nach Benitzen, dem ältesten Drama in Deutschland), dem 10. Jahrhundert angehörig, dem Kaiser Konstantin (im 4. Akt, 10. Szene) über einen errungenen Sieg, bei welchem ein Wunder-Heer „fremd die Mienen" zu seiner Hilfe erschien und den Sieg verlieh. Das Wunderheer war allerdings nicht Werk des Teufels, sondern im Gegentheil eine himmlische Heerschaar. Benitzen bemerkt hierzu (Note 32), daß solche Siege im Bewußtsein jener Zeit, besonders unter den Sachsen, auf der Tagesordnung standen, und führt als Beleg aus den Sieg der Sachsen über die Verbrüder bei Börten 939, und den über die Slaven vom Jahre 983. Später waren die Kreuzzüge reich an solchen Wundersiegen. Ebenso fehlte es bis in die neueren Zeiten nicht an Traditionen, wonach Schlachten mit Hilfe zauberischer Heere oder sonst mit Hilfe des Teufels gewonnen waren. Insbesondere sollte der Sieg Kaiser Karl's V. bei Pavia durch einen Zauberer bewirkt sein, und diese Sage ist es wol, welche Goethe hier benutzte (s. Borinski, Dämonom., S. 165). Auch die Zeit des dreißigjährigen Kriegs war reich an solchen Sagen. Noch die Siege des Herzogs von Luxemburg, des Feldherrn Ludwig's des Vierzehnten, wurden einem „sechsunddreißigjährigen Bündniß" mit dem Satan zugeschrieben, nach dessen Ablauf am 2. Januar 1695 letzterer ihn ungefähr in der Art, wie es von Faust im ältesten Faustbuche erzählt wird, mit Leib und Seele geholt haben sollte (nach der uns vorliegenden Schrift: „Des Duc de Luxemburgs, gewesenen Königlichen Französischen Generals und Hof-Marschalls Verbündniß, so er mit dem Satan gemacht u. s. w." Cölln, bey Peter Marteau, Anno 1702. 4°. 8 Bl. unpaginirt). Für die Goethe eigenthümliche Belebung hehler Rüstungen finden sich gleichfalls ältere dichterische Vorbilder. Bei Firdusi kämpfen eiserne, mit Rudda angefüllte Reiter, das indische Mahabaratha ist von Schlachtenlust erfüllt, und in der mittelalterlichen Alexandersage läßt Alexander in dem Kampfe gegen Porus Rüstungen glühend machen und vor die Schlachtlinie stellen, als ob es geharnischte Männer wären. Faust selbst will bei Marlowe (S. 11 der Mallet'schen Uebersetzung) mit Hilfe der Teufelsgeister ganz Deutschland mit Erz umwallen, sich von den Geisterdienern „wunderbare Kriegsmaschinen als das Feuerfaß auf der Antwerpner Brücke" erfinden lassen und zuletzt „als ein'ger König aller Reiche" herrschen.

Erneuen rasch den ew'gen Streit.
Fest, im ererbten Sinne wöhnlich,*)
Erweisen sie sich unversöhnlich,
Schon klingt das Tosen weit und breit.
Zuletzt bei allen Teufelsfesten
Wirkt der Parteihaß doch zum Besten
Bis in den allerletzten Graus;
Schallt wider-widerwärtig panisch,**)
Mitunter grell und scharf satanisch,
Erschreckend in das Thal hinaus.

(Kriegestumult im Orchester, zuletzt übergehend in militärisch heitre Weisen).

Des Gegenkaisers Zelt, Thron, reiche Umgebung.

Habebald. Eilebeute.

Eilebeute. So sind wir doch die Ersten hier!
Habebald. Kein Rabe fliegt so schnell als wir.
Eilebeute. O! welch ein Schatz liegt hier zu Hauf!
Wo fang' ich an! Wo hör' ich auf!
Habebald. Steht doch der ganze Raum so voll!
Weiß nicht, wozu ich greifen soll.
Eilebeute. Der Teppich wär' mir eben recht,
Mein Lager ist oft gar zu schlecht.
Habebald. Hier hängt von Stahl ein Morgenstern,
Dergleichen hätt' ich lange gern.
Eilebeute. Den rothen Mantel, goldgesäumt,
So etwas hatt' ich mir geträumt.
Habebald (die Waffe nehmend). Damit 's es gar bald gethan,
Man schlägt ihn todt und geht voran.
Du hast so viel schon aufgepackt
Und doch nichts Rechtes eingesackt.
Den Plunder laß an seinem Ort,
Nehm eines dieser Kistchen fort!
Dies ist des Heers beschiedner Sold,
In seinem Bauche lauter Gold.

*) Dies „wöhnlich" (oder wohnlich) erklärt Sanders (II. 1658) als „beharrend, bleibend, dauernd" und citirt aus Gottfr. Keller's Erkorn Heinrich (Braunschweig, 1854) die Stelle als Beleg: Heißt Vieles, was oft nur Liebhaberei und Fleerei ist, für „dauernd und wohnlich."

**) S. oben die zweite Note auf Seite 46.

Eilebeute. Dies hat ein mörderisch Gewicht!
Ich heb' es nicht, ich trag' es nicht.
Habebald. Geschwinde duck Dich! Mußt Dich bücken!
Ich buck' Dir's auf den starken Rücken.
Eilebeute. O weh! O weh! Nun ist's vorbei.
Die Last bricht mir das Kreuz entzwei.

(Das Kistchen stürzt und springt auf.)

Habebald. Da liegt das rothe Gold zu Hauf,
Geschwinde zu und raff es auf!
Eilebeute (kauert nieder). Geschwinde nur zum Schooß hinein!
Noch immer wird's zur Genüge sein.
Habebald. Und so genug! Und eile doch!

(Sie steht auf.)

O weh, die Schürze hat ein Loch!
Wohin Du gehst und wo Du stehst,
Verschwenderisch die Schätze sä'st.
Trabanten (unsres Kaisers).
Was schafft Ihr hier am heil'gen Platz?
Was kramt Ihr in dem Kaiserschatz?
Habebald. Wir trugen unsre Glieder feil
Und holen unser Beutetheil
In Feindesfelten ist's der Brauch,
Und wir, Soldaten sind wir auch.
Trabanten. Das passet nicht in unsern Kreis:
Zu gleich Soldat und Diebsgeschmeiß;
Und wer sich unserm Kaiser naht,
Der sei ein redlicher Soldat.
Habebald. Die Redlichkeit, die kennt man schon,
Sie heißet: Contribution!
Ihr Alle seid auf gleichem Fuß:
Gieb her! Das ist der Handwerksgruß.

(Zu Eilebeute.)

Mach fort und schleppe, was Du hast!
Hier sind wir nicht willkommne Gast.*) (Ab.)
Erster Trabant. Sag, warum gabst Du nicht sogleich
Dem frechen Kerl einen Backenstreich?
Zweiter. Ich weiß nicht, mir verging die Kraft,
Sie waren so gespensterhaft.
Dritter. Mir ward es vor den Augen schlecht,
Da flimmert' es, ich sah nicht recht.

*) Wie Goethe auch sagt: „drei arme Kind," Ged., I. 280 (Düntzer).

Vierter. Wie ich es nicht zu sagen weiß,
Es war den ganzen Tag so heiß,
So häuflich, so beklommen schwül.
Der Eine stand, der Andre fiel,
Man tappte hin und schlug zugleich,
Der Gegner fiel vor jedem Streich,
Vor Augen schwebt' es wie ein Flor,
Dann summt's und sauft's und zischt' im Ohr.
Das ging so fort, nun sind wir da,
Und wissen selbst nicht, wie's geschah.

Kaiser mit vier Fürsten (treten auf, die Trabanten entfernen sich).

Kaiser.
Es sei nun, wie ihm sei, uns ist die Schlacht gewonnen,
Des Feinds zerstreute Flucht im flachen Feld zu sonnen.
Hier steht der leere Thron; verrätherischer Schatz,
Von Teppichen umhüllt, verengt umher den Platz.
Wir ehrenvoll, geschützt von eigenen Trabanten,
Erwarten kaiserlich der Völker Abgesandten;
Von allen Seiten her kommt frohe Botschaft an:
Beruhigt sei das Reich, uns freudig zugethan.
Hat sich in unsern Kampf auch Gaukelei geflochten,
Am Ende haben wir uns nur allein gefochten.
Zufälle kommen ja den Streitenden zu Gut':
Vom Himmel fällt ein Stein, dem Feinde regnet's Blut,*)
Aus Felsenhöhlen tönt's von mächt'gen Wunderklängen,**)
Die unsre Brust erhöhn, des Feindes Brust verengen.
Der Ueberwundne fiel zu stets erneutem Spott,
Der Sieger, wie er prangt, preist den gewognen Gott,
Und Alles stimmt mit ein, er braucht nicht zu befehlen,
„Herr Gott, Dich loben wir!" aus Millionen Kehlen.
Jedoch zum höchsten Preis wend' ich den frommen Blick,
Das selten sonst geschah, zur eignen Brust zurück.
Ein junger muntrer Fürst mag seinen Tag vergeuden,
Die Jahre lehren ihn des Augenblicks Bedeuten.

---

*) Stein- und Blutregen erwähnen häufig ältere und neuere Geschichtschreiber. (Düntzer.)

**) Es ist wol die Stimme des Pan gemeint; doch erwähnt Livius auch andere aus Wäldern erschallende Wundertimmen. (Düntzer.)

Deshalb denn ungesäumt verbind' ich mich sogleich
Mit Euch vier Würdigen für Haus und Hof und Reich.*)

(Zum ersten.)

Dein war, o Fürst, des Heers geordnet kluge Schichtung,
Sodann im Hauptmoment heroisch kühne Richtung;
Im Frieden wirke nun, wie es die Zeit begehrt,
Erzmarschall nenn' ich Dich, verleihe Dir das Schwert.

Erzmarschall.

Dein treues Heer, bis jetzt im Inneren beschäftigt,
Wenn's an der Grenze Dich und Deinen Thron bekräftigt,
Dann sei es uns vergönnt, bei Festesdrang im Saal
Geräum'ger Väterburg zu rüsten Dir das Mahl.
Blank trag' ich's Dir dann vor, blank halt' ich Dir's zur Seite,
Der höchsten Majestät zu ewigem Geleite.

Kaiser (zum zweiten).

Der sich, als tapferer Mann, auch zart gefällig zeigt,
Du, sei Erzkämmerer, der Auftrag ist nicht leicht.
Du bist der Oberste von allem Hausgesinde,
Bei deren innerm Streit ich schlechte Diener finde;
Dein Beispiel sei fortan in Ehren aufgestellt,
Wie man dem Herrn, dem Hof und Allen wohlgefällt.

Erzkämmerer.

Des Herren großen Sinn zu fördern, bringt zu Gnaden,
Den Besten hilfreich sein, den Schlechten selbst nicht schaden,
Dann klar sein ohne List und ruhig ohne Trug!
Wenn Du mich, Herr, durchschaust, geschieht mir schon genug.
Darf sich die Phantasie auf jenes Fest erstrecken?

---

*) In den Nibelungen schon (V. 37 bis 45) finden sich die Hofämter des Marschalls, Truchsess, Schenken, Kämmerers und Küchenmeisters. Der Sachsenspiegel (III. 57) enthält nähere Bestimmungen über die zur Wahl des Kaisers berechtigten ersten Fürsten (s. unten S. 204: „dann sei es Eure Pflicht, den Folgen zu ernennen"); danach soll der Erste in der Kur sein der Bischof von Mainz, unter welchem hier der Erzkanzler-Erzbischof zu denken ist, der Zweite der von Trier, der Dritte der von Köln. Unter den weltlichen Fürsten war der Erste an der Kur der Pfalzgraf, dann der Markgraf von Brandenburg, dann der König von Böhmen als Schenke des Reichs. Goethe hatte in seiner obigen Darstellung die Bestimmungen des vom Kaiser Karl IV. im Jahre 1356 erlassenen und in Nürnberg und Metz publizirten Reichsgesetzes, der sog. Goldenen Bulle im Auge. Nach dieser und den sie erläuternden und vervollständigenden kaiserlichen Erlassen ist unter dem obigen Erzmarschall der Herzog von Sachsen, der das große Reichsschwert vorantrug, unter dem Erzkämmerer der Markgraf von Brandenburg, unter dem Erztruchsess der Pfalzgraf (der Kurfürst von der Pfalz), und unter dem Erzschenk der König von Böhmen zu denken. (S. das Nähere bei Ottenschläger, Urkundenbuch zur Goldenen Bulle.)

Wenn Du zur Tafel gehſt, reich' ich das goldne Becken,
Die Ringe halt' ich Dir, damit zur Wonnezeit
Sich Deine Hand erfriſcht, wie mich Dein Blick erfreut.
Kaiſer. Zwar fühl' ich mich zu ernſt, auf Feſtlichkeit zu ſinnen,
Doch ſei's! Es fördert auch frohmüthiges Beginnen.

(Zum dritten.)

Dich wähl' ich zum Erztruchſeß! Alſo ſei fortan
Dir Jagd, Geflügelhof und Vorwerk unterthan;
Der Lieblingsſpeiſe Wahl laß mir zu allen Zeiten,
Wie ſie der Monat bringt, und ſorgſam zubereiten.
Erztruchſeß.
Streng Faſten ſei für mich die angenehmſte Pflicht,
Bis, vor Dich hingeſtellt, Dich freut ein Wohlgericht.
Der Küche Dienerſchaft ſoll ſich mit mir verein'gen,
Das Ferne beizuziehn, die Jahreszeit zu beſchleun'gen.
Dich reizt nicht Fern und Früh, womit die Tafel prangt,
Einfach und kräftig iſt's, wornach Dein Sinn verlangt.
Kaiſer (zum vierten).
Weil unausweichlich hier ſich's nur von Feſten handelt,
So ſei mir, junger Held, zum Schenken umgewandelt.
Erſchenke, ſorge nun, daß unſre Kellerei
Aufs Reichlichſte verſorgt mit gutem Weine ſei.
Du ſelbſt ſei mäßig, laß nicht über Heiterkeiten
Durch der Gelegenheit Verlocken Dich verleiten.
Erzſchenk.
Mein Fürſt, die Jugend ſelbſt, wenn man ihr nur vertraut,
Steht, eh man ſich's verſieht, zu Männern auferbaut.
Auch ich verſetze mich zu jenem großen Feſte;
Ein kaiſerlich Büffet ſchmück' ich aufs Allerbeſte,
Mit Prachtgefäßen, gülden, ſilbern allzumal;
Doch wähl' ich Dir voraus den lieblichſten Pokal,
Ein blank Venediſch Glas, worin Behagen lauſchet,
Des Weins Geſchmack ſich ſtärkt und nimmermehr berauſchet.
Auf ſolchen Wunderſchatz vertraut man oft zu ſehr;
Doch Deine Mäßigkeit, Du Höchſter, ſchützt noch mehr.
Kaiſer. Was ich Euch zugedacht in dieſer ernſten Stunde,
Vernahmt Ihr mit Vertraun aus zuverläſſ'gem Munde.
Des Kaiſers Wort iſt groß und ſichert jede Gift,
Doch zur Bekräftigung bedarf's der edlen Schrift,
Bedarf's der Signatur. Die förmlich zu bereiten,
Seh' ich den rechten Mann zu rechter Stunde ſchreiten.

Der Erzbischof*) (tritt auf).

Kaiser. Wenn ein Gewölbe sich dem Schlußstein anvertraut,
Dann ist's mit Sicherheit für ew'ge Zeit erbaut.
Du siehst vier Fürsten da! Wir haben erst erörtert,
Was den Bestand zunächst von Haus und Hof befördert.
Nun aber, was das Reich in seinem Ganzen hegt,
Sei mit Gewicht und Kraft der Fünfzahl auferlegt.
An Ländern sollen sie vor allen Andern glänzen,
Deshalb erweitr' ich gleich jetzt des Besitzthums Grenzen
Vom Erbtheil Jener, die sich von uns abgewandt.
Euch Treuen sprech' ich zu so manches schöne Land,
Zugleich das hohe Recht, Euch nach Gelegenheiten
Durch Anfall, Kauf und Tausch ins Weitre zu verbreiten;
Dann sei bestimmt vergönnt, zu üben ungestört,
Was von Gerechtsamen Euch Landesherrn gehört.
Als Richter werdet Ihr die Endurtheile fällen,
Berufung gelte nicht von Euren höchsten Stellen.
Dann Steuer, Zins und Beth', Lehn und Geleit und Zoll,
Berg-, Salz- und Münzregal Euch angehören soll.**)
Denn meine Dankbarkeit vielfältig zu erproben,
Hab' ich Euch ganz zunächst der Majestät erhoben.

Erzbischof. Im Namen Aller sei Dir tiefster Dank gebracht,
Du machst uns stark und fest und stärkest Deine Macht.

Kaiser. Euch Fürsten will ich noch erhöhte Würden geben.
Noch leb' ich meinem Reich und habe Lust zu leben;
Doch hoher Ahnen Kette zieht bedächt'gen Blick
Aus rascher Strebsamkeit ins Drohende zurück.
Auch werd' ich seiner Zeit mich von den Theuren trennen;
Dann sei es Eure Pflicht, den Folger zu ernennen.
Gekrönt erhebt ihn hoch auf heiligen Altar,
Und friedlich ende dann, was jetzt so stürmisch war.

Erzkanzler. Mit Stolz in tiefster Brust, mit Demuth an Geberde,
Stehn Fürsten Dir gebeugt, die Ersten auf der Erde.

---

*) Der Erzbischof-Erzkanzler (so lautet die Ueberschrift in der Ausgabe von 1837).

**) Im Vorstehenden sind die ursprünglich kaiserlichen Rechte und Regalien bezeichnet, mit welchen die Kaiser die Reichsfürsten beliehen, zur wesentlichen Schmälerung der Kaisergewalt und zur Stärkung der Territorialfürsten. Man vergl. hierüber in Klüber's Faust (S. 35 und 36) Deutschlands Vertheidigung durch einen Doctor juris gegen Leviathan. Der Letztere ruft mit Begeisterung aus: „Sagt nur, wo auf Erden glänzt das Feudalsystem, das Meisterstück der Gewalt und des menschlichen Verstandes, in seiner ganzen Pracht als in Deutschland?" u. s. w.

So lang' das treue Blut die vollen Adern regt,
Sind wir der Körper, den Dein Wille leicht bewegt.
Kaiser. Und also sei zum Schluß, was wir bisher bethätigt,
Für alle Folgezeit durch Schrift und Zug*) bestätigt.
Zwar habt Ihr den Besitz als Herren völlig frei,
Mit dem Beding jedoch, daß er untheilbar sei.
Und wie Ihr auch vermehrt, was Ihr von uns empfangen,
Es soll's der älteste Sohn in gleichem Maaß erlangen.**)
Erzkanzler.
Dem Pergament alsbald vertrau' ich wohlgemuth,
Zum Glück dem Reich und uns, das wichtigste Statut:
Reinschrift und Sieglung soll die Kanzelei beschäft'gen;
Mit heil'ger Signatur wirst Du's, der Herr, bekräft'gen.
Kaiser. Und so entlass' ich Euch, damit den großen Tag
Gesammelt Jedermann sich überlegen mag.***)
(Die weltlichen Fürsten entfernen sich).
Der Geistliche (bleibt und spricht pathetisch).
Der Kanzler ging hinweg, der Bischof ist geblieben,
Vom ernsten Warnegeist zu Deinem Ohr getrieben!
Sein väterliches Herz von Sorge bangt um Dich.

*) Handdatys für Schriftzug.
**) Die goldne Bulle Karl's IV. enthielt für die Electorate die Grundsätze der Primogenitur-Erbfolge und der Untheilbarkeit. (Kap. 25.)
***) Herr Rud. Brockhaus in Leipzig besitzt Goethe's Handschrift von folgender Szene, deren Abdruck derselbe uns gütigst gestattet hat, und die wol hier ursprünglich ihre Stelle finden sollte:

Der Kanzler (liest).
„Sodann ist auch vor unserm Thron erschienen
Faustus, mit Recht der Glückliche genannt,
Denn ihm gelingt, wozu er sich ermannt,
Schon längst bestrebsam uns zu dienen,
Schon längst als klug und tüchtig uns bekannt.
Auch heut am Tage glückt' ihm, hohe Kräfte,
Die sie der Berg verschließt, hervorzurufen,
Erleichternd uns die blutigen Geschäfte.
Er trete näher den geweihten Stufen,
Den Eidenschlag empfang' er."

(Faust tritt.)

Kaiser.

Nimm ihn hin!
Und' ihn von diesem Andern!

Kaiser.
Was hast Du Bängliches zur frohen Stunde? Sprich!

Erzbischof.
Mit welchem bittern Schmerz sind' ich in dieser Stunde
Dein hochgeheiligt Haupt mit Satanas im Bunde!
Zwar, wie es scheinen will, gesichert auf dem Thron,
Doch, leider, Gott dem Herrn, dem Vater Papst zum Hohn.
Wenn Dieser es erfährt, schnell wird er sträflich richten,
Mit heil'gem Strahl Dein Reich, das sünd'ge, zu vernichten.
Denn noch vergaß er nicht, wie Du zur höchsten Zeit,
An Deinem Krönungstag, den Zauberer befreit.
Von Deinem Diadem, der Christenheit zum Schaden,
Traf das verfluchte Haupt der erste Strahl der Gnaden.
Doch schlag an Deine Brust und gieb vom frevlen Glück
Ein mäßig Scherflein gleich dem Heiligthum zurück.
Den breiten Hügelraum, da wo Dein Zelt gestanden,
Wo böse Geister sich zu Deinem Schutz verbanden,
Dem Lügenfürsten Du ein horchsam Ohr geliehn,
Den stifte, fromm belehrt, zu heiligem Bemühn,
Mit Berg und dichtem Wald, so weit sie sich erstrecken,
Mit Höhen, die sich grün zu steter Weide decken,
Fischreichen, klaren Seen, dann Bächlein ohne Zahl,
Wie sie sich, eilig schlängelnd, stürzen ab zu Thal,
Das breite Thal dann selbst, mit Wiesen, Gauen, Gründen:
Die Reue spricht sich aus, und Du wirst Gnade finden.

Kaiser.
Durch meinen schweren Fehl bin ich so tief erschreckt,
Die Grenze sei von Dir nach eignem Maaß gesteckt.

Erzbischof.
Erst: der entweihte Raum, wo man sich so versündigt,
Sei alsobald zum Dienst des Höchsten angekündigt.
Behende steigt im Geist Gemäuer stark empor,
Der Morgensonne Blick erleuchtet schon das Chor,
Zum Kreuz erweitert sich das wachsende Gebäude,
Das Schiff erlängt, erhöht sich in der Gläub'gen Freude,
Sie strömen brünstig schon durchs würdige Portal,
Der erste Glockenruf erscholl durch Berg und Thal,
Von hohen Thürmen tönt's, wie sie zum Himmel streben,
Der Büßer kommt heran zu neugeschaffnem Leben.
Dem hohen Weihetag — er trete bald herein! —
Wird Deine Gegenwart die höchste Zierde sein.

Kaiser.

Mag ein so großes Werk den frommen Sinn verkünd'gen,
Zu preisen Gott den Herrn, so wie mich zu entsünd'gen.
Genug! Ich fühle schon, wie sich mein Sinn erhöht.

Erzbischof.

Als Kanzler förder' ich nun Schluß und Formalität.

Kaiser. Ein förmlich Dokument, der Kirche das zu eignen,*)
Du leyst es vor, ich will's mit Freuden unterzeichnen.

Erzbischof (hat sich beurlaubt, kehrt aber beim Ausgang um).

Dann widmest Du zugleich dem Werke, wie's entsteht,
Gesammte Landsgefälle: Zehnten, Zinsen, Beth',
Für ewig. Viel bedarf's zu würd'ger Unterhaltung,
Und schwere Kosten macht die sorgliche Verwaltung.
Zum schnellen Aufbau selbst auf solchem wüsten Platz
Reichst Du uns ein'ges Gold aus Deinem Beuteschatz.
Daneben braucht man auch, ich kann es nicht verschweigen,
Entferntes Holz und Kalk und Schiefer und dergleichen.
Die Fuhren thut das Volk, vom Predigtstuhl belehrt,
Die Kirche segnet Den, der ihr zu Diensten fährt. (Ab).

Kaiser.

Die Sünd' ist groß und schwer, womit ich mich beladen;
Das leid'ge Zaubervolk bringt mich in harten Schaden.

Erzbischof (abermals zurückkehrend mit tiefster Verbeugung).

Verzeih, o Herr! Es ward dem sehr verrufnen Mann
Des Reiches Strand verliehn; doch diesen trifft der Bann,
Verleihst Du reuig nicht der hohen Kirchenstelle
Auch dort den Zehnten, Zins und Gaben und Gefälle.

Kaiser (verdrießlich).

Das Land ist noch nicht da, im Meere liegt es breit.

Erzbischof.

Wer's Recht hat und Geduld, für den kommt auch die Zeit.
Für uns mög' Euer Wort in seinen Kräften bleiben!

Kaiser (allein).

So könnt' ich wol zunächst das ganze Reich verschreiben.

---

*) Dergleichen Schenkungen an die Kirche waren im Mittelalter nichts Ungewöhnliches. Schon im elften Jahrhunderte erwirkten sich deutsche Bischöfe ganze Grafschaften als kaiserliches Geschenk. Die zahlreichen Exemtionen der geistlichen Besitzungen machten den ersten großen Riß in die Verfassung des deutschen Reichs (Schultze, Recht der Erstgeburt, S. 73), welche's Darstellung hat daher eine nur zu historische Grundlage.

Fünfter Akt.

Offene Gegend.

Wanderer. Ja, sie sind's, die dunkeln Linden
Dort in ihres Alters Kraft!
Und ich soll sie wiederfinden
Nach so langer Wanderschaft!
Ist es doch die alte Stelle,
Jene Hütte, die mich barg,
Als die sturmerregte Welle
Mich an jene Dünen warf!
Meine Wirthe möcht' ich segnen,
Hilfsbereit, ein wackres Paar,*)
Das, um heut mir zu begegnen,
Alt schon jener Tage war.
Ach, das waren fromme Leute!
Poch' ich, ruf' ich? — Seid gegrüßt,
Wenn gastfreundlich auch noch heute
Ihr des Wohlthuns Glück genießt!

Baucis (Mütterchen, sehr alt).
Lieber Kömmling**)! Leise, leise!
Ruhe! Laß den Gatten ruhn!
Langer Schlaf verleiht dem Greise
Kurzen Wachens rasches Thun.

*) Philemon und Baucis, nach Ovid's Metamorphosen (VIII. 626 ff.) zwei sich für ein gastfreundliches, frommes Gattenpaar. Jupiter verwandelte zum Lohn für seine gastliche Aufnahme ihre Hütte in einen Tempel und erfüllte ihren Wunsch, dereinst zu gleicher Stunde zu sterben. Philemon wurde in eine Eiche, Baucis in eine Linde verwandelt. Diese Sage benutzte Goethe in seinem Vorspiel: „Was wir bringen"; auch in den „Wahlverwandtschaften" (Werke, XV., S. 132) wird ein Gedicht als „unter den alten Linden, gleich Philemon mit seiner Baucis vor der Hinterthür ruhend", geschildert.

**) Die Form Kömmling für Ankömmling bildete Goethe neu aus Vorliebe für die Simplex. M. Hildebrand hat aber den älteren Gebrauch der Goethe'schen Form, sowol des alt- und mittelhochdeutsche Chomeling als das altenglische Kemeling (angelsächs. Cuma) nachgewiesen (Grimm's Wörterb., V. 1683).

Wanderer. Sage, Mutter, biſt Du's eben,
Meinen Dank noch zu empfahn,
Was Du für des Jünglings Leben
Mit dem Gatten einſt gethan?
Biſt Du Baucis, die geſchäftig
Halberſtorbnen Mund erquickt?

(Der Gatte tritt auf.)

Du Philemon, der ſo kräftig
Meinen Schatz der Fluth entrückt?
Eure Flammen raſchen Feuers,
Eures Glöckchens Silberlaut?
Jenes grauſen Abenteuers
Löſung war Euch anvertraut.
Und nun laßt hervor mich treten,
Schaun das grenzenloſe Meer,
Laßt mich knieen, laßt mich beten,
Mich bedrängt die Bruſt ſo ſehr.

(Er ſchreitet vorwärts auf der Düne.)

Philemon (zu Baucis). Eile nur, den Tiſch zu decken,
Wo's im Gärtchen munter blüht!*)
Laß ihn rennen, ihn erſchrecken,
Denn er glaubt nicht, was er ſieht. (Ihm folgend.)

(Neben dem Wanderer ſtehend.)

Das Euch grimmig mißgehandelt,
Wog' auf Woge, ſchäumend wild,
Seht als Garten Ihr behandelt,
Seht ein paradieſiſch Bild.
Aelter, war ich nicht zu Handen,
Hilfreich nicht, wie ſonſt, bereit;
Und wie meine Kräfte ſchwanden,
War auch ſchon die Woge weit.**)
Kluger Herren kühne Knechte
Gruben Gräben, dämmten ein,
Schmälerten des Meeres Rechte,
Herrn an ſeiner Statt zu ſein.
Schaue grünend Wieſ' an Wieſe,
Anger, Garten, Dorf und Wald.
Komm nun aber und genieße,

*) Anſpielung in den Gedichten (III. 349): „Als Garten blüht's im Sand."
**) Seine Kraft und die Entfernung des Meeres veränderten ſich in umgekehrtem Verhältniſſe (Düntzer).

Denn die Sonne scheidet bald. —
Doch! Im Fernsten ziehen Segel,
Suchen nächtlich sichern Port —
Kennen doch ihr Nest die Vögel —
Denn jetzt ist der Hafen dort.
So erblickst Du in der Weite
Erst des Meeres blauen Saum,
Rechts und links in aller Breite
Dichtgedrängt bewohnten Raum.

Im Gärtchen.

Am Tische zu Drei.

Baucis (zum Fremdling).
Bleibst Du stumm und keinen Bissen
Bringst Du zum verlechzten Mund?

Philemon. Möcht' er doch vom Wunder wissen,
Sprichst so gerne, thu's ihm kund!

Baucis. Wohl, ein Wunder ist's gewesen!
Läßt mich heut noch nicht in Ruh;
Denn es ging das ganze Wesen
Nicht mit rechten Dingen zu.

Philemon. Kann der Kaiser sich verstand'gen,
Der das Ufer ihm verliehn?
Thät's ein Herold nicht verkünd'gen,
Schmetternd im Vorüberziehn?
Nicht entfernt von unsern Dünen
Ward der erste Fuß gefaßt,*)
Zelte, Hütten! — Doch im Grünen
Richtet bald sich ein Palast.

Baucis. Tags umsonst die Knechte Armten,
Hack' und Schaufel, Schlag um Schlag;
Wo die Flammchen nächtig schwärmten,
Stand ein Damm den andern Tag.
Menschenopfer mußten bluten,
Nachts erscholl des Jammers Quat.
Meerab flossen Feuergluthen,
Morgens war es ein Kanal.
Gottlos ist er, ihn gelastet
Unsre Hütte, unser Ham;

*) Gar: ganz Fuß fassen.

Wie er ſich als Nachbar brüſtet,
Soll man unterthänig ſein.

Philemon. Hat er uns doch angeboten
Schönes Gut im neuen Land!

Baucis. Traue nicht dem Waſſerboden,
Halt auf Deiner Höhe Stand!

Philemon. Laßt uns zur Kapelle treten,
Letzten Sonnenblick zu ſchaun!
Laßt uns läuten, knieen, beten
Und dem alten Gott vertraun!

Palaſt.

Weiter Ziergarten, großer, gradgeführter Kanal.

Fauſt, im höchſten Alter, wandelnd, nachdenkend.

Lynceus, der Thürmer (durchs Sprachrohr).
Die Sonne ſinkt, die letzten Schiffe,
Sie ziehen munter hafenein.
Ein großer Kahn iſt im Begriffe,
Auf dem Kanale hier zu ſein.
Die bunten Wimpel wehen fröhlich,
Die ſtarren Maſten ſtehn bereit,
In Dir preiſt ſich der Bootsmann ſelig,
Dich grüßt das Glück zur höchſten Zeit.

(Das Glöckchen läutet auf der Düne.)

Fauſt (auffahrend). Verdammtes Läuten! Allzu ſchändlich
Verwundet's, wie ein tück'ſcher Schuß;
Vor Augen iſt mein Reich unendlich,
Im Rücken neckt mich der Verdruß,
Erinnert mich durch neid'ſche Laute:
Mein Hochbeſitz, er iſt nicht rein,
Der Lindenraum, die braune Baute,*)
Das morſche Kirchlein iſt nicht mein.
Und wünſcht' ich dort mich zu erholen,
Vor fremden Schatten ſchaudert mir,
Iſt Dorn den Augen, Dorn den Sohlen,
O, wär' ich weit hinweg von hier!

Thürmer (wie oben). Wie ſegelt froh der bunte Kahn
Mit friſchem Abendwind heran!

*) Schweizeriſche Form für Gebäude, Bande.

Wie thürmt sich sein behender Lauf
In Kisten, Kasten, Säcken auf!
(Prächtiger Kahn, reich und bunt beladen mit Erzeugnissen fremder Weltgegenden.)

Mephistopheles. Die drei gewaltigen Gesellen.*)

Chorus. Da landen wir, da sind wir schon.
Glück an, dem Herren, dem Patron!
(Sie steigen aus, die Güter werden ans Land geschafft.)

Mephistopheles. So haben wir uns wohl erprobt,
Vergnügt, wenn der Patron es lobt.
Nur mit zwei Schiffen ging es fort,
Mit zwanzig sind wir nun im Port.
Was große Dinge wir gethan,
Das sieht man unsrer Ladung an.
Das freie Meer befreit den Geist,
Wer weiß da, was Besinnen heißt!
Da fördert nur ein rascher Griff,
Man fängt den Fisch, man fängt ein Schiff,
Und ist man erst der Herr zu drei,
Dann hackelt man das vierte bei;
Da geht es denn dem fünften schlecht;
Man hat Gewalt, so hat man Recht,
Man fragt uns Was und nicht uns Wie.
Ich müßte keine Schiffahrt kennen:
Krieg, Handel und Piraterie,
Dreieinig sind sie, nicht zu trennen.

Die drei gewaltigen Gesellen.
Nicht Dank und Gruß! Nicht Gruß und Dank!
Als brächten wir dem Herrn Gestank!**)
Er macht ein widerlich Gesicht;
Das Königsgut gefällt ihm nicht.

Mephistopheles. Erwartet weiter keinen Lohn!
Nahmt Ihr doch Euren Theil davon.

Die Gesellen. Das ist nur für die Langeweil,
Wir Alle fordern gleichen Theil.

*) Die aus dem vorigen Akte bekannten Gehilfen des Teufels.

**) Die alte sprichwörtliche Redensart „Stank für Dank" liegt diesen Versen zu Grunde; s. J. v. Düringsfeld, Sprichwörter (2. 40), und Müllner's „Albaneserin", wo zwar die Redensart „Lohn für Lohn" gebraucht, dieselbe aber als gleichbedeutend mit dem „volksmäßigeren Stank für Dank" erklärt wird (Müllner's „Hel...e," S. 149).

Von Aft zu Aft Gerüfte bauen,
Dem Blick eröffnen weite Bahn,
Zu sehn, was Alles ich gethan,
Zu überschaun mit einem Blick
Des Menschengeistes Meisterstück,
Bethätigend mit klugem Sinn
Der Völker breiten Wohngewinn.
So sind am Härtsten wir gequält,
Im Reichthum fühlend, was uns fehlt.
Des Glöckchens Klang, der Linden Duft
Umfängt mich wie in Kirch' und Gruft.
Des Allgewalt'gen Willensdür*)
Bricht sich an diesem Sande hier.
Wie schaff' ich mir es vom Gemüthe!
Das Glöcklein läutet, und ich wüthe.

Mephistopheles. Natürlich, daß ein Hauptverdruß
Das Leben Dir vergällen muß.
Wer leugnet's! Jedem edlen Ohr
Kommt das Geklingel widrig vor.
Und das verfluchte Bim-Baum-Bimmel,
Umnebelnd heitern Abendhimmel,
Mischt sich in jegliches Begehrniß,
Vom ersten Bad bis zum Begräbniß,
Als wäre zwischen Bim und Baum
Das Leben ein verschollner Traum.**)

Faust. Das Widerstehn, der Eigensinn
Verkümmern herrlichsten Gewinn,

*) Gebehnte Form von Willkür. Voß braucht ähnlich „Herzensthür."
(Sanders, I. 1018 unter „Thür.")

**) Die Trilogie Bimbambum (nach Grimm's Grammatik, III. 307) ist hier etwas mediſirt. Im „Puppenſpiel" (Goth. II. 200) wird der Glockenklang mit „Bum-Baum" imitirt. Die Abneigung gegen das Glockengeläute theilt Mephiſto mit den Riesen und Zwergen der nordiſchen Mythologie (Grimm, 428, 920). Auch Gargantua rasch die Glocken fort. Die Antipathie scheint aber eine allgemeinere zu sein. Jean Baptiste Thiers, Pfarrer der Provinz, hat ein ganzes (in Notes and Queries): „Bauern, geringe Leute, Kinder, Narren, Jude und Dumme, alle diese ergetzen sich an Glocken und ihrem Gebimmel. Intellektuelle Personen aber haben ihr so etwas feinfühlig, und macht sie konfus." Selbſtlust ist, trotz sie aus, verursacht ihnen Kopfschmerz und macht sie krank. Auch Goethe spricht gelegentlich (Geſch. der Farbenlehre) von achtmonatlichen Schriften, „die mit einem unerträglichen Geräusch hineingingen." — Glockengeläute mehr zum Wahnsinn als zur Andacht hinzwingen." — Das „erste Bad" ist offenbar die Taufe, wie Richie einmal sagt (der wahrhafte Krieg, S. 36): „Religion als Zaubermittel, Wasserbad, Speise, Salböl."

Daß man, zu tiefer, grimm'ger Pein,
Ermüden muß, gerecht zu sein.
Mephistopheles. Was willst Du Dich denn hier genieren?
Mußt Du nicht längst colonisiren?
Faust. So geht und schafft sie mir zur Seite!
Das schöne Gütchen kennst Du ja,
Das ich den Alten ausersah.
Mephistopheles. Man trägt sie fort und setzt sie nieder,
Eh man sich umsieht, stehn sie wieder;
Nach überstandener Gewalt
Verjehnt ein schöner Aufenthalt.
(Er pfeift gellend. Die Drei treten auf.)
Mephistopheles. Kommt, wie der Herr gebieten läßt,
Und morgen giebt ein Flottenfest.*)
Die Drei. Der alte Herr empfing uns schlecht,
Ein flottes Fest ist uns gerecht.
Mephistopheles (ad Spectatores).
Auch hier geschieht, was längst geschah,
Denn Naboth's Weinberg war schon da. (Regum, l. 21.)**)

Tiefe Nacht.

Lynceus, der Thürmer (auf der Schloßwarte singend.)***)

Zum Sehen geboren,
Zum Schauen bestellt,
Dem Thurme geschworen,
Gefällt mir die Welt.
Ich blick' in die Ferne

*) Freie Umstellung für: Kommt, nach dem Befehle des Herrn, der morgen ein Flottenfest geben wird.

**) Im I. Buch der Könige wird erzählt, wie Ahab, der König von Samaria, den nahe an seinem Hause belegenen Weinberg des Israeliten Naboth, im Tausche gegen einen „bessern Weinberg" zu gewinnen wünscht. Naboth aber den Tausch verweigert, und dann in Folge der Intriguen der Isebel, der Frau des Ahab, gesteinigt wird. Goethe spielt auf diese Erzählung wiederholt an (z. B. in den Gedichten, III. 357: „als wollten Ihr des Nachbarn Weinberg graben"). Auch den „Weinberg der Bittre" ist durch einen jüdischen Vorgang, der sich um 400 n. Chr. unter Arkadius und Eutropia zu Byzanz ereignete, als Beispiel einer eben solchen Bedrängung bekannt.

***) Der Gesang des Lynceus erinnert an altdeutsche Wächterlieder: „Wie lauf so lang der Wächter auf der Zinnen" und „Ich stolzer Wächter trüt daher" (bei Goedeke, Grundr. I. 130 und 138 „Wächterlied als Hornruf"). — zu „dem Thurme geschworen" vergl. oben S. 143 „daß geschworne Horn."

Ich seh' in der Näh',
Den Mond und die Sterne,
Den Wald und das Reh.
So seh' ich in Allen
Die ewige Zier,
Und wie mir's gefallen,
Gefall' ich auch mir.
Ihr glücklichen Augen,
Was je Ihr gesehn,
Es sei, wie es wolle,
Es war doch so schön!

(Pause.)

Nicht allein mich zu ergetzen,
Bin ich hier so hoch gestellt;
Welch ein gräuliches Entsetzen
Droht mir aus der finstern Welt!
Funkenblicke seh' ich sprühen
Durch der Linden Doppelnacht,
Immer stärker wühlt ein Glühen,
Von der Zugluft angefacht.
Ach, die innre Hütte lodert,
Die bemoost und feucht gestanden;
Schnelle Hilfe wird gefodert,
Keine Rettung ist vorhanden.
Ach, die guten alten Leute,
Sonst so sorglich um das Feuer,
Werden sie dem Qualm zur Beute!
Welch ein schrecklich Abenteuer!
Flamme flammet, roth in Gluthen
Steht das schwarze Moosgestelle,
Retteten sich nur die Guten
Aus der wildentbrannten Hölle!
Züngelnd lichte Blitze steigen
Zwischen Blättern, zwischen Zweigen;
Aeste, dürr, die flackernd brennen,
Glühen schnell und stürzen ein.
Sollt Ihr Augen dies erkennen!
Muß ich so weitsichtig sein!
Das Kapellchen bricht zusammen
Von der Aeste Sturz und Last;
Schlängelnd sind mit spitzen Flammen
Schon die Gipfel angefaßt.

Bis zur Wurzel glühn die hohlen
Stämme, purpurroth im Glühn.
(Lange Pause. Gesang.)
Was sich sonst dem Blick empfohlen,
Mit Jahrhunderten ist hin.

Faust (auf dem Balkon, gegen die Dünen).
Von eben welch ein singend Wimmern?
Das Wort ist hier, der Ton zu spat.
Mein Thürmer jammert; mich im Innern
Verdrießt die ungeduld'ge That.
Doch sei der Lindenwuchs vernichtet
Zu halbverkohlter Stämme Graun,
Ein Luginsland*) ist bald errichtet,
Um ins Unendliche zu schaun.
Da seh' ich auch die neue Wohnung,
Die jenes alte Paar umschließt,
Das, im Gefühl großmüth'ger Schonung,
Der späten Tage froh genießt.

Mephistopheles und die Drei (unten).
Da kommen wir mit vollem Trab,
Verzeiht, es ging nicht gütlich ab.
Wir klopften an, wir pochten an,
Und immer ward nicht aufgethan;
Wir rüttelten, wir pochten fort,
Da lag die morsche Thüre dort;
Wir riefen laut und drohten schwer,
Allein wir fanden kein Gehör.
Und wie's in solchem Fall geschieht,
Sie hörten nicht, sie wollten nicht,
Wir aber haben nicht gesäumt,
Bebende Dir sie weggeräumt.
Das Paar hat sich nicht viel gequält,
Vor Schrecken fielen sie entseelt.
Ein Fremder, der sich dort versteckt,
Und fechten wollte, ward gestreckt
In wilden Kampfes kurzer Zeit;
Von Kohlen, rings umhergestreut,

*) Luginsland, oft vorkommende Bezeichnung hoher Wartthürme. So hieß z. B. ein im Jahre 1367 zu Nürnberg vom dortigen Rathe errichteter Thurm (Monum. Boller., V. Nr. 279), und ebenso ein Thurm bei Augsburg (Zeller, IV. 403, Brief aus dem Jahre 1397).

Entflammte Stroh. Nun lodert's frei
Um Scheiterhaufen dieser Drei.
Faust. War't Ihr für meine Worte taub?
Tausch wollt' ich, wollte keinen Raub.
Dem unbesonnenen wilden Streich,
Ihm fluch' ich! Theilt es unter Euch!
Chorus. Das alte Wort, das Wort erschallt:
Gehorche willig der Gewalt!
Und bist Du kühn, und hältst Du Stich,
So wage Haus und Hof und — Dich! (Ab.)
Faust (auf dem Balkon). Die Sterne bergen Blick und Schein,
Das Feuer sinkt und lodert klein;
Ein Schauerwindchen fächelt's an,
Bringt Rauch und Dunst zu mir heran.
Geboten schnell, zu schnell gethan! —
Was schwebet schattenhaft heran?

Mitternacht.

Vier graue Weiber (treten auf).*)

Erste. Ich heiße der Mangel.
Zweite. Ich heiße die Schuld.
Dritte. Ich heiße die Sorge.
Vierte. Ich heiße die Noth.
Zu Drei. Die Thür ist verschlossen, wir können nicht ein,
Drin wohnet ein Reicher, wir mögen nicht 'nein.
Mangel. Da werd' ich zum Schatten.
Schuld. Da werd' ich zunicht'.
Noth. Man wendet von mir das verwöhnte Gesicht.
Sorge.
Ihr Schwestern, Ihr könnt nicht und dürft nicht hinein;
Die Sorge, sie schleicht sich durchs Schlüsselloch ein.
(Sorge verschwindet.)
Mangel. Ihr, graue Geschwister, entfernt Euch von hier!
Schuld. Ganz nah an der Seite verbind' ich mich Dir.

*) Diese vier aus der Asche des Brandes aufsteigenden Nachtgespenster erinnern an die griechischen Eumeniden und die drei nordischen Schicksalsgöttinnen und Nornen, Urd, Verdandi und Skuld, welche J. Grimm (Myth., 480) erwähnt. Die Sorge, „die unnütz Frau Sorg", ist eine der Hans Sachs beliebte allegorische Figur (Goedeke, Grundr., S. 347 Nr. 100 und S. 348 N., 137). Bei Lenau in seinem Faust (Frühlingsalmanach 1835, S. 18) ist die Schuld das Mittel, um zur Wahrheit zu gelangen.

Noth. Ganz nah an der Ferse begleitet die Noth.
Zu Drei. Es ziehen die Wolken, es schwinden die Sterne!
Dahinten, dahinten! von ferne, von ferne,
Da kommt er, der Bruder, da kommt er, der — — — — — Tod.
Faust (im Palast). Vier sah ich kommen, Drei nur gehn,
Den Sinn der Rede konnt' ich nicht verstehn.
Es klang so nach, als hieß es — Noth,
Ein düstres Reimwort folgte — Tod.
Es tönte hohl, gespensterhaft gedämpft.
Noch hab' ich mich ins Freie nicht gekämpft.
Könnt' ich Magie von meinem Pfad entfernen,
Die Zaubersprüche ganz und gar verlernen,
Stünd' ich, Natur, vor Dir ein Mann allein,
Da wär's der Mühe werth, ein Mensch zu sein.
Das war ich sonst, eh ich's im Düstern suchte,
Mit Frevelwort mich und die Welt verfluchte.
Nun ist die Luft von solchem Spuk so voll,
Daß Niemand weiß, wie er ihn meiden soll.
Wenn auch ein Tag uns klar vernünftig lacht,
In Traumgespinnst verwickelt uns die Nacht;
Wir kehren froh von junger Flur zurück,
Ein Vogel krächzt. Was krächzt er? Mißgeschick!
Von Aberglauben früh und spat umgarnt —
Es eignet sich,*) es zeigt sich an, es warnt —
Und so verschüchtert, stehen wir allein;
Die Pforte knarrt, und Niemand kommt herein.
(Erschüttert.)
Ist Jemand hier?
Sorge. Die Frage fordert Ja!
Faust. Und Du, wer bist denn Du?
Sorge. Bin einmal da.
Faust. Entferne Dich!
Sorge. Ich bin am rechten Ort.
Faust (erst ergrimmt, dann besänftigt für sich).
Nimm Dich in Acht und sprich kein Zauberwort!
Sorge. Würde mich kein Ohr vernehmen,
Müßt' es doch im Herzen dröhnen;

*) Dieses „sich eignen" erklärt Grimm (Wörterb., III. 106), wie folgt: „Es eignet sich, es erscheint, kündigt sich geisterhaft an, z. B. wenn ein Sterbender seinen abwesenden Verwandten und Freunden durch einen Ruf, einen Ton, ein Geräusch den Augenblick seines Verscheidens anzeigt. Vergl. Allg. Anz. d. Deutschen, 1840, Nr. 355 S. 4000."

In verwandelter Gestalt
Lieb' ich grimmige Gewalt.
Auf den Pfaden, auf der Welle,
Ewig ängstlicher Geselle;
Stets gefunden, nie gesucht,
So geschmeichelt, wie verflucht!
Hast Du die Sorge nie gekannt? —*)

Faust. Ich bin nur durch die Welt gerannt;
Ein jed' Gelüst ergriff ich bei den Haaren,**)
Was nicht genügte, ließ ich fahren,
Was mir entwischte, ließ ich ziehn.
Ich habe nur begehrt und nur vollbracht,
Und abermals gewünscht, und so mit Macht
Mein Leben durchgestürmt; erst groß und mächtig,
Nun aber geht es weise, geht bedächtig.
Der Erdenkreis ist mir genug bekannt.
Nach drüben ist die Aussicht uns verrannt;
Thor, wer dorthin die Augen blinzend richtet,
Sich über Wolken Seinesgleichen dichtet!
Er stehe fest und sehe hier sich um;
Dem Tüchtigen ist diese Welt nicht stumm.
Was braucht er in die Ewigkeit zu schweifen!
Was er erkennt, läßt sich ergreifen.
Er wandle so den Erdentag entlang;
Wenn Geister spuken, geh' er seinen Gang;
Im Weiterschreiten find' er Qual und Glück,
Er, unbefriedigt jeden Augenblick!

Sorge. Wen ich einmal mir besitze,
Dem ist alle Welt nichts nütze,
Ew'ges Düstre steigt herunter,
Sonne geht nicht auf noch unter,
Bei vollkommn'nen äußern Sinnen
Wohnen Finsternisse drinnen.
Und er weiß von allen Schätzen
Sich nicht in Besitz zu setzen.
Glück und Unglück wird zur Grille,

*) Meyer (S. 185) und Düntzer mignatur an ähnliche Personifikationen der Sorge bei Horaz (Od., II, 16 and III, 1: „post equitem sedet atra cura") und in Schiller's „Siegesfest" (Schlußvers). S. auch Goethe's „Süße Sorgen" (Ged., II, 10).

**) Analog dem „die Gelegenheit bei den Haaren ergreifen" (saisir l'occasion aux cheveux).

Er verhungert in der Fülle,
Sei es Wonne, sei es Plage,
Schiebt er's zu dem andern Tage,
Ist der Zukunft nur gewärtig,
Und so wird er niemals fertig.

Faust. Hör auf! So kommst Du mir nicht bei!
Ich mag nicht solchen Unsinn hören.
Fahr hin! Die schlechte Litanei,
Sie könnte selbst den klügsten Mann bethören.

Sorge. Soll er gehen? Soll er kommen?
Der Entschluß ist ihm genommen;
Auf gebahnten Weges Mitte
Wankt er tastend halbe Schritte.
Er verliert sich immer tiefer,
Siehet alle Dinge schiefer,
Sich und Andre lästig drückend,
Athem holend und erstickend,
Nicht erstickt und ohne Leben,
Nicht verzweifelnd, nicht ergeben.
So ein unaufhaltsam Rollen,
Schmerzlich Lassen, wirrig Sollen,
Bald Befreien, bald Erdrücken,
Halber Schlaf und schlecht Erquicken
Heftet ihn an seine Stelle
Und bereitet ihn zur Hölle.

Faust. Unselige Gespenster! So behandelt Ihr
Das menschliche Geschlecht zu tausend Malen;
Gleichgült'ge Tage selbst verwandelt Ihr
In garst'gen Wirrwarr netzumstrickter Qualen.
Dämonen, weiß ich, wird man schwerlich los,
Das geistig-strenge Band ist nicht zu trennen;
Doch Deine Macht, o Sorge, schleichend groß,
Ich werde sie nicht anerkennen.

Sorge. Erfahre sie, wie ich geschwind
Mich mit Verwünschung von Dir wende!
Die Menschen sind im ganzen Leben blind,
Nun, Fauste, werde Du's am Ende! —

(Sie haucht*) ihn an.)

Faust (erblindet).
Die Nacht scheint tiefer, tief hereinzudringen,
Allein im Innern leuchtet helles Licht;

*) Vom verderblichen Anhauch der Geister s. Grimm's deutsche Myth., S. 439.

Was ich gedacht, ich eil' es zu vollbringen;
Des Herren Wort, es giebt allein Gewicht.
Vom Lager auf, Ihr Knechte, Mann für Mann!
Laßt glücklich schauen, was ich kühn ersann!
Ergreift das Werkzeug, Schaufel rührt und Spaten!
Das Abgesteckte muß sogleich gerathen.
Auf strenges Ordnen, raschen Fleiß
Erfolgt der allerschönste Preis.
Daß sich das größte Werk vollende,
Genügt ein Geist für tausend Hände.

Großer Vorhof des Palastes.

Fackeln.

Mephistopheles (als Aufseher voran).
Herbei, herbei! Herein, herein!
Ihr schlotternden Lemuren!
Aus Bändern, Sehnen und Gebein
Geflickte Halbnaturen!

Lemuren (im Chor).*) Wir treten Dir sogleich zur Hand,
Und wie wir halb vernommen,
Es gilt wol gar ein weites Land,
Das sollen wir bekommen.
Gespitzte Pfähle, die sind da,
Die Kette lang zum Messen;

*) Lemuren oder Remuren heißen bei den Römern die Schatten und Larven der Verstorbenen (Horaz' Br. II. 2. 209; Ovid, Fasten, 5. 421 und 483; Persius, Sat., 5. 185; Apulejus, de genio Socratis S. 50; Plutarch im Leben Cimon's). In dem Briefe an Sickler vom 28. April 1812 über ein griechisches Grabmal bei Sumi (Werke, XXXI. 330, 40bdg. Ausg. „der Tänzerin Grab") nennt Goethe den Tartarus das „traurige lemurische Feld" und spricht von den „Lemuren, denen noch so viel Muskeln und Sehnen übrig bleiben, daß sie sich kümmerlich bewegen können, damit sie nicht ganz als durchsichtige Gerippe erscheinen und zusammenstürzen." Bekannt ist die Schrift: Lavater, de spectris, lemuribus etc., quae plerumque obitum hominum praecedunt. Genevae, 1575. E.

Wie Mephistopheles hier die Lemuren, so ruft Lucifer in den ältern Fastnachtspielen die Teufel herbei. In dem bei Keller (Nachlese, IV., Nr. 125, S. 89) abgedruckten Heilsbronnerspiel ruft Lucifer den Teufeln zu:

Wedl her, wedl heraus aus der Hellen,
Alle meine Gesellen!

worauf Satanas und die Teufel Mobilat und Rotir erscheinen. Vergl. die Teufelsfiguren bei Mone (Altdeutsche Schausp., S. 119, und Schausp. des Mittelalters, II. 79).

Warum an uns der Ruf geschah,
Das haben wir vergessen.

Mephistopheles. Hier gilt kein künstlerisch Bemühn;
Verfahret nur nach eignen Maaßen!
Der Längste lege längelang sich hin,
Ihr Andern lüftet rings umher den Rasen;
Wie man's für unsre Väter that,
Vertieft ein längliches Quadrat!
Aus dem Palast ins enge Haus,
So dumm läuft es am Ende doch hinaus.

Lemuren (mit nechischen Geberden grabend).

Wie jung ich war und lebt' und liebt',
Mich däucht, das war wol süße;
Wo's fröhlich klang und lustig ging,
Da rührten sich meine Füße.

Nun hat das tückische Alter mich
Mit seiner Krücke getroffen;
Ich stolpert' über Grabes Thür,
Warum stand sie just offen!*)

Faust (aus dem Palaste tretend, tastet an den Thürpfosten).
Wie das Geklirr der Spaten mich ergetzt!
Es ist die Menge, die mir fröhnet,
Die Erde mit sich selbst versöhnet,
Den Wellen ihre Grenze setzt,
Das Meer mit strengem Band umzieht.

Mephistopheles (bei Seite).
Du bist doch nur für uns bemüht
Mit Deinen Dämmen, Deinen Buhnen;
Denn Du bereitest schon Neptunen,

*) Goethe hat hier den Todtengräberdienst verrichtenden Lemuren Verse des Todtengräber-Liedes aus Hamlet (V. 1) in den Mund gelegt, die wiederum Shakespeare einem altenglischen Liede (von Howard) entnommen hatte. In der Eschegel'schen Uebertragung lauten obige Strophen:

In jüngeren Tagen ich lieben that,
Das dünkte mir so süß,
Die Zeit zu verbringen, ach früh und spät,
Behagte mir nichts wie dies.

Doch Alter mit dem schleichenden Tritt
Hat mich gepackt mit der Faust
Und hat mich weg aus dem Lande geschifft,
Als hätt' ich da nimmer gehaust.

Goethe folgte dem altenglischen Texte von Howard (in Percy's Reliquees), wie Düntzer (S. 750) zuerst festgestellt hat.

Dem Wasserteufel, großen Schmaus.
In jeder Art seid Ihr verloren; —
Die Elemente sind mit uns verschworen,
Und auf Vernichtung läuft's hinaus.

Faust. Aufseher!

Mephistopheles. Hier!

Faust. Wie es auch möglich sei,
Arbeiter schaffe Meng' auf Menge,
Ermuntre durch Genuß und Strenge,
Bezahle, locke, presse bei!
Mit jedem Tage will ich Nachricht haben,
Wie sich verlängt der unternomm'ne Graben.

Mephistopheles (halblaut).
Man spricht, wie man mit Nachricht gab,
Von keinem Graben, doch vom — Grab.

Faust. Ein Sumpf zieht am Gebirge hin,
Verpestet alles schon Errungne;*)
Den faulen Pfuhl auch abzuziehn,
Das Letzte wär' das Höchsterrungne.
Eröffn' ich Raume vielen Millionen,
Nicht sicher zwar, doch thätig frei zu wohnen:
Grün das Gefilde, fruchtbar; Mensch und Heerde
Sogleich behaglich auf der neusten Erde,
Gleich angesiedelt an des Hügels Kraft,
Den aufgewälzt kühn-ems'ge Völkerschaft.
Im Innern hier ein paradiesisch Land,
Da rase draußen Fluth bis auf zum Rand,
Und wie sie naicht, gewaltsam einzuschießen,
Gemeindrang**) eilt, die Lücke zu verschließen.
Ja! Diesem Sinne bin ich ganz ergeben,
Das ist der Weisheit letzter Schluß:
Nur Der verdient sich Freiheit wie das Leben,
Der täglich sie erobern muß.***)
Und so verbringt, umringen von Gefahr,
Hier Kindheit, Mann und Greis sein tüchtig Jahr.
Solch ein Gewimmel möcht' ich sehn,

*) Dinger vermutet hier „Erzwungne", doch kann auch das Reimwort „Höchsterrungne" verschrieben sein für „Höchsterlangne". Jedenfalls wird das doppelte „errungne" auf einem Versehen beruhen.

**) Es schweben die Verbindlichkeiten des Deichverbandes vor.

***) Aehnlich Schiller (Ged., II. Buch, S. 109, und Werke IV, 46):
„Und setzet Ihr nicht das Leben ein,
Nie wird Euch das Leben gewonnen sein."

Auf freiem Grund mit freiem Volke ſtehn.
Zum Augenblicke dürft' ich ſagen:
Verweile doch! Du biſt ſo ſchön!*)
Es kann die Spur von meinen Erdetagen
Nicht in Aeonen untergehn! —
Im Vorgefühl von ſolchem hohen Glück
Genieß' ich jetzt den höchſten Augenblick.

(Faust ſinkt zurück, die Lemuren faſſen ihn auf und legen ihn auf den Boden.)

Mephiſtopheles. Ihn ſättigt keine Luſt, ihm genügt kein Glück,
So buhlt er fort nach wechſelnden Geſtalten;
Den letzten, ſchlechten, leeren Augenblick,
Der Arme wünſcht ihn feſtzuhalten.
Der mir ſo kräftig widerſtand,
Die Zeit wird Herr, der Greis hier liegt im Sand.
Die Uhr ſteht ſtill —

Chor. Steht ſtill! Sie ſchweigt wie Mitternacht.
Der Zeiger fällt.

Mephiſtopheles. Er fällt, es iſt vollbracht.

Chor. Es iſt vorbei.

Mephiſtopheles. Vorbei! Ein dummes Wort.
Warum vorbei?
Vorbei und reines Nichts, vollkommnes Einerlei!
Was ſoll uns denn das ew'ge Schaffen!
Geſchaffenes zu nichts hinwegzuraffen!
„Da iſt's vorbei!" Was iſt daran zu leſen?
Es iſt ſo gut, als wär' es nicht geweſen,
Und treibt ſich doch im Kreis, als wenn es wäre.
Ich liebte mir dafür das Ewig-Leere.

Grablegung.

Lemur (Solo.**) Wer hat das Haus ſo ſchlecht gebaut
Mit Schaufeln und mit Spaten?
Lemuren (Chor). Dir, dumpfer Gaſt im hänfnen Gewand,
Iſt's viel zu gut geraten.***)

*) Vergl. die korreſpondirende Stelle im erſten Theil, S. 86.

**) Der Solo-Sänger ſingt im Namen des Todten, dem der Chor antwortet. (Schnitzer.)

***) Dieſe Worte ſind nach der dritten Strophe des Hamletſchen Todtengräberliedes gebildet, welche bei Schlegel lautet:

„Ein Grabſcheit und ein Spaten wohl,
Sammt einem Kittel aus Lein,
Und 'ne eine Grube gar tief und hohl
Für ſolchen Gaſt muß ſein."

Die folgenden Worte der Lemuren ſind von Goethe hinzugeſetzt. Düntzer

Lemur (Solo). Wer hat den Saal so schlecht versorgt?
Wo blieben Tisch und Stühle?
Lemuren (Chor). Es war auf kurze Zeit geborgt;
Der Gläub'ger sind so viele.
Mephistopheles.
Der Körper liegt, und will der Geist entfliehn,
Ich zeig' ihm rasch den blutgeschriebnen Titel; —
Doch leider! hat man jetzt so viele Mittel,
Dem Teufel Seelen zu entziehn.*)
Auf altem Wege stößt man an,
Auf neuem sind wir nicht empfohlen;
Sonst hätt' ich es allein gethan,
Jetzt muß ich Helfershelfer holen.

Uns geht's in allen Dingen schlecht!
Herkömmliche Gewohnheit, altes Recht,
Man kann auf gar nichts mehr vertrauen.
Sonst mit dem letzten Athem fuhr sie aus,
Ich paßt' ihr auf und, wie die schnellste Maus,
Schnapps, hielt' ich sie in fest verschlossnen Klauen.
Nun zaudert sie und will den düstern Ort,
Des schlechten Leichnams eles Haus, nicht lassen;
Die Elemente, die sich hassen,
Die treiben sie am Ende schmählich fort.
Und wenn ich Tag' und Stunden mich geplage,
Wann, wie und wo,**) das ist die leid'ge Frage.
Der alte Tod verlor die rasche Kraft,
Das Ob sogar ist lange zweifelhaft;
Oft sah ich lüstern auf die starren Glieder;
Es war nur Schein, das rührte, das regte sich wieder.
(Phantastisch-flügelmännische***) Beschwörungsgeberden.)

*) Diese Klage des Teufels ist sehr alt. Schon in den Theophilusklage beschwert er sich über den Betrug, den man ihm wiederholt gespielt habe.

**) Anspielungen auf die verschiedenen Theorien vom eigentlichen Sitze der Seele und des Lebens. Die Griechen und die Hebräer nahmen als solchen das Blut an, Descartes die Zirbeldrüse des Gehirns. Weiterhin gedenkt Mephistopheles der vielen in neuerer Zeit vorgekommenen Fälle von Scheintod; aus solchem erwachte schon Asklepios.

***) Geberden eines Flügelmanns, welcher seiner Truppe die nach dem Reglement aufzuführenden Bewegungen, gleich einem Gliedermann, grotesk markirt. In diesem Sinne nennt Goethe den Benv. Cellini (in dessen Leben, Anh. Kap. 12) einen Flügelmann: „Solche Naturen können als

Nur frisch heran! Verdoppelt Euren Schritt,
Ihr Herrn vom graden, Herrn vom krummen Horne,*)
Vom alten Teufelsschrot und -Korne,
Bringt Ihr zugleich den Höllenrachen mit.
Zwar hat die Hölle Rachen viele, viele,
Nach Standsgebühr und Würden schlingt sie ein;
Doch wird man auch bei diesem letzten Spiele
Ins Künftige nicht so bedenklich sein.

(Der gräuliche Höllenrachen thut sich links auf.)

Eckzähne klaffen, dem Gewölb des Schlundes
Entquillt der Feuerstrom in Wuth,
Und in dem Siedequalm des Hintergrundes
Seh' ich die Flammenstadt in ew'ger Gluth.**)
Die rothe Brandung schlägt hervor bis an die Zähne,
Verdammte, Rettung hoffend, schwimmen an,
Doch kolossal zertrirscht sie die Hyäne,
Und sie erneuen ängstlich heiße Bahn.
Im Winkeln bleibt noch Vieles zu entdecken,
So viel Erschrecklichstes im engsten Raum!
Ihr thut sehr wohl, die Sünder zu erschrecken,
Sie halten's doch für Lug und Trug und Traum.

(Zu den Dicktenfeln vom kurzen, graden Horne.)

Nun, wanst'ge Schuften mit den Feuerbacken!
Ihr glüht so recht vom Höllenschwefel feist;***)

---

geistige Flügelmänner angesehen werden, die uns mit heftigen Aeußerungen dasjenige andeuten, was durchaus, obgleich oft nur mit schwachen, unkenntlichen Zügen, in jedem menschlichen Busen eingeschrieben ist." Und ebenso schreibt Knebel am 23. September 1797: „Voß ist der Flügelmann unserer Prosodie. Seine Bewegungen sind stark und richtig, nur müssen wir sie etwas sanfter nachahmen." (Böttiger, Lit. Zust., II. 216.) Schnitzer (S. 214) hält die Flügelmänner ironig für Kranichscheuchen, Vogelscheuchen.

*) Das Horn (Bockshorn) eignet, wie den Satyrn und Faunen, auch den Teufeln, ebenso auch das Hirschgeweih.

**) Diese ganze Darstellung erinnert an Dante's Inferno. Daselbst (Canto VIII) sah Dante die Höllenstadt, Dite genannt (Dis, Diavolo, s. Goethe's Werke, XXXIII. 219 der 40bdg. Ausg.): Sopresso in cima che ha nome Dite.

Vergl. die Höllenbilder der Bibel, Isaias, 34. 9 und 10 („das Land wird zu brennendem Pech werden"); Matth., 13. 41, 42, 50 („Feuerofen"), und besonders in der Offenb. Joh., 9. 2 („Schlund des Abgrundes"), 9. 17 u. 18. 2. 14. 8 und 10 („Feuer, Qualm und Schwefel"); 18. 9 u. 18 u. 19. 3 („Behausung der Dämonen"); 19. 20 sowie 20. 14 und 15, vergl. 21. 8. („der Pfuhl, der von Feuer und Schwefel brennt").

***) Swedenborg („der Himmel," § 59) schildert die Teufel theils, einige schwarz, andere glühroth wie Feuerbrände, einige von Blasen, Beulen und Schwären entstellt; die Hölle ist auch nach ihm von Kohle und Schwefel erleuchtet.

Klotzart'ge, derbe, nie bewegte Nacken!
Hier unten lauert, ob's wie Phosphor gleißt:
Das ist das Seelchen, Psyche mit den Flügeln,
Die rupft: Ihr aus, so ist's ein garst'ger Wurm;
Mit meinem Stempel will ich sie besiegeln,*)
Dann fort mit ihr im Feuerwirbelsturm!
Paßt auf die niedern Regionen,
Ihr Schläuche, das ist Eure Pflicht;
Ob's ihr beliebte, da zu wohnen,
So akkurat weiß man das nicht.
Im Nabel ist sie gern zu Haus,**)
Nehmt es in Acht, sie wischt Euch dort heraus.

(Zu den Türmen steigen vom langen, krummen Horne.)

Ihr Fixlefanze, flügelmänn'sche Riesen,
Greift in die Luft, versucht Euch ohne Rast!
Die Arme strack, die Klauen scharf gewiesen,
Daß Ihr die Flatternde, die Flücht'ge faßt!
Es ist ihr sicher schlecht im alten Haus,
Und das Genie, es will gleich obenaus.

Glorie von oben, rechts.

Himmlische Heerschaar. Folget, Gesandte,
Himmelsverwandte,
Gemächlichen Flugs:
Sündern vergeben,
Staub zu beleben;
Allen Naturen
Freundliche Spuren
Wirket im Schweben
Des weilenden Zugs!

Mephistopheles. Mißtöne hör' ich, garstiges Geklimper,
Von oben kommt's mit unwillkommnem Tag;
Es ist das kubisch-mädchenhafte Gestümper,
Wie frömmelnder Geschmack sich's lieben mag.
Ihr wißt, wie wir in tiefverruchten Stunden
Vernichtung sannen menschlichem Geschlecht:
Das Schändlichste, was wir erfunden,***)
Ist ihrer Andacht eben recht.

*) Auch nach Bodinus (a. a. O., S. 280) drückt der Teufel den ihm verfallenen Seelen ein Mal auf.

**) Mit Rücksicht auf die Erscheinungen des Somnambulismus.

***) Anspielung auf Christi Tod am Kreuze und die Leiden der Märtyrer.

Sie kommen gleißnerisch, die Laffen!
So haben sie uns Manchen weggeschnappt,
Betrogen uns mit unsern eignen Waffen;
Es sind auch Teufel, doch verkappt.
Hier zu verlieren, wär' Euch ew'ge Schande;
Ans Grab heran und haltet fest am Rande!

Chor der Engel (Rosen streuend). *)

Rosen, Ihr blendenden,
Balsam versendenden!
Flatternde, schwebende,
Heimlich belebende,
Zweigleinbeflügelte,
Knospenentsiegelte,
Eilet zu blühn!
Frühling entsprieße,
Purpur und Grün!
Tragt Paradiese
Dem Ruhenden hin!

Mephistopheles (zu den Satanen).

Was duckt und zuckt Ihr? Ist das Höllenbrauch?
So haltet Stand und laßt sie streuen!
An seinen Platz ein jeder Gauch!
Sie denken wol mit solchen Blümeleien
Die heißen Teufel einzuschneien;
Das schmilzt und schrumpft vor Eurem Hauch.
Nun pustet, Püstriche!**) — Genug, genug!
Vor Eurem Broden***) bleicht der ganze Flug. —
Nicht so gewaltsam! Schließet Maul und Nasen!
Fürwahr, Ihr habt zu stark geblasen.
Daß Ihr doch nie die rechten Maaße kennt!
Das schrumpft nicht nur, es bräunt sich, dorrt, es brennt!
Schon schwebt's heran mit giftig-klaren Flammen,
Stemmt Euch dagegen, drängt Euch fest zusammen! —
Die Kraft erlischt! Dahin ist aller Muth!
Die Teufel wittern fremde Schmeichelgluth.

*) Diese Rosen streute, wie „die jüngeren Engel" weiter unten verrathen, der sich in der Engelschaar befindende Chor der Büßerinnen, darunter: „una penitentiam, sonst Gretchen genannt."

**) Aehnliche teufliſche oder komiſche Figuren kommen in den geiſtlichen Spielen des Mittelalters vor; z. B. Fastenbals bei Mone a. a. O., S. 586 ff.

***) Nach Campe's (I. 381) Dampf, Dunſt, alſo hier Hauch (vgl. breath); „Höllenbroden" bei Goethe (Gedichte, II. 306).

Engel. Blüthen, die seligen,
Flammen, die fröhlichen,
Liebe verbreiten sie,
Wonne bereiten sie,
Herz, wie es mag.*)
Worte, die wahren,
Aether im Klaren,
Ewigen Schaaren
Ueberall Tag!

Mephistopheles. O Fluch, o Schande solchen Tröpfen!
Satane stehen auf den Köpfen,
Die Plumpen schlagen Rad auf Rad
Und stürzen ärschlings in die Hölle.**)
Gesegn' Euch das verdiente heiße Bad!
Ich aber bleib' auf meiner Stelle. —

(Sich mit den schwebenden Rosen herumschlagend.)

Irrlichter, fort! Du! Leuchte noch so starr,
Du bleibst, gehascht, ein eklet Gallertquark.
Was flatterst Du? Willst Du Dich packen! —
Es klemmt wie Pech und Schwefel mir im Nacken.

Engel (Ebort). Was Euch nicht angehört,
Müsset Ihr meiden,
Was Euch das Innre stört,
Dürft Ihr nicht leiden.
Dringt es gewaltig ein,
Müssen wir tüchtig sein;
Liebe nur Liebende
Führet herein!

Mephistopheles.
Mir brennt der Kopf, das Herz, die Leber brennt,
Ein überteuflisch Element!
Weit spitziger als Höllenfeuer!
Drum jammert Ihr so ungeheuer,
Unglückliche Verliebte, die, verschmäht,
Verdrehten Halses nach der Liebsten späht!***)
Auch mir! Was zieht den Kopf auf jene Seite?

*) Anstellung für: wie das Herz es mag.

**) Swedenborg („der Himmel," § 550) läßt Die, „so in die Hölle geworfen werden", in ähnlicher Art „rücklings, das Haupt niederwärts zur Hölle und die Füße gen Himmel empor" hinabstürzen. Vergl. auch Dante vom Teufelsdrachen (Inferno, Canto XXI): „E-l cgli avea del cul fatto trombetta."

***) S. oben S. 83: „Jener Chorus dort macht Euch zum Wendehals."

Bin ich mit ihr doch im geschwornen Streite!
Der Anblick war mir sonst so feindlich scharf.
Hat mich ein Fremdes durch und durchgedrungen?*)
Ich mag sie gerne sehn, die allerliebsten Jungen;
Was hält mich ab, daß ich nicht fluchen darf? —
Und wenn ich mich bethören lasse,
Wer heißt denn künftighin der Thor? —
Die Wetterhuren, die ich hasse,
Sie kommen mir doch gar zu lieblich vor! —
Ihr schönen Kinder, laßt mich wissen,
Seid Ihr nicht auch von Lucifer's Geschlecht?
Ihr seid so hübsch, fürwahr ich möcht' Euch küssen,
Mir ist's, als kommt Ihr eben recht.
Es ist mir so behaglich, so natürlich,
Als hätt' ich Euch schon tausendmal gesehn;
So heimlich-kätzchenhaft**) begierlich;
Mit jedem Blick aufs Neue schöner, schön.
O nähert Euch, o gönnt mir einen Blick!

Engel. Wir kommen schon, warum weichst Du zurück?
Wir nähern uns, und wenn Du kannst, so bleib!

(Die Engel nehmen, umherziehend, den ganzen Raum ein.)

Mephistopheles (der ins Proscenium gedrängt wird).

Ihr scheltet uns verdammte Geister
Und seid die wahren Hexenmeister;
Denn Ihr verführet Mann und Weib. —
Welch ein verfluchtes Abenteuer!
Ist dies das Liebeselement?
Der ganze Körper steht in Feuer,
Ich fühle kaum, daß es im Nacken brennt. —
Ihr schwanket hin und her, so senkt Euch nieder,
Ein Bißchen weltlicher bewegt die holden Glieder!
Fürwahr, der Ernst steht Euch recht schön,
Doch möcht' ich Euch nur einmal lächeln sehn;
Das wäre mir ein ewiges Entzücken.
Ich meine so, wie wenn Verliebte blicken,
Ein kleiner Zug am Mund, so ist's gethan.
Dich, langer Bursche, Dich mag ich am Liebsten leiden,
Die Pfaffenmiene will Dich gar nicht kleiden,
So sieh mich doch ein wenig lüstern an!

*) Wie Wieland im „Agathon" braucht: „durch und durchsehen."
**) Vergl. Th. I, S. 130: „Und mir ist's wie dem Kätzlein schmächtig."

Auch könntet Ihr anständig-nackter gehen,
Das lange Faltenhemd ist übersittlich —
Sie wenden sich — Von hinten anzusehen! —
Die Racker sind doch gar zu appetitlich! —

Chor der Engel. Wendet zur Narheit
Euch, liebende Flammen!
Die sich verdammen,
Heile die Wahrheit,
Daß sie vom Bösen
Froh sich erlösen,
Uns in dem Allverein
Selig zu sein!

Mephistopheles (sich fassend).
Wie wird mir! — Hiobsartig, Beul' an Beule
Der ganze Kerl, dem's vor sich selber graut,
Und triumphirt zugleich, wenn er sich ganz durchschaut,
Wenn er auf sich und seinen Stamm vertraut:
Gerettet sind die edlen Teufelstheile,
Der Liebespuk, er wirft sich auf die Haut;
Schon angebrannt sind die verruchten Flammen,
Und, wie es sich gehört, flucht' ich Euch allzusammen!

Engel. Heilige Gluthen,
Wen sie umschweben,
Fühlt sich im Leben
Selig mit Guten.
Alle vereinigt,
Hebt Euch und preist!
Luft ist gereinigt,
Athme der Geist!

(Sie erheben sich, Faustens Unsterbliches*) entführend.)

---

*) Entsprechend oben S. 168: „das Körperliche" Euphorion's und S. 170: „das Körperliche" Helena's. Die Idee zu dem oben dargestellten Kampfe um Faust's Seele erhalten Goethe der Bibel. Nach der Epistel Judä, V. 9, streit der Erzengel Michael mit dem Teufel um Moses' Leichnam. In einem Briefe Goethe's an den Maler Müller vom Jahre 1781 über ein dieses Kampf darstellendes Gemälde äußert sich die merkwürdige Aeußerung: „Der Streit beider Geister über den Leichnam Moses ist eine alberne Judenfabel, die weder Göttliches noch Menschliches enthält." Nach Burckhardt (die Cultur der Renaissance, S. 310) wurde dieser Kampf bei der Frohnleichnams-Prozession des Corpus Christi in Brescia aufgeführt. Ebenso macht der Erzengel Michael in der Sage von Frau Jutta deren Seele dem Teufel streitig. Auch in der Legende vom heiligen Brandan kämpfen Teufel und Engel um menschliche Seelen (Tholevius, I. 170), wie in der nordischen Mythologie weiße und schwarze Geister (Elben) um die Leichname der Gestorbenen (Grimm's Myth., S. 413). Vergl. Bürger's „Der wilde Jäger" (Gedichte, S. 179).

Mephistopheles (sich umsehend).
Doch wie? — Wo sind sie hingezogen?
Unmünd'ges Volk, Du hast mich überrascht,
Sind mit der Beute himmelwärts entflogen;
Drum haben sie an dieser Gruft gemacht!
Mir ist ein großer, eing'ger Schatz entwendet,
Die hohe Seele, die sich mir verpfändet,
Die haben sie mir pfiffig weggepascht.*)
Bei wem soll ich mich nun beklagen?
Wer schafft mir mein erworbnes Recht?
Du bist getäuscht in Deinen alten Tagen,
Du hast's verdient, es geht Dir grimmig schlecht.
Ich habe schimpflich mitgehandelt,
Ein großer Aufwand, schmählich, ist verthan;
Gemein Gelust, abirrte Liebschaft wandelt
Den ausgepichten Teufel an.
Und hat mit diesem kindisch-tollen Ding
Der Klugerfahrne sich beschäftigt,
So ist fürwahr die Thorheit nicht gering,
Die seiner sich am Schluß bemächtigt.**)

Bergschluchten, Wald, Fels, Einöde.***)

Heilige Anachoreten
(gebirgaufwärts vertheilt, gelagert zwischen Klüften).

Chor und Echo. Waldung, sie schwankt heran,
Felsen, sie lasten dran,
Wurzeln, sie klammern an,

---

*) In dem von Mone (Altdeutsche Schausp., S. 109 ff.) angeführten geistlichen Schauspiele von der Auferstehung Christi (aus dem 14. Jahrhunderte) verliert Lucifer in ähnlicher Art eine ihm verschriebene Seele und klagt seinen Teufeln: „Ey hat uns übel ergangen, wir haben dy sele verloren."

**) Vergl. das alte Sprichwort bei Kramer (Latendorf, S. 9): „Es thut kein Weiser eine kleine Thorheit."

***) Daß hier geschilderte Gebirgslokal erinnert an den Goethe durch einen Brief Wilhelm von Humboldt's (d. J. 1800, in dessen Werken, Bd. III. S. 173 ff.) näher bekannt gewordenen Berg Montserrat bei Barcellona, auf welchem sich außer einem Kloster eine große Zahl Einsiedeleien, an den Abhängen und auf den Gipfeln vertheilt, vorfinden. Auch sein Gedicht „Die Geheimnisse" bezog Goethe später (1816) auf diesen Montserrat (Ges. W., S. 136). Man kann aber auch an den Berg Athos, den heiligen Berg (Hagion Oros) in Griechenland denken, der, mit Macedonien verbunden, ein in das

Stamm dicht an Stamm hinan;
Woge nach Woge spritzt,
Höhle, die tiefste, schützt;
Löwen, sie schleichen stumm
Freundlich um uns herum,*)
Ehren geweihten Ort,
Heiligen Liebeshort.

Pater ecstaticus (auf- und abschwebend).**)

Ewiger Wonnebrand,
Glühendes Liebeband,
Siedender Schmerz der Brust,
Schäumende Gottesluft.
Pfeile, durchdringet mich,
Lanzen, bezwinget mich,
Keulen, zerschmettert mich,
Blitze, durchwettert mich,
Daß ja das Nichtige
Alles verflüchtige,
Glänze der Dauerstern,
Ewiger Liebe Kern!

ägäische Meer vorspringendes Gebirge für sich bildet, von 20 Stunden Länge und 5 Stunden Breite. Hier findet sich ein religiöser Freistaat von etwa 6000 Seelen, meistens „Wettüberwinder“ (d. h. Gegner „die Geheimnisse“) des heiligen Basilius, eine Welt von Klöstern, Kapellen und Einsiedeleien, der Mittelpunkt des orientalischen Glaubens. Dort liegen überall in die Felsen der Einsiedler zerstreut, in dem immergrünen Dickicht der fast tropischen Wald-Vegetation, in den Einsenkungen des Laubwaldes, an den Wasserfällen quellenreicher Schluchten und auf den Vorsprüngen des Gebirges — alle in einer Natur, die der unsers Gedichtes genau entspricht. Goethe's Lokal ist jedoch nicht ein irdisches, auf ihm bewegen sich nicht lebende Menschen, sondern Geister; auch die Patres sind solche. Goethe's Lokal ist ein dichterisch angeschautes Purgatorium, wie das Dante'sche, ein Zwischenlokal zwischen Himmel und Erde, sowie zwischen Himmel und Hölle. Als einen solchen „Mittelort“ beschreibt auch Swedenborg (s. a. O., 428 ff.) die „Geisterwelt“ als einen Thalgrund, zwischen Bergen und Felsen, „wo da und dort sich einbuchtet und ansteigt.“

*) Jünger verweist auf Jesaias, 65, 25: „Sie (Wolf, Löwe und Schlange) werden nicht schaden noch verderben auf meinem ganzen heiligen Berge, spricht der Herr.“ Goethe's „Novelle“ liegt diese Beziehung gleichfalls zu Grunde: „Löwen sollen Lämmer werden, Und die Welle schwankt zurück“ (Werke, XVI, 159).

**) Mehrere christliche Mystiker erhielten den Beinamen ecstaticus, z. B. Johann Ruysbreek (1293 bis 1381). Den Gedanken des Pater ecstaticus legt Bodinus (Dämonom., S. 60) allgemein den „heiligen Männern“ bei, „so das sterblich und irdisch Theil vernichtigen, damit sie ihr verstandestrafftig Seel mit den Engeln zugleichen und verbinden“ (Fischart's Uebertragung).

Pater profundus (tiefe Region). *)
Wie Felsenabgrund mir zu Füßen
Auf tiefem Abgrund lastend ruht,
Wie tausend Bäche strahlend fließen
Zum grausen Sturz des Schaums der Fluth,
Wie straff mit eignem kräft'gen Triebe
Der Stamm sich in die Lüfte trägt:
So ist es die allmächt'ge Liebe,
Die Alles bildet, Alles hegt.
Ist um mich her ein wildes Brausen,
Als wogte Wald und Felsengrund!
Und doch stürzt, liebevoll im Sausen,
Die Wasserfülle sich zum Schlund,
Berufen, gleich das Thal zu wässern;
Der Blitz, der flammend niederschlug,
Die Atmosphäre zu verbessern,
Die Gift und Dunst im Busen trug,
Sind Liebesboten,**) sie verkünden,
Was ewig schaffend uns umwallt.
Mein Inn'res mög' es auch entzünden,
Wo sich der Geist, verworren, kalt,
Vergrämt in stumpfer Sinne Schranken,
Scharfangeschlossnem Kettenschmerz.
O Gott! Beschwicht'ge die Gedanken,
Erleuchte mein bedürftig Herz!

Pater Seraphicus (mittlere Region). ***)
Welch ein Morgenwölkchen schwebet
Durch der Tannen schwankend Haar!
Ahn' ich, was im Innern lebet?
Es ist junge Geisterschaar.

Chor seliger Knaben. Sag uns, Vater, wo wir wallen,
Sag uns, Guter, wer wir sind.

*) Nach Meyer (S. 189) hatte Bernhard von Clairvaux, der Stifter des Cistercienser-Ordens, diesen Beinamen.

**) Vergl. Klopstock: „Der Ewige ist, wo sie (die Lüfte) säuseln, und wo der Donnersturm die Leder stürzt".

***) Auch diese Bezeichnung ist eine historische, indem mehrere Mystiker, wie Franz von Assisi und der Mönch Bonaventura, so genannt wurden. Auch Bodinus (a. a. O., S. 57) dachte sich die Geister im Himmel, in der hohen Gegend der Luft, in der mittlern Region, in der hier der Pater Seraphicus weilt, und an tiefern Orten. Diese Eintheilungen der Welträume und der Luft finden sich schon in der indischen Poesie und Mystik. Götter und Könige erscheinen dort als Beschützer „der mittleren Welt." Swedenborg theilt den Himmel selbst in drei Räumlichkeiten ein, als Gradationen der Seligkeit (a. a. O., § 29).

Glücklich sind wir, Allen, Allen
Ist das Dasein so gelind.
Pater Seraphicus. Knaben, Mitternachtsgeborne,*)
Halb erschlossen Geist und Sinn,
Für die Eltern gleich verlorne,
Für die Engel zum Gewinn!
Daß ein Liebender zugegen,
Fühlt Ihr wol, so naht Euch nur!
Doch von schroffen Erdewegen,
Glückliche, habt Ihr keine Spur.
Steigt herab in meiner Augen
Welt- und erdgemäß Organ,
Könnt sie als die Euren brauchen,
Schaut Euch diese Gegend an!**)
(Er nimmt sie in sich.)
Das sind Bäume, das sind Felsen,
Wasserstrom, der abestürzt***)
Und mit ungeheurem Wälzen
Sich den steilen Weg verkürzt.
Selige Knaben (von innen).
Das ist mächtig anzuschauen;
Doch zu düster ist der Ort,

*) Nach Schnetzer (220) im Sinne von Glückskinder (?).

**) Den Gedanken, den Engeln das irdische Organ des Paters zu leihen, entnahm Goethe aus Swedenborg. (S. Goethe's Werke, Ausg. v. 1840, XXXII. 74 — v. J. 1772 — und Briefe an Fr. v. Stein, II. 204.) Den Brief an Fr. A. Wolf vom 28. Nov. 1806 fängt Goethe an: „Warum kann ich nicht sogleich, verehrter Freund, da ich Ihren lieben Brief erhalte, wie jene Swedenborgischen Geister, die sich manchmal die Erlaubniß ausbaten, in die Sinneswerkzeuge ihres Meisters hineinzuflößen und durch deren Vermittelung die Welt zu sehen, mich auf kurze Zeit in Ihr Wesen versenken" u. s. w. (Berndts, S. 110). Swedenborg („Der Himmel", S. 522) sagt von sich selbst, als er den Himmel gesehen hatte: „Die Geister können nichts durch den Menschen erblicken von dem, was in dieser Sonnenwelt ist, sobald sie es durch meine Augen". Im §. 251 ebenda wird näher auseinandergesetzt, wie das „Einsliessen der Engel in den Menschen oder einen andern Engel" geschieht. (S. auch §. 344.) Das Folgende schließt sich genau an Swedenborg's Bericht an über die Erziehung der Kinder im Himmel. Er sagt hier (§. 334): „Ihren Neigungen, welche sämmtlich aus Unschuld kommen, werden erst solche Gegenstände nahe gebracht, welche sich dem Auge darstellen und ergetzlicher Art sind." „Wenn sie aus diesem ersten Alter treten, werden sie in einen andern Himmel gebracht, wo sie von Lehrern unterrichtet werden, und so stufenweise weiter."

***) Die alte Luther'sche Form „abe" („Wenn ich dran klopf — an der Bibel — fällt ein Apfel abe") war bis ins vorige Jahrhundert üblich. Vergl. Abhandlungen (B. 152): „abe lichten schildesschangen;" Logau (I. 158, Nr. 73): „muß dem Leben absagen;" Hand von Schweinichen, I, 99: „lasste ich mich abe," sie „ließen nicht abe" u. s. w.

Schüttelt uns mit Schreck und Grauen.
Edler, Guter, laß uns fort!

Pater Seraphicus.

Steigt hinan zu höherem Kreise,
Wachset immer unvermerkt,
Wie nach ewig reiner Weise
Gottes Gegenwart verstärkt!
Denn das ist der Geister Nahrung,
Die im freisten Aether waltet:
Ew'gen Liebens Offenbarung,
Die nur Seligkeit entfaltet.

Chor seliger Knaben (um die höchsten Gipfel kreisend).

Hände verschlinget
Freudig zum Ringverein,
Regt Euch und singet
Heil'ge Gefühle drein!
Göttlich belehret,
Dürft Ihr vertraun,
Den Ihr verehret,
Werdet Ihr schaun.

Engel (schwebend in der höhern Atmosphäre, Faustens Unsterbliches*) tragend).

Gerettet ist das edle Glied
Der Geisterwelt vom Bösen:
Wer immer strebend sich bemüht,
Den können wir erlösen;
Und hat an ihm die Liebe gar
Von oben Theil genommen,
Begegnet ihm die sel'ge Schaar
Mit herzlichem Willkommen.**)

Die jüngeren Engel.

Jene Rosen, aus den Händen
Liebend-heil'ger Büßerinnen,
Halfen uns den Sieg gewinnen
Und das hohe Werk vollenden,
Diesen Seelenschatz erbeuten.

*) Nach der Handschrift hatte Goethe ursprünglich statt „Faustens Unsterbliches" geschrieben: „Faustens Entelechie".

**) Das „englische Willkommen," la bienvenue, ist herkömmlicher Ausdruck, wie der „englische Gruß," der „englische Lobgesang." Swedenborg (a. a. O. § 519) bemerkt von dieser Aufnahme: „Dann wird ihr Inwendiges aufgeschlossen, und wenn es gleichgeartet mit den der Engel ist, die in jenem Himmel sind, dann werden sie gleichsam erkannt und mit Freuden empfangen."

Böse wichen, als wir streuten,
Teufel flohen, als wir trafen.
Statt gewohnter Höllenstrafen
Fühlten Liebesqual die Geister;
Selbst der alte Satansmeister
War von spitzer Pein durchdrungen.
Jauchzet auf! Es ist gelungen.

Die vollendeteren Engel.

Uns bleibt ein Erdenrest
Zu tragen peinlich,
Und wär' er von Asbest,*)
Er ist nicht reinlich.
Wenn starke Geisteskraft
Die Elemente
An sich herangerafft,
Kein Engel trennte
Geeinte Zweinatur
Der innigen Beiden,
Die ew'ge Liebe nur
Vermag's zu scheiden.

Die jüngeren Engel.

Nebelnd um Felsenhöh
Spür' ich soeben
Regend sich in der Näh
Ein Geisterleben.
Die Wölkchen werden klar;
Ich seh' bewegte Schaar
Seliger Knaben,
Los von der Erde Druck,
Im Kreis gesellt,
Die sich erlaben
Am neuen Lenz und Schmuck
Der obern Welt.
Sei er zum Anbeginn,
Steigendem Vollgewinn
Diesen gesellt!

*) Die schon den Alten bekannte unverbrennbare Leinwand, zum Schutze der menschlichen Asche. Der rein erhaltende Stoff als Symbol der Ewigkeit. Swedenborg (a. a. O., §. 64) drückt obigen Gedanken etwas modificirt so aus: „Was denn nicht für das Gemeinsame nützlich thätig ist, wird aus dem Himmel ausgeworfen, weil es ein fremdartiger Bestandtheil ist."

Die seligen Knaben.

Freudig empfangen wir
Diesen im Puppenstand;*)
Alio erlangen wir
Englisches Unterpfand.
Löset die Flocken los,
Die ihn umgeben,
Schon ist er schön und groß
Von heil'gem Leben.

Doctor Marianus (in der höchsten, reinlichsten Zelle.**)

Hier ist die Aussicht frei,
Der Geist erhoben.
Dort ziehen Frauen vorbei,
Schwebend nach oben;
Die Herrliche mittenin
Im Sternenkranze,
Die Himmelskönigin,
Ich seh's am Glanze.
(Entzückt.) Höchste Herrscherin der Welt!
Lasse mich im blauen
Ausgespannten Himmelszelt
Dein Geheimniß schauen!
Bill'ge, was des Mannes Brust
Ernst und zart beweget
Und mit heil'ger Liebeslust
Dir entgegen träget!
Unbezwinglich unser Muth,
Wenn Du hehr gebietest,
Plötzlich mildert sich die Gluth,
Wie Du uns befriedest.
Jungfrau, rein im schönsten Sinn,
Mutter, Ehren würdig,
Uns erwählte Königin,
Göttern ebenbürtig!

*) Swedenborg (a. a. O., §. 513): „Der Stand des Unterrichts betreffe Die, so in den Himmel kommen;" (§. 513): „Die Unterweisungen geschehen durch Engel verschiedener Sozietäten, von denen vorzüglich die in der mitternächtlichen und mittäglichen Gegend sind." Auch nach Bodinus (a. a. O., S. 55 und 62) sind die Engel die paedagogi der Menschen.

**) Der Beiname Marianus, von der Verehrung der Jungfrau Maria, welcher mehreren Scholastikern des Mittelalters beigelegt wurde (S. Meyer, 190). An eine bestimmte Persönlichkeit ist nicht zu denken. Keinlichst, wie S. 186 vom Asket. Das Ganze ist eben ein Purgatorium. Weiter unten rühmt von der Maria für immerdar.

Um sie verschlingen
Sich leichte Wölkchen,
Sind Büßerinnen,
Ein zartes Völkchen,
Um ihre Kniee
Den Aether schlürfend,
Gnade bedürfend.

Dir, der Unberührbaren,
Ist es nicht benommen,
Daß die leicht Verführbaren
Traulich zu Dir kommen.

In die Schwachheit hingerafft,
Sind sie schwer zu retten;
Wer zerreißt aus eigner Kraft
Der Gelüste Ketten?
Wie entgleitet schnell der Fuß
Schiefem, glattem Boden?
Wen bethört nicht Blick und Gruß,
Schmeichelhafter Oden?

Mater gloriosa (schwebt einher).*)

Chor der Büßerinnen.

Du schwebst zu Höhen
Der ew'gen Reiche,
Vernimm das Flehen,
Du Ohnegleiche!
Du Gnadenreiche!

---

*) Hier als mater gloriosa, als strahlende Himmelskönigin, im Gegensatz zur mater dolorosa des ersten Theils (S. 115). Die Mariafeier hier erinnert an Stellen (V. 1447 bis 1462) des geistlichen Schauspiels: „Himmelfahrt Maria" aus dem Anfange des 14. Jahrh. (der Wiener, altdeutsche Schausp.). S. 185 daselbst findet sich eine Predigt aus dem 15. Jahrh. von Maria, der „Himmelskönigine," welche obige Verse widerspiegelt. Auch in der Theophilussage wird die Rettung durch die Maria herbeigeführt. In dem von Burckhardt (Renaissance, S. 421) zu Mitte des Frohnleichnamsspiele v. J. 1402 schwebte die Mutter Gottes, von Engeln getragen, singend nach dem Paradies. Die Idyllen des Minnelebens, Rittigen und Minnemaien in ihr verwebt. „Die ganze Fülle von Unschuld," sagt Choloevius, „Reinheit, Keuschheit, Wohlwollen, von demüthig unbewußter Hoheit und Holdseligkeit ergießt sich endlich in die Erscheinung der mit Sternen gekrönten Mater gloriosa und ihres Gefolges." (Gesch. d. deutschen Poesie, I. 50.)

Magna peccatrix*) (St. Lucae, VII. 36).
Bei der Liebe, die den Füßen
Deines gottverklärten Sohnes
Thränen ließ um Balsam fließen,
Trotz des Pharisäerhohnes;
Beim Gefäße, das so reichlich
Tropfte Wohlgeruch hernieder;
Bei den Locken, die so weichlich
Trockneten die heil'gen Glieder —

Mulier Samaritana)** (St. Joh., IV).
Bei dem Bronn, zu dem schon weiland
Abram ließ die Heerde führen;
Bei dem Eimer, der dem Heiland
Kühl die Lippe durft' berühren;
Bei der reinen, reichen Quelle,
Die nun dorther sich ergießet,
Ueberflüssig, ewig helle
Rings durch alle Welten fließet —

Maria Aegyptiaca*)** (Acta Sanctorum).
Bei dem hochgeweihten Orte,
Wo den Herrn man niederließ;
Bei dem Arm, der von der Pforte

---

*) Maria Magdalena, die „große Sünderin"; als Christus im Hause des Pharisäers Simon speiste, brachte sie ein Glas mit Salben. „Und trat hinten zu seinen Füßen und weinte, und fing an, seine Füße zu netzen mit Thränen und mit den Haaren ihres Hauptes zu trocknen, und küssete seine Füße und salbte sie mit Salben. Und Christus sprach zu ihr: Dir sind Deine Sünden vergeben" (Ev. Lucae 7, V. 36 bis 48).

**) Die Samariterin, die Christus in Sichar, wohin (nach 1. Moses 12, 6) schon Abram gezogen war, am Jakobs-Brunnen antraf. „Da kommt ein Weib von Samaria, Wasser zu schöpfen. Jesus spricht zu ihr: Gieb mir zu trinken" (Ev. Joh. 4, V. 7). „Jesus spricht zu ihr: Du hast recht gesagt, ich habe keinen Mann. Fünf Männer hast Du gehabt, und den Du nun hast, der ist nicht Dein Mann" (ib. V. 17 und 18). Die reine, reiche Quelle, die nach obigen Versen „rings durch alle Welten fließet," erklärt sich nach Christi Worten ebendo (V. 14) als: „Das Wasser, das ich ihm geben werde, das wird in ihm ein Brunnen des Wassers werden, das in das ewige Leben quillet."

***) Die Aegyptische Maria, aus der oben angeführten Geschichte der Heiligen (unter dem 3. April) bekannt, — deren berühmtes Bild von dem spanischen Maler Ribera sich in der Dresdner Gemälde-Galerie befindet, — ist hier sehr glücklich den biblischen Figuren, welche, wie Gretchen, Vergebungen der Liebe zu büßen haben, angereiht. Die ersten vier Verse beziehen sich auf den Vorgang, der die Umkehr dieser Sünderin herbeiführte. Eine unsichtbare Hand hatte sie an der Thür zur Kirche vom heiligen Grabe in Jerusalem zurückgehalten. Das Gebet zur Mutter Gottes: „Du bist die reinste der Jungfrauen, ich liege tief im Schlamme der Sünden, hilf mir Elenden," und

Marien mich zurückestieß;
Bei d[illegible]ierzigjähr'gen Buße,
Der ich treu in Wüsten blieb;
Bei dem sel'gen Scheidegruße,
Den im Sand ich niederschrieb —

Zu Drei. Die Du großen Sünderinnen
Deine Nähe nicht verweigerst
Und ein büßendes Gewinnen
In die Ewigkeiten steigerst,
Gönn auch dieser guten Seele,
Die sich einmal nur vergessen,
Die nicht ahnte, daß sie fehle,
Dein Verzeihen angemessen!

Una Poenitentium (sonst **Gretchen** genannt, sich anschmiegend).

Neige, neige,
Du Ohnegleiche,
Du Strahlenreiche,
Dein Antlitz gnädig meinem Glück!
Der früh Geliebte,
Nicht mehr Getrübte,
Er kommt zurück.*)

Selige Knaben (in Kreisbewegung sich nähernd).

Er überwächst uns schon
An mächt'gen Gliedern,
Wird treuer Pflege Lohn
Reichlich erwidern.
Wir wurden früh entfernt
Von Lebechören;

---

achtundvierzigjähriges Büßerleben in der Wüste — oben Vers 5 und 6 — bezeichnen ihre Reue: der Mönch Zosimas reichte ihr im letzten Jahre das Abendmahl, dessen Austeilung sie mit in den Sand geschriebenen Worten — oben Vers 7 und 8 — kurz vor ihrem Tode anflehte (das Nähere bei Düntzer, S. 786).

*) Diese Worte Gretchens bilden ein Gegenstück zu ihrem Gebete im Zwinger (S. 115 des 1. Teils): dort betet sie zur „Schmerzenreichen" Maria, hier zur „Strahlenreichen"; dort bittet sie, Maria möge das Antlitz ihrer „Noth", hier, sie möge es ihrem „Glücke" zuneigen. — Beatrice ist eine ähnliche Vermittlerin für Dante. Im zweiten Gesange der Hölle (V. 70 ff.) ruft sie ihm zu:

Jo son Beatrice, che ti faccio andare.
Amor mi mosse, che mi fa parlare,
Quando sarò dinanzi al Signor mio,
Di te mi lodero sovente a lui.

Doch Dieser hat gelernt,
Er wird uns lehren.*)

Die reine Büßerin (sonst **Gretchen** genannt).

Vom edlen Geisterchor umgeben,
Wird sich der Neue kaum gewahr,
Er ahnet kaum das frische Leben,
So gleicht er schon der heil'gen Schaar.
Sieh, wie er jedem Erdenbande
Der alten Hülle sich entrafft,
Und aus ätherischem Gewande
Hervortritt erste Jugendkraft!
Vergönne mir, ihn zu belehren,
Noch blendet ihn der neue Tag.

Mater gloriosa.

Komm! Hebe Dich zu höhern Sphären!
Wenn er Dich ahnet, folgt er nach.

Doctor Marianus (auf dem Angesicht anbetend).

Blicket auf zum Rettungsblick,
Alle reuig Zarten,
Euch zu seligem Geschick
Dankend umzuarten.
Werde jeder bessre Sinn
Dir zum Dienst erhöht!
Jungfrau, Mutter, Königin,
Göttin, bleibe gnädig!

*) Auch diese Worte entsprechen ganz der Swedenborg'schen Geisterlehre. Dieser sagt (a. a. O., §. 513): „Welche nämlich auf der Welt unterrichtet worden, sind auch da vom Herrn zum Himmel vorbereitet worden und werden auf anderem Weg in den Himmel erhoben; einige unmittelbar nach dem Tode, andere nach kurzem Verweilen bei guten Geistern, wo das Größere der Gedanken und Bewegungen abgestreift und so sie gereinigt werden." Zu dem Folgenden vergl. man noch bei Swedenborg, §. 340: „Nach Maaßgabe ihrer Vervollkommnung an Erkenntniß und Wahrheit nähern sie (die Geister) sich mehr den Erwachsenen, verbleiben aber ewig im Jugendalter;" §. 57: „Der Mensch hat vor den Engeln voraus, daß sein Aeußeres nach dem Bilde der Welt geformt ist;" §. 64: „Die Engel werden nur ein schaubar Göttliches inne, nicht ein unschaubares Göttliches, das ihnen ein formloses Göttliches heißt;" (§. 84 weist darauf hin, daß auch die Alten sich das Göttliche in menschlicher Bildung dachten;) §. 455: „Das Leben, so zum Himmel führt, ist nicht ein von der Welt abgezogenes Leben, sondern ein Leben in der Welt;" endlich §. 519: „Sind nun die Geister an den obenerwähnten Orten mittelst Unterweisung zum Himmel bereitet, so werden sie mit Engelgewand bekleidet — oben „aus ätherischem Gewande" —, welches in der Regel himmelwärts wie von Flug ist, und so auf den Weg gebracht, der aufwärts zum Himmel führt, und dort Hüter-Engeln übergeben und später den andern Engeln aufgenommen" u. s. w.

Chorus mysticus.*)

Alles Vergängliche
Ist nur ein Gleichniß;
Das Unzulängliche,
Hier wird's Ereigniß;
Das Unbeschreibliche,
Hier ist es gethan;
Das Ewig-Weibliche
Zieht uns hinan.

Finis.

*) Der Chorgesang der vorgedachten Musiker. Auch Marlowe's Faust schließt mit einem über Faust's Ende reflectirenden Chore, nach Art des Oratoriums und des ältern geistlichen Schauspiels. In einem solchen aus dem 14. Jahrh., „die Auferstehung Christi" (bei Mone a. a. O. S. 109 ff.), schließt Christus (V. 1091 ff.) mit mystischen Worten über die Jungfrau Maria, welche an die Form der obigen Strophe erinnern:

Haec prius dissimilis,
Haec est incorruptibilis,
Quondam fuit passibilis,
Jam non erit solubilis.

Auch die lateinische Schlußangabe ist den Fastnachtspielen des Mittelalters (s. bei Keller) entnommen.

Anhang.

Nachstehend lassen wir unter Nr. I. aus der Ausgabe der Goethe'schen Werke vom Jahre 1827 (vergl. die Bemerkung S. 153 des ersten Theils) den Abschnitt derjenigen „Paralipomena zu Faust" folgen, welche ursprünglich im zweiten Theile eine Stelle finden sollten.

Unter Nr. II. folgt die Szene: „Zwei Teufelchen und Amor," welche schon im Jahre 1827 (S. 220 bis 224 des 4. Bds. der Ausg. letzter Hand) in der Abtheilung „Dramatisches" unter andern kleinern dramatischen Szenen als „Zu Faust" gehörig abgedruckt wurde. Diese Szene hat Goethe ebenso wie die Zusätze Nr. II. zum ersten Theil (S. 163 und 164) auf den Wunsch des Fürsten Radziwill gedichtet und ihm zur Komposition übersandt, welche jedoch unterblieben zu sein scheint (s. Düntzer, S. 792). Die Szene ist, obgleich dies nicht ausdrücklich gesagt ist, zum zweiten Theile des Faust zu ziehn, da im ersten für dieselbe kein Platz denkbar ist, und Figuren der alten Götterwelt, wie der hier mit nordischen Teufeln zusammengestellte Amor, mit Nothwendigkeit auf den zweiten Theil verweisen. Das Stück kann nur bestimmt gewesen sein, am Hofe des Kaisers am Ende des ersten Akts vor der Aufführung von „Helena's Raub" gespielt zu werden. Denn sonst wird im Faust nicht Theater gespielt, als nur noch in der Walpurgisnacht des ersten Theils. Mit dem vorigen Intermezzo hat die Szene aber weder nach ihrem Inhalt — wiederum eine Vergleichung nordischer und antiker Mythologie — noch nach ihrer Form die geringste Verwandtschaft. Aus diesem Grunde schließen wir das in sich fertige und abgeschlossene Stück dem zweiten Theile an und nicht dem ersten, wohin es sonst nach der Entstehungszeit (1816) zu verweisen sein würde.

Die neu aufgefundene Belehnungsszene endlich, zum vierten Akte gehörig, haben wir bereits dort in der dritten Note auf S. 205 mitgetheilt.

I.

Paralipomena zu Faust, zweiter Theil.

Am Hofe des Kaisers.*)

Theater.

(Der Acteur, der den König spielt, scheint matt geworden zu sein.)

Mephistopheles. Brav, alter Fortinbras,**) alter Kauz! Dir ist übel zu Muthe, ich bedaure Dich von Herzen. Nimm Dich zusammen. Noch ein paar Worte. Wir hören so bald keinen König wieder reden.

Kanzler. Dafür haben wir das Glück, die weisen Sprüche Ihro Majestät des Kaisers desto öfter zu vernehmen.

Mephistopheles. Das ist was ganz Anderes. Ew. Excellenz brauchen nicht zu protestiren. Was wir anderen***) Hexenmeister sagen, ist ganz unpräjudicirlich.

Faust. Still! Still! Er regt sich wieder.

Acteur. Fahr hin, Du alter Schwan! Fahr hin! Gesegnet seist Du für Deinen letzten Gesang und Alles, was Du Gutes gesagt hast. Das Uebel, was Du thun mußtest, ist klein — — — — —

*) Ueber die Zeit, aus welcher diese drei zusammengehörigen prosaischen Bruchstücke stammen, hat sich nichts ermitteln lassen. In den Rahmen des jetzigen zweiten Theils des Faust lassen sie sich nicht einfügen. Düntzer (S. 417) denkt an die Jahre 1807 und 1808. Uns erinnert der Ton dieser fragmente, besonders des zweiten, an den des Gespräches an der bischöflichen Tafel zu Bamberg im „Götz" und überhaupt an Goethe's frühere Art, gleich der prosaischen Szene des ersten Theils.

**) Der Name Fortinbras weist auf „Hamlet" hin.

***) Ein bei Goethe häufig vorkommender Gallicismus oder Italianismus.

Marschalk. Redet nicht so laut. Der Kaiser schläft, Ihro Majestät scheinen nicht wohl.

Mephistopheles. Ihro Majestät haben zu befehlen, ob wir aufhören sollen. Die Geister haben ohnedies nichts weiter zu sagen.

Faust. Was siehst Du Dich um?

Mephistopheles. Wo nur die Meerkatzen*) stecken mögen? Ich höre sie immer reden.

Es ist, wie ich schon sagte, ein — — — — —

Bischof. Es sind heidnische Gesinnungen, ich habe dergleichen im Marc-Aurel gefunden. Es sind die heidnischen Tugenden.

Mephistopheles. Und das sind glänzende Laster,**) und billig, daß die Gefangenen deshalb sämmtlich verdammt werden.

Kaiser. Ich finde es hart; was sagt Ihr, Bischof?

Bischof. Ohne den Ausspruch unserer allweisen Kirche zu umgehen, sollte ich glauben, daß gleich — — —

Mephistopheles. Vergeben! Heidnische Tugenden? Ich hätte sie gern gestraft gehabt; wenn's aber nicht anders ist, so wollen wir sie vergeben. — Du bist fürs Erste absolvirt***) und wieder im Recht — —

(Sie verschwinden ohne Gestank.)

Marschalk. Riecht Ihr was?

Bischof. Ich nicht.

Mephistopheles. Diese Art Geister stinken nicht, meine Herren.

---

*) Als Hilfsgeister und Diener des Teufels.

**) Nach einem Ausspruche des Augustinus. Nach der orthodoxen Lehre befinden sich die tugendhaften Heiden wenigstens in der Vorhölle. Piper, Myth. und Symbolik, I. 265 ff. (Lünzer 485.)

***) Hiermit redet Mephistopheles einen der Gefangenen an. „Absolvirt" für freigesprochen. Im „Vergeben" liegt doppelsinnig Verzeihung und Vergiftung.

Am Hofe des Kaisers.

Spätere Szene.*)

Mephistopheles. Ein Leibarzt muß zu Allem taugen;
Wir fingen bei den Sternen an
Und endigen mit Hühneraugen.

Mephistopheles. Das zierlich höfische Geschlecht
Ist uns nur zum Verdruß geboren,
Und hat ein armer Teufel einmal Recht,
So kommt's gewiß dem König nicht zu Ohren.

Klassische Walpurgisnacht.

Faust. Du, schärfe Deiner Augen Licht,
In diesen Gauen scheint's zu blöde,
Von Teufeln ist die Frage nicht,
Von Göttern ist allhier die Rede.

Mephistopheles. Das Auge fordert seinen Zoll.
Was hat man an den nackten Heiden?
Ich liebe mir was auszukleiden,
Wenn man doch einmal lieben soll.

---

*) Diese beiden Bruchstücke lassen sich oben (S. 53 und 54) leicht anschließen.

Freies Feld.*)

Mephistopheles.
Bestünde nur die Weisheit mit der Jugend,
Und Republiken ohne Tugend,**)
So wär' die Welt dem höchsten Ziele nah.

Mephistopheles.
Pfui! Schäme Dich, daß Du nach Ruhm verlangst,***)
Ein Charlatan bedarf nur, Ruhm zu haben.
Gebrauche besser Deine Gaben,
Statt daß Du eitel vor den Menschen prangst.
Nach kurzem Lärm legt Fama sich zur Ruh,
Vergessen wird der Held so wie der Lotterbube,
Der größte König schließt die Augen zu,
Und jeder Hund beyr— gleich seine Grube.
Semiramis!†) Hielt sie nicht das Geschick
Der halben Welt in Kriegs- und Friedenswaage?
Und war sie nicht so groß im letzten Augenblick
Als wie am ersten ihrer Herrschertage?
Doch kaum erliegt sie ungefähr
Des Todes unversehnem Streiche,
So fliegen gleich von allen Enden her
Skarteken tausendfach und decken ihre Leiche.
Wer wohl versteht, was so sich schickt und ziemt,
Versteht auch, seiner Zeit ein Kränzchen abzujagen;
Doch bist Du nur erst hundert Jahr berühmt,
So weiß kein Mensch mehr was von Dir zu sagen.

---

*) Die folgenden fünf Bruchstücke sind in den Anfang des vierten Aktes etwa S. 180 einzutragen. (Vergl. Düntzer S. 701.

**) Vergl. oben S. 42: „O Jugend, Jugend". Nach Montesquieu ist die Jugend das Lebensprinzip der Republiken.

***) Vergl. Gd., II. 346:

„Wie es Dir nicht im Leben ziemt,
Mußt Du nach Ruhm auch nicht am Ende jagen;
Denn bist Du nur erst hundert Jahr berühmt,
So weiß kein Mensch mehr was von Dir zu sagen."

Das „nur" des folgenden Verses gehört dem Sinne nach vor „Ein Charlatan." Nur ein Charlatan verlangt nach Ruhm.

†) Bei der Semiramis, der Königin von Assyrien, dürfte an Katharina II. von Rußland, Goethe's Zeitgenossin, zu denken sein. Daß der Ruhm der Ersteren durch „Skarteken" (Bücher) erdrückt worden, läßt sich nicht grade

Mephiſtopheles.
Und wenn Ihr ſcheltet, wenn Ihr klagt,
Daß ich zu grob mit Euch verfahre,
— — — — — — — —
Denn wer Euch heut recht derb die Wahrheit ſagt,
Der ſagt ſie Euch auf tauſend Jahre.*)

Mephiſtopheles.
Geh hin, verſuche nur Dein Glück!
Und haſt Du Dich recht durchgeheuchelt,
So komme matt und lahm zurück.
Der Menſch vernimmt nur, was ihm ſchmeichelt.
Sprich mit dem Frommen von der Tugend Lohn,
Sprich mit Ixion von der Wolke,**)
Mit Königen vom Anſehn der Perſon,
Von Freiheit und von Gleichheit mit dem Volke!

Fauſt.
Auch diesmal imponirt mir nicht
Die tiefe Wuth, mit der Du gern zerſtörteſt,
Dein Tigerblick, Dein mächtiges Geſicht.
So höre denn, wenn Du es niemals hörteſt:
Die Menſchheit hat ein fein Gehör,
Ein reines Wort erreget ſchöne Thaten;
Der Menſch fühlt ſein Bedürfniß nur zu ſehr
Und läßt ſich gern im Ernſte rathen.
Mit dieſer Ausſicht trenn' ich mich von Dir,
Bin bald und triumphirend wieder hier.

Mephiſtopheles.
So gehe denn mit Deinen ſchönen Gaben!
Mich freut's, wenn ſich ein Thor um andre Thoren quält:
Denn Rath denkt Jeglicher genug bei ſich zu haben,
Geld fühlt er eher, wenn's ihm fehlt.***)

ſagen. Die Worte „Des Todes unverſehrtem Streiche" beziehen ſich auf die Sage von einem gewaltſamen Tode der Semiramis, welche zuletzt das Reich mit ihrem Sohn getheilt hatte.

*) Da je zwei Verſe auf einander reimen, ſo vermuthet Düntzer nicht ohne Grund (S. 708, Note 4), daß die Striche auf einem Verſehen beruhen, ließ auch „denkt" an Stelle von „denn."

**) Die Wolke war nur ein Trugbild der von Ixion geliebten Juno.

***) Vergl. Geb., II, 304:
„Geſunder Menſch ohne Geld iſt halb krank."

Mephistopheles.
Worum man sich doch ängstlich müht und plackt,
Das ist gewöhnlich abgeschmackt.
Zum Beispiel unser täglich Brod,
Das ist nun eben nicht das feinste,
Auch ist nichts abgeschmackter als der Tod,
Und grade der ist das Gemeinste.

Vor dem Palast.*)

Mephistopheles. Das Leben, wie es eilig flieht,
Nehmt Ihr genau und stets genauer,
Und wenn man es beim Licht besieht,
Gnügt Euch am Ende schon die Dauer.

Mephistopheles. So ruhe denn an Deiner Stätte!
Sie weiden das Paradebette,
Und, eh das Seelchen sich entrafft,
Sich einen neuen Körper schafft,
Verkünd' ich eben die gewonn'ne Wette.
Nun freu' ich mich aufs große Fest,
Wie sich der Herr vernehmen läßt.**)

Mephistopheles.
Nein! Diesmal gilt kein Weilen und kein Bleiben:
Der Reichsverweser herrscht vom Thron,
Ihn und die Seinen kenn' ich schon,
Sie wissen mich, wie ich die Ratten, zu vertreiben.

*) Fünfter Akt. S. 222 ff.

**) Aus diesen Worten, welche sich ganz an den „Prolog im Himmel" anschließen, ist zu ersehn, daß Goethe den Mephistopheles anfangs Faust's Seele nicht im Kampfe mit den Engeln, sondern durch die Zauberkunst Christi, des in den folgenden Versen genannten „Reichsverwesers," verlieren lassen wollte.

II.

Zwei Teufelchen und Amor.

Zwei Teufelchen (tauchen aus der rechten Versenkung).

A.

Nun, sagt' ich's nicht, da sind wir ja!

G.

Das ging geschwind! Wo ist denn der Papa?
Wir kriegen's ab für unsern Frevel.
(Sie sind herausgetreten.)

A.

Er ist nicht weit, es riecht hier stark nach Schwefel.
Wir gehn drauf los, so sind wir bald am Ziel.

Amor
(mit über einander geschlagenen Füßen und Händen, wird durch die Versenkung links schlafend hervorgehoben).

G.

Sieh dort!

A.

Was giebt's?

G.

Da kommt noch ein Gespiel.
O, der ist garstig, der ist greulich!

A.

So weiß und roth, das sind' ich ganz abscheulich.

G.

Und Flügel hat er wie ein Strauß.

A.

Ich lobe mir die Fledermaus.*)

G.

Es lüstet mich, ihn aufzuwecken.

A.

Den Laffen müssen wir erschrecken.
A, a! E, e! J, i! O! U!

G.

Er regt sich. Still! Wir horchen zu.

Amor (an die Zuschauer).

In welches Land ich auch gekommen,
Fremd, einsam werd' ich nirgend sein.
Erschein' ich — Herzen sind entglommen,
Gesellig finden sie sich ein;
Verschwind' ich, Jeder steht allein.

A (nachäffend).

Allein.

G.

Allein.

Beide.

Wir Beide sind doch auch zu Zwei'n.

Amor.

Ja, die Gesellschaft ist darnach!

A.

Er muckt noch!

G.

Sing ihm was zur Schmach!

*) Vergl. oben S. 30: „Die Otter und die Fledermaus".

A.

Das ärmliche Bübchen!
O, wärmt mir das Stübchen,
Es flattert, es friert.

B.

O, wie das Kaninchen,
Das Hermelinchen
Sich windet, sich ziert!

Amor.

Vergebens wirst Du Dich erbittern,
Du garstig Fratzenangesicht!
Verlust der Neigung macht mich zittern,
Allein der Haß erschreckt mich nicht.
(In den Hintergrund.)

B.

Das ist mir wol ein saubres Hähnchen!

A.

Ein wahres derbes Grobiänchen!

B.

Gewiß ein Schalk wie ich und Du.

A.

Komm, sehn wir etwas näher zu!
Wir wollen ihn mit Schmeicheln kirren,

B.

Das kleine Köpfchen leicht verwirren,
So gut, als ob's ein Großer wär'!

Beide (verneigend).

Wo kommt der schöne Herr denn her?
Von Unsersgleichen giebt es Hundert;
Nun stehn wir über ihn verwundert.

Amor.

Aus diesen trummgebognen Rücken,
Aus den verdrehten Feuerblicken,
Will immer keine Demuth blicken;
Ihr mögt Euch winden, mögt Euch bücken,
Euch beidet besser Trotz und Grimm.
Ja, Ihr verwünschten Angesichter,
Du erzplutonisches Gelichter,
Das, was Du wissen müßt, vernimm!

Ich liebe, von Parnassus' Höhen
Zur Tracht des Göttermahls zu gehen,
Dann ist der Gott um Gott entzückt.
Apoll verbirgt sich unter Hirten,*)
Doch Alle müssen mich bewirthen,
Und Hirt und König ist beglückt.
Bereit' ich Jammer einem Herzen,
Dem wird das größte Glück zu Theil.
Wer freuet sich nicht meiner Schmerzen!
Der Schmerz ist mehr als alles Heil.

A und B.

Nun ist's heraus und offenbar;
So kannst Du uns gefallen!
Erlogen ist das Flügelpaar,
Die Pfeile, die und Krallen.
Die Hörnerchen verbirgt der Kranz:
Er ist ohn' allen Zweifel,
Wie alle Götter Griechenlands,
Auch ein verkappter Teufel.**)

Amor.

Ihr liebt mich nicht in Eure Schmach!
Ich freue mich am goldnen Pfeil und Bogen,
Und kommt denn auch der Teufel hinten nach,
Bin ich schon weit hinweggeflogen.

*) Vergl. oben S. 158.
**) Siehe Th. I., S. 139 die Worte des Orthodox.

Zur Reviſion des Textes.

Verglichen ſind:

I. Handſchriften des Dichters:

a) Bruchſtücke des 1. Akts.
1. Die Strophe: Olivenzweig mit Früchten (S. 18).
2. Das Lied der Mutter (S. 20).
3. Die Worte der Pulcinelle (S. 21 und 22).
4. Die Worte des Herolds, der Furcht, der Hoffnung und der Klugheit (S. 27 bis 29).

b) Aus dem 2. Akt.
5. Die ſechs erſten Verſe der Oread (S. 102).

c) Aus dem 3. Akt.
6. Vier Strophen der Rede des Lynceus (S. 149), von dem Verſe: „Wir drängten fort, wir ſtürmten fort" bis zu dem Verſe (S. 150): „Durchſichtig war mir jeder Schrein."

d) Bruchſtücke des 4. Akts.
7. Der Schluß der Rede des Mephiſtopheles (S. 192) von: „(Faut.) Hört, wie ſie ſich voraus erboßen" bis zu dem eingeklammerten Worte: „Schwankung."
8. Die Stelle auf S. 196, Z. 2 bis zu den Worten: „Nun iſt Verwüſtung überall" auf S. 197 (im lückenhaften Entwurf).
9. Die Stelle auf S. 198, Z. 2 bis zu Ende der Szene (S. 199).
10. Der Anfang der Szene auf S. 201 von: „Kaiſer mit allen Fürſten" bis zu den Worten des Kaiſers (S. 202): „Wie man dem Herrn, dem Hof und Allen wohlgefällt."
11. Die S. 205 unter dem Texte mitgetheilte Belehnungsſzene.
12. Der Schluß des 4. Akts (S. 207) von den Worten: „Erzbiſchof ſtat ſich beraubt, kehrt aber beim Ausgang um)" bis zu Ende.

c) Entwürfe zum 5. Akt.

13. Das Lied des Lynceus (S. 216) von dem Verse: „Inzwischen sah' ich früher" bis zu Ende (S. 217), die folgenden Worte des Faust und der Anfang der Worte des Mephistopheles und der Drei bis zu dem Verse: „Allein wir fanden kein Gehör."

14. Von den Worten auf S. 238: „Die vollendeteren Engel" bis zu dem Verse (S. 240): „Gnade bedürfend."

Von diesen Fragmenten findet sich Nr. 1 mit der Ueberschrift Oelzweig mit Früchten und dem Datum Weihnachten 1827, von Goethe's Hand, in dem Stammbuch der Gräfin Karoline von Egloffstein (I. Geb., III. 339, und Katalog der Berliner Goethe-Ausstellung 1861, S. 20. Nr. 55a). Die Nummern 2 und 4 schenkte Goethe im Mai 1830 mit einer Widmung Felix Mendelssohn-Bartholdy, deren Vergleichung uns durch die Güte des Herrn Professor Karl Mendelssohn-Bartholdy zu Freiburg i. B. gestattet worden ist. Die Mittheilung von Nr. 3 und 12 verdanken wir der Güte des Herrn Senator Culemann in Hannover, die von Nr. 5, 6, 8, 9 und 13 der des Herrn Dr. Hirzel in Leipzig, die von Nr. 7, 10 und 11 der des Herrn Rudolph Brockhaus daselbst, und Nr. 14 befindet sich im Besitze des Herausgebers. Die Nummern 1, 6, 13 und 14 sind bereits von Herrn H. Düntzer verglichen worden.

II. Drucke aus Goethe's Lebenszeit:

A. Goethe's Werke. Vollständige Ausgabe letzter Hand. Vierter Band. Stuttgart und Tübingen, in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung, 1827. 16°. (Taschenausgabe.) Darin, S. 220 bis 224: Zu Faust (Zwei Teufelchen und Amor), und S. 229 bis 307: Helena, klassisch-romantische Phantasmagorie. Zwischenspiel zu Faust.

B. Desgleichen. 1828. 8°. Zu Faust, S. 214 bis 219, und Helena, S. 223 bis 291.

C. Desgleichen. Zwölfter Band. 1829. 16°. (Taschenausgabe.) Faust. Zweiter Theil. S. 219 bis 313 (der Anfang des ersten Akts bis zu dem Schlußverse oben S. 44: „Wie's oft gelichtet, mir widerlicht mißfällt" mit dem eingeklammerten Zusatze „Ich fortzusetzen").

D. Desgleichen. 1829. 8°. (S. 235 bis 295.)

III. Spätere Drucke:

E. Desgleichen. Ein und Vierzigster Band. 1832. 16°. 344 S. Darin: Faust, der Tragödie zweiter Theil in fünf Akten vollendet im Sommer 1831). Auch unter dem Titel: Goethe's nachgelassene Werke. Erster Band.

F. Desgleichen. 1833. 8°.

O. Faust. Eine Tragödie von Goethe. Zweiter Theil in fünf Akten (vollendet im Sommer 1831). Stuttgart und Tübingen, in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. 1833. 10°. 344 S. (Separat-Ausgabe von Ex.)

Dazu die S. 168 des 1. Theils angezeigten „Spätern Drucke“:

M. Faust. Zweiter Theil (S. 105 bis 178), und Paralipomena zu Faust (S. 178 bis 181).

N. Zweiter Theil. 232 S. (Karl Goedeke.)

O. Desgleichen. XIV und 308 S. (H. Düntzer.)

P. Desgleichen (S. 151 bis 365), und Paralipomena zu Faust (S. 366 bis 390). (H. Kurz.)

Q. Desgleichen. 295 S. (M. Carriere.)

Die Schlußbemerkung auf S. 168 des ersten Theils gilt auch für den zweiten Theil. Endlich führen wir hier noch an: den nach Goethe's Handschrift vom 6. April 1825 erfolgten Abdruck des Engelchors (S. 229): „Resen, Ihr blendenden,“ mit der Ueberschrift „Sendung“, in: Sulpiz Boisserée, zweiter Band, Stuttgart, Cotta'scher Verlag, 1862, S. 381 und 382.

Lesarten und Varianten.

Seite Zeile

5. 2. Horcht dem Sturm der Horen! — A2 bis G2 sowie M bis P setzen nach Horcht ein Ausrufungszeichen; O und P verbinden dem Sturm der Horen mit dem folgenden wird geboren, indem sie das in den Cotta'schen Ausgaben nach Horen stehende Komma wegfassen. Dies scheint uns unzulässig. Nach Goethe's Schreibart werden Ausrufungs- oder Fragezeichen meist unmittelbar nach dem ersten bezüglichen Worte, nicht an das Ende der ganzen Periode gesetzt. Das Ausrufungszeichen nach dem zweiten „Horcht" schließt daher nicht die Verbindung des folgenden Dativs mit „horchen", wohl aber schließt das Komma nach „Horen" die Verbindung dieses Dativs mit „geboren werden" aus. Offenbar ist erstere Verbindung die natürlichere und sinngemäßere, wenn sich auch Goethe Verbindungen wie die zweite mehrfach erlaubte. Bei Hartung (S. 147) findet sich bereits unsre Auffassung.

7. Zweig' und Aeste; — alle übrigen Ausgaben: Zweig und Aeste. Jedenfalls sind beide Worte als im Plural stehend zu denken.

7. 5. tritt ein; — C2 und D2 tritt vor.

9. 2. Hausen, nach E2, F2 und M; — dagegen C2 und D2 hausen, welchen Tünzer und Carriere in O und Q folgen.

11. 2. Gold; — C2 und D2 Geld.

13. 3. Schafft', nach C2 und D2; — E2 hat Schafft.

10. Kreis' um Kreise, nach C2 bis G2, M, N, P, Q. Nur Tünzer nimmt, nach Analogie von „Wunsch um Wünsche" (S. 4) bei erste „Kreis" im Singular. Bd. XXXIII, S. 211 (Ausg. v. 1840) sagt Goethe zwar, im Anschlusse an das italienische giro in giri, man solle sich „Kreis in Kreisen imaginiren," im Allgemeinen aber werden bei derartigen Verbindungen beide Substantiva gleichmäßig entweder im Singular oder im Plural stehn müssen. Vergl. in Goethe's Gedichten: Kuß um Kuß, Stich um Stich (III, 367), Blick um Blick, Aug' um Aug', Kreis' auf Kreise (Ausg. in 40 Bdn., VI, 223, neben „Funk' aus Funken". Ebenso auch im Italienischen di giri in giri.

15. 12. Nach glauben setzen Tünzer und Kurz ein Fragezeichen, das in den authentischen Ausgaben fehlt. Wir nehmen die Parenthese als directe Rede.

17. 17. einz'ger; — C2 und D2 einzig.

18. 1. Last; — E2 bis G2 Laß.

Seite Zeile

20. 8. **Dich**; — Cr und Dr **ſie**. Ein offenbarer Druckfehler, wie die Handſchrift (oben I. 2) beſtätigt.

9. **Angel**, nach allen Cotta'ſchen Ausgaben; ebenſo Carriere. — Um mit Kurz und Düntzer den Plural zu ſetzen, ſcheint es und an einer Rechtfertigung zu fehlen.

22. 14 und 15. **mögt**; — in der Handſchrift (I. 3) **möcht**.

23. 12. **Luft**. — Die erſten Ausgaben Ar bis Gr haben **Luft**, denen Kurz folgt. M führte zuerſt **Luft** ein, welche Lesart mit und Düntzer, N und Carriere angenommen haben. Letztere ſcheint der Sinn zu fordern; denn von der friſchen **Luft** läßt ſich nicht ſagen, daß der Trunkene ſie ſelbſt herbeigeholt.

19. **dieſem**; — Cr und Dr **dieſen** (vergl. die dritte Note).

28. **borgt**; — Cr und Dr **kneipt**.

31. 1. **Schnaubt**, nach Cr und Dr, denen auch Düntzer und Carriere ſich anſchließen. Die Cotta'ſchen Ausgaben von Er an und Kurz leſen: **Schnaubt'**s. Nach „Laterne" iſt ein Komma oder Semikolon nothwendig, während nach „Sterne" beſſer jedes Interpunktionszeichen wegbleibt.

35. 22. **haben**; — nach Düntzer's Konjektur iſt ſtatt deſſen **heben** zu leſen (Kommentar, II. 33, und O., S. 42). Uns ſcheint dieſe Aenderung jedoch nicht genügend motivirt.

40. 4. **ſo fort**, im Sinne von **ſo fortan**; — in den übrigen Ausgaben **ſofort**.

5. **ſind ſ'**. Dieſe Schreibweiſe ordnete Goethe in einem ähnlichen Falle an (Brief an Weller vom 16. April 1815, in des Herausgebers Beſitze); in der 5. Strophe des Wiegenliedes für ſeinen Enkel Wolfgang (Ged., II. 436) ſoll geleſen werden und iſt auch zuerſt gedruckt: „Wiſſende haben ſ' zuſammengeſtellt", da ſie, nicht es apoſtrophirt wird. — Die übrigen Ausgaben **haben ſind'**s.

7. **alter**; — Cr und Dr **haben alter**.

41. 2. **zu Gut'**; — alle übrigen Ausgaben **zu gut**. Dies **zu gut** kehrt noch einigemal wieder, z. B. S. 91, Z. 2, wo wir, da der Sinn die Bedeutung von **zu Gunſten, zum Beſten** ergiebt (ſ. Sanders, I. 844 unter 21), ſtets **zu Gut'** ſchreiben. Aehnlich iſt die Verbindung **zu Lieb'**, und auch dieſe Form ſchrieb Goethe (im erſten Theil des Fauſt, S. 119, Z. 15) **zu lieb**.

8. **erängnen**; veraltete, aber korrekte Form, hier zur Reinigung des Reims gebraucht.

42. 2. **Das Komma nach ſich**, in Uebereinſtimmung mit Carriere, es kann aber auch noch tiefer geſetzt werden. In den erſten Ausgaben fehlt es ganz.

43. 12. **Wölkchen kräuſelt**, d. h. Zur. Nebel, bildet **Wölkchen**. Daher darf nach **Wölkchen** kein Komma ſtehen. Es fehlt in den Cotta'ſchen Ausgaben und bei Kurz; Düntzer und Carriere ſetzen es, **Wölkchen** als Objekt auffaſſend.

28. **Der Kaiſer, deſſen Hofſtaat, Männer und Frauen, nach ruft**; — in Cr und Dr **Der Kaiſer, Hofleute**.

31. **züngelt'**, nach M bis Q (und der Cotta'ſchen Ausgabe von 1840); — Cr bis Gr und die Ausgaben von 1834 und 1838 **züngelt**.

Volle Zeile

44. 2. zur schönsten, nach Cr und Dt. mit Kurz; — zu schönster Ex ff., Tümpel und Carriere. Die ältere Lesart scheint uns unterrichtender als die spätere.

3. Mund. —, nach Cr und allen folgenden Cotta'schen Ausgaben, Kurz und Carriere. Mephistopheles ist zu Ende mit den Klagern des Feuer- und des Wasserreichs und will in dem folgenden Verse vom bösen des Luftreichs sprechen. Der Kaiser fällt ihm aber in die Rede. — Düntzer löst dagegen Den Eid des folgenden Verses vom reicht abhängen und setzt daher nach Mund ein Komma, in der Note bemerkend, daß Theris den Eid auf dem Olymp nicht habe verleihen können. Um so weniger war die Aenderung geboten.

47. 24. } Ein andrer, nach Düntzer und Carriere, da die Personen, der Page
28. } u. s. w., paarweise auftreten sollen; — die Cotta'schen Ausgaben und Kurz

48. 3. } dagegen Ein Andrer.

48. 22. Geldes werth, nach allen Ausgaben; — der Sinn scheint aber zu fordern Geldeswerth (valeur).

51. 29. Räume. Sanders (Unterh. a. d. Herde, II. 6, 1856) hat zuerst darauf hingewiesen, daß der Reim hier ein Wort wie Reiche verlange.

52. 4. Nach erweitert setzen wir, den Cotta'schen Ausgaben, Carriere und Kurz folgend, ein Komma, indem wir die Worte „hin zum großen Werke" als einen für sich stehenden Ausruf ansehen. Man könnte auch nach erweitert ein Semikolon und nach Werke ein Ausrufungszeichen setzen. Carriere setzt sogar an beiden Stellen ein Ausrufungszeichen. — Düntzer zieht dagegen hin zu erweitert (im Sinne von: die Brust zu dem großen Werke gewendet) und läßt daher das Komma nach erweitert wegfallen, was uns unmotivirt erscheint.

29. Marschalk. Diese ältere Form haben hier und weiter unten alle neuern Ausgaben in Uebereinstimmung mit oben S. 10; — die frühern Cotta'schen Ausgaben Marschall.

61. 23. Schnaken, im Sinne von Schwank, Scherz. Verschieden davon Schnack, Geschwätz (unten S. 65, 3 v. u. wie I. 126: Schneckenschneckschnack und ein Schnick und Schnack). — Düntzer und Carriere machen nicht diesen Unterschied (s. Sanders, II. 983) und schreiben in beiden Fällen Schnak.

62. 8. wir, zu V. 7 gehörig, nach den Cotta'schen Ausgaben und Carriere; — Düntzer und Kurz ziehen dies wir, wie uns scheint ohne Grund, zu V. 8 („Wir, Vater, genannt").

25. Wust; — Düntzer zieht Wust zu leben (Wust- und Modeleben). Doch würde Wustleben ganz ungewöhnlich sein.

64. 8. alledem, zur Uebereinstimmung mit I. 63; — während die Ausgaben lesen allem dem.

28. jedem. — Nicht etwa Druckfehler für jedem!

69. 1. 'n, nach M, mit N und Kurz; — Ex hat n', Düntzer und Carriere 'nen, welche Form allerdings die richtigste ist.

75. 2. Düntzer, nach M, welcher Ausgabe auch N bis Q folgen; — Ex ff. hatten Düntze. Beides ist unrichtig.

11. wiederholt; — Ex hat wiederholt'.

24. Wachfeuer, nach allen Ausgaben; — richtiger wäre Wachtfeuer.

Seite Zeile

87. 5. Nach **geschickt** haben wir ein in den Ausgaben fehlendes Komma gesetzt, um dem Mißverständnisse vorzubeugen, daß geschickt, als Adverbium, zu bewähren und schmerzhaft gehöre; vielmehr bewährt es sich als Adjektiv auf Faust dazu geeignet, dazu gemacht, um ꝛc. (Düntzer, II. 148).

93. 6. **Kreißenden**, zum Unterschiede von kreisen, sich herumdrehen; hierselbe Schreibung findet sich bei Carriere und in N; — wogegen die ältern Ausgaben, Düntzer und Kurz die allerdings auch zulässige Form **Kreisenden** haben.

95. 21. **Zwerg**, so Düntzer, Kurz und Carriere; — sämmtliche Cotta'sche Ausgaben, auch die neueste, lesen dagegen **Zwerg'**, was jedoch ein folgendes Zwerginnen bedingte.

99. 1. **Mannien**. So Carriere, und Gedichte, I. 80 (s. Sanders, II. 226, Sp. 2); — die Cotta'schen Ausgaben, Düntzer und Kurz **Manien**.

2. Sanders (Unterhaltungen a. d. Herde, II. 6, 1856) hat darauf aufmerksam gemacht, daß hier ein Reim zu **Herzen** fehlt, und vermuthet daher den Ausfall eines Verbs wie: und umgaukeln ihn mit Scherzen. Düntzer nimmt dagegen an, daß der Vers **Kreisen** wie um ihn mit Scherzen. Helden ursprünglich gelautet **Kreisen** wie um ihn mit Scherzen, was viel für sich hat, da in melden sich das Reimwort scheiten in dem dritten Verse bereits findet (s. die Note das.).

104. 24. **Zu Homunculus**; — Ez und P **Zum**.

105. 6. **Verhängniß wetterleuchtet**, nach M; — in Ez bis Gz **Verhängniß-Wetter leuchtet**.

110. 16. **Spang' und Gürtelschmuck**, nach N und Carriere; — Ez bis Gz und M haben dagegen **Spange und Gürtelschmuck**, ebenso Kurz und Düntzer. „Spangenschmuck" ist aber ganz ungewöhnlich und zudem nicht gleichartig mit „Gürtelschmuck" gebildet.

113. 11. **Boden**; — **Bogen** ist Druckfehler der Ausg. in 40 Bdn.

114. 4. **staunen macht**, so wie mit Düntzer; — die übrigen Ausgaben **Staunen macht**. „**Einem Staunen machen**" ist nicht korrekt, wol aber „**Einen staunen machen**" (s. Sanders, II. 1187, Sp. 1).

116. 6. **Allgesang**; — in Ez und Gz **Allgesang** (Druckfehler).

10. **Wir** / **Ihr** } **die Kabiren**. Mit dieser Schreibweise folgen wir Carriere; — alle übrigen Ausgaben lesen **Wir! Ihr! die Kabiren**. Doch darf der Vers nur fünf, nicht sechs Füße haben. Offenbar sind **zwei** fünftaktige Verse gemeint, in der Manier der Opernrecte.

117. 24. **So wie** (zwei Worte), nach den Ausgaben; — Carriere liest **Sowie** (ein Wort), weil allerdings nicht die Art und Weise, sondern die Zeit bezeichnet werden soll (sobald).

118. 1. **besinnen**, nach Ez bis M (auch den Ausgaben von 1838 und 1840); — dagegen N bis Q **Besinnen**. Der Unterschied ist unerheblich. Beide scheinen die ersten Ausgaben bald Richtigere zu treffen. Sanders (I. 376) führt solche Beispiele des unpersönlichen es gilt, im Sinne von es kommt darauf an, mit dem einfachen Infinitiv unter **gelten** an. Hier gilt es, schön sein). In den Gedichten sagt Goethe zwar: Da gilt auch kein langes Besinnen (im „Schatzgräber," I. 243); aber dort ist auch nicht das unpersönliche es gilt gebraucht. Auch S. 212, 3. 10 (Wer wird da, was Besinnen heißt) kann es zweifelhaft sein, ob Besinnen als Infinitiv oder als Substantiv angesehen ist.

Seite Zeile

121. 4. **Muschelfahrt, nach Düntzer's Vorgange, wegen des Reimes auf Art, ebenso N und Q; — Kurz verbleibt bei der authentischen Lesart Muschelpfad. Dagegen spricht außer dem Reimbedürfniß, daß das Verbum „begleiten" nur zu Fahrt, nicht recht zu Pfad paßt, und daß die Vorstellung eines Pfades bei willkürlichem und festlichem Umherumwein im Meere nicht aufkommen kann. Die Zusammensetzung Muschelfahrt, wie Schiffahrt (Fahrt in der Muschel, im Schiff) ist natürlicher als die: Muschelpfad (der in einer Muschel betretene Pfad).**

10. **Pfullen** seit M; — Ez ff. (auch 1838) hatten **Pfellen.**

Widdern; — in den Cotta'schen Ausgaben **Widdern, Düntzer Meerwiddern.**

20. **wegt.** Düntzer (im Kommentar, II. 202) hat das Verdienst, diese offenbar richtige Lesart Kurz wägt (in Ez ff., auch M) eingeführt zu haben, welche von K, Carriere, Kurz und Sanders (Wörterb., II. 694, Sp. 3 unter regen, und 1514 unter wegen) angenommen ist. Regen und wegen findet sich formelhaft wiederholt bei Luther und auch sonst bei Goethe (Geb., III. 19): „Sie wegt sich, Sie regt sich, Und ändert sich nicht."

122. 6. **Galatee'n**; — Ez **hat Galate'n, M Galatee'n. Das Komma** nach Galater'n fehlt in den authentischen Ausgaben. — **Galatee** wäre besser als **Galatee'n.**

125. 14. **naß**, nach Ez ff.; — Az hatte **nach.**

128. 1. **zeichnet**; — Düntzer setzt **bezeichnet'.**

129. 10. **Ueber die Zinne des Kerkers hin**; — Düntzer **Ueber des Kerkers Zinne hin**, um Strophe und Gegenstrophe metrisch in Uebereinstimmung zu bringen (Komm., 2. A., S. 625, Note 3).

132. 19. **heiliges**, nach Ez ff.; — Az hatte **heilig.**

134. 11. **nun** Anerkannte; — Düntzer's Konjektur **Neuanerkannte** ist vortrefflich.

135. 20. **ein herrlich schön geformter Mann.** So Az ff. Man kann mit Carriere: ein herrlich schöngeformter, oder mit Düntzer und Kurz: ein herrlichschön geformter Mann lesen. Wir schließen uns zwar dem Sinne nach Carriere an (ein herrlicher, schöngeformter Mann), halten aber mit N an dem urkundlichen Texte fest.

21. **jehenjährig**; — Az **siebenjährig.**

139. 8. Nach „**Anständig würdig**" steht in den Cotta'schen Ausgaben ebenso bei Düntzer und Kurz ein Komma. Wir glauben jedoch, daß anständig würdig auf behalten, nicht auf eingewickelt zu beziehen sei (daß der Körper, zwar ohne Haupt, doch sogleich anständig behalten werde).

140. 10. **Greifs'** nach Ez ff.; — Az und Bz hatten **Greifs.**

22. **begnügt'**, nach N bis Q; — Az ff. hatten **begnügt.**

141. 1. **Wenig'**; — die übrigen Ausgaben **wenig.** Düntzer schlägt vor **wen'ge.**

16. **Zweck**; — die übrigen Ausgaben **Zweck.**

142. 27. **Die Schönheit** nach Ez ff.; — Az u. Bz hatten **Deine.**

143. 18. **Feste**, mit Carriere; — die Cotta'schen Ausgaben, Düntzer und Kurz haben die ältere Form **Veste.**

Seite Zeile

145. 14. **eins geworbnen** (als zwei Worte), nach Ez; — in Az ff. als ein Wort.

147. 10. **ehrenvollſter**, nach Ez ff., übereinſtimmend mit dem Superlativ **ſchuldigſter**; — Düntzer, nach Az, **ehrenvoller**.

19. **Thurmwächter**; — Az u. Bz hatten **Thurmwärter** (ſ. die Note).

149. 22. Nach der Handſchrift (oben I. 6) lautete dieſer Vers urſprünglich: **Der eine griff die ſchönſte Frau.**

150. 11. **Nur**, mit N bis Q; — Az, Bz und Ez ff. haben **Nun**.

151. 9. **ledelosem**, nach Az u. Bz; — in Ez **ledloſem**.

11. **auch**, nach Ez ff.; — in Az u. Bz **euch**.

153. 6 bis 15. Die Worte der Helma und des Jauſt bilden hier nicht zwei-, ſondern vierzeilige Strophen.

155. 18. **hinderen, nach** Az u. Bz; — in Ez ff. **hindern**.

160. 14. **zu Häupten**, nach Goethe's Schreibweiſe; — die Ausgaben haben ſonſt ſämmtlich **zu Haupten** (vergl. die Note auf S. 168 zu „Aureole").

165. 2. **Nur** durch die Haine, nach Az und Ez ff.; — M hat **Nun**, ebenſo die Ausg. von 1840 ff., N bis Q dagegen **Nur**.

11. **Schleppt**, nach Düntzer's Vorgange; — die authentiſchen Ausgaben leſen **Schleppt'**; doch das „Nun" und das folgende „Schlepp' ich" machen das Präſens nothwendig.

166. 24. **Magſt nicht**, nach Ez ff.; — Az und Bz hatten: **Magſt Du nicht**.

167. 1. **verſchwendriſch**, nach Az, Ez und M; — die Ausg. von 1840 **verſchwenderiſch**.

2. { Mit nicht zu dämpfendem

3. { Heiligem Sinn, nach Ez ff., mit allerdings unreinem Reim auf „Kämpfenden"; — Az und Bz leſen:

Den nicht zu dämpfenden
Heiligen Sinn,

und ſetzten nach **Blut** einen Punkt. Düntzer ſchlägt vor: **Dem nicht** ꝛc. (in O, S. 215), und: **Durch nicht** ꝛc. (im Kommentar S. 684).

10. **Wälle**, ſtatt **Welle** der authentiſchen Ausgaben, von Düntzer zuerſt vorgeſchlagen und ſowol von Carriere als auch von der neueſten Cotta'ſchen Ausgabe angenommen. Nur Kurz hat **Welle** beibehalten. Die Welle umgiebt zwar den Peloponnes, aber nicht Burgen, wenn dieſe auch durch Gräben geſchützt ſind. Auch der Kampf zur See, von welchem Euphorion weiterhin ſpricht, hat mit dieſem Welle nichts zu thun. Dagegen ſind Wälle und Mauern zuſammengehörig. Möglich iſt allerdings Welle auch.

11. **widerdönnern**; — die übrigen Ausgaben **niederdonnern**.

171. 22. **pfeyfen** nach Az u. Bz; — alle ſpätern Ausgaben **pfeifen**.

173. 11. **förderſamſt**, nach Az, Bz und Kurz; — **vörderſamſt**, nach Ez ff., Düntzer und Carriere (auch N). Auch Sanders (I. 479 und II. 1437) ſchreibt in dieſem Falle **vörderſamſt** (zuvörderſt, vor allen Dingen). Nach Grimm, III. 1895 jedoch und dem dort unter **Förderſam** I angeführten Sprachgebrauche halten wir die Schreibung der erſten Ausgabe wenigſtens für empfehlenswerther als die der zweiten, da ein zweites „vörderſamſt" bei Goethe nicht nachzuweiſen, und es doch nicht ſamt-

Seite Zeile
halt ist, dasselbe Wort, je nach dem Sinne, bald mit f bald mit v zu schreiben.

177. 7. »Säure; — der Bindestrich fehlt in den übrigen Ausgaben. Goethe dachte aber wol gerade an das Gas der Schwefelsäure.

181. 11. Von Schritt zu Schritt, nach M ff.; — Es hatte für (s. Note auf S. 181), den Neueren nur Kurz.

185. 1. Lumpen, nach E2 ff. Die allegorische Beziehung geht auf die Kleidung. Wer die Allegorie auf die Personen selbst beziehe, muß, wie in dem Gedichte „Rechenschaft", mit Dünzer Lumpe schreiben.

186. 7. Natur-, nach E2.

11. Nekromant; — Es hatte nach dem Italienischen die Form Negromant.

189. 4. Pech, wie in den übrigen Ausgaben; — doch dürfte vielleicht Pech mit Ruben zu verbinden und daher Pech- zu schreiben sein.

192. 22. Nach der Handschrift (oben I. 7) ist „Laut" erst ein späterer Zusatz, ebenso in J. u „Blech", wofür erst „Wild" stand. In der folgenden Zeile ursprünglich „Doch" für „Auch."

23. Die ganze eingeklammerte Stelle ist, nach derselben Handschrift, später hinzugefügt.

193. 12. unsrer Phalanx, nach E2 ff.; — die neuesten Herausgeber (X bis Q) haben unires, weil Phalanx hier (oben S. 186, unten 194) männlich gebraucht ist. Unsrer ist jedoch als Plural zu nehmen.

196. 9. In der Handschrift I. S in Bleistrift setzt hier das Szenarium: Kaiserl, Oberjeneral), Wachtmeisterbeleb), Zelt, und unmittelbar darauf beginnt Wachtmeisterbeleb): Nun schwarze Bettern u. s. w. J. 23 bis 31. Die letzten Verse lauten hier:

Verstehn sie ihn vom Leben zu trennen
Und jeder schwört es wär das Seyn.

J.

Es glückt. Schon stürzet Bach nach Bach
Durch jene — — —

197. 11 ff. Tann setzt in derselben Handschrift:

Sie stürzen ab zu ganzen Haufen
Die Narren glauben zu ersaufen
Indem sie ganz im Trocknen schnaufen
Wie Schwimmvogderen seltsam ich laufen
Und unsre Kreuzen schlagen zu.

Tann erst:

196. 30 bis 14. in J. 12: fremden Landen.

Tann: Mag ihn doch sein Stab beschützen
Uns Andern . . . . . zu nichts nützen
Es war so was vom Kreuz daran.

und unmittelbar darauf:

198. 10 ff. Die Waffen selbst sind nicht zu trauen
Es geht schon wieder an ein Prügeln
Wie zu der holden alten Zeit.
Der Arme selbst der Füße Schienen
(Tann: Der Arme wie der Beine Schienen)
Sie fühlen sich als Gut—

Seite Zeile

(denn: Als Guelfen und als Ghibellinen)
Erneuen ſie den ewgen Streit.
Sie umgeändert in ein Wort etwa wie jene).

198 und 199. Dieſelben Stellen lauten in der Handſchrift I. 9 in Tinte:

Mephiſtopheles.
Doch alles wäre wunderſchön
Nun aber brauchts noch ein Getön.
Erſchreckend, widernärtig, pamich
Mimmter grell und ſcharf ſatanisch
Dadroben klapperts und raſſelts ſchon.
Die alten Waffen aus der Säle Gruften,
Empfinden ſich in frohen Lüften
Und geben wunderbaren Ton.
Ganz recht! Sie ſind nicht mehr zu zügeln
Es geht ſchon wieder an ein feindlich Prügeln
Wie in der holden alten Zeit
Der Arme wie der Beine Schienen
Als Guelfen und als Ghibellinen
Erneuen ſie den alten Streit.
Und recht dem . . . Pinn gewöhnlich
Erweiſen ſie ſich unverſöhnlich.

201. 18. Nach der Handſchrift (oben I. 10) ſtand für umhüllt anfänglich verhüllt.

21. Ebenda ſtatt Kampf erſt Streit.

202. 7. u. 8. Erzmarſchall, nach der Handſchrift (I. 10), wie ſchon Düntzer ohne Kenntniß derſelben richtig angenommen hat; — Es ff. haben Erbmarſchall.

11. Däterburg, nach derſelben Handſchrift, wie Fauſt, erſter Theil, S. 90 Bäterſaal; — alle übrigen Ausgaben Baterburg.

12. In der Handſchrift ſtand ſtatt Dir dann vor anfangs vor Dir her.

204. 1. Erzbiſchof, nach Es ff.; — nach M Erzbiſchofs-Erzkanzler, die allerdings vollſtändigere richtige Bezeichnung.

206. 12. ſtark; — nicht etwa ſtrack!

207. 2. Erzbiſchof, nach der Handſchrift (oben I. 12). In derſelben fehlt in der Parenthese „kehrt aber beim Ausgang um" das von uns gleichfalls weggelaſſene, ſich in allen Ausgaben findende Wort wieder. Der Erzbiſchof kehrt auch hier zum erſten Male um, daher nicht „wieder." Eine zweite Variante dieſer Handſchrift Z. 11 „ſchweren" für harten der Ausgaben haben wir nicht aufgenommen, da die Aenderung wegen des vorhergegangenen „groß und ſchwer" offenbar eine Verbeſſerung war.

209. 11. Nach „Silberlaut" ein Fragezeichen; — in den übrigen Ausgaben ein Komma, nur bei Carriere ein Gedankenſtrich. Uns ſcheint in dem nachfolgenden Verſe ein Sind das, in dieſem Verſe ein Iſt das ſupplirt werden zu müſſen.

212. 2 ff. u. 11 ff. Die Worte der drei Geſellen und die des Mephiſtopheles, welche anfangen mit „Erwartet weiter" und mit „Erſt ordnet oben," haben wir, nach Düntzer's Vorgange, reimgerecht ſtets als Verſe von vier Jamben, nicht nach den übrigen Ausgaben als Doppeljamben gedruckt. Dieſe Aenderung erſcheint motivirt, da innere Reime fehlen, und die Gewaltigen und Mephiſtopheles nicht in einer abweichenden, ſondern in derſelben Versart ſprechen, in welcher der übrige Theil des Scene abge-

Seite Zeile.

fehlt ist. Man kann auch nicht sagen, es sei hier, soweit die drei Gesellen reden, die Gorische Behandlung dieser Worte angewandt worden, da unten S. 217 und 218, wo sie gleichfalls als „Chorus“ sprechen, die Juwelen in den authentischen Ausgaben „als Alexfühler, nicht als Zweifühler behandelt sind. Die Aenderung war daher zur Uebereinstimmung mit dieser Stelle nöthig. Das störender Mißreimen des Wortes weiblich (S. 212) wird auf diese Weise vermieden.

215. 7. den, nach M ff.; — Er hatte dem.

m. zurecht, nach Dünzer, da Goethe auch sonst diese Adverbialform in schreibt (s. Sanders' Wörterb., II. 3; II. 677, und Goethe's Werke, XXXII. 84 der 40 bdg. Ausg.: Da kommen nun die sagenden und streitenden Völkerschaften am liebsten zurecht); — in den übrigen Ausgaben zu Recht.

216. 17. Die vier beginnende Stelle lautete in der Handschrift (oben I, 13)

anfangs: Feuerblicke, nicht seh' ich's gern
(dann: Feuerblicke seh' ich blitzen)
(zuletzt: Feuerblicke seh' ich sprühen)
Durch der Linden Doppelnacht,
Immer Förster scheint zu glühen,
Von der Zugluft angefacht.
Ach, die alte Hütte fladert,
(dann: Ach, die alte Hütte lodert)
Die so lang' bemoost gestanden;
Schnelle Hülfe wird gebeten,
Keine Rettung ist zu Handen.
Ach, die guten alten Leute,
Sonst so sorglich mit dem Feuer,
Werden sie der Flamme* zur Beute.
Welch ein traurig Abenteuer!
Flamme flammt, und wie in Gluthen
(dann: Flamme flammt, roth wie in Gluthen)
Steht das alte Moosgehäule
(dann: Steht das schwarze Moosgehäule)
Retteten sich nur die Guten
Aus der schnell entbrannten Hölle!
Züngelnd lichte Blitze fliegen
Zwischen Blättern, zwischen Zweigen;
Wie die alten Aeste brennen
(dann: Wie die dürren Aeste brennen)
Um sie glühn und stürzen ein,
Stirbt der Guten Muth zusammen?
Muß ich so verzweifelnd sehn?
Das Häuschen beide zusammen
Von der Aeste Sturz und Brand.
Flamme hat mit spitzen Flammen
Schon die Giebel angefaßt.
Da, seht glühn die hohlen Stämme
Funken fliegen, Funken sprühen.
Und Jahrhunderte sind todt.
(dann: Und Jahrhunderte sind hin).
Bis zur Wurzel glühn die hohlen
Stämme, dunkelroth im Glühn.
Mich dem Blick sich sanft empfohlen,
Wie Jahrhunderten zu hin.

Seite Zeile

217. 22. 3. lauten im Entwurfe: Hier iſt ein Wort, ein Ton zu ſpät, der Thürmer u. ſ. w. Dann kommt das Eigenartige in dem Entwurfe: Nacht. Rückkehr des Ballets nach den Tönen. Faust auf dem Balkon. Es folgen in Bleiſchrift die Worte, welche jetzt kurz darauf Mephiſtopheles und die Drei ſprechen:

Wir pochten an, wir klopften an,
Und immer ward nicht aufgethan,
Wir pochten fort, wir klopften fort,
Da lag die ſchwache Thüre dort.
Wir riefen laut, wir drohten ſchwer,
Allein wir fanden kein Gehör.

Dann folgt: Die Linden ſind verdorben, vernichtet,
Noch meine Warte mehr zu ſchauen,
Sie wieder . . . . . Morgengrauen
Muß ich eine neue Warte bauen.
Die prächtigen Linden ſind vernichtet (vielfach geändert)
Zu bald verkohlter Stämme Graun.
Ein Lug ins Land iſt bald errichtet,
Um ins Unendliche zu ſchauen,
Und ſeh' ich dann die neue Wohnung
(So ſetze ich auch jenes Gütchen)
Die jenes alte Paar umſchließt,
Das vor dem Schauen (?) meiner Schonung
Des fernen Tages froh genießt.

218. 2. zunicht'; — Tümpfer zunicht, die übrigen Ausgaben zu nicht. Goethe ſchreibt jedoch im Geß (Th. VI., S. 53) und im Divan (Buch Hafis, im zweiten Gedichte „Feſtwa") zunichte.

226. 2. Tag'; — in den übrigen Ausgaben Tag.

227. 1. »Korne; — in den übrigen Ausgaben Korne.

229. 2. horrt nach M; — Er hatte dort.

227. 2. In dem handſchriftlichen Entwurfe (oben I. 14) lautete die hier beginnende Stelle:

Chor der Engel (über dem Berggipfel, Fauſtens Entelechie heranbringend).

Noch bleibt ein Erdenreſt
Zu tragen peinlich!
Und wär' er von Aſbeſt
Er iſt nicht reinlich.
Nebelnd um Felſenhöh (erſt: Um Felſenhöhe)
Spür' ich ſo eben,
Regend ſich, in der Nähe,
Ein Geiſterleben.
Die Wölkchen werden klar,
Ich ſeh' bewegte Schaar
Geliebter Knaben.
Los von der Erde Druck
Im Kreis (erſt: Hierher) geſellt,
Die ſich erlaben
Am neuen Lenz und Schmuck
Der obern (erſt: Engliſcher) Welt;
Geh er zum Anbeginn,

Erste Zelle

Nachsinnen Vollgewinn
Diesen gesellt.
Die hohe Geisteskraft
Sie ist gerettet.

Die seligen Knaben unter einander.

Freudig empfangen (erst: Gern übernehmen) wir
Diesen im Puppenstand,
Also erlangen wir
Englisches Unterpfand.
Löset die Flocken los,
Die ihn umgeben,
Schon ist er schön und groß
Vom heiligen Leben.

Doctor Marianus (erst Pater)
(in der höchsten, reinsten Zelle, später: reinlichsten Zelle).

(Introductio.)

Dort ziehen Frauen vorbey
Hier ist die Aussicht frey
Der Geist erhoben
Schwebend nach oben,

(Diese vier Verse mannichfach umgestellt, zuletzt dem jetzigen Texte entsprechend.)

Die Herrliche im letzten Entwurfe: Die Einzige) mitenin
Im Sternenkranze
Es ist die Königin
Ich seh's am Glanze
Um sie verschlungen
Sich leichte machender von des Schreibers Hand lichter) Wölkchen.
Sind Büßerinnen
Ein (früher von des Schreibers Hand Gar) zartes Weibchen.
Um ihre Knie
Den Aether schaffend
Gnade bedürfend.

Dazu noch Verse wie:

In der allerreinsten Quelle
Der Bestrickte wieder sich.

und:

Badet in der reinsten Quelle
Der Bestrickte wieder sich.

und:

In der allerreinsten Quelle
Badet der Bestrickte ja.

und die Steile:

In hellstem Liebesbrand,
Was männlich in der Brust,
Ja dir zu wenden.

240. 5. Knien, so auch Carriere und N; — die Handschrift und die übrigen Ausgaben, auch Düntzer: Knie, welcher Letztere im Kommentar (284, Note 4, und 765) die Form Knien jedoch auch für richtiger erklärt hat.

19. Odem, mit Düntzer zur Annäherung des Reims; — die Cotta'schen Ausgaben, auch N, Carriere und Kurz: Odem. Aber im Divan (Bd. IV. 26 der 40 bdg. Ausg.) und im Epimenides (Bd. X. 232 und 245 der 4 bdg. Ausg.)

Seite Zeile
haben die Cotta'schen Ausgaben selbst dreimal die Form Oben, wie hier im Reim auf Boden (s. Sanders, I. 52 unter „Ofen"). Oben (S. 229) wählte Goethe gleichfalls die Form Broden, nicht Broden.
242. 11. angemessen; — nicht vielleicht ungemessen?

Anhang.

Seite Zeile
251. 20. Thoren, mit Düntzer (Kommentar 709); — in den Werken M ff. und bei Kurz Thore, was keinen Sinn giebt.

Die fünf Abschnitte, die wir durch größere Schlußstrichen markirt haben, finden sich so in der Ausgabe von 1887 (M), während sie in den spätern Ausgaben fehlen. Vergl. Thl. I, S. 174, die erste Bemerkung.

Es bleibt noch übrig, uns wegen der Elisionen zu rechtfertigen, welche wir uns im zweiten Theile des Faust an vielen Stellen, wo solche im Texte der ersten Ausgaben fehlen, gestattet haben. Wir schreiben S. 3, Z. 2 „nächt'ger Weile," S. 4, Z. 2 „heil'gen Licht," S. 5, Z. 26 „tausendstimm'gem Leben," S. 6, Z. 2 „ew'gen Lichts" und Z. 22 „farb'gen Abglanz" u. s. w., wo die ersten Ausgaben Cz, Dz, Ez ff. lesen nächtiger, heiligen, tausendstimmigem, ewigen, farbigen u. s. w. Noch unbedenklicher haben wir das e elidirt, z. B. S. 43, Z. 2 statt „in glühender Sphäre", wie Ez ließ, „in glüh'nder Sphäre" geschrieben, und so in allen Fällen, wo das Metrum die elidirte Form verlangt. Wir finden uns in diesem Punkte nur mit Düntzer in Uebereinstimmung, während Kurz und Carriere lediglich der wechselnden und ganz principlosen Schreibweise der authentischen Ausgaben, namentlich Ez, folgen. Es läßt sich nun nicht leugnen, daß in Goethe's letzten Werken sich eine gewisse Vorliebe für die unelidirte Form auch in solchen Fällen zeigt, wo in den früheren und mittleren Werken das nicht wurzelhafte e und i konsequent elidirt worden ist. Die Cotta'schen Ausgaben des zweiten Theils des Faust können zum Beweise einer solchen Vorliebe, mithin einer Absicht des Dichters, gegen welche nicht gefehlt werden dürfe, vorzugsweise angeführt werden. Wenn wir in dieser Rücksicht der ersten Ausgabe nicht überall treu geblieben sind, vielmehr die Elision lediglich von den Erfordernissen des Metrums abhängig gemacht haben, so sind für uns folgende Gründe bestimmend gewesen. Zunächst scheint uns die Frage eine derjenigen unwesentlichen Aeußerlichkeiten zu betreffen, bei welchen das Beispiel des Dichters nicht maßgebend oder doch nicht verpflichtend ist. Die Schreibweise unserer klassischen Dichter will Niemand beibehalten, und Niemand wird die y der ersten Ausgabe des zweiten Theils von Faust (sey'n, zwey, herz, Gaukeley) zurückverlangen. Die Werke dieser Dichter unterliegen derselben rein äußerlichen Umwandlung wie der Text der Lutherischen Bibel. Natürlich aber verhält es sich mit der Elision des e und i, welche durch das Metrum künstlerische Motive geworden sind und bei dem richtigen Vortrage der Verse nicht gehört werden dürfen. Sollen die betreffenden Silben aber nicht gesprochen werden, so ist es überflüssig, sie zu schreiben. Schon der alte Bödeker (Grundsätze der deutschen Sprache, 1690, S. 2209) gestattete daher die Elision des i in Formen wie: heiliger, soel'gen, ew'gen, trö'schen. Lessing elidirte das i wie das e

Ohr, führen aufs Gerathewohl und dem Reimen zu: thät's garst'ger Lob; und neugier'gem Blick; blut'ge Thränen; gutherz'gem Wahn; würd'ger; trotz'gem Blick; Gott'sfürcht'ge; theatral'schen Schmerz; dorfsit'ger und weit nicht'gerer Geschäfte; ebenso: g'nügt, g'nug, Feu'r, beiheu'rte u. s. w. Goethe ging in seinen früheren Werken noch viel weiter und elidirte z. B. das i in König (Kön'g in der 1. Ausgabe der Claudine, Ausg. in 40 Bdn., XXXIV. 260). Von Neueren haben Rückert und Heine den freiesten Gebrauch von der Elision des e und i gemacht (Seine z. B. im g'ringsten, bedingt'gen). Und Goethe selbst elidirte im ersten Theil des Faust das e in „glauben" (glaub'n sich nah dem Schatz, I. 141, Z. x), ein Fall, in welchem auch die Elision nicht erlaubt und zweifelhaft scheint, da „glauben" trotz der Elision als zweisilbiges Wort gehört werden wird. Ferner aber kommt beim zweiten Theil des Faust in Betracht, daß derselbe erst nach Goethe's Tode in den Nachgelassenen Werken (1832) erschienen ist, und daß sich in den schon früher (im 1. und 12. Bande der Ausg. I. H., 1827 und 1829) veröffentlichten Fragmenten eine Reihe von Elisionsfällen findet, welche in den Nachgelassenen Werken fehlen. Man liest z. B. S. 42, Z. m in 1828 unglücksel'ge, in 1832 unglückselige; S. 43, Z. z in 1828 heil'gen, in 1832 heiligen; S. 43, Z. m in 1828 glüh'nder Sphäre, in 1832 glühender; S. 130, Z. m in 1827 verglommner, in 1832 verglommener; S. 139, Z. n in 1827 goldne, in 1832 goldene; S. 141, Z. i in 1827 verständ'ger, in 1832 verständiger; S. 144, Z. o in 1827 Unser, in 1832 Unserer; S. 150, Z. m in 1827 blut'gen, in 1832 blutigen; S. 150, Z. m in 1827 luft'gen, in 1832 luftigen; S. 174, Z. o in 1827 kräft'gem, in 1832 kräftigem u. s. w. Umgekehrt elidirte allerdings auch die Ausgabe von 1832 in mehreren Fällen, wo die von 1827 es nicht gethan hatte, z. B. S. 127, Z. v in 1827 mußere, in 1832 mußre; S. 129, Z. m in 1827 Erschütterendes, in 1832 Erschütterndes; S. 133, Z. 12 in 1827 Königes, in 1832 Königs. Beide Ausgaben elidiren aber übereinstimmend in einer großen Zahl von Fällen und schreiben gebiet'risch, krieg'rischen, heil'ger, gesell'ger u. s. w. Im Prinzip sind mithin auch die ersten authentischen Ausgaben fremdwerkgegen die Zulässigkeit der Elisionen. Damit ist aber die Frage entschieden, und nur in solchen Fällen wird die längere Form auszuschließen sein, wo die Absicht einer freieren Behandlung des Metrums an innern oder äußern Merkmalen erkennbar ist. Goethe's eigne Schreibweise läßt sich nicht gegen uns anführen. An sich kann dieselbe nicht unbedingt entscheiden; aber es findet sich auch, daß seine Handschrift in einer Menge von Fällen die apostrophirte Form enthält, wo sie in den gedruckten Werken nicht steht. Goethe schrieb z. B. Bd. I, S. 120, Z. 2 Allmächt'ger, ebenso liest das Fragment (Z. 99, Z. 17) übereinstimmend allmächt'gem Triebe, und man ist daher berechtigt, auch im II. Theile, allmächt'gem Triebe, und man ist daher berechtigt, auch im II. Theile, allmächt'gem Triebe, und man ist daher berechtigt, auch im II. Theile, S. 235, Z. 8 zu schreiben: allmächt'ge Liebe. Auch S. 131, Z. 9 des I. Theils schrieb Goethe: tück'schen Schaden; ähnlich in der Marienbader Elegie von 1823 in Strophe 2, V. 6 sehnsücht'ger Thränen, wenngleich im ersten Druck sehnsüchtiger gelesen wird; ebenso liest man im Kaukasus von 1818, Ausg. in 40 Bdn., VI. 245: niedere Hütte, während Goethe schrieb: niedre; ebenda, S. 250: ewigen und ewigem, wo Goethe schrieb ewgen, ewgem. Diese Beispiele ließen sich ins Unendliche vermehren. Andererseits finden sich in ganz gleichen Fällen in Goethe's Schreibweise auch die verkürzten Formen, diese aber in den Handschriften, auch aus der letzten Zeit, erheblich seltner als in den gedruckten Werken.

Bayerische Staatsbibliothek München

Goethe's Werke.

Nach den vorzüglichsten Quellen revidirte Ausgabe.

Vierzehnter Theil.

Leiden des jungen Werther's.

Herausgegeben und mit Anmerkungen begleitet von

Dr. Fr. Strehlke,
Direktor des Gymnasiums zu Marienburg.

Berlin.
Gustav Hempel.

BIBLIOTHEK

Druck von G. Bernstein in Berlin.

Leiden des jungen Werther's.

1*

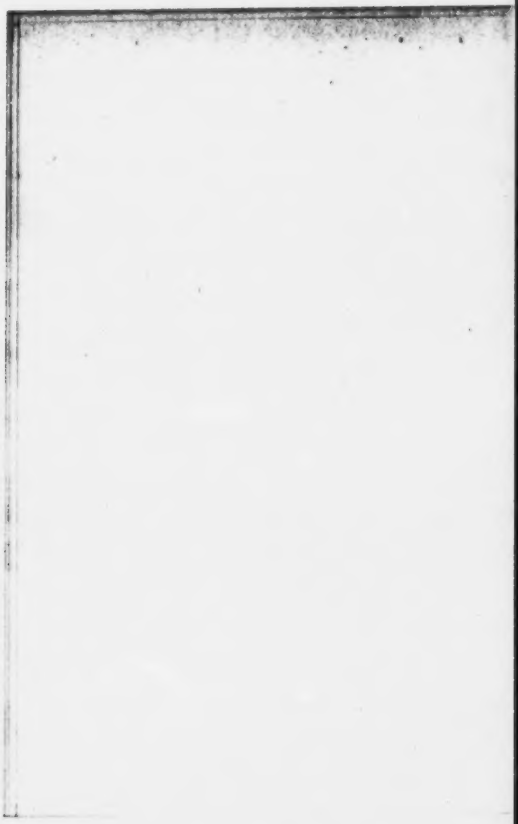

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Vorbemerkung des Herausgebers.

1.

Die persönlichen Erlebnisse Goethe's, welche die äußere Veranlassung zu Werther's Leiden gegeben haben, gehören dem Sommer des Jahres 1772 an. Am 9. Juni lernte er die Tochter des Amtmanns Buff zu Wetzlar, Charlotte, kennen, deren Verlobter, der Hannover'sche Gesandtschafts-Sekretär Kestner, ihm bereits früher bekannt geworden war, und am 30. Oktober, kurze Zeit, nachdem Goethe Wetzlar verlassen hatte, tödtete sich der Braunschweigische Gesandtschaftssekretär Jerusalem, der eine heftige Neigung zu der Gattin eines Andern gefaßt hatte. Etwa anderthalb Jahr später schreibt Goethe an Lavater: „Du wirst großen Theil nehmen an den Leiden des lieben Jungen, den ich darstelle. Wir gingen neben einander an die sechs Jahre, ohne uns zu nähern. Und nun hab' ich seiner Geschichte meine Empfindungen geliehen, und so macht's ein wunderbares Ganze." Schon hieraus geht im Allgemeinen hervor, daß in „Werther's Leiden" Wirklichkeit und Dichtung in tief innerlichem Zusammenhange stehen müssen; denn auch Goethe liebte Charlotte; noch viel deutlicher aber und in zahllosen einzelnen Zügen zeigt sich dies, wenn man sein Leben in jener Zeit mit dem Inhalte des Romans vergleicht. Als Hauptquelle dienen hierfür die Briefe, welche Goethe von 1772—1774 an Kestner, Lotte und deren

Bruder schrieb, und welche ein Sohn Lottens, der im Oktober 1867 verstorbene Legationsrath Kestner, herausgegeben hat. (Vergl. Goethe und Werther, Briefe Goethe's, meistens aus seiner Jugendzeit mit erläuternden Dokumenten, 1854.) Die Beschreibung des Balles im Werther (Brief vom 16. Junius), der Abschied (vom 10. September) und der Brief, in dem Werther Albert's Pistolen leiht, sind nur einzelne, aus vielen herausgerissene Beispiele jener Uebereinstimmung. So ist Goethe allerdings, als er sich vom Sommer 1773 bis in den März des nächsten Jahres mit der Ausarbeitung des Werther beschäftigte, immer auch auf die Erinnerungen seines eigenen Lebens zurückgegangen und hat uns dieselben, wenn auch im Gewande der Dichtung, dargestellt.

Aber die wahre Bedeutung dieses Werkes beruht nicht auf so äußerlichen Umständen wie die eben mitgetheilten. Goethe würde etwas dem Werther seinem inneren Wesen nach Aehnliches geschaffen haben, auch wenn er niemals gerade in jene eben angedeuteten Beziehungen gekommen wäre. Hätte seine Dichtung nur seine eigenen Erlebnisse geschildert, wie hätte es geschehen können, daß dieselbe nicht allein in Deutschland, sondern bald in fast ganz Europa mit dem größten Enthusiasmus aufgenommen worden wäre? Von dem bekannten Verfasser der Fragmente über die Einsamkeit, J. G. Zimmermann, hören wir, er sei in einem Alter von sechsundvierzig Jahren über den ersten Theil des Buches so erschüttert worden, daß er sich vier Wochen in Thränen gebadet habe, in der Zerknirschung seines Herzens, im demüthigen Bewußtsein, daß er nicht so denken, nicht so sein könne wie Werther. So hatte Goethe selbst nicht Unrecht, wenn er an das über die Veröffentlichung seines Werkes unangenehm

berührte Kestner'sche Ehepaar am 21. November 1774 schrieb: „O Ihr Ungläubigen, Ihr Kleingläubigen! Könntet Ihr den tausendsten Theil fühlen, was Werther tausend Herzen ist, Ihr würdet die Unkosten nicht berechnen, die Ihr dazu hergabt!“ — Wir entlehnen diese Züge der vortrefflichen Schrift von J. W. Appell (Werther und seine Zeit, Leipzig 1865, S. 3), in welcher die Aufgabe gelöst ist, den weitgreifenden Einfluß und die Wirkungen zu schildern, welche das Erscheinen des „Werther“ in Deutschland und im Auslande hervorrief. So ist es denn in der That der Umstand, daß „Werther“ eine krankhafte Richtung der damaligen Zeit darstellt, durch den, abgesehen von allem innern Werthe der Dichtung, ein solcher Beifallssturm erregt wurde. Jene Zeit war wirklich eine andere als die jetzige. Wenn die Töchter des eben erwähnten Hannover'schen Leibarztes und Schriftstellers Zimmermann schon viele Wochen vor einer Operation, der sich ihr Vater unterwerfen soll, immer in Thränen zerfließen, wenn Wieland, als er Sophie von la Roche nach einer Trennung von acht Jahren wiedersieht, fast ohnmächtig wird, während sie selbst mit allen Umstehenden sich der Thränen nicht enthalten kann, wenn in Miller's „Siegwart“ (1776) schon der Gedanke an das entfernte Mädchen bei ihrem Geliebten eine gleiche Wirkung hervorbringt, und wenn sich solche Züge in unendlich großer Anzahl finden, — so bedarf das eben Behauptete wol keines weiteren Beweises. Diese Gefühlsüberreizung seiner Zeit hatte Goethe erkannt, allerdings in späterer Zeit mit größerer Klarheit als in seiner Jugend, und in diesem Sinne sagt er selbst in der Beschreibung der Kampagne in Frankreich: „Werther hat keineswegs eine Krankheit, ein Fieber erregt, sondern

nur das Uebel aufgedeckt, das in jungen Gemüthern verborgen lag. Während eines langen und glücklichen Friedens hatte sich eine literarisch-ästhetische Ausbildung auf deutschem Grund und Boden innerhalb der Nationalsprache auf das Schönste entwickelt; doch gesellte sich bald, weil der Bezug nur auf das Innere ging, eine gewisse Sentimentalität hinzu, bei deren Ursprung und Fortgang man den Einfluß von Yorik-Sterne nicht verkennen darf. Es entstand eine Art leidenschaftlicher Aszetik, welche, da uns die humoristische Ironie des Briten nicht gegeben war, in eine leidige Selbstquälerei gewöhnlich ausarten mußte." Er schildert dann weiter, daß er persönlich sich von diesem Uebel auf naturgemäße Weise eben durch seine Dichtung zu befreien gesucht und getrachtet habe, Andern hilfreich zu sein, daß das Letztere aber schwerer gewesen sei, als man hätte denken können. — Und an diese Worte müssen auch wir noch weiter anknüpfen. Riemer in seinen Mittheilungen über Goethe (II. 616) fragt zwar einfach: „Warum ahmte man nur das Todtschießen nach und nicht das am Leben Bleiben des Autors?" Aber dennoch läßt sich nicht verhehlen, daß Goethe durch Werther's Leiden, während er das Entgegengesetzte beabsichtigte, jene geistige Krankheit in vielen Gemüthern gesteigert oder erzeugt hat, in denen sie bisher nur in schwachen Keimen oder noch gar nicht vorhanden gewesen war, und daß nur in seiner Absicht seine vollständige Rechtfertigung liegt.

2.

Man hätte billiger Weise erwarten dürfen, daß der Text eines so weitverbreiteten Werkes von europäischem Rufe ein für allemal endgiltig festgestellt wäre; aber verschiedene Umstände haben darauf hingewirkt, gerade das Gegentheil herbeizuführen. Nachdem Goethe 1774 zuerst den Werther in der Wengand'schen Buchhandlung zu Leipzig herausgegeben hatte, und dieselbe Ausgabe noch mehrfach wieder abgedruckt worden war, bemächtigte sich schon 1775 der Berliner Buchhändler Himburg für seinen Nachdruck der Goethe'schen Werke des Textes und ließ denselben allmählig in seinen drei Auflagen 1775, 1777 und 1779 erscheinen. Von diesen ist die erste noch erträglich; aber die zweite und noch mehr die dritte brachten eine Menge von Fehlern und Ungenauigkeiten in den Text hinein, die, wie wir sofort sehen werden, auf alle späteren Ausgaben die verderblichste Einwirkung gehabt haben. Die Himburg'schen Nachdrucke indeß wurden noch weiter nachgedruckt; es giebt Reutlinger, Karlsruher, Frankfurt-Leipziger Ausgaben, die sämmtlich keine andere Grundlage haben. Von den ersteren liegt uns noch ein Exemplar aus dem Jahre 1787 vor, dem Jahre, von dem nun endlich zu erwarten stand, daß die endgiltige Feststellung des Textes in ihm erfolgen würde.

Schon einige Jahre früher nämlich, als Goethe für die erste ächte Ausgabe seiner Werke mit der Göschen'schen Buch-

handlung in Verbindung trat, hatte er sich daran gemacht, den Werther umzuarbeiten, und sich dabei zum Theil von Wieland und Herder unterstützen lassen. So entstand und erschien 1787 die neue Ausgabe des Werther, welche, da Goethe später keine (wenigstens keine wesentlichen) Veränderungen mehr vorgenommen hat, die Grundlage für alle späteren Drucke hätte bilden müssen. Wie sehr übrigens diese Bearbeitung von der älteren abweicht, und wie zum Theil auch der naturwüchsige und ursprüngliche Ausdruck derselben einem moderneren und abgemesseneren hat weichen müssen, wie selbst das Verhältniß von Werther zu Lotten in mancher Beziehung anders gefärbt und dargestellt ist, darauf ist schon von vielen Seiten hingewiesen worden, und wir können Diejenigen, welche dies in überzeugendster Weise erkennen wollen, namentlich auf eine Schrift verweisen, in der die Abweichungen der älteren und der neuen Ausgabe neben einander gestellt sind. Es ist dies das Goethe-Schiller-Museum, herausgegeben von A. Diezmann, Leipzig 1858 (S. 84—112). — Aber für die Herstellung eines sicheren Textes war auch durch jene Ausgabe von 1787 noch wenig gewonnen. Wie dies überhaupt zugehen konnte, und welche eigenthümlichen Umstände bei der Herstellung derselben obgewaltet haben, das entdeckt und somit der Texteskritik den einzig richtigen und sichern Weg angezeigt zu haben, ist ein Verdienst, welches wir, trotz mancher dagegen laut gewordenen Urtheile, der erst vor drei Jahren erschienenen Schrift von M. Bernays zuerkennen müssen. (M. Bernays, Ueber Kritik und Geschichte des Goethe'schen Textes, Berlin 1866.) Mit jener 1787 begonnenen Ausgabe in 8 Bänden, neben welcher der Verleger ohne Goethe's Erlaubniß eine gleichzeitige in 4 Bänden

herausgab, war es nämlich folgendermaßen zugegangen. Goethe hatte seine Veränderungen nicht etwa in ein gedrucktes Exemplar der von ihm redigirten Ausgaben eingetragen, sondern, wie er in einem Briefe an Knebel vom 21ten November 1782 erwähnt, er wollte Werther wieder ins Manuskript schreiben lassen, nachdem er ihn vorher durchgegangen hätte. Das Exemplar aber, welches er zu diesem Zwecke benutzte, war, wie Bernays mit der größten Evidenz beweist, der dritte — sehr fehlerhafte — Himburg'sche Nachdruck. Goethe, mit dem Ganzen beschäftigt, übersah das Einzelne, und so gingen eine Anzahl jener oben angedeuteten Fehler auch in die Ausgabe von 1787 über. Auf diese Entdeckung gestützt, hat nun Bernays eine nicht unbeträchtliche Anzahl von Stellen glücklich wiederhergestellt. — Aber auch ein zweiter Punkt ist nicht ohne Bedeutung. Für die Ausgabe von 1806 wurde nicht etwa der Text der Ausgabe in 8 Bänden zu Grunde gelegt, sondern der höchst sorglos und nachlässig redigirte der oben erwähnten vierbändigen Ausgabe, wodurch dann wieder eine Reihe von Fehlern in die Ausgaben von 1815 und 1827 und in alle späteren übergingen. Auch hier hat indessen Bernays eine Reihe von Stellen nachgewiesen, die auf diese Weise korrumpirt worden sind. Daher bieten denn auch die letztgenannten Ausgaben, wenn sie auch bisweilen diese oder jene Verbesserung enthalten, doch keine hinlängliche Gewähr, wol aber bringt jede derselben eine neue Reihe eigener Fehler hinzu. Da sich aber dies Verhältniß in gleicher Weise auch in den nach des Dichters Tode veranstalteten Ausgaben fortsetzte, so blieb für eine kritisch-sichere Herstellung des Textes noch außerordentlich viel zu thun, um so mehr, da auch Bernays keineswegs alle Verbesserungen mitgetheilt

hat, die er für nöthig fand, sondern nur die am Meisten in die Augen fallenden. Zu den Ausgaben, die namentlich an neuen Fehlern reich sind, gehört ganz besonders die in 6 Bänden von 1860; aber Alles übertrifft die „Einzig rechtmäßige Original-Ausgabe der Leiden des jungen Werther". Leipzig 1865. 16°, ein Abdruck der 1824 in der Weygand'schen Buchhandlung in Leipzig zur funfzigjährigen Feier der Herausgabe des Werther erschienenen; in ihr zählen wir die Fehler fast zu Hunderten. Daß freilich auch andere Ausgaben an Fehlern keinen Mangel haben, wird das Verzeichniß derselben am Schlusse dieses Bandes darthun, wie es auch hoffentlich beweisen wird, daß wir keine Mühe gescheut haben, um den ächten und richtigen Text wiederherzustellen.

Leiden des jungen Werther's.

Was ich von der Geschichte des armen Werther's nur habe auffinden können, habe ich mit Fleiß gesammelt und lege es Euch hier vor und weiß, daß Ihr mir's danken werdet. Ihr könnt seinem Geiste und seinem Charakter Eure Bewunderung und Liebe, seinem Schicksale Eure Thränen nicht versagen.

Und Du, gute Seele, die Du eben den Drang fühlst wie er, schöpfe Trost aus seinem Leiden und laß' das Büchlein Deinen Freund sein, wenn Du aus Geschick oder eigener Schuld keinen nähern finden kannst!

Erſtes Buch.

Am 4. Mai.

Wie froh bin ich, daß ich weg bin! Beſter Freund, was iſt das Herz des Menſchen! Dich zu verlaſſen, den ich ſo liebe, von dem ich unzertrennlich war, und froh zu ſein! Ich weiß, Du verzeihſt mir's. Waren nicht meine übrigen Verbindungen recht ausgeſucht vom Schickſal, um ein Herz wie das meinige zu ängſtigen? Die arme Leonore! Und doch war ich unſchuldig! Konnt' ich dafür, daß, während die eigenſinnigen Reize ihrer Schweſter mir eine angenehme Unterhaltung verſchafften, daß eine Leidenſchaft in dem armen Herzen ſich bildete? Und doch — bin ich ganz unſchuldig? Hab' ich nicht ihre Empfindungen genährt? Hab' ich mich nicht an den ganz wahren Ausdrücken der Natur, die uns ſo oft zu lachen machten, ſo wenig lächerlich ſie waren, ſelbſt ergetzt? Hab' ich nicht — O! was iſt der Menſch, daß er über ſich klagen darf! Ich will, lieber Freund, ich verſpreche Dir's, ich will mich beſſern, will nicht mehr ein Bißchen Uebel, das uns das Schickſal vorlegt, wiederkäuen, wie ich's immer gethan habe; ich will das Gegenwärtige genießen, und das Vergangene ſoll mir vergangen ſein. Gewiß, Du haſt Recht, Beſter, der Schmerzen wären minder unter den Menſchen, wenn ſie nicht — Gott weiß, warum ſie ſo gemacht ſind! — mit ſo viel Emſigkeit der Einbildungskraft ſich beſchäftigten, die Erinnerungen des vergangenen Uebels zurückzurufen, eher als eine gleichgiltige Gegenwart zu ertragen.

Du biſt ſo gut, meiner Mutter zu ſagen, daß ich ihr Geſchäft beſtens betreiben und ihr ehſtens Nachricht davon geben werde. Ich habe meine Tante geſprochen und bei Weitem das böſe Weib nicht gefunden, das man bei uns aus ihr macht. Sie iſt eine muntere, heftige Frau, von dem beſten Herzen. Ich erklärte ihr meiner Mutter Beſchwerden über den zurückgehaltenen Erbſchaftsantheil; ſie ſagte mir ihre Gründe,

Ursachen und die Bedingungen, unter welchen sie bereit wäre, Alles herauszugeben und mehr, als wir verlangten — Kurz, ich mag jetzt nichts davon schreiben; sage meiner Mutter, es werde Alles gut gehen. Und ich habe, mein Lieber, wieder bei diesem kleinen Geschäft gefunden, daß Mißverständnisse und Trägheit vielleicht mehr Irrungen in der Welt machen als List und Bosheit. Wenigstens sind die beiden letzteren gewiß seltener.

Uebrigens befinde ich mich hier gar wohl. Die Einsamkeit ist meinem Herzen köstlicher Balsam in dieser paradiesischen Gegend, und diese Jahreszeit der Jugend wärmt mit aller Fülle mein oft schauderndes Herz. Jeder Baum, jede Hecke ist ein Strauß von Blüthen, und man möchte zum Maikäfer werden, um in dem Meer von Wohlgerüchen herumschweben und alle seine Nahrung darin finden zu können.

Die Stadt selbst ist unangenehm, dagegen rings umher eine unaussprechliche Schönheit der Natur. Das bewog den verstorbenen Grafen von M*** seinen Garten auf einem der Hügel anzulegen, die mit der schönsten Mannichfaltigkeit sich kreuzen und die lieblichsten Thäler bilden. Der Garten ist einfach, und man fühlt gleich bei dem Eintritte, daß nicht ein wissenschaftlicher Gärtner, sondern ein fühlendes Herz den Plan gezeichnet, das seiner selbst hier genießen wollte. Schon manche Thräne hab' ich dem Abgeschiedenen in dem verfallenen Kabinetchen geweint, das sein Lieblingsplätzchen war und auch meines ist. Bald werde ich Herr vom Garten sein; der Gärtner ist mir zugethan nur seit den paar Tagen, und er wird sich nicht übel dabei befinden.

Am 10. Mai.

Eine wunderbare Heiterkeit hat meine ganze Seele eingenommen, gleich den süßen Frühlingsmorgen, die ich mit ganzem Herzen genieße. Ich bin allein und freue mich meines Lebens in dieser Gegend, die für solche Seelen geschaffen ist wie die meine. Ich bin so glücklich, mein Bester, so ganz in dem Gefühle von ruhigem Dasein versunken, daß meine Kunst darunter leidet. Ich könnte jetzt nicht zeichnen, nicht einen Strich, und bin nie ein größerer Maler gewesen als in diesen Augenblicken. Wenn das liebe Thal um mich dampft, und die hohe Sonne an der Oberfläche der undurchdringlichen Finsterniß meines Waldes ruht, und nur einzelne Strahlen sich in das innere Heiligthum

ſtehlen, ich dann im hohen Graſe am fallenden Bache liege, und näher an der Erde tauſend mannichfaltige Gräschen mir merkwürdig werden, wenn ich das Wimmeln der kleinen Welt zwiſchen Halmen, die unzähligen, unergründlichen Geſtalten der Würmchen, der Mückchen näher an meinem Herzen fühle und fühle die Gegenwart des Allmächtigen, der uns nach ſeinem Bilde ſchuf, das Weben des Alliebenden, der uns in ewiger Wonne ſchwebend trägt und erhält — mein Freund! wenn's dann um meine Augen dämmert, und die Welt um mich her und der Himmel ganz in meiner Seele ruhn wie die Geſtalt einer Geliebten, dann ſehne ich mich oft und denke: Ach! könntest Du das wieder ausdrücken, könntest dem Papiere das einhauchen, was ſo voll, ſo warm in Dir lebt, daß es würde der Spiegel Deiner Seele, wie Deine Seele iſt der Spiegel des unendlichen Gottes! — Mein Freund — Aber ich gehe darüber zu Grunde, ich erliege unter der Gewalt der Herrlichkeit dieſer Erſcheinungen.

Am 12 Mai.

Ich weiß nicht, ob täuſchende Geiſter um dieſe Gegend ſchweben, oder ob die warme, himmliſche Phantaſie in meinem Herzen iſt, die mir Alles ringsumher ſo paradieſiſch macht. Da iſt gleich vor dem Orte ein Brunnen, ein Brunnen, an den ſich gebannt bin, wie Meluſine mit ihren Schweſtern. — Du gehſt einen kleinen Hügel hinunter und findeſt Dich vor einem Gewölbe, da wol zwanzig Stufen hinabgehen, wo unten das klareſte Waſſer aus Marmorfelſen quillt. Die kleine Mauer, die oben umher die Einfaſſung macht, die hohen Bäume, die den Platz ringsumher bedecken, die Kühle des Ortes, das hat Alles ſo was Anzügliches, was Schauerliches. Es vergeht kein Tag, daß ich nicht eine Stunde da ſitze. Da kommen dann die Mädchen aus der Stadt und holen Waſſer, das harmloſeſte Geſchäft und das nöthigſte, das ehemals die Töchter der Könige ſelbſt verrichteten. Wenn ich da ſitze, ſo lebt die patriarchaliſche Idee ſo lebhaft um mich, wie ſie Alle, die Altväter, am Brunnen Bekanntſchaft machen und freien, und wie um die Brunnen und Quellen wohlthätige Geiſter ſchweben. O! Der muß nie nach einer ſchweren Sommertagswanderung ſich an des Brunnens Kühle gelabt haben, der das nicht mitempfinden kann.

Am 13. Mai.

Du fragst, ob Du mir meine Bücher schicken sollst. — Lieber, ich bitte Dich um Gottes Willen, laß' mir sie vom Halse! Ich will nicht mehr geleitet, ermuntert, angefeuert sein; braust dieses Herz doch genug aus sich selbst! Ich brauche Wiegengesang, und den habe ich in seiner Fülle gefunden in meinem Homer. Wie oft lull' ich mein empörtes Blut zur Ruhe; denn so ungleich, so unstet hast Du nichts gesehen als dieses Herz. Lieber! Drauf' ich Dir das zu sagen, der Du so oft die Last getragen hast, mich vom Kummer zur Ausschweifung und von süßer Melancholie zur verderblichen Leidenschaft übergehen zu sehen? Auch halte ich mein Herzchen wie ein krankes Kind; jeder Wille wird ihm gestattet. Sage das nicht weiter! Es giebt Leute, die mir es verübeln würden.

Am 15. Mai.

Die geringen Leute des Ortes kennen mich schon und lieben mich, besonders die Kinder. Eine traurige Bemerkung hab' ich gemacht. Wie ich im Anfange mich zu ihnen gesellte, sie freundschaftlich fragte über Dies und Das, glaubten einige, ich wollte ihrer spotten, und fertigten mich wol gar grob ab. Ich ließ mich das nicht verdrießen; nur fühlte ich, was ich schon oft bemerkt habe, auf das Lebhafteste: Leute von einigem Stande werden sich immer in kalter Entfernung vom gemeinen Volke halten, als glaubten sie durch Annäherung zu verlieren; und dann giebt's Flüchtlinge und üble Spaßvögel, die sich herabzulassen scheinen, um ihren Uebermuth dem armen Volke desto empfindlicher zu machen.

Ich weiß wol, daß wir nicht gleich sind' noch sein können; aber ich halte dafür, daß Der, der nöthig zu haben glaubt, vom sogenannten Pöbel sich zu entfernen, um den Respekt zu erhalten, ebenso tadelhaft ist als ein Feiger, der sich vor seinem Feinde verkriegt, weil er zu unterliegen fürchtet.

Neulich kam ich zum Brunnen und fand ein junges Dienstmädchen, das ihr Gefäß auf die unterste Treppe gesetzt hatte und sich umsah, ob keine Kamerädin kommen wollte, ihr es auf den Kopf zu helfen. Ich stieg hinunter und sah sie an. „Soll ich Ihr helfen, Jungfer?" sagte ich. — Sie ward roth über und

über. „O nein, Herr!“ sagte sie. — „Ohne Umstände.“ — Sie legte ihren Kringen zurecht, und ich half ihr. Sie dankte und stieg hinauf.

Den 17. Mai.

Ich habe allerlei Bekanntschaft gemacht, Gesellschaft habe ich noch keine gefunden. Ich weiß nicht, was ich Anziegliches für die Menschen haben muß; es mögen mich ihrer so viele und hängen sich an mich, und da thut mir's weh, wenn unser Weg nur eine kleine Strecke mit einander geht. Wenn Du fragst, wie die Leute hier sind, muß ich Dir sagen: wie überall! Es ist ein einförmiges Ding um das Menschengeschlecht. Die Meisten verarbeiten den größten Theil der Zeit, um zu leben, und das Bißchen, das ihnen von Freiheit übrig bleibt, ängstigt sie so, daß sie alle Mittel aufsuchen, um es los zu werden. O Bestimmung des Menschen!

Aber eine recht gute Art Volks! Wenn ich mich manchmal vergesse, manchmal mit ihnen die Freuden genieße, die den Menschen noch gewährt sind, an einem artig besetzten Tisch mit aller Offen- und Treuherzigkeit sich herumzupaßen, eine Spazierfahrt, einen Tanz zur rechten Zeit anzuordnen, und dergleichen, das thut eine ganz gute Wirkung auf mich; nur muß mir nicht einfallen, daß noch so viele andere Kräfte in mir ruhen, die alle ungenützt vermodern, und die ich sorgfältig verbergen muß. Ach, das engt das ganze Herz so ein. — Und doch! Mißverstanden zu werden, ist das Schicksal von unser Einem.

Ach, daß die Freundin meiner Jugend dahin ist! Ach, daß ich sie je gekannt habe! — Ich würde sagen: Du bist ein Thor, Du suchst, was hienieden nicht zu finden ist; aber ich habe sie gehabt, ich habe das Herz gefühlt, die große Seele, in deren Gegenwart ich mir schien mehr zu sein, als ich war, weil ich Alles war, was ich sein konnte. Guter Gott! Blieb da eine einzige Kraft meiner Seele ungenützt? Konnt' ich nicht vor ihr das ganze wunderbare Gefühl entwickeln, mit dem mein Herz die Natur umfaßt? War unser Umgang nicht ein ewiges Weben von der feinsten Empfindung, dem schärfsten Witze, dessen Modifikationen bis zur Unart alle mit dem Stempel des Genies bezeichnet waren? Und nun? — Ach, ihre Jahre, die sie voraus hatte, führten sie früher ans Grab als mich. Nie

werde ich ſie vergeſſen, nie ihren feſten Sinn und ihre göttliche Duldung.

Vor wenig Tagen traf ich einen jungen V. . an, einen offenen Jungen mit einer gar glücklichen Geſichtsbildung. Er kommt erſt von Akademien, dünkt ſich eben nicht weiſe, aber glaubt doch, er wiſſe mehr als Andere. Auch war er fleißig, wie ich an Allerlei ſpüre; kurz, er hat hübſche Kenntniſſe. Da er hörte, daß ich viel zeichnete und Griechiſch könnte (zwei Meteore hier zu Lande), wandte er ſich an mich und kramte viel Wiſſens aus, von Batteux bis zu Wood, von de Piles zu Winckelmann, und verſicherte mich, er habe Sulzer's Theorie, den erſten Theil, ganz durchgeleſen und beſitze ein Manuſkript von Heynen über das Studium der Antike. Ich ließ das gut ſein.

Noch gar einen braven Mann habe ich kennen lernen, den fürſtlichen Amtmann, einen offenen, treuherzigen Menſchen. Man ſagt, es ſoll eine Seelenfreude ſein, ihn unter ſeinen Kindern zu ſehen, deren er neun hat; beſonders macht man viel Weſens von ſeiner älteſten Tochter. Er hat mich zu ſich gebeten, und ich will ihn ehſter Tage beſuchen. Er wohnt auf einem fürſtlichen Jagdhofe anderthalb Stunden von hier, wohin er nach dem Tode ſeiner Frau zu ziehen die Erlaubniß erhielt, da ihm der Aufenthalt hier in der Stadt und im Amthauſe zu weh that.

Sonſt ſind mir einige verzerrte Originale in den Weg gelaufen, an denen Alles unausſtehlich iſt, am Unerträglichſten ihre Freundſchaftsbezeigungen.

Leb' wohl! Der Brief wird Dir recht ſein, er iſt ganz hiſtoriſch.

Am 22. Mai.

Daß das Leben des Menſchen nur ein Traum ſei, iſt Manchen ſchon ſo vorgekommen, und auch mir zieht dieſes Gefühl immer herum. Wenn ich die Einſchränkung anſehe, in welcher die thätigen und forſchenden Kräfte des Menſchen eingeſperrt ſind, wenn ich ſehe, wie alle Wirkſamkeit dahinaus läuft, ſich die Befriedigung von Bedürfniſſen zu verſchaffen, die wieder keinen Zweck haben, als unſere arme Exiſtenz zu verlängern, und dann, daß alle Beruhigung über gewiſſe Punkte des Nachforſchens nur eine träumende Reſignation iſt, da man ſich die Wände, zwiſchen denen man gefangen ſitzt, mit bunten

Geſtalten und lichten Ausſichten bemalt — das Alles, Wilhelm, macht mich ſtumm. Ich kehre in mich ſelbſt zurück und finde eine Welt, wieder mehr in Ahnung und dunkler Begier als in Darſtellung und lebendiger Kraft! Und da ſchwimmt Alles vor meinen Sinnen, und ich lächle dann ſo träumend weiter in die Welt.

Daß die Kinder nicht wiſſen, warum ſie wollen, darin ſind alle hochgelahrte Schul- und Hofmeiſter einig; daß aber auch Erwachſene gleich Kindern auf dieſem Erdboden herumtaumeln und wie jene nicht wiſſen, woher ſie kommen und wohin ſie gehen, ebenſowenig nach wahren Zwecken handeln, ebenſo durch Biskuit und Kuchen und Birkenreiſer regiert werden, das will Niemand gern glauben, und mich dünkt, man kann es mit Händen greifen.

Ich geſtehe Dir gern, — denn ich weiß, was Du mir hierauf ſagen möchteſt, — daß diejenigen die Glücklichſten ſind, die gleich den Kindern in den Tag hinein leben, ihre Puppen herumſchleppen, aus- und anziehen und mit großem Reſpekt um die Schublade umherſchleichen, wo Mama das Zuckerbrod hineingeſchloſſen hat, und wenn ſie das gewünſchte endlich erhaſchen, es mit vollen Backen verzehren und rufen: Mehr! — Das ſind glückliche Geſchöpfe. Auch denen iſt's wohl, die ihren Lumpenbeſchäftigungen oder wol gar ihren Leidenſchaften prächtige Titel geben und ſie dem Menſchengeſchlechte als Rieſenoperationen zu deſſen Heil und Wohlfahrt anſchreiben. — Wohl dem, der ſo ſein kann! Wer aber in ſeiner Demuth erkennt, wo das Alles hinausläuft, wer da ſieht, wie artig jeder Bürger, dem es wohl iſt, ſein Gärtchen zum Paradieſe zuzuſtutzen weiß, und wie unverdroſſen auch der Unglückliche unter der Bürde ſeinen Weg fortkeucht, und Alle gleich intereſſirt ſind, das Licht dieſer Sonne noch eine Minute länger zu ſehen, — ja, der iſt ſtill und bildet auch ſeine Welt aus ſich ſelbſt und iſt auch glücklich, weil er ein Menſch iſt. Und dann, ſo eingeſchränkt er iſt, hält er doch immer im Herzen das ſüße Gefühl der Freiheit und daß er dieſen Kerker verlaſſen kann, wann er will.

Am 10. Mai.

Du kennst von Alters her meine Art, mich anzubauen, mir irgend an einem vertraulichen Orte ein Hüttchen aufzuschlagen und da mit aller Einschränkung zu herbergen. Auch hier habe ich wieder ein Plätzchen angetroffen, das mich angezogen hat.

Ungefähr eine Stunde von der Stadt liegt ein Ort, den sie Wahlheim*) nennen. Die Lage an einem Hügel ist sehr interessant, und wenn man oben auf dem Fußpfade zum Dorf heraus geht, übersieht man auf einmal das ganze Thal. Eine gute Wirthin, die gefällig und munter in ihrem Alter ist, schenkt Wein, Bier, Kaffee; und was über Alles geht, sind zwei Linden, die mit ihren ausgebreiteten Aesten den kleinen Platz vor der Kirche bedecken, der ringsum mit Bauerhäusern, Scheuern und Höfen eingeschlossen ist. So vertraulich, so heimlich hab' ich nicht leicht ein Plätzchen gefunden, und dahin lass' ich mein Tischchen aus dem Wirthshause bringen und meinen Stuhl, trinke meinen Kaffee da und lese meinen Homer. Das erste Mal, als ich durch einen Zufall an einem schönen Nachmittage unter die Linden kam, fand ich das Plätzchen so einsam. Es war Alles im Felde; nur ein Knabe von ungefähr vier Jahren saß an der Erde und hielt ein anderes, etwa halbjähriges, vor ihm zwischen seinen Füßen sitzendes Kind mit beiden Armen wider seine Brust, so daß er ihm zu einer Art von Sessel diente und ungeachtet der Munterkeit, womit er aus seinen schwarzen Augen herumschaute, ganz ruhig saß. Mich vergnügte der Anblick; ich setzte mich auf einen Pflug, der gegenüber stand, und zeichnete die brüderliche Stellung mit vielem Ergetzen. Ich fügte den nächsten Zaun, ein Scheunenthor und einige gebrochene Wagenräder bei, Alles, wie es hinter einander stand, und fand nach Verlauf einer Stunde, daß ich eine wohlgeordnete, sehr interessante Zeichnung verfertigt hatte, ohne das Mindeste von dem Meinen hinzuzuthun. Das bestärkte mich in meinem Vorsatze, mich künftig allein an die Natur zu halten. Sie allein ist unendlich reich, und sie allein bildet den großen Künstler. Man kann zum Vortheile der Regeln viel sagen, ungefähr was man zum Lobe der bürgerlichen Gesellschaft sagen kann. Ein Mensch, der sich nach ihnen bildet, wird nie etwas Abgeschmacktes und Schlechtes

*) Der Leser wird sich keine Mühe geben, die hier genannten Orte zu suchen; man hat sich genöthigt gesehen, die im Originale vorhandenen wahren Namen zu verändern.

hervorbringen, wie Einer, der ſich durch Geſetze und Wohlſtand modeln läßt, nie ein unerträglicher Nachbar, nie ein merkwürdiger Böſewicht werden kann; dagegen wird aber auch alle Regel, man rede, was man wolle, das wahre Gefühl von Natur und den wahren Ausdruck derſelben zerſtören! Sagſt Du, das iſt zu hart! ſie ſchränkt nur ein, beſchneidet die geilen Reben ꝛc. — Guter Freund, ſoll ich Dir ein Gleichniß geben? Es iſt damit wie mit der Liebe. Ein junges Herz hängt ganz an einem Mädchen, bringt alle Stunden ſeines Tages bei ihr zu, verſchwendet alle ſeine Kräfte, all ſein Vermögen, um ihr jeden Augenblick auszudrücken, daß er ſich ganz ihr hingiebt. Und da käme ein Philiſter, ein Mann, der in einem öffentlichen Amte ſteht, und ſagte zu ihm: Feiner junger Herr! Lieben iſt menſchlich, nur müßt Ihr menſchlich lieben! Theilet Eure Stunden ein, die einen zur Arbeit, und die Erholungsſtunden widmet Eurem Mädchen! Berechnet Euer Vermögen, und was Euch von Eurer Nothdurft übrig bleibt, davon verwehr' ich Euch nicht, ihr ein Geſchenk, nur nicht zu oft, zu machen, etwa zu ihrem Geburts- und Namenstage ꝛc. — Folgt der Menſch, ſo giebt's einen brauchbaren jungen Menſchen, und ich will ſelbſt jedem Fürſten rathen, ihn in ein Kollegium zu ſetzen; nur mit ſeiner Liebe iſt's am Ende, und wenn er ein Künſtler iſt, mit ſeiner Kunſt. O meine Freunde! Warum der Strom des Genies ſo ſelten ausbricht, ſo ſelten in hohen Fluthen hereinbrauſt und Eure ſtaunende Seele erſchüttert? — Lieben Freunde, da wohnen die gelaſſenen Herren auf beiden Seiten des Ufers, denen ihre Gartenhäuschen, Tulpenbeete und Krautfelder zu Grunde gehen würden, die daher in Zeiten mit Dämmen und Ableiten der künftig drohenden Gefahr abzuwehren wiſſen.

Am 27. Mai.

Ich bin, wie ich ſehe, in Verzückung, Gleichniſſe und Deklamation verfallen und habe darüber vergeſſen, Dir auszuerzählen, was mit den Kindern weiter geworden iſt. Ich ſah, ganz in maleriſche Empfindung vertieft, die Dir mein geſtriges Blatt ſehr zerſtückt dargelegt, auf meinem Pfluge wol zwei Stunden. Da kommt gegen Abend eine junge Frau auf die Kinder los, die ſich indeß nicht gerührt hatten, mit einem Körbchen am

Arm und ruft von Weitem: „Philipps, Du bist recht brav.“ Sie grüßte mich, ich dankte ihr, stand auf, trat näher hin und fragte sie, ob sie Mutter von den Kindern wäre. Sie bejahte es, und indem sie dem Aeltesten einen halben Weck gab, nahm sie das Kleine auf und küßte es mit aller mütterlichen Liebe. — „Ich habe,“ sagte sie, „meinem Philipps das Kleine zu halten gegeben und bin mit meinem Aeltesten in die Stadt gegangen, um weiß Brod zu holen und Zucker und ein irden Breipfännchen.“ — Ich sah das Alles in dem Korbe, dessen Deckel abgefallen war. —' „Ich will meinem Hans (das war der Name des Jüngsten) ein Süppchen kochen zum Abende; der lose Vogel, der Große, hat mir gestern das Pfännchen zerbrochen, als er sich mit Philippsen um die Scharre des Brei's zankte.“ — Ich fragte nach dem Aeltesten, und sie hatte mir kaum gesagt, daß er sich auf der Wiese mit ein paar Gänsen herumjage, als er gesprungen kam und dem Zweiten eine Haselgerte mitbrachte. Ich unterhielt mich weiter mit dem Weibe und erfuhr, daß sie des Schulmeisters Tochter sei, und daß ihr Mann eine Reise in die Schweiz gemacht habe, um die Erbschaft eines Vetters zu holen. — „Sie haben ihn drum betriegen wollen,“ sagte sie, „und ihm auf seine Briefe nicht geantwortet; da ist er selbst hinein gegangen. Wenn ihm nur kein Unglück widerfahren ist! Ich höre nichts von ihm.“ — Es ward mir schwer, mich von dem Weibe loszumachen, gab jedem der Kinder einen Kreuzer, und auch fürs jüngste gab ich ihr einen, ihm einen Weck zur Suppe mitzubringen, wenn sie in die Stadt ginge; und so schieden wir von einander.

Ich sage Dir, mein Schatz, wenn meine Sinnen gar nicht mehr halten wollen, so lindert all den Tumult der Anblick eines solchen Geschöpfs, das in glücklicher Gelassenheit den engen Kreis seines Daseins hingeht, von einem Tage zum andern sich durchhilft, die Blätter abfallen sieht und nichts dabei denkt, als daß der Winter kommt.

Seit der Zeit bin ich oft draußen. Die Kinder sind ganz an mich gewöhnt, sie kriegen Zucker, wenn ich Kaffee trinke, und theilen das Butterbrod und die saure Milch mit mir des Abends. Sonntags fehlt ihnen der Kreuzer nie, und wenn ich nicht nach der Bestunde da bin, so hat die Wirthin Ordre, ihn auszuzahlen.

Sie sind vertraut, erzählen mir Allerhand, und besonders ergetze ich mich an ihren Leidenschaften und simpeln Ausbrüchen

des Begehrens, wenn mehr Kinder aus dem Dorfe sich versammeln.

Viel Mühe hat mich's gelostet, der Mutter ihre Besorgniß zu nehmen, sie möchten den Herrn inkommodiren.

Am 30. Mai.

Was ich Dir neulich von der Malerei sagte, gilt gewiß auch von der Dichtkunst; es ist nur, daß man das Vortreffliche erkenne und es auszusprechen wage, und das ist freilich mit Wenigem viel gesagt. Ich habe heut eine Scene gehabt, die, rein abgeschrieben, die schönste Idylle von der Welt gäbe; doch was soll Dichtung, Scene und Idylle? Muß es denn immer gedrechselt sein, wenn wir Theil an einer Naturerscheinung nehmen sollen?

Wenn Du auf diesen Eingang viel Hohes und Vornehmes erwartest, so bist Du wieder übel betrogen; es ist nichts als ein Bauerbursch, der mich zu dieser lebhaften Theilnehmung hingerissen hat. — Ich werde, wie gewöhnlich, schlecht erzählen, und Du wirst mich, wie gewöhnlich, denk' ich, übertrieben finden; es ist wieder Wahlheim und immer Wahlheim, das diese Seltenheiten hervorbringt.

Es war eine Gesellschaft draußen unter den Linden, Kaffee zu trinken. Weil sie mir nicht ganz anstand, so blieb ich unter einem Vorwande zurück.

Ein Bauerbursch kam aus einem benachbarten Hause und beschäftigte sich, an dem Pfluge, den ich neulich gezeichnet hatte, etwas zurecht zu machen. Da mir sein Wesen gefiel, redete ich ihn an, fragte nach seinen Umständen; wir waren bald bekannt, und, wie mir's gewöhnlich mit dieser Art Leuten geht, bald vertraut. Er erzählte mir, daß er bei einer Wittwe in Diensten sei und von ihr gar wohl gehalten werde. Er sprach so Vieles von ihr und lobte sie dergestalt, daß ich bald merken konnte, er sei ihr mit Leib und Seele zugethan. Sie sei nicht mehr jung, sagte er, sie sei von ihrem ersten Manne übel gehalten worden, wolle nicht mehr heirathen; und aus seiner Erzählung leuchtete so merklich hervor, wie schön, wie reizend sie für ihn sei, wie sehr er wünsche, daß sie ihn wählen möchte, um das Andenken der Fehler ihres ersten Mannes auszulöschen, daß ich Wort für Wort wiederholen müßte, um Dir die reine Neigung, die Liebe und Treue dieses Menschen anschaulich zu machen. Ja,

ich müßte die Gabe des größten Dichters besitzen, um Dir zugleich den Ausdruck seiner Geberden, die Harmonie seiner Stimme, das heimliche Feuer seiner Blicke lebendig darstellen zu können. Nein, es sprechen keine Worte die Zartheit aus, die in seinem ganzen Wesen und Ausdruck war; es ist Alles nur plump, was ich wieder vorbringen könnte. Besonders rührte mich, wie er fürchtete, ich möchte über sein Verhältniß zu ihr ungleich denken und an ihrer guten Aufführung zweifeln. Wie reizend es war, wenn er von ihrer Gestalt, von ihrem Körper sprach, der ihn ohne jugendliche Reize gewaltsam an sich zog und fesselte, kann ich mir nur in meiner innersten Seele wiederholen. Ich hab' in meinem Leben die dringende Begierde und das heiße, sehnliche Verlangen nicht in dieser Reinheit gesehen, ja, wohl kann ich sagen, in dieser Reinheit nicht gedacht und geträumt. Schelte mich nicht, wenn ich Dir sage, daß bei der Erinnerung dieser Unschuld und Wahrheit mir die innerste Seele glüht, und daß mich das Bild dieser Treue und Zärtlichkeit überall verfolgt, und daß ich, wie selbst davon entzündet, lechze und schmachte.

Ich will nun suchen, auch sie ehstens zu sehn, oder vielmehr, wenn ich's recht bedenke, ich will's vermeiden. Es ist besser, ich sehe sie durch die Augen ihres Liebhabers; vielleicht erscheint sie mir vor meinen eignen Augen nicht so, wie sie jetzt vor mir steht; und warum soll ich mir das schöne Bild verderben?

Am 16. Junius.

Warum ich Dir nicht schreibe? — Fragst Du das und bist doch auch der Gelehrten Einer? Du solltest rathen, daß ich mich wohl befinde, und zwar — Kurz und gut, ich habe eine Bekanntschaft gemacht, die mein Herz näher angeht. Ich habe — ich weiß nicht.

Dir in der Ordnung zu erzählen, wie's zugegangen ist, daß ich eines der liebenswürdigsten Geschöpfe habe kennen lernen, wird schwer halten. Ich bin vergnügt und glücklich und also kein guter Historienschreiber.

Einen Engel! — Pfui! Das sagt Jeder von der Seinigen, nicht wahr? Und doch bin ich nicht im Stande, Dir zu sagen, wie sie vollkommen ist, warum sie vollkommen ist; genug, sie hat allen meinen Sinn gefangen genommen.

So viel Einfalt bei ſo viel Verſtand, ſo viele Güte bei ſo viel Feſtigkeit, und die Ruhe der Seele bei dem wahren Leben und der Thätigkeit. —

Das iſt Alles garſtiges Gewäſch, was ich da von ihr ſage, leidige Abſtraktionen, die nicht einen Zug ihres Selbſt ausdrücken. Ein ander Mal — nein, nicht ein ander Mal, jetzt gleich will ich Dir's erzählen. Thu' ich's jetzt nicht, ſo geſchäh' es niemals. Denn, unter uns, ſeit ich angefangen habe zu ſchreiben, war ich ſchon dreimal im Begriffe, die Feder nieder zu legen, mein Pferd ſatteln zu laſſen und hinaus zu reiten. Und doch ſchwur ich mir heute früh, nicht hinaus zu reiten, und gebe doch alle Augenblick' ans Fenſter, zu ſehen, wie hoch die Sonne noch ſteht. — — —

Ich hab's nicht überwinden können, ich mußte zu ihr hinaus. —

Da bin ich wieder, Wilhelm, will mein Butterbrod zu Nacht eſſen und Dir ſchreiben. Welch eine Wonne das für meine Seele iſt, ſie in dem Kreiſe der lieben, muntern Kinder, ihrer acht Geſchwiſter, zu ſehen! —

Wenn ich ſo fortfahre, wirſt Du am Ende ſo klug ſein wie am Anfange. Höre denn, ich will mich zwingen, ins Detail zu gehen.

Ich ſchrieb Dir neulich, wie ich den Amtmann S. . . habe kennen lernen, und wie er mich gebeten habe, ihn bald in ſeiner Einſiedelei oder vielmehr ſeinem kleinen Königreiche zu beſuchen. Ich vernachläſſigte das und wäre vielleicht nie hingekommen, hätte mir der Zufall nicht den Schatz entdeckt, der in der ſtillen Gegend verborgen liegt.

Unſere jungen Leute hatten einen Ball auf dem Lande angeſtellt, zu dem ich mich denn auch willig finden ließ. Ich bot einem hieſigen guten, ſchönen, übrigens unbedeutenden Mädchen die Hand, und es wurde ausgemacht, daß ich eine Kutſche nehmen, mit meiner Tänzerin und ihrer Baſe nach dem Orte der Luſtbarkeit hinausfahren und auf dem Wege Charlotten S. . . mitnehmen ſollte. — „Sie werden ein ſchönes Frauenzimmer kennen lernen," ſagte meine Geſellſchafterin, da wir durch den weiten, ausgehauenen Wald nach dem Jagdhauſe fuhren. „Nehmen Sie ſich in Acht," verſetzte die Baſe, „daß Sie ſich nicht verlieben!" — „Wie ſo?" ſagte ich. — „Sie iſt ſchon vergeben," antwortete jene, „an einen ſehr braven Mann, der weggereiſt iſt, ſeine Sachen in Ordnung zu bringen, weil ſein Vater geſtorben

ist, und sich um eine ansehnliche Versorgung zu bewerben." Die Nachricht war mir ziemlich gleichgiltig.

Die Sonne war noch eine Viertelstunde vom Gebirge, als wir vor dem Hofthore anfuhren. Es war sehr schwül, und die Frauenzimmer äußerten ihre Besorgniß wegen eines Gewitters, das sich in weißgrauen, dumpfichten Wölkchen rings am Horizonte zusammenzuziehen schien. Ich täuschte ihre Furcht mit anmaßlicher Wetterkunde, ob mir gleich selbst zu ahnen anfing, unsere Lustbarkeit werde einen Stoß leiden.

Ich war ausgestiegen, und eine Magd, die ans Thor kam, bat uns, einen Augenblick zu verziehen, Mamsell Lottchen würde gleich kommen. Ich ging durch den Hof nach dem wohlgebauten Hause, und da ich die vorliegende Treppe hinaufgestiegen war und in die Thüre trat, fiel mir das reizendste Schauspiel in die Augen, das ich je gesehen habe. In dem Vorsaale wimmelten sechs Kinder von elf zu zwei Jahren um ein Mädchen von schöner Gestalt, mittlerer Größe, die ein simples weißes Kleid mit blaßrothen Schleifen an Arm und Brust anhatte. — Sie hielt ein schwarzes Brod und schnitt ihren Kleinen ringsherum jedem sein Stück nach Proportion ihres Alters und Appetits ab, gab's jedem mit solcher Freundlichkeit, und jedes rufte so ungekünstelt sein „Danke", indem es mit den kleinen Händchen lange in die Höhe gereicht hatte, ehe es noch abgeschnitten war, und nun mit seinem Abendbrode vergnügt entweder wegsprang oder nach seinem stillern Charakter gelassen davonging nach dem Hofthore zu, um die Fremden und die Kutsche zu sehen, darinnen ihre Lotte wegfahren sollte. — „Ich bitte um Vergebung," sagte sie, „daß ich Sie herein bemühe und die Frauenzimmer warten lasse. Ueber dem Anziehen und allerlei Bestellungen fürs Haus in meiner Abwesenheit habe ich vergessen, meinen Kindern ihr Vesperbrod zu geben, und sie wollen von Niemandem Brod geschnitten haben als von mir." — Ich machte ihr ein unbedeutendes Kompliment; meine ganze Seele ruhte auf der Gestalt, dem Tone, dem Betragen, und ich hatte eben Zeit, mich von der Ueberraschung zu erholen, als sie in die Stube lief, ihre Handschuhe und den Fächer zu holen. Die Kleinen sahen mich in einiger Entfernung so von der Seite an, und ich ging auf das Jüngste los, das ein Kind von der glücklichsten Gesichtsbildung war. Es zog sich zurück, als eben Lotte zur Thüre herauskam und sagte: „Louis, gieb dem Herrn Vetter eine Hand!" Das that der Knabe sehr freimüthig, und ich konnte

mich nicht enthalten, ihn ungeachtet ſeines kleinen Roßnäschens herzlich zu küſſen. — „Vetter?“ ſagte ich, indem ich ihr die Hand reichte, „glauben Sie, daß ich des Glücks werth ſei, mit Ihnen verwandt zu ſein?“ — „O,“ ſagte ſie mit einem leichtfertigen Lächeln, „unſere Vetterſchaft iſt ſehr weitläufig, und es wäre mir leid, wenn Sie der Schlimmſte drunter ſein ſollten.“ — Im Gehen gab ſie Sophien, der älteſten Schweſter nach ihr, einem Mädchen von ungefähr elf Jahren, den Auftrag, wohl auf die Kinder Acht zu haben und den Papa zu grüßen, wenn er vom Spazierritte nach Hauſe käme. Den Kleinen ſagte ſie, ſie ſollten ihrer Schweſter Sophie folgen, als wenn ſie's ſelber wäre, das denn auch einige ausdrücklich verſprachen. Eine kleine naſeweiſe Blondine aber von ungefähr ſechs Jahren ſagte: „Du biſt's doch nicht, Lottchen; wir haben Dich doch lieber.“ — Die zwei älteſten Knaben waren auf die Kutſche geklettert, und auf mein Vorbitten erlaubte ſie ihnen bis vor den Wald mitzufahren, wenn ſie verſprächen, ſich nicht zu necken und ſich recht feſt zu halten. —

Wir hatten uns kaum zurecht geſetzt, die Frauenzimmer ſich bewillkommet, wechſelsweiſe über den Anzug, vorzüglich über die Hüte ihre Anmerkungen gemacht und die Geſellſchaft, die man erwartete, gehörig durchgezogen, als Lotte den Kutſcher halten und ihre Brüder herabſteigen ließ, die noch einmal ihre Hand zu küſſen begehrten, das denn der älteſte mit aller Zärtlichkeit, die dem Alter von funfzehn Jahren eigen ſein kann, der andere mit viel Heftigkeit und Leichtſinn that. Sie ließ die Kleinen noch einmal grüßen, und wir fuhren weiter.

Die Baſe fragte, ob ſie mit dem Buche fertig wäre, das ſie ihr neulich geſchickt hätte. „Nein,“ ſagte Lotte, „es gefällt mir nicht; Sie können's wiederhaben. Das vorige war auch nicht beſſer.“ — Ich erſtaunte, als ich fragte, was es für Bücher wären, und ſie mir antwortete:*) — Ich fand ſo viel Charakter in Allem, was ſie ſagte, ich ſah mit jedem Wort neue Reize, neue Strahlen des Geiſtes aus ihren Geſichtszügen hervorbrechen, die ſich nach und nach vergnügt zu entfalten ſchienen, weil ſie an mir fühlte, daß ich ſie verſtand.

*) Man ſieht ſich genöthigt, die Stelle des Briefes zu unterdrücken, um Niemandem Gelegenheit zu einiger Beſchwerde zu geben, obgleich im Grunde jedem Kenner wenig an dem Urtheile eines einzelnen Mädchens und eines jungen unerfahrnen Menſchen gelegen ſein kann.

„Wie ich jünger war," sagte sie, „liebte ich nichts so sehr als Romane. Weiß Gott, wie wohl mir's war, wenn ich mich Sonntags so in ein Eckchen setzen und mit ganzem Herzen an dem Glück und Unstern einer Miß Jenny theilnehmen konnte. Ich leugne auch nicht, daß die Art noch einige Reize für mich hat. Doch da ich so selten an ein Buch komme, so muß es auch recht nach meinem Geschmack sein. Und der Autor ist mir der liebste, in dem ich meine Welt wiederfinde, bei dem es zugeht, wie um mich, und dessen Geschichte mir doch so interessant und herzlich wird als mein eigen häuslich Leben, das freilich kein Paradies, aber doch im Ganzen eine Quelle unsäglicher Glückseligkeit ist."

Ich bemühte mich, meine Bewegungen über diese Worte zu verbergen. Das ging freilich nicht weit; denn da ich sie mit solcher Wahrheit im Vorbeigehen vom Landpriester von Wakefield, vom*) — reden hörte, kam ich ganz außer mich, sagte ihr Alles, was ich wußte, und bemerkte erst nach einiger Zeit, da Lotte das Gespräch an die Anderen wendete, daß diese die Zeit über mit offenen Augen, als säßen sie nicht da, da gesessen hatten. Die Base sah mich mehr als einmal mit einem spöttischen Näschen an, daran mir aber nichts gelegen war

Das Gespräch fiel aufs Vergnügen am Tanze. „Wenn diese Leidenschaft ein Fehler ist," sagte Lotte, „so gestehe ich Ihnen gern: ich weiß mir nichts übers Tanzen. Und wenn ich was im Kopfe habe und mir auf meinem verstimmten Klavier einen Kontretanz vertrommle, so ist Alles wieder gut."

Wie ich mich unter dem Gespräche in den schwarzen Augen weidete, wie die lebendigen Lippen und die frischen, muntern Wangen meine ganze Seele anzogen, wie ich, in den herrlichen Sinn ihrer Rede ganz versunken, oft gar die Worte nicht hörte, mit denen sie sich ausdrückte, — davon hast Du eine Vorstellung, weil Du mich kennst. Kurz, ich stieg aus dem Wagen wie ein Träumender, als wir vor dem Lusthause stille hielten, und war so in Träumen rings in der dämmernden Welt verloren, daß ich auf die Musik kaum achtete, die uns von dem erleuchteten Saal herunter entgegenschallte.

Die zwei Herren Audran und ein gewisser N. N. — wer behält alle die Namen! — die der Base und Lottens Tänzer

*) Man hat auch hier die Namen einiger unverständigen Autoren weggelassen. Wer Theil an Lottens Beifalle hat, wird es gewiß an seinem Herzen fühlen, wenn er diese Stelle lesen sollte, und sonst braucht es ja Niemand zu wissen.

waren, empfingen uns am Schlage, bemächtigten sich ihrer Frauenzimmer, und ich führte das meinige hinauf.

Wir schlangen uns in Menuets um einander herum; ich forderte ein Frauenzimmer nach dem andern auf, und just die unleidlichsten konnten nicht dazu kommen, Einem die Hand zu reichen und ein Ende zu machen. Lotte und ihr Tänzer fingen einen Englischen an, und wie wohl mir's war, als sie auch in der Reihe die Figur mit uns anfing, magst Du fühlen. Tanzen muß man sie sehen! Siehst Du, sie ist so mit ganzem Herzen und mit ganzer Seele dabei, ihr ganzer Körper eine Harmonie, so sorglos, so unbefangen, als wenn das eigentlich Alles wäre, als wenn sie sonst nichts dächte, nichts empfände; und in dem Augenblicke gewiß schwindet alles Andere vor ihr.

Ich bat sie um den zweiten Kontretanz; sie sagte mir den dritten zu, und mit der liebenswürdigsten Freimüthigkeit von der Welt versicherte sie mir, daß sie herzlich gern Deutsch tanze. „Es ist hier so Mode," fuhr sie fort, „daß jedes Paar, das zusammen gehört, beim Deutschen zusammen bleibt, und mein Chapeau walzt schlecht und dankt mir's, wenn ich ihm die Arbeit erlasse. Ihr Frauenzimmer kann's auch nicht und mag nicht, und ich habe im Englischen gesehen, daß Sie gut walzen; wenn Sie nun mein sein wollen fürs Deutsche, so geben Sie und bitten sich's von meinem Herrn aus, und ich will zu Ihrer Dame gehen." — Ich gab ihr die Hand darauf, und wir machten aus, daß ihr Tänzer inzwischen meine Tänzerin unterhalten sollte.

Nun ging's an, und wir ergetzten uns eine Weile an mannichfaltigen Schlingungen der Arme. Mit welchem Reize, mit welcher Flüchtigkeit bewegte sie sich! Und da wir nun gar ans Walzen kamen und wie die Sphären um einander herumrollten, ging's freilich anfangs, weil's die Wenigsten können, ein Bißchen bunt durch einander. Wir waren klug und ließen sie austoben; und als die Ungeschicktesten den Plan geräumt hatten, fielen wir ein und hielten mit noch einem Paare, mit Andran und seiner Tänzerin, wacker aus. Nie ist mir's so leicht vom Flecke gegangen. Ich war kein Mensch mehr. Das liebenswürdigste Geschöpf in den Armen zu haben und mit ihr herumzufliegen wie Wetter, daß Alles rinasumher verging, und — Wilhelm, um ehrlich zu sein, that ich aber doch den Schwur, daß ein Mädchen, das ich liebte, auf das ich Ansprüche hätte, mir nie mit einem Andern walzen sollte als mit mir,

und wenn ich drüber zu Grunde gehen müßte. Du verstehst mich!

Wir machten einige Touren gehend im Saale, um zu verschnaufen. Dann setzte sie sich, und die Orangen, die ich bei Seite gebracht hatte, die nun die einzigen noch übrigen waren, thaten vortreffliche Wirkung, nur daß mir mit jedem Schnittchen, das sie einer unbescheidenen Nachbarin ehrenhalber zutheilte, ein Stich durchs Herz ging.

Beim dritten englischen Tanz waren wir das zweite Paar. Wie wir die Reihe durchtanzten, und ich, weiß Gott mit wie viel Wonne, an ihrem Arm und Auge hing, das voll vom wahrsten Ausdruck des offensten, reinsten Vergnügens war, kommen wir an eine Frau, die mir wegen ihrer liebenswürdigen Miene auf einem nicht mehr ganz jungen Gesichte merkwürdig gewesen war. Sie sieht Lotten lächelnd an, hebt einen drohenden Finger auf und nennt den Namen Albert zweimal im Vorbeifliegen mit Bedeutung.

„Wer ist Albert," sagte ich zu Lotten, „wenn's nicht Vermessenheit ist zu fragen?" Sie war im Begriff zu antworten, als wir uns scheiden mußten, um die große Achte zu machen, und mich dünkte, einiges Nachdenken auf ihrer Stirn zu sehen, als wir so vor einander vorbeikreuzten. — „Was soll ich's Ihnen leugnen," sagte sie, indem sie mir die Hand zur Promenade bot, „Albert ist ein braver Mensch, dem ich so gut als verlobt bin." — Nun war mir das nichts Neues (denn die Mädchen hatten mir's auf dem Wege gesagt) und war mir doch so ganz neu, weil ich es noch nicht im Verhältniß auf sie, die mir in so wenig Augenblicken so werth geworden war, gedacht hatte. Genug, ich verwirrte mich, vergaß mich und kam zwischen das unrechte Paar hinein, daß Alles drunter und drüber ging und Lottens ganze Gegenwart und Zerren und Ziehen nöthig war, um es schnell wieder in Ordnung zu bringen.

Der Tanz war noch nicht zu Ende, als die Blitze, die wir schon lange am Horizonte leuchten gesehen, und die ich immer für Wetterkühlen ausgegeben hatte, viel stärker zu werden anfingen, und der Donner die Musik übertönte. Drei Frauenzimmer liefen aus der Reihe, denen ihre Herren folgten; die Unordnung wurde allgemein, und die Musik hörte auf. Es ist natürlich, wenn uns ein Unglück oder etwas Schreckliches im Vergnügen überrascht, daß es stärkere Eindrücke auf uns macht als sonst, theils wegen des Gegensatzes, der sich so lebhaft

empfinden läßt, theils, und noch mehr, weil unſere Sinne einmal der Fühlbarkeit geöffnet ſind und alſo deſto ſchneller einen Eindruck annehmen. Dieſen Urſachen muß ich die wunderbaren Grimaſſen zuſchreiben, in die ich mehrere Frauenzimmer ausbrechen ſah. Die Klügſte ſetzte ſich in eine Ecke mit dem Rücken gegen das Fenſter und hielt die Ohren zu. Eine Andere kniete vor ihr nieder und verbarg den Kopf in der Erſten Schooß. Eine Dritte ſchob ſich zwiſchen Beide hinein und umfaßte ihre Schweſterchen mit tauſend Thränen. Einige wollten nach Hauſe; Andere, die noch weniger wußten, was ſie thaten, hatten nicht ſo viel Beſinnungskraft, den Neckereien unſerer jungen Schlucker zu ſteuern, die ſehr beſchäftigt zu ſein ſchienen, alle die ängſtlichen Gebete, die dem Himmel beſtimmt waren, von den Lippen der ſchönen Bedrängten wegzufangen. Einige unſerer Herren hatten ſich hinab begeben, um ein Pfeifchen in Ruhe zu rauchen, und die übrige Geſellſchaft ſchlug es nicht aus, als die Wirthin auf den klugen Einfall kam, uns ein Zimmer anzuweiſen, das Läden und Vorhänge hätte. Kaum waren wir da angelangt, als Lotte beſchäftigt war, einen Kreis von Stühlen zu ſtellen, und als ſich die Geſellſchaft auf ihre Bitte geſetzt hatte, den Vortrag zu einem Spiele zu thun.

Ich ſah Manchen, der in Hoffnung auf ein ſaftiges Pfand ſein Mäulchen ſpitzte und ſeine Glieder redte. — „Wir ſpielen Zählens," ſagte ſie. „Nun gebt Acht! Ich geb' im Kreiſe herum von der Rechten zur Linken, und ſo zählt Ihr auch rings herum. Jeder die Zahl, die an ihn kommt, und das muß gehen wie ein Lauffeuer, und wer ſtockt oder ſich irrt, kriegt eine Ohrfeige, und ſo bis Tauſend." — Nun war das luſtig anzuſehen. Sie ging mit ausgeſtrecktem Arm im Kreis herum. Eins, fing der Erſte an, der Nachbar Zwei, Drei der Folgende und ſo fort. Dann fing ſie an geſchwinder zu geben, immer geſchwinder; da verſah's Einer, patſch! eine Ohrfeige, und über das Gelächter der Folgende auch; patſch! Und immer geſchwinder. Ich ſelbſt kriegte zwei Maulſchellen und glaubte mit innigem Vergnügen zu bemerken, daß ſie ſtärker ſeien, als ſie ſie den Uebrigen zuzumeſſen pflegte. Ein allgemeines Gelächter und Geſchwärm endigte das Spiel, ehe noch das Tauſend ausgezählt war. Die Vertrauteſten zogen einander bei Seite, das Gewitter war vorüber, und ich folgte Lotten in den Saal. Unterwegs ſagte ſie: „Ueber die Ohrfeigen haben ſie Wetter und Alles vergeſſen!" — Ich konnte ihr nichts antworten. — „Ich war," fuhr ſie fort,

„eine der Furchtsamsten, und indem ich mich herzhaft stellte, um den Andern Muth zu geben, bin ich muthig geworden." — Wir traten ans Fenster. Es donnerte abseitwärts, und der herrliche Regen säuselte auf das Land, und der erquickendste Wohlgeruch stieg in aller Fülle einer warmen Luft zu uns auf. Sie stand auf ihren Ellenbogen gestützt; ihr Blick durchdrang die Gegend, sie sah gen Himmel und auf mich, ich sah ihr Auge thränenvoll, sie legte ihre Hand auf die meinige und sagte — „Klopstock!" — Ich erinnerte mich sogleich der herrlichen Ode, die ihr in Gedanken lag, und versank in dem Strome von Empfindungen, den sie in dieser Losung über mich ausgoß. — Ich ertrug's nicht, neigte mich auf ihre Hand und küßte sie unter den wonnevollsten Thränen und sah nach ihrem Auge wieder. — Edler! Hättest Du Deine Vergötterung in diesem Blicke gesehen, und möchte ich nun Deinen so oft entweihten Namen nie wieder nennen hören!

Am 19. Junius.

Wo ich neulich mit meiner Erzählung geblieben bin, weiß ich nicht mehr; das weiß ich, daß es zwei Uhr des Nachts war, als ich zu Bette kam, und daß, wenn ich Dir hätte verschwatzen können, statt zu schreiben, ich Dich vielleicht bis an den Morgen aufgehalten hätte.

Was auf unserer Hereinfahrt vom Balle geschehen ist, habe ich noch nicht erzählt, habe auch heute keinen Tag dazu.

Es war der herrlichste Sonnenaufgang! Der tröpfelnde Wald und das erfrischte Feld umher! Unsere Gesellschafterinnen nickten ein. Sie fragte mich, ob ich nicht auch von der Partie sein wollte; ihrentwegen sollt' ich unbekümmert sein. — „So lange ich diese Augen offen sehe," sagte ich und sah sie fest an, „so lange hat's keine Gefahr." — Und wir haben Beide ausgehalten bis an ihr Thor, da ihr die Magd leise aufmachte und auf ihr Fragen verspürte, daß Vater und Kleine wohl seien und alle noch schliefen. Da verließ ich sie mit der Bitte, sie selbigen Tages noch sehen zu dürfen; sie gestand mir's zu, und ich bin gekommen; und seit der Zeit können Sonne, Mond und Sterne geruhig ihre Wirthschaft treiben, ich weiß weder, daß Tag noch daß Nacht ist, und die ganze Welt verliert sich um mich her.

Am 21. Junius.

Ich lebe so glückliche Tage, wie sie Gott seinen Heiligen ausspart; und mit mir mag werden, was will, so darf ich nicht sagen, daß ich die Freuden, die reinsten Freuden des Lebens nicht genossen habe. — Du kennst mein Wahlheim; dort bin ich völlig etablirt, von da habe ich nur eine halbe Stunde zu Lotten; dort fühl' ich mich selbst und alles Glück, das dem Menschen gegeben ist.

Hätt' ich gedacht, als ich mir Wahlheim zum Zwecke meiner Spaziergänge wählte, daß es so nahe am Himmel läge! Wie oft habe ich das Jagdhaus, das nun alle meine Wünsche einschließt, auf meinen weiten Wanderungen bald vom Berge, bald von der Ebne über den Fluß gesehen!

Lieber Wilhelm, ich habe Allerlei nachgedacht über die Begier im Menschen, sich auszubreiten, neue Entdeckungen zu machen, herumzuschweifen, und dann wieder über den innern Trieb, sich der Einschränkung willig zu ergeben, in dem Gleise der Gewohnheit so hinzufahren und sich weder um Rechts noch um Links zu bekümmern.

Es ist wunderbar, wie ich hierher kam und vom Hügel in das schöne Thal schaute, wie es mich rings umher anzog. — Dort das Wäldchen! — Ach, könntest Du Dich in seine Schatten mischen! — Dort die Spitze des Berges! — Ach, könntest Du von da die weite Gegend überschauen! — Die in einander geketteten Hügel und vertraulichen Thäler! — O! könnte ich mich in ihnen verlieren! — — Ich eilte hin und kehrte zurück und hatte nicht gefunden, was ich hoffte. O! es ist mit der Ferne wie mit der Zukunft! Ein großes, dämmerndes Ganze ruht vor unserer Seele, unsere Empfindung verschwimmt darin wie unser Auge, und wir sehnen uns, ach! unser ganzes Wesen hinzugeben, uns mit aller Wonne eines einzigen, großen, herrlichen Gefühls ausfüllen zu lassen — und, ach! wenn wir hinzu eilen, wenn das Dort nun Hier wird, ist Alles vor wie nach, und wir stehen in unserer Armuth, in unserer Eingeschränktheit, und unsere Seele lechzt nach entschlüpftem Labsale.

So sehnt sich der unruhigste Vagabund zuletzt wieder nach seinem Vaterlande und findet in seiner Hütte, an der Brust seiner Gattin, in dem Kreise seiner Kinder, in den Geschäften zu ihrer Erhaltung die Wonne, die er in der weiten Welt vergebens suchte.

Wenn ich des Morgens mit Sonnenaufgange hinausgehe nach meinem Wahlheim und dort im Wirthsgarten mir meine Zuckererbsen selbst pflücke, mich hinsetze, sie abfädne und dazwischen in meinem Homer lese; wenn ich in der kleinen Küche mir einen Topf wähle, mir Butter ausstteche, Schoten ans Feuer stelle, zudecke und mich dazu setze, sie manchmal umzuschütteln: da fühl' ich so lebhaft, wie die übermüthigen Freier der Penelope Ochsen und Schweine schlachten, zerlegen und braten. Es ist nichts, das mich so mit einer stillen, wahren Empfindung ausfüllte, als die Züge patriarchalischen Lebens, die ich, Gott sei Dank, ohne Affektation in meine Lebensart verweben kann.

Wie wohl ist mir's, daß mein Herz die simple, harmlose Wonne des Menschen fühlen kann, der ein Krauthaupt auf seinen Tisch bringt, das er selbst gezogen, und nun nicht den Kohl allein, sondern all' die guten Tage, den schönen Morgen, da er ihn pflanzte, die lieblichen Abende, da er ihn begoß und da er an dem fortschreitenden Wachsthum seine Freude hatte, alle in einem Augenblicke wieder mit genießt.

Am 29. Junius.

Vorgestern kam der Medikus hier aus der Stadt hinaus zum Amtmann und fand mich auf der Erde unter Lottens Kindern, wie einige auf mir herumkrabbelten, andere mich neckten, und wie ich sie kitzelte und ein großes Geschrei mit ihnen erregte. Der Doktor, der eine sehr dogmatische Drahtpuppe ist, unterm Reden seine Manschetten in Falten legt und einen Kräusel ohne Ende herauszupft, fand dieses unter der Würde eines geheilten Menschen; das merkte ich an seiner Nase. Ich ließ mich aber in nichts stören, ließ ihn sehr vernünftige Sachen abhandeln und baute den Kindern ihre Kartenhäuser wieder, die sie zerschlagen hatten. Auch ging er darauf in der Stadt herum und beklagte: des Amtmanns Kinder wären so schon ungezogen genug, der Werther verderbe sie nun völlig.

Ja, lieber Wilhelm, meinem Herzen sind die Kinder am Nächsten auf der Erde. Wenn ich ihnen zusehe und in dem kleinen Dinge die Keime aller Tugenden, aller Kräfte sehe, die sie einmal so nöthig brauchen werden; wenn ich in dem Eigensinne künftige Standhaftigkeit und Festigkeit des Charakters, in dem Muthwillen guten Humor und Leichtigkeit, über die Gefahren der Welt hinwegzuschlüpfen, erblicke, Alles so unverdorben,

ſo ganz! — immer, immer wiederhole ich dann die goldenen Worte des Lehrers der Menſchen: „Wenn Ihr nicht werdet wie Eines von dieſen!“ Und nun, mein Beſter, ſie, die Unſeresgleichen ſind, die wir als unſere Muſter anſehen ſollten, behandeln wir als Unterthanen. Sie ſollen keinen Willen haben! — Haben wir denn keinen? Und wo liegt das Vorrecht? — Weil wir älter ſind und geſcheiter! — Guter Gott von Deinem Himmel! Alte Kinder ſiehſt Du und junge Kinder und nichts weiter; und an welchen Du mehr Freude haſt, das hat Dein Sohn ſchon lange verkündigt. Aber ſie glauben an ihn und hören ihn nicht — das iſt auch was Altes — und bilden ihre Kinder nach ſich, und — Adieu, Wilhelm! Ich mag darüber nicht weiter raſonniren.

Am 1. Julius.

Was Lotte einem Kranken ſein muß, fühl' ich an meinem eigenen armen Herzen, das übler dran iſt als manches, das auf dem Siechbette verſchmachtet. Sie wird einige Tage in der Stadt bei einer rechtſchaffenen Frau zubringen, die ſich nach der Ausſage der Aerzte ihrem Ende naht und in dieſen letzten Augenblicken Lotten um ſich haben will. Ich war vorige Woche mit ihr, den Pfarrer von St... zu beſuchen, ein Oertchen, das eine Stunde ſeitwärts im Gebirge liegt. Wir kamen gegen Vier dahin. Lotte hatte ihre zweite Schweſter mitgenommen. Als wir in den mit zwei hohen Nußbäumen überſchatteten Pfarrhof traten, ſaß der gute alte Mann auf einer Bank vor der Hausthür, und da er Lotten ſah, ward er wie neu belebt, vergaß ſeinen Knotenſtock und wagte ſich auf, ihr entgegen. Sie lief hin zu ihm, nöthigte ihn ſich niederzulaſſen, indem ſie ſich zu ihm ſetzte, brachte viele Grüße von ihrem Vater, herzte ſeinen garſtigen, ſchmutzigen jüngſten Buben, das Quakelchen ſeines Alters. Du hätteſt ſie ſehen ſollen, wie ſie den Alten beſchäftigte, wie ſie ihre Stimme erhob, um ſeinen halbtauben Ohren vernehmlich zu werden, wie ſie ihm von jungen, robuſten Leuten erzählte, die unvermuthet geſtorben wären, von der Vortrefflichkeit des Karlsbades, und wie ſie ſeinen Entſchluß lobte, künftigen Sommer hinzugehen, wie ſie fand, daß er viel beſſer ausſähe, viel munterer ſei als das letzte Mal, da ſie ihn geſehen. — Ich hatte indeß der Frau Pfarrerin meine Höflichkeit gemacht. Der Alte wurde ganz munter, und da ich nicht umhin

konnte, die schönen Nußbäume zu loben, die uns so lieblich beschatteten, fing er an, uns, wiewol mit einiger Beschwerlichkeit, die Geschichte davon zu geben. — „Den alten," sagte er, „wissen wir nicht, wer den gepflanzt hat: Einige sagen dieser, Andere jener Pfarrer. Der jüngere aber dort hinten ist so alt als meine Frau, im October funfzig Jahr. Ihr Vater pflanzte ihn des Morgens, als sie gegen Abend geboren wurde. Er war mein Vorfahr im Amt, und wie lieb ihm der Baum war, ist nicht zu sagen; mir ist er's gewiß nicht weniger. Meine Frau saß darunter auf einem Balken und stickte, da ich vor siebenundzwanzig Jahren als ein armer Student zum ersten Male hier in den Hof kam." — Lotte fragte nach seiner Tochter; es hieß, sie sei mit Herrn Schmidt auf die Wiese hinaus zu den Arbeitern, und der Alte fuhr in seiner Erzählung fort, wie sein Vorfahr ihn lieb gewonnen und die Tochter dazu, und wie er erst sein Vikar und dann sein Nachfolger geworden. Die Geschichte war nicht lange zu Ende, als die Jungfer Pfarrerin mit dem so genannten Herrn Schmidt durch den Garten herkam; sie bewillkommte Lotten mit herzlicher Wärme, und ich muß sagen, sie gefiel mir nicht übel: eine rasche, wohlgewachsene Brünette, die Einen die kurze Zeit über auf dem Lande wohl unterhalten hätte. Ihr Liebhaber (denn als solchen stellte sich Herr Schmidt gleich dar), ein feiner, doch stiller Mensch, der sich nicht in unsere Gespräche mischen wollte, ob ihn gleich Lotte immer hereinzog. Was mich am Meisten betrübte, war, daß ich an seinen Gesichtszügen zu bemerken schien, es sei mehr Eigensinn und übler Humor als Eingeschränktheit des Verstandes, der ihn sich mitzutheilen hinderte. In der Folge ward dies leider nur zu deutlich; denn als Friederike beim Spazierengehen mit Lotten und gelegentlich auch mit mir ging, wurde des Herrn Angesicht, das ohnedies einer bräunlichen Farbe war, so sichtlich verdunkelt, daß es Zeit war, daß Lotte mich beim Aermel zupfte und mir zu verstehen gab, daß ich mit Friederiken zu artig gethan. Nun verdrießt mich nichts mehr, als wenn die Menschen einander plagen, am Meisten, wenn junge Leute in der Blüthe des Lebens, da sie am Offensten für alle Freuden sein könnten, einander die paar guten Tage mit Fratzen verderben und nur erst zu spät das Unersetzliche ihrer Verschwendung einsehen. Mich wurmte das, und ich konnte nicht umhin, da wir gegen Abend in den Pfarrhof zurückkehrten und an einem Tische Milch aßen und das Gespräch auf Freude und

Leid der Welt sich wendete, den Faden zu ergreifen und recht herzlich gegen die üble Laune zu reden. „Wir Menschen beklagen uns oft," fing ich an, „daß der guten Tage so wenig sind und der schlimmen so viel, und wie mich dünkt, meist mit Unrecht. Wenn wir immer ein offenes Herz hätten, das Gute zu genießen, das uns Gott für jeden Tag bereitet, wir würden alsdann auch Kraft genug haben, das Uebel zu tragen, wenn es kommt." — „Wir haben aber unser Gemüth nicht in unserer Gewalt," versetzte die Pfarrerin; „wie viel hängt vom Körper ab! Wenn Einem nicht wohl ist, ist's Einem überall nicht recht." — Ich gestand ihr das ein. „Wir wollen es also," fuhr ich fort, „als eine Krankheit ansehen und fragen, ob dafür kein Mittel ist?" — „Das läßt sich hören," sagte Lotte, „ich glaube wenigstens, daß viel von uns abhängt. Ich weiß es an mir. Wenn mich etwas neckt und mich verdrießlich machen will, spring' ich auf und sing' ein paar Kontretänze den Garten auf und ab, gleich ist's weg." — „Das war's, was ich sagen wollte," versetzte ich; „es ist mit der üblen Laune völlig wie mit der Trägheit; denn es ist eine Art von Trägheit. Unsere Natur hängt sehr dahin; und doch, wenn wir nur einmal die Kraft haben, uns zu ermannen, geht uns die Arbeit frisch von der Hand, und wir finden in der Thätigkeit ein wahres Vergnügen." — Friederike war sehr aufmerksam, und der junge Mensch wandte mir ein, daß man nicht Herr über sich selbst sei und am Wenigsten über seine Empfindungen gebieten könne. — „Es ist hier die Frage von einer unangenehmen Empfindung," versetzte ich, „die doch Jedermann gerne los ist, und Niemand weiß, wie weit seine Kräfte gehen, bis er sie versucht hat. Gewiß, wer krank ist, wird bei allen Aerzten herumfragen, und die größten Resignationen, die bittersten Arzeneien wird er nicht abweisen, um seine gewünschte Gesundheit zu erhalten." Ich bemerkte, daß der ehrliche Alte sein Gehör anstrengte, um an unserm Diskurse theilzunehmen; ich erhob die Stimme, indem ich die Rede gegen ihn wandte. „Man predigt gegen so viele Laster," sagte ich; „ich habe noch nie gehört, daß man gegen die üble Laune vom Predigtstuhle gearbeitet hätte." *) — „Das müßten die Stadtpfarrer thun," sagte er, „die Bauern haben keinen bösen Humor; doch könnte es auch zuweilen nicht

*) Wir haben nun von Lavatern eine treffliche Predigt hierüber, unter Bauern über das Buch Jonas.

schaden, es wäre eine Lektion für seine Frau wenigstens und für den Herrn Amtmann." — Die Gesellschaft lachte, und er herzlich mit, bis er in einen Husten verfiel, der unsern Diskurs eine Zeit lang unterbrach; darauf denn der junge Mensch wieder das Wort nahm: „Sie nannten den bösen Humor ein Laster; mich däucht, das ist übertrieben." — „Mit Nichten," gab ich zur Antwort, „wenn das, womit man sich selbst und seinem Nächsten schadet, diesen Namen verdient. Ist es nicht genug, daß wir einander nicht glücklich machen können? Müssen wir auch noch einander das Vergnügen rauben, das jedes Herz sich noch manchmal selbst gewähren kann? Und nennen Sie mir den Menschen, der übler Laune ist und so brav dabei, sie zu verbergen, sie allein zu tragen, ohne die Freude um sich her zu zerstören! Oder ist sie nicht vielmehr ein innerer Unmuth über unsere eigene Unwürdigkeit, ein Mißfallen an uns selbst, das immer mit einem Neide verknüpft ist, der durch eine thörichte Eitelkeit aufgehetzt wird? Wir sehen glückliche Menschen, die wir nicht glücklich machen, und das ist unerträglich." — Lotte lächelte mich an, da sie die Bewegung sah, mit der ich redete, und eine Thräne in Friederikens Auge spornte mich fortzufahren. — „Wehe Denen," sagte ich, „die sich der Gewalt bedienen, die sie über ein Herz haben, um ihm die einfachen Freuden zu rauben, die aus ihm selbst hervorkeimen! Alle Geschenke, alle Gefälligkeiten der Welt ersetzen nicht einen Augenblick Vergnügen an sich selbst, den uns eine neidische Unbehaglichkeit unsers Tyrannen vergällt hat."

Mein ganzes Herz war voll in diesem Augenblicke; die Erinnerung so manches Vergangenen drängte sich an meine Seele, und die Thränen kamen mir in die Augen.

„Wer sich das nur täglich sagte," rief ich aus: „Du vermagst nichts auf Deine Freunde, als ihnen ihre Freuden zu lassen und ihr Glück zu vermehren, indem Du es mit ihnen genießest. Vermagst Du, wenn ihre innere Seele von einer ängstigenden Leidenschaft gequält, vom Kummer zerrüttet ist, ihnen einen Tropfen Linderung zu geben?"

„Und wenn die letzte, bangste Krankheit dann über das Geschöpf herfällt, das Du in blühenden Tagen untergraben hast, und sie nun daliegt in dem erbärmlichsten Ermatten, das Auge gefühllos gen Himmel sieht, der Todesschweiß auf der blassen Stirne abwechselt, und Du vor dem Bette stehst wie ein Verdammter, in dem innigsten Gefühl, daß Du nichts vermagst

mit Deinem ganzen Vermögen, und die Angſt Dich inwendig krampft, daß Du Alles hingeben möchteſt, dem untergebenden Geſchöpfe einen Tropfen Stärkung, einen Funken Muth einflößen zu können!"

Die Erinnerung einer ſolchen Scene, wobei ich gegenwärtig war, fiel mit ganzer Gewalt bei dieſen Worten über mich. Ich nahm das Schnupftuch vor die Augen und verließ die Geſellſchaft, und nur Lottens Stimme, die mir rief: „Wir wollen fort!" brachte mich zu mir ſelbſt. Und wie ſie mich auf dem Wege ſchalt über den zu warmen Antheil an Allem, und daß ich darüber zu Grunde gehen würde, daß ich mich ſchonen ſollte! — O der Engel! Um Deinetwillen muß ich leben!

Am 6. Julius.

Sie iſt immer um ihre ſterbende Freundin und iſt immer dieſelbe, immer das gegenwärtige, holde Geſchöpf, das, wo ſie hinſieht, Schmerzen lindert und Glückliche macht. Sie ging geſtern Abend mit Marianen und dem kleinen Malchen ſpazieren; ich wußte es und traf ſie an, und wir gingen zuſammen. Nach einem Wege von anderthalb Stunden kamen wir gegen die Stadt zurück an den Brunnen, der mir ſo werth und nun tauſendmal werther iſt. Lotte ſetzte ſich aufs Mäuerchen, wir ſtanden vor ihr. Ich ſah umher, ach! und die Zeit, da mein Herz ſo allein war, lebte wieder vor mir auf. „Lieber Brunnen," ſagte ich, „ſeither hab' ich nicht mehr an Deiner Kühle geruht, hab' in eilendem Vorübergehn Dich manchmal nicht angeſehn." — Ich blickte hinab und ſah, daß Malchen mit einem Glaſe Waſſer ſehr beſchäftigt heraufſtieg. — Ich ſah Lotten an und fühlte Alles, was ich an ihr habe. Indem kommt Malchen mit einem Glaſe. Mariane wollt' es ihr abnehmen. „Nein!" rief das Kind mit dem ſüßeſten Ausdrucke, „nein, Lottchen, Du ſollſt zuerſt trinken!" — Ich ward über die Wahrheit, über die Güte, womit ſie das ausrief, ſo entzückt, daß ich meine Empfindung mit nichts ausdrücken konnte, als ich nahm das Kind von der Erde und küßte es lebhaft, das ſogleich zu ſchreien und zu weinen anfing. — „Sie haben übel gethan," ſagte Lotte. — Ich war betroffen. — „Komm, Malchen," fuhr ſie fort, indem ſie es bei der Hand nahm und die Stufen hinabführte, „da waſche Dich aus der friſchen Quelle, geſchwind, geſchwind, da thut's nichts." — Wie ich ſo daſtand und zuſah,

mit welcher Emsigkeit das Kleine mit seinen nassen Händchen die Backen rieb, mit welchem Glauben, daß durch die Wunderquelle alle Verunreinigung abgespült und die Schmach abgethan würde, einen häßlichen Bart zu kriegen; wie Lotte sagte: „Es ist genug", und das Kind doch immer eifriger fortwusch, als wenn Viel mehr thäte als Wenig — Ich sage Dir, Wilhelm, ich habe mit mehr Respekt nie einer Taufhandlung beigewohnt — und als Lotte heraufkam, hätte ich mich gern vor ihr niedergeworfen wie vor einem Propheten, der die Schulden einer Nation weggeweiht hat.

Des Abends konnte ich nicht umhin, in der Freude meines Herzens den Vorfall einem Manne zu erzählen, dem ich Menschensinn zutraute, weil er Verstand hat; aber wie kam ich an! Er sagte, das sei sehr übel von Lotten gewesen; man solle den Kindern nichts weis machen; dergleichen gebe zu unzähligen Irrthümern und Aberglauben Anlaß, wovor man die Kinder frühzeitig bewahren müsse. — Nun fiel mir ein, daß der Mann vor acht Tagen hatte taufen lassen; drum ließ ich's vorbeigehen und blieb in meinem Herzen der Wahrheit getreu: Wir sollen es mit den Kindern machen wie Gott mit uns, der uns am Glücklichsten macht, wenn er uns in freundlichem Wahne so hintaumeln läßt.

Am 8. Julius.

Was man ein Kind ist! Was man nach einem Blicke geizt! Was man ein Kind ist! — Wir waren nach Wahlheim gegangen. Die Frauenzimmer fuhren hinaus, und während unserer Spaziergänge glaubte ich in Lottens schwarzen Augen — Ich bin ein Thor, verzeih mir's! Du solltest sie sehen, diese Augen! — Daß ich kurz bin (denn die Augen fallen mir zu vor Schlaf): Siehe, die Frauenzimmer stiegen ein, da standen um die Kutsche der junge W..., Selstadt und Audran und ich. Da ward aus dem Schlage geplaudert mit den Kerlchen, die freilich leicht und lüftig genug waren. — Ich suchte Lottens Augen. Ach, sie gingen von Einem zum Andern! Aber auf mich! mich! mich! der ganz allein auf sie resignirt dastand, fielen sie nicht! — Mein Herz sagte ihr tausend Adieu! Und sie sah mich nicht! Die Kutsche fuhr vorbei, und eine Thräne stand mir im Auge. Ich sah ihr nach und sah Lottens Kopfzeug sich zum Schlage herauslehnen, und sie wandte sich um, zu sehen,

ach! nach mir? — Lieber! in dieſer Ungewißheit ſchwebe ich. Das iſt mein Troſt: Vielleicht hat ſie ſich nach mir umgeſehen! Vielleicht! — Gute Nacht! O! was ich ein Kind bin!

Am 10. Julius.

Die alberne Figur, die ich mache, wenn in Geſellſchaft von ihr geſprochen wird, ſollteſt Du ſehen! Wenn man mich nun gar fragt, wie ſie mir gefällt? — Gefällt! Das Wort haſſe ich auf den Tod! Was muß das für ein Menſch ſein, dem Lotte gefällt, dem ſie nicht alle Sinnen, alle Empfindungen ausfüllt! Gefällt! Neulich fragte mich Einer, wie mir Oſſian gefiele!

Am 11. Julius.

Frau M... iſt ſehr ſchlecht; ich bete für ihr Leben, weil ich mit Lotten dulde. Ich ſehe ſie ſelten bei meiner Freundin, und heute hat ſie mir einen wunderbaren Verfall erzählt. — Der alte M... iſt ein geiziger, rangiger Filz, der ſeine Frau im Leben was Rechts geplagt und eingeſchränkt hat; doch hat ſich die Frau immer durchzuhelfen gewußt. Vor wenigen Tagen, als der Arzt ihr das Leben abgeſprochen hatte, ließ ſie ihren Mann kommen — Lotte war im Zimmer — und redete ihn alſo an: „Ich muß Dir eine Sache geſtehen, die nach meinem Tode Verwirrung und Verdruß machen könnte. Ich habe bisher die Haushaltung geführt, ſo ordentlich und ſparſam als möglich; allein Du wirſt mir verzeihen, daß ich Dich dieſe dreißig Jahre hintergangen habe. Du beſtimmteſt im Anfange unſerer Heirath ein Geringes für die Beſtreitung der Küche und anderer häuslichen Ausgaben. Als unſere Haushaltung ſtärker wurde, unſer Gewerbe größer, warſt Du nicht zu bewegen, mein Wochengeld nach dem Verhältniſſe zu vermehren; kurz, Du weißt, daß Du in den Zeiten, da ſie am Größten war, verlangteſt, ich ſolle mit ſieben Gulden die Woche auskommen. — Die habe ich denn ohne Widerrede genommen und mir den Ueberſchuß wöchentlich aus der Loſung geholt, da Niemand vermuthete, daß die Frau die Kaſſe beſtehlen würde. Ich habe nichts verſchwendet und wäre auch, ohne es zu bekennen, getroſt der Ewigkeit entgegengegangen, wenn nicht Diejenige, die nach mir das Hausweſen zu führen hat, ſich nicht zu helfen

wissen würde, und Du doch immer darauf bestehen könntest, Deine erste Frau sei damit ausgekommen."

Ich redete mit Lotten über die unglaubliche Verblendung des Menschensinns, daß Einer nicht argwohnen soll, dahinter müsse was Anders stecken, wenn Eins mit sieben Gulden hinreicht, wo man den Aufwand um zweimal so viel sieht. Aber ich habe selbst Leute gekannt, die des Propheten ewiges Oelkrüglein ohne Verwunderung in ihrem Hause angenommen hätten.

Am 13. Julius.

Nein, ich betriege mich nicht! Ich lese in ihren schwarzen Augen wahre Theilnehmung an mir und meinem Schicksal. Ja, ich fühle, und darin darf ich meinem Herzen trauen, daß sie — o darf ich, kann ich den Himmel in diesen Worten aussprechen? — daß sie mich liebt!

Mich liebt! — Und wie werth ich mir selbst werde, wie ich — Dir darf ich's wol sagen, Du hast Sinn für so etwas — wie ich mich selbst anbete, seitdem sie mich liebt!

Ob das Vermessenheit ist oder Gefühl des wahren Verhältnisses? — Ich kenne den Menschen nicht, von dem ich etwas in Lottens Herzen fürchtete, und doch — wenn sie von ihrem Bräutigam spricht, mit solcher Wärme, solcher Liebe von ihm spricht — da ist mir wie Einem, der aller seiner Ehren und Würden entsetzt und dem der Degen genommen wird.

Am 16. Julius.

Ach, wie mir das durch alle Adern läuft, wenn mein Finger unversehens den ihrigen berührt, wenn unsere Füße sich unter dem Tische begegnen! Ich ziehe zurück wie vom Feuer, und eine geheime Kraft zieht mich wieder vorwärts — mir wird's so schwindlig vor allen Sinnen — O! Und ihre Unschuld, ihre unbefangene Seele fühlt nicht, wie sehr mich die kleinen Vertraulichkeiten peinigen. — Wenn sie gar im Gespräch ihre Hand auf die meinige legt und im Interesse der Unterredung näher zu mir rückt, daß der himmlische Athem ihres Mundes meine Lippen erreichen kann! — Ich glaube zu versinken wie vom Wetter gerührt. — Und, Wilhelm! wenn ich mich jemals unterstehe, diesen Himmel, dieses Vertrauen —! Du verstehst mich.

Nein, mein Herz iſt ſo verderbt nicht! Schwach! ſchwach genug! — Und iſt das nicht Verderben?

Sie iſt mir heilig. Alle Begier ſchweigt in ihrer Gegenwart. Ich weiß nie, wie mir iſt, wenn ich bei ihr bin; es iſt, als wenn die Seele ſich mir in allen Nerven umkehrte. — Sie hat eine Melodie, die ſie auf dem Klaviere ſpielt mit der Kraft eines Engels, ſo ſimpel und ſo geiſtvoll! Es iſt ihr Lieblied, und mich ſtellt es von aller Pein, Verwirrung und Grillen her, wenn ſie nur die erſte Note davon greift.

Kein Wort von der alten Zauberkraft der Muſik iſt mir unwahrſcheinlich. Wie mich der einfache Geſang angreift! Und wie ſie ihn anzubringen weiß, oft zur Zeit, wo ich mir eine Kugel vor den Kopf ſchießen möchte! Die Irrung und Finſterniß meiner Seele zerſtreut ſich, und ich athme wieder freier.

Am 18. Julius.

Wilhelm, was iſt unſerem Herzen die Welt ohne Liebe! Was eine Zauberlaterne iſt ohne Licht. Kaum bringſt Du das Lämpchen hinein, ſo ſcheinen Dir die bunteſten Bilder an Deine weiße Wand! Und wenn's nichts wäre als das, als vorübergehende Phantome, ſo macht's doch immer unſer Glück, wenn wir wie friſche Jungen davor ſtehen und uns über die Wundererſcheinung entzücken. Heute konnte ich nicht zu Lotten, eine unvermeidliche Geſellſchaft hielt mich ab. Was war zu thun? Ich ſchickte meinen Diener hinaus, nur um einen Menſchen um mich zu haben, der ihr heute nahe gekommen wäre. Mit welcher Ungeduld ich ihn erwartete, mit welcher Freude ich ihn wiederſah! Ich hätte ihn gern beim Kopfe genommen und geküßt, wenn ich mich nicht geſchämt hätte.

Man erzählt von dem Bononiſchen Steine, daß er, wenn man ihn in die Sonne legt, ihre Strahlen anzieht und eine Weile bei Nacht leuchtet. So war mir's mit dem Burſchen. Das Gefühl, daß ihre Augen auf ſeinem Geſichte, ſeinen Backen, ſeinen Rockknöpfen und dem Kragen am Sürtout geruht hatten, machte mir das Alles ſo heilig, ſo werth! Ich hätte in dem Augenblick den Jungen nicht um tauſend Thaler gegeben. Es war mir ſo wohl in ſeiner Gegenwart. — Bewahre Dich Gott, daß Du darüber lacheſt! Wilhelm, ſind das Phantome, wenn es uns wohl iſt?

Am 19. Julius.

Ich werde sie sehen! ruf' ich Morgens aus, wenn ich mich ermuntere und mit aller Heiterkeit der schönen Sonne entgegenblicke; ich werde sie sehen! Und da habe ich für den ganzen Tag keinen Wunsch weiter. Alles, Alles verschlingt sich in dieser Aussicht.

Am 20. Julius.

Eure Idee will noch nicht die meinige werden, daß ich mit dem Gesandten nach *** gehen soll. Ich liebe die Subordination nicht sehr, und wir wissen Alle, daß der Mann noch dazu ein widriger Mensch ist. Meine Mutter möchte mich gern in Aktivität haben, sagst Du. Das hat mich zu lachen gemacht. Bin ich jetzt nicht auch aktiv? Und ist's im Grunde nicht einerlei, ob ich Erbsen zähle oder Linsen? Alles in der Welt läuft doch auf eine Lumperei hinaus, und ein Mensch, der um Anderer willen, ohne daß es seine eigene Leidenschaft, sein eigenes Bedürfniß ist, sich um Geld oder Ehre oder sonst was abarbeitet, ist immer ein Thor.

Am 24. Julius.

Da Dir so sehr daran gelegen ist, daß ich mein Zeichnen nicht vernachlässige, möchte ich lieber die ganze Sache übergehen, als Dir sagen, daß seither wenig gethan wird.

Noch nie war ich glücklicher, noch nie meine Empfindung an der Natur bis aufs Steinchen, aufs Gräschen herunter, voller und inniger; und doch — Ich weiß nicht, wie ich mich ausdrücken soll, meine vorstellende Kraft ist so schwach, Alles schwimmt und schwankt so vor meiner Seele, daß ich keinen Umriß packen kann; aber ich bilde mir ein, wenn ich Thon hätte oder Wachs, so wollte ich's wol herausbilden. Ich werde auch Thon nehmen, wenn's länger währt, und kneten, und sollten's Kuchen werden!

Lottens Porträt habe ich dreimal angefangen und habe mich dreimal prostituirt, das mich um so mehr verdrießt, weil ich vor einiger Zeit sehr glücklich im Treffen war. Darauf habe

ich denn ihren Schattenriß gemacht, und damit ſoll mir gnügen.

Am 26. Julius.

Ja, liebe Lotte, ich will Alles beſorgen und beſtellen; geben Sie mir nur mehr Aufträge, nur recht oft! Um Eins bitte ich Sie: keinen Sand mehr auf die Zettelchen, die Sie mir ſchreiben! Heute führte ich es ſchnell nach der Lippe, und die Zähne kniſterten mir.

Am 26. Julius.

Ich habe mir ſchon manchmal vorgenommen, ſie nicht ſo oft zu ſehen. Ja, wer das halten könnte! Alle Tage unterlieg' ich der Verſuchung und verſpreche mir heilig: morgen willſt Du einmal wegbleiben; und wenn der Morgen kommt, finde ich doch wieder eine unwiderſtehliche Urſache, und ehe ich mich's verſehe, bin ich bei ihr. Entweder ſie hat des Abends geſagt: Sie kommen doch morgen? — Wer könnte da wegbleiben? Oder ſie giebt mir einen Auftrag, und ich finde ſchicklich, ihr ſelbſt die Antwort zu bringen; oder der Tag iſt gar zu ſchön, ich gehe nach Wahlheim, und wenn ich nun da bin, iſt's nur noch eine halbe Stunde zu ihr! — Ich bin zu nahe in der Atmoſphäre — Zuck! ſo bin ich dort! Meine Großmutter hatte ein Märchen vom Magnetenberg: die Schiffe, die zu nahe kamen, wurden auf einmal alles Eiſenwerks beraubt, die Nägel flogen dem Berge zu, und die armen Elenden ſcheiterten zwiſchen den über einander ſtürzenden Brettern.

Am 30. Julius.

Albert iſt angekommen, und ich werde gehen; und wenn er der beſte, der edelſte Menſch wäre, unter den ich mich in jeder Betrachtung zu ſtellen bereit wäre, ſo wär's unerträglich, ihn vor meinem Angeſicht im Beſitz ſo vieler Vollkommenheiten zu ſehen. — Beſitz! — Genug, Wilhelm, der Bräutigam iſt da! Ein braver, lieber Mann, dem man gut ſein muß. Glücklicherweiſe war ich nicht beim Empfange! Das hätte mir das Herz zerriſſen. Auch iſt er ſo ehrlich und hat Lotten in meiner

Gegenwart noch nicht ein einzig Mal gelästt. Das lohn' ihm Gott! Um des Respekts willen, den er vor dem Mädchen hat, muß ich ihn lieben. Er will mir wohl, und ich vermuthe, das ist Lottens Werk mehr als seiner eigenen Empfindung; denn darin sind die Weiber fein und haben Recht; wenn sie zwei Verehrer in gutem Vernehmen mit einander erhalten können, ist der Vortheil immer ihr, so selten es auch angeht.

Indeß kann ich Alberten meine Achtung nicht versagen. Seine gelassene Außenseite sticht gegen die Unruhe meines Charakters sehr lebhaft ab, die sich nicht verbergen läßt. Er hat viel Gefühl und weiß, was er an Lotten hat. Er scheint wenig üble Laune zu haben, und Du weißt, das ist die Sünde, die ich ärger hasse am Menschen als alles Andere.

Er hält mich für einen Menschen von Sinn; und meine Anhänglichkeit an Lotten, meine warme Freude, die ich an allen ihren Handlungen habe, vermehrt seinen Triumph, und er liebt sie nur desto mehr. Ob er sie nicht manchmal mit kleiner Eifersüchtelei peinigt, das lasse ich dahingestellt sein; wenigstens würd' ich an seinem Platze nicht ganz sicher vor diesem Teufel bleiben.

Dem sei nun wie ihm wolle! Meine Freude, bei Lotten zu sein, ist hin. Soll ich das Thorheit nennen oder Verblendung? — Was braucht's Namen! Erzähl' die Sache an sich! — Ich wußte Alles, was ich jetzt weiß, ehe Albert kam; ich wußte, daß ich keine Prätension an sie zu machen hatte, machte auch keine — das heißt, insofern es möglich ist, bei so viel Liebenswürdigkeit nicht zu begehren — und jetzt macht der Fratze große Augen, da der Andere nun wirklich kommt und ihm das Mädchen wegnimmt.

Ich beiße die Zähne auf einander und spotte über mein Elend und spottete Derer doppelt und dreifach, die sagen könnten, ich sollte mich resigniren, und weil es nun einmal nicht anders sein könnte — Schafft mir diese Strohmänner vom Halse! — Ich laufe in den Wäldern herum, und wenn ich zu Lotten komme, und Albert bei ihr sitzt im Gärtchen unter der Laube, und ich nicht weiter kann, so bin ich ausgelassen närrisch und fange viel Possen, viel verwirrtes Zeug an. — „Um Gottes willen," sagte mir Lotte heut, „ich bitte Sie, keine Scene wie die von gestern Abend! Sie sind fürchterlich, wenn Sie so lustig sind." — Unter uns: ich passe die Zeit ab, wenn er zu thun

hat; mutſch! bin ich draus, und da iſt mir's immer wohl, wenn ich ſie allein finde.

Am 8. Auguſt.

Ich bitte Dich, lieber Wilhelm, es war gewiß nicht auf Dich geredt, wenn ich die Menſchen unerträglich ſchalt, die von uns Ergebung in unvermeidliche Schickſale fordern. Ich dachte wahrlich nicht daran, daß Du von ähnlicher Meinung ſein könnteſt. Und im Grunde haſt Du Recht! Nur Eins, mein Beſter! In der Welt iſt es ſehr ſelten mit dem Entweder—Oder gethan; die Empfindungen und Handlungsweiſen ſchattiren ſich ſo mannichfaltig, als Abfälle zwiſchen einer Habichts- und Stumpfnaſe ſind.

Du wirſt mir alſo nicht übel nehmen, wenn ich Dir Dein ganzes Argument einräume und mich doch zwiſchen dem Entweder—Oder durchzuſtehlen ſuche.

Entweder, ſagſt Du, haſt Du Hoffnung auf Lotten, oder Du haſt keine. Gut! Im erſten Fall ſuche ſie durchzutreiben, ſuche die Erfüllung Deiner Wünſche zu umfaſſen! Im andern Fall ermanne Dich und ſuche einer elenden Empfindung los zu werden, die alle Deine Kräfte verzehren muß! — Beſter! das iſt wohl geſagt und — bald geſagt.

Und kannſt Du von dem Unglücklichen, deſſen Leben unter einer ſchleichenden Krankheit unaufhaltſam allmählig abſtirbt, kannſt Du von ihm verlangen, er ſolle durch einen Dolchſtoß der Qual auf einmal ein Ende machen? Und raubt das Uebel, das ihm die Kräfte verzehrt, ihm nicht auch zugleich den Muth, ſich davon zu befreien?

Zwar könnteſt Du mir mit einem verwandten Gleichniſſe antworten: Wer ließe ſich nicht lieber den Arm abnehmen, als daß er durch Zaudern und Zagen ſein Leben aufs Spiel ſetzte? — Ich weiß nicht! — und wir wollen uns nicht in Gleichniſſen herumbeißen. Genug — Ja, Wilhelm, ich habe manchmal ſo einen Augenblick aufſpringenden, abſchüttelnden Muthes, und da — wenn ich nur wüßte wohin? ich ginge wol.

Abends.

Mein Tagebuch, das ich ſeit einiger Zeit vernachläſſiget, fiel mir heut wieder in die Hände, und ich bin erſtaunt, wie ich ſo

wissentlich in das Alles Schritt vor Schritt hineingegangen bin, wie ich über meinen Zustand immer so klar gesehen, und doch gehandelt habe wie ein Kind, jetzt noch so klar sehe, und es noch keinen Anschein zur Besserung hat!

Am 10. August.

Ich könnte das beste, glücklichste Leben führen, wenn ich nicht ein Thor wäre. So schöne Umstände vereinigen sich nicht leicht, eines Menschen Seele zu ergetzen, als die sind, in denen ich mich jetzt befinde. Ach, so gewiß ist's, daß unser Herz allein sein Glück macht. — Ein Glied der liebenswürdigsten Familie zu sein, von dem Alten geliebt zu werden wie ein Sohn, von den Kleinen wie ein Vater, und von Lotten! — dann der ehrliche Albert, der durch keine launische Unart mein Glück stört, der mich mit herzlicher Freundschaft umfaßt, dem ich nach Lotten das Liebste auf der Welt bin! — Wilhelm, es ist eine Freude, uns zu hören, wenn wir spazieren gehen und uns einander von Lotten unterhalten; es ist in der Welt nichts Lächerlichers erfunden worden als dieses Verhältniß, und doch kommen mir oft darüber die Thränen in die Augen.

Wenn er mir von ihrer rechtschaffenen Mutter erzählt, wie sie auf ihrem Todbette Lotten ihr Haus und ihre Kinder übergeben und ihm Lotten anbefohlen habe, wie seit der Zeit ein ganz anderer Geist Lotten belebt habe, wie sie in der Sorge für ihre Wirthschaft und in dem Ernste eine wahre Mutter geworden, wie kein Augenblick ihrer Zeit ohne thätige Liebe, ohne Arbeit verstrichen, und dennoch ihre Munterkeit, ihr leichter Sinn sie nie dabei verlassen habe! — Ich gehe so neben ihm hin und pflücke Blumen am Wege, füge sie sehr sorgfältig in einen Strauß und — werfe sie in den vorüberfließenden Strom und sehe ihnen nach, wie sie leise hinunterwallen. — Ich weiß nicht, ob ich Dir geschrieben habe, daß Albert hier bleiben und ein Amt mit einem artigen Auskommen vom Hofe erhalten wird, wo er sehr beliebt ist. In Ordnung und Emsigkeit in Geschäften habe ich wenig Seinesgleichen gesehen.

Am 12 Auguſt.

Gewiß, Albert iſt der beſte Menſch unter dem Himmel. Ich habe geſtern eine wunderbare Scene mit ihm gehabt. Ich kam zu ihm, um Abſchied von ihm zu nehmen; denn mich wandelte die Luſt an, ins Gebirge zu reiten, von woher ich Dir auch jetzt ſchreibe, und wie ich in der Stube auf und ab gehe, fallen mir ſeine Piſtolen in die Augen. „Borge mir die Piſtolen,“ ſagte ich, „zu meiner Reiſe!“ „Meinetwegen,“ ſagte er, „wenn Du Dir die Mühe nehmen willſt, ſie zu laden; bei mir hängen ſie nur pro forma.“ Ich nahm eine herunter, und er fuhr fort: „Seit mir meine Vorſicht einen ſo unartigen Streich geſpielt hat, mag ich mit dem Zeuge nichts mehr zu thun haben.“ — Ich war neugierig, die Geſchichte zu wiſſen. — „Ich hielt mich,“ erzählte er, „wol ein Vierteljahr auf dem Lande bei einem Freunde auf, hatte ein Paar Terzerolen ungeladen und ſchlief ruhig. Einmal an einem regnichten Nachmittage, da ich müßig ſitze, weiß ich nicht, wie mir einfällt, wir könnten überfallen werden, wir könnten die Terzerolen nöthig haben und könnten — Du weißt ja, wie das iſt. — Ich gab ſie dem Bedienten, ſie zu putzen und zu laden; und der dahlt mit den Mädchen, will ſie erſchrecken, und Gott weiß wie, das Gewehr geht los, da der Ladſtock noch drin ſteckt, und ſchießt den Ladſtock einem Mädchen zur Maus herein an der rechten Hand und zerſchlägt ihr den Daumen. Da hatte ich das Lamentiren und die Kur zu bezahlen obendrein, und ſeit der Zeit laſſ' ich alles Gewehr ungeladen. — Lieber Schatz, was iſt Vorſicht? Die Gefahr läßt ſich nicht auslernen! — Zwar“ — Nun weißt Du, daß ich den Menſchen ſehr lieb habe bis auf ſeine Zwar; denn verſteht ſich's nicht von ſelbſt, daß jeder allgemeine Satz Ausnahmen leidet? Aber ſo rechtfertig iſt der Menſch! Wenn er glaubt, etwas Uebereiltes, Allgemeines, Halbwahres geſagt zu haben, ſo hört er Dir nicht auf zu limitiren, zu modificiren, und ab- und zuzuthun, bis zuletzt gar nichts mehr an der Sache iſt. Und bei dieſem Anlaß kam er ſehr tief in Text: ich hörte endlich gar nicht weiter auf ihn, verfiel in Grillen und mit einer auffallenden Geberde drückte ich mir die Mündung der Piſtole übers rechte Aug' an die Stirn. — „Pfui!“ ſagte Albert, indem er mir die Piſtole herabzog, „was ſoll das?“ — „Sie iſt nicht geladen,“ ſagte ich. — „Und auch ſo, was ſoll's?“ verſetzte er ungeduldig. „Ich

kann mir nicht vorstellen, wie ein Mensch so thöricht sein kann, sich zu erschießen; der bloße Gedanke erregt mir Widerwillen."

„Daß Ihr Menschen," rief ich aus, „um von einer Sache zu reden, gleich sprechen müßt: das ist thöricht, das ist klug, das ist gut, das ist bös! Und was will das Alles heißen? Habt Ihr deswegen die inneren Verhältnisse einer Handlung erforscht? Wißt Ihr mit Bestimmtheit die Ursachen zu entwickeln, warum sie geschah, warum sie geschehen mußte? Hättet Ihr das, Ihr würdet nicht so eilfertig mit Euren Urtheilen sein."

„Du wirst mir zugeben," sagte Albert, „daß gewisse Handlungen lasterhaft bleiben, sie mögen geschehen, aus welchem Beweggrunde sie wollen."

Ich zuckte die Achseln und gab's ihm zu. „Doch, mein Lieber," fuhr ich fort, „finden sich auch hier einige Ausnahmen. Es ist wahr, der Diebstahl ist ein Laster; aber der Mensch, der, um sich und die Seinigen vom gegenwärtigen Hungertode zu erretten, auf Raub ausgeht, verdient der Mitleiden oder Strafe? Wer hebt den ersten Stein auf gegen den Ehemann, der im gerechten Zorne sein untreues Weib und ihren nichtswürdigen Verführer aufopfert? gegen das Mädchen, das in einer wonnevollen Stunde sich in den unaufhaltsamen Freuden der Liebe verliert? Unsere Gesetze selbst, diese kaltblütigen Pedanten, lassen sich rühren und halten ihre Strafe zurück."

„Das ist ganz was Anders," versetzte Albert, „weil ein Mensch, den seine Leidenschaften hinreißen, alle Besinnungskraft verliert und als ein Trunkener, als ein Wahnsinniger angesehen wird."

„Ach, Ihr vernünftigen Leute!" rief ich lächelnd aus. „Leidenschaft! Trunkenheit! Wahnsinn! Ihr steht so gelassen, so ohne Theilnehmung da, Ihr sittlichen Menschen! scheltet den Trinker, verabscheut den Unsinnigen, geht vorbei wie der Priester und dankt Gott wie der Pharisäer, daß er Euch nicht gemacht hat wie Einen von diesen. Ich bin mehr als einmal trunken gewesen, meine Leidenschaften waren nie weit vom Wahnsinn, und Beides reut mich nicht; denn ich habe in meinem Maße begreifen lernen, wie man alle außerordentliche Menschen, die etwas Großes, etwas unmöglich Scheinendes wirkten, von jeher für Trunkene und Wahnsinnige ausschreien mußte.

„Aber auch im gemeinen Leben ist's unerträglich, fast einem Jeden bei halbweg einer freien, edlen, unerwarteten That nach-

rufen zu hören: der Menſch iſt trunken, der iſt närriſch! Schämt Euch, Ihr Nüchternen! Schämt Euch, Ihr Weiſen!"

„Das ſind nun wieder von Deinen Grillen," ſagte Albert. „Du überſpannſt Alles und haſt wenigſtens hier gewiß Unrecht, daß Du den Selbſtmord, wovon jetzt die Rede iſt, mit großen Handlungen vergleichſt, da man es doch für nichts Anders als eine Schwäche halten kann. Denn freilich iſt es leichter zu ſterben, als ein qualvolles Leben ſtandhaft zu ertragen."

Ich war im Begriff abzubrechen; denn kein Argument bringt mich ſo aus der Faſſung, als wenn Einer mit einem unbedeutenden Gemeinſpruche angezogen kommt, wenn ich aus ganzem Herzen rede. Doch faßte ich mich, weil ich's ſchon oft gehört und mich öfter darüber geärgert hatte, und verſetzte ihm mit einiger Lebhaftigkeit: „Du nennſt das Schwäche! Ich bitte Dich, laß' Dich vom Anſcheine nicht verführen! Ein Volk, das unter dem unerträglichen Joch eines Tyrannen ſeufzt, darfſt Du das ſchwach heißen, wenn es endlich aufgährt und ſeine Ketten zerreißt? Ein Menſch, der über dem Schrecken, daß Feuer ſein Haus ergriffen hat, alle Kräfte gespannt fühlt und mit Leichtigkeit Laſten wegträgt, die er bei ruhigem Sinne kaum bewegen kann; Einer, der in der Wuth der Beleidigung es mit Sechſen aufnimmt und ſie überwältigt, ſind die ſchwach zu nennen? Und, mein Guter, wenn Anſtrengung Stärke iſt, warum ſoll die Ueberſpannung das Gegentheil ſein?" — Albert ſah mich an und ſagte: „Nimm mir's nicht übel, die Beiſpiele, die Du da giebſt, ſcheinen hierher gar nicht zu gehören." — „Es mag ſein," ſagte ich; „man hat mir ſchon öfters vorgeworfen, daß meine Kombinationsart manchmal an Rabotage grenze. Laſſ't uns denn ſehen, ob wir uns auf eine andere Weiſe vorſtellen können, wie dem Menſchen zu Muthe ſein mag, der ſich entſchließt, die ſonſt angenehme Bürde des Lebens abzuwerfen. Denn nur inſofern wir mitempfinden, haben wir Ehre, von einer Sache zu reden.

„Die menſchliche Natur," fuhr ich fort, „hat ihre Grenzen; ſie kann Freude, Leid, Schmerzen bis auf einen gewiſſen Grad ertragen und geht zu Grunde, ſobald der überſtiegen iſt. Hier iſt alſo nicht die Frage, ob Einer ſchwach oder ſtark iſt, ſondern ob er das Maß ſeines Leidens ausdauern kann, es mag nun moraliſch oder körperlich ſein; und ich finde es ebenſo wunderbar zu ſagen: der Menſch iſt feige, der ſich das Leben nimmt,

als es ungehörig wäre, den einen Feigen zu nennen, der an einem bösartigen Fieber stirbt.

„Paradox! sehr paradox!“ rief Albert aus. — „Nicht so sehr, als Du denkst,“ versetzte ich. „Du giebst mir zu, wir nennen das eine Krankheit zum Tode, wodurch die Natur so angegriffen wird, daß theils ihre Kräfte verzehrt, theils so außer Wirkung gesetzt werden, daß sie sich nicht wieder aufzuhelfen, durch keine glückliche Revolution den gewöhnlichen Umlauf des Lebens wiederherzustellen fähig ist.

„Nun, mein Lieber, laß uns das auf den Geist anwenden. Sieh den Menschen an in seiner Eingeschränktheit, wie Eindrücke auf ihn wirken, Ideen sich bei ihm festsetzen, bis endlich eine wachsende Leidenschaft ihn aller ruhigen Sinneskraft beraubt und ihn zu Grunde richtet.

„Vergebens, daß der gelassene, vernünftige Mensch den Zustand eines Unglücklichen übersieht, vergebens, daß er ihm zuredet, ebenso wie ein Gesunder, der am Bette des Kranken steht, ihm von seinen Kräften nicht das Geringste einflößen kann.“

Alberten war das zu allgemein gesprochen. Ich erinnerte ihn an ein Mädchen, das man vor weniger Zeit im Wasser todt gefunden, und wiederholte ihm ihre Geschichte. — Ein gutes junges Geschöpf, das in dem engen Kreise häuslicher Beschäftigungen, wöchentlicher bestimmter Arbeit herangewachsen war, das weiter keine Aussicht von Vergnügen kannte, als etwa Sonntags in einem nach und nach zusammengeschafften Putz mit Ihresgleichen um die Stadt spazieren zu gehen, vielleicht alle hohe Feste einmal zu tanzen und übrigens mit aller Lebhaftigkeit des herzlichsten Antheils manche Stunde über den Anlaß eines Gezänkes, einer üblen Nachrede mit einer Nachbarin zu verplaudern, — deren feurige Natur fühlt nun endlich innigere Bedürfnisse, die durch die Schmeicheleien der Männer vermehrt werden; ihre vorigen Freuden werden ihr nach und nach unschmackhaft, bis sie endlich einen Menschen antrifft, zu dem ein unbekanntes Gefühl sie unwiderstehlich hinreißt, auf den sie nun alle ihre Hoffnungen wirft, die Welt rings um sich vergißt, nichts hört, nichts sieht, nichts fühlt als ihn, den Einzigen, sich nur sehnt nach ihm, dem Einzigen. Durch die leeren Vergnügungen einer unbeständigen Eitelkeit nicht verdorben, geht ihr Verlangen gerade nach dem Zweck; sie will die Seinige werden, sie will in ewiger Verbindung all das Glück antreffen, das ihr mangelt, die Vereinigung aller Freuden genießen, nach

denen sie sich sehnte. Wiederbeltes Versprechen, das ihr die Gewißheit aller Hoffnungen versiegelt, kühne Liebkosungen, die ihre Begierden vermehren, umfangen ganz ihre Seele; sie schwebt in einem dumpfen Bewußtsein, in einem Vorgefühl aller Freuden, sie ist bis auf den höchsten Grad gespannt, sie streckt endlich ihre Arme aus, all' ihre Wünsche zu umfassen — und ihr Geliebter verläßt sie. — Erstarrt, ohne Sinne steht sie vor einem Abgrunde; Alles ist Finsterniß um sie her, keine Aussicht, kein Trost, keine Ahnung! Denn der hat sie verlassen, in dem sie allein ihr Dasein fühlte. Sie sieht nicht die weite Welt, die vor ihr liegt, nicht die Vielen, die ihr den Verlust ersetzen könnten, sie fühlt sich allein, verlassen von der Welt — und blind, in die Enge gepreßt von der entsetzlichen Noth ihres Herzens, stürzt sie sich hinunter, um in einem rings umfangenden Tode alle ihre Qualen zu ersticken. — Sieh, Albert, das ist die Geschichte so manches Menschen! Und sag, ist das nicht der Fall der Krankheit? Die Natur findet keinen Ausweg aus dem Labyrinthe der verworrenen und widersprechenden Kräfte, und der Mensch muß sterben.

„Wehe Dem, der zusehen und sagen könnte: die Thörin! Hätte sie gewartet, hätte sie die Zeit wirken lassen, die Verzweiflung würde sich schon gelegt, es würde sich schon ein Anderer sie zu trösten vorgefunden haben. — Das ist eben, als wenn Einer sagte: der Thor stirbt am Fieber! Hätte er gewartet, bis seine Kräfte sich erholt, seine Säfte sich verbessert, der Tumult seines Blutes sich gelegt hätten, Alles wäre gut gegangen, und er lebte bis auf den heutigen Tag."

Albert, dem die Vergleichung noch nicht anschaulich war, wandte noch Einiges ein und unter Anderm: ich hätte nur von einem einfältigen Mädchen gesprochen; wie aber ein Mensch von Verstande, der nicht so eingeschränkt sei, der mehr Verhältnisse übersehe, zu entschuldigen sein möchte, könne er nicht begreifen. —

„Mein Freund," rief ich aus, „der Mensch ist Mensch, und das Bißchen Verstand, das Einer haben mag, kommt wenig oder nicht in Anschlag, wenn Leidenschaft wüthet und die Grenzen der Menschheit Einen drängen. Vielmehr — Ein ander Mal davon," sagte ich und griff nach meinem Hute. O! mir war das Herz so voll, — und wir gingen auseinander, ohne einander verstanden zu haben. Wie denn auf dieser Welt Keiner leicht den Andern versteht.

Am 15. August.

Es ist doch gewiß, daß in der Welt den Menschen nichts nothwendig macht als die Liebe. Ich fühl's an Lotten, daß sie mich ungern verlöre, und die Kinder haben keinen andern Begriff, als daß ich immer morgen wiederkommen würde. Heute war ich hinausgegangen, Lottens Klavier zu stimmen; ich konnte aber nicht dazu kommen; denn die Kleinen verfolgten mich um ein Märchen, und Lotte sagte selbst, ich sollte ihnen den Willen thun. Ich schnitt ihnen das Abendbrod, das sie nun fast so gern von mir als von Lotten annehmen, und erzählte ihnen das Hauptstückchen von der Prinzessin, die von Händen bedient wird. Ich lerne viel dabei, das versichere ich Dich, und ich bin erstaunt, was es auf sie für Eindrücke macht. Weil ich manchmal einen Incidenzpunkt erfinden muß, den ich beim zweiten Mal vergesse, sagen sie gleich, das vorige Mal wär' es anders gewesen, so daß ich mich jetzt übe, sie unveränderlich in einem singenden Silbenfall an einem Schnürchen weg zu rezitiren. Ich habe daraus gelernt, wie ein Autor durch eine zweite veränderte Ausgabe seiner Geschichte, und wenn sie poetisch noch so besser geworden wäre, nothwendig seinem Buche schaden muß. Der erste Eindruck findet uns willig, und der Mensch ist gemacht, daß man ihn das Abenteuerlichste überreden kann; das haftet aber auch gleich so fest, und wehe Dem, der es wieder ausrotten und austilgen will.

Am 18. August.

Mußte denn das so sein, daß das, was des Menschen Glückseligkeit macht, wieder die Quelle seines Elends würde?

Das volle, warme Gefühl meines Herzens an der lebendigen Natur, das mich mit so vieler Wonne überströmte, das rings umher die Welt mir zu einem Paradiese schuf, wird mir jetzt zu einem unerträglichen Peiniger, zu einem quälenden Geist, der mich auf allen Wegen verfolgt. Wenn ich sonst vom Felsen über den Fluß bis zu jenen Hügeln das fruchtbare Thal überschaute und Alles um mich her keimen und quellen sah, wenn ich jene Berge, vom Fuße bis auf zum Gipfel mit hohen, dichten Bäumen bekleidet, jene Thäler in ihren mannichfaltigen Krümmungen von den lieblichsten Wäldern beschattet sah, und

der sanfte Fluß zwischen den lispelnden Rohren dahingleitete und die lieben Wolken abspiegelte, die der sanfte Abendwind am Himmel herüber wiegte, wenn ich dann die Vögel um mich den Wald beleben hörte, und die Millionen Mückenschwärme im letzten rothen Strahle der Sonne muthig tanzten, und ihr letzter zuckender Blick den summenden Käfer aus seinem Grase befreite, und das Schwirren und Weben um mich her mich auf den Boden aufmerksam machte, und das Moos, das meinem harten Felsen seine Nahrung abzwingt, und das Gesträuche, das den dürren Sandhügel hinunter wächst, mir das innere, glühende, heilige Leben der Natur eröffnete; wie faßte ich das Alles in mein warmes Herz, fühlte mich in der überfließenden Fülle wie vergöttert, und die herrlichen Gestalten der unendlichen Welt bewegten sich allbelebend in meiner Seele. Ungeheure Berge umgaben mich, Abgründe lagen vor mir, und Wetterbäche stürzten herunter, die Flüsse strömten unter mir, und Wald und Gebirg erklang; und ich sah sie wirken und schaffen in einander in den Tiefen der Erde, alle die unergründlichen Kräfte, und nun über der Erde und unter dem Himmel wimmeln die Geschlechter der mannichfaltigen Geschöpfe, Alles, Alles bevölkert mit tausendfachen Gestalten; und die Menschen dann sich in Häuslein zusammen sichern und sich anmaßen und herrschen in ihrem Sinne über die weite Welt. Armer Thor, der Du Alles so geringe achtest, weil Du so klein bist. — Vom unzugänglichen Gebirge über die Einöde, die kein Fuß betrat, bis ans Ende des unbekannten Ozeans weht der Geist des Ewigschaffenden und freut sich jedes Staubes, der ihn vernimmt und lebt. — Ach, damals, wie oft habe ich mich mit Sittigen eines Kranichs, der über mich hinflog, zu dem Ufer des ungemessenen Meeres gesehnt, aus dem schäumenden Becher des Unendlichen jene schwellende Lebenswonne zu trinken und nur einen Augenblick in der eingeschränkten Kraft meines Busens einen Tropfen der Seligkeit des Wesens zu fühlen, das Alles in sich und durch sich hervorbringt.

Bruder, nur die Erinnerung jener Stunden macht mir wohl. Selbst diese Anstrengung, jene unsäglichen Gefühle zurückzurufen, wieder auszusprechen, hebt meine Seele über sich selbst und läßt mich dann das Bange des Zustandes doppelt empfinden, der mich jetzt umgiebt.

Es hat sich vor meiner Seele wie ein Vorhang weggezogen, und der Schauplatz des unendlichen Lebens verwandelt sich vor

mir in den Abgrund des ewig offenen Grabes. Kannst Du sagen: das ist! da Alles vorübergeht, da Alles mit der Wetterschnelle vorüberrollt, so selten die ganze Kraft seines Daseins ausdauert, ach! in den Strom fortgerissen, untergetaucht und an Felsen zerschmettert wird? Da ist kein Augenblick, der nicht Dich verzehrte und die Deinigen um Dich her, kein Augenblick, da Du nicht ein Zerstörer bist, sein mußt; der harmloseste Spaziergang kostet tausend armen Würmchen das Leben, es zerrüttet ein Fußtritt die mühseligen Gebäude der Ameisen und stampft eine kleine Welt in ein schmähliches Grab. Ha! Nicht die große, seltne Noth der Welt, diese Fluthen, die Eure Dörfer wegspülen, diese Erdbeben, die Eure Städte verschlingen, rühren mich; mir untergräbt das Herz die verzehrende Kraft, die in dem All der Natur verborgen liegt, die nichts gebildet hat, das nicht seinen Nachbar, nicht sich selbst zerstörte. Und so taumle ich beängstigt, Himmel und Erde und ihre webenden Kräfte um mich her: ich sehe nichts als ein ewig verschlingendes, ewig wiederkäuendes Ungeheuer.

Am 21. August.

Umsonst strecke ich meine Arme nach ihr aus Morgens, wenn ich von schweren Träumen aufdämmre; vergebens suche ich sie Nachts in meinem Bette, wenn mich ein glücklicher, unschuldiger Traum getäuscht hat, als säß' ich neben ihr auf der Wiese und hielt' ihre Hand und deckte sie mit tausend Küssen. Ach, wenn ich dann noch halb im Taumel des Schlafes nach ihr tappe und drüber mich ermuntere — ein Strom von Thränen bricht aus meinem gepreßten Herzen, und ich weine trostlos einer finstern Zukunft entgegen.

Am 22. August.

Es ist ein Unglück, Wilhelm! Meine thätigen Kräfte sind zu einer unruhigen Lebhaftigkeit verstimmt; ich kann nicht müßig sein und kann doch auch nichts thun. Ich habe keine Vorstellungskraft, kein Gefühl an der Natur, und die Bücher ekeln mich an. Wenn wir uns selbst fehlen, fehlt uns doch Alles. Ich schwöre Dir, manchmal wünschte ich ein Tagelöhner zu sein, um nur

des Morgens beim Erwachen eine Aussicht auf den künftigen Tag, einen Drang, eine Hoffnung zu haben. Oft beneide ich Alberten, den ich über die Ohren in Akten vergraben liebe, und bilde mir ein, mir wäre wohl, wenn ich an seiner Stelle wäre. Schon etliche Mal ist mir's so aufgefahren, ich wollte Dir schreiben und dem Minister um die Stelle bei der Gesandtschaft anhalten, die, wie Du versicherst, mir nicht versagt werden würde. Ich glaube es selbst. Der Minister liebt mich seit langer Zeit, hatte lange mir angelegen, ich sollte mich irgend einem Geschäfte widmen; und eine Stunde ist mir's auch wol drum zu thun. Hernach, wenn ich wieder dran denke und mir die Fabel vom Pferde einfällt, das, seiner Freiheit ungeduldig, sich Sattel und Zeug auflegen läßt und zu Schanden geritten wird; — ich weiß nicht, was ich soll — Und, mein Lieber! ist nicht vielleicht das Sehnen in mir nach Veränderung des Zustandes eine innere, unbehagliche Ungeduld, die mich überallhin verfolgen wird?

Am 28. August.

Es ist wahr, wenn meine Krankheit zu heilen wäre, so würden diese Menschen es thun. Heute ist mein Geburtstag, und in aller Frühe empfange ich ein Päckchen von Alberten. Mir fällt beim Eröffnen sogleich eine der blaßrothen Schleifen in die Augen, die Lotte vorhatte, als ich sie kennen lernte, und um die ich sie seither etliche Mal gebeten hatte. Es waren zwei Büchelchen in Duodez dabei, der kleine Wetsteinische Homer, eine Ausgabe, nach der ich so oft verlangt, um mich auf dem Spaziergange mit dem Ernestischen nicht zu schleppen. Sieh, so kommen sie meinen Wünschen zuvor, so suchen sie alle die kleinen Gefälligkeiten der Freundschaft auf, die tausendmal werther sind als jene blendenden Geschenke, wodurch uns die Eitelkeit des Gebers erniedrigt. Ich küsse diese Schleife tausendmal, und mit jedem Athemzuge schlürfe ich die Erinnerung jener Seligkeiten ein, mit denen mich jene wenigen, glücklichen, unwiederbringlichen Tage überfüllten. Wilhelm, es ist so, und ich murre nicht; die Blüthen des Lebens sind nur Erscheinungen! Wie viele gehen vorüber, ohne eine Spur hinter sich zu lassen! Wie wenige setzen Frucht an, und wie wenige dieser Früchte werden reif! Und doch sind deren noch genug da; und doch — O mein Bruder!

— können wir gereifte Früchte vernachlässigen, verachten, ungenossen verfaulen lassen?

Lebe wohl! Es ist ein herrlicher Sommer; ich sitze oft auf den Obstbäumen in Lottens Baumstück mit dem Obstbrecher, der langen Stange, und hole die Birnen aus dem Gipfel. Sie steht unten und nimmt sie ab, wenn ich sie ihr herunterlasse.

Am 30. August.

Unglücklicher! Bist Du nicht ein Thor? Betriegst Du Dich nicht selbst? Was soll diese tobende, endlose Leidenschaft? Ich habe kein Gebet mehr als an sie; meiner Einbildungskraft erscheint keine andere Gestalt als die ihrige, und Alles in der Welt um mich her sehe ich nur im Verhältnisse mit ihr. Und das macht mir denn so manche glückliche Stunde — bis ich mich wieder von ihr losreißen muß. Ach, Wilhelm! wozu mich mein Herz oft drängt! — Wenn ich bei ihr gesessen bin zwei, drei Stunden und mich an ihrer Gestalt, an ihrem Betragen, an dem himmlischen Ausdruck ihrer Worte geweidet habe, nach und nach alle meine Sinne aufgespannt werden, mir es düster vor den Augen wird, ich kaum noch höre, und es mich an die Gurgel faßt wie ein Meuchelmörder, dann mein Herz in wilden Schlägen den bedrängten Sinnen Luft zu machen sucht und ihre Verwirrung nur vermehrt — Wilhelm, ich weiß oft nicht, ob ich auf der Welt bin. Und — wenn nicht manchmal die Wehmuth das Uebergewicht nimmt, und Lotte mir den elenden Trost erlaubt, auf ihrer Hand meine Beklemmung auszuweinen — so muß ich fort, muß hinaus — und schweife dann weit im Feld umher; einen jähen Berg zu klettern, ist dann meine Freude, durch einen unwegsamen Wald einen Pfad durchzuarbeiten, durch die Hecken, die mich verletzen, durch die Dornen, die mich zerreißen! Da wird mir's etwas besser! Etwas! Und wenn ich vor Müdigkeit und Durst manchmal unterwegs liegen bleibe, manchmal in der tiefen Nacht, wenn der hohe Vollmond über mir steht, im einsamen Walde auf einen krummgewachsenen Baum mich setze, um meinen verwundeten Sohlen nur einige Linderung zu verschaffen, und dann in einer ermattenden Ruhe in dem Dämmerschein hinschlummre! O Wilhelm, die einsame Wohnung einer Zelle, das härene Gewand und der Stachelgürtel wären

Labſale, nach denen meine Seele ſchmachtet. Adieu! Ich ſehe dieſes Elendes kein Ende als das Grab.

Am 3. September.

Ich muß fort! Ich danke Dir, Wilhelm, daß Du meinen wankenden Entſchluß beſtimmt haſt. Schon vierzehn Tage gehe ich mit dem Gedanken um, ſie zu verlaſſen. Ich muß fort! Sie iſt wieder in der Stadt bei einer Freundin. Und Albert — und — ich muß fort!

Am 10. September.

Das war eine Nacht! Wilhelm! Nun überſtehe ich Alles. Ich werde ſie nicht wiederſehn! O, daß ich nicht an Deinen Hals fliegen, Dir mit tauſend Thränen und Entzückungen ausdrücken kann, mein Beſter, die Empfindungen, die mein Herz beſtürmen! Hier ſitze ich und ſchnappe nach Luft, ſuche mich zu beruhigen, erwarte den Morgen, und mit Sonnenaufgang ſind die Pferde beſtellt.

Ach! ſie ſchläft ruhig und denkt nicht, daß ſie mich nie wiederſehen wird! Ich habe mich losgeriſſen, bin ſtark genug geweſen, in einem Geſpräch von zwei Stunden mein Vorhaben nicht zu verrathen. Und Gott, welch ein Geſpräch!

Albert hatte mir verſprochen, gleich nach dem Nachteſſen mit Lotten im Garten zu ſein. Ich ſtand auf der Terraſſe unter den hohen Kaſtanienbäumen und ſah der Sonne nach, die mir nun zum letzten Male über dem lieblichen Thale, über dem ſanften Fluß unterging. So oft hatte ich hier geſtanden mit ihr und eben dem herrlichen Schauſpiele zugeſehen, und nun — Ich ging in der Allee auf und ab, die mir ſo lieb war; ein geheimer ſympathetiſcher Zug hatte mich hier ſo oft gehalten, ehe ich noch Lotten kannte, und wie freuten wir uns, als wir im Anfang unſerer Bekanntſchaft die wechſelſeitige Neigung zu dieſem Plätzchen entdeckten, das wahrhaftig eins von den romantiſchſten iſt, die ich von der Kunſt hervorgebracht geſehen habe.

Erſt haſt Du zwiſchen Kaſtanienbäumen die weite Ausſicht — Ach, ich erinnere mich, ich habe Dir, denk' ich, ſchon viel davon geſchrieben, wie hohe Buchenwände Einen endlich einſchließen,

und durch ein daranstoßendes Bosket die Allee immer düsterer wird, bis zuletzt Alles sich in ein geschlossenes Plätzchen endigt, das alle Schauer der Einsamkeit umschweben. Ich fühle es noch, wie heimlich mir's war, als ich zum ersten Male an einem hohen Mittage hineintrat; ich ahnete ganz leise, was für ein Schauplatz das noch werden sollte von Seligkeit und Schmerz.

Ich hatte mich etwa eine halbe Stunde in den schmachtenden, süßen Gedanken des Abscheidens, des Wiedersehens geweidet, als ich sie die Terrasse heraufsteigen hörte. Ich lief ihnen entgegen, mit einem Schauer faßte ich ihre Hand und küßte sie. Wir waren eben heraufgetreten, als der Mond hinter dem buschigen Hügel aufging; wir redeten Mancherlei und kamen unvermerkt dem düstern Kabinette näher. Lotte trat hinein und setzte sich, Albert neben sie, ich auch; doch meine Unruhe ließ mich nicht lange sitzen; ich stand auf, trat vor sie, ging auf und ab, setzte mich wieder; es war ein ängstlicher Zustand. Sie machte uns aufmerksam auf die schöne Wirkung des Mondenlichtes, das am Ende der Buchenwände die ganze Terrasse vor uns erleuchtete, ein herrlicher Anblick, der um so viel frappanter war, weil uns rings eine tiefe Dämmerung einschloß. Wir waren still, und sie fing nach einer Weile an: „Niemals gehe ich im Mondenlichte spazieren, niemals, daß mir nicht der Gedanke an meine Verstorbenen begegnete, daß nicht das Gefühl von Tod, von Zukunft über mich käme. Wir werden sein!“ fuhr sie mit der Stimme des herrlichsten Gefühls fort; „aber, Werther, sollen wir uns wiederfinden, wiedererkennen? Was ahnen Sie? Was sagen Sie?“

„Lotte,“ sagte ich, indem ich ihr die Hand reichte und mir die Augen voll Thränen wurden, „wir werden uns wiedersehen, hier und dort wiedersehen!“ — Ich konnte nicht weiter . . n — Wilhelm, mußte sie mich das fragen, da ich diesen [illegible] Abschied im Herzen hatte?

„Und ob die lieben Abgeschiedenen von uns wissen,“ fuhr sie fort, „ob sie fühlen, wenn's uns wohl geht, daß wir mit zarter Liebe uns ihrer erinnern? O! die Gestalt meiner Mutter schwebt immer um mich, wenn ich am stillen Abend unter ihren Kindern, unter meinen Kindern sitze, und sie um mich versammelt sind, wie sie um sie versammelt waren. Wenn ich dann mit einer sehnenden Thräne gen Himmel sehe und wünsche, daß sie hereinschauen könnte einen Augenblick, wie ich mein Wort halte, das ich ihr in der Stunde des Todes gab:

die Mutter ihrer Kinder zu sein. Mit welcher Empfindung rufe ich aus: Verzeihe mir's, Theuerste, wenn ich ihnen nicht bin, was Du ihnen warst! Ach, thue ich doch Alles, was ich kann; sind sie doch gekleidet, genährt, ach, und was mehr ist als das Alles, gepflegt und geliebt. Könntest Du unsere Eintracht sehen, liebe Heilige! Du würdest mit dem heißesten Danke den Gott verherrlichen, den Du mit den letzten bittersten Thränen um die Wohlfahrt Deiner Kinder batest." —

Sie sagte das! O Wilhelm, wer kann wiederholen, was sie sagte! Wie kann der kalte, todte Buchstabe diese himmlische Blüthe des Geistes darstellen! Albert fiel ihr sanft in die Rede: „Es greift Sie zu stark an, liebe Lotte! Ich weiß, Ihre Seele hängt sehr nach diesen Ideen; aber ich bitte Sie" — „O Albert," sagte sie, „ich weiß, Du vergissest nicht die Abende, da wir zusammensaßen an dem kleinen runden Tischchen, wenn der Papa verreist war und wir die Kleinen schlafen geschickt hatten. Du hattest oft ein gutes Buch und kamst so selten dazu, etwas zu lesen — War der Umgang dieser herrlichen Seele nicht mehr als Alles? Die schöne, sanfte, muntere und immer thätige Frau! Gott kennt meine Thränen, mit denen ich mich oft in meinem Bette vor ihn hinwarf, er möchte mich ihr gleich machen."

„Lotte!" rief ich aus, indem ich mich vor sie hinwarf, ihre Hand nahm und mit tausend Thränen netzte, „Lotte, der Segen Gottes ruht über Dir und der Geist Deiner Mutter!" — „Wenn Sie sie gekannt hätten," sagte sie, indem sie mir die Hand drückte, — „sie war werth von Ihnen gekannt zu sein!" — Ich glaubte zu vergehen. Nie war ein größeres, stolzeres Wort über mich ausgesprochen worden — und sie fuhr fort: „Und diese Frau mußte in der Blüthe ihrer Jahre dahin, da ihr jüngster Sohn nicht sechs Monate alt war! Ihre Krankheit dauerte nicht lange; sie war ruhig, hingegeben, nur ihre Kinder thaten ihr weh, besonders das kleine. Wie es gegen das Ende ging und sie zu mir sagte: „Bringe mir sie herauf," und wie ich sie hereinführte, die Kleinen, die nicht wußten, und die Aeltesten, die ohne Sinnen waren, wie sie ums Bette standen, und wie sie die Hände aufhob und über sie betete und sie küßte nach einander und sie wegschickte und zu mir sagte: „Sei ihre Mutter!" Ich gab ihr die Hand drauf. „Du versprichst viel, meine Tochter," sagte sie, „das Herz einer Mutter und das Aug' einer Mutter. Ich habe oft an Deinen dankbaren Thränen gesehen, daß Du fühlst, was das sei. Habe es für Deine

Geschwister, und für Deinen Vater die Treue und den Gehorsam einer Frau! Du wirst ihn trösten." Sie fragte nach ihm; er war ausgegangen, um uns den unerträglichen Kummer zu verbergen, den er fühlte; der Mann war ganz zerrissen.

„Albert, Du warst im Zimmer. Sie hörte Jemand gehen und fragte und forderte Dich zu sich, und wie sie Dich ansah und mich mit dem getrösteten, ruhigen Blicke, daß wir glücklich sein, zusammen glücklich sein würden" — Albert fiel ihr um den Hals und küßte sie und rief: „Wir sind es! wir werden es sein!" Der ruhige Albert war ganz aus seiner Fassung, und ich wußte nichts von mir selber.

„Werther," fing sie an, „und diese Frau sollte dahin sein! Gott, wenn ich manchmal denke, wie man das Liebste seines Lebens wegtragen läßt, und Niemand als die Kinder das so scharf fühlt, die sich noch lange beklagten, die schwarzen Männer hätten die Mama weggetragen."

Sie stand auf, und ich ward erweckt und erschüttert, blieb sitzen und hielt ihre Hand. „Wir wollen fort," sagte sie, „es wird Zeit." Sie wollte ihre Hand zurückziehen, und ich hielt sie fester. „Wir werden uns wiedersehen," rief ich, „wir werden uns finden, unter allen Gestalten werden wir uns erkennen. Ich gehe," fuhr ich fort, „ich gehe willig, und doch, wenn ich sagen sollte auf ewig, ich würde es nicht aushalten. Leb wohl, Lotte! Leb wohl, Albert! Wir sehen uns wieder" — „Morgen, denke ich," versetzte sie scherzend. — Ich fühlte das Morgen! Ach! sie wußte nicht, als sie ihre Hand aus der meinen zog — Sie gingen die Allee hinaus, ich stand, sah ihnen nach im Mondscheine und warf mich an die Erde und weinte mich aus und sprang auf und lief auf die Terrasse hervor und sah noch dort unten im Schatten der hohen Lindenbäume ihr weißes Kleid nach der Gartenthür schimmern; ich streckte meine Arme aus, und es verschwand.

Zweites Buch.

Am 20. October 1771.

Gestern sind wir hier angelangt. Der Gesandte ist unpaß und wird sich also einige Tage einhalten. Wenn er nur nicht so unhold wäre, wär' Alles gut. Ich merke, ich merke, das Schicksal hat mir harte Prüfungen zugedacht. Doch gutes Muths! Ein leichter Sinn trägt Alles! Ein leichter Sinn? Das macht mich zu lachen, wie das Wort in meine Feder kommt. O, ein Bißchen leichteres Blut würde mich zum Glücklichsten unter der Sonne machen. Was? Da, wo Andere mit ihrem Bißchen Kraft und Talent vor mir in behaglicher Selbstgefälligkeit herumschwadroniren, verzweifle ich an meiner Kraft, an meinen Gaben? Guter Gott, der Du mir das Alles schenktest, warum hieltest Du nicht die Hälfte zurück und gabst mir Selbstvertrauen und Genügsamkeit!

Geduld! Geduld! Es wird besser werden, Denn ich sage Dir, Lieber, Du hast Recht. Seit ich unter dem Volke alle Tage herumgetrieben werde und sehe, was sie thun und wie sie's treiben, stehe ich viel besser mit mir selbst. Gewiß, weil wir doch einmal so gemacht sind, daß wir Alles mit uns und uns mit Allem vergleichen, so liegt Glück oder Elend in den Gegenständen, womit wir uns zusammenhalten, und da ist nichts gefährlicher als die Einsamkeit. Unsere Einbildungskraft, durch ihre Natur gedrungen, sich zu erheben, durch die phantastischen Bilder der Dichtkunst genährt, bildet sich eine Reihe Wesen hinauf, wo wir das unterste sind und Alles außer uns herrlicher erscheint, jeder Andere vollkommner ist. Und [illegible] geht ganz natürlich zu. Wir fühlen so oft, daß uns Manches mangelt, und eben, was uns fehlt, scheint uns oft ein Anderer zu besitzen, dem wir denn auch Alles dazu geben, was wir haben, und noch eine gewisse idealische Behaglichkeit dazu. Und so ist der Glückliche vollkommen fertig, das Geschöpf unserer selbst.

Dagegen, wenn wir mit all unserer Schwachheit und Mühseligkeit nur gerade fortarbeiten, so finden wir gar oft, daß wir mit unserem Schlendern und Laviren es weiter bringen als Andere mit ihrem Segeln und Rudern — und — das ist doch ein wahres Gefühl seiner selbst, wenn man Andern gleich oder gar vorläuft.

Am 26. November 1771.

Ich fange an mich insofern ganz leidlich hier zu befinden. Das Beste ist, daß es zu thun genug giebt; und dann, die vielerlei Menschen, die allerlei neuen Gestalten machen mir ein buntes Schauspiel vor meiner Seele. Ich habe den Grafen C.. kennen lernen, einen Mann, den ich jeden Tag mehr verehren muß, einen weiten, großen Kopf, und der deswegen nicht kalt ist, weil er viel übersieht, aus dessen Umgange so viel Empfindung für Freundschaft und Liebe hervorleuchtet. Er nahm Theil an mir, als ich einen Geschäftsauftrag an ihn ausrichtete und er bei den ersten Worten merkte, daß wir uns verstanden, daß er mit mir reden konnte wie nicht mit Jedem. Auch kann ich sein offenes Betragen gegen mich nicht genug rühmen. So eine wahre, warme Freude ist nicht in der Welt, als eine große Seele zu sehen, die sich gegen Einen öffnet.

Am 24. Dezember 1771.

Der Gesandte macht mir viel Verdruß, ich habe es voraus gesehen. Er ist der pünktlichste Narr, den es nur geben kann, Schritt vor Schritt und umständlich wie eine Base, ein Mensch, der nie mit sich selbst zufrieden ist und dem es daher Niemand zu Danke machen kann. Ich arbeite gern leicht weg, und wie es steht, so steht es; da ist er im Stande, mir einen Aufsatz zurückzugeben und zu sagen: er ist gut, aber sehen Sie ihn durch! man findet immer ein besseres Wort, eine reinere Partikel. Da möchte ich des Teufels werden. Kein Und, kein Bindewörtchen darf außen bleiben, und von allen Inversionen, die mir manchmal entfahren, ist er ein Todfeind; wenn man seinen Perioden nicht nach der hergebrachten Melodie herabsingelt, so versteht er gar nichts drin. Das ist ein Leiden, mit so einem Menschen zu thun zu haben.

Das Vertrauen des Grafen von C.. ist noch das Einzige,

was mich schadlos hält. Er sagte mir letzthin ganz aufrichtig, wie unzufrieden er mit der Langsamkeit und Bedenklichkeit meines Gesandten sei; „die Leute erschweren es sich und Andern;“ doch, sagte er, man muß sich darein resigniren wie ein Reisender, der über einen Berg muß; freilich, wäre der Berg nicht da, so wäre der Weg viel bequemer und kürzer; er ist nun aber da, und man soll hinüber! —

Mein Alter spürt auch wol den Vorzug, den mir der Graf vor ihm giebt, und das ärgert ihn, und er ergreift jede Gelegenheit, Uebels gegen mich vom Grafen zu reden; ich halte, wie natürlich, Widerpart, und dadurch wird die Sache nur schlimmer. Gestern gar brachte er mich auf; denn ich war mit gemeint: Zu so Weltgeschäften sei der Graf ganz gut, er habe viele Leichtigkeit zu arbeiten und führe eine gute Feder; doch an gründlicher Gelehrsamkeit mangle es ihm wie allen Belletristen. Dazu machte er eine Miene, als ob er sagen wollte: fühlst Du den Stich? Aber es that bei mir nicht die Wirkung; ich verachtete den Menschen, der so denken und sich so betragen konnte. Ich hielt ihm Stand und focht mit ziemlicher Heftigkeit. Ich sagte, der Graf sei ein Mann, vor dem man Achtung haben müsse, wegen seines Charakters sowol als wegen seiner Kenntnisse. „Ich habe,“ sagt' ich, „Niemand gekannt, dem es so geglückt wäre, seinen Geist zu erweitern, ihn über unzählige Gegenstände zu verbreiten und doch diese Thätigkeit fürs gemeine Leben zu behalten.“ Das waren dem Gehirne spanische Dörfer, und ich empfahl mich, um nicht über ein weiteres Deräsonnement noch mehr Galle zu schlucken.

Und daran seid Ihr Alle Schuld, die Ihr mich in das Joch geschwatzt und mir soviel von Aktivität vorgesungen habt. Aktivität! Wenn nicht der mehr thut, der Kartoffeln legt und in die Stadt reitet, sein Korn zu verkaufen, als ich, so will ich zehn Jahre mich noch auf der Galeere abarbeiten, auf der ich nun angeschmiedet bin.

Und das glänzende Elend, die Langeweile unter dem gaffigen Volke, das sich hier neben einander sieht! Die Rangsucht unter ihnen, wie sie nur wachen und aufpassen, einander ein Schrittchen abzugewinnen, die elendesten, erbärmlichsten Leidenschaften, ganz ohne Röckchen. Da ist ein Weib zum Exempel, die Jedermann von ihrem Adel und ihrem Lande unterhält, so daß jeder Fremde denken muß: das ist eine Närrin, die sich auf das Bißchen Adel und auf den Ruf ihres Landes Wunder-

streiche einbildet. — Aber es ist noch viel ärger; eben das Weib ist hier aus der Nachbarschaft, eine Amtschreiberstochter — Sieh, ich kann das Menschengeschlecht nicht begreifen, das so wenig Sinn hat, um sich so platt zu prostituiren.

Zwar ich merke täglich mehr, mein Lieber, wie thöricht man ist, Andere nach sich zu berechnen. Und weil ich soviel mit mir selbst zu thun habe und dieses Herz so stürmisch ist — ach, ich lasse gern die Andern ihres Pfades gehen; wenn sie mich nur auch könnten gehen lassen!

Was mich am Meisten neckt, sind die fatalen bürgerlichen Verhältnisse. Zwar weiß ich so gut als Einer, wie nöthig der Unterschied der Stände ist, wie viel Vortheile er mir selbst verschafft; nur soll er mir nicht eben gerade im Wege stehen, wo ich noch ein wenig Freude, einen Schimmer von Glück auf dieser Erde genießen könnte. Ich lernte neulich auf dem Spaziergange eine Fräulein von B . . . kennen, ein liebenswürdiges Geschöpf, das sehr viel Natur mitten in dem steifen Leben erhalten hat. Wir gefielen uns in unserm Gespräche, und da wir schieden, bat ich sie um Erlaubniß, sie bei sich sehen zu dürfen. Sie gestattete mir das mit so vieler Freimüthigkeit, daß ich den schicklichen Augenblick kaum erwarten konnte, zu ihr zu gehen. Sie ist nicht von hier und wohnt bei einer Tante im Hause. Die Physiognomie der Alten gefiel mir nicht. Ich bezeigte ihr viel Aufmerksamkeit, mein Gespräch war meist an sie gewandt, und in minder als einer halben Stunde hatte ich so ziemlich weg, was mir das Fräulein hernach selbst gestand, daß die liebe Tante in ihrem Alter Mangel an Allem, kein anständiges Vermögen, keinen Geist und keine Stütze hat als die Reihe ihrer Vorfahren, keinen Schirm als den Stand, in den sie sich verpallisadiret, und kein Ergetzen, als von ihrem Steckwerk herab über die bürgerlichen Häupter weg zu sehen. In ihrer Jugend soll sie schön gewesen sein und ihr Leben weggegaukelt, erst mit ihrem Eigensinne manchen armen Jungen geaält und in den reiferen Jahren sich unter den Gehorsam eines alten Offiziers geduckt haben, der gegen diesen Preis und einen leidlichen Unterhalt das eherne Jahrhundert mit ihr zubrachte und starb. Nun sieht sie im eisernen sich allein und würde nicht angesehen, wäre ihre Nichte nicht so liebenswürdig.

Den 8. Januar 1772.

Was das für Menſchen ſind, deren ganze Seele auf dem Zeremoniel ruht, deren Dichten und Trachten Jahre lang dahin geht, wie ſie um einen Stuhl weiter hinauf bei Tiſche ſich einſchieben wollen! Und nicht, daß ſie ſonſt keine Angelegenheit hätten, nein, vielmehr häufen ſich die Arbeiten, eben weil man über den kleinen Verdrießlichkeiten von Beförderung der wichtigen Sachen abgehalten wird. Vorige Woche gab es bei der Schlittenfahrt Händel, und der ganze Spaß wurde verdorben.

Die Thoren, die nicht ſehen, daß es eigentlich auf den Platz gar nicht ankommt, und daß der, der den erſten hat, ſo ſelten die erſte Rolle ſpielt! Wie mancher König wird durch ſeinen Miniſter, wie mancher Miniſter durch ſeinen Sekretär regiert! Und wer iſt dann der Erſte? Der, dünkt mich, der die Andern überſieht und ſoviel Gewalt oder Liſt hat, ihre Kräfte und Leidenſchaften zu Ausführung ſeiner Plane anzuſpannen.

Am 20. Januar.

Ich muß Ihnen ſchreiben, liebe Lotte, hier in der Stube einer geringen Bauernherberge, in die ich mich vor einem ſchweren Wetter geflüchtet habe. So lange ich in dem traurigen Neſte D. . ., unter dem fremden, meinem Herzen ganz fremden Volke herumziehe, habe ich keinen Augenblick gehabt, keinen, an dem mein Herz mich geheißen hätte Ihnen zu ſchreiben; und jetzt in dieſer Hütte, in dieſer Einſamkeit, in dieſer Einſchränkung, da Schnee und Schloßen wider mein Fenſterchen wüthen, hier waren Sie mein erſter Gedanke. Wie ich hereintrat, überfiel mich Ihre Geſtalt, Ihr Andenken, o Lotte, ſo heilig, ſo warm! Guter Gott, der erſte glückliche Augenblick wieder!

Wenn Sie mich ſähen, meine Beſte, in dem Schwall von Zerſtreuung! Wie ausgetrocknet meine Sinne werden! Nicht einen Augenblick der Fülle des Herzens, nicht eine ſelige Stunde! Nichts! Nichts! Ich ſtehe wie vor einem Raritätenkaſten und ſehe die Männchen und Gäulchen vor mir herumrücken und frage mich oft, ob es nicht optiſcher Betrug iſt. Ich ſpiele mit, vielmehr, ich werde geſpielt wie eine Marionette und faſſe manchmal meinen Nachbar an der hölzernen Hand und ſchaudre zurück. Des Abends nehme ich mir vor den Sonnenaufgang zu genießen, und komme nicht aus dem Bette; am Tage hoffe

ich mich des Mondscheins zu erfreuen und bleibe in meiner Stube. Ich weiß nicht recht, warum ich aufstehe, warum ich schlafen gehe.

Der Sauerteig, der mein Leben in Bewegung setzte, fehlt; der Reiz, der mich in tiefen Nächten munter erhielt, ist hin, der mich des Morgens aus dem Schlafe weckte, ist weg.

Ein einzig weibliches Geschöpf habe ich hier gefunden, eine Fräulein von B. . . . Sie gleicht Ihnen, liebe Lotte, wenn man Ihnen gleichen kann. Ei, werden Sie sagen, der Mensch legt sich auf niedliche Komplimente! Ganz unwahr ist es nicht. Seit einiger Zeit bin ich sehr artig, weil ich doch nicht anders sein kann, habe viel Witz, und die Frauenzimmer sagen, es wüßte Niemand so fein zu loben als ich (und zu lügen, setzen Sie hinzu; denn ohne das geht es nicht ab, verstehen Sie?). Ich wollte von Fräulein B . . . reden. Sie hat viel Seele, die voll aus ihren blauen Augen hervorblickt. Ihr Stand ist ihr zur Last, der keinen der Wünsche ihres Herzens befriedigt. Sie sehnt sich aus dem Getümmel, und wir verphantasiren manche Stunde in ländlichen Scenen von ungemischter Glückseligkeit, ach, und von Ihnen! Wie oft muß sie Ihnen huldigen! muß nicht, thut es freiwillig, hört so gern von Ihnen, liebt Sie. —

O, säß' ich zu Ihren Füßen in dem lieben, vertraulichen Zimmerchen, und unsere kleinen Lieben wälzten sich mit einander um mich herum, und wenn sie Ihnen zu laut würden, wollte ich sie mit einem schauerlichen Märchen um mich zur Ruhe versammeln.

Die Sonne geht herrlich unter über der schneeglänzenden Gegend, der Sturm ist hinübergezogen, und ich — muß mich wieder in meinen Käfig sperren — Adieu! Ist Albert bei Ihnen und wie? — Gott verzeihe mir diese Frage!

Den 8. Februar.

Wir haben seit acht Tagen das abscheulichste Wetter, und mir ist es wohlthätig. Denn so lang' ich hier bin, ist mir noch kein schöner Tag am Himmel erschienen, den mir nicht Jemand verdorben oder verleidet hätte. Wenn's nun recht regnet und stöbert und fröstelt und thaut, da, denk' ich, kann's doch zu Hause nicht schlimmer werden, als es draußen ist, oder umgekehrt, und so ist's gut. Geht die Sonne des Morgens auf

und verſpricht einen ſeinen Tag, erwehr' ich mir niemals auszurufen: da haben ſie doch wieder ein himmliſches Gut, warum ſie einander bringen können. Es iſt nichts, warum ſie einander nicht bringen: Geſundheit, guter Name, Freudigkeit, Erholung! Und meiſt aus Albernheit, Unbegriff und Enge, und wenn man ſie anhört, mit der beſten Meinung. Manchmal möcht' ich ſie auf den Knien bitten, nicht ſo raſend in ihre eigenen Eingeweide zu wüthen.

Am 17. Februar.

Ich fürchte, mein Geſandter und ich halten es zuſammen nicht lange mehr aus. Der Mann iſt ganz und gar unerträglich. Seine Art zu arbeiten und Geſchäfte zu treiben iſt ſo lächerlich, daß ich mich nicht enthalten kann ihm zu widerſprechen und oft eine Sache nach meinem Kopf und meiner Art zu machen, das ihm denn, wie natürlich, niemals recht iſt. Darüber hat er mich neulich bei Hofe verklagt, und der Miniſter gab mir einen zwar ſanften Verweis, aber es war doch ein Verweis, und ich ſtand im Begriffe meinen Abſchied zu begehren, als ich einen Privatbrief*) von ihm erhielt, einen Brief, vor dem ich niedergekniet und den hohen, edlen, weiſen Sinn angebetet habe. Wie er meine allzugroße Empfindlichkeit zurechtweiſet, wie er meine überſpannten Ideen von Wirkſamkeit, von Einfluß auf Andere, von Durchdringen in Geſchäften, als jugendlichen, guten Muth zwar ehrt, ſie nicht auszurotten, nur zu mildern und dahin zu leiten ſucht, wo ſie ihr wahres Spiel haben, ihre kräftige Wirkung thun können! Auch bin ich auf acht Tage geſtärkt und in mir ſelbſt einig geworden. Die Ruhe der Seele iſt ein herrliches Ding und die Freude an ſich ſelbſt; lieber Freund, wenn nur das Kleinod nicht ebenſo zerbrechlich wäre, als es ſchön und koſtbar iſt.

Am 20. Februar.

Gott ſegne Euch, meine Lieben, gebe Euch alle die guten Tage, die er mir abzieht!

*) Man hat aus Ehrfurcht für dieſen trefflichen Herrn gedachten Brief und einen andern, deſſen weiter hinten erwähnt wird, dieſer Sammlung entzogen, weil man nicht glaubte, eine ſolche Kühnheit durch den wärmſten Dank des Publikums entſchuldigen zu können.

Ich danke Dir, Albert, daß Du mich betrogen hast. Ich wartete auf Nachricht, wann Euer Hochzeittag sein würde, und hatte mir vorgenommen, feierlichst an demselben Lottens Schattenriß von der Wand zu nehmen und ihn unter andere Papiere zu begraben. Nun seid Ihr ein Paar, und ihr Bild ist noch hier! Nun, so soll es bleiben! Und warum nicht? Ich weiß, ich bin ja auch bei Euch, bin Dir unbeschadet in Lottens Herzen, habe, ja, ich habe den zweiten Platz darin und will und muß ihn behalten. O, ich würde rasend werden, wenn sie vergessen könnte — Albert, in dem Gedanken liegt eine Hölle. Albert, leb wohl! Leb wohl, Engel des Himmels! Leb wohl, Lotte!

Am 15. März.

Ich habe einen Verdruß gehabt, der mich von hier wegtreiben wird. Ich knirsche mit den Zähnen! Teufel! Er ist nicht zu ersetzen, und Ihr seid doch allein Schuld daran, die Ihr mich sporntet und triebt und quältet, mich in einen Posten zu begeben, der nicht nach meinem Sinne war. Nun habe ich's! Nun habt Ihr's! Und daß Du nicht wieder sagst, meine überspannten Ideen verdürben Alles, so hast Du hier, lieber Herr, eine Erzählung, plan und nett, wie ein Chronikenschreiber das aufzeichnen würde.

Der Graf von C. . . liebt mich, distinguirt mich; das ist bekannt, das habe ich Dir schon hundertmal gesagt. Nun war ich gestern bei ihm zu Tafel eben an dem Tage, da Abends die noble Gesellschaft von Herrn und Frauen bei ihm zusammenkommt, an die ich nicht gedacht habe, auch mir nie aufgefallen ist, daß wir Subalternen nicht hinein gehören. Gut. Ich speise bei dem Grafen, und nach Tische gehn wir in dem großen Saal auf und ab, ich rede mit ihm, mit dem Obersten B. ., der dazu kommt, und so rückt die Stunde der Gesellschaft heran. Ich denke, Gott weiß, an nichts. Da tritt herein die übergnädige Dame von S. . mit ihrem Herrn Gemahl und wohl ausgebrüteten Gänslein Töchter mit der flachen Brust und niedlichem Schnürleibe, machen en passant ihre hergebrachten hochadeligen Augen und Naslöcher, und wie mir die Nation von Herzen zuwider ist, wollte ich mich eben empfehlen und wartete nur, bis der Graf vom gastigen Gewäsche frei wäre, als meine Fräulein B. . . hereintrat. Da mir das Herz immer ein Bißchen aufgeht, wenn ich sie sehe, blieb ich eben, stellte

mich hinter ihren Stuhl und bemerkte erſt nach einiger Zeit, daß ſie mit weniger Offenheit als ſonſt, mit einiger Verlegenheit mit mir redete. Das fiel mir auf. Iſt ſie auch wie alle das Volk! dachte ich und war angeſtochen und wollte gehen; und doch blieb ich, weil ich ſie gerne entſchuldigt hätte und es nicht glaubte und noch ein gut Wort von ihr hoffte, und — was Du willſt. Unterdeſſen füllt ſich die Geſellſchaft. Der Baron F. . mit der ganzen Garderobe von den Krönungszeiten Franz des Erſten her, der Hofrath R. . ., hier aber in qualitate Herr von R. . genannt, mit ſeiner tauben Frau ꝛc., den übel feurmirten J. . nicht zu vergeſſen, der die Lücken ſeiner altfränkiſchen Garderobe mit neumodiſchen Lappen ausflickt: das kommt zu Hauf, und ich rede mit Einigen meiner Bekanntſchaft, die Alle ſehr lakoniſch ſind. Ich dachte — und gab nur auf meine B. . . Acht. Ich merkte nicht, daß die Weiber am Ende des Saales ſich in die Ohren flüſterten, daß es auf die Männer zirkulirte, daß Frau von S. . mit dem Grafen redete (das Alles hat mir Fräulein B. . . nachher erzählt), bis endlich der Graf auf mich losging und mich in ein Fenſter nahm. „Sie wiſſen," ſagte er, „unſere wunderbaren Verhältniſſe; die Geſellſchaft iſt unzufrieden, merke ich, Sie hier zu ſehen. Ich wollte nicht um Alles" — „Ihro Excellenz," fiel ich ein; „ich bitte tauſendmal um Verzeihung; ich hätte eher dran denken ſollen, und ich weiß, Sie vergeben mir dieſe Inkonſequenz; ich wollte ſchon vorhin mich empfehlen, ein böſer Genius hat mich zurückgehalten," ſetzte ich lächelnd hinzu, indem ich mich neigte. Der Graf drückte meine Hände mit einer Empfindung, die Alles ſagte. Ich ſtrich mich ſachte aus der vornehmen Geſellſchaft, ging, ſetzte mich in ein Kabriolet und fuhr nach M. ., dort vom Hügel die Sonne untergehen zu ſehen und dabei in meinem Homer den herrlichen Geſang zu leſen, wie Ulyß von dem trefflichen Schweinhirten bewirthet wird. Das war Alles gut.

„Des Abends komme ich zurück zu Tiſche, es waren noch Wenige in der Gaſtſtube; die würfelten auf einer Ecke, hatten das Tiſchtuch zurückgeſchlagen. Da kommt der ehrliche R. . . hinein, legt ſeinen Hut nieder, indem er mich anſieht, tritt zu mir und ſagt leiſe: „Du haſt Verdruß gehabt?" „Ich?" ſagte ich. „Der Graf hat Dich aus der Geſellſchaft gewieſen." — „Hole ſie der Teufel!" ſagt' ich; „mir war's lieb, daß ich in die freie Luft kam." — „Gut," ſagte er, „daß Du es auf die leichte Achſel nimmſt! Nur verdrießt mich's, es iſt ſchon überall

herum" — Da fing mich das Ding erst an zu wurmen. Alle, die zu Tische kamen und mich ansahen, dachte ich, die sehen Dich darum an! Das gab böses Blut.

Und da man nun heute gar, wo ich hintrete, mich bedauert, da ich höre, daß meine Neider nun triumphiren und sagen, da sähe man's, wo es mit den Uebermüthigen hinausginge, die sich ihres Bißchen Kopfs überhöben und glaubten sich darum über alle Verhältnisse hinaussetzen zu dürfen, und was des Hundegeschwätzes mehr ist — da möchte man sich ein Messer ins Herz bohren; denn man rede von Selbstständigkeit, was man will, den will ich sehen, der dulden kann, daß Schurken über ihn reden, wenn sie einen Vortheil über ihn haben; wenn ihr Geschwätze leer ist, ach, da kann man sie leicht lassen.

Am 16. März.

Es hetzt mich Alles. Heute treffe ich die Fräulein B... in der Allee; ich konnte mich nicht enthalten sie anzureden und ihr, sobald wir etwas entfernt von der Gesellschaft waren, meine Empfindlichkeit über ihr neuliches Betragen zu zeigen. „O Werther," sagte sie mit einem innigen Tone, „konnten Sie meine Verwirrung so auslegen, da Sie mein Herz kennen? Was ich gelitten habe um Ihretwillen von dem Augenblicke an, da ich in den Saal trat! Ich sah Alles voraus, hundertmal saß mir's auf der Zunge, es Ihnen zu sagen. Ich wußte, daß die von S.. und L.. mit ihren Männern eher aufbrechen würden als in Ihrer Gesellschaft zu bleiben; ich wußte, daß der Graf es mit ihnen nicht verderben darf, — und jetzo der Lärm." — „Wie? Fräulein!" sagte ich und verbarg meinen Schrecken; denn Alles, was Adelin mir ehegestern gesagt hatte, lief mir wie siedend Wasser durch die Adern in diesem Augenblicke. — „Was hat es mich schon gekostet!" sagte das süße Geschöpf, indem ihr die Thränen in den Augen standen. — Ich war nicht Herr mehr von mir selbst, war im Begriffe, mich ihr zu Füßen zu werfen. „Erklären Sie sich!" rief ich. Die Thränen liefen ihr die Wangen herunter. Ich war außer mir. Sie trocknete sie ab, ohne sie verbergen zu wollen. „Meine Tante kennen Sie," fing sie an; „sie war gegenwärtig und hat, o, mit was für Augen hat sie das angesehen! Werther, ich habe gestern Nacht ausgestanden, und heute früh eine Predigt über meinen Umgang mit Ihnen,

und ich habe müſſen zuhören Sie herabſetzen, erniedrigen, und konnte und durfte Sie nur halb vertheidigen."

Jedes Wort, das ſie ſprach, ging mir wie ein Schwert durchs Herz. Sie fühlte nicht, welche Barmherzigkeit es geweſen wäre, mir das Alles zu verſchweigen; und nun fügte ſie noch dazu, was weiter würde geträſcht werden, was eine Art Menſchen darüber triumphiren würde, wie man ſich nunmehr über die Strafe meines Uebermuths und meiner Geringſchätzung Anderer, die ſie mir ſchon lange vorwerfen, kitzeln und freuen würde. Das Alles, Wilhelm, von ihr zu hören, mit der Stimme der wahreſten Theilnehmung — ich war zerſtört und bin noch wüthend in mir. Ich wollte, daß ſich Einer unterſtünde mir es vorzuwerfen, daß ich ihm den Degen durch den Leib ſtoßen könnte; wenn ich Blut ſähe, würde mir es beſſer werden. Ach, ich habe hundertmal ein Meſſer ergriffen, um dieſem gedrängten Herzen Luft zu machen. Man erzählt von einer edlen Art Pferde, die, wenn ſie ſchrecklich erhitzt und aufgejagt ſind, ſich ſelbſt aus Inſtinkt eine Ader aufbeißen, um ſich zum Athem zu helfen. So iſt mir's oft; ich möchte mir eine Ader öffnen, die mir die ewige Freiheit ſchaffte.

Am 24. März.

Ich habe meine Entlaſſung vom Hofe verlangt und werde ſie, hoffe ich, erhalten, und Ihr werdet mir verzeihen, daß ich nicht erſt Erlaubniß dazu bei Euch geholt habe. Ich muß nun einmal fort, und was Ihr zu ſagen hattet, um mir das Bleiben einzureden, weiß ich Alles, und alſo — Bringe das meiner Mutter in einem Säftchen bei! Ich kann mir ſelbſt nicht helfen, und ſie mag ſich gefallen laſſen, wenn ich ihr auch nicht helfen kann. Freilich muß es ihr wehe thun. Den ſchönen Lauf, den ihr Sohn gerade zum Geheimenrath und Geſandten anſetzte, ſo auf einmal Halte zu ſehen, und rückwärts mit dem Thierchen in den Stall! Macht nun draus, was Ihr wollt und kombinirt die möglichen Fälle, unter denen ich hätte bleiben können und ſollen; genug, ich gehe; und damit Ihr wißt, wo ich hinkomme, ſo iſt hier der Fürſt **, der vielen Geſchmack an meiner Geſellſchaft findet; der hat mich gebeten, da er von meiner Abſicht hörte, mit ihm auf ſeine Güter zu gehen und den ſchönen Frühling da zuzubringen. Ich ſoll ganz mir ſelbſt gelaſſen ſein, hat er mir verſprochen; und da wir uns zuſammen biß

auf einen gewissen Punkt verstehen, so will ich es denn auf gut Glück wagen und mit ihm gehen.

Zur Nachricht.

Am 19. April.

Danke für Deine beiden Briefe. Ich antwortete nicht, weil ich dieses Blatt liegen ließ, bis mein Abschied vom Hofe da wäre; ich fürchtete, meine Mutter möchte sich an den Minister wenden und mir mein Vorhaben erschweren. Nun aber ist es geschehen; mein Abschied ist da. Ich mag Euch nicht sagen, wie ungern man mir ihn gegeben hat, und was mir der Minister schreibt; Ihr würdet in neue Lamentationen ausbrechen. Der Erbprinz hat mir zum Abschiede fünfundzwanzig Dukaten geschickt mit einem Worte, das mich bis zu Thränen gerührt hat; also brauche ich von der Mutter das Geld nicht, um das ich neulich schrieb.

Am 5. Mai.

Morgen gehe ich von hier ab, und weil mein Geburtsort nur sechs Meilen vom Wege liegt, so will ich den auch wiedersehen, will mich der alten glücklich verträumten Tage erinnern. Zu eben dem Thore will ich hineingehen, aus dem meine Mutter mit mir herausfuhr, als sie nach dem Tode meines Vaters den lieben, vertraulichen Ort verließ, um sich in ihre unerträgliche Stadt einzusperren. Adieu, Wilhelm! Du sollst von meinem Zuge hören.

Am 9. Mai.

Ich habe die Wallfahrt nach meiner Heimath mit aller Andacht eines Pilgrims vollendet, und manche unerwarteten Gefühle haben mich ergriffen. An der großen Linde, die eine Viertelstunde vor der Stadt nach S. . zu steht, ließ ich halten, stieg aus und hieß den Postillon fortfahren,, um zu Fuße jede Erinnerung ganz neu, lebhaft, nach meinem Herzen zu kosten. Da stand ich nun unter der Linde, die ehedem als Knabe das Ziel und die Grenze meiner Spaziergänge gewesen. Wie anders! Damals sehnte ich mich in glücklicher Unwissenheit hinaus in die unbekannte Welt, wo ich für mein Herz so viele Nahrung,

so vielen Genuß hoffte, meinen strebenden, sehnenden Busen auszufüllen und zu befriedigen. Jetzt komme ich zurück aus der weiten Welt — o mein Freund, mit wie viel fehlgeschlagenen Hoffnungen, mit wie viel zerstörten Planen! — Ich sah das Gebirge vor mir liegen, das so tausendmal der Gegenstand meiner Wünsche gewesen war. Stundenlang konnt' ich hier sitzen und mich hinübersehnen, mit inniger Seele mich in den Wäldern, den Thälern verlieren, die sich meinen Augen so freundlichdämmernd darstellten; und wenn ich dann um bestimmte Zeit wieder zurück mußte, mit welchem Widerwillen verließ ich nicht den lieben Platz! — Ich kam der Stadt näher, alle die alten bekannten Gartenhäuschen wurden von mir gegrüßt, die neuen waren mir zuwider, so auch alle Veränderungen, die man sonst vorgenommen hatte. Ich trat zum Thor hinein und fand mich doch gleich und ganz wieder. Lieber, ich mag nicht ins Detail geben; so reizend, als es mir war, so einförmig würde es in der Erzählung werden. Ich hatte beschlossen auf dem Markte zu wohnen gleich neben unserem alten Hause. Im Hingehen bemerkte ich, daß die Schulstube, wo ein ehrliches altes Weib unsere Kindheit zusammengepfercht hatte, in einen Kramladen verwandelt war. Ich erinnerte mich der Unruhe, der Thränen, der Dumpfheit des Sinnes, der Herzensangst, die ich in dem Loche ausgestanden hatte. — Ich that keinen Schritt, der nicht merkwürdig war. Ein Pilger im heiligen Lande trifft nicht so viele Stätten religiöser Erinnerungen an, und seine Seele ist schwerlich so voll heiliger Bewegung. — Noch Eins für Tausend. Ich ging den Fluß hinab bis an einen gewissen Hof — das war sonst auch mein Weg — und die Plätzchen, wo wir Knaben uns übten, die meisten Sprünge der flachen Steine im Wasser hervorzubringen. Ich erinnerte mich so lebhaft, wenn ich manchmal stand und dem Wasser nachsah, mit wie wunderbaren Ahnungen ich es verfolgte, wie abenteuerlich ich mir die Gegenden vorstellte, wo es nun hinflösse, und wie ich da so bald Grenzen meiner Vorstellungskraft fand; und doch mußte das weiter gehen, immer weiter, bis ich mich ganz in dem Anschauen einer unsichtbaren Ferne verlor. Sieh, mein Lieber, so beschränkt und so glücklich waren die herrlichen Altväter, so kindlich ihr Gefühl, ihre Dichtung! Wenn Ulyß von dem ungemessnen Meer und von der unendlichen Erde spricht, das ist so wahr, menschlich, innig, eng und geheimnißvoll. Was hilft mir's, daß ich jetzt mit jedem Schulknaben nachsagen kann, daß

sie rund sei? Der Mensch braucht nur wenige Erdschollen, um drauf zu genießen, weniger, um drunter zu ruhen.

Nun bin ich hier auf dem fürstlichen Jagdschloß. Es läßt sich noch ganz wohl mit dem Herrn leben; er ist wahr und einfach. Wunderliche Menschen sind um ihn herum, die ich gar nicht begreife. Sie scheinen keine Schelme und haben doch auch nicht das Ansehen von ehrlichen Leuten. Manchmal kommen sie mir ehrlich vor, und ich kann ihnen doch nicht trauen. Was mir noch leid thut, ist, daß er oft von Sachen redet, die er nur gehört und gelesen hat, und zwar aus eben dem Gesichtspunkte, wie sie ihm der Andere vorstellen mochte.

Auch schätzt er meinen Verstand und meine Talente mehr als dies Herz, das doch mein einziger Stolz ist, das ganz allein die Quelle von Allem ist, aller Kraft, aller Seligkeit und alles Elendes. Ach, was ich weiß, kann Jeder wissen — mein Herz habe ich allein.

Am 15. Mai.

Ich hatte etwas im Kopfe, davon ich Euch nichts sagen wollte, bis es ausgeführt wäre; jetzt, da nichts draus wird, ist es ebenso gut. Ich wollte in den Krieg; das hat mir lange am Herzen gelegen. Vornehmlich darum bin ich dem Fürsten hierher gefolgt, der General in *** Diensten ist. Auf einem Spaziergang entdeckte ich ihm mein Vorhaben; er widerrieth mir es, und es müßte bei mir mehr Leidenschaft als Grille gewesen sein, wenn ich seinen Gründen nicht hätte Gehör geben wollen.

Am 11. Junius.

Sage, was Du willst, ich kann nicht länger bleiben! Was soll ich hier? Die Zeit wird mir lang. Der Fürst hält mich, so gut man nur kann, und doch bin ich nicht in meiner Lage. Wir haben im Grunde nichts gemein mit einander. Er ist ein Mann von Verstande, aber von ganz gemeinem Verstande; sein Umgang unterhält mich nicht mehr, als wenn ich ein wohlgeschriebenes Buch lese. Noch acht Tage bleibe ich, und dann ziehe ich wieder in der Irre herum. Das Beste, was ich hier gethan habe, ist mein Zeichnen. Der Fürst fühlt in der Kunst und würde noch stärker fühlen, wenn er nicht durch das gartige wissenschaftliche Wesen und durch die gewöhnliche Terminologie

eingeſchränkt wäre. Manchmal kniriche ich mit den Zähnen, wenn ich ihn mit warmer Imagination an Natur und Kunſt herumführe, und er es auf einmal recht gut zu machen denkt, wenn er mit einem geſtempelten Kunſtworte drein ſtelpert.

Am 16. Julius.

Ja wol bin ich nur ein Wandrer, ein Waller auf der Erde! Seid Ihr denn mehr?

Am 18. Julius.

Wo ich bin will? Das laſſ' Dir im Vertrauen eröffnen. Vierzehn Tage muß ich doch noch hier bleiben, und dann habe ich mir weis gemacht, daß ich die Bergwerke im **ſchen beſuchen wollte; iſt aber im Grunde nichts dran; ich will nur Lotten wieder näher, das iſt Alles. Und ich lache über mein eignes Herz — und thu' ihm ſeinen Willen.

Am 29. Julius.

Nein, es iſt gut, es iſt Alles gut! — Ich — ihr Mann! O Gott, der Du mich machteſt, wenn Du mir dieſe Seligkeit bereitet hätteſt, mein ganzes Leben ſollte ein anhaltendes Gebet ſein. Ich will nicht rechten, und verzeihe mir dieſe Thränen, verzeihe mir meine vergeblichen Wünſche! — Sie meine Frau! Wenn ich das liebſte Geſchöpf unter der Sonne in meine Arme geſchloſſen hätte — es geht mir ein Schauder durch den ganzen Körper, Wilhelm, wenn Albert ſie um den ſchlanken Leib faßt.

Und, darf ich es ſagen? Warum nicht, Wilhelm? Sie wäre mit mir glücklicher geworden als mit ihm! O, er iſt nicht der Menſch, die Wünſche dieſes Herzens alle zu füllen. Ein gewiſſer Mangel an Fühlbarkeit, ein Mangel — nimm es, wie Du willſt; daß ſein Herz nicht ſympathetiſch ſchlägt bei — oh! — bei der Stelle eines lieben Buches, wo mein Herz und Lottens in Einem zuſammentreffen, in hundert andern Vorfällen, wenn es kommt, daß unſere Empfindungen über eine Handlung eines Dritten laut werden. Lieber Wilhelm! — Zwar, er liebt ſie von ganzer Seele, und ſo eine Liebe, was verdient die nicht! —

Ein unerträglicher Mensch hat mich unterbrochen. Meine Thränen sind getrocknet. Ich bin zerstreut. Adieu, Lieber!

Am 4. August.

Es geht mir nicht allein so. Alle Menschen werden in ihren Hoffnungen getäuscht, in ihren Erwartungen betrogen. Ich besuchte mein gutes Weib unter der Linde. Der älteste Junge lief mir entgegen, sein Freudengeschrei führte die Mutter herbei, die sehr niedergeschlagen aussah. Ihr erstes Wort war: „Guter Herr, ach, mein Hans ist mir gestorben.“ Es war der jüngste ihrer Knaben. Ich war stille. „Und mein Mann,“ sagte sie, „ist aus der Schweiz zurück und hat nichts mitgebracht, und ohne gute Leute hätte er sich herausbetteln müssen; er hatte das Fieber unterwegs gekriegt.“ — Ich konnte ihr nichts sagen und schenkte dem Kleinen was; sie bat mich, einige Aepfel anzunehmen, das ich that und den Ort des traurigen Andenkens verließ.

Am 21. August.

Wie man eine Hand umwendet, ist es anders mit mir. Manchmal will wol ein freudiger Blick des Lebens wieder aufdämmern, ach, nur für einen Augenblick! Wenn ich mich so in Träumen verliere, kann ich mich des Gedankens nicht erwehren: wie, wenn Albert stürbe? Du würdest! Ja, sie würde — und dann laufe ich dem Hirngespinnste nach, bis es mich an Abgründe führet, vor denen ich zurückbebe.

Wenn ich zum Thore hinausgehe, den Weg, den ich zum ersten Mal fuhr, Lotten zum Tanze zu holen, wie war das so ganz anders! Alles, Alles ist vorübergegangen! Kein Wink der vorigen Welt, kein Pulsschlag meines damaligen Gefühles! Mir ist es, wie es einem Geiste sein müßte, der in das ausgebrannte, zerstörte Schloß zurückkehrte, das er als blühender Fürst einst gebaut und, mit allen Gaben der Herrlichkeit ausgestattet, sterbend seinem geliebten Sohne hoffnungsvoll hinterlassen hatte.

Am 3. September.

Ich begreife manchmal nicht, wie sie ein Anderer lieb haben kann, lieb haben darf, da ich sie so ganz allein, so innig, so voll liebe, nichts Anders kenne, noch weiß, noch habe als sie!

Am 4. September.

Ja, es ist so. Wie die Natur sich zum Herbste neigt, wird es Herbst in mir und um mich her. Meine Blätter werden gelb, und schon sind die Blätter der benachbarten Bäume abgefallen. Hab' ich Dir nicht einmal von einem Bauerburschen geschrieben, gleich da ich herkam? Jetzt erkundigte ich mich wieder nach ihm in Wahlheim; es hieß, er sei aus dem Dienste gejagt worden, und Niemand wollte was weiter von ihm wissen. Gestern traf ich ihn von ungefähr auf dem Wege nach einem andern Dorfe; ich redete ihn an, und er erzählte mir seine Geschichte, die mich doppelt und dreifach gerührt hat, wie Du leicht begreifen wirst, wenn ich Dir sie wiedererzähle. Doch wozu das Alles? Warum behalt' ich nicht für mich, was mich ängstigt und kränkt? Warum betrüb' ich noch Dich? Warum geb' ich Dir immer Gelegenheit, mich zu bedauern und mich zu schelten? Sei's denn, auch das mag zu meinem Schicksal gehören!

Mit einer stillen Traurigkeit, in der ich ein Wenig scheues Wesen zu bemerken schien, antwortete der Mensch mir erst auf meine Fragen; aber gar bald öffnet, als wenn er sich und mich auf einmal wiedererkennte, gestand er mir seine Fehler, klagte er mir sein Unglück. Könnt' ich Dir, mein Freund, jedes seiner Worte vor Gericht stellen! Er bekannte, ja, er erzählte mit einer Art von Genuß und Glück der Wiedererinnerung, daß die Leidenschaft zu seiner Hausfrau sich in ihm tagtäglich vermehrt, daß er zuletzt nicht gewußt habe, was er thue, nicht, wie er sich ausdrückte, wo er mit dem Kopfe bin gesollt. Er habe weder essen, noch trinken, noch schlafen können; es habe ihm an der Kehle gestockt; er habe gethan, was er nicht thun sollen; was ihm aufgetragen worden, hab' er vergessen; er sei als wie von einem bösen Geist verfolgt gewesen, bis er eines Tages, als er sie in einer obern Kammer gewußt, ihr nachgegangen, ja vielmehr ihr nachgezogen worden sei. Da sie seinen Bitten kein Gehör gegeben, hab' er sich ihrer mit Gewalt bemäch-

tigen wollen; er wisse nicht, wie ihm geschehen sei, und nehme Gott zum Zeugen, daß seine Absichten gegen sie immer redlich gewesen und daß er nichts sehnlicher gewünscht, als daß sie ihn heirathen, daß sie mit ihm ihr Leben zubringen möchte. Da er eine Zeit lang geredet hatte, fing er an zu stocken, wie Einer, der noch etwas zu sagen hat und sich es nicht herauszusagen getraut; endlich gestand er mir auch mit Schüchternheit, was sie ihm für kleine Vertraulichkeiten erlaubt und welche Nähe sie ihm vergönnet. Er brach zwei-, dreimal ab und wiederholte die lebhaftesten Protestationen, daß er das nicht sage, um sie schlecht zu machen, wie er sich ausdrückte, daß er sie liebe und schätze wie vorher, daß so etwas nicht über seinen Mund gekommen sei, und daß er es mir nur sage, um mich zu überzeugen, daß er kein ganz verkehrter und unsinniger Mensch sei — Und hier, mein Bester, fang' ich mein altes Lied wieder an, das ich ewig anstimmen werde: könnt' ich Dir den Menschen vorstellen, wie er vor mir stand, wie er noch vor mir steht! Könnt' ich Dir Alles recht sagen, damit Du fühltest, wie ich an seinem Schicksale Theil nehme, Theil nehmen muß! Doch genug! Da Du auch mein Schicksal kennst, auch mich kennst, so weißt Du nur zu wohl, was mich zu allen Unglücklichen, was mich besonders zu diesem Unglücklichen hinzieht.

Da ich das Blatt wieder durchlese, seh' ich, daß ich das Ende der Geschichte zu erzählen vergessen habe, das sich aber leicht hinzudenken läßt. Sie erwehrte sich sein; ihr Bruder kam dazu, der ihn schon lange gehaßt, der ihn schon lange aus dem Hause gewünscht hatte, weil er fürchtete, durch eine neue Heirath der Schwester werde seinen Kindern die Erbschaft entgehen, die ihnen jetzt, da sie kinderlos ist, schöne Hoffnungen giebt; dieser habe ihn gleich zum Hause hinausgestoßen und einen solchen Lärm von der Sache gemacht, daß die Frau, auch selbst wenn sie gewollt, ihn nicht wieder hätte aufnehmen können. Jetzt habe sie wieder einen andern Knecht genommen; auch über den, sage man, sei sie mit dem Bruder zerfallen, und man behaupte für gewiß, sie werde ihn heirathen; aber er sei fest entschlossen, das nicht zu erleben.

Was ich Dir erzähle, ist nicht übertrieben, nichts verzärtelt; ja, ich darf wol sagen, schwach, schwach hab' ich's erzählt, und vergröbert hab' ich's, indem ich's mit unsern hergebrachten, sittlichen Worten vorgetragen habe.

Diese Liebe, diese Treue, diese Leidenschaft ist also keine

dichterische Erfindung. Sie lebt, sie ist in ihrer größten Reinheit unter der Klasse von Menschen, die wir ungebildet, die wir roh nennen. Wir Gebildeten — zu Nichts Verbildeten! Lies die Geschichte mit Andacht, ich bitte Dich. Ich bin heute still, indem ich das hinschreibe; Du siehst an meiner Hand, daß ich nicht so strudele und fudele wie sonst. Lies, mein Geliebter, und denke dabei, daß es auch die Geschichte Deines Freundes ist! Ja, so ist mir's gegangen, so wird mir's gehn, und ich bin nicht halb so brav, nicht halb so entschlossen als der arme Unglückliche, mit dem ich mich zu vergleichen mich fast nicht getraue.

Am 5. September.

Sie hatte ein Zettelchen an ihren Mann aufs Land geschrieben, wo er sich Geschäfte wegen aufhielt. Es fing an: Bester, Liebster, komme sobald Du kannst! Ich erwarte Dich mit tausend Freuden. — Ein Freund, der hereinkam, brachte Nachricht, daß er wegen gewisser Umstände so bald noch nicht zurückkehren würde. Das Billet blieb liegen und fiel mir Abends in die Hände. Ich las es und lächelte; sie fragte, worüber? — „Was die Einbildungskraft für ein göttliches Geschenk ist," rief ich aus, „ich konnte mir einen Augenblick vorspiegeln, als wäre es an mich geschrieben." Sie brach ab, es schien ihr zu mißfallen, und ich schwieg.

Am 6. September.

Es hat schwer gehalten, bis ich mich entschloß, meinen blauen einfachen Frack, in dem ich mit Lotten zum ersten Male tanzte, abzulegen; er ward aber zuletzt gar unscheinbar. Auch habe ich mir einen machen lassen ganz wie den vorigen, Kragen und Aufschlag, und auch wieder so gelbe Weste und Beinkleider dazu. Ganz will es doch die Wirkung nicht thun. Ich weiß nicht — Ich denke, mit der Zeit soll mir der auch lieber werden.

Am 12. September.

Sie war einige Tage verreist, Alberten abzuholen. Heute trat ich in ihre Stube; sie kam mir entgegen, und ich küßte ihre Hand mit tausend Freuden.

Ein Kanarienvogel flog von dem Spiegel ihr auf die Schulter.

„Einen neuen Freund," sagte sie, und lockte ihn auf ihre Hand; „er ist meinen Kleinen zugedacht. Er thut gar zu lieb! Sehen Sie ihn! Wenn ich ihm Brod gebe, flattert er mit den Flügeln und pickt so artig. Er küßt mich auch, sehen Sie!"

Als sie dem Thierchen den Mund hinhielt, druckte es sich so lieblich in die süßen Lippen, als wenn es die Seligkeit hätte fühlen können, die es genoß.

„Er soll Sie auch küssen," sagte sie und reichte den Vogel herüber. Das Schnäbelchen machte den Weg von ihrem Munde zu dem meinigen, und die pickende Berührung war wie ein Hauch, eine Ahnung liebevollen Genusses.

„Sein Kuß," sagte ich, „ist nicht ganz ohne Begierde; er sucht Nahrung und kehrt unbefriedigt von der leeren Liebkosung zurück."

„Er ist mir auch aus dem Munde," sagte sie. Sie reichte ihm einige Brosamen mit ihren Lippen, aus denen die Freuden unschuldig-theilnehmender Liebe in aller Wonne lächelten.

Ich kehrte das Gesicht weg. Sie sollte es nicht thun, sollte nicht meine Einbildungskraft mit diesen Bildern himmlischer Unschuld und Seligkeit reizen und mein Herz aus dem Schlafe, in den es manchmal die Gleichgiltigkeit des Lebens wiegt, nicht wecken! — Und warum nicht? — Sie traut mir so! Sie weiß, wie ich sie liebe!

Am 15. September.

Man möchte rasend werden, Wilhelm, daß es Menschen geben soll ohne Sinn und Gefühl an dem Wenigen, was auf Erden noch einen Werth hat. Du kennst die Nußbäume, unter denen ich bei dem ehrlichen Pfarrer zu St. . mit Lotten gesessen, die herrlichen Nußbäume, die mich, Gott weiß, immer mit dem größten Seelenvergnügen füllten! Wie vertraulich sie den Pfarrhof machten, wie kühl! Und wie herrlich die Aeste waren! Und die Erinnerung bis zu den ehrlichen Geistlichen, die sie vor so vielen Jahren pflanzten! Der Schulmeister hat uns den einen Namen oft genannt, den er von seinem Großvater gehört hatte; so ein braver Mann soll er gewesen sein, und sein Andenken war mir immer heilig unter den Bäumen. Ich sage Dir, dem Schulmeister standen die Thränen in den Augen, da wir gestern davon redeten, daß sie abgehauen worden — Abgehauen! Ich möchte toll werden, ich konnte den Hund ermorden, der den

ersten Hieb dran that. Ich, der ich mich vertrauern könnte, wenn so ein paar Bäume in meinem Hofe ständen und einer davon stürbe vor Alter ab, ich muß zusehen. Lieber Schatz, Eins ist doch dabei! Was Menschengefühl ist! Das ganze Dorf murrt, und ich hoffe, die Frau Pfarrerin soll es an Butter und Eiern und übrigem Zutrauen spüren, was für eine Wunde sie ihrem Orte gegeben hat. Denn sie ist es, die Frau des neuen Pfarrers (unser alter ist auch gestorben), ein hageres, kränkliches Geschöpf, das sehr Ursache hat, an der Welt keinen Antheil zu nehmen, denn Niemand nimmt Antheil an ihr, eine Närrin, die sich abgiebt gelehrt zu sein, sich in die Untersuchung des Kanons mêlirt, gar viel an der neumodischen, moralisch-kritischen Reformation des Christenthums arbeitet und über Lavater's Schwärmereien die Achseln zuckt, eine ganz zerrüttete Gesundheit hat und deswegen auf Gottes Erdboden keine Freude. So einer Kreatur war es auch allein möglich, meine Nußbäume abzubauen. Siehst Du, ich komme nicht zu mir! Stelle Dir vor, die abfallenden Blätter machen ihr den Hof unrein und dumpfig, die Bäume nehmen ihr das Tageslicht, und wenn die Nüsse reif sind, so werfen die Knaben mit Steinen darnach, und das fällt ihr auf die Nerven, das stört sie in ihren tiefen Ueberlegungen, wenn sie Kennikot, Semler und Michaelis gegen einander abwiegt. Da ich die Leute im Dorfe, besonders die Alten, so unzufrieden sah, sagte ich: „Warum habt Ihr es gelitten?“ — „Wenn der Schulze will, hier zu Lande,“ sagten sie, „was kann man machen?“ Aber Eins ist recht geschehen: Der Schulze und der Pfarrer, der doch auch von seiner Frau Grillen, die ihm ohnedies die Suppen nicht fett machen, was haben wollte, dachten es mit einander zu theilen; da erfuhr es die Kammer und sagte: Hier herein! Denn sie hatte noch alte Prätensionen an den Theil des Pfarrhofes, wo die Bäume standen, und verkaufte sie an den Meistbietenden. Sie liegen! O, wenn ich Fürst wäre! Ich wollte die Pfarrerin, den Schulzen und die Kammer — Fürst! — Ja, wenn ich Fürst wäre, was kümmerten mich die Bäume in meinem Lande?

Am 10. Oktober.

Wenn ich nur ihre schwarzen Augen sehe, ist mir es schon wohl! Sieh, und was mich verdrießt, ist, daß Albert nicht so beglückt zu sein scheint, als er — hoffte, als ich — zu sein

glaubte, wenn — Ich mache nicht gern Gedankenstriche, aber hier kann ich mich nicht anders ausdrücken — und mich dünkt, deutlich genug.

Am 12. Oktober.

Ossian hat in meinem Herzen den Homer verdrängt. Welch eine Welt, in die der Herrliche mich führt! Zu wandern über die Heide, umsaust vom Sturmwinde, der in dampfenden Nebeln die Geister der Väter im dämmernden Lichte des Mondes hinführt! Zu hören vom Gebirge her im Gebrülle des Waldstroms halb verwehtes Aechzen der Geister aus ihren Höhlen und die Wehklagen des zu Tode sich jammernden Mädchens um die vier moosbedeckten, grasbewachsenen Steine des edel Gefallnen, ihres Geliebten. Wenn ich ihn dann finde, den wandelnden grauen Barden, der auf der weiten Heide die Fußstapfen seiner Väter sucht und, ach, ihre Grabsteine findet und dann jammernd nach dem lieben Sterne des Abends hinblickt, der sich ins rollende Meer verbirgt, und die Zeiten der Vergangenheit in des Helden Seele lebendig werden, da noch der freundliche Strahl den Gefahren der Tapferen leuchtete und der Mond ihr bekränztes, siegrückkehrendes Schiff beschien! Wenn ich den tiefen Kummer auf seiner Stirn lese, den letzten, verlassnen Herrlichen in aller Ermattung dem Grabe zuwanken sehe, wie er immer neue, schmerzlich glühende Freuden in der kraftlosen Gegenwart der Schatten seiner Abgeschiedenen einsaugt und nach der kalten Erde, dem beben, wehenden Grase niedersieht und ausruft: Der Wanderer wird kommen, kommen, der mich kannte in meiner Schönheit, und fragen: Wo ist der Sänger, Fingal's trefflicher Sohn? Sein Fußtritt geht über mein Grab hin, und er fragt vergebens nach mir auf der Erde. — O Freund! Ich möchte gleich einem edlen Waffenträger das Schwert ziehn, meinen Fürsten von der zuckenden Qual des langsam absterbenden Lebens auf einmal befreien und dem befreiten Halbgott meine Seele nachsenden.

Am 13. Oktober.

Ach, diese Lücke, diese entsetzliche Lücke, die ich hier in meinem Busen fühle! — Ich denke oft, wenn Du sie nur einmal, nur einmal an dieses Herz drücken könntest, diese ganze Lücke würde ausgefüllt sein.

Am 26. Oktober.

Ja, es wird mir gewiß, Lieber, gewiß und immer gewisser, daß an dem Dasein eines Geschöpfes wenig gelegen ist, ganz wenig. Es kam eine Freundin zu Lotten, und ich ging herein ins Nebenzimmer, ein Buch zu nehmen, und konnte nicht lesen, und dann nahm ich eine Feder, zu schreiben. Ich hörte sie leise reden; sie erzählten einander unbedeutende Sachen, Stadtneuigkeiten, wie Diese heirathet, wie Jene krank, sehr krank ist; sie hat einen trocknen Husten, die Knochen stehn ihr zum Gesicht heraus, und kriegt Ohnmachten. „Ich gebe keinen Kreuzer für ihr Leben," sagte die Eine. „Der N. N. ist auch so übel dran," sagte Lotte. „Er ist geschwollen," sagte die Andere. — Und meine lebhafte Einbildungskraft versetzte mich ans Bett dieser Armen; ich sah sie, mit welchem Widerwillen sie dem Leben den Rücken wandten, wie sie — Wilhelm! Und meine Weibchen redeten davon, wie man eben davon redet — daß ein Fremder stirbt. — Und wenn ich mich umsehe und sehe das Zimmer an und rings um mich herum Lottens Kleider und Albert's Strikturen und diese Meubeln, denen ich nun so befreundet bin, sogar diesem Tintenfasse, und denke: Siehe, was Du nun diesem Hause bist! Alles in Allem. Deine Freunde ehren Dich! Du machst oft ihre Freude, und Deinem Herzen scheint es, als wenn es ohne sie nicht sein könnte; und doch — wenn Du nun gingst, wenn Du aus diesem Kreise schiedest? Würden sie, wie lange würden sie die Lücke fühlen, die Dein Verlust in ihr Schicksal reißt, wie lange? — O, so vergänglich ist der Mensch, daß er auch da, wo er seines Daseins eigentliche Gewißheit hat, da, wo er den einzigen wahren Eindruck seiner Gegenwart macht, in dem Andenken, in der Seele seiner Lieben, daß er auch da verlöschen, verschwinden muß, und das so bald!

Am 27. Oktober.

Ich möchte mir oft die Brust zerreißen und das Gehirn einstoßen, daß man einander so wenig sein kann. Ach, die Liebe, Freude, Wärme und Wonne, die ich nicht hinzubringe, wird mir der Andere nicht geben, und mit einem ganzen Herzen voll Seligkeit werde ich den Andern nicht beglücken, der kalt und kraftlos vor mir steht.

Am 27. Oktober Abends.

Ich habe so viel, und die Empfindung an ihr verschlingt Alles; ich habe so viel, und ohne sie wird mir Alles zu Nichts.

Am 30. Oktober.

Wenn ich nicht schon hundertmal auf dem Punkte gestanden bin, ihr um den Hals zu fallen! Weiß der große Gott, wie Einem das thut, so viele Liebenswürdigkeit vor Einem herumkreuzen zu sehen und nicht zugreifen zu dürfen. Und das Zugreifen ist doch der natürlichste Trieb der Menschheit! Greifen die Kinder nicht nach Allem, was ihnen in den Sinn fällt? — Und ich?

Am 3. November.

Weiß Gott! ich lege mich so oft zu Bette mit dem Wunsche, ja manchmal mit der Hoffnung, nicht wieder zu erwachen, und Morgens schlage ich die Augen auf, sehe die Sonne wieder und bin elend. O, daß ich launisch sein könnte, könnte die Schuld aufs Wetter, auf einen Dritten, auf eine fehlgeschlagene Unternehmung schieben, so würde die unerträgliche Last des Unwillens doch nur halb auf mir ruhen. Wehe mir! Ich fühle zu wahr, daß an mir allein alle Schuld liegt, — nicht Schuld! Genug, daß in mir die Quelle alles Elendes verborgen ist, wie ehemals die Quelle aller Seligkeit. Bin ich nicht noch eben derselbe, der ehemals in aller Fülle der Empfindung herumschwebte, dem auf jedem Tritte ein Paradies folgte, der ein Herz hatte, eine ganze Welt liebevoll zu umfassen? Und dies Herz ist jetzt todt, aus ihm fließen keine Entzückungen mehr, meine Augen sind trocken, und meine Sinne, die nicht mehr von erquickenden Thränen gelabt werden, ziehen ängstlich meine Stirn zusammen. Ich leide viel; denn ich habe verloren, was meines Lebens einzige Wonne war; die heilige, belebende Kraft, mit der ich Welten um mich schuf, sie ist dahin! — Wenn ich zu meinem Fenster hinaus an den fernen Hügel sehe, wie die Morgensonne über ihn her den Nebel durchbricht und den stillen Wiesengrund bescheint, und der sanfte Fluß zwischen seinen entblätterten Weiden zu mir herschlängelt, — o, wenn da diese herrliche Natur so starr vor mir steht wie ein lackirtes Bildchen, und alle

die Wonne keinen Tropfen Seligkeit aus meinem Herzen herauf in das Gehirn pumpen kann, und der ganze Kerl vor Gottes Angesicht steht wie ein versiegter Brunn, wie ein verlechzter Eimer! Ich habe mich oft auf den Boden geworfen und Gott um Thränen gebeten, wie ein Ackersmann um Regen, wenn der Himmel ehern über ihm ist und um ihn die Erde verdürstet.

Aber ach, ich fühle es, Gott giebt Regen und Sonnenschein nicht unserm ungestümen Bitten; und jene Zeiten, deren Andenken mich quält, waren sie so selig, als weil ich mit Geduld seinen Geist erwartete und die Wonne, die er über mich ausgoß, mit ganzem, innig dankbarem Herzen aufnahm!

Am 8. November.

Sie hat mir meine Exceſſe vorgeworfen! Ach, mit ſo viel Liebenswürdigkeit! Meine Exceſſe, daß ich mich manchmal von einem Glaſe Wein verleiten laſſe, eine Bouteille zu trinken. „Thun Sie es nicht!“ ſagte ſie, „denken Sie an Lotten!“ — „Denken!“ ſagte ich, „brauchen Sie mir das zu heißen? Ich denke! — Ich denke nicht! Sie ſind immer vor meiner Seele. Heute ſaß ich an dem Flecke, wo Sie neulich aus der Kutſche ſtiegen“ — Sie redete was Anders, um mich nicht tiefer in den Text kommen zu laſſen. Beſter! Ich bin dahin! Sie kann mit mir machen, was ſie will.

Am 15. November.

Ich danke Dir, Wilhelm, für Deinen herzlichen Antheil, für Deinen wohlmeinenden Rath, und bitte Dich, ruhig zu ſein. Laſſ' mich ausdulden! Ich habe bei aller meiner Mühſeligkeit noch Kraft genug durchzuſetzen. Ich ehre die Religion, das weißt Du; ich fühle, daß ſie manchem Ermatteten Stab, manchem Verſchmachtenden Erquickung iſt. Nur — kann ſie denn, muß ſie denn das einem Jeden ſein? Wenn Du die große Welt anſiehſt, ſo ſiehſt Du Tauſende, denen ſie es nicht war, Tauſende, denen ſie es nicht ſein wird, gepredigt oder ungepredigt; und muß ſie mir es denn ſein? Sagt nicht ſelbſt der Sohn Gottes, daß die um ihn ſein würden, die ihm der Vater gegeben hat? Wenn ich ihm nun nicht gegeben bin? wenn mich nun der Vater für ſich behalten will, wie mir mein Herz ſagt? — Ich bitte Dich, lege das nicht falſch aus! Sieh nicht etwa Spott in dieſen

unschuldigen Worten! Es ist meine ganze Seele, die ich Dir vorlege; sonst wollte ich lieber, ich hätte geschwiegen; wie ich denn über Alles das, wovon Jedermann so wenig weiß als ich, nicht gerne ein Wort verliere. Was ist es anders als Menschenschicksal, sein Maß auszuleiden, seinen Becher auszutrinken? — Und ward der Kelch dem Gott vom Himmel auf seiner Menschenlippe zu bitter, warum soll ich groß thun und mich stellen, als schmeckte er mir süß? Und warum sollte ich mich schämen in dem schrecklichen Augenblick, da mein ganzes Wesen zwischen Sein und Nichtsein zittert, da die Vergangenheit wie ein Blitz über dem finstern Abgrunde der Zukunft leuchtet und Alles um mich her versinkt und mit mir die Welt untergeht? — Ist es da nicht die Stimme der ganz in sich gedrängten, sich selbst ermangelnden und unaufhaltsam hinabstürzenden Kreatur, in den innern Tiefen ihrer vergebens aufarbeitenden Kräfte zu knirschen: Mein Gott! Mein Gott! Warum hast Du mich verlassen? Und sollt' ich mich des Ausdrucks schämen, sollte mir es vor dem Augenblicke bange sein, da ihm der nicht entging, der die Himmel zusammenrollt wie ein Tuch?

Am 21. November.

Sie sieht nicht, sie fühlt nicht, daß sie ein Gift bereitet, das mich und sie zu Grunde richten wird; und ich, mit voller Wollust, schlürfe den Becher aus, den sie mir zu meinem Verderben reicht. Was soll der gütige Blick, mit dem sie mich so oft — oft? — nein, nicht oft, aber doch manchmal anſieht, die Gefälligkeit, womit sie einen unwillkürlichen Ausdruck meines Gefühles aufnimmt, das Mitleiden mit meiner Duldung, das sich auf ihrer Stirne zeichnet?

Gestern, als ich wegging, reichte sie mir die Hand, und sagte: Adieu, lieber Werther! — Lieber Werther! Es war das erste Mal, daß sie mich Lieber hieß, und es ging mir durch Mark und Bein. Ich habe es mir hundertmal wiederholt, und gestern Nacht, da ich zu Bette gehen wollte und mit mir selbst Allerlei schwatzte, sagte ich so auf einmal: Gute Nacht, lieber Werther! und mußte hernach selbst über mich lachen.

Am 22. November.

Ich kann nicht beten: Laſſ' mir ſie! Und doch kommt ſie mir oft als die Meine vor. Ich kann nicht beten: Gieb mir ſie! Denn ſie iſt eines Andern. Ich winde mich mit meinen Schmerzen herum; wenn ich mir's nachließe, es gäbe eine ganze Litanei von Antitheſen.

Am 24. November.

Sie fühlt, was ich dulde. Heute iſt mir ihr Blick tief durchs Herz gedrungen. Ich fand ſie allein; ich ſagte nichts, und ſie ſah mich an. Und ich ſah nicht mehr in ihr die liebliche Schönheit, nicht mehr das Leuchten des trefflichen Geiſtes; das war Alles vor meinen Augen verſchwunden. Ein weit herrlicherer Blick wirkte auf mich, voll Ausdruck des innigſten Antheils, des ſüßeſten Mitleidens. Warum durfte ich mich nicht ihr zu Füßen werfen, warum durfte ich nicht an ihrem Halſe mit tauſend Küſſen antworten? Sie nahm ihre Zuflucht zum Klavier und hauchte mit ſüßer, leiſer Stimme harmoniſche Laute zu ihrem Spiele. Nie habe ich ihre Lippen ſo reizend geſehen; es war, als wenn ſie ſich lechzend öffneten, jene ſüßen Töne in ſich zu ſchlürfen, die aus dem Inſtrument hervorquellen, und nur der heimliche Widerhall aus dem reinen Munde zurückklänge. — Ja, wenn ich Dir das ſo ſagen könnte! — Ich widerſtand nicht länger, neigte mich und ſchwur: Nie will ich es wagen, einen Kuß Euch aufzudrücken, Lippen, auf denen die Geiſter des Himmels ſchweben. — Und doch — ich will — Ha! ſiehſt Du, das ſteht wie eine Scheidewand vor meiner Seele — dieſe Seligkeit — und dann untergegangen, dieſe Sünde abzubüßen — Sünde?

Am 26. November.

Manchmal ſag' ich mir: Dein Schickſal iſt einzig; preiſe die Uebrigen glücklich — ſo iſt noch Keiner gequält worden. Dann leſe ich einen Dichter der Vorzeit, und es iſt mir, als ſäh' ich in mein eignes Herz. Ich habe ſo viel auszuſtehen! Ach, ſind denn Menſchen vor mir ſchon ſo elend geweſen?

Am 30. November.

Ich soll, ich soll nicht zu mir selbst kommen! Wo ich hintrete, begegnet mir eine Erscheinung, die mich aus aller Fassung bringt. Heute! o Schicksal! o Menschheit!

Ich gehe an dem Wasser hin in der Mittagsstunde, ich hatte keine Lust zu essen. Alles war öde, ein naßkalter Abendwind blies vom Berge, und die grauen Regenwolken zogen das Thal hinein. Von fern sah ich einen Menschen in einem grünen, schlechten Rocke, der zwischen den Felsen herumkrabbelte und Kräuter zu suchen schien. Als ich näher zu ihm kam, und er sich auf das Geräusch, das ich machte, herumdrehte, sah ich eine interessante Physiognomie, darin eine stille Trauer den Hauptzug machte, die aber sonst nichts als einen geraden, guten Sinn ausdrückte; seine schwarzen Haare waren mit Nadeln in zwei Rollen gesteckt, und die übrigen in einen starken Zopf geflochten, der ihm den Rücken herunter hing. Da mir seine Kleidung einen Menschen von geringem Stande zu bezeichnen schien, glaubte ich, er würde es nicht übel nehmen, wenn ich auf seine Beschäftigung aufmerksam wäre, und daher fragte ich ihn, was er suchte. „Ich suche," antwortete er mit einem tiefen Seufzer, „Blumen — und finde keine." — „Das ist auch die Jahrszeit nicht," sagte ich lächelnd. — „Es giebt so viele Blumen," sagte er, indem er zu mir herunterkam. — „In meinem Garten sind Rosen und Jelängerjelieber zweierlei Sorten, eine hat mir mein Vater gegeben, sie wachsen wie Unkraut; ich suche schon zwei Tage darnach und kann sie nicht finden. Da haußen sind auch immer Blumen, gelbe und blaue und rothe, und das Tausendguldenkraut hat ein schönes Blümchen. Keines kann ich finden." — Ich merkte was Unheimliches, und drum fragte ich durch einen Umweg: „Was will Er denn mit den Blumen?" Ein wunderbares, zuckendes Lächeln verzog sein Gesicht. — „Wenn Er mich nicht verrathen will," sagte er, indem er den Finger auf den Mund drückte, „ich habe meinem Schatz einen Strauß versprochen." „Das ist brav," sagte ich. „O," sagte er, „sie hat viel andere Sachen, sie ist reich." — „Und doch hat sie Seinen Strauß lieb," versetzte ich. „O!" fuhr er fort, „sie hat Juwelen und eine Krone." — „Wie heißt sie denn?" — „Wenn mich die Generalstaaten bezahlen wollten," versetzte er, „ich wär' ein anderer Mensch! Ja, es war einmal eine Zeit, da mir es so wohl war! Jetzt ist es aus mit mir.

Ich bin nun" — Ein naſſer Blick zum Himmel drückte Alles aus. „Er war alſo glücklich?" fragte ich. — „Ach, ich wollte, ich wäre wieder ſo!" ſagte er. „Da war mir es ſo wohl, ſo luſtig, ſo leicht wie einem Fiſche im Waſſer!" — „Heinrich!" rief eine alte Frau, die den Weg herkam, „Heinrich, wo ſtedſt Du? Wir haben Dich überall geſucht; komm zum Eſſen!" — „Iſt das Euer Sohn?" fragt' ich, zu ihr tretend. „Wol, mein armer Sohn!" verſetzte ſie. „Gott hat mir ein ſchweres Kreuz aufgelegt." „Wie lange iſt er ſo?" fragte ich. „So ſtille," ſagte ſie, „iſt er nun ein halbes Jahr. Gott ſei Dank, daß er nur ſo weit iſt; vorher war er ein ganzes Jahr raſend; da hat er an Ketten im Tollhauſe gelegen. Jetzt thut er Niemand nichts, nur hat er immer mit Königen und Kaiſern zu ſchaffen. Er war ein ſo guter, ſtiller Menſch, der mich ernähren half, ſeine ſchöne Hand ſchrieb, und auf einmal wird er tiefſinnig, fällt in ein bitziges Fieber, daraus in Raſerei, und nun iſt er, wie Sie ihn ſehen. Wenn ich Ihm erzählen ſollte, Herr" — Ich unterbrach den Strom ihrer Worte mit der Frage: „Was war denn das für eine Zeit, von der er rühmt, daß er ſo glücklich, ſo wohl darin geweſen ſei?" „Der thörichte Menſch!" rief ſie mit mitleidigem Lächeln, „da meint er die Zeit, da er von ſich war; das rühmt er immer; das iſt die Zeit, da er im Tollhauſe war, wo er nichts von ſich wußte." — Das fiel mir auf wie ein Donnerſchlag; ich drückte ihr ein Stück Geld in die Hand und verließ ſie eilend.

Da Du glücklich warſt! rief ich aus, ſchnell vor mich hin nach der Stadt zu gehend, da Dir es wohl war wie einem Fiſch im Waſſer! — Gott im Himmel! Haſt Du das zum Schickſale der Menſchen gemacht, daß ſie nicht glücklich ſind, als ehe ſie zu ihrem Verſtande kommen, und wenn ſie ihn wieder verlieren! — Elender! Und auch wie beneide ich Deinen Trübſinn, die Verwirrung Deiner Sinne, in der Du verſchmachteſt! Du gehſt hoffnungsvoll aus, Deiner Königin Blumen zu pflücken — im Winter — und trauerſt, da Du keine findeſt, und begreifſt nicht, warum Du keine finden kannſt. Und ich — und ich gehe ohne Hoffnung, ohne Zweck heraus und kehre wieder heim, wie ich gekommen bin. — Du wähnſt, welcher Menſch Du ſein würdeſt, wenn die Generalſtaaten Dich bezahlten. Seliges Geſchöpf, das den Mangel ſeiner Glückſeligkeit einer irdiſchen Hinderniß zuſchreiben kann! Du fühlſt nicht! Du ſiehſt nicht, daß in Deinem zerſtörten Herzen, in Deinem

zerrütteten Gehirne Dein Elend liegt, wovon alle Könige der Erde Dir nicht helfen können.

Müsse der trostlos umkommen, der eines Kranken spottet, der nach der entferntesten Quelle reist, die seine Krankheit vermehren, sein Ausleben schmerzhafter machen wird, der sich über das bedrängte Herz erhebt, das, um seine Gewissensbisse los zu werden und die Leiden seiner Seele abzuthun, eine Pilgrimschaft nach dem heiligen Grabe thut. Jeder Fußtritt, der seine Sohlen auf ungebahntem Wege durchschneidet, ist ein Linderungstropfen der geängsteten Seele, und mit jeder ausgedauerten Tagereise legt sich das Herz um viele Bedrängnisse leichter nieder. — Und dürft Ihr das Wahn nennen, Ihr Wortkrämer auf Euren Polstern? — Wahn! — O Gott! Du siehst meine Thränen! Mußtest Du, der Du den Menschen arm genug erschufst, ihm auch Brüder zugeben, die ihm das Bißchen Armuth, das Bißchen Vertrauen noch raubten, das er auf Dich hat, auf Dich, Du Alliebender! Denn das Vertrauen zu einer heilenden Wurzel, zu den Thränen des Weinstockes, was ist es als Vertrauen zu Dir, daß Du in Alles, was uns umgiebt, Heil- und Linderungskraft gelegt hast, der wir so stündlich bedürfen? Vater, den ich nicht kenne! Vater, der sonst meine ganze Seele füllte und nun sein Angesicht von mir gewendet hat! Rufe mich zu Dir! Schweige nicht länger! Dein Schweigen wird diese dürstende Seele nicht aufhalten. — Und würde ein Mensch, ein Vater zürnen können, dem sein unvermuthet rückkehrender Sohn um den Hals fiele und riefe: Ich bin wieder da, mein Vater! Zürne nicht, daß ich die Wanderschaft abbreche, die ich nach Deinem Willen länger ausdalten sollte! Die Welt ist überall einerlei, auf Mühe und Arbeit Lohn und Freude; aber was soll mir das? Mir ist nur wohl, wo Du bist, und vor Deinem Angesicht will ich leiden und genießen. — Und Du, lieber himmlischer Vater, solltest ihn von Dir weisen?

Am 1. Dezember.

Wilhelm! der Mensch, von dem ich Dir schrieb, der glückliche Unglückliche, war Schreiber bei Lottens Vater, und eine Leidenschaft zu ihr, die er nährte, verbarg, entdeckte, und worüber er aus dem Dienst geschickt wurde, hat ihn rasend gemacht. Fühle, bei diesen trocknen Worten, mit welchem

Unſinne mich die Geſchichte ergriffen hat, da mir ſie Albert ebenſo gelaſſen erzählte, als Du ſie vielleicht lieſeſt.

Am 4. Dezember.

Ich bitte Dich — Siehſt Du, mit mir iſt's aus, ich trag' es nicht länger! Heute ſaß ich bei ihr — ſaß, ſie ſpielte auf ihrem Klavier mannichfaltige Melodien und all den Ausdruck! all! — all! — Was willſt Du? — Ihr Schweſterchen putzte ihre Puppe auf meinem Knie. Mir kamen die Thränen in die Augen. Ich neigte mich, und ihr Trauring fiel mir ins Geſicht — meine Thränen floſſen — Und auf einmal fiel ſie in die alte, himmelſüße Melodie ein, ſo auf einmal, und mir durch die Seele gehn ein Troſtgefühl und eine Erinnerung des Vergangenen, der Zeiten, da ich das Lied gehört, der düſtern Zwiſchenräume, des Verdruſſes, der fehlgeſchlagenen Hoffnungen, und dann — Ich ging in der Stube auf und nieder, mein Herz erſtickte unter dem Zudringen. „Um Gottes willen," ſagte ich, mit einem heftigen Ausbruch bin gegen ſie fahrend, „um Gottes willen, hören Sie auf!" Sie hielt und ſah mich ſtarr an. „Werther," ſagte ſie mit einem Lächeln, das mir durch die Seele ging, „Werther, Sie ſind ſehr krank, Ihre Lieblingsgerichte widerſtehen Ihnen. Gehen Sie! Ich bitte Sie, beruhigen Sie ſich!" Ich riß mich von ihr weg, und — Gott! Du ſiehſt mein Elend und wirſt es enden.

Am 6. Dezember.

Wie mich die Geſtalt verfolgt! Wachend und träumend füllt ſie meine ganze Seele! Hier, wenn ich die Augen ſchließe, hier in meiner Stirne, wo die innere Sehkraft ſich vereinigt, ſtehn ihre ſchwarzen Augen. Hier! Ich kann Dir es nicht ausdrücken. Mache ich meine Augen zu, ſo ſind ſie da; wie ein Meer, wie ein Abgrund ruhen ſie vor mir, in mir, füllen die Sinne meiner Stirn.

Was iſt der Menſch, der geprieſene Halbgott! Ermangeln ihm nicht eben da die Kräfte, wo er ſie am Nöthigſten braucht? Und wenn er in Freude ſich aufſchwingt oder im Leiden verſinkt, wird er nicht in beiden eben da aufgehalten, eben da zu dem ſtumpfen, kalten Bewußtſein wieder zurückgebracht, da er ſich in der Fülle des Unendlichen zu verlieren ſehnte?

Der Herausgeber an den Leser.

Wie sehr wünscht' ich, daß uns von den letzten merkwürdigen Tagen unsers Freundes soviel eigenhändige Zeugnisse übrig geblieben wären, daß ich nicht nöthig hätte, die Folge seiner hinterlassnen Briefe durch Erzählung zu unterbrechen.

Ich habe mir angelegen sein lassen, genaue Nachrichten aus dem Munde derer zu sammeln, die von seiner Geschichte wohl unterrichtet sein konnten; sie ist einfach, und es kommen alle Erzählungen davon bis auf wenige Kleinigkeiten mit einander überein; nur über die Sinnesarten der handelnden Personen sind die Meinungen verschieden und die Urtheile getheilt.

Was bleibt uns übrig, als dasjenige, was wir mit wiederholter Mühe erfahren können, gewissenhaft zu erzählen, die von dem Abscheidenden hinterlassnen Briefe einzuschalten und das kleinste aufgefundene Blättchen nicht gering zu achten; zumal, da es so schwer ist, die eigensten, wahren Triebfedern auch nur einer einzelnen Handlung zu entdecken, wenn sie unter Menschen vorgeht, die nicht gemeiner Art sind.

Unmuth und Unlust hatten in Werther's Seele immer tiefer Wurzel geschlagen, sich fester unter einander verschlungen und sein ganzes Wesen nach und nach eingenommen. Die Harmonie seines Geistes war völlig zerstört, eine innerliche Hitze und Heftigkeit, die alle Kräfte seiner Natur durch einander arbeitete, brachte die widrigsten Wirkungen hervor und ließ ihm zuletzt nur eine Ermattung übrig, aus der er noch ängstlicher empor strebte, als er mit allen Uebeln bisher gekämpft hatte. Die Beängstigung seines Herzens zehrte die übrigen Kräfte seines Geistes, seine Lebhaftigkeit, seinen Scharfsinn auf; er ward ein trauriger Gesellschafter, immer unglücklicher und immer ungerechter, je unglücklicher er ward. Wenigstens sagen dies Albert's Freunde; sie behaupten, daß Werther einen reinen, ruhigen

Mann, der nun eines lang' gewünschten Glückes theilhaftig geworden, und sein Betragen, sich dieses Glück auch auf die Zukunft zu erhalten, nicht habe beurtheilen können, er, der gleichsam mit jedem Tage sein ganzes Vermögen verzehrte, um an dem Abend zu leiden und zu darben. Albert, sagen sie, hatte sich in so kurzer Zeit nicht verändert, er war noch immer derselbige, den Werther so vom Anfang her kannte, so sehr schätzte und ehrte. Er liebte Lotten über Alles, er war stolz auf sie und wünschte sie auch von Jedermann als das herrlichste Geschöpf anerkannt zu wissen. War es ihm daher zu verdenken, wenn er auch jeden Schein des Verdachtes abzuwenden wünschte, wenn er in dem Augenblicke mit Niemand diesen köstlichen Besitz auch auf die unschuldigste Weise zu theilen Lust hatte? Sie gestehen ein, daß Albert oft das Zimmer seiner Frau verlassen, wenn Werther bei ihr war, aber nicht aus Haß noch Abneigung gegen seinen Freund, sondern nur, weil er gefühlt habe, daß dieser von seiner Gegenwart gedrückt sei.

Lottens Vater war von einem Uebel befallen worden, das ihn in der Stube hielt; er schickte ihr seinen Wagen, und sie fuhr hinaus. Es war ein schöner Wintertag, der erste Schnee war stark gefallen und deckte die ganze Gegend.

Werther ging ihr den andern Morgen nach, um, wenn Albert sie nicht abzuholen käme, sie herein zu begleiten.

Das klare Wetter konnte wenig auf sein trübes Gemüth wirken; ein dumpfer Druck lag auf seiner Seele, die traurigen Bilder hatten sich bei ihm festgesetzt, und sein Gemüth kannte keine Bewegung als von einem schmerzlichen Gedanken zum andern.

Wie er mit sich in ewigem Unfrieden lebte, schien ihm auch der Zustand Andrer nur bedenklicher und verworrener; er glaubte das schöne Verhältniß zwischen Albert und seiner Gattin gestört zu haben, er machte sich Vorwürfe darüber, in die sich ein heimlicher Unwille gegen den Gatten mischte.

Seine Gedanken fielen auch unterwegs auf diesen Gegenstand. Ja, ja, sagte er zu sich selbst mit heimlichem Zähneknirschen, das ist der vertraute, freundliche, zärtliche, an Allem Theil nehmende Umgang, die ruhige, dauernde Treue! Sattigkeit ist's und Gleichgiltigkeit! Zieht ihn nicht jedes elende Geschäft mehr an als die theure, köstliche Frau? Weiß er sein Glück zu schätzen? Weiß er sie zu achten, wie sie es verdient? Er hat sie, nun gut, er hat sie — Ich weiß das, wie ich was Anders auch weiß, ich glaube an den Gedanken gewöhnt zu sein, er wird mich noch

rasend machen, er wird mich noch umbringen"— Und hat denn die Freundschaft zu mir Stich gehalten? Sieht er nicht in meiner Anhänglichkeit an Lotten schon einen Eingriff in seine Rechte, in meiner Aufmerksamkeit für sie einen stillen Vorwurf? Ich weiß es wohl, ich fühl' es, er sieht mich ungern, er wünscht meine Entfernung, meine Gegenwart ist ihm beschwerlich.

Oft hielt er seinen raschen Schritt an, oft stand er stille und schien umkehren zu wollen; allein er richtete seinen Gang immer wieder vorwärts und war mit diesen Gedanken und Selbstgesprächen endlich gleichsam wider Willen bei dem Jagdhause angekommen.

Er trat in die Thür, fragte nach dem Alten und nach Lotten; er fand das Haus in einiger Bewegung. Der älteste Knabe sagte ihm, es sei drüben in Wahlheim ein Unglück geschehen, es sei ein Bauer erschlagen worden! — Es machte das weiter keinen Eindruck auf ihn. — Er trat in die Stube und fand Lotten beschäftigt, dem Alten zuzureden, der ungeachtet seiner Krankheit hinüber wollte, um an Ort und Stelle die That zu untersuchen. Der Thäter war noch unbekannt; man hatte den Erschlagenen des Morgens vor der Hausthür gefunden, man hatte Muthmaßungen: Der Entleibte war Knecht einer Wittwe, die vorher einen Andern im Dienste gehabt, der mit Unfrieden aus dem Hause gekommen war.

Da Werther dieses hörte, fuhr er mit Heftigkeit auf. „Ist's möglich!" rief er aus, „ich muß hinüber, ich kann nicht einen Augenblick ruhen." Er eilte nach Wahlheim zu, jede Erinnerung ward ihm lebendig, und er zweifelte nicht einen Augenblick, daß jener Mensch die That begangen, den er so manchmal gesprochen, der ihm so werth geworden war.

Da er durch die Linden mußte, um nach der Schenke zu kommen, wo sie den Körper hingelegt hatten, entsetzt' er sich vor dem sonst so geliebten Platze. Jene Schwelle, worauf die Nachbarskinder so oft gespielt hatten, war mit Blut besudelt. Liebe und Treue, die schönsten menschlichen Empfindungen, hatten sich in Gewalt und Mord verwandelt. Die starken Bäume standen ohne Laub und bereift, die schönen Hecken, die sich über die niedrige Kirchhofmauer wölbten, waren entblättert, und die Grabsteine sahen, mit Schnee bedeckt, durch die Lücken hervor.

Als er sich der Schenke näherte, vor welcher das ganze Dorf versammelt war, entstand auf einmal ein Geschrei,

Man erblickte von fern einen Trupp bewaffneter Männer, und ein Jeder rief, daß man den Thäter herbeiführe. Werther sah hin und blieb nicht lange zweifelhaft. Ja, es war der Knecht, der jene Wittwe so sehr liebte, den er vor einiger Zeit mit dem stillen Grimme, mit der heimlichen Verzweiflung umhergehend angetroffen hatte.

„Was hast Du begangen, Unglücklicher!“ rief Werther aus, indem er auf den Gefangnen losging. Dieser sah ihn still an, schwieg und versetzte endlich ganz gelassen: „Keiner wird sie haben, sie wird Keinen haben.“ Man brachte den Gefangnen in die Schenke, und Werther eilte fort.

Durch die entsetzliche, gewaltige Berührung war Alles, was in seinem Wesen lag, durcheinandergeschüttelt worden. Aus seiner Trauer, seinem Mißmuth, seiner gleichgültigen Hingegebenheit wurde er auf einen Augenblick herausgerissen; unüberwindlich bemächtigte sich die Theilnehmung seiner, und es ergriff ihn eine unsägliche Begierde, den Menschen zu retten. Er fühlte ihn so unglücklich, er fand ihn als Verbrecher selbst so schuldlos, er setzte sich so tief in seine Lage, daß er gewiß glaubte, auch Andere davon zu überzeugen. Schon wünschte er für ihn sprechen zu können, schon drängte sich der lebhafteste Vortrag nach seinen Lippen; er eilte nach dem Jagdhause und konnte sich unterwegs nicht enthalten, Alles das, was er dem Amtmann vorstellen wollte, schon halblaut auszusprechen.

Als er in die Stube trat, fand er Alberten gegenwärtig. Dies verstimmte ihn einen Augenblick; doch faßte er sich bald wieder und trug dem Amtmann feurig seine Gesinnungen vor. Dieser schüttelte einigemal den Kopf, und obgleich Werther mit der größten Lebhaftigkeit, Leidenschaft und Wahrheit Alles vorbrachte, was ein Mensch zur Entschuldigung eines Menschen sagen kann, so war doch, wie sich's leicht denken läßt, der Amtmann dadurch nicht gerührt. Er ließ vielmehr unsern Freund nicht ausreden, widersprach ihm eifrig und tadelte ihn, daß er einen Meuchelmörder in Schutz nehme; er zeigte ihm, daß auf diese Weise jedes Gesetz aufgehoben, alle Sicherheit des Staats zu Grund gerichtet werde; auch setzte er hinzu, daß er in einer solchen Sache nichts thun könne, ohne sich die größte Verantwortung aufzuladen; es müsse Alles in der Ordnung, in dem vorgeschriebenen Gang gehen.

Werther ergab sich noch nicht, sondern bat nur, der Amtmann möchte durch die Finger sehn, wenn man dem Menschen

zur Flucht behülflich wäre. Auch damit wies ihn der Amtmann ab. Albert, der sich endlich ins Gespräch mischte, trat auch auf des Alten Seite; Werther wurde überstimmt, und mit einem entsetzlichen Leiden machte er sich auf den Weg, nachdem ihm der Amtmann einigemal gesagt hatte: Nein, er ist nicht zu retten!

Wie sehr ihm diese Worte aufgefallen sein müssen, sehen wir aus einem Zettelchen, das sich unter seinen Papieren fand, und das gewiß an dem nämlichen Tage geschrieben worden:

„Du bist nicht zu retten, Unglücklicher! Ich sehe wohl, daß wir nicht zu retten sind."

Was Albert zuletzt über die Sache des Gefangenen in Gegenwart des Amtmanns gesprochen, war Werthern höchst zuwider gewesen; er glaubte einige Empfindlichkeit gegen sich darin bemerkt zu haben, und wenngleich bei mehrerem Nachdenken seinem Scharfsinne nicht entging, daß beide Männer Recht haben möchten, so war es ihm doch, als ob er seinem innersten Dasein entsagen müßte, wenn er es gestehen, wenn er es zugeben sollte.

Ein Blättchen, das sich darauf bezieht, das vielleicht sein ganzes Verhältniß zu Albert ausdrückt, finden wir unter seinen Papieren.

„Was hilft es, daß ich mir's sage und wieder sage, er ist brav und gut; aber es zerreißt mir mein inneres Eingeweide; ich kann nicht gerecht sein."

Weil es ein gelinder Abend war, und das Wetter anfing sich zum Thauen zu neigen, ging Lotte mit Alberten zu Fuße zurück. Unterwegs sah sie sich hier und da um, eben, als wenn sie Werther's Begleitung vermißte. Albert fing von ihm an zu reden, er tadelte ihn, indem er ihm Gerechtigkeit widerfahren ließ. Er berührte seine unglückliche Leidenschaft und wünschte, daß es möglich sein möchte, ihn zu entfernen. „Ich wünsch' es auch um unsertwillen," sagt' er, „und ich bitte Dich," fuhr er fort, „siehe zu, seinem Betragen gegen Dich eine andere Richtung zu geben, seine öftern Besuche zu vermindern! Die Leute

werden aufmerksam, und ich weiß, daß man hier und da drüber gesprochen hat.“ Lotte schwieg, und Albert schien ihr Schweigen empfunden zu haben; wenigstens seit der Zeit erwähnte er Werther's nicht mehr gegen sie, und wenn sie seiner erwähnte, ließ er das Gespräch fallen oder lenkte es wo anders hin.

Der vergebliche Versuch, den Werther zur Rettung des Unglücklichen gemacht hatte, war das letzte Aufflodern der Flamme eines verlöschenden Lichtes; er versank nur desto tiefer in Schmerz und Unthätigkeit; besonders kam er fast außer sich, als er hörte, daß man ihn vielleicht gar zum Zeugen gegen den Menschen, der sich nun aufs Leugnen legte, auffordern konnte.

Alles, was ihm Unangenehmes jemals in seinem wirksamen Leben begegnet war, der Verdruß bei der Gesandtschaft, Alles, was ihm sonst mißlungen war, was ihn je gekränkt hatte, ging in seiner Seele auf und nieder. Er fand sich durch Alles dieses wie zur Unthätigkeit berechtigt, er fand sich abgeschnitten von aller Aussicht, unfähig, irgend eine Handhabe zu ergreifen, mit denen man die Geschäfte des gemeinen Lebens anfaßt, und so rückte er endlich, ganz seiner wunderbaren Empfindung, Denkart und einer endlosen Leidenschaft hingegeben, in dem ewigen Einerlei eines traurigen Umgangs mit dem liebenswürdigen und geliebten Geschöpfe, dessen Ruhe er störte, in seine Kräfte stürmend, sie ohne Zweck und Aussicht abarbeitend, immer einem traurigen Ende näher.

Von seiner Verworrenheit, Leidenschaft, von seinem rastlosen Treiben und Streben, von seiner Lebensmüde sind einige hinterlassne Briefe die stärksten Zeugnisse, die wir hier einrücken wollen.

Am 12. Dezember.

„Lieber Wilhelm, ich bin in einem Zustande, in dem jene Unglücklichen gewesen sein müssen, von denen man glaubte, sie würden von einem bösen Geiste umher getrieben. Manchmal ergreift mich's; es ist nicht Angst, nicht Begier — es ist ein inneres, unbekanntes Toben, das meine Brust zu zerreißen droht, das mir die Gurgel zupreßt! Wehe, wehe! Und dann schweife ich umher in den furchtbaren nächtlichen Scenen dieser menschenfeindlichen Jahreszeit.

Gestern Abend mußte ich hinaus. Es war plötzlich Thauwetter eingefallen; ich hatte gehört, der Fluß sei übergetreten,

alle Bäche geschwollen, und von Wahlheim herunter mein liebes Thal überschwemmt! Nachts nach Else rannte ich hinaus. Ein fürchterliches Schauspiel, vom Fels herunter die wühlenden Fluthen in dem Mondlichte wirbeln zu sehen, über Aecker und Wiesen und Hecken und Alles und das weite Thal hinauf und hinab. Eine stürmende See im Sausen des Windes! Und wenn dann der Mond wieder hervortrat und über der schwarzen Wolke ruhte, und vor mir hinaus die Fluth in fürchterlich-herrlichem Widerschein rollte und klang, da überfiel mich ein Schauer und wieder ein Sehnen! Ach, mit offnen Armen stand ich gegen den Abgrund und athmete hinab! hinab! und verlor mich in der Wonne, meine Qualen, meine Leiden da hinabzustürmen! dahinzubrausen wie die Wellen! Oh! — und den Fuß vom Boden zu heben vermochtest Du nicht und alle Qualen zu enden! — Meine Uhr ist noch nicht ausgelaufen, ich fühle es! O Wilhelm! Wie gern hätte ich mein Menschsein drum gegeben, mit jenem Sturmwinde die Wolken zu zerreißen, die Fluthen zu fassen! Ha! Und wird nicht vielleicht dem Eingekerkerten einmal diese Wonne zu Theil? —

Und wie ich wehmüthig hinabsah auf ein Plätzchen, wo ich mit Lotten unter einer Weide geruht auf einem heißen Spaziergange, — das war auch überschwemmt, und kaum daß ich die Weide erkannte! Wilhelm! Und ihre Wiesen, dachte ich, die Gegend um ihr Jagdhaus! Wie verstört jetzt vom reißenden Strom unsere Laube, dacht' ich. Und der Vergangenheit Sonnenstrahl blickte herein wie einem Gefangenen ein Traum von Herden, Wiesen und Ehrenämtern! Ich stand! — Ich schelte mich nicht; denn ich habe Muth zu sterben. — Ich hätte — Nun sitze ich hier wie ein altes Weib, das ihr Holz von Zäunen stoppelt und ihr Brod an den Thüren, um ihr hinsterbendes, freudeloses Dasein noch einen Augenblick zu verlängern und zu erleichtern."

Den 14. Dezember.

„Was ist das, mein Lieber? Ich erschrecke vor mir selbst! Ist nicht meine Liebe zu ihr die heiligste, reinste, brüderlichste Liebe? Habe ich jemals einen strafbaren Wunsch in meiner Seele gefühlt? — Ich will nicht betheuern — Und nun, Träume! O, wie wahr fühlten die Menschen, die so widersprechende Wirkungen fremden Mächten zuschrieben! Diese Nacht,

ich zittre es zu ſagen, hielt ich ſie in meinen Armen, feſt an meinen Buſen gedrückt, und deckte ihren liebeliſpelnden Mund mit unendlichen Küſſen; mein Auge ſchwamm in der Trunkenheit des übrigen! Gott! Bin ich ſtrafbar, daß ich auch jetzt noch eine Seligkeit fühle, mir dieſe glühenden Freuden mit voller Innigkeit zurückzurufen? Lotte! Lotte! — Und mit mir iſt es aus! Meine Sinnen verwirren ſich, ſchon acht Tage habe ich keine Beſinnungskraft mehr, meine Augen ſind voll Thränen; ich bin nirgend wohl und überall wohl; ich wünſche nichts, ich verlange nichts; mir wäre beſſer, ich ginge."

Der Entſchluß, die Welt zu verlaſſen, hatte in dieſer Zeit, unter ſolchen Umſtänden in Werther's Seele immer mehr Kraft gewonnen. Seit der Rückkehr zu Lotten war es immer ſeine letzte Ausſicht und Hoffnung geweſen; doch hatte er ſich geſagt, es ſolle keine übereilte, keine raſche That ſein, er wolle mit der beſten Ueberzeugung, mit der möglichſt-ruhigen Entſchloſſenheit dieſen Schritt thun.

Seine Zweifel, ſein Streit mit ſich ſelbſt blicken aus einem Zettelchen hervor, das wahrſcheinlich ein angefangner Brief an Wilhelm iſt und ohne Datum unter ſeinen Papieren gefunden worden.

„Ihre Gegenwart, ihr Schickſal, ihre Theilnehmung an dem meinigen preßt noch die letzten Thränen aus meinem verſengten Gehirne.

Den Vorhang aufzuheben und dahinter zu treten, das iſt Alles! Und warum das Zaudern und Zagen? Weil man nicht weiß, wie es dahinten ausſieht? und man nicht wiederkehrt? Und daß das nun die Eigenſchaft unſeres Geiſtes iſt, da Verwirrung und Finſterniß zu ahnen, wovon wir nichts Beſtimmtes wiſſen!"

Endlich ward er mit dem traurigen Gedanken immer mehr verwandt und befreundet, und ſein Vorſatz feſt und unwiderruflich, wovon folgender zweideutige Brief, den er an ſeinen Freund ſchrieb, ein Zeugniß abgiebt.

Am 20. Dezember.

„Ich danke Deiner Liebe, Wilhelm, daß Du das Wort so aufgefangen hast. Ja, Du hast Recht: mir wäre besser, ich ginge. Der Vorschlag, den Du zu einer Rückkehr zu Euch thust, gefällt mir nicht ganz; wenigstens möchte ich noch gerne einen Umweg machen, besonders da wir anhaltenden Frost und gute Wege zu hoffen haben. Auch ist mir es sehr lieb, daß Du kommen willst, mich abzuholen; verziehe nur noch vierzehn Tage und erwarte noch einen Brief von mir mit dem Weiteren! Es ist nöthig, daß nichts gepflückt werde, ehe es reif ist; und vierzehn Tage auf oder ab thun viel. Meiner Mutter sollst Du sagen, daß sie für ihren Sohn beten soll, und daß ich sie um Vergebung bitte wegen alles Verdrusses, den ich ihr gemacht habe. Das war nun mein Schicksal, die zu betrüben, denen ich Freude schuldig war. Leb wohl, mein Theuerster! Allen Segen des Himmels über Dich! Leb wohl!“

Was in dieser Zeit in Lottens Seele vorging, wie ihre Gesinnungen gegen ihren Mann, gegen ihren unglücklichen Freund gewesen, getrauen wir uns kaum mit Worten auszudrücken, ob wir uns gleich davon nach der Kenntniß ihres Charakters wol einen stillen Begriff machen können, und eine schöne weibliche Seele sich in die übrige denken und mit ihr empfinden kann.

So viel ist gewiß, sie war fest bei sich entschlossen, Alles zu thun, um Werthern zu entfernen, und wenn sie zauderte, so war es eine herzliche, freundschaftliche Schonung, weil sie wußte, wie viel es ihm kosten, ja, daß es ihm beinahe unmöglich sein würde. Doch ward sie in dieser Zeit mehr gedrängt, Ernst zu machen; es schwieg ihr Mann ganz über dies Verhältniß, wie sie auch immer darüber geschwiegen hatte, und um so mehr war ihr angelegen, ihm durch die That zu beweisen, wie ihre Gesinnungen der seinigen werth seien.

An demselben Tage, als Werther den zuletzt eingeschalteten Brief an seinen Freund geschrieben, es war der Sonntag vor Weihnachten, kam er Abends zu Lotten und fand sie allein. Sie beschäftigte sich, einige Spielwerke in Ordnung zu bringen, die sie ihren kleinen Geschwistern zum Christgeschenke zurecht gemacht hatte. Er redete von dem Vergnügen, das die Kleinen haben würden, und von den Zeiten, da Einen die unerwartete

Oeffnung der Thür und die Erscheinung eines aufgeputzten Baumes mit Wachslichtern, Zuckerwerk und Aepfeln in paradiesische Entzückung setzte. „Sie sollen," sagte Lotte, indem sie ihre Verlegenheit unter ein liebes Lächeln verbarg, „Sie sollen auch beschert kriegen, wenn Sie recht geschickt sind, ein Wachsstöckchen und noch was." — „Und was heißen Sie geschickt sein?" rief er aus. „Wie soll ich sein? Wie kann ich sein, beste Lotte?" — „Donnerstag Abend," sagte sie, „ist Weihnachtsabend, da kommen die Kinder, mein Vater auch, da kriegt Jedes das Seinige, da kommen Sie auch — aber nicht eher!" — Werther stutzte. — „Ich bitte Sie," fuhr sie fort, „es ist nun einmal so, ich bitte Sie um meiner Ruhe willen, es kann nicht, es kann nicht so bleiben." — Er wendete seine Augen von ihr und ging in der Stube auf und ab und murmelte das: „Es kann nicht so bleiben", zwischen den Zähnen. Lotte, die den schrecklichen Zustand fühlte, worein ihn diese Worte versetzt hatten, suchte durch allerlei Fragen seine Gedanken abzulenken, aber vergebens. „Nein, Lotte," rief er aus, „ich werde Sie nicht wieder sehen!" „Warum das?" versetzte sie, „Werther, Sie können, Sie müssen uns wieder sehen, nur mäßigen Sie sich! O, warum mußten Sie mit dieser Heftigkeit, dieser unbezwinglich-haftenden Leidenschaft für Alles, was Sie einmal anfassen, geboren werden! Ich bitte Sie", fuhr sie fort, indem sie ihn bei der Hand nahm, „mäßigen Sie sich! Ihr Geist, Ihre Wissenschaften, Ihre Talente, was bieten die Ihnen für mannichfaltige Ergetzungen dar! Sein Sie ein Mann! Wenden Sie diese traurige Anhänglichkeit von einem Geschöpf, das nichts thun kann als Sie bedauern." — Er knirrte mit den Zähnen und sah sie düster an. Sie hielt seine Hand. „Nur einen Augenblick ruhigen Sinn, Werther!" sagte sie. „Fühlen Sie nicht, daß Sie sich betriegen, sich mit Willen zu Grunde richten! Warum denn mich, Werther, just mich, das Eigenthum eines Andern? just das? Ich fürchte, ich fürchte, es ist nur die Unmöglichkeit, mich zu besitzen, die Ihnen diesen Wunsch so reizend macht." Er zog seine Hand aus der ihrigen, indem er sie mit einem starren, unwilligen Blick ansah. „Weise," rief er, „sehr weise! Hat vielleicht Albert diese Anmerkung gemacht? Politisch! sehr politisch!" — „Es kann sie Jeder machen," versetzte sie brav. „Und sollte denn in der weiten Welt kein Mädchen sein, das die Wünsche Ihres Herzens erfüllte? Gewinnen Sie's über sich, suchen Sie darnach, und ich schwöre Ihnen, Sie

werden sie finden; denn schon lange ängstet mich für Sie und uns die Einschränkung, in die Sie sich diese Zeit her selbst gebannt haben. Gewinnen Sie es über sich! Eine Reise wird Sie, muß Sie zerstreuen! Suchen Sie, finden Sie einen werthen Gegenstand Ihrer Liebe und kehren Sie zurück und lassen Sie uns zusammen die Seligkeit einer wahren Freundschaft genießen!"

„Das könnte man," sagte er mit einem kalten Lachen, „drucken lassen und allen Hofmeistern empfehlen. Liebe Lotte! Lassen Sie mir noch ein klein Wenig Ruh, es wird Alles werden!" — „Nur das, Werther, daß Sie nicht eher kommen als Weihnachtsabend!" — Er wollte antworten, und Albert trat in die Stube. Man bot sich einen frostigen Gutenabend und ging verlegen im Zimmer neben einander auf und nieder. Werther fing einen unbedeutenden Diskurs an, der bald aus war, Albert desgleichen, der sodann seine Frau nach gewissen Aufträgen fragte, und als er hörte, sie seien noch nicht ausgerichtet, ihr einige Worte sagte, die Werthern kalt, ja, gar hart vorkamen. Er wollte gehen, er konnte nicht und zauderte bis Acht, da sich denn sein Unmuth und Unwillen immer vermehrte, bis der Tisch gedeckt wurde und er Hut und Stock nahm. Albert lud ihn zu bleiben; er aber, der nur ein unbedeutendes Kompliment zu hören glaubte, dankte kalt dagegen und ging weg.

Er kam nach Hause, nahm seinem Burschen, der ihm leuchten wollte, das Licht aus der Hand und ging allein in sein Zimmer, weinte laut, redete aufgebracht mit sich selbst, ging heftig die Stube auf und ab und warf sich endlich in seinen Kleidern aufs Bette, wo ihn der Bediente fand, der es gegen Eilfe wagte hineinzugehen, um zu fragen, ob er dem Herrn die Stiefel ausziehen sollte, das er denn zuließ und dem Bedienten verbot, den andern Morgen ins Zimmer zu kommen, bis er ihn rufen würde.

Montags früh, den einundzwanzigsten Dezember, schrieb er folgenden Brief an Lotten, den man nach seinem Tode versiegelt auf seinem Schreibtische gefunden und ihr überbracht hat, und den ich abschnitzweise hier einrücken will, so wie aus den Umständen erhellet, daß er ihn geschrieben habe.

„Es ist beschlossen, Lotte, ich will sterben, und das schreibe ich Dir ohne romantische Ueberspannung, gelassen, an dem Morgen des Tages, an dem ich Dich zum letzten Male sehen

werde. Wenn Du Dieſes lieſeſt, meine Beſte, deckt ſchon das kühle Grab die erſtarrten Reſte des Unruhigen, Unglücklichen, der für die letzten Augenblicke ſeines Lebens keine größere Süßigkeit weiß, als ſich mit Dir zu unterhalten. Ich habe eine ſchreckliche Nacht gehabt und, ach, eine wohlthätige Nacht. Sie iſt es, die meinen Entſchluß befeſtigt, beſtimmt hat. Ich will ſterben! Wie ich mich geſtern von Dir riß in der fürchterlichen Empörung meiner Sinne, wie ſich Alles das nach meinem Herzen drängte, und mein hoffnungsloſes, freudeloſes Daſein neben Dir in gräßlicher Kälte mich anpackte — ich erreichte kaum mein Zimmer, ich warf mich außer mir auf meine Knie, und, o Gott! Du gewährteſt mir das letzte Labſal der bitterſten Thränen! Tauſend Anſchläge, tauſend Ausſichten wütheten durch meine Seele, und zuletzt ſtand er da, feſt, ganz, der letzte, einzige Gedanke: Ich will ſterben! — Ich legte mich nieder, und Morgens in der Ruhe des Erwachens ſteht er noch feſt, noch ganz ſtark in meinem Herzen: Ich will ſterben! — Es iſt nicht Verzweiflung, es iſt Gewißheit, daß ich ausgetragen habe, und daß ich mich opfre für Dich. Ja, Lotte! Warum ſollte ich es verſchweigen? Eins von uns Dreien muß hinweg, und das will ich ſein! O meine Beſte! In dieſem zerriſſenen Herzen iſt es wüthend herumgeſchlichen, oft — Deinen Mann zu ermorden! — Dich! — Mich! — So ſei es! — Wenn Du hinaufſteigſt auf den Berg an einem ſchönen Sommerabende, dann erinnere Dich meiner, wie ich ſo oft das Thal herauf kam, und dann blicke nach dem Kirchhofe hinüber nach meinem Grabe, wie der Wind das hohe Gras im Scheine der ſinkenden Sonne hin und her wiegt — Ich war ruhig, da ich anfing; nun, nun weine ich wie ein Kind, da Alles das ſo lebhaft um mich wird" —

Gegen zehn Uhr rief Werther ſeinem Bedienten, und unter dem Anziehen ſagte er ihm, wie er in einigen Tagen verreiſen würde; er ſolle daher die Kleider auskehren und Alles zum Einpacken zurecht machen; auch gab er ihm Befehl, überall Konto's zu fordern, einige ausgeliehene Bücher abzuholen und einigen Armen, denen er wöchentlich etwas zu geben gewohnt war, ihr Zugetheiltes auf zwei Monate vorauszubezahlen.

Er ließ ſich das Eſſen auf die Stube bringen, und nach Tiſche ritt er hinaus zum Amtmanne, den er nicht zu Hauſe antraf. Er ging tiefſinnig im Garten auf und ab und ſchien

noch nicht alle Schwermuth der Erinnerung auf sich häufen zu wollen.

Die Kleinen ließen ihn nicht lange in Ruhe; sie verfolgten ihn, sprangen an ihm hinauf, erzählten ihm, daß, wenn morgen und wieder morgen und noch ein Tag wäre, sie die Christgeschenke bei Lotten holten, und erzählten ihm Wunder, die sich ihre kleine Einbildungskraft versprach. „Morgen!“ rief er aus, „und wieder morgen! und noch ein Tag!“ und küßte sie Alle herzlich und wollte sie verlassen, als ihm der Kleine noch etwas in das Ohr sagen wollte. Der verrieth ihm, die großen Brüder hätten schöne Neujahrswünsche geschrieben, so groß! und einen für den Papa, für Albert und Lotten einen und auch einen für Herrn Werther; die wollten sie am Neujahrstage früh überreichen. Das übermannte ihn; er schenkte Jedem etwas, setzte sich zu Pferde, ließ den Alten grüßen und ritt mit Thränen in den Augen davon.

Gegen Fünf kam er nach Hause, befahl der Magd nach dem Feuer zu sehen und es bis in die Nacht zu unterhalten. Den Bedienten hieß er Bücher und Wäsche unten in den Koffer packen und die Kleider einnähen. Darauf schrieb er wahrscheinlich folgenden Absatz seines letzten Briefes an Lotten:

„Du erwartest mich nicht! Du glaubst, ich würde gehorchen und erst Weihnachtsabend Dich wiedersehen. O Lotte! Heut oder nie mehr! Weihnachtsabend hältst Du dieses Papier in Deiner Hand, zitterst und benetzest es mit Deinen lieben Thränen. Ich will, ich muß! O, wie wohl ist es mir, daß ich entschlossen bin!“

Lotte war indeß in einen sonderbaren Zustand gerathen. Nach der letzten Unterredung mit Werthern hatte sie empfunden, wie schwer es ihr fallen werde, sich von ihm zu trennen, was er leiden würde, wenn er sich von ihr entfernen sollte.

Es war wie im Vorübergehen in Albert's Gegenwart gesagt worden, daß Werther vor Weihnachtsabend nicht wiederkommen werde, und Albert war zu einem Beamten in der Nachbarschaft geritten, mit dem er Geschäfte abzuthun hatte, und wo er über Nacht bleiben sollte.

Sie saß nun allein, keins von ihren Geschwistern war um sie; sie überließ sich ihren Gedanken, die stille über ihren Verhältnissen herumschweiften. Sie sah sich nun mit dem Mann

auf ewig verbunden, dessen Liebe und Treue sie kannte, dem sie von Herzen zugethan war, dessen Ruhe, dessen Zuverlässigkeit recht vom Himmel dazu bestimmt zu sein schien, daß eine wackere Frau das Glück ihres Lebens darauf gründen sollte; sie fühlte, was er ihr und ihren Kindern auf immer sein würde. Auf der andern Seite war ihr Werther so theuer geworden; gleich von dem ersten Augenblick ihrer Bekanntschaft an hatte sich die Uebereinstimmung ihrer Gemüther so schön gezeigt, der lange dauernde Umgang mit ihm, so manche durchlebte Situationen hatten einen unauslöschlichen Eindruck auf ihr Herz gemacht. Alles, was sie Interessantes fühlte und dachte, war sie gewohnt mit ihm zu theilen, und seine Entfernung drohete in ihr ganzes Wesen eine Lücke zu reißen, die nicht wieder ausgefüllt werden konnte. O, hätte sie ihn in dem Augenblick zum Bruder umwandeln können, wie glücklich wäre sie gewesen! — Hätte sie ihn einer ihrer Freundinnen verheirathen dürfen, hätte sie hoffen können, auch sein Verhältniß gegen Albert ganz wieder herzustellen!

Sie hatte ihre Freundinnen der Reihe nach durchgedacht und fand bei einer Jeglichen etwas auszusetzen, fand Keine, der sie ihn gegönnt hätte.

Ueber allen diesen Betrachtungen fühlte sie erst tief, ohne sich es deutlich zu machen, daß ihr herzliches, heimliches Verlangen sei, ihn für sich zu behalten, und sagte sich daneben, daß sie ihn nicht behalten könne, behalten dürfe; ihr reines, schönes, sonst so leichtes und leicht sich belebendes Gemüth empfand den Druck einer Schwermuth, dem die Aussicht zum Glück verschlossen ist. Ihr Herz war gepreßt, und eine trübe Wolke lag über ihrem Auge.

So war es bald Sieben geworden, als sie Werthern die Treppe heraufkommen hörte und seinen Tritt, seine Stimme, die nach ihr fragte, bald erkannte. Wie schlug ihr Herz, und hätte sich gern vor ihm verleugnen lassen, und als er hereintrat, rief sie ihm mit einer Art von leidenschaftlicher Verwirrung entgegen: „Sie haben nicht Wort gehalten." — „Ich habe nichts versprochen," war seine Antwort. „So hätten Sie wenigstens meiner Bitte Statt geben sollen," versetzte sie; „ich bat Sie um unsrer Beider Ruhe."

Sie wußte nicht recht, was sie sagte, ebensowenig was sie that, als sie nach einigen Freundinnen schickte, um nicht mit

Werthern allein zu sein. Er legte einige Bücher hin, die er gebracht hatte, fragte nach andern, und sie wünschte, bald daß ihre Freundinnen kommen, bald daß sie wegbleiben möchten. Das Mädchen kam zurück und brachte die Nachricht, daß sich Beide entschuldigen ließen.

Sie wollte das Mädchen mit ihrer Arbeit in das Nebenzimmer sitzen lassen; dann besann sie sich wieder anders. Werther ging in der Stube auf und ab, sie trat ans Klavier und fing eine Menuet an; sie wollte nicht fließen. Sie nahm sich zusammen und setzte sich gelassen zu Werthern, der seinen gewöhnlichen Platz auf dem Kanapee eingenommen hatte.

„Haben Sie nichts zu lesen?“ sagte sie. Er hatte nichts. „Da drin in meiner Schublade,“ fing sie an, „liegt Ihre Uebersetzung einiger Gesänge Ossian's; ich habe sie noch nicht gelesen, denn ich hoffte immer, sie von Ihnen zu hören; aber seither hat sich's nicht finden, nicht machen wollen.“ Er lächelte, holte die Lieder; ein Schauer überfiel ihn, als er sie in die Hand nahm, und die Augen standen ihm voll Thränen, als er hineinsah. Er setzte sich nieder und las.

„Stern der dämmernden Nacht, schön funkelst Du in Westen, hebst Dein strahlend Haupt aus Deiner Wolke, wandelst stattlich Deinen Hügel hin. Wornach blickst Du auf die Heide? Die stürmenden Winde haben sich gelegt; von ferne kommt des Gießbachs Murmeln; rauschende Wellen spielen am Felsen ferne; das Gesumme der Abendfliegen schwärmt übers Feld. Wornach siehst Du, schönes Licht? Aber Du lächelst und gehst; freudig umgeben Dich die Wellen und baden Dein liebliches Haar. Lebe wohl, ruhiger Strahl! Erscheine, Du herrliches Licht von Ossian's Seele!

„Und es erscheint in seiner Kraft. Ich sehe meine geschiedenen Freunde, sie sammeln sich auf Lora wie in den Tagen, die vorüber sind — Fingal kommt wie eine feuchte Nebelsäule; um ihn sind seine Helden, und siehe! die Barden des Gesanges: Grauer Ullin! stattlicher Ryno! Alpin, lieblicher Sänger! und Du, sanftklagende Minona! — Wie verändert seid Ihr, meine Freunde, seit den festlichen Tagen auf Selma, da wir buhlten um die Ehre des Gesanges, wie Frühlingslüfte den Hügel hin wechselnd beugen das schwachlispelnde Gras.

„Da trat Minona hervor in ihrer Schönheit, mit nieder-

geschlagenem Blick und thränenvollem Auge; schwer floß ihr Haar im unsteten Winde, der von dem Hügel her stieß. — Düster ward's in der Seele der Helden, als sie die liebliche Stimme erhob; denn oft hatten sie das Grab Salgar's gesehen, oft die finstere Wohnung der weißen Colma. Colma, verlassen auf dem Hügel mit der harmonischen Stimme; Salgar versprach zu kommen; aber ringsum zog sich die Nacht. Höret Colma's Stimme, da sie auf dem Hügel allein saß.

Colma.

„Es ist Nacht! — Ich bin allein, verloren auf dem stürmischen Hügel. Der Wind sauft im Gebirge. Der Strom beult den Felsen hinab. Keine Hütte schützt mich vor dem Regen, mich Verlassne auf dem stürmischen Hügel.

„Tritt, o Mond, aus Deinen Wolken! Erscheinet, Sterne der Nacht! Leite mich irgend ein Strahl zu dem Orte, wo meine Liebe ruht von den Beschwerden der Jagd, sein Bogen neben ihm abgespannt, seine Hunde schnobend um ihn! Aber hier muß ich sitzen allein auf dem Felsen des verwachsenen Stroms. Der Strom und der Sturm sauft, ich höre nicht die Stimme meines Geliebten.

„Warum zaudert mein Salgar? Hat er sein Wort vergessen? — Da ist der Fels und der Baum und hier der rauschende Strom! Mit eindrechender Nacht versprachst Du, hier zu sein; ach, wohin hat sich mein Salgar verirrt? Mit Dir wollt' ich fliehen, verlassen Vater und Bruder, die Stolzen! Lange sind unsere Geschlechter Feinde; aber wir sind keine Feinde, o Salgar!

„Schweig eine Weile, o Wind! Still eine kleine Weile, o Strom, daß meine Stimme klinge durchs Thal, daß mein Wanderer mich höre! Salgar! Ich bin's, die ruft! Hier ist der Baum und der Fels! Salgar, mein Lieber, hier bin ich; warum zauderst Du zu kommen?

„Sieh, der Mond erscheint, die Fluth glänzt im Thale, die Felsen stehen grau den Hügel hinauf; aber ich seh' ihn nicht auf der Höhe, seine Hunde vor ihm her verkündigen nicht seine Ankunft. Hier muß ich sitzen allein.

„Aber wer sind, die dort unten liegen auf der Heide? — Mein Geliebter? Mein Bruder? — Redet, o meine Freunde! Sie antworten nicht. Wie ängstlich ist meine Seele! — Ach, sie sind todt! Ihre Schwerter roth vom Gefechte! O mein Bruder, mein Bruder! Warum hast Du meinen Salgar erschlagen? O mein

Salgar! Warum hast Du meinen Bruder erschlagen! Ihr wart mir Beide so lieb! O, Du warst schön an dem Hügel unter Tausenden! Er war schrecklich in der Schlacht. Antwortet mir! Hört meine Stimme, meine Geliebten! Aber ach! sie sind stumm! stumm auf ewig! Kalt wie die Erde ist ihr Busen!

„O, von dem Felsen des Hügels, von dem Gipfel des stürmenden Berges redet, Geister der Todten! Redet! Mir soll es nicht grausen! — Wohin seid Ihr zur Ruhe gegangen? In welcher Gruft des Gebirges soll ich Euch finden! — Keine schwache Stimme vernehme ich im Winde, keine wehende Antwort im Sturme des Hügels.

„Ich sitze in meinem Jammer, ich harre auf den Morgen in meinen Thränen. Bereitet das Grab, Ihr Freunde der Todten, aber schließt es nicht, bis ich komme! Mein Leben schwindet wie ein Traum; wie sollt' ich zurückbleiben! Hier will ich wohnen mit meinen Freunden an dem Strome des klingenden Felsens — Wenn's Nacht wird auf dem Hügel, und Wind kommt über die Heide, soll mein Geist im Winde stehn und trauern den Tod meiner Freunde. Der Jäger hört mich aus seiner Laube, fürchtet meine Stimme und liebt sie; denn süß soll meine Stimme sein um meine Freunde; sie waren mir Beide so lieb!

„Das war Dein Gesang, o Minona, Thorman's sanft erröthende Tochter. Unsere Thränen flossen um Colma, und unsere Seele ward duster.

„Ullin trat auf mit der Harfe und gab uns Alpin's Gesang — Alpin's Stimme war freundlich, Ryne's Seele ein Feuerstrahl. Aber schon ruhten sie im engen Hause, und ihre Stimme war verhallet in Selma. Einst kehrte Ullin zurück von der Jagd, ehe die Helden noch fielen. Er hörte ihren Wettgesang auf dem Hügel. Ihr Lied ist sanft, aber traurig. Sie klagten Morar's Fall, des ersten der Helden. Seine Seele war wie Fingal's Seele, sein Schwert wie das Schwert Oskar's — Aber er fiel, und sein Vater jammerte, und seiner Schwester Augen waren voll Thränen. Minona's Augen waren voll Thränen, der Schwester des herrlichen Morar's. Sie trat zurück vor Ullin's Gesang wie der Mond in Westen, der den Sturmregen vorausieht und sein schönes Haupt in eine Wolke verbirgt. — Ich schlug die Harfe mit Ullin zum Gesange des Jammers.

Ryno.

„Vorbei sind Wind und Regen, der Mittag ist so heiter, die Wolken theilen sich. Fliehend bescheint den Hügel die unbe-

ſtändige Sonne. Röthlich fließt der Strom des Berges im Thale hin. Süß iſt Dein Murmeln, Strom; doch ſüßer die Stimme, die ich höre. Es iſt Alpin's Stimme. Er bejammert den Todten. Sein Haupt iſt vor Alter gebeugt und roth ſein thränendes Auge. Alpin! Trefflicher Sänger! Warum allein auf dem ſchweigenden Hügel? Warum jammerſt Du wie ein Windſtoß im Walde, wie eine Welle am fernen Geſtade?

Alpin.

„Meine Thränen, Ryne, ſind für den Todten, meine Stimme für die Bewohner des Grabes. Schlank biſt Du auf dem Hügel, ſchön unter den Söhnen der Heide. Aber Du wirſt fallen wie Morar, und auf Deinem Grabe der Trauernde ſitzen. Die Hügel werden Dich vergeſſen, Dein Bogen in der Halle liegen ungeſpannt.

„Du warſt ſchnell, o Morar, wie ein Reh auf dem Hügel, ſchrecklich wie die Nachtfeuer am Himmel. Dein Grimm war ein Sturm, Dein Schwert in der Schlacht wie Wetterleuchten über der Heide. Deine Stimme gleich dem Waldſtrome nach dem Regen, dem Donner auf fernen Hügeln. Manche fielen vor Deinem Arm, die Flamme Deines Grimmes verehrte ſie. Aber wenn Du wiederkehrteſt vom Kriege, wie friedlich war Deine Stimme! Dein Angeſicht war gleich der Sonne nach dem Gewitter, gleich dem Monde in der ſchweigenden Nacht, ruhig Deine Bruſt wie der See, wenn ſich des Windes Brauſen gelegt hat.

„Eng iſt nun Deine Wohnung, finſter Deine Stätte! Mit drei Schritten meſſ' ich Dein Grab, o Du, der Du ehe ſo groß warſt! Vier Steine mit mooſigen Häuptern ſind Dein einziges Gedächtniß; ein entblätterter Baum, langes Gras, das im Winde wispelt, deutet dem Auge des Jägers das Grab des mächtigen Morar's. Keine Mutter haſt Du, Dich zu beweinen, kein Mädchen mit Thränen der Liebe; todt iſt, die Dich gebar, gefallen die Tochter von Morglan.

„Wer auf ſeinem Stabe iſt das? Wer iſt es, deſſen Haupt weiß iſt vor Alter, deſſen Augen roth ſind von Thränen? Es iſt Dein Vater, o Morar! der Vater keines Sohnes außer Dir. Er hörte von Deinem Ruf in der Schlacht; er hörte von zerſtobenen Feinden; er hörte Morar's Ruhm! Ach, nichts von ſeiner Wunde? Weine, Vater Morar's! Weine! Aber Dein Sohn hört Dich nicht. Tief iſt der Schlaf der Todten, niedrig

ihr Kissen von Staube. Nimmer achtet er auf die Stimme, nie erwacht er auf Deinen Ruf. O, wann wird es Morgen im Grabe, zu bieten dem Schlummerer: Erwache!

„Lebe wohl, edelster der Menschen, Du Eroberer im Felde! Aber nimmer wird Dich das Feld sehen, nimmer der düstere Wald leuchten vom Glanze Deines Stahls! Du hinterließest keinen Sohn; aber der Gesang soll Deinen Namen erhalten, künftige Zeiten sollen von Dir hören, hören von dem gefallenen Morar.

„Laut war die Trauer der Helden, am Lautesten Armin's berstender Seufzer. Ihn erinnerte es an den Tod seines Sohnes, er fiel in den Tagen der Jugend. Carmor saß nahe bei dem Helden, der Fürst des hallenden Galmal. Warum schluchzet der Seufzer Armin's? sprach er, was ist hier zu weinen? Klingt nicht Lied und Gesang, die Seele zu schmeljen und zu ergetzen? Sie sind wie sanfter Nebel, der steigend vom See aufs Thal sprüht, und die blühenden Blumen füllet das Naß; aber die Sonne kommt wieder in ihrer Kraft, und der Nebel ist gegangen. Warum bist Du so jammervoll, Armin, Herrscher des seeumflossenen Gorma?

„Jammervoll! Wol, das bin ich, und nicht gering die Ursache meines Wehs. — Carmor, Du verlorst keinen Sohn, verlorst keine blühende Tochter; Colgar, der Tapfere, lebt, und Amira, die schönste der Mädchen. Die Zweige Deines Hauses blühen, o Carmor; aber Armin ist der Letzte seines Stammes. Finster ist Dein Bett, o Daura! Dumpf ist Dein Schlaf im Grabe. — Wann erwachst Du mit Deinen Gesängen, mit Deiner melodischen Stimme? Auf! Ihr Winde des Herbstes! Auf! Stürmt über die finstere Heide! Waldströme, brauft! Heult, Stürme im Gipfel der Eichen! Wandle durch gebrochene Wolken, o Mond, zeige wechselnd Dein bleiches Gesicht! Erinnre mich der schrecklichen Nacht, da meine Kinder umkamen, da Arindal, der Mächtige, fiel, Daura, die Liebe, verging.

„Daura, meine Tochter. Du warst schön, schön wie der Mond auf den Hügeln von Fura, weiß wie der gefallene Schnee, süß wie die athmende Luft! Arindal, Dein Bogen war stark, Dein Speer schnell auf dem Felde, Dein Blick wie Nebel auf der Welle, Dein Schild eine Feuerwolke im Sturme!

„Armar, berühmt im Kriege, kam und warb um Daura's Liebe; sie widerstand nicht lange. Schön waren die Hoffnungen ihrer Freunde.

„Grath, der Sohn Odgall's, grollte; denn sein Bruder lag erschlagen von Armar. Er kam, in einen Schiffer verkleidet. Schon war sein Nacken auf der Welle, weiß seine Locken vor Alter, rubig sein ernstes Gesicht. „Schönste der Mädchen," sagte er, „liebliche Tochter von Armin, dort am Felsen, nicht fern in der See, dort wartet Armar auf Daura; ich komme, seine Liebe zu führen über die rollende See."

Sie folgt' ihm und rief nach Armar; nichts antwortete als die Stimme des Felsens. Armar, mein Lieber, mein Lieber! Warum ängstest Du mich so? Höre, Sohn Arnalto's, höre! Daura ist's, die Dich ruft!

„Grath, der Verräther, floh lachend zum Lande. Sie erhob ihre Stimme, rief nach ihrem Vater und Bruder: Arindal! Armin! Ist Keiner, seine Daura zu retten?

„Ihre Stimme kam über die See. Arindal, mein Sohn, stieg vom Hügel herab, rauh in der Beute der Jagd; seine Pfeile rasselten an seiner Seite, seinen Bogen trug er in der Hand, fünf schwarzgraue Doggen waren um ihn. Er sah den kühnen Grath am Ufer, faßte und band ihn an die Eiche, fest umflocht er seine Hüften; der Gefesselte füllte mit Aechzen die Winde.

„Arindal betritt die Wellen in seinem Boote, Daura herüber zu bringen. Armar kam in seinem Grimme, drückt' ab den grau befiederten Pfeil; er klang, er sank in Dein Herz, o Arindal, mein Sohn! Statt Grath, des Verräthers, kamst Du um; das Boot erreichte den Felsen, er sank dran nieder und starb. Zu Deinen Füßen floß Deines Bruders Blut. Welch war Dein Jammer, o Daura!

„Die Wellen zerschmetterten das Boot. Armar stürzte sich in die See, seine Daura zu retten oder zu sterben. Schnell stürmte ein Stoß vom Hügel in die Wellen, er sank und hob sich nicht wieder.

„Allein auf dem seebespülten Felsen hörte ich die Klagen meiner Tochter. Viel und laut war ihr Schreien; doch konnte sie ihr Vater nicht retten. Die ganze Nacht stand ich am Ufer; ich sah sie im schwachen Strahle des Mondes, die ganze Nacht hörte ich ihr Schreien; laut war der Wind, und der Regen schlug scharf nach der Seite des Berges. Ihre Stimme ward schwach, ehe der Morgen erschien; sie starb weg wie die Abendluft zwischen dem Grase der Felsen. Beladen mit Jammer starb

sie und ließ Armin allein! Dahin ist meine Stärke im Kriege, gefallen mein Stolz unter den Mädchen.

„Wenn die Stürme des Berges kommen, wenn der Nord die Wellen hoch hebt, sitze ich am schallenden Ufer, schaue nach dem schrecklichen Felsen. Oft im sinkenden Monde sehe ich die Geister meiner Kinder, halbdämmernd wandeln sie zusammen in trauriger Eintracht."

Ein Strom von Thränen, der aus Lottens Augen brach und ihrem gepreßten Herzen Luft machte, hemmte Werther's Gesang. Er warf das Papier hin, faßte ihre Hand und weinte die bittersten Thränen. Lotte ruhte auf der andern und verbarg ihre Augen ins Schnupftuch. Die Bewegung Beider war fürchterlich. Sie fühlten ihr eignes Elend in dem Schicksale der Edlen, fühlten es zusammen, und ihre Thränen vereinigten sich. Die Lippen und Augen Werther's glühten an Lottens Arme; ein Schauer überfiel sie; sie wollte sich entfernen, und Schmerz und Antheil lagen betäubend wie Blei auf ihr. Sie athmete, sich zu erholen und bat ihn schluchzend fortzufahren, bat mit der ganzen Stimme des Himmels! Werther zitterte, sein Herz wollte bersten, er hob das Blatt auf und las halbgebrochen:

„Warum weckst Du mich, Frühlingsluft? Du bublst und sprichst: Ich bethaue mit Tropfen des Himmels! Aber die Zeit meines Welkens ist nahe, nahe der Sturm, der meine Blätter herabstört! Morgen wird der Wanderer kommen, kommen, der mich sah in meiner Schönheit, ringsum wird sein Auge im Felde mich suchen und wird mich nicht finden. —"

Die ganze Gewalt dieser Worte fiel über den Unglücklichen. Er warf sich vor Lotten nieder in der vollsten Verzweiflung, faßte ihre Hände, drückte sie in seine Augen, wider seine Stirn, und ihr schien eine Ahnung seines schrecklichen Vorhabens durch die Seele zu fliegen. Ihre Sinne verwirrten sich, sie drückte seine Hände, drückte sie wider ihre Brust, neigte sich mit einer wehmüthigen Bewegung zu ihm, und ihre glühenden Wangen berührten sich. Die Welt verging ihnen. Er schlang seine Arme um sie her, preßte sie an seine Brust und deckte ihre zitternden, stammelnden Lippen mit wüthenden Küssen. „Werther!" rief sie mit erstickter Stimme, sich abwendend, „Werther!" und drückte mit schwacher Hand seine Brust von der ihrigen;

„Werther!“ rief ſie mit dem gefaßten Tone des edelſten Gefühls. Er widerſtand nicht, ließ ſie aus ſeinen Armen und warf ſich unſinnig vor ſie hin. Sie riß ſich auf, und in ängſtlicher Verwirrung, bebend zwiſchen Liebe und Zorn, ſagte ſie: „Das iſt das letzte Mal, Werther! Sie ſehen mich nicht wieder.“ Und mit dem vollſten Blick der Liebe auf den Elenden eilte ſie ins Nebenzimmer und ſchloß hinter ſich zu. Werther ſtreckte ihr die Arme nach, getraute ſich nicht ſie zu halten. Er lag an der Erde, den Kopf auf dem Kanapee, und in dieſer Stellung blieb er über eine halbe Stunde, bis ihn ein Geräuſch zu ſich ſelbſt rief. Es war das Mädchen, das den Tiſch decken wollte. Er ging im Zimmer auf und ab, und da er ſich wieder allein ſah, ging er zur Thüre des Kabinets und rief mit leiſer Stimme: „Lotte! Lotte! Nur noch ein Wort, ein Lebewohl!“ — Sie ſchwieg. Er harrte und bat und harrte; dann riß er ſich weg und rief: „Lebe wohl! Lotte! Auf ewig lebe wohl!“

Er kam ans Stadtthor. Die Wächter, die ihn ſchon gewohnt waren, ließen ihn ſtillſchweigend hinaus. Es ſtiebte zwiſchen Regen und Schnee, und erſt gegen Elfe klopfte er wieder. Sein Diener bemerkte, als Werther nach Hauſe kam, daß ſeinem Herrn der Hut fehlte. Er getraute ſich nicht etwas zu ſagen, entkleidete ihn, Alles war naß. Man hat nachher den Hut auf einem Felſen, der an dem Abhange des Hügels ins Thal ſieht, gefunden, und es iſt unbegreiflich, wie er ihn in einer finſtern, feuchten Nacht, ohne zu ſtürzen, erſtiegen hat.

Er legte ſich zu Bette und ſchlief lange. Der Bediente fand ihn ſchreibend, als er ihm den andern Morgen auf ſein Rufen den Kaffee brachte. Er ſchrieb Folgendes am Briefe an Lotten:

„Zum letzten Male denn, zum letzten Male ſchlage ich dieſe Augen auf. Sie ſollen, ach! die Sonne nicht mehr ſehen, ein trüber, neblichter Tag hält ſie bedeckt. So traure denn, Natur! Dein Sohn, Dein Freund, Dein Geliebter naht ſich ſeinem Ende. Lotte! Das iſt ein Gefühl ohne Gleichen, und doch kommt es dem dämmernden Traum am Nächſten, zu ſich zu ſagen: Das iſt der letzte Morgen. Der letzte! Lotte, ich habe keinen Sinn für das Wort der letzte! Stehe ich nicht da in meiner ganzen Kraft, und morgen liege ich ausgeſtreckt und ſchlaff am Boden! Sterben! Was heißt das? Siehe, wir träumen, wenn wir vom Tode reden. Ich habe Manchen ſterben

sehen; aber so eingeschränkt ist die Menschheit, daß sie für ihres Daseins Anfang und Ende keinen Sinn hat. Jetzt noch mein, Dein! Dein, o Geliebte! Und einen Augenblick — getrennt, geschieden — vielleicht auf ewig? — Nein, Lotte, nein — Wie kann ich vergehen? Wie kannst Du vergehen? Wir sind ja! — Vergehen! — Was heißt das? Das ist wieder ein Wort, ein leerer Schall, ohne Gefühl für mein Herz! — Todt, Lotte! eingescharrt der kalten Erde, so eng, so finster! — Ich hatte eine Freundin, die mein Alles war meiner hilflosen Jugend; sie starb, und ich folgte ihrer Leiche und stand an dem Grabe, wie sie den Sarg hinunterließen, und die Seile schnurrend unter ihm weg und wieder herauf schnellten, dann die erste Schaufel hinunterschollerte und die ängstliche Lade einen dumpfen Ton wiedergab und dumpfer und immer dumpfer, und endlich bedeckt war. Ich stürzte neben das Grab hin — ergriffen, erschüttert, geängstet, zerrissen mein Innerstes; aber ich wußte nicht, wie mir geschah — wie mir geschehen wird — Sterben! Grab! Ich verstehe die Worte nicht!

O, vergieb mir! Vergieb mir! Gestern! Es hätte der letzte Augenblick meines Lebens sein sollen. O Du Engel! Zum ersten Male, zum ersten Male ganz ohne Zweifel durch mein Innig-innerstes durchglühte mich das Wonnegefühl: Sie liebt mich! Sie liebt mich! Es brennt noch auf meinen Lippen das heilige Feuer, das von den Deinigen strömte; neue, warme Wonne ist in meinem Herzen! Vergieb mir! Vergieb mir!

Ach, ich wußte, daß Du mich liebtest, wußte es an den ersten seelenvollen Blicken, an dem ersten Händedruck; und doch, wenn ich wieder weg war, wenn ich Alberten an Deiner Seite sah, verzagte ich wieder in fieberhaften Zweifeln.

Erinnerst Du Dich der Blumen, die Du mir schicktest, als Du in jener fatalen Gesellschaft mir kein Wort sagen, keine Hand reichen konntest? O, ich habe die halbe Nacht davor gekniet, und sie versicherten mir Deine Liebe. Aber ach! Diese Eindrücke gingen vorüber, wie das Gefühl der Gnade seines Gottes allmählig wieder aus der Seele des Gläubigen weicht, die ihm mit ganzer Himmelsfülle in heiligen, fühlbaren Zeichen gereicht ward.

Alles das ist vergänglich; aber keine Ewigkeit soll das glühende Leben auslöschen, das ich genieße auf Deinen Lippen genoß, das ich in mir fühle! Sie liebt mich! Dieser Arm hat sie umfaßt, diese Lippen haben auf ihren Lippen gezittert, dieser

Mund hat an dem übrigen gestammelt. Sie ist mein! Du bist mein! Ja, Lotte, auf ewig!

Und was ist das, daß Albert Dein Mann ist? Mann! Das wäre denn für diese Welt — und für diese Welt Sünde, daß ich Dich liebe, daß ich Dich aus seinen Armen in die meinigen reißen möchte? Sünde? Gut, und ich strafe mich dafür; ich habe sie in ihrer ganzen Himmelswonne geschmeckt, diese Sünde, habe Lebensbalsam und Kraft in mein Herz gesaugt. Du bist von diesem Augenblicke mein! Mein, o Lotte! Ich gehe voran, gehe zu meinem Vater, zu Deinem Vater! Dem will ich's klagen, und er wird mich trösten, bis Du kommst, und ich fliege Dir entgegen und fasse Dich und bleibe bei Dir vor dem Angesichte des Unendlichen in ewigen Umarmungen.

Ich träume nicht, ich wähne nicht. Nahe am Grabe wird mir es heller. Wir werden sein! Wir werden uns wiedersehen, Deine Mutter sehen! Ich werde sie sehen, werde sie finden, ach, und vor ihr mein ganzes Herz ausschütten! Deine Mutter, Dein Ebenbild."

Gegen Else fragte Werther seinen Bedienten, ob wol Albert zurückgekommen sei. Der Bediente sagte: ja, er habe dessen Pferd dahinführen sehen. Darauf giebt ihm der Herr ein offnes Zettelchen des Inhalts:

„Wollten Sie mir wol zu einer vorhabenden Reise Ihre Pistolen leihen? Leben Sie recht wohl!"

Die liebe Frau hatte die letzte Nacht wenig geschlafen; was sie gefürchtet hatte, war entschieden, auf eine Weise entschieden, die sie weder ahnen noch fürchten konnte. Ihr sonst so rein und leicht fließendes Blut war in einer fieberhaften Empörung, tausenderlei Empfindungen zerrütteten das schöne Herz. War es das Feuer von Werther's Umarmungen, das sie in ihrem Busen fühlte? War es Unwille über seine Verwegenheit? War es eine unmuthige Vergleichung ihres gegenwärtigen Zustandes mit jenen Tagen ganz unbefangener, freier Unschuld und sorglosen Zutrauens an sich selbst? Wie sollte sie ihrem Manne entgegengehen, wie ihm eine Scene bekennen, die sie so gut gestehen durfte und die sie sich doch zu gestehen nicht getraute?

Sie hatten so lange gegen einander geschwiegen, und sollte sie die Erste sein, die das Stillschweigen brächte und eben zur unrechten Zeit ihrem Gatten eine so unerwartete Entdeckung machte? Schon fürchtete sie, die bloße Nachricht von Werther's Besuch werde ihm einen unangenehmen Eindruck machen, und nun gar diese unerwartete Katastrophe! Konnte sie wol hoffen, daß ihr Mann sie ganz im rechten Lichte sehen, ganz ohne Vorurtheil aufnehmen würde? und konnte sie wünschen, daß er in ihrer Seele lesen möchte? Und doch wieder, konnte sie sich verstellen gegen den Mann, vor dem sie immer wie ein krystallhelles Glas offen und frei gestanden und dem sie keine ihrer Empfindungen jemals verheimlicht noch verheimlichen können? Eins und das Andere machte ihr Sorgen und setzte sie in Verlegenheit; und immer kehrten ihre Gedanken wieder zu Werthern, der für sie verloren war, den sie nicht lassen konnte, den sie leider sich selbst überlassen mußte, und dem, wenn er sie verloren hatte, nichts mehr übrig blieb.

Wie schwer lag jetzt, was sie sich in dem Augenblick nicht deutlich machen konnte, die Stockung auf ihr, die sich unter ihnen festgesetzt hatte! So verständige, so gute Menschen fingen wegen gewisser heimlicher Verschiedenheiten unter einander zu schweigen an, Jedes dachte seinem Recht und dem Unrechte des Andern nach, und die Verhältnisse verwickelten und verbeißten sich dergestalt, daß es unmöglich ward, den Knoten eben in dem kritischen Momente, von dem Alles abhing, zu lösen. Hätte eine glückliche Vertraulichkeit sie früher wieder einander näher gebracht, wäre Liebe und Nachsicht wechselsweise unter ihnen lebendig worden und hätte ihre Herzen aufgeschlossen, vielleicht wäre unser Freund noch zu retten gewesen.

Noch ein sonderbarer Umstand kam dazu. Werther hatte, wie wir aus seinen Briefen wissen, nie ein Geheimniß daraus gemacht, daß er sich diese Welt zu verlassen sehnte. Albert hatte ihn oft bestritten, auch war zwischen Lotten und ihrem Mann manchmal die Rede davon gewesen. Dieser, wie er einen entschiedenen Widerwillen gegen die That empfand, hatte auch gar oft mit einer Art von Empfindlichkeit, die sonst ganz außer seinem Charakter lag, zu erkennen gegeben, daß er an dem Ernst eines solchen Vorsatzes sehr zu zweifeln Ursach finde; er hatte sich sogar darüber einigen Scherz erlaubt und seinen Unglauben Lotten mitgetheilt. Dies beruhigte sie zwar von einer Seite, wenn ihre Gedanken ihr das traurige Bild vorführten,

von der andern aber fühlte ſie ſich auch dadurch gehindert, ihrem Manne die Beſorgniſſe mitzutheilen, die ſie in dem Augenblicke quälten.

Albert kam zurück, und Lotte ging ihm mit einer verlegenen Haſtigkeit entgegen; er war nicht heiter, ſein Geſchäft war nicht vollbracht; er hatte an dem benachbarten Amtmanne einen unbiegſamen, kleinſinnigen Menſchen gefunden. Der üble Weg auch hatte ihn verdrießlich gemacht.

Er fragte, ob nichts vorgefallen ſei, und ſie antwortete mit Ueberredung, Werther ſei geſtern Abends da geweſen. Er fragte, ob Briefe gekommen, und er erhielt zur Antwort, daß einige Briefe und Pakete auf ſeiner Stube lägen. Er ging hinüber, und Lotte blieb allein. Die Gegenwart des Mannes, den ſie liebte und ehrte, hatte einen neuen Eindruck in ihr Herz gemacht. Das Andenken ſeines Edelmuths, ſeiner Liebe und Güte hatte ihr Gemüth mehr beruhigt; ſie fühlte einen heimlichen Zug ihm zu folgen, ſie nahm ihre Arbeit und ging auf ſein Zimmer, wie ſie mehr zu thun pflegte. Sie fand ihn beſchäftigt, die Pakete zu erbrechen und zu leſen. Einige ſchienen nicht das Angenehmſte zu enthalten. Sie that einige Fragen an ihn, die er kurz beantwortete und ſich an den Pult ſtellte, zu ſchreiben.

Sie waren auf dieſe Weiſe eine Stunde neben einander geweſen, und es ward immer dunkler in Lottens Gemüth. Sie fühlte, wie ſchwer es ihr werden würde, ihrem Mann, auch wenn er bei dem beſten Humor wäre, das zu entdecken, was ihr auf dem Herzen lag; ſie verfiel in eine Wehmuth, die ihr um deſto ängſtlicher ward, als ſie ſolche zu verbergen und ihre Thränen zu verſchlucken ſuchte.

Die Erſcheinung von Werther's Knaben ſetzte ſie in die größte Verlegenheit; er überreichte Alberten das Zettelchen, der ſich gelaſſen nach ſeiner Frau wendete und ſagte: „Gieb ihm die Piſtolen! Ich laſſe ihm glückliche Reiſe wünſchen," ſagte er zum Jungen. Das fiel auf ſie wie ein Donnerſchlag; ſie ſchwankte aufzuſtehen, ſie wußte nicht, wie ihr geſchah. Langſam ging ſie nach der Wand, zitternd nahm ſie das Gewehr herunter, putzte den Staub ab und zauderte und hätte noch lange gezögert, wenn nicht Albert durch einen fragenden Blick ſie gedrängt hätte. Sie gab das unglückliche Werkzeug dem Knaben, ohne ein Wort vorbringen zu können, und als der zum Hauſe hinaus war, machte ſie ihre Arbeit zuſammen, ging in ihr Zimmer in

dem Zustande der unaussprechlichsten Ungewißheit. Ihr Herz weissagte ihr alle Schrecknisse. Bald war sie im Begriffe, sich zu den Füßen ihres Mannes zu werfen, ihm Alles zu entdecken, die Geschichte des gestrigen Abends, ihre Schuld und ihre Ahnungen; dann sah sie wieder keinen Ausgang des Unternehmens, am Wenigsten konnte sie hoffen, ihren Mann zu einem Gange nach Werthern zu bereden. Der Tisch ward gedeckt, und eine gute Freundin, die nur etwas zu fragen kam, gleich geben wollte — und blieb, machte die Unterhaltung bei Tische erträglich; man zwang sich, man redete, man erzählte, man vergaß sich.

Der Knabe kam mit den Pistolen zu Werthern, der sie ihm mit Entzücken abnahm, als er hörte, Lotte habe sie ihm gegeben. Er ließ sich Brod und Wein bringen, hieß den Knaben zu Tische gehen und setzte sich nieder, zu schreiben.

„Sie sind durch Deine Hände gegangen, Du hast den Staub davon geputzt, ich küsse sie tausendmal, Du hast sie berührt. Und Du, Geist des Himmels, begünstigst meinen Entschluß, und Du, Lotte, reichst mir das Werkzeug, Du, von deren Händen ich den Tod zu empfangen wünschte und, ach, nun empfange. O, ich habe meinen Jungen ausgefragt. Du zitterte st, als Du sie ihm reichtest, Du sagtest kein Lebewohl! — Wehe! Wehe! Kein Lebewohl! — Solltest Du Dein Herz für mich verschlossen haben um des Augenblicks willen, der mich ewig an Dich befestigte? Lotte, kein Jahrtausend vermag den Eindruck auszulöschen! Und ich fühle es, Du kannst den nicht hassen, der so für Dich glüht."

Nach Tische hieß er den Knaben Alles vollends einpacken, zerriß viele Papiere, ging aus und brachte noch kleine Schulden in Ordnung. Er kam wieder nach Hause, ging wieder aus vors Thor, ungeachtet des Regens, in den gräflichen Garten, schweifte weiter in der Gegend umher und kam mit anbrechender Nacht zurück und schrieb.

„Wilhelm, ich habe zum letzten Male Feld und Wald und den Himmel geſehen. Lebe wohl auch Du! Liebe Mutter, verzeihe mir! Tröſte ſie, Wilhelm! Gott ſegne Euch! Meine Sachen ſind alle in Ordnung. Lebt wohl! Wir ſehn uns wieder und freudiger."

„Ich habe Dir übel gelohnt, Albert, und Du vergiebſt mir. Ich habe den Frieden Deines Hauſes geſtört, ich habe Mißtrauen zwiſchen Euch gebracht. Lebe wohl! Ich will es enden. O, daß Ihr glücklich wärt durch meinen Tod! Albert! Albert! Mache den Engel glücklich! Und ſo wohne Gottes Segen über Dir!"

Er kramte den Abend noch viel in ſeinen Papieren, zerriß Vieles und warf es in den Ofen, verſiegelte einige Päcke mit den Adreſſen an Wilhelm. Sie enthielten kleine Aufſätze, abgeriſſene Gedanken, deren ich verſchiedene geſehen habe; und nachdem er um zehn Uhr Feuer hatte nachlegen und ſich eine Flaſche Wein geben laſſen, ſchickte er den Bedienten, deſſen Kammer wie auch die Schlafzimmer der Hausleute weit hinten hinaus waren, zu Bette, der ſich dann in ſeinen Kleidern niederlegte, um frühe bei der Hand zu ſein; denn ſein Herr hatte geſagt, die Poſtpferde würden vor Sechſe vors Haus kommen.

Nach Elfe.

„Alles iſt ſo ſtill um mich her und ſo ruhig meine Seele. Ich danke Dir, Gott, der Du dieſen letzten Augenblicken dieſe Wärme, dieſe Kraft ſchenkeſt.

Ich trete an das Fenſter, meine Beſte, und ſehe noch durch die ſtürmenden, vorüberfliehenden Wolken einzelne Sterne des ewigen Himmels! Nein! Ihr werdet nicht fallen! Der Ewige trägt Euch an ſeinem Herzen und mich. Ich ſehe die Deichſelſterne des Wagens, des liebſten unter allen Geſtirnen. Wann ich Nachts von Dir ging, wie ich aus Deinem Thore trat, ſtand er gegen mir über. Mit welcher Trunkenheit habe ich ihn oft angeſehen, oft mit aufgehobenen Händen ihn zum Zeichen, zum heiligen Merkſteine meiner gegenwärtigen Seligkeit gemacht! Und noch — O Lotte, was erinnert mich nicht an

Dich! Umgiebst Du mich nicht! und habe ich nicht, gleich einem Kinde, ungenügsam allerlei Kleinigkeiten zu mir gerissen, die Du Heilige berührt hattest!

Liebes Schattenbild! Ich vermache Dir es zurück, Lotte, und bitte Dich, es zu ehren. Tausend, tausend Küsse habe ich darauf gedrückt, tausend Grüße ihm zugewinkt, wenn ich ausging oder nach Hause kam.

Ich habe Deinen Vater in einem Zettelchen gebeten, meine Leiche zu schützen. Auf dem Kirchhofe sind zwei Lindenbäume hinten in der Ecke nach dem Felde zu; dort wünsche ich zu ruhen. Er kann, er wird das für seinen Freund thun. Bitte ihn auch! Ich will frommen Christen nicht zumuthen, ihren Körper neben einen armen Unglücklichen zu legen. Ach, ich wollte, Ihr begrübt mich am Wege oder im einsamen Thale, daß Priester und Levit vor dem bezeichneten Steine sich segnend vorübergingen und der Samariter eine Thräne weinte.

Hier, Lotte! Ich schaudre nicht, den kalten, schredlichen Kelch zu fassen, aus dem ich den Taumel des Todes trinken soll! Du reichtest mir ihn, und ich zage nicht. All! All! So sind alle die Wünsche und Hoffnungen meines Lebens erfüllt! So kalt, so starr an der ehernen Pforte des Todes anzuklopfen!

Daß ich des Glückes hätte theilhaftig werden können, für Dich zu sterben! Lotte, für Dich mich hinzugeben! Ich wollte muthig, ich wollte freudig sterben, wenn ich Dir die Ruhe, die Wonne Deines Lebens wiederschaffen könnte. Aber ach! Das ward nur wenigen Edlen gegeben, ihr Blut für die Ihrigen zu vergießen und durch ihren Tod ein neues, hundertfältiges Leben ihren Freunden anzufachen!

In diesen Kleidern, Lotte, will ich begraben sein; Du hast sie berührt, geheiligt; ich habe auch Deinen Vater darum gebeten. Meine Seele schwebt über dem Sarge. Man soll meine Taschen nicht aussuchen. Diese blaßrothe Schleife, die Du am Busen hattest, als ich Dich zum ersten Male unter Deinen Kindern fand — o, küsse sie tausendmal und erzähle ihnen das Schicksal ihres unglücklichen Freundes! Die Lieben! Sie wimmeln um mich. Ach, wie ich mich an Dich schloß, seit dem ersten Augenblicke Dich nicht lassen konnte! — Diese Schleife soll mit mir begraben werden! An meinem Geburtstage schenktest Du mir sie! Wie ich das Alles verschlang! — Ach, ich dachte nicht, daß mich der Weg hierher führen sollte! — — Sei ruhig! Ich bitte Dich, sei ruhig! —

Sie sind geladen — Es schlägt zwölfe! So sei es denn! — Lotte! Lotte, lebe wohl! Lebe wohl!"

Ein Nachbar sah den Blitz vom Pulver und hörte den Schuß fallen; da aber Alles stille blieb, achtete er nicht weiter drauf.

Morgens um Sechse tritt der Bediente herein mit dem Lichte. Er findet seinen Herrn an der Erde, die Pistole und Blut. Er ruft, er faßt ihn an; keine Antwort, er röchelte nur noch. Er läuft nach den Aerzten, nach Alberten. Lotte hört die Schelle ziehen, ein Zittern ergreift alle ihre Glieder. Sie weckt ihren Mann, sie stehen auf, der Bediente bringt heulend und stotternd die Nachricht, Lotte sinkt ohnmächtig vor Alberten nieder.

Als der Medikus zu dem Unglücklichen kam, fand er ihn an der Erde ohne Rettung; der Puls schlug, die Glieder waren alle gelähmt. Ueber dem rechten Auge hatte er sich durch den Kopf geschossen, das Gehirn war herausgetrieben. Man ließ ihm zum Ueberfluß eine Ader am Arme, das Blut lief, er holte noch immer Athem.

Aus dem Blut auf der Lehne des Sessels konnte man schließen, er habe sitzend vor dem Schreibtische die That vollbracht; dann ist er heruntergesunken, hat sich konvulsivisch um den Stuhl herumgewälzt. Er lag gegen das Fenster entkräftet auf dem Rücken, war in völliger Kleidung, gestiefelt, im blauen Frack mit gelber Weste.

Das Haus, die Nachbarschaft, die Stadt kam in Aufruhr. Albert trat herein. Werthern hatte man auf das Bett gelegt, die Stirn verbunden; sein Gesicht schon wie eines Todten, er rührte kein Glied. Die Lunge röchelte noch fürchterlich, bald schwach, bald stärker; man erwartete sein Ende.

Von dem Weine hatte er nur ein Glas getrunken. Emilia Galotti lag auf dem Pulte aufgeschlagen.

Von Albert's Bestürzung, von Lottens Jammer laß't mich nichts sagen!

Der alte Amtmann kam auf die Nachricht hereingesprengt; er küßte den Sterbenden unter den heißesten Thränen. Seine ältesten Söhne kamen bald nach ihm zu Fuße; sie fielen neben dem Bette nieder im Ausdrucke des unbändigsten Schmerzens, küßten ihm die Hände und den Mund und der älteste, den er

immer am Meisten geliebt, hing an seinen Lippen, bis er verschieden war und man den Knaben mit Gewalt wegriß. Um Zwölfe Mittags starb er. Die Gegenwart des Amtmannes und seine Anstalten tuschten einen Auflauf. Nachts gegen Elfe ließ er ihn an die Stätte begraben, die er sich erwählt hatte. Der Alte folgte der Leiche und die Söhne, Albert vermocht's nicht. Man fürchtete für Lottens Leben. Handwerker trugen ihn. Kein Geistlicher hat ihn begleitet.

Verzeichniß der Stellen,

in denen unſer Text von anderen Drucken und Ausgaben abweicht.

Die Ausgaben, welche für die kritiſche Behandlung des Textes von beſonderer Wichtigkeit ſind, haben wir bereits in den Vorbemerkungen (S. 9 u. f.) namhaft gemacht. Der Kürze halber bezeichnen wir von denſelben die drei Hamburg'ſchen Nachdrucke mit H1, H2, H3, die Weygand'ſche Ausgabe von 1825 mit W, die Wiederholung derſelben von 1865 (bei Gebhardt und Reisland) mit W2, die Originalausgabe des Werther und die unveränderten Wiederholungen derſelben mit OA; für alle übrigen ſind die bereits am Schluſſe des erſten Bandes gegebenen Bezeichnungen beibehalten worden. Wir bemerken auch hier noch, daß es nicht unſere Abſicht ſein konnte, die Fehler aller vorhandenen Ausgaben zu ſammeln; bei der Auswahl derſelben mußte vorzugsweiſe der Umſtand maßgebend ſein, ob dieſelben irgendwie zu einer dauernden Entſtellung des Textes beigetragen hatten oder noch ſpäter beitragen könnten. Ebenſo geben wir über unbedeutendere Veränderungen in Orthographie und Wortformen (Andere, Andre, Sinnen, Sinne, vergeblichen, vergebliche u. ſ. w.) ſtillſchweigend hinweg, wiewol es unſer Bemühen geweſen iſt, in der Wahl der einzelnen Formen und Schreibweiſen die Konſequenz zu beobachten, welche die Ausgabe letzter Hand' irgend geſtattete.

Seite Zeile

17. 2. ertragen; — ſeit 6 haben alle Ausgaben tragen, eine Veränderung, für die kein Grund abzuſehen iſt, obwol ſie aus den älteren Bearbeitungen hinübergenommen wurde.
20. zurückgehaltenen, — 3c zurückgebliebenen.
19. 2. verlangten, — 2, aber nicht 2a, unrichtig verlangen.
20. 17. Eine traurige Bemerkung hab' ich gemacht. — Dieſe Worte, welche alle Ausgaben der älteren Bearbeitung haben, fehlen ſeit 2. Da der Zuſammenhang dieſelben nothwendig erfordert, ſo iſt es (im höchſten Grade wahrſcheinlich), daß ſie nur durch ein Verſehen bei dem Drucke der genannten Ausgabe ausgefallen ſind.
3. Krieg. — Das für den ganzen Charakter der Stelle nothwendige Wort fehlt, wie Bernays (S. 16) nachweiſt, zuerſt in 2a und ſeitdem in allen Geſammtausgaben; dagegen ſteht es in W, W2 und 13.
21. 1. mein; — alle Ausgaben ſeit 2 mein. Bernays (S. 37) hat bereits ihre Urſprung dieſes Fehlers aus H2 nachgewieſen.
27. 32. — Das Wort iſt zuerſt in H2 ausgefallen und fehlt ſeitdem in allen ſpäteren Ausgaben. Wir haben mit Bernays (S. 34) geglaubt, es wieder in den Text ſetzen zu müſſen.

Seite Zeile

22. 20. **Manchen**, — viele Ausgaben **Manchem**. Die erstere Lesart erscheint berechtigter, da wir sie beispielsweise in 2, 5 und in dem sorgfältig revidierten Texte von W finden, während 2a die letztere hat.

23. 20. **fortkeicht**. — Die zuerst in W gemachte Veränderung **fortfeuchtet**, welche alle späteren Ausgaben haben, ist gewiß von Goethe nicht beabsichtigt, der häufig **keichen** braucht.

25. 5. **Sagst Du**, — alle Ausgaben seit 2 **Sag' Du**. Unsere Lesart ist auf die Autorität der älteren Bearbeitungen hin aufgenommen; hiebei war maßgebend, daß, wenn auch **Sag' Du** zu erklären ist, man doch nicht füglich annehmen kann, daß Goethe es aus **Sagst** verändert hat.

26. **Verzückung**. — Die von Goethe selbst redigirte Ausgabe 2, ebenso 2a, 4 und W sowie W2 haben **Zuckungen**, während seit 5 in Uebereinstimmung mit der älteren Bearbeitung die obige Lesart eingeführt ist. Es kann demnach wol keinem Zweifel unterliegen, daß die Veränderung von Goethe selbst herstammt oder wenigstens von ihm gebilligt ist.

27. 3. **hat mich's gekostet**. — So die älteren Ausgaben; 2a, 4 und 6 (5a hat's mich) und seitdem alle neueren Ausgaben; — nur 13 liest **mir's**. Eine absolut sichere Entscheidung ist hier fast unmöglich, da Goethe gleichmäßig beide Kasus bei **kosten** braucht.

28. 3. **heimliche**. — Der von Bernays (S. 16) bereits gerügte Fehler **himmlische** stammt aus 2a und ist in allen neueren Ausgaben mit Ausnahme von W, W2 und 13 wiederzufinden.

30. 20. **den Fächer**. — Der Korrektheit des Ausdrucks wegen wurde in 5 **das Wörtchen** den zugesetzt.

31. 4. **leichtfertigen**. — Ein späterer Abdruck von 2, sowie W und W2 haben ohne weitere Autorität **leichtsinnigen**.

32. 6. **muß** es. — Alle Ausgaben bis 4, sowie W und W2 **müssen** sie. Wir möchten diesen Fall in diejenige Kategorie bringen, wie den zu S. 25. Z. 5. erwähnten.

33. 2. **das meinige**, nach den neueren Ausgaben seit 5; — die älteren, ebenso W und W2 weniger korrekt **die meinige** (auf „Frauenzimmer" bezogen).

35. 21. **Vortrag**, — 11 und 12 ohne Autorität **Vorschlag**.

36. 2 u. 3. **ihr Fragen**, — 11 und 12 **ihre**.

37. 2. **aufspart**, nach den älteren Ausgaben. — Durch Ha kam anstatt dieses auch sonst von Goethe gebrauchten Wortes **aufspart** in den Text und ist überall stehen geblieben. Vgl. Bernays S. 35.

38. 1. **Schoten**, — in den älteren Ausgaben vor 2 sowie in 11, 12 und 13 **meine Schoten**.

40. 20. **Mich**, seit 4, früher überall **Mir**.

41. 17. **müßten**, nach der Autorität der alten Ausgaben, — nicht, wie seit 2 allgemein gelesen wird, **müssen**; denn die Stadtpfarrer predigen auch nicht gegen die üble Laune.

42. 11. **noch** manchmal selbst. — Noch ist zuerst in Ha, selbst in 2a ausgefallen, und seitdem fehlte in allen Ausgaben entweder eins dieser Wörter oder es fehlten beide, obgleich beide sich erklären lassen.

47. 22. **Wundererscheinung**, — 11, 12 und 13 nach G.-A.—Ha **Wundererscheinungen**.

49. 3. **Am 26. Julius**. — In 13 wird der Brief um einen Tag zurückdatirt, wofür kein Grund abzusehen ist.

50. 23. **alles Andere**. — Die ältesten Texte lesen **alle andere**, Ha liest **alle** aus. Ha setzt **Alles** hinzu, das seitdem in alle Ausgaben übergegangen ist. Wir glauben jedoch nicht mit Bernays (S. 35) die alte Lesart wiederherstellen zu dürfen; denn Goethe hatte schwerlich,

Seite Zeile

wenn er bei der Reviſion des Textes **alle andere** vorgefunden hätte, die Worte ſo ſtehen laſſen, ſondern entweder ſelbſt jede oder **alles Andere** geſchrieben.

50. 23. Erzähl, nach den Ausgaben 4, 5 und 6, — während die meiſten ſpäteren und alle früheren Ausgaben Erzählt haben. Der Sprechende, der nur die beſtimmte Sache im Auge hat, die er zu erzählen im Begriff iſt, kann ſich nicht füglich in der Mehrheit anreden, die nur dann ſtatthaft wäre, wenn das Ganze den Charakter einer allgemeinen Bemerkung hätte: „Man muß eine Sache an ſich erzählen“

31 u. 32. über **mein Elend und ſpottete.** — Dieſe Worte, welche zuerſt in Hs fehlen, ſind ſeitdem in allen Ausgaben weggelaſſen worden, obwol ſie für den Sinn unumgänglich nothwendig ſind: ein **doppeltes und dreifaches Spotten** iſt nicht motivirt, wenn nicht ein **einfaches** vorangegangen iſt. Vgl. Bernays, S. 31.

37. **viel Poſſen.** — Dieſe Worte fehlen faſt überall; aber die Auslaſſung, die wieder aus Hs ſtammt, iſt wenigſtens der größten Wahrſcheinlichkeit nach auch nicht gerechtfertigt.

52. 8. Seele. — W und W2 haben, OA und den übrigen älteren Texten folgend, **Herz**, während offenbar eine Korrektur von Goethe vorliegt, der vielleicht die Wiederholung des gleichen Wortes in der folgenden Zeile vermeiden wollte.

54. 25. **was.** — Die Auslaſſung dieſes Wortes, welches bis 2 überall und in W ſowie W2 ſteht, ſchreibt ſich aus 2a her, iſt in alle ſpäteren Ausgaben übergegangen und erſt in 13 korrigirt. Daß das Wort nothwendig iſt, bedarf wol keines Beweiſes. Vgl. Bernays, S. 16.

56. 16. **eines.** — W und W2 nach OA deß.

22. **junges.** — Das Wort iſt zuerſt in Hs ausgelaſſen und fehlt, obwol unentbehrlich, ſeitdem in allen Ausgaben. Vgl. Bernays, S. 34.

35. **Vergnügungen.** — Aus 2a ſchreibt ſich die unrichtige Lesart **Vergnügen** her, die ſeitdem alle Ausgaben, mit Ausnahme von W, W2 und 13, beibehalten haben.

58. 4. **verliere,** — 5a **verliere.**

7. **ich konnte aber nicht dazu kommen.** — Dieſe für den Sinn abſolut nothwendigen Worte fehlen ſeit Hs überall, nur nicht in den Weygand'ſchen Ausgaben und in 9—13. Vgl. Bernays, S. 19.

10. **faſt.** — Das Wort fehlt ſeit Hs in allen Ausgaben, während man es in dem vorliegenden Zuſammenhange ungern entbehren möchte. Vgl. Bernays, S. 25.

25. **auf.** — Auslaſſung von Hs, ſeitdem fehlt das Wort in allen Ausgaben. Vgl. Bernays, S. 34.

59. 1. **Rohren,** — die älteren Ausgaben mit Ausnahme von Hs bis 2a inkl. **Röhren.**

7. **Schwirren und Weben,** ſeit 2, — während die älteren Ausgaben **Gewebere,** W und W2 **Geſchwirre und Weben** haben.

60. 12. **die Cure Döfer weglyßen,** — Vorw, die in Hs ausgelaſſen ſind und ſeitdem überall fehlen. Vgl. Bernays, S. 29.

24. **hielt'.** — Die alten Ausgaben und 11—13 **hielte,** 5 und 6 **hielt,** während entſprechend dem vorangehenden „ſäh' ich“ auch **hielt'** als apoſtrophirte Konjunktivform geſchrieben werden muß.

61. 8. **Ich wollte Dir ſchreiben und dem Minifter und um die Stelle bei der Geſandtſchaft anhalten. So leſen die alten und die Weygand'ſchen** Ausgaben und ihnen folgend 11—13. — Alle übrigen laſſen das zweite **und** aus und ſchreiben **anzuhalten.** Auch und erſcheint dem ganzen Zuſammenhange nach des Zurückgehen auf den alten Text unerläßlich.

Seite Zeile

62. 27. **härene**; — die Wortform **härine, die Bernays** S. 18 auf Grund einiger älteren Drucke vorschlägt, ist von den Setzern zeitig in **härne** verwandelt, und auch Goethe würde bei der Umarbeitung des Werther wol schwerlich die alterthümelnde Form haben stehen lassen, wenn er auch in Wirklichkeit auf das Wort weiter nicht aufmerksam geworden sein wird.

68. 7. **Am 26. November.** — Die älteren Ausgaben vor 4 lesen **Am 10. November.**

71. 24. **optischer Betrug.** — Seit 6 liest man überall, nur nicht in W und Wz, **ein optischer Betrug**; es ist dies eine Aenderung, die weder durch die älteren Ausgaben berechtigt ist, noch überhaupt von Goethe herstammen kann.

72. 18. **verphantasiren.** — Zuerst in 2a und seitdem in allen Ausgaben, mit Ausnahme von 13, W und Wz, **phantasiren.**

74. 4. **ihn.** — Diese Lesart ist erst in 5 eingeführt; früher stand, auf Lotte bezogen, **sie.** Wir halten die Aenderung in Beziehung auf ihren Ursprung für poetisirend, können aber nicht beweisen, daß sie nicht von Goethe herstammt.

20. **Saal.** — In 5a **Zimmer**, indessen wurde in 6 wieder die alte Lesart eingeführt.

76. 1. **mich**, — **viele Ausgaben mir.** Vgl. die Bemerkung zu S. 27 Z. 2 auf S. 130 der Textrevision.

7. **Ueberhöhen, seit 4, — früher Überhüben.**

13. **Die Fräulein**; — seit 4, wol ohne Goethe's Absicht, **Fräulein.**

20. **ihnen**; — in 2, 4, 5 und 5a sinnentstellend **Ihnen.**

29. **es mich.** — Seit 4 finden sich überall, nur nicht in 13, in W und Wz, beide Worte umgestellt.

77. 15. **diesem gedrängten Herzen**; — **gedrängten** fehlt zuerst in 2a und seitdem in allen übrigen Ausgaben, mit Ausnahme von 13, W und Wz. Vgl. Bernays, S. 16.

78. 22. **ihre unerträgliche Stadt.** — Seit Ha fehlt **unerträgliche** überall; wir glauben jedoch mit Bernays (S. 34) das Wort einsetzen zu müssen.

30. **hieß.** Die Sachlage ist hier ganz dieselbe wie in der vorigen Stelle; — seit Ha steht **ließ**, welches schon deshalb hier nicht statthaft erscheint, weil dasselbe Wort unmittelbar vorangeht. Vgl. Bernays, S. 35.

79. 20. **Was hilft mir's.** — Viele Ausgaben **mich's.** Vgl. die Bemerkung zu S. 27 Z. 2 auf S. 130 der Textrevision.

81. 5. **Am 16. Julius.** — **13. Junius.** Der Brief vom 16. Julius ist erst in der zweiten Bearbeitung hinzugefügt; um so mehr ist aber anzunehmen, daß Goethe die Datumbezeichnung mit vollem Bedacht gegeben hat.

15. **Am 29. Julius.** — Wz hat **Den 19. Julius.**

21. **liebste**, — **da liebliche.**

27. **füllen**, — **Wz erfüllen.**

82. 21. **Träumen**, — **Wz Träume.**

83. 4. **noch weiß.** — Die Worte fehlen in Wz.

11. **nach ihm.** — Die Worte fehlen in 12.

13. **als.** — W und Wz setzen jede Autorität in.

85. 19. **Theil nehme.** — in Wz ausgelassen.

86. 7. **genoß.** — 2, wenigstens in späteren Drucken, **genuß** (Druckfehler).

13. **sucht.** — 2 ebendaselbst **suchte.**

16. **ihm.** — in W und Wz ist hinter noch das Wörtchen **auch** hinzugefügt.

24. **er.** So lesen die älteren Ausgaben und von den neueren 12. — in 4 steht zuerst **es**, schwerlich eine beabsichtigte Veränderung, die aber seitdem in allen Ausgaben, mit Ausnahme von W und Wz, beibehalten ist.

Seite Zeile
86. 25. war, — in W und W2 iſt.
87. 8. alter. Fort ſämmtliche Ausgaben (6 und 12 ausgenommen) Alter, obwol ſich das Wort auf das vorangehende „Pfarrer“ bezieht.
27. Frau. Erſt die Ausgabe letzter Hand bringt dieſe Wortform ſtatt Frauen.
88. 4. Am 12. Oktober, — W2 Am 15. Oktober.
22. er, — fehlt in W2.
89. 19. Meubein, — 2 und 2a Meubel.
21. dieſem Hauſe, — 12 in dieſem Hauſe.
90. 15. Morgens, — W2 des Morgens.
20. alle, — W2 die.
91. 20. alter, — die Ausgaben des älteren Textes und 12 all.
26. Müdſeligkeit. Die älteren Ausgaben und auch noch der erſte Hamburgiſche Nachdruck haben Müdſeligkeit, und Bernays (S. 35) will das Wort in Folge deſſen wiederherſtellen; uns ſchien dies gerade in dem vorliegenden Falle bedenklich, weil das Wort ein neugebildetes iſt, und ſich unſres Wiſſens auch kein ſpäteres Vorkommen deſſelben nachweiſen läßt.
29. u. 30. denn, — 2 und 2a an beiden Stellen dann.
92. 18. mir es, — W2 es mir.
21. ein Gift bereitet, das, — die älteren Ausgaben bis 4 inkl. einen Gift, der.
93. 20. heimliche Widerball; — die Ausgaben der erſten Bearbeitung, ſoweit wir ſie verglichen haben, leſen heimliche Widerſchall; die der zweiten bringen himmliſche Widerhall. Wir können nur das zweite Wort für eine beabſichtigte Korrektur halten und leben in der Veränderung des erſten einen verjährten Fehler. Vgl. Bernays, S. 17.
27. dieſe, — W2 die.
94. 2. ſelbſt, — fehlt in W2.
8. ſah, — W und W2 ſeh'.
11. ſah, — 2, 2a und 4 ſahe.
20. ſuchte, — W2 ſuche.
26. Seinen, — W und W2 ſeinen.
95. 6. Gott hat mir ein ſchweres Kreuz aufgelegt, — dieſe Worte fehlen in W2.
14. ein ſo, — W2 ſo ein.
22. von ſich war; das rühmt er immer; das iſt die Zeit; — dieſe ganze Zeile iſt in 12 ausgefallen.
23. auch, — W und W2 ach.
25. hoffnungsvoll, — W2 hoffnungslos.
97. 29. Wie ein Meer — Seit 11a fehlen dieſe Worte überall. Vgl. Bernays, S. 33.
98. 2. Wurzel; ſo die meiſten Ausgaben, entſprechend dem metaphoriſchen Gebrauche des Ausdrucks „Wurzel ſchlagen“, daher denn Wurzeln in 5 als Druckfehler anzuſehen iſt.
99. 17. gedrückt, — bis 5 inkl. gedruckt. Auch für dieſen Fall wird ſich nicht mit Sicherheit beſtimmen laſſen, was Goethe geſchrieben hat.
103. 19. rückte. In den Ausgaben ſind hier dieſelben Schwankungen wie bei „drücken“ und „drucken“.
104. 7. dann, ſeit 5, — früher denn; in W und W2 iſt die Veränderung nicht aufgenommen.
18. hinabzuſtürmen. — Erſt ſeit 11a hinab zu ſtürzen, ſeitdem aber in allen Ausgaben. Vgl. Bernays, S. 36.
106. 7. mir es, — in 13 es mir.
109. 29. ſeinem, nach den älteren Ausgaben und den neueren ſeit 4, — 11a, 2 und 2a ſeinen.

Seite Zeile

110. 28. **bleiben sollte**, nun eingeführte Lesart der Ausgabe 13, die wir deshalb hatt der älteren ausbleiben **mußte** aufgenommen haben, weil wir nicht annehmen können, daß dieselbe auf einer Willkürlichkeit beruht.

112. 5. u. 6. **eine Menuet** ... **sie**, seit 4, — früher **einen Menuet** ... **er**.

17. **Schauer**, — 11 und 12 unrichtig **Schauder**, welches nicht einmal in allen alten Ausgaben steht.

18. **Hunden**, — bis 5 **Stunden**.

113. 4. **erhob**, — in 6 **erbub**, obwol die älteren Ausgaben 2, 4, 5 und 5a die erstere Wortform haben. Wir können nicht annehmen, wenn Goethe **Stunden** in **Hunden** veränderte, daß er einige Zeilen später in entgegengesetztem Sinne verfahren ist.

114. 28. **ist**, haben alle Ausgaben bis 6 inkl., ebenso W; — gleichwol liest man in 9, 12 und 13 war.

115. 2. **die ich höre**. Es ist Alpin's Stimme. Eine Auslassung von ist, die den Sinn vollständig stört, aber gleichwol sich in allen Ausgaben findet. Nur in W ist wenigstens bemerkt worden, daß etwas fehlt, und vor den Worten „die ich höre" das Wort Alpin's eingeschoben. Vgl. Bernays, S. 20.

116. 3. **Schlummerer**; — in W und W2 **Schlummer**. Vgl. Bernays, S. 17.

10. **war**; — die Ausgaben bis ersten Textes, W und 13 **ward**; wir halten indessen unsere durch die Ausgaben 4—12 unterstützte Lesart für eine beachtenswerthe Verbesserung.

20. **Ströme**; — auch 2a stammt der Fehler **Ströme**, der sich noch in 4, 5 und 6 findet.

119. 18. **Liebte**, seit 4, — früher **küßte**.

120. 11. **haben**, und S. 121 Z. 1 **hat**. — Diese Worte sind in 5 der Correctheit wegen hinzugesetzt, fehlen indessen in W und W2.

121. 22. **Wollten**. Die Ausgaben schwanken zwischen dieser Form und **Wollen**, vermuthlich in Folge der Differenz von 2 und 2a, von denen die erste **Wollen**, die zweite **Wollten** liest. Die erstere, auch in 11—13 aufgenommene Lesart verdient offenbar aus innern und äußern Gründen den Vorzug.

125. 18. Mit den Adressen, nach den älteren Ausgaben, ferner nach 2, 2a, 4, 5 und W; — in 6 ist das Wörtchen den ausgefallen und seitdem überall weggeblieben.

16. **hatte**, — fehlte früher und ist erst in 5 eingesetzt; in W wurde die Veränderung nicht berücksichtigt.

27. **vorüberfliehenden**, — 11 gegen alle Autorität **vorüberfließenden**.

28. **angesehen**. So haben alle Ausgaben bis 5 inkl.; — in der Ausgabe letzter Hand hat offenbar in Folge eines Versehens **aufgesehen**, das seitdem überall gelesen ist und auch hier in 13 beibehalten wurde.

29. **aufgehoben**. — alle Ausgaben bis 4 haben **aufgehaben**. Obwol daselbst nur in diesem Falle Germanismus (s. Bd. 1 dieses Werkes, S. 10) nicht fehlen zu dürfen, der die alte Lesart wiederherstellen will, scheint doch Goethe bewiesen zu sein, daß Goethe bei späteren Schriftwerken die altertümlichen Formen verändere.

130. 28. **All' All'** lesart sämmtlicher Ausgaben, — nur 11 u. 12 **All' Alle!**

131. 8. **Thun**, nach den älteren Ausgaben. — **Thien** ist einer der zahlreichen Fehler, die aus 6 in alle Ausgaben übergegangen sind. (Vgl. Bernays, S. 36.)

Goethe's Werke.

Nach den vorzüglichsten Quellen revidirte Ausgabe.

Fünfzehnter Theil.

Die Wahlverwandtschaften.

Herausgegeben und mit Anmerkungen begleitet von

Dr. Fr. Strehlke,
Direktor des Gymnasiums zu Marienburg.

Berlin.
Gustav Hempel.

Druck von G. Bernstein in Berlin.

Die Wahlverwandtschaften.

Vorbemerkung des Herausgebers.

Schon waren zwei Jahre seit Schiller's Tode verflossen, ohne daß in Goethe Trieb und Neigung zu einer größeren poetischen Produktion erwacht wäre; die Vorbereitungen zur dritten Ausgabe seiner Werke, deren vier erste Bände 1806, deren fünfter und siebenter 1807 erschienen, die eifrige Fortsetzung der „Farbenlehre“ und naturwissenschaftliche Studien verschiedener Art nahmen ihn in Anspruch, während andrerseits die politischen Ereignisse, namentlich die des Jahres 1806, schwer auf seinem wie auf allen Gemüthern lasteten. Auch der Tod der Herzogin Amalie (10. April 1807) ergriff den befreundeten Dichter tief, und erst als Goethe im Sommer desselben Jahres mit Karl August zusammen in anregenden, geselligen Kreisen in Karlsbad verweilte, trat die alte Freude am dichterischen Schaffen wieder einigermaßen hervor. Es entstand eine Reihe kleiner Novellen, die ursprünglich in keinem Zusammenhange mit einander standen, bis Goethe den Entschluß faßte, dieselben sämmtlich in „Wilhelm Meister's Wanderjahren“ zu einem Ganzen zu vereinigen. Ebenso wie dies mit den Erzählungen „Sankt Joseph der Zweite“, „Die neue Melusine“, „Die pilgernde Thörin“, „Die gefährliche Wette“, „Der Mann von funfzig Jahren“ wirklich geschah, mochte er es ursprünglich auch mit den „Wahl-

verwandtschaften" beabsichtigt haben, die er wenigstens ebenso kurz behandeln wollte. (Vergl. Tag- und Jahreshefte von 1807.) Es trat indessen bald ein Umstand ein, der dies unmöglich machte. „Der Stoff," sagt Goethe selbst an der eben erwähnten Stelle, „war allzu bedeutend und zu tief in mir gewurzelt, als daß ich ihn auf eine so leichte Weise hätte beseitigen können." Hiermit wird freilich mehr angedeutet, daß das sittliche Problem, welches in den „Wahlverwandtschaften" behandelt werden sollte, zu wichtig war, als daß er es in einem allzu engen Rahmen hätte darstellen können; aber es kam vielleicht noch etwas Anderes hinzu. Auch noch dem alternden Dichter war es beschieden, manche neue Herzenserfahrungen zu machen, und gerade in die Zeit, in der er mit den „Wahlverwandtschaften" beschäftigt war, oder kurz vor dieselbe, fallen seine Beziehungen zu Bettina Brentano und zu Minna Herzlieb. Die Erstere war schon im April 1807 in Weimar gewesen und wiederholte ihren Besuch im November desselben Jahres; für die Zweite, mit der er besonders nach der Abreise Bettina's während seines Aufenthaltes in Jena verkehrte, faßte er eine leidenschaftliche Zuneigung, von der er sich mit Mühe zur Resignation durchkämpfte. Anklänge an die so in dem Dichter erzeugten Stimmungen, zum Theil auch einen deutlichen Ausdruck derselben geben uns einzelne Lieder in der Gedichtsammlung, die „Sonnette" (I. 209) und „Pandora", die sämmtlich mit den „Wahlverwandtschaften" fast gleichzeitig sind; aber auch diese selbst bestätigen, was Goethe später sagte: daß kein Strich in ihnen enthalten sei, der nicht erlebt, wenn auch keiner so sei, wie er erlebt worden (vergl. Eckermann's Gespräche mit Goethe, II. 127).

Nach einer Angabe in den Tag- und Jahresheften hat Goethe den Plan zu den „Wahlverwandtschaften“ schon 1807 entworfen, und man möchte geneigt sein, hiefür die Zeit anzunehmen, in der er in Jena verweilte; an eine wirkliche Ausführung dachte er indessen sicherlich erst im Sommer des nächsten Jahres. Am 19. Juli 1808 schreibt er von Franzensbrunn an Riemer (Briefe von und an Goethe, S. 186): daß er, wenn er nach Karlsbad zurückgekehrt sei, von den „Wahlverwandten“ hoffe stark angezogen zu werden. Wir wissen nicht, wie weit dies in der Weise der Fall gewesen ist, daß schon eine Ausarbeitung stattgefunden hätte; jedenfalls war aber etwa um die Mitte des Jahres 1809 das Ganze schon weit vorgerückt. Vom April bis Juni war die Thätigkeit des Dichters fast ausschließlich auf diese Arbeit gerichtet gewesen, wie aus mehrfachen Erwähnungen von Vorlesungen der fertigen Theile, ferner aus Goethe's Tagebuch und aus Briefen an Frau von Stein hervorgeht. So schreibt er an die Letztere am 6. Juni (Briefe, III. 413) von Jena aus, „daß er über die Hauptschwierigkeiten hinaus sei, und wenn er noch 14 Tage weder rechts noch links hinsehe, das wunderliche Unternehmen geborgen sei.“ So gut sollte es ihm freilich nicht werden. Infolge von König Jerome's Kriegszug, der Diesen am 15. Juli nach Weimar führte und allerdings mit einem ebenso unerwarteten Rückzuge endigte, mußte Goethe nach Weimar kommen und dort bis zum 23. Juli verweilen. Indessen, nach Jena zurückgekehrt, zwang er sich zu einer raschen Vollendung des Romans, indem er den Druck desselben sofort beginnen ließ. „Der dritte Oktober“, erzählt er selbst (Tag- und Jahreshefte von 1809), „befreite mich von dem Werke, ohne

daß die Empfindung des Inhalts sich ganz hätte verlieren können."

Diesen Inhalt nun haben wir den uns vorliegenden Zwecken gemäß nach einer doppelten Richtung hin ins Auge zu fassen. Wenn wir den Namen des Romans, den Ort und die Zeit seiner Handlung besprechen und darstellen, welche Personen der Wirklichkeit dem Dichter für die Dichtung sei es einzelne Züge, sei es ihr ganzes Selbst haben liefern müssen, so wird sich erkennen lassen, in wie weit dieselbe dem Leben angehört. Zweitens aber nöthigt uns Goethe selbst noch zu einer andern Aufgabe. Wenn er es mehrfach ausspricht (vgl. z. B. Gespräche mit Eckermann III. 119), die „Wahlverwandtschaften" wären das einzige Produkt von größerem Umfange, wo er sich bewußt gewesen sei, nach Darstellung einer durchgreifenden Idee gearbeitet zu haben, so ist es erforderlich, nach dieser Idee zu suchen. Denn davon, daß sie richtig erkannt wird, hängt es ab, ob man den richtigen Standpunkt gewinnen kann, den man für die Beurtheilung eines so viel und so verschiedenartig beurtheilten Werkes einzunehmen hat.

Schon der Titel, den Goethe seiner Dichtung gegeben hat, scheint Gegenstand mannichfacher Erwägung gewesen zu sein. Ob er selbst anfangs „Ottilie" wählen wollte, mag dahingestellt sein. Daß Andere dies häufig thaten, erwähnt wenigstens Riemer (Mittheilungen II. 604), und eine französische Uebersetzung erschien gradezu mit der Ueberschrift „Ottilie ou le Pouvoir de la sympathie". Goethe bestimmte den Titel, nachdem er eine Zeit lang, wie es scheint, an die Bezeichnung „Die Wahlverwandten" gedacht hatte (vgl. S. 7.), schließlich aus der Darstellung im dritten Kapitel des

ersten Theiles, wenn er nicht, was fast wahrscheinlicher ist die betreffende Stelle zu dem Zweck eingefügt hat, um weniger kundigen Lesern den chemischen Akt zu erläutern, von dem er ein Abbild aus dem menschlichen Leben vorzuführen beabsichtigt. Und in der That konnte jener Begriff in der damaligen Zeit noch nicht so populär sein, daß er nicht einer Erläuterung bedurft hätte, wie dies z. B. auch die Verwunderung der Berliner Verehrer Goethe's über diese Bezeichnung beweist (vgl. Goethe-Zelter'scher Briefwechsel, I. 374); denn, wenngleich der Begriff „Verwandtschaft" frühzeitig genug in der Chemie auftritt — nach Einigen schon bei Albertus Magnus im 13. Jahrhundert, jedenfalls in dem „Rosarium philosophicum" eines Ungenannten (Frankofort. ex officina Cyriaci Jacobi 1550. 4°.) — so ist doch der Begriff „Wahlverwandtschaft" viel späteren Ursprungs. Unsres Wissens braucht den entsprechenden lateinischen Ausdruck zuerst Torbern Bergmann, ein auch Goethe bekannter schwedischer Physiker in einem Aufsatze, der sich in den Abhandlungen der Akademie der Wissenschaften zu Upsala Vol. II. p. 159 und zwar in seiner Arbeit „De attractionibus electivis" findet, die 1787 in seine „Opuscula physica et chemica" aufgenommen wurde. Schon zwei Jahre früher hatte indessen Hein Tabor Bergmann's Werk übersetzt, und in seiner Uebersetzung, entsprechend Bergmann's „attractio electiva," den Ausdruck „Wahlverwandtschaften", die wieder in einfache und doppelte eingetheilt werden, in die deutsche Sprache eingeführt.

Die Oertlichkeiten, in denen die „Wahlverwandtschaften" spielen, sind so bestimmt und anschaulich gezeichnet, daß sie den Leser in der That reizen müssen, die Stellen auf der Erde

aufzusuchen, welche dem Dichter vorgeschwebt haben. Er selbst giebt nur für einen Punkt eine Andeutung, die wir aus der Beschreibung seiner Reise im oberen Elsaß (1771) aus dem elften Buche von „Dichtung und Wahrheit“ hierhersetzen: „Einer mit hundert, ja tausend Gläubigen auf den Ottilienberg begangenen Wallfahrt denk ich noch immer gern. Hier, wo das Grundgemäuer eines römischen Kastells noch übrig, sollte sich in Ruinen und Steinritzen eine schöne Grafentochter aus frommer Neigung aufgehalten haben. Unfern der Kapelle, wo sich die Wanderer erbauen, zeigt man ihren Brunnen und erzählt gar manches Anmuthige. Das Bild, das ich mir von ihr machte, und ihr Name prägte sich tief bei mir ein. Beide trug ich lang' mit mir herum, bis ich endlich eine meiner zwar spätern, aber darum nicht minder geliebten Töchter damit ausstattete, die von frommen und reinen Herzen so günstig aufgenommen wurde.“

In viel ausgedehnterer Weise als den Ottilienberg hat Goethe die Lokalitäten um das bekannte, zwei Stunden von Eisenach entfernte Schloß Wilhelmsthal benutzt, dessen Gründer Karl August gewesen ist, und wo er selbst an dem Anlegen des Parks thätigen Antheil genommen hatte. Nach den neuerdings darüber veröffentlichten Mittheilungen finden wir dort die drei Teiche, die, durch Dämme von einander geschieden, die Thalsohle einnehmen; der vordere Damm ist der, welcher während des Festes einstürzte; der mittlere der, auf welchem Eduard's Kammerdiener das Feuerwerk abbrannte. Dort findet sich auch der Lieblingsplatz Ottiliens, zu dem sie so gern hinüberruderte, und zu dem man schneller zu Wasser als auf dem Fußwege gelangte. Das

neue Haus, deſſen Platz Ottilie beſtimmt, hätte man ſich auf einem bekannten Ausſichtspunkte, dem Hirſchſteine, zu denken.*) Auch die Mühle, welche im ſiebenten Kapitel des erſten Theiles erwähnt wird, fehlt nicht, und ſelbſt der Promenadenweg zum Schloſſe, den die Spaziergänger in den „Wahlverwandtſchaften“ noch ſchmerzlich vermiſſen und in Angriff zu nehmen beſchließen, iſt ſpäter wirklich ausgeführt worden, wenn auch jetzt wieder eingegangen.

Mit wenigen Worten können wir über die Zeit hinweggehen, in die wir durch den Roman verſetzt werden. Es iſt allerdings offenbar die unmittelbarſte Gegenwart; aber Goethe hat es doch vermieden, poſitive Anhaltspunkte zu geben. In welchen Krieg zieht Eduard, als er nach dem Empfange von Charlottens Brief den Entſchluß faßt, ſeinen einſamen Landſitz zu verlaſſen? Wer iſt der Feldherr, unter deſſen Anführung der Tod wahrſcheinlich und der Sieg gewiß iſt? Wir wüßten es nicht zu ſagen und glauben auch nicht, daß Goethe beſtimmte Verhältniſſe und Perſonen hierbei im Auge gehabt hat.

Endlich hat man ſich auch nicht geringe Mühe gegeben, die Perſönlichkeiten zu ermitteln, welche Goethe für ſeine Charaktere in den „Wahlverwandtſchaften“ benutzt hat.

*) Wir verdanken dieſe Nachrichten einer von Dr. R. Seydel im Jahre 1866 gemachten Mittheilung, die auf Profeſſor Weiſſe in Leipzig († 1866) als den eigentlichen Entdecker dieſer Thatſache hinweiſt. Man möchte indeſſen glauben, daß den Bewohnern oder auch ſelbſt den häufigen Beſuchern jener Gegend eine ſo augenfällige Aehnlichkeit ſchon immer hat bekannt ſein müſſen, wenn auch keine Veranlaſſung vorlag, ſie zu veröffentlichen.

Wir sind zu Untersuchungen der Art wenig geneigt, da ihr Resultat meistens nur mäßige Neugier befriedigt und selbst den Dichter in falschem Lichte erscheinen lassen kann. Da aber andererseits auf diesem Wege auch ein Beitrag für die Erkenntniß davon gewonnen werden kann, wo die Grenze zwischen Wirklichkeit und Dichtung zu ziehen ist, so mag wenigstens dasjenige Erwähnung finden, was auf einigermaßen sicherem Boden beruht. Zunächst ist, was Riemer in seinen Mittheilungen (I. 391) berichtet, von geringer Bedeutung. Eine Bemerkung, die allerdings nicht nothwendig, aber doch wahrscheinlich auf die „Wahlverwandtschaften" Bezug hat, lautet: „Man lebte und verkehrte selbst unter diesen eingebildeten Personen der Phantasie, als wären es wirkliche, wie sie denn auch zu Vergleichungen mit wirklichen Anlaß und Parallele boten." Dann folgen Worte, die uns auch keinen Namen verrathen: „Für Charlottens Persönlichkeit fand ich bald unter den Badegästinnen eine Goethen nicht unwillkommene Repräsentantin. So fehlte es auch nicht an einem Hauptmann, nicht an einem leibhaften Lord; und für Mittlern wie für den Architekten ließ sich sogar eine portraitähnliche Verwandtschaft nachweisen." Was den Letzteren anbetrifft, so giebt Goethe sogar selbst eine genauere Auskunft. Er erwähnt sowol in einem Briefe an Bettina vom 22. Februar 1809 einen schlanken Architekten aus Kassel, den er in den Abendgesellschaften der Frau Schopenhauer im Winter des Jahres 1808/09 kennen gelernt habe, als er auch in den Tag- und Jahresheften von 1811 erzählt, daß ihn derselbe, Engelhardt mit Namen, in Weimar besucht habe. „Man wollte behaupten," fügt er hinzu, ohne es zu widerlegen, „ich habe

ihn in früherer Zeit als Musterbild seiner Kunstgenossen in den Wahlverwandtschaften im Auge gehabt." Anders ging es ihm mit Mittler; in dessen Person hatte sich sogar Jemand getroffen gefunden, den er früher nie im Leben gekannt und gesehen (vgl. Eckermann II. 42). — Wie weit endlich die heilige Ottilie (vgl. S. 10) und die schon früher (S. 6) erwähnten weiblichen Bekanntschaften dieser Zeit, Minna Herzlieb und Bettina, auf die Gestaltung der weiblichen Charaktere des Romans eingewirkt haben, getrauen wir uns nicht im Einzelnen zu untersuchen, ohne darum in Abrede zu stellen, daß es in gewisser Weise der Fall gewesen sein mag.

Wichtiger als Alles dies ist es indessen, die Idee, oder, um mehr in Goethe's Sinne zu sprechen, die Intention zu erkennen, die ihn bei seinem Werke leitete; dieses Ausdruckes bedient er sich wenigstens in einem Briefe an Zelter vom 26. September 1809: „Ich bin überzeugt, daß Sie der durchsichtige und undurchsichtige Schleier nicht verhindern wird, bis auf die eigentliche intentionirte Gestalt hinein zu sehen."

Die meisten Mißgriffe, die man bei der Beurtheilung der „Wahlverwandtschaften" gemacht hat, haben ihren Grund darin, daß man sie nicht vom künstlerischen, sondern vom moralischen Standpunkt aus betrachtete, und infolge dessen den Dichter für die Handlungen seiner sämmtlichen Personen verantwortlich machte. Wie man dereinst in Werther's Leiden eine Rechtfertigung, wo nicht eine Empfehlung des Selbstmordes gefunden hatte, so sollte der neue Roman — denn darauf laufen im Grunde alle Angriffe hinaus — durchaus gegen die Heiligkeit und Bedeutung der Ehe;

gerichtet sein. Eine Widerlegung dieser Auffassung, die trotz Allem, was gegen sie geltend gemacht worden ist, auch noch heut zu Tage von Vielen getheilt wird, kann an dieser Stelle nicht von Neuem erwartet werden, um so weniger, als dieselbe die Entwickelung allgemeiner ästhetischer Gesetze nothwendig machen würde; nur soviel kann hier eine Stelle finden, als ausreichend ist, um zu beweisen, daß eine unbefangene und vorurtheilsfreie Prüfung des Romans ganz andere Resultate hervorbringen muß.

Die „Wahlverwandtschaften" führen uns zunächst in Eduard und Charlotte zwei Personen vor, die sich in früher Jugend geliebt haben, und die endlich, nachdem der Tod die Konvenienz-Ehen getrennt hatte, die sie eingegangen waren, den sehnlichsten Wunsch ihrer Jugend erfüllen konnten und sich vermählt haben. Bildung, Empfänglichkeit des Herzens, Rang, Reichthum, Gesundheit, kurz alle Güter, die der Mensch wünschen mag, sind in ihrem Besitze, und nichts hat bis jetzt die Innigkeit und Einigkeit ihres Zusammenlebens getrübt. Der Hauptmann und später Ottilie treten in ihren Kreis, und obwol des Ersteren männliche Tugend ihn in jedem Eingriff in die Rechte seines Freundes den größten Frevel sehen läßt, die Zweite der Inbegriff sittlicher Reinheit ist, vollzieht sich die Trennung in einer Weise, für die der Dichter die bekannten chemischen Vorgänge in der Natur als Symbol anwendet.

Und sollte es nun so schwer sein, die Intention zu finden, die den Dichter allein geleitet haben kann? Es wird eine besondere Bedeutung auf das innerliche Glück gelegt, in dem Eduard und Charlotte leben, auf die Vortrefflichkeit der Gesinnungen des Hauptmanns, auf die sittliche

wenig Werth legte. Paſſow, Rochlitz, Graf Reinhard u. A. haben ihm dieſe gewiß reichlich zu Theil werden laſſen, und doch beklagt er ſich im Januar 1827 gegen Eckermann (Geſpräche, III. 116), an die ſchon 1809 geſchriebene Beurtheilung ſeines Romans von Solger anknüpfend, daß dies kaum von einer Seite geſchehen wäre. „Wie hätte es mich damals freuen können," bemerkt er, „ein ſo gutes Wort über die Wahlverwandtſchaften zu hören." Auch mit den Beurtheilungen in der Jenaiſchen allgemeinen Literaturzeitung (1810), in der Bibliothek der redenden und bildenden Künſte (1810), im Morgenblatt (1809 und 1810) und in den Heidelberger Jahrbüchern (1814) konnte er nicht wegen mangelnder Anerkennung, ſondern höchſtens deshalb unzufrieden ſein, daß er nicht in allen Punkten verſtanden war. In ſpäterer Zeit vollends iſt man, bei manchen Verirrungen im Einzelnen, in der Auffaſſung und Würdigung der „Wahlverwandtſchaften" immer weiter vorgeſchritten, wie außer der bereits erwähnten Arbeit von Solger (Nachgelaſſene Schriften, Bd. I. S. 175 u. ff.) zahlreiche andere Werke und Abhandlungen beweiſen. Es liegt indeſſen ebenſo wenig in unſerem Zwecke, auf dieſe einzugehen, als die zahlreichen Urtheile zu ſammeln, welche in den bedeutenden literar-hiſtoriſchen Werken ausgeſprochen ſind, und die wenigſtens zum Theil darin übereinſtimmen, daß ſie in den „Wahlverwandtſchaften" den vorzüglichſten Roman ſehen, der in deutſcher Sprache geſchrieben worden iſt.

Der Text der „Wahlverwandtſchaften" iſt ſeit der erſten Ausgabe faſt ganz unverändert geblieben. Sie erſchienen zunächſt nicht in den geſammelten Werken, ſondern als Einzeldruck: „Die Wahlverwandtſchaften. Ein Roman von Goethe. 2 Theile. Tübingen in der J. G. Cotta'ſchen

Buchhandlung. 1809." Gleichzeitig mit einer neuen unveränderten Auflage, die später noch einmal wiederholt wurde, gab Goethe die „Wahlverwandtschaften" auch als dreizehnten Band der dritten ächten Ausgabe seiner Werke (1806—1810) heraus. Für die beiden späteren Ausgaben, in denen dieselben auf die Jahre 1817 und 1828 fallen, wurden einige, wiewol wenig bedeutende Veränderungen gemacht, und auch in den nach Goethe's Tode veranstalteten Ausgaben ist der Text im Großen und Ganzen ziemlich rein erhalten worden, wenigstens viel reiner als in vielen andern Schriften Goethe's.

Die Wahlverwandtſchaften.

Ein Roman.

Erſter Theil.

Erſtes Kapitel.

Eduard — ſo nennen wir einen reichen Baron im beſten Mannesalter — Eduard hatte in ſeiner Baumſchule die ſchönſte Stunde eines Aprilnachmittags zugebracht, um friſch erhaltene Pfropfreiſer auf junge Stämme zu bringen. Sein Geſchäft war eben vollendet; er legte die Geräthſchaften in das Futteral zuſammen und betrachtete ſeine Arbeit mit Vergnügen, als der Gärtner hinzutrat und ſich an dem theilnehmenden Fleiße des Herrn ergetzte.

„Haſt Du meine Frau nicht geſehen?“ fragte Eduard, indem er ſich weiterzugeben anſchickte.

„Drüben in den neuen Anlagen,“ verſetzte der Gärtner. „Die Moosbütte wird heute fertig, die ſie an der Felswand, dem Schloſſe gegenüber, gebaut hat. Alles iſt recht ſchön geworden und muß Ew. Gnaden gefallen. Man hat einen vortrefflichen Anblick: unten das Dorf, ein Wenig rechter Hand die Kirche, über deren Thurmſpitze man faſt hinwegſieht, gegenüber das Schloß und die Gärten.“

„Ganz recht,“ verſetzte Eduard; „einige Schritte von hier konnte ich die Leute arbeiten ſehen.“

„Dann,“ fuhr der Gärtner fort, „öffnet ſich rechts das Thal, und man ſieht über die reichen Baumwieſen in eine heitere Ferne. Der Stieg die Felſen hinauf iſt gar hübſch angelegt. Die gnädige Frau verſteht es; man arbeitet unter ihr mit Vergnügen.“

„Geh zu ihr,“ ſagte Eduard, „und erſuche ſie, auf mich zu warten! Sage ihr, ich wünſche die neue Schöpfung zu ſehen und mich daran zu erfreuen.“

Der Gärtner entfernte ſich eilig, und Eduard folgte bald.

Dieser stieg nun die Terrassen hinunter, musterte im Vorbeigehen Gewächshäuser und Treibebeete, bis er ans Wasser, dann über einen Steg an den Ort kam, wo sich der Pfad nach den neuen Anlagen in zwei Arme theilte. Den einen, der über den Kirchhof ziemlich gerade nach der Felswand hinging, ließ er liegen, um den andern einzuschlagen, der sich links etwas weiter durch anmuthiges Gebüsch sachte hinaufwand; da wo beide zusammentrafen, setzte er sich für einen Augenblick auf einer wohlangebrachten Bank nieder, betrat sodann den eigentlichen Steig und sah sich durch allerlei Treppen und Absätze auf dem schmalen, bald mehr, bald weniger steilen Wege endlich zur Mooshütte geleitet.

An der Thüre empfing Charlotte ihren Gemahl und ließ ihn dergestalt niedersitzen, daß er durch Thüre und Fenster die verschiedenen Bilder, welche die Landschaft gleichsam im Rahmen zeigten, auf einen Blick übersehen konnte. Er freute sich daran, in Hoffnung, daß der Frühling bald Alles noch reichlicher beleben würde. „Nur Eines habe ich zu erinnern," setzte er hinzu; „die Hütte scheint mir etwas zu eng."

„Für uns Beide doch geräumig genug," versetzte Charlotte.

„Nun freilich," sagte Eduard, „für einen Dritten ist auch wol noch Platz."

„Warum nicht?" versetzte Charlotte, „und auch für ein Viertes. Für größere Gesellschaft wollen wir schon andere Stellen bereiten."

„Da wir denn ungestört hier allein sind," sagte Eduard, „und ganz ruhigen, heiteren Sinnes, so muß ich Dir gestehen, daß ich schon einige Zeit etwas auf dem Herzen habe, was ich Dir vertrauen muß und möchte, und nicht dazu kommen kann."

„Ich habe Dir so etwas angemerkt," versetzte Charlotte.

„Und ich will nur gestehen," fuhr Eduard fort, „wenn mich der Postbote morgen früh nicht drängte, wenn wir uns nicht heut entschließen müßten, ich hätte vielleicht noch länger geschwiegen."

„Was ist es denn?" fragte Charlotte freundlich entgegenkommend.

„Es betrifft unsern Freund, den Hauptmann," antwortete Eduard. „Du kennst die traurige Lage, in die er wie so mancher Andere ohne sein Verschulden gerieth ist. Wie schmerzlich muß es einem Manne von seinen Kenntnissen, seinen Talenten und Fertigkeiten sein, sich außer Thätigkeit zu sehen, und — ich will nicht lange zurückhalten mit dem, was ich für ihn wünsche: Ich möchte, daß wir ihn auf einige Zeit zu uns nähmen."

„Das ist wohl zu überlegen und von mehr als einer Seite zu betrachten," versetzte Charlotte.

„Meine Ansichten bin ich bereit Dir mitzutheilen," entgegnete ihr Eduard. „In seinem letzten Briefe verräth ein miller Ausdruck des tiefen Mißmuthes; nicht daß es ihm an irgend einem Bedürfniß fehle; denn er weiß sich durchaus zu beschränken, und für das Nothwendige habe ich gesorgt; auch drückt es ihn nicht, etwas von mir anzunehmen; denn wir sind unsre Lebzeit über einander wechselseitig so viel schuldig geworden, daß wir nicht berechnen können, wie unser Kredit und Debet sich gegen einander verhalte — daß er geschäftslos ist, das ist eigentlich seine Qual. Das Vielfache, was er an sich ausgebildet hat, zu Andrer Nutzen täglich und stündlich zu gebrauchen, ist ganz allein sein Vergnügen, ja seine Leidenschaft. Und nun die Hände in den Schooß zu legen oder noch weiter zu studiren, sich weitere Geschicklichkeit zu verschaffen, da er das nicht brauchen kann, was er in vollem Maaße besitzt — genug, liebes Kind, es ist eine peinliche Lage, deren Qual er doppelt und dreifach in seiner Einsamkeit empfindet."

„Ich dachte doch," sagte Charlotte, „ihm wären von verschiedenen Orten Anerbietungen geschehen. Ich hatte selbst um seinetwillen an manche thätige Freunde und Freundinnen geschrieben, und soviel ich weiß, blieb dies auch nicht ohne Wirkung."

„Ganz recht," versetzte Eduard; „aber selbst diese verschiedenen Gelegenheiten, diese Anerbietungen machen ihm neue Qual, neue Unruhe. Keines von den Verhältnissen ist ihm gemäß. Er soll nicht wirken; er soll sich aufopfern, seine Zeit, seine Gesinnungen, seine Art zu sein, und das ist ihm unmöglich. Je mehr ich das Alles betrachte, je mehr ich es fühle, desto lebhafter wird der Wunsch, ihn bei uns zu sehen."

„Es ist recht schön und liebenswürdig von Dir," versetzte Charlotte, „daß Du des Freundes Zustand mit so viel Theilnahme bedenkst; allein erlaube mir, Dich aufzufordern, auch Deiner, auch unser zu gedenken!"

„Das habe ich gethan," entgegnete ihr Eduard. „Wir können von seiner Nähe uns nur Vortheil und Annehmlichkeit versprechen. Von dem Aufwande will ich nicht reden, der auf alle Fälle gering für mich wird, wenn er zu uns zieht, besonders wenn ich zugleich bedenke, daß uns seine Gegenwart nicht die mindeste Unbequemlichkeit verursacht. Auf dem rechten Flügel des Schlosses kann er wohnen, und alles Andre findet sich.

Wie viel wird ihm dadurch geleistet, und wie manches Angenehme wird uns durch seinen Umgang, ja, wie mancher Vortheil! Ich hätte längst eine Ausmessung des Gutes und der Gegend gewünscht; er wird sie besorgen und leiten. Deine Absicht ist, selbst die Güter künftig zu verwalten, sobald die Jahre der gegenwärtigen Pächter verflossen sind. Wie bedenklich ist ein solches Unternehmen! Zu wie manchen Vorkenntnissen kann er uns nicht verhelfen! Ich fühle nur zu sehr, daß mir ein Mann dieser Art abgeht. Die Landleute haben die rechten Kenntnisse; ihre Mittheilungen aber sind konfus und nicht ehrlich. Die Studirten aus der Stadt und von den Akademien sind wol klar und ordentlich; aber es fehlt an der unmittelbaren Einsicht in die Sache. Vom Freunde kann ich mir beides versprechen; und dann entspringen noch hundert andre Verhältnisse daraus, die ich mir alle gern vorstellen mag, die auch auf Dich Bezug haben, und wovon ich viel Gutes voraussehe. Nun danke ich Dir, daß Du mich freundlich angehört hast; jetzt sprich aber auch recht frei und umständlich und sage mir Alles, was Du zu sagen hast; ich will Dich nicht unterbrechen."

„Recht gut," versetzte Charlotte; „so will ich gleich mit einer allgemeinen Bemerkung anfangen. Die Männer denken mehr auf das Einzelne, auf das Gegenwärtige, und das mit Recht, weil sie zu thun, zu wirken berufen sind; die Weiber hingegen mehr auf das, was im Leben zusammenhängt, und das mit gleichem Rechte, weil ihr Schicksal, das Schicksal ihrer Familien, an diesen Zusammenhang geknüpft ist, und auch gerade dieses Zusammenhängende von ihnen gefordert wird. Laß uns deswegen einen Blick auf unser gegenwärtiges, auf unser vergangenes Leben werfen, und Du wirst mir eingestehen, daß die Berufung des Hauptmanns nicht so ganz mit unsern Vorsätzen, unsern Plänen, unsern Einrichtungen zusammentrifft.

„Mag ich doch so gern unserer frühsten Verhältnisse gedenken! Wir liebten einander als junge Leute recht herzlich; wir wurden getrennt: Du von mir, weil Dein Vater aus nie zu sättigender Begierde des Besitzes Dich mit einer ziemlich älteren reichen Frau verband; ich von Dir, weil ich, ohne sonderliche Aussichten, einem wohlhabenden, nicht geliebten, aber geehrten Manne meine Hand reichen mußte. Wir wurden wieder frei; Du früher, indem Dich Dein Mütterchen im Besitz eines großen Vermögens ließ; ich später, eben zu der Zeit, da Du von Reisen zurückkamst. So fanden wir uns wieder. Wir freuten uns der Erinnerung, wir

liebten die Erinnerung, wir konnten ungestört zusammen leben. Du drangst auf eine Verbindung; ich willigte nicht gleich ein; denn da wir ungefähr von denselben Jahren sind, so bin ich als Frau viel älter geworden, Du nicht als Mann. Zuletzt wollte ich Dir nicht versagen, was Du für Dein einziges Glück zu halten schienst. Du wolltest von allen Unruhen, die Du bei Hof, im Militär, auf Reisen erlebt hattest, Dich an meiner Seite erholen, zur Besinnung kommen, des Lebens genießen, aber auch nur mit mir allein. Meine einzige Tochter that ich in Pension, wo sie sich freilich mannichfaltiger ausbildet, als bei einem ländlichen Aufenthalte geschehen konnte; und nicht sie allein, auch Ottilien, meine liebe Nichte, that ich dorthin, die vielleicht zur häuslichen Gehilfin unter meiner Anleitung am Besten herangewachsen wäre. Das Alles geschah mit Deiner Einstimmung, blos, damit wir uns selbst leben, blos, damit wir das früh so sehnlich gewünschte, endlich spät erlangte Glück ungestört genießen möchten. So haben wir unsern ländlichen Aufenthalt angetreten. Ich übernahm das Innere, Du das Aeußere und was ins Ganze geht. Meine Einrichtung ist gemacht, Dir in Allem entgegenzukommen, nur für Dich allein zu leben; laß uns wenigstens eine Zeit lang versuchen, inwiefern wir auf diese Weise mit einander ausreichen!"

„Da das Zusammenhängende, wie Du sagst, eigentlich Euer Element ist," versetzte Eduard, „so muß man Euch freilich nicht in einer Folge reden hören, oder sich entschließen, Euch Recht zu geben, und Du sollst auch Recht haben bis auf den heutigen Tag. Die Anlage, die wir bis jetzt zu unserm Dasein gemacht haben, ist von guter Art; sollen wir aber nichts weiter darauf bauen, und soll sich nichts weiter daraus entwickeln? Was ich im Garten leiste, Du im Park, soll das nur für Einsiedler gethan sein?"

„Recht gut!" versetzte Charlotte, „recht wohl! Nur daß wir nichts Hinderndes, Fremdes hereinbringen! Bedenke, daß unsre Vorsätze, auch was die Unterhaltung betrifft, sich gewissermaßen nur auf unser beiderseitiges Zusammensein bezogen. Du wolltest zuerst die Tagebücher Deiner Reise mir in ordentlicher Folge mittheilen, bei dieser Gelegenheit so manches dahin Gehörige von Papieren in Ordnung bringen und unter meiner Theilnahme, mit meiner Beihilfe aus diesen unschätzbaren, aber verworrenen Heften und Blättern ein für uns und Andere erfreuliches Ganze zusammenstellen. Ich versprach, Dir an der Abschrift zu helfen,

und wir dachten es uns so bequem, so artig, so gemüthlich und heimlich, die Welt, die wir zusammen leben sollten, in der Erinnerung zu durchreisen. Ja, der Anfang ist schon gemacht. Dann hast Du die Abende Deine Flöte wieder vorgenommen, begleitest mich am Klavier, und an Besuchen aus der Nachbarschaft und in die Nachbarschaft fehlt es uns nicht. Ich wenigstens habe mir aus allem Diesem den ersten wahrhaft fröhlichen Sommer zusammengebaut, den ich in meinem Leben zu genießen dachte."

„Wenn mir nur nicht," versetzte Eduard, indem er sich die Stirne rieb, „bei alledem, was Du mir so liebevoll und verständig wiederholst, immer der Gedanke beiginge, durch die Gegenwart des Hauptmanns würde nichts gestört, ja vielmehr Alles beschleunigt und neu belebt. Auch er hat einen Theil meiner Wanderungen mitgemacht; auch er hat Manches und in verschiedenem Sinne sich angeeignet; wir benutzten das zusammen, und alsdann würde es erst ein hübsches Ganze werden."

„So laß mich denn Dir aufrichtig gestehen," entgegnete Charlotte mit einiger Ungeduld, „daß diesem Vorhaben mein Gefühl widerspricht, daß eine Ahnung mir nichts Gutes weissagt."

„Auf diese Weise wäret Ihr Frauen wol unüberwindlich," versetzte Eduard: „erst verständig, daß man nicht widersprechen kann, liebevoll, daß man sich gern hingiebt, gefühlvoll, daß man Euch nicht weh thun mag, ahnungsvoll, daß man erschrickt."

„Ich bin nicht abergläubisch," versetzte Charlotte, „und gebe nichts auf diese dunklen Anregungen, insofern sie nur solche wären; aber es sind meistentheils unbewußte Erinnerungen glücklicher und unglücklicher Folgen, die wir an eigenen oder fremden Handlungen erlebt haben. Nichts ist bedeutender in jedem Zustande als die Dazwischenkunft eines Dritten. Ich habe Freunde gesehen, Geschwister, Liebende, Gatten, deren Verhältniß durch den unfälligen oder gewählten Hinzutritt einer neuen Person ganz und gar verändert, deren Lage völlig umgekehrt wurde."

„Das kann wol geschehen," versetzte Eduard, „bei Menschen, die nur dunkel vor sich hin leben, nicht bei solchen, die, schon durch Erfahrung aufgeklärt, sich mehr bewußt sind."

„Das Bewußtsein, mein Lieber," entgegnete Charlotte, „ist keine hinlängliche Waffe, ja manchmal eine gefährliche für Den, der sie führt; und aus diesem Allem tritt wenigstens so viel hervor, daß wir uns ja nicht übereilen sollen. Gönne mir noch einige Tage; entscheide nicht!"

„Wie die Sache steht," erwiderte Eduard, „werden wir uns auch nach mehreren Tagen immer übereilen. Die Gründe für und dagegen haben wir wechselsweise vorgebracht: es kommt auf den Entschluß an, und da wär' es wirklich das Beste, wir gäben ihn dem Loos anheim."

„Ich weiß," versetzte Charlotte, „daß Du in zweifelhaften Fällen gerne wettest oder würfelst; bei einer so ernsthaften Sache hingegen würde ich dies für einen Frevel halten."

„Was soll ich aber dem Hauptmann schreiben?" rief Eduard aus; „denn ich muß mich gleich hinsetzen."

„Einen ruhigen, vernünftigen, tröstlichen Brief," sagte Charlotte.

„Das heißt so viel wie keinen," versetzte Eduard.

„Und doch ist es in manchen Fällen," versetzte Charlotte, „nothwendig und freundlich, lieber nichts zu schreiben, als nicht zu schreiben."

Zweites Kapitel.

Eduard fand sich allein auf seinem Zimmer, und wirklich hatte die Wiederholung seiner Lebensschicksale aus dem Munde Charlottens, die Vergegenwärtigung ihres beiderseitigen Zustandes, ihrer Vorsätze, sein lebhaftes Gemüth angenehm aufgeregt. Er hatte sich in ihrer Nähe, in ihrer Gesellschaft so glücklich gefühlt, daß er sich einen freundlichen, theilnehmenden, aber ruhigen und auf nichts bindeutenden Brief an den Hauptmann ausdachte. Als er aber zum Schreibtisch ging und den Brief des Freundes aufnahm, um ihn nochmals durchzulesen, trat ihm sogleich wieder der traurige Zustand des trefflichen Mannes entgegen; alle Empfindungen, die ihn diese Tage gereinigt hatten, wachten wieder auf, und es schien ihm unmöglich, seinen Freund einer so ängstlichen Lage zu überlassen.

Sich etwas zu versagen, war Eduard nicht gewohnt. Von Jugend auf das einzige, verzogene Kind reicher Eltern, die ihn zu einer seltsamen, aber höchst vortheilhaften Heirath mit einer viel ältern Frau zu bereden wußten, von dieser auch auf alle Weise verzärtelt, indem sie sein gutes Betragen gegen sie durch die größte Freigebigkeit zu erwidern suchte, nach ihrem baldigen Tode sein eigener Herr, auf Reisen unabhängig, jeder Abwechselung, jeder Veränderung mächtig, nichts Uebertriebenes wollend, aber Viel und Vielerlei wollend freimüthig, wohlthätig, brav,

ja tapfer im Fall — was konnte in der Welt seinen Wünschen entgegenstehen!

Bisher war Alles nach seinem Sinne gegangen, auch zum Besitz Charlottens war er gelangt, den er sich durch eine hartnäckige, ja romanenhafte Treue doch zuletzt erworben hatte; und nun fühlte er sich zum ersten Mal widersprochen, zum ersten Mal gehindert, eben da er seinen Jugendfreund an sich heranziehen, da er sein ganzes Dasein gleichsam abschließen wollte. Er war verdrießlich, ungeduldig, nahm einigemal die Feder und legte sie nieder, weil er nicht einig mit sich werden konnte, was er schreiben sollte. Gegen die Wünsche seiner Frau wollte er nicht, nach ihrem Verlangen konnte er nicht; unruhig, wie er war, sollte er einen ruhigen Brief schreiben; es wäre ihm ganz unmöglich gewesen. Das Natürlichste war, daß er Aufschub suchte. Mit wenig Worten bat er seinen Freund um Verzeihung, daß er diese Tage nicht geschrieben, daß er heut nicht umständlich schreibe, und versprach für nächstens ein bedeutenderes, ein beruhigendes Blatt.

Charlotte benutzte des andern Tags auf einem Spaziergang nach derselben Stelle die Gelegenheit, das Gespräch wieder anzuknüpfen, vielleicht in der Ueberzeugung, daß man einen Vorsatz nicht sicherer abstumpfen kann, als wenn man ihn öfters durchspricht.

Eduarden war diese Wiederholung erwünscht. Er äußerte sich nach seiner Weise freundlich und angenehm; denn wenn er, empfänglich wie er war, leicht aufloderte, wenn sein lebhaftes Begehren zudringlich ward, wenn seine Hartnäckigkeit ungeduldig machen konnte, so waren doch alle seine Aeußerungen durch eine vollkommene Schonung des Andern dergestalt gemildert, daß man ihn immer noch liebenswürdig finden mußte, wenn man ihn auch beschwerlich fand.

Auf eine solche Weise brachte er Charlotten diesen Morgen erst in die beruhigte Laune, dann durch anmutige Gesprächswendungen ganz aus der Fassung, so daß sie zuletzt ausrief: „Du willst gewiß, daß ich das, was ich dem Ehemann versagte, dem Liebhaber zugestehen soll."

„Wenigstens, mein Lieber," fuhr sie fort, „sollst Du gewahr werden, daß Deine Wünsche, die freundliche Lebhaftigkeit, womit Du sie ausdrückst, mich nicht ungerührt, mich nicht unbewegt lassen. Sie nöthigen mich zu einem Geständniß. Ich habe Dir bisher auch etwas verborgen. Ich befinde mich in

einer ähnlichen Lage wie Du und habe mir ſchon eben die Gewalt angethan, die ich Dir nun über Dich ſelbſt zumuthe.“

„Das hör' ich gern,“ ſagte Eduard; „ich merke wol, im Eheſtand muß man ſich manchmal ſtreiten, denn dadurch erfährt man was von einander.“

„Nun ſollſt Du alſo erfahren,“ ſagte Charlotte, „daß es mir mit Ottilien geht wie Dir mit dem Hauptmann. Heckt ungern weiß ich das liebe Kind in der Penſion, wo ſie ſich in ſehr drückenden Verhältniſſen befindet. Wenn Luciane, meine Tochter, die für die Welt geboren iſt, ſich dort für die Welt bildet, wenn ſie Sprachen, Geſchichtliches und was ſonſt von Kenntniſſen ihr mitgetheilt wird, ſo wie ihre Noten und Variationen vom Blatte wegſpielt, wenn bei einer lebhaften Natur und bei einem glücklichen Gedächtniß ſie, man möchte wol ſagen, Alles vergißt und im Augenblicke ſich an Alles erinnert, wenn ſie durch Freiheit des Betragens, Anmuth im Tanze, ſchickliche Beauemlichkeit des Geſprächs ſich vor Allen auszeichnet und durch ein angebornes herrſchendes Weſen ſich zur Königin des kleinen Kreiſes macht; wenn die Vorſteherin dieſer Anſtalt ſie als eine kleine Gottheit anſieht, die nun erſt unter ihren Händen recht gedeiht, die ihr Ehre machen, Zutrauen erwerben und einen Zufluß von andern jungen Perſonen verſchaffen wird; wenn die erſten Seiten ihrer Briefe und Monatsberichte immer nur Hymnen ſind über die Vortrefflichkeit eines ſolchen Kindes, die ich denn recht gut in meine Proſe zu überſetzen weiß: ſo iſt dagegen, was ſie ſchließlich von Ottilien erwähnt, nur immer Entſchuldigung auf Entſchuldigung, daß ein übrigens ſo ſchön heranwachſendes Mädchen ſich nicht entwickeln, keine Fähigkeiten und keine Fertigkeiten zeigen wolle. Das Wenige, was ſie ſonſt noch hinzufügt, iſt gleichfalls für mich kein Räthſel, weil ich in dieſem lieben Kinde den ganzen Charakter ihrer Mutter, meiner werthſten Freundin, gewahr werde, die ſich neben mir entwickelt hat, und deren Tochter ich gewiß, wenn ich Erzieherin oder Aufſeherin ſein könnte, zu einem herrlichen Geſchöpf heraufbilden wollte.

„Da es aber einmal nicht in unſern Plan geht, und man an ſeinen Lebensverhältniſſen nicht ſo viel zupfen und zerren, nicht immer was Neues an ſie heranziehen ſoll, ſo trag' ich das lieber, ja, ich überwinde die unangenehme Empfindung, wenn meine Tochter, welche recht gut weiß, daß die arme Ottilie ganz

von uns abhängt, sich ihrer Vortheile übermüthig gegen sie bedient und unsre Wohlthat dadurch gewissermaßen vernichtet.

„Doch wer ist so gebildet, daß er nicht seine Vorzüge gegen Andre manchmal auf eine grausame Weise geltend machte? Wer steht so hoch, daß er unter einem solchen Druck nicht manchmal leiden müßte? Durch diese Prüfungen wächst Ottiliens Werth; aber seitdem ich den peinlichen Zustand recht deutlich einsehe, habe ich mir Mühe gegeben, sie anderwärts unterzubringen. Stündlich soll mir eine Antwort kommen, und alsdann will ich nicht zaudern. So steht es mit mir, mein Bester. Du siehst, wir tragen beiderseits dieselben Sorgen in einem treuen, freundschaftlichen Herzen. Laß uns sie gemeinsam tragen, da sie sich nicht gegen einander aufheben!"

„Wir sind wunderliche Menschen," sagte Eduard lächelnd. „Wenn wir nur etwas, das uns Sorge macht, aus unserer Gegenwart verbannen können, da glauben wir schon, nun sei es abgethan. Im Ganzen können wir Vieles aufopfern; aber uns im Einzelnen herzugeben, ist eine Forderung, der wir selten gewachsen sind. So war meine Mutter. So lange ich als Knabe oder Jüngling bei ihr lebte, konnte sie der augenblicklichen Besorgnisse nicht los werden. Verspätete ich mich bei einem Ausritt, so mußte mir ein Unglück begegnet sein; durchnetzte mich ein Regenschauer, so war das Fieber mir gewiß. Ich verreiste, ich entfernte mich von ihr, und nun schien ich ihr kaum anzugehören.

„Betrachten wir es genauer," fuhr er fort, „so handeln wir Beide thöricht und unverantwortlich, zwei der edelsten Naturen, die unser Herz so nahe angehen, im Kummer und im Druck zu lassen, nur um uns keiner Gefahr auszusetzen. Wenn dies nicht selbstsüchtig genannt werden soll, was will man so nennen! Nimm Ottilien, laß mir den Hauptmann, und in Gottes Namen sei der Versuch gemacht!"

„Es möchte noch zu wagen sein," sagte Charlotte bedenklich, „wenn die Gefahr für uns allein wäre. Glaubst Du denn aber, daß es räthlich sei, den Hauptmann mit Ottilien als Hausgenossen zu sehen, einen Mann ungefähr in Deinen Jahren, in den Jahren — daß ich Dir dieses Schmeichelhafte nur gerade unter die Augen sage — wo der Mann erst liebesfähig und erst der Liebe werth wird, und ein Mädchen von Ottiliens Vorzügen?" —

„Ich weiß doch auch nicht," versetzte Eduard, „wie Du Ottilien so hoch stellen kannst! Nur dadurch erkläre ich mir's, daß sie

Deine Neigung zu ihrer Mutter geerbt hat. Hübſch iſt ſie, das iſt wahr, und ich erinnere mich, daß der Hauptmann mich auf ſie aufmerkſam machte, als wir vor einem Jahre zurückkamen und ſie mit Dir bei Deiner Tante trafen. Hübſch iſt ſie, beſonders hat ſie ſchöne Augen; aber ich müßte doch nicht, daß ſie den mindeſten Eindruck auf mich gemacht hätte."

„Das iſt loblich an Dir," ſagte Charlotte; „denn ich war ja gegenwärtig, und ob ſie gleich viel jünger iſt als ich, ſo hatte doch die Gegenwart der ältern Freundin ſo viele Reize für Dich, daß Du über die aufblühende, verſprechende Schönheit hinausſahſt. Es gehört auch dies zu Deiner Art zu ſein, deshalb ich ſo gern das Leben mit Dir theile."

Charlotte, ſo aufrichtig ſie zu ſprechen ſchien, verhehlte doch etwas. Sie hatte nämlich damals dem von Reiſen zurückkehrenden Eduard Ottilien abſichtlich vorgeführt, um dieſer geliebten Pflegetochter eine ſo große Partie zuzuwenden; denn an ſich ſelbſt in Bezug auf Eduard dachte ſie nicht mehr. Der Hauptmann war auch angeſtiftet, Eduarden aufmerkſam zu machen; aber Dieſer, der ſeine frühe Liebe zu Charlotten hartnäckig im Sinne behielt, ſah weder rechts noch links, und war nur glücklich in dem Gefühl, daß es möglich ſei, eines ſo lebhaft gewünſchten und durch eine Reihe von Ereigniſſen ſcheinbar auf immer verſagten Gutes endlich doch theilhaft zu werden.

Eben ſtand das Ehepaar im Begriff, die neuen Anlagen herunter nach dem Schloſſe zu gehen, als ein Bedienter ihnen haſtig entgegenſtieg und mit lachendem Munde ſich ſchon von unten herauf vernehmen ließ. „Kommen Ew. Gnaden doch ja ſchnell herüber! Herr Mittler iſt in den Schloßhof geſprengt. Er hat uns Alle zuſammengeſchrieen, wir ſollen Sie aufſuchen, wir ſollen Sie fragen, ob es Noth thue? Ob es Noth thut, rief er uns nach: Hört Ihr? Aber geſchwind, geſchwind!"

„Der drollige Mann!" rief Eduard aus; „kommt er nicht gerade zur rechten Zeit, Charlotte?" „Geſchwind zurück!" befahl er dem Bedienten; „ſage ihm, es thue Noth, ſehr Noth! Er ſoll nur abſteigen. Verſorgt ſein Pferd, führt ihn in den Saal, ſetzt ihm ein Frühſtück vor! Wir kommen gleich."

„Laß uns den nächſten Weg nehmen," ſagte er zu ſeiner Frau und ſchlug den Pfad über den Kirchhof ein, den er ſonſt zu vermeiden pflegte. Aber wie verwundert war er, als er fand, daß Charlotte auch hier für das Gefühl geſorgt habe! Mit möglichſter Schonung der alten Denkmäler hatte ſie Alles ſo zu

vergleichen und zu ordnen gewußt, daß es ein angenehmer Raum erschien, auf dem das Auge und die Einbildungskraft gerne verweilten.

Auch dem ältesten Stein hatte sie seine Ehre gegönnt. Den Jahren nach waren sie an der Mauer aufgerichtet, eingefügt oder sonst angebracht; der hohe Sockel der Kirche selbst war damit vermannichfaltigt und geziert. Eduard fühlte sich sonderbar überrascht, wie er durch die kleine Pforte hereintrat; er drückte Charlotten die Hand, und im Auge stand ihm eine Thräne.

Aber der närrische Gast verscheuchte sie gleich. Denn dieser hatte keine Ruh im Schloß gehabt, war sporenstreichs durchs Dorf bis an das Kirchhofthor geritten, wo er still hielt und seinen Freunden entgegenrief: „Ihr habt mich doch nicht zum Besten? Thut's wirklich Noth, so bleibe ich zu Mittage hier. Haltet mich nicht auf! Ich habe heute noch viel zu thun."

„Da Ihr Euch so weit bemüht habt," rief ihm Eduard entgegen, „so reitet noch vollends herein! Wir kommen an einem ernsthaften Orte zusammen, und seht, wie schön Charlotte diese Trauer ausgeschmückt hat!"

„Hier herein," rief der Reiter, „komm' ich weder zu Pferde noch zu Wagen noch zu Fuße. Diese da ruhen in Frieden, mit ihnen habe ich nichts zu schaffen. Gefallen muß ich mir's lassen, wenn man mich einmal die Füße voran hereinschleppt. Also ist's Ernst?"

„Ja," rief Charlotte, „recht Ernst! Es ist das erste Mal, daß wir neuen Gatten in Noth und Verwirrung sind, woraus wir uns nicht zu helfen wissen."

„Ihr seht nicht darnach aus," versetzte er; „doch will ich's glauben. Führt Ihr mich an, so laß' ich Euch künftig stecken. Folgt geschwinde nach! Meinem Pferde mag die Erholung zu Gut kommen."

Bald fanden sich die Dreie im Saale zusammen: das Essen ward aufgetragen, und Mittler erzählte von seinen heutigen Thaten und Vorhaben. Dieser seltsame Mann war früherhin Geistlicher gewesen und hatte sich bei einer rastlosen Thätigkeit in seinem Amte dadurch ausgezeichnet, daß er alle Streitigkeiten, sowol die häuslichen als die nachbarlichen, erst der einzelnen Bewohner, sodann ganzer Gemeinden und mehrerer Gutsbesitzer zu stillen und zu schlichten wußte. So lange er im Dienste war, hatte sich kein Ehepaar scheiden lassen, und die Landeskollegien wurden mit seinen Händeln und Prozessen von derher behelliget.

Wie nöthig ihm die Rechtskunde ſei, ward er zeitig gewahr. Er warf ſein ganzes Studium darauf und fühlte ſich bald den geſchickteſten Advokaten gewachſen. Sein Wirkungskreis dehnte ſich wunderbar aus, und man war im Begriff, ihn nach der Reſidenz zu ziehen, um das von oben herein zu vollenden, was er von unten herauf begonnen hatte, als er einen anſehnlichen Lotteriegewinnſt that, ſich ein mäßiges Gut kaufte, es verpachtete und zum Mittelpunkt ſeiner Wirkſamkeit machte, mit dem feſten Vorſatz oder vielmehr nach alter Gewohnheit und Neigung, in keinem Hauſe zu verweilen, wo nichts zu ſchlichten und nichts zu beſſern wäre. Diejenigen, die auf Namensbedeutungen abergläubiſch ſind, behaupten, der Name Mittler habe ihn genöthigt, dieſe ſeltſamſte aller Beſtimmungen zu ergreifen.

Der Nachtiſch war aufgetragen, als der Gaſt ſeine Wirthe ernſtlich vermahnte, nicht weiter mit ihren Entdeckungen zurückzuhalten, weil er gleich nach dem Kaffee fort müſſe. Die beiden Eheleute machten umſtändlich ihre Bekenntniſſe; aber kaum hatte er den Sinn der Sache vernommen, als er verdrießlich vom Tiſche auffuhr, ans Fenſter ſprang und ſein Pferd zu ſatteln befahl.

„Entweder Ihr kennt mich nicht," rief er aus, „Ihr verſteht mich nicht oder Ihr ſeid ſehr beſhaft. Iſt denn hier ein Streit? Iſt denn hier eine Hülfe nöthig? Glaubt Ihr, daß ich in der Welt bin, um Rath zu geben? Das iſt das dümmſte Handwerk, das Einer treiben kann. Rathe ſich Jeder ſelbſt und thue, was er nicht laſſen kann! Geräth es gut, ſo freue er ſich ſeiner Weisheit und ſeines Glücks; läuft's übel ab, dann bin ich bei der Hand. Wer ein Uebel los ſein will, der weiß immer, was er will; wer was Beſſeres will, als er hat, der iſt ganz ſtaarblind — ja, ja! lacht nur — er ſpielt Blindekuh, er ertappt's vielleicht; aber was? Thut, was Ihr wollt, es iſt ganz einerlei! Nehmt die Freunde zu Euch, laßt ſie weg: Alles einerlei! Das Vernünftigſte habe ich mißlingen ſehen, das Abgeſchmackteſte gelingen. Zerbrecht Euch die Köpfe nicht, und wenn's auf eine oder die andre Weiſe übel abläuft, zerbrecht ſie Euch auch nicht! Schickt nur nach mir, und Euch ſoll geholfen ſein. Bis dahin Euer Diener!"

Und ſo ſchwang er ſich aufs Pferd, ohne den Kaffee abzuwarten.

„Hier ſiehſt Du," ſagte Charlotte, „wie wenig eigentlich ein Dritter frachtet, wenn es zwiſchen zwei nah verbundenen Perſonen nicht

ganz im Gleichgewicht steht. Gegenwärtig sind wir doch wol noch verworrner und ungewisser, wenn's möglich ist, als vorher."

Beide Gatten würden auch wol noch eine Zeit lang geschwankt haben, wäre nicht ein Brief des Hauptmanns im Wechsel gegen Eduard's letzten angekommen. Er hatte sich entschlossen, eine der ihm angebotenen Stellen anzunehmen, ob sie ihm gleich keineswegs gemäß war. Er sollte mit vornehmen und reichen Leuten die Langeweile theilen, indem man auf ihn das Zutrauen setzte, daß er sie vertreiben würde.

Eduard übersah das ganze Verhältniß recht deutlich und malte es noch recht scharf aus. „Wollen wir unsern Freund in einem solchen Zustande wissen?" rief er. „Du kannst nicht so grausam sein, Charlotte!"

„Der wunderliche Mann, unser Mittler," versetzte Charlotte, „hat am Ende doch Recht. Alle solche Unternehmungen sind Wagestücke. Was daraus werden kann, sieht kein Mensch voraus. Solche neuen Verhältnisse können fruchtbar sein an Glück und an Unglück, ohne daß wir uns dabei Verdienst oder Schuld sonderlich zurechnen dürfen. Ich fühle mich nicht stark genug, Dir länger zu widerstehen. Laß uns den Versuch machen! Das Einzige, was ich Dich bitte: Es sei nur auf kurze Zeit angesehen! Erlaube mir, daß ich mich thätiger als bisher für ihn verwende und meinen Einfluß, meine Verbindungen eifrig benutze und aufrege, ihm eine Stelle zu verschaffen, die ihm nach seiner Weise einige Zufriedenheit gewähren kann."

Eduard versicherte seine Gattin auf die anmuthigste Weise der lebhaftesten Dankbarkeit. Er eilte, mit freiem, frohem Gemüth seinem Freunde Vorschläge schriftlich zu thun. Charlotte mußte in einer Nachschrift ihren Beifall eigenhändig hinzufügen, ihre freundschaftlichen Bitten mit den seinen vereinigen. Sie schrieb mit gewandter Feder gefällig und verbindlich, aber doch mit einer Art von Hast, die ihr sonst nicht gewöhnlich war; und was ihr nicht leicht begegnete, sie verunstaltete das Papier zuletzt mit einem Tintenfleck, der sie ärgerlich machte und nur größer wurde, indem sie ihn wegwischen wollte.

Eduard scherzte darüber, und weil noch Platz war, fügte er eine zweite Nachschrift hinzu, der Freund solle aus diesen Zeichen die Ungeduld sehen, womit er erwartet werde, und nach der Eile, womit der Brief geschrieben, die Eilfertigkeit seiner Reise einrichten.

Der Bote war fort, und Eduard glaubte, ſeine Dankbarkeit nicht überzeugender ausdrücken zu können, als indem er aber und abermals darauf beſtand, Charlotte ſolle ſogleich Ottilien aus der Penſion holen laſſen.

Sie bat um Aufſchub und wußte dieſen Abend bei Eduard die Luſt zu einer muſikaliſchen Unterhaltung aufzuregen. Charlotte ſpielte ſehr gut Klavier, Eduard nicht ebenſo bequem die Flöte; denn ob er ſich gleich zu Zeiten viel Mühe gegeben hatte, ſo war ihm doch nicht die Geduld, die Ausdauer verliehen, die zur Ausbildung eines ſolchen Talentes gehört. Er führte deshalb ſeine Partie ſehr ungleich aus, einige Stellen gut, nur vielleicht zu geſchwind; bei andern wieder hielt er an, weil ſie ihm nicht geläufig waren, und ſo wär' es für jeden Andern ſchwer geweſen, ein Duett mit ihm durchzubringen. Aber Charlotte wußte ſich dareinzufinden; ſie hielt an und ließ ſich wieder von ihm fortreißen und verſah alſo die doppelte Pflicht eines guten Kapellmeiſters und einer klugen Hausfrau, die im Ganzen immer das Maaß zu erhalten wiſſen, wenn auch die einzelnen Paſſagen nicht immer im Takt bleiben ſollten.

Drittes Kapitel.

Der Hauptmann kam. Er hatte einen ſehr verſtändigen Brief vorausgeſchickt, der Charletten völlig beruhigte. So viel Deutlichkeit über ſich ſelbſt, ſo viel Klarheit über ſeinen eigenen Zuſtand, über den Zuſtand ſeiner Freunde, gab eine heitere und fröhliche Ausſicht.

Die Unterhaltungen der erſten Stunden waren, wie unter Freunden zu geſchehen pflegt, die ſich eine Zeit lang nicht geſehen haben, lebhaft, ja faſt erſchöpfend. Gegen Abend veranlaßte Charlotte einen Spaziergang auf die neuen Anlagen. Der Hauptmann gefiel ſich ſehr in der Gegend und bemerkte jede Schönheit, welche durch die neuen Wege erſt ſichtbar und genießbar geworden. Er hatte ein geübtes Auge und dabei ein genügſames; und ob er gleich das Wünſchenswerthe ſehr wohl kannte, machte er doch nicht, wie es öfters zu geſchehen pflegt, Perſonen, die ihn in dem Übrigen herumführten, dadurch einen üblen Humor, daß er mehr verlangte, als die Umſtände zuließen, oder auch wol gar an etwas Vollkommneres erinnerte, das er anderswo geſehen.

Als sie die Mooshütte erreichten, fanden sie solche auf das Lustigste ausgeschmückt, zwar nur mit künstlichen Blumen und Wintergrün, doch darunter so schöne Büschel natürlichen Weizens und anderer Feld- und Baumfrüchte angebracht, daß sie dem Kunstsinn der Anordnenden zur Ehre gereichten. „Obschon mein Mann nicht liebt, daß man seinen Geburts- oder Namenstag feire, so wird er mir doch heute nicht verargen, einem dreifachen Feste diese wenigen Kränze zu widmen."

„Ein dreifaches?" rief Eduard. „Ganz gewiß!" versetzte Charlotte; „unseres Freundes Ankunft behandeln wir billig als ein Fest; und dann habt Ihr Beide wol nicht daran gedacht, daß heute Euer Namenstag ist. Heißt nicht Einer Otto so gut als der Andere?"

Beide Freunde reichten sich die Hände über den kleinen Tisch. „Du erinnerst mich," sagte Eduard, „an dieses jugendliche Freundschaftsstück. Als Kinder hießen wir Beide so; doch als wir in der Pension zusammenlebten, und manche Irrung daraus entstand, so trat ich ihm freiwillig diesen hübschen lakonischen Namen ab."

„Wobei Du denn doch nicht gar zu großmüthig warst," sagte der Hauptmann. „Denn ich erinnere mich recht wohl, daß Dir der Name Eduard besser gefiel, wie er denn auch, von angenehmen Lippen ausgesprochen, einen besonders guten Klang hat."

Nun saßen sie alle zu Dreien um dasselbe Tischchen, wo Charlotte so eifrig gegen die Ankunft des Gastes gesprochen hatte. Eduard in seiner Zufriedenheit wollte die Gattin nicht an jene Stunden erinnern; doch enthielt er sich nicht, zu sagen: „Für ein Viertes wäre auch noch recht gut Platz."

Waldhorner ließen sich in diesem Augenblick vom Schloß herüber vernehmen, bejahten gleichsam und bekräftigten die guten Gesinnungen und Wünsche der beisammen verweilenden Freunde. Stillschweigend hörten sie zu, indem Jedes in sich selbst zurückkehrte und sein eigenes Glück in so schöner Verbindung doppelt empfand.

Eduard unterbrach die Pause zuerst, indem er aufstand und vor die Mooshütte hinaustrat. „Laß uns," sagte er zu Charlotten, „den Freund gleich völlig auf die Höhe führen, damit er nicht glaube, dieses beschränkte Thal nur sei unser Erbgut und Aufenthalt; der Blick wird oben freier, und die Brust erweitert sich."

„So müssen wir diesmal noch," versetzte Charlotte, „den alten, etwas beschwerlichen Fußpfad erklimmen; doch, hoffe ich, sollen

meine Stufen und Steige nächſtens bequemer bis ganz hinauf leiten."

Und ſo gelangte man denn über Felſen, durch Buſch und Geſträuch zur letzten Höhe, die zwar keine Fläche, doch fortlaufende fruchtbare Rücken bildete. Dorf und Schloß hinterwärts waren nicht mehr zu ſehen. In der Tiefe erblickte man ausgebreitete Teiche; drüben bewachſene Hügel, an denen ſie ſich hinzogen; endlich ſteile Felſen, welche ſenkrecht den letzten Waſſerſpiegel entſchieden begrenzten und ihre bedeutenden Formen auf der Oberfläche deſſelben abbildeten. Dort in der Schlucht, wo ein ſtarker Bach den Teichen zufiel, lag eine Mühle halb verſteckt, die mit ihren Umgebungen als ein freundliches Ruheplätzchen erſchien. Mannichfaltig wechſelten im ganzen Halbkreiſe, den man überſah, Tiefen und Höhen, Büſche und Wälder, deren erſtes Grün für die Folge den füllereichſten Anblick verſprach. Auch einzelne Baumgruppen hielten an mancher Stelle das Auge feſt. Beſonders zeichnete zu den Füßen der ſchauenden Freunde ſich eine Maſſe Pappeln und Platanen zunächſt an dem Rande des mittleren Teiches vortheilhaft aus. Sie ſtand in ihrem beſten Wachsthum, friſch, geſund, empor und in die Breite ſtrebend.

Eduard lenkte beſonders auf dieſe die Aufmerkſamkeit ſeines Freundes. „Dieſe habe ich," rief er aus, „in meiner Jugend ſelbſt gepflanzt. Es waren junge Stämmchen, die ich rettete, als mein Vater bei der Anlage zu einem neuen Theil des großen Schloßgartens ſie mitten im Sommer ausroden ließ. Ohne Zweifel werden ſie auch dieſes Jahr ſich durch neue Triebe wieder dankbar hervorthun."

Man kehrte zufrieden und heiter zurück. Dem Gaſte ward auf dem rechten Flügel des Schloſſes ein freundliches, geräumiges Quartier angewieſen, wo er ſehr bald Bücher, Papiere und Inſtrumente aufgeſtellt und geordnet hatte, um in ſeiner gewohnten Thätigkeit fortzufahren. Aber Eduard ließ ihm in den erſten Tagen keine Ruhe; er führte ihn überall herum, bald zu Pferde, bald zu Fuße, und machte ihn mit der Gegend, mit dem Gute bekannt, wobei er ihm zugleich die Wünſche mittheilte, die er zu beſſerer Kenntniß und vortheilhafterer Benutzung deſſelben ſeit langer Zeit bei ſich hegte.

„Das Erſte, was wir thun ſollten," ſagte der Hauptmann, wäre, daß ich die Gegend mit der Magnetnadel aufnähme. Es iſt das ein leichtes, heiteres Geſchäft, und wenn es auch nicht

die größte Genauigkeit gewährt, so bleibt es doch immer nützlich und für den Anfang erfreulich; auch kann man es ohne große Beihilfe leisten und weiß gewiß, daß man fertig wird. Denkst Du einmal an eine genauere Ausmessung, so läßt sich dazu wol auch noch Rath finden."

Der Hauptmann war in dieser Art des Aufnehmens sehr geübt. Er hatte die nöthige Geräthschaft mitgebracht und fing sogleich an. Er unterrichtete Eduarden, einige Jäger und Bauern, die ihm bei dem Geschäft behülflich sein sollten. Die Tage waren günstig; die Abende und die frühsten Morgen brachte er mit Aufzeichnen und Schraffiren zu. Schnell war auch Alles lavirt und illuminirt, und Eduard sah seine Bemühungen auf das Deutlichste aus dem Papier wie eine neue Schöpfung hervorgewachsen. Er glaubte sie jetzt erst kennen zu lernen; sie schienen ihm jetzt erst recht zu gehören.

Es gab Gelegenheit, über die Gegend, über Anlagen zu sprechen, die man nach einer solchen Uebersicht viel besser zu Stande bringe, als wenn man nur einzeln, nach zufälligen Eindrücken, an der Natur herumversuche.

„Das müssen wir meiner Frau deutlich machen," sagte Eduard.

„Thue das nicht!" versetzte der Hauptmann, der die Ueberzeugungen Anderer nicht gern mit den seinigen durchkreuzte, den die Erfahrung gelehrt hatte, daß die Ansichten der Menschen viel zu mannichfaltig sind, als daß sie selbst durch die vernünftigsten Vorstellungen auf einen Punkt versammelt werden könnten. „Thue es nicht!" rief er; „sie dürfte leicht irre werden. Es ist ihr wie allen Denen, die sich nur aus Liebhaberei mit solchen Dingen beschäftigen, mehr daran gelegen, daß sie etwas thue, als daß etwas gethan werde. Man tastet an der Natur, man hat Vorliebe für dieses oder jenes Plätzchen; man wagt nicht, dieses oder jenes Hinderniß wegzuräumen; man ist nicht kühn genug, etwas aufzuopfern; man kann sich voraus nicht vorstellen, was entstehen soll; man probirt, es geräth, es mißräth; man verändert, verändert vielleicht, was man lassen sollte, läßt, was man verändern sollte, und so bleibt es zuletzt immer ein Stückwerk, das gefällt und anregt, aber nicht befriedigt."

„Gesteh mir aufrichtig," sagte Eduard, „Du bist mit ihren Anlagen nicht zufrieden."

„Wenn die Ausführung den Gedanken erschöpfte, der sehr gut ist, so wäre nichts zu erinnern. Sie hat sich mühsam durch das Gestein hinaufgequält und quält nun Jeden, wenn Du

willst, den sie hinaufführt. Weder neben einander noch hinter einander schreitet man mit einer gewissen Freiheit. Der Takt des Schrittes wird jeden Augenblick unterbrochen; und was ließe sich nicht noch Alles einwenden!"

„Wäre es denn leicht anders zu machen gewesen?" fragte Eduard. „Gar leicht," versetzte der Hauptmann; „sie durfte nur die eine Felsenecke, die noch dazu unscheinbar ist, weil sie aus kleinen Theilen besteht, wegbrechen; so erlangte sie eine schön geschwungene Wendung zum Aufstieg und zugleich überflüssige Steine, um die Stellen heraufzumauern, wo der Weg schmal und verkrüppelt geworden wäre. Doch sei dies im engsten Vertrauen unter uns gesagt; sie wird sonst irre und verdrießlich. Auch muß man, was gemacht ist, bestehen lassen. Will man weiter Geld und Mühe aufwenden, so wäre von der Mooshütte hinaufwärts und über die Anhöhe noch Mancherlei zu thun und viel Angenehmes zu leisten."

Hatten auf diese Weise die beiden Freunde am Gegenwärtigen manche Beschäftigung, so fehlte es nicht an lebhafter und vergnüglicher Erinnerung vergangener Tage, woran Charlotte wel theilnehmen pflegte. Auch setzte man sich vor, wenn nur die nächsten Arbeiten erst gethan wären, an die Reisejournale zu gehen und auch auf diese Weise die Vergangenheit hervorzurufen.

Uebrigens hatte Eduard mit Charlotten allein weniger Stoff zur Unterhaltung, besonders seitdem er den Tadel ihrer Parkanlagen, der ihm so gerecht schien, auf dem Herzen fühlte. Lange verschwieg er, was ihm der Hauptmann vertraut hatte; aber als er seine Gattin zuletzt beschäftigt sah, von der Moshütte hinauf zur Anhöhe wieder mit Stüfchen und Pfädchen sich emporzuarbeiten, so hielt er nicht länger zurück, sondern machte sie nach einigen Umschweifen mit seinen neuen Einsichten bekannt.

Charlotte stand betroffen. Sie war geistreich genug, um schnell einzusehen, daß Jene Recht hatten; aber das Gethane widersprach, es war nun einmal so gemacht; sie hatte es recht, sie hatte es wünschenswerth gefunden, selbst das Getadelte war ihr in jedem einzelnen Theile lieb; sie widerstrebte der Ueberzeugung, sie vertheidigte ihre kleine Schöpfung, sie schalt auf die Männer, die gleich ins Weite und Große gingen, aus einem Scherz, aus einer Unterhaltung gleich ein Werk machen wollten, nicht an die Kosten denken, die ein erweiterter Plan durchaus nach sich zieht. Sie war bewegt, verletzt, verdrießlich; sie konnte

das Alte nicht fahren lassen; das Neue nicht ganz abweisen; aber entschlossen, wie sie war, stellte sie sogleich die Arbeit ein und nahm sich Zeit, die Sache zu bedenken und bei sich reif werden zu lassen.

Indem sie nun auch diese thätige Unterhaltung vermißte, da indeß die Männer ihr Geschäft immer geselliger betrieben und besonders die Kunstgärten und Glashäuser mit Eifer besorgten, auch dazwischen die gewöhnlichen ritterlichen Uebungen fortsetzten, als Jagen, Pferde-Kaufen, -Tauschen, -Bereiten und -Einfahren, so fühlte sich Charlotte täglich einsamer. Sie führte ihren Briefwechsel, auch um des Hauptmanns willen, lebhafter, und doch gab es manche einsame Stunde. Desto angenehmer und unterhaltender waren ihr die Berichte, die sie aus der Pensionsanstalt erhielt.

Einem weitläufigen Briefe der Vorsteherin, welcher sich wie gewöhnlich über der Tochter Fortschritte mit Behagen verbreitete, war eine kurze Nachschrift hinzugefügt nebst einer Beilage von der Hand eines männlichen Gehilfen am Institut, die wir beide mittheilen.

Nachschrift der Vorsteherin.

„Von Ottilien, meine Gnädige, hätte ich eigentlich nur zu wiederholen, was in meinen vorigen Berichten enthalten ist. Ich wüßte sie nicht zu schelten, und doch kann ich nicht zufrieden mit ihr sein. Sie ist nach wie vor bescheiden und gefällig gegen Andre; aber dieses Zurücktreten, diese Dienstbarkeit will mir nicht gefallen. Ew. Gnaden haben ihr neulich Geld und verschiedene Zeuge geschickt. Das erste hat sie nicht angegriffen; die andern liegen auch noch da, unberührt. Sie hält freilich ihre Sachen sehr reinlich und gut und scheint nur in diesem Sinn die Kleider zu wechseln. Auch kann ich ihre große Mäßigkeit im Essen und Trinken nicht loben. An unserm Tisch ist kein Ueberfluß; doch sehe ich nichts lieber, als wenn die Kinder sich an schmackhaften und gesunden Speisen satt essen. Was mit Bedacht und Ueberzeugung aufgetragen und vorgelegt ist, soll auch aufgegessen werden. Dazu kann ich Ottilien niemals bringen. Ja, sie macht sich irgend ein Geschäft, um eine Lücke auszufüllen, wo die Dienerinnen etwas versäumen, nur um eine Speise oder den Nachtisch zu übergehen. Bei diesem Allem kommt jedoch in Betrachtung, daß sie manchmal, wie ich erst spät

erfahren habe, Kopfweh auf der linken Seite hat, das zwar vorübergeht, aber ſchmerzlich und bedeutend ſein mag. So viel von dieſem übrigens ſo ſchönen und lieben Kinde."

Beilage des Gehilfen.

„Unſre vortreffliche Vorſteherin läßt mich gewöhnlich die Briefe leſen, in welchen ſie Beobachtungen über ihre Zöglinge den Eltern und Vorgeſetzten mittheilt. Diejenigen, die an Ew. Gnaden gerichtet ſind, leſe ich immer mit doppelter Aufmerkſamkeit, mit doppeltem Vergnügen; denn indem wir Ihnen zu einer Tochter Glück zu wünſchen haben, die alle jene glänzenden Eigenſchaften vereinigt, wodurch man in der Welt emporſteigt, ſo muß ich wenigſtens Sie nicht minder glücklich preiſen, daß Ihnen in Ihrer Pflegetochter ein Kind beſchert iſt, das zum Wohl, zur Zufriedenheit Anderer und gewiß auch zu ſeinem eigenen Glück geboren ward. Ottilie iſt faſt unſer einziger Zögling, über den ich mit unſerer ſo ſehr verehrten Vorſteherin nicht einig werden kann. Ich verarge dieſer thätigen Frau keineswegs, daß ſie verlangt, man ſoll die Früchte ihrer Sorgfalt äußerlich und deutlich ſehen; aber es giebt auch verſchloſſene Früchte, die erſt die rechten lernbaſten ſind, und die ſich früher oder ſpäter zu einem ſchönen Leben entwickeln. Dergleichen iſt gewiß Ihre Pflegetochter. So lange ich ſie unterrichte, ſehe ich ſie immer gleichen Schrittes gehen, langſam, langſam vorwärts, nie zurück. Wenn es bei einem Kinde nöthig iſt, vom Anfange anzufangen, ſo iſt es gewiß bei ihr. Was nicht aus dem Vorhergehenden folgt, begreift ſie nicht. Sie ſteht unfähig, ja ſtöckiſch vor einer leicht faßlichen Sache, die für ſie mit nichts zuſammenhängt. Kann man aber die Mittelglieder finden und ihr deutlich machen, ſo iſt ihr das Schwerſte begreiflich.

„Bei dieſem langſamen Vorſchreiten bleibt ſie gegen ihre Mitſchülerinnen zurück, die mit ganz andern Fähigkeiten immer vorwärts eilen, Alles, auch das Unzuſammenhängende, leicht faſſen, leicht behalten und bequem wieder anwenden. So lernt ſie, ſo vermag ſie bei einem beſchleunigten Lehrvortrage gar nichts; wie es der Fall in einigen Stunden iſt, welche von trefflichen, aber raſchen und ungeduldigen Lehrern gegeben werden. Man hat über ihre Handſchrift geklagt, über ihre Unfähigkeit, die Regeln der Grammatik zu faſſen. Ich habe dieſe Beſchwerde

näher untersucht; es ist wahr, sie schreibt langsam und steif, wenn man so will, doch nicht zaghaft und ungestalt. Was ich ihr von der französischen Sprache, die zwar mein Fach nicht ist, schrittweise mittheilte, begriff sie leicht. Freilich ist es wunderbar: sie weiß Vieles und recht gut; nur wenn man sie fragt, scheint sie nichts zu wissen.

„Soll ich mit einer allgemeinen Bemerkung schließen, so möchte ich sagen: Sie lernt nicht als Eine, die erzogen werden soll, sondern als Eine, die erziehen will, nicht als Schülerin, sondern als künftige Lehrerin. Vielleicht kommt es Ew. Gnaden sonderbar vor, daß ich selbst als Erzieher und Lehrer Jemanden nicht mehr zu loben glaube, als wenn ich ihn für meines Gleichen erkläre. Ew. Gnaden bessere Einsicht, tiefere Menschen- und Weltkenntniß wird aus meinen beschränkten wohlgemeinten Worten das Beste nehmen. Sie werden Sich überzeugen, daß auch an diesem Kinde viel Freude zu hoffen ist. Ich empfehle mich zu Gnaden und bitte um die Erlaubniß, wieder zu schreiben, sobald ich glaube, daß mein Brief etwas Bedeutendes und Angenehmes enthalten werde."

Charlotte freute sich über dieses Blatt. Sein Inhalt traf ganz nahe mit den Vorstellungen zusammen, welche sie von Ottilien hegte; dabei konnte sie sich eines Lächelns nicht enthalten, indem der Antheil des Lehrers herzlicher zu sein schien, als ihn die Einsicht in die Tugenden eines Zöglings hervorzubringen pflegt. Bei ihrer ruhigen, vorurtheilsfreien Denkweise ließ sie auch ein solches Verhältniß wie so viele andre vor sich liegen; die Theilnahme des verständigen Mannes an Ottilien hielt sie werth; denn sie hatte in ihrem Leben genugsam einsehen gelernt, wie doch jede wahre Neigung zu schätzen sei in einer Welt, wo Gleichgiltigkeit und Abneigung eigentlich recht zu Hause sind.

Viertes Kapitel.

Die topographische Karte, auf welcher das Gut mit seinen Umgebungen nach einem ziemlich großen Maaßstabe charakteristisch und faßlich durch Federstriche und Farben dargestellt war, und welche der Hauptmann durch einige trigonometrische Messungen

ſicher zu gründen wußte, war bald fertig; denn weniger Schlaf als dieſer thätige Mann bedurfte kaum Jemand, ſo wie ſein Tag ſtets dem augenblicklichen Zwecke gewidmet und deswegen jederzeit am Abende etwas gethan war.

„Laß uns nun," ſagte er zu ſeinem Freunde, „an das Uebrige gehen, an die Gutsbeſchreibung, wozu ſchon genugſame Vorarbeit da ſein muß, aus der ſich nachher Pachtanſchläge und Anderes ſchon entwickeln werden. Nur Eines laß uns feſtſetzen und einrichten: Trenne Alles, was eigentlich Geſchäft iſt, vom Leben! Das Geſchäft verlangt Ernſt und Strenge, das Leben Kultur; das Geſchäft die reinſte Folge, dem Leben thut eine Inkonſequenz oft noth, ja, ſie iſt liebenswürdig und erheiternd. Biſt Du bei dem einen ſicher, ſo kannſt Du in dem andern deſto freier ſein, anſtatt daß bei einer Vermiſchung das Sichre durch das Freie weggeriſſen und aufgehoben wird."

Eduard fühlte in dieſen Vorſchlägen einen leiſen Vorwurf. Zwar von Natur nicht unordentlich, konnte er doch niemals dazu kommen, ſeine Papiere nach Fächern abzutheilen. Das, was er mit Andern abzuthun hatte, was blos von ihm ſelbſt abhing, es war nicht geſchieden, ſo wie er auch Geſchäfte und Beſchäftigung, Unterhaltung und Zerſtreuung nicht genugſam von einander abſonderte. Jetzt wurde es ihm leicht, da ein Freund dieſe Bemühung übernahm, ein zweites Ich die Sonderung bewirkte, in die das eine Ich nicht immer ſich ſpalten mag.

Sie errichteten auf dem Flügel des Hauptmanns eine Repoſitur für das Gegenwärtige, ein Archiv für das Vergangene, ſchafften alle Dokumente, Papiere, Nachrichten, aus verſchiedenen Behältniſſen, Kammern, Schränken und Kiſten herbei, und auf das Geſchwindeſte war der Wuſt in eine erfreuliche Ordnung gebracht, lag rubrizirt in bezeichneten Fächern. Was man wünſchte, ward vollſtändiger gefunden, als man gehofft hatte. Hierbei ging ihnen ein alter Schreiber ſehr an die Hand, der den Tag über, ja einen Theil der Nacht nicht vom Pulte kam, und mit dem Eduard bisher immer unzufrieden geweſen war.

„Ich kenne ihn nicht mehr," ſagte Eduard zu ſeinem Freund, „wie thätig und brauchbar der Menſch iſt." „Das macht," verſetzte der Hauptmann, „wir tragen ihm nichts Neues auf, als bis er das Alte nach ſeiner Bequemlichkeit vollendet hat, und ſo leiſtet er, wie Du ſiehſt, ſehr viel; ſobald man ihn ſtört, vermag er gar nichts."

Brachten die Freunde auf diese Weise ihre Tage zusammen zu, so versäumten sie Abends nicht, Charlotten regelmäßig zu besuchen. Fand sich keine Gesellschaft von benachbarten Orten und Gütern, welches öfters geschah, so war das Gespräch wie das Lesen meist solchen Gegenständen gewidmet, welche den Wohlstand, die Vortheile und das Behagen der bürgerlichen Gesellschaft vermehren.

Charlotte, ohnehin gewohnt, die Gegenwart zu nutzen, fühlte sich, indem sie ihren Mann zufrieden sah, auch persönlich gefördert. Verschiedene häusliche Anstalten, die sie längst gewünscht, aber nicht recht einleiten können, wurden durch die Thätigkeit des Hauptmanns bewirkt. Die Hausapotheke, die bisher nur aus wenigen Mitteln bestanden, ward bereichert, und Charlotte sowol durch faßliche Bücher als durch Unterredung in den Stand gesetzt, ihr thätiges und hilfreiches Wesen öfter und wirksamer als bisher in Uebung zu bringen.

Da man auch die gewöhnlichen und demungeachtet nur zu oft überraschenden Nothfälle durchdachte, so wurde Alles, was zur Rettung der Ertrunkenen nöthig sein möchte, um so mehr angeschafft, als bei der Nähe so mancher Teiche, Gewässer und Wasserwerke öfters ein und der andere Unfall dieser Art vorkam. Diese Rubrik besorgte der Hauptmann sehr ausführlich, und Eduarden entschlüpfte die Bemerkung, daß ein solcher Fall in dem Leben seines Freundes auf die seltsamste Weise Epoche gemacht. Doch als dieser schwieg und einer traurigen Erinnerung auszuweichen schien, hielt Eduard gleichfalls an, so wie auch Charlotte, die nicht weniger im Allgemeinen davon unterrichtet war, über jene Aeußerungen hinausging.

„Wir wollen alle diese vorsorglichen Anstalten loben," sagte eines Abends der Hauptmann; „nun geht uns aber das Nothwendigste noch ab, ein tüchtiger Mann, der das Alles zu handhaben weiß. Ich kann dazu einen mir bekannten Feldchirurgus vorschlagen, der jetzt um leidliche Bedingung zu haben ist, ein vorzüglicher Mann in seinem Fache, und der mir auch in Behandlung heftiger innerer Uebel öfters mehr Genüge gethan hat als ein berühmter Arzt; und augenblickliche Hilfe ist doch immer das, was auf dem Lande am Meisten vermißt wird."

Auch Dieser wurde sogleich verschrieben, und beide Gatten freuten sich, daß sie so manche Summe, die ihnen zu willkürlichen Ausgaben übrig blieb, auf die nothigsten zu verwenden Anlaß gefunden.

So benutzte Charlotte die Kenntniſſe, die Thätigkeit des Hauptmanns auch nach ihrem Sinne und fing an, mit ſeiner Gegenwart völlig zufrieden und über alle Folgen beruhigt zu werden. Sie bereitete ſich gewöhnlich vor, Manches zu fragen, und da ſie gern leben mochte, ſo ſuchte ſie alles Schädliche, alles Tödtliche zu entfernen. Die Bleiglaſur der Töpferwaaren, der Grünſpan kupferner Gefäße hatte ihr ſchon manche Sorge gemacht. Sie ließ ſich hierüber belehren, und natürlicherweiſe mußte man auf die Grundbegriffe der Phyſik und Chemie zurückgehen.

Zufälligen, aber immer willkommenen Anlaß zu ſolchen Unterhaltungen gab Eduard's Neigung, der Geſellſchaft vorzuleſen. Er hatte eine ſehr wohlklingende, tiefe Stimme und war früher wegen lebhafter, gefühlter Recitation dichteriſcher und redneriſcher Arbeiten angenehm und berühmt geweſen. Nun waren es andre Gegenſtände, die ihn beſchäftigten, andre Schriften, woraus er vorlas, und eben ſeit einiger Zeit vorzüglich Werke phyſiſchen, chemiſchen und techniſchen Inhalts.

Eine ſeiner beſondern Eigenheiten, die er jedoch vielleicht mit mehrern Menſchen theilt, war die, daß es ihm unerträglich fiel, wenn Jemand ihm beim Leſen in das Buch ſah. In früherer Zeit, beim Vorleſen von Gedichten, Schauſpielen, Erzählungen, war es die natürliche Folge der lebhaften Abſicht, die der Vorleſende ſo gut als der Dichter, der Schauſpieler, der Erzählende hat, zu überraſchen, Pauſen zu machen, Erwartungen zu erregen, da es denn freilich dieſer beabſichtigten Wirkung ſehr zuwider iſt, wenn ihm ein Dritter wiſſentlich mit den Augen vorſpringt. Er pflegte ſich auch deswegen in ſolchem Falle immer ſo zu ſetzen, daß er Niemand im Rücken hatte. Jetzt zu Dreien war dieſe Vorſicht unnöthig; und da es diesmal nicht auf Erregung des Gefühls, auf Ueberraſchung der Einbildungskraft angeſehen war, ſo dachte er ſelbſt nicht daran, ſich ſonderlich in Acht zu nehmen.

Nur eines Abends fiel es ihm auf, als er ſich nachläſſig geſetzt hatte, daß Charlotte ihm in das Buch ſah. Seine alte Ungeduld erwachte, und er verwies es ihr gewiſſermaßen unfreundlich: „Wollte man ſich doch ſolche Unarten wie ſo manches Andre, was der Geſellſchaft läſtig iſt, ein für allemal abgewöhnen! Wenn ich Jemand vorleſe, iſt es denn nicht, als wenn ich ihm mündlich etwas vortrüge? Das Geſchriebene, das Gedruckte tritt an die Stelle meines eigenen Sinnes, meines eigenen Herzens; und würde ich mich wol zu reden bemühen, wenn ein

Fenſterchen vor meiner Stirn, vor meiner Bruſt angebracht wäre, ſo daß Der, dem ich meine Gedanken einzeln zuzählen, meine Empfindungen einzeln zureichen will, immer ſchon lange vorher wiſſen könnte, wo es mit mir hinauswollte? Wenn mir Jemand ins Buch ſieht, ſo iſt mir immer, als wenn ich in zwei Stücke geriſſen würde."

Charlotte, deren Gewandtheit ſich in größeren und kleineren Zirkeln beſonders dadurch bewies, daß ſie jede unangenehme, jede heftige, ja ſelbſt nur lebhafte Aeußerung zu beſeitigen, ein ſich verlängerndes Geſpräch zu unterbrechen, ein ſtockendes anzuregen wußte, war auch diesmal von ihrer guten Gabe nicht verlaſſen. „Du wirſt mir meinen Fehler gewiß verzeihen, wenn ich bekenne, was mir dieſen Augenblick begegnet iſt. Ich hörte von Verwandtſchaften leſen, und da dacht' ich eben gleich an meine Verwandten, an ein paar Vettern, die mir gerade in dieſem Augenblick zu ſchaffen machen. Meine Aufmerkſamkeit kehrt zu Deiner Vorleſung zurück; ich höre, daß von ganz leblosen Dingen die Rede iſt, und blicke Dir ins Buch, um mich wieder zurechtzufinden."

„Es iſt eine Gleichnißrede, die Dich verführt und verwirrt hat," ſagte Eduard. „Hier wird freilich nur von Erden und Mineralien gehandelt; aber der Menſch iſt ein wahrer Narziß; er beſpiegelt ſich überall gern ſelbſt, er legt ſich als Folie der ganzen Welt unter."

„Ja wol!" fuhr der Hauptmann fort; „ſo behandelt er Alles, was er außer ſich findet; ſeine Weisheit wie ſeine Thorheit, ſeinen Willen wie ſeine Willkür leiht er den Thieren, den Pflanzen, den Elementen und den Göttern."

„Möchtet Ihr mich," verſetzte Charlotte, „da ich Euch nicht zu weit von dem augenblicklichen Intereſſe wegführen will, nur kürzlich belehren, wie es eigentlich hier mit den Verwandtſchaften gemeint ſei."

„Das will ich wol gerne thun," erwiderte der Hauptmann, gegen den ſich Charlotte gewendet hatte, „freilich nur ſo gut, als ich es vermag, wie ich es etwa vor zehn Jahren gelernt, wie ich es geleſen habe. Ob man in der wiſſenſchaftlichen Welt noch ſo darüber denkt, ob es zu den neuern Lehren paßt, wüßte ich nicht zu ſagen."

„Es iſt ſchlimm genug," rief Eduard, „daß man jetzt nichts mehr für ſein ganzes Leben lernen kann. Unſre Verfahren hielten ſich an den Unterricht, den ſie in ihrer Jugend empfangen;

wir aber müſſen jetzt alle fünf Jahre umlernen, wenn wir nicht ganz aus der Mode kommen wollen."

„Wir Frauen," ſagte Charlotte, „nehmen es nicht ſo genau; und wenn ich aufrichtig ſein ſoll, ſo iſt es mir eigentlich nur um den Wortverſtand zu thun; denn es macht in der Geſellſchaft nichts lächerlicher, als wenn man ein fremdes, ein Kunſt-Wort falſch anwendet. Deshalb möchte ich nur wiſſen, in welchem Sinne dieſer Ausdruck eben bei dieſen Gegenſtänden gebraucht wird. Wie es wiſſenſchaftlich damit zuſammenhänge, wollen wir den Gelehrten überlaſſen, die übrigens, wie ich habe bemerken können, ſich wol ſchwerlich jemals vereinigen werden."

„Wo fangen wir aber nun an, um am Schnellſten in die Sache zu kommen?" fragte Eduard nach einer Pauſe den Hauptmann, der, ſich ein Wenig bedenkend, bald darauf erwiderte:

„Wenn es mir erlaubt iſt, dem Scheine nach weit auszuholen, ſo ſind wir bald am Platze."

„Sein Sie meiner ganzen Aufmerkſamkeit verſichert," ſagte Charlotte, indem ſie ihre Arbeit bei Seite legte.

Und ſo begann der Hauptmann: „An allen Naturweſen, die wir gewahr werden, bemerken wir zuerſt, daß ſie einen Bezug auf ſich ſelbſt haben. Es klingt freilich wunderlich, wenn man etwas ausſpricht, was ſich ohnehin verſteht; doch nur, indem man ſich über das Bekannte völlig verſtändigt hat, kann man mit einander zum Unbekannten fortſchreiten."

„Ich dächte," fiel ihm Eduard ein, „wir machten ihr und uns die Sache durch Beiſpiele bequem. Stelle Dir nur das Waſſer, das Oel, das Queckſilber vor, ſo wirſt Du eine Einigkeit, einen Zuſammenhang ihrer Theile finden. Dieſe Einung verlaſſen ſie nicht, außer durch Gewalt oder ſonſtige Beſtimmung. Iſt dieſe beſeitigt, ſo treten ſie gleich wieder zuſammen."

„Ohne Frage," ſagte Charlotte beiſtimmend. „Regentropfen vereinigen ſich ſchnell zu Strömen. Und ſchon als Kinder ſpielten wir erſtaunt mit dem Queckſilber, indem wir es in Kügelchen trennen und es wieder zuſammenlaufen laſſen."

„Und ſo darf ich wol," fügte der Hauptmann hinzu, „eines bedeutenden Punktes im flüchtigen Vorbeigehen erwähnen, daß nämlich dieſer völlig reine, durch Flüſſigkeit mögliche Bezug ſich entſchieden und immer durch die Kugelgeſtalt auszeichnet. Der fallende Waſſertropfen iſt rund; von den Queckſilberkügelchen haben Sie ſelbſt geſprochen; ja, ein fallendes geſchmolzenes Blei, wenn es Zeit hat, völlig zu erſtarren, kommt unten in Geſtalt einer Kugel an."

„Lassen Sie mich voreilen," sagte Charlotte, „ob ich treffe, wo Sie hinwollen. Wie Jedes gegen sich selbst einen Bezug hat, so muß es auch gegen Andere ein Verhältniß haben."

„Und das wird nach Verschiedenheit der Wesen verschieden sein," fuhr Eduard eilig fort. „Bald werden sie sich als Freunde und alte Bekannte begegnen, die schnell zusammentreten, sich vereinigen, ohne an einander etwas zu verändern, wie sich Wein mit Wasser vermischt. Dagegen werden andre fremd neben einander verharren und selbst durch mechanisches Mischen und Reiben sich keineswegs verbinden, wie Oel und Wasser, zusammengerüttelt, sich den Augenblick wieder aus einander sondert."

„Es fehlt nicht viel," sagte Charlotte, „so sieht man in diesen einfachen Formen die Menschen, die man gekannt hat; besonders aber erinnert man sich dabei der Societäten, in denen man lebte. Die meiste Aehnlichkeit jedoch mit diesen seelenlosen Wesen haben die Massen, die in der Welt sich einander gegenüberstellen, die Stände, die Berufsbestimmungen, der Adel und der dritte Stand, der Soldat und der Civilist."

„Und doch," versetzte Eduard, „wie diese durch Sitten und Gesetze vereinbar sind, so giebt es auch in unserer chemischen Welt Mittelglieder, dasjenige zu verbinden, was sich einander abweist."

„So verbinden wir," fiel der Hauptmann ein, „das Oel durch Laugensalz mit dem Wasser."

„Nur nicht so geschwind mit Ihrem Vortrag," sagte Charlotte, „damit ich zeigen kann, daß ich Schritt halte. Sind wir nicht hier schon zu den Verwandtschaften gelangt?"

„Ganz richtig," erwiderte der Hauptmann, „und wir werden sie gleich in ihrer vollen Kraft und Bestimmtheit kennen lernen. Diejenigen Naturen, die sich beim Zusammentreffen einander schnell ergreifen und wechselseitig bestimmen, nennen wir verwandt. An den Alkalien und Säuren, die, obgleich einander entgegengesetzt und vielleicht eben deswegen, weil sie einander entgegengesetzt sind, sich am Entschiedensten suchen und fassen, sich modifiziren und zusammen einen neuen Körper bilden, ist diese Verwandtschaft auffallend genug. Gedenken wir nur des Kalks, der zu allen Säuren eine große Neigung, eine entschiedne Vereinigungslust äußert. Sobald unser chemisches Kabinet ankommt, wollen wir Sie verschiedene Versuche sehen lassen, die sehr unterhaltend sind und einen bessern Begriff geben als Worte, Namen und Kunstausdrücke."

„Laſſen Sie mich geſtehen," ſagte Charlotte, „wenn Sie dieſe Ihre wunderlichen Weſen verwandt nennen, ſo kommen ſie mir nicht ſowol als Blutsverwandte, vielmehr als Geiſtes- und Seelenverwandte vor. Auf eben dieſe Weiſe kennen unter Menſchen wahrhaft bedeutende Freundſchaften entſtehen; denn entgegengeſetzte Eigenſchaften machen eine innigere Vereinigung möglich. Und ſo will ich denn abwarten, was Sie mir von dieſen geheimnißvollen Wirkungen vor die Augen bringen werden. Ich will Dich" — ſagte ſie zu Eduard gewendet — „jetzt im Verleſen nicht weiter ſtören und, um ſo viel beſſer unterrichtet, Deinen Vortrag mit Aufmerkſamkeit vernehmen."

„Da Du uns einmal aufgerufen haſt," verſetzte Eduard, „ſo kommſt Du ſo leicht nicht los; denn eigentlich ſind die verwickelten Fälle die intereſſanteſten. Erſt bei dieſen lernt man die Grade der Verwandtſchaften, die nähern, ſtärkern, entferntern, geringern Beziehungen kennen; die Verwandtſchaften werden erſt intereſſant, wenn ſie Scheidungen bewirken."

„Nennt das traurige Wort," rief Charlotte, „das man leider in der Welt jetzt ſo oft hört, auch in der Naturlehre vor!"

„Allerdings," erwiderte Eduard. „Es war ſogar ein bezeichnender Ehrentitel der Chemiker, daß man ſie Scheidekünſtler nannte."

„Das thut man alſo nicht mehr," verſetzte Charlotte, „und thut ſehr wohl daran. Das Vereinigen iſt eine größere Kunſt, ein größeres Verdienſt. Ein Einungskünſtler wäre in jedem Fache der ganzen Welt willkommen. — Nun ſo laßt mich denn, weil Ihr doch einmal im Zuge ſeid, ein paar ſolche Fälle wiſſen!"

„So ſchließen wir uns denn gleich," ſagte der Hauptmann, „an dasjenige wieder an, was wir oben ſchon benannt und beſprochen haben. Z. B. was wir Kalkſtein nennen, iſt eine mehr oder weniger reine Kalkerde, innig mit einer zarten Säure verbunden, die uns in Luftform bekannt geworden iſt. Bringt man ein Stück ſolchen Steines in verdünnte Schwefelſäure, ſo ergreift dieſe den Kalk und erſcheint mit ihm als Gips; jene zarte luftige Säure hingegen entflieht. Hier iſt eine Trennung, eine neue Zuſammenſetzung entſtanden, und man glaubt ſich nunmehr berechtigt, ſogar das Wort Wahlverwandtſchaft anzuwenden, weil es wirklich ausſieht, als wenn ein Verhältniß dem andern vorgezogen, eins vor dem andern erwählt würde."

„Verzeihen Sie mir," ſagte Charlotte, „wie ich dem Naturforſcher verzeihe; aber ich würde hier niemals eine Wahl, eher

eine Naturnothwendigkeit erblicken, und diese kaum; denn es ist am Ende vielleicht gar nur die Sache der Gelegenheit. Gelegenheit macht Verhältnisse, wie sie Diebe macht; und wenn von Ihren Naturkörpern die Rede ist, so scheint mir die Wahl blos in den Händen des Chemikers zu liegen, der diese Wesen zusammenbringt. Sind sie aber einmal beisammen, dann gnade ihnen Gott! In dem gegenwärtigen Falle dauert mich nur die arme Luftsäure, die sich wieder im Unendlichen herumtreiben muß."

„Es kommt nur auf sie an," versetzte der Hauptmann, „sich mit dem Wasser zu verbinden und als Mineralquelle Gesunden und Kranken zur Erquickung zu dienen."

„Der Gips hat gut reden," sagte Charlotte, „der ist nun fertig, ist ein Körper, ist versorgt, anstatt daß jenes ausgetriebene Wesen noch manche Noth haben kann, bis es wieder unterkommt."

„Ich müßte sehr irren," sagte Eduard lächelnd, „oder es steckt eine kleine Tücke hinter Deinen Reden. Gesteh nur Deine Schalkheit! Am Ende bin ich in Deinen Augen der Kalk, der vom Hauptmann, als einer Schwefelsäure, ergriffen, Deiner anmuthigen Gesellschaft entzogen und in einen refraktären Gips verwandelt wird."

„Wenn das Gewissen," versetzte Charlotte, „Dich solche Betrachtungen machen heißt, so kann ich ohne Sorge sein. Diese Gleichnißreden sind artig und unterhaltend, und wer hielt nicht gern mit Aehnlichkeiten? Aber der Mensch ist doch um so manche Stufe über jene Elemente erhöht, und wenn er hier mit den schönen Worten Wahl und Wahlverwandtschaft etwas freigebig gewesen, so thut er wohl, wieder in sich selbst zurückzukehren und den Werth solcher Ausdrücke bei diesem Anlaß recht zu bedenken. Mir sind leider Fälle genug bekannt, wo eine innige, unauflöslich scheinende Verbindung zweier Wesen durch gelegentliche Zugesellung eines dritten aufgehoben, und eins der erst so schön Verbundenen ins leere Weite hinausgetrieben ward."

„Da sind die Chemiker viel galanter," sagte Eduard; „sie'gesellen ein viertes dazu, damit keines leer ausgehe."

„Ja wohl!" versetzte der Hauptmann; „diese Fälle sind allerdings die bedeutendsten und merkwürdigsten, wo man das Anziehen, das Verwandtsein, dieses Verlassen, dieses Vereinigen gleichsam übers Kreuz wirklich darstellen kann; wo vier, bisher je zwei zu zwei verbundene Wesen, in Berührung gebracht, ihre

bisherige Vereinigung verlaſſen und ſich aufs Neue verbinden. In dieſem Fahrenlaſſen und Ergreifen, in dieſem Fliehen und Suchen glaubt man wirklich eine höhere Beſtimmung zu ſehen; man traut ſolchen Weſen eine Art von Wollen und Wählen zu und hält das Kunſtwort Wahlverwandtſchaften für vollkommen gerechtfertigt."

„Beſchreiben Sie mir einen ſolchen Fall," ſagte Charlotte.

„Man ſollte dergleichen," verſetzte der Hauptmann, „nicht mit Worten abthun. Wie ſchon geſagt, ſobald ich Ihnen die Verſuche ſelbſt zeigen kann, wird Alles anſchaulicher und angenehmer werden. Jetzt müßte ich Sie mit ſchrecklichen Kunſtworten hinhalten, die Ihnen doch keine Vorſtellung gäben. Man muß dieſe todtſcheinenden und doch zur Thätigkeit innerlich immer bereiten Weſen wirkend vor ſeinen Augen ſehen, mit Theilnahme ſchauen, wie ſie einander ſuchen, ſich anziehen, ergreifen, zerſtören, verſchlingen, aufzehren und ſodann aus der innigſten Verbindung wieder in erneuter, neuer, unerwarteter Geſtalt hervortreten; dann traut man ihnen erſt ein ewiges Leben, ja wol gar Sinn und Verſtand zu, weil wir unſere Sinne kaum genügend fühlen, ſie recht zu beobachten, und unſre Vernunft kaum hinlänglich, ſie zu faſſen."

„Ich leugne nicht," ſagte Eduard, „daß die ſeltſamen Kunſtwörter Demjenigen, der nicht durch ſinnliches Anſchauen, durch Begriffe mit ihnen verſöhnt iſt, beſchwerlich, ja lächerlich werden müſſen. Doch könnten wir leicht mit Buchſtaben einſtweilen das Verhältniß ausdrücken, wovon hier die Rede war."

„Wenn Sie glauben, daß es nicht pedantiſch ausſieht," verſetzte der Hauptmann, „ſo kann ich wol in der Zeichenſprache mich kürzlich zuſammenfaſſen. Denken Sie Sich ein A, das mit einem B innig verbunden iſt, durch viele Mittel und durch manche Gewalt nicht von ihm zu trennen; denken Sie Sich ein C, das ſich ebenſo zu einem D verhält; bringen Sie nun die beiden Paare in Berührung! A wird ſich zu D, C zu B werfen, ohne daß man ſagen kann, wer das andere zuerſt verlaſſen, wer ſich mit dem andern zuerſt wieder verbunden habe."

„Nun denn!" fiel Eduard ein, „bis wir Alles dieſes mit Augen ſehen, wollen wir dieſe Formel als Gleichnißrede betrachten, woraus wir uns eine Lehre zum unmittelbaren Gebrauch ziehen. Du ſtellſt das A vor, Charlotte, und ich Dein B; denn eigentlich hänge ich doch nur von Dir ab und folge Dir wie dem A das B. Das C iſt ganz deutlich der Capitän, der

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
GOETHE,J.W.
3-598-50924-3
FN. 16551/438

mich für diesmal Dir einigermaßen entzieht. Nun ist es billig, daß, wenn Du nicht ins Unbestimmte entweichen sollst, Dir für ein D gesorgt werde, und das ist ganz ohne Frage das liebenswürdige Dämchen Ottilie, gegen deren Annäherung Du Dich nicht länger vertheidigen darfst."

„Gut!" versetzte Charlotte; „wenn auch das Beispiel, wie mir scheint, nicht ganz auf unsern Fall paßt, so halte ich es doch für ein Glück, daß wir heute einmal völlig zusammentreffen, und daß diese Natur- und Wahl-Verwandtschaften unter uns eine vertrauliche Mittheilung beschleunigen. Ich will es also nur gestehen, daß ich seit diesem Nachmittage entschlossen bin, Ottilien zu berufen; denn meine bisherige treue Beschließerin und Haushälterin wird abziehen, weil sie heirathet. Dies wäre von meiner Seite und um meinetwillen; was mich um Ottiliens willen bestimmt, das wirst Du uns verlesen. Ich will Dir nicht ins Blatt sehen; aber freilich ist mir der Inhalt schon bekannt. Doch lies nur, lies!" Mit diesen Worten zog sie einen Brief hervor und reichte ihn Eduarden.

Fünftes Kapitel.

Brief der Vorsteherin.

„Ew. Gnaden werden verzeihen, wenn ich mich heute ganz kurz fasse; denn ich habe nach vollendeter öffentlicher Prüfung dessen, was wir im vergangenen Jahr an unsern Zöglingen geleistet haben, an die sämmtlichen Eltern und Vorgesetzten den Verlauf zu melden; auch darf ich wol kurz sein, weil ich mit Wenigem Viel sagen kann. Ihre Fräulein Tochter hat sich in jedem Sinne als die Erste bewiesen. Die beiliegenden Zeugnisse, wie eigner Brief, der die Beschreibung der Preise enthält, die ihr geworden sind, und zugleich das Vergnügen ausdrückt, das sie über ein so glückliches Gelingen empfindet, wird Ihnen zur Beruhigung, so zur Freude gereichen. Die meinige wird dadurch einigermaßen gemindert, daß ich voraussehe, wir werden nicht lange mehr Ursache haben, ein so weit vorgeschrittenes Frauenzimmer bei uns zurückzuhalten. Ich empfehle mich zu Gnaden und nehme mir die Freiheit, nächstens meine Gedanken über das, was ich am Vortheilhaftesten für sie halte, zu eröffnen. Von Ottilien schreibt mein freundlicher Gehilfe."

Brief des Gehilfen.

„Von Ottilien läßt mich unsre ehrwürdige Vorsteherin schreiben, theils weil es ihr nach ihrer Art zu denken peinlich wäre, dasjenige, was zu melden ist, zu melden, theils auch, weil sie selbst einer Entschuldigung bedarf, die sie lieber mir in den Mund legen mag.

„Da ich nun allzu wohl weiß, wie wenig die gute Ottilie das zu äußern im Stande ist, was in ihr liegt und was sie vermag, so war mir vor der öffentlichen Prüfung einigermaßen bange, um so mehr, als überdauert dabei keine Verbesserung möglich ist, und auch, wenn es nach der gewöhnlichen Weise sein konnte, Ottilie auf den Schein nicht vorzubereiten wäre. Der Ausgang hat meine Sorge nur zu sehr gerechtfertigt; sie hat keinen Preis erhalten und ist auch unter Denen, die kein Zeugniß empfangen haben. Was soll ich viel sagen? Im Schreiben hatten Andere kaum so wohlgeformte Buchstaben, doch viel freiere Züge; im Rechnen waren alle schneller, und an schwierige Aufgaben, welche sie besser löst, kam es bei der Untersuchung nicht. Im Französischen überwarfen und übersetzten sie Manche; in der Geschichte waren ihr Namen und Jahrzahlen nicht gleich bei der Hand; bei der Geographie vermißte man Aufmerksamkeit auf die politische Eintheilung. Zum musikalischen Vortrag ihrer wenigen bescheidenen Melodien fand sich weder Zeit noch Ruhe. Im Zeichnen hätte sie gewiß den Preis davongetragen; ihre Umrisse waren rein, und die Ausführung bei vieler Sorgfalt geistreich. Leider hatte sie etwas zu Großes unternommen und war nicht fertig geworden.

„Als die Schülerinnen abgetreten waren, die Prüfenden zusammen Rath hielten und uns Lehrern wenigstens einiges Wort dabei gönnten, merkte ich wol bald, daß von Ottilien gar nicht, und wenn es geschah, wo nicht mit Mißbilligung, doch mit Gleichgiltigkeit gesprochen wurde. Ich hoffte, durch eine offne Darstellung ihrer Art zu sein, einige Gunst zu erregen, und wagte mich daran mit doppeltem Eifer, einmal weil ich nach meiner Ueberzeugung sprechen konnte, und sodann, weil ich mich in jüngeren Jahren in ebendemselben traurigen Fall befunden hatte. Man hörte mich mit Aufmerksamkeit an; doch als ich geendigt hatte, sagte mir der vorsitzende Prüfende zwar freundlich, aber lakonisch: „Fähigkeiten werden vorausgesetzt, sie sollen zu Fertigkeiten werden. Dies ist der Zweck aller Erziehung,

dies ist die laute, deutliche Absicht der Eltern und Vorgesetzten, die stille, nur halbbewußte der Kinder selbst. Dies ist auch der Gegenstand der Prüfung, wobei zugleich Lehrer und Schüler beurtheilt werden. Aus dem, was wir von Ihnen vernehmen, schöpfen wir gute Hoffnung von dem Kinde, und Sie sind allerdings lobenswürdig, indem Sie auf die Fähigkeiten der Schülerinnen genau Acht geben. Verwandeln Sie solche bis übers Jahr in Fertigkeiten, so wird es Ihnen und Ihrer begünstigten Schülerin nicht an Beifall mangeln!"

„In das, was hierauf folgte, hatte ich mich schon ergeben, aber ein noch Uebleres nicht befürchtet, das sich bald darauf zutrug. Unsere gute Vorsteherin, die wie ein guter Hirte auch nicht eins von ihren Schäfchen verloren oder, wie es hier der Fall war, ungeschmückt sehen möchte, konnte, nachdem die Herren sich entfernt hatten, ihren Unwillen nicht bergen und sagte zu Ottilien, die ganz ruhig, indem die Andern sich über ihre Preise freuten, am Fenster stand: „Aber sagen Sie mir, ums Himmels willen, wie kann man so dumm aussehen, wenn man es nicht ist?" Ottilie versetzte ganz gelassen: „Verzeihen Sie, liebe Mutter, ich habe gerade heute wieder mein Kopfweh und ziemlich stark." „Das kann Niemand wissen," versetzte die sonst so theilnehmende Frau und kehrte sich verdrießlich um.

„Nun, es ist wahr, Niemand kann es wissen; denn Ottilie verändert das Gesicht nicht, und ich habe auch nicht gesehen, daß sie einmal die Hand nach dem Schlafe zu bewegt hätte.

„Das war noch nicht Alles. Ihre Fräulein Tochter, gnädige Frau, sonst lebhaft und freimüthig, war im Gefühl ihres heutigen Triumphs ausgelassen und übermüthig. Sie sprang mit ihren Preisen und Zeugnissen in den Zimmern herum und schüttelte sie auch Ottilien vor dem Gesicht. „Du bist heute schlecht gefahren!" rief sie aus. Ganz gelassen antwortete Ottilie: „Es ist noch nicht der letzte Prüfungstag." „Und doch wirst Du immer die Letzte bleiben!" rief das Fräulein und sprang hinweg.

„Ottilie schien gelassen für jeden Andern, nur nicht für mich. Eine innere unangenehme, lebhafte Bewegung, der sie widerstrebt, zeigt sich durch eine ungleiche Farbe des Gesichts. Die linke Wange wird auf einen Augenblick roth, indem die rechte bleich wird. Ich sah dies Zeichen, und meine Theilnehmung konnte sich nicht zurückhalten. Ich führte unsre Vorsteherin bei Seite, sprach ernsthaft mit ihr über die Sache. Die treffliche Frau

erkannte ihren Fehler. Wir beriethen, wir besprachen uns lange, und ohne deshalb weitläufiger zu sein, will ich Ew. Gnaden unsern Beschluß und unsre Bitte vortragen, Ottilien auf einige Zeit zu Sich zu nehmen. Die Gründe werden Sie Sich selbst am Besten entfalten. Bestimmen Sie Sich hiezu, so sage ich mehr über die Behandlung des guten Kindes. Verläßt uns dann Ihre Fräulein Tochter, wie zu vermuthen steht, so sehen wir Ottilien mit Freuden zurückkehren.

„Noch Eins, das ich vielleicht in der Folge vergessen könnte: Ich habe nie gesehen, daß Ottilie etwas verlangt oder gar um etwas dringend gebeten hätte. Dagegen kommen Fälle, wiewol selten, daß sie etwas abzulehnen sucht, was man von ihr fordert. Sie thut das mit einer Geberde, die für Den, der den Sinn davon gefaßt hat, unwiderstehlich ist. Sie drückt die flachen Hände, die sie in die Höhe hebt, zusammen und führt sie gegen die Brust, indem sie sich nur wenig vorwärts neigt und den dringend Fordernden mit einem solchen Blick ansieht, daß er gern von Allem absteht, was er verlangen oder wünschen möchte. Sehen Sie jemals diese Geberde, gnädige Frau, wie es bei Ihrer Behandlung nicht wahrscheinlich ist, so gedenken Sie meiner und schonen Ottilien! —"

Eduard hatte diese Briefe vorgelesen, nicht ohne Lächeln und Kopfschütteln. Auch konnte es an Bemerkungen über die Personen und über die Lage der Sache nicht fehlen.

„Genug," rief Eduard endlich aus, „es ist entschieden, sie kommt! Für Dich wäre gesorgt, meine Liebe, und wir dürfen nun auch mit unserm Vorschlag hervorrücken. Es wird höchst nöthig, daß ich zu dem Hauptmann auf den rechten Flügel hinüber ziehe. Sowol Abends als Morgens ist erst die rechte Zeit, zusammen zu arbeiten. Du erhältst dagegen für Dich und Ottilien auf Deiner Seite den schönsten Raum."

Charlotte ließ sich's gefallen, und Eduard schilderte ihre künftige Lebensart. Unter Anderm rief er aus: „Es ist doch recht zuvorkommend von der Nichte, ein wenig Kopfweh auf der linken Seite zu haben; ich habe es manchmal auf der rechten. Trifft es zusammen, und wir sitzen gegen einander, ich auf den rechten Ellbogen, sie auf den linken gestützt, und die Köpfe nach verschiedenen Seiten in die Hand gelegt, so muß das ein Paar artige Gegenbilder geben."

Der Hauptmann wollte das gefährlich finden; Eduard hingegen rief aus: „Nehmen Sie Sich nur, lieber Freund, vor dem

D in Acht! Was sollte B denn anfangen, wenn ihm C entrissen würde?"

„Nun, ich dächte doch," versetzte Charlotte, „das verstünde sich von selbst."

„Freilich," rief Eduard, „es kehrte zu seinem A zurück, zu seinem A und O," rief er, indem er aufsprang und Charlotten fest an seine Brust drückte.

Sechstes Kapitel.

Ein Wagen, der Ottilien brachte, war angefahren. Charlotte ging ihr entgegen; das liebe Kind eilte, sich ihr zu nähern, warf sich ihr zu Füßen und umfaßte ihre Kniee.

„Wozu die Demüthigung!" sagte Charlotte, die einigermaßen verlegen war und sie aufheben wollte. „Es ist so demüthig nicht gemeint," versetzte Ottilie, die in ihrer vorigen Stellung blieb. „Ich mag mich nur so gern jener Zeit erinnern, da ich noch nicht höher reichte als bis an Ihre Kniee und Ihrer Liebe schon so gewiß war."

Sie stand auf, und Charlotte umarmte sie herzlich. Sie ward den Männern vorgestellt und gleich mit besonderer Achtung als Gast behandelt. Schönheit ist überall ein gar willkommner Gast. Sie schien aufmerksam auf das Gespräch, ohne daß sie daran theilgenommen hätte.

Den andern Morgen sagte Eduard zu Charlotten: „Es ist ein angenehmes, unterhaltendes Mädchen."

„Unterhaltend?" versetzte Charlotte mit Lächeln; „sie hat ja den Mund noch nicht aufgethan."

„So?" erwiderte Eduard, indem er sich zu besinnen schien; „das wäre doch wunderbar!"

Charlotte gab dem neuen Ankömmling nur wenige Winke, wie es mit dem Hausgeschäfte zu halten sei. Ottilie hatte schnell die ganze Ordnung eingesehen, ja, was noch mehr ist, empfunden. Was sie für Alle, für einen Jeden insbesondere zu besorgen hatte, begriff sie leicht. Alles geschah pünktlich. Sie wußte anzuordnen, ohne daß sie zu befehlen schien, und wo Jemand säumte, verrichtete sie das Geschäft gleich selbst.

Sobald sie gewahr wurde, wie viel Zeit ihr übrigblieb, bat sie Charlotten, ihre Stunden eintheilen zu dürfen, die nun genau

beobachtet wurden. Sie arbeitete das Vorgeſetzte auf eine Art, von der Charlotte durch den Gehilfen unterrichtet war. Man ließ ſie gewähren. Nur zuweilen ſuchte Charlotte ſie anzuregen. So ſchob ſie ihr manchmal abgeſchriebene Federn unter, um ſie auf einen freieren Zug der Handſchrift zu leiten; aber auch dieſe waren bald wieder ſcharf geſchnitten.

Die Frauenzimmer hatten unter einander feſtgeſetzt, franzöſiſch zu reden, wenn ſie allein wären; und Charlotte beharrte um ſo mehr dabei, als Ottilie geſprächiger in der fremden Sprache war, indem man ihr die Uebung derſelben zur Pflicht gemacht hatte. Hier ſagte ſie oft mehr, als ſie zu wollen ſchien. Beſonders ergetzte ſich Charlotte an einer zufälligen, zwar genauen, aber doch liebevollen Schilderung der ganzen Penſionsanſtalt. Ottilie ward ihr eine liebe Geſellſchafterin, und ſie hoffte, dereinſt an ihr eine zuverläſſige Freundin zu finden.

Charlotte nahm indeß die älteren Papiere wieder vor, die ſich auf Ottilien bezogen, um ſich in Erinnerung zu bringen, was die Vorſteherin, was der Gehilfe über das gute Kind geurtheilt, um es mit ihrer Perſönlichkeit ſelbſt zu vergleichen. Denn Charlotte war der Meinung, man könne nicht geſchwind genug mit dem Charakter der Menſchen bekannt werden, mit denen man zu leben hat, um zu wiſſen, was ſich von ihnen erwarten, was ſich an ihnen bilden läßt, oder was man ihnen ein für allemal zugeſtehen und verzeihen muß.

Sie fand zwar bei dieſer Unterſuchung nichts Neues, aber manches Bekannte ward ihr bedeutender und auffallender. So konnte ihr z. B. Ottiliens Mäßigkeit im Eſſen und Trinken wirklich Sorge machen.

Das Nächſte, was die Frauen beſchäftigte, war der Anzug. Charlotte verlangte von Ottilien, ſie ſolle in Kleidern reicher und mehr ausgeſucht erſcheinen. Sogleich ſchnitt das gute, thätige Kind die ihr früher geſchenkten Stoffe ſelbſt zu und wußte ſie ſich mit geringer Beihilfe Anderer ſchnell und höchſt zierlich anzupaſſen. Die neuen, modiſchen Gewänder erhöhten ihre Geſtalt; denn indem das Angenehme einer Perſon ſich auch über ihre Hülle verbreitet, ſo glaubt man, ſie immer wieder von Neuem und anmuthiger zu ſehen, wenn ſie ihre Eigenſchaften einer neuen Umgebung mittheilt.

Dadurch ward ſie den Männern, wie von Anfang ſo immer mehr, daß wir es nur mit dem rechten Namen nennen, ein wahrer Augentroſt. Denn wenn der Smaragd durch ſeine

herrliche Farbe dem Gesicht mobilhat, ja sogar einige Hellkraft an diesem edlen Sinn ausübt, so wirkt die menschliche Schönheit noch mit weit größerer Gewalt auf den äußeren und inneren Sinn. Wer sie erblickt, den kann nichts Uebles anwehen; er fühlt sich mit sich selbst und mit der Welt in Uebereinstimmung.

Auf manche Weise hatte daher die Gesellschaft durch Ottiliens Ankunft gewonnen. Die beiden Freunde hielten regelmäßiger die Stunden, ja die Minuten der Zusammenkünfte. Sie ließen weder zum Essen, noch zum Thee, noch zum Spaziergang länger als billig auf sich warten. Sie eilten besonders Abends nicht so bald von Tische weg. Charlotte bemerkte das wol und ließ Beide nicht unbeobachtet. Sie suchte zu erforschen, ob Einer vor dem Andern hiezu den Anlaß gäbe; aber sie konnte keinen Unterschied bemerken. Beide zeigten sich überhaupt geselliger. Bei ihren Unterhaltungen schienen sie zu bedenken, was Ottiliens Theilnahme zu erregen geeignet sein möchte, was ihren Einsichten, ihren übrigen Kenntnissen gemäß wäre. Beim Lesen und Erzählen hielten sie inne, bis sie wiederkam. Sie wurden milder und im Ganzen mittheilender.

In Erwiderung dagegen wuchs die Dienstbeflissenheit Ottiliens mit jedem Tage. Je mehr sie das Haus, die Menschen, die Verhältnisse kennen lernte, desto lebhafter griff sie ein, desto schneller verstand sie jeden Blick, jede Bewegung, ein halbes Wort, einen Laut. Ihre ruhige Aufmerksamkeit blieb sich immer gleich, so wie ihre gelassene Regsamkeit. Und so war ihr Sitzen, Aufstehen, Gehen, Kommen, Holen, Bringen, Wiederniedersitzen ohne einen Schein von Unruhe ein ewiger Wechsel, eine ewige angenehme Bewegung. Dazu kam, daß man sie nicht gehen hörte, so leise trat sie auf.

Diese anständige Dienstfertigkeit Ottiliens machte Charlotten viel Freude. Ein Einziges, was ihr nicht ganz angemessen vorkam, verbarg sie Ottilien nicht. „Es gehört," sagte sie eines Tages zu ihr, „unter die lobenswürdigen Aufmerksamkeiten, daß wir uns schnell bücken, wenn Jemand etwas aus der Hand fallen läßt, und es eilig aufzuheben suchen. Wir bekennen uns dadurch ihm gleichsam dienstpflichtig; nur ist in der größern Welt dabei zu bedenken, wem man eine solche Ergebenheit beizeigt. Gegen Frauen will ich Dir darüber keine Gesetze vorschreiben. Du bist jung. Gegen höhere und ältere ist es Schuldigkeit, gegen Deinesgleichen Artigkeit, gegen jüngere und niedere zeigt man sich dadurch menschlich und gut; nur will es einem Frauenzimmer

nicht wohl geziemen, ſich Männern auf dieſe Weiſe ergeben und dienſtbar zu bezeigen."

„Ich will es mir abzugewöhnen ſuchen," verſetzte Ottilie. „Indeſſen werden Sie mir dieſe Unſchicklichkeit vergeben, wenn ich Ihnen ſage, wie ich dazu gekommen bin. Man hat uns die Geſchichte gelehrt; ich habe nicht ſo viel daraus behalten, als ich wol geſollt hätte; denn ich wußte nicht, wozu ich's brauchen würde. Nur einzelne Begebenheiten ſind mir ſehr eindrücklich geweſen; ſo folgende:

„Als Karl der Erſte von England vor ſeinen ſogenannten Richtern ſtand, fiel der goldne Knopf des Stockchens, das er trug, herunter. Gewohnt, daß bei ſolchen Gelegenheiten ſich Alles für ihn bemühte, ſchien er ſich umzuſehen und zu erwarten, daß ihm Jemand auch diesmal den kleinen Dienſt erzeigen ſollte. Es regte ſich Niemand; er bückte ſich ſelbſt, um den Knopf aufzuheben. Mir kam das ſo ſchmerzlich vor, ich weiß nicht, ob mit Recht, daß ich von jenem Augenblick an Niemandem kann etwas aus den Händen fallen ſehn, ohne mich darnach zu bücken. Da es aber freilich nicht immer ſchicklich ſein mag, und ich," fuhr ſie lächelnd fort, „nicht jederzeit meine Geſchichte erzählen kann, ſo will ich mich künftig mehr zurückhalten."

Indeſſen hatten die guten Anſtalten, zu denen ſich die beiden Freunde berufen fühlten, ununterbrochenen Fortgang. Ja, täglich fanden ſie neuen Anlaß, etwas zu bedenken und zu unternehmen. Als ſie eines Tages zuſammen durch das Dorf gingen, bemerkten ſie mißfällig, wie weit es an Ordnung und Reinlichkeit hinter jenen Dörfern zurückſtehe, wo die Bewohner durch die Koſtbarkeit des Raums auf beides hingewieſen werden.

„Du erinnerſt Dich," ſagte der Hauptmann, „wie wir auf unſerer Reiſe durch die Schweiz den Wunſch äußerten, eine ländliche ſogenannte Parkanlage recht eigentlich zu verſchönern, indem wir ein ſo gelegenes Dorf nicht zur Schweizer-Bauart, ſondern zur Schweizer-Ordnung und Sauberkeit, welche die Benutzung ſo ſehr befördern, einrichteten."

„Hier z. B.", verſetzte Conard, „ginge das wol an. Der Schloßberg verläuft ſich in einen vorſpringenden Winkel herunter; das Dorf iſt ziemlich regelmäßig im Halbzirkel gegenüber gebaut; dazwiſchen fließt der Bach, gegen deſſen Anſchwellen ſich der Eine mit Steinen, der Andre mit Pfählen, wieder Einer mit Ballen, und der Nachbar ſodann mit Planken verwahren will, Keiner aber den Andern fördert, vielmehr ſich und den Uebrigen

Schaden und Nachtheil bringt. So geht der Weg auch in ungeschickter Bewegung bald herauf, bald herab, bald durchs Wasser, bald über Steine. Wollten die Leute mit Hand anlegen, so würde kein großer Zuschuß nöthig sein, um hier eine Mauer im Halbkreis aufzuführen, den Weg dahinter bis an die Häuser zu erhöhen, den schönsten Raum herzustellen, der Reinlichkeit Platz zu geben und durch eine ins Große gehende Anstalt alle kleine unzulängliche Sorge auf einmal zu verbannen."

„Laß es uns versuchen," sagte der Hauptmann, indem er die Lage mit den Augen überlief und schnell beurtheilte.

„Ich mag mit Bürgern und Bauern nichts zu thun haben, wenn ich ihnen nicht geradezu befehlen kann," versetzte Eduard.

„Du hast so Unrecht nicht," erwiderte der Hauptmann; „denn auch mir machten dergleichen Geschäfte im Leben schon viel Verdruß. Wie schwer ist es, daß der Mensch recht abwäge, was man aufopfern muß gegen das, was zu gewinnen ist! Wie schwer, den Zweck zu wollen und die Mittel nicht zu verschmähen! Viele verweilen gar die Mittel und den Zweck, erfreuen sich an jenen, ohne diesen im Auge zu behalten. Jedes Uebel soll an der Stelle geheilt werden, wo es zum Vorschein kommt, und man bekümmert sich nicht um jenen Punkt, wo es eigentlich seinen Ursprung nimmt, woher es wirkt. Deswegen ist es so schwer, Rath zu pflegen, besonders mit der Menge, die im Täglichen ganz verständig ist, aber selten weiter sieht als auf morgen. Kommt nun gar dazu, daß der Eine bei einer gemeinsamen Anstalt gewinnen, der Andere verlieren soll, da ist mit Vergleich nun gar nichts auszurichten. Alles eigentlich gemeinsame Gute muß durch das unumschränkte Majestätsrecht gefördert werden."

Indem sie standen und sprachen, bettelte sie ein Mensch an, der mehr frech als bedürftig aussah. Eduard, unsern unterbrochen und beunruhigt, schalt ihn, nachdem er ihn einigemal vergebens gelassener abgewiesen hatte; als aber der Kerl sich murrend, ja gegenkeifend, mit kleinen Schritten entfernte, auf die Rechte des Bettlers trotzte, dem man wol ein Almosen versagen, ihn aber nicht beleidigen dürfe, weil er so gut wie jeder Andere unter dem Schutze Gottes und der Obrigkeit stehe, kam Eduard ganz aus der Fassung.

Der Hauptmann, ihn zu begütigen, sagte darauf: „Laß uns diesen Vorfall als eine Aufforderung annehmen, unsere ländliche Polizei auch hierüber zu erstrecken! Almosen muß man einmal

geben; man thut aber besser, wenn man sie nicht selbst giebt, besonders zu Hause. Da sollte man mäßig und gleichförmig in Allem sein, auch im Wohlthun. Eine allzu reichliche Gabe lockt Bettler herbei, anstatt sie abzufertigen, dagegen man wol auf der Reise im Vorbeifliegen einem Armen an der Straße in der Gestalt des zufälligen Glücks erscheinen und ihm eine überraschende Gabe zuwerfen mag. Uns macht die Lage des Dorfes, des Schlosses eine solche Anstalt sehr leicht; ich habe schon früher darüber nachgedacht.

„An dem einen Ende des Dorfes liegt das Wirthshaus, an dem andern wohnen ein Paar alte gute Leute; an beiden Orten mußt Du eine kleine Geldsumme niederlegen. Nicht der ins Dorf Hereingebende, sondern der Hinausgebende erhält etwas; und da die beiden Häuser zugleich an den Wegen stehen, die auf das Schloß führen, so wird auch Alles, was sich hinaufwenden wollte, an die beiden Stellen gewiesen."

„Hemm," sagte Eduard, „wir wollen das gleich abmachen; das Genauere können wir immer noch nachholen."

Sie gingen zum Wirth und zu dem alten Paare, und die Sache war abgethan.

„Ich weiß recht gut," sagte Eduard, „indem sie zusammen den Schloßberg wieder hinaufstiegen, „daß Alles in der Welt ankommt auf einen gescheiten Einfall und auf einen festen Entschluß. So hast Du die Parkanlagen meiner Frau sehr richtig beurtheilt und mir auch schon einen Wink zum Bessern gegeben, den ich ihr, wie ich gar nicht leugnen will, sogleich mitgetheilt habe."

„Ich konnte es vermuthen," versetzte der Hauptmann, „aber nicht billigen. Du hast sie irre gemacht; sie läßt Alles liegen und treibt in dieser einzigen Sache mit uns; denn sie vermeidet, davon zu reden, und hat uns nicht wieder zur Mooshütte geladen, ob sie gleich mit Ottilien in den Zwischenstunden hinaufgeht."

„Dadurch müssen wir uns," versetzte Eduard, „nicht abschrecken lassen. Wenn ich von etwas Gutem überzeugt bin, was geschehen könnte und sollte, so habe ich keine Ruhe, bis ich es gethan sehe. Sind wir doch sonst klug, etwas einzuleiten. Laß uns die englischen Parkbeschreibungen mit Kupfern zur Abendunterhaltung vornehmen, nachher Deine Gutskarte! Man muß es erst problematisch und nur wie zum Scherz behandeln; der Ernst wird sich schon finden."

Nach dieser Verabredung wurden die Bücher aufgeschlagen, worin man jedesmal den Grundriß der Gegend und ihre landschaftliche Ansicht in ihrem ersten rohen Naturzustande gezeichnet sah, sodann auf andern Blättern die Veränderung vorgestellt fand, welche die Kunst daran vorgenommen, um alles das bestehende Gute zu nutzen und zu steigern. Hievon war der Uebergang zur eigenen Besitzung, zur eigenen Umgebung und zu dem, was man daran ausbilden könnte, sehr leicht.

Die von dem Hauptmann entworfene Karte zum Grunde zu legen, war nunmehr eine angenehme Beschäftigung; nur konnte man sich von jener ersten Vorstellung, nach der Charlotte die Sache einmal angefangen hatte, nicht ganz losreißen. Doch erfand man einen leichtern Aufgang auf die Höhe; man wollte oberwärts am Abhange vor einem angenehmen Hölzchen ein Lustgebäude aufführen; dieses sollte einen Bezug aufs Schloß haben, aus den Schloßfenstern sollte man es übersehen, von dorther Schloß und Gärten wieder bestreichen können.

Der Hauptmann hatte Alles wohl überlegt und gemessen und brachte jenen Dorfweg, jene Mauer am Bache her, jene Ausfüllung wieder zur Sprache. „Ich gewinne," sagte er, „indem ich einen bequemen Weg zur Anhöhe hinaufführe, gerade soviel Steine, als ich zu jener Mauer bedarf. Sobald Eins ins Andre greift, wird Beides wohlfeiler und geschwinder bewerkstelligt."

„Nun aber," sagte Charlotte, „kommt meine Sorge. Nothwendig muß etwas Bestimmtes ausgesetzt werden; und wenn man weiß, wie viel zu einer solchen Anlage erforderlich ist, dann theilt man es ein, wo nicht auf Wochen, doch wenigstens auf Monate. Die Kasse ist unter meinem Beschluß; ich zahle die Zettel, und die Rechnung führe ich selbst."

„Du scheinst uns nicht sonderlich viel zu vertrauen," sagte Eduard.

„Nicht viel in willkürlichen Dingen," versetzte Charlotte. „Die Willkür wissen wir besser zu beherrschen als Ihr."

Die Einrichtung war gemacht, die Arbeit rasch angefangen, der Hauptmann immer gegenwärtig, und Charlotte nunmehr fast täglich Zeuge seines ernsten und bestimmten Sinnes. Auch er lernte sie näher kennen, und Beiden wurde es leicht, zusammen zu wirken und etwas zu Stande zu bringen.

Es ist mit den Geschäften wie mit dem Tanze; Personen, die gleichen Schritt halten, müssen sich unentbehrlich werden;

ein wechselseitiges Wohlwollen muß nothwendig daraus entspringen, und daß Charlotte dem Hauptmann, seitdem sie ihn näher kennen gelernt, wirklich wohlwollte, davon war ein sicherer Beweis, daß sie ihn einen schönen Ruheplatz, den sie bei ihren ersten Anlagen besonders ausgesucht und verziert hatte, der aber seinem Plane entgegenstand, ganz gelassen zerstören ließ, ohne auch nur die mindeste unangenehme Empfindung dabei zu haben.

Siebentes Kapitel.

Indem nun Charlotte mit dem Hauptmann eine gemeinsame Beschäftigung fand, so war die Folge, daß sich Eduard mehr zu Ottilien gesellte. Für sie sprach ohnehin seit einiger Zeit eine stille, freundliche Neigung in seinem Herzen. Gegen Jedermann war sie dienstfertig und zuvorkommend; daß sie es gegen ihn am Meisten sei, das wollte seiner Selbstliebe scheinen. Nun war keine Frage: was für Speisen und wie er sie liebte, hatte sie schon genau bemerkt; wie viel er Zucker zum Thee zu nehmen pflegte, und was dergleichen mehr ist, entging ihr nicht. Besonders war sie sorgfältig, alle Zugluft abzuwehren, gegen die er eine übertriebene Empfindlichkeit zeigte, und deßhalb mit seiner Frau, der es nicht luftig genug sein konnte, manchmal in Widerspruch gerieth. Ebenso wußte sie im Baum- und Blumen-Garten Bescheid. Was er wünschte, suchte sie zu befördern, was ihn ungeduldig machen konnte, zu verhüten, dergestalt, daß sie in Kurzem wie ein freundlicher Schutzgeist ihm unentbehrlich ward und er anfing, ihre Abwesenheit schon peinlich zu empfinden. Hiezu kam noch, daß sie gesprächiger und offner schien, sobald sie sich allein trafen.

Eduard hatte bei zunehmenden Jahren immer etwas Kindliches behalten, das der Jugend Ottiliens besonders zusagte. Sie erinnerten sich gern früherer Zeiten, wo sie einander gesehen; es stiegen diese Erinnerungen bis in die ersten Epochen der Neigung Eduard's zu Charlotten. Ottilie wollte sich der Beiden noch als des schönsten Hofpaares erinnern; und wenn Eduard ihr ein solches Gedächtniß aus ganz früher Jugend absprach, so behauptete sie doch, besonders einen Fall noch vollkommen gegenwärtig zu haben, wie sie sich einmal bei seinem Hereintreten in Charlottens Schooß versteckt, nicht aus Furcht, sondern aus kindischer Ueberraschung. Sie hätte dazu setzen

können, weil er so lebhaften Eindruck auf sie gemacht, weil er ihr gar so wohl gefallen.

Bei solchen Verhältnissen waren manche Geschäfte, welche die beiden Freunde zusammen früher vorgenommen, gewissermaßen in Stocken gerathen, so daß sie für nöthig fanden, sich wieder eine Uebersicht zu verschaffen, einige Aufsätze zu entwerfen, Briefe zu schreiben. Sie bestellten sich deshalb auf ihre Kanzlei, wo sie den alten Kopisten müßig fanden. Sie gingen an die Arbeit und gaben ihm bald zu thun, ohne zu bemerken, daß sie ihm Manches aufbürdeten, was sie sonst selbst zu verrichten gewohnt waren. Gleich der erste Aufsatz wollte dem Hauptmann, gleich der erste Brief Eduarden nicht gelingen. Sie quälten sich eine Zeit lang mit Konzipiren und Umschreiben, bis endlich Eduard, dem es am Wenigsten von Statten ging, nach der Zeit fragte.

Da zeigte sich denn, daß der Hauptmann vergessen hatte, seine chronometrische Sekundenuhr aufzuziehen, das erste Mal seit vielen Jahren; und sie schienen, wo nicht zu empfinden, doch zu ahnen, daß die Zeit anfange, ihnen gleichgiltig zu werden.

Indem so die Männer einigermaßen in ihrer Geschäftigkeit nachließen, wuchs vielmehr die Thätigkeit der Frauen. Ueberhaupt nimmt die gewöhnliche Lebensweise einer Familie, die aus den gegebenen Personen und aus nothwendigen Umständen entspringt, auch wol eine außerordentliche Neigung, eine werdende Leidenschaft in sich wie in ein Gefäß auf, und es kann eine ziemliche Zeit vergehen, ehe dieses neue Ingrediens eine merkliche Gährung verursacht und schäumend über den Rand schwillt.

Bei unsern Freunden waren die entstehenden wechselseitigen Neigungen von der angenehmsten Wirkung. Die Gemüther öffneten sich, und ein allgemeines Wohlwollen entsprang aus dem besonderen. Jeder Theil fühlte sich glücklich und gönnte dem andern sein Glück.

Ein solcher Zustand erhebt den Geist, indem er das Herz erweitert, und Alles, was man thut und vornimmt, hat eine Richtung gegen das Unermeßliche. So waren auch die Freunde nicht mehr in ihrer Wohnung befangen. Ihre Spaziergänge dehnten sich weiter aus, und wenn dabei Eduard mit Otilien, die Pfade zu wählen, die Wege zu bahnen, vorauseilte, so folgte der Hauptmann mit Charlotten in bedeutender Unterhaltung, theilnehmend an manchem neuentdeckten Plätzchen, an mancher

unerwarteten Aussicht, gerubig der Spur jener rascheren Vorgänger.

Eines Tages leitete sie ihr Spaziergang durch die Schloßpforte des rechten Flügels hinunter nach dem Gasthofe über die Brücke gegen die Teiche zu, an denen sie hingingen, so weit man gewöhnlich das Wasser verfolgte, dessen Ufer sodann, von einem buschigen Hügel und weiterhin von Felsen eingeschlossen, aufhörte gangbar zu sein.

Aber Eduard, dem von seinen Jagdwanderungen her die Gegend bekannt war, drang mit Ottilien auf einem bewachsenen Pfade weiter vor, wohl wissend, daß die alte zwischen Felsen versteckte Mühle nicht weit abliegen konnte. Allein der wenig betretene Pfad verlor sich bald, und sie fanden sich im dichten Gebüsch zwischen moosigem Gestein verirrt, doch nicht lange; denn das Rauschen der Räder verkündigte ihnen sogleich die Nähe des gesuchten Ortes.

Auf eine Kuppe vorwärts tretend, sahen sie das alte schwarze wunderliche Holzgebäude im Grunde vor sich, von steilen Felsen so wie von hohen Bäumen umschattet. Sie entschlossen sich kurz und gut, über Moos und Felstrümmer hinabzusteigen: Eduard voran; und wenn er nun in die Höhe sah, und Ottilie, leicht schreitend, ohne Furcht und Aengstlichkeit, im schönsten Gleichgewicht von Stein zu Stein ihm folgte, glaubte er ein himmlisches Wesen zu sehen, das über ihm schwebte. Und wenn sie nun manchmal an unsicherer Stelle seine ausgestreckte Hand ergriff, ja, sich auf seine Schulter stützte, dann konnte er sich nicht verleugnen, daß es das zarteste weibliche Wesen sei, das ihn berührte. Fast hätte er gewünscht, sie möchte straucheln, gleiten, daß er sie in seine Arme auffangen, sie an sein Herz drücken könnte. Doch dies hätte er unter keiner Bedingung gethan, aus mehr als einer Ursache: er fürchtete, sie zu beleidigen, sie zu beschädigen.

Wie dies gemeint sei, erfahren wir sogleich. Denn als er nun herabgelangt, ihr unter den hohen Bäumen am ländlichen Tische gegenübersaß, die freundliche Müllerin nach Milch, der bewillkommende Müller Charlotten und dem Hauptmann entgegengesandt war, fing Eduard mit einigem Zaudern zu sprechen an.

„Ich habe eine Bitte, liebe Ottilie; verzeihen Sie mir die, wenn Sie mir sie auch versagen! Sie machen kein Geheimniß daraus, und es braucht es auch nicht, daß Sie unter Ihrem Ge-

wand auf Ihrer Brust ein Miniaturbild tragen. Es ist das Bild Ihres Vaters, des braven Mannes, den Sie kaum gekannt, und der in jedem Sinne eine Stelle an Ihrem Herzen verdient. Aber vergeben Sie mir: das Bild ist ungeschickt groß, und dieses Metall, dieses Glas macht mir tausend Aengste, wenn Sie ein Kind in die Höhe heben, etwas vor Sich hintragen, wenn die Kutsche schwankt, wenn wir durchs Gebüsch dringen, eben jetzt, wie wir vom Felsen herabstiegen. Mir ist die Möglichkeit schrecklich, daß irgend ein unvorgesehener Stoß, ein Fall, eine Berührung Ihnen schädlich und verderblich sein könnte. Thun Sie es mir zu Liebe, entfernen Sie das Bild — nicht aus Ihrem Andenken, nicht aus Ihrem Zimmer, ja geben Sie ihm den schönsten, den heiligsten Ort Ihrer Wohnung; nur von Ihrer Brust entfernen Sie etwas, dessen Nähe mir, vielleicht aus übertriebener Aengstlichkeit, so gefährlich scheint!"

Ottilie schwieg und hatte, während er sprach, vor sich hingesehen; dann, ohne Uebereilung und ohne Zaudern, mit einem Blick, mehr gen Himmel als auf Eduard gewendet, löste sie die Kette, zog das Bild hervor, drückte es gegen ihre Stirn und reichte es dem Freunde hin mit den Worten: „Heben Sie mir es auf, bis wir nach Hause kommen! Ich vermag Ihnen nicht besser zu bezeigen, wie sehr ich Ihre freundliche Sorgfalt zu schätzen weiß."

Der Freund wagte nicht, das Bild an seine Lippen zu drücken; aber er faßte ihre Hand und drückte sie an seine Augen. Es waren vielleicht die zwei schönsten Hände, die sich jemals zusammenschlossen. Ihm war, als wenn ihm ein Stein vom Herzen gefallen wäre, als wenn sich eine Scheidewand zwischen ihm und Ottilien niedergelegt hätte.

Vom Müller geführt, langten Charlotte und der Hauptmann auf einem bequemeren Pfade herunter. Man begrüßte sich, man erfreute und erquickte sich. Zurück wollte man denselben Weg nicht kehren, und Eduard schlug einen Felspfad auf der andern Seite des Baches vor, auf welchem die Teiche wieder zu Gesicht kamen, indem man ihn mit einiger Anstrengung zurücklegte. Nun durchstrich man abwechselndes Gehölz und erblickte nach dem Lande zu mancherlei Dörfer, Flecken, Meiereien mit ihren grünen und fruchtbaren Umgebungen, zunächst ein Vorwerk, das an der Höhe mitten im Holze gar vertraulich lag. Am Schönsten zeigte sich der größte Reichthum der Gegend vor- und rückwärts auf der sanftersteigenen Höhe, von da man

zu einem lustigen Wäldchen gelangte, und beim Heraustreten aus demselben sich auf dem Felsen dem Schlosse gegenüber befand.

Wie froh waren sie, als sie daselbst gewissermaßen unvermuthet ankamen. Sie hatten eine kleine Welt umgangen; sie standen auf dem Platze, wo das neue Gebäude hinkommen sollte, und sahen wieder in die Fenster ihrer Wohnung.

Man stieg zur Mooshütte hinunter und saß zum ersten Mal darin zu Vieren. Nichts war natürlicher, als daß einstimmig der Wunsch ausgesprochen wurde, dieser heutige Weg, den sie langsam und nicht ohne Beschwerlichkeit gemacht, möchte dergestalt geführt und eingerichtet werden, daß man ihn gesellig, schlendernd und mit Behaglichkeit zurücklegen könnte. Jedes that Vorschläge, und man berechnete, daß der Weg, zu welchem sie mehrere Stunden gebraucht hatten, wohl gebahnt in einer Stunde zum Schloß zurückführen müßte. Schon legte man in Gedanken unterhalb der Mühle, wo der Bach in die Teiche fließt, eine wegverkürzende und die Landschaft zierende Brücke an, als Charlotte der erfindenden Einbildungskraft einigen Stillstand gebot, indem sie an die Kosten erinnerte, welche zu einem solchen Unternehmen erforderlich sein würden.

„Hier ist auch zu helfen," versetzte Eduard. „Jenes Vorwerk im Walde, das so schön zu liegen scheint und so wenig einträgt, dürfen wir nur veräußern und das daraus Gelöste zu diesen Anlagen verwenden, so genießen wir vergnüglich auf einem unschätzbaren Spaziergange die Interessen eines wohlangelegten Kapitals, da wir jetzt mit Mißmuth bei letzter Berechnung am Schlusse des Jahrs eine kümmerliche Einnahme davon ziehen."

Charlotte selbst konnte als gute Haushälterin nicht viel dagegen erinnern. Die Sache war schon früher zur Sprache gekommen. Nun wollte der Hauptmann einen Plan zu Zerschlagung der Grundstücke unter die Waldbauern machen; Eduard aber wollte kürzer und bequemer verfahren wissen. Der gegenwärtige Pachter, der schon Vorschläge gethan hatte, sollte es erhalten, terminweise zahlen, und so terminweise wollte man die planmäßigen Anlagen von Strecke zu Strecke vornehmen.

So eine vernünftige, gemäßigte Einrichtung mußte durchaus Beifall finden, und schon sah die ganze Gesellschaft im Geiste die neuen Wege sich schlängeln, auf denen und in deren Nähe

man noch die angenehmsten Ruhe- und Aussichts-Plätze zu entdecken hoffte.

Um sich Alles mehr im Einzelnen zu vergegenwärtigen, nahm man Abends zu Hause sogleich die neue Karte vor. Man übersah den zurückgelegten Weg, und wie er vielleicht an einigen Stellen noch vortheilhafter zu führen wäre. Alle früheren Vorsätze wurden nochmals durchgesprochen und mit den neuesten Gedanken verbunden, der Platz des neuen Hauses gegen dem Schloß über nochmals gebilligt, und der Kreislauf der Wege bis dahin abgeschlossen.

Ottilie hatte zu dem Allen geschwiegen, als Eduard zuletzt den Plan, der bisher vor Charlotten gelegen, vor sie hinwandte und sie zugleich einlud, ihre Meinung zu sagen, und als sie einen Augenblick anhielt, sie liebevoll ermunterte, doch ja nicht zu schweigen: Alles sei ja noch gleichgiltig, Alles noch im Werden.

„Ich würde," sagte Ottilie, indem sie den Finger auf die höchste Fläche der Anhöhe setzte, „das Haus hieher bauen. Man sähe zwar das Schloß nicht; denn es wird von dem Wäldchen bedeckt; aber man befände sich auch dafür wie in einer andern und neuen Welt, indem zugleich das Dorf und alle Wohnungen verborgen wären. Die Aussicht auf die Teiche, nach der Mühle, auf die Höhen, in die Gebirge, nach dem Lande zu ist außerordentlich schön; ich habe es im Vorbeigehen bemerkt."

„Sie hat Recht!" rief Eduard; „wie konnte uns das nicht einfallen? Nicht wahr, so ist es gemeint, Ottilie?" — Er nahm einen Bleistift und strich ein längliches Viereck recht stark und derb auf die Anhöhe.

Dem Hauptmann fuhr das durch die Seele; denn er sah einen sorgfältigen, reinlich gezeichneten Plan ungern auf diese Weise verunstaltet; doch faßte er sich nach einer leisen Mißbilligung und ging auf den Gedanken ein. „Ottilie hat Recht," sagte er. „Macht man nicht gern eine entfernte Spazierfahrt, um einen Kaffee zu trinken, einen Fisch zu genießen, der uns zu Hause nicht so gut geschmeckt hätte? Wir verlangen Abwechselung und fremde Gegenstände. Das Schloß haben die Alten mit Vernunft hieher gebaut; denn es liegt geschützt vor den Winden und nah an allen täglichen Bedürfnissen; ein Gebäude hingegen, mehr zum geselligen Aufenthalt als zur Wohnung, wird sich dorthin recht wohl schicken und in der guten Jahreszeit die angenehmsten Stunden gewähren."

Je mehr man die Sache durchsprach, desto günstiger erschien sie, und Eduard konnte seinen Triumph nicht bergen, daß Ottilie den Gedanken gehabt. Er war so stolz darauf, als ob die Erfindung sein gewesen wäre.

Achtes Kapitel.

Der Hauptmann untersuchte gleich am frühsten Morgen den Platz, entwarf erst einen flüchtigen und, als die Gesellschaft an Ort und Stelle sich nochmals entschieden hatte, einen genauen Riß nebst Anschlag und allem Erforderlichen. Es fehlte nicht an der nöthigen Vorbereitung. Jenes Geschäft wegen Verkauf des Verwerks ward auch sogleich wieder angegriffen. Die Männer fanden zusammen neuen Anlaß zur Thätigkeit.

Der Hauptmann machte Eduarden bemerklich, daß es eine Artigkeit, ja wol gar eine Schuldigkeit sei, Charlottens Geburtstag durch Legung des Grundsteins zu feiern. Es bedurfte nicht viel, die alte Abneigung Eduard's gegen solche Feste zu überwinden; denn es kam ihm schnell in den Sinn, Ottiliens Geburtstag, der später fiel, gleichfalls recht feierlich zu begehen.

Charlotte, der die neuen Anlagen, und was deshalb geschehen sollte, bedeutend, ernstlich, ja fast bedenklich vorkamen, beschäftigte sich damit, die Anschläge, Zeit- und Geld-Eintheilungen nochmals für sich durchzugehen. Man sah sich des Tages weniger, und mit desto mehr Verlangen suchte man sich des Abends auf.

Ottilie war indessen schon völlig Herrin des Haushaltes, und wie konnte es anders sein bei ihrem stillen und sichern Betragen! Auch war ihre ganze Sinnesweise dem Hause und dem Häuslichen mehr als der Welt, mehr als dem Leben im Freien zugewendet. Eduard bemerkte bald, daß sie eigentlich nur aus Gefälligkeit in die Gegend mitging, daß je nur aus geselliger Pflicht Abends länger draußen verweilte, auch wol manchmal einen Vorwand häuslicher Thätigkeit suchte, um wieder hineinzugehen. Sehr bald wußte er daher die gemeinschaftlichen Wanderungen so einzurichten, daß man vor Sonnenuntergang wieder zu Hause war, und fing an, was er lange unterlassen hatte, Gedichte vorzulesen, solche besonders, in deren Vortrag der Ausdruck einer reinen, doch leidenschaftlichen Liebe zu legen war.

Gewöhnlich saßen sie Abends um einen kleinen Tisch auf hergebrachten Plätzen, Charlotte auf dem Sopha, Ottilie auf

einem Sessel gegen ihr über, und die Männer nahmen die beiden andern Seiten ein. Ottilie saß Eduarden zur Rechten, wohin er auch das Licht schob, wenn er las. Alsdann rückte sich Ottilie wol näher, um ins Buch zu sehen; denn auch sie traute ihren eigenen Augen mehr als fremden Lippen; und Eduard gleichfalls rückte zu, um es ihr auf alle Weise bequem zu machen; ja, er hielt oft längere Pausen als nöthig, damit er nur nicht eher umwendete, bis auch sie zu Ende der Seite gekommen.

Charlotte und der Hauptmann bemerkten es wol und sahen manchmal einander lächelnd an; doch wurden Beide von einem andern Zeichen überrascht, in welchem sich Ottiliens stille Neigung gelegentlich offenbarte.

An einem Abende, welcher der kleinen Gesellschaft durch einen lästigen Besuch zum Theil verloren gegangen, that Eduard den Vorschlag, noch beisammen zu bleiben. Er fühlte sich aufgelegt, seine Flöte vorzunehmen, welche lange nicht an die Tagesordnung gekommen war. Charlotte suchte nach den Sonaten, die sie zusammen gewöhnlich auszuführen pflegten, und da sie nicht zu finden waren, gestand Ottilie nach einigem Zaudern, daß sie solche mit auf ihr Zimmer genommen.

„Und Sie können, Sie wollen mich auf dem Flügel begleiten?“ rief Eduard, dem die Augen vor Freude glänzten. „Ich glaube wol,“ versetzte Ottilie, „daß es gehen wird.“ Sie brachte die Noten herbei und setzte sich ans Klavier. Die Zuhörenden waren aufmerksam und überrascht, wie vollkommen Ottilie das Musikstück für sich selbst eingelernt hatte, aber noch mehr überrascht, wie sie es der Spielart Eduard's anzupassen wußte. „Anzupassen wußte“ ist nicht der rechte Ausdruck; denn wenn es von Charlottens Geschicklichkeit und freiem Willen abhing, ihrem bald zögernden, bald vereilenden Gatten zu Liebe hier anzuhalten, dort mitzugehen, so schien Ottilie, welche die Sonate von Jenen einmal spielen gehört, sie nur in dem Sinne eingelernt zu haben, wie Jener sie bezeichnete. Sie hatte seine Mängel so zu den übrigen genommen, daß daraus wieder eine Art von lebendigem Ganzen entstand, das sich zwar nicht taktmäßig bewegte, aber doch höchst angenehm und gefällig lautete. Der Komponist selbst hätte seine Freude daran gehabt, sein Werk auf eine so liebevolle Weise entwickelt zu sehen.

Auch diesem wunderlichen, unerwarteten Begegniß sahen der Hauptmann und Charlotte stillschweigend mit einer Empfindung

zu, wie man oft kindische Handlungen betrachtet, die man wegen ihrer besorglichen Folgen gerade nicht billigt und doch nicht schelten kann, ja vielleicht beneiden muß. Denn eigentlich war die Neigung dieser Beiden ebenso gut im Wachsen als jene, und vielleicht nur noch gefährlicher dadurch, daß Beide ernster, sicherer von sich selbst, sich zu halten fähiger waren.

Schon fing der Hauptmann an zu fühlen, daß eine unwiderstehliche Gewohnheit ihn an Charlotten zu fesseln drohte. Er gewann es über sich, den Stunden auszuweichen, in denen Charlotte nach den Anlagen zu kommen pflegte, indem er schon am frühsten Morgen aufstand, Alles anordnete und sich dann zur Arbeit auf seinen Flügel ins Schloß zurückzog. Die ersten Tage hielt es Charlotte für zufällig; sie suchte ihn an allen wahrscheinlichen Stellen; dann glaubte sie, ihn zu verstehen und achtete ihn nur um desto mehr.

Vermied nun der Hauptmann, mit Charlotten allein zu sein, so war er desto emsiger, zur glänzenden Feier des herannahenden Geburtsfestes die Anlagen zu betreiben und zu beschleunigen; denn indem er von unten hinauf hinter dem Dorfe her den bequemen Weg führte, so ließ er, vorgeblich um Steine zu brechen, auch von oben herunter arbeiten und hatte Alles so eingerichtet und berechnet, daß erst in der letzten Nacht die beiden Theile des Weges sich begegnen sollten. Zum neuen Hause oben war auch schon der Keller mehr gebrochen als gegraben, und ein schöner Grundstein mit Fächern und Deckplatten zugehauen.

Die äußere Thätigkeit, diese kleinen freundlichen geheimnißvollen Absichten, bei innern mehr oder weniger zurückgedrängten Empfindungen, ließen die Unterhaltung der Gesellschaft, wenn sie beisammen war, nicht lebhaft werden, dergestalt, daß Eduard, der etwas Lückenhaftes empfand, den Hauptmann eines Abends aufrief, seine Violine hervorzunehmen und Charlotten bei dem Klavier zu begleiten. Der Hauptmann konnte dem allgemeinen Verlangen nicht widerstehen, und so führten Beide mit Empfindung, Behagen und Freiheit eins der schwersten Musikstücke zusammen auf, daß es ihnen und dem zuhörenden Paar zum größten Vergnügen gereichte. Man versprach sich öftere Wiederholung und mehrere Zusammenübung.

„Sie machen es besser als wir, Ottilie!“ sagte Eduard. „Wir wollen sie bewundern, aber uns doch zusammen freuen.“

Neuntes Kapitel.

Der Geburtstag war herbeigekommen und Alles fertig geworden: die ganze Mauer, die den Dorfweg gegen das Wasser zu einfaßte und erhöhte, ebenso der Weg an der Kirche vorbei, wo er eine Zeit lang in dem von Charlotten angelegten Pfade fortlief, sich dann die Felsen hinaufwärts schlang, die Moshütte links über sich, dann nach einer völligen Wendung links unter sich ließ und so allmählig auf die Höhe gelangte.

Es hatte sich diesen Tag viel Gesellschaft eingefunden. Man ging zur Kirche, wo man die Gemeinde im festlichen Schmuck versammelt antraf. Nach dem Gottesdienste zogen Knaben, Jünglinge und Männer, wie es angeordnet war, voraus; dann kam die Herrschaft mit ihrem Besuch und Gefolge; Mädchen, Jungfrauen und Frauen machten den Beschluß.

Bei der Wendung des Weges war ein erhöhter Felsenplatz eingerichtet; dort ließ der Hauptmann Charlotten und die Gäste ausruhen. Hier übersahen sie den ganzen Weg, die hinaufgeschrittene Männerschaar, die nachwandelnden Frauen, welche nun vorbeizogen. Es war bei dem herrlichen Wetter ein wunderschöner Anblick. Charlotte fühlte sich überrascht, gerührt und drückte dem Hauptmann herzlich die Hand.

Man folgte der sachte fortschreitenden Menge, die nun schon einen Kreis um den künftigen Hausraum gebildet hatte. Der Bauherr, die Seinigen und die vornehmsten Gäste wurden eingeladen, in die Tiefe hinabzusteigen, wo der Grundstein, an einer Seite unterstützt, eben zum Niederlassen bereit lag. Ein wohlgewachsener Maurer, die Kelle in der einen, den Hammer in der andern Hand, hielt in Reimen eine anmuthige Rede, die wir in Prosa nur unvollkommen wiedergeben können.

„Drei Dinge," fing er an, „sind bei einem Gebäude zu beobachten: daß es am rechten Fleck stehe, daß es wohl gegründet, daß es vollkommen ausgeführt sei. Das Erste ist eigentlich die Sache des Bauherrn; denn wie in der Stadt nur der Fürst und die Gemeine bestimmen können, wohin gebaut werden soll, so ist es auf dem Lande das Vorrecht des Grundherrn, daß er sage: Hier soll meine Wohnung stehen und nirgends anders."

Eduard und Ottilie wagten nicht, bei diesen Worten einander anzusehen, ob sie gleich nahe gegen einander über standen.

„Das Dritte, die Vollendung, ist die Sorge gar vieler Gewerke; ja, wenige sind, die nicht dabei beschäftigt wären. Aber das Zweite, die Gründung, ist des Maurers Angelegenheit und, daß wir es nur kurz herausjagen, die Hauptangelegenheit des ganzen Unternehmens. Es ist ein ernstes Geschäft, und unsre Einladung ist ernsthaft; denn diese Feierlichkeit wird in der Tiefe begangen. Hier innerhalb dieses engen ausgegrabenen Raums erweisen Sie uns die Ehre, als Zeugen unseres geheimnißvollen Geschäftes zu erscheinen. Gleich werden wir diesen wohl zugehauenen Stein niederlegen, und bald werden diese mit schönen und würdigen Personen gezierten Erdwände nicht mehr zugänglich, sie werden ausgefüllt sein.

„Diesen Grundstein, der mit seiner Ecke die rechte Ecke des Gebäudes, mit seiner Rechtwinkligkeit die Regelmäßigkeit desselben, mit seiner wasser- und senkrechten Lage Loth und Wage aller Mauern und Wände bezeichnet, könnten wir ohne Weiteres niederlegen; denn er ruhte wol auf seiner eigenen Schwere. Aber auch hier soll es am Kalk, am Bindungsmittel nicht fehlen; denn so wie Menschen, die einander von Natur geneigt sind, noch besser zusammenhalten, wenn das Gesetz sie verkittet, so werden auch Steine, deren Form schon zusammenpaßt, noch besser durch diese bindenden Kräfte vereinigt; und da es sich nicht ziemen will, unter den Thätigen müßig zu sein, so werden Sie nicht verschmähen, auch hier Mitarbeiter zu werden."

Er überreichte hierauf seine Kelle Charlotten, welche damit Kalk unter den Stein warf. Mehreren wurde ein Gleiches zu thun angesonnen, und der Stein alsobald niedergesenkt, worauf denn Charlotten und den Uebrigen sogleich der Hammer gereicht wurde, um durch ein dreimaliges Pochen die Verbindung des Steins mit dem Grunde ausdrücklich zu segnen.

„Des Maurers Arbeit," fuhr der Redner fort, „war jetzt unter freiem Himmel, geschieht, wo nicht immer im Verborgnen, doch zum Verborgnen. Der regelmäßig aufgeführte Grund wird verschüttet, und sogar bei den Mauern, die wir am Tage aufführen, ist man unser am Ende kaum eingedenk. Die Arbeiten des Steinmetzen und Bildhauers fallen mehr in die Augen, und wir müssen es sogar noch gut heißen, wenn der Tüncher die Spur unserer Hände völlig auslöscht und sich unser Werk zueignet, indem er es überzieht, glättet und färbt.

„Wem muß also mehr daran gelegen sein, das, was er thut, sich selbst recht zu machen, indem er es recht macht, als dem

Maurer? Wer hat mehr als er das Selbstbewußtsein zu nähren Ursach? Wenn das Haus aufgeführt, der Boden geplattet und gepflastert, die Außenseite mit Zierrathen überdeckt ist, so sieht er durch alle Hüllen immer noch hinein und erkennt noch jene regelmäßigen, sorgfältigen Fugen, denen das Ganze sein Dasein und seinen Halt zu danken hat.

„Aber wie Jeder, der eine Uebelthat begangen, fürchten muß, daß ungeachtet alles Abwehrens sie dennoch ans Licht kommen werde, so muß Derjenige erwarten, der insgeheim das Gute gethan, daß auch dieses wider seinen Willen an den Tag komme. Deswegen machen wir diesen Grundstein zugleich zum Denkstein. Hier in diese unterschiedlichen gehauenen Vertiefungen soll Verschiedenes eingesenkt werden zum Zeugniß für eine entfernte Nachwelt. Diese metallnen zugelötheten Köcher enthalten schriftliche Nachrichten; auf diese Metallplatten ist allerlei Merkwürdiges eingegraben; in diesen schönen gläsernen Flaschen versenken wir den besten alten Wein mit Bezeichnung seines Geburtsjahrs; es fehlt nicht an Münzen verschiedener Art, in diesem Jahre geprägt: Alles dieses erbitten wir durch die Freigebigkeit unseres Bauherrn. Auch ist hier noch mancher Platz, wenn irgend ein Gast und Zuschauer etwas der Nachwelt zu übergeben Belieben trüge."

Nach einer kleinen Pause sah der Geselle sich um; aber, wie es in solchen Fällen zu gehen pflegt, Niemand war vorbereitet, Jedermann überrascht, bis endlich ein junger munterer Offizier anfing und sagte: „Wenn ich etwas beitragen soll, das in dieser Schatzkammer noch nicht niedergelegt ist, so muß ich ein paar Knöpfe von der Uniform schneiden, die doch wol auch verdienen, auf die Nachwelt zu kommen." Gesagt, gethan! Und nun hatte Mancher einen ähnlichen Einfall. Die Frauenzimmer säumten nicht, von ihren kleinen Haarkämmen hineinzulegen; Riechfläschchen und andere Zierden wurden nicht geschont; nur Ottilie zauderte, bis Eduard sie durch ein freundliches Wort aus der Betrachtung aller der beigesteuerten und eingelegten Dinge herausriß. Sie löste darauf die goldne Kette vom Halse, an der das Bild ihres Vaters gehangen hatte, und legte sie mit leiser Hand über die anderen Kleinode hin, worauf Eduard mit einiger Hast veranstaltete, daß der wohlgefügte Deckel sogleich aufgestürzt und eingekittet wurde.

Der junge Gesell, der sich dabei am Thätigsten erwiesen, nahm seine Rednermiene wieder an und fuhr fort: „Wir grün-

den diesen Stein für ewig, zur Sicherung des längsten Genusses der gegenwärtigen und künftigen Besitzer dieses Hauses. Allein indem wir hier gleichsam einen Schatz vergraben, so denken wir zugleich bei dem gründlichsten aller Geschäfte an die Vergänglichkeit der menschlichen Dinge; wir denken uns eine Möglichkeit, daß dieser feitverriegelte Deckel wieder aufgehoben werden könne, welches nicht anders geschehen dürfte, als wenn das Alles wieder zerstört wäre, was wir noch nicht einmal aufgeführt haben.

„Aber eben, damit dieses aufgeführt werde, zurück mit den Gedanken aus der Zukunft, zurück ins Gegenwärtige! Laßt uns nach begangenem heutigen Feste unsre Arbeit sogleich fordern, damit Keiner von den Gewerken, die auf unserm Grunde fortarbeiten, zu feiern brauche, daß der Bau eilig in die Höhe steige und vollendet werde, und aus den Fenstern, die noch nicht sind, der Hausherr mit den Seinigen und seinen Gästen sich fröhlich in der Gegend umschaue, deren Aller sowie sämmtlicher Anwesenden Gesundheit hiermit getrunken sei!"

Und so leerte er ein wohlgeschliffenes Kelchglas auf einen Zug aus und warf es in die Luft; denn es bezeichnet das Uebermaaß einer Freude, das Gefäß zu zerstören, dessen man sich in der Fröhlichkeit bedient. Aber diesmal ereignete es sich anders: das Glas kam nicht wieder auf den Boden, und zwar ohne Wunder.

Man hatte nämlich, um mit dem Bau vorwärts zu kommen, bereits an der entgegengesetzten Ecke den Grund völlig herausgeschlagen, ja schon angefangen, die Mauern aufzuführen, und zu dem Endzweck das Gerüst erbaut, so hoch als es überhaupt nöthig war.

Daß man es besonders zu dieser Feierlichkeit mit Brettern belegt und eine Menge Zuschauer hinaufgelassen hatte, war zum Vortheil der Arbeitsleute geschehen. Dort hinauf flog das Glas und wurde von Einem aufgefangen, der diesen Zufall als ein glückliches Zeichen für sich ansah. Er wies es zuletzt herum, ohne es aus der Hand zu lassen, und man sah darauf die Buchstaben E und O in sehr zierlicher Verschlingung eingeschnitten; es war eins der Gläser, die für Eduarden in seiner Jugend verfertigt worden.

Die Gerüste standen wieder leer, und die leichtesten unter den Gästen stiegen hinauf, sich umzusehen, und konnten die schöne Aussicht nach allen Seiten nicht genugsam rühmen;

denn was entdeckt Der nicht Alles, der auf einem hohen Punkte nur um ein Geschoß höher steht! Nach dem Innern des Landes zu kamen mehrere neue Dörfer zum Vorschein; den silbernen Streifen des Flusses erblickte man deutlich; ja selbst die Thürme der Hauptstadt wollte Einer gewahr werden. An der Rückseite hinter den waldigen Hügeln erhoben sich die blauen Gipfel eines fernen Gebirges, und die nächste Gegend übersah man im Ganzen. „Nun sollten nur noch," rief Einer, „die drei Teiche zu einem See vereinigt werden; dann hätte der Anblick Alles, was groß und wünschenswerth ist."

„Das ließe sich wol machen," sagte der Hauptmann; „denn sie bildeten schon vor Zeiten einen Bergsee."

„Nur bitte ich meine Platanen- und Pappel-Gruppe zu schonen," sagte Eduard, „die so schön am mittelsten Teich steht. „Sehen Sie," wandte er sich zu Ottilien, die er einige Schritte vorführte, indem er hinabwies, „diese Bäume habe ich selbst gepflanzt."

„Wie lange stehen sie wol schon?" fragte Ottilie. „Etwa so lange," versetzte Eduard, „als Sie auf der Welt sind. Ja, liebes Kind, ich pflanzte schon, da Sie noch in der Wiege lagen."

Die Gesellschaft begab sich wieder in das Schloß zurück. Nach aufgehobener Tafel wurde sie zu einem Spaziergang durch das Dorf eingeladen, um auch hier die neuen Anstalten in Augenschein zu nehmen. Dort hatten sich auf des Hauptmanns Veranlassung die Bewohner vor ihren Häusern versammelt; sie standen nicht in Reihen, sondern familienweise natürlich gruppirt, theils, wie es der Abend forderte, beschäftigt, theils auf neuen Bänken ausruhend. Es ward ihnen zur angenehmen Pflicht gemacht, wenigstens jeden Sonntag und Festtag diese Reinlichkeit, diese Ordnung zu erneuen.

Eine innere Geselligkeit mit Neigung, wie sie sich unter unseren Freunden erzeugt hatte, wird durch eine größere Gesellschaft immer nur unangenehm unterbrochen. Alle Vier waren zufrieden, sich wieder im großen Saale allein zu finden; doch ward dieses häusliche Gefühl einigermaßen gestört, indem ein Brief, der Eduarden überreicht wurde, neue Gäste auf morgen ankündigte.

„Wie wir vermutheten," rief Eduard Charlotten zu; „der Graf wird nicht ausbleiben, er kommt morgen."

„Da ist also auch die Baronesse nicht weit," versetzte Charlotte.

„Gewiß nicht!“ antwortete Eduard; „ſie wird auch morgen von ihrer Seite anlangen. Sie bitten um ein Nachtquartier und wollen übermorgen zuſammen wieder fortreiſen.“

„Da müſſen wir unſre Anſtalten bei Zeiten machen, Ottilie!“ ſagte Charlotte.

„Wie befehlen Sie die Einrichtung?“ fragte Ottilie.

Charlotte gab es im Allgemeinen an, und Ottilie entfernte ſich.

Der Hauptmann erkundigte ſich nach dem Verhältniß dieſer beiden Perſonen, das er nur im Allgemeinſten kannte. Sie hatten früher, Beide ſchon anderwärts verheiratet, ſich leidenſchaftlich liebgewonnen. Eine doppelte Ehe war nicht ohne Aufſehn geſtört; man dachte an Scheidung. Bei der Baroneſſe war ſie möglich geworden, bei dem Grafen nicht. Sie mußten ſich zum Scheine trennen, allein ihr Verhältniß blieb; und wenn ſie Winters in der Reſidenz nicht zuſammen ſein konnten, ſo entſchädigten ſie ſich Sommers auf Luſtreiſen und in Bädern. Sie waren Beide um etwas älter als Eduard und Charlotte und ſämmtlich genaue Freunde aus früher Hofzeit her. Man hatte immer ein gutes Verhältniß erhalten, ob man gleich nicht Alles an ſeinen Freunden billigte. Nur diesmal war Charlotten ihre Ankunft gewiſſermaßen ganz ungelegen, und wenn ſie die Urſache genau unterſucht hätte, es war eigentlich um Ottiliens willen. Das gute, reine Kind ſollte ein ſolches Beiſpiel ſo früh nicht gewahr werden.

„Sie hätten wol noch ein paar Tage wegbleiben können,“ ſagte Eduard, als eben Ottilie wieder hereintrat, „bis wir den Vorwerks-Verkauf in Ordnung gebracht. Der Aufſatz iſt fertig; die eine Abſchrift habe ich hier; nun fehlt es aber an der zweiten, und unſer alter Kanzeliſt iſt recht krank.“ Der Hauptmann bot ſich an, auch Charlotte; dagegen waren einige Einwendungen zu machen. „Geben Sie mir's nur!“ rief Ottilie mit einiger Haſt.

„Du wirſt nicht damit fertig,“ ſagte Charlotte.

„Freilich müßte ich es übermorgen früh haben, und es iſt viel,“ ſagte Eduard. „Es ſoll fertig ſein,“ rief Ottilie und hatte das Blatt ſchon in den Händen.

Des andern Morgens, als ſie ſich aus dem obern Stock nach den Gäſten umſahen, denen ſie entgegenzugehen nicht verfehlen wollten, ſagte Eduard: „Wer reitet denn ſo langſam dort die Straße her?“ Der Hauptmann beſchrieb die Figur des Reiters genauer. „So iſt er's doch,“ ſagte Eduard; „denn das Einzelne,

das Du besser siehst als ich, paßt sehr gut zu dem Ganzen, das ich recht wohl sehe. Es ist Mittler. Wie kommt er aber dazu, langsam und so langsam zu reiten?"

Die Figur kam näher, und Mittler war es wirklich. Man empfing ihn freundlich, als er langsam die Treppe heraufstieg. „Warum sind Sie nicht gestern gekommen?" rief ihm Eduard entgegen.

„Laute Feste lieb' ich nicht," versetzte Jener. „Heute komm' ich aber, den Geburtstag meiner Freundin mit Euch im Stillen nachzufeiern."

„Wie können Sie denn soviel Zeit gewinnen?" fragte Eduard scherzend.

„Meinen Besuch, wenn er Euch etwas werth ist, seid Ihr einer Betrachtung schuldig, die ich gestern gemacht habe. Ich freute mich recht herzlich den halben Tag in einem Hause, wo ich Frieden gestiftet hatte, und dann hörte ich, daß hier Geburtstag gefeiert werde. Das kann man doch am Ende selbstisch nennen, dachte ich bei mir, daß Du Dich nur mit Denen freuen willst, die Du zum Frieden bewogen hast. Warum freust Du Dich nicht auch einmal mit Freunden, die Frieden halten und hegen? Gesagt, gethan! Hier bin ich, wie ich mir vorgenommen hatte."

„Gestern hätten Sie große Gesellschaft gefunden, heute finden Sie nur kleine," sagte Charlotte. „Sie finden den Grafen und die Baronesse, die Ihnen auch schon zu schaffen gemacht haben."

Aus der Mitte der vier Hausgenossen, die den seltsamen willkommenen Mann umgeben hatten, fuhr er mit verdrießlicher Lebhaftigkeit heraus, indem er sogleich nach Hut und Reitgerte suchte. „Schwebt doch immer ein Unstern über mir, sobald ich einmal ruhen und mir wohlthun will! Aber warum gehe ich auch aus meinem Charakter heraus! Ich hätte nicht kommen sollen, und nun werd' ich vertrieben. Denn mit Jenen will ich nicht unter *einem* Dache bleiben; und nehmt Euch in Acht: Sie bringen nichts als Unheil! Ihr Wesen ist wie ein Sauerteig, der seine Ansteckung fortpflanzt."

Man suchte ihn zu begütigen, aber vergebens. „Wer mir den Ehestand angreift," rief er aus, „wer mir durch Wort, ja durch That diesen Grund aller sittlichen Gesellschaft untergräbt, der hat es mit mir zu thun; oder wenn ich sein nicht Herr werden kann, habe ich nichts mit ihm zu thun. Die Ehe ist der Anfang und der Gipfel aller Kultur. Sie macht den Rohen

mild, und der Gebildetſte hat keine beſſere Gelegenheit, ſeine Milde zu beweiſen. Unauflöslich muß ſie ſein; denn ſie bringt ſo vieles Glück, daß alles einzelne Unglück dagegen gar nicht zu rechnen iſt. Und was will man von Unglück reden? Ungeduld iſt es, die den Menſchen von Zeit zu Zeit anfällt, und dann beliebt er, ſich unglücklich zu finden. Laſſe man den Augenblick vorübergehen, und man wird ſich glücklich preiſen, daß ein ſo lange Beſtandenes noch beſteht. Sich zu trennen, giebt's gar keinen hinlänglichen Grund. Der menſchliche Zuſtand iſt ſo hoch in Leiden und Freuden geſetzt, daß gar nicht berechnet werden kann, was ein Paar Gatten einander ſchuldig werden. Es iſt eine unendliche Schuld, die nur durch die Ewigkeit abgetragen werden kann. Unbequem mag es manchmal ſein, das glaub' ich wol, und das iſt eben recht. Sind wir nicht auch mit dem Gewiſſen verheirathet, das wir oft gerne los ſein möchten, weil es unbequemer iſt, als uns je ein Mann oder eine Frau werden könnte?"

So ſprach er lebhaft und hätte wol noch lange fortgeſprochen, wenn nicht blaſende Poſtillons die Ankunft der Herrſchaften verkündigt hätten, welche wie abgemeſſen von beiden Seiten zu gleicher Zeit in den Schloßhof hereinfuhren. Als ihnen die Hausgenoſſen entgegeneilten, verſteckte ſich Mittler, ließ ſich das Pferd an den Gaſthof bringen und ritt verdrießlich davon.

Zehntes Kapitel.

Die Gäſte waren bewillkommt und eingeführt; ſie freuten ſich, das Haus, die Zimmer wieder zu betreten, wo ſie früher ſo manchen guten Tag erlebt, und die ſie eine lange Zeit nicht geſehen hatten. Höchſt angenehm war auch den Freunden ihre Gegenwart. Den Grafen ſo wie die Baroneſſe konnte man unter jene hohen, ſchönen Geſtalten zählen, die man in einem mittlern Alter faſt lieber als in der Jugend ſieht; denn wenn ihnen auch etwas von der erſten Blüthe abgehn möchte, ſo erregen ſie doch nun mit der Neigung ein entſchiedenes Zutrauen. Auch dieſes Paar zeigte ſich höchſt bequem in der Gegenwart. Ihre freie Weiſe, die Zuſtände des Lebens zu nehmen und zu behandeln, ihre Heiterkeit und ſcheinbare Unbefangenheit theilte ſich ſogleich mit, und ein hoher Anſtand begrenzte das Ganze, ohne daß man irgend einen Zwang bemerkt hätte.

Diese Wirkung ließ sich augenblicklich in der Gesellschaft empfinden. Die Neueintretenden, welche unmittelbar aus der Welt kamen, wie man sogar an ihren Kleidern, Geräthschaften und allen Umgebungen sehen konnte, machten gewissermaßen mit unsern Freunden, ihrem ländlichen und heimlich leidenschaftlichen Zustande eine Art von Gegensatz, der sich jedoch sehr bald verlor, indem alte Erinnerungen und gegenwärtige Theilnahme sich vermischten, und ein schnelles, lebhaftes Gespräch Alle geschwind zusammenverband.

Es währte indessen nicht lange, als schon eine Sonderung vorging. Die Frauen zogen sich auf ihren Flügel zurück und fanden daselbst, indem sie sich Mancherlei vertrauten und zugleich die neusten Formen und Zuschnitte von Frühkleidern, Hüten und dergleichen zu mustern anfingen, genugsame Unterhaltung, während die Männer sich um die neuen Reisewagen, mit vorgeführten Pferden beschäftigten und gleich zu handeln und zu tauschen anfingen.

Erst zu Tische kam man wieder zusammen. Die Umkleidung war geschehen, und auch hier zeigte sich das angekommene Paar zu seinem Vortheile. Alles, was sie an sich trugen, war neu und gleichsam ungesehen und doch schon durch den Gebrauch zur Gewohnheit und Bequemlichkeit eingeweiht.

Das Gespräch war lebhaft und abwechselnd, wie denn in Gegenwart selber Personen Alles und nichts zu interessiren scheint. Man bediente sich der französischen Sprache, um die Aufwartenden von dem Mitverständniß auszuschließen, und schweifte mit muthwilligem Behagen über hohe und mittlere Weltverhältnisse hin. Auf einem einzigen Punkt blieb die Unterhaltung länger als billig haften, indem Charlotte nach einer Jugendfreundin sich erkundigte und mit einiger Befremdung vernahm, daß sie ehestens geschieden werden sollte.

„Es ist unerfreulich," sagte Charlotte, „wenn man seine abwesenden Freunde irgend einmal geborgen, eine Freundin, die man liebt, versorgt glaubt; eh man sich's versieht, muß man wieder hören, daß ihr Schicksal im Schwanken ist, und daß sie erst wieder neue und vielleicht abermals unsichre Pfade des Lebens betreten soll."

„Eigentlich, meine Beste," versetzte der Graf, „sind wir selbst schuld, wenn wir auf solche Weise überrascht werden. Wir mögen uns die irdischen Dinge und besonders auch die ehelichen Verbindungen gern so recht dauerhaft vorstellen, und

was den letzten Punkt betrifft, ſo verführen uns die Luſtſpiele, die wir immer wiederholen ſehen, zu ſolchen Einbildungen, die mit dem Gange der Welt nicht zuſammentreffen. In der Komödie ſehen wir eine Heirath als das letzte Ziel eines durch die Hinderniſſe mehrerer Akte verſchobenen Wunſches, und im Augenblick, da es erreicht iſt, fällt der Vorhang, und die momentane Befriedigung klingt bei uns nach. In der Welt iſt es anders; da wird hinten immer fortgeſpielt, und wenn der Vorhang wieder aufgeht, mag man gern nichts weiter davon ſehen noch hören."

„Es muß doch ſo ſchlimm nicht ſein," ſagte Charlotte lachend, „da man ſieht, daß auch Perſonen, die von dieſem Theater abgetreten ſind, wol gern darauf wieder eine Rolle ſpielen mögen."

„Dagegen iſt nichts einzuwenden," ſagte der Graf. „Eine neue Rolle mag man gern wieder übernehmen, und wenn man die Welt kennt, ſo ſieht man wol, auch bei dem Eheſtande iſt es nur dieſe entſchiedene ewige Dauer zwiſchen ſo viel Beweglichem in der Welt, die etwas Ungeſchicktes an ſich trägt. Einer von meinen Freunden, deſſen gute Laune ſich meiſt in Vorſchlägen zu neuen Geſetzen hervorthat, behauptete, eine jede Ehe ſolle nur auf fünf Jahre geſchloſſen werden. Es ſei, ſagte er, dies eine ſchöne, ungrade, heilige Zahl, und ein ſolcher Zeitraum eben hinreichend, um ſich kennen zu lernen, einige Kinder heran zu bringen, ſich zu entzweien und, was das Schönſte ſei, ſich wieder zu verſöhnen. Gewöhnlich rief er aus: Wie glücklich würde die erſte Zeit verſtreichen! Zwei, drei Jahre wenigſtens gingen vergnüglich hin. Dann würde doch wol dem einen Theil daran gelegen ſein, das Verhältniß länger dauern zu ſehen, die Gefälligkeit würde wachſen, je mehr man ſich dem Termin der Aufkündigung näherte. Der gleichgiltige, ja ſelbſt der unzufriedene Theil würde durch ein ſolches Betragen begütigt und eingenommen. Man vergäße, wie man in guter Geſellſchaft die Stunden vergißt, daß die Zeit verfließe, und fände ſich aufs Angenehmſte überraſcht, wenn man nach verlaufenem Termin erſt bemerkte, daß er ſchon ſtillſchweigend verlängert ſei."

So artig und luſtig dies klang, und ſo gut man, wie Charlotte wohl empfand, dieſem Scherz eine tiefe moraliſche Deutung geben konnte, ſo waren ihr dergleichen Aeußerungen beſonders um Ottiliens willen nicht angenehm. Sie wußte recht gut, daß nichts gefährlicher ſei als ein allzu freies Geſpräch, das einen ſtrafbaren oder halbſtrafbaren Zuſtand als einen gewöhnlichen, gemeinen, ja löblichen behandelt; und dahin gehört doch gewiß

Alles, was die eheliche Verbindung antastet. Sie suchte daher nach ihrer gewandten Weise, das Gespräch abzulenken; da sie es nicht vermochte, that es ihr leid, daß Ottilie Alles so gut eingerichtet hatte, um nicht aufstehen zu dürfen. Das ruhig aufmerksame Kind verstand sich mit dem Haushofmeister durch Blick und Wink, daß Alles auf das Trefflichste gerieth, obgleich ein paar neue, ungeschickte Bedienten in der Livree staken.

Und so fuhr der Graf, Charlottens Ablenken nicht empfindend, über diesen Gegenstand sich zu äußern fort. Ihm, der sonst nicht gewohnt war, im Gespräch irgend lästig zu sein, lastete diese Sache zu sehr auf dem Herzen, und die Schwierigkeiten, sich von seiner Gemahlin getrennt zu sehen, machten ihn bitter gegen Alles, was eheliche Verbindung betraf, die er doch selbst mit der Baronesse so eifrig wünschte.

„Jener Freund," so fuhr er fort, „that noch einen andern Gegenvorschlag. Eine Ehe sollte nur alsdann für unauflöslich gehalten werden, wenn entweder beide Theile oder wenigstens der eine Theil zum dritten Mal verheirathet wäre. Denn was eine solche Personen betreffe, so bekenne sie unwidersprechlich, daß sie die Ehe für etwas Unentbehrliches halte. Nun sei auch schon bekannt geworden, wie sie sich in ihren frühern Verbindungen betragen, ob sie Eigenheiten habe, die oft mehr zur Trennung Anlaß geben als üble Eigenschaften. Man habe sich also wechselseitig zu erkundigen; man habe ebenso gut auf Verheirathete wie auf Unverheirathete Acht zu geben, weil man nicht wisse, wie die Fälle kommen können."

„Das würde freilich das Interesse der Gesellschaft sehr vermehren," sagte Eduard; „denn in der That, jetzt, wenn wir verheirathet sind, fragt Niemand weiter mehr nach unsern Tugenden noch unsern Mängeln."

„Bei einer solchen Einrichtung," fiel die Baronesse lächelnd ein, „hätten unsre lieben Wirthe schon zwei Stufen glücklich überstiegen und könnten sich zu der dritten verheirathen."

„Ihnen ist's wohl gerathen," sagte der Graf; „hier hat der Tod willig gethan, was die Scheidungen sonst nur ungern zu thun pflegen."

„Lassen wir die Todten ruhen!" versetzte Charlotte mit einem bald ernsten Blicke.

„Warum," versetzte der Graf, „da man ihrer in Ehren gedenken kann? Sie waren beschieden genug, sich mit einigen Jahren zu begnügen für mannichfaltiges Gute, das sie zurückließen."

„Wenn nur nicht gerade," ſagte die Baroneſſe mit einem verhaltenen Seufzer, „in ſolchen Fällen das Opfer der beſten Jahre gebracht werden müßte!"

„Ja wol," verſetzte der Graf, „man müßte darüber verzweifeln, wenn nicht überhaupt in der Welt ſo Weniges eine gebeſſte Folge zeigte. Kinder halten nicht, was ſie verſprechen, junge Leute ſehr ſelten, und wenn ſie Wort halten, hält es ihnen die Welt nicht."

Charlotte, welche froh war, daß das Geſpräch ſich wendete, verſetzte heiter: „Nun, wir müſſen uns ja ohnehin bald genug gewöhnen, das Gute ſtück- und theilweiſe zu genießen."

„Gewiß," verſetzte der Graf, „Sie haben Beide ſehr ſchöner Zeiten genoſſen. Wenn ich mir die Jahre zurückerinnere, da Sie und Eduard das ſchönſte Paar bei Hof waren; weder von ſo glänzenden Zeiten noch von ſo hervorleuchtenden Geſtalten iſt jetzt die Rede mehr. Wenn Sie Beide zuſammen tanzten, Aller Augen waren auf Sie gerichtet, und wie umworben Beide, indem Sie Sich nur in einander beſpiegelten!"

„Da ſich ſo Manches verändert hat," ſagte Charlotte, „können wir wol ſo viel Schönes mit Beſcheidenheit anhören."

„Eduarden habe ich doch oft im Stillen getadelt," ſagte der Graf, „daß er nicht beharrlicher war: denn am Ende hätten ſeine wunderlichen Eltern wol nachgegeben; und zehn frühe Jahre gewinnen iſt keine Kleinigkeit."

„Ich muß mich ſeiner annehmen," fiel die Baroneſſe ein. „Charlotte war nicht ganz ohne Schuld, nicht ganz rein von allem Umherſehen; und ob ſie gleich Eduarden von Herzen liebte und ſich ihn auch heimlich zum Gatten beſtimmte, ſo war ich doch Zeuge, wie ſehr ſie ihn manchmal quälte, ſo daß man ihn leicht zu dem unglücklichen Entſchluß drängen konnte, zu reiſen, ſich zu entfernen, ſich von ihr zu entwöhnen."

Eduard nickte der Baroneſſe zu und ſchien dankbar für ihre Fürſprache.

„Und dann muß ich Eins," fuhr ſie fort, „zu Charlottens Entſchuldigung beifügen. Der Mann, der zu jener Zeit um ſie ward, hatte ſich ſchon lange durch Neigung zu ihr ausgezeichnet und war, wenn man ihn näher kannte, gewiß liebenswürdiger, als Ihr Andern gern zugeſtehen mögt."

„Liebe Freundin," verſetzte der Graf etwas lebhaft, „bekennen wir nur, daß er Ihnen nicht ganz gleichgiltig war, und daß Charlotte von Ihnen mehr zu befürchten hatte als von einer

Andern! Ich finde das einen sehr hübschen Zug an den Frauen, daß sie ihre Anhänglichkeit an irgend einen Mann so lange noch fortsetzen, ja durch keine Art von Trennung stören oder aufheben lassen."

„Diese gute Eigenschaft besitzen vielleicht die Männer noch mehr," versetzte die Baronesse; „wenigstens an Ihnen, lieber Graf, habe ich bemerkt, daß Niemand mehr Gewalt über Sie hat als ein Frauenzimmer, dem Sie früher geneigt waren. So habe ich gesehen, daß Sie auf die Fürsprache einer Solchen Sich mehr Mühe gaben, um etwas auszuwirken, als vielleicht die Freundin des Augenblicks von Ihnen erlangt hätte."

„Einen solchen Vorwurf darf man sich wol gefallen lassen," versetzte der Graf; „doch was Charlottens ersten Gemahl betrifft, so konnte ich ihn deshalb nicht leiden, weil er mir das schöne Paar aus einander sprengte, ein wahrhaft prädestinirtes Paar, das, einmal zusammengegeben, weder fünf Jahre zu scheuen noch auf eine zweite oder gar dritte Verbindung hinzusehen brauchte."

„Wir wollen versuchen," sagte Charlotte, „wieder einzubringen, was wir versäumt haben."

„Da müssen Sie Sich dazu halten," sagte der Graf. „Ihre ersten Heirathen," fuhr er mit einiger Heftigkeit fort, „waren doch so eigentlich rechte Heirathen von der verhaßten Art; und leider haben überhaupt die Heirathen — verzeihen Sie mir einen lebhafteren Ausdruck — etwas Tölpelhaftes; sie verderben die zartesten Verhältnisse, und es liegt doch eigentlich nur an der plumpen Sicherheit, auf die sich wenigstens ein Theil etwas zu Gute thut. Alles versteht sich von selbst, und man scheint sich nur verbunden zu haben, damit Eins wie das Andre nunmehr seiner Wege gehe."

In diesem Augenblick machte Charlotte, die ein für allemal dies Gespräch abbrechen wollte, von einer kühnen Wendung Gebrauch; es gelang ihr. Die Unterhaltung ward allgemeiner, die beiden Gatten und der Hauptmann konnten daran Theil nehmen; selbst Ottilie ward veranlaßt, sich zu äußern, und der Nachtisch ward mit der besten Stimmung genossen, woran der in zierlichen Fruchtkörben aufgestellte Obstreichthum, die kunstvolle, in Prachtgefäßen schön vertheilte Blumenfülle den vorzüglichsten Antheil hatte.

Auch die neuen Parkanlagen kamen zur Sprache, die man sogleich nach Tische besuchte. Ottilie zog sich unter dem Vor-

wande häuslicher Beschäftigungen zurück; eigentlich aber setzte sie sich wieder zur Abschrift. Der Graf wurde von dem Hauptmann unterhalten; später gesellte sich Charlotte zu ihm. Als sie oben auf die Höhe gelangt waren, und der Hauptmann gefällig hinunter eilte, um den Plan zu holen, sagte der Graf zu Charlotten: „Dieser Mann gefällt mir außerordentlich. Er ist sehr wohl und im Zusammenhang unterrichtet. Ebenso scheint seine Thätigkeit sehr ernst und folgerecht. Was er hier leistet, würde in einem höheren Kreise von viel Bedeutung sein."

Charlotte vernahm des Hauptmanns Lob mit innigem Behagen. Sie faßte sich jedoch und bekräftigte das Gesagte mit Ruhe und Klarheit. Wie überrascht war sie aber, als der Graf fortfuhr: „Diese Bekanntschaft kommt mir sehr zu gelegener Zeit. Ich weiß eine Stelle, in die der Mann vollkommen paßt, und ich kann mir durch eine solche Empfehlung, indem ich ihn glücklich mache, einen hohen Freund auf das Allerbeste verbinden."

Es war wie ein Donnerschlag, der auf Charletten herabfiel. Der Graf bemerkte nichts; denn die Frauen, gewöhnt, sich jederzeit zu bändigen, behalten in den außerordentlichsten Fällen immer noch eine Art von scheinbarer Fassung. Doch hörte sie schon nicht mehr, was der Graf sagte, indem er fortfuhr: „Wenn ich von etwas überzeugt bin, geht es bei mir geschwind her. Ich habe schon meinen Brief im Kopfe zusammengestellt, und mich drängt's, ihn zu schreiben. Sie verschaffen mir einen reitenden Boten, den ich noch heute Abend wegschicken kann."

Charlotte war innerlich zerrissen. Von diesen Vorschlägen sowie von sich selbst überrascht, konnte sie kein Wort hervorbringen. Der Graf fuhr glücklicherweise fort, von seinen Planen für den Hauptmann zu sprechen, deren Günstiges Charlotten nur allzu sehr in die Augen fiel. Es war Zeit, daß der Hauptmann heraustrat und seine Rolle vor dem Grafen entfaltete. Aber mit wie andern Augen sah sie den Freund an, den sie verlieren sollte! Mit einer nothdürftigen Verbeugung wandte sie sich weg und eilte hinunter nach der Mooshütte. Schon auf halbem Wege stürzten ihr die Thränen aus den Augen; und nun warf sie sich in den engen Raum der kleinen Einsiedelei und überließ sich ganz einem Schmerz, einer Leidenschaft, einer Verzweiflung, von deren Möglichkeit sie wenig Augenblicke vorher auch nicht die leiseste Ahnung gehabt hatte.

Auf der andern Seite war Eduard mit der Baroneſſe an den Teichen hergegangen. Die kluge Frau, die gern von Allem unterrichtet ſein mochte, bemerkte bald in einem taſtenden Geſpräch, daß Eduard ſich zu Ottiliens Lobe weitläufig herausließ, und wußte ihn auf eine ſo natürliche Weiſe nach und nach in den Gang zu bringen, daß ihr zuletzt kein Zweifel übrig blieb, hier ſei eine Leidenſchaft nicht auf dem Wege, ſondern wirklich angelangt.

Verheirathete Frauen, wenn ſie ſich auch unter einander nicht lieben, ſtehen doch ſtillſchweigend mit einander, beſonders gegen junge Mädchen, im Bündniß. Die Folgen einer ſolchen Zuneigung ſtellten ſich ihrem weltgewandten Geiſte nur allzu geſchwind dar. Dazu kam noch, daß ſie ſchon heute früh mit Charlotten über Ottilien geſprochen und den Aufenthalt dieſes Kindes auf dem Lande, beſonders bei ſeiner ſtillen Gemüthsart, nicht gebilligt und den Vorſchlag gethan hatte, Ottilien in die Stadt zu einer Freundin zu bringen, die ſehr viel an die Erziehung ihrer einzigen Tochter wende und ſich nur nach einer gutartigen Geſpielin umſehe, die an die zweite Kindesſtatt eintreten und alle Vortheile mitgenießen ſolle. Charlotte hatte ſich's zur Ueberlegung genommen.

Nun aber brachte der Blick in Eduard's Gemüth dieſen Vorſchlag bei der Baroneſſe ganz zur vorſätzlichen Feſtigkeit, und um ſo ſchneller dieſes in ihr vorging, um deſto mehr ſchmeichelte ſie äußerlich Eduard's Wünſchen. Denn Niemand beſaß ſich mehr als dieſe Frau, und dieſe Selbſtbeherrſchung in außerordentlichen Fällen gewöhnt uns, ſogar einen gemeinen Fall mit Verſtellung zu behandeln, macht uns geneigt, indem wir ſo viel Gewalt über uns ſelbſt üben, unſre Herrſchaft auch über die Andern zu verbreiten, um uns durch das, was wir äußerlich gewinnen, für dasjenige, was wir innerlich entbehren, gewiſſermaßen ſchadlos zu halten.

An dieſe Geſinnung ſchließt ſich meiſt eine Art heimlicher Schadenfreude über die Dunkelheit der Andern, über das Bewußtloſe, womit ſie in eine Falle gehen. Wir freuen uns nicht allein über das gegenwärtige Gelingen, ſondern zugleich auch auf die künftig überraſchende Beſchämung. Und ſo war die Baroneſſe boshaft genug, Eduarden zur Weinleſe auf ihre Güter mit Charletten einzuladen und die Frage Eduard's, ob ſie Ottilien mitbringen dürften, auf eine Weiſe, die er beliebig zu ſeinen Gunſten auslegen konnte, zu beantworten.

Eduard ſprach ſchon mit Entzücken von der herrlichen Gegend, dem großen Fluſſe, den Hügeln, Felſen und Weinbergen, von alten Schlöſſern, von Waſſerfahrten, von dem Jubel der Weinleſe, des Kelterns u. ſ. w., wobei er in der Unſchuld ſeines Herzens ſich ſchon zum voraus laut über den Eindruck freute, den dergleichen Scenen auf das friſche Gemüth Ottiliens machen würden. In dieſem Augenblick ſah man Ottilien herankommen, und die Baroneſſe ſagte ſchnell zu Eduard, er möchte von dieſer vorhabenden Herbſtreiſe ja nichts reden; denn gewöhnlich geſchähe das nicht, worauf man ſich ſo lange voraus freue. Eduard verſprach, nöthigte ſie aber, Ottilien entgegen geſchwinder zu gehen, und eilte ihr endlich, dem lieben Kinde zu, mehrere Schritte voran. Eine herzliche Freude drückte ſich in ſeinem ganzen Weſen aus. Er küßte ihr die Hand, in die er einen Strauß Feldblumen drückte, die er unterwegs zuſammengepflückt hatte. Die Baroneſſe fühlte ſich bei dieſem Anblick in ihrem Innern faſt erbittert. Denn wenn ſie auch das, was an dieſer Neigung ſtrafbar ſein mochte, nicht billigen durfte, ſo konnte ſie das, was daran liebenswürdig und angenehm war, jenem unbedeutenden Neuling von Mädchen keineswegs gönnen.

Als man ſich zum Abendeſſen zuſammengeſetzt hatte, war eine völlig andre Stimmung in der Geſellſchaft verbreitet. Der Graf, der ſchon vor Tiſche geſchrieben und den Boten fortgeſchickt hatte, unterhielt ſich mit dem Hauptmann, den er auf eine verſtändige und beſcheidene Weiſe immer mehr ausforſchte, indem er ihn dieſen Abend an ſeine Seite gebracht hatte. Die zur Rechten des Grafen ſitzende Baroneſſe fand von daher wenig Unterhaltung, ebenſo wenig an Eduard, der, erſt durſtig, dann aufgeregt, des Weines nicht ſchonte und ſich ſehr lebhaft mit Ottilien unterhielt, die er an ſich gezogen hatte, wie von der andern Seite neben dem Hauptmann Charlotte ſaß, der es ſchwer, ja beinahe unmöglich ward, die Bewegungen ihres Innern zu verbergen.

Die Baroneſſe hatte Zeit genug, Beobachtungen anzuſtellen. Sie bemerkte Charlottens Unbehagen, und weil ſie nur Eduard's Verhältniß zu Ottilien im Sinn hatte, ſo überzeugte ſie ſich leicht, auch Charlotte ſei bedenklich und verdrießlich über ihres Gemahls Benehmen, und überlegte, wie ſie nunmehr am Beſten zu ihren Zwecken gelangen könne.

Auch nach Tiſche fand ſich ein Zwieſpalt in der Geſellſchaft. Der Graf, der den Hauptmann recht ergründen wollte, brauchte

bei einem so ruhigen, keineswegs eilen und überhaupt lakonischen Manne verschiedene Wendungen, um zu erfahren, was er wünschte. Sie gingen mit einander an der einen Seite des Saals auf und ab, indeß Eduard, aufgeregt von Wein und Hoffnung, mit Ottilien an einem Fenster scherzte, Charlotte und die Baronesse aber stillschweigend an der andern Seite des Saals neben einander hin und wieder gingen. Ihr Schweigen und müßiges Umherstehen brachte denn auch zuletzt eine Stockung in die übrige Gesellschaft. Die Frauen zogen sich zurück auf ihren Flügel, die Männer auf den andern, und so schien dieser Tag abgeschlossen.

Elftes Kapitel.

Eduard begleitete den Grafen auf sein Zimmer und ließ sich recht gern durchs Gespräch verführen, noch eine Zeit lang bei ihm zu bleiben. Der Graf verlor sich in vorige Zeiten, gedachte mit Lebhaftigkeit an die Schönheit Charlotte's, die er als ein Kenner mit vielem Feuer entwickelte. „Ein schöner Fuß ist eine große Gabe der Natur. Diese Anmuth ist unverwüstlich. Ich habe sie heute im Geben beobachtet; noch immer möchte man ihren Schuh küssen und die zwar etwas barbarische, aber doch tief gefühlte Ehrenbezeugung der Sarmaten wiederholen, die sich nichts Besseres kennen, als aus dem Schuh einer geliebten und verehrten Person ihre Gesundheit zu trinken."

Die Spitze des Fußes blieb nicht allein der Gegenstand des Lobes unter zwei vertrauten Männern. Sie gingen von der Person auf alte Geschichten und Abenteuer zurück und kamen auf die Hindernisse, die man ehemals den Zusammenkünften dieser beiden Liebenden entgegengesetzt, welche Mühe sie sich gegeben, welche Kunstgriffe sie erfunden, nur, um sich sagen zu können, daß sie sich liebten.

„Erinnerst Du Dich," fuhr der Graf fort, „welch Abenteuer ich Dir recht freundschaftlich und uneigennützig beistehen helfen, als unsre höchsten Herrschaften ihren Oheim besuchten und auf dem weitläuftigen Schlosse zusammenkamen? Der Tag war in Feierlichkeiten und Feierkleidern hingegangen; ein Theil der Nacht sollte wenigstens unter freiem lieberollen Gespräch verstreichen."

„Den Hinweg zu dem Quartier der Hofdamen hatten Sie Sich wohl gemerkt," sagte Eduard. „Wir gelangten glücklich zu meiner Geliebten."

„Die,“ verſetzte der Graf, „mehr an den Anſtand als an meine Zufriedenheit gedacht und eine ſehr häßliche Ehrenwächterin bei ſich behalten hatte, da mir denn, indeſſen Ihr Euch mit Blicken und Worten ſehr gut unterhieltet, ein höchſt unerfreuliches Loos zu Theil ward.“

„Ich habe mich noch geſtern,“ verſetzte Eduard, „als Sie Sich anmelden ließen, mit meiner Frau an die Geſchichte erinnert, beſonders an unſern Rückzug. Wir verfehlten den Weg und kamen an den Vorſaal der Garden. Weil wir uns nun von da recht gut zu finden wußten, ſo glaubten wir, auch hier ganz ohne Bedenken hindurch und an dem Poſten wie an den Uebrigen vorbeigehen zu können. Aber wie groß war beim Eröffnen der Thüre unſere Verwunderung! Der Weg war mit Matratzen verlegt, auf denen die Rieſen in mehreren Reihen ausgeſtreckt lagen und ſchliefen. Der einzige Wachende auf dem Poſten ſah uns verwundert an; wir aber im jugendlichen Muth und Muthwillen ſtiegen ganz gelaſſen über die ausgeſtreckten Stiefel weg, ohne daß auch nur Einer von dieſen ſchnarchenden Cnaksſindern erwacht wäre.“

„Ich hatte große Luſt zu ſtolpern,“ ſagte der Graf, „damit es Lärm gegeben hätte; denn weich eine ſeltſame Auferſtehung würden wir geſehen haben!“

In dieſem Augenblick ſchlug die Schloßglocke Zwölf.

„Es iſt hoch Mitternacht,“ ſagte der Graf lächelnd, „und eben gerechte Zeit. Ich muß Sie, lieber Baron, um eine Gefälligkeit bitten; führen Sie mich heute, wie ich Sie damals führte; ich habe der Baroneſſe das Verſprechen gegeben, ſie noch zu beſuchen. Wir haben uns den ganzen Tag nicht allein geſprochen, wir haben uns ſo lange nicht geſehen, und nichts iſt natürlicher, als daß man ſich nach einer vertraulichen Stunde ſehnt. Zeigen Sie mir den Hinweg, den Rückweg will ich ſchon finden, und auf alle Fälle werde ich über keine Stiefel wegzuſtolpern haben.“

„Ich will Ihnen recht gern dieſe gaſtliche Gefälligkeit erzeigen,“ verſetzte Eduard; „nur ſind die drei Frauenzimmer drüben zuſammen auf dem Flügel. Wer weiß, ob wir ſie nicht noch bei einander finden, oder was wir ſonſt für Händel anrichten, die irgend ein wunderliches Anſehn gewinnen.“

„Nur ohne Sorge!“ ſagte der Graf; „die Baroneſſe erwartet mich. Sie iſt um dieſe Zeit gewiß auf ihrem Zimmer und allein.“

„Die Sache iſt übrigens leicht,“ verſetzte Eduard und nahm ein Licht, dem Grafen vorleuchtend eine geheime Treppe hinunter, die zu einem langen Gang führte. Am Ende deſſelben öffnete Eduard eine kleine Thüre. Sie erſtiegen eine Wendeltreppe; oben auf einem engen Ruheplatz deutete Eduard dem Grafen, dem er das Licht in die Hand gab, nach einer Tapetenthüre rechts, die beim erſten Verſuch ſogleich ſich öffnete, den Grafen aufnahm und Eduard in dem dunklen Raum zurückließ.

Eine andre Thüre links ging in Charlottens Schlafzimmer. Er hörte reden und horchte. Charlotte ſprach zu ihrem Kammermädchen: „Iſt Ottilie ſchon zu Bette?“ „Nein,“ verſetzte Jene; „ſie ſitzt noch unten und ſchreibt.“ „So zünde Sie das Nachtlicht an,“ ſagte Charlotte, „und gehe Sie nur hin! Es iſt ſpät. Die Kerze will ich ſelbſt auslöſchen und für mich zu Bette gehen.“

Eduard hörte mit Entzücken, daß Ottilie noch ſchreibe. „Sie beſchäftigt ſich für mich!“ dachte er triumphirend. Durch die Finſterniß ganz in ſich ſelbſt geengt, ſah er ſie ſitzen, ſchreiben; er glaubte, zu ihr zu treten, ſie zu ſehen, wie ſie ſich nach ihm umkehrte; er fühlte ein unüberwindliches Verlangen, ihr noch einmal nahe zu ſein. Von hier aber war kein Weg in das Halbgeſchoß, wo ſie wohnte. Nun fand er ſich unmittelbar an ſeiner Frauen Thüre; eine ſonderbare Verwechſelung ging in ſeiner Seele vor; er ſuchte die Thüre aufzudrehen, er fand ſie verſchloſſen; er pochte leiſe an, Charlotte hörte nicht.

Sie ging in dem größeren Nebenzimmer lebhaft auf und ab. Sie wiederholte ſich aber- und abermals, was ſie ſeit jenem unerwarteten Vorſchlag des Grafen oft genug bei ſich um und um gewendet hatte. Der Hauptmann ſchien vor ihr zu ſtehen. Er füllte noch das Haus, er belebte noch die Spaziergänge, und er ſollte fort, das Alles ſollte leer werden! Sie ſagte ſich Alles, was man ſich ſagen kann, ja ſie anticipirte, wie man gewöhnlich pflegt, den leidigen Troſt, daß auch ſolche Schmerzen durch die Zeit gelindert werden. Sie verwünſchte die Zeit, die es braucht, um ſie zu lindern; ſie verwünſchte die todtenhafte Zeit, wo ſie würden gelindert ſein.

Da war denn zuletzt die Zuflucht zu den Thränen um ſo willkommner, als ſie bei ihr ſelten ſtattfand. Sie warf ſich auf den Sopha und überließ ſich ganz ihrem Schmerz. Eduard ſeinerſeits konnte von der Thüre nicht weg; er pochte nochmals,

und zum dritten Mal etwas stärker, so daß Charlotte durch die Nachtstille es ganz deutlich vernahm und erschreckt auffuhr. Der erste Gedanke war, es könne, es müsse der Hauptmann sein; der zweite, das sei unmöglich. Sie hielt es für Täuschung; aber sie hatte es gehört, sie wünschte, sie fürchtete, es gehört zu haben. Sie ging ins Schlafzimmer, trat leise zu der verriegelten Tapetenthür. Sie schalt sich über ihre Furcht. „Wie leicht kann die Baronesse etwas bedürfen!“ sagte sie zu sich selbst und rief gefaßt und gesetzt: „Ist Jemand da?“ Eine leise Stimme antwortete: „Ich bin's.“ „Wer?“ entgegnete Charlotte, die den Ton nicht unterscheiden konnte. Ihr stand des Hauptmanns Gestalt vor der Thüre. Etwas lauter klang es ihr entgegen: „Eduard.“ Sie öffnete, und ihr Gemahl stand vor ihr. Er begrüßte sie mit einem Scherz. Es ward ihr möglich, in diesem Tone fortzufahren. Er verwickelte den räthselhaften Besuch in räthselhafte Erklärungen. „Warum ich denn aber eigentlich komme,“ sagte er zuletzt, „muß ich Dir nur gestehen. Ich habe ein Gelübde gethan, heute Abend noch Deinen Schuh zu küssen.“

„Das ist Dir lange nicht eingefallen,“ sagte Charlotte. „Desto schlimmer,“ versetzte Eduard, „und desto besser!“

Sie hatte sich in einen Sessel gesetzt, um ihre leichte Nachtkleidung seinen Blicken zu entziehen. Er warf sich vor ihr nieder, und sie konnte sich nicht erwehren, daß er nicht ihren Schuh küßte, und daß, als dieser ihm in der Hand blieb, er den Fuß ergriff und ihn zärtlich an seine Brust drückte.

Charlotte war eine von den Frauen, die, von Natur mäßig, im Ehestande ohne Vorsatz und Anstrengung die Art und Weise der Liebhaberinnen fortführen. Niemals reizte sie den Mann, ja, seinem Verlangen kam sie kaum entgegen; aber ohne Kälte und abstoßende Strenge glich sie immer einer liebevollen Braut, die selbst vor dem Erlaubten noch innige Scheu trägt. Und so fand sie Eduard diesen Abend in doppeltem Sinne. Wie sehnlich wünschte sie den Gatten weg! Denn die Lustgestalt des Freundes schien ihr Vorwürfe zu machen. Aber das, was Eduarden hätte entfernen sollen, zog ihn nur mehr an. Eine gewisse Bewegung war an ihr sichtbar. Sie hatte geweint, und wenn weiche Personen dadurch meist an Anmuth verlieren, so gewinnen diejenigen dadurch unendlich, die wir gewöhnlich als stark und gefaßt kennen. Eduard war so liebenswürdig, so freundlich, so dringend; er bat sie, bei ihr bleiben zu dürfen;

er forderte nicht; bald ernst, bald scherzhaft suchte er sie zu bereden; er dachte nicht daran, daß er Rechte habe, und löschte zuletzt muthwillig die Kerze aus.

In der Lampendämmerung sogleich behauptete die innere Neigung, behauptete die Einbildungskraft ihre Rechte über das Wirkliche. Eduard hielt nur Ottilien in seinen Armen; Charlotten schwebte der Hauptmann näher oder ferner vor der Seele, und so verwebten, wundersam genug, sich Abwesendes und Gegenwärtiges reizend und wonnevoll durch einander.

Und doch läßt sich die Gegenwart ihr ungeheures Recht nicht rauben. Sie brachten einen Theil der Nacht unter allerlei Gesprächen und Scherzen zu, die um desto freier waren, als das Herz leider keinen Theil daran nahm. Aber als Eduard des andern Morgens an dem Busen seiner Frau erwachte, schien ihm der Tag ahnungsvoll hereinzublicken, die Sonne schien ihm ein Verbrechen zu beleuchten; er schlich sich leise von ihrer Seite, und sie fand sich, seltsam genug, allein, als sie erwachte.

Zwölftes Kapitel.

Als die Gesellschaft zum Frühstück wieder zusammenkam, hätte ein aufmerksamer Beobachter an dem Betragen der Einzelnen die Verschiedenheit der innern Gesinnungen und Empfindungen abnehmen können. Der Graf und die Baronesse begegneten sich mit dem heitern Behagen, das ein Paar Liebende empfinden, die sich nach erduldeter Trennung ihrer wechselseitigen Neigung abermals versichert halten, dagegen Charlotte und Eduard gleichsam beschämt und reuig dem Hauptmann und Ottilien entgegentraten. Denn so ist die Liebe beschaffen, daß sie allein Rechte zu haben glaubt, und alle anderen Rechte vor ihr verschwinden. Ottilie war kindlich heiter; nach ihrer Weise konnte man sie offen nennen. Ernst erschien der Hauptmann; ihm war bei der Unterredung mit dem Grafen, indem dieser Alles in ihm aufregte, was einige Zeit geruht und geschlafen hatte, nur zu fühlbar geworden, daß er eigentlich hier seine Bestimmung nicht erfülle und im Grunde blos in einem halbthätigen Müßiggang hinschlendere. Kaum hatten sich die beiden Gäste entfernt, als schon wieder neuer Besuch eintraf, Charlotten willkommen, die aus sich selbst herauszugehen, sich zu

Endlich trat sie herein, glänzend von Liebenswürdigkeit. Das Gefühl, etwas für den Freund gethan zu haben, hatte ihr ganzes Wesen über sich selbst gehoben. Sie legte das Original und die Abschrift vor Eduard auf den Tisch. „Wollen wir kollationiren?“ sagte sie lächelnd. Eduard wußte nicht, was er erwidern sollte. Er sah sie an, er besah die Abschrift. Die ersten Blätter waren mit der größten Sorgfalt, mit einer zarten weiblichen Hand geschrieben; dann schienen sich die Züge zu verändern, leichter und freier zu werden; aber wie erstaunt war er, als er die letzten Seiten mit den Augen überlief! „Um Gottes willen,“ rief er aus, „was ist das? Das ist meine Hand!“ Er sah Ottilien an und wieder auf die Blätter; besonders der Schluß war ganz, als wenn er ihn selbst geschrieben hätte. Ottilie schwieg, aber sie blickte ihm mit der größten Zufriedenheit in die Augen. Eduard hob seine Arme empor: „Du liebst mich!“ rief er aus, „Ottilie, Du liebst mich!“ Und sie hielten einander umfaßt. Wer das Andere zuerst ergriffen, wäre nicht zu unterscheiden gewesen.

Von diesem Augenblick an war die Welt für Eduarden umgewendet, er nicht mehr, was er gewesen, die Welt nicht mehr, was sie gewesen. Sie standen vor einander, er hielt ihre Hände, sie sahen einander in die Augen, im Begriff, sich wieder zu umarmen.

Charlotte mit dem Hauptmann trat herein. Zu den Entschuldigungen eines längeren Außenbleibens lächelte Eduard heimlich. „O, wie viel zu früh kommt Ihr!“ sagte er zu sich selbst.

Sie setzten sich zum Abendessen. Die Personen des heutigen Besuchs wurden beurtheilt. Eduard, liebevoll aufgeregt, sprach gut von einem Jeden, immer schonend, oft billigend. Charlotte, die nicht durchaus seiner Meinung war, bemerkte diese Stimmung und scherzte mit ihm, daß er, der sonst über die scheidende Gesellschaft immer das strengste Jungengericht ergehen lasse, heute so mild und nachsichtig sei.

Mit Feuer und herrlicher Ueberredung rief Eduard: „Man muß nur ein Wesen recht von Grund aus lieben, da kommen Einem die übrigen alle liebenswürdig vor!“ Ottilie schlug die Augen nieder, und Charlotte sah vor sich hin.

Der Hauptmann nahm das Wort und sagte: „Mit den Gefühlen der Hochachtung, der Verehrung ist es doch auch etwas Aehnliches. Man erkennt nur erst das Schätzenswerthe in der

Welt, wenn man ſolche Geſinnungen an einem Gegenſtande zu üben Gelegenheit findet."

Charlotte ſuchte kalt in ihr Schlafzimmer zu gelangen, um ſich der Erinnerung deſſen zu überlaſſen, was dieſen Abend zwiſchen ihr und dem Hauptmann vorgegangen war.

Als Eduard, ans Ufer ſpringend, den Kahn vom Lande ſtieß, Gattin und Freund dem ſchwankenden Element ſelbſt überantwortete, ſah nunmehr Charlotte den Mann, um den ſie im Stillen ſchon ſo viel gelitten hatte, in der Dämmerung vor ſich ſitzen und durch die Führung zweier Ruder das Fahrzeug in beliebiger Richtung fortbewegen. Sie empfand eine tiefe, ſelten gefühlte Traurigkeit. Das Kreiſen des Kahns, das Plätſchern der Ruder, der über den Waſſerſpiegel hinſchauernde Windhauch, das Säuſeln der Rohre, das leiſe Schweben der Vögel, das Blinken und Wiederblinken der erſten Sterne, Alles hatte etwas Geiſterhaftes in dieſer allgemeinen Stille. Es ſchien ihr, der Freund führe ſie weit weg, um ſie auszuſetzen, ſie allein zu laſſen. Eine wunderbare Bewegung war in ihrem Innern, und ſie konnte nicht weinen.

Der Hauptmann beſchrieb ihr unterdeſſen, wie nach ſeiner Abſicht die Anlagen werden ſollten. Er rühmte die guten Eigenſchaften des Kahns, daß er ſich leicht mit zwei Rudern von einer Perſon bewegen und regieren laſſe. Sie werde das ſelbſt lernen; es ſei eine angenehme Empfindung, manchmal allein auf dem Waſſer hinzuſchwimmen und ſein eigner Fahr- und Steuermann zu ſein.

Bei dieſen Worten fiel der Freundin die bevorſtehende Trennung aufs Herz. „Sagt er das mit Vorſatz?" dachte ſie bei ſich ſelbſt. „Weiß er ſchon davon, vermuthet er's, oder ſagt er es zufällig, ſo daß er mir bewußtlos mein Schickſal verkündigt?" Es ergriff ſie eine große Wehmuth, eine Ungeduld; ſie bat ihn, baldmöglichſt zu landen und mit ihr nach dem Schloſſe zurückzukehren.

Es war das erſte Mal, daß der Hauptmann die Teiche befuhr, und ob er gleich im Allgemeinen ihre Tiefe unterſucht hatte, ſo waren ihm doch die einzelnen Stellen unbekannt. Dunkel fing es an zu werden; er richtete ſeinen Lauf dahin, wo er einen bequemen Ort zum Ausſteigen vermuthete und den Fußpfad nicht entfernt wußte, der nach dem Schloſſe führte. Aber auch von dieſer Bahn wurde er einigermaßen abgelenkt, als Charlotte mit einer Art von Aengſtlichkeit den Wunſch

wiederholte, bald am Lande zu sein. Er näherte sich mit erneuten Anstrengungen dem Ufer, aber leider fühlte er sich in einiger Entfernung davon angehalten; er hatte sich fest gefahren, und seine Bemühungen, wieder loszukommen, waren vergebens. Was war zu thun? Ihm blieb nichts übrig, als in das Wasser zu steigen, das seicht genug war, und die Freundin an das Land zu tragen. Glücklich brachte er die liebe Bürde hinüber, stark genug, um nicht zu schwanken oder ihr einige Sorge zu geben; aber doch hatte sie ängstlich ihre Arme um seinen Hals geschlungen. Er hielt sie fest und drückte sie an sich. Erst auf einem Rasenabhang ließ er sie nieder, nicht ohne Bewegung und Verwirrung. Sie lag noch an seinem Halse; er schloß sie aufs Neue in seine Arme und drückte einen lebhaften Kuß auf ihre Lippen; aber auch im Augenblick lag er zu ihren Füßen, drückte seinen Mund auf ihre Hand und rief: „Charlotte, werden Sie mir vergeben?"

Der Kuß, den der Freund gewagt, den sie ihm beinahe zurückgegeben, brachte Charlotten wieder zu sich selbst. Sie drückte seine Hand, aber sie bot ihn nicht auf. Doch indem sie sich zu ihm hinunterneigte und eine Hand auf seine Schultern legte, rief sie aus: „Daß dieser Augenblick in unserm Leben Epoche mache, können wir nicht verhindern; aber daß sie unser werth sei, hängt von uns ab. Sie müssen scheiden, lieber Freund, und Sie werden scheiden. Der Graf macht Anstalt, Ihr Schicksal zu verbessern; es freut und schmerzt mich. Ich wollte es verschweigen, bis es gewiß wäre; der Augenblick nöthigt mich, dies Geheimniß zu entdecken. Nur insofern kann ich Ihnen, kann ich mir verzeihen, wenn wir den Muth haben, unsre Lage zu ändern, da es von uns nicht abhängt, unsre Gesinnung zu ändern." Sie hub ihn auf und ergriff seinen Arm, um sich darauf zu stützen, und so kamen sie stillschweigend nach dem Schlosse.

Nun aber stand sie in ihrem Schlafzimmer, wo sie sich als Gattin Eduard's empfinden und betrachten mußte. Ihr kam bei diesen Widersprüchen ihr tüchtiger und durchs Leben mannichfaltig geübter Charakter zu Hilfe. Immer gewohnt, sich ihrer selbst bewußt zu sein, sich selbst zu gebieten, ward es ihr auch jetzt nicht schwer, durch ernste Betrachtung sich dem erwünschten Gleichgewichte zu nähern; ja sie mußte über sich selbst lächeln, indem sie des wunderlichen Nachtbesuches gedachte. Doch schnell ergriff sie eine seltsame Ahnung, ein freudig bänge-

liches Erzittern, das in fromme Wünsche und Hoffnungen sich auflöste. Gerührt kniete sie nieder; sie wiederholte den Schwur, den sie Eduarden vor dem Altar gethan. Freundschaft, Neigung, Entsagen gingen vor ihr in heitern Bildern vorüber. Sie fühlte sich innerlich wiederhergestellt. Bald ergreift sie eine süße Müdigkeit, und ruhig schläft sie ein.

Dreizehntes Kapitel.

Eduard von seiner Seite ist in einer ganz verschiedenen Stimmung. Zu schlafen denkt er so wenig, daß es ihm nicht einmal einfällt, sich auszuziehen. Die Abschrift des Dokuments küßt er tausendmal, den Anfang von Ottiliens kindlich schüchterner Hand; das Ende wagt er kaum zu küssen, weil er seine eigene Hand zu sehen glaubt. „O, daß es ein andres Dokument wäre!“ sagt er sich im Stillen; und doch ist es ihm auch so schon die schönste Versicherung, daß sein höchster Wunsch erfüllt sei. Bleibt es ja doch in seinen Händen, und wird er es nicht immerfort an sein Herz drücken, obgleich entstellt durch die Unterschrift eines Dritten!

Der abnehmende Mond steigt über den Wald hervor. Die warme Nacht lockt Eduarden ins Freie; er schweift umher, er ist der Unruhigste und der Glücklichste aller Sterblichen. Er wandelt durch die Gärten; sie sind ihm zu enge; er eilt auf das Feld, und es wird ihm zu weit. Nach dem Schlosse zieht es ihn zurück; er findet sich unter Ottiliens Fenstern. Dort setzt er sich auf eine Terrassentreppe. „Mauern und Riegel,“ sagt er zu sich selbst, „trennen uns jetzt; aber unsre Herzen sind nicht getrennt. Stünde sie vor mir, in meine Arme würde sie fallen, ich in die ihrigen, und was bedarf es weiter als dieser Gewißheit!“ Alles war still um ihn her, kein Lüftchen regte sich; so still war's, daß er das wühlende Arbeiten emsiger Thiere unter der Erde vernehmen konnte, denen Tag und Nacht gleich sind. Er hing ganz seinen glücklichen Träumen nach, schlief endlich ein und erwachte nicht eher wieder, als bis die Sonne mit herrlichem Blick heraufstieg und die frühsten Nebel gewältigte.

Nun fand er sich den ersten Wachenden in seinen Besitzungen. Die Arbeiter schienen ihm zu lange auszubleiben. Sie kamen; es schienen ihm ihrer zu wenig, und die vorgesetzte Tagesarbeit für seine Wünsche zu gering. Er fragte nach mehreren Ar-

heitern; man versprach sie und stellte sie im Laufe des Tages. Aber auch diese sind ihm nicht genug, um seine Vorsätze schleunig ausgeführt zu sehen. Das Schaffen macht ihm keine Freude mehr; es soll schon Alles fertig sein, und für wen? Die Wege sollen gebahnt sein, damit Ottilie bequem sie gehen, die Sitze schon an Ort und Stelle, damit Ottilie dort ruhen könne. Auch an dem neuen Hause treibt er, was er kann; es soll an Ottiliens Geburtstage gerichtet werden. In Eduard's Gesinnungen wie in seinen Handlungen ist kein Maaß mehr. Das Bewußtsein, zu lieben und geliebt zu werden, treibt ihn ins Unendliche. Wie verändert ist ihm die Ansicht von allen Zimmern, von allen Umgebungen! Er findet sich in seinem eigenen Hause nicht mehr. Ottiliens Gegenwart verschlingt ihm Alles; er ist ganz in ihr versunken, keine andre Betrachtung steigt vor ihm auf, kein Gewissen spricht ihm zu; Alles, was in seiner Natur gebändigt war, bricht los, sein ganzes Wesen strömt gegen Ottilien.

Der Hauptmann beobachtet dieses leidenschaftliche Treiben und wünscht den traurigen Folgen zuvorzukommen. Alle diese Anlagen, die jetzt mit einem einseitigen Triebe übermäßig gefördert werden, hatte er auf ein ruhig freundliches Zusammenleben berechnet. Der Verkauf des Vorwerks war durch ihn zu Stande gebracht, die erste Zahlung geschehen, Charlotte hatte sie der Abrede nach in ihre Kasse genommen. Aber sie muß gleich in der ersten Woche Ernst und Geduld und Ordnung mehr als sonst üben und im Auge haben; denn nach der übereilten Weise wird das Ausgesetzte nicht lange reichen.

Es war viel angefangen und viel zu thun. Wie soll er Charlotten in dieser Lage lassen! Sie berathen sich und kommen überein, man wolle die planmäßigen Arbeiten lieber selbst beschleunigen, zu dem Ende Gelder aufnehmen und zu deren Abtragung die Zahlungstermine anweisen, die vom Vorwerksverkauf zurückgeblieben waren. Es ließ sich fast ohne Verlust durch Cession der Gerechtsame thun; man hatte freiere Hand; man leistete, da Alles im Gange, Arbeiter genug vorhanden waren, mehr auf einmal und gelangte gewiß und bald zum Zweck. Eduard stimmte gern bei, weil es mit seinen Absichten übereintraf.

Im innern Herzen beharrt indessen Charlotte bei dem, was sie bedacht und sich vorgesetzt, und männlich steht ihr der Freund mit gleichem Sinn zur Seite. Aber eben dadurch wird ihre Vertraulichkeit nur vermehrt. Sie erklären sich wechselseitig

über Eduard's Leidenschaft; sie berathen sich darüber. Charlotte schließt Ottilien näher an sich, beobachtet sie strenger, und je mehr sie ihr eigen Herz gewahr worden, desto tiefer blickt sie in das Herz des Mädchens. Sie sieht keine Rettung, als sie muß das Kind entfernen.

Nun scheint es ihr eine glückliche Fügung, daß Luciane ein so ausgezeichnetes Lob in der Pension erhalten; denn die Großtante, davon unterrichtet, will sie nun ein für allemal zu sich nehmen, sie um sich haben, sie in die Welt einführen. Ottilie konnte in die Pension zurückkehren, der Hauptmann entfernte sich, wohlversorgt, und Alles stand wie vor wenigen Monaten, ja um so viel besser. Ihr eigenes Verhältniß hoffte Charlotte zu Eduard bald wiederherzustellen, und sie legte das Alles so verständig bei sich zurecht, daß sie sich nur immer mehr in dem Wahn bestärkte, in einen frühern beschränktern Zustand könne man zurückkehren, ein gewaltsam Entbundenes lasse sich wieder ins Enge bringen.

Eduard empfand indessen die Hindernisse sehr hoch, die man ihm in den Weg legte. Er bemerkte gar bald, daß man ihn und Ottilien aus einander hielt, daß man ihm erschwerte, sie allein zu sprechen, zu sich ihr zu nähern, außer in Gegenwart von Mehreren; und indem er hierüber verdrießlich war, ward er es über manches Andere. Konnte er Ottilien flüchtig sprechen, so war es nicht nur, sie seiner Liebe zu versichern, sondern sich auch über seine Gattin, über den Hauptmann zu beschweren. Er fühlte nicht, daß er selbst durch sein heftiges Treiben die Kasse zu erschöpfen auf dem Wege war; er tadelte bitter Charlotten und den Hauptmann, daß sie bei dem Geschäft gegen die erste Abrede handelten, und doch hatte er in die zweite Abrede gewilligt, ja er hatte sie selbst veranlaßt und nothwendig gemacht.

Der Haß ist parteiisch, aber die Liebe ist es noch mehr. Auch Ottilie entfremdete sich einigermaßen von Charlotten und dem Hauptmann. Als Eduard sich einst gegen Ottilien über den Letztern beklagte, daß er als Freund und in einem solchen Verhältnisse nicht ganz aufrichtig handle, versetzte Ottilie unbedachtsam: „Es hat mir schon früher mißfallen, daß er nicht ganz redlich gegen Sie ist. Ich hörte ihn einmal zu Charlotten sagen: Wenn uns nur Eduard mit seiner Flötendudelei verschonte! Es kann daraus nichts werden und ist für die Zuhörer so lästig. Sie können denken, wie mich das geschmerzt hat, da ich Sie so gern akkompagnire."

Kaum hatte sie es gesagt, als ihr schon der Geist zuflüsterte, daß sie hätte schweigen sollen; aber es war heraus. Eduard's Gesichtszüge verwandelten sich. Nie hatte ihn etwas mehr verdrossen; er war in seinen liebsten Forderungen angegriffen, er war sich eines kindlichen Strebens ohne die mindeste Anmaßung bewußt. Was ihn unterhielt, was ihn erfreute, sollte doch mit Schonung von Freunden behandelt werden. Er dachte nicht, wie schrecklich es für einen Dritten sei, sich die Ohren durch ein unzulängliches Talent verletzen zu lassen. Er war beleidigt, wüthend, um nicht wieder zu vergeben. Er fühlte sich von allen Pflichten losgesprochen.

Die Nothwendigkeit, mit Ottilien zu sein, sie zu sehen, ihr etwas zuzuflüstern, ihr zu vertrauen, wuchs mit jedem Tage. Er entschloß sich, ihr zu schreiben, sie um einen geheimen Briefwechsel zu bitten. Das Streifchen Papier, worauf er dies lakonisch genug gethan hatte, lag auf dem Schreibtisch und ward vom Zugwind heruntergeführt, als der Kammerdiener hereintrat, ihm die Haare zu kräuseln. Gewöhnlich, um die Hitze des Eisens zu versuchen, bückte sich Dieser nach Papierschnitzeln auf der Erde; diesmal ergriff er das Billet, wickte es eilig, und es war versengt. Eduard, den Mißgriff bemerkend, riß es ihm aus der Hand. Bald darauf setzte er sich hin, es noch einmal zu schreiben; es wollte nicht ganz so zum zweiten Mal aus der Feder. Er fühlte einiges Bedenken, einige Besorgniß, die er jedoch überwand. Ottilien wurde das Blättchen in die Hand gedrückt, den ersten Augenblick, wo er sich ihr nähern konnte.

Ottilie versäumte nicht, ihm zu antworten. Ungelesen steckte er das Zettelchen in die Weste, die, modisch kurz, es nicht gut verwahrte. Es schob sich heraus und fiel, ohne von ihm bemerkt zu werden, auf den Boden. Charlotte sah es und hob es auf und reichte es ihm mit einem flüchtigen Ueberblick. „Hier ist etwas von Deiner Hand," sagte sie, „das Du vielleicht ungern verlierst."

Er war betroffen. „Verstellt sie sich?" dachte er. „Ist sie den Inhalt des Blättchens gewahr worden, oder irrt sie sich an der Aehnlichkeit der Hände?" Er hoffte, er dachte das Letztere. Er war gewarnt, doppelt gewarnt, aber diese sonderbaren, zufälligen Zeichen, durch die ein höheres Wesen mit uns zu sprechen scheint, waren seiner Leidenschaft unverständlich; vielmehr, indem sie ihn immer weiter führte, empfand er die Beschränkung, in der man

ihn zu halten schien, immer unangenehmer. Die freundliche Geselligkeit verlor sich. Sein Herz war verschlossen, und wenn er mit Freund und Frau zusammen zu sein genöthigt war, so gelang es ihm nicht, seine frühere Neigung zu ihnen in seinem Busen wieder aufzufinden, zu beleben. Der stille Vorwurf, den er sich selbst hierüber machen mußte, war ihm unbequem, und er suchte sich durch eine Art von Humor zu helfen, der aber, weil er ohne Liebe war, auch der gewohnten Anmuth ermangelte.

Ueber alle diese Prüfungen half Charlotten ihr inneres Gefühl hinweg. Sie war sich ihres ernsten Vorsatzes bewußt, auf eine so schöne, edle Neigung Verzicht zu thun.

Wie sehr wünscht sie jenen Beiden auch zu Hilfe zu kommen! Entfernung, fühlte sie wol, wird nicht allein hinreichend sein, ein solches Uebel zu heilen. Sie nimmt sich vor, die Sache gegen das gute Kind zur Sprache zu bringen; aber sie vermag es nicht; die Erinnerung ihres eignen Schwankens steht ihr im Wege. Sie sucht sich darüber im Allgemeinen auszudrücken; das Allgemeine paßt auch auf ihren eignen Zustand, den sie auszusprechen scheut. Ein jeder Wink, den sie Ottilien geben will, deutet zurück in ihr eignes Herz. Sie will warnen und fühlt, daß sie wol selbst noch einer Warnung bedürfen könnte.

Schweigend hält sie daher die Liebenden noch immer aus einander, und die Sache wird dadurch nicht besser. Leise Andeutungen, die ihr manchmal entschlüpfen, wirken auf Ottilien nicht; denn Eduard hatte diese von Charlottens Neigung zum Hauptmann überzeugt, sie überzeugt, daß Charlotte selbst eine Scheidung wünsche, die er nun auf eine anständige Weise zu bewirken denke.

Ottilie, getragen durch das Gefühl ihrer Unschuld, auf dem Wege zu dem erwünschtesten Glück, lebt nur für Eduard. Durch die Liebe zu ihm in allem Guten gestärkt, um seinetwillen freudiger in ihrem Thun, aufgeschlossner gegen Andre, findet sie sich in einem Himmel auf Erden.

So setzen Alle zusammen, Jeder auf seine Weise, das tägliche Leben fort, mit und ohne Nachdenken; Alles scheint seinen gewöhnlichen Gang zu gehen, wie man auch in ungeheuren Fällen, wo Alles auf dem Spiele steht, noch immer so fortlebt, als wenn von nichts die Rede wäre.

Vierzehntes Kapitel.

Von dem Grafen war indessen ein Brief an den Hauptmann angekommen, und zwar ein doppelter, einer zum Vorzeigen, der sehr schöne Aussichten in die Ferne darwies, der andre hingegen, der ein entschiedenes Anerbieten für die Gegenwart enthielt, eine bedeutende Hof- und Geschäftsstelle, den Charakter als Major, ansehnlichen Gehalt und andre Vortheile, sollte wegen verschiedener Nebenumstände noch geheim gehalten werden. Auch unterrichtete der Hauptmann seine Freunde nur von jenen Hoffnungen und verbarg, was so nahe bevorstand.

Indessen setzte er die gegenwärtigen Geschäfte lebhaft fort und machte in der Stille Einrichtungen, wie Alles in seiner Abwesenheit ungehinderten Fortgang haben könnte. Es ist ihm nun selbst daran gelegen, daß für Manches ein Termin bestimmt werde, daß Ottiliens Geburtstag Manches beschleunige. Nun wirken die beiden Freunde, obschon ohne ausdrückliches Einverständniß, gern zusammen. Eduard ist nun recht zufrieden, daß man durch das Vorausheben der Gelder die Kasse verstärkt hat; die ganze Anstalt rückt auf das Rascheste vorwärts.

Die drei Teiche in einen See zu verwandeln, hätte jetzt der Hauptmann am Liebsten ganz widerrathen. Der untere Damm war zu verstärken, die mittlern abzutragen, und die ganze Sache in mehr als einem Sinne wichtig und bedenklich. Beide Arbeiten aber, wie sie in einander wirken konnten, waren schon angefangen, und hier kam ein junger Architekt, ein ehemaliger Zögling des Hauptmanns, sehr erwünscht, der theils mit Anstellung tüchtiger Meister, theils mit Verdingen der Arbeit, wo sich's thun ließ, die Sache förderte und dem Werke Sicherheit und Dauer versprach, wobei sich der Hauptmann im Stillen freute, daß man seine Entfernung nicht fühlen würde. Denn er hatte den Grundsatz, aus einem übernommenen unvollendeten Geschäft nicht zu scheiden, bis er seine Stelle genugsam ersetzt sähe. Ja, er verachtete Diejenigen, die, um ihren Abgang fühlbar zu machen, erst noch Verwirrung in ihrem Kreise anrichten, indem sie als angebildete Selbstler das zu zerstören wünschen, wobei sie nicht mehr fortwirken sollen.

So arbeitete man immer mit Anstrengung, um Ottiliens Geburtstag zu verherrlichen, ohne daß man es aussprach oder sich's recht aufrichtig bekannte. Nach Charlottens obgleich neidlosen Gesinnungen konnte es doch kein entschiedenes Fest werden.

Die Jugend Ottiliens, ihre Glücksumſtände, das Verhältniß zur Familie berechtigten ſie nicht, als Königin eines Tages zu erſcheinen. Und Eduard wollte nicht davon geſprochen haben, weil Alles wie von ſelbſt entſpringen, überraſchen und natürlich erfreuen ſollte.

Alle kamen daher ſtillſchweigend in dem Vorſatze überein, als wenn an dieſem Tage ohne weitere Beziehung jenes Luſthaus gerichtet werden ſollte, und bei dieſem Anlaß konnte man dem Volke, ſo wie den Freunden, ein Feſt ankündigen.

Eduard's Neigung war aber grenzenlos. Wie er ſich Ottilien zuzueignen begehrte, ſo konnte er auch kein Maaß des Hingebens, Schenkens, Verſprechens. Zu einigen Gaben, die er Ottilien an dieſem Tage verehren wollte, hatte ihm Charlotte viel zu ärmliche Vorſchläge gethan. Er ſprach mit ſeinem Kammerdiener, der ſeine Garderobe beſorgte und mit Handelsleuten und Modehändlern in beſtändigem Verhältniß blieb; Dieſer, nicht unbekannt ſowol mit den angenehmſten Gaben ſelbſt als mit der beſten Art, ſie zu überreichen, beſtellte ſogleich in der Stadt den niedlichſten Koffer, mit rothem Saffian überzogen, mit Stahlnägeln beſchlagen und angefüllt mit Geſchenken, einer ſolchen Schale würdig.

Noch einen andern Vorſchlag that er Eduarden. Es war ein kleines Feuerwerk vorhanden, das man immer abzubrennen verſäumt hatte. Dies konnte man leicht verſtärken und erweitern. Eduard ergriff den Gedanken, und Jener verſprach, für die Ausführung zu ſorgen. Die Sache ſollte ein Geheimniß bleiben.

Der Hauptmann hatte unterdeſſen, je näher der Tag heranrückte, ſeine polizeilichen Einrichtungen getroffen, die er für ſo nöthig hielt, wenn eine Maſſe Menſchen zuſammenberufen oder gelockt wird. Ja ſogar hatte er wegen des Bettelns und andrer Unbequemlichkeiten, wodurch die Anmuth eines Feſtes geſtört wird, durchaus Vorſorge genommen.

Eduard und ſein Vertrauter dagegen beſchäftigten ſich vorzüglich mit dem Feuerwerk. Am mittelſten Teiche vor jenen großen Eichbäumen ſollte es abgebrannt werden; gegenüber unter den Platanen ſollte die Geſellſchaft ſich aufhalten, um die Wirkung aus gehöriger Ferne, die Abſpiegelung im Waſſer, und was auf dem Waſſer ſelbſt brennend zu ſchwimmen beſtimmt war, mit Sicherheit und Bequemlichkeit anzuſchauen.

Unter einem andern Vorwand ließ daher Eduard den Raum unter den Platanen von Geſträuch, Gras und Moos ſäubern,

und nun erschien erst die Herrlichkeit des Baumwuchses sowol an Höhe als Breite auf dem gereinigten Boden. Eduard empfand darüber die größte Freude. — „Es war ungefähr um diese Jahrszeit, als ich sie pflanzte. Wie lange mag es her sein?“ sagte er zu sich selbst. — Sobald er nach Hause kam, schlug er in alten Tagebüchern nach, die sein Vater besonders auf dem Lande sehr ordentlich geführt hatte. Zwar diese Pflanzung konnte nicht darin erwähnt sein; aber eine andre häuslich wichtige Begebenheit an demselben Tage, deren sich Eduard noch wohl erinnerte, mußte nothwendig darin angemerkt stehen. Er durchblättert einige Bände, der Umstand findet sich; aber wie erstaunt, wie erfreut ist Eduard, als er das wunderbarste Zusammentreffen bemerkt! Der Tag, das Jahr jener Baumpflanzung ist zugleich der Tag, das Jahr von Ottiliens Geburt.

Fünfzehntes Kapitel.

Endlich leuchtete Eduarden der sehnlich erwartete Morgen, und nach und nach stellten viele Gäste sich ein; denn man hatte die Einladungen weit umher geschickt, und Manche, die das Legen des Grundsteins versäumt hatten, wovon man so viel Artiges erzählte, wollten diese zweite Feierlichkeit um so weniger verfehlen.

Vor Tafel erschienen die Zimmerleute mit Musik im Schloßhofe, ihren reichen Kranz tragend, der aus vielen stufenweise über einander schwankenden Laub- und Blumenreifen zusammengesetzt war. Sie sprachen ihren Gruß und erbaten sich zur gewöhnlichen Ausschmückung seidene Tücher und Bänder von dem schönen Geschlecht. Indes die Herrschaft speiste, setzten sie ihren jauchzenden Zug weiter fort, und nachdem sie sich eine Zeit lang im Dorfe aufgehalten und daselbst Frauen und Mädchen gleichfalls um manches Band gebracht, so kamen sie endlich, begleitet und erwartet von einer großen Menge, auf die Höhe, wo das gerichtete Haus stand.

Charlotte hielt nach der Tafel die Gesellschaft einigermaßen zurück. Sie wollte keinen feierlichen förmlichen Zug, und man fand sich daher in einzelnen Partien ohne Rang und Ordnung auf dem Platz gemächlich ein. Charlotte zögerte mit Ottilien und machte dadurch die Sache nicht besser; denn weil Ottilie wirklich die Letzte war, die herantrat, so schien es, als wenn

Trompeten und Pauken nur auf ſie gewartet hätten, als wenn die Feierlichkeit bei ihrer Ankunft nun gleich beginnen müßte.

Dem Hauſe das rohe Anſehn zu nehmen, hatte man es mit grünem Reiſig und Blumen nach Angabe des Hauptmanns architektonisch ausgeſchmückt; allein ohne deſſen Mitwiſſen hatte Eduard den Architekten veranlaßt, in dem Geſims das Datum mit Blumen zu bezeichnen. Das mochte noch hingehen; allein zeitig genug langte der Hauptmann an, um zu verhindern, daß nicht auch der Name Ottiliens im Giebelfelde glänzte. Er wußte dieſes Beginnen auf eine geſchickte Weiſe abzulehnen und die ſchon fertigen Blumenbuchſtaben bei Seite zu bringen.

Der Kranz war aufgeſteckt und weit umher in der Gegend ſichtbar. Bunt flatterten die Bänder und Tücher in der Luft, und eine kurze Rede verſcholl zum größten Theil im Winde. Die Feierlichkeit war zu Ende; der Tanz auf dem geebneten und mit Lauben umkreiſeten Platze vor dem Gebäude ſollte nun angehen. Ein ſchmucker Zimmergeſelle führte Eduarden ein flinkes Bauermädchen zu und forderte Ottilien auf, welche daneben ſtand. Die beiden Paare fanden ſogleich ihre Nachfolger, und bald genug wechſelte Eduard, indem er Ottilien ergriff und mit ihr die Runde machte. Die jüngere Geſellſchaft miſchte ſich fröhlich in den Tanz des Volks, indeß die Aelteren beobachteten.

Sodann, ehe man ſich auf den Spaziergängen zerſtreute, ward abgeredet, daß man ſich mit Untergang der Sonne bei den Platanen wieder verſammeln wolle. Eduard fand ſich zuerſt ein, ordnete Alles und nahm Abrede mit dem Kammerdiener, der auf der andern Seite in Geſellſchaft des Feuerwerkers die Luſterſcheinungen zu beſorgen hatte.

Der Hauptmann bemerkte die dazu getroffenen Vorrichtungen nicht mit Vergnügen; er wollte wegen des zu erwartenden Andrangs der Zuſchauer mit Eduard ſprechen, als ihn derſelbe etwas haſtig bat, er möge ihm dieſen Theil der Feierlichkeit doch allein überlaſſen.

Schon hatte ſich das Volk auf die oberwärts abgeſtochenen und vom Raſen entblößten Dämme gedrängt, wo das Erdreich uneben und unſicher war. Die Sonne ging unter, die Dämmerung trat ein, und in Erwartung größerer Dunkelheit wurde die Geſellſchaft unter den Platanen mit Erfriſchungen bedient. Man fand den Ort unvergleichlich und freute ſich in Gedanken,

künftig von hier die Aussicht auf einen weiten und so mannichfaltig begrenzten See zu genießen.

Ein ruhiger Abend, eine vollkommene Windstille versprachen, das nächtliche Fest zu begünstigen, als auf einmal ein entsetzliches Geschrei entstand. Große Schollen hatten sich vom Damme losgetrennt; man sah mehrere Menschen ins Wasser stürzen. Das Erdreich hatte nachgegeben unter dem Drängen und Treten der immer zunehmenden Menge. Jeder wollte den besten Platz haben, und nun konnte Niemand vorwärts noch zurück.

Jedermann sprang auf und hinzu, mehr, um zu schauen als zu thun; denn was war da zu thun, wo Niemand hinreichen konnte! Nebst einigen Entschlossenen eilte der Hauptmann, trieb sogleich die Menge von dem Damm herunter nach den Ufern, um den Hilfreichen freie Hand zu geben, welche die Versinkenden herauszuziehen suchten. Schon waren Alle theils durch eignes, theils durch fremdes Bestreben, wieder auf dem Trocknen, bis auf einen Knaben, der durch allzu ängstliches Bemühen, statt sich dem Damm zu nähern, sich davon entfernt hatte. Die Kräfte schienen ihn zu verlassen, nur einigemal kam noch eine Hand, ein Fuß in die Höhe. Unglücklicherweise war der Kahn auf der andern Seite, mit Feuerwerk gefüllt; nur langsam konnte man ihn ausladen, und die Hilfe verzögerte sich. Des Hauptmanns Entschluß war gefaßt; er warf die Oberkleider weg, Aller Augen richteten sich auf ihn, und seine tüchtige, kräftige Gestalt flößte Jedermann Zutrauen ein; aber ein Schrei der Ueberraschung drang aus der Menge hervor, als er sich ins Wasser stürzte. Jedes Auge begleitete ihn, der als geschickter Schwimmer den Knaben bald erreichte und ihn, jedoch für todt, an den Damm brachte.

Indessen ruderte der Kahn herbei; der Hauptmann bestieg ihn und forschte genau von den Anwesenden, ob denn auch wirklich Alle gerettet seien. Der Chirurgus kommt und übernimmt den todtgeglaubten Knaben; Charlotte tritt hinzu, sie bittet den Hauptmann, nur für sich zu sorgen, nach dem Schlosse zurückzukehren und die Kleider zu wechseln. Er zaudert, bis ihm gesetzte verständige Leute, die ganz nahe gegenwärtig gewesen, die selbst zur Rettung der Einzelnen beigetragen, auf das Heiligste versichern, daß Alle gerettet seien.

Charlotte sieht ihn nach Hause gehen; sie denkt, daß Wein und Thee und was sonst nöthig wäre, verschlossen ist, daß in

ſolchen Fällen die Menſchen gewöhnlich verkehrt handeln; ſie eilt durch die zerſtreute Geſellſchaft, die ſich noch unter den Platanen befindet; Eduard iſt beſchäftigt, Jedermann zuzureden, man ſoll bleiben; in Kurzem gedenkt er, das Zeichen zu geben, und das Feuerwerk ſoll beginnen; Charlotte tritt hinzu und bittet ihn, ein Vergnügen zu verſchieben, das jetzt nicht am Platze ſei, das in dem gegenwärtigen Augenblick nicht genoſſen werden könne; ſie erinnert ihn, was man dem Geretteten und dem Retter ſchuldig ſei. „Der Chirurgus wird ſchon ſeine Pflicht thun," verſetzte Eduard. „Er iſt mit Allem verſehen, und unter Zudringen wäre nur eine hinderliche Theilnahme."

Charlotte beſtand auf ihrem Sinne und winkte Ottilien, die ſich ſogleich zum Weggehn anſchickte. Eduard ergriff ihre Hand und rief: „Wir wollen dieſen Tag nicht im Lazareth endigen! Zur barmherzigen Schweſter iſt ſie zu gut. Auch ohne uns werden die Scheintodten erwachen und die Lebendigen ſich abtrocknen."

Charlotte ſchwieg und ging. Einige folgten ihr, Andere Dieſen; endlich wollte Niemand der Letzte ſein, und ſo folgten Alle. Eduard und Ottilie fanden ſich allein unter den Platanen. Er beſtand darauf, zu bleiben, ſo dringend, ſo ängſtlich ſie ihn auch bat, mit ihr nach dem Schloſſe zurückzukehren. „Nein, Ottilie!" rief er, „das Außerordentliche geſchieht nicht auf glatten, gewöhnlichem Wege. Dieſer überraſchende Vorfall von heute Abend bringt uns ſchneller zuſammen. Du biſt die Meine! Ich habe Dir's ſchon ſo oft geſagt und geſchworen; wir wollen es nicht mehr ſagen und ſchwören, nun ſoll es werden!"

Der Kahn von der andern Seite ſchwamm herüber. Es war der Kammerdiener, der verlegen anfragte, was nunmehr mit dem Feuerwerk werden ſollte. „Brennt es ab!" rief er ihm entgegen. „Für Dich allein war es beſtellt, Ottilie, und nun ſollſt Du es auch allein ſehen! Erlaube mir, an Deiner Seite ſitzend, es mit zu genießen!" Zärtlich beſcheiden ſetzte er ſich neben ſie, ohne ſie zu berühren.

Raketen rauſchten auf, Kanonenſchläge donnerten, Leuchtkugeln ſtiegen, Schwärmer ſchlängelten und platzten, Räder giſchten, jedes erſt einzeln, dann gepaart, dann alle zuſammen und immer gewaltſamer hinter einander und zuſammen. Eduard, deſſen Buſen brannte, verfolgte mit lebhaft zufriedenem Blick dieſe feurigen Erſcheinungen. Ottiliens zartem, aufgeregtem

Gemüth war dieses rauschende, blendende Entstehen und Verschwinden eher ängstlich als angenehm. Sie lehnte sich schüchtern an Eduard, dem diese Annäherung, dieses Zutrauen das volle Gefühl gab, daß sie ihm ganz angehöre.

Die Nacht war kaum in ihre Rechte wieder eingetreten, als der Mond aufging und die Pfade der beiden Rückkehrenden beleuchtete. Eine Figur, den Hut in der Hand, verstrat ihnen den Weg und sprach sie um ein Almosen an, da er an diesem festlichen Tage versäumt worden sei. Der Mond schien ihm ins Gesicht, und Eduard erkannte die Züge jenes zudringlichen Bettlers. Aber so glücklich, wie er war, konnte er nicht ungehalten sein, konnte es ihm nicht einfallen, daß besonders für heute das Betteln höchlich verpönt worden. Er forschte nicht lange in der Tasche und gab ein Goldstück hin. Er hätte Jeden gern glücklich gemacht, da sein Glück ohne Grenzen schien.

Zu Hause war indeß Alles erwünscht gelungen. Die Thätigkeit des Chirurgen, die Bereitschaft alles Nöthigen, der Beistand Charlottens, Alles wirkte zusammen, und der Knabe ward wieder zum Leben hergestellt. Die Gäste zerstreuten sich, sowol um noch etwas vom Feuerwerk aus der Ferne zu sehen, als auch, um nach solchen verworrenen Szenen ihre ruhige Heimath wieder zu betreten.

Auch hatte der Hauptmann, geschwind umgekleidet, an der nöthigen Vorsorge thätigen Antheil genommen; Alles war beruhigt, und er fand sich mit Charletten allein. Mit zutraulicher Freundlichkeit erklärte er nun, daß seine Abreise nahe bevorstehe. Sie hatte diesen Abend so viel erlebt, daß diese Entdeckung wenig Eindruck auf sie machte; sie hatte gesehen, wie der Freund sich aufopferte, wie er rettete und selbst gerettet war. Diese wunderbaren Ereignisse schienen ihr eine bedeutende Zukunft, aber keine unglückliche zu weissagen.

Eduarden, der mit Ottilien hereintrat, wurde die bevorstehende Abreise des Hauptmanns gleichfalls angekündigt. Er argwohnte, daß Charlotte früher um das Nähere gewußt habe, war aber viel zu sehr mit sich und seinen Absichten beschäftigt, als daß er es hätte übel empfinden sollen.

Im Gegentheil vernahm er aufmerksam und zufrieden die gute und ehrenvolle Lage, in die der Hauptmann versetzt werden sollte. Unbändig drangen seine geheimen Wünsche den Begebenheiten vor. Schon sah er Jenen mit Charlotten ver-

bunden, ſich mit Ottilien. Man hätte ihm zu dieſem Feſt kein größeres Geſchenk machen können.

Aber wie erſtaunt war Ottilie, als ſie auf ihr Zimmer trat und den köſtlichen kleinen Koffer auf ihrem Tiſche fand! Sie ſäumte nicht, ihn zu eröffnen. Da zeigte ſich Alles ſo ſchön gepackt und geordnet, daß ſie es nicht aus einander zu nehmen, ja kaum zu lüften wagte. Muſſelin, Battiſt, Seide, Shawls und Spitzen wetteiferten an Feinheit, Zierlichkeit und Koſtbarkeit. Auch war der Schmuck nicht vergeſſen. Sie begriff wol die Abſicht, ſie mehr als einmal vom Kopf bis auf den Fuß zu kleiden; es war aber Alles ſo koſtbar und fremd, daß ſie ſich's in Gedanken nicht zuzueignen getraute.

Sechzehntes Kapitel.

Des andern Morgens war der Hauptmann verſchwunden, und ein dankbar gefühltes Blatt an die Freunde von ihm zurückgeblieben. Er und Charlotte hatten Abends vorher ſchon halben und einſilbigen Abſchied genommen. Sie empfand eine ewige Trennung und ergab ſich darein; denn in dem zweiten Briefe des Grafen, den ihr der Hauptmann zuletzt mittheilte, war auch von einer Ausſicht auf eine vortheilhafte Heirath die Rede; und obgleich er dieſem Punkt keine Aufmerkſamkeit ſchenkte, ſo hielt ſie doch die Sache ſchon für gewiß und entſagte ihm rein und völlig.

Dagegen glaubte ſie nun auch die Gewalt, die ſie über ſich ſelbſt ausgeübt, von Andern fordern zu können. Ihr war es nicht unmöglich geweſen; Andern ſollte das Gleiche möglich ſein. In dieſem Sinne begann ſie das Geſpräch mit ihrem Gemahl um ſo mehr offen und zuverſichtlich, als ſie empfand, daß die Sache ein für allemal abgethan werden müſſe.

„Unſer Freund hat uns verlaſſen," ſagte ſie, „wir ſind nun wieder gegen einander über wie vormals, und es käme nun wol auf uns an, ob wir wieder völlig in den alten Zuſtand zurückkehren wollten."

Eduard, der nichts vernahm, als was ſeiner Leidenſchaft ſchmeichelte, glaubte, daß Charlotte durch dieſe Worte den früheren Wittwenſtand bezeichnen und, obgleich auf unbeſtimmte Weiſe, zu einer Scheidung Hoffnung machen wolle. Er ant-

wortete deshalb mit Lächeln: „Warum nicht? Es käme nur darauf an, daß man sich verständigte.“

Er fand sich daher gar sehr betrogen, als Charlotte versetzte: „Auch Ottilien in eine andre Lage zu bringen, haben wir gegenwärtig nur zu wählen; denn es findet sich eine doppelte Gelegenheit, ihr Verhältnisse zu geben, die für sie wünschenswerth sind. Sie kann in die Pension zurückkehren, da meine Tochter zur Großtante gezogen ist; sie kann in ein angesehenes Haus aufgenommen werden, um mit einer einzigen Tochter alle Vortheile einer standesmäßigen Erziehung zu genießen.“

„Indessen,“ versetzte Eduard ziemlich gefaßt, „hat Ottilie sich in unserer freundlichen Gesellschaft so verwöhnt, daß ihr eine andre wol schwerlich willkommen sein möchte.“

„Wir haben uns Alle verwöhnt,“ sagte Charlotte, „und Du nicht zum Letzten. Indessen ist es eine Epoche, die uns zur Besinnung auffordert, die uns ernstlich ermahnt, an das Beste sämmtlicher Mitglieder unseres kleinen Zirkels zu denken und auch irgend eine Aufopferung nicht zu versagen.“

„Wenigstens finde ich es nicht billig,“ versetzte Eduard, „daß Ottilie aufgeopfert werde, und das geschähe doch, wenn man sie gegenwärtig unter fremde Menschen hinunter stieße. Den Hauptmann hat sein gutes Geschick hier aufgesucht; wir dürfen ihn mit Ruhe, ja mit Behagen von uns wegscheiden lassen. Wer weiß, was Ottilien bevorsteht? Warum sollten wir uns übereilen?“

„Was uns bevorsteht, ist ziemlich klar,“ versetzte Charlotte mit einiger Bewegung, und da sie die Absicht hatte, ein für allemal sich auszusprechen, fuhr sie fort: „Du liebst Ottilien, Du gewöhnst Dich an sie. Neigung und Leidenschaft entspringt und nährt sich auch von ihrer Seite. Warum sollen wir nicht mit Worten aussprechen, was uns jede Stunde gesteht und bekennt? Sollen wir nicht so viel Vorsicht haben, uns zu fragen, was das werden wird?“

„Wenn man auch sogleich darauf nicht antworten kann,“ versetzte Eduard, der sich zusammennahm, „so läßt sich doch so viel sagen, daß man eben alsdann sich am Ersten entschließt, abzuwarten, was uns die Zukunft lehren wird, wenn man gerade nicht sagen kann, was aus einer Sache werden soll.“

„Hier herauszuziehen,“ versetzte Charlotte, „bedarf es wol keiner großen Weisheit, und so viel läßt sich auf alle Fälle gleich sagen, daß wir Beide nicht mehr jung genug sind, um

blindlings dahin zu gehen, wohin man nicht möchte oder nicht sollte. Niemand kann mehr für uns sorgen; wir müssen unsre eigenen Freunde sein, unsre eigenen Hofmeister. Niemand erwartet von uns, daß wir uns in ein Aeußerstes verlieren werden, Niemand erwartet, uns tadelnswerth oder gar lächerlich zu finden."

„Kannst Du mir's verdenken," versetzte Eduard, der die offne, reine Sprache seiner Gattin nicht zu erwidern vermochte, „kannst Du mich schelten, wenn mir Ottiliens Glück am Herzen liegt, und nicht etwa ein künftiges, das immer nicht zu berechnen ist, sondern ein gegenwärtiges? Denke Dir aufrichtig und ohne Selbstbetrug Ottilien aus unserer Gesellschaft gerissen und fremden Menschen untergeben — ich wenigstens fühle mich nicht grausam genug, ihr eine solche Veränderung zuzumuthen."

Charlotte ward gar wohl die Entschlossenheit ihres Gemahls hinter seiner Verstellung gewahr. Erst jetzt fühlte sie, wie weit er sich von ihr entfernt hatte. Mit einiger Bewegung rief sie aus: „Kann Ottilie glücklich sein, wenn sie uns entzweit, wenn sie nur einen Gatten, seinen Kindern einen Vater entreißt!"

„Für unsere Kinder, dächte ich, wäre gesorgt," sagte Eduard lächelnd und kalt: etwas freundlicher aber fügte er hinzu: „Wer wird auch gleich das Aeußerste denken!"

„Das Aeußerste liegt der Leidenschaft zu allernächst," bemerkte Charlotte. „Lehne, so lange es noch Zeit ist, den guten Rath nicht ab, nicht die Hilfe, die ich uns biete! In trüben Fällen muß Derjenige wirken und helfen, der am Klarsten sieht. Diesmal bin ich's. Lieber, liebster Eduard, laß mich gewähren! Kannst Du mir zumuthen, daß ich auf mein wohlerworbenes Glück, auf die schönsten Rechte, auf Dich so geradehin Verzicht leisten soll?"

„Wer sagt das?" versetzte Eduard mit einiger Verlegenheit.

„Du selbst," versetzte Charlotte; „indem Du Ottilien in der Nähe behalten willst, gestehst Du nicht Alles zu, was daraus entspringen muß? Ich will nicht in Dich dringen; aber wenn Du Dich nicht überwinden kannst, so wirst Du wenigstens Dich nicht lange mehr betrügen können."

Eduard fühlte, wie Recht sie hatte. Ein ausgesprochnes Wort ist fürchterlich, wenn es das auf einmal ausspricht, was das Herz lange sich erlaubt hat; und um nur für den Augenblick auszuweichen, erwiderte Eduard: „Es ist mir ja noch nicht einmal klar, was Du vorhast."

„Meine Absicht war," versetzte Charlotte, „mit Dir die beiden Vorschläge zu überlegen. Beide haben viel Gutes. Die Pension würde Ottilien am Gemäßesten sein, wenn ich betrachte, wie das Kind jetzt ist. Jene größere und weitere Lage verspricht aber mehr, wenn ich bedenke, was sie werden soll." Sie legte darauf umständlich ihrem Gemahl die beiden Verhältnisse dar und schloß mit den Worten: „Was meine Neigung betrifft, so würde ich das Haus jener Dame der Pension vorziehen aus mehreren Ursachen, besonders aber auch, weil ich die Neigung, ja die Leidenschaft des jungen Mannes, den Ottilie dort für sich gewonnen, nicht vermehren will."

Eduard schien ihr Beifall zu geben, nur aber, um einigen Aufschub zu suchen. Charlotte, die darauf ausging, etwas Entscheidendes zu thun, ergriff sogleich die Gelegenheit, als Eduard nicht unmittelbar widersprach, die Abreise Ottiliens, zu der sie schon Alles im Stillen vorbereitet hatte, auf die nächsten Tage festzusetzen.

Eduard schauderte; er hielt sich für verrathen und die liebevolle Sprache seiner Frau für ausgedacht, künstlich und planmäßig, um ihn auf ewig von seinem Glücke zu trennen. Er schien ihr die Sache ganz zu überlassen; allein schon war innerlich sein Entschluß gefaßt. Um nur zu Athem zu kommen, um das bevorstehende unabwendliche Unheil der Entfernung Ottiliens abzuwenden, entschied er sich, sein Haus zu verlassen, und zwar nicht ganz ohne Verbenutzt Charlottens, die er jedoch durch die Einleitung zu täuschen verstand, daß er bei Ottiliens Abreise nicht gegenwärtig sein, ja sie von diesem Augenblick an nicht mehr sehen wolle. Charlotte, die gewonnen zu haben glaubte, that ihm allen Vorschub. Er befahl seine Pferde, gab dem Kammerdiener die nöthige Anweisung, was er einpacken und wie er ihm folgen solle, und so, wie schon im Stegreife, setzte er sich hin und schrieb.

Eduard an Charlotten.

„Das Uebel, meine Liebe, das uns befallen hat, mag heilbar sein oder nicht, dies nur fühl' ich: Wenn ich im Augenblicke nicht verzweifeln soll, so muß ich Aufschub finden für mich, für uns Alle. Indem ich mich aufopfre, kann ich fordern. Ich verlasse mein Haus und kehre nur unter günstigern, ruhigern Aussichten zurück. Du sollst es indessen besitzen, aber mit

Ottilien. Bei Dir will ich sie wissen, nicht unter fremden Menschen. Sorge für sie, behandle sie wie sonst, wie bisher, ja nur immer liebevoller, freundlicher und zarter! Ich versprechе, kein heimliches Verhältniß zu Ottilien zu suchen. Laßt mich lieber eine Zeit lang ganz unwissend, wie Ihr lebt! Ich will mir das Beste denken. Denkt auch so von mir! Nur, was ich Dich bitte, auf das Innigste, auf das Lebhafteste: Mache keinen Versuch, Ottilien sonst irgendwo unterzubringen, in neue Verhältnisse zu bringen! Außer dem Beirk Deines Schlosses, Deines Parks, fremden Menschen anvertraut, gehört sie mir, und ich werde mich ihrer bemächtigen. Bist Du aber meine Neigung, meine Wünsche, meine Schmerzen, schmeichelst Du meinem Wahn, meinen Hoffnungen, so will ich auch der Genesung nicht widerstreben, wenn sie sich mir anbietet." —

Diese letzte Wendung floß ihm aus der Feder, nicht aus dem Herzen. Ja, wie er sie auf dem Papier sah, fing er bitterlich zu weinen an. Er sollte auf irgend eine Weise dem Glück, ja dem Unglück, Ottilien zu lieben, entsagen! Jetzt erst fühlte er, was er that. Er entfernte sich, ohne zu wissen, was daraus entstehen konnte. Er sollte sie wenigstens jetzt nicht wiedersehen; ob er sie je wiedersähe, welche Sicherheit konnte er sich darüber versprechen? Aber der Brief war geschrieben; die Pferde standen vor der Thür; jeden Augenblick mußte er fürchten, Ottilien irgendwo zu erblicken und zugleich seinen Entschluß vereitelt zu sehen. Er faßte sich; er dachte, daß es ihm doch möglich sei, [illegible]en Augenblick zurückzukehren und durch die Entfernung gerade seinen Wünschen näher zu kommen. Im Gegentheil stellte er sich Ottilien vor, aus dem Hause gedrängt, wenn er bliebe. Er siegelte den Brief, eilte die Treppe hinab und schwang sich aufs Pferd.

Als er beim Wirthshause vorbeiritt, sah er den Bettler in der Laube sitzen, den er gestern Nacht so reichlich beschenkt hatte. Dieser saß behaglich an seinem Mittagsmahle, stand auf und neigte sich ehrerbietig, ja anbetend vor Eduarden. Eben diese Gestalt war ihm gestern erschienen, als er Ottilien am Arm führte; nun erinnerte sie ihn schmerzlich an die glücklichste Stunde seines Lebens. Seine Leiden vermehrten sich; das Gefühl dessen, was er zurückließ, war ihm unerträglich; nochmals blickte er nach dem Bettler: „O Du Beneidenswerther!" rief er aus, „Du kannst noch am gestrigen Almosen zehren, und ich nicht mehr am gestrigen Glücke!"

Siebzehntes Kapitel.

Ottilie trat ans Fenster, als sie Jemanden wegreiten hörte, und sah Eduarden noch im Rücken. Es kam ihr wunderbar vor, daß er das Haus verließ, ohne sie gesehen, ohne ihr einen Morgengruß geboten zu haben. Sie ward unruhig und immer nachdenklicher, als Charlotte sie auf einen weiten Spaziergang mit sich zog und von mancherlei Gegenständen sprach, aber des Gemahls, und wie es schien, vorsätzlich nicht erwähnte. Doppelt betroffen war sie daher, bei ihrer Zurückkunft den Tisch nur mit zwei Gedecken besetzt zu finden.

Wir vermissen ungern gering scheinende Gewohnheiten; aber schmerzlich empfinden wir erst ein solches Entbehren in bedeutenden Fällen. Eduard und der Hauptmann fehlten; Charlotte hatte seit langer Zeit zum ersten Mal den Tisch selbst angeordnet, und es wollte Ottilien scheinen, als wenn sie abgesetzt wäre. Die beiden Frauen saßen gegen einander über; Charlotte sprach ganz unbefangen von der Anstellung des Hauptmanns und von der wenigen Hoffnung, ihn bald wiederzusehen. Das Einzige tröstete Ottilien in ihrer Lage, daß sie glauben konnte, Eduard sei, um den Freund noch eine Strecke zu begleiten, ihm nachgeritten.

Allein, da sie vom Tische aufstanden, sahen sie Eduard's Reisewagen unter dem Fenster, und als Charlotte einigermaßen unwillig fragte, wer ihn hieher bestellt habe, so antwortete man ihr, es sei der Kammerdiener, der hier noch Einiges aufpacken wolle. Ottilie brauchte ihre ganze Fassung, um ihre Verwunderung und ihren Schmerz zu verbergen.

Der Kammerdiener trat herein und verlangte noch Einiges. Es war eine Mundtasse des Herrn, ein Paar silberne Löffel und Mancherlei, was Ottilien auf eine weitere Reise, auf ein längeres Ausbleiben zu deuten schien. Charlotte verwies ihm sein Begehren ganz trocken, sie verstehe nicht, was er damit sagen wolle; denn er habe ja Alles, was sich auf den Herrn beziehe, selbst im Beschluß. Der gewandte Mann, dem es freilich nur darum zu thun war, Ottilien zu sprechen und sie deswegen unter irgend einem Vorwande aus dem Zimmer zu locken, wußte sich zu entschuldigen und auf seinem Verlangen zu beharren, das ihm Ottilie auch zu gewähren wünschte; allein Charlotte lehnte es ab; der Kammerdiener mußte sich entfernen, und der Wagen rollte fort.

Es war für Ottilien ein schrecklicher Augenblick. Sie verstand es nicht, sie begriff es nicht; aber daß ihr Eduard auf geraume Zeit entrissen war, konnte sie fühlen. Charlotte fühlte den Zustand mit und ließ sie allein. Wir wagen nicht, ihren Schmerz, ihre Thränen zu schildern; sie litt unendlich. Sie bat nur Gott, daß er ihr nur über diesen Tag weghelfen möchte; sie überstand den Tag und die Nacht, und als sie sich wiedergefunden, glaubte sie, ein anderes Wesen anzutreffen.

Sie hatte sich nicht gefaßt, sich nicht ergeben, aber sie war, nach so großem Verluste, noch da und hatte noch mehr zu befürchten. Ihre nächste Sorge, nachdem das Bewußtsein wiedergekehrt, war sogleich, sie möchte nun nach Entfernung der Männer gleichfalls entfernt werden. Sie ahnte nichts von Eduard's Drohungen, wodurch ihr der Aufenthalt neben Charlotten gesichert war; doch diente ihr das Betragen Charlottens zu einiger Beruhigung. Diese suchte das gute Kind zu beschäftigen und ließ sie nur selten, nur ungern von sich; und ob sie gleich wol wußte, daß man mit Worten nicht viel gegen eine entschiedene Leidenschaft zu würken vermag, so kannte sie doch die Macht der Besonnenheit, des Bewußtseins und brachte daher Manches zwischen sich und Ottilien zur Sprache.

So war es für Diese ein großer Trost, als Jene gelegentlich, mit Bedacht und Vorsatz, die weise Betrachtung anstellte: „Wie lebhaft ist," sagte sie, „die Dankbarkeit Derjenigen, denen wir mit Ruhe über leidenschaftliche Verlegenheiten hinaushelfen! Laß uns freudig und munter in das eingreifen, was die Männer unvollendet zurückgelassen haben! So bereiten wir uns die schönste Aussicht auf ihre Rückkehr, indem wir das, was ihr stürmendes, ungeduldiges Wesen zerstören möchte, durch unsre Mäßigung erhalten und fördern."

„Da Sie von Mäßigung sprechen, liebe Tante," versetzte Ottilie, „so kann ich nicht bergen, daß mir dabei die Unmäßigkeit der Männer, besonders was den Wein betrifft, einfällt. Wie oft hat es mich betrübt und geängstigt, wenn ich bemerken mußte, daß reiner Verstand, Klugheit, Schonung Anderer, Anmuth und Liebenswürdigkeit selbst für mehrere Stunden verloren gingen, und oft statt alles des Guten, was ein trefflicher Mann hervorzubringen und zu gewähren vermag, Unheil und Verwirrung hereinzubrechen drohte. Wie oft mögen dadurch gewaltsame Entschließungen veranlaßt werden!"

Charlotte gab ihr Recht; doch setzte sie das Gespräch nicht

fort; denn sie fühlte nur zu wohl, daß auch hier Ottilie blos Eduarden wieder im Sinne hatte, der zwar nicht gewöhnlich, aber doch öfter, als es wünschenswerth war, sein Vergnügen, seine Gesprächigkeit, seine Thätigkeit durch einen gelegentlichen Weingenuß zu steigern pflegte.

Hatte bei jener Aeußerung Charlottens sich Ottilie die Männer, besonders Eduarden, wieder herandenken können, so war es ihr um desto auffallender, als Charlotte von einer bevorstehenden Heirath des Hauptmanns wie von einer ganz bekannten und gewissen Sache sprach, wodurch denn Alles ein andres Ansehn gewann, als sie nach Eduard's frühern Versicherungen sich vorstellen mochte. Durch Alles dies vermehrte sich die Aufmerksamkeit Ottiliens auf jede Aeußerung, jeden Wink, jede Handlung, jeden Schritt Charlottens. Ottilie war klug, scharfsinnig, argwöhnisch geworden, ohne es zu wissen.

Charlotte durchdrang indessen das Einzelne ihrer ganzen Umgebung mit scharfem Blick und wirkte darin mit ihrer klaren Gewandtheit, wobei sie Ottilien beständig theilnehmen nöthigte. Sie zog ihren Hausbalt ohne Bänglichkeit ins Enge; ja, wenn sie Alles genau betrachtete, so hielt sie den leidenschaftlichen Vorfall für eine Art von glücklicher Schickung. Denn auf dem bisherigen Wege wäre man leicht ins Grenzenlose gerathen und hätte den schönen Zustand reichlicher Glücksgüter, ohne sich zeitig genug zu besinnen, durch ein vordringliches Leben und Treiben, wo nicht zerstört, doch erschüttert.

Was von Parkanlagen im Gange war, störte sie nicht. Sie ließ vielmehr dasjenige fortsetzen, was zum Grunde künftiger Ausbildung liegen mußte; aber dabei hatte es auch sein Bewenden. Ihr zurückkehrender Gemahl sollte noch genug erfreuliche Beschäftigung finden.

Bei diesen Arbeiten und Vorsätzen konnte sie nicht genug das Verfahren des Architekten loben. Der See lag in kurzer Zeit ausgebreitet vor ihren Augen, und die neu entstandenen Ufer zierlich und mannichfaltig bepflanzt und beraset. An dem neuen Hause ward alle raube Arbeit vollbracht, was zur Erhaltung nöthig war, besorgt, und dann machte sie einen Abschluß da, wo man mit Vergnügen wieder von vorn anfangen konnte. Dabei war sie ruhig und heiter; Ottilie schien es nur; denn in Allem beobachtete sie nichts als Symptome, ob Eduard wol bald erwartet werde oder nicht. Nichts interessirt sie an Allem als diese Betrachtung.

Willkommen war ihr daher eine Anstalt, zu der man die Bauerknaben versammelte, und die darauf abzielte, den weitläufig gewordenen Park immer rein zu erhalten. Eduard hatte schon den Gedanken gehegt. Man ließ den Knaben eine Art von heitrer Montirung machen, die sie in den Abendstunden anzogen, nachdem sie sich durchaus gereinigt und gesäubert hatten. Die Garderobe war im Schloß; dem verständigsten, genauesten Knaben vertraute man die Aufsicht an; der Architekt leitete das Ganze, und ehe man sich's versah, so hatten die Knaben alle ein gewisse Geschick. Man fand an ihnen eine bequeme Dressur, und sie verrichteten ihr Geschäft nicht ohne eine Art von Manöver. Gewiß, wenn sie mit ihren Scharreisen, gestielten Messerklingen, Rechen, kleinen Spaten und Hacken und wedelartigen Besen einherzogen, wenn andre mit Körben hinterdrein kamen, um Unkraut und Steine bei Seite zu schaffen, andre das hohe, große eiserne Walzenrad hinter sich herzogen, so gab es einen hübschen, erfreulichen Aufzug, in welchem der Architekt eine artige Folge von Stellungen und Thätigkeiten für den Fries eines Gartenhauses sich anmerkte; Ottilie hingegen sah darin nur eine Art von Parade, welche den rückkehrenden Hausherrn bald begrüßen sollte.

Dies gab ihr Muth und Lust, ihn mit etwas Aehnlichem zu empfangen. Man hatte zeither die Mädchen des Dorfes im Nähen, Stricken, Spinnen und andern weiblichen Arbeiten zu ermuntern gesucht. Auch diese Tugenden hatten zugenommen seit jenen Anstalten zur Reinlichkeit und Schönheit des Dorfes. Ottilie wirkte stets mit ein, aber mehr zufällig, nach Gelegenheit und Neigung. Nun gedachte sie, es vollständiger und folgerechter zu machen. Aber aus einer Anzahl Mädchen läßt sich kein Chor bilden wie aus einer Anzahl Knaben. Sie folgte ihrem guten Sinne, und ohne sich's ganz deutlich zu machen, suchte sie nichts, als einem jeden Mädchen Anhänglichkeit an sein Haus, seine Eltern und seine Geschwister einzuflößen.

Das gelang ihr mit Vielen. Nur über ein kleines, lebhaftes Mädchen wurde immer geklagt, daß sie ohne Geschick sei und im Hause nun ein für allemal nichts thun wolle. Ottilie konnte dem Mädchen nicht feind sein; denn ihr war es besonders freundlich. Zu ihr zog es sich, mit ihr ging und lief es, wenn sie es erlaubte. Da war es thätig, munter und unermüdet. Die Anhänglichkeit an eine schöne Herrin schien dem Kinde Bedürfniß zu sein. Anfänglich duldete Ottilie die Begleitung des Kindes;

dann faßte sie selbst Neigung zu ihm; endlich trennten sie sich nicht mehr, und Nanny begleitete ihre Herrin überall hin.

Diese nahm öfters den Weg nach dem Garten und freute sich über das schöne Gedeihen. Die Beeren- und Kirschenzeit ging zu Ende, deren Spätlinge jedoch Nanny sich besonders schmecken ließ. Bei dem übrigen Obste, das für den Herbst eine so reichliche Ernte versprach, gedachte der Gärtner beständig des Herrn, und niemals, ohne ihn herbeizuwünschen. Ottilie hörte dem guten alten Manne so gern zu. Er verstand sein Handwerk vollkommen und hörte nicht auf, ihr vor Eduard vorzusprechen.

Als Ottilie sich freute, daß die Pfropfreiser dieses Frühjahrs alle so gar schön bekommen, erwiderte der Gärtner bedenklich: „Ich wünsche nur, daß der gute Herr viel Freude daran erleben möge. Wäre er diesen Herbst hier, so würde er sehen, was für köstliche Sorten noch von seinem Herrn Vater der im alten Schloßgarten stehen. Die jetzigen Herren Obstgärtner sind nicht so zuverlässig, als sonst die Kartäuser waren. In den Katalogen findet man wol lauter honette Namen. Man pfropft und erzieht, und endlich, wenn sie Früchte tragen, so ist es nicht der Mühe werth, daß solche Bäume im Garten stehen."

Am Wiederholtesten aber fragte der treue Diener, fast so oft er Ottilien sah, nach der Rückkunft des Herrn und nach dem Termin derselben. Und wenn Ottilie ihn nicht angeben konnte, so ließ ihr der gute Mann nicht ohne stille Betrübniß merken, daß er glaube, sie vertraue ihm nicht, und peinlich war ihr das Gefühl der Unwissenheit, das ihr auf diese Weise recht aufgedrungen ward. Doch konnte sie sich von diesen Rabatten und Beeten nicht trennen. Was sie zusammen zum Theil gesät, Alles gepflanzt hatten, stand nun in völligen Flor; kaum bedurfte es noch einer Pflege, auf daß Nanny immer zum Geben bereit war. Mit welchen Erfindungen betrachtete Ottilie die späteren Blumen, die sich erst zeigten, deren Glanz und Fülle dereinst an Eduard's Geburtstag, dessen Feier sie sich manchmal versprach, prangen, ihre Neigung und Dankbarkeit ausdrücken sollten. Doch war die Hoffnung, dieses Fest zu sehen, nicht immer gleich lebendig. Zweifel und Sorgen umflüsterten stets die Seele des guten Mädchens.

Zu einer eigentlichen offnen Uebereinstimmung mit Charlotten konnte es auch wol nicht wieder gebracht werden. Denn freilich war der Zustand beider Frauen sehr verschieden. Wenn Alles

heim Alten blieb, wenn man in das Gleis des geſetzmäßigen Lebens zurückkehrte, gewann Charlotte an gegenwärtigem Glück, und eine frohe Ausſicht in die Zukunft öffnete ſich ihr; Ottilie hingegen verlor Alles, man kann wol ſagen, Alles; denn ſie hatte zuerſt Leben und Freude in Eduard gefunden, und in dem gegenwärtigen Zuſtande fühlte ſie eine unendliche Leere, wovon ſie früher kaum etwas geahnet hatte. Denn ein Herz, das ſucht, fühlt wol, daß ihm etwas mangle; ein Herz, das verloren hat, fühlt, daß es entbehre. Sehnſucht verwandelt ſich in Unmuth und Ungeduld, und ein weibliches Gemüth, zum Erwarten und Abwarten gewöhnt, möchte nun aus ſeinem Kreiſe herausſchreiten, thätig werden, unternehmen und auch etwas für ſein Glück thun.

Ottilie hatte Eduarden nicht entſagt. Wie konnte ſie es auch, obgleich Charlotte klug genug gegen ihre eigne Ueberzeugung die Sache für bekannt annahm und als entſchieden vorausſetzte, daß ein freundſchaftliches ruhiges Verhältniß zwiſchen ihrem Gatten und Ottilien möglich ſei. Wie oft aber lag Dieſe Nachts, wenn ſie ſich eingeſchloſſen, auf den Knieen vor dem eröffneten Koffer und betrachtete die Geburtstagsgeſchenke, von denen ſie noch nichts gebraucht, nichts zerſchnitten, nichts gefertigt! Wie oft eilte das gute Mädchen mit Sonnenaufgang aus dem Hauſe, in dem ſie ſonſt alle ihre Glückſeligkeit gefunden hatte, ins Freie hinaus, in die Gegend, die ſie ſonſt nicht anſprach! Auch auf dem Boden mochte ſie nicht verweilen. Sie ſprang in den Kahn und ruderte ſich bis mitten in den See; dann zog ſie eine Reiſebeſchreibung hervor, ließ ſich von den bewegten Wellen ſchaukeln, las, träumte ſich in die Fremde, und immer fand ſie dort ihren Freund; ſeinem Herzen war ſie noch immer nahe geblieben, er dem ihrigen.

Achtzehntes Kapitel.

Daß jener wunderlich thätige Mann, den wir bereits kennen gelernt, daß Mittler, nachdem er von dem Unheil, das unter dieſen Freunden ausgebrochen, Nachricht erhalten, obgleich kein Theil noch ſeine Hilfe angerufen, in dieſem Falle ſeine Freundſchaft, ſeine Geſchicklichkeit zu beweiſen, zu üben geneigt war, läßt ſich denken. Doch ſchien es ihm räthlich, erſt eine Weile zu zaudern; denn er wußte nur zu wohl, daß es ſchwerer ſei, gebildeten Menſchen bei ſittlichen Verworrenheiten zu Hilfe zu

kommen als ungebildeten. Er überließ sie deshalb eine Zeit lang sich selbst; allein zuletzt konnte er es nicht mehr aushalten und eilte Eduarden aufzusuchen, dem er schon auf die Spur gekommen war.

Sein Weg führte ihn zu einem angenehmen Thal, dessen anmuthig grünen, baumreichen Wiesengrund die Wasserfälle eines immer lebendigen Baches bald durchschlängelte, bald durchrauschte. Auf den sanften Anhöhen zogen sich fruchtbare Felder und wohlbestandene Obstpflanzungen hin. Die Dörfer lagen nicht zu nah an einander, das Ganze hatte einen friedlichen Charakter, und die einzelnen Partien, wenn auch nicht zum Malen, schienen doch zum Leben vorzüglich geeignet zu sein.

Ein wohlerhaltenes Vorwerk mit einem reinlichen bescheidenen Wohnhause, von Gärten umgeben, fiel ihm endlich in die Augen. Er vermuthete, hier sei Eduard's gegenwärtiger Aufenthalt, und er irrte nicht.

Von diesem einsamen Freunde können wir soviel sagen, daß er sich im Stillen dem Gefühl seiner Leidenschaft ganz überließ und dabei mancherlei Plane sich ausdachte, mancherlei Hoffnungen nährte. Er konnte sich nicht leugnen, daß er Ottilien hier zu sehen wünsche, daß er wünsche, sie hieher zu führen, zu leben, und was er sich sonst noch Erlaubtes und Unerlaubtes zu denken nicht verwehrte. Dann schwankte seine Einbildungskraft in allen Möglichkeiten herum. Sollte er sie hier nicht besitzen, nicht rechtmäßig besitzen können, so wollte er ihr den Besitz des Gutes zueignen. Hier sollte sie still für sich, unabhängig leben; sie sollte glücklich sein, und wenn ihn eine selbstquälerische Einbildungskraft noch weiter führte, vielleicht mit einem Andern glücklich sein.

So verflossen ihm seine Tage in einem ewigen Schwanken zwischen Hoffnung und Schmerz, zwischen Thränen und Heiterkeit, zwischen Versäumen, Vorbereitungen und Verzweiflung. Der Anblick Mittler's überraschte ihn nicht. Er hatte dessen Ankunft längst erwartet, und so war er ihm auch bald willkommen. Glaubte er ihn von Charlotten gesendet, so hatte er sich schon auf allerlei Entschuldigungen und Verlegenheiten und sodann auf entscheidendere Vorschläge bereitet; besitzt er nun aber, von Ottilien wieder etwas zu vernehmen, so war ihm Mittler so lieb als ein himmlischer Bote.

Verdrießlich daher und verstimmt war Eduard, als er vernahm, Mittler komme nicht von dorther, sondern aus eignem

Antriebe. Sein Herz verſchloß ſich, und das Geſpräch wollte ſich anfangs nicht einleiten. Doch wußte Mittler nur zu gut, daß ein liebevoll beſchäftigtes Gemüth das dringende Bedürfniß hat, ſich zu äußern, das, was in ihm vorgeht, vor einem Freunde auszuſchütten, und ließ ſich daher gefallen, nach einigem Hin- und Wiederreden, diesmal aus ſeiner Rolle herauszugehen und ſtatt des Vermittlers den Vertrauten zu ſpielen.

Als er hiernach auf eine freundliche Weiſe Eduarden wegen ſeines einſamen Lebens tadelte, erwiderte Dieſer: „O, ich wüßte nicht, wie ich meine Zeit angenehmer zubringen ſollte! Immer bin ich mit ihr beſchäftigt, immer in ihrer Nähe. Ich habe den unſchätzbaren Vortheil, mir denken zu können, wo ſich Ottilie befindet, wo ſie geht, wo ſie ſteht, wo ſie ausruht. Ich ſehe ſie vor mir thun und handeln wie gewöhnlich, ſchaffen und vornehmen, freilich immer das, was mir am Meiſten ſchmeichelt. Dabei bleibt es aber nicht; denn wie kann ich fern von ihr glücklich ſein! Nun arbeitet meine Phantaſie durch, was Ottilie thun ſollte, ſich mir zu nähern. Ich ſchreibe ſüße, zutrauliche Briefe in ihrem Namen an mich; ich antworte ihr und verwahre die Blätter zuſammen. Ich habe verſprochen, keinen Schritt gegen ſie zu thun, und das will ich halten. Aber was bindet ſie, daß ſie ſich nicht zu mir wendet? Hat etwa Charlotte die Grauſamkeit gehabt, Verſprechen und Schwur von ihr zu fordern, daß ſie mir nicht ſchreiben, keine Nachricht von ſich geben wolle? Es iſt natürlich, es iſt wahrſcheinlich, und doch finde ich es unerhört, unerträglich. Wenn ſie mich liebt, wie ich glaube, wie ich weiß, warum entſchließt ſie ſich nicht, warum wagt ſie es nicht, zu fliehen und ſich in meine Arme zu werfen? Sie ſollte das, denke ich manchmal, ſie könnte das. Wenn ſich etwas auf dem Vorſaale regt, ſehe ich gegen die Thüre. Sie ſoll hereintreten, denk' ich, hoff' ich. Ach, und da das Mögliche unmöglich iſt, bilde ich mir ein, das Unmögliche müſſe möglich werden. Nachts, wenn ich aufwache, die Lampe einen unſichern Schein durch das Schlafzimmer wirft, da ſollte ihre Geſtalt, ihr Geiſt, eine Ahnung von ihr vorüberſchweben, herantreten, mich ergreifen, nur einen Augenblick, daß ich eine Art von Verſicherung hätte, ſie denke mein, ſie ſei mein.

„Eine einzige Freude bleibt mir noch. Da ich ihr nahe war, träumte ich nie von ihr; jetzt aber in der Ferne ſind wir im Traume zuſammen, und ſonderbar genug, ſeit ich andre liebenswürdige Perſonen hier in der Nachbarſchaft kennen gelernt, jetzt

erst erscheint mir ihr Bild im Traum, als wenn sie mir sagen wollte: Siehe nur hin und de Du findest doch nichts Schöneres und Lieberes als mich. Und so mischt sich ihr Bild in jeden meiner Träume. Alles, was mir mit ihr begegnet, schiebt sich durch- und übereinander. Bald unterschreiben wir einen Kontrakt; da ist ihre Hand und die meinige, ihr Name und der meinige, beide löschen einander aus, beide verschlingen sich. Auch nicht ohne Schmerz sind diese wonnevollen Gaukeleien der Phantasie. Manchmal thut sie etwas, das die reine Idee beleidigt, die ich von ihr habe; dann fühl' ich erst, wie sehr ich sie liebe, indem ich über alle Beschreibung geängstet bin. Manchmal neckt sie mich ganz gegen ihre Art und quält mich; aber sogleich verändert sich ihr Bild, ihr schönes, rundes, himmlisches Gesichtchen verlängert sich; es ist eine Andre. Aber ich bin doch gequält, unbefriedigt und zerrüttet.

Lächeln Sie nicht, lieber Mittler, oder lächeln Sie auch! O, ich schäme mich nicht dieser Anhänglichkeit, dieser, wenn Sie wollen, thörichten, rasenden Neigung. Nein, ich habe noch nie geliebt; jetzt erfahre ich erst, was das heißt. Bisher war Alles in meinem Leben nur Vorspiel, nur Hinhalten, nur Zeitvertreib, nur Zeitverderb, bis ich sie kennen lernte, bis ich sie liebte und ganz und eigentlich liebte. Man hat mir, nicht gerade ins Gesicht, aber doch wol im Rücken, den Vorwurf gemacht, ich pfusche, ich stümpere nur in den meisten Dingen. Es mag sein; aber ich hatte das noch nicht gefunden, worin ich mich als Meister zeigen kann. Ich will Den sehen, der mich im Talent des Liebens übertrifft.

„Zwar es ist ein jammervolles, ein schmerzen-, ein thränenreiches; aber ich finde es mir so natürlich, so eigen, daß ich es wol schwerlich je wieder aufgebe."

Durch diese lebhaften herzlichen Aeußerungen hatte sich Eduard wol erleichtert; aber es war ihm auch auf einmal jeder einzelne Zug seines wunderlichen Zustandes deutlich vor die Augen getreten, daß er, vom schmerzlichen Widerstreit überwältigt, in Thränen ausbrach, die um so reichlicher flossen, als sein Herz durch Mittheilung weich geworden war.

Mittler, der sein rasches Naturell, seinen unerbittlichen Verstand um so weniger verleugnen konnte, als er sich durch diesen schmerzlichen Ausbruch der Leidenschaft Eduard's weit von dem Ziel seiner Reise verschlagen sah, äußerte aufrichtig und derb seine Mißbilligung. Eduard — hieß es — solle sich ermannen,

ſolle bedenken, was er ſeiner Manneswürde ſchuldig ſei, ſolle nicht vergeſſen, daß dem Menſchen zur höchſten Ehre gereiche, im Unglück ſich zu faſſen, den Schmerz mit Gleichmut und Anſtand zu ertragen, um deſtlich geſchaut, verehrt und als Muſter aufgeſtellt zu werden.

Aufgeregt, durchdrungen von den peinlichſten Gefühlen, wie Eduard war, mußten ihm dieſe Worte hohl und nichtig vorkommen. „Der Glückliche, der Behagliche hat gut reden," fuhr Eduard auf; „aber ſchämen würde er ſich, wenn er einſähe, wie unerträglich er dem Leidenden wird. Eine unendliche Geduld ſoll es geben; einen unendlichen Schmerz will der ſtarre Behagliche nicht anerkennen. Es giebt Fälle, ja, es giebt deren, wo jeder Troſt niederträchtig und Verzweiflung Pflicht iſt! Verſchmäht doch ein edler Grieche, der auch Helden zu ſchildern weiß, keineswegs, die ſeinigen bei ſchmerzlichem Drange weinen zu laſſen. Selbſt im Sprichwort ſagt er: Thränenreiche Männer ſind gut. Verlaſſe mich Jeder, der trocknes Herzens, trockner Augen iſt! Ich verwünſche die Glücklichen, denen der Unglückliche nur zum Spektakel dienen ſoll. Er ſoll ſich in der grauſamſten Lage körperlicher und geiſtiger Bedrängniß noch edel geberden, um ihren Beifall zu erhalten, und, damit ſie ihn beim Verſcheiden noch applaudiren, wie ein Gladiator mit Anſtand vor ihren Augen umkommen. Lieber Mittler, ich danke Ihnen für Ihren Beſuch; aber Sie erzeigten mir eine große Liebe, wenn Sie Sich im Garten, in der Gegend umſähen. Wir kommen wieder zuſammen. Ich ſuche gefaßter und Ihnen ähnlicher zu werden."

Mittler mochte lieber einlenken als die Unterhaltung abbrechen, die er ſo leicht nicht wieder anknüpfen konnte. Auch Eduarden war es ganz gemäß, das Geſpräch weiter fortzuſetzen, das ohnehin zu ſeinem Ziele abzulaufen ſtrebte.

„Freilich," ſagte Eduard, „hilft das Hin- und Wiederdenken, das Hin- und Wiederreden zu nichts; doch unter dieſem Reden bin ich mich ſelbſt erſt gewahr worden, habe ich erſt entſchieden gefühlt, wozu ich mich entſchließen ſollte, wozu ich entſchloſſen bin. Ich ſehe mein gegenwärtiges, mein zukünftiges Leben vor mir; nur zwiſchen Elend und Genuß habe ich zu wählen. Bewirken Sie, beſter Mann, eine Scheidung, die ſo nothwendig, die ſchon geſchehen iſt! Schaffen Sie mir Charlottens Einwilligung! Ich will nicht weiter ausführen, warum ich glaube, daß ſie zu erlangen ſein wird. Gehen Sie hin, lieber Mann, beruhigen Sie uns Alle, machen Sie uns glücklich!"

Mittler stockte. Eduard fuhr fort: „Mein Schicksal und Ottiliens ist nicht zu trennen, und wir werden nicht zu Grunde gehen. Sehen Sie dieses Glas! Unsere Namenszüge sind darein geschnitten. Ein fröhlich Jubelnder warf es in die Luft; Niemand sollte mehr daraus trinken; auf dem felsigen Boden sollte es zerschellen; aber es ward aufgefangen. Um hohen Preis habe ich es wieder eingehandelt, und ich trinke nun täglich daraus, um mich täglich zu überzeugen, daß alle Verhältnisse unzerstörlich sind, die das Schicksal beschlossen hat."

„O wehe mir," rief Mittler, „was muß ich nicht mit meinen Freunden für Geduld haben! Nun begegnet mir noch gar der Aberglaube, der mir als das Schädlichste, was bei den Menschen einkehren kann, verhaßt bleibt. Wir spielen mit Vorausſagungen, Ahnungen und Träumen und machen dadurch das alltägliche Leben bedeutend. Aber wenn das Leben nun selbst bedeutend wird, wenn Alles um uns sich bewegt und braust, dann wird das Gewitter durch jene Gespenster nur noch fürchterlicher."

„Lassen Sie in dieser Ungewißheit des Lebens," rief Eduard, „zwischen diesem Hoffen und Bangen dem bedürftigen Herzen doch nur eine Art von Leitstern, nach welchem es hinblicke, wenn es auch nicht darnach steuern kann!"

„Ich ließe mir's wol gefallen," versetzte Mittler, „wenn dabei nur einige Konsequenz zu hoffen wäre; aber ich habe immer gefunden, auf die warnenden Symptome achtet kein Mensch, auf die schmeichelnden und versprechenden allein ist die Aufmerksamkeit gerichtet, und der Glaube für sie ganz allein lebendig."

Da sich nun Mittler sogar in die dunklen Regionen geführt sah, in denen er sich immer unbehaglicher fühlte, je länger er darin verweilte, so nahm er den dringenden Wunsch Eduard's, der ihn zu Charlotten gehen hieß, etwas williger auf. Denn was wollte er überhaupt Eduarden in diesem Augenblicke noch entgegensetzen? Zeit zu gewinnen, zu erforschen, wie es um die Frauen stehe, das war es, was ihm selbst noch seinen eignen Gesinnungen zu thun übrig blieb.

Er eilte zu Charlotten, die er wie sonst gefaßt und heiter fand. Sie unterrichtete ihn gern von Allem, was vorgefallen war; denn aus Eduard's Reden konnte er nur die Wirkung abnehmen. Er trat von seiner Seite behutsam heran, konnte es aber nicht über sich gewinnen, das Wort Scheidung auch nur im Vorbeigehn auszusprechen. Wie verwundert, erstaunt

und nach seiner Gesinnung erheitert war er daher, als Charlotte ihm in Gefolg so manches Unerfreulichen endlich sagte: „Ich muß glauben, ich muß hoffen, daß Alles sich wieder geben, daß Eduard sich wieder nähern werde. Wie kann es auch wol anders sein, da Sie mich guter Hoffnung finden."

„Verstehe ich Sie recht?" fiel Mittler ein — „Vollkommen," versetzte Charlotte — „Tausendmal gesegnet sei mir diese Nachricht!" rief er, die Hände zusammenschlagend. „Ich kenne die Stärke dieses Arguments auf ein männliches Gemüth. Wie viele Heirathen sah ich dadurch beschleunigt, befestigt, wiederhergestellt! Mehr als tausend Worte wirkt eine solche gute Hoffnung, die fürwahr die beste Hoffnung ist, die wir haben können. Doch," fuhr er fort, „was mich betrifft, so hätte ich alle Ursache, verdrießlich zu sein. In diesem Falle, sehe ich wol, wird meiner Eigenliebe nicht geschmeichelt. Bei Euch kann meine Thätigkeit keinen Dank verdienen. Ich komme mir vor, wie jener Arzt, mein Freund, dem alle Kuren gelangen, die er um Gottes willen an Armen that, der aber selten einen Reichen heilen konnte, der es gut bezahlen wollte. Glücklicherweise hilft sich hier die Sache von selbst, da meine Bemühungen, mein Zureden fruchtlos geblieben wären."

Charlotte verlangte nun von ihm, er solle die Nachricht Eduarden bringen, einen Brief von ihr mitnehmen und sehen, was zu thun, was herzustellen sei. Er wollte das nicht eingehen. „Alles ist schon gethan," rief er aus. „Schreiben Sie! Ein jeder Bote ist so gut als ich. Muß ich doch meine Schritte hinwenden, wo ich nöthiger bin. Ich komme nur wieder, um Glück zu wünschen; ich komme zur Taufe."

Charlotte war diesmal, wie schon öfters, über Mittlern unzufrieden. Sein rasches Wesen brachte manches Gute hervor; aber seine Uebereilung war schuld an manchem Mißlingen. Niemand war abhängiger von augenblicklich vorgefaßten Meinungen als er.

Charlottens Bote kam zu Eduarden, der ihn mit halbem Schrecken empfing. Der Brief konnte ebenso gut für Nein als für Ja entscheiden. Er wagte lange nicht, ihn aufzubrechen, und wie stand er betroffen, als er das Blatt gelesen, versteinert bei folgender Stelle, womit es sich endigte:

„Gedenke jener nächtlichen Stunden, in denen Du Deine Gattin abenteuerlich als Liebender besuchtest, sie unwiderstehlich an Dich zogst, sie als eine Geliebte, als eine Braut in die

Arme schlossest! Laß uns in dieser seltsamen Zufälligkeit eine Fügung des Himmels verehren, die für ein neues Band unserer Verhältnisse gesorgt hat in dem Augenblick, da das Glück unsres Lebens auseinanderzufallen und zu verschwinden droht."

Was von dem Augenblick an in der Seele Eduard's vorging, würde schwer zu schildern sein. In einem solchen Gedränge treten zuletzt alte Gewohnheiten, alte Neigungen wieder hervor, um die Zeit zu tödten und den Lebensraum auszufüllen. Jagd und Krieg sind eine solche für den Edelmann immer bereite Aushülfe. Eduard sehnte sich nach äußerer Gefahr, um der innerlichen das Gleichgewicht zu halten. Er sehnte sich nach dem Untergang, weil ihm das Dasein unerträglich zu werden drohte; ja, es war ihm ein Trost, zu denken, daß er nicht mehr sein werde und eben dadurch seine Geliebten, seine Freunde glücklich machen könne. Niemand stellte seinem Willen ein Hinderniß entgegen, da er seinen Entschluß verheimlichte. Mit allen Förmlichkeiten setzte er sein Testament auf; es war ihm eine süße Empfindung, Ottilien das Gut vermachen zu können. Für Charlotten, für das Ungeborne, für den Hauptmann, für seine Dienerschaft war gesorgt. Der wieder ausgebrochne Krieg begünstigte sein Vorhaben. Militärische Halbheiten hatten ihm in seiner Jugend viel zu schaffen gemacht; er hatte deswegen den Dienst verlassen; nun war es ihm eine herrliche Empfindung, mit einem Feldherrn zu ziehen, von dem er sich sagen konnte: „Unter seiner Anführung ist der Tod wahrscheinlich und der Sieg gewiß."

Ottilie, nachdem auch ihr Charlottens Geheimniß bekannt geworden, betroffen wie Eduard, und mehr, ging in sich zurück. Sie hatte nichts weiter zu sagen. Hoffen konnte sie nicht, und wünschen durfte sie nicht. Einen Blick jedoch in ihr Inneres gewährt uns ihr Tagebuch, aus dem wir Einiges mitzutheilen gedenken.

Zweiter Theil.

Erstes Kapitel.

Im gemeinen Leben begegnet uns oft, was wir in der Epopöe als Kunstgriff des Dichters zu rühmen pflegen, daß nämlich, wenn die Hauptfiguren sich entfernen, verbergen, sich der Unthätigkeit hingeben, gleich sodann schon ein Zweiter, Dritter, bisher kaum Bemerkter den Platz füllt, und, indem er seine ganze Thätigkeit äußert, uns gleichfalls der Aufmerksamkeit, der Theilnahme, ja des Lobes und Preises würdig erscheint.

So zeigte sich gleich nach der Entfernung des Hauptmanns und Eduard's jener Architekt täglich bedeutender, von welchem die Anordnung und Ausführung so manches Unternehmens allein abhing, wobei er sich genau, verständig und thätig erwies und zugleich den Damen auf mancherlei Art beistand und in stillen, langwierigen Stunden sie zu unterhalten wußte. Schon sein Aeußeres war von der Art, daß es Zutrauen einflößte und Neigung erweckte. Ein Jüngling im vollen Sinne des Worts, wohlgebaut, schlank, eher ein Wenig zu groß, bescheiden, ohne ängstlich, zutraulich, ohne zudringend zu sein. Freudig übernahm er jede Sorge und Bemühung, und weil er mit großer Leichtigkeit rechnete, so war ihm bald das ganze Hauswesen kein Geheimniß, und überall hin verbreitete sich sein günstiger Einfluß. Die Fremden ließ man ihn gewöhnlich empfangen, und er wußte einen unerwarteten Besuch entweder abzulehnen oder die Frauen wenigstens dergestalt darauf vorzubereiten, daß ihnen keine Unbequemlichkeit daraus entsprang.

Unter Andern gab ihm eines Tags ein junger Rechtsgelehrter viel zu schaffen, der, von einem benachbarten Edelmann gesendet, eine Sache zur Sprache brachte, die, zwar von keiner sonderlichen Bedeutung, Charlotten dennoch innig berührte.

Wir müssen dieses Vorfalls gedenken, weil er verschiedenen Dingen einen Anstoß gab, die sonst vielleicht lange geruht hätten.

Wir erinnern uns jener Veränderung, welche Charlotte mit dem Kirchhofe vorgenommen hatte. Die sämmtlichen Monumente waren von ihrer Stelle gerückt und hatten an der Mauer, an dem Sockel der Kirche Platz gefunden. Der übrige Raum war geebnet. Außer einem breiten Wege, der zur Kirche und an derselben vorbei zu dem jenseitigen Pförtchen führte, war das Uebrige alles mit verschiedenen Arten Klee besät, der auf das Schönste grünte und blühte. Nach einer gewissen Ordnung sollten vom Ende heran die neuen Gräber bestellt, doch der Platz jederzeit wieder verglichen und ebenfalls besät werden. Niemand konnte leugnen, daß diese Anstalt beim sonn- und festtägigen Kirchgang eine heitere und würdige Ansicht gewährte. Sogar der betagte und an alten Gewohnheiten haftende Geistliche, der anfänglich mit der Einrichtung nicht sonderlich zufrieden gewesen, hatte nunmehr seine Freude daran, wenn er unter den alten Linden, gleich Philemon, mit seiner Baucis vor der Hinterthür ruhend, statt der bekrigen Grabstätten einen schönen, bunten Teppich vor sich sah, der noch überdies seinem Haushalt zu Gute kommen sollte, indem Charlotte die Nutzung dieses Fleckes der Pfarre zusichern lassen.

Allein demungeachtet hatten schon manche Gemeindeglieder früher gemißbilligt, daß man die Bezeichnung der Stelle, wo ihre Vorfahren ruhten, aufgehoben und das Andenken dadurch gleichsam ausgelöscht; denn die wohlerhaltenen Monumente zeigen zwar an, wer begraben sei, aber nicht, wo er begraben sei, und auf das Wo komme es eigentlich an, wie Viele behaupteten.

Von ebensolcher Gesinnung war eine benachbarte Familie, die sich und den Ihrigen einen Raum auf dieser allgemeinen Ruhestätte vor mehreren Jahren ausbedungen und dafür der Kirche eine kleine Stiftung zugewendet hatte. Nun war der junge Rechtsgelehrte abgesendet, um die Stiftung zu widerrufen und anzuzeigen, daß man nicht weiter zahlen werde, weil die Bedingung, unter welcher dieses bisher geschehen, einseitig aufgehoben und auf alle Vorstellungen und Widerreden nicht geachtet worden. Charlotte, die Urheberin dieser Veränderung, wollte den jungen Mann selbst sprechen, der war lebhaft, aber nicht allzu vorlaut seine und seines Prinzipals Gründe darlegte und der Gesellschaft Manches zu denken gab.

„Sie ſehen," ſprach er nach einem kurzen Eingang, in welchem er ſeine Zudringlichkeit zu rechtfertigen wußte, „Sie ſehen, daß dem Geringſten wie dem Höchſten daran gelegen iſt, den Ort zu bezeichnen, der die Seinigen aufbewahrt. Dem ärmſten Landmann, der ein Kind begräbt, iſt es eine Art von Troſt, ein ſchwaches holzernes Kreuz auf das Grab zu ſtellen, es mit einem Kranze zu zieren, um wenigſtens das Andenken ſo lange zu erhalten, als der Schmerz währt, wenn auch ein ſolches Merkzeichen wie die Trauer ſelbſt durch die Zeit aufgehoben wird. Wohlhabende verwandeln dieſe Kreuze in eiſerne, befeſtigen und ſchützen ſie auf mancherlei Weiſe, und hier iſt ſchon Dauer für mehrere Jahre. Doch weil auch dieſe endlich ſinken und unſcheinbar werden, ſo haben Begüterte nichts Angelegeneres, als einen Stein aufzurichten, der für mehrere Generationen zu dauern verſpricht und von den Nachkommen erneut und aufgefriſcht werden kann. Aber dieſer Stein iſt es nicht, der uns anzieht, ſondern das darunter Enthaltene, das daneben der Erde Vertraute. Es iſt nicht ſowol vom Andenken die Rede als von der Perſon ſelbſt, nicht von der Erinnerung, ſondern von der Gegenwart. Ein geliebtes Abgeſchiedenes umarme ich weit eher und inniger im Grabhügel als im Denkmal; denn dieſes iſt für ſich eigentlich nur wenig; aber um daſſelbe ſollen ſich wie um einen Markſtein Gatten, Verwandte, Freunde ſelbſt nach ihrem Hinſcheiden noch verſammeln, und der Lebende ſoll das Recht behalten, Fremde und Mißwollende auch von der Seite ſeiner geliebten Ruhenden abzuweiſen und zu entfernen.

„Ich halte deswegen dafür, daß mein Prinzipal völlig Recht habe, die Stiftung zurückzunehmen; und dies iſt noch billig genug; denn die Glieder der Familie ſind auf eine Weiſe verletzt, wofür gar kein Erſatz zu denken iſt. Sie ſollen das ſchmerzlich ſüße Gefühl entbehren, ihren Geliebten ein Todtenopfer zu bringen, die tröſtliche Hoffnung, dereinſt unmittelbar neben ihnen zu ruhen."

„Die Sache iſt nicht von der Bedeutung," verſetzte Charlotte, „daß man ſich deshalb durch einen Rechtshandel beunruhigen ſollte. Meine Anſtalt reut mich ſo wenig, daß ich die Kirche gern wegen deſſen, was ihr entgeht, entſchädigen will. Nur muß ich Ihnen aufrichtig geſtehen, Ihre Argumente haben mich nicht überzeugt. Das reine Gefühl einer endlichen allgemeinen Gleichheit wenigſtens nach dem Tode ſcheint mir be-

ruhigender als dieses eigensinnige, zarte Festhalten unserer Persönlichkeiten, Anhänglichkeiten und Lebensverhältnisse. Und was sagen Sie hierzu?" richtete sie ihre Frage an den Architekten.

„Ich möchte," versetzte Dieser, „in einer solchen Sache weder streiten noch den Ausschlag geben. Lassen Sie mich das, was meiner Kunst, meiner Denkweise am Nächsten liegt, bescheidentlich äußern! Seitdem wir nicht mehr so glücklich sind, die Reste eines geliebten Gegenstandes eingeurnt an unsere Brust zu drücken, da wir weder reich noch heiter genug sind, sie unversehrt in großen, wohl ausgezierten Sarkophagen zu verwahren, ja, da wir nicht einmal in den Kirchen mehr Platz für uns und für die Unsrigen finden, sondern hinaus ins Freie gewiesen sind, so haben wir alle Ursache, die Art und Weise, die Sie, meine gnädige Frau, eingeleitet haben, zu billigen. Wenn die Glieder einer Gemeinde reihenweise neben einander liegen, so ruhen sie bei und unter den Ihrigen; und wenn die Erde uns einmal aufnehmen soll, so finde ich nichts natürlicher und reinlicher, als daß man die zufällig entstandenen, nach und nach zusammensinkenden Hügel ungesäumt vergleiche, und so die Decke, indem Alle sie tragen, einem Jeden leichter gemacht werde."

„Und ohne irgend ein Zeichen des Andenkens, ohne irgend etwas, das der Erinnerung entgegenkäme, sollte das Alles so vorübergehen?" versetzte Ottilie.

„Keineswegs!" fuhr der Architekt fort, „nicht vom Andenken, nur vom Platze soll man sich lossagen. Der Baukünstler, der Bildhauer sind höchlich interessirt, daß der Mensch von ihnen, von ihrer Kunst, von ihrer Hand eine Dauer seines Daseins erwarte; und deswegen wünschte ich gut gedachte, gut ausgeführte Monumente, nicht einzeln und zufällig ausgesät, sondern an einem Orte aufgestellt, wo sie sich Dauer versprechen können. Da selbst die Frommen und Heben auf das Vorrecht Verzicht thun, in den Kirchen persönlich zu ruhen, so stelle man wenigstens dort oder in schönen Hallen um die Begräbnißplätze Denkzeichen, Denkschriften auf. Es giebt tausenderlei Formen, die man ihnen verschreiben, tausenderlei Zierrathen, womit man sie ausschmücken kann."

„Wenn die Künstler so reich sind," versetzte Charlotte, „so sagen Sie mir doch: Wie kann man sich niemals aus der Form eines kleinlichen Obelisken, einer abgestutzten Säule und eines

Aſchenkrugs herausfinden? Anſtatt der tauſend Erfindungen, deren Sie Sich rühmen, habe ich nur immer tauſend Wiederholungen geſehen."

„Das iſt wol bei uns ſo," entgegnete ihr der Architekt, „aber nicht überall. Und überhaupt mag es mit der Erfindung und der ſchicklichen Anwendung eine eigne Sache ſein. Beſonders hat es in dieſem Falle manche Schwierigkeit, einen ernſten Gegenſtand zu erheitern und bei einem unerfreulichen nicht ins Unerfreuliche zu gerathen. Was Entwürfe zu Monumenten aller Art betrifft, deren habe ich viele geſammelt und zeige ſie gelegentlich; doch bleibt immer das ſchönſte Denkmal des Menſchen eigenes Bildniß. Dieſes giebt mehr als irgend etwas Anders einen Begriff von dem, was er war; es iſt der beſte Text zu vielen oder wenigen Noten; nur müßte es aber auch in ſeiner beſten Zeit gemacht ſein, welches gewöhnlich verſäumt wird. Niemand denkt daran, lebende Formen zu erhalten, und wenn es geſchieht, ſo geſchieht es auf unzulängliche Weiſe. Da wird ein Todter geſchwind noch abgegoſſen, und eine ſolche Maske auf einen Block geſetzt, und das heißt man eine Büſte. Wie ſelten iſt der Künſtler im Stande, ſie völlig wieder zu beleben!"

„Sie haben, ohne es vielleicht zu wiſſen und zu wollen," verſetzte Charlotte, „dies Geſpräch ganz zu meinen Gunſten gelenkt. Das Bild eines Menſchen iſt doch wol unabhängig; überall, wo es ſteht, ſteht es für ſich, und wir werden von ihm nicht verlangen, daß es die eigentliche Grabſtätte bezeichne. Aber ſoll ich Ihnen eine wunderliche Empfindung bekennen? Selbſt gegen die Bildniſſe habe ich eine Art von Abneigung; denn ſie ſcheinen mir immer einen ſtillen Vorwurf zu machen; ſie deuten auf etwas Entferntes, Abgeſchiedenes und erinnern mich, wie ſchwer es ſei, die Gegenwart recht zu ehren. Gedenkt man, wie viel Menſchen man geſehen, gekannt, und geſteht ſich, wie wenig wir ihnen, wie wenig ſie uns geweſen, wie wird uns da zu Muthe! Wir begegnen dem Geiſtreichen, ohne uns mit ihm zu unterhalten, dem Gelehrten, ohne von ihm zu lernen, dem Gereiſten, ohne uns zu unterrichten, dem Liebevollen, ohne ihm etwas Angenehmes zu erzeigen.

„Und leider ereignet ſich dies nicht blos mit den Vorübergehenden. Geſellſchaften und Familien betragen ſich ſo gegen ihre liebſten Glieder, Städte gegen ihre würdigſten Bürger, Völker gegen ihre trefflichſten Fürſten, Nationen gegen ihre vorzüglichſten Menſchen.

„Ich hörte fragen, warum man von den Todten so unbewunden Gutes sage, von den Lebenden immer mit einer gewissen Vorsicht. Es wurde geantwortet: Weil wir von Jenen nichts zu befürchten haben, und Diese uns noch irgendwo in den Weg kommen könnten. So unrein ist die Sorge für das Andenken der Andern; es ist meist nur ein selbstischer Scherz, wenn es dagegen ein heiliger Ernst wäre, seine Verhältnisse gegen die Ueberbliebenen immer lebendig und thätig zu erhalten."

Zweites Kapitel.

Aufgeregt durch den Vorfall und die daran sich knüpfenden Gespräche, begab man sich des andern Tages nach dem Begräbnißplatz, zu dessen Verzierung und Erweiterung der Architekt manchen glücklichen Vorschlag that. Allein auch auf die Kirche sollte sich seine Sorgfalt erstrecken, auf ein Gebäude, das gleich anfänglich seine Aufmerksamkeit an sich gezogen hatte.

Diese Kirche stand seit mehreren Jahrhunderten, nach deutscher Art und Kunst in guten Maaßen errichtet und auf eine glückliche Weise verziert. Man konnte wol nachkommen, daß der Baumeister eines benachbarten Klosters mit Einsicht und Neigung sich auch an diesem kleineren Gebäude bewährt, und es wirkte noch immer ernst und angenehm auf den Betrachter, obgleich die innere neue Einrichtung zum protestantischen Gottesdienste ihm etwas von seiner Ruhe und Majestät genommen hatte.

Dem Architekten fiel es nicht schwer, sich von Charlotten eine mäßige Summe zu erbitten, wovon er das Aeußere sowol als das Innere im alterthümlichen Sinne herzustellen und mit dem davor liegenden Autersitzungsfelde zur Uebereinstimmung zu bringen gedachte. Er hatte selbst viel Handgeschick, und einige Arbeiter, die noch am Hausean beschäftigt waren, wollte man gern so lange beibehalten, bis auch dieses fromme Werk vollendet wäre.

Man war nunmehr in dem Falle, das Gebäude selbst mit allen Umgebungen und Angebäuden zu untersuchen, und da zeigte sich zum größten Erstaunen und Vergnügen des Architekten eine wenig bemerkte kleine Seitenkapelle von noch geistreichern und leichtern Maaßen, von noch gefälligern und fleißigern Zierrathen. Sie enthielt zugleich manchen geschnitzten und gemalten

Rest jenes älteren Gottesdienstes, der mit mancherlei Gebild und Geräthschaft die verschiedenen Feste zu bezeichnen und jedes auf seine eigene Weise zu feiern wußte.

Der Architekt konnte nicht unterlassen, die Kapelle sogleich in seinen Plan mit hereinzuziehen und besonders diesen engen Raum als ein Denkmal voriger Zeiten und ihres Geschmacks wiederherzustellen. Er hatte sich die leeren Flächen nach seiner Neigung schon verziert gedacht und freute sich, dabei sein malerisches Talent zu üben; allein er machte seinen Hausgenossen fürs Erste ein Geheimniß davon.

Vor allem Andern zeigte er versprochenermaßen den Frauen die verschiedenen Nachbildungen und Entwürfe von alten Grabmonumenten, Gefäßen und andern dahin sich nähernden Dingen, und als man im Gespräch auf die einfachern Grabbügel der nordischen Völker zu reden kam, brachte er seine Sammlung von mancherlei Waffen und Geräthschaften, die darin gefunden worden, zur Ansicht. Er hatte Alles sehr reinlich und tragbar in Schubladen und Fächern auf eingeschnittenen, mit Tuch überzogenen Brettern, so daß diese alten ernsten Dinge durch seine Behandlung etwas Putzhaftes annahmen, und man mit Vergnügen darauf wie auf die Kästchen eines Modehändlers hinblickte. Und da er einmal im Vorzeigen war, da die Einsamkeit eine Unterhaltung forderte, so pflegte er jeden Abend mit einem Theil seiner Schätze hervorzutreten. Sie waren meistentheils deutschen Ursprungs, Brakteaten, Dickmünzen, Siegel und was sonst sich noch anschließen mag. Alle diese Dinge richteten die Einbildungskraft gegen die ältere Zeit hin, und da er zuletzt mit den Anfängen des Drucks, Holzschnitten und den ältesten Kupfern seine Unterhaltung zierte, und die Kirche täglich auch jenem Sinne gemäß an Farbe und sonstiger Auszierung gleichsam der Vergangenheit entgegenwuchs, so mußte man sich beinahe selbst fragen, ob man denn wirklich in der neuern Zeit lebe, ob es nicht ein Traum sei, daß man nunmehr in ganz andern Sitten, Gewohnheiten, Lebensweisen und Ueberzeugungen verweile.

Auf solche Art vorbereitet, that ein größeres Portefeuille, das er zuletzt herbeibrachte, die beste Wirkung. Es enthielt zwar meist nur umrissene Figuren, die aber, weil sie auf die Bilder selbst durchgezeichnet waren, ihren alterthümlichen Charakter vollkommen erhalten hatten, und diesen, wie einnehmend fanden ihn die Beschauenden! Aus allen Gestalten blickte nur

das reinste Dasein hervor; alle mußte man, wo nicht für edel, doch für gut ansprechen. Heitere Sammlung, willige Anerkennung eines Ehrwürdigen über uns, stille Hingebung in Liebe und Erwartung war auf allen Gesichtern, in allen Geberden ausgedrückt. Der Greis mit dem kahlen Scheitel, der reichlockige Knabe, der muntere Jüngling, der ernste Mann, der verklärte Heilige, der schwebende Engel, Alle schienen selig in einem unschuldigen Genügen, in einem frommen Erwarten. Das Gemeinste, was geschah, hatte einen Zug von himmlischem Leben, und eine gottesdienstliche Handlung schien ganz jeder Natur angemessen.

Nach einer solchen Region blickten wol die Meisten wie nach einem verschwundenen goldenen Zeitalter, nach einem verlorenen Paradiese hin. Nur vielleicht Ottilie war in dem Fall, sich unter Ihresgleichen zu fühlen.

Wer hätte nun widerstehen können, als der Architekt sich erbot, nach dem Anlaß dieser Urbilder die Räume zwischen den Spitzbogen der Kapelle auszumalen und dadurch sein Andenken entschieden an einem Orte zu stiften, wo es ihm so gut gegangen war. Er erklärte sich hierüber mit einiger Wehmuth; denn er konnte nach der Lage der Sache wol einsehen, daß sein Aufenthalt in so vollkommener Gesellschaft nicht immer dauern könne, ja vielleicht bald abgebrochen werden müsse.

Uebrigens waren diese Tage zwar nicht reich an Begebenheiten, doch voller Anlässe zu ernsthafter Unterhaltung. Wir nehmen daher Gelegenheit, von demjenigen, was Ottilie sich daraus in ihren Heften angemerkt, Einiges mitzutheilen, wozu wir keinen schicklichern Uebergang finden als durch ein Gleichniß, das sich uns beim Betrachten ihrer liebenswürdigen Blätter aufdringt.

Wir hören von einer besondern Einrichtung bei der englischen Marine. Sämmtliche Tauwerke der kriegerischen Flotte, vom stärksten bis zum schwächsten, sind dergestalt gesponnen, daß ein rother Faden durch das Ganze durchgeht, den man nicht herauswinden kann, ohne Alles aufzulösen, und woran auch die kleinsten Stücke kenntlich sind, daß sie der Krone gehören.

Ebenso zieht sich durch Ottiliens Tagebuch ein Faden der Neigung und Anhänglichkeit, der Alles verbindet und das Ganze bezeichnet. Dadurch werden diese Bemerkungen, Betrachtungen, ausgezogenen Sinnsprüche und was sonst vorkommen mag, der Schreibenden ganz besonders eigen und für sie von

Bedeutung. Selbſt jede einzelne von uns ausgewählte und mitgetheilte Stelle giebt davon das entſchiedenſte Zeugniß.

Aus Ottiliens Tagebuche.

„Neben Denen dereinſt zu ruhen, die man liebt, iſt die angenehmſte Vorſtellung, welche der Menſch haben kann, wenn er einmal über das Leben hinausdenkt. Zu den Seinigen verſammelt werden, iſt ein ſo herzlicher Ausdruck.“

„Es giebt mancherlei Denkmale und Merkzeichen, die uns Entfernte und Abgeſchiedene näher bringen. Keins iſt von der Bedeutung des Bildes. Die Unterhaltung mit einem geliebten Bilde, ſelbſt wenn es unähnlich iſt, hat was Reizendes, wie es manchmal etwas Reizendes hat, ſich mit einem Freunde ſtreiten. Man fühlt auf eine angenehme Weiſe, daß man zu Zweien iſt und doch nicht aus einander kann.“

„Man unterhält ſich manchmal mit einem gegenwärtigen Menſchen als mit einem Bilde. Er braucht nicht zu ſprechen, uns nicht anzuſehen, ſich nicht mit uns zu beſchäftigen; wir ſehen ihn, wir fühlen unſer Verhältniß zu ihm, ja ſogar unſere Verhältniſſe zu ihm können wachſen, ohne daß er etwas dazu thut, ohne daß er etwas davon empfindet, daß er ſich eben blos zu uns wie ein Bild verhält.“

„Man iſt niemals mit einem Portrait zufrieden von Perſonen, die man kennt. Deswegen habe ich die Portraitmaler immer bedauert. Man verlangt ſo ſelten von den Leuten das Unmögliche, und gerade von dieſen fordert man's. Sie ſollen einem Jeden ſein Verhältniß zu den Perſonen, ſeine Neigung und Abneigung mit in ihr Bild aufnehmen; ſie ſollen nicht blos darſtellen, wie ſie einen Menſchen faſſen, ſondern wie Jeder ihn faſſen würde. Es nimmt mich nicht Wunder, wenn ſolche Künſtler nach und nach verſtockt, gleichgültig und eigenſinnig werden. Daraus möchte denn entſtehen, was wollte, wenn man nur nicht gerade darüber die Abbildungen ſo mancher lieben und theuren Menſchen entbehren müßte.“

„Es iſt wol wahr, die Sammlung des Architekten von Waffen und alten Geräthſchaften, die nebſt dem Körper mit hohen Erdhügeln und Felſenſtücken zugedeckt waren, bezeugt uns, wie unnütz die Vorſorge des Menſchen ſei für die Erhaltung ſeiner Perſönlichkeit nach dem Tode. Und ſo widerſprechend ſind wir!

Der Architekt gesteht, selbst solche Grabhügel der Vorfahren geöffnet zu haben, und fährt dennoch fort, sich mit Denkmälern für die Nachkommen zu beschäftigen."

„Warum soll man es aber so streng nehmen? Ist denn Alles, was wir thun, für die Ewigkeit gethan? Ziehen wir uns nicht Morgens an, um uns Abends wieder auszuziehen? Verreisen wir nicht, um wiederzukehren? Und warum sollten wir nicht wünschen, neben den Unsrigen zu ruhen, und wenn es auch nur für ein Jahrhundert wäre!"

„Wenn man die vielen versunkenen, die durch Kirchgänger abgetretenen Grabsteine, die über ihren Grabmälern selbst zusammengestürzten Kirchen erblickt, so kann Einem das Leben nach dem Tode doch immer wie ein zweites Leben vorkommen, in das man nun im Bilde, in der Ueberschrift eintritt und länger darin verweilt als in dem eigentlichen lebendigen Leben. Aber auch dieses Bild, dieses zweite Dasein verlischt früher oder später. Wie über die Menschen, so auch über die Denkmäler läßt sich die Zeit ihr Recht nicht nehmen."

Drittes Kapitel.

Es ist eine so angenehme Empfindung, sich mit etwas zu beschäftigen, was man nur halb kann, daß Niemand den Dilettanten schelten sollte, wenn er sich mit einer Kunst abgiebt, die er nie lernen wird, noch den Künstler tadeln dürfte, wenn er über die Grenze seiner Kunst hinaus in einem benachbarten Felde sich zu ergehen Lust hat.

Mit so billigen Gesinnungen betrachten wir die Anstalten des Architekten zum Ausmalen der Kapelle. Die Farben waren bereitet, die Maaße genommen, die Kartone gezeichnet; allen Anspruch auf Erfindung hatte er aufgegeben; er hielt sich an seine Umrisse; nur die sitzenden und schwebenden Figuren geschickt auszutheilen, den Raum damit geschmackvoll auszuzieren, war seine Sorge.

Das Gerüste stand, die Arbeit ging vorwärts, und da schon Einiges, was in die Augen fiel, erreicht war, konnte es ihm nicht zuwider sein, daß Charlotte mit Ottilien ihn besuchte. Die lebendigen Engelsgesichter, die lebhaften Gewänder auf dem blauen Himmelsgrunde erfreuten das Auge, indem ihr stilles,

frommes Wesen das Gemüth zur Sammlung berief und eine sehr zarte Wirkung hervorbrachte.

Die Frauen waren zu ihm aufs Gerüst gestiegen, und Ottilie bemerkte kaum, wie abgemessen, leicht und bequem das Alles zuging, als sich in ihr das durch frühern Unterricht Empfangene mit einmal zu entwickeln schien, sie nach Farbe und Pinsel griff und auf erhaltene Anweisung ein faltenreiches Gewand mit so viel Reinlichkeit als Geschicklichkeit anlegte.

Charlotte, welche gern sah, wenn Ottilie sich auf irgend eine Weise beschäftigte und zerstreute, ließ die Beiden gewähren und ging, um ihren eigenen Gedanken nachzuhängen, um ihre Betrachtungen und Sorgen, die sie Niemandem mittheilen konnte, für sich durchzuarbeiten.

Wenn gewöhnliche Menschen, durch gemeine Verlegenheiten des Tags zu einem leidenschaftlich ängstlichen Betragen aufgeregt, uns ein mitleidiges Lächeln abnöthigen, so betrachten wir dagegen mit Ehrfurcht ein Gemüth, in welchem die Saat eines großen Schicksals ausgesäet werden, das die Entwicklung dieser Empfängniß abwarten muß und weder das Gute noch das Böse, weder das Glückliche noch das Unglückliche, was daraus entspringen soll, beschleunigen darf und kann.

Eduard hatte durch Charlottens Boten, den sie ihm in seine Einsamkeit gesendet, freundlich und theilnehmend, aber doch eher gefaßt und ernst als zutraulich und liebevoll geantwortet. Kurz darauf war Eduard verschwunden, und seine Gattin konnte zu keiner Nachricht von ihm gelangen, bis sie endlich von ungefähr seinen Namen in den Zeitungen fand, wo er unter Denen, die sich bei einer bedeutenden Kriegsgelegenheit hervorgethan hatten, mit Auszeichnung genannt war. Sie wußte nun, welchen Weg er genommen hatte; sie erfuhr, daß er großen Gefahren entronnen war; allein sie überzeugte sich zugleich, daß er größere aufsuchen würde, und sie konnte sich daraus nur allzu sehr deuten, daß er in jedem Sinne schwerlich vom Aeußersten würde zurückzuhalten sein. Sie trug diese Sorgen für sich allein immer in Gedanken und mochte sie hin und wieder legen, wie sie wollte, so konnte sie doch bei keiner Ansicht Beruhigung finden.

Ottilie, von alledem nichts ahnend, hatte indessen zu jener Arbeit die größte Neigung gefaßt und von Charlotten gar leicht die Erlaubniß erhalten, regelmäßig darin fortfahren zu dürfen. Nun ging es rasch weiter, und der azurne Himmel war bald mit würdigen Bewohnern bevölkert. Durch eine anhaltende

Uebung gewannen Ottilie und der Architekt bei den letzten Bildern mehr Freiheit; sie wurden zusehends besser. Auch die Gesichter, welche dem Architekten zu malen allein überlassen war, zeigten nach und nach eine ganz besondere Eigenschaft: sie fingen sämmtlich an, Ottilien zu gleichen. Die Nähe des schönen Kindes mußte wol in die Seele des jungen Mannes, der noch keine natürliche oder künstlerische Physiognomie vorgefaßt hatte, einen so lebhaften Eindruck machen, daß ihm nach und nach auf dem Wege vom Auge zur Hand nichts verloren ging, ja, daß beide zuletzt ganz gleichstimmig arbeiteten. Genug, eins der letzten Gesichtchen glückte vollkommen, so daß es schien, als wenn Ottilie selbst aus den himmlischen Räumen herunterlabe.

An dem Gewölbe war man fertig; die Wände hatte man sich vorgenommen, einfach zu lassen und nur mit einer hellern bräunlichen Farbe zu überziehen; die zarten Säulen und künstlichen bildhauerischen Zierrathen sollten sich durch eine dunklere auszeichnen. Aber wie in solchen Dingen immer Eins zum Andern führt, so wurden noch Blumen und Fruchtgehänge beschlossen, welche Himmel und Erde gleichsam zusammenknüpfen sollten. Hier war nun Ottilie ganz in ihrem Felde. Die Gärten lieferten die schönsten Muster; und obschon die Kränze sehr reich ausgestattet wurden, so kam man doch früher, als man gedacht hatte, damit zu Stande.

Noch sah aber Alles wüste und roh aus. Die Gerüste waren durch einander geschoben, die Bretter über einander geworfen, der ungleiche Fußboden durch mancherlei vergessene Farben noch mehr verunstaltet. Der Architekt erbat sich nunmehr, daß die Frauenzimmer ihm acht Tage Zeit lassen und bis dahin die Kapelle nicht betreten möchten. Endlich ersuchte er sie an einem schönen Abende, sich beiderseits dahin zu verfügen; doch wünschte er, sie nicht begleiten zu dürfen, und empfahl sich sogleich.

„Was er uns auch für eine Ueberraschung zugedacht haben mag," sagte Charlotte, als er weggegangen war, „so habe ich doch gegenwärtig keine Lust, hinunterzugehen. Du nimmst es wol allein über Dich und giebst mir Nachricht. Gewiß hat er etwas Angenehmes zu Stande gebracht. Ich werde es erst in Deiner Beschreibung und dann gern in Wirklichkeit genießen."

Ottilie, die wohl wußte, daß Charlotte sich in manchen Stücken in Acht nahm, alle Gemüthsbewegungen vermied und besonders nicht überrascht sein wollte, begab sich sogleich allein auf den Weg und sah sich unwillkürlich nach dem Architekten

um, der aber nirgends erſchien und ſich mochte verborgen haben. Sie trat in die Kirche, die ſie offen fand. Dieſe war ſchon früher fertig, gereinigt und eingeweiht. Sie trat zur Thüre der Kapelle, deren ſchwere, mit Erz beſchlagene Laſt ſich leicht vor ihr aufthat und ſie in einem bekannten Raume mit einem unerwarteten Anblick überraſchte.

Durch das einzige hohe Fenſter fiel ein ernſtes buntes Licht herein; denn es war von farbigen Gläſern anmuthig zuſammengeſetzt. Das Ganze erhielt dadurch einen fremden Ton und bereitete zu einer eigenen Stimmung. Die Schönheit des Gewölbes und der Wände ward durch die Zierde des Fußbodens erhöht, der aus beſonders geformten, nach einem ſchönen Muſter gelegten, durch eine gegoſſene Gipsfläche verbundenen Ziegelſteinen beſtand. Dieſe ſowol als die farbigen Scheiben hatte der Architekt heimlich bereiten laſſen und konnte nun in kurzer Zeit Alles zuſammenfügen. Auch für Ruheplätze war geſorgt. Es hatten ſich unter jenen kirchlichen Alterthümern einige ſchöngeſchnitzte Chorſtühle vorgefunden, die nun gar ſchicklich an den Wänden angebracht umherſtanden.

Ottilie freute ſich der bekannten, ihr als ein unbekanntes Ganze entgegentretenden Theile. Sie ſtand, ging hin und wieder, ſah und beſah; endlich ſetzte ſie ſich auf einen der Stühle, und es ſchien ihr, indem ſie auf- und umherblickte, als wenn ſie wäre und nicht wäre, als wenn ſie ſich empfände und nicht empfände, als wenn dies Alles vor ihr, ſie vor ſich ſelbſt verſchwinden ſollte, und nur als die Sonne das bisher ſehr lebhaft beſchienene Fenſter verließ, erwachte Ottilie vor ſich ſelbſt und eilte nach dem Schloſſe.

Sie verbarg ſich nicht, in welche ſonderbare Epoche dieſe Ueberraſchung gefallen ſei. Es war der Abend vor Eduard's Geburtstage. Dieſen hatte ſie freilich ganz anders zu feiern gehofft: „Wie ſollte nicht Alles zu dieſem Feſte geſchmückt ſein!“ Aber nunmehr ſtand der ganze herbſtliche Blumenreichthum ungepflückt. Dieſe Sonnenblumen wendeten noch immer ihr Angeſicht gen Himmel; dieſe Aſtern ſahen noch immer ſtill beſcheiden vor ſich hin, und was allenfalls davon zu Kränzen gebunden war, hatte zum Muſter gedient, einen Ort auszuſchmücken, der, wenn er nicht blos eine Künſtlergrille bleiben, wenn er zu irgend etwas genutzt werden ſollte, nur zu einer gemeinſamen Grabſtätte geeignet ſchien.

Sie mußte ſich dabei der geräuſchvollen Geſchäftigkeit erinnern, mit welcher Eduard ihr Geburtsfeſt gefeiert; ſie mußte des neu-

gerichteten Hauses gedenken, unter dessen Decke man sich so viel Freundliches versprach. Ja, das Feuerwerk rauschte ihr wieder vor Augen und Ohren, je einsamer sie war, desto mehr vor der Einbildungskraft; aber sie fühlte sich auch nur um desto mehr allein. Sie lehnte sich nicht mehr auf seinen Arm und hatte keine Hoffnung, an ihm jemals wieder eine Stütze zu finden.

Aus Ottiliens Tagebuche.

„Eine Bemerkung des jungen Künstlers muß ich aufzeichnen: Wie am Handwerker so am bildenden Künstler kann man auf das Deutlichste gewahr werden, daß der Mensch sich das am Wenigsten zuzueignen vermag, was ihm ganz eigens angehört. Seine Werke verlassen ihn, so wie die Vögel das Nest, worin sie ausgebrütet worden."

„Der Baukünstler vor Allen hat hierin das wunderlichste Schicksal. Wie oft wendet er seinen ganzen Geist, seine ganze Neigung auf, um Räume hervorzubringen, von denen er sich selbst ausschließen muß. Die königlichen Säle sind ihm ihre Pracht schuldig, deren größte Wirkung er nicht mitgenießt. In den Tempeln zieht er eine Grenze zwischen sich und dem Allerheiligsten; er darf die Stufen nicht mehr betreten, die er zur herzerhebenden Feierlichkeit gründete, so wie der Goldschmied die Monstranz nur von fern anbetet, deren Schmelz und Edelsteine er zusammengeordnet hat. Dem Reichen übergiebt der Baumeister mit dem Schlüssel des Palastes alle Bequemlichkeit und Behäbigkeit, ohne irgend etwas davon mitzugenießen. Muß sich nicht allgemach auf diese Weise die Kunst von dem Künstler entfernen, wenn das Werk wie ein ausgestattetes Kind nicht mehr auf den Vater zurückwirkt? Und wie sehr mußte die Kunst sich selbst befördern, als sie fast allein mit dem Oeffentlichen, mit dem, was Allen und also auch dem Künstler gehörte, sich zu beschäftigen bestimmt war!"

„Eine Vorstellung der alten Völker ist ernst und kann furchtbar scheinen. Sie dachten sich ihre Verfahren in großen Höhlen rings umher auf Thronen sitzend in stummer Unterhaltung. Dem Neuen, der hereintrat, wenn er würdig genug war, standen sie auf und neigten ihm einen Willkommen. Gestern, als ich in der Kapelle saß und meinem geschnitzten Stuhle gegenüber

noch mehrere umhergestellt sah, erschien mir jener Gedanke gar freundlich und anmuthig. Warum kannst Du nicht sitzen bleiben? dachte ich bei mir selbst, still und in Dich gekehrt sitzen bleiben, lange, lange, bis endlich die Freunde kämen, denen Du aufstündest und ihren Platz mit freundlichem Neigen anwiesest. Die farbigen Scheiben machen den Tag zur ernsten Dämmerung, und Jemand müßte eine ewige Lampe stiften, damit auch die Nacht nicht ganz finster bliebe."

„Man mag sich stellen, wie man will, und man denkt sich immer lebend. Ich glaube, der Mensch träumt nur, damit er nicht aufhöre zu leben. Es könnte wol sein, daß das innere Licht einmal aus uns herausträte, so daß wir keines andern mehr bedürften."

„Das Jahr klingt ab. Der Wind geht über die Stoppeln und findet nichts mehr zu bewegen; nur die rothen Beeren jener schlanken Bäume scheinen uns noch an etwas Munteres erinnern zu wollen, so wie uns der Taktschlag des Dreschers den Gedanken weckt, daß in der abgeschälten Aehre so viel Nährendes und Lebendiges verborgen liegt."

Viertes Kapitel.

Wie seltsam mußte nach solchen Ereignissen, nach diesem aufgedrungenen Gefühl von Vergänglichkeit und Hinschwinden, Ottilie durch die Nachricht getroffen werden, die ihr nicht länger verborgen bleiben konnte, daß Eduard sich dem wechselnden Kriegsglück überliefert habe. Es entging ihr leider keine von den Betrachtungen, die sie dabei zu machen Ursache hatte. Glücklicherweise kann der Mensch nur einen gewissen Grad des Unglücks fassen; was darüber hinausgeht, vernichtet ihn oder läßt ihn gleichgiltig. Es giebt Lagen, in denen Furcht und Hoffnung Eins werden, sich einander wechselseitig aufheben und in eine dunkle Fühllosigkeit verlieren. Wie könnten wir sonst die entferntesten Geliebtesten in stündlicher Gefahr wissen und dennoch unser tägliches gewöhnliches Leben immer so forttreiben!

Es war daher, als wenn ein guter Geist für Ottilien gesorgt hätte, indem er auf einmal in diese Stille, in der sie einsam und unbeschäftigt zu versinken schien, ein wildes Heer hereinbrachte, das, indem es ihr von außen genug zu schaffen gab und sie aus sich selbst führte, zugleich in ihr das Gefühl eigener Kraft anregte.

Charlottens Tochter, Luciane, war kaum aus der Pension in die große Welt getreten, hatte kaum in dem Hause ihrer Tante sich von zahlreicher Gesellschaft umgeben gesehen, als ihr Gefallenwollen wirklich Gefallen erregte, und ein junger, sehr reicher Mann gar bald eine heftige Neigung empfand, sie zu besitzen. Sein ansehnliches Vermögen gab ihm ein Recht, das Beste jeder Art sein eigen zu nennen, und es schien ihm nichts weiter abzugeben als eine vollkommene Frau, um die ihn die Welt so wie um das Uebrige zu beneiden hätte.

Diese Familienangelegenheit war es, welche Charlotten bisher sehr viel zu thun gab, der sie ihre ganze Ueberlegung, ihre Korrespondenz widmete, insofern diese nicht darauf gerichtet war, von Eduard nähere Nachricht zu erhalten, deswegen auch Ottilie mehr als sonst in der letzten Zeit allein blieb. Diese wußte zwar um die Ankunft Lucianens; im Hause hatte sie deshalb die nöthigsten Vorkehrungen getroffen; allein so nahe stellte man sich den Besuch nicht vor. Man wollte vorher noch schreiben, abreden, näher bestimmen, als der Sturm auf einmal über das Schloß und Ottilien hereinbrach.

Angefahren kamen nun Kammerjungfern und Bediente, Brancards mit Koffern und Kisten; man glaubte schon eine doppelte und dreifache Herrschaft im Hause zu haben; aber nun erschienen erst die Gäste selbst, die Großtante mit Lucianen und einigen Freundinnen, der Bräutigam, gleichfalls nicht unbegleitet. Da lag das Vorhaus voll Backen, Mantelsäcke und anderer lederner Gehäuse. Mit Mühe sonderte man die vielen Kästchen und Futterale aus einander. Des Gepäckes und Geschleppes war kein Ende. Dazwischen regnete es mit Gewalt, woraus manche Unbequemlichkeit entstand. Diesem ungestümen Treiben begegnete Ottilie mit gleichmüthiger Thätigkeit, ja ihr heiteres Geschick erschien im schönsten Glanze; denn sie hatte in kurzer Zeit Alles untergebracht und angeordnet. Jedermann war logirt, Jedermann nach seiner Art bequem, und glaubte gut bedient zu sein, weil er nicht gehindert war, sich selbst zu bedienen.

Nun hatten Alle gern nach einer höchst beschwerlichen Reise einige Ruhe genossen; der Bräutigam hätte sich seiner Schwiegermutter gern genähert, um ihr seine Liebe, seinen guten Willen zu betheuern; aber Luciane kannte nicht rasten. Sie war nun einmal zu dem Glücke gelangt, ein Pferd besteigen zu dürfen. Der Bräutigam hatte schöne Pferde, und sogleich mußte man aufsitzen. Wetter und Wind, Regen und Sturm kamen nicht

in Anschlag: es war, als wenn man nur lebte, um naß zu werden und sich wieder zu trocknen. Fiel es ihr ein, zu Fuße auszugehen, so fragte sie nicht, was für Kleider sie anhatte und wie sie beschuht war; sie mußte die Anlagen besichtigen, von denen sie Vieles gehört hatte. Was nicht zu Pferde geschehen konnte, wurde zu Fuß durchrannt. Bald hatte sie Alles gesehen und abgeurtheilt. Bei der Schnelligkeit ihres Wesens war ihr nicht leicht zu widersprechen. Die Gesellschaft hatte Manches zu leiden, am Meisten aber die Kammermädchen, die mit Waschen und Bügeln, Auftrennen und Annähen nicht fertig werden konnten.

Kaum hatte sie das Haus und die Gegend erschöpft, als sie sich verpflichtet fühlte, rings in der Nachbarschaft Besuch abzulegen. Weil man sehr schnell ritt und fuhr, so reichte die Nachbarschaft ziemlich fern umher. Das Schloß ward mit Gegenbesuchen überschwemmt, und damit man sich ja nicht verfehlen möchte, wurden bald bestimmte Tage angesetzt.

Indessen Charlotte mit der Tante und dem Geschäftsträger des Bräutigams die innern Verhältnisse festzustellen bemüht war, und Ottilie mit ihren Untergebenen dafür zu sorgen wußte, daß es an nichts bei so großem Zudrang fehlen möchte, da denn Jäger und Gärtner, Fischer und Krämer in Bewegung gesetzt wurden, zeigte sich Luciane immer wie ein brennender Kometen-Kern, der einen langen Schweif nach sich zieht. Die gewöhnlichen Besuchsunterhaltungen dünkten ihr bald ganz unschmackhaft. Kaum daß sie den ältesten Personen eine Ruhe am Spieltisch gönnte; wer noch einigermaßen beweglich war — und wer ließ sich nicht durch ihre reizenden Zudringlichkeiten in Bewegung setzen? — mußte herbei, wo nicht zum Tanze, doch zum lebhaften Pfand-, Straf- und Vexirspiel. Und obgleich das Alles so wie hernach die Pfänderlösung auf sie selbst berechnet war, so ging doch von der andern Seite Niemand, besonders kein Mann, er mochte von einer Art sein, von welcher er wollte, ganz leer aus; ja, es glückte ihr, einige ältere Personen von Bedeutung ganz für sich zu gewinnen, indem sie ihre eben einfallenden Geburts- und Namenstage ausgeforscht hatte und besonders feierte. Dabei kam ihr ein ganz eigenes Geschick zu Statten, so daß, indem Alle sich begünstigt sahen, Jeder sich für den am Meisten Begünstigten hielt, eine Schwachheit, deren sich sogar der Aelteste in der Gesellschaft am Allermerklichsten schuldig machte.

Schien es bei ihr Plan zu sein, Männer, die etwas vorstellten, Rang, Ansehen, Ruhm oder sonst etwas Bedeutendes für sich hatten, für sich zu gewinnen, Weisheit und Besonnenheit zu Schanden zu machen und ihrem wilden, wunderlichen Wesen selbst bei der Bedächtlichkeit Gunst zu erwerben, so kam die Jugend doch dabei nicht zu kurz; Jeder hatte sein Theil, seinen Tag, seine Stunde, in der sie ihn zu entzünden und zu fesseln wußte. So hatte sie den Architekten schon bald ins Auge gefaßt, der jedoch aus seinem schwarzen langlockigen Haar so unbefangen herausſah, so gerad und ruhig in der Entfernung stand, auf alle Fragen kurz und verständig antwortete, sich aber auf nichts weiter einzulassen geneigt schien, daß sie sich endlich einmal, halb unwillig, halb listig, entschloß, ihn zum Helden des Tages zu machen und dadurch auch für ihren Hof zu gewinnen.

Nicht umsonst hatte sie so vieles Gepäcke mitgebracht, ja, es war ihr noch manches gefolgt. Sie hatte sich auf eine unendliche Abwechselung in Kleidern vorgesehen. Wenn es ihr Vergnügen machte, sich des Tags drei-, viermal umzuziehen und mit gewöhnlichen, in der Gesellschaft üblichen Kleidern vom Morgen bis in die Nacht zu wechseln, so erschien sie dazwischen wol auch einmal im wirklichen Maskenkleid als Bäuerin und Fischerin, als Fee und Blumenmädchen. Sie verschmähte nicht, sich als alte Frau zu verkleiden, um desto frischer ihr junges Gesicht aus der Kutte hervorzuzeigen; und wirklich verwirrte sie dadurch das Gegenwärtige und das Eingebildete dergestalt, daß man sich mit der Saalnixe verwandt und verschwägert zu sein glaubte.

Wozu sie aber diese Verkleidungen hauptsächlich benutzte, waren pantomimische Stellungen und Tänze, in denen sie verschiedene Charaktere auszudrücken gewandt war. Ein Kavalier aus ihrem Gefolge hatte sich eingerichtet, auf dem Flügel ihre Geberden mit der wenigen nöthigen Musik zu begleiten; es bedurfte nur einer kurzen Abrede, und sie waren sogleich in Einstimmung.

Eines Tages, als man sie bei der Pause eines lebhaften Balls auf ihren eigenen heimlichen Antrieb, gleichsam aus dem Stegreife zu einer solchen Darstellung aufgefordert hatte, schien sie verlegen und überrascht und ließ sich wider ihre Gewohnheit lange bitten. Sie zeigte sich unentschlossen, ließ die Wahl, bat wie ein Improvisator um einen Gegenstand, bis endlich jener

Klavier ſpielende Gehilfe, mit dem es abgeredet ſein mochte, ſich an den Flügel ſetzte, einen Trauermarſch zu ſpielen anfing und ſie aufforderte, jene Artemiſia zu geben, welche ſie ſo vortrefflich einſtudirt habe. Sie ließ ſich erbitten, und nach einer kurzen Abweſenheit erſchien ſie bei den zärtlich traurigen Tönen des Todtenmarſches in Geſtalt der königlichen Witwe, mit gemeſſenem Schritt einen Aſchenkrug vor ſich hertragend. Hinter ihr brachte man eine große ſchwarze Tafel und in einer goldenen Reißfeder ein wohl zugeſchnittes Stück Kreide.

Einer ihrer Verehrer und Adjutanten, dem ſie etwas ins Ohr ſagte, ging ſogleich, den Architekten aufzufordern, zu nöthigen und gewiſſermaßen herbeizuſchieben, daß er als Baumeiſter das Grab des Mauſolus zeichnen und alſo keineswegs einen Statiſten, ſondern einen ernſtlich Mitſpielenden vorſtellen ſollte. Wie verlegen der Architekt auch äußerlich erſchien — denn er machte in ſeiner ganz ſchwarzen, knappen, modernen Civilgeſtalt einen wunderlichen Kontraſt mit jenen Flören, Kreppen, Franzen, Schmelzen, Quaſten und Kronen — ſo faßte er ſich doch gleich innerlich; allein um ſo wunderlicher war es anzuſehen. Mit dem größten Ernſt ſtellte er ſich vor die große Tafel, die von ein Paar Pagen gehalten wurde, und zeichnete mit viel Bedacht und Genauigkeit ein Grabmal, das zwar eher einem longobardiſchen als einem kariſchen Königs wäre gemäß geweſen, aber doch in ſo ſchönen Verhältniſſen, ſo ernſt in ſeinen Theilen, ſo geiſtreich in ſeinen Zierrathen, daß man es mit Vergnügen entſtehen ſah und, als es fertig war, bewunderte.

Er hatte ſich in dieſem ganzen Zeitraum faſt nicht gegen die Königin gewendet, ſondern ſeinem Geſchäft alle Aufmerkſamkeit gewidmet. Endlich, als er ſich vor ihr neigte und andeutete, daß er nun ihre Befehle vollzogen zu haben glaube, hielt ſie ihm noch die Urne hin und bezeichnete das Verlangen, dieſe oben auf dem Gipfel abgebildet zu ſehen. Er that es, obgleich ungern, weil ſie zu dem Charakter ſeines übrigen Entwurfs nicht paſſen wollte. Was Lucianen betraf, ſo war ſie endlich von ihrer Ungeduld erlöſt; denn ihre Abſicht war keineswegs, eine gewiſſenhafte Zeichnung von ihm zu haben. Hätte er mit wenigen Strichen nur hinſkizzirt, was etwa einem Monument ähnlich geſehen, und ſich die übrige Zeit mit ihr abgegeben, ſo wäre das wol dem Endzweck und ihren Wünſchen gemäßer geweſen. Bei ſeinem Benehmen dagegen kam ſie in die größte Verlegenheit; denn ob ſie gleich in ihrem Schmerz, ihren An-

ordnungen und Andeutungen, ihrem Beifall über das nach und nach Entstehende ziemlich abzuwechseln suchte und sie ihn einigemal beinahe herumgerrte, um nur mit ihm in eine Art von Verhältniß zu kommen, so erwies er sich doch gar zu steif, dergestalt, daß sie allzu oft ihre Zuflucht zur Urne nehmen, sie an ihr Herz drücken und zum Himmel schauen mußte, ja zuletzt, weil sich doch dergleichen Situationen immer klügern, mehr einer Wittwe von Ephesus als einer Königin von Karien ähnlich sah. Die Vorstellung zog sich daher in die Länge; der Klavierspieler, der sonst Geduld genug hatte, wußte nicht mehr, in welchen Ton er ausweichen sollte. Er dankte Gott, als er die Urne auf der Pyramide stehen sah, und fiel unwillkürlich, als die Königin ihren Dank ausdrücken wollte, in ein lustiges Thema, wodurch die Vorstellung zwar ihren Charakter verlor, die Gesellschaft jedoch völlig aufgeheitert wurde, die sich denn sogleich theilte, der Dame für ihren vortrefflichen Ausdruck und dem Architekten für seine künstliche und zierliche Zeichnung eine freudige Bewunderung zu beweisen.

Besonders der Bräutigam unterhielt sich mit dem Architekten. „Es thut mir leid," sagte Jener, „daß die Zeichnung so vergänglich ist. Sie erlauben wenigstens, daß ich sie mir auf mein Zimmer bringen lasse und mich mit Ihnen darüber unterhalte." „Wenn es Ihnen Vergnügen macht," sagte der Architekt, „so kann ich Ihnen sorgfältige Zeichnungen von dergleichen Gebäuden und Monumenten vorlegen, wovon dieses nur ein zufälliger flüchtiger Entwurf ist."

Ottilie stand nicht fern und trat zu den Beiden. „Versäumen Sie nicht," sagte sie zum Architekten, „den Herrn Baron gelegentlich Ihre Sammlung sehn zu lassen! Er ist ein Freund der Kunst und des Alterthums; ich wünsche, daß Sie Sich näher kennen lernen."

Luciane kam herbeigefahren und fragte: „Wovon ist die Rede?"

„Von einer Sammlung Kunstwerke," antwortete der Baron, „welche dieser Herr besitzt, und die er uns gelegentlich zeigen will."

„Er mag sie nur gleich bringen," rief Luciane. „Nicht wahr, Sie bringen sie gleich?" setzte sie schmeichelnd hinzu, indem sie ihn mit beiden Händen freundlich anfaßte.

„Es möchte jetzt der Zeitpunkt nicht sein," versetzte der Architekt.

„Was!“ rief Luciane gebieterisch, „Sie wollen dem Befehl Ihrer Königin nicht gehorchen?“ Dann legte sie sich auf ein neckisches Bitten.

„Sein Sie nicht eigensinnig,“ sagte Ottilie halb leise.

Der Architekt entfernte sich mit einer Beugung; sie war weder bejahend noch verneinend.

Kaum war er fort, als Luciane sich mit einem Windspiel im Saal herumjagte. „Ach!“ rief sie aus, indem sie zufällig an ihre Mutter stieß, „wie bin ich nicht unglücklich! Ich habe meinen Affen nicht mitgenommen; man hat mir es abgerathen, es ist aber nur die Bequemlichkeit meiner Leute, die mich um dieses Vergnügen bringt. Ich will ihn aber nachkommen lassen; es soll mir Jemand hin, ihn zu holen. Wenn ich nur sein Bildniß sehen könnte, so wäre ich schon vergnügt. Ich will ihn aber gewiß auch malen lassen, und er soll mir nicht von der Seite kommen.“

„Vielleicht kann ich Dich trösten,“ versetzte Charlotte, „wenn ich Dir aus der Bibliothek einen ganzen Band der wunderlichsten Affenbilder kommen lasse.“ Luciane schrie vor Freuden laut auf, und der Folioband wurde gebracht. Der Anblick dieser menschenähnlichen und durch den Künstler noch mehr vermenschlichten abscheulichen Gesichter machte Lucianen die größte Freude. Ganz glücklich aber fühlte sie sich, bei einem jeden dieser Thiere die Aehnlichkeit mit bekannten Menschen zu finden. „Sieht der nicht aus wie der Onkel?“ rief sie unbarmherzig, „der wie der Galanteriehändler M—, der wie der Pfarrer S—, und dieser ist der Dings — der — leibhaftig. Im Grunde sind doch die Affen die eigentlichen Incroyables, und es ist unbegreiflich, wie man sie aus der besten Gesellschaft ausschließen mag.“

Sie sagte das in der besten Gesellschaft, doch Niemand nahm es ihr übel. Man war so gewohnt, ihrer Anmuth Vieles zu erlauben, daß man zuletzt ihrer Unart Alles erlaubte.

Ottilie unterhielt sich indessen mit dem Bräutigam. Sie hoffte auf die Rückkunft des Architekten, dessen ernstere, geschmackvollere Sammlungen die Gesellschaft von diesem Affenwesen befreien sollten. In dieser Erwartung hatte sie sich mit dem Baron besprochen und ihn auf Manches aufmerksam gemacht. Allein der Architekt blieb aus, und als er endlich wiederkam, verlor er sich unter der Gesellschaft, ohne etwas mitzubringen und ohne zu thun, als ob von etwas die Frage ge-

wesen wäre. Ottilie ward einen Augenblick — wie soll man's nennen? — verdrießlich, ungehalten, betroffen; sie hatte ein gutes Wort an ihn gewendet, sie gönnte dem Bräutigam eine vergnügte Stunde nach seinem Sinne, der bei seiner unendlichen Liebe für Lucianen doch von ihrem Betragen zu leiden schien.

Die Affen mußten einer Kollation Platz machen. Gesellige Spiele, ja sogar noch Tänze, zuletzt ein freudeloses Herumsitzen und Wiederaufsagen einer schon gesunkenen Lust dauerten diesmal wie sonst auch weit über Mitternacht. Denn schon hatte sich Luciane gewöhnt, Morgens nicht aus dem Bette und Abends nicht ins Bette gelangen zu können.

Um diese Zeit finden sich in Ottiliens Tagebuch Ereignisse seltener angemerkt, dagegen häufiger auf das Leben bezügliche und vom Leben abgezogene Maximen und Sentenzen. Weil aber die meisten derselben wol nicht durch ihre eigene Reflexion entstanden sein können, so ist es wahrscheinlich, daß man ihr irgend einen Heft mitgetheilt, aus dem sie sich, was ihr gemüthlich war, ausgeschrieben. Manches Eigene von innigerem Bezug wird an dem rothen Faden wol zu erkennen sein.

Aus Ottiliens Tagebuche.

„Wir blicken so gern in die Zukunft, weil wir das Ungefähre, was sich in ihr bin und her beweat, durch stille Wünsche so gern zu unsern Gunsten heranleiten möchten."

„Wir befinden uns nicht leicht in großer Gesellschaft, ohne zu denken, der Zufall, der so Viele zusammenbringt, solle uns auch unsre Freunde herbeiführen."

„Man mag noch so eingezogen leben, so wird man, ehe man sich's versieht, ein Schuldner oder ein Gläubiger."

„Begegnet uns Jemand, der uns Dank schuldig ist, gleich fällt es uns ein. Wie oft kennen wir Jemand begegnen, dem wir Dank schuldig sind, ohne daran zu denken!"

„Sich mitzutheilen, ist Natur; Mitgetheiltes aufzunehmen, wie es gegeben wird, ist Bildung."

„Niemand würde viel in Gesellschaften sprechen, wenn er sich bewußt wäre, wie oft er die Andern mißverstehet."

„Man verändert fremde Reden beim Wiederholen wol nur darum so sehr, weil man sie nicht verstanden hat."

„Wer vor Andern lange allein ſpricht, ohne den Zuhörern zu ſchmeicheln, erregt Widerwillen.“

„Jedes ausgeſprochene Wort erregt den Gegenſinn.“

„Widerſpruch und Schmeichelei machen beide ein ſchlechtes Geſpräch.“

„Die angenehmſten Geſellſchaften ſind die, in welchen eine heitere Ehrerbietung der Glieder gegen einander obwaltet.“

„Durch nichts bezeichnen die Menſchen mehr ihren Charakter als durch das, was ſie lächerlich finden.“

„Das Lächerliche entſpringt aus einem ſittlichen Kontraſt, der auf eine unſchädliche Weiſe für die Sinne in Verbindung gebracht wird.“

„Der ſinnliche Menſch lacht oft, wo nichts zu lachen iſt. Was ihn auch anregt, ſein inneres Behagen kommt zum Vorſchein.“

„Der Verſtändige findet faſt Alles lächerlich, der Vernünftige faſt nichts.“

„Einem bejahrten Manne verdachte man, daß er ſich noch um junge Frauenzimmer bemühte. Es iſt das einzige Mittel, verſetzte er, ſich zu verjüngen, und das will doch Jedermann.“

„Man läßt ſich ſeine Mängel vorhalten, man läßt ſich ſtrafen, man leidet Manches um ihrer willen mit Geduld; aber ungeduldig wird man, wenn man ſie ablegen ſoll.“

„Gewiſſe Mängel ſind nothwendig zum Daſein des Einzelnen. Es würde uns unangenehm ſein, wenn alle Freunde gewiſſe Eigenheiten ablegten.“

„Man ſagt: er ſtirbt bald, wenn Einer etwas gegen ſeine Art und Weiſe thut.“

„Was für Mängel dürfen wir behalten, ja an uns kultiviren? Solche, die den Andern eher ſchmeicheln als ſie verletzen.“

„Die Leidenſchaften ſind Mängel oder Tugenden, nur geſteigerte.“

„Unſre Leidenſchaften ſind wahre Phönixe. Wie der alte verbrennt, ſteigt der neue ſogleich wieder aus der Aſche hervor.“

„Große Leidenſchaften ſind Krankheiten ohne Hoffnung. Was ſie heilen könnte, macht ſie erſt recht gefährlich.“

„Die Leidenſchaft erhöht und mildert ſich durchs Bekennen. In nichts wäre die Mittelſtraße vielleicht wünſchenswerther als im Vertrauen und Verſchweigen gegen Die, die wir lieben.“

Fünftes Kapitel.

So peitschte Luciane den Lebensrausch im geselligen Strudel immer vor sich her. Ihr Hofstaat vermehrte sich täglich, theils weil ihr Treiben so Manchen anregte und anzog, theils weil sie sich Andre durch Gefälligkeit und Wohlthun zu verbinden wußte. Mittheilend war sie im höchsten Grade; denn da ihr durch die Neigung der Tante und des Bräutigams so viel Schönes und Köstliches auf einmal zugeflossen war, so schien sie nichts Eigenes zu besitzen und den Werth der Dinge nicht zu kennen, die sich um sie gehäuft hatten. So zauderte sie nicht einen Augenblick, einen kostbaren Shawl abzunehmen und ihn einem Frauenzimmer umzuhängen, das ihr gegen die übrigen zu ärmlich gekleidet schien, und sie that das auf eine so nedische, geschickte Weise, daß Niemand eine solche Gabe ablehnen konnte. Einer von ihrem Hofstaat hatte stets eine Börse und den Auftrag, in den Orten, wo sie einkehrten, sich nach den Aeltesten und Kränklichen zu erkundigen und ihren Zustand wenigstens für den Augenblick zu erleichtern. Dadurch entstand ihr in der ganzen Gegend ein Name von Vortrefflichkeit, der ihr doch auch manchmal unbequem ward, weil er allzuviel lästige Nothleidende an sie heranzog.

Durch nichts aber vermehrte sie so sehr ihren Ruf als durch ein auffallendes gutes beharrliches Benehmen gegen einen unglücklichen jungen Mann, der die Gesellschaft flohe, weil er, übrigens schön und wohlgebildet, seine rechte Hand, obgleich rühmlich in der Schlacht, verloren hatte. Diese Verstümmlung erregte ihm einen solchen Mißmuth, es war ihm so verdrießlich, daß jede neue Bekanntschaft sich auch immer mit seinem Unfall bekannt machen sollte, daß er sich lieber versteckte, sich dem Lesen und andern Studien ergab und ein für allemal mit der Gesellschaft nichts wollte zu schaffen haben.

Das Dasein dieses jungen Mannes blieb ihr nicht verborgen. Er mußte herbei, erst in kleiner Gesellschaft, dann in größerer, dann in der größten. Sie benahm sich anmuthiger gegen ihn als gegen irgend einen Andern, besonders wußte sie durch zudringliche Dienstfertigkeit ihm seinen Verlust werth zu machen, indem sie geschäftig war, ihn zu ersetzen. Bei Tafel mußte er neben ihr seinen Platz nehmen; sie schnitt ihm vor, so daß er nur die Gabel gebrauchen durfte. Nahmen Aeltere, Vornehmere ihm ihre Nachbarschaft weg, so erstreckte sie ihre

Aufmerksamkeit über die ganze Tafel hin, und die eilenden Bedienten mußten das ersetzen, was ihm die Entfernung zu rauben drohte. Zuletzt munterte sie ihn auf, mit der linken Hand zu schreiben; er mußte alle seine Versuche an sie richten, und so stand sie, entfernt oder nah, immer mit ihm in Verhältniß. Der junge Mann wußte nicht, wie ihm geworden war, und wirklich fing er von diesem Augenblick ein neues Leben an.

Vielleicht sollte man denken, ein solches Betragen wäre dem Bräutigam mißfällig gewesen; allein es fand sich das Gegentheil. Er rechnete ihr diese Bemühungen zu großem Verdienst an und war um so mehr darüber ganz ruhig, als er ihre fast übertriebenen Eigenheiten kannte, wodurch sie Alles, was im Mindesten verfänglich schien, von sich abzulehnen wußte. Sie wollte mit Jedermann nach Belieben umspringen, Jeder war in Gefahr, von ihr einmal angestoßen, gezerrt oder sonst geneckt zu werden; Niemand aber durfte sich gegen sie ein Gleiches erlauben, Niemand sie nach Willkür berühren, Niemand auch nur im entferntesten Sinne eine Freiheit, die sie sich nahm, erwidern; und so hielt sie die Andern in den strengsten Grenzen der Sittlichkeit gegen sich, die sie gegen Andere jeden Augenblick zu übertreten schien.

Ueberhaupt hätte man glauben können, es sei bei ihr Maxime gewesen, sich dem Lobe und dem Tadel, der Neigung und der Abneigung gleichmäßig auszusetzen. Denn wenn sie die Menschen auf mancherlei Weise für sich zu gewinnen suchte, so verdarb sie es wieder mit ihnen gewöhnlich durch eine böse Zunge, die Niemanden schonte. So wurde kein Besuch in der Nachbarschaft abgelegt, nirgends sie und ihre Gesellschaft in Schlössern und Wohnungen freundlich aufgenommen, ohne daß sie bei der Rückkehr auf das Ausgelassenste merken ließ, wie sie alle menschlichen Verhältnisse nur von der lächerlichen Seite zu nehmen geneigt sei. Da waren drei Brüder, welche unter lauter Komplimenten, wer zuerst heirathen sollte, das Alter übereilt hatte; hier eine kleine junge Frau mit einem großen alten Manne; dort umgekehrt ein kleiner, munterer Mann und eine unbehilfliche Riesin. In dem einen Hause stolperte man bei jedem Schritt über ein Kind; das andre wollte ihr bei der größten Gesellschaft nicht voll erscheinen, weil keine Kinder gegenwärtig waren. Alte Gatten sollten sich nur schnell begraben lassen, damit doch wieder einmal Jemand im Hause zum Lachen käme, da ihnen keine Notherben gegeben waren.

Junge Eheleute sollten reisen, weil das Haushalten sie gar nicht kleide. Und wie mit den Personen, so machte sie es auch mit den Sachen, mit den Gebäuden wie mit dem Haus- und Tischgeräthe. Besonders alle Wandverzierungen reizten sie zu lustigen Bemerkungen. Von dem ältesten Hautelis-Teppich bis zu der neusten Papiertapete, vom ehrwürdigsten Familienbilde bis zum frivolsten neuen Kupferstich, Eins wie das Andre mußte leiden, Eins wie das Andre wurde durch ihre spöttischen Bemerkungen gleichsam aufgezehrt, so daß man sich hätte verwundern sollen, wie fünf Meilen umher irgend etwas nur noch existirte.

Eigentliche Bosheit war vielleicht nicht in diesem verneinenden Bestreben; ein selbstischer Muthwille mochte sie gewöhnlich anreizen; aber eine wahrhafte Bitterkeit hatte sich in ihrem Verhältniß zu Ottilien erzeugt. Auf die ruhige, ununterbrochene Thätigkeit des lieben Kindes, die von Jedermann bemerkt und gepriesen wurde, sah sie mit Verachtung herab, und als zur Sprache kam, wie sehr sich Ottilie der Gärten und der Treibhäuser annehme, spottete sie nicht allein darüber, indem sie, uneingedenk des tiefen Winters, in dem man lebte, sich zu verwundern schien, daß man weder Blumen noch Früchte gewahr werde, sondern sie ließ auch von nun an so viel Grünes, so viel Zweige und was nur irgend keimte, herbeibeholen und zur täglichen Zierde der Zimmer und des Tisches verschwenden, daß Ottilie und der Gärtner nicht wenig gekränkt waren, ihre Hoffnungen für das nächste Jahr und vielleicht auf längere Zeit zerstört zu sehen.

Ebenso wenig gönnte sie Ottilien die Ruhe des häuslichen Ganges, worin sie sich mit Bequemlichkeit fortbewegte. Ottilie sollte mit auf die Lust- und Schlittenfahrten; sie sollte mit auf die Bälle, die in der Nachbarschaft veranstaltet wurden; sie sollte weder Schnee noch Kälte noch gewaltsame Nachtstürme scheuen, da ja so viel Andre nicht davon stürben. Das zarte Kind litt nicht wenig darunter, aber Luciane gewann nichts dabei; denn obgleich Ottilie sehr einfach gekleidet ging, so war sie doch, oder so schien sie wenigstens den Männern immer die Schönste. Ein sanftes Anziehen versammelte alle Männer um sie her, sie mochte sich in den großen Räumen am ersten oder am letzten Platze befinden, ja der Bräutigam Lucianens selbst unterhielt sich oft mit ihr, und zwar um so mehr, als er in einer Angelegenheit, die ihn beschäftigte, ihren Rath, ihre Mitwirkung verlangte.

Er hatte den Architekten näher kennen lernen, bei Gelegenheit seiner Kunstsammlung viel über das Geschichtliche mit ihm gesprochen, in andern Fällen auch, besonders bei Betrachtung der Kapelle, sein Talent schätzen gelernt. Der Baron war jung, reich; er sammelte, er wollte bauen; seine Liebhaberei war lebhaft, seine Kenntnisse schwach; er glaubte in dem Architekten seinen Mann zu finden, mit dem er mehr als einen Zweck zugleich erreichen könnte. Er hatte seiner Braut von dieser Absicht gesprochen; sie lobte ihn darum und war höchlich mit dem Vorschlag zufrieden, doch vielleicht mehr, um diesen jungen Mann Ottilien zu entziehen — denn sie glaubte so etwas von Neigung bei ihm zu bemerken — als daß sie gedacht hätte, sein Talent zu ihren Absichten zu benutzen. Denn ob er gleich bei ihren extemporirten Festen sich sehr thätig erwiesen und manche Ressourcen bei dieser und jener Anstalt dargeboten, so glaubte sie es doch immer selbst besser zu verstehen; und da ihre Erfindungen gewöhnlich gemein waren, so reichte, um sie auszuführen, die Geschicklichkeit eines gewandten Kammerdieners ebenso gut hin als die des vorzüglichsten Künstlers. Weiter als zu einem Altar, worauf geopfert ward, und zu einer Bekränzung, es mochte nun ein gipsernes oder ein lebendes Haupt sein, konnte ihre Einbildungskraft sich nicht versteigen, wenn sie irgend Jemand zum Geburts- und Ehrentage ein festliches Kompliment zu machen gedachte.

Ottilie konnte dem Bräutigam, der sich nach dem Verhältniß des Architekten zum Hause erkundigte, die beste Auskunft geben. Sie wußte, daß Charlotte sich schon früher nach einer Stelle für ihn umgethan hatte; denn wäre die Gesellschaft nicht gekommen, so hätte sich der junge Mann gleich nach Vollendung der Kapelle entfernt, weil alle Bauten den Winter über stillstehn sollten und mußten; und es war daher sehr erwünscht, wenn der geschickte Künstler durch einen neuen Gönner wieder genutzt und befördert wurde.

Das persönliche Verhältniß Ottiliens zum Architekten war ganz rein und unbefangen. Seine angenehme und thätige Gegenwart hatte sie wie die Nähe eines ältern Bruders unterhalten und erfreut. Ihre Empfindungen für ihn blieben auf der ruhigen, leidenschaftlosen Oberfläche der Blutsverwandtschaft; denn in ihrem Herzen war kein Raum mehr; es war von der Liebe zu Eduard ganz gedrängt ausgefüllt, und nur die Gottheit, die Alles durchdringt, konnte dieses Herz zugleich mit ihm besitzen.

Indessen je tiefer der Winter sich senkte, je wilderes Wetter, je unzugänglicher die Wege, desto anziehender schien es, in so guter Gesellschaft die abnehmenden Tage zuzubringen. Nach kurzen Ebben überflutheten die Menge von Zeit zu Zeit das Haus. Offiziere von entfernteren Garnisonen, die gebildeten zu ihrem großen Vortheil, die roheren zur Unbequemlichkeit der Gesellschaft, zogen sich herbei; am Civilstande fehlte es auch nicht, und ganz unerwartet kamen eines Tages der Graf und die Baronesse zusammen angefahren.

Ihre Gegenwart schien erst einen wahren Hof zu bilden. Die Männer von Stand und Sitten umgaben den Grafen, und die Frauen ließen der Baronesse Gerechtigkeit widerfahren. Man verwunderte sich nicht lange, sie Beide zusammen und so heiter zu sehen; denn man vernahm, des Grafen Gemahlin sei gestorben, und eine neue Verbindung werde geschlossen sein, sobald es die Schicklichkeit nur erlaube. Ottilie erinnerte sich jenes ersten Besuchs, jedes Worts, was über Ehestand und Scheidung, über Verbindung und Trennung, über Hoffnung, Erwartung, Entbehren und Entsagen gesprochen ward. Beide Personen, damals noch ganz ohne Aussichten, standen nun vor ihr, dem gehofften Glück so nahe, und ein unwillkürlicher Seufzer drang aus ihrem Herzen.

Luciane hörte kaum, daß der Graf ein Liebhaber von Musik sei, so wußte sie ein Konzert zu veranstalten; sie wollte sich dabei mit Gesang zur Guitarre hören lassen. Es geschah. Das Instrument spielte sie nicht ungeschickt, ihre Stimme war angenehm; was aber die Worte betraf, so verstand man sie so wenig, als wenn sonst eine deutsche Schöne zur Guitarre singt. Indeß versicherte Jedermann, sie habe mit viel Ausdruck gesungen, und sie konnte mit dem lauten Beifall zufrieden sein. Nur ein wunderliches Unglück begegnete bei dieser Gelegenheit. In der Gesellschaft befand sich ein Dichter, den sie auch besonders zu verbinden hatte, weil sie einige Lieder von ihm an sie gerichtet wünschte, und deshalb diesen Abend meist nur von seinen Liedern vortrug. Er war überhaupt wie Alle höflich gegen sie; aber sie hatte mehr erwartet. Sie legte es ihm einigemal nahe, konnte aber weiter nichts von ihm vernehmen, bis sie endlich aus Ungeduld einen ihrer Hofleute an ihn schickte und ihnen ließ, ob er denn nicht entzückt gewesen sei, seine vortrefflichen Gedichte so vortrefflich vortragen zu hören. „Meine Gedichte?“ versetzte Dieser mit Erstaunen. „Verzeihen Sie, mein Herr,“ fügte er hinzu, „ich habe nichts als Vokale gehört

und die nicht einmal alle. Unterdessen ist es meine Schuldigkeit, mich für eine so liebenswürdige Intention dankbar zu erweisen." Der Hofmann schwieg und verschwieg. Der Andre suchte sich durch einige wohltönende Komplimente aus der Sache zu ziehen. Sie ließ ihre Absicht nicht undeutlich merken, auch etwas eigens für sie Gedichtetes zu besitzen. Wenn es nicht allzu unfreundlich gewesen wäre, so hätte er ihr das Alphabet überreichen können, um sich daraus ein beliebiges Liebgedicht zu irgend einer vorkommenden Melodie selbst einzubilden. Doch sollte sie nicht ohne Kränkung aus dieser Begebenheit scheiden. Kurze Zeit darauf erfuhr sie, er habe noch selbigen Abend einer von Otiliens Lieblingsmelodien ein allerliebstes Gedicht untergelegt, das noch mehr als verbindlich sei.

Luciane wie alle Menschen ihrer Art, die immer durch einander mischen, was ihnen vortheilhaft und was ihnen nachtheilig ist, wollte nun ihr Glück im Recitiren versuchen. Ihr Gedächtniß war gut, aber wenn man aufrichtig reden sollte, ihr Vortrag geistlos und heftig, ohne leidenschaftlich zu sein. Sie recitirte Balladen, Erzählungen und was sonst in Deklamatorien vorzukommen pflegt. Dabei hatte sie die unglückliche Gewohnheit angenommen, das, was sie vortrug, mit Gesten zu begleiten, wodurch man das, was eigentlich episch und lyrisch ist, auf eine unangenehme Weise mit dem Dramatischen mehr verwirrt als verbindet.

Der Graf, ein einsichtsvoller Mann, der gar bald die Gesellschaft, ihre Neigungen, Leidenschaften und Unterhaltungen übersah, brachte Lucianen glücklicher- oder unglücklicherweise auf eine neue Art von Darstellung, die ihrer Persönlichkeit sehr gemäß war. „Ich finde," sagte er, „hier so manche wohlgestaltete Personen, denen es gewiß nicht fehlt, malerische Bewegungen und Stellungen nachzuahmen. Sollten sie es noch nicht versucht haben, wirkliche bekannte Gemälde vorzustellen? Eine solche Nachbildung, wenn sie auch manche mühsame Anordnung erfordert, bringt dagegen auch einen unglaublichen Reiz hervor."

Schnell ward Luciane gewahr, daß sie hier ganz in ihrem Fach sein würde. Ihr schöner Wuchs, ihre volle Gestalt, ihr regelmäßiges und doch bedeutendes Gesicht, ihre lichtbraunen Haarflechten, ihr schlanker Hals, Alles war schon wie aufs Gemälde berechnet; und hätte sie nun gar gewußt, daß sie schöner aussah, wenn sie still stand, als wenn sie sich bewegte, indem

ihr im letzten Falle manchmal etwas störendes Ungraziöses entschlüpfte, so hätte sie sich mit noch mehrerem Eifer dieser natürlichen Bildnerei ergeben.

Man suchte nun Kupferstiche nach berühmten Gemälden; man wählte zuerst den Belisar nach van Dyk. Ein großer und wohlgebauter Mann von gewissen Jahren sollte den sitzenden blinden General, der Architekt den vor ihm theilnehmend-traurig stehenden Krieger nachbilden, dem er wirklich etwas ähnlich sah. Luciane hatte sich, halb bescheiden, das junge Weibchen im Hintergrunde gewählt, das reichliche Almosen aus einem Beutel in die flache Hand zählt, indeß eine Alte sie abzumahnen und ihr vorzustellen scheint, daß sie zu viel thue. Eine andre ihm wirklich Almosen reichende Frauensperson war nicht vergessen.

Mit diesen und andern Bildern beschäftigte man sich sehr ernstlich. Der Graf gab dem Architekten über die Art der Einrichtung einige Winke, der sogleich ein Theater dazu aufstellte und wegen der Beleuchtung die nöthige Sorge trug. Man war schon tief in die Anstalten verwickelt, als man erst bemerkte, daß ein solches Unternehmen einen ansehnlichen Aufwand verlangte, und daß auf dem Lande mitten im Winter gar manches Erforderniß abging. Desbalb ließ, damit ja nichts stocken möge, Luciane beinah ihre sämmtliche Garderobe zerschneiden, um die verschiedenen Kostüme zu liefern, die jene Künstler willkürlich genug angegeben hatten.

Der Abend kam herbei, und die Darstellung wurde vor einer großen Gesellschaft und zu allgemeinem Beifall ausgeführt. Eine bedeutende Musik spannte die Erwartung. Jener Belisar eröffnete die Bühne. Die Gestalten waren so passend, die Farben so glücklich ausgetheilt, die Beleuchtung so kunstreich, daß man fürwahr in einer andern Welt zu sein glaubte, nur daß die Gegenwart des Wirklichen statt des Scheins eine Art von ängstlicher Empfindung hervorbrachte.

Der Vorhang fiel und ward auf Verlangen mehr als einmal wieder aufgezogen. Ein musikalisches Zwischenspiel unterhielt die Gesellschaft, die man durch ein Bild höherer Art überraschen wollte. Es war die bekannte Vorstellung von Poussin: Ahasverus und Esther. Diesmal hatte sich Luciane besser bedacht. Sie entwickelte in der ohnmächtig hingesunkenen Königin alle ihre Reize und hatte sich klugerweise zu den umgebenden unterstützenden Mädchen lauter hübsche wohlgebildete Figuren ausgesucht, worunter sich jedoch keine mit ihr auch nur im

Mindesten messen konnte. Ottilie blieb von diesem Bilde wie von den übrigen ausgeschlossen. Auf den goldnen Thron hatten sie, um den Zeus gleichen König vorzustellen, den rüstigsten und schönsten Mann der Gesellschaft gewählt, so daß dieses Bild wirklich eine unvergleichliche Vollkommenheit gewann.

Als drittes hatte man die sogenannte väterliche Ermahnung von Terburg gewählt, und wer kennt nicht den herrlichen Kupferstich unseres Wille von diesem Gemälde? Einen Fuß über den andern geschlagen, sitzt ein edler ritterlicher Vater und scheint seiner vor ihm stehenden Tochter ins Gewissen zu reden. Diese, eine herrliche Gestalt, im faltenreichen weißen Atlaskleide, wird zwar nur von hinten gesehen; aber ihr ganzes Wesen scheint anzudeuten, daß sie sich zusammennimmt. Daß jedoch die Ermahnung nicht heftig und beschämend sei, sieht man aus der Miene und Geberde des Vaters; und was die Mutter betrifft, so scheint diese eine kleine Verlegenheit zu verbergen, indem sie in ein Glas Wein blickt, das sie eben auszuschlürfen im Begriff ist.

Bei dieser Gelegenheit nun sollte Luciane in ihrem höchsten Glanze erscheinen. Ihre Zopfe, die Form ihres Kopfes, Hals und Nacken waren über alle Begriffe schön, und die Taille, von der bei den modernen antikisirenden Bekleidungen der Frauenzimmer wenig sichtbar wird, höchst zierlich, schlank und leicht, zeigte sich an ihr in dem älteren Kostüm äußerst vortheilhaft; und der Architekt hatte gesorgt, die reichen Falten des weißen Atlasses mit der künstlichsten Natur zu legen, so daß ganz ohne Frage diese lebendige Nachbildung weit über jenes Originalbildniß hinausreichte und ein allgemeines Entzücken erregte. Man konnte mit dem Wiederverlangen nicht endigen, und der ganz natürliche Wunsch, einem so schönen Wesen, das man genugsam von der Rückseite gesehen, auch ins Angesicht zu schauen, nahm dergestalt überhand, daß ein lustiger, ungeduldiger Vogel die Worte, die man manchmal an das Ende einer Seite zu schreiben pflegt, „Tournez s'il vous plait," laut ausrief und eine allgemeine Beistimmung erregte. Die Darstellenden aber kannten ihren Vortheil zu gut und hatten den Sinn dieser Kunststücke zu wohl gefaßt, als daß sie dem allgemeinen Ruf hätten nachgeben sollen. Die beschämt scheinende Tochter blieb ruhig stehen, ohne den Zuschauern den Ausdruck ihres Angesichts zu gönnen; der Vater blieb in seiner ermahnenden Stellung sitzen, und die Mutter brachte Nase und Augen nicht aus dem durch-

sichtigen Glase, worin sich, ob sie gleich zu trinken schien, der Wein nicht verminderte. — Was sollen wir noch viel von kleinen Nachstücken sagen, wozu man niederländische Wirthshaus- und Jahrmarktsscenen gewählt hatte?

Der Graf und die Baronesse reisten ab und versprachen, in den ersten glücklichen Wochen ihrer nahen Verbindung wiederzukehren, und Charlotte hoffte nunmehr, nach zwei mühsam überstandenen Monaten, die übrige Gesellschaft gleichfalls los zu werden. Sie war des Glücks ihrer Tochter gewiß, wenn bei dieser der erste Braut- und Jugendtaumel sich würde gelegt haben; denn der Bräutigam hielt sich für den glücklichsten Menschen von der Welt. Bei großem Vermögen und gemäßigter Sinnesart schien er auf eine wunderbare Weise von dem Vorzuge geschmeichelt, ein Frauenzimmer zu besitzen, das der ganzen Welt gefallen mußte. Er hatte einen so ganz eigenen Sinn, Alles auf sie und erst durch sie auf sich zu beziehen, daß es ihm eine unangenehme Empfindung machte, wenn sich nicht gleich ein Neuankommender mit aller Aufmerksamkeit auf sie richtete und mit ihm, wie es wegen seiner guten Eigenschaften besonders von älteren Personen oft geschah, eine nähere Verbindung suchte, ohne sich sonderlich um sie zu bekümmern. Wegen des Architekten kam es bald zur Richtigkeit. Aufs Neujahr sollte ihm dieser folgen und das Karneval mit ihm in der Stadt zubringen, wo Luciane sich von der Wiederholung der so schön eingerichteten Gemälde so wie von hundert andern Dingen die größte Glückseligkeit versprach, um so mehr, als Tante und Bräutigam jeden Aufwand für gering zu achten schienen, der zu ihrem Vergnügen erfordert wurde.

Nun sollte man scheiden; aber das konnte nicht auf eine gewöhnliche Weise geschehen. Man scherzte einmal ziemlich laut, daß Charlottens Wintervorräthe nun bald aufgezehrt seien, als der Ehrenmann, der den Belisar vorgestellt hatte und freilich reich genug war, von Lucianens Vorzügen hingerissen, denen er nun schon so lange huldigte, unbedachtsam ausrief: „So lassen Sie es uns auf polnische Art halten! Kommen Sie nun und zehren mich auch auf, und so gehet es dann weiter in der Runde herum!“ Gesagt, gethan: Luciane schlug ein. Den andern Tag war gepackt, und der Schwarm warf sich auf ein anderes Besitzthum. Dort hatte man auch Raum genug, aber weniger Bequemlichkeit und Einrichtung. Daraus entstand manches Unschickliche, das erst Lucianen recht glücklich machte. Das Leben wurde immer

wüster und wilder. Treibjagen im tiefsten Schnee, und was man sonst nur Unbequemes auffinden konnte, wurde veranstaltet, Frauen so wenig als Männer durften sich ausschließen, und so zog man, jagend und reitend, schlittenfahrend und larmend, von einem Gute zum andern, bis man sich endlich der Residenz näherte; da denn die Nachrichten und Erzählungen, wie man sich bei Hofe und in der Stadt vergnüge, der Einbildungskraft eine andre Wendung gaben und Lucianen mit ihrer sämmtlichen Begleitung, indem die Tante schon vorausgegangen war, unaufhaltsam in einen andern Lebenskreis hineinzogen.

Aus Ottiliens Tagebuche.

„Man nimmt in der Welt Jeden, wofür er sich giebt; aber er muß sich auch für etwas geben. Man erträgt die Unbequemen lieber, als man die Unbedeutenden duldet."

„Man kann der Gesellschaft Alles aufdringen, nur nicht, was eine Folge hat."

„Wir lernen die Menschen nicht kennen, wenn sie zu uns kommen; wir müssen zu ihnen gehen, um zu erfahren, wie es mit ihnen steht."

„Ich finde es beinahe natürlich, daß wir an Besuchenden Mancherlei auszusetzen haben, daß wir sogleich, wenn sie weg sind, über sie nicht zum Liebevollsten urtheilen; denn wir haben, so zu sagen, ein Recht, sie nach unserm Maaßstabe zu messen. Selbst verständige und billige Menschen enthalten sich in solchen Fällen kaum einer scharfen Censur."

„Wenn man dagegen bei Andern gewesen ist und hat sie mit ihren Umgebungen, Gewohnheiten, in ihren nothwendigen, unausweichlichen Zuständen gesehen, wie sie um sich wirken, oder wie sie sich fügen, so gehört schon Unverstand und böser Wille dazu, um das lächerlich zu finden, was uns in mehr als einem Sinne ehrwürdig scheinen müßte."

„Durch das, was wir Betragen und gute Sitten nennen, soll das erreicht werden, was außerdem nur durch Gewalt oder auch nicht einmal durch Gewalt zu erreichen ist."

„Der Umgang mit Frauen ist das Element guter Sitten."

„Wie kann der Charakter, die Eigenthümlichkeit des Menschen mit der Lebensart bestehen?"

„Das Eigenthümliche müßte durch die Lebensart erst recht hervorgehoben werden. Das Bedeutende will Jedermann, nur soll es nicht unbequem sein."

„Die größten Vortheile im Leben überhaupt wie in der Gesellschaft hat ein gebildeter Soldat."

„Rohe Kriegsleute gehen wenigstens nicht aus ihrem Charakter, und weil doch meist hinter der Stärke eine Gutmüthigkeit verborgen liegt, so ist im Nothfall auch mit ihnen auszukommen."

„Niemand ist lästiger als ein täppischer Mensch vom Civilstande. Von ihm könnte man die Feinheit fordern, da er sich mit nichts Rohem zu beschäftigen hat."

„Wenn wir mit Menschen leben, die ein zartes Gefühl für das Schickliche haben, so wird es uns Angst um ihretwillen, wenn etwas Ungeschicktes begegnet. So fühle ich immer für und mit Charlotten, wenn Jemand mit dem Stuhle schaukelt, weil sie das in den Tod nicht leiden kann."

„Es käme Niemand mit der Brille auf der Nase in ein vertrauliches Gemach, wenn er wüßte, daß uns Frauen sogleich die Lust vergeht, ihn anzusehen und uns mit ihm zu unterhalten."

„Zutraulichkeit an der Stelle der Ehrfurcht ist immer lächerlich. Es würde Niemand den Hut ablegen, nachdem er kaum das Kompliment gemacht hat, wenn er wüßte, wie komisch das aussieht."

„Es giebt kein äußeres Zeichen der Höflichkeit, das nicht einen tiefen sittlichen Grund hätte. Die rechte Erziehung wäre, welche dieses Zeichen und den Grund zugleich überlieferte."

„Das Betragen ist ein Spiegel, in welchem Jeder sein Bild zeigt."

„Es giebt eine Höflichkeit des Herzens; sie ist der Liebe verwandt. Aus ihr entspringt die bequemste Höflichkeit des äußern Betragens."

„Freiwillige Abhängigkeit ist der schönste Zustand, und wie wäre der möglich ohne Liebe!"

„Wir sind wie entfernter von unsern Wünschen, als wenn wir uns einbilden, das Gewünschte zu besitzen."

„Niemand ist mehr Sklave, als der sich für frei hält, ohne es zu sein."

„Es darf sich Einer nur für frei erklären, so fühlt er sich den Augenblick als bedingt. Wagt er es, sich für bedingt zu erklären, so fühlt er sich frei."

„Gegen große Vorzüge eines Andern giebt es kein Rettungsmittel als die Liebe.“

„Es ist was Schreckliches um einen vorzüglichen Mann, auf den sich die Dummen was zu Gute thun.“

„Es giebt, sagt man, für den Kammerdiener keinen Helden. Das kommt aber blos daher, weil der Held nur vom Helden anerkannt werden kann. Der Kammerdiener wird aber wahrscheinlich Seinesgleichen zu schätzen wissen.“

„Es giebt keinen größern Trost für die Mittelmäßigkeit, als daß das Genie nicht unsterblich sei.“

„Die größten Menschen hängen immer mit ihrem Jahrhundert durch eine Schwachheit zusammen.“

„Man hält die Menschen gewöhnlich für gefährlicher, als sie sind.“

„Thoren und gescheite Leute sind gleich unschädlich. Nur die Halbnarren und Halbweisen, das sind die Gefährlichsten.“

„Man weicht der Welt nicht sicherer aus als durch die Kunst, und man verknüpft sich nicht sicherer mit ihr als durch die Kunst.“

„Selbst im Augenblick des höchsten Glücks und der höchsten Noth bedürfen wir des Künstlers.“

„Die Kunst beschäftigt sich mit dem Schweren und Guten.“

„Das Schwierige leicht behandelt zu sehen, giebt uns das Anschauen des Unmöglichen.“

„Die Schwierigkeiten wachsen, je näher man dem Ziele kommt.“

„Säen ist nicht so beschwerlich als ernten.“

Sechstes Kapitel.

Die große Unruhe, welche Charlotten durch diesen Besuch erwuchs, ward ihr dadurch vergütet, daß sie ihre Tochter völlig begreifen lernte, worin ihr die Bekanntschaft mit der Welt sehr zu Hilfe kam. Es war nicht zum ersten Mal, daß ihr ein so seltsamer Charakter begegnete, ob er ihr gleich noch niemals auf dieser Höhe erschien. Und doch hatte sie aus der Erfahrung, daß solche Personen, durchs Leben, durch mancherlei Ereignisse, durch elterliche Verhältnisse gebildet, eine sehr angenehme und liebenswürdige Reife erlangen können, indem die Selbstigkeit gemildert wird, und die schwärmende Thätigkeit eine entschiedene

Richtung erhält. Charlotte ließ als Mutter sich um desto eher eine für Andere vielleicht unangenehme Erscheinung gefallen, als es Eltern wohl geziemt, da zu hoffen, wo Fremde nur zu genießen wünschen oder wenigstens nicht belästigt sein wollen.

Auf eine eigne und unerwartete Weise jedoch sollte Charlotte nach ihrer Tochter Abreise getroffen werden, indem diese nicht sowol durch das Tadelnswerthe in ihrem Betragen als durch das, was man daran lobenswürdig hätte finden können, eine üble Nachrede hinter sich gelassen hatte. Luciane schien sich's zum Gesetz gemacht zu haben, nicht allein mit den Fröhlichen fröhlich, sondern auch mit den Traurigen traurig zu sein und, um den Geist des Widerspruchs recht zu üben, manchmal die Fröhlichen verdrießlich und die Traurigen heiter zu machen. In allen Familien, wo sie hinkam, erkundigte sie sich nach den Kranken und Schwachen, die nicht in Gesellschaft erscheinen konnten. Sie besuchte sie auf ihren Zimmern, machte den Arzt und drang einem Jeden aus ihrer Reiseapotheke, die sie beständig im Wagen mit sich führte, energische Mittel auf; da denn eine solche Kur, wie sich vermuthen läßt, gelang oder mißlang, wie es der Zufall herbeiführte.

In dieser Art von Wohlthätigkeit war sie ganz grausam und ließ sich gar nicht einreden, weil sie fest überzeugt war, daß sie vortrefflich handle. Allein es mißrieth ihr auch ein Versuch von der sittlichen Seite, und dieser war es, der Charlotten viel zu schaffen machte, weil er Folgen hatte, und Jedermann darüber sprach. Erst nach Lucianens Abreise hörte sie davon; Ottilie, die gerade jene Partie mitgemacht hatte, mußte ihr umständlich davon Rechenschaft geben.

Eine der Töchter eines angesehnen Hauses hatte das Unglück gehabt, an dem Tode eines ihrer jüngeren Geschwister schuld zu sein, und sich darüber nicht beruhigen noch wiederfinden können. Sie lebte auf ihrem Zimmer beschäftigt und still und ertrug selbst den Anblick der Ihrigen nur, wenn sie einzeln kamen; denn sie argwohnte sogleich, wenn Mehrere beisammen waren, daß man unter einander über sie und ihren Zustand reflektire. Gegen Jedes allein äußerte sie sich vernünftig und unterhielt sich stundenlang mit ihm.

Luciane hatte davon gehört und sich sogleich im Stillen vorgenommen, wenn sie in das Haus käme, gleichsam ein Wunder zu thun und das Frauenzimmer der Gesellschaft wieder-

zugeben. Sie betrug sich dabei vorsichtiger als sonst, wußte sich allein bei der Seelenkranken einzuführen und, so viel man merken konnte, durch Musik ihr Vertrauen zu gewinnen. Nur zuletzt versah sie es; denn eben, weil sie Aufsehen erregen wollte, so brachte sie das schöne blasse Kind, das sie genug vorbereitet wähnte, eines Abends plötzlich in die bunte glänzende Gesellschaft; und vielleicht wäre auch das noch gelungen, wenn nicht die Societät selbst aus Neugierde und Apprehension sich ungeschickt benommen, sich um die Kranke versammelt, sie wieder gemieden, sie durch Flüstern, Köpfe-Zusammenstecken irre gemacht und aufgeregt hätte. Die zart Empfindende ertrug das nicht. Sie entwich unter fürchterlichem Schreien, das gleichsam ein Entsetzen vor einem eindringenden Ungeheuren auszudrücken schien. Erschreckt fuhr die Gesellschaft nach allen Seiten aus einander, und Ottilie war unter Denen, welche die völlig Ohnmächtige wieder auf ihr Zimmer begleiteten.

Indessen hatte Luciane eine starke Strafrede nach ihrer Weise an die Gesellschaft gehalten, ohne im Mindesten daran zu denken, daß sie allein alle Schuld habe, und ohne sich durch dieses und andres Mißlingen von ihrem Thun und Treiben abhalten zu lassen.

Der Zustand der Kranken war seit jener Zeit bedenklicher geworden, ja, das Uebel hatte sich so gesteigert, daß die Eltern das arme Kind nicht im Hause behalten konnten, sondern einer öffentlichen Anstalt überantworten mußten. Charlotten blieb nichts übrig, als durch ein besonder zartes Benehmen gegen jene Familie den von ihrer Tochter verursachten Schmerz einigermaßen zu lindern. Auf Ottilien hatte die Sache einen tiefen Eindruck gemacht; sie bedauerte das arme Mädchen um so mehr, als sie überzeugt war, wie sie auch gegen Charlotten nicht leugnete, daß bei einer konsequenten Behandlung die Kranke gewiß herzustellen gewesen wäre.

So kam auch, weil man sich gewöhnlich vom vergangenen Unangenehmen mehr als vom Angenehmen unterhält, ein kleines Mißverständniß zur Sprache, das Ottilien an dem Architekten irre gemacht hatte, als er jenen Abend seine Sammlung nicht vorzeigen wollte, ob sie ihn gleich so freundlich darum ersuchte. Es war ihr dieses abschlägige Betragen immer in der Seele geblieben, und sie wußte selbst nicht, warum. Ihre Empfindungen waren sehr richtig; denn was ein Mädchen wie Ottilie verlangen kann, sollte ein Jüngling wie der Architekt nicht ver-

sagen. Dieser brachte jedoch auf ihre gelegentlichen leisen Vorwürfe ziemlich giltige Entschuldigungen zur Sprache.

„Wenn Sie wüßten," sagte er, „wie roh selbst gebildete Menschen sich gegen die schätzbarsten Kunstwerke verhalten, Sie würden mir verzeihen, wenn ich die meinigen nicht unter die Menge bringen mag. Niemand weiß eine Medaille am Rand anzufassen; sie betasten das schönste Gepräge, den reinsten Grund, lassen die köstlichsten Stücke zwischen dem Daumen und Zeigefinger hin und hergehen, als wenn man Kunstformen auf diese Weise prüfte. Ohne daran zu denken, daß man ein großes Blatt mit zwei Händen anfassen müsse, greifen sie mit einer Hand nach einem unschätzbaren Kupferstich, einer unersetzlichen Zeichnung, wie ein anmaßlicher Politiker eine Zeitung faßt und durch das Zerknittern des Papiers schon im Voraus sein Urtheil über die Weltbegebenheiten zu erkennen giebt. Niemand denkt daran, daß, wenn nur zwanzig Menschen mit einem Kunstwerke hinter einander ebenso verführen, der Einundzwanzigste nicht mehr viel daran zu sehen hätte."

„Habe ich Sie nicht auch manchmal," fragte Ottilie, „in solche Verlegenheit gesetzt? Habe ich nicht etwan Ihre Schätze, ohne es zu ahnen, gelegentlich einmal beschädigt?"

„Niemals," versetzte der Architekt, „niemals! Ihnen wäre es unmöglich; das Schädliche ist mit Ihnen geboren."

„Auf alle Fälle," versetzte Ottilie, „wäre es nicht übel, wenn man künftig in das Büchlein von guten Sitten nach den Kapiteln, wie man sich in Gesellschaft beim Essen und Trinken benehmen soll, ein recht umständliches einschobe, wie man sich in Kunstsammlungen und Museen zu betragen habe."

„Gewiß," versetzte der Architekt, „würden alsdann Kustoden und Liebhaber ihre Seltenheiten fröhlicher mittheilen."

Ottilie hatte ihm schon lange verziehen; als er sich über den Vorwurf sehr zu Herzen zu nehmen schien und immer aufs Neue betheuerte, daß er gewiß gerne mittheile, gern für Freunde thätig sei, so empfand sie, daß sie sein zartes Gemüth verletzt habe, und tadelte sich als seine Schuldnerin. Nicht wol konnte sie ihm daher eine Bitte rund abschlagen, die er in Gefolg dieses Gesprächs an sie that, ob sie gleich, indem sie schnell ihr Gefühl zu Rathe zog, nicht einsah, wie sie ihm seine Wünsche gewähren könne.

Die Sache verhielt sich also. Daß Ottilie durch Lucianens Eifersucht von den Gemäldebeurtheilungen ausgeschlossen worden, war ihm höchst empfindlich gewesen; daß Charlotte diesem glän-

zenden Theil der geselligen Unterhaltung nur unterbrochen beiwohnen können, weil sie sich nicht wohl befand, hatte er gleichfalls mit Bedauern bemerkt; nun wollte er sich nicht entfernen, ohne seine Dankbarkeit auch dadurch zu beweisen, daß er zur Ehre der Einen und zur Unterhaltung der Andern eine weit schönere Darstellung veranstaltete, als die bisherigen gewesen waren. Vielleicht kam hierzu, ihm selbst unbewußt, ein andrer geheimer Antrieb; es ward ihm so schwer, dieses Haus, diese Familie zu verlassen, ja, es schien ihm unmöglich, von Ottiliens Augen zu scheiden, von deren ruhig freundlich gewogenen Blicken er die letzte Zeit fast ganz allein gelebt hatte.

Die Weihnachtsfeiertage nahten sich, und es wurde ihm auf einmal klar, daß eigentlich jene Gemäldedarstellungen durch runde Figuren von dem sogenannten Presepe ausgegangen, von der frommen Vorstellung, die man in dieser heiligen Zeit der göttlichen Mutter und dem Kinde widmete, wie sie in ihrer scheinbaren Niedrigkeit erst von Hirten, bald darauf von Königen verehrt werden.

Er hatte sich die Möglichkeit eines solchen Bildes vollkommen vergegenwärtigt. Ein schöner frischer Knabe war gefunden; an Hirten und Hirtinnen konnte es auch nicht fehlen; aber ohne Ottilien war die Sache nicht auszuführen. Der junge Mann hatte sie in seinem Sinne zur Mutter Gottes erhoben, und wenn sie es abschlug, so war bei ihm keine Frage, daß das Unternehmen fallen müsse. Ottilie, bald verlegen über seinen Antrag, wies ihn mit seiner Bitte an Charlotten. Diese ertheilte ihm gern die Erlaubniß, und auch durch sie ward die Scheu Ottiliens, sich jener heiligen Gestalt anzumaßen, auf eine freundliche Weise überwunden. Der Architekt arbeitete Tag und Nacht, damit am Weihnachtsabend nichts fehlen möge.

Und zwar Tag und Nacht im eigentlichen Sinne. Er hatte ohnehin wenig Bedürfnisse, und Ottiliens Gegenwart schien ihm statt alles Labsals zu sein; indem er um ihretwillen arbeitete, war es, als wenn er keines Schlafs, indem er sich um sie beschäftigte, keiner Speise bedürfte. Zur feierlichen Abendstunde war deshalb Alles fertig und bereit. Es war ihm möglich gewesen, wohltönende Blasinstrumente zu versammeln, welche die Einleitung machten und die gewünschte Stimmung hervorzubringen wußten. Als der Vorhang sich hob, war Charlotte wirklich überrascht. Das Bild, das sich ihr vorstellte, war so oft in der Welt wiederholt, daß man kaum einen neuen Ein-

druck davon erwarten sollte. Aber hier hatte die Wirklichkeit als Bild ihre besondern Vorzüge. Der ganze Raum war eher nächtlich als dämmernd, und doch nichts undeutlich im Einzelnen der Umgebung. Den unübertrefflichen Gedanken, daß alles Licht vom Kinde ausgehe, hatte der Künstler durch einen klugen Mechanismus der Beleuchtung auszuführen gewußt, der durch die beschatteten, nur von Streiflichtern erleuchteten Figuren im Vordergrunde zugedeckt wurde. Frohe Mädchen und Knaben standen umher, die frischen Gesichter scharf von unten beleuchtet. Auch an Engeln fehlte es nicht, deren eigener Schein von dem göttlichen verdunkelt, deren ätherischer Leib vor dem göttlich-menschlichen verdichtet und lichtsbedürftig schien.

Glücklicherweise war das Kind in der anmuthigsten Stellung eingeschlafen, so daß nichts die Betrachtung störte, wenn der Blick auf der scheinbaren Mutter verweilte, die mit unendlicher Anmuth einen Schleier aufgehoben hatte, um den verborgenen Schatz zu offenbaren. In diesem Augenblick schien das Bild festgehalten und erstarrt zu sein. Physisch geblendet, geistig überrascht, schien das umgebende Volk sich eben bewegt zu haben, um die getroffnen Augen wegzuwenden, neugierig erfreut wieder hinzublinzen und mehr Verwunderung und Lust als Bewunderung und Verehrung anzuzeigen, obgleich diese auch nicht vergessen und einigen ältern Figuren der Ausdruck derselben übertragen war.

Ottiliens Gestalt, Geberde, Miene, Blick übertraf aber Alles, was je ein Maler dargestellt hat. Der gefühlvolle Kenner, der diese Erscheinung gesehen hätte, wäre in Furcht gerathen, es möge sich nur irgend etwas bewegen, er wäre in Sorge gestanden, ob ihm jemals etwas wieder so gefallen könne. Unglücklicherweise war Niemand da, der diese ganze Wirkung aufzufassen vermocht hätte. Der Architekt allein, der als langer schlanker Hirt von der Seite über die Knieenden hereinsah, hatte, obgleich nicht in dem genauesten Standpunkt, noch den größten Genuß. Und wer beschreibt auch die Miene der neugeschaffenen Himmelskönigin? Die reinste Demuth, das liebenswürdigste Gefühl von Bescheidenheit bei einer großen unverdient erhaltenen Ehre, einem unbegreiflich unermeßlichen Glück bildete sich in ihren Zügen, sowol indem sich ihre eigene Empfindung, als indem sich die Vorstellung ausdrückte, die sie sich von dem machen konnte, was sie spielte.

Charlotten erfreute das schöne Gebilde, doch wirkte haupt-

sächlich das Kind auf sie. Ihre Augen strömten von Thränen, und sie stellte sich auf das Lebhafteste vor, daß sie ein ähnliches liebes Geschöpf bald auf ihrem Schooße zu hoffen habe.

Man hatte den Vorhang niedergelassen, theils um den Vorstellenden einige Erleichterung zu geben, theils eine Veränderung in dem Dargestellten anzubringen. Der Künstler hatte sich vorgenommen, das erste Nacht- und Niedrigkeits-Bild in ein Tag- und Glorien-Bild zu verwandeln, und deswegen von allen Seiten eine unmäßige Erleuchtung vorbereitet, die in der Zwischenzeit angezündet wurde.

Ottilien war in ihrer halb theatralischen Lage bisher die größte Beruhigung gewesen, daß außer Charlotten und wenigen Hausgenossen Niemand dieser frommen Kunstmummerei zusehen. Sie wurde daher einigermaßen betroffen, als sie in der Zwischenzeit vernahm, es sei ein Fremder angekommen, im Saale von Charlotten freundlich begrüßt. Wer es war, konnte man ihr nicht sagen. Sie ergab sich darein, um keine Störung zu verursachen. Lichter und Lampen brannten, und eine ganz unendliche Helle umgab sie. Der Vorhang ging auf, für die Zuschauenden ein überraschender Anblick; das ganze Bild war Alles Licht, und statt des völlig aufgehobenen Schattens blieben nur die Farben übrig, die bei der klugen Auswahl eine lebliche Mäßigung hervorbrachten. Unter ihren langen Augenwimpern hervorblickend, bemerkte Ottilie eine Mannsperson neben Charlotten sitzend. Sie erkannte ihn nicht, aber sie glaubte die Stimme des Gehilfen aus der Pension zu hören. Eine wunderbare Empfindung ergriff sie. Wie Vieles war begegnet, seitdem sie die Stimme dieses treuen Lehrers nicht vernommen! Wie im zackigen Blitz fuhr die Reihe ihrer Freuden und Leiden schnell vor ihrer Seele vorbei und regte die Frage auf: „Darfst Du ihm Alles bekennen und gestehen? Und wie wenig werth bist Du, unter dieser heiligen Gestalt vor ihm zu erscheinen, und wie seltsam muß es ihm vorkommen, Dich, die er nur natürlich gesehen, als Maske zu erblicken?“ Mit einer Schnelligkeit, die keines Gleichen hat, wirkten Gefühl und Betrachtung in ihr gegen einander. Ihr Herz war befangen, ihre Augen füllten sich mit Thränen, indem sie sich zwang, immerfort als ein starres Bild zu erscheinen; und wie froh war sie, als der Knabe sich zu regen anfing, und der Künstler sich genöthiget sah, das Zeichen zu geben, daß der Vorhang wieder fallen sollte.

Hatte das peinliche Gefühl, einem werthen Freunde nicht

entgegenellen zu können, sich schon die letzten Augenblicke zu den übrigen Empfindungen Ottiliens gesellt, so war sie jetzt in noch größerer Verlegenheit. Sollte sie in diesem fremden Anzug und Schmuck ihm entgegengehn? Sollte sie sich umkleiden? Sie wählte nicht; sie that das Letzte und suchte sich in der Zwischenzeit zusammenzunehmen, sich zu beruhigen, und war nur erst wieder mit sich selbst in Einstimmung, als sie endlich im gewohnten Kleide den Angekommenen begrüßte.

Siebentes Kapitel.

Insofern der Architekt seinen Gönnerinnen das Beste wünschte, war es ihm angenehm, da er doch endlich scheiden mußte, sie in der guten Gesellschaft des schätzbaren Gehülfen zu wissen; indem er jedoch ihre Gunst auf sich selbst bezog, empfand er es einigermaßen schmerzhaft, sich so bald, und wie es seiner Bescheidenheit dünken mochte, so gut, ja vollkommen ersetzt zu sehen. Er hatte noch immer gezaudert; nun aber drängte es ihn hinweg; denn was er sich nach seiner Entfernung mußte gefallen lassen, das wollte er wenigstens gegenwärtig nicht erleben.

Zu großer Erheiterung dieser bald traurigen Gefühle machten ihm die Damen beim Abschiede noch ein Geschenk mit einer Weste, an der er sie Beide lange Zeit hatte stricken sehen mit einem stillen Neid über den unbekannten Glücklichen, dem sie dereinst werden konnte. Eine solche Gabe ist die angenehmste, die ein liebender, verehrender Mann erhalten mag; denn wenn er dabei des unermudeten Spiels der schönen Finger gedenkt, so kann er nicht umhin, sich zu schmeicheln, das Herz werde bei einer so anhaltenden Arbeit doch auch nicht ganz ohne Theilnahme geblieben sein.

Die Frauen hatten nun einen neuen Mann zu bewirthen, dem sie wohlwollten, und dem es bei ihnen wohl werden sollte. Das weibliche Geschlecht hegt ein eignes inneres unwandelbares Interesse, von dem sie nichts in der Welt abtrünnig macht; im äußern geselligen Verhältniß hingegen lassen sie sich gern und leicht durch den Mann bestimmen, der sie eben beschäftigt, und so durch Abweisen wie durch Empfänglichkeit, durch Beharren und Nachgiebigkeit führen sie eigentlich das Regiment, dem sich in der gesitteten Welt kein Mann zu entziehen wagt.

Hatte der Architekt, gleichsam nach eigener Luſt und Belieben, ſeine Talente vor den Freundinnen zum Vergnügen und zu den Zwecken derſelben geübt und bewieſen, war Beſchäftigung und Unterhaltung in dieſem Sinne und nach ſolchen Abſichten eingerichtet, ſo machte ſich in kurzer Zeit durch die Gegenwart des Gehilfen eine andre Lebensweiſe. Seine große Gabe war, gut zu ſprechen und menſchliche Verhältniſſe, beſonders in Bezug auf Bildung der Jugend, in der Unterredung zu behandeln. Und ſo entſtand gegen die bisherige Art zu leben ein ziemlich fühlbarer Gegenſatz, um ſo mehr als der Gehilfe nicht ganz dasjenige billigte, womit man ſich die Zeit über ausſchließlich beſchäftigt hatte.

Von dem lebendigen Gemälde, das ihn bei ſeiner Ankunft empfing, ſprach er gar nicht. Als man ihm hingegen Kirche, Kapelle und was ſich darauf bezog, mit Zufriedenheit ſehen ließ, konnte er ſeine Meinung, ſeine Geſinnungen darüber nicht zurückhalten. „Was mich betrifft," ſagte er, „ſo will mir dieſe Annäherung, dieſe Vermiſchung des Heiligen zu und mit dem Sinnlichen keineswegs gefallen, nicht gefallen, daß man ſich gewiſſe beſondre Räume widmet, weihet und aufſchmückt, um erſt dabei ein Gefühl der Frömmigkeit zu hegen und zu unterhalten. Keine Umgebung, ſelbſt die gemeinſte nicht, ſoll in uns das Gefühl des Göttlichen ſtören, das uns überall hin begleiten und jede Stätte zu einem Tempel einweihen kann. Ich mag gern einen Hausgottesdienſt in dem Saale gehalten ſehen, wo man zu ſpeiſen, ſich geſellig zu verſammeln, mit Spiel und Tanz zu ergetzen pflegt. Das Höchſte, das Vorzüglichſte am Menſchen iſt geſtaltlos, und man ſoll ſich hüten, es anders als in edler That zu geſtalten."

Charlotte, die ſeine Geſinnungen ſchon im Ganzen kannte und ſie noch mehr in kurzer Zeit erforſchte, brachte ihn gleich in ſeinem Fache zur Thätigkeit, indem ſie ihre Gartenknaben, welche der Architekt vor ſeiner Abreiſe eben gemuſtert hatte, in dem großen Saal aufmarſchiren ließ, da ſie ſich denn in ihren heitern reinlichen Uniformen, mit geſetzlichen Bewegungen und einem natürlichen lebhaften Weſen ſehr gut ausnahmen. Der Gehilfe prüfte ſie nach ſeiner Weiſe und hatte durch mancherlei Fragen und Wendungen gar bald die Gemüthsarten und Fähigkeiten der Kinder zu Tage gebracht und, ohne daß es ſo ſchien, in Zeit von weniger als einer Stunde ſie wirklich bedeutend unterrichtet und gefördert.

„Wie machen Sie das nur?“ sagte Charlotte, indem die Knaben wegzogen. „Ich habe sehr aufmerksam zugehört; es sind nichts als ganz bekannte Dinge vorgekommen, und doch wüßte ich nicht, wie ich es anfangen sollte, sie in so kurzer Zeit, bei so vielem Hin- und Wiederreden, in solcher Folge zur Sprache zu bringen.“

„Vielleicht sollte man,“ versetzte der Gehilfe, „aus den Vortheilen seines Handwerks ein Geheimniß machen. Doch kann ich Ihnen die ganz einfache Maxime nicht verbergen, nach der man dieses und noch viel mehr zu leisten vermag. Fassen Sie einen Gegenstand, eine Materie, einen Begriff, wie man es nennen will, halten Sie ihn recht fest, machen Sie Sich ihn in allen seinen Theilen recht deutlich, und dann wird es Ihnen leicht sein, gesprächsweise an einer Masse Kinder zu erfahren, was sich davon schon in ihnen entwickelt hat, was noch anzuregen, zu überliefern ist. Die Antworten auf Ihre Fragen mögen noch so ungehörig sein, mögen noch so sehr ins Weite gehen, wenn nur sodann Ihre Gegenfrage Geist und Sinn wieder hereinwärts zieht, wenn Sie Sich nicht von Ihrem Standpunkte verrücken lassen, so müssen die Kinder zuletzt denken, begreifen, sich überzeugen, nur von dem, was und wie es der Lehrende will. Sein größter Fehler ist der, wenn er sich von den Lernenden mit in die Weite reißen läßt, wenn er sie nicht auf dem Punkte festzuhalten weiß, den er eben jetzt behandelt. Machen Sie nächstens einen Versuch, und es wird zu Ihrer großen Unterhaltung dienen.“

„Das ist artig,“ sagte Charlotte; „die gute Pädagogik ist also gerade das Umgekehrte von der guten Lebensart. In der Gesellschaft soll man auf nichts verweilen, und bei dem Unterricht wäre das höchste Gebot, gegen alle Zerstreuung zu arbeiten.“

„Abwechselung ohne Zerstreuung wäre für Lehre und Leben der schönste Wahlspruch, wenn dieses löbliche Gleichgewicht nur so leicht zu erhalten wäre,“ sagte der Gehilfe und wollte weiter fortfahren, als ihn Charlotte aufrief, die Knaben nochmals zu betrachten, deren munterer Zug sich soeben über den Hof bewegte. Er bezeigte seine Zufriedenheit, daß man die Kinder in Uniform zu geben anhalte. „Männer“ — so sagte er — „sollten von Jugend auf Uniform tragen, weil sie sich gewöhnen müssen, zusammen zu handeln, sich unter Ihresgleichen zu verlieren, in Masse zu gehorchen und ins Ganze zu arbeiten. Auch

befördert jede Art von Uniform einen militärischen Sinn so wie ein knapperes, strackeres Betragen, und alle Knaben sind ja ohnehin geborne Soldaten; man sehe nur ihre Kampf- und Streitspiele, ihr Erstürmen und Erklettern!"

„So werden Sie mich dagegen nicht tadeln," versetzte Ottilie, „daß ich meine Mädchen nicht überein kleide. Wenn ich sie Ihnen vorführe, hoffe ich, Sie durch ein buntes Gemisch zu ergetzen."

„Ich billige das sehr," versetzte Jener. „Frauen sollten durchaus mannichfaltig gekleidet gehen, Jede nach eigner Art und Weise, damit eine Jede fühlen lernte, was ihr eigentlich gut stehe und wohl zieme. Eine wichtigere Ursache ist noch die, weil sie bestimmt sind, ihr ganzes Leben allein zu stehen und allein zu handeln."

„Das scheint mir sehr paradox," versetzte Charlotte; „sind wir doch fast niemals für uns."

„O ja!" versetzte der Gehilfe, „in Absicht auf andere Frauen ganz gewiß. Man betrachte ein Frauenzimmer als Liebende, als Braut, als Frau, Hausfrau und Mutter, immer steht sie isolirt, immer ist sie allein und will allein sein. Ja die Eule selbst ist in dem Falle. Jede Frau schließt die Andre aus, ihrer Natur nach; denn von Jeder wird Alles gefordert, was dem ganzen Geschlechte zu leisten obliegt. Nicht so verhält es sich mit den Männern. Der Mann verlangt den Mann; er würde sich einen zweiten erschaffen, wenn es keinen gäbe; eine Frau könnte eine Ewigkeit leben, ohne daran zu denken, sich Ihresgleichen hervorzubringen."

„Man darf," sagte Charlotte, „das Wahre nur wunderlich sagen, so scheint zuletzt das Wunderliche auch wahr. Wir wollen uns aus Ihren Bemerkungen das Beste herausnehmen und doch als Frauen mit Frauen zusammenhalten und auch gemeinsam wirken, um den Männern nicht allzu große Vorzüge über uns einzuräumen. Ja, Sie werden uns eine kleine Schadenfreude nicht übel nehmen, die wir künftig um desto lebhafter empfinden müssen, wenn sich die Herren unter einander auch nicht sonderlich vertragen."

Mit vieler Sorgfalt untersuchte der verständige Mann nunmehr die Art, wie Ottilie ihre kleinen Zöglinge behandelte, und bezeigte darüber seinen entschiedenen Beifall. „Sehr richtig haben Sie," sagte er, „Ihre Untergebenen nur zur nächsten Brauchbarkeit heran. Nützlichkeit veranlaßt die Kinder, mit

Freuden etwas auf sich selbst zu halten, und Alles ist gewonnen, wenn sie das, was sie thun, mit Munterkeit und Selbstgefühl zu leisten angeregt sind."

Uebrigens fand er zu seiner großen Befriedigung nichts auf den Schein und nach außen gethan, sondern Alles nach innen und für die unerläßlichen Bedürfnisse. „Mit wie wenig Worten," rief er aus, „ließe sich das ganze Erziehungsgeschäft aussprechen, wenn Jemand Ohren hätte, zu hören."

„Mögen Sie es nicht mit mir versuchen?" sagte freundlich Ottilie.

„Recht gern," versetzte Jener, „nur müssen Sie mich nicht verrathen. Man erziehe die Knaben zu Dienern und die Mädchen zu Müttern, so wird es überall wohl stehn!"

„Zu Müttern," versetzte Ottilie, „das könnten die Frauen noch hingehen lassen, da sie sich, ohne Mütter zu sein, doch immer einrichten müssen, Wärterinnen zu werden; aber freilich zu Dienern würden sich unsre jungen Männer viel zu gut halten, da man Jedem leicht ansehen kann, daß er sich zum Gebieten fähiger dünkt."

„Deswegen wollen wir es ihnen verschweigen," sagte der Gehilfe. „Man schmeichelt sich ins Leben hinein, aber das Leben schmeichelt uns nicht. Wie viel Menschen mögen denn das freiwillig zugestehen, was sie am Ende doch müssen? Lassen wir aber diese Betrachtungen, die uns hier nicht berühren!

„Ich preise Sie glücklich, daß Sie bei Ihren Zöglingen ein richtiges Verfahren anwenden können. Wenn Ihre kleinsten Mädchen sich mit Puppen herumtragen und einige Läppchen für sie zusammenflicken, wenn ältere Geschwister alsdann für die jüngeren sorgen, und das Haus sich in sich selbst redient und aufhilft, dann ist der weitere Schritt ins Leben nicht groß, und ein solches Mädchen findet bei ihrem Gatten, was sie bei ihren Eltern verließ.

„Aber in den gebildeten Ständen ist die Aufgabe sehr verwickelt. Wir haben auf höhere, zartere, feinere, besonders auf gesellschaftliche Verhältnisse Rücksicht zu nehmen. Wir Andern sollen daher unsre Zöglinge nach außen bilden; es ist nothwendig, es ist unerläßlich und möchte recht gut sein, wenn man dabei nicht das Maaß überschritte; denn indem man die Kinder für einen weiteren Kreis zu bilden gedenkt, treibt man sie leicht ins Grenzenlose, ohne im Auge zu behalten, was denn eigentlich

die innere Natur fordert. Hier liegt die Aufgabe, welche mehr oder weniger von den Erziehern gelöst oder verfehlt wird.

„Bei Manchem, womit wir unsere Schülerinnen in der Pension ausstatten, wird mir bange, weil die Erfahrung mir sagt, von wie geringem Gebrauch es künftig sein werde. Was wird nicht gleich abgestreift, was nicht gleich der Vergessenheit überantwortet, sobald ein Frauenzimmer sich im Stande der Hausfrau, der Mutter befindet!

„Indessen kann ich mir den frommen Wunsch nicht versagen, da ich mich einmal diesem Geschäft gewidmet habe, daß es mir dereinst in Gesellschaft einer treuen Gehilfin gelingen möge, an meinen Zöglingen dasjenige rein auszubilden, was sie bedürfen, wenn sie in das Feld eigener Thätigkeit und Selbstständigkeit hinüberschreiten, daß ich mir sagen könnte: In diesem Sinne ist an ihnen die Erziehung vollendet. Freilich schließt sich eine andre immer wieder an, die beinahe mit jedem Jahre unsers Lebens, wo nicht von uns selbst, doch von den Umständen veranlaßt wird."

Wie wahr fand Ottilie diese Bemerkung! Was hatte nicht eine ungeahnte Leidenschaft im vergangenen Jahr an ihr erzogen! Was sah sie nicht Alles für Prüfungen vor sich schweben, wenn sie nur aufs Nächste, aufs Nächstkünftige hinblickte!

Der junge Mann hatte nicht ohne Vorbedacht einer Gehilfin, einer Gattin erwähnt; denn bei aller seiner Bescheidenheit konnte er nicht unterlassen, seine Absichten auf eine entfernte Weise anzudeuten; ja er war durch mancherlei Umstände und Vorfälle aufgeregt worden, bei diesem Besuch einige Schritte seinem Ziele näher zu thun.

Die Vorsteherin der Pension war bereits in Jahren, sie hatte sich unter ihren Mitarbeitern und Mitarbeiterinnen schon lange nach einer Person umgesehen, die eigentlich mit ihr in Gesellschaft träte, und zuletzt dem Gehilfen, dem sie zu vertrauen höchlich Ursache hatte, den Antrag gethan, er solle mit ihr die Lehranstalt fortführen, darin als in dem Seinigen mitwirken und nach ihrem Tode als Erbe und einziger Besitzer eintreten. Die Hauptsache schien hiebei, daß er eine einstimmende Gattin finden müsse. Er hatte im Stillen Ottilien vor Augen und im Herzen; allein es regten sich mancherlei Zweifel, die wieder durch günstige Ereignisse einiges Gegengewicht erhielten. Luciane hatte die Pension verlassen, Ottilie konnte freier zurückkehren;

von dem Verhältnisse zu Eduard hatte zwar etwas verlautet, allein man nahm die Sache, wie ähnliche Vorfälle mehr, gleichgültig auf, und selbst dieses Ereigniß konnte zu Ottiliens Rückkehr beitragen. Doch wäre man zu keinem Entschluß gekommen, kein Schritt wäre geschehen, hätte nicht ein unvermutheter Besuch auch hier eine besondere Anregung gegeben. Wie denn die Erscheinung von bedeutenden Menschen in irgend einem Kreise niemals ohne Folgen bleiben kann.

Der Graf und die Baronesse, welche so oft in den Fall kamen, über den Werth verschiedener Pensionen befragt zu werden, weil fast Jedermann um die Erziehung seiner Kinder verlegen ist, hatten sich vorgenommen, diese besonders kennen zu lernen, von der so viel Gutes gesagt wurde, und konnten nunmehr in ihren neuen Verhältnissen zusammen eine solche Untersuchung anstellen. Allein die Baronesse beabsichtigte noch etwas Anderes. Während ihres letzten Aufenthalts bei Charlotten hatte sie mit Dieser Alles umständlich durchgesprochen, was sich auf Eduarden und Ottilien bezog. Sie bestand aber und abermals darauf, Ottilie müsse entfernt werden. Sie suchte Charlotten hiezu Muth einzusprechen, welche sich vor Eduard's Drohungen noch immer fürchtete. Man sprach über die verschiedenen Auswege, und bei Gelegenheit der Pension war auch von der Neigung des Gehülfen die Rede, und die Baronesse entschloß sich um so mehr zu dem gedachten Besuch.

Sie kommt an, lernt den Gehülfen kennen, man beobachtet die Anstalt und spricht von Ottilien. Der Graf selbst unterhält sich gern über sie, indem er sie bei dem neulichen Besuch genauer kennen gelernt. Sie hatte sich ihm genähert, ja sie ward von ihm angezogen, weil sie durch sein gehaltvolles Gespräch dasjenige zu sehen und zu kennen glaubte, was ihr bisher ganz unbekannt geblieben war. Und wie sie in dem Umgange mit Eduard die Welt vergaß, so schien ihr an der Gegenwart des Grafen die Welt erst recht wünschenswerth zu sein. Jede Anziehung ist wechselseitig. Der Graf empfand eine Neigung für Ottilien, daß er sie gern als seine Tochter betrachtete. Auch hier war sie der Baronesse zum zweiten Mal und mehr als das erste Mal im Wege. Wer weiß, was Diese in Zeiten lebhafterer Leidenschaft gegen sie angestiftet hätte; jetzt war es ihr genug, sie durch eine Verheirathung den Ehefrauen unschädlicher zu machen.

Sie regte daher den Gehülfen auf eine leise, doch wirksame

Art füglich an, daß er ſich zu einer kleinen Excurſion auf das Schloß einrichten und ſeinen Planen und Wünſchen, von denen er der Dame kein Geheimniß gemacht, ſich ungeſäumt nähern ſolle.

Mit vollkommner Beiſtimmung der Vorſteherin trat er daher ſeine Reiſe an und hegte in ſeinem Gemüth die beſten Hoffnungen. Er weiß, Ottilie iſt ihm nicht ungünſtig, und wenn zwiſchen ihnen einiges Mißverhältniß des Standes war, ſo glich ſich dieſes gar leicht durch die Denkart der Zeit aus. Auch hatte die Baroneſſe ihn wohl fühlen laſſen, daß Ottilie immer ein armes Mädchen bleibe. Mit einem reichen Hauſe verwandt zu ſein, hieß es, kann Niemandem helfen; denn man würde ſich ſelbſt bei dem größten Vermögen ein Gewiſſen daraus machen, Denjenigen eine anſehnliche Summe zu entziehen, die dem näheren Grade nach ein vollkommneres Recht auf ein Beſitzthum zu haben ſcheinen. Und gewiß bleibt es wunderbar, daß der Menſch das große Vorrecht, nach ſeinem Tode noch über ſeine Habe zu disponiren, ſehr ſelten zu Gunſten ſeiner Lieblinge gebraucht und, wie es ſcheint, aus Achtung für das Herkommen, nur Diejenigen begünſtigt, die nach ihm ſein Vermögen beſitzen würden, wenn er auch ſelbſt keinen Willen hätte.

Sein Gefühl ſetzte ihn auf der Reiſe Ottilien völlig gleich. Eine gute Aufnahme erhöhte ſeine Hoffnungen. Zwar fand er gegen ſich Ottilien nicht ganz ſo offen wie ſonſt; aber ſie war auch erwachſener, gebildeter und, wenn man will, im Allgemeinen mittheilender, als er ſie gekannt hatte. Vertraulich ließ man ihn in Manches Einſicht nehmen, was ſich beſonders auf ſein Fach bezog. Doch wenn er ſeinem Zwecke ſich nähern wollte, ſo hielt ihn immer eine gewiſſe innere Scheu zurück.

Einſt gab ihm jedoch Charlotte hierzu Gelegenheit, indem ſie in Beiſein Ottiliens zu ihm ſagte: „Nun, Sie haben Alles, was in meinem Kreiſe heranwächſt, ſo ziemlich geprüft; wie finden Sie denn Ottilien? Sie dürfen es wol in ihrer Gegenwart ausſprechen.“

Der Gehilfe bezeichnete hierauf mit ſehr viel Einſicht und ruhigem Ausdruck, wie er Ottilien in Abſicht eines freieren Betragens, einer bequemeren Mittheilung, eines höheren Blicks in die weltlichen Dinge, der ſich mehr in ihren Handlungen als in ihren Worten bethätige, ſehr zu ihrem Vortheil verändert finde, daß er aber doch glaube, es könne ihr ſehr zum Nutzen gereichen, wenn ſie auf einige Zeit in die Penſion zurückkehre, um das in einer gewiſſen Folge gründlich und für immer ſich

zuzueignen, was die Welt nur stückweise und eher zur Verwirrung als zur Befriedigung, ja manchmal nur allzu spät überliefere. Er wolle darüber nicht weitläufig sein; Ottilie wisse selbst am Besten, aus was für zusammenhängenden Lehrvorträgen sie damals herausgerissen worden.

Ottilie konnte das nicht leugnen; aber sie konnte nicht gestehen, was sie bei diesen Worten empfand, weil sie sich es kaum selbst auszulegen wußte. Es schien ihr in der Welt nichts mehr unzusammenhängend, wenn sie an den geliebten Mann dachte, und sie begriff nicht, wie ohne ihn noch irgend etwas zusammenhängen könne.

Charlotte beantwortete den Antrag mit kluger Freundlichkeit. Sie sagte, daß sowol sie als Ottilie eine Rückkehr nach der Pension längst gewünscht hätten. In dieser Zeit nur sei ihr die Gegenwart einer so lieben Freundin und Helferin unentbehrlich gewesen; doch wolle sie in der Folge nicht hinderlich sein, wenn es Ottiliens Wunsch bliebe, wieder auf so lange dorthin zurückzukehren, bis sie das Angefangene geendet und das Unterbrochene sich vollständig zugeeignet.

Der Gehilfe nahm diese Anerbietung freudig auf; Ottilie durfte nichts dagegen sagen, ob es ihr gleich vor dem Gedanken schauderte. Charlotte hingegen dachte, Zeit zu gewinnen; sie hoffte, Eduard sollte sich erst als glücklicher Vater wiederfinden und einfinden; dann, war sie überzeugt, würde sich Alles geben und auch für Ottilien auf eine oder die andere Weise gesorgt werden.

Nach einem bedeutenden Gespräch, über welches alle Theilnehmende nachzudenken haben, pflegt ein gewisser Stillstand einzutreten, der einer allgemeinen Verlegenheit ähnlich sieht. Man ging im Saale auf und ab, der Gehilfe blätterte in einigen Büchern und kam endlich an den Foliband, der noch von Lucianens Zeiten her liegen geblieben war. Als er sah, daß darin nur Affen enthalten waren, schlug er ihn gleich wieder zu. Dieser Vorfall mag jedoch zu einem Gespräch Anlaß gegeben haben, wovon wir die Spuren in Ottiliens Tagebuch finden.

Aus Ottiliens Tagebuche.

„Wie man es nur über das Herz bringen kann, die garstigen Affen so sorgfältig abzubilden! Man erniedrigt sich schon, wenn man sie nur als Thiere betrachtet; man wird aber wirklich bösartiger, wenn man dem Reize folgt, bekannte Menschen unter dieser Maske aufzusuchen."

„Es gehört durchaus eine gewisse Verschrobenheit dazu, um sich gern mit Karrikaturen und Zerrbildern abzugeben. Unserm guten Gehilfen danke ich's, daß ich nicht mit der Naturgeschichte gequält worden bin; ich konnte mich mit den Würmern und Käfern niemals befreunden."

„Diesmal gestand er mir, daß es ihm ebenso gehe. Von der Natur, sagte er, sollten wir nichts kennen, als was uns unmittelbar lebendig umgiebt. Mit den Bäumen, die um uns blühen, grünen, Frucht tragen, mit jeder Staude, an der wir vorbeigehen, mit jedem Grashalm, über den wir hinwandeln, haben wir ein wahres Verhältniß; sie sind unsre ächten Kompatrioten. Die Vögel, die auf unsern Zweigen hin und wieder hüpfen, die in unserm Laube singen, gehören uns an, sie sprechen zu uns von Jugend auf, und wir lernen ihre Sprache verstehen. Man frage sich, ob nicht ein jedes fremde, aus seiner Umgebung gerissene Geschöpf einen gewissen ängstlichen Eindruck auf uns macht, der nur durch Gewohnheit abgestumpft wird. Es gehört schon ein buntes, geräuschvolles Leben dazu, um Affen, Papageien und Mohren um sich zu ertragen."

„Manchmal, wenn mich ein neugieriges Verlangen nach solchen abenteuerlichen Dingen anwandelte, habe ich den Reisenden beneidet, der solche Wunder mit andern Wundern in lebendiger alltäglicher Verbindung sieht. Aber auch er wird ein anderer Mensch. Es wandelt Niemand ungestraft unter Palmen, und die Gesinnungen ändern sich gewiß in einem Lande, wo Elephanten und Tiger zu Hause sind."

„Nur der Naturforscher ist verehrungswerth, der uns das Fremdeste, Seltsamste mit seiner Lokalität, mit aller Nachbarschaft, jedesmal in dem eigensten Elemente zu schildern und darzustellen weiß. Wie gern möchte ich nur einmal Humboldten erzählen hören!"

„Ein Naturalien-Kabinet kann uns vorkommen wie eine ägyptische Grabstätte, wo die verschiedenen Thier- und Pflanzen-

götzen balsamirt umherstehen. Einer Priester-Kaste geziemt es wol, sich damit in geheimnißvollem Halbdunkel abzugeben; aber in den allgemeinen Unterricht sollte dergleichen nicht einfließen, um so weniger, als etwas Näheres und Würdigeres sich dadurch leicht verdrängt sieht."

„Ein Lehrer, der das Gefühl an einer einzigen guten That, an einem einzigen guten Gedicht erwecken kann, leistet mehr als einer, der uns ganze Reihen untergeordneter Naturbildungen der Gestalt und dem Namen nach überliefert; denn das ganze Resultat davon ist, was wir ohnedies wissen können, daß das Menschengebild am Vorzüglichsten und Einzigsten das Gleichniß der Gottheit an sich trägt."

„Dem Einzelnen bleibe die Freiheit, sich mit dem zu beschäftigen, was ihn anzieht, was ihm Freude macht, was ihm nützlich däucht; aber das eigentliche Studium der Menschheit ist der Mensch."

Achtes Kapitel.

Es giebt wenig Menschen, die sich mit dem Nächstvergangenen zu beschäftigen wissen. Entweder das Gegenwärtige hält uns mit Gewalt an sich, oder wir verlieren uns in die Vergangenheit und suchen das völlig Verlorene, wie es nur möglich sein will, wieder hervorzurufen und herzustellen. Selbst in großen und reichen Familien, die ihren Vorfahren Vieles schuldig sind, pflegt es so zu gehen, daß man des Großvaters mehr als des Vaters gedenkt.

Zu solchen Betrachtungen ward unser Gehilfe aufgefordert, als er an einem der schönen Tage, an welchen der scheidende Winter den Frühling zu lügen pflegt, durch den großen alten Schloßgarten gegangen war und die hohen Lindenalleen, die regelmäßigen Anlagen, die sich von Eduard's Vater beschrieben, bewundert hatte. Sie waren vortrefflich gediehen in dem Sinne Desjenigen, der sie pflanzte, und nun, da sie erst anerkannt und genossen werden sollten, sprach Niemand mehr von ihnen; man besuchte sie kaum und hatte Liebhaberei und Anwand gegen eine andere Seite hin ins Freie und Weite gerichtet.

Er machte bei seiner Rückkehr Charlotten die Bemerkung, die sie nicht ungünstig aufnahm. „Indem uns das Leben fortzieht," versetzte sie, „glauben wir aus uns selbst zu handeln,

unsre Thätigkeit, unsre Vergnügungen zu wählen; aber freilich, wenn wir es genau ansehen, so sind es nur die Pläne, die Neigungen der Zeit, die wir mit auszuführen genöthigt sind."

„Gewiß," sagte der Gehilfe; „und wer widersteht dem Strome seiner Umgebungen? Die Zeit rückt fort, und in ihr Gesinnungen, Meinungen, Vorurtheile und Liebhabereien. Fällt die Jugend eines Sohnes gerade in die Zeit der Umwendung, so kann man versichert sein, daß er mit seinem Vater nichts gemein haben wird. Wenn Dieser in einer Periode lebte, wo man Lust hatte, sich Manches zuzueignen, dieses Eigenthum zu sichern, zu beschränken, einzuengen und in der Absonderung von der Welt seinen Genuß zu befestigen, so wird Jener sodann sich auszudehnen suchen, mittheilen, verbreiten und das Verschlossene eröffnen."

„Ganze Zeiträume," versetzte Charlotte, „gleichen diesem Vater und Sohn, den Sie schildern. Von jenen Zuständen, da jede kleine Stadt ihre Mauern und Gräben haben mußte, da man jeden Edelhof noch in einen Sumpf baute, und die geringsten Schlösser nur durch eine Zugbrücke zugänglich waren, davon können wir uns kaum einen Begriff machen. Sogar größere Städte tragen jetzt ihre Wälle ab, die Gräben selbst fürstlicher Schlösser werden ausgefüllt, die Städte bilden nur große Flecken, und wenn man so auf Reisen das ansieht, sollte man glauben, der allgemeine Friede sei befestigt und das goldne Zeitalter vor der Thüre. Niemand glaubt sich in einem Garten behaglich, der nicht einem freien Lande ähnlich sieht; an Kunst, an Zwang soll nichts erinnern, wir wollen völlig frei und unbedingt Athem schöpfen. Haben Sie wol einen Begriff, mein Freund, daß man aus diesem in einen andern, in den vorigen Zustand zurückkehren könne?"

„Warum nicht?" versetzte der Gehilfe; „jeder Zustand hat seine Beschwerlichkeit, der beschränkte sowol als der losgebundene. Der letztere setzt Ueberfluß voraus und führt zur Verschwendung. Lassen Sie uns bei Ihrem Beispiel bleiben, das auffallend genug ist. Sobald der Mangel eintritt, sogleich ist die Selbstbeschränkung wiedergegeben. Menschen, die ihren Grund und Boden zu nutzen genöthigt sind, führen schon wieder Mauern um ihre Gärten auf, damit sie ihrer Erzeugnisse sicher seien. Daraus entsteht nach und nach eine neue Ansicht der Dinge. Das Nützliche erhält wieder die Oberhand, und selbst der Vielbesitzende meint zuletzt auch, das Alles nutzen zu müssen.

Glauben Sie mir, es ist möglich, daß Ihr Sohn die sämmtlichen Parkanlagen vernachlässigt und sich wieder hinter die ersten Mauern und unter die hohen Linden seines Großvaters zurückzieht."

Charlotte war im Stillen erfreut, sich einen Sohn verkündigt zu hören, und verzieh dem Gehülfen deshalb die etwas unfreundliche Prophezeihung, wie es dereinst ihrem lieben schönen Park ergehen könne. Sie versetzte deshalb ganz freundlich: „Wir sind Beide noch nicht alt genug, um dergleichen Widersprüche mehrmals erlebt zu haben; allein wenn man sich in seine frühe Jugend zurückdenkt, sich erinnert, worüber man von älteren Personen klagen gehört, Länder und Städte mit in die Betrachtung aufnimmt, so möchte wol gegen die Bemerkung nichts einzuwenden sein. Sollte man denn aber einem solchen Naturgang nichts entgegensetzen, sollte man Vater und Sohn, Eltern und Kinder nicht in Uebereinstimmung bringen können? Sie haben mir freundlich einen Knaben geweissagt; müßte denn Der gerade mit seinem Vater im Widerspruch stehen, zerstören, was seine Eltern erbaut haben, anstatt es zu vollenden und zu erheben, wenn er in demselben Sinne fortfährt?"

„Dazu giebt es auch wol ein vernünftiges Mittel," versetzte der Gehilfe, „das aber von den Menschen selten angewandt wird. Der Vater erbete seinen Sohn zum Mitbesitzer, er lasse ihn mitbauen, pflanzen, und erlaube ihm wie sich selbst eine unschädliche Willkür. Eine Thätigkeit läßt sich in die andre verweben, keine an die andre anstückeln. Ein junger Zweig verbindet sich mit einem alten Stamme gar leicht und gern, an den kein erwachsener Ast mehr anzufügen ist."

Es freute den Gehilfen, in dem Augenblick, da er Abschied zu nehmen sich genöthigt sah, Charlotten zufälligerweise etwas Angenehmes gesagt und ihre Gunst aufs Neue dadurch befestigt zu haben. Schon allzu lange war er von Hause weg; doch konnte er zur Rückreise sich nicht eher entschließen als nach völliger Ueberzeugung, er müsse die herannahende Epoche von Charlottens Niederkunft erst vorbeigehen lassen, bevor er wegen Ottiliens irgend eine Entscheidung hoffen könne. Er fügte sich deshalb in die Umstände und kehrte mit diesen Aussichten und Hoffnungen wieder zur Vorsteherin zurück.

Charlottens Niederkunft nahte heran. Sie hielt sich mehr in ihren Zimmern. Die Frauen, die sich um sie versammelt hatten, waren ihre geschlossenere Gesellschaft. Ottilie besorgte

das Hausweſen, indem ſie kaum daran denken durfte, was ſie that. Sie hatte ſich zwar völlig ergeben; ſie wünſchte für Charlotten, für das Kind, für Eduarden ſich auch noch ferner auf das Dienſtlichſte zu bemühen; aber ſie ſah nicht ein, wie es möglich werden wollte. Nichts konnte ſie vor völliger Verworrenheit retten, als daß ſie jeden Tag ihre Pflicht that.

Ein Sohn war glücklich zur Welt gekommen, und die Frauen verſicherten ſämmtlich, es ſei der ganze leibhafte Vater. Nur Ottilie konnte es im Stillen nicht finden, als ſie der Wöchnerin Glück wünſchte und das Kind auf das Herzlichſte begrüßte. Schon bei den Anſtalten zur Verheirathung ihrer Tochter war Charlotten die Abweſenheit ihres Gemahls höchſt fühlbar geweſen; nun ſollte der Vater auch bei der Geburt des Sohnes nicht gegenwärtig ſein; er ſollte den Namen nicht beſtimmen, bei dem man ihn künftig rufen würde.

Der erſte von allen Freunden, die ſich glückwünſchend ſehen ließen, war Mittler, der ſeine Kundſchafter ausgeſtellt hatte, um von dieſem Ereigniß ſogleich Nachricht zu erhalten. Er fand ſich ein und zwar ſehr behaglich. Kaum daß er ſeinen Triumph in Gegenwart Ottiliens verbarg, ſo ſprach er ſich gegen Charlotten laut aus und war der Mann, alle Sorgen zu heben und alle augenblicklichen Hinderniſſe bei Seite zu bringen. Die Taufe ſollte nicht lange aufgeſchoben werden. Der alte Geiſtliche, mit einem Fuß ſchon im Grabe, ſollte durch ſeinen Segen das Vergangene mit dem Zukünftigen zuſammenknüpfen; Otto ſollte das Kind heißen; es konnte keinen andern Namen führen als den Namen des Vaters und des Freundes.

Es bedurfte der entſchiedenen Zudringlichkeit dieſes Mannes, um die hunderterlei Bedenklichkeiten, das Widerreden, Zaudern, Stocken, Beſſer- oder Anderswiſſen, das Schwanken, Meinen, Um- und Wiedermeinen zu beſeitigen, da gewöhnlich bei ſolchen Gelegenheiten aus einer gehobenen Bedenklichkeit immer wieder neue entſtehen und, indem man alle Verhältniſſe ſchonen will, immer der Fall eintritt, einige zu verletzen.

Alle Meldungsſchreiben und Gevatterbriefe übernahm Mittler; ſie ſollten gleich ausgefertigt ſein; denn ihm war ſelbſt höchlich daran gelegen, ein Glück, das er für die Familie ſo bedeutend hielt, auch der übrigen, mitunter mißwollenden und mißredenden Welt bekannt zu machen. Und freilich waren die bisherigen leidenſchaftlichen Vorfälle dem Publikum nicht ent-

gangen, das ohnehin in der Ueberzeugung steht, Alles, was geschieht, geschehe nur dazu, damit es etwas zu reden habe.

Die Feier des Taufaktes sollte würdig, aber beschränkt und kurz sein. Man kam zusammen, Ottilie und Mittler sollten das Kind als Taufzeugen halten. Der alte Geistliche, unterstützt vom Kirchendiener, trat mit langsamen Schritten heran. Das Gebet war verrichtet, Ottilien das Kind auf die Arme gelegt, und als sie mit Neigung auf dasselbe herunterſah, erschrak sie nicht wenig an seinen offenen Augen; denn sie glaubte in ihre eigenen zu sehen; eine solche Uebereinstimmung hätte Jeden überraschen müssen. Mittler, der zunächst das Kind empfing, stutzte gleichfalls, indem er in der Bildung desselben eine so auffallende Aehnlichkeit und zwar mit dem Hauptmann erblickte, dergleichen ihm sonst noch nie vorgekommen war.

Die Schwäche des guten alten Geistlichen hatte ihn gehindert, die Taufhandlung mit Mehrerem als der gewöhnlichen Liturgie zu begleiten. Mittler indessen, voll von dem Gegenstande, gedachte seiner frühern Amtsverrichtungen und hatte überhaupt die Art, sich sogleich in jedem Falle zu denken, wie er nun reden, wie er sich äußern würde. Diesmal konnte er sich um so weniger zurückhalten, als es nur eine kleine Gesellschaft von lauter Freunden war, die ihn umgab. Er fing daher an, gegen das Ende des Akts mit Behaglichkeit sich an die Stelle des Geistlichen zu versetzen, in einer muntern Rede seine Pathenpflichten und Hoffnungen zu äußern und um so mehr dabei zu verweilen, als er Charlottens Beifall in ihrer zufriedenen Miene zu erkennen glaubte.

Daß der gute alte Mann sich gern gesetzt hätte, entging dem rüstigen Redner, der noch viel weniger dachte, daß er ein größeres Uebel hervorzubringen auf dem Wege war; denn nachdem er das Verhältniß eines jeden Anwesenden zum Kinde mit Nachdruck geschildert und Ottiliens Fassung dabei ziemlich auf die Probe gestellt hatte, so wandte er sich zuletzt gegen den Greis mit diesen Worten: „Und Sie, mein würdiger Altvater, können nunmehr mit Simeon sprechen: Herr, laß Deinen Diener in Frieden fahren! Denn meine Augen haben den Heiland dieses Hauses gesehen.“

Nun war er im Zuge, recht glänzend zu schließen; aber er bemerkte bald, daß der Alte, dem er das Kind hinbielt, sich zwar erst gegen dasselbe zu neigen schien, nachher aber schnell zurücksank. Vom Fall kaum abgehalten, ward er in einen

Sessel gebracht, und man mußte ihn ungeachtet aller augenblicklichen Beihilfe für todt ansprechen.

So unmittelbar Geburt und Tod, Sarg und Wiege neben einander zu sehen und zu denken, nicht blos mit der Einbildungskraft, sondern mit den Augen diese ungeheuern Gegensätze zusammenzufassen, war für die Umstehenden eine schwere Aufgabe, je überraschender sie vorgelegt wurde. Ottilie allein betrachtete den Eingeschlummerten, der noch immer seine freundliche, einnehmende Miene behalten hatte, mit einer Art von Neid. Das Leben ihrer Seele war getödtet; warum sollte der Körper noch erhalten werden?

Führten sie auf diese Weise gar manchmal die unerfreulichen Begebenheiten des Tags auf die Betrachtung der Vergänglichkeit, des Scheidens, des Verlierens, so waren ihr dagegen wunderbare nächtliche Erscheinungen zum Trost gegeben, die ihr das Dasein des Geliebten versicherten und ihr eigenes befestigten und belebten. Wenn sie sich Abends zur Ruhe gelegt und im süßen Gefühl noch zwischen Schlaf und Wachen schwebte, schien es ihr, als wenn sie in einen ganz hellen, doch mild erleuchteten Raum hineinblickte. In diesem sah sie Eduarden ganz deutlich und zwar nicht gekleidet, wie sie ihn sonst gesehen, sondern im kriegerischen Anzug, jedesmal in einer andern Stellung, die aber vollkommen natürlich war und nichts Phantastisches an sich hatte, stehend, gehend, liegend, reitend. Die Gestalt, bis aufs Kleinste ausgemalt, bewegte sich willig vor ihr, ohne daß sie das Mindeste dazu that, ohne daß sie wollte oder die Einbildungskraft anstrengte. Manchmal sah sie ihn auch umgeben, besonders von etwas Beweglichem, das dunkler war als der helle Grund; aber sie unterschied kaum Schattenbilder, die ihr zuweilen als Menschen, als Pferde, als Bäume und Gebirge vorkommen konnten. Gewöhnlich schlief sie über der Erscheinung ein, und wenn sie nach einer ruhigen Nacht Morgens wieder erwachte, so war sie erquickt, getröstet; sie fühlte sich überzeugt, Eduard lebe noch, sie stehe mit ihm noch in dem innigsten Verhältniß.

Neuntes Kapitel.

Der Frühling war gekommen, später, aber auch rascher und freudiger als gewöhnlich. Ottilie fand nun im Garten die Frucht ihres Vorsehens; Alles keimte, grünte und blühte zur

rechten Zeit; Manches, was hinter wohl angelegten Glashäusern und Beeten vorbereitet worden, trat nun sogleich der endlich von außen wirkenden Natur entgegen, und Alles, was zu thun und zu besorgen war, blieb nicht blos hoffnungsvolle Mühe wie bisher, sondern ward zum heitern Genusse.

An dem Gärtner aber hatte sie zu trösten über manche durch Lucianens Wildheit entstandene Lücke unter den Topfgewächsen, über die zerstörte Symmetrie mancher Baumkrone. Sie machte ihm Muth, daß sich das Alles bald wiederherstellen werde; aber er hatte zu ein tiefes Gefühl, zu einen reinen Begriff von seinem Handwerk, als daß diese Trostgründe viel bei ihm hätten fruchten sollen. So wenig der Gärtner sich durch andere Liebhabereien und Neigungen zerstreuen darf, so wenig darf der ruhige Gang unterbrochen werden, den die Pflanze zur dauernden oder zur vorübergehenden Vollendung nimmt. Die Pflanze gleicht den eigensinnigen Menschen, von denen man Alles erhalten kann, wenn man sie nach ihrer Art behandelt. Ein ruhiger Blick, eine stille Konsequenz, in jeder Jahreszeit, in jeder Stunde das ganz Gehörige zu thun, wird vielleicht von Niemand mehr als vom Gärtner verlangt.

Diese Eigenschaften besaß der gute Mann in einem hohen Grade, deswegen auch Ottilie so gern mit ihm wirkte; aber sein eigentliches Talent konnte er schon einige Zeit nicht mehr mit Behaglichkeit ausüben. Denn ob er gleich Alles, was die Baum- und Küchen-Gärtnerei betraf, auch die Erfordernisse eines ältern Ziergartens vollkommen zu leisten verstand — wie denn überhaupt Einem vor dem Andern dieses oder jenes gelingt — ob er schon in Behandlung der Orangerie, der Blumenzwiebeln, der Nelken- und Aurikeln-Stöcke die Natur selbst hätte herausfordern können, so waren ihm doch die neuen Zierbäume und Modeblumen einigermaßen fremd geblieben, und er hatte vor dem unendlichen Felde der Botanik, das sich nach der Zeit auftat, und den darin herumsummenden fremden Namen eine Art von Scheu, die ihn verdrießlich machte. Was die Herrschaft voriges Jahr zu verschreiben angefangen, hielt er um so mehr für unnützen Aufwand und Verschwendung, als er gar manche kostbare Pflanze ausgehen sah und mit den Handelsgärtnern, die ihn, wie er glaubte, nicht redlich genug bedienten, in seinem sonderlichen Verhältnisse stand.

Er hatte sich darüber nach mancherlei Versuchen eine Art von Plan gemacht, in welchem ihn Ottilie um so mehr be-

ſtärkte, als er auf die Wiederkehr Eduard's eigentlich gegründet war, deſſen Abweſenheit man in dieſem wie in manchem andern Falle täglich nachtheiliger empfinden mußte.

Indem nun die Pflanzen immer mehr Wurzel ſchlugen und Zweige trieben, fühlte ſich auch Ottilie immer mehr an dieſe Räume gefeſſelt. Gerade vor einem Jahre trat ſie als Fremdling, als ein unbedeutendes Weſen hier ein; wie viel hatte ſie ſich ſeit jener Zeit nicht erworben! Aber leider wie viel hatte ſie nicht auch ſeit jener Zeit wieder verloren! Sie war nie ſo reich und nie ſo arm geweſen. Das Gefühl von Beidem wechſelte augenblicklich mit einander ab, ja durchkreuzte ſich aufs Innigſte, ſo daß ſie ſich nicht anders zu helfen wußte, als daß ſie immer wieder das Nächſte mit Antheil, ja mit Leidenſchaft ergriff.

Daß Alles, was Eduarden beſonders lieb war, auch ihre Sorgfalt am Stärkſten an ſich zog, läßt ſich denken; ja, warum ſollte ſie nicht hoffen, daß er ſelbſt nun bald wiederkommen, daß er die fürſorgliche Dienſtlichkeit, die ſie dem Abweſenden geleiſtet, dankbar gegenwärtig bemerken werde?

Aber noch auf eine viel andre Weiſe war ſie veranlaßt, für ihn zu wirken. Sie hatte vorzüglich die Sorge für das Kind übernommen, deſſen unmittelbare Pflegerin ſie um ſo mehr werden konnte, als man es keiner Amme zu übergeben, ſondern mit Milch und Waſſer aufzuziehen ſich entſchieden hatte. Es ſollte in jener ſchönen Zeit der freien Luft genießen; und ſo trug ſie es am Liebſten ſelbſt heraus, trug das ſchlafende, unbewußte zwiſchen Blumen und Blüthen her, die dereinſt ſeiner Kindheit ſo freundlich entgegenlachen ſollten, zwiſchen jungen Sträuchen und Pflanzen, die mit ihm in die Höhe zu wachſen durch ihre Jugend beſtimmt ſchienen. Wenn ſie um ſich her ſah, ſo verbarg ſie ſich nicht, zu welchem großen, reichen Zuſtande das Kind geboren ſei; denn faſt Alles, wohin das Auge blickte, ſollte dereinſt ihm gehören. Wie wünſchenswerth war es zu dieſem Allem, daß es vor den Augen des Vaters, der Mutter aufwüchſe und eine erneute frohe Verbindung beſtätigte!

Ottilie fühlte dies Alles ſo rein, daß ſie ſich's als entſchieden wirklich dachte und ſich ſelbſt dabei gar nicht empfand. Unter dieſem klaren Himmel, bei dieſem hellen Sonnenſchein ward es ihr auf einmal klar, daß ihre Liebe, um ſich zu vollenden, völlig uneigennützig werden müſſe; ja in manchen Augenblicken glaubte ſie, dieſe Höhe ſchon erreicht zu haben. Sie wünſchte nur das

Wohl ihres Freundes, sie glaubte sich fähig, ihm zu entsagen, sogar ihn niemals wiederzusehen, wenn sie ihn nur glücklich wisse. Aber ganz entschieden war sie für sich, niemals einem Andern anzugehören.

Daß der Herbst ebenso herrlich würde wie der Frühling, dafür war gesorgt. Alle sogenannten Sommergewächse, Alles, was im Herbst mit Blüthen nicht enden kann und sich der Kälte noch keck entgegen entwickelt, Astern besonders, waren in der größten Mannichfaltigkeit gesät und sollten nun, überallhin verpflanzt, einen Sternhimmel über die Erde bilden.

Aus Ottiliens Tagebuche.

„Einen guten Gedanken, den wir gelesen, etwas Auffallendes, das wir gehört, tragen wir wol in unser Tagebuch. Nähmen wir uns aber zugleich die Mühe, aus den Briefen unserer Freunde eigenthümliche Bemerkungen, originelle Ansichten, flüchtige geistreiche Worte auszuzeichnen, so würden wir sehr reich werden; Briefe hebt man auf, um sie nie wieder zu lesen; man zerstört sie zuletzt einmal aus Diskretion, und so verschwindet der schönste, unmittelbarste Lebenshauch unwiederbringlich für uns und Andre. Ich nehme mir vor, dieses Versäumniß wieder gut zu machen."

„So wiederholt sich denn abermals das Jahresmärchen von vorn. Wir sind nun wieder, Gott sei Dank, an seinem artigsten Kapitel. Veilchen und Maiblumen sind wie Ueberschriften oder Vignetten dazu. Es macht uns immer einen angenehmen Eindruck, wenn wir sie in dem Buche des Lebens wieder aufschlagen."

„Wir schelten die Armen, besonders die Unmündigen, wenn sie sich an den Straßen herumlegen und betteln. Bemerken wir nicht, daß sie gleich thätig sind, sobald es was zu thun giebt? Kaum entfaltet die Natur ihre freundlichen Schätze, so sind die Kinder dahinterher, um ein Gewerbe zu eröffnen; keines bettelt mehr; jedes reicht Dir einen Strauß; es hat ihn gepflückt, ehe Du vom Schlaf erwachtest, und das Bittende sieht Dich so freundlich an wie die Gabe. Niemand sieht erbärmlich aus, der sich einiges Recht fühlt, fordern zu dürfen."

„Warum nur das Jahr manchmal so kurz, manchmal so lang ist, warum es so kurz scheint und so lang in der Erinnerung!

Mir iſt es mit dem vergangenen ſo, und nirgends auffallender als im Garten, wie Vergängliches und Dauerndes in einander greift. Und doch iſt nichts ſo flüchtig, das nicht eine Spur, das nicht Seinesgleichen zurücklaſſe."

„Man läßt ſich den Winter auch gefallen. Man glaubt ſich freier auszubreiten, wenn die Bäume ſo geiſterhaft, ſo durchſichtig vor uns ſtehen. Sie ſind nichts, aber ſie decken auch nichts zu. Wie aber einmal Knospen und Blüthen kommen, dann wird man ungeduldig, bis das volle Laub hervortritt, bis die Landſchaft ſich verkörpert, und der Baum ſich als eine Geſtalt uns entgegendrängt."

„Alles Vollkommene in ſeiner Art muß über ſeine Art hinausgehen, es muß etwas Anderes, Unvergleichbares werden. In manchen Tönen iſt die Nachtigall noch Vogel; dann ſteigt ſie über ihre Klaſſe hinüber und ſcheint jedem Gefiederten andeuten zu wollen, was eigentlich ſingen heiße."

„Ein Leben ohne Liebe, ohne die Nähe des Geliebten, iſt nur eine Comédie à tiroir, ein ſchlechtes Schubladenſtück. Man ſchiebt eine nach der anderen heraus und wieder hinein und eilt zur folgenden. Alles, was auch Gutes und Bedeutendes vorkommt, hängt nur kümmerlich zuſammen. Man muß überall von vorn anfangen und möchte überall enden."

Zehntes Kapitel.

Charlotte von ihrer Seite befindet ſich munter und wohl. Sie freut ſich an dem tüchtigen Knaben, deſſen vielverſprechende Geſtalt ihr Auge und Gemüth ſtündlich beſchäftigt. Sie erhält durch ihn einen neuen Bezug auf die Welt und auf den Beſitz; ihre alte Thätigkeit regt ſich wieder; ſie erblickt, wo ſie auch hinſieht, im vergangenen Jahre Vieles gethan und empfindet Freude am Gethanen. Von einem eigenen Gefühl belebt, ſteigt ſie zur Mooshütte mit Ottilien und dem Kinde, und indem ſie dieſes auf den kleinen Tiſch als auf einen häuslichen Altar niederlegt und noch zwei Plätze leer ſieht, gedenkt ſie der vorigen Zeiten, und eine neue Hoffnung für ſie und Ottilien dringt hervor.

Junge Frauenzimmer ſehen ſich beſcheiden vielleicht nach dieſem oder jenem Jüngling um mit ſtiller Prüfung, ob ſie ihn wol zum Gatten wünſchten; wer aber für eine Tochter oder einen weiblichen Zögling zu ſorgen hat, ſchaut in einem weitern

Kreis umher. So ging es auch in diesem Augenblick Charlotten, der eine Verbindung des Hauptmanns mit Ottilien nicht unmöglich schien, wie sie doch auch schon ehemals in dieser Hütte neben einander gesessen hatten. Ihr war nicht unbekannt geblieben, daß jene Aussicht auf eine vortheilhafte Heirath wieder verschwunden sei.

Charlotte stieg weiter, und Ottilie trug das Kind. Jene überließ sich mancherlei Betrachtungen. Auch auf dem festen Lande giebt es wol Schiffbruch; sich davon auf das Schnellste zu erholen und herzustellen, ist schön und preiswürdig. Ist doch das Leben nur auf Gewinn und Verlust berechnet. Wer macht nicht irgend eine Anlage und wird darin gestört! Wie oft schlägt man einen Weg ein und wird davon abgeleitet! Wie oft werden wir von einem scharf ins Auge gefaßten Ziel abgelenkt, um ein höheres zu erreichen! Der Reisende bricht unterwegs zu seinem höchsten Verdruß ein Rad und gelangt durch diesen unangenehmen Zufall zu den erfreulichsten Bekanntschaften und Verbindungen, die auf sein ganzes Leben Einfluß haben. Das Schicksal gewährt uns unsre Wünsche, aber auf seine Weise, um uns etwas über unsre Wünsche geben zu können.

Diese und ähnliche Betrachtungen waren es, unter denen Charlotte zum neuen Gebäude auf der Höhe gelangte, wo sie vollkommen bestätigt wurden. Denn die Umgebung war viel schöner, als man sich's hatte denken können. Alles störende Kleinliche war rings umher entfernt; alles Gute der Landschaft, was die Natur, was die Zeit daran gethan hatte, trat reinlich hervor und fiel ins Auge, und schon grünten die jungen Pflanzungen, die bestimmt waren, einige Lücken auszufüllen und die abgesonderten Theile angenehm zu verbinden.

Das Haus selbst war nahezu bewohnbar; die Aussicht, besonders aus den obern Zimmern, höchst mannichfaltig. Je länger man sich umsah, desto mehr Schönes entdeckte man. Was mußten nicht hier die verschiedenen Tageszeiten, was Mond und Sonne für Wirkungen hervorbringen! Hier zu verweilen, war höchst wünschenswerth, und wie schnell ward die Lust zu bauen und zu schaffen in Charlotten wiedererweckt, da sie alle grobe Arbeit gethan fand! Ein Tischer, ein Tapezier, ein Maler, der mit Patronen und leichter Vergoldung sich zu helfen wußte, nur dieser bedurfte man, und in kurzer Zeit war das Gebäude im Stande. Keller und Küche wurden schnell eingerichtet; denn in der Entfernung vom Schlosse mußte man alle Bedürfnisse um sich

verſammeln. So wohnten die Frauenzimmer mit dem Kinde nun oben, und von dieſem Aufenthalt als von einem neuen Mittelpunkt eröffneten ſich ihnen unerwartete Spaziergänge. Sie genoſſen vergnüglich in einer höheren Region der freien friſchen Luft bei dem ſchönſten Wetter.

Ottiliens liebſter Weg, theils allein, theils mit dem Kinde, ging herunter nach den Platanen auf einem bequemen Fußſteig, der ſodann zu dem Punkte leitete, wo einer der Kähne angebunden war, mit denen man überzufahren pflegte. Sie erfreute ſich manchmal einer Waſſerfahrt, allein ohne das Kind, weil Charlotte desbalb einige Beſorgniß zeigte. Doch verfehlte ſie nicht, täglich den Gärtner im Schloßgarten zu beſuchen und an ſeiner Sorgfalt für die vielen Pflanzenzöglinge, die nun alle der freien Luft genoſſen, freundlich theilzunehmen.

In dieſer ſchönen Zeit kam Charlotten der Beſuch eines Engländers ſehr gelegen, der Eduarden auf Reiſen kennen gelernt, einigemal getroffen hatte und nunmehr neugierig war, die ſchönen Anlagen zu ſehen, von denen er ſo viel Gutes erzählen hörte. Er brachte ein Empfehlungsſchreiben vom Grafen mit und ſtellte zugleich einen ſtillen, aber ſehr gefälligen Mann als ſeinen Begleiter vor. Indem er nun bald mit Charlotten und Ottilien, bald mit Gärtnern und Jägern, öfters mit ſeinem Begleiter und manchmal allein die Gegend durchſtrich, ſo konnte man ſeinen Bemerkungen wol anſehen, daß er ein Liebhaber und Kenner ſolcher Anlagen war, der wol auch manche dergleichen ſelbſt ausgeführt hatte. Obgleich in Jahren, nahm er auf eine heitere Weiſe an Allem Theil, was dem Leben zur Zierde gereichen und es bedeutend machen kann.

In ſeiner Gegenwart genoſſen die Frauenzimmer erſt vollkommen ihrer Umgebung. Sein geübtes Auge empfing jeden Effekt ganz friſch, und er hatte um ſo mehr Freude an dem Entſtandenen, als er die Gegend vorher nicht gekannt, und was man daran gethan, von dem, was die Natur geliefert, kaum zu unterſcheiden wußte.

Man kann wol ſagen, daß durch ſeine Bemerkungen der Park wuchs und ſich bereicherte. Schon zum Voraus erkannte er, was die neuen heranſtrebenden Pflanzungen verſprachen. Keine Stelle blieb ihm unbemerkt, wo noch irgend eine Schönheit hervorzuheben oder anzubringen war. Hier deutete er auf eine Quelle, welche, gereinigt, die Zierde einer ganzen Buſchpartie zu werden verſprach; hier auf eine Höhle, die, ausge-

räumt und erweitert, einen erwünschten Ruheplatz geben konnte, indessen man nur wenige Bäume zu fällen brauchte, um aus ihr aus herrliche Felsenmassen aufgethürmt zu erblicken. Er wünschte den Bewohnern Glück, daß ihnen so Manches nachzuarbeiten übrig blieb, und ersuchte sie, damit nicht zu eilen, sondern für folgende Jahre sich das Vergnügen des Schaffens und Einrichtens vorzubehalten.

Uebrigens war er außer den geselligen Stunden keineswegs lässig; denn er beschäftigte sich die größte Zeit des Tags, die malerischen Aussichten des Parks in einer tragbaren dunklen Kammer aufzufangen und zu zeichnen, um dadurch sich und Andern von seinen Reisen eine schöne Frucht zu gewinnen. Er hatte dieses schon seit mehreren Jahren in allen bedeutenden Gegenden gethan und sich dadurch die angenehmste und interessanteste Sammlung verschafft. Ein großes Portefeuille, das er mit sich führte, zeigte er den Damen vor und unterhielt sie theils durch das Bild, theils durch die Auslegung. Sie freuten sich, hier in ihrer Einsamkeit die Welt so bequem zu durchreisen, Ufer und Häfen, Berge, Seen und Flüsse, Städte, Kastelle und manches andre Lokal, das in der Geschichte einen Namen hat, vor sich vorbeizieben zu sehen.

Jede von beiden Frauen hatte ein besonderes Interesse, Charlotte das allgemeinere gerade an dem, wo sich etwas historisch Merkwürdiges fand, während Ottilie sich vorzüglich bei den Gegenden aufhielt, wovon Eduard viel zu erzählen pflegte, wo er gern verweilt, wohin er öfters zurückgekehrt; denn jeder Mensch hat in der Nähe und in der Ferne gewisse örtliche Einzelheiten, die ihn anziehen, die ihm seinem Charakter nach um des ersten Eindrucks, gewisser Umstände, der Gewohnheit willen besonders lieb und aufregend sind.

Sie fragte daher den Lord, wo es ihm denn am Besten gefalle, und wo er nun seine Wohnung aufschlagen würde, wenn er zu wählen hätte. Da wußte er denn mehr als eine schöne Gegend vorzuzeigen, und was ihm dort widerfahren, um sie ihm lieb und werth zu machen, in seinem eigens accentuirten Französisch gar behaglich mitzutheilen.

Auf die Frage hingegen, wo er sich denn jetzt gewöhnlich aufhalte, wohin er am Liebsten zurückkehre, ließ er sich ganz unbewunden, doch den Frauen unerwartet, also vernehmen.

„Ich habe mir nun angewöhnt, überall zu Hause zu sein, und finde zuletzt nichts bequemer, als daß Andre für mich bauen,

pflanzen und sich häuslich bemühen. Nach meinen eigenen Besitzungen sehne ich mich nicht zurück, theils aus politischen Ursachen, vorzüglich aber, weil mein Sohn, für den ich Alles eigentlich gethan und eingerichtet, dem ich es zu übergeben, mit dem ich es noch zu genießen hoffte, an Allem keinen Theil nimmt, sondern nach Indien gegangen ist, um sein Leben dort wie mancher Andere höher zu nutzen oder gar zu vergeuden.

„Gewiß, wir machen viel zu viel vorarbeitenden Aufwand aufs Leben. Anstatt daß wir gleich anfingen, uns in einem mäßigen Zustand behaglich zu finden, so geben wir immer mehr ins Breite, um es uns immer unbequemer zu machen. Wer genießt jetzt meine Gebäude, meinen Park, meine Gärten? Nicht ich, nicht einmal die Meinigen; fremde Gäste, Neugierige, unruhige Reisende.

„Selbst bei vielen Mitteln sind wir immer nur halb und halb zu Hause, besonders auf dem Lande, wo uns manches Gewohnte der Stadt fehlt. Das Buch, das wir am Eifrigsten wünschten, ist nicht zur Hand, und gerade, was wir am Meisten bedürften, ist vergessen. Wir richten uns immer häuslich ein, um wieder auszuziehen, und wenn wir es nicht mit Willen und Willkür thun, so wirken Verhältnisse, Leidenschaften, Zufälle, Nothwendigkeit und was nicht Alles."

Der Lord ahnete nicht, wie tief durch seine Betrachtungen die Freundinnen getroffen wurden. Und wie oft kommt nicht Jeder in diese Gefahr, der eine allgemeine Betrachtung, selbst in einer Gesellschaft, deren Verhältnisse ihm sonst bekannt sind, ausspricht! Charlotten war eine solche zufällige Verletzung auch durch Wohlwollende und Gutmeinende nichts Neues, und die Welt lag ohnehin so deutlich vor ihren Augen, daß sie keinen besondern Schmerz empfand, wenngleich Jemand sie unbedachtsam und unvorsichtig nöthigte, ihren Blick da oder dorthin auf eine unerfreuliche Stelle zu richten. Ottilie hingegen, die in halbbewußter Jugend mehr ahnete als sah und ihren Blick wegwenden durfte, ja mußte von dem, was sie nicht sehen mochte und sollte, Ottilie ward durch diese traulichen Reden in den schrecklichsten Zustand versetzt; denn es zerriß mit Gewalt vor ihr der anmuthige Schleier, und es schien ihr, als wenn Alles, was bisher für Haus und Hof, für Garten, Park und die ganze Umgebung geschehen war, ganz eigentlich umsonst sei, weil Der, dem es Alles gehörte, es nicht genösse, weil auch Der wie der gegenwärtige Gast zum Herumschweifen in der Welt, und zwar zu dem

gefährlichsten, durch die Liebsten und Nächsten gedrängt worden. Sie hatte sich an Hören und Schweigen gewöhnt; aber sie saß diesmal in der peinlichsten Lage, die durch des Fremden weiteres Gespräch eher vermehrt als vermindert wurde, daß er mit heiterer Eigenheit und Bedächtlichkeit fortsetzte.

„Nun glaub' ich," sagte er, „auf dem rechten Wege zu sein, da ich mich immerfort als einen Reisenden betrachte, der Vielem entsagt, um Vieles zu genießen. Ich bin an den Wechsel gewöhnt, ja er wird mir Bedürfniß, wie man in der Oper immer wieder auf eine neue Dekoration wartet, gerade weil schon so viele dagewesen. Was ich mir von dem besten und dem schlechtesten Wirthshause versprechen darf, ist mir bekannt; es mag so gut oder schlimm sein, als es will, nirgends find' ich das Gewohnte, und am Ende läuft es auf Eins hinaus, ganz von einer nothwendigen Gewohnheit oder ganz von der willkürlichsten Zufälligkeit abzuhangen. Wenigstens habe ich jetzt nicht den Verdruß, daß etwas verlegt oder verloren ist, daß mir ein tägliches Wohnzimmer unbrauchbar wird, weil ich es muß reparieren lassen, daß mir eine liebe Tasse zerbricht, und es mir eine ganze Zeit aus keiner andern schmecken will. Alles dessen bin ich überhoben, und wenn mir das Haus über dem Kopf zu brennen anfängt, so packen meine Leute gelassen ein und auf, und wir fahren zu Hofraum und Stadt hinaus. Und bei allen diesen Vortheilen, wenn ich es genau berechne, habe ich am Ende des Jahrs nicht mehr ausgegeben, als es mich zu Hause gekostet hätte."

Bei dieser Schilderung sah Ottilie nur Eduarden vor sich, wie er nun auch mit Entbehren und Beschwerde auf ungebahnten Straßen hinziehe, mit Gefahr und Noth zu Felde liege und bei so viel Unbestand und Wagniß sich gewöhne, heimathlos und freundlos zu sein, Alles wegzuwerfen, nur um nichts verlieren zu können. Glücklicherweise trennte sich die Gesellschaft für einige Zeit. Ottilie fand Raum, sich in der Einsamkeit auszuweinen. Gewaltsamer hatte sie kein dumpfer Schmerz ergriffen als diese Stunden, die sie sich noch klarer zu machen strebte, wie man es zu thun pflegt, daß man sich selbst zwinge, wenn man einmal auf dem Wege ist, gewonnen zu werden.

Der Zustand Eduard's kam ihr so kümmerlich, so jämmerlich vor, daß sie nur entschloß, es hatte, was es wolle, zu seiner Wiedervereinigung mit Charlotten Alles beizutragen, ihren Schmerz und ihre Liebe an irgend einem stillen Orte zu verbergen und durch irgend eine Art von Thätigkeit zu betrügen.

Indessen hatte der Begleiter des Lords, ein verständiger, ruhiger Mann und guter Beobachter, den Mißgriff in der Unterhaltung bemerkt und die Aehnlichkeit der Zustände seinem Freunde offenbart. Dieser wußte nichts von den Verhältnissen der Familie; allein Jener, den eigentlich auf der Reise nichts mehr interessirte als die sonderbaren Ereignisse, welche durch natürliche und künstliche Verhältnisse, durch den Konflikt des Gesetzlichen und des Ungebändigten, des Verstandes und der Vernunft, der Leidenschaft und des Vorurtheils hervorgebracht werden, Jener hatte sich schon früher und mehr noch im Hause selbst mit Allem bekannt gemacht, was vorgegangen war und noch vorging.

Dem Lord that es leid, ohne daß er darüber verlegen gewesen wäre. „Man müßte ganz in Gesellschaft schweigen, wenn man nicht manchmal in den Fall kommen sollte; denn nicht allein bedeutende Bemerkungen, sondern die trivialsten Aeußerungen können auf eine so mißklingende Weise mit dem Interesse der Gegenwärtigen zusammentreffen. Wir wollen es heute Abend wieder gut machen," sagte der Lord, „und uns aller allgemeinen Gespräche enthalten. Geben Sie der Gesellschaft etwas von den vielen angenehmen und bedeutenden Anekdoten und Geschichten zu hören, womit Sie Ihr Portefeuille und Ihr Gedächtniß auf unserer Reise bereichert haben!"

Allein auch mit dem besten Vorsatze gelang es den Fremden nicht, die Freunde diesmal mit einer unverfänglichen Unterhaltung zu erfreuen. Denn nachdem der Begleiter durch manche sonderbare, bedeutende, heitere, rührende, furchtbare Geschichten die Aufmerksamkeit erregt und die Theilnahme aufs Höchste gespannt hatte, so dachte er mit einer zwar sonderbaren, aber sanfteren Begebenheit zu schließen und ahnete nicht, wie nahe diese seinen Zuhörern verwandt war.

Die wunderlichen Nachbarskinder.

Novelle.

Zwei Nachbarskinder von bedeutenden Häusern, Knabe und Mädchen, in verhältnißmäßigem Alter, um dereinst Gatten zu werden, ließ man in dieser angenehmen Aussicht mit einander

aufwachsen, und die beiderseitigen Eltern freuten sich einer künftigen Verbindung. Doch man bemerkte gar bald, daß die Absicht zu mißlingen schien, indem sich zwischen den beiden trefflichen Naturen ein sonderbarer Widerwille hervortat. Vielleicht waren sie einander zu ähnlich. Beide in sich selbst gewendet, deutlich in ihrem Wollen, fest in ihren Vorsätzen, Jedes einzeln geliebt und geehrt von seinen Gespielen, immer Widersacher, wenn sie zusammen waren, immer aufbauend für sich allein, immer wechselsweise zerstörend, wo sie sich begegneten, nicht wetteifernd nach einem Ziel, aber immer kämpfend um einen Zweck, gutartig durchaus und liebenswürdig, und nur hassend, ja bösartig, indem sie sich auf einander bezogen.

Dieses wunderliche Verhältniß zeigte sich schon bei kindischen Spielen, es zeigte sich bei zunehmenden Jahren. Und wie die Knaben Krieg zu spielen, sich in Parteien zu sondern, einander Schlachten zu liefern pflegen, so stellte sich das trotzig muthige Mädchen einst an die Spitze des einen Heers und focht gegen das andre mit solcher Gewalt und Erbitterung, daß dieses schimpflich wäre in die Flucht geschlagen worden, wenn ihr einzelner Widersacher sich nicht sehr brav gehalten und seine Gegnerin doch noch zuletzt entwaffnet und gefangen genommen hätte. Aber auch da noch wehrte sie sich so gewaltsam, daß er, um seine Augen zu erhalten und die Feindin doch nicht zu beschädigen, sein seidenes Halstuch abreißen und ihr die Hände damit auf den Rücken binden mußte.

Dies verzieh sie ihm nie, ja sie machte so heimliche Anstalten und Versuche, ihn zu beschädigen, daß die Eltern, die auf diese seltsamen Leidenschaften schon längst Acht gehabt, sich mit einander verständigten und beschlossen, die beiden feindlichen Wesen zu trennen und jene lieblichen Hoffnungen aufzugeben.

Der Knabe that sich in seinen neuen Verhältnissen bald hervor. Jede Art von Unterricht schlug bei ihm an. Gönner und eigene Neigung bestimmten ihn zum Soldatenstande. Ueberall, wo er sich fand, war er geliebt und geehrt. Seine tüchtige Natur schien nur zum Wohlsein, zum Behagen Anderer zu wirken, und er war in sich ohne deutliches Bewußtsein recht glücklich, den einzigen Widersacher verloren zu haben, den die Natur ihm zugedacht hatte.

Das Mädchen dagegen trat auf einmal in einen veränderten Zustand. Ihre Jahre, eine zunehmende Bildung und mehr noch ein gewisses inneres Gefühl zogen sie von den heftigen Spielen

hinweg, die sie bisher in Gesellschaft der Knaben auszuüben pflegte. Im Ganzen schien ihr etwas zu fehlen; nichts war um sie herum, das werth gewesen wäre, ihren Haß zu erregen. Liebenswürdig hatte sie noch Niemanden gefunden.

Ein junger Mann, älter als ihr ehemaliger nachbarlicher Widersacher, von Stand, Vermögen und Bedeutung, beliebt in der Gesellschaft, gesucht von Frauen, wendete ihr seine ganze Neigung zu. Es war das erste Mal, daß sich ein Freund, ein Liebhaber, ein Diener um sie bemühte. Der Vorzug, den er ihr vor Vielen gab, die älter, gebildeter, glänzender und anspruchsreicher waren als sie, that ihr gar zu wohl. Seine fortgesetzte Aufmerksamkeit, ohne daß er zudringlich gewesen wäre, sein treuer Beistand bei verschiedenen unangenehmen Zufällen, sein gegen ihre Eltern zwar ausgesprochenes, doch rubiges und nur hoffnungsvolles Werben, da sie freilich noch sehr jung war: das Alles nahm sie für ihn ein, wozu die Gewohnheit, die äußern, nun von der Welt als bekannt angenommenen Verhältnisse das Ihrige beitrugen. Sie war so oft Braut genannt worden, daß sie sich endlich selbst dafür hielt, und weder sie noch irgend Jemand dachte daran, daß noch eine Prüfung nöthig sei, als sie den Ring mit Demjenigen wechselte, der so lange Zeit für ihren Bräutigam galt.

Der rubige Gang, den die ganze Sache genommen hatte, war auch durch das Verlöbniß nicht beschleunigt worden. Man ließ eben von beiden Seiten Alles so fortgewähren; man freute sich des Zusammenlebens und wollte die gute Jahreszeit durchaus noch als einen Frühling des künftigen ernsteren Lebens genießen.

Indessen hatte der Entfernte sich zum Schönsten ausgebildet, eine verdiente Stufe seiner Lebensbestimmung erstiegen und kam mit Urlaub, die Seinigen zu besuchen. Auf eine ganz natürliche, aber doch sonderbare Weise stand er seiner schönen Nachbarin abermals entgegen. Sie hatte in der letzten Zeit nur freundliche, bräutliche Familienempfindungen bei sich genährt, sie war mit Allem, was sie umgab, in Uebereinstimmung; sie glaubte glücklich zu sein und war es auch auf gewisse Weise. Aber nun stand ihr zum ersten Mal seit langer Zeit wieder etwas entgegen; es war nicht hassenswerth, sie war des Hasses unfähig geworden; ja der kindische Haß, der eigentlich nur ein dunkles Anerkennen des inneren Werthes gewesen, äußerte sich nun in frohem Gesinnen, erfreulichem Betrachten, gefälligem Eingehen, halb willigem,

halb unwilligen und doch nothwendigen Annahen, und das Alles war wechselseitig. Eine lange Entfernung gab zu längeren Unterhaltungen Anlaß. Selbst jene kindische Unvernunft diente den Aufgeklärteren zu scherzhafter Erinnerung, und es war, als wenn man sich jenen neckischen Haß wenigstens durch eine freundschaftliche, aufmerksame Behandlung vergüten müsse, als wenn jenes gewaltsame Verkennen nunmehr nicht ohne ein ausgesprochnes Anerkennen bleiben dürfe.

Von seiner Seite blieb Alles in einem verständigen, wünschenswerthen Maaß. Sein Stand, seine Verhältnisse, sein Streben, sein Ehrgeiz beschäftigten ihn so reichlich, daß er die Freundlichkeit der schönen Braut als eine dankenswerthe Zugabe mit Behaglichkeit aufnahm, ohne sie deshalb in irgend einem Bezug auf sich zu betrachten oder sie ihrem Bräutigam zu mißgönnen, mit dem er übrigens in den besten Verhältnissen stand.

Bei ihr hingegen sah es ganz anders aus. Sie schien sich wie aus einem Traum erwacht. Der Kampf gegen ihren jungen Nachbar war die erste Leidenschaft gewesen, und dieser heftige Kampf war doch nur unter der Form des Widerstrebens eine heftige, gleichsam angeborne Neigung. Auch kam es ihr in der Erinnerung nicht anders vor, als daß sie ihn immer geliebt habe. Sie lächelte über jenes feindliche Suchen mit den Waffen in der Hand; sie wollte sich des angenehmsten Gefühls erinnern, als er sie entwaffnete; sie bildete sich ein, die größte Seligkeit empfunden zu haben, da er sie band, und Alles, was sie zu seinem Schaden und Verdruß unternommen hatte, kam ihr nur als unschuldiges Mittel vor, seine Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen. Sie verwünschte jene Trennung, sie bejammerte den Schlaf, in den sie verfallen, sie verfluchte die schleppende, träumerische Gewohnheit, durch die ihr ein so unbedeutender Bräutigam hatte werden können; sie war verwandelt, doppelt verwandelt, vorwärts und rückwärts, wie man es nehmen will.

Hätte Jemand ihre Empfindungen, die sie ganz geheim hielt, entwickeln und mit ihr theilen können, so würde er sie nicht gescholten haben; denn freilich konnte der Bräutigam die Vergleichung mit dem Nachbar nicht aushalten, sobald man sie neben einander sah. Wenn man dem Einen ein gewisses Zutrauen nicht versagen konnte, so erregte der Andere das vollste Vertrauen; wenn man den Einen gern zur Gesellschaft machte, so wünschte man sich den Andern zum Gefährten; und dachte man gar an höhere Theilnahme, an außerordentliche Fälle, so

hätte man wol an dem Einen gezweifelt, wenn Einem der Andere vollkommene Gewißheit gab. Für ſolche Verhältniſſe iſt den Weibern ein beſonderer Takt angeboren, und ſie haben Urſache ſo wie Gelegenheit, ihn auszubilden.

Je mehr die ſchöne Braut ſolche Geſinnungen bei ſich ganz heimlich nährte, je weniger nur irgend Jemand dasjenige auszuſprechen im Fall war, was zu Gunſten des Bräutigams gelten konnte, was Verhältniſſe, was Pflicht anzurathen und zu gebieten, ja, was eine unabänderliche Nothwendigkeit unwiderruflich zu fordern ſchien, deſto mehr begünſtigte das ſchöne Herz ſeine Einſeitigkeit; und indem ſie von der einen Seite durch Welt und Familie, Bräutigam und eigne Zuſage unauflöslich gebunden war, von der andern der emporſtrebende Jüngling gar kein Geheimniß von ſeinen Geſinnungen, Planen und Ausſichten machte, ſich nur als ein treuer und nicht einmal zärtlicher Bruder gegen ſie bewies, und nun gar von ſeiner unmittelbaren Abreiſe die Rede war, ſo ſchien es, als ob ihr früher kindiſcher Geiſt mit allen ſeinen Tücken und Gewaltſamkeiten wieder erwachte und ſich nun auf einer höheren Lebensſtufe mit Unwillen rüſtete, bedeutender und verderblicher zu wirken. Sie beſchloß zu ſterben, um den ehemals Gehaßten und nun ſo heftig Geliebten für ſeine Untheilnahme zu ſtrafen und ſich, indem ſie ihn nicht beſitzen ſollte, wenigſtens mit ſeiner Einbildungskraft, ſeiner Reue auf ewig zu vermählen. Er ſollte ihr todtes Bild nicht loswerden, er ſollte nicht aufhören, ſich Vorwürfe zu machen, daß er ihre Geſinnungen nicht erkannt, nicht erforſcht, nicht geſchätzt habe.

Dieſer ſeltſame Wahnſinn begleitete ſie überall hin. Sie verbarg ihn unter allerlei Formen, und ob ſie den Menſchen gleich wunderlich vorkam, ſo war Niemand aufmerkſam oder klug genug, die innere wahre Urſache zu entdecken.

Indeſſen hatten ſich Freunde, Verwandte, Bekannte in Anordnungen von mancherlei Feſten erſchöpft; kaum verging ein Tag, daß nicht irgend etwas Neues und Unerwartetes angeſtellt worden wäre; kaum war ein ſchöner Platz der Landſchaft, den man nicht ausgeſchmückt und zum Empfang vieler froher Gäſte bereitet hätte. Auch wollte unſer junger Ankömmling noch vor ſeiner Abreiſe das Seinige thun und lud das junge Paar mit einem engeren Familienkreiſe zu einer Waſſerluſtfahrt. Man beſtieg ein großes, ſchönes, wohlausgeſchmücktes Schiff, eine der Jachten, die einen kleinen Saal und einige Zimmer anbieten

und auf das Wasser die Begrüßlichkeit des Landes abzutragen suchen.

Man fuhr auf dem großen Strome auf Musik dahin; die Gesellschaft hatte sich bei heiter Tageszeit in den untern Räumen versammelt, um sich an Geistes- und Glücksspielen zu ergetzen. Der junge Wirth, der niemals unthätig bleiben konnte, hatte sich ans Steuer gesetzt, den alten Schiffsmeister abzulösen, der an seiner Seite eingeschlafen war; und eben brauchte der Wachende alle seine Vorsicht, da er sich einer Stelle nahte, wo zwei Inseln das Flußbette verengten und, indem sie ihre flachen Kiesufer bald an der einen, bald an der andern Seite hereinstreckten, ein gefährliches Fahrwasser zubereiteten. Fast war der sorgsame und scharfblickende Steurer in Versuchung, den Meister zu wecken; aber er getraute sich's zu und fuhr gegen die Enge. In dem Augenblick erschien auf dem Verdeck seine schöne Feindin mit einem Blumenkranz in den Haaren. Sie nahm ihn ab und warf ihn auf den Steuernden. „Nimm dies zum Andenken!" rief sie aus. „Störe mich nicht!" rief er ihr entgegen, indem er den Kranz auffing, „ich bedarf aller meiner Kräfte und meiner Aufmerksamkeit." „Ich störe Dich nicht weiter," rief sie; „Du siehst mich nicht wieder!" Sie sprach's und eilte nach dem Vordertheil des Schiffs, von da sie ins Wasser sprang. Einige Stimmen riefen: „Rettet! rettet! Sie ertrinkt." Er war in der entsetzlichsten Verlegenheit. Ueber dem Lärm erwacht der alte Schiffsmeister, will das Ruder ergreifen, der Jüngere es ihm übergeben; aber es ist keine Zeit, die Herrschaft zu wechseln; das Schiff strandet, und in eben dem Augenblick, die lästigsten Kleidungsstücke wegwerfend, stürzte er sich ins Wasser und schwamm der schönen Feindin nach.

Das Wasser ist ein freundliches Element für Den, der damit bekannt ist und es zu behandeln weiß. Es trug ihn, und der geschickte Schwimmer beherrschte es. Bald hatte er die vor ihm fortgerissene Schöne erreicht; er faßte sie, wußte sie zu heben und zu tragen; Beide wurden vom Strom gewaltsam fortgerissen, bis sie die Inseln, die Werder weit hinter sich hatten, und der Fluß wieder breit und gemächlich zu fließen anfing. Nun erst ermannte, nun erholte er sich aus der ersten zudringenden Noth, in der er ohne Besinnung nur mechanisch gehandelt; er blickte mit emporstrebendem Haupt umher und ruderte nach Vermögen einer flachen buschichten Stelle zu, die sich angenehm und gelegen in den Fluß verlief. Dort brachte er seine schöne Beute

aufs Trockne; aber kein Lebenshauch war in ihr zu spüren. Er war in Verzweiflung, als ihm ein betretner Pfad, der durchs Gebüsch lief, in die Augen leuchtete. Er belud sich aufs Neue mit der theuren Last, er erblickte bald eine einsame Wohnung und erreichte sie. Dort fand er gute Leute, ein junges Ehepaar. Das Unglück, die Noth sprach sich geschwind aus. Was er nach einiger Besinnung forderte, ward geleistet. Ein lichtes Feuer brannte; wollne Decken wurden über ein Lager gebreitet; Pelze, Felle und was Erwärmendes vorräthig war, schnell herbeigetragen. Hier überwand die Begierde zu retten jede andre Betrachtung. Nichts ward versäumt, den schönen halbstarren nackten Körper wieder ins Leben zu rufen. Es gelang. Sie schlug die Augen auf, sie erblickte den Freund, umschlang seinen Hals mit ihren himmlischen Armen. So blieb sie lange; ein Thränenstrom stürzte aus ihren Augen und vollendete ihre Genesung. „Willst Du mich verlassen," rief sie aus, „da ich Dich so wiederfinde?" „Niemals," rief er, „niemals!" und wußte nicht, was er sagte, noch was er that. „Nur schone Dich," rief er hinzu, „schone Dich! Denke an Dich um Deinet- und meinetwillen!"

Sie dachte nun an sich und bemerkte jetzt erst den Zustand, in dem sie war. Sie konnte sich vor ihrem Liebling, ihrem Retter nicht schämen; aber sie entließ ihn gern, damit er für sich sorgen möge; denn noch war, was ihn umgab, naß und triefend.

Die jungen Eheleute beredeten sich: er bot dem Jüngling, und sie der Schönen das Hochzeitkleid an, das noch vollständig da hing, um ein Paar von Kopf zu Fuß und von innen heraus zu bekleiden. In kurzer Zeit waren die beiden Abenteurer nicht nur angezogen, sondern geputzt. Sie sahen allerliebst aus, staunten einander an, als sie zusammentraten, und fielen sich mit unmäßiger Leidenschaft und doch halb lächelnd über die Vermummung gewaltsam in die Arme. Die Kraft der Jugend und die Resolutheit der Liebe stellten sie in wenigen Augenblicken völlig wieder her, und es fehlte nur die Musik, um sie zum Tanz aufzufordern.

Sich vom Wasser zur Erde, vom Tode zum Leben, aus dem Familienkreise in eine Wildniß, aus der Verzweiflung zum Entzücken, aus der Gleichgültigkeit zur Neigung, zur Leidenschaft gefunden zu haben, Alles in einem Augenblick — der Kopf wäre nicht hinreichend, das zu fassen, er würde zerspringen oder

sich verwirren. Hierbei muß das Herz das Beste thun, wenn eine solche Ueberraschung ertragen werden soll.

Ganz verloren Eins ins Andre, konnten sie erst nach einiger Zeit an die Angst, an die Sorgen der Zurückgelassenen denken; und fast konnten sie selbst nicht ohne Angst, ohne Sorge daran denken, wie sie Jenen wieder begegnen wollten. „Sollen wir fliehen, sollen wir uns verbergen?“ sagte der Jüngling. „Wir wollen zusammen bleiben,“ sagte sie, indem sie an seinem Hals hing.

Der Landmann, der von ihnen die Geschichte des gestrandeten Schiffs vernommen hatte, eilte, ohne weiter zu fragen, nach dem Ufer. Das Fahrzeug kam glücklich eingeschwommen; es war mit vieler Mühe losgebracht worden. Man fuhr aufs Ungewisse fort, in Hoffnung, die Verlornen wiederzufinden. Als daher der Landmann mit Rufen und Winken die Schiffenden aufmerksam machte, an eine Stelle lief, wo ein vortheilhafter Landungsplatz sich zeigte, und mit Winken und Rufen nicht aufhörte, wandte sich das Schiff nach dem Ufer, und welch ein Schauspiel ward es, da sie landeten! Die Eltern der beiden Verlobten drängten sich zuerst ans Ufer; den liebenden Bräutigam hatte fast die Besinnung verlassen. Kaum hatten sie vernommen, daß die lieben Kinder gerettet seien, so traten diese in ihrer sonderbaren Verkleidung aus dem Busch hervor. Man erkannte sie nicht eher, als bis sie ganz herangetreten waren. „Wen seh' ich?“ riefen die Mutter. „Was seh' ich?“ riefen die Väter. Die Geretteten warfen sich vor ihnen nieder. „Eure Kinder!“ riefen sie aus, „ein Paar.“ „Verzeiht!“ rief das Mädchen. „Gebt uns Euren Segen!“ rief der Jüngling. „Gebt uns Euren Segen!“ riefen Beide, da alle Welt staunend verstummte. „Euren Segen!“ ertönte es zum dritten Mal, und wer hätte den versagen können?

Elftes Kapitel.

Der Erzählende machte eine Pause oder hatte vielmehr schon geendigt, als er bemerken mußte, daß Charlotte höchst bewegt sei; ja sie stand auf und verließ mit einer stummen Entschuldigung das Zimmer; denn die Geschichte war ihr bekannt. Diese Begebenheit hatte sich mit dem Hauptmann und einer Nachbarin wirklich zugetragen, zwar nicht ganz, wie sie der Engländer er-

zählte, doch war sie in den Hauptzügen nicht entstellt, nur im Einzelnen mehr ausgebildet und ausgeschmückt, wie es dergleichen Geschichten zu gehen pflegt, wenn sie erst durch den Mund der Menge und sodann durch die Phantasie eines geist- und geschmackreichen Erzählers durchgehen. Es bleibt zuletzt meist Alles und nichts, wie es war.

Ottilie folgte Charlotten, wie es die beiden Fremden selbst verlangten, und nun kam der Lord an die Reihe, zu bemerken, daß vielleicht abermals ein Fehler begangen, etwas dem Hause Bekanntes oder gar Verwandtes erzählt werden. „Wir müssen uns hüten," fuhr er fort, „daß wir nicht noch mehr Uebles stiften. Für das viele Gute und Angenehme, das wir hier genossen, scheinen wir den Bewohnerinnen wenig Glück zu bringen; wir wollen uns auf eine schickliche Weise zu empfehlen suchen."

„Ich muß gestehen," versetzte der Begleiter, „daß mich hier noch etwas Anderes festhält, ohne dessen Aufklärung und nähere Kenntniß ich dieses Haus nicht gern verlassen möchte. Sie waren gestern, Mylord, als wir mit der tragbaren dunklen Kammer durch den Park zogen, viel zu beschäftigt, sich einen wahrhaft malerischen Standpunkt auszuwählen, als daß Sie hätten bemerken sollen, was nebenher vorging. Sie lenkten vom Hauptwege ab, um zu einem wenig besuchten Platze am See zu gelangen, der Ihnen ein reizendes Gegenüber anbot. Ottilie, die uns begleitete, stand an zu folgen und bat, sich auf dem Kahne dorthin begeben zu dürfen. Ich setzte mich mit ihr ein und hatte meine Freude an der Gewandtheit der schönen Schifferin. Ich versicherte ihr, daß ich seit der Schweiz, wo auch die reizendsten Mädchen die Stelle des Fährmanns vertreten, nicht so angenehm sei über die Wellen geschaukelt worden, konnte mich aber nicht enthalten, sie zu fragen, warum sie eigentlich abgelehnt, jenen Seitenweg zu machen; denn wirklich war in ihrem Ausweichen eine Art von ängstlicher Verlegenheit. ‚Wenn Sie mich nicht auslachen wollen,' versetzte sie freundlich, ‚so kann ich Ihnen darüber wol einige Auskunft geben, obgleich selbst für mich dabei ein Geheimniß obwaltet. Ich habe jenen Nebenweg niemals betreten, ohne daß mich ein ganz eigener Schauer überfallen hätte, den ich sonst nirgends empfinde, und den ich mir nicht zu erklären weiß. Ich vermeide daher lieber, mich einer solchen Empfindung auszusetzen, um so mehr, als sich gleich darauf ein Kopfweh an der linken Seite einstellt, woran ich sonst auch manchmal leide.' Wir landeten, Ottilie unterhielt sich mit Ihnen,

und ich untersuchte indeß die Stelle, die sie mir aus der Ferne deutlich angegeben hatte. Aber wie groß war meine Verwunderung, als ich eine sehr deutliche Spur von Steinkohlen entdeckte, die mich überzeugt, man würde bei einigem Nachgraben vielleicht ein ergiebiges Lager in der Tiefe finden.

„Verzeihen Sie, Mylord, ich sehe Sie lächeln und weiß recht gut, daß Sie mir meine leidenschaftliche Aufmerksamkeit auf diese Dinge, an die Sie keinen Glauben haben, nur als weiser Mann und als Freund nachsehen; aber es ist mir unmöglich, von hier zu scheiden, ohne das schöne Kind auch die Pendelschwingungen versuchen zu lassen."

Es konnte niemals fehlen, wenn die Sache zur Sprache kam, daß der Lord nicht seine Gründe dagegen abermals wiederholte, welche der Begleiter bescheiden und geduldig aufnahm, aber doch zuletzt bei seiner Meinung, bei seinen Wünschen verharrte. Auch er gab wiederholt zu erkennen, daß man deswegen, weil solche Versuche nicht Jedermann gelängen, die Sache nicht aufgeben, ja vielmehr nur desto ernstlicher und gründlicher untersuchen müßte, da sich gewiß noch manche Bezüge und Verwandtschaften unorganischer Wesen unter einander, organischer gegen sie und abermals unter einander, offenbaren würden, die uns gegenwärtig verborgen seien.

Er hatte seinen Apparat von goldnen Ringen, Markasiten und andern metallischen Substanzen, den er in einem schönen Kästchen immer bei sich führte, schon ausgebreitet und ließ nun Metalle, an Fäden schwebend, über liegende Metalle zum Versuche nieder. „Ich gönne Ihnen die Schadenfreude, Mylord," sagte er dabei, „die ich auf Ihrem Gesichte lese, daß sich bei mir und für mich nichts bewegen will. Meine Operation ist aber auch nur ein Vorwand. Wenn die Damen zurückkehren, sollen sie neugierig werden, was wir Wunderliches hier beginnen."

Die Frauenzimmer kamen zurück. Charlotte verstand sogleich, was vorging. „Ich habe Manches von diesen Dingen gehört," sagte sie, „aber niemals eine Wirkung gesehen. Da Sie Alles so hübsch bereit haben, lassen Sie mich versuchen, ob es mir nicht auch anschlägt!"

Sie nahm den Faden in die Hand, und da es ihr Ernst war, hielt sie ihn stet und ohne Gemüthsbewegung; allein auch nicht das mindeste Schwanken war zu bemerken. Darauf ward Ottilie veranlaßt. Sie hielt den Pendel noch ruhiger, unbefangener, unbewußter über die unterliegenden Metalle. Aber in

dem Augenblicke ward das schwebende wie in einem entschiedenen Wirbel fortgerissen und drehte sich, je nachdem man die Unterlage wechselte, bald nach der einen, bald nach der andern Seite, jetzt in Kreisen, jetzt in Ellipsen, oder nahm seinen Schwung in graden Linien, wie es der Begleiter nur erwarten konnte, ja über alle seine Erwartung.

Der Lord selbst stutzte einigermaßen; aber der Andere konnte vor Lust und Begierde gar nicht enden und bat immer um Wiederholung und Vermannichfaltigung der Versuche. Ottilie war gefällig genug, sich in sein Verlangen zu finden, bis sie ihn zuletzt freundlich ersuchte, er möge sie entlassen, weil ihr Kopfweh sich wieder einstelle. Er, darüber verwundert, ja entzückt, versicherte ihr mit Enthusiasmus, daß er sie von diesem Uebel völlig heilen wolle, wenn sie sich seiner Kurart anvertraue. Man war einen Augenblick ungewiß; Charlotte aber, die geschwind begriff, wovon die Rede sei, lehnte den wohlgesinnten Antrag ab, weil sie nicht gemeint war, in ihrer Umgebung etwas zuzulassen, wovor sie immerfort eine starke Apprehension gefühlt hatte.

Die Fremden hatten sich entfernt und, ungeachtet man von ihnen auf eine sonderbare Weise berührt worden war, doch den Wunsch zurückgelassen, daß man sie irgendwo wieder antreffen möchte. Charlotte benutzte nunmehr die schönen Tage, um in der Nachbarschaft ihre Gegenbesuche zu enden, womit sie kaum fertig werden konnte, indem sich die ganze Landschaft umher, Einige wahrhaft theilnehmend, Andre blos der Gewohnheit wegen, bisher fleißig um sie bekümmert hatten. Zu Hause belebte sie der Anblick des Kindes; es war gewiß jeder Liebe, jeder Sorgfalt werth. Man sah in ihm ein wunderbares, ja ein Wunderkind, höchst erfreulich dem Anblick, an Größe, Ebenmaaß, Stärke und Gesundheit, und was noch mehr in Verwunderung setzte, war jene doppelte Aehnlichkeit, die sich immer mehr entwickelte. Den Gesichtszügen und der ganzen Form nach glich das Kind immer mehr dem Hauptmann, die Augen ließen sich immer weniger von Ottiliens Augen unterscheiden.

Durch diese sonderbare Verwandtschaft und vielleicht noch mehr durch das schöne Gefühl der Frauen geleitet, welche das Kind eines geliebten Mannes, auch von einer Andern, mit zärtlicher Neigung umfangen, ward Ottilie dem heranwachsenden Geschöpf so viel als eine Mutter oder vielmehr eine andre Art von Mutter. Entfernte sich Charlotte, so blieb Ottilie mit dem

Kinde und der Wärterin allein. Nanny hatte sich seit einiger Zeit, eifersüchtig auf den Knaben, dem ihre Herrin alle Neigung zuzuwenden schien, trotzig von ihr entfernt und war zu ihren Eltern zurückgekehrt. Ottilie fuhr fort, das Kind in die freie Luft zu tragen, und gewöhnte sich an immer weitere Spaziergänge. Sie hatte das Milchfläschchen bei sich, um dem Kinde, wenn es nöthig, seine Nahrung zu reichen. Selten unterließ sie, dabei ein Buch mitzunehmen, und so bildete sie, das Kind auf dem Arm, lesend und wandelnd, eine gar anmuthige Penserosa.

Zwölftes Kapitel.

Der Hauptzweck des Feldzugs war erreicht, und Eduard, mit Ehrenzeichen geschmückt, rühmlich entlassen. Er begab sich sogleich wieder auf jenes kleine Gut, wo er genaue Nachrichten von den Seinigen fand, die er, ohne daß sie es bemerkten und wußten, scharf hatte beobachten lassen. Sein stiller Aufenthalt blickte ihm aufs Freundlichste entgegen; denn man hatte indessen nach seiner Anordnung Manches eingerichtet, gebessert und gefördert, so daß die Anlagen und Umgebungen, was ihnen an Weite und Breite fehlte, durch das Innere und zunächst Genießbare ersetzten.

Eduard, durch einen rascheren Lebensgang an entschiedenere Schritte gewöhnt, nahm sich nunmehr vor, dasjenige auszuführen, was er lange genug zu überdenken Zeit gehabt hatte. Vor allen Dingen berief er den Major. Die Freude des Wiedersehens war groß. Jugendfreundschaften wie Blutsverwandtschaften haben den bedeutenden Vortheil, daß ihnen Irrungen und Mißverständnisse, von welcher Art sie auch seien, niemals von Grund aus schaden, und die alten Verhältnisse sich nach einiger Zeit wiederherstellen.

Zum frohen Empfang erkundigte sich Eduard nach dem Zustande des Freundes und vernahm, wie vollkommen nach seinen Wünschen ihn das Glück begünstigt habe. Halb scherzend vertraulich fragte Eduard sodann, ob nicht auch eine schöne Verbindung im Werke sei. Der Freund verneinte es mit bedeutendem Ernst.

„Ich kann und darf nicht hinterhaltig sein," fuhr Eduard fort, „ich muß Dir meine Gesinnungen und Vorsätze sogleich

entdecken. Du kennst meine Leidenschaft für Ottilien und hast längst begriffen, daß sie es ist, die mich in diesen Feldzug gestürzt hat. Ich leugne nicht, daß ich gewünscht hatte, ein Leben los zu werden, das mir ohne sie nichts weiter nütze war; allein zugleich muß ich Dir gestehen, daß ich es nicht über mich gewinnen konnte, vollkommen zu verzweifeln. Das Glück mit ihr war so schön, so wünschenswerth, daß es mir unmöglich blieb, völlig Verzicht darauf zu thun. So manche tröstliche Ahnung, so manches heitere Zeichen hatte mich in dem Glauben, in dem Wahn bestärkt, Ottilie könne die Meine werden. Ein Glas, mit unserm Namenszug bezeichnet, bei der Grundsteinlegung in die Lüfte geworfen, ging nicht zu Trümmern; es ward aufgefangen und ist wieder in meinen Händen. So will ich mich denn selbst, rief ich mir zu, als ich an diesem einsamen Orte so viel zweifelhafte Stunden verlebt hatte, mich selbst will ich an die Stelle des Glases zum Zeichen machen, ob unsre Verbindung möglich sei oder nicht. Ich gehe hin und suche den Tod, nicht als ein Rasender, sondern als Einer, der zu leben hofft. Ottilie soll der Preis sein, um den ich kämpfe; sie soll es sein, die ich hinter jeder feindlichen Schlachtordnung, in jeder Verschanzung, in jeder belagerten Festung zu gewinnen, zu erobern hoffe. Ich will Wunder thun, mit dem Wunsche, verschont zu bleiben, im Sinne, Ottilien zu gewinnen, nicht sie zu verlieren. Diese Gefühle haben mich geleitet, sie haben mir durch alle Gefahren beigestanden; aber nun finde ich mich auch wie Einen, der zu seinem Ziele gelangt ist, der alle Hindernisse überwunden hat, dem nun nichts mehr im Wege steht. Ottilie ist mein, und was noch zwischen diesem Gedanken und der Ausführung liegt, kann ich nur für nichtsbedeutend ansehen."

„Du irrst," versetzte der Major, „mit wenig Zügen Alles aus, was man Dir entgegensetzen könnte und sollte: und doch muß es wiederholt werden. Das Verhältniß zu Deiner Frau in seinem ganzen Werthe Dir zurückzurufen, überlasse ich Dir selbst; aber Du bist es ihr, Du bist es Dir schuldig, Dich hierüber nicht zu verdunkeln. Wie kann ich aber nur gedenken, daß Euch ein Sohn gegeben ist, ohne zugleich auszusprechen, daß Ihr einander auf immer angehört, daß Ihr um dieses Wesens willen schuldig seid, vereint zu leben, damit Ihr vereint für seine Erziehung und für sein künftiges Wohl sorgen möget."

„Es ist blos ein Dünkel der Eltern," versetzte Eduard, „wenn sie sich einbilden, daß ihr Dasein für die Kinder so nöthig sei.

Alles, was lebt, findet Nahrung und Bedarf, und wenn der Sohn nach dem frühen Tode des Vaters keine so bequeme, so begünstigte Jugend hat, so gewinnt er vielleicht eben deswegen an schnellerer Bildung für die Welt durch zeitiges Anerkennen, daß er sich in Andere schicken muß, was wir denn doch früher oder später Alle lernen müssen. Und hievon ist ja die Rede gar nicht; wir sind reich genug, um mehrere Kinder zu versorgen, und es ist keineswegs Pflicht noch Wohlthat, auf ein Haupt so viele Güter zu häufen."

Als der Major mit einigen Zügen Charlottens Werth und Eduard's lange bestandenes Verhältniß zu ihr anzudeuten gedachte, fiel ihm Eduard hastig in die Rede: „Wir haben eine Thorheit begangen, die ich nur allzu wohl einsehe. Wer in einem gewissen Alter frühere Jugendwünsche und Hoffnungen realisiren will, betrügt sich immer; denn jedes Jahrzehend des Menschen hat sein eigenes Glück, seine eigenen Hoffnungen und Aussichten. Wehe dem Menschen, der vorwärts oder rückwärts zu greifen durch Umstände oder durch Wahn veranlaßt wird! Wir haben eine Thorheit begangen; soll sie es denn fürs ganze Leben sein? Sollen wir uns aus irgend einer Art von Bedenklichkeit dasjenige versagen, was uns die Sitten der Zeit nicht absprechen? In wie vielen Dingen nimmt der Mensch seinen Vorsatz, seine That zurück, und hier gerade sollte es nicht geschehen, wo vom Ganzen und nicht vom Einzelnen, wo nicht von dieser oder jener Bedingung des Lebens, wo vom ganzen Komplex des Lebens die Rede ist!"

Der Major verfehlte nicht, auf eine ebenso geschickte als nachdrückliche Weise Eduarden die verschiedenen Bezüge zu seiner Gemahlin, zu den Familien, zu der Welt, zu seinen Besitzungen vorzustellen; aber es gelang ihm nicht, irgend eine Theilnahme zu erregen.

„Alles dieses, mein Freund," erwiderte Eduard, „ist mir vor der Seele vorbeigegangen mitten im Gewühl der Schlacht, wenn die Erde vom anhaltenden Donner bebte, wenn die Kugeln sausten und pfiffen, rechts und links die Gefährten niederfielen, mein Pferd getroffen, mein Hut durchlöchert ward; es hat mir vorgeschwebt beim stillen nächtlichen Feuer unter dem gestirnten Gewölbe des Himmels. Dann traten mir alle meine Verbindungen vor die Seele; ich habe sie durchgedacht, durchgefühlt; ich habe mir zugeeignet, ich habe mich abgefunden, zu wiederholten Malen und nun für immer.

„In welchen Augenblicken, wie kann ich Dir's verſchweigen, warſt auch Du mir gegenwärtig, auch Du gehörteſt in meinen Kreis; und gehören wir denn nicht ſchon lange zu einander? Wenn ich Dir etwas ſchuldig geworden, ſo komme ich jetzt in den Fall, Dir es mit Zinſen abzutragen; wenn Du mir je etwas ſchuldig geworden, ſo ſiehſt Du Dich nun im Stande, mir es zu vergelten. Ich weiß, Du liebſt Charlotten, und ſie verdient es; ich weiß, Du biſt ihr nicht gleichgiltig, und warum ſollte ſie Deinen Werth nicht erkennen? Nimm ſie von meiner Hand, führe mir Ottilien zu, und wir ſind die glücklichſten Menſchen auf der Erde."

„Eben weil Du mich mit ſo hohen Gaben beſtechen willſt," verſetzte der Major, „muß ich deſto vorſichtiger, deſto ſtrenger ſein. Anſtatt daß dieſer Vorſchlag, den ich ſtill verehre, die Sache erleichtern möchte, erſchwert er ſie vielmehr. Es iſt wie von Dir nun auch von mir die Rede und ſo wie von dem Schickſal ſo auch von dem guten Namen, von der Ehre zweier Männer, die, bis jetzt unbeſcholten, durch dieſe wunderliche Handlung, wenn wir ſie auch nicht anders nennen wollen, in Gefahr kommen, vor der Welt in einem höchſt ſeltſamen Lichte zu erſcheinen."

„Eben daß wir unbeſcholten ſind," verſetzte Eduard, „giebt uns das Recht, uns auch einmal ſchelten zu laſſen. Wer ſich ſein ganzes Leben als einen zuverläſſigen Mann bewieſen, der macht eine Handlung zuverläſſig, die bei Andern zweideutig erſcheinen würde. Was mich betrifft, ich fühle mich durch die letzten Prüfungen, die ich mir auferlegt, durch die ſchwierigen, gefahrvollen Thaten, die ich für Andere gethan, berechtigt, auch etwas für mich zu thun. Was Dich und Charlotten betrifft, ſo ſei es der Zukunft anheimgegeben; mich aber wirſt Du, wird Niemand von meinem Vorſatze zurückhalten. Will man mir die Hand bieten, ſo bin ich auch wieder zu Allem erbötig; will man mich mir ſelbſt überlaſſen oder mir wol gar entgegen ſein, ſo muß ein Extrem entſtehen, es werde auch, wie es wolle."

Der Major hielt es für ſeine Pflicht, dem Vorſatz Eduard's ſo lange als möglich Widerſtand zu leiſten, und er bediente ſich nun gegen ſeinen Freund einer langen Wendung, indem er nachzugeben ſchien und nur die Form, den Geſchäftsgang zur Sprache brachte, durch welchen man dieſe Trennung, dieſe Verbindungen erreichen ſollte. Da trat denn ſo manches Unerfreu-

liche, Beschwerliche, Unschickliche hervor, daß sich Eduard in die schlimmste Laune versetzt fühlte.

„Ich sehe wol," rief Dieser endlich, „nicht allein von Feinden, sondern auch von Freunden muß, was man wünscht, erstürmt werden. Das, was ich will, was mir unentbehrlich ist, halte ich fest im Auge; ich werde es ergreifen und gewiß bald und behende. Dergleichen Verhältnisse, weiß ich wol, heben sich nicht auf und bilden sich nicht, ohne daß Manches falle, was steht, ohne daß Manches weiche, was zu beharren Lust hat. Durch Ueberlegung wird so etwas nicht geendet; vor dem Verstande sind alle Rechte gleich, und auf die steigende Wagschale läßt sich immer wieder ein Gegengewicht legen. Entschließe Dich also, mein Freund, für mich, für Dich zu handeln, für mich, für Dich diese Zustände zu entwirren, aufzulösen, zu verknüpfen! Laß Dich durch keine Betrachtungen abhalten! Wir haben die Welt ohnehin schon von uns reden machen; sie wird noch einmal von uns reden, uns sodann wie alles Uebrige, was aufhört neu zu sein, vergessen und uns gewähren lassen, wie wir können, ohne weitern Theil an uns zu nehmen."

Der Major hatte keinen andern Ausweg und mußte endlich zugeben, daß Eduard ein für allemal die Sache als etwas Bekanntes und Vorausgesetztes behandelte, daß er, wie Alles anzustellen sei, im Einzelnen durchsprach und sich über die Zukunft auf das Heiterste, sogar in Scherzen erging.

Dann wieder ernsthaft und nachdenklich, fuhr er fort: „Wollten wir uns der Hoffnung, der Erwartung überlassen, daß Alles sich von selbst wieder finden, daß der Zufall uns leiten und begünstigen solle, so wäre dies ein sträflicher Selbstbetrug. Auf diese Weise können wir uns unmöglich retten, unsre allseitige Ruhe nicht wiederherstellen; und wie sollte ich mich trösten können, da ich unschuldig die Schuld an Allem bin! Durch meine Zudringlichkeit habe ich Charlotten vermocht, Dich ins Haus zu nehmen, und auch Ottilie ist nur in Gefolg von dieser Veränderung bei uns eingetreten. Wir sind nicht mehr Herr über das, was daraus entsprungen ist; aber wir sind Herr, es unschädlich zu machen, die Verhältnisse zu unserm Glücke zu leiten. Magst Du die Augen von den schönen und freundlichen Aussichten abwenden, die ich uns eröffne, magst Du mir, magst Du uns Allen ein trauriges Entsagen gebieten, insofern Du Dir's möglich denkst, insofern es möglich wäre; ist denn nicht auch alsdann, wenn wir uns vornehmen, in die

alten Zustände zurückzukehren, manches Unschickliche, Unbequeme, Verdrießliche zu übertragen, ohne daß irgend etwas Gutes, etwas Heiteres daraus entspränge? Würde der glückliche Zustand, in dem Du Dich befindest, Dir wol Freude machen, wenn Du gehindert wärst, mich zu besuchen, mit mir zu leben? Und nach dem, was vorgegangen ist, würde es doch immer peinlich sein. Charlotte und ich würden mit allem unserm Vermögen uns nur in einer traurigen Lage befinden. Und wenn Du mit andern Weltmenschen glauben magst, daß Jahre, daß Entfernung solche Empfindungen abstumpfen, so tief eingegrabene Züge ausleichen, so ist ja eben von diesen Jahren die Rede, die man nicht in Schmerz und Entbehren, sondern in Freude und Behagen zubringen will. Und nun zuletzt noch das Wichtigste auszusprechen: Wenn wir auch unserm äußern und innern Zustande nach das allenfalls abwarten könnten, was soll aus Ottilien werden, die unser Haus verlassen, in der Gesellschaft unserer Vorsorge entbehren und sich in der verruchten, kalten Welt jämmerlich herumdrücken müßte! Male mir einen Zustand, worin Ottilie ohne mich, ohne uns glücklich sein könnte, dann sollst Du ein Argument ausgesprochen haben, das stärker ist als jedes andre, das ich, wenn ich's auch nicht zugeben, mich ihm nicht ergeben kann, dennoch recht gern aufs Neue in Betrachtung und Ueberlegung ziehen will."

Diese Aufgabe war so leicht nicht zu lösen, wenigstens fiel dem Freunde hierauf keine hinlängliche Antwort ein, und es blieb ihm nichts übrig, als wiederholt einzuschärfen, wie wichtig, wie bedenklich und in manchem Sinne gefährlich das ganze Unternehmen sei, und daß man wenigstens, wie es anzugreifen wäre, auf das Ernstlichste zu bedenken habe. Eduard ließ sich's gefallen, doch nur unter der Bedingung, daß ihn der Freund nicht eher verlassen wolle, als bis sie über die Sache völlig einig geworden, und die ersten Schritte gethan seien.

Dreizehntes Kapitel.

Völlig fremde und gegen einander gleichgiltige Menschen, wenn sie eine Zeit lang zusammenleben, kehren ihr Inneres wechselseitig heraus, und es muß eine gewisse Vertraulichkeit entstehen. Um so mehr läßt sich erwarten, daß unsern beiden Freunden, indem sie wieder neben einander wohnten, täglich

und stündlich zusammen umgingen, gegenseitig nichts verborgen blieb. Sie wiederholten das Andenken ihrer früheren Zustände, und der Major verhehlte nicht, daß Charlotte Eduarden, als er von Reisen zurückgekommen, Ottilien zugedacht, daß sie ihm das schöne Kind in der Folge zu vermählen gemeint habe. Eduard, bis zur Verwirrung entzückt über diese Entdeckung, sprach ohne Rückhalt von der gegenseitigen Neigung Charlottens und des Majors, die er, weil es ihm gerade bequem und günstig war, mit lebhaften Farben ausmalte.

Ganz leugnen konnte der Major nicht und nicht ganz eingestehen; aber Eduard befestigte, bestimmte sich nur mehr. Er dachte sich Alles nicht als möglich, sondern als schon geschehen. Alle Theile brauchten nur in das zu willigen, was sie wünschten; eine Scheidung war gewiß zu erlangen; eine baldige Verbindung sollte folgen, und Eduard wollte mit Ottilien reisen.

Unter Allem, was die Einbildungskraft sich Angenehmes ausmalt, ist vielleicht nichts Reizenderes, als wenn Liebende, wenn junge Gatten ihr neues, frisches Verhältniß in einer neuen, frischen Welt zu genießen und einen dauernden Bund an so viel wechselnden Zuständen zu prüfen und zu bestätigen hoffen. Der Major und Charlotte sollten unterdessen unbeschränkte Vollmacht haben, Alles, was sich auf Besitz, Vermögen und die irdischen wünschenswerthen Einrichtungen bezieht, dergestalt zu ordnen und nach Recht und Billigkeit einzuleiten, daß alle Theile zufrieden sein konnten. Worauf jedoch Eduard am Allermeisten zu fußen, wovon er sich den größten Vortheil zu versprechen schien, war dies: Da das Kind bei der Mutter bleiben sollte, so würde der Major den Knaben erziehen, ihn nach seinen Einsichten leiten, seine Fähigkeiten entwickeln können. Nicht umsonst hatte man ihm dann in der Taufe ihren beiderseitigen Namen Otto gegeben.

Das Alles war bei Eduarden so fertig geworden, daß er keinen Tag länger anstehen mochte, der Ausführung näher zu treten. Sie gelangten auf ihrem Wege nach dem Gute zu einer kleinen Stadt, in der Eduard ein Haus besaß, wo er verweilen und die Rückkunft des Majors abwarten wollte. Doch konnte er sich nicht überwinden, daselbst sogleich abzusteigen, und begleitete den Freund noch durch den Ort. Sie waren Beide zu Pferde, und, in bedeutendem Gespräch verwickelt, ritten sie zusammen weiter.

Auf einmal erblickten ſie in der Ferne das neue Haus auf der Höhe, deſſen rothe Ziegeln ſie zum erſten Mal blinken ſahen. Eduarden ergreift eine unwiderſtehliche Sehnſucht; es ſoll noch dieſen Abend Alles abgethan ſein. In einem ganz nahen Dorfe will er ſich verborgen halten; der Major ſoll die Sache Charlotten dringend vorſtellen, ihre Vorſicht überraſchen und durch den unerwarteten Antrag ſie zu freier Eröffnung ihrer Geſinnung nöthigen. Denn Eduard, der ſeine Wünſche auf ſie übergetragen hatte, glaubte nicht anders, als daß er ihren entſchiedenen Wünſchen entgegenkomme, und hoffte eine ſo ſchnelle Einwilligung von ihr, weil er keinen andern Willen haben konnte.

Er ſah den glücklichen Ausgang freudig vor Augen, und damit dieſer dem Lauernden ſchnell verkündigt würde, ſollten einige Kanonenſchläge losgebrannt werden, und, wäre es Nacht geworden, einige Raketen ſteigen.

Der Major ritt nach dem Schloſſe zu. Er fand Charlotten nicht, ſondern erfuhr vielmehr, daß ſie gegenwärtig oben auf dem neuen Gebäude wohne, jetzt aber einen Beſuch in der Nachbarſchaft ablege, von welchem ſie heute wahrſcheinlich nicht ſo bald nach Hauſe komme. Er ging in das Wirthshaus zurück, wohin er ſein Pferd geſtellt hatte.

Eduard indeſſen, von unüberwindlicher Ungeduld getrieben, ſchlich aus ſeinem Hinterhalte durch einſame Pfade, nur Jägern und Fiſchern bekannt, nach ſeinem Park und fand ſich gegen Abend im Gebüſch in der Nachbarſchaft des Sees, deſſen Spiegel er zum erſten Mal vollkommen und rein erblickte.

Ottilie hatte dieſen Nachmittag einen Spaziergang an den See gemacht. Sie trug das Kind und las im Gehen nach ihrer Gewohnheit. So gelangte ſie zu den Eichen bei der Ueberfahrt. Der Knabe war eingeſchlafen; ſie ſetzte ſich, legte ihn neben ſich nieder und fuhr fort zu leſen. Das Buch war eins von denen, die ein zartes Gemüth an ſich ziehen und nicht wieder los laſſen. Sie vergaß Zeit und Stunde und dachte nicht, daß ſie zu Lande noch einen weiten Rückweg nach dem neuen Gebäude habe; aber ſie ſaß verſenkt in ihr Buch, in ſich ſelbſt, ſo liebenswürdig anzuſehen, daß die Bäume, die Sträuche rings umher hätten belebt, mit Augen begabt ſein ſollen, um ſie zu bewundern und ſich an ihr zu erfreuen. Und eben fiel ein röthliches Streiflicht der ſinkenden Sonne hinter ihr her und vergoldete Wange und Schulter.

Eduard, dem es bisher gelungen war, unbemerkt so weit vorzudringen, der seinen Park leer, die Gegend einsam sah, wagte sich immer weiter. Endlich bricht er durch das Gebüsch bei den Eichen; er sieht Ottilien, sie ihn; er fliegt auf sie zu und liegt zu ihren Füßen. Nach einer langen stummen Pause, in der sich Beide zu fassen suchen, erklärt er ihr mit wenig Worten, warum und wie er hieher gekommen. Er habe den Major an Charlotten abgeriethen, ihr gemeinsames Schicksal werde vielleicht in diesem Augenblick entschieden. Nie habe er an ihrer Liebe gezweifelt, sie gewiß auch nie an der seinigen. Er bitte sie um ihre Einwilligung. Sie zauderte, er beschwur sie; er wollte seine alten Rechte geltend machen und sie in seine Arme schließen; sie deutete auf das Kind hin.

Eduard erblickt es und staunt. „Großer Gott!“ ruft er aus, „wenn ich Ursache hätte, an meiner Frau, an meinem Freunde zu zweifeln, so würde diese Gestalt fürchterlich gegen sie zeugen. Ist dies nicht die Bildung des Majors? Solch ein Gleichen habe ich nie gesehen.“

„Nicht doch!“ versetzte Ottilie, „alle Welt sagt, es gleiche mir.“ — „Wär' es möglich?“ versetzte Eduard, und in dem Augenblick schlug das Kind die Augen auf, zwei große, schwarze, durchdringende Augen, tief und freundlich. Der Knabe sah die Welt schon so verständig an; er schien die Beiden zu kennen, die vor ihm standen. Eduard warf sich bei dem Kinde nieder; er kniete zweimal vor Ottilien. „Du bist's!“ rief er aus, „Deine Augen sind's. Ach, aber laß mich nur in die Deinigen schaun! Laß mich einen Schleier werfen über jene unselige Stunde, die diesem Wesen das Dasein gab! Soll ich Deine reine Seele mit dem unglücklichen Gedanken erschrecken, daß Mann und Frau entfremdet sich einander ans Herz drücken und einen gesetzlichen Bund durch lebhafte Wünsche entheiligen können! Oder ja, da wir einmal so weit sind, da mein Verhältniß zu Charlotten getrennt werden muß, da Du die Meinige sein wirst, warum soll ich es nicht sagen! Warum soll ich das harte Wort nicht aussprechen: Dies Kind ist aus einem doppelten Ehebruch erzeugt! Es trennt mich von meiner Gattin und meine Gattin von mir, wie es uns hätte verbinden sollen. Mag es denn gegen mich zeugen, mögen diese herrlichen Augen den Deinigen sagen, daß ich in den Armen einer Andern Dir gehörte! Mögest Du fühlen, Ottilie, recht fühlen, daß ich jenen Fehler, jenes Verbrechen nur in Deinen Armen abbüßen kann.“

„Horch!“ rief er aus, indem er aufſprang und einen Schuß zu hören glaubte, als das Zeichen, das der Major geben ſollte. Es war ein Jäger, der im benachbarten Gebirg geſchoſſen hatte. Es erfolgte nichts weiter; Eduard war ungeduldig.

Nun erſt ſah Ottilie, daß die Sonne ſich hinter die Berge geſenkt hatte. Noch zuletzt blinkte ſie von den Fenſtern des obern Gebäudes zurück. „Entferne Dich, Eduard!“ rief Ottilie. „So lange haben wir entbehrt, ſo lange geduldet. Bedenke, was wir Beide Charlotten ſchuldig ſind. Sie muß unſer Schickſal entſcheiden, laß uns ihr nicht vorgreifen! Ich bin die Deine, wenn ſie es vergönnt; wo nicht, ſo muß ich Dir entſagen. Da Du die Entſcheidung ſo nah glaubſt, ſo laß uns erwarten! Geh in das Dorf zurück, wo der Major Dich vermuthet! Wie Manches kann vorkommen, das eine Erklärung fordert! Iſt es wahrſcheinlich, daß ein roher Kanonenſchlag Dir den Erfolg ſeiner Unterhandlungen verkünde? Vielleicht ſucht er Dich auf in dieſem Augenblick. Er hat Charlotten nicht getroffen, das weiß ich; er kann ihr entgegen gegangen ſein; denn man wußte, wo ſie bin war. Wie vielerlei Fälle ſind möglich! Laß mich! Jetzt muß ſie kommen. Sie erwartet mich mit dem Kinde dort oben.“

Ottilie ſprach in Haſt. Sie rief ſich alle Möglichkeiten zuſammen. Sie war glücklich in Eduard's Nähe und fühlte, daß ſie ihn jetzt entfernen müſſe. „Ich bitte, ich beſchwöre Dich, Geliebter,“ rief ſie aus, „kehre zurück und erwarte den Major!“ „Ich gehorche Deinen Befehlen,“ rief Eduard, indem er ſie erſt leidenſchaftlich anblickte und ſie dann feſt in ſeine Arme ſchloß. Sie umſchlang ihn mit den übrigen und drückte ihn auf das Zärtlichſte an ihre Bruſt. Die Hoffnung fuhr wie ein Stern, der vom Himmel fällt, über ihre Häupter weg. Sie wähnten, ſie glaubten einander anzugehören; ſie wechſelten zum erſten Mal entſchiedene, freie Küſſe und trennten ſich gewaltſam und ſchmerzlich.

Die Sonne war untergegangen, und es dämmerte ſchon und duftete feucht um den See. Ottilie ſtand verwirrt und bewegt; ſie ſah nach dem Bergbaufe hinüber und glaubte, Charlottens weißes Kleid auf dem Altan zu ſehen. Der Umweg war groß am See hin; ſie kannte Charlottens ungeduldiges Harren nach dem Kinde. Die Platanen ſteht ſie gegen ſich über; nur ein Waſſerraum trennt ſie von dem Pfade, der ſogleich zu dem Gebäude hinaufführt. Mit Gedanken iſt ſie ſchon drüben wie

mit den Augen. Die Bedenklichkeit, mit dem Kinde sich aufs Waſſer zu wagen, verſchwindet in dieſem Drange. Sie eilt nach dem Kahn, ſie fühlt nicht, daß ihr Herz pocht, daß ihre Füße ſchwanken, daß ihr die Sinne zu vergehen drohn.

Sie ſpringt in den Kahn, ergreift das Ruder und ſtößt ab. Sie muß Gewalt brauchen, ſie wiederholt den Stoß, der Kahn ſchwankt und gleitet eine Strecke ſeewärts. Auf dem linken Arme das Kind, in der linken Hand das Buch, in der rechten das Ruder, ſchwankt auch ſie und fällt in den Kahn. Das Ruder entfährt ihr nach der einen Seite, und wie ſie ſich erhalten will, Kind und Buch nach der andern, Alles ins Waſſer. Sie ergreift noch des Kindes Gewand; aber ihre unbequeme Lage hindert ſie ſelbſt am Aufſtehen. Die freie rechte Hand iſt nicht hinreichend, ſich umzuwenden, ſich aufzurichten; endlich gelingt's; ſie zieht das Kind aus dem Waſſer, aber ſeine Augen ſind geſchloſſen; es hat aufgehört zu athmen.

In dem Augenblicke kehrt ihre ganze Beſonnenheit zurück, aber um deſto größer iſt ihr Schmerz. Der Kahn treibt faſt in der Mitte des Sees, das Ruder ſchwimmt fern, ſie erblickt Niemanden am Ufer, und auch, was hätte es ihr geholfen, Jemanden zu ſehen! Von Allem abgeſondert, ſchwebt ſie auf dem treuloſen, unzugänglichen Elemente.

Sie ſucht Hilfe bei ſich ſelbſt. So oft hatte ſie von Rettung der Ertrunkenen gehört. Noch am Abend ihres Geburtstags hatte ſie es erlebt. Sie entkleidet das Kind und trocknet's mit ihrem Muſſelin-Gewand. Sie reißt ihren Buſen auf und zeigt ihn zum erſten Mal dem freien Himmel; zum erſten Mal drückt ſie ein Lebendiges an ihre reine nackte Bruſt, ach, und kein Lebendiges! Die kalten Glieder des unglücklichen Geſchöpfs verkälten ihren Buſen bis ins innerſte Herz. Unendliche Thränen entquellen ihren Augen und ertheilen der Oberfläche des Erſtarrten einen Schein von Wärm' und Leben. Sie läßt nicht nach, ſie überbaut es mit ihrem Shawl, und durch Streicheln, Antrocken, Anhauchen, Kuſſen, Thränen glaubt ſie jene Hilfsmittel zu erſetzen, die ihr in dieſer Abgeſchnittenheit verſagt ſind.

Alles vergebens! Ohne Bewegung liegt das Kind in ihren Armen, ohne Bewegung ſteht der Kahn auf der Waſſerfläche; aber auch hier läßt ihr ſchönes Gemüth ſie nicht hilflos. Sie wendet ſich nach oben. Knieend ſinkt ſie in dem Kahne nieder und hebt das erſtarrte Kind mit beiden Armen über ihre un-

ſchuldige Bruſt, die an Weiße und leider auch an Kälte dem Marmor gleicht. Mit feuchtem Blick ſieht ſie empor und ruft Hilfe von daher, wo ein zartes Herz die größte Fülle zu finden hofft, wenn es überall mangelt.

Auch wendet ſie ſich nicht vergebens zu den Sternen, die ſchon einzeln hervorzublinken anfangen. Ein ſanfter Wind erhebt ſich und treibt den Kahn nach den Platanen.

Vierzehntes Kapitel.

Sie eilt nach dem neuen Gebäude, ſie ruft den Chirurgus hervor, ſie übergiebt ihm das Kind. Der auf Alles gefaßte Mann behandelt den zarten Leichnam ſtufenweiſe nach gewohnter Art. Ottilie ſteht ihm in Allem bei; ſie ſchafft, ſie bringt, ſie ſorgt, zwar wie in einer andern Welt wandelnd; denn das höchſte Unglück wie das höchſte Glück verändert die Anſicht aller Gegenſtände; und nur, als nach allen durchgegangenen Verſuchen der wackere Mann den Kopf ſchüttelt, auf ihre hoffnungsvollen Fragen erſt ſchweigend, dann mit einem leiſen Nein antwortet, verläßt ſie das Schlafzimmer Charlottens, worin dies Alles geſchehen, und kaum hat ſie das Wohnzimmer betreten, ſo fällt ſie, ohne den Sopha erreichen zu können, erſchöpft aufs Angeſicht über den Teppich hin.

Eben hört man Charlotten vorfahren. Der Chirurg bittet die Umſtehenden dringend, zurück zu bleiben; er will ihr entgegen, ſie vorbereiten; aber ſchon betritt ſie ihr Zimmer. Sie findet Ottilien an der Erde, und ein Mädchen des Hauſes ſtürzt ihr mit Geſchrei und Weinen entgegen. Der Chirurg tritt herein, und ſie erfährt Alles auf einmal. Wie ſollte ſie aber jede Hoffnung mit einmal aufgeben! Der erfahrne, kunſtreiche, kluge Mann bittet ſie nur, das Kind nicht zu ſehen; er entfernt ſich, ſie mit neuen Anſtalten zu täuſchen. Sie hat ſich auf ihren Sopha geſetzt; Ottilie liegt noch an der Erde, aber an der Freundin Kniee herangehoben, über die ihr ſchönes Haupt hingeſenkt iſt. Der ärztliche Freund geht ab und zu, er ſcheint ſich um das Kind zu bemühen, er bemüht ſich um die Frauen. So kommt die Mitternacht herbei, die Todtenſtille wird immer tiefer. Charlotte verbirgt ſich's nicht mehr, daß das Kind nie wieder ins Leben zurückkehre; ſie verlangt, es zu

sehen. Man hat es in warme wollne Tücher reinlich eingeschlagen, in einen Korb gelegt, den man neben sie auf den Sopha setzt; nur das Gesichtchen ist frei; ruhig und schön liegt es da."

Von dem Unfall war das Dorf bald erregt worden, und als Kunde sogleich bis nach dem Gasthof erschollen. Der Major hatte sich die bekannten Wege hinaufbegeben; er ging um das Haus herum, und indem er einen Bedienten anhielt, der in dem Angebäude etwas zu holen lief, verschaffte er sich nähere Nachricht und ließ den Chirurgen herausrufen. Dieser kam, erstaunt über die Erscheinung seines alten Gönners, berichtete ihm die gegenwärtige Lage und übernahm es, Charlotten auf seinen Anblick vorzubereiten. Er ging hinein, fing ein ableitendes Gespräch an und führte die Einbildungskraft von einem Gegenstand auf den andern, bis er endlich den Freund Charlotten vergegenwärtigte, dessen gewisse Theilnahme, dessen Nähe dem Geiste, der Gesinnung nach, die er denn bald in eine wirkliche übergehen ließ. Genug, sie erfuhr, der Freund stehe vor der Thür, er wisse Alles und wünsche eingelassen zu werden.

Der Major trat herein; ihn begrüßte Charlotte mit einem schmerzlichen Lächeln. Er stand vor ihr. Sie hub die grünseidne Decke auf, die den Leichnam verbarg, und bei dem dunklen Schein einer Kerze erblickte er nicht ohne geheimes Grausen sein erstarrtes Ebenbild. Charlotte deutete auf einen Stuhl, und so saßen sie gegen einander über, schweigend, die Nacht hindurch. Ottilie lag noch ruhig auf den Knieen Charlottens; sie athmete sanft, sie schlief, oder sie schien zu schlafen.

Der Morgen dämmerte, das Licht verlosch, beide Freunde schienen aus einem dumpfen Traum zu erwachen. Charlotte blickte den Major an und sagte gefaßt: „Erklären Sie mir, mein Freund, durch welche Schickung kommen Sie hieher, um Theil an dieser Trauerscene zu nehmen?"

„Es ist hier," antwortete der Major ganz leise, wie sie gefragt hatte, — als wenn sie Ottilien nicht aufwecken wollten — „es ist hier nicht Zeit und Ort, zurückzuhalten, Einleitungen zu machen und sachte heranzutreten. Der Fall, in dem ich Sie finde, ist so ungeheuer, daß das Bedeutende selbst, weshalb ich komme, dagegen seinen Werth verliert."

Er gestand ihr darauf, ganz ruhig und einfach, den Zweck seiner Sendung, insofern Eduard ihn abgeschickt hatte, den Zweck seines Kommens, insofern sein freier Wille, sein eigenes Interesse dabei war. Er trug Beides sehr zart, doch aufrichtig

vor; Charlotte hörte gelaſſen zu und ſchien weder darüber zu ſtaunen noch unwillig zu ſein.

Als der Major geendigt hatte, antwortete Charlotte mit ganz leiſer Stimme, ſo daß er genöthigt war, ſeinen Stuhl heranzurücken: „In einem Falle, wie dieſer iſt, habe ich mich noch nie befunden; aber in ähnlichen habe ich mir immer geſagt: Wie wird es morgen ſein? Ich fühle recht wohl, daß das Loos von Mehreren jetzt in meinen Händen liegt; und was ich zu thun habe, iſt bei mir außer Zweifel und bald ausgeſprochen. Ich willige in die Scheidung. Ich hätte mich früher dazu entſchließen ſollen; durch mein Zaudern, mein Widerſtreben habe ich das Kind getödtet. Es ſind gewiſſe Dinge, die ſich das Schickſal hartnäckig vornimmt. Vergebens, daß Vernunft und Tugend, Pflicht und alles Heilige ſich ihm in den Weg ſtellen; es ſoll etwas geſchehen, was ihm recht iſt, was uns nicht recht ſcheint; und ſo greift es zuletzt durch, wir mögen uns geberden, wie wir wollen.

„Doch was ſag' ich! Eigentlich will das Schickſal meinen eigenen Wunſch, meinen eigenen Vorſatz, gegen die ich unbedachtſam gehandelt, wieder in den Weg bringen. Habe ich nicht ſelbſt ſchon Ottilien und Eduarden mir als das ſchicklichſte Paar zuſammengedacht? Habe ich nicht ſelbſt Beide einander zu nähern geſucht? Waren Sie nicht ſelbſt, mein Freund, Mitwiſſer dieſes Plans? Und warum konnt' ich den Eigenſinn eines Mannes nicht von wahrer Liebe unterſcheiden? Warum nahm ich ſeine Hand an, da ich als Freundin ihn und eine andre Gattin glücklich gemacht hätte? Und betrachten Sie nur dieſe unglückliche Schlummernde! Ich zittre vor dem Augenblicke, wenn ſie aus ihrem halben Todtenſchlafe zum Bewußtſein erwacht. Wie ſoll ſie leben, wie ſoll ſie ſich tröſten, wenn ſie nicht hoffen kann, durch ihre Liebe Eduarden das zu erſetzen, was ſie ihm als Werkzeug des wunderbarſten Zufalls geraubt hat? Und ſie kann ihm Alles wiedergeben nach der Neigung, nach der Leidenſchaft, mit der ſie ihn liebt. Vermag die Liebe, Alles zu dulden, ſo vermag ſie noch viel mehr, Alles zu erſetzen. An mich darf in dieſem Augenblick nicht gedacht werden.

„Entfernen Sie Sich in der Stille, lieber Major! Sagen Sie Eduarden, daß ich in die Scheidung willige, daß ich ihm, Ihnen, Mittlern die ganze Sache einzuleiten überlaſſe, daß ich um meine künftige Lage unbekümmert bin und es in jedem Sinne ſein kann. Ich will jedes Papier unterſchreiben, das

man mir bringt; aber man verlange nur nicht von mir, daß ich mitwirke, daß ich bedenke, daß ich berathe."

Der Major stand auf. Sie reichte ihm ihre Hand über Ottilien weg. Er drückte seine Lippen auf diese liebe Hand. „Und für mich, was darf ich hoffen?" lispelte er leise.

„Lassen Sie mich Ihnen die Antwort schuldig bleiben," versetzte Charlotte. „Wir haben nicht verschuldet, unglücklich zu werden, aber auch nicht verdient, zusammen glücklich zu sein."

Der Major entfernte sich, Charlotten tief im Herzen beklagend, ohne jedoch das arme abgeschiedene Kind bedauern zu können. Ein solches Opfer schien ihm nöthig zu ihrem allseitigen Glück. Er dachte sich Ottilien mit einem eignen Kind auf dem Arm als den vollkommensten Ersatz für das, was sie Eduarden geraubt; er dachte sich einen Sohn auf dem Schooße, der mit mehrerem Recht sein Ebenbild trüge als der abgeschiedene.

So schmeichelnde Hoffnungen und Bilder gingen ihm durch die Seele, als er auf dem Rückwege nach dem Gasthofe Eduarden fand, der die ganze Nacht im Freien den Major erwartet hatte, da ihm kein Feuerzeichen, kein Donnerlaut ein glückliches Gelingen verkünden wollte. Er wußte bereits von dem Unglück, und auch er, anstatt das arme Geschöpf zu bedauern, sah diesen Fall, ohne sich's ganz gestehen zu wollen, als eine Fügung an, wodurch jedes Hinderniß an seinem Glück auf einmal beseitigt wäre. Gar leicht ließ er sich daher durch den Major bewegen, der ihm schnell den Entschluß seiner Gattin verkündigte, wieder nach jenem Dorfe und sodann nach der kleinen Stadt zurückzukehren, wo sie das Nächste überlegen und einleiten wollten.

Charlotte saß, nachdem der Major sie verlassen hatte, nur wenige Minuten in ihre Betrachtungen versenkt; denn sogleich richtete Ottilie sich auf, ihre Freundin mit großen Augen anblickend. Erst erhob sie sich von dem Schooße, dann von der Erde und stand vor Charletten.

„Zum zweiten Mal" — so begann das herrliche Kind mit einem unüberwindlichen anmuthigen Ernst — „zum zweiten Mal widerfährt mir dasselbige: Du sagtest mir einst, es begegne den Menschen in ihrem Leben oft Aehnliches auf ähnliche Weise und immer in bedeutenden Augenblicken. Ich finde nun die Bemerkung wahr und bin gedrungen, Dir ein Bekenntniß zu machen. Kurz nach meiner Mutter Tode als ein kleines Kind hatte ich meinen Schemel an Dich gerückt; Du saßest auf

dem Sopha wie jetzt; mein Haupt lag auf Deinen Knieen; ich schlief nicht, ich wachte nicht; ich schlummerte. Ich vernahm Alles, was um mich vorging, besonders alle Reden, sehr deutlich, und doch konnte ich mich nicht regen, mich nicht äußern, und wenn ich auch gewollt hätte, nicht andeuten, daß ich meiner selbst mich bewußt fühlte. Damals sprachst Du mit einer Freundin über mich; Du bedauertest mein Schicksal, als eine arme Waise in der Welt geblieben zu sein; Du schildertest meine abhängige Lage und wie mißlich es um mich stehen könne, wenn nicht ein besondrer Glücksstern über mich walte. Ich faßte Alles wohl und genau, vielleicht zu streng, was Du für mich zu wünschen, was Du von mir zu fordern schienst. Ich machte mir nach meinen beschränkten Einsichten hierüber Gesetze; nach diesen habe ich lange gelebt, nach ihnen war mein Thun und Lassen eingerichtet zu der Zeit, da Du mich liebtest, für mich sorgtest, da Du mich in Dein Haus aufnahmest, und auch noch eine Zeit hernach.

„Aber ich bin aus meiner Bahn geschritten, ich habe meine Gesetze gebrochen, ich habe sogar das Gefühl derselben verloren, und nach einem schrecklichen Ereigniß klärst Du mich wieder über meinen Zustand auf, der jammervoller ist als der erste. Auf Deinem Schooße ruhend, halb erstarrt, wie aus einer fremden Welt, vernehm' ich abermals Deine leise Stimme über meinem Ohr; ich vernehme, wie es mit mir selbst aussieht; ich schaudere über mich selbst; aber wie damals habe ich auch diesmal in meinem halben Todtenschlaf mir meine neue Bahn vorgezeichnet.

„Ich bin entschlossen, wie ich's war, und wozu ich entschlossen bin, mußt Du gleich erfahren. Eduard's werd' ich nie! Auf eine schreckliche Weise hat Gott mir die Augen geöffnet, in welchem Verbrechen ich befangen bin. Ich will es büßen, und Niemand gedenke mich von meinem Vorsatz abzubringen! Darnach, Liebe, Beste, nimm Deine Maaßregeln! Laß den Major zurückkommen; schreibe ihm, daß keine Schritte geschehen! Wie ängstlich war mir, daß ich mich nicht rühren und regen konnte, als er ging. Ich wollte auffahren, aufschreien, Du solltest ihn nicht mit so frevelhaften Hoffnungen entlassen."

Charlotte sah Ottiliens Zustand, sie empfand ihn; aber sie hoffte, durch Zeit und Vorstellungen etwas über sie zu gewinnen. Doch als sie einige Worte aussprach, die auf eine Zukunft, auf eine Milderung des Schmerzes, auf Hoffnung deuteten: „Nein!"

rief Ottilie mit Erhebung, „sucht mich nicht zu bewegen, nicht zu hintergehen! In dem Augenblick, in dem ich erfahre, Du habest in die Scheidung gewilligt, bühe ich in demselbigen See meine Vergehen, meine Verbrechen."

Fünfzehntes Kapitel.

Wenn sich in einem glücklichen, friedlichen Zusammenleben Verwandte, Freunde, Hausgenossen, mehr als nöthig und billig ist, von dem unterhalten, was geschieht oder geschehen soll, wenn sie sich einander ihre Vorsätze, Unternehmungen, Beschäftigungen wiederholt mittheilen und, ohne gerade wechselseitigen Rath anzunehmen, doch immer das ganze Leben gleichsam rathschlagend behandeln, so findet man dagegen in wichtigen Momenten, eben da, wo es scheinen sollte, der Mensch bedürfe fremden Beistandes, fremder Bestätigung am Allermeisten, daß sich die Einzelnen auf sich selbst zurückziehen, Jedes für sich zu handeln, Jedes auf seine Weise zu wirken strebt, und, indem man sich einander die einzelnen Mittel verbirgt, nur erst der Ausgang, die Zwecke, das Erreichte wieder zum Gemeingut werden.

Nach so viel wundervollen und unglücklichen Ereignissen war denn auch ein gewisser stiller Ernst über die Freundinnen gekommen, der sich in einer liebenswürdigen Schonung äußerte. Ganz in der Stille hatte Charlotte das Kind nach der Kapelle gesendet. Es ruhte dort als das erste Opfer eines ahnungsvollen Verhängnisses.

Charlotte kehrte sich, so viel es ihr möglich war, gegen das Leben zurück, und hier fand sie Ottilien zuerst, die ihres Beistandes bedurfte. Sie beschäftigte sich vorzüglich mit ihr, ohne es jedoch merken zu lassen. Sie wußte, wie sehr das himmlische Kind Eduarden liebte; sie hatte nach und nach die Scene, die dem Unglück vorhergegangen war, herausgeforscht und jeden Umstand theils von Ottilien selbst, theils durch Briefe des Majors erfahren.

Ottilie von ihrer Seite erleichterte Charlotten sehr das augenblickliche Leben. Sie war offen, ja gesprächig; aber niemals war von dem Gegenwärtigen oder kurz Vergangenen die Rede. Sie hatte stets aufgemerkt, stets beobachtet, sie wußte viel; das kam jetzt Alles zum Vorschein. Sie unterhielt, sie zerstreute

Charlotten, die noch immer die ſtille Hoffnung nährte, ein ihr ſo werthes Paar verbunden zu ſehen.

Allein bei Ottilien ging es anders zuſammen. Sie hatte das Geheimniß ihres Lebensganges der Freundin entdeckt; ſie war von ihrer frühen Einſchränkung, von ihrer Dienſtbarkeit entbunden. Durch ihre Reue, durch ihren Entſchluß fühlte ſie ſich auch befreit von der Laſt jenes Vergehens, jenes Mißgeſchicks. Sie bedurfte keiner Gewalt mehr über ſich ſelbſt; ſie hatte ſich in der Tiefe ihres Herzens nur unter der Bedingung des völligen Entſagens verzieben, und dieſe Bedingung war für alle Zukunft unerläßlich.

So verfloß einige Zeit, und Charlotte fühlte, wie ſehr Haus und Park, Seen, Felſen- und Baumgruppen nur traurige Empfindungen täglich in ihnen Beiden erneuerten. Daß man den Ort verändern müſſe, war allzu deutlich; wie es geſchehen ſolle, nicht ſo leicht zu entſcheiden.

Sollten die beiden Frauen zuſammenbleiben? Eduard's früherer Wille ſchien es zu gebieten, ſeine Erklärung, ſeine Drohung, es nöthig zu machen; allein wie war es zu verkennen, daß beide Frauen mit allem guten Willen, mit aller Vernunft, mit aller Anſtrengung ſich in einer peinlichen Lage neben einander befanden! Ihre Unterhaltungen waren vermeidend. Manchmal mochte man gern etwas nur halb verſtehen, öfters wurde aber doch ein Ausdruck, wo nicht durch den Verſtand, wenigſtens durch die Empfindung, mißdeutet. Man fürchtete ſich zu verletzen, und gerade die Furcht war am Erſten verletzbar und verletzte am Erſten.

Wollte man den Ort verändern und ſich zugleich, wenigſtens auf einige Zeit, von einander trennen, ſo trat die alte Frage wieder hervor, wo ſich Ottilie hindegeben ſolle? Jenes große reiche Haus hatte vergebliche Verſuche gemacht, einer hoffnungsvollen Erbtochter unterhaltende und wetteifernde Geſpielinnen zu verſchaffen. Schon bei der letzten Anweſenheit der Baroneſſe und neuerlich durch Briefe war Charlotte aufgefordert worden, Ottilien dorthin zu ſenden; jetzt brachte ſie es abermals zur Sprache. Ottilie verweigerte aber ausdrücklich, dahin zu gehen, wo ſie dasjenige finden würde, was man große Welt zu nennen pflegt.

„Laſſen Sie mich, liebe Tante," ſagte ſie, „damit ich nicht eingeſchränkt und eigenſinnig erſcheine, dasjenige ausſprechen, was zu verſchweigen, zu verbergen in einem andern Falle Pflicht

wäre. Ein seltsam unglücklicher Mensch, und wenn er auch schuldlos wäre, ist auf eine fürchterliche Weise gezeichnet. Seine Gegenwart erregt in Allen, die ihn sehen, die ihn gewahr werden, eine Art von Entsetzen. Jeder will das Ungeheure ihm ansehen, was ihm auferlegt ward; Jeder ist neugierig und ängstlich zugleich. So bleibt ein Haus, eine Stadt, worin eine ungeheure That geschehen, Jedem furchtbar, der sie betritt. Dort leuchtet das Licht des Tages nicht so hell, und die Sterne scheinen ihren Glanz zu verlieren.

„Wie groß und doch vielleicht zu entschuldigen ist gegen solche Unglückliche die Indiskretion der Menschen, ihre alberne Zudringlichkeit und ungeschickte Gutmüthigkeit! Verzeihen Sie mir, daß ich so rede! Aber ich habe unglaublich mit jenem armen Mädchen gelitten, als es Luciane aus den verborgenen Zimmern des Hauses hervorzog, sich freundlich mit ihm beschäftigte, es in der besten Absicht zu Spiel und Tanz nöthigen wollte. Als das arme Kind bange und immer bänger zuletzt floh und in Ohnmacht sank, ich es in meine Arme faßte, die Gesellschaft erschreckt, aufgeregt, und Jeder erst recht neugierig auf die Unglückselige ward, da dachte ich nicht, daß mir ein gleiches Schicksal bevorstehe; aber mein Mitgefühl, so wahr und lebhaft, ist noch lebendig. Jetzt kann ich mein Mitleiden gegen mich selbst wenden und mich hüten, daß ich nicht zu ähnlichen Auftritten Anlaß gebe."

„Du wirst aber, liebes Kind," versetzte Charlette, „dem Anblick der Menschen Dich nirgends entziehen können. Kloster haben wir nicht, in denen sonst eine Freistatt für solche Gefühle zu finden war."

„Die Einsamkeit macht nicht die Freistatt, liebe Tante," versetzte Ottilie. „Die schätzenswertheste Freistatt ist da zu suchen, wo wir thätig sein können. Alle Büßungen, alle Entbehrungen sind keineswegs geeignet, uns einem ahnungsvollen Geschick zu entziehen, wenn es uns zu verfolgen entschieden ist. Nur wenn ich im müßigen Zustande der Welt zur Schau dienen soll, dann ist sie mir widerwärtig und ängstigt mich. Findet man mich aber freudig bei der Arbeit, unermüdet in meiner Pflicht, dann kann ich die Blicke eines Jeden aushalten, weil ich die göttlichen nicht zu scheuen brauche."

„Ich müßte mich sehr irren," versetzte Charlette, „wenn Deine Neigung Dich nicht zur Pension zurückzöge."

„Ja," versetzte Ottilie, „ich leugne es nicht; ich denke es mir

als eine glückliche Beſtimmung, Andre auf dem gewöhnlichen Wege zu erziehen, wenn wir auf dem ſonderbarſten erzogen worden. Und ſehen wir nicht in der Geſchichte, daß Menſchen, die wegen großer ſittlicher Unfälle ſich in die Wüſten zurückzogen, dort keineswegs, wie ſie hofften, verborgen und gedeckt waren? Sie wurden zurückgerufen in die Welt, um die Verirrten auf den rechten Weg zu führen; und wer konnte es beſſer als die in den Irrgängen des Lebens ſchon Eingeweihten! Sie wurden berufen, den Unglücklichen beizuſtehen; und wer vermochte das eher als ſie, denen kein irdiſches Unheil mehr begegnen konnte!"

„Du wählſt eine ſonderbare Beſtimmung," verſetzte Charlotte. „Ich will Dir nicht widerſtreben; es mag ſein, wenn auch nur, wie ich hoffe, auf kurze Zeit."

„Wie ſehr danke ich Ihnen," ſagte Ottilie, „daß Sie mir dieſen Verſuch, dieſe Erfahrung gönnen wollen! Schmeichle ich mir nicht zu ſehr, ſo ſoll es mir glücken. An jenem Orte will ich mich erinnern, wie manche Prüfungen ich ausgeſtanden, und wie klein, wie nichtig ſie waren gegen die, die ich nachher erfahren mußte. Wie heiter werde ich die Verlegenheiten der jungen Aufſchößlinge betrachten, bei ihren kindlichen Schmerzen lächeln und ſie mit leiſer Hand aus allen kleinen Verirrungen herausführen! Der Glückliche iſt nicht geeignet, Glücklichen vorzuſtehen; es liegt in der menſchlichen Natur, immer mehr von ſich und von Andern zu fordern, je mehr man empfangen hat. Nur der Unglückliche, der ſich erholt, weiß für ſich und Andre das Gefühl zu nähren, daß auch ein mäßiges Gute mit Entzücken genoſſen werden ſoll."

„Laß mich gegen Deinen Vorſatz," ſagte Charlotte zuletzt nach einigem Bedenken, „noch einen Einwurf anführen, der mir der wichtigſte ſcheint! Es iſt nicht von Dir, es iſt von einem Dritten die Rede. Die Geſinnungen des guten, vernünftigen, frommen Gehilfen ſind Dir bekannt; auf dem Wege, den Du gehſt, wirſt Du ihm jeden Tag werther und unentbehrlicher ſein. Da er ſchon jetzt ſeinem Gefühl nach nicht gern ohne Dich leben mag, ſo wird er auch künftig, wenn er einmal Deine Mitwirkung gewohnt iſt, ohne Dich ſein Geſchäft nicht mehr verwalten können. Du wirſt ihm anfangs darin beiſtehen, um es ihm hernach zu verleiden."

„Das Geſchick iſt nicht ſanft mit mir verfahren," verſetzte Ottilie; „und wer mich liebt, hat vielleicht nicht viel Beſſeres

zu erwarten. So gut und verständig, als der Freund ist, ebenso, hoffe ich, wird sich in ihm auch die Empfindung eines reinen Verhältnisses zu mir entwickeln; er wird in mir eine geweihte Person erblicken, die nur dadurch ein ungeheures Uebel für sich und Andre vielleicht aufzuwiegen vermag, wenn sie sich dem Heiligen widmet, das, uns unsichtbar umgebend, allein gegen die ungeheuren zudringenden Mächte beschirmen kann."

Charlotte nahm Alles, was das liebe Kind so herzlich geäußert, zur stillen Ueberlegung. Sie hatte verschiedentlich, obgleich auf das Leiseste, angeforscht, ob nicht eine Annäherung Ottiliens zu Eduard denkbar sei; aber auch nur die leiseste Erwähnung, die mindeste Hoffnung, der kleinste Verdacht schien Ottilien aufs Tiefste zu rühren; ja sie sprach sich einst, da sie es nicht umgehen konnte, hierüber ganz deutlich aus.

„Wenn Dein Entschluß," entgegnete ihr Charlotte, „Eduarden zu entsagen, so fest und unveränderlich ist, so hüte Dich nur vor der Gefahr des Wiedersehens! In der Entfernung von dem geliebten Gegenstande scheinen wir, je lebhafter unsere Neigung ist, desto mehr Herr von uns selbst zu werden, indem wir die ganze Gewalt der Leidenschaft, wie sie sich nach außen erstreckte, nach innen wenden; aber wie bald, wie geschwind sind wir aus diesem Irrthum gerissen, wenn dasjenige, was wir entbehren zu können glaubten, auf einmal wieder als unentbehrlich vor unsern Augen steht! Thue jetzt, was Du Deinen Zuständen am Gemäßesten hältst! Prüfe Dich, ja verändre lieber Deinen gegenwärtigen Entschluß, aber aus Dir selbst, aus freiem, wollendem Herzen! Laß Dich nicht zufällig, nicht durch Ueberraschung in die vorigen Verhältnisse wieder hineinziehen! Dann giebt es erst einen Zwiespalt im Gemüth, der unerträglich ist. Wie gesagt, ehe Du diesen Schritt thust, ehe Du Dich von mir entfernst und ein neues Leben anfängst, das Dich, wer weiß auf welche Wege leitet, so bedenke noch einmal, ob Du denn wirklich für alle Zukunft Eduarden entsagen kannst! Hast Du Dich aber hierzu bestimmt, so schließen wir einen Bund, daß Du Dich mit ihm nicht einlassen willst, selbst nicht in eine Unterredung, wenn er Dich aufsuchen, wenn er sich zu Dir drängen sollte."

Ottilie besann sich nicht einen Augenblick; sie gab Charlotten das Wort, das sie sich schon selbst gegeben hatte.

Nun aber schwebte Charlotten immer noch jene Drohung Eduard's vor der Seele, daß er Ottilien nur so lange entsagen

könne, als sie sich von Charlotten nicht trennte. Es hatten sich zwar seit der Zeit die Umstände so verändert, es war so Mancherlei vorgefallen, daß jenes vom Augenblick ihm abgedrungene Wort gegen die folgenden Ereignisse für aufgehoben zu achten war; dennoch wollte sie auch im entferntesten Sinne weder etwas wagen noch etwas vornehmen, das ihn verletzen könnte, und so sollte Mittler in diesem Falle Eduard's Gesinnungen erforschen.

Mittler hatte seit dem Tode des Kindes Charlotten öfters, obgleich nur auf Augenblicke, besucht. Dieser Unfall, der ihm die Wiedervereinigung beider Gatten höchst unwahrscheinlich machte, wirkte gewaltsam auf ihn; aber immer nach seiner Sinnesweise hoffend und strebend, freute er sich nun im Stillen über den Entschluß Ottiliens. Er vertraute der lindernden, vorüberziehenden Zeit, dachte noch immer die beiden Gatten zusammenzuhalten und sah diese leidenschaftlichen Bewegungen nur als Prüfungen ehelicher Liebe und Treue an.

Charlotte hatte gleich anfangs den Major von Ottiliens erster Erklärung schriftlich unterrichtet, ihn auf das Inständigste gebeten, Eduarden dahin zu vermögen, daß keine weiteren Schritte geschähen, daß man sich ruhig verhalte, daß man abwarte, ob das Gemüth des schönen Kindes sich wiederherstelle. Auch von den spätern Ereignissen und Gesinnungen hatte sie das Nöthige mitgetheilt, und nun war freilich Mittlern die schwierige Aufgabe übertragen, auf eine Veränderung des Zustandes Eduarden vorzubereiten. Mittler aber, wohl wissend, daß man das Geschehene sich eher gefallen läßt, als daß man in ein noch zu Geschehendes einwilligt, überredete Charlotten, es sei das Beste, Ottilien gleich nach der Pension zu schicken.

Deshalb wurden, sobald er weg war, Anstalten zur Reise gemacht. Ottilie packte zusammen, aber Charlotte sah wohl, daß sie weder das schöne Köfferchen noch irgend etwas daraus mitzunehmen sich anschickte. Die Freundin schwieg und ließ das schweigende Kind gewähren. Der Tag der Abreise kam herbei; Charlottens Wagen sollte Ottilien den ersten Tag bis in ein bekanntes Nachtquartier, den zweiten bis in die Pension bringen; Nanny sollte sie begleiten und ihre Dienerin bleiben. Das leidenschaftliche Mädchen hatte sich gleich nach dem Tode des Kindes wieder an Ottilien zurückgefunden und hing nun an ihr wie sonst durch Natur und Neigung; ja sie schien durch unterhaltende Redseligkeit das bisher Versäumte wieder nachbringen

und sich ihrer geliebten Herrin völlig widmen zu wollen. Ganz außer sich war sie nun über das Glück, mitzureisen, fremde Gegenden zu sehen, da sie noch niemals außer ihrem Geburtsort gewesen, und rannte vom Schlosse ins Dorf, zu ihren Eltern, Verwandten, um ihr Glück zu verkündigen und Abschied zu nehmen. Unglücklicherweise traf sie dabei in die Zimmer der Masernkranken und empfand sogleich die Folgen der Ansteckung. Man wollte die Reise nicht aufschieben; Ottilie drang selbst darauf; sie hatte den Weg schon gemacht, sie kannte die Wirthsleute, bei denen sie einkehren sollte, der Kutscher vom Schlosse führte sie; es war nichts zu besorgen.

Charlotte widersetzte sich nicht; auch sie eilte schon in Gedanken aus diesen Umgebungen weg, nur wollte sie noch die Zimmer, die Ottilie im Schloß bewohnt hatte, wieder für Eduarden einrichten, gerade so wie sie vor der Ankunft des Hauptmanns gewesen. Die Hoffnung, ein altes Glück wiederherzustellen, stammt immer einmal wieder in dem Menschen auf, und Charlotte war zu solchen Hoffnungen abermals berechtigt, ja genöthigt.

Sechzehntes Kapitel.

Als Mittler gekommen war, sich mit Eduarden über die Sache zu unterhalten, fand er ihn allein, den Kopf in die rechte Hand gelehnt, den Arm auf den Tisch gestemmt. Er schien sehr zu leiden. „Plagt Ihr Kopfweh Sie wieder?“ fragte Mittler. „Es plagt mich,“ versetzte Jener; „und doch kann ich es nicht hassen, denn es erinnert mich an Ottilien. Vielleicht leidet auch sie jetzt, denk' ich, auf ihren linken Arm gestützt, und leidet wol mehr als ich. Und warum soll ich es nicht tragen wie sie? Diese Schmerzen sind mir heilsam, sind mir, ich kann beinah sagen, wünschenswerth; denn nur mächtiger, deutlicher, lebhafter schwebt mir das Bild ihrer Geduld, von allen ihren übrigen Vorzügen begleitet, vor der Seele; nur im Leiden empfinden wir recht vollkommen alle die großen Eigenschaften, die nöthig sind, um es zu ertragen.“

Als Mittler den Freund in diesem Grade resignirt fand, hielt er mit seinem Anbringen nicht zurück, das er jedoch stufenweise, wie der Gedanke bei den Frauen entsprungen, wie er nach und nach zum Vorsatz gereift war, historisch vortrug.

Eduard äußerte sich kaum dagegen. Aus dem Wenigen, was er sagte, schien hervorzugehen, daß er Jenen Alles überlasse; sein gegenwärtiger Schmerz schien ihn gegen Alles gleichgiltig gemacht zu haben.

Kaum aber war er allein, so stand er auf und ging in dem Zimmer hin und wieder. Er fühlte seinen Schmerz nicht mehr, er war ganz außer sich beschäftigt. Schon unter Mittler's Erzählung hatte die Einbildungskraft des Liebenden sich lebhaft ergangen. Er sah Ottilien, allein oder so gut als allein, auf wohlbekanntem Wege, in einem gewohnten Wirthshause, dessen Zimmer er so oft betreten; er dachte, er überlegte, oder vielmehr, er dachte, er überlegte nicht; er wünschte, er wollte nur. Er mußte sie sehen, sie sprechen. Wenn, warum, was daraus entstehen sollte, davon konnte die Rede nicht sein. Er widerstand nicht, er mußte.

Der Kammerdiener ward ins Vertrauen gezogen und erforschte sogleich Tag und Stunde, wann Ottilie reisen würde. Der Morgen brach an; Eduard säumte nicht, unbegleitet sich zu Pferde dahin zu begeben, wo Ottilie übernachten sollte. Er kam nur allzu zeitig dort an; die überraschte Wirthin empfing ihn mit Freuden; sie war ihm ein großes Familienglück schuldig geworden. Er hatte ihrem Sohn, der als Soldat sich sehr brav gehalten, ein Ehrenzeichen verschafft, indem er dessen That, wobei er allein gegenwärtig gewesen, herausbot, mit Eifer bis vor den Feldherrn brachte und die Hindernisse einiger Mißwollenden überwand. Sie wußte nicht, was sie ihm Alles zu Liebe thun sollte. Sie räumte schnell in ihrer Putzstube, die freilich auch zugleich Garderobe und Vorrathskammer war, möglichst zusammen; allein er kündigte ihr die Ankunft eines Frauenzimmers an, die hier hereinziehen sollte, und ließ für sich eine Kammer hinten auf dem Gange nothdürftig einrichten. Der Wirthin erschien die Sache geheimnißvoll, und es war ihr angenehm, ihrem Gönner, der sich dabei sehr interessirt und thätig zeigte, etwas Gefälliges zu erweisen. Und er, mit welcher Empfindung brachte er die lange, lange Zeit bis zum Abend hin! Er betrachtete das Zimmer rings umher, in dem er sie sehen sollte; es schien ihm in seiner ganzen häuslichen Seltsamkeit ein himmlischer Aufenthalt. Was dachte er sich nicht Alles aus, ob er Ottilien überraschen, ob er sie vorbereiten sollte! Endlich gewann die letztere Meinung Oberhand; er setzte sich hin und schrieb. Dies Blatt sollte sie empfangen.

Eduard an Ottilien.

„Indem Du diesen Brief lieſeſt, Geliebteſte, bin ich in Deiner Nähe. Du mußt nicht erſchrecken, Dich nicht entſetzen; Du haſt von mir nichts zu befürchten. Ich werde mich nicht zu Dir drängen. Du ſiehſt mich nicht eher, als Du es erlaubſt.

„Bedenke vorher Deine Lage, die meinige! Wie ſehr danke ich Dir, daß Du keinen entſcheidenden Schritt zu thun vorhaſt; aber bedeutend genug iſt er; thu ihn nicht! Hier, auf einer Art von Scheideweg, überlege nochmals: Kannſt Du mein ſein, willſt Du mein ſein? O, Du erzeigeſt uns Allen eine große Wohlthat und mir eine überſchwengliche.

„Laß mich Dich wiederſehen, Dich mit Freuden wiederſehen! Laß mich die ſchöne Frage mündlich thun und beantworte ſie mir mit Deinem ſchönen Selbſt! An meine Bruſt, Ottilie, hieher, wo Du manchmal geruht haſt und wo Du immer hingehörſt —“

Indem er ſchrieb, ergriff ihn das Gefühl, ſein Höchſterſehntes nahe ſich, es werde nun gleich gegenwärtig ſein. „Zu dieſer Thüre wird ſie hereintreten, dieſen Brief wird ſie leſen, wirklich wird ſie wie ſonſt vor mir daſtehen, deren Erſcheinung ich mir ſo oft herbeiſehnte. Wird ſie noch Dieſelbe ſein? Hat ſich ihre Geſtalt, haben ſich ihre Geſinnungen verändert?“ Er hielt die Feder noch in der Hand, er wollte ſchreiben, wie er dachte; aber der Wagen rollte in den Hof. Mit flüchtiger Feder ſetzte er noch hinzu: „Ich höre Dich kommen. Auf einen Augenblick leb' wohl!“

Er faltete den Brief, überſchrieb ihn; zum Siegeln war es zu ſpät. Er ſprang in die Kammer, durch die er nachher auf den Gang zu gelangen wußte, und augenblicks fiel ihm ein, daß er die Uhr mit dem Perſchaft noch auf dem Tiſch gelaſſen. Sie ſollte dieſe nicht zuerſt ſehen; er ſprang zurück und holte ſie glücklich weg. Vom Vorſaal her vernahm er ſchon die Wirthin, die auf das Zimmer losging, um es dem Gaſt anzuweiſen. Er eilte gegen die Kammerthür; aber ſie war zugefahren. Den Schlüſſel hatte er beim Hineinſpringen herunter geworfen, der lag inwendig; das Schloß war zugeſchnappt, und er ſtund gebannt. Heftig drängte er an der Thüre; ſie gab nicht nach. O, wie hätte er gewünſcht, als ein Geiſt durch die Spalten zu ſchlüpfen! Vergebens! Er verbarg ſein Geſicht an den Thür-

pfosten. Ottilie trat herein, die Wirthin, als sie ihn erblickte, zurück. Auch Ottilien konnte er nicht einen Augenblick verborgen bleiben. Er wendete sich gegen sie, und so standen die Liebenden abermals auf die seltsamste Weise gegen einander. Sie sah ihn ruhig und ernsthaft an, ohne vor- oder zurückzugehen, und als er eine Bewegung machte, sich ihr zu nähern, trat sie einige Schritte zurück bis an den Tisch. Auch er trat wieder zurück. „Ottilie," rief er aus, „laß mich das furchtbare Schweigen brechen! Sind wir nur Schatten, die einander gegenüber stehen? Aber vor allen Dingen höre! Es ist Zufall, daß Du mich gleich jetzt hier findest. Neben Dir liegt ein Brief, der Dich vorbereiten sollte. Lies, ich bitte Dich, lies ihn! Und dann beschließe, was Du kannst."

Sie blickte herab auf den Brief, und nach einigem Besinnen nahm sie ihn auf, erbrach und las ihn. Ohne die Miene zu verändern, hatte sie ihn gelesen, und so legte sie ihn leise weg; dann drückte sie die flachen, in die Höhe gehobenen Hände zusammen, führte sie gegen die Brust, indem sie sich nur wenig vorwärts neigte, und sah den dringend Fordernden mit einem solchen Blick an, daß er von Allem abzustehen genöthigt war, was er verlangen oder wünschen mochte. Diese Bewegung zerriß ihm das Herz. Er konnte den Anblick, er konnte die Stellung Ottiliens nicht ertragen. Es sah völlig aus, als würde sie in die Kniee sinken, wenn er beharrte. Er eilte verzweifelnd zur Thür hinaus und schickte die Wirthin zu der Einsamen.

Er ging auf dem Vorsaal auf und ab. Es war Nacht geworden; im Zimmer blieb es stille. Endlich trat die Wirthin heraus und zog den Schlüssel ab. Die gute Frau war gerührt, war verlegen; sie wußte nicht, was sie thun sollte. Zuletzt im Weggehen bot sie den Schlüssel Eduarden an, der ihn ablehnte. Sie ließ das Licht stehen und entfernte sich.

Eduard im tiefsten Kummer warf sich auf Ottiliens Schwelle, die er mit seinen Thränen benetzte. Jammervoller brachten kaum jemals in solcher Nähe Liebende eine Nacht zu.

Der Tag brach an; der Kutscher trieb, die Wirthin schloß auf und trat in das Zimmer. Sie fand Ottilien angekleidet eingeschlafen; sie ging zurück und winkte Eduarden mit einem theilnehmenden Lächeln. Beide traten vor die Schlafende; aber auch diesen Anblick vermochte Eduard nicht auszuhalten. Die Wirthin wagte nicht, das ruhende Kind zu wecken; sie setzte sich

gegenüber. Endlich schlug Ottilie die schönen Augen auf und richtete sich auf ihre Füße. Sie lehnt das Frühstück ab, und nun tritt Eduard vor sie. Er bittet sie inständig, nur ein Wort zu reden, ihren Willen zu erklären; er wolle allen ihren Willen schwört er; aber sie schweigt. Nochmals fragt er sie liebevoll und dringend, ob sie ihm angehören wolle? Wie lieblich bewegt sie mit niedergeschlagenen Augen ihr Haupt zu einem sanften Nein! Er fragt, ob sie nach der Pension wolle? Gleichgültig verneint sie das. Aber als er fragt, ob er sie zu Charlotten zurückführen dürfe, bejaht sie's mit einem getrosten Neigen des Hauptes. Er eilt ans Fenster, dem Kutscher Befehle zu geben; aber hinter ihm weg ist sie wie der Blitz zur Stube hinaus, die Treppe hinab, in dem Wagen. Der Kutscher nimmt den Weg nach dem Schlosse zurück; Eduard folgt zu Pferde in einiger Entfernung.

Siebzehntes Kapitel.

Wie höchst überrascht war Charlotte, als sie Ottilien vorfahren und Eduarden zu Pferde sogleich in den Schloßhof hereinsprengen sah! Sie eilte bis zur Thürschwelle; Ottilie steigt aus und nähert sich mit Eduarden. Mit Eifer und Gewalt faßt sie die Hände beider Ehegatten, drückt sie zusammen und eilt auf ihr Zimmer. Eduard wirft sich Charlotten um den Hals und zerfließt in Thränen; er kann sich nicht erklären, bittet, Geduld mit ihm zu haben, Ottilien beizustehen, ihr zu helfen. Charlotte eilt auf Ottiliens Zimmer, und ihr schaudert, da sie hineintritt; es war schon ganz ausgeräumt, nur die leeren Wände standen da. Es erschien so weitläufig als unerfreulich. Man hatte Alles weggetragen, nur das Kofferchen, unschlüssig, wo man es hinstellen sollte, in der Mitte des Zimmers stehen gelassen. Ottilie lag auf dem Boden, Arm und Haupt über den Koffer gestreckt. Charlotte bemüht sich um sie, fragt, was vorgegangen, und erhält keine Antwort.

Sie läßt ihr Mädchen, das mit Erquickungen kommt, bei Ottilien und eilt zu Eduarden. Sie findet ihn im Saal; auch er belehrt sie nicht. Er wirft sich vor ihr nieder, er badet ihre Hände in Thränen, er flieht auf sein Zimmer, und als sie ihm nachfolgen will, begegnet ihr der Kammerdiener, der sie aufklärt, soweit er vermag. Das Uebrige denkt sie sich zusammen, und

dann sogleich mit Entschlossenheit an das, was der Augenblick fordert. Ottiliens Zimmer ist aufs Baldigste wieder eingerichtet. Eduard hat die seinigen angetroffen, bis auf das letzte Papier, wie er sie verlassen.

Die Dreie scheinen sich wieder gegen einander zu finden; aber Ottilie fährt fort zu schweigen, und Eduard vermag nichts, als seine Gattin um Geduld zu bitten, die ihm selbst zu fehlen scheint. Charlotte sendet Boten an Mittlern und an den Major. Jener war nicht anzutreffen; Dieser kommt. Gegen ihn schüttet Eduard sein Herz aus, ihm gesteht er jeden kleinsten Umstand, und so erfährt Charlotte, was vorgeht, was die Lage so sonderbar verändert, was die Gemüther aufgeregt.

Sie spricht aufs Liebevollste mit ihrem Gemahl. Sie weiß keine andere Bitte zu thun als nur, daß man das Kind gegenwärtig nicht bestürmen möge. Eduard fühlt den Werth, die Liebe, die Vernunft seiner Gattin; aber seine Neigung beherrscht ihn ausschließlich. Charlotte macht ihm Hoffnung, verspricht ihm, in die Scheidung zu willigen. Er traut nicht; er ist so krank, daß ihn Hoffnung und Glaube abwechselnd verlassen; er dringt in Charlotten, sie soll dem Major ihre Hand zusagen; eine Art von wahnsinnigem Unmuth hat ihn ergriffen. Charlotte, ihn zu besänftigen, ihn zu erhalten, thut, was er fordert. Sie sagt dem Major ihre Hand zu auf den Fall, daß Ottilie sich mit Eduarden verbinden wolle, jedoch unter ausdrücklicher Bedingung, daß die beiden Männer für den Augenblick zusammen eine Reise machen. Der Major hat für seinen Hof ein auswärtiges Geschäft, und Eduard verspricht, ihn zu begleiten. Man macht Anstalten, und man beruhigt sich einigermaßen, indem wenigstens etwas geschieht.

Unterdessen kann man bemerken, daß Ottilie kaum Speise noch Trank zu sich nimmt, indem sie immerfort bei ihrem Schweigen verharrt. Man redet ihr zu, sie wird ängstlich; man unterläßt es. Denn haben wir nicht meistentheils die Schwäche, daß wir Jemanden auch zu seinem Besten nicht gern quälen mögen? Charlotte sann alle Mittel durch; endlich gerieth sie auf den Gedanken, jenen Gehülfen aus der Pension kommen zu lassen, der über Ottilien viel vermochte, der wegen ihres unvermutheten Außenbleibens sich sehr freundlich geäußert, aber keine Antwort erhalten hatte.

Man spricht, um Ottilien nicht zu überraschen, von diesem Vorsatz in ihrer Gegenwart. Sie scheint nicht einzustimmen;

sie bedenkt sich; endlich scheint ein Entschluß in ihr zu reifen; sie eilt nach ihrem Zimmer und sendet noch vor Abend an die Versammelten folgendes Schreiben.

Ottilie den Freunden.

„Warum soll ich ausdrücklich sagen, meine Geliebten, was sich von selbst versteht? Ich bin aus meiner Bahn geschritten, und ich soll nicht wieder hinein. Ein feindseliger Dämon, der Macht über mich gewonnen, scheint mich von außen zu hindern, hätte ich mich auch mit mir selbst wieder zur Einigkeit gefunden.

„Ganz rein war mein Vorsatz, Eduarden zu entsagen, mich von ihm zu entfernen. Ihm hoffe ich nicht wieder zu begegnen. Es ist anders geworden; er stand selbst gegen seinen eigenen Willen vor mir. Mein Versprechen, mich mit ihm in keine Unterredung einzulassen, habe ich vielleicht zu buchstäblich genommen und gedeutet. Nach Gefühl und Gewissen des Augenblicks schwieg ich, verstummt' ich vor dem Freunde, und nun habe ich nichts mehr zu sagen. Ein strenges Ordensgelübde, welches Den, der es mit Ueberlegung eingeht, vielleicht unbequem ängstiget, habe ich zufällig, vom Gefühl gedrungen, über mich genommen. Laßt mich darin beharren, so lange mir das Herz gebietet! Beruft keine Mittelsperson! Dringt nicht in mich, daß ich reden, daß ich mehr Speise und Trank genießen soll, als ich höchstens bedarf! Helft mir durch Nachsicht und Geduld über diese Zeit hinweg! Ich bin jung, die Jugend stellt sich unversehens wieder her. Duldet mich in Eurer Gegenwart, erfreut mich durch Eure Liebe, belehrt mich durch Eure Unterhaltung; aber mein Inneres überlaßt mir selbst!"

Die längst vorbereitete Abreise der Männer unterblieb, weil jenes auswärtige Geschäft des Majors sich verzögerte. Wie erwünscht für Eduard! Nun durch Ottiliens Blatt aufs Neue angeregt, durch ihre trostvollen, hoffnunggebenden Worte wieder ermuthigt und zu standhaftem Ausharren berechtigt, erklärte er auf einmal, er werde sich nicht entfernen. „Wie thöricht," rief er aus, „das Unentbehrlichste, Nothwendigste verzüglich, voreilig wegzuwerfen, das, wenn uns auch der Verlust bedroht, vielleicht

noch zu erhalten wäre! Und was soll es heißen? Doch nur, daß der Mensch ja scheine, wollen, wählen zu können. So habe ich oft, beherrscht von solchem albernen Dünkel, Stunden, ja Tage zu früh mich von Freunden losgerissen, um nur nicht von dem letzten unausweichlichen Termin entschieden gezwungen zu werden. Diesmal aber will ich bleiben. Warum soll ich mich entfernen? Ist sie nicht schon von mir entfernt? Es fällt mir nicht ein, ihre Hand zu fassen, sie an mein Herz zu drücken; sogar darf ich es nicht denken, es schaudert mir. Sie hat sich nicht von mir weg, sie hat sich über mich weggehoben."

Und so blieb er, wie er wollte, wie er mußte. Aber auch dem Behagen glich nichts, wenn er sich mit ihr zusammenfand. Und so war auch ihr dieselbe Empfindung geblieben; auch sie konnte sich dieser seligen Nothwendigkeit nicht entziehen. Nach wie vor übten sie eine unbeschreibliche, fast magische Anziehungskraft gegen einander aus. Sie wohnten unter einem Dache; aber selbst ohne gerade an einander zu denken, mit andern Dingen beschäftigt, von der Gesellschaft hin und her gezogen, näherten sie sich einander. Fanden sie sich in einem Saale, so dauerte es nicht lange, und sie standen, sie saßen neben einander. Nur die nächste Nähe konnte sie beruhigen, aber auch völlig beruhigen, und diese Nähe war genug; nicht eines Blickes, nicht eines Wortes, keiner Geberde, keiner Berührung bedurfte es, nur des reinen Zusammenseins. Dann waren es nicht zwei Menschen, es war nur ein Mensch im bewußtlosen vollkommnen Behagen, mit sich selbst zufrieden und mit der Welt. Ja, hätte man Eins von Beiden am letzten Ende der Wohnung festgehalten, das Andere hätte sich nach und nach von selbst, ohne Vorsatz, zu ihm hinbewegt. Das Leben war ihnen ein Räthsel, dessen Auflösung sie nur mit einander fanden.

Ottilie war durchaus heiter und gelassen, so daß man sich über sie völlig beruhigen konnte. Sie entfernte sich wenig aus der Gesellschaft, nur hatte sie es erlangt, allein zu speisen. Niemand als Nanny bediente sie.

Was einem jeden Menschen gewöhnlich begegnet, wiederholt sich mehr, als man glaubt, weil seine Natur hiezu die nächste Bestimmung giebt. Charakter, Individualität, Neigung, Richtung, Oertlichkeit, Umgebungen und Gewohnheiten bilden zusammen ein Ganzes, in welchem jeder Mensch, wie in einem Elemente, in einer Atmosphäre schwimmt, worin es ihm allein bequem und behaglich ist. Und so finden wir die Menschen,

über deren Veränderlichkeit so viele Klage geführt wird, nach vielen Jahren zu unserm Erstaunen unverändert und nach äußern und innern unendlichen Anregungen unveränderlich.

So bewegte sich auch in dem täglichen Zusammenleben unserer Freunde fast Alles wieder in dem alten Gleise. Noch immer äußerte Ottilie stillschweigend durch manche Gefälligkeit ihr zuvorkommendes Wesen, und so Jedes nach seiner Art. Auf diese Weise zeigte sich der häusliche Zirkel als ein Schattenbild des vorigen Lebens, und der Wahn, als ob noch Alles beim Alten sei, war verzeihlich.

Die herbstlichen Tage, an Länge jenen Frühlingstagen gleich, riefen die Gesellschaft um eben die Stunde aus dem Freien ins Haus zurück. Der Schmuck an Früchten und Blumen, der dieser Zeit eigen ist, ließ glauben, als wenn es der Herbst jenes ersten Frühlings wäre; die Zwischenzeit war ins Vergessen gefallen. Denn nun blühten die Blumen, dergleichen man in jenen ersten Tagen auch gesät hatte; nun reiften Früchte an den Bäumen, die man damals blühen gesehen.

Der Major ging ab und zu; auch Mittler ließ sich öfter sehen. Die Abendsitzungen waren meistens regelmäßig. Eduard las gewöhnlich; lebhafter, gefühlvoller, besser, ja sogar heiterer, wenn man will, als jemals. Es war, als wenn er so gut durch Fröhlichkeit als durch Gefühl Ottiliens Erstarren wieder beleben, ihr Schweigen wieder auflösen wollte. Er setzte sich wie vormals, daß sie ihm ins Buch sehen konnte, ja er ward unruhig, zerstreut, wenn sie nicht hineinsah, wenn er nicht gewiß war, daß sie seinen Worten mit ihren Augen folgte.

Jedes unerfreuliche, unbequeme Gefühl der mittleren Zeit war ausgelöscht. Keines trug mehr dem Andern etwas nach; jede Art von Bitterkeit war verschwunden. Der Major begleitete mit der Violine das Klavierspiel Charlottens, so wie Eduard's Flöte mit Ottiliens Behandlung des Saiteninstruments wieder wie vormals zusammentraf. So rückte man dem Geburtstage Eduard's näher, dessen Feier man vor einem Jahre nicht erreicht hatte. Er sollte ohne Festlichkeit in stillem, freundlichem Behagen diesmal gefeiert werden. So war man bald stillschweigend, bald ausdrücklich mit einander übereingekommen. Doch je näher diese Epoche heranrückte, vermehrte sich das Feierliche in Ottiliens Wesen, das man bisher mehr empfunden als bemerkt hatte. Sie schien im Garten oft die Blumen zu mustern; sie hatte dem Gärtner angedeutet, die Sommergewächse aller Art

zu ſchonen, und ſich beſonders bei den Altern aufgehalten, die gerade dieſes Jahr in unmäßiger Menge blühten.

Achtzehntes Kapitel.

Das Bedeutendſte jedoch, was die Freunde mit ſtiller Aufmerkſamkeit beobachteten, war, daß Ottilie den Koffer zum erſten Mal ausgepackt und daraus Verſchiedenes gewählt und abgeſchnitten hatte, was zu einem einzigen, aber ganzen und vollen Anzug hinreichte. Als ſie das Uebrige mit Beihilfe Nanny's wieder einpacken wollte, konnte ſie kaum damit zu Stande kommen; der Raum war übervoll, obgleich ſchon ein Theil herausgenommen war. Das junge habgierige Mädchen konnte ſich nicht ſatt ſehen, beſonders da ſie auch für alle kleineren Stücke des Anzugs geſorgt fand. Schuhe, Strümpfe, Strumpfbänder mit Deviſen, Handſchuhe und ſo manches Andere war noch übrig. Sie bat Ottilien, ihr nur etwas davon zu ſchenken. Dieſe verweigerte es, zog aber ſogleich die Schublade einer Kommode heraus und ließ das Kind wählen, das haſtig und ungeſchickt zugriff und mit der Beute gleich davon lief, um den übrigen Hausgenoſſen ihr Glück zu verkünden und vorzuzeigen.

Zuletzt gelang es Ottilien, Alles ſorgfältig wieder einzuſchichten; ſie öffnete hierauf ein verborgenes Fach, das im Deckel angebracht war. Dort hatte ſie kleine Zettelchen und Briefe Eduard's, mancherlei aufgetrocknete Blumen-Erinnerungen früherer Spaziergänge, eine Locke ihres Geliebten und was ſonſt noch verborgen. Noch Eins fügte ſie hinzu — es war das Portrait ihres Vaters — und verſchloß das Ganze, worauf ſie den zarten Schlüſſel an dem goldnen Kettchen wieder um den Hals an ihre Bruſt hing.

Mancherlei Hoffnungen waren indeß in dem Herzen der Freunde rege geworden. Charlotte war überzeugt, Ottilie werde auf jenen Tag wieder zu ſprechen anfangen; denn ſie hatte bisher eine heimliche Geſchäftigkeit bewieſen, eine Art von heiterer Selbſtzufriedenheit, ein Lächeln, wie es Demjenigen auf dem Geſichte ſchwebt, der Geliebten etwas Gutes und Erfreuliches verbirgt. Niemand wußte, daß Ottilie gar manche Stunde in großer Schwachheit hinbrachte, aus der ſie ſich nur für die Zeiten, wo ſie erſchien, durch Geiſteskraft emporhielt.

Mittler hatte sich diese Zeit öfter sehen lassen und war länger geblieben als sonst gewöhnlich. Der hartnäckige Mann wußte nur zu wohl, daß es einen gewissen Moment giebt, wo allein das Eisen zu schmieden ist. Ottiliens Schweigen so wie ihre Weigerung legte er zu seinen Gunsten aus. Es war bisher kein Schritt zu Scheidung der Gatten geschehen; er hoffte, das Schicksal des guten Mädchens auf irgend eine andere günstige Weise zu bestimmen; er horchte, er gab nach, er gab zu verstehen und führte sich nach seiner Weise klug genug auf.

Allein überwältigt war er stets, sobald er Anlaß fand, sein Räsonnement über Materien zu äußern, denen er eine große Wichtigkeit beilegte. Er lebte viel in sich, und wenn er mit Andern war, so verhielt er sich gewöhnlich nur handelnd gegen sie. Brach nun einmal unter Freunden seine Rede los, wie wir schon öfter gesehen haben, so rollte sie ohne Rücksicht fort, verletzte oder heilte, nutzte oder schadete, wie es sich gerade fügen mochte.

Den Abend vor Eduard's Geburtstage saßen Charlotte und der Major, Eduarden, der ausgeritten war, erwartend, beisammen; Mittler ging im Zimmer auf und ab; Ottilie war auf dem übrigen geblieben, den morgenden Schmuck aus einander legend und ihrem Mädchen Manches andeutend, welches sie vollkommen verstand und die stummen Anordnungen geschickt befolgte.

Mittler war gerade auf eine seiner Lieblingsmaterien gekommen. Er pflegte gern zu behaupten, daß sowol bei der Erziehung der Kinder als bei der Leitung der Völker nichts ungeschickter und barbarischer sei als Verbote, als verbietende Gesetze und Anordnungen. „Der Mensch ist von Hause aus thätig," sagte er, „und wenn man ihm zu gebieten versteht, so fährt er gleich dahinter her, handelt und richtet aus. Ich für meine Person mag lieber in meinem Kreise Fehler und Gebrechen so lange dulden, bis ich die entgegengesetzte Tugend gebieten kann, als daß ich den Fehler los würde und nichts Rechtes an seiner Stelle hätte. Der Mensch thut recht gern das Gute, das Zweckmäßige, wenn er nur dazu kommen kann; er thut es, damit er was zu thun hat, und sinnt darüber nicht weiter nach als über alberne Streiche, die er aus Müßiggang und langer Weile vornimmt.

„Wie verdrießlich ist mir's oft, mit anzuhören, wie man die Zehngebote in der Kinderlehre wiederholen läßt! Das vierte ist noch ein ganz hübsches, vernünftiges, gebietendes Gebot: ‚Du

ſollſt Vater und Mutter ehren.' Wenn ſich das die Kinder recht in den Sinn ſchreiben, ſo haben ſie den ganzen Tag daran auszuüben. Nun aber das fünfte, was ſoll man dazu ſagen? ‚Du ſollſt nicht tödten.' Als wenn irgend ein Menſch im Mindeſten Luſt hätte, den andern todtzuſchlagen! Man faßt Einen, man erzürnt ſich, man übereilt ſich und in Gefolg von dem und manchem Andern kann es wol kommen, daß man gelegentlich Einen todtſchlägt. Aber iſt es nicht eine barbariſche Anſtalt, den Kindern Mord und Todtſchlag zu verbieten? Wenn es hieße: ‚Sorge für des Andern Leben, entferne, was ihm ſchädlich ſein kann, rette ihn mit Deiner eigenen Gefahr; wenn Du ihn beſchädigſt, denke, daß Du Dich ſelbſt beſchädigſt' — das ſind Gebote, wie ſie unter gebildeten, vernünftigen Völkern ſtattfinden, und die man bei der Katechismuslehre nur kümmerlich in dem ‚Was iſt das?' nachſchleppt.

„Und nun gar das ſechſte, das finde ich ganz abſcheulich! Was? Die Neugierde verabnender Kinder auf gefährliche Myſterien reizen, ihre Einbildungskraft zu wunderlichen Bildern und Verſtellungen aufregen, die gerade das, was man entfernen will, mit Gewalt heranbringen! Weit beſſer wäre es, daß dergleichen von einem heimlichen Gericht willkürlich beſtraft würde, als daß man vor Kirch' und Gemeinde davon plappern läßt."

In dem Augenblick trat Ottilie herein. — „Du ſollſt nicht ehebrechen,'" fuhr Mittler fort. „Wie grob, wie unanſtändig! Klänge es nicht ganz anders, wenn es hieße: ‚Du ſollſt Ehrfurcht haben vor der ehelichen Verbindung; wo Du Gatten ſiehſt, die ſich lieben, ſollſt Du Dich darüber freuen und Theil daran nehmen wie an dem Glück eines heitern Tages. Sollte ſich irgend in ihrem Verhältniß etwas trüben, ſo ſollſt Du ſuchen, es aufzuklären; Du ſollſt ſuchen, ſie zu begütigen, ſie zu beſänftigen, ihnen ihre wechſelſeitigen Vortheile deutlich zu machen und mit ſchöner Uneigennützigkeit das Wohl der Andern fördern, indem Du ihnen fühlbar machſt, was für ein Glück aus jeder Pflicht und beſonders aus dieſer entſpringt, welche Mann und Weib unauflöslich verbindet.'"

Charlotte ſaß wie auf Kohlen, und der Zuſtand war ihr um ſo ängſtlicher, als ſie überzeugt war, daß Mittler nicht wußte, was und wo er's ſagte, und ehe ſie ihn noch unterbrechen konnte, ſah ſie ſchon Ottilien, deren Geſtalt ſich verwandelt hatte, aus dem Zimmer gehen.

„Sie erlassen uns wol das siebente Gebot," sagte Charlotte mit erzwungenem Lächeln. „Alle die übrigen," versetzte Mittler, „wenn ich nur das rette, worauf die andern beruhen."

Mit entsetzlichem Schrei hereinstürzend, rief Nanny: „Sie stirbt! Das Fräulein stirbt! Kommen Sie! Kommen Sie!"

Als Ottilie nach ihrem Zimmer schwankend zurückgekommen war, lag der morgende Schmuck auf mehreren Stühlen völlig ausgebreitet, und das Mädchen, das betrachtend und bewundernd daran hin und herging, rief jubelnd aus: „Sehen Sie nur, liebstes Fräulein, das ist ein Brautschmuck, ganz Ihrer werth!"

Ottilie vernahm diese Worte und sank auf den Sopha. Nanny sieht ihre Herrin erblassen, erstarren; sie läuft zu Charlotten; man kommt. Der ärztliche Hausfreund eilt herbei; es scheint ihm nur eine Erschöpfung. Er läßt etwas Kraftbrühe bringen; Ottilie weist sie mit Abscheu weg, ja sie fällt fast in Zuckungen, als man die Tasse dem Munde nähert. Er fragt mit Ernst und Hast, wie es ihm der Umstand eingab, was Ottilie heute genossen habe? Das Mädchen stockt; er wiederholt seine Frage; das Mädchen bekennt, Ottilie habe nichts genossen.

Nanny erscheint ihm ängstlicher als billig. Er reißt sie in ein Nebenzimmer, Charlotte folgt, das Mädchen wirft sich auf die Kniee; sie gesteht, daß Ottilie schon lange so gut wie nichts genieße. Auf Andringen Ottiliens habe sie die Speisen an ihrer Statt genossen; verschwiegen habe sie es wegen bittender und drohender Geberden ihrer Gebieterin, und auch, setzte sie unschuldig hinzu, weil es ihr gar so gut geschmeckt.

Der Major und Mittler kamen heran; sie fanden Charlotten thätig in Gesellschaft des Arztes. Das bleiche himmlische Kind saß, sich selbst bewußt, wie es schien, in der Ecke des Sophas. Man bittet sie, sich niederzulegen; sie verweigert's, winkt aber, daß man das Köfferchen herbeibringe. Sie setzt ihre Füße darauf und findet sich in einer halb liegenden bequemen Stellung. Sie scheint Abschied nehmen zu wollen, ihre Geberden drücken den Umstehenden die zarteste Anhänglichkeit aus, Liebe, Dankbarkeit, Abbitte und das herzlichste Lebewohl.

Eduard, der vom Pferde steigt, vernimmt den Zustand; er stürzt in das Zimmer, er wirft sich an ihre Seite nieder, faßt ihre Hand und überschwemmt sie mit stummen Thränen. So bleibt er lange. Endlich ruft er aus: „Soll ich Deine Stimme nicht wieder hören? Wirst Du nicht mit einem Wort für mich

ins Leben zurückkehren? Gut, gut! Ich folge Dir hinüber; da werden wir mit andern Sprachen reden!"

Sie drückt ihm kräftig die Hand, sie blickt ihn liebevoll und liebeverlangend an, und nach einem tiefen Athemzug, nach einer himmlischen stummen Bewegung der Lippen: „Versprich mir, zu leben!" ruft sie aus mit heller, zärtlicher Anstrengung; doch gleich sinkt sie zurück. „Ich versprech es!" rief er ihr entgegen; doch er rief es ihr nur nach; sie war schon abgeschieden.

Nach einer thränenvollen Nacht fiel die Sorge, die geliebten Reste zu bestatten, Charlotten anheim. Der Major und Mittler standen ihr bei. Eduard's Zustand war zu bejammern. Wie er sich aus seiner Verzweiflung nur hervorhoben und einigermaßen besinnen konnte, bestand er darauf, Ottilie sollte nicht aus dem Schlosse gebracht, sie sollte gewartet, gepflegt, als eine Lebende behandelt werden; denn sie sei nicht todt, sie könne nicht todt sein. Man that ihm seinen Willen, insofern man wenigstens das unterließ, was er verboten hatte. Er verlangte nicht, sie zu sehen.

Noch ein anderer Schreck ergriff, noch eine andere Sorge beschäftigte die Freunde. Nanny, von dem Arzt heftig gescholten, durch Drohungen zum Bekenntniß genöthigt und nach dem Bekenntniß mit Vorwürfen überhäuft, war entflohen. Nach langem Suchen fand man sie wieder; sie schien außer sich zu sein. Ihre Eltern nahmen sie zu sich. Die beste Begegnung schien nicht anzuschlagen; man mußte sie einsperren, weil sie wieder zu entfliehen drohte.

Stufenweise gelang es, Eduarden der heftigsten Verzweiflung zu entreißen, aber nur zu seinem Unglück; denn es ward ihm deutlich, es ward ihm gewiß, daß er das Glück seines Lebens für immer verloren habe. Man wagte es ihm vorzustellen, daß Ottilie, in jener Kapelle beigesetzt, noch immer unter den Lebendigen bleiben und einer freundlichen, stillen Wohnung nicht entbehren würde. Es fiel schwer, seine Einwilligung zu erhalten, und nur unter der Bedingung, daß sie im offenen Sarge hinausgetragen und in dem Gewölbe allenfalls nur mit einem Glasdeckel zugedeckt, und eine immer brennende Lampe gestiftet werden sollte, ließ er sich's zuletzt gefallen und schien sich in Alles ergeben zu haben.

Man kleidete den holden Körper in jenen Schmuck, den sie sich selbst vorbereitet hatte; man setzte ihr einen Kranz von Asterblumen auf das Haupt, die wie traurige Gestirne ahnungs-

voll glänzten. Die Bahre, die Kirche, die Kapelle zu schmücken, wurden alle Gärten ihres Schmucks beraubt. Sie lagen verödet, als wenn bereits der Winter alle Freude aus den Beeten weggetilgt hätte. Beim frühsten Morgen wurde sie im offnen Sarge aus dem Schloß getragen, und die aufgehende Sonne röthete nochmals das himmlische Gesicht. Die Begleitenden drängten sich um die Träger, Niemand wollte vorausgehn, Niemand folgen, Jedermann sie umgeben, Jedermann noch zum letzten Male ihre Gegenwart genießen. Knaben, Männer und Frauen, Keins blieb ungerührt. Untröstlich waren die Mädchen, die ihren Verlust am Unmittelbarsten empfanden.

Nanny fehlte. Man hatte sie zurückgehalten, oder vielmehr, man hatte ihr den Tag und die Stunde des Begräbnisses verheimlicht. Man bewachte sie bei ihren Eltern in einer Kammer, die nach dem Garten ging. Als sie aber die Glocken läuten hörte, ward sie nur allzu bald inne, was vorging, und da ihre Wächterin aus Neugierde, den Zug zu sehen, sie verließ, entkam sie zum Fenster hinaus auf einen Gang und von da, weil sie alle Thüren verschlossen fand, auf den Oberboden.

Eben schwankte der Zug den reinlichen, mit Blättern bestreuten Weg durchs Dorf hin. Nanny sah ihre Gebieterin deutlich unter sich, deutlicher, vollständiger, schöner als Alle, die dem Zuge folgten. Ueberirdisch, wie auf Wolken oder Wogen getragen, schien sie ihrer Dienerin zu winken, und diese, verworren, schwankend, taumelnd, stürzte hinab.

Aus einander fuhr die Menge mit einem entsetzlichen Schrei nach allen Seiten. Vom Drängen und Getümmel waren die Träger genöthigt, die Bahre niederzusetzen. Das Kind lag ganz nahe daran; es schien an allen Gliedern zerschmettert. Man hob es auf, und zufällig oder aus besonderer Fügung lehnte man es über die Leiche, ja es schien selbst noch mit dem letzten Lebensrest seine geliebte Herrin erreichen zu wollen. Kaum aber hatten ihre zitternden Glieder Ottiliens Gewand, ihre kraftlosen Finger Ottiliens gefaltete Hände berührt, als das Mädchen aufsprang, Arme und Augen zuerst gen Himmel erhob, dann auf die Kniee vor dem Sarge niederstürzte und andächtig entzückt zu der Herrin hinauf staunte.

Endlich sprang sie wie begeistert auf und rief mit heiliger Freude: „Ja, sie hat mir vergeben! Was mir kein Mensch, was ich mir selbst nicht vergeben konnte, vergiebt mir Gott durch ihren Blick, ihre Geberde, ihren Mund. Nun ruht sie wieder

so still und sanft; aber Ihr habt gesehen, wie sie sich aufrichtete und mit entfalteten Händen mich segnete, wie sie mich freundlich anblickte! Ihr habt es Alle gehört, Ihr seid Zeugen, daß sie zu mir sagte: Dir ist vergeben! — Ich bin nun keine Mörderin mehr unter Euch; sie hat mir verziehen, Gott hat mir verziehen, und Niemand kann mir mehr etwas anhaben."

Unbergedrängt stand die Menge; sie waren erstaunt, sie horchten und sahen hin und wieder, und kaum wußte Jemand, was er beginnen sollte. „Traat sie nun zur Ruhe!" sagte das Mädchen; „sie hat das Ihrige gethan und gelitten und kann nicht mehr unter uns wohnen." Die Bahre bewegte sich weiter; Nanny folgte zuerst, und man gelangte zur Kirche, zur Kapelle.

So stand nun der Sarg Ottiliens, zu ihren Häupten der Sarg des Kindes, zu ihren Füßen das Köfferchen, in ein starkes eichenes Behältniß eingeschlossen. Man hatte für eine Wächterin gesorgt, welche in der ersten Zeit des Leichnams wahrnehmen sollte, der unter seiner Glasdecke gar liebenswürdig lag. Aber Nanny wollte sich dieses Amt nicht nehmen lassen; sie wollte allein, ohne Gesellin bleiben und der zum ersten Mal angezündeten Lampe fleißig warten. Sie verlangte dies so eifrig und hartnäckig, daß man ihr nachgab, um ein größeres Gemüthsübel, das sich befürchten ließ, zu verhüten.

Aber sie blieb nicht lange allein; denn gleich mit sinkender Nacht, als das schwebende Licht, sein volles Recht ausübend, einen helleren Schein verbreitete, öffnete sich die Thüre, und es trat der Architekt in die Kapelle, deren fromm verzierte Wände bei so mildem Schimmer alterthümlicher und ahnungsvoller, als er je hätte glauben können, ihm entgegendrangen.

Nanny saß an der einen Seite des Sarges. Sie erkannte ihn gleich; aber schweigend deutete sie auf die verblichene Herrin. Und so stand er auf der andern Seite in jugendlicher Kraft und Anmuth, auf sich selbst zurückgewiesen, starr, in sich gekehrt, mit niedergesenkten Armen, gefalteten, mitleidig gerungenen Händen, Haupt und Blick nach der Entseelten hingeneigt.

Schon einmal hatte er so vor Belisar gestanden. Unwillkürlich gerieth er jetzt in die gleiche Stellung; und wie natürlich war sie auch diesmal! Auch hier war etwas unschätzbar Würdiges von seiner Höhe herabgestürzt; und wenn dort Tapferkeit, Klugheit, Macht, Rang und Vermögen in einem Manne als unwiederbringlich verloren bedauert wurden, wenn Eigen-

schaften, die der Nation, dem Fürsten in entscheidenden Momenten unentbehrlich sind, nicht geschätzt, vielmehr verworfen und ausgestoßen worden, so waren hier so viel andere stille Tugenden, von der Natur erst kurz aus ihren gehaltreichen Tiefen hervorgerufen, durch ihre gleichgiltige Hand schnell wieder ausgetilgt, seltene, schöne, liebenswürdige Tugenden, deren friedliche Einwirkung die bedürftige Welt zu jeder Zeit mit wonnevollem Genügen umfängt und mit sehnsüchtiger Trauer vermißt.

Der Jüngling schwieg, auch das Mädchen eine Zeit lang; als sie ihm aber die Thränen häufig aus dem Auge quellen sah, als er sich im Schmerz ganz aufzulösen schien, sprach sie mit so viel Wahrheit und Kraft, mit so viel Wohlwollen und Sicherheit ihm zu, daß er, über den Fluß ihrer Rede erstaunt, sich zu fassen vermochte, und seine schöne Freundin ihm in einer höhern Region lebend und wirkend verschwebte. Seine Thränen trockneten, seine Schmerzen linderten sich; knieend nahm er von Ottilien, mit einem herzlichen Händedruck von Nanny Abschied, und noch in der Nacht ritt er vom Orte weg, ohne Jemand weiter gesehen zu haben.

Der Wundarzt war die Nacht über ohne des Mädchens Wissen in der Kirche geblieben und fand, als er sie des Morgens besuchte, sie heiter und getrosten Muthes. Er war auf mancherlei Verirrungen gefaßt; er dachte schon, sie werde ihm von nächtlichen Unterredungen mit Ottilien und von andern solchen Erscheinungen sprechen; aber sie war natürlich, ruhig und sich völlig selbstbewußt. Sie erinnerte sich vollkommen aller früheren Zeiten, aller Zustände mit großer Genauigkeit, und nichts in ihren Reden schritt aus dem gewöhnlichen Gange des Wahren und Wirklichen heraus als nur die Begebenheit beim Leichenbegängniß, die sie mit Freudigkeit oft wiederholte, wie Ottilie sich aufgerichtet, sie gesegnet, ihr verziehen und sie dadurch für immer beruhigt habe.

Der fortdauernde Schein, mehr schlaf- als todähnliche Zustand Ottiliens zog mehrere Menschen herbei. Die Bewohner und Anwohner wollten sie noch sehen, und Jeder mochte gern aus Nanny's Munde das Unglaubliche hören; Manche, um darüber zu spotten, die Meisten, um daran zu zweifeln, und Wenige, um sich glaubend dagegen zu verhalten.

Jedes Bedürfniß, dessen wirkliche Befriedigung versagt ist, nöthigt zum Glauben. Die vor den Augen aller Welt zerschmetterte Nanny war durch Berührung des frommen Herrers

wieder gesund geworden; warum sollte nicht auch ein ähnliches Glück hier Andern bereitet werden? Zärtliche Mütter brachten zuerst heimlich ihre Kinder, die von irgend einem Uebel behaftet waren, und sie glaubten eine plötzliche Besserung zu spüren. Das Zutrauen vermehrte sich, und zuletzt war Niemand so alt und so schwach, der sich nicht an dieser Stelle eine Erquickung und Erleichterung gesucht hätte. Der Zudrang wuchs, und man sah sich genöthigt, die Kapelle, ja außer den Stunden des Gottesdienstes die Kirche zu verschließen.

Eduard wußte sich nicht wieder zu der Abgeschiedenen. Er lebte nur vor sich hin, er schien keine Thränen mehr zu haben, keines Schmerzes weiter fähig zu sein. Seine Theilnahme an der Unterhaltung, sein Genuß von Speis' und Trank vermindert sich mit jedem Tage. Nur noch einige Erquickung scheint er aus dem Glase zu schlürfen, das ihm freilich kein wahrhafter Prophet gewesen. Er betrachtet noch immer gern die verschlungenen Namenszüge, und sein ernsthafterer Blick dabei scheint anzudeuten, daß er auch jetzt noch auf eine Vereinigung hoffe. Und wie den Glücklichen jeder Nebenumstand zu begünstigen, jedes Ungefähr mit emporzuheben scheint, so mögen sich auch gern die kleinsten Vorfälle zur Kränkung, zum Verderben des Unglücklichen vereinigen. Denn eines Tages, als Eduard das geliebte Glas zum Munde brachte, entfernte er es mit Entsetzen wieder: es war dasselbe und nicht dasselbe; er vermißt ein kleines Kennzeichen. Man dringt in den Kammerdiener, und dieser muß gestehen, das ächte Glas sei unlängst zerbrochen, und ein gleiches, auch aus Eduard's Jugendzeit, untergeschoben worden. Eduard kann nicht zürnen; sein Schicksal ist ausgesprochen durch die That; wie soll ihn das Gleichniß rühren? Aber doch drückt es ihn tief. Der Trank scheint ihm von nun an zu widerstehen; er scheint sich mit Vorsatz der Speise, des Gespräches zu enthalten.

Aber von Zeit zu Zeit überfällt ihn eine Unruhe. Er verlangt wieder etwas zu genießen, er fängt wieder an zu sprechen. „Ach," sagte er einmal zu dem Major, der ihm wenig von der Seite kam, „was bin ich unglücklich, daß mein ganzes Bestreben nur immer eine Nachahmung, ein falsches Bemühen bleibt! Was ihr Seligkeit gewesen, wird mir Pein; und doch, um dieser Seligkeit willen bin ich genöthigt, diese Pein zu übernehmen. Ich muß ihr nach, auf diesem Wege nach; aber meine Natur hält mich zurück und mein Versprechen. Es ist eine

schreckliche Aufgabe, das Unnachahmliche nachzuahmen. Ich fühle wol, Bester, es gehört Genie zu Allem, auch zum Märtyrerthum."

Was sollen wir bei diesem hoffnungslosen Zustande der ehegattlichen, freundschaftlichen, ärztlichen Bemühungen gedenken, in welchen sich Eduard's Angehörige eine Zeit lang hin und her wogten. Endlich fand man ihn todt. Mittler machte zuerst diese traurige Entdeckung. Er berief den Arzt und beobachtete nach seiner gewöhnlichen Fassung genau die Umstände, in denen man den Verblichenen angetroffen hatte. Charlotte stürzte herbei; ein Verdacht des Selbstmordes regte sich in ihr; sie wollte sich, sie wollte die Andern einer unverzeihlichen Unvorsichtigkeit anklagen. Doch der Arzt aus natürlichen und Mittler aus sittlichen Gründen wußten sie bald vom Gegentheil zu überzeugen. Ganz deutlich war Eduard von seinem Ende überrascht worden. Er hatte, was er bisher sorgfältig zu verbergen pflegte, das ihm von Ottilien Uebriggebliebene in einem stillen Augenblick vor sich aus einem Kästchen, aus einer Brieftasche ausgebreitet, eine Locke, Blumen, in glücklicher Stunde gepflückt, alle Blättchen, die sie ihm geschrieben, von jenem ersten an, das ihm seine Gattin so zufällig abnun reich übergeben hatte. Das Alles konnte er nicht einer ungefähren Entdeckung mit Willen preisgeben. Und so lag denn auch dieses vor Kurzem zu unendlicher Bewegung aufgeregte Herz in unstörbarer Ruhe; und wie er in Gedanken an die Heilige eingeschlafen war, so konnte man wol ihn selig nennen. Charlotte gab ihm seinen Platz neben Ottilien und verordnete, daß Niemand weiter in diesem Gewölbe beigesetzt werde. Unter dieser Bedingung machte sie für Kirche und Schule, für den Geistlichen und den Schullehrer ansehnliche Stiftungen.

So ruhen die Liebenden neben einander. Friede schwebt über ihrer Stätte, heitere verwandte Engelsbilder schauen vom Gewölbe auf sie herab, und welch ein freundlicher Augenblick wird es sein, wenn sie dereinst wieder zusammen erwachen!

Verzeichniß der Stellen,

in denen unser Text von anderen Drucken und Ausgaben abweicht.

Außer den Gesammtausgaben mußte die bereits S. 17 erwähnte Originalausgabe von 1809, die wir mit O bezeichnen, Berücksichtigung finden; die neuen Abdrücke derselben Ausgabe haben keine nennenswerthen Abweichungen.

Seite Zeile

24. 2 u. 3. auch wol, nach O sowie 4 bis 8; — in 9 bis 13 ohne Grund wohl auch.
11. heut, nach allen älteren Ausgaben; — 11, 11a, und 12 heute hier und an verschiedenen andern Stellen.
25. 9. wechselseitig, nach O, 4 und 13; — in 5 ist hinter diesem Worte noch uns hinzugefügt und bis 12 im Text geblieben, ohne daß sich eine absichtliche Hinzusetzung des Wortes annehmen ließe.
17. in vollem; — 11, 11a und 12 im vollen.
26. 22. frühsten; — die eben genannten Ausgaben haben frühesten hier und an mehreren anderen Stellen.
27. Mann; — dieselben Ausg. Manne hier und öfters in ähnlichen Fällen.
27. 1. wir konnten, nach O, 4, 5, 6a und 8; — die übrigen Ausgaben haben, der Lebendigkeit des Ausdrucks weniger entsprechend und konnten.
2. willigte nicht gleich ein; — in O und 4 fehlt das unerläßliche Wort ein.
4. ungefähr, nach 6; — die älteren Ausgaben haben zwar hier ohngefähr, an andern Stellen aber auch wieder die andere Wortform.
28. 9. dachte, nach O, 4 bis 8 und 11a; — gedachte ist eine Willkürlichkeit der Ausgaben 9, 11, 12 und 13.
18. benutzten, nach O und 4, denen auch 13 folgt. Es ist der Konjunktiv des Imperfekts, wie auch das nachfolgende würde anbeuzet; — alle übrigen Ausgaben unrichtig benutzen.
29. Ahnung; — in O u. 4 hier und öfters Ahndung.
30. würde, nach der für 5 gemachten Verbesserung; — früher worden.
32. diesem Allem. — Sämmtliche ältere Ausgaben und von den neueren 8, 9 und 11a haben zwar allen; wir haben jedoch geglaubt, hier und in zahlreichen ähnlichen Fällen nach dem Beispiel von 11, 12 und 13 die grammatisch korrekte Wortform einführen zu müssen. Man vergl. z. B. auch S. 42 Z. m, S. 189 Z. u, S. 57 Z. m. (Unter Anderm), S. 61 Z. 17 und S. 179 Z. 11 (Niemandem) u. s. w.
32. 5. romanenhafte, nach O bis 6a; — seit 8 ist dafür das modernere romanhafte eingeführt.
33. Ehemann, und ebenso an andern Stellen Ehestand, Ehepaar u. s. w., seit 5; — in O u. 4 Eh'mann, Eh'stand u. s. w.

Seite Zeile

32. 11. unverantwortlich, nach O und 4, Ihren auch 11a und 12 folgen. — Allerdings giebt auch die Lesart verantwortlich, welche zuerst in 5 auftritt, einen Sinn; indessen läßt sich eine absichtliche Veränderung des früheren Wortes nicht annehmen.
33. 11. frühe; — 12 frühere.
34. 2. verweilten, seit 5; — in O und 4 verweilte.
28. neuen seit 6; — früher neue; ebenso S. 36 Z. 17, wo indessen alle Ausgaben die letztere Form haben.
36. 27. diesen, nach O bis 6; — 9 bis 13 diesem.
38. 24. dasselbe, seit 5; — früher dasselbige.
31. eigenes, desgl.; — früher eigen.
39. 9. begrenzten nach O und den Ausgaben seit 9; — die übrigen in Folge eines fortgepflanzten Druckfehlers beschränzten.
40. 21. u. 22. Ueberzeugungen, nach O bis 9; — 11, 11a und 12 Ueberzeugung.
41. 24. sie hatte es recht, — diese Worte fehlen in 9, 11, 11a und 12.
42. 13. weitläufigen, nach 5 und 6; — in O und 4 steht hier und an andern Stellen weitläufig.
44. 11. Jemanden, nach O bis 9; — 11, 11a und 12 Jemand.
14. beschränkten wohlgemeinten, nach O bis 6a; — in 8, 9 und 11 ist zwischen beide Worte und eingeschoben.
45. 12. noth nach O bis 6a; — in 8 bis 13, obgleich das Wort objektivisch ist, Noth
46. 27. leiht; — O leicht (Druckfehler).
49. 28. schnell, nach O und 4, denen auch 11a und 12 folgen; — die übrigen Ausgaben seit 5 haben gern, welches wol nicht als beabsichtigte Veränderung gelten kann.
53. 3. für vollkommen; — in O und 4 fehlt das erste Wort.
55. 26. geendigt nach O bis 9; — 9 bis 13 geendet.
56. 30. das; — O und 4 die.
60. 27. eine, nach O, 4, 11a, 12 und 13; — die übrigen Ausgaben seit 5 die.
31. viel, nach 6 und den folgenden Ausgaben; — O, 4, 5 und 13 viele.
29. u. 30. höhere und ältere — jüngere und niedere. — Die vier Worte stehen zwar in allen Ausgaben groß geschrieben; indessen ist dies nicht correct, da sie sich auf das vorangehende „Frauen" beziehen.
63. 29. trugt. — Alle Ausgaben mit Ausnahme von 11a und 12 haben zwar an dieser Stelle trugt; da sie aber sonst gleichfalls die erste Form vorziehen, z. B. S. 62 Z. 2, so glauben wir dieselbe auch hier wählen zu müssen.
67. 26. bewillkommende; — nur 13 hier und öfters bewillkommnende.
98. 3. Aengste; — O und 4 Aengsten.
8. unvorgesehener, nach O bis 6a und 13; — 8 bis 12 unvorhergesehener.
10. und; — 5 oder.
22. beleuten, nach O bis 5; — die Ausgaben seit 6 beleugen, welches wir für keine beabsichtigte Veränderung halten.
69. 22. u, nach O bis 9; — 11 bis 13 zur.
72. 23. Freude, nach O bis 9, denen auch 13 folgt; — 11, 11a und 12 Freuden.
74. 21. beobachten, nach O bis 5; — 6 bis 13 beachten, welches wir für keine Verbesserung, sondern für einen Druckfehler halten.
76. 2. Ursach; — 11, 11a und 12 Ursache.
28. wohlgefügte, nach 6 und den folgenden Ausgaben, — früher wohlgefugte.
78. 24. Vier, nach denselben Ausgaben; — früher viere.
79. 26. in den Händen; — O und 4 in Händen.
80. 20. sein; — O und 4 ihn.

Seite Zeile
82. 10. **Reisewagen**; — O bis 5 **Reisewägen**.
83. 20. **Jahre**; — O **Jahren** (Druckfehler).
85. 22. **wunderlichen**; — 5, 6a und 8 **wunderliche**.
23. **Fürsprache**; — O bis 5 **Vorsprache**, ebenso S. 86 Z. 9.
87. 14. **in**, nach 6 und den folgenden Ausgaben; — früher **an**.
14. **mit wie**; — 12 **wie mit**.
88. 28. **Herstellung**; — 12 **der Herstellung**.
89. 8. **Cuvart**; — 11a und 12 **Cuvarten**, ebenso S. 121 Z. 3 u. a. a. O.
90. 8. **Baronesse**; — alle Ausgaben haben **Gräfin**, indessen bedarf unsre Verbesserung dieses Versehens wol keiner Rechtfertigung.
94. 14. **des andern Morgens**; — in 8, 9, 11 und 13 fehlt **andern**.
103. 2. **Geselligkeit**, nach O und 4, denen 11, 11a und 13 folgen; — die übrigen Ausgaben setzen 5 **Gesellschaft**.
13. **wünscht**, nach O, 4, 5, 6a, 8, 9 und 12; — die übrigen Ausgaben, der Lebhaftigkeit der Darstellung widersprechend, **wünschte**.
105. 8. **kennte**; — 11a und 12 ohne Grund **sollte**.
106. 7. **diese**, nach O und 4; — 5 und die folgenden Ausgaben **dieser**.
6. **häuslich**, nach O und 4, denen auch 11a, 12 und 13 sich anschließen; — die übrigen Ausgaben seit 5 durch fortgepflanzten Druckfehler **häusliche**.
28. **herantrat**, nach O bis 6a, ebenso auch 11a bis 12; — 8 bis 11 und 13 **herzutrat**.
108. 25. **nur**; — 11a und 12 **nun**.
110. 20. **tollte**, nach O und 4, denen auch 13 folgt; — das seit 5 stehende **sollte** scheint ein Druckfehler zu sein.
113. 22. **gleich**, nach O und 4, denen auch 13 folgt; — die übrigen Ausgaben seit 5 **sogleich**.
28. **Klarsten**, nach 6 bis 13; — O, 4 und 5 **klärsten**.
116. 22. **habe ja**, nach O, 4 und 13; — das zweite nahezu unentbehrliche Wort fehlt in den übrigen Ausgaben
119. 13. **Spaten**, nach der Orthographie in 6; doch wäre natürlicherweise auch die andere Wortform „Spaden" gerechtfertigt.
14. **einhergegen**, nach O; — 4 bis 8 **einhergezogen**, das zwar in 9 verbessert wurde, ohne daß die Verbesserung indessen auch in 11a aufgenommen wurde.
20. **Chor** nach O bis 9; — die in 11 gemachte Veränderung in **Corps**, die übrigens auch 13 nicht annimmt, ist zwar dem heutigen Sprachgebrauch angemessen, aber darum nicht gerechtfertigt.
120. 9. **gern**; — 12 **gerne**.
13. **bekommen**, allerdings jetzt veralteter Ausdruck für **fortkommen**, nach O, 4 und 5, denen auch 13 folgt; — die übrigen Ausgaben **gekommen**.
121. 21. **ruderte sich**; — 11 **ruderte . . . hin**; 5 und 6a die.
125. 6. **reden**, nach 6 und 6a, denen auch die spätern Ausgaben folgen; — die früheren **Reden**.
132. 23. **demungeachtet**, nach O und 4, denen sich auch 13 anschließt; — bis übrigen Ausgaben **demungeachtet**.
135. 5. **Erfindung**, nach O und 4, denen 11 bis 13 folgen; — die übrigen Ausgaben **Empfindung**.
23. **Gereisten**; — 13 **Gereiften**.
138. 12. **blicken**, in dem Sinne von „sie möchten blicken", nach 5 und den folgenden Ausgaben; — O und 4 **blicken**.
139. 22. **niemals**; — 8 und 9 **niemal**, eine Form, die sich übrigens bei Goethe bisweilen findet.
140. 25. **hat**; — 13 **hast** (Druckfehler).
142. 20. **in Wirklichkeit**; — O **in der Wirklichkeit**.

Seite Zeile

1. 4 v. **bestimmt**, nach O und 4, denen auch 11a bis 13 folgen; — die übrigen Ausgaben **gestimmt**.
6 **einen Willkommen**; — 11, 11a und 12 ohne Artikels **ein Willkommen**.

Into 16. **Sachen**, nach O bis 4 und 13; — der dem Setzer von 5 vermuthlich unbekannte französische Ausdruck „vache“ (Behältniß auf dem Kaufscheinbuch) wurde in „Sachen“ umgewandelt, welches Wort dann in allen Ausgaben bis 12 stehen geblieben ist.

20. **leberner**, nach 6 und den folgenden Ausgaben; — O, 4 und 5 **lebernen**.

147. 22. **Krämer**; — 9e **Kramer**.

148. 3. **für**, nach 6 bis 12, — während O, 4 und 5 **vor haben**. Die Wiedervorsetzung der alten Lesart in 13 schien, obgl. sie einen Mißklang entfernen würde, nicht gerechtfertigt, da an ungültigen Stellen in 6 das alterthümlichere **vor** mit für vertauscht ist.
6. **sein**, nach O bis 6 und 11a; — in 8, 9, 11 und 13 steht allerdings **seinen**, ohne daß sich jedoch darin eine begründete Verbesserung erkennen ließe.
12. **umzuziehen**, nach O und 4; — der Fehler „**anzuziehen**“, den die Ausgaben 5—11 haben, wurde erst in 11a verbessert.
21. **Charaktere**; — O und 4 **Charakter**.

149. 1. **Artemisia**; — in 12 **Artemesia** (Druckfehler).

150. 17. **eine**; — 5, 6 u. 6a **seine** (Druckfehler).

153. 28. **macht**, nach O und 4; — in 5 bis 12 **machte**, was allerdings sprachlich auch möglich wäre, aber keine bedeutsame Veränderung sein kann, woher denn auch in 13 die ältere Lesart mit Recht wiederhergestellt ist.

155. 8. **nah**; — 11, 11a und 12 **nahe**.
22. **hätte**; — 9e **hatte**.

156. 26. **Platze**; — 12 **Platz**.

157. 18. **Ressourcen**; — O, 4, 5 und 8 **Resourcen**.
21. **gipfernes**, nach O, 4, 5 und 13; — die Veränderung in 6, **gipfenes**, der 8—12 folgen, dürfte nur auf einem Zufall beruhen.

158. 22. **sie**, — Grammatische Korrektheit würde an dieser Stelle, weil das Wort sich nicht auf Gesellschaft, sondern auf Luciane bezieht, sich erfordern; da dies indessen in keiner Ausgabe steht, so haben wir nicht gewagt, es in den Text zu setzen.

159. 31. **sie**, nach O bis 9 und 13; — in 11, 11a und 12 **Sie**. Die Schreibweise der älteren Ausgaben deutet darauf hin, daß das Pronomen auf „Personen“ zu beziehen ist, aber nicht zur Anrede an Luciane dient.

160. 24. **hatten**, nach O, 4 und 5; — wir hatten das seit 6 stehende Wort **haben**, welches alle Ausgaben bis 13 incl. in den Text aufnahmen, für keine beachtenswerthe Veränderung.

161. 2. **hatten**, nach denselben Quellen; — daß Goethe **hatte** sollte vorgezogen haben, welches in allen Ausgaben seit 6 steht, ist schon deshalb unwahrscheinlich, weil sich dann das Wort **sie** in der nächsten Zeile streng genommen auf Ottilie und nicht auf Luciane beziehen würde.

167. 28. **besonder**, nach der Autorität der Mehrzahl der Ausgaben; — nur 11 und 13 haben **besonders**, obgleich die erste Form als Adverbium in der älteren Sprache häufiger vorkommt.

168. 21. **einmal** — fehlt in 13.

172. 22. **stricken**; — so lesen sämmtliche Ausgaben, nur 11 **sticken**. Das einige Zeilen später erwähnte „unermüdete Spiel der schönen Finger“ deutet ohne Zweifel auch eher auf „**Stricken**“ als auf „**Sticken**“ hin.

173. 14. **ihm**, steht in allen Ausgaben und ist durch den französischen Gebrauch „on lui dit voir“ zu erklären.

Seite Zeile
178. 18. und; — 8 nun.
180. 1. zuzueignen, nach O bis 6a, denen nur noch 11a und 12 folgen; — die Lesart anzueignen, gegen welche auch S. 7 spricht, und die 8, 9, 11 und 13 haben, ist unrichtig.
184. 21. dadurch, nach denselben Ausgaben; — 8, 9, 11 und 13 damit, 11a und 12 das Nächste.
185. 21. oder; — O und.
189. 18. furiorgliche; — O perforgliche.
192. 27. Tischer nach O und 4 bis 9; — in 11, 11a, 12 und 13 ohne Grund Tischler — Tapezier nach der auch in 13 aufgenommenen Veränderung für 6, während alle früheren und späteren Ausgaben Tapezirer lesen.
196. 17. ein, nach O bis 9 und 13; — 11, 11a und 12 mein, für welche Veränderung kein Grund vorliegt.
21. dem, nach O bis 5, — während 6, 6a, 8 und 11 den haben; aber wenn der Akkusativ auch so zu sagen drastischer ist (man vergleiche die Textrevision zu Goethe's Werken, Theil 7, S. 96 f. u.), so ist doch nicht anzunehmen, daß Goethe noch in der Ausgabe letzter Hand zu diesem Zwecke eine Aenderung gemacht haben sollte; daher ist es gewiß richtig, daß in den Ausgaben 11a, 12 und 13 die alte Lesart wieder eingeführt ist.
20. Alles, nach O und 4; — alle ist wol nur Druckfehler in 5, der in 6 blieb, aber schon in 8 verbessert wurde.
nichts, nach 6 und 6a, denen 8, 9, 11 und 13 folgen; — die übrigen Ausgaben haben nicht, die älteren O, 4 und 5, wie uns scheint, in Folge eines fortgepflanzten Druckfehlers, die späteren 11a und 12 scheinen den Gegensatz in die Verba wegwerfen und verlieren zu legen, der doch naturgemäßer in den Worten Alles und nichts zu suchen ist.
199. 26. Jahreszeit, die sonst bei Goethe übliche Wortform, — obgleich an dieser Stelle in allen Ausgaben Jahreszeit steht.
203. 11. ward; — 8, 9 und 11 war.
205. 22. Führmanns; — seltsamerweise haben von allen Ausgaben nur 11 und 13 diese Lesart, während alle übrigen das in dem hier vorliegenden Sinne ungebräuchliche Wort Fuhrmann aufweisen.
25. Schauer; — O und 4 Schauder.
208. 2. alle Neigung nach O und 4, denen sich auch 11a, 12 und 13 wieder angeschlossen haben; — die dazwischen liegenden Ausgaben lesen allein Neigung, worin wir nur einen seit 5 verbliebenen Druckfehler sehen können.
212. 22. daß, nach O, 4, 11a, 12 und 13; — die übrigen Ausgaben als.
218. 14. sich umzuwenden, nach O, 4, 5 und 11a bis 13; — die übrigen Ausgaben sich umzuwinden.
17. kehrt nach O und 4; die Ausgaben 5 bis 11 kehrte; — erst in 11a ist das der Lebhaftigkeit der Erzählung entsprechende Präsens wieder in den Text gesetzt.
20. verfällen, nach den eben genannten Ausgaben, zu denen aber nach 5 kommt, und aus demselben Grunde wie in der eben behandelten Stelle; — die übrigen Ausgaben verfälleten.
22. Märm' nach O bis 8; — 9 bis 13 Märme.
223. 23. Eduard's; — O und 4 Eduardens.
234. 4. meine Vergehen, meine Verbrechen, nach O und 4, denen auch 13 folgt; — 5 mein Vergehen, meine Verbrechen, 6 bis 12 mein Vergehen, mein Verbrechen.
225. 18. Felsen- und Baumgruppen, nach O bis 8; — 9 bis 12 Felsen und Baumgruppen.

Seite Zeile

226. 17. bange, nach O bis 8; — 9 bis 12 bang.
18. Mitleiden; — 9 und 11 Mitleid.
231. 28. die lange, lange Zeit, nach O; — in allen andern Ausgaben steht lange nur einmal, obgleich das Bezeichnende des Ausdrucks, das in der Wiederholung liegt, gewiß nicht von Goethe absichtlich getilgt ist.
232. 10. ergetzet, nach 6, 8, 9 und 11; — die übrigen Ausgaben ergetzt.
20. Hineinspringen, nach O bis 5; — 6 bis 11 Hineinsprengen, welches erst in 11a verbessert wurde.
28. stund, nach O bis 8; — 11, 11a und 12 trotz des entstehenden Mißklangs stand.
233. 28. verzweifelnd, nach O bis 8; — die neueren Ausgaben seit 9 ohne Autorität verzweifelt.
29. Kummer, nach O; — 4 bis 6a haben den Fehler Schlummer, der erst in 8 verschwindet.
41. ruhende, nach O und 4; — 5 bis 11 ruhige, seit 11a die alte Lesart.
234. 10. zurückführen, nach denselben Ausgaben; — 5 bis 11 zurückfahren, seit 11a die alte Lesart.
237. 5. unausweichlichen, nach O bis 5; — von 6 an haben alle Ausgaben mit Ausnahme von 12 unausweislichen.
240. 22. welches, nach 5 und den folgenden Ausgaben; — O und 4 welche.
242. 5. Daß; — O und 4 Die.
20. liebtes; — O und 4 liebste.
246. 18. u. 19. Jemand weiter, nach O bis 5; — alle späteren Ausgaben weiter Jemand.
20. dem gewöhnlichen Gange, nach O bis 5; — in allen späteren Ausgaben mit Ausnahme von 13 fehlt gewöhnlichen.
22. todähnliche; — O bis 5 lesen todtähnliche, die späteren Ausgaben todtenähnliche.
247. 2. werden, nach 6; — während alle früheren Ausgaben sein haben.

Goethe's Werke.

Nach den vorzüglichsten Quellen revidirte Ausgabe.

Sechzehnter Theil.

Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten. — Novelle. — Die guten Weiber. — Reise der Söhne Megaprazon's. — Briefe a. d. Schweiz. — Das Römische Karneval.

Herausgegeben und mit Anmerkungen begleitet

von

Dr. Jr. Strehlke,

Director des Gymnasiums zu Marienburg.

Berlin.

Gustav Hempel.

Inhalt.

	Seite
Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten	5
Novelle	133
Die guten Weiber	163
Reise der Söhne Megaprazon's	191
Briefe aus der Schweiz	215
Das Römische Karneval	291

Unterhaltungen
deutscher Ausgewanderten.

Vorbemerkung des Herausgebers.

Man ist von jeher geneigt gewesen, Goethe's Werke aus den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts im Zusammenhang und im Verhältniß zu den weltbewegenden Ereignissen jener Zeit zu betrachten, und für manche seiner Schriften hat dies Verfahren in der That eine unbedingte Berechtigung, insofern als geradezu politische Stoffe in ihnen behandelt werden. In diese Kategorie gehören Dramen wie unter andern „Der Bürger-General“ und „Die Aufgeregten“ und die gleichfalls in diesen Band aufgenommenen Fragmente der „Reise der Söhne Megaprazon's.“ Ein anderes Werk hat Goethe seiner eigenen Angabe nach geschrieben, um seinen Geist von dem unruhigen Treiben der Gegenwart abzulenken (vgl. „Belagerung von Mainz“ und „Tag- und Jahreshefte von 1793“), freilich ohne sich selbst dabei hindern zu können, an vielen Stellen Blicke und Streiflichter auf eben jene Zeit fallen zu lassen, der er entfliehen wollte. Während dies in der Bearbeitung des „Reineke Fuchs“ der Fall ist, verdanken die „Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten“ der französischen Revolution eigentlich nur ihre Einkleidung.

In ähnlicher Weise, wie schon im Mittelalter z. B. in dem „Buche von den sieben weisen Meistern“, wie in „Tausend und eine Nacht“, in dem „Dekameron“ des Boccaccio, in

dem „Heptameron" der Königin Margarethe von Navarra eine Reihe von Erzählungen durch die Beziehungen der erzählenden Personen zu einander in Verbindung gesetzt wird, geschieht es auch in den „Unterhaltungen". Wie im Dekameron die Pest, im Heptameron eine Ueberschwemmung die erzählende Gesellschaft zusammenbringt, so hat hier eine deutsche Familie über den Rhein flüchten müssen und sucht bei der Verschiedenheit der politischen Ansichten unter ihren eigenen Mitgliedern und den daraus hervorgehenden Reibungen derselben eine ruhigere Unterhaltung in nicht politischen Erzählungen. Schon hieraus möchte folgen, was nicht immer berücksichtigt worden ist, daß es die Erzählungen sind, auf welche die Beurtheilung einen größeren Werth zu legen hat als auf die Art ihrer Einführung.

Eine äußere Veranlassung zu den „Unterhaltungen" war für Goethe der von Schiller im Juni 1794 gefaßte Plan zur Begründung der „Horen". Auf des Letzteren berühmten Brief vom 23. August jenes Jahres folgte alsbald eine Verständigung und nähere Verbindung beider Dichter, die durch Schiller's Besuch in Weimar während der zweiten Hälfte des Septembers noch wesentlich gefördert wurde. Schon am 28. Oktober schickte Goethe seine ersten Beiträge, an die sich am 27. November der Eingang zu den „Unterhaltungen" anschloß. Derselbe gab wegen der kräftigen und entschiedenen Zeichnung der politischen Gesinnungen zweier Personen noch zu einigen Bedenken von Seiten Schiller's Anlaß, der sich auch besonders für die Rückkehr des von Karl vertriebenen Geheimenrathes verwandte; indessen, ohne daß Goethe auf dieselbe einging, wußte er Jenen durch kleine Aenderungen zu beruhigen. Ebenso wurde ein zweiter

Punkt glücklich ins Reine gebracht. Schiller wünschte, daß Goethe sich des alten Geistlichen gegen seine unbarmherzige Gegnerin, die häufig und auch nicht ohne Grund getadelte Luise, annehmen möge, und Goethe versprach, was er freilich nur in sehr mäßiger Weise gethan hat, „Sourdinen aufzulegen". Jedenfalls hatte die Sache ihren weiteren ungestörten Fortgang, und bis zum Ende des nächsten Jahres (1795) waren die „Unterhaltungen" sämmtlich in den „Horen" erschienen.

Es sind im Ganzen sieben Erzählungen, die Goethe giebt, und die wir im Einzelnen, namentlich in Bezug auf die ihnen zu Grunde liegenden Quellen, verfolgen.

Eine frühe Erwähnung der Thatsache, daß Goethe für die erste Erzählung die Geschichte der Schauspielerin Clairon benutzt hat, findet sich in der deutschen Uebersetzung der „Denkwürdigkeiten der Markgräfin von Anspach. Aus einer englischen Handschrift übersetzt." 1826. B. I, S. 161 u. ff.; indessen sind diese Memoiren nicht die eigentliche Quelle, aus der Goethe schöpfte; diese ist vielmehr unsers Wissens zuerst von Düntzer aufgefunden und veröffentlicht worden, dessen Darstellung (vgl. „Archiv für neuere Literatur" III, 270, 1847 und „Studien zu Goethe's Werken", 1849, S. 22) wir deshalb im Folgenden zum Theil benutzen.

In einem Briefe vom 5. Dezember 1794 fragt Goethe bei Schiller an, ob ihm etwas von einer gespenstermäßigen Mystifikationsgeschichte bekannt sei, welche vor vielen Jahren der Mlle. Clairon begegnet sein solle; am 10. Dezember ist er bereits über die Sache beruhigt und wünscht nur Geheimhaltung bis zur Produktion derselben. In diesen Tagen muß er demnach in den Besitz der verlangten Nach-

richten gekommen ſein. Dieſelben ſtammen aus einem Briefe, in dem die berühmte dramatiſche Schauſpielerin Clairon (Claire Joſephe Legris de la Tude), die, nachdem ſie 1765 die Pariſer Bühne verlaſſen hatte, ſiebzehn Jahre an dem Hofe des Markgrafen von Anſpach lebte, ihre Geiſterſtergeſchichte an den ihr bekannten J. H. Meiſter in Zürich auf deſſen Wunſch ausführlich erzählt. Dieſer Brief findet ſich abgedruckt am Anfange der »Mémoires d'Hippolyte Clairon« (Paris, an VII.), von denen 1799 eine Ueberſetzung aus der franzöſiſchen Handſchrift zu Zürich erſchien; außerdem wird der Inhalt deſſelben in den ſchon oben erwähnten Memoiren der Gräfin von Anſpach erzählt. Ob nun Goethe den eben genannten Brief, ob er eine Abſchrift oder einen früheren uns unbekannten Abdruck deſſelben in Händen gehabt hat, dürfte ſchwer zu ermitteln ſein und iſt auch von keinem beſondern Intereſſe, da mit der Geſchichte ſelbſt von Niemandem eine Veränderung vorgenommen iſt. Hat doch Goethe ſelbſt kaum etwas Anderes gethan, als daß er den Ort der Handlung von Paris und Verſailles nach Neapel und ſeiner Umgegend verlegte und demgemäß die auftretenden franzöſiſchen Perſonen in Italiener verwandelte.

Für die zweite jedenfalls unbedeutende Erzählung wüßten wir keine Quelle anzugeben; auch iſt vielleicht keine ſolche vorhanden, ſondern es liegt eine freie Erfindung des Dichters vor, die, wie Düntzer richtig bemerkt, den Zweck hat, den Glauben an die Begebenheiten der erſten Erzählung zu ſchwächen.

Die dritte und vierte Erzählung, die zwar wie die beiden erſten ihren Reiz im Geheimnißvollen haben, uns jedoch nicht direkt auf die Geiſterwelt verweiſen, ſind aus den

Memoiren des Marschalls von Bassompierre*) entnommen (1579—1646), der am Hofe Heinrich's des Vierten und auch später noch eine bedeutende Rolle spielte. Die dritte versetzt uns in das Jahr 1606 in die Zeit, wo der ebengenannte König Bassompierre zum außerordentlichen Botschafter nach Lothringen bestimmt hatte. Es ist übrigens eine vollständige Uebersetzung, in der nur einige Bezeichnungen Pariser Lokalitäten und Namen, wie z. B. der des Fräulein von Entragues, der Geliebten Bassompierre's und des Königs, weggelassen sind.

Die vierte Erzählung bezieht sich auf Bassompierre's eigene Familie. Einer seiner Vorfahren, der Graf Simon von Beitein, war mit einer der drei Töchter des Grafen d'Orgevillier vermählt, der Erbin des kleinen Fruchtmaaßes (la cuillier de la mesure), eines jener drei Geschenke, die die plötzlich verschwindende Geliebte des Grafen für dessen drei Töchter zurückließ.**)

---

*) Die erste Ausgabe erschien in Köln 1631, die uns vorliegende ebendaselbst 1665, und in ihr stehen die beiden Erzählungen Bd. I, S. 160 u. ff. und S. 5 u. 6; außerdem findet sich das Ganze noch in der Memoiren-Sammlung von Petitot als Th. 19—21, aus denen „Les galanteries du Maréchal de Bassompierre" ein Auszug sind. Guhrauer in seinem Aufsatz „Ueber Goethe's Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten" (in den Wiener Jahrbüchern der Literatur Bd. 116, Anzeigeblatt S. 66 u. ff. 1846) benutzte eine Amsterdamer Ausgabe von 1723.

**) Il se dit de ses trois pieces, qu'elles lui furent données par une femme qui estoit amoureuse de luy et qui le venoit trouver tous les lundys en une salle d'esté, nommée en Allemand Semmerhaus, où il venoit coucher tous les

Auch der „Prokurator", der in den „Unterhaltungen" die fünfte Stelle einnimmt, führt möglicherweiſe auf eine franzöſiſche Quelle zurück, auf die zuerſt 1486 gedruckten »Cent nouvelles nouvelles«*), ein dem Dekameron der Einkleidung nach inſofern ähnliches Werk, als ſich hier eine Geſellſchaft um den (1456—1461) in der Verbannung zu Genappes

lundys, sans y manquer, faisant croire à sa femme qu'il allait tirer à l'affut au bois. Ce qui ayant donné, au bout de deux ans, ombrage à sa femme elle tascha de descouvrir ce que c'estoit, et entra un matin en esté dans cette somerause, où elle vit son Mari couché avec une femme de parfaicte beauté, et tous deux endormis, lesquels elle ne voulut éveiller; seulement estendit sur leurs pieds un courrechef, qu'elle avoit sur sa teste; lequel estant apperceu de la femme à son réveil, elle fit un grand cri et plusieurs lamentations, disant qu'elle ne pouvait jamais plus voir ceans son amant, ny estre à cent lieuës proche de luy, et le quitta, luy faisant ces trois dons pour ces trois filles, qu'elles et leurs descendans devoient soigneusement garder, et ce faisant qu'ils porteroient bonheur en leurs maisons et descendans.

*) In dem Inhaltsverzeichniß ſteht daſelbſt Folgendes: La centiesme et derreniere de ces présentes nouvelles d'ung riche marchant de la cité de Gennes, qui se maria à une belle et gente fille, laquelle par la longue absence de son mary et par son mesmes advertissement manda quérir ung saige clerc, jeune et roide pour la secourir de ce dont elle avait mestier; et de la jusne qu'il luy fist faire. Als Ueberſchrift finden wir: „Le sage Nicaise ou l'amant vertueux." Auf die Uebereinſtimmung der Erzählung bei Goethe mit dieſer hat bereits E. von Bülow in der Vorrede zu ſeinem Novellenbuch hingewieſen.

in Brabant lebenden Kronprinzen Ludwig (ſpäteren König Ludwig XI.) verſammelt hat und ihn durch abwechſelnde Erzählungen zerſtreut. Allerdings giebt es eine große Anzahl ähnlicher Geſchichten, und auch die hundert Novellen ſind ſpäter wieder in andere Sammlungen aufgenommen, ſo daß wenigſtens nicht unbedingt ſicher iſt, welches Werk Goethe wirklich benutzt hat. Und Goethe ſelbſt wußte es offenbar auch nicht. Er hatte, wie es ſcheint, im September 1794 die Erzählung Schiller mitgetheilt, und Dieſer mahnt ihn am 22. Februar des folgenden Jahres an die Ausarbeitung derſelben. Ob Schiller nun aus eigenem Irrthum, oder weil er es von Goethe ſo gehört hatte, die Erzählung für eine aus Boccaccio's Dekameron hält, kann kaum zweifelhaft ſein; denn bei der mehrfachen Erwähnung des Namens hätte Goethe, wenn er es beſſer gewußt hätte, ſicher den Irrthum des Freundes verbeſſert. So muß es denn auch dahingeſtellt bleiben, aus welcher der zahlreichen möglichen Quellen, die namentlich Guhrauer in dem oben erwähnten Aufſatze (S. 81 u. ff.) und Düntzer zuſammengebracht haben, Goethe ſeine Erzählung entnommen hat. Wenn wir mit dem Erſteren (S. 83) die Parallele mit dem indiſchen Tuti-Nameh, welche Riemer in ſeinen „Mittheilungen über Goethe“ (II, 601) zieht, ohne Bedenken abweiſen, ſo bleiben noch folgende Werke übrig: 1) Ducento novelle des Celio Malespini (Venedig 1609), in denen die vorliegende Erzählung die zwölfte iſt. 2) Das ſogenannte Ehebüchlein Albrecht's von Eyb, Nürnberg 1472, alſo 12 Jahre vor jener franzöſiſchen Sammlung erſchienen. Hier heißt der Kaufmann Aronus, ſeine Frau Marina, der Prokurator Doktor Dagmannus;

der Inhalt, wenn auch nicht der Geiſt der Behandlung iſt vollſtändig derſelbe wie in dem franzöſiſchen Werke. Dann aber hat Enb, deſſen Werk wieder in dem »Magnum speculum exemplorum« benutzt iſt, worin unſre Erzählung als fünfzehntes Beiſpiel de abstinentia ſteht (vgl. Düntzer S. 28), auch ſelbſt aus einer lateiniſchen Quelle geſchöpft, die indeſſen unſers Wiſſens bis jetzt nicht aufgefunden iſt.

Die weſentlichſte Frage, die ſich für uns hieran knüpft, beſteht darin, ob Goethe mit der von ihm benutzten Quelle eine weſentliche Veränderung vorgenommen hat. Man wird zunächſt durch Schiller (Briefwechſel mit Goethe I, 58) veranlaßt, dies zu unterſuchen; denn Dieſer ſchreibt am 20. März 1795 in Beziehung auf den Prokurator: „Was mich beſonders erfreute, war die Entwickelung. Ich geſtehe, daß ich dieſe erwartete, und ich hätte mich nicht zufrieden geben können, wenn Sie hier das Original nicht verlaſſen hätten. Wenn ich mich nämlich anders erinnere, ſo entſcheidet beim Boccaccio blos die zeitig erfolgte Rückkehr des Alten das Glück der Kur.“ Indeſſen in keiner der älteren Behandlungen des Stoffes iſt von einer derartigen Löſung die Rede; vielmehr ſind dieſelben von der Goethe's nur dadurch unterſchieden, daß in ihnen der Prokurator ſchließlich noch eine ermahnende Anrede an die Frau hält und ihr verſpricht, den Vorfall geheimzuhalten, während Goethe in zarterer Weiſe der Frau das letzte Wort vergönnt. Auf einen zweiten, nicht unwichtigen Punkt hat aber bereits Düntzer hingewieſen und die entgegenſtehende Behauptung Guhrauer's widerlegt (S. 29). In allen früheren Darſtellungen iſt es die körperliche Abſpannung allein, welche die junge Frau heilt; bei Goethe aber iſt es außer dieſer

auch das Wiedererwachen des sittlichen Bewußtseins, welches zur Geltung gebracht wird. „Sie haben mich," läßt er sie sagen, „in diese Schule durch Irrthum und Hoffnung geführt; aber beide sind nicht mehr nöthig, wenn wir uns erst mit dem guten und mächtigen Ich bekannt gemacht haben, das so still und ruhig in uns wohnt und so lange, bis es die Herrschaft im Hause gewinnt, wenigstens durch zarte Erinnerungen seine Gegenwart unaufhörlich merken läßt."

Die folgende Erzählung ist augenscheinlich eine freie Erfindung Goethe's, wofür, abgesehen von allem Anderen, aus dem sich dies schließen läßt, auch schon der Umstand mit spricht, daß sie so zu sagen eine moralische Folgerung der vorangehenden ist. Wer in sittlichen Gefahren, in die er durch die Macht der Leidenschaften gestürzt werden könnte, nicht das moralische Gleichgewicht verlieren will, muß sich in Bestehung derselben üben; er muß sich unter Umständen Wünsche versagen, auch wenn sie erlaubt sind, nur um zu lernen, daß man sich selbst bezwingen kann, nur um sich im Kleinen für das Große zu üben. So ist Ferdinand von Hause aus nicht beschaffen; aber die Erfahrungen seines Lebens lehren ihn, daß man dahin streben müsse, so zu werden, und die Erziehung, die er seinen Kindern giebt, hat vorzugsweise dieses Ziel vor Augen.

Ganz verschieden von allen vorangehenden Erzählungen ist die Dichtung, welche den Schluß der „Unterhaltungen" bildet, das bis auf die neueste Zeit so vielfach und verschiedenartig gedeutete „Märchen". Es ist, wie aus mehrfachen Erwähnungen desselben im Schiller-Goethe'schen Briefwechsel hervorgeht, im August und September des

Jahres 1795 verfaßt worden. Goethe hielt in Beziehung auf daſſelbe ſeinen urſprünglichen Plan feſt (vgl. Briefwechſel I, 82), die „Unterhaltungen“ mit ihm zu ſchließen, da es, wie er ſagt, nicht übel ſein würde, wenn ſie durch ein Produkt der Einbildungskraft gleichſam ins Unendliche ausliefen. Von der Abſicht, die er eine Zeit lang hegte, noch mehrere Verſuche in dieſem Genre zu machen (vgl. Briefwechſel mit Schiller I, 97, 109, 122), kam er für den Augenblick zurück, obgleich er wenigſtens zu einem zweiten Märchen Schillern bereits eine Skizze vorgetragen hatte. Es iſt übrigens nicht unwahrſcheinlich, daß dies bereits „Die neue Meluſine“ geweſen iſt, die zuerſt in dem „Taſchenbuch für Damen“ 1817 und 1819 erſchien und 1829 in das dritte Buch von „Wilhelm Meiſter's Wanderjahren“ aufgenommen wurde.

Dadurch, daß die „Unterhaltungen“ auf dieſe Weiſe keine Fortſetzung erhielten, haben wir den Nachtheil, näherer Anhaltspunkte für die Deutung des Märchens zu entbehren; denn eine ſolche wäre nicht zu vermeiden geweſen, wenn Goethe auch nach ſeinem eigenen Ausdrucke (Briefwechſel I, 120) bei dem zweiten Märchen mit einem kleinen Eingang über die Auslegung des erſten wegſchlüpfen wollte. So ſind wir auf folgende Einzelheiten für dieſelbe angewieſen. Schiller ſchreibt (Briefwechſel I, 88), er fände die einmal von Goethe gelegentlich erwähnte Idee „des gegenſeitigen Hilfeleiſtens der Kräfte und des Zurückweiſens auf einander“ recht artig ausgeführt. Zweitens eine Aeußerung Goethe's an W. von Humboldt, daß er noch ein anderes Märchen im Sinne habe, welches im Gegenſatz zu dieſem ganz allegoriſch werden ſolle. Endlich beſitzen wir auch eine

Nachricht über die äußere Veranlassung oder nach Guhrauer's Ausdruck (S. 89 des obenerwähnten Aufsatzes) über „die sinnliche Genesis“ des Märchens, die wir C. Schönborn („Zur Verständigung über Goethe's Faust“ S. 15) verdanken. „Goethe, im Paradies, einem Spaziergang längs des Saaleufers bei Jena, auf und nieder wandelnd, sah jenseits des Flusses auf bunter, mit Bäumen besetzter Wiese eine schöne Frau (vermuthlich Frau Professor Schütz), der die Natur eine herrliche Stimme geschenkt hatte, in weißem Kleide und buntem Turban mit andern Frauen umherstreifen, und hörte ihren Gesang über das Wasser herüber. In der Nähe des Paradieses wohnte ein alter Mann, der um geringen Lohn Jeden, welcher da wollte, in einem schmalen Kahn nach dem jenseitigen Ufer brachte. Als es schon dämmerte, kamen ein paar Studenten und schifften mit Hilfe des alten Fischers, lachend und den Kahn schaukelnd, über den Fluß. Jener Abend erweckte, wie Goethe einmal erzählte, in ihm den Gedanken an das Märchen mit der grünen Schlange.“ Wenn Düntzer (S. 33) außerdem noch den in Goethe's Brief vom 26. September citirten Versen „Ach! — warum steht der Tempel nicht am Flusse! — Ach! — warum ist die Brücke nicht gebaut!“ eine besondere Bedeutung beilegt, so können wir darin nicht mit ihm übereinstimmen. Er glaubt, daß Goethe mit ihnen unwillkürlich die politische Beziehung des Märchens andeute, da er die beiden Verse als Klage wegen der gestörten Ordnung der Dinge anwende; uns scheint nach dem vorliegenden Zusammenhange durch sie nur die Klage über die Störung seiner eigenen Ruhe und Thätigkeit ausgesprochen zu werden.

An die eben gegebenen Andeutungen anknüpfend,

theilweiſe auch mit gänzlicher Vernachläſſigung derſelben, ſind nun eine Reihe von Erklärungsverſuchen gemacht worden, die natürlich weſentlich von einander abweichen. In noch höherem Grade mag dies mit denen der Fall geweſen ſein, die Goethe und Schiller ſelbſt in reicher Anzahl zugeſandt bekamen (vgl. Briefwechſel I, 112, 115, 124, 126) und die uns unbekannt geblieben ſind. Wir erwähnen von den Erklärungsverſuchen ſieben.

Die erſte dieſer Deutungen von H. G. Hotho (in den „Jahrbüchern für wiſſenſchaftliche Kritik." 1830. März. Nr. 41) läßt ſich wegen ihrer Kürze mit den eigenen Worten Deſſen geben, der ſie aufgeſtellt hat. „Ein freundliches Märchen eröffnet den Blick in eine Gegenwart, die an der Zeit ſein ſoll. In dieſer neuen Gegenwart opfert die alte Schlange ſich ſelbſt, damit ſie den Grundſtein zu dem regſten weltlichen Verkehr bilde und zu dem Tempel führe, von welchem aus Weisheit, Schein und Gewalt verſöhnt die Welt beherrſchen, liebend mit Unſchuld und Schönheit der Kunſt vermählt, welche das unmittelbar Lebendige tödtet, doch das Todte zu neuem Leben erweckt."

C. F. Göſchel (in den „Unterhaltungen zur Schilderung Goethe'ſcher Dicht- und Denkweiſe" I, 195 u. ff., 1834) giebt eine Erklärung, die Alles auf die politiſchen Verhältniſſe der damaligen Zeit bezieht. Das Ganze iſt der ſchließlich ſiegreiche Kampf der Legitimität gegen die franzöſiſche Revolution. Aus den Händen der uralten legitimen Macht, d. h. der drei Könige, die ſeine Ahnherrn ſind, erhält der junge König ſein väterliches Reich zurück. Seltſamerweiſe iſt dabei die ſchöne Lilie anfangs das Symbol der revolutionären Freiheit, das ſich aber ſpäter in ſein Gegentheil,

die „Liebe“, verwandelt, welche die Herrſchaft wieder in ihre Rechte einſetzt.

Gegen dieſe und manche andere Willkürlichkeiten der Deutung kämpfen mit Recht J. A. Hartung (Jahrbücher für wiſſenſchaftliche Kritik. März. 1837. Nr. 59) und Guhrauer in dem bereits öfters erwähnten Aufſatze. Aber wenigſtens die Deutung, welche der Erſtere ſelbſt an die Stelle der früheren treten läßt, erſcheint zum Theil noch bedenklicher. „Das Land jenſeits des Stroms iſt das Land der Ideale, die ſchöne Lilie die Idee, die Schlange die Gelehrſamkeit, der Mann mit der Lampe die prüfende Forſchung, die Irrlichter der Witz, der Rieſe bedeutet die Gebilde des Wahns und des Aberglaubens.“ Auch iſt nicht abzuſehen, wie man mit dieſen Allegorien die Tendenz des Märchens vereinbaren will, die doch nach Hartung in den nachſtehenden, dort ausgeſprochenen Lehren hervortreten ſoll: „Ein Einzelner hilft nicht, ſondern wer ſich mit Vielen zur rechten Stunde verbindet. Jeder verrichte ſein Amt, Jeder thue ſeine Pflicht, und ein allgemeines Glück wird die einzelnen Schmerzen in ſich auflöſen, wie ein allgemeines Unglück einzelne Freuden verzehrt.“

Von einem ſolchen Mißbrauch allegoriſchen Deutens hält ſich C. F. Wieck, den wir noch vor Guhrauer beſprechen, (im Programm des Domgymnaſiums zu Merſeburg: „Drei Abhandlungen über Goethe's Lehr- und Wanderjahre Wilhelm Meiſter's, 1837“) allerdings vollſtändig ferne; aber jedenfalls ſchreibt er Goethe eine zu hohe Aufgabe zu, wenn er meint (S. 48), Dieſer habe im Märchen „den Entwicklungsgang der im Individuum und im Geſchlecht ſich entwickelnden und vollendenden Menſchheit

darſtellen wollen.“ „Die Liebe,“ ſagt Wieck am Schluß ſeiner Abhandlung, „die Vernunft, die drei Könige, der Jüngling, der Alte, der Fährmann und der Rieſe in veränderter Geſtalt, ſelbſt die drei Dienerinnen, die Irrlichter, ſie Alle gehören der einen menſchlichen Natur an und bilden ihr Weſen; aber dieſe Geiſter unſrer Natur aus dem verſchloſſenen Keime, in dem ſie ruhen, an das volle Tageslicht des Bewußtſeins heraufzubeſchwören, jedem die ihm dadurch gebührende Stellung zu geben und dadurch die Herrſchaft der Irrlichter und ihres Götzen in eine Herrſchaft der Vernunft, in ein Reich der Liebe, das noch größer iſt als das der Vernunft, aber ohne ſie nicht ſein darf, umzuwandeln und dieſes Reich verwirklichen zu helfen, dies iſt in der That die einzig wahre und wie des Individuums ſo des Geſchlechts würdige Aufgabe alles menſchlichen Thuns und Handelns, — die ſittliche Ariſtokratie des Lebens.“

Auf einem ganz andern Wege kommt übrigens auch Guhrauer zu einem ähnlichen Reſultate. Es iſt gewiß ein glücklicher Gedanke, daß er freimaureriſche Symbole, die ja Goethe als Mitglied der Loge vollſtändig bekannt waren, zu ſeiner Erklärung heranzieht. „Die Könige des Märchens,“ ſagt Guhrauer (S. 104), „Weisheit, Gewalt, Schein, (Schönheit) entſprechen ganz der lebendigen Allegorie der Loge — wisdom, strength, beauty.“ Ferner bemerkt er, daß die Weihe des jungen Königs im Märchen an die Liturgie der Aufnahme eines Freimaurers in den Bund erinnere. So kommt er ſchließlich dahin, den Grundgedanken des Märchens in dem „Siege der Kultur über die rohe Natur und die ſtupide Materie“ auszuſprechen.

Die Erklärung Düntzer's in dem bereits mehrfach erwähnten Aufsatze kombinirt einige schon früher ausgesprochene Gedanken. Der Schiller's vom gegenseitigen Hilfeleisten der Kräfte scheint ihm nur nebensächlich hervorzutreten; dagegen nähert er sich, allerdings ohne ebenso wie Dieser in allzu spezielle Deutungen einzugehen, doch der Auffassungsweise Göchel's. „Uns," heißt es bei ihm, „ist das Märchen der phantastische Ausdruck des Gedankens, daß das wahre Glück nicht in schrankenloser, unbedingter Freiheit bestehe, die nie verwirklicht werden kann und, wo sie erstrebt wird, nur Unheil und Verderben anrichtet, sondern in der auf Weisheit, Schein und Gewalt gegründeten Herrschaft, unter welcher allein wahre Freiheit gedeihen kann."

Wesentlich abweichend wieder ist endlich die Auffassung, die C. F. Meyer (Historische Studien, I. Th., Mitau 1851) zu begründen versucht, und deren Resultat wir nach J. W. Schäfer (Goethe's Leben II, 374) mittheilen. „Am Anfange war die Menschheit (Fluß) in niederm Materialismus (das Reich der Könige) versunken; Poesie (Lilie) und die Ideen eines höhern Realismus waren ihr unerreichbar. Da erwacht die Sehnsucht (Irrlichter) nach der Poesie. Durch ihre Berührung hört das materielle Dasein auf, ein neues Leben der Phantasie wird durch sie erweckt. Dies macht die Menschheit unter Leitung des Verstandes (der Alte) fähig, die Ideen einer höhern Wirklichkeit in sich aufzunehmen, welche von nun an die Welt beherrschen, während die Menschheit sich liebend mit der Poesie vereinigt."

Schon die große Verschiedenartigkeit dieser Erklärungen ist ein Beweis für die Schwierigkeit der Aufgabe, die vorliegt, und die auch Goethe vorhergeahnt hat. „Ich hoffe,"

ſchrieb er am 26. September 1795 an Schiller, „die achtzehn Figuren dieſes Dramatis ſollen als ſo viel Räthſel dem Räthſelliebenden willkommen ſein.“ Dieſe Bemerkung iſt aber noch inſofern von Bedeutung, als in ihr zugleich auf den Fehler hingedeutet wird, in den die meiſten Ausleger verfallen würden, in ähnlicher Weiſe, wie auch Schiller dies ſpäter in einer Xenie that:

Mehr als zwanzig Perſonen ſind in dem Märchen geſchäftig.
Nun, was machen ſie denn Alle? „Das Märchen, mein Freund.“*)
(Schiller's Werke I, 2. Buch, S. 125, Nr. 90.)

Das Märchen iſt ſymboliſch, aber nicht allegoriſch. Auf den Unterſchied dieſer beiden Begriffe macht Goethe ſelbſt gelegentlich (Sprüche in Proſa, Vierte Abtheilung) aufmerkſam: „Es iſt ein großer Unterſchied, ob der Dichter zum Allgemeinen das Beſondere ſucht oder im Beſondern das Allgemeine ſchaut. Aus jener Art entſteht Allegorie, wo das Beſondere nur als Beiſpiel, als Exempel des Allgemeinen gilt; die letztere aber iſt eigentlich die Natur der Poeſie; ſie ſpricht ein Beſonderes aus, ohne ans Allgemeine zu denken oder darauf hinzuweiſen. Wer nun dieſes Beſondere lebendig faßt, erhält zugleich das Allgemeine mit, ohne es gewahr zu werden, oder ſpät.“ — Die allegoriſche Deutung nöthigt demnach bei jeder einzelnen Geſtalt, die uns das Märchen vorführt, nach dem Allgemeinen zu ſuchen, von dem ſie ein Beiſpiel ſein ſoll; die ſymboliſche kann dies Streben nicht haben; ſie betrachtet die vorliegende Dichtung an und für ſich als Kunſtwerk, als Produkt der Phantaſie und erkennt, ohne Aehnlichkeiten im Einzelnen zu

*) Düntzer (S. 33) ſchreibt dies Diſtichon Goethe zu.

ſuchen, dasjenige, wovon das Ganze ein Abbild, eine Analogie ſein ſoll.

Es will uns ſcheinen, daß dies der Weg iſt, auf welchem eine endgiltige Deutung des Märchens anzuſtreben iſt, wobei allerdings noch zu berückſichtigen bleibt, daß ſich der Dichter in der Ausführung auch des Allegoriſchen nicht vollſtändig enthalten hat. Aber hier das richtige Maaß anzuwenden, bald dieſen, bald jenen Geſichtspunkt zur Geltung zu bringen, dürfte bisher keinem der vielen Erklärer des Märchens gelungen ſein. Dies ſchließt indeſſen nicht aus, daß von denſelben im Einzelnen Vieles richtig erkannt iſt, wie wir dies denn auch an den betreffenden Stellen bemerkt haben. Es erſcheint auch uns unzweifelhaft, daß der Tempelbau mit freimaureriſchen Beſtrebungen verwandt iſt, daß auf die Vereinigung aller Kräfte zu einem Zwecke ein beſonderer Werth gelegt wird, und daß endlich die Idee des Ganzen nicht im Gebiete der Politik, ſondern in dem der idealeren Bildungsbeſtrebungen der Menſchheit zu ſuchen iſt; aber auch ebenſo unzweifelhaft, daß man die Erklärung des Märchens noch in keiner Weiſe als endgiltig abgeſchloſſen anſehen kann.

Die „Unterhaltungen deutſcher Ausgewanderten" ſind, wie ſchon oben bemerkt wurde, zuerſt 1795 und zwar in den vier erſten Bänden der Horen erſchienen. (Vgl. I, 1, 49—78. 2, 1-28. II, 4, 41-67. III, 7, 50-76, 9, 45-52 und IV, 10, 108-152). Der urſprüngliche Text wurde für die 1806 beginnende Ausgabe, in der die „Unterhaltungen" 1808 im 12. Bande gedruckt wurden, nicht unweſentlich verbeſſert; ſeitdem ſind indeſſen nur einzelne unbedeutende Veränderungen in demſelben gemacht worden.

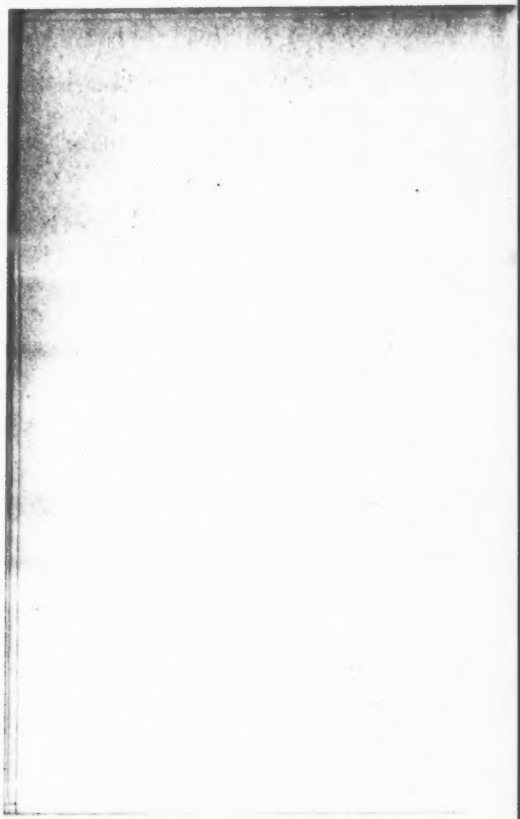

Unterhaltungen
deutscher Ausgewanderten.

In jenen unglücklichen Tagen, welche für Deutschland, für Europa, ja für die übrige Welt die traurigsten Folgen hatten, als das Heer der Franken durch eine übel verwahrte Lücke in unser Vaterland einbrach, verließ eine edle Familie ihre Besitzungen in jenen Gegenden und entfloh über den Rhein, um den Bedrängnissen zu entgehen, womit alle ausgezeichneten Personen bedrohet waren, denen man zum Verbrechen machte, daß sie sich ihrer Väter mit Freuden und Ehren erinnerten und mancher Vortheile genossen, die ein wohldenkender Vater seinen Kindern und Nachkommen so gern zu verschaffen wünschte.

Die Baronesse von C., eine Wittwe von mittlern Jahren, erwies sich auch jetzt auf dieser Flucht, wie sonst zu Hause, zum Troste ihrer Kinder, Verwandten und Freunde entschlossen und thätig. In einer weiten Sphäre erzogen und durch mancherlei Schicksale ausgebildet, war sie als eine treffliche Hausmutter bekannt, und jede Art von Geschäft erschien ihrem durchdringenden Geiste willkommen. Sie wünschte Vielen zu dienen, und ihre ausgebreitete Bekanntschaft setzte sie in Stand, es zu thun. Nun mußte sie sich unerwartet als Führerin einer kleinen Karavane darstellen und verstand auch diese zu leiten, für sie zu sorgen und den guten Humor, wie er sich zeigte, in ihrem Kreise auch mitten unter Bangigkeit und Noth zu unterhalten. Und wirklich stellte sich bei unsern Flüchtlingen die gute Laune nicht selten ein; denn überraschende Vorfälle, neue Verhältnisse gaben den aufgespannten Gemüthern manchen Stoff zu Scherz und Lachen.

Bei der übereilten Flucht war das Betragen eines Jeden charakteristisch und auffallend. Das Eine ließ sich durch eine

falsche Furcht, durch ein unzeitiges Schrecken hinreißen; das Andere gab einer unnöthigen Sorge Raum, und Alles, was Dieser zu viel, Jener zu wenig that, jeder Fall, wo sich Schwäche in Nachgiebigkeit oder Uebereilung zeigte, gab in der Folge Gelegenheit, sich wechselseitig zu plagen und aufzuziehen, so daß dadurch diese traurigen Zustände lustiger wurden, als eine vorsätzliche Lustreise ehemals hatte werden können.

Denn wie wir manchmal in der Komödie eine Zeit lang, ohne über die absichtlichen Possen zu lachen, ernsthaft zuschauen können, dagegen aber sogleich ein lautes Gelächter entsteht, wenn in der Tragödie etwas Unschickliches vorkommt, so wird auch ein Unglück in der wirklichen Welt, das die Menschen aus ihrer Fassung bringt, gewöhnlich von lächerlichen, oft auf der Stelle, gewiß aber hinterdrein belachten Umständen begleitet sein.

Besonders mußte Fräulein Luise, die älteste Tochter der Baronesse, ein lebhaftes, heftiges und in guten Tagen herrisches Frauenzimmer, sehr Vieles leiden, da von ihr behauptet wurde, daß sie bei dem ersten Schrecken ganz aus der Fassung gerathen sei, in Zerstreuung, ja in einer Art von Abwesenheit die unnützesten Sachen mit dem größten Ernste zum Aufpacken gebracht und sogar einen alten Bedienten für ihren Bräutigam angesehen habe.

Sie vertheidigte sich aber, so gut sie konnte; nur wollte sie keinen Scherz, der sich auf ihren Bräutigam bezog, dulden, indem es ihr schon Leiden genug verursachte, ihn bei der alliirten Armee in täglicher Gefahr zu wissen und eine gewünschte Verbindung durch die allgemeine Zerrüttung aufgeschoben und vielleicht gar vereitelt zu sehen.

Ihr älterer Bruder Friedrich, ein entschlossener junger Mann, führte Alles, was die Mutter beschloß, mit Ordnung und Genauigkeit aus, begleitete zu Pferde den Zug und war zugleich Courier, Wagenmeister und Wegweiser. Der Lehrer des jüngern, hoffnungsvollen Sohnes, ein wohl unterrichteter Mann, leistete der Baronesse im Wagen Gesellschaft; Vetter Karl fuhr mit einem alten Geistlichen, der als Hausfreund schon lange der Familie unentbehrlich geworden war, mit einer ältern und jüngern Verwandten in einem nachfolgenden Wagen. Kammermädchen und Kammerdiener folgten in Halb-Chaisen, und einige schwerbepackte Brancards, die auf mehr als einer Station zurückbleiben mußten, schlossen den Zug.

Ungern hatte, wie man leicht denken kann, die ganze Gesellschaft ihre Wohnungen verlassen; aber Vetter Karl entfernte sich

mit doppeltem Widerwillen von dem jenſeitigen Rheinufer; nicht daß er etwa eine Geliebte daſelbſt zurückgelaſſen hätte, wie man nach ſeiner Jugend, ſeiner guten Geſtalt und ſeiner leidenſchaftlichen Natur hätte vermuthen ſollen, er hatte ſich vielmehr von der blendenden Schönheit verführen laſſen, die unter dem Namen Freiheit ſich erſt heimlich, dann öffentlich ſo viele Anbeter zu verſchaffen wußte und, ſo übel ſie auch die Einen behandelte, von den Andern mit großer Lebhaftigkeit verehrt wurde.

Wie Liebende gewöhnlich von ihrer Leidenſchaft verblendet werden, ſo erging es auch Vetter Karln. Sie wünſchen den Beſitz eines einzigen Gutes und wähnen alles Uebrige dagegen entbehren zu können. Stand, Glücksgüter, alle Verhältniſſe ſcheinen in Nichts zu verſchwinden, indem das gewünſchte Gut zu Einem, zu Allem wird. Eltern, Verwandte und Freunde werden uns fremd, indem wir uns etwas zueignen, das uns ganz ausfüllt und uns alles Uebrige fremd macht.

Vetter Karl überließ ſich der Heftigkeit ſeiner Neigung und verhehlte ſie nicht in Geſprächen. Er glaubte, um ſo freier ſich dieſen Geſinnungen ergeben zu können, als er ſelbſt ein Edelmann war und, obgleich der zweite Sohn, dennoch ein anſehnliches Vermögen zu erwarten hatte. Eben dieſe Güter, die ihm künftig zufallen mußten, waren jetzt in Feindes Händen, der nicht zum Beſten darauf bauſte. Deßungeachtet kannte Karl einer Nation nicht feind werden, die der Welt ſo viele Vortheile verſprach, und deren Geſinnungen er nach öffentlichen Reden und Aeußerungen einiger Mitglieder beurtheilte. Gewöhnlich ſtörte er die Zufriedenheit der Geſellſchaft, wenn ſie ja derſelben noch fähig war, durch ein unmäßiges Lob alles deſſen, was bei den Neufranken Gutes oder Böſes geſchah, durch ein lautes Vergnügen über ihre Fortſchritte, wodurch er die Andern um deſto mehr aus der Faſſung brachte, als ſie ihre Leiden, durch die Schadenfreude eines Freundes und Verwandten verdoppelt, nur um ſo ſchmerzlicher empfinden mußten.

Friedrich hatte ſich ſchon einigemal mit ihm überworfen und ließ ſich in der letzten Zeit gar nicht mehr mit ihm ein. Die Baroneſſe wußte ihn auf eine kluge Weiſe wenigſtens zu augenblicklicher Mäßigung zu leiten. Fräulein Luiſe machte ihm am Meiſten zu ſchaffen, indem ſie, freilich oft ungerechterweiſe, ſeinen Charakter und ſeinen Verſtand verdächtig zu machen ſuchte. Der Hofmeiſter gab ihm im Stillen Recht, der Geiſtliche im Stillen Unrecht, und die Kammermädchen, denen ſeine Geſtalt

reizend und ſeine Freigebigkeit reſpektabel war, hörten ihn gern reden, weil ſie ſich durch ſeine Geſinnungen berechtigt glaubten, ihre zärtlichen Augen, die ſie bisher vor ihm beſcheiden niedergeſchlagen hatten, nunmehr in Ehren nach ihm aufzuheben.

Die Bedürfniſſe des Tages, die Hinderniſſe des Weges, die Unannehmlichkeiten der Quartiere führten die Geſellſchaft gewöhnlich auf ein gegenwärtiges Intereſſe zurück, und die große Anzahl franzöſiſcher und deutſcher Ausgewanderten, die ſie überall antrafen, und deren Betragen und Schickſale ſehr verſchieden waren, gaben ihnen oft zu Betrachtungen Anlaß, wieviel Urſache man habe, in dieſen Zeiten alle Tugenden, beſonders aber die Tugend der Unparteilichkeit und Verträglichkeit zu üben.

Eines Tages machte die Baroneſſe die Bemerkung, daß man nicht deutlicher ſehen könne, wie ungebildet in jedem Sinne die Menſchen ſeien, als in ſolchen Augenblicken allgemeiner Verwirrung und Noth. „Die bürgerliche Verfaſſung," ſagte ſie, „ſcheint wie ein Schiff zu ſein, das eine große Anzahl Menſchen, alte und junge, geſunde und kranke, über ein gefährliches Waſſer, auch ſelbſt zu Zeiten des Sturms, hinüberbringt; nur in dem Augenblicke, wenn das Schiff ſcheitert, ſieht man, wer ſchwimmen kann, und ſelbſt gute Schwimmer gehen unter ſolchen Umſtänden zu Grunde. Wir ſehen meiſt die Ausgewanderten ihre Fehler und albernen Gewohnheiten mit ſich in der Irre herumführen und wundern uns darüber. Doch wie den reiſenden Engländer der Theekeſſel in allen vier Welttheilen nicht verläßt, ſo wird die übrige Maſſe der Menſchen von ſtolzen Anforderungen, Eitelkeit, Unmäßigkeit, Ungeduld, Eigenſinn, Schiefheit im Urtheil, von der Luſt, ihrem Nebenmenſchen tückiſch etwas zu verſetzen, überallhin begleitet. Der Leichtſinnige freut ſich der Flucht wie einer Spazierfahrt, und der Ungenügſame verlangt, daß ihm auch noch als Bettler Alles zu Dienſten ſtehe. Wie ſelten, daß uns die reine Tugend irgend eines Menſchen erſcheint, der wirklich für Andere zu leben, für Andere ſich aufzuopfern getrieben wird!"

Indeſſen man nun mancherlei Bekanntſchaften machte, die zu ſolchen Betrachtungen Gelegenheit gaben, war der Winter vorbeigegangen. Das Glück hatte ſich wieder zu den deutſchen Waffen geſellt, die Franzoſen waren wieder über den Rhein hinübergedrängt, Frankfurt befreit und Mainz eingeſchloſſen.

In der Hoffnung auf den weitern Fortgang der ſiegreichen Waffen und begierig, wieder einen Theil ihres Eigenthums zu ergreifen, eilte die Familie auf ein Gut, das an dem rechten Ufer des Rheins, in der ſchönſten Lage, ihr zugehörte. Wie erquickt fanden ſie ſich, als ſie den ſchönen Strom wieder vor ihren Fenſtern vorbeifließen ſahen, wie freudig nahmen ſie wieder von jedem Theile des Hauſes Beſitz, wie freundlich begrüßten ſie die bekannten Mobilien, die alten Bilder und jeglichen Hausrath, wie werth war ihnen auch das Geringſte, das ſie ſchon verloren gegeben hatten, wie ſtiegen ihre Hoffnungen, dereinſt auch jenſeits des Rheines Alles noch in dem alten Zuſtande zu finden!

Kaum erſcholl in der Nachbarſchaft die Ankunft der Baroneſſe, als alle alte Bekannte, Freunde und Diener herbeieilten, ſich mit ihr zu beſprechen, die Geſchichten der vergangenen Monate zu wiederholen und ſich in manchen Fällen Rath und Beiſtand von ihr zu erbitten.

Umgeben von dieſen Beſuchen, ward ſie aufs Angenehmſte überraſcht, als der Geheimerath von S. mit ſeiner Familie bei ihr ankam, ein Mann, dem die Geſchäfte von Jugend auf zum Bedürfniß geworden waren, ein Mann, der das Zutrauen ſeines Fürſten verdiente und beſaß. Er hielt ſich ſtreng an Grundſätze und hatte über manche Dinge ſeine eigene Denkweiſe. Er war genau im Reden und Handeln und forderte das Gleiche von Andern. Ein konſequentes Betragen ſchien ihm die höchſte Tugend.

Sein Fürſt, das Land, er ſelbſt hatten viel durch den Einfall der Franzoſen gelitten; er hatte die Willkür der Nation, die nur vom Geſetz ſprach, kennen gelernt und den Unterdrückungsgeiſt Derer, die das Wort Freiheit immer im Munde führten. Er hatte geſehen, daß auch in dieſem Falle der große Hauſe ſich treu blieb und Wort für That, Schein für Beſitz mit großer Heftigkeit aufnahm. Die Folgen eines unglücklichen Feldzugs ſowie die Folgen jener verbreiteten Geſinnungen und Meinungen blieben ſeinem Scharfblicke nicht verborgen, obgleich nicht zu leugnen war, daß er Manches mit hypochondriſchem Gemüthe betrachtete und mit Leidenſchaft beurtheilte.

Seine Gemahlin, eine Jugendfreundin der Baroneſſe, fand nach ſo vielen Trübſalen einen Himmel in den Armen ihrer Freundin. Sie waren mit einander aufgewachſen, hatten ſich mit einander gebildet, ſie kannten keine Geheimniſſe vor ein-

ander. Die ersten Neigungen junger Jahre, die bedenklichen Zustände der Ehe, Freuden, Sorgen und Leiden als Mütter, Alles hatten sie sich sonst theils mündlich, theils in Briefen vertraut und hatten eine ununterbrochene Verbindung erhalten. Nur diese letzte Zeit her waren sie durch die Unruhen verhindert worden, sich einander wie gewöhnlich mitzutheilen. Um so lebhafter drängten sich ihre gegenwärtigen Gespräche, um desto mehr hatten sie einander zu sagen, indessen die Töchter der Geheimeräthin ihre Zeit mit Fräulein Luisen in einer wachsenden Vertraulichkeit zubrachten.

Leider ward der schöne Genuß dieser reizenden Gegend oft durch den Donner der Kanonen gestört, den man, je nachdem der Wind sich drehte, aus der Ferne deutlicher oder undeutlicher vernahm. Ebenso wenig konnte bei den vielen zuströmenden Neuigkeiten des Tages der politische Diskurs vermieden werden, der gewöhnlich die augenblickliche Zufriedenheit der Gesellschaft störte, indem die verschiedenen Denkungsarten und Meinungen von beiden Seiten sehr lebhaft geäußert wurden. Und wie unmäßige Menschen sich deshalb doch nicht des Weins und schwer zu verdauender Speisen enthalten, ob sie gleich aus der Erfahrung wissen, daß ihnen darauf ein unmittelbares Uebelsein bevorsteht, so konnten auch die meisten Glieder der Gesellschaft sich in diesem Falle nicht bändigen; vielmehr gaben sie dem unwiderstehlichen Reiz nach, Andern wehe zu thun und sich selbst dadurch am Ende eine unangenehme Stunde zu bereiten.

Man kann leicht denken, daß der Geheimerath diejenige Partei anführte, welche dem alten System zugetban war, und daß Karl für die entgegengesetzte sprach, welche von bevorstehenden Neuerungen Heilung und Belebung des alten, kranken Zustandes hoffte.

Im Anfange wurden die Gespräche noch mit ziemlicher Mäßigung geführt, besonders da die Baronesse durch anmuthige Zwischenreden beide Theile im Gleichgewicht zu halten wußte; als aber die wichtige Epoche herannahete, daß die Blokade von Mainz in eine Belagerung übergehen sollte, und man nunmehr für diese schöne Stadt und ihre zurückgelassenen Bewohner lebhafter zu fürchten anfing, äußerte Jedermann seine Meinungen mit ungebundener Leidenschaft.

Besonders waren die daselbst zurückgebliebenen Klubbisten ein Gegenstand des allgemeinen Gesprächs, und Jeder erwartete

ihre Beſtrafung oder Befreiung, je nachdem er ihre Handlungen entweder ſchalt oder billigte.

Unter die Erſten gehörte der Geheimerath, deſſen Argumente Karln am Verdrießlichſten fielen, wenn er den Verſtand dieſer Leute angriff und ſie einer völligen Unkenntniß der Welt und ihrer ſelbſt beſchuldigte.

„Wie verblendet müſſen ſie ſein,“ rief er aus, als an einem Nachmittage das Geſpräch ſehr lebhaft zu werden anfing, „wenn ſie wähnen, daß eine ungeheure Nation, die mit ſich ſelbſt in der größten Verwirrung kämpft und auch in ruhigen Augenblicken nichts als ſich ſelbſt zu ſchauen weiß, auf ſie mit einiger Theilnehmung herunterblicken werde. Man wird ſie als Werkzeuge betrachten, ſie eine Zeit lang gebrauchen und endlich wegwerfen oder wenigſtens vernachläſſigen. Wie ſehr irren ſie ſich, wenn ſie glauben, daß ſie jemals in die Zahl der Franzoſen aufgenommen werden konnten!

„Jedem, der mächtig und groß iſt, erſcheint nichts lächerlicher als ein Kleiner und Schwacher, der in der Dunkelheit des Wahns, in der Unkenntniß ſeiner ſelbſt, ſeiner Kräfte und ſeines Verhältniſſes ſich Jenem gleichzuſtellen dünkt. Und glaubt Ihr denn, daß die große Nation nach dem Glücke, das ſie bisher begünſtigt, weniger ſtolz und übermüthig ſein werde als irgend ein anderer königlicher Sieger?

„Wie Mancher, der jetzt als Munizipalbeamter mit der Schärpe herumläuft, wird die Maskerade verwünſchen, wenn er, nachdem er ſeine Landsleute in eine neue widerliche Form zu zwingen geholfen hat, zuletzt in dieſer neuen Form von Denen, auf die er ſein ganzes Vertrauen ſetzte, niedrig behandelt wird. Ja es iſt mir höchſt wahrſcheinlich, daß man bei der Uebergabe der Stadt, die wol nicht lange verzögert werden kann, ſolche Leute den Unſrigen überliefert oder überläßt. Mögen ſie doch alsdann ihren Lohn dahinnehmen, mögen ſie alsdann die Züchtigung empfinden, die ſie verdienen, ich mag ſie ſo unparteiiſch richten, als ich kann.“

„Unparteiiſch!“ rief Karl mit Heftigkeit aus; „wenn ich doch dies Wort nicht wieder ſollte ausſprechen hören! Wie kann man dieſe Menſchen ſo geradezu verdammen? Freilich haben ſie nicht ihre Jugend und ihr Leben zugebracht, in der hergebrachten Form ſich und andern begünſtigten Menſchen zu nützen. Freilich haben ſie nicht die wenigen wohnbaren Zimmer des alten Gebäudes beſeſſen und ſich darinne gepflegt; vielmehr haben

sie die Unbequemlichkeit der vernachlässigten Theile Eures Staatspalastes mehr empfunden, weil sie selbst ihre Tage kümmerlich und gedrückt darin zubringen mußten; sie haben nicht, durch eine mechanisch erleichterte Geschäftigkeit bestochen, dasjenige für gut angesehen, was sie einmal zu thun gewohnt waren; freilich haben sie nur im Stillen der Einseitigkeit, der Unordnung, der Lässigkeit, der Ungeschicklichkeit zusehen können, womit Eure Staatsleute sich noch Ehrfurcht zu erwerben glauben; freilich haben sie nur heimlich wünschen können, daß Mühe und Genuß gleicher ausgetheilt sein möchten. Und wer wird leugnen, daß unter ihnen nicht wenigstens einige wohldenkende und tüchtige Männer sich befinden, die, wenn sie auch in diesem Augenblicke das Beste zu bewirken nicht im Stande sind, doch durch ihre Vermittlung das Uebel zu lindern und ein künftiges Gutes vorzubereiten das Glück haben. Und da man Solche darunter zählt, wer wird sie nicht bedauern, wenn der Augenblick naht, der sie ihrer Hoffnungen vielleicht auf immer berauben soll!"

Der Geheimerath scherzte darauf mit einiger Bitterkeit über junge Leute, die einen Gegenstand zu idealisiren geneigt seien; Karl schonte dagegen Diejenigen nicht, welche nur nach alten Formen denken könnten und, was dahinein nicht passe, nothwendig verwerfen müßten.

Durch mehreres Hin- und Wiederreden ward das Gespräch immer heftiger, und es kam von beiden Seiten Alles zur Sprache, was im Laufe dieser Jahre so manche gute Gesellschaft entzweit hatte. Vergebens suchte die Baronesse, wo nicht einen Frieden, doch wenigstens einen Stillstand zuwege zu bringen; selbst der Geheimerätin, die als ein liebenswürdiges Weib einige Herrschaft über Karl's Gemüth sich erworben hatte, gelang es nicht, auf ihn zu wirken, um so weniger, als ihr Gemahl fortfuhr, treffende Pfeile auf Jugend und Unerfahrenheit loszudrücken und über die besondere Neigung der Kinder, mit dem Feuer zu spielen, das sie doch nicht regieren könnten, zu spotten.

Karl, der sich im Zorn nicht mehr kannte, hielt mit dem Geständniß nicht zurück, daß er den französischen Waffen alles Glück wünsche, und daß er jeden Deutschen auffordere, der alten Sklaverei ein Ende zu machen, daß er von der französischen Nation überzeugt sei, sie werde die edlen Deutschen, die sich für sie erklärt, zu schätzen wissen, als die Zögen ansehn und behandeln und nicht etwa aufopfern oder ihrem Schicksale überlassen, sondern sie mit Ehren, Gutern und Zutrauen überhäufen.

Der Geheimerath behauptete dagegen, es ſei lächerlich, zu denken, daß die Franzoſen nur irgend einen Augenblick bei einer Kapitulation oder ſonſt für ſie verlieren würden; vielmehr würden dieſe Leute gewiß in die Hände der Fürſten fallen, und er hoffte, ſie Alle gehangen zu ſehen.

Dieſe Drohung hielt Karl nicht aus und rief vielmehr, er hoffe, daß die Guillotine auch in Deutſchland eine geſegnete Ernte finden und kein ſchuldiges Haupt verfehlen werde. Dazu fügte er einige ſehr ſtarke Vorwürfe, welche den Geheimerath perſönlich trafen und in jedem Sinne beleidigend waren.

„So muß ich denn wol," ſagte der Geheimerath, „mich aus einer Geſellſchaft entfernen, in der nichts, was ſonſt achtungswerth ſchien, mehr geehrt wird. Es thut mir leid, daß ich zum zweiten Mal, und zwar durch einen Landsmann, vertrieben werde; aber ich ſehe wol, daß von Dieſem weniger Schonung als von den Reufranken zu erwarten iſt, und ich finde wieder die alte Erfahrung beſtätigt, daß es beſſer ſei, den Türken als den Renegaten in die Hände zu fallen."

Mit dieſen Worten ſtand er auf und ging aus dem Zimmer; ſeine Gemahlin folgte ihm; die Geſellſchaft ſchwieg. Die Baroneſſe gab mit einigen, aber ſtarken Ausdrücken ihr Mißvergnügen zu erkennen; Karl ging im Saale auf und ab. Die Geheimeräthin kam weinend zurück und erzählte, daß ihr Gemahl einpacken laſſe und ſchon Pferde beſtellt habe. Die Baroneſſe ging zu ihm, ihn zu bereden; indeſſen weinten die Fräulein und küßten ſich und waren äußerſt betrübt, daß ſie ſich ſo ſchnell und unerwartet von einander trennen ſollten. Die Baroneſſe kam zurück; ſie hatte nichts ausgerichtet. Man fing an, nach und nach Alles zuſammenzutragen, was den Fremden gehörte. Die traurigen Augenblicke des Losloſens und Scheidens wurden ſehr lebhaft empfunden. Mit den letzten Käſtchen und Schachteln verſchwand alle Hoffnung. Die Pferde kamen, und die Thränen floſſen reichlicher.

Der Wagen fuhr fort, und die Baroneſſe ſah ihm nach; die Thränen ſtanden ihr in den Augen. Sie trat vom Fenſter zurück und ſetzte ſich an den Stickrahmen. Die ganze Geſellſchaft war ſtill, ja verlegen; beſonders äußerte Karl ſeine Unruhe, indem er, in einer Ecke ſitzend, ein Buch durchblätterte und manchmal drüber weg nach ſeiner Tante ſah. Endlich ſtand er auf und nahm ſeinen Hut, als wenn er weggehen wollte; allein in der Thüre kehrte er um, trat an den Rahmen

und sagte mit edler Fassung: „Ich habe Sie beleidigt, liebe Tante, ich habe Ihnen Verdruß verursacht; verzeihen Sie meine Uebereilung! Ich erkenne meinen Fehler und fühl' ihn tief."

„Ich kann verzeihen," antwortete die Baronesse, „ich werde keinen Groll gegen Dich hegen, weil Du ein edler guter Mensch bist; aber Du kannst nicht wieder gut machen, was Du verdorben hast. Ich entbehre durch Deine Schuld in diesen Augenblicken die Gesellschaft einer Freundin, die ich seit langer Zeit zum ersten Mal wiedersah, die mir das Unglück selbst wieder zuführte, und in deren Umgang ich manche Stunde das Unheil vergaß, das uns traf und das uns bedroht. Sie, die schon lange auf einer ängstlichen Flucht herumgetrieben wird und sich kaum wenige Tage in Gesellschaft von geliebten alten Freunden in einer bequemen Wohnung, an einem angenehmen Orte erholt, muß schon wieder flüchtig werden, und die Gesellschaft verliert dabei die Unterhaltung ihres Gatten, der, so wunderlich er auch in manchen Stücken sein mag, doch ein trefflicher, rechtschaffener Mann ist und ein unerschöpfliches Archiv von Menschen- und Welt-Kenntniß, von Begebenheiten und Verhältnissen mit sich führt, die er auf eine leichte, glückliche und angenehme Weise mitzutheilen versteht. Um diesen vielfachen Genuß bringt uns Deine Heftigkeit; wodurch kannst Du ersetzen, was wir verlieren?"

Karl. Schonen Sie mich, liebe Tante! Ich fühle meinen Fehler schon lebhaft genug; lassen Sie mich die Folgen nicht so deutlich einsehen!

Baronesse. Betrachte sie vielmehr so deutlich als möglich! Hier kann nicht von Schonen die Rede sein, es ist nur die Frage, ob Du Dich überzeugen kannst. Denn nicht das erste Mal begehst Du diesen Fehler, und es wird das letzte Mal nicht sein. O Ihr Menschen, wird die Noth, die Euch unter ein Dach, in eine enge Hütte zusammendrängt, Euch nicht duldsam gegen einander machen? Ist es an den ungeheuren Begebenheiten nicht genug, die auf Euch und die Eurigen unaufhaltsam losdringen? Könnt Ihr so nicht an Euch selbst arbeiten und Euch mäßig und vernünftig gegen Diejenigen betragen, die Euch im Grunde nichts nehmen, nichts rauben wollen? Müssen denn Eure Gemüther nur so blind und unaufhaltsam wirken und dreinschlagen wie die Weltbegebenheiten, ein Gewitter oder ein ander Naturphänomen?

Karl antwortete nichts, und der Hofmeister kam von dem

Fenſter, wo er bisher geſtanden, auf die Baroneſſe zu und ſagte: „Er wird ſich beſſern, dieſer Fall ſoll ihm, ſoll uns Allen zur Warnung dienen. Wir wollen uns täglich prüfen, wir wollen den Schmerz, den Sie empfunden haben, uns vor Augen ſtellen, wir wollen auch zeigen, daß wir Gewalt über uns haben."

Baroneſſe. Wie leicht doch Männer ſich überreden können, beſonders in dieſem Punkte! Das Wort Herrſchaft iſt ihnen ein ſo angenehmes Wort, und es klingt ſo vornehm, ſich ſelbſt beherrſchen zu wollen. Sie reden gar zu gerne davon und möchten uns glauben machen, es ſei wirklich auch in der Ausübung Ernſt damit; und wenn ich doch nur einen Einzigen in meinem Leben geſehen hätte, der auch nur in der geringſten Sache ſich zu beherrſchen im Stande geweſen wäre! Wenn ihnen etwas gleichgiltig iſt, dann ſtellen ſie ſich gewöhnlich ſehr ernſthaft, als ob ſie es mit Mühe entbehrten, und was ſie heftig wünſchen, wiſſen ſie ſich ſelbſt und Andern als vortrefflich, nothwendig, unvermeidlich und unentbehrlich vorzuſtellen. Ich wüßte auch nicht Einen, der auch nur der geringſten Entſagung fähig wäre.

Hofmeiſter. Sie ſind heften ungerecht, und ich habe Sie noch niemals ſo von Verdruß und Leidenſchaft überwältigt geſehen als in dieſem Augenblick.

Baroneſſe. Ich habe mich dieſer Leidenſchaft wenigſtens nicht zu ſchämen. Wenn ich mir meine Freundin in ihrem Reiſewagen, auf unbequemen Wegen, mit Thränen an verletzte Gaſtfreundſchaft ſich zurückerinnernd denke, ſo möcht' ich Euch Allen von Herzen gram werden.

Hofmeiſter. Ich habe Sie in den größten Uebeln nicht ſo bewegt und ſo heftig geſehen als in dieſem Augenblick.

Baroneſſe. Ein kleines Uebel, das auf die größeren folgt, erfüllt das Maaß; und dann iſt es wol kein kleines Uebel, eine Freundin zu entbehren.

Hofmeiſter. Beruhigen Sie Sich und vertrauen Sie uns Allen, daß wir uns beſſern, daß wir das Mögliche thun wollen, Sie zu befriedigen!

Baroneſſe. Keineswegs! Es ſoll mir Keiner von Euch ein Vertrauen ablocken; aber fordern will ich künftig von Euch, befehlen will ich in meinem Hauſe.

„Fordern Sie nur, befehlen Sie nur!" rief Karl, „und Sie ſollen Sich über unſern Ungehorſam nicht zu beſchweren haben."

„Nun, meine Strenge wird ſo arg nicht ſein,“ verſetzte lächelnd die Baroneſſe, indem ſie ſich zuſammennahm; „ich mag nicht gerne befehlen, beſonders ſo freigeſinnten Menſchen; aber einen Rath will ich geben, und eine Bitte will ich hinzufügen.“

Hofmeiſter. Und beides ſoll uns ein unverbrüchliches Geſetz ſein.

Baroneſſe. Es wäre thöricht, wenn ich das Intereſſe abzulenken gedächte, das Jedermann an den großen Weltbegebenheiten nimmt, deren Opfer wir leider ſelbſt ſchon geworden ſind. Ich kann die Geſinnungen nicht ändern, die bei einem Jeden nach ſeiner Denkweiſe entſtehen, ſich befeſtigen, ſtreben und wirken, und es wäre ebenſo thöricht als grauſam, zu verlangen, daß er ſie nicht mittheilen ſollte. Aber das kann ich von dem Zirkel erwarten, in dem ich lebe, daß Gleichgeſinnte ſich im Stillen zu einander fügen und ſich angenehm unterhalten, indem der Eine dasjenige ſagt, was der Andere ſchon denkt. Auf Euern Zimmern, auf Spaziergängen und wo ſich Uebereindenkende treffen, eröffne man ſeinen Buſen nach Luſt, man lehne ſich auf dieſe oder jene Meinung, ja man genieße recht lebhaft die Freud einer leidenſchaftlichen Ueberzeugung! Aber, Kinder, in Geſellſchaft laßt uns nicht vergeſſen, wieviel wir ſonſt ſchon, ehe alle dieſe Sachen zur Sprache kamen, um geſellig zu ſein, von unſern Eigenheiten aufopfern mußten, und daß Jeder, ſo lange die Welt ſtehen wird, um geſellig zu ſein, wenigſtens äußerlich ſich wird bequemen müſſen. Ich fordere Euch alſo nicht im Namen der Tugend, ſondern im Namen der gemeinſten Höflichkeit auf, mir und Andern in dieſen Augenblicken das zu leiſten, was Ihr von Jugend auf, ich darf faſt ſagen, gegen einen Jeden beobachtet habt, der Euch auf der Straße begegnete.

„Ueberhaupt,“ fuhr die Baroneſſe fort, „weiß ich nicht, wie wir geworden ſind, wohin auf einmal jede geſellige Bildung verſchwunden iſt. Wie ſehr hütete man ſich ſonſt, in der Geſellſchaft irgend etwas zu berühren, was Einem oder dem Andern unangenehm ſein konnte! Der Proteſtant vermied in Gegenwart von Katholiken, irgend eine Ceremonie lächerlich zu finden; der eifrigſte Katholik ließ den Proteſtanten nicht merken, daß die alte Religion eine größere Sicherheit ewiger Seligkeit gewähre. Man unterließ vor den Augen einer Mutter, die ihren Sohn verloren hatte, ſich ſeiner Kinder lebhaft zu

freuen, und Jeder fühlte ſich verlegen, wenn ihm ein ſolches unbedachtſames Wort entwicht war, jeder Umſtehende ſuchte das Verſehen wieder gut zu machen. — und thun wir nicht jetzo gerade das Gegentheil von allem Dieſem? Wir ſuchen recht eifrig jede Gelegenheit, wo wir etwas vorbringen können, das den Andern verdrießt und ihn aus ſeiner Faſſung bringt. O laßt uns künftig, meine Kinder und Freunde, wieder zu jener Art zu ſein zurückkehren! Wir haben bisher ſchon manches Traurige erlebt — und vielleicht verkündigt uns bald der Rauch bei Tage und die Flammen bei Nacht den Untergang unſrer Wohnungen und unſrer zurückgelaſſenen Beſitzthümer. Laßt uns auch dieſe Nachrichten nicht mit Heftigkeit in die Geſellſchaft bringen! Laßt uns dasjenige nicht durch öftere Wiederholung tiefer in die Seele prägen, was uns in der Stille ſchon Schmerzen genug erregt!

„Als Euer Vater ſtarb, habt Ihr mir wol mit Worten und Zeichen dieſen unerſetzlichen Verluſt bei jedem Anlaß erneuert? Habt Ihr nicht Alles, was ſein Andenken zur Unzeit wieder hervorrufen konnte, zu vermeiden und durch Eure Liebe, Eure ſtillen Bemühungen und Eure Gefälligkeit das Gefühl jenes Verluſtes zu lindern und die Wunde zu heilen geſucht? Haben wir jetzt nicht Alle nöthiger, eben jene geſellige Schonung auszuüben, die oft mehr wirkt als eine wohlmeinende, aber rohe Hilfe, jetzt, da nicht etwa in der Mitte von Glücklichen ein oder der andere Zufall Dieſen oder Jenen verletzt, deſſen Unglück von dem allgemeinen Wohlbefinden bald wieder verſchlungen wird, ſondern wo unter einer ungeheuren Anzahl Unglücklicher kaum Wenige, entweder durch Natur oder Bildung, einer zufälligen oder künſtlichen Zufriedenheit genießen."

Karl. Sie haben uns nun genug erniedrigt, liebe Tante; wollen Sie uns nicht wieder die Hand reichen?

Baroneſſe. Hier iſt ſie mit der Bedingung, daß Ihr Luſt habt, Euch von ihr leiten zu laſſen. Rufen wir eine Amneſtie aus! Man kann ſich jetzt nicht geſchwind genug dazu entſchließen.

In dem Augenblicke traten die übrigen Frauenzimmer, die ſich nach dem Abſchiede noch recht herzlich ausgeweint hatten, herein und konnten ſich nicht bezwingen, Vetter Karln freundlich anzuſehen.

„Kommt her, Ihr Kinder," rief die Baroneſſe; „wir haben eine ernſthafte Unterredung gehabt, die, wie ich hoffe, Friede

und Einigkeit unter uns herſtellen und den guten Ton, den wir eine Zeit lang vermiſſen, wieder unter uns einführen ſoll; vielleicht haben wir nie nöthiger gehabt, uns an einander zu ſchließen und, wäre es auch nur wenige Stunden des Tages, uns zu zerſtreuen. Laßt uns dahin übereinkommen, daß wir, wenn wir beiſammen ſind, gänzlich alle Unterhaltung über das Intereſſe des Tages verbannen. Wie lange haben wir belehrende und aufmunternde Geſpräche entbehrt, wie lange haſt Du uns, lieber Karl, nichts von fernen Landen und Reichen erzählt, von deren Beſchaffenheit, Einwohnern, Sitten und Gebräuchen Du ſo ſchöne Kenntniſſe haſt! Wie lange haben Sie (ſo redete ſie den Hofmeiſter an) die alte und neue Geſchichte, die Vergleichung der Jahrhunderte und einzelner Menſchen ſchweigen laſſen! Wo ſind die ſchönen und zierlichen Gedichte geblieben, die ſonſt ſo oft aus den Briefſtaſchen unſrer jungen Frauenzimmer zur Freude der Geſellſchaft hervorkamen? Wohin haben ſich die unbefangenen philoſophiſchen Betrachtungen verloren? Iſt die Luſt gänzlich verſchwunden, mit der Ihr von Euren Spaziergängen einen merkwürdigen Stein, eine uns wenigſtens unbekannte Pflanze, ein ſeltſames Inſekt zurückbrachtet und dadurch Gelegenheit gabt, über den großen Zuſammenhang aller vorhandenen Geſchöpfe wenigſtens angenehm zu träumen? Laßt alle dieſe Unterhaltungen, die ſich ſonſt ſo freiwillig darbeten, durch eine Verabredung, durch Verlan, durch ein Geſetz wieder bei uns eintreten, bietet alle Eure Kräfte auf, lehrreich, nützlich und beſonders geſellig zu ſein; und das Alles werden wir — und noch weit mehr als jetzt benöthigt ſein, wenn auch Alles völlig drunter und drüber gehen ſollte. Kinder, verſprecht mir das!"

Sie verſprachen es mit Lebhaftigkeit.

„Und nun geht! Es iſt ein ſchöner Abend; genieße ihn Jeder nach ſeiner Weiſe, und laßt uns beim Nachteſſen ſeit langer Zeit zum erſten Mal die Früchte einer freundſchaftlichen Unterhaltung genießen!"

So ging die Geſellſchaft aus einander; nur Fräulein Luiſe blieb bei der Mutter ſitzen; ſie konnte den Verdruß, ihre Gabrielle verloren zu haben, nicht ſo bald vergeſſen und ließ Karln, der ſie zum Spaziergange einlud, auf eine ſehr ſchnippiſche Weiſe abfahren. So waren Mutter und Tochter eine Zeit lang ſtill neben einander geblieben, als der Geiſtliche hereintrat, der von einem langen Spaziergange zurückkam und von dem, was in der

Gesellschaft vorgekommen war, nichts erfahren hatte. Er legte Hut und Stock ab, ließ sich nieder und wollte eben etwas erzählen; Fräulein Luise aber, als wenn sie ein angefangenes Gespräch mit ihrer Mutter fortsetzte, fiel ihm die Rede mit folgenden Worten ab:

„Manchen Personen wird denn doch das Gesetz, das eben beliebt worden ist, ziemlich unbequem sein. Schon wenn wir sonst auf dem Lande wohnten, hat es manchmal an Stoff zur Unterredung gemangelt; denn da war nicht so täglich wie in der Stadt ein armes Mädchen zu verleumden, ein junger Mensch verdächtig zu machen; aber doch hatte man bisher noch die Ausflucht, von ein paar großen Nationen alberne Streiche zu erzählen, die Deutschen wie die Franzosen lächerlich zu finden und bald Diesen, bald Jenen zum Jakobiner und Klubbisten zu machen. Wenn nun auch diese Quelle versiegt wird, so werden wir manche Personen wol stumm in unsrer Mitte sehen."

„Ist dieser Anfall etwa auf mich gerichtet, mein Fräulein?" fing der Alte lächelnd an; „nun, Sie wissen, daß ich mich glücklich schätze, manchmal ein Opfer für die übrige Gesellschaft zu werden. Denn gewiß, indem Sie bei jeder Unterhaltung Ihrer fürtrefflichen Erzieherin Ehre machen, und Sie Jedermann angenehm, liebenswürdig und gefällig findet, so scheinen Sie einem kleinen bösen Geist, der in Ihnen wohnt, und über den Sie nicht ganz Herr werden können, für mancherlei Zwang, den Sie ihm anthun, auf meine Unkosten gewöhnlich einige Entschädigung zu verschaffen. Sagen Sie mir, gnädige Frau," fuhr er fort, indem er sich gegen die Baronesse wandte, „was ist in meiner Abwesenheit vorgegangen, und was für Gespräche sind aus unserm Zirkel ausgeschlossen?"

Die Baronesse unterrichtete ihn von Allem, was vorgefallen war. Aufmerksam hörte er zu und versetzte sodann: „Es dürfte auch nach dieser Einrichtung manchen Personen nicht unmöglich sein, die Gesellschaft zu unterhalten und vielleicht besser und sichrer als Andere."

„Wir wollen es erleben," sagte Luise.

„Dieses Gesetz," fuhr er fort, „enthält nichts Beschwerliches für jeden Menschen, der sich mit sich selbst zu beschäftigen wußte; vielmehr wird es ihm angenehm sein, indem er dasjenige, was er sonst gleichsam verstohlen trieb, in die Gesellschaft bringen darf. Denn nehmen Sie mir nicht übel, Fräulein, wer bildet denn die Neuigkeitsträger, die Aufpasser und Verleumder als die Gesellschaft? Ich habe selten bei einer Lektüre, bei irgend

einer Darstellung interessanter Materien, die Geist und Herz beleben sollten, einen Zirkel so aufmerksam und die Seelenkräfte so thätig gesehen, als wenn irgend etwas Neues und zwar eben etwas, das einen Mitbürger oder eine Mitbürgerin herunterseht, vorgetragen wurde. Fragen Sie Sich selbst und fragen Sie viele Andere, was giebt einer Begebenheit den Reiz? Nicht ihre Wichtigkeit, nicht der Einfluß, den sie hat, sondern die Neuheit. Nur das Neue scheint gewöhnlich wichtig, weil es ohne Zusammenhang Verwunderung erregt und unsere Einbildungskraft einen Augenblick in Bewegung sept, unser Gefühl nur leicht berührt und unsern Verstand völlig in Ruhe läßt. Jeder Mensch kann ohne die mindeste Rückkehr auf sich selbst an Allem, was neu ist, lebhaften Antheil nehmen; ja, da eine Folge von Neuigkeiten immer von einem Gegenstande zum andern fortreißt, so kann der großen Menschenmasse nichts willkommener sein als ein solcher Anlaß zu ewiger Zerstreuung und eine solche Gelegenheit, Tücke und Schadenfreude auf eine bequeme und immer sich erneuernde Weise auszulassen."

„Nun!" rief Luise, „es scheint, Sie wissen Sich zu helfen; sonst ging es über einzelne Personen her, jetzt soll es das ganze menschliche Geschlecht entgelten."

„Ich verlange nicht, daß Sie jemals billig gegen mich sein sollen," versetzte Jener; „aber so viel muß ich Ihnen sagen, wir Andern, die wir von der Gesellschaft abhängen, müssen uns nach ihr bilden und richten, ja wir dürfen eher etwas thun, das ihr zuwider ist, als was ihr lästig wäre, und lästiger ist ihr in der Welt nichts, als wenn man sie zum Nachdenken und zu Betrachtungen auffordert. Alles, was dahin zielt, muß man ja vermeiden und allenfalls das im Stillen für sich vollbringen, was bei jeder öffentlichen Versammlung verjagt ist."

„Für Sich im Stillen mögen Sie wol allenfalls manche Flasche Wein ausgetrunken und manche schöne Stunde des Tages verschlafen haben," fiel Luise ihm ein.

„Ich habe nie," fuhr der Alte fort, „auf das, was ich thue, viel Werth gelegt; denn ich weiß, daß ich gegen andere Menschen ein großer Faulenzer bin; indessen hab' ich doch eine Sammlung gemacht, die vielleicht eben jetzt dieser Gesellschaft, wie sie gestimmt ist, manche angenehme Stunde verschaffen könnte."

„Was ist es für eine Sammlung?" fragte die Baronesse.

„Gewiß nichts weiter als eine skandalöse Chronik," setzte Luise hinzu.

„Sie irren Sich," sagte der Alte.

„Wir werden sehen," versetzte Luise.

„Laß ihn ausreden," sagte die Baronesse, „und überhaupt gewöhne Dir nicht an, Einem, der es auch zum Scherze leiden mag, hart und unfreundlich zu begegnen! Wir haben nicht Ursache, den Unarten, die in uns stecken, auch nur im Scherze Nahrung zu geben. Sagen Sie mir, mein Freund, worin besteht Ihre Sammlung? Wird sie zu unsrer Unterhaltung dienlich und schicklich sein? Ist sie schon lange angefangen? Warum haben wir noch nichts davon gehört?"

„Ich will Ihnen hierüber Rechenschaft geben," versetzte der Alte. „Ich lebe schon lange in der Welt und habe immer gern auf das Acht gegeben, was diesem oder jenem Menschen begegnet. Zur Uebersicht der großen Geschichte fühl' ich weder Kraft noch Muth, und die einzelnen Weltbegebenheiten verwirren mich; aber unter den vielen Privatgeschichten, wahren und falschen, mit denen man sich im Publikum trägt, die man sich insgeheim einander erzählt, giebt es manche, die noch einen reinern, schönern Reiz haben als den Reiz der Neuheit, manche, die durch eine geistreiche Wendung uns immer zu erheitern Anspruch machen, manche, die uns die menschliche Natur und ihre inneren Verborgenheiten auf einen Augenblick eröffnen, andere wieder, deren sonderbare Albernheiten uns ergetzen. Aus der großen Menge, die im gemeinen Leben unsere Aufmerksamkeit und unsere Bosheit beschäftigen, und die ebenso gemein sind als die Menschen, denen sie begegnen oder die sie erzählen, habe ich diejenigen gesammelt, die mir nur irgend einen Charakter zu haben schienen, die meinen Verstand, die mein Gemüth berührten und beschäftigten, und die mir, wenn ich wieder daran dachte, einen Augenblick reiner und ruhiger Heiterkeit gewährten."

„Ich bin sehr neugierig," sagte die Baronesse, „zu hören, von welcher Art Ihre Geschichten sind, und was sie eigentlich behandeln."

„Sie können leicht denken," versetzte der Alte, „daß von Prozessen und Familienangelegenheiten nicht öfters die Rede sein wird. Diese haben meistentheils nur ein Interesse für Die, welche damit geplagt sind."

Luise. Und was enthalten sie denn?

Der Alte. Sie behandeln, ich will es nicht leugnen, ge-

wöhnlich die Empfindungen, wodurch Männer und Frauen verbunden oder entzweiet, glücklich oder unglücklich gemacht, öfter aber verwirrt als aufgeklärt werden.

Luiſe. So? Alſo wahrſcheinlich eine Sammlung lüſterner Späße geben Sie uns für eine feine Unterhaltung? Sie verzeihen mir, Mama, daß ich dieſe Bemerkung mache! Sie liegt ſo ganz nahe, und die Wahrheit wird man doch ſagen dürfen.

Der Alte. Sie ſollen, hoffe ich, nichts, was ich lüſtern nennen würde, in der ganzen Sammlung finden.

Luiſe. Und was nennen Sie denn ſo?

Der Alte. Ein lüſternes Geſpräch, eine lüſterne Erzählung ſind mir unerträglich. Denn ſie ſtellen uns etwas Gemeines, etwas, das der Rede und Aufmerkſamkeit nicht werth iſt, als etwas Beſonderes, als etwas Reizendes vor und erregen eine falſche Begierde, anſtatt den Verſtand angenehm zu beſchäftigen. Sie verhüllen das, was man entweder ohne Schleier anſehen, oder wovon man ganz ſeine Augen wegwenden ſollte.

Luiſe. Ich verſtehe Sie nicht. Sie werden uns doch Ihre Geſchichten wenigſtens mit einiger Zierlichkeit vortragen wollen? Sollten wir uns denn etwa mit plumpen Späßen die Ohren beleidigen laſſen? Es ſoll wol eine Mädchenſchule werden, und Sie wollen noch Dank dafür verlangen?

Der Alte. Keins von beiden. Denn ernſtlich, erfahren werden Sie nichts Neues, beſonders da ich ſchon ſeit einiger Zeit bemerke, daß Sie gewiſſe Rezenſionen in den gelehrten Zeitungen niemals überſchlagen.

Luiſe. Sie werden anzüglich.

Der Alte. Sie ſind Braut, und ich entſchuldige Sie gerne. Ich muß Ihnen aber nur zeigen, daß ich auch Pfeile habe, die ich gegen Sie brauchen kann.

Baroneſſe. Ich ſehe wol, wo Sie hinauswollen; machen Sie es aber auch ihr begreiflich!

Der Alte. Ich müßte nur wiederholen, was ich zu Anfange des Geſprächs ſchon geſagt habe; es ſcheint aber nicht, daß ſie den guten Willen hat, aufzumerken.

Luiſe. Was braucht's da guten Willen und viele Worte! Man mag es beſehen, wie man will, ſo werden es ſkandalöſe Geſchichten ſein, auf eine oder die andere Weiſe ſkandalös, und weiter nichts.

Der Alte. Soll ich wiederholen, mein Fräulein, daß dem

wohldenkenden Menschen nur dann etwas skandalös vorkomme, wenn er Bosheit, Uebermuth, Lust zu schaden, Widerwillen zu helfen bemerkt, daß er davon sein Auge wegwendet, dagegen aber kleine Fehler und Mängel lustig findet und besonders mit seiner Betrachtung gern bei Geschichten verweilt, wo er den guten Menschen in leichtem Widerspruch mit sich selbst, seinen Begierden und seinen Vorsätzen findet, wo alberne und auf ihren Werth eingebildete Thoren beschämt, zurechtgewiesen oder betrogen werden, wo jede Anmaßung auf eine natürliche, ja auf eine zufällige Weise bestraft wird, wo Vorsätze, Wünsche und Hoffnungen bald gestört, aufgehalten und vereitelt, bald unerwartet angenähert, erfüllt und bestätigt werden. Da, wo der Zufall mit der menschlichen Schwäche und Unzulänglichkeit spielt, hat er am Liebsten seine stille Betrachtung, und keiner seiner Helden, deren Geschichten er bewahrt, hat von ihm weder Tadel zu besorgen, noch Lob zu erwarten.

Baronesse. Ihre Einleitung erregt den Wunsch, bald ein Probestück zu hören. Ich wüßte doch nicht, daß in unserm Leben (und wir haben doch die meiste Zeit in einem Kreise zugebracht) Vieles geschehen wäre, das man in eine solche Sammlung aufnehmen könnte.

Der Alte. Es kommt freilich Vieles auf die Beobachter an, und was für eine Seite man den Sachen abzugewinnen weiß; aber ich will freilich nicht leugnen, daß ich auch aus alten Büchern und Traditionen Manches aufgenommen habe. Sie werden mitunter alte Bekannte vielleicht nicht ungern in einer neuen Gestalt wieder antreffen. Aber eben dieses giebt mir den Vortheil, den ich auch nicht aus den Händen lassen werde: — Man soll keine meiner Geschichten deuten!

Luise. Sie werden uns doch nicht verwehren, unsre Freunde und Nachbarn wiederzukennen und, wenn es uns beliebt, das Räthsel zu entziffern.

Der Alte. Keineswegs. Sie werden mir aber auch dagegen erlauben, in einem solchen Falle einen alten Folianten hervorzuziehen, um zu beweisen, daß diese Geschichte schon vor einigen Jahrhunderten geschehen oder erfunden worden. Ebenso werden Sie mir erlauben, heimlich zu lächeln, wenn eine Geschichte für ein altes Märchen erklärt wird, die unmittelbar in unserer Nähe vorgegangen ist, ohne daß wir sie eben gerade in dieser Gestalt wiedererkennen.

Luise. Man wird mit Ihnen nicht fertig; es ist das Beste,

wir machen Friede für diesen Abend, und Sie erzählen uns noch geschwind ein Stückchen zur Probe.

Der Alte. Erlauben Sie, daß ich Ihnen hierin ungehorsam sein darf! Diese Unterhaltung wird für die versammelte Gesellschaft aufgespart. Wir dürfen ihr nichts entziehen, und ich sage voraus: Alles, was ich vorzubringen habe, hat keinen Werth an sich. Wenn aber die Gesellschaft nach einer ernsthaften Unterhaltung auf eine kurze Zeit ausruhen, wenn sie sich, von manchem Guten schon gesättigt, nach einem leichten Nachtische umsiehet, alsdann werd' ich bereit sein und wünsche, daß das, was ich vorsetze, nicht unschmackhaft befunden werde.

Baronesse. Wir werden uns denn schon bis morgen gedulden müssen.

Luise. Ich bin höchst neugierig, was er vorbringen wird.

Der Alte. Das sollten Sie nicht sein, Fräulein! Denn gespannte Erwartung wird selten befriedigt.

Abends nach Tische, als die Baronesse zeitig in ihr Zimmer gegangen war, blieben die Uebrigen beisammen und sprachen über mancherlei Nachrichten, die eben einliefen, über Gerüchte, die sich verbreiteten. Man war dabei, wie es gewöhnlich in solchen Augenblicken zu geschehen pflegt, in Zweifel, was man glauben, und was man verwerfen sollte.

Der alte Hausfreund sagte darauf: „Ich finde am Bequemsten, daß wir dasjenige glauben, was uns angenehm ist, ohne Umstände das verwerfen, was uns unangenehm wäre, und daß wir übrigens wahr sein lassen, was wahr sein kann."

Man machte die Bemerkung, daß der Mensch auch gewöhnlich so verfahre, und durch einige Wendung des Gesprächs kam man auf die entschiedene Neigung unsrer Natur, das Wunderbare zu glauben. Man redete vom Romanhaften, vom Geisterhaften, und als der Alte einige gute Geschichten dieser Art künftig zu erzählen versprach, versetzte Fräulein Luise: „Sie wären recht artig und würden vielen Dank verdienen, wenn Sie uns gleich, da wir eben in der rechten Stimmung beisammen sind, eine solche Geschichte vortrügen; wir würden aufmerksam zuhören und Ihnen dankbar sein."

Ohne sich lange bitten zu lassen, fing der Geistliche darauf mit folgenden Worten an:

„Als ich mich in Neapel aufhielt, begegnete daselbst eine Geschichte, die großes Aufsehen erregte, und worüber die Urtheile sehr verschieden waren. Die Einen behaupteten, sie sei völlig

erſonnen, die Andern, ſie ſei wahr, aber es ſtecke ein Betrug dahinter. Dieſe Partei war wieder unter einander ſelbſt uneinig; ſie ſtritten, wer dabei betrogen haben könnte? Noch Andere behaupteten, es ſei keineswegs ausgemacht, daß geiſtige Naturen nicht ſollten auf Elemente und Körper wirken können, und man müſſe nicht jede wunderbare Begebenheit ausſchließlich entweder für Lüge oder Trug erklären. Nun zur Geſchichte ſelbſt:

Eine Sängerin, Antonelli genannt, war zu meiner Zeit der Liebling des Neapolitaniſchen Publikums. In der Blüthe ihrer Jahre, ihrer Figur, ihrer Talente fehlte ihr nichts, wodurch ein Frauenzimmer die Menge reizt und lockt und eine kleine Anzahl Freunde entzückt und glücklich macht. Sie war nicht unempfindlich gegen Lob und Liebe; allein von Natur mäßig und verſtändig, wußte ſie die Freuden zu genießen, die beide gewähren, ohne dabei aus der Faſſung zu kommen, die ihr in ihrer Lage ſo nöthig war. Alle jungen, vornehmen, reichen Leute drängten ſich zu ihr, nur Wenige nahm ſie auf; und wenn ſie bei der Wahl ihrer Liebhaber meiſt ihren Augen und ihrem Herzen folgte, ſo zeigte ſie doch bei allen kleinen Abenteuern einen feſten, ſichern Charakter, der jeden genauen Beobachter für ſie einnehmen mußte. Ich hatte Gelegenheit, ſie einige Zeit zu ſehen, indem ich mit einem ihrer Begünſtigten in nahem Verhältniſſe ſtand.

Verſchiedene Jahre waren hingegangen; ſie hatte Männer genug kennen gelernt und unter ihnen viele Gecken, ſchwache und unzuverläſſige Menſchen. Sie glaubte bemerkt zu haben, daß ein Liebhaber, der in einem gewiſſen Sinne dem Weibe Alles iſt, gerade da, wo ſie eines Beiſtandes am Nöthigſten bedürfte, bei Vorfällen des Lebens, häuslichen Angelegenheiten, bei augenblicklichen Entſchließungen, meiſtentheils zu nichts wird, wenn er nicht gar ſeiner Geliebten, indem er nur an ſich ſelbſt denkt, ſchadet und aus Eigenliebe ihr das Schlimmſte zu rathen und ſie zu den gefährlichſten Schritten zu verleiten ſich gedrungen fühlt.

Bei ihren bisherigen Verbindungen war ihr Geiſt meiſtentheils unbeſchäftigt geblieben; auch dieſer verlangte Nahrung. Sie wollte endlich einen Freund haben; und kaum hatte ſie dieſes Bedürfniß gefühlt, ſo fand ſich unter Denen, die ſich ihr zu nähern ſuchten, ein junger Mann, auf den ſie ihr Zutrauen warf, und der es in jedem Sinne zu verdienen ſchien.

Es war ein Genueſer, der ſich um dieſe Zeit einiger wichtigen Geſchäfte ſeines Hauſes wegen in Neapel aufhielt. Bei einem ſehr glücklichen Naturell hatte er die ſorgfältigſte Erziehung genoſſen. Seine Kenntniſſe waren ausgebreitet, ſein Geiſt wie ſein Körper vollkommen ausgebildet; ſein Betragen konnte für ein Muſter gelten, wie Einer, der ſich keinen Augenblick vergißt, ſich doch immer in Andern zu vergeſſen ſcheint. Der Handelsgeiſt ſeiner Geburtsſtadt ruhete auf ihm; er ſah das, was zu thun war, im Großen an. Doch war ſeine Lage nicht die glücklichſte; ſein Haus hatte ſich in einige höchſt mißliche Spekulationen eingelaſſen und war in gefährliche Prozeſſe verwickelt. Die Angelegenheiten verwirrten ſich mit der Zeit noch mehr, und die Sorge, die er darüber empfand, gab ihm einen Anſtrich von Traurigkeit, der ihm ſehr wohl anſtand und unſerm jungen Frauenzimmer noch mehr Muth machte, ſeine Freundſchaft zu ſuchen, weil ſie zu fühlen glaubte, daß er ſelbſt einer Freundin bedürfe.

Er hatte ſie bisher nur an öffentlichen Orten und bei Gelegenheit geſehen; ſie vergönnte ihm nunmehr auf ſeine erſte Anfrage den Zutritt in ihrem Hauſe, ja ſie lud ihn recht dringend ein, und er verfehlte nicht, zu kommen.

Sie verſäumte keine Zeit, ihm ihr Zutrauen und ihren Wunſch zu entdecken. Er war verwundert und erfreut über ihren Antrag. Sie bat ihn inſtändig, ihr Freund zu bleiben und keine Anforderungen eines Liebhabers zu machen. Sie eröffnete ihm eine Verlegenheit, in der ſie ſich eben befand, und worüber er bei ſeinen mancherlei Verhältniſſen den beſten Rath geben und die ſchleunigſte Einleitung zu ihrem Vortheil machen konnte. Er vertraute ihr dagegen ſeine Lage, und indem ſie ihn zu erheitern und zu tröſten wußte, indem ſich in ihrer Gegenwart Manches entwickelte, was ſonſt bei ihm nicht ſo früh erwacht wäre, ſchien ſie auch ſeine Rathgeberin zu ſein, und eine wechſelſeitige, auf die edelſte Achtung, auf das ſchönſte Bedürfniß gegründete Freundſchaft hatte ſich in Kurzem zwiſchen ihnen befeſtigt.

Nur leider überlegt man bei Bedingungen, die man eingeht, nicht immer, ob ſie möglich ſind. Er hatte verſprochen, nur Freund zu ſein, keine Anſprüche auf die Stelle eines Liebhabers zu machen, und doch konnte er ſich nicht leugnen, daß ihm die von ihr begünſtigten Liebhaber überall im Wege, höchſt zuwider, ja ganz und gar unerträglich waren. Beſonders fiel

es ihm höchſt ſchmerzlich auf, wenn ihn ſeine Freundin von den guten und böſen Eigenſchaften eines ſolchen Mannes oft launig unterhielt, alle Fehler des Begünſtigten genau zu kennen ſchien und doch noch vielleicht ſelbigen Abend gleichſam zum Spott des werthgeſchätzten Freundes in den Armen eines Unwürdigen ausruhte.

Glücklicher oder unglücklicher Weiſe geſchah es bald, daß das Herz der Schönen frei wurde. Ihr Freund bemerkte es mit Vergnügen und ſuchte ihr vorzuſtellen, daß der erledigte Platz ihm vor allen Andern gebühre. Nicht ohne Widerſtand und Widerwillen gab ſie ſeinen Wünſchen Gehör. „Ich fürchte,“ ſagte ſie, „daß ich über dieſe Nachgiebigkeit das Schätzbarſte auf der Welt, einen Freund, verliere.“ Sie hatte richtig geweiſſagt; denn kaum hatte er eine Zeit lang in ſeiner doppelten Eigenſchaft bei ihr gegolten, ſo fingen ſeine Launen an beſchwerlicher zu werden; als Freund forderte er ihre ganze Achtung, als Liebhaber ihre ganze Neigung und als ein verſtändiger und angenehmer Mann unausgeſetzte Unterhaltung. Dies aber war keineswegs nach dem Sinne des lebhaften Mädchens; ſie konnte ſich in keine Aufopferung finden und hatte nicht Luſt, irgend Jemand ausſchließliche Rechte zuzugeſtehen. Sie ſuchte daher auf eine zarte Weiſe ſeine Beſuche nach und nach zu verringern, ihn ſeltner zu ſehen und ihn fühlen zu laſſen, daß ſie um keinen Preis der Welt ihre Freiheit weggebe.

Sobald er es merkte, fühlte er ſich vom größten Unglück betroffen, und leider befiel ihn dieſes Unheil nicht allein; ſeine häuslichen Angelegenheiten fingen an, äußerſt ſchlimm zu werden. Er hatte ſich dabei den Vorwurf zu machen, daß er von früher Jugend an ſein Vermögen als eine unerſchöpfliche Quelle angeſehen, daß er ſeine Handelsangelegenheiten verſäumt, um auf Reiſen und in der großen Welt eine vornehmere und reichere Figur zu ſpielen, als ihm ſeine Geburt und ſein Einkommen geſtatteten. Die Prozeſſe, auf die er ſeine Hoffnung ſetzte, gingen langſam und waren koſtſpielig. Er mußte deshalb einigemal nach Palermo, und während ſeiner letzten Reiſe machte das kluge Mädchen verſchiedene Einrichtungen, um ihrer Haushaltung eine andere Wendung zu geben und ihn nach und nach von ſich zu entfernen. Er kam zurück und fand ſie in einer andern Wohnung, entfernt von der ſeinigen, und ſah den Marcheſe von S., der damals auf die öffentlichen Luſtbarkeiten und Schauſpiele großen Einfluß hatte, vertraulich bei ihr aus-

und eingeben. Dies überwältigte ihn, und er fiel in eine schwere Krankheit. Als die Nachricht davon zu seiner Freundin gelangte, eilte sie zu ihm, sorgte für ihn, richtete seine Aufwartung ein, und als ihr nicht verborgen blieb, daß seine Kasse nicht zum Besten bestellt war, ließ sie eine ansehnliche Summe zurück, die hinreichend war, ihn auf einige Zeit zu beruhigen.

Durch die Anmaßung, ihre Freiheit einzuschränken, hatte der Freund schon viel in ihren Augen verloren; wie ihre Neigung zu ihm abnahm, hatte ihre Aufmerksamkeit auf ihn zugenommen; endlich hatte die Entdeckung, daß er in seinen eigenen Angelegenheiten so unklug gehandelt habe, ihr nicht die günstigsten Begriffe von seinem Verstande und seinem Charakter gegeben. Indessen bemerkte er die große Veränderung nicht, die in ihr vorgegangen war; vielmehr schien ihre Sorgfalt für seine Genesung, die Treue, womit sie halbe Tage lang an seinem Lager aushielt, mehr ein Zeichen ihrer Freundschaft und Liebe als ihres Mitleids zu sein, und er hoffte, nach seiner Genesung in alle Rechte wieder eingesetzt zu werden.

Wie sehr irrte er sich! In dem Maaße, wie seine Gesundheit wiederkam und seine Kräfte sich erneuerten, verschwand bei ihr jede Art von Neigung und Zutrauen, ja er schien ihr so lästig, als er ihr sonst angenehm gewesen war. Auch war seine Laune, ohne daß er es selbst bemerkte, während dieser Begebenheiten höchst bitter und verdrießlich geworden; alle Schuld, die er an seinem Schicksal haben konnte, warf er auf Andere und wußte sich in Allem völlig zu rechtfertigen. Er sah in sich nur einen unschuldig verfolgten, gekränkten, betrübten Mann und hoffte völlige Entschädigung alles Uebels und aller Leiden von einer vollkommenen Ergebenheit seiner Geliebten.

Mit diesen Anforderungen trat er gleich in den ersten Tagen hervor, als er wieder ausgehen und sie besuchen konnte. Er verlangte nichts weniger, als daß sie sich ihm ganz ergeben, ihre übrigen Freunde und Bekannte verabschieden, das Theater verlassen und ganz allein mit ihm und für ihn leben sollte. Sie zeigte ihm die Unmöglichkeit, seine Forderungen zu bewilligen, erst auf eine scherzhafte, dann auf eine ernsthafte Weise, und war leider endlich genöthigt, ihm die traurige Wahrheit, daß ihr Verhältniß gänzlich vernichtet sei, zu gestehen. Er verließ sie und sah sie nicht wieder.

Er lebte noch einige Jahre in einem sehr eingeschränkten Kreise oder vielmehr blos in der Gesellschaft einer alten frommen

Dame, die mit ihm in einem Hauſe wohnte und ſich von wenigen Renten erhielt. In dieſer Zeit gewann er den einen Prozeß und bald darauf den andern; allein ſeine Geſundheit war untergraben, und das Glück ſeines Lebens verloren. Bei einem geringen Anlaß fiel er abermals in eine ſchwere Krankheit; der Arzt kündigte ihm den Tod an. Er vernahm ſein Urteil ohne Widerwillen, nur wünſchte er ſeine ſchöne Freundin noch einmal zu ſehen. Er ſchickte ſeinen Bedienten zu ihr, der ſonſt in glücklichern Zeiten manche günſtige Antwort gebracht hatte. Er ließ ſie bitten; ſie ſchlug es ab. Er ſchickte zum zweiten Mal und ließ ſie beſchwören; ſie beharrte auf ihrem Sinne. Endlich, es war ſchon tief in der Nacht, ſendete er zum dritten Mal; ſie ward bewegt und vertraute mir ihre Verlegenheit; denn ich war eben mit dem Marcheſe und einigen andern Freunden bei ihr zum Abendeſſen. Ich rieth ihr und bat ſie, dem Freunde den letzten Liebesdienſt zu erzeigen; ſie ſchien unentſchloſſen, aber nach einigem Nachdenken nahm ſie ſich zuſammen. Sie ſchickte den Bedienten mit einer abſchläglichen Antwort weg, und er kam nicht wieder.

Wir ſaßen nach Tiſche in einem vertrauten Geſpräch und waren Alle heiter und gutes Muths. Es war gegen Mitternacht, als ſich auf einmal eine klägliche, durchdringende, ängſtliche und lange nachtönende Stimme hören ließ. Wir fuhren zuſammen, ſahen einander an und ſahen uns um, was aus dieſem Abenteuer werden ſollte. Die Stimme ſchien an den Wänden zu verklingen, wie ſie aus der Mitte des Zimmers hervorgedrungen war. Der Marcheſe ſtand auf und ſprang ans Fenſter, und wir Andern bemühten uns um die Schöne, welche ohnmächtig dalag. Sie kam erſt langſam zu ſich ſelbſt. Der eiferſüchtige und heftige Italiener ſah kaum ihre wieder aufgeſchlagenen Augen, als er ihr bittre Vorwürfe machte. „Wenn Sie mit Ihren Freunden Zeichen verabreden," ſagte er, „ſo laſſen Sie doch ſolche weniger auffallend und heftig ſein!" Sie antwortete ihm mit ihrer gewöhnlichen Gegenwart des Geiſtes, daß, da ſie Jedermann und zu jeder Zeit bei ſich zu ſehen das Recht habe, ſie wol ſchwerlich ſolche traurige und ſchreckliche Töne zur Vorbereitung angenehmer Stunden wählen würde.

Und gewiß, der Ton hatte etwas unglaublich Schreckhaftes. Seine langen, nachdröhnenden Schwingungen waren uns Allen in den Ohren, ja in den Gliedern geblieben. Sie war blaß, entſtellt und immer der Ohnmacht nahe; wir mußten die halbe

Nacht bei ihr bleiben. Es ließ ſich nichts weiter hören. Die andere Nacht dieſelbe Geſellſchaft, nicht ſo heiter als Tags vorher, aber doch gefaßt genug, und — um dieſelbige Zeit derſelbe gewaltſame, fürchterliche Ton.

Wir hatten indeſſen über die Art des Schreies und wo er herkommen möchte, unzählige Urtheile gefällt und unſre Vermuthungen erſchöpft. Was ſoll ich weitläufig ſein? So oft ſie zu Hauſe aß, ließ er ſich um dieſelbige Zeit vernehmen und zwar, wie man bemerken wollte, manchmal ſtärker, manchmal ſchwächer. Ganz Neapel ſprach von dieſem Vorfall. Alle Leute des Hauſes, alle Freunde und Bekannte nahmen den lebhafteſten Theil daran, ja die Polizei ward aufgerufen. Man ſtellte Spione und Beobachter aus. Denen auf der Gaſſe ſchien der Klang aus der freien Luft zu entſpringen, und in dem Zimmer hörte man ihn gleichfalls ganz in unmittelbarer Nähe. So oft ſie auswärts aß, vernahm man nichts; ſo oft ſie zu Hauſe war, ließ ſich der Ton hören.

Aber auch außer dem Hauſe blieb ſie nicht ganz von dieſem böſen Begleiter verſchont. Ihre Anmuth hatte ihr den Zutritt in die erſten Häuſer geöffnet. Sie war als eine gute Geſellſchafterin überall willkommen, und ſie hatte ſich, um dem böſen Gaſte zu entgehen, angewöhnt, die Abende außer dem Hauſe zu ſein.

Ein Mann, durch ſein Alter und ſeine Stelle ehrwürdig, führte ſie eines Abends in ſeinem Wagen nach Hauſe. Als ſie vor ihrer Thüre von ihm Abſchied nimmt, entſteht der Klang zwiſchen ihnen Beiden, und man hebt dieſen Mann, der ſo gut wie tauſend Andere die Geſchichte wußte, mehr todt als lebendig in ſeinen Wagen.

Ein andermal fährt ein junger Tenor, den ſie wohl leiden konnte, mit ihr Abends durch die Stadt, eine Freundin zu beſuchen. Er hatte von dieſem ſeltſamen Phänomen reden hören und zweifelte als ein muntrer Knabe an einem ſolchen Wunder. Sie ſprachen von der Begebenheit. „Ich wünſchte doch auch,“ ſagte er, „die Stimme Ihres unſichtbaren Begleiters zu hören; rufen Sie ihn doch auf, wir ſind ja zu Zweien und werden uns nicht fürchten!“ Leichtſinn oder Kühnheit, ich weiß nicht, was ſie vermochte, genug, ſie ruft dem Geiſte, und in dem Augenblicke entſteht mitten im Wagen der ſchmetternde Ton, läßt ſich dreimal ſchnell hinter einander gewaltſam hören und verſchwindet mit einem bänglichen Nachklang. Vor dem Hauſe ihrer Freundin

fand man Beide ohnmächtig im Wagen; nur mit Mühe brachte man ſie wieder zu ſich und vernahm, was ihnen begegnet ſei.

Die Schöne brauchte einige Zeit, ſich zu erholen. Dieſer immer erneuerte Schrecken griff ihre Geſundheit an, und das klingende Geſpenſt ſchien ihr einige Friſt zu verſtatten, ja ſie hoffte ſogar, weil es ſich lange nicht wieder hören ließ, endlich völlig davon befreit zu ſein. Allein dieſe Hoffnung war zu frühzeitig.

Nach geendigtem Karneval unternahm ſie mit einer Freundin und einem Kammermädchen eine kleine Luſtreiſe. Sie wollte einen Beſuch auf dem Lande machen; es war Nacht, ehe ſie ihren Weg vollenden konnten, und da noch am Fuhrwerke etwas zerbrach, mußten ſie in einem ſchlechten Wirthshaus übernachten und ſich ſo gut als möglich einrichten.

Schon hatte die Freundin ſich niedergelegt, und das Kammermädchen, nachdem ſie das Nachtlicht angezündet hatte, wollte eben zu ihrer Gebieterin ins andere Bette ſteigen, als dieſe ſcherzend zu ihr ſagte: „Wir ſind hier am Ende der Welt, und das Wetter iſt abſcheulich; ſollte er uns wol hier finden können?“ Im Augenblick ließ er ſich hören, ſtärker und fürchterlicher als jemals. Die Freundin glaubte nicht anders, als die Hölle ſei im Zimmer, ſprang aus dem Bette, lief, wie ſie war, die Treppe hinunter und rief das ganze Haus zuſammen. Niemand that dieſe Nacht ein Auge zu. Allein es war auch das letzte Mal, daß ſich der Ton hören ließ. Doch hatte leider der ungebetene Gaſt bald eine andere, läſtigere Weiſe, ſeine Gegenwart anzuzeigen.

Einige Zeit hatte er Ruhe gehalten, als auf einmal Abends zur gewöhnlichen Stunde, da ſie mit ihrer Geſellſchaft zu Tiſche ſaß, ein Schuß wie aus einer Flinte oder ſtark geladnen Piſtole zum Fenſter herein fiel. Alle hörten den Knall, Alle ſahen das Feuer; aber bei näherer Unterſuchung fand man die Scheibe ohne die mindeſte Verletzung. Deßungeachtet nahm die Geſellſchaft den Vorfall ſehr ernſthaft, und Alle glaubten, daß man der Schönen nach dem Leben ſtehe. Man eilt nach der Polizei, man unterſucht die benachbarten Häuſer, und da man nichts Verdächtiges findet, ſtellt man darin den andern Tag Schildwachen von oben bis unten. Man durchſucht genau das Haus, worin ſie wohnt; man vertheilt Spione auf der Straße.

Alle dieſe Vorſicht war vergebens. Drei Monate hinter einander fiel in demſelbigen Augenblicke der Schuß durch dieſelbe

Fensterscheibe, ohne das Glas zu verletzen, und, was merkwürdig war, immer genau eine Stunde vor Mitternacht, da doch gewöhnlich in Neapel nach der italienischen Uhr gezählt wird, und Mitternacht daselbst eigentlich keine Epoche macht.

Man gewöhnte sich endlich an diese Erscheinung wie an die vorige und rechnete dem Geiste seine unschädliche Tücke nicht hoch an. Der Schuß fiel manchmal, ohne die Gesellschaft zu erschrecken oder sie in ihrem Gespräch zu unterbrechen.

Eines Abends nach einem sehr warmen Tage öffnete die Schöne, ohne an die Stunde zu denken, das bewußte Fenster und trat mit dem Marchese auf den Balkon. Kaum standen sie einige Minuten draußen, als der Schuß zwischen ihnen beiden durch fiel und sie mit Gewalt rückwärts in das Zimmer schleuderte, wo sie ohnmächtig auf den Boden taumelten. Als sie sich wieder erholt hatten, fühlte er auf der linken, sie aber auf der rechten Wange den Schmerz einer tüchtigen Ohrfeige, und da man sich weiter nicht verletzt fand, gab der Vorfall zu mancherlei scherzhaften Bemerkungen Anlaß.

Von der Zeit an ließ sich dieser Schall im Hause nicht wieder hören, und sie glaubte, nun endlich ganz von ihrem unsichtbaren Verfolger befreit zu sein, als auf einem Wege, den sie des Abends mit einer Freundin machte, ein unvermuthetes Abenteuer sie nochmals auf das Gewaltsamste erschreckte. Ihr Weg ging durch die Chiaja, wo ehemals der geliebte Genuesische Freund gewohnt hatte. Es war heller Mondschein. Eine Dame, die bei ihr saß, fragte: „Ist das nicht das Haus, in welchem der Herr * gestorben ist?“ „Es ist eins von diesen beiden, so viel ich weiß,“ sagte die Schöne, und in dem Augenblicke fiel aus einem dieser beiden Häuser der Schuß und drang durch den Wagen durch. Der Kutscher glaubte angegriffen zu sein und fuhr mit aller möglichen Geschwindigkeit fort. An dem Orte ihrer Bestimmung hob man die beiden Frauen für todt aus dem Wagen.

Aber dieser Schrecken war auch der letzte. Der unsichtbare Begleiter änderte seine Methode, und nach einigen Abenden erklang vor ihren Fenstern ein lautes Händeklatschen. Sie war als beliebte Sängerin und Schauspielerin diesen Schall schon mehr gewohnt. Er hatte an sich nichts Schreckliches, und man konnte ihn eher einem ihrer Bewunderer zuschreiben. Sie gab wenig darauf Acht; ihre Freunde waren aufmerksamer und stellten wie das vorige Mal Posten aus. Sie hörten den Schall,

ſaben aber vor wie nach Niemand, und die Meiſten hofften nun bald auf ein völliges Ende dieſer Erſcheinungen.

Nach einiger Zeit verlor ſich auch dieſer Klang und verwandelte ſich in angenehmere Töne. Sie waren zwar nicht eigentlich melodiſch, aber unglaublich angenehm und lieblich; ſie ſchienen den genaueſten Beobachtern von der Ecke einer Querſtraße herzukommen, im leeren Luftraume bis unter das Fenſter hinzuſchweben und dann dort auf das Sanfteſte zu verklingen. Es war, als wenn ein himmliſcher Geiſt durch ein ſchönes Präludium aufmerkſam auf eine Melodie machen wollte, die er eben vorzutragen im Begriff ſei. Auch dieſer Ton verſchwand endlich und ließ ſich nicht mehr hören, nachdem die ganze wunderbare Geſchichte etwa anderthalb Jahre gedauert hatte."

Als der Erzähler einen Augenblick inne hielt, fing die Geſellſchaft an, ihre Gedanken und Zweifel über dieſe Geſchichte zu äußern, ob ſie wahr ſei, ob ſie auch wahr ſein könne.

Der Alte behauptete, ſie müſſe wahr ſein, wenn ſie intereſſant ſein ſolle; denn für eine erfundene Geſchichte habe ſie wenig Verdienſt. Jemand bemerkte darauf, es ſcheine ſonderbar, daß man ſich nicht nach dem abgeſchiedenen Freunde und nach den Umſtänden ſeines Todes erkundigt, weil doch daraus vielleicht Einiges zur Aufklärung der Geſchichte hätte genommen werden können.

„Auch dieſes iſt geſchehen," verſetzte der Alte; „ich war ſelbſt neugierig genug, ſogleich nach der erſten Erſcheinung in ſein Haus zu gehen und unter einem Vorwand die Dame zu beſuchen, welche zuletzt recht mütterlich für ihn geſorgt hatte. Sie erzählte mir, daß ihr Freund eine unglaubliche Leidenſchaft für das Frauenzimmer gehegt habe, daß er die letzte Zeit ſeines Lebens faſt allein von ihr geſprochen und ſie bald als einen Engel, bald als einen Teufel vorgeſtellt habe. Als ſeine Krankheit überhand genommen, habe er nichts gewünſcht, als ſie vor ſeinem Ende noch einmal zu ſehen, wahrſcheinlich in der Hoffnung, nur noch eine zärtliche Aeußerung, eine Reue oder ſonſt irgend ein Zeichen der Liebe und Freundſchaft von ihr zu erzwingen. Deſto ſchrecklicher ſei ihm ihre anhaltende Weigerung geweſen, und ſichtbar habe die letzte entſcheidende abſchlägliche Antwort ſein Ende beſchleunigt. Verzweifelnd habe er ausgerufen: „Nein, es ſoll ihr nichts helfen! Sie vermeidet mich; aber auch nach meinem Tode ſoll ſie keine Ruhe vor mir haben!" Mit dieſer Heftigkeit

verschied er, und nur zu sehr mußten wir erfahren, daß man auch jenseits des Grabes Wort halten könne."

Die Gesellschaft fing aufs Neue an, über die Geschichte zu meinen und zu urtheilen. Zuletzt sagte der Bruder Fritz: „Ich habe einen Verdacht, den ich aber nicht eher äußern will, als bis ich nochmals alle Umstände in mein Gedächtniß zurückgerufen und meine Kombinationen besser geprüft habe."

Als man lebhafter in ihn drang, suchte er einer Antwort dadurch auszuweichen, daß er sich erbot, gleichfalls eine Geschichte zu erzählen, die zwar der vorigen an Interesse nicht gleiche, aber doch auch von der Art sei, daß man sie niemals mit völliger Gewißheit habe erklären können.

„Bei einem wackern Edelmann, meinem Freunde, der ein altes Schloß mit einer starken Famile bewohnte, war eine Waise erzogen worden, die, als sie herangewachsen und vierzehn Jahr alt war, meist um die Dame vom Hause sich beschäftigte und die nächsten Dienste ihrer Person verrichtete. Man war mit ihr wohl zufrieden, und sie schien nichts weiter zu wünschen, als durch Aufmerksamkeit und Treue ihren Wohlthätern dankbar zu sein. Sie war wohlgebildet, und es fanden sich einige Freier um sie ein. Man glaubte nicht, daß eine dieser Verbindungen zu ihrem Glück gereichen würde, und sie zeigte auch nicht das mindeste Verlangen, ihren Zustand zu ändern.

Auf einmal begab sich's, daß man, wenn das Mädchen in dem Hause Geschäfte halber herumging, unter ihr hier und da pochen hörte. Anfangs schien es zufällig; aber da das Klopfen nicht aufhörte und beinahe jeden ihrer Schritte bezeichnete, ward sie ängstlich und traute sich kaum aus dem Zimmer der gnädigen Frau herauszugehen, als in welchem sie allein Ruhe hatte.

Dieses Pochen ward von Jedermann vernommen, der mit ihr ging oder nicht weit von ihr stand. Anfangs scherzte man darüber: endlich aber fing die Sache an, unangenehm zu werden. Der Herr vom Hause, der von einem lebhaften Geist war, untersuchte nun selbst die Umstände. Man hörte das Pochen nicht eher, als bis das Mädchen ging, und nicht sowol, indem sie den Fuß aufsetzte, als indem sie ihn zum Weiterschreiten aufhob. Doch fielen die Schläge manchmal unregelmäßig, und besonders waren sie sehr stark, wenn sie quer über einen großen Saal den Weg nahm.

Der Hausvater hatte eines Tages Handwerksleute in der Nähe und ließ, da das Pochen am heftigsten war, gleich hinter

ihr einige Dielen aufreißen. Es fand ſich nichts, außer daß bei dieſer Gelegenheit ein paar große Ratten zum Vorſchein kamen, deren Jagd viel Lärm im Hauſe verurſachte.

Entrüſtet über dieſe Begebenheit und Verwirrung, griff der Hausherr zu einem ſtrengen Mittel, nahm ſeine große Hexpeitſche von der Wand und ſchwur, daß er das Mädchen bis auf den Tod prügeln wolle, wenn ſich noch ein einzig Mal das Pochen hören ließe. Von der Zeit an ging ſie ohne Anfechtung im ganzen Hauſe herum, und man vernahm vor dem Pochen nichts weiter."

„Woraus man denn deutlich ſieht," fiel Luiſe ein, „daß das ſchöne Kind ſein eignes Geſpenſt war und aus irgend einer Urſache ſich dieſen Spaß gemacht und ſeine Herrſchaft zum Beſten gehabt hatte."

„Keineswegs," verſetzte Fritz; „denn Diejenigen, welche dieſe Wirkung einem Geiſte zuſchrieben, glaubten, ein Schutzgeiſt wolle zwar das Mädchen aus dem Hauſe haben, aber ihr doch kein Leids zufügen laſſen. Andere nahmen es näher und hielten dafür, daß einer ihrer Liebhaber die Wiſſenſchaft oder das Geſchick gehabt habe, dieſe Töne zu erregen, um das Mädchen aus dem Hauſe in ſeine Arme zu nöthigen. Dem ſei, wie ihm wolle, das gute Kind zehrte ſich über dieſen Vorfall beinah völlig ab und ſchien einem traurigen Geiſte gleich, da ſie vorher friſch, munter und die Heiterſte im ganzen Hauſe geweſen. Aber auch eine ſolche körperliche Abnahme läßt ſich auf mehr als eine Weiſe deuten."

„Es iſt Schade," verſetzte Karl, „daß man ſolche Vorfälle nicht genau unterſucht, und daß man bei Beurtheilung der Begebenheiten, die uns ſo ſehr intereſſiren, immer zwiſchen verſchiedenen Wahrſcheinlichkeiten ſchwanken muß, weil die Umſtände, unter welchen ſolche Wunder geſchehen, nicht alle bemerkt ſind."

„Wenn es nur nicht überhaupt ſo ſchwer wäre, zu unterſuchen," ſagte der Alte, „und in dem Augenblicke, wo etwas dergleichen begegnet, die Punkte und Momente alle gegenwärtig zu haben, worauf es eigentlich ankommt, damit man nichts entwiſchen laſſe, worin Betrug und Irrthum ſich verſtecken könne. Vermag man denn einem Taſchenſpieler ſo leicht auf die Sprünge zu kommen, von dem wir doch wiſſen, daß er uns zum Beſten hat?"

Kaum hatte er ausgeredet, als in der Ecke des Zimmers auf einmal ein ſehr ſtarker Knall ſich hören ließ. Alle fuhren auf,

und Karl ſagte ſcherzend: „Es wird ſich doch kein ſterbender Liebhaber hören laſſen?“

Er hätte gewünſcht, ſeine Worte wieder zurückzunehmen; denn Luiſe ward bleich und geſtand, daß ſie für das Leben ihres Bräutigams zittere.

Friz, um ſie zu zerſtreuen, nahm das Licht und ging nach dem Schreibtiſche, der in der Ecke ſtand. Die gewölbte Decke deſſelben war quer völlig durchgeriſſen; man hatte alſo die Urſache des Klanges; aber deſungeachtet fiel es ihnen auf, daß dieſer Schreibtiſch von Röntgen's beſter Arbeit, der ſchon mehrere Jahre an demſelben Plaze ſtand, in dieſem Augenblicke zufällig geriſſen ſein ſollte. Man hatte ihn oft als Muſter einer vortrefflichen und dauerhaften Tiſchlerarbeit gerühmt und vorgezeigt, und nun ſollte er auf einmal reißen, ohne daß in der Luft die mindeſte Veränderung zu ſpüren war.

„Geſchwind,“ ſagte Karl, „laßt uns zuerſt dieſen Umſtand berichtigen und nach dem Barometer ſehen!“

Das Queckſilber hatte ſeinen Stand vollkommen wie ſeit einigen Tagen; das Thermometer ſelbſt war nicht mehr gefallen, als die Veränderung von Tag auf Nacht natürlich mit ſich brachte.

„Schade, daß wir nicht einen Hygrometer bei der Hand haben,“ rief er aus; „gerade das Inſtrument wäre das nöthigſte!“

„Es ſcheint,“ ſagte der Alte, „daß uns immer die nöthigſten Inſtrumente abgehen, wenn wir Verſuche auf Geiſter anſtellen wollen.“

Sie wurden in ihren Betrachtungen durch einen Bedienten unterbrochen, der mit Haſt hereinkam und meldete, daß man ein ſtarkes Feuer am Himmel ſehe, jedoch nicht wiſſe, ob es in der Stadt oder in der Gegend ſei.

Da man durch das Vorhergehende ſchon empfänglicher für den Schreken geworden war, ſo wurden Alle mehr, als es vielleicht ſonſt geſchehen ſein würde, von der Nachricht betroffen. Friz eilte auf das Belvedere des Hauſes, wo auf einer großen horizontalen Scheibe die Karte des Landes ausführlich gezeichnet war, durch deren Hilfe man auch bei Nacht die verſchiedenen Lagen der Orte ziemlich genau beſtimmen konnte. Die Andern blieben nicht ohne Sorgen und Bewegung bei einander.

Friz kam zurück und ſagte: „Ich bringe keine gute Nachricht. Denn höchſt wahrſcheinlich iſt der Brand nicht in der Stadt,

sondern auf dem Gute unserer Tante. Ich kenne die Richtung sehr genau und fürchte, mich nicht zu irren." Man bedauerte die schönen Gebäude und überrechnete den Verlust. „Indessen," sagte Fritz, „ist mir ein wunderlicher Gedanke eingekommen, der uns wenigstens über das sonderbare Ansehen des Schreibtisches beruhigen kann. Vor allen Dingen wollen wir die Minute berichtigen, in der wir den Klang gehört haben."

Sie rechneten zurück, und es konnte etwa halb Zwölfe gewesen sein.

„Nun, Ihr mögt lachen oder nicht," fuhr Fritz fort, „will ich Euch meine Muthmaßung erzählen. Ihr wißt, daß unsre Mutter schon vor mehreren Jahren einen ähnlichen, ja man möchte sagen, einen gleichen Schreibtisch an unsre Tante geschenkt hat. Beide waren zu einer Zeit aus einem Holze mit der größten Sorgfalt von einem Meister verfertigt; beide haben sich bisher trefflich gehalten, und ich wette wetten, daß in diesem Augenblicke mit dem Lustzuge unserer Tante der zweite Schreibtisch verbrennt, und daß sein Zwillingsbruder auch davon leidet. Ich will mich morgen selbst aufmachen und dieses seltsame Faktum so gut als möglich zu berichtigen suchen."

Ob Friedrich wirklich diese Meinung hegte, oder ob der Wunsch, seine Schwester zu beruhigen, ihn zu diesem Einfall geholfen, wollen wir nicht entscheiden; genug, sie ergriffen die Gelegenheit, über manche unleugbare Sympathien zu sprechen, und fanden am Ende eine Sympathie zwischen Holzern, die auf einem Stamm erzeugt worden, zwischen Werken, die ein Künstler verfertigt, noch ziemlich wahrscheinlich. Ja sie wurden einig, dergleichen Phänomene ebenso gut für Naturphänomene gelten zu lassen als andere, welche sich öfter wiederholen, die wir mit Händen greifen und doch nicht erklären können.

„Ueberhaupt," sagte Karl, „scheint mir, daß jedes Phänomen sowie jedes Faktum an sich eigentlich das Interessante sei. Wer es erklärt oder mit andern Begebenheiten zusammenhängt, macht sich gewöhnlich eigentlich nur einen Spaß und hat uns zum Besten, wie z. B. der Naturforscher und Historienschreiber. Aber eine einzelne Handlung oder Begebenheit ist interessant, nicht weil sie erklärbar oder wahrscheinlich, sondern weil sie wahr ist. Wenn gegen Mitternacht die Flamme den Schreibtisch der Tante verzehrt hat, so ist das sonderbare Reißen des unsern zu gleicher Zeit für uns eine

wahre Begebenheit, sie mag übrigens erklärbar sein und zusammenhängen mit was sie will."

So tief es auch schon in der Nacht war, fühlte Niemand eine Neigung, zu Bette zu gehen, und Karl erbot sich, gleichfalls eine Geschichte zu erzählen, die nicht minder interessant sei, ob sie sich gleich vielleicht eher erklären und begreifen lasse als die vorigen.

„Der Marschall von Bassompierre," sagte er, „erzählt sie in seinen Memoiren; es sei mir erlaubt, in seinem Namen zu reden.

Seit fünf oder sechs Monaten hatte ich bemerkt, so oft ich über die kleine Brücke ging (denn zu der Zeit war der Pont neuf noch nicht erbauet), daß eine schöne Krämerin, deren Laden an einem Schilde mit zwei Engeln kenntlich war, sich tief und wiederholt vor mir neigte und mir so weit nachsah, als sie nur konnte. Ihr Betragen fiel mir auf; ich sah sie gleichfalls an und dankte ihr sorgfältig. Einst ritt ich von Fontainebleau nach Paris, und als ich wieder die kleine Brücke heraufkam, trat sie an ihre Ladenthüre und sagte zu mir, indem ich vorbeiritt: „Mein Herr, Ihre Dienerin!" Ich erwiderte ihren Gruß, und indem ich mich von Zeit zu Zeit umsah, hatte sie sich weiter vorgelehnt, um mir so weit als möglich nachzusehen.

Ein Bedienter nebst einem Postillon folgten mir, die ich noch diesen Abend mit Briefen an einige Damen nach Fontainebleau zurückschicken wollte. Auf meinen Befehl stieg der Bediente ab und ging zu der jungen Frau, ihr in meinem Namen zu sagen, daß ich ihre Neigung, mich zu sehen und zu grüßen, bemerkt hätte; ich wollte, wenn sie wünschte, mich näher kennen zu lernen, sie aufsuchen, wo sie verlangte.

Sie antwortete dem Bedienten, er hätte ihr keine bessere Neuigkeit bringen können; sie wollte kommen, wohin ich sie bestellte, nur mit der Bedingung, daß sie eine Nacht mit mir unter einer Decke zubringen dürfte.

Ich nahm den Vorschlag an und fragte den Bedienten, ob er nicht etwa einen Ort kenne, wo wir zusammenkommen könnten? Er antwortete, daß er sie zu einer gewissen Kupplerin führen wollte, rathe mir aber, weil die Pest sich hier und da zeige, Matratzen, Decken und Leintücher aus meinem Hause hinbringen zu lassen. Ich nahm den Vorschlag an, und er versprach, mir ein gutes Bett zu bereiten.

Des Abends ging ich hin und fand eine sehr schöne Frau von ungefähr zwanzig Jahren, mit einer zierlichen Nachtmütze,

einem ſehr feinen Hemde, einem kurzen Unterrocke von grünwollenem Zeuge. Sie hatte Pantoffeln an den Füßen und eine Art von Pudermantel übergeworfen. Sie gefiel mir außerordentlich, und da ich mir einige Freiheiten herausnehmen wollte, lehnte ſie meine Liebkoſungen mit ſehr guter Art ab und verlangte, mit mir zwiſchen zwei Leintüchern zu ſein. Ich erfüllte ihr Begehren und kann ſagen, daß ich niemals ein zierlicheres Weib gekannt, noch von irgend Einer mehr Vergnügen genoſſen hätte. Den andern Morgen fragte ich ſie, ob ich ſie nicht noch einmal ſehen könnte, ich verreiſe erſt Sonntag; und wir hatten die Nacht vom Donnerſtag auf den Freitag mit einander zugebracht.

Sie antwortete mir, daß ſie es gewiß lebhafter wünſche als ich; wenn ich aber nicht den ganzen Sonntag bliebe, ſei es ihr unmöglich; denn nur in der Nacht vom Sonntag auf den Montag könne ſie mich wiederſehen. Als ich einige Schwierigkeiten machte, ſagte ſie: „Ihr ſeid wol meiner in dieſem Augenblicke ſchon überdrüſſig und wollt nun Sonntags verreiſen; aber Ihr werdet bald wieder an mich denken und gewiß noch einen Tag zugeben, um eine Nacht mit mir zuzubringen.“

Ich war leicht zu überreden, verſprach ihr, den Sonntag zu bleiben und die Nacht auf den Montag mich wieder an dem nämlichen Orte einzufinden.

Darauf antwortete ſie mir: „Ich weiß recht gut, mein Herr, daß ich in ein ſchändliches Haus um Ihretwillen gekommen bin; aber ich habe es freiwillig gethan, und ich hatte ein ſo unüberwindliches Verlangen, mit Ihnen zu ſein, daß ich jede Bedingung eingegangen wäre. Aus Leidenſchaft bin ich an dieſen abſcheulichen Ort gekommen; aber ich würde mich für eine feile Dirne halten, wenn ich zum zweiten Mal dahin zurückkehren könnte. Möge ich eines elenden Todes ſterben, wenn ich außer meinem Mann und Euch irgend Jemand zu Willen geweſen bin und nach irgend einem Andern verlange! Aber was thäte man nicht für eine Perſon, die man liebt, und für einen Baſſompierre? Um ſeinetwillen bin ich in das Haus gekommen, um eines Mannes willen, der durch ſeine Gegenwart dieſen Ort ehrbar gemacht hat. Wollt Ihr mich noch einmal ſehen, ſo will ich Euch bei meiner Tante einlaſſen.“

Sie beſchrieb mir das Haus aufs Genaueſte und fuhr fort: „Ich will Euch von zehn Uhr bis Mitternacht erwarten, ja noch ſpäter; die Thüre ſoll offen ſein. Erſt findet Ihr einen

kleinen Gang; in dem haltet Euch nicht auf; denn die Thüre meiner Tante geht da heraus. Dann ſtoßt Euch eine Treppe ſogleich entgegen, die Euch ins erſte Geſchoß führt, wo ich Euch mit offnen Armen empfangen werde."

Ich machte meine Einrichtung, ließ meine Leute und meine Sachen vorausgehen und erwartete mit Ungeduld die Sonntagsnacht, in der ich das ſchöne Weibchen wiederſehen ſollte. Um zehn Uhr war ich ſchon am beſtimmten Orte. Ich fand die Thüre, die ſie mir bezeichnet hatte, ſogleich, aber verſchloſſen, und im ganzen Hauſe Licht, das ſogar von Zeit zu Zeit wie eine Flamme aufzulodern ſchien. Ungeduldig fing ich an zu klopfen, um meine Ankunft zu melden; aber ich hörte eine Mannsſtimme, die mich fragte, wer draußen ſei?

Ich ging zurück und einige Straßen auf und ab. Endlich zog mich das Verlangen wieder nach der Thüre. Ich fand ſie offen und eilte durch den Gang die Treppe hinauf. Aber wie erſtaunt war ich, als ich in dem Zimmer ein paar Leute fand, welche Bettſtroh verbrannten, und bei der Flamme, die das ganze Zimmer erleuchtete, zwei nackte Körper auf dem Tiſche ausgeſtreckt ſah. Ich zog mich eilig zurück und ſtieß im Hinausgehen auf ein paar Todtengräber, die mich fragten, was ich ſuchte? Ich zog den Degen, um ſie mir vom Leibe zu halten, und kam, nicht unbewegt von dieſem ſeltſamen Anblick, nach Hauſe. Ich trank ſogleich drei bis vier Gläſer Wein, ein Mittel gegen die peſtilenzialiſchen Einflüſſe, das man in Deutſchland ſehr bewährt hält, und trat, nachdem ich ausgeruhet, den andern Tag meine Reiſe nach Lothringen an.

Alle Mühe, die ich mir nach meiner Rückkunft gegeben, irgend etwas von dieſer Frau zu erfahren, war vergeblich. Ich ging ſogar nach dem Laden der zwei Engel; allein die Miethleute wußten nicht, wer vor ihnen darin geſeſſen hatte.

Dieſes Abenteuer begegnete mir mit einer Perſon vom geringen Stande; aber ich verſichere, daß ohne den unangenehmen Ausgang es eins der reizendſten geweſen wäre, deren ich mich erinnere, und daß ich niemals ohne Sehnſucht an das ſchöne Weibchen habe denken können."

„Auch dieſes Räthſel," verſetzte Fritz, „iſt ſo leicht nicht zu löſen. Denn es bleibt zweifelhaft, ob das artige Weibchen in dem Hauſe mit an der Peſt geſtorben, oder ob ſie es nur dieſes Umſtandes wegen vermieden habe."

„Hätte ſie gelebt," verſetzte Karl, „ſo hätte ſie ihren Ge-

liebten gewiß auf der Gasse erwartet, und keine Gefahr hätte sie abgehalten, ihn wieder aufzusuchen. Ich fürchte immer, sie hat mit auf dem Tische gelegen."

„Schweigt," sagte Luise; „die Geschichte ist gar zu schrecklich! Was wird das für eine Nacht werden, wenn wir uns mit solchen Bildern zu Bette legen!"

„Es fällt mir noch eine Geschichte ein," sagte Karl, „die artiger ist, und die Bassompierre von einem seiner Vorfahren erzählt.

Eine schöne Frau, die den Ahnherrn außerordentlich liebte, besuchte ihn alle Montage auf seinem Sommerhause, wo er die Nacht mit ihr zubrachte, indem er seine Frau glauben ließ, daß er diese Zeit zu einer Jagdpartie bestimmt habe.

Zwei Jahre hatten sie sich ununterbrochen auf diese Weise gesehen, als seine Frau einigen Verdacht schöpfte, sich eines Morgens nach dem Sommerhause schlich und ihren Gemahl mit der Schönen in tiefem Schlafe antraf. Sie hatte weder Muth noch Willen, sie aufzuwecken, nahm aber ihren Schleier vom Kopfe und deckte ihn über die Füße der Schlafenden.

Als das Frauenzimmer erwachte und den Schleier erblickte, that sie einen hellen Schrei, brach in laute Klagen aus und jammerte, daß sie ihren Geliebten nicht mehr wiedersehen, ja daß sie sich ihm auf hundert Meilen nicht nähern dürfe. Sie verließ ihn, nachdem sie ihm drei Geschenke, ein kleines Fruchtmaaß, einen Ring und einen Becher für seine drei rechtmäßigen Töchter verehrt und ihm die größte Sorgfalt für diese Gaben anbefohlen hatte. Man hob sie sorgfältig auf, und die Abkömmlinge dieser drei Töchter glaubten die Ursache manches glücklichen Ereignisses in dem Besitz dieser Gabe zu finden."

„Das sieht nun schon eher dem Märchen der schönen Melusine und andern dergleichen Feengeschichten ähnlich," sagte Luise.

„Und doch hat sich eine solche Tradition," versetzte Friedrich, „und ein ähnlicher Talisman in unserm Hause erhalten."

„Wie wäre denn das?" fragte Karl.

„Es ist ein Geheimniß," versetzte Jener; „nur der älteste Sohn darf es allenfalls bei Lebzeiten des Vaters erfahren und nach seinem Tode das Kleinod besitzen."

„Du hast es also in Verwahrung?" fragte Luise.

„Ich habe wol schon zu viel gesagt," versetzte Friedrich, indem er das Licht anzündete, um sich hinwegzubegeben.

Die Familie hatte zusammen wie gewöhnlich das Frühstück eingenommen, und die Baronesse saß wieder an ihrem Stickrahmen. Nach einem kurzen allgemeinen Stillschweigen begann der geistliche Hausfreund mit einigem Lächeln: „Es ist zwar selten, daß Sänger, Dichter und Erzähler, die eine Gesellschaft zu unterhalten versprechen, es zur rechten Zeit thun; vielmehr lassen sie sich gewöhnlich, wo sie willig sein sollten, sehr dringend bitten und sind zudringlich, wenn man ihren Vortrag gern ablehnen möchte. Ich bitte daher, eine Ausnahme zu machen, wenn ich anfrage, ob Ihnen in diesem Augenblicke gelegen sei, irgend eine Geschichte anzuhören?“

„Recht gerne,“ versetzte die Baronesse, „und ich glaube, es werden alle Uebrigen mit mir übereinstimmen. Doch wenn Sie uns eine Geschichte zur Probe geben wollen, so muß ich Ihnen sagen, welche Art ich nicht liebe. Jene Erzählungen machen mir keine Freude, bei welchen nach Weise der Tausend und einen Nacht eine Begebenheit in die andere eingeschachtelt, ein Interesse durch das andere verdrängt wird, wo sich der Erzähler genöthigt sieht, die Neugierde, die er auf eine leichtsinnige Weise erregt hat, durch Unterbrechung zu reizen, und die Aufmerksamkeit, anstatt sie durch eine vernünftige Folge zu befriedigen, nur durch seltsame und keinesweges lebenswürdige Kunststücke aufzuspannen. Ich tadle das Bestreben, aus Geschichten, die sich der Einheit des Gedichts nähern sollen, rhapsodische Räthsel zu machen und den Geschmack immer tiefer zu verderben. Die Gegenstände Ihrer Erzählungen gebe ich Ihnen ganz frei; aber lassen Sie uns wenigstens an der Form sehen, daß wir in guter Gesellschaft sind! Geben Sie uns zum Anfang eine Geschichte von wenig Personen und Begebenheiten, die gut erfunden und gedacht ist, wahr, natürlich und nicht gemein, so viel Handlung als unentbehrlich, und so viel Gesinnung als nöthig, die nicht still steht, sich nicht auf einem Flecke zu langsam beweat, sich aber auch nicht übereilt, in der die Menschen erscheinen, wie man sie gern mag, nicht vollkommen, aber gut, nicht außerordentlich, aber interessant und liebenswürdig. Ihre Geschichte sei unterhaltend, so lange wir sie hören, befriedigend, wenn sie zu Ende ist, und hinterlasse uns einen stillen Reiz, weiter nachzudenken!“

„Kennte ich Sie nicht besser, gnädige Frau,“ versetzte der Geistliche, „so würde ich glauben, Ihre Absicht sei, mein Waarenlager, noch eh ich irgend etwas davon ausgekramt habe,

durch dieſe hohen und ſtrengen Forderungen völlig in Mißkredit zu ſetzen. Wie ſelten möchte man Ihnen nach Ihrem Maaßſtab Genüge leiſten können!“ „Selbſt in dieſem Augenblicke,“ fuhr er fort, als er ein Wenig nachgedacht, „nöthigen Sie mich, die Erzählung, die ich im Sinne hatte, zurückzuſtellen und auf eine andere Zeit zu verlegen; und ich weiß wirklich nicht, ob ich mich in der Eile vergreife, wenn ich eine alte Geſchichte, an die ich aber immer mit einiger Vorliebe gedacht habe, ſogleich aus dem Stegreife vorzutragen anfange.

In einer italieniſchen Seeſtadt lebte vor Zeiten ein Handelsmann, der ſich von Jugend auf durch Thätigkeit und Klugheit auszeichnete. Er war dabei ein guter Seemann und hatte große Reichthümer erworben, indem er ſelbſt nach Alexandria zu ſchiffen, koſtbare Waaren zu erkaufen oder einzutauſchen pflegte, die er alsdann zu Hauſe wieder abzuſetzen oder in die nördlichen Gegenden Europens zu verſenden wußte. Sein Vermögen wuchs von Jahr zu Jahr um ſo mehr, als er in ſeiner Geſchäftigkeit ſelbſt das größte Vergnügen fand, und ihm keine Zeit zu koſtſpieligen Zerſtreuungen übrig blieb.

Bis in ſein funfzigſtes Jahr hatte er ſich auf dieſe Weiſe emſig fortbeſchäftigt, und ihm war von den geſelligen Vergnügungen wenig bekannt worden, mit welchen ruhige Bürger ihr Leben zu würzen verſtehen; ebenſo wenig hatte das ſchöne Geſchlecht bei allen Vorzügen ſeiner Landsmänninnen ſeine Aufmerkſamkeit weiter erregt, als inſofern er ihre Begierde nach Schmuck und Koſtbarkeiten ſehr wohl kannte und ſie gelegentlich zu nutzen wußte.

Wie wenig verſah er ſich daher auf die Veränderung, die in ſeinem Gemüthe vorgehen ſollte, als eines Tags ſein reich beladen Schiff in den Hafen ſeiner Vaterſtadt einlief, eben an einem jährlichen Feſte, das beſonders der Kinder wegen gefeiert wurde. Knaben und Mädchen pflegten nach dem Gottesdienſte in allerlei Verkleidungen ſich zu zeigen, bald in Prozeſſionen, bald in Schaaren durch die Stadt zu ſcherzen und ſodann im Felde auf einem großen freien Platz allerhand Spiele zu treiben, Kunſtſtücke und Geſchicklichkeiten zu zeigen und in artigem Wettſtreit ausgeſetzte kleine Preiſe zu gewinnen.

Anfangs wohnte unſer Seemann dieſer Feier mit Vergnügen bei; als er aber die Lebensluſt der Kinder und die Freude der Eltern daran lange betrachtet und ſo viele Menſchen im Genuß einer gegenwärtigen Freude und der angenehmſten aller

Hoffnungen gefunden hatte, mußte ihm bei einer Rückkehr auf sich selbst sein einsamer Zustand äußerst auffallen. Sein leeres Haus fing zum ersten Mal an, ihm ängstlich zu werden, und er klagte sich selbst in seinen Gedanken an.

„O ich Unglückseliger! Warum gehn mir so spät die Augen auf? Warum erkenne ich erst im Alter jene Güter, die allein den Menschen glücklich machen? So viel Mühe, so viel Gefahren, was haben sie mir verschafft? Sind gleich meine Gewölbe voller Waaren, meine Kisten voll edler Metalle und meine Schränke voll Schmuck und Kleinodien, so können doch diese Güter mein Gemüth weder erheitern noch befriedigen. Je mehr ich sie aufhäufe, desto mehr Gesellen scheinen sie zu verlangen; ein Kleinod fordert das andere, ein Goldstück das andere. — Sie erkennen mich nicht für den Hausherrn; sie rufen mir ungestüm zu: Geh und eile, schaffe noch mehr Unsersgleichen herbei! Gold erfreut sich nur des Goldes, das Kleinod des Kleinodes. So gebieten sie mir schon die ganze Zeit meines Lebens, und erst spät fühle ich, daß mir in allem Diesem kein Genuß bereitet ist. Leider jetzt, da die Jahre kommen, fange ich an zu denken und sage zu mir: Du genießest diese Schätze nicht, und Niemand wird sie nach Dir genießen! Hast Du jemals eine geliebte Frau damit geschmückt? Hast Du eine Tochter damit ausgestattet? Hast Du einen Sohn in den Stand gesetzt, sich die Neigung eines guten Mädchens zu gewinnen und zu befestigen? Niemals! Von allen Deinen Besitzthümern hast Du, hat Niemand der Deinigen etwas besessen, und was Du mühsam zusammengebracht hast, wird nach Deinem Tode ein Fremder leichtfertig verprassen.

„O wie anders werden heute Abend jene glücklichen Eltern ihre Kinder um den Tisch versammeln, ihre Geschicklichkeit preisen und sie zu guten Thaten aufmuntern! Welche Lust glänzte aus ihren Augen, und welche Hoffnung schien aus dem Gegenwärtigen zu entspringen! Solltest Du denn aber selbst gar keine Hoffnung fassen können? Bist Du denn schon ein Greis? Ist es nicht genug, die Versäumniß einzusehen, jetzt, da noch nicht aller Tage Abend gekommen ist? Nein, in Deinem Alter ist es noch nicht thöricht, ans Freien zu denken; mit Deinen Gütern wirst Du ein braves Weib erwerben und glücklich machen; und siehst Du noch Kinder in Deinem Hause, so werden Dir diese spätern Früchte den größten Genuß geben, anstatt daß sie oft Denen, die sie zu früh vom

Himmel erhalten, zur Laſt werden und zur Verwirrung gereichen."

Als er durch dieſes Selbſtgeſpräch ſeinen Vorſatz bei ſich befeſtigt hatte, rief er zwei Schiffs-geſellen zu ſich und eröffnete ihnen ſeine Gedanken. Sie, die gewohnt waren, in allen Fällen willig und bereit zu ſein, fehlten auch diesmal nicht und eilten, ſich in der Stadt nach den jüngſten und ſchönſten Mädchen zu erkundigen; denn ihr Patron, da er einmal nach dieſer Waare lüſtern ward, ſollte auch die beſte finden und beſitzen.

Er ſelbſt feierte ſo wenig als ſeine Abgeſandten. Er ging, fragte, ſah und hörte, und fand bald, was er ſuchte, in einem Frauenzimmer, das in dieſem Augenblick das ſchönſte der ganzen Stadt genannt zu werden verdiente, ungefähr ſechzehn Jahr alt, wohlgebildet und gut erzogen, deren Geſtalt und Weſen das Angenehmſte zeigte und das Beſte verſprach.

Nach einer kurzen Unterhandlung, durch welche der vortheilhafteſte Zuſtand ſowol bei Lebzeiten als nach dem Tode des Mannes der Schönen verſichert war, vollzog man die Heirath mit großer Pracht und Luſt, und von dieſem Tage an fühlte ſich unſer Handelsmann zum erſten Mal im wirklichen Beſitz und Genuß ſeiner Reichthümer. Nun verwandte er mit Freuden die ſchönſten und reichſten Stoffe zur Bekleidung des ſchönen Körpers; die Juwelen glänzten ganz anders an der Bruſt und in den Haaren ſeiner Geliebten als ehemals im Schmuckkäſtchen, und die Ringe erhielten einen unendlichen Werth von der Hand, die ſie trug.

So fühlte er ſich nicht allein ſo reich, ſondern reicher als bisher, indem ſeine Güter ſich durch Theilnehmung und Anwendung zu vermehren ſchienen. Auf dieſe Weiſe lebte das Paar faſt ein Jahr lang in der größten Zufriedenheit, und er ſchien ſeine Liebe zu einem thätigen und herumſtreifenden Leben gegen das Gefühl häuslicher Glückſeligkeit gänzlich vertauſcht zu haben. Aber eine alte Gewohnheit legt ſich ſo leicht nicht ab, und eine Richtung, die wir früh genommen, kann wol einige Zeit abgelenkt, aber nie ganz unterbrochen werden.

So hatte auch unſer Handelsmann oft, wenn er Andere ſich einſchiffen oder glücklich in den Hafen zurückkehren ſah, wieder die Regungen ſeiner alten Leidenſchaft gefühlt, ja er hatte ſelbſt in ſeinem Hauſe an der Seite ſeiner Gattin manch-

mal Unruhe und Unzufriedenheit empfunden. Dieſes Verlangen vermehrte ſich mit der Zeit und verwandelte ſich zuletzt in eine ſolche Sehnſucht, daß er ſich äußerſt unglücklich fühlen mußte und — zuletzt wirklich krank ward.

„Was ſoll nun aus Dir werden," ſagte er zu ſich ſelbſt. „Du erfährſt nun, wie thöricht es iſt, in ſpäten Jahren eine alte Lebensweiſe gegen eine neue zu vertauſchen. Wie ſollen wir das, was wir immer getrieben und geſucht haben, aus unſern Gedanken, ja aus unſern Gliedern wieder herausbringen? Und wie geht es mir nun, der ich bisher wie ein Fiſch das Waſſer, wie ein Vogel die freie Luft geliebt, da ich mich in einem Gebäude bei allen Schätzen und bei der Blume aller Reichthümer, bei einer ſchönen jungen Frau, eingeſperrt habe? Anſtatt daß ich dadurch hoffte Zufriedenheit zu gewinnen und meiner Güter zu genießen, ſo ſcheint es mir, daß ich Alles verliere, indem ich nichts weiter erwerbe. Mit Unrecht hält man die Menſchen für Thoren, welche in raſtloſer Thätigkeit Güter auf Güter zu häufen ſuchen; denn die Thätigkeit iſt das Glück, und für Den, der die Freuden eines ununterbrochenen Beſtrebens empfinden kann, iſt der erworbene Reichthum ohne Bedeutung. Aus Mangel an Beſchäftigung werde ich elend, aus Mangel an Bewegung krank, und wenn ich keinen andern Entſchluß faſſe, ſo bin ich in kurzer Zeit dem Tode nahe.

„Freilich iſt es ein gewagtes Unternehmen, ſich von einer jungen liebenswürdigen Frau zu entfernen. Iſt es billig, um ein reizendes und reizbares Mädchen zu freien und ſie nach einer kurzen Zeit ſich ſelbſt, der langen Weile, ihren Empfindungen und Begierden zu überlaſſen? Spazieren dieſe jungen feinen Herren nicht ſchon jetzt vor meinen Fenſtern auf und ab? Suchen ſie nicht ſchon jetzt in der Kirche und in Gärten die Aufmerkſamkeit meines Weibchens an ſich zu ziehen? Und was wird erſt geſchehen, wenn ich weg bin? Soll ich glauben, daß mein Weib durch ein Wunder gerettet werden könnte? Nein, in ihrem Alter, bei ihrer Konſtitution wäre es thöricht, zu hoffen, daß ſie ſich der Freuden der Liebe enthalten könnte. Entfernſt Du Dich, ſo wirſt Du bei Deiner Rückkunft die Neigung Deines Weibes und ihre Treue zugleich mit der Ehre Deines Hauſes verloren haben."

Dieſe Betrachtungen und Zweifel, mit denen er ſich eine Zeit lang quälte, verſchlimmerten den Zuſtand, in dem er ſich

befand, aufs Aeußerſte. Seine Frau, ſeine Verwandten und Freunde betrübten ſich um ihn, ohne daß ſie die Urſache ſeiner Krankheit hätten entdecken können. Endlich ging er nochmals bei ſich zu Rathe und rief nach einiger Ueberlegung aus: „Thörichter Menſch! Du läſſeſt es Dir ſo ſauer werden, ein Weib zu bewahren, das Du doch bald, wenn Dein Uebel fortdauert, ſterbend hinter Dir und einem Andern laſſen mußt. Iſt es nicht wenigſtens klüger und beſſer, Du ſuchſt das Leben zu erhalten, wenn Du gleich in Gefahr kommſt, an ihr dasjenige zu verlieren, was als das höchſte Gut der Frauen geſchätzt wird. Wie mancher Mann kann durch ſeine Gegenwart den Verluſt dieſes Schatzes nicht hindern und vermißt geduldig, was er nicht erhalten kann! Warum ſollteſt Du nicht Muth haben, Dich eines ſolchen Gutes zu entſchlagen, da von dieſem Entſchluſſe Dein Leben abhängt?“

Mit dieſen Worten ermannte er ſich und ließ ſeine Schiffsgeſellen rufen. Er trug ihnen auf, nach gewohnter Weiſe ein Fahrzeug zu befrachten und Alles bereit zu halten, daß ſie bei dem erſten günſtigen Winde auslaufen konnten. Darauf erklärte er ſich gegen ſeine Frau folgendermaßen:

„Laß Dich nicht befremden, wenn Du in dem Hauſe eine Bewegung ſiehſt, woraus Du ſchließen kannſt, daß ich mich zu einer Abreiſe anſchicke; betrübe Dich nicht, wenn ich Dir geſtehe, daß ich abermals eine Seefahrt zu unternehmen gedenke. Meine Liebe zu Dir iſt noch immer dieſelbe, und ſie wird es gewiß in meinem ganzen Leben bleiben. Ich erkenne den Werth des Glücks, das ich bisher an Deiner Seite genoß, und würde ihn noch reiner fühlen, wenn ich mir nicht oft Vorwürfe der Unthätigkeit und Nachläſſigkeit im Stillen machen müßte. Meine alte Neigung wacht wieder auf, und meine alte Gewohnheit zieht mich wieder an. Erlaube mir, daß ich den Markt von Alexandrien wiederſehe, den ich jetzt mit größerem Eifer beſuchen werde, weil ich dort die köſtlichſten Stoffe und die edelſten Koſtbarkeiten für Dich zu gewinnen denke. Ich laſſe Dich im Beſitz aller meiner Güter und meines Vermögens; bediene Dich deſſen und vergnüge Dich mit Deinen Eltern und Verwandten! Die Zeit der Abweſenheit geht auch vorüber, und mit vielfacher Freude werden wir uns wiederſehen.“

Nicht ohne Thränen machte ihm die liebenswürdige Frau die zärtlichſten Vorwürfe, verſicherte, daß ſie ohne ihn keine fröhliche Stunde hinbringen werde, und bat ihn nur, da ſie ihn weder

halten könne noch einſchränken wolle, daß er ihrer auch in der Abweſenheit zum Beſten gedenken möge.

Nachdem er darauf Verſchiedenes mit ihr über einige Geſchäfte und häusliche Angelegenheiten geſprochen, ſagte er nach einer kleinen Pauſe: „Ich habe nun noch etwas auf dem Herzen, davon Du mir frei zu reden erlauben mußt; nur bitte ich Dich aufs Herzlichſte, nicht zu mißdeuten, was ich ſage, ſondern auch ſelbſt in dieſer Beſorgniß meine Liebe zu erkennen."

„Ich kann es errathen," verſetzte die Schöne darauf, „Du biſt meinetwegen beſorgt, indem Du nach Art der Männer unſer Geſchlecht ein für allemal für ſchwach hältſt. Du haſt mich bisher jung und froh gekannt, und nun glaubſt Du, daß ich in Deiner Abweſenheit leichtſinnig und verführbar ſein werde. Ich ſchelte dieſe Sinnesart nicht, denn ſie iſt bei Euch Männern gewöhnlich; aber wie ich mein Herz kenne, darf ich Dir verſichern, daß nichts ſo leicht Eindruck auf mich machen, und kein möglicher Eindruck ſo tief wirken ſoll, um mich von dem Wege abzuleiten, auf dem ich bisher an der Hand der Liebe und Pflicht hinwandelte. Sei ohne Sorgen! Du ſollſt Deine Frau ſo zärtlich und treu bei Deiner Rückkunft wiederfinden, als Du ſie Abends fandeſt, wenn Du nach einer kleinen Abweſenheit in meine Arme zurückkehrteſt."

„Dieſe Geſinnungen traue ich Dir zu," verſetzte der Gemahl, „und bitte Dich, darin zu verharren. Laß uns aber an die äußerſten Fälle denken! Warum ſoll man ſich nicht auch darauf verſehen? Du weißt, wie ſehr Deine ſchöne und reizende Geſtalt die Augen unſrer jungen Mitbürger auf ſich zieht; ſie werden ſich in meiner Abweſenheit noch mehr als bisher um Dich bemühen; ſie werden ſich Dir auf alle Weiſe zu nähern, ja, zu gefallen ſuchen. Nicht immer wird das Bild Deines Gemahls wie jetzt ſeine Gegenwart ſie von Deiner Thüre und Deinem Herzen verſcheuchen. Du biſt ein edles und gutes Kind; aber die Forderungen der Natur ſind rechtmäßig und gewaltſam; ſie ſiegen mit unſerer Vernunft beſtändig im Streite und tragen gewöhnlich den Sieg davon. Unterbrich mich nicht! Du wirſt gewiß in meiner Abweſenheit, ſelbſt bei dem pflichtmäßigen Andenken an mich, das Verlangen empfinden, wodurch das Weib den Mann anzieht und von ihm angezogen wird. Ich werde eine Zeit lang der Gegenſtand Deiner Wünſche ſein; aber wer weiß, was für Umſtände zuſammentreffen, was für

Gelegenheiten ſich finden, und ein Anderer wird in der Wirklichkeit ernten, was die Einbildungskraft mir zugedacht hatte. Werde nicht ungeduldig, ich bitte Dich, höre mich aus!

„Sollte der Fall kommen, deſſen Möglichkeit Du leugneſt, und den ich auch nicht zu beſchleunigen wünſche, daß Du ohne die Geſellſchaft eines Mannes nicht länger bleiben, die Freuden der Liebe nicht wol entbehren könnteſt, ſo verſprich mir nur, an meine Stelle keinen von den leichſinnigen Knaben zu wählen, die, ſo artig ſie auch ausſehen mögen, der Ehre noch mehr als der Tugend einer Frau gefährlich ſind. Mehr durch Eitelkeit als durch Begierde beherrſcht, bemühen ſie ſich um eine Jede und finden nichts natürlicher, als Eine der Andern aufzuopfern. Fühlſt Du Dich geneigt, Dich nach einem Freunde umzuſehen, ſo forſche nach Einem, der dieſen Namen verdient, der beſcheiden und verſchwiegen die Freuden der Liebe noch durch die Wohlthat des Geheimniſſes zu erhöhen weiß.“

Hier verbarg die ſchöne Frau ihren Schmerz nicht länger, und die Thränen, die ſie bisher zurückgehalten hatte, ſtürzten reichlich aus ihren Augen. „Was Du auch von mir denken magſt,“ rief ſie nach einer leidenſchaftlichen Umarmung aus, „ſo iſt doch nichts entfernter von mir als das Verbrechen, das Du gewiſſermaßen für unvermeidlich hältſt. Möge, wenn jemals auch nur ein ſolcher Gedanke in mir entſteht, die Erde ſich aufthun und mich verſchlingen, und möge alle Hoffnung der Seligkeit mir entriſſen werden, die uns eine ſo reizende Fortdauer unſers Daſeins verſpricht! Entferne das Mißtrauen aus Deiner Bruſt und laß mir die ganze reine Hoffnung, Dich bald wieder in meinen Armen zu ſehen!“

Nachdem er auf alle Weiſe ſeine Gattin zu beruhigen geſucht, ſchiffte er ſich den andern Morgen ein; ſeine Fahrt war glücklich, und er gelangte bald nach Alexandrien.

Indeſſen lebte ſeine Gattin in dem ruhigen Beſitz eines großen Vermögens nach aller Luſt und Bequemlichkeit, jedoch eingezogen, und pflegte außer ihren Eltern und Verwandten Niemand zu ſehen; und indem die Geſchäfte ihres Mannes durch getreue Diener fortgeführt wurden, bewohnte ſie ein großes Haus, in deſſen prächtigen Zimmern ſie mit Vergnügen täglich das Andenken ihres Gemahls erneuerte.

So ſehr ſie aber auch ſich ſtille hielt und eingezogen lebte, waren doch die jungen Leute der Stadt nicht unthätig geblieben. Sie verſäumten nicht, häufig vor ihrem Fenſter vorbeizugehen,

und ſuchten des Abends durch Muſik und Geſänge ihre Aufmerkſamkeit auf ſich zu ziehen. Die ſchöne Einſame fand anfangs dieſe Bemühungen unbequem und läſtig; doch gewöhnte ſie ſich bald daran und ließ an den langen Abenden, ohne ſich zu bekümmern, woher ſie kämen, die Serenaden als eine angenehme Unterhaltung ſich gefallen und konnte dabei manchen Seufzer, der ihrem Abweſenden galt, nicht zurückhalten.

Anſtatt daß ihre unbekannten Verehrer, wie ſie hoffte, nach und nach müde geworden wären, ſchienen ſich ihre Bemühungen noch zu vermehren und zu einer beſtändigen Dauer anzulaſſen. Sie konnte nun die wiederkehrenden Inſtrumente und Stimmen, die wiederholten Melodien ſchon unterſcheiden und bald ſich die Neugierde nicht mehr verſagen, zu wiſſen, wer die Unbekannten, und beſonders, wer die Beharrlichen ſein möchten. Sie durfte ſich zum Zeitvertreib eine ſolche Theilnahme wol erlauben.

Sie fing daher an, von Zeit zu Zeit durch ihre Vorhänge und Halbläden nach der Straße zu ſehen, auf die Vorbeigehenden zu merken und beſonders die Männer zu unterſcheiden, die ihre Fenſter am Längſten im Auge behielten. Es waren meiſt ſchöne, wohlgekleidete junge Leute, die aber freilich in Geberden ſowol als in ihrem ganzen Aeußern ebenſoviel Leichtſinn als Eitelkeit ſehen ließen. Sie ſchienen mehr durch ihre Aufmerkſamkeit auf das Haus der Schönen ſich merkwürdig machen, als Jener eine Art von Verehrung beweiſen zu wollen.

„Wahrlich," ſagte die Dame manchmal ſcherzend zu ſich ſelbſt, „mein Mann hat einen klugen Einfall gehabt! Durch die Bedingung, unter der er mir einen Liebhaber zugeſteht, ſchließt er alle Diejenigen aus, die ſich um mich bemühen und die mir allenfalls gefallen könnten. Er weiß wohl, daß Klugheit, Beſcheidenheit und Verſchwiegenheit Eigenſchaften eines ruhigen Alters ſind, die zwar unſer Verſtand ſchätzt, die aber unſre Einbildungskraft keineswegs aufzuregen, noch unſre Neigung anzureizen im Stande ſind. Vor Dieſen, die mein Haus mit ihren Artigkeiten belagern, bin ich ſicher, daß ſie kein Vertrauen erwecken, und Die, denen ich mein Vertrauen ſchenken könnte, finde ich nicht im Mindeſten liebenswürdig."

In der Sicherheit dieſer Gedanken erlaubte ſie ſich immer mehr, dem Vergnügen an der Muſik und an der Geſtalt der vorbeigehenden Jünglinge nachzuhängen; und ohne daß ſie es merkte, wuchs nach und nach ein unruhiges Verlangen in ihrem Buſen, dem ſie nur zu ſpät zu widerſtreben gedachte. Die Ein-

ſamkeit und der Müßiggang, das bequeme, gute und reichliche Leben waren ein Element, in welchem ſich eine unregelmäßige Begierde früher, als das gute Kind dachte, entwickeln mußte.

Sie fing nun an, jedoch mit ſtillen Seufzern, unter den Vorzügen ihres Gemahls auch ſeine Welt- und Menſchen-Kenntniß, beſonders die Kenntniß des weiblichen Herzens zu bewundern. „So war es alſo doch möglich, was ich ihm ſo lebhaft abſtritt,“ ſagte ſie zu ſich ſelbſt, „und ſo war es alſo doch nöthig, in einem ſolchen Falle mir Vorſicht und Klugheit anzurathen! Doch was können Vorſicht und Klugheit da, wo der unbarmherzige Zufall nur mit einem unbeſtimmten Verlangen zu ſpielen ſcheint? Wie ſoll ich Den wählen, den ich nicht kenne, und bleibt bei näherer Bekanntſchaft noch eine Wahl übrig?“

Mit ſolchen und hundert andern Gedanken vermehrte die ſchöne Frau das Uebel, das bei ihr ſchon weit genug um ſich gegriffen hatte. Vergebens ſuchte ſie ſich zu zerſtreuen; jeder angenehme Gegenſtand machte ihre Empfindung rege, und ihre Empfindung brachte auch in der tiefſten Einſamkeit angenehme Bilder in ihrer Einbildungskraft hervor.

In ſolchem Zuſtande befand ſie ſich, als ſie unter andern Stadtneuigkeiten von ihren Verwandten vernahm, es ſei ein junger Rechtsgelehrter, der zu Bologna ſtudirt habe, ſeeben in ſeine Vaterſtadt zurückgekommen. Man wußte nicht genug zu ſeinem Lobe zu ſagen. Bei außerordentlichen Kenntniſſen zeigte er eine Klugheit und Gewandtheit, die ſonſt Jünglingen nicht eigen iſt, und bei einer ſehr reizenden Geſtalt die größte Beſcheidenheit. Als Prokurator hatte er bald das Zutrauen der Bürger und die Achtung der Richter gewonnen. Täglich fand er ſich auf dem Rathhauſe ein, um daſelbſt ſeine Geſchäfte zu beſorgen und zu betreiben.

Die Schöne hörte die Schilderung eines ſo vollkommenen Mannes nicht ohne Verlangen, ihn näher kennen zu lernen, und nicht ohne ſtillen Wunſch, in ihm Denjenigen zu finden, dem ſie ihr Herz ſelbſt nach der Vorſchrift ihres Mannes übergeben könnte. Wie aufmerkſam ward ſie daher, als ſie vernahm, daß er täglich vor ihrem Hauſe vorbeigehe! Wie ſorgfältig beobachtete ſie die Stunde, in der man auf dem Rathhauſe ſich zu verſammeln pflegte! Nicht ohne Bewegung ſah ſie ihn endlich vorbeigehen; und wenn ſeine ſchöne Geſtalt und ſeine Jugend für ſie nothwendig reizend ſein mußten, ſo war ſeine Beſcheidenheit von der andern Seite dasjenige, was ſie in Sorgen verſetzte.

Einige Tage hatte sie ihn heimlich beobachtet und konnte nun dem Wunsche nicht länger widerstehen, seine Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen. Sie kleidete sich mit Sorgfalt, trat auf den Balkon, und das Herz schlug ihr, als sie ihn die Straße herkommen sah. Allein wie betrübt, ja beschämt war sie, als er wie gewöhnlich mit bedächtigen Schritten, in sich gekehrt und mit niedergeschlagenen Augen, ohne sie auch nur zu bemerken, auf das Zierlichste seines Weges vorbeiging.

Vergebens versuchte sie mehrere Tage hinter einander auf eben diese Weise von ihm bemerkt zu werden. Immer ging er seinen gewöhnlichen Schritt, ohne die Augen aufzuschlagen oder da und dorthin zu wenden. Je mehr sie ihn aber ansah, desto mehr schien er ihr Derjenige zu sein, dessen sie so sehr bedurfte. Ihre Neigung ward täglich lebhafter und, da sie ihr nicht widerstand, endlich ganz und gar gewaltsam. „Wie," sagte sie zu sich selbst, „nachdem Dein edler, verständiger Mann den Zustand vorausgesehen, in dem Du Dich in seiner Abwesenheit befinden würdest, da seine Weissagung eintrifft, daß Du ohne Freund und Günstling nicht leben kannst, sollst Du Dich nun verzehren und abhärmen, zu der Zeit, da Dir das Glück einen Jüngling zeigt, völlig nach Deinem Sinne, nach dem Sinne Deines Gatten, einen Jüngling, mit dem Du die Freuden der Liebe in einem undurchdringlichen Geheimniß genießen kannst? Thöricht, wer die Gelegenheit versäumt, thöricht, wer der gewaltsamen Liebe widerstehen will!"

Mit solchen und vielen andern Gedanken suchte sich die schöne Frau in ihrem Vorsatze zu stärken, und nur kurze Zeit ward sie noch von Ungewißheit hin und her getrieben. Endlich aber, wie es begegnet, daß eine Leidenschaft, welcher wir lange widerstehen, uns zuletzt auf einmal dahinreißt und unser Gemüth dergestalt erhebt, daß wir auf Besorgniß und Furcht, Zurückhaltung und Scham, Verhältnisse und Pflichten mit Verachtung als auf kleinliche Hindernisse zurückgehen, so faßte sie auf einmal den raschen Entschluß, ein junges Mädchen, das ihr diente, zu dem geliebten Manne zu schicken und, es koste nun, was es wolle, zu seinem Besitze zu gelangen.

Das Mädchen eilte und fand ihn, als er eben mit vielen Freunden zu Tische saß, und richtete ihren Gruß, den ihre Frau sie gelehrt hatte, pünktlich aus. Der junge Prokurator wunderte sich nicht über diese Botschaft; er hatte den Handelsmann in seiner Jugend gekannt, er wußte, daß er gegenwärtig

abweſend war, und ob er gleich von ſeiner Heirath nur von Weitem gehört hatte, vermuthete er doch, daß die zurückgelaſſene Frau in der Abweſenheit ihres Mannes wahrſcheinlich in einer wichtigen Sache ſeines rechtlichen Beiſtandes bedurfe. Er antwortete deswegen dem Mädchen auf das Verbindlichſte und verſicherte, daß er, ſobald man von der Tafel aufgeſtanden, nicht ſäumen würde, ihrer Gebieterin aufzuwarten. Mit unausſprechlicher Freude vernahm die ſchöne Frau, daß ſie den Geliebten nun bald ſehen und ſprechen ſollte. Sie eilte, ſich aufs Beſte anzuziehen, und ließ geſchwind ihr Haus und ihre Zimmer auf das Reinlichſte ausputzen. Orangenblätter und Blumen wurden geſtreut, der Sopha mit den koſtlichſten Teppichen bedeckt. So ging die kurze Zeit, die er ausblieb, beſchäftigt hin, die ihr ſonſt unerträglich lang geworden wäre.

Mit welcher Bewegung ging ſie ihm entgegen, als er endlich ankam! Mit welcher Verwirrung hieß ſie ihn, indem ſie ſich auf das Rubebette niederließ, auf ein Tabouret ſitzen, das zunächſt dabei ſtand! Sie verſtummte in ſeiner ſo erwünſchten Nähe; ſie hatte nicht bedacht, was ſie ihm ſagen wollte; auch er war ſtill und ſaß beſcheiden vor ihr. Endlich ermannte ſie ſich und ſagte nicht ohne Sorge und Beklommenheit:

„Sie ſind noch nicht lange in Ihrer Vaterſtadt wieder angekommen, mein Herr, und ſchon ſind Sie allenthalben für einen talentreichen und zuverläſſigen Mann bekannt. Auch ich ſetze mein Vertrauen auf Sie in einer wichtigen und ſonderbaren Angelegenheit, die, wenn ich es recht bedenke, eher für den Beichtvater als für den Sachwalter gehört. Seit einem Jahre bin ich an einen würdigen und reichen Mann verheirathet, der, ſo lange wir zuſammen lebten, die größte Aufmerkſamkeit für mich hatte, und über den ich mich nicht beklagen würde, wenn nicht ein unruhiges Verlangen, zu reiſen und zu handeln, ihn ſeit einiger Zeit aus meinen Armen geriſſen hätte.

„Als ein verſtändiger und gerechter Mann fühlte er wol das Unrecht, das er mir durch ſeine Entfernung anthat. Er begriff, daß ein junges Weib nicht wie Juwelen und Perlen verwahrt werden könne; er wußte, daß ſie vielmehr einem Garten voll ſchöner Früchte gleicht, die für Jedermann ſo wie für den Herrn verloren wären, wenn er eigenſinnig die Thüre auf einige Jahre verſchließen wollte. Er ſprach mir daher vor ſeiner

Abreiſe ſehr ernſtlich zu, er verſicherte mir, daß ich ohne Freund nicht würde leben können, er gab mir dazu nicht allein die Erlaubniß, ſondern er drang in mich und nöthigte mir gleichſam das Verſprechen ab, daß ich der Neigung, die ſich in meinem Herzen finden würde, frei und ohne Anſtand folgen wollte."

Sie hielt einen Augenblick inne; aber bald gab ihr ein vielverſprechender Blick des jungen Mannes Muth genug, in ihrem Bekenntniß fortzufahren.

„Eine einzige Bedingung fügte mein Gemahl zu ſeiner übrigens ſo nachſichtigen Erlaubniß. Er empfahl mir die äußerſte Vorſicht und verlangte ausdrücklich, daß ich mir einen geſetzten, zuverläſſigen, klugen und verſchwiegenen Freund wählen ſollte. Erſparen Sie mir, das Uebrige zu ſagen, mein Herr, erſparen Sie mir die Verwirrung, mit der ich Ihnen bekennen würde, wie ſehr ich für Sie eingenommen bin, und errathen Sie aus dieſem Zutrauen meine Hoffnungen und meine Wünſche!"

Nach einer kurzen Pauſe verſetzte der junge liebenswürdige Mann mit gutem Bedachte: „Wie ſehr bin ich Ihnen für das Vertrauen verbunden, durch welches Sie mich in einem ſo hohen Grade ehren und glücklich machen! Ich wünſche nur lebhaft, Sie zu überzeugen, daß Sie Sich an keinen Unwürdigen gewendet haben. Laſſen Sie mich Ihnen zuerſt als Rechtsgelehrter antworten, und als ein ſolcher geſteh' ich Ihnen, daß ich Ihren Gemahl bewundere, der ſein Unrecht ſo deutlich gefühlt und eingeſehen hat; denn es iſt gewiß, daß Einer, der ein junges Weib zurücklässt, um ferne Weltgegenden zu beſuchen, als ein Solcher anzuſehen iſt, der irgend ein anderes Beſitzthum völlig derelinquirt und durch die deutlichſte Handlung auf alles Recht daran Verzicht thut. Wie es nun dem Erſten Beſten erlaubt iſt, eine ſolche völlig ins Freie gefallene Sache wieder zu ergreifen, ſo muß ich es um ſo mehr für natürlich und billig halten, daß eine junge Frau, die ſich in dieſem Zuſtande befindet, ihre Neigung abermals verſchenke und ſich einem Freunde, der ihr angenehm und zuverläſſig ſcheint, ohne Bedenken überlaſſe.

„Tritt nun aber gar wie hier der Fall ein, daß der Ehemann ſelbſt, ſeines Unrechts ſich bewußt, mit ausdrücklichen Worten ſeiner hinterlaſſenen Frau dasjenige erlaubt, was er ihr nicht verbieten kann, ſo bleibt gar kein Zweifel übrig, um ſo mehr,

da Demjenigen kein Unrecht geſchieht, der es willig zu ertragen erklärt hat.

„Wenn Sie mich nun," fuhr der junge Mann mit ganz andern Blicken und dem lebhafteſten Ausdrucke fort, indem er die ſchöne Freundin bei der Hand nahm, „wenn Sie mich zu Ihrem Diener erwählen, ſo machen Sie mich mit einer Glückſeligkeit bekannt, von der ich bisher keinen Begriff hatte. Seien Sie verſichert," rief er aus, indem er die Hand küßte, „daß Sie keinen ergebenern, zärtlichern, treuern und verſchwiegenern Diener hätten finden können."

Wie beruhigt fühlte ſich nach dieſer Erklärung die ſchöne Frau! Sie ſcheute ſich nicht, ihm ihre Zärtlichkeit aufs Lebhafteſte zu zeigen; ſie drückte ſeine Hände, drängte ſich näher an ihn und legte ihr Haupt auf ſeine Schulter. Nicht lange blieben ſie in dieſer Lage, als er ſich auf eine ſanfte Weiſe von ihr zu entfernen ſuchte und nicht ohne Betrübniß zu reden begann: „Kann ſich wol ein Menſch in einem ſeltſamern Verhältniſſe befinden? Ich bin gezwungen, mich von Ihnen zu entfernen und mir die größte Gewalt anzuthun in einem Augenblicke, da ich mich den ſüßeſten Gefühlen überlaſſen ſollte. Ich darf mir das Glück, das mich in Ihren Armen erwartet, gegenwärtig nicht zueignen. Ach, wenn nur der Aufſchub mich nicht um meine ſchönſten Hoffnungen betrügt!"

Die Schöne fragte ängſtlich nach der Urſache dieſer ſonderbaren Aeußerung.

„Eben als ich in Bologna," verſetzte er, „am Ende meiner Studien war und mich aufs Aeußerſte angriff, mich zu meiner künftigen Beſtimmung geſchickt zu machen, verfiel ich in eine ſchwere Krankheit, die, wo nicht mein Leben zu zerſtören, doch meine körperlichen und Geiſtes-Kräfte zu zerrütten drohte. In der größten Noth und untee den heftigſten Schmerzen that ich der Mutter Gottes ein Gelübde, daß ich, wenn ſie mich geneſen ließe, ein Jahr lang in ſtrengem Faſten zubringen und mich alles Genuſſes, von welcher Art er auch ſei, enthalten wolle. Schon zehn Monate habe ich mein Gelübde auf das Treulichſte erfüllt, und ſie ſind mir in Betrachtung der großen Wohlthat, die ich erhalten, keineswegs lang geworden, da es mir nicht beſchwerlich ward, manches gewohnte und bekannte Gute zu entbehren. Aber zu welcher Ewigkeit werden mir nun zwei Monate, die noch übrig ſind, da mir erſt nach Verlauf derſelben ein Glück zu Theil werden kann, welches alle Begriffe

übersteigt! Lassen Sie Sich die Zeit nicht lang werden und entziehen Sie mir Ihre Gunst nicht, die Sie mir so freiwillig zugedacht haben!"

Die Schöne, mit dieser Erklärung nicht sonderlich zufrieden, faßte doch wieder bessern Muth, als der Freund nach einigem Nachdenken zu reden fortfuhr: „Ich wage kaum, Ihnen einen Vorschlag zu thun und das Mittel anzuzeigen, wodurch ich früher von meinem Gelübde entbunden werden kann. Wenn ich Jemand fände, der so streng und sicher wie ich das Gelübde zu halten übernähme und die Hälfte der noch übrigen Zeit mit mir theilte, so würde ich um so geschwinder frei sein, und nichts würde sich unsern Wünschen entgegenstellen. Sollten Sie nicht, meine süße Freundin, um unser Glück zu beschleunigen, willig sein, einen Theil des Hindernisses, das uns entgegensteht, hinwegzuräumen? Nur der zuverlässigsten Person kann ich einen Antheil an meinem Gelübde übertragen; es ist streng, denn ich darf des Tages nur zweimal Brod und Wasser genießen, darf des Nachts nur wenige Stunden auf einem harten Lager zubringen und muß ungeachtet meiner vielen Geschäfte eine große Anzahl Gebete verrichten. Kann ich, wie es mir heute geschehen ist, nicht vermeiden, bei einem Gastmahl zu erscheinen, so darf ich deswegen doch nicht meine Pflicht hintansetzen, vielmehr muß ich den Reizungen aller Leckerbissen, die an mir vorübergehen, zu widerstehen suchen. Können Sie Sich entschließen, einen Monat lang gleichfalls alle diese Gesetze zu befolgen, so werden Sie alsdann Sich selbst in dem Besitz eines Freundes desto mehr erfreuen, als Sie ihn durch ein so lobenswürdiges Unternehmen gewissermaßen selbst erworben haben."

Die schöne Dame vernahm ungern die Hindernisse, die sich ihrer Neigung entgegensetzten; doch war ihre Liebe zu dem jungen Manne durch seine Gegenwart dergestalt vermehrt worden, daß ihr keine Prüfung zu streng schien, wenn ihr nur dadurch der Besitz eines so werthen Gutes versichert werden konnte. Sie sagte ihm daher mit den gefälligsten Ausdrücken: „Mein süßer Freund! Das Wunder, wodurch Sie Ihre Gesundheit wiedererlangt haben, ist mir selbst so werth und verehrungswürdig, daß ich es mir zur Freude und Pflicht mache, an dem Gelübde theilzunehmen, das Sie dagegen zu erfüllen schuldig sind. Ich freue mich, Ihnen einen so sichern Beweis meiner Neigung zu geben; ich will mich auf das Genaueste nach

Ihrer Vorſchrift richten, und ehe Sie mich losſprechen, ſoll mich nichts von dem Wege entfernen, auf den Sie mich einleiten."

Nachdem der junge Mann mit ihr aufs Genaueſte diejenigen Bedingungen abgeredet, unter welchen ſie ihm die Hälfte ſeines Gelübdes erſparen konnte, entfernte er ſich mit der Verſicherung, daß er ſie bald wieder beſuchen und nach der glücklichen Beharrlichkeit in ihrem Vorſatze fragen würde; und ſo mußte ſie ihn gehen laſſen, als er ohne Händedruck, ohne Kuß, mit einem kaum bedeutenden Blicke von ihr ſchied. Ein Glück für ſie war die Beſchäftigung, die ihr der ſeltſame Vorſatz gab; denn ſie hatte Manches zu thun, um ihre Lebensart völlig zu verändern. Zuerſt wurden die ſchönen Blätter und Blumen hinausgekehrt, die ſie zu ſeinem Empfang hatte ſtreuen laſſen; dann kam an die Stelle des wohlgepolſterten Ruhebettes ein hartes Lager, auf das ſie ſich, zum erſten Mal in ihrem Leben nur von Waſſer und Brod kaum geſättigt, des Abends niederlegte. Des andern Tages war ſie beſchäftigt, Hemden zuzuſchneiden und zu nähen, deren ſie eine beſtimmte Zahl für ein Armen- und Kranken-Haus fertig zu machen verſprochen hatte. Bei dieſer neuen und unbequemen Beſchäftigung unterhielt ſie ihre Einbildungskraft immer mit dem Bilde ihres ſüßen Freundes und mit der Hoffnung künftiger Glückſeligkeit, und bei eben dieſen Vorſtellungen ſchien ihre ſchmale Koſt ihr eine herzſtärkende Nahrung zu gewähren.

So verging eine Woche, und ſchon am Ende derſelben fingen die Roſen ihrer Wangen an, einigermaßen zu verbleichen. Kleider, die ihr ſonſt wohl paßten, waren zu weit und ihre ſonſt ſo raſchen und muntern Glieder matt und ſchwach geworden, als der Freund wieder erſchien und ihr durch ſeinen Beſuch neue Stärke und Leben gab. Er ermahnte ſie, in ihrem Vorſatze zu beharren, munterte ſie durch ſein Beiſpiel auf und ließ von Weitem die Hoffnung eines ungeſtörten Genuſſes durchblicken. Nur kurze Zeit hielt er ſich auf und verſprach, bald wiederzukommen.

Die wohlthätige Arbeit ging aufs Neue muntrer fort, und von der ſtrengen Diät ließ man keineswegs nach. Aber auch leider hätte ſie durch eine große Krankheit nicht mehr erſchöpft werden können. Ihr Freund, der ſie am Ende der Woche abermals beſuchte, ſah ſie mit dem größten Mitleiden an und ſtärkte ſie durch den Gedanken, daß die Hälfte der Prüfung nun ſchon vorüber ſei.

Nun ward ihr das ungewohnte Fasten, Beten und Arbeiten mit jedem Tage lästiger, und die übertriebene Enthaltsamkeit schien den gesunden Zustand eines an Ruhe und reichliche Nahrung gewöhnten Körpers gänzlich zu zerrütten. Die Schöne konnte sich zuletzt nicht mehr auf den Füßen halten und war genöthigt, ungeachtet der warmen Jahrszeit sich in doppelte und dreifache Kleider zu hüllen, um die beinah völlig verschwindende innerliche Wärme einigermaßen zusammenzuhalten. Ja, sie war nicht länger im Stande, aufrecht zu bleiben, und sogar gezwungen, in der letzten Zeit das Bette zu hüten.

Welche Betrachtungen mußte sie da über ihren Zustand machen! Wie oft ging diese seltsame Begebenheit vor ihrer Seele vorbei, und wie schmerzlich fiel es ihr, als zehn Tage vergingen, ohne daß der Freund erschienen wäre, der sie diese äußersten Aufopferungen kostete! Dagegen aber bereitete sich in diesen trüben Stunden ihre völlige Genesung vor, ja, sie ward entschieden. Denn als bald darauf ihr Freund erschien und sich an ihr Bette auf eben dasselbe Tabouret setzte, auf dem er ihre erste Erklärung vernommen hatte, und ihr freundlich, ja gewissermaßen zärtlich zusprach, die kurze Zeit noch standhaft auszudauern, unterbrach sie ihn mit Lächeln und sagte: „Es bedarf weiter keines Zuredens, mein werther Freund, und ich werde mein Gelübde diese wenigen Tage mit Geduld und mit der Ueberzeugung ausdauern, daß Sie es mir zu meinem Besten auferlegt haben. Ich bin jetzt zu schwach, als daß ich Ihnen meinen Dank ausdrücken könnte, wie ich ihn empfinde. Sie haben mich mir selbst erhalten; Sie haben mich mir selbst gegeben, und ich erkenne, daß ich mein ganzes Dasein von nun an Ihnen schuldig bin.

„Wahrlich, mein Mann war verständig und klug und kannte das Herz einer Frau; er war billig genug, sie über eine Neigung nicht zu schelten, die durch seine Schuld in ihrem Busen entstehen konnte, ja, er war großmüthig genug, seine Rechte der Forderung der Natur hintanzusetzen. Aber Sie, mein Herr, Sie sind vernünftig und gut; Sie haben mich fühlen lassen, daß außer der Neigung noch etwas in uns ist, das ihr das Gleichgewicht halten kann, daß wir fähig sind, jedem gewohnten Gut zu entsagen und selbst unsere heißesten Wünsche von uns zu entfernen. Sie haben mich in diese Schule durch Irrthum und Hoffnung geführt; aber beide sind nicht mehr nöthig, wenn

wir uns erſt mit dem guten und mächtigen Ich bekannt gemacht haben, das ſo ſtill und ruhig in uns wohnt und ſo lange, bis es die Herrſchaft im Hauſe gewinnt, wenigſtens durch zarte Erinnerungen ſeine Gegenwart unaufhörlich merken läßt. Leben Sie wohl! Ihre Freundin wird Sie künftig mit Vergnügen ſehen; wirken Sie auf Ihre Mitbürger wie auf mich! Entwickeln Sie nicht allein die Verwirrungen, die nur zu leicht über Beſitzthümer entſtehen, ſondern zeigen Sie ihnen auch durch ſanfte Anleitung und durch Beiſpiel, daß in jedem Menſchen die Kraft der Tugend im Verborgenen keimt! Die allgemeine Achtung wird Ihr Lohn ſein, und Sie werden mehr als der erſte Staatsmann und der größte Held den Namen Vater des Vaterlandes verdienen."

„Man muß Ihren Prokurator loben," ſagte die Baroneſſe; „er iſt zierlich, vernünftig, unterhaltend und unterrichtend; ſo ſollten alle Diejenigen ſein, die uns von einer Verirrung abhalten oder davon zurückbringen wollen. Wirklich verdient die Erzählung vor vielen andern den Ehrentitel einer moraliſchen Erzählung. Geben Sie uns mehrere von dieſer Art, und unſre Geſellſchaft wird ſich deren gewiß erfreuen."

Der Alte. Wenn dieſe Geſchichte Ihren Beifall hat, ſo iſt es mir zwar ſehr angenehm; doch thut mir's leid, wenn Sie noch mehr moraliſche Erzählungen wünſchen; denn es iſt die erſte und letzte.

Luiſe. Es bringt Ihnen nicht viel Ehre, daß Sie in Ihrer Sammlung gerade von der beſten Art nur eine einzige haben.

Der Alte. Sie verſtehn mich unrecht. Es iſt nicht die einzige moraliſche Geſchichte, die ich erzählen kann, ſondern alle gleichen ſich dergeſtalt, daß man immer nur dieſelbe zu erzählen ſcheint.

Luiſe. Sie ſollten Sich doch endlich dieſe Paradoxen abgewöhnen, die das Geſpräch nur verwirren; erklären Sie Sich deutlicher!

Der Alte. Recht gern. Nur diejenige Erzählung verdient moraliſch genannt zu werden, die uns zeigt, daß der Menſch in ſich eine Kraft habe, aus Ueberzeugung eines Beſſern ſelbſt gegen ſeine Neigung zu handeln. Dieſes lehrt uns dieſe Geſchichte, und keine moraliſche Geſchichte kann etwas Anderes lehren.

Luiſe. Und ich muß alſo, um moraliſch zu handeln, gegen meine Neigung handeln?

Der Alte. Ja.

Luise. Auch wenn sie gut ist?

Der Alte. Keine Neigung ist an sich gut, sondern nur, insofern sie etwas Gutes wirkt.

Luise. Wenn man nun Neigung zur Wohlthätigkeit hätte?

Der Alte. So soll man sich verbieten, wohlthätig zu sein, sobald man sieht, daß man sein eigenes Hauswesen dadurch zu Grunde richtet.

Luise. Und wenn man einen unwiderstehlichen Trieb zur Dankbarkeit hätte?

Der Alte. Dafür ist bei den Menschen schon gesorgt, daß die Dankbarkeit bei ihnen niemals zum Triebe werden kann. Doch gesetzt auch, so würde Der zu schätzen sein, der sich lieber undankbar zeigte, als daß er etwas Schändliches aus Liebe zu seinem Wohlthäter unternähme.

Luise. So könnte es denn also doch ungählige moralische Geschichten geben.

Der Alte. In diesem Sinne, ja; doch würden sie alle nichts weiter sagen, als was mein Prokurator gesagt hat, und deswegen kann man ihn einzig dem Geiste nach nennen; denn darin haben Sie Recht: der Stoff kann sehr verschieden sein.

Luise. Hätten Sie Sich eigentlicher ausgedrückt, so hätten wir nicht gestritten.

Der Alte. Aber auch nicht gesprochen. Verwirrungen und Mißverständnisse sind die Quellen des thätigen Lebens und der Unterhaltung.

Luise. Ich kann doch noch nicht ganz mit Ihnen einig sein. Wenn ein tapferer Mann mit Gefahr seines eigenen Lebens Andere rettet, ist das keine moralische Handlung?

Der Alte. Nach meiner Art mich auszudrücken, nicht. Wenn aber ein furchtsamer Mensch seine Furcht überwindet und eben dasselbe thut, dann ist es eine moralische Handlung.

Die Baronesse. Ich wollte, lieber Freund, Sie gäben uns noch einige Beispiele und verglichen sich gelegentlich mit Luisen über die Theorie. Gewiß, ein Gemüth, das Neigung zum Guten hat, muß uns, wenn wir es gewahr werden, schon höchlich erfreuen; aber Schöneres ist nichts in der Welt als Neigung, durch Vernunft und Gewissen geleitet. Haben Sie noch eine Geschichte dieser Art, so wünschten wir sie zu hören. Ich liebe mir sehr Paralleigeschichten. Eine deutet auf die an-

dere hin und erklärt ihren Sinn beſſer als viele trockne Worte.

Der Alte. Ich kann wol noch einige, die hieher gehören, vorbringen; denn ich habe auf dieſe Eigenſchaften des menſchlichen Geiſtes beſonders Acht gegeben.

Luiſe. Nur Eins möchte ich mir ausbitten. Ich leugne nicht, daß ich die Geſchichten nicht liebe, die unſere Einbildungskraft immer in fremde Länder nöthigen. Muß denn Alles in Italien und Sicilien, im Orient geſchehen? Sind denn Neapel, Palermo und Smyrna die einzigen Orte, wo etwas Intereſſantes vorgehen kann? Mag man doch den Schauplatz der Feenmärchen nach Samarkand und Ormus verſetzen, um unſre Einbildungskraft zu verwirren! Wenn Sie aber unſern Geiſt, unſer Herz bilden wollen, ſo geben Sie uns einheimiſche, geben Sie uns Familien-Gemälde, und wir werden uns deſto eher darin erkennen und, wenn wir uns getroffen fühlen, deſto gerührter an unſer Herz ſchlagen.

Der Alte. Auch darin ſoll Ihnen gewillfahrt werden. Doch iſt es mit den Familien-Gemälden eine eigene Sache; ſie ſehen einander alle ſo gleich, und wir haben faſt alle Verhältniſſe derſelben ſchon gut bearbeitet auf unſern Theatern geſehen. Indeſſen will ich's wagen und eine Geſchichte erzählen, von der Ihnen ſchon etwas Aehnliches bekannt iſt, und die nur durch eine genaue Darſtellung deſſen, was in den Gemüthern vorging, neu und intereſſant werden dürfte.

Man kann in Familien oft die Bemerkung machen, daß Kinder ſowol der Geſtalt als dem Geiſte nach bald vom Vater, bald von der Mutter Eigenſchaften an ſich tragen; und ſo kommt auch manchmal der Fall vor, daß ein Kind die Naturen beider Eltern auf eine beſondere und verwunderswürdige Weiſe verbindet.

Hievon war ein junger Menſch, den ich Ferdinand nennen will, ein auffallender Beweis. Seine Bildung erinnerte an beide Eltern, und ihre Gemüthsart konnte man in der ſeinigen genau unterſcheiden. Er hatte den leichten und frohen Sinn des Vaters, ſo auch den Trieb, den Augenblick zu genießen, und eine gewiſſe leidenſchaftliche Art, bei manchen Gelegenheiten nur ſich ſelbſt in Anſchlag zu bringen. Von der Mutter aber hatte er, ſo ſchien es, ruhige Ueberlegung, ein Gefühl von Recht und Billigkeit und eine Anlage zur Kraft, ſich für Andere aufzuopfern. Man ſieht hieraus leicht, daß Diejenigen, die mit ihm

umgingen, oft, um ſeine Handlungen zu erklären, zu der Hypotheſe ihre Zuflucht nehmen mußten, daß der junge Mann wol zwei Seelen haben möchte.

Ich übergehe mancherlei Scenen, die in ſeiner Jugend vorfielen, und erzähle nur eine Begebenheit, die ſeinen ganzen Charakter ins Licht ſetzt und in ſeinem Leben eine entſchiedene Epoche machte.

Er hatte von Jugend auf eine reichliche Lebensart genoſſen; denn ſeine Eltern waren wohlhabend, lebten und erzogen ihre Kinder, wie es ſolchen Leuten geziemt; und wenn der Vater in Geſellſchaften, beim Spiel und durch zierliche Kleidung mehr, als billig war, ausgab, ſo wußte die Mutter als eine gute Haushälterin dem gewöhnlichen Aufwande ſolche Grenzen zu ſetzen, daß im Ganzen ein Gleichgewicht blieb, und niemals ein Mangel zum Vorſchein kommen konnte. Dabei war der Vater als Handelsmann glücklich; es geriethen ihm manche Spekulationen, die er ſehr kühn unternommen hatte, und weil er gern mit Menſchen lebte, hatte er ſich in Geſchäften auch vieler Verbindungen und mancher Beihilfe zu erfreuen.

Die Kinder als ſtrebende Naturen wählen ſich gewöhnlich im Hauſe das Beiſpiel Deſſen, der am Meiſten zu leben und zu genießen ſcheint. Sie ſehen in einem Vater, der ſich's wohl ſein läßt, die entſchiedene Regel, wornach ſie ihre Lebensart einzurichten haben; und weil ſie ſchon früh zu dieſer Einſicht gelangen, ſo ſchreiten meiſtentheils ihre Begierden und Wünſche in großer Disproportion der Kräfte ihres Hauſes fort. Sie finden ſich bald überall gehindert, um ſo mehr, als jede neue Generation neue und frühere Anforderungen macht, und die Eltern den Kindern dagegen meiſtentheils nur gewähren möchten, was ſie ſelbſt in früherer Zeit genoſſen, da noch Jedermann mäßiger und einfacher zu leben ſich bequemte.

Ferdinand wuchs mit der unangenehmen Empfindung heran, daß ihm oft dasjenige fehle, was er an ſeinen Gefpielen ſah. Er wollte in Kleidung, in einer gewiſſen Liberalität des Lebens und Betragens hinter Niemandem zurückbleiben; er wollte ſeinem Vater ähnlich werden, deſſen Beiſpiel er täglich vor Augen ſah, und der ihm doppelt als Muſterbild erſchien, einmal als Vater, für den der Sohn gewöhnlich ein günſtiges Vorurtheil hegt, und dann wieder, weil der Knabe ſah, daß der Mann auf dieſem Wege ein vergnügliches und genußreiches Leben führte und dabei von Jedermann geſchätzt und geliebt wurde. Ferdinand hatte

hierüber, wie man ſich leicht denken kann, manchen Streit mit der Mutter, da er dem Vater die abgelegten Röcke nicht nachtragen, ſondern ſelbſt immer in der Mode ſein wollte. So wuchs er heran, und ſeine Forderungen wuchſen immer vor ihm her, ſo daß er zuletzt, da er achtzehn Jahr alt war, ganz außer Verhältniß mit ſeinem Zuſtande ſich fühlen mußte.

Schulden hatte er bisher nicht gemacht; denn ſeine Mutter hatte ihm davor den größten Abſcheu eingeflößt, ſein Vertrauen zu erhalten geſucht und in mehreren Fällen das Aeußerſte gethan, um ſeine Wünſche zu erfüllen oder ihn aus kleinen Verlegenheiten zu reißen. Unglücklicherweiſe mußte ſie in eben dem Zeitpunkte, wo er nun als Jüngling noch mehr aufs Aeußere ſah, wo er durch die Neigung zu einem ſehr ſchönen Mädchen, verflochten in größere Geſellſchaft, ſich Andern nicht allein gleichzuſtellen, ſondern vor Andern ſich hervorzuthun und zu gefallen wünſchte, in ihrer Haushaltung gedrängter ſein als jemals; anſtatt alſo ſeine Forderungen wie ſonſt zu befriedigen, fing ſie an, ſeine Vernunft, ſein gutes Herz, ſeine Liebe zu ihr in Anſpruch zu nehmen, und ſetzte ihn, indem ſie ihn zwar überzeugte, aber nicht veränderte, wirklich in Verzweiflung.

Er konnte, ohne Alles zu verlieren, was ihm ſo lieb als ſein Leben war, die Verhältniſſe nicht verändern, in denen er ſich befand. Von der erſten Jugend an war er dieſem Zuſtande entgegengewachſen, er war mit Allem, was ihn umgab, zuſammengewachſen; er konnte keine Faſer ſeiner Verbindungen, Geſellſchaften, Spaziergänge und Luſtpartien zerreißen, ohne zugleich einen alten Schulfreund, einen Geſpielen, eine neue ehrenvolle Bekanntſchaft und, was das Schlimmſte war, ſeine Liebe zu verletzen.

Wie hoch und werth er ſeine Neigung hielt, begreift man leicht, wenn man erfährt, daß ſie zugleich ſeiner Sinnlichkeit, ſeinem Geiſte, ſeiner Eitelkeit und ſeinen lebhaften Hoffnungen ſchmeichelte. Eins der ſchönſten, angenehmſten und reichſten Mädchen der Stadt gab ihm, wenigſtens für den Augenblick, den Vorzug vor ſeinen vielen Mitwerbern. Sie erlaubte ihm, mit dem Dienſt, den er ihr widmete, gleichſam zu prahlen, und ſie ſchienen wechſelsweiſe auf die Ketten ſtolz zu ſein, die ſie einander angelegt hatten. Nun war es ihm Pflicht, ihr überall zu folgen, Zeit und Geld in ihrem Dienſte zu verwenden und auf jede Weiſe zu zeigen, wie werth ihm ihre Neigung und wie unentbehrlich ihm ihr Beſitz ſei.

Dieser Umgang und dieses Bestreben machte Ferdinanden mehr Aufwand, als es unter andern Umständen natürlich gewesen wäre. Sie war eigentlich von ihren abwesenden Eltern einer sehr wunderlichen Tante anvertraut worden, und es erforderte mancherlei Künste und seltsame Anstalten, um Ottilien, diese Zierde der Gesellschaft, in Gesellschaft zu bringen. Ferdinand erschöpfte sich in Erfindungen, um ihr die Vergnügungen zu verschaffen, die sie so gern genoß, und die sie Jedem, der um sie war, zu erhöhen wußte.

Und in eben diesem Augenblicke von einer geliebten und verehrten Mutter zu ganz anderen Pflichten aufgefordert zu werden, von dieser Seite keine Hilfe zu sehen, einen so lebhaften Abscheu vor Schulden zu fühlen, die auch seinen Zustand nicht lange würden gefristet haben, dabei von Jedermann für wohlhabend und freigebig angesehen zu werden und das tägliche und dringende Bedürfniß des Geldes zu empfinden, war gewiß eine der peinlichsten Lagen, in der sich ein junges, durch Leidenschaften bewegtes Gemüth befinden kann.

Gewisse Vorstellungen, die ihm früher nur leicht vor der Seele vorübergingen, hielt er nun fester; gewisse Gedanken, die ihn sonst nur Augenblicke beunruhigten, schwebten länger vor seinem Geiste, und gewisse verdrießliche Empfindungen wurden dauernder und bitterer. Hatte er sonst seinen Vater als sein Muster angesehen, so bedeutete er ihn nun als seinen Nebenbuhler. Von Allem, was der Sohn wünschte, war Jener im Besitz; Alles, worüber Dieser sich ängstigte, ward Jenem leicht. Und es war nicht etwa von dem Nothwendigen die Rede, sondern von dem, was Jener hätte entbehren können. Da glaubte denn der Sohn, daß der Vater wol auch manchmal entbehren sollte, um ihn genießen zu lassen. Der Vater dagegen war ganz anderer Gesinnung; er war von denen Menschen, die sich viel erlauben, und die deswegen in den Fall kommen, Denen, die von ihnen abhängen, viel zu versagen. Er hatte dem Sohne etwas Gewisses ausgesetzt und verlangte genaue Rechenschaft, ja eine regelmäßige Rechnung von ihm darüber.

Nichts schärft das Auge des Menschen mehr, als wenn man ihn einschränkt. Darum sind die Frauen durchaus klüger als die Männer; und auf Niemand sind Untergebene aufmerksamer als auf Den, der befiehlt, ohne zugleich durch sein Beispiel vorauszugehen. So ward der Sohn auf alle Handlungen seines Vaters aufmerksam, besonders auf solche, die Geldausgaben

betrafen. Er horchte genauer auf, wenn er hörte, der Vater habe im Spiel verloren oder gewonnen; er beurtheilte ihn ſtrenger, wenn Jener ſich willkürlich etwas Koſtſpieliges erlaubte.

„Iſt es nicht ſonderbar," ſagte er zu ſich ſelbſt, „daß Eltern, während ſie ſich mit Genuß aller Art überfüllen, indem ſie blos nach Willkür ein Vermögen, das ihnen der Zufall gegeben hat, benutzen, ihre Kinder gerade zu der Zeit von jedem billigen Genuße ausſchließen, da die Jugend am Empfänglichſten dafür iſt! Und mit welchem Rechte thun ſie es? Und wie ſind ſie zu dieſem Rechte gelangt? Soll der Zufall allein entſcheiden, und kann das ein Recht werden, wo der Zufall wirkt? Lebte der Großvater noch, der ſeine Enkel wie ſeine Kinder hielt, es würde mir viel beſſer ergehen; er würde es mir nicht am Nothwendigen fehlen laſſen; denn iſt uns das nicht nothwendig, was wir in Verhältniſſen brauchen, zu denen wir erzogen und geboren ſind? Der Großvater würde mich nicht darben laſſen, ſo wenig er des Vaters Verſchwendung zugeben würde. Hätte er länger gelebt, hätte er klar eingeſehen, daß ſein Enkel auch werth iſt, zu genießen, ſo hätte er vielleicht in dem Teſtament mein früheres Glück entſchieden. Sogar habe ich gehört, daß der Großvater eben vom Tode übereilt worden, da er einen letzten Willen aufzuſetzen gedachte; und ſo hat vielleicht blos der Zufall mir meinen frühern Antheil an einem Vermögen entzogen, den ich, wenn mein Vater ſo zu wirthſchaften fortfährt, wol gar auf immer verlieren kann."

Mit dieſen und andern Sophiſtereien über Beſitz und Recht, über die Frage, ob man ein Geſetz oder eine Einrichtung, zu denen man ſeine Stimme nicht gegeben, zu befolgen brauche, und inwiefern es dem Menſchen erlaubt ſei, im Stillen von den bürgerlichen Geſetzen abzuweichen, beſchäftigte er ſich oft in ſeinen einſamen verdrießlichſten Stunden, wenn er irgend aus Mangel des baaren Geldes eine Luſtpartie oder eine andere angenehme Geſellſchaft ausſchlagen mußte. Denn ſchon hatte er kleine Sachen von Werth, die er beſaß, vertrödelt, und ſein gewöhnliches Taſchengeld wollte keineswegs hinreichen.

Sein Gemüth verſchloß ſich, und man kann ſagen, daß er in dieſen Augenblicken ſeine Mutter nicht achtete, die ihm nicht helfen konnte, und ſeinen Vater haßte, der ihm nach ſeiner Meinung überall im Wege ſtand.

Zu eben der Zeit machte er eine Entdeckung, die ſeinen Unwillen noch mehr erregte. Er bemerkte, daß ſein Vater nicht

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-50924-3
GOETHE,J.W. FN. 16552/439

allein kein guter, sondern auch ein unordentlicher Haushälter war; denn er nahm oft aus seinem Schreibtische in der Geschwindigkeit Geld, ohne es aufzuzeichnen, und fing nachher manchmal wieder an, zu zählen und zu rechnen, und schien verdrießlich, daß die Summen mit der Kasse nicht übereinstimmen wollten. Der Sohn machte diese Bemerkung mehrmals, und um so empfindlicher ward es ihm, wenn er zu eben der Zeit, da der Vater nur geradezu in das Geld hinein griff, einen entschiedenen Mangel spürte.

Zu dieser Gemüthsstimmung traf ein sonderbarer Zufall, der ihm eine reizende Gelegenheit gab, dasjenige zu thun, wozu er nur einen dunkeln und unentschiedenen Trieb gefühlt hatte.

Sein Vater gab ihm den Auftrag, einen Kasten alter Briefe durchzusehen und zu ordnen. Eines Sonntags, da er allein war, trug er ihn durch das Zimmer, wo der Schreibtisch stand, der des Vaters Kasse enthielt. Der Kasten war schwer; er hatte ihn unrecht gefaßt und wollte ihn einen Augenblick absetzen oder vielmehr nur anlehnen. Unvermögend, ihn zu halten, stieß er gewaltsam an die Ecke des Schreibtisches, und der Deckel desselben flog auf. Er sah nun alle die Rollen vor sich liegen, zu denen er manchmal nur hineingeschielt hatte, setzte seinen Kasten nieder und nahm, ohne zu denken und zu überlegen, eine Rolle von der Seite weg, wo der Vater gewöhnlich sein Geld zu willkürlichen Ausgaben herzunehmen schien. Er drückte den Schreibtisch wieder zu und versuchte den Seitenstoß; der Deckel flog jedesmal auf, und es war so gut, als wenn er den Schlüssel zum Pulte gehabt hätte.

Mit Heftigkeit suchte er nunmehr jede Vergnügung wieder, die er bisher hatte entbehren müssen. Er war steißiger um seine Schöne; Alles, was er that und vornahm, war leidenschaftlicher; seine Lebhaftigkeit und Anmuth hatten sich in ein heftiges, ja beinahe wildes Wesen verwandelt, das ihm zwar nicht übel ließ, doch Niemandem wohlthätig war.

Was der Feuerfunke auf ein geladnes Gewehr, das ist die Gelegenheit zur Neigung, und jede Neigung, die wir gegen unser Gewissen befriedigen, zwingt uns, ein Uebermaaß von physischer Stärke anzuwenden; wir handeln wieder als wilde Menschen, und es wird schwer, äußerlich diese Anstrengung zu verbergen.

Je mehr ihm seine innere Empfindung widersprach, desto mehr häufte Ferdinand künstliche Argumente auf einander, und

deſto muthiger und freier ſchien er zu handeln, je mehr er ſich ſelbſt von einer Seite gebunden fühlte.

Zu derſelbigen Zeit waren allerlei Koſtbarkeiten ohne Werth Mode geworden. Ottilie liebte ſich zu ſchmücken; er ſuchte einen Weg, ſie ihr zu verſchaffen, ohne daß Ottilie ſelbſt eigentlich wußte, woher die Geſchenke kamen. Die Vermuthung ward auf einen alten Oheim geworfen, und Ferdinand war doppelt vergnügt, indem ihm ſeine Schöne ihre Zufriedenheit über die Geſchenke und ihren Verdacht auf den Oheim zugleich zu erkennen gab.

Aber um ſich und ihr dieſes Vergnügen zu machen, mußte er noch einigemal den Schreibtiſch ſeines Vaters eröffnen, und er that es mit deſto weniger Sorge, als der Vater zu verſchiedenen Zeiten Geld hineingelegt und herausgenommen hatte, ohne es aufzuſchreiben.

Bald darauf ſollte Ottilie zu ihren Eltern auf einige Monate verreiſen. Die jungen Leute betrübten ſich äußerſt, da ſie ſcheiden ſollten, und ein Umſtand machte ihre Trennung noch bedeutender. Ottilie erfuhr durch einen Zufall, daß die Geſchenke, die ſie erhalten hatte, von Ferdinanden kamen; ſie ſetzte ihn darüber zu Rede, und als er es geſtand, ſchien ſie ſehr verdrießlich zu werden. Sie beſtand darauf, daß er ſie zurücknehmen ſollte, und dieſe Zumuthung machte ihm die bitterſten Schmerzen. Er erklärte ihr, daß er ohne ſie nicht leben könne noch wolle; er bat ſie, ihm ihre Neigung zu erhalten, und beſchwor ſie, ihm ihre Hand nicht zu verſagen, ſobald er verſorgt und häuslich eingerichtet ſein würde. Sie liebte ihn, ſie war gerührt, ſie ſagte ihm zu, was er wünſchte, und in dieſem glücklichen Augenblicke verſiegelten ſie ihr Verſprechen mit den lebhafteſten Umarmungen und mit tauſend herzlichen Küſſen.

Nach ihrer Abreiſe ſchien Ferdinand ſich ſehr allein. Die Geſellſchaften, in welchen er ſie zu ſehen pflegte, reizten ihn nicht mehr, indem ſie fehlte. Er beſuchte nur noch aus Gewohnheit ſowol Freunde als Luſtörter, und nur mit Widerwillen griff er noch einigemal in die Kaſſe des Vaters, um Ausgaben zu beſtreiten, zu denen ihn keine Leidenſchaften nöthigten. Er war oft allein, und die gute Seele ſchien die Oberhand zu gewinnen. Er erſtaunte über ſich ſelbſt bei ruhigem Nachdenken, wie er jene Sophiſtereien über Recht und Beſitz, über Anſprüche an fremdes Gut, und wie die Rubriken alle heißen mochten, bei ſich auf eine ſo kalte und ſchiefe Weiſe habe

durchführen und dadurch eine unerlaubte Handlung beschönigen können. Es ward ihm nach und nach deutlich, daß nur Treue und Glauben die Menschen schätzenswerth mache, daß der Gute eigentlich leben müsse, um alle Gesetze zu beschämen, indem ein Anderer sie entweder umgehen oder zu seinem Vortheil gebrauchen mag.

Inzwischen, ehe diese wahren und guten Begriffe bei ihm ganz klar wurden und zu herrschenden Entschlüssen führten, unterlag er doch noch einigemal der Versuchung, aus der verbotenen Quelle in dringenden Fällen zu schöpfen. Niemals that er es aber ohne Widerwillen und nur wie von einem bösen Geiste an den Haaren hingezogen.

Endlich ermannte er sich und faßte den Entschluß, vor allen Dingen die Handlung sich unmöglich zu machen und seinen Vater von dem Zustande des Schlosses zu unterrichten. Er fing es klug an und trug den Kasten mit den nunmehr geordneten Briefen in Gegenwart seines Vaters durch das Zimmer, beging mit Vorsatz die Ungeschicklichkeit, mit dem Kasten wider den Schreibtisch zu stoßen, und wie erstaunte der Vater, als er den Deckel auffahren sah! Sie untersuchten Beide das Schloß und fanden, daß die Schließhaken durch die Zeit abgenutzt, und die Bänder wandelbar waren. Sogleich ward Alles reparirt, und Ferdinand hatte seit langer Zeit keinen vergnügtern Augenblick, als da er das Geld in so guter Verwahrung sah.

Aber dies war ihm nicht genug. Er nahm sich sogleich vor, die Summe, die er seinem Vater entwendet hatte, und die er noch wohl wußte, wieder zu sammeln und sie ihm auf eine oder die andere Weise zuzustellen. Er fing nun an, aufs Genaueste zu leben und von seinem Taschengelde, was nur möglich war, zu sparen. Freilich war das nur wenig, was er hier zurückhalten konnte, gegen das, was er sonst verschwendet hatte; indessen schien die Summe schon groß, da sie ein Anfang war, sein Unrecht wieder gut zu machen. Und gewiß ist ein ungeheurer Unterschied zwischen dem letzten Thaler, den man borgt, und zwischen dem ersten, den man abbezahlt.

Nicht lange war er auf diesem guten Wege, als der Vater sich entschloß, ihn in Handelsgeschäften zu verschicken. Er sollte sich mit einer entfernten Fabrikanstalt bekannt machen. Man hatte die Absicht, in einer Gegend, wo die ersten Bedürfnisse und die Handarbeit sehr wohlfeil waren, selbst ein Komptoir zu errichten, einen Kompagnon dort hinzusetzen, den Vortheil,

den man gegenwärtig Andern gönnen mußte, ſelbſt zu gewinnen und durch Geld und Kredit die Anſtalt ins Große zu treiben. Ferdinand ſollte die Sache in der Nähe unterſuchen und davon einen umſtändlichen Bericht abſtatten. Der Vater hatte ihm ein Reiſegeld ausgeſetzt und ihm vorgeſchrieben, damit auszukommen; es war reichlich, und er hatte ſich nicht darüber zu beklagen.

Auch auf ſeiner Reiſe lebte Ferdinand ſehr ſparſam, rechnete und überrechnete und fand, daß er den dritten Theil ſeines Reiſegeldes erſparen konnte, wenn er auf jede Weiſe ſich einzuſchränken fortführe. Er befliß nun auch auf Gelegenheit, zu dem Uebrigen nach und nach zu gelangen, und er fand ſie. Denn die Gelegenheit iſt eine gleichgiltige Göttin, ſie begünſtigt das Gute wie das Böſe.

In der Gegend, die er beſuchen ſollte, fand er Alles weit vortheilhafter, als man geglaubt hatte. Jedermann ging in dem alten Schlendrian handwerksmäßig fort. Von neu entdeckten Vortheilen hatte man keine Kenntniß, oder man hatte keinen Gebrauch davon gemacht. Man wendete nur mäßige Summen Geldes auf und war mit einem mäßigen Profit zufrieden, und er ſah bald ein, daß man mit einem gewiſſen Kapital, mit Vorſchüſſen, Einkauf des erſten Materials im Großen, mit Anlegung von Maſchinen, durch die Hilfe tüchtiger Werkmeiſter eine große und ſolide Einrichtung würde machen können.

Er fühlte ſich durch die Idee dieſer möglichen Thätigkeit ſehr erhoben. Die herrliche Gegend, in der ihm jeden Augenblick ſeine geliebte Ottilie vorſchwebte, ließ ihn wünſchen, daß ſein Vater ihn an dieſen Platz ſetzen, ihm das neue Etabliſſement anvertrauen und ſo auf eine reichliche und unerwartete Weiſe ausſtatten möchte.

Er ſah Alles mit größrer Aufmerkſamkeit, weil er Alles ſchon als das Seinige anſah. Er hatte zum erſten Mal Gelegenheit, ſeine Kenntniſſe, ſeine Geiſteskräfte, ſein Urtheil anzuwenden. Die Gegend ſowol als die Gegenſtände intereſſirten ihn aufs Höchſte, ſie waren Labſal und Heilung für ſein verwundetes Herz; denn nicht ohne Schmerzen konnte er ſich des väterlichen Hauſes erinnern, in welchem er wie in einer Art von Wahnſinn eine Handlung begehen konnte, die ihm nun das größte Verbrechen zu ſein ſchien.

Ein Freund ſeines Hauſes, ein wackerer, aber kränklicher Mann, der ſelbſt den Gedanken eines ſolchen Etabliſſements

zuerst in Briefen gegeben hatte, war ihm stets zur Seite, zeigte ihm Alles, machte ihn mit seinen Ideen bekannt und freute sich, wenn ihm der junge Mensch entgegen-, ja zuvorkam. Dieser Mann führte ein sehr einfaches Leben, theils aus Neigung, theils weil seine Gesundheit es so forderte. Er hatte keine Kinder; eine Nichte pflegte ihn, der er sein Vermögen zugedacht hatte, der er einen wackern und thätigen Mann wünschte, um mit Unterstützung eines fremden Kapitals und frischer Kräfte dasjenige ausgeführt zu sehen, wovon er zwar einen Begriff hatte, wovon ihn aber seine physischen und ökonomischen Umstände zurückhielten.

Kaum hatte er Ferdinanden gesehen, als ihm Dieser sein Mann zu sein schien; und seine Hoffnung wuchs, als er so viel Neigung des jungen Menschen zum Geschäft und zu der Gegend bemerkte. Er ließ seiner Nichte seine Gedanken merken, und Diese schien nicht abgeneigt. Sie war ein junges, wohlgebildetes, gesundes und auf jede Weise gut geartetes Mädchen. Die Sorgfalt für ihres Oheims Haushaltung erhielt sie immer rasch und thätig, und die Sorge für seine Gesundheit immer weich und gefällig. Man konnte sich zur Gattin keine vollkommnere Person wünschen.

Ferdinand, der nur die Liebenswürdigkeit und die Liebe Ottiliens vor Augen hatte, sah über das gute Landmädchen hinweg oder wünschte, wenn Ottilie einst als seine Gattin in diesen Gegenden wohnen würde, ihr eine solche Haushälterin und Beschließerin beigeben zu können. Er erwiderte die Freundlichkeit und Gefälligkeit des Mädchens auf eine sehr ungezwungene Weise; er lernte sie näher kennen und sie schätzen; er begegnete ihr bald mit mehrerer Achtung, und sowol sie als ihr Oheim legten sein Betragen nach ihren Wünschen aus.

Ferdinand hatte sich nunmehr genau umgesehen und von Allem unterrichtet. Er hatte mit Hilfe des Oheims einen Plan gemacht und nach seiner gewöhnlichen Leichtigkeit nicht verborgen, daß er darauf rechne, selbst den Plan auszuführen. Zugleich hatte er der Nichte viele Artigkeiten gesagt und jede Haushaltung glücklich gepriesen, die einer so sorgfältigen Wirthin überlassen werden könnte. Sie und ihr Onkel glaubten daher, daß er wirklich Absichten habe, und waren in Allem um desto gefälliger gegen ihn.

Nicht ohne Zufriedenheit hatte Ferdinand bei seinen Untersuchungen gefunden, daß er nicht allein auf die Zukunft Vieles

von diesem Platze zu hoffen habe, sondern daß er auch gleich jetzt einen vortheilhaften Handel schließen, seinem Vater die entwendete Summe wiedererstatten und sich also von dieser drückenden Last auf einmal befreien könne. Er eröffnete seinem Freunde die Absicht seiner Spekulation, der eine außerordentliche Freude darüber hatte und ihm alle mögliche Beihilfe leistete, ja er wollte seinem jungen Freunde Alles auf Kredit verschaffen, das Dieser jedoch nicht annahm, sondern einen Theil davon sogleich von dem Ueberschusse des Reisegeldes bezahlte und den andern in gehöriger Frist abzutragen versprach.

Mit welcher Freude er die Waaren packen und laden ließ, war nicht auszusprechen; mit welcher Zufriedenheit er seinen Rückweg antrat, läßt sich denken. Denn die höchste Empfindung, die der Mensch haben kann, ist die, wenn er sich von einem Hauptfehler, ja von einem Verbrechen durch eigne Kraft erhebt und losmacht. Der gute Mensch, der ohne auffallende Abweichung vom rechten Pfade vor sich hinwandelt, gleicht einem ruhigen, lebenswürdigen Bürger, da hingegen Jener als ein Held und Ueberwinder Bewunderung und Preis verdient; und in diesem Sinne scheint das paradoxe Wort gesagt zu sein, daß die Gottheit selbst an einem zurückkehrenden Sünder mehr Freude habe als an neunundneunzig Gerechten.

Aber leider konnte Ferdinand durch seine guten Entschlüsse, durch seine Besserung und Wiedererstattung die traurigen Folgen der That nicht aufheben, die ihn erwarteten, und die sein schon wieder beruhigtes Gemüth aufs Neue schmerzlich kränken sollten. Während seiner Abwesenheit hatte sich das Gewitter zusammengezogen, das gerade bei seinem Eintritte in das väterliche Haus losbrechen sollte.

Ferdinand's Vater war, wie wir wissen, was seine Privatkasse betraf, nicht der Ordentlichste; die Handlungssachen hingegen wurden von einem geschickten und genauen Associé sehr richtig besorgt. Der Alte hatte das Geld, das ihm der Sohn entwendete, nicht eben gemerkt, außer daß unglücklicherweise darunter ein Packet einer in diesen Gegenden ungewöhnlichen Münzsorte gewesen war, die er einem Fremden im Spiel abgewonnen hatte. Diese vermißte er, und der Umstand schien ihm bedenklich. Allein, was ihn äußerst beunruhigte, war, daß ihm einige Rollen, jede mit hundert Dukaten, fehlten, die er vor einiger Zeit verborgt, aber gewiß wiedererhalten hatte. Er wußte, daß der Schreibtisch sonst durch einen Stoß auf-

gegangen war, er sah als gewiß an, daß er beraubt sei, und gerieth darüber in die äußerste Heftigkeit. Sein Argwohn schweifte auf allen Seiten herum. Unter den fürchterlichsten Drohungen und Verwünschungen erzählte er den Vorfall seiner Frau; er wollte das Haus um und um kehren, alle Bediente, Mägde und Kinder verhören lassen; Niemand blieb von seinem Argwohn frei. Die gute Frau that ihr Möglichstes, ihren Gatten zu beruhigen; sie stellte ihm vor, in welche Verlegenheit und Discredit diese Geschichte ihn und sein Haus bringen könnte, wenn sie ruchbar würde, daß Niemand an dem Unglück, das uns betreffe, Antheil nehme als nur, um uns durch sein Mitleiden zu demüthigen, daß bei einer solchen Gelegenheit weder er noch sie verschont werden würden, daß man noch wunderlichere Anmerkungen machen könnte, wenn nichts herauskäme, daß man vielleicht den Thäter entdecken und, ohne ihn auf Zeitlebens unglücklich zu machen, das Geld wiedererhalten könne. Durch diese und andere Vorstellungen bewog sie ihn endlich, ruhig zu bleiben und durch stille Nachforschung der Sache näher zu kommen.

Und leider war die Entdeckung schon nahe genug. Ottiliens Tante war von dem wechselseitigen Versprechen der jungen Leute unterrichtet. Sie wußte von den Geschenken, die ihre Nichte angenommen hatte. Das ganze Verhältniß war ihr nicht angenehm, und sie hatte nur geschwiegen, weil ihre Nichte abwesend war. Eine sichere Verbindung mit Ferdinand schien ihr vortheilhaft, ein ungewisses Abenteuer war ihr unerträglich. Da sie also vernahm, daß der junge Mensch bald zurückkommen sollte, da sie auch ihre Nichte täglich wieder erwartete, eilte sie, von dem, was geschehen war, den Eltern Nachricht zu geben und ihre Meinung darüber zu hören, zu fragen, ob eine baldige Versorgung für Ferdinand zu hoffen sei, und ob man in eine Heirath mit ihrer Nichte willige.

Die Mutter verwunderte sich nicht wenig, als sie von diesen Verhältnissen hörte. Sie erschrak, als sie vernahm, welche Geschenke Ferdinand an Ottilien gegeben hatte. Sie verbarg ihr Erstaunen, bat die Tante, ihr einige Zeit zu lassen, um gelegentlich mit ihrem Manne über die Sache zu sprechen, versicherte, daß sie Ottilien für eine vortheilhafte Partie halte, und daß es nicht unmöglich sei, ihren Sohn nächstens auf eine schickliche Weise auszustatten.

Als die Tante sich entfernt hatte, hielt sie es nicht für

räthlich, ihrem Manne die Entdeckung zu vertrauen. Ihr lag nur daran, das unglückliche Geheimniß aufzuklären, ob Ferdinand, wie ſie fürchtete, die Geſchenke von dem entwendeten Geld gemacht habe. Sie eilte zu dem Kaufmann, der dieſe Art Geſchmeide vorzüglich verkaufte, feilſchte um ähnliche Dinge und ſagte zuletzt, er müſſe ſie nicht übertheuern, denn ihrem Sohn, der eine ſolche Kommiſſion gehabt, habe er die Sachen wohlfeiler gegeben. Der Handelsmann betheuerte „nein“, zeigte die Preiſe genau an und ſagte dabei, man müſſe noch das Agio der Geldſorte hinzurechnen, in der Ferdinand zum Theil bezahlt habe. Er nannte ihr zu ihrer größten Betrübniß die Sorte; es war die, die dem Vater fehlte.

Sie ging nun, nachdem ſie ſich zum Scheine die nächſten Preiſe aufſetzen laſſen, mit ſehr bedrängtem Herzen hinweg. Ferdinand's Verirrung war zu deutlich; die Rechnung der Summe, die dem Vater fehlte, war groß, und ſie ſah nach ihrer ſorglichen Gemüthsart die ſchlimmſte That und die fürchterlichſten Folgen. Sie hatte die Klugheit, die Entdeckung vor ihrem Manne zu verbergen; ſie erwartete die Zurückkunft ihres Sohnes mit getheilter Furcht und Verlangen. Sie wünſchte ſich aufzuklären und fürchtete, das Schlimmſte zu erfahren.

Endlich kam er mit großer Heiterkeit zurück. Er konnte Lob für ſeine Geſchäfte erwarten und brachte zugleich in ſeinen Waaren heimlich das Löſegeld mit, wodurch er ſich von dem geheimen Verbrechen zu befreien gedachte.

Der Vater nahm ſeine Relation gut, doch nicht mit ſolchem Beifall auf, wie er hoffte; denn der Vorgang mit dem Gelde machte den Mann zerſtreut und verdrießlich, um ſo mehr, als er einige anſehnliche Poſten in dieſem Augenblicke zu bezahlen hatte. Dieſe Laune des Vaters drückte ihn ſehr, noch mehr die Gegenwart der Bände, der Mobilien, des Schreibtiſches, die Zeugen ſeines Verbrechens geweſen waren. Seine ganze Freude war hin, ſeine Hoffnungen und Anſprüche; er fühlte ſich als einen gemeinen, ja als einen ſchlechten Menſchen.

Er wollte ſich eben nach einem ſtillen Vertriebe der Waaren, die nun bald ankommen ſollten, umſehen und ſich durch die Thätigkeit aus ſeinem Elende herausreißen, als die Mutter ihn bei Seite nahm und ihm mit Liebe und Ernſt ſein Vergehen vorhielt und ihm auch nicht den mindeſten Ausweg zum Leugnen offen ließ. Sein weiches Herz war zerriſſen; er warf ſich unter tauſend Thränen zu ihren Füßen, bekannte, bat um Ver-

zeihung, betheuerte, daß nur die Neigung zu Ottilien ihn verleiten können, und daß sich keine anderen Laster zu diesem jemals gesellt hätten. Er erzählte darauf die Geschichte seiner Reue, daß er vorsätzlich dem Vater die Möglichkeit, den Schreibtisch zu eröffnen, entdeckt, und daß er durch Ersparniß auf der Reise und durch eine glückliche Spekulation sich im Stande sehe, Alles wiederzuersetzen.

Die Mutter, die nicht gleich nachgeben konnte, bestand darauf, zu wissen, wo er mit den großen Summen hingekommen sei; denn die Geschenke betrügen den geringsten Theil. Sie zeigte ihm zu seinem Entsetzen eine Berechnung dessen, was dem Vater fehlte; er konnte sich nicht einmal ganz zu dem Silber bekennen, und hoch und theuer schwur er, von dem Golde nichts angerührt zu haben. Hierüber war die Mutter äußerst zornig. Sie verwies ihm, daß er in dem Augenblicke, da er durch aufrichtige Reue seine Besserung und Bekehrung wahrscheinlich machen sollte, seine liebevolle Mutter noch mit Leugnen, Lügen und Märchen aufzuhalten gedenke, daß sie gar wohl wisse, wer des Einen fähig sei, sei auch alles Uebrigen fähig. Wahrscheinlich habe er unter seinen liederlichen Kameraden Mitschuldige, wahrscheinlich sei der Handel, den er geschlossen, mit dem entwendeten Gelde gemacht, und schwerlich würde er davon etwas erwähnt haben, wenn die Uebelthat nicht zufällig wäre entdeckt worden. Sie drohte ihm mit dem Zorne des Vaters, mit bürgerlichen Strafen, mit völliger Verstoßung; doch nichts kränkte ihn mehr, als daß sie ihn merken ließ, eine Verbindung zwischen ihm und Ottilien sei eben zur Sprache gekommen. Mit gerührtem Herzen verließ sie ihn in dem traurigsten Zustande. Er sah seinen Fehler entdeckt, er sah sich in dem Verdachte, der sein Verbrechen vergrößerte. Wie wollte er seine Eltern überreden, daß er das Gold nicht angegriffen? Bei der heftigen Gemüthsart seines Vaters mußte er einen öffentlichen Ausbruch befürchten; er sah sich im Gegensatze von allem Dem, was er sein konnte. Die Aussicht auf ein thätiges Leben, auf eine Verbindung mit Ottilien verschwand. Er sah sich verstoßen, flüchtig und in fremden Weltgegenden allem Ungemach ausgesetzt.

Aber selbst alles Dieses, was seine Einbildungskraft verwirrte, seinen Stolz verletzte, seine Liebe kränkte, war ihm nicht das Schmerzlichste. Am Tiefsten verwundete ihn der Gedanke, daß sein redlicher Vorsatz, sein männlicher Entschluß, sein befolgter

Plan, das Geschehene wieder gut zu machen, ganz verkannt, ganz geleugnet, gerade zum Gegenteil ausgelegt werden sollte. Wenn ihn jene Vorstellungen zu einer dunkeln Verzweiflung brachten, indem er bekennen mußte, daß er sein Schicksal verdient habe, so ward er durch diese aufs Innigste gerührt, indem er die traurige Wahrheit erfuhr, daß eine Uebeltat selbst gute Bemühungen zu Grunde zu richten im Stande ist. Diese Rückkehr auf sich selbst, diese Betrachtung, daß das edelste Streben vergebens sein sollte, machte ihn weich; er wünschte nicht mehr zu leben.

In diesen Augenblicken dürstete seine Seele nach einem höhern Beistand. Er fiel an seinem Stuhle nieder, den er mit seinen Thränen benetzte, und forderte Hilfe vom göttlichen Wesen. Sein Gebet war eines erhörenswerthen Inhalts: Der Mensch, der sich selbst vom Laster wieder erhebt, habe Anspruch auf eine unmittelbare Hilfe; Derjenige, der keine seiner Kräfte ungebraucht lasse, könne sich da, wo sie eben ausgeben, wo sie nicht hinreichen, auf den Beistand des Vaters im Himmel berufen.

In dieser Ueberzeugung, in dieser dringenden Bitte verharrte er eine Zeit lang und bemerkte kaum, daß seine Thür sich öffnete, und Jemand hereintrat. Es war die Mutter, die mit heiterm Gesichte auf ihn zukam, seine Verwirrung sah und ihn mit tröstlichen Worten anredete. „Wie glücklich bin ich," sagte sie, „daß ich Dich wenigstens als keinen Lügner finde, und daß ich Deine Reue für wahr halten kann! Das Gold hat sich gefunden; der Vater, als er es von einem Freunde wiedererhielt, gab es dem Kassier aufzuheben, und durch die vielen Beschäftigungen des Tages zerstreut, hat er es vergessen. Mit dem Silber stimmt Deine Angabe ziemlich zusammen; die Summe ist nun viel geringer. Ich konnte die Freude meines Herzens nicht verbergen und versprach dem Vater, die fehlende Summe wiederzuverschaffen, wenn er sich zu beruhigen und weiter nach der Sache nicht zu fragen versprächе."

Ferdinand ging sogleich zur größten Freude über. Er eilte, sein Handelsgeschäft zu vollbringen, stellte bald der Mutter das Geld zu, ersetzte selbst das, was er nicht genommen hatte, wovon er wußte, daß es blos durch die Unordnung des Vaters in seinen Ausgaben vermißt wurde. Er war fröhlich und heiter; doch hatte dieser ganze Vorfall eine sehr ernste Wirkung bei ihm zurückgelassen. Er hatte sich überzeugt, daß der Mensch Kraft habe, das Gute zu wollen und zu vollbringen; er glaubte

nun auch, daß dadurch der Mensch das göttliche Wesen für sich interessiren und sich dessen Beistand versprechen könne, den er soeben unmittelbar erfahren hatte. Mit großer Freudigkeit entdeckte er nun dem Vater seinen Plan, sich in jenen Gegenden niederzulassen. Er stellte die Anstalt in ihrem ganzen Werthe und Umfange vor; der Vater war nicht abgeneigt, und die Mutter entdeckte heimlich ihrem Gatten das Verhältniß Ferdinand's zu Ottilien. Diesem gefiel eine so glänzende Schwiegertochter, und die Aussicht, seinen Sohn ohne Kosten ausstatten zu können, war ihm sehr angenehm.

„Diese Geschichte gefällt mir," sagte Luise, als der Alte geendigt hatte, „und ob sie gleich aus dem gemeinen Leben genommen ist, so kommt sie mir doch nicht alltäglich vor. Denn wenn wir uns selbst fragen und Andere beobachten, so finden wir, daß wir selten durch uns selbst bewogen werden, diesem oder jenem Wunsche zu entsagen; meist sind es die äußern Umstände, die uns dazu nöthigen."

„Ich wünschte," sagte Karl, „daß wir gar nicht nöthig hätten, uns etwas zu versagen, sondern daß wir dasjenige gar nicht kennten, was wir nicht besitzen sollen. Leider ist in unsern Zuständen Alles so zusammengedrängt, Alles ist bepflanzt, alle Bäume hängen voller Früchte, und wir sollen nur immer drunter weggehen, uns an dem Schatten begnügen und auf die schönsten Genüsse Verzicht thun."

„Lassen Sie uns," sagte Luise zum Alten, „nun Ihre Geschichte weiter hören!"

Der Alte. Sie ist wirklich schon aus.

Luise. Die Entwicklung haben wir freilich gehört, nun möchten wir aber auch gerne das Ende vernehmen.

Der Alte. Sie unterscheiden richtig, und da Sie Sich für das Schicksal meines Freundes interessiren, so will ich Ihnen, wie es ihm ergangen, noch kürzlich erzählen.

Befreit von der drückenden Last eines so häßlichen Vergehens, nicht ohne bescheidene Zufriedenheit mit sich selbst, dachte er nun an sein künftiges Glück und erwartete sehnsuchtsvoll die Rückkunft Ottiliens, um sich gegen sie zu erklären und sein gegebenes Wort im ganzen Umfange zu erfüllen. Sie kam in Gesellschaft ihrer Eltern; er eilte zu ihr, er fand sie schöner und besserer als jemals. Mit Ungeduld erwartete er den Augenblick, in welchem er sie allein sprechen und ihr seine Aussichten vorlegen konnte. Die Stunde kam, und mit aller Freude und Zärtlichkeit der

Liebe erzählte er ihr seine Hoffnungen, die Nähe seines Glücks und den Wunsch, es mit ihr zu theilen. Allein wie verwundert war er, ja wie bestürzt, als sie die ganze Sache sehr leichtsinnig, ja man dürfte beinahe sagen höhnisch aufnahm! Sie scherzte nicht ganz fein über die Einsiedelei, die er sich ausgedacht habe, über die Figur, die sie Beide spielen würden, wenn sie sich als Schäfer und Schäferin unter ein Strohdach flüchteten, und was dergleichen mehr war.

Betroffen und erbittert kehrte er in sich zurück; ihr Betragen hatte ihn verdrossen, und er ward einen Augenblick kalt. Sie war ungerecht gegen ihn gewesen, und nun bemerkte er Fehler an ihr, die ihm sonst verborgen geblieben waren. Auch brauchte es kein sehr helles Auge, um zu sehen, daß ein sogenannter Vetter, der mit angekommen war, ihre Aufmerksamkeit auf sich zog und einen großen Theil ihrer Neigung gewonnen hatte.

Bei dem unleidlichen Schmerz, den Ferdinand empfand, nahm er sich doch bald zusammen, und die Ueberwindung, die ihm schon einmal gelungen war, schien ihm zum zweiten Male möglich. Er sah Ottilien oft und gewann über sich, sie zu beobachten; er that freundlich, ja zärtlich gegen sie, und sie nicht weniger gegen ihn; allein ihre Reize hatten ihre größte Macht verloren, und er fühlte bald, daß selten bei ihr etwas aus dem Herzen kam, daß sie vielmehr nach Belieben zärtlich und kalt, reizend und abstoßend, angenehm und launisch sein konnte. Sein Gemüth machte sich nach und nach von ihr los, und er entschloß sich, auch noch die letzten Fäden entzwei zu reißen.

Diese Operation war schmerzhafter, als er sich vorgestellt hatte. Er fand sie eines Tages allein und nahm sich ein Herz, sie an ihr gegebenes Wort zu erinnern und jene Augenblicke ihr ins Gedächtniß zurückzurufen, in denen sie Beide, durch das zarteste Gefühl gedrungen, eine Abrede auf ihr künftiges Leben genommen hatten. Sie war freundlich, ja man kann fast sagen zärtlich; er ward weicher und wünschte in diesem Augenblicke, daß Alles anders sein möchte, als er sich vorgestellt hatte. Doch nahm er sich zusammen und trug ihr die Geschichte seines bevorstehenden Etablissements mit Ruhe und Liebe vor. Sie schien sich darüber zu freuen und gewissermaßen nur zu bedauern, daß dadurch ihre Verbindung weiter hinausgeschoben werde. Sie gab zu erkennen, daß sie nicht die mindeste Lust

habe, die Stadt zu verlassen, sie ließ ihre Hoffnung sehen, daß er sich durch einige Jahre Arbeit in jenen Gegenden in den Stand setzen könnte, auch unter seinen jetzigen Mitbürgern eine große Figur zu spielen. Sie ließ ihn nicht undeutlich merken, daß sie von ihm erwarte, daß er künftig noch weiter als sein Vater gehen und sich in Allem noch ansehnlicher und reichlicher zeigen werde.

Nur zu sehr fühlte Ferdinand, daß er von einer solchen Verbindung kein Glück zu erwarten habe, und doch war es schwer, so vielen Reizen zu entsagen. Ja, vielleicht wäre er ganz unschlüssig von ihr weggegangen, hätte ihn nicht der Vetter abgelöst und in seinem Betragen allzu viel Vertraulichkeit gegen Ottilien gezeigt. Ferdinand schrieb ihr darauf einen Brief, worin er ihr nochmals versicherte, daß sie ihn glücklich machen würde, wenn sie ihm zu seiner neuen Bestimmung folgen wollte, daß er aber für Beide nicht räthlich hielte, eine entfernte Hoffnung auf künftige Zeiten zu nähren und sich auf eine ungewisse Zukunft durch ein Versprechen zu binden.

Noch auf diesen Brief wünschte er eine günstige Antwort; allein sie kam nicht, wie sein Herz, sondern wie sie seine Vernunft billigen mußte. Ottilie gab ihm auf eine sehr zierliche Art sein Wort zurück, ohne sein Herz ganz loszulassen, und ebenso sprach das Billet auch von ihren Empfindungen; dem Sinne nach war sie gebunden und ihren Worten nach frei.

Was soll ich nun weiter umständlich sein? Ferdinand eilte in seine friedlichen Gegenden zurück. Seine Einrichtung war bald gemacht; er war ordentlich und fleißig und ward es nur um so mehr, als das gute natürliche Mädchen, die wir schon kennen, ihn als Gattin beglückte, und der alte Oheim Alles that, seine häusliche Lage zu sichern und bequem zu machen.

Ich habe ihn in spätern Jahren kennen lernen, umgeben von einer zahlreichen, wohlgebildeten Familie. Er hat mir seine Geschichte selbst erzählt; und wie es Menschen zu geben pflegt, denen irgend etwas Bedeutendes in früherer Zeit begegnet, so hatte sich auch seine Geschichte so tief bei ihm eingedrückt, daß sie einen großen Einfluß auf sein Leben hatte. Selbst als Mann und Hausvater pflegte er sich manchmal etwas, das ihm Freude würde gemacht haben, zu versagen, um nur nicht aus der Uebung einer so schönen Tugend zu kommen, und seine

ganze Erziehung bestand gewissermaßen darin, daß seine Kinder sich gleichsam aus dem Steigreife etwas mußten versagen können.

Auf eine Weise, die ich im Anfang nicht billigen konnte, untersagte er zum Beispiel einem Knaben bei Tische, von einer beliebten Speise zu essen. Zu meiner Verwunderung blieb der Knabe heiter, und es war, als wenn weiter nichts geschehen wäre.

Und so ließen die Aeltesten aus eigener Bewegung manchmal ein edles Obst oder sonst einen Leckerbissen vor sich vorbeigehen; dagegen erlaubte er ihnen, ich möchte wol sagen Alles, und es fehlte nicht an Arten und Unarten in seinem Hause. Er schien über Alles gleichgiltig zu sein und ließ ihnen eine fast unbändige Freiheit; nur fiel es ihm die Woche einmal ein, daß Alles auf die Minute geschehen mußte; alsdann wurden des Morgens gleich die Uhren regulirt, ein Jeder erhielt seine Ordre für den Tag, Geschäfte und Vergnügungen wurden gehäuft, und Niemand durfte eine Sekunde fehlen. Ich konnte Sie stundenlang von seinen Gesprächen und Anmerkungen über diese sonderbare Art der Erziehung unterhalten. Er scherzte mit mir als einem katholischen Geistlichen über meine Gelübde und behauptete, daß eigentlich jeder Mensch sowol sich selbst Enthaltsamkeit als Andern Gehorsam geloben sollte, nicht um sie immer, sondern um sie zur rechten Zeit auszuüben.

Die Baronesse machte eben einige Anmerkungen und gestand, daß dieser Freund im Ganzen wol Recht gehabt habe; denn so komme auch in einem Reiche Alles auf die exekutive Gewalt an; die gesetzgebende möge so vernünftig sein, als sie wolle, es helfe dem Staate nichts, wenn die ausführende nicht mächtig sei.

Luise sprang ans Fenster; denn sie hörte Friedrichen zum Hofe hereinreiten. Sie ging ihm entgegen und führte ihn ins Zimmer. Er schien heiter, ob er gleich von Scenen des Jammers und der Verwirrung kam; und anstatt sich in eine genaue Erzählung des Brandes einzulassen, der das Haus ihrer Tante betroffen, versicherte er, daß es ausgemacht sei, daß der Schreibtisch zu eben der Stunde dort verbrannt sei, da der ihrige hier so heftige Sprünge bekommen hatte.

„In eben dem Augenblicke," sagte er, „als der Brand sich schon dem Zimmer näherte, rettete der Verwalter noch eine Uhr, die auf eben diesem Schreibtische stand. Im Hinaustragen

mochte sich etwas am Werke verrücken, und sie blieb auf halb Zwölfe stehen. Wir haben also, wenigstens was die Zeit betrifft, eine völlige Uebereinstimmung." Die Baronesse lächelte; der Hofmeister behauptete, daß, wenn zwei Dinge zusammenträfen, man deswegen noch nicht auf ihren Zusammenhang schließen könne. Luisen gefiel es dagegen, diese beiden Vorfälle zu verknüpfen, besonders da sie von dem Wohlbefinden ihres Bräutigams Nachricht erhalten hatte; und man ließ der Einbildungskraft abermals vollkommen freien Lauf.

„Wissen Sie nicht," sagte Karl zum Alten, „uns irgend ein Märchen zu erzählen? Die Einbildungskraft ist ein schönes Vermögen, nur mag ich nicht gern, wenn sie das, was wirklich geschehen ist, verarbeiten will; die lustigen Gestalten, die sie erschafft, sind uns als Wesen einer eigenen Gattung sehr willkommen; verbunden mit der Wahrheit, bringt sie meist nur Ungeheuer hervor und scheint mir alsdann gewöhnlich mit dem Verstand und der Vernunft im Widerspruche zu stehen. Sie muß sich, däucht mich, an keinen Gegenstand hängen, sie muß uns keinen Gegenstand aufdringen wollen; sie soll, wenn sie Kunstwerke hervorbringt, nur wie eine Musik auf uns selbst spielen, uns in uns selbst bewegen und zwar so, daß wir vergessen, daß etwas außer uns sei, das diese Bewegung hervorbringt."

„Fahren Sie nicht fort," sagte der Alte, „Ihre Anforderungen an ein Produkt der Einbildungskraft umständlicher auszuführen! Auch das gehört zum Genuß an solchen Werken, daß wir ohne Forderungen genießen; denn sie selbst kann nicht fordern; sie muß erwarten, was ihr geschenkt wird. Sie macht keine Plane, nimmt sich keinen Weg vor, sondern sie wird von ihren eigenen Flügeln getragen und geführt, und indem sie sich hin und her schwingt, bezeichnet sie die wunderlichsten Bahnen, die sich in ihrer Richtung stets verändern und wenden. Lassen Sie auf meinem gewöhnlichen Spaziergange erst die sonderbaren Bilder wieder in meiner Seele lebendig werden, die mich in frühern Jahren oft unterhielten. Diesen Abend verspreche ich Ihnen ein Märchen, durch das Sie an nichts und an Alles erinnert werden sollen."

Man entließ den Alten gern, um so mehr, da Jedes von Friedrichen Neuigkeiten und Nachrichten von dem, was indessen geschehen war, einzuziehen hoffte.

Das Märchen.

An dem großen Fluſſe, der eben von einem ſtarken Regen geſchwollen und übergetreten war, lag in ſeiner kleinen Hütte, müde von der Anſtrengung des Tages, der alte Fährmann und ſchlief. Mitten in der Nacht weckten ihn einige laute Stimmen; er hörte, daß Reiſende übergeſetzt ſein wollten.

Als er vor die Thür hinaus trat, ſah er zwei große Irrlichter über dem angebundenen Kahne ſchweben, die ihm verſicherten, daß ſie große Eile hätten und ſchon an jenem Ufer zu ſein wünſchten. Der Alte ſäumte nicht, ſtieß ab und fuhr mit ſeiner gewöhnlichen Geſchicklichkeit auer über den Strom, indeß die Fremden in einer unbekannten, ſehr behenden Sprache gegen einander ziſchten und mitunter in ein lautes Gelächter ausbrachen, indem ſie bald auf den Rändern und Bänken, bald auf dem Boden des Kahns hin und wieder hüpften.

„Der Kahn ſchwankt!“ rief der Alte, „und wenn Ihr ſo unruhig ſeid, kann er umſchlagen; ſetzt Euch, Ihr Lichter!“

Sie brachen über dieſe Zumutung in ein großes Gelächter aus, verſpotteten den Alten und waren noch unruhiger als vorher. Er trug ihre Unarten mit Geduld und ſtieß bald am jenſeitigen Ufer an.

„Hier iſt für Eure Mühe!“ riefen die Reiſenden, und es fielen, indem ſie ſich ſchüttelten, viele glänzende Goldſtücke in den feuchten Kahn. — „Ums Himmels willen, was macht Ihr!“ rief der Alte, „Ihr bringt mich ins größte Unglück! Wäre ein Goldſtück ins Waſſer gefallen, ſo würde der Strom, der dies Metall nicht leiden kann, ſich in entſetzliche Wellen erhoben, das Schiff und mich verſchlungen haben, und wer weiß, wie es Euch gegangen ſein würde! Nehmt Euer Geld wieder zu Euch!“

„Wir können nichts wieder zu uns nehmen, was wir abgeſchüttelt haben,“ verſetzten Jene.

„So macht Ihr mir noch die Mühe,“ ſagte der Alte, indem er ſich bückte und die Goldſtücke in ſeine Mütze las, „daß ich ſie zuſammenſuchen, ans Land tragen und vergraben muß.“

Die Irrlichter waren aus dem Kahne geſprungen, und der Alte rief: „Wo bleibt nun mein Lohn?“

„Wer kein Gold nimmt, mag umsonst arbeiten!“ riefen die Irrlichter. — „Ihr müßt wissen, daß man mich nur mit Früchten der Erde bezahlen kann.“ — „Mit Früchten der Erde? Wir verschmähen sie und haben sie nie genossen.“ — „Und doch kann ich Euch nicht loslassen, bis Ihr mir versprecht, daß Ihr mir drei Kohlhäupter, drei Artischocken und drei große Zwiebeln liefert.“

Die Irrlichter wollten scherzend davonschlüpfen; allein sie fühlten sich auf eine unbegreifliche Weise an den Boden gefesselt; es war die unangenehmste Empfindung, die sie jemals gehabt hatten. Sie versprachen, seine Forderung nächstens zu befriedigen; er entließ sie und stieß ab. Er war schon weit hinweg, als sie ihm nachriefen: „Alter, hört! Alter, wir haben das Wichtigste vergessen!“ Er war fort und hörte sie nicht. Er hatte sich an derselben Seite den Fluß hinabtreiben lassen, wo er in einer gebirgigen Gegend, die das Wasser niemals erreichen konnte, das gefährliche Gold verscharren wollte. Dort fand er zwischen hohen Felsen eine ungeheure Kluft, schüttete es hinein und fuhr nach seiner Hütte zurück.

In dieser Kluft befand sich die schöne grüne Schlange, die durch die herablingende Munze aus ihrem Schlafe geweckt wurde. Sie erfah kaum die leuchtenden Scheiben, als sie solche auf der Stelle mit großer Begierde verschlang und alle Stücke, die sich in dem Gebüsch und zwischen den Felsritzen zerstreut hatten, sorgfältig aufsuchte.

Kaum waren sie verschlungen, so fühlte sie mit der angenehmsten Empfindung das Gold in ihren Eingeweiden schmelzen und sich durch ihren ganzen Körper ausbreiten, und zur größten Freude bemerkte sie, daß sie durchsichtig und leuchtend geworden war. Lange hatte man ihr schon versichert, daß diese Erscheinung möglich sei; weil sie aber zweifelhaft war, ob dieses Licht lange dauern könne, so trieb sie die Neugierde und der Wunsch, sich für die Zukunft sicherzustellen, aus dem Felsen heraus, um zu untersuchen, wer das schöne Gold hereingestreut haben könnte. Sie fand Niemanden. Desto angenehmer war es ihr, sich selbst, da sie zwischen Kräutern und Gesträuchen hinkroch, und ihr anmuthiges Licht, das sie durch das frische Grün verbreitete, zu bewundern. Alle Blätter schienen von Smarago, alle Blumen auf das Herrlichste verklärt. Vergebens durchstrich sie die einsame Wildniß; desto mehr aber wuchs ihre Hoffnung, als sie auf die Fläche kam und von Weitem einen Glanz, der

dem ihrigen ähnlich war, erblickte. „Find' ich doch endlich Meines-gleichen!“ rief sie aus und eilte nach der Gegend zu. Sie achtete nicht die Beschwerlichkeit, durch Sumpf und Rohr zu kriechen; denn ob sie gleich auf trocknen Bergwiesen, in hohen Felsritzen am Liebsten lebte, gewürzhafte Kräuter gerne genoß und mit zartem Thau und frischem Quellwasser ihren Durst gewöhnlich stillte, so hätte sie doch des lieben Goldes willen und in Hoffnung des herrlichen Lichtes Alles unternommen, was man ihr auferlegte.

Sehr ermüdet gelangte sie endlich zu einem feuchten Ried, wo unsere beiden Irrlichter hin und wieder spielten. Sie schoß auf sie los, begrüßte sie und freute sich, so angenehme Herren von ihrer Verwandtschaft zu finden. Die Lichter strichen an ihr her, hüpften über sie weg und lachten nach ihrer Weise. „Frau Muhme,“ sagten sie, „wenn Sie schon von der horizontalen Linie sind, so hat das doch nichts zu bedeuten; freilich sind wir nur von Seiten des Scheins verwandt; denn sehen Sie nur (hier machten beide Flammen, indem sie ihre ganze Breite aufopferten, sich so lang und spitz als möglich), wie schön uns Herren von der vertikalen Linie diese schlanke Länge kleidet! Nehmen Sie's uns nicht übel, meine Freundin, welche Familie kann sich deß rühmen? So lang' es Irrlichter giebt, hat noch keins weder gesessen noch gelegen.“

Die Schlange fühlte sich in der Gegenwart dieser Verwandten sehr unbehaglich; denn sie mochte den Kopf so hoch heben, als sie wollte, so fühlte sie doch, daß sie ihn wieder zur Erde biegen mußte, um von der Stelle zu kommen, und hatte sie sich vorher im dunkeln Hain außerordentlich wohlgefallen, so schien ihr Glanz in Gegenwart dieser Vettern sich jeden Augenblick zu vermindern, ja sie fürchtete, daß er endlich gar verlöschen werde.

In dieser Verlegenheit fragte sie eilig, ob die Herren ihr nicht etwa Nachricht geben könnten, wo das glänzende Gold herkomme, das vor Kurzem in die Felsluft gefallen sei; sie vermuthe, es sei ein Goldregen, der unmittelbar vom Himmel träufle. Die Irrlichter lachten und schüttelten sich, und es sprangen eine große Menge Goldstücke um sie herum. Die Schlange fuhr schnell darnach, sie zu verschlingen. „Laßt es Euch schmecken, Frau Muhme,“ sagten die artigen Herren, „wir können noch mit mehr aufwarten.“ Sie schüttelten sich noch einige Male mit großer Behendigkeit, so daß die Schlange kaum die kostbare

Speise schnell genug hinunterbringen konnte. Sichtlich fing ihr Schein an zu wachsen, und sie leuchtete wirklich aufs Herrlichste, indeß die Irrlichter ziemlich mager und klein geworden waren, ohne jedoch von ihrer guten Laune das Mindeste zu verlieren.

„Ich bin Euch auf ewig verbunden," sagte die Schlange, nachdem sie von ihrer Mahlzeit wieder zu Athem gekommen war. „Fordert von mir, was Ihr wollt! Was in meinen Kräften ist, will ich Euch leisten."

„Recht schön!" riefen die Irrlichter; „sage, wo wohnt die schöne Lilie? Führe uns so schnell als möglich zum Palaste und Garten der schönen Lilie! Wir sterben vor Ungeduld, uns ihr zu Füßen zu werfen."

„Diesen Dienst," versetzte die Schlange mit einem tiefen Seufzer, „kann ich Euch sogleich nicht leisten. Die schöne Lilie wohnt leider jenseit des Wassers."

„Jenseit des Wassers! Und wir lassen uns in dieser stürmischen Nacht übersetzen! Wie grausam ist der Fluß, der uns nun scheidet! Sollte es nicht möglich sein, den Alten wieder zu ermuntern?"

„Sie würden Sich vergebens bemühen," versetzte die Schlange, „denn wenn Sie ihn auch selbst an dem diesseitigen Ufer anträfen, so würde er Sie nicht einnehmen; er darf Jedermann herüber, Niemand hinüber bringen."

„Da haben wir uns schön gebettet! Giebt es denn kein ander Mittel, über das Wasser zu kommen?"

„Noch einige, nur nicht in diesem Augenblick. Ich selbst kann die Herren übersetzen, aber erst in der Mittagsstunde."

„Das ist eine Zeit, in der wir nicht gerne reisen."

„So können Sie Abends auf dem Schatten des Riesen hinüberfahren."

„Wie geht das zu?"

„Der große Riese, der nicht weit von hier wohnt, vermag mit seinem Körper nichts; seine Hände heben keinen Strohhalm, seine Schultern würden kein Reisebündel tragen; aber sein Schatten vermag viel, ja Alles. Deswegen ist er beim Aufgang und Untergang der Sonne am Mächtigsten, und so darf man sich Abends nur auf den Nacken seines Schattens setzen; der Riese geht alsdann sachte gegen das Ufer zu, und der Schatten bringt den Wanderer über das Wasser hinüber. Wollen Sie aber um Mittagszeit Sich an jener Waldecke einfinden, wo das Gebüsch dicht ans Ufer stößt, so kann ich Sie übersetzen und der schönen

Lilie vorstellen; scheuen Sie hingegen die Mittagsspitze, so dürfen Sie nur gegen Abend in jener Felsenbucht den Riesen aufsuchen, der sich gewiß recht gefällig zeigen wird."

Mit einer leichten Verbeugung entfernten sich die jungen Herren, und die Schlange war zufrieden, von ihnen losgekommen, theils um sich in ihrem eigenen Lichte zu erfreuen, theils eine Neugierde zu befriedigen, von der sie schon lange auf eine sonderbare Weise geplagt ward.

In den Felsklüften, in denen sie oft hin und wieder kroch, hatte sie an einem Orte eine seltsame Entdeckung gemacht. Denn ob sie gleich durch diese Abgründe ohne ein Licht zu kriechen genöthigt war, so konnte sie doch durchs Gefühl die Gegenstände recht wohl unterscheiden. Nur unregelmäßige Naturprodukte war sie gewohnt überall zu finden; bald schlang sie sich zwischen den Zacken großer Krystalle hindurch, bald furchte sie die Haken und Haare des gediegenen Silbers und brachte ein und den andern Edelstein mit sich ans Licht hervor. Doch hatte sie zu ihrer großen Verwunderung in einem ringsum verschlossenen Felsen Gegenstände gefühlt, welche die bildende Hand des Menschen verriethen. Glatte Wände, an denen sie nicht aufsteigen konnte, scharfe, regelmäßige Kanten, wohlgebildete Säulen und, was ihr am Sonderbarsten vorkam, menschliche Figuren, um die sie sich mehrmals gebogen hatte, und die sie für Erz oder äußerst polirten Marmor halten mußte. Alle diese Erfahrungen wünschte sie noch zuletzt durch den Sinn des Auges zusammenzufassen und das, was sie nur muthmaßte, zu bestätigen. Sie glaubte sich nun fähig, durch ihr eignes Licht dieses wunderbare unterirdische Gewölbe zu erleuchten, und hoffte auf einmal mit diesen sonderbaren Gegenständen völlig bekannt zu werden. Sie eilte und fand auf dem gewohnten Wege bald die Ritze, durch die sie in das Heiligthum zu schleichen pflegte.

Als sie sich am Orte befand, sah sie sich mit Neugier um, und obgleich ihr Schein alle Gegenstände der Rotonde nicht erleuchten konnte, so wurden ihr doch die nächsten deutlich genug. Mit Erstaunen und Ehrfurcht sah sie in eine glänzende Nische hinauf, in welcher das Bildniß eines ehrwürdigen Königs in lauterm Golde aufgestellt war. Dem Maaß nach war die Bildsäule über Menschengröße, der Gestalt nach aber das Bildniß eher eines kleinen als eines großen Mannes. Sein wohlgebildeter Körper war mit einem einfachen Mantel umgeben, und ein Eichenkranz hielt seine Haare zusammen.

Kaum hatte die Schlange dieses ehrwürdige Bildniß angeblickt, als der König zu reden anfing und fragte: „Wo kommst Du her?“

„Aus den Klüften,“ versetzte die Schlange, „in denen das Gold wohnt.“

„Was ist herrlicher als Gold?“ fragte der König.

„Das Licht,“ antwortete die Schlange.

„Was ist erquicklicher als Licht?“ fragte Jener.

„Das Gespräch,“ antwortete Diese.

Sie hatte unter diesen Reden bei Seite geschielt und in der nächsten Nische ein anderes herrliches Bild gesehen. In derselben saß ein silberner König, von langer und eher schmächtiger Gestalt; sein Körper war mit einem verzierten Gewande überdeckt, Krone, Gürtel und Scepter mit Edelsteinen geschmückt; er hatte die Heiterkeit des Stolzes in seinem Angesichte und schien eben reden zu wollen, als an der marmornen Wand eine Ader, die dunkelfarbig hindurchlief, auf einmal hell ward und ein angenehmes Licht durch den ganzen Tempel verbreitete. Bei diesem Lichte sah die Schlange den dritten König, der von Erz in mächtiger Gestalt dasaß, sich auf seine Keule lehnte, mit einem Lorbeerkranze geschmückt war und eher einem Felsen als einem Menschen glich. Sie wollte sich nach dem vierten umsehen, der in der größten Entfernung von ihr stand; aber die Mauer öffnete sich, indem die erleuchtete Ader wie ein Blitz zuckte und verschwand.

Ein Mann von mittlerer Größe, der heraustrat, zog die Aufmerksamkeit der Schlange auf sich. Er war als ein Bauer gekleidet und trug eine kleine Lampe in der Hand, in deren stille Flamme man gerne hineinsah, und die auf eine wunderbare Weise, ohne auch nur einen Schatten zu werfen, den ganzen Dom erhellte.

„Warum kommst Du, da wir Licht haben?“ fragte der goldene König.

„Ihr wißt, daß ich das Dunkle nicht erleuchten darf.“

„Endigt sich mein Reich?“ fragte der silberne König.

„Spät oder nie,“ versetzte der Alte.

Mit einer starken Stimme fing der eherne König an zu fragen: „Wann werde ich aufstehn?“

„Bald,“ versetzte der Alte.

„Mit wem soll ich mich verbinden?“ fragte der König.

„Mit Deinen ältern Brüdern,“ sagte der Alte.

„Was wird aus dem jüngsten werden?“ fragte der König.

„Er wird ſich ſetzen," ſagte der Alte.

„Ich bin nicht müde," rief der vierte König mit einer rauhen, ſtotternden Stimme.

Die Schlange war, indeſſen Jene redeten, in dem Tempel leiſe herumgeſchlichen, hatte Alles betrachtet und deſsh nunmehr den vierten König in der Nähe. Er ſtand, an eine Säule gelehnt, und ſeine anſehnliche Geſtalt war eher ſchwerfällig als ſchön. Allein das Metall, woraus er gegoſſen war, konnte man nicht leicht unterſcheiden. Genau betrachtet, war es eine Miſchung der drei Metalle, aus denen ſeine Brüder gebildet waren. Aber beim Guſſe ſchienen dieſe Materien nicht recht zuſammengeſchmelzen zu ſein; goldne und ſilberne Adern liefen unregelmäßig durch eine eherne Maſſe hindurch und gaben dem Bilde ein unangenehmes Anſehn.

Indeſſen ſagte der goldne König zum Manne: „Wie viel Geheimniſſe weiſt Du?"

„Drei," verſetzte der Alte.

„Welches iſt das wichtigſte?" fragte der ſilberne König.

„Das offenbare," verſetzte der Alte.

„Willſt Du es auch uns eröffnen?" fragte der eherne.

„Sobald ich das vierte weiß," ſagte der Alte.

„Was kümmert's mich!" murmelte der zuſammengeſetzte König vor ſich hin.

„Ich weiß das vierte," ſagte die Schlange, näherte ſich dem Alten und ziſchte ihm etwas ins Ohr.

„Es iſt an der Zeit!" rief der Alte mit gewaltiger Stimme. Der Tempel ſchallte wieder, die metallenen Bildſäulen klangen, und in dem Augenblicke verſank der Alte nach Weſten und die Schlange nach Oſten, und Jedes durchſtrich mit großer Schnelle die Klüfte der Felſen.

Alle Gänge, durch die der Alte hindurch wandelte, füllten ſich hinter ihm ſogleich mit Gold; denn ſeine Lampe hatte die wunderbare Eigenſchaft, alle Steine in Gold, alles Holz in Silber, todte Thiere in Edelſteine zu verwandeln und alle Metalle zu zernichten; dieſe Wirkung zu äußern, mußte ſie aber ganz allein leuchten. Wenn ein ander Licht neben ihr war, wirkte ſie nur einen ſchönen, hellen Schein, und alles Lebendige ward immer durch ſie erquickt.

Der Alte trat in ſeine Hütte, die an dem Berge angebauet war, und fand ſein Weib in der größten Betrübniß; ſie ſaß am Feuer und weinte und konnte ſich nicht zufrieden geben.

„Wie unglücklich bin ich," rief sie aus, „wollt' ich Dich heute doch nicht fortlassen!"

„Was giebt es denn?" fragte der Alte ganz ruhig.

„Kaum bist Du weg," sagte sie mit Schluchzen, „so kommen zwei ungestüme Wanderer vor die Thüre; unvorsichtig lasse ich sie herein, es schienen ein paar artige, rechtliche Leute; sie waren in leichte Flammen gekleidet, man hätte sie für Irrlichter halten können; kaum sind sie im Hause, so fangen sie an, auf eine unverschämte Weise mir mit Worten zu schmeicheln, und werden so zudringlich, daß ich mich schäme, daran zu denken."

„Nun," versetzte der Mann lächelnd, „die Herren haben wol gescherzt; denn Deinem Alter nach sollten sie es wol bei der allgemeinen Höflichkeit gelassen haben."

„Was Alter! Alter!" rief die Frau; „soll ich immer von meinem Alter hören? Wie alt bin ich denn? Gemeine Höflichkeit! Ich weiß doch, was ich weiß. Und sieh Dich nur um, wie die Wände aussehen! Sieh nur die alten Steine, die ich seit hundert Jahren nicht mehr gesehen habe; alles Gold haben sie heruntergeleckt. Du glaubst nicht, mit welcher Behendigkeit, und sie versicherten immer, es schmecke viel besser als gemeines Gold. Als sie die Wände rein gefegt hatten, schienen sie sehr gutes Muthes, und gewiß, sie waren auch in kurzer Zeit sehr viel größer, breiter und glänzender geworden. Nun fingen sie ihren Muthwillen von Neuem an, streichelten mich wieder, tiefen mich ihre Königin, schüttelten sich, und eine Menge Goldstücke sprangen herum; Du siehst noch, wie sie dort unter der Bank leuchten! Aber weh' ein Unglück! Unser Mops fraß einige davon, und sieh, da liegt er am Kamine todt! Das arme Thier! Ich kann mich nicht zufrieden geben. Ich sah es erst, da sie fort waren; denn sonst hätte ich nicht versprechen, ihre Schuld beim Fährmann abzutragen."

„Was sind sie schuldig?" fragte der Alte.

„Drei Kohlhäupter," sagte die Frau, „drei Artischocken und drei Zwiebeln; wenn es Tag wird, habe ich versprochen, sie an den Fluß zu tragen."

„Du kannst ihnen den Gefallen thun," sagte der Alte, „denn sie werden uns gelegentlich auch wieder dienen."

„Ob sie uns dienen werden, weiß ich nicht; aber versprochen und betheuert haben sie es."

Indessen war das Feuer im Kamine zusammengebrannt; der Alte überzog die Kohlen mit vieler Asche, schaffte die leich-

tenden Goldstücke bei Seite, und nun leuchtete sein Lämpchen wieder allein in dem schönsten Glanze; die Mauern überzogen sich mit Gold, und der Mops war zu dem schönsten Onyx geworden, den man sich denken konnte. Die Abwechselung der braunen und schwarzen Farbe des kostbaren Gesteins machte ihn zum seltensten Kunstwerke.

„Nimm Deinen Korb," sagte der Alte, „und stelle den Onyx hinein! Alsdann nimm die drei Kohlhäupter, die drei Artischocken und die drei Zwiebeln, lege sie umher und trage sie zum Flusse! Gegen Mittag laß Dich von der Schlange übersetzen und besuche die schöne Lilie, bring ihr den Onyx! Sie wird ihn durch ihre Berührung lebendig machen, wie sie alles Lebendige durch ihre Berührung tödtet; sie wird einen treuen Gefährten an ihm haben. Sage ihr, sie solle nicht trauern; ihre Erlösung sei nahe, das größte Unglück konne sie als das größte Glück betrachten; denn es sei an der Zeit!"

Die Alte packte ihren Korb und machte sich, als es Tag war, auf den Weg. Die aufgehende Sonne schien hell über den Fluß herüber, der in der Ferne glänzte; das Weib ging mit langsamem Schritt; denn der Korb drückte sie aufs Haupt, und es war doch nicht der Onyx, der so lastete. Alles Todte, was sie trug, fühlte sie nicht; vielmehr hob sich alsdann der Korb in die Höhe und schwebte über ihrem Haupte. Aber ein frisches Gemüs oder ein kleines lebendiges Thier zu tragen, war ihr äußerst beschwerlich. Verdrießlich war sie eine Zeit lang hingegangen, als sie auf einmal erschreckt stille stand; denn sie hätte beinahe auf den Schatten des Riesen getreten, der sich über die Ebene bis zu ihr hin erstreckte. Und nun sah sie erst den gewaltigen Riesen, der sich im Fluß gebadet hatte, aus dem Wasser heraussteigen, und sie wußte nicht, wie sie ihm ausweichen sollte. Sobald er sie gewahr ward, fing er an, sie scherzhaft zu begrüßen, und die Hände seines Schattens griffen sogleich in den Korb. Mit Leichtigkeit und Geschicklichkeit nahmen sie ein Kohlhaupt, eine Artischocke und eine Zwiebel heraus und brachten sie dem Riesen zum Munde, der sodann weiter den Fluß hinauf ging und dem Weibe den Weg frei ließ.

Sie bedachte, ob sie nicht lieber zurückgehen und die fehlenden Stücke aus ihrem Garten wiedersetzen sollte, und ging unter diesen Zweifeln immer weiter vorwärts, so daß sie bald an dem Ufer des Flusses ankam. Lange saß sie in Erwartung des Fährmanns, den sie endlich mit einem sonderbaren Reisenden

herüberschiffen sah. Ein junger, edler, schöner Mann, den sie nicht genug ansehen konnte, stieg aus dem Kahne.

„Was bringt Ihr?“ rief der Alte.

„Es ist das Gemüse, das Euch die Irrlichter schuldig sind,“ versetzte die Frau und wies ihre Waare hin. Als der Alte von jeder Sorte nur zwei fand, ward er verdrießlich und versicherte, daß er sie nicht annehmen könne. Die Frau bat ihn inständig, erzählte ihm, daß sie jetzt nicht nach Hause gehen könne, und daß ihr die Last auf dem Wege, den sie vor sich habe, beschwerlich sei. Er blieb bei seiner abschläglichen Antwort, indem er ihr versicherte, daß es nicht einmal von ihm abhange. „Was mir gebührt, muß ich neun Stunden zusammen lassen, und ich darf nichts annehmen, bis ich dem Fluß ein Drittheil übergeben habe.“ Nach vielem Hinundwiederreden versetzte endlich der Alte: „Es ist noch ein Mittel. Wenn Ihr Euch gegen den Fluß verbürgt und Euch als Schuldnerin bekennen wollt, so nehm' ich die sechs Stücke zu mir; es ist aber einige Gefahr dabei.“

„Wenn ich mein Wort halte, so laufe ich doch keine Gefahr?“

„Nicht die geringste. Steckt Eure Hand in den Fluß,“ fuhr der Alte fort, „und versprecht, daß Ihr in vierundzwanzig Stunden die Schuld abtragen wollt!“

Die Alte that's; aber wie erschrak sie nicht, als sie ihre Hand kohlschwarz wieder aus dem Wasser zog! Sie schalt heftig auf den Alten, versicherte, daß ihre Hände immer das Schönste an ihr gewesen wären, und daß sie ungeachtet der harten Arbeit diese edlen Glieder weiß und zierlich zu erhalten gewußt habe. Sie besah die Hand mit großem Verdrusse und rief verzweiflungsvoll aus: „Das ist noch schlimmer! Ich sehe, sie ist gar geschwunden, sie ist viel kleiner als die andere.“

„Jetzt scheint es nur so,“ sagte der Alte, „wenn Ihr aber nicht Wort haltet, kann es wahr werden. Die Hand wird nach und nach schwinden und endlich ganz verschwinden, ohne daß Ihr den Gebrauch derselben entbehrt. Ihr werdet Alles damit verrichten können, nur daß sie Niemand sehen wird.“

„Ich wollte lieber, ich könnte sie nicht brauchen, und man sah' mir's nicht an,“ sagte die Alte; „indessen hat das nichts zu bedeuten; ich werde mein Wort halten, um diese schwarze Haut und diese Sorge bald loszuwerden.“

Eilig nahm sie darauf den Korb, der sich von selbst über ihren Scheitel erhob und frei in die Höhe schwebte, und eilte dem jungen Manne nach, der sacte und in Gedanken am Ufer hinging.

Seine herrliche Geſtalt und ſein ſonderbarer Anzug hatten ſich der Alten tief eingedrückt. Seine Bruſt war mit einem glänzenden Harniſch bedeckt, durch den alle Theile ſeines ſchönen Leibes ſich durchbewegten. Um ſeine Schultern hing ein Purpurmantel, um ſein unbedecktes Haupt wallten braune Haare in ſchönen Locken; ſein beides Geſicht war den Strahlen der Sonne ausgeſetzt ſowie ſeine ſchön gebauten Füße. Mit nackten Sohlen ging er gelaſſen über den heißen Sand hin, und ein tiefer Schmerz ſchien alle äußeren Eindrücke abzuſtumpfen.

Die geſprächige Alte ſuchte ihn zu einer Unterredung zu bringen; allein er gab ihr mit kurzen Worten wenig Beſcheid, ſo daß ſie endlich ungeachtet ſeiner ſchönen Augen müde ward, ihn immer vergebens anzureden, von ihm Abſchied nahm und ſagte: „Ihr geht mir zu langſam, mein Herr; ich darf den Augenblick nicht verſäumen, um über die grüne Schlange den Fluß zu paſſiren und der ſchönen Lilie das vortreffliche Geſchenk von meinem Manne zu überbringen.“ Mit dieſen Worten ſchritt ſie eilends fort, und ebenſo ſchnell ermannte ſich der ſchöne Jüngling und eilte ihr auf dem Fuße nach.

„Ihr geht zur ſchönen Lilie!“ rief er aus, „da geben wir einen Weg. Was iſt das für ein Geſchenk, das Ihr tragt?“

„Mein Herr,“ verſetzte die Frau dagegen, „es iſt nicht billig, nachdem Ihr meine Fragen ſo einſilbig abgelehnt habt, Euch mit ſolcher Lebhaftigkeit nach meinen Geheimniſſen zu erkundigen. Wollt Ihr aber einen Tauſch eingehen und mir Eure Schickſale erzählen, ſo will ich Euch nicht verbergen, wie es mit mir und meinem Geſchenke ſteht.“

Sie wurden bald einig; die Frau vertraute ihm ihre Verhältniſſe, die Geſchichte des Hundes und ließ ihn dabei das wundervolle Geſchenk betrachten.

Er hob ſogleich das natürliche Kunſtwerk aus dem Korbe und nahm den Mops, der ſanft zu ruhen ſchien, in ſeine Arme. „Glückliches Thier!“ rief er aus, „Du wirſt von ihren Händen berührt, Du wirſt von ihr belebt werden, anſtatt daß Lebendige vor ihr fliehen, um nicht ein trauriges Schickſal zu erfahren. Doch was ſage ich traurig! Iſt es nicht viel betrübter und bänglicher, durch ihre Gegenwart gelähmt zu werden, als es ſein würde, von ihrer Hand zu ſterben? Sieh mich an,“ ſagte er zu der Alten, „in meinen Jahren, welch einen elenden Zuſtand muß ich erdulden! Dieſen Harniſch, den ich mit Ehren im Kriege getragen, dieſen Purpur, den ich durch eine weiſe

Regierung zu verdienen suchte, hat mir das Schicksal gelassen, jenen als eine unnöthige Last, diesen als eine unbedeutende Zierde. Krone, Scepter und Schwert sind hinweg; ich bin übrigens so nackt und bedürftig als jeder andere Erdensohn; denn so unselig wirken ihre schönen blauen Augen, daß sie allen lebendigen Wesen ihre Kraft nehmen, und daß Diejenigen, die ihre berührende Hand nicht tödtet, sich in den Zustand lebendig wandelnder Schatten versetzt fühlen."

So fuhr er fort zu klagen und befriedigte die Neugierde der Alten keineswegs, welche nicht sowol von seinem innern als von seinem äußern Zustande unterrichtet sein wollte. Sie erfuhr weder den Namen seines Vaters noch seines Königreichs. Er streichelte den harten Mops, den die Sonnenstrahlen und der warme Busen des Jünglings, als wenn er lebte, erwärmt hatten. Er fragte viel nach dem Mann mit der Lampe, nach den Wirkungen des heiligen Lichtes und schien sich davon für seinen traurigen Zustand künftig viel Gutes zu versprechen.

Unter diesen Gesprächen sahen sie von ferne den majestätischen Bogen der Brücke, der von einem Ufer zum andern hinüberreichte, im Glanz der Sonne auf das Wunderbarste schimmern. Beide erstaunten; denn sie hatten dieses Gebäude noch nie so herrlich gesehen. „Wie?" rief der Prinz, „war sie nicht schon schön genug, als sie vor unsern Augen wie von Jaspis und Prasem gebaut dastand? Muß man nicht fürchten, sie zu betreten, da sie aus Smaragd, Chrysopras und Chrysolith mit der anmuthigsten Mannichfaltigkeit zusammengesetzt erscheint?" Beide wußten nicht die Veränderung, die mit der Schlange vorgegangen war; denn die Schlange war es, die sich jeden Mittag über den Fluß hinüberbäumte und in Gestalt einer kühnen Brücke dastand. Die Wanderer betraten sie mit Ehrfurcht und gingen schweigend hinüber.

Sie waren kaum am jenseitigen Ufer, als die Brücke sich zu schwingen und zu bewegen anfing, in Kurzem die Oberfläche des Wassers berührte, und die grüne Schlange in ihrer eigenthümlichen Gestalt den Wanderern auf dem Lande nachgleitete. Beide hatten kaum für die Erlaubniß, auf ihrem Rücken über den Fluß zu setzen, gedankt, als sie bemerkten, daß außer ihnen Dreien noch mehrere Personen in der Gesellschaft sein müßten, die sie jedoch mit ihren Augen nicht erblicken konnten. Sie hörten neben sich ein Gezisch, dem die Schlange gleichfalls mit einem Gezisch antwortete; sie horchten auf und konnten endlich Folgendes verneh-

men: „Wir werden,“ ſagten ein paar wechſelnde Stimmen, „uns erſt inkognito in dem Park der ſchönen Lilie umſehen und erſuchen Euch, uns mit Anbruch der Nacht, ſobald wir nur irgend präſentabel ſind, der vollkommenen Schönheit vorzuſtellen. An dem Rande des großen Sees werdet Ihr uns antreffen.“

„Es bleibt dabei,“ antwortete die Schlange, und ein ziſchender Laut verlor ſich in der Luft.

Unſere drei Wanderer beredeten ſich nunmehr, in welcher Ordnung ſie bei der Schönen vortreten wollten; denn ſo viel Perſonen auch um ſie ſein konnten, ſo durften ſie doch nur einzeln kommen und gehen, wenn ſie nicht empfindliche Schmerzen erdulden ſollten.

Das Weib mit dem verwandelten Hunde im Korbe nahte ſich zuerſt dem Garten und ſuchte ihre Gönnerin auf, die leicht zu finden war, weil ſie eben zur Harfe ſang; die lieblichen Töne zeigten ſich erſt als Ringe auf der Oberfläche des ſtillen Sees, dann wie ein leichter Hauch ſetzten ſie Gras und Büſche in Bewegung. Auf einem eingeſchloſſenen grünen Platze, in dem Schatten einer herrlichen Gruppe mannichfaltiger Bäume ſaß ſie und bezauberte beim erſten Anblick aufs Neue die Augen, das Ohr und das Herz des Weibes, das ſich ihr mit Entzücken näherte und bei ſich ſelbſt ſchwur, die Schöne ſei während ihrer Abweſenheit nur immer ſchöner geworden. Schon von Weitem rief die gute Frau dem liebenswürdigſten Mädchen Gruß und Lob zu.

„Welch ein Glück, Euch anzuſehen, welch einen Himmel verbreitet Eure Gegenwart um Euch her! Wie die Harfe ſo reizend in Eurem Schooße lehnt, wie Eure Arme ſie ſo ſanft umgeben, wie ſie ſich nach Eurer Bruſt zu ſehnen ſcheint, und wie ſie unter der Berührung Eurer ſchlanken Finger ſo zärtlich klingt! Dreifach glücklicher Jüngling, der Du ihren Platz einnehmen könnteſt!“

Unter dieſen Worten war ſie näher gekommen; die ſchöne Lilie ſchlug die Augen auf, ließ die Hände ſinken und verſetzte: „Betrübe mich nicht durch ein unzeitiges Lob! Ich empfinde nur deſto ſtärker mein Unglück. Sieh, hier zu meinen Füßen liegt der arme Kanarienvogel todt, der ſonſt meine Lieder auf das Angenehmſte begleitete; er war gewöhnt, auf meiner Harfe zu ſitzen und, ſorgfältig abgerichtet, mich nicht zu berühren; heute, indem ich, vom Schlaf erquickt, ein ruhiges Morgenlied anſtimme, und mein kleiner Sänger munterer als jemals ſeine harmoniſchen Töne hören läßt, ſchießt ein Habicht über meinem Haupte hin; das arme kleine Thier, erſchrocken, flüchtet in

meinen Busen, und in dem Augenblick fühl' ich die letzten Zuckungen seines scheidenden Lebens. Zwar, von meinem Blicke getroffen, schleicht der Räuber dort ohnmächtig am Wasser hin; aber was kann mir seine Strafe helfen! Mein Liebling ist todt, und sein Grab wird nur das traurige Gebüsch meines Gartens vermehren."

„Ermannt Euch, schöne Lilie!" rief die Frau, indem sie selbst eine Thräne abtrocknete, welche ihr die Erzählung des unglücklichen Mädchens aus den Augen gelockt hatte; „nehmt Euch zusammen! Mein Alter läßt Euch sagen, Ihr sollt Eure Trauer mäßigen, das größte Unglück als Vorboten des größten Glücks ansehen; denn es sei an der Zeit."

„Und wahrhaftig," fuhr die Alte fort, „es geht bunt in der Welt zu. Seht nur meine Hand, wie sie schwarz geworden ist! Wahrhaftig, sie ist schon um Vieles kleiner; ich muß eilen, eh sie gar verschwindet! Warum mußt' ich den Irrlichtern eine Gefälligkeit erzeigen? Warum mußt' ich dem Riesen begegnen und warum meine Hand in den Fluß tauchen? Könnt Ihr mir nicht ein Kohlhaupt, eine Artischecke und eine Zwiebel geben? So bring' ich sie dem Flusse, und meine Hand ist weiß wie vorher, so daß ich sie fast neben die Eurige halten könnte."

„Kohlhäupter und Zwiebeln könntest Du allenfalls noch finden; aber Artischecken suchest Du vergebens. Alle Pflanzen in meinem großen Garten tragen weder Blüthen noch Früchte; aber jedes Reis, das ich breche und auf das Grab eines Lieblings pflanze, grünt sogleich und schießt hoch auf. Alle diese Gruppen, diese Büsche, diese Haine habe ich leider wachsen sehen. Die Schirme dieser Pinien, die Obelisken dieser Cypressen, die Kolossen von Eichen und Buchen, Alles waren kleine Reiser, als ein trauriges Denkmal von meiner Hand in einen sonst unfruchtbaren Boden gepflanzt."

Die Alte hatte auf diese Rede wenig Acht gegeben und nur ihre Hand betrachtet, die in der Gegenwart der schönen Lilie immer schwärzer und von Minute zu Minute kleiner zu werden schien. Sie wollte ihren Korb nehmen und eben forteilen, als sie fühlte, daß sie das Beste vergessen hatte. Sie bob sogleich den verwandelten Hund heraus und setzte ihn nicht weit von der Schönen ins Gras. „Mein Mann," sagte sie, „schickt Euch dieses Andenken; Ihr wißt, daß Ihr diesen Edelstein durch Eure Berührung beleben könnt. Das artige treue Thier wird Euch gewiß viel Freude machen, und die Betrübniß, daß ich ihn

verliere, kann nur durch den Gedanken aufgeheitert werden, daß Ihr ihn besitzt."

Die schöne Lilie sah das artige Thier mit Vergnügen und, wie es schien, mit Verwunderung an. „Es kommen viele Zeichen zusammen," sagte sie, „die mir einige Hoffnung einflößen; aber ach, ist es nicht blos ein Wahn unsrer Natur, daß wir dann, wenn vieles Unglück zusammentrifft, uns vorbilden, das Beste sei nah?"

Was helfen mir die vielen guten Zeichen.
Der Vogels Tod, der Freundin schwarze Hand?
Der Mops von Edelstein, hat er wol Seinesgleichen?
Und hat ihn nicht die Lampe mir gesandt?

Entfernt vom süßen menschlichen Genusse,
Bin ich doch mit dem Jammer nur vertraut.
Ach warum steht der Tempel nicht am Flusse,
Ach, warum ist die Brücke nicht gebaut!

Ungeduldig hatte die gute Frau diesem Gesange zugehört, den die schöne Lilie mit den angenehmen Tönen ihrer Harfe begleitete, und der jeden Andern entzückt hätte. Eben wollte sie sich beurlauben, als sie durch die Ankunft der grünen Schlange abermals abgehalten wurde. Diese hatte die letzten Zeilen des Liedes gehört und sprach deshalb der schönen Lilie sogleich zuversichtlich Muth ein.

„Die Weissagung von der Brücke ist erfüllt!" rief sie aus, „fragt nur diese gute Frau, wie herrlich der Bogen gegenwärtig erscheint! Was sonst undurchsichtiger Jaspis, was nur Prasem war, durch den das Licht höchstens auf den Kanten durchschimmerte, ist nun durchsichtiger Edelstein geworden. Kein Beryll ist so klar, und kein Smaragd so schönfarbig."

„Ich wünsche Euch Glück dazu," sagte Lilie; „allein verzeiht mir, wenn ich die Weissagung noch nicht erfüllt glaube! Ueber den hohen Bogen Eurer Brücke können nur Fußgänger hinüberschreiten, und es ist uns versprochen, daß Pferde und Wagen und Reisende aller Art zu gleicher Zeit über die Brücke herüber und hinüber wandern sollen. Ist nicht von den großen Pfeilern geweissagt, die aus dem Flusse selbst heraussteigen werden?"

Die Alte hatte ihre Augen immer auf die Hand geheftet, unterbrach hier das Gespäch und empfahl sich. „Verweilt noch einen Augenblick," sagte die schöne Lilie, „und nehmt meinen armen Kanarienvogel mit! Bittet die Lampe, daß sie ihn in

einen schönen Topas verwandle! Ich will ihn durch meine Berührung beleben, und er mit Eurem guten Mops soll mein bester Zeitvertreib sein; aber eilt, was Ihr könnt! Denn mit Sonnenuntergang ergreift unleidliche Fäulniß das arme Thier und zerreißt den schönen Zusammenhang seiner Gestalt auf ewig."

Die Alte legte den kleinen Leichnam zwischen zarte Blätter in den Korb und eilte davon.

„Wie dem auch sei," sagte die Schlange, indem sie das abgebrochene Gespräch fortsetzte, „der Tempel ist erbauet."

„Er steht aber noch nicht am Flusse," versetzte die Schöne.

„Noch ruht er in den Tiefen der Erde," sagte die Schlange; „ich habe die Könige gesehen und gesprochen."

„Aber wann werden sie aufstehn?" fragte Lilie.

Die Schlange versetzte: „Ich hörte die großen Worte im Tempel ertönen: Es ist an der Zeit."

Eine angenehme Heiterkeit verbreitete sich über das Angesicht der Schönen. „Höre ich doch," sagte sie, „die glücklichen Worte schon heute zum zweiten Mal; wann wird der Tag kommen, an dem ich sie dreimal höre?"

Sie stand auf, und sogleich trat ein reizendes Mädchen aus dem Gebüsch, das ihr die Harfe abnahm. Dieser folgte eine Andere, die den elfenbeinernen, geschnitzten Feldstuhl, worauf die Schöne gesessen hatte, zusammenschlug und das silberne Kissen unter den Arm nahm. Eine Dritte, die einen großen, mit Perlen gestickten Sonnenschirm trug, zeigte sich darauf, erwartend, ob Lilie auf einem Spaziergange etwa ihrer bedürfe. Ueber allen Ausdruck schön und reizend waren diese drei Mädchen, und doch erhoben sie nur die Schönheit der Lilie, indem sich Jeder gestehen mußte, daß sie mit ihr gar nicht verglichen werden konnten.

Mit Gefälligkeit hatte indeß die schöne Lilie den wunderbaren Mops betrachtet. Sie beugte sich, berührte ihn, und in dem Augenblicke sprang er auf. Munter sah er sich um, lief hin und wieder und eilte zuletzt, seine Wohlthäterin auf das Freundlichste zu begrüßen. Sie nahm ihn auf die Arme und drückte ihn an sich. „So kalt Du bist," rief sie aus, „und obgleich nur ein halbes Leben in Dir wirkt, bist Du mir doch willkommen; zärtlich will ich Dich lieben, artig mit Dir scherzen, freundlich Dich streicheln und fest Dich an mein Herz drücken." Sie ließ ihn darauf los, jagte ihn von sich, rief ihn wieder, scherzte so artig mit ihm und trieb sich so munter und unschul-

dig mit ihm auf dem Graſe herum, daß man mit neuem Entzücken ihre Freude betrachten und Theil daran nehmen mußte, ſo wie kurz vorher ihre Trauer jedes Herz zu n Mitleid geſtimmt hatte.

Dieſe Heiterkeit, dieſe anmuthigen Scherze wurden durch die Ankunft des traurigen Jünglings unterbrochen. Er trat herein, wie wir ihn ſchon kennen; nur ſchien die Hitze des Tages ihn noch mehr abgemattet zu haben, und in der Gegenwart der Geliebten ward er mit jedem Augenblicke bläſſer. Er trug den Habicht auf ſeiner Hand, der wie eine Taube ruhig ſaß und die Flügel hängen ließ.

„Es iſt nicht freundlich," rief Lilie ihm entgegen, „daß Du mir das verhaßte Thier vor die Augen bringſt, das Ungeheuer, das meinen kleinen Sänger heute getödtet hat."

„Schilt den unglücklichen Vogel nicht," verſetzte darauf der Jüngling, „klage vielmehr Dich an und das Schickſal, und vergönne mir, daß ich mit dem Gefährten meines Elends Geſellſchaft mache!"

Indeſſen hörte der Mops nicht auf, die Schöne zu necken, und ſie antwortete dem durchſichtigen Liebling mit dem freundlichſten Betragen. Sie klatſchte mit den Händen, um ihn zu verſcheuchen, dann lief ſie, um ihn wieder nach ſich zu ziehen. Sie ſuchte ihn zu haſchen, wenn er floh, und jagte ihn von ſich weg, wenn er ſich an ſie zu drängen verſuchte. Der Jüngling ſah ſtillſchweigend und mit wachſendem Verdruſſe zu; aber endlich, da ſie das häßliche Thier, das ihm ganz abſcheulich vorkam, auf den Arm nahm, an ihren weißen Buſen drückte und die ſchwarze Schnauze mit ihren himmliſchen Lippen küßte, verging ihm alle Geduld, und er rief voller Verzweiflung aus: „Muß ich, der ich durch ein trauriges Geſchick vor Dir vielleicht auf immer in einer getrennten Gegenwart lebe, der ich durch Dich Alles, ja mich ſelbſt verloren habe, muß ich vor meinen Augen ſehen, daß eine ſo widernatürliche Mißgeburt Dich zur Freude reizen, Deine Neigung feſſeln und Deine Umarmung genießen kann! Soll ich noch länger nur ſo hin und wieder gehen und den traurigen Kreis den Fluß herüber und hinüber abmeſſen? Nein, es ruht noch ein Funke des alten Heldenmuthes in meinem Buſen; er ſchlage in dieſem Augenblick zur letzten Flamme auf! Wenn Steine an Deinem Buſen ruhen können, ſo möge ich zu Stein werden; wenn Deine Berührung tödtet, ſo will ich von Deinen Händen ſterben."

Mit diesen Worten machte er eine heftige Bewegung; der Habicht flog von seiner Hand, er aber stürzte auf die Schöne los, sie streckte die Hände aus, ihn abzuhalten, und berührte ihn nur desto früher. Das Bewußtsein verließ ihn, und mit Entsetzen fühlte sie die schöne Last an ihrem Busen. Mit einem Schrei trat sie zurück, und der holde Jüngling sank entseelt aus ihren Armen zur Erde.

Das Unglück war geschehen. Die süße Lilie stand unbeweglich und blickte starr nach dem entseelten Leichnam. Das Herz schien ihr im Busen zu stocken, und ihre Augen waren ohne Thränen. Vergebens suchte der Mops ihr eine freundliche Bewegung abzugewinnen; die ganze Welt war mit ihrem Freunde ausgestorben. Ihre stumme Verzweiflung sah sich nach Hilfe nicht um; denn sie kannte keine Hilfe.

Dagegen regte sich die Schlange desto emsiger; sie schien auf Rettung zu sinnen, und wirklich dienten ihre sonderbaren Bewegungen, wenigstens die nächsten schrecklichen Folgen des Unglücks auf einige Zeit zu hindern. Sie zog mit ihrem geschmeidigen Körper einen weiten Kreis um den Leichnam, faßte das Ende ihres Schwanzes mit den Zähnen und blieb ruhig liegen.

Nicht lange, so trat eine der schönen Dienerinnen Lilliens hervor, brachte den elfenbeinernen Feldstuhl und nöthigte mit freundlichen Geberden die Schöne, sich zu setzen; bald darauf kam die zweite, die einen feuerfarbigen Schleier trug und das Haupt ihrer Gebieterin damit mehr zierte als bedeckte; die dritte übergab ihr die Harfe, und kaum hatte sie das prächtige Instrument an sich gedrückt und einige Töne aus den Saiten hervorgelockt, als die erste mit einem hellen runden Spiegel zurückkam, sich der Schönen gegenüberstellte, ihre Blicke auffing und ihr das angenehmste Bild, das in der Natur zu finden war, darstellte. Der Schmerz erhöhte ihre Schönheit, der Schleier ihre Reize, die Harfe ihre Anmuth, und so sehr man wünschte, ihre traurige Lage verändert zu sehen, so sehr wünschte man, ihr Bild ewig, wie es gegenwärtig erschien, festzuhalten.

Mit einem stillen Blick nach dem Spiegel lockte sie bald schmelzende Töne aus den Saiten, bald schien ihr Schmerz zu steigen, und die Saiten antworteten gewaltsam ihrem Jammer; einigemal öffnete sie den Mund zu singen, aber die Stimme versagte ihr; doch bald löste sich ihr Schmerz in Thränen auf; zwei Mädchen faßten sie hilfreich in die Arme, die Harfe sank

aus ihrem Schooß; kaum ergriff noch die schnelle Dienerin das Instrument und trug es bei Seite.

„Wer schafft uns den Mann mit der Lampe, ehe die Sonne untergeht?“ zischte die Schlange leise, aber vernehmlich; die Mädchen sahen einander an, und Lilliens Thränen vermehrten sich. In diesem Augenblicke kam athemlos die Frau mit dem Korbe zurück. „Ich bin verloren und verstümmelt,“ rief sie aus. „Seht, wie meine Hand beinahe ganz weggeschwunden ist! Weder der Fährmann noch der Riese wollten mich übersetzen, weil ich noch eine Schuldnerin des Wassers bin; vergebens habe ich hundert Kohlhäupter und hundert Zwiebeln angeboten; man will nicht mehr als die drei Stücke, und keine Artischocke ist nun einmal in diesen Gegenden zu finden.“

„Vergeßt Eure Noth,“ sagte die Schlange, „und sucht hier zu helfen! Vielleicht kann Euch zugleich mit geholfen werden. Eilt, was Ihr könnt, die Irrlichter aufzusuchen! Es ist noch zu hell, sie zu sehen; aber vielleicht hört Ihr sie lachen und flattern. Wenn sie eilen, so setzt sie der Riese noch über den Fluß, und sie können den Mann mit der Lampe finden und schicken.“

Das Weib eilte, so viel sie konnte, und die Schlange schien ebenso ungeduldig als Lilie die Rückkunft der Beiden zu erwarten. Leider vergoldete schon der Strahl der sinkenden Sonne nur den höchsten Gipfel der Bäume des Dickichts, und lange Schatten zogen sich über See und Wiese; die Schlange bewegte sich ungeduldig, und Lilie zerfloß in Thränen.

In dieser Noth sah die Schlange sich überall um; denn sie fürchtete jeden Augenblick, die Sonne werde untergehen, die Fäulniß den magischen Kreis durchdringen und den schönen Jüngling unaufhaltsam anfallen. Endlich erblickte sie hoch in den Lüften mit purpurrothen Federn den Habicht, dessen Brust die letzten Strahlen der Sonne auffing. Sie schüttelte sich vor Freuden über das gute Zeichen, und sie betrog sich nicht; denn kurz darauf sah man den Mann mit der Lampe über den See hergleiten, gleich als wenn er auf Schlittschuhen ginge.

Die Schlange veränderte nicht ihre Stelle; aber die Lilie stand auf und rief ihm zu: „Welcher gute Geist sendet Dich in dem Augenblick, da wir so sehr nach Dir verlangen und Deiner so sehr bedürfen?“

„Der Geist meiner Lampe," versetzte der Alte, „treibt mich, und der Habicht führt mich hierher. Sie sprudelt, wenn man meiner bedarf, und ich sehe mich nur in den Lüften nach einem Zeichen um; irgend ein Vogel oder Meteor zeigt mir die Himmelsgegend an, wohin ich mich wenden soll. Sei ruhig, schönstes Mädchen! Ob ich helfen kann, weiß ich nicht; ein Einzelner hilft nicht, sondern, wer sich mit Vielen zur rechten Stunde vereinigt. Aufschieben wollen wir und hoffen. Halte Deinen Kreis geschlossen," fuhr er fort, indem er sich an die Schlange wendete, sich auf einen Erdhügel neben sie hinsetzte und den todten Körper beleuchtete. „Bringt den artigen Kanarienvogel auch her und leget ihn in den Kreis!"

Die Mädchen nahmen den kleinen Leichnam aus dem Korbe, den die Alte stehen ließ, und gehorchten dem Manne.

Die Sonne war indessen untergegangen, und wie die Finsterniß zunahm, fing nicht allein die Schlange und die Lampe des Mannes nach ihrer Weise zu leuchten an, sondern der Schleier Liliens gab auch ein sanftes Licht von sich, das wie eine zarte Morgenröthe ihre blassen Wangen und ihr weißes Gewand mit einer unendlichen Anmuth färbte. Man sah sich wechselsweise mit stiller Betrachtung an, Sorge und Trauer waren durch eine sichere Hoffnung gemildert.

Nicht unangenehm erschien daher das alte Weib in Gesellschaft der beiden muntern Flammen, die zwar zeither sehr verschwendet haben mußten, denn sie waren wieder äußerst mager geworden, aber sich nur desto artiger gegen die Prinzessin und die übrigen Frauenzimmer betrugen. Mit der größten Sicherheit und mit vielem Ausdruck sagten sie ziemlich gewöhnliche Sachen; besonders zeigten sie sich sehr empfänglich für den Reiz, den der leuchtende Schleier über Lilien und ihre Begleiterinnen verbreitete. Bescheiden schlugen die Frauenzimmer ihre Augen nieder, und das Lob ihrer Schönheit verschönerte sie wirklich. Jedermann war zufrieden und ruhig bis auf die Alte. Ungeachtet der Versicherung ihres Mannes, daß ihre Hand nicht weiter abnehmen könne, so lange sie von seiner Lampe beschienen sei, behauptete sie mehr als einmal, daß, wenn es so fortgehe, noch vor Mitternacht dieses edle Glied völlig verschwinden werde.

Der Alte mit der Lampe hatte dem Gespräch der Irrlichter aufmerksam zugehört und war vergnügt, daß Lilie durch diese Unterhaltung zerstreut und aufgeheitert worden. Und wirklich

war Mitternacht herbeigekommen, man wußte nicht wie. Der Alte sah nach den Sternen und fing darauf zu reden an: „Wir sind zur glücklichen Stunde beisammen; Jeder verrichte sein Amt, Jeder thue seine Pflicht, und ein allgemeines Glück wird die einzelnen Schmerzen in sich auflösen, wie ein allgemeines Unglück einzelne Freuden verzehrt."

Nach diesen Worten entstand ein wunderbares Geräusch; denn alle gegenwärtigen Personen sprachen für sich und drückten laut aus, was sie zu thun hatten; nur die drei Mädchen waren stille; eingeschlafen war die Eine neben der Harfe, die Andere neben dem Sonnenschirm, die Dritte neben dem Sessel, und man konnte es ihnen nicht verdenken; denn es war spät. Die flammenden Jünglinge hatten nach einigen vorübergehenden Höflichkeiten, die sie auch den Dienerinnen gewidmet, sich doch zuletzt nur an Lilien als die Allerschönste gehalten.

„Fasse," sagte der Alte zum Habicht, „den Spiegel, und mit dem ersten Sonnenstrahl beleuchte die Schläferinnen und wecke sie mit zurückgeworfenem Lichte aus der Höhe!"

Die Schlange fing nunmehr an sich zu bewegen, löste den Kreis auf und zog langsam in großen Ringen nach dem Flusse. Feierlich folgten ihr die beiden Irrlichter, und man hätte sie für die ernsthaftesten Flammen halten sollen. Die Alte und ihr Mann ergriffen den Korb, dessen sanftes Licht man bisher kaum bemerkt hatte; sie zogen von beiden Seiten daran, und er ward immer größer und leuchtender; sie hoben darauf den Leichnam des Jünglings hinein und legten ihm den Kanarienvogel auf die Brust; der Korb bob sich in die Höhe und schwebte über dem Haupte der Alten, und sie folgte den Irrlichtern auf dem Fuße. Die schöne Lilie nahm den Mops auf ihren Arm und folgte der Alten, der Mann mit der Lampe beschloß den Zug, und die Gegend war von diesen vielerlei Lichtern auf das Sonderbarste erhellt.

Aber mit nicht geringer Bewunderung sah die Gesellschaft, als sie zu dem Flusse gelangte, einen herrlichen Bogen über denselben hinübersteigen, wodurch die wohlthätige Schlange ihnen einen glänzenden Weg bereitete. Hatte man bei Tage die durchsichtigen Edelsteine bewundert, woraus die Brücke zusammengesetzt schien, so erstaunte man bei Nacht über ihre leuchtende Herrlichkeit. Oberwärts schnitt sich der helle Kreis scharf an dem dunkeln Himmel ab; aber unterwärts zuckten lebhafte Strahlen nach dem Mittelpunkte zu und zeigten die bewegliche

Festigkeit des Gebäudes. Der Zug ging langsam hinüber, und der Fährmann, der von ferne aus seiner Hütte hervorsah, betrachtete mit Staunen den leuchtenden Kreis und die sonderbaren Lichter, die darüber hinzogen.

Kaum waren sie an dem andern Ufer angelangt, als der Bogen nach seiner Weise zu schwanken und sich wellenartig dem Wasser zu nähern anfing. Die Schlange bewegte sich bald darauf ans Land, der Korb setzte sich zur Erde nieder, und die Schlange zog aufs Neue ihren Kreis umher; der Alte neigte sich vor ihr und sprach: „Was hast Du beschlossen?"

„Mich aufzuopfern, ehe ich aufgeopfert werde," versetzte die Schlange; „versprich mir, daß Du keinen Stein am Lande lassen willst!"

Der Alte versprach's und sagte darauf zur schönen Lilie: „Rühre die Schlange mit der linken Hand an und Deinen Geliebten mit der rechten!"

Lilie kniete nieder und berührte die Schlange und den Leichnam. Im Augenblicke schien dieser in das Leben überzugehen; er bewegte sich im Korbe, ja er richtete sich in die Höhe und saß; Lilie wollte ihn umarmen, allein der Alte hielt sie zurück; er half dagegen dem Jüngling aufstehn und leitete ihn, indem er aus dem Korbe und dem Kreise trat.

Der Jüngling stand, der Kanarienvogel flatterte auf seiner Schulter, es war wieder Leben in Beiden, aber der Geist war noch nicht zurückgekehrt; der schöne Freund hatte die Augen offen und sah nicht, wenigstens schien er Alles ohne Theilnehmung anzusehn; und kaum hatte sich die Verwunderung über diese Begebenheit in etwas gemäßigt, als man erst bemerkte, wie sonderbar die Schlange sich verändert hatte. Ihr schöner, schlanker Körper war in tausend und tausend leuchtende Edelsteine zerfallen; unvorsichtig hatte die Alte, die nach ihrem Korbe greifen wollte, an sie gestoßen, und man sah nichts mehr von der Bildung der Schlange, nur ein schöner Kreis leuchtender Edelsteine lag im Grase.

Der Alte machte sogleich Anstalt, die Steine in den Korb zu fassen, wozu ihm seine Frau behülflich sein mußte. Beide trugen darauf den Korb gegen das Ufer an einen erhabenen Ort, und er schüttete die ganze Ladung, nicht ohne Widerwillen der Schönen und seines Weibes, die gerne davon sich etwas ausgesucht hätten, in den Fluß. Wie leuchtende und blinkende Sterne schwammen die Steine mit den Wellen hin, und man

konnte nicht unterſcheiden, ob ſie ſich in der Ferne verloren oder unterſanken.

„Meine Herren," ſagte darauf der Alte ehrerbietig zu den Irrlichtern, „nunmehr zeige ich Ihnen den Weg und eröffne den Gang; aber Sie leiſten uns den größten Dienſt, wenn Sie uns die Pforte des Heiligthums öffnen, durch die wir dies-mal eingehen müſſen, und die außer Ihnen Niemand aufſchlie-ßen kann."

Die Irrlichter neigten ſich anſtändig und blieben zurück. Der Alte mit der Lampe ging voraus in den Felſen, der ſich vor ihm auftat; der Jüngling folgte ihm, gleichſam mechaniſch; ſtill und ungewiß hielt ſich Lilie in einiger Entfernung hinter ihm; die Alte wollte nicht gerne zurückbleiben und ſtreckte ihre Hand aus, damit ja das Licht von ihres Mannes Lampe ſie erleuchten konne. Nun ſchloſſen die Irrlichter den Zug, indem ſie die Spitzen ihrer Flammen zuſammenneigten und mit einan-der zu ſprechen ſchienen.

Sie waren nicht lange gegangen, als der Zug ſich vor einem großen ehernen Thore befand, deſſen Flügel mit einem goldenen Schloß verſchloſſen waren. Der Alte rief ſogleich die Irrlich-ter herbei, die ſich nicht lange aufmuntern ließen, ſondern ge-ſchäftig mit ihren ſpitzeſten Flammen Schloß und Riegel auf-zehrten.

Laut tönte das Erz, als die Pforten ſchnell aufſprangen, und im Heiligthum die würdigen Bilder der Könige, durch die hereintretenden Lichter beleuchtet, erſchienen. Jeder neigte ſich vor den ehrwürdigen Herrſchern; beſonders ließen es die Irr-lichter an krauſen Verbeugungen nicht fehlen.

Nach einiger Pauſe fragte der goldne König: „Woher kommt Ihr?"

„Aus der Welt," antwortete der Alte.

„Wohin geht Ihr?" fragte der ſilberne König.

„In die Welt," ſagte der Alte.

„Was wollt Ihr bei uns?" fragte der eherne König.

„Euch begleiten," ſagte der Alte.

Der gemiſchte König wollte eben zu reden anfangen, als der goldne zu den Irrlichtern, die ihm zu nahe gekommen waren, ſprach:

„Gehet Euch weg von mir! Mein Gold iſt nicht für Euren Saum." Sie wandten ſich darauf zum ſilbernen und ſchmiegten ſich an ihn; ſein Gewand glänzte ſchön von ihrem gelblichen Widerſchein,

„Ihr seid mir willkommen," sagte er, „aber ich kann Euch nicht ernähren; sättiget Euch auswärts und bringt mir Euer Licht!"

Sie entfernten sich und schlichen bei dem ehernen vorbei, der sie nicht zu bemerken schien, auf den zusammengesetzten los.

„Wer wird die Welt beherrschen?" rief Dieser mit stotternder Stimme.

„Wer auf seinen Füßen steht," antwortete der Alte.

„Das bin ich!" sagte der gemischte König.

„Es wird sich offenbaren," sagte der Alte; „denn es ist an der Zeit."

Die schöne Lilie fiel dem Alten um den Hals und küßte ihn aufs Herzlichste. „Heiliger Vater," sagte sie, „tausendmal dank' ich Dir; denn ich höre das ahnungsvolle Wort zum dritten Mal." Sie hatte kaum ausgeredet, als sie sich noch fester an den Alten anhielt; denn der Boden fing unter ihnen an zu schwanken, die Alte und der Jüngling hielten sich auch an einander, nur die beweglichen Irrlichter merkten nichts.

Man konnte deutlich fühlen, daß der ganze Tempel sich bewegte wie ein Schiff, das sich sanft aus dem Hafen entfernt, wenn die Anker gelichtet sind; die Tiefen der Erde schienen sich vor ihm aufzuthun, als er hindurchzog. Er stieß nirgends an, kein Felsen stand ihm in dem Weg.

Wenige Augenblicke schien ein feiner Regen durch die Oeffnung der Kuppel hereinzurieseln; der Alte hielt die schöne Lilie fester und sagte zu ihr: „Wir sind unter dem Flusse und bald am Ziel." Nicht lange darauf glaubten sie still zu stehn; doch sie betrogen sich, der Tempel stieg aufwärts.

Nun entstand ein seltsames Getöse über ihrem Haupte. Bretter und Balken in ungestalter Verbindung begannen sich zu der Oeffnung der Kuppel krachend hereinzudrängen. Lilie und die Alte sprangen zur Seite, der Mann mit der Lampe faßte den Jüngling und blieb stehen. Die kleine Hütte des Fährmanns — denn sie war es, die der Tempel im Aufsteigen vom Boden abgesondert und in sich aufgenommen hatte, — sank allmählig herunter und bedeckte den Jüngling und den Alten.

Die Weiber schrien laut, und der Tempel schütterte wie ein Schiff, das unvermuthet ans Land stößt. Aengstlich irrten die Frauen in der Dämmerung um die Hütte; die Thüre war verschlossen, und auf ihr Pochen hörte Niemand. Sie pochten

heftiger und wunderten ſich nicht wenig, als zuletzt das Holz zu klingen anfing. Durch die Kraft der verſchloſſenen Lampe war die Hütte von innen heraus zu Silber geworden. Nicht lange, ſo veränderte ſie ſogar ihre Geſtalt; denn das edle Metall verließ die zufälligen Formen der Bretter, Pfoſten und Balken und dehnte ſich zu einem herrlichen Gebäude von getriebener Arbeit aus. Nun ſtand ein herrlicher kleiner Tempel in der Mitte des großen, oder, wenn man will, ein Altar, des Tempels würdig.

Durch eine Treppe, die von innen heraufging, trat nunmehr der edle Jüngling in die Höhe; der Mann mit der Lampe leuchtete ihm, und ein Anderer ſchien ihn zu unterſtützen, der in einem weißen kurzen Gewand hervorkam und ein ſilbernes Ruder in der Hand hielt; man erkannte in ihm ſogleich den Fährmann, den ehemaligen Bewohner der verwandelten Hütte.

Die ſchöne Lilie ſtieg die äußeren Stufen hinauf, die von dem Tempel auf den Altar führten; aber noch immer mußte ſie ſich von ihrem Geliebten entfernt halten. Die Alte, deren Hand, ſo lange die Lampe verborgen geweſen, immer kleiner geworden war, rief:

„Soll ich doch noch unglücklich werden? Iſt bei ſo vielen Wundern durch kein Wunder meine Hand zu retten?“ Ihr Mann deutete ihr nach der offenen Pforte und ſagte: „Siehe, der Tag bricht an. Eile und bade Dich im Fluſſe!“

„Welch ein Rath!“ rief ſie, „ich ſoll wol ganz ſchwarz werden und ganz verſchwinden! Habe ich doch meine Schuld noch nicht bezahlt.“

„Gehe,“ ſagte der Alte, „und folge mir! Alle Schulden ſind abgetragen.“

Die Alte eilte weg, und in dem Augenblick erſchien das Licht der aufgehenden Sonne an dem Kranze der Kuppel; der Alte trat zwiſchen den Jüngling und die Jungfrau, und rief mit lauter Stimme: „Drei ſind, die da herrſchen auf Erden, die Weisheit, der Schein und die Gewalt.“ Bei dem erſten Worte ſtand der goldne König auf, bei dem zweiten der ſilberne, und bei dem dritten hatte ſich der eherne langſam emporgehoben, als der zuſammengeſetzte König ſich plötzlich ungeſchickt niederſetzte.

Wer ihn ſah, konnte ſich ungeachtet des feierlichen Augenblicks kaum des Lachens enthalten; denn er ſaß nicht, er lag

nicht, er lehnte sich nicht an, sondern er war unförmlich zusammengesunken.

Die Irrlichter, die sich bisher um ihn beschäftigt hatten, traten zur Seite; sie schienen, obgleich blaß beim Morgenlichte, doch wieder gut genährt und wohl bei Flammen; sie hatten auf eine geschickte Weise die goldnen Adern des kolossalen Bildes mit ihren spitzen Zungen bis aufs Innerste herausgeleckt. Die unregelmäßigen leeren Räume, die dadurch entstanden waren, erhielten sich eine Zeit lang offen, und die Figur blieb in ihrer vorigen Gestalt. Als aber auch zuletzt die zartesten Aederchen aufgezehrt waren, brach auf einmal das Bild zusammen und leider grade an den Stellen, die ganz bleiben, wenn der Mensch sich setzt; dagegen blieben die Gelenke, die sich hätten biegen sollen, steif. Wer nicht lachen konnte, mußte seine Augen wegwenden; das Mittelding zwischen Form und Klumpen war widerwärtig anzusehn.

Der Mann mit der Lampe führte nunmehr den schönen, aber immer noch starr vor sich hinblickenden Jüngling vom Altare herab und grade auf den ehernen König los. Zu den Füßen des mächtigen Fürsten lag ein Schwert in eherner Scheide. Der Jüngling gürtete sich.

„Das Schwert an der Linken, die Rechte frei!“ rief der gewaltige König. Sie gingen darauf zum silbernen, der sein Scepter gegen den Jüngling neigte. Dieser ergriff es mit der linken Hand, und der König sagte mit gefälliger Stimme: „Weide die Schafe!“ Als sie zum goldenen Könige kamen, drückte er mit väterlich segnender Geberde dem Jüngling den Eichenkranz aufs Haupt und sprach: „Erkenne das Höchste!“

Der Alte hatte während dieses Umgangs den Jüngling genau bemerkt. Nach umgürtetem Schwert hob sich seine Brust, seine Arme regten sich, und seine Füße traten fester auf; indem er das Scepter in die Hand nahm, schien sich die Kraft zu mildern und durch einen unaussprechlichen Reiz noch mächtiger zu werden; als aber der Eichenkranz seine Locken zierte, belebten sich seine Gesichtszüge, sein Auge glänzte von unaussprechlichem Geist, und das erste Wort seines Mundes war „Lilie.“

„Liebe Lilie,“ rief er, als er ihr die silbernen Treppen hinauf entgegeneilte; denn sie hatte von der Zinne des Altars seiner Reise zugesehn, „liebe Lilie, was kann der Mann, aus-

Unbekannte, die scherzend schwesterlich mit ihnen durch den Tempel eilte und die silbernen Stufen hinaufstieg.

„Wirst Du mir künftig mehr glauben, liebes Weib?“ sagte der Mann mit der Lampe zu der Schönen; „wohl Dir und jedem Geschöpfe, das sich diesen Morgen im Flusse badet!“

Die verjüngte und verschönerte Alte, von deren Bildung keine Spur mehr übrig war, umfaßte mit belebten jugendlichen Armen den Mann mit der Lampe, der ihre Liebkosungen mit Freundlichkeit aufnahm. „Wenn ich Dir zu alt bin,“ sagte er lächelnd, „so darfst Du heute einen andern Gatten wählen; von heute an ist keine Ehe giltig, die nicht aufs Neue geschlossen wird.“

„Weißt Du denn nicht,“ versetzte sie, „daß auch Du jünger geworden bist?“ — „Es freut mich, wenn ich Deinen jungen Augen als ein wackrer Jüngling erscheine; ich nehme Deine Hand von Neuem an und mag gern mit Dir in das folgende Jahrtausend hinüberleben.“

Die Königin bewillkommte ihre neue Freundin und stieg mit ihr und ihren übrigen Gespielinnen in den Altar hinab, indeß der König in der Mitte der beiden Männer nach der Brücke hinsah und aufmerksam das Gewimmel des Volks betrachtete.

Aber nicht lange dauerte seine Zufriedenheit; denn er sah einen Gegenstand, der ihm einen Augenblick Verdruß erregte. Der große Riese, der sich von seinem Morgenschlaf noch nicht erholt zu haben schien, taumelte über die Brücke her und verursachte daselbst große Unordnung. Er war wie gewöhnlich schlaftrunken aufgestanden und gedachte sich in der bekannten Bucht des Flusses zu baden; anstatt derselben fand er festes Land und tappte auf dem breiten Pflaster der Brücke hin. Ob er nun gleich zwischen Menschen und Vieh auf das Ungeschickteste hineintrat, so ward doch seine Gegenwart war von Allen angestaunt, doch von Niemand gefühlt; als ihm aber die Sonne in die Augen schien, und er die Hände aufstreckte, sie auszuwischen, fuhr der Schatten seiner ungeheuren Fäuste hinter ihm so kräftig und ungeschickt unter der Menge hin und wieder, daß Menschen und Thiere in großen Massen zusammenstürzten, beschädigt wurden und Gefahr liefen, in den Fluß geschleudert zu werden.

Der König, als er diese Unthat erblickte, fuhr mit einer unwillkürlichen Bewegung nach dem Schwerte; doch besann er sich und blickte ruhig erst sein Scepter, dann die Lampe und

das Ruder seiner Gefährten an. „Ich errathe Deine Gedanken," sagte der Mann mit der Lampe; „aber wir und unsere Kräfte sind gegen diesen Ohnmächtigen ohnmächtig. Sei ruhig! Er schadet zum letzten Mal, und glücklicherweise ist sein Schatten von uns abgekehrt."

Indessen war der Riese immer näher gekommen, hatte vor Verwunderung über das, was er mit offnen Augen sah, die Hände sinken lassen, that keinen Schaden mehr und trat gaffend in den Vorhof herein.

Gerade ging er auf die Thüre des Tempels zu, als er auf einmal in der Mitte des Hofes an dem Boden festgehalten wurde. Er stand als eine kolossale mächtige Bildsäule von röthlich glänzendem Steine da, und sein Schatten zeigte die Stunden, die in einen Kreis auf dem Boden um ihn her nicht in Zahlen, sondern in edlen und bedeutenden Bildern eingelegt waren.

Nicht wenig erfreut war der König, den Schatten des Ungeheuers in nützlicher Richtung zu sehen; nicht wenig verwundert war die Königin, die, als sie mit grösster Herrlichkeit geschmückt aus dem Altare mit ihren Jungfrauen heraufstieg, das seltsame Bild erblickte, das die Aussicht aus dem Tempel nach der Brücke fast zudeckte.

Indessen hatte sich das Volk dem Riesen nachgedrängt, da er still stand, ihn umgeben und seine Verwandlung angestaunt; von da wandte sich die Menge nach dem Tempel, den sie erst jetzt gewahr zu werden schien, und drängte sich nach der Thüre.

In diesem Augenblick schwebte der Habicht mit dem Spiegel hoch über dem Dom, fing das Licht der Sonne auf und warf es über die auf dem Altar stehende Gruppe. Der König, die Königin und ihre Begleiter erschienen in dem dämmernden Gewölbe des Tempels von einem himmlischen Glanze erleuchtet, und das Volk fiel auf sein Angesicht. Als die Menge sich wieder erholt hatte und aufstand, war der König mit den Seinigen in den Altar hinabgestiegen, um durch verborgene Hallen nach seinem Palaste zu gehen, und das Volk zerstreute sich in dem Tempel, seine Neugierde zu befriedigen. Es betrachtete die drei aufrecht stehenden Könige mit Staunen und Ehrfurcht; aber es war desto begieriger, zu wissen, was unter dem Teppiche in der vierten Nische für ein Klumpen verborgen sein möchte; denn, wer es auch mochte gewesen sein, wohlmeinende Bescheidenheit hatte eine prächtige Decke über den zusammengesunkenen König

hingebreitet, die kein Auge zu durchdringen vermag, und keine Hand wagen darf wegzuheben.

Das Volk hätte kein Ende seines Schauens und seiner Bewunderung gefunden, und die zudringende Menge hätte sich in dem Tempel selbst erdrückt, wäre ihre Aufmerksamkeit nicht wieder auf den großen Platz gelenkt worden.

Unvermuthet fielen Goldstücke wie aus der Luft klingend auf die marmornen Platten; die nächsten Wanderer stürzten darüber her, um sich ihrer zu bemächtigen; einzeln wiederholte sich dies Wunder, und zwar bald hier und bald da. Man begreift wol, daß die abziehenden Irrlichter sich hier nochmals eine Lust machten und das Gold aus den Gliedern des zusammengesunkenen Königs auf eine lustige Weise vergeudeten. Begierig lief das Volk noch eine Zeit lang hin und wieder, drängte und zerriß sich, auch noch, da keine Goldstücke mehr herabfielen. Endlich verlief es sich allmählig, zog seine Straße, und bis auf den heutigen Tag wimmelt die Brücke von Wanderern, und der Tempel ist der besuchteste auf der ganzen Erde.

Novelle.

Vorbemerkung des Herausgebers.

Die „Novelle“ ist im Dezember 1826 und in den ersten Tagen des Januar 1827 geschrieben worden; einzelne Aenderungen in derselben wurden noch etwas später gemacht. Goethe führte in ihr einen alten Plan aus oder benutzte vielmehr für sie einen Stoff, den er bereits dreißig Jahre früher mit sich herumgetragen hatte. Unmittelbar nämlich nach der Beendigung von „Herrmann und Dorothea“ hatte er sich mit dem Plan zu einem neuen „episch-romantischen Gedichte“, wie er es selbst in den „Tag- und Jahresheften“ von 1797 bezeichnet, in eingehender Weise beschäftigt. Der Gegenstand desselben sollte eine fürstliche Jagd sein, und von April bis Juni des genannten Jahres verhandelte er mit Schiller eifrig über Theorie, Komposition und Versmaaß des Epos und über Manches, was sonst für das beabsichtigte Gedicht in Betracht kam. Als Goethe 1826 „die Löwen- und Tigergeschichte“ (nach dem Ausdruck im Schiller-Goethe'schen Briefwechsel I, 322 und 324) wieder aufnahm, konnte er das alte Schema nicht wiederfinden und arbeitete deshalb die Novelle nach einem neuen Plane aus; indessen, wie die Vergleichung mit dem später aufgefundenen ergab, war der Gang der Entwickelung unverändert geblieben, wenn auch das Detail, wie es der Unterschied von Epos und Novelle mit sich brachte, ein ganz anderes geworden war. (Eckermann, Gespräche I, 198, 199 und 207.)

Die besonderen Beziehungen, die in der „Novelle“ verborgen liegen, ebenso wie ihr künstlerischer Werth sind der Gegenstand mehrerer kritischen Arbeiten geworden, die freilich in ihren Resultaten nicht unwesentlich von einander abweichen, die aber schon deswegen dankenswerth sind, weil sie mit Erfolg die ungünstigen Urtheile bekämpfen, die von hervorragenden Literarhistorikern grade in neuerer Zeit über die „Novelle“ ausgesprochen worden sind. Wir erwähnen als solche Aufsätze den von C. F. Göschel (Unterhaltungen ꝛc. II. Nr. V. 1834), ferner die von A. Lehmann (im Programm des Gymnasiums zu Marienwerder 1846) und H. Düntzer (in seinen „Studien zu Goethe's Werken“ 1847, S. 47 u. ff.).

Zunächst ist ein scheinbar unwesentliches Moment hier von nicht geringer Bedeutung — der Titel, welchen Goethe seiner Dichtung gegeben hat. Derselbe war Gegenstand langer Berathung zwischen ihm und seinen Freunden gewesen. „Manche Vorschläge,“ erzählt Eckermann (I, 220), „waren gemacht worden; einige waren gut für den Anfang, andre gut für das Ende, doch fand sich keiner, der für das Ganze passend und also der rechte gewesen wäre.“ — „Wissen Sie was,“ sagte Goethe, „wir wollen es „Novelle“ nennen; denn was ist Novelle anders als eine sich ereignete unerhörte Begebenheit? Dies ist ihr eigentlicher Begriff.“ . . . Wenn daher Eckermann sie gelegentlich (II, 207) die „Novelle vom Tiger und Löwen“, Lehmann die „vom Kinde mit dem Löwen“ nennt, so geschieht dies streng genommen gegen die Absicht des Dichters, mag es auch seine ausreichende Rechtfertigung in der Absicht und in der Nothwendigkeit einer genaueren Bezeichnung finden. Indem Goethe aber diese und ähnliche Bezeichnungen, wie sie bei

jenen Berathungen vorgeschlagen waren, verwarf, wollte er offenbar verhindern, daß durch die Hervorhebung eines einzelnen Theiles die richtige Auffassung des Ganzen beeinträchtigt würde.

Ferner ist mehrfach versucht worden, die wirklichen Persönlichkeiten und die Lokalitäten festzustellen, welche Goethe bei der „Novelle" vorgeschwebt haben. Es will uns indessen nicht scheinen, als ob dies (wenigstens in Beziehung auf den ersten Punkt) einigermaßen sichere Resultate herbeigeführt hätte. In der Fürstin hat man Züge der Großherzogin Luise finden wollen, in dem Fürsten des Großherzogs Karl August; bei dem fürstlichen Oheim Friedrich denkt Düntzer (S. 59) an den Bruder der Herzogin Amalia, den 1805 in Weimar verstorbenen Friedrich August von Braunschweig-Oels. — Die Oertlichkeiten dagegen, die Goethe sich gedacht hat, dürften mit größerer Sicherheit zu ermitteln sein, und wir sind vielleicht auch in höherem Maaße berechtigt und veranlaßt, nach ihnen zu suchen, da er einen besondern Werth auf ihre Schilderung legt und ausdrücklich sagt, daß es ihm auf eine sehr genaue Zeichnung derselben angekommen sei (Eckermann II, 210). Richtiges ist auch hier bereits gefunden, wiewol nur im Einzelnen. Zuerst hat es die größte Wahrscheinlichkeit für sich, daß Goethe, wie bereits Düntzer (S. 63) bemerkt, uns in die Gegend von Rudolstadt versetzt. Man denke sich z. B. den fürstlichen Jagdzug von dem Rudolstädter Schlosse aus nicht den Weg auf der Landstraße nach Blankenburg einschlagen, den später die Fürstin mit ihrem Oheim und Honorio wählt, und von dem sie erst nach einiger Zeit rechts abbiegen, sondern in grader Richtung auf dem Gebirgskamm in der Richtung auf den Greifenstein, die alte Stammburg

des Geschlechtes, in der Weise ziehend, daß Volkstädt links liegen bleibt, — und wir glauben, daß jeder Kenner jener Gegend viele Anknüpfungspunkte an Goethe's Schilderung finden wird. Was hindert uns aber anzunehmen, daß Goethe, wenn er auch diese Gegend zu Grunde legte, noch Manches hinzuthat, um derselben den seinen Zwecken entsprechenden Charakter zu geben? Bei dem Flusse, an dem der rege Handelsverkehr einen glücklichen Umtausch der Waaren des flachen Landes und des Gebirges befördert, kann er immerhin eher, wie Simrock („Das malerische und romantische Rheinland," 2. Aufl. 1847. S. 22) meint, an den Rhein als die Saale, bei der Schilderung des fürstlichen Schlosses, die übrigens vollständig auf das Lichtenstein'sche Schloß Vaduz passen soll, an dieses oder ein anderes ihm bekanntes Gebäude gedacht haben. Auch möchten wir nicht mit Düntzer ein besonderes Gewicht auf den Umstand legen, daß Goethe wahrscheinlich niemals in Vaduz gewesen ist. Die plastische Kraft des Dichters muß sich ja gerade darin zeigen, daß er uns auch Dasjenige, was er nicht mit eigenen Augen gesehen hat, sondern vielleicht nur durch bildliche Darstellung oder Beschreibung kennt, zu vollständiger sinnlicher Anschauung bringt.

Von größerer Wichtigkeit als Alles dies ist indessen die Entscheidung der Frage, ob in der „Novelle" noch ein tieferer Sinn verborgen liegt als der unmittelbar aus der Erzählung hervorgehende. Schon Göschel (II, 239) meint von Honorio, daß, wenn er nicht mit einer bestimmten Neigung zu kämpfen habe, um entsagen zu lernen, dies jedenfalls mit einem unbestimmten, schrankenlosen Verlangen der Fall sei, das in die Welt hinaus wolle und das Nächste übersehe. Lehmann dagegen sagt mit voller Bestimmtheit,

Honorio liebe die Fürstin; seine unbändige Leidenschaft sei die Unbändigkeit des Löwen, die Fürstin dagegen das Kind, das diese Unbändigkeit durch reine Liebe und Frömmigkeit zähme und läutere. Jene Behauptung sowol als die aus ihr abgeleitete Folge verwirft Düntzer vollständig, indem er allerdings mit Recht den Lebensnerv der ganzen Novelle in der Darstellung der Ueberzeugung findet, „daß Frömmigkeit und Gottvertrauen auch das Unbändigste zähme und bezwinge, daß Gott dem Frommen und Gläubigen in allen Gefahren zur Seite stehe."

Man muß indessen Bedenken tragen, sowol Lehmann's Ansicht als die Polemik gegen dieselbe für vollständig begründet anzuerkennen. Daß einzig das Verhältniß, in das Honorio sich zur Fürstin stellt, nicht einzig und allein das amtliche oder dienstliche ist, blickt aus jeder Zeile von Goethe's Darstellung hervor. Honorio ist zum Mindesten von der unbeschränktesten Ergebenheit gegen die Fürstin und von dem Wunsche beseelt, sich ihrer immer würdiger zu machen. Für das Erstere spricht unter Anderm die Erlegung des Tigers, für das Letztere der Wunsch, durch eine weitere Reise die Ausbildung zu gewinnen, deren er noch zu bedürfen glaubt. Wie weit sich hinter alledem noch zartere Gefühle verbergen, wie weit sie dem Träger derselben zum Bewußtsein gekommen sind, das ist allerdings nicht direkt ausgesprochen; aber daß es der Fall ist, wird wenigstens unsrer Ansicht nach leise angedeutet (man vergl. S. 153.154 und S. 160). Jedenfalls aber kann der Umstand nicht dagegen zur Geltung gebracht werden, daß in den Gesprächen mit Eckermann der Liebe Honorio's mit keiner Silbe Erwähnung geschieht; denn wenn dort auch die „Novelle" öfters berührt

wird, so ist das Gespräch über dieselbe doch mehr zufälliger Art und keineswegs systematisch.

Zweitens aber möchte eine unbefangene Lektüre wol darüber keinen Zweifel lassen, daß die Erlegung des Tigers und die Zähmung des Löwen zwei Handlungen sind, von denen anzunehmen ist, daß sie zu einander in einem bestimmten Verhältnisse stehen. Dem widerstrebt die Auffassung Lehmann's; denn die zweite Handlung ist bei ihm nur ein Symbol für etwas, was die erste hervorgerufen hat. Uns erscheint dagegen die zweite als die höchste Steigerung der ersten. Die Erlegung des Tigers, soviel Muth und Kraft Honorio bei ihr bewiesen hat, wird nach den Reden der Wärterin sogar zu etwas vollständig Unnöthigem, wobei offenbar die Absicht vorliegt, die nachfolgende Zähmung des Löwen schon durch den Vergleich als etwas viel Größeres erscheinen zu lassen. Der Hauptaccent aber wird auf die Mittel gelegt, durch welche diese Zähmung geschieht; es ist hier, so selten sich Goethe sonst einer solchen Auffassung hinzugeben pflegt, der fromme Glaube und, nach dem Ausdruck des Gedichtes am Schluß der Novelle, „die Liebe, die sich im Gebet enthüllt," denen das Höchste und Größte gelingt. Und in ähnlichem Sinne spricht sich ja auch schon Goethe selbst bei Eckermann (I, 209) aus: „Zu zeigen, wie das Unbändige, Unüberwindliche oft besser durch Liebe und Frömmigkeit als durch Gewalt bezwungen werde, war die Aufgabe dieser Novelle."

Die „Novelle" ist zu Goethe's Lebzeiten nur in der Ausgabe letzter Hand erschienen, und der Text enthält hier wie in den späteren Ausgaben nur einige unbedeutende Fehler.

Novelle.

Ein dichter Herbstnebel verhüllte noch in der Frühe die weiten Räume des fürstlichen Schloßhofes, als man schon mehr oder weniger durch den sich lichtenden Schleier die ganze Jägerei zu Pferde und zu Fuß durch einander bewegt sah. Die eiligen Beschäftigungen der Nächsten ließen sich erkennen; man verlängerte, man verkürzte die Steigbügel, man reichte sich Büchse und Patrontäschchen, man schob die Dachsfranzen zurecht, indeß die Hunde ungeduldig am Riemen den Zurückhaltenden mit fortzuschleppen drohten. Auch hie und da geberdete ein Pferd sich muthiger, von feuriger Natur getrieben oder von dem Sporn des Reiters angeregt, der selbst hier in der Halbhelle eine gewisse Eitelkeit, sich zu zeigen, nicht verleugnen konnte. Alle jedoch warteten auf den Fürsten, der, von seiner jungen Gemahlin Abschied nehmend, allzu lange zauderte.

Erst vor kurzer Zeit zusammen getraut, empfanden sie schon das Glück übereinstimmender Gemüther; Beide waren von thätig lebhaftem Charakter, Eines nahm gern an des Andern Neigungen und Bestrebungen Antheil. Des Fürsten Vater hatte noch den Zeitpunkt erlebt und genutzt, wo es deutlich wurde, daß alle Staatsglieder in gleicher Betriebsamkeit ihre Tage zubringen, in gleichem Wirken und Schaffen, Jeder nach seiner Art, erst gewinnen und dann genießen sollte.

Wie sehr Dieses gelungen war, ließ sich in diesen Tagen gewahr werden, als eben der Hauptmarkt sich versammelte, den man gar wol eine Messe nennen konnte. Der Fürst hatte seine Gemahlin gestern durch das Gewimmel der aufgehäuften Waaren zu Pferde geführt und sie bemerken lassen, wie gerade hier das Gebirgsland mit dem flachen Lande einen glücklichen Umtausch treffe; er wußte sie an Ort und Stelle auf die Betriebsamkeit seines Länderkreises aufmerksam zu machen.

Wenn sich nun der Fürst fast ausschließlich in diesen Tagen mit den Seinigen über diese zubringenden Gegenstände unter-

hielt, auch besonders mit dem Finanzminister anhaltend arbeitete, so behielt doch auch der Landjägermeister sein Recht, auf dessen Vorstellung es unmöglich war, der Versuchung zu widerstehen, an diesen günstigen Herbsttagen eine schon verschobene Jagd zu unternehmen, sich selbst und den vielen angekommenen Fremden ein eignes und seltnes Fest zu eröffnen.

Die Fürstin blieb ungern zurück; man hatte sich vorgenommen, weit in das Gebirg hineinzudringen, um die friedlichen Bewohner der dortigen Wälder durch einen unerwarteten Kriegszug zu beunruhigen.

Scheidend versäumte der Gemahl nicht, einen Spazierritt vorzuschlagen, den sie im Geleite Friedrich's, des fürstlichen Oheims, unternehmen sollte; „auch lasse ich," sagte er, „Dir unsern Honorio als Stall- und Hofjunker, der für Alles sorgen wird"; und im Gefolg dieser Worte gab er im Hinabsteigen einem wohlgebildeten jungen Mann die nöthigen Aufträge, verschwand sodann bald mit Gästen und Gefolge.

Die Fürstin, die ihrem Gemahl noch in den Schloßhof hinab mit dem Schnupftuch nachgewinkt hatte, begab sich in die hintern Zimmer, welche nach dem Gebirg eine freie Aussicht ließen, die um desto schöner war, als das Schloß selbst von dem Fuße herauf in einiger Höhe stand und so vor- als hinterwärts mannichfaltige bedeutende Ansichten gewährte. Sie fand das treffliche Teleskop noch in der Stellung, wo man es gestern Abend gelassen hatte, als man, über Busch, Berg und Waldgipfel die hohen Ruinen der uralten Stammburg betrachtend, sich unterhielt, die in der Abendbeleuchtung merkwürdig hervortraten, indem alsdann die größten Licht- und Schattenmassen den deutlichsten Begriff von einem so ansehnlichen Denkmal alter Zeit verleihen konnten. Auch zeigte sich heute früh durch die annähernden Gläser recht auffallend die herbstliche Färbung jener mannichfaltigen Baumarten, die zwischen dem Gemäuer ungebindert und ungestört durch lange Jahre emporstrebten. Die schöne Dame richtete jedoch das Fernrohr etwas tiefer nach einer öden, steinigen Fläche, über welche der Jagdzug weggehen mußte; sie erharrte den Augenblick mit Geduld und betrog sich nicht; denn bei der Klarheit und Vergrößerungsfähigkeit des Instrumentes erkannten ihre glänzenden Augen deutlich den Fürsten und den Oberstallmeister; ja, sie enthielt sich nicht, abermals mit dem Schnupftuche zu winken, als sie ein augenblickliches Stillhalten und Rückblicken mehr vermuthete als gewahr ward.

Fürst Oheim, Friedrich mit Namen, trat sodann, angemeldet, mit seinem Zeichner herein, der ein großes Portefeuille unter dem Arm trug. „Liebe Cousine," sagte der alte rüstige Herr, „hier legen wir die Ansichten der Stammburg vor, gezeichnet, um von verschiedenen Seiten anschaulich zu machen, wie der mächtige Trutz- und Schutzbau von alten Zeiten der dem Jahr und seiner Witterung sich entgegenstemmte, und wie doch hie und da sein Gemäuer weichen, da und dort in wüste Ruinen zusammenstürzen mußte. Nun haben wir Manches gethan, um diese Wildniß zugänglicher zu machen; denn mehr bedarf es nicht, um jeden Wanderer, jeden Besuchenden in Erstaunen zu setzen, zu entzücken."

Indem nun der Fürst die einzelnen Blätter deutete, sprach er weiter: „Hier, wo man, den Hohlweg durch die äußern Ringmauern heraufkommend, vor die eigentliche Burg gelangt, steigt uns ein Felsen entgegen von den festesten des ganzen Gebirgs; hierauf nun steht gemauert ein Thurm, doch Niemand wüßte zu sagen, wo die Natur aufhört, Kunst und Handwerk aber anfangen. Ferner sieht man seitwärts Mauern angeschlossen und Zwinger terrassenmäßig herab sich erstreckend. Doch ich sage nicht recht; denn es ist eigentlich ein Wald, der diesen uralten Gipfel umgiebt; seit hundertundfünfzig Jahren hat keine Axt hier geklungen, und überall sind die mächtigsten Stämme emporgewachsen; wo Ihr Euch an den Mauern andrängt, stellt sich der glatte Ahorn, die rauhe Eiche, die schlanke Fichte mit Schaft und Wurzeln entgegen; um diese müssen wir uns herumschlängeln und unsere Fußpfade verständig führen. Seht nur, wie trefflich unser Meister dies Charakteristische auf dem Papier ausgedrückt hat, wie kenntlich die verschiedenen Stamm- und Wurzelarten zwischen das Mauerwerk verflechten, und die mächtigen Aeste durch die Lücken durchgeschlungen sind. Es ist eine Wildniß wie keine, ein zufällig einziges Lokal, wo die alten Spuren längst verschwundener Menschenkraft mit der ewig lebenden und fortwirkenden Natur sich in dem ernstesten Streit erblicken lassen."

Ein anderes Blatt aber vorlegend, fuhr er fort: „Was sagt Ihr nun zum Schloßhofe, der, durch das Zusammenstürzen des alten Thorthurmes unzugänglich, seit undenklichen Jahren von Niemand betreten ward? Wir suchten ihm von der Seite beizukommen, haben Mauern durchbrochen, Gewölbe gesprengt und so einen bequemen, aber geheimen Weg bereitet. Inwendig bedurft' es keines Aufräumens; hier findet sich ein flacher Felsgipfel von der Natur geplättet, aber doch haben mächtige Bäume

hie und da zu wurzeln Glück und Gelegenheit gefunden; sie sind sachte, aber entschieden aufgewachsen; nun erstrecken sie ihre Aeste bis in die Galerien hinein, auf denen der Ritter sonst auf und ab schritt, ja durch Thüren durch und Fenster in die gewölbten Säle, aus denen wir sie nicht vertreiben wollen; sie sind eben Herr geworden und mögen's bleiben. Tiefe Blätterschichten wegräumend, haben wir den merkwürdigsten Platz geebnet gefunden, dessengleichen in der Welt vielleicht nicht wieder zu sehen ist.

„Nach allem Diesem aber ist es immer noch bemerkenswerth und an Ort und Stelle zu beschauen, daß auf den Stufen, die in den Hauptthurm hinaufführen, ein Ahorn Wurzel geschlagen und sich zu einem so tüchtigen Baume gebildet hat, daß man nur mit Noth daran vorbeidringen kann, um die Zinne der unbegrenzten Aussicht wegen zu besteigen. Aber auch hier verweilt man bequem im Schatten; denn dieser Baum ist es, der sich über das Ganze wunderbar hoch in die Luft hebt.

„Danken wir also dem wackern Künstler, der uns so löblich in verschiedenen Bildern von Allem überzeugt, als wenn wir gegenwärtig wären; er hat die schönsten Stunden des Tages und der Jahrszeit dazu angewendet und sich wochenlang um diese Gegenstände herumbewegt. In dieser Ecke ist für ihn und den Wächter, den wir ihm zugegeben, eine kleine, angenehme Wohnung eingerichtet. Sie sollten nicht glauben, meine Beste, welch eine schöne Aus- und Ansicht er ins Land, in Hof und Gemäuer sich dort bereitet hat. Nun aber, da Alles so rein und charakteristisch umrissen ist, wird er es hier unten mit Bequemlichkeit ausführen. Wir wollen mit diesen Bildern unsern Gartensaal zieren, und Niemand soll über unsere regelmäßigen Parterre, Lauben und schattigen Gänge seine Augen spielen lassen, der nicht wünschte, sich dort oben in dem wirklichen Anschauen des Alten und Neuen, des Starren, Unnachgiebigen, Unzerstörlichen, und des Frischen, Schmiegsamen, Unwiderstehlichen seine Betrachtungen anzustellen."

Honorio trat ein und meldete, die Pferde seien vorgeführt; da sagte die Fürstin, zum Oheim gewendet: „Reiten wir hinauf, und lassen Sie mich in der Wirklichkeit sehen, was Sie mir hier im Bilde zeigten! Seit ich hier bin, bet' ich von diesem Unternehmen und werde jetzt erst recht verlangend, mit Augen zu sehen, was mir in der Erzählung unmöglich schien und in der Nachbildung unwahrscheinlich bleibt."

„Noch nicht, meine Liebe," versetzte der Fürst; „was Sie

hier ſahen, iſt, was es werden kann und wird; jetzt ſtockt noch Manches im Beginnen; die Kunſt muß erſt vollenden, wenn ſie ſich vor der Natur nicht ſchämen ſoll."

„Und ſo reiten wir wenigſtens hinaufwärts, und wär' es nur bis an den Fuß; ich habe große Luſt, mich heute weit in der Welt umzuſehen."

„Ganz nach Ihrem Willen," verſetzte der Fürſt.

„Laſſen Sie uns aber durch die Stadt reiten," fuhr die Dame fort, „über den großen Marktplatz, wo eine zahlloſe Menge von Buden die Geſtalt einer kleinen Stadt, eines Feldlagers angenommen hat. Es iſt, als wären die Bedürfniſſe und Beſchäftigungen ſämmtlicher Familien des Landes umher nach außen gekehrt, in dieſem Mittelpunkt verſammelt, an das Tageslicht gebracht worden; denn hier ſieht der aufmerkſame Beobachter Alles, was der Menſch leiſtet und bedarf; man bildet ſich einen Augenblick ein, es ſei kein Geld nöthig, jedes Geſchäft könne hier durch Tauſch abgethan werden; und ſo iſt es auch im Grunde. Seitdem der Fürſt geſtern mir Anlaß zu dieſen Ueberſichten gegeben, iſt es mir gar angenehm, zu denken, wie hier, wo Gebirg und flaches Land an einander grenzen, beide ſo deutlich ausſprechen, was ſie brauchen und was ſie wünſchen. Wie nun der Hochländer das Holz ſeiner Wälder in hundert Formen umzubilden weiß, das Eiſen zu einem jeden Gebrauch zu vermannichfaltigen, ſo kommen Jene drüben mit den vielfältigſten Waaren ihm entgegen, an denen man den Stoff kaum unterſcheiden und den Zweck oft nicht erkennen mag."

„Ich weiß," verſetzte der Fürſt, „daß mein Neffe hierauf die größte Aufmerkſamkeit wendet; denn gerade zu dieſer Jahrszeit kommt es hauptſächlich darauf an, daß man mehr empfange als gebe; dies zu bewirken, iſt am Ende die Summe des ganzen Staatshaushaltes ſo wie der kleinſten häuslichen Wirthſchaft. Verzeihen Sie aber, meine Beſte, ich reite niemals gern durch Markt und Meſſe; bei jedem Schritt iſt man gehindert und aufgehalten, und dann flammt mir das ungeheure Unglück wieder in die Einbildungskraft, das ſich mir gleichſam in die Augen eingebrannt, als ich eine ſolche Güter- und Waarenbreite in Feuer aufgehen ſah. Ich hatte mich kaum —"

„Laſſen Sie uns die ſchönen Stunden nicht verſäumen," fiel ihm die Fürſtin ein, da der würdige Mann ſie ſchon einigemal mit ausführlicher Beſchreibung jenes Unheils geängſtigt hatte, wie er ſich nämlich, auf einer großen Reiſe begriffen, Abends

im besten Wirthshause auf dem Markte, der eben von einer Hauptmesse wimmelte, höchst ermüdet zu Bette gelegt und Nachts durch Geschrei und Flammen, die sich gegen seine Wohnung wälzten, gräßlich aufgeweckt worden.

Die Fürstin eilte, das Lieblingspferd zu besteigen, und führte, statt zum Hinterthore bergauf, zum Vorderthore bergunter ihren widerwillig bereiten Begleiter; denn wer wäre nicht gern an ihrer Seite geritten, wer wäre ihr nicht gern gefolgt? Und so war auch Honorio von der sonst so ersehnten Jagd willig zurückgeblieben, um ihr ausschließlich dienstbar zu sein.

Wie vorauszusehen, durften sie auf dem Markte nur Schritt vor Schritt reiten; aber die schöne Liebenswürdige erheiterte jeden Aufenthalt durch eine geistreiche Bemerkung. „Ich wiederhole," sagte sie, „meine gestrige Lektion, da denn doch die Nothwendigkeit unsere Geduld prüfen will." Und wirklich drängte sich die ganze Menschenmasse dergestalt an die Reitenden heran, daß sie ihren Weg nur langsam fortsetzen konnten. Das Volk schaute mit Freuden die junge Dame, und auf so viel lächelnden Gesichtern zeigte sich das entschiedene Behagen, zu sehen, daß die erste Frau im Lande auch die schönste und anmuthigste sei.

Unter einander gemischt standen Bergbewohner, die zwischen Felsen, Fichten und Föhren ihre stillen Wohnsitze hegten, Flachländer von Hügeln, Auen und Wiesen her, Gewerbsleute der kleinen Städte und was sich Alles versammelt hatte. Nach einem ruhigen Ueberblick bemerkte die Fürstin ihrem Begleiter, wie alle Tiefe, woher sie auch seien, mehr Stoff als nöthig zu ihren Kleidern genommen, mehr Tuch und Leinwand, mehr Band zum Besatz. „Ist es doch, als ob die Weiber nicht brauschig und die Männer nicht pausig genug sich gefallen könnten."

„Wir wollen ihnen das ja lassen," versetzte der Oheim; „wo auch der Mensch seinen Ueberfluß hinwendet, ihm ist wohl dabei, am Wohlsten, wenn er sich damit schmückt und aufputzt." Die schöne Dame winkte Beifall.

So waren sie nach und nach auf einen freien Platz gelangt, der zur Vorstadt hinführte, wo am Ende vieler kleiner Buden und Kramstände ein größeres Bretergebäude in die Augen fiel, das sie kaum erblickten, als ein ohrzerreißendes Gebrülle ihnen entgegentönte. Die Fütterungsstunde der dort zur Schau stehenden wilden Thiere schien herangekommen; der Löwe ließ seine Wald- und Wüstenstimme aufs Kräftigste hören; die Pferde schauderten, und man konnte der Bemerkung nicht entgehen,

wie in dem friedlichen Wesen und Wirken der gebildeten Welt der König der Einöde sich so furchtbar verkündige. Zur Bude näher gelangt, durften sie die bunten kolossalen Gemälde nicht übersehen, die mit heftigen Farben und kräftigen Bildern jene fremden Thiere darstellten, welche der friedliche Staatsbürger zu schauen unüberwindliche Lust empfinden sollte. Der grimmig ungebeute Tiger sprang auf einen Mohren los, im Begriff, ihn zu zerreißen; ein Löwe stand ernsthaft majestätisch, als wenn er keine Beute, seiner würdig, vor sich sehe; andere wunderliche, bunte Geschöpfe verdienten neben diesen mächtigen weniger Aufmerksamkeit.

„Wir wollen," sagte die Fürstin, „bei unserer Rückkehr doch absteigen und die seltenen Gäste näher betrachten."

„Es ist wunderbar," versetzte der Fürst, „daß der Mensch durch Schreckliches immer aufgeregt sein will. Drinnen liegt der Tiger ganz ruhig in seinem Kerker, und hier muß er grimmig auf einen Mohren losfahren, damit man glaube, Dergleichen inwendig ebenfalls zu sehen; es ist an Mord und Todtschlag noch nicht genug, an Brand und Untergang; die Bänkelsänger müssen es an jeder Ecke wiederholen. Die guten Menschen wollen eingeschüchtert sein, um hinterdrein erst recht zu fühlen, wie schön und löblich es sei, frei Athem zu holen."

Was denn aber auch Bängliches von solchen Schreckensbildern mochte übrig geblieben sein, Alles und Jedes war sogleich ausgelescht, als man, zum Thore hinausgelangt, in die heiterste Gegend eintrat. Der Weg führte zuerst am Flusse hinan, an einem zwar noch schmalen, nur leichte Kähne tragenden Wasser, das aber nach und nach als größter Strom seinen Namen behalten und ferne Länder beleben sollte. Dann ging es weiter durch wohlversorgte Frucht- und Lustgärten sachte hinaufwärts, und man sah sich nach und nach in der aufgethanen wohlbewohnten Gegend um, bis erst ein Busch, sodann ein Wäldchen die Gesellschaft aufnahm, und die anmuthigsten Oertlichkeiten ihren Blick begrenzten und erquickten. Ein aufwärts leitendes Wiesenthal, erst vor Kurzem zum zweiten Male gemäht, sammetähnlich anzusehen, von einer oberwärts lebhaft auf einmal reich entspringenden Quelle gewässert, empfing sie freundlich, und so zogen sie einem höheren, freieren Standpunkt entgegen, den sie, aus dem Walde sich bewegend, nach einem lebhaften Stieg erreichten, alsdann aber vor sich noch in bedeutender Entfernung über neuen Baumgruppen das alte Schloß, den Zielpunkt ihrer Wallfahrt, als Fels- und Waldgipfel hervorragen sahen. Rück-

wärts aber — denn niemals gelangte man hierher, ohne sich umzukehren — erblickten sie durch zufällige Lücken der hohen Bäume das fürstliche Schloß links, von der Morgensonne beleuchtet, den wohlgebauten höhern Theil der Stadt von leichten Rauchwolken gedämpft, und sofort nach der Rechten zu die untere Stadt, den Fluß in einigen Krümmungen mit seinen Wiesen und Mühlen, gegenüber eine weite nahrhafte Gegend.

Nachdem sie sich an dem Anblick ersättigt, oder vielmehr, wie es uns bei dem Umblick auf so hoher Stelle zu geschehen pflegt, erst recht verlangend geworden nach einer weitern, weniger begrenzten Aussicht, ritten sie eine steinige breite Fläche hinan, wo ihnen die mächtige Ruine als ein grüngekrönter Gipfel entgegenstand, wenig alte Bäume tief unten um seinen Fuß; sie ritten hindurch, und so fanden sie sich gerade vor der steilsten, unzugänglichsten Seite. Mächtige Felsen standen von Urzeiten her, jedem Wechsel unangetastet, fest, wohlgegründet voran, und so thürmte sich's aufwärts; das dazwischen Herabgestürzte lag in mächtigen Platten und Trümmern unregelmäßig über einander und schien dem Kühnsten jeden Angriff zu verbieten. Aber das Steile, Jähe scheint der Jugend zuzusagen; dies zu unternehmen, zu erstürmen, zu erobern, ist jungen Gliedern ein Genuß. Die Fürstin bezeigte Neigung zu einem Versuch, Honorio war bei der Hand, der fürstliche Oheim, wenn schon bequemer, ließ sich's gefallen und wollte sich doch auch nicht unkräftig zeigen; die Pferde sollten am Fuß unter den Bäumen halten, und man wollte bis zu einem gewissen Punkte gelangen, wo ein vorstehender mächtiger Fels einen Flächenraum darbot, von wo man eine Aussicht hatte, die zwar schon in den Blick des Vogels überging, aber sich doch noch malerisch genug hinter einander schob.

Die Sonne, beinahe auf ihrer höchsten Stelle, verlieh die klarste Beleuchtung; das fürstliche Schloß mit seinen Theilen, Hauptgebäuden, Flügeln, Kuppeln und Thürmen erschien gar stattlich, die obere Stadt in ihrer völligen Ausdehnung; auch in die untere konnte man bequem hineinsehen, ja durch das Fernrohr auf dem Markte sogar die Buden unterscheiden. Honorio war immer gewohnt, ein so förderliches Werkzeug überzuschnallen; man schaute den Fluß hinauf und hinab, diesseits das bergartig terrassenweis unterbrochene, jenseits das ausgleitende, flache und in mäßigen Hügeln abwechselnde fruchtbare Land, Ortschaften unzählige; denn es war längst herkömmlich, über die Zahl zu streiten, wie viel man deren von hier oben gewahr werde.

Ueber die große Weite lag eine heitere Stille, wie es am Mittag zu sein pflegt, wo die Alten sagten, der Pan schlafe, und alle Natur halte den Athem an, um ihn nicht aufzuwecken.

„Es ist nicht das erste Mal," sagte die Fürstin, „daß ich auf so hoher, weitumschauender Stelle die Betrachtung mache, wie doch die klare Natur so reinlich und friedlich aussieht und den Eindruck verleiht, als wenn gar nichts Widerwärtiges in der Welt sein könne; und wenn man denn wieder in die Menschenwohnung zurückkehrt, sie sei doch oder niedrig, weit oder eng, so giebt's immer etwas zu kämpfen, zu streiten, zu schlichten und zurechtzulegen."

Honorio, der indessen durch das Sehrohr nach der Stadt geschaut hatte, rief: „Seht hin! Seht hin! Auf dem Markte fängt es an zu brennen." Sie sahen hin und bemerkten wenigen Rauch; die Flamme dämpfte der Tag. „Das Feuer greift weiter um sich!" rief man, immer durch die Gläser schauend; auch wurde das Unheil den guten unbewaffneten Augen der Fürstin bemerklich; von Zeit zu Zeit erkannte man eine rothe Flammengluth, der Dampf stieg empor, und Fürst Oheim sprach: „Laßt uns zurückkehren! Das ist nicht gut; ich fürchtete immer, das Unglück zum zweiten Male zu erleben." Als sie, herabgekommen, den Pferden wieder zugingen, sagte die Fürstin zu dem alten Herrn: „Reiten Sie hinein, eilig, aber nicht ohne den Reitknecht! Lassen Sie mir Honorio! Wir folgen sogleich!" Der Oheim fühlte das Vernünftige, ja das Nothwendige dieser Worte und ritt so eilig, als der Boden erlaubte, den wüsten steinigen Hang hinunter.

Als die Fürstin aufsaß, sagte Honorio: „Reiten Ew. Durchlaucht, ich bitte, langsam! In der Stadt wie auf dem Schloß sind die Feueranstalten in bester Ordnung; man wird sich durch einen so unerwartet außerordentlichen Fall nicht irre machen lassen. Hier aber ist ein böser Boden, kleine Steine und kurzes Gras; schnelles Reiten ist unsicher; ohnehin, bis wir hineinkommen, wird das Feuer schon nieder sein." Die Fürstin glaubte nicht daran; sie sah den Rauch sich verbreiten, sie glaubte einen aufflammenden Blitz gesehen, einen Schlag gehört zu haben, und nun bewegten sich in ihrer Einbildungskraft alle die Schreckbilder, welche des trefflichen Oheims wiederholte Erzählung von dem erlebten Jahrmarktsbrande leider nur zu tief eingesenkt hatte.

Fürchterlich wol war jener Fall, überraschend und eindringlich genug, um zeitlebens eine Ahnung und Vorstellung wiederkehrenden Unglücks ängstlich zurückzulassen, als zur Nachtzeit auf dem großen budenreichen Marktraum ein plötzlicher Brand Laden

auf Laden ergriffen hatte, ehe noch die in und an diesen leichten Hütten Schlafenden aus tiefen Träumen geschüttelt wurden, der Fürst selbst als ein ermüdet angelangter, erst eingeschlafener Fremder ans Fenster sprang, Alles fürchterlich erleuchtet sah, Flamme nach Flamme, rechts und links sich überspringend, ihm entgegenzüngelte. Die Häuser des Marktes, vom Widerschein geröthet, schienen schon zu glühen, drohend, sich jeden Augenblick zu entzünden und in Flammen aufzuschlagen; unten wüthete das Element unaufhaltsam, die Bretter prasselten, die Latten knackten, Lohe um Lohe flog auf, und ihre düstern, an den Enden flammend ausgezackten Fetzen trieben in der Höhe sich umher, als wenn die bösen Geister, in ihrem Elemente um- und umgestaltet, noch muthwillig tanzend verzehren und da und dort aus den Gluthen wieder auftauchen wollten. Dann aber mit kreischendem Geheul rettete Jeder, was zur Hand lag; Diener und Knechte mit den Herren bemühten sich, von Flammen ergriffene Ballen fortzuschleppen, von dem brennenden Gestell noch Einiges wegzureißen, um es in die Kiste zu packen, die sie denn doch zuletzt den eilenden Flammen zum Raube lassen mußten. Wie Mancher wünschte nur einen Augenblick Stillstand dem heranprasselnden Feuer, nach der Möglichkeit einer Besinnung sich umsehend, und er war mit aller seiner Habe schon ergriffen; an der einen Seite brannte, glühte schon, was an der andern noch in finsterer Nacht stand. Hartnäckige Charaktere, willenstarke Menschen widersetzten sich grimmig dem grimmigen Feinde und retteten Manches mit Verlust ihrer Augenbrauen und Haare. Leider nun erneuerte sich vor dem schönen Geiste der Fürstin der wüste Wirrwarr; nun schien der heitere morgenliche Gesichtskreis umnebelt, ihre Augen verdüstert; Wald und Wiese hatten einen wunderbaren, bänglichen Anschein.

In das friedliche Thal einreitend, seiner labenden Kühle nicht achtend, waren sie kaum einige Schritte von der lebhaften Quelle des nahen fließenden Baches herab, als die Fürstin ganz unten im Gebüsche des Wiesenthals etwas Seltsames erblickte, das sie alsobald für den Tiger erkannte; heranspringend, wie sie ihn vor Kurzem gemalt gesehen, kam er entgegen; und dieses Bild zu den furchtbaren Bildern, die sie soeben beschäftigten, machte den wundersamsten Eindruck. „Fliehe, gnädige Frau," rief Honorio, „fliehe!" Sie wandte das Pferd um, dem steilen Berg zu, wo sie herabgekommen waren. Der Jüngling aber, dem Unthier entgegen, zog die Pistole und schoß, als er

sich nahe genug glaubte; leider jedoch war gefehlt; der Tiger sprang seitwärts, das Pferd stutzte, das ergrimmte Thier aber verfolgte seinen Weg aufwärts unmittelbar der Fürstin nach. Sie sprengte, was das Pferd vermochte, die steile, steinige Strecke hinan, kaum fürchtend, daß ein zartes Geschöpf, solcher Anstrengung ungewohnt, sie nicht aushalten werde. Es übernahm sich, von der bedrängten Reiterin angeregt, stieß am kleinen Gerölle des Hanges an und wieder an und stürzte zuletzt nach heftigem Bestreben kraftlos zu Boden. Die schöne Dame, entschlossen und gewandt, verfehlte nicht, sich strack auf ihre Füße zu stellen, auch das Pferd richtete sich auf; aber der Tiger nahte schon, obgleich nicht mit heftiger Schnelle; der ungleiche Boden, die scharfen Steine schienen seinen Antrieb zu hindern, und nur daß Honorio unmittelbar hinter ihm herflog, neben ihm gemäßigt heraufritt, schien seine Kraft aufs Neue anzuspornen und zu reizen. Beide Renner erreichten zugleich den Ort, wo die Fürstin am Pferde stand; der Ritter beugte sich herab, schoß und traf mit der zweiten Pistole das Ungeheuer durch den Kopf, daß es sogleich niederstürzte und, ausgestreckt in seiner Länge, erst recht die Macht und Furchtbarkeit sehen ließ, von der nur noch das Körperliche übriggeblieben dalag. Honorio war vom Pferde gesprungen und kniete schon auf dem Thiere, dämpfte seine letzten Bewegungen und hielt den gezogenen Hirschfänger in der rechten Hand. Der Jüngling war schön; er war herangesprengt, wie ihn die Fürstin oft im Lanzen- und Ringelspiel gesehen hatte. Ebenso traf in der Reitbahn seine Kugel im Vorbeisprengen den Türkenkopf auf dem Pfahl gerade unter dem Turban in die Stirne; ebenso spießte er, flüchtig heransprengend, mit dem blanken Säbel das Mohrenhaupt vom Boden auf. In allen solchen Künsten war er gewandt und glücklich; hier kam Beides zu Statten.

„Gebt ihm den Rest!“ sagte die Fürstin; „ich fürchte, er beschädigt Euch noch mit den Krallen.“

„Verzeiht!“ erwiderte der Jüngling; „er ist schon todt genug, und ich mag das Fell nicht verderben, das nächsten Winter auf Eurem Schlitten glänzen soll.“

„Frevelt nicht!“ sagte die Fürstin; „Alles, was von Frömmigkeit im tiefen Herzen wohnt, entfaltet sich in solchem Augenblick.“

„Auch ich,“ rief Honorio, „war nie frömmer als jetzt eben; deshalb aber denke ich ans Freudigste; ich blicke dieses Fell nur an, wie es Euch zur [illegible]ist begleiten kann.“

„Es würde mich immer an diesen schrecklichen Augenblick erinnern," versetzte sie.

„Ist es doch," erwiderte der Jüngling mit glühender Wange, „ein unschuldigeres Triumphzeichen, als wenn die Waffen erschlagener Feinde vor dem Sieger her zur Schau getragen wurden."

„Ich werde mich an Eure Kühnheit und Gewandtheit dabei erinnern und darf nicht hinzusetzen, daß Ihr auf meinen Dank und auf die Gnade des Fürsten lebenslänglich rechnen könnt. Aber steht auf! Schon ist kein Leben mehr im Thiere; bedenken wir das Weitere! Vor allen Dingen steht auf!"

„Da ich nun einmal knie," versetzte der Jüngling, „da ich mich in einer Stellung befinde, die mir auf jede andere Weise unerlaubt wäre, so laßt mich bitten, von der Gunst, von der Gnade, die Ihr mir zuwendet, in diesem Augenblick versichert zu werden. Ich habe schon so oft Euren hohen Gemahl gebeten um Urlaub und Vergünstigung einer weitern Reise. Wer das Glück hat, an Eurer Tafel zu sitzen, wen Ihr beehrt, Eure Gesellschaft unterhalten zu dürfen, der muß die Welt gesehen haben. Reisende strömen von allen Orten her, und wenn von einer Stadt, von einem wichtigen Punkte irgend eines Welttheils gesprochen wird, ergeht an den Eurigen jedesmal die Frage, ob er daselbst gewesen sei? Niemandem traut man Verstand zu, als wer das Alles gesehen hat; es ist, als wenn man sich nur für Andere zu unterrichten hätte."

„Steht auf!" wiederholte die Fürstin; „ich möchte nicht gern gegen die Ueberzeugung meines Gemahls irgend etwas wünschen und bitten; allein wenn ich nicht irre, so ist die Ursache, warum er Euch bisher zurückhielt, bald gehoben. Seine Absicht war, Euch zum selbstständigen Edelmann herangereift zu sehen, der sich und ihm auch auswärts Ehre machte wie bisher am Hofe; und ich dächte, Eure That wäre ein so empfehlender Reisepaß, als ein junger Mann nur in die Welt mitnehmen kann."

Daß anstatt einer jugendlichen Freude eine gewisse Tr[illegible] über sein Gesicht zog, hatte die Fürstin nicht Zeit zu bemerken, noch er, seiner Empfindung Raum zu geben; denn hastig den Berg herauf, einen Knaben an der Hand, kam eine Frau geradezu auf die Gruppe los, die wir kennen; und kaum war Honorie, sich besinnend, aufgestanden, als sie sich heulend und schreiend über den Leichnam her warf und an dieser Handlung so wie an einer, zugleich reinlich anständigen, doch bunten und seltsamen Kleidung sogleich errathen ließ, sie sei die Meisterin und Wärterin dieses

dahingestreckten Geschöpfes, wie denn der schwarzaugige, schwarzlockige Knabe, der eine Flöte in der Hand hielt, gleich der Mutter weinend, weniger heftig, aber tief gerührt, neben ihr kniete.

Den gewaltsamen Ausbrüchen der Leidenschaft dieses unglücklichen Weibes folgte, war unterbrochen stoßweise, ein Strom von Worten, wie ein Bach sich in Kiesen von Felsen zu Felsen stürzt. Eine natürliche Sprache, kurz und abgebrochen, machte sich eindringlich und rührend; vergebens würde man sie in unseren Mundarten übersetzen wollen, den ungefähren Inhalt dürfen wir nicht verfehlen. „Sie haben Dich ermordet, armes Thier, ermordet ohne Noth! Du warst zahm und hättest Dich gern ruhig niedergelassen und auf uns gewartet; denn Deine Fußballen schmerzten Dich, und Deine Krallen hatten keine Kraft mehr. Die heiße Sonne fehlte Dir, sie zu reifen. Du warst der schönste Deinesgleichen; wer hat je einen königlichen Tiger so herrlich ausgestreckt im Schlafe gesehen, wie Du nun hier liegst, todt, um nicht wieder aufzustehen! Wenn Du des Morgens aufwachtest beim frühen Tagschein und den Rachen aufsperrtest, ausstreckend die rothe Zunge, so schienst Du uns zu lächeln, und, wenn schon brüllend, nahmst Du doch spielend Dein Futter aus den Händen einer Frau, von den Fingern eines Kindes! Wie lange begleiteten wir Dich auf Deinen Fahrten, wie lange war Deine Gesellschaft uns wichtig und fruchtbar! Uns, uns ganz eigentlich kam die Speise von den Fressern und süße Labung von den Starken. So wird es nicht mehr sein! Wehe, wehe!“

Sie hatte nicht ausgeklagt, als über die mittlere Höhe des Bergs am Schlosse herab Reiter heransprengten, die alsobald für das Jagdgefolge des Fürsten erkannt wurden, er selbst voran. Sie hatten, in den hintern Gebirgen jagend, die Brandwolken aufsteigen sehen und durch Thäler und Schluchten wie auf gewaltsam hetzender Jagd den geraden Weg nach diesem traurigen Zeichen genommen. Ueber die steinige Blöße einhersprengend, stutzten und starrten sie, nun die unerwartete Gruppe gewahr werdend, die sich auf der leeren Fläche merkwürdig auszeichnete. Nach dem ersten Erkennen verstummte man, und nach einigem Erholen ward, was der Anblick nicht selbst ergab, mit wenigen Worten erläutert. So stand der Fürst vor dem seltsamen, unerhörten Ereigniß, einen Kreis umher von Reitern und Nacheilenden zu Fuße. Unschlüssig war man nicht, was zu thun sei; anzuordnen, auszuführen war der Fürst beschäftigt,

als ein Mann sich in den Kreis drängte, groß von Gestalt, bunt und wunderlich gekleidet wie Frau und Kind. Und nun gab die Familie zusammen Schmerz und Ueberraschung zu erkennen. Der Mann aber, gefaßt, stand in ehrfurchtsvoller Entfernung vor dem Fürsten und sagte: „Es ist nicht Klagenszeit; ach, mein Herr und mächtiger Jäger, auch der Löwe ist los; auch hier nach dem Gebirg ist er hin; aber schont ihn, habt Barmherzigkeit, daß er nicht umkomme wie dies gute Thier!"

„Der Löwe?" sagte der Fürst; „hast Du seine Spur?"

„Ja, Herr! Ein Bauer dort unten, der sich ohne Noth auf einen Baum gerettet hatte, wies mich weiter hier links hinauf; aber ich sah den großen Trupp Menschen und Pferde vor mir; neugierig und hilfsbedürftig eilt' ich hierher."

„Also" — beorderte der Fürst — „muß die Jagd sich auf diese Seite ziehen; Ihr, ladet Eure Gewehre, geht sachte zu Werk! Es ist kein Unglück, wenn Ihr ihn in die tiefen Wälder treibt; aber am Ende, guter Mann, werden wir Euer Geschöpf nicht schonen können; warum wart Ihr unvorsichtig genug, sie entkommen zu lassen?"

„Das Feuer brach aus," versetzte Jener, „wir hielten uns still und gefrannt; es verbreitete sich schnell, aber fern von uns; wir hatten Wasser genug zu unserer Vertheidigung, aber ein Pulverschlag flog auf und warf die Brände bis an uns heran, über uns weg; wir übereilten uns und sind nun unglückliche Leute."

Noch war der Fürst mit Anordnungen beschäftigt; aber einen Augenblick schien Alles zu stocken, als oben vom alten Schloß herab eilig ein Mann heranspringend gesehen ward, den man bald für den angestellten Wächter erkannte, der die Werkstätte des Malers bewachte, indem er darin seine Wohnung nahm und die Arbeiter beaufsichtigte. Er kam außer Athem springend, doch hatte er bald mit wenigen Worten angezeigt, oben hinter der höhern Ringmauer habe sich der Löwe im Sonnenschein gelagert am Fuße einer hundertjährigen Buche und verhalte sich ganz ruhig. Aergerlich aber schloß der Mann: „Warum habe ich gestern meine Büchse in die Stadt getragen, um [illegible] zu lassen! Er wäre nicht wieder aufgestanden; das Fell wäre doch mein gewesen, und ich hätte mich dessen, wie die [illegible] zeitlebens gebrüstet."

Der Fürst, dem seine militärischen Erfahrungen auch hier zu Statten kamen, da er sich wol schon in Fällen gefunden hatte, wo von mehreren Seiten unvermeidliches Uebel herandrohte,

sagte hierauf: „Welche Bürgschaft gebt Ihr mir, daß, wenn wir Eures Löwen schonen, er nicht im Lande unter den Meinigen Verderben anrichtet?“

„Hier diese Frau und dieses Kind,“ erwiderte der Vater hastig, „erbieten sich, ihn zu zähmen, ihn ruhig zu erhalten, bis ich den beschlagenen Kasten heraufschaffe, da wir ihn denn, unschädlich und unbeschädigt, wieder zurückbringen werden.“

Der Knabe schien seine Flöte versuchen zu wollen, ein Instrument von der Art, das man sonst die sanfte süße Flöte zu nennen pflegte; sie war kurz geschnäbelt wie die Pfeifen; wer es verstand, wußte die anmuthigsten Töne daraus hervorzulocken. Indeß hatte der Fürst den Wärtel gefragt, wie der Löwe hinaufgekommen. Dieser aber versetzte: „Durch den Hohlweg, der, auf beiden Seiten vermauert, von jeher der einzige Zugang war und der einzige bleiben soll; zwei Fußpfade, die noch hinaufführten, haben wir dergestalt entstellt, daß Niemand als durch jenen ersten engen Anweg zu dem Zauberschlosse gelangen konne, wozu es Fürst Friedrich's Geist und Geschmack ausbilden will.“

Nach einigem Nachdenken, wobei sich der Fürst nach dem Kinde umsah, das immer sanft gleichsam zu präludiren fortgefahren hatte, wendete er sich zu Honorio und sagte: „Du hast heute viel geleistet; vollende das Tagwerk! Besetze den schmalen Weg, haltet Eure Büchsen bereit, aber schießt nicht eher, als bis Ihr das Geschöpf nicht sonst zurückscheuchen könnt! Allenfalls macht ein Feuer an, vor dem er sich fürchtet, wenn er herunter will. Mann und Frau möge für das Uebrige stehen!“ Eilig schickte Honorio sich an, die Befehle zu vollführen.

Das Kind verfolgte seine Melodie, die keine war, eine Tonfolge ohne Gesetz, und vielleicht eben deswegen so herzergreifend; die Umstehenden schienen wie bezaubert von der Bewegung einer liederartigen Weise, als der Vater mit anständigem Enthusiasmus zu reden anfing und fortfuhr:

„Gott hat dem Fürsten Weisheit gegeben und zugleich die Erkenntniß, daß alle Gotteswerke weise sind, jedes nach seiner Art. Seht den Felsen, wie er fest steht und sich nicht rührt, der Witterung trotzt und dem Sonnenschein; uralte Bäume zieren sein Haupt, und so gekrönt, schaut er weit umher; stürzt aber ein Theil herunter, so will es nicht bleiben, was es war, es fällt zertrümmert in viele Stücke und bedeckt die Seite des Hanges. Aber auch da wollen sie nicht verharren; muthwillig springen sie tief hinab, der Bach nimmt sie auf, zum Flusse

trägt er sie. Nicht widerstehend, nicht widerspenstig, eklig, nein, glatt und abgerundet, gewinnen sie schneller ihren Weg und gelangen von Fluß zu Fluß, endlich zum Ocean, wo die Riesen in Schaaren daherziehen, und in der Tiefe die Zwerge wimmeln.

„Doch wer preist den Ruhm des Herrn, den die Sterne loben von Ewigkeit zu Ewigkeit! Warum seht Ihr aber im Fernen umher? Betrachtet hier die Biene! Noch jetzt im Herbst sammelt sie emsig und baut sich ein Haus, winkel- und wagerecht, als Meister und Geselle. Schaut die Ameise da! Sie kennt ihren Weg und verliert ihn nicht, sie baut sich eine Wohnung aus Grashalmen, Erdbröslein und Kiefernadeln, sie baut es in die Höhe und wölbet es zu; aber sie hat umsonst gearbeitet, denn das Pferd stampft und scharrt Alles aus einander. Seht hin! Es zertritt ihre Balken und zerstreut ihre Planken, ungeduldig schnaubt es und kann nicht rasten; denn der Herr hat das Roß zum Gesellen des Windes gemacht und zum Gefährten des Sturms, daß es den Mann dahin trage, wohin er will, und die Frau, wohin sie begehrt. Aber im Palmenwald trat er auf, der Löwe; ernsten Schrittes durchzog er die Wüste; dort herrscht er über alles Gethier, und Nichts widersteht ihm. Doch der Mensch weiß ihn zu zähmen, und das grausamste der Geschöpfe hat Ehrfurcht vor dem Ebenbilde Gottes, wonach auch die Engel gemacht sind, die dem Herrn dienen und seinen Dienern. Denn in der Löwengrube scheute sich Daniel nicht; er blieb fest und getrost, und das wilde Brüllen unterbrach nicht seinen frommen Gesang."

Diese mit dem Ausdruck eines natürlichen Enthusiasmus gehaltene Rede begleitete das Kind hie und da mit anmuthigen Tönen; als aber der Vater geendigt hatte, fing es mit reiner Kehle, heller Stimme und geschickten Läufen zu intoniren an, worauf der Vater die Flöte ergriff, im Einklang sich hören ließ, das Kind aber sang:

Aus den Gruben, hier im Graben
Hör' ich des Propheten Sang;
Engel schweben, ihn zu laben;
Wäre da dem Guten bang?
Löw' und Löwin hin und wieder
Schmiegen sich um ihn heran;
Ja, die sanften, frommen Lieder
Haben's ihnen angethan!

Der Vater fuhr fort, die Strophe mit der Flöte zu begleiten, die Mutter trat hie und da als zweite Stimme mit ein.

Eindringlich aber ganz besonders war, daß das Kind die Zeilen der Strophe nunmehr zu anderer Ordnung durcheinanderschob und dadurch, wo nicht einen neuen Sinn hervorbrachte, doch das Gefühl in und durch sich selbst aufregend erhöhte.

Engel schweben auf und nieder,
Uns in Tönen zu erlaben,
Welch ein himmlischer Gesang!
In den Gruben, in dem Graben
Wäre da dem Kinde bang?
Diese sanften, frommen Lieder
Lassen Unglück nicht heran;
Engel schweben hin und wieder,
Und so ist es schon gethan.

Hierauf mit Kraft und Erhebung begannen alle Drei:

Denn der Ew'ge herrscht auf Erden,
Ueber Meere herrscht sein Blick;
Löwen sollen Lämmer werden,
Und die Welle schwankt zurück.
Blankes Schwert erstarrt im Hiebe;
Glaub' und Hoffnung sind erfüllt.
Wunderthätig ist die Liebe,
Die sich im Gebet enthüllt.

Alles war still, hörte, horchte, und nur erst, als die Töne verhallten, konnte man den Eindruck bemerken und allenfalls beobachten. Alles war wie beschwichtigt, Jeder in seiner Art gerührt. Der Fürst, als wenn er erst jetzt das Unheil überſähe, das ihn vor Kurzem bedroht hatte, blickte nieder auf seine Gemahlin, die, an ihn gelehnt, sich nicht versagte, das gestickte Tüchlein hervorzuziehen und die Augen damit zu bedecken. Es that ihr wohl, die jugendliche Brust von dem Druck erleichtert zu fühlen, mit dem die vorhergehenden Minuten sie belastet hatten. Eine vollkommene Stille beherrſchte die Menge; man schien die Gefahren vergessen zu haben, unten den Brand und von oben das Erstehen eines bedenklich ruhenden Löwen.

Durch einen Wink, die Pferde näher herbeizuführen, brachte der Fürst zuerst wieder in die Gruppe Bewegung; dann wendete er sich zu dem Weibe und sagte: „Ihr glaubt also, daß Ihr

den entsprungenen Löwen, wo Ihr ihn antreffst, durch Euren Gesang, durch den Gesang dieses Kindes, mit Hilfe dieser Flötentöne beschwichtigen und ihn sodann, unschädlich so wie unbeschädigt, in seinen Verschluß wieder zurückbringen könntet?" Sie bejahten es, versichernd und betheuernd; der Kastellan wurde ihnen als Wegweiser zugegeben. Nun entfernte der Fürst mit Wenigen sich eiligst, die Fürstin folgte langsamer mit dem übrigen Gefolge; Mutter aber und Sohn stiegen, von dem Wärtel, der sich eines Gewehrs bemächtigt hatte, geleitet, steiler gegen den Berg hinan.

Vor dem Eintritt in den Hohlweg, der den Zugang zu dem Schloß eröffnete, fanden sie die Jäger beschäftigt, dürres Reisig zu häufen, damit sie auf jeden Fall ein großes Feuer anzünden könnten. — „Es ist nicht Noth," sagte die Frau; „es wird ohne das Alles in Güte geschehen."

Weiter hin, auf einem Mauerstücke sitzend, erblickten sie Honorio, seine Doppelbüchse in den Schooß gelegt, auf einem Posten als wie zu jedem Ereigniß gefaßt. Aber die Herankommenden schien er kaum zu bemerken; er saß wie in tiefen Gedanken versunken, er sah umher wie zerstreut. Die Frau sprach ihn an mit Bitte, das Feuer nicht anzünden zu lassen, er schien jedoch ihrer Rede wenig Aufmerksamkeit zu schenken; sie redete lebhaft fort und rief: „Schöner junger Mann, Du hast meinen Tiger erschlagen; ich fluche Dir nicht; schone meinen Löwen, guter junger Mann! Ich segne Dich."

Honorio schaute gerad vor sich hin, dorthin, wo die Sonne auf ihrer Bahn sich zu senken begann. — „Du schaust nach Abend," rief die Frau; „Du thust wohl daran, dort giebt's viel zu thun; eile nur, säume nicht, Du wirst überwinden. Aber zuerst überwinde Dich selbst." Hierauf schien er zu lächeln; die Frau stieg weiter, konnte sich aber nicht enthalten, nach dem Zurückbleibenden nochmals umzublicken; eine röthliche Sonne überschien sein Gesicht; sie glaubte, nie einen schönern Jüngling gesehen zu haben.

„Wenn Euer Kind," sagte nunmehr der Wärtel, „flötend und singend, wie Ihr überzeugt seid, den Löwen anlocken und beruhigen kann, so werden wir uns desselben sehr leicht bemeistern, da sich das gewaltige Thier ganz nah an die durchbrochenen Gewölbe hingelagert hat, durch die wir, da das Hauptthor verschüttet ist, einen Eingang in den Schloßhof gewonnen haben. Lockt ihn das Kind hinein, so kann ich die

Oeffnung mit leichter Mühe schließen, und der Knabe, wenn es ihm gut däucht, durch eine der kleinen Wendeltreppen, die er in der Ecke sieht, dem Thiere entschlüpfen. Wir wollen uns verbergen; aber ich werde mich so stellen, daß meine Kugel jeden Augenblick dem Kinde zu Hilfe kommen kann."

„Die Umstände sind alle nicht nöthig; Gott und Kunst, Frömmigkeit und Glück müssen das Beste thun."

„Es sei," versetzte der Wärtel; „aber ich kenne meine Pflichten. Erst führ' ich Euch durch einen beschwerlichen Steig auf das Gemäuer hinauf, gerade dem Eingang gegenüber, den ich erwähnt habe; das Kind mag hinabsteigen, gleichsam in die Arena des Schauspiels, und das besänftigte Thier dort hereinlocken."

Das geschah; Wärtel und Mutter sahen versteckt von oben herab, wie das Kind die Wendeltreppen hinunter in dem klaren Hofraum sich zeigte und in der düstern Oeffnung gegenüber verschwand, aber sogleich seinen Flötenton hören ließ, der sich nach und nach verlor und endlich verstummte. Die Pause war ahnungsvoll genug; den alten, mit Gefahr bekannten Jäger beengte der seltene menschliche Fall. Er sagte sich, daß er lieber persönlich dem gefährlichen Thiere entgegenginge; die Mutter jedoch, mit heiterem Gesicht, übergebogen horchend, ließ nicht die mindeste Unruhe bemerken.

Endlich hörte man die Flöte wieder; das Kind trat aus der Höhle hervor mit glänzend befriedigten Augen, der Löwe hinter ihm drein, aber langsam und, wie es schien, mit einiger Beschwerde. Er zeigte hie und da Lust, sich niederzulegen; doch der Knabe führte ihn im Halbkreise durch die wenig entblätterten, buntbelaubten Bäume, bis er sich endlich in den letzten Strahlen der Sonne, die sie durch eine Ruinenlücke hereinsandte, wie verklärt niedersetzte und sein beschwichtigendes Lied abermals begann, dessen Wiederholung wir uns auch nicht entziehen können.

Aus den Gruben, hier im Graben
Hör' ich des Propheten Sang;
Engel schweben, ihn zu laben;
Wäre da dem Guten bang?
Löw' und Löwin hin und wieder
Schmiegen sich um ihn heran;
Ja, die sanften, frommen Lieder
Haben's ihnen angethan!

Indessen hatte sich der Löwe ganz knapp an das Kind hingelegt und ihm die schwere rechte Vordertatze auf den Schooß gehoben, die der Knabe fortsingend anmuthig streichelte, aber gar bald bemerkte, daß ein scharfer Dornzweig zwischen die Ballen eingestochen war. Sorgfältig zog er die verletzende Spitze hervor, nahm lächelnd sein buntseidenes Halstuch vom Nacken und verband die gräuliche Tatze des Unthiers, so daß die Mutter sich vor Freuden mit ausgestreckten Armen zurückbog und vielleicht angewohnter Weise Beifall gerufen und geklatscht hätte, wäre sie nicht durch einen derben Faustgriff des Wärtels erinnert worden, daß die Gefahr nicht vorüber sei.

Glorreich sang das Kind weiter, nachdem es mit wenigen Tönen vorgespielt hatte:

Denn der Ew'ge herrscht auf Erden,
Ueber Meere herrscht sein Blick;
Löwen sollen Lämmer werden,
Und die Welle schwankt zurück.
Blankes Schwert erstarrt im Hiebe;
Glaub' und Hoffnung sind erfüllt.
Wunderthätig ist die Liebe,
Die sich im Gebet enthüllt.

Ist es möglich, zu denken, daß man in den Zügen eines so grimmigen Geschöpfes, des Tyrannen der Wälder, des Despoten des Thierreiches, einen Ausdruck von Freundlichkeit, von dankbarer Zufriedenheit habe spüren können, so geschah es hier; und wirklich sah das Kind in seiner Verklärung aus wie ein mächtiger, siegreicher Ueberwinder, jener zwar nicht wie der Ueberwundene, denn seine Kraft blieb in ihm verborgen, aber doch wie der Gezähmte, wie der dem eigenen friedlichen Willen Anheimgegebene. Das Kind flötete und sang so weiter, nach seiner Art die Zeilen verschränkend und neue hinzufügend:

Und so geht mit guten Kindern
Sel'ger Engel gern zu Rath,
Böses Wollen zu verhindern,
Zu befördern schöne That.
So beschwören, fest zu bannen
Liebem Sohn ans zarte Knie,
Ihn, des Waldes Hochtyrannen,
Frommer Sinn und Melodie.

Die guten Weiber.

Vorbemerkung des Herausgebers.

Goethe erwähnt „Die guten Frauen“ in den Tag- und Jahresheften von 1800 als eines „geſelligen Scherzes“, den er in dem genannten Jahre verfaßt habe. Derſelbe erſchien zuerſt in dem „Taſchenbuch für Damen auf das Jahr 1801, herausgegeben von Huber, Lafontaine, Pfeffel und Andern“, zu dem auch Schiller ein Gedicht „Die Worte des Wahns“ beigeſteuert hatte. In dem Taſchenbuch führt der Dialog den Titel „Die guten Frauen als Gegenbilder der böſen Weiber auf den Kupfern des diesjährigen Damenalmanachs.“ Eigentlich müßten dieſe Bilder auch in die Ausgabe von Goethe's Werken mit aufgenommen werden; denn das Geſpräch knüpft immer von Neuem an ſie an und gewinnt jedenfalls dadurch an Intereſſe, daß man ſie vor Augen hat. So müſſen wir uns indeſſen damit begnügen, diejenigen der zwölf Kupfer zu bezeichnen, auf welche beſonders Bezug genommen wird. Auf dem erſten, „Café du beau monde“ unterſchrieben, findet ſich die Dame mit dem Schnupftabaksfinger, auf dem dritten, „Tiſchgeſpräch“ bezeichnet, die mit der Katze. Der gebückte alte Magiſter iſt auf dem fünften, an deſſen Unterſchrift „Und er ſoll Dein Herr ſein“ der Dialog (S. 186) wieder anknüpft. Das ſechste Bild, unter dem als Motto die Stelle aus Iffland's „Hausfrieden“ ſteht, „Die Männer

müssen niemals müde werden", zeigt uns den Zwirnhalter und die Dame mit dem Knaul. Das Bild, welches Ardon anders dargestellt wissen will, und das Goethe selbst ausführlich beschreibt, ist das neunte. Gegenstand des zehnten, welches die Erzählung von Ferrand und Cardano veranlaßt, ist eine Thierfreundin, die einen Hund auf dem Arm hat, und der zwei andre sowie eine Katze folgen, diejenigen Exemplare noch ungerechnet, welche ein nachgehender Bedienter trägt. Das letzte endlich ist die theure Gattin (S. 183), in der Weise dargestellt, daß sie sich auch nicht einmal umwendet, als ihrem mit ihr spazierenden Gemahl von einem ihnen nachfolgenden Juden offenbar ihre Putzrechnung überreicht wird.

In die der Zeit nach nächste Ausgabe seiner Werke, die von 1807—1809 erschienene, nahm Goethe „Die guten Frauen" noch nicht auf; wir finden dieselben mit der seitdem gebliebenen Ueberschrift „Die guten Weiber" und mit einzelnen Veränderungen des Textes, über welche die Revision am Schlusse dieses Theils Auskunft giebt, erst in dem 1817 erschienenen dreizehnten Bande der 1815 beginnenden Ausgabe.

Die guten Weiber.

Henriette war mit Armidoro schon einige Zeit in dem Garten auf und ab spaziert, in welchem sich der Sommerklubb zu versammeln pflegte. Oft fanden sich diese Beiden zuerst ein; sie begten gegen einander die heiterste Neigung und nährten bei einem reinen, gesitteten Umgang die angenehmsten Hoffnungen einer künftigen dauerhaften Verbindung.

Die lebhafte Henriette sah kaum in der Ferne Amalien nach dem Lusthause gehen, als sie eilte, ihre Freundin zu begrüßen. Amalie hatte sich eben im Vorzimmer an den Tisch gesetzt, auf dem Journale, Zeitungen und andere Neuigkeiten ausgebreitet lagen.

Amalie brachte hier manchen Abend mit Lesen zu, ohne sich durch das Hin- und Wiedergeben der Gesellschaft, das Klappern der Marken und die gewöhnliche laute Unterhaltung der Spieler im Saale irren zu lassen. Sie sprach wenig, außer wenn sie ihre Meinung einer andern entgegensetzte. Henriette dagegen war mit ihren Worten nicht karg, mit Allem zufrieden und mit dem Lobe frisch bei der Hand.

Ein Freund des Herausgebers, den wir Sinklair nennen wollen, trat zu den Beiden.

„Was bringen Sie Neues?“ rief Henriette ihm entgegen.

„Sie ahnen es wol kaum,“ versetzte Sinklair, indem er sein Portefeuille herauszog. „Und wenn ich Ihnen auch sage, daß ich die Kupfer zum diesjährigen Damenkalender bringe, so werden Sie die Gegenstände derselben doch nicht errathen; ja, wenn ich weiter gehe und Ihnen eröffne, daß in zwölf Abtheilungen Frauenzimmer vorgestellt sind —“

„Nun," fiel Henriette ihm in das Wort, „es scheint, Sie wollen unserm Scharfsinne nichts übrig lassen. Sogar, wenn ich nicht irre, thun Sie mir es zum Possen, da Sie wissen, daß ich gern Charaden und Räthsel entwickele, gern das, was Einer sich denkt, ausfragen mag. Also zwölf Frauenzimmer-Charaktere oder -Begebenheiten oder -Anspielungen, oder was sonst zur Ehre unseres Geschlechts gereichen könnte?"

Sinklair schwieg und lächelte; Amalie warf ihren stillen Blick auf ihn und sagte mit der feinen, höhnischen Miene, die ihr so wohl steht: „Wenn ich sein Gesicht recht lese, so hat er etwas gegen uns in der Tasche. Die Männer wissen sich gar viel, wenn sie etwas finden können, was uns, wenigstens dem Scheine nach, herabsetzt."

Sinklair. Sie sind gleich ernst, Amalie, und drohen, bitter zu werden. Kaum wag' ich, meine Blättchen Ihnen vorzulegen.

Henriette. Nur heraus damit!

Sinklair. Es sind Karrikaturen.

Henriette. Die liebe ich besonders.

Sinklair. Abbildungen böser Weiber.

Henriette. Desto besser! Darunter gehören wir nicht. Wir wollen uns unsere leidigen Schwestern im Bilde so wenig zu Gemüthe ziehen als die in der Gesellschaft.

Sinklair. Soll ich?

Henriette. Nur immer zu!

Sie nahm ihm die Brieftasche weg, zog die Bilder heraus, breitete die sechs Blättchen vor sich auf den Tisch aus, überlief sie schnell mit dem Auge und rückte daran hin und her, wie man zu thun pflegt, wenn man die Karte schlägt. „Vortrefflich!" rief sie, „das beiß' ich nach dem Leben! Hier Diese mit dem Schnupftabaksfinger unter der Nase gleicht völlig der Madame S., die wir heute Abend sehen werden; Diese mit der Katze sieht beinahe aus wie meine Großtante; Die mit dem Knaul hat was von unserer alten Putzmacherin. Es findet sich wol zu jeder dieser häßlichen Figuren irgend ein Original, nicht weniger zu den Männern. Einen solchen gebuckten Magister hab' ich irgendwo gesehen und eine Art von solchem Zwirnhalter auch. Sie sind recht lustig, diese Kupferchen, und besonders hübsch gestochen."

„Wie können Sie," versetzte ruhig Amalie, die einen kalten Blick auf die Bilder warf und ihn sogleich wieder abwendete,

„hier bestimmte Aehnlichkeiten aufsuchen! Das Häßliche gleicht dem Häßlichen so wie das Schöne dem Schönen; von jenem wendet sich unser Geist ab, zu diesem wird er hingezogen."

Sinklair. Aber Phantasie und Witz finden mehr ihre Rechnung, sich mit dem Häßlichen zu beschäftigen als mit dem Schönen. Aus dem Häßlichen läßt sich viel machen, aus dem Schönen nichts.

„Aber dieses macht uns zu Etwas, jenes vernichtet uns!" sagte Armidoro, der im Fenster gestanden und von Weitem zugehört hatte. Er ging, ohne sich dem Tische zu nähern, in das anstoßende Kabinet.

Alle Klubbgesellschaften haben ihre Epochen. Das Interesse der Gesellschaft an einander, das gute Verhältniß der Personen zu einander ist steigend und fallend. Unser Klubb hat diesen Sommer gerade seine schöne Zeit. Die Mitglieder sind meist gebildete, wenigstens mäßige und leidliche Menschen; sie schätzen wechselseitig ihren Werth und lassen den Unwerth still auf sich beruhen. Jeder findet seine Unterhaltung, und das allgemeine Gespräch ist oft von der Art, daß man gern dabei verweilen mag.

Eben kam Seyton mit seiner Frau, ein Mann, der erst in Handels-, dann in politischen Geschäften viel gereist hatte, angenehmen Umgangs, doch in größerer Gesellschaft meistens nur ein willkommner L'hombrespieler; seine Frau liebenswürdig, eine gute, treue Gattin, die ganz das Vertrauen ihres Mannes genoß. Sie fühlte sich glücklich, daß sie ungehindert eine lebhafte Sinnlichkeit heiter beschäftigen durfte. Einen Hausfreund konnte sie nicht entbehren, und Lustbarkeiten und Zerstreuungen gaben ihr allein die Federkraft zu häuslichen Tugenden.

Wir behandeln unsere Leser als Fremde, als Klubbgäste, die wir vertraulich gern in der Geschwindigkeit mit der Gesellschaft bekannt machen möchten. Der Dichter soll uns seine Personen in ihren Handlungen darstellen; der Gesprächschreiber darf sich ja wol kürzer fassen und sich und seinen Lesern durch eine allgemeine Schilderung geschwind über die Exposition wegbelfen.

Seyton trat zu dem Tische und sah die Bilder an.

„Hier entsteht," sagte Henriette, „ein Streit für und gegen Karrikatur. Zu welcher Seite wollen Sie Sich schlagen? Ich erkläre mich dafür und frage: Hat nicht jedes Zerrbild etwas unwiderstehlich Anziehendes?"

Amalie. Hat nicht jede üble Nachrede, wenn sie über einen Abwesenden hergeht, etwas unglaublich Reizendes?

Henriette. Macht ein solches Bild nicht einen unauslöschlichen Eindruck?

Amalie. Das ist's, warum ich sie verabscheue. Ist nicht der unauslöschliche Eindruck jedes Ekelhaften eben das, was uns in der Welt so oft verfolgt, uns manche gute Speise verdirbt und manchen guten Trunk vergällt?

Henriette. Nun, so reden Sie doch, Sexton!

Sexton. Ich würde zu einem Vergleich rathen. Warum sollen Bilder besser sein als wir selbst? Unser Geist scheint auch zwei Seiten zu haben, die ohne einander nicht bestehen können. Licht und Finsterniß, Gutes und Böses, Hohes und Tiefes, Edles und Niedriges und noch so viel andere Gegensätze scheinen, nur in veränderten Portionen, die Ingredienzien der menschlichen Natur zu sein; und wie kann ich einem Maler verdenken, wenn er einen Engel weiß, licht und schön gemalt hat, daß ihm einfällt, einen Teufel schwarz, finster und häßlich zu malen?

Amalie. Dagegen wäre nichts zu sagen, wenn nur nicht die Freunde der Verhäßlichungskunst auch das in ihr Gebiet zögen, was bessern Regionen angehört.

Sexton. Darin handeln sie, dünkt mich, ganz recht. Ziehen doch die Freunde der Verschönerungskunst auch zu sich hinüber, was ihnen kaum angehören kann.

Amalie. Und doch werde ich den Verzerrern niemals verzeihen, daß sie mir die Bilder vorzüglicher Menschen so schändlich entstellen. Ich mag es machen, wie ich will, so muß ich mir den großen Pitt als einen stumpfnäsigen Besenstiel und den in so manchem Betracht schätzenswerthen Fox als ein vollgesacktes Schwein denken.

Henriette. Das ist, was ich sagte. Alle solche Fratzenbilder drücken sich unauslöschlich ein, und ich leugne nicht, daß ich mir manchmal in Gedanken damit einen Spaß mache, diese Gespenster aufrufe und sie noch schlimmer verzerre.

Sinklair. Lassen Sie Sich doch, meine Damen, aus diesem allgemeinen Streit zur Betrachtung unserer armen Blättchen wieder herunter!

Sexton. Ich sehe, hier ist die Hundeliebhaberei nicht zum Erfreulichsten dargestellt.

Amalie. Das mag hingehen, denn mir sind diese Thiere besonders zuwider.

Sinklair. Erſt gegen die Zerrbilder, dann gegen die Hunde!

Amalie. Warum nicht? Sind doch Thiere nur Zerrbilder des Menſchen!

Septon. Sie erinnern Sich wol, was ein Reiſender von der Stadt Graiz erzählt, daß er darin ſo viele Hunde und ſo viele ſtumme, bald alberne Menſchen gefunden habe. Sollte es nicht möglich ſein, daß der habituelle Anblick von bellenden unvernünftigen Thieren auf die menſchliche Generation einigen Einfluß haben könnte?

Sinklair. Eine Ableitung unſerer Leidenſchaften und Neigungen iſt der Umgang mit Thieren gewiß.

Amalie. Und wenn die Vernunft nach dem gemeinen deutſchen Ausdruck manchmal ſtill ſtehen kann, ſo ſteht ſie gewiß in Gegenwart der Hunde ſtill.

Sinklair. Glücklicherweiſe haben wir in der Geſellſchaft Niemand, der einen Hund begünſtigte, als Madame Septon. Sie liebt ihr artiges Windſpiel beſonders.

Septon. Und dieſes Geſchöpf muß beſonders mir, dem Gemahl, ſehr lieb und wichtig ſein.

Madame Septon drohte ihrem Gemahl von ferne mit aufgehobenem Finger.

Septon. Es beweiſt, was Sie vorhin ſagten, Sinklair, daß ſolche Geſchöpfe die Neigungen ableiten. Darf ich, liebes Kind (ſo rief er ſeiner Frau zu), nicht unſere Geſchichte erzählen? Sie macht uns Beiden keine Schande.

Madame Septon gab durch einen freundlichen Wink ihre Einwilligung zu erkennen, und er fing an zu erzählen: „Wir Beiden liebten uns und hatten uns vorgenommen, einander zu heirathen, ehe als wir die Möglichkeit eines Etabliſſements vorausſahen. Endlich zeigte ſich eine ſichere Hoffnung; allein ich mußte noch eine Reiſe vornehmen, die mich länger, als ich wünſchte, aufzuhalten drohte. Bei meiner Abreiſe ließ ich ihr mein Windſpiel zurück. Es war ſonſt mit mir zu ihr gekommen, mit mir weggegangen, manchmal auch geblieben. Nun gehörte es ihr, war ein munterer Geſellſchafter und deutete auf meine Wiederkunft. Zu haus galt das Thier ſtatt einer Unterhaltung; auf den Promenaden, wo wir ſo oft zuſammen ſpaziert hatten, ſchien das Geſchöpf mich aufzuſuchen und, wenn es aus den Büſchen ſprang, mich anzukündigen. So täuſchte ſich meine liebe Meta eine Zeit lang mit dem Scheine meiner Gegenwart, bis endlich gerade zu der Zeit, da ich wiederzukommen hoffte, meine Ab-

wesenheit sich verpelt zu verlängern drohte, und das arme Geschöpf mit Tode abging."

Madame Seyton. Nun, liebes Männchen, hübsch redlich, artig und vernünftig erzählt!

Seyton. Es steht Dir frei, mein Kind, mich zu kontroliren. Meiner Freundin schien ihre Wohnung leer, der Spaziergang uninteressant, der Hund, der sonst neben ihr lag, wenn sie an mich schrieb, war ihr, wie das Thier in dem Bild eines Evangelisten, nothwendig geworden, die Briefe wollten nicht mehr fließen. Zufällig fand sich ein junger Mann, der den Platz des vierfüßigen Gesellschafters zu Hause und auf den Promenaden übernehmen wollte. Genug, man mag so billig denken, als man will, die Sache stand gefährlich.

Madame Seyton. Ich muß Dich nur gewähren lassen. Eine wahre Geschichte ist ohne Exageration selten erzählenswerth.

Seyton. Ein beiderseitiger Freund, den wir als stillen Menschenkenner und Herzenslenker zu schätzen wußten, war zurückgeblieben, besuchte sie manchmal und hatte die Veränderung gemerkt. Er beobachtete das gute Kind im Stillen und kam eines Tages mit einem Windspiel ins Zimmer, das dem ersten völlig glich. Die artige und herzliche Anrede, womit der Freund sein Geschenk begleitete, die unerwartete Erscheinung eines aus dem Grabe gleichsam auferstandenen Günstlings, der stille Vorwurf, den sich ihr empfängliches Herz bei diesem Anblick machte, führten mein Bild auf einmal lebhaft wieder heran; der junge menschliche Stellvertreter wurde auf eine gute Weise entfernt, und der neue Günstling blieb ein steter Begleiter. Als ich nach meiner Wiederkunft meine Geliebte wieder in meine Arme schloß, hielt ich das Geschöpf noch für das alte und verwunderte mich nicht wenig, als es mich wie einen Fremden heftig anbellte. „Die modernen Hunde müssen kein so gutes Gedächtniß haben als die antiken!" rief ich aus; „Ulyß wurde nach so langen Jahren von dem seinigen wiedererkannt, und dieser hier konnte mich in so kurzer Zeit vergessen lernen." „Und doch hat er Deine Penelope auf eine sonderbare Weise bewacht!" versetzte sie, indem sie mir versprach, das Räthsel aufzulösen. Das geschah auch bald; denn ein heiteres Vertrauen hat von jeher das Glück unserer Verbindung gemacht.

Madame Seyton. Mit dieser Geschichte mag's so bewenden. Wenn Dir's recht ist, so gehe ich noch eine Stunde

ſpazieren; denn Du wirſt Dich nun doch an den L'hombretiſch ſetzen.

Er nickte ihr ſein Ja zu; ſie nahm den Arm ihres Hausfreundes an und ging nach der Thür. „Liebes Kind, nimm doch den Hund mit!“ rief er ihr nach. Die ganze Geſellſchaft lächelte, und er mußte mitlächeln, als er es gewahr ward, wie dieſes abſichtsloſe Wort ſo artig paßte, und Jedermann darüber eine kleine, ſtille Schadenfreude empfand.

Sinklair. Sie haben von einem Hunde erzählt, der glücklicherweiſe eine Verbindung befeſtigte; ich kann von einem andern ſagen, deſſen Einfluß zerſtörend war. Auch ich liebte, auch ich verreiſte, auch ich ließ eine Freundin zurück, nur mit dem Unterſchied, daß ihr mein Wunſch, ſie zu beſitzen, noch unbekannt war. Endlich kehrte ich zurück. Die vielen Gegenſtände, die ich geſehn hatte, lebten immerfort vor meiner Einbildungskraft; ich mochte gern, wie Rückkehrende pflegen, erzählen, ich hoffte auf die beſondere Theilnahme meiner Freundin. Vor allen andern Menſchen wollte ich ihr meine Erfahrungen und meine Vergnügungen mittheilen. Aber ich fand ſie ſehr lebhaft mit einem Hunde beſchäftigt. That ſie's aus Geiſt des Widerſpruchs, der manchmal das ſchöne Geſchlecht beſeelt, oder war es ein unglücklicher Zufall, genug, die liebenswürdigen Eigenſchaften des Thiers, die artige Unterhaltung mit demſelben, die Anhänglichkeit, der Zeitvertreib, kurz, was Alles dazu gehören mag, waren das einzige Geſpräch, womit ſie einen Menſchen unterhielt, der ſeit Jahr und Tag eine weit' und breite Welt in ſich aufgenommen hatte. Ich ſtockte, ich verſtummte, ich erzählte ſo Manches Andern, was ich abweſend ihr immer gewidmet hatte; ich fühlte ein Mißbehagen, ich entfernte mich; ich hatte Unrecht und ward noch unbehaglicher. Genug, von der Zeit an ward unſer Verhältniß immer kälter, und wenn es ſich zuletzt gar zerſchlug, ſo muß ich wenigſtens in meinem Herzen die erſte Schuld jenem Hunde beimeſſen.

Armidoro, der aus dem Kabinet wieder zur Geſellſchaft getreten war, ſagte, nachdem er dieſe Geſchichte vernommen: „Es würde gewiß eine merkwürdige Sammlung geben, wenn man den Einfluß, den die geſelligen Thiere auf den Menſchen ausüben, in Geſchichten darſtellen wollte. In Erwartung, daß einſt eine ſolche Sammlung gebildet werde, will ich erzählen, wie ein Hündchen zu einem tragiſchen Abenteuer Anlaß gab:

„Ferrand und Cardano, zwei Edelleute, hatten von Jugend auf in einem freundschaftlichen Verhältniß gelebt. Pagen an einem Hofe, Offiziere bei einem Regimente, hatten sie gar manches Abenteuer zusammen bestanden und sich aus dem Grunde kennen gelernt. Cardano hatte Glück bei den Weibern, Ferrand im Spiel. Jener nutzte das seine mit Leichtsinn und Uebermuth, Dieser mit Bedacht und Anhaltsamkeit.

Zufällig hinterließ Cardano einer Dame in dem Moment, als ein genaues Verhältniß abbrach, einen kleinen schönen Löwenhund; er schaffte sich einen neuen und schenkte diesen einer Andern, eben da er sie zu meiden gedachte; und von der Zeit an ward es Vorsatz, einer jeden Geliebten zum Abschied ein solches Hündchen zu hinterlassen. Ferrand wußte um diese Posse, ohne daß er jemals besonders aufmerksam darauf gewesen wäre.

Beide Freunde wurden eine lange Zeit getrennt und fanden sich erst wieder zusammen, als Ferrand verheirathet war und auf seinen Gütern lebte. Cardano brachte einige Zeit theils bei ihm, theils in der Nachbarschaft zu und war auf diese Weise über ein Jahr in einer Gegend geblieben, in der er viel Freunde und Verwandte hatte.

Einst sieht Ferrand bei seiner Frau ein allerliebstes Löwenhündchen; er nimmt es auf, es gefällt ihm besonders, er lobt, er streichelt es, und natürlich kommt er auf die Frage, woher sie das schöne Thier erhalten habe? „Von Cardano," war die Antwort. Auf einmal bemächtigt sich die Erinnerung voriger Zeiten und Begebenheiten, das Andenken des frechen Kennzeichens, womit Cardano seinen Wankelmuth zu begleiten pflegte, der Sinne des beleidigten Ehemanns; er fällt in Wuth, er wirft das artige Thier unmittelbar aus seinen Liebkosungen mit Gewalt gegen die Erde, verläßt das schreiende Thier und die erschrockene Frau. Ein Zweikampf und mancherlei unangenehme Folgen, zwar keine Scheidung, aber eine stille Uebereinkunft, sich abzusondern, und ein zerrüttetes Hauswesen machen den Beschluß dieser Geschichte."

Nicht ganz war diese Erzählung geendiget, als Eulalie in die Gesellschaft trat — ein Frauenzimmer, überall erwünscht, wo sie hinkam, eine der schönsten Zierden dieses Klubbs, ein gebildeter Geist und eine glückliche Schriftstellerin.

Man legte ihr die bösen Weiber vor, womit sich ein gedichter Künstler an dem schönen Geschlecht versündigt,

und ſie ward aufgefordert, ſich ihrer beſſern Schweſtern anzunehmen.

„Wahrſcheinlich,“ ſagte Amalie, „wird nun auch eine Auslegung dieſer liebenswürdigen Bilder den Almanach zieren! Wahrſcheinlich wird es einem oder dem andern Schriftſteller nicht an Witz gebrechen, um das in Worten noch recht aufzudröſeln, was der bildende Künſtler hier in Darſtellungen zuſammengewoben hat.“

Sinklair als Freund des Herausgebers konnte weder die Bilder ganz fallen laſſen, noch konnte er leugnen, daß hie und da eine Erklärung nötig ſei, ja, daß ein Zerrbild ohne Erklärung gar nicht beſtehen könne und erſt dadurch gleichſam belebt werden müſſe. Wie ſehr ſich auch der bildende Künſtler bemüht, Witz zu zeigen, ſo iſt er doch niemals dabei auf ſeinem Feld. Ein Zerrbild ohne Inſchriften, ohne Erklärung iſt gewiſſermaßen ſtumm; es wird erſt etwas durch die Sprache.

Amalie. So laſſen Sie denn auch dieſes kleine Bild hier durch die Sprache etwas werden! Ein Frauenzimmer iſt in einem Lehnſeſſel eingeſchlafen, wie es ſcheint, über dem Schreiben; ein andres, das dabei ſteht, reicht ihr eine Doſe oder ſonſt ein Gefäß hin und weint. Was ſoll das vorſtellen?

Sinklair. So ſoll ich alſo doch den Erklärer machen, obgleich die Damen weder gegen die Zerrbilder noch gegen ihre Erklärer gut geſinnt zu ſein ſcheinen? Hier ſoll, wie man mir ſagte, eine Schriftſtellerin vorgeſtellt ſein, welche Nachts zu ſchreiben pflegte, ſich von ihrem Kammermädchen das Tintenfaß halten ließ und das gute Kind zwang, in dieſer Stellung zu verharren, wenn auch ſelbſt der Schlaf ihre Gebieterin überwältigt und dieſen Dienſt unnütz gemacht hatte. Sie wollte dann beim Erwachen den Faden ihrer Gedanken und Vorſtellungen ſo wie Feder und Tinte ſogleich wiederfinden.

Arbon, ein denkender Künſtler, der mit Eulalien gekommen war, machte der Darſtellung, wie ſie das Blatt zeigte, den Krieg. „Wenn man,“ ſo ſagte er, „ja dieſe Begebenheit, oder wie man es nennen will, darſtellen wollte, ſo mußte man ſich anders dabei benehmen.“

Henriette. Nun laſſen Sie uns das Bild geſchwind aufs Neue komponiren!

Arbon. Laſſen Sie uns vorher den Gegenſtand genauer betrachten! Daß Jemand ſich beim Schreiben das Tintenfaß halten läßt, iſt ganz natürlich, wenn die Umſtände von der Art

sind, daß er es nirgends hinsetzen kann. So hielt Brantome's Großmutter der Königin von Navarra das Tintenfaß, wenn diese, in ihrer Sänfte sitzend, die Geschichten aufschrieb, die wir noch mit so vielem Vergnügen lesen. Daß Jemand, der im Bette schreibt, sich das Tintenfaß halten läßt, ist abermals der Sache gemäß. Genug, schöne Henriette, die Sie so gern fragen und rathen, was mußte der Künstler vor allen Dingen thun, wenn er diesen Gegenstand behandeln wollte?

Henriette. Er mußte den Tisch verbannen, er mußte die Schlafende so setzen, daß in ihrer Nähe sich nichts befand, wo das Tintenfaß stehen konnte.

Arbon. Gut! Ich hätte sie in einem der gepolsterten Lehnsessel vorgestellt, die man, wenn ich nicht irre, sonst Bergères nannte, und zwar neben einem Kamin, so daß man sie von vorn gesehen hätte. Es wird supponirt, daß sie auf dem Knie geschrieben habe; denn gewöhnlich, wer Andern das Unbequeme zumuthet, macht sich's selbst unbequem. Das Papier entsinkt dem Schooße, die Feder der Hand, und ein hübsches Mädchen steht daneben und hält verdrießlich das Tintenfaß.

Henriette. Ganz recht! Denn hier haben wir schon ein Tintenfaß auf dem Tische. Daher weiß man auch nicht, was man aus dem Gefäß in der Hand des Mädchens machen soll. Warum sie nun gar Thränen abzuwischen scheint, läßt sich bei einer so gleichgiltigen Handlung nicht denken.

Sinklair. Ich entschuldige den Künstler. Hier hat er dem Erklärer Raum gelassen.

Arbon. Der denn auch wahrscheinlich an den beiden Männern ohne Kopf, die an der Wand hängen, seinen Witz üben soll. Mich dünkt, man sieht gerade in diesem Falle, auf welche Abwege man geräth, wenn man Künste vermischt, die nicht zusammengehören. Wüßte man nichts von erklärten Kupferstichen, so machte man keine, die einer Erklärung bedürfen. Ich habe sogar nichts dagegen, daß der bildende Künstler witzige Darstellungen versuche, ob ich sie gleich für äußerst schwer halte; aber auch alsdann bemühe er sich, sein Bild selbstständig zu machen! Ich will ihm Inschriften und Zettel aus dem Munde seiner Personen erlauben; nur sehe er zu, sein eigner Kommentator zu werden!

Sinklair. Wenn Sie ein witziges Bild zugeben, so werden Sie doch eingestehen, daß es nur für den Unterrichteten, nur für Den, der Umstände und Verhältnisse kennt, unterhaltend

und reizend sein kann; warum sollen wir also dem Kommentator nicht danken, der uns in den Stand setzt, das geistreiche Spiel zu verstehen, das vor uns aufgeführt wird?

Arbon. Ich habe nichts gegen die Erklärung des Bildes, das sich nicht selbst erklärt; nur müßte sie so kurz und schlicht sein als möglich. Jeder Witz ist nur für den Unterrichteten, jedes witzige Werk wird deshalb nicht von Allen verstanden; was von dieser Art aus fernen Zeiten und Ländern zu uns gelangt, können wir kaum entziffern. Gut! Man mache Noten dazu, wie zu Rabelais oder Hudibras; aber was würde man zu einem Schriftsteller sagen, der über ein witziges Werk ein witziges Werk schreiben wollte? Der Witz läuft schon bei seinem Ursprunge in Gefahr, zu witzeln; im zweiten und dritten Glied wird er noch schlimmer ausarten.

Sinklair. Wie sehr wünschte ich, daß wir, anstatt uns hier zu streiten, unserm Freunde, dem Herausgeber, zu Hilfe kämen, der zu diesen Bildern nun einmal eine Erklärung wünscht, wie sie hergebracht, wie sie beliebt ist.

Armidoro (indem er aus dem Kabinet kommt). Ich höre, noch immer beschäftigen diese getadelten Bilder die Gesellschaft; wären sie angenehm, ich wette, sie wären schon längst bei Seite gelegt.

Amalie. Ich stimme darauf, daß es sogleich geschehe, und zwar für immer. Dem Herausgeber muß auferlegt werden, keinen Gebrauch davon zu machen. Ein Dutzend und mehr häßliche, hassenswerthe Weiber! In einem Damenkalender! Begreift der Mann nicht, daß er seine ganze Unternehmung zu ruiniren auf dem Wege ist? Welcher Liebhaber wird es wagen, seiner Schönen, welcher Gatte seiner Frau, ja welcher Vater seiner Tochter einen solchen Almanach zu verehren, in welchem sie beim ersten Aufschlagen schon mit Widerwillen erblickt, was sie nicht ist, und was sie nicht sein soll!

Armidoro. Ich will einen Vorschlag zur Güte thun: Diese Darstellungen des Verabscheuungswerthen sind nicht die ersten, die wir in zierlichen Almanachen finden; unser wackerer Chodowiecki hat schon manche Scenen der Unnatur, der Verderbniß, der Barbarei und des Abgeschmacks in so kleinen Monatskupfern trefflich dargestellt; allein was that er? Er stellte dem Hassenswerthen sogleich das Liebenswürdige entgegen — Scenen einer gesunden Natur, die sich ruhig entwickelt, einer zweckmäßigen Bildung, eines treuen Ausdauerns, eines

gefühlten Strebens nach Werth und Schönheit. Lassen Sie uns mehr thun, als der Herausgeber wünscht, indem wir das Entgegengesetzte thun! Hat der bildende Künstler diesmal die Schattenseite gewählt, so trete der Schriftsteller, oder, wenn ich meine Wünsche aussprechen darf, die Schriftstellerin auf die Lichtseite, und so kann ein Ganzes werden. Ich will nicht länger zaudern, Eulalie, mit diesen Vorschlägen meine Wünsche laut werden zu lassen. Uebernehmen Sie die Schilderung guter Frauen! Schaffen Sie Gegenbilder zu diesen Kupfern, und gebrauchen Sie den Zauber Ihrer Feder, nicht diese kleinen Blätter zu erklären, sondern zu vernichten!

Sinklair. Thun Sie es, Eulalie! Erzeigen Sie uns den Gefallen, versprechen Sie geschwind!

Eulalie. Schriftsteller versprechen nur gar zu leicht, weil sie hoffen, dasjenige leisten zu können, was sie vermögen. Eigene Erfahrung hat mich bedächtig gemacht. Aber auch, wenn ich in dieser kurzen Zeit so viel Muße vor mir sähe, würde ich doch Bedenken finden, einen solchen Auftrag zu übernehmen. Was zu unsern Gunsten zu sagen ist, muß eigentlich ein Mann sagen, ein junger, feuriger, liebender Mann. Das Günstige vorzutragen, gehört Enthusiasmus, und wer hat Enthusiasmus für sein eigen Geschlecht?

Armidoro. Einsicht, Gerechtigkeit, Zartheit der Behandlung wären mir in diesem Falle noch willkommner.

Sinklair. Und von wem möchte man lieber über gute Frauen etwas hören als von der Verfasserin, die sich in dem Märchen, das uns gestern so sehr entzückte, so unvergleichlich bewiesen hat!

Eulalie. Das Märchen ist nicht von mir.

Sinklair. Nicht von Ihnen?

Armidoro. Das kann ich bezeugen.

Sinklair. Doch von einem Frauenzimmer?

Eulalie. Von einer Freundin.

Sinklair. So giebt es denn zwei Eulalien?

Eulalie. Wer weiß, wie viele und bessre!

Armidoro. Mögen Sie der Gesellschaft erzählen, was Sie mir vertrauten? Jedermann wird mit Verwunderung hören, auf welche sonderbare Weise diese angenehme Produktion entstanden ist.

Eulalie. Ein Frauenzimmer, das ich auf einer Reise schätzen und kennen lernte, fand sich in sonderbare Lagen ver-

setzt, die zu erzählen allzu weitläufig sein würde. Ein junger Mann, der viel für sie gethan hatte und ihr zuletzt seine Hand anbot, gewann ihre ganze Neigung, überraschte ihre Vorsicht, und sie gewährte vor der ehelichen Verbindung ihm die Rechte eines Gemahls. Neue Ereignisse nöthigten den Bräutigam, sich zu entfernen, und sie sah in einer einsamen ländlichen Wohnung nicht ohne Sorgen und Unruhe dem Glücke, Mutter zu werden, entgegen. Sie war gewohnt, mir täglich zu schreiben, mich von allen Vorfällen zu benachrichtigen. Nun waren keine Vorfälle mehr zu befürchten, sie brauchte nur Geduld; aber ich bemerkte in ihren Briefen, daß sie dasjenige, was geschehen war und geschehen konnte, in einem unruhigen Gemüth hin und wieder warf. Ich entschloß mich, sie in einem ernsthaften Briefe auf ihre Pflicht gegen sich selbst und gegen das Geschöpf zu weisen, dem sie jetzt durch Heiterkeit des Geistes zum Anfang seines Daseins eine günstige Nahrung zu bereiten schuldig war. Ich munterte sie auf, sich zu fassen, und zufällig sendete ich ihr einige Bände Märchen, die sie zu lesen gewünscht hatte. Ihr Vorsatz, sich von den kummervollen Gedanken loszureißen, und diese phantastischen Produktionen trafen auf eine sonderbare Weise zusammen. Da sie das Nachdenken über ihr Schicksal nicht ganz los werden konnte, so kleidete sie nunmehr Alles, was sie in der Vergangenheit betrübt hatte, was ihr in der Zukunft furchtbar vorkam, in abenteuerliche Gestalten. Was ihr und den Ihrigen begegnet war, Neigung, Leidenschaften und Verirrungen, das lieblich sorgliche Muttergefühl in einem so bedenklichen Zustande, Alles verkörperte sich in körperlosen Gestalten, die in einer bunten Reihe seltsamer Erscheinungen vorbeizogen. So brachte sie den Tag, ja einen Theil der Nacht mit der Feder in der Hand zu.

Amalie. Wobei sie sich wol schwerlich das Tintenfaß halten ließ.

Eulalie. Und so entstand die seltsamste Folge von Briefen, die ich jemals erhalten habe. Alles war bildlich, wunderlich und märchenhaft. Keine eigentliche Nachricht erhielt ich mehr von ihr, so daß mir wirklich manchmal für ihren Kopf bange ward. Alle ihre Zustände, ihre Entbindung, die nächste Neigung zum Säugling, Freude, Hoffnung und Furcht der Mutter, waren Begebenheiten einer andern Welt, aus der sie nur durch die Ankunft ihres Bräutigams zurückgezogen wurde. An ihrem Hochzeittage schloß sie das Märchen, das bis auf Weniges

ganz aus ihrer Feder kam, wie Sie es gestern gehört haben, und das eben den eigenen Reiz durch die wunderliche und einzige Lage erhält, in der es hervorgebracht wurde.

Die Gesellschaft konnte ihre Verwunderung über diese Geschichte nicht genug bezeigen, so daß Seyton, der seinen Platz am L'hombretische eben einem Andern überlassen hatte, herbeitrat und sich nach dem Inhalte des Gesprächs erkundigte. Man sagte ihm kurz, es sei die Rede von einem Märchen, das aus täglichen phantastischen Konfessionen eines kränkelnden Gemüthes, doch gewissermaßen vorsätzlich, entstanden sei.

„Eigentlich," sagte er, „ist es Schade, daß, so viel ich weiß, die Tagebücher abgekommen sind. Vor zwanzig Jahren waren sie stärker in der Mode, und manches gute Kind glaubte wirklich, einen Schatz zu besitzen, wenn es seine Gemüthszustände täglich zu Papiere gebracht hatte. Ich erinnere mich einer liebenswürdigen Person, der eine solche Gewohnheit bald zum Unglück ausgeschlagen wäre. Eine Gouvernante hatte sie in früher Jugend an ein solches tägliches schriftliches Bekenntniß gewöhnt, und es war ihr zuletzt fast zum unentbehrlichen Geschäft geworden. Sie versäumte es nicht als erwachsenes Frauenzimmer, sie nahm die Gewohnheit mit in den Ehestand hinüber. Solche Papiere hielt sie nicht sonderlich geheim und hatte es auch nicht Ursach; sie las manchmal Freundinnen, manchmal ihrem Manne Stellen daraus vor. Das Ganze verlangte Niemand zu sehen!

„Die Zeit verging, und es kam auch die Reihe an sie, einen Hausfreund zu besitzen.

„Mit eben der Pünktlichkeit, mit der sie sonst ihrem Papiere täglich gebeichtet hatte, setzte sie auch die Geschichte dieses neuen Verhältnisses fort. Von der ersten Regung, durch eine wachsende Neigung, bis zum Unentbehrlichen der Gewohnheit war der ganze Lebenslauf dieser Leidenschaft getreulich aufgezeichnet und gereichte dem Manne zur sonderbaren Lektüre, als er einmal zufällig über den Schreibtisch kam und ohne Argwohn und Absicht eine aufgeschlagne Seite des Tagebuchs herunterlas. Man begreift, daß er sich die Zeit nahm, vor- und rückwärts zu lesen, da er denn zuletzt noch ziemlich getröstet von dannen schied, weil er sah, daß es gerade noch Zeit war, auf eine geschickte Weise den gefährlichen Gast zu entfernen."

Henriette. Es sollte doch nach dem Wunsche meines Freundes die Rede von guten Weibern sein, und ehe man

sich's versteht, wird wieder von solchen gesprochen, die wenigstens nicht die besten sind.

Seyton. Warum denn immer bös oder gut! Müssen wir nicht mit uns selbst so wie mit Andern vorlieb nehmen, wie die Natur uns hat hervorbringen mögen, und wie sich Jeder allenfalls durch eine mögliche Bildung besser zieht?

Armidore. Ich glaube, es würde angenehm und nicht unnütz sein, wenn man Geschichten von der Art, wie sie bisher erzählt worden, und deren uns manche im Leben vorkommen, auffetzte und sammelte. Leise Züge, die den Menschen bezeichnen, ohne daß gerade merkwürdige Begebenheiten daraus entspringen, sind recht gut des Aufbehaltens werth. Der Romanschreiber kann sie nicht brauchen, denn sie haben zu wenig Bedeutendes; der Anekdotensammler auch nicht, denn sie haben nichts Witziges und regen den Geist nicht auf; nur Derjenige, der im ruhigen Anschauen die Menschheit gerne faßt, wird dergleichen Züge willkommen aufnehmen.

Sinklair. Fürwahr, wenn wir früher an ein so löbliches Werk gedacht hätten, so würden wir unserm Freunde, dem Herausgeber des Damenkalenders, gleich an Hand geben können und ein Dutzend Geschichten, wo nicht von fürtrefflichen, doch gewiß von guten Frauen aufsuchen können, um diese bösen Weiber zu balanciren.

Amalie. Besonders wünschte ich, daß man solche Fälle zusammentrüge, da eine Frau das Haus innen erhält, wo nicht gar erschafft. Um so mehr, als auch hier der Künstler eine theure (kostspielige) Gattin zum Nachtheil unsers Geschlechts aufgestellt hat.

Seyton. Ich kann Ihnen gleich, schöne Amalie, mit einem solchen Falle aufwarten.

Amalie. Lassen Sie hören! Nur daß es Ihnen nicht geht wie den Männern gewöhnlich, wenn sie die Frauen loben wollen! Sie gehen vom Lob aus und hören mit Tadel auf.

Seyton. Diesmal wenigstens brauche ich die Umkehrung meiner Absicht durch einen bösen Geist nicht zu fürchten.

Ein junger Landmann pachtete einen ansehnlichen Gasthof, der sehr gut gelegen war. Von den Eigenschaften, die zu einem Wirthe gehören, besaß er vorzüglich die Behaglichkeit, und weil es ihm von Jugend auf in den Trinkstuben wohl gewesen war, mochte er wol hauptsächlich ein Metier ergriffen haben, das ihn nöthigte, den größten Theil des Tages darin zuzubringen. Er

war sorglos ohne Liederlichkeit, und sein Behagen breitete sich über alle Gäste aus, die sich bald häufig bei ihm versammelten.

Er hatte eine junge Person geheirathet, eine stille leidliche Natur. Sie versah ihre Geschäfte gut und pünktlich; sie hing an ihrem Hauswesen, sie liebte ihren Mann; doch mußte sie ihn bei sich im Stillen tadeln, daß er mit dem Gelde nicht sorgfältig genug umging. Das baare Geld nöthigte ihr eine gewisse Ehrfurcht ab; sie fühlte ganz den Werth desselben so wie die Nothwendigkeit, sich überhaupt in Besitz zu setzen, sich dabei zu erhalten. Ohne eine angeborne Heiterkeit des Gemüths hätte sie alle Anlagen zum strengen Geize gehabt. Doch ein wenig Geiz schadet dem Weibe nichts, so übel sie die Verschwendung kleidet. Freigebigkeit ist eine Tugend, die dem Mann ziemt, und festhalten ist die Tugend eines Weibes. So hat es die Natur gewollt, und unser Urtheil wird im Ganzen immer naturgemäß ausfallen.

Margarethe, so will ich meinen sorglichen Hausgeist nennen, war mit ihrem Manne sehr unzufrieden, wenn er die großen Zahlungen, die er manchmal für aufgekaufte Fourage von Fuhrleuten und Unternehmern erhielt, aufgezählt, wie sie waren, eine Zeit lang auf dem Tische liegen ließ, das Geld alsdann in Körbchen einstrich und daraus wieder ausgab und auszahlte, ohne Packete gemacht zu haben, ohne Rechnung zu führen. Verschiedene ihrer Erinnerungen waren fruchtlos, und sie sah wol ein, daß, wenn er auch nichts verschwendete, Manches in einer solchen Unordnung verschleudert werden müsse. Der Wunsch, ihn auf bessere Wege zu leiten, war so groß bei ihr, der Verdruß, zu sehen, daß Manches, was sie im Kleinen erwarb und zusammenhielt, im Großen wieder vernachlässigt wurde und aus einander floß, war so lebhaft, daß sie sich zu einem gefährlichen Versuch bewogen fühlte, wodurch sie ihm über diese Lebensweise die Augen zu öffnen gedachte. Sie nahm sich vor, ihm so viel Geld als möglich aus den Händen zu spielen, und zwar bediente sie sich dazu einer sonderbaren List. Sie hatte bemerkt, daß er das Geld, das einmal auf dem Tische aufgezählt war, wenn es eine Zeit lang gelegen hatte, nicht wieder nachzählte, ehe er es aufhob; sie bestrich daher den Boden eines Leuchters mit Talg und setzte ihn in einem Schein von Ungeschicklichkeit auf die Stelle, wo die Dukaten lagen, eine Geldsorte, der sie eine besondere Freundschaft gewidmet hatte. Sie erhaschte ein Stück und nebenbei einige kleine Münzsorten und

war mit ihrem ersten Fischfange wohl zufrieden; sie wiederholte diese Operation mehrmals, und ob sie sich gleich über ein solches Mittel zu einem guten Zweck kein Gewissen machte, so beruhigte sie sich doch über jeden Zweifel vorzüglich dadurch, daß diese Art der Entwendung für keinen Diebstahl angesehen werden könne, weil sie das Geld nicht mit den Händen weggenommen habe. So vermehrte sich nach und nach ihr heimlicher Schatz, und zwar um desto reichlicher, als sie Alles, was bei der innern Wirthschaft von baarem Gelde ihr in die Hände floß, auf das Strengste zusammenhielt.

Schon war sie beinahe ein ganzes Jahr ihrem Plane treu geblieben und hatte indessen ihren Mann sorgfältig beobachtet, ohne eine Veränderung in seinem Humor zu spüren, bis er endlich auf einmal höchst übler Laune ward. Sie suchte ihm die Ursache dieser Veränderung abzuschmeicheln und erfuhr bald, daß er in großer Verlegenheit sei. Es hätten ihm nach der letzten Zahlung, die er an Lieferanten gethan, seine Pachtgelder übrig bleiben sollen; sie fehlten aber nicht allein völlig, sondern er habe sogar die Leute nicht ganz befriedigen können. Da er Alles im Kopf rechne und wenig aufschreibe, so könne er nicht nachkommen, wo ein solcher Verstoß herrühre.

Margarethe schilderte ihm darauf sein Betragen, die Art, wie er einnehme und ausgebe, den Mangel an Aufmerksamkeit; selbst seine gutmüthige Freigebigkeit kam mit in Anschlag, und freilich ließen ihn die Folgen seiner Handelsweise, die ihn so sehr drückten, keine Entschuldigung aufbringen.

Margarethe konnte ihren Gatten nicht lange in dieser Verlegenheit lassen, um so weniger, als es ihr so sehr zur Ehre gereichte, ihn wieder glücklich zu machen. Sie setzte ihn in Verwunderung, als sie zu seinem Geburtstag, der eben eintrat, und an dem sie ihn sonst mit etwas Brauchbarem anzubinden pflegte, mit einem Körbchen voll Geldrollen ankam. Die verschiedenen Münzsorten waren besonders gepackt, und der Inhalt jedes Röllchens war mit schlechter Schrift, jedoch sorgfältig, darauf gezeichnet. Wie erstaunte nicht der Mann, als er beinahe die Summe, die ihm fehlte, vor sich sah, und die Frau ihm versicherte, das Geld gehöre ihm zu. Sie erzählte darauf umständlich, wann und wie sie es genommen, was sie ihm entzogen, und was durch ihren Fleiß erspart worden sei. Sein Verdruß ging in Entzücken über, und die Folge war, wie natürlich, daß er Ausgabe und Einnahme der Frau völlig über-

trug, seine Geschäfte vor wie nach, nur mit noch größerm Eifer, besorgte, von dem Tage an aber keinen Pfennig Geld mehr in die Hände nahm. Die Frau verwaltete das Amt eines Kassiers mit großen Ehren; kein falscher Laubthaler, ja kein verrufener Sechser ward angenommen, und die Herrschaft im Hause war, wie billig, die Folge ihrer Thätigkeit und Sorgfalt, durch die sie nach Verlauf von zehn Jahren sich in den Stand setzte, den Gasthof mit Allem, was dazu gehörte, zu kaufen und zu behaupten.

Sinklair. Also ging alle diese Sorgfalt, Liebe und Treue doch zuletzt auf Herrschaft hinaus. Ich möchte doch wissen, in wiefern man Recht hat, wenn man die Frauen überhaupt für so herrschsüchtig hält.

Amalie. Da haben wir also schon wieder den Vorwurf, der hinter dem Lobe herhinkt.

Armidoro. Sagen Sie uns doch, gute Eulalie, Ihre Gedanken darüber! Ich glaube in Ihren Schriften bemerkt zu haben, daß Sie eben nicht sehr bemüht sind, diesen Vorwurf von Ihrem Geschlecht abzulehnen.

Eulalie. Insofern es ein Vorwurf wäre, wünschte ich, daß ihn unser Geschlecht durch sein Betragen ablehnte; inwiefern wir aber auch ein Recht zur Herrschaft haben, möchte ich es uns nicht gern vergeben. Wir sind nur herrschsüchtig, insofern wir auch Menschen sind; denn was heißt Herrschen anders in dem Sinn, wie es hier gebraucht wird, als auf seine eigene Weise ungehindert thätig zu sein, seines Daseins möglichst genießen zu können? Dies fordert jeder rohe Mensch mit Willkür, jeder gebildete mit wahrer Freiheit, und vielleicht erscheint bei uns Frauen dieses Streben nur lebhafter, weil uns die Natur, das Herkommen, die Gesetze ebenso zu verkürzen scheinen, als die Männer begünstigt sind. Was diese besitzen, müssen wir erwerben, und was man erringt, behauptet man hartnäckiger als das, was man ererbt hat.

Seyton. Und doch können sich die Frauen nicht mehr beklagen; sie erben in der jetzigen Welt so viel, ja fast mehr als die Männer, und ich behaupte, daß es durchaus jetzt schwerer sei, ein vollendeter Mann zu werden als ein vollendetes Weib; der Ausspruch „Er soll Dein Herr sein" ist die Formel einer barbarischen Zeit, die lange vorüber ist. Die Männer konnten sich nicht völlig ausbilden, ohne den Frauen gleiche Rechte zuzugestehen; indem die Frauen sich ausbildeten, stand die Wage-

schale inne, und indem sie bildungsfähiger sind, neigt sich in der Erfahrung die Wageschale zu ihren Gunsten.

Armidoro. Es ist keine Frage, daß bei allen gebildeten Nationen die Frauen im Ganzen das Uebergewicht gewinnen müssen; bei einem wechselseitigen Einfluß muß der Mann weiblicher werden, und dann verliert er; denn sein Vorzug besteht nicht in gemäßigter, sondern in gebändigter Kraft; nimmt dagegen das Weib von dem Manne etwas an, so gewinnt sie; denn wenn sie ihre übrigen Vorzüge durch Energie erheben kann, so entsteht ein Wesen, das sich nicht vollkommner denken läßt.

Seyton. Ich habe mich in so tiefe Betrachtungen nicht eingelassen; indessen nehme ich für bekannt an, daß eine Frau herrscht und herrschen muß; daher, wenn ich ein Frauenzimmer kennen lerne, gebe ich nur darauf Acht, wo sie herrscht; denn daß sie irgendwo herrsche, setze ich voraus.

Amalie. Und da finden Sie denn, was Sie voraussetzen?

Seyton. Warum nicht? Geht es doch den Physikern und Andern, die sich mit Erfahrungen abgeben, gewöhnlich nicht viel besser! Ich finde durchgängig, die Thätige, zum Erwerben, zum Erhalten Geschaffene ist Herr im Hause, die Schöne, leicht und oberflächlich Gebildete Herr in großen Zirkeln, die tiefer Gebildete beherrscht die kleinen Kreise.

Amalie. Und so wären wir also in drei Klassen eingetheilt.

Sinklair. Die doch alle, dünkt mich, ehrenvoll genug sind, und mit denen freilich noch nicht Alles erschöpft ist. Es giebt z. B. noch eine vierte, von der wir lieber nicht sprechen wollen, damit man uns nicht wieder den Vorwurf mache, daß unser Lob sich nothwendig in Tadel verkehren müsse.

Henriette. Die vierte Klasse also wäre zu errathen. Lassen Sie sehen!

Sinklair. Gut, unsre drei ersten Klassen waren Wirksamkeit zu Hause, in großen und in kleinen Zirkeln.

Henriette. Was wäre denn nun noch für ein Raum für unsre Thätigkeit?

Sinklair. Gar mancher; ich aber habe das Gegentheil im Sinne.

Henriette. Unthätigkeit! Und wie das? Eine unthätige Frau sollte herrschen?

Sinklair. Warum nicht?

Henriette. Und wie?

Sinklair. Durchs Verneinen! Wer aus Charakter oder Maxime beharrlich verneint, hat eine größere Gewalt, als man denkt.

Amalie. Wir fallen nun bald, fürchte ich, in den gewöhnlichen Ton, in dem man die Männer reden hört, besonders wenn sie die Pfeifen im Munde haben.

Henriette. Laß ihn doch, Amalie; es ist nichts unschädlicher als solche Meinungen, und man gewinnt immer, wenn man erfährt, was Andere von uns denken. Nun also die Verneinenden, wie wäre es mit diesen?

Sinklair. Ich darf hier wol ohne Zurückhaltung sprechen. In unserm lieben Vaterland soll es wenige, in Frankreich gar keine geben, und zwar deswegen, weil die Frauen sowol bei uns als bei unsern galanten Nachbarn einer löblichen Freiheit genießen; aber in Ländern, wo sie sehr beschränkt sind, wo der äußerliche Anstand ängstlich, die öffentlichen Vergnügungen seltner sind, sollen sie sich häufiger finden. In einem benachbarten Lande hat man sogar einen eigenen Namen, mit dem das Volk, die Menschenkenner, ja sogar die Aerzte ein solches Frauenzimmer bezeichnen.

Henriette. Nun geschwinde den Namen! Namen kann ich nicht rathen.

Sinklair. Man nennt sie, wenn es denn einmal gesagt sein soll, man nennt sie Schälke.

Henriette. Das ist sonderbar genug.

Sinklair. Es war eine Zeit, als Sie die Fragmente des schweizer Physiognomisten mit großem Antheil lesen mochten; erinnern Sie Sich nicht, auch etwas von Schälken darin gefunden zu haben?

Henriette. Es könnte sein; doch ist es mir nicht aufgefallen. Ich nahm vielleicht das Wort im gewöhnlichen Sinn und las über die Stelle weg.

Sinklair. Freilich bedeutet das Wort Schalk im gewöhnlichen Sinn eine Person, die mit Heiterkeit und Schadenfreude Jemand einen Possen spielt; hier aber bedeutet's ein Frauenzimmer, das einer Person, von der es abhängt, durch Gleichgiltigkeit, Kälte und Zurückhaltung, die sich oft in eine Art von Krankheit verhüllen, das Leben sauer macht. Es ist dies in jener Gegend etwas Gewöhnliches. Mir ist es einigemal vorgekommen, daß mir ein Einheimischer, gegen den ich diese und

jene Frau als schön pries, einwendete: „Aber sie ist ein Schalk.“ Ich hörte sogar, daß ein Arzt einer Dame, die viel von einem Kammermädchen litt, zur Antwort gab: „Es ist ein Schalk, da wird schwer zu helfen sein.“

Amalie stand auf und entfernte sich.

Henriette. Das kommt mir doch etwas sonderbar vor.

Sinklair. Mir schien es auch so, und deswegen schrieb ich damals die Symptome dieser halb moralischen, halb physischen Krankheit in einen Aufsatz zusammen, den ich das Kapitel von den Schälken nannte, weil ich es mir als einen Theil anderer anthropologischen Bemerkungen dachte; ich habe es aber bisher sorgfältig geheim gehalten.

Henriette. Sie dürfen es uns wol schon einmal sehen lassen, und wenn Sie einige hübsche Geschichten wissen, woraus wir recht deutlich sehen können, was ein Schalk ist, so sollen sie künftig auch in die Sammlung unserer neuesten Novellen aufgenommen werden.

Sinklair. Das mag Alles recht gut und schön sein, aber meine Absicht ist verfehlt, um derentwillen ich herkam; ich wollte Jemand in dieser geistreichen Gesellschaft bewegen, einen Text zu diesen Kalenderkupfern zu übernehmen oder uns Jemand zu empfehlen, dem man ein solches Geschäft übertragen könnte; anstatt dessen schelten, ja vernichten Sie mir diese Blättchen, und ich gehe fast ohne Kupfer so wie ohne Erklärung weg. Hätte ich nur indessen das, was diesen Abend hier gesprochen und erzählt worden ist, auf dem Papiere, so würde ich beinahe für das, was ich suchte und nicht fand, ein Aequivalent besitzen.

Armidoro (aus dem Kabinet tretend, wohin er manchmal gegangen war). Ich komme Ihren Wünschen zuvor. Die Angelegenheit unsers Freundes, des Herausgebers, ist auch mir nicht fremd. Auf diesem Papiere habe ich geschwind protokollirt, was gesprochen worden; ich will es ins Reine bringen, und wenn Eulalie dann übernehmen wollte, über das Ganze den Hauch ihres anmuthigen Geistes zu gießen, so würden wir, wo nicht durch den Inhalt, doch durch den Ton, die Frauen mit den schroffen Zügen, in denen unser Künstler sie beleidigen mag, wieder aussöhnen.

Henriette. Ich kann Ihre thätige Freundschaft nicht tadeln, Armidoro; aber ich wollte, Sie hätten das Gespräch nicht nachgeschrieben. Es giebt ein böses Beispiel. Wir leben

so heiter und zutraulich zusammen, und es muß uns nichts Schrecklicheres sein, als in der Gesellschaft einen Menschen zu wissen, der aufmerkt, nachschreibt und, wie jetzt gleich Alles gedruckt wird, eine zerstückelte und verzerrte Unterhaltung ins Publikum bringt.

Man beruhigte Henrietten, man versprach ihr, nur allenfalls über kleine Geschichten, die vorkommen sollten, ein öffentliches Buch zu führen.

Eulalie ließ sich nicht bereden, das Protokoll des Geschwindschreibers zu redigiren; sie wollte sich von dem Märchen nicht zerstreuen, mit dessen Bearbeitung sie beschäftigt war. Das Protokoll blieb in der Hand von Männern, die ihm denn, so gut sie konnten, aus der Erinnerung nachhalfen und es nun, wie es eben werden konnte, den guten Frauen zu weiterer Beherzigung vorlegen.

Reiſe der Söhne Megaprazon's.

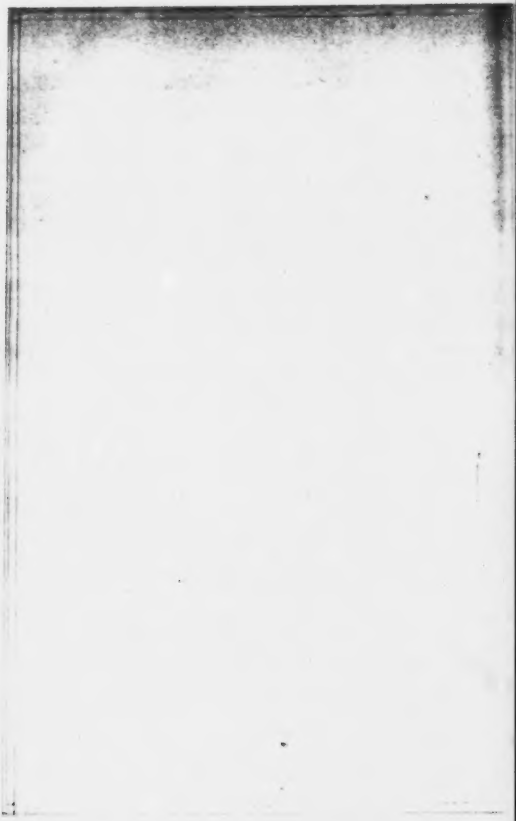

Vorbemerkung des Herausgebers.

Goethe erzählt im vierten Buche von „Dichtung und Wahrheit“ von dem Plane zu einem Roman, den er ſchon in ſehr früher Jugend gefaßt habe. Es ſollten in demſelben ſechs bis ſieben Geſchwiſter auftreten, „die, von einander entfernt und in der Welt zerſtreut, ſich wechſelſeitig Nachricht von ihren Zuſtänden und Empfindungen mittheilen.“ Die Rollen waren vertheilt — der älteſte Bruder auf Reiſen, eine Schweſter in der Heimath, von den jüngeren Brüdern der eine als Theolog in einer Univerſitätsſtadt, die anderen als Handlungsdiener in Hamburg und Marſeille, ein fünfter als angehender Muſiker in Italien, der jüngſte endlich wieder zu Hauſe. Während Goethe dieſen Plan erfunden hatte, um in die verſchiedenartigen Sprachſtudien, zu denen er von ſeinem Vater genöthigt wurde, einen größeren Reiz zu bringen — denn der Hamburger Bruder ſollte Engliſch, der in Marſeille natürlich Franzöſiſch, der Muſikus Italieniſch, der Theologe Lateiniſch und Griechiſch ſchreiben, der Jüngſte in Judendeutſch korreſpondiren, da für ihn keine andre Sprache mehr übrig war —, benutzte er wenigſtens dieſelbe Einkleidung noch einmal in viel ſpäterer Zeit, als er 1791 oder 1792 die „Reiſe der Söhne Megaprazon's“ entwarf.

Auch hier haben wir sechs Brüder, die indessen, da sie zusammen reisen, ihre Verschiedenheit nicht aus ihrem Aufenthalte, sondern, wie schon ihre Namen andeuten, aus ihren Anlagen und Charaktereigenthümlichkeiten herleiten. So ist Epistemon der Verständige, Panurg der Listige, Euphemon der Wohlredende; Alkides — sonst der Name des Herakles als Nachkomme des Alkaeos — repräsentirt die Kraft. Der Name Alkiphron deutet, da Goethe schwerlich an den griechischen Epistolographen dieses Namens gedacht haben wird, auf einen starken muthigen Sinn, der allerdings durch seine Beschäftigung, Meerpflanzen zu trocknen, und seine Kenntniß der Medizin noch in keiner Weise an den Tag gelegt wird. Eutyches endlich ist der Glückliche, dem noch besonders Schönheit und Vollkommenheit der Sinne zugeschrieben werden. Zu ihnen kommt dann noch der Vater Megaprazon, dessen Name, wenn man sich eine leichte Veränderung der Bildung desselben (ff oder tt statt des z) gestattet, auf die Betreibung großer Unternehmungen hinweist. Was nun mit allen diesen Personen werden sollte, zeigt wenigstens zum Theil das Stück des Planes, welches Seite 213 mitgetheilt wird; aber dieses Stück zeigt auch, daß wir uns nicht zu weit in Vermuthungen darüber einlassen dürfen, was Goethe eigentlich beabsichtigt hat. Schon die zwei ersten Kapitel, von denen das erste ganz und das zweite zum Theil ausgeführt ist, enthalten in der Ausführung sehr wesentliche Abweichungen.

Wir finden übrigens sowol in diesen beiden Kapiteln als in dem nachfolgenden Fragment Motive aus dem Hauptwerke des französischen Satirikers Rabelais, dem „Pantagruel", benutzt. Nicht allein, daß Goethe diesem die Namen Epistemon und Panurg entlehnt, auch die Inseln der

Papimanen und der Papefiguen stammen von ihm her (vgl. liv. IV., chap. 45. 48 u. ff.), und nur die der Monarchomanen (vgl. S. 206) ist, wie es scheint, eine freie Erfindung Goethe's. Indessen ist trotz der eben erwähnten Benutzung keineswegs anzunehmen, daß eine eigentliche Nachahmung Rabelais' in seiner Absicht lag. Schon der Zweck Beider war ein sehr verschiedener. Rabelais hat überwiegend im allgemeinen Sinne geschrieben, seine Satire erstreckt sich gleichmäßig auf alle Stände, auf Sitten und Einrichtungen jeder Art (vgl. einen Aufsatz des Herausgebers im Archiv für neuere Literatur Bd. XIV. 149 u. ff.); Goethe's Satire ist einzig politischer Natur. Es kann kaum ein Zweifel darüber herrschen, daß er unter den Papimanen eine ultramontane Regierung, unter den Papefiguen eine ultrademokratische, unter den Monarchomanen endlich nicht allein das absolute, sondern das sich selbst an kein Gesetz bindende Königthum darstellen und die Unzulänglichkeit dieser drei Staatsformen veranschaulichen wollte, wie dies auch bereits Rosenkranz („Goethe und seine Werke" S. 296 u. ff.) und Düntzer („Studien zu Goethe's Werken" S. 1 u. ff.), wenn auch nicht in vollständiger Uebereinstimmung, nachgewiesen haben.

Die „Reise der Söhne Megaprazon's" ist zuerst 1837 in dem zweiten Bande der Quartausgabe von Goethe's Werken veröffentlicht worden. Er selbst hatte wol schwerlich die Absicht gehabt, dies zu thun; der geringe Beifall, welchen er bei seinem Aufenthalte in Pempelfort im November 1792 mit ihr gefunden hatte, mochte ihm das Ganze verleidet haben. „Ich hatte," erzählt er in der Campagne in Frankreich, „seit der Revolution, mich von dem wilden

Wesen einigermaßen zu zerstreuen, ein wunderbares Werk begonnen — eine Reise von sieben (in Wirklichkeit sechs) Brüdern verschiedener Art, Jeder nach seiner Weise dem Bunde dienend, durchaus abenteuerlich und märchenhaft, verworren, Aussicht und Absicht verdergend, ein Gleichniß unseres eigenen Zustandes. Man verlangte eine Vorlesung; ich ließ mich nicht viel bitten und rückte mit meinen Heften hervor; aber ich bedurfte auch nur wenig Zeit, um zu bemerken, daß Niemand davon erbaut sei. Ich ließ daher meine wandernde Familie in irgend einem Hafen und mein weiteres Manuskript auf sich selbst beruhen."

Reiſe der Söhne Megaprazon's.

Fragmente.

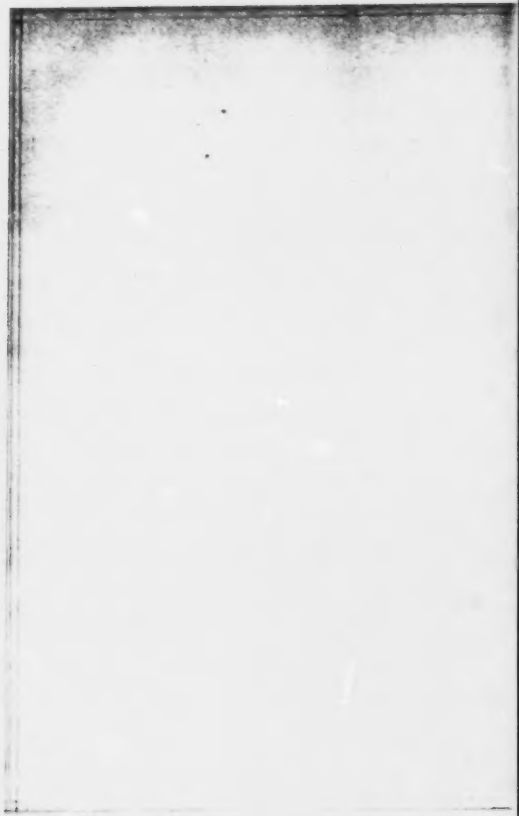

Erſtes Kapitel.

Die Söhne Megaprazon's überſtehen eine harte Prüfung.

Die Reiſe ging glücklich von Statten; ſchon mehrere Tage ſchwellte ein günſtiger Wind die Segel des kleinen, wohlausgerüſteten Schiffes, und in der Hoffnung, bald Land zu ſehen, beſchäftigten ſich die trefflichen Brüder, ein Jeder nach ſeiner Art. Die Sonne hatte den größten Theil ihres täglichen Laufes zurückgelegt; Epiſtemon ſaß an dem Steuerruder und betrachtete mit Aufmerkſamkeit die Windroſe und die Karten; Panurg ſtrickte Netze, mit denen er ſchmackhafte Fiſche aus dem Meere hervorzuziehen hoffte; Euphemon hielt ſeine Schreibtafel und ſchrieb, wahrſcheinlich eine Rede, die er bei der erſten Landung zu halten gedachte; Alkides lauerte am Vordertheil mit dem Wurfſpieß in der Hand Delphinen auf, die das Schiff von Zeit zu Zeit begleiteten; Alkipbron trocknete Meerpflanzen, und Eutyches, der Jüngſte, lag auf einer Matte in ſanftem Schlafe.

„Wecket den Bruder," rief Epiſtemon, „und verſammelt Euch bei mir! Unterbrecht einen Augenblick Eure Geſchäfte! Ich habe Euch etwas Wichtiges vorzutragen. Eutyches, erwache! Setzt Euch nieder, ſchließt einen Kreis!"

Die Brüder gehorchten dem Worte des älteſten und ſchloſſen einen Kreis um ihn. Eutyches, der Schöne, war ſchnell auf den Füßen, öffnete ſeine großen blauen Augen, ſchüttelte ſeine blonden Locken und ſetzte ſich mit in die Reihe.

„Der Kompaß und die Karte," fuhr Epiſtemon fort, „deuten mir einen wichtigen Punkt unſerer Fahrt an; wir ſind auf die Höhe gelangt, die unſer Vater beim Abſchied anzeichnete, und

ich habe nun einen Auftrag auszurichten, den er mir damals anvertraute." „Wir sind neugierig, zu hören," sagten die Geschwister unter einander.

Epistemon eröffnete den Busen seines Kleides und brachte ein zusammengefaltetes buntes seidnes Tuch hervor. Man konnte bemerken, daß etwas darein gewickelt war; an allen Seiten hingen Schnüre und Franzen herunter, künstlich genug in viele Knoten geschlungen, farbig, prächtig und lieblich anzusehen.

„Es eröffne Jeder seinen Knoten," sagte Epistemon, „wie es ihn der Vater gelehrt hat." Und so ließ er das Tuch herumgehen; Jeder küßte es, Jeder öffnete den Knoten, den er allein zu lösen verstand; der Aelteste küßte es zuletzt, zog die letzte Schleife aus einander, entfaltete das Tuch und brachte einen Brief hervor, den er aus einander schlug und las:

„Megaprazon an seine Söhne. Glück und Wohlfahrt, guten Muth und frohen Gebrauch Eurer Kräfte! Die großen Güter, mit denen mich der Himmel gesegnet hat, würden mir nur eine Last sein ohne die Kinder, die mich erst zum glücklichen Manne machen. Jeder von Euch hat durch den Einfluß eines eigenen günstigen Gestirns eigene Gaben von der Natur erhalten. Ich habe Jeden nach seiner Art von Jugend auf gepflegt, ich habe es Euch an nichts fehlen lassen, ich habe den Aeltesten zur rechten Zeit eine Frau gegeben; Ihr seid wackere und brave Leute geworden. Nun habe ich Euch zu einer Wanderschaft ausgerüstet, die Euch und Euerm Hause Ehre bringen muß. Die merkwürdigen und schönen Inseln und Länder sind berühmt, die mein Urgroßvater Pantagruel theils besucht, theils entdeckt hat, als da ist die Insel der Papimanen, Papefiguen, die Laternen-Insel und das Orakel der heiligen Flasche, daß ich von den übrigen Ländern und Völkern schweige. Denn sonderbar ist es, berühmt sind jene Länder, aber unbekannt, und scheinen jeden Tag mehr in Vergessenheit zu gerathen. Alle Völker Europens schiffen aus, Entdeckungsreisen zu machen; alle Gegenden des Ozeans sind durchsucht, und auf keiner Karte finde ich die Inseln bezeichnet, deren erste Kenntniß wir meinem unermüdlichen Urgroßvater schuldig sind; entweder also gelangten die berühmtesten neuen Seefahrer nicht in jene Gegenden, oder sie haben, uneingedenk jener ersten Entdeckungen, die Küsten mit neuen Namen belegt, die Inseln umgetauft, die Sitten der Völker nur obendin betrachtet und die Spuren veränderter Zeiten unbemerkt gelassen. Euch ist es vorbehalten, meine Söhne, eine glänzende Nachlese

zu halten, die Ehre Eures Aeltervaters wieder aufzufrischen und Euch selbst einen unsterblichen Ruhm zu erwerben. Euer kleines, künstlich gebautes Schiff ist mit Allem ausgerüstet, und Euch selbst kann es an nichts fehlen; denn vor Eurer Abreise gab ich einem Jeden zu bedenken, daß man sich auf mancherlei Art in der Fremde angenehm machen, daß man sich die Gunst der Menschen auf verschiedenen Wegen erwerben könne. Ich rieth Euch daher, wohl zu bedenken, womit Ihr außer dem Proviant, der Munition, den Schiffsgeräthschaften Euer Fahrzeug beladen, was für Waare Ihr mitnehmen, mit was für Hilfsmitteln Ihr Euch versehen wolltet. Ihr habt nachgedacht, Ihr habt mehr als eine Kiste auf das Schiff getragen; ich habe nicht gefragt, was sie enthalten. — — Zuletzt verlangtet Ihr Geld zur Reise, und ich ließ Euch sechs Fäßchen einschiffen; Ihr nahmt sie in Verwahrung und fuhrt unter meinen Segenswünschen, unter den Thränen Eurer Mutter und Eurer Frauen, in Hoffnung glücklicher Rückkehr, mit günstigem Winde davon.

„Ihr habt, hoffe ich, den langweiligsten Theil Eurer Fahrt durch das hohe Meer glücklich zurückgelegt; Ihr nahtet Euch den Inseln, auf denen ich Euch freundlichen Empfang wie meinem Urgroßvater wünsche.

„Nun aber verzeiht mir, meine Kinder, wenn ich Euch einen Augenblick betrübe — es ist zu Euerm Besten."

Epistemon hielt inne, die Brüder horchten auf.

„Daß ich Euch nicht mit Ungewißheit quäle, so sei es gerade herausgesagt: Es ist kein Geld in den Fäßchen."

„Kein Geld!" riefen die Brüder wie mit einer Stimme.

„Es ist kein Geld in den Fäßchen," wiederholte Epistemon mit halber Stimme und ließ das Blatt sinken. Stillschweigend sahen sie einander an, und Jeder wiederholte in seinem eignen Accente: „Kein Geld! Kein Geld!"

Epistemon nahm das Blatt wieder auf und las weiter: „Kein Geld! ruft Ihr aus, und kaum halten Eure Lippen einen harten Tadel Eures Vaters zurück. Faßt Euch! Geht in Euch, und Ihr werdet die Wohlthat preisen, die ich Euch erzeige. Es steht Geld genug in meinen Gewölben; da mag es stehen, bis Ihr zurückkommt und der Welt gezeigt habt, daß Ihr der Reichthümer werth seid, die ich Euch hinterlasse."

Epistemon las wol noch eine halbe Stunde, denn der Brief war lang; er enthielt die trefflichsten Gedanken, die richtigsten Bemerkungen, die heilsamsten Ermahnungen, die schönsten Aus-

sichten; aber nichts war im Stande, die Aufmerksamkeit der Geschwister an die Worte des Vaters zu fesseln; die schöne Beredsamkeit ging verloren, Jeder kehrte in sich selbst zurück, Jeder überlegte, was er zu thun, was er zu erwarten habe.

Die Vorlesung war noch nicht geendigt, als schon die Absicht des Vaters erfüllt war; Jeder hatte schon bei sich die Schätze gemustert, womit ihn die Natur ausgerüstet, Jeder fand sich reich genug; Einige glaubten sich mit Waaren und anderen Hilfsmitteln wohl versehen; man bestimmte schon den Gebrauch voraus, und als nun Epistemen den Brief zusammenfaltete, ward das Gespräch laut und allgemein; man theilte einander Plane, Projekte mit, man widersprach, man fand Beifall, man erdichtete Märchen, man ersann Gefahren und Verlegenheiten, man schwätzte bis tief in die Nacht, und eh man sich niederlegte, mußte man gestehen, daß man sich auf der ganzen Reise noch nicht so gut unterhalten hatte.

Zweites Kapitel.

Man entdeckt zwei Inseln; es entsteht ein Streit, der durch Mehrheit der Stimmen beigelegt wird.

Des andern Tages war Eutches kaum erwacht und hatte seinen Brüdern einen guten Morgen geboten, als er ausrief: „Ich sehe Land."

„Wo?" riefen die Geschwister.

„Dort," sagte er, „dort!" und deutete mit dem Finger nach Nordosten. Der schöne Knabe war vor seinen Geschwistern, ja vor allen Menschen, mit schnellen Sinnen begabt; und so machte er überall, wo er war, ein Fernrohr entbehrlich.

„Bruder," versetzte Epistemen, „Du siehst recht; erzähle uns weiter, was Du gewahr wirst!"

„Ich sehe zwei Inseln," fuhr Eutches fort, „eine rechts, lang, flach, in der Mitte scheint sie gebirgig zu sein; die andre links zeigt sich schmäler und hat obere Berge."

„Richtig!" sagte Epistemen und rief die übrigen Brüder an die Karte. „Sehet, diese Insel rechter Hand ist die Insel der Papimanen, eines frommen, wohlthätigen Volkes. Möchten wir

bei ihnen eine ſo gute Aufnahme als unſer Aeltervater Pantagruel erleben! Nach unſeres Vaters Befehl landen wir zuerſt daſelbſt, erquicken uns mit friſchem Obſte, Feigen, Pfirſichen, Trauben, Pomeranzen, die zu jeder Jahreszeit daſelbſt wachſen; wir genießen des guten friſchen Waſſers, des köſtlichen Weines; wir verbeſſern unſre Säfte durch ſchmackhafte Gemüſe, Blumenkohl, Broccoli, Artiſchocken und Karden; denn Ihr müßt wiſſen, daß durch die Gnade des göttlichen Statthalters auf Erden nicht allein alle gute Frucht von Stunde zu Stunde reift, ſondern daß auch Unkraut und Diſteln eine zarte und ſaftige Speiſe werden."

„Glückliches Land!" riefen ſie aus, „wohlverſorgtes, wohlbelohntes Volk! Glückliche Reiſende, die in dieſem irdiſchen Paradieſe eine gute Aufnahme finden!"

„Haben wir uns nun völlig erholt und wiedergeſtellt, alsdann beſuchen wir im Vorbeigehen die andere, leider auf ewig verwünſchte und unglückliche Inſel der Papefiguen, wo wenig wächſt und das Wenige noch von böſen Geiſtern zerſtört oder verzehrt wird."

„Sagt uns nichts von dieſer Inſel," rief Panurg, „nichts von ihren Kohlrüben und Kohlrabis, nichts von ihren Weibern! Ihr verderbt uns den Appetit, den Ihr uns ſoeben erregt habt."

Und ſo lenkte ſich das Geſpräch wieder auf das ſelige Wohlleben, das ſie auf der Inſel der Papimanen zu finden hofften; ſie laſen in den Tagebüchern ihres Aeltervaters, was ihm dort begegnet, wie er faſt göttlich verehrt worden war, und ſchmeichelten ſich ähnlicher glücklicher Begebenheiten.

Indeſſen hatte Eutyches von Zeit zu Zeit nach den Inſeln hingeblickt, und als ſie nun auch den andern Brüdern ſichtbar waren, konnte er ſchon die Gegenſtände genau und immer genauer darauf unterſcheiden, je näher man ihnen kam. Nachdem er beide Inſeln lange genau betrachtet und mit einander verglichen, rief er aus: „Es muß ein Irrthum obwalten, meine Brüder. Die beiden Landſtrecken, die ich vor mir ſehe, kommen keineswegs mit der Beſchreibung überein, die Bruder Epiſtemon davon gemacht hat; vielmehr finde ich gerade das Umgekehrte, und mich dünkt, ich ſehe gut."

„Wie meinſt Du das, Bruder?" ſagte Einer und der Andere.

„Die Inſel zur rechten Seite, auf die wir zuſchiffen," fuhr Eutyches fort, „iſt ein langes, flaches Land mit wenigen Hügeln

und scheint mir gar nicht bewohnt; ich sehe weder Wälder auf den Höhen noch Bäume in den Gründen, keine Dörfer, keine Gärten, keine Saaten, keine Heerden an den Hügeln, die doch der Sonne so schön entgegen liegen."

„Ich begreife das nicht," sagte Epistemon.

Gutyches fuhr fort: „Hie und da seh' ich ungeheure Steinmassen, von denen ich mich nicht zu sagen unterfange, ob es Städte oder Felsenwände sind. Es thut mir herzlich leid, daß wir nach einer Küste fahren, die so wenig verspricht."

„Und jene Insel zur Linken?" rief Alkides. — „Sie scheint ein kleiner Himmel, ein Elysium, ein Wohnsitz der zierlichsten, häuslichsten Götter. Alles ist grün, Alles gebaut, jedes Eckchen und Winkelchen genutzt. Ihr solltet die Quellen sehen, die aus den Felsen sprudeln, Mühlen treiben, Wiesen wässern, Teiche bilden. Büsche auf den Felsen, Wälder auf den Bergrücken, Häuser in den Gründen, Gärten, Weinberge, Aecker und Ländereien in der Breite, wie ich nur sehen und sehen mag."

Man stutzte, man zerbrach sich den Kopf. Endlich rief Panurg: „Wie können sich ein halb Dutzend kluge Leute so lang' bei einem Schreibfehler aufhalten! Weiter ist es nichts. Der Kopist hat die Namen der beiden Inseln auf der Karte verwechselt; jenes ist Papimanie, diese da ist Papefigue, und ohne das gute Gesicht unseres Bruders waren wir im Begriff, einen schnöden Irrthum zu begehen. Wir verlangen nach der gesegneten Insel und nicht nach der verwünschten; laßt uns also den Lauf dahin richten, wo uns Fülle und Fruchtbarkeit zu empfangen verspricht!"

Epistemon wollte nicht sogleich seine Karten eines so groben Fehlers beschuldigen lassen, er brachte viel zum Beweise ihrer Genauigkeit vor; die Sache war aber den Uebrigen zu wichtig; es war die Sache des Gaumens und des Magens, die Jeder vertheidigte. Man bemerkte, daß man mit dem gegenwärtigen Winde noch bequem nach beiden Inseln kommen könne, daß man aber, wenn er anderte, nur schwer von der ersten zur zweiten segeln würde. Man bestand darauf, daß man das Sichere für das Unsichere nehmen und nach der fruchtbaren Insel fahren müsse.

Epistemon gab der Mehrheit der Stimmen nach, ein Gesetz, das ihnen der Vater vorgeschrieben hatte.

„Ich zweifle gar nicht," sagte Panurg, „daß meine Meinung die richtige ist, und daß man auf der Karte die Namen

verwechselt hat. Laßt uns fröhlich sein! Wir schiffen nach der Insel der Papimanen. Laßt uns vorsichtig sein und die nöthigen Anstalten treffen!"

Er ging nach einem Kasten, den er öffnete und allerlei Kleidungsstücke daraus hervorholte. Die Brüder sahen ihm mit Verwunderung zu und konnten sich des Lachens nicht erwehren, als er sich auskleidete und, wie es schien, Anstalt zu einer Maskerade machte. Er zog ein Paar vielefeidne Strümpfe an, und als er die Schuhe mit großen silbernen Schnallen geziert hatte, kleidete er sich übrigens ganz in schwarze Seide. Ein kleiner Mantel flog um seine Schultern, einen zusammengedruckten Hut mit einem violet- und goldnen Bande nahm er in die Hände, nachdem er seine Haare in runde Locken gekräuselt hatte. Er begrüßte die Gesellschaft ehrerbietig, die in ein lautes Gelächter ausbrach.

Ohne sich aus der Fassung zu geben, besuchte er den Kasten zum zweiten Male. Er brachte eine rothe Uniform hervor mit weißem Kragen, Aufschlägen und Klappen; ein großes weißes Kreuz sah man auf der linken Brust. Er verlangte, Bruder Alkides solle diese Uniform anziehen, und da sich Dieser weigerte, fing er folgendergestalt zu reden an: „Ich weiß nicht, was Ihr Uebrigen in den Kasten gepackt und verwahrt haltet, die Ihr von Hause mitnahmt, als der Vater unserer Klugheit überließ, womit wir uns den Völkern angenehm machen wollten; so viel kann ich Euch gegenwärtig sagen, daß meine Ladung vorzüglich in alten Kleidern besteht, die, hoffe ich, uns nicht geringe Dienste leisten sollen. Ich habe drei bankerutte Schauspielunternehmer, zwei aufgehobne Klöster, sechs Kammerdiener und sieben Trödler ausgekauft, und zwar habe ich mit den letzten nur getauscht und meine Doubletten weggegeben. Ich habe mit der größten Sorgfalt meine Garderobe kompletirt, ausgebessert, gereinigt und geräuchert" — — —

Ihr habt von der großen und merkwürdigen Insel der Monarchomanen gehört, die eine Tagreise von uns nordwärts gelegen war."

„Wir haben nichts davon gehört," sagte Pistemon, „und es wundert mich um so mehr, als einer unserer Ahnherren in diesen Meeren auf Entdeckungen ausging. Erzählt uns von dieser Insel, was Ihr wißt, damit wir beurtheilen, ob es der Mühe werth ist, selbst hinzusegeln und uns nach ihr und ihrer Verfassung zu erkundigen."

„Es wird schwer sein, sie zu finden," versetzte der Papimane.

„Ist sie versunken?" fragte Alkipbron.

„Sie hat sich auf und davon gemacht," versetzte Jener.

„Wie ist das zugegangen?" fragten die Brüder fast mit einer Stimme.

„Die Insel der Monarchomanen," fuhr der Erzähler fort, „war eine der schönsten, merkwürdigsten und berühmtesten Inseln unseres Archipelagus; man konnte sie füglich in drei Theile theilen, auch sprach man gewöhnlich nur von der Residenz, der steilen Küste und dem Lande. Die Residenz, ein Wunder der Welt, war auf dem Vorgebirge angelegt, und alle Künste hatten sich vereinigt, dieses Gebäude zu verherrlichen. Sahet Ihr seine Fundamente, so waret Ihr zweifelhaft, ob es auf Mauern oder auf Felsen stand; so oft und viel hatten Menschenhände der Natur nachgeholfen. Sahet Ihr seine Säulen, so glaubtet Ihr, alle Tempel der Götter wären hier symmetrisch zusammengestellt, um alle Völker zu einer Wallfahrt hierher einzuladen. Betrachtetet Ihr seine Gipfel und Zinnen, so mußtet Ihr denken, die Riesen hätten hier zum zweiten Mal Anstalt gemacht, den Himmel zu ersteigen; man konnte es eine Stadt, ja man konnte es ein Reich nennen. Hier thronte der König in seiner Herrlichkeit, und Niemand schien ihm auf der ganzen Erde gleich zu sein.

„Nicht weit von da fing die steile Küste an sich zu erstrecken; auch hier war die Kunst der Natur mit unendlichen Bemühungen zu Hülfe gekommen, auch hier hatte man Felsen gebauet, um Felsen zu verbinden, die ganze Höhe war terrassenweise eingeschnitten, man hatte fruchtbar Erdreich auf Maulthieren hingeschafft. Alle Pflanzen, besonders der Wein, Citronen und Pomeranzen, fanden ein glückliches Gedeihen; denn die Küste lag der Sonne wohl ausgesetzt. Hier wohnten die Vornehmen des Reichs und bauten Paläste; der Schiffer verstummte, der sich der Küste näherte.

„Der dritte Theil und der größte war meistentheils Ebene und fruchtbarer Boden; diesen bearbeitete das Landvolk mit vieler Sorgfalt.

„Es war ein altes Reichsgesetz, daß der Landmann für seine Mühe einen Theil der erzeugten Früchte, wie billig, genießen sollte; es war ihm aber bei schwerer Strafe untersagt, sich satt zu essen, und so war diese Insel die glücklichste von der Welt. Der Landmann hatte immer Arbeit und Lust zur Arbeit. Die Vornehmen, deren Magen sich meist in schlechten Umständen befanden, hatten Mittel genug, ihren Gaumen zu reizen, und der König that oder glaubte wenigstens immer zu thun, was er wollte.

„Diese paradiesische Glückseligkeit ward auf eine Weise gestört, die höchst unerwartet war, ob man sie gleich längst hätte vermuthen sollen. Es war den Naturforschern bekannt, daß die Insel vor alten Zeiten durch die Gewalt des unterirdischen Feuers sich aus dem Meer emporgehoben hatte. So viel Jahre auch verüber sein mochten, fanden sich doch noch häufige Spuren ihres alten Zustandes, Schlacken, Bimsstein, warme Quellen und dergleichen Kennzeichen mehr; auch mußte die Insel von innerlichen Erschütterungen oft Vieles leiden. Man sah hier und dort an der Erde bei Tage Dünste schweben, bei Nacht Feuer hüpfen, und der lebhafte Charakter der Einwohner ließ auf die feurigen Eigenschaften des Bodens ganz natürlich schließen.

„Es sind nun einige Jahre, daß nach wiederholten Erdbeben an der Mittagsseite des Landes zwischen der Ebene und der steilen Küste ein gewaltsamer Vulkan ausbrach, der viele Monate die Nachbarschaft verwüstete, die Insel im Innersten erschütterte und sie ganz mit Asche bedeckte.

„Wir konnten von unserm Ufer bei Tag den Rauch, bei Nacht die Flamme gewahr werden. Es war entsetzlich anzusehen, wenn in der Finsterniß ein brennender Himmel über ihrem Horizont schwebte; das Meer war in ungewöhnlicher Bewegung, und die Stürme sausten mit fürchterlicher Wuth.

„Ihr könnt Euch die Größe unseres Erstaunens denken, als wir eines Morgens, nachdem wir in der Nacht ein entsetzlich Gepraſſel gehört und Himmel und Meer gleichsam in Feuer gesehn, ein großes Stück Land auf unsere Insel zuschwimmend erblickten. Es war, wie wir uns bald überzeugen konnten, die steile Küste selbst, die auf uns zukam. Wir konnten bald ihre

Paläste, Mauern und Gärten erkennen, und wir fürchteten, daß sie an unsere Küste, die an jener Seite sehr sandig und untief ist, stranden und zu Grunde gehen möchte. Glücklicherweise erhob sich ein Wind und trieb sie etwas mehr nordwärts. Dort läßt sie sich, wie ein Schiffer erzählt, bald da, bald dorten sehen, hat aber noch keinen festen Stand gewinnen können.

„Wir erfuhren bald, daß in jener schrecklichen Nacht die Insel der Monarchomanen sich in drei Theile gespalten, daß sich diese Theile gewaltsam einander abstoßen, und daß die beiden andern Theile, die Residenz und das Land, nun gleichfalls auf dem offenen Meere herumschwämmen und von allen Stürmen wie ein Schiff ohne Steuer hin und wieder getrieben würden. Von dem Lande, wie man es nennt, haben wir nie etwas wieder gesehen; die Residenz aber konnten wir noch vor einigen Tagen in Nordosten sehr deutlich am Horizont erkennen."

Es läßt sich denken, daß unsere Reisenden durch diese Erzählung sehr in Feuer gesetzt wurden. Ein wichtiges Land, das ihr Ahnherr unentdeckt gelassen, ob er gleich so nahe vorbei gekommen, in dem sonderbarsten Zustande von der Welt stückweise aufzusuchen, war ein Unternehmen, das ihnen von mehr als einer Seite Ruhm und Ehre versprach. Man zeigte ihnen von Weitem die Residenz am Horizont als eine große blaue Masse, und zu ihrer größten Freude ließ sich westwärts in der Entfernung ein hohes Ufer sehen, welches die Papimanen sogleich für die stete Küste erkannten, die mit günstigem Wind, obgleich langsam, gegen die Residenz zu ihre Richtung zu nehmen schien. Man faßte daher den Entschluß, gleichfalls dahin zu steuern, zu sehen, ob man nicht die schöne Küste unterweges abschneiden und in ihrer Gesellschaft oder wol gar in einem der schönen Paläste den Weg nach der Residenz vollenden könne. Man nahm von den Papimanen Abschied, hinterließ ihnen einige Rosenkränze, Skapuliere und Ramus Dei, die von ihnen, ob sie gleich deren genug hatten, mit großer Ehrfurcht und Dankbarkeit angenommen wurden.

Die Brüder saßen friedlich bei einander; sie unterhielten sich von den neuesten Begebenheiten, die sie erlebt, von den neuesten Geschichten, die sie erfahren hatten. Das Gespräch wandte sich auf einen seltsamen Krieg der Kraniche mit den Pygmäen; Jeder machte eine Anmerkung über die Ursachen dieser Händel

und über die Folgen, welche aus der Hartnäckigkeit der Pygmäen entſtehen konnten. Jeder ließ ſich von ſeinem Eifer hinreißen, ſo daß in kurzer Zeit die Menſchen, die wir bisher ſo einträchtig kannten, ſich in zwei Parteien ſpalteten, die aufs Heftigſte gegen einander zu Felde zogen. Alkides, Alkiphron, Eumches behaupteten, die Zwerge ſeien eben ein ſo häßliches als unverſchämtes Geſchöpf; es ſei in der Natur doch einmal Eins für das Andre geſchaffen; die Wieſe bringe Gras und Kräuter hervor, damit ſie der Stier genieße, und der Stier werde, wie billig, wieder vom edlern Menſchen verzehrt. So iſt es denn auch ganz wahrſcheinlich, daß die Natur den Zwerg zum Heil des Kranichs hervorgebracht habe, welches ſich um ſo weniger leugnen laſſe, als der Kranich durch den Genuß des ſogenannten eßbaren Goldes um ſo viel vollkommener werde.

Die andern Brüder dagegen behaupteten, daß ſolche Beweiſe, aus der Natur und von ihren Abſichten hergenommen, ſehr ein geringes Gewicht hätten, und daß deswegen ein Geſchöpf nicht geradezu für das andere gemacht ſei, weil eines bequem fände, ſich des anderen zu bedienen.

Dieſe mäßigen Argumente wurden nicht lange gewechſelt, als das Geſpräch heftig zu werden anfing, und man von beiden Seiten mit Scheingründen erſt, dann mit anzüglichem bittern Spott die Meinung zu vertheidigen ſuchte, welcher man zugethan war. Ein wilder Schwindel ergriff die Brüder, von ihrer Sanftmuth und Verträglichkeit erſchien keine Spur mehr in ihrem Betragen; ſie unterbrachen ſich, erhoben die Stimmen, ſchlugen auf den Tiſch, die Bitterkeit wuchs, man enthielt ſich kaum zänkiſcher Schimpfreden, und in wenigen Augenblicken mußte man fürchten das kleine Schiff als einen Schauplatz trauriger Feindſeligkeiten zu erblicken.

Sie hatten in der Lebhaftigkeit ihres Wortwechſels nicht bemerkt, daß ein anderes Schiff von der Größe des ihrigen, aber von ganz verſchiedener Form, ſich nahe an ſie gelegt hatte; ſie erſchraken daher nicht wenig, als ihnen wie mitten aus dem Meere eine ernſthafte Stimme zurief: „Was giebt's, meine Herren? — Wie können Männer, die in einem Schiffe wohnen, ſich bis auf dieſen Grad entzweien?“

Ihre Streitſucht machte einen Augenblick Pauſe. Allein welche ſeltſame Erſcheinung! Weder der überraſchende Anblick des fremdartigen Schiffes noch die ehrwürdige Geſtalt dieſes Mannes konnte einen neuen Ausbruch verhindern. Man

ernannte ihn zum Schiedsrichter, und jede Partei suchte schon eifrig, ihn auf ihre Seite zu ziehen, noch ehe sie ihm die Streitsache selbst deutlich gemacht hatten. Er bat sie alsdann lächelnd um einen Augenblick Gehör, und sobald er es erlangt hatte, sagte er zu ihnen: „Die Sache ist von der größten Wichtigkeit, und Sie werden mir erlauben, daß ich erst morgen früh meine Meinung darüber eröffne. Trinken Sie mit mir vor Schlafengehen noch eine Flasche Madera, den ich sehr ächt mit mir führe, und der Ihnen gewiß wohl bekommen wird."

Die Brüder, ob sie gleich aus einer der Familien waren, die den Wein nicht verschmähen, hätten dennoch lieber Wein und Schlaf und Alles entbehrt, um die Materie nochmals von vorn durchzusprechen; allein der Fremde wußte ihnen seinen Wein so artig aufzudringen, daß sie sich unmöglich erwehren konnten, ihm Bescheid zu thun. Kaum hatten sie die letzten Gläser von den Lippen gesetzt, als sie schon Alle ein stilles Vergessen ihrer selbst ergriff, und eine angenehme Hinfälligkeit sie auf die unbereiteten Lager ausstreckte. Sie verschliefen das herrliche Schauspiel der aufgehenden Sonne und wurden endlich durch den Glanz und die Wärme ihrer Strahlen aus dem Schlaf geweckt. Sie sahen ihren Nachbar beschäftigt, an seinem Schiffe etwas auszubessern; sie grüßten einander, und er erinnerte sie lächelnd an den Streit des vorigen Abends. Sie wußten sich kaum noch darauf zu besinnen und schämten sich, als er in ihrem Gedächtniß die Umstände, wie er sie gefunden, nach und nach hervorrief.

„Ich will meiner Arzenei," fuhr er fort, „nicht mehr Werth geben, als sie hat, die ich Ihnen gestern in der Gestalt einiger Gläser Madera beibrachte; aber Sie können von Glück sagen, daß Sie so schnell einer Sorge losgeworden, von der so viele Menschen jetzt heftig, ja bis zum Wahnsinn ergriffen sind."

„Sind wir krank gewesen?" fragte Einer; „das ist doch sonderbar."

„Ich kann Sie versichern," versetzte der fremde Schiffer, „Sie waren vollkommen angesteckt; ich traf Sie in einer heftigen Krisis."

„Und was für eine Krankheit wäre es denn gewesen?" fragte Alkydron; „ich verstehe mich doch auch ein Wenig auf die Medizin."

„Es ist das Zeitfieber," sagte der Fremde, „das Einige auch das Fieber der Zeit nennen, indem sie glauben, sich noch

bestimmter auszudrücken; Andere nennen es das Zeitungsfieber, denen ich auch nicht entgegen sein will. Es ist eine böse ansteckende Krankheit, die sich sogar durch die Luft mittheilt; ich wollte wetten, Sie haben sie gestern Abend in der Atmosphäre der schwimmenden Inseln gefangen."

„Was sind denn die Symptome dieses Uebels?" fragte Alkiphron.

„Sie sind sonderbar und traurig genug," versetzte der Fremde. „Der Mensch vergißt sogleich seine nächsten Verhältnisse, er mißkennt seine wahrsten, seine klarsten Vortheile, er opfert Alles, ja seine Neigungen und Leidenschaften einer Meinung auf, die nun zur größten Leidenschaft wird. Kommt man nicht bald zu Hilfe, so hält es gewöhnlich sehr schwer; es setzt sich die Meinung im Kopfe fest und wird gleichsam die Achse, um die sich der blinde Wahnsinn herumdreht. Nun vergißt der Mensch die Geschäfte, die sonst den Seinigen und dem Staate nutzen; er sieht Vater und Mutter, Brüder und Schwestern nicht mehr. Ihr, die Ihr so friedfertige, vernünftige Menschen schienet, ehe Ihr in dem Falle waret" —

Kaum befanden sich unsere Brüder in dem leidlichen Zustande, in welchem wir sie gesehen haben, als sie bald empfanden, daß ihnen gerade noch das Beste fehlte, um ihren Tag fröhlich hinzubringen und zu enden. Alkides errieth ihre Gesinnungen aus den seinigen und sagte: „So wohl es uns auch geht, meine Brüder, besser, als Reisende sich nur wünschen dürfen, so können wir doch nicht undankbar gegen das Schicksal und unsern Wirth genannt werden, wenn wir frei gestehen, daß wir in diesem königlichen Schlosse, an dieser üppigen Tafel einen Mangel fühlen, der desto unleidlicher ist, je mehr uns die übrigen Umstände begünstigt haben. Auf Reisen, im Lager, bei Geschäften und Handelschaften und was sonst den unternehmenden Geist der Männer zu beschäftigen pflegt, vergessen wir eine Zeit lang der liebenswürdigen Gespielinnen unseres Lebens, und wir scheinen die unentbehrliche Gegenwart der Schönen einen Augenblick nicht zu vermissen. Haben wir aber nur wieder Grund und Boden erreicht, bedeckt uns ein Dach, schließt uns ein Saal in seine vier Wände, gleich entdecken wir, was uns fehlt, — ein freundliches Auge der Gebie-

ferin, eine Hand, die sich traulich mit der unsern zusammenschlingt."

„Ich habe," sagte Panurg, „den alten Wirth über diesen Punkt erst auf die feinste Weise sondirt und, da er nicht hören wollte, auf die gradeste Weise befragt, und ich habe nichts von ihm erfahren können. Er leugnet, daß ein weibliches Geschöpf in dem Palaste sei. Die Geliebte des Königs sei mit ihm; ihre Frauen seien ihr gefolgt, und die übrigen ermordet oder entflohen."

„Er redet nicht wahr," versetzte Epistemon; „die traurigen Reste, die uns den Eingang der Burg verwehrten, waren die Leichname tapferer Männer, und er sagte ja selbst, daß noch Niemand weggeschafft oder begraben sei."

„Weit entfernt," sagte Panurg, „seinen Worten zu trauen, habe ich das Schloß und seine vielen Flügel betrachtet und im Zusammenhange überlegt. Gegen die rechte Seite, wo die hohen Felsen senkrecht aus dem Meere hervorstehen, liegt ein Gebäude, das mir so prächtig als fest zu sein scheint; es hängt mit der Residenz durch einen Gang zusammen, der auf ungeheuern Bogen steht. Der Alte, da er uns Alles zu zeigen schien, hat uns immer von dieser Seite weggehalten, und ich wette, dort findet sich die Schatzkammer, an deren Eröffnung uns viel gelegen wäre."

Die Brüder wurden einig, daß man den Weg dahin suchen solle. Um kein Aufsehen zu erregen, ward Panurg und Alkipbron abgesandt, die in weniger als einer Stunde mit glücklichen Nachrichten zurückkamen. Sie hatten nach jener Seite zu geheime Tapetenthüren entdeckt, die ohne Schlüssel durch künstlich angewandten Druck sich eröffneten. Sie waren in einige große Vorzimmer gekommen, hatten aber Bedenken getragen, weiter zu gehen, und kamen, um den Brüdern, was sie ausgerichtet, anzuzeigen.

Ein vorgefundenes Stück des Planes.

Megaprazon erwacht und ruft Epiſtemon. Nachricht von den Söhnen. Sie kommen an. Anrede. Sie haben ſich proviantirt. Lobrede auf die Häuslichen. Es wird Alles eingeſchifft. Man geht zu Schiffe.

Geiſt von Neapel. Weitere Reiſe. Fäßchen und Rede des Megaprazon. Gedanken der ſechs Brüder. Megaprazon wirft das Fäßchen ins Meer. Entſetzen. Weitere Reiſe. Der Steuermann behauptet, ſie ſeien bei der Inſel Papimanie. Streit darüber. Entſcheidung.

Sie fahren nach der anderen Inſel. Panurg's Vorſchlag. Wird bewundert. Er ſteigt aus, mit ihm X und Y. Er kriegt Schläge. X rettet ihn; entſchuldigt ihn. Man entdeckt den Irrthum. Sie werden gut aufgenommen. Die Papefiguen erzählen den Zuſtand ihrer Inſel. Offerte, ob ſie bleiben wollen. Bedingungen; gefallen nicht. Geben ab.

Fahrt nach Papimanie. Kommen Nachts an. Steigen aus. Maskerade. Machen ſich auf den Weg. Nacht. Fangen den Pygmäen. Bringen ihn ans Feuer. Erzählung des Pygmäen. Morgens nach Papimanie. Werden feindſelig empfangen. Die Maskerade trägt nichts ein. Erkundigen ſich nach der nähern Inſel. Erzählung von der Inſel der Monarchomanen. Vulkan. Zerſpalten der Inſel in drei ſchwimmende Theile. Reſidenz. Man zeigt ſie von fern. Abſchied.

Sie fahren fort, legen ſich bei Windſtille vor Anker. Politiſiren des Nachts. Schlafen ein. Erwachen, ſehen die Inſel nicht mehr. Schwimmende Einſiedler. Erzählung. Verſuche. Anzeige der Reſidenz. Abſchied.

Finden die Reſidenz. Beſchrieben. Tafel des Lebens ꝛc. Abſteigen. Kadavers. Kaſtellan. Beſehen ſich. Unleidlicher Geſtank. Einfall Panurg's. Werden in die See geworfen. Die Reſidenz gereinigt. Man genießt.

Entdeckung Panurg's. Charis. Eiferſucht der Brüder. Prätenſion. Bedingung des Vaters. Sechſe bereiten ſich. Morgen. Entdeckung. Beſchreibung. Venus und Mars. Troſt der Andern.

Briefe aus der Schweiz.

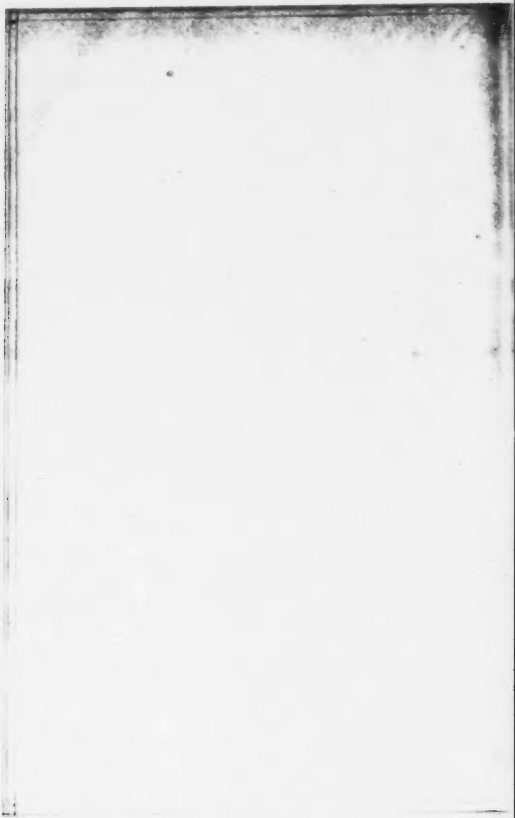

Vorbemerkung des Herausgebers.

Die erste Abtheilung der „Briefe aus der Schweiz" stammt nach der Angabe in der Quart-Ausgabe von 1837 aus dem Jahre 1775; indessen ist etwas Genaueres über die Veranlassung zu denselben und die besondere Stimmung, aus der sie hervorgegangen sind, nicht bekannt. Eine Aeußerung Lessing's in einem Briefe an J. J. Eschenburg, mit dem Goethe allerdings schon während seiner Universitätszeit in Leipzig Umgang hatte, kann füglich kaum zu seinen Ohren gekommen sein und stimmt eigentlich auch nicht im Mindesten zu dem Inhalte dieser Briefe. Lessing schreibt nämlich bei Gelegenheit einiger Bemerkungen, die er über den ihm von Eschenburg zugesandten „Werther" macht, am 26. Oktober 1774: „Wenn ein so warmes Produkt nicht mehr Unheil als Gutes stiften soll, meinen Sie nicht, daß es noch eine kleine kalte Schlußrede (nach dem Original des Briefes „noch eine andre Art Schlußrede") haben müßte?" Und an einer späteren Stelle: „Solche kleingroße, verächtlich schätzbare Originale hervorzubringen, war nur der christlichen Erziehung vorbehalten, die ein körperliches Bedürfniß so schön in eine geistige Vollkommenheit zu verwandeln weiß. Also, lieber Goethe, noch ein Kapitelchen zum Schlusse, und je cynischer,

je besser!" (Vgl. Lessing's Briefe im 12. Theile der Lachmann'schen Ausgabe. S. 420.)

Ebenso wenig läßt sich aus demjenigen entnehmen, was Riemer in seinen „Mittheilungen" (II. 536 und 537) berichtet. „Goethe wollte im Werther'schen Geschmack eine Reisebeschreibung durch die Schweiz liefern und die Briefe unter Mehrere vertheilen, um objektiv zu werden, wie er mir sagte, als wir zusammen diese Briefe durchgingen, um sie in die Ausgabe von 1806 zum ersten Mal aufzunehmen." Wenn wir dadurch auch wieder an die bei Goethe beliebte Form der Einkleidung erinnert werden, wie er sie ja auch für die „Reise der Söhne Megaprazon's" beabsichtigt hatte, so erfahren wir daraus doch nichts Anderes, als was wir ohnehin wissen, nämlich daß er jenen Plan nicht ausgeführt hat, und können höchstens soviel schließen, daß, wenn er ausgeführt worden wäre, etwas der subjektiven Haltung dieser Briefe vollständig Entgegengesetztes hätte entstehen müssen.

Auch an der einen Stelle, an der Goethe selbst über die erste Abtheilung dieser Briefe spricht — in dem erst 1831 ausgearbeiteten 19. Buche von „Dichtung und Wahrheit" — bleibt Einiges dunkel. Allerdings wird daselbst ausdrücklich gesagt, daß einzelne Schilderungen in den Briefen mit jenen Extravaganzen zusammenhängen, denen sich auf seiner ersten Schweizerreise im Juni und Juli 1775 (vgl. unsre Biographie S. XCVI) namentlich seine Gefährten hinzugeben pflegten. „In dem Fragment von Werther's Reisen," sagt er, „habe ich diesen Gegensatz der schweizerischen löblichen Ordnung und gesetzlichen Beschränkung mit einem solchen im jugendlichen Wahn geforderten Naturleben zu schildern gesucht." Er fügt aber noch hinzu, weil man Alles,

was der Dichter unbewunden darstelle, sogleich als entschiedene Meinung, als didaktischen Tadel aufzunehmen pflege, so wären die Schweizer deshalb sehr unwillig gewesen, und er hätte die intentionirte Fortsetzung unterlassen. Zu welcher Zeit wurde dieser Unwille ausgesprochen? Veröffentlicht wurden diese Briefe zuerst 1808 (im 11. Bande der 1806 begonnenen Ausgabe). Wenn wir also nicht annehmen wollen, daß diese Briefe in der Schweiz bereits zur Zeit ihres Entstehens oder wenig später handschriftlich bekannt geworden sind, so kommen wir zu dem Schlusse, daß Goethe noch in späten Jahren „Werther" so zu sagen motiviren oder, nach seinen eigenen Worten, sein Herankommen bis zu der Epoche wo seine Leiden geschildert sind, darstellen wollte.

Nimmt man hiezu noch die einleitenden Worte, welche vor dem Texte der Briefe stehen, ferner die Erwähnung der verlassenen Eleonore am Anfange von „Werther's Leiden", so kann kein Zweifel darüber sein, in welchem Sinne wenigstens Goethe selbst diese Briefe aufgefaßt wissen will, und ebenso ist ersichtlich, daß in ihnen nur die Anfänge eines nicht weiter ausgeführten Unternehmens vorliegen.

Während die eben besprochenen Briefe in direkter Verbindung mit „Werther" stehen und deshalb auch in den meisten Ausgaben unmittelbar auf denselben folgen, gehört die zweite Abtheilung der „Briefe aus der Schweiz" streng genommen unter die biographischen Schriften, und ihr Platz hinter jenen ersteren hat eigentlich nur eine traditionelle Berechtigung durch das von Goethe selbst beobachtete Verfahren und durch den äußeren Umstand, daß beide die gleiche Bezeichnung führen.

Unter den zahlreichen Briefen nämlich, die Goethe wäh-

rend seiner zweiten Schweizerreise im Spätherbste des Jahres 1779 (vgl. unsre Biographie S. CXII u. ff.) an Knebel, Lavater, Merck, Frau von Stein u. A. schrieb, enthielten die an die Letztere gerichteten eine vollständige Beschreibung der ganzen Reise und erregten in Weimar auch in weiteren Kreisen ein besonderes Interesse. Namentlich war dies mit der Beschreibung des Zuges durch Wallis über die Furka und den St. Gotthard der Fall, über die Wieland am 16. April 1780 an Merck, (Briefe an J. H. Merck, Bd. 1, S. 235 u. ff.), nachdem er am 7. einer Vorlesung derselben bei der Herzogin Amalie beigewohnt hatte, schreibt, „sie sei ihm in ihrer Art ebenso lieb als Xenophon's Anabasis." Allerdings folgt auf diese Anerkennung ein Lob, das ebenso zweideutig ist, als es von unrichtiger Auffassung zeugt. „Die Zuhörerinnen," fährt Wieland fort, „enthusiasmirten sich über die Natur in diesem Stücke; mir war die schlaue Kunst in der Komposition noch lieber, wovon Jene nichts sahen. Es ist ein wahres Poem, so versteckt auch die Kunst ist. Das Besondere aber, was Goethe auch hier, wie fast in allen seinen Werken, von Homer und Shakespeare unterscheidet, ist, daß der Ich, der Ille ego, überall durchschimmert, wiewol ohne alle Zaktanz und mit unendlicher Feinheit." Wir möchten im Gegentheil sagen, daß diese Briefe verhältnißmäßig recht objektiv gehalten sind und gerade in dieser Beziehung gegen die Briefe der ersten Abtheilung einen deutlichen Kontrast bilden.

Da eine Redaktion der Schweizerbriefe schon zum Zwecke jener Vorlesung stattgefunden hatte, so glaubte Goethe dieselbe, die er als ein Ganzes und jedenfalls in ganz anderm Sinne als Wieland allerdings auch selbst „sehr subjektiv"

nennt, nicht weiter durchsehen zu dürfen, als er sie sechzehn Jahre später, am 12. Februar 1796, an Schiller zur Benutzung für die Horen schickte. Er schrieb ihm nur vor, die einzelnen ausführlichen Tableaus, z. B. das Münsterthal, die Aussicht vom Jura u. a., herauszuziehen und stellte als selbstverständliche Bedingung fest, daß Alles, was die Personen bezeichne, getilgt werden müsse. So mußte denn der Herzog in einen „Grafen" verwandelt werden; der Oberforstmeister von Wedell wird meistens nur als „der Freund" bezeichnet, und manche andre Bemerkungen, aus denen man die Reisenden hätte errathen können, wie der Erwähnung der Abstammung Karl August's von Friedrich dem Weisen, fielen weg. Schiller, der sich auch noch später (vgl. den Brief vom 23. Oktober 1796) freute, daß er Goethe die Schweizerbriefe habe „absagen" können, traf die Auswahl und machte jene Veränderungen, so daß der erste Abdruck dieser Briefe, wie er in dem 7. Bande der Horen (VIII. Stück, S. 29—94) unter der Ueberschrift „Briefe auf einer Reise nach dem Gotthardt," gegeben wird, nicht unbedeutende Abweichungen von dem späteren Texte enthält.

Als Goethe 1806 die Schweizerreise zum Zweck der Aufnahme in seine Werke durchsah, ging er auf sein Manuskript zurück, und obgleich er vorzugsweise das in den Horen bereits Gedruckte zur Aufnahme bestimmte, so fügte er doch noch Einzelnes aus jenem und wol auch einiges Neue hinzu und war auch nicht mehr so ängstlich besorgt, alles Persönliche auszuscheiden. — Eine Umarbeitung dieses zweiten Textes, der 1808 gedruckt wurde, hat nicht weiter stattgefunden; indessen ist man in den Ausgaben von 1817 und

1830, ebenſo wie in einzelnen ſpäteren, mit einigem Erfolge bemüht geweſen, die ziemlich zahlreichen Fehler deſſelben zu verbeſſern. Leider ſind in den „Briefen an Frau von Stein“, die uns ſonſt die ſicherſte Quelle für die Herſtellung des Textes gewähren würden, die bereits in den Ausgaben befindlichen Briefe nicht wieder abgedruckt. Was übrigens die mit den Briefen der zweiten Abtheilung gleichzeitig aufgenommenen der erſten anbetrifft, ſo zeigt der Text derſelben nur unbedeutende Varianten und Fehler.

Briefe aus der Schweiz.

Erſte Abtheilung.

Als vor mehreren Jahren uns nachstehende Briefe abschriftlich mitgetheilt wurden, behauptete man, sie unter Werther's Papieren gefunden zu haben, und wollte wissen, daß er vor seiner Bekanntschaft mit Lotten in der Schweiz gewesen. Die Originale haben wir niemals gesehen und mögen übrigens dem Gefühl und Urtheil des Lesers auf keine Weise vorgreifen; denn wie dem auch sei, so wird man die wenigen Blätter nicht ohne Theilnahme durchlaufen können.

Wie ekeln mich meine Beschreibungen an, wenn ich sie wieder lese! Nur Dein Rath, Dein Geheiß, Dein Befehl konnen mich dazu vermögen. Ich las auch so viele Beschreibungen dieser Gegenstände, ehe ich sie sah. Gaben sie mir denn ein Bild oder nur irgend einen Begriff? Vergebens arbeitete meine Einbildungskraft, sie hervorzubringen, vergebens mein Geist, etwas dabei zu denken. Nun steh' ich und schaue diese Wunder, und wie wird mir dabei? Ich denke nichts, ich empfinde nichts und möchte so gern etwas dabei denken und empfinden. Diese herrliche Gegenwart regt mein Innerstes auf, fordert mich zur Thätigkeit auf, und was kann ich thun, was thue ich! Da sez' ich mich hin und schreibe und beschreibe. So geht denn hin, Ihr Beschreibungen! Betriegt meinen Freund, macht ihn glauben, daß ich etwas thue, daß er etwas sieht und liest! —

Frei wären die Schweizer, frei diese wohlhabenden Bürger in den verschlossenen Städten, frei diese armen Teufel an ihren Klippen und Felsen? Was man dem Menschen nicht Alles weis machen kann, besonders wenn man so ein altes Märchen in Spiritus aufbewahrt! Sie machten sich einmal von einem Tyrannen los und konnten sich in einem Augenblick frei denken; nun erschuf ihnen die liebe Sonne aus dem Aas des Unterdrückers einen Schwarm von kleinen Tyrannen durch eine sonderbare Wiedergeburt; nun erzählen sie das alte Märchen immer fort; man hört bis zum Ueberdruß, sie hätten sich einmal frei gemacht und wären frei geblieben; und nun sizen sie hinter

ihren Mauern, eingefangen von ihren Gewohnheiten und Gesetzen, ihren Fraubasereien und Philistereien, und da draußen auf den Felsen ist's auch wol der Mühe werth, von Freiheit zu reden, wenn man das halbe Jahr vom Schnee wie ein Murmelthier gefangen gehalten wird!

Pfui, wie sieht so ein Menschenwerk und so ein schlechtes, nothgedrungenes Menschenwerk, so ein schwarzes Städtchen, so ein Schindel- und Steinhaufen mitten in der großen, herrlichen Natur aus! Große Kiesel- und andere Steine auf den Dächern, daß ja der Sturm ihnen die traurige Decke nicht vom Kopfe wegführe, und den Schmutz, den Mist! und staunende Wahnsinnige! — Wo man den Menschen nur wieder begegnet, möchte man von ihnen und ihren kümmerlichen Werken gleich davon fliehen.

Daß in den Menschen so viele geistige Anlagen sind, die sie im Leben nicht entwickeln können, die auf eine bessere Zukunft, auf ein harmonisches Dasein deuten, darin sind wir einig, mein Freund, und meine andere Grille kann ich auch nicht aufgeben, ob Du mich gleich schon oft für einen Schwärmer erklärt hast. Wir fühlen auch die Ahnung körperlicher Anlagen, auf deren Entwickelung wir in diesem Leben Verzicht thun müssen; so ist es ganz gewiß mit dem Fliegen. So wie mich sonst die Wolken schon reizten, mit ihnen fort in fremde Länder zu ziehen, wenn sie hoch über meinem Haupte wegzogen, so steh' ich jetzt oft in Gefahr, daß sie mich von einer Felsenspitze mitnehmen, wenn sie an mir vorbeiziehen. Welche Begierde fühl' ich, mich in den unendlichen Luftraum zu stürzen, über den schauerlichen Abgründen zu schweben und mich auf einen unzugänglichen Felsen niederzulassen! Mit welchem Verlangen hol' ich tiefer und tiefer Athem, wenn der Adler in dunkler, blauer Tiefe unter mir über Felsen und Wäldern schwebt und in Gesellschaft eines Weibchens um den Gipfel, dem er seinen Horst und seine Jungen anvertrauet hat, große Kreise in sanfter Eintracht zieht! Soll ich denn nur immer die Höhe erklimmen, am höchsten Felsen wie am niedrigsten Boden kleben und, wenn ich mühselig mein Ziel erreicht habe, mich ängstlich anklammern, vor der Rückkehr schaudern und vor dem Falle zittern?

Mit welchen ſonderbaren Eigenheiten ſind wir doch geboren! Welches unbeſtimmte Streben wird in uns! Wie ſeltſam wirken Einbildungskraft und körperliche Stimmungen gegen einander! Sonderbarkeiten meiner trüben Jugend kommen wieder hervor. Wenn ich einen langen Weg vor mich hingehe, und der Arm an meiner Seite ſchlenkert, greif' ich manchmal zu, als wenn ich einen Wurfſpieß faſſen wollte; ich ſchleudre ihn, ich weiß nicht, auf wen, ich weiß nicht, auf was; dann kommt ein Pfeil gegen mich angeflogen und durchbohrt mir das Herz; ich ſchlage mit der Hand auf die Bruſt und fühle eine unausſprechliche Süßigkeit, und kurz darauf bin ich wieder in meinem natürlichen Zuſtande. Woher kommt mir die Erſcheinung? Was ſoll ſie heißen, und warum wiederholt ſie ſich immer ganz mit denſelben Bildern, derſelben körperlichen Bewegung, derſelben Empfindung?

Man ſagt mir wieder, daß die Menſchen, die mich unterwegs geſehen haben, ſehr wenig mit mir zufrieden ſind. Ich will es gern glauben; denn auch Niemand von ihnen hat zu meiner Zufriedenheit beigetragen. Was weiß ich, wie es zugeht, daß die Geſellſchaften mich drücken, daß die Höflichkeit mir unbequem iſt, daß das, was ſie mir ſagen, mich nicht intereſſirt, daß das, was ſie mir zeigen, mir entweder gleichgiltig iſt oder mich ganz anders aufregt. Seh' ich eine gezeichnete, eine gemalte Landſchaft, ſo entſteht eine Unruhe in mir, die unausſprechlich iſt. Die Fußzehen in meinen Schuhen fangen an zu zucken, als ob ſie den Boden ergreifen wollten, die Finger der Hände bewegen ſich krampfhaft, ich beiße in die Lippen, und es mag ſchicklich oder unſchicklich ſein, ich ſuche der Geſellſchaft zu entfliehen, ich werfe mich der herrlichen Natur gegenüber auf einen unbequemen Sitz, ich ſuche ſie mit meinen Augen zu ergreifen, zu durchbohren und triple in ihrer Gegenwart ein Blättchen voll, das nichts darſtellt und doch mir ſo unendlich werth bleibt, weil es mich an einen glücklichen Augenblick erinnert, deſſen Seligkeit mir dieſe ſtümperhafte Uebung ertragen hat. Was iſt denn das, dieſes ſonderbare Streben von der Kunſt zur Natur, von der Natur zur Kunſt zurück? Deutet es auf einen Künſtler, warum fehlt mir die Stätigkeit? Ruft mich's zum Genuß, warum kann ich ihn nicht ergreifen? Man ſchickte uns neulich einen Korb mit Obſt; ich war entzückt wie von

einem himmlischen Anblick; dieser Reichthum, diese Fülle, die Mannichfaltigkeit und Verwandtschaft! Ich konnte mich nicht überwinden, eine Beere abzupflücken, eine Pfirsche, eine Feige aufzubrechen. Gewiß, dieser Genuß des Auges und des innern Sinnes ist höher, des Menschen würdiger; er ist vielleicht der Zweck der Natur, wenn die hungrigen und durstigen Menschen glauben, für ihren Gaum habe sich die Natur in Wundern erschöpft. Ferdinand kam und fand mich in meinen Betrachtungen; er gab mir Recht und sagte dann lächelnd mit einem tiefen Seufzer: „Ja, wir sind nicht werth, diese herrlichen Naturprodukte zu zerstören; wahrlich, es wäre Schade! Erlaube mir, daß ich sie meiner Geliebten schicke!“ Wie gern sah ich den Korb wegtragen! Wie liebte ich Ferdinanden! Wie dankte ich ihm für das Gefühl, das er in mir erregte, über die Aussicht, die er mir gab! Ja, wir sollen das Schöne kennen, wir sollen es mit Entzücken betrachten und uns zu ihm, zu seiner Natur zu erheben suchen; und um das zu vermögen, sollen wir uns uneigennützig erhalten, wir sollen es uns nicht zueignen, wir sollen es lieber mittheilen, es Denen aufopfern, die uns lieb und werth sind.

Was bildet man nicht immer an unserer Jugend! Da sollen wir bald diese, bald jene Unart ablegen, und doch sind die Unarten meist ebenso viel Organe, die dem Menschen durch das Leben helfen. Was ist man nicht hinter dem Knaben her, dem man einen Funken Eitelkeit abmerkt! Was ist der Mensch für eine elende Kreatur, wenn er alle Eitelkeit abgelegt hat! Wie ich zu dieser Reflektion gekommen bin, will ich Dir sagen. Vorgestern gesellte sich ein junger Mensch zu uns, der mir und Ferdinanden äußerst zuwider war. Seine schwachen Seiten waren so herausgekehrt, seine Leerheit so deutlich, seine Sorgfalt fürs Aeußere so auffallend, wir hielten ihn so weit unter uns, und überall war er besser aufgenommen als wir. Unter andern Thorheiten trug er eine Unterweste von rothem Atlas, die am Halse so zugeschnitten war, daß sie wie ein Ordensband aussah. Wir konnten unsern Spott über diese Albernheit nicht verbergen; er ließ Alles über sich ergehen, zog den besten Vortheil hervor und lachte uns wahrscheinlich heimlich aus. Denn Wirth und Wirthin, Kutscher, Knecht und Mägde, sogar einige Passagiere ließen sich durch diese Scheinzierde betriegen, begegneten

ihm höflicher als uns; er ward zuerst bedient, und zu unserer größten Demüthigung sahen wir, daß die hübschen Mädchen im Haus besonders nach ihm schielten. Zuletzt mußten wir die durch sein vornehmes Wesen theurer gewordene Zeche zu gleichen Theilen tragen. Wer war nun der Narr im Spiel? Er wahrhaftig nicht!

Es ist was Schönes und Erbauliches um die Sinnbilder und Sittensprüche, die man hier auf den Oefen antrifft. Hier hast Du die Zeichnung von einem solchen Lehrbild, das mir besonders ansprach. Ein Pferd, mit dem Hinterfuße an einen Pfahl gebunden, gras't umher, so weit es ihm der Strick zuläßt; unten steht geschrieben: „Laß mich mein bescheiden Theil Speise dahinnehmen!“ So wird es ja wol auch bald mit mir werden, wenn ich nach Hause komme und nach Euerm Willen wie das Pferd in der Mühle meine Pflicht thue und dafür wie das Pferd hier am Ofen einen wohl abgemessenen Unterhalt empfahe. Ja, ich komme zurück, und was mich erwartet, war wol der Mühe werth, diese Bergshöhen zu erklettern, diese Thäler zu durchirren und diesen blauen Himmel zu sehen, zu sehen, daß es eine Natur giebt, die durch eine ewige stumme Nothwendigkeit bestehet, die unbedürftig, gefühllos und gottlich ist, indeß wir in Flecken und Städten unser kümmerliches Bedürfniß zu sichern haben und nebenher Alles einer verworrenen Willkür unterwerfen, die wir Freiheit nennen.

Ja, ich habe die Furka, den Gotthard bestiegen! Diese erhabenen, unvergleichlichen Naturscenen werden immer vor meinem Geiste stehen; ja, ich habe die Römische Geschichte gelesen, um bei der Vergleichung recht lebhaft zu fühlen, was für ein armseliger Schlucker ich bin.

Es ist mir nie so deutlich geworden wie die letzten Tage, daß ich in der Beschränkung glücklich sein könnte, so gut glücklich sein könnte wie jeder Andere, wenn ich nur ein Geschäft wüßte, ein rührig es, das aber keine Folge auf den Morgen hätte, das Fleiß und Bestimmtheit im Augenblick erforderte, ohne Vorsicht und Rücksicht zu verlangen. Jeder Handwerker

scheint mir der glücklichste Mensch; was er zu thun hat, ist ausgesprochen; was er leisten kann, ist entschieden; er besinnt sich nicht bei dem, was man von ihm fordert; er arbeitet, ohne zu denken, ohne Anstrengung und Hast, aber mit Applikation und Liebe, wie der Vogel sein Nest, wie die Biene ihre Zellen herstellt; er ist nur eine Stufe über dem Thier und ist ein ganzer Mensch. Wie beneid' ich den Töpfer an seiner Scheibe, den Tischer hinter seiner Hobelbank!

Der Ackerbau gefällt mir nicht; diese erste und nothwendige Beschäftigung der Menschen ist mir zuwider; man äfft die Natur nach, die ihre Samen überall ausstreut, und will nun auf diesem besondern Feld diese besondre Frucht hervorbringen. Das geht nun nicht so; das Unkraut wächst mächtig, Kälte und Nässe schadet der Saat, und Hagelwetter zerstört sie. Der arme Landmann harrt das ganze Jahr, wie etwa die Karten über den Wolken fallen mögen, ob er sein Paroli gewinnt oder verliert. Ein solcher ungewisser, zweideutiger Zustand mag den Menschen wol angemessen sein in unserer Dumpfheit, da wir nicht wissen, woher wir kommen, noch wohin wir gehen. Mag es denn auch erträglich sein, seine Bemühungen dem Zufall zu überlassen; hat doch der Pfarrer Gelegenheit, wenn es recht schlecht aussieht, seiner Götter zu gedenken und die Sünden seiner Gemeine mit Naturbegebenheiten zusammenzuhängen!

So habe ich denn Ferdinanden nichts vorzuwerfen! Auch mich hat ein liebes Abenteuer erwartet. Abenteuer? Warum brauche ich das alberne Wort! Es ist nichts Abenteuerliches in einem sanften Zuge, der Menschen zu Menschen hinzieht. Unser bürgerliches Leben, unsere falschen Verhältnisse, das sind die Abenteuer, das sind die Ungeheuer; und sie kommen uns doch so bekannt, so verwandt wie Onkel und Tanten vor!

Wir waren bei dem Herrn Tüdou eingeführt, und wir fanden uns in der Familie sehr glücklich — reiche, offne, gute, lebhafte Menschen, die das Glück des Tags, ihres Vermögens, der herrlichen Lage mit ihren Kindern sorglos und anständig genießen. Wir jungen Leute waren nicht genöthigt, wie es in so vielen steifen Häusern geschieht, uns um der Alten willen am Spieltisch aufzuopfern. Die Alten gesellten sich vielmehr

zu uns, Vater, Mutter und Tante, wenn wir kleine Spiele aufbrachten, in denen Zufall, Geist und Witz durch einander wirken. Eleonore, denn ich muß sie nun doch einmal nennen, die zweite Tochter, — ewig wird mir ihr Bild gegenwärtig sein, — eine schlanke, zarte Gestalt, eine reine Bildung, ein heiteres Auge, eine blasse Farbe, die bei Mädchen dieses Alters eher reizend als abschreckend ist, weil sie auf eine heilbare Krankheit deutet, im Ganzen eine unglaublich angenehme Gegenwart. Sie schien fröhlich und lebhaft, und man war so gern mit ihr. Bald, ja, ich darf sagen gleich, gleich den ersten Abend gesellte sie sich zu mir, setzte sich neben mich, und wenn uns das Spiel trennte, wußte sie mich doch wiederzufinden. Ich war froh und heiter; die Reise, das schöne Wetter, die Gegend, Alles hatte mich zu einer unbedingten, ja, ich möchte fast sagen, zu einer aufgespannten Fröhlichkeit gestimmt; ich nahm sie von Jedem auf und theilte sie Jedem mit, sogar Ferdinand schien einen Augenblick seiner Schonen zu vergessen. Wir hatten uns in abwechselnden Spielen erschöpft, als wir endlich aufs Heirathen fielen, das als Spiel lustig genug ist. Die Namen von Männern und Frauen werden in zwei Hüte geworfen und so die Ehen gegen einander gezogen. Auf jede, die herauskommt, macht eine Person in der Gesellschaft, an der die Reihe ist, das Gedicht. Alle Personen in der Gesellschaft, Vater, Mutter und Tanten mußten in die Hüte, alle bedeutenden Personen, die wir aus ihrem Kreise kannten; und um die Zahl der Kandidaten zu vermehren, warfen wir noch die bekanntesten Personen der politischen und literarischen Welt mit hinein. Wir fingen an, und es wurden gleich einige bedeutende Paare gezogen. Nicht Jedermann konnte mit den Versen sogleich nach. Sie, Ferdinand und ich und eine von den Tanten, die sehr artige französische Verse macht, wir theilten uns bald in das Sekretariat. Die Einfälle waren meist gut und die Verse leidlich; besonders hatten die übrigen ein Naturell, das sich vor allen andern auszeichnete, eine glückliche Wendung, ohne eben geistreich zu sein, Scherz ohne Spott, und einen guten Willen gegen Jedermann. Der Vater lachte herzlich und glänzte vor Freuden, als man die Verse seiner Tochter neben den unsern für die besten anerkennen mußte. Unser unmäßiger Beifall freute ihn hoch; wir lobten, wie man das Unerwartete preist, wie man preist, wenn uns der Autor bestochen hat. Endlich kam auch mein Loos, und der Himmel hatte mich

ehrenvoll bedacht; es war Niemand weniger als die regierende Kaiserin, die man mir zur Gefährtin meines Lebens herangezogen hatte. Man lachte herzlich, und Eleonore behauptete, auf ein so hohes Beilager müßte sich die ganze Gesellschaft angreifen. Alle griffen sich an; einige Federn waren zerkaut; sie war zuerst fertig, wollte aber zuletzt lesen, die Mutter und die eine Tante brachten gar nichts zu Stande, und obgleich der Vater ein Wenig geradezu, Ferdinand schalkhaft und die Tante zurückhaltend gewesen war, so konnte man doch durch Alles ihre Freundschaft und gute Meinung sehen. Endlich kam es an sie; sie holte tief Athem, ihre Heiterkeit und Freiheit verließ sie, sie las nicht, sie lispelte es nur und legte es vor mich hin zu den andern. Ich war erstaunt, erschrocken: so bricht die Knospe der Liebe in ihrer größten Schönheit und Bescheidenheit auf! Es war mir, als wenn ein ganzer Frühling auf einmal seine Blüthen auf mich herunter schüttelte. Jedermann schwieg; Ferdinanden verließ seine Gegenwart des Geistes nicht, er rief: „Schön, sehr schön! Er verdient das Gedicht so wenig als ein Kaiserthum.“ „Wenn wir es nur verstanden hätten!“ sagte der Vater. Man verlangte, ich sollte es noch einmal lesen. Meine Augen hatten bisher auf diesen köstlichen Worten geruht, ein Schauder überlief mich vom Kopf bis auf die Füße; Ferdinand merkte meine Verlegenheit, nahm das Blatt weg und las; sie ließ ihn kaum endigen, als sie schon ein anderes Loos zog. Das Spiel dauerte nicht lange mehr, und das Essen ward aufgetragen.

Soll ich oder soll ich nicht? Ist es gut, Dir etwas zu verschweigen, dem ich so viel, dem ich Alles sage? Soll ich Dir etwas Bedeutendes verschweigen, indessen ich Dich mit so vielen Kleinigkeiten unterhalte, die gewiß Niemand lesen möchte als Du, der Du eine so große und wunderbare Vorliebe für mich gefaßt hast; oder soll ich etwas verschweigen, weil es Dir einen falschen, einen üblen Begriff von mir geben könnte? Nein, Du kennst mich besser, als ich mich selbst kenne; Du wirst auch das, was Du mir nicht zutraust, zurecht legen, wenn ich's thun konnte; Du wirst mich, wenn ich tadelnswerth bin, nicht verschonen, mich leiten und führen, wenn meine Sonderbarkeiten mich vom rechten Wege abführen sollten.

Meine Freude, mein Entzücken an Kunstwerken, wenn sie

waſt, wenn ſie unmittelbar geiſtreiche Ausſprüche der Natur ſind, macht jedem Beſitzer, jedem Liebhaber die gröſte Freude. Diejenigen, die ſich Kenner nennen, ſind nicht immer meiner Meinung; nun, geht mich doch ihre Kennerſchaft nichts an, wenn ich glücklich bin! Drückt ſich nicht die lebendige Natur lebhaft dem Sinne des Auges ein, bleiben die Bilder nicht feſt vor meiner Stirn, verſchönern ſie ſich nicht und freuen ſie ſich nicht, den durch Menſchengeiſt verſchönerten Bildern der Kunſt zu begegnen? Ich geſtehe Dir, darauf beruht bisher meine Liebe zur Natur, meine Liebhaberei zur Kunſt, daß ich jene ſo ſchön, ſo ſchön, ſo glänzend und ſo entzückend ſah, daß mich das Nachſtreben des Künſtlers, das unvollkommene Nachſtreben, faſt wie ein vollkommenes Vorbild hinriß. Geiſtreiche, gefühlte Kunſtwerke ſind es, die mich entzücken. Das kalte Weſen, das ſich in einen beſchränkten Zirkel einer gewiſſen dürftigen Manier, eines kümmerlichen Fleißes einſchränkt, iſt mir ganz unerträglich. Du ſiehſt daher, daß meine Freude, meine Neigung bis jetzt nur ſolchen Kunſtwerken gelten konnte, deren natürliche Gegenſtände mir bekannt waren, die ich mit meinen Erfahrungen vergleichen konnte. Ländliche Gegenden mit dem, was in ihnen lebt und webt, Blumen- und Fruchtſtücke, gothiſche Kirchen, ein der Natur unmittelbar abgewonnenes Portrait, das konnt' ich erkennen, fühlen und, wenn Du willſt, gewiſſermaßen beurtheilen. Der wackre M*** hatte ſeine Freude an meinem Weſen und trieb, ohne daß ich es übel nehmen konnte, ſeinen Scherz mit mir. Er überſieht mich ſo weit in dieſem Fache, und ich mag lieber leiden, daß man lehrreich ſpottet, als daß man unfruchtbar lobt. Er hatte ſich abgemerkt, was mir zunächſt auffiel, und verbarg mir nach einiger Bekanntſchaft nicht, daß in den Dingen, die mich entzückten, noch manches Schätzenswerthe ſein möchte, das mir erſt die Zeit entdecken würde. Ich laſſe das dahingeſtellt ſein und muß denn doch, meine Feder mag auch noch ſo viele Umſchweife nehmen, zur Sache kommen, die ich Dir, obwol mit einigem Widerwillen, vertraue. Ich ſehe Dich in Deiner Stube, in Deinem Hausgärtchen, wo Du bei einer Pfeife Tabak den Brief erbrechen und leſen wirſt. Können mir Deine Gedanken in die freie und bunte Welt folgen? Werden Deiner Einbildungskraft die Verhältniſſe und die Umſtände ſo deutlich ſein? Und wirſt Du gegen einen abweſenden Freund ſo nachſichtig bleiben, als ich Dich in der Gegenwart oft gefunden habe?

Nachdem mein Kunstfreund mich näher kennen gelernt, nachdem er mich werth hielt, stufenweis bessere Stücke zu sehen, brachte er, nicht ohne geheimnißvolle Miene, einen Kasten herbei, der, eröffnet, mir eine Danae in Lebensgröße zeigte, die den goldnen Regen in ihrem Schooße empfängt. Ich erstaunte über die Pracht der Glieder, über die Herrlichkeit der Lage und Stellung, über das Große der Zärtlichkeit und über das Geistreiche des sinnlichsten Gegenstandes; und doch stand ich nur in Betrachtung davor; es erregte nicht jenes Entzücken, jene Freude, jene unaussprechliche Lust in mir. Mein Freund, der mir Vieles von den Verdiensten dieses Bildes vorsagte, bemerkte über sein eignes Entzücken meine Kälte nicht und war erfreut, mir an diesem trefflichen Bilde die Vorzüge der italienischen Schule deutlich zu machen. Der Anblick dieses Bildes hatte mich nicht glücklich, er hatte mich unruhig gemacht. Wie, sagte ich zu mir selbst, in welchem besondern Falle finden wir uns, wir bürgerlich eingeschränkten Menschen! Ein bemooster Fels, ein Wasserfall hält meinen Blick so lange gefesselt, ich kann ihn auswendig; seine Höhen und Tiefen, seine Lichter und Schatten, seine Farben, Halbfarben und Widerscheine, Alles stellt sich mir im Geiste dar, so oft ich nur will; Alles kommt mir aus einer glücklichen Nachbildung ebenso lebhaft wieder entgegen; und vom Meisterstücke der Natur, vom menschlichen Körper, von dem Zusammenhang, der Zusammenstimmung seines Gliederbaues habe ich nur einen allgemeinen Begriff, der eigentlich gar kein Begriff ist. Meine Einbildungskraft stellt mir diesen herrlichen Bau nicht lebhaft vor, und wenn mir ihn die Kunst darbietet, bin ich nicht im Stande, weder etwas dabei zu fühlen, noch das Bild zu beurtheilen. Nein, ich will nicht länger in dem stumpfen Zustande bleiben; ich will mir die Gestalt des Menschen eindrücken wie die Gestalt der Trauben und Pfirsichen.

Ich veranlaßte Ferdinanden, zu baden im See. Wie herrlich ist mein junger Freund gebildet! Welch ein Ebenmaaß aller Theile! Welch eine Fülle der Form, welch ein Glanz der Jugend! Welch ein Gewinn für mich, meine Einbildungskraft mit diesem vollkommenen Muster der menschlichen Natur bereichert zu haben! Nun bevölkere ich Wälder, Wiesen und Höhen mit so schönen Gestalten; ihn seh' ich als Adonis dem Eber folgen, ihn als Narziß sich in der Quelle bespiegeln.

Noch aber fehlt mir leider Venus, die ihn zurückhält, Venus, die seinen Tod betrauert, die schöne Echo, die noch einen Blick

auf den kalten Jüngling wirft, ehe ſie verſchwindet. Ich nahm mir feſt vor, es koſte, was es wolle, ein Mädchen in dem Naturzuſtande zu ſehen, wie ich meinen Freund geſehen hatte. Wir kamen nach Genf. Sollten in dieſer großen Stadt, dachte ich, nicht Mädchen ſein, die ſich für einen gewiſſen Preis dem Mann überlaſſen, und ſollte nicht Eine darunter ſchön und willig genug ſein, meinen Augen ein Feſt zu geben? Ich horchte an dem Lohnbedienten, der ſich mir, jedoch nur langſam und auf eine kluge Weiſe, näherte. Natürlich ſagte ich ihm nichts von meiner Abſicht; er mochte von mir denken, was er wollte; denn man will lieber Jemandem laſterhaft als lächerlich erſcheinen. Er führte mich Abends zu einem alten Weibe; ſie empfing mich mit viel Vorſicht und Bedenklichkeiten; es ſei, meinte ſie, überall und beſonders in Genf gefährlich, der Jugend zu dienen. Ich erklärte mich ſogleich, was ich für einen Dienſt von ihr verlange. Mein Märchen glückte mir, und die Lüge ging mir geläufig vom Munde. Ich war ein Maler, hatte Landſchaften gezeichnet, die ich nun durch die Geſtalten ſchöner Nymphen zu heroiſchen Landſchaften erheben wolle. Ich ſagte die wunderlichſten Dinge, die ſie ihr Lebtag nicht gehört haben mochte. Sie ſchüttelte dagegen den Kopf und verſicherte mir, es ſei ſchwer, meinen Wunſch zu befriedigen. Ein ehrbares Mädchen werde ſich nicht leicht dazu entſchließen; es werde mich was koſten; ſie wolle ſehen. „Was?“ rief ich aus, „ein ehrbares Mädchen ergiebt ſich für einen leidlichen Preis einem fremden Mann —“

„Allerdings.“

„Und ſie will nicht nackend vor ſeinen Augen erſcheinen?“

„Keineswegs; dazu gehört viel Entſchließung.“

„Selbſt, wenn ſie ſchön iſt?“

„Auch dann. Genug, ich will ſehen, was ich für Sie thun kann; Sie ſind ein junger, artiger, hübſcher Mann, für den man ſich ſchon Mühe geben muß.“

Sie klopfte mir auf die Schultern und auf die Wangen. „Ja!“ rief ſie aus, „ein Maler, das muß es wol ſein; denn Sie ſind weder alt noch vornehm genug, um dergleichen Scenen zu bedürfen.“

Sie beſtellte mich auf den folgenden Tag, und ſo ſchieden wir aus einander.

Ich kann heute nicht vermeiden, mit Ferdinand in eine große Geſellſchaft zu gehen, und auf den Abend ſteht mir das Aben-

teuer bevor. Es wird einen schönen Gegensatz geben. Schon kenne ich diese verwünschte Gesellschaft, wo die alten Weiber verlangen, daß man mit ihnen spielen, die jungen, daß man mit ihnen liebäugeln soll, wo man dann dem Gelehrten zuhören, den Geistlichen verehren, dem Edelmann Platz machen muß, wo die vielen Lichter kaum eine leidliche Gestalt beleuchten, die noch dazu hinter einen barbarischen Putz versteckt ist. Soll ich Französisch reden, eine fremde Sprache, in der man immer albern erscheint, man mag sich stellen, wie man will, weil man immer nur das Gemeine, nur die groben Züge und noch dazu stockend und stotternd ausdrücken kann? Denn was unterscheidet den Dummkopf vom geistreichen Menschen, als daß dieser das Zarte, Gehörige der Gegenwart schnell, lebhaft und eigenthümlich ergreift und mit Leichtigkeit ausdrückt, als daß jene, gerade wie wir es in einer fremden Sprache thun, sich mit schon gestempelten hergebrachten Phrasen bei jeder Gelegenheit behelfen müssen. Heute will ich mit Ruhe ein paar Stunden die schlechten Späße ertragen in der Aussicht auf die sonderbare Scene, die meiner wartet.

Mein Abenteuer ist bestanden, vollkommen nach meinen Wünschen, über meine Wünsche, und doch weiß ich nicht, ob ich mich darüber freuen, oder ob ich mich tadeln soll. Sind wir denn nicht gemacht, das Schöne rein zu beschauen, ohne Eigennutz das Gute hervorzubringen? Fürchte nichts und höre mich! Ich habe mir nichts vorzuwerfen; der Anblick hat mich nicht aus meiner Fassung gebracht; aber meine Einbildungskraft ist entzündet, mein Blut erhitzt. O, stünd' ich nur schon den großen Eismassen gegenüber, um mich wieder abzukühlen! Ich schlich mich aus der Gesellschaft und, in meinen Mantel gewickelt, nicht ohne Bewegung zur Alten.

„Wo haben Sie Ihr Portefeuille?" rief sie aus.

„Ich hab' es diesmal nicht mitgebracht. Ich will heute nur mit den Augen studiren."

„Ihre Arbeiten müssen Ihnen gut bezahlt werden, wenn Sie so theure Studien machen können. Heute werden Sie nicht wohlfeil davonkommen. Das Mädchen verlangt ***, und mir können Sie auch für meine Bemühung unter ** nicht geben. (Du verzeihst mir, wenn ich Dir den Preis nicht gestehe.) Dafür sind Sie aber auch bedient, wie Sie es wünschen können. Ich hoffe, Sie sollen meine Vorsorge loben; so einen Augen-

schmaus haben Sie noch nicht gehabt und ... das Anſthiem haben Sie umſonſt."

Sie brachte mich darauf in ein kleines, artig möblirtes Zimmer; ein ſauberer Teppich deckte den Fußboden, in einer Art von Niſche ſtand ein ſehr reinliches Bett, zu der Seite des Hauptes eine Toilette mit aufgeſtelltem Spiegel und zu den Füßen ein Gueridon mit einem dreiarmigen Leuchter, auf dem ſchöne helle Kerzen brannten; auch auf der Toilette brannten zwei Lichter. Ein erloſchenes Kaminfeuer hatte die Stube durchaus erwärmt. Die Alte wies mir einen Seſſel an, dem Bette gegenüber am Kamin, und entfernte ſich. Es währte nicht lange, ſo kam zu der entgegengeſetzten Thüre ein großes, herrlich gebildetes, ſchönes Frauenzimmer heraus; ihre Kleidung unterſchied ſich nicht von der gewöhnlichen. Sie ſchien mich nicht zu bemerken, warf ihren ſchwarzen Mantel ab und ſetzte ſich vor die Toilette. Sie nahm eine große Haube, die ihr Geſicht bedeckt hatte, vom Kopfe; eine ſchöne regelmäßige Bildung zeigte ſich, braune Haare mit vielen und großen Locken rollten auf die Schultern herunter. Sie fing an, ſich auszukleiden; welch eine wunderliche Empfindung, da ein Stück nach dem andern herabfiel, und die Natur, von der fremden Hülle entkleidet, mir als fremd erſchien und beinahe, möcht' ich ſagen, mir einen ſchauerlichen Eindruck machte! Ach, mein Freund, iſt es nicht mit unſern Meinungen, unſern Vorurtheilen, Einrichtungen, Geſetzen und Grillen auch ſo? Erſchrecken wir nicht, wenn eine von dieſen fremden, ungehörigen, unwahren Umgebungen uns entzogen wird, und irgend ein Theil unſerer wahren Natur entblößt daſtehen ſoll? Wir ſchaudern, wir ſchämen uns; aber vor keiner wunderlichen und abgeſchmackten Art, uns durch äußern Zwang zu entſtellen, fühlen wir die mindeſte Abneigung. Soll ich Dir's geſtehen: ich konnte mich ebenſo wenig in den herrlichen Körper finden, da die letzte Hülle herabfiel, als vielleicht Freund L. ſich in ſeinen Zuſtand finden wird, wenn ihn der Himmel zum Anführer der Mohawks machen ſollte. Was ſehen wir an den Weibern? Was für Weiber gefallen uns, und wie confundiren wir alle Begriffe? Ein kleiner Schuh ſieht gut aus, und wir rufen: „Welch ein ſchöner kleiner Fuß!" Ein ſchmaler Schnürleib hat etwas Elegantes, und wir preiſen die ſchöne Taille.

Ich beſchreibe Dir meine Reflektionen, weil ich Dir mit Worten die Reihe von entzückenden Bildern nicht darſtellen kann, die mich das ſchöne Mädchen mit Anſtand und Artigkeit ſehen

lich. Alle Bewegungen folgten so natürlich auf einander, und doch schienen sie so studirt zu sein. Reizend war sie, indem sie sich entkleidete, schön, herrlich schön, als das letzte Gewand fiel. Sie stand, wie Minerva vor Paris mochte gestanden haben; bescheiden bestieg sie ihr Lager, unbedeckt versuchte sie in verschiedenen Stellungen sich dem Schlafe zu übergeben; endlich schien sie entschlummert. In der anmuthigsten Stellung blieb sie eine Weile; ich konnte nur staunen und bewundern. Endlich schien ein leidenschaftlicher Traum sie zu beunruhigen, sie seufzte tief, veränderte heftig die Stellung, stammelte den Namen eines Geliebten und schien ihre Arme gegen ihn auszustrecken. „Komm," rief sie endlich mit vernehmlicher Stimme, „komm, mein Freund, in meine Arme, oder ich schlafe wirklich ein." In dem Augenblick ergriff sie die seidne durchnähte Decke, zog sie über sich her, und ein allerliebstes Gesicht sah unter ihr hervor.

Briefe aus der Schweiz.

Zweite Abtheilung.

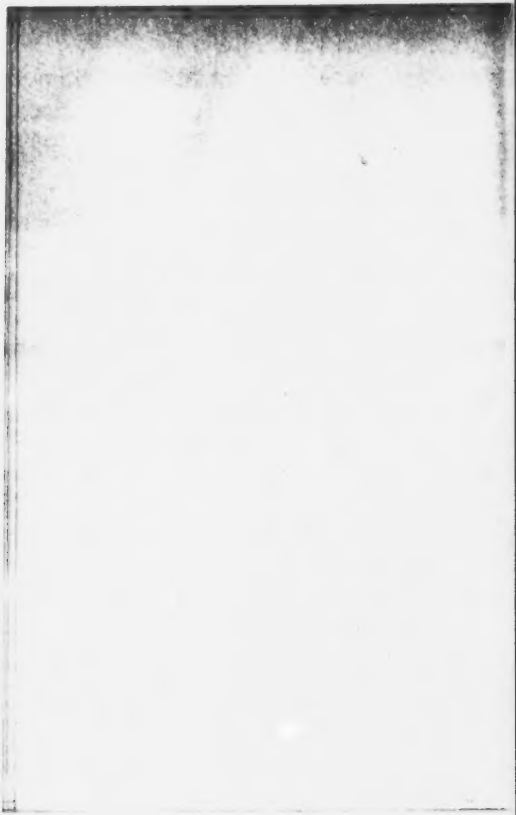

Münſter, den 3. Oktober 1779. Sonntag Abends.

Von Baſel erhalten Sie ein Packet, das die Geſchichte unſerer bisherigen Reiſe enthält, indeſſen wir unſern Zug durch die Schweiz nun ernſtlich fortſetzen. Auf dem Wege nach Biel ritten wir das ſchöne Birſch-Thal herauf und kamen endlich an den engen Paß, der hierher führt.

Durch den Rücken einer hohen und breiten Gebirgkette hat die Birſch, ein mäßiger Fluß, ſich einen Weg von Uralters geſucht. Das Bedürfniß mag nachher durch ihre Schluchten ängſtlich nachgeklettert ſein. Die Römer erweiterten ſchon den Weg, und nun iſt er ſehr bequem durchgeführt. Das über Felsſtücke rauſchende Waſſer und der Weg gehen neben einander hin und machen an den meiſten Orten die ganze Breite des Paſſes, der auf beiden Seiten von Felſen beſchloſſen iſt, die ein gemächlich aufgehobenes Auge faſſen kann. Hinterwärts heben Gebirge ſanft ihre Rücken, deren Gipfel uns vom Nebel bedeckt waren.

Bald ſteigen aneinanderhängende Wände ſenkrecht auf, bald ſtreichen gewaltige Lagen ſchief nach dem Fluß und dem Weg ein, breite Maſſen ſind auf einander gelegt, und gleich daneben ſtehen ſcharfe Klippen abgeſetzt. Große Klüfte ſpalten ſich aufwärts, und Platten von Mauerſtärke haben ſich von dem übrigen Geſteine losgetrennt. Einzelne Felsſtücke ſind heruntergeſtürzt, andere hängen noch über und laſſen nach ihrer Lage fürchten, daß ſie dereinſt gleichfalls hereinkommen werden.

Bald rund, bald ſpitz, bald bewachſen, bald nackt ſind die Firſten der Felſen, wo oft noch oben drüber ein einzelner Kopf

kahl und kühn herüber sieht, und an Wänden und in der Tiefe schmiegen sich aus witterte Klüfte hinein.

Mir machte der Zug durch diese Enge eine große, ruhige Empfindung. Das Erhabene giebt der Seele die schöne Ruhe, sie wird ganz dadurch ausgefüllt, fühlt sich so groß, als sie sein kann. Wie herrlich ist ein solches reines Gefühl, wenn es bis gegen den Rand steigt, ohne überzulaufen! Mein Auge und meine Seele konnten die Gegenstände fassen, und da ich rein war, diese Empfindung nirgends falsch widerstieß, so wirkten sie, was sie sollten. Vergleicht man solch ein Gefühl mit jenem, wenn wir uns mühselig im Kleinen umtreiben, Alles aufbieten, diesem so viel als möglich zu borgen und aufzuflicken und unserm Geist durch seine eigne Kreatur Freude und Futter zu bereiten, so sieht man erst, wie ein armseliger Behelf es ist.

Ein junger Mann, den wir von Basel mitnahmen, sagte, es sei ihm lange nicht wie das erste Mal, und gab der Neuheit die Ehre. Ich möchte aber sagen: „Wenn wir einen solchen Gegenstand zum ersten Mal erblicken, so weitet sich die ungewohnte Seele erst aus, und es macht dies ein schmerzlich Vergnügen, eine Ueberfülle, die die Seele bewegt und uns wollüstige Thränen ablockt. Durch diese Operation wird die Seele in sich größer, ohne es zu wissen, und ist jener ersten Empfindung nicht mehr fähig. Der Mensch glaubt verloren zu haben, er hat aber gewonnen; was er an Wollust verliert, gewinnt er an innerm Wachsthum. Hätte mich nur das Schicksal in irgend einer großen Gegend heißen wohnen, ich wollte mit jedem Morgen Nahrung der Großheit aus ihr saugen wie aus einem lieblichen Thal Geduld und Stille."

Am Ende der Schlucht stieg ich ab und kehrte einen Theil allein zurück. Ich entwickelte mir noch ein tiefes Gefühl, durch welches das Vergnügen auf einen hohen Grad für den aufmerksamen Geist vermehrt wird. Man ahnet im Dunkeln die Entstehung und das Leben dieser seltsamen Gestalten. Es mag geschehen sein, wie und wann es wolle, so haben sich diese Massen nach der Schwere und Aehnlichkeit ihrer Theile groß und einfach zusammengesetzt. Was für Revolutionen sie nachher bewegt, getrennt, gespalten haben, so sind auch diese noch nur einzelne Erschütterungen gewesen, und selbst der Gedanke einer so ungeheuren Bewegung giebt ein hohes Gefühl von ewiger Festigkeit. Die Zeit hat auch, gebunden an die ewigen Gesetze, bald mehr, bald weniger auf sie gewirkt.

Sie scheinen innerlich von gelblicher Farbe zu sein; allein das Wetter und die Luft verändern die Oberfläche in Graublau, daß nur hier und da in Streifen und in frischen Spalten die erste Farbe sichtbar ist. Langsam verwittert der Stein selbst und rundet sich an den Ecken ab, weichere Flecken werden weggezehrt, und so giebt's gar zierlich ausgeschweifte Höhlen und Löcher, die, wann sie mit scharfen Kanten und Spitzen zusammentreffen, sich seltsam zeichnen. Die Vegetation behauptet ihr Recht; auf jedem Vorsprung, Fläche und Spalt fassen Fichten Wurzel, Moos und Kräuter säumen die Felsen. Man fühlt tief: hier ist nichts Willkürliches, hier wirkt ein Alles langsam bewegendes, ewiges Gesetz, und nur von Menschenhand ist der bequeme Weg, über den man durch diese seltsamen Gegenden durchschleicht.

Genf, den 27. Oktober 1779.

Die große Bergkette, die von Basel bis Genf Schweiz und Frankreich scheidet, wird, wie Ihnen bekannt ist, der Jura genannt. Die größten Höhen davon ziehen sich über Lausanne bis ungefähr über Rolle und Nyon. Auf diesem höchsten Rücken ist ein merkwürdiges Thal von der Natur eingegraben — ich möchte sagen eingeschwemmt, da auf allen diesen Kalkhöhen die Wirkungen der uralten Gewässer sichtbar sind — das La Vallée de Joux genannt wird, welcher Name, da Joux in der Landsprache einen Felsen oder Berg bedeutet, deutsch das Bergthal hieße. Eh ich zur Beschreibung unsrer Reise fortgehe, will ich mit Wenigem die Lage desselben geographisch angeben. Seine Länge streicht, wie das Gebirg selbst, ziemlich von Mittag gegen Mitternacht und wird an jener Seite von den Septmoncels, an dieser von der Dent de Vaulion, welche nach der Döle der höchste Gipfel des Jura ist, begrenzt und hat nach der Sage des Landes neun kleine, nach unserer ungefähren Reiserechnung aber sechs starke Stunden. Der Berg, der es die Länge hin an der Morgenseite begrenzt und auch von dem flachen Land herauf sichtbar ist, heißt Le noir Mont. Gegen Abend streicht der Risou hin und verliert sich allmählig gegen die Franche-Comté. Frankreich und Bern theilen sich ziemlich gleich in dieses Thal, so daß jenes die obere schlechte Hälfte und dieses die untere bessere besitzt, welche letztere eigentlich La Vallée du Lac de Joux genannt wird. Ganz oben in dem Thal gegen

den Fuß der Septmoncels liegt der Lac des Rousses, der keinen sichtlichen einzelnen Ursprung hat, sondern sich aus quelligem Boden und den überall auslaufenden Brunnen sammelt. Aus demselben fließt die Orbe, durchstreicht das ganze französische und einen großen Theil des Berner Gebiets, bis sie wieder unten gegen die Dent de Vaulion sich zum Lac de Joux bildet, der seitwärts in einen kleinen See abfällt, woraus das Wasser endlich sich unter der Erde verlieret. Die Breite des Thals ist verschieden, oben beim Lac des Rousses etwa eine halbe Stunde; alsdann verengert sich's und läuft wieder unten aus einander, wo etwa die größte Breite anderthalb Stunden wird. So viel zum bessern Verständniß des Folgenden, wobei ich Sie einen Blick auf die Karte zu thun bitte, ob ich sie gleich alle, was diese Gegend betrifft, unrichtig gefunden habe.

Den 24. Oktober ritten wir in Begleitung eines Hauptmanns und Oberforstmeisters dieser Gegenden erstlich Mont hinan, einen kleinen zerstreuten Ort, der eigentlicher eine Kette von Reb- und Landhäusern genennt werden könnte. Das Wetter war sehr hell; wir hatten, wenn wir uns umkehrten, die Aussicht auf den Genfersee, die Savoyer- und Wallis-Gebirge, konnten Lausanne erkennen und durch einen leichten Nebel auch die Gegend von Genf. Der Montblanc, der über alle Gebirge des Faucigny ragt, kam immer mehr hervor. Die Sonne ging klar unter; es war so ein großer Anblick, daß ein menschlich Auge nicht dazu hinreicht. Der fast volle Mond kam herauf, und wir immer höher. Durch Fichtenwälder stiegen wir weiter den Jura hinan und sahen den See in Duft und den Widerschein des Mondes darin. Es wurde immer heller. Der Weg ist eine wohlgemachte Chaussee, nur angelegt, um das Holz aus dem Gebirg bequemer in das Land herunterzubringen. Wir waren wol drei Stunden gestiegen, als es hinterwärts sachte wieder hinabzugehen anfing. Wir glaubten, unter uns einen großen See zu erblicken, indem ein tiefer Nebel das ganze Thal, was wir übersehen konnten, ausfüllte. Wir kamen ihm endlich näher, sahen einen weißen Bogen, den der Mond darin bildete, und wurden bald ganz vom Nebel eingewickelt. Die Begleitung des Hauptmanns verschaffte uns Quartier in einem Hause, wo man sonst nicht Fremde aufzunehmen pflegt. Es unterschied sich in der innern Bauart von gewöhnlichen Gebäuden in nichts, als daß der große Raum mitten inne zugleich Küche, Versammlungsplatz, Vorsaal ist, und man von da in die Zimmer

gleicher Erde und auch die Treppe hinaufgeht. Auf der einen Seite war an dem Boden auf steinernen Platten das Feuer angezündet, daron ein weiter Schornstein, mit Brettern dauerhaft und sauber ausgeschlagen, den Rauch aufnahm. In der Ecke waren die Thüren zu den Backöfen, der ganze Fußboden übrigens gedielet bis auf ein kleines Eckchen am Fenster um den Spülstein, das gepflastert war, übrigens rings herum, auch in der Höhe über den Balken, eine Menge Hausrath und Geräthschaften in schöner Ordnung angebracht, Alles nicht unreinlich gehalten.

Den 25. Morgens war helles, kaltes Wetter, die Wiesen bereift, hier und da zogen leichte Nebel; wir konnten den untern Theil des Thals ziemlich übersehen, unser Haus lag am Fuß des östlichen Noir Mont. Gegen Achte ritten wir ab, und, um der Sonne gleich zu genießen, an der Abendseite hin. Der Theil des Thals, an dem wir hinritten, bestebt in abgetheilten Wiesen, die gegen den See zu etwas sumpfichter werden. Die Orbe fließt in der Mitte durch. Die Einwohner haben sich theils in einzelnen Häusern an der Seite angebaut, theils sind sie in Dörfern näher zusammengerückt, die einfache Namen von ihrer Lage führen. Das erste, wodurch wir kamen, war Le Sentier. Wir sahen von Weitem die Dent de Vaulion über einem Nebel, der auf dem See stand, hervorblicken. Das Thal ward breiter, wir kamen hinter einem Felsgrat, der uns den See verdeckte, durch ein ander Dorf, Le Lieu genannt; die Nebel stiegen und fielen wechselsweise vor der Sonne. Hier nahebei ist ein kleiner See, der keinen Zu- und Abfluß zu haben scheint. Das Wetter klärte sich völlig auf, und wir kamen gegen den Fuß der Dent de Vaulion und trafen hier ans nördliche Ende des großen Sees, der, indem er sich westwärts wendet, in den kleinen durch einen Damm unter einer Brücke weg seinen Ausfluß hat. Das Dorf drüben heißt Le Pont. Die Lage des kleinen Sees ist wie in einem eigenen kleinen Thal, was man niedlich sagen kann. An dem westlichen Ende ist eine merkwürdige Mühle in einer Felskluft angebracht, die ehemals der kleine See ausfüllte; nunmehr ist er abgedämmt, und die Mühle in die Tiefe gebaut. Das Wasser läuft durch Schleusen auf die Räder, es stürzt sich von da in Felsritzen, wo es eingeschluckt wird und erst eine Stunde von da in Valorbe hervorkommt, wo es wieder den Namen des Orbeflusses führet. Diese Abzüge (entonnoirs) müssen rein gehalten werden; sonst würde das Wasser steigen, die Kluft wieder ausfüllen und über die Mühle

weg gehen, wie es schon mehr geschehen ist. Sie waren stark in der Arbeit begriffen, den morschen Kalkfelsen theils wegzuschaffen, theils zu befestigen. Wir ritten zurück über die Brücke nach Pont, nahmen einen Wegweiser auf La Dent. Im Aufsteigen sahen wir nunmehr den großen See völlig hinter uns. Ostwärts ist der Noir Mont seine Grenze, hinter dem der kahle Gipfel der Dôle hervorkommt; westwärts hielt ihn der Felsrücken, der gegen den See ganz nackt ist, zusammen. Die Sonne schien heiß, es war zwischen Elf und Mittag. Nach und nach übersahen wir das ganze Thal, konnten in der Ferne den Lac des Rousses erkennen und weiter her bis zu unsern Füßen die Gegend, durch die wir gekommen waren, und den Weg, der uns rückwärts noch überblieb. Im Aufsteigen wurde von der großen Strecke Landes und den Herrschaften, die man oben unterscheiden könnte, gesprochen, und in solchen Gedanken betraten wir den Gipfel; allein uns war ein ander Schauspiel zubereitet. Nur die hohen Gebirgketten waren unter einem klaren und heitern Himmel sichtbar, alle niedern Gegenden mit einem weißen wolkigen Nebelmeer überdeckt, das sich von Genf bis nordwärts an den Horizont erstreckte und in der Sonne glänzte. Daraus stieg ostwärts die ganze reine Reihe aller Schnee- und Eisgebirge ohne Unterschied von Namen der Völker und Fürsten, die sie zu besitzen glauben, nur einem großen Herrn und dem Blick der Sonne unterworfen, der sie schön rötbete. Der Montblanc gegen uns über schien der höchste, die Eisgebirge des Wallis und des Oberlandes folgten, zuletzt schlossen niedere Berge des Kantons Bern. Gegen Abend war an einem Platze das Nebelmeer unbegrenzt; zur Linken in der weitsten Ferne zeigten sich sodann die Gebirge von Solothurn, näher die von Neufchâtel, gleich vor uns einige Häuser von Baulion, dahin die Dent gehört und daher den Namen hat. Gegen Abend schließt die Franche-Comté mit flachstreichenden, waldigen Bergen den ganzen Horizont, wovon ein einziger ganz in der Ferne gegen Nordwest sich unterschied. Grad ab war ein schöner Anblick. Hier ist die Spitze, die diesem Gipfel den Namen eines Zahns giebt. Er geht steil und eher etwas einwärts hinunter, in der Tiefe schließt ein kleines Fichtenthal an mit schönen Grasplätzen; gleich drüber liegt das Thal, Valorbe genannt, wo man die Orbe aus dem Felsen kommen sieht und rückwärts zum kleinen See ihren unterirdischen Lauf in Gedanken verfolgen kann. Das Städtchen Valorbe liegt auch in diesem

Thal. Ungern ſchieden wir. Einige Stunden längeren Aufenthalts, indem der Nebel um dieſe Zeit ſich zu zerſtreuen pflegt, hätten uns das tiefere Land mit dem See entdecken laſſen; ſo aber mußte, damit der Genuß vollkommen werde, noch etwas zu wünſchen übrig bleiben. Abwärts hatten wir unſer ganzes Thal in aller Klarheit vor uns, ſtiegen bei Pont zu Pferde, ritten an der Oſtſeite den See hinauf, kamen durch L'Abbaye de Jour, welches jetzt ein Dorf iſt, ehemals aber ein Sitz der Geiſtlichen war, denen das ganze Thal zugehörte. Gegen Viere langten wir in unſerm Wirthshaus an und fanden ein Eſſen, wovon uns die Wirthin verſicherte, daß es um Mittag gut geweſen ſei, aber auch übergar trefflich ſchmeckte.

Daß ich noch Einiges, wie man mir es erzählt, hinzufüge! Wie ich eben erwähnte, ſoll ehedem das Thal Mönchen gehört haben, die es dann wieder vereinzelt, und zu Zeiten der Reformation mit den Uebrigen ausgetrieben worden. Jetzt gehört es zum Kanton Bern, und ſind die Gebirge umher die Holzkammer von dem Pays de Vaud. Die meiſten Hölzer ſind Privatbeſitzungen, werden unter Aufſicht geſchlagen und ſo ins Land gefahren. Auch werden hier die Tannen zu fichtenen Fäſſern geſchnitten, Eimer, Bettiche und allerlei hölzerne Gefäße verfertiget. Die Leute ſind gut gebildet und geſittet. Neben dem Holzverkauf treiben ſie die Viehzucht; ſie haben kleines Vieh und machen gute Käſe. Sie ſind geſchäftig, und ein Erdſchollen iſt ihnen viel werth. Wir fanden Einen, der die wenige aus einem Gräbchen aufgeworfene Erde mit Pferd und Karren in einige Vertiefungen ebenderſelben Wieſe führte. Die Steine legen ſie ſorgfältig zuſammen und bringen ſie auf kleine Haufen. Es ſind viele Steinſchleifer hier, die für Genfer und andere Kaufleute arbeiten, mit welchem Erwerb ſich auch die Frauen und Kinder beſchäftigen. Die Häuſer ſind dauerhaft und ſauber gebaut, die Form und Einrichtung nach dem Bedürfniß der Gegend und der Bewohner; vor jedem Hauſe läuft ein Brunnen, und durchaus ſpürt man Fleiß, Rührigkeit und Wohlſtand. Ueber Alles aber muß man die ſchönen Wege preiſen, für die in dieſen entfernten Gegenden der Stand Bern wie durch den ganzen übrigen Kanton ſorgt. Es geht eine Chauſſee um das ganze Thal herum, nicht übermäßig breit, aber wohl unterhalten, ſo daß die Einwohner mit der größten Bequemlichkeit ihr Gewerbe treiben, mit kleinen Pferden und leichten Wagen fortkommen können. Die Luft iſt ſehr rein und geſund.

Den 26. ward beim Frühstück überlegt, welchen Weg man zurück nehmen wolle. Da wir hörten, daß die Dôle, der höchste Gipfel des Jura, nicht weit von dem obern Ende des Thals liege, da das Wetter sich auf das Herrlichste anließ, und wir hoffen konnten, was uns gestern noch gefehlt, heute vom Glück Alles zu erlangen, so wurde dahin zu gehen beschlossen. Wir packten einem Boten Käse, Butter, Brod und Wein auf und ritten gegen Achte ab. Unser Weg ging nun durch den obern Theil des Thals in dem Schatten des Noir Mont hin. Es war sehr kalt, hatte gereift und gefroren; wir hatten noch eine Stunde im Bernischen zu reiten, wo sich die Chaussee, die man eben zu Ende bringt, abschneiden wird. Durch einen kleinen Fichtenwald rückten wir ins französische Gebiet ein. Hier verändert sich der Schauplatz sehr. Was wir zuerst bemerkten, waren die schlechten Wege. Der Boden ist sehr steinig, überall liegen sehr große Haufen zusammengelesen; wieder ist er eines Theils sehr morastig und quellig; die Waldungen umher sind sehr ruinirt; den Häusern und Einwohnern sieht man, ich will nicht sagen, Mangel, aber doch bald ein sehr enges Bedürfniß an. Sie gehören fast als Leibeigene an die Kanonici von St. Claude, sie sind an die Erde gebunden, viele Abgaben liegen auf ihnen (sujets à la main morte et au droit de la suite), wovon mündlich ein Mehreres, wie auch von dem neuesten Edikt des Königs, wodurch das droit de la suite aufgehoben wird, die Eigenthümer und Besitzer aber eingeladen werden, gegen ein gewisses Geld der main morte zu entsagen. Doch ist auch dieser Theil des Thals sehr angebaut. Sie nähren sich mühsam und lieben doch ihr Vaterland sehr, stehlen gelegentlich den Bernern Holz und verkaufen's wieder ins Land. Der erste Sprengel heißt Le Bois d'Amont, durch den wir in das Kirchspiel Les Rousses kamen, wo wir den kleinen Lac des Rousses und Les sept Moncels, sieben kleine, verschieden gestaltete und verbundene Hügel, die mittägige Grenze des Thals, vor uns sahen. Wir kamen bald auf die neue Straße, die aus dem Pays de Vaud nach Paris führt; wir folgten ihr eine Weile abwärts und waren nunmehr von unserm Thale geschieden; der kahle Gipfel der Dôle lag vor uns, wir stiegen ab, unire Pferde zogen auf der Straße voraus nach St. Cergues, und wir stiegen die Dôle hinan. Es war gegen Mittag, die Sonne schien heiß; aber es wechselte ein kühler Mittagswind. Wenn wir auszuruhen uns umsahen, hatten wir Les sept Moncels

hinter uns, wir ſahen noch einen Theil des Lac des Rouſſes und um ihn die zerſtreuten Häuſer des Kirchſpiels; der Noir Mont deckte uns das übrige ganze Thal, höher ſahen wir wieder ungefähr die geſtrige Ausſicht in die Franche-Comté und näher bei uns gegen Mittag die letzten Berge und Thäler des Jura. Sorgfältig hüteten wir uns, nicht durch einen Bug der Hügel uns nach der Gegend umzuſehen, um derentwillen wir eigentlich heraufſtiegen. Ich war in einiger Sorge wegen des Nebels, doch zog ich aus der Geſtalt des obern Himmels einige gute Vorbedeutungen. Wir betraten endlich den obern Gipfel und ſahen mit größtem Vergnügen uns heute gegönnt, was uns geſtern verſagt war. Das ganze Pays de Vaud und de Ger lag wie eine Flurkarte unter uns, alle Beſitzungen mit grünen Zäunen abgeſchnitten, wie die Beete eines Parterres. Wir waren ſo hoch, daß die Höhen und Vertiefungen des vordern Landes gar nicht erſchienen. Dörfer, Städtchen, Landhäuſer, Weinberge, und höher herauf, wo Wald und Alpen angehen, Sennhütten, meiſtens weiß und hell angeſtrichen, leuchteten gegen die Sonne. Vom Lemaner-See hatte ſich der Nebel ſchon zurückgezogen, wir ſahen den nächſten Theil an der diesſeitigen Küſte deutlich; den ſogenannten kleinen See, wo ſich der große verenget und gegen Genf zu geht, dem wir gegenüber waren, überblickten wir ganz, und gegenüber klärte ſich das Land auf, das ihn einſchließt. Vor Allem aber behauptete der Anblick über die Eis- und Schneeberge ſeine Rechte. Wir ſetzten uns vor der kühlen Luft in Schutz hinter Felſen, ließen uns von der Sonne beſcheinen, das Eſſen und Trinken ſchmeckte trefflich. Wir ſahen dem Nebel zu, der ſich nach und nach verzog; Jeder entdeckte etwas oder glaubte etwas zu entdecken. Wir ſahen nach und nach Lauſanne mit allen Gartenhäuſern umher, Vevay und das Schloß von Chillon ganz deutlich, das Gebirg, das uns den Eingang vom Wallis verdeckte, bis in den See, von da, an der ſavoyer Küſte, Evian, Ripaille, Tonon, Dörfchen und Häuſchen zwiſchen inne; Genf kam endlich rechts auch aus dem Nebel; aber weiter gegen Mittag, gegen den Mont-crédo und Mont-vouache, wo das Fort l'Ecluſe inne liegt, zog er ſich gar nicht weg. Wendeten wir uns wieder links, ſo lag das ganze Land von Lauſanne bis Solothurn in leichtem Duft. Die nähern Berge und Höhen, auch Alles, was weiße Häuſer hatte, konnten wir erkennen; man zeigte uns das Schloß Chanvan blinken, das vom Neuburgerſee links liegt, woraus

wir seine Lage muthmaßen, ihn aber in dem blauen Duft nicht erkennen konnten. Es sind keine Worte für die Größe und Schöne dieses Anblicks; man ist sich im Augenblick selbst kaum bewußt, daß man sieht; man ruft sich nur gern die Namen und alten Gestalten der bekannten Städte und Orte zurück und freut sich in einer taumelnden Erkenntniß, daß das eben die weißen Punkte sind, die man vor sich hat.

Und immer wieder zog die Reihe der glänzenden Eisgebirge das Aug' und die Seele an sich. Die Sonne wendete sich mehr gegen Abend und erleuchtete ihre größern Flächen gegen uns zu. Schon was vom See auf für schwarze Felsrücken, Zähne, Thürme und Mauern in vielfachen Reihen vor ihnen aufsteigen, wilde, ungeheure, undurchdringliche Vorhöfe bilden! Wenn sie dann erst selbst in der Reinheit und Klarheit in der freien Luft mannichfaltig daliegen! Man giebt da gern jede Prätension ans Unendliche auf, da man nicht einmal mit dem Endlichen im Anschauen und Gedanken fertig werden kann.

Vor uns sahen wir ein fruchtbares, bewohntes Land; der Boden, worauf wir standen, ein hohes, kahles Gebirge, trägt noch Gras, Futter für Thiere, von denen der Mensch Nutzen zieht. Das kann sich der einbildische Herr der Welt noch zueignen; aber jene sind wie eine heilige Reihe von Jungfrauen, die der Geist des Himmels in unzugänglichen Gegenden vor unsern Augen für sich allein in ewiger Reinheit aufbewahrt. Wir blieben und reizten einander wechselsweise, Städte, Berge und Gegenden bald mit bloßem Auge, bald mit dem Teleskop zu entdecken, und gingen nicht eher abwärts, als bis die Sonne im Weichen den Nebel seinen Abendhauch über den See breiten ließ. Wir kamen mit Sonnenuntergang auf die Ruinen des Fort de St. Cergues. Auch näher am Thal waren unsre Augen nur auf die Eisgebirge gegenüber gerichtet. Die letzten, links im Oberland, schienen in einen leichten Feuerdampf aufzuschmelzen; die nächsten standen noch mit wohl bestimmten rothen Seiten gegen uns; nach und nach wurden jene weiß, grün, graulich. Es sah fast ängstlich aus. Wie ein gewaltiger Körper von außen gegen das Herz zu abstirbt, so erblaßten alle langsam gegen den Montblanc zu, dessen weiter Busen noch immer roth herüber glänzte und zuletzt uns noch einen röthlichen Schein zu behalten schien, wie man den Tod des Geliebten nicht gleich bekennen und den Augenblick, wo der Puls zu schlagen aufhört, nicht abschneiden will. Auch nun

gingen wir ungern weg. Die Pferde fanden wir in St. Cergues und daß nichts fehle, stieg der Mond auf und leuchtete uns nach Nyon, indeß unterwegens unsere angespannten Sinne sich wieder lieblich entfalteten, wieder freundlich wurden, um mit frischer Lust aus den Fenstern des Wirthshauses den breit schwimmenden Widerglanz des Mondes im ganz reinen See genießen zu können.

Hier und da auf der ganzen Reise ward so viel von der Merkwürdigkeit der savoyer Eisgebirge gesprochen, und wie wir nach Genf kamen, hörten wir, es werde immer mehr Mode, dieselben zu sehen, daß der Graf eine sonderliche Lust kriegte, unsern Weg dahin zu leiten, von Genf aus über Cluse und Sallanches ins Thal Chamounx zu gehen, die Wunder zu betrachten, dann über Vallorcine und Trient nach Martinach ins Wallis zu fallen. Dieser Weg, den die meisten Reisenden nehmen, schien wegen der Jahrszeit etwas bedenklich. Der Herr de Saussure*) wurde deswegen auf seinem Landgute besucht und um Rath gefragt. Er versicherte, daß man ohne Bedenken den Weg machen könne: „Es liege auf den mittlern Bergen noch kein Schnee, und wenn wir in der Folge aufs Wetter und auf den guten Rath der Landleute achten wollten, der niemals fehlschlage, so könnten wir mit aller Sicherheit diese Reise unternehmen." Hier ist die Abschrift eines sehr eiligen Tageregisters.

Cluse in Savoyen, den 3. November 1779.

Heute beim Abscheiden von Genf theilte sich die Gesellschaft; der Graf, mit mir und einem Jäger, zog nach Savoyen zu; Freund W. mit den Pferden durchs Pays de Vaud ins Wallis. Wir, in einem leichten Kabriolet mit vier Rädern, fuhren erst, Hubern**) auf seinem Landgute zu besuchen, den Mann, dem

*) Horace Benedikt de Saussure (1740—1799), hatte gerade in dem Jahre, als Goethe ihn besuchte, den Band seines großen Werks „Voyages dans les Alpes, précédés d'un essai sur l'histoire naturelle des environs de Genève," 4. vol. 1779—1796, beg. unrr.

**) Albert Huber, an den der Herzog im folgenden Jahre auch Empfehlungsbriefe (Archiv's literarischer Nachlaß, I, 118, 119, 121), vergleiche man den Brief an Frau von Stein I, S. 270, Anmerkung 5. Er lebte damals in Genf als Kunstliebhaber und wurde bekannter durch mannichfache Verbindung seines Freundes Reinhard und seine Gemälde aus Virgil's Aeneis beschäftigt.

Geist, Imagination, Nachahmungsbegierde zu allen Gliedern heraus will, einen der wenigen ganzen Menschen, die wir angetroffen haben. Er setzte uns auf den Weg, und wir fuhren sodann, die hohen Schneegebirge, an die wir wollten, vor Augen, weiter. Vom Genfersee laufen die vordern Bergketten gegen einander, bis da, wo Bonneville zwischen der Möle, einem ansehnlichen Berge, und der Arve inne liegt. Da aßen wir zu Mittag. Hinter der Stadt schließt sich das Thal an, obgleich noch sehr breit; die Arve fließt sachte durch, die Mittagseite ist sehr angebaut, und durchaus der Boden benutzt. Wir hatten seit früh etwas Regen, wenigstens auf die Nacht, befürchtet; aber die Wolken verließen nach und nach die Berge und theilten sich in Schäfchen, die uns schon mehr ein gutes Zeichen gewesen. Die Luft war so warm wie Anfang Septembers und die Gegend sehr schön, noch viele Bäume grün, die meisten braungelb, wenige ganz kahl, die Saat hochgrün, die Berge im Abendroth rosenfarb ins Violette, und diese Farben auf großen, schönen, gefälligen Formen der Landschaft. Wir schwatzten viel Gutes. Gegen Fünfe kamen wir nach Cluse, wo das Thal sich schließt und nur einen Ausgang läßt, wo die Arve aus dem Gebirge kommt, und wir morgen hineingehen. Wir stiegen auf einen hohen Berg und sahen unter uns die Stadt an einen Fels gegenüber mit der einen Seite angelehnt, die andere mehr in die Fläche des Thals hingebaut, das wir mit vergnügten Blicken durchliefen und, auf abgestürzten Granitstücken sitzend, die Ankunft der Nacht mit ruhigen und mannichfaltigen Gesprächen erwarteten. Gegen Sieben, als wir hinabstiegen, war es noch nicht kühler, als es im Sommer um neun Uhr zu sein pflegt. In einem schlechten Wirthshaus bei muntern und willigen Leuten, an deren Patois man sich ergötzigt, erschlafen wir nun den morgenden Tag, vor dessen Anbruch wir schon unsern Stab weiter setzen wollen.

Abends gegen Zehn.

Sallanches, den 4. Nov. 1779. Mittags.

Bis ein schlechtes Mittagessen von sehr willigen Händen wird bereitet sein, versuche ich, das Merkwürdigste von heute früh aufzuschreiben. Mit Tagesanbruch gingen wir zu Fuße von Cluse ab den Weg nach Balme. Angenehm frisch war's

im Thal, das letzte Mondviertel ging vor der Sonne hell auf und erfreute uns, weil man es selten so zu sehen gewohnt ist. Leichte, einzelne Nebel stiegen aus den Felsritzen aufwärts, als wenn die Morgenluft junge Geister aufweckte, die Luft fühlten, ihre Brust der Sonne entgegenzutragen und sie an ihren Blicken zu vergülden. Der obere Himmel war ganz rein, nur wenige durchleuchtete Wolkenstreifen zogen quer darüber hin. Balme ist ein elendes Dorf, unfern vom Wege, wo sich eine Felsschlucht wendet. Wir verlangten von den Leuten, daß sie uns zur Höhle führen sollten, von der der Ort seinen Ruf hat. Da haben sich die Leute unter einander an und sagten Einer zum Andern: „Nimm Du die Leiter, ich will den Strick nehmen; kommt Ihr Herren nur mit!" Diese wunderbare Einladung schreckte uns nicht ab, ihnen zu folgen. Zuerst ging der Steig durch abgestürzte Kalkfelsenstücke hinauf, die durch die Zeit vor die steile Felswand aufgestuft worden und mit Hasel- und Buchenbüschen durchwachsen sind. Auf ihnen kommt man endlich an die Schicht der Felswand, wo man mühselig und leidig auf der Leiter und Felsstufen mit Hilfe übergebogener Nußbaumäste und dran befestigter Stricke hinaufklettern muß; dann steht man freilich in einem Portal, das in den Felsen eingewittert ist, übersieht das Thal und das Dorf unter sich. Wir bereiteten uns zum Eingang in die Höhle, zündeten Lichter an und luden eine Pistole, die wir losschießen wollten. Die Höhle ist ein langer Gang, meist ebenen Bodens, auf einer Schicht, bald zu einem, bald zu zwei Menschen breit, bald über Mannshöhe, dann wieder zum Bücken und auch zum Durchkriechen. Gegen die Mitte steigt eine Kluft aufwärts und bildet einen spitzigen Dom. In einer Ecke schiebt eine Kluft abwärts, wo wir immer gelassen Siebzehn bis Neunzehn gezählt haben, eh ein Stein mit verschiedentlich widerschallenden Sprüngen endlich in die Tiefe kam. An den Wänden sintert ein Tropfstein, doch ist sie an den wenigsten Orten feucht; auch bilden sich lange nicht die reichen, wunderbaren Figuren wie in der Baumanns-Höhle. Wir drangen so weit vor, als es die Wasser zuließen, schossen im Herausgehen die Pistole los, davon die Höhle mit einem starken, dumpfen Klang erschüttert wurde und um uns wie eine Glocke summte. Wir brauchten eine starke Viertelstunde, wieder herauszugehen, machten uns die Felsen wieder hinunter, fanden unsern Wagen und fuhren weiter. Wir sahen einen schönen Wasserfall auf Staubbach's Art; er war weder sehr hoch

noch sehr reich, doch sehr interessant, weil die Felsen um ihn wie eine runde Nische bilden, in der er herabstürzt, und weil die Kalkschichten an ihm, in sich selbst umgeschlagen, neue und ungewohnte Formen bilden. Bei hohem Sonnenschein kamen wir hier an, nicht hungrig genug, das Mittagessen, das aus einem aufgewärmten Fisch, Kuhfleisch und hartem Brod bestehet, gut zu finden. Von hier geht weiter ins Gebirg kein Fuhrweg für eine so stattliche Reisekutsche, wie wir haben; diese geht nach Genf zurück, und ich nehme Abschied von Ihnen, um den Weg weiter fortzusetzen. Ein Maulesel mit dem Gepäck wird uns auf dem Fuße folgen.

Chamouny, den 4. Nov. 1779. Abends gegen Neun.

Nur daß ich mit diesem Blatt Ihnen um so viel näher rücken kann, nehme ich die Feder; sonst wäre es besser, meine Geister ruhen zu lassen. Wir ließen Sallanches in einem schönen, offnen Thale hinter uns; der Himmel hatte sich während unsrer Mittagrast mit weißen Schäfchen überzogen, von denen ich hier eine besondre Anmerkung machen muß. Wir haben sie so schön und noch schöner an einem heitern Tag von den Berner Eisbergen aufsteigen sehen. Auch hier schien es uns wieder so, als wenn die Sonne die leisesten Ausdünstungen von den höchsten Schneegebirgen gegen sich aufzöge, und diese ganz feinen Dünste von einer leichten Luft wie eine Schaumwolle durch die Atmosphäre gekämmt würden. Ich erinnere mich nie, in den höchsten Sommertagen bei uns, wo dergleichen Lufterscheinungen auch vorkommen, etwas so Durchsichtiges, Leichtgewobenes gesehen zu haben. Schon sahen wir die Schneegebirge, von denen sie aufsteigen, vor uns; das Thal fing an zu stocken, die Arve schoß aus einer Felskluft hervor; wir mußten einen Berg hinan und wanden uns, die Schneegebirge rechts vor uns, immer höher. Abwechselnde Berge, alte Fichtenwälder zeigten sich uns rechts, theils in der Tiefe, theils in gleicher Höhe mit uns. Links über uns waren die Gipfel des Berges kahl und spitzig. Wir fühlten, daß wir einem stärkern und mächtigern Satz von Bergen immer näher rückten. Wir kamen über ein breites, trocknes Bett von Kieseln und Steinen, das die Wasserfluthen die Länge des Berges hinab zerreißen und wieder füllen, von da in ein sehr angenehmes, rundgeschlossenes,

flaches Thal, worin das Dörfchen Servoz liegt. Von da geht der Weg um einige sehr bunte Felsen wieder gegen die Arve. Wenn man über sie weg ist, steigt man einen Berg hinan; die Massen werden hier immer größer, die Natur hat hier mit sachter Hand das Ungeheure zu bereiten angefangen. Es wurde dunkler, wir kamen dem Thale Chamouny näher und endlich darein. Nur die großen Massen waren uns sichtbar. Die Sterne gingen nach einander auf, und wir bemerkten über den Gipfeln der Berge rechts vor uns ein Licht, das wir nicht erklären konnten. Hell, ohne Glanz wie die Milchstraße, doch dichter, fast wie die Plejaden, nur größer, unterhielt es lange unsre Aufmerksamkeit, bis es endlich, da wir unsern Standpunkt änderten, wie eine Pyramide, von einem innern geheimnißvollen Lichte durchzogen, das dem Schein eines Johanniswurms am Besten verglichen werden kann, über den Gipfeln aller Berge hervorragte und uns gewiß machte, daß es der Gipfel des Montblanc war. Es war die Schönheit dieses Anblicks ganz außerordentlich; denn da er mit den Sternen, die um ihn herum standen, zwar nicht in gleich raschem Licht, doch in einer breitern zusammenhängendern Masse leuchtete, so schien er den Augen zu einer höhern Sphäre zu gehören, und man hatte Müh, in Gedanken seine Wurzeln wieder an die Erde zu befestigen. Vor ihm sahen wir eine Reihe von Schneegebirgen dämmernder auf den Rücken von schwarzen Fichtenbergen liegen und ungeheure Gletscher zwischen den schwarzen Wäldern herunter ins Thal steigen.

Meine Beschreibung fängt an, unordentlich und ängstlich zu werden; auch brauchte es eigentlich immer zwei Menschen, einen, der's sähe, und einen, der's beschriebe.

Wir sind hier in dem mittelsten Dorfe des Thals, Le Prieurs genannt, wohl logirt in einem Hause, das eine Wittwe den vielen Fremden zu Ehren vor einigen Jahren erbauen ließ. Wir sizen am Kamin und lassen uns den Muskatellerwein aus der Vallée d'Aost besser schmecken als die Fastenspeisen, die uns aufgetischt werden.

Den 5. Nov. 1779 Abends.

Es ist immer eine Resolution, als wie wenn man ins kalte Wasser soll, ehe ich die Feder nehmen mag, zu schreiben. Hier

hätt' ich nun gerade Luſt, Sie auf die Beſchreibung des savoyiſchen Eisgebirge, die Bourrit, ein paſſionirter Klettrer, herausgegeben hat, zu verweiſen.

Erfriſcht durch einige Gläſer guten Wein und den Gedanken, daß dieſe Blätter eher als die Reiſenden und Bourrit's Buch*) bei Ihnen ankommen werden, will ich mein Möglichſtes thun. Das Thal Chamouny, in dem wir uns befinden, liegt ſehr hoch in den Gebirgen, iſt etwa ſechs bis ſieben Stunden lang und gehet ziemlich von Mittag gegen Mitternacht. Der Charakter, der mir es vor andern auszeichnet, iſt, daß es in ſeiner Mitte faſt gar keine Fläche hat, ſondern das Erdreich wie eine Mulde ſich gleich von der Arve aus gegen die höchſten Gebirge anſchmiegt. Der Montblanc und die Gebirge, die von ihm herabſteigen, die Eismaſſen, die dieſe ungeheuren Klüfte ausfüllen, machen die öſtliche Wand aus, an der die ganze Länge des Thals hin ſieben Gletſcher, einer gröſer als der andere, herunterkommen. Unſere Führer, die wir gedingt hatten, das Eismeer zu ſehen, kamen bei Zeiten. Der eine iſt ein rüſtiger junger Burſche, der andere ein älterer und ſich klug dünkender, der mit allen gelehrten Fremden Verkehr gehabt hat, von der Beſchaffenheit der Eisberge ſehr wohl unterrichtet und ein ſehr tüchtiger Mann. Er verſicherte uns, daß ſeit achtundzwanzig Jahren — ſo lange fähr' er Fremde auf die Gebirge — er zum erſten Mal ſo ſpät im Jahr, nach Allerheiligen, Jemand hinaufbringe, und doch ſollten wir Alles ebenſo gut wie im Auguſt ſehen. Wir ſtiegen, mit Speiſe und Wein gerüſtet, den Mont-Anvert hinan, wo uns der Anblick des Eismeers überraſchen ſollte. Ich würde es, um die Backen nicht ſo voll zu nehmen, eigentlich das Eisthal oder den Eisſtrom nennen; denn die ungeheuren Maſſen von Eis dringen aus einem tiefen Thal, von oben anzuſehn, in ziemlicher Ebene hervor. Gerad hinten endigt ein ſpitziger Berg, von deſſen beiden Seiten Eiswogen in den Hauptſtrom hereinſtarren. Es lag noch nicht der mindeſte Schnee auf der zackigen Fläche, und die blauen Spalten glänzten gar ſchön hervor. Das Wetter fing nach und nach an ſich zu überziehen, und ich ſah wogige graue Wolken, die Schnee anzudeuten ſchienen, wie ich ſie niemals geſehn. In

*) Vermuthlich die „Schilderungen ſeiner Reiſe nach den ſavoyiſchen Eisgebirgen", entweder das franzöſiſche Original oder die 1775 erſchienene deutſche Ueberſetzung.

der Gegend, wo wir ſtanden, iſt die kleine von Steinen zuſammengelegte Hütte für das Bedürfniß der Reiſenden, zum Scherz das Schloß von Mont-Anvert genannt. Monſieur Blaire, ein Engländer, der ſich zu Genf aufhält, hat eine geräumigere an einem ſchicklichern Ort etwas weiter hinauf erbauen laſſen, wo man, am Feuer ſitzend, zu einem Fenſter hinaus das ganze Gisthal überſehen kann. Die Gipfel der Felſen gegenüber und auch in die Tiefe des Thals hin ſind ſehr ſpitzig ausgezackt. Es kommt daher, weil ſie aus einer Geſteinart zuſammengeſetzt ſind, deren Wände faſt ganz perpendikular in die Erde einſchießen. Wittert eine leichter aus, ſo bleibt die andere ſpitz in die Luft ſtehen. Solche Zacken werden Nadeln genennet, und die Aiguille du Dru iſt eine ſolche hohe merkwürdige Spitzegrate dem Mont-Anvert gegenüber. Wir wollten nunmehr auch das Eismeer betreten und dieſe ungeheuren Maſſen auf ihnen ſelbſt beſchauen. Wir ſtiegen den Berg hinunter und machten einige hundert Schritte auf den wegigen Kryſtallklippen herum. Es iſt ein ganz trefflicher Anblick, wenn man, auf dem Eiſe ſelbſt ſtehend, den oberwärts ſich herabdrängenden und durch ſeltſame Spalten geſchiedenen Maſſen entgegenſieht. Doch wollt' es uns nicht länger auf dieſem ſchlüpfrigen Boden gefallen; wir waren weder mit Fußeiſen noch mit beſchlagenen Schuhen gerüſtet; vielmehr hatten ſich unſere Abſätze durch den langen Marſch abgerundet und geglättet. Wir machten uns alſo wieder zu den Hütten hinauf und nach einigem Ausruhen zur Abreiſe fertig. Wir ſtiegen den Berg hinab und kamen an den Ort, wo der Eisſtrom ſtufenweis bis hinunter ins Thal dringt, und traten in die Höhle, in der er ſein Waſſer ausgießt. Sie iſt weit, tief, von dem ſchönſten Blau, und es ſteht ſich ſichter im Grund als vorn an der Mündung, weil an ihr ſich immer große Stücke Eis ſchmelzend ablöſen. Wir nahmen unſern Weg nach dem Wirthshauſe zu, bei der Wohnung zweier Blondins*) vorbei — Kinder von zwölf bis vierzehn Jahren, die ſehr weiße Haut, weiße, doch ſchroffe Haare, rothe und bewegliche Augen wie die Kaninchen haben. Die tiefe Nacht, die im Thale liegt, lädt mich zeitig zu Bette, und ich habe kaum noch ſo viel Munterkeit, Ihnen zu ſagen, daß wir einen jungen zahmen Steinbock geſehen haben, der ſich unter den Ziegen ausnimmt wie der natürliche Sohn eines großen Herrn, deſſen Erziehung in

*) Kleine, Anderlaſ.

der Stille einer bürgerlichen Familie aufgetragen ist. Bei unsern Diskursen geht's nicht an, daß ich etwas außer der Reihe mittheile. An Graniten, Gneißen, Lärchen- und Zirbebäumen finden Sie auch keine große Erbauung; doch sollen Sie ehestens merkwürdige Früchte von unserm Botanisiren zu sehen kriegen. Ich bilde mir ein, sehr schlaftrunken zu sein, und kann nicht eine Zeile weiter schreiben.

Chamouny, den 6. Nov. 1779. Früh.

Zufrieden mit dem, was uns die Jahrszeit zu sehen erlaubte, sind wir reisefertig, noch heute ins Wallis durchzudringen. Das ganze Thal ist über und über bis an die Hälfte der Berge mit Nebel bedeckt, und wir müssen erwarten, was Sonne und Wind zu unserm Vortheil thun werden. Unser Führer schlägt uns einen Weg über den Col de Balme vor — ein hoher Berg, der an der nördlichen Seite des Thals gegen Wallis zu liegt, auf dem wir, wenn wir glücklich sind, das Thal Chamouny mit seinen meisten Merkwürdigkeiten noch auf einmal von seiner Höhe übersehen können. Indem ich Dieses schreibe, geschieht an dem Himmel eine herrliche Erscheinung: Die Nebel, die sich bewegen und sich an einigen Orten brechen, lassen wie durch Tagelocher*) den blauen Himmel sehen und zugleich die Gipfel der Berge, die oben über unsrer Dunstdecke von der Morgensonne beschienen werden. Auch ohne die Hoffnung eines schönen Tags ist dieser Anblick dem Aug' eine rechte Weide. Erst jetzo hat man einiges Maaß für die Höhe der Berge. Erst in einer ziemlichen Höhe vom Thal auf streichen die Nebel an dem Berg hin; hohe Wolken steigen von da auf, und alsdann sieht man noch über ihnen die Gipfel der Berge in der Verklärung schimmern. Es wird Zeit! Ich nehme zugleich von diesem geliebten Thal und von Ihnen Abschied.

Martinach im Wallis, den 6. Nov. 1779. Abends.

Glücklich sind wir herüber gekommen, und so wäre auch dieses Abenteuer bestanden. Die Freude über unser gutes Schicksal wird mir noch eine halbe Stunde die Feder lebendig erhalten.

*) Oeffnungen, durch die das Licht einfällt, ohne daß es wirkliche Fenster sind.

Unser Gepäck auf ein Maulthier geladen, zogen wir heute früh gegen Reune von Prieuré aus. Die Wolken wechselten, daß die Gipfel der Berge bald erschienen, bald verschwanden, bald die Sonne streifweis ins Thal dringen konnte, bald die Gegend wieder verdeckt wurde. Wir gingen das Thal hinauf, den Ausguß des Eisthals vorbei, ferner den Glacier d'Argentière hin, den höchsten von allen, dessen oberster Gipfel uns aber von Wolken bedeckt war. In der Gegend wurde Rath gehalten, ob wir den Stieg über den Col de Balme unternehmen und den Weg über Vallorcine verlassen wollten. Der Anschein war nicht der vortheilhafteste; doch da hier nichts zu verlieren und viel zu gewinnen war, traten wir unsern Weg keck gegen die dunkle Nebel- und Wolkenregion an. Als wir gegen den Glacier du Tour kamen, rissen sich die Wolken aus einander, und wir sahen auch diesen schönen Gletscher in völligem Lichte. Wir setzten uns nieder, tranken eine Flasche Wein aus und aßen etwas Weniges. Wir stiegen nunmehr immer den Quellen der Arve auf rauhen Matten und schlecht berasten Flecken entgegen und kamen dem Nebelkreis immer näher, bis er uns endlich völlig aufnahm. Wir stiegen eine Weile geduldig fort, als es auf einmal, indem wir aufschritten, wieder über unsern Häuptern helle zu werden anfing. Kurze Zeit dauerte es, so traten wir aus den Wolken heraus, sahen sie in ihrer ganzen Last unter uns auf dem Thale liegen und konnten die Berge, die es rechts und links einschließen, außer dem Gipfel des Montblanc, der mit Wolken bedeckt war, sehen, deuten und mit Namen nennen. Wir sahen einige Gletscher von ihren Höhen bis zu der Wolkentiefe herabsteigen, von andern sahen wir nur die Plätze, indem uns die Eismassen durch die Bergschrunden verdeckt wurden. Ueber die ganze Wolkenfläche sahen wir außerhalb dem mittägigen Ende des Thales ferne Berge im Sonnenschein. Was soll ich Ihnen die Namen von den Gipfeln, Spitzen, Nadeln, Eis- und Schneemassen vorerzählen, die Ihnen doch kein Bild, weder vom Ganzen noch vom Einzelnen, in die Seele bringen! Merkwürdiger Art, wie die Geister der Luft sich unter uns zu streiten schienen. Indem hatten wir eine Weile gestanden und uns an der großen Aussicht ergetzt, so schien eine feindselige Gährung in dem Nebel zu entstehen, der auf einmal aufwärts strich und uns aufs Neue einzuwickeln drohte. Wir stiegen stärker den Berg hinan, ihm nochmals zu entgehn; allein er überflügelte uns

und hüllte uns ein. Wir stiegen immer frisch aufwärts, und bald kam uns ein Gegenwind vom Berge selbst zu Hilfe, der durch den Sattel, der zwei Gipfel verbindet, hereinstrich und den Nebel wieder ins Thal zurücktrieb. Dieser wundersame Streit wiederholte sich öfter, und wir langten endlich glücklich auf dem Col de Balme an. Es war ein seltsamer, eigener Anblick. Der höchste Himmel über den Gipfeln der Berge war überzogen, unter uns sahen wir durch den manchmal zerrissenen Nebel ins ganze Thal Chamouny, und zwischen diesen beiden Wolkenschichten waren die Gipfel der Berge alle sichtbar. Auf der Ostseite waren wir von schroffen Gebirgen eingeschlossen, auf der Abendseite sahen wir in ungeheure Thäler, wo doch auf einigen Matten sich menschliche Wohnungen zeigten. Vorwärts lag uns das Walliserthal, wo man mit einem Blick bis Martinach und weiter hinein mannichfaltig über einander geschlungene Berge sehen konnte. Auf allen Seiten von Gebirgen umschlossen, die sich weiter gegen den Horizont immer zu vermehren und aufzuthürmen schienen, so standen wir auf der Grenze von Savoyen und Wallis. Einige Kontrebandiers kamen mit Mauleseln den Berg herauf und erschraken vor uns, da sie an dem Platz jetzo Niemand vermutheten. Sie thaten einen Schuß, als ob sie sagen wollten: „Damit Ihr seht, daß sie geladen sind," und Einer ging voraus, um uns zu rekognosciren. Da er unsern Führer erkannte und unsere harmlosen Figuren sah, rückten die Andern auch näher, und wir zogen mit wechselseitigen Glückwünschen an einander vorbei. Der Wind ging scharf, und es fing ein Wenig an zu schneien. Nunmehr ging es einen sehr rauhen und wilden Steig abwärts durch einen alten Fichtenwald, der sich auf Felsplatten von Gneiß eingewurzelt hatte. Vom Wind über einander gerissen, verfaulten hier die Stämme mit ihren Wurzeln, und die zugleich losgebrochenen Felsen lagen schroff durch einander. Endlich kamen wir ins Thal, wo der Trientfluß aus einem Gletscher entspringt, ließen das Dörfchen Trient ganz nahe rechts liegen und folgten dem Thale durch einen ziemlich unbequemen Weg, bis wir endlich gegen Sechse hier in Martinach auf flachem Walliserboden angekommen sind, wo wir uns zu weitern Unternehmungen ausruhen wollen.

Martinach, den 6. Nov. 1779. Abends.

Wie unsre Reise ununterbrochen fortgeht, knüpft sich auch ein Blatt meiner Unterhaltung mit Ihnen ans andre, und kaum hab' ich das Ende unsrer savoyer Wanderungen gefaltet und bei Seite gelegt, nehm' ich schon wieder ein andres Papier, um Sie mit dem bekannt zu machen, was wir zunächst verhaben.

Zu Nacht sind wir in ein Land getreten, nach welchem unsere Neugier schon lange gespannt ist. Noch haben wir nichts als die Gipfel der Berge, die das Thal von beiden Seiten einschließen, in der Abenddämmerung gesehen. Wir sind im Wirthshause untergekrochen, sehen zum Fenster hinaus die Wolken wechseln; es ist uns so heimlich und so wohl, daß wir ein Dach haben, als Kindern, die sich aus Stühlen, Tischblättern und Teppichen eine Hütte am Ofen machen und sich darin bereden, es regne und schneie draußen, um angenehme eingebildete Schauer in ihren kleinen Seelen in Bewegung zu bringen. So sind wir in der Herbstnacht in einem fremden, unbekannten Lande. Aus der Karte wissen wir, daß wir in dem Winkel eines Ellenbogens sitzen, von wo aus der kleinere Theil des Wallis, ungefähr von Mittag gegen Mitternacht, die Rhone hinunter sich an den Genfersee anschließt, der andre aber und längste von Abend gegen Morgen die Rhone hinauf bis an ihren Ursprung, die Furka, streicht. Das Wallis selbst zu durchreisen, macht uns eine angenehme Aussicht; nur wie wir oben hinaus kommen werden, erregt einige Sorge. Zuvörderst ist festgesetzt, daß wir, um den untern Theil zu sehen, morgen bis St. Maurice gehen, wo der Freund, der mit den Pferden durch das Pays de Vaud gegangen, eingetroffen sein wird. Morgen Abend gedenken wir wieder hier zu sein, und übermorgen soll es das Land hinauf. Wenn es nach dem Rath des Herrn de Saussure geht, so machen wir den Weg bis an die Furka zu Pferde, sodann wieder bis Brieg zurück über den Simpelberg,*) wo bei jeder Witterung eine gute Passage ist, über Domo d'Ossola, den Lago maggiore, über Bellinzona und dann den Gotthard hinauf. Der Weg soll gut und durchaus für Pferde praktikabel sein. Am Liebsten gingen wir über die Furka auf den Gotthard, der Kürze wegen und weil der Schwanz durch die italienischen Provinzen von Anfang an nicht in unserm Plane war; allein wo mit den Pferden hin, die sich nicht über

*) Simplon.

die Furka schleppen lassen, wo vielleicht gar schon Fußgänger der Weg durch Schnee versperrt ist? Wir sind darüber ganz ruhig und hoffen, von Augenblick zu Augenblick wie bisher von den Umständen selbst guten Rath zu nehmen. Merkwürdig ist in diesem Wirthshause eine Magd, die bei einer großen Dummheit alle Manieren einer sich empfindsam zierenden deutschen Fräulein hat. Es gab ein großes Gelächter, als wir uns die müden Füße mit rothem Wein und Kleien auf Anrathen unseres Führers badeten und sie von dieser annehmlichen Dirne abtrocknen ließen.

Nach Tische.

Am Essen haben wir uns nicht sehr erholt und hoffen, daß der Schlaf besser schmecken soll.

Den 7. Nov. 1779. St. Maurice, gegen Mittag.

Unterweges ist es meine Art, die schönen Gegenden zu genießen, daß ich mir meine abwesenden Freunde wechselsweise herbeirufe und mich mit ihnen über die herrlichen Gegenstände unterhalte. Komm' ich in ein Wirthshaus, so ist ausruhen, mich rückerinnern und an Sie schreiben Eins, wenn schon manchmal die allzu sehr ausgespannte Seele lieber in sich selbst zusammenfiele und mit einem halben Schlaf sich erholte. Heute früh gingen wir in der Dämmerung von Martinach weg; ein frischer Nordwind ward mit dem Tage lebendig, wir kamen an einem alten Schlosse vorbei, das auf der Ecke steht, wo die beiden Arme des Wallis ein Y machen. Das Thal ist eng und wird auf beiden Seiten von mannichfaltigen Bergen beschlossen, die wieder zusammen von eigenem, erhaben lieblichem Charakter sind. Wir kamen dahin, wo der Trientstrom um enge und gerade Felsenwände herum in das Thal dringt, daß man zweifelhaft ist, ob er nicht unter den Felsen hervorkomme. Gleich dabei steht die alte, vorm Jahr durch den Fluß beschädigte Brücke, unweit welcher ungeheure Felsstücke vor kurzer Zeit vom Gebirge herab die Landstraße verschüttet haben. Diese Gruppe zusammen würde ein außerordentlich schönes Bild machen. Nicht weit davon hat man eine neue holzerne Brücke gebaut und ein ander Stück Landstraße eingeleitet. Wir wußten, daß wir uns dem berühmten Wasserfall der Pisse-vache näherten, und wünschten einen Sonnenblick, wozu uns die wechselnden Wolken einige

Hoffnung machten. An dem Wege betrachteten wir die vielen Granit- und Gneißstücke, die bei ihrer Verschiedenheit doch alle eines Ursprungs zu sein schienen. Endlich traten wir vor den Wasserfall, der seinen Ruhm vor vielen andern verdient. In ziemlicher Höhe schießt aus einer Felskluft ein starker Bach flammend herunter in ein Becken, wo er in Staub und Schaum sich weit und breit im Wind herumtreibt. Die Sonne trat hervor und machte den Anblick doppelt lebendig. Unten im Wasserstaube hat man einen Regenbogen hin und wieder, wie man geht, ganz nahe vor sich. Tritt man weiter hinauf, so sieht man noch eine schönere Erscheinung. Die lustigen schäumenden Wellen des obern Strahls, wenn sie gischend und flüchtig die Linien berühren, wo in unsern Augen der Regenbogen entstehet, färben sich flammend, ohne daß die an einander hängende Gestalt eines Bogens erschiene; und so ist an dem Platze immer eine abwechselnde feurige Bewegung. Wir kletterten dran herum, setzten uns dabei nieder und wünschten, ganze Tage und gute Stunden des Lebens dabei zubringen zu können. Auch hier wieder, wie so oft auf dieser Reise, fühlten wir, daß große Gegenstände im Vorübergehen gar nicht empfunden und genossen werden können. Wir kamen in ein Dorf, wo lustige Soldaten waren, und tranken daselbst neuen Wein, den man uns gestern auch schon vorgesetzt hatte. Er sieht aus wie Seifenwasser, doch mag ich ihn lieber trinken als ihren sauren jährigen und zweijährigen. Wenn man durstig ist, bekommt Alles wohl. Wir sahen St. Maurice von Weitem, wie es just an einem Platze liegt, wo das Thal sich zu einem Passe zusammendrückt. Links über der Stadt sahen wir an einer Felsenwand eine kleine Kirche mit einer Einsiedelei angeflickt, wo wir noch hinaufzusteigen denken. Hier im Wirthshause fanden wir ein Billet vom Freunde, der zu Bex, drei Viertelstunden von hier, geblieben ist. Wir haben ihm einen Boten geschickt. Der Graf ist spazieren gegangen, vorwärts die Gegend noch zu sehen; ich will einen Bissen essen, um alsdann auch nach der berühmten Brücke und dem Paß zu gehn.

Nach Uhr.

Ich bin wieder zurück von dem Fleckchen, wo man Tage lang sitzen, zeichnen, herumschleichen und, ohne müde zu werden, sich mit sich selbst unterhalten könnte. Wenn ich Jemandem

einen Weg ins Wallis rathen sollte, so wär' es dieser vom Genfersee die Rhone herauf. Ich bin auf dem Weg nach Bex zu über die große Brücke gegangen, wo man gleich ins Berner Gebiet eintritt. Die Rhone fließt dort hinunter, und das Thal wird nach dem See zu etwas weiter. Wie ich mich umkehrte, sah ich die Felsen sich bei St. Maurice zusammendrücken und über die Rhone, die unten durchrauscht, in einem hohen Bogen eine schmale, leichte Brücke kühn hinübergesprengt. Die mannichfaltigen Erker und Thürme einer Burg schließen drüben gleich an, und mit einem einzigen Thore ist der Eingang ins Wallis gesperrt. Ich ging über die Brücke nach St. Maurice zurück, suchte noch vorher einen Gesichtspunkt, den ich bei Hubern gezeichnet gesehn habe und auch ungefähr fand.

Der Graf ist wieder gekommen; er war den Pferden entgegengegangen und hat sich auf seinem Braunen voraus gemacht. Er sagt, die Brücke sei so schön und leicht gebaut, daß es aussehe, als wenn ein Pferd flüchtig über einen Graben setzt. Der Freund kommt auch an, zufrieden von seiner Reise. Er hat den Weg am Genfersee bis Bex in wenigen Tagen zurückgelegt, und es ist eine allgemeine Freude, sich wiederzusehen.

Martinach, gegen Neun.

Wir sind tief in die Nacht geritten, und der Herweg hat uns länger geschienen als der Hinweg, wo wir von einem Gegenstand zu dem andern geleckt worden sind. Auch habe ich aller Beschreibungen und Reflektionen für heute herzlich satt, doch will ich zwei schöne noch geschwind in der Erinnerung festsetzen. An der Pisse-vache kamen wir in tiefer Dämmerung wieder vorbei. Die Berge, das Thal und selbst der Himmel waren dunkel und dämmernd. Gräulich und mit stillem Rauschen sah man den herabschießenden Strom von allen andern Gegenständen sich unterscheiden, man bemerkte fast gar keine Bewegung. Es war immer dunkler geworden. Auf einmal sahen wir den Gipfel einer sehr hohen Klippe, völlig wie geschmolzen Erz im Ofen, glühen und rothen Dampf davon aufsteigen. Dieses sonderbare Phänomen wirkte die Abendsonne, die den Schnee und den davon aufsteigenden Nebel erleuchtete.

Sion, den 6. Nov. 1779. Nach drei Uhr.

Wir haben heute früh einen Fehltritt gethan und uns wenigstens um drei Stunden verſäumet. Wir ritten vor Tag von Martinach weg, um bei Zeiten in Sion zu ſein. Das Wetter war außerordentlich ſchön, nur daß die Sonne wegen ihres niedern Standes von den Bergen gehindert war, den Weg, den wir ritten, zu beſcheinen; und der Anblick des wunderſchönen Wallisthals machte manchen guten und muntern Gedanken rege. Wir waren ſchon drei Stunden die Landſtraße hinan, die Rhone uns linker Hand, geritten; wir ſahen Sion vor uns liegen und freuten uns auf das bald zu veranſtaltende Mittagseſſen, als wir die Brücke, die wir zu paſſiren hatten, abgetragen fanden. Es blieb uns nach Angabe der Leute, die dabei beſchäftigt waren, nichts übrig, als entweder einen kleinen Fußpfad, der an den Felſen hinging, zu wählen oder eine Stunde wieder zurückzureiten und alsdann über einige andere Brücken der Rhone zu gehen. Wir wählten das Letzte und ließen uns von keinem üblen Humor anfechten, ſondern ſchrieben dieſen Unfall wieder auf Rechnung eines guten Geiſtes, der uns bei der ſchönſten Tageszeit durch ein ſo intereſſantes Land ſpazieren führen wollte. Die Rhone macht überhaupt in dieſem engen Lande böſe Händel. Wir mußten, um zu den andern Brücken zu kommen, über anderthalb Stunden durch die ſandigen Flecke reiten, die ſie durch Ueberſchwemmungen ſehr oft zu verändern pflegt, und die nur zu Erlen und Weidengebüſchen zu benutzen ſind. Endlich kamen wir an die Brücken, die ſehr böſe, ſchwankend, lang und von falſchen Klüppeln zuſammengeſetzt ſind. Wir mußten einzeln unſere Pferde nicht ohne Sorge darüber führen. Nun ging es an der linken Seite des Wallis wieder nach Sion zu. Der Weg an ſich war meiſtentheils ſchlecht und ſteinig; doch zeigte uns jeder Schritt eine Landſchaft, die eines Gemäldes werth geweſen wäre. Beſonders führte er uns auf ein Schloß hinauf, wo herunter ſich eine der ſchönſten Ausſichten zeigte, die ich auf dem ganzen Wege geſehen habe. Die nächſten Berge ſchoſſen auf beiden Seiten mit ihren Lagen in die Erde ein und verjüngten durch ihre Geſtalt die Gegend gleichſam perſpektiviſch. Die ganze Breite des Wallis von Berg zu Berg lag bequem anzuſehen unter uns; die Rhone kam mit ihren mannichfaltigen Krümmen und Buſchwerken bei Dörfern, Wieſen und angebauten Hügeln vorbeigefloſſen; in der Entfernung ſah man die Burg von Sion und die verſchiedenen Hügel, die ſich

dahinter zu erheben anfingen; die letzte Gegend ward wie mit einem Amphitheaterbogen durch eine Reihe von Schneegebirgen geschlossen, die wie das übrige Ganze von der hohen Mittagssonne erleuchtet standen. So unangenehm und steinig der Weg war, den wir zu reiten hatten, so erfreulich fanden wir die noch ziemlich grünen Reblauben, die ihn bedeckten. Die Einwohner, denen jedes Fleckchen Erdreich kostbar ist, pflanzen ihre Weinstöcke gleich an ihre Mauern, die ihre Güter von dem Wege scheiden; sie wachsen zu außerordentlicher Dicke und werden vermittelst Pfählen und Latten über den Weg gezogen, so daß er fast eine an einander hangende Laube bildet. In dem untern Theile war meistens Wiesewachs, doch fanden wir auch, da wir uns Sion näherten, einigen Feldbau. Gegen diese Stadt zu wird die Gegend durch wechselnde Hügel außerordentlich mannichfaltig, und man wünschte eine längere Zeit des Aufenthalts genießen zu können. Doch unterbricht die Häßlichkeit der Städte und der Menschen die angenehmen Empfindungen, welche die Landschaft erregt, gar sehr. Die scheußlichen Kröpfe haben mich ganz und gar übeln Humors gemacht. Unsern Pferden dürfen wir wol heute nichts mehr zumuthen und denken deswegen zu Fuße nach Seyters*) zu gehen. Hier in Sion ist das Wirthshaus abscheulich, und die Stadt hat ein widriges schwarzes Ansehn.

Seyters, den 8. Aug. 1779. Nachts.

Da wir bei einbrechendem Abend erst von Sion weggegangen, sind wir bei Nacht unter einem hellen Sternhimmel hier angekommen. Wir haben einige schöne Aussichten darüber verloren, merk' ich wol. Besonders wünschten wir das Schloß Tourbillon,**) das bei Sion liegt, erstiegen zu haben; es muß von da aus eine ganz ungemein schöne Aussicht sein. Ein Bote, den wir mitnahmen, brachte uns glücklich durch einige böse Flecke, wo das Wasser ausgetreten war. Bald erreichten wir die Höhe und hatten die Rhone immer rechts unter uns. Mit verschiedenen astronomischen Gesprächen verkürzten wir den Weg und sind bei guten Leuten, die ihr Bestes thun werden, uns zu bewirthen,

*) Nach neueren Karten Sitders (französisch Sierre).
**) Neun Jahre später wurde dies Schloß durch eine Feuersbrunst zerstört.

eingekehret. Wenn man zurückdenkt, kommt Einem so ein durchlebter Tag wegen der mancherlei Gegenstände fast wie eine Woche vor. Es fängt mir an recht leid zu thun, daß ich nicht Zeit und Geschick habe, die merkwürdigsten Gegenden auch nur linienweise zu zeichnen; es ist immer besser als alle Beschreibungen für einen Abwesenden.

Seyters, den 9. Nov. 1779.

Noch ehe wir aufbrechen, kann ich Ihnen einen guten Morgen bieten. Der Graf wird mit mir links ins Gebirg nach dem Leukerbad zu gehen, der Freund indessen die Pferde hier erwarten und uns morgen in Leuk wieder antreffen.

Leukerbad, den 9. Nov. 1779, am Fuß des Gemmiberges.

In einem kleinen bretternen Haus, wo wir von sehr braven Leuten gar freundlich aufgenommen worden, sitzen wir in einer schmalen und niedrigen Stube, und ich will sehen, wie viel von unserer heutigen sehr interessanten Tour durch Worte mitzutheilen ist. Von Seyters stiegen wir heute früh drei Stunden lang einen Berg herauf, nachdem wir vorher große Verwüstungen der Bergwasser unterweges angetroffen hatten. Es reißt ein solcher schnell entstehender Strom auf Stunden weit Alles zusammen, überführt mit Steinen und Kies Felder, Wiesen und Gärten, die denn nach und nach kümmerlich, wenn es allenfalls noch möglich ist, von den Leuten wiederhergestellt und nach ein paar Generationen vielleicht wieder verschüttet werden. Wir hatten einen grauen Tag mit abwechselnden Sonnenblicken. Es ist nicht zu beschreiben, wie mannichfaltig auch hier das Wallis wieder wird; mit jedem Augenblick biegt und verändert sich die Landschaft. Es scheint Alles sehr nah beisammen zu liegen, und man ist doch durch große Schluchten und Berge getrennt. Wir hatten bisher noch meist das offene Wallisthal rechts neben uns gehabt, als sich auf einmal ein schöner Anblick ins Gebirg vor uns aufthat.

Ich muß, um anschaulicher zu machen, was ich beschreiben will, etwas von der geographischen Lage der Gegend, wo wir uns befinden, sagen. Wir waren nun schon drei Stunden aufwärts in das ungeheure Gebirg gestiegen, das Wallis von Bern trennet. Es ist eben der Stock von Bergen, der in Einem fort

vom Genfersee bis auf den Gotthard läuft, und auf dem sich in dem Berner Gebiet die großen Eis- und Schneemassen eingenistet haben. Hier sind oben und unten relative Worte des Augenblicks. Ich sage, unter mir auf einer Fläche liegt ein Dorf, und eben diese Fläche liegt vielleicht wieder an einem Abgrund, der viel höher ist als mein Verhältniß zu ihr.

Wir sahen, als wir um eine Ecke herum kamen und bei einem Heiligenstock ausruhten, unter uns am Ende einer schönen grünen Matte, die an einem ungeheuren Felsschlund herging, das Dorf Inden mit einer weißen Kirche ganz am Hange des Felsens in der Mitte von der Landschaft liegen. Ueber der Schlucht drüben gingen wieder Matten und Tannenwälder aufwärts, gleich hinter dem Dorfe stieg eine große Kluft von Felsen in die Höhe, die Berge von der linken Seite schlossen sich bis zu uns an, die von der rechten setzten auch ihre Rücken weiter fort, so daß das Dörfchen mit seiner weißen Kirche gleichsam wie im Brennpunkt von so viel zusammenlaufenden Felsen und Klüften dastand. Der Weg nach Inden ist in die steile Felswand gebauen, die dieses Amphitheater von der linken Seite, im Hingehen gerechnet, einschließt. Es ist dieses kein gefährlicher, aber doch sehr fürchterlich aussehender Weg. Er geht auf den Lagen einer schroffen Felswand hinunter, an der rechten Seite mit einer geringen Planke von dem Abgrunde gesondert. Ein Kerl, der mit einem Maulesel neben uns hinabstieg, faßte sein Thier, wenn es an gefährliche Stellen kam, beim Schweife, um ihm einige Hilfe zu geben, wenn es gar zu steil vor sich hinunter in den Felsen hinein mußte. Endlich kamen wir in Inden an, und da unser Bote wohl bekannt war, so fiel es uns leicht, von einer willigen Frau ein gut Glas rothen Wein und Brod zu erhalten, da sie eigentlich in dieser Gegend keine Wirthshäuser haben. Nun ging es die hohe Schlucht hinter Inden hinauf, wo wir denn bald den so schrecklich beschriebenen Gemmiberg vor uns sahen und das Leukerbad an seinem Fuß zwischen andern hohen, unwegsamen und mit Schnee bedeckten Gebirgen gleichsam wie in einer hohlen Hand liegen fanden. Es war gegen Drei, als wir ankamen; unser Führer schaffte uns bald Quartier. Es ist zwar kein Gasthof hier, aber alle Leute sind so ziemlich wegen der vielen Badegäste, die hierher kommen, eingerichtet. Unsere Wirthin liegt seit gestern in den Wochen, und ihr Mann macht mit einer alten Mutter und der Magd ganz artig die Ehre des Hauses. Wir bestellten etwas zu essen und

ließen uns die warmen Quellen zeigen, die an verschiedenen Orten sehr stark aus der Erde hervorkommen und reinlich eingefaßt sind. Außer dem Dorfe, gegen das Gebirg zu, sollen noch einige stärkere sein. Es hat dieses Wasser nicht den mindesten schwefelichten Geruch, setzt, wo es quillt und wo es durchfließt, nicht den mindesten Oker noch sonst irgend etwas Mineralisches oder Irdisches an, sondern läßt wie ein anderes reines Wasser keine Spur zurück. Es ist, wenn es aus der Erde kommt, sehr heiß und wegen seiner guten Kräfte berühmt. Wir hatten noch Zeit zu einem Spaziergang gegen den Fuß des Gemmi, der uns ganz nah zu liegen schien. Ich muß hier wieder bemerken, was schon so oft vorgekommen, daß, wenn man mit Gebirgen umschlossen ist, Einem alle Gegenstände so außerordentlich nahe scheinen. Wir hatten eine starke Stunde über heruntergestürzte Felsstücke und dazwischengeschwemmten Kies hinaufzusteigen, bis wir uns an dem Fuß des ungeheuren Gemmibergs, wo der Weg an steilen Klippen aufwärts gehet, befanden. Es ist dies der Uebergang ins Berner Gebiet, wo alle Kranken sich müssen in Sänften herunterttragen lassen. Hieß' uns die Jahrszeit nicht eilen, so würde wahrscheinlicher Weise morgen ein Versuch gemacht werden, diesen so merkwürdigen Berg zu besteigen; so aber werden wir uns mit der bloßen Ansicht für diesmal begnügen müssen. Wie wir zurückgingen, sahen wir dem Gebräude der Wolken zu, das in der jetzigen Jahrszeit in diesen Gegenden äußerst interessant ist. Ueber das schöne Wetter haben wir bisher ganz vergessen, daß wir im November leben; es ist auch, wie man uns im Bernschen voraussagte, hier der Herbst sehr gefällig. Die frühen Abende und Schnee verkündende Wolken erinnern uns aber doch manchmal, daß wir tief in der Jahrszeit sind. Das wunderbare Wehen, das sie heute Abend verführten, war außerordentlich schön. Als wir vom Fuß des Gemmiberges zurückkamen, sahen wir aus der Schlucht von Inden herauf leichte Nebelwolken sich mit großer Schnelligkeit bewegen. Sie wechselten bald rückwärts, bald vorwärts und lamen endlich aufsteigend dem Leukerbad so nah, daß wir wol sahen, wir mußten unsere Schritte verdoppeln, um bei hereinbrechender Nacht nicht in Wolken eingewickelt zu werden. Wir lamen auch glücklich zu Hause an, und während ich Dieses hinschreibe, legen sich wirklich die Wolken ganz ernstlich in einen kleinen artigen Schnee aus einander. Es ist dieser der erste, den wir haben, und wenn

wir auf unsere gestrige warme Reise von Martinach nach Sion, auf die noch ziemlich belaubten Rebengeländer zurückdenken, eine sehr schnelle Abwechselung.

Ich bin in die Thüre getreten, ich habe dem Wesen der Wolken eine Weile zugesehen, das über alle Beschreibung schön ist. Eigentlich ist es noch nicht Nacht, aber sie verhüllen abwechselnd den Himmel und machen dunkel. Aus den tiefen Felsschluchten steigen sie herauf, bis sie an die höchsten Gipfel der Berge reichen; von diesen angezogen, scheinen sie sich zu verdicken und, von der Kälte gepackt, in Gestalt des Schnees niederzufallen. Es ist eine unaussprechliche Einsamkeit, hier oben in so großer Höhe doch noch wie in einem Brunnen zu sein, wo man nur vorwärts durch die Abgründe einen Fußpfad hinaus vermuthet. Die Wolken, die sich hier in diesem Sacke stoßen, die ungeheuren Felsen bald zudecken und in eine undurchdringliche, öde Dämmerung verschlingen, bald Theile davon wieder als Gespenster sehen lassen, geben dem Zustand ein trauriges Leben. Man ist voller Ahnung bei diesen Wirkungen der Natur. Die Wolken, eine dem Menschen von Jugend auf so merkwürdige Lufterscheinung, ist man in dem platten Lande doch nur als etwas Fremdes, Ueberirdisches anzusehen gewohnt. Man betrachtet sie nur als Gäste, als Streichvögel, die, unter einem andern Himmel geboren, von dieser oder jener Gegend bei uns augenblicklich vorbeigezogen kommen, als prächtige Teppiche, womit die Götter ihre Herrlichkeit vor unsern Augen verschließen. Hier aber ist man von ihnen selbst, wie sie sich erzeugen, eingehüllt, und die ewige innerliche Kraft der Natur fühlt man sich ahnungsvoll durch jede Nerve bewegen.

Auf die Nebel, die bei uns eben diese Wirkungen hervorbringen, giebt man weniger Acht; auch weil sie uns weniger vors Auge gedrängt sind, ist ihre Wirthschaft schwerer zu beobachten. Bei allen diesen Gegenständen wünscht man nur länger sich verweilen und an solchen Orten mehrere Tage zubringen zu können; ja, ist man ein Liebhaber von dergleichen Betrachtungen, so wird der Wunsch immer lebhafter, wenn man bedenkt, daß jede Jahrszeit, Tageszeit und Witterung neue Erscheinungen, die man gar nicht erwartet, hervorbringen muß. Und wie in jedem Menschen, auch selbst dem gemeinen, sonderbare Spuren übrig bleiben, wenn er bei großen, ungewöhnlichen Handlungen etwa einmal gegenwärtig gewesen ist, wie er sich von diesem einen Flecke gleichsam größer fühlt, unermüdlich eben-

dasselbe erzählend wiederholt und so auf jene Weise einen Schatz für sein ganzes Leben gewonnen hat, so ist es auch dem Menschen, der solche große Gegenstände der Natur gesehen und mit ihnen vertraut geworden ist. Er hat, wenn er diese Eindrücke zu bewahren, sie mit andern Empfindungen und Gedanken, die in ihm entstehen, zu verbinden weiß, gewiß einen Vorrath von Gewürz, womit er den unschmackhaften Theil des Lebens verbessern und seinem ganzen Wesen einen durchziehenden guten Geschmack geben kann.

Ich bemerke, daß ich in meinem Schreiben der Menschen wenig erwähne; sie sind auch unter diesen großen Gegenständen der Natur, besonders im Vorbeigehen, minder merkwürdig. Ich zweifle nicht, daß man bei längerm Aufenthalt gar interessante und gute Leute finden würde. Eins glaub' ich überall zu bemerken: Je weiter man von der Landstraße und dem größern Gewerbe der Menschen abkömmt, je mehr in den Gebirgen die Menschen beschränkt, abgeschnitten und auf die allerersten Bedürfnisse des Lebens zurückgewiesen sind, je mehr sie sich von einem einfachen, langsamen, unveränderlichen Erwerbe nähren, desto besser, willfähriger, freundlicher, uneigennütziger, gastfreier bei ihrer Armuth hab' ich sie gefunden.

Leukerbad, den 10. Nov. 1779.

Wir machen uns bei Licht zurechte, um mit Tages Anbruch wieder hinunterzugehen. Diese Nacht habe ich ziemlich unruhig zugebracht. Ich lag kaum im Bette, so kam mir vor, als wenn ich über und über mit einer Nesselsucht befallen wäre; doch merkte ich bald, daß es ein großes Heer hüpfender Insekten war, die den neuen Ankömmling blutdürstig überfielen. Diese Thiere erzeugen sich in den hölzernen Häusern in großer Menge. Die Nacht ward mir sehr lang, und ich war zufrieden, als man uns den Morgen Licht brachte.

Leuk, gegen 10 Uhr.

Wir haben nicht viel Zeit; doch will ich, eh wir hier weggehen, die merkwürdige Trennung unserer Gesellschaft melden, die hier vorgegangen ist, und was sie veranlaßt hat. Wir gingen mit Tages Anbruch heute von Leukerbad aus und hatten im frischen Schnee einen schlüpfrigen Weg über die Matten zu

machen. Wir kamen bald nach Zaden, wo wir dann den steilen Weg, den wir gestern heruntertamen, zur Rechten über uns ließen und auf der Matte nach der Schlucht, die uns nunmehr links lag, hinabstiegen. Es ist diese wild und mit Bäumen verwachsen; doch geht ein ganz leidlicher Weg hinunter. Durch diese Felsklüfte hat das Wasser, das vom Leukerbad kommt, seine Abflüsse ins Wallisthal. Wir sahen in der Höhe an der Seite des Felsens, den wir gestern heruntergekommen waren, eine Wasserleitung gar künstlich eingehauen, wodurch ein Bach erst daran her, dann durch eine Höhle aus dem Gebirge in das benachbarte Dorf geleitet wird. Wir mußten nunmehr wieder einen Hügel hinauf und sahen dann bald das offne Wallis und die gartige Stadt Leuk unter uns liegen. Es sind diese Städtchen meist an die Berge angeflickt, die Dächer mit groben gerissnen Schindeln unzierlich gedeckt, die durch die Jahrszeit ganz schwarz gefault und vermoost sind. Wie man auch nur hineintritt, so ekelt's Einem; denn es ist überall unsauber; Mangel und ängstlicher Erwerb dieser privilegirten und freien Bewohner kommt überall zum Vorschein. Wir fanden den Freund, der die schlimme Nachricht brachte, daß es nunmehr mit den Pferden sehr beschwerlich weiter zu gehen anfinge. Die Ställe werden kleiner und enger, weil sie nur auf Maulesel und Saumrosse eingerichtet sind; der Haber fängt auch an sehr selten zu werden, ja, man sagt, daß weiter hin ins Gebirg gar keiner mehr anzutreffen sei. Ein Beschluß war bald gefaßt: Der Freund sollte mit den Pferden das Wallis wieder hinunter über Bex, Bevay, Lausanne, Freiburg und Bern auf Luzern gehen, der Graf und ich wollten unsern Weg das Wallis hinauf fortsetzen, versuchend, wo wir auf den Gotthard hinaufdringen könnten, alsdann durch den Kanton Uri über den Vierwaldstädtersee gleichfalls in Luzern eintreffen. Man findet in dieser Gegend überall Maultiere, die auf solchen Wegen immer besser sind als Pferde, und zu Fuße zu gehen ist am Ende doch immer das Angenehmste. Wir haben unsere Sachen getrennet. Der Freund ist fort, unser Mantelsack wird auf ein Maultier, das wir gemiethet haben, gepackt, und so wollen wir aufbrechen und unsern Weg zu Fuße nach Brieg nehmen. Am Himmel sieht es bunt aus; doch ich denke, das gute Glück, das uns bisher begleitet und uns so weit gelockt hat, soll uns auf dem Platze nicht verlassen, wo wir es am Nothigsten brauchen.

Brieg, den 10. Nov. 1779. Abends.

Von unserm heutigen Weg kann ich wenig erzählen, ausgenommen, wenn Sie mit einer weitläufigen Wettergeschichte Sich wollen unterhalten lassen. Wir gingen in Gesellschaft eines schwäbischen Metzgerknechtes, der sich hierher verloren, in Leuk Kondition gefunden hatte und eine Art von Hanswurst machte, unser Gepäck auf ein Maulthier geladen, das sein Herr vor sich hertrieb, gegen Elf von Leuk ab. Hinter uns, so weit wir in das Wallisthal hineinsehen konnten, lag es mit dicken Schneewolken bedeckt, die das Land herauf gezogen kamen. Es war wirklich ein trüber Anblick, und ich befürchtete in der Stille, daß, ob es gleich so hell vor uns aufwärts war als wie im Lande Gosen, uns doch die Wolken bald einholen, und wir vielleicht im Grunde des Wallis an beiden Seiten von Bergen eingeschlossen, von Wolken zugedeckt und in einer Nacht eingeschneit sein könnten. So flüsterte die Sorge, die sich meistentheils des einen Ohrs bemeistert. Auf der andern Seite sprach der gute Muth mit weit zuverlässigerer Stimme, verwies mir meinen Unglauben, hielt mir das Vergangene vor und machte mich auch auf die gegenwärtigen Lufterscheinungen aufmerksam. Wir gingen dem schönen Wetter immer entgegen; die Rhone hinauf war Alles heiter, und so stark der Abendwind das Gewölk hinter uns her trieb, so konnte es uns doch niemals erreichen. Die Ursache war diese: In das Wallisthal gehen, wie ich schon so oft gesagt, sehr viele Schluchten des benachbarten Gebirges aus und ergießen sich wie kleine Bäche in den großen Strom, wie denn auch alle ihre Gewässer in der Rhone zusammenlaufen. Aus jeder solchen Oeffnung streicht ein Zugwind, der sich in den innern Thälern und Krümmungen erzeugt. Wie nun der Hauptzug der Wolken das Thal herauf an so eine Schlucht kommt, so läßt die Zugluft die Wolken nicht vorbei, sondern kämpft mit ihnen und dem Winde, der sie trägt, hält sie auf und macht ihnen wol stundenlang den Weg streitig. Diesem Kampf sahen wir oft zu, und wenn wir glaubten, von ihnen überzogen zu werden, so fanden sie wieder ein solches Hinderniß, und wenn wir eine Stunde gegangen waren, konnten sie noch kaum vom Fleck. Gegen Abend war der Himmel außerordentlich schön. Als wir uns Brieg näherten, trafen die Wolken fast zu gleicher Zeit mit uns ein; doch mußten sie, weil die Sonne untergegangen war und ihnen nunmehr ein packender Morgenwind entgegenkam, stille stehen

und machten von einem Berge zum andern einen großen halben Mond über das Thal. Sie waren von der kalten Luft zur Konsistenz gebracht und hatten da, wo sich ihr Saum gegen den blauen Himmel zeichnete, schöne, leichte und muntere Formen. Man sah, daß sie Schnee enthielten; doch scheint uns die frische Luft zu verheißen, daß diese Nacht nicht viel fallen soll. Wir haben ein ganz artiges Wirthshaus und, was uns zu großem Vergnügen dient, in einer geräumigen Stube ein Kamin angetroffen; wir sitzen am Feuer und machen Rathschläge wegen unserer weitern Reise. Hier in Brieg geht die gewöhnliche Straße über den Simplon nach Italien; wenn wir also unsern Gedanken, über die Furka auf den Gotthard zu gehen, aufgeben wollten, so gingen wir mit gemietheten Pferden und Maulthieren auf Domo d'Ossola, Margozzo, führen den Lago maggiore hinaufwärts, dann auf Bellinzona und so weiter den Gotthard hinauf über Airolo zu den Kapuzinern. Dieser Weg ist den ganzen Winter über gebahnt und mit Pferden bequem zu machen, doch scheint er unserer Vorstellung, da er in unserm Plane nicht war und uns fünf Tage später als unsern Freund nach Luzern führen würde, nicht reizend. Wir wünschen vielmehr das Wallis bis an sein oberes Ende zu sehen, dahin wir morgen Abend kommen werden; und wenn das Glück gut ist, so sitzen wir übermorgen um diese Zeit in Realp in dem Ursener Thal, welches auf dem Gotthard nahe bei dessen höchstem Gipfel ist. Sollten wir nicht über die Furka kommen, so bleibt uns immer der Weg hierher unverschlossen, und wir werden alsdann das aus Noth ergreifen, was wir aus Wahl nicht gerne thun. Sie kennen Sich vorstellen, daß ich hier schon wieder die Leute examiniret habe, ob sie glauben, daß die Passage über die Furka offen ist; denn das ist der Gedanke, mit dem ich aufstehe, schlafen gehe, mit dem ich den ganzen Tag über beschäftigt bin. Bisher war es einem Marsch zu vergleichen, den man gegen einen Feind richtet, und nun ist's, als wenn man sich dem Flecke nähert, wo er sich verschanzt hat und man sich mit ihm herumschlagen muß. Außer unserm Maulthier sind zwei Pferde auf morgen früh bestellt.

Münster, den 11. Nov. 1779. Abends 6 Uhr.

Wieder einen glücklichen und angenehmen Tag zurückgelegt! Heute früh, als wir von Brieg bei guter Tageszeit ausritten,

ſagte uns der Wirth noch auf den Weg, wenn der Berg — ſo nennen ſie hier die Furka — gar zu grimmig wäre, ſo möchten wir wieder zurückkehren und einen andern Weg ſuchen. Mit unſern zwei Pferden und einem Mauleſel kamen wir nun bald über angenehme Matten, wo das Thal ſo eng wird, daß es kaum einige Büchſenſchüſſe breit iſt. Es hat daſelbſt eine ſchöne Weide, worauf große Bäume ſtehen, und Felsſtücke, die ſich von benachbarten Bergen abgelöſt haben, zerſtreut liegen. Das Thal wird immer enger, man wird genöthiget, an den Bergen ſeitwärts hinaufzuſteigen, und hat nunmehr die Ebene in einer ſchroffen Schlucht immer rechts unter ſich. In der Höhe aber breitet ſich das Land wieder recht ſchön aus; auf mannichfaltig gebogenen Hügeln ſind ſchöne, nahrhafte Matten, liegen hübſche Oerter, die mit ihren dunkelbraunen hölzernen Häuſern gar wunderlich unter dem Schnee hervorguken. Wir gingen viel zu Fuß und thaten's uns einander wechſelſeitig zu Gefallen. Denn ob man gleich auf den Pferden ſicher iſt, ſo ſieht es doch immer gefährlich aus, wenn ein Anderer auf ſo ſchmalen Pfaden, von ſo einem ſchwachen Thiere getragen, an einem ſchreſſen Abgrund vor Einem herreitet. Weil nun kein Vieh auf der Weide ſein kann, indem die Menſchen alle in den Häuſern ſtecken, ſo ſieht eine ſolche Gegend ſehr einſam aus, und der Gedanke, daß man immer enger und enger zwiſchen ungeheuren Gebirgen eingeſchloſſen wird, giebt der Imagination graue und unangenehme Bilder, die Einen, der nicht recht feſt im Sattel ſäße, gar leicht herabwerfen könnten. Der Menſch iſt niemals ganz Herr von ſich ſelbſt. Da er die Zukunft nicht weiß, da ihm ſogar der nächſte Augenblick verborgen iſt, ſo hat er oft, wenn er etwas Ungemeines vornimmt, mit unwillkürlichen Empfindungen, Ahnungen, traumartigen Vorſtellungen zu kämpfen, über die man kurz hinterdrein wol lachen kann, die aber oft in dem Augenblicke der Entſcheidung höchſt beſchwerlich ſind. In unſerm Mittagsquartier begegnete uns was Angenehmes. Wir traten bei einer Frau ein, in deren Hauſe es ganz reinlich ausſah. Ihre Stube war nach hieſiger Landesart ausgetäfelt, die Betten mit Schnitzwerk gezieret, die Schränke, Tiſche und was ſonſt von kleinen Repoſitorien an den Wänden und in den Ecken befeſtigt war, hatte artige Zieraten von Drechsler- und Schnitzwerk. An den Portraits, die in der Stube hingen, konnte man bald ſehen, daß Mehrere aus dieſer Familie ſich dem geiſtlichen Stand gewidmet hatten. Wir

bemerkten auch eine Sammlung wohl eingebundener Bücher über der Thür, die wir für eine Stiftung eines dieser Herren hielten. Wir nahmen die Legenden der Heiligen herunter und lasen drin, während das Essen vor uns zubereitet wurde. Die Wirthin fragte uns einmal, als sie in die Stube trat, ob wir auch die Geschichte des heiligen Alexis gelesen hätten. Wir sagten Nein, nahmen aber weiter keine Notiz davon, und Jeder las in seinem Kapitel fort. Als wir uns zu Tische gesetzt hatten, stellte sie sich zu uns und fing wieder von dem heiligen Alexis an zu reden. Wir fragten, ob es ihr Patron oder der Patron ihres Hauses sei, welches sie verneinte, dabei aber versicherte, daß dieser heilige Mann so viel aus Liebe zu Gott ausgestanden habe, daß ihr seine Geschichte erbärmlicher vorkomme als viele der Uebrigen. Da sie sah, daß wir gar nicht unterrichtet waren, fing sie an, uns zu erzählen: „Es sei der heilige Alexis der Sohn vornehmer, reicher und gottesfürchtiger Eltern in Rom gewesen, sei ihnen, die den Armen außerordentlich viel Gutes gethan, in Ausübung guter Werke mit Vergnügen gefolgt; doch habe ihm dieses noch nicht genug gethan, sondern er habe sich in der Stille Gott ganz und gar geweiht und Christo eine ewige Keuschheit angelobet. Als ihn in der Folge seine Eltern an eine schöne und treffliche Jungfrau verheirathen wollen, habe er zwar sich ihrem Willen nicht widersetzt, die Trauung sei vollzogen worden; er habe sich aber, anstatt sich zu der Braut in die Kammer zu begeben, auf ein Schiff, das er bereit gefunden, gesetzt und sei damit nach Asien übergefahren. Er habe daselbst die Gestalt eines schlechten Bettlers angezogen und sei dergestalt unkenntlich geworden, daß ihn auch die Knechte seines Vaters, die man ihm nachgeschickt, nicht erkannt hätten. Er habe sich daselbst an der Thüre der Hauptkirche gewöhnlich aufgehalten, dem Gottesdienst beigewohnt und sich von geringen Almosen der Gläubigen genährt. Nach drei oder vier Jahren seien verschiedene Wunder geschehen, die ein besonderes Wohlgefallen Gottes angezeigt. Der Bischof habe in der Kirche eine Stimme gehört, daß er den frömmsten Mann, dessen Gebet vor Gott am Angenehmsten sei, in die Kirche rufen und an seiner Seite den Dienst verrichten sollte. Da Dieser hierauf nicht gewußt, wer gemeint sei, habe ihm die Stimme den Bettler angezeigt, den er denn auch zu großem Erstaunen des Volks hereingeholt. Der heilige Alexis, betroffen, daß die Aufmerksamkeit der Leute auf ihn rege geworden,

habe sich in der Stille davon und auf ein Schiff gemacht, Willens, weiter sich in die Fremde zu begeben. Durch Sturm aber und andere Umstände sei er genöthiget worden, in Italien zu landen. Der heilige Mann habe hierin einen Wink Gottes gesehen und sich gefreut, eine Gelegenheit zu finden, wo er die Selbstverleugnung im höchsten Grade zeigen konnte. Er sei daher geradezu auf seine Vaterstadt losgegangen, habe sich als ein armer Bettler vor seiner Eltern Hausthür gestellt; diese, ihn auch dafür haltend, haben ihn nach ihrer frommen Wohlthätigkeit gut aufgenommen und einem Bedienten aufgetragen, ihn mit Quartier im Schloß und den nöthigen Speisen zu versehen. Dieser Bediente, verdrießlich über die Mühe und unwillig über seiner Herrschaft Wohlthätigkeit, habe diesen anscheinenden Bettler in ein schlechtes Loch unter der Treppe gewiesen und ihm daselbst geringes und sparsames Essen gleich einem Hunde vorgeworfen. Der heilige Mann, anstatt sich dadurch irre machen zu lassen, habe darüber erst Gott recht in seinem Herzen gelobt, und nicht allein dieses, was er so leicht ändern können, mit gelassenem Gemüthe getragen, sondern auch die andauernde Betrübniß der Eltern und seiner Gemahlin über die Abwesenheit ihres so geliebten Alexis mit unglaublicher und übermenschlicher Standhaftigkeit ausgehalten. Denn seine vielgeliebten Eltern und seine schöne Gemahlin hat er des Tags wol hundertmal seinen Namen ausrufen hören, sich nach ihm sehnen und über seine Abwesenheit ein kummervolles Leben verzehren sehen. An dieser Stelle konnte sich die Frau der Thränen nicht mehr enthalten, und ihre beiden Mädchen, die sich während der Erzählung an ihren Rock angehängt, sahen unverwandt an die Mutter hinauf. „Ich weiß mir keinen erbärmlichern Zustand vorzustellen," sagte sie, „und keine größere Marter, als was dieser heilige Mann bei den Seinigen und aus freiem Willen ausgestanden hat. Aber Gott hat ihm seine Beständigkeit aufs Herrlichste vergolten und bei seinem Tode die größten Zeichen der Gnade vor den Augen der Gläubigen gegeben. Denn als dieser heilige Mann, nachdem er einige Jahre in diesem Zustande gelebt, täglich mit größter Inbrunst dem Gottesdienste beigewohnet, so ist er endlich krank geworden, ohne daß Jemand sonderlich auf ihn Acht gegeben. Als darnach an einem Morgen der Papst in Gegenwart des Kaisers und des ganzen Adels selbst hohes Amt gehalten, haben auf einmal die Glocken der ganzen Stadt Rom wie zu einem vornehmen

Todtengeläute zu läuten angefangen; wie nun Jedermänniglich darüber erstaunt, so ist dem Papste eine Offenbarung geschehen, daß dieses Wunder den Tod des heiligsten Mannes in der ganzen Stadt anzeige, der in dem Hause des Patrizii *** soeben verschieden sei. Der Vater des Alexis fiel auf Befragen selbst auf den Bettler. Er ging nach Hause und fand ihn unter der Treppe wirklich todt. In den zusammengefalteten Händen hatte der heilige Mann ein Papier stecken, welches ihm der Alte, wiewol vergebens, herauszuziehen suchte. Er brachte diese Nachricht dem Kaiser und Papst in die Kirche zurück, die alsdann mit dem Hofe und der Klerisei sich aufmachten, um selbst den heiligen Leichnam zu besuchen. Als sie angelangt, nahm der heilige Vater ohne Mühe das Papier dem Leichnam aus den Händen, überreichte es dem Kaiser, der es sogleich von seinem Kanzler vorlesen ließ. Es enthielt dieses Papier die bisherige Geschichte dieses Heiligen. Da hätte man nun erst den übergroßen Jammer der Eltern und der Gemahlin sehen sollen, die ihren theuren Sohn und Gatten so nahe bei sich gehabt und ihm nichts zu Gute thun können und nunmehr erst erfuhren, wie übel er behandelt worden. Sie fielen über den Körper her, klagten so wehmüthig, daß Niemand von allen Umstehenden sich des Weinens enthalten konnte. Auch waren unter der Menge Volks, die sich nach und nach zudrängte, viele Kranke, die zu dem heiligen Körper gelassen und durch dessen Berührung gesund wurden." Die Erzählerin versicherte nochmals, indem sie ihre Augen trocknete, daß sie eine erbärmlichere Geschichte niemals gehört habe; und mir kam selbst ein so großes Verlangen zu weinen an, daß ich große Mühe hatte, es zu verbergen und zu unterdrücken. Nach dem Essen suchte ich im Pater Cochem*) die Legende selbst auf und fand, daß die gute Frau den ganzen reinen menschlichen Faden der Geschichte behalten und alle abgeschmackten Anwendungen dieses Schriftstellers rein vergessen hatte.

Wir gehen fleißig ins Fenster und sehen uns nach der Witterung um; denn wir sind jetzt sehr im Fall, Winde und Wolken anzubeten. Die frühe Nacht und die allgemeine Stille ist das Element, worin das Schreiben recht gut gedeiht, und

---

*) Martin von Cochem (1630–1712), ein Kapuziner und Verfasser vieler Erbauungsschriften; hier dürfte an seine „Legenden der Heiligen" zu denken sein

ich bin überzeugt, wenn ich mich nur einige Monate an ſo einem Orte inne halten könnte und müßte, ſo würden alle meine angefangenen Dramen eins nach dem andern aus Noth fertig. Wir haben ſchon verſchiedene Leute vorgehabt und ſie nach dem Uebergange über die Furka gefragt; aber auch hier können wir nichts Beſtimmtes erfahren, ob der Berg gleich nur zwei Stunden entfernt iſt. Wir müſſen uns alſo darüber beruhigen und morgen mit Anbruch des Tages ſelbſt rekognosciren und ſehen, wie ſich unſer Schickſal entſcheidet. So gefaßt ich auch ſonſt bin, ſo muß ich geſtehen, daß mir's höchſt verdrießlich wäre, wenn wir zurückgeſchlagen würden. Glückt es, ſo ſind wir morgen Abend in Realp auf dem Gotthard und übermorgen zu Mittage auf dem Gipfel des Bergs bei den Kapuzinern; mißlingt's, ſo haben wir nur zwei Wege zur Retirade offen, wovon keiner ſonderlich beſſer iſt als der andere — durchs ganze Wallis zurück und den bekannten Weg über Bern auf Luzern, oder auf Brieg zurück und erſt durch einen großen Umweg auf den Gotthard! Ich glaube, ich habe Ihnen das in dieſen wenigen Blättern ſchon dreimal geſagt. Freilich iſt es für uns von der größten Wichtigkeit. Der Ausgang wird entſcheiden, ob unſer Muth und Zutrauen, daß es gehen müſſe, oder die Klugheit einiger Perſonen, die uns dieſen Weg mit Gewalt widerrathen wollen, Recht behalten wird. So viel iſt gewiß, daß beide, Klugheit und Muth, das Glück über ſich erkennen müſſen. Nachdem wir vorher nochmals das Wetter examinirt, die Luft kalt, den Himmel heiter und ohne Dispoſition zu Schnee geſehen haben, legen wir uns ruhig zu Bette.

Münſter, den 12. November 1779. Früh 6 Uhr.

Wir ſind ſchon fertig, und Alles iſt eingepackt, um mit Tages Anbruch von hier wegzugehen. Wir haben zwei Stunden bis Oberwald, und von da rechnet man gewöhnlich ſechs Stunden auf Realp. Unſer Maulthier geht mit dem Gepäck nach, ſo weit wir es bringen können.

Realp, den 12. November 1779. Abends.

Mit einbrechender Nacht ſind wir hier angekommen. Es iſt überſtanden, und der Knoten, der uns den Weg verſtrickte, entzwei geſchnitten. Eh ich Ihnen ſage, wo wir eingekehrt ſind,

ob ich Ihnen das Wesen unserer Gastfreunde beschreibe, lassen Sie mich mit Vergnügen den Weg in Gedanken zurück machen, den wir mit Sorgen vor uns liegen sahen, und den wir glücklich, doch nicht ohne Beschwerde, zurückgelegt haben. Um Sieben gingen wir von Münster weg und sahen das beschneite Amphitheater der hohen Gebirge vor uns zugeschlossen, hielten den Berg, der hinten quer versteht, für die Furka; allein wir irrten uns, wie wir nachmals erfuhren; sie war durch Berge, die uns links lagen, und durch hohe Wolken bedeckt. Der Morgenwind blies stark und schlug sich mit einigen Schneewolken herum und jagte abwechselnd leichte Gestöber an den Bergen und durch das Thal. Desto stärker trieben aber die Windweben an dem Boden hin und machten uns etlichemal den Weg verfehlen, ob wir gleich, auf beiden Seiten von Bergen eingeschlossen, Oberwald am Ende doch finden mußten. Nach Neune trafen wir daselbst an und sprachen in einem Wirthshaus ein, wo sich die Leute nicht wenig wunderten, solche Gestalten in dieser Jahreszeit erscheinen zu sehen. Wir fragten, ob der Weg über die Furka noch gangbar wäre. Sie antworteten, daß ihre Leute den größten Theil des Winters drüber gingen; ob wir aber hinüberkommen würden, das wüßten sie nicht. Wir schickten sogleich nach solchen Führern; es kam ein untersetzter, starker Mann, dessen Gestalt ein gutes Zutrauen gab, dem wir unsern Antrag thaten: Wenn er den Weg für uns noch praktikabel hielte, so sollt' er's sagen, noch einen oder mehr Kameraden zu sich nehmen und mit uns kommen. Nach einigem Bedenken sagte er's zu, ging weg, um sich fertig zu machen und den Andern mitzubringen. Wir zahlten indessen unserm Maulesetreiber seinen Lohn, den wir mit seinem Thiere nunmehr nicht weiter brauchen konnten, aßen etwas Weniges Käs und Brod, tranken ein Glas rothen Wein und waren sehr lustig und wohlgemuth, als unser Führer wiederkam und noch einen größern und stärker aussehenden Mann, der die Stärke und Tap erkeit eines Rosses zu haben schien, hinter sich hatte. Einer hackte den Mantelsack auf den Rücken, und nun ging der Zug zu Fünfen zum Dorfe hinaus, da wir denn in kurzer Zeit den Fuß des Berges, der uns links lag, erreichten und allmählig in die Höhe zu steigen anfingen. Zuerst hatten wir noch einen betretenen Fußpfad, der von einer benachbarten Alpe herunterging; bald aber verlor sich dieser, und wir mußten im Schnee den Berg hinaufsteigen. Unsere Führer wanden sich durch die Felsen, um die sich der

bekannte Fußpfad ſchlingt, ſehr geſchickt herum, obgleich Alles übereis zugeſchneit war. Noch ging der Weg durch einen Fichtenwald; wir hatten die Rhone in einem engen, unfruchtbaren Thal unter uns. Nach einer kleinen Weile mußten wir ſelbſt hinab in dieſes Thal, kamen über einen kleinen Steg und ſahen nunmehr den Rhoneglecſcher vor uns. Es iſt der ungeheuerſte, den wir ſo ganz überſehen haben. Er nimmt den Sattel eines Berges in ſehr großer Breite ein, ſteigt ununterbrochen herunter bis da, wo unten im Thal die Rhone aus ihm herausfließt. An dieſem Ausfluſſe hat er, wie die Leute erzählen, verſchiedene Jahre her abgenommen; das will aber gegen die übrige ungeheure Maſſe gar nichts ſagen. Obgleich Alles voll Schnee lag, ſo waren doch die ſchroffen Eiſtlippen, wo der Wind ſo leicht keinen Schnee haften läßt, mit ihren vitriolblauen Spalten ſichtbar, und man konnte deutlich ſehen, wo der Gletſcher aufhört und der beſchneite Felſen anhebt. Wir gingen ganz nahe daran hin; er lag uns linker Hand. Bald kamen wir wieder auf einen leichten Steg über ein kleines Bergwaſſer, das in einem muldenförmigen unfruchtbaren Thal nach der Rhone zu floß. Vom Gletſcher aber rechts und links und vorwärts ſieht man nun keinen Baum mehr; Alles iſt öde und wüſte. Keine ſchroffen und überſtehenden Felſen, nur lang gedehnte Thäler, ſacht geſchwungene Berge, die nun gar im Alles vergleichenden Schnee die einfachen, ununterbrochenen Flächen uns entgegenwieſen. Wir ſtiegen nunmehr links den Berg hinan und ſanken in tiefen Schnee. Einer von unſern Führern mußte voran und brach, indem er herzhaft durchſchritt, die Bahn, in der wir folgten. Es war ein ſeltſamer Anblick, wenn man einen Moment ſeine Aufmerkſamkeit von dem Wege ab und auf ſich ſelbſt und die Geſellſchaft wendete, in der ödeſten Gegend der Welt und in einer ungeheuren, einförmigen, ſchneebedeckten Gebirgswüſte, wo man rückwärts und vorwärts auf drei Stunden keine lebendige Seele weiß, wo man auf beiden Seiten die weiten Tiefen verſchlungener Gebirge hat, eine Reihe Menſchen zu ſehen, deren Einer in des Andern tiefe Fußtapfen tritt, und wo in der ganzen glatt überzogenen Weite nichts in die Augen fällt als die Furche, die man gezogen hat. Die Tiefen, aus denen man herkommt, liegen grau und endlos in Nebel hinter Einem. Die Wolken wechſeln über die blaſſe Sonne, breitflockiger Schnee ſiebt in der Tiefe und zieht über Alles einen ewig beweglichen Flor. Ich bin überzeugt, daß

Einer, über den auf diesem Weg seine Einbildungskraft nur einigermaßen Herr würde, hier ohne anscheinende Gefahr vor Angst und Furcht vergehen müßte. Eigentlich ist auch hier keine Gefahr des Sturzes, sondern nur die Lawinen, wenn der Schnee stärker wird, als er jetzt ist, und durch seine Last zu rollen anfängt, sind gefährlich. Doch erzählten uns unsere Führer, daß sie den ganzen Winter durch drüber gingen, um Ziegenfelle aus dem Wallis auf den Gotthard zu tragen, womit ein starker Handel getrieben wird. Sie gehen alsdann, um die Lawinen zu vermeiden, nicht da, wo wir gingen, den Berg allmählig hinauf, sondern bleiben eine Weile unten im breitern Thal und steigen alsdann den steilen Berg gerade hinauf. Der Weg ist da sicherer, aber auch viel unbequemer. Nach viertehalb Stunden Marsch kamen wir auf dem Sattel der Furka an beim Kreuz, wo sich Wallis und Uri scheiden. Auch hier ward uns der doppelte Gipfel der Furka, woher sie ihren Namen hat, nicht sichtbar. Wir hofften nunmehr einen bequemern Hinabstieg; allein unsere Führer verkündigten uns einen noch tiefern Schnee, den wir auch bald fanden. Unser Zug ging wie vorher hinter einander fort, und der Vorderste, der die Bahn brach, saß oft bis über den Gürtel darin. Die Geschicklichkeit der Leute und die Leichtigkeit, womit sie die Sache traktirten, erhielt auch unsern guten Muth; und ich muß sagen, daß ich für meine Person so glücklich gewesen bin, den Weg ohne große Mühseligkeit zu übersteben, ob ich gleich damit nicht sagen will, daß es ein Spaziergang sei. Der Jäger Hermann versicherte, daß er auf dem Thüringerwalde auch schon so tiefen Schnee gehabt habe; doch ließ er sich am Ende verlauten, die Furka sei ein S***r. Es kam ein Lämmergeier mit unglaublicher Schnelle über uns hergeflogen; er war das einzige Lebende, was wir in diesen Wüsten antrafen, und in der Ferne saben wir die Berge des Urseuer Thals im Sonnenschein. Unsere Führer wollten in einer verlassenen, steinernen und zugeschneiten Hirtenhütte einkehren und etwas essen; allein wir trieben sie fort, um in der Kälte nicht stille zu steben. Hier schlingen sich wieder andere Thäler ein, und endlich hatten wir den offenen Anblick ins Urseuer Thal. Wir gingen schärfer, und nach viertehalb Stunden Wegs vom Kreuz an saben wir die zerstreuten Dächer von Realp. Wir hatten unsere Führer schon verschiedentlich gefragt, was für ein Wirthsbaus und besonders was für Wein wir in Realp zu erwarten hätten. Die

Hoffnung, die ſie uns gaben, war nicht ſonderlich; doch verſicherten ſie, daß die Kapuziner daſelbſt, die zwar nicht wie die auf dem Gotthard ein Hospitium hätten, dennoch manchmal Fremde aufzunehmen pflegten. Bei Dieſen würden wir einen guten rothen Wein und beſſeres Eſſen als im Wirthshaus finden. Wir ſchickten Einen deswegen voraus, daß er die Patres disponiren und uns Quartier machen ſollte. Wir ſäumten nicht ihm nachzugehen und kamen bald nach ihm an, da uns denn ein großer, anſehnlicher Pater an der Thür empfing. Er hieß uns mit großer Freundlichkeit eintreten und bat noch auf der Schwelle, daß wir mit ihnen vorlieb nehmen möchten, da ſie eigentlich, beſonders in jetziger Jahrszeit, nicht eingerichtet wären, ſolche Gäſte zu empfangen. Er führte uns ſogleich in eine warme Stube und war ſehr geſchäftig, uns, indem wir unſere Stiefeln auszogen und Wäſche wechſelten, zu bedienen. Er bat uns ein Mal über das andere, wir möchten ja völlig thun, als ob wir zu Hauſe wären. Wegen des Eſſens müßten wir, ſagte er, in Geduld ſtehen, indem ſie in ihrer langen Faſten begriffen wären, die bis Weihnachten dauert. Wir verſicherten ihm, daß eine warme Stube, ein Stück Brod und ein Glas Wein unter gegenwärtigen Umſtänden alle unſere Wünſche erfülle. Er reichte uns das Verlangte, und wir hatten kaum ein Wenig erholt, als er uns ihre Umſtände und ihr Verhältniß hier auf dieſem öden Flecke zu erzählen anfing. „Wir haben," ſagte er, „kein Hospitium wie die Patres auf dem Gotthard; wir ſind hier Pfarrherrn und unſer Drei: Ich habe das Predigtamt auf mir, der zweite Pater die Schullehre und der Bruder die Haushaltung." Er fuhr fort zu erzählen, wie beſchwerlich ihre Geſchäfte ſeien, am Ende eines einſamen, von aller Welt abgeſonderten Thales zu liegen und für ſehr geringe Einkünfte viele Arbeit zu thun. Es ſei ſonſt dieſe, wie die übrigen dergleichen Stellen, von einem Weltgeiſtlichen verſehen worden, der aber, als einſtens eine Schneelawine einen Theil des Dorfs bedeckt, ſich mit der Monſtranz geflüchtet, da man ihn denn abgeſetzt und ſie, denen man mehr Reſignation zutraue, an deſſen Stelle eingeführt habe. Ich habe mich, um Dieſes zu ſchreiben, in eine obere Stube begeben, die durch ein Loch von unten auf geheizt wird. Es kommt die Nachricht, daß das Eſſen fertig iſt, die, ob wir gleich ſchon Einiges vorgearbeitet haben, ſehr willkommen klingt.

Nach Rom.

Die Patres, Herren, Knechte und Träger haben alle zusammen an einem Tische gegessen; nur der Frater, der die Küche besorgte, war erst ganz gegen Ende der Tafel sichtbar. Er hatte aus Eiern, Milch und Mehl gar mannichfaltige Speisen zusammengebracht, die wir uns eine nach der andern sehr wohl schmecken ließen. Die Träger, die eine große Freude hatten, von unserer glücklich vollbrachten Expedition zu reden, lobten unsere seltene Geschicklichkeit im Gehen und versicherten, daß sie es nicht mit einem Jeden unternehmen würden. Sie gestanden uns nun, daß heute früh, als sie aufgefordert wurden, erst Einer gegangen sei, uns zu rekognosciren, um zu sehen, ob wir wol die Miene hätten, mit ihnen fortzukommen; denn sie hüteten sich sehr, alte oder schwache Leute in dieser Jahrszeit zu begleiten, weil es ihre Pflicht sei, Denjenigen, dem sie einmal zugesagt, ihn hinüberzubringen, im Fall er matt oder krank würde, zu tragen und, selbst wenn er stürbe, nicht liegen zu lassen, außer wenn sie in augenscheinliche Gefahr ihres eigenen Lebens kämen. Es war nunmehr durch dieses Geständniß die Schleuse der Erzählung aufgezogen, und nun brachte Einer nach dem Andern Geschichten von beschwerlichen oder verunglückten Bergwanderungen hervor, worin die Leute hier gleichsam wie in einem Elemente leben, so daß sie mit der größten Gelassenheit Unglücksfälle erzählen, denen sie täglich selbst unterworfen sind. Der Eine brachte eine Geschichte vor, wie er auf dem Kandersteg, um über den Gemmi zu gehen, mit noch einem Kameraden, der denn auch immer mit Vor- und Zunamen genennt wird, in tiefem Schnee eine arme Familie angetroffen, die Mutter sterbend, den Knaben halbtodt und den Vater in einer Gleichgiltigkeit, die dem Wahnsinne ähnlich gewesen. Er habe die Frau aufgehockt, sein Kamerade den Sohn, und so haben sie den Vater, der nicht vom Flecke gewollt, vor sich hergetrieben. Beim Absteigen vom Gemmi sei die Frau ihm auf dem Rücken gestorben, und er habe sie noch todt bis hinunter ins Leuterbad gebracht. Auf Befragen, was es für Leute gewesen seien, und wie sie in dieser Jahrszeit auf die Gebirge gekommen, sagte er, es seien arme Leute aus dem Kanton Bern gewesen, die, von Mangel getrieben, sich in unschicklicher Jahrszeit auf den Weg gemacht, um Verwandte im Wallis oder den italienischen Provinzen aufzusuchen, und seien von der Witterung übereilt worden. Sie erzählten ferner Geschichten, die ihnen be-

gegnen, wenn sie Winters Ziegenfelle über die Furka tragen, wo sie aber immer gesellschaftsweise zusammen gingen. Der Pater machte dazwischen viele Entschuldigungen wegen seines Essens, und wir verdoppelten unsere Versicherungen, daß wir nicht mehr wünschten, und erfuhren, da er das Gespräch auf sich und seinen Zustand lenkte, daß er noch nicht sehr lange an diesem Platze sei. Er fing an, vom Predigtamte zu sprechen und von dem Geschick, das ein Prediger haben müsse; er verglich ihn mit einem Kaufmann, der seine Waare wohl herauszustreichen und durch einen gefälligen Vortrag den Leuten angenehm zu machen habe. Er setzte nach Tisch die Unterredung fort, und indem er, aufgestanden, die linke Hand auf den Tisch stemmte, mit der rechten seine Worte begleitete und von der Rede selbst rednerisch redete, so schien er in dem Augenblick uns überzeugen zu wollen, daß er selbst der geschickte Kaufmann sei. Wir gaben ihm Beifall, und er kam von dem Vortrage auf die Sache selbst. Er lobte die katholische Religion. „Eine Regel des Glaubens müssen wir haben," sagte er, „und daß diese so fest und unveränderlich als möglich sei, ist ihr größter Vorzug. Die Schrift haben wir zum Fundamente unsers Glaubens; allein dies ist nicht hinreichend. Dem gemeinen Manne dürfen wir sie nicht in die Hände geben; denn so heilig sie ist und von dem Geiste Gottes auf allen Blättern zeugt, so kann doch der irdisch gesinnte Mensch dieses nicht begreifen, sondern findet überall leicht Verwirrung und Anstoß. Was soll ein Laie Gutes aus den schändlichen Geschichten, die darin vorkommen, und die doch zu Stärkung des Glaubens für geprüfte und erfahrne Kinder Gottes von dem heiligen Geiste aufgezeichnet worden, was soll ein gemeiner Mann daraus Gutes ziehen, der die Sachen nicht in ihrem Zusammenhange betrachtet? Wie soll er sich aus den hier und da anscheinenden Widersprüchen, aus der Unordnung der Bücher, aus der mannichfaltigen Schreibart herauswickeln, da es den Gelehrten selbst so schwer wird, und die Gläubigen über so viele Stellen ihre Vernunft gefangen nehmen müssen? Was sollen wir also lehren? Eine auf die Schrift gegründete, mit der besten Schriftauslegung bewiesene Regel! — Und wer soll die Schrift auslegen? Wer soll diese Regel festsetzen? Etwa ich oder ein anderer einzelner Mensch? — Mit Nichten! Jeder hängt die Sache auf eine andere Art zusammen, stellt sie sich nach seinem Konzepte vor. Das würde ebenso viele Lehren als Köpfe geben und unsägliche Verwirrungen hervorbringen, wie es auch schon gethan hat. Nein, es

bleibt der allerheiligsten Kirche allein, die Schrift auszulegen und die Regel zu bestimmen, wornach wir unsere Seelenführung einzurichten haben. Und wer ist diese Kirche? Es ist nicht etwa ein oder das andere Oberhaupt, ein oder das andere Glied derselben, nein, es sind die heiligsten, gelehrtesten, erfahrensten Männer aller Zeiten, die sich zusammen vereiniget haben, nach und nach unter dem Beistand des heiligen Geistes dieses übereinstimmende, große und allgemeine Gebäude aufzuführen, die auf den großen Versammlungen ihre Gedanken einander mitgetheilet, sich wechselseitig erbauet, die Irrthümer verbannt und eine Sicherheit, eine Gewißheit unserer allerheiligsten Religion gegeben, deren sich keine andere rühmen kann, ihr einen Grund gegraben und eine Brustwehr aufgeführet, die die Hölle selbst nicht überwältigen kann. Ebenso ist es auch mit dem Texte der heiligen Schrift. Wir haben die Vulgata, wir haben eine approbirte Uebersetzung der Vulgata und zu jedem Spruche eine Auslegung, welche von der Kirche gebilliget ist. Daher kommt diese Uebereinstimmung, die einen Jeden erstaunen muß. Ob Sie mich hier reden hören an diesem entfernten Winkel der Welt oder in der größten Hauptstadt in einem entferntesten Lande, den Ungeschicktesten oder den Fähigsten, Alle werden eine Sprache führen, ein katholischer Christ wird immer Dasselbige hören, überall auf dieselbe Weise unterrichtet und erbauet werden; und das ist's, was die Gewißheit unsers Glaubens macht, was uns die süße Zufriedenheit und Versicherung giebt, in der wir Einer mit dem Andern fest verbunden leben und in der Gewißheit, uns glücklicher wiederzufinden, von einander scheiden können." Er hatte diese Rede, wie im Diskurs, Eins auf das Andre folgen lassen, mehr in dem innern behaglichen Gefühl, daß er sich uns von einer vortheilhaften Seite zeige als mit dem Ton einer bigotten Belehrungssucht. Er wechselte theils mit den Händen dabei ab, schob sie einmal in die Kuttenärmel zusammen, ließ sie über dem Bauch ruhen, bald holte er mit gutem Anstand seine Dose aus der Kapuze und warf sie nach dem Gebrauch wieder hinein. Wir hörten ihm aufmerksam zu, und er schien mit unserer Art, seine Sachen aufzunehmen, sehr vergnügt zu sein. Wie sehr würde er sich gewundert haben, wenn ihm ein Geist im Augenblicke offenbaret hätte, daß er seine Peroration an einen Nachkommen Friedrich's des Weisen*) richte!

*) Friedrich der Weise von Thüringen-Sachsen (1486–1525), der bekannte Beschützer Luther's.

Den 13. Nov. 1779. Oben auf dem Gipfel des Gotthard's bei den Kapuzinern. Morgens um Zehn.

Endlich sind wir auf dem Gipfel unserer Reise glücklich angelangt! Hier, ist's beschlossen, wollen wir stille stehen und uns wieder nach dem Vaterlande zuwenden. Ich komme mir sehr wunderbar hier oben vor, wo ich mich vor vier Jahren mit ganz andern Sorgen, Gesinnungen, Planen und Hoffnungen, in einer andern Jahreszeit, einige Tage aufhielt und, mein künftiges Schicksal unvorahnend, durch ein ich weiß nicht was bewegt, Italien den Rücken zukehrte und meiner jetzigen Bestimmung unwissend entgegenging. Ich erkannte das Haus nicht wieder. Vor einiger Zeit ist es durch eine Schneelawine stark beschädigt worden; die Patres haben diese Gelegenheit ergriffen und eine Beisteuer im Lande eingesammelt, um ihre Wohnung zu erweitern und bequemer zu machen. Beide Patres, die hier oben wohnen, sind nicht zu Hause, doch, wie ich höre, noch ebendieselben, die ich vor vier Jahren antraf. Pater Seraphim, der schon dreizehn Jahre auf diesem Posten aushält, ist gegenwärtig in Mailand; den Andern erwarten sie noch heute von Airolo herauf. In dieser reinen Luft ist eine ganz grimmige Kälte. Sobald wir gegessen haben, will ich weiter fortfahren; denn vor die Thüre, merk' ich schon, werden wir nicht viel kommen.

Nach Tische.

Es wird immer kälter, man mag gar nicht von dem Ofen weg; ja, es ist die größte Lust, sich oben drauf zu setzen, welches in diesen Gegenden, wo die Oefen von steinernen Platten zusammengesetzt sind, gar wohl angeht. Zuvörderst also wollen wir an den Abschied von Realp und unsern Weg hierher.

Noch gestern Abend, ehe wir zu Bette gingen, führte uns der Pater in sein Schlafzimmer, wo Alles auf einen sehr kleinen Platz zusammengestellt war. Sein Bett, das aus einem Strohsack und einer wollenen Decke bestand, schien uns, die wir uns an ein gleiches Lager gewöhnt, gerade nichts Verdienstliches zu haben. Er zeigte uns Alles mit großem Vergnügen und innerer Zufriedenheit, seinen Bücherschrank und andere Dinge. Wir lobten ihm Alles und schieden sehr zufrieden von einander, um zu Bette zu gehen. Bei der Einrichtung des Zimmers hatte man, um zwei Betten an eine Wand anzubringen, beide kleiner als gehörig

gemacht. Diese Unbequemlichkeit hielt mich vom Schlaf ab, bis ich mir durch zusammengestellte Stühle zu helfen suchte. Erst heute früh bei hellem Tage erwachten wir wieder und gingen hinunter, da wir denn durchaus vergnügte und freundliche Gesichter antrafen. Unsere Führer, im Begriff, den lieblichen gestrigen Weg wieder zurückzumachen, schienen es als Epoche anzusehn und als Geschichte, mit der sie sich in der Folge gegen andere Fremde was zu Gute thun könnten, und da sie gut bezahlt wurden, schien bei ihnen der Begriff von Abenteuer vollkommen zu werden. Wir nahmen noch ein starkes Frühstück zu uns und schieden. Unser Weg ging nunmehr durchs Urseler Thal, das merkwürdig ist, weil es in so großer Höhe schöne Matten und Viehzucht hat. Es werden hier Käse gemacht, denen ich einen besondern Vorzug gebe. Hier wachsen keine Bäume; Büsche von Salweiden fassen den Bach ein, und an den Gebirgen flechten sich kleine Sträucher durch einander. Mir ist's unter allen Gegenden, die ich kenne, die liebste und interessanteste, es sei nun, daß alte Erinnerungen sie werth machen, oder daß mir das Gefühl von so viel zusammengeketteten Wundern der Natur ein beimliches und unnennbares Vergnügen erregt. Ich setze zum Voraus, die ganze Gegend, durch die ich Sie führe, ist mit Schnee bedeckt, Fels und Matte und Weg sind alle überein verschneit. Der Himmel war ganz klar ohne irgend eine Wolke, das Blau viel tiefer, als man es in dem platten Lande gewohnt ist, die Rücken der Berge, die sich weiß davon abschnitten, theils hell im Sonnenlicht, theils blaulich im Schatten. In anderthalb Stunden waren wir in Hospital, ein Oertchen, das noch im Urseler Thal am Weg auf den Gotthard liegt. Hier betrat ich zum ersten Mal wieder die Bahn meiner vorigen Reise. Wir kehrten ein, bestellten uns auf morgen ein Mittagessen und stiegen den Berg hinauf. Ein großer Zug von Maulesseln machte mit seinen Glocken die ganze Gegend lebendig. Es ist ein Ton, der alle Vergerinnerungen rege macht. Der größte Theil war schon vor uns aufgestiegen und hatte den glatten Weg mit den scharfen Eisen schon ziemlich aufgebauen. Wir fanden auch einige Wegeknechte, die bestellt sind, das Glatteis mit Erde zu überfahren, um den Weg praktikabel zu erhalten. Der Wunsch, den ich in vorigen Zeiten gethan hatte, diese Gegend einmal im Schnee zu sehen, ist mir nun auch gewährt. Der Weg geht an der über Felsen sich immer hinabstürzenden Reuß hinauf, und die Wasserfälle bilden hier die

ſchönſten Formen. Wir verweilten lange bei der Schönheit des einen, der über ſchwarze Felſen in ziemlicher Breite herunterkam. Hier und da hatten ſich in den Ritzen und auf den Flächen Gismaſſen angeſetzt, und das Waſſer ſchien über ſchwarz und weiß geſprengten Marmor herzulaufen. Das Eis blinkte wie Kryſtalladern und Strahlen in der Sonne, und das Waſſer lief rein und friſch dazwiſchen hinunter. Auf den Gebirgen iſt keine beſchwerlichere Reiſegeſellſchaft als Maulthiere. Sie halten einen ungleichen Schritt, indem ſie durch einen ſonderbaren Inſtinkt unten an einem ſteilen Ort erſt ſtehen bleiben, dann denſelben ſchnell hinaufſchreiten und oben wieder ausruhen. Sie halten auch auf graden Flächen, die hier und da vorkommen, manchmal inne, bis ſie durch den Treiber oder durch die nachfolgenden Thiere vom Platze bewegt werden. Und ſo, indem man einen gleichen Schritt hält, drängt man ſich an ihnen auf dem ſchmalen Wege vorbei und gewinnt über ſolche ganze Reihen den Vortheil. Steht man ſtill, um etwas zu betrachten, ſo kommen ſie Einem wieder zuvor, und man iſt von dem betäubenden Laut ihrer Klingeln und von ihrer breit auf die Seite ſtehenden Bürde beſchwert. So langten wir endlich auf dem Gipfel des Berges an, den Sie Sich wie einen kahlen Scheitel, mit einer Krone umgeben, denken müſſen. Man iſt hier auf einer Fläche, ringsum wieder von Gipfeln umgeben, und die Ausſicht wird in der Nähe und Ferne von kahlen und auch meiſtens mit Schnee bedeckten Rippen und Klippen eingeſchränkt.

Man kann ſich kaum erwärmen, beſonders da ſie nur mit Reiſig heizen können und auch dieſes ſparen müſſen, weil ſie es faſt drei Stunden heraufzuſchleppen haben und oberwärts, wie geſagt, faſt gar kein Holz wächſt.

Der Pater iſt von Airolo heraufgekommen, ſo erfroren, daß er bei ſeiner Ankunft kein Wort hervorbringen konnte. Ob ſie gleich hier oben ſich bequemer als die Uebrigen vom Orden tragen dürfen, ſo iſt es doch immer ein Anzug, der für dieſes Klima nicht gemacht iſt. Er war von Airolo herauf den ſehr glatten Weg gegen den Wind geſtiegen; der Bart war ihm eingefroren, und es währte eine ganze Weile, bis er ſich beſinnen konnte. Wir unterhielten uns von der Beſchwerlichkeit dieſes Aufenthalts; er erzählte, wie es ihnen das Jahr über zu gehen pflege, ihre Bemühungen und häuslichen Umſtände. Er ſprach nichts als Italieniſch, und wir fanden hier Gelegenheit, von den Uebungen, die wir uns das Frühjahr in dieſer Sprache gegeben,

Gebrauch zu machen. Gegen Abend traten wir einen Augenblick vor die Hausthüre heraus, um uns vom Pater denjenigen Gipfel zeigen zu lassen, den man für den höchsten des Gotthard's hält; wir konnten aber kaum einige Minuten dauern, so durchdringend und angreifend kalt ist es. Wir bleiben also wol für diesmal in dem Hause eingeschlossen, bis wir morgen fortgehen, und haben Zeit genug, das Merkwürdige dieser Gegend in Gedanken zu durchreisen.

Aus einer kleinen geographischen Beschreibung werden Sie sehen, wie merkwürdig der Punkt ist, auf dem wir uns jetzt befinden. Der Gotthard ist zwar nicht das höchste Gebirg der Schweiz, und in Savoyen übertrifft ihn der Montblanc an Höhe um sehr Vieles; doch behauptet er den Rang eines königlichen Gebirges über alle andere, weil die größten Gebirgketten bei ihm zusammenlaufen und sich an ihn lehnen. Ja, wenn ich mich nicht irre, so hat mir Herr Wyttenbach*) zu Bern, der von dem höchsten Gipfel die Spitzen der übrigen Gebirge gesehen, erzählt, daß sich diese alle gleichsam gegen ihn zu neigen schienen. Die Gebirge von Schwyz und Unterwalden, gekettet an die von Uri, steigen von Mitternacht, von Morgen die Gebirge des Graubündter Landes, von Mittag die der italienischen Vogteien herauf, und von Abend drängt sich durch die Furka das doppelte Gebirg, welches Wallis einschließt, an ihn heran. Nicht weit vom Hause hier sind zwei kleine Seen, davon der eine den Tessin durch Schluchten und Thäler nach Italien, der andere gleicherweise die Reuß nach dem Vierwaldstädtersee ausgießt. Nicht fern von hier entspringt der Rhein und läuft gegen Morgen, und wenn man alsdann die Rhone dazu nimmt, die an einem Fuß der Furka entspringt und nach Abend durch das Wallis läuft, so befindet man sich hier auf einem Kreuzpunkte, von dem aus Gebirge und Flüsse in alle vier Himmelsgegenden auslaufen.

*) Jakob Samuel Wyttenbach, Hospitalprediger zu Bern.

Das Römiſche Karneval.

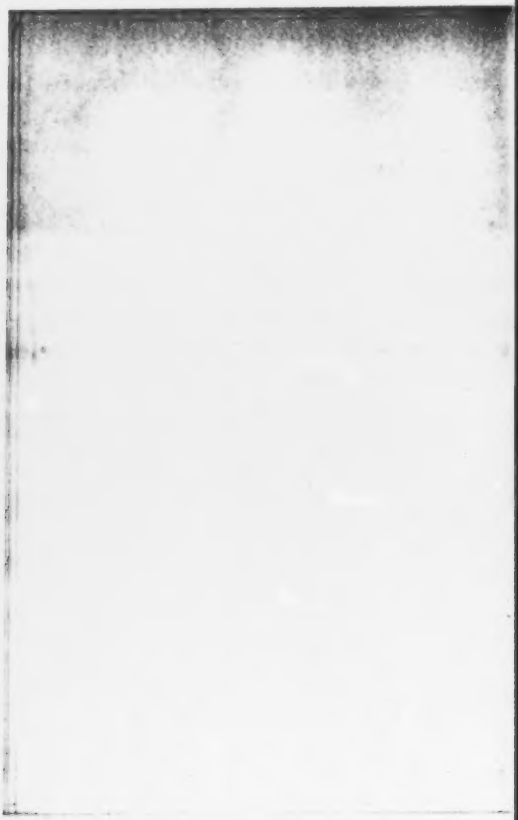

Vorbemerkung des Herausgebers.

Schon wenige Monate nach seiner Rückkehr aus Italien begann Goethe im „Teutschen Merkur“ manche Arbeiten zu veröffentlichen, zu denen ihn der Aufenthalt in jenem Lande angeregt, und die er zum Theil auch schon dort ausgearbeitet hatte. Auf diese Weise erschienen von Oktober 1788 bis März 1789 eine Reihe von Aufsätzen, zwar unter dem gemeinsamen Titel „Auszüge aus einem Reise-Journal“, aber doch zum Theil in der Art abgefaßt, daß in ihnen die betreffenden Gegenstände in allgemeinerer und objektiver Weise behandelt wurden. Alle diese Arbeiten wurden später in der „Italienischen Reise“ zusammengestellt, deren zwei ersten Bände (unabhängig von der 1815 begonnenen Gesammtausgabe der Werke) 1816 und 1817 erschienen, und zwar als zweite Abtheilung des Werkes „Aus meinem Leben.“ Erst 12 Jahre später, im Jahre 1829, wurde der Schluß der „Italienischen Reise“ unter dem Titel „Zweiter Aufenthalt in Rom“ von Goethe in dem 29. Band der Werke, Ausg. letzter Hand, veröffentlicht und daselbst „Das Römische Karneval“, welches bereits 1789 als Einzelschrift (vergl. später) erschienen war, in den Text eingeschaltet.

Wenn diese Anordnung, die seitdem immer befolgt worden ist, von uns wieder verlassen wird, indem wir „Das Römische Karneval“ aus jener Verbindung herausnehmen,

ſo ſind es zwei Gründe, die uns vorzugsweiſe dazu beſtimmt haben, erſtens Goethe's eigenes Verfahren, von dem er, wie bemerkt, nur zuletzt abgewichen iſt, zweitens der Umſtand, daß die genannte Schrift ein vollſtändig in ſich abgeſchloſſenes Ganze bildet.

Das Intereſſe, welches Goethe am Karneval in Rom genommen hat, iſt in den beiden Jahren ſeiner Anweſenheit daſelbſt nicht gleich groß und nicht gleicher Art geweſen. Am Aſchermittwoch des Jahres 1787 ſchreibt er, nachdem bereits ein früherer Brief mit der Zeitbeſtimmung „Nach verklungener Karnevalsthorheit" datirt iſt: „Nun iſt der Narrheit ein Ende!... Das Karneval in Rom muß man geſehen haben, um den Wunſch völlig los zu werden, es je wiederzuſehen. Zu ſchreiben iſt davon gar nichts; bei einer mündlichen Darſtellung möchte es allenfalls unterhaltend ſein." — Indeſſen hatte er doch auch ſchon damals Masken des Karnevals und Römiſche alterthümliche Trachten wenigſtens für die Kinder der Weimarer Freunde gezeichnet oder zeichnen laſſen, und als im nächſten Jahre dieſelbe Zeit wiederkehrte, widmete er dem Karneval eine große Aufmerkſamkeit, die indeſſen jetzt natürlich mehr ſachlicher Art war, als daß er ſelbſt noch ein beſonderes Vergnügen von dem Treiben dieſes Feſtes erwartet hätte. In dieſem Sinne erwähnt er deſſelben in Briefen vom Januar und Februar 1788 z. B. an C. G. von Voigt und Friedrich von Stein, und auch in dem Februarberichte in der „Italieniſchen Reiſe", die allerdings viel ſpäteren Urſprungs iſt, äußerte er ſich ähnlich: „Es mußte mir bald auffallen, daß dieſes Volksfeſt, wie ein anderes wiederkehrendes Leben und Weben, ſeinen entſchiedenen Verlauf hatte. Dadurch ward ich nun mit

dem Getümmel versöhnt, ich sah es an als ein anderes bedeutendes Naturerzeugniß und Nationalereigniß; ich interessirte mich dafür in diesem Sinne, bemerkte genau den Gang der Thorheiten, und wie das Alles doch in einer gewissen Form und Schicklichkeit ablief."

Dem entsprechend faßte Goethe offenbar schon in Italien den Plan zu seiner Schrift. Er schrieb schon während des Karnevals Alles auf, was er für bemerkenswerth hielt, und veranlaßte seinen Hausgenossen und Landsmann, den in der „Italienischen Reise" öfters erwähnten Portrait- und Historienmaler Georg Schütz, die einzelnen Masken flüchtig zu zeichnen und zu koloriren; mit der Vignette wurde der Maler Heinrich Lips in Rom beauftragt, die Radirungen endlich für die Umrisse der Zeichnungen und die Ausführung des Kolorirens im Einzelnen besorgte Kraus, der Direktor der Zeichenschule in Weimar. Anfangs war das Ganze (vergl. Intelligenzblatt der Jenaer Allgemeinen Literaturzeitung vom 4. Februar 1789) für das von Bertuch und Kraus redigirte „Journal des Luxus und der Moden" bestimmt; da aber der Text zu umfangreich war, so gab Goethe Beiden die Erlaubniß, denselben mit den Kupfern als ein besonderes Werk erscheinen zu lassen. Als ein solches, in dem zugleich die höchste typographische Schönheit erreicht werden sollte, wird es denn auch bereits am 2. Januar 1789 in der obengenannten Zeitschrift, in der übrigens später auch noch eine Beurtheilung desselben gegeben wurde, und im März desselben Jahres im „Teutschen Merkur" angekündigt. Demnach erschien „Das Römische Karneval, Berlin, gedruckt bei Johann Friedrich Unger. Weimar und Gotha. In Kommission bei Carl Wilhelm Ettinger. 1789."

Die Zahl der gedruckten Exemplare kann nicht groß gewesen sein; denn Goethe äußerte später zu Eckermann (III, 196), daß er auf einer Auktion vergeblich einen bedeutenden Preis auf ein solches geboten habe, wie er denn in der That viele Einzel- und Gesammtausgaben seiner Werke nicht besaß; jedenfalls aber nahmen die Herausgeber daraus Veranlassung, im Januar 1790 den Text der Abhandlung in ihrem Journal besonders abdrucken zu lassen. Zwei Jahre später nahm Goethe denselben gleichfalls ohne Kupfer als eine besondere Abhandlung in den ersten Band der 1792 beginnenden Ausgabe seiner Werke auf, indem er nur diejenigen Stellen des ersten Druckes, welche sich unmittelbar auf die in demselben vorhandenen Abbildungen beziehen, wegließ und in sprachlicher Hinsicht Einzelnes änderte. Das Letztere geschah auch noch, wiewol in sehr geringem Maaße, bei den späteren Ausgaben von 1808, 1817 und 1829.

Für die Textes-Revision haben wir selbstverständlich den Abdruck in dem „Journal des Luxus und der Moden" unberücksichtigt gelassen, nicht aus dem Grunde, weil derselbe sehr ungenau ist und viele Abweichungen zeigt, sondern weil Goethe selbst an der Redaktion desselben sicherlich keinen Antheil hat; dagegen schien es zweckmäßig, außer den genannten und den späteren Ausgaben noch das Werk von Christian Schuchardt „Goethe's Italienische Reise. Stuttgart, 2 Bde, 1862—1863" zu diesem Zwecke zu benutzen.

Das Römiſche Karneval.

Indem wir eine Beschreibung des Römischen Karnevals unternehmen, müssen wir den Einwurf befürchten, daß eine solche Feierlichkeit eigentlich nicht beschrieben werden könne. Eine so große, lebendige Masse sinnlicher Gegenstände sollte sich unmittelbar vor dem Auge bewegen und von einem Jeden nach seiner Art angeschaut und gefaßt werden.

Noch bedenklicher wird diese Einwendung, wenn wir selbst gestehen müssen, daß das Römische Karneval einem fremden Zuschauer, der es zum ersten Mal sieht und nur sehen will und kann, weder einen ganzen noch einen erfreulichen Eindruck gebe, weder das Auge sonderlich ergetze noch das Gemüth befriedige.

Die lange und schmale Straße, in welcher sich unzählige Menschen hin und wieder wälzen, ist nicht zu übersehen; kaum unterscheidet man etwas in dem Bezirk des Getümmels, den das Auge fassen kann. Die Bewegung ist einförmig, der Lärm betäubend, das Ende der Tage unbefriedigend. Allein diese Bedenklichkeiten sind bald gehoben, wenn wir uns näher erklären; und vorzüglich wird die Frage sein, ob uns die Beschreibung selbst rechtfertigt.

Das Römische Karneval ist ein Fest, das dem Volke eigentlich nicht gegeben wird, sondern das sich das Volk selbst giebt. Der Staat macht wenig Anstalten, wenig Aufwand dazu. Der Kreis der Freuden bewegt sich von selbst, und die Polizei regiert ihn nur mit gelinder Hand.

Hier ist nicht ein Fest, das, wie die vielen geistlichen Feste Rom's, die Augen der Zuschauer blendete; hier ist kein Feuer-

werk, das von dem Kastell Sankt Angelo einen einzigen überraschenden Anblick gewährte; hier ist keine Erleuchtung der Peters-Kirche und Kuppel, welche so viel Fremde aus allen Landen herbeilockt und befriedigt; hier ist keine glänzende Prozession, bei deren Annäherung das Volk beten und staunen soll; hier wird vielmehr nur ein Zeichen gegeben, daß Jeder so thöricht und toll sein dürfe, als er wolle, und daß außer Schlägen und Messerstichen fast Alles erlaubt sei.

Der Unterschied zwischen Hohen und Niedern scheint einen Augenblick aufgehoben; Alles nähert sich einander, Jeder nimmt, was ihm begegnet, leicht auf, und die wechselseitige Frechheit und Freiheit wird durch eine allgemeine gute Laune im Gleichgewicht erhalten.

In diesen Tagen freuet sich der Römer noch zu unsern Zeiten, daß die Geburt Christi das Fest der Saturnalien und seiner Privilegien wol um einige Wochen verschieben, aber nicht aufheben konnte.

Wir werden uns bemühen, die Freuden und den Taumel dieser Tage vor die Einbildungskraft unserer Leser zu bringen. Auch schmeicheln wir uns, solchen Personen zu dienen, welche dem Römischen Karneval selbst einmal beigewohnt und sich nun mit einer lebhaften Erinnerung jener Zeiten vergnügen mögen, nicht weniger solchen, welchen jene Reise noch bevorsteht, und denen diese wenigen Blätter Uebersicht und Genuß einer überdrängten und vorbeirauschenden Freude verschaffen können.

Der Korſo.

Das Römiſche Karneval verſammelt ſich in dem Korſo. Dieſe Straße beſchränkt und beſtimmt die öffentliche Feierlichkeit dieſer Tage. An jedem andern Platz würde es ein ander Feſt ſein; und wir haben daher vor allen Dingen den Korſo zu beſchreiben.

Er führt den Namen, wie mehrere lange Straßen italieniſcher Städte, von dem Wettrennen der Pferde, womit zu Rom ſich jeder Karnevalsabend ſchließt, und womit an andern Orten andere Feierlichkeiten, als das Feſt eines Schutzpatrons, ein Kirchweihfeſt, geendigt werden.

Die Straße geht von der Piazza del Popolo ſchnurgerade bis an den Venetianiſchen Palaſt. Sie iſt ungefähr viertehalbtauſend Schritte lang und von hohen, meiſtentheils prächtigen Gebäuden eingefaßt. Ihre Breite iſt gegen ihre Länge und gegen die Höhe der Gebäude nicht verhältnißmäßig. An beiden Seiten nehmen Pflaſtererhöhungen für die Fußgänger ungefähr ſechs bis acht Fuß weg. In der Mitte bleibt für die Wagen an den meiſten Orten nur der Raum von zwölf bis vierzehn Schritten, und man ſieht alſo leicht, daß höchſtens drei Fuhrwerke ſich in dieſer Breite neben einander bewegen können.

Der Obelisk auf der Piazza del Popolo iſt im Karneval die unterſte Grenze dieſer Straße, der Venetianiſche Palaſt die obere.

Spazierfahrt im Korſo.

Schon alle Sonn- und Feſttage eines Jahres iſt der Römiſche Korſo belebt. Die vornehmern und reichern Römer fahren hier eine oder anderthalb Stunden vor Nacht in einer ſehr zahlreichen Reihe ſpazieren; die Wagen kommen vom Venetianiſchen Palaſt herunter, halten ſich an der linken Seite, fahren, wenn es ſchön Wetter iſt, an dem Obelisk vorbei zum Thore hinaus und auf den Flaminiſchen Weg, manchmal bis Ponte molle.

Die früher oder später Umkehrenden halten sich an die andere Seite; so ziehen die beiden Wagenreihen in der besten Ordnung an einander hin.

Die Gesandten haben das Recht, zwischen beiden Reihen auf- und niederzufahren; dem Prätendenten, der sich unter dem Namen eines Herzogs von Albanien in Rom aufhielt, war es gleichfalls zugestanden.

Sobald die Nacht eingeläutet wird, ist diese Ordnung unterbrochen; Jeder wendet, wo es ihm beliebt, und sucht seinen nächsten Weg, oft zur Unbequemlichkeit vieler andern Equipagen, welche in dem engen Raum dadurch gehindert und aufgehalten werden.

Diese Abendspazierfahrt, welche in allen großen italienischen Städten brillant ist und in jeder kleinen Stadt, wäre es auch nur mit einigen Kutschen, nachgeahmt wird, lockt viele Fußgänger in den Korso; Jedermann kommt, um zu sehen oder gesehen zu werden.

Das Karneval ist, wie wir bald bemerken können, eigentlich nur eine Fortsetzung oder vielmehr der Gipfel jener gewöhnlichen sonn- und festtägigen Freuden; es ist nichts Neues, nichts Fremdes, nichts Einziges, sondern es schließt sich nur an die Römische Lebensweise ganz natürlich an.

Klima, geistliche Kleidungen.

Ebenso wenig fremd wird es uns scheinen, wenn wir nun bald eine Menge Masken in freier Luft sehen, da wir so manche Lebensscene unter dem heitern, frohen Himmel das ganze Jahr durch zu erblicken gewohnt sind.

Bei einem jeden Feste bilden ausgehängte Teppiche, gestreute Blumen, übergespannte Tücher die Straßen gleichsam zu großen Sälen und Galerien um.

Keine Leiche wird ohne vermummte Begleitung der Brüderschaften zu Grabe gebracht; die vielen Mönchskleidungen gewöhnen das Auge an fremde und sonderbare Gestalten; es scheint das ganze Jahr Karneval zu sein, und die Abbaten in schwarzer Kleidung scheinen unter den übrigen geistlichen Masken die edlern Tabarros vorzustellen.

Erſte Zeit.

Schon von dem neuen Jahre an ſind die Schauſpielhäuſer eröffnet, und das Karneval hat ſeinen Anfang genommen. Man ſieht hie und da in den Logen eine Schöne, welche als Offizier ihre Epauletten mit größter Selbſtzufriedenheit dem Volke zeigt. Die Spazierfahrt im Korſo wird zahlreicher; doch die allgemeine Erwartung iſt auf die letzten acht Tage gerichtet.

Vorbereitungen auf die letzten Tage.

Mancherlei Vorbereitungen verkündigen dem Publikum dieſe paradieſiſchen Stunden.

Der Korſo, eine von den wenigen Straßen in Rom, welche das ganze Jahr rein gehalten werden, wird nun ſorgfältiger gekehrt und gereiniget. Man iſt beſchäftigt, das ſchöne, aus kleinen, viereckig zugehauenen, ziemlich gleichen Baſaltſtücken zuſammengeſetzte Pflaſter, wo es nur einigermaßen abzuweichen ſcheint, auszuheben und die Baſaltkeile wieder neu in Stand zu ſetzen.

Außer dieſem zeigen ſich auch lebendige Vorboten. Jeder Karnevalsabend ſchließt ſich, wie wir ſchon erwähnt haben, mit einem Wettrennen. Die Pferde, welche man zu dieſem Endzweck unterhält, ſind meiſtentheils klein und werden wegen fremder Herkunft der beſten unter ihnen „Barberi" genennt.

Ein ſolches Pferdchen wird mit einer Decke von weißer Leinwand, welche am Kopf, Hals und Leib genau anſchließt und auf den Rähten mit bunten Bändern beſetzt iſt, vor dem Obelisk an die Stelle gebracht, wo es in der Folge auslaufen ſoll. Man gewöhnt es, den Kopf gegen den Korſo gerichtet, eine Zeit lang ſtill zu ſtehen, führt es alsdann ſachte die Straße hin und zieht ihm oben am Venetianiſchen Palaſt ein wenig Hafer, damit es ein Intereſſe empfinde, ſeine Bahn deſto geſchwinder zu durchlaufen.

Da dieſe Uebung mit den meiſten Pferden, deren oft funfzehn bis zwanzig an der Zahl ſind, wiederholt, und eine ſolche Promenade immer von einer Anzahl luſtig ſchreiender Knaben

begleitet wird, so giebt es schon einen Vorschmack von einem größern Lärm und Jubel, der bald folgen soll.

Ehemals nährten die ersten Römischen Häuser dergleichen Pferde in ihren Marställen; man schätzte sich es zur Ehre, wenn ein solches den Preis davontragen konnte. Es wurden Wetten angestellt, und der Sieg durch ein Gastmahl verherrlicht.

In den letzten Zeiten hingegen hat diese Liebhaberei sehr abgenommen, und der Wunsch, durch seine Pferde Ruhm zu erlangen, ist in die mittlere, ja in die unterste Klasse des Volks herabgestiegen.

Aus jenen Zeiten mag sich noch die Gewohnheit herschreiben, daß der Trupp Reiter, welcher, von Trompetern begleitet, in diesen Tagen die Preise in ganz Rom herumzeigt, in die Häuser der Vornehmen hineinreitet und nach einem geblasenen Trompeterstückchen ein Trinkgeld empfängt.

Der Preis bestehet aus einem etwa drittehalb Ellen langen und nicht gar eine Elle breiten Stück Gold- oder Silberstoff, das an einer bunten Stange, wie eine Flagge befestigt, schwebt, und an dessen unterm Ende das Bild einiger rennenden Pferde quer eingewirkt ist.

Es wird dieser Preis „Palio" genannt, und so viel Tage das Karneval dauert, so viele solcher Quasistandarten werden von dem erst erwähnten Zug durch die Straßen von Rom aufgezeigt.

Inzwischen fängt auch der Korso an, seine Gestalt zu verändern; der Obelisk wird nun die Grenze der Straße. Vor demselben wird ein Gerüste mit vielen Sitzreihen über einander aufgeschlagen, welches gerade in den Korso hineinsieht. Vor dem Gerüste werden die Schranken errichtet, zwischen welche man künftig die Pferde zum Ablaufen bringen soll.

An beiden Seiten werden ferner große Gerüste gebaut, welche sich an die ersten Häuser des Korso anschließen und auf diese Weise die Straße in den Platz herein verlängern. An beiden Seiten der Schranken stehen kleine, erhöhte und bedeckte Bogen für die Personen, welche das Ablaufen der Pferde reguliren sollen.

Den Korso hinauf sieht man vor manchen Häusern ebenfalls Gerüste aufgerichtet. Die Plätze von Sankt Karlo und der Antoninischen Säule werden durch Schranken von der Straße abgesondert, und Alles bezeichnet genug, daß die ganze Feierlichkeit sich in dem langen und schmalen Korso einschränken solle und werde.

Zuletzt wird die Straße in der Mitte mit Puzzolane bestreut, damit die wettrennenden Pferde auf dem glatten Pflaster nicht so leicht ausgleiten mögen.

Signal der vollkommnen Karnevalsfreiheit.

So findet die Erwartung sich jeden Tag genährt und beschäftigt, bis endlich eine Glocke vom Kapitol bald nach Mittage das Zeichen giebt, es sei erlaubt, unter freiem Himmel thöricht zu sein.

In diesem Augenblick legt der ernsthafte Römer, der sich das ganze Jahr sorgfältig vor jedem Fehltritt hütet, seinen Ernst und seine Bedächtigkeit auf einmal ab.

Die Pflasterer, die bis zum letzten Augenblicke geklappert haben, packen ihr Werkzeug auf und machen der Arbeit scherzend ein Ende. Alle Balkone, alle Fenster werden nach und nach mit Teppichen behängt, auf den Pflastererhöhungen zu beiden Seiten der Straße werden Stühle herausgesetzt, die geringern Hausbewohner, alle Kinder sind auf der Straße, die nun aufhört, eine Straße zu sein; sie gleicht vielmehr einem großen Festsaal, einer ungeheuren ausgeschmückten Galerie.

Denn wie alle Fenster mit Teppichen behängt sind, so stehen auch alle Gerüste mit alten gewirkten Tapeten beschlagen; die vielen Stühle vermehren den Begriff von Zimmer, und der freundliche Himmel erinnert selten, daß man ohne Dach sei.

So scheint die Straße nach und nach immer wohnbarer. Indem man aus dem Hause tritt, glaubt man nicht im Freien und unter Fremden, sondern in einem Saale unter Bekannten zu sein.

Wache.

Indessen daß der Korso immer belebter wird, und unter den vielen Personen, die in ihren gewöhnlichen Kleidern spazieren, sich hier und da ein Pulzinell zeigt, hat sich das Militär vor der Porta del Popolo versammelt. Es zieht, angeführt von dem General zu Pferde, in guter Ordnung und neuer Montur mit klingendem Spiel den Korso herauf und besetzt sogleich alle Eingänge in denselben, errichtet ein paar Wachen auf den Hauptplätzen und übernimmt die Sorge für die Ordnung der ganzen Anstalt.

Die Verleiher der Stühle und Gerüste rufen nun emsig den Vorbeigehenden an: „Laoghi, Laoghi, Patroni, Laoghi!“

Masken.

Nun fangen die Masken an, sich zu vermehren. Junge Männer, geputzt, in Festtagskleidern der Weiber aus der untersten Klasse, mit entblößtem Busen und frecher Selbstgenügsamkeit, lassen sich meist zuerst sehen. Sie liebkosen die ihnen begegnenden Männer, thun gemein und vertraut mit den Weibern als mit Ihresgleichen, treiben sonst, was ihnen Laune, Witz oder Unart eingeben.

Wir erinnern uns unter Andern eines jungen Menschen, der die Rolle einer leidenschaftlichen, zanksüchtigen und auf keine Weise zu beruhigenden Frau vortrefflich spielte und so sich den ganzen Korso hinab zankte, Jedem etwas anhängte, indeß seine Begleiter sich alle Mühe zu geben schienen, ihn zu besänftigen.

Hier kommt ein Pulzinell gelaufen, dem ein großes Horn an bunten Schnüren um die Hüften gaukelt. Durch eine geringe Bewegung, indem er sich mit den Weibern unterhält, weiß er die Gestalt des alten Gottes der Gärten in dem heiligen Rom keklich nachzuahmen, und seine Leichtfertigkeit erregt mehr Lust als Unwillen. Hier kommt ein Anderer Seinesgleichen, der, bescheidner und zufriedner, seine schöne Hälfte mit sich bringt.

Da die Frauen ebenso viel Lust haben, sich in Mannskleidern zu zeigen, als die Männer, sich in Frauenskleidern sehen zu lassen, so haben sie die beliebte Tracht des Pulzinells sich anzupassen nicht verfehlt, und man muß bekennen, daß es ihnen gelingt, in dieser Zwittergestalt oft höchst reizend zu sein.

Mit schnellen Schritten, deklamirend wie vor Gericht, drängt sich ein Advokat durch die Menge; er schreit an die Fenster hinauf, packt maskirte und unmaskirte Spaziergänger an, droht einem Jeden mit einem Prozeß, macht bald Jenem eine lange Geschichtserzählung von lächerlichen Verbrechen, die er begangen haben soll, bald Diesem eine genaue Spezifikation seiner Schulden. Die Frauen schilt er wegen ihrer Cicisbeen, die Mädchen wegen ihrer Liebhaber; er beruft sich auf ein Buch, das er bei sich führt, produzirt Dokumente, und das Alles mit einer durchdringenden Stimme und geläufigen Zunge. Er sucht Jedermann zu beschämen und konfus zu machen. Wenn man denkt, er höre auf, so fängt er erst recht an; denkt man, er gehe weg,

so kehrt er um; auf den Einen geht er gerade los und spricht ihn nicht an; er packt einen Andern, der schon vorbei ist; kommt nun gar ein Mitbruder ihm entgegen, so erreicht die Tollheit ihren höchsten Grad.

Aber lange können sie die Aufmerksamkeit des Publikums nicht auf sich ziehen; der tollste Eindruck wird gleich von Menge und Mannichfaltigkeit wieder verschlungen.

Besonders machen die Quacqueri zwar nicht so viel Lärm, doch ebenso viel Aufsehen als die Advokaten. Die Maske der Quacqueri scheint so allgemein geworden zu sein durch die Leichtigkeit, auf dem Trödel altfränkische Kleidungsstücke finden zu können.

Die Haupterfordernisse dieser Maske sind, daß die Kleidung zwar altfränkisch, aber wohlerhalten und von edlem Stoff sei. Man sieht sie selten anders als mit Sammt oder Seide bekleidet; sie tragen brokatene oder gestickte Westen, und der Natur nach muß der Quacquero dickleibig sein; seine Gesichtsmaske ist ganz, mit Pausbacken und kleinen Augen; seine Perrücke hat wunderliche Zöpfchen; sein Hut ist klein und meistens bordirt.

Man siehet, daß sich diese Figur sehr dem Buffo caricato der komischen Oper nähert, und wie dieser meistentheils einen läppischen, verliebten, betrogenen Thoren vorstellt, so zeigen sich auch diese als abgeschmackte Stutzer. Sie hüpfen mit großer Leichtigkeit auf den Zehen hin und her, führen große schwarze Ringe ohne Glas statt der Lorgnetten, womit sie in alle Wagen hineingucken, nach allen Fenstern hinaufblicken. Sie machen gewöhnlich einen steifen, tiefen Bückling, und ihre Freude, besonders wenn sie sich einander begegnen, geben sie dadurch zu erkennen, daß sie mit gleichen Füßen mehrmals gerade in die Höhe hüpfen und einen hellen, durchdringenden, unartikulirten Laut von sich geben, der mit den Konsonanten brr verbunden ist.

Oft geben sie sich durch diesen Ton das Zeichen, und die Nächsten erwidern das Signal, so daß in kurzer Zeit dieses Geschrille den ganzen Korso hin und wieder läuft.

Muthwillige Knaben blasen indeß in große gewundene Muscheln und beleidigen das Ohr mit unerträglichen Tönen.

Man sieht bald, daß bei der Enge des Raums, bei der Aehnlichkeit so vieler Maskenkleidungen (denn es mögen immer einige hundert Pulzinelle und gegen hundert Quacqueri im Korso

auf und nieder laufen) Wenige die Absicht haben können, Aufsehn zu erregen oder bemerkt zu werden. Auch müssen diese früh genug im Korso erscheinen. Vielmehr geht ein Jeder nur aus, sich zu vergnügen, seine Tollheit auszulassen und der Freiheit dieser Tage auf das Beste zu genießen.

Besonders suchen und wissen die Mädchen und Frauen sich in dieser Zeit nach ihrer Art lustig zu machen. Jede sucht nur aus dem Hause zu kommen, sich, auf welche Art es sei, zu vermummen, und weil die Wenigsten in dem Fall sind, viel Geld aufwenden zu können, so sind sie erfinderisch genug, allerlei Arten auszudenken, wie sie sich mehr verstecken als zieren.

Sehr leicht sind die Masken von Bettlern und Bettlerinnen zu schaffen; schöne Haare werden vorzüglich erfordert, dann eine ganz weiße Gesichtsmaske, ein irdenes Töpfchen an einem farbigen Bande, ein Stab und ein Hut in der Hand. Sie treten mit demüthiger Geberde unter die Fenster und vor Jeden hin und empfangen statt Almosen Zuckerwerk, Nüsse und was man ihnen sonst Artiges geben mag.

Andere machen sich es noch bequemer, hüllen sich in Pelze oder erscheinen in einer artigen Haustracht nur mit Gesichtsmasken. Sie geben meistentheils ohne Männer und führen als Off- und Defensiv-Waffe ein Besenchen, aus der Blüthe eines Rohrs gebunden, womit sie theils die Ueberlästigen abwehren, theils auch muthwillig genug Bekannten und Unbekannten, die ihnen ohne Masken entgegenkommen, im Gesicht herumfahren.

Wenn Einer, auf den sie es gemünzt haben, zwischen vier oder fünf solcher Mädchen hineinkommt, weiß er sich nicht zu retten. Das Gedränge hindert ihn zu fliehen, und wo er sich hinwendet, fühlt er die Besenchen unter der Nase. Sich ernstlich gegen diese oder andere Neckereien zu wehren, würde sehr gefährlich sein, weil die Masken unverletzlich sind, und jede Wache ihnen beizustehen beordert ist.

Ebenso müssen die gewöhnlichen Kleidungen aller Stände als Masken dienen. Stallknechte mit ihren großen Bürsten kommen, einem Jeden, wenn es ihnen beliebt, den Rücken auszukehren. Vetturine bieten ihre Dienste mit ihrer gewöhnlichen Zudringlichkeit an. Zierlicher sind die Masken der Landmädchen, Fraskatanerinnen, Fischer, Neapolitaner Schiffer, Neapolitanischer Sbirren und Griechen.

Manchmal wird eine Maske vom Theater nachgeahmt.

Einige machen sich's sehr bequem, indem sie sich in Teppiche oder Leintücher hüllen, die sie über dem Kopfe zusammenbinden.

Die weiße Gestalt pflegt gewöhnlich Andern in den Weg zu treten und vor ihnen zu hüpfen und glaubt auf diese Weise ein Gespenst vorzustellen. Einige zeichnen sich durch sonderbare Zusammensetzungen aus, und der Tabarro wird immer für die edelste Maske gehalten, weil sie sich gar nicht auszeichnet.

Witzige und satirische Masken sind sehr selten, weil diese schon Endzweck haben und bemerkt sein wollen. Doch sah man einen Pulzinell als Hahnrei. Die Hörner waren beweglich; er konnte sie wie eine Schnecke heraus- und hineinziehen. Wenn er unter ein Fenster vor Neuverheirathete trat und ein Horn nur wenig sehen ließ, oder vor einem Andern beide Hörner recht lang streckte und die an den obern Spitzen befestigten Schellen recht wacker klingelten, entstand auf Augenblicke eine heitere Aufmerksamkeit des Publikums und manchmal ein großes Gelächter.

Ein Zauberer mischt sich unter die Menge, läßt das Volk ein Buch mit Zahlen sehn und erinnert es an seine Leidenschaft zum Lottospiel.

Mit zwei Gesichtern steckt Einer im Gedränge; man weiß nicht, welches sein Vordertheil, welches sein Hintertheil ist, ob er kommt, ob er geht.

Der Fremde muß sich auch gefallen lassen, in diesen Tagen verspottet zu werden. Die langen Kleider der Nordländer, die großen Knöpfe, die wunderlichen runden Hüte fallen den Römern auf, und so wird ihnen der Fremde eine Maske.

Weil die fremden Maler, besonders die, welche Landschaften und Gebäude studiren, in Rom überall öffentlich sitzen und zeichnen, so werden sie auch unter der Karnevalsmenge emsig vorgestellt und zeigen sich mit großen Portefeuillen, langen Surtouts und kolossalischen Reißfedern sehr geschäftig.

Die deutschen Bäckerknechte zeichnen sich in Rom gar oft betrunken aus, und sie werden auch mit einer Flasche Wein in ihrer eigentlichen oder auch etwas verzierten Tracht taumelnd vorgestellt.

Wir erinnern uns einer einzigen anzüglichen Maske.

Es sollte ein Obelisk vor der Kirche Trinità del monte aufgerichtet werden. Das Publikum war nicht sehr damit zufrieden, theils weil der Platz eng ist, theils weil man dem kleinen Obelisk, um ihn in eine gewisse Höhe zu bringen, ein sehr hohes

Piedestal unterbauen mußte. Es nahm daher Einer den Anlaß, ein großes, weißes Piedestal als Mütze zu tragen, auf welchem oben ein ganz kleiner röthlicher Obelisk befestigt war. An dem Piedestal standen große Buchstaben, deren Sinn vielleicht nur Wenige erriethen.

Kutschen.

Indessen die Masken sich vermehren, fahren die Kutschen nach und nach in den Korso hinein in derselben Ordnung, wie wir sie oben beschrieben haben, als von der sonn- und festtägigen Spazierfahrt die Rede war, nur mit dem Unterschied, daß gegenwärtig die Fuhrwerke, welche vom Venetianischen Palast an der linken Seite herunterfahren, da, wo die Straße des Korso aufhört, wenden und sogleich an der andern Seite wieder herauffahren.

Wir haben schon oben angezeigt, daß die Straße, wenn man die Erhöhungen für die Fußgänger abrechnet, an den meisten Orten wenig über drei Wagenbreiten hat.

Die Seitenerhöhungen sind alle mit Gerüsten versperrt, mit Stühlen besetzt, und viele Zuschauer haben schon ihre Plätze eingenommen. An Gerüsten und Stühlen geht ganz nahe eine Wagenreihe hinunter und an der andern Seite hinauf. Die Fußgänger sind in eine Breite von höchstens acht Fuß zwischen den beiden Reihen eingeschlossen; Jeder drängt sich hin- und herwärts, so gut er kann, und von allen Fenstern und Balkonen sieht wieder eine gedrängte Menge auf das Gedränge herunter.

In den ersten Tagen sieht man meist nur die gewöhnlichen Lastwagen; denn Jeder verspart auf die folgenden, was er Zierliches oder Prächtiges allenfalls aufführen will. Gegen Ende des Karnevals kommen mehr offene Wagen zum Vorschein, deren einige sechs Sitze haben; zwei Damen sitzen erhöht gegen einander über, so daß man ihre ganze Gestalt sehen kann, vier Herren nehmen die vier übrigen Sitze der Winkel ein, Kutscher und Bediente sind maskirt, die Pferde mit Flor und Blumen geputzt.

Oft steht ein schöner, weißer, mit rosenfarbnen Bändern gezierter Pudel dem Kutscher zwischen den Füßen, an dem Geschirre klingen Schellen, und die Aufmerksamkeit des Publikums wird einige Augenblicke auf diesen Aufzug geheftet.

Man kann leicht denken, daß nur schöne Frauen sich so vor dem ganzen Volke zu erhöhen wagen, und daß nur die Schönste ohne Gesichtsmaske sich sehen läßt. Wo sich denn aber auch der Wagen nähert, der gewöhnlich langsam genug fahren muß, sind alle Augen darauf gerichtet, und sie hat die Freude, von manchen Seiten zu hören: „O quanto è bella!"

Ehemals sollen diese Prachtwagen weit häufiger und kostbarer, auch durch mythologische und allegorische Vorstellungen interessanter gewesen sein; neuerdings aber scheinen die Vornehmern, es sei nun, aus welchem Grunde es wolle, verloren in dem Ganzen, das Vergnügen, das sie noch bei dieser Feierlichkeit finden, mehr genießen als sich vor Andern auszeichnen zu wollen.

Je weiter das Karneval vorrückt, desto lustiger sehen die Equipagen aus.

Selbst ernsthafte Personen, welche unmaskirt in den Wagen sitzen, erlauben ihren Kutschern und Bedienten, sich zu maskiren. Die Kutscher wählen meistentheils die Frauentracht, und in den letzten Tagen scheinen nur Weiber die Pferde zu regieren. Sie sind oft anständig, ja reizend gekleidet; dagegen macht denn auch ein breiter, häßlicher Kerl in völlig neumodischem Putz, mit hoher Frisur und Federn, eine große Karikatur; und wie jene Schönheiten ihr Lob zu hören hatten, so muß er sich gefallen lassen, daß ihm Einer unter die Nase tritt und ihm zuruft: „O fratello mio, che brutta puttana sei!"

Gewöhnlich erzeigt der Kutscher einer oder einem paar seiner Freundinnen den Dienst, wenn er sie im Gedränge antrifft, sie auf den Bock zu heben. Diese sitzen denn gewöhnlich in Mannstracht an seiner Seite, und oft gaukeln dann die niedlichen Pulzinellbeinchen mit kleinen Füßchen und hohen Absätzen den Vorübergehenden um die Köpfe.

Ebenso machen es die Bedienten und nehmen ihre Freunde und Freundinnen hinten auf den Wagen, und es fehlt nichts, als daß sie sich noch wie auf die englischen Landkutschen oben auf den Kasten setzten.

Die Herrschaften selbst scheinen es gerne zu sehen, wenn ihre Wagen recht bepackt sind; Alles ist in diesen Tagen vergönnt und schicklich.

Gedränge.

Man werfe nur einen Blick über die lange und schmale Straße, wo von allen Balkonen und aus allen Fenstern über lang herabhängende bunte Teppiche gedrängte Zuschauer auf die mit Zuschauern angefüllten Gerüste, auf die langen Reihen besetzter Stühle an beiden Seiten der Straße herunterschauen. Zwei Reihen Kutschen bewegen sich langsam in dem mittlern Raum, und der Platz, den allenfalls eine dritte Kutsche einnehmen könnte, ist ganz mit Menschen ausgefüllt, welche nicht hin und wieder gehen, sondern sich hin und wieder schieben. Da die Kutschen, so lang' als es nur möglich ist, sich immer ein Wenig von einander ab halten, um nicht bei jeder Stockung gleich auf einander zu fahren, so wagen sich viele der Fußgänger, um nur einigermaßen Luft zu schöpfen, aus dem Gedränge der Mitte zwischen die Räder des vorausfahrenden und die Deichsel und Pferde des nachfahrenden Wagens, und je größer die Gefahr und Beschwerlichkeit der Fußgänger wird, desto mehr scheint ihre Laune und Kühnheit zu steigen.

Da die meisten Fußgänger, welche zwischen den beiden Kutschenreihen sich bewegen, um ihre Glieder und Kleidungen zu schonen, die Räder und Achsen sorgfältig vermeiden, so lassen sie gewöhnlich mehr Platz zwischen sich und den Wagen, als nöthig ist; wer nun mit der langsamen Masse sich fortzubewegen nicht länger ausstehen mag und Muth hat, zwischen den Rädern und Fußgängern, zwischen der Gefahr und Dem, der sich davor fürchtet, durchzuschlüpfen, der kann in kurzer Zeit einen großen Weg zurücklegen, bis er sich wieder durch ein anderes Hinderniß aufgehalten sieht.

Schon gegenwärtig scheint unsere Erzählung außer den Grenzen des Glaubwürdigen zu schreiten, und wir würden kaum wagen fortzufahren, wenn nicht so Viele, die dem Römischen Karneval beigewohnt, bezeugen könnten, daß wir uns genau an der Wahrheit gehalten, und wenn es nicht ein Fest wäre, das sich jährlich wiederholt, und das von Manchem mit diesem Buche in der Hand künftig betrachtet werden wird.

Denn was werden unsere Leser sagen, wenn wir ihnen erklären, alles bisher Erzählte sei nur gleichsam der erste Grad des Gedränges, des Getummels, des Lärmens und der Ausgelassenheit?

Zug des Gouverneurs und Senators.

Indem die Kutſchen ſachte vorwärts rücken und, wenn es eine Stockung giebt, ſtille halten, werden die Fußgänger auf mancherlei Weiſe geplagt.

Einzeln reitet die Garde des Papſtes durch das Gedränge hin und wieder, um die zufälligen Unordnungen und Stockungen der Wagen ins Geleis zu bringen, und indem Einer den Kutſchpferden ausweicht, fühlt er, ehe er ſich's verſieht, den Kopf eines Reitpferdes im Nacken; allein es folgt eine größere Unbequemlichkeit.

Der Gouverneur fährt in einem großen Staatswagen mit einem Gefolge von mehreren Kutſchen durch die Mitte zwiſchen den beiden Reihen der übrigen Wagen durch. Die Garde des Papſtes und die vorausgehenden Bedienten warnen und machen Platz, und dieſer Zug nimmt für den Augenblick die ganze Breite ein, die kurz vorher den Fußgängern noch übrig blieb. Sie drängen ſich, ſo gut ſie können, zwiſchen die übrigen Wagen hinein und auf eine oder die andere Weiſe bei Seite. Und wie das Waſſer, wenn ein Schiff durchfährt, ſich nur einen Augenblick trennt und hinter dem Steuerruder gleich wieder zuſammenſtürzt, ſo ſtrömt auch die Maſſe der Masken und der übrigen Fußgänger hinter dem Zuge gleich wieder in Eins zuſammen. Nicht lange, ſo ſtört eine neue Bewegung die gedrängte Geſellſchaft.

Der Senator rückt mit einem ähnlichen Zuge heran; ſein großer Staatswagen und die Wagen ſeines Gefolges ſchwimmen wie auf den Köpfen der erdrückten Menge, und wenn jeder Einheimiſche und Fremde von der Liebenswürdigkeit des gegenwärtigen Senators, des Prinzen Rezzonico, eingenommen und bezaubert wird, ſo iſt vielleicht dieſes der einzige Fall, wo eine Maſſe von Menſchen ſich glücklich preiſt, wenn er ſich entfernt.

Wenn dieſe beiden Züge der erſten Gerichts- und Polizeiherren von Rom, nur um das Karneval feierlich zu eröffnen, den erſten Tag durch den Korſo gedrungen waren, fuhr der Herzog von Albanien täglich zu großer Unbequemlichkeit der Menge gleichfalls dieſen Weg und erinnerte zur Zeit der allgemeinen Rummerei die alte Beherrſcherin der Könige an das Faſtnachtsſpiel ſeiner königlichen Prätenſionen.

Die Geſandten, welche das gleiche Recht haben, bedienen ſich deſſen ſparſam und mit einer humanen Diskretion.

Schöne Welt am Palaſt Ruspoli.

Aber nicht allein durch dieſe Züge wird die Zirkulation des Korſo unterbrochen und gehindert; am Palaſt Ruspoli und in deſſen Nähe, wo die Straße um nichts breiter wird, ſind die Pilaſterwege an beiden Seiten mehr erhöht. Dort nimmt die ſchöne Welt ihren Platz, und alle Stühle ſind bald beſetzt oder beſprochen. Die ſchönſten Frauenzimmer der Mittelklaſſe, reizend maskirt, umgeben von ihren Freunden, zeigen ſich dort dem vorübergehenden neugierigen Auge. Jeder, der in die Gegend kommt, verweilt, um die angenehmen Reihen zu durchſchauen; Jeder iſt neugierig, unter den vielen männlichen Geſtalten, die dort zu ſizen ſcheinen, die weiblichen herauszuſuchen und vielleicht in einem niedlichen Offizier den Gegenſtand ſeiner Sehnſucht zu entdecken. Hier an dieſem Flecke ſtockt die Bewegung zuerſt; denn die Kutſchen verweilen, ſo lange ſie können, in dieſer Gegend, und wenn man zulezt halten ſoll, will man doch lieber in dieſer angenehmen Geſellſchaft bleiben.

Konfetti.

Wenn unſere Beſchreibung bisher nur den Begriff von einem engen, ja beinahe ängſtlichen Zuſtande gegeben hat, ſo wird ſie einen noch ſonderbarern Eindruck machen, wenn wir ferner erzählen, wie dieſe gedrängte Luſtbarkeit, durch eine Art von kleinem, meiſt ſcherzhaftem, oft aber nur allzu ernſtlichem Kriege in Bewegung geſezt wird.

Wahrſcheinlich hat einmal zufällig eine Schöne ihren vorbeigehenden guten Freund, um ſich ihm unter der Menge und Maske bemerklich zu machen, mit verzuckerten Körnern angeworfen, da denn nichts natürlicher iſt, als daß der Getroffene ſich umkehre und die loſe Freundin entdecke. Dieſes iſt nun ein allgemeiner Gebrauch, und man ſieht oft nach einem Wurfe ein paar freundliche Geſichter ſich einander begegnen. Allein man iſt theils zu haushälterisch, um wirkliches Zuckerwerk zu verſchwenden, theils hat der Mißbrauch deſſelben einen größern und wohlfeilern Vorrath nöthig gemacht.

Es iſt nun ein eignes Gewerbe, Gipskelilein, durch den Trichter gemacht, die den Schein von Dragéen haben, in großen Körben zum Verkauf mitten durch die Menge zu tragen.

Niemand iſt vor einem Angriff ſicher, Jedermann iſt im Vertheidigungsſtande, und ſo entſteht aus Muthwillen oder

Nothwendigkeit bald hier, bald da ein Zweikampf, ein Scharmützel oder eine Schlacht. Fußgänger, Kutschenfahrer, Zuschauer aus Fenstern, von Gerüsten oder Stühlen greifen einander wechselsweise an und vertheidigen sich wechselsweise.

Die Damen haben vergoldete und versilberte Körbchen voll dieser Körner, und die Begleiter wissen ihre Schönen sehr wacker zu vertheidigen. Mit niedergelassenen Kutschenfenstern erwartet man den Angriff, man scherzt mit seinen Freunden und wehrt sich hartnäckig gegen Unbekannte.

Nirgends aber wird dieser Streit ernstlicher und allgemeiner als in der Gegend des Palastes Ruspoli. Alle Masken, die sich dort niedergelassen haben, sind mit Körbchen, Säckchen, zusammengebundenen Schnupftüchern versehen. Sie greifen öfter an, als sie angegriffen werden; keine Kutsche fährt ungestraft vorbei, ohne daß ihr nicht wenigstens einige Masken etwas anhängen. Kein Fußgänger ist vor ihnen sicher; besonders wenn sich ein Abbate im schwarzen Rocke sehen läßt, werfen Alle von allen Seiten auf ihn, und weil Gips und Kreide, wohin sie treffen, abfärben, so sieht ein Solcher bald über und über weiß und grau punktirt aus. Oft aber werden die Händel sehr ernsthaft und allgemein, und man sieht mit Erstaunen, wie Eifersucht und persönlicher Haß sich freien Lauf lassen.

Unbemerkt schleicht sich eine vermummte Figur heran und trifft mit einer Hand voll Konfetti eine der ersten Schönheiten so heftig und so gerade, daß die Gesichtsmaske widerschallt, und ihr schöner Hals verletzt wird. Ihre Begleiter zu beiden Seiten werden heftig aufgereizt, aus ihren Körbchen und Säckchen stürmen sie gewaltig auf den Angreifenden los; er ist aber so gut vermummt, zu stark garnirt, als daß er ihre wiederholten Würfe empfinden sollte. Je sicherer er ist, desto heftiger setzt er seinen Angriff fort; die Vertheidiger decken das Frauenzimmer mit den Tabarros zu, und weil der Angreifende in der Heftigkeit des Streits auch die Nachbarn verletzt und überhaupt durch seine Grobheit und Ungestüm Jedermann beleidigt, so nehmen die Umhersitzenden Theil an diesem Streit, sparen ihre Gypskörner nicht und haben meistentheils auf solche Fälle eine etwas gröbere Munition, ungefähr wie verzuckerte Mandeln, in Reserve, wodurch der Angreifende zuletzt so zugedeckt und von allen Seiten her überfallen wird, daß ihm nichts als die Retraite übrig bleibt, besonders wenn er sich verschossen haben sollte.

Gewöhnlich hat Einer, der auf ein solches Abenteuer ausgeht,

einen Sekundanten bei sich, der ihm Munition zusteckt, inzwischen daß die Männer, welche mit solchen Gipskonfetti handeln, während des Streits mit ihren Körben geschäftig sind und einem Jeden, so viel Pfund er verlangt, eilig zuwiegen.

Wir haben selbst einen solchen Streit in der Nähe gesehn, wo zuletzt die Streitenden aus Mangel an Munition sich die vergoldeten Körbchen an die Köpfe warfen und sich durch die Warnungen der Wachen, welche selbst heftig mit getroffen wurden, nicht abhalten ließen.

Gewiß würde mancher solche Handel mit Messerstichen sich endigen, wenn nicht die an mehreren Ecken aufgezogenen Korben, die bekannten Strafwerkzeuge italienischer Polizei, Jeden mitten in der Lustbarkeit erinnerten, daß es in diesem Augenblicke sehr gefährlich sei, sich gefährlicher Waffen zu bedienen.

Unzählig sind diese Händel und die meisten mehr lustig als ernsthaft.

So kommt z. E. ein offener Wagen voll Pulzinellen gegen Ruspoli heran. Er nimmt sich vor, indem er bei den Zuschauern vorbeifährt, alle nach einander zu treffen; allein unglücklicher Weise ist das Gedränge zu groß, und er bleibt in der Mitte stecken. Die ganze Gesellschaft wird auf einmal eines Sinnes, und von allen Seiten hagelt es auf den Wagen los. Die Pulzinelle verschießen ihre Munition und bleiben eine gute Weile dem kreuzenden Feuer von allen Seiten ausgesetzt, so daß der Wagen, am Ende ganz wie mit Schnee und Schlossen bedeckt, unter einem allgemeinen Gelächter und von Tönen des Mißbilligens begleitet, sich langsam entfernt.

Dialog am obern Ende des Korso.

Indessen in dem Mittelpunkte des Korso diese lebhaften und heftigen Spiele einen großen Theil der schönen Welt beschäftigen, findet ein anderer Theil des Publikums an dem obern Ende des Korso eine andere Art von Unterhaltung.

Unweit der französischen Akademie tritt in spanischer Tracht, mit Federhut, Degen und großen Handschuhen, unversehens mitten aus den von einem Gerüste zuschauenden Masken der sogenannte Kapitano des italienischen Theaters auf und fängt an, seine großen Thaten zu Land und Wasser in emphatischem Ton zu erzählen. Es währt nicht lange, so erhebt sich gegen ihm über ein Pulzinell, bringt Zweifel und Einwendungen vor,

und indem er ihm Alles zuzugeben ſcheint, macht er die Großſprecherei jenes Helden durch Wortſpiele und eingeſchobene Plattheiten lächerlich.

Auch hier bleibt jeder Vorbeigehende ſtehen und hört dem lebhaften Wortwechſel zu.

Pulzinellen-König.

Ein neuer Aufzug vermehret oft das Gedränge. Ein Dutzend Pulzinelle thun ſich zuſammen, erwählen einen König, krönen ihn, geben ihm ein Scepter in die Hand, begleiten ihn mit Muſik und führen ihn unter lautem Geſchrei auf einem verzierten Wägelchen den Korſo herauf. Alle Pulzinelle ſpringen herbei, wie der Zug vorwärts geht, vermehren das Gefolge und machen ſich mit Geſchrei und Schwenken der Hüte Platz.

Alsdann bemerkt man erſt, wie Jeder dieſe allgemeine Maske zu vermannichfaltigen ſucht.

Der Eine trägt eine Perrücke, der Andere eine Weiberhaube zu ſeinem ſchwarzen Geſicht, der Dritte hat ſtatt der Mütze einen Käfig auf dem Kopfe, in welchem ein paar Vögel, als Abbate und Dame gekleidet, auf den Stängelchen hin und wieder hüpfen.

Nebenſtraßen.

Das entſetzliche Gedränge, das wir unſern Leſern ſo viel als möglich zu vergegenwärtigen geſucht haben, zwingt natürlicher Weiſe eine Menge Masken aus dem Korſo hinaus in die benachbarten Straßen. Da gehen verliebte Paare ruhiger und vertrauter zuſammen, da finden luſtige Geſellen Platz, allerlei tolle Schauſpiele vorzuſtellen.

Eine Geſellſchaft Männer in der Sonntagstracht des gemeinen Volkes, in kurzen Wämmſern mit goldbeſetzten Weſten darunter, die Haare in ein lang herunterhängendes Netz gebunden, gehen mit jungen Leuten, die ſich als Weiber verkleidet haben, hin und wieder ſpazieren. Eine von den Frauen ſcheint hochſchwanger zu ſein, ſie gehen friedlich auf und nieder. Auf einmal entzweien ſich die Männer, es entſteht ein lebhafter Wortwechſel, die Frauen miſchen ſich hinein, der Handel wird immer ärger, endlich ziehen die Streitenden große Meſſer von verſilberter Klinge und fallen einander an. Die Weiber halten

sie mit gräßlichem Geschrei aus einander; man zieht den Einen da, den Andern dort hin, die Umstehenden nehmen Theil, als wenn es Ernst wäre, man sucht jede Partei zu besänftigen.

Indessen befindet sich die hochschwangere Frau durch den Spektakel übel; es wird ein Stuhl herbeigebracht, die übrigen Weiber stehen ihr bei, sie geberdet sich jämmerlich, und ehe man sich's versieht, bringt sie zu großer Erlustigung der Umstehenden irgend eine unförmliche Gestalt zur Welt. Das Stück ist aus, und die Truppe zieht weiter, um dasselbe oder ein ähnliches Stück an einem andern Platze vorzustellen.

So spielt der Römer, dem die Mordgeschichten immer vor der Seele schweben, gern bei jedem Anlaß mit den Ideen von Ammaziren. Sogar die Kinder haben ein Spiel, das sie „Chiesa" nennen, welches mit unserm „Frischauf in allen Ecken" übereinkommt, eigentlich aber einen Mörder vorstellt, der sich auf die Stufe einer Kirche geflüchtet hat; die Uebrigen stellen die Sbirren vor und suchen ihn auf allerlei Weise zu fangen, ohne jedoch den Schutzort betreten zu dürfen.

So geht es denn in den Seitenstraßen, besonders der Strada Babuina und auf dem Spanischen Platze, ganz lustig zu.

Auch kommen die Cuacqueri zu Schaaren, um ihre Galanterien freier anzubringen.

Sie haben ein Manöver, welches Jeden zu lachen macht. Sie kommen zu zwölf Mann hoch ganz strack auf den Zehen mit kleinen und schnellen Schritten anmarschirt, formiren eine sehr gerade Fronte; auf einmal, wenn sie auf einen Platz kommen, bilden sie mit rechts oder links um eine Kolonne und trippeln nun hinter einander weg. Auf einmal wird mit rechts um die Fronte wiederhergestellt, und so geht's eine Straße hinein; dann, ehe man sich's versieht, wieder links um; die Kolonne ist wie an einen Spieß zu einer Hausthüre hineingeschoben, und die Thoren sind verschwunden.

Abend.

Nun geht es nach dem Abend zu, und Alles drängt sich immer mehr in den Korso hinein. Die Bewegung der Kutschen steckt schon lange; ja, es kann geschehen, daß zwei Stunden vor Nacht schon kein Wagen mehr von der Stelle kann.

Die Garde des Papstes und die Wachen zu Fuß sind nun beschäftigt, alle Wagen, so weit es möglich, von der Mitte ab

und in eine ganz gerade Reihe zu bringen, und es giebt bei der Menge hier mancherlei Unordnung und Verdruß. Da wird gehuft, geſchoben, gehoben, und indem Einer huft, müſſen Alle hinter ihm auch zurückweichen, bis Einer zuletzt ſo in die Klemme kommt, daß er mit ſeinen Pferden in die Mitte hineinlenken muß. Alsdann geht das Schelten der Garde, das Fluchen und Drohen der Wache an.

Vergebens, daß der unglückliche Kutſcher die augenſcheinliche Unmöglichkeit darthut; es wird auf ihn hineingeſcholten und gedroht, und entweder, es muß ſich wieder fügen, oder, wenn ein Nebengäßchen in der Nähe iſt, muß er ohne Verſchulden aus der Reihe hinaus. Gewöhnlich ſind die Nebengäßchen auch mit haltenden Kutſchen beſetzt, die zu ſpät kamen und, weil der Umgang der Wagen ſchon ins Stocken gerathen war, nicht mehr einrücken konnten.

Vorbereitung zum Wettrennen.

Der Augenblick des Wettrennens der Pferde nähert ſich nun immer mehr, und auf dieſen Augenblick iſt das Intereſſe ſo vieler tauſend Menſchen geſpannt.

Die Verleiher der Stühle, die Unternehmer der Gerüſte vermehren nun ihr anbietendes Geſchrei: „Luoghi! Luoghi avanti! Luoghi nobili! Luoghi, Padroni!“ Es iſt darum zu thun, daß ihnen wenigſtens in dieſen letzten Augenblicken, auch gegen ein geringeres Geld, alle Plätze beſetzt werden.

Und glücklich, daß hier und da noch Platz zu finden iſt; denn der General reitet nunmehr mit einem Theil der Garde den Korſo zwiſchen den beiden Reihen Kutſchen herunter und verdrängt die Fußgänger von dem einzigen Raum, der ihnen noch übrig blieb. Jeder ſucht alsdann noch einen Stuhl, einen Platz auf einem Gerüſte, auf einer Kutſche, zwiſchen den Wagen oder bei Bekannten an einem Fenſter zu finden, die denn nun alle von Zuſchauern über und über ſtrotzen.

Indeſſen iſt der Platz vor dem Obelisk ganz vom Volke gereiniget worden und gewährt vielleicht einen der ſchönſten Anblicke, welche in der gegenwärtigen Welt geſehen werden können.

Die drei mit Teppichen behängten Façaden der oben beſchriebenen Gerüſte ſchließen den Platz ein. Viele tauſend Köpfe ſchauen über einander hervor und geben das Bild eines alten

Amphitheaters oder Circus. Ueber dem mittelsten Gerüste steht die ganze Länge des Obelisken in die Luft; denn das Gerüste bedeckt nur sein Piedestal, und man bemerkt nun erst seine ungeheure Höhe, da er der Maaßstab einer so großen Menschenmasse wird.

Der freie Platz läßt dem Auge eine schöne Ruhe, und man sieht die leeren Schranken mit dem vorgespannten Seile voller Erwartung.

Nun kommt der General den Korso herab zum Zeichen, daß er gereiniget ist, und hinter ihm erlaubt die Wache Niemandem, aus der Reihe der Kutschen hervorzutreten. Er nimmt auf einer der Logen Platz.

Abrennen.

Nun werden die Pferde nach gelooster Ordnung von geputzten Stallknechten in die Schranken hinter das Seil geführt. Sie haben kein Zeug noch sonst eine Bedeckung auf dem Leibe. Man heftet ihnen hier und da Stachelkugeln mit Schnüren an den Leib und bedeckt die Stelle, wo sie spornen sollen, bis zum Augenblicke mit Leder; auch klebt man ihnen große Blätter Rauschgold an.

Sie sind meist schon wild und ungeduldig, wenn sie in die Schranken gebracht werden, und die Reitknechte brauchen alle Gewalt und Geschicklichkeit, um sie zurückzuhalten.

Die Begierde, den Lauf anzufangen, macht sie unbändig, die Gegenwart so vieler Menschen macht sie scheu. Sie hauen oft in die benachbarte Schranke hinüber, oft über das Seil, und diese Bewegung und Unordnung vermehrt jeden Augenblick das Interesse der Erwartung.

Die Stallknechte sind im höchsten Grade gespannt und aufmerksam, weil in dem Augenblicke des Abrennens die Geschicklichkeit des Loslassenden so wie zufällige Umstände zum Vortheile des einen oder des andern Pferdes entscheiden können.

Endlich fällt das Seil, und die Pferde rennen los.

Auf dem freien Platze suchen sie noch einander den Vorsprung abzugewinnen; aber wenn sie einmal in den engen Raum zwischen die beiden Reihen Kutschen hineinkommen, wird meist aller Wetteifer vergebens.

Ein paar sind gewöhnlich voraus, die alle Kräfte anstrengen. Ungeachtet der gestreuten Puzzolane giebt das Pflaster Feuer,

die Mähnen fliegen, das Rauſchgold rauſcht, und kaum, daß man ſie erblickt, ſind ſie vorbei. Die übrige Heerde hindert ſich unter einander, indem ſie ſich drängt und treibt; ſpät kommt manchmal noch eins nachgeſprengt, und die zerriſſenen Stücke Rauſchgold flattern einzeln auf der verlaſſenen Spur. Bald ſind die Pferde allem Nachſchauen verſchwunden, das Volk drängt zu und füllt die Laufbahn wieder aus.

Schon warten andere Stallknechte am Venetianiſchen Palaſte auf die Ankunft der Pferde. Man weiß ſie in einem eingeſchloſſenen Bezirk auf gute Art zu fangen und feſtzuhalten. Dem Sieger wird der Preis zuerkannt.

So endigt ſich dieſe Feierlichkeit mit einem gewaltſamen, blitzſchnellen, augenblicklichen Eindruck, auf den ſo viele tauſend Menſchen eine ganze Weile geſpannt waren, und Wenige können ſich Rechenſchaft geben, warum ſie den Moment erwarteten, und warum ſie ſich daran ergetzten.

Nach der Folge unſerer Beſchreibung ſieht man leicht ein, daß dieſes Spiel den Thieren und Menſchen gefährlich werden könne. Wir wollen nur einige Fälle anführen. Bei dem engen Raume zwiſchen den Wagen darf nur ein Hinterrad ein Wenig herauswärts ſtehen, und zufälliger Weiſe hinter dieſem Wagen ein etwas breiterer Raum ſein. Ein Pferd, das mit den andern gedrängt herbeieilt, ſucht den erweiterten Raum zu nutzen, ſpringt vor und trifft gerade auf das herausſtehende Rad.

Wir haben ſelbſt einen Fall geſehen, wo ein Pferd von einem ſolchen Choc niederſtürzte, drei der folgenden über das erſte hinausfielen, ſich überſchlugen und die letzten glücklich über die gefallenen wegſprangen und ihre Reiſe fortſetzten.

Oft bleibt ein ſolches Pferd auf der Stelle todt, und mehrmals haben Zuſchauer unter ſolchen Umſtänden ihr Leben eingebüßt. Ebenſo kann ein großes Unheil entſtehen, wenn die Pferde umkehren.

Es iſt vorgekommen, daß boshafte, neidiſche Menſchen einem Pferde, das einen großen Vorſprung hatte, mit dem Mantel in die Augen ſchlugen und es dadurch umzukehren und an die Seite zu rennen zwangen. Noch ſchlimmer iſt es, wenn die Pferde auf dem Venetianiſchen Platze nicht glücklich aufgefangen werden; ſie kehren alsdann unaufhaltſam zurück, und weil die Laufbahn vom Volke ſchon wieder ausgefüllt iſt, richten ſie manches Unheil an, das man entweder nicht erfährt oder nicht achtet.

Aufgehobne Ordnung.

Gewöhnlich laufen die Pferde mit einbrechender Nacht erst ab. Sobald sie oben bei dem Venetianischen Palast angelangt sind, werden kleine Mörser gelöst; dieses Zeichen wird in der Mitte des Korso wiederholt und in der Gegend des Obelisken das letzte Mal gegeben.

In diesem Augenblicke verläßt die Wache ihren Posten, die Ordnung der Kutschenreihen wird nicht länger gehalten, und gewiß ist dieses selbst für den Zuschauer, der ruhig an seinem Fenster steht, ein ängstlicher und verdrießlicher Zeitpunkt, und es ist wert, daß man einige Bemerkungen darüber mache.

Wir haben schon oben gesehen, daß die Epoche der einbrechenden Nacht, welche so Vieles in Italien entscheidet, auch die gewöhnlichen sonn- und festtägigen Spazierfahrten auflöset. Dort sind keine Wachen und keine Garden, es ist ein altes Herkommen, eine allgemeine Konvention, daß man in gebührender Ordnung auf- und abfahre; aber sobald Ave Maria geläutet wird, läßt sich Niemand sein Recht nehmen, umzukehren, wann und wie er will. Da nun die Umfahrt im Karneval in derselben Straße und nach ähnlichen Gesetzen geschieht, obgleich hier die Menge und andere Umstände einen großen Unterschied machen, so will sich doch Niemand sein Recht nehmen lassen, mit einbrechender Nacht aus der Ordnung zu lenken.

Wenn wir nun auf das ungeheure Gedränge in dem Korso zurückblicken und die für einen Augenblick nur gereinigte Rennbahn gleich wieder mit Volk überschwemmt sehen, so scheinet uns Vernunft und Billigkeit das Gesetz einzugeben, daß eine jede Equipage nur suchen solle, in ihrer Ordnung das nächste ihr beaueme Gäßchen zu erreichen und so nach Hause zu eilen.

Allein es lenken gleich nach abgeschossenen Signalen einige Wagen in die Mitte hinein, hemmen und verwirren das Fußvolk, und weil in dem engen Mittelraume es Einem einfällt, hinunter-, dem Andern, hinaufzufahren, so kennen Beide nicht von der Stelle und hindern oft die Vernünftigern, die in der Reihe geblieben sind, auch vom Platz zu kommen.

Wenn nun gar ein zurückkehrendes Pferd auf einen solchen Knoten trifft, so vermehrt sich Gefahr, Unheil und Verdruß von allen Seiten.

Nacht.

Und doch entwickelt ſich dieſe Verwirrung, zwar ſpäter, aber meiſtens glücklich. Die Nacht iſt eingetreten, und ein Jedes wünſcht ſich zu einiger Ruhe Glück.

Theater.

Alle Geſichtsmasken ſind von dem Augenblick an abgelegt, und ein großer Theil des Publikums eilt nach dem Theater. Nur in den Logen ſieht man allenfalls noch Tabarros und Damen in Maskenkleidern; das ganze Parterre zeigt ſich wieder in bürgerlicher Tracht.

Die Theater Aliberti und Argentina geben ernſthafte Opern mit eingeſchobenen Balletten, Valle und Capranica Komödien und Tragödien mit komiſchen Opern als Intermezzo; Pace ahmt ihnen, wiewol unvollkommen, nach, und ſo giebt es bis zum Puppenſpiel und zur Seiltänzerbude herunter noch manche ſubordinirte Schauſpiele.

Das große Theater Tordenone, das einmal abbrannte und, da man es wieder aufgebauet hatte, gleich zuſammenſtürzte, unterhält nun leider das Volk nicht mehr mit ſeinen Haupt- und Staatsaktionen und andern wunderbaren Vorſtellungen.

Die Leidenſchaft der Römer für das Theater iſt groß und war ehemals in der Karnevalszeit noch heftiger, weil ſie in dieſer einzigen Epoche befriedigt werden konnte. Gegenwärtig iſt wenigſtens ein Schauſpielhaus auch im Sommer und Herbſt offen, und das Publikum kann ſeine Luſt den größten Theil des Jahres durch einigermaßen befriedigen.

Es würde uns hier zu ſehr von unſerm Zwecke abführen, wenn wir uns in eine umſtändliche Beſchreibung der Theater, und was die Römiſchen allenfalls Beſonderes haben mochten, hier einlaſſen wollten. Unſere Leſer erinnern ſich, daß an andern Orten von dieſem Gegenſtande gehandelt worden.

Feſtine.

Gleichfalls werden wir von den ſogenannten Feſtinen wenig zu erzählen haben; es ſind dieſes große maskirte Bälle, welche in dem ſchön erleuchteten Theater Aliberti einigemal gegeben werden.

Auch hier werden Tabarros sowol von den Herren als Damen für die anständigste Maske gehalten, und der ganze Saal ist mit schwarzen Figuren angefüllt; wenige bunte Charaktermasken mischen sich drunter.

Desto größer ist die Neugierde, wenn sich einige edle Gestalten zeigen, die, wiewol seltener, aus den verschiedenen Kunstepochen ihre Masken erwählen und verschiedene Statuen, welche sich in Rom befinden, meisterlich nachahmen.

So zeigen sich hier ägyptische Gottheiten, Priesterinnen, Bacchus und Ariadne, die tragische Muse, die Muse der Geschichte, eine Stadt, Vestalinnen, ein Konsul, mehr oder weniger gut und nach dem Kostüme ausgeführt.

Tanz.

Die Tänze bei diesen Festen werden gewöhnlich in langen Reihen nach Art der englischen getanzt; nur unterscheiden sie sich dadurch, daß sie in ihren wenigen Touren meistentheils etwas Charakteristisches pantomimisch ausdrücken, zum Beispiel: Es entzweien und versöhnen sich zwei Liebende, sie scheiden und finden sich wieder.

Die Römer sind durch die pantomimischen Ballette an stark gezeichnete Gestikulation gewöhnt; sie lieben auch in ihren gesellschaftlichen Tänzen einen Ausdruck, der uns übertrieben und affektirt scheinen würde. Niemand wagt leicht zu tanzen, als wer es kunstmäßig gelernt hat; besonders wird der Menuet ganz eigentlich als ein Kunstwerk betrachtet und nur von wenigen Paaren gleichsam aufgeführt. Ein solches Paar wird dann von der übrigen Gesellschaft in einen Kreis eingeschlossen, bewundert und am Ende applaudirt.

Morgen.

Wenn die galante Welt sich auf diese Weise bis an den Morgen erlustiget, so ist man bei anbrechendem Tage schon wieder in dem Korso beschäftiget, denselben zu reinigen und in Ordnung zu bringen. Besonders sorgt man, daß die Puzzolane in der Mitte der Straße gleich und reinlich ausgebreitet werde.

Nicht lange, so bringen die Stallknechte das Rennpferd, das sich geltern am Schlechtesten gehalten, vor den Obelisk. Man setzt einen kleinen Knaben darauf, und ein anderer Reiter

mit einer Peitſche treibt es vor ſich her, ſo daß es alle ſeine Kräfte anſtrengt, um ſeine Bahn ſo geſchwind als möglich zurückzulegen.

Ungefähr zwei Uhr Nachmittag nach dem gegebenen Glockenzeichen beginnt jeden Tag der ſchon beſchriebene Zirkel des Feſtes. Die Spaziergänger finden ſich ein, die Wache zieht auf, Balkone, Fenſter, Gerüſte werden mit Teppichen behängt, die Masken vermehren ſich und treiben ihre Thorheiten, die Kutſchen fahren auf und nieder, und die Straße iſt mehr oder weniger gedrängt, je nachdem die Witterung oder andere Umſtände günſtig oder ungünſtig ihren Einfluß zeigen. Gegen das Ende des Karnevals vermehren ſich, wie natürlich, die Zuſchauer, die Masken, die Wagen, der Putz und der Lärm. Nichts aber reicht an das Gedränge, an die Ausſchweifungen des letzten Tages und Abends.

Letzter Tag.

Meiſt halten die Kutſchenreihen ſchon zwei Stunden vor Nacht ſtille, kein Wagen kann mehr von der Stelle, keiner aus den Seitengaſſen mehr hereinrücken. Die Gerüſte und Stühle ſind früher beſetzt, obgleich die Plätze theurer gehalten werden; Jeder ſucht aufs Baldigſte unterzukommen, und man erwartet das Ablaufen der Pferde mit mehrerer Sehnſucht als jemals.

Endlich rauſcht auch dieſer Augenblick vorbei, die Zeichen werden gegeben, daß das Feſt geendigt ſei; allein weder Wagen noch Masken noch Zuſchauer weichen aus der Stelle.

Alles iſt ruhig. Alles ſtill, indem die Dämmerung ſachte zunimmt.

Moccoli.

Kaum wird es in der engen und hohen Straße düſter, ſo ſiehet man hie und da Lichter erſcheinen, an den Fenſtern, auf den Gerüſten ſich bewegen und in kurzer Zeit die Zirkulation des Feuers dergeſtalt ſich verbreiten, daß die ganze Straße von brennenden Wachskerzen erleuchtet iſt.

Die Balkone ſind mit durchſcheinenden Papierlaternen verſehen, Jeder hält ſeine Kerze zum Fenſter heraus, alle Gerüſte ſind erhellt, und es ſieht ſich gar artig in die Kutſchen hinein, an deren Decken oft kleine kryſtallne Armleuchter die Geſellſchaft erhellen, indeſſen in einem andern Wagen die Damen mit bunten

Kerzen in den Händen zur Betrachtung ihrer Schönheit gleichsam einzuladen scheinen.

Die Bedienten bekleiden den Rand des Kutschendeckels mit Kerzchen, offne Wagen mit bunten Papierlaternen zeigen sich, unter den Fußgängern erscheinen Manche mit hohen Lichterpyramiden auf den Köpfen, Andere haben ihr Licht auf zusammengebundene Rohre gesteckt und erreichen mit einer solchen Ruthe oft die Höhe von zwei, drei Stockwerken.

Nun wird es für einen Jeden Pflicht, ein angezündetes Kerzchen in der Hand zu tragen, und die Favoritverwünschung der Römer „Sia ammazzato" hört man von allen Ecken und Enden wiederhelen.

„Sia ammazzato chi non porta moccolo!" „Ermordet werde, der kein Lichtstümpfchen trägt!" ruft Einer dem Andern zu, indem er ihm das Licht auszublasen sucht. Anzünden und Ausblasen und ein unbändiges Geschrei „Sia ammazzato" bringt nun bald Leben und Bewegung und wechselseitiges Interesse unter die ungeheure Menge.

Ohne Unterschied, ob man Bekannte oder Unbekannte vor sich habe, sucht man nur immer das nächste Licht auszublasen oder das seinige wieder anzuzünden und bei dieser Gelegenheit das Licht des Anzündenden auszulöschen. Und je stärker das Gebrüll „Sia ammazzato" von allen Enden widerhallt, desto mehr verliert das Wort von seinem fürchterlichen Sinn, desto mehr vergißt man, daß man in Rom sei, wo diese Verwünschung um einer Kleinigkeit willen in Kurzem an Einem und dem Andern erfüllt werden kann.

Die Bedeutung des Ausdrucks verliert sich nach und nach gänzlich, und wie wir in andern Sprachen oft Flüche und unanständige Worte zum Zeichen der Bewunderung und Freude gebrauchen hören, so wird „Sia ammazzato" diesen Abend zum Lieblingswort, zum Freudengeschrei, zum Refrain aller Scherze, Neckereien und Komplimente.

So hören wir rufen: „Sia ammazzato il Signore Abbate che fa l'amore," oder einen verbergehenden guten Freund anrufen: „Sia ammazzato il Signore Filippo," oder Schmeichelei und Kompliment damit verbinden: „Sia ammazzata la bella Principessa!" „Sia ammazata la Signora Angelica, la prima pittrice del secolo."

Alle diese Phrasen werden heftig und schnell mit einem langen haltenden Ton auf der vorletzten oder drittletzten Silbe

ausgerufen. Unter dieſem unaufhörlichen Geſchrei geht das Ausblaſen und Anzünden der Kerzen immer fort. Man begegne Jemandem im Haus, auf der Treppe, es ſei eine Geſellſchaft im Zimmer beiſammen, aus einem Fenſter ans benachbarte, überall ſucht man über den Andern zu gewinnen und ihm das Licht auszulöſchen.

Alle Stände und Alter toben gegen einander, man ſteigt auf die Tritte der Kutſchen, drin Hängeleuchter, kaum die Laternen ſind ſicher, der Knabe löſcht dem Vater das Licht aus und hört nicht auf zu ſchreien: „Sia ammazzato il Signore Padre!“ Vergebens, daß ihm der Alte dieſe Unanſtändigkeit verweiſt, der Knabe behauptet die Freiheit dieſes Abends und verwünſcht nur ſeinen Vater deſto ärger. Wie nun an beiden Enden des Korſo ſich bald das Getümmel verliert, deſto unbändiger häuft ſich's nach der Mitte zu, und dort entſtehet ein Gedränge, das alle Begriffe überſteigt, ja, das ſelbſt die lebhafteſte Erinnerungskraft ſich nicht wieder vergegenwärtigen kann.

Niemand vermag ſich mehr von dem Platze, wo er ſteht oder ſitzt, zu rühren; die Wärme ſo vieler Menſchen, ſo vieler Lichter, der Dampf ſo vieler immer wieder ausgeblaſenen Kerzen, das Geſchrei ſo vieler Menſchen, die nur um deſto heftiger brüllen, je weniger ſie ein Glied rühren können, machen zuletzt ſelbſt den geſundeſten Sinn ſchwindeln; es ſcheint unmöglich, daß nicht manches Unglück geſchehe, daß die Kutſchpferde nicht wild, nicht Manche gequetſcht, gedrückt oder ſonſt beſchädigt werden ſollten.

Und doch, weil ſich endlich Jeder weniger oder mehr hinwegſehnt, Jeder ein Gäßchen, an das er gelangen kann, einſchlägt oder auf dem nächſten Platze freie Luft und Erholung ſucht, löſt ſich dieſe Maſſe auch auf, ſchmilzt von den Enden nach der Mitte zu, und dieſes Feſt allgemeiner Freiheit und Losgebundenheit, dieſes moderne Saturnal, endigt ſich mit einer allgemeinen Betäubung.

Das Volk eilt nun, ſich bei einem wohlbereiteten Schmauſe an dem bald verbotenen Fleiſche bis Mitternacht zu ergetzen, die feinere Welt nach den Schauſpielhäuſern, um dort von den ſehr abgekürzten Theaterſtücken Abſchied zu nehmen, und auch dieſen Freuden macht die herannahende Mitternachtsſtunde ein Ende.

Aschermittwoch.

So ist denn ein ausschweifendes Fest wie ein Traum, wie ein Märchen vorüber, und es bleibt dem Theilnehmer vielleicht weniger davon in der Seele zurück als unsern Lesern, vor deren Einbildungskraft und Verstand wir das Ganze in seinem Zusammenhange gebracht haben.

Wenn uns während des Laufs dieser Thorheiten der rohe Pulzinell ungebührlich an die Freuden der Liebe erinnert, denen wir unser Dasein zu danken haben, wenn eine Baubo auf öffentlichem Platze die Geheimnisse der Gebärerin entweiht, wenn so viele nächtlich angezündete Kerzen uns an die letzte Feierlichkeit erinnern, so werden wir mitten unter dem Unsinne auf die wichtigsten Scenen unsers Lebens aufmerksam gemacht.

Noch mehr erinnert uns die schmale, lange, gedrängt volle Straße an die Wege des Weltlebens, wo jeder Zuschauer und Theilnehmer mit freiem Gesicht oder unter der Maske, vom Balkon oder vom Gerüste, nur einen geringen Raum vor und neben sich übersieht, in der Kutsche oder zu Fuße nur Schritt für Schritt vorwärts kommt, mehr geschoben wird als geht, mehr aufgehalten wird als willig stille steht, nur eifriger dahin zu gelangen sucht, wo es besser und froher zugeht, und dann auch da wieder in die Enge kommt und zuletzt verdrängt wird.

Dürfen wir fortfahren, ernsthafter zu sprechen, als es der Gegenstand zu erlauben scheint, so bemerken wir, daß die lebhaftesten und hochsten Vergnügen, wie die vorbeifliegenden Pferde, nur einen Augenblick uns erscheinen, uns rühren und kaum eine Spur in der Seele zurücklassen, daß Freiheit und Gleichheit nur in dem Taumel des Wahnsinns genossen werden können, und daß die größte Lust nur dann am Höchsten reizt, wenn sie sich ganz nahe an die Gefahr drängt und lüstern ängstlich süße Empfindungen in ihrer Nähe genießet.

Und so hätten wir, ohne selbst daran zu denken, auch unser Karneval mit einer Aschermittwochsbetrachtung geschlossen, wodurch wir keinen unsrer Leser traurig zu machen fürchten. Vielmehr wünschen wir, daß Jeder mit uns, da das Leben im Ganzen, wie das Römische Karneval, unübersehlich, ungenießbar, ja bedenklich bleibt, durch diese unbekümmerte Maskengesellschaft an die Nichtigkeit jedes augenblicklichen, oft gering scheinenden Lebensgenusses erinnert werden möge.

Verzeichniß der Stellen,

in denen unser Text von anderen Drucken und Ausgaben abweicht.

Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten.

Die „Horen", in denen die „Unterhaltungen" zuerst gedruckt sind, bezeichnen wir mit H; außerdem möge hier sogleich die Bemerkung Platz finden, daß in verschiedenen Ausgaben der Titel dieser Schrift im Inhaltsverzeichnisse mit der Ueberschrift an der betreffenden Stelle nicht übereinstimmt. In den „Horen" und in der Ausgabe 4, welche indessen kein Inhaltsverzeichniß hat, ist der Titel wie oben; in 6 und 6a steht im Inhaltsverzeichniß „Die Ausgewanderten", in 11 und 11a „Unterhaltungen deutscher Auswanderer"; wer sind dem Beispiel von 5, 8, 9 und 12 gefolgt, die an beiden Stellen die obige Bezeichnung haben.

Seite Zeile

27. 4. ausgezeichneten, nach 6, 11, 11a und 12; — H und die übrigen Ausgaben ausgezeichnete.
11. von, nach 4 bis 9; — in 11, 11a und 12 ist die Lesart von H in wieder aufgenommen.
28. in Stand, nach 4 und den folgenden Ausgaben; — H in den Stand.
29. verstand; — H wußte.
28. 4. in, nach H und den Ausgaben 9 bis 12; — 4 bis 9 und.
6. traurigen; — H traurige, ebenso S. 30. Z. 2. alberne, S. 39. Z. 2. stille, S. 43. Z. 2. innere u. dergl. m.
7. hatte. So lesen H und sämmtliche Ausgaben bis 9 inkl.; — die Verbesserung von 9 hätte, der auch 11, 11a und 12 folgen, scheint nicht nothwendig.
28. von Abwesenheit; — H vom völligen Abwesenheit.
29. und, nach 5 und den folgenden Ausgaben; — H und 4 ja.
29. 22. Deßungeachtet, nach ebendenselben Ausg.; — H Demohngeachtet, 4 Demungeachtet; ebenso auf S. 53. Z. 22, S. 56. Z. 6, S. 122. Z. 22. u. 24, S. 127. Z. 9. u. a. a. Stellen.
30. 2. non; — H und.
31. 2. Denkweise; — H Denkungsweise.
6. im; — H in.
32. 11. ward, nach H; — sämmtliche Ausgaben war. Es ist nicht angenehmer, daß die Beziehung auf die Gegenwart, welche in der ersteren Form liegt, von Goethe selbst absichtlich getilgt sein sollte.

Seite Zeile
32. 11. hoffte; — H und 4 hofften.
33. 4. fielen; — H auffielen.
m. seiner selbst; — H sein selbst.
n. u. o. solche Leute; — H sie.
m. alsdann; — H beidemal alsdenn.
o. darinne, nach H und den Ausgaben bis 11 incl.; — 11a und 12 darin.
34. 14. Gutes; — H Gute.
q. der; — H die.
r. u. s. gelang es nicht; — H suchte vergebens.
s. um so weniger; — H das ihr um so weniger gelang.
35. 5. hoffte, nach 4 bis 8; — H sowie 9 bis 12 hoffe. Nach unserer Ansicht ist die Veränderung in 4 absichtlich gewesen, wenn sie auch nicht unbedingt nothwendig war.
m. drüber, nach H bis 6a und 9; — 8, 11, 11a und 12 darüber.
36. 5. gegen; — H und 4 auf.
m. todbringen; — 8 todbrängen.
n. u. o. so nicht an Euch selbst; — H an euch selbst nicht so.
o. und Euch; — H und ihr euch.
37. m. unentbehrlich; — 4 entbehrlich.
n. nicht Einen; — H keinen.
38. m. Auf Euerm Zimmern, nach H und 4, denen auch 11, 11a und 12 folgen; — 5 bis 9 haben die gewiß von Goethe nicht beabsichtigte Aenderung Auf eurem Zimmer.
n. die Freude, nach 4 bis 9; — H der Freude, welches 11, 11a und 12 wieder in den Text aufgenommen haben.
o. das zu leisten; — H zu leisten.
39. 4. jetzo, nach H bis 9; — 11, 11a und 12 willkürlich jetzt.
diesem; — 11a und 12 diesen.
n. wohlmeinende; — H wohlgemeinte.
40. 23. dargeboten, nach 5 und den folgenden Ausgaben; — H und 4 dargeboten. Es ist allerdings sehr fraglich, ob hier eine absichtliche oder zufällige Veränderung stattgefunden hat.
m. drunter und drüber. — In H sowie in 4 bis 6a steht drunter oder drüber; indessen scheint die obige Verbesserung von 8, der sich auch 9 bis 12 anschließen, durch den Sprachgebrauch geboten.
42. 1. interessanter Materien, nach 8 bis 12; — H einer interessanten Materie, 4 und 5 interessanter Materie.
4. heruntersetzt, nach H und 4, denen auch 8 bis 12 folgen; — 5, 6 und 6a heruntergesetzt.
17. Tücke und Schadenfreude; — H Tück- und Schadenfreude.
m. andere; — H andern (Druckfehler).
43. 19. Publikum; — H Publiko.
44. 1. öfter; — H öfters.
m. ernstlich, nach 5, 6 und 6a, denen sich auch 8, 11a und 12 anschließen; — während H, 4, 9 und 11 ernstlich haben. Abgesehen davon, daß das von uns gewählte Wort gut zu dem eben auch von Seiten des Alten hitter werdenden Ton der Konversation paßt, würde man im andern Falle noch mehrere Motive von Seiten des Letzteren erwarten; diese folgen indessen weder, noch lassen sie sich mit Leichtigkeit denken.
29. Braut; — H eine Braut.
45. m. Probestück, nach 6, also der Ausgabe, die die größte Autorität hat; — die Lesarten und alle übrigen (auch 6a, der 8 gewöhnlich zu folgen pflegt) Probstück.

Seite Zeile
45. m. wiederzukennen; — 11 wieder zu erkennen (ohne Autorität).
46. m. im Zweifel, nach 4 bis 9; — H ſowie 11, 11a und 12 im Zweifel.
47. a. Noch Andere; — H andere dagegen.
m. ohne dabei aus der Faſſung zu kommen; — H ohne daß ſie dabey aus der Faſſung kam.
17. m. ik. jungen, vornehmen, reichen, nach H, 4, 6 und 11; — die übrigen Ausgaben junge, vornehme, reiche; ebenſo ſchreiben wir S. 113. Z. 9 äußeren, S. 123. Z. 8 gegenwärtigen u. dergl. m.
48. l. wichtigen, nach H bis 5, denen auch 11, 11a und 12 folgen; — 6, 6a, 8 und 9 wichtiger.
m. mißliche; — H gefährliche.
m. einen Anſtrich; — H einen äußern Anſtrich.
m. und; — H und der.
m. einer; — 4 eine.
49. m. dieſe; — H dieſer.
50. a. wie; — H und wie.
m. endlich hatte; — H und.
n. m. ihr nicht . . . . gegeben; — H gab ihr nicht.
m. In dem Maaße; — H In der Maſſe.
m. und ſah ſie nicht wieder; — H um ſie nicht wieder zu ſehen.
51. a. verloren; — H war verloren.
a. glücklichern, nach H und 4, denen auch 11, 11a und 12 folgen; — 5 bis 9 glücklichen.
m. auf einmal; — H auf einmal, mitten unter uns.
52. l. weitläufig, die bei Goethe ſeit 5 allein übliche Form; — H und 4 weitläuftig.
m. gleichfalls ganz in unmittelbarer Nähe; — H auf das deutlichſte.
m. Phänomen; — H Phänomenon.
53. m. Doch hatte leider; — H nur hatte.
m. halb; — H noch.
54. a. und rechnete; — H und man rechnete.
m. Mondſchein; — 4 Mondenſchein.
m. hob, nach 5 und den folgenden Ausgaben; — H und 4 hier und an andern Stellen, z. B. S. 63. Z. 9 hub.
55. m. ſogleich; — H gleich.
m. für; — H gegen.
56. a. jenſeits, nach 4 bis 6a; — H ſowie 9 bis 12 jenſeit.
m. Geſchäfte halber; — H Geſchäfts halber.
m. hier; — 11, 11a und 12 hie, ebenſo auch an vielen andern Stellen.
57. l. einige; — H die.
m. zuſchrieben, nach H und 6, denen 9, 11, 11a und 12 folgen; — 4, 5, 6a und 8 zuſchreiben.
58. m. Nöntgen's, nach 6 und 6a; — H Rautchen's, 4 und 5 Röntchen's.
m. einen Hygrometer, nach H bis 9; — 11, 11a und 12 ein Hygrometer.
m. jedoch nicht wiſſe; — H man könne aber nicht wiſſen.
59. a. fürchte, mich nicht. Dieſe allein dem Sinne entſprechende Lesart von H iſt erſt in 11 wieder aufgenommen; — 4 bis 9 haben fürchte nicht mich.
m. mögt; — 4 möcht (Druckfehler).
m. hirſem; — H dem.
60. m. erbauet; — H gebauet
m. wollte; — H wolle.

Seite Zeile

60. 6. ungefähr nach 5 und 6; — H und 4 hier und an anderen Stellen, z. B. S. 67. Z. 11 ohngefähr.
62. 22. sah, sowie 11, 11a und 12; — H bis 9 sahe.
63. 17. im tiefen; — H im tiefen.
21. Klagen; — H und 4 Klage.
64. 12. Uebrigen, nach 6, welcher Ausgabe nur 11, 11a und 12 folgen; — H, 4, 5, 6a, 8 und 9 Übrige.
22. 23. ißt, sieht, bewegt, übereilt; — H und 4 ist, sieht, bewege, übereile.
65. 25. weiter; — H nicht weiter.
29. den; — H dem.
66. 7. viel Gefahren; — H viele Gefahren.
8. voller, nach H und 4; — 5 bis 12 voll. Es war kein Grund, hier diese Form zu ändern, die Goethe sonst oft genug braucht, wie denn z. B. auch S. 98. Z. 9 alle Ausgaben dieselbe haben.
10. Diesen; — H, 11a und 12 diesen.
29. glücklichen; — H glückliche.
40. spätern; — H späten.
67. 14. ungefähr; — H und 4, aber auch 5 und 6a ohngefähr.
68. 4. und; — H und es.
7. zu vertauschen; — H vertauschen zu wollen.
23. u. 27. an; — H vom.
69. 8. lässest; — H läßt.
70. 11. meinetwegen; — H um meinetwegen.
71. 16. Frau; — H Frauen.
27. ganze; — H ganz.
72. 2. woher sie kämen; — diese in H stehenden und dem Sinne nach unentbehrlichen Worte fehlen in 4 bis 8, sind aber in 9 wieder in den Text gesetzt.
74. 20. zuletzt; — H endlich.
76. 1. mir; — H mich.
27. Einer; — H ein solcher.
33. u. 34. muß ich es um so mehr für natürlich und billig halten; — H sind ich um so mehr natürlich und billig.
77. 14. Schulter; — H Schultern.
78. 6. meinem, nach H; — der Fehler einem findet sich in 4, 5, 6, 6a, 8 und 11 und ist nur in 9, 11a und 12 verbessert.
19. ungeachtet; — H ohnerachtet, ebenso S. 80. Z. 4, S. 112. Z. 3 u. o. o. O.
23. u. 24. vorübergehen; — H vorbei gehen.
24. Gutes; — H Gute.
41. Genauste; — H Genauste, ebenso S. 79. Z. 2.
79. 20. Mitleiden; — 11a und 12 Mitleid, ebenso S. 94. Z. 12.
80. 10. gezwungen, — H genöthigt.
21. noch; — H noch (Druckfehler).
81. 2. gewinnt; — H erhält.
12. Vaterlandes; — H und 11 Vaterlands.
23. noch mehr; — H mehr.
29. etwas; — H was.
82. 7. eigenes; — H und 4 eigen.
12. ausgedrückt; — H und 4 ausgedruckt. Ebenso variiren drückte und druckte S. 88. Z. 2. eingedrückt und eingedruckt S. 100. Z. 27, S. 113. Z. 5, gedrückt und gedruckt S. 120. Z. 9, drückten und druckten S. 123. Z. 6.
6. wünschten; — H und 4 wünschen.

Seite Zeile
83. 8. im Orient; — fehlt in H.
11. gewillfahrt; — H willfahrt.
18. an sich tragen; — H zu haben scheinen.
84. 7. Epoche; — H Epoke.
14. niemals; — H niemal.
17. wornach; — H wonach.
20. meistentheils; — H meistens.
25. Niemandem; — H sowie 4 bis 9 Niemanden, 11, 11a und 12 Niemand, ebenso S. 86, 3, 31 u. a. a. O.
85. 11. mußte sie; — H war.
16. u. 17. in ihrer Haushaltung gedrängter sein als jemals; anstatt also; — H die Mutter in ihrer Haushaltung gedrängter als jemals, und anstatt.
24. entgegengewachsen, nach H; — sämmtliche Ausgaben entgegen, während die nothwendige Ergänzung des Wortes gewachsen doch zum Mindesten durch Bindestriche hätte ausgedrückt werden müssen.
86. 12. einen so; — H den.
18. Jener; — H jeder.
20. denen, nach H bis 9; — 11, 11a und 12 den.
21. solche; — H die.
87. 3. willkürlich etwas Kostspieliges; — H etwas willkürlich kostspieliges.
5. während; — H indem.
aller; — H allerley.
13. es mir nicht; — H mir es nicht.
18. u. m. nach seiner Meinung überall im Wege stand; — H überall im Wege zu stehen schien.
88. 6. geradezu; — H willkührlich.
10. Gemüthsstimmung; — H Gemüthsart.
21. und; — H oder.
21. auf; — H an.
89. 2. zugleich, nach H, 4 und 5; — in allen späteren Ausgaben fehlt doch in 6 gewiß nur aus Versehen weggelassene Wort.
20. die sie erhalten hatte; — diese unentbehrlichen Worte, die in H stehen, sind schon in 4 weggelassen und fehlen seitdem in allen Ausgaben.
23. u. 24. beschwor; — H und 4 beschwur.
90. 5. mache; — H machen.
7. ehe; — H und 4 eh.
13. denken; — H gedenken.
24. sann; — H sonsten.
94. 10. ruchbar; — 11, 11a und 12 ruchtbar.
21. Ferdinand; — 11, 11a und 12 Ferdinanden.
96. 12. alles Uebrigen; — H des übrigen alles.
22. Mit gerührtem Herzen verließ sie ihn; — H Sie verließ ihn mit gerührtem Herzen.
24. allem Dem; — 11, 11a und 12 alle dem.
97. 5. habe; — H hatte.
17. wovon er wußte, daß es; — H was er wußte, daß.
19. ernste; — H ernsthafte.
96. 8. sehen, nach H und 4; — bis 5 allgemein befolgte Anstellung ebenso scheint ein fortgepflanzter Druckfehler zu sein.
21. so zusammengedrängt, nach H und dem Vorgange von 11, 11a und 12; — in den übrigen Ausgaben fehlt so.

Seite Zeile

98. m. gegen sie. Die gewiß nothwendigen Worte stehen in H und 4, sind aber in 5 ausgelassen und erst in 11 wieder in den Text gesetzt.
99. m. er; — H er es.
100. o. redlicher. Das Wort ist erst in 9 in den Text gesetzt; — H und alle früheren Ausgaben haben den nicht in den Sinn passenden Ausdruck rechtlicher.
n. hielte; — H und 4 hielt.
p. ebenso; — H so.
p. um so mehr; — H mehr.
101. m. Sie; — H Ihnen.
n. diese, nach H und 4; — alle übrigen Ausgaben entschieden unrichtig die.
p. Baronesse; — H hier und öfters Baroneß.
q. eben diesem, nach H, 4 und 5; — das Wort eben, welches seit 6 in allen Ausgaben fehlt, ist kaum zu entbehren.
102. l. erhalten; — H gehabt.
103. o. ihm; — H und 11 ihn.
p. Goldstücke; H und 4 Goldstücken.
104. m. gebratzigen; H und 4 gebratzigten.
n. Niemandem; — 11, 11a und 12 Niemand.
q. von Weitem; — H von weiten, ebenso S. 115. Z. m.
105. m. daß, nach 6 bis 9; — H und die übrigen Ausgaben das.
n. darnach; — 11 danach.
106. m. Schattens; — H Schatten.
107. m. seltsame; — H sonderbare.
109. o. er; — H es.
s. leicht, nach H; — das Wort, welches in allen Ausgaben fehlt, ist unentbehrlich; denn die Zusammensetzung des ehernen Königs wird ja doch erkannt.
110. o. im; — 8 am.
111. n. doch nicht; — H nicht.
o. Gemüs; — 11, 11a und 12 Gemüse.
112. m. ihr; — H sie.
n. säh'; — 11, 11a und 12 sähe.
113. o. abzukämpfen; — H abzukämpfen.
p. vortrefflichen; — 4 vortrefflichte.
114. n. am jenseitigen; — H an jenseitigem.
115. m. um; — H nun (Druckfehler).
n. könntest. — Allerdings haben die Horen und sämmtliche Ausgaben könntest; indessen zeigt der Zusammenhang, daß, wenn wir hier nicht eine seltene latinisirende Ausdrucksweise annehmen wollen, unsre kleine Aenderung nothwendig ist.
116. l. fühl' ich, nach H bis 9; — 11, 11a und 12 fühle ich, ebenso Z. 15 und 17 wußte ich, Z. 20 bringe ich.
m. Vorboten. — Auch hier scheint ein fortgepflanzter Druckfehler vorzuliegen; die Horen und alle Ausgaben haben Vorbote, obgleich der Sinn unbedingt den Akkusativ erfordert.
n. suchst; — 11a sucht, ebenso S. 117. Z. 2 verzeihet statt verzeiht und öfters in ähnlichen Fällen.
n. hab, nach H bis 9; — 11, 11a und 12 hab.
119. m. u. mit dem freundlichsten Betragen; — H durch das freundlichste Betragen.
n. Augenblick; — 11a Augenblicke.
120. m. elfenbeinernen; — H elfenbeinernem (Druckfehler).
n. feuerfarbigen; — H feuerfarbenen.

Seite Zeile
191. 7. Korbe; — IIa Kork.
13. keine; — H kein.
24. der Bäume des Dickichts; — Die Ausgaben, aber nicht die Horen, haben hinter Bäume ein Komma, welches den Sinn entschieden stört.
25. vor; — H für.
28. Schlittschuhen nach 4 bis 9; — H, 11, 11a und 12 Schrittschuhen. Goethe sagt selbst im funfzehnten Buch von „Dichtung und Wahrheit", daß er auf gut Oberdeutsch stets den Ausdruck „Schlittschuhe", nicht, wie Klopstock wollte, „Schrittschuhe" gebraucht habe.
192. 21. wechselsweise, nach Ufers; — Uhis 12 ohne Autorität wechselseitig.
193. 17. Schläferinnen; — H Schlaferinnen.
194. 2. hervorsah; — H hervorsahe.
4. hinzogen, nach H und 4, denen nur 11 folgt; — alle übrigen Ausgaben schließen sich der in 3 gewiß ohne Absicht geschehenen Aenderung zogen an.
8. Weise; — H Weisse (Druckfehler).
19. bewegte; — H besagte.
26. wollte; H — wollt.
28. zurückgekehrt; — H und 4 zurücke gekehrt.
31. in etwas; — H einigermaßen.
195. 12. Nun schlossen die Irrlichter; — H die Irrlichter schlossen.
196. 23. dem; — H den.
24. Menge; — H und 11a Menig.
25. hereinzurieseln; — H hereinzurieselsein.
29. Getöse; — H Geräusche.
197. 6. Gehäuse; — H Gehäusse.
11. bezahlt; — H bezahlet.
20. sah; — H bis 6a sah'.
198. 4. kolossalen; — H kolossalischen.
8. umgürtetem; — H umgegürtetem.
11. das Scepter; — allerdings haben H—8 den Scepter; da aber Z. 9 überall übereinstimmend sein Scepter steht, so ist die zuerst in 9 gemachte Verbesserung gerechtfertigt; auch S. 190. Z. 4 haben nur die „Horen" seinen Scepter, alle Ausgaben sein Scepter.
20. Treppen, nach H bis 9; — die in 11, 11a und 12 eingeführte Lesart Stufen hat weder eine Autorität, noch wird sie durch den Sinn gefordert.
199. 11. Reitern; — H und 4 Reutern.
200. 2. hinaufstieg; — H und 4 hinaufstieg.
20. ward; — H war.
22. u. 23. angestaunt; — H erstaunt.
26. gefühlt; — H empfunden.
34. aufhob, nach dem Beispiele von 11, 11a und 12 und Goethe's sonstigem Gebrauch; — die übrigen Ausgaben aufhub.
201. 4. vor; — H für.
8. Tempels; — 4 und 6a Himmels.
11. kolossale; — H kolossalische. Vgl. S. 190. Z. 4.
14. einen; — H einem.
dem; — H den.
19. das Volk; — H und 11 alles Volk.
202. 6. wagen darf wegzuheben; — H wegzuheben wagen darf.
8. worden; — H werden (Druckfehler).

Novelle.

Für die Feststellung des Textes kommen hier nur die Ausgaben 6 bis 13 in Betracht.

Seite Zeile

144. 20. Berg und Waldgipfel. — In sämmtlichen Ausgaben fehlt hinter „Berg“ der Bindestrich, den man hier erwartet.

21. steinigen; — wir haben diese Wortform festgehalten, während die Ausgaben 6 und 6a zwischen steinig und steinicht schwanken.

145. 17. wüßte, nach der in 9 gemachten Verbesserung, der auch 11 bis 13 folgen; — während 6, 6a und 8 wußte lesen.

21. zufällig einziges. Die Ausgaben 6, 6a, 8, 9 und 13 verbinden hier und an andern Stellen z. B. S. 148, Z. 7 Adverb und Adjektiv durch Verbindungsstriche, wodurch eigentlich nichts erreicht wird; wir sind deshalb dem Beispiel von 11, 11a und 12 gefolgt, die diese Striche weglassen.

29. bedurft' es; — in 11, 11a und 12 bedurfte es, und in ähnlicher Weise wird der Apostroph dort öfters vermieden, z. B. S. 146 Z. 27.

146. 1. wurzeln, nach 8 bis 13; — 6 und 6a haben Wurzeln, indessen scheint der Infinitiv hier ein natürlicherer Ausdruck als das Hauptwort zu sein.

147. 22. Hochländer; — ein Theil der Exemplare von 6a Holländer.

23. unterscheiden; — ebendieselben zu unterscheiden.

40. jenes, nach 6, dem auch 9 bis 13 folgen; — 6a hat durch das Abspringen des ersten Buchstabens enes, woraus 8 eines gemacht hat.

148. 12. vor, nach 6 bis 9 und 13; — 11, 11a und 12 für.

149. 9. sehe, wie 9 und 13; — die übrigen Ausgaben sähe, was unrichtiger Weise auf ein Gegentheil der Wirklichkeit hindeuten würde, welches auszudrücken nicht beabsichtigt sein kann.

151. 8. denn; — 11, 11a und 12 dann.

17. eine rothe; — 8 rothe.

152. 28. Augenbrauen. Goethe brauchte diese Form früher fast durchgängig, und wir glauben, daß Augenbraunen zu schreiben, wie es allerdings die Ausgaben hier sämmtlich haben, wenigstens nicht von ihm selbst beabsichtigt ist. Man vergl. die Textrevision zu Th. 7, S. 176, Z. 13.

29. morgendliche; — 6 hat allerdings morgenliche, eine Form, die zwar seltener, aber doch auch vorkommt; da indessen an den übrigen Stellen bei Goethe sich fast durchgängig morgendlich geschrieben findet, so haben wir, dem Beispiele von 6a bis 13 folgend, auch diese Form aufgenommen.

153. 20. nie, nach der Verbesserung in 11, die, so nothwendig sie statt des in 6 und 6a stehenden nicht erscheint, doch von keiner andern Ausgabe aufgenommen ist.

154. 5. wurden; — 11 würden, eine Veränderung, die den Sinn stört, aber nicht verbessert.

22. Niemanden, wie wir als Dativform durchgängig eingeführt haben; — 6, 6a, 8, 9 und 13 Niemanden; 11, 11a und 12 Niemand.

155. 10. dürfen; — 11, 11a und 12 dürften.

158. 23. wonach; — allerdings gegen alle Ausgaben, die sämmtlich wornach haben, aber übereinstimmend mit Goethe's sonstigem Gebrauch in spätererer Zeit.

Dritte Folge.
160. n. im; — 11 und im.
160. s. geleitet, nach 9 bis 13; — während dies unentbehrliche Wort in 6, 6a und 8 fehlt.
Reiter; — 9 Reif.
u. mit Bitte; — 11 mit der Bitte.
w. gerad, nach 6, 6a, 9 und 13; — die übrigen Ausgaben gerade.
161. w. Wendeltreppen; — 8 Wendeltreppe.
161. x. Liebem; — 6, 6a, 11 und 11a Lieben.

Die guten Weiber.

Der erste Druck im „Taschenbuch für Damen auf das Jahr 1801“ ist mit T bezeichnet.

Erste Folge.
169. a. Ich . . . bringe; — T es . . . sind.
170. b Charaden und Räthsel; — T Scharaden Räthsel.
a. u. b. Die Verbindungsstriche, die wir gesetzt haben, scheinen durch den Zusammenhang geboten, obgleich sie in keiner Ausgabe stehen.
c. Amalie. Wir haben diese Form des Namens überall beibehalten; — während die Ausgaben (wenigstens 5 bis 9: bald Amalie, bald Amalia haben, ohne daß ein Grund für diesen Wechsel vorliegt.
m. als die; — T als.
n. den; — 13 dem.
n. Schnupftabaksfinger; — T Schnupftabaksfinger.
n. was; — 13 etwas.
171. a. aus; — T mit.
b. vom Weitern; — T vom weiten, 5 vom weiten.
m. viel; — fehlt in T.
n. Lustbarkeiten; — T Lustbarkeit.
171. n. auch, steht in T; — fehlt aber in allen Ausgaben, obgleich es dem Zusammenhange nach nothwendig erscheint.
n. u. n. voligesactes, nach T und 13; — alle übrigen Ausgaben wohlgesactes.
172. a. Greis; — 6 Greis.
n. Beiden; — T beide.
174. n. Herzenslenker, nach T und 13; — sonst überall Herzenskenner.
n. sie's; — T sie es.
n. Andern, nach T; — während sämmtliche Ausgaben vollständig gegen den Zusammenhang andere haben.
175. a. seine; — T eine.
n. eine lange Zeit; — 13 eine Zeit lang.
n. u. n. er lobt, er streichelt es, nach T, welchem auch 18 folgt; — die Veränderung in 6, er lobt es, streichelt es, der sich die Ausgaben bis 13 anschließen, dürfte schwerlich beabsichtigt sein.
n. u. n. der Sinne, nach T und 12 — 5 bis 12 des Sinnes. Der Fall liegt ebenso wie bei der vorigen Stelle.
177. a. einem, nach T und 13; — 5 bis 12 dem einen.
n. fallen, nach T, dem 9 bis 12 folgen; — 5 bis 8 auffallen.
n. ja, nach T und 13; — während dies Wort in allen übrigen Ausgaben fehlt.

Seite Zeile

177. 2. hoch, nach T; — auch dies dem Sinne nach unentbehrliche Wort fehlt in allen Ausgaben.
3. u. 4. Sie wollte dann; — T Die Dame wollte.
20. genauer, nach T und 13; — alle andern Ausgaben genau.
178. 4. gern; — T gerne.
179. 5. schlicht; — T schlichte.
7. Allen; — T allem.
10. Nadelaid; — T Nadelais.
24. auferlegt, nach T und 13; — alle übrigen Ausgaben aufgelegt.
28. Chodowiecki; — T Codovieki.
180. 10. Ihrer; — 5 und 6 ihrer.
14. nur; — dies in T stehende Wort ist erst in 13 wieder in den Text aufgenommen.
16. Eigene; — T Eigne.
17. Muße; — T Muse.
21. gehört; — in 11, 11a und 12 ist vor diesem Wort das zwar dem gewöhnlichen Sprachgebrauch angemessene, aber nicht unbedingt notwendige Wort dazu eingeschoben.
25. wie viele, nach T und 13; — die übrigen Ausgaben wie viel.
181. 1. würde; — T würden.
19. den, nach T und 13; — die übrigen Ausgaben dem.
20. wirklich, nach T; — das Wort fehlt überall mit Ausnahme von 13.
182. 4. u. 5. über diese Geschichte nicht genug; — T nicht genug über diese Geschichte.
16. bald; — T fast.
18. solches; — dies Wort wurde erst in 5 in den Text gesetzt.
22. Ursach, nach 5 bis 9; — T und die übrigen Ausgaben Ursache.
40. Wunsche; — T Wunsch
183. 12. u. 13. Romanschreiber, nach 6; — sonst überall Romanenschreiber.
17. millionmale; — 5, 6 und 6a vollkommen.
25. da, nach T und 13; — in den übrigen Ausgaben da, wo.
31. u. 32. Nur daß es Ihnen nicht geht wie den Männern gewöhnlich; — T Nur daß Sie es machen wie Männer gewöhnlich.
184. 25. nichts, nach T; — die allgemeine Lesart aller Ausgaben nicht dürfte nur ein beibehaltener Druckfehler sein.
27. aufhob; — T aufhub.
30. in; — T mit.
185. 7. vermehrte; — 5 vermehrt.
13. in seinem Humor; — T an ihm.
14. auf einmal, nach T und 13; — die übrigen Ausgaben einmal.
15. dieser Veränderung; — T dieses Betragens.
22. sein Betragen; — T seine Handelsweise.
29. Handelsweise; — T Unbedachtsamkeit.
30. drückten; — T druckten.
36. ihm; — T ihn.
41. der Frau völlig; — T völlig der Frau.
186. 7. nach Verlauf, nach T und 13; — 5 bis 12 nach dem Verlauf.
sich; — T ihren Mann.
30. ebenso, nach T und 13; — 5 bis 12 ebenso gut. Das Wort gut kann nur durch ein Versehen in den Text gekommen sein.
41. Waagschale, ebenso S. 187 Z. 2, nach T bis 6 und 11a, — die übrigen Ausgaben Wagschale.
187. 1. u. 2. in der Erfahrung; — T nun.
5. bei, nach T; — sämmtliche Ausgaben denn bei; das überflüssige und

Seite Zeile
wegen der Wiederholung in der folgenden Zeile sogar störende Wort glaubten wir streichen zu müssen.
187. 28. in kleinen; — T kleinen.
188. 7. Pfeifen; — T Pfeife.
11. wäre es; — T wär' es.
12. hier wol; — T wohl hier.
17. seltner, nach 5 bis 12; — T und 13 selten.
18. drin; — T weichem.
20. die Menschenkenner ... die Aerzte; — T der Menschenkenner ... der Arzt.
22. bezeichnen; — T bezeichnet.
23. das Wort; — T das Wort Schalk.
189. 1. als schön, nach T; — alle Ausgaben schön, obgleich „als" gewiß nur durch Zufall ausgefallen ist. —
2. einen, nach T; — alle Ausgaben einem. Auch diese Aenderung ist schwerlich beabsichtigt, da nach dem Zusammenhange des Ganzen die Bemerkungen, von denen Sinklair spricht, den eigentlichen Inhalt jenes Aufsatzes ausmachen.
13. 14. sehen lassen; — T vorzeigen.
190. 1. muß und; — T muß.
8. gleich Alles; — T Alles gleich.
11. sollten; — T möchten.
15. vorlegen; — T vorlegten.

Reise der Söhne Megaprazon's.

Für die Revision des Textes kommen nur die Ausgaben 8 bis 13 in Betracht.

Seite Zeile
200. 28. den Aeltesten; — Dünzer vermuthet dem Aeltesten, indessen ohne daß dies nothwendig aus dem Zusammenhange des Ganzen folgte.
29. Laternen-Insel, nach 8, 9 und 13; — 11, 11a und 12 Laternen-Inseln.
202. 14. eh; — 11, 11a und 12 ehe.
203. 18. saftige; — 8 und 9 säftige.
204. 2. Kopik; — 8 und 9 Copiken.
205. 18. weißem; — 9 weißen.
208. 8. möchte; — 8 möchten.
209. 28. bittern; — 9 bittern.
213. 22. Unfeilbicher; — 8 Unfeilbiger.
28. Hanurg's; — 9 bis 13 des Hanurg.
Charis; — 8 Zaris.

Briefe aus der Schweiz.

Für die erste Mittheilung waren nur die Ausgaben 4 bis 13, für die zweite war außerdem der älteste Abdruck in den Horen, den wir mit H bezeichnen, zu vergleichen. Verschiedenheiten in Interpunktion und Orthographie sind dabei unberücksichtigt geblieben.

Seite Zeile
226. 3. ist's; — 4 ist.
20. Ahnung; — 4 Ahndung.
227. 1. schleudre; — 4 und 5a schleudern.
229. 1. Saum; — 13 Saumen.
17. gekommen bin; — 4 gekommen.
229. 4. theurer, nach 4 und 5; — die von allen späteren Ausgaben aufgenommene Lesart von 6 und 6a theuer scheint nur Druckfehler zu sein.
20. ewige, stumme Nothwendigkeit, nach 4 bis 13; — 11a, 12 und 13 ewig. Das letztere scheint unrichtig; denn es ist charakteristischer, daß die „Nothwendigkeit" durch jene beiden Adjektive charakterisirt wird, als daß „stumm" eine Bestimmung erhält, und man der „Nothwendigkeit" jenes wesentliche Merkmal entzieht.
230. 8. Tischer, nach 4, 5, 6, 6a und 9, wie wir auch diese Wortform Th. 13. S. 192. Z. 9 wieder in den Text gesetzt haben; — die übrigen Ausgaben Tischler.
231. 20. bedeutenden, nach 6; — die übrigen Ausgaben bedeutende.
232. 1. zur; — 4 zu.
17. Ferdinanden; — 13 Ferdinand.
233. 16 solchen; — 4 solche, 5a solcher.
21. Blumen- und Fruchtstücke; — in allen Ausgaben fehlt der Verbindungsstrich.
234. 17. eingeschränkten; — 6 eingeschränkte.
235. 11. Jemandem; — alle Ausgaben Jemanden, ebenso S. 263. Z. 9.
236. 19 ausdrücken; — 4 und 5 ausdrucken.
237. 2. Lichter, nach 4 und 5; — 6 und 6a, denen die übrigen Ausgaben folgen, Leuchter; wenn man indessen auch die Möglichkeit des Ausdrucks, daß Leuchter brennen zugeben kann, so ist doch nicht anzunehmen, daß er als eine beabsichtigte Verbesserung für den früheren eingesetzt sein sollte.
241. 1. Dieser ganze an Frau von Stein (vgl. Briefe an Frau von Stein, I, 248) gerichtete Brief fehlt in H.
7. Gebirgskette, nach 4 bis 6; — 8 bis 13 Gebirgskette, ebenso an verschiedenen andern Stellen, z. B. S. 246. Z. 17.
242. 20. bis 21. durch welches ... vermehrt wird — In dem Briefe an Frau von Stein stehen statt dieser Worte folgende: was das Vergnügen auf einen hohen Grad für aufmerksame Augen vermehrt.
22. noch; — fehlt in 11.
243. 1. wann, nach 4 bis 8; — 9 bis 13 wenn.
16. Sweig; — H die Schweig.
und; — H vom.
17. ist; — das Wort fehlt in H.
18. ungefähr; — H hier und an vielen andern Stellen ohngefähr.
20. desselben; — H davon.
21. Länge; — 9, 11a und 12 Lage.
an; — H und an.
29. Bastion; — 11a Bastien.
30 begrenzt; — H einschließt.
32. Nilen; — 11a und 12 Nilen.
244. 2. auellitzem, — H quellitzem.
4. die Zeit. — H, 4 und 5 den Tent.
4. der. — H de.
10. alsdann; — H hier und öfters, aber nicht immer, alsdenn.
verengert; — H verringert.
12. u. 13. ob ich ... habe, diese Bemerkung ist ein späterer Zusatz, der in dem Briefe an Frau von Stein fehlt.

Seite Zeile.
244. m. hinan; — fehlt in H.
m. genannt, haben H und die Ausgaben 4 bis 9 hier und an verschiedenen andern Stellen der Briefe; — 9 bis 13 genannt; vgl. S. 257. Z. 12.
könnte; — H mag, durch die Weinberge hinan.
n. hinan; — H hinauf.
n. Mondes, nach 6, 9 und 13; — H und alle übrigen Ausgaben Monds.
n. hinterwärts; — fehlt in H.
245. 2. steinernen; — H steinerne, 4 und 5a steinern.
n. Mont; — H Monts, ebenso S. 248. Z. 2.
n. sumpfichter; — H sumpfigter. Indessen schwankt Goethe auch noch in 6 zwischen beiden Formen.
n. zusammengericht; — H zusammen gerückt.
einfache; — H einfachem.
n. hervorblicken; — H hervorsehen.
n. einem; — H einen.
n. an; — H an das.
n. drüben; — H drüber.
n. länft; — 8 lanft.
n. Felsenritzen; — 13 Felsenritzen, ohne daß indessen diese Form durchgängig eingeführt wäre.
n. wieder; — fehlt in H.
246. n. könnte; — H konnte.
n. Kantons Bern, nach H, 5 und 6; — 4 und 5a Canton Berns.
n. die Dent; — H der Zahn.
n. n. n. schließt ein kleines Fichtenthal an mit schönen Grasplätzen; — H schließt sich ein kleines Fichtenthal mit schönen Grasplätzen an ihn an.
n. genannt; — fehlt in H.
n. Das Städtchen Valorbe liegt auch in diesem Thal; — fehlt in H.
247. 1. wir; — H wir ab.
1. n. n. längeren Aufenthalts; — H länger.
4. jetzt; — H jetzo, ebenso Z. 10 und öfters.
12. schmeckte; — H schmecke.
12. Daß ich noch Einiges, wie man mir es erzählt, hinzufügel — fehlt in H.
17. ebenderselben; — H eben der.
n. n. n. mit welchem Erwerb sich auch die Frauen und Kinder beschäftigen; — H womit auch die Frauen und Kinder sich beschäftigen.
248. 4. liege; — H läge.
n. Alles; — fehlt in H.
7. Käse, Butter, Brod und Mehl; — H Lebensmittel.
n. n. n. wo sich die Chaussee, die man eben zu Ende bringt, abschneiden wird; — fehlt in H.
n. n. n. verändert; — H verändertes.
17. quellig; — H quellig.
n. ruinirt, nach 6 und 8a; — fehlt ruinirt.
n. Kanonicl; — H Canonicat.
n. bis n. ostare à la ... entsagen; — fehlt in H.
n. n. n. unsere Pferde zogen auf der Straße voraus nach St. Cergues, und wir stiegen die Höhe hinan; — H wir stiegen ab, um zu Fuße den Berg zu ersteigen.
n. St. Cergueb, nach 13; — 4 und 8a St. Cergues, 6 und 9a St.

Seite Zeile

Cerquet, 8 bis 12 St. Tergue. Dieſelben Abweichungen auch an andern Stellen, z. B. S. 260. 3. m. S. 251. 3. 4.

249. 10. meiſtens; — H meiſt.
19. Lemaner See; — H See.
20. zurückgezogen; — H, 4 und 5a zurücke gezogen.
der dieſſeitigen; — H unſrer.
22. überblicken wir; — fehlt in H.
24. Vor Allem; — H Ueber alles.
25. vor; — 5a von.
28. etwas; — H was.
30. vom, nach H, da Goethe auch ſonſt „bes Wallis" ſagt; — ſämmtliche Ausgaben von.
31. Mont-vouache; — H und die Ausgaben Mont-bauche.
32. hatte; — H hatten (Druckfehler).
250. 10. größern; — H größere.
11. vom See, nach 13; — H von dem See, 4 bis 12 vom Schnee.
15. jede Prätenſion; — H jeden Anſpruch.
16. fruchtbares; — H fruchtbar.
19. ſtanden, nach 5a, 11a und 12; — die übrigen Ausgaben ſtunden.
22. einen; — H einem.
25. und zuletzt; — es muß heißen und auch zuletzt.
251. 1. indeß; — H wo.
angeſpannten nach 5 bis 13; — H, 4 und 5a geſpannten.
Sinne, nur in 11a und 12; — ſonſt Sinnen.
4. entfalteten; — H falteten.
um; — H, 4 und 5a und.
6. ganz; — 5a ganzen.
7. zu können; — H konnten.
8. Hier und da; — fehlt in H.
10. u. 11. es werde immer mehr Mode, dieſelben; — H daß es immer mehr Mode würde, ſie.
11. der Graf; — H * * *.
ſonderliche; — 9 ſonderbare.
12. unſern Weg dahin zu leiten; — H ſeinen Weg dahin zu nehmen.
13. u. 14. Sallanches, Vallorcine; — die Ausgaben weichen in der Orthographie vielfach von einander ab.
19. könne; — H könnte.
23. fehlſchlage; — H fehl ſchlüge.
24. u. 24. Hier iſt die Abſchrift eines ſehr eiligen Tageregiſters; — fehlt in H.
25. Der Anfang des nächſtfolgenden Briefes bis S. 252 3. 4 fehlt in H. — Den Uebergang zu dem Spätern machen dort die nachſtehenden Worte: Frah am Tage verließen wir Genf in einem leichten Cabriolet mit vier Rädern und fuhren den hohen Schneegebürgen, die wir vor Augen hatten, entgegen.
252. 4. u. 5. bis da, wo Bonneville zwiſchen der Möle, einem anſehnlichen Berge, und der Arve inne liegt; — H bis Bonneville.
8. der; — H dieſer
am; — ſteht in H hinter breit in der folgenden Zeile.
9. ſachte; — 5a ſacht.
11. wertſtand auf die Nacht; — fehlt in H.
13. u. 14. ein gutes Zeichen geweſen; — H gute Zeichen waren.

Seite Zeile
252. 16. Anfang Septembers; — H Anfangs September.
18. und die Gegend sehr schön; — fehlt in H.
19. u. 20. Wir schwatzten viel Gutes; — fehlt in H.
21. haben; — fehlt in H, 4, 5 und 5a.
22. einen; — H einem.
23. Abends gegen Zehn; — fehlt in H.
24. 1779; — die Jahreszahl fehlt in H, sowie in den Ausgaben bis 6 inkl. hier und an den weitern Stellen.
25. versuche ich; — H will ich versuchen.
253. 1. Mondviertel; — H Mondsviertel.
5. vergülden; — H vergolden.
6. 7. wenige durchleuchtete Wolkenstreifen zogen quer darüber hin; — H hie und da strichen durchleuchtete Wolkenstreifen.
9. Ruf; — H Ruhm.
14. schreckte uns nicht ab, ihnen zu folgen; — H machte uns lachen, indem wir ihnen folgten.
14. u. 15. Zuerst ging der Stieg ... hinauf; — H der Stieg ging ... erst hinauf.
17. die; — H der.
21. freilich, nach der Verbesserung in 11; — H und alle übrigen Ausgaben fröhlich.
22. bildet; — 5a bildete.
23. auch bilden; — H und es bilden.
24. reichen; — fehlt in 5a.
25. mit; — H von.
26. unsern; — H unsere.
254. 1. sehr interessant; — in H stehen diese Worte hinter „herabstürzt" Z. 2.
4. bloß und weil ... Formen bilden; — fehlt in H.
5. Mittagsruh, nach H bis 6a; — G bis 13 Mittagsruh.
11. leisestes; — H leiseste.
13. Lufterscheinungen auch vorkommen; — H ähnliche Lufterscheinungen vorfallen.
17. Leichtgewobenes, nach H, 4, 5a und 13; — die übrigen Ausgaben, durch den zuerst in 5 auftretenden Fehler veranlaßt, Leichtgewobenes.
18. u. 19. in gleicher Höhe mit uns; — H uns gleich.
20. Bett; — H Bette.
256. 1. u. 2. Bondageh'der Weg; — H wo dann der Weg ... sich zieht.
11. unterhielt; — H unterhielte.
17. Montblanc; — H Montblanc's.
258. 4. Mein; — 4 und 5a Meins.
5. ist; — H es ist.
14. ungeheuren; — H ungeheure, ebenso S. 257. Z. 15.
20. ein älterer, nach 5a; — H schon älter, 4, 5 und die folgenden Ausgaben ein schon älterer.
24. Mann; — H Mann ist.
25. u. 26. sollten wir ... sehen; — H versicherte er, daß wir ... sehen sollten.
28. überraschen sollte; — H überraschte.
29. so voll; — 5a voll.
32. spitzer; — H, 4 und 5a spitz.
33. von dessen; — H wo von.
259. 29. Gletschwogen ... herinfurren; — H Gletschflüsse ... sich ergießen.

Seite Zeile
256. 22 zackigen; — H zackigten.
23. sah; — H sahe.
257. 10. Wände; — H Schichten.
11. leichter; — H leichtern.
spitz; — H Spitze.
15. ihnen; — H sich.
20. hatten sich; — H waren.
24. der; — H die.
258. 1. bis 7. Von unsern ... weiter schreiben; — fehlt in H.
8. außer, nach 4—9; — H, IIa und 12 aus.
9. Jahreszeit; — H Jahrzeit hier.
14. Col; — H, IIa und 12 Colm.
20. und; — H und die.
23. der Berge; — fehlt in H.
259. 1. u. 2. heute früh; — H frühe.
7. den höchsten; — H der höchste.
9. Stieg; — H Steig, ebenso S. 260. Z. 22.
14. du; — H, IIa und 12 de.
17. nunmehr; — H nunmehro, ebenso S. 260. Z. 22, S. 272. Z. 9, 11 u. 20 und öfters.
18. rauhen; — H rauhern.
20. u. 21. und schlecht beraßten Flecken; — fehlt in H.
21. indem wir aufschritten; — fehlt in H.
22. anfing; — H anfing und wir aufschritten.
25. dem, nach H, 5a und II bis 13; — die übrigen Ausgaben den.
30. Bergschrunden; — H Berge.
31. außerhalb; — H außer.
260. 2. der; — H welcher.
5. öfter; — H öfters.
16. Auf; — H von.
23. Einer ging; — H es ging einer.
29. von Gneiß; — fehlt in H.
31. losgebrochenen; — H losgebrochne.
261. 2. bis 6. Wie unsre Reise ... zunächst vorhaben; — fehlt in H.
7. Nacht; — H Nachts.
weichem; — H dem.
14. darin; — H drinne.
15. draußen; — H außen.
18. Lande; — H Land
21. u. 22. der andere aber und längste; — H der andre und längste aber.
22. von; — H vom.
27. der Freund; — H * * *
28. gegangen; — H vorausgegangen.
30. bis 9, ebenso wie auf der folgenden Seite Z. 1 bis 11, also der Abschnitt „Wenn es ... sich erhöhte" — fehlt in H.
34. d'Ofiela; — die Ausgaben zum Theil d'Ofula, zum Theil d'Ofulo.
262. 27. u. 28. von eigenem, erhaben lieblichem Charakter sind; — H ihren eigenen, erhaben lieblichen Charakter haben.
32. unmeit; — H unfern.
37. der; — H des.
263. 1. Gneißstücke; — H Gesellsteinstücke.
3. schienen; — IIa und 12 scheinen.
5. einer; — H einer engen.

Seite Zeile.
263. m. erſchiene; — H erſcheine.
m. abwechſelnde, nach 5, 6 und 6a, denen auch die Ausgaben bis 12 folgen; — H, 4, 5a und 13 wechſelnde.
m. bis m. Der Abſchnitt „Hier im Wirthshause . . . unterhalten könnte" — fehlt in H.
m. um; — ſämmtliche Ausgaben haben und, welches wegen der ſo entſtehenden Härte des Ausdrucks nur als Druckfehler anzuſehen iſt.
264. 2. einer Burg; — H eines Schloſſes.
brüben; — 5a drüber.
n bis m. Die Worte von „Ich ging" bis zum Schluſſe des Briefes fehlen in H.
m u. n. ausſiehe, nach 4 ſowie 11 bis 13; — die übrigen Ausgaben ausſähe.
n. Martinach; — fehlt in H.
Neun; — 11, 11a und 12 Neune.
n. aller; — H alle.
n. für; — H vor.
n. feſtzuſetzen; — H feſtzuhalten.
265. 1. und; — fehlt in H.
m. den, nach H, 11, 11a und 12; — die übrigen Ausgaben dem.
n. Flecke; — 11, 11a und 12 Flecken.
n. Klüppeln; — H Knüppeln.
m. darüber; — H drüber.
n bis n, ſowie S. 1 — 4 der folgenden Seite, alſo im Ganzen der Abſchnitt von „Der Weg an ſich . . . erleuchtet ſtanden" — fehlt in H.
n. Krümmen; — 11 bis 13 Krümmungen.
266. 2. erfreulich fanden wir; — H angenehm waren.
2. ihre; — H die.
m. Pfählen, nach H, 4 und 5a; — die übrigen Ausgabe Pfähle.
m u. n. er . . . bildet; — H es . . . iſt.
n. Wieſewachs; — H Wieswachs.
n. genießen; — H hier genießen.
n. welche; — H die.
m u. n. Hier in Sion iſt das Wirthshaus; — H Das Wirthshaus iſt hier.
n bis n. Der hier beginnende Brief und der folgende fehlen in H.
267. m u. n. von ſehr braven Leuten; — fehlt in H.
n bis n. Der Abſchnitt „Wir hatten . . . Berge getrennt" fehlt in H.
n. u. n. Gebirg; — H Gebürge und ebenſo öfters, z. B. S. 269, 3. 2.
268. 2. relative; — H bloß relative.
n. das; — 9 daß.
n. aber doch ſehr fürchterlich ausſehender Weg; — H Weg, aber er ſieht doch ſehr fürchterlich aus.
n. Planke; — H Blanke.
n. wenn es an gefährliche Stellen kam; — H bey gefährlichen Paſſagen.
n. den, nach H bis 11 und 13; — 11a und 12 die.
n. die hohe Schlucht, nach H bis 5a, denen auch 11 bis 13 folgen; — 6 bis 9 in die hohe Schlucht.
n. zwar; — fehlt in H.
269. 4 Es hat dieſes Waſſer; — H Dieſes Waſſer hat.
4. noch; — H aber.
irgend; — fehlt in H.
n. vorgekommen; — H vorgekommen iſt.
n. und; — fehlt in H.

Erste Hälfte

269. 8. befanden; — H und befanden.
der Uebergang; — H die Passage.
13. müssen in Gänsten; — H in Gänsten müssen.
18. Hieß'; — K, 4 und Ja Hieß.
23. für; — H vor.
wo. 27. Ueber das schöne Wetter haben wir bisher ganz vergessen, daß wir im November leben; — H das schöne Wetter hat uns bisher ganz vergessen machen, daß wir November haben.
27. Bern'schen; — H Bernischen.
31. Schnee; — H bald Schnee.
32. Dieses hinschreibe; — H das schreibe.
41. dieser; — H dieses

270. 4. in; — H an.
wo. 6. Theile davon wieder; — H wieder einzelne Theile davon.
12. Streichvögel; — H Strichvögel.
wo. 20. ist man ... Betrachtungen; — H wenn man ... Betrachtungen ist.
25. der; — H dieser.
27. die man gar nicht erwartet; — H an die man gar nicht denkt.
41. wie; — H und

271. 1. so auf jene Weise; — H dadurch.
4. gewannen; — H gefunden.
7. Gewürz; — H Gewürze.
16. abkömmt; — H und 18 abkommt.
wo. 28. Soweit der vom Buchhändler heute Brief als auch der erste Absatz des folgenden bis „veranlaßt hat" fehlt in H.
29. war; — 4 und 5a waren.
30. ward; — 9 und 11 war.
wo. 33. Wir gingen mit Tagesanbruch heute; — H Gestern gingen wir mit Tages Anbruch.
36. von; — H und 13 vom.

272. 1. der Schlucht, die; — H dem Schluchter, der.
4. Felsen; — H Felsen.
10. erst daran her, dann durch eine Höhle aus dem Gebirge; — fehlt in H.
wo. 16. Es sind diese Städtchen; — H diese Städtgen sind.
18. gerathnen; — H gerathnen.
wo. 21. den Freund; — H D...
wo. 23. Der Satz „der Hafer ... ansutreffen sei" fehlt in H.
25. Hafer; — 3a, 11, 11a und 12 Haber.
wo. 34. Ein Beschluß war bald gefaßt; — H Es wurde ein kurzer Entschluß gefaßt.
41. der Freund; — H D...

273. 7. Freiburg; — H Fridurg.
9. der Graf und ich; — H wir andern.
11. versuchend, nach 9 und den folgenden Ausgaben; — H, 4, 5 und 5a versuchen.
wo. 14. fehlt in H, ebenso S. 273 und die 6 ersten Zeilen von 274.

273. 18. süßerte; — 3a süßerte.
20. Brieg; — H der Brieg.

274. wo. 1. Wir haben ein ganz artiges Wirthshaus; — H So kamen wir nach Brieg, fanden hier ein ganz artiges Wirthshaus.

Seite Zeile
274. 2a. s. angetroffen; — fehlt in H.
11. unsern; — H unsere.
14. d'Olivia; — vergl. zu Seite 261 Zeile 14.
15. führen; — 6 und 6a fuhren.
18. Bellinzone, nach 6; — H, 5a Belinzone.
19. Nicolo; — H Nikolo.
19. unsern Freund; — H M...
24. höchstem; — H höchsten.
27. den 11. Nov. 1779 Abends 6 Uhr; — fehlt in H.
28. Tagszeit; — H Tageszeit.
275. 1. den, nach Ubis 5a und 13; — 6 bis 12 dem.
12. recht schön; — fehlt in H.
13. hervorgucken; — H hervorsehen; 4 hervor sucken.
14. Gefallen; — H gefallen.
15. so einem; — 11, 11a u. 12 einem so.
17. sehr einsam, nach H, 4 und 5a; — 5 bis 13 einsam.
18. Ahnungen, traumartigen Vorstellungen; — fehlt in H.
21. was; — H etwas.
24. im hesen Hause; — H bey der.
276. 7. weiter; — H weiters.
14. als viele; — H als wie viele.
15. an, und, nach 6 bis 13; — H bis 5a und an.
18. wollen; — 11, 11a und 12 wollten.
18. von; — H vom.
Gläubigen; — H, 4 und 5 Gläubigen, ebenso S. 277 Z. 24, wo auch noch 8 und 9 diese Form haben, und öfters.
277. 4. gefreut, nach H, 4 und 5a; — 5 bis 13 erfreut.
5. konnte; — H könnte.
sei; — H seye.
8. so leicht, nach H bis 5; — 6 bis 13 leicht.
10. 11. vielgeliebten; — H vielgeliebte.
13. die; — H der.
278. 6. enthielt; — 4 und 5a enthielte.
10. nunmehr; — H, 4 und 5a nunmehro.
11. zudrängte; — H, 4 und 5a zudrängten.
15. wurden; — H worden.
18. eine; — H, 4 und 5a keine.
20. große; — fehlt in H.
23. abgeschmacken; — H abgeschmackte.
279. 2. inne; — H inn.
6. Trauer, nach 6 und den folgenden Ausgaben; — H Arbeiten, die vielleicht jetzt ewig unvollendet bleiben; 4 und 5a Traumen, und.
16. zur Retirade; — H zum Rückzuge; 9 zur Retirage.
23. Recht; — H recht.
27. und; — H und nunmehro.
28. dem Gepäck; — H der Wagage.
280. 5. liegen; — fehlt in H.
9. und heilig lieh mit einigen Schneewolken herum; — H trieb einige Schneewolken herum.
11. leichte; — H leichtes.
12. Nonne; — H nenn, 4 und 5a Nonnen.
14. einigem; — 4 einigen.
14. größern, nach H; — Sämmtliche Ausgaben größen.

Meine Heft

280. 28. ausſtehenden; — H ſtehenden.
42. wanden, nach 4 bis 13; — H, 4, 5 und 5a wandten.
281. 1. zugeſchnelt, nach H und 6; — 4, 5 und 5a zugeſchnelet.
5. Feigt; — H ſteigt von da.
9. da, wo; — H wo.
12. u. 14. ſo leicht keinen Schnee; — H keinen Schnee ſo leicht.
20. ſchroffen und überſtehenden; — H bis 5a ſchroffe und überhebende.
28. nun gar; — H jetzt noch dazu.
29. ein ſeltſamer Anblick; — H ſeltſam anzuſehen.
32. Moment; — H Augenblick.
von dem; — 9 bis 13 vom.
33. Gebirgswüſte; — H Wüſte.
34. tiefe; — fehlt in 11a.
36. in; — H im.
39. u. 40. breitflodiger; — H breitflodigter.
282. 1. hier; — ſteht in H vor vergehen in Z. 3.
4. Lawinen, nach dem Beiſpiel von 11, 11a und 12; — während H Lawinnen, 4 bis 9 Lawinen hat, ebenſo an vielen andern Stellen.
10. ward und der doppelte; — H bekamen wir den doppelten.
17. ſichtbar; — H zu ſehen.
17. u. 18. einen bequemern Hinabſtieg; — H bequemer hinab zu ſteigen.
19. den; — H wie.
21. den; — H dem.
darin; — H drinne.
29. bis 31. Der Satz iſt in H ausgelaſſen.
29. Furke; — 5a Furke.
283. 11. vorlieb; — 11, 11a und 12 fürlieb.
12. jetziger; — H gegenwärtiger.
16. über hab; — H überab.
18. ſagte; — H ſagt, ebenſo Z. 26 und S. 285. Z. 18.
20. unſer; — H unſerer.
284. 4. erſt ganz; — H ganz erſt.
6. ſehr wohl, nach 5 und den folgenden Ausgaben; — H recht wohl, 4 und 5a gar wohl.
11. aufgefordert, nach 6 und den folgenden Ausgaben; — H, 4, 5 und 5a, denen auch 13 folgt, gefordert.
14. ſehr; — fehlt in H.
15. denjenigen; — 5a diejenigen.
20. ſo daß ſie; — H und.
21. geweſen; — H geweſen ſei.
28. vom; — H des.
35. für; — H vor.
37. ſagte; — H ſagt'.
285. 16. uns; — ſteht in H hinter „er".
27. zu; — H, 11, 11a und 12 zur.
31. den; — H denen.
36. würde; — H würden.
286. 1. wornach; — 11, 11a und 12 wonach.
13. deren; — H der.
20. in; — H mit.
23. im Diskurs; — H einen Diskurs.
28. dem; — 11, 11a und 12 den.

Seite Zeile
296. 2. bis 3. Der letzte Absatz bis Beispiel fehlt in H.
3. offenbaret; — H, 11a und 12 geoffenbaret.
297. 1. bis 11. Statt dieser 4 Zeilen bis „ungezwungen" steht in H nur zubrachte.
14. und ... eingesammelt; — H einzusammeln.
15. zu erweitern; — H weiten.
15. bis 17. Der Abschnitt fehlt in H.
18. bis 24. Der Abschnitt von „Sobald wir ... immer kälter" — fehlt in H.
27. steinernen; — 4 und 5a steinern.
28. bis 34. Der Abschnitt „zuvörderst ... hierher" — fehlt in H.
36. wir; — H wir in Realp.
38. bestand; — vergl. zu Seite 250 Zeile 24.
39. gerade, nach H; — doch gewiß von Goethe nicht mit Absicht fortgelassene Wort fehlt in allen Ausgaben.
41. innerer; — H innern.
42. Der Schluß dieser Seite und die zwei ersten Zeilen der folgenden bis „suche" fehlen in H.
298. 2. u. 14. Es werden ... Vorzug gebe; — fehlt in H.
14. Sträucher; — H Sträuche.
14. man es; — H man's.
17. in, nach 4, 5a und 6; — H und die übrigen Ausgaben im.
21. den; — H dem.
21. bis 26. Hier ... Reise; — fehlt in H.
26. machte mit seinen Glocken; — H mit seinen Glocken machte.
28. glatten, nach 9 bis 13; — H bis 6a platten.
29. um; — H und.
289. 2. umgeben; — H umgeben ist.
2. wird, — H ist.
auch; — fehlt in H.
2. bis 4. Er sprach ... Gebrauch zu machen (S. 1 der folgenden Seite) fehlt in H.
295. 2. Schweiz, nach 6 und 11 bis 13; — H und die älteren Ausgaben Schweis.
11. vom Abend, nach 11a bis 13; — H und alle früheren Ausgaben lesen vom Morgen, welches letztere ebenso dem Zusammenhange der Darstellung wie der Wirklichkeit widerspricht.
12. einschließt; — H umgiebt.
13. Schluchten; — H, 4 und 5 Schlunde.
13. alsdann; — fehlt in H.
15. an einem; — H am.
15. dem; — H wo.

Das Römische Karneval.

Die S. 288 erwähnte älteste Ausgabe ist mit K, der Abdruck bei Schuchardt (I. Teile 1848) mit S bezeichnet.

Seite Zeile
289. 13. Hier folgt in K bis in den Ausgaben ausgelassene Stelle: „wir hoffen durch Hülfe der beygefügten Kupfer unsern Endzweck leichter zu erreichen und zu mancherley Betrachtungen Anlaß zu geben."

Seite Zeile
299. 25. Freuden; — 3, 6a und 9 Freuden.
300. 1. Sankt Angela; — 6 Sanct-Angela, 11, 11a und 12 San Angelo, ebenso S. 304 Z. 20 und an anderen Stellen Sanct, resp. Sanc- und San Ancla.
2. viel; — 11, 11a und 12 viele.
24. wenigen; — K, 4 und 5 wenige.
301. 22. ungefähr; — K, 4 und 5 ohngefähr, ebenso Z. 23 und öfter bis S. 315. Z. 21. S. 338. Z. 4.
24. vornehmern, nach K, 3, 4 und 5; — die übrigen Ausgaben vornehmen.
25. den, nach K und 3; — die übrigen Ausgaben dem.
303. 10. viereckig; — K, 5 und 4 viereckigt.
304. 20. Bogen; — 5, 6, 6a und 9 Boden.
305. 21. gewirkten; — K gewürkten.
306. 23. anhängte; — K anhing.
24. Frauenkleidern; — 11a und 12 Frauenkleidern.
307. 20. Satz her; — K und 3 Satz den.
308. 20. erfindberisch; — K erfindrisch.
21. K hat hier noch die Worte: „Die meisten Masken, deren Abbildung wir liefern, sind aus diesem Gesichtspunkte anzusehen.“
23. Bettlern; — K Bettler.
25. ein Stab und ein Hut; — K einen Stab und einen Hut.
26. und Griechen; — K Griechen, welche hier einem französirten Griechen begegnen.
27. nachgenahmt; — in K folgen noch die Worte: wie hier das castilianische Paar.
309. 12. Neuvcheiratheten, nach K, 3 und 4; — 5 bis 9 sowie 8 neu Verheiratheten, während die Ausgaben seit 11 den älteren folgen.
17. so wird; — K wird (Druckfehler).
18. Trinita del monte; — 6 Trinita del' monti, 11, 11a und 12 Trinita de monti.
310. 1. weißes; — weites, Druckfehler in K.
12. herunterfahren, nach K und 3, denen auch 11a und 12 folgen; — 4 bis 11 sowie 8 herumfahren.
17. hat; — K habe.
23. den; — K die.
311. 18. die Frauentracht; — K nur Frauentracht (Druckfehler).
28. einem paar; — K und 3 ein paar.
312. 6. Straße, nach K, 3 bis 5, 11a und 12; — 6, 6a, 9, 11 und 8 Straßen.
12. Wagen; — K Wägen.
20. andere; — K ander.
313. 1. rücken; — K rucken, ebenso S. 319. Z. 8 einrücken, S. 325. Z. 8 hereinrucken.
314. 21. scherzhaftem; — K schmerzhaften (Druckfehler).
28. ihm; — K und 3 von ihm.
32. bemerklich; — K und 3 bemerken zu.
315. 6. hier; — K hie.
316. 18. mancher solche; — K manch solcher.
28. unweit; — K ohnweit.
34. unversehens; — K ohnversehens.
37. großen; — K und 3 bis 5 große.
in emphatischem; — K im emphatischen.

Seite Zeile
317. a. ein Scepter; — K einen Scepter.
318. a. geberdet; — K gebärdet (Druckfehler).
m. Wahnung; — 6 Wahnung.
319. t. mancherlei; — K, 3 und 4 manche.
320. n. bis u. Niemanbem; — K bis 9 und 8 niemanben, 11, 11a und 12 niemand; ebenso S. 327. 3. a Jemanbem, jemanben und jemand.
r. hier; — 11, 11a und 12 bis.
s. ungeachtet; — K und 3 bis 5 ohngeachtet.
321. m. breiterer; — 9, 11 und 8 breiter.
n. nutzen; — 9 nützen.
o. bas; — K baß (Druckfehler).
322. i. Obelisken; — K Obelisk, 3 Obelisks.
m. auflöset; — K auflöste.
n. dem Andern; — K den andern.
324. r. bon, nach K, 3 bis 5, 9, 12 und 8; — 6, 6a, 8, 11 und 11a vor.
s. Kostüme, nach 6 und 9, denen auch 8 folgt; — K sowie 3 bis 6 Costume, 11, 11a und 12 Costüm.
n. Bujzolane; — K Bujzelane.
n. Stallfuchtz; — K Stallpferde.
326. a. langen; — 8 lange.
327. n. gefundbesten; — 3 bis 5 gesundbsten.
n. geschehe, nach K und 3, denen erst wieder 11a und 12 folgen; — 4 bis 11 und 8 geschehen.
n. Manche; — K, 3 und 4 manchen.
gedruckt, nach 11, 11a und 12; — K, 3 bis 9 und 8 gedruckt.
sollten; — K, 3 und 4 sollte.
328. r. beb Kauf; — K und 3 bem Kauf.

Goethe's Werke.

Nach den vorzüglichsten Quellen revidirte Ausgabe.

Siebzehnter Theil.

Wilhelm Meister's Lehrjahre.

Herausgegeben und mit Anmerkungen begleitet von
Heinrich Düntzer.

Berlin.
Gustav Hempel.

Druck von G. Bernstein in Berlin.

Wilhelm Meister's Lehrjahre.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MÜNCHEN

Vorbemerkung des Herausgebers.

Fast drei Jahre waren seit Vollendung von Werther's Leiden, jener glühenden, in Briefen sich ergießenden Schilderung eines schwärmerischen, an seiner Weichheit zu Grunde gehenden Herzens, verflossen, als unser Dichter, der in die höhern Kreise des Lebens getreten war und sich der Neigung eines edlen weiblichen Wesens erfreute, das ihm leider nicht ganz angehören sollte, den Plan zu einem großen, weite Blicke in das Leben der verschiedensten Stände eröffnenden Bildungsroman faßte, worin ein vom edelsten Drange hingerissener Kaufmannssohn das Ideal seines Strebens im Schauspielerstande zu finden wähnt, zu dem er, nachdem er ihm bereits entsagt hat, doch durch eine wunderliche Verknüpfung von Umständen hingeleitet wird, um gründlich von seiner hohen Meinung vom Schauspieler-Leben und Wirken und von dem Wahne seines Berufes zur Bühne geheilt zu werden, aber zugleich in höhern Gesellschaftskreisen, zu denen ihn gerade seine Verbindung mit den Schauspielern führt, die reinste Befriedigung seines Strebens, das Glück seines Geistes und Herzens zu finden. Schon Mitte Februar 1777 diktirte Goethe den Anfang des Romans, den er aber zunächst nicht weit fördern konnte, obgleich er in verschiedenen Zeiten zu demselben zurückkehrte. Erst am 2. Januar 1778 vollendete er das erste Buch

das aber nicht dem jetzigen ersten Buche entsprach, sondern wol vor der ersten wirklichen Bekanntschaft Wilhelm's mit Marianen abbrach. Aus einer Aeußerung Herder's wissen wir, daß der Roman früher ganz anders angelegt war. „Man lernte den jungen Menschen von Kindheit auf kennen, interessirte sich für ihn allmählig und nahm an ihm Theil, auch da er sich verirrte.“ Daß er in diesem Romane „das Theaterwesen vortragen“ wollte, ergiebt der Brief Goethe's an seinen Freund Merck vom August 1778, worin er diesen bittet, ihm in seiner das Wirthschaftswesen des Landedelmanns behandelnden Geschichte des Herrn Oheims „weder mittelbar noch unmittelbar ins theatralische Gehege zu kommen.“ Den Anfang des Romans hatte er Merck schon im vorigen Herbste vorgelesen, der demnach weder aus diesem noch aus Goethe's Aeußerungen über seinen begonnenen Roman dessen Absicht kannte. Trotz aller Mahnungen der Frau von Stein gelangte er vier Jahre lang nicht zur Vollendung des zweiten Buches, die erst im August 1782 erfolgte. Aber die lange Zwischenzeit, worin er die Iphigenie und die zwei ersten Akte des Tasso in der ersten Bearbeitung förderte, war für den Roman nicht verloren; vielmehr befruchteten die reichen Aufschlüsse, die er in dieser Zeit über Leben und Kunst gewann, sowie mancherlei Lebenserfahrungen die Dichtung auf nachhaltigste Weise. Besonders bedeutsam war für ihn die nähere Bekanntschaft des Grafen von Werthern zu Neunheiligen und seiner seit 1773 ihm verbundenen viel jüngern Gattin, der ältesten Schwester des großen preußischen Staatsministers von Stein. Diese wurden die ersten Vorbilder des Grafen und der Gräfin des Romans, und Goethe entnahm ihnen auch im Einzelnen gar viele Züge. Am

12. November 1782 vollendete er das dritte Buch und begann das vierte, das aber nicht nach Wunsch fortrückte. Während eines Aufenthaltes zu Leipzig sammelte er „recht schöne Data“ zu seinem Roman und ergänzte verschiedene Lücken seiner Lebensanschauung. Der Anfang des folgenden Jahres bot ihm in der wunderlichen Liebesgeschichte des Prinzen Konstantin, des Bruders seines Herzogs, Grundzüge zum Verhältnisse Lotharie's zu Lydien. An Knebel, dem er die drei ersten Bücher mitgetheilt hatte, die er nach Frankfurt an seine Mutter besorgen sollte, schrieb er im Juli 1783, er sei weit hinter seiner Idee zurückgeblieben und habe selbst noch keinen Genuß daran. Die Schrift sei weder in ruhiger Stimmung geschrieben, noch habe er nachher einen Augenblick gehabt, sie im Ganzen zu übersehen. Das vierte Buch ward am 12. November vollendet. Es reichte wahrscheinlich bis zum Schlusse des jetzigen zweiten; denn wir wissen aus einer Anführung Knebel's, daß in ihm die Aeußerung Wilhelm's (II, 11) vorkam: „Haben Sie bemerkt, wie richtig der dramatische Ausdruck seiner Romanzen war? u. s. w.“ Diesem Freunde meldete er, daß er fortfahren und sehen wolle, ob er das Werkchen zu Ende schreibe; dann komme es auf Zeit und Glück an, ob er es wieder im Ganzen übersehen, durchsehen und Alles schärfer und fühlbarer an einander rücken könne. Zum fünften Buche, das ihn auch im Sommer 1784 bei seinem Aufenthalte in Eisenach lebhaft beschäftigte, schoß er im Fluge, wie er sich äußert, einige Beiträge bei Gelegenheit der Anwesenheit des Prinzen Heinrich von Preußen, der am 5. Juli mit Gefolge ankam, aber nur über Tafel blieb. Mitte Oktober schloß er das Buch ab, das gleich darauf

begonnene sechste, das ihn besonders im Sommer 1785 zu Ilmenau beschäftigte, im November, wie er Frau von Stein versprochen hatte. „Möge es Euch so viele Freude machen, als es mir Sorge gemacht hat," schreibt er ihr; „ich darf nicht sagen Mühe; denn die ist nicht bei diesen Arbeiten; aber wenn man so genau weiß, was man will, ist man in der Ausführung niemals mit sich selbst zufrieden. Ich wünschte nun, Du hättest noch nichts davon gehört. Doch Du bist gut und hörst es wol noch einmal; auch wenn es zusammen ist, nimmt sich's anders aus, besonders da dieses Buch wieder für sich ein Ganzes ausmacht." Gleich darauf las er es der Freundin, deren Schwester, Herder und dessen Gattin zu großem Beifall vor. Zehn Jahre später schreibt Herder an die fromme Gräfin Baudissin in Holstein, bei allem Beifalle habe er schon in dieser Zeit viel dabei gelitten, „daß der Dichter seinen Wilhelm so lange in so schlechter Gesellschaft es aushalten lasse" — als ob dies anders sein könnte und nicht durch Wilhelm's Gutmüthigkeit und Neigung, so wie die zusammentreffenden Umstände auf das Wundervollste begründet wäre! Diese sechs ersten Bücher reichten im Wesentlichen bis zum Schlusse des jetzigen vierten. Das Lied „Nur wer die Sehnsucht kennt ꝛc." (jetzt IV, 11) sandte Goethe schon am 20. Juni 1785 an Frau von Stein.

Am 8. Dezember desselben Jahres schrieb er den Plan zu den noch übrigen sechs Büchern auf, mit deren Ausführung es aber langsam ging, obgleich ihm mittlerweile Manches, was er zur Charakteristik der Stände im Umgange mit dem badischen Geheimrath von Edelsheim gewonnen hatte, und seine sorgfältige Beschäftigung mit

Shakespeare's Hamlet zur Fortsetzung des Romans sehr förderlich gewesen. Im Mai 1786 schrieb er in Jena Einiges vom siebenten Buche, für das er nicht ohne Sorge war, doch hoffte er gleich darauf, es werde ihm damit glücken. Auch gewann er bei den schönen, in Jena heiter verlebten Tagen „einige Dinge", die seinen Roman, wenn auch nicht gleich das nächste Buch, zieren sollten. Die Durchsicht seiner früheren Werke für eine Gesammtausgabe nahm ihn gleich darauf so ganz in Anspruch, daß der Roman nun völlig liegen blieb.

Als er auf seiner italienischen Reise am 18. September nach Vicenza kam, entschied er den lange gehegten Zweifel, ob er Verona oder Vicenza seiner Mignon zur Heimath geben solle, zu Gunsten der letztern Stadt, und er entschloß sich, hier einige Tage länger zu verweilen. Hier, wo er frühmorgens an seiner Iphigenie arbeitete, fühlte er sich wundervoll wohl. Vielleicht schrieb er hier das herrliche Lied „Kennst Du das Land ꝛc.", das später das dritte Buch eröffnete. Die hellen und großen Ansichten über Kunst und Natur, die ihm Italien eintrug, mußten auch dem Roman für die Folge zu Gute kommen. Sehr erfreute ihn der Antheil, den der Herzog Karl August in seinen nach Rom gerichteten Briefen am Wilhelm Meister zeigte. „Seit der Zeit, da Sie ihn in Tannroda (einem zwei Stunden südlich von Weimar gelegenen Städtchen, wo eine herzogliche Försterei sich befand) lasen," erwiderte Goethe, „hab' ich ihn oft wieder vor der Seele gehabt. Die große Arbeit, die noch erfordert wird, ihn zu endigen und ihn zu einem Ganzen zu schreiben, wird nur durch solche theilnehmende Aufmunterungen überwindlich. Ich habe das

Wanderbarste vor. Ich möchte ihn endigen mit dem Eintritt ins vierzigste Jahr; da muß er auch geschrieben sein. Daß es auch nur der Zeit nach möglich werde, lassen Sie uns, wenn ich wiederkomme, zu Rathe gehen." Bald darauf äußert er von Neapel aus, unter dem italienischen Himmel möchte wol die Fortsetzung unmöglich sein, doch lasse sich vielleicht von diesem Himmelslicht den letzten Büchern etwas mittheilen. Daß sein Wilhelm Meister durch das, was er über allerlei Kunst zu denken Gelegenheit habe, recht anschwelle, meldete er ein Vierteljahr später. Am 2. Oktober schreibt er: „Ich habe Gelegenheit gehabt, über mich selbst und Andere, über Welt und Geschichte viel nachzudenken, wovon ich manches Gute, wenngleich nicht Neue, auf meine Art mittheilen werde. Zuletzt wird Alles im Wilhelm gefaßt und geschlossen."

Erst nachdem er auch mit Tasso und Faust fertig geworden war, fühlte er sich (1791) durch die Bitten der Herzogin Amalie und Herder's veranlaßt, wieder an Wilhelm Meister zu gehen; aber so manches Andere, darunter auch die Leitung des herzoglichen Theaters, die ihn wieder der Bühne näher brachte, zog ihn davon ab. Endlich aber sagte er, um sich selbst zum Abschluß zu nöthigen, den Roman dem Buchhändler Unger in Berlin für die Fortsetzung seiner neuen Schriften zu, deren beide ersten Theile den Großkophta und Reineke Fuchs enthielten. Die vorhandene Ausführung der sechs ersten Bücher durfte blos als Entwurf gelten und mußte fast um ein Drittel verkürzt werden; die jetzt ihm bis ins Einzelnste klar gewordene Entwickelung nöthigte zu manchen Aenderungen, und besonders mußte der ganze Anfang neu

bearbeiter werden. Erst im Juni 1794 schloß er die beiden ersten Bücher ab. Gegen den 13. Juni sandte er Herder das erste Buch mit der Bemerkung, er bedürfe nun, umgeschrieben, noch manches Federstriches, nicht um gut zu werden, sondern ihm nur einmal als eine Pseudokonfession vom Herzen und Halse zu kommen. Auf den Sonntag lud er ihn mit Knebel, dem er gleichfalls eine Abschrift vertraulich mitgetheilt hatte, zu Tische. Herder äußerte sich wenig befriedigt, ja, der Roman schien ihm durch die neue Form wesentlich verloren zu haben. Während wir früher für den Helden durch die Darstellung von Wilhelm's früher Jugend gewonnen worden seien, erscheine er jetzt gleich da, wo wir ihn nicht sehen möchten, und wir könnten uns seine Verirrungen nur durch den Verstand erklären. Goethe konnte natürlich auf diese die Trefflichkeit der ganzen Komposition verkennenden, vom beschränkten sittlichen Standpunkte ausgehenden Vorstellungen sich nicht einlassen. Knebel wird solche Bedenken nicht getheilt haben.

Gleich darauf machte Goethe die folgenreiche Bekanntschaft mit Schiller, dem er den Anfang des Romans nicht mehr in der Handschrift vorlegen konnte, da dieselbe bereits zum Drucke abgegangen war. Als Schiller am 6. Dezember den ausgedruckten ersten Band des Romans erhielt, fand er nichts darin, was nicht mit dem Ganzen in der schönsten Harmonie stände; Alles halte sich darin so einfach und schön in sich selbst zusammen, und mit Wenigem sei so viel ausgerichtet. Hocherfreut über die begeisterte Aufnahme Schiller's, der auf manches Einzelne näher einging, erwiderte der Dichter, es wäre bei den sonderbaren innern und äußern Schicksalen, welche der Roman gehabt, nicht

zu verwundern gewesen, wenn er darüber ganz und gar in Verwirrung gerathen wäre; am Ende habe er sich blos an seine Idee gehalten, und wolle er sich freuen, wenn diese ihn zuletzt aus diesem Labyrinth herausleite. Herder war bitter verstimmt, sein moralisches Gefühl verletzt. „Ich kann es weder in der Kunst noch im Leben ertragen," äußerte er bald darauf an eine fromme Freundin, die sich über den Anfang des Romans entsetzt hatte, „daß dem, was man Talent nennt, wirkliche, insonderheit moralische Existenz aufgeopfert werde. Die Marianen und Philinen, diese ganze Wirthschaft ist mir verhaßt; ich glaube, der Dichter habe sie auch verächtlich machen wollen, wie vielleicht die Folge zeigen wird; es ist aber schlimm, daß er diese Folge nicht mitgab und den ersten Theil hinstellte. Wie die Folge auch sein mag, so bleibt dem Helden des Stücks immer ein Flecken; seine erste Liebe ist — auf welch ein Geschöpf geworfen!" Und doch bedarf es nur aufmerksamer Beobachtung des ersten Buches, um sich zu überzeugen, daß in Marianens Herzen die Flamme wahrster Liebe entbrannt, daß sie keine gemeine Buhlerin ist, und daß der Dichter bis dahin nur den Schein gegen sie sprechen läßt, ihre Schuld aber noch keineswegs entschieden ist. Wenn man den Dichter auf die Schilderung sittlicher Charaktere beschränken will, so entreißt man ihm ein höchst bedeutendes Gebiet, und man verengt die Kunst, wenn man die geistvolle Darstellung rein sinnlicher Charaktere, wie dieser so reizend geschilderten Philine, mit sittlicher Billigung derselben verwechselt. Der Dichter hat eben die mannichfachsten Menschenbildungen darzustellen, wenn sie nur von einem geistigen Hauche der Menschheit belebt sind. Und ist diese

Philine nicht eine allerliebste, aus heiterer Sinnlichkeit zusammengewobene Sünderin, wie sie der Dichter selbst nennt?

Bei der Fortsetzung hatte sich Goethe Schiller's kunstsinnigen Beirathes zu erfreuen, welcher ihm in den meisten Fällen zu Gute kommen sollte, da er in sich fest genug stand, um unbillige Anforderungen abzulehnen. Ueber das dritte Buch verhandelte Goethe mündlich mit dem Freunde. Das fast abgeschlossene vierte Buch sandte er den 22. Februar an Schiller, der nur zwei etwas wichtigere, gebührend benutzte Bemerkungen zu machen fand, sonst mit Strichen am Rande einige Stellen bezeichnete, an denen er Anstoß nahm.

Viel bedeutendere Ansprüche machten die folgenden Bücher an den Dichter, da von ihnen größtentheils noch keine vollständige Ausführung vorlag. Eine mit Schiller gepflogene Verhandlung über den Roman hatte Goethe ermuthigt, das Schema zum fünften und sechsten Buche auszuarbeiten, und die Erinnerung an eine edle, frommsinnige Jugendfreundin, Fräulein Susanna Katharina von Klettenberg, zog ihn so lebhaft an, daß er sich zur Ausführung des letztern gedrungen fühlte. Höchst wahrscheinlich lag hier eine ältere Darstellung der wunderbaren Lebenswendung jener edlen Freundin, wenn nicht gar ihre eigenen Bekenntnisse, zu Grunde. Goethe's Mutter schrieb nach Lesung dieses Buches: „Das ist der lieben Klettenberg wol nicht eingefallen, daß nach so langer Zeit ihr Andenken grünen, blühen und Segen den nachkommenden Geschlechtern bringen würde. Du, mein lieber Sohn, warst von der Vorsehung bestimmt zur Verbreitung und Erhaltung dieser unverwelklichen Blätter." Wie viele Züge hier aus der

Wirklichkeit genommen ſind, ergiebt ſich aus J. M. Lappenberg's Schrift: Reliquien der Fräulein von Klettenberg, 1849. *) Er ſelbſt ſchrieb darüber an Schiller: da dieſes ganze religiöſe Buch auf den edelſten Täuſchungen und auf der zarteſten Verwechslung des Subjektiven und Objektiven beruhe, ſo habe dazu mehr Stimmung und Sammlung als vielleicht zu irgend einem andern Theile des Romans gehört, und doch wäre eine ſolche Darſtellung unmöglich geweſen, hätte er nicht früher die Studien dazu nach der Natur gemacht. — Dieſes Buch hatte ihn über alles Erwarten bei der zweiten Hälfte des Romans gefördert, da es vor- und rückwärts wies und, indem es begrenzte, zugleich leitete und führte. Die erſte, Epoche machende Hälfte des fünften Buches ſandte Goethe am 11. Juni an Schiller, der ſie mit einer ordentlichen Trunkenheit und einer einzigen ungetheilten Empfindung verſchlang und ſich Schlag auf Schlag ergriffen, wie im Wirbel unfreiwillig fortgezogen fühlte; doch empfahl er eine Verkürzung der auf das Schauſpielweſen bezüglichen Bemerkungen, worauf der Dichter gern einging. Zur zweiten Hälfte

*) Narziß iſt der berühmte deutſche Rechtsgelehrte Dr. J. Daniel von Olenſchläger, Philo der ſpätere heſſen-darmſtädtiſche Miniſter und Kanzler K. von Moſer, der Oberprediger J. Ph. Freſenius, der adelige Apoſtel ein Herr von Bülow, der Arzt J. Fr. Metz. Ihre Mutter verlor Fräulein von Klettenberg im November 1756, ihre mittlere Schweſter im Mai 1765, ihren Vater, den Arzt Remigius Seiffert von Klettenberg, im Juli 1766, ihre letzte Schweſter zwei Jahre ſpäter. Sie ſelbſt ſtarb im Dezember 1774. Der Oheim, Natalie und ihre drei Geſchwiſter ſind freie Dichtungen Goethe's.

des Buches machte Schiller nur wenige einzelne Bemerkungen. Die Erwartung steige noch immer, aber man sehe schon von ferne, daß der Wald lichter zu werden beginne; die Erinnerung an Mariane thue gute Wirkung, Mignon wachse mit jedem Buche mehr heran, der düstere Harfenspieler werde immer düsterer und geisterhafter, und Philine gefalle ihm noch immer trefflich wohl. Auch der Anfang des sechsten Buches sprach Schiller sehr an; die Art, wie Goethe den stillen Verkehr der schönen Seele mit dem Heiligen in sich eröffne, schien ihm höchst glücklich, das Verhältniß zart und fein, seine Entwicklung äußerst übereinstimmend mit der Natur. Den Schluß des Buches sandte Goethe anfangs Oktober zum Drucke ab, ohne ihn vorher Schiller vorzulegen. Das siebente Buch war damals schon größtentheils fertig, und Goethe wollte nicht ablassen, bis er das Ganze geendet habe; aber der Abschluß, worin er ganz reine Wirthschaft zu machen gedachte, machte ihm mehr Sorgen, als er geglaubt, und er wollte die ganze Entwicklung erst in seinem Kopfe reif werden lassen, ehe er zur Ausführung schritt. Anfangs Februar 1796 begann er das siebente Buch aus dem Gusse des Diktirens ins Reine schreiben zu lassen. Während seines Aufenthaltes zu Jena vom 15. Februar bis zum 16. März ward das siebente Buch lebhaft von den Freunden besprochen, nicht weniger in den folgenden Monaten, wo sie fast ununterbrochen persönlichen Umgangs sich erfreuten. „Vom Meister habe ich das siebente Buch im Manuskript gelesen," schreibt Schiller schon am 23. Mai an Körner, „und begreife nun, wie er im achten fertig werden kann." Gegen den 8. Juni kehrte Goethe nach Weimar zurück, wo er sich eifrig an

den Roman hielt. Er hatte die Handschrift des siebenten Buches Schiller zurückgelassen, von dem er sie am 10. zurück erbat, da er das Buch vor dem Druck noch einmal durchgehen wollte; doch erhielt er sie noch vor dem Abgange des Briefes. Nachdem er dieses Buch zum Drucke gesandt hatte, rückte das achte ununterbrochen fort. „Wenn ich die zusammentreffenden Umstände bedenke," schreibt Goethe bald darauf, „wodurch etwas beinahe Unmögliches auf einem ganz natürlichen Wege noch endlich wirklich wird, so möchte man beinahe abergläubisch werden. So viel ist gewiß, daß mir gegenwärtig die lange Gewohnheit, Kräfte, zufällige Ereignisse, Stimmungen, und wie sich Angenehmes und Unangenehmes aufdringen mag, im Augenblicke zu nutzen, sehr zu Statten kommt." Am 26. Juni sandte er endlich dem Freunde das achte Buch, das er selbst nur einmal habe durchziehen können, weshalb Schiller noch Manches zu suppliren haben werde; auf alle Fälle müsse es noch einmal durchgearbeitet und abgeschrieben werden. Schiller empfing von dem Buche einen mächtigen Eindruck, wobei ihm das Merkwürdigste war, daß Scherz und Ernst durchaus wie ein Schattenspiel versinken, und der leichte Humor vollkommen darüber Meister werde; die Tiefe bei ruhiger Oberfläche, die Goethe überhaupt eigen, sei auch ein vorzüglicher Charakterzug des Romans. Da er dem Buche eine eingehende Betrachtung widmen möchte, so wünschte er vom siebenten die erste, von Goethe durchgesehene Abschrift zu erhalten, um das Ganze durch alle seine Details verfolgen zu können. Goethe sandte ihm diese, die, da sie später zufälligerweise bei Schiller liegen blieb, sich erhalten hat. Sie fand sich im Nachlaß Schiller's, dessen Tochter, Frau von Gleichen-

Nußwurm, sie dem deutschen Hochstift in Goethe's Vaterhause zu Frankfurt am Main schenkte. Schiller fühlte sich, je genauer er das Werk in allen Einzelnheiten verfolgte, um so inniger befriedigt. Die Verhandlungen, welche zwischen den beiden Freunden über das erste Buch geführt wurden, gehören zu dem Gehaltvollsten, was ästhetische Kritik je geleistet, und kein Leser des Romans sollte sich eine genaue Betrachtung derselben entgehen lassen; noch heute kann sie gegen manche haltlose Vorwürfe sichern. Schiller's Ausstellungen bezogen sich meist auf genaue Motivirung, und Goethe hat sie größtentheils anerkannt und den Anstoß wegzuräumen gesucht. Als der Schlußband des Romans endlich im Drucke vorlag, sprach Schiller in dem begeistert die Vortrefflichkeit des achten Buches hervorhebenden Briefe vom 19. Oktober seine Zufriedenheit mit den eingetretenen Veränderungen aus, die vollkommen im Sinne und Geiste des Ganzen seien. „Vielleicht, wenn das Neue gleich mit dem Alten entstanden wäre, möchten Sie hie und da mit einem Striche geleistet haben, was jetzt mit mehreren geschieht; aber das kann wol Keinem fühlbar werden, der es zum ersten Mal in seiner jetzigen Gestalt liest. Meine Grille mit etwas deutlicherer Pronunciation der Hauptidee abgerechnet, *) wüßte ich in der That nichts mehr, was

*) Schiller meinte, in der Bezeichnung der Lehrjahre und der Meisterschaft habe Goethe beiden zu enge Grenzen gesetzt, und er hätte gewünscht, die Beziehung aller einzelnen Glieder des Romans auf jenen philosophischen Begriff möchte etwas klarer hervortreten, worauf Goethe gesteht, die scheinbaren von ihm ausgesprochenen Ergebnisse seien viel beschränkter als der Inhalt des Werkes, was er selbst als eine Grille betrachtet. Aber

vermißt werden könnte. Stände indeß nicht Lehrjahre auf dem Titel, so würde ich den didaktischen Theil in diesem achten Buche für fast zu überwiegend halten."

Außer Schiller's aus tiefster künstlerischer Anschauung stammenden Beurtheilung hatten Goethe nur Körner's und W. von Humboldt's Aeußerungen über den Roman wahre Freude bereitet, da sie von reinem Kunstverstande ausgingen. Körner hatte sich in einem Briefe an Schiller weitläufig über die Dichtung ausgesprochen. Goethe war darüber so erfreut, daß er denselben in Schiller's Horen abgedruckt wünschte, da sich ihm gegenüber die Kontarsionen, welche sich von andern Beurtheilern erwarten ließen, desto wunderlicher ausnehmen würden. Besonders eine Aeußerung Körner's hatte ihm wohlgethan, da er gerade auf diesen Punkt eine ununterbrochene Aufmerksamkeit gerichtet habe, und dieses nach seinem Gefühle der Hauptfaden sein müsse, der im Stillen Alles zusammenhalte, und ohne den kein Roman etwas werth sei. Ohne Zweifel meinte er die Worte Körner's: „Das Persönliche entwickelt sich aus einem selbstständigen unerklärlichen Keime, und die Entwicklung wird durch die äußern Umstände blos begünstigt. — Das Ganze nähert sich dadurch der wirklichen Natur, wo der Mensch, dem es nicht an eigener Lebenskraft fehlt, nie blos durch die umgebende Welt bestimmt wird, aber auch nie Alles

---

mit Recht hat der Dichter das, was Schiller als Ideengehalt des Romans bezeichnet, nicht so scharf markirt, da hierdurch die Reinheit der Dichtung beeinträchtigt worden wäre. Alles Lehrhafte des Romans aber tritt als lebendiges Glied der Handlung ein, nicht zu äußeren Zwecken.

aus sich selbst entwickelt." Des zerbröckelten Urtheils über den Roman war, wie Goethe an seinen Freund, den Maler H. Meyer, schreibt, nicht Maaß noch Ziel. Die betrübtesten Beispiele passiver Theilnahme habe er schon erlebt, äußerte er gegen Schiller, was immer nur eine Wiederholung des Refrains sei: „Ich kann's zu Kopf nicht bringen"; freilich fasse der Kopf kein Kunstwerk als nur in Gesellschaft mit dem Herzen.

Man hielt sich meist an den Stoff, an die geschilderten Zustände und Personen, und da konnte es nicht an den ärgsten Klagen über Sittenlosigkeit und Schwäche fehlen; ja, Freund Jacobi selbst mußte den Damen seines holsteiner Kreises Recht geben, daß ein gewisser unsauberer Geist, daß der böse Mensch darin herrsche; nur das sechste Buch fand allein Gnade vor den frommen Seelen, die nicht merkten, daß der Humor des Dichters ebenso heiter über den Bekenntnissen der schönen Seele schwebe wie über dieser unendlich reizend dargestellten Philine und den meisten dieser Gestalten bis zum Helden, dessen wunderliche Bildungsschule uns der Roman vor Augen stellt.

Am Meisten wurden die Romantiker von dem Roman ergriffen und wußten ihn sich zu Nutze zu machen. Tieck's Künstlerroman Franz Sternbald's Wanderungen ist nicht nur in der äußern Form eine Nachbildung des Wilhelm Meister. Unwiderstehlich fühlte sich Novalis von dem Roman angezogen, den er so oft las, daß er ihn fast ganz auswendig lernte; später schlug seine unbeschränkte Bewunderung freilich um, so daß er ihn dem Geiste nach für undichterisch in hohem Grade erklärte, wie poetisch auch die Darstellung sei; und sein Heinrich von Ofterdingen

ist in entschiedenstem Gegensatze gegen Wilhelm Meister gedichtet. Fr. Schlegel gab seiner Bewunderung des Werkes in einer ausführlichen Entwicklung desselben lebhaften Ausdruck. „Wenn bescheidener Reiz," heißt es hier, „den ersten Band dieses Romans, glänzende Schönheit den zweiten, und tiefe Künstlichkeit und Absichtlichkeit den dritten unterscheidet, so ist Größe der eigentliche Charakter des letzten und mit ihm des ganzen Werks." Der „ästhetisch-moralische Versuch" von D. Jenisch „über die hervorstechendsten Eigenthümlichkeiten von Wilhelm Meister's Lehrjahren, oder über das, wodurch dieser Roman ein Werk von Goethe's Hand ist" (1797), war eine wohlgemeinte, aber sich selbst überhebende Salbaderei. Blieb auch im Allgemeinen die deutsche Lesewelt von einem tiefern Verständnisse des einzigen Werkes entfernt, ja, nahm sie Aergerniß an manchen Gestalten desselben und an dem langen Verweilen des Dichters bei der Schauspielerwirthschaft, die, wie Garve bemerkte, in Scarron's Romanen so oft geschildert worden, so konnte sie sich der dichterischen Gewalt des Romans doch nicht ganz erwehren, und die Gestalten desselben, Mignon allen voran, blieben von dauernder Wirkung.

Der dichterische Hauch, der das Ganze belebt, die plastische Bestimmtheit der Gestalten, die künstlerische Durchbildung der Komposition, wo alle Räder so wundervoll in einander greifen, die Tiefe und Fülle der Gedanken und Anschauungen, der treffende, bald humoristisch leichte, bald ernst würdige, bald schmerzlich bewegte Ton der immer dem Gegenstande sich anschmiegenden Darstellung machen unsern Roman, in welchem die feingeistige Aufklärung des vorigen Jahrhunderts ihren vollsten Ausdruck erhalten hat, zu

einem unvergänglichen Meisterwerke von unendlicher Tiefe und reinster Kunstform, woraus jeder für wahre Dichtung und schön menschliche Ausbildung empfängliche Sinn für und für Bildung, Erhebung und Genuß schöpfen wird. Wie zu Herrmann und Dorothea, so sollte auch zu Wilhelm Meister's Lehrjahren jeder Deutsche immer und immer wiederkehren, immer tiefer in sie eindringen, sich von ihrem wundervollen Geiste erfrischen und beleben lassen.

Eine Erläuterung und Würdigung des Romans im Einzelnen ist im zweiten Hefte meiner Erläuterungen zu Goethe's Werken (1856) versucht. Ueber die Form der Darstellung vergleiche man Berthold Auerbach's Deutsche Abende S. 23—50, wo freilich manches Unrichtige und Verfehlte sich eingeschlichen hat.

Wilhelm Meister's Lehrjahre.

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
GOETHE,J.W.
3-598-50924-3
FN. 16553/440

Erstes Buch.

Erstes Kapitel.

Das Schauspiel dauerte sehr lange. Die alte Barbara trat einigemal ans Fenster und horchte, ob die Kutschen nicht rasseln wollten. Sie erwartete Marianen, ihre schöne Gebieterin, die heute im Nachspiele, als junger Offizier gekleidet, das Publikum entzückte, mit größerer Ungeduld als sonst, wenn sie ihr nur ein mäßiges Abendessen vorzusetzen hatte; diesmal sollte sie mit einem Packet überrascht werden, das Norberg, ein junger reicher Kaufmann, mit der Post geschickt hatte, um zu zeigen, daß er auch in der Entfernung seiner Geliebten gedenke.

Barbara war als alte Dienerin, Vertraute, Rathgeberin, Unterhändlerin und Haushälterin im Besitz des Rechtes, die Siegel zu eröffnen, und auch diesen Abend konnte sie ihrer Neugierde um so weniger widerstehen, als ihr die Gunst des freigebigen Liebhabers mehr als selbst Marianen am Herzen lag. Zu ihrer größten Freude hatte sie in dem Packet ein feines Stück Nesseltuch und die neuesten Bänder für Marianen, für sich aber ein Stück Kattun, Halstücher und ein Röllchen Geld gefunden. Mit welcher Neigung, welcher Dankbarkeit erinnerte sie sich des abwesenden Norberg's! Wie lebhaft nahm sie sich vor, auch bei Marianen seiner im Besten zu gedenken, sie zu erinnern, was sie ihm schuldig sei, und was er von ihrer Treue hoffen und erwarten müsse!

Das Nesseltuch, durch die Farbe der halb aufgerollten Bänder belebt, lag wie ein Christgeschenk auf dem Tischchen; die Stellung der Lichter erhöhte den Glanz der Gabe; Alles war in Ordnung, als die Alte den Tritt Marianens auf der Treppe vernahm und ihr entgegeneilte. Aber wie sehr verwundert trat sie zurück,

als das weibliche Offizierchen, ohne auf die Liebkosungen zu achten, sich an ihr vorbeidrängte, mit ungewöhnlicher Hast und Bewegung in das Zimmer trat, Federhut und Degen auf den Tisch warf, unruhig auf und nieder ging und den feierlich angezündeten Lichtern keinen Blick gönnte.

„Was hast Du, Liebchen?" rief die Alte verwundert aus. „Ums Himmels willen, Töchterchen, was giebt's? Sieh hier diese Geschenke! Von wem können sie sein als von Deinem zärtlichsten Freunde? Norberg schickt Dir das Stück Mousselin zum Nachtkleide; bald ist er selbst da; er scheint mir eifriger und freigebiger als jemals."

Die Alte kehrte sich um und wollte die Gaben, womit er auch sie bedacht, verweisen, als Mariane, sich von den Geschenken wegwendend, mit Leidenschaft ausrief: „Fort! fort! Heute will ich nichts von allem Diesen haben; ich habe Dir geborcht, Du hast es gewollt; es sei so! Wenn Norberg zurückkehrt, bin ich wieder sein, bin ich Dein, mache mit mir, was Du willst; aber bis dahin will ich mein sein; und hättest Du tausend Zungen, Du solltest mir meinen Vorsatz nicht ausreden. Dieses ganze Mein will ich Dem geben, der mich liebt, und den ich liebe. Keine Gesichter! Ich will mich dieser Leidenschaft überlassen, als wenn sie ewig dauern sollte."

Der Alten fehlte es nicht an Gegenvorstellungen und Gründen; doch da sie in seinem Verwechsel heftig und bitter ward, sprang Mariane auf sie los und faßte sie bei der Brust. Die Alte lachte überlaut. „Ich werde sorgen müssen," rief sie aus, „daß Sie wieder bald in lange Kleider kommt, wenn ich meines Lebens sicher sein will. Fort, zieht Euch aus! Ich hoffe, das Mädchen wird mir abbitten, was mir der flüchtige Junker Leids zugefügt hat. Herunter mit dem Rock, und immer so fort Alles herunter! Es ist eine unbequeme Tracht und für Euch gefährlich, wie ich merke. Die Achselbänder begeistern Euch."

Die Alte hatte Hand an sie gelegt; Mariane riß sich los. „Nicht so geschwind!" rief sie aus; „ich habe noch heute Besuch zu erwarten."

„Das ist nicht gut," versetzte die Alte. „Doch nicht den jungen, zärtlichen, unbefiederten Kaufmannssohn?"

„Eben Den," versetzte Mariane.

„Es scheint, als wenn die Großmuth Eure herrschende Leidenschaft werden wollte," erwiderte die Alte spottend; „Ihr nehmt Euch der Unmündigen, der Unvermögenden mit großem

Eifer an. Es muß reizend sein, als uneigennützige Geberin angebetet zu werden."

„Spotte, wie Du willst. Ich lieb' ihn! ich lieb' ihn! Mit welchem Entzücken wrech' ich zum ersten Mal diese Worte aus! Das ist diese Leidenschaft, die ich so oft verspottet habe, von der ich keinen Begriff hatte. Ja, ich will mich ihm um den Hals werfen! Ich will ihn fassen, als wenn ich ihn ewig halten wollte! Ich will ihm meine ganze Liebe zeigen, seine Liebe in ihrem ganzen Umfang genießen!"

„Mäßigt Euch!" sagte die Alte gelassen, „mäßigt Euch! Ich muß Eure Freude durch ein Wort unterbrechen: Werner kommt! in vierzehn Tagen kommt er! Hier ist sein Brief, der die Geschenke begleitet hat."

„Und wenn mir die Morgensonne meinen Freund rauben sollte, will ich mir's verbergen. Vierzehn Tage! Welche Ewigkeit! In vierzehn Tagen, was kann da nicht vorfallen, was kann sich da nicht verändern!"

Wilhelm trat herein. Mit welcher Lebhaftigkeit flog sie ihm entgegen! Mit welchem Entzücken umschlang er die rothe Uniform, drückte er das weiße Atlasweschen an seine Brust! Wer wagte hier zu beschreiben, wem geziemt es, die Seligkeit zweier Liebenden auszusprechen! Die Alte ging murrend bei Seite; wir entfernen uns mit ihr und lassen die Glücklichen allein.

Zweites Kapitel.

Als Wilhelm seine Mutter des andern Morgens begrüßte, eröffnete sie ihm, daß der Vater sehr verdrießlich sei und ihm den täglichen Besuch des Schauspiels nächstens untersagen werde. „Wenn ich gleich selbst," fuhr sie fort, „manchmal gern ins Theater gehe, so möchte ich es doch oft verwünschen, da meine häusliche Ruhe durch Deine unmäßige Leidenschaft zu diesem Vergnügen gestört wird. Der Vater wiederholt immer, wozu es nur nütze sei, wie man seine Zeit nur so verderben könne."

„Ich habe es auch schon von ihm hören müssen," versetzte Wilhelm, „und habe ihm vielleicht zu hastig geantwortet. Aber ums Himmels willen, Mutter, ist denn Alles unnütz, was uns nicht unmittelbar Geld in den Beutel bringt, was uns nicht den allernächsten Besitz verschafft? Hatten wir in dem alten Hause nicht Raum genug, und war es nöthig, ein neues

zu bauen? Verwendet der Vater nicht jährlich einen ansehnlichen Theil seines Handelsgewinnes zur Verschönerung der Zimmer? Diese seidenen Tapeten, diese englischen Mobilien, sind sie nicht auch unnütz? Könnten wir uns nicht mit geringern begnügen? Wenigstens bekenne ich, daß mir diese gestreiften Wände, diese hundertmal wiederholten Blumen, Schnörkel, Körbchen und Figuren einen durchaus unangenehmen Eindruck machen. Sie kommen mir höchstens vor wie unser Theatervorhang. Aber wie anders ist's, vor diesem zu sitzen! Wenn man noch so lange warten muß, so weiß man doch, er wird in die Höhe gehen, und wir werden die mannichfaltigsten Gegenstände sehen, die uns unterhalten, aufklären und erheben."

„Mach es nur mäßig!" sagte die Mutter. „Der Vater will auch Abends unterhalten sein; und dann glaubt er, es zerstreue Dich, und am Ende trag' ich, wenn er verdrießlich wird, die Schuld. Wie oft mußte ich mir das verwünschte Puppenspiel vorwerfen lassen, das ich Euch vor zwölf Jahren zum heiligen Christ gab, und das Euch zuerst Geschmack am Schauspiele beibrachte."

„Schelten Sie das Puppenspiel nicht! Lassen Sie Sich Ihre Liebe und Vorsorge nicht gereuen! Es waren die ersten vergnügten Augenblicke, die ich in dem neuen leeren Hause genoß; ich sehe es diesen Augenblick noch vor mir, ich weiß, wie sonderbar es mir verkam, als man uns nach Empfang der gewöhnlichen Christgeschenke vor einer Thüre niedersitzen hieß, die aus einem andern Zimmer herein ging. Sie eröffnete sich; allein nicht wie sonst zum Hin- und Wiederlaufen, der Eingang war durch eine unerwartete Festlichkeit ausgefüllt. Es baute sich ein Portal in die Höhe, das von einem mystischen Vorhang verdeckt war. Erst standen wir Alle von ferne, und wie unsere Neugierde größer ward, um zu sehen, was wol Blinkendes und Rasselndes sich hinter der halb durchsichtigen Hülle verbergen möchte, wies man Jedem sein Stühlchen an und gebot uns, in Geduld zu warten. So saß nun Alles und war still; eine Pfeife gab das Signal, der Vorhang rollte in die Höhe und zeigte eine bedroth gemalte Aussicht in den Tempel. Der Hohepriester Samuel erschien mit Jonathan, und ihre wechselnden wunderlichen Stimmen kamen mir höchst ehrwürdig vor. Kurz darauf betrat Saul die Scene, in großer Verlegenheit über die Impertinenz des schwerleibigen Kriegers, der ihn und die Seinigen herausgefordert hatte. Wie wohl ward es mir daher, als der zwerggestaltete Sohn Jai mit Schäferstab, Hirtentasche

und Schleuder hervorhüpfte und sprach: „Großmächtigster König und Herr Herr! Es entfalle Keinem der Muth um deswillen! Wenn Ihro Majestät mir erlauben wollen, so will ich hingehen und mit dem gewaltigen Riesen in den Streit treten.“ — Der erste Akt war geendet, und die Zuschauer höchst begierig, zu sehen, was nun weiter vorgehen sollte; Jedes wünschte, die Musik möchte nur bald aufhören. Endlich ging der Vorhang wieder in die Höhe. David weihte das Fleisch des Ungeheuers den Vögeln unter dem Himmel und den Thieren auf dem Felde; der Philister sprach Hohn, stampfte viel mit beiden Füßen, fiel endlich wie ein Klotz und gab der ganzen Sache einen herrlichen Ausschlag. Wie dann nachher die Jungfrauen sangen: „Saul hat Tausend geschlagen, David aber Zehntausend!“ der Kopf des Riesen vor dem kleinen Ueberwinder hergetragen wurde und er die schöne Königstochter zur Gemahlin erhielt, verdroß es mich doch bei aller Freude, daß der Glücksprinz so zwergmäßig gebildet sei. Denn nach der Idee vom großen Goliath und kleinen David hatte man nicht verfehlt, Beide recht charakteristisch zu machen. Ich bitte Sie, wo sind die Puppen hingekommen? Ich habe versprochen, sie einem Freunde zu zeigen, dem ich viel Vergnügen machte, indem ich ihm neulich von diesem Kinderspiel unterhielt.“

„Es wundert mich nicht, daß Du Dich dieser Dinge so lebhaft erinnerst; denn Du nahmst gleich den größten Antheil daran. Ich weiß, wie Du mir das Büchelchen entwendetest und das ganze Stück auswendig lerntest. Ich wurde es erst gewahr, als Du eines Abends Dir einen Goliath und David von Wachs machtest, sie Beide gegen einander pereoriren ließest, dem Riesen endlich einen Stoß gabst und sein unförmliches Haupt auf einer großen Stecknadel mit wächsernem Griff dem kleinen David in die Hand liebtest. Ich hatte damals so eine herzliche mütterliche Freude über Dein gutes Gedächtniß und Deine pathetische Rede, daß ich mir sogleich vornahm, Dir die hölzerne Truppe nun selbst zu übergeben. Ich dachte damals nicht, daß es mir so manche verdrießliche Stunde machen sollte.“

„Lassen Sie Sich's nicht gereuen!“ versetzte Wilhelm; „denn es haben uns diese Scherze manche vergnügte Stunde gemacht.“

Und mit diesem erbat er sich die Schlüssel, eilte, fand die Puppen und war einen Augenblick in jene Zeiten versetzt, wo sie ihm noch belebt schienen, wo er sie durch die Lebhaftigkeit

seiner Stimme, durch die Bewegung seiner Hände zu beleben glaubte. Er nahm sie mit auf seine Stube und verwahrte sie sorgfältig.

Drittes Kapitel.

Wenn die erste Liebe, wie ich allgemein behaupten höre, das Schönste ist, was ein Herz früher oder später empfinden kann, so müssen wir unsern Helden dreifach glücklich preisen, daß ihm gegönnt ward, die Wonne dieser einzigen Augenblicke in ihrem ganzen Umfange zu genießen. Nur wenig Menschen werden so vorzüglich begünstigt, indeß die meisten von ihren frühern Empfindungen nur durch eine harte Schule geführt werden, in welcher sie nach einem kümmerlichen Genuß gezwungen sind, ihren besten Wünschen entsagen und das, was ihnen als höchste Glückseligkeit vorschwebte, für immer entbehren zu lernen.

Auf den Flügeln der Einbildungskraft hatte sich Wilhelm's Begierde zu dem reizenden Mädchen erhoben; nach einem kurzen Umgange hatte er ihre Neigung gewonnen, er fand sich im Besitz einer Person, die er so sehr liebte, ja verehrte; denn sie war ihm zuerst in dem günstigen Lichte theatralischer Vorstellung erschienen, und seine Leidenschaft zur Bühne verband sich mit der ersten Liebe zu einem weiblichen Geschöpfe. Seine Jugend ließ ihn reiche Freuden genießen, die von einer lebhaften Dichtung erhöht und erhalten wurden. Auch der Zustand seiner Geliebten gab ihrem Betragen eine Stimmung, welche seinen Empfindungen sehr zu Hilfe kam; die Furcht, ihr Geliebter möchte ihre übrigen Verhältnisse vor der Zeit entdecken, verbreitete über sie einen liebenswürdigen Anschein von Sorge und Scham; ihre Leidenschaft für ihn war lebhaft, selbst ihre Unruhe schien ihre Zärtlichkeit zu vermehren; sie war das lieblichste Geschöpf in seinen Armen.

Als er aus dem ersten Taumel der Freude erwachte und auf sein Leben und seine Verhältnisse zurückblickte, erschien ihm Alles neu, seine Pflichten heiliger, seine Liebhabereien lebhafter, seine Kenntnisse deutlicher, seine Talente kräftiger, seine Vorsätze entschiedener. Es ward ihm daher leicht, eine Einrichtung zu treffen, um den Vorwürfen seines Vaters zu entgehen, seine Mutter zu beruhigen und Mariannens Liebe ungestört zu genießen. Er verrichtete des Tags seine Geschäfte pünktlich, em-

sagte gewöhnlich dem Schauspiel, war Abends bei Tische unterhaltend und schlich, wenn Alles zu Bette war, in seinen Mantel gehüllt, sachte zu dem Garten hinaus und eilte, alle Lindors und Leanders im Busen, unaufhaltsam zu seiner Geliebten.

„Was bringen Sie?“ fragte Mariane, als er eines Abends ein Bündel hervorwies, das die Alte, in Hoffnung angenehmer Geschenke, sehr aufmerksam betrachtete.

„Sie werden es nicht errathen,“ versetzte Wilhelm.

Wie verwunderte sich Mariane, wie entsetzte sich Barbara, als die aufgebundene Serviette einen verworrenen Haufen spannenlanger Puppen sehen ließ. Mariane lachte laut, als Wilhelm die verworrenen Drähte aus einander zu wickeln und jede Figur einzeln vorzuzeigen bemüht war. Die Alte schlich verdrießlich bei Seite.

Es bedarf nur einer Kleinigkeit, um zwei Liebende zu unterhalten, und so vergnügten sich unsere Freunde diesen Abend aufs Beste. Die kleine Truppe wurde gemustert, jede Figur genau betrachtet und belacht. König Saul im schwarzen Sammtrocke mit der goldenen Krone wollte Marianen gar nicht gefallen; er sehe ihr, sagte sie, zu steif und pedantisch aus. Desto besser behagte ihr Jonathan, sein glattes Kinn, sein gelb und rothes Kleid und der Turban. Auch wußte sie ihn gar artig am Drahte hin und her zu drehen, ließ ihn Reverenzen machen und Liebeserklärungen hersagen. Dagegen wollte sie dem Propheten Samuel nicht die mindeste Aufmerksamkeit schenken, wenn ihr gleich Wilhelm das Brustbildchen anpries und erzählte, daß der Schillertafft des Leibrocks von einem alten Kleide der Großmutter genommen sei. David war ihr zu klein und Goliath zu groß, sie hielt sich an ihren Jonathan. Sie wußte ihm so artig zu thun und zuletzt ihre Liebkosungen von der Puppe auf unsern Freund herüberzutragen, daß auch diesmal wieder ein geringes Spiel die Einleitung glücklicher Stunden ward.

Aus der Süßigkeit ihrer zärtlichen Träume wurden sie durch einen Lärm geweckt, welcher auf der Straße entstand. Mariane rief der Alten, die, nach ihrer Gewohnheit noch fleißig, die veränderlichen Materialien der Theatergarderobe zum Gebrauch des nächsten Stückes anzupassen beschäftigt war. Sie gab die Auskunft, daß eben eine Gesellschaft lustiger Gesellen aus dem Italienerkeller nebenan herausraumle, wo sie bei frischen Austern, die eben angekommen, des Champagners nicht geschont hätten.

„Schade," sagte Mariane, „daß es uns nicht früher eingefallen ist! Wir hätten uns auch was zu Gute thun sollen."

„Es ist wol noch Zeit," versetzte Wilhelm und reichte der Alten einen Louisd'or hin. „Verschafft Sie uns, was wir wünschen, so soll Sie's mit genießen."

Die Alte war behend, und in kurzer Zeit stand ein artig bestellter Tisch mit einer wohlgeordneten Collation vor den Liebenden. Die Alte mußte sich dazu setzen; man aß, trank und ließ sich's wohl sein.

In solchen Fällen fehlt es nie an Unterhaltung. Mariane nahm ihren Jonathan wieder vor, und die Alte wußte das Gespräch auf Wilhelm's Lieblingsmaterie zu wenden. „Sie haben uns schon einmal," sagte sie, „von der ersten Aufführung eines Puppenspiels am Weihnachtsabend unterhalten; es war lustig zu hören. Sie wurden eben unterbrochen, als das Ballet angehen sollte. Nun kennen wir das herrliche Personal, das jene großen Wirkungen hervorbrachte."

„Ja," sagte Mariane, „erzähle uns weiter! Wie war Dir's zu Muthe?"

„Es ist eine schöne Empfindung, liebe Mariane," versetzte Wilhelm, „wenn wir uns alter Zeiten und alter unschädlicher Irrthümer erinnern, besonders wenn es in einem Augenblick geschieht, da wir eine Höhe glücklich erreicht haben, von welcher wir uns umsehen und den zurückgelegten Weg überschauen können. Es ist so angenehm, selbstzufrieden sich mancher Hindernisse zu erinnern, die wir oft mit einem peinlichen Gefühle für unüberwindlich hielten, und dasjenige, was wir jetzt, entwickelt, sind, mit dem zu vergleichen, was wir damals, unentwickelt, waren. Aber unaussprechlich glücklich fühl' ich mich jetzt, da ich in diesem Augenblicke mit Dir von dem Vergangenen rede, weil ich zugleich vorwärts in das reizende Land schaue, das wir zusammen Hand in Hand durchwandern können."

„Wie war es mit dem Ballet?" fiel die Alte ihm ein. „Ich fürchte, es ist nicht Alles abgelaufen, wie es sollte."

„O ja!" versetzte Wilhelm, „sehr gut! Von jenen wunderlichen Scherzen der Mohren und Mohrinnen, Schäfer und Schäferinnen, Zwerge und Zwerginnen ist mir eine dunkle Erinnerung auf mein ganzes Leben geblieben. Nun fiel der Vorhang, die Thüre schloß sich, und die ganze kleine Gesellschaft eilte wie betrunken und taumelnd zu Bette; ich weiß aber

wohl, daß ich nicht einſchlafen konnte, daß ich noch etwas erzählt haben wollte, daß ich noch viele Fragen that, und daß ich nur ungern die Wärterin entließ, die uns zur Ruhe gebracht hatte.

„Den andern Morgen war leider das magiſche Gerüſte wieder verſchwunden, der myſtiſche Schleier weggehoben, man ging durch jene Thüre wieder frei aus einer Stube in die andere, und ſo viel Abenteuer hatten keine Spur zurückgelaſſen. Meine Geſchwiſter liefen mit ihren Spielſachen auf und ab, ich allein ſchlich hin und her; es ſchien mir unmöglich, daß da nur zwei Thürpfoſten ſein ſollten, wo geſtern ſo viel Zauberei geweſen war. Ach, wer eine verlorne Liebe ſucht, kann nicht unglücklicher ſein, als ich mir damals ſchien!“

Ein freudetrunkener Blick, den er auf Marianen warf, überzeugte ſie, daß er nicht fürchtete, jemals in dieſen Fall kommen zu können.

Viertes Kapitel.

„Mein einziger Wunſch war nunmehr,“ fuhr Wilhelm fort, „eine zweite Aufführung des Stücks zu ſehen. Ich lag der Mutter an, und dieſe ſuchte zu einer gelegenen Stunde den Vater zu bereden; allein ihre Mühe war vergebens. Er behauptete, nur ein ſeltenes Vergnügen könne bei den Menſchen einen Werth haben; Kinder und Alte wüßten nicht zu ſchätzen, was ihnen Gutes täglich begegnete.

„Wir hätten auch noch lange, vielleicht bis wieder Weihnachten, warten müſſen, hätte nicht der Erbauer und heimliche Direktor des Schauſpiels ſelbſt Luſt gefühlt, die Vorſtellung zu wiederholen und dabei in einem Nachſpiele einen ganz friſch fertig gewordenen Hanswurſt zu produciren.

„Ein junger Mann von der Artillerie, mit vielen Talenten begabt, beſonders in mechaniſchen Arbeiten geſchickt, der dem Vater während des Bauens viele weſentliche Dienſte geleiſtet hatte und von ihm reichlich beſchenkt worden war, wollte ſich am Chriſtfeſte der kleinen Familie dankbar erzeigen und machte dem Hauſe ſeines Gönners ein Geſchenk mit dieſem ganz eingerichteten Theater, das er ehemals in müßigen Stunden zuſammengebaut, geſchnitzt und gemalt hatte. Er war es, der mit Hilfe eines Bedienten ſelbſt die Puppen regierte und mit ver-

stellter Stimme die verschiedenen Rollen hersagte. Ihm ward nicht schwer, den Vater zu bereden, der einem Freunde aus Gefälligkeit zugestand, was er seinen Kindern aus Ueberzeugung abgeschlagen hatte. Genug, das Theater ward wieder aufgestellt, einige Nachbarskinder gebeten und das Stück wiederholt.

„Hatte ich das erste Mal die Freude der Ueberraschung und des Staunens, so war zum zweiten Mal die Wollust des Aufmerkens und Forschens groß. Wie das zugehe, war jetzt mein Anliegen. Daß die Puppen nicht selbst redeten, hatte ich mir schon das erste Mal gesagt; daß sie sich nicht von selbst bewegten, vermuthete ich auch; aber warum das Alles doch so hübsch war, und es doch so aussah, als wenn sie selbst redeten und sich bewegten, und wo die Lichter und die Leute sein möchten — diese Räthsel beunruhigten mich um desto mehr, je mehr ich wünschte, zugleich unter den Bezauberten und Zauberern zu sein, zugleich meine Hände verdeckt im Spiel zu haben und als Zuschauer die Freude der Illusion zu genießen.

„Das Stück war zu Ende, man machte Vorbereitungen zum Nachspiel; die Zuschauer waren aufgestanden und schwatzten durch einander. Ich drängte mich näher an die Thüre und hörte inwendig am Klappern, daß man mit Aufräumen beschäftigt sei. Ich hob den untern Teppich auf und guckte zwischen dem Gestelle durch. Meine Mutter bemerkte es und zog mich zurück; allein ich hatte doch so viel gesehen, daß man Freunde und Feinde, Saul und Goliath, und wie sie Alle heißen mochten, in einen Schieblasten packte — und so erhielt meine bald befriedigte Neugierde frische Nahrung. Dabei hatte ich zu meinem größten Erstaunen den Lieutenant im Heiligthume sehr geschäftig erblickt. Nunmehr konnte mich der Hanswurst, so sehr er mit seinen Absätzen klapperte, nicht unterhalten. Ich verlor mich in tiefes Nachdenken und war nach dieser Entdeckung ruhiger und unruhiger als vorher. Nachdem ich etwas erfahren hatte, kam es mir erst vor, als ob ich gar nichts wisse, und ich hatte Recht; denn es fehlte mir der Zusammenhang, und darauf kommt doch eigentlich Alles an."

Fünftes Kapitel.

„Die Kinder haben," fuhr Wilhelm fort, „in wohl eingerichteten und geordneten Häusern eine Empfindung, wie ungefähr

Ratten und Mäuse haben mögen; sie sind aufmerksam auf alle Ritzen und Löcher, wo sie zu einem verbotenen Naschwerk gelangen können; sie genießen es mit einer solchen verstohlnen wollüstigen Furcht, die einen großen Theil des kindischen Glücks ausmacht.

„Ich war vor allen meinen Geschwistern aufmerksam, wenn irgend ein Schlüssel stecken blieb. Je größer die Ehrfurcht war, die ich für die verschlossenen Thüren in meinem Herzen herumtrug, an denen ich Wochen und Monate lang vorbeigehen mußte, und in die ich nur manchmal, wenn die Mutter das Heiligthum öffnete, um etwas herauszuholen, einen verstohlnen Blick that, desto schneller war ich, einen Augenblick zu benutzen, den mich die Nachlässigkeit der Wirthschafterinnen manchmal treffen ließ.

„Unter allen Thüren war, wie man leicht erachten kann, die Thüre der Speisekammer diejenige, auf die meine Sinne am Schärfsten gerichtet waren. Wenig ahnungsvolle Freuden des Lebens gleichen der Empfindung, wenn mich meine Mutter manchmal hineinrief, um ihr etwas herauszutragen zu helfen, und ich dann einige gedörrte Pflaumen entweder ihrer Güte oder meiner List zu danken hatte. Die aufgehäuften Schätze über einander umfingen meine Einbildungskraft mit ihrer Fülle, und selbst der wunderliche Geruch, den so mancherlei Spezereien durch einander ausbauchten, hatte so eine leckere Wirkung auf mich, daß ich niemals versäumte, so oft ich in der Nähe war, mich wenigstens an der eröffneten Atmosphäre zu weiden. Dieser merkwürdige Schlüssel blieb eines Sonntagmorgens, da die Mutter von dem Geläute übereilt ward, und das ganze Haus in einer tiefen Sabbathstille lag, stecken. Kaum hatte ich es bemerkt, als ich etlichemal sachte an der Wand hin und her ging, mich endlich still und fein andrängte, die Thüre öffnete und mich mit einem Schritt in der Nähe so vieler lang gewünschter Glückseligkeit fühlte. Ich besah Kasten, Säcke, Schachteln, Büchsen, Gläser mit einem schnellen, zweifelnden Blicke, was ich wählen und nehmen sollte, griff endlich nach den vielgeliebten gewelkten Pflaumen, versah mich mit einigen getrockneten Aepfeln und nahm genügsam noch eine eingemachte Pomeranzenschale dazu, mit welcher Beute ich meinen Weg wieder rückwärts gitschen wollte, als mir ein paar neben einander stehende Kasten in die Augen fielen, aus deren einem Drähte, oben mit Häkchen versehen, durch den übel verschlossenen Schieber herausdringen. Ahnungsvoll fiel ich darüber her, und mit welcher überirdischen

Empfindung entdeckte ich, daß darin meine Helden- und Freudenwelt auf einander gepackt sei! Ich wollte die obersten aufheben, betrachten, die untersten hervorziehen; allein gar bald verwirrte ich die leichten Drähte, kam darüber in Unruhe und Bangigkeit, besonders da die Köchin in der benachbarten Küche einige Bewegungen machte, daß ich Alles, so gut ich konnte, zusammendrückte, den Kasten zuschob, nur ein geschriebenes Büchelchen, worin die Komödie von David und Goliath aufgezeichnet war, das obenauf gelegen hatte, zu mir steckte und mich mit dieser Beute leise die Treppe hinauf in eine Dachkammer rettete.

„Von der Zeit an wandte ich alle verstohlnen einsamen Stunden darauf, mein Schauspiel wiederholt zu lesen, es auswendig zu lernen und mir in Gedanken vorzustellen, wie herrlich es sein müßte, wenn ich auch die Gestalten dazu mit meinen Fingern beleben könnte. Ich ward darüber in meinen Gedanken selbst zum David und Goliath. In allen Winkeln des Bodens, der Ställe, des Gartens, unter allerlei Umständen studirte ich das Stück ganz in mich hinein, ergriff alle Rollen und lernte sie auswendig, nur daß ich mich meist an den Platz der Hauptheiden zu setzen pflegte und die übrigen wie Trabanten nur im Gedächtnisse mitlaufen ließ. So lagen mir die großmüthigen Reden David's, mit denen er den übermüthigen Riesen Goliath herausforderte, Tag und Nacht im Sinne; ich murmelte sie oft vor mich hin, Niemand gab Acht darauf als der Vater, der manchmal einen solchen Ausruf bemerkte und bei sich selbst das gute Gedächtniß seines Knaben pries, der von so wenigem Zuhören so Mancherlei habe behalten können.

„Hierdurch ward ich immer verwegener und recitirte eines Abends das Stück zum größten Theile vor meiner Mutter, indem ich mir einige Wachsklümpchen zu Schauspielern bereitete. Sie merkte auf, drang in mich, und ich gestand.

„Glücklicherweise fiel diese Entdeckung in die Zeit, da der Lieutenant selbst den Wunsch geäußert hatte, mich in diese Geheimnisse einweihen zu dürfen. Meine Mutter gab ihm sogleich Nachricht von dem unerwarteten Talente ihres Sohnes, und er wußte nun einzuleiten, daß man ihm ein paar Zimmer im obersten Stocke, die gewöhnlich leer standen, überließ, in deren einem wieder die Zuschauer sitzen, in dem andern die Schauspieler sein, und das Proscenium abermals die Oeffnung der Thüre ausfüllen sollte. Der Vater hatte seinem Freunde das Alles zu veranstalten erlaubt; er selbst schien nur durch die

Finger zu sehen, nach dem Grundsatze, man müsse den Kindern nicht merken lassen, wie lieb man sie habe, sie griffen immer zu weit um sich; er meinte, man müsse bei ihren Freuden ernst scheinen und sie ihnen manchmal verderben, damit ihre Zufriedenheit sie nicht übermäßig und übermuthig mache.

Sechstes Kapitel.

„Der Lieutenant schlug nunmehr das Theater auf und besorgte das Uebrige. Ich merkte wol, daß er die Woche mehrmals zu ungewöhnlicher Zeit ins Haus kam, und vermuthete die Absicht. Meine Begierde wuchs unglaublich, da ich wol fühlte, daß ich vor Sonnabends keinen Theil an dem, was zubereitet wurde, nehmen durfte. Endlich erschien der gewünschte Tag. Abends um fünf Uhr kam mein Führer und nahm mich mit hinauf. Zitternd vor Freude trat ich hinein und erblickte auf beiden Seiten des Gestelles die herabhängenden Puppen in der Ordnung, wie sie auftreten sollten; ich betrachtete sie sorgfältig, stieg auf den Tritt, der mich über das Theater erhob, so daß ich nun über der kleinen Welt schwebte. Ich sah nicht ohne Ehrfurcht zwischen die Brettchen hinunter, weil die Erinnerung, welche herrliche Wirkung das Ganze von außen thue, und das Gefühl, in welche Geheimnisse ich eingeweiht sei, mich umfaßten. Wir machten einen Versuch, und es ging gut.

„Den andern Tag, da eine Gesellschaft Kinder geladen war, hielten wir uns trefflich, außer daß ich in dem Feuer der Aktion meinen Jonathan fallen ließ und genöthigt war, mit der Hand hinunter zu greifen und ihn zu holen — ein Zufall, der die Illusion sehr unterbrach, ein großes Gelächter verursachte und mich unsäglich kränkte. Auch schien dieses Versehen dem Vater sehr willkommen zu sein, der das große Vergnügen, sein Söhnchen so fähig zu sehen, wohlbedächtig nicht an den Tag gab, nach geendigtem Stücke sich gleich an die Fehler hing und sagte, es wäre recht artig gewesen, wenn nur dies oder das nicht versagt hätte.

„Mich kränkte das innig; ich war traurig für den Abend, hatte aber am kommenden Morgen allen Verdruß schon wieder verschlafen und war in dem Gedanken selig, daß ich außer jenem Unglück trefflich gespielt habe. Dazu kam der Beifall der Zuschauer, welche durchaus behaupteten, obgleich der Lieutenant

in Absicht der groben und seinen Stimme sehr viel gethan habe, so perorire er doch meist zu affektirt und steif; dagegen spreche der neue Anfänger seinen David und Jonathan vortrefflich. Besonders lobte die Mutter den freimüthigen Ausdruck, wie ich den Goliath herausgefordert und dem Könige den bescheidenen Sieger vorgestellt habe.

„Nun blieb zu meiner größten Freude das Theater aufgeschlagen, und da der Frühling herbeikam, und man ohne Feuer bestehen konnte, lag ich in meinen Frei- und Spielstunden in der Kammer und ließ die Puppen wader durch einander spielen. Oft sind ich, meine Geschwister und Kameraden hinauf; wenn sie aber auch nicht kommen wollten, war ich allein oben. Meine Einbildungskraft brütete über der kleinen Welt, die gar bald eine andere Gestalt gewann.

„Ich hatte kaum das erste Stück, wozu Theater und Schauspiel geschaffen und gestempelt waren, etlichemal aufgeführt, als es mir schon keine Freude mehr machte. Dagegen waren mir unter den Büchern des Großvaters die deutsche Schaubühne*) und verschiedene italienisch-deutsche Opern in die Hände gekommen, in die ich mich sehr vertiefte und jedesmal nur erst vorne die Personen überrechnete und dann sogleich ohne Weiteres zur Aufführung des Stückes schritt. Da mußte nun König Saul in seinem schwarzen Sammtkleide den Chaumigrem, Cato und Darius spielen, wobei zu bemerken ist, daß die Stücke niemals ganz, sondern meistentheils nur die fünften Akte, wo es an ein Todtstechen ging, aufgeführt wurden.

„Auch war es natürlich, daß mich die Oper mit ihren mannichfaltigen Veränderungen und Abenteuern mehr als Alles anziehen mußte. Ich fand darin stürmische Meere, Götter, die in Wolken herabkommen und, was mich vorzüglich glücklich machte, Blitz und Donner. Ich half mir mit Farbe und Papier, wußte gar trefflich Nacht zu machen, der Blitz war fürchterlich anzusehen, nur der Donner gelang mir immer; doch das hatte

*) „Deutsche Schaubühne nach den Regeln der alten Griechen und Römer," von Gottsched, Leipzig 1740—1745, zum ersten Mal 1746—1750, in sechs Bänden herausgegeben. Im dritten Bande steht das Trauerspiel „Darius" von Fr. Uebegott Pitschel und „Der sterbende Cato" nach Addison von Gottsched, im vierten das Trauerspiel „Banise" von Fr. Reichsfreiherr Germon. Im letzteren, nach H. A. von Zigler's Roman „Die asiatische Banise" bearbeiteten Stücke reißt der Bösewicht Chaumigrem auf, der, nachdem er das ganze kaiserliche Haus von Pegu zu Grunde gerichtet, die unschuldige, ihn verschmähende Prinzessin Banise seinem Kriegsgotte im Tempel opfern will.

ſo viel nicht zu ſagen. Auch fand ſich in den Opern mehr Gelegenheit, meinen David und Goliath anzubringen, welches im regelmäßigen Drama gar nicht angeben wollte. Ich fühlte täglich mehr Anhänglichkeit für das enge Plätzchen, wo ich ſo manche Freude genoß, und ich geſtehe, daß der Geruch, den die Puppen aus der Speiſekammer an ſich gezogen hatten, nicht wenig dazu beitrug.

„Die Dekorationen meines Theaters waren nunmehr in ziemlicher Vollkommenheit; denn daß ich von Jugend auf ein Geſchick gehabt hatte, mit dem Zirkel umzugehen, Pappe auszuſchneiden und Bilder zu illuminiren, kam mir jetzt wohl zu Statten. Um deſto weher that es mir, wenn mich gar oft das Perſonal an Ausführung großer Sachen hinderte.

„Meine Schweſtern, indem ſie ihre Puppen aus- und ankleideten, erregten in mir den Gedanken, meinen Helden auch nach und nach bewegliche Kleider zu verſchaffen. Man trennte ihnen die Läppchen vom Leibe, ſetzte ſie, ſo gut man konnte, zuſammen, ſparte ſich etwas Geld, kaufte neues Band und Flittern, bettelte ſich manches Stückchen Taffet zuſammen und ſchaffte nach und nach eine Theatergarderobe an, in welcher beſonders die Reifröcke für die Damen nicht vergeſſen waren.

„Die Truppe war nun wirklich mit Kleidern für das größte Stück verſehen, und man hätte denken ſollen, es würde nun erſt recht eine Aufführung der andern folgen; aber es ging mir, wie es den Kindern öfter zu gehen pflegt: ſie faſſen weite Plane, machen große Anſtalten, auch wol einige Verſuche, und es bleibt Alles zuſammen liegen. Dieſes Fehlers muß ich mich auch anklagen. Die größte Freude lag bei mir in der Erfindung und in der Beſchäftigung der Einbildungskraft. Dies oder jenes Stück intereſſirte mich um irgend einer Scene willen, und ich ließ gleich wieder neue Kleider dazu machen. Ueber ſolchen Anſtalten waren die urſprünglichen Kleidungsſtücke meiner Helden in Unordnung gerathen und verſchleppt worden, daß alſo nicht einmal das erſte große Stück mehr aufgeführt werden konnte. Ich überließ mich meiner Phantaſie, probirte und bereitete ewig, baute tauſend Luftſchlöſſer und ſpürte nicht, daß ich den Grund des kleinen Gebäudes zerſtört hatte.“

Während dieſer Erzählung hatte Mariane alle ihre Freundlichkeit gegen Wilhelmen aufgeboten, um ihre Schläfrigkeit zu verbergen. So ſcherzhaft die Begebenheit von einer Seite ſchien, ſo war ſie ihr doch zu einfach, und die Betrachtungen dabei zu

ernsthaft. Sie setzte zärtlich ihren Fuß auf den Fuß des Geliebten und gab ihm scheinbare Zeichen ihrer Aufmerksamkeit und ihres Beifalls. Sie trank aus seinem Glase, und Wilhelm war überzeugt, es sei kein Wort seiner Geschichte auf die Erde gefallen. Nach einer kleinen Pause rief er aus: „Es ist nun an Dir, Mariane, mir auch Deine ersten jugendlichen Freuden mitzutheilen. Noch waren wir immer zu sehr mit dem Gegenwärtigen beschäftigt, als daß wir uns wechselseitig um unsere vorige Lebensweise hätten bekümmern können. Sage mir: unter welchen Umständen bist Du erzogen? welche sind die ersten lebhaften Eindrücke, deren Du Dich erinnerst?"

Diese Fragen würden Marianen in große Verlegenheit gesetzt haben, wenn ihr die Alte nicht sogleich zu Hilfe gekommen wäre. „Glauben Sie denn," sagte das kluge Weib, „daß wir auf das, was uns früh begegnet, so aufmerksam sind, daß wir so artige Begebenheiten zu erzählen haben, und, wenn wir sie zu erzählen hätten, daß wir der Sache auch ein solches Geschick zu geben wüßten?"

„Als wenn es dessen bedürfte!" rief Wilhelm aus. „Ich liebe dieses zärtliche, gute, liebliche Geschöpf so sehr, daß mich jeder Augenblick meines Lebens verdrießt, den ich ohne sie zugebracht habe. Laß mich wenigstens durch die Einbildungskraft Theil an Deinem vergangenen Leben nehmen! Erzähle mir Alles! Ich will Dir Alles erzählen. Wir wollen uns wo möglich täuschen und jene für die Liebe verlornen Zeiten wieder zu gewinnen suchen."

„Wenn Sie so eifrig darauf bestehen, können wir Sie wol befriedigen," sagte die Alte. „Erzählen Sie uns nur erst, wie Ihre Liebhaberei zum Schauspiele nach und nach gewachsen sei, wie Sie sich geübt, wie Sie so glücklich zugenommen haben, daß Sie nunmehr für einen guten Schauspieler gelten können. Es hat Ihnen dabei gewiß nicht an lustigen Begebenheiten gemangelt. Es ist nicht der Mühe werth, daß wir uns zur Ruhe legen; ich habe noch eine Flasche in Reserve, und wer weiß, ob wir bald wieder so ruhig und zufrieden zusammensitzen."

Mariane schaute mit einem traurigen Blick nach ihr auf, den Wilhelm nicht bemerkte, und in seiner Erzählung fortfuhr

Siebentes Kapitel.

„Die Zerstreuungen der Jugend, da meine Gespannschaft sich zu vermehren anfing, thaten dem einsamen, stillen Vergnügen Eintrag. Ich war wechselsweise bald Jäger, bald Soldat, bald Reiter, wie es unsere Spiele mit sich brachten; doch hatte ich immer darin einen kleinen Vorzug vor den Andern, daß ich im Stande war, ihnen die nöthigen Geräthschaften schicklich auszubilden. So waren die Schwerter meistens aus meiner Fabrik; ich verzierte und vergoldete die Schlitten, und ein geheimer Instinkt ließ mich nicht ruhen, bis ich unsere Miliz ins Antike umgeschaffen hatte. Helme wurden verfertigt, mit papiernen Büschen geschmückt, Schilde, sogar Harnische wurden gemacht, Arbeiten, bei denen die Bedienten im Hause, die etwa Schneider waren, und die Näherinnen manche Nadel zerbrachen.

„Einen Theil meiner jungen Gesellen sah ich nun wohlgerüstet; die übrigen wurden auch nach und nach, doch geringer, ausstaffirt, und es kam ein stattliches Corps zusammen. Wir marschirten in Hofen und Gärten, schlugen uns brav auf die Schilde und auf die Köpfe; es gab manche Mißhelligkeit, die aber bald beigelegt war.

„Dieses Spiel, das die Andern sehr unterhielt, war kaum etlichemal getrieben worden, als es mich schon nicht mehr befriedigte. Der Anblick so vieler gerüsteten Gestalten mußte in mir nothwendig die Ritterideen aufreizen, die seit einiger Zeit, da ich in das Lesen alter Romane gefallen war, meinen Kopf anfüllten.

„Das befreite Jerusalem, davon mir Koppens Uebersetzung in die Hände fiel,*) gab meinen herumschweifenden Gedanken endlich eine bestimmte Richtung. Ganz konnte ich zwar das Gedicht nicht lesen; es waren aber Stellen, die ich auswendig wußte, deren Bilder mich umschwebten. Besonders fesselte mich Chlorinde mit ihrem ganzen Thun und Lassen. Die Mannweiblichkeit, die ruhige Fülle ihres Daseins thaten mehr Wirkung auf den Geist, der sich zu entwickeln anfing, als die gemachten Reize Armidens, ob ich gleich ihren Garten nicht verachtete.

„Aber hundert- und hundertmal, wenn ich Abends auf dem Altan, der zwischen den Giebeln des Hauses angebracht ist,

*) Daß Goethe als Knabe diese gelesen, erzählt er selbst.

spazierte, über die Gegend hinsah, und von der hinabgewichenen Sonne ein zitternder Schein am Horizont heraufflammerte, die Sterne hervortraten, aus allen Winkeln und Tiefen die Nacht hervordrang, und der klingende Ton der Grillen durch die feierliche Stille schrillte, sagte ich mir die Geschichte des traurigen Zweikampfs zwischen Tancreden und Chlorinden vor.

„So sehr ich, wie billig, von der Partei der Christen war, stand ich doch der heidnischen Heldin mit ganzem Herzen bei, als sie unternahm, den großen Thurm der Belagerer anzuzünden. Und wie nun Tancred dem vermeinten Krieger in der Nacht begegnet, unter der düstern Hülle der Streit beginnt, und sie gewaltig kämpfen — ich konnte nie die Worte aussprechen:

Allein das Lebensmaaß Chlorindens ist nun voll,
Und ihre Stunde kommt, in der sie sterben soll,

daß mir nicht die Thränen in die Augen kamen, die reichlich flossen, wie der unglückliche Liebhaber ihr das Schwert in die Brust stößt, der Sinkenden den Helm löst, sie erkennt und zur Taufe bebend das Wasser holt. Aber wie ging mir das Herz über, wenn in dem bezauberten Walde Tancredens Schwert den Baum trifft, Blut nach dem Hiebe fließt, und eine Stimme ihm in die Ohren tönt, daß er auch hier Chlorinden verwunde, daß er vom Schicksal bestimmt sei, das, was er liebt, überall unwissend zu verletzen!

„Es bemächtigte sich die Geschichte meiner Einbildungskraft so, daß sich mir, was ich von dem Gedichte gelesen hatte, dunkel zu einem Ganzen in der Seele bildete, von dem ich dergestalt eingenommen war, daß ich es auf irgend eine Weise vorzustellen gedachte. Ich wollte Tancreden und Reinalden spielen und fand dazu zwei Rüstungen ganz bereit, die ich schon gefertigt hatte. Die eine von dunkelgrauem Papier mit Schuppen sollte den ernsten Tancred, die andre von Silber- und Goldpapier den glänzenden Reinald zieren. In der Lebhaftigkeit meiner Vorstellung erzählte ich Alles meinen Gespannen, die davon ganz entzückt wurden und nur nicht wohl begreifen konnten, daß das Alles aufgeführt, und zwar von ihnen aufgeführt werden sollte.

„Diesen Zweifeln half ich mit vieler Leichtigkeit ab. Ich disponirte gleich über ein paar Zimmer in eines benachbarten Gespielen Haus, ohne zu berechnen, daß die alte Tante sie nie mehr hergeben würde; ebenso war es mit dem Theater,

wovon ich auch keine bestimmte Idee hatte, außer daß man es auf Bassen setzen, die Coulissen von getheilten spanischen Wänden hinstellen und zum Grund ein großes Tuch nehmen müsse. Woher aber die Materialien und Geräthschaften kommen sollten, hatte ich nicht bedacht.

„Für den Wald fanden wir eine gute Auskunft: wir gaben einem alten Bedienten aus einem der Häuser, der nun Förster geworden war, gute Worte, daß er uns junge Birken und Fichten schaffen möchte, die auch wirklich geschwinder, als wir dessen konnten, herbeigebracht wurden. Nun aber sind man sich in großer Verlegenheit, wie man das Stück, ehe die Bäume verdorrten, zu Stande bringen könne. Da war guter Rath theuer: es fehlte an Platz, am Theater, an Verhängen; die spanischen Wände waren das Einzige, was wir hatten.

„In dieser Verlegenheit gingen wir wieder den Lieutenant an, dem wir eine weitläufige Beschreibung von der Herrlichkeit machten, die es geben sollte. So wenig er uns begriff, so behülflich war er, schob in eine kleine Stube, was sich von Tischen im Hause und der Nachbarschaft nur finden wollte, an einander, stellte die Wände darauf, machte eine hintere Aussicht von grünen Verhängen; die Bäume wurden auch gleich mit in die Reihe gestellt.

„Indessen war es Abend geworden, man hatte die Lichter angezündet, die Mägde und Kinder saßen auf ihren Plätzen, das Stück sollte angehen, die ganze Heldenschaar war angezogen; nun spürte aber Jeder zum ersten Mal, daß er nicht wisse, was er zu sagen habe. In der Hitze der Erfindung, da ich ganz von meinem Gegenstande durchdrungen war, hatte ich vergessen, daß doch Jeder wissen müsse, was und wo er es zu sagen habe, und in der Lebhaftigkeit der Ausführung war es den Uebrigen auch nicht beigefallen; sie glaubten, sie würden sich leicht als Helden darstellen, leicht so handeln und reden können, wie die Personen, in deren Welt ich sie versetzt hatte. Sie standen Alle erstaunt, fragten sich einander, was zuerst kommen sollte; und ich, der ich mich als Tancred vorne an gedacht hatte, fing, allein auftretend, einige Verse aus dem Heldengedichte herzusagen an. Weil aber die Stelle gar zu bald ins Erzählende überging, und ich in meiner eigenen Rede endlich als dritte Person redete, auch der Gottfried, von dem die Sprache war, nicht herauskommen wollte, so mußte ich unter großem Gelächter meiner Zuschauer eben wieder abziehen — ein Unfall, der mich

tief in der Seele kränkte. Verunglückt war die Expedition; die Zuschauer saßen da und wollten etwas sehen. Gekleidet waren wir; ich raffte mich zusammen und entschloß mich kurz und gut, David und Goliath zu spielen. Einige der Gesellschaft hatten ehemals das Puppenspiel mit mir aufgeführt, Alle hatten es oft gesehen; man theilte die Rollen aus, es versprach Jeder sein Bestes zu thun, und ein kleiner drolliger Junge malte sich einen schwarzen Bart, um, wenn ja eine Lücke einfallen sollte, sie als Hanswurst mit einer Posse auszufüllen — eine Anstalt, die ich, als dem Ernste des Stückes zuwider, sehr ungern geschehen ließ. Doch schwur ich mir, wenn ich nur einmal aus dieser Verlegenheit gerettet wäre, mich nie als mit der größten Ueberlegung an die Vorstellung eines Stücks zu wagen."

Achtes Kapitel.

Mariane, vom Schlaf überwältigt, lehnte sich an ihren Geliebten, der sie fest an sich drückte und in seiner Erzählung fortfuhr, indeß die Alte den Ueberrest des Weins mit gutem Bedachte genoß.

„Die Verlegenheit," sagte er, „in der ich mich mit meinen Freunden befunden hatte, indem wir ein Stück, das nicht existirte, zu spielen unternahmen, war bald vergessen. Meiner Leidenschaft, jeden Roman, den ich las, jede Geschichte, die man mich lehrte, in einem Schauspiele darzustellen, konnte selbst der unbiegsamste Stoff nicht widerstehen. Ich war völlig überzeugt, daß Alles, was in der Erzählung ergetzt, vergegenwärtigt eine viel größere Wirkung thun müsse; Alles sollte vor meinen Augen, Alles auf der Bühne vorgehen. Wenn uns in der Schule die Weltgeschichte vorgetragen wurde, zeichnete ich mir sorgfältig aus, wo einer auf eine bedeutende Weise erblickt oder vergiftet wurde, und meine Einbildungskraft sah über Exposition und Verwicklung hinweg und eilte dem interessanten fünften Akte zu. So fing ich auch wirklich an, einige Stücke von hinten hervor zu schreiben, ohne daß ich auch nur bei einem einzigen bis zum Anfange gekommen wäre.

„Zu gleicher Zeit las ich, theils aus eigenem Antrieb, theils auf Veranlassung meiner guten Freunde, welche in den Geschmack gekommen waren, Schauspiele aufzuführen, einen ganzen Wust theatralischer Produktionen durch, wie sie der Zufall mir

in die Hände führte. Ich war in den glücklichen Jahren, wo uns noch Alles gefällt, wo wir in der Menge und Abwechslung unsere Befriedigung finden. Leider aber ward mein Urtheil noch auf eine andere Weise bestochen. Die Stücke gefielen mir besonders, in denen ich zu gefallen hoffte, und es waren wenige, die ich nicht in dieser angenehmen Täuschung durchlas; und meine lebhafteste Verwechslungskraft, da ich mich in alle Rollen denken konnte, verführte mich, zu glauben, daß ich auch alle darstellen würde; gewöhnlich wählte ich daher bei der Austheilung diejenigen, welche sich gar nicht für mich schicken, und wenn es nur einigermaßen angehen wollte, wol gar ein paar Rollen.

„Kinder wissen beim Spiele aus Allem Alles zu machen: ein Stab wird zur Flinte, ein Stückchen Holz zum Degen, jedes Bündelchen zur Purpe und jeder Winkel zur Hütte. In diesem Sinne entwickelte sich unser Privattheater. Bei der völligen Unkenntniß unserer Kräfte unternahmen wir Alles, bemerkten kein qui pro quo und waren übersengt. Jeder müsse uns dafür nehmen, wofür wir uns gaben. Leider ging Alles einen so gemeinen Gang, daß mir nicht einmal eine merkwürdige Albernheit zu erzählen übrig bleibt. Erst spielten wir die wenigen Stücke durch, in welchen nur Mannspersonen auftreten; dann verkleideten wir Einige aus unserm Mittel und zogen zuletzt die Schwestern mit ins Spiel. In einigen Häusern hielt man es für eine nützliche Beschäftigung und lud Gesellschaften darauf. Unser Artillerielieutenant verließ uns auch hier nicht: er zeigte uns, wie wir kommen und gehen, deklamiren und gestikuliren sollten; allein er erntete für seine Bemühung meistens wenig Dank, indem wir die theatralischen Künste schon besser als er zu verstehen glaubten.

„Wir verfielen gar bald auf das Trauerspiel; denn wir hatten oft sagen hören und glaubten selbst, es sei leichter, eine Tragödie zu schreiben und vorzustellen, als im Lustspiele vollkommen zu sein. Auch fühlten wir uns beim ersten tragischen Versuche ganz in unserm Elemente; wir suchten uns der Höhe des Standes, der Vortrefflichkeit der Charaktere durch Steifheit und Affektation zu nähern, und dünkten uns durchaus nicht wenig; allein vollkommen glücklich waren wir nur, wenn wir recht rasen, mit den Füßen stampfen und uns wol gar vor Wuth und Verzweiflung auf die Erde werfen durften.

„Knaben und Mädchen waren in diesen Spielen nicht lange

beisammen, als die Natur sich zu regen, und die Gesellschaft sich in verschiedene kleine Liebesgeschichten zu theilen anfing, da denn meistentheils Komödie in der Komödie gespielt wurde. Die glücklichen Paare drückten sich hinter den Theaterwänden die Hände auf das Zärtlichste; sie verschwammen in Glückseligkeit, wenn sie einander, so bebändert und ausgeschmückt, recht ideal vorkamen, indeß gegenüber die unglücklichen Nebenbuhler sich vor Neid verzehrten und mit Trotz und Schadenfreude allerlei Unheil anrichteten.

„Diese Spiele, obgleich ohne Verstand unternommen und ohne Anleitung durchgeführt, waren doch nicht ohne Nutzen für uns. Wir übten unser Gedächtniß und unsern Körper und erlangten mehr Geschmeidigkeit im Sprechen und Betragen, als man sonst in so frühen Jahren gewinnen kann. Für mich aber war jene Zeit besonders Epoche: mein Geist richtete sich ganz nach dem Theater, und ich fand kein größer Glück, als Schauspiele zu lesen, zu schreiben und zu spielen.

„Der Unterricht meiner Lehrer dauerte fort. Man hatte mich dem Handelsstand gewidmet und zu unserm Nachbar auf das Comptoir gethan; aber eben zu selbiger Zeit entfernte sich mein Geist nur gewaltsamer von Allem, was ich für ein niedriges Geschäft halten mußte. Der Bühne wollte ich meine ganze Thätigkeit widmen, auf ihr mein Glück und meine Zufriedenheit finden.

„Ich erinnere mich noch eines Gedichtes, das sich unter meinen Papieren finden muß, in welchem die Muse der tragischen Dichtkunst und eine andere Frauensgestalt, in der ich das Gewerbe personificirt hatte, sich um meine werthe Person recht wacker zanken. Die Erfindung ist gemein, und ich erinnere mich nicht, ob die Verse etwas taugen; aber Ihr sollt es sehen, um der Furcht, des Abscheues, der Liebe und der Leidenschaft willen, die darin herrschen. Wie ängstlich hatte ich die alte Hausmutter geschildert mit dem Rocken im Gürtel, mit Schlüsseln an der Seite, Brillen auf der Nase, immer fleißig, immer in Unruhe, zänkisch und hausbälisch, kleinlich und beschwerlich! Wie kümmerlich beschrieb ich den Zustand Dessen, der sich unter ihrer Ruthe bücken und sein knechtisches Tagewerk im Schweiße des Angesichtes verdienen sollte! Wie anders trat Jene dagegen auf! Welche Erscheinung ward sie dem bekümmerten Herzen! Herrlich gebildet, in ihrem Wesen und Betragen als eine Tochter der Freiheit anzusehen. Das Gefühl ihrer selbst gab ihr

Würde ohne Stolz; ihre Kleider ziemten ihr, sie umhüllten jedes Glied, ohne es zu zwängen, und die reichlichen Falten des Stoffes wiederholten wie ein tausendfaches Echo die reizenden Bewegungen der Göttlichen. Welch ein Kontrast! Und auf welche Seite sich mein Herz wandte, kannst Du leicht denken. Auch war nichts vergessen, um meine Muse kenntlich zu machen. Kronen und Dolche, Ketten und Masken, wie sie mir meine Vorgänger überliefert hatten, waren ihr auch hier zugetheilt. Der Wettstreit war heftig; die Reden beider Personen kontrastirten gehörig, da man im vierzehnten Jahre gewöhnlich das Schwarze und Weiße recht nah an einander zu malen pflegt. Die Alte redete, wie es einer Person geziemt, die eine Stecknadel aufhebt, und Jene wie eine, die Königreiche verschenkt. Die warnenden Drohungen der Alten wurden verschmäht; ich sah die mir versprochenen Reichthümer schon mit dem Rücken an; enterbt und nackt übergab ich mich der Muse, die mir ihren goldenen Schleier zuwarf und meine Blöße bedeckte. —

„Hätte ich denken können, o meine Geliebte," rief er aus, indem er Marianen fest an sich drückte, „daß eine ganz andere, eine lieblichere Gottheit kommen, mich in meinem Vorsatz stärken, mich auf meinem Wege begleiten würde — welch eine schönere Wendung würde mein Gedicht genommen haben, wie interessant würde nicht der Schluß desselben geworden sein! Doch es ist kein Gedicht, es ist Wahrheit und Leben, was ich in Deinen Armen finde; laß uns das süße Glück mit Bewußtsein genießen!"

Durch den Druck seines Armes, durch die Lebhaftigkeit seiner erhöhten Stimme war Mariane erwacht und verbarg durch Liebkosungen ihre Verlegenheit; denn sie hatte auch nicht ein Wort von dem letzten Theile seiner Erzählung vernommen, und es ist zu wünschen, daß unser Held für seine Lieblingsgeschichten aufmerksamere Zuhörer künftig finden möge.

Neuntes Kapitel.

So brachte Wilhelm seine Nächte im Genusse vertraulicher Liebe, seine Tage in Erwartung neuer seliger Stunden zu. Schon zu jener Zeit, als ihn Verlangen und Hoffnung zu Marianen hinzog, fühlte er sich wie neubelebt, er fühlte, daß er ein anderer Mensch zu werden beginne; nun war er mit ihr

vereinigt, die Befriedigung seiner Wünsche ward eine reizende Gewohnheit. Sein Herz strebte, den Gegenstand seiner Leidenschaft zu veredeln, sein Geist, das geliebte Mädchen mit sich emporzuheben. In der kleinsten Abwesenheit ergriff ihn ihr Andenken. War sie ihm sonst nothwendig gewesen, so war sie ihm jetzt unentbehrlich, da er mit allen Banden der Menschheit an sie geknüpft war. Seine reine Seele fühlte, daß sie die Hälfte, mehr als die Hälfte seiner selbst sei. Er war dankbar und hingegeben ohne Grenzen.

Auch Mariane konnte sich eine Zeit lang täuschen; sie theilte die Empfindung seines lebhaften Glücks mit ihm. Ach, wenn nur nicht manchmal die kalte Hand des Vorwurfs ihr über das Herz gefahren wäre! Selbst an dem Busen Wilhelm's war sie nicht sicher davor, selbst unter den Flügeln seiner Liebe. Und wenn sie nun gar wieder allein war und aus den Wolken, in denen seine Leidenschaft sie emportrug, in das Bewußtsein ihres Zustandes herabsank, dann war sie zu bedauern. Denn Leichtsinn kam ihr zu Hilfe, so lange sie in niedriger Verworrenheit lebte, sich über ihre Verhältnisse betrog oder vielmehr sie nicht kannte: da erschienen ihr die Vorfälle, denen sie ausgesetzt war, nur einzeln; Vergnügen und Verdruß setzten sich ab, Demüthigung wurde durch Eitelkeit, und Mangel oft durch augenblicklichen Ueberfluß vergütet; sie konnte Noth und Gewohnheit sich als Gesetz und Rechtfertigung anführen, und so lange ließen sich alle unangenehmen Empfindungen von Stunde zu Stunde, von Tag zu Tage abschütteln. Nun aber hatte das arme Mädchen sich Augenblicke in eine bessere Welt hinaufgerückt gefühlt, hatte, wie von oben herab, aus Licht und Freude ins Oede, Verworfene ihres Lebens heruntergesehen, hatte gefühlt, welche elende Kreatur ein Weib ist, das mit dem Verlangen nicht zugleich Liebe und Ehrfurcht einflößt, und fand sich äußerlich und innerlich um nichts gebessert. Sie hatte nichts, was sie aufrichten konnte. Wenn sie in sich blickte und suchte, war es in ihrem Geiste leer, und ihr Herz hatte keinen Widerhalt. Je trauriger dieser Zustand war, desto heftiger schloß sich ihre Neigung an den Geliebten fest; ja, die Leidenschaft wuchs mit jedem Tage, wie die Gefahr, ihn zu verlieren, mit jedem Tage näher rückte.

Dagegen schwebte Wilhelm glücklich in höhern Regionen; ihm war auch eine neue Welt aufgegangen, aber reich an herrlichen Aussichten. Kaum ließ das Uebermaaß der ersten Freude nach, so stellte sich das hell vor seine Seele, was ihn bisher

dunkel durchwühlt hatte. „Sie iſt Dein! ſie hat ſich Dir hingegeben! ſie, das geliebte, geſuchte, angebetete Geſchöpf, Dir auf Treu und Glauben hingegeben — aber ſie hat ſich keinem Undankbaren überlaſſen!“ Wie er ſtand und ging, redete er mit ſich ſelbſt; ſein Herz floß beſtändig über, und er ſagte ſich in einer Fülle von prächtigen Worten die erhabenſten Geſinnungen vor. Er glaubte den hellen Wink des Schickſals zu verſtehen, das ihm durch Marianen die Hand reichte, ſich aus dem ſtockenden, ſchleppenden bürgerlichen Leben herauszureißen, aus dem er ſchon ſo lange ſich zu retten gewünſcht hatte. Seines Vaters Haus, die Seinigen zu verlaſſen, ſchien ihm etwas Leichtes. Er war jung und neu in der Welt, und ſein Muth, in ihren Weiten nach Glück und Befriedigung zu rennen, durch die Liebe erhöht. Seine Beſtimmung zum Theater war ihm nunmehr klar; das hohe Ziel, das er ſich vorgeſteckt ſah, ſchien ihm näher, indem er an Marianens Hand hinſtrebte, und in ſelbſtgefälliger Beſcheidenheit erblickte er in ſich den trefflichen Schauſpieler, den Schöpfer eines künftigen Nationaltheaters, nach dem er ſo vielfältig hatte ſeufzen hören.*) Alles, was in den innerſten Winkeln ſeiner Seele bisher geſchlummert hatte, wurde rege. Er bildete aus den vielerlei Ideen mit Farben der Liebe ein Gemälde auf Nebelgrund, deſſen Geſtalten freilich ſehr in einander floſſen, dafür aber auch das Ganze eine deſto reizendere Wirkung that.

Zehntes Kapitel.

Er ſaß nun zu Hauſe, kramte unter ſeinen Papieren und rüſtete ſich zur Abreiſe. Was nach ſeiner bisherigen Beſtimmung ſchmeckte, ward bei Seite gelegt; er wollte bei ſeiner Wanderung in die Welt auch von jeder unangenehmen Erinnerung frei ſein. Nur Werke des Geſchmacks, Dichter und Kritiker, wurden als bekannte Freunde unter die Erwählten geſtellt; und da er bisher die Kunſtrichter ſehr wenig genutzt hatte, ſo erneuerte ſich ſeine Begierde nach Belehrung, als er ſeine Bücher wieder durchſah

*) Den erſten unglücklichen Verſuch eines ſolchen hatte man 1767 zu Hamburg gemacht. Kaiſer Joſeph II. nahm 1776 den Gedanken wieder auf. Ihm folgte zu Mannheim der kunſtſinnige Kurfürſt von der Pfalz. Berlin erhielt gleich nach dem Tode des großen Königs ein ſogenanntes Nationaltheater.

und fand, daß die theoretischen Schriften noch meist unaufgeschnitten waren. Er hatte sich, in der völligen Ueberzeugung von der Nothwendigkeit solcher Werke, viele davon angeschafft und mit dem besten Willen in keines auch nur bis in die Hälfte sich hineinlesen können. Dagegen hatte er sich desto eifriger an Beispiele gehalten und in allen Arten, die ihm bekannt worden waren, selbst Versuche gemacht.

Werner trat herein, und als er seinen Freund mit den bekannten Heften beschäftigt sah, rief er aus: „Bist Du schon wieder über diesen Papieren? Ich wette, Du hast nicht die Absicht, Eins oder das Andere zu vollenden! Du siehst sie durch und wieder durch, und beginnst allenfalls etwas Neues."

„Zu vollenden ist nicht die Sache des Schülers; es ist genug, wenn er sich übt."

„Aber doch fertig macht, so gut er kann."

„Und doch ließe sich wol die Frage aufwerfen, ob man nicht eben gute Hoffnung von einem jungen Menschen fassen könne, der bald gewahr wird, wenn er etwas Ungeschicktes unternommen hat, in der Arbeit nicht fortfährt und an etwas, das niemals einen Werth haben kann, weder Mühe noch Zeit verschwenden mag."

„Ich weiß wol, es war nie Deine Sache, etwas zu Stande zu bringen: Du warst immer müde, ehe es zur Hälfte kam. Da Du noch Direktor unseres Puppenspiels warst, wie oft wurden neue Kleider für die Zwerggesellschaft gemacht, neue Dekorationen ausgeschnitten! Bald sollte dieses, bald jenes Trauerspiel aufgeführt werden, und höchstens gabst Du einmal den fünften Akt, wo Alles recht bunt durch einander ging, und die Leute sich erstachen."

„Wenn Du von jenen Zeit sprechen willst: wer war denn Schuld, daß wir die Kleider, die unsern Puppen angepaßt und auf den Leib fest genäht waren, herunter trennen ließen und den Aufwand einer weitläuftigen und unnützen Garderobe machten? Warst Du's nicht, der immer ein neues Stück Band zu verbandeln hatte, der meine Liebhaberei anzufeuern und zu nutzen wußte?"

Werner lachte und rief aus: „Ich erinnere mich immer noch mit Freuden, daß ich von Euren theatralischen Feldzügen Vortheil zog, wie Lieferanten vom Kriege. Als Ihr Euch zur Befreiung Jerusalem's rüstetet, machte ich auch einen schönen Profit, wie ehemals die Venetianer im ähnlichen Falle. Ich

finde nichts vernünftiger in der Welt, als von den Thorheiten Anderer Vortheil zu ziehen."

„Ich weiß nicht, ob es nicht ein edleres Vergnügen wäre, die Menſchen von ihren Thorheiten zu heilen."

„Wie ich ſie kenne, möchte das wol ein eitles Beſtreben ſein. Es gehört ſchon etwas dazu, wenn ein einziger Menſch klug und reich werden ſoll, und meiſtens wird er es auf Unkoſten der Andern."

„Es fällt mir eben recht der Jüngling am Scheidewege in die Hände," verſetzte Wilhelm, indem er ein Heft aus den übrigen Papieren herauszog. „Das iſt doch fertig geworden, es mag übrigens ſein, wie es will."

„Leg es bei Seite, wirf es ins Feuer!" verſetzte Werner. „Die Erfindung iſt nicht im Geringſten lebenswürdig; ſchon vormals ärgerte mich dieſe Kompoſition genug und zog Dir den Unwillen des Vaters zu. Es mögen ganz artige Verſe ſein; aber die Verſtellungsart iſt grundfalſch. Ich erinnere mich noch Deines perſonificirten Gewerbes, Deiner zuſammengeſchrumpften erbärmlichen Sibylle. Du magſt das Bild in irgend einem elenden Kramladen aufgeſchnappt haben. Von der Handlung hatteſt Du damals keinen Begriff. Ich wüßte nicht, weſſen Geiſt ausgebreiteter wäre, ausgebreiteter ſein müßte als der Geiſt eines ächten Handelsmannes. Welchen Ueberblick verſchafft uns nicht die Ordnung, in der wir unſere Geſchäfte führen! Sie läßt uns jederzeit das Ganze überſchauen, ohne daß wir nöthig hätten, uns durch das Einzelne verwirren zu laſſen. Welche Vortheile gewährt die doppelte Buchhaltung dem Kaufmanne! Es iſt eine der ſchönſten Erfindungen des menſchlichen Geiſtes, und ein jeder gute Haushalter ſollte ſie in ſeiner Wirthſchaft einführen."

„Verzeih mir," ſagte Wilhelm lächelnd, „Du fängſt von der Form an, als wenn das die Sache wäre; gewöhnlich vergeßt Ihr aber auch über Eurem Addiren und Bilanciren das eigentliche Facit des Lebens."

„Leider ſiehſt Du nicht, mein Freund, wie Form und Sache hier nur eins iſt, Eins ohne das Andere nicht beſtehen könnte. Ordnung und Klarheit vermehrt die Luſt zu ſparen und zu erwerben. Ein Menſch, der übel haushält, befindet ſich in der Dunkelheit ſehr wohl; er mag die Poſten nicht gerne zuſammenrechnen, die er ſchuldig iſt. Dagegen kann einem guten Wirthe nichts angenehmer ſein, als ſich alle Tage die Summe ſeines

wachsenden Glückes zu ziehen. Selbst ein Unfall, wenn er ihn verdrießlich überrascht, erschreckt ihn nicht; denn er weiß sogleich, was für erworbene Vortheile er auf die andere Wagschale zu legen hat. Ich bin überzeugt, mein lieber Freund, wenn Du nur einmal einen rechten Geschmack an unsern Geschäften finden könntest, so würdest Du Dich überzeugen, daß manche Fähigkeiten des Geistes auch dabei ihr freies Spiel haben können."

„Es ist möglich, daß mich die Reise, die ich vorhabe, auf andere Gedanken bringt."

„O gewiß! Glaube mir, es fehlt Dir nur der Anblick einer großen Thätigkeit, um Dich auf immer zu dem Unsern zu machen; und wenn Du zurückkommst, wirst Du Dich gern zu Denen gesellen, die durch alle Arten von Spedition und Spekulation einen Theil des Geldes und Wohlbefindens, das in der Welt seinen nothwendigen Kreislauf führt, an sich zu reißen wissen. Wirf einen Blick auf die natürlichen und künstlichen Produkte aller Welttheile, betrachte, wie sie wechselsweise zur Nothdurft geworden sind! Welch eine angenehme, geistreiche Sorgfalt ist es, Alles, was in dem Augenblicke am Meisten gesucht wird und doch bald fehlt, bald schwer zu haben ist, zu kennen, Jedem, was er verlangt, leicht und schnell zu verschaffen, sich vorsichtig in Vorrath zu setzen und den Vortheil jedes Augenblickes dieser großen Zirkulation zu genießen! Dies ist, dünkt mich, was Jedem, der Kopf hat, eine große Freude machen wird."

Wilhelm schien nicht abgeneigt, und Werner fuhr fort: „Besuche nur erst ein paar große Handelsstädte, ein paar Häfen, und Du wirst gewiß mit fortgerissen werden. Wenn Du siehst, wie viele Menschen beschäftigt sind, wenn Du siehst, wo so Manches herkommt, wo es hingeht, so wirst Du es gewiß auch mit Vergnügen durch Deine Hände gehen sehen. Die geringste Waare siehst Du im Zusammenhange mit dem ganzen Handel, und eben darum hältst Du nichts für gering, weil Alles die Zirkulation vermehrt, von welcher Dein Leben seine Nahrung zieht."

Werner, der seinen richtigen Verstand in dem Umgange mit Wilhelmen ausbildete, hatte sich gewöhnt, auch an sein Gewerbe, an seine Geschäfte mit Erhebung der Seele zu denken, und glaubte immer, daß er es mit mehrerem Rechte thue als sein sonst verständiger und geschätzter Freund, der, wie es ihm schien, auf das Unreellste von der Welt einen so großen Werth

und das Gewicht ſeiner ganzen Seele legte. Manchmal dachte er, es könne gar nicht fehlen, dieſer falſche Enthuſiasmus müſſe zu überwältigen, und ein ſo guter Menſch auf den rechten Weg zu bringen ſein. In dieſer Hoffnung fuhr er fort: „Es haben die Großen dieſer Welt ſich der Erde bemächtigt; ſie leben in Herrlichkeit und Ueberfluß. Der kleinſte Raum unſeres Welttheils iſt ſchon in Beſitz genommen, jeder Beſitz befeſtigt; Aemter und andere bürgerliche Geſchäfte tragen wenig ein; wo giebt es nun noch einen rechtmäßigern Erwerb, eine billigere Eroberung als den Handel? Haben die Fürſten dieſer Welt die Flüſſe, die Wege, die Häfen in ihrer Gewalt und nehmen von dem, was durch- und vorbeigeht, einen ſtarken Gewinn: ſollen wir nicht mit Freuden die Gelegenheit ergreifen und durch unſere Thätigkeit auch Zoll von jenen Artikeln nehmen, die theils das Bedürfniß, theils der Uebermuth den Menſchen unentbehrlich gemacht hat? Und ich kann Dir verſichern, wenn Du nur Deine dichteriſche Einbildungskraft anwenden wollteſt, ſo könnteſt Du meine Göttin als eine unüberwindliche Siegerin der Deinigen kühn entgegenſtellen. Sie führt freilich lieber den Oelzweig als das Schwert; Dolch und Ketten kennt ſie gar nicht; aber Kronen theilt ſie auch ihren Lieblingen aus, die, es ſei ohne Verachtung Jener geſagt, von ächtem, aus der Quelle geſchöpftem Golde und von Perlen glänzen, die ſie aus der Tiefe des Meeres durch ihre immer geſchäftigen Diener geholt hat."

Wilhelmen verdroß dieſer Ausfall ein Wenig; doch verbarg er ſeine Empfindlichkeit; denn er erinnerte ſich, daß Werner auch ſeine Apoſtrophen mit Gelaſſenheit anzuhören pflegte. Uebrigens war er billig genug, um gerne zu ſehen, wenn Jeder von ſeinem Handwerk aufs Beſte dächte; nur mußte man ihm das ſeinige, dem er ſich mit Leidenſchaft gewidmet hatte, unangefochten laſſen.

„Und Dir," rief Werner aus, „der Du an menſchlichen Dingen ſo herzlichen Antheil nimmſt, was wird es Dir für ein Schauſpiel ſein, wenn Du das Glück, das muthige Unternehmungen begleitet, vor Deinen Augen den Menſchen wirſt gewährt ſehen! Was iſt reizender als der Anblick eines Schiffes, das von einer glücklichen Fahrt wieder anlangt, das von einem reichen Fange frühzeitig zurückkehrt! Nicht der Verwandte, der Bekannte, der Theilnehmer allein, ein jeder fremde Zuſchauer wird hingeriſſen, wenn er die Freude ſieht, mit welcher der eingeſperrte Schiffer ans Land ſpringt, noch ehe ſein Fahrzeug es

ganz berührt, sich wieder frei fühlt und nunmehr das, was er dem falschen Wasser entzogen, der getreuen Erde anvertrauen kann. Nicht in Zahlen allein, mein Freund, erscheint uns der Gewinn; das Glück ist die Göttin der lebendigen Menschen, und um ihre Gunst wahrhaft zu empfinden, muß man leben und Menschen sehen, die sich recht lebendig bemühen und recht sinnlich genießen."

Elftes Kapitel.

Es ist nun Zeit, daß wir auch die Väter unserer beiden Freunde näher kennen lernen, ein paar Männer von sehr verschiedener Denkungsart, deren Gesinnungen aber darin übereinkamen, daß sie den Handel für das edelste Geschäft hielten, und Beide höchst aufmerksam auf jeden Vortheil waren, den ihnen irgend eine Spekulation bringen konnte. Der alte Meister hatte gleich nach dem Tode seines Vaters eine kostbare Sammlung von Gemälden, Zeichnungen, Kupferstichen und Antiquitäten ins Geld gesetzt, sein Haus nach dem neuesten Geschmacke von Grund aus aufgebaut und möblirt und sein übriges Vermögen auf alle mögliche Weise gelten gemacht. Einen ansehnlichen Theil davon hatte er dem alten Werner in die Handlung gegeben, der als ein thätiger Handelsmann berühmt war, und dessen Spekulationen gewöhnlich durch das Glück begünstigt wurden. Nichts wünschte aber der alte Meister so sehr, als seinem Sohne Eigenschaften zu geben, die ihm selbst fehlten, und seinen Kindern Güter zu hinterlassen, auf deren Besitz er den größten Werth legte. Zwar empfand er eine besondere Neigung zum Prächtigen, zu dem, was in die Augen fällt, das aber auch zugleich einen innern Werth und eine Dauer haben sollte. In seinem Hause mußte Alles solid und massiv sein, der Vorrath reichlich, das Silbergeschirr schwer, das Tafelservice kostbar; dagegen waren die Gäste selten; denn eine jede Mahlzeit ward ein Fest, das sowol wegen der Kosten als wegen der Unbequemlichkeit nicht oft wiederholt werden konnte. Sein Haushalt ging einen gelassenen und einförmigen Schritt, und Alles, was sich darin bewegte und erneuerte, war gerade das, was Niemandem einigen Genuß gab.

Ein ganz entgegengesetztes Leben führte der alte Werner in einem dunkeln und finstern Hause. Hatte er seine Geschäfte in

der engen Schreibstube am uralten Pulte vollendet, so wollte er gut essen und wo möglich noch besser trinken. Auch konnte er das Gute nicht allein genießen; neben seiner Familie mußte er seine Freunde, alle Fremde, die nur mit seinem Hause in einiger Verbindung standen, immer bei Tische sehen; seine Stuble waren uralt, aber er lud täglich Jemanden ein, darauf zu sitzen. Die guten Speisen zogen die Aufmerksamkeit der Gäste auf sich, und Niemand bemerkte, daß sie in gemeinem Geschirr aufgetragen wurden. Sein Keller hielt nicht viel Wein; aber der ausgetrunkene ward gewöhnlich durch einen bessern ersetzt.

So lebten die beiden Väter, welche öfter zusammenkamen, sich wegen gemeinschaftlicher Geschäfte berathschlagten und eben heute die Versendung Wilhelm's in Handelsangelegenheiten beschlossen.

„Er mag sich in der Welt umsehen," sagte der alte Meister, „und zugleich unsere Geschäfte an fremden Orten betreiben; man kann einem jungen Menschen keine größere Wohlthat erweisen, als wenn man ihn zeitig in die Bestimmung seines Lebens einweiht. Ihr Sohn ist von seiner Expedition so glücklich zurückgekommen, hat seine Geschäfte so gut zu machen gewußt, daß ich recht neugierig bin, wie sich der meinige betragt; ich fürchte, er wird mehr Lehrgeld geben als der Übrige."

Der alte Meister, welcher von seinem Sohne und dessen Fähigkeiten einen großen Begriff hatte, sagte diese Worte in Hoffnung, daß sein Freund ihm widersprechen und die vortrefflichen Gaben des jungen Mannes herausstreichen sollte. Allein hierin betrog er sich; der alte Werner, der in praktischen Dingen Niemandem traute als Dem, den er geprüft hatte, versetzte gelassen: „Man muß Alles versuchen; wir können ihn eben denselben Weg schicken, wir geben ihm eine Vorschrift, wornach er sich richtet; es sind verschiedene Schulden einzukassiren, alte Bekanntschaften zu erneuern, neue zu machen. Er kann auch die Spekulation, mit der ich Sie neulich unterhielt, befördern helfen; denn ohne genaue Nachrichten an Ort und Stelle zu sammeln, läßt sich dabei wenig thun."

„Er mag sich vorbereiten," versetzte der alte Meister, „und so bald als möglich aufbrechen. Wo nehmen wir ein Pferd für ihn her, das sich zu dieser Expedition schickt?"

„Wir werden nicht weit darnach suchen. Ein Krämer in H***, der uns noch Einiges schuldig, aber sonst ein guter Mann

ist, bat mir eins an Zahlungsstatt angeboten; mein Sohn kennt es; es soll ein recht brauchbares Thier sein."

„Er mag es selbst holen, mag mit dem Postwagen hinüberfahren, so ist er übermorgen bei Zeiten wieder da. Man macht ihm indessen den Mantelsack und die Briefe zurechte, und so kann er zu Anfang der künftigen Woche aufbrechen."

Wilhelm wurde gerufen, und man machte ihm den Entschluß bekannt. Wer war freher als er, da er die Mittel zu seinem Vorhaben in seinen Händen sah, da ihm die Gelegenheit ohne sein Mitwirken zubereitet worden! So groß war seine Leidenschaft, so rein seine Ueberzeugung, er handle vollkommen recht, sich dem Drucke seines bisherigen Lebens zu entziehen und einer neuen edlern Bahn zu folgen, daß sein Gewissen sich nicht im Mindesten regte, keine Sorge in ihm entstand, ja, daß er vielmehr diesen Betrug für heilig hielt. Er war gewiß, daß ihn Eltern und Verwandte in der Folge für diesen Schritt preisen und segnen sollten; er erkannte den Wink eines leitenden Schicksals an diesen zusammentreffenden Umständen.

Wie lang ward ihm die Zeit bis zur Nacht, bis zur Stunde, in der er seine Geliebte wiedersehen sollte! Er saß auf seinem Zimmer und überdachte seinen Reiseplan, wie ein künstlicher Dieb oder Zauberer in der Gefangenschaft manchmal die Füße aus den festgeschlossenen Ketten herausziebt, um die Ueberzeugung bei sich zu nähren, daß seine Rettung möglich, ja noch näher sei, als kurzsichtige Wächter glauben.

Endlich schlug die nächtliche Stunde; er entfernte sich aus seinem Hause, schüttelte allen Trud ab und wandelte durch die stillen Gassen. Auf dem großen Platze heb er seine Hände gen Himmel, fühlte Alles hinter und unter sich; er hatte sich von Allem losgemacht. Nun dachte er sich in den Armen seiner Geliebten, dann wieder mit ihr auf dem blendenden Theatergerüste; er schwebte in einer Fülle von Hoffnungen, und nur manchmal erinnerte ihn der Ruf des Nachwächters, daß er noch auf dieser Erde wandle.

Seine Geliebte kam ihm an der Treppe entgegen; und wie schön! wie lieblich! In dem neuen weißen Negligee empfing sie ihn; er glaubte sie noch nie so reizend gesehen zu haben. So weihte sie das Geschenk des abwesenden Liebhabers in den Armen des gegenwärtigen ein, und mit wahrer Leidenschaft verschwendete sie den ganzen Reichthum ihrer Liebkosungen, welche ihr die Natur eingab, welche die Kunst sie gelehrt hatte,

an ihren Liebling; und man frage, ob er ſich glücklich, ob er ſich ſelig fühlte.

Er entdeckte ihr, was vorgegangen war, und ließ ihr im Allgemeinen ſeinen Plan, ſeine Wünſche ſehen. Er wolle unterzukommen ſuchen, ſie alsdann abholen; er hoffe, ſie werde ihm ihre Hand nicht verſagen. Das arme Mädchen aber ſchwieg, verbarg ihre Thränen und drückte den Freund an ihre Bruſt, der, ob er gleich ihr Verſtummen auf das Günſtigſte auslegte, doch eine Antwort gewünſcht hätte, beſonders da er ſie zuletzt auf das Beſcheidenſte, auf das Freundlichſte fragte, ob er ſich denn nicht Vater glauben dürfe. Aber auch darauf antwortete ſie nur mit einem Seufzer, einem Kuſſe.

Zwölftes Kapitel.

Den andern Morgen erwachte Mariane nur zu neuer Betrübniß; ſie fand ſich ſehr allein, mochte den Tag nicht ſehen, blieb im Bette und weinte. Die Alte ſetzte ſich zu ihr, ſuchte ihr einzureden, ſie zu tröſten; aber es gelang ihr nicht, das verwundete Herz ſo ſchnell zu heilen. Nun war der Augenblick nahe, dem das arme Mädchen wie dem letzten ihres Lebens entgegengeſehen hatte. Konnte man ſich auch in einer ängſtlichern Lage fühlen? Ihr Geliebter entfernte ſich, ein unbequemer Liebhaber drohte zu kommen, und das größte Unheil ſtand bevor, wenn Beide, wie es leicht möglich war, einmal zuſammentreffen ſollten.

„Beruhige Dich, Liebchen!“ rief die Alte; „verweine mir Deine ſchönen Augen nicht! Iſt es denn ein ſo großes Unglück, zwei Liebhaber zu beſitzen? Und wenn Du auch Deine Zärtlichkeit nur dem Einen ſchenken kannſt, ſo ſei wenigſtens dankbar gegen den Andern, der nach der Art, wie er für Dich ſorgt, gewiß Dein Freund genannt zu werden verdient.“

„Es ahnte meinem Geliebten,“ verſetzte Mariane dagegen mit Thränen, „daß uns eine Trennung bevorſtehe; ein Traum hat ihm entdeckt, was wir ihm ſo ſorgfältig zu verbergen ſuchen. Er ſchlief ſo ruhig an meiner Seite. Auf einmal höre ich ihn ängſtliche, unvernehmliche Töne ſtammeln. Mir wird bange, und ich wecke ihn auf. Ach! mit welcher Liebe, mit welcher Zärtlichkeit, mit welchem Feuer umarmt er mich! „O Mariane!“

rief er aus, „welchem schrecklichen Zustande hast Du mich entrissen! Wie soll ich Dir danken, daß Du mich aus dieser Hölle befreit hast? Mir träumte," fuhr er fort, „ich befände mich, entfernt von Dir, in einer unbekannten Gegend, aber Dein Bild schwebte mir vor; ich sah Dich auf einem schönen Hügel, die Sonne beschien den ganzen Platz; wie reizend kamst Du mir vor! Aber es währte nicht lange, so sah ich Dein Bild hinuntergleiten, immer hinuntergleiten; ich streckte meine Arme nach Dir aus, sie reichten nicht durch die Ferne. Immer sank Dein Bild und näherte sich einem großen See, der am Fuße des Hügels weit ausgebreitet lag, eher ein Sumpf als ein See. Auf einmal gab Dir ein Mann die Hand; er schien Dich hinaufführen zu wollen, aber leitete Dich seitwärts und schien Dich nach sich zu ziehen. Ich rief, da ich Dich nicht erreichen konnte; ich hoffte Dich zu warnen. Wollte ich gehen, so schien der Boden mich fest zu halten; konnt' ich gehen, so hinderte mich das Wasser, und sogar mein Schreien erstickte in der beklemmten Brust." So erzählte der Arme, indem er sich von seinem Schrecken an meinem Busen erholte und sich glücklich pries, einen fürchterlichen Traum durch die seligste Wirklichkeit verdrängt zu sehen."

Die Alte suchte, so viel möglich, durch ihre Prose die Poesie ihrer Freundin ins Gebiet des gemeinen Lebens herunterzulocken und tröstete sich dabei der guten Art, welche Vogeltellern zu gelingen pflegt, indem sie durch ein Pfeifchen die Töne derjenigen nachzuahmen suchen, welche sie bald und häufig in ihrem Garne zu sehen wünschen. Sie lobte Wilhelmen, rühmte seine Gestalt, seine Augen, seine Liebe. Das arme Mädchen hörte ihr gerne zu, stand auf, ließ sich ankleiden und schien ruhiger. „Mein Kind, mein Liebchen!" fuhr die Alte schmeichelnd fort, „ich will Dich nicht betrüben, nicht beleidigen; ich denke Dir nicht Dein Glück zu rauben. Darfst Du meine Absicht verkennen, und hast Du vergessen, daß ich jederzeit mehr für Dich als für mich gesorgt habe? Sag mir nur, was Du willst; wir wollen schon sehen, wie wir es ausführen."

„Was kann ich wollen?" versetzte Mariane. „Ich bin elend, auf mein ganzes Leben elend; ich liebe ihn, der mich liebt, sehe, daß ich mich von ihm trennen muß, und weiß nicht, wie ich es überleben kann. Norberg kommt, dem wir unsere ganze Existenz schuldig sind, den wir nicht entbehren können. Wilhelm ist sehr eingeschränkt, er kann nichts für mich thun."

„Ja, er iſt unglücklicherweiſe von jenen Liebhabern, die nichts als ihr Herz bringen; und eben dieſe haben die meiſten Prätenſionen.“

„Spotte nicht! Der Unglückliche denkt ſein Haus zu verlaſſen, auf das Theater zu gehen, mir ſeine Hand anzubieten.“

„Leere Hände haben wir ſchon vier.“

„Ich habe keine Wahl,“ fuhr Mariane fort. „Entſcheide Du! Stoße mich da- oder dorthin, nur wiſſe noch Eins: wahrſcheinlich trag' ich ein Pfand im Buſen, das uns noch mehr an einander feſſeln ſollte; das bedenke und entſcheide! Wen ſoll ich laſſen? wem ſoll ich folgen?“

Nach einigem Stillſchweigen rief die Alte: „Daß doch die Jugend immer zwiſchen den Extremen ſchwankt! Ich finde nichts natürlicher, als Alles zu verbinden, was uns Vergnügen und Vortheil bringt. Liebſt Du den Einen, ſo mag der Andere bezahlen; es kommt nur darauf an, daß wir klug genug ſind, ſie Beide aus einander zu halten.“

„Mache, was Du willſt! Ich kann nichts denken; aber folgen will ich.“

„Wir haben den Vortheil, daß wir den Eigenſinn des Direktors, der auf die Sitten ſeiner Truppe ſtolz iſt, vorſchützen können. Beide Liebhaber ſind ſchon gewohnt, heimlich und vorſichtig zu Werke zu gehen. Für Stunde und Gelegenheit will ich ſorgen; nur mußt Du bernach die Rolle ſpielen, die ich Dir vorſchreibe. Wer weiß, welcher Umſtand uns hilft! Käme Norberg nur jetzt, da Wilhelm entfernt iſt! Wer wehrt Dir, in den Armen des Einen an den Andern zu denken? Ich wünſche Dir zu einem Sohne Glück; er ſoll einen reichen Vater haben.“

Mariane war durch dieſe Vorſtellungen nur für kurze Zeit gebeſſert. Sie konnte ihren Zuſtand nicht in Harmonie mit ihrer Empfindung, ihrer Ueberzeugung bringen; ſie wünſchte dieſe ſchmerzlichen Verhältniſſe zu vergeſſen, und tauſend kleine Umſtände mußten ſie jeden Augenblick daran erinnern.

Dreizehntes Kapitel.

Wilhelm hatte indeſſen die kleine Reiſe vollendet und überreichte, da er ſeinen Handelsfreund nicht zu Hauſe fand, das Empfehlungsſchreiben der Gattin des Abweſenden. Aber auch

diese gab ihm auf seine Fragen wenig Bescheid; sie war in einer heftigen Gemüthsbewegung, und das ganze Haus in großer Verwirrung.

Es währte jedoch nicht lange, so vertraute sie ihm (und es war auch nicht zu verheimlichen), daß ihre Stieftochter mit einem Schauspieler davon gegangen sei, mit einem Menschen, der sich von einer kleinen Gesellschaft vor Kurzem losgemacht, sich im Orte aufgehalten und im Französischen Unterricht gegeben habe. Der Vater, außer sich vor Schmerz und Verdruß, sei ins Amt gelaufen, um die Flüchtigen verfolgen zu lassen. Sie schalt ihre Tochter heftig, schmähte den Liebhaber, so daß an Beiden nichts Lobenswürdiges übrig blieb, beklagte mit vielen Worten die Schande, die dadurch auf die Familie gekommen, und setzte Wilhelmen in nicht geringe Verlegenheit, der sich und sein heimliches Verhaben durch diese Sibylle gleichsam mit prophetischem Geiste voraus getadelt und gestraft fühlte. Noch stärkern und innigern Antheil mußte er aber an den Schmerzen des Vaters nehmen, der aus dem Amte zurückkam, mit stiller Trauer und halben Worten seine Expedition der Frau erzählte und, indem er nach eingesehenem Briefe das Pferd Wilhelmen vorführen ließ, seine Zerstreuung und Verwirrung nicht verbergen konnte.

Wilhelm gedachte sogleich das Pferd zu besteigen und sich aus einem Hause zu entfernen, in welchem ihm unter den gegebenen Umständen unmöglich wohl werden konnte; allein der gute Mann wollte den Sohn eines Hauses, dem er so viel schuldig war, nicht unbewirthet und ohne ihn eine Nacht unter seinem Dache behalten zu haben, entlassen.

Unser Freund hatte ein trauriges Abendessen eingenommen, eine unruhige Nacht ausgestanden und eilte frühmorgens, sobald als möglich sich von Leuten zu entfernen, die, ohne es zu wissen, ihn mit ihren Erzählungen und Aeußerungen auf das Empfindlichste gequält hatten.

Er ritt langsam und nachdenkend die Straße hin, als er auf einmal eine Anzahl bewaffneter Leute durchs Feld kommen sah, die er an ihren weiten und langen Röcken, großen Aufschlägen, unförmlichen Hüten und plumpen Gewehren, an ihrem treuherzigen Gange und dem bequemen Tragen ihres Körpers sogleich für ein Kommando Landmiliz erkannte. Unter einer alten Eiche hielten sie stille, setzten ihre Flinten nieder und lagerten sich bequem auf dem Rasen, um eine Pfeife zu rauchen. Wilhelm verweilte bei ihnen und ließ sich mit einem jungen

Menſchen, der zu Pferde herbeikam, in ein Geſpräch ein. Er mußte die Geſchichte der beiden Entflohenen, die ihm nur zu ſehr bekannt war, leider noch einmal, und zwar mit Bemerkungen, die weder dem jungen Paare noch den Eltern ſonderlich günſtig waren, vernehmen. Zugleich erfuhr er, daß man hierher gekommen ſei, die jungen Leute wirklich in Empfang zu nehmen, die in dem benachbarten Städtchen eingebolt und angehalten werden waren. Nach einiger Zeit ſah man von ferne einen Wagen herbeikommen, der von einer Bürgerwache mehr lächerlich als fürchterlich umgeben war. Ein uniformlicher Stadtſchreiber ritt voraus und komplimentirte mit dem gegenſeitigen Aktuarius (denn das war der junge Mann, mit dem Wilhelm geſprochen hatte) an der Grenze mit großer Gewiſſenhaftigkeit und wunderlichen Geberden, wie es etwa Geiſt und Zauberer, der Eine innerr, der Andere außerhalb des Kreiſes, bei gefährlichen nächtlichen Operationen thun mögen.

Die Aufmerkſamkeit der Zuſchauer war indeß auf den Bauerwagen gerichtet, und man betrachtete die armen Verirrten nicht ohne Mitleiden, die auf ein paar Bündeln Streh bei einander ſaßen, ſich zärtlich anblickten und die Umſtehenden kaum zu bemerken ſchienen. Zufälligerweiſe hatte man ſich genöthigt geſehen, ſie von dem letzten Dorfe auf eine ſo unſchickliche Art fortzubringen, indem die alte Kutſche, in welcher man die Schöne transportirte, zerbrochen war. Sie erbat ſich bei dieſer Gelegenheit die Geſellſchaft ihres Freundes, den man in der Ueberzeugung, er ſei auf einem kapitalen Verbrechen betroffen, bis dahin, mit Ketten beſchwert, nebenher gehen laſſen. Dieſe Ketten trugen denn freilich nicht wenig bei, den Anblick der zärtlichen Gruppe intereſſanter zu machen, beſonders weil der junge Mann ſich mit vielem Anſtand bewegte, indem er wiederholt ſeiner Geliebten die Hände küßte.

„Wir ſind ſehr unglücklich!“ rief ſie den Umſtehenden zu, „aber nicht ſo ſchuldig, wie wir ſcheinen. So belohnen grauſame Menſchen treue Liebe, und Eltern, die das Glück ihrer Kinder gänzlich vernachläſſigen, reißen ſie mit Ungeſtüm aus den Armen der Freude, die ſich ihrer nach langen trüben Tagen bemächtigte!“

Indeß die Umſtehenden auf verſchiedene Weiſe ihre Theilnahme zu erkennen gaben, hatten die Gerichte ihre Ceremonien abſolvirt; der Wagen ging weiter, und Wilhelm, der an dem Schickſal der Verliebten großen Theil nahm, eilte auf dem Fuß-

pfade voraus, um mit dem Amtmanne, noch ehe der Zug anläme, Bekanntschaft zu machen. Er erreichte aber kaum das Amthaus, wo Alles in Bewegung und zum Empfang der Flüchtlinge bereit war, als ihn der Aktuarius einholte und durch eine umständliche Erzählung, wie Alles gegangen, besonders aber durch ein weitläufiges Lob seines Pferdes, das er erst gestern vom Juden getauscht, jedes andere Gespräch verhinderte.

Schon hatte man das unglückliche Paar außen am Garten, der durch eine kleine Pforte mit dem Amthause zusammenhing, abgesetzt und sie in der Stille hineingeführt. Der Aktuarius nahm über diese schonende Behandlung von Wilhelmen ein aufrichtiges Lob an, ob er gleich eigentlich dadurch nur das vor dem Amthause versammelte Volk necken und ihm das angenehme Schauspiel einer gedemüthigten Mitbürgerin entziehen wollte.

Der Amtmann, der von solchen außerordentlichen Fällen kein sonderlicher Liebhaber war, weil er meistentheils dabei einen und den andern Fehler machte und für den besten Willen gewöhnlich von fürstlicher Regierung mit einem derben Verweise belohnt wurde, ging mit schweren Schritten nach der Amtsstube, wohin ihm der Aktuarius, Wilhelm und einige angesehene Bürger folgten.

Zuerst ward die Schöne vorgeführt, die ohne Frechheit, gelassen und mit Bewußtsein ihrer selbst hereintrat. Die Art, wie sie gekleidet war und sich überhaupt betrug, zeigte, daß sie ein Mädchen sei, die etwas auf sich halte. Sie fing auch, ohne gefragt zu werden, über ihren Zustand nicht unschicklich zu reden an.

Der Aktuarius gebot ihr zu schweigen und hielt seine Feder über dem gebrochenen Blatte. Der Amtmann setzte sich in Fassung, sah ihn an, räusperte sich und fragte das arme Kind, wie ihr Name heiße, und wie alt sie sei?

„Ich bitte Sie, mein Herr," versetzte sie, „es muß mir gar wunderbar vorkommen, daß Sie mich um meinen Namen und mein Alter fragen, da Sie sehr gut wissen, wie ich heiße, und daß ich so alt wie Ihr ältester Sohn bin. Was Sie von mir wissen wollen, und was Sie wissen müssen, will ich gern ohne Umschweife sagen. Seit meines Vaters zweiter Heirath werde ich zu Hause nicht zum Besten gehalten. Ich hätte einige hübsche Partien thun können, wenn nicht meine Stiefmutter aus Furcht vor der Ausstattung sie zu vereiteln gewußt hätte. Nun habe ich den jungen Melina kennen lernen, ich habe ihn lieben

müſſen; und da wir die Hinderniſſe vorausſahen, die unſerer Verbindung im Wege ſtanden, entſchloſſen wir uns, mit einander in der weiten Welt ein Glück zu ſuchen, das uns zu Hauſe nicht gewährt ſchien. Ich habe nichts mitgenommen als was mein eigen war; wir ſind nicht als Diebe und Räuber entfloh'n, und mein Geliebter verdient nicht, daß er, mit Ketten und Banden belegt, herumgeſchleppt werde. Der Fürſt iſt gerecht, er wird dieſe Härte nicht billigen. Wenn wir ſtrafbar ſind, ſo ſind wir es nicht auf dieſe Weiſe."

Der alte Amtmann kam hierüber doppelt und dreifach in Verlegenheit. Die gnädigſten Ausputzer ſummten ihm ſchon um den Kopf, und die geläufige Rede des Mädchens hatte ihm den Entwurf des Protokolls gänzlich zerrüttet. Das Uebel wurde noch größer, als ſie bei wiederholten ordentlichen Fragen ſich nicht weiter einlaſſen wollte, ſondern ſich auf das, was ſie eben geſagt, ſtandhaft berief.

„Ich bin keine Verbrecherin," ſagte ſie. „Man hat mich auf Strohbündeln zur Schande hierher geführt; es iſt eine höhere Gerechtigkeit, die uns wieder zu Ehren bringen ſoll."

Der Aktuarius hatte indeſſen immer ihre Worte nachgeſchrieben und flüſterte dem Amtmanne zu, er ſolle nur weiter geben; ein förmliches Protokoll würde ſich nachher ſchon verfaſſen laſſen.

Der Alte nahm wieder Muth und fing nun an, nach den ſaubern Geheimniſſen der Liebe mit dürren Worten und in hergebrachten trockenen Formeln ſich zu erkundigen.

Wilhelmen ſtieg die Röthe ins Geſicht, und die Wangen der artigen Verbrecherin belebten ſich gleichfalls durch die reizende Farbe der Schamhaftigkeit. Sie ſchwieg und ſtockte, bis die Verlegenheit ſelbſt zuletzt ihren Muth zu erhöhen ſchien.

„Seien Sie verſichert," rief ſie aus, „daß ich ſtark genug ſein würde, die Wahrheit zu bekennen, wenn ich auch gegen mich ſelbſt ſprechen müßte; ſollte ich nun zaudern und ſtocken, da ſie mir Ehre macht? Ja, ich habe ihn von dem Augenblicke an, da ich ſeiner Neigung und ſeiner Treue gewiß war, als meinen Ehemann angeſehen; ich habe ihm Alles gerne gegönnt, was die Liebe fordert, und was ein überzeugtes Herz nicht verſagen kann. Machen Sie nun mit mir, was Sie wollen, wenn ich einen Augenblick zu geſtehen zauderte, ſo war die Furcht, daß mein Bekenntniß für meinen Geliebten ſchlimme Folgen haben könnte, allein daran Urſache."

Wilhelm faßte, als er ihr Geständniß hörte, einen hohen Begriff von den Gesinnungen des Mädchens, indeß sie die Gerichtspersonen für eine freche Dirne erkannten, und die gegenwärtigen Bürger Gott dankten, daß dergleichen Fälle in ihren Familien entweder nicht vorgekommen oder nicht bekannt geworden waren.

Wilhelm versetzte seine Mariane in diesem Augenblicke vor den Richterstuhl, legte ihr noch schönere Worte in den Mund, ließ ihre Aufrichtigkeit noch herzlicher und ihr Bekenntniß noch edler werden. Die heftigste Leidenschaft, beiden Liebenden zu helfen, bemächtigte sich seiner. Er verbarg sie nicht und bat den zaudernden Amtmann heimlich, er möchte doch der Sache ein Ende machen; es sei ja Alles so klar als möglich und bedürfe keiner weitern Untersuchung.

Dieses half so viel, daß man das Mädchen abtreten, dafür aber den jungen Menschen, nachdem man ihm vor der Thüre die Fesseln abgenommen hatte, hereinkommen ließ. Dieser schien über sein Schicksal mehr nachdenkend. Seine Antworten waren gesetzter, und wenn er von einer Seite weniger heroische Freimüthigkeit zeigte, so empfahl er sich hingegen durch Bestimmtheit und Ordnung seiner Aussage.

Da auch dieses Verhör geendigt war, welches mit dem vorigen in Allem übereinstimmte, nur daß er, um das Mädchen zu schonen, hartnäckig leugnete, was sie selbst schon bekannt hatte, ließ man auch sie endlich wieder vortreten, und es entstand zwischen Beiden eine Scene, welche ihnen das Herz unseres Freundes gänzlich zu eigen machte. Was nur in Romanen und Komödien vorzugehen pflegt, sah er hier in einer unangenehmen Gerichtsstube vor seinen Augen: den Streit wechselseitiger Großmuth, die Stärke der Liebe im Unglück.

„Ist es denn also wahr," sagte er bei sich selbst, „daß die schüchterne Zärtlichkeit, die vor dem Auge der Sonne und der Menschen sich verbirgt und nur in abgesonderter Einsamkeit, in tiefem Geheimnisse zu genießen wagt, wenn sie durch einen feindseligen Zufall hervorgeschleppt wird, sich alsdann muthiger, stärker, tapferer zeigt als andere brausende und großthuende Leidenschaften?"

Zu seinem Troste schloß sich die ganze Handlung noch ziemlich bald. Sie wurden Beide in leidliche Verwahrung genommen, und wenn es möglich gewesen wäre, so hätte er noch diesen Abend das Frauenzimmer zu ihren Eltern hinübergebracht.

Denn er ſetzte ſich feſt vor, hier ein Mittelsmann zu werden und die glückliche und anſtändige Verbindung beider Liebenden zu befördern.

Er erbat ſich von dem Amtmanne die Erlaubniß, mit Melina allein zu reden, welche ihm denn auch ohne Schwierigkeit verſtattet wurde.

Vierzehntes Kapitel.

Das Geſpräch der beiden neuen Bekannten wurde gar bald vertraut und lebhaft. Denn als Wilhelm dem niedergeſchlagenen Jüngling ſein Verhältniß zu den Eltern des Frauenzimmers entdeckte, ſich zum Mittler anbot und ſelbſt die beſten Hoffnungen zeigte, erheiterte ſich das traurige und ſorgenvolle Gemüth des Gefangenen; er fühlte ſich ſchon wieder befreit, mit ſeinen Schwiegereltern verſöhnt, und es war nun von künftigem Erwerb und Unterkommen die Rede.

„Darüber werden Sie doch nicht in Verlegenheit ſein," verſetzte Wilhelm; „denn Sie ſcheinen mir beiderſeits von der Natur beſtimmt, in dem Stande, den Sie gewählt haben, Ihr Glück zu machen. Eine angenehme Geſtalt, eine wohlklingende Stimme, ein gefühlvolles Herz — können Schauſpieler beſſer ausgeſtattet ſein? Kann ich Ihnen mit einigen Empfehlungen dienen, ſo wird es mir viel Freude machen."

„Ich danke Ihnen von Herzen," verſetzte der Andere; „aber ich werde wol ſchwerlich davon Gebrauch machen können; denn ich denke, wo möglich nicht auf das Theater zurückzukehren."

„Daran thun Sie ſehr übel," ſagte Wilhelm nach einer Pauſe, in welcher er ſich von ſeinem Erſtaunen erholt hatte; denn er dachte nicht anders, als daß der Schauſpieler, ſobald er mit ſeiner jungen Gattin befreit worden, das Theater aufſuchen werde. Es ſchien ihm ebenſo natürlich und nothwendig, als daß der Froſch das Waſſer ſucht. Nicht einen Augenblick hatte er daran gezweifelt und mußte nun zu ſeinem Erſtaunen das Gegentheil erfahren.

„Ja," verſetzte der Andere, „ich habe mir vorgenommen, nicht wieder auf das Theater zurückzukehren, vielmehr eine bürgerliche Bedienung, ſie ſei auch, welche ſie wolle, anzunehmen, wenn ich nur eine erhalten kann."

„Das iſt ein ſonderbarer Entſchluß, den ich nicht billigen kann; denn ohne beſondere Urſache iſt es niemals rathſam, die

allein, ſo mußte er ſich in folgenden Ausrufungen Luft machen: „Unglücklicher Melina, nicht in Deinem Stande, ſondern in Dir liegt das Armſelige, über das Du nicht Herr werden kannſt! Welcher Menſch in der Welt, der ohne innern Beruf ein Handwerk, eine Kunſt oder irgend eine Lebensart ergriffe, müßte nicht, wie Du, ſeinen Zuſtand unerträglich finden? Wer mit einem Talente, zu einem Talente geboren iſt, findet in demſelben ſein ſchönſtes Daſein! Nichts iſt auf der Erde ohne Beſchwerlichkeit; nur der innere Trieb, die Luft, die Liebe helfen uns Hinderniſſe überwinden, Wege bahnen und uns aus dem engen Kreiſe, worin ſich Andere kummerlich ängſtigen, emporheben. Dir ſind die Bretter nichts als Bretter, und die Rollen, was einem Schulknaben ſein Penſum iſt. Die Zuſchauer ſiehſt Du an, wie ſie ſich ſelbſt an Werkeltagen vorkommen. Dir könnte es alſo freilich einerlei ſein, hinter einem Pult über liniirten Büchern zu ſitzen, Zinſen einzutragen und Reſte herauszuſtochern. Du fühlſt nicht das zuſammenkennende, zuſammentreffende Ganze, das allein durch den Geiſt erfunden, begriffen und ausgeführt wird; Du fühlſt nicht, daß in den Menſchen ein beſſerer Funke lebt, der, wenn er keine Nahrung erhält, wenn er nicht gereizt wird, von der Aſche täglicher Bedürfniſſe und Gleichgiltigkeit tiefer bedeckt und doch ſo ſpät und faſt nie erſtickt wird. Du fühlſt in Deiner Seele keine Kraft, ihn aufzublaſen, in Deinem eigenen Herzen keinen Reichthum, um dem erweckten Nahrung zu geben. Der Hunger treibt Dich, die Unbequemlichkeiten ſind Dir zuwider, und es iſt Dir verborgen, daß in jedem Stande dieſe Feinde lauern, die nur mit Freudigkeit und Gleichmuth zu überwinden ſind. Du thuſt wohl, Dich in jene Grenzen einer gemeinen Stelle zu ſehnen; denn welche würdeſt Du wol ausfüllen, die Geiſt und Muth verlangt! Gieb einem Soldaten, einem Staatsmanne, einem Geiſtlichen Deine Geſinnungen, und mit ebenſo viel Recht wird er ſich über das Kümmerliche ſeines Standes beſchweren können. Ja, hat es nicht ſogar Menſchen gegeben, die von allem Lebensgefühl ſo ganz verlaſſen waren, daß ſie das ganze Leben und Weſen der Sterblichen für ein Nichts, für ein kummervolles und ſtaubgleiches Daſein erklärt haben? Regten ſich lebendig in Deiner Seele die Geſtalten wirkender Menſchen, würmte Deine Bruſt ein theilnehmendes Feuer, verbreitete ſich über Deine ganze Geſtalt die Stimmung, die aus dem Innerſten kommt, wären die Töne Deiner Kehle, die Worte Deiner Lippen lieblich anzuhören,

fühltest Du Dich genug in Dir selbst, so würdest Du Dir gewiß Ort und Gelegenheit aufsuchen, Dich in Andern fühlen zu können."

Unter solchen Worten und Gedanken hatte sich unser Freund ausgekleidet und stieg mit einem Gefühle des innigsten Behagens zu Bette. Ein ganzer Roman, was er an der Stelle des Unwürdigen morgenden Tages thun würde, entwickelte sich in seiner Seele; angenehme Phantasien begleiteten ihn in das Reich des Schlafes sanft hinüber und überließen ihn dort ihren Geschwistern, den Träumen, die ihn mit offenen Armen aufnahmen und das ruhende Haupt unseres Freundes mit dem Vorbilde des Himmels umgaben.

Am frühen Morgen war er schon wieder erwacht und dachte seiner verstehenden Unterhandlung nach. Er kehrte in das Haus der verlassenen Eltern zurück, wo man ihn mit Verwunderung aufnahm. Er trug sein Anbringen bescheiden vor und fand gar bald mehr und weniger Schwierigkeiten, als er vermuthet hatte. Geschehen war es einmal, und wenn gleich außerordentlich strenge und harte Leute sich gegen das Vergangene und Nichtzuändernde mit Gewalt zu setzen und das Uebel dadurch zu vermehren pflegen, so hat dagegen das Geschehene auf die Gemüther der Meisten eine unwiderstehliche Gewalt, und was unmöglich schien, nimmt sogleich, als es geschehen ist, neben dem Gemeinen seinen Platz ein. Es war also bald ausgemacht, daß der Herr Melina die Tochter heirathen sollte; dagegen sollte sie wegen ihrer Unart kein Heirathsgut mitnehmen und versprechen, das Vermächtniß einer Tante noch einige Jahre gegen geringe Interessen in des Vaters Händen zu lassen. Der zweite Punkt wegen einer bürgerlichen Versorgung fand schon größere Schwierigkeiten. Man wollte das ungerathene Kind nicht vor Augen sehen, man wollte die Verbindung eines hergelaufenen Menschen mit einer so angesehenen Familie, welche sogar mit einem Superintendenten verwandt war, sich durch die Gegenwart nicht beschämend aufrücken lassen; man kannte ebenso wenig dessen, daß die fürstlichen Collegien ihm eine Stelle anvertrauen würden. Beide Eltern waren gleich stark dagegen, und Wilhelm, der sehr eifrig dafür sprach, weil er dem Menschen, den er geringschätzte, die Rückkehr auf das Theater nicht gönnte und überzeugt war, daß er eines solchen Glückes nicht werth sei, konnte mit allen seinen Argumenten nichts ausrichten. Hätte er die geheimen Triebfedern gekannt, so würde er sich die Mühe gar nicht gegeben haben, die Eltern überreden

zu wollen. Denn der Vater, der ſeine Tochter gerne bei ſich behalten hätte, haßte den jungen Menſchen, weil ſeine Frau ſelbſt ein Auge auf ihn geworfen hatte, und dieſe konnte in ihrer Stieftochter eine glückliche Nebenbuhlerin nicht vor Augen leiden. Und ſo mußte Melina wider ſeinen Willen mit ſeiner jungen Braut, die ſchon größere Luſt bezeigte, die Welt zu ſehen und ſich der Welt ſehen zu laſſen, nach einigen Tagen abreiſen, um bei irgend einer Geſellſchaft ein Unterkommen zu finden.

Funfzehntes Kapitel.

Glückliche Jugend! glückliche Zeiten des erſten Liebebedürfniſſes! Der Menſch iſt dann wie ein Kind, das ſich am Echo ſtundenlang ergetzt, die Unkoſten des Geſpräches allein trägt und mit der Unterhaltung wohl zufrieden iſt, wenn der unſichtbare Gegenpart auch nur die letzten Silben der ausgerufenen Worte wiederholt.

So war Wilhelm in den frühern, beſonders aber in den ſpätern Zeiten ſeiner Leidenſchaft für Marianen, als er den ganzen Reichthum ſeines Gefühls auf ſie hinübertrug und ſich dabei als einen Bettler anſah, der von ihren Almoſen lebte. Und wie uns eine Gegend reizender, ja allein reizend vorkommt, wenn ſie von der Sonne beſchienen wird, ſo war auch Alles in ſeinen Augen verſchönert und verherrlicht, was ſie umgab, was ſie berührte.

Wie oft ſtand er auf dem Theater hinter den Wänden, wozu er ſich das Privilegium von dem Direktor erbeten hatte! Dann war freilich die perſpektiviſche Magie verſchwunden; aber die viel mächtigere Zauberei der Liebe fing erſt an zu wirken. Stundenlang konnte er am ſchmutzigen Lichtwagen ſtehen, den Qualm der Unſchlittlampen einziehen, nach der Geliebten hinausblicken und, wenn ſie wieder hereintrat und ihn freundlich anſah, ſich in Wonne verloren dicht an den Balken- und Lattengerippe in einen paradieſiſchen Zuſtand verſetzt fühlen. Die ausgeſtopften Lämmchen, die Waſſerfälle von Zindel, die pappenen Roſenſtöcke und die einſeitigen Strohhütten erregten in ihm liebliche dichteriſche Bilder uralter Schäferwelt. Sogar die in der Nähe häßlich erſcheinenden Tänzerinnen waren ihm nicht immer zuwider, weil ſie auf einem Brette mit ſeiner Vielgeliebten ſtanden. Und ſo iſt es gewiß, daß Liebe, welche Roſenlauben, Myrtenwäldchen und Mondſchein erſt beleben muß,

auch sogar Hobelspänen und Papierschnitzeln einen Anschein belebter Naturen geben kann. Sie ist eine so starke Würze, daß selbst schale und elle Brühen davon schmackhaft werden. Solch einer Würze bedurft' es freilich, um jenen Zustand leidlich, ja in der Folge angenehm zu machen, in welchem er gewöhnlich ihre Stube, ja gelegentlich sie selbst antraf.

In einem feinen Bürgerhause erzogen, war Ordnung und Reinlichkeit das Element, worin er athmete, und indem er von seines Vaters Prunkliebe einen Theil geerbt hatte, wußte er in den Knabenjahren sein Zimmer, das er als sein kleines Reich ansah, stattlich auszustaffiren. Seine Bettvorhänge waren in große Falten aufgezogen und mit Quasten befestigt, wie man Throne vorzustellen pflegt; er hatte sich einen Teppich in die Mitte des Zimmers und einen feinern auf den Tisch anzuschaffen gewußt; seine Bücher und Geräthschaften legte und stellte er fast mechanisch so, daß ein niederländischer Maler gute Gruppen zu seinen Stillleben hätte herausnehmen können. Eine weiße Mütze hatte er wie einen Turban zurecht gebunden und die Aermel seines Schlafrocks nach orientalischem Kostüme kurz stutzen lassen. Doch gab er hiervon die Ursache an, daß die langen weiten Aermel ihn im Schreiben hinderten. Wenn er Abends ganz allein war und nicht mehr fürchten durfte, gestört zu werden, trug er gewöhnlich eine seidene Schärpe um den Leib, und er soll manchmal einen Dolch, den er sich aus einer alten Rüstkammer zugeeignet, in den Gürtel gesteckt und so die ihm zugetheilten tragischen Rollen memorirt und probirt, ja in eben dem Sinne sein Gebet kniend auf dem Teppich verrichtet haben.

Wie glücklich pries er daher in jenen Zeiten den Schauspieler, den er im Besitz so mancher majestätischen Kleider, Rüstungen und Waffen und in steter Uebung eines edlen Betragens sah, dessen Geist einen Spiegel des Herrlichsten und Prächtigsten, was die Welt an Verhältnissen, Gesinnungen und Leidenschaften hervorgebracht, darzustellen schien. Ebenso dachte sich Wilhelm auch das häusliche Leben eines Schauspielers als eine Reihe von würdigen Handlungen und Beschäftigungen, davon die Erscheinung auf dem Theater die äußerste Spitze sei, etwa wie ein Silber, das vom Läuterfeuer lange herumgetrieben werden, endlich farbig schön vor den Augen des Arbeiters erscheint und ihm zugleich andeutet, daß das Metall nunmehr von allen fremden Zusätzen gereiniget sei.

Wie sehr stutzte er daher anfangs, wenn er sich bei seiner

Geliebten befand und durch den glücklichen Nebel, der ihn umgab, nebenaus auf Tische, Stühle und Boden sah. Die Trümmer eines augenblicklichen leichten und falschen Putzes lagen, wie das glänzende Kleid eines abgeschuppten Fisches, zerstreut in wilder Unordnung durch einander. Die Werkzeuge menschlicher Reinlichkeit, als Kämme, Seife, Tücher, waren mit den Spuren ihrer Bestimmung gleichfalls nicht versteckt. Musik, Rollen und Schube, Wäsche und italienische Blumen, Etuis, Haarnadeln, Schminktöpfchen und Bänder, Bücher und Strohhüte, keines verschmähte die Nachbarschaft des andern, alle waren durch ein gemeinschaftliches Element, durch Puder und Staub, vereinigt. Jedoch da Wilhelm in ihrer Gegenwart wenig von allem Andern bemerkte, ja vielmehr ihm Alles, was ihr gehörte, sie berührt hatte, lieb werden mußte, so fand er zuletzt in dieser verworrenen Wirthschaft einen Reiz, den er in seiner stattlichen Prunkordnung niemals empfunden hatte. Es war ihm, wenn er hier ihre Schnürbrust wegnahm, um zum Klavier zu kommen, dort ihre Röcke aufs Bette legte, um sich setzen zu können, wenn sie selbst mit unbefangener Freimüthigkeit manches Natürliche, das man sonst gegen einen Andern aus Anstand zu verheimlichen pflegt, vor ihm nicht zu verbergen suchte — es war ihm, sag' ich, als wenn er ihr mit jedem Augenblicke näher würde, als wenn eine Gemeinschaft zwischen ihnen durch unsichtbare Bande befestigt würde.

Nicht ebenso leicht konnte er die Aufführung der übrigen Schauspieler, die er bei seinen ersten Besuchen manchmal bei ihr antraf, mit seinen Begriffen vereinigen. Geschäftig im Müßiggange, schienen sie an ihren Beruf und Zweck am Wenigsten zu denken; über den poetischen Werth eines Stückes hörte er sie niemals reden und weder richtig noch unrichtig darüber urtheilen; es war immer nur die Frage: Was wird das Stück machen? Ist es ein Zugstück? Wie lange wird es spielen? Wie oft kann es wol gegeben werden? und was Fragen und Bemerkungen dieser Art mehr waren. Dann ging es gewöhnlich auf den Direktor los, daß er mit der Gage zu karg und besonders gegen den Einen und den Andern ungerecht sei, dann auf das Publikum, daß es mit seinem Beifall selten den rechten Mann belohne, daß das deutsche Theater sich täglich verbessere, daß der Schauspieler nach seinen Verdiensten immer mehr geehrt werde und nicht genug geehrt werden könne. Dann sprach man viel von Kaffeehäusern und Weingärten, und was daselbst vorgefallen, wie viel irgend ein Kamerad Schulden habe und

Abzug leiden müsse, von Disproportion der wöchentlichen Gage, von Kabalen einer Gegenpartei; wobei denn doch zuletzt die große und verdiente Aufmerksamkeit des Publikums wieder in Betracht kam, und der Einfluß des Theaters auf die Bildung einer Nation und der Welt nicht vergessen wurde.

Alle diese Dinge, die Wilhelmen sonst schon manche unruhige Stunde gemacht hatten, kamen ihm gegenwärtig wieder ins Gedächtniß, als ihn sein Pferd langsam nach Hause trug, und er die verschiedenen Vorfälle, die ihm begegnet waren, überlegte. Die Bewegung, welche durch die Flucht eines Mädchens in eine gute Bürgerfamilie, ja in ein ganzes Städtchen gekommen war, hatte er mit Augen gesehen; die Scenen auf der Landstraße und im Amthause, die Gesinnungen Mariana's, und was sonst noch vorgegangen war, stellten sich ihm wieder dar und brachten seinen lebhaften, vordringenden Geist in eine Art von sorglicher Unruhe, die er nicht lange ertrug sondern seinem Pferde die Sporen gab und nach der Stadt zu eilte.

Allein auch auf diesem Wege rannte er nur neuen Unannehmlichkeiten entgegen. Werner, sein Freund und vermuthlicher Schwager, wartete auf ihn, um ein ernsthaftes, bedeutendes und unerwartetes Gespräch mit ihm anzufangen.

Werner war einer von den geprüften, in ihrem Dasein bestimmten Leuten, die man gewöhnlich kalte Leute zu nennen pflegt, weil sie bei Anlässen weder schnell noch sichtlich aufledern. Auch war sein Umgang mit Wilhelmen ein anhaltender Zwist, wodurch sich ihre Liebe aber nur desto fester knüpfte; denn ungeachtet ihrer verschiedenen Denkungsart fand Jeder seine Rechnung bei dem Andern. Werner that sich darauf etwas zu Gute, daß er dem vortrefflichen, obgleich gelegentlich ausschweifenden Geist Wilhelm's mitunter Zügel und Gebiß anzulegen schien, und Wilhelm fühlte oft einen herrlichen Triumph, wenn er seinen bedächtigen Freund in warmer Aufwallung mit sich fortnahm. So übte sich Einer an dem Andern, sie wurden gewohnt, sich täglich zu sehen, und man hätte sagen sollen, das Verlangen, einander zu finden, sich mit einander zu besprechen, sei durch die Unmöglichkeit, einander verständlich zu werden, vermehrt worden. Im Grunde aber gingen sie doch, weil sie Beide gute Menschen waren, neben einander, mit einander nach einem Ziel und konnten niemals begreifen, warum denn Keiner den Andern auf seine Gesinnung reduciren konne.

Werner bemerkte seit einiger Zeit, daß Wilhelm's Besuche seltener wurden, daß er in Lieblingsmaterien kurz und zerstreut

abbrach, daß er ſich nicht mehr in lebhafte Ausbildung ſeltſamer Vorſtellungen vertiefte, an welcher ſich freilich ein freies, in der Gegenwart des Freundes Ruhe und Zufriedenheit findendes Gemüth am Sicherſten erkennen läßt. Der pünktliche und bedächtige Werner ſuchte anfangs den Fehler in ſeinem eigenen Betragen, bis ihn einige Stadtgeſpräche auf die rechte Spur brachten, und einige Unterrichtigkeiten Wilhelm's ihn der Gewißheit näher führten. Er ließ ſich auf eine Unterſuchung ein und entdeckte gar bald, daß Wilhelm vor einiger Zeit eine Schauſpielerin öffentlich beſucht, mit ihr auf dem Theater geſprochen und ſie nach Hauſe gebracht habe. Er wäre troſtlos geweſen, wenn ihm auch die nächtlichen Zuſammenkünfte bekannt geworden wären; denn er hörte, daß Mariane ein verführeriſches Mädchen ſei, die ſeinen Freund wahrſcheinlich ums Geld bringe und ſich noch nebenher von dem unwürdigſten Liebhaber unterhalten laſſe. Sobald er ſeinen Verdacht, ſo viel möglich, zur Gewißheit erhoben, beſchloß er einen Angriff auf Wilhelmen und war mit allen Anſtalten völlig in Bereitſchaft, als Dieſer eben verdrießlich und verſtimmt von ſeiner Reiſe zurückkam.

Werner trug ihm noch denſelbigen Abend Alles, was er wußte, erſt gelaſſen, dann mit dem dringenden Ernſte einer wohldenkenden Freundſchaft vor, ließ keinen Zug unbeſtimmt und gab ſeinem Freunde alle die Bitterkeiten zu koſten, die ruhige Menſchen an Liebende mit tugendhafter Schadenfreude ſo freigebig auszuſpenden pflegen. Aber wie man ſich denken kann, richtete er wenig aus. Wilhelm verſetzte mit inniger Bewegung, doch mit großer Sicherheit: „Du kennſt das Mädchen nicht! Der Schein iſt vielleicht nicht zu ihrem Vortheil; aber ich bin ihrer Treue und Tugend ſo gewiß als meiner Liebe.“

Werner beharrte auf ſeiner Anklage und erbot ſich zu Beweiſen und Zeugen. Wilhelm verwarf ſie und entfernte ſich von ſeinem Freunde verdrießlich und erſchüttert, wie Einer, dem ein ungeſchickter Zahnarzt einen ſchadhaften feſtſitzenden Zahn gefaßt und vergebens daran gerückt hat.

Höchſt unbehaglich fand ſich Wilhelm, das ſchöne Bild Marianens erſt durch die Grillen der Reiſe, dann durch Werner's Unfreundlichkeit in ſeiner Seele getrübt und beinahe entſtellt zu ſehen. Er griff zum ſicherſten Mittel, ihm die völlige Klarheit und Schönheit wiederherzuſtellen, indem er Nachts auf den gewöhnlichen Wegen zu ihr hineilte. Sie empfing ihn mit lebhafter Freude; denn er war bei ſeiner Ankunft vorbeigeritten, ſie hatte ihn dieſe Nacht erwartet, und es läßt ſich denken, daß

alle Zweifel bald aus seinem Herzen vertrieben wurden. Ja, ihre Zärtlichkeit schloß sein ganzes Vertrauen wieder auf, und er erzählte ihr, wie sehr sich das Publikum, wie sehr sich sein Freund an ihr versündiget.

Mancherlei lebhafte Gespräche führten sie auf die ersten Zeiten ihrer Bekanntschaft, deren Erinnerung eine der schönsten Unterhaltungen zweier Liebenden bleibt. Die ersten Schritte, die uns in den Irrgarten der Liebe bringen, sind so angenehm, die ersten Aussichten so reizend, daß man sie gar zu gern in sein Gedächtniß zurückruft. Jeder Theil sucht einen Vorzug vor dem andern zu behalten, er habe früher, uneigennütziger geliebt, und Jedes wünscht in diesem Wettstreite lieber überwunden zu werden als zu überwinden.

Wilhelm wiederholte Marianen, was sie schon so oft gehört hatte, daß sie bald seine Aufmerksamkeit von dem Schauspiel ab und auf sich allein gezogen habe, daß ihre Gestalt, ihr Spiel, ihre Stimme ihn gefesselt, wie er zuletzt nur die Stücke, in denen sie gespielt, besucht habe, wie er endlich aufs Theater geschlichen sei, oft, ohne von ihr bemerkt zu werden, neben ihr gestanden habe; dann sprach er mit Entzücken von dem glücklichen Abende, an dem er eine Gelegenheit gefunden, ihr eine Gefälligkeit zu erzeigen und ein Gespräch einzuleiten.

Mariane dagegen wollte nicht Wort haben, daß sie ihn so lange nicht bemerkt hätte; sie behauptete, ihn schon auf dem Spaziergange gesehen zu haben, und bezeichnete ihm zum Beweis das Kleid, das er am selbigen Tage angehabt; sie behauptete, daß er ihr damals vor allen Andern gefallen, und daß sie seine Bekanntschaft gewünscht habe.

Wie gern glaubte Wilhelm das Alles! wie gern ließ er sich überreden, daß sie zu ihm, als er sich ihr genähert, durch einen unwiderstehlichen Zug hingeführt worden, daß sie absichtlich zwischen die Coulissen neben ihn getreten sei, um ihn näher zu sehen und Bekanntschaft mit ihm zu machen, und daß sie zuletzt, da seine Zurückhaltung und Blödigkeit nicht zu überwinden gewesen, ihm selbst Gelegenheit gegeben und ihn gleichsam genöthigt habe, ein Glas Limonade herbeizuholen!

Unter diesem liebevollen Wettstreit, den sie durch alle kleine Umstände ihres kurzen Romans verlebten, verzingen ihnen die Stunden sehr schnell, und Wilhelm verließ völlig beruhigt seine Geliebte, mit dem festen Vorsatze, sein Vorhaben unverzüglich ins Werk zu richten.

Sechzehntes Kapitel.

Was zu ſeiner Abreiſe nöthig war, hatten Vater und Mutter beſorgt; nur einige Kleinigkeiten, die an der Campage fehlten, verzögerten ſeinen Aufbruch um einige Tage. Wilhelm benutzte dieſe Zeit, um an Marianen einen Brief zu ſchreiben, wodurch er die Angelegenheit endlich zur Sprache bringen wollte, über welche ſie ſich mit ihm zu unterhalten bisher immer vermieden hatte. Folgendermaßen lautete der Brief:

„Unter der lieben Hülle der Nacht, die mich ſonſt in Deinen Armen bedeckte, ſitze ich und denke und ſchreibe an Dich, und was ich ſinne und treibe, iſt nur um Deinetwillen. O Mariane! mir, dem glücklichſten unter den Männern, iſt es wie einem Bräutigam, der ahnungsvoll, welch eine neue Welt ſich in ihm und durch ihn entwickeln wird, auf den feſtlichen Teppichen ſteht und während der heiligen Ceremonien ſich gedankenvoll lüftern vor die geheimnißreichen Vorhänge verſetzt, weder ihm die Lieblichkeit der Liebe entgegenräuſelt.

„Ich habe über mich gewonnen, Dich in einigen Tagen nicht zu ſehen; es war leicht in Hoffnung einer ſolchen Entſchädigung, ewig mit Dir zu ſein, ganz der Deinige zu bleiben! Soll ich wiederholen, was ich wünſche? Und doch iſt es nöthig; denn es ſcheint, als habeſt Du mich bisher nicht verſtanden.

„Wie oft habe ich mit leiſen Tönen der Treue, die, weil ſie Alles zu halten wünſcht, wenig zu ſagen wagt, an Deinem Herzen geforſcht nach dem Verlangen einer ewigen Verbindung! Verſtanden haſt Du mich gewiß; denn in Deinem Herzen muß eben der Wunſch keimen; vernommen haſt Du mich in jedem Kuſſe, in der anſchmiegenden Ruhe jener glücklichen Abende. Da lernt' ich Deine Beſcheidenheit kennen, und wie vermehrte ſich meine Liebe! Wo eine Andere ſich künſtlich betragen hätte, um durch überflüſſigen Sonnenſchein einen Entſchluß in dem Herzen ihres Liebhabers zur Reife zu bringen, eine Erklärung hervorzulocken und ein Verſprechen zu befeſtigen — eben da ziehſt Du Dich zurück, ſchließeſt die halb geöffnete Bruſt Deines Geliebten wieder zu und ſuchſt durch eine anſcheinende Gleichgültigkeit Deine Beiſtimmung zu verbergen. Aber ich verſtehe Dich! Welch ein Elender müßte ich ſein, wenn ich an dieſen Zeichen die reine, uneigennützige, nur für den Freund beſorgte Liebe nicht erkennen wollte! Vertraue mir und ſei ruhig! Wir

gehören einander an, und Keins von Beiden verläßt oder verliert etwas, wenn wir für einander leben.

„Nimm sie hin, diese Hand! Feierlich noch dies überflüssige Zeichen! Alle Freuden der Liebe haben wir empfunden, aber es sind neue Seligkeiten in dem bestätigten Gedanken der Dauer. Frage nicht, wie? Sorge nicht! Das Schicksal sorgt für die Liebe, und um so gewisser, da Liebe genügsam ist.

„Mein Herz hat schon lange meiner Eltern Haus verlassen; es ist bei Dir, wie mein Geist auf der Bühne schwebt. O meine Geliebte! Ist wol einem Menschen so gewährt, seine Wünsche zu verbinden, wie mir? Kein Schlaf kommt in meine Augen, und wie eine ewige Morgenröthe steigt Deine Liebe und Dein Glück vor mir auf und ab.

„Kaum, daß ich mich halte, nicht auffahre, zu Dir hinrenne und mir Deine Einwilligung erzwinge und gleich morgen früh weiter in die Welt nach meinem Ziele hinstrebe. Nein, ich will mich bezwingen! ich will nicht unbesonnen thörichte, verwegene Schritte thun; mein Plan ist entworfen, und ich will ihn ruhig ausführen.

„Ich bin mit Direktor Serlo bekannt; meine Reise geht gerade zu ihm. Er hat vor einem Jahre oft seinen Leuten etwas von meiner Lebhaftigkeit und Freude am Theater gewünscht, und ich werde ihm gewiß willkommen sein; denn bei Eurer Truppe möchte ich aus mehr als einer Ursache nicht eintreten; auch spielt Serlo so weit von hier, daß ich anfangs meinen Schritt verbergen kann. Einen leidlichen Unterhalt finde ich da gleich; ich sehe mich in dem Publikum um, lerne die Gesellschaft kennen und hole Dich nach.

„Mariane, Du siehst, was ich über mich gewinnen kann, um Dich gewiß zu haben; denn Dich so lange nicht zu sehen, Dich in der weiten Welt zu wissen — recht lebhaft darf ich mir's nicht denken. Wenn ich mir dann aber wieder Deine Liebe vorstelle, die mich vor Allem sichert, wenn Du meine Bitte nicht verschmähst, ehe wir scheiden, und Du mir Deine Hand vor dem Priester reichst — so werde ich ruhig gehen. Es ist nur eine Formel unter uns, aber eine so schöne Formel, der Segen des Himmels zu dem Segen der Erde. In der Nachbarschaft, im Ritterschaftlichen, geht es leicht und heimlich an. Für den Anfang habe ich Geld genug; wir wollen theilen, es wird für uns Beide hinreichen; ehe das verzehrt ist, wird der Himmel weiter helfen.

„Ja, Liebste, es ist mir gar nicht bange. Was mit so viel Fröhlichkeit begonnen wird, muß ein glückliches Ende erreichen.

Ich habe nie gezweifelt, daß man sein Fortkommen in der Welt finden könne, wenn es Einem Ernst ist, und ich fühle Muth genug für Zwei, ja für Mehrere einen reichlichen Unterhalt zu gewinnen. Die Welt ist undankbar, sagen Viele; ich habe noch nicht gefunden, daß sie undankbar sei, wenn man auf die rechte Art etwas für sie zu thun weiß. Mir glubt die ganze Seele bei dem Gedanken, endlich einmal aufzutreten und den Menschen in das Herz hinein zu reden, was sie sich so lange zu hören sehnen. Wie tausendmal ist es freilich mir, der ich von der Herrlichkeit des Theaters so eingenommen bin, bang durch die Seele gegangen, wenn ich die Elendesten gesehen habe sich einbilden, sie könnten uns ein großes, treffliches Wort ans Herz reden. Ein Ton, der durch die Fistel gezwungen wird, klingt viel besser und reiner; es ist unerhört, wie sich diese Burschc in ihrer groben Ungeschicklichkeit versündigen.

„Das Theater hat oft einen Streit mit der Kanzel gehabt; sie sollten, dünkt mich, nicht mit einander hadern. Wie sehr wäre zu wünschen, daß an beiden Orten nur durch edle Menschen Gott und Natur verherrlicht würden! Es sind keine Träume, meine Liebste! Wie ich an Deinem Herzen habe fühlen können, daß Du in Liebe bist, so ergreife ich auch den glänzenden Gedanken und sage — ich will's nicht aussagen, aber hoffen will ich, daß wir einst als ein Paar gute Geister den Menschen erscheinen werden, ihre Herzen aufzuschließen, ihre Gemüther zu berühren und ihnen himmlische Genüsse zu bereiten, so gewiß mir an Deinem Busen Freuden gewährt waren, die immer himmlisch genannt werden müssen, weil wir uns in jenen Augenblicken aus uns selbst gerückt, über uns selbst erhaben fühlen.

„Ich kann nicht schließen; ich habe schon zu viel gesagt und weiß nicht, ob ich Dir schon Alles gesagt habe, Alles, was Dich angeht; denn die Bewegung des Nahes, das sich in meinem Herzen dreht, sind keine Worte vermögend auszudrücken.

„Nimm dieses Blatt indeß, meine Liebe! Ich habe es wieder durchgelesen und finde, daß ich von vorne anfangen sollte; doch enthält es Alles, was Du zu wissen nöthig hast, was Dir Vorbereitung ist, wenn ich bald mit Fröhlichkeit der süßen Liebe an Deinen Busen zurückkehre. Ich komme mir vor wie ein Gefangener, der in einem Kerker lauschend seine Fesseln abfeilt. Ich sage gute Nacht meinen sorglos schlafenden Eltern.

„Lebe wohl, Geliebte! Lebe wohl! Für diesmal schließ' ich; die Augen sind mir zwei-, dreimal zugefallen; es ist schon tief in der Nacht."

Siebzehntes Kapitel.

Der Tag wollte nicht endigen, als Wilhelm, seinen Brief schön gefaltet in der Tasche, sich zu Marianen hinsehnte; auch war es kaum düster geworden, als er sich wider seine Gewohnheit nach ihrer Wohnung hinschlich. Sein Plan war, sich auf die Nacht anzumelden, seine Geliebte auf kurze Zeit wieder zu verlassen, ihr, ehe er wegginge, den Brief in die Hand zu drücken und bei seiner Rückkehr in tiefer Nacht ihre Antwort, ihre Einwilligung zu erhalten oder durch die Nacht seiner Liebkosungen zu erzwingen. Er flog in ihre Arme und konnte sich an ihrem Busen kaum wieder fassen. Die Lebhaftigkeit seiner Empfindungen verbarg ihm anfangs, daß sie nicht, wie sonst, mit Herzlichkeit antwortete; doch konnte sie einen ängstlichen Zustand nicht lange verbergen; sie schützte eine Krankheit, eine Unpäßlichkeit vor, sie beklagte sich über Kopfweh, sie wollte sich auf den Vorschlag, daß er heute Nacht wiederkommen wolle, nicht einlassen. Er ahnte nichts Böses, drang nicht weiter in sie, fühlte aber, daß es nicht die Stunde sei, ihr seinen Brief zu übergeben. Er behielt ihn bei sich, und da verschiedene ihrer Bewegungen und Reden ihn auf eine höfliche Weise wegzugehen nöthigten, ergriff er im Taumel seiner ungenügsamen Liebe eines ihrer Halstücher, steckte es in die Tasche und verließ wider Willen ihre Lippen und ihre Thüre. Er schlich nach Hause, konnte aber auch da nicht lange bleiben, leitete sich um und suchte wieder die freie Luft.

Als er einige Straßen auf- und abgegangen war, begegnete ihm ein Unbekannter, der nach einem gewissen Gasthofe fragte. Wilhelm erbot sich, ihm das Haus zu zeigen; der Fremde erkundigte sich nach dem Namen der Straße, nach den Besitzern verschiedener großen Gebäude, vor denen sie vorbeigingen, sodann nach einigen Polizeieinrichtungen der Stadt, und sie waren in einem ganz interessanten Gespräche begriffen, als sie am Thore des Wirthshauses ankamen. Der Fremde nöthigte seinen Führer, hineinzutreten und ein Glas Punsch mit ihm zu trinken; zugleich gab er seinen Namen an und seinen Geburtsort, auch die Geschäfte, die ihn hierher gebracht hätten, und ersuchte Wilhelmen um ein gleiches Vertrauen. Dieser verschwieg ebenso wenig seinen Namen als seine Wohnung.

„Sind Sie nicht ein Enkel des alten Meister's, der die schöne Kunstsammlung besaß?" fragte der Fremde.

„Ja, ich bin's. Ich war zehn Jahre, als der Großvater starb, und es schmerzte mich lebhaft, diese schönen Sachen verkaufen zu sehen."

„Ihr Vater hat eine große Summe Geldes dafür erhalten."

„Sie wissen also davon?"

„O ja! Ich habe diesen Schatz noch in Ihrem Hause gesehen. Ihr Großvater war nicht blos ein Sammler; er verstand sich auf die Kunst, er war in einer frühern glücklichen Zeit in Italien gewesen und hatte Schätze von dort mit zurückgebracht, welche jetzt um keinen Preis mehr zu haben wären. Er besaß treffliche Gemälde von den besten Meistern; man traute kaum seinen Augen, wenn man seine Handzeichnungen durchsah; unter seinen Marmorn waren einige unschätzbare Fragmente; von Bronzen besaß er eine sehr instruktive Suite; so hatte er auch seine Münzen für Kunst und Geschichte zweckmäßig gesammelt; seine wenigen geschnittenen Steine verdienten alles Lob; auch war das Ganze gut aufgestellt, wenngleich die Zimmer und Säle des alten Hauses nicht symmetrisch gebaut waren."

„Sie können denken, was wir Kinder verloren, als alle die Sachen heruntergenommen und eingepackt wurden. Es waren die ersten traurigen Zeiten meines Lebens. Ich weiß noch, wie leer uns die Zimmer vorkamen, als wir die Gegenstände nach und nach verschwinden sahen, die uns von Jugend auf unterhalten hatten, und die wir ebenso unveränderlich hielten als das Haus und die Stadt selbst."

„Wenn ich nicht irre, so gab Ihr Vater das gelöste Kapital in die Handlung eines Nachbars, mit dem er eine Art Gesellschaftshandel einging."

„Ganz richtig! Und ihre gesellschaftlichen Spekulationen sind ihnen wohl geglückt; sie haben in diesen zwölf Jahren ihr Vermögen sehr vermehrt und sind Beide nur desto heftiger auf den Erwerb gestellt. Auch hat der alte Werner einen Sohn, der sich viel besser zu diesem Handwerke schickt als ich."

„Es thut mir leid, daß dieser Ort eine solche Zierde verloren hat, als das Kabinet Ihres Großvaters war. Ich sah es noch kurz vorher, ehe es verkauft wurde, und ich darf wohl sagen, ich war Ursache, daß der Kauf zu Stande kam. Ein reicher Goelmann, ein großer Liebhaber, der aber bei so einem wichtigen Handel sich nicht allein auf sein eigen Urtheil verließ, hatte mich hierher geschickt und verlangte meinen Rath. Sechs Tage besah ich das Kabinet, und am siebenten rieth ich meinem

Freunde, die ganze geforderte Summe ohne Anstand zu bezahlen. Sie waren als ein munterer Knabe oft um mich herum; Sie erklärten mir die Gegenstände der Gemälde und wußten überhaupt das Kabinet recht gut auszulegen."

„Ich erinnere mich einer solchen Person; aber in Ihnen hätte ich sie nicht wiedererkannt."

„Es ist auch schon eine geraume Zeit, und wir verändern uns doch mehr oder weniger. Sie hatten, wenn ich mich recht erinnere, ein Lieblingsbild darunter, von dem Sie mich gar nicht weglassen wollten."

„Ganz richtig! Es stellte die Geschichte vor, wie der kranke Königssohn sich über die Braut seines Vaters in Liebe verzehrt." *)

„Es war eben nicht das beste Gemälde, nicht gut zusammengesetzt, von keiner sonderlichen Farbe, und die Ausführung durchaus manierirt."

„Das verstand ich nicht und versteh' es noch nicht; der Gegenstand ist es, der mich an einem Gemälde reizt, nicht die Kunst."

„Da schien Ihr Großvater anders zu denken; denn der größte Theil seiner Sammlung bestand aus trefflichen Sachen, in denen man immer das Verdienst ihres Meisters bewunderte, sie mochten vorstellen, was sie wollten; auch hing dieses Bild in dem äußersten Vorsaale, zum Zeichen, daß er es wenig schätzte."

„Da war es eben, wo wir Kinder immer spielen durften, und wo dieses Bild einen unauslöschlichen Eindruck auf mich machte, den mir selbst Ihre Kritik, die ich übrigens verehre, nicht auslöschen könnte, wenn wir auch jetzt vor dem Bilde ständen. Wie jammerte mich, wie jammert mich noch ein Jüngling, der die süßen Triebe, das schönste Erbtheil, das uns die Natur gab, in sich verschließen und das Feuer, das ihn und Andere erwärmen und beleben sollte, in seinem Busen verbergen muß, so

*) Es ist die Geschichte vom Antiochus, dem Sohne des syrischen Königs Seleukus, der in seine junge Stiefmutter Stratonice verliebt war. Seleukus trat sie ihm ab, als der Arzt Erasistratus in dieser Liebe den Grund der unheilbaren Krankheit des Antiochus erkannt hatte. Eines der beiden diese Scene darstellenden Gemälde von Gerard de Lairesse hatte Winckelmann in dem „Sendschreiben über die Gedanken von der Nachahmung der griechischen Werke in der Malerei und Bildhauerkunst" (1756) ausführlich beschrieben und in Bezug auf Erfindung, Komposition und Kolorit sehr hoch gestellt, ja, es unter die ersten der Welt gesetzt. Es befindet sich jetzt im Besitze des Großherzogs von Mecklenburg-Schwerin in Ludwigslust, einer größeren Wiederholung befindet zu Amsterdam.

daß sein Innerstes unter ungeheuren Schmerzen verzehrt wird! Wie bedaure ich die Unglückliche, die sich einem Andern widmen soll, wenn ihr Herz schon den würdigen Gegenstand eines wahren und reinen Verlangens gefunden hat!"

„Diese Gefühle sind freilich sehr weit von jenen Betrachtungen entfernt, unter denen ein Kunstliebhaber die Werke großer Meister anzusehen pflegt; wahrscheinlich würde Ihnen aber, wenn das Kabinet ein Eigenthum Ihres Hauses geblieben wäre, nach und nach der Sinn für die Werke selbst aufgegangen sein, so daß Sie nicht immer nur Sich selbst und Ihre Neigung in den Kunstwerken gesehen hätten."

„Gewiß that mir der Verkauf des Kabinets gleich sehr leid, und ich habe es auch in reifern Jahren öfters vermißt; wenn ich aber bedenke, daß es gleichsam so sein mußte, um eine Liebhaberei, um ein Talent in mir zu entwickeln, die weit mehr auf mein Leben wirken sollten, als jene leblosen Bilder je gethan hätten, so bescheide ich mich dann gern und verehre das Schicksal, das mein Bestes und eines Jeden Bestes einzuleiten weiß."

„Leider höre ich schon wieder das Wort Schicksal von einem jungen Manne aussprechen, der sich eben in einem Alter befindet, wo man gewöhnlich seinen lebhaften Neigungen den Willen höherer Wesen unterzuschieben pflegt."

„So glauben Sie kein Schicksal? keine Macht, die über uns waltet und Alles zu unserm Besten lenkt?"

„Es ist hier die Rede nicht von meinem Glauben, noch der Ort, auszulegen, wie ich mir Dinge, die uns Allen unbegreiflich sind, einigermaßen denkbar zu machen suche; hier ist nur die Frage, welche Vorstellungsart zu unserm Besten gereicht. Das Gewebe dieser Welt ist aus Nothwendigkeit und Zufall gebildet; die Vernunft des Menschen stellt sich zwischen beide und weiß sie zu beherrschen; sie behandelt das Nothwendige als den Grund ihres Daseins, das Zufällige weiß sie zu lenken, zu leiten und zu nutzen, und nur, indem sie fest und unerschütterlich steht, verdient der Mensch ein Gott der Erde genannt zu werden. Wehe Dem, der sich von Jugend auf gewöhnt, in dem Nothwendigen etwas Willkürliches finden zu wollen, der dem Zufälligen eine Art von Vernunft zuschreiben möchte, welcher zu folgen sogar eine Religion sei. Heißt das etwas weiter, als seinem eigenen Verstande entsagen und seinen Neigungen unbedingten Raum geben? Wir bilden uns ein, fromm zu sein, indem wir ohne Ueberlegung hinschlendern, uns durch angenehme

Zufälle determiniren lassen und endlich dem Resultate eines solchen schwankenden Lebens den Namen einer göttlichen Führung geben."

„Waren Sie niemals in dem Falle, daß ein kleiner Umstand Sie veranlaßte, einen gewissen Weg einzuschlagen, auf welchem bald eine gefällige Gelegenheit Ihnen entgegenkam, und eine Reihe von unerwarteten Vorfällen Sie endlich ans Ziel brachte, das Sie selbst noch kaum ins Auge gefaßt hatten? Sollte das nicht Ergebenheit in das Schicksal, Zutrauen zu einer solchen Leitung einflößen?"

„Mit diesen Gesinnungen könnte kein Mädchen ihre Tugend, Niemand sein Geld im Beutel behalten; denn es giebt Anlässe genug, beides los zu werden. Ich kann mich nur über den Menschen freuen, der weiß, was ihm und Andern nütze ist und seine Willkür zu beschränken arbeitet. Jeder hat sein eigen Glück unter den Händen, wie der Künstler eine rohe Materie, die er zu einer Gestalt umbilden will. Aber es ist mit dieser Kunst wie mit allen; nur die Fähigkeit dazu wird uns angeboren; sie will gelernt und sorgfältig ausgeübt sein."

Dieses und Mehreres wurde noch unter ihnen abgehandelt; endlich trennten sie sich, ohne daß sie einander sonderlich überzeugt zu haben schienen, doch bestimmten sie auf den folgenden Tag einen Ort der Zusammenkunft.

Wilhelm ging noch einige Straßen auf und nieder; er hörte Klarinetten, Waldhörner und Fagotte; es schwoll sein Busen. Durchreisende Spielleute machten eine angenehme Nachtmusik. Er sprach mit ihnen, und um ein Stück Geld folgten sie ihm zu Marianens Wohnung. Hohe Bäume zierten den Platz vor ihrem Hause; darunter stellte er seine Sänger; er selbst ruhte auf einer Bank in einiger Entfernung und überließ sich ganz den schwebenden Tönen, die in der labenden Nacht um ihn säuselten. Unter den holden Sternen hingestreckt, war ihm sein Dasein wie ein goldener Traum. „Sie hört auch diese Flöten," sagte er in seinem Herzen; „sie fühlt, wessen Andenken, wessen Liebe die Nacht wohltönend macht; auch in der Entfernung sind wir durch diese Melodien zusammengebunden, wie in jeder Entfernung durch die feinste Stimmung der Liebe. Ach, zwei liebende Herzen, sie sind wie zwei Magnetnadeln; was in der einen sich regt, muß auch die andere mit bewegen; denn es ist nur Eins, was in beiden wirkt, eine Kraft, die sie durchgeht. Kann ich in ihren Armen eine Möglichkeit fühlen, mich

von ihr zu trennen? Und doch, ich werde fern von ihr ſein, werde einen Heilort für unſere Liebe ſuchen und werde ſie immer mit mir haben. Wie oft iſt mir's geſchehen, daß ich, abweſend von ihr, in Gedanken an ſie verloren, ein Buch, ein Kleid oder ſonſt etwas berührte und glaubte ihre Hand zu fühlen, ſo ganz war ich mit ihrer Gegenwart umkleidet. Und jener Augenblicke mich zu erinnern, die das Licht des Tages wie das Auge des kalten Zuſchauers fliehen, die zu genießen Götter den ſchmerzloſen Zuſtand der reinen Seligkeit zu verlaſſen ſich entſchließen dürften! — Mich zu erinnern? — Als wenn man den Rauſch des Taumelkelchs in der Erinnerung erneuern könnte, der unſere Sinne, von himmliſchen Banden umſtrickt, aus aller ihrer Faſſung reißt! — Und ihre Geſtalt — —“ Er verlor ſich im Andenken an ſie; ſeine Ruhe ging in Verlangen über, er umfaßte einen Baum, kühlte ſeine heiße Wange an der Rinde, und die Winde der Nacht ſaugten begierig den Hauch auf, der aus dem reinen Buſen bewegt hervordrang. Er fühlte nach dem Halstuch, das er von ihr mitgenommen hatte; es war vergeſſen, es ſteckte im vorigen Kleide. Seine Lippen lechzten, ſeine Glieder zitterten vor Verlangen.

Die Muſik hörte auf, und es war ihm, als wär' er aus dem Elemente gefallen, in dem ſeine Empfindungen bisher emporgetragen wurden. Seine Unruhe vermehrte ſich, da ſeine Gefühle nicht mehr von den ſanften Tönen genährt und gelindert wurden. Er ſetzte ſich auf ihre Schwelle nieder und war ſchon mehr beruhigt. Er küßte den meſſingenen Ring, womit man an ihre Thüre pochte, er küßte die Schwelle, über die ihre Füße aus- und eingingen, und erwärmte ſie durch das Feuer ſeiner Bruſt. Dann ſaß er wieder eine Weile ſtille und dachte ſie hinter ihren Vorhängen, im weißen Nachtkleide, mit dem rothen Band um den Kopf, in ſüßer Ruhe, und dachte ſich ſelbſt ſo nahe zu ihr hin, daß ihm vorkam, ſie müßte nun von ihm träumen. Seine Gedanken waren lieblich wie die Geiſter der Dämmerung; Ruhe und Verlangen wechſelten in ihm; die Liebe lief mit ſchaudernder Hand tauſendfältig über alle Saiten ſeiner Seele; es war, als wenn der Geſang der Sphären über ihm ſtille ſtände, um die leiſen Melodien ſeines Herzens zu belauſchen.

Hätte er den Hauptſchlüſſel bei ſich gehabt, der ihm ſonſt Mariannens Thüre öffnete, er würde ſich nicht gehalten haben, würde ins Heiligthum der Liebe eingedrungen ſein. Doch er

entfernte sich langsam, schwankte bald träumend unter den Bäumen hin, wollte nach Hause und ward immer wieder umgewendet; endlich, als er's über sich vermochte, ging und an der Ecke noch einmal zurücksah, kam es ihm vor, als wenn Marianens Thüre sich öffnete, und eine dunkle Gestalt sich heraus bewegte. Er war zu weit, um deutlich zu sehen, und ehe er sich faßte und recht auffah, hatte sich die Erscheinung schon in der Nacht verloren; nur ganz weit glaubte er sie wieder an einem weißen Hause vorbeistreifen zu sehen. Er stand und blinzte, und ehe er sich ermannte und nacheilte, war das Phantom verschwunden. Wohin sollt' er ihm folgen? Welche Straße hatte den Menschen aufgenommen, wenn es einer war?

Wie Einer, dem der Blitz die Gegend in einem Winkel erhellte, gleich darauf mit geblendeten Augen die vorigen Gestalten, den Zusammenhang der Pfade in der Finsterniß vergebens sucht, so war's vor seinen Augen, so war's in seinem Herzen. Und wie ein Gespenst der Mitternacht, das ungeheure Schrecken erzeugt, in folgenden Augenblicken der Fassung für ein Kind des Schreckens gehalten wird, und die fürchterliche Erscheinung Zweifel ohne Ende in der Seele zurückläßt, so war auch Wilhelm in der größten Unruhe, als er, an einen Eckstein gelehnt, die Helle des Morgens und das Geschrei der Hähne nicht achtete, bis die frühen Gewerbe lebendig zu werden anfingen und ihn nach Hause trieben.

Er hatte, wie er zurückkam, das unerwartete Blendwerk mit den triftigsten Gründen beinahe aus der Seele vertrieben; doch die schöne Stimmung der Nacht, an die er jetzt auch nur wie an eine Erscheinung zurückdachte, war auch dahin. Sein Herz zu legen, ein Siegel seinem wiederkehrenden Glauben aufzudrücken, nahm er das Halstuch aus der vorigen Tasche. Das Rauschen eines Zettels, der herausfiel, zog ihm das Tuch von den Lippen; er bob auf und las:

„So hab' ich Dich lieb, kleiner Narre! Was war Dir auch gestern? Heute Nacht komm' ich zu Dir. Ich glaube wohl, daß Dir's leid thut, von hier wegzugehen; aber habe Geduld! auf die Messe komm' ich Dir nach. Höre, thu mir nicht wieder die schwarz-grün-braune Jacke an! Du siehst drin aus wie die Hexe von Endor. Hab' ich Dir nicht das weiße Negligee darum geschickt, daß ich ein weißes Schäfchen in meinen Armen haben will? Schick mir Deine Zettel immer durch die alte Sibylle; die hat der Teufel selbst zur Iris bestellt."

Zweites Buch.

Erstes Kapitel.

Jeder, der mit lebhaften Kräften vor unsern Augen eine Absicht zu erreichen strebt, kann, wir mögen seinen Zweck loben oder tadeln, sich unsere Theilnahme versprechen; sobald aber die Sache entschieden ist, wenden wir unser Auge sogleich von ihm weg; Alles, was geendigt, was abgethan daliegt, kann unsere Aufmerksamkeit keineswegs fesseln, besonders wenn wir schon frühe der Unternehmung einen üblen Ausgang prophezeiht haben.

Deswegen sollen unsere Leser nicht umständlich mit dem Jammer und der Noth unseres verunglückten Freundes, in die er gerieth, als er seine Hoffnungen und Wünsche auf eine so unerwartete Weise zerstört sah, unterhalten werden. Wir überspringen vielmehr einige Jahre und suchen ihn erst da wieder auf, wo wir ihn in einer Art von Thätigkeit und Genuß zu finden hoffen, wenn wir vorher nur kürzlich so viel, als zum Zusammenhang der Geschichte nöthig ist, vorgetragen haben.

Die Pest oder ein böses Fieber rasen in einem gesunden, vollsaftigen Körper, den sie anfallen, schneller und heftiger; und so ward der arm. Wilhelm unvermuthet von einem unglücklichen Schicksale überwältigt, daß in einem Augenblicke sein ganzes Wesen zerrüttet war. Wie wenn von ungefähr unter der Zurüstung ein Feuerwerk in Brand geräth, und die künstlich gebohrten und gefüllten Hülsen, die, nach einem gewissen Plane geordnet und abgebrannt, prächtig abwechselnde Feuerbilder in die Luft zeichnen sollten, nunmehr unordentlich und gefährlich durch einander zischen und sausen, so gingen auch jetzt in seinem Busen Glück und Hoffnung, Wollust und Freude, Wirkliches

und Geträumtes auf einmal scheiternd durch einander. In solchen wüsten Augenblicken erstarrt der Freund, der zur Rettung hinzueilt, und Dem, den es trifft, ist es eine Wohlthat, daß ihn die Sinne verlassen.

Tage des lauten, ewig wiederkehrenden und mit Vorsatz erneuerten Schmerzes folgten darauf; doch sind auch diese für eine Gnade der Natur zu achten. In solchen Stunden hatte Wilhelm seine Geliebte noch nicht ganz verloren; seine Schmerzen waren unermüdet erneuerte Versuche, das Glück, das ihm aus der Seele entfloh, noch festzuhalten, die Möglichkeit desselben in der Vorstellung wieder zu erhaschen, seinen auf immer abgeschiedenen Freuden ein kurzes Nachleben zu verschaffen. Wie man einen Körper, so lange die Verwesung dauert, nicht ganz todt nennen kann, so lange die Kräfte, die vergebens nach ihren alten Bestimmungen zu wirken suchen, an der Zerstörung der Theile, die sie sonst belebten, sich abarbeiten; nur dann, wenn sich Alles an einander aufgerieben hat, wenn wir das Ganze in gleichgiltigen Staub zerlegt sehen, dann entsteht das erbärmliche, leere Gefühl des Todes in uns, nur durch den Athem des Ewiglebenden zu erquicken.

In einem so neuen, ganzen, lieblichen Gemüthe war viel zu zerreißen, zu zerstören, zu ertödten, und die schnellheilende Kraft der Jugend gab selbst der Gewalt des Schmerzes neue Nahrung und Heftigkeit. Der Streich hatte sein ganzes Dasein an der Wurzel getroffen. Werner, aus Noth sein Vertrauter, griff voll Eifer zu Feuer und Schwert, um einer verdaßten Leidenschaft, dem Ungeheuer, ins innerste Leben zu dringen. Die Gelegenheit war so glücklich, das Zeugniß so bei der Hand; und wie viel Geschichten und Erzählungen wußt' er nicht zu nutzen! Er trieb's mit solcher Heftigkeit und Grausamkeit Schritt vor Schritt, ließ dem Freunde nicht das Labial des mindesten augenblicklichen Betruges, vertrat ihm jeden Schlupfwinkel, in welchen er sich vor der Verzweiflung hätte retten können, daß die Natur, die ihren Liebling nicht wollte zu Grunde gehen lassen, ihn mit Krankheit anfiel, um ihm von der andern Seite Luft zu machen.

Ein heftiges Fieber mit seinem Gefolge, den Arzneien, der Ueberspannung und der Mattigkeit, dabei die Bemühungen der Familie, die Liebe der Mitgebornen, die durch Mangel und Bedürfnisse sich erst recht fühlbar macht, waren so viele Zerstreuungen eines veränderten Zustandes und eine kümmerliche

Unterhaltung. Erst als er wieder besser wurde, das heißt, als seine Kräfte erschöpft waren, sah Wilhelm mit Entsetzen in den qualvollen Abgrund eines dürren Elendes hinab, wie man in den ausgebrannten hohlen Becher eines Vulkans hinunterblickt.

Nunmehr machte er sich selbst die bittersten Vorwürfe, daß er, nach so großem Verlust, noch einen schmerzlosen, ruhigen, gleichgiltigen Augenblick haben könne. Er verachtete sein eigen Herz und sehnte sich nach dem Labsal des Jammers und der Thränen.

Um diese wieder in sich zu erwecken, brachte er vor sein Andenken alle Scenen des vergangenen Glücks. Mit der größten Lebhaftigkeit malte er sie sich aus, strebte wieder in sie hinein, und wenn er sich zur möglichsten Höhe hinaufgearbeitet hatte, wenn ihm der Sonnenschein voriger Tage wieder die Glieder zu beleben, den Busen zu heben schien, sah er rückwärts auf den schrecklichen Abgrund, labte sein Auge an der zerschmetternden Tiefe, warf sich hinunter und erzwang von der Natur die bittersten Schmerzen. Mit so wiederholter Grausamkeit zerriß er sich selbst; denn die Jugend, die so reich an eingehüllten Kräften ist, weiß nicht, was sie verschleudert, wenn sie dem Schmerz, den ein Verlust erregt, noch so viele erzwungene Leiden zugesellt, als wollte sie dem Verlornen dadurch noch erst einen rechten Werth geben. Auch war er so überzeugt, daß dieser Verlust der einzige, der erste und letzte sei, den er in seinem Leben empfinden könne, daß er jeden Trost verabscheute, der ihm diese Leiden als endlich vorzustellen unternahm.

Zweites Kapitel.

Gewöhnt, auf diese Weise sich selbst zu quälen, griff er nun auch das Uebrige, was ihm nach der Liebe und mit der Liebe die größten Freuden und Hoffnungen gegeben hatte, sein Talent als Dichter und Schauspieler, mit hämischer Kritik von allen Seiten an. Er sah in seinen Arbeiten nichts als eine geistlose Nachahmung einiger hergebrachten Formen ohne innern Werth; er wollte darin nur steife Schulexercitien erkennen, denen es an jedem Funken von Naturell, Wahrheit und Begeisterung fehle. In seinen Gedichten fand er nur ein monotones Silbenmaaß, in welchem, durch einen armseligen Reim zusammengehalten, ganz gemeine Gedanken und Empfindungen sich hinschleppten;

und so benahm er sich auch jede Aussicht, jede Lust, die ihn von dieser Seite noch allenfalls hätte wieder aufrichten können.

Seinem Schauspielertalente ging es nicht besser. Er schalt sich, daß er nicht früher die Eitelkeit entdeckt, die allein dieser Anmaßung zum Grunde gelegen. Seine Figur, sein Gang, seine Bewegung und Deklamation mußten herhalten; er sprach sich jede Art von Vorzug, jedes Verdienst, das ihn über das Gemeine emporgehoben hätte, entschieden ab und vermehrte seine stumme Verzweiflung dadurch auf den höchsten Grad. Denn wenn es hart ist, der Liebe eines Weibes zu entsagen, so ist die Empfindung nicht weniger schmerzlich, von dem Umgange der Musen sich loszureißen, sich ihrer Gemeinschaft auf immer unwürdig zu erklären und auf den schönsten und nächsten Beifall, der unserer Person, unserm Betragen, unserer Stimme öffentlich gegeben wird, Verzicht zu thun.

So hatte sich denn unser Freund völlig resignirt und sich zugleich mit großem Eifer den Handelsgeschäften gewidmet. Zum Erstaunen seines Freundes und zur größten Zufriedenheit seines Vaters war Niemand auf dem Comptoir und der Börse, im Laden und Gewölbe thätiger als er; Korrespondenz und Rechnungen, und was ihm aufgetragen wurde, besorgte und verrichtete er mit größtem Fleiß und Eifer. Freilich nicht mit dem heitern Fleiße, der zugleich dem Geschäftigen Belehrung ist, wenn wir dasjenige, wozu wir geboren sind, mit Ordnung und Folge verrichten, sondern mit dem stillen Fleiße der Pflicht, der den besten Vorsatz zum Grunde hat, der durch Ueberzeugung genährt und durch ein inneres Selbstgefühl belohnt wird, der aber doch oft, selbst dann, wenn ihm das schönste Bewußtsein die Krone reicht, einen verdrängenden Seufzer kaum zu ersticken vermag.

Auf diese Weise hatte Wilhelm eine Zeit lang sehr emsig fortgelebt und sich überzeugt, daß jene harte Prüfung vom Schicksale zu seinem Besten veranstaltet werden. Er war froh, auf dem Wege des Lebens sich bei Zeiten, obgleich unfreundlich genug, gewarnt zu sehen, anstatt daß Andere später und schwerer die Mißgriffe büßen, wozu sie ein jugendlicher Dünkel verleitet hat. Denn gewöhnlich wehrt sich der Mensch so lange, als er kann, den Thoren, den er im Busen hegt, zu verabschieden, einen Haupttrrthum zu bekennen und eine Wahrheit einzugestehen, die ihn zur Verzweiflung bringt.

So entschlossen er war, seinen liebsten Vorstellungen zu entsagen, so war doch einige Zeit nöthig, um ihn von seinem

Unglücke völlig zu überzeugen. Endlich aber hatte er jede Hoffnung der Liebe, des poetischen Hervorbringens und der persönlichen Darstellung mit triftigen Gründen so ganz in sich vernichtet, daß er Mut fasste, alle Spuren seiner Thorheit, Alles, was ihn irgend noch daran erinnern konnte, völlig auszulöschen. Er hatte daher an einem kühlen Abende ein Kaminfeuer angezündet und holte ein Reliquienkästchen hervor, in welchem sich hunderterlei Kleinigkeiten fanden, die er in bedeutenden Augenblicken von Marianen erhalten oder derselben geraubt hatte. Jede verwelkte Blume erinnerte ihn an die Zeit, da sie noch frisch in ihren Haaren blühte, jedes Zettelchen an die glückliche Stunde, wozu sie ihn dadurch einlud, jede Schleife an den lieblichen Ruheplatz seines Hauptes, ihren schönen Busen. Mußte nicht auf diese Weise jede Empfindung, die er schon lange getödtet glaubte, sich wieder zu bewegen anfangen? Mußte nicht die Leidenschaft, über die er, abgeschieden von seiner Geliebten, Herr geworden war, in der Gegenwart dieser Kleinigkeiten wieder mächtig werden? Denn wir merken erst, wie traurig und unangenehm ein trüber Tag ist, wenn ein einziger durchdringender Sonnenblick uns den aufmunternden Glanz einer heitern Stunde darstellt.

Nicht ohne Bewegung sah er daher diese so lange bewahrten Heiligtümer nach einander in Rauch und Flamme vor sich aufgehen. Einigemal hielt er zaudernd inne und hatte noch eine Perlenschnur und ein flornes Halstuch übrig, als er sich entschloß, mit den dichterischen Versuchen seiner Jugend das abnehmende Feuer wieder aufzufrischen.

Bis jetzt hatte er Alles sorgfältig aufgehoben, was ihm, von der frühsten Entwicklung seines Geistes an, aus der Feder geflossen war. Noch lagen seine Schriften in Bündel gebunden auf dem Boden des Koffers, wohin er sie gepackt hatte, als er sie auf seiner Flucht mitzunehmen hoffte. Wie ganz anders eröffnete er sie jetzt, als er sie damals zusammenband!

Wenn wir einen Brief, den wir unter gewissen Umständen geschrieben und gesiegelt haben, der aber den Freund, an den er gerichtet war, nicht antrifft, sondern wieder zu uns zurückgebracht wird, nach einiger Zeit eröffnen, überfällt uns eine sonderbare Empfindung, indem wir unser eigenes Siegel erbrechen und uns mit unserm veränderten Selbst wie mit einer dritten Person unterhalten. Ein ähnliches Gefühl ergriff mit Heftigkeit unsern Freund, als er das erste Packet eröffnete und

die zertheilten Hefte ins Feuer warf, die eben gewaltsam auflohderten, als Werner hereintrat, sich über die lebhafte Flamme verwunderte und fragte, was hier vorgehe.

„Ich gebe einen Beweis," sagte Wilhelm, „daß es mir Ernst sei, ein Handwerk aufzugeben, wozu ich nicht geboren ward;" und mit diesen Worten warf er das zweite Packet in das Feuer. Werner wollte ihn abhalten; allein es war geschehen.

„Ich sehe nicht ein, wie Du zu diesem Extrem kommst," sagte Dieser. „Warum sollen denn nun diese Arbeiten, wenn sie nicht vortrefflich sind, gar vernichtet werden?"

„Weil ein Gedicht entweder vortrefflich sein oder gar nicht existiren soll; weil Jeder, der keine Anlage hat, das Beste zu leisten, sich der Kunst enthalten und sich vor jeder Verführung dazu ernstlich in Acht nehmen sollte. Denn freilich regt sich in jedem Menschen ein gewisses unbestimmtes Verlangen, dasjenige, was er sieht, nachzuahmen; aber dieses Verlangen beweist gar nicht, daß auch die Kraft in uns wohne, mit dem, was wir unternehmen, zu Stande zu kommen. Sieh nur die Knaben an, wie sie jedes Mal, so oft Seiltänzer in der Stadt gewesen, auf allen Planken und Balken hin und wieder gehen und balanciren, bis ein anderer Reiz sie wieder zu einem ähnlichen Spiele hinzieht. Hast Du es nicht in dem Zirkel unserer Freunde bemerkt? So oft sich ein Virtuose hören läßt, finden sich immer Einige, die sogleich dasselbe Instrument zu lernen anfangen. Wie Viele irren auf diesem Wege herum! Glücklich, wer den Fehlschluß von seinen Wünschen auf seine Kräfte bald gewahr wird!"

Werner widersprach; die Unterredung ward lebhaft, und Wilhelm konnte nicht ohne Bewegung die Argumente, mit denen er sich selbst so oft gequält hatte, gegen seinen Freund wiederholen. Werner behauptete, es sei nicht vernünftig, ein Talent, zu dem man nur einigermaßen Neigung und Geschick habe, deswegen, weil man es niemals in der größten Vollkommenheit ausüben werde, ganz aufzugeben. Es finde sich ja so manche leere Zeit, die man dadurch ausfüllen, und nach und nach etwas hervorbringen könne, wodurch wir uns und Andern ein Vergnügen bereiten. Unser Freund, der hierin ganz anderer Meinung war, fiel ihm sogleich ein und sagte mit großer Lebhaftigkeit:

„Wie sehr irrst Du, lieber Freund, wenn Du glaubst, daß ein Werk, dessen erste Vorstellung die ganze Seele füllen muß,

in unterbrochenen, zusammengegeizten Stunden könne hervorgebracht werden! Nein, der Dichter muß ganz sich, ganz in seinen geliebten Gegenständen leben. Er, der vom Himmel innerlich auf das Köstlichste begabt ist, der einen sich immer selbst vermehrenden Schatz im Busen bewahrt, er muß auch von außen ungestört mit seinen Schätzen in der stillen Glückseligkeit leben, die ein Reicher vergebens mit aufgehäuften Gütern um sich hervorzubringen sucht. Sieh die Menschen an, wie sie nach Glück und Vergnügen rennen! Ihre Wünsche, ihre Mühe, ihr Geld jagen rastlos, und wonach? Nach dem, was der Dichter von der Natur erhalten hat, nach dem Genuß der Welt, nach dem Mitgefühl seiner selbst in Andern, nach einem harmonischen Zusammensein mit vielen, oft unvereinbaren Dingen. Was beunruhigt die Menschen, als daß sie ihre Begriffe nicht mit den Sachen verbinden können, daß der Genuß sich ihnen unter den Händen wegstiehlt, daß das Gewünschte zu spät kommt, und daß alles Erreichte und Erlangte auf ihr Herz nicht die Wirkung thut, welche die Begierde uns in der Ferne ahnen läßt. Gleichsam wie einen Gott hat das Schicksal den Dichter über dieses Alles hinüber gesetzt. Er sieht das Gewirre der Leidenschaften, Familien und Reiche sich zwecklos bewegen; er sieht die unauflöslichen Räthsel der Mißverständnisse, denen oft nur ein einsilbiges Wort zur Entwicklung fehlt, unsäglich verderbliche Verwirrungen verursachen; er fühlt das Traurige und das Freudige jedes Menschenschicksals mit. Wenn der Weltmensch in einer abzehrenden Melancholie über großen Verlust seine Tage hinschleicht oder in ausgelassener Freude seinem Schicksale entgegengeht, so schreitet die empfängliche, leichtbewegliche Seele des Dichters wie die wandelnde Sonne von Nacht zu Tag fort, und mit leisen Uebergängen stimmt seine Harfe zu Freud und Leid. Eingeboren auf dem Grund seines Herzens, wächst die schöne Blume der Weisheit hervor; und wenn die Andern wachend träumen und von ungeheuren Vorstellungen aus allen ihren Sinnen geängstigt werden, so lebt er den Traum des Lebens als ein Wachender, und das Seltenste, was geschieht, ist ihm zugleich Vergangenheit und Zukunft. Und so ist der Dichter zugleich Lehrer, Wahrsager, Freund der Götter und der Menschen. Wie? willst Du, daß er zu einem kümmerlichen Gewerbe heruntersteige? Er, der wie ein Vogel gebaut ist, um die Welt zu überschweben, auf hohen Gipfeln zu nisten und seine Nahrung von Knospen und Früchten, einen Zweig mit

dem andern leicht verwechselnd, zu nehmen, er sollte zugleich wie der Stier am Pflug ziehen, wie der Hund sich auf ein Fährte gewöhnen oder vielleicht gar, an die Kette geschlossen, einen Meierhof durch sein Bellen sichern?"

Werner hatte, wie man sich denken kann, mit Verwunderung zugehört. „Wenn nur auch die Menschen," fiel er ihm ein, „wie die Vögel gemacht wären und, ohne daß sie spinnen und weben, holdselige Tage in beständigem Genuß zubringen könnten! Wenn sie nur auch bei Ankunft des Winters sich so leicht in ferne Gegenden begeben könnten, dem Mangel auszuweichen und sich vor dem Froste zu sichern!"

„So haben die Dichter in Zeiten gelebt, wo das Ehrwürdige mehr erkannt ward!" rief Wilhelm aus. „Und so sollten sie immer leben! Genugsam in ihrem Innersten ausgestattet, bedurften sie wenig von außen; die Gabe, schöne Empfindungen, herrliche Bilder den Menschen in süßen, sich an jeden Gegenstand anschmiegenden Worten und Melodien mitzutheilen, bezauberte von je her die Welt und war für den Begabten ein reichliches Erbtheil. An der Könige Höfen, an den Tischen der Reichen, vor den Thüren der Verliebten horchte man auf sie, indem sich das Ohr und die Seele für alles Andere verschloß, wie man sich selig preist und entzückt stille steht, wenn aus den Gebüschen, durch die man wandelt, die Stimme der Nachtigall gewaltig rührend hervordringt! Sie fanden eine gastfreie Welt, und ihr niedrig scheinender Stand erhöhte sie nur desto mehr. Der Held lauschte ihren Gesängen, und der Ueberwinder der Welt huldigte einem Dichter, weil er fühlte, daß ohne diesen sein ungeheures Dasein nur wie ein Sturmwind vorüberfahren würde; der Liebende wünschte sein Verlangen und seinen Genuß so tausendfach und so harmonisch zu fühlen, als ihn die beseelte Lippe zu schildern verstand; und selbst der Reiche konnte seine Besitzthümer, seine Abgötter, nicht mit eigenen Augen so köstlich sehen, als sie ihm vom Glanz des allen Werth fühlenden und erhöhenden Geistes beleuchtet erschienen. Ja, wer hat, wenn Du willst, Götter gebildet, uns zu ihnen erhoben, sie zu uns herniedergebracht als der Dichter?" *)

„Mein Freund," versetzte Werner nach einigem Nachdenken, „ich habe schon oft bedauert, daß Du das, was Du so lebhaft

*) Vgl. die ähnliche Stelle des Dichters im „Vorspiel auf dem Theater" zum „Faust".

fühlst, mit Gewalt aus Deiner Seele zu verbannen strebst. Ich müßte mich sehr irren, wenn Du nicht besser thätest, Dir selbst einigermaßen nachzugeben, als Dich durch die Widersprüche eines so harten Entsagens aufzureiben und Dir mit der einen unschuldigen Freude den Genuß aller übrigen zu entziehen."

„Darf ich Dir's gestehen, mein Freund," versetzte der Andre, „und wirst Du mich nicht lächerlich finden, wenn ich Dir bekenne, daß jene Bilder mich noch immer verfolgen, so sehr ich sie fliehe, und daß, wenn ich mein Herz untersuche, alle frühen Wünsche fest, ja noch fester als sonst darin haften? Doch was bleibt mir Unglücklichem gegenwärtig übrig? Ach, wer mir vorausgesagt hätte, daß die Arme meines Geistes so bald zerschmettert werden sollten, mit denen ich ins Unendliche griff, und mit denen ich doch gewiß ein Großes zu umfassen hoffte, wer mir das vorausgesagt hätte, würde mich zur Verzweiflung gebracht haben. Und noch jetzt, da das Gericht über mich ergangen ist, jetzt, da ich Die verloren habe, die anstatt einer Gottheit mich zu meinen Wünschen hinüberführen sollte, was bleibt mir übrig, als mich den bittersten Schmerzen zu überlassen?"

„O mein Bruder," fuhr er fort, „ich leugne nicht, sie war mir bei meinen heimlichen Anschlägen der Kleben, an den eine Strickleiter befestigt ist; gefährlich bebend, schwebt der Abenteurer in der Luft, das Eisen bricht, und er liegt zerschmettert am Fuße seiner Wünsche. Es ist auch nun für mich kein Trost, keine Hoffnung mehr! Ich werde," rief er aus, indem er aufsprang, „von diesen unglückseligen Papieren keines übrig lassen." Er faßte abermals ein paar Hefte an, riß sie auf und warf sie ins Feuer. Werner wollte ihn abhalten, aber vergebens. „Laß mich!" rief Wilhelm, „was sollen diese elenden Blätter? Für mich sind sie weder Stufe noch Aufmunterung mehr. Sollen sie übrig bleiben, um mich bis ans Ende meines Lebens zu peinigen? sollen sie vielleicht einmal der Welt zum Gespötte dienen, anstatt Mitleiden und Schauer zu erregen? Weh über mich und über mein Schicksal! Nun verstehe ich erst die Klagen der Dichter, der aus Noth weise gewordenen Traurigen. Wie lange hielt ich mich für unzerstörbar, für unverwundlich, und ach! nun seh' ich, daß ein tiefer früher Schade nicht wieder auswachsen, sich nicht wiederherstellen kann; ich fühle, daß ich ihn mit ins Grab nehmen muß. Nein! keinen Tag des Lebens soll der Schmerz von mir weichen, der mich noch zuletzt umbringt, und auch ihr Andenken soll bei mir bleiben, mit mir

leben und sterben, das Andenken der Unwürdigen — ach, mein Freund! wenn ich von Herzen reden soll, der gewiß nicht ganz Unwürdigen! Ihr Stand, ihre Schicksale haben sie tausendmal bei mir entschuldigt. Ich bin zu grausam gewesen; Du hast mich in Deine Kälte, in Deine Härte unbarmherzig eingeweiht, meine zerrütteten Sinne gefangen gehalten und mich verhindert, das für sie und für mich zu thun, was ich uns Beiden schuldig war. Wer weiß, in welchen Zustand ich sie versetzt habe! und erst nach und nach fällt mir's aufs Gewissen, in welcher Verzweiflung, in welcher Hilflosigkeit ich sie verließ. War's nicht möglich, daß sie sich entschuldigen konnte? War's nicht möglich? Wie viel Mißverständnisse können die Welt verwirren, wie viel Umstände können dem größten Fehler Verzeihung erflehen! Wie oft denke ich mir sie, in der Stille für sich sinnend, auf ihren Ellenbogen gestützt. „Das ist," sagt sie, „die Treue, die Liebe, die er mir zuschwur! Mit diesem unsanften Schlag das schöne Leben zu endigen, das uns verband!"" — Er brach in einen Strom von Thränen aus, indem er sich mit dem Gesichte auf den Tisch warf und die übrig gebliebenen Papiere benetzte.

Werner stand in der größten Verlegenheit dabei. Er hatte sich dieses rasche Aufloderrn der Leidenschaft nicht vermuthet. Einigemal wollte er seinem Freunde in die Rede fallen, einigemal das Gespräch wo anders hinlenken; vergebens! er widerstand dem Strome nicht. Auch hier übernahm die ausdauernde Freundschaft wieder ihr Amt. Er ließ den heftigen Anfall des Schmerzes vorüber, indem er durch seine stille Gegenwart eine aufrichtige, reine Theilnehmung am Besten sehen ließ. Und so blieben sie diesen Abend: Wilhelm ins stille Nachgefühl des Schmerzes versenkt, und der Andere erschreckt durch den neuen Ausbruch einer Leidenschaft, die er lange bemeistert und durch guten Rath und eifriges Zureden überwältigt zu haben glaubte.

Drittes Kapitel.

Nach solchen Rückfällen pflegte Wilhelm meist nur desto eifriger sich den Geschäften und der Thätigkeit zu widmen, und es war der beste Weg, dem Labyrinthe, das ihn wieder anzuziehen suchte, zu entfliehen. Seine gute Art, sich gegen Fremde zu betragen, seine Leichtigkeit, fast in allen lebenden Sprachen Korrespondenz zu führen, gaben seinem Vater und dessen

Handelsfreunde immer mehr Hoffnung und tröſteten ſie über die Krankheit, deren Urſache ihnen nicht bekannt geworden war, und über die Pauſe, die ihren Plan unterbrochen hatte. Man beſchloß Wilhelm's Abreiſe zum zweiten Mal, und wir finden ihn auf ſeinem Pferde, den Mantelſack hinter ſich, erheitert durch freie Luft und Bewegung, dem Gebirge ſich nähern, wo er einige Aufträge ausrichten ſollte.

Er durchſtrich langſam Thäler und Berge mit der Empfindung des größten Vergnügens. Ueberhangende Felſen, rauſchende Waſſerbäche, bewachſene Wände, tiefe Gründe ſah er hier zum erſten Mal, und doch hatten ſeine früheſten Jugendträume ſchon in ſolchen Gegenden geſchwebt. Er fühlte ſich bei dieſem Anblicke wieder verjüngt; alle erduldeten Schmerzen waren aus ſeiner Seele weggewaſchen, und mit völliger Heiterkeit ſagte er ſich Stellen aus verſchiedenen Gedichten, beſonders aus dem Paſtor fido vor, die an dieſen einſamen Plätzen ſchaarenweis ſeinem Gedächtniſſe zuflossen. Auch erinnerte er ſich mancher Stellen aus ſeinen eigenen Liedern, die er mit einer beſondern Zufriedenheit recitirte. Er belebte die Welt, die vor ihm lag, mit allen Geſtalten der Vergangenheit, und jeder Schritt in die Zukunft war ihm voll Ahnung wichtiger Handlungen und merkwürdiger Begebenheiten.

Mehrere Menſchen, die auf einander folgend hinter ihm herkamen, an ihm mit einem Gruße vorbeigingen und den Weg ins Gebirge durch ſteile Fußpfade eilig fortſetzten, unterbrachen einigemal ſeine ſtille Unterhaltung, ohne daß er jedoch aufmerkſam auf ſie geworden wäre. Endlich geſellte ſich ein geſprächiger Gefährte zu ihm und erzählte die Urſache der ſtarken Pilgerſchaft.

„Zu Hochdorf," ſagte er, „wird heute Abend eine Komödie gegeben, wozu ſich die ganze Nachbarſchaft verſammelt."

„Wie!" rief Wilhelm, „in dieſen einſamen Gebirgen, zwiſchen dieſen undurchdringlichen Wäldern hat die Schauſpielkunſt einen Weg gefunden und ſich einen Tempel aufgebaut? Und ich muß zu ihrem Feſte wallfahrten?"

„Sie werden Sich noch mehr wundern," ſagte der Andere, „wenn Sie hören, durch wen das Stück aufgeführt wird. Es iſt eine große Fabrik in dem Orte, die viel Leute ernährt. Der Unternehmer, der, ſo zu ſagen, von aller menſchlichen Geſellſchaft entfernt lebt, weiß ſeine Arbeiter im Winter nicht beſſer zu beſchäftigen, als daß er ſie veranlaßt hat, Komödie zu ſpielen.

Er leidet keine Karten unter ihnen und wünscht sie auch sonst von roben Sitten abzuhalten. So bringen sie die langen Abende zu, und heute, da des Alten Geburtstag ist, geben sie ihm zu Ehren eine besondere Festlichkeit."

Wilhelm kam zu Hochdorf an, wo er übernachten sollte, und stieg bei der Fabrik ab, deren Unternehmer auch als Schuldner auf seiner Liste stand.

Als er seinen Namen nannte, rief der Alte verwundert aus: „Ei, mein Herr, sind Sie der Sohn des braven Mannes, dem ich so viel Dank und bis jetzt noch Geld schuldig bin? Ihr Herr Vater hat so viel Geduld mit mir gehabt, daß ich ein Bösewicht sein müßte, wenn ich nicht eilig und fröhlich bezahlte. Sie kommen eben zur rechten Zeit, um zu sehen, daß es mir Ernst ist."

Er rief seine Frau herbei, welche ebenso erfreut war, den jungen Mann zu sehen; sie versicherte, daß er seinem Vater gleiche, und bedauerte, daß sie ihn wegen der vielen Fremden die Nacht nicht beherbergen könne.

Das Geschäft war klar und bald berichtigt; Wilhelm steckte ein Rollchen Gold in die Tasche und wünschte, daß seine übrigen Geschäfte auch so leicht gehen möchten.

Die Stunde des Schauspiels kam heran; man erwartete nur noch den Oberforstmeister, der endlich auch anlangte, mit einigen Jägern eintrat und mit der größten Verehrung empfangen wurde.

Die Gesellschaft wurde nunmehr ins Schauspielhaus geführt, wozu man eine Scheune eingerichtet hatte, die gleich am Garten lag. Haus und Theater waren, ohne sonderlichen Geschmack, munter und artig genug angelegt. Einer von den Malern, die auf der Fabrik arbeiteten, hatte bei dem Theater in der Residenz gehandlangt und hatte nun Wald, Straße und Zimmer, freilich etwas roh, hingestellt. Das Stück hatten sie von einer herumziehenden Truppe gekauft und nach ihrer eigenen Weise zurecht geschnitten. So wie es war, unterhielt es. Die Intrigue, daß zwei Liebhaber ein Mädchen ihrem Vormunde und wechselsweise sich selbst entreißen wollen, brachte allerlei interessante Situationen hervor. Es war das erste Stück, das unser Freund nach einer so langen Zeit wieder sah; er machte mancherlei Betrachtungen; es war voller Handlung, aber ohne Schilderung wahrer Charaktere. Es gefiel und ergetzte. So sind die Anfänge aller Schauspielkunst. Der rohe Mensch ist zufrieden,

wenn er nur etwas vorgehen ſieht; der gebildete will empfinden, und Nachdenken iſt nur dem ganz ausgebildeten angenehm.

Den Schauſpielern hätte er hie und da gerne nachgeholfen; denn es fehlte nur wenig, ſo hätten ſie um Vieles beſſer ſein können. In ſeinen ſtillen Betrachtungen ſtörte ihn der Tabaksdampf, der immer ſtärker und ſtärker wurde. Der Oberforſtmeiſter hatte bald nach Anfang des Stücks ſeine Pfeife angezündet, und nach und nach nahmen ſich Mehrere dieſe Freiheit heraus. Auch machten die großen Hunde dieſes Herrn ſchlimme Auftritte. Man hatte ſie zwar ausgeſperrt; allein ſie fanden bald den Weg zur Hinterthüre herein, liefen auf das Theater, rannten wider die Akteurs und geſellten ſich endlich durch einen Sprung über das Orcheſter zu ihrem Herrn, der den erſten Platz im Parterre eingenommen hatte.

Zum Nachſpiel ward ein Opfer dargebracht. Ein Portrait, das den Alten in ſeinem Bräutigamskleide vorſtellte, ſtand auf einem Altar, mit Kränzen behangen. Alle Schauſpieler huldigten ihm in demuthsvollen Stellungen. Das jüngſte Kind trat, weißgekleidet, hervor und hielt eine Rede in Verſen, wodurch die ganze Familie und ſogar der Oberforſtmeiſter, der ſich dabei an ſeine Kinder erinnerte, zu Thränen bewegt wurde. So endigte ſich das Stück, und Wilhelm konnte nicht umhin, das Theater zu beſteigen, die Aktricen in der Nähe zu beſehen, ſie wegen ihres Spiels zu loben und ihnen auf die Zukunft einigen Rath zu geben.

Die übrigen Geſchäfte unſeres Freundes, die er nach und nach in größern und kleinern Gebirgsorten verrichtete, liefen nicht alle ſo glücklich, noch ſo vergnügt ab. Manche Schuldner baten um Aufſchub, manche waren unhöflich, manche leugneten. Nach ſeinem Auftrage ſollte er einige verklagen; er mußte einen Advokaten aufſuchen, dieſen inſtruiren, ſich vor Gericht ſtellen, und was dergleichen verdrießliche Geſchäfte noch mehr waren.

Ebenſo ſchlimm erging es ihm, wenn man ihm eine Ehre erzeigen wollte. Nur wenig Leute fand er, die ihn einigermaßen unterrichten konnten, wenige, mit denen er in ein nützliches Handelsverhältniß zu kommen hoffte. Da nun auch unglücklicherweiſe Regentage einfielen, und eine Reiſe zu Pferd in dieſen Gegenden mit unerträglichen Beſchwerden verknüpft war, ſo dankte er dem Himmel, als er ſich dem flachen Lande wieder näherte und am Fuße des Gebirges, in einer ſchönen und fruchtbaren Ebene, an einem ſanften Flusse, bei Sonnenſcheine

BIBLIOTHEK MUENCHEN

ein heiteres Landstädtchen liegen sah, in welchem er zwar keine Geschäfte hatte, aber eben deswegen sich entschloß, ein paar Tage daselbst zu verweilen, um sich und seinem Pferde, das von dem schlimmen Wege sehr gelitten hatte, einige Erholung zu verschaffen.

Viertes Kapitel.

Als er in einem Wirthshause auf dem Markte abtrat, ging es darin sehr lustig, wenigstens sehr lebhaft zu. Eine große Gesellschaft Seiltänzer, Springer und Gaukler, die einen starken Mann bei sich hatten, waren mit Weib und Kindern eingezogen und machten, indem sie sich auf eine öffentliche Erscheinung bereiteten, einen Unfug über den andern. Bald stritten sie mit dem Wirthe, bald unter sich selbst, und wenn ihr Zank unleidlich war, so waren die Aeußerungen ihres Vergnügens ganz und gar unerträglich. Unschlüssig, ob er gehen oder bleiben sollte, stand er unter dem Thore und sah den Arbeitern zu, die auf dem Platze ein Gerüst aufzuschlagen anfingen.

Ein Mädchen, das Rosen und andere Blumen herumtrug, bot ihm ihren Korb dar, und er kaufte sich einen schönen Strauß, den er mit Liebhaberei anders band und mit Zufriedenheit betrachtete, als das Fenster eines an der Seite des Platzes stehenden andern Gasthauses sich aufthat, und ein wohlgebildetes Frauenzimmer sich an demselben zeigte. Er konnte ungeachtet der Entfernung bemerken, daß eine angenehme Heiterkeit ihr Gesicht belebte. Ihre blonden Haare fielen nachlässig aufgelöst um ihren Nacken; sie schien sich nach dem Fremden umzusehen. Einige Zeit darauf trat ein Knabe, der eine Friseurschürze umgegürtet und ein weißes Jäckchen anhatte, aus der Thüre jenes Hauses, ging auf Wilhelmen zu, begrüßte ihn und sagte: „Das Frauenzimmer am Fenster läßt Sie fragen, ob Sie ihr nicht einen Theil der schönen Blumen abtreten wollen."

„Sie stehen ihr alle zu Diensten," versetzte Wilhelm, indem er dem leichten Boten das Bouquet überreichte und zugleich der Schönen ein Kompliment machte, welches sie mit einem freundlichen Gegengruß erwiderte und sich vom Fenster zurückzog.

Nachdenkend über dieses artige Abenteuer, ging er nach seinem Zimmer die Treppe hinauf, als ein junges Geschöpf ihm

entgegensprang, das seine Aufmerksamkeit auf sich zog. Ein kurzes seidenes Westchen mit geschlitzten spanischen Aermeln, knappe lange Beinkleider mit Puffen standen dem Kinde gar artig. Lange schwarze Haare waren in Locken und Zöpfen um den Kopf gekräuselt und gewunden. Er sah die Gestalt mit Verwunderung an und konnte nicht mit sich einig werden, ob er sie für einen Knaben oder für ein Mädchen erklären sollte. Doch entschied er sich bald für das Letzte und hielt sie auf, da sie bei ihm vorbeikam, bot ihr einen guten Tag und fragte sie, wem sie angehöre, ob er schon leicht sehen konnte, daß sie ein Glied der springenden und tanzenden Gesellschaft sein müsse. Mit einem scharfen, schwarzen Seitenblick sah sie ihn an, indem sie sich von ihm losmachte und in die Küche lief, ohne zu antworten.

Als er die Treppe hinaufkam, fand er auf dem weiten Vorsaale zwei Mannspersonen, die sich im Fechten übten oder vielmehr ihre Geschicklichkeit an einander zu versuchen schienen. Der Eine war offenbar von der Gesellschaft, die sich im Hause befand; der Andere hatte ein weniger wildes Ansehen. Wilhelm sah ihnen zu und hatte Ursache, sie Beide zu bewundern, und als nicht lange darauf der schwarzbärtige nervige Streiter den Kampfplatz verließ, bot der Andere mit vieler Artigkeit Wilhelmen das Rapier an.

„Wenn Sie einen Schüler," versetzte Dieser, „in die Lehre nehmen wollen, so bin ich wol zufrieden, mit Ihnen einige Gänge zu wagen." Sie fochten zusammen, und obgleich der Fremde dem Ankömmling weit überlegen war, so war er doch höflich genug, zu versichern, daß Alles nur auf Uebung ankomme. Und wirklich hatte Wilhelm auch gezeigt, daß er früher von einem guten und gründlichen deutschen Fechtmeister unterrichtet worden war.

Ihre Unterhaltung ward durch das Getöse unterbrochen, mit welchem die bunte Gesellschaft aus dem Wirthshause auszog, um die Stadt von ihrem Schauspiel zu benachrichtigen und auf ihre Künste begierig zu machen. Einem Tambour folgte der Entrepreneur zu Pferde, hinter ihm eine Tänzerin auf einem ähnlichen Gerippe, die ein Kind vor sich hielt, das mit Bändern und Flittern wohl herausgeputzt war. Darauf kam die übrige Truppe zu Fuß, wovon Einige auf ihren Schultern Kinder in abenteuerlichen Stellungen leicht und bequem dahertrugen, unter denen die junge schwarzköpfige, düstere Gestalt Wilhelm's Aufmerksamkeit aufs Neue erregte.

Pagliaß lief unter der andringenden Menge drollig hin und her und theilte mit sehr begreiflichen Späßen, indem er bald ein Mädchen küßte, bald einen Knaben pritschte, seine Zettel aus und erweckte unter dem Volke eine unüberwindliche Begierde, ihn näher kennen zu lernen.

In den gedruckten Anzeigen waren die mannichfaltigen Künste der Gesellschaft, besonders eines Monsieur Narciß und der Demoiselle Landrinette, herausgestrichen, welche Beide, als Hauptpersonen, die Klugheit gehabt hatten, sich von dem Zuge zu enthalten, sich dadurch ein vornehmeres Ansehen zu geben und größere Neugier zu erwecken.

Während des Zuges hatte sich auch die schöne Nachbarin wieder am Fenster sehen lassen, und Wilhelm hatte nicht verfehlt, sich bei seinem Gesellschafter nach ihr zu erkundigen. Dieser, den wir einstweilen Laertes nennen wollen, erbot sich, Wilhelmen zu ihr hinüber zu begleiten. „Ich und das Frauenzimmer," sagte er lächelnd, „sind ein paar Trümmer einer Schauspielergesellschaft, die vor Kurzem hier scheiterte. Die Anmuth des Orts hat uns bewogen, einige Zeit hier zu bleiben und unsere wenige gesammelte Baarschaft in Ruhe zu verzehren, indeß ein Freund ausgezogen ist, ein Unterkommen für sich und uns zu suchen."

Laertes begleitete sogleich seinen neuen Bekannten zu Philinens Thüre, wo er ihn einen Augenblick stehen ließ, um in einem benachbarten Laden Zuckerwerk zu holen. „Sie werden mir es gewiß danken," sagte er, indem er zurückkam, „daß ich Ihnen diese artige Bekanntschaft verschaffe."

Das Frauenzimmer kam ihnen auf ein Paar leichten Pantöffelchen mit hohen Absätzen aus der Stube entgegengetreten. Sie hatte eine schwarze Mantille über ein weißes Negligee geworfen, das, eben weil es nicht ganz reinlich war, ihr ein häusliches und bequemes Ansehen gab; ihr kurzes Röckchen ließ die niedlichsten Füße von der Welt sehen.

„Sein Sie mir willkommen," rief sie Wilhelmen zu, „und nehmen Sie meinen Dank für die schönen Blumen!" Sie führte ihn mit der einen Hand ins Zimmer, indem sie mit der andern den Strauß an die Brust drückte. Als sie sich niedergesetzt hatten und in gleichgiltigen Gesprächen begriffen waren, denen sie eine reizende Wendung zu geben wußte, schüttete ihr Laertes gebrannte Mandeln in den Schooß, von denen sie sogleich zu naschen anfing. „Sehen Sie, welch ein Kind dieser

junge Mensch iſt!“ rief ſie aus. „Er wird Sie überreden wollen, daß ich eine große Freundin von ſolchen Näſchereien ſei, und er iſt's, der nicht leben kann, ohne irgend etwas Leckeres zu genießen.“

„Laſſen Sie uns nur geſtehen,“ verſetzte Laertes, „daß wir hierin, wie in Mehrerem, einander gern Geſellſchaft leiſten. Zum Beiſpiel,“ ſagte er, „es iſt heute ein ſehr ſchöner Tag; ich dächte, wir führen ſpazieren und nähmen unſer Mittagsmahl auf der Mühle.“

„Recht gern,“ ſagte Philine. „Wir müſſen unſerm neuen Bekannten eine kleine Veränderung machen.“

Laertes ſprang fort (denn er ging niemals), und Wilhelm wollte einen Augenblick nach Hauſe, um ſeine Haare, die von der Reiſe noch verworren ausſahen, in Ordnung bringen zu laſſen. „Das können Sie hier!“ ſagte ſie, rief ihren kleinen Diener, nöthigte Wilhelmen auf die artigſte Weiſe, ſeinen Rock auszuziehen, ihren Pudermantel anzulegen und ſich in ihrer Gegenwart friſiren zu laſſen. „Man muß ja keine Zeit verſäumen“ ſagte ſie; „man weiß nicht, wie lange man beiſammen bleibt.“

Der Knabe, mehr trotzig und unwillig als ungeſchickt, benahm ſich nicht zum Beſten, raufte Wilhelmen und ſchien ſobald nicht fertig werden zu wollen. Philine verwies ihm einigemal ſeine Unart, ſtieß ihn endlich ungeduldig hinweg und jagte ihn zur Thüre hinaus. Nun übernahm ſie ſelbſt die Bemühung und kräuſelte die Haare unſeres Freundes mit großer Leichtigkeit und Zierlichkeit, ob ſie gleich auch nicht zu eilen ſchien und bald dieſes, bald jenes an ihrer Arbeit auszuſetzen hatte, indem ſie nicht vermeiden konnte, mit ihren Knien die ſeinigen zu berühren und Strauß und Buſen ſo nahe an ſeine Lippen zu bringen, daß er mehr als einmal in Verſuchung geſetzt ward, einen Kuß darauf zu drücken.

Als Wilhelm mit einem kleinen Pudermeſſer ſeine Stirne gereinigt hatte, ſagte ſie zu ihm: „Stecken Sie es ein und gedenken Sie meiner dabei!“ Es war ein artiges Meſſer; der Griff von eingelegtem Stahl zeigte die freundlichen Worte: Gedenke mein! Wilhelm ſteckte es zu ſich, dankte ihr und bat um die Erlaubniß, ihr ein kleines Gegengeſchenk machen zu dürfen.

Nun war man fertig geworden. Laertes hatte die Kutſche gebracht, und nun begann eine ſehr luſtige Fahrt. Philine warf

jedem Armen, der sie anbetteite, etwas zum Schlage hinaus, indem sie ihm zugleich ein munteres und freundliches Wort zurief.

Sie waren kaum auf der Mühle angekommen und hatten ein Essen bestellt, als eine Musik vor dem Hause sich hören ließ. Es waren Bergleute, die, zu Cither und Triangel, mit lebhaften und grellen Stimmen verschiedene artige Lieder vortrugen. Es dauerte nicht lange, so hatte eine herbeiströmende Menge einen Kreis um sie geschlossen, und die Gesellschaft nickte ihnen ihren Beifall aus den Fenstern zu. Als sie diese Aufmerksamkeit gesehen, erweiterten sie ihren Kreis und schienen sich zu ihrem wichtigsten Stückchen vorzubereiten. Nach einer Pause trat ein Bergmann mit einer Hacke hervor und stellte, indeß die Andern eine ernsthafte Melodie spielten, die Handlung des Schürfens vor.

Es währte nicht lange, so trat ein Bauer aus der Menge und gab Jenem pantomimisch drohend zu verstehen, daß er sich von hier hinwegbegeben solle. Die Gesellschaft war darüber verwundert und erkannte erst den in einen Bauer verkleideten Bergmann, als er den Mund aufthat und in einer Art von Recitativ den Andern schalt, daß er wage, auf seinem Acker zu hantiren. Jener kam nicht aus der Fassung, sondern fing an, den Landmann zu belehren, daß er Recht habe, hier einzuschlagen, und gab ihm dabei die ersten Begriffe vom Bergbau. Der Bauer, der die fremde Terminologie nicht verstand, that allerlei alberne Fragen, worüber die Zuschauer, die sich klüger fühlten, ein herzliches Gelächter aufschlugen. Der Bergmann suchte ihn zu berichten und bewies ihm den Vortheil, der zuletzt auch auf ihn fließe, wenn die unterirdischen Schätze des Landes herausgewühlt würden. Der Bauer, der Jenem zuerst mit Schlägen gedroht hatte, ließ sich nach und nach besänftigen, und sie schieden als gute Freunde von einander; besonders aber zog sich der Bergmann auf die honorabelste Art aus diesem Streite.*)

„Wir haben," sagte Wilhelm bei Tische, „an diesem kleinen Dialog das lebhafteste Beispiel, wie nützlich allen Ständen das

*) Es schwebt hier ein in Ilmenau und der Umgegend, auch sonst in Thüringen und Franken beliebtes und noch heute aufgeführtes Bergmannsspiel vor, worin der Bauer plattdeutsch, die Bergleute hochdeutsch sprechen. Vgl. die Aufzeichnung desselben im „Weimarischen Jahrbuch" IV. (1856) S. 247 ff.

Theater sein könnte, wie vielen Vortheil der Staat selbst daraus ziehen müßte, wenn man die Handlungen, Gewerbe und Unternehmungen der Menschen von ihrer guten, lobenswürdigen Seite und in dem Gesichtspunkte auf das Theater brächte, aus welchem sie der Staat selbst ehren und schützen muß. Jetzt stellen wir nur die lächerliche Seite der Menschen dar; der Lustspieldichter ist gleichsam nur ein hämischer Contreleur, der auf die Fehler seiner Mitbürger überall ein wachsames Auge hat und froh zu sein scheint, wenn er ihnen Eins anhängen kann. Sollte es nicht eine angenehme und würdige Arbeit für einen Staatsmann sein, den natürlichen wechselseitigen Einfluß aller Stände zu überschauen und einen Dichter, der Humor genug hätte, bei seinen Arbeiten zu leiten? Ich bin überzeugt, es könnten auf diesem Wege manche sehr unterhaltende, zugleich nützliche und lustige Stücke ersonnen werden."

„So viel ich," sagte Laertes, „überall, wo ich herumgeschwärmt bin, habe bemerken können, weiß man nur zu verbieten, zu hindern und abzulehnen, selten aber zu gebieten, zu befördern und zu belohnen. Man läßt Alles in der Welt gehen, bis es schädlich wird; dann zürnt man und schlägt drein."

„Laßt mir den Staat und die Staatsleute weg!" sagte Philine. „Ich kann mir sie nicht anders als in Perrücken vorstellen, und eine Perrücke, es mag sie aufhaben, wer da will, erregt in meinen Fingern eine krampfhafte Bewegung; ich möchte sie gleich dem ehrwürdigen Herrn herunternehmen, in der Stube herumspringen und den Kahlkopf auslachen."

Mit einigen lebhaften Gesängen, welche sie sehr schön vortrug, schnitt Philine das Gespräch ab und trieb zu einer schnellen Rückfahrt, damit man die Künste der Seiltänzer am Abende zu sehen nicht versäumen möchte. Drollig bis zur Ausgelassenheit, setzte sie ihre Freigebigkeit gegen die Armen auf dem Heimwege fort, indem sie zuletzt, da ihr und ihren Reisegefährten das Geld ausging, einem Mädchen ihren Strohhut und einem alten Weibe ihr Halstuch zum Schlage hinaus warf.

Philine lud beide Begleiter zu sich in ihre Wohnung, weil man, wie sie sagte, aus ihren Fenstern das öffentliche Schauspiel besser als im andern Wirthshause sehen könne.

Als sie ankamen, fanden sie das Gerüst aufgeschlagen und den Hintergrund mit aufgehängten Teppichen geziert. Die Schwungbretter waren schon gelegt, das Schlappseil an die Pfosten befestigt, und das straffe Seil über die Böcke gezogen.

Der Platz war ziemlich mit Volk gefüllt, und die Fenster mit Zuschauern einiger Art besetzt.

Pagliaß bereitete erst die Versammlung mit einigen Albernheiten, worüber die Zuschauer immer zu lachen pflegen, zur Aufmerksamkeit und guten Laune vor. Einige Kinder, deren Körper die seltsamsten Verrenkungen darstellten, erregten bald Verwunderung, bald Grausen, und Wilhelm konnte sich des tiefen Mitleidens nicht enthalten, als er das Kind, an dem er beim ersten Anblicke Theil genommen, mit einiger Mühe die sonderbaren Stellungen hervorbringen sah. Doch bald erregten die lustigen Springer ein lebhaftes Vergnügen, wenn sie erst einzeln, dann hinter einander und zuletzt alle zusammen sich vorwärts und rückwärts in der Luft überschlugen. Ein lautes Händeklatschen und Jauchzen erscholl aus der ganzen Versammlung.

Nun aber ward die Aufmerksamkeit auf einen ganz andern Gegenstand gewendet. Die Kinder, eins nach dem andern, mußten das Seil betreten, und zwar die Lehrlinge zuerst, damit sie durch ihre Uebungen das Schauspiel verlängerten und die Schwierigkeit der Kunst ins Licht setzten. Es zeigten sich auch einige Männer und erwachsene Frauenspersonen mit ziemlicher Geschicklichkeit; allein es war noch nicht Monsieur Narciß, noch nicht Demoiselle Landrinette.

Endlich traten auch Diese aus einer Art von Zelt hinter aufgespannten rothen Vorhängen hervor und erfüllten durch ihre angenehme Gestalt und zierlichen Putz die bisher glücklich genährte Hoffnung der Zuschauer. Er, ein munteres Bürschchen von mittlerer Größe, schwarzen Augen und einem starken Haarzopf; sie, nicht minder wohl und kräftig gebildet. Beide zeigten sich nach einander auf dem Seile mit leichten Bewegungen, Sprüngen und seltsamen Posituren. Ihre Leichtigkeit, seine Verwegenheit, die Genauigkeit, womit Beide ihre Kunststücke ausführten, erhöhten mit jedem Schritt und Sprung das allgemeine Vergnügen. Der Anstand, womit sie sich betrugen, die anscheinenden Bemühungen der Andern um sie gaben ihnen das Ansehen, als wenn sie Herr und Meister der ganzen Truppe wären, und Jedermann hielt sie des Ranges werth.

Die Begeisterung des Volks theilte sich den Zuschauern an den Fenstern mit; die Damen sahen unverwandt nach Narcissen, die Herrn nach Landrinetten. Das Volk jauchzte, und das feinere Publikum enthielt sich nicht des Klatschens; kaum daß

man noch über Pagliaſſen lachte. Wenige nur ſchlichen ſich weg, als Einige von der Truppe, um Geld zu ſammeln, ſich mit zinnernen Tellern durch die Menge drängten.

„Sie haben ihre Sache, dünkt mich, gut gemacht," ſagte Wilhelm zu Philinen, die bei ihm am Fenſter lag. „Ich bewundere ihren Verſtand, womit ſie auch geringe Kunſtſtückchen, nach und nach und zur rechten Zeit angebracht, gelten zu machen wußten, und wie ſie aus der Ungeſchicklichkeit ihrer Kinder und aus der Virtuoſität ihrer Beſten ein Ganzes zuſammenarbeiteten, das erſt unſere Aufmerkſamkeit erregte und dann uns auf das Angenehmſte unterhielt."

Das Volk hatte ſich nach und nach verlaufen, und der Platz war leer geworden, indeß Philine und Laertes über die Geſtalt und die Geſchicklichkeit Narciſſens und Landrinettens in Streit geriethen und ſich wechſelsweiſe neckten. Wilhelm ſah das wunderbare Kind auf der Straße bei andern ſpielenden Kindern ſtehen, machte Philinen darauf aufmerkſam, die ſogleich, nach ihrer lebhaften Art, dem Kinde rief und winkte und, da es nicht kommen wollte, ſingend die Treppe hinunter klapperte und es heraufführte.

„Hier iſt das Räthſel!" rief ſie, als ſie das Kind zur Thüre hereinzog. Es blieb am Eingange ſtehen, eben als wenn es gleich wieder hinausſchlüpfen wollte, legte die rechte Hand vor die Bruſt, die linke vor die Stirn, und bückte ſich tief. „Fürchte Dich nicht, liebe Kleine!" ſagte Wilhelm, indem er auf ſie losging. Sie ſah ihn mit unſicherm Blick an und trat einige Schritte näher.

„Wie nennſt Du Dich?" fragte er.

„Sie heißen mich Mignon."

„Wie viel Jahre haſt Du?"

„Es hat ſie Niemand gezählt."

„Wer war Dein Vater?"

„Der große Teufel iſt todt."

„Nun, das iſt wunderlich genug!" rief Philine aus. Man fragte ſie noch Einiges; ſie brachte ihre Antworten in einem gebrochenen Deutſch und mit einer ſonderbar feierlichen Art vor; dabei legte ſie jedesmal die Hände an Bruſt und Haupt und neigte ſich tief.

Wilhelm konnte ſie nicht genug anſehen. Seine Augen und ſein Herz wurden unwiderſtehlich von dem geheimnißvollen Zuſtande dieſes Weſens angezogen. Er ſchätzte ſie zwölf bis

dreizehn Jahre; ihr Körper war gut gebaut, nur daß ihre Glieder einen stärkern Wuchs versprachen oder einen zurückgehaltenen ankündigten. Ihre Bildung war nicht regelmäßig, aber auffallend, ihre Stirne geheimnißvoll, ihre Nase außerordentlich schön, und der Mund, ob er schon für ihr Alter zu sehr geschlossen schien, und sie manchmal mit den Lippen nach einer Seite zuckte, noch immer treuherzig und reizend genug. Ihre bräunliche Gesichtsfarbe konnte man durch die Schminke kaum erkennen. Diese Gestalt prägte sich Wilhelmen sehr tief ein; er sah sie noch immer an, schwieg und vergaß der Gegenwärtigen über seinen Betrachtungen. Philine weckte ihn aus seinem Halbtraume, indem sie dem Kinde etwas übriggebliebenes Zuckerwerk reichte und ihm ein Zeichen gab, sich zu entfernen. Es machte seinen Bückling wie oben und fuhr blitzschnell zur Thüre hinaus.

Als die Zeit nunmehr herbeikam, daß unsere neuen Bekannten sich für diesen Abend trennen sollten, redeten sie vorher noch eine Spazierfahrt auf den morgenden Tag ab. Sie wollten abermals an einem andern Orte, auf einem benachbarten Jägerhause, ihr Mittagsmahl einnehmen. Wilhelm sprach diesen Abend noch Manches zu Philinens Lobe, worauf Laertes nur kurz und leichtsinnig antwortete.

Den andern Morgen, als sie sich abermals eine Stunde im Fechten geübt hatten, gingen sie nach Philinens Gasthofe, vor welchem sie die bestellte Kutsche schon hatten anfahren sehen. Aber wie verwundert war Wilhelm, als die Kutsche verschwunden, und wie noch mehr, als Philine nicht zu Hause anzutreffen war! Sie hatte sich, so erzählte man, mit ein paar Fremden, die diesen Morgen angekommen waren, in den Wagen gesetzt und war mit ihnen davon gefahren. Unser Freund, der sich in ihrer Gesellschaft eine angenehme Unterhaltung versprochen hatte, konnte seinen Verdruß nicht verbergen. Dagegen lachte Laertes und rief: „So gefällt sie mir! Das sieht ihr ganz ähnlich! Lassen Sie uns nur gerade nach dem Jagdhause gehen; sie mag sein, wo sie will, wir wollen ihretwegen unsere Promenade nicht versäumen."

Als Wilhelm unterwegs diese Inkonsequenz des Betragens zu tadeln fortfuhr, sagte Laertes: „Ich kann nicht inkonsequent finden, wenn Jemand seinem Charakter treu bleibt. Wenn sie sich etwas vornimmt oder Jemandem etwas verspricht, so geschieht es nur unter der stillschweigenden Bedingung, daß es ihr auch bequem sein werde, den Vorsatz auszuführen oder ihr Ver-

sprechen zu halten. Sie verschenkt gern; aber man muß immer bereit sein, ihr das Geschenkte wiederzugeben."

„Dies ist ein seltsamer Charakter," versetzte Wilhelm.

„Nichts weniger als seltsam, nur daß sie keine Heuchlerin ist. Ich liebe sie deswegen, ja, ich bin ihr Freund, weil sie mir das Geschlecht so rein darstellt, das ich zu hassen so viel Ursache habe. Sie ist mir die wahre Eva, die Stammmutter des weiblichen Geschlechts; so sind Alle, nur wollen sie es nicht Wort haben."

Unter mancherlei Gesprächen, in welchen Laertes seinen Haß gegen das weibliche Geschlecht sehr lebhaft ausdrückte, ohne jedoch die Ursache davon anzugeben, waren sie in den Wald gekommen, in welchen Wilhelm sehr verstimmt eintrat, weil die Aeußerungen des Laertes ihm die Erinnerung an sein Verhältniß zu Marianen wieder lebendig gemacht hatten. Sie fanden nicht weit von einer beschatteten Quelle unter herrlichen alten Bäumen Philinen allein an einem steinernen Tische sitzen. Sie sang ihnen ein lustiges Liedchen entgegen, und als Laertes nach ihrer Gesellschaft fragte, rief sie aus: „Ich habe sie schon angeführt; ich habe sie zum Besten gehabt, wie sie es verdienten. Schon unterweges setzte ich ihre Freigebigkeit auf die Probe, und da ich bemerkte, daß sie von den largen Räschern waren, nahm ich mir gleich vor, sie zu bestrafen. Nach unserer Ankunft fragten sie den Kellner, was zu haben sei, der mit der gewöhnlichen Geläufigkeit seiner Zunge Alles, was da war, und mehr als da war, hererzählte. Ich sah ihre Verlegenheit; sie blickten einander an, stotterten und fragten nach dem Preise. „Was bedenken Sie Sich lange?" rief ich aus. „Die Tafel ist das Geschäft eines Frauenzimmers; lassen Sie mich dafür sorgen!" Ich fing darauf an, ein unsinniges Mittagmahl zu bestellen, wozu noch Manches durch Boten aus der Nachbarschaft geholt werden sollte. Der Kellner, den ich durch ein paar schiefe Mäuler zum Vertrauten gemacht hatte, half mir endlich, und so haben wir sie durch die Vorstellung eines herrlichen Gastmahls dergestalt geängstigt, daß sie sich kurz und gut zu einem Spaziergange in den Wald entschlossen, von dem sie wol schwerlich zurückkommen werden. Ich habe eine Viertelstunde auf meine eigene Hand gelacht und werde lachen, so oft ich an die Gesichter denke." Bei Tische erinnerte sich Laertes an ähnliche Fälle; sie kamen in den Gang, lustige Geschichten, Mißverständnisse und Prellereien zu erzählen.

Ein junger Mann von ihrer Bekanntschaft aus der Stadt kam mit einem Buche durch den Wald geschlichen, setzte sich zu ihnen und rühmte den schönen Platz. Er machte sie auf das Rieseln der Quelle, auf die Bewegung der Zweige, auf die einfallenden Lichter und auf den Gesang der Vögel aufmerksam. Philine sang ein Liedchen vom Kuckuk, welches dem Ankömmling nicht zu behagen schien; er empfahl sich bald.

„Wenn ich nur nichts mehr von Natur und Naturscenen hören sollte!" rief Philine aus, als er weg war. „Es ist nichts unerträglicher, als sich das Vergnügen vorrechnen zu lassen, das man genießt. Wenn schön Wetter ist, geht man spazieren, wie man tanzt, wenn aufgespielt wird. Wer mag aber nur einen Augenblick an die Musik, wer ans schöne Wetter denken? Der Tänzer interessirt uns, nicht die Violine, und in ein Paar schöne schwarze Augen zu sehen, thut einem Paar blauen Augen gar zu wohl. Was sollen dagegen Quellen und Brunnen und alte morsche Linden!" Sie sah, indem sie so sprach, Wilhelmen, der ihr gegenüber saß, mit einem Blick in die Augen, dem er nicht wehren konnte, wenigstens bis an die Thüre seines Herzens vorzudringen.

„Sie haben Recht," versetzte er mit einiger Verlegenheit; „der Mensch ist dem Menschen das Interessanteste und sollte ihn vielleicht ganz allein interessiren. Alles Andere, was uns umgiebt, ist entweder nur Element, in dem wir leben, oder Werkzeug, dessen wir uns bedienen. Je mehr wir uns dabei aufhalten, je mehr wir darauf merken und Theil daran nehmen, desto schwächer wird das Gefühl unseres eigenen Werthes und das Gefühl der Gesellschaft. Die Menschen, die einen großen Werth auf Gärten, Gebäude, Kleider, Schmuck oder irgend ein Besitzthum legen, sind weniger gesellig und gefällig; sie verlieren die Menschen aus den Augen, welche zu erfreuen und zu versammeln nur sehr Wenigen glückt. Sehen wir es nicht auch auf dem Theater? Ein guter Schauspieler macht uns bald eine elende, unschickliche Dekoration vergessen, da hingegen das schönste Theater den Mangel an guten Schauspielern erst recht fühlbar macht."

Nach Tische setzte Philine sich in das beschattete hohe Gras. Ihre beiden Freunde mußten ihr Blumen in Menge herbeischaffen. Sie wand sich einen vollen Kranz und setzte ihn auf; sie sah unglaublich reizend aus. Die Blumen reichten noch zu einem andern hin; auch den flecht sie, indem sich beide Männer

nden sie setzten. Als er unter allerlei Scherz und Anspielungen fertig geworden war, drückte sie ihn Wilhelmen mit der größten Anmuth aufs Haupt und rückte ihn mehr als einmal anders, bis er recht zu sitzen schien.

„Und ich werde, wie es scheint, leer ausgehen?“ sagte Laertes.

„Mit nichten!“ versetzte Philine. „Ihr sollt Euch keineswegs beklagen.“ Sie nahm ihren Kranz vom Haupte und setzte ihn Laertes auf.

„Wären wir Nebenbuhler,“ sagte Dieser, „so würden wir sehr heftig streiten können, welchen von Beiden Du am Meisten begünstigst.“

„Da wärt Ihr rechte Thoren,“ versetzte sie, indem sie sich zu ihm hinüberbog und ihm den Mund zum Kuß reichte, sich aber sogleich umwendete, ihren Arm um Wilhelmen schlang und einen lebhaften Kuß auf seine Lippen drückte. „Welcher schmeckt am Besten?“ fragte sie neckisch.

„Wunderlich!“ rief Laertes. „Es scheint, als wenn so etwas niemals nach Wermuth schmecken könne.“

„So wenig,“ sagte Philine, „als irgend eine Gabe, die Jemand ohne Neid und Eigensinn genießt. Nun hätte ich,“ rief sie aus, „noch Lust, eine Stunde zu tanzen, und dann müssen wir wol wieder nach unsern Springern sehen.“

Man ging nach dem Hause und fand Musik daselbst. Philine, die eine gute Tänzerin war, belebte ihre beiden Gesellschafter. Wilhelm war nicht ungeschickt; allein es fehlte ihm an einer künstlichen Uebung. Seine beiden Freunde nahmen sich vor, ihn zu unterrichten.

Man verspätete sich. Die Seiltänzer hatten ihre Künste schon zu produciren angefangen. Auf dem Platze hatten sich viele Zuschauer eingefunden; doch war unsern Freunden, als sie ausstiegen, ein Getümmel merkwürdig, das eine große Anzahl Menschen nach dem Thore des Gasthofes, in welchem Wilhelm eingekehrt war, hingezogen hatte. Wilhelm sprang hinüber, um zu sehen, was es sei, und mit Entsetzen erblickte er, als er sich durchs Volk drängte, den Herrn der Seiltänzergesellschaft, der das interessante Kind bei den Haaren aus dem Hause zu schleppen bemüht war und mit einem Peitschenstiel unbarmherzig auf den kleinen Körper loschlug.

Wilhelm fuhr wie ein Blitz auf den Mann zu und faßte ihn bei der Brust. „Laß das Kind los!“ schrie er wie ein Ra-

sender, „oder Einer von uns bleibt hier auf der Stelle.“ Er faßte zugleich den Kerl mit einer Gewalt, die nur der Zorn geben kann, bei der Kehle, daß Dieser zu ersticken glaubte, das Kind losließ und sich gegen den Angreifenden zu vertheidigen suchte. Einige Leute, die mit dem Kinde Mitleiden fühlten, aber Streit anzufangen nicht gewagt hatten, fielen dem Seiltänzer sogleich in die Arme, entwaffneten ihn und drohten ihm mit vielen Schimpfreden. Dieser, der sich jetzt nur auf die Waffen seines Mundes reducirt sah, fing gräßlich zu drohen und zu fluchen an: die faule, unnütze Kreatur wolle ihre Schuldigkeit nicht thun; sie verweigere den Tiertanz zu tanzen, den er dem Publikum versprochen habe; er wolle sie todtschlagen, und es solle ihn Niemand daran hindern. Er suchte sich loszumachen, um das Kind, das sich unter der Menge verkrochen hatte, aufzusuchen. Wilhelm hielt ihn zurück und rief: „Du sollst nicht eher dieses Geschöpf weder sehen noch berühren, bis Du vor Gericht Rechenschaft giebst, wo Du es gestohlen hast. Ich werde Dich aufs Aeußerste treiben; Du sollst mir nicht entgehen.“ Diese Rede, welche Wilhelm in der Hitze, ohne Gedanken und Absicht, aus einem dunkeln Gefühl oder, wenn man will, aus Inspiration ausgesprochen hatte, brachte den wüthenden Menschen auf einmal zur Ruhe. Er rief: „Was hab' ich mit der unnützen Kreatur zu schaffen! Zahlen Sie mir, was mich ihre Kleider kosten, und Sie mögen sie behalten! Wir wollen diesen Abend noch einig werden.“ Er eilte darauf, die unterbrochene Vorstellung fortzusetzen und die Unruhe des Publikums durch einige bedeutende Kunststücke zu befriedigen.

Wilhelm suchte nunmehr, da es stille geworden war, nach dem Kinde, das sich aber nirgends fand. Einige wollten es auf dem Boden, Andere auf den Dächern der benachbarten Häuser gesehen haben. Nachdem man es aller Orten gesucht hatte, mußte man sich beruhigen und abwarten, ob es nicht von selbst wieder herbeikommen wolle.

Indeß war Narciß nach Hause gekommen, welchen Wilhelm über die Schicksale und die Herkunft des Kindes befragte. Dieser wußte nichts davon denn er war nicht lange bei der Gesellschaft, erzählte dagegen mit großer Leichtigkeit und vielem Leichtsinne seine eigenen Schicksale. Als ihm Wilhelm zu dem großen Beifall Glück wünschte, dessen er sich zu erfreuen hatte, äußerte er sich sehr gleichgültig darüber. „Wir sind gewohnt,“ sagte er, „daß man über uns lacht und unsere Künste bewundert; aber

wir werden durch den außerordentlichen Beifall um nichts gebessert. Der Entrepreneur zahlt uns und mag sehen, wie er zurechte kommt." Er beurlaubte sich darauf und wollte sich eilig entfernen.

Auf die Frage, wo er so schnell hin wolle, lächelte der junge Mensch und gestand, daß seine Figur und Talente ihm einen solidern Beifall zugezogen, als der des großen Publikums sei. Er habe von einigen Frauenzimmern Botschaft erhalten, die sehr eifrig verlangten, ihn näher kennen zu lernen, und er fürchte, mit den Besuchen, die er abzulegen habe, vor Mitternacht kaum fertig zu werden. Er fuhr fort, mit der größten Aufrichtigkeit seine Abenteuer zu erzählen, und hätte die Namen, Straßen und Häuser angezeigt, wenn nicht Wilhelm eine solche Indiskretion abgelehnt und ihn höflich entlassen hätte.

Laertes hatte indessen Landrinetten unterhalten und versicherte, sie sei vollkommen würdig, ein Weib zu sein und zu bleiben.

Nun ging die Unterhandlung mit dem Entrepreneur wegen des Kindes an, das unserm Freunde für dreißig Thaler überlassen wurde, gegen welche der schwarzhärtige heftige Italiener seine Ansprüche völlig abtrat, von der Herkunft des Kindes aber weiter nichts bekennen wollte, als daß er solches nach dem Tode seines Bruders, den man wegen seiner außerordentlichen Geschicklichkeit den großen Teufel genannt, zu sich genommen habe.

Der andere Morgen ging meist mit Aufsuchen des Kindes hin. Vergebens durchkroch man alle Winkel des Hauses und der Nachbarschaft; es war verschwunden, und man fürchtete, es möchte in ein Wasser gesprungen sein oder sich sonst ein Leids angethan haben.

Philinens Reize konnten die Unruhe unseres Freundes nicht ableiten. Er brachte einen traurigen, nachdenklichen Tag zu. Auch des Abends, da Springer und Tänzer alle ihre Kräfte aufboten, um sich dem Publikum aufs Beste zu empfehlen, konnte sein Gemüth nicht erheitert und zerstreut werden.

Durch den Zulauf aus benachbarten Ortschaften hatte die Anzahl der Menschen außerordentlich zugenommen, und so wälzte sich auch der Schneeball des Beifalls zu einer ungeheuren Größe. Der Sprung über die Degen und durch das Faß mit papiernen Böden machte eine große Sensation. Der starke Mann ließ zum allgemeinen Grausen, Entsetzen und Erstaunen, indem er sich mit dem Kopf und den Füßen auf ein paar aus einander geschobene Stühle legte, auf seinen bohlschwebenden Leib einen

Ambos heben und auf demselben von einigen wackern Schmiedsgesellen ein Hufeisen fertig schmieden. Auch war die sogenannte Herkules-Stärke, da eine Reihe Männer, auf den Schultern einer ersten Reihe stehend, abermals Frauen und Jünglinge trägt, so daß zuletzt eine lebendige Pyramide entsteht, deren Spitze ein Kind, auf den Kopf gestellt, als Knopf und Wetterfahne ziert, in diesen Gegenden noch nie gesehen worden und endigte würdig das ganze Schauspiel. Narciß und Landrinette ließen sich in Tragsesseln auf den Schultern der Uebrigen durch die vornehmsten Straßen der Stadt unter lautem Freudengeschrei des Volks tragen. Man warf ihnen Bänder, Blumensträuße und seidene Tücher zu und drängte sich, sie ins Gesicht zu fassen. Jedermann schien glücklich zu sein, sie anzusehen und von ihnen eines Blicks gewürdigt zu werden.

„Welcher Schauspieler, welcher Schriftsteller, ja, welcher Mensch überhaupt würde sich nicht auf dem Gipfel seiner Wünsche sehen, wenn er durch irgend ein edles Wort oder eine gute That einen so allgemeinen Eindruck hervorbrächte? Welche köstliche Empfindung müßte es sein, wenn man gute, edle, der Menschheit würdige Gefühle ebense schnell durch einen elektrischen Schlag ausbreiten, ein solches Entzücken unter dem Volke erregen könnte, als diese Leute durch ihre körperliche Geschicklichkeit gethan haben, wenn man der Menge das Mitgeübt alles Menschlichen geben, wenn man sie mit der Vorstellung des Glücks und Unglücks, der Weisheit und Thorheit, ja des Unsinns und der Albernheit entzünden, erschüttern und ihr stockendes Innere in freie, lebhafte und reine Bewegung setzen könnte!" So sprach unser Freund, und da weder Philine noch Laertes gestimmt schienen, einen solchen Diskurs fortzusetzen, unterhielt er sich allein mit diesen Lieblingsbetrachtungen, als er bis spät in die Nacht um die Stadt spazierte und seinen alten Wunsch, das Gute, Edle, Große durch das Schauspiel zu versinnlichen, wieder einmal mit aller Lebhaftigkeit und aller Freiheit einer losgebundenen Einbildungskraft verfolgte.

Fünftes Kapitel.

Des andern Tages, als die Seiltänzer mit großem Geräusch abgezogen waren, fand sich Mignon sogleich wieder ein und trat hinzu, als Wilhelm und Laertes ihre Fechtübungen auf dem Saale fortsetzten.

„Wo haſt Du geſteckt?“ fragte Wilhelm freundlich. „Du haſt uns viel Sorge gemacht.“ Das Kind antwortete nichts und ſah ihn an.

„Du biſt nun unſer!“ rief Laertes. „Wir haben Dich gekauft.“

„Was haſt Du bezahlt?“ fragte das Kind ganz trocken.

„Hundert Dukaten,“ verſetzte Laertes. „Wenn Du ſie wieder giebſt, kannſt Du frei ſein.“

„Das iſt wol viel?“ fragte das Kind.

„O ja! Du magſt Dich nur gut aufführen.“

„Ich will dienen,“ verſetzte ſie.

Von dem Augenblicke an merkte ſie genau, was der Kellner den beiden Freunden für Dienſte zu leiſten hatte, und litt ſchon des andern Tages nicht mehr, daß er ins Zimmer kam. Sie wollte Alles ſelbſt thun und machte auch ihre Geſchäfte, zwar langſam und mitunter unbehülflich, doch genau und mit großer Sorgfalt.

Sie ſtellte ſich oft an ein Gefäß mit Waſſer und wuſch ihr Geſicht mit ſo großer Emſigkeit und Heftigkeit, daß ſie ſich faſt die Backen aufrieb, bis Laertes durch Fragen und Necken erfuhr, daß ſie die Schminke von ihren Wangen auf alle Weiſe loszuwerden ſuche und über dem Eifer, womit ſie es that, die Rothe, die ſie durchs Reiben hervorgebracht hatte, für die hartnäckigſte Schminke halte. Man bedeutete ſie, und ſie ließ ab, und nachdem ſie wieder zur Ruhe gekommen war, zeigte ſich eine ſchöne braune, obgleich nur von wenigem Roth erhöhte Geſichtsfarbe.

Durch die frevelhaften Reize Philinens, durch die geheimnißvolle Gegenwart des Kindes mehr, als er ſich ſelbſt geſtehen durfte, unterhalten, brachte Wilhelm verſchiedene Tage in dieſer ſonderbaren Geſellſchaft zu und rechtfertigte ſich bei ſich ſelbſt durch eine fleißige Uebung in der Fecht- und Tanzkunſt, wozu er ſo leicht nicht wieder Gelegenheit zu finden glaubte.

Nicht wenig verwundert und gewiſſermaßen erfreut war er, als er eines Tages Herrn und Frau Melina ankommen ſah, welche, gleich nach dem erſten frohen Gruße, ſich nach der Direktrice und den übrigen Schauſpielern erkundigten und mit großem Schrecken vernahmen, daß jene ſich ſchon lange entfernt habe, und dieſe bis auf Wenige zerſtreut ſeien.

Das junge Paar hatte ſich nach ihrer Verbindung, zu der, wie wir wiſſen, Wilhelm behülflich geweſen, an einigen Orten nach Engagement umgeſehen, keines gefunden und war endlich

in dieſes Städtchen gewieſen worden, wo einige Perſonen, die ihnen unterweges begegneten, ein gutes Theater geſehen haben wollten.

Philinen wollte Madame Melina, und Herr Melina dem lebhaften Laertes, als ſie Bekanntſchaft machten, keineswegs gefallen. Sie wünſchten die neuen Ankömmlinge gleich wieder los zu ſein, und Wilhelm konnte ihnen keine günſtigen Geſinnungen beibringen, ob er ihnen gleich wiederholt verſicherte, daß es recht gute Leute ſeien.

Eigentlich war auch das bisherige luſtige Leben unſerer drei Abenteurer durch die Erweiterung der Geſellſchaft auf mehr als eine Weiſe geſtört; denn Melina fing im Wirthshauſe (er hatte in ebendemſelben, in welchem Philine wohnte, Platz gefunden) gleich zu markten und zu quängeln an. Er wollte für weniges Geld beſſeres Quartier, reichlichere Mahlzeit und promptere Bedienung haben. In kurzer Zeit machten Wirth und Kellner verdrießliche Geſichter, und wenn die Andern, um froh zu leben, ſich Alles gefallen ließen und nur geſchwind bezahlten, um nicht länger an daß zu denken, was ſchon verzehrt war, ſo mußte die Mahlzeit, die Melina regelmäßig ſogleich berichtigte, jederzeit von vorn wieder durchgenommen werden, ſo daß Philine ihn ohne Umſtände ein wiederkäuendes Thier nannte.

Noch verhaßter war Madame Melina dem luſtigen Mädchen. Dieſe junge Frau war nicht ohne Bildung; doch fehlte es ihr gänzlich an Geiſt und Seele. Sie deklamirte nicht übel und wollte immer deklamiren; allein man merkte bald, daß es nur eine Wortdeklamation war, die auf einzelnen Stellen laſtete und die Empfindung des Ganzen nicht ausdrückte. Bei dieſem Allen war ſie nicht leicht Jemandem, beſonders Männern, unangenehm. Vielmehr ſchrieben ihr Diejenigen, die mit ihr umgingen, gewöhnlich einen ſchönen Verſtand zu; denn ſie war, was ich mit einem Worte eine Unempfinderin nennen möchte; ſie wußte einem Freunde, um deſſen Achtung ihr zu thun war, mit einer beſondern Aufmerkſamkeit zu ſchmeicheln, in ſeine Ideen ſo lange als möglich einzugehen, ſobald ſie aber ganz über ihren Horizont waren, mit Eſtaſe eine ſolche neue Erſcheinung aufzunehmen. Sie verſtand zu ſprechen und zu ſchweigen und, ob ſie gleich kein tückiſches Gemüth hatte, mit großer Vorſicht aufzupaſſen, wo des Andern ſchwache Seite ſein möchte.

Sechstes Kapitel.

Melina hatte sich indessen nach den Trümmern der vorigen Direktion genau erkundigt. Sowol Dekorationen als Garderobe waren an einige Handelsleute versetzt, und ein Notarius hatte den Auftrag von der Direktrice erhalten, unter gewissen Bedingungen, wenn sich Liebhaber fänden, in den Verkauf aus freier Hand zu willigen. Melina wollte die Sachen besehen und zog Wilhelmen mit sich. Dieser empfand, als man ihnen die Zimmer eröffnete, eine gewisse Neigung dazu, die er sich jedoch selbst nicht gestand. In so einem schlechten Zustande auch die gefleckten Dekorationen waren, so wenig scheinbar auch türkische und heidnische Kleider, alte Karrikaturröcke für Männer und Frauen, Kutten für Zauberer, Juden und Pfaffen sein mochten, so konnt' er sich doch der Empfindung nicht erwehren, daß er die glücklichsten Augenblicke seines Lebens in der Nähe eines ähnlichen Trödelkrams gefunden hatte. Hätte Melina in sein Herz sehen können, so wurde er ihm eifriger zugesetzt haben, eine Summe Geldes auf die Befreiung, Aufstellung und neue Belebung dieser zerstreuten Glieder zu einem schönen Ganzen herzugeben. „Welch ein glücklicher Mensch," rief Melina aus, „könnte ich sein, wenn ich nur zweihundert Thaler besäße, um zum Anfange den Besitz dieser ersten theatralischen Bedürfnisse zu erlangen! Wie bald wollt' ich ein kleines Schauspiel beisammen haben, das uns in dieser Stadt, in dieser Gegend gewiß sogleich ernähren sollte!" Wilhelm schwieg, und Beide verließen nachdenklich die wieder eingesperrten Schätze.

Melina hatte von dieser Zeit an keinen andern Diskurs als Projekte und Vorschläge, wie man ein Theater einrichten und dabei seinen Vortheil finden könnte. Er suchte Philinen und Laertes zu interessiren, und man that Wilhelmen Vorschläge, Geld herzuschießen und Sicherheit dagegen anzunehmen. Diesem fiel aber erst bei dieser Gelegenheit recht auf, daß er hier so lange nicht hätte verweilen sollen; er entschuldigte sich und wollte Anstalten machen, seine Reise fortzusetzen.

Indessen war ihm Mignon's Gestalt und Wesen immer reizender geworden. In alle seinem Thun und Lassen hatte das Kind etwas Sonderbares. Es ging die Treppe weder auf noch ab, sondern sprang; es stieg auf den Geländern der Gänge weg, und ehe man sich's versah, saß es oben auf dem Schranke und blieb eine Weile ruhig. Auch hatte Wilhelm bemerkt, daß

es für Jeden eine besondere Art von Gruß hatte. Ihn grüßte sie seit einiger Zeit mit über die Brust geschlagenen Armen. Manche Tage war sie ganz stumm, zu Zeiten antwortete sie mehr auf verschiedene Fragen, immer sonderbar, doch so, daß man nicht unterscheiden konnte, ob es Witz oder Unkenntniß der Sprache war, indem sie ein gebrochenes, mit Französisch und Italienisch durchflochtenes Deutsch sprach. In seinem Dienste war das Kind unermüdet und früh mit der Sonne auf; es verlor sich dagegen Abends zeitig, schlief in einer Kammer auf der nackten Erde und war durch nichts zu bewegen, ein Bette oder einen Strohsack anzunehmen. Er fand sie oft, daß sie sich wusch. Auch ihre Kleider waren reinlich, obgleich Alles fast doppelt und dreifach an ihr geflickt war. Man sagte Wilhelmen auch, daß sie alle Morgen ganz früh in die Messe gehe, wohin er ihr einmal folgte und sie in der Ecke der Kirche mit dem Rosenkranze knien und andächtig beten sah. Sie bemerkte ihn nicht; er ging nach Hause, machte sich vielerlei Gedanken über diese Gestalt und konnte sich bei ihr nichts Bestimmtes denken.

Neues Andringen Melina's um eine Summe Geldes zur Auslosung der mehr erwähnten Theatergeräthschaften bestimmte Wilhelmen noch mehr, an seine Abreise zu denken. Er wollte den Seinigen, die lange nichts von ihm gehört hatten, noch mit dem heutigen Posttage schreiben; er fing auch wirklich einen Brief an Wernern an und war mit Erzählung seiner Abenteuer, wobei er, ohne es selbst zu bemerken, sich mehrmal von der Wahrheit entfernt hatte, schon ziemlich weit gekommen, als er zu seinem Verdruß auf der hintern Seite des Briefblatts schon einige Verse geschrieben fand, die er für Madame Melina aus seiner Schreibtafel zu kopiren angefangen hatte. Unwillig zerriß er das Blatt und verschob die Wiederholung seines Bekenntnisses auf den nächsten Posttag.

Siebentes Kapitel.

Unsere Gesellschaft befand sich abermals beisammen, und Philine, die auf jedes Pferd, das vorbeikam, auf jeden Wagen, der anfuhr, äußerst aufmerksam war, rief mit großer Lebhaftigkeit: „Unser Pedant! Da kommt unser allerliebster Pedant!

Wen mag er bei sich haben?" Sie rief und winkte zum Fenster hinaus, und der Wagen hielt stille.

Ein kümmerlich armer Teufel, den man an seinem verschabten, grauslich braunen Rocke und an seinen übelfrisierten Unterkleidern für einen Magister, wie sie auf Akademien zu vermodern pflegen, hätte halten sollen, stieg aus dem Wagen und entblößte, indem er Philinen zu grüßen den Hut abtat, eine übelgepuderte, aber übrigens sehr steife Perrücke, und Philine warf ihm hundert Kußhände zu.

So wie sie ihre Glückseligkeit fand, einen Teil der Männer zu lieben und ihre Liebe zu genießen, so war das Vergnügen nicht viel geringer, das sie sich je oft als möglich gab, die übrigen, die sie eben in diesem Augenblicke nicht liebte, auf eine sehr leichtfertige Weise zum Besten zu haben.

Ueber den Lärm, womit sie diesen alten Freund empfing, vergaß man auf die Uebrigen zu achten, die ihm nachfolgten. Doch glaubte Wilhelm, die zwei Frauenzimmer und einen ältlichen Mann, der mit ihnen hereintrat, zu kennen. Auch entdeckte sich's bald, daß er sie alle Drei vor einigen Jahren bei der Gesellschaft, die in seiner Vaterstadt spielte, mehrmals gesehen hatte. Die Töchter waren seit der Zeit herangewachsen; der Alte aber hatte sich wenig verändert. Dieser spielte gewöhnlich die gutmüthigen polternden Alten, wovon das deutsche Theater nicht leer wird, und die man auch im gemeinen Leben nicht selten antrifft. Denn da es der Charakter unserer Landsleute ist, das Gute ohne viel Prunk zu thun und zu leisten, so denken sie selten daran, daß es auch eine Art gebe, das Rechte mit Zierlichkeit und Anmuth zu thun, und verfallen vielmehr, von einem Geiste des Widerspruchs getrieben, leicht in den Fehler, durch ein mürrisches Wesen ihre liebste Tugend im Kontraste darzustellen. Solche Rollen spielte unser Schauspieler sehr gut, und er spielte sie so oft und ausschließlich, daß er darüber eine ähnliche Art, sich zu betragen, im gemeinen Leben angenommen hatte.

Wilhelm gerieth in große Bewegung, sobald er ihn erkannte; denn er erinnerte sich, wie oft er diesen Mann neben seiner geliebten Mariane auf dem Theater gesehen hatte; er hörte ihn noch schelten, er hörte ihre schmeichelnde Stimme, mit der sie seinem rauhen Wesen in manchen Rollen zu begegnen hatte.

Die erste lebhafte Frage an die neuen Ankömmlinge, ob ein Unternehmen auswärts zu finden und zu hoffen sei, ward leider

mit Nein beantwortet, und man mußte vernehmen, daß die Gesellschaften, bei denen man sich erkundigt, besetzt, und einige davon sogar in Sorgen seien, wegen des bevorstehenden Krieges aus einander gehen zu müssen. Der polternde Alte hatte mit seinen Töchtern aus Verdruß und Liebe zur Abwechslung ein vortheilhaftes Engagement aufgegeben, hatte mit dem Pedanten, den er unterweges antraf, einen Wagen gemiethet, um hierher zu kommen, wo denn auch, wie sie fanden, guter Rath theuer war.

Die Zeit, in welcher sich die Uebrigen über ihre Angelegenheiten sehr lebhaft unterhielten, brachte Wilhelm nachdenklich zu. Er wünschte den Alten allein zu sprechen, wünschte und fürchtete von Marianen zu hören und befand sich in der größten Unruhe.

Die Artigkeiten der neuangekommenen Frauenzimmer konnten ihn nicht aus seinem Traume reißen; aber ein Wortwechsel, der sich erhob, machte ihn aufmerksam. Es war Friedrich, der blonde Knabe, der Philinen aufzuwarten pflegte, sich aber diesmal lebhaft widersetzte, als er den Tisch decken und Essen herbeischaffen sollte. „Ich habe mich verpflichtet," rief er aus, „Ihnen zu dienen, aber nicht allen Menschen aufzuwarten." Sie geriethen darüber in einen heftigen Streit. Philine bestand darauf, er habe seine Schuldigkeit zu thun, und als er sich hartnäckig widersetzte, sagte sie ihm ohne Umstände, er könne gehen, wohin er wolle.

„Glauben Sie etwa, daß ich mich nicht von Ihnen entfernen könne?" rief er aus, ging trotzig weg, machte sein Bündel zusammen und eilte sogleich zum Hause hinaus.

„Geh, Mignon," sagte Philine, „und schaff uns, was wir brauchen; sag es dem Kellner und hilf aufwarten!"

Mignon trat vor Wilhelmen hin und fragte in ihrer lakonischen Art: „Soll ich? Darf ich?" Und Wilhelm versetzte: „Thu, mein Kind, was Mademoiselle Dir sagt."

Das Kind besorgte Alles und wartete den ganzen Abend mit großer Sorgfalt den Gästen auf. Nach Tische suchte Wilhelm mit dem Alten einen Spaziergang allein zu machen; es gelang ihm, und nach mancherlei Fragen, wie es ihm bisher gegangen, wendete sich das Gespräch auf die ehmalige Gesellschaft, und Wilhelm wagte zuletzt nach Marianen zu fragen.

„Sagen Sie mir nichts von dem abscheulichen Geschöpf!" rief der Alte. „Ich habe verschworen, nicht mehr an sie zu denken." Wilhelm erschrak über diese Aeußerung, war aber noch

in größerer Verlegenheit, als der Alte fortfuhr, auf ihre Leichtfertigkeit und Liederlichkeit zu schmähen. Wie gern hätte unser Freund das Gespräch abgebrochen; allein er mußte nun einmal die polternden Ergießungen des wunderlichen Mannes aushalten.

„Ich schäme mich," fuhr Dieser fort, „daß ich ihr so geneigt war. Doch hätten Sie das Mädchen näher gekannt, Sie würden mich gewiß entschuldigen. Sie war so artig, natürlich und gut, so gefällig und in jedem Sinne leidlich. Nie hätt' ich mir vorgestellt, daß Frechheit und Undank die Hauptzüge ihres Charakters sein sollten."

Schon hatte sich Wilhelm gefaßt gemacht, das Schlimmste von ihr zu hören, als er auf einmal mit Verwunderung bemerkte, daß der Ton des Alten milder wurde, seine Rede endlich stockte, und er ein Schnupftuch aus der Tasche nahm, um die Thränen zu trocknen, die zuletzt seine Rede völlig unterbrachen.

„Was ist Ihnen?" rief Wilhelm aus. „Was giebt Ihren Empfindungen auf einmal eine so entgegengesetzte Richtung? Verbergen Sie mir es nicht! Ich nehme an dem Schicksale dieses Mädchens mehr Antheil, als Sie glauben; nur lassen Sie mich Alles wissen."

„Ich habe wenig zu sagen," versetzte der Alte, indem er wieder in seinen ernstlichen, verdrießlichen Ton überging. „Ich werde es ihr nie vergeben, was ich um sie geduldet habe. Sie hatte," fuhr er fort, „immer ein gewisses Zutrauen zu mir; ich liebte sie wie meine Tochter und hatte, da meine Frau noch lebte, den Entschluß gefaßt, sie zu mir zu nehmen und sie aus den Händen der Alten zu retten, von deren Anleitung ich mir nicht viel Gutes versprach. Meine Frau starb, das Projekt zerschlug sich. Gegen das Ende des Aufenthalts in Ihrer Vaterstadt, es sind nicht gar drei Jahre, merkte ich ihr eine sichtbare Traurigkeit an; ich fragte sie, aber sie wich aus. Endlich machten wir uns auf die Reise. Sie fuhr mit mir in einem Wagen, und ich bemerkte, was sie mir auch bald gestand, daß sie guter Hoffnung sei und in der größten Furcht schwebe, von unserm Direktor verstoßen zu werden. Auch dauerte es nur kurze Zeit, so machte er die Entdeckung, kündigte ihr den Kontrakt, der ohnedies nur auf sechs Wochen stand, sogleich auf, zahlte, was sie zu fordern hatte, und ließ sie, aller Vorstellungen ungeachtet, in einem kleinen Städtchen in einem schlechten Wirthshause zurück."

„Der Henker hole alle liederlichen Dirnen!“ rief der Alte mit Verdruß, „und besonders diese, die mir so manche Stunde meines Lebens verdorben hat. Was soll ich lange erzählen, wie ich mich ihrer angenommen, was ich für sie gethan, was ich an sie gehängt, wie ich auch in der Abwesenheit für sie gesorgt habe! Ich wollte lieber mein Geld in den Teich werfen und meine Zeit hinbringen, räudige Hunde zu erziehen, als nur jemals wieder auf so ein Geschöpf die mindeste Aufmerksamkeit wenden. Was war's? Im Anfang erhielt ich Dankſagungsbriefe, Nachricht von einigen Orten ihres Aufenthalts, und zuletzt kein Wort mehr, nicht einmal Dank für das Geld, das ich ihr zu ihren Wochen geschickt hatte. O, die Verstellung und der Leichtsinn der Weiber ist so recht zusammengepaart, um ihnen ein bequemes Leben und einem ehrlichen Kerl manche verdrießliche Stunde zu schaffen!“

Achtes Kapitel.

Man denke sich Wilhelm's Zustand, als er von dieser Unterredung nach Hause kam. Alle seine alten Wunden waren wieder aufgerissen, und das Gefühl, daß sie seiner Liebe nicht ganz unwürdig gewesen, wieder lebhaft geworden; denn in dem Interesse des Alten, in dem Lobe, das er ihr wider Willen geben mußte, war unserm Freunde ihre ganze Liebenswürdigkeit wieder erschienen; ja, selbst die heftige Anklage des leidenschaftlichen Mannes enthielt nichts, was sie vor Wilhelm's Augen hätte herabsetzen können. Denn Dieser bekannte sich selbst als Mitschuldigen ihrer Vergehungen, und ihr Schweigen zuletzt schien ihm nicht tadelhaft; er machte sich vielmehr nur traurige Gedanken darüber, sah sie als Wöchnerin, als Mutter in der Welt ohne Hilfe herumirren, wahrscheinlich mit seinem eigenen Kinde herumirren — Vorstellungen, welche das schmerzlichste Gefühl in ihm erregten.

Mignon hatte auf ihn gewartet und leuchtete ihm die Treppe hinauf. Als sie das Licht niedergesetzt hatte, bat sie ihn, zu erlauben, daß sie ihm heute Abend mit einem Kunststücke aufwarten dürfe. Er hätte es lieber verbeten, besonders da er nicht wußte, was es werden sollte; allein er konnte diesem guten Geschöpfe nichts abschlagen. Nach einer kurzen Zeit trat sie wieder herein. Sie trug einen Teppich unter dem Arme, den

sie auf der Erde ausbreitete. Wilhelm ließ sie gewähren. Sie brachte darauf vier Lichter, stellte eins auf jeden Zipfel des Teppichs. Ein Körbchen mit Eiern, das sie darauf holte, machte die Absicht deutlicher. Künstlich abgemessen schritt sie nunmehr auf dem Teppich hin und her und legte in gewissen Maßen die Eier aus einander; dann rief sie einen Menschen herein, der im Hause aufwartete und die Violine spielte. Er trat mit seinem Instrumente in die Ecke; sie verband sich die Augen, gab das Zeichen und fing zugleich mit der Musik, wie ein aufgezogenes Räderwerk, ihre Bewegungen an, indem sie Takt und Melodie mit dem Schlage der Castagnetten begleitete.

Behende, leicht, rasch, genau führte sie den Tanz. Sie trat so scharf und so sicher zwischen die Eier hinein, bei den Eiern nieder, daß man jeden Augenblick dachte, sie müsse eins zertreten oder bei schnellen Wendungen das andere fortschleudern. Mit nichten! sie berührte keines, ob sie gleich mit allen Arten von Schritten, engen und weiten, ja sogar mit Sprüngen und zuletzt bald knieend sich durch die Reihen durchwand. Unaufhaltsam, wie ein Uhrwerk, lief sie ihren Weg, und die sonderbare Musik gab dem immer wieder von vorn anfangenden und losrauschenden Tanze bei jeder Wiederholung einen neuen Stoß. Wilhelm war von dem sonderbaren Schauspiele ganz hingerissen; er vergaß seiner Sorgen, folgte jeder Bewegung der geliebten Kreatur und war verwundert, wie in diesem Tanze sich ihr Charakter vorzüglich entwickelte.

Streng, scharf, trocken, heftig und in sanften Stellungen mehr feierlich als angenehm zeigte sie sich. Er empfand, was er schon für Mignon gefühlt, in diesem Augenblicke auf einmal. Er sehnte sich, dieses verlassene Wesen an Kindesstatt seinem Herzen einzuverleiben, es in seine Arme zu nehmen und mit der Liebe eines Vaters Freude des Lebens in ihm zu erwecken.

Der Tanz ging zu Ende; sie rollte die Eier mit den Füßen sachte zusammen auf ein Häufchen, ließ keines zurück, beschädigte keines und stellte sich dazu, indem sie die Binde von den Augen nahm und ihr Kunststück mit einem Bücklinge endigte.

Wilhelm dankte ihr, daß sie ihm den Tanz, den er zu sehen gewünscht, so artig und unvermuthet vorgetragen habe. Er streichelte sie und bedauerte, daß sie sich's habe so sauer werden lassen. Er versprach ihr ein neues Kleid, worauf sie heftig antwortete: „Deine Farbe!" Auch das versprach er ihr, ob er

gleich nicht deutlich wußte, was sie darunter meine. Sie nahm die Eier zusammen, den Teppich unter den Arm, fragte, ob er noch etwas zu befehlen habe, und schwang sich zur Thüre hinaus.

Von dem Musikus erfuhr er, daß sie sich seit einiger Zeit viele Mühe gegeben, ihm den Tanz, welches der bekannte Fandango war, so lange vorzusingen, bis er ihn habe spielen können. Auch habe sie ihm für seine Bemühungen etwas Geld angeboten, das er aber nicht nehmen wollen.

Neuntes Kapitel.

Nach einer unruhigen Nacht, die unser Freund theils wachend, theils von schweren Träumen geängstigt zubrachte, in denen er Marianen bald in aller Schönheit, bald in kümmerlicher Gestalt, jetzt mit einem Kinde auf dem Arm, bald desselben beraubt sah, war der Morgen kaum angebrochen, als Mignon schon mit einem Schneider hereintrat. Sie brachte graues Tuch und blauen Taffet und erklärte nach ihrer Art, daß sie ein neues Westchen und Schifferhosen, wie sie solche an den Knaben in der Stadt gesehen, mit blauen Aufschlägen und Bändern haben wolle.

Wilhelm hatte seit dem Verlust Marianens alle muntern Farben abgelegt. Er hatte sich an das Grau, an die Kleidung der Schatten, gewöhnt, und nur etwa ein himmelblaues Futter oder ein kleiner Kragen von dieser Farbe belebte einigermaßen jene stille Kleidung. Mignon, begierig, seine Farbe zu tragen, trieb den Schneider, der in Kurzem die Arbeit zu liefern versprach.

Die Tanz- und Fechtstunden, die unser Freund heute mit Laertes nahm, wollten nicht zum Besten glücken. Auch wurden sie bald durch Melina's Ankunft unterbrochen, der umständlich zeigte, wie jetzt eine kleine Gesellschaft beisammen sei, mit welcher man schon Stücke genug aufführen könne. Er erneuerte seinen Antrag, daß Wilhelm einiges Geld zum Etablissement vorstrecken solle, wobei Dieser abermals seine Unentschlossenheit zeigte.

Philine und die Mädchen kamen bald hierauf mit Lachen und Lärmen herein. Sie hatten sich abermals eine Spazierfahrt ausgedacht. Denn Veränderung des Orts und der Gegenstände war eine Lust, nach der sie sich immer sehnten; täglich an einem andern Orte zu essen, war ihr höchster Wunsch; diesmal sollte es eine Wasserfahrt werden.

Das Schiff, womit sie die Krümmungen des angenehmen Flusses hinunterfahren wollten, war schon durch den Pedanten bestellt. Philine trieb, die Gesellschaft zauderte nicht und war bald eingeschifft.

„Was fangen wir nun an?“ sagte Philine, indem sich Alle auf die Bänke niedergelassen hatten.

„Das Kürzeste wäre,“ versetzte Laertes, „wir extemporirten ein Stück. Nehme Jeder eine Rolle, die seinem Charakter am Angemessensten ist, und wir wollen sehen, wie es uns gelingt.“

„Vortrefflich!“ sagte Wilhelm; „denn in einer Gesellschaft, in der man sich nicht verstellt, in welcher Jedes nur seinem Sinne folgt, kann Anmuth und Zufriedenheit nicht lange wohnen, und wo man sich immer verstellt, dahin kommen sie gar nicht. Es ist also nicht übel gethan, wir geben uns die Verstellung gleich vom Anfange zu und sind nachher unter der Maske so aufrichtig, als wir wollen.“

„Ja,“ sagte Laertes, „deswegen geht sich's so angenehm mit Weibern um, die sich niemals in ihrer natürlichen Gestalt sehen lassen.“

„Das macht,“ versetzte Madame Melina, „daß sie nicht so eitel sind wie die Männer, welche sich einbilden, sie seien schon immer liebenswürdig genug, wie sie die Natur hervorgebracht hat.“

Indessen war man zwischen angenehmen Büschen und Hügeln, zwischen Gärten und Weinbergen hingefahren, und die jungen Frauenzimmer, besonders aber Madame Melina, drückten ihr Entzücken über die Gegend aus. Letztere fing sogar an, ein artiges Gedicht von der beschreibenden Gattung über eine ähnliche Naturscene feierlich herzusagen; allein Philine unterbrach sie und schlug ein Gesetz vor, daß sich Niemand unterfangen solle, von einem unbelebten Gegenstande zu sprechen; sie setzte vielmehr den Vorschlag zur extemporirten Komödie mit Eifer durch. Der polternde Alte sollte einen pensionirten Officier, Laertes einen vacirenden Fechtmeister, der Pedant einen Juden vorstellen; sie selbst wolle eine Tyrolerin machen und überließ den Uebrigen, sich ihre Rollen zu wählen. Man sollte singiren, als ob sie eine Gesellschaft weltfremder Menschen seien, die soeben auf einem Marktschiffe zusammenkomme. Sie fing sogleich mit dem Juden ihre Rolle zu spielen an, und eine allgemeine Heiterkeit verbreitete sich.

Man war nicht lange gefahren, als der Schiffer stille hielt,

um mit Erlaubniß der Gesellschaft noch Jemanden einzunehmen, der am Ufer stand und gewinkt hatte.

„Das ist eben noch, was wir brauchten," rief Philine; „ein blinder Passagier fehlte noch der Reisegesellschaft."

Ein wohlgebildeter Mann stieg in das Schiff, den man an seiner Kleidung und seiner ehrwürdigen Miene wol für einen Geistlichen hätte nehmen können. Er begrüßte die Gesellschaft, die ihm nach ihrer Weise dankte und ihn bald mit ihrem Scherz bekannt machte. Er nahm darauf die Rolle eines Landgeistlichen an, die er zur Verwunderung Aller auf das Artigste durchsetzte, indem er bald ermahnte, bald Histörchen erzählte, einige schwache Seiten blicken ließ und sich doch im Respekt zu erhalten wußte.

Indessen hatte Jeder, der nur ein einziges Mal aus seinem Charakter herausgegangen war, ein Pfand geben müssen. Philine hatte sie mit großer Sorgfalt gesammelt und besonders den geistlichen Herrn mit vielen Küssen bei der künftigen Einlösung bedroht, ob er gleich selbst nie in Strafe genommen ward. Melina dagegen war völlig ausgeplündert, Hemdenknöpfe und Schnallen und Alles, was Bewegliches an seinem Leibe war, hatte Philine zu sich genommen; denn er wollte einen reisenden Engländer verstellen und konnte auf keine Weise in seine Rolle hineinkommen.

Die Zeit war indeß auf das Angenehmste vergangen. Jedes hatte seine Einbildungskraft und seinen Witz aufs Möglichste angestrengt, und Jedes seine Rolle mit angenehmen und unterhaltenden Scherzen ausstaffirt. So kam man an dem Orte an, wo man sich den Tag über aufhalten wollte, und Wilhelm gerieth mit dem Geistlichen, wie wir ihn seinem Aussehen und seiner Rolle nach nennen wollen, auf dem Spaziergange bald in ein interessantes Gespräch.

„Ich finde diese Uebung," sagte der Unbekannte, „unter Schauspielern, ja in Gesellschaft von Freunden und Bekannten, sehr nützlich. Es ist die beste Art, die Menschen aus sich heraus- und durch einen Umweg wieder in sich hineinzuführen. Es sollte bei jeder Truppe eingeführt sein, daß sie sich manchmal auf diese Weise üben müßte, und das Publikum würde gewiß dabei gewinnen, wenn alle Monate ein nicht geschriebenes Stück aufgeführt würde, worauf sich freilich die Schauspieler in mehreren Proben müßten vorbereitet haben."

„Man dürfte sich," versetzte Wilhelm, „ein extemporirtes

Stück nicht als ein solches denken, das aus dem Stegreife sogleich komponirt würde, sondern als ein solches, wovon zwar Plan, Handlung und Szeneneintheilung gegeben wären, dessen Ausführung aber dem Schauspieler überlassen bliebe."

„Ganz richtig," sagte der Unbekannte, „und eben was diese Ausführung betrifft, wurde ein solches Stück, sobald die Schauspieler nur einmal im Gange wären, außerordentlich gewinnen. Nicht die Ausführung durch Worte (denn durch diese muß freilich der überlegende Schriftsteller seine Arbeit zieren), sondern die Ausführung durch Geberden und Mienen, Ausrufungen, und was dazu gehört, kurz, das stumme, halblaute Spiel, welches nach und nach bei uns ganz verloren zu gehen scheint. Es sind wol Schauspieler in Deutschland, deren Körper das zeigt, was sie denken und fühlen, die durch Schweigen, Zaudern, durch Winke, durch zarte, anmuthige Bewegungen des Körpers eine Rede vorzubereiten und die Pausen des Gesprächs durch eine gefällige Pantomime mit dem Ganzen zu verbinden wissen; aber eine Uebung, die einem glücklichen Naturell zu Hülfe käme und es lehrte, mit dem Schriftsteller zu wetteifern, ist nicht so im Gange, als es zum Troste Derer, die das Theater besuchen, wol zu wünschen wäre."

„Sollte aber nicht," versetzte Wilhelm, „ein glückliches Naturell, als das Erste und Letzte, einen Schauspieler, wie jeden andern Künstler, ja vielleicht wie jeden Menschen, allein zu einem so hochaufgesteckten Ziele bringen?"

„Das Erste und Letzte, Anfang und Ende möchte es wol sein und bleiben; aber in der Mitte dürfte dem Künstler Manches fehlen, wenn nicht Bildung das erst aus ihm macht, was er sein soll, und zwar frühe Bildung. Denn vielleicht ist Derjenige, dem man Genie zuschreibt, übler daran als Der, der nur gewöhnliche Fähigkeiten besitzt; denn Jener kann leichter verbildet und viel heftiger auf falsche Wege gestoßen werden als Dieser."

„Aber," versetzte Wilhelm, „wird das Genie sich nicht selbst retten, die Wunden, die es sich geschlagen, selbst heilen?"

„Mit nichten," versetzte der Andere, „oder wenigstens nur nothdürftig; denn Niemand glaube die ersten Eindrücke der Jugend verwinden zu können. Ist er in einer löblichen Freiheit, umgeben von schönen und edlen Gegenständen, in dem Umgange mit guten Menschen aufgewachsen, haben ihn seine Meister das gelehrt, was er zuerst wissen mußte, um das Uebrige

leichter zu begreifen, hat er gelernt, was er nie zu verlernen braucht, wurden seine ersten Handlungen so geleitet, daß er das Gute künftig leichter und bequemer vollbringen kann, ohne sich irgend etwas abgewöhnen zu müssen, so wird dieser Mensch ein reineres, vollkommneres und glücklicheres Leben führen als ein Anderer, der seine ersten Jugendkräfte im Widerstand und im Irrthum zugesetzt hat. Es wird so viel von Erziehung gesprochen und geschrieben, und ich sehe nur wenig Menschen, die den einfachen, aber großen Begriff, der alles Andere in sich schließt, fassen und in die Ausführung übertragen können."

„Das mag wol wahr sein," sagte Wilhelm; „denn jeder Mensch ist beschränkt genug, den Andern zu seinem Ebenbild erziehen zu wollen. Glücklich sind Diejenigen daher, deren sich das Schicksal annimmt, das Jeden nach seiner Weise erzieht!"

„Das Schicksal," versetzte lächelnd der Andere, „ist ein vornehmer, aber theurer Hofmeister. Ich würde mich immer lieber an die Vernunft eines menschlichen Meisters halten. Das Schicksal, für dessen Weisheit ich alle Ehrfurcht trage, mag an dem Zufall, durch den es wirkt, ein sehr ungelenkes Organ haben; denn selten scheint dieser genau und rein auszuführen, was jenes beschlossen hatte."

„Sie scheinen einen sehr sonderbaren Gedanken aussprechen," versetzte Wilhelm.

„Mit nichten! Das Meiste, was in der Welt begegnet, rechtfertigt meine Meinung. Zeigen viele Begebenheiten im Anfange nicht einen großen Sinn, und gehen die meisten nicht auf etwas Albernes hinaus?"

„Sie wollen scherzen."

„Und ist es nicht," fuhr der Andere fort, „mit dem, was einzelnen Menschen begegnet, ebenso? Gesetzt, das Schicksal hätte Einen zu einem guten Schauspieler bestimmt, (und warum sollt' es uns nicht auch mit guten Schauspielern versehen?) unglücklicherweise führte der Zufall aber den jungen Mann in ein Puppenspiel, wo er sich trotz nicht enthalten könnte, an etwas Abgeschmacktem Theil zu nehmen, etwas Albernes leidlich, wol gar interessant zu finden und so die jugendlichen Eindrücke, welche nie verlöschen, denen wir eine gewisse Anhänglichkeit nie entziehen können, von einer falschen Seite zu empfangen."

„Wie kommen Sie aufs Puppenspiel?" fiel ihm Wilhelm mit einiger Bestürzung ein.

„Es war nur ein unwillkürliches Beispiel; wenn es Ihnen nicht gefällt, so nehmen wir ein anderes. Gesetzt, das Schicksal hätte Einen zu einem großen Maler bestimmt, und dem Zufall beliebte es, seine Jugend in schmutzige Hütten, Ställe und Scheunen zu verstoßen; glauben Sie, daß ein solcher Mann sich jemals zur Reinlichkeit, zum Adel, zur Freiheit der Seele erheben werde? Mit je lebhafterm Sinn er das Unreine in seiner Jugend angefaßt und nach seiner Art veredelt hat, desto gewaltsamer wird es sich in der Folge seines Lebens an ihm rächen, indem es sich, inzwischen daß er es zu überwinden suchte, mit ihm aufs Innigste verbunden hat. Wer früh in schlechter, unbedeutender Gesellschaft gelebt hat, wird sich, wenn er auch später eine bessere haben kann, immer nach jener zurücksehnen, deren Eindruck ihm zugleich mit der Erinnerung jugendlicher, nur selten zu wiederholender Freuden geblieben ist."

Man kann denken, daß unter diesem Gespräche sich nach und nach die übrige Gesellschaft entfernt hatte. Besonders war Philine gleich vom Anfange auf die Seite getreten. Man kam durch einen Seitenweg zu ihnen zurück. Philine brachte die Pfänder hervor, welche auf allerlei Weise gelöst werden mußten, wobei der Fremde sich durch die artigsten Erfindungen und durch eine ungezwungene Theilnahme der ganzen Gesellschaft und besonders den Frauenzimmern sehr empfahl; und so flossen die Stunden des Tages unter Scherzen, Singen, Küssen und allerlei Neckereien auf das Angenehmste vorbei.

Zehntes Kapitel.

Als sie sich wieder nach Hause begeben wollten, sahen sie sich nach ihrem Geistlichen um; allein er war verschwunden und an keinem Orte zu finden.

„Es ist nicht artig von dem Manne, der sonst viel Lebensart zu haben scheint," sagte Madame Melina, „eine Gesellschaft, die ihn so freundlich aufgenommen, ohne Abschied zu verlassen."

„Ich habe mich die ganze Zeit her schon besonnen," sagte Laertes, „wo ich diesen sonderbaren Mann schon ehemals möchte gesehen haben. Ich war eben im Begriff, ihn beim Abschiede darüber zu befragen."

„Mir ging es ebenso," versetzte Wilhelm, „und ich hätte ihn gewiß nicht entlassen, bis er uns etwas Näheres von seinen

Umständen entdeckt hätte. Ich müßte mich sehr irren, wenn ich ihn nicht schon irgendwo gesprochen hätte."

„Und doch könntet Ihr Euch," sagte Philine, „darin wirklich irren. Dieser Mann hat eigentlich nur das falsche Ansehen eines Bekannten, weil er aussieht wie ein Mensch, und nicht wie Hans oder Kunz."

„Was soll das heißen?" sagte Laertes. „Sehen wir nicht auch aus wie Menschen?"

„Ich weiß, was ich sage," versetzte Philine, „und wenn Ihr mich nicht begreift, so laßt's gut sein. Ich werde nicht am Ende noch gar meine Worte auslegen sollen."

Zwei Kutschen fuhren vor. Man lobte die Sorgfalt des Laertes, der sie bestellt hatte. Philine nahm neben Madame Melina, Wilhelmen gegenüber, Platz, und die Uebrigen richteten sich ein, so gut sie konnten. Laertes selbst ritt auf Wilhelm's Pferde, das auch mit herausgekommen war, nach der Stadt zurück.

Philine saß kaum in dem Wagen, als sie artige Lieder zu singen und das Gespräch auf Geschichten zu lenken wußte, von denen sie behauptete, daß sie mit Glück dramatisch behandelt werden könnten. Durch diese kluge Wendung hatte sie gar bald ihren jungen Freund in seine beste Laune gesetzt, und er komponirte aus dem Reichthum seines lebendigen Bildervorraths sogleich ein ganzes Schauspiel mit allen seinen Akten, Scenen, Charakteren und Verwicklungen. Man fand für gut, einige Arien und Gesänge einzuflechten; man dichtete sie, und Philine, die in Alles einging, paßte ihnen gleich bekannte Melodien an und sang sie aus dem Stegreife. Sie hatte eben heute ihren schönen, sehr schönen Tag; sie wußte mit allerlei Neckereien unsern Freund zu beleben; es ward ihm wohl, wie es ihm lange nicht gewesen war.

Seitdem ihn jene grausame Entdeckung von der Seite Marianens gerissen hatte, war er dem Gelübde treu geblieben, sich vor der zusammenschlagenden Falle einer weiblichen Umarmung zu hüten, das treulose Geschlecht zu meiden, seine Schmerzen, seine Neigung, seine süßen Wünsche in seinem Busen zu verschließen. Die Gewissenhaftigkeit, womit er dies Gelübde beobachtete, gab seinem ganzen Wesen eine geheime Nahrung, und da sein Herz nicht ohne Theilnehmung bleiben konnte, so ward eine liebevolle Mittheilung nun zum Bedürfnisse. Er ging wieder wie von dem ersten Jugendnebel begleitet umher,

seine Augen faßten jeden reizenden Gegenstand mit Freuden auf, und nie war sein Urtheil über eine liebenswürdige Gestalt schöner der gewesen. Wie gefährlich ihm in einer solchen Lage das verwegene Mädchen werden mußte, läßt sich leider nur zu gut einsehen.

Zu Hause fanden sie auf Wilhelm's Zimmer schon Alles zum Empfange bereit, die Stühle zu einer Vorlesung gerechte gestellt und den Tisch in die Mitte gesetzt, auf welchem der Punschnapf seinen Platz nehmen sollte.

Die deutschen Ritterstücke waren damals eben neu und hatten die Aufmerksamkeit und Neigung des Publikums an sich gezogen. Der alte Polterer hatte eines dieser Art mitgebracht, und die Vorlesung war beschlossen worden. Man setzte sich nieder. Wilhelm bemächtigte sich des Exemplars und fing zu lesen an.

Die scharfrichter Ritter, die alten Burgen, die Treuherzigkeit, Rechtlichkeit und Redlichkeit, besonders aber die Unabhängigkeit der handelnden Personen wurden mit großem Beifall aufgenommen. Der Vorleser that sein Möglichstes, und die Gesellschaft kam ganz außer sich. Zwischen dem zweiten und dritten Akte kam der Punsch in einem großen Napfe, und da in dem Stücke selbst sehr viel getrunken und angestoßen wurde, so war nichts natürlicher, als daß die Gesellschaft bei jedem solchen Falle sich lebhaft an den Platz der Helden versetzte, gleichfalls anklingte und die Günstlinge unter den handelnden Personen hoch leben ließ.

Jedermann war von dem Feuer des edelsten Nationalgeistes entzündet. Wie sehr gefiel es dieser deutschen Gesellschaft, sich, ihrem Charakter gemäß, auf eigenem Grund und Boden poetisch zu ergetzen! Besonders thaten die Gewölbe und Keller, die verfallenen Schlösser, das Moos und die hohlen Bäume, über Alles aber die nächtlichen Zigeunerscenen und das heimliche Gericht eine ganz unglaubliche Wirkung. Jeder Schauspieler sah nun, wie er bald in Helm und Harnisch, jede Schauspielerin, wie sie mit einem großen stehenden Kragen ihre Deutschheit vor dem Publikum produciren werde. Jeder wollte sich sogleich einen Namen aus dem Stücke oder aus der deutschen Geschichte zueignen, und Madame Melina betheuerte, Sohn oder Tochter, wozu sie Hoffnung hatte, nicht anders als Adelbert oder Mathilde taufen zu lassen.

Gegen den fünften Akt ward der Beifall lärmender und lauter, ja zuletzt, als der Held wirklich seinem Unterdrücker entging, und der Tyrann gestraft wurde, war das Entzücken so

groß, daß man schwur, man habe nie so glückliche Stunden gehabt. Melina, den der Trank begeistert hatte, war der Lauteste, und da der zweite Punschnapf geleert war, und Mitternacht herannahte, schwur Laertes hoch und theuer, es sei kein Mensch würdig, an diese Gläser jemals wieder eine Lippe zu setzen, und warf mit dieser Betheurung sein Glas hinter sich und durch die Scheiben auf die Gasse hinaus. Die Uebrigen folgten seinem Beispiele, und ungeachtet der Protestationen des herbeieilenden Wirthes wurde der Punschnapf selbst, der nach einem solchen Feste durch unheiliges Getränk nicht wieder entweiht werden sollte, in tausend Stücke geschlagen. Philine, der man ihren Rausch am Wenigsten ansah, indeß die beiden Mädchen nicht in den anständigsten Stellungen auf dem Kanape lagen, reizte die Andern mit Schadenfreude zum Lärm. Madame Melina recitirte einige erhabene Gedichte, und ihr Mann, der im Rausche nicht sehr liebenswürdig war, fing an auf die schlechte Bereitung des Punsches zu schelten, versicherte, daß er ein Fest ganz anders einzurichten verstehe, und ward zuletzt, als Laertes Stillschweigen gebot, immer gröber und lauter, so daß Dieser, ohne sich lange zu bedenken, ihm die Scherben des Napfs an den Kopf warf und dadurch den Lärm nicht wenig vermehrte.

Indessen war die Schaarwache herbeigekommen und verlangte ins Haus eingelassen zu werden. Wilhelm, vom Lesen sehr erhitzt, ob er gleich nur wenig getrunken, hatte genug zu thun, um mit Beihülfe des Wirths die Leute durch Geld und gute Worte zu befriedigen und die Glieder der Gesellschaft in ihren mißlichen Umständen nach Hause zu schaffen. Er warf sich, als er zurückkam, vom Schlafe überwältigt, voller Unmuth, unausgekleidet aufs Bette, und nichts glich der unangenehmen Empfindung, als er des andern Morgens die Augen aufschlug und mit düsterm Blick auf die Verwüstungen des vergangenen Tages, den Unrath und die bösen Wirkungen hinsah, die ein geistreiches, lebhaftes und wohlgemeintes Dichterwerk hervorgebracht hatte.

Elftes Kapitel.

Nach einem kurzen Bedenken rief er sogleich den Wirth herbei und ließ sowol den Schaden als die Zeche auf seine Rechnung schreiben. Zugleich vernahm er nicht ohne Verdruß, daß sein Pferd von Laertes gestern bei dem Hereinreiten dergestalt angegriffen worden, daß es wahrscheinlich, wie man zu

sagen pflegt, verschlagen habe, und daß der Schmied wenig Hoffnung zu seinem Aufkommen gebe.

Ein Gruß von Philinen, den sie ihm aus ihrem Fenster zuwinkte, versetzte ihn dagegen wieder in einen heitern Zustand, und er ging sogleich in den nächsten Laden, um ihr ein kleines Geschenk, das er ihr gegen das Pudermesser noch schuldig war, zu kaufen, und wir müssen bekennen, er hielt sich nicht in den Grenzen eines proportionirten Gegengeschenks. Er kaufte ihr nicht allein ein Paar sehr niedliche Ohrringe, sondern nahm dazu noch einen Hut und Halstuch und einige andere Kleinigkeiten, die er sie den ersten Tag hatte verschwenderisch wegwerfen sehen.

Madame Melina, die ihn eben, als er seine Gaben überreichte, zu beobachten kam, suchte noch vor Tische eine Gelegenheit, ihn sehr ernstlich über die Empfindung für dieses Mädchen zur Rede zu setzen, und er war um so erstaunter, als er nichts weniger denn diese Vorwürfe zu verdienen glaubte. Er schwur hoch und theuer, daß es ihm keineswegs eingefallen sei, sich an diese Person, deren ganzen Wandel er wohl kenne, zu wenden; er entschuldigte sich, so gut er konnte, über sein freundliches und artiges Betragen gegen sie, befriedigte aber Madame Melina auf keine Weise; vielmehr ward Diese immer verdrießlicher, da sie bemerken mußte, daß die Schmeichelei, wodurch sie sich eine Art von Neigung unseres Freundes erworben hatte, nicht hinreiche, diesen Beitz gegen die Angriffe einer lebhaften, jüngern und glücklicher begabten Natur zu vertheidigen.

Ihren Mann fanden sie gleichfalls, da sie zu Tische kamen, bei sehr üblem Humor, und er fing schon an, ihn über Kleinigkeiten auszulassen, als der Wirth hereintrat und einen Harfenspieler anmeldete. „Sie werden," sagte er, „gewiß Vergnügen an der Musik und an den Gesängen dieses Mannes finden; es kann sich Niemand, der ihn hört, enthalten, ihn zu bewundern und ihm etwas Weniges mitzutheilen."

„Lassen Sie ihn weg!" versetzte Melina. „Ich bin nichts weniger als gestimmt, einen Leiermann zu hören, und wir haben allenfalls Sänger unter uns, die gern etwas verdienten." Er begleitete diese Worte mit einem tückischen Seitenblicke, den er auf Philinen warf. Sie verstand ihn und war gleich bereit, zu seinem Verdruß den angemeldeten Sänger zu beschützen. Sie wendete sich zu Wilhelmen und sagte: „Sollen wir den Mann nicht hören, sollen wir nichts thun, um uns aus der erbärmlichen langen Weile zu reißen?"

Melina wollte ihr antworten, und der Streit wäre lebhafter geworden, wenn nicht Wilhelm den im Augenblick hereintretenden Mann begrüßt und ihn herbeigewinkt hätte.

Die Gestalt dieses seltsamen Gastes setzte die ganze Gesellschaft in Erstaunen, und er hatte schon von einem Stuhle Besitz genommen, ehe Jemand ihn zu fragen oder sonst etwas vorzubringen das Herz hatte. Sein kahler Scheitel war von wenig grauen Haaren umkränzt, große blaue Augen blickten sanft unter langen weißen Augenbraunen hervor. An eine wohlgebildete Nase schloß sich ein langer weißer Bart an, ohne die gefällige Lippe zu bedecken, und ein langes dunkelbraunes Gewand umhüllte den schlanken Körper vom Halse bis zu den Füßen. Und so fing er auf der Harfe, die er vor sich genommen hatte, zu präludiren an. Die angenehmen Töne, die er aus dem Instrumente hervorlockte, erheiterten gar bald die Gesellschaft.

„Ihr pflegt auch zu singen, guter Alter?" sagte Philine.

„Gebt uns etwas, das Herz und Geist zugleich mit den Sinnen ergetze," sagte Wilhelm. „Das Instrument sollte nur die Stimme begleiten; denn Melodien, Gänge und Läufe ohne Worte und Sinn scheinen mir Schmetterlingen oder schönen bunten Vögeln ähnlich zu sein, die in der Luft vor unsern Augen herumschweben, die wir allenfalls haschen und uns zueignen möchten, da sich der Gesang dagegen wie ein Genius gen Himmel hebt und das bessere Ich in uns ihn zu begleiten anreizt."

Der Alte sah Wilhelmen an, alsdann in die Höhe, that einige Griffe auf der Harfe und begann sein Lied. Es enthielt ein Lob auf den Gesang, pries das Glück der Sänger und ermahnte die Menschen, sie zu ehren. Er trug das Lied mit so viel Leben und Wahrheit vor, daß es schien, als hätte er es in diesem Augenblicke und bei diesem Anlasse gedichtet. Wilhelm enthielt sich kaum, ihm um den Hals zu fallen; nur die Furcht, ein lautes Gelächter zu erregen, zog ihn auf seinen Stuhl zurück; denn die Uebrigen machten schon halblaut einige alberne Anmerkungen und stritten, ob es ein Pfaffe oder ein Jude sei.

Als man nach dem Verfasser des Liedes fragte, gab er keine bestimmte Antwort; nur versicherte er, daß er reich an Gesängen sei, und wünsche nur, daß sie gefallen möchten. Der größte Theil der Gesellschaft war fröhlich und freudig, ja selbst Melina nach seiner Art offen geworden, und indem man unter einander

schwatzte und scherzte, fing der Alte das Lob des geselligen Lebens auf das Geistreichste zu singen an. Er pries Einigkeit und Gefälligkeit mit einschmeichelnden Tönen. Auf einmal ward sein Gesang trocken, rauh und verworren, als er gehässige Verschlossenheit, kurzsinnige Feindschaft und gefährlichen Zwiespalt bedauerte, und gern warf jede Seele diese unbequemen Fesseln ab, als er, auf den Flügen einer vordringenden Melodie getragen, die Friedensstifter pries und das Glück der Seelen, die sich wiederfinden, sang.

Kaum hatte er geendigt, als ihm Wilhelm zurief: „Wer Du auch seist, der Du als ein hilfreicher Schutzgeist mit einer segnenden und belebenden Stimme zu uns kommst, nimm meine Verehrung und meinen Dank! fühle, daß wir Alle Dich bewundern, und vertrau uns, wenn Du etwas bedarfst!"

Der Alte schwieg, ließ erst seine Finger über die Saiten schleichen, dann griff er sie stärker an und sang:

Was hör' ich draußen vor dem Thor,
Was auf der Brücke schallen?
Laßt den Gesang zu unserm Ohr
Im Saale widerhallen!
Der König sprach's, der Page lief,
Der Knabe kam, der König rief:
„Bring ihn herein, den Alten!"

„Gegrüßet seid, Ihr hohen Herrn,
Gegrüßt Ihr, schöne Damen!
Welch reicher Himmel! Stern bei Stern!
Wer kennet ihre Namen?
Im Saal voll Pracht und Herrlichkeit
Schließt, Augen, Euch; hier ist nicht Zeit,
Sich staunend zu ergetzen."

Der Sänger drückt' die Augen ein
Und schlug die vollen Töne;
Der Ritter schaute muthig drein,
Und in den Schooß die Schöne.
Der König, dem das Lied gefiel,
Ließ ihm, zum Lohne für sein Spiel,
Eine goldne Kette holen.

„Die goldne Kette gieb mir nicht,
Die Kette gieb den Rittern,
Vor deren kühnem Angesicht
Der Feinde Lanzen splittern.
Gieb sie dem Kanzler, den Du hast,
Und laß ihn noch die goldne Last
Zu andern Lasten tragen.

„Ich singe, wie der Vogel singt,
Der in den Zweigen wohnet.
Das Lied, das aus der Kehle dringt,
Ist Lohn, der reichlich lohnet;
Doch darf ich bitten, bitt' ich Eins:
Laß einen Trunk des besten Weins
In reinem Glase bringen."

Er setzt' es an, er trank es aus.
„O Trank der süßen Labe!
O dreimal hochbeglücktes Haus,
Wo das ist kleine Gabe!
Ergeht's Euch wohl, so denkt an mich
Und danket Gott so warm, als ich
Für diesen Trunk Euch danke!"

Da der Sänger nach geendigtem Liede ein Glas Wein, das für ihn eingeschenkt dastand, ergriff und es mit freundlicher Miene, sich gegen seine Wohlthäter wendend, austrank, entstand eine allgemeine Freude in der Versammlung. Man klatschte und rief ihm zu, es möge dieses Glas zu seiner Gesundheit, zur Stärkung seiner alten Glieder gereichen. Er sang noch einige Romanzen und erregte immer mehr Munterkeit in der Gesellschaft.

„Kannst Du die Melodie, Alter," rief Philine, „der Schäfer putzte sich zum Tanz?"*)

„O ja," versetzte er. „Wenn Sie das Lied singen und aufführen wollen, an mir soll es nicht fehlen."

Philine stand auf und hielt sich fertig. Der Alte begann die Melodie, und sie sang ein Lied, das wir unsern Lesern nicht

*) Das Lied singen die Bauern im „Faust" unter der Linde. In dem „Fragment" des „Faust," das bei der Herausgabe Wilhelm Meister's erschienen war, stand es noch nicht.

mittheilen können, weil sie es vielleicht abgeschmackt oder wol gar unanständig finden könnten.

Inzwischen hatte die Gesellschaft, die immer heiterer geworden war, noch manche Flasche Wein ausgetrunken und fing an, sehr laut zu werden. Da aber unserm Freunde die bösen Folgen ihrer Lust noch in frischem Andenken schwebten, suchte er abzubrechen, steckte dem Alten für seine Bemühung eine reichliche Belohnung in die Hand, die Andern thaten auch etwas; man ließ ihn abtreten und ruhen und versprach sich auf den Abend eine wiederholte Freude von seiner Geschicklichkeit.

Als er hinweg war, sagte Wilhelm zu Philinen: „Ich kann zwar in Ihrem Leibgesange weder ein dichterisches noch sittliches Verdienst finden; doch wenn Sie mit eben der Naivetät, Eigenheit und Zierlichkeit etwas Schickliches auf dem Theater jemals ausführen, so wird Ihnen allgemeiner lebhafter Beifall gewiß zu Theil werden."

„Ja," sagte Philine, „es müßte eine recht angenehme Empfindung sein, sich am Eise zu wärmen."

„Ueberhaupt," sagte Wilhelm, „wie sehr beschämt dieser Mann manchen Schauspieler! Haben Sie bemerkt, wie richtig der dramatische Ausdruck seiner Romanzen war? Gewiß, es lebte mehr Darstellung in seinem Gesang als in unsern steifen Personen auf der Bühne. Man sollte die Aufführung mancher Stücke eher für eine Erzählung halten und diesen musikalischen Erzählungen eine sinnliche Gegenwart zuschreiben."

„Sie sind ungerecht!" versetzte Laertes. „Ich gebe mich weder für einen großen Schauspieler noch Sänger; aber das weiß ich, daß, wenn die Musik die Bewegungen des Körpers leitet, ihnen Leben giebt und ihnen zugleich das Maaß vorschreibt, wenn Deklamation und Ausdruck schon von dem Compositeur auf mich übertragen werden: so bin ich ein ganz anderer Mensch, als wenn ich im prosaischen Drama das Alles erst erschaffen und Takt und Deklamation mir erst erfinden soll, worin mich noch dazu jeder Mitspielende stören kann."

„So viel weiß ich," sagte Melina, „daß uns dieser Mann in einem Punkte gewiß beschämt, und zwar in einem Hauptpunkte. Die Stärke seiner Talente zeigt sich in dem Nutzen, den er davon zieht. Uns, die wir vielleicht bald in Verlegenheit sein werden, wo wir eine Mahlzeit hernehmen, bewegt er, unsere Mahlzeit mit ihm zu theilen. Er weiß uns das Geld, das wir anwenden könnten, um uns in einige Verfassung zu

setzen, durch ein Liedchen aus der Tasche zu locken. Es scheint so angenehm zu sein, das Geld zu verschleudern, womit man sich und Andern eine Existenz verschaffen könnte."

Das Gespräch bekam durch diese Bemerkung nicht die angenehmste Wendung. Wilhelm, auf den der Vorwurf eigentlich gerichtet war, antwortete mit einiger Leidenschaft, und Melina, der sich eben nicht der größten Feinheit befliß, brachte zuletzt seine Beschwerden mit ziemlich trockenen Worten vor. „Es sind nun schon vierzehn Tage," sagte er, „daß wir das hier verpfändete Theater und die Garderobe beseben haben, und Beides konnten wir für eine sehr leidliche Summe haben. Sie machten mir damals Hoffnung, daß Sie mir so viel kreditiren würden, und bis jetzt habe ich noch nicht gesehen, daß Sie die Sache weiter bedacht oder Sich einem Entschluß genähert hätten. Griffen Sie damals zu, so wären wir jetzt im Gange. Ihre Absicht zu verreisen haben Sie auch noch nicht ausgeführt, und Geld scheinen Sie mir diese Zeit über auch nicht gespart zu haben; wenigstens giebt es Personen, die immer Gelegenheit zu verschaffen wissen, daß es geschwinder weggebe."

Dieser nicht ganz ungerechte Vorwurf traf unsern Freund. Er versetzte Einiges darauf mit Lebhaftigkeit, ja mit Heftigkeit, und ergriff, da die Gesellschaft auffstand und sich zerstreute, die Thüre, indem er nicht undeutlich zu erkennen gab, daß er sich nicht länger mehr bei so unfreundlichen und undankbaren Menschen aufhalten wolle. Er eilte verdrießlich hinunter, sich auf eine steinerne Bank zu setzen, die vor dem Thore seines Gasthofs stand, und bemerkte nicht, daß er bald aus Lust, bald aus Verdruß mehr als gewöhnlich getrunken hatte.

Zwölftes Kapitel.

Nach einer kurzen Zeit, die er, beunruhigt von mancherlei Gedanken, sitzend und vor sich hinsehend zugebracht hatte, schlenderte Philine singend zur Hausthüre heraus, setzte sich zu ihm, ja, man dürfte beinahe sagen, auf ihn, so nahe rückte sie an ihn heran, lehnte sich auf seine Schultern, spielte mit seinen Locken, streichelte ihn und gab ihm die besten Worte von der Welt. Sie bat ihn, er möchte ja bleiben und sie nicht in der Gesellschaft allein lassen, in der sie vor langer Weile sterben müßte; sie könne nicht mehr mit Melina unter einem Dache ausdauern und habe sich deswegen herüberquartiert.

Vergebens ſuchte er ſie abzuweiſen, ihr begreiflich zu machen, daß er länger weder bleiben könne noch dürfe. Sie ließ mit Bitten nicht ab; ja, unvermuthet ſchlang ſie ihren Arm um ſeinen Hals und küßte ihn mit dem lebhafteſten Ausdrucke des Verlangens.

„Sind Sie toll, Philine?“ rief Wilhelm aus, indem er ſich loszumachen ſuchte. „Die öffentliche Straße zum Zeugen ſolcher Liebkoſungen zu machen, die ich auf keine Weiſe verdiene! Laſſen Sie mich los! Ich kann nicht und ich werde nicht bleiben.“

„Und ich werde Dich feſthalten,“ ſagte ſie, „und ich werde Dich hier auf öffentlicher Gaſſe ſo lange küſſen, bis Du mir verſprichſt, was ich wünſche.“ „Ich lache mich zu Tode,“ fuhr ſie fort. „Nach dieſer Vertraulichkeit halten mich die Leute gewiß für Deine Frau von vier Wochen, und die Ehemänner, die eine ſo anmuthige Scene ſehen, werden mich ihren Weibern als ein Muſter einer kindlich unbefangenen Zärtlichkeit anpreiſen.“

Eben gingen einige Leute vorbei, und ſie liebkoſ'te ihn auf das Anmuthigſte, und er, um kein Skandal zu geben, war gezwungen, die Rolle des geduldigen Ehemannes zu ſpielen. Dann ſchnitt ſie den Leuten Geſichter im Rücken und trieb voll Uebermuth allerhand Ungezogenheiten, bis er zuletzt verſprechen mußte, noch heute und morgen und übermorgen zu bleiben.

„Sie ſind ein rechter Stock,“ ſagte ſie darauf, indem ſie von ihm abließ, „und ich eine Thörin, daß ich ſo viel Freundlichkeit an Sie verſchwende.“ Sie ſtand verdrießlich auf und ging einige Schritte; dann kehrte ſie lachend zurück und rief: „Ich glaube eben, daß ich darum in Dich vernarrt bin. Ich will nur gehen und meinen Strickſtrumpf holen, daß ich etwas zu thun habe. Bleibe ja, damit ich den ſteinernen Mann auf der ſteinernen Bank wiederfinde.“

Diesmal that ſie ihm Unrecht; denn ſo ſehr er ſich von ihr zu enthalten ſtrebte, ſo würde er doch in dieſem Augenblicke, hätte er ſich mit ihr in einer einſamen Laube befunden, ihre Liebkoſungen wahrſcheinlich nicht unerwidert gelaſſen haben.

Sie ging, nachdem ſie ihm einen leichtfertigen Blick zugeworfen, in das Haus. Er hatte keinen Beruf, ihr zu folgen, vielmehr hatte ihr Betragen einen neuen Widerwillen in ihm erregt; doch hob er ſich, ohne ſelbſt recht zu wiſſen, warum, von der Bank, um ihr nachzugehen.

Er war eben im Begriff, in die Thüre zu treten, als Melina herbeikam, ihn beſcheiden anredete und ihn wegen einiger im

Wortwechsel zu hart ausgesprochenen Ausdrücke um Verzeihung bat. „Sie nehmen mir nicht übel," fuhr er fort, „wenn ich in dem Zustande, in dem ich mich befinde, mich vielleicht zu ängstlich bezeige; aber die Sorge für eine Frau, vielleicht bald für ein Kind, verhindert mich, von einem Tag zum andern ruhig zu leben und meine Zeit mit dem Genuß angenehmer Empfindungen hinzubringen, wie Ihnen noch erlaubt ist. Ueberdenken Sie, und wenn es Ihnen möglich ist, so setzen Sie mich in den Besitz der theatralischen Gerätschaften, die sich hier vorfinden. Ich werde nicht lange Ihr Schuldner und Ihnen dafür ewig dankbar bleiben."

Wilhelm, der sich ungern auf der Schwelle aufgehalten sah, über die ihn eine unwiderstehliche Neigung in diesem Augenblicke zu Philinen hinüberzog, sagte mit einer überraschten Zerstreuung und eilfertigen Gutmüthigkeit: „Wenn ich Sie dadurch glücklich und zufrieden machen kann, so will ich mich nicht länger bedenken. Gehen Sie hin, machen Sie Alles richtig! Ich bin bereit, noch diesen Abend oder morgen früh das Geld zu zahlen." Er gab hierauf Melina die Hand zur Bestätigung seines Versprechens und war sehr zufrieden, als er ihn eilig über die Straße weggehen sah; leider aber wurde er von seinem Eindringen ins Haus zum zweiten Mal und auf eine unangenehmere Weise zurückgehalten.

Ein junger Mensch mit einem Bündel auf dem Rücken kam eilig die Straße her und trat zu Wilhelmen, der ihn gleich für Friedrichen erkannte.

„Da bin ich wieder!" rief er aus, indem er seine großen blauen Augen freudig umher und hinauf an alle Fenster gehen ließ. „Wo ist Mamsell? Der Henker mag es länger in der Welt aushalten, ohne sie zu sehen!"

Der Wirth, der eben dazu getreten war, versetzte: „Sie ist oben," und mit wenigen Sprüngen war er die Treppe hinauf, und Wilhelm blieb auf der Schwelle wie eingewurzelt stehen. Er hätte in den ersten Augenblicken den Jungen bei den Haaren rückwärts die Treppe herunterreißen mögen; dann hemmte der heftige Krampf einer gewaltsamen Eifersucht auf einmal den Lauf seiner Lebensgeister und seiner Ideen, und da er sich nach und nach von seiner Erstarrung erholte, überfiel ihn eine Unruhe, ein Unbehagen, dergleichen er in seinem Leben noch nicht empfunden hatte.

Er ging auf seine Stube und fand Mignon mit Schreiben

beschäftigt. Das Kind hatte sich eine Zeit her mit großem Fleiße bemüht, Alles, was es auswendig wußte, zu schreiben, und hatte seinem Herrn und Freund das Geschriebene zu korrigiren gegeben. Sie war unermüdet und faßte gut; aber die Buchstaben blieben ungleich und die Linien krumm. Auch hier schien ihr Körper dem Geiste zu widersprechen. Wilhelm, dem die Aufmerksamkeit des Kindes, wenn er ruhigen Sinnes war, große Freude machte, achtete diesmal wenig auf das, was sie ihm zeigte; sie fühlte es und betrübte sich darüber nur desto mehr, als sie glaubte, diesmal ihre Sache recht gut gemacht zu haben.

Wilhelm's Unruhe trieb ihn auf den Gängen des Hauses auf und ab und bald wieder an die Hausthüre. Ein Reiter sprengte vor, der ein gutes Ansehen hatte, und der bei gesetzten Jahren noch viel Munterkeit verrieth. Der Wirth eilte ihm entgegen, reichte ihm als einem bekannten Freunde die Hand und rief: „Ei, Herr Stallmeister, sieht man Sie auch einmal wieder!"

„Ich will nur hier füttern," versetzte der Fremde. „Ich muß gleich hinüber auf das Gut, um in der Geschwindigkeit Allerlei einrichten zu lassen. Der Graf kommt morgen mit seiner Gemahlin; sie werden sich eine Zeit lang drüben aufhalten, um den Prinzen von *** auf das Beste zu bewirthen, der in dieser Gegend wahrscheinlich sein Hauptquartier aufschlägt."

„Es ist Schade, daß Sie nicht bei uns bleiben können," versetzte der Wirth; „wir haben gute Gesellschaft."

Der Reitknecht, der nachsprengte, nahm dem Stallmeister das Pferd ab, der sich unter der Thüre mit dem Wirth unterhielt und Wilhelmen von der Seite ansah. Dieser, da er merkte, daß von ihm die Rede sei, begab sich weg und ging einige Straßen auf und ab.

Dreizehntes Kapitel.

In der verdrießlichen Unruhe, in der er sich befand, fiel ihm ein, den Alten aufzusuchen, durch dessen Harfe er die bösen Geister zu verscheuchen hoffte. Man wies ihn, als er nach dem Manne fragte, an ein schlechtes Wirthshaus in einem entfernten Winkel des Städtchens und in demselben die Treppe hinauf bis auf den Boden, wo ihm der süße Harfenklang aus einer Kammer entgegenschallte. Es waren herzzerrührende, klagende Töne, von einem traurigen, ängstlichen Gesange begleitet. Wilhelm

schlich an die Thüre, und da der gute Alte eine Art von Phantasie vortrug und wenige Strophen theils singend theils recitirend immer wiederholte, konnte der Horcher nach einer kurzen Aufmerksamkeit ungefähr Folgendes verstehen:

Wer nie sein Brod mit Thränen aß,
Wer nie die kummervollen Nächte
Auf seinem Bette weinend saß,
Der kennt Euch nicht, Ihr himmlischen Mächte.

Ihr führt ins Leben uns hinein,
Ihr laßt den Armen schuldig werden,
Dann überlaßt Ihr ihn der Pein;
Denn alle Schuld rächt sich auf Erden.

Die wehmüthige, herzliche Klage drang tief in die Seele des Hörers. Es schien ihm, als ob der Alte manchmal von Thränen gehindert würde, fortzufahren; dann klangen die Saiten allein, bis sich wieder die Stimme leise in gebrochenen Lauten darein mischte. Wilhelm stand an dem Pfosten; seine Seele war tief gerührt, die Trauer des Unbekannten schloß sein beklommenes Herz auf; er widerstand nicht dem Mitgefühl und konnte und wollte die Thränen nicht zurückhalten, die des Alten herzliche Klage endlich auch aus seinen Augen hervorlockte. Alle Schmerzen, die seine Seele drückten, lösten sich zu gleicher Zeit auf; er überließ sich ihnen ganz, stieß die Kammerthüre auf und stand vor dem Alten, der ein schlechtes Bette, den einzigen Hausrath dieser armseligen Wohnung, zu seinem Sitze zu nehmen genöthigt gewesen.

„Was hast Du mir für Empfindungen rege gemacht, guter Alter!“ rief er aus; „Alles, was in meinem Herzen stockte, hast Du losgelöst. Laß Dich nicht stören, sondern fahre fort, indem Du Deine Leiden lindertst, einen Freund glücklich zu machen!“ Der Alte wollte aufstehen und etwas reden, Wilhelm verhinderte ihn daran; denn er hatte zu Mittage bemerkt, daß der Mann ungern sprach; er setzte sich vielmehr zu ihm auf den Strohsack nieder.

Der Alte trocknete seine Thränen und fragte mit einem freundlichen Lächeln: „Wie kommen Sie hierher? Ich wollte Ihnen diesen Abend wieder aufwarten.“

„Wir sind hier ruhiger,“ versetzte Wilhelm. „Singe mir,

was Du willſt, was zu Deiner Lage paßt, und thue nur, als ob ich gar nicht hier wäre. Es ſcheint mir, als ob Du heute nicht irren könnteſt. Ich finde Dich ſehr glücklich, daß Du Dich in der Einſamkeit ſo angenehm beſchäftigen und unterhalten kannſt und, da Du überall ein Fremdling biſt, in Deinem Herzen die angenehmſte Bekanntſchaft finden."

Der Alte blickte auf ſeine Saiten, und nachdem er ſanft präludirt hatte, ſtimmte er an und ſang:

Wer ſich der Einſamkeit ergiebt,
Ach! der iſt bald allein;
Ein Jeder lebt, ein Jeder liebt,
Und läßt ihn ſeiner Pein.

So! laßt mich meiner Qual!
Und kann ich nur einmal
Recht einſam ſein,
Dann bin ich nicht allein.

Es ſchleicht ein Liebender lauſchend ſacht,
Ob ſeine Freundin allein.
So überſchleicht bei Tag und Nacht
Mich Einſamen die Pein,
Mich Einſamen die Qual.
Ach, werd' ich erſt einmal
Einſam im Grabe ſein,
Da läßt ſie mich allein!

Wir würden zu weitläufig werden und doch die Anmuth der ſeltſamen Unterredung nicht ausdrücken können, die unſer Freund mit dem abenteuerlichen Fremden hielt. Auf Alles, was der Jüngling zu ihm ſagte, antwortete der Alte mit der reinſten Uebereinſtimmung durch Anklänge, die alle verwandten Empfindungen rege machten und der Einbildungskraft ein weites Feld eröffneten.

Wer einer Verſammlung frommer Menſchen, die ſich, abgeſondert von der Kirche, reiner, herzlicher und geiſtreicher zu erbauen glauben, beigewohnt hat, wird ſich auch einen Begriff von der gegenwärtigen Scene machen können; er wird ſich erinnern, wie der Liturg ſeinen Worten den Vers eines Geſanges anzupaſſen weiß, der die Seele dahin erhebt, wohin

der Redner wünscht, daß sie ihren Flug nehmen möge, wie bald darauf ein Anderer aus der Gemeinde in einer andern Melodie den Vers eines andern Liedes hinzufügt, und an diesen wieder ein Dritter einen dritten anknüpft, wodurch die verwandten Ideen der Lieder, aus denen sie entlehnt sind, zwar erregt werden, jede Stelle aber durch die neue Verbindung neu und individuell wird, als wenn sie in dem Augenblicke erfunden worden wäre; wodurch denn aus einem bekannten Kreise von Ideen, aus bekannten Liedern und Sprüchen für diese besondere Gesellschaft, für diesen Augenblick ein eigenes Ganzes entsteht, durch dessen Genuß sie belebt, gestärkt und erquickt wird. So erbaute der Alte seinen Gast, indem er durch bekannte und unbekannte Lieder und Stellen nahe und ferne Gefühle, wachende und schlummernde, angenehme und schmerzliche Empfindungen in eine Zirkulation brachte, von der in dem gegenwärtigen Zustande unseres Freundes das Beste zu hoffen war.

Vierzehntes Kapitel.

Denn wirklich fing er auf dem Rückwege über seine Lage lebhafter, als bisher geschehen, zu denken an, und war mit dem Vorsatze, sich aus derselben herauszureißen, nach Hause gelangt, als ihm der Wirth sogleich im Vertrauen eröffnete, daß Mademoiselle Philine an dem Stallmeister des Grafen eine Eroberung gemacht habe, der, nachdem er seinen Auftrag auf dem Gute ausgerichtet, in höchster Eile zurückgekommen sei und ein gutes Abendessen oben auf ihrem Zimmer mit ihr verzehre.

In eben diesem Augenblicke trat Melina mit dem Notarius herein; sie gingen zusammen auf Wilhelm's Zimmer, wo Dieser, wiewol mit einigem Zaudern, seinem Versprechen Genüge leistete, dreihundert Thaler auf Wechsel an Melina auszahlte, welche Dieser sogleich dem Notarius übergab und dagegen das Dokument über den geschlossenen Kauf der ganzen theatralischen Geräthschaft erhielt, welche ihm morgen früh übergeben werden sollte.

Kaum waren sie aus einander gegangen, als Wilhelm ein entsetzliches Geschrei in dem Hause vernahm. Er hörte eine jugendliche Stimme, die, zornig und drohend, durch ein unmäßiges Weinen und Heulen durchbrach; er hörte diese Wehklage von oben herunter an seiner Stube vorbei nach dem Hausplatze eilen.

Als die Neugierde unſern Freund herunterlockte, fand er Friedrichen in einer Art von Raſerei. Der Knabe weinte, knirſchte, ſtampfte, drohte mit geballten Fäuſten und ſtellte ſich ganz ungeberdig vor Zorn und Verdruß. Mignon ſtand gegenüber und ſah mit Verwunderung zu, und der Wirth erklärte einigermaßen dieſe Erſcheinung.

Der Knabe ſei nach ſeiner Rückkunft, da ihn Philine gut aufgenommen, zufrieden, luſtig und munter geweſen, habe geſungen und geſprungen bis zur Zeit, da der Stallmeiſter mit Philinen Bekanntſchaft gemacht. Nun habe das Mittelding zwiſchen Kind und Jüngling angefangen, ſeinen Verdruß zu zeigen, die Thüren zuzuſchlagen und auf und nieder zu rennen. Philine habe ihm befohlen, heute Abend bei Tiſche aufzuwarten, worüber er nur noch mürriſcher und trotziger geworden; endlich habe er eine Schüſſel mit Ragout, anſtatt ſie auf den Tiſch zu ſetzen, zwiſchen Mademoiſelle und den Gaſt, die ziemlich nahe zuſammengeſeſſen, hineingeworfen, worauf ihm der Stallmeiſter ein paar tüchtige Ohrfeigen gegeben und ihn zur Thüre hinausgeſchmiſſen. Er, der Wirth, habe darauf die beiden Perſonen ſäubern helfen, deren Kleider ſehr übel zugerichtet geweſen.

Als der Knabe die gute Wirkung ſeiner Rache vernahm, fing er laut zu lachen an, indem ihm noch immer die Thränen an den Backen herunterliefen. Er freute ſich einige Zeit herzlich, bis ihm der Schimpf, den ihm der Stärkere angethan, wieder einfiel, da er denn von Neuem zu heulen und zu drohen anfing.

Wilhelm ſtand nachdenklich und beſchämt vor dieſer Scene. Er ſah ſein eigenes Innerſtes mit ſtarken und übertriebenen Zügen dargeſtellt; auch er war von einer unüberwindlichen Eiferſucht entzündet, auch er, wenn ihn der Wohlſtand nicht zurückgehalten hätte, würde gern ſeine wilde Laune befriedigt, gern mit tückiſcher Schadenfreude den geliebten Gegenſtand verletzt und ſeinen Nebenbuhler ausgefordert haben; er hätte die Menſchen, die nur zu ſeinem Verdruſſe da zu ſein ſchienen, vertilgen mögen.

Laertes, der auch herbeigekommen war und die Geſchichte vernommen hatte, beſtärkte ſchelmiſch den aufgebrachten Knaben, als Dieſer betheuerte und ſchwur: der Stallmeiſter müſſe ihm Satisfaktion geben, er habe noch keine Beleidigung auf ſich ſitzen laſſen; weigere ſich der Stallmeiſter, ſo werde er ſich zu rächen wiſſen.

Laertes war hier grade in seinem Fache. Er ging ernsthaft hinauf, den Stallmeister im Namen des Knaben herauszufordern. „Das ist lustig," sagte Dieser; „einen solchen Spaß hätte ich mir heute Abend kaum vorgestellt." Sie gingen hinunter, und Philine folgte ihnen. „Mein Sohn," sagte der Stallmeister zu Friedrichen, „Du bist ein braver Junge, und ich weigere mich nicht, mit Dir zu fechten; nur da die Ungleichheit unserer Jahre und Kräfte die Sache ohnehin etwas abenteuerlich macht, so schlag' ich statt anderer Waffen ein Paar Rapiere vor. Wir wollen die Knöpfe mit Kreide bestreichen, und wer dem Andern den ersten oder die meisten Stöße auf den Rock zeichnet, soll für den Ueberwinder gehalten und von dem Andern mit dem besten Weine, der in der Stadt zu haben ist, traktirt werden."

Laertes entschied, daß dieser Vorschlag angenommen werden könne; Friedrich gehorchte ihm als seinem Lehrmeister. Die Rapiere kamen herbei; Philine setzte sich hin, strickte und sah beiden Kämpfern mit großer Gemüthsruhe zu.

Der Stallmeister, der sehr gut focht, war gefällig genug, seinen Gegner zu schonen und sich einige Kreidenflecke auf den Rock bringen zu lassen, worauf sie sich umarmten, und Wein herbeigeschafft wurde. Der Stallmeister wollte Friedrich's Herkunft und seine Geschichte wissen, der denn ein Märchen erzählte, das er schon oft wiederholt hatte, und mit dem wir ein ander Mal unsere Leser bekannt zu machen denken.

In Wilhelm's Seele vollendete indessen dieser Zweikampf die Darstellung seiner eigenen Gefühle; denn er konnte sich nicht leugnen, daß er das Rapier, ja lieber noch einen Degen selbst gegen den Stallmeister zu führen wünschte, wenn er schon einsah, daß ihm Dieser in der Fechtkunst weit überlegen sei. Doch würdigte er Philinen nicht eines Blicks, hütete sich vor jeder Aeußerung, die seine Empfindung hätte verrathen können, und eilte, nachdem er einigemal auf die Gesundheit der Kämpfer Bescheid gethan, auf sein Zimmer, wo sich tausend unangenehme Gedanken auf ihn zudrängten.

Er erinnerte sich der Zeit, in der sein Geist durch ein unbedingtes hoffnungsreiches Streben emporgehoben wurde, wo er in dem lebhaftesten Genusse aller Art wie in einem Elemente schwamm. Es ward ihm deutlich, wie er jetzt in ein unbestimmtes Schiendern gerathen war, in welchem er nur noch schlürfend kostete, was er sonst mit vollen Zügen eingesogen hatte; aber deutlich konnte er nicht sehen, welches unüberwind-

liche Bedürfniß ihm die Natur zum Geſetz gemacht hatte, und wie ſehr dieſes Bedürfniß durch Umſtände nur gereizt, bald befriedigt und irre geführt worden war.

Es darf alſo Niemanden wundern, wenn er bei Betrachtung ſeines Zuſtandes, und indem er ſich aus demſelben herauszudenken arbeitete, in die größte Verwirrung gerieth. Es war nicht genug, daß er durch ſeine Freundſchaft zu Laertes, durch ſeine Neigung zu Philinen, durch ſeinen Antheil an Mignon länger als billig an einem Orte und in einer Geſellſchaft feſtgehalten wurde, in welcher er ſeine Lieblingsneigung hegen, gleichſam verſteblen ſeine Wünſche befriedigen und, ohne ſich einen Zweck vorzuſetzen, ſeinen alten Träumen nachſchleichen konnte. Aus dieſen Verhältniſſen ſich loszureißen und gleich zu ſcheiden, glaubte er Kraft genug zu beſitzen. Nun hatte er aber vor wenigen Augenblicken ſich mit Melina in ein Geldgeſchäft eingelaſſen, er hatte den räthſelhaften Alten kennen lernen, welchen zu entziffern er eine unbeſchreibliche Begierde fühlte. Allein auch dadurch ſich nicht zurückhalten zu laſſen, war er nach lange hin- und hergeworfenen Gedanken entſchloſſen, oder glaubte wenigſtens entſchloſſen zu ſein. „Ich muß fort," rief er aus, „ich will fort!" Er warf ſich in einen Seſſel und war ſehr bewegt. Mignon trat herein und fragte, ob ſie ihm aufwickeln dürfe. Sie kam ſtill; es ſchmerzte ſie tief, daß er ſie heute ſo kurz abgefertigt hatte.

Nichts iſt rührender, als wenn eine Liebe, die ſich im Stillen genährt, eine Treue, die ſich im Verborgenen befeſtigt hat, endlich Dem, der ihrer bisher nicht werth geweſen, zur rechten Stunde nahe kommt und ihm offenbar wird. Die lange und ſtreng verſchloſſene Knoſpe war reif, und Wilhelm's Herz konnte nicht empfänglicher ſein.

Sie ſtand vor ihm und ſah ſeine Unruhe. „Herr!" rief ſie aus, „wenn Du unglücklich biſt, was ſoll Mignon werden?"

„Liebes Geſchöpf," ſagte er, indem er ihre Hände nahm, „Du biſt auch mit unter meinen Schmerzen. — Ich muß fort!"

Sie ſah ihm in die Augen, die von verhaltenen Thränen blinkten, und kniete mit Heftigkeit vor ihm nieder. Er behielt ihre Hände; ſie legte ihr Haupt auf ſeine Knie und war ganz ſtill. Er ſpielte mit ihren Haaren und war freundlich. Sie blieb lange ruhig. Endlich fühlte er an ihr eine Art Zucken, das ganz ſachte anfing und ſich durch alle Glieder wachſend verbreitete.

„Was ist Dir, Mignon?“ rief er aus. „Was ist Dir?“ Sie richtete ihr Köpfchen auf und sah ihn an, fuhr auf einmal nach dem Herzen, wie mit einer Geberde, welche Schmerzen verbeißt. Er hob sie auf, und sie fiel auf seinen Schooß; er drückte sie an sich und küßte sie. Sie antwortete durch leinen Händedruck, durch keine Bewegung. Sie hielt ihr Herz fest, und auf einmal that sie einen Schrei, der mit krampfigen Bewegungen des Körpers begleitet war. Sie fuhr auf und fiel auch sogleich, wie an allen Gelenken gebrochen, vor ihm nieder. Es war ein gräßlicher Anblick.

„Mein Kind!“ rief er aus, indem er sie aufhob und fest umarmte, „mein Kind, was ist Dir?“ Die Zuckung dauerte fort, die vom Herzen sich den schlotternden Gliedern mittheilte; sie hing nur in seinen Armen. Er schloß sie an sein Herz und benetzte sie mit seinen Thränen. Auf einmal schien sie wieder angespannt, wie Eins, das den höchsten körperlichen Schmerz erträgt; und bald mit einer neuen Heftigkeit wurden alle ihre Glieder wieder lebendig, und sie warf sich ihm wie ein Ressort, das zuschlägt, um den Hals, indem in ihrem Innersten wie ein gewaltiger Riß geschah, und in dem Augenblicke floß ein Strom von Thränen aus ihren geschlossenen Augen in seinen Busen. Er hielt sie fest. Sie weinte, und keine Zunge spricht die Gewalt dieser Thränen aus. Ihre langen Haare waren aufgegangen und hingen von der Weinenden nieder, und ihr ganzes Wesen schien in einen Bach von Thränen unaufhaltsam dahinzuschmelzen. Ihre starren Glieder wurden gelinde, es ergoß sich ihr Innerstes, und in der Verirrung des Augenblickes fürchtete Wilhelm, sie werde in seinen Armen zerschmelzen, und er nichts von ihr übrig behalten. Er hielt sie nur fester und fester. „Mein Kind,“ rief er aus, „mein Kind! Du bist ja mein! wenn Dich das Wort trösten kann. Du bist mein! Ich werde Dich behalten, Dich nicht verlassen!“ Ihre Thränen flossen noch immer. Endlich richtete sie sich auf. Eine weiche Heiterkeit glänzte von ihrem Gesichte. „Mein Vater!“ rief sie, „Du willst mich nicht verlassen! willst mein Vater sein! — Ich bin Dein Kind!“

Sanft ging vor der Thüre die Harfe an zu klingen; der Alte brachte seine herzlichsten Lieder dem Freunde zum Abendopfer, der, sein Kind immer fester in Armen haltend, des reinsten, unbeschreiblichsten Glückes genoß.

Drittes Buch.

Erstes Kapitel.

Kennst Du das Land, wo die Citronen blühn,
Im dunkeln Laub die Goldorangen glühn,
Ein sanfter Wind vom blauen Himmel weht,
Die Myrte still und hoch der Lorbeer steht?
Kennst Du es wol?
Dahin! Dahin
Möcht' ich mit Dir, o mein Geliebter, ziehn.

Kennst Du das Haus? Auf Säulen ruht sein Dach,
Es glänzt der Saal, es schimmert das Gemach,
Und Marmorbilder stehn und sehn mich an:
Was hat man Dir, Du armes Kind, gethan?
Kennst Du es wol?
Dahin! Dahin
Möcht' ich mit Dir, o mein Beschützer, ziehn.

Kennst Du den Berg und seinen Wolkensteg?
Das Maulthier sucht im Nebel seinen Weg,
In Höhlen wohnt der Drachen alte Brut,
Es stürzt der Fels und über ihn die Fluth.
Kennst Du ihn wol?
Dahin! Dahin
Geht unser Weg! O Vater, laß uns ziehn!

Als Wilhelm des Morgens sich nach Mignon im Hause umsah, fand er sie nicht, hörte aber, daß sie früh mit Melina ausgegangen sei, welcher sich, um die Garderobe und die übrigen Theatergeräthschaften zu übernehmen, bei Zeiten aufgemacht hatte.

Nach Verlauf einiger Stunden hörte Wilhelm Musik vor seiner Thüre. Er glaubte anfänglich, der Harfenspieler sei schon wieder zugegen; allein er unterschied bald die Töne einer Cither, und die Stimme, welche zu singen anfing, war Mignon's Stimme. Wilhelm öffnete die Thüre, das Kind trat herein und sang das Lied, das wir soeben aufgezeichnet haben.

Melodie und Ausdruck gefielen unserm Freunde besonders, ob er gleich die Worte nicht alle verstehen konnte. Er ließ sich die Strophen wiederholen und erklären, schrieb sie auf und übersetzte sie ins Deutsche. Aber die Originalität der Wendungen konnte er nur von ferne nachahmen. Die kindliche Unschuld des Ausdrucks verschwand, indem die gebrochene Sprache übereinstimmend, und das Unzusammenhängende verbunden ward. Auch konnte der Reiz der Melodie mit nichts verglichen werden.

Sie fing jeden Vers feierlich und prächtig an, als ob sie auf etwas Sonderbares aufmerksam machen, als ob sie etwas Wichtiges vortragen wollte. Bei der dritten Zeile ward der Gesang dumpfer und düsterer; das „Kennst Du es wol?" drückte sie geheimnißvoll und bedächtig aus; in dem „Dahin! Dahin" lag eine unwiderstehliche Sehnsucht, und ihr „Laß uns ziehn!" *) wußte sie bei jeder Wiederholung dergestalt zu modificiren, daß es bald bittend und dringend, bald treibend und vielversprechend war.

Nachdem sie das Lied zum zweiten Mal geendigt hatte, hielt sie einen Augenblick inne, sah Wilhelmen scharf an und fragte: „Kennst Du das Land?"

„Es muß wol Italien gemei... sein," versetzte Wilhelm. „Woher hast Du das Liedchen?"

„Italien!" sagte Mignon bedeutend. „Gehst Du nach Italien, so nimm mich mit! Es friert mich hier."

„Bist Du schon dort gewesen, liebe Kleine?" fragte Wilhelm. Das Kind war still, und nichts weiter aus ihm zu bringen.

Melina, der hereinkam, besah die Cither und freute sich, daß sie schon so hübsch zurecht gemacht sei. Das Instrument war

*) Goethe meint damit die letzten Verse jeder Strophe.

ein Inventarienſtück der alten Garderobe. Mignon hatte ſich's dieſen Morgen ausgebeten; der Harfenſpieler bezog es ſogleich, und das Kind entwickelte bei dieſer Gelegenheit ein Talent, das man an ihm bisher noch nicht kannte.

Melina hatte ſchon die Garderobe mit allem Zugehör übernommen; einige Glieder des Stadtraths verſprachen ihm gleich die Erlaubniß, einige Zeit im Orte zu ſpielen. Mit frohem Herzen und erheitertem Geſichte kam er nunmehr wieder zurück. Er ſchien ein ganz anderer Menſch zu ſein; denn er war ſanft, höflich gegen Jedermann, ja zuvorkommend und einnehmend. Er wünſchte ſich Glück, daß er nunmehr ſeine Freunde, die bisher verlegen und müßig geweſen, werde beſchäftigen und auf eine Zeit lang engagiren können, wobei er zugleich bedauerte, daß er freilich zum Anfange nicht im Stande ſei, die vortrefflichen Subjekte, die das Glück ihm zugeführt, nach ihren Fähigkeiten und Talenten zu belohnen, da er ſeine Schuld einem ſo großmüthigen Freunde, als Wilhelm ſich gezeigt habe, vor allen Dingen abtragen müſſe.

„Ich kann Ihnen nicht ausdrücken," ſagte Melina zu ihm, „welche Freundſchaft Sie mir erzeigen, indem Sie mir zur Direktion eines Theaters verhelfen. Denn als ich Sie antraf, befand ich mich in einer ſehr wunderlichen Lage. Sie erinnern Sich, wie lebhaft ich Ihnen bei unſerer erſten Bekanntſchaft meine Abneigung gegen das Theater ſehen ließ, und doch mußte ich mich, ſobald ich verheirathet war, aus Liebe zu meiner Frau, welche ſich viel Freude und Beifall verſprach, nach einem Engagement umſehen. Ich fand keins, wenigſtens kein beſtändiges, dagegen aber glücklicherweiſe einige Geſchäftsmänner, die eben in außerordentlichen Fällen Jemanden brauchen konnten, der mit der Feder umzugehen wußte, Franzöſiſch verſtand und im Rechnen nicht ganz unerfahren war. So ging es mir eine Zeit lang recht gut, ich ward leidlich bezahlt, ſchaffte mir Manches an, und meine Verhältniſſe machten mir keine Schande. Allein die außerordentlichen Aufträge meiner Gönner gingen zu Ende, an eine dauerhafte Verſorgung war nicht zu denken, und meine Frau verlangte nur deſto eifriger nach dem Theater, leider zu einer Zeit, wo ihre Umſtände nicht die vortheilhafteſten ſind, um ſich dem Publikum mit Ehren darzuſtellen. Nun, hoffe ich, ſoll dis Anſtalt, die ich durch Ihre Hilfe einrichten werde, für mich und die Meinigen ein guter Anfang ſein, und ich verdanke Ihnen mein künftiges Glück, es werde auch, wie es wolle."

Wilhelm hörte diese Aeußerungen mit Zufriedenheit an, und die sämmtlichen Schauspieler waren gleichfalls mit den Erklärungen des neuen Direktors so ziemlich zufrieden, freuten sich heimlich, daß sich so schnell ein Engagement zeige, und waren geneigt, für den Anfang mit einer geringen Gage vorlieb zu nehmen, weil die Meisten dasjenige, was ihnen so unvermuthet angeboten wurde, als einen Zuschuß ansahen, auf den sie vor Kurzem noch nicht Rechnung machen konnten. Melina war im Begriff, diese Disposition zu benutzen, suchte auf eine geschickte Weise Jeden besonders zu sprechen und hatte bald den Einen auf diese, den Andern auf eine andere Weise zu bereden gewußt, daß sie die Kontrakte geschwind abzuschließen geneigt waren, über das neue Verhältniß kaum nachdachten und sich schon gesichert glaubten, mit sechswöchentlicher Aufkündigung wieder loskommen zu können.

Nun sollten die Bedingungen in gehörige Form gebracht werden, und Melina dachte schon an die Stücke, mit denen er zuerst das Publikum anlecken wollte, als ein Courier dem Stallmeister die Ankunft der Herrschaft verkündigte, und Dieser die untergelegten Pferde vorzuführen befahl.

Bald darauf fuhr der hochbepackte Wagen, von dessen Bocke zwei Bedienten heruntersprangen, vor dem Gasthause vor, und Philine war nach ihrer Art am Ersten bei der Hand und stellte sich unter die Thüre.

„Wer ist Sie?“ fragte die Gräfin im Hereintreten.

„Eine Schauspielerin, Ihro Excellenz zu dienen,“ war die Antwort, indem der Schalk mit einem gar frommen Gesichte und demüthigen Geberden sich neigte und der Dame den Rock küßte.

Der Graf, der noch einige Personen umherstehen sah, die sich gleichfalls für Schauspieler ausgaben, erkundigte sich nach der Stärke der Gesellschaft, nach dem lenten Orte ihres Aufenthalts und ihrem Direktor. „Wenn es Franzosen wären,“ sagte er zu seiner Gemahlin, „konnten wir dem Prinzen eine unerwartete Freude machen und ihm bei uns seine Lieblingsunterhaltung verschaffen.“

„Es käme darauf an,“ versetzte die Gräfin, „ob wir nicht diese Leute, wenn sie schon unglücklicherweise nur Deutsche sind, auf dem Schloß, so lange der Fürst bei uns bleibt, spielen ließen. Sie haben doch wol einige Geschicklichkeit. Eine große Societät läßt sich am Besten durch ein Theater unterhalten, und der Baron würde sie schon zustutzen.“

Unter diesen Worten gingen sie die Treppe hinauf, und Melina präsentirte sich oben als Direktor. „Ruf' Er Seine Leute zusammen," sagte der Graf, „und stell' Er sie mir vor, damit ich sehe, was an ihnen ist. Ich will auch zugleich die Liste von den Stücken sehen, die sie allenfalls aufführen könnten."

Melina eilte mit einem tiefen Bücklinge aus dem Zimmer und kam bald mit den Schauspielern zurück. Sie drückten sich vor und hinter einander; die Einen präsentirten sich schlecht, aus großer Begierde zu gefallen, und die Andern nicht besser, weil sie sich leichtsinnig darstellten. Philine bezeigte der Gräfin, die außerordentlich gnädig und freundlich war, alle Ehrfurcht; der Graf musterte indeß die Uebrigen. Er fragte einen Jeden nach seinem Fache und äußerte gegen Melina, daß man streng auf Fächer halten müsse, welchen Ausspruch Dieser in der größten Devotion aufnahm.

Der Graf bemerkte sodann einem Jeden, worauf er besonders zu studiren, was er an seiner Figur und Stellung zu bessern habe, zeigte ihnen einleuchtend, woran es den Deutschen immer fehle, und ließ so außerordentliche Kenntnisse sehen, daß Alle in der größten Demuth vor so einem erleuchteten Kenner und erlauchten Beschützer standen und kaum Athem zu holen sich getrauten.

„Wer ist der Mensch dort in der Ecke?" fragte der Graf, indem er nach einem Subjekte sah, das ihm noch nicht vorgestellt worden war, und eine hagere Figur nahte sich in einem abgetragenen, auf dem Ellenbogen mit Fleckchen besetzten Rocke; eine kümmerliche Perrücke bedeckte das Haupt des demüthigen Clienten.

Dieser Mensch, den wir schon aus dem vorigen Buche als Philinens Liebling kennen, pflegte gewöhnlich Pedanten, Magister und Poeten zu spielen und meistens die Rolle zu übernehmen, wenn Jemand Schläge kriegen oder begossen werden sollte. Er hatte sich gewisse kriechende, lächerliche, furchtsame Bücklinge angewöhnt, und seine stockende Sprache, die zu seinen Rollen paßte, machte die Zuschauer lachen, so daß er immer noch als ein brauchbares Glied der Gesellschaft angesehen wurde, besonders da er übrigens sehr dienstfertig und gefällig war. Er nahte sich auf seine Weise dem Grafen, neigte sich vor demselben und beantwortete jede Frage auf die Art, wie er sich in seinen Rollen auf dem Theater zu geberden pflegte. Der Graf sah ihn mit gefälliger Aufmerksamkeit und mit Ueberlegung eine

Zeit lang an; alsdann rief er, indem er sich zu der Gräfin wendete: „Mein Kind, betrachte mir diesen Mann genau! Ich halte dafür, das ist ein großer Schauspieler oder kann es werden.“ Der Mensch machte von ganzem Herzen einen albernen Bückling, so daß der Graf laut über ihn lachen mußte und ausrief: „Er macht seine Sachen excellent! Ich wette, dieser Mensch kann spielen, was er will, und es ist Schade, daß man ihn bisher zu nichts Besserm gebraucht hat.“

Ein so außerordentlicher Vorzug war für die Uebrigen sehr kränkend; nur Melina empfand nichts davon, er gab vielmehr dem Grafen vollkommen Recht und versetzte mit ehrfurchtsvoller Miene: „Ach ja, es hat wol ihm und Mehreren von uns nur ein solcher Kenner und eine solche Aufmunterung gefehlt, wie wir sie gegenwärtig an Ew. Excellenz gefunden haben.“

„Ist das die sämmtliche Gesellschaft?“ sagte der Graf.

„Es sind einige Glieder abwesend,“ versetzte der kluge Melina, „und überhaupt könnten wir, wenn wir nur Unterstützung fänden, sehr bald aus der Nachbarschaft vollzählig sein.“

Indessen sagte Philine zur Gräfin: „Es ist noch ein recht hübscher junger Mann oben, der sich gewiß bald zum ersten Liebhaber qualificiren würde.“

„Warum läßt er sich nicht sehen?“ versetzte die Gräfin.

„Ich will ihn holen,“ rief Philine und eilte zur Thüre hinaus.

Sie fand Wilhelmen noch mit Mignon beschäftigt und beredete ihn, mit hinunterzugehen. Er folgte ihr mit einigem Unwillen, doch trieb ihn die Neugier; denn da er von vornehmen Personen hörte, war er voll Verlangen, sie näher kennen zu lernen. Er trat ins Zimmer, und seine Augen begegneten sogleich den Augen der Gräfin, die auf ihn gerichtet waren. Philine zog ihn zu der Dame, indeß der Graf sich mit den Uebrigen beschäftigte. Wilhelm neigte sich und gab auf verschiedene Fragen, welche die reizende Dame an ihn that, nicht ohne Verwirrung Antwort. Ihre Schönheit, Jugend, Anmuth, Zierlichkeit und feines Betragen machten den angenehmsten Eindruck auf ihn, um so mehr, da ihre Reden und Geberden mit einer gewissen Schamhaftigkeit, ja, man dürfte sagen Verlegenheit, begleitet waren. Auch dem Grafen ward er vorgestellt, der aber wenig Acht auf ihn hatte, sondern zu seiner Gemahlin ans Fenster trat und sie um etwas zu fragen schien. Man konnte bemerken, daß ihre Meinung auf das Lebhafteste mit

der seinigen übereinstimmte, ja, daß sie ihn eifrig zu bitten und ihn in seiner Gesinnung zu bestärken schien.

Er kehrte sich darauf bald zu der Gesellschaft und sagte: „Ich kann mich gegenwärtig nicht aufhalten; aber ich will einen Freund zu Euch schicken, und wenn Ihr billige Bedingungen macht und Euch recht viel Mühe geben wollt, so bin ich nicht abgeneigt, Euch auf dem Schlosse spielen zu lassen."

Alle bezeigten ihre große Freude darüber, und besonders küßte Philine mit der größten Lebhaftigkeit der Gräfin die Hände.

„Sieht Sie, Kleine," sagte die Dame, indem sie dem leichtfertigen Mädchen die Backen klopfte, „sieht Sie, mein Kind, da kommt Sie wieder zu mir. Ich will schon mein Versprechen halten; Sie muß Sich nur besser anziehen."

Philine entschuldigte sich, daß sie wenig auf ihre Garderobe zu verwenden habe, und sogleich befahl die Gräfin ihren Kammerfrauen, einen englischen Hut und ein seidenes Halstuch, die leicht auszupacken waren, herauszugeben. Nun putzte die Gräfin selbst Philinen an, die fortfuhr, sich mit einer scheinheiligen, unschuldigen Miene gar artig zu geberden und zu betragen.

Der Graf bot seiner Gemahlin die Hand und führte sie hinunter. Sie grüßte die ganze Gesellschaft im Vorbeigehen freundlich und kehrte sich nochmals gegen Wilhelmen um, indem sie mit der huldreichsten Miene zu ihm sagte: „Wir sehen uns bald wieder."

So glückliche Aussichten belebten die ganze Gesellschaft; Jeder ließ nunmehr seinen Hoffnungen, Wünschen und Einbildungen freien Lauf, sprach von den Rollen, die er spielen, von dem Beifall, den er erhalten wollte. Melina überlegte, wie er noch geschwind durch einige Vorstellungen den Einwohnern des Städtchens etwas Geld abnehmen und zugleich die Gesellschaft in Athem setzen könne, indeß Andere in die Küche gingen, um ein besseres Mittagsessen zu bestellen, als man sonst einzunehmen gewohnt war.

Zweites Kapitel.

Nach einigen Tagen kam der Baron, und Melina empfing ihn nicht ohne Furcht. Der Graf hatte ihn als einen Kenner angekündigt, und es war zu besorgen, er werde gar bald die schwache Seite des kleinen Haufens entdecken und einsehen, daß

er keine formirte Truppe vor sich habe, indem sie kaum ein Stück gehörig besetzen konnten; allein sowol der Direktor als die sämmtlichen Glieder waren bald aus aller Sorge, da sie an dem Baron einen Mann fanden, der mit dem größten Enthusiasmus das vaterländische Theater betrachtete, dem ein jeder Schauspieler und jede Gesellschaft willkommen und erfreulich war. Er begrüßte sie Alle mit Feierlichkeit, pries sich glücklich, eine deutsche Bühne so unvermuthet anzutreffen, mit ihr in Verbindung zu kommen und die vaterländischen Musen in das Schloß seines Verwandten einzuführen. Er brachte bald darauf ein Heft aus der Tasche, in welchem Melina die Punkte des Kontrakts zu erblicken hoffte; allein es war ganz etwas Anderes. Der Baron bat sie, ein Drama, das er selbst verfertigt, und das er von ihnen gespielt zu sehen wünschte, mit Aufmerksamkeit anzuhören. Willig schlossen sie einen Kreis und waren erfreut, mit so geringen Kosten sich in der Gunst eines so nothwendigen Mannes befestigen zu können, obgleich ein Jeder nach der Dicke des Heftes übermäßig lange Zeit befürchtete. Auch war es wirklich so; das Stück war in fünf Akten geschrieben und von der Art, die gar kein Ende nimmt. Der Held war ein vornehmer, tugendhafter, großmüthiger und dabei verkannter und verfolgter Mann, der aber denn doch zuletzt den Sieg über seine Feinde davontrug, über welche sodann die strengste poetische Gerechtigkeit ausgeübt worden wäre, wenn er ihnen nicht auf der Stelle verziehen hätte.

Indem dieses Stück vorgetragen wurde, hatte jeder Zuhörer Raum genug, an sich selbst zu denken und ganz sachte aus der Demuth, zu der er sich noch vor Kurzem geneigt fühlte, zu einer glücklichen Selbstgefälligkeit emporzusteigen und von da aus die anmuthigsten Aussichten in die Zukunft zu überschauen. Diejenigen, die keine ihnen angemessene Rolle in dem Stück fanden, erklärten es bei sich für schlecht und hielten den Baron für einen unglücklichen Autor, dagegen die Andern eine Stelle, bei der sie beklatscht zu werden hofften, mit dem größten Lobe zur möglichsten Zufriedenheit des Verfassers verfolgten.

Mit dem Oekonomischen waren sie geschwind fertig. Melina wußte zu seinem Vortheil mit dem Baron den Kontrakt abzuschließen und ihn vor den übrigen Schauspielern geheim zu halten.

Ueber Wilhelmen sprach Melina den Baron im Vorbeigehen und versicherte, daß er sich sehr gut zum Theaterdichter qualifi-

cire und zum Schauspieler selbst keine üblen Anlagen habe. Der Baron machte sogleich mit ihm als einem Collegen Bekanntschaft, und Wilhelm producirte einige kleine Stücke, die nebst wenigen Reliquien an jenem Tage, als er den größten Theil seiner Arbeiten in Feuer aufgehen ließ, durch einen Zufall gerettet wurden. Der Baron lobte sowol die Stücke als den Vortrag, nahm als bekannt an, daß er mit hinüber auf das Schloß kommen würde, versprach bei seinem Abschiede Allen die beste Aufnahme, bequeme Wohnung, gutes Essen, Beifall und Geschenke, und Melina setzte noch die Versicherung eines bestimmten Taschengeldes hinzu.

Man kann denken, in welche gute Stimmung durch diesen Besuch die Gesellschaft gesetzt war, indem sie statt eines ängstlichen und niedrigen Zustandes auf einmal Ehre und Behagen vor sich sah. Sie machten sich schon zum Voraus auf jene Rechnung lustig, und Jedes hielt für unschicklich, nur noch irgend einen Groschen Geld in der Tasche zu behalten.

Wilhelm ging indessen mit sich zu Rathe, ob er die Gesellschaft auf das Schloß begleiten solle, und fand in mehr als einem Sinne räthlich, dahin zu gehen. Melina hoffte, bei diesem vortheilhaften Engagement seine Schuld wenigstens zum Theil abtragen zu können, und unser Freund, der auf Menschenkenntniß ausging, wollte die Gelegenheit nicht versäumen, die große Welt näher kennen zu lernen, in der er viele Aufschlüsse über das Leben, über sich selbst und die Kunst zu erlangen hoffte. Dabei durfte er sich nicht gestehen, wie sehr er wünsche, der schönen Gräfin wieder näher zu kommen. Er suchte sich vielmehr im Allgemeinen zu überzeugen, welchen großen Vortheil ihm die nähere Kenntniß der vornehmen und reichen Welt bringen würde. Er machte seine Betrachtungen über den Grafen, die Gräfin, den Baron, über die Sicherheit, Bequemlichkeit und Anmuth ihres Betragens, und rief, als er allein war, mit Entzücken aus:

„Dreimal glücklich sind Diejenigen zu preisen, die ihre Geburt sogleich über die untern Stufen der Menschheit hinaus hebt, die durch jene Verhältnisse, in welchen sich manche gute Menschen die ganze Zeit ihres Lebens ängstigen, nicht durchzugehen, auch nicht einmal darin als Gäste zu verweilen brauchen. Allgemein und richtig muß ihr Blick auf dem hohern Standpunkte werden, leicht ein jeder Schritt ihres Lebens! Sie sind von Geburt an gleichsam in ein Schiff gesetzt, um bei der Ueber-

fahrt, die wir Alle machen müssen, sich des günstigen Windes zu bedienen und den widrigen abzuwarten, anstatt daß Andere, nur für ihre Person schwimmend, sich abarbeiten, vom günstigen Winde wenig Vortheil genießen und im Sturme mit bald erschöpften Kräften untergehen. Welche Bequemlichkeit, welche Leichtigkeit giebt ein angebornes Vermögen! und wie sicher blüht ein Handel, der auf ein gutes Kapital gegründet ist, so daß nicht jeder mißlungene Versuch sogleich in Unthätigkeit versetzt! Wer kann den Werth und Unwerth irdischer Dinge besser kennen, als der sie zu genießen von Jugend auf im Falle war, und wer kann seinen Geist früher auf das Nothwendige, das Nützliche, das Wahre leiten, als der sich von so vielen Irrthümern in einem Alter überzeugen muß, wo es ihm noch an Kräften nicht gebricht, ein neues Leben anzufangen!"

So rief unser Freund allen Denjenigen Glück zu, die sich in den höhern Regionen befinden, aber auch Denen, die sich einem solchen Kreise nähern, aus diesen Quellen schöpfen können, und pries seinen Genius, der Anstalt machte, auch ihn diese Stufen hinanzuführen.

Indessen mußte Melina, nachdem er lange sich den Kopf zerbrochen, wie er nach dem Verlangen des Grafen und nach seiner eigenen Ueberzeugung die Gesellschaft in Fächer eintheilen und einem Jeden seine bestimmte Mitwirkung übertragen wollte, zuletzt, da es an die Ausführung kam, sehr zufrieden sein, wenn er bei einem so geringen Personal die Schauspieler willig fand, sich nach Möglichkeit in diese oder jene Rollen zu schicken. Doch übernahm gewöhnlich Laertes die Liebhaber, Philine die Kammermädchen; die beiden jungen Frauenzimmer theilten sich in die naiven und zärtlichen Liebhaberinnen; der alte Polterer ward am Besten gespielt. Melina selbst glaubte als Chevalier auftreten zu dürfen, Madame Melina mußte, zu ihrem größten Verdruß, in das Fach der jungen Frauen, ja sogar der zärtlichen Mütter übergehen; und weil in den neuern Stücken nicht leicht mehr ein Pedant oder Poet, wenn er auch vorkommen sollte, lächerlich gemacht wird, so mußte der bekannte Günstling des Grafen nunmehr die Präsidenten und Minister spielen, weil diese gewöhnlich als Bösewichter vorgestellt und im fünften Akte übel behandelt werden. Ebenso steckte Melina mit Vergnügen als Kammerjunker oder Kammerherr die Grobheiten ein, welche ihm von biedern deutschen Männern hergebrachtermaßen in mehreren beliebten Stücken aufgedrungen wurden, weil er sich

doch bei dieser Gelegenheit artig herausputzen konnte und das Air eines Hofmannes, das er vollkommen zu besitzen glaubte, anzunehmen die Erlaubniß hatte.

Es dauerte nicht lange, so kamen von verschiedenen Gegenden mehrere Schauspieler herbeigeflossen, welche ohne sonderliche Prüfung angenommen, aber auch ohne sonderliche Bedingungen festgehalten wurden.

Wilhelm, den Melina vergebens einigemal zu einer Liebhaberrolle zu bereden suchte, nahm sich der Sache mit vielem guten Willen an, ohne daß unser neuer Direktor seine Bemühungen im Mindesten anerkannte; vielmehr glaubte Dieser mit seiner Würde auch alle nöthige Einsicht überkommen zu haben; besonders war das Streichen eine seiner angenehmsten Beschäftigungen, wodurch er ein jedes Stück auf das gehörige Zeitmaaß herunterzusetzen wußte, ohne irgend eine andere Rücksicht zu nehmen. Er hatte viel Zuspruch, das Publikum war sehr zufrieden, und die geschmackvollsten Einwohner des Städtchens behaupteten, daß das Theater in der Residenz keineswegs so gut als das ihre bestellt sei.

Drittes Kapitel.

Endlich kam die Zeit herbei, daß man sich zur Ueberfahrt schicken, die Kutschen und Wagen erwarten sollte, die unsere ganze Truppe nach dem Schlosse des Grafen hinüberzuführen bestellt waren. Schon zum Voraus fielen große Streitigkeiten vor, wer mit dem Andern fahren, wie man sitzen sollte. Die Ordnung und Eintheilung ward endlich nur mit Mühe ausgemacht und festgesetzt, doch leider ohne Wirkung. Zur bestimmten Stunde kamen weniger Wagen, als man erwartet hatte, und man mußte sich einrichten. Der Baron, der zu Pferde nicht lange hinterdrein folgte, gab zur Ursache an, daß im Schlosse Alles in großer Bewegung sei, weil nicht allein der Fürst einige Tage früher eintreffen werde, als man geglaubt, sondern weil auch unerwarteter Besuch schon gegenwärtig angelangt sei; der Platz gehe sehr zusammen; sie würden auch deswegen nicht so gut logiren, als man es ihnen vorher bestimmt habe, welches ihm außerordentlich leid thue.

Man theilte sich in die Wagen, so gut es gehen wollte, und da leidliches Wetter, und das Schloß nur einige Stunden entfernt

war, machten sich die Lustigsten lieber zu Fuße auf den Weg, als daß sie die Rückkehr der Kutschen hätten abwarten sollen. Die Karavane zog mit Freudengeschrei aus, zum ersten Mal ohne Sorgen, wie der Wirth zu bezahlen sei. Das Schloß des Grafen stand ihnen wie ein Feengebäude vor der Seele; sie waren die glücklichsten und fröhlichsten Menschen von der Welt, und Jeder knüpfte unterweges an diesen Tag, nach seiner Art zu denken, eine Reihe von Glück, Ehre und Wohlstand.

Ein starker Regen, der unerwartet einfiel, konnte sie nicht aus diesen angenehmen Empfindungen reißen; da er aber immer anhaltender und stärker wurde, spürten Viele von ihnen eine ziemliche Unbequemlichkeit. Die Nacht kam herbei, und erwünschter konnte ihnen nichts erscheinen als der durch alle Stockwerke erleuchtete Palast des Grafen, der ihnen von einem Hügel entgegenglänzte, so daß sie die Fenster zählen konnten.

Als sie näher kamen, fanden sie auch alle Fenster der Seitengebäude erhellt. Ein Jeder dachte bei sich, welches wol sein Zimmer werden möchte, und die Meisten begnügten sich bescheiden mit einer Stube in der Mansarde oder den Flügeln.

Nun fuhren sie durch das Dorf und am Wirthshause vorbei. Wilhelm ließ halten, um dort abzusteigen; allein der Wirth versicherte, daß er ihm nicht den geringsten Raum anweisen könne. Der Herr Graf habe, weil unvermuthete Gäste angekommen, sogleich das ganze Wirthshaus beisprechen, an allen Zimmern stehe schon seit gestern mit Kreide deutlich angeschrieben, wer darin wohnen solle. Wider seinen Willen mußte also unser Freund mit der übrigen Gesellschaft zum Schloßhofe hineinfahren.

Um die Küchenfeuer in einem Seitengebäude sahen sie geschäftige Köche sich hin und her bewegen und waren durch diesen Anblick schon erquickt; eilig kamen Bediente mit Lichtern auf die Treppe des Hauptgebäudes gesprungen, und das Herz der guten Wanderer quoll über diesen Aussichten auf. Wie sehr verwunderten sie sich dagegen, als sich dieser Empfang in ein entsetzliches Fluchen auflöste! Die Bedienten schimpften auf die Fuhrleute, daß sie hier hereingefahren seien; sie sollten umwenden, rief man, und wieder hinaus nach dem alten Schlosse zu, hier sei kein Raum für diese Gäste. Einem so unfreundlichen und unerwarteten Bescheide fügten sie noch allerlei Spöttereien hinzu und lachten sich unter einander aus, daß sie durch diesen Irrthum in den Regen gesprengt worden. Es goß noch

immer, keine Sterne ſtanden am Himmel, und nun wurde die Geſellſchaft durch einen holperichten Weg zwiſchen zwei Mauern in das alte hintere Schloß gezogen, welches unbewohnt daſtand, ſeit der Vater des Grafen das vordere gebaut hatte. Theils im Hofe, theils unter einem langen gewölbten Thorwege hielten die Wagen ſtill, und die Fuhrleute, Anſpanner aus dem Dorfe, ſpannten aus und ritten ihrer Wege.

Da Niemand zum Empfange der Geſellſchaft ſich zeigte, ſtiegen ſie aus, riefen, ſuchten; vergebens! Alles blieb finſter und ſtille. Der Wind blies durch das hohe Thor, und grauerlich waren die alten Thürme und Höfe, waren ſie kaum die Geſtalten in der Finſterniß unterſchieden. Sie froren und ſchauerten; die Frauen fürchteten ſich, die Kinder fingen an zu weinen; ihre Ungeduld vermehrte ſich mit jedem Augenblicke, und ein ſo ſchneller Glückswechſel, auf den Niemand vorbereitet war, brachte ſie Alle ganz und gar aus der Faſſung.

Da ſie jeden Augenblick erwarteten, daß Jemand kommen und ihnen aufſchließen werde, da bald Regen, bald Sturm ſie täuſchte, und ſie mehr als einmal den Tritt des erwünſchten Schloßvoigts zu hören glaubten, blieben ſie eine lange Zeit unmuthig und unthätig; es fiel Keinem ein, in das neue Schloß zu gehen und dort mitleidige Seelen um Hilfe anzurufen. Sie konnten nicht begreifen, wo ihr Freund, der Baron, geblieben ſei, und waren in einer höchſt beſchwerlichen Lage.

Endlich kamen wirklich Menſchen an, und man erkannte an ihren Stimmen jene Fußgänger, die auf dem Wege hinter den Fahrenden zurückgeblieben waren. Sie erzählten, daß der Baron mit dem Pferde geſtürzt ſei, ſich am Fuße ſtark beſchädigt habe, und daß man auch ſie, da ſie im Schloſſe nachgefragt, mit Ungeſtüm hierher gewieſen habe.

Die ganze Geſellſchaft war in der größten Verlegenheit; man rathſchlagte, was man thun ſollte, und konnte keinen Entſchluß faſſen. Endlich ſah man von Weitem eine Laterne kommen und holte friſchen Athem; allein die Hoffnung einer baldigen Erlöſung verſchwand auch wieder, indem die Erſcheinung näher kam und deutlich ward. Ein Reitknecht leuchtete dem bekannten Stallmeiſter des Grafen vor, und Dieſer erkundigte ſich, als er näher kam, ſehr eifrig nach Mademoiſelle Philine. Sie war kaum aus dem übrigen Haufen hervorgetreten, als er ihr ſehr dringend anbot, ſie in das neue Schloß zu führen, wo ein Plätzchen für ſie bei den Kammerjungfern der Gräfin

bereitet sei. Sie besann sich nicht lange, das Anerbieten dankbar zu ergreifen, faßte ihn bei dem Arme und wollte, da sie den Andern ihren Koffer empfohlen, mit ihm forteilen; allein man trat ihnen in den Weg, fragte, bat, beschwur den Stallmeister, daß er endlich, um nur mit seiner Schönen loszukommen, Alles versprach und versicherte, in Kurzem solle das Schloß eröffnet, und sie auf das Beste einquartiert werden. Bald darauf sahen sie den Schein seiner Laterne verschwinden und hofften lange vergebens auf das neue Licht, das ihnen endlich nach vielem Warten, Schelten und Schmähen erschien und sie mit einigem Troste und Hoffnung belebte.

Ein alter Hausknecht eröffnete die Thüre des alten Gebäudes, in das sie mit Gewalt eindrangen. Ein Jeder sorgte nun für seine Sachen, sie abzupacken, sie hereinzuschaffen. Das Meiste war, wie die Personen selbst, tüchtig durchweicht. Bei dem einen Lichte ging Alles sehr langsam. Im Gebäude stieß man sich, stolperte, fiel. Man bat um mehr Lichter, man bat um Feuerung. Der einsilbige Hausknecht ließ mit genauer Noth seine Laterne da, ging und kam nicht wieder.

Nun fing man an, das Haus zu durchsuchen; die Thüren aller Zimmer waren offen. Große Oefen, gewirkte Tapeten, eingelegte Fußböden waren von seiner vorigen Pracht noch übrig, von anderm Hausgeräthe aber nichts zu finden, kein Tisch, kein Stuhl, kein Spiegel, kaum einige ungeheure leere Bettstellen, alles Schmuckes und alles Nothwendigen beraubt. Die nassen Koffer und Mantelsäcke wurden zu Sitzen gewählt; ein Theil der müden Wanderer bequemte sich auf dem Fußboden. Wilhelm hatte sich auf einige Stufen gesetzt; Mignon lag auf seinen Knieen. Das Kind war unruhig, und auf seine Frage, was ihm fehlte, antwortete es: „Mich hungert!" Er fand nichts bei sich, um das Verlangen des Kindes zu stillen; die übrige Gesellschaft hatte jeden Vorrath auch aufgezehrt, und er mußte die arme Kreatur ohne Erquickung lassen. Er blieb bei dem ganzen Vorfalle unthätig, still in sich gekehrt; denn er war sehr verdrießlich und grimmig, daß er nicht auf seinem Sinne bestanden und bei dem Wirthshause abgestiegen sei, wenn er auch auf dem obersten Boden hätte sein Lager nehmen sollen.

Die Uebrigen geberdeten sich Jeder nach seiner Art. Einige hatten einen Haufen altes Gehölz in einen ungeheuren Kamin des Saals geschafft und zündeten mit großem Jauchzen den Scheiterhaufen an. Unglücklicherweise ward auch diese Hoffnung,

ſich zu trocknen und zu wärmen, auf das Schrecklichſte getäuſcht; denn dieſer Kamin ſtand nur zur Zierde da und war von oben herein vermauert. Der Dampf trat ſchnell zurück und erfüllte auf einmal die Zimmer; das dürre Holz ſchlug praſſelnd in Flammen auf, und auch die Flamme ward herausgetrieben; der Zug, der durch die zerbrochenen Fenſterſcheiben drang, gab ihr eine unſtäte Richtung. Man fürchtete das Schloß anzuzünden, mußte das Feuer aus einander ziehen, austreten, dämpfen; der Rauch vermehrte ſich, der Zuſtand wurde unerträglicher, man kam der Verzweiflung nahe.

Wilhelm war vor dem Rauch in ein entferntes Zimmer gewichen, wohin ihm bald Mignon folgte und einen wohlgekleideten Bedienten, der eine hohe, hellbrennende, doppelt erleuchtete Laterne trug, hereinführte. Dieſer wendete ſich an Wilhelmen, und indem er ihm auf einem ſchönen porzellanenen Teller Konfekt und Früchte überreichte, ſagte er: „Dies ſchickt Ihnen das junge Frauenzimmer von drüben mit der Bitte, zur Geſellſchaft zu kommen.“ „Sie läßt ſagen,“ ſetzte der Bediente mit einer leichtfertigen Miene hinzu, „es gebe ihr ſehr wohl, und ſie wünſche ihre Zufriedenheit mit ihren Freunden zu theilen.“

Wilhelm erwartete nichts weniger als dieſen Antrag; denn er hatte Philinen ſeit dem Abenteuer der ſteinernen Bank mit entſchiedener Verachtung begegnet und war ſo feſt entſchloſſen, keine Gemeinſchaft mehr mit ihr zu machen, daß er im Begriff ſtand, die ſüße Gabe wieder zurückzuſchicken, als ein bittender Blick Mignon's ihn vermochte, ſie anzunehmen und im Namen des Kindes dafür zu danken; die Einladung ſchlug er ganz aus. Er bat den Bedienten, einige Sorge für die angekommene Geſellſchaft zu haben, und erkundigte ſich nach dem Baron. Dieſer lag zu Bette, hatte aber ſchon, ſo viel der Bediente zu ſagen wußte, einem Andern Auftrag gegeben, für die elend Beherbergten zu ſorgen.

Der Bediente ging und hinterließ Wilhelmen eins von ſeinen Lichtern, das Dieſer in Ermangelung eines Leuchters auf das Fenſtergeſims kleben mußte, und nun wenigſtens bei ſeinen Betrachtungen die vier Wände des Zimmers erhellt ſah. Denn es währte noch lange, ehe die Anſtalten rege wurden, die unſere Gäſte zur Ruhe bringen ſollten. Nach und nach kamen Lichter, jedoch ohne Lichtputzen, dann einige Stühle, eine Stunde darauf Deckbetten, dann Kiſſen, Alles wohl durchnetzt, und es war ſchon weit über Mitternacht, als endlich Strohſäcke und Matratzen

herbeigeschafft wurden, die, wenn man sie zuerst gehabt hätte, höchst willkommen gewesen wären.

In der Zwischenzeit war auch etwas von Essen und Trinken angelangt, das ohne viele Kritik genossen wurde, ob es gleich einem sehr unordentlichen Abbub ähnlich sah und von der Achtung, die man für die Gäste hatte, kein sonderliches Zeugniß ablegte.

Viertes Kapitel.

Durch die Unart und den Uebermuth einiger leichtfertigen Gesellen vermehrte sich die Unruhe und das Uebel der Nacht, indem sie sich einander neckten, aufweckten und sich wechselsweise allerlei Streiche spielten. Der andere Morgen brach an unter lauten Klagen über ihren Freund, den Baron, daß er sie so getäuscht und ihnen ein ganz anderes Bild von der Ordnung und Bequemlichkeit, in die sie kommen würden, gemacht habe. Doch zur Verwunderung und Trost erschien in aller Frühe der Graf selbst mit einigen Bedienten und erkundigte sich nach ihren Umständen. Er war sehr entrüstet, als er hörte, wie übel es ihnen ergangen, und der Baron, der geführt herbeihinkte, verklagte den Hausbefmeister, wie befehlswidrig er sich bei dieser Gelegenheit gezeigt, und glaubte ihm ein rechtes Bad angerichtet zu haben.

Der Graf befahl sogleich, daß Alles in seiner Gegenwart zur möglichsten Bequemlichkeit der Gäste geordnet werden solle. Darauf kamen einige Offiziere, die von den Akteen sogleich Kundschaft nahmen, und der Graf ließ sich die ganze Gesellschaft vorstellen, redete einen Jeden bei seinem Namen an und mischte einige Scherze in die Unterredung, daß Alle über einen so gnädigen Herrn ganz entzückt waren. Endlich mußte Wilhelm auch an die Reihe, an den sich Mignon anhing. Wilhelm entschuldigte sich, so gut er konnte, über seine Freiheit; der Graf hingegen schien seine Gegenwart als bekannt anzunehmen.

Ein Herr, der neben dem Grafen stand, den man für einen Offizier hielt, ob er gleich keine Uniform anhatte, sprach besonders mit unserm Freunde und zeichnete sich vor allen Andern aus. Große hellblaue Augen leuchteten unter einer hohen Stirne hervor; nachlässig waren seine blonden Haare aufgeschlagen, und seine mittlere Statur zeigte ein sehr wackeres, festes und be-

stimmtes Wesen. Seine Fragen waren lebhaft, und er schien sich auf Alles zu verstehen, wonach er fragte.

Wilhelm erkundigte sich nach diesem Manne bei dem Baron, der aber nicht viel Gutes von ihm zu sagen wußte. Er habe den Charakter als Major, sei eigentlich der Günstling des Prinzen, versehe dessen geheimste Geschäfte und werde für dessen rechten Arm gehalten, ja, man habe Ursache zu glauben, er sei sein natürlicher Sohn. In Frankreich, England, Italien sei er mit Gesandtschaften gewesen; er werde überall sehr distinguirt, und das mache ihn einbildisch; er wäre, die deutsche Literatur aus dem Grunde zu kennen, und erlaube sich allerlei schale Spötterein gegen dieselbe. Er, der Baron, vermeide alle Unterredung mit ihm, und Wilhelm werde wohl thun, sich auch von ihm entfernt zu halten; denn am Ende gebe er Jedermann etwas ab. Man nenne ihn Jarno, wisse aber nicht recht, was man aus dem Namen machen solle. Wilhelm hatte darauf nichts zu sagen; denn er empfand gegen den Fremden, ob er gleich etwas Kaltes und Abstoßendes hatte, eine gewisse Neigung.

Die Gesellschaft wurde in dem Schlosse eingetheilt, und Melina befahl sehr strenge, sie sollten sich nunmehr ordentlich halten, die Frauen sollten besonders wohnen, und Jeder nur auf seine Rollen, auf die Kunst sein Augenmerk und seine Neigung richten. Er schlug Vorschriften und Gesetze, die aus vielen Punkten bestanden, an alle Thüren. Die Summe der Strafgelder war bestimmt, die ein jeder Uebertreter in eine gemeine Büchse entrichten sollte.

Diese Verordnungen wurden wenig geachtet. Junge Offiziere gingen aus und ein, spaßten nicht eben auf das Feinste mit den Aktricen, hatten die Akteure zum Besten und vernichteten die ganze kleine Polizeiordnung, noch ehe sie Wurzel fassen konnte. Man jagte sich durch die Zimmer, verkleidete sich, versteckte sich. Melina, der anfangs einigen Ernst zeigen wollte, ward mit allerlei Muthwillen auf das Aeußerste gebracht, und als ihn bald darauf der Graf holen ließ, um den Platz zu sehen, wo das Theater aufgerichtet werden sollte, ward das Uebel nur immer ärger. Die jungen Herren ersannen sich allerlei platte Späße; durch Hilfe einiger Akteure wurden sie noch plumper, und es schien, als wenn das ganze alte Schloß vom wüthenden Heere besessen sei. Auch endigte der Unfug nicht eher, als bis man zur Tafel ging.

Der Graf hatte Melina in einen großen Saal geführt, der

noch zum alten Schlosse gehörte, durch eine Galerie mit dem neuen verbunden war, und worin ein kleines Theater sehr wohl aufgestellt werden konnte. Daselbst zeigte der einsichtsvolle Hausherr, wie er Alles wolle eingerichtet haben.

Nun ward die Arbeit in großer Eile vorgenommen, das Theatergerüste aufgeschlagen und ausgeziert, was man von Dekorationen in dem Gepäcke hatte und brauchen konnte, angewendet, und das Uebrige mit Hilfe einiger geschickten Leute des Grafen verfertigt. Wilhelm griff selbst mit an, half die Perspektive bestimmen, die Umrisse abschnüren, und war höchst beschäftigt, daß es nicht unschicklich werden sollte. Der Graf, der öfters dazu kam, war sehr zufrieden damit, zeigte, wie sie das, was sie wirklich thaten, eigentlich machen sollten, und ließ dabei ungemeine Kenntnisse jeder Kunst sehen.

Nun fing das Probiren recht ernstlich an, wozu sie auch Raum und Muße genug gehabt hätten, wenn sie nicht von den vielen anwesenden Fremden immer gestört worden wären; denn es kamen täglich neue Gäste an, und ein Jeder wollte die Gesellschaft in Augenschein nehmen.

Fünftes Kapitel.

Der Baron hatte Wilhelmen einige Tage mit der Hoffnung hingehalten, daß er der Gräfin noch besonders vorgestellt werden sollte. „Ich habe," sagte er, „dieser vortrefflichen Dame so viel von Ihren geistreichen und empfindungsvollen Stücken erzählt, daß sie nicht erwarten kann, Sie zu sprechen und sich Eins und das Andere vorlesen zu lassen. Halten Sie Sich ja gefaßt, auf den ersten Wink hinüberzukommen; denn bei dem nächsten ruhigen Morgen werden Sie gewiß gerufen werden." Er bezeichnete ihm darauf das Nachspiel, welches er zuerst vorlesen sollte, wodurch er sich ganz besonders empfehlen würde. Die Dame bedaure gar sehr, daß er zu einer solchen unruhigen Zeit eingetroffen sei und sich mit der übrigen Gesellschaft in dem alten Schlosse schlecht behelfen müsse.

Mit großer Sorgfalt nahm darauf Wilhelm das Stück vor, womit er seinen Eintritt in die große Welt machen sollte. „Du hast," sagte er, „bisher im Stillen für Dich gearbeitet, nur von einzelnen Freunden Beifall erhalten; Du hast eine Zeit lang ganz an Deinem Talente verzweifelt, und Du mußt immer noch

in Sorgen ſein, ob Du denn auch auf dem rechten Wege biſt, und ob Du ſo viel Talent als Neigung zum Theater haſt. Vor den Ohren ſolcher geübten Kenner, im Kabinette, wo keine Illuſion ſtattfindet, iſt der Verſuch weit gefährlicher als anderwärts, und ich möchte doch auch nicht gerne zurückbleiben, dieſen Genuß an meine vorigen Freuden knüpfen und die Hoffnung auf die Zukunft erweitern."

Er nahm darauf einige Stücke durch, las ſie mit der größten Aufmerkſamkeit, korrigirte hier und da, recitirte ſie ſich laut vor, um auch in Sprache und Ausdruck recht gewandt zu ſein, und ſteckte dasjenige, welches er am Meiſten geübt, womit er die größte Ehre einzulegen glaubte, in die Taſche, als er an einem Morgen hinüber vor die Gräfin gefordert wurde.

Der Baron hatte ihm verſichert, ſie würde allein mit einer guten Freundin ſein. Als er in das Zimmer trat, kam die Baroneſſe von C** ihm mit vieler Freundlichkeit entgegen, freute ſich ſeine Bekanntſchaft zu machen und präſentirte ihn der Gräfin, die ſich eben friſiren ließ und ihn mit freundlichen Worten und Blicken empfing, neben deren Stuhl er aber leider Philinen knien und allerlei Thorheiten machen ſah. „Das ſchöne Kind," ſagte die Baroneſſe, „hat uns Verſchiedenes vorgeſungen. Endige Sie doch das angefangene Liedchen, damit wir nichts davon verlieren."

Wilhelm hörte das Stückchen mit großer Geduld an, indem er die Entfernung des Friſeurs wünſchte, ehe er ſeine Vorleſung anfangen wollte. Man bot ihm eine Taſſe Chokolade an, wozu ihm die Baroneſſe ſelbſt den Zwieback reichte. Deſſen ungeachtet ſchmeckte ihm das Frühſtück nicht; denn er wünſchte zu lebhaft, der ſchönen Gräfin irgend etwas vorzutragen, was ſie intereſſiren, wodurch er ihr gefallen könnte. Auch Philine war ihm nur zu ſehr im Wege, die ihm als Zuhörerin oft ſchon unbequem geweſen war. Er ſah mit Schmerzen dem Friſeur auf die Hände und hoffte in jedem Augenblicke mehr auf die Vollendung des Baues.

Indeſſen war der Graf hereingetreten und erzählte von den heut zu erwartenden Gäſten, von der Eintheilung des Tages, und was ſonſt etwa Häusliches vorkommen möchte. Da er hinausging, ließen einige Offiziere bei der Gräfin um die Erlaubniß bitten, ihr, weil ſie noch vor Tafel wegreiten müßten, aufwarten zu dürfen. Der Kammerdiener war indeſſen fertig geworden, und ſie ließ die Herren hereinkommen.

Die Baronesse gab sich inzwischen Mühe, unsern Freund zu unterhalten und ihm viele Achtung zu bezeigen, die er mit Ehrfurcht, obgleich etwas zerstreut, aufnahm. Er fühlte manchmal nach dem Manuskripte in der Tasche, hoffte auf jeden Augenblick, und fast wollte seine Geduld reißen, als ein Galanteriehändler hereingelassen wurde, der seine Pappen, Kasten, Schachteln unbarmherzig eine nach der andern eröffnete und jede Sorte seiner Waaren mit einer diesem Geschlechte eigenen Zudringlichkeit vorwies.

Die Gesellschaft vermehrte sich. Die Baronesse sah Wilhelmen an und sprach leise mit der Gräfin; er bemerkte es, ohne die Absicht zu verstehen, die ihm endlich zu Hause klar wurde, als er sich nach einer ängstlich und vergebens durchharrten Stunde wegbegab. Er fand ein schönes englisches Portefeuille in der Tasche. Die Baronesse hatte es ihm heimlich beizustecken gewußt, und gleich darauf folgte der Gräfin kleiner Mohr, der ihm eine artig gestickte Weste überbrachte, ohne recht deutlich zu sagen, woher sie komme.

Sechstes Kapitel.

Das Gemisch der Empfindungen von Verdruß und Dankbarkeit verdarb ihm den ganzen Rest des Tages, bis er gegen Abend wieder Beschäftigung fand, indem Melina ihm eröffnete, der Graf habe von einem Versprechen gesprochen, das dem Prinzen zu Ehren den Tag seiner Ankunft aufgeführt werden sollte. Er wolle darin die Eigenschaften dieses großen Helden und Menschenfreundes personificirt haben. Diese Tugenden sollten mit einander auftreten, sein Lob verkündigen und zuletzt seine Büste mit Blumen- und Lorbeerkränzen umwinden, wobei sein verzogener Name mit dem Fürstenhute durchscheinend glänzen sollte. Der Graf habe ihm aufgegeben, für die Personifikation und übrige Einrichtung dieses Stückes zu sorgen, und er hoffe, daß ihm Wilhelm, dem es etwas Leichtes sei, hierin gerne beistehen werde.

„Wie!“ rief Dieser verdrießlich aus, „haben wir nichts als Portraite, verzogene Namen und allegorische Figuren, um einen Fürsten zu ehren, der nach meiner Meinung ein ganz anderes Lob verdient? Wie kann es einem vernünftigen Manne schmeicheln, sich in effigie aufgestellt und seinen Namen auf geöltem Papiere schimmern zu sehen! Ich fürchte sehr, die Allegorien

würden, besonders bei unserer Garderobe, zu manchen Zweideutigkeiten und Späßen Anlaß geben. Wollen Sie das Stück machen oder machen lassen, so kann ich nichts dawider haben; nur bitte ich, daß ich damit verschont bleibe."

Melina entschuldigte sich, es sei nur die ungefähre Angabe des Herrn Grafen, der ihnen übrigens ganz überlasse, wie sie das Stück arrangiren wollten. „Herzlich gerne," versetzte Wilhelm, „trage ich etwas zum Vergnügen dieser vortrefflichen Herrschaft bei, und meine Muse hat noch kein so angenehmes Geschäft gehabt, als zum Lob eines Fürsten, der so viel Verehrung verdient, auch nur stammelnd sich hören zu lassen. Ich will der Sache nachdenken; vielleicht gelingt es mir, unsere kleine Truppe so zu stellen, daß wir doch wenigstens einigen Effekt machen."

Von diesem Augenblicke sann Wilhelm eifrig dem Auftrage nach. Ehe er einschlief, hatte er Alles schon ziemlich geordnet, und den andern Morgen bei früher Zeit war der Plan fertig, die Scenen entworfen, ja, schon einige der vornehmsten Stellen und Gesänge in Verse und zu Papiere gebracht.

Wilhelm eilte Morgens gleich den Baron wegen gewisser Umstände zu sprechen und legte ihm seinen Plan vor. Diesem gefiel er sehr wohl, doch bezeigte er einige Verwunderung; denn er hatte den Grafen gestern Abend von einem ganz andern Stücke sprechen hören, welches nach seiner Angabe in Verse gebracht werden sollte.

„Es ist mir nicht wahrscheinlich," versetzte Wilhelm, „daß es die Absicht des Herrn Grafen gewesen sei, gerade das Stück, so wie er es Melina angegeben, fertigen zu lassen; wenn ich nicht irre, so wollte er uns blos durch einen Fingerzeig auf den rechten Weg weisen. Der Liebhaber und Kenner zeigt dem Künstler an, was er wünscht, und überläßt ihm alsdann die Sorge, das Werk hervorzubringen."

„Mit nichten!" versetzte der Baron. „Der Herr Graf verläßt sich darauf, daß das Stück so und nicht anders, wie er es angegeben, aufgeführt werde. Das Übrige hat freilich eine entfernte Aehnlichkeit mit seiner Idee, und wenn wir es durchsetzen und ihn von seinen ersten Gedanken abbringen wollen, so müssen wir es durch die Damen bewirken. Vorzüglich weiß die Baronesse dergleichen Operationen meisterlich anzulegen; es wird die Frage sein, ob ihr der Plan so gefällt, daß sie sich der Sache annehmen mag, und dann wird es gewiß gehen."

„Wir brauchen ohnedies die Hilfe der Damen," sagte Wilhelm; „denn es möchte unser Personals und unsere Garderobe zu der Ausführung nicht hinreichen. Ich habe auf einige hübsche Kinder gerechnet, die im Hause hin und wieder laufen, und die dem Kammerdiener und dem Haushofmeister zugehören."

Darauf ersuchte er den Baron, die Damen mit seinem Plane bekannt zu machen. Dieser kam bald zurück und brachte die Nachricht, sie wollten ihn selbst sprechen. Heute Abend, wenn die Herren sich zum Spiele setzten, das ohnedies wegen der Ankunft eines gewissen Generals ernsthafter werden würde als gewöhnlich, wollten sie sich unter dem Vorwande einer Unpäßlichkeit in ihr Zimmer zurückziehen; er sollte durch die geheime Treppe eingeführt werden und könne alsdann seine Sache auf das Beste vortragen. Diese Art von Geheimniß gebe der Angelegenheit nunmehr einen doppelten Reiz, und die Baronesse besonders freue sich wie ein Kind auf dieses Rendezvous und mehr noch darauf, daß es heimlich und geschickt gegen den Willen des Grafen unternommen werden sollte.

Gegen Abend um die bestimmte Zeit ward Wilhelm abgeholt und mit Vorsicht hinaufgeführt. Die Art, mit der ihm die Baronesse in einem kleinen Kabinette entgegenkam, erinnerte ihn einen Augenblick an vorige glückliche Zeiten. Sie brachte ihn in das Zimmer der Gräfin, und nun ging es an ein Fragen, an ein Untersuchen. Er legte seinen Plan mit der möglichsten Wärme und Lebhaftigkeit vor, so daß die Damen dafür ganz eingenommen wurden, und unsere Leser werden erlauben, daß wir sie auch in der Kürze damit bekannt machen.

In einer ländlichen Scene sollten Kinder das Stück mit einem Tanze eröffnen, der jenes Spiel vorstellte, wo Eins herumgehen und dem Andern einen Platz abgewinnen muß. Darauf sollten sie mit andern Scherzen abwechseln und zuletzt zu einem immer wiederkehrenden Reihentanze ein fröhliches Lied singen. Darauf sollte der Harfner mit Mignon herbeikommen, Neugierde erregen und mehrere Landleute herbeilocken. Der Alte sollte verschiedene Lieder zum Lobe des Friedens, der Ruhe, der Freude singen, und Mignon darauf den Eiertanz tanzen.

In dieser unschuldigen Freude werden sie durch eine kriegerische Musik gestört, und die Gesellschaft von einem Trupp Soldaten überfallen. Die Mannspersonen setzen sich zur Wehre und werden überwunden; die Mädchen fliehen und werden ein-

geholt. Es ſcheint Alles im Getümmel zu Grunde zu gehen, als eine Perſon, über deren Beſtimmung der Dichter noch ungewiß war, herbeikommt und durch die Nachricht, daß der Heerführer nicht weit ſei, die Ruhe wiederherſtellt. Hier wird der Charakter des Helden mit den ſchönſten Zügen geſchildert, mitten unter den Waffen Sicherheit verſprochen, dem Uebermuth und der Gewaltthätigkeit Schranken geſetzt. Es wird ein allgemeines Feſt zu Ehren des großmüthigen Heerführers begangen.

Die Damen waren mit dem Plane ſehr zufrieden; nur behaupteten ſie, es müſſe nothwendig etwas Allegoriſches in dem Stücke ſein, um es dem Herrn Grafen angenehm zu machen. Der Baron that den Vorſchlag, den Anführer der Soldaten als den Genius der Zwietracht und der Gewaltthätigkeit zu bezeichnen; zuletzt aber müſſe Minerva herbeikommen, ihm Feſſeln anzulegen, Nachricht von der Ankunft des Helden zu geben und deſſen Lob zu preiſen. Die Baroneſſe übernahm das Geſchäft, den Grafen zu überzeugen, daß der von ihm angegebene Plan, nur mit einiger Veränderung, ausgeführt werden ſei; dabei verlangte ſie ausdrücklich, daß am Ende des Stücks nothwendig die Büſte, der verzogene Namen und der Fürſtenhut erſcheinen müßten, weil ſonſt alle Unterhandlung vergeblich ſein würde.

Wilhelm, der ſich ſchon im Geiſte vorgeſtellt hatte, wie ſein er ſeinen Helden aus dem Munde der Minerva preiſen wollte, gab nur nach langem Widerſtande in dieſem Punkte nach; allein er fühlte ſich auf eine ſehr angenehme Weiſe gezwungen. Die ſchönen Augen der Gräfin und ihr liebenswürdiges Betragen hätten ihn gar leicht bewogen, auch auf die ſchönſte und angenehmſte Erfindung, auf die ſo erwünſchte Einheit einer Kompoſition und auf alle ſchicklichen Details Verzicht zu thun und gegen ſein poetiſches Gewiſſen zu handeln. Ebenſo ſtand auch ſeinem bürgerlichen Gewiſſen ein harter Kampf bevor, indem bei beſtimmterer Austheilung der Rollen die Damen ausdrücklich darauf beſtanden, daß er mitſpielen müſſe.

Laertes hatte zu ſeinem Theil jenen gewaltthätigen Kriegsgott erhalten; Wilhelm ſollte den Anführer der Landleute vorſtellen, der einige ſehr artige und gefühlvolle Verſe zu ſagen hatte. Nachdem er ſich eine Zeit lang geſträubt, mußte er ſich endlich doch ergeben; beſonders fand er keine Entſchuldigung, da die Baroneſſe ihm vorſtellte, die Schaubühne hier auf dem Schloſſe ſei ohnedem nur als ein Geſellſchaftstheater anzuſehen, auf dem ſie gern, wenn man nur eine ſchickliche Einleitung

machen könnte, mitzuspielen wünschte. Darauf entließen die Damen unsern Freund mit vieler Freundlichkeit. Die Baronesse versicherte ihm, daß er ein unvergleichlicher Mensch sei, und begleitete ihn bis an die kleine Treppe, wo sie ihm mit einem Händedruck gute Nacht gab.

Siebentes Kapitel.

Befeuert durch den aufrichtigen Antheil, den die Frauenzimmer an der Sache nahmen, ward der Plan, der ihm durch die Erzählung gegenwärtiger geworden war, ganz lebendig. Er brachte den größten Theil der Nacht und den andern Morgen mit der sorgfältigsten Versifikation des Dialogs und der Lieder zu.

Er war so ziemlich fertig, als er in das neue Schloß gerufen wurde, wo er hörte, daß die Herrschaft, die eben frühstückte, ihn sprechen wollte. Er trat in den Saal; die Baronesse kam ihm wieder zuerst entgegen, und unter dem Vorwande, als wenn sie ihm einen guten Morgen bieten wollte, lispelte sie heimlich zu ihm: „Sagen Sie nichts von Ihrem Stücke, als was Sie gefragt werden!"

„Ich höre," rief ihm der Graf zu, „Sie sind recht fleißig und arbeiten an meinem Vorspiele, das ich zu Ehren des Prinzen geben will. Ich billige, daß Sie eine Minerva darin anbringen wollen, und ich denke bei Zeiten darauf, wie die Göttin zu kleiden ist, damit man nicht gegen das Kostüme verstößt. Ich lasse deswegen aus meiner Bibliothek alle Bücher herbeibringen, worin sich das Bild derselben befindet."

In eben dem Augenblicke traten einige Bedienten mit großen Körben voll Bücher allerlei Formats in den Saal. Montfaucon,*) die Sammlungen antiker Statuen, Gemmen und Münzen, alle Arten mythologischer Schriften wurden aufgeschlagen und die Figuren verglichen. Aber auch daran war es noch nicht genug! Des Grafen vortreffliches Gedächtniß stellte ihm alle Minerven vor, die etwa noch auf Titelkupfern, Vignetten oder sonst vorkommen mochten. Es mußte deshalb ein Buch nach dem an-

*) Dessen L'antiquité expliquée et représentée en figures, in fünfzehn Foliobänden.

dern aus der Bibliothek herbeigeschafft werden, so daß der Graf zuletzt in einem Haufen von Büchern saß. Endlich, da ihm keine Minerva mehr einfiel, rief er mit Lachen aus: „Ich wollte wetten, daß nun keine Minerva mehr in der ganzen Bibliothek sei, und es möchte wol das erste Mal vorkommen, daß eine Bücherſammlung ſo ganz und gar des Bildes ihrer Schutzgöttin entbehren muß.“ Die ganze Gesellschaft freute sich über den Einfall, und besonders Jarno, der den Grafen immer mehr Bücher herbeizuschaffen gereizt hatte, lachte ganz unmäßig.

„Nunmehr,“ sagte der Graf, indem er sich zu Wilhelmen wendete, „ist es eine Hauptsache, welche Göttin meinen Sie? Minerva oder Pallas? die Göttin des Kriegs oder der Künste?“

„Sollte es nicht am Schicklichsten sein, Ew. Excellenz,“ versetzte Wilhelm, „wenn man hierüber sich nicht bestimmt ausdrückte und sie, eben weil sie in der Mythologie eine doppelte Person spielt, auch hier in doppelter Qualität erscheinen ließe? Sie meldet einen Krieger an, aber nur um das Volk zu beruhigen; sie preist einen Helden, indem sie seine Menschlichkeit erhebt, sie überwindet die Gewaltthätigkeit und stellt die Freude und Ruhe unter dem Volke wieder her.“

Die Baronesse, der es bange wurde, Wilhelm möchte sich verrathen, schob geschwinde den Leibschneider der Gräfin dazwischen, der seine Meinung abgeben mußte, wie ein solcher antiker Rock auf das Beste gefertigt werden könnte. Dieser Mann, in Maskenarbeiten erfahren, wußte die Sache sehr leicht zu machen, und da Madame Melina, ungeachtet ihrer hohen Schwangerschaft, die Rolle der himmlischen Jungfrau übernommen hatte, so wurde er angewiesen, ihr das Maaß zu nehmen, und die Gräfin bezeichnete, wiewol mit einigem Unwillen ihrer Kammerjungfern, die Kleider aus der Garderobe, welche dazu verschnitten werden sollten.

Auf eine geschickte Weise wußte die Baronesse Wilhelmen wieder bei Seite zu schaffen und ließ ihn bald darauf wissen, sie habe die übrigen Sachen auch besorgt. Sie schickte ihm zugleich den Musikus, der des Grafen Hauskapelle dirigirte, damit dieser theils die nothwendigen Stücke komponiren, theils schickliche Melodien aus dem Musikvorrathe dazu aussuchen sollte. Nunmehr ging Alles nach Wunsche; der Graf fragte dem Stücke nicht weiter nach, sondern war hauptsächlich mit der transparenten Dekoration beschäftigt, welche am Ende des Stückes die

Zuschauer überraschen sollte. Seine Erfindung und die Geschicklichkeit seines Konditors brachten zusammen wirklich eine recht angenehme Erleuchtung zuwege; denn auf seinen Reisen hatte er die größten Feierlichkeiten dieser Art gesehen, viele Kupfer und Zeichnungen mitgebracht und wußte, was dazu gehörte, mit vielem Geschmacke anzugeben.

Unterdessen endigte Wilhelm sein Stück, gab einem Jeden seine Rolle, übernahm die seinige, und der Musikus, der sich zugleich sehr gut auf den Tanz verstand, richtete das Ballet ein, und so ging Alles zum Besten.

Nur ein unerwartetes Hinderniß legte sich in den Weg, das ihm eine böse Lücke zu machen drohte. Er hatte sich den größten Effekt von Mignon's Eiertanze versprochen, und wie erstaunt war er daher, als das Kind ihm mit seiner gewöhnlichen Trockenheit abschlug zu tanzen, versicherte, es sei nunmehr sein und werde nicht mehr auf das Theater gehen. Er suchte es durch allerlei Zureden zu bewegen und ließ nicht eher ab, als bis es bitterlich zu weinen anfing, ihm zu Füßen fiel und rief: „Lieber Vater! Bleib auch Du von den Brettern!" Er merkte nicht auf diesen Wink und sann, wie er durch eine andere Wendung die Scene interessant machen wollte.

Philine, die eins von den Landmädchen machte und in dem Reihentanz die einzelne Stimme singen und die Verse dem Chore zubringen sollte, freute sich recht ausgelassen darauf. Uebrigens ging es ihr vollkommen nach Wunsche; sie hatte ihr besonderes Zimmer, war immer um die Gräfin, die sie mit ihren Affenpossen unterhielt und dafür täglich etwas geschenkt bekam; ein Kleid zu diesem Stücke wurde auch für sie zurechte gemacht, und weil sie von einer leichten nachahmenden Natur war, so hatte sie sich bald aus dem Umgange der Damen so viel gemerkt, als sich für sie schickte, und war in kurzer Zeit voll Lebensart und guten Betragens geworden. Die Sorgfalt des Stallmeisters nahm mehr zu als ab, und da die Offiziere auch stark auf sie eindrangen, und sie sich in einem so reichlichen Elemente befand, fiel es ihr ein, auch einmal die Sprode zu spielen und auf eine geschickte Weise sich in einem gewissen vornehmen Ansehen zu üben. Kalt und fein, wie sie war, lanate sie in acht Tagen die Schwächen des ganzen Hauses, daß, wenn sie absichtlich hätte verfahren können, sie gar leicht ihr Glück würde gemacht haben. Allein auch hier bediente sie sich ihres Vortheils nur, um sich zu belustigen, um sich einen guten Tag

zu machen und impertinent zu ſein, wo ſie merkte, daß es ohne Gefahr geſchehen konnte.

Die Rollen waren gelernt, eine Hauptprobe des Stücks ward befohlen; der Graf wollte dabei ſein, und ſeine Gemahlin fing an zu ſorgen, wie er es aufnehmen möchte. Die Baroneſſe berief Wilhelmen heimlich, und man zeigte, je näher die Stunde herbeirückte, immer mehr Verlegenheit; denn es war doch eben ganz und gar nichts von der Idee des Grafen übrig geblieben. Jarno, der eben hereintrat, wurde in das Geheimniß gezogen. Es freute ihn herzlich, und er war geneigt, ſeine guten Dienſte den Damen anzubieten. „Es wäre gar ſchlimm," ſagte er, „gnädige Frau, wenn Sie Sich aus dieſer Sache nicht allein herausbelfen wollten; doch auf alle Fälle will ich im Hinterhalte liegen bleiben." Die Baroneſſe erzählte hierauf, wie ſie bisher dem Grafen das ganze Stück, aber nur immer ſtellenweiſe und ohne Ordnung, erzählt habe, daß er alſo auf jedes Einzelne vorbereitet ſei; nur ſtehe er freilich in Gedanken, das Ganze werde mit ſeiner Idee zuſammentreffen. „Ich will mich," ſagte ſie, „heute Abend in der Probe zu ihm ſetzen und ihn zu zerſtreuen ſuchen. Den Konditor habe ich auch ſchon vorgebabt, daß er ja die Dekoration am Ende recht ſchön macht, dabei aber doch etwas Geringes fehlen läßt."

„Ich wüßte einen Hof," verſetzte Jarno, „wo wir ſo thätige und kluge Freunde brauchten, als Sie ſind. Will es heute Abend mit Ihren Künſten nicht mehr fort, ſo winken Sie mir, und ich will den Grafen herausholen und ihn nicht eher wieder hineinlaſſen, bis Minerva auftritt, und von der Illumination bald Sulkurs zu hoffen iſt. Ich habe ihm ſchon ſeit einigen Tagen etwas zu eröffnen, das ſeinen Vetter betrifft, und das ich noch immer aus Urſachen aufgeſchoben habe. Es wird ihm auch das eine Diſtraktion geben, und zwar nicht die angenehmſte."

Einige Geſchäfte hinderten den Grafen, beim Anfange der Probe zu ſein; dann unterhielt ihn die Baroneſſe; Jarno's Hilfe war gar nicht nöthig. Denn indem der Graf genug zurecht zu weiſen, zu verbeſſern und anzuordnen hatte, vergaß er ſich ganz und gar darüber, und da Frau Melina zuletzt nach ſeinem Sinne ſprach, und die Illumination gut ausfiel, bezeigte er ſich vollkommen zufrieden. Erſt als Alles vorbei war, und man zum Spiele ging, ſchien ihm der Unterſchied aufzufallen, und er fing an nachzudenken, ob denn das Stück auch wirklich

von seiner Erfindung sei. Auf einen Wink fiel nun Jarno aus seinem Hinterhalte hervor; der Abend verging. Die Nachricht, daß der Prinz wirklich komme, bestätigte sich; man ritt einigemal aus, die Avantgarde in der Nachbarschaft kampiren zu sehen, das Haus war voll Lärmen und Unruhe, und unsere Schauspieler, die nicht immer zum Besten von den unwilligen Bedienten versorgt wurden, mußten, ohne daß Jemand sonderlich sich ihrer erinnerte, in dem alten Schlosse ihre Zeit in Erwartungen und Uebungen zubringen.

Achtes Kapitel.

Endlich war der Prinz angekommen. Die Generalität, die Stabsoffiziere und das übrige Gefolge, das zu gleicher Zeit eintraf, die vielen Menschen, die theils zum Besuche, theils geschäftswegen einsprachen, machten das Schloß einem Bienenstocke ähnlich, der eben schwärmen will. Jedermann drängte sich herbei, den vortrefflichen Fürsten zu sehen, und Jedermann bewunderte seine Leutseligkeit und Herablassung; Jedermann erstaunte, in dem Helden und Heerführer zugleich den gefälligsten Hofmann zu erblicken.

Alle Hausgenossen mußten nach Ordre des Grafen bei der Ankunft des Fürsten auf ihrem Posten sein; kein Schauspieler durfte sich blicken lassen, weil der Prinz mit den vorbereiteten Feierlichkeiten überrascht werden sollte. Und so schien er auch des Abends, als man ihn in den großen, wohlerleuchteten und mit gewirkten Tapeten des vorigen Jahrhunderts ausgezierten Saal führte, ganz und gar nicht auf ein Schauspiel, viel weniger auf ein Vorspiel zu seinem Tode vorbereitet zu sein. Alles lief auf das Beste ab, und die Trauppe mußte nach vollendeter Vorstellung herbei und sich dem Prinzen zeigen, der Jeden auf die freundlichste Weise etwas zu fragen, Jedem auf die gefälligste Art etwas zu sagen wußte. Wilhelm als Autor mußte besonders vertreten, und ihm ward gleichfalls sein Theil Beifall zugespendet.

Nach dem Vorspiele fragte Niemand sonderlich; in einigen Tagen war es, als wenn nichts dergleichen wäre aufgeführt worden, außer daß Jarno mit Wilhelmen gelegentlich davon sprach und es sehr verständig lobte; nur setzte er hinzu: „Es ist Schade, daß Sie mit hohlen Nüssen um hohle Nüsse spielen."

Mehrere Tage lag Wilhelmen dieser Ausdruck im Sinne; er wußte nicht, wie er ihn auslegen, noch was er daraus nehmen sollte.

Unterdessen spielte die Gesellschaft jeden Abend so gut, als sie es nach ihren Kräften vermochte, und that das Mögliche, um die Aufmerksamkeit der Zuschauer auf sich zu ziehen. Ein unverdienter Beifall munterte sie auf, und in ihrem alten Schlosse glaubten sie nun wirklich, eigentlich um ihretwillen dränge sich die große Versammlung herbei, nach ihren Vorstellungen ziehe sich die Menge der Fremden, und sie seien der Mittelpunkt, um den und um deswillen sich Alles drehe und bewege.

Wilhelm allein bemerkte zu seinem großen Verdrusse gerade das Gegentheil. Denn obgleich der Prinz die ersten Vorstellungen von Anfange bis zu Ende, auf seinem Sessel sitzend, mit der größten Gewissenhaftigkeit abwartete, so schien er sich doch nach und nach auf eine gute Weise davon zu dispensiren. Gerade Diejenigen, welche Wilhelm im Gespräche als die Verständigsten gefunden hatte, Jarno an ihrer Spitze, brachten nur flüchtige Augenblicke im Theatersaale zu; übrigens saßen sie im Vorzimmer, spielten oder schienen sich von Geschäften zu unterhalten.

Wilhelmen verdroß gar sehr, bei seinen anhaltenden Bemühungen des erwünschtesten Beifalls zu entbehren. Bei der Auswahl der Stücke, der Abschrift der Rollen, den häufigen Proben, und was sonst nur immer vorkommen konnte, ging er Melina eifrig zur Hand, der ihn denn auch, seine eigene Unzulänglichkeit im Stillen fühlend, zuletzt gewähren ließ. Die Rollen memorirte Wilhelm mit Fleiß und trug sie mit Wärme und Lebhaftigkeit und mit so viel Anstand vor, als die wenige Bildung erlaubte, die er sich selbst gegeben hatte.

Die fortgesetzte Theilnahme des Barons benahm indeß der übrigen Gesellschaft jeden Zweifel, indem er sie versicherte, daß sie die größten Effekte hervorbringe, besonders indem sie eins seiner eigenen Stücke aufführte; nur bedauerte er, daß der Prinz eine ausschließende Neigung für das französische Theater habe, daß ein Theil seiner Leute hingegen, worunter sich Jarno besonders auszeichne, den Ungeheuern der englischen Bühne einen leidenschaftlichen Vorzug gebe.

War nun auf diese Weise die Kunst unserer Schauspieler nicht auf das Beste bemerkt und bewundert, so waren dagegen ihre Personen den Zuschauern und Zuschauerinnen nicht völlig

gleichgiltig. Wir haben schon oben angezeigt, daß die Schauspielerinnen gleich vom Anfange die Aufmerksamkeit junger Offiziere erregten; allein sie waren in der Folge glücklicher und machten wichtigere Eroberungen. Doch wir schweigen davon und bemerken nur, daß Wilhelm der Gräfin von Tag zu Tage interessanter vorkam, so wie auch in ihm eine stille Neigung gegen sie aufzukeimen anfing. Sie konnte, wenn er auf dem Theater war, die Augen nicht von ihm abwenden, und er schien bald nur allein gegen sie gerichtet zu spielen und zu recitiren. Sich wechselseitig anzusehen, war ihnen ein unaussprechliches Vergnügen, dem sich ihre harmlosen Seelen ganz überließen, ohne lebhaftere Wünsche zu nähren oder für irgend eine Folge besorgt zu sein.

Wie über einen Fluß hinüber, der sie scheidet, zwei feindliche Vorposten sich ruhig und lustig zusammen besprechen, ohne an den Krieg zu denken, in welchem ihre beiderseitigen Parteien begriffen sind, so wechselte die Gräfin mit Wilhelmen bedeutende Blicke über die ungeheure Kluft der Geburt und des Standes hinüber, und Jedes glaubte an seiner Seite sicher seinen Empfindungen nachhängen zu dürfen.

Die Baronesse hatte sich indessen den Laertes ausgesucht, der ihr als ein wackerer, munterer Jüngling besonders gefiel, und der, so sehr Weiberfeind er war, doch ein vorbeigehendes Abenteuer nicht verschmähte und wirklich diesmal wider Willen durch die Leutseligkeit und das einnehmende Wesen der Baronesse gefesselt worden wäre, hätte ihm der Baron zufällig nicht einen guten oder, wenn man will, einen schlimmen Dienst erzeigt, indem er ihn mit den Gesinnungen dieser Dame näher bekannt machte.

Denn als Laertes sie einst laut rühmte und sie allen Andern ihres Geschlechts vorzog, versetzte der Baron scherzend: „Ich merke schon, wie die Sachen stehen; unsere liebe Freundin hat wieder Einen für ihre Ställe gewonnen.“ Dieses unglückliche Gleichniß, das nur zu klar auf die gefährlichen Liebkosungen einer Circe deutete, verdroß Laertes über die Maaßen, und er konnte dem Baron nicht ohne Aergerniß zuhören, der ohne Barmherzigkeit fortfuhr: „Jeder Fremde glaubt, daß er der Erste sei, dem ein so angenehmes Betragen gelte; aber er irrt gewaltig; denn wir Alle sind einmal auf diesem Wege herumgeführt worden; Mann, Jüngling oder Knabe, er sei, wer er sei, muß sich eine Zeit lang ihr ergeben, ihr anhängen und sich

mit Sehnsucht um sie bemühen. Den Glücklichen, der eben, in die Gärten einer Zauberin hineintretend, von allen Seligkeiten eines künstlichen Frühlings empfangen wird, kann nichts unangenehmer überraschen, als wenn ihm, dessen Ohr ganz auf den Gesang der Nachtigall lauscht, irgend ein verwandelter Vorfahr unvermutet entgegenarunzt."

Laertes schämte sich nach dieser Entdeckung recht von Herzen, daß ihn seine Eitelkeit nochmals verleitet habe, von irgend einer Frau auch nur im Mindesten gut zu denken. Er vernachlässigte sie nunmehr völlig, hielt sich zu dem Stallmeister, mit dem er fleißig focht und auf die Jagd ging, bei Proben und Vorstellungen aber sich betrug, als wenn dies blos eine Nebensache wäre.

Der Graf und die Gräfin ließen manchmal Mergens Einige von der Gesellschaft rufen, da Jeder denn immer Philinens unverdientes Glück zu beneiden Ursache fand. Der Graf hatte seinen Liebling, den Pedanten, oft Stunden lang bei seiner Toilette. Dieser Mensch ward nach und nach belleidet und bis auf Uhr und Dose equipirt und ausgestattet.

Auch wurde die Gesellschaft manchmal sammt und sonders nach Tafel vor die hohen Herrschaften gefordert. Sie schätzten sich es zur größten Ehre und bemerkten es nicht, daß man zu eben derselben Zeit durch Jäger und Bediente eine Anzahl Hunde hereinbringen und Pferde im Schloßhofe vorführen ließ.

Man hatte Wilhelmen gesagt, daß er ja gelegentlich des Prinzen Liebling, Racine, loben und dadurch auch von sich eine gute Meinung erwecken solle. Er fand dazu an einem solchen Nachmittage Gelegenheit, da er auch mit vorgefordert werden war, und der Prinz ihn fragte, ob er auch fleißig die großen französischen Theaterschriftsteller lese; darauf ihm denn Wilhelm mit einem sehr lebhaften Ja antwortete. Er bemerkte nicht, daß der Fürst, ohne seine Antwort abzuwarten, schon im Begriff war, sich weg und zu Jemand Anderm zu wenden; er faßte ihn vielmehr sogleich und trat ihm beinah in den Weg, indem er fortfuhr, er schätze das französische Theater sehr hoch und lese die Werke der großen Meister mit Entzücken; besonders habe er zu wahrer Freude gehört, daß der Fürst den großen Talenten eines Racine völlige Gerechtigkeit widerfahren lasse. „Ich kann es mir vorstellen," fuhr er fort, „wie vornehme und erhabene Personen einen Dichter schätzen müssen, der die Zustände ihrer höhern Verhältnisse so vortrefflich und richtig schildert. Corneille

hat, wenn ich so sagen darf, große Menschen dargestellt, und Racine vornehme Personen. Ich kann mir, wenn ich seine Stücke lese, immer den Dichter denken, der an einem glänzenden Hofe lebt, einen großen König vor Augen hat, mit den Besten umgeht und in die Geheimnisse der Menschheit dringt, wie sie sich hinter kostbar gewirkten Tapeten verbergen. Wenn ich seinen Britannicus, seine Berenice studire, so kommt es mir wirklich vor, ich sei am Hofe, sei in das Große und Kleine dieser Wohnungen der irdischen Götter eingeweiht, und ich sehe durch die Augen eines feinfühlenden Franzosen Könige, die eine ganze Nation anbetet, Hofleute, die von viel Tausenden beneidet werden, in ihrer natürlichen Gestalt mit ihren Fehlern und Schmerzen. Die Anekdote, daß Racine sich zu Tode gegrämt habe, weil Ludwig XIV. ihn nicht mehr angesehen, ihn seine Unzufriedenheit fühlen lassen, ist mir ein Schlüssel zu allen seinen Werken, und es ist unmöglich, daß ein Dichter von so großen Talenten, dessen Leben und Tod an den Augen eines Königes hängt, nicht auch Stücke schreiben solle, die des Beifalls eines Königes und eines Fürsten werth seien."

Jarno war herbeigetreten und hörte unserm Freunde mit Verwunderung zu; der Fürst, der nicht geantwortet und nur mit einem gefälligen Blicke seinen Beifall gezeigt hatte, wandte sich seitwärts, obgleich Wilhelm, dem es noch unbekannt war, daß es nicht anständig sei, unter solchen Umständen einen Diskurs fortsetzen und eine Materie erschöpfen zu wollen, noch gerne mehr gesprochen und dem Fürsten gezeigt hätte, daß er nicht ohne Nutzen und Gefühl seinen Lieblingsdichter gelesen.

„Haben Sie denn niemals," sagte Jarno, indem er ihn bei Seite nahm, „ein Stück von Shakespearen gesehen?"

„Nein!" versetzte Wilhelm, „denn seit der Zeit, daß sie in Deutschland bekannter geworden sind, bin ich mit dem Theater unbekannt worden,*) und ich weiß nicht, ob ich mich freuen soll, daß sich zufällig eine alte jugendliche Liebhaberei und Beschäftigung gegenwärtig wieder erneuerte. Indessen hat mich Alles, was ich von jenen Stücken gehört, nicht neugierig gemacht, solche seltsame Ungeheuer näher kennen zu lernen, die

*) Es stimmt dies nicht zu den übrigen Zeitverhältnissen. Wieland's Uebersetzung erschien 1762—1766. Lessing's Dramaturgie fällt in die Jahre 1767 und 1768. Eine Reihe von Shakespeare's Stücken, Hamlet allen voran, beschritt in Schröder's Bearbeitungen 1776—1780 die Hamburger Bühne.

über alle Wahrscheinlichkeit, allen Wohlstand hinauszuschreiten scheinen."

„Ich will Ihnen denn doch rathen," versetzte Jener, „einen Versuch zu machen; es kann nichts schaden, wenn man auch das Seltsame mit eigenen Augen sieht. Ich will Ihnen ein paar Theile borgen, und Sie können Ihre Zeit nicht besser anwenden, als wenn Sie Sich gleich von Allem losmachen und in der Einsamkeit ihrer alten Wohnung in die Zauberlaterne dieser unbekannten Welt sehen. Es ist sündlich, daß Sie Ihre Stunden verderben, diese Affen menschlicher auszuputzen und diese Hunde tanzen zu lehren. Nur Eins bedinge ich mir aus, daß Sie Sich an der Form nicht stoßen; das Uebrige kann ich Ihrem richtigen Gefühle überlassen."

Die Pferde standen vor der Thüre, und Jarno setzte sich mit einigen Kavalieren auf, um sich mit der Jagd zu erlustigen. Wilhelm sah ihm traurig nach. Er hätte gerne mit diesem Manne noch Vieles gesprochen, der ihm, wiewol auf eine unfreundliche Art, neue Ideen gab, Ideen, deren er bedurfte.

Der Mensch kommt manchmal, indem er sich einer Entwicklung seiner Kräfte, Fähigkeiten und Begriffe nähert, in eine Verlegenheit, aus der ihm ein guter Freund leicht helfen könnte. Er gleicht einem Wanderer, der nicht weit von der Herberge ins Wasser fällt; griffe Jemand sogleich zu, risse ihn ans Land, so wäre es um einmal naß werden gethan, anstatt daß er sich auch wol selbst, aber am jenseitigen Ufer, herausbilft und einen beschwerlichen weiten Umweg nach seinem bestimmten Ziele zu machen hat.

Wilhelm fing an zu wittern; daß es in der Welt anders zugehe, als er es sich gedacht. Er sah das wichtige und bedeutungsvolle Leben der Vornehmen und Großen in der Nähe und verwunderte sich, wie einen leichten Anstand sie ihm zu geben wußten. Ein Heer auf dem Marsche, ein fürstlicher Held an seiner Spitze, so viele mitwirkende Krieger, so viele zudringende Verehrer erhöhten seine Einbildungskraft. In dieser Stimmung erhielt er die versprochenen Bücher, und in Kurzem, wie man es vermuthen kann, ergriff ihn der Strom jenes großen Genius und führte ihn einem unübersehlichen Meere zu, worin er sich gar bald völlig vergaß und verlor.

Neuntes Kapitel.

Das Verhältniß des Barons zu den Schauspielern hatte seit ihrem Aufenthalte im Schlosse verschiedene Veränderungen erlitten. Im Anfange gereichte es zu beiderseitiger Zufriedenheit; denn indem der Baron das erste Mal in seinem Leben eines seiner Stücke, mit denen er ein Gesellschaftstheater schon belebt hatte, in den Händen wirklicher Schauspieler und auf dem Wege zu einer anständigen Vorstellung sah, war er von dem besten Humor, bewies sich freigebig und kaufte bei jedem Galanteriehändler, deren sich manche einstellten, kleine Geschenke für die Schauspielerinnen und wußte den Schauspielern manche Bouteille Champagner extra zu verschaffen; dagegen gaben sie sich auch mit seinem Stücke alle Mühe, und Wilhelm sparte keinen Fleiß, die herrlichen Reden des vortrefflichen Helden, dessen Rolle ihm zugefallen war, auf das Genaueste zu memoriren.

Indessen hatten sich doch auch nach und nach einige Mißhelligkeiten eingeschlichen. Die Vorliebe des Barons für gewisse Schauspieler wurde von Tag zu Tag merklicher, und nothwendig mußte dies die Uebrigen verdrießen. Er erhob seine Günstlinge ganz ausschließlich und brachte dadurch Eifersucht und Uneinigkeit unter die Gesellschaft. Melina, der sich bei streitigen Fällen obnedem nicht zu helfen wußte, befand sich in einem sehr unangenehmen Zustande. Die Gepriesenen nahmen das Lob an, ohne sonderlich dankbar zu sein, und die Zurückgesetzten ließen auf allerlei Weise ihren Verdruß spüren und wußten ihrem erst hochverehrten Gönner den Aufenthalt unter ihnen auf eine oder die andere Weise unangenehm zu machen; ja, es war ihrer Schadenfreude keine geringe Nahrung, als ein gewisses Gedicht, dessen Verfasser man nicht kannte, im Schlosse viele Bewegung verursachte. Bisher hatte man sich immer doch auf eine ziemlich feine Weise, über den Umgang des Barons mit den Komödianten aufgehalten; man hatte allerlei Geschichten auf ihn gebracht, gewisse Vorfälle ausgeputzt und ihnen eine lustige und interessante Gestalt gegeben. Zuletzt fing man an zu erzählen, es entstehe eine Art von Handwerksneid zwischen ihm und einigen Schauspielern, die sich auch einbildeten, Schriftsteller zu sein, und auf diese Sage gründet sich das Gedicht, von welchem wir sprachen, und welches lautete, wie folgt:

Ich armer Teufel, Herr Baron,
Beneide Sie um Ihren Stand,
Um Ihren Platz so nah am Thron
Und um manch schön Stück Ackerland,
Um Ihres Vaters festes Schloß,
Um seine Wildbahn und Geschoß.

Mich armen Teufel, Herr Baron,
Beneiden Sie, so wie es scheint,
Weil die Natur vom Knaben schon
Mit mir es mütterlich gemeint.
Ich ward, mit leichtem Muth und Kopf,
Zwar arm, doch nicht ein armer Tropf.

Nun dächt' ich, lieber Herr Baron,
Wir ließen's Beide, wie wir sind:
Sie blieben des Herrn Vaters Sohn,
Und ich blieb' meiner Mutter Kind;
Wir lebten ohne Neid und Haß,
Begehrten nicht des Andern Titel,
Sie keinen Platz auf dem Parnaß,
Und keinen ich in dem Kapitel.

Die Stimmen über dieses Gedicht, das in einigen fast unleserlichen Abschriften sich in verschiedenen Händen befand, waren sehr getheilt, auf den Verfasser aber wußte Niemand zu muthmaßen, und als man mit einiger Schadenfreude sich darüber zu ergehen anfing, erklärte sich Wilhelm sehr dagegen.

„Wir Deutschen," rief er aus, „verdienten, daß unsere Musen in der Verachtung blieben, in der sie so lange geschmachtet haben, da wir nicht Männer von Stande zu schätzen wissen, die sich mit unserer Literatur auf irgend eine Weise abgeben mögen. Geburt, Stand und Vermögen stehen in keinem Widerspruch mit Genie und Geschmack; das haben uns fremde Nationen gelehrt, welche unter ihren besten Köpfen eine große Anzahl Edelleute zählen. War es bisher in Deutschland ein Wunder, wenn ein Mann von Geburt sich den Wissenschaften widmete, wurden bisher nur wenige berühmte Namen durch ihre Neigung zu Kunst und Wissenschaft noch berühmter, stiegen dagegen Manche aus der Dunkelheit hervor und traten wie unbekannte Sterne an den Horizont, so wird das nicht immer so sein, und wenn ich mich nicht sehr irre, so ist die erste Klasse der Nation auf dem Wege, sich ihrer Vortheile auch zu Erin-

gung des schönsten Kranzes der Musen in Zukunft zu bedienen. Es ist mir daher nichts unangenehmer, als wenn ich nicht allein den Bürger oft über den Edelmann, der die Musen zu schätzen weiß, spotten, sondern auch Personen von Stande selbst mit unüberlegter Laune und niemals zu billigender Schadenfreude Ihresgleichen von einem Wege abschrecken sehe, auf dem einen Jeden Ehre und Zufriedenheit erwartet."

Es schien die letzte Aeußerung gegen den Grafen gerichtet zu sein, von welchem Wilhelm gehört hatte, daß er das Gedicht wirklich gut finde. Freilich war diesem Herrn, der immer auf seine Art mit dem Baron zu scherzen pflegte, ein solcher Anlaß sehr erwünscht, seinen Verwandten auf alle Weise zu plagen. Jedermann hatte seine eigenen Muthmaßungen, wer der Verfasser des Gedichtes sein könnte, und der Graf, der sich nicht gern im Scharfsinn von Jemandem übertroffen sah, fiel auf einen Gedanken, den er sogleich zu beschwören bereit war: das Gedicht könne sich nur von seinem Pedanten herschreiben, der ein sehr feiner Bursche sei, und an dem er schon lange so etwas poetisches Genie gemerkt habe. Um sich ein rechtes Vergnügen zu machen, ließ er deswegen an einem Morgen diesen Schauspieler rufen, der ihm in Gegenwart der Gräfin, der Baronesse und Jarno's das Gedicht nach seiner Art vorlesen mußte und dafür Lob, Beifall und ein Geschenk einernntete und die Frage des Grafen, ob er nicht sonst noch einige Gedichte von frühern Zeiten besitze, mit Klugheit abzulehnen wußte. So kam der Pedant zum Rufe eines Dichters, eines Witzlings und in den Augen Derer, die dem Baron günstig waren, eines Pasquillanten und schlechten Menschen. Von der Zeit an applaudirte ihm der Graf nur immer mehr, er mochte seine Rolle spielen, wie er wollte, so daß der arme Mensch zuletzt aufgeblasen, ja beinahe verrückt wurde und darauf sann, gleich Philinen ein Zimmer im neuen Schlosse zu beziehen.

Wäre dieser Plan sogleich zu vollführen gewesen, so möchte er einen großen Unfall vermieden haben. Denn als er eines Abends spät nach dem alten Schlosse ging und in dem dunkeln engen Wege herumtappte, ward er auf einmal angefallen, von einigen Personen festgehalten, indessen andere auf ihn wacker losschlugen und ihn im Finstern so zerdroschen, daß er beinahe liegen blieb und nur mit Mühe zu seinen Kameraden hinaufkroch, die, so sehr sie sich entrüstet stellten, über diesen Unfall ihre heimliche Freude fühlten und sich kaum des Lachens erwehren

konnten, als ſie ihn ſo wohl durchwalkt und ſeinen neuen braunen Rock über und über weiß, als wenn er mit Müllern Händel gehabt, beſtäubt und befleckt ſahen.

Der Graf, der ſogleich hiervon Nachricht erhielt, brach in einen unbeſchreiblichen Zorn aus. Er behandelte dieſe That als das größte Verbrechen, qualificirte ſie zu einem beleidigten Burgfrieden und ließ durch ſeinen Gerichtshalter die ſtrengſte Inquiſition vornehmen. Der weißbeſtäubte Rock ſollte eine Hauptanzeige geben. Alles, was nur irgend mit Puder und Mehl im Schloſſe zu ſchaffen haben konnte, wurde mit in die Unterſuchung gezogen; jedoch vergebens.

Der Baron verſicherte bei ſeiner Ehre feierlich, jene Art zu ſcherzen habe ihm freilich ſehr mißfallen, und das Betragen des Herrn Grafen ſei nicht das freundſchaftlichſte geweſen; aber er habe ſich darüber hinauszuſetzen gewußt, und an dem Unfall, der dem Poeten oder Pasquillanten, wie man ihn nennen wolle, begegnet, habe er nicht den mindeſten Antheil.

Die übrigen Bewegungen der Fremden und die Unruhe des Hauſes brachten bald die ganze Sache in Vergeſſenheit, und der unglückliche Günſtling mußte das Vergnügen, fremde Federn eine kurze Zeit getragen zu haben, theuer bezahlen.

Unſere Truppe, die regelmäßig alle Abende fortſpielte und im Ganzen ſehr wohl gehalten wurde, fing nun an, je beſſer es ihr ging, deſto größere Anforderungen zu machen. In kurzer Zeit war ihnen Eſſen, Trinken, Aufwartung, Wohnung zu gering, und ſie lagen ihrem Beſchützer, dem Baron, an, daß er für ſie beſſer ſorgen und ihnen zu dem Genuſſe und der Bequemlichkeit, die er ihnen verſprechen, doch endlich verhelfen ſolle. Ihre Klagen wurden lauter, und die Bemühungen ihres Freundes, ihnen genugzuthun, immer fruchtloſer.

Wilhelm kam indeſſen, außer in Proben und Spielſtunden, wenig mehr zum Vorſcheine. In einem der hinterſten Zimmer verſchloſſen, wozu nur Mignon und dem Harfner der Zutritt gerne verſtattet wurde, lebte und webte er in der Shakeſpeariſchen Welt, ſo daß er außer ſich nichts kannte noch empfand.

Man erzählt von Zauberern, die durch magiſche Formeln eine ungeheure Menge allerlei geiſtiger Geſtalten in ihre Stube herbeiziehen. Die Beſchwörungen ſind ſo kräftig, daß ſich bald der Raum des Zimmers ausfüllt, und die Geiſter, bis an den kleinen gezogenen Kreis hinangedrängt, um denſelben und über dem Haupte des Meiſters in ewig drehender Verwandlung ſich

bewegend vermehren. Jeder Winkel ist vollgepfropft, und jedes Gesims besetzt. Eier dehnen sich aus, und Riesengestalten ziehen sich in Pilze zusammmen. Unglücklicherweise hat der Schwarzkünstler das Wort vergessen, womit er diese Geistersluth wieder zur Ebbe bringen könnte.*) So saß Wilhelm, und mit unbekannter Bewegung wurden tausend Empfindungen und Fähigkeiten in ihm rege, von denen er keinen Begriff und keine Ahnung gehabt hatte. Nichts konnte ihn aus diesem Zustande reißen, und er war sehr unzufrieden, wenn irgend Jemand zu kommen Gelegenheit nahm, um ihn von dem, was auswärts vorging, zu unterhalten.

So merkte er kaum auf, als man ihm die Nachricht brachte, es sollte in dem Schloßhof eine Exekution vorgehen, und ein Knabe gestäupt werden, der sich eines nächtlichen Einbruchs verdächtig gemacht habe und, da er den Rock eines Perrückenmachers trage, wahrscheinlich mit unter den Meuchlern gewesen sei. Der Knabe leugne zwar auf das Hartnäckigste, und man könne ihn deswegen nicht förmlich bestrafen, wolle ihm aber als einem Vagabunden einen Denkzettel geben und ihn weiter schicken, weil er einige Tage in der Gegend herumgeschwärmt sei, sich des Nachts in den Mühlen aufgehalten, endlich eine Leiter an die Gartenmauer angelehnt habe und herüber gestiegen sei.

Wilhelm fand an dem ganzen Handel nichts sonderlich merkwürdig, als Mignon hastig hereinkam und ihm versicherte, der Gefangene sei Friedrich, der sich seit den Händeln mit dem Stallmeister von der Gesellschaft und aus unsern Augen verloren hatte.

Wilhelm, den der Knabe interessirte, machte sich eilends auf und fand im Schloßhofe schon Zurüstungen; denn der Graf liebte die Feierlichkeit auch in dergleichen Fällen. Der Knabe wurde herbeigebracht; Wilhelm trat dazwischen und bat, daß man innehalten möchte, indem er den Knaben kenne und vorher erst Verschiedenes seinetwegen anzubringen habe. Er hatte Mühe, mit seinen Vorstellungen durchzudringen, und erhielt endlich die Erlaubniß, mit dem Delinquenten allein zu sprechen. Dieser versicherte, von dem Ueberfalle, bei dem ein Akteur sollte gemißhandelt worden sein, wisse er gar nichts. Er sei nur um das Schloß herumgestreift und des Nachts hereingeschlichen, um

*) Vgl. die Scenen Caspers's im Puppenspiele „Faust."

Philinen aufzusuchen, deren Schlafzimmer er ausgekundschaftet gehabt und es auch gewiß würde getroffen haben, wenn er nicht unterweges aufgefangen worden wäre.

Wilhelm, der zur Ehre der Gesellschaft das Verhältniß nicht gerne entdecken wollte, eilte zu dem Stallmeister und bat ihn, nach seiner Kenntniß der Personen und des Hauses diese Angelegenheit zu vermitteln und den Knaben zu befreien.

Dieser launige Mann erdachte unter Wilhelm's Beistand eine kleine Geschichte, daß der Knabe zur Truppe gehört habe, von ihr entlaufen sei, doch wieder gewünscht, sich bei ihr einzufinden und aufgenommen zu werden. Er habe deswegen die Absicht gehabt, bei Nachtzeit einige seiner Gönner aufzusuchen und sich ihnen zu empfehlen. Man bezeuge übrigens, daß er sich sonst gut aufgeführt. Die Damen mischten sich darein, und er ward entlassen.

Wilhelm nahm ihn auf, und er war nunmehr die dritte Person der wunderbaren Familie, die Wilhelm seit einiger Zeit als seine eigene ansah. Der Alte und Mignon nahmen den Wiederkehrenden freundlich auf, und alle Drei verbanden sich nunmehr, ihrem Freunde und Beschützer aufmerksam zu dienen und ihm etwas Angenehmes zu erzeigen.

Zehntes Kapitel.

Philine wußte sich nun täglich besser bei den Damen einzuschmeicheln. Wenn sie zusammen allein waren, leitete sie meistentheils das Gespräch auf die Männer, welche kamen und gingen, und Wilhelm war nicht der Letzte, mit dem man sich beschäftigte. Dem klugen Mädchen blieb es nicht verborgen, daß er einen tiefen Eindruck auf das Herz der Gräfin gemacht habe; sie erzählte daher von ihm, was sie wußte und nicht wußte, hütete sich aber irgend etwas vorzubringen, das man zu seinem Nachtheil hätte deuten können, und rühmte dagegen seinen Edelmuth, seine Freigebigkeit und besonders seine Sittsamkeit im Betragen gegen das weibliche Geschlecht. Alle übrigen Fragen, die an sie geschahen, beantwortete sie mit Klugheit, und als die Baronesse die zunehmende Neigung ihrer schönen Freundin bemerkte, war auch ihr diese Entdeckung sehr willkommen. Denn ihre Verhältnisse zu mehreren Männern, besonders in diesen letzten Tagen zu Jarno, blieben der Gräfin nicht ver-

borgen, deren reine Seele einen solchen Leichtsinn nicht ohne Mißbilligung und ohne sanften Tadel bemerken konnte.

Auf diese Weise hatte die Baronesse sowol als Philine, Jede ein besonderes Interesse, unsern Freund der Gräfin näher zu bringen, und Philine hoffte noch überdies bei Gelegenheit wieder für sich zu arbeiten und die verlorene Gunst des jungen Mannes sich wo möglich wieder zu erwerben.

Eines Tags, als der Graf mit der übrigen Gesellschaft auf die Jagd geritten war, und man die Herren erst den andern Morgen zurückerwartete, ersann sich die Baronesse einen Scherz, der völlig in ihrer Art war; denn sie liebte die Verkleidungen und kam, um die Gesellschaft zu überraschen, bald als Bauermädchen, bald als Page, bald als Jägerbursche zum Vorschein. Sie gab sich dadurch das Ansehen einer kleinen Fee, die überall, und gerade da, wo man sie am Wenigsten vermuthet, gegenwärtig ist. Nichts glich ihrer Freude, wenn sie unerkannt eine Zeit lang die Gesellschaft bedient oder sonst unter ihr gewandelt hatte, und sie sich zuletzt auf eine scherzhafte Weise zu entdecken wußte.

Gegen Abend ließ sie Wilhelmen auf ihr Zimmer fordern, und da sie eben noch etwas zu thun hatte, sollte Philine ihn vorbereiten. Er kam und fand nicht ohne Verwunderung statt der gnädigen Frau das leichtfertige Mädchen im Zimmer. Sie begegnete ihm mit einer gewissen anständigen Freimüthigkeit, in der sie sich bisher geübt hatte, und nöthigte ihn dadurch gleichfalls zur Höflichkeit.

Zuerst scherzte sie im Allgemeinen über das gute Glück, das ihn verfolge und ihn auch, wie sie wol merke, gegenwärtig hierher gebracht habe; sodann warf sie ihm auf eine angenehme Art sein Betragen vor, womit er sie bisher gequält habe, schalt und beschuldigte sich selbst, gestand, daß sie sonst wol so eine Begegnung verdient, machte eine aufrichtige Beschreibung ihres Zustandes, den sie den vorigen nannte, und setzte hinzu, daß sie sich selbst verachten müsse, wenn sie nicht fähig wäre, sich zu ändern und sich seiner Freundschaft werth zu machen.

Wilhelm war über diese Rede betroffen. Er hatte zu wenig Kenntniß der Welt, um zu wissen, daß eben ganz leichtsinnige und der Besserung unfähige Menschen sich oft am Lebhaftesten anklagen, ihre Fehler mit großer Freimüthigkeit bekennen und bereuen, ob sie gleich nicht die mindeste Kraft in sich haben, von dem Wege zurückzutreten, auf den eine übermächtige Natur sie

hintreißt. Er konnte daher nicht unfreundlich gegen die zierliche Sünderin bleiben; er ließ sich mit ihr in ein Gespräch ein und vernahm von ihr den Vorschlag zu einer sonderbaren Verkleidung, womit man die schöne Gräfin zu überraschen gedachte.

Er fand dabei einiges Bedenken, das er Philinen nicht verhehlte; allein die Baronesse, welche in dem Augenblicke hereintrat, ließ ihm keine Zeit zu Zweifeln übrig; sie zog ihn vielmehr mit sich fort, indem sie versicherte, es sei eben die rechte Stunde.

Es war dunkel geworden, und sie führte ihn in die Garderobe des Grafen, ließ ihn seinen Rock ausziehen und in den seidenen Schlafrock des Grafen hineinschlüpfen, setzte ihm darauf die Mütze mit dem rothen Bande auf, führte ihn ins Kabinet und hieß ihn sich in den großen Sessel setzen und ein Buch nehmen, zündete die Argandische Lampe*) selbst an, die vor ihm stand, und unterrichtete ihn, was er zu thun, und was er für eine Rolle zu spielen habe.

Man werde, sagte sie, der Gräfin die unvermuthete Ankunft ihres Gemahls und seine üble Laune ankündigen; sie werde kommen, einigemal im Zimmer auf und abgehen, sich alsdann auf die Lehne des Sessels setzen, ihren Arm auf seine Schulter legen und einige Worte sprechen. Er solle seine Ehemannsrolle so lange und so gut als möglich spielen; wenn er sich aber endlich entdecken müßte, so solle er hübsch artig und galant sein.

Wilhelm saß nun unruhig genug in dieser wunderlichen Maske; der Vorschlag hatte ihn überrascht, und die Ausführung eilte der Ueberlegung zuvor. Schon war die Baronesse wieder zum Zimmer hinaus, als er erst bemerkte, wie gefährlich der Posten war, den er eingenommen hatte. Er leugnete sich nicht, daß die Schönheit, die Jugend, die Anmuth der Gräfin einigen Eindruck auf ihn gemacht hatten; allein da er seiner Natur nach von aller leeren Galanterie weit entfernt war, und ihm seine Grundsätze einen Gedanken an ernsthaftere Unternehmungen nicht erlaubten, so war er wirklich in diesem Augenblicke in nicht geringer Verlegenheit. Die Furcht, der Gräfin zu mißfallen oder ihr mehr als billig zu gefallen, war gleich groß bei ihm.

*) Diese Lampen, die ohne schornsteinartigen Aufsatz brennen, da durch den Durchzug der Luft durch einen hohlen Cylinder vereinigten Docht ein stärkerer Lichtglanz erzeugt wird, hatte der Genfer Mechaniker Jacques Antoine Argand 1780 erfunden.

Jeder weibliche Reiz, der jemals auf ihn gewirkt hatte, zeigte sich wieder vor seiner Einbildungskraft. Mariane erschien ihm im weißen Morgenkleide und flehte um sein Andenken. Philinens Liebenswürdigkeit, ihre schönen Haare und ihr einschmeichelndes Betragen waren durch ihre neueste Gegenwart wieder wirksam geworden; doch Alles trat wie hinter den Flor der Entfernung zurück, wenn er sich die edle, blühende Gräfin dachte, deren Arm er in wenig Minuten an seinem Halse fühlen sollte, deren unschuldige Liebkosungen er zu erwidern aufgefordert war.

Die sonderbare Art, wie er aus dieser Verlegenheit sollte gezogen werden, ahnte er freilich nicht. Denn wie groß war sein Erstaunen, ja sein Schrecken, als hinter ihm die Thüre sich auftat, und er bei dem ersten verstohlenen Blick in den Spiegel den Grafen ganz deutlich erblickte, der mit einem Lichte in der Hand hereintrat. Sein Zweifel, was er zu thun habe, ob er sitzen bleiben oder aufstehen, fliehen, bekennen, leugnen oder um Vergebung bitten solle, dauerte nur einige Augenblicke. Der Graf, der unbeweglich in der Thüre stehen geblieben war, trat zurück und machte sie sachte zu. In dem Moment sprang die Baronesse zur Seitenthüre herein, löschte die Lampe aus, riß Wilhelmen vom Stuhle und zog ihn nach sich in das Kabinet. Geschwind warf er den Schlafrock ab, der sogleich wieder seinen gewöhnlichen Platz erhielt. Die Baronesse nahm Wilhelm's Rock über den Arm und eilte mit ihm durch einige Stuben, Gänge und Verschläge in ihr Zimmer, wo Wilhelm, nachdem sie sich erholt hatte, von ihr vernahm, sie sei zu der Gräfin gekommen, um ihr die erdichtete Nachricht von der Ankunft des Grafen zu bringen. „Ich weiß es schon," sagte die Gräfin; „was mag wol begegnet sein? Ich habe ihn soeben zum Seitenthor hereinreiten sehen." Erschrecken sei die Baronesse sogleich auf des Grafen Zimmer gelaufen, um ihn abzuholen.

„Unglücklicherweise sind Sie zu früh gekommen!" rief Wilhelm aus. „Der Graf war vorhin im Zimmer und hat mich sitzen sehen."

„Hat er Sie erkannt?"

„Ich weiß es nicht. Er sah mich im Spiegel, so wie ich ihn, und ehe ich wußte, ob es ein Gespenst oder er selbst war, trat er schon wieder zurück und drückte die Thüre hinter sich zu."

Die Verlegenheit der Baronesse vermehrte sich, als ein Bedienter sie zu rufen kam und anzeigte, der Graf befinde sich bei

seiner Gemahlin. Mit schwerem Herzen ging sie hin und fand den Grafen zwar still und in sich gekehrt, aber in seinen Aeußerungen milder und freundlicher als gewöhnlich. Sie wußte nicht, was sie denken sollte. Man sprach von den Vorfällen der Jagd und den Ursachen seiner frühern Zurückkunft. Das Gespräch ging bald aus. Der Graf ward stille, und besonders mußte der Baronesse auffallen, als er nach Wilhelmen fragte und den Wunsch äußerte, man möchte ihn rufen lassen, damit er etwas vorlese.

Wilhelm, der sich im Zimmer der Baronesse wieder angekleidet und einigermaßen erholt hatte, kam nicht ohne Sorgen auf den Befehl herbei. Der Graf gab ihm ein Buch, aus welchem er eine abenteuerliche Novelle nicht ohne Beklemmung vorlas. Sein Ton hatte etwas Unsicheres, Zitterndes, das glücklicherweise dem Inhalt der Geschichte gemäß war. Der Graf gab einigemal freundliche Zeichen des Beifalls und lobte den besondern Ausdruck der Vorlesung, da er zuletzt unsern Freund entließ.

Elftes Kapitel.

Wilhelm hatte kaum einige Stücke Shakespeare's gelesen, als ihre Wirkung auf ihn so stark wurde, daß er weiter fortzufahren nicht im Stande war. Seine ganze Seele gerieth in Bewegung. Er suchte Gelegenheit, mit Jarno zu sprechen, und konnte ihm nicht genug für die verschaffte Freude danken.

„Ich habe es wol vorausgesehen," sagte Dieser, „daß Sie gegen die Trefflichkeiten des außerordentlichsten und wunderbarsten aller Schriftsteller nicht unempfindlich bleiben würden."

„Ja," rief Wilhelm aus, „ich erinnere mich nicht, daß ein Buch, ein Mensch oder irgend eine Begebenheit des Lebens so große Wirkungen auf mich hervorgebracht hätte als die köstlichen Stücke, die ich durch Ihre Gütigkeit habe kennen lernen. Sie scheinen ein Werk eines himmlischen Genius zu sein, der sich den Menschen nähert, um sie mit sich selbst auf die gelindeste Weise bekannt zu machen. Es sind keine Gedichte! Man glaubt vor den aufgeschlagenen, ungeheuren Büchern des Schicksals zu stehen, in denen der Sturmwind des bewegtesten Lebens sauft und sie mit Gewalt rasch hin und wieder blättert. Ich bin über die Stärke und Zartheit, über die Gewalt und Ruhe so erstaunt und außer aller Fassung gebracht, daß ich nur mit

Sehnsucht auf die Zeit warte, da ich mich in einem Zustande befinden werde, weiter zu lesen."

„Bravo!" sagte Jarno, indem er unserm Freunde die Hand reichte und sie ihm drückte; „so wollte ich es haben! Und die Folgen, die ich hoffe, werden gewiß auch nicht ausbleiben."

„Ich wünschte," versetzte Wilhelm, „daß ich Ihnen Alles, was gegenwärtig in mir vorgeht, entdecken könnte. Alle Vorgefühle, die ich jemals über Menschheit und ihre Schicksale gehabt, die mich von Jugend auf, mir selbst unbemerkt, begleiteten, finde ich in Shakespeare's Stücken erfüllt und entwickelt. Es scheint, als wenn er uns alle Räthsel offenbarte, ohne daß man doch sagen kann: Hier oder da ist das Wort der Auflösung. Seine Menschen scheinen natürliche Menschen zu sein, und sie sind es doch nicht. Diese geheimnißvollsten und zusammengesetztesten Geschöpfe der Natur handeln vor uns in seinen Stücken, als wenn sie Uhren wären, deren Zifferblatt und Gehäuse man von Krystall gebildet hätte; sie zeigen nach ihrer Bestimmung den Lauf der Stunden an, und man kann zugleich das Räder- und Federwerk erkennen, das sie treibt. Diese wenigen Blicke, die ich in Shakespeare's Welt gethan, reizen mich mehr als irgend etwas Anderes, in der wirklichen Welt schnellere Fortschritte vorwärts zu thun, mich in die Fluth der Schicksale zu mischen, die über sie verhängt sind, und dereinst, wenn es mir glücken sollte, aus dem großen Meere der wahren Natur wenige Becher zu schöpfen und sie von der Schaubühne dem lechzenden Publikum meines Vaterlandes auszuspenden."

„Wie freut mich die Gemüthsverfassung, in der ich Sie sehe!" versetzte Jarno und legte dem bewegten Jüngling die Hand auf die Schulter. „Lassen Sie den Vorsatz nicht fahren, in ein thätiges Leben überzugehen, und eilen Sie, die guten Jahre, die Ihnen gegönnt sind, wacker zu nutzen. Kann ich Ihnen behülflich sein, so geschieht es von ganzem Herzen. Noch habe ich nicht gefragt, wie Sie in diese Gesellschaft gekommen sind, für die Sie weder geboren noch erzogen sein können. So viel hoffe ich und sehe ich, daß Sie Sich herausfinden. Ich weiß nichts von Ihrer Herkunft, von Ihren häuslichen Umständen; überlegen Sie, was Sie mir vertrauen wollen. So viel kann ich Ihnen nur sagen, die Zeiten des Krieges, in denen wir leben, können schnelle Wechsel des Glückes hervorbringen; mögen Sie Ihre Kräfte und Talente unserm Dienste widmen, Mühe und, wenn es Noth thut, Gefahr nicht scheuen, so habe ich eben jetzt eine Gelegen-

heit, Sie an einen Platz zu stellen, den eine Zeit lang bekleidet zu haben Sie in der Folge nicht gereuen wird." Wilhelm konnte seinen Dank nicht genug ausdrücken und war willig, seinem Freunde und Beschützer die ganze Geschichte seines Lebens zu erzählen.

Sie hatten sich unter diesem Gespräche weit in den Park verloren und waren auf die Landstraße, welche durch denselben ging, gekommen. Jarno stand einen Augenblick still und sagte: „Bedenken Sie meinen Vorschlag, entschließen Sie Sich, geben Sie mir in einigen Tagen Antwort, und schenken Sie mir Ihr Vertrauen! Ich versichere Sie, es ist mir bisher unbegreiflich gewesen, wie Sie Sich mit solchem Volke haben gemein machen können. Ich hab' es oft mit Ekel und Verdruß gesehen, wie Sie, um nur einigermaßen leben zu können, Ihr Herz an einen herumziehenden Bänkelsänger und an ein albernes zwitterhaftes Geschöpf hängen mußten."

Er hatte noch nicht ausgeredet, als ein Offizier zu Pferde eilends herankam, dem ein Reitknecht mit einem Handpferd folgte. Jarno rief ihm einen lebhaften Gruß zu. Der Offizier sprang vom Pferde; Beide umarmten sich und unterhielten sich mit einander, indem Wilhelm, betäubt über die letzten Worte seines kriegerischen Freundes, in sich gekehrt an der Seite stand. Jarno durchblätterte einige Papiere, die ihm der Ankommende überreicht hatte; Dieser aber ging auf Wilhelmen zu, reichte ihm die Hand und rief mit Emphase: „Ich treffe Sie in einer würdigen Gesellschaft; folgen Sie dem Rathe Ihres Freundes und erfüllen Sie dadurch zugleich die Wünsche eines Unbekannten, der herzlichen Theil an Ihnen nimmt." Er sprach's, umarmte Wilhelmen, drückte ihn mit Lebhaftigkeit an seine Brust. Zu gleicher Zeit trat Jarno herbei und sagte zu dem Fremden: „Es ist am Besten, ich reite gleich mit Ihnen hinein, so können Sie die nöthigen Ordres erhalten, und Sie reiten noch vor Nacht wieder fort." Beide schwangen sich darauf zu Pferde und überließen unsern verwunderten Freund seinen eigenen Betrachtungen.

Die letzten Worte Jarno's klangen noch in seinen Ohren. Ihm war unerträglich, das Paar menschlicher Wesen, das ihm unschuldigerweise seine Neigung abgewonnen hatte, durch einen Mann, den er so sehr verehrte, so tief heruntergesetzt zu sehen. Die sonderbare Umarmung des Offiziers, den er nicht kannte, machte wenig Eindruck auf ihn; sie beschäftigte seine Neugierde und Einbildungskraft einen Augenblick; aber Jarno's Reden hatten sein Herz getroffen; er war tief verwundet, und nun

brach er auf seinem Rückwege gegen sich selbst in Vorwürfe aus, daß er nur einen Augenblick die hartherzige Kälte Jarno's, die ihm aus den Augen herausstehe und aus allen seinen Geberden spreche, habe verkennen und vergessen mögen. „Nein!" rief er aus, „Du bildest Dir nur ein, Du abgestorbener Weltmann, daß Du ein Freund sein könnest! Alles, was Du mir anbieten magst, ist der Empfindung nicht werth, die mich an diese Unglücklichen bindet. Welch ein Glück, daß ich noch bei Zeiten entdecke, was ich von Dir zu erwarten hätte!"

Er schloß Mignon, die ihm eben entgegenkam, in die Arme und rief aus: „Nein, uns soll nichts trennen, Du gutes kleines Geschöpf! Die scheinbare Klugheit der Welt soll mich nicht vermögen, Dich zu verlassen, noch zu vergessen, was ich Dir schuldig bin."

Das Kind, dessen heftige Liebkosungen er sonst abzulehnen pflegte, erfreute sich dieses unerwarteten Ausdrucks der Zärtlichkeit und hing sich so fest an ihn, daß er es nur mit Mühe zuletzt loswerden konnte.

Seit dieser Zeit gab er mehr auf Jarno's Handlungen Acht, die ihm nicht alle lobenswürdig schienen; ja, es kam wol Manches vor, das ihm durchaus mißfiel. So hatte er zum Beispiel starken Verdacht, das Gedicht auf den Baron, welches der arme Pedant so theuer hatte bezahlen müssen, sei Jarno's Arbeit. Da nun Dieser in Wilhelm's Gegenwart über den Vorfall geschwatzt hatte, glaubte unser Freund hierin das Zeichen eines hoch verdorbenen Herzens zu erkennen; denn was konnte boshafter sein, als einen Unschuldigen, dessen Leiden man verursacht, zu verspotten und weder an Genugthuung noch Entschädigung zu denken! Gern hätte Wilhelm sie selbst veranlaßt; denn er war durch einen sehr sonderbaren Zufall den Thätern jener nächtlichen Mißhandlung auf die Spur gekommen.

Man hatte ihm bisher immer zu verbergen gewußt, daß einige junge Offiziere im untern Saale des alten Schlosses mit einem Theile der Schauspieler und Schauspielerinnen ganze Nächte auf eine lustige Weise zubrachten. Eines Morgens, als er nach seiner Gewohnheit früh aufgestanden, kam er von ungefähr in das Zimmer und fand die jungen Herren, die eine höchst sonderbare Toilette zu machen im Begriff standen. Sie hatten in einen Kopf mit Wasser Kreide eingerieben und trugen den Teig mit einer Bürste auf ihre Westen und Beinkleider, ohne sie auszuziehen, und stellten also die Reinlichkeit ihrer Garderobe auf das Schnellste wieder her. Unserm Freunde, der sich über diese

Handgriffe wunderte, fiel der weiß bestäubte und befleckte Rock des Pedanten ein; der Verdacht wurde um so viel stärker, als er erfuhr, daß einige Verwandte des Barons sich unter der Gesellschaft befänden.

Um diesem Verdacht näher auf die Spur zu kommen, suchte er die jungen Herren mit einem kleinen Frühstücke zu beschäftigen. Sie waren sehr lebhaft und erzählten viele lustige Geschichten. Der Eine besonders, der eine Zeit lang auf Werbung gestanden, wußte nicht genug die List und Thätigkeit seines Hauptmanns zu rühmen, der alle Arten von Menschen an sich zu ziehen und Jeden nach seiner Art zu überlisten verstand. Umständlich erzählte er, wie junge Leute von gutem Hause und sorgfältiger Erziehung durch allerlei Vorspiegelungen einer anständigen Versorgung betrogen worden, und lachte herzlich über die Gimpel, denen es im Anfange so wohl gethan habe, sich von einem angesehenen, tapfern, klugen und freigebigen Offizier geschätzt und hervorgezogen zu sehen.

Wie segnete Wilhelm seinen Genius, der ihm so unvermuthet den Abgrund zeigte, dessen Rande er sich unschuldigerweise genähert hatte! Er sah nun in Jarno nichts als den Werber; die Umarmung des fremden Offiziers war ihm leicht erklärlich. Er verabscheute die Gesinnungen dieser Männer und vermied von dem Augenblicke mit irgend Jemandem, der eine Uniform trug, zusammenzukommen, und so wäre ihm die Nachricht, daß die Armee weiter vorwärts rücke, sehr angenehm gewesen, wenn er nicht zugleich hätte fürchten müssen, aus der Nähe seiner schönen Freundin vielleicht auf immer verbannt zu werden.

Zwölftes Kapitel.

Inzwischen hatte die Baronesse mehrere Tage, von Sorgen und einer unbefriedigten Neugierde gepeinigt, zugebracht; denn das Betragen des Grafen seit jenem Abenteuer war ihr ein völliges Räthsel. Er war ganz aus seiner Manier herausgegangen; von seinen gewöhnlichen Scherzen hörte man keinen. Seine Forderungen an die Gesellschaft und an die Bedienten hatten sehr nachgelassen. Von Pedanterie und gebieterischem Wesen merkte man wenig; vielmehr war er still und in sich gekehrt, jedoch schien er heiter und wirklich ein anderer Mensch zu sein. Bei Vorlesungen, zu denen er zuweilen

Anlaß gab, wählte er ernsthafte, oft religiöse Bücher, und die Baronesse lebte in beständiger Furcht, es möchte hinter dieser anscheinenden Ruhe sich ein geheimer Groll verbergen, ein stiller Vorsatz, den Frevel, den er so zufällig entdeckt, zu rächen. Sie entschloß sich daher, Jarno zu ihrem Vertrauten zu machen, und sie konnte es um so mehr, als sie mit ihm in einem Verhältnisse stand, in dem man sich sonst wenig zu verbergen pflegt. Jarno war seit kurzer Zeit ihr entschiedener Freund; doch waren sie klug genug, ihre Neigung und ihre Freuden vor der lärmenden Welt, die sie umgab, zu verbergen. Nur den Augen der Gräfin war dieser neue Roman nicht entgangen, und höchst wahrscheinlich suchte die Baronesse ihre Freundin gleichfalls zu beschäftigen, um den stillen Vorwürfen zu entgehen, welche sie denn doch manchmal von jener edlen Seele zu erdulden hatte.

Kaum hatte die Baronesse ihrem Freunde die Geschichte erzählt, als er lachend ausrief: „Da glaubt der Alte gewiß sich selbst gesehen zu haben; er fürchtet, daß ihm diese Erscheinung Unglück, ja vielleicht gar den Tod bedeute, und nun ist er zahm geworden, wie alle die Halbmenschen, wenn sie an die Auflösung denken, welcher Niemand entgangen ist, noch entgehen wird. Nur stille! Da ich hoffe, daß er noch lange leben soll, so wollen wir ihn bei dieser Gelegenheit wenigstens so formiren, daß er seiner Frau und seinen Hausgenossen nicht mehr zur Last sein soll."

Sie fingen nun, sobald es nur schicklich war, in Gegenwart des Grafen an, von Ahnungen, Erscheinungen und dergleichen zu sprechen. Jarno spielte den Zweifler, seine Freundin gleichfalls, und sie trieben es so weit, daß der Graf endlich Jarno bei Seite nahm, ihm seine Freigeisterei verwies und ihn durch sein eigenes Beispiel von der Möglichkeit und Wirklichkeit solcher Geschichten zu überzeugen suchte. Jarno spielte den Betroffenen, Zweifelnden und endlich den Ueberzeugten, machte sich aber gleich darauf in stiller Nacht mit seiner Freundin deste lustiger über den schwachen Weltmann, der nun auf einmal von seinen Unarten durch einen Poyanz bekehrt werden, und der nur noch deswegen zu leben sei, weil er mit so vieler Fassung ein bevorstehendes Unglück, ja vielleicht gar den Tod erwarte.

„Auf die natürlichste Folge, welche diese Erscheinung hätte haben können, möchte er doch wol nicht gefaßt sein!" rief die Baronesse mit ihrer gewöhnlichen Munterkeit, zu der sie, sobald ihr eine Sorge vom Herzen genommen war, gleich wieder über-

geben konnte. Jarno ward reichlich belohnt, und man schmiedete neue Anschläge, den Grafen noch mehr kirre zu machen und die Neigung der Gräfin zu Wilhelmen noch mehr zu reizen und zu bestärken.

In dieser Absicht erzählte man der Gräfin die ganze Geschichte, die sich zwar anfangs unwillig darüber zeigte, aber seit der Zeit nachdenklicher ward und in ruhigen Augenblicken jene Scene, die ihr zubereitet war, zu bedenken, zu verfolgen und auszumalen schien.

Die Anstalten, welche nunmehr von allen Seiten getroffen wurden, ließen keinen Zweifel mehr übrig, daß die Armeen bald vorwärts rücken, und der Prinz zugleich sein Hauptquartier verändern würde; ja, es hieß, daß der Graf zugleich auch das Gut verlassen und wieder nach der Stadt zurückkehren werde. Unsere Schauspieler konnten sich also leicht die Nativität stellen; doch nur der einzige Melina nahm seine Maaßregeln darnach, die Andern suchten nur noch von dem Augenblicke so viel als möglich das Vergnüglichste zu erhaschen.

Wilhelm war indessen auf eine eigene Weise beschäftigt. Die Gräfin hatte von ihm die Abschrift seiner Stücke verlangt, und er sah diesen Wunsch der liebenswürdigen Frau als die schönste Belohnung an.

Ein junger Autor, der sich noch nicht gedruckt gesehen, wendet in einem solchen Falle die größte Aufmerksamkeit auf eine reinliche und zierliche Abschrift seiner Werke. Es ist gleichsam das goldene Zeitalter der Autorschaft; man sieht sich in jene Jahrhunderte versetzt, in denen die Presse noch nicht die Welt mit so viel unnützen Schriften überschwemmt hatte, wo nur würdige Geistesprodukte abgeschrieben und von den edelsten Menschen verwahrt wurden; und wie leicht begeht man alsdann den Fehlschluß, daß ein sorgfältig abgezirkeltes Manuskript auch ein würdiges Geistesprodukt sei, werth, von einem Kenner und Beschützer besessen und aufgestellt zu werden.

Man hatte zu Ehren des Prinzen, der nun in Kurzem abgehen sollte, noch ein großes Gastmahl angestellt. Viele Damen aus der Nachbarschaft waren geladen, und die Gräfin hatte sich bei Zeiten angezogen. Sie hatte diesen Tag ein reicheres Kleid angelegt, als sie sonst zu thun gewohnt war. Frisur und Aufsatz waren gesuchter, sie war mit allen ihren Juwelen geschmückt. Ebenso hatte die Baronesse das Mögliche gethan, um sich mit Pracht und Geschmack anzukleiden.

Philine, als sie merkte, daß den beiden Damen in Erwar-

tung ihrer Gäste die Zeit zu lang wurde, schlug vor, Wilhelmen kommen zu lassen, der sein fertiges Manuskript zu überreichen und noch einige Kleinigkeiten vorzulesen wünsche. Er kam und erstaunte im Hereintreten über die Gestalt, über die Anmuth der Gräfin, die durch ihren Putz nur sichtbarer geworden waren. Er las nach dem Befehle der Damen, allein so zerstreut und schlecht, daß, wenn die Zuhörerinnen nicht so nachsichtig gewesen wären, sie ihn gar bald würden entlassen haben.

So oft er die Gräfin anblickte, schien es ihm, als wenn ein elektrischer Funke sich vor seinen Augen zeigte; er wußte zuletzt nicht mehr, wo er Athem zu seiner Recitation hernehmen solle. Die schöne Dame hatte ihm immer gefallen; aber jetzt schien es ihm, als ob er nie etwas Vollkommneres gesehen hätte, und von den tausenderlei Gedanken, die sich in seiner Seele kreuzten, mochte ungefähr Folgendes der Inhalt sein:

„Wie thöricht lehnen sich doch so viele Dichter und sogenannte gefühlvolle Menschen gegen Putz und Pracht auf und verlangen, nur in einfachen, der Natur angemessenen Kleidern die Frauen alles Standes zu sehen. Sie schelten den Putz, ohne zu bedenken, daß es der arme Putz nicht ist, der uns mißfällt, wenn wir eine häßliche oder minder schöne Person reich und sonderbar gekleidet erblicken; aber ich wollte alle Kenner der Welt hier versammeln und sie fragen, ob sie wünschten, etwas von diesen Falten, von diesen Bändern und Spitzen, von diesen Puffen, Locken und leuchtenden Steinen wegzunehmen? Würden sie nicht fürchten, den angenehmen Eindruck zu stören, der ihnen hier so willig und natürlich entgegenkommt? Ja, natürlich darf ich wol sagen! Wenn Minerva ganz gerüstet aus dem Haupte des Jupiter entsprang, so scheint diese Göttin in ihrem vollen Putze aus irgend einer Blume mit leichtem Fuße hervorgetreten zu sein."

Er sah sie so oft im Lesen an, als wenn er diesen Eindruck sich auf ewig einprägen wollte, und las einigemal falsch, ohne darüber in Verwirrung zu gerathen, ob er gleich sonst über die Verwechslung eines Wortes oder eines Buchstabens als über einen leidigen Schandfleck einer ganzen Vorlesung verzweifeln konnte.

Ein falscher Lärm, als wenn die Gäste angefahren kämen, machte der Vorlesung ein Ende. Die Baronesse ging weg, und die Gräfin, im Begriff, ihren Schreibtisch zuzumachen, der noch offen stand, ergriff ein Ringkästchen und steckte noch einige Ringe an die Finger. „Wir werden uns bald trennen," sagte sie, indem sie ihre Augen auf das Kästchen heftete. „Nehmen

Sie ein Andenken von einer guten Freundin, die nichts lebhafter wünscht, als daß es Ihnen wohl gehen möge!" Sie nahm darauf einen Ring heraus, der unter einem Krystall ein schön von Haaren geflochtenes Schild zeigte und mit Steinen besetzt war. Sie überreichte ihn Wilhelmen, der, als er ihn annahm, nichts zu sagen und nichts zu thun wußte, sondern wie eingewurzelt in den Boden dastand. Die Gräfin schloß den Schreibtisch zu und setzte sich auf ihren Sopha.

„Und ich soll leer ausgehen!" sagte Philine, indem sie zur rechten Hand der Gräfin niederkniete. „Seht nur den Menschen, der zur Unzeit so viele Worte im Munde führt und jetzt nicht einmal eine armselige Danksagung herstammeln kann. Frisch, mein Herr! Thun Sie wenigstens pantomimisch Ihre Schuldigkeit, und wenn Sie heute selbst nichts zu erfinden wissen, so ahmen Sie mir wenigstens nach!"

Philine ergriff die rechte Hand der Gräfin und küßte sie mit Lebhaftigkeit. Wilhelm stürzte auf seine Knie, faßte die Linke und drückte sie an seine Lippen. Die Gräfin schien verlegen, aber ohne Widerwillen.

„Ach!" rief Philine aus, „so viel Schmuck hab' ich wol schon gesehen, aber noch nie eine Dame, so würdig, ihn zu tragen. Welche Armbänder, aber auch welche Hand! Welcher Halsschmuck, aber auch welche Brust!"

„Stille, Schmeichlerin!" rief die Gräfin.

„Stellt denn das den Herrn Grafen vor?" sagte Philine, indem sie auf ein reiches Medaillon deutete, das die Gräfin an kostbaren Ketten an der linken Seite trug.

„Er ist als Bräutigam gemalt," versetzte die Gräfin.

„War er denn damals so jung?" fragte Philine. „Sie sind ja nur erst, wie ich weiß, wenige Jahre verheirathet."

„Diese Jugend kommt auf die Rechnung des Malers," versetzte die Gräfin.

„Es ist ein schöner Mann," sagte Philine. „Doch sollte wol niemals," fuhr sie fort, indem sie die Hand auf das Herz der Gräfin legte, „in diese verborgene Kapsel sich ein ander Bild eingeschlichen haben?"

„Du bist sehr verwegen, Philine!" rief sie aus; „ich habe Dich verzogen. Laß mich so etwas nicht zum zweiten Mal hören!"

„Wenn Sie zürnen, bin ich unglücklich," rief Philine, sprang auf und eilte zur Thüre hinaus.

Wilhelm hielt die schönste Hand noch in seinen Händen.

Er sah unverwandt auf das Armschloß, das zu seiner größten Verwunderung die Anfangsbuchstaben seiner Namen in brillantenen Zügen sehen ließ.

„Besitz' ich," fragte er bescheiden, „in dem kostbaren Ringe denn wirklich Ihre Haare?"

„Ja!" versetzte sie mit halber Stimme; dann nahm sie sich zusammen und sagte, indem sie ihm die Hand drückte: „Stehen Sie auf und leben Sie wohl!"

„Hier steht mein Name," rief er aus, „durch den sonderbarsten Zufall!" Er zeigte auf das Armschloß.

„Wie?" rief die Gräfin. „Es ist die Chiffre einer Freundin!"

„Es sind die Anfangsbuchstaben meines Namens. Vergessen Sie meiner nicht! Ihr Bild steht unauslöschlich in meinem Herzen. Leben Sie wohl! Lassen Sie mich fliehen!"

Er küßte ihre Hand und wollte aufstehen; aber wie im Traum das Seltsamste, aus dem Seltsamsten sich entwickelnd, uns überrascht, so hielt er, ohne zu wissen, wie es geschah, die Gräfin in seinen Armen; ihre Lippen ruhten auf den seinigen, und ihre wechselseitigen lebhaften Küsse gewährten ihnen eine Seligkeit, die wir nur aus dem ersten aufbrausenden Schaum des frisch eingeschenkten Bechers der Liebe schlürfen.

Ihr Haupt ruhte auf seiner Schulter, und der zerdrückten Locken und Bänder ward nicht gedacht. Sie hatte ihren Arm um ihn geschlungen; er umfaßte sie mit Lebhaftigkeit und drückte sie wiederholt an seine Brust. O, daß ein solcher Augenblick nicht Ewigkeiten währen kann, und wehe dem neidischen Geschick, das auch unsern Freunden diese kurzen Augenblicke unterbrach!

Wie erschrak Wilhelm, wie betäubt fuhr er aus seinem glücklichen Traume auf, als die Gräfin sich auf einmal mit einem Schrei von ihm losriß und mit der Hand nach ihrem Herzen fuhr! Er stand betäubt vor ihr da; sie hielt die andere Hand vor die Augen und rief nach einer Pause: „Entfernen Sie Sich, eilen Sie!"

Er stand noch immer. „Verlassen Sie mich!" rief sie, und indem sie die Hand von den Augen nahm und ihn mit einem unbeschreiblichen Blicke ansah, setzte sie mit der lieblichsten Stimme hinzu: „Lieben Sie mich, wenn Sie mich lieben!"

Wilhelm war aus dem Zimmer und wieder auf seiner Stube, ehe er wußte, wo er sich befand.

Die Unglücklichen! Welche sonderbare Warnung des Zufalls oder der Schickung riß sie aus einander?

Viertes Buch.

Erſtes Kapitel.

Laertes ſtand nachdenklich am Fenſter und blickte, auf ſeinen Arm geſtützt, in das Feld hinaus. Philine ſchlich über den großen Saal herbei, lehnte ſich auf den Freund und verſpottete ſein ernſthaftes Anſehen.

„Lache nur nicht!“ verſetzte er. „Es iſt abſcheulich, wie die Zeit vergeht, wie Alles ſich verändert und ein Ende nimmt! Sieh nur, hier ſtand vor Kurzem noch ein ſchönes Lager. Wie luſtig ſahen die Zelte aus! wie lebhaft ging es darin zu! wie ſorgfältig bewachte man den ganzen Bezirk! und nun iſt Alles auf einmal verſchwunden! Nur kurze Zeit werden das zertretene Stroh und die eingegrabenen Kochlöcher noch eine Spur zeigen; dann wird Alles bald umgepflügt ſein, und die Gegenwart ſo vieler tauſend rüſtigen Menſchen in dieſer Gegend wird nur noch in den Köpfen einiger alten Leute ſpuken.“

Philine fing an zu ſingen und zog ihren Freund zu einem Tanze in den Saal. „Laß uns,“ rief ſie, „da wir der Zeit nicht nachlaufen können, wenn ſie vorüber iſt, ſie wenigſtens als eine ſchöne Göttin, indem ſie bei uns vorbeizieht, fröhlich und zierlich verehren.“

Sie hatten kaum einige Wendungen gemacht, als Madame Melina durch den Saal ging. Philine war boshaft genug, ſie gleichfalls zum Tanze einzuladen und ſie dadurch an die Mißgeſtalt zu erinnern, in welche ſie durch ihre Schwangerſchaft verſetzt war.

„Wenn ich nur,“ ſagte Philine hinter ihrem Rücken, „keine Frau mehr guter Hoffnung ſehen ſollte!“

„Sie hofft doch,“ ſagte Laertes.

„Aber es kleidet sie so häßlich. Hast Du die vordere Wackelfalte des verkürzten Rocks gesehen, die immer voraus spaziert, wenn sie sich bewegt? Sie hat gar keine Art noch Geschick, sich nur ein Bischen zu mustern und ihren Zustand zu verbergen."

„Laß nur!" sagte Laertes. „Die Zeit wird ihr schon zu Hilfe kommen."

„Es wäre doch immer hübscher," rief Philine, „wenn man die Kinder von den Bäumen schüttelte."

Der Baron trat herein und sagte ihnen etwas Freundliches im Namen des Grafen und der Gräfin, die ganz früh abgereist waren, und machte ihnen einige Geschenke. Er ging darauf zu Wilhelmen, der sich im Nebenzimmer mit Mignon beschäftigte. Das Kind hatte sich sehr freundlich und zuthätig bezeigt, nach Wilhelm's Eltern, Geschwistern und Verwandten gefragt und ihn dadurch an seine Pflicht erinnert, den Seinigen von sich einige Nachricht zu geben.

Der Baron brachte ihm nebst einem Abschiedsgruße von den Herrschaften die Versicherung, wie sehr der Graf mit ihm, seinem Spiele, seinen poetischen Arbeiten und seinen theatralischen Bemühungen zufrieden gewesen sei. Er zog darauf zum Beweis dieser Gesinnung einen Beutel hervor, durch dessen schönes Gewebe die reizende Farbe neuer Goldstücke durchschimmerte; Wilhelm trat zurück und weigerte sich, ihn anzunehmen.

„Sehen Sie," fuhr der Baron fort, „diese Gabe als einen Ersatz für Ihre Zeit, als eine Erkenntlichkeit für Ihre Mühe, nicht als eine Belohnung Ihres Talents an. Wenn uns dieses einen guten Namen und die Neigung der Menschen verschafft, so ist billig, daß wir durch Fleiß und Anstrengung zugleich die Mittel erwerben, unsere Bedürfnisse zu befriedigen, da wir doch einmal nicht ganz Geist sind. Wären wir in der Stadt, wo Alles zu finden ist, so hätte man diese kleine Summe in eine Uhr, einen Ring oder sonst etwas verwandelt; nun gebe ich aber den Zauberstab unmittelbar in Ihre Hände. Schaffen Sie Sich ein Kleinod dafür, das Ihnen am Liebsten und am Dienlichsten ist, und verwahren Sie es zu unserm Andenken. Dabei halten Sie ja den Beutel in Ehren! Die Damen haben ihn selbst gestrickt, und ihre Absicht war, durch das Gefäß dem Inhalt die annehmlichste Form zu geben."

„Vergeben Sie," versetzte Wilhelm, „meiner Verlegenheit und meinen Zweifeln, dieses Geschenk anzunehmen. Es vernichtet

gleichsam das Wenige, was ich gethan habe, und hindert das freie Spiel einer glücklichen Erinnerung. Geld ist eine schöne Sache, wo etwas abgethan werden soll, und ich wünschte nicht in dem Andenken Ihres Hauses so ganz abgethan zu sein."

„Das ist nicht der Fall," versetzte der Baron; „aber indem Sie selbst zart empfinden, werden Sie nicht verlangen, daß der Graf sich völlig als Ihren Schuldner denken soll — ein Mann, der seinen größten Ehrgeiz darein setzt, aufmerksam und gerecht zu sein. Ihm ist nicht entgangen, welche Mühe Sie Sich gegeben, und wie Sie seinen Absichten ganz Ihre Zeit gewidmet haben; ja, er weiß, daß Sie, um gewisse Anstalten zu beschleunigen, Ihr eigenes Geld nicht schonten. Wie will ich wieder vor ihm erscheinen, wenn ich ihm nicht versichern kann, daß seine Erkenntlichkeit Ihnen Vergnügen gemacht hat!"

„Wenn ich nur an mich selbst denken, wenn ich nur meinen eigenen Empfindungen folgen dürfte," versetzte Wilhelm, „würde ich mich, ungeachtet aller Gründe, hartnäckig weigern, diese Gabe, so schön und ehrenvoll sie ist, anzunehmen; aber ich leugne nicht, daß sie mich in dem Augenblicke, in dem sie mich in Verlegenheit setzt, aus einer Verlegenheit reißt, in der ich mich bisher gegen die Meinigen befand, und die mir manchen stillen Kummer verursachte. Ich habe sowol mit dem Gelde als mit der Zeit, von denen ich Rechenschaft zu geben habe, nicht zum Besten haushalten; nun wird es mir durch den Edelmuth des Herrn Grafen möglich, den Meinigen getrost von dem Glücke Nachricht zu geben, zu dem mich dieser sonderbare Seitenweg geführt hat. Ich opfere die Delikatesse, die uns wie ein zartes Gewissen bei solchen Gelegenheiten warnt, einer höhern Pflicht auf, und um meinem Vater muthig unter die Augen treten zu können, steh' ich beschämt vor den Ihrigen."

„Es ist sonderbar," versetzte der Baron, „welch ein wunderlich Bedenken man sich macht, Geld von Freunden und Gönnern anzunehmen, von denen man jede andere Gabe mit Dank und Freude empfangen würde. Die menschliche Natur hat mehr ähnliche Eigenheiten, solche Skrupel gern zu erzeugen und sorgfältig zu nähren."

„Ist es nicht das Nämliche mit allen Ehrenpunkten?" fragte Wilhelm.

„Ach ja," versetzte der Baron, „und andern Vorurtheilen. Wir wollen sie nicht ausjäten, um nicht vielleicht edle Pflanzen zugleich mit auszuraufen. Aber mich freut immer, wenn einzelne

Personen fühlen, über was man sich hinaussetzen kann und soll, und ich denke mit Vergnügen an die Geschichte des geistreichen Dichters, der für ein Hoftheater einige Stücke verfertigte, welche den ganzen Beifall des Monarchen erhielten. „Ich muß ihn ansehnlich belohnen," sagte der großmüthige Fürst. „Man forsche an ihm, ob ihm irgend ein Kleinod Vergnügen macht, oder ob er nicht verschmäht, Geld anzunehmen." Nach seiner scherzhaften Art antwortete der Dichter dem abgeordneten Hofmann: „Ich danke lebhaft für die gnädigen Gesinnungen, und da der Kaiser alle Tage Geld von uns nimmt, so sehe ich nicht ein, warum ich mich schämen sollte, Geld von ihm anzunehmen."

Der Baron hatte kaum das Zimmer verlassen, als Wilhelm eifrig die Baarschaft zählte, die ihm so unvermuthet und, wie er glaubte, so unverdient zugekommen war. Es schien, als ob ihm der Werth und die Würde des Goldes, die uns in spätern Jahren erst fühlbar werden, ahnungsweise zum ersten Mal entgegenblickten, als die schönen blinkenden Stücke aus dem zierlichen Beutel hervorrollten. Er machte seine Rechnung und fand, daß er, besonders da Melina den Vorschuß sogleich wieder zu bezahlen versprochen hatte, eben so viel, ja noch mehr in Casse habe als an jenem Tage, da Philine ihm den ersten Strauß abfordern ließ. Mit heimlicher Zufriedenheit blickte er auf sein Talent, mit einem kleinen Stolze auf das Glück, das ihn geleitet und begleitet hatte. Er ergriff nunmehr mit Zuversicht die Feder, um einen Brief zu schreiben, der auf einmal die Familie aus aller Verlegenheit und sein bisheriges Betragen in das beste Licht setzen sollte. Er vermied eine eigentliche Erzählung und ließ nur in bedeutenden und mystischen Ausdrücken dasjenige, was ihm begegnet sein konnte, errathen. Der gute Zustand seiner Kasse, der Erwerb, den er seinem Talent schuldig war, die Gunst der Großen, die Neigung der Frauen, die Bekanntschaft in einem weiten Kreise, die Ausbildung seiner körperlichen und geistigen Anlagen, die Hoffnung für die Zukunft bildeten ein solches wunderliches Luftgemälde, daß Fata Morgana selbst es nicht seltsamer hätte durch einander wirken können.

In dieser glücklichen Exaltation fuhr er fort, nachdem der Brief geschlossen war, ein langes Selbstgespräch zu unterhalten, in welchem er den Inhalt des Schreibens rekapitulirte und sich eine thätige und würdige Zukunft ausmalte. Das Beispiel so vieler edlen Krieger hatte ihn angefeuert, die Shakespearische Dichtung hatte ihm eine neue Welt eröffnet, und von den Lippen

der schönen Gräfin hatte er ein unaussprechliches Feuer in sich gesogen: das Alles kannte, das sollte nicht ohne Wirkung bleiben.

Der Stallmeister kam und fragte, ob sie mit Einpacken fertig seien. Leider hatte außer Melina noch Niemand daran gedacht. Nun sollte man eilig aufbrechen. Der Graf hatte versprochen, die ganze Gesellschaft einige Tagereisen weit transportiren zu lassen; die Pferde waren eben bereit und konnten nicht lange entbehrt werden. Wilhelm fragte nach seinem Koffer, Madame Melina hatte sich ihn zu Nutze gemacht; er verlangte nach seinem Gelde, Herr Melina hatte es ganz unten in den Koffer mit großer Sorgfalt gepackt. Philine sagte: „Ich habe in dem meinigen noch Platz," nahm Wilhelm's Kleider und befahl Mignon, das Uebrige nachzubringen. Wilhelm mußte es, nicht ohne Widerwillen, geschehen lassen.

Indem man aufpackte und Alles zubereitete, sagte Melina: „Es ist mir verdrießlich, daß wir wie Seiltänzer und Marktschreier reisen. Ich wünschte, daß Mignon Weiberkleider anzöge, und daß der Harfenspieler sich noch geschwinde den Bart scheren ließe." Mignon hielt sich fest an Wilhelmen und sagte mit großer Lebhaftigkeit: „Ich bin ein Knabe; ich will kein Mädchen sein!" Der Alte schwieg, und Philine machte bei dieser Gelegenheit über die Eigenheit des Grafen, ihres Beschützers, einige lustige Anmerkungen. „Wenn der Harfner seinen Bart abschneidet," sagte sie, „so mag er ihn nur sorgfältig auf Band nähen und bewahren, daß er ihn gleich wieder vornehmen kann, sobald er dem Herrn Grafen irgendwo in der Welt begegnet; denn dieser Bart allein hat ihm die Gnade dieses Herrn verschafft."

Als man in sie drang und eine Erklärung dieser sonderbaren Aeußerung verlangte, ließ sie sich folgendergestalt vernehmen: „Der Graf glaubt, daß es zur Illusion sehr viel beitrage, wenn der Schauspieler auch im gemeinen Leben seine Rolle fortspielt und seinen Charakter soutenirt; deswegen war er dem Pedanten so günstig, und er fand, es sei recht gescheit, daß der Harfner seinen falschen Bart nicht allein des Abends auf dem Theater, sondern auch beständig bei Tage trage, und freute sich sehr über das natürliche Aussehen der Maskerade."

Als die Andern über diesen Irrthum und über die sonderbaren Meinungen des Grafen spotteten, ging der Harfner mit Wilhelmen bei Seite, nahm von ihm Abschied und bat mit

Thränen, ihn ja sogleich zu entlassen. Wilhelm redete ihm zu und versicherte, daß er ihn gegen Jedermann schützen werde, daß ihm Niemand ein Haar krümmen, viel weniger ohne seinen Willen abschneiden solle.

Der Alte war sehr bewegt, und in seinen Augen glühte ein sonderbares Feuer. „Nicht dieser Anlaß treibt mich hinweg," rief er aus; „schon lange mache ich mir stille Vorwürfe, daß ich um Sie bleibe. Ich sollte nirgends verweilen; denn das Unglück ereilt mich und beschädigt Die, die sich zu mir gesellen. Fürchten Sie Alles, wenn Sie mich nicht entlassen; aber fragen Sie mich nicht! Ich gehöre nicht mir zu. Ich kann nicht bleiben."

„Wem gehörst Du an? wer kann eine solche Gewalt über Dich ausüben?"

„Mein Herr, lassen Sie mir mein schaudervolles Geheimniß und geben Sie mich los! Die Rache, die mich verfolgt, ist nicht des irdischen Richters; ich gehöre einem unerbittlichen Schicksale. Ich kann nicht bleiben, und ich darf nicht!"

„In diesem Zustande, in dem ich Dich sehe, werde ich Dich gewiß nicht lassen."

„Es ist Hochverrath an Ihnen, mein Wohlthäter, wenn ich zaudere. Ich bin sicher bei Ihnen; aber Sie sind in Gefahr. Sie wissen nicht, wen Sie in Ihrer Nähe hegen. Ich bin schuldig, aber unglücklicher als schuldig. Meine Gegenwart verscheucht das Glück, und die gute That wird ohnmächtig, wenn ich dazutrete. Flüchtig und unstät sollt' ich sein, daß mein unglücklicher Genius mich nicht einholt, der mich nur langsam verfolgt und nur dann sich merken läßt, wenn ich mein Haupt niederlegen und ruhen will. Dankbarer kann ich mich nicht bezeigen, als wenn ich Sie verlasse."

„Sonderbarer Mensch! Du kannst mir das Vertrauen in Dich so wenig nehmen als die Hoffnung, Dich glücklich zu sehen. Ich will in die Geheimnisse Deines Aberglaubens nicht eindringen; aber wenn Du ja in Ahnung wunderbarer Verknüpfungen und Verbedeutungen lebst, so sage ich Dir zu Deinem Trost und zu Deiner Aufmunterung: Geselle Dich zu meinem Glücke, und wir wollen sehen, welcher Genius der stärkste ist, Dein schwarzer oder mein weißer!"

Wilhelm ergriff diese Gelegenheit, um ihm noch mancherlei Tröstliches zu sagen; denn er hatte schon seit einiger Zeit in seinem wunderbaren Begleiter einen Menschen zu sehen geglaubt,

der durch Zufall oder Schickung eine große Schuld auf sich geladen hat und nun die Erinnerung derselben immer mit sich fortschleppt. Noch vor wenigen Tagen hatte Wilhelm seinen Gesang belauscht und folgende Zeilen wohl gemerkt:

Ihm färbt der Morgensonne Licht
Den reinen Horizont mit Flammen,
Und über seinem schuld'gen Haupte bricht
Das schöne Bild der ganzen Welt zusammen.

Der Alte mochte nun sagen, was er wollte, so hatte Wilhelm immer ein stärker Argument, wußte Alles zum Besten zu kehren und zu wenden, wußte so brav, so herzlich und tröstlich zu sprechen, daß der Alte selbst wieder aufzuleben und seinen Grillen zu entsagen schien.

Zweites Kapitel.

Melina hatte Hoffnung, in einer kleinen, aber wohlhabenden Stadt mit seiner Gesellschaft unterzukommen. Schon befanden sie sich an dem Orte, wohin sie die Pferde des Grafen gebracht hatten, und sahen sich nach andern Wagen und Pferden um, mit denen sie weiter zu kommen hofften. Melina hatte den Transport übernommen und zeigte sich nach seiner Gewohnheit übrigens sehr karg. Dagegen hatte Wilhelm die schönen Dukaten der Gräfin in der Tasche, auf deren fröhliche Verwendung er das größte Recht zu haben glaubte, und sehr leicht vergaß er, daß er sie in der stattlichen Bilanz, die er den Seinigen zuschickte, schon sehr ruhmredig aufgeführt hatte.

Sein Freund Shakespeare, den er mit großer Freude auch als seinen Paten anerkannte, und sich nur um so lieber Wilhelm nennen ließ, hatte ihm einen Prinzen bekannt gemacht, der sich unter geringer, ja sogar schlechter Gesellschaft eine Zeit lang aufhält und, ungeachtet seiner edlen Natur, an der Rohheit, Unschicklichkeit und Albernheit solcher ganz sinnlichen Bursche sich ergetzt. Höchst willkommen war ihm das Ideal, womit er seinen gegenwärtigen Zustand vergleichen konnte, und der Selbstbetrug, wozu er eine fast unüberwindliche Neigung spürte, ward ihm dadurch außerordentlich erleichtert.

Er fing nun an, über seine Kleidung nachzudenken. Er fand,

daß ein Westchen, über das man im Nothfall einen kurzen Mantel würfe, für einen Wanderer eine sehr angemessene Tracht sei. Lange gestrickte Beinkleider und ein Paar Schnürstiefeln schienen die wahre Tracht eines Fußgängers. Dann verschaffte er sich eine schöne seidene Schärpe, die er zuerst unter dem Vorwande, den Leib warm zu halten, umband; dagegen befreite er seinen Hals von der Knechtschaft einer Binde und ließ sich einige Streifen Nesseltuch ans Hemde heften, die aber etwas breit geriethen und das völlige Ansehen eines antiken Kragens erhielten. Das schöne seidene Halstuch, das gerettete Andenken Marianens, lag nur locker geknüpft unter der nesseltuchenen Krause. Ein runder Hut mit einem bunten Bande und einer großen Feder machte die Maskerade vollkommen.

Die Frauen betheuerten, diese Tracht lasse ihm vorzüglich gut. Philine stellte sich ganz bezaubert darüber und bat sich seine schönen Haare aus, die er, um dem natürlichen Ideal nur desto näher zu kommen, unbarmherzig abgeschnitten hatte. Sie empfahl sich dadurch nicht übel, und unser Freund, der durch seine Freigebigkeit sich das Recht erworben hatte, auf Prinz Harry's *) Manier mit den Uebrigen umzugehen, kam bald selbst in den Geschmack, einige tolle Streiche anzugeben und zu befördern. Man fecht, man tanzte, man erfand allerlei Spiele, und in der Fröhlichkeit des Herzens genoß man des leidlichen Weins, den man angetroffen hatte, in starkem Maaße, und Philine lauerte in der Unterredung dieser Lebensart dem spröden Helden auf, für den sein guter Genius Sorge tragen möge.

Eine vorzügliche Unterhaltung, mit der sich die Gesellschaft besonders ergetzte, bestand in einem extemporirten Spiel, in welchem sie ihre bisherigen Gönner und Wohlthäter nachahmten und durchzogen. Einige unter ihnen hatten sich sehr gut die Eigenheiten des äußern Anstandes verschiedener vornehmer Personen gemerkt, und die Nachbildung derselben ward von der übrigen Gesellschaft mit dem größten Beifall aufgenommen, und als Philine aus dem geheimen Archiv ihrer Erfahrungen einige besondere Liebeserklärungen, die an sie geschehen waren, vorbrachte, wußte man sich vor Lachen und Schadenfreude kaum zu lassen.

Wilhelm schalt ihre Undankbarkeit; allein man setzte ihm entgegen, daß sie das, was sie dort erhalten, genugsam ab-

*) In Shakespeare's Heinrich IV.

verdient, und daß überhaupt das Betragen gegen so verdienstvolle Leute, wie sie sich zu sein rühmten, nicht das beste gewesen sei. Nun beschwerte man sich, mit wie wenig Achtung man ihnen begegnet, wie sehr man sie zurückgesetzt habe. Das Spotten, Necken und Nachahmen ging wieder an, und man ward immer bitterer und ungerechter.

„Ich wünschte," sagte Wilhelm darauf, „daß durch Eure Aeußerungen weder Neid noch Eigenliebe durchschiene, und daß Ihr jene Personen und ihre Verhältnisse aus dem rechten Gesichtspunkte betrachtetet. Es ist eine eigene Sache, schon durch die Geburt auf einen erhabenen Platz in der menschlichen Gesellschaft gesetzt zu sein. Wem ererbte Reichthümer eine vollkommene Leichtigkeit des Daseins verschafft haben, wer sich, wenn ich mich so ausdrücken darf, von allem Beiwesen der Menschheit von Jugend auf reichlich umgeben findet, gewöhnt sich meist, diese Güter als das Erste und Größte zu betrachten, und der Werth einer von der Natur schon ausgestatteten Menschheit wird ihm nicht so deutlich. Das Betragen der Vornehmen gegen Geringere und auch unter einander ist nach äußern Vorzügen abgemessen; sie erlauben Jedem, seinen Titel, seinen Rang, seine Kleider und Equipage, nur nicht seine Verdienste geltend zu machen."

Diesen Worten gab die Gesellschaft einen unmäßigen Beifall. Man fand abscheulich, daß der Mann von Verdienst immer zurückstehen müsse, und daß in der großen Welt keine Spur von natürlichem und herzlichem Umgang zu finden sei. Sie kamen besonders über diesen letzten Punkt aus dem Hundertsten ins Tausendste.

„Scheltet sie nicht darüber," rief Wilhelm aus, „bedauert sie vielmehr! Denn von jenem Glück, das wir als das höchste erkennen, das aus dem innern Reichthum der Natur fließt, haben sie selten eine erhöhte Empfindung. Nur uns Armen, die wir wenig oder nichts besitzen, ist es gegönnt, das Glück der Freundschaft in reichem Maaße zu genießen. Wir können unsere Geliebten weder durch Gnade erheben, noch durch Gunst befördern, noch durch Geschenke beglücken. Wir haben nichts als uns selbst. Dieses ganze Selbst müssen wir hingeben und, wenn es einigen Werth haben soll, dem Freunde das Gut auf ewig versichern. Welch ein Genuß, welch ein Glück für den Geber und Empfänger! In welchen seligen Zustand versetzt uns die Treue! Sie giebt dem vorübergehenden Menschenleben eine

himmlische Gewißheit, sie macht das Hauptkapital unseres Reichthums aus."

Mignon hatte sich ihm unter diesen Worten genähert, schlang ihre zarten Arme um ihn und blieb mit dem Köpfchen an seine Brust gelehnt stehen. Er legte die Hand auf des Kindes Haupt und fuhr fort: „Wie leicht wird es einem Großen, die Gemüther zu gewinnen! wie leicht eignet er sich die Herzen zu! Ein gefälliges, bequemes, nur einigermaßen menschliches Betragen thut Wunder; und wie viele Mittel hat er, die einmal erworbenen Geister festzuhalten! Uns kommt Alles seltener, wird Alles schwerer, und wie natürlich ist es, daß wir auf das, was wir erwerben und leisten, einen größern Werth legen! Welche rührenden Beispiele von treuen Dienern, die sich für ihre Herren aufopferten! Wie schön hat uns Shakespeare solche geschildert! Die Treue ist in diesem Falle ein Bestreben einer edlen Seele, einem Größern gleich zu werden. Durch fortdauernde Anhänglichkeit und Liebe wird der Diener seinem Herrn gleich, der ihn sonst nur als einen bezahlten Sklaven anzusehen berechtigt ist. Ja, diese Tugenden sind nur für den geringen Stand; er kann sie nicht entbehren, und sie kleiden ihn schön. Wer sich leicht loskaufen kann, wird so leicht versucht, sich auch der Erkenntlichkeit zu überheben. Ja, in diesem Sinne glaube ich behaupten zu können, daß ein Großer wol Freunde haben, aber nicht Freund sein könne."

Mignon drückte sich immer fester an ihn.

„Nun gut!" versetzte Einer aus der Gesellschaft, „wir brauchen ihre Freundschaft nicht und haben sie niemals verlangt. Nur sollten sie sich besser auf Künste verstehen, die sie doch beschützen wollen. Wenn wir am Besten gespielt haben, hat uns Niemand zugehört; Alles war lauter Parteilichkeit. Wem man günstig war, der gefiel, und man war Dem nicht günstig, der zu gefallen verdiente. Es war nicht erlaubt, wie oft das Alberne und Abgeschmackte Aufmerksamkeit und Beifall auf sich zog."

„Wenn ich abrechne," versetzte Wilhelm, „was Schadenfreude und Ironie gewesen sein mag, so denk' ich, es geht in der Kunst wie in der Liebe. Wie will der Weltmann bei seinem zerstreuten Leben die Innigkeit erhalten, in der ein Künstler bleiben muß, wenn er etwas Vollkommenes hervorzubringen denkt, und die selbst Demjenigen nicht fremd sein darf, der einen solchen Antheil am Werke nehmen will, wie der Künstler ihn wünscht und hofft. Glaubt mir, meine Freunde, es ist mit den Talenten wie mit

der Tugend: man muß sie um ihrer selbst willen lieben oder sie ganz aufgeben. Und doch werden sie beide nicht anders erkannt und belohnt, als wenn man sie, gleich einem gefährlichen Geheimniß, im Verborgenen üben kann."

„Unterdessen, bis ein Kenner uns auffindet, kann man Hungers sterben," rief Einer aus der Ecke.

„Nicht eben sogleich," versetzte Wilhelm. „Ich habe gesehen, so lange Einer lebt und sich rührt, findet er immer seine Nahrung, und wenn sie auch gleich nicht die reichlichste ist. Und worüber habt Ihr Euch denn zu beschweren? Sind wir nicht ganz unvermuthet, eben da es mit uns am Schlimmsten aussah, gut aufgenommen und bewirthet worden? Und jetzt, da es uns noch an nichts gebricht, fällt es uns denn ein, etwas zu unserer Uebung zu thun und nur einigermaßen weiter zu streben? Wir treiben fremde Dinge und entfernen, den Schulkindern ähnlich, Alles, was uns nur an unsere Lektion erinnern könnte."

„Wahrhaftig," sagte Philine, „es ist unverantwortlich! Laßt uns ein Stück wählen; wir wollen es auf der Stelle spielen. Jeder muß sein Möglichstes thun, als wenn er vor dem größten Auditorium stände."

Man überlegte nicht lange; das Stück ward bestimmt. Es war eines derer, die damals in Deutschland großen Beifall fanden und nun verschollen sind. Einige pfiffen eine Symphonie, Jeder besann sich schnell auf seine Rolle. Man fing an und spielte mit der größten Aufmerksamkeit das Stück durch, und wirklich über Erwartung gut. Man applaudirte sich wechselsweise; man hatte sich selten so wohl gehalten.

Als sie fertig waren, empfanden sie Alle ein ausnehmendes Vergnügen, theils über ihre wohlzugebrachte Zeit, theils weil Jeder besonders mit sich zufrieden sein konnte. Wilhelm ließ sich weitläufig zu ihrem Lobe heraus, und ihre Unterhaltung war heiter und fröhlich.

„Ihr solltet sehen," rief unser Freund, „wie weit wir kommen müßten, wenn wir unsere Uebungen auf diese Art fortsetzten und nicht blos auf Auswendiglernen, Probiren und Spielen uns mechanisch pflicht- und handwerksmäßig einschränkten. Wie viel mehr Lob verdienen die Tonkünstler, wie sehr ergetzen sie sich, wie genau sind sie, wenn sie gemeinschaftlich ihre Uebungen vornehmen! Wie sind sie bemüht, ihre Instrumente übereinzustimmen, wie genau halten sie Takt, wie zart wissen sie die Stärke und Schwäche des Tons auszudrücken! Keinem fällt es

ein, sich bei dem Solo eines Andern durch ein vorlautes Akkompagniren Ehre zu machen. Jeder suchte in dem Geist und Sinne des Komponisten zu spielen, und Jeder das, was ihm aufgetragen ist, es mag viel oder wenig sein, gut auszudrücken. Sollten wir nicht ebenso genau und ebenso geistreich zu Werke gehen, da wir eine Kunst treiben, die noch viel zarter als jede Art von Musik ist, da wir die gewöhnlichsten und seltensten Aeußerungen der Menschheit geschmackvoll und ergetzend darzustellen berufen sind? Kann etwas abscheulicher sein, als in den Proben zu sudeln und sich bei der Vorstellung auf Laune und gut Glück zu verlassen? Wir sollten unser größtes Glück und Vergnügen darein setzen, mit einander übereinzustimmen, um uns wechselsweise zu gefallen, und auch nur insofern den Beifall des Publikums zu schätzen, als wir ihn uns gleichsam unter einander schon selbst garantirt hätten. Warum ist der Kapellmeister seines Orchesters gewisser als der Direktor seines Schauspiels? Weil dort Jeder sich seines Mißgriffs, der das äußere Ohr beleidigt, schämen muß; aber wie selten hab' ich einen Schauspieler verzeibliche und unverzeibliche Mißgriffe, durch die das innere Ohr so schnöde beleidigt wird, anerkennen und sich ihrer schämen sehen! Ich wünschte nur, daß das Theater so schmal wäre als der Drabt eines Seiltänzers, damit sich kein Ungeschickter hinaufwagte, anstatt daß jetzt ein Jeder sich Fähigkeit genug fühlt, darauf zu paradiren."

Die Gesellschaft nahm diese Apostrophe gut auf, indem Jeder überzeugt war, daß nicht von ihm die Rede sein könne, da er sich noch vor Kurzem nebst den Uebrigen so gut gehalten. Man kam vielmehr überein, daß man in dem Sinne, wie man angefangen, auf dieser Reise und künftig, wenn man zusammenbliebe, eine gesellige Bearbeitung walte obwalten lassen. Man fand nur, daß, weil dieses eine Sache der guten Laune und des freien Willens sei, so müsse sich eigentlich kein Direktor darein mischen. Man nahm als ausgemacht an, daß unter guten Menschen die republikanische Form die beste sei; man behauptete, das Amt eines Direktors müsse herumgehen; er müsse von Allen gewählt werden, und eine Art von kleinem Senat ihm jederzeit beigesetzt bleiben. Sie waren so von diesem Gedanken eingenommen, daß sie wünschten, ihn gleich ins Werk zu richten.

„Ich habe nichts dagegen," sagte Melina, „wenn Ihr auf der Reise einen solchen Versuch machen wollt; ich suspendire meine Direktorschaft gern, bis wir wieder an Ort und Stelle

kommen." Er hoffte dabei zu sparen und manche Ausgaben der kleinen Republik oder dem Interimsdirektor aufzuwälzen. Nun ging man sehr lebhaft zu Rath, wie man die Form des neuen Staates aufs Beste einrichten wolle.

„Es ist ein wanderndes Reich," sagte Laertes; „wir werden wenigstens keine Grenzstreitigkeiten haben."

Man schritt sogleich zur Sache und erwählte Wilhelmen zum ersten Direktor. Der Senat ward bestellt, die Frauen erhielten Sitz und Stimme; man schlug Gesetze vor, man verwarf, man genehmigte. Die Zeit ging unvermerkt unter diesem Spiele vorüber, und weil man sie angenehm zubrachte, glaubte man auch wirklich etwas Nützliches gethan und durch die neue Form eine neue Aussicht für die vaterländische Bühne eröffnet zu haben.

Drittes Kapitel.

Wilhelm hoffte nunmehr, da er die Gesellschaft in so guter Disposition sah, sich auch mit ihr über das dichterische Verdienst der Stücke unterhalten zu können. „Es ist nicht genug," sagte er zu ihnen, als sie des andern Tages wieder zusammenkamen, „daß der Schauspieler ein Stück nur so obenhin ansehe, dasselbe nach dem ersten Eindruck beurtheile und ohne Prüfung sein Gefallen oder Mißfallen daran zu erkennen gebe. Dies ist dem Zuschauer wol erlaubt, der gerührt und unterhalten sein, aber eigentlich nicht urtheilen will. Der Schauspieler dagegen soll von dem Stücke und von den Ursachen seines Lobes und Tadels Rechenschaft geben können; und wie will er das, wenn er nicht in den Sinn seines Autors, wenn er nicht in die Absichten desselben einzudringen versteht? Ich habe den Fehler, ein Stück aus einer Rolle zu beurtheilen, eine Rolle nur an sich und nicht im Zusammenhange mit dem Stücke zu betrachten, an mir selbst in diesen Tagen so lebhaft bemerkt, daß ich Euch das Beispiel erzählen will, wenn Ihr mir ein geneigtes Gehör gönnen wollt.

„Ihr kennt Shakespeare's unvergleichlichen Hamlet aus einer Vorlesung, die Euch schon auf dem Schlosse das größte Vergnügen machte. Wir setzten uns vor, das Stück zu spielen, und ich hatte, ohne zu wissen, was ich that, die Rolle des Prinzen übernommen. Ich glaubte sie zu studiren, indem ich anfing, die stärksten Stellen, die Selbstgespräche und jene Auftritte zu

memoriren, in denem Kraft der Seele, Erhebung des Geistes und Lebhaftigkeit freien Spielraum haben, wo das bewegte Gemüth sich in einem gefühlvollen Ausdrucke zeigen kann. Auch glaubte ich recht in den Geist der Rolle eindringen, wenn ich die Last der tiefen Schwermuth gleichsam selbst auf mich nähme und unter diesem Druck meinem Vorbilde durch das seltsame Labyrinth so mancher Launen und Sonderbarkeiten zu folgen suchte. So memorirte ich, und so übte ich mich und glaubte nach und nach mit meinem Helden zu einer Person zu werden.

„Allein je weiter ich kam, desto schwerer ward mir die Vorstellung des Ganzen, und mir schien zuletzt fast unmöglich, zu einer Uebersicht zu gelangen. Nun ging ich das Stück in einer ununterbrochenen Folge durch, und auch da wollte mir leider Manches nicht passen. Bald schienen sich die Charaktere, bald der Ausdruck zu widersprechen, und ich verzweifelte fast, einen Ton zu finden, in welchem ich meine ganze Rolle mit allen Abweichungen und Schattirungen vortragen könnte. In diesen Irrgängen bemühte ich mich lange vergebens, bis ich mich endlich auf einem ganz besondern Wege meinem Ziele zu nähern hoffte.

„Ich suchte jede Spur auf, die sich von dem Charakter Hamlet's in früherer Zeit vor dem Tode seines Vaters zeigte; ich bemerkte, was, unabhängig von dieser traurigen Begebenheit, unabhängig von den nachfolgenden schrecklichen Ereignissen, dieser interessante Jüngling gewesen war, und was er ohne sie vielleicht geworden wäre.

„Zart und edel entsprossen, wuchs die königliche Blume unter den unmittelbaren Einflüssen der Majestät hervor; der Begriff des Rechts und der fürstlichen Würde, das Gefühl des Guten und Anständigen mit dem Bewußtsein der Höhe seiner Geburt entwickelten sich zugleich in ihm. Er war ein Fürst, ein geborner Fürst, und wünschte zu regieren, nur damit der Gute ungehindert gut sein möchte. Angenehm von Gestalt, gesittet von Natur, gefällig von Herzen aus, sollte er das Muster der Jugend sein und die Freude der Welt werden.

„Ohne irgend eine hervorstechende Leidenschaft war seine Liebe zu Ophelien ein stilles Vergefühl süßer Bedürfnisse; sein Eifer zu ritterlichen Uebungen war nicht ganz original, vielmehr mußte diese Lust durch das Lob, das man dem Dritten beilegte, geschärft und erhöht werden; rein fühlend, kannte er die Redlichen und wußte die Rube zu schätzen, die ein aufrichtiges Gemüth an dem offenen Busen eines Freundes genießt. Bis auf einen

gewiſſen Grad hatte er in Künſten und Wiſſenſchaften das Gute und Schöne erkennen und würdigen gelernt; das Abgeſchmackte war ihm zuwider, und wenn in ſeiner zarten Seele der Haß aufkeimen konnte, ſo war es nur eben ſo viel, als nöthig iſt, um bewegliche und falſche Heflinge zu verachten und ſpöttiſch mit ihnen zu ſpielen. Er war gelaſſen in ſeinem Weſen, in ſeinem Betragen einfach, weder im Müßiggange behaglich noch allzu begierig nach Beſchäftigung. Ein akademiſches Hinſchleudern ſchien er auch bei Hofe fortzuſetzen. Er beſaß mehr Fröhlichkeit der Laune als des Herzens, war ein guter Geſellſchafter, nachgiebig, beſcheiden, beſorgt, und konnte eine Beleidigung vergeben und vergeſſen; aber niemals konnte er ſich mit Dem vereinigen, der die Grenzen des Rechten, des Guten, des Anſtändigen überſchritt.

„Wenn wir das Stück wieder zuſammen leſen werden, konnt Ihr beurtheilen, ob ich auf dem rechten Wege bin. Wenigſtens hoffe ich meine Meinung durchaus mit Stellen belegen zu können.“

Man gab der Schilderung lauten Beifall; man glaubte vorauszuſehen, daß ſich nun die Handlungsweiſe Hamlet's gar gut werde erklären laſſen; man freute ſich über dieſe Art, in den Geiſt des Schriftſtellers einzudringen. Jeder nahm ſich vor, auch irgend ein Stück auf dieſe Art zu ſtudiren und den Sinn des Verfaſſers zu entwickeln.

Viertes Kapitel.

Nur einige Tage mußte die Geſellſchaft an dem Orte liegen bleiben, und ſogleich zeigten ſich für verſchiedene Glieder derſelben nicht unangenehme Abenteuer; beſonders aber ward Laertes von einer Dame angereizt, die in der Nachbarſchaft ein Gut hatte, gegen die er ſich aber äußerſt kalt, ja unartig betrug, und darüber von Philinen viele Spöttereien erdulden mußte. Sie ergriff die Gelegenheit, unſerm Freunde die unglückliche Liebesgeſchichte zu erzählen, über die der arme Jüngling dem ganzen weiblichen Geſchlechte feind geworden war. „Wer wird ihm übel nehmen,“ rief ſie aus, „daß er ein Geſchlecht haßt, das ihm ſo übel mitgeſpielt hat und ihm alle Uebel, die ſonſt Männer von Weibern zu befürchten haben, in einem ſehr concentrirten Tranke zu verſchlucken gab? Stellen Sie Sich vor:

binnen vierundzwanzig Stunden war er Liebhaber, Bräutigam, Ehemann, Hahnrei, Patient und Wittwer! Ich wüßte nicht, wie man's Einem ärger machen wollte!"

Laertes lief halb lachend, halb verdrießlich zur Stube hinaus, und Philine fing in ihrer allerliebsten Art die Geschichte zu erzählen an, wie Laertes als ein junger Mensch von achtzehn Jahren, eben als er bei einer Theatergesellschaft eingetroffen, ein schönes vierzehnjähriges Mädchen gefunden, die eben mit ihrem Vater, der sich mit dem Direktor entzweit, abzureisen Willens gewesen. Er habe sich aus dem Stegreife sterblich verliebt, dem Vater alle möglichen Vorstellungen gethan, zu bleiben, und endlich versprochen, das Mädchen zu heirathen. Nach einigen angenehmen Stunden des Brautstandes sei er getraut worden, habe eine glückliche Nacht als Ehemann zugebracht, darauf habe ihn seine Frau des andern Morgens, als er in der Probe gewesen, nach Standesgebühr mit einem Hörnerschmuck beehrt; weil er aber aus allzu großer Zärtlichkeit viel zu früh nach Hause geeilt, habe er leider einen ältern Liebhaber an seiner Stelle gefunden, habe mit unsinniger Leidenschaft dreingeschlagen, Liebhaber und Vater herausgefordert und sei mit einer leidlichen Wunde davongekommen. Vater und Tochter seien darauf noch in der Nacht abgereist, und er sei leider auf eine doppelte Weise verwundet zurückgeblieben. Sein Unglück habe ihn zu dem schlechtesten Feldscher von der Welt geführt, und der Arme sei leider mit schwarzen Zähnen und triefenden Augen aus diesem Abenteuer geschieden. Er sei zu bedauern, weil er übrigens der bravste Junge sei, den Gottes Erdboden trüge. „Besonders," sagte sie, „thut es mir leid, daß der arme Narr nun die Weiber haßt; denn wer die Weiber haßt, wie kann der leben?"

Melina unterbrach sie mit der Nachricht, daß Alles zum Transport völlig bereit sei, und daß sie morgen früh abfahren könnten. Er überreichte ihnen eine Dispositionen, wie sie fahren sollten.

„Wenn mich ein guter Freund auf den Schooß nimmt," sagte Philine, „so bin ich zufrieden, daß wir eng und erbärmlich sitzen; übrigens ist mir Alles einerlei."

„Es thut nichts!" sagte Laertes, der auch herbeikam.

„Es ist verdrießlich!" sagte Wilhelm und eilte weg. Er fand für sein Geld noch einen gar bequemen Wagen, den Melina verleugnet hatte. Eine andere Eintheilung ward gemacht,

und man freute sich, bequem abreisen zu können, als die bedenkliche Nachricht einlief, daß auf dem Wege, den sie nehmen wollten, sich ein Freicorps sehen lasse, von dem man nicht viel Gutes erwartete.

An dem Orte selbst war man sehr auf diese Zeitung aufmerksam, wenn sie gleich nur schwankend und zweideutig war. Nach der Stellung der Armeen schien es unmöglich, daß ein feindliches Corps sich habe durchschleichen, oder daß ein freundliches so weit habe zurückbleiben können. Jedermann war eifrig, unserer Gesellschaft die Gefahr, die auf sie wartete, recht gefährlich zu beschreiben und ihr einen andern Weg anzurathen.

Die Meisten waren darüber in Unruhe und Furcht gesetzt, und als nach der neuen republikanischen Form die sämmtlichen Glieder des Staats zusammengerufen wurden, um über diesen außerordentlichen Fall zu berathschlagen, waren sie fast einstimmig der Meinung, daß man das Uebel vermeiden und am Orte bleiben, oder ihm ausweichen und einen andern Weg erwählen müsse.

Nur Wilhelm, von Furcht nicht eingenommen, hielt für schimpflich, einen Plan, in den man mit so viel Ueberlegung eingegangen war, nunmehr auf ein bloßes Gerücht aufzugeben. Er sprach ihnen Muth ein, und seine Gründe waren männlich und überzeugend.

„Noch," sagte er, „ist es nichts als ein Gerücht; und wie viele dergleichen entstehen im Kriege! Verständige Leute sagen, daß der Fall höchst unwahrscheinlich, ja beinah unmöglich sei. Sollten wir uns in einer so wichtigen Sache blos durch ein so ungewisses Gerede bestimmen lassen? Die Route, welche uns der Herr Graf angegeben hat, auf die unser Paß lautet, ist die kürzeste, und wir finden auf selbiger den besten Weg. Sie führt uns nach der Stadt, wo Ihr Bekanntschaften, Freunde vor Euch seht und eine gute Aufnahme zu hoffen habt. Der Umweg bringt uns auch dahin; aber in welche schlimmen Wege verwickelt er uns, wie weit führt er uns ab! Können wir Hoffnung haben, uns in der späten Jahrszeit wieder herauszufinden, und was für Zeit und Geld werden wir indessen versplittern!" Er sagte noch viel und trug die Sache von so mancherlei vortheilhaften Seiten vor, daß ihre Furcht sich verringerte, und ihr Muth zunahm. Er wußte ihnen so viel von der Mannszucht der regelmäßigen Truppen vorzusagen und ihnen die Marodeurs und das hergelaufene Gesindel so nichtswürdig

zu schildern und selbst die Gefahr so lieblich und lustig darzustellen, daß alle Gemüther aufgeheitert wurden.

Laertes war vom ersten Moment an auf seiner Seite und versicherte, daß er nicht wanken noch weichen wolle. Der alte Polterer fand wenigstens einige übereinstimmende Ausdrücke in seiner Manier, Philine lachte sie Alle zusammen aus; und da Madame Melina, die, ihrer hohen Schwangerschaft ungeachtet, ihre natürliche Herzhaftigkeit nicht verloren hatte, den Vorschlag heroisch fand, so konnte Melina, der denn freilich auf dem nächsten Wege, auf den er akkordirt hatte, viel zu sparen hoffte, nicht widerstehen, und man willigte in den Vorschlag von ganzem Herzen.

Nun fing man an, sich auf alle Fälle zur Vertheidigung einzurichten. Man kaufte große Hirschfänger und hing sie an wohlgestickten Riemen über die Schultern. Wilhelm steckte noch überdies ein Paar Terzerole in den Gürtel; Laertes hatte ohnedem eine gute Flinte bei sich, und man machte sich mit einer hohen Freudigkeit auf den Weg.

Den zweiten Tag schlugen die Fuhrleute, die der Gegend wohl kundig waren, vor, sie wollten auf einem waldigen Bergplatze Mittagsruhe halten, weil das Dorf weit abgelegen sei, und man bei guten Tagen gern diesen Weg nähme.

Die Witterung war schön, und Jedermann stimmte leicht in den Vorschlag ein. Wilhelm eilte zu Fuß durch das Gebirge voraus, und über seine sonderbare Gestalt mußte Jeder, der ihm begegnete, stutzig werden. Er eilte mit schnellen und zufriedenen Schritten den Wald hinauf; Laertes pfiff hinter ihm drein; nur die Frauen ließen sich in den Wagen fortschleppen. Mignon lief gleichfalls nebenher, stolz auf den Hirschfänger, den man ihr, als die Gesellschaft sich bewaffnete, nicht abschlagen konnte. Um ihren Hut hatte sie die Perlenschnur gewunden, die Wilhelm von Mariannens Reliquien übrig behalten hatte. Friedrich der Blonde trug die Flinte des Laertes. Der Harfner hatte das friedlichste Ansehen. Sein langes Kleid war in den Gürtel gesteckt, und so ging er freier. Er stützte sich auf einen knotigen Stab; sein Instrument war bei den Wagen zurückgeblieben.

Nachdem sie nicht ganz ohne Beschwerlichkeit die Höhe erstiegen, erkannten sie sogleich den angezeigten Platz an den schönen Buchen, die ihn umgaben und bedeckten. Eine große, sanft abhängige Waldwiese lud zum Bleiben ein; eine einge-

faßte Quelle bot die lieblichste Erquickung dar, und es zeigte sich an der andern Seite durch Schluchten und Walderücken eine ferne, schöne und hoffnungsvolle Aussicht. Da lagen Dörfer und Mühlen in den Gründen, Städtchen in der Ebene, und neue in der Ferne eintretende Berge machten die Aussicht noch hoffnungsvoller, indem sie nur wie eine sanfte Beschränkung hereintraten.

Die ersten Ankommenden nahmen Besitz von der Gegend, ruhten im Schatten aus, machten ein Feuer an und erwarteten geschäftig singend die übrige Gesellschaft, welche nach und nach herbeikam und den Platz, das schöne Wetter, die unaussprechlich schöne Gegend mit einem Munde begrüßte.

Fünftes Kapitel.

Hatte man oft zwischen vier Wänden gute und fröhliche Stunden zusammen genossen, so war man natürlich noch viel aufgeweckter hier, wo die Freiheit des Himmels und die Schönheit der Gegend jedes Gemüth zu reinigen schien. Alle fühlten sich einander näher, Alle wünschten in einem so angenehmen Aufenthalt ihr ganzes Leben hinzubringen. Man beneidete die Jäger, Köhler und Holzhauer, Leute, die ihr Beruf an diesen glücklichen Wohnplätzen festhält; über Alles aber pries man die reizende Wirthschaft eines Zigeunerhaufens. Man beneidete diese wunderlichen Gesellen, die in süßem Müßiggange alle abenteuerlichen Reize der Natur zu genießen berechtigt sind; man freute sich, ihnen einigermaßen ähnlich zu sein.

Indessen hatten die Frauen angefangen, Erdäpfel zu sieden und die mitgebrachten Speisen auszupacken und zu bereiten. Einige Töpfe standen beim Feuer; gruppenweise lagerte sich die Gesellschaft unter den Bäumen und Büschen. Ihre seltsamen Kleidungen und die mancherlei Waffen gaben ihr ein fremdes Ansehen. Die Pferde wurden bei Seite gefüttert, und wenn man die Kutschen hätte verstecken wollen, so wäre der Anblick dieser kleinen Horde bis zur Illusion romantisch gewesen.

Wilhelm genoß ein nie gefühltes Vergnügen. Er konnte hier eine wandernde Kolonie und sich als Anführer derselben denken. In diesem Sinne unterhielt er sich mit einem Jedem und bildete den Wahn des Moments so poetisch als möglich aus. Die Gefühle der Gesellschaft erhöhten sich; man aß, trank und

subilirte und bekannte wiederholt, niemals schönere Augenblicke erlebt zu haben.

Nicht lange hatte das Vergnügen zugenommen, als bei den jungen Leuten die Thätigkeit erwachte. Wilhelm und Laertes griffen zu den Rapieren und fingen diesmal in theatralischer Absicht ihre Uebungen an. Sie wollten den Zweikampf darstellen, in welchem Hamlet und sein Gegner ein so tragisches Ende nehmen. Beide Freunde waren überzeugt, daß man in dieser wichtigen Scene nicht, wie es wol auf Theatern zu geschehen pflegt,*) nur ungeschickt hin- und widerstoßen dürfe; sie hofften ein Muster darzustellen, wie man bei der Aufführung auch dem Kenner der Fechtkunst ein würdiges Schauspiel zu geben habe. Man schloß einen Kreis um sie her; Beide fochten mit Eifer und Einsicht; das Interesse der Zuschauer wuchs mit jedem Gange.

Auf einmal aber fiel im nächsten Busche ein Schuß und gleich darauf noch einer, und die Gesellschaft fuhr erschreckt aus einander. Bald erblickte man bewaffnete Leute, die auf den Ort zudrangen, wo die Pferde nicht weit von den bepackten Kutschen ihr Futter einnahmen.

Ein allgemeiner Schrei entfuhr dem weiblichen Geschlechte; unsere Helden warfen die Rapiere weg, griffen nach den Pistolen, eilten den Räubern entgegen und forderten unter lebhaften Drohungen Rechenschaft des Unternehmens.

Als man ihnen lakonisch mit ein paar Musketenschüssen antwortete, drückte Wilhelm seine Pistole auf einen Krauskopf ab, der den Wagen erstiegen hatte und die Stricke des Gepäckes aus einander schnitt; wohl getroffen stürzte er sogleich herunter. Laertes hatte auch nicht fehl geschossen, und beide Freunde zogen beherzt ihre Seitengewehre, als ein Theil der räuberischen Bande mit Fluchen und Gebrüll auf sie losbrach, einige Schüsse auf sie that und sich mit blinkenden Säbeln ihrer Kühnheit entgegensetzte. Unsere jungen Helden boten sich tapfer; sie riefen ihren übrigen Gesellen zu und munterten sie zu einer allgemeinen Vertheidigung auf. Bald aber verlor Wilhelm den Anblick des Lichtes und das Bewußtsein dessen, was verging. Von einem Schuß, der ihn zwischen der Brust und dem linken Arm verwundete, von einem Hiebe, der ihm den Hut spaltete und fast bis auf die Hirnschale durchdrang, betäubt,

*) Eine Vorstellung des Hamlet hatte Wilhelm noch nicht gesehen, auch kaum einer der andern Schauspieler.

fiel er nieder und mußte das unglückliche Ende des Ueberfalls nur erst in der Folge aus der Erzählung vernehmen.

Als er die Augen wieder aufschlug, befand er sich in der wunderbarsten Lage. Das Erste, was ihm durch die Dämmerung, die noch vor seinen Augen lag, entgegenblickte, war das Gesicht Philinens, das sich über das seine herüberneigte. Er fühlte sich schwach, und da er, um sich emporzurichten, eine Bewegung machte, fand er sich in Philinens Schooß, in den er auch wieder zurücksank. Sie saß auf dem Rasen, hatte den Kopf des vor ihr ausgestreckten Jünglings leise an sich gedrückt und ihm in ihren Armen, so viel sie konnte, ein sanftes Lager bereitet. Mignon kniete mit zerstreuten blutigen Haaren an seinen Füßen und umfaßte sie mit vielen Thränen.

Als Wilhelm seine blutigen Kleider ansah, fragte er mit gebrochener Stimme, wo er sich befinde, was ihm und den Andern begegnet sei. Philine bat ihn, ruhig zu bleiben; die Uebrigen, sagte sie, seien alle in Sicherheit, und Niemand als er und Laertes verwundet. Weiter wollte sie nichts erzählen und bat ihn inständig, er möchte sich ruhig halten, weil seine Wunden nur schlecht und in der Eile verbunden seien. Er reichte Mignon die Hand und erkundigte sich nach der Ursache der blutigen Locken des Kindes, das er auch verwundet glaubte.

Um ihn zu beruhigen, erzählte Philine, dieses gutherzige Geschöpf, da es seinen Freund verwundet gesehen, habe sich in der Geschwindigkeit auf nichts besonnen, um das Blut zu stillen; es habe seine eigenen Haare, die um den Kopf geflogen, genommen, um die Wunden zu stopfen, habe aber bald von dem vergeblichen Unternehmen absteben müssen. Nachher verband man ihn mit Schwamm und Moos; Philine hatte dazu ihr Halstuch hergegeben.

Wilhelm bemerkte, daß Philine mit dem Rücken gegen ihren Koffer saß, der noch ganz wohl verschlossen und unbeschädigt aussah. Er fragte, ob die Andern auch so glücklich gewesen, ihre Habseligkeiten zu retten. Sie antwortete mit Achselzucken und einem Blick auf die Wiese, wo zerbrochene Kasten, zerschlagene Koffer, zerschnittene Mantelsäcke und eine Menge kleiner Geräthschaften zerstreut hin und wieder lagen. Kein Mensch war auf dem Platze zu sehen, und die wunderliche Gruppe fand sich in dieser Einsamkeit allein.

Wilhelm erfuhr nun immer mehr, als er wissen wollte. Die übrigen Männer, die allenfalls noch Widerstand hätten thun

können, waren gleich in Schrecken gesetzt und bald überwältigt; ein Theil floh, ein Theil sah mit Entsetzen dem Unfalle zu. Die Fuhrleute, die sich noch wegen ihrer Pferde am Hartnäckigsten gehalten hatten, wurden niedergeworfen und gebunden, und in Kurzem war Alles rein ausgeplündert und weggeschleppt. Die beängstigten Reisenden fingen, sobald die Sorge für ihr Leben vorüber war, ihren Verlust zu bejammern an, eilten mit möglichster Geschwindigkeit dem benachbarten Dorfe zu, führten den leicht verwundeten Laertes mit sich und brachten nur wenige Trümmer ihrer Besitzthümer davon. Der Harfner hatte sein beschädigtes Instrument an einen Baum gelehnt und war mit nach dem Orte geeilt, einen Wundarzt aufzusuchen und seinem für todt zurückgelassenen Wohlthäter nach Möglichkeit beizuspringen.

Sechstes Kapitel.

Unsere drei verunglückten Abenteurer blieben indeß noch eine Zeit lang in ihrer seltsamen Lage; Niemand eilte ihnen zu Hilfe. Der Abend kam herbei, die Nacht drohte hereinzubrechen; Philinens Gleichgültigkeit fing an, in Unruhe überzugehen, Mignon lief hin und wieder, und die Ungeduld des Kindes nahm mit jedem Augenblicke zu. Endlich, da ihnen ihr Wunsch gewährt ward, und Menschen sich ihnen näherten, überfiel sie ein neuer Schrecken. Sie hörten ganz deutlich einen Trupp Pferde in dem Wege heraufkommen, den auch sie zurückgelegt hatten, und fürchteten, daß abermals eine Gesellschaft ungebetener Gäste diesen Wahlplatz besuchen möchte, um Nachlese zu halten.

Wie angenehm wurden sie dagegen überrascht, als ihnen aus den Büschen, auf einem Schimmel reitend, ein Frauenzimmer zu Gesichte kam, die von einem ältlichen Herrn und einigen Kavalieren begleitet wurde; Reitknechte, Bediente und ein Trupp Husaren folgten nach.

Philine, die zu dieser Erscheinung große Augen machte, war eben im Begriff, zu rufen und die schöne Amazone um Hülfe anzusprechen, als diese schon erstaunt ihre Augen nach der wunderbaren Gruppe wendete, sogleich ihr Pferd lenkte, herzurritt und stille hielt. Sie erkundigte sich eifrig nach dem Verwundeten, dessen Lage in dem Schooße der leichtfertigen Samariterin ihr höchst sonderbar vorzukommen schien.

„Ist es Ihr Mann?“ fragte sie Philinen. „Es ist nur ein

guter Freund," versetzte Diese mit einem Ton, der Wilhelmen höchst zuwider war. Er hatte seine Augen auf die sanften, hohen, stillen, theilnehmenden Gesichtszüge der Ankommenden geheftet; er glaubte nie etwas Edleres noch Liebenswürdigeres gesehen zu haben. Ein weiter Mannsüberrock verbarg ihm ihre Gestalt; sie hatte ihn, wie es schien, gegen die Einflüsse der kühlen Abendluft von einem ihrer Gesellschafter geborgt.

Die Ritter waren indeß auch näher gekommen; einige stiegen ab. Die Dame that ein Gleiches und fragte mit menschenfreundlicher Theilnehmung nach allen Umständen des Unfalls, der die Reisenden betroffen hatte, besonders aber nach den Wunden des hingestreckten Jünglings. Darauf wandte sie sich schnell um und ging mit einem alten Herrn seitwärts nach den Wagen, welche langsam den Berg heraufkamen und auf dem Wahlplatz stille hielten.

Nachdem die junge Dame eine kurze Zeit am Schlage der einen Kutsche gestanden und sich mit den Ankommenden unterhalten hatte, stieg ein Mann von unterirdischer Gestalt heraus, den sie zu unserm verwundeten Helden führte. An dem Kästchen, das er in der Hand hatte, und an der ledernen Tasche mit Instrumenten erkannte man ihn bald für einen Wundarzt. Seine Manieren waren mehr rauh als einnehmend, doch seine Hand leicht und seine Hilfe willkommen. Er untersuchte genau, erklärte, keine Wunde sei gefährlich; er wolle sie auf der Stelle verbinden, alsdann könne man den Kranken in das nächste Dorf bringen.

Die Besorgnisse der jungen Dame schienen sich zu vermehren. „Sehen Sie nur," sagte sie, nachdem sie einigemal hin und her gegangen war und den alten Herrn wieder herbeiführte, „sehen Sie, wie man ihn zugerichtet hat! Und leidet er nicht um unsertwillen?" Wilhelm hörte diese Worte und verstand sie nicht. Sie ging unruhig hin und wieder; es schien, als könnte sie sich nicht von dem Anblick des Verwundeten losreißen, und als fürchtete sie zugleich den Wohlstand zu verletzen, wenn sie stehen bliebe, zu der Zeit, da man ihn, wiewol mit Mühe, zu entkleiden anfing. Der Chirurgus schnitt eben den linken Aermel auf, als der alte Herr hinzutrat und ihr mit einem ernsthaften Tone die Nothwendigkeit, ihre Reise fortzusetzen, vorstellte. Wilhelm hatte seine Augen auf sie gerichtet und war von ihren Blicken so eingenommen, daß er kaum fühlte, was mit ihm vorging.

Philine war indeſſen aufgeſtanden, um der gnädigen Dame die Hand zu küſſen. Als ſie neben einander ſtanden, glaubte unſer Freund nie einen ſolchen Abſtand geſehen zu haben. Philine war ihm noch nie in einem ſo ungünſtigen Lichte erſchienen. Sie ſollte, wie es ihm vorkam, ſich jener edlen Natur nicht nahen, noch weniger ſie berühren.

Die Dame fragte Philinen Verſchiedenes, aber leiſe. Endlich kehrte ſie ſich zu dem alten Herrn, der noch immer trocken dabei ſtand, und ſagte: „Lieber Oheim, darf ich auf Ihre Koſten freigebig ſein?“ Sie zog ſogleich den Ueberrock aus, und ihre Abſicht, ihn dem Verwundeten und Unbekleideten hinzugeben, war nicht zu verkennen.

Wilhelm, den der heilſame Blick ihrer Augen bisher feſtgehalten hatte, war nun, als der Ueberrock fiel, von ihrer ſchönen Geſtalt überraſcht. Sie trat näher herzu und legte den Rock ſanft über ihn hin. In dieſem Augenblicke, da er den Mund öffnen und einige Worte des Dankes ſtammeln wollte, wirkte der lebhafte Eindruck ihrer Gegenwart ſo ſonderbar auf ſeine ſchon angegriffenen Sinne, daß es ihm auf einmal vorkam, als ſei ihr Haupt mit Strahlen umgeben, und über ihr ganzes Bild verbreite ſich nach und nach ein glänzendes Licht. Der Chirurgus berührte ihn eben unſanfter, indem er die Kugel, welche in der Wunde ſtak, herauszuziehen Anſtalt machte. Die Heilige verſchwand vor den Augen des Hinſinkenden; er verlor alles Bewußtſein, und als er wieder zu ſich kam, waren Reiter und Wagen, die Schöne ſammt ihren Begleitern verſchwunden.

Siebentes Kapitel.

Nachdem unſer Freund verbunden und angekleidet war, eilte der Chirurgus weg, eben als der Harfenſpieler mit einer Anzahl Bauern heraufkam. Sie bereiteten eilig aus abgehauenen Aeſten und eingeflochtenem Reiſig eine Trage, luden den Verwundeten darauf und brachten ihn unter Anführung eines reitenden Jägers, den die Herrſchaft zurückgelaſſen hatte, ſachte den Berg hinunter. Der Harfner, ſtill und in ſich gekehrt, trug ſein beſchädigtes Inſtrument, einige Leute ſchleppten Philinens Koffer; ſie ſchlenderte mit einem Bündel nach; Mignon ſprang bald voraus, bald zur Seite durch Buſch und Wald, und blickte

sehnlich nach ihrem kranken Beschützer hinüber. Dieser lag, in seinen warmen Ueberrock gehüllt, ruhig auf der Bahre. Eine elektrische Wärme schien aus der feinen Wolle in seinen Körper überzugehen; genug, er fühlte sich in die behaglichste Empfindung versetzt. Die schöne Besitzerin des Kleides hatte mächtig auf ihn gewirkt. Er sah noch den Rock von ihren Schultern fallen, die edelste Gestalt, von Strahlen umgeben, vor sich stehen, und seine Seele eilte der Verschwundenen durch Felsen und Wälder auf dem Fuße nach.

Nur mit sinkender Nacht kam der Zug im Dorfe vor dem Wirthshause an, in welchem sich die übrige Gesellschaft befand und verzweiflungsvoll den unersetzlichen Verlust beklagte. Die einzige kleine Stube des Hauses war von Menschen vollgepfropft; Einige lagen auf der Streue, Andere hatten die Bänke eingenommen, Einige sich hinter den Ofen gedrückt, und Frau Melina erwartete in einer benachbarten Kammer ängstlich ihre Niederkunft. Der Schrecken hatte sie beschleunigt, und unter dem Beistande der Wirthin, einer jungen, unerfahrenen Frau, konnte man wenig Gutes erwarten.

Als die neuen Ankömmlinge hereingelassen zu werden verlangten, entstand ein allgemeines Murren. Man behauptete nun, daß man allein auf Wilhelm's Rath, unter seiner besondern Anführung diesen gefährlichen Weg unternommen und sich diesem Unfall ausgesetzt habe. Man warf die Schuld des üblen Ausgangs auf ihn, widersetzte sich an der Thüre seinem Eintritt und behauptete, er müsse anderswo unterzukommen suchen. Philinen begegnete man noch schnöder; der Harfenspieler und Mignon mußten auch das Ihrige leiden.

Nicht lange hörte der Jäger, dem die Vorsorge für die Verlassenen von seiner schönen Herrschaft ernstlich anbefohlen war, dem Streite mit Geduld zu; er fuhr mit Fluchen und Drohen auf die Gesellschaft los, gebot ihnen zusammenzurücken und den Ankommenden Platz zu machen. Man fing an, sich zu bequemen. Er bereitete Wilhelmen einen Platz auf einem Tische, den er in eine Ecke schob; Philine ließ ihren Koffer daneben stellen und setzte sich darauf. Jeder drückte sich, so gut er konnte, und der Jäger begab sich weg, um zu sehen, ob er nicht ein bequemeres Quartier für das Ehepaar ausmachen könne.

Kaum war er fort, als der Unwille wieder laut zu werden anfing, und ein Vorwurf den andern drängte. Jedermann

erzählte und erhöhte seinen Verlust; man schalt die Verwegenheit, durch die man so Vieles eingebüßt; man verhehlte sogar die Schadenfreude nicht, die man über die Wunden unseres Freundes empfand; man verhöhnte Philinen und wollte ihr die Art und Weise, wie sie ihren Koffer gerettet, zum Verbrechen machen. Aus allerlei Anzüglichkeiten und Stichelreden hätte man schließen sollen, sie habe sich während der Plünderung und Niederlage um die Gunst des Anführers der Bande bemüht und habe ihn, wer weiß durch welche Künste und Gefälligkeiten, vermocht, ihren Koffer frei zu geben. Man wollte sie eine ganze Weile vermißt haben. Sie antwortete nichts und klapperte nur mit den großen Schlössern ihres Koffers, um ihre Neider recht von seiner Gegenwart zu überzeugen und die Verzweiflung des Haufens durch ihr eigenes Glück zu vermehren.

Achtes Kapitel.

Wilhelm, ob er gleich durch den starken Verlust des Blutes schwach und nach der Erscheinung jenes hilfreichen Engels mild und sanft geworden war, konnte sich doch zuletzt des Verdrusses über die harten und ungerechten Reden nicht enthalten, welche bei seinem Stillschweigen von der unzufriedenen Gesellschaft immer erneuert wurden. Endlich fühlte er sich gestärkt genug, um sich aufzurichten und ihnen die Unart vorzustellen, mit der sie ihren Freund und Führer beunruhigten. Er hob sein verbundenes Haupt in die Höhe und fing, indem er sich mit einiger Mühe stützte und gegen die Wand lehnte, folgendergestalt zu reden an:

„Ich verzeihe dem Schmerze, den Jeder über seinen Verlust empfindet, daß Ihr mich in einem Augenblicke beleidigt, wo Ihr mich beklagen solltet, daß Ihr mir widersteht und mich von Euch stoßt, das erste Mal, da ich Hilfe von Euch erwarten könnte. Für die Dienste, die ich Euch erzeigte, für die Gefälligkeiten, die ich Euch erwies, habe ich mich durch Euren Dank, durch Euer freundschaftliches Betragen bisher genugsam belohnt gefunden; verleitet mich nicht, zwingt mein Gemüth nicht, zurückzugeben und zu überdenken, was ich für Euch gethan habe. Diese Berechnung würde mir nur peinlich werden. Der Zufall hat mich zu Euch geführt; Umstände und

eine heimliche Neigung haben mich bei Euch gehalten. Ich nahm an Euren Arbeiten, an Euren Vergnügungen Theil; meine wenigen Kenntnisse waren zu Eurem Dienste. Gebt Ihr mir jetzt auf eine bittere Weise den Unfall Schuld, der uns betroffen hat, so erinnert Ihr Euch nicht, daß der erste Vorschlag, diesen Weg zu nehmen, von fremden Leuten kam, von Euch Allen geprüft und so gut von Jedem als von mir gebilligt worden ist. Wäre unsere Reise glücklich vollbracht, so würde sich Jeder wegen des guten Einfalls loben, daß er diesen Weg angerathen, daß er ihn vorgezogen; er würde sich unserer Ueberlegungen und seines ausgeübten Stimmrechts mit Freuden erinnern; jetzt macht Ihr mich allein verantwortlich, Ihr zwingt mir eine Schuld auf, die ich willig übernehmen wollte, wenn mich das reinste Bewußtsein nicht frei spräche, ja, wenn ich mich nicht auf Euch selbst berufen könnte. Habt Ihr gegen mich etwas zu sagen, so bringt es ordentlich vor, und ich werde mich zu vertheidigen wissen; habt Ihr nichts Gegründetes anzugeben, so schweigt und quält mich nicht, jetzt, da ich der Ruhe so äußerst bedürftig bin."

Statt aller Antwort fingen die Mädchen an, abermals zu weinen und ihren Verlust umständlich zu erzählen. Melina war ganz außer Fassung; denn er hatte freilich am Meisten, und mehr, als wir denken können, eingebüßt. Wie ein Rasender stolperte er in dem engen Raume hin und her, stieß den Kopf wider die Wand, fluchte und schalt auf das Unziemlichste; und da nun gar zu gleicher Zeit die Wirthin aus der Kammer trat mit der Nachricht, daß seine Frau mit einem todten Kinde niedergekommen, erlaubte er sich die heftigsten Ausbrüche, und einstimmig mit ihm heulte, schrie, brummte und lärmte Alles durch einander.

Wilhelm, der zugleich von mitleidiger Theilnehmung an ihrem Zustande und von Verdruß über ihre niedrige Gesinnung bis in sein Innerstes bewegt war, fühlte, ungeachtet der Schwäche seines Körpers, die ganze Kraft seiner Seele lebendig. „Fast," rief er aus, „muß ich Euch verachten, so bellagenswerth Ihr auch sein mögt. Kein Unglück berechtigt uns, einen Unschuldigen mit Verwürfen zu beladen; habe ich Theil an diesem falschen Schritte, so büße ich auch mein Theil. Ich liege verwundet hier, und wenn die Gesellschaft verloren hat, so verliere ich das Meiste. Was an Garderobe geraubt worden, was an Dekorationen zu Grunde gegangen, war mein;

denn Sie, Herr Melina, haben mich noch nicht bezahlt, und ich spreche Sie von dieser Forderung hiermit völlig frei."

„Sie haben gut schenken," rief Melina, „was Niemand wiedersehen wird. Ihr Geld lag in meiner Frau Koffer, und es ist Ihre Schuld, daß es Ihnen verloren geht. Aber, o! wenn das Alles wäre!" Er fing aufs Neue zu stampfen, zu schimpfen und zu schreien an. Jedermann erinnerte sich der schönen Kleider aus der Garderobe des Grafen, der Schnallen, Uhren, Dosen, Hüte, welche Melina von dem Kammerdiener so glücklich gehandelt hatte. Jedem fielen seine eigenen, obgleich viel geringern Schätze dabei wieder ins Gedächtniß; man blickte mit Verdruß auf Philinens Koffer, man gab Wilhelmen zu verstehen, er habe wahrlich nicht übel gethan, sich mit dieser Schönen zu associiren und durch ihr Glück auch seine Habseligkeiten zu retten.

„Glaubt Ihr denn," rief er endlich aus, „daß ich etwas Eigenes haben werde, so lange Ihr darbt, und ist es wol das erste Mal, daß ich in der Noth mit Euch redlich theile? Man öffne den Koffer, und was mein ist, will ich zum öffentlichen Bedürfniß niederlegen."

„Es ist mein Koffer," sagte Philine, „und ich werde ihn nicht eher aufmachen, bis es mir beliebt. Ihre paar Fittige, die ich Ihnen aufgehoben, können wenig betragen, und wenn sie an die redlichsten Juden verkauft werden. Denken Sie an Sich, was Ihre Heilung kosten, was Ihnen in einem fremden Lande begegnen kann."

„Sie werden mir, Philine," versetzte Wilhelm, „nichts vorenthalten, was mein ist, und das Wenige wird uns aus der ersten Verlegenheit retten. Allein der Mensch besitzt noch Manches, womit er seinen Freunden beistehen kann, das eben nicht klingende Münze zu sein braucht. Alles, was in mir ist, soll diesen Unglücklichen gewidmet sein, die gewiß, wenn sie wieder zu sich selbst kommen, ihr gegenwärtiges Betragen bereuen werden."

„Ja," fuhr er fort, „ich fühle, daß Ihr bedürft, und was ich vermag, will ich Euch leisten; schenkt mir Euer Vertrauen aufs Neue, beruhigt Euch für diesen Augenblick, nehmt an, was ich Euch verspreche! Wer will die Zusage im Namen Aller von mir empfangen?"

Hier streckte er seine Hand aus und rief: „Ich verspreche, daß ich nicht eher von Euch weichen, Euch nicht eher verlassen will, als bis ein Jeder seinen Verlust doppelt und dreifach ersetzt

sieht, bis Ihr den Zustand, in dem Ihr Euch, durch wessen Schuld es wolle, befindet, völlig vergessen und mit einem glücklichern vertauscht habt."

Er hielt seine Hand noch immer ausgestreckt, und Niemand wollte sie fassen. „Ich versprech' es noch einmal," rief er aus, indem er auf sein Kissen zurücksank. Alle blieben stille; sie waren beschämt, aber nicht getröstet, und Philine, auf ihrem Koffer sitzend, knackte Nüsse auf, die sie in ihrer Tasche gefunden hatte.

Neuntes Kapitel.

Der Jäger kam mit einigen Leuten zurück und machte Anstalt, den Verwundeten wegzuschaffen; er hatte den Pfarrer des Orts beredet, das Ehepaar aufzunehmen. Philinens Koffer ward fortgetragen, und sie folgte mit natürlichem Anstand. Mignon lief voraus, und da der Kranke im Pfarrhaus ankam, ward ihm ein weites Ehebette, das schon lange Zeit als Gast- und Ehrenbette bereit stand, eingegeben. Hier bemerkte man erst, daß die Wunde aufgegangen war und stark geblutet hatte. Man mußte für einen neuen Verband sorgen. Der Kranke verfiel in ein Fieber. Philine wartete ihn treulich, und als die Müdigkeit sie übermeisterte, löste sie der Harfenspieler ab; Mignon war, mit dem festen Vorsatz zu wachen, in einer Ecke eingeschlafen.

Des Morgens, als Wilhelm sich ein Wenig erholt hatte, erfuhr er von dem Jäger, daß die Herrschaft, die ihnen gestern zu Hilfe gekommen sei, vor Kurzem ihre Güter verlassen habe, um den Kriegsbewegungen auszuweichen und sich bis zum Frieden in einer ruhigern Gegend aufzuhalten. Er nannte den ältlichen Herrn und seine Nichte, zeigte den Ort an, wohin sie sich zuerst begeben, erklärte Wilhelmen, wie das Fräulein ihm eingebunden, für die Verlassenen Sorge zu tragen.

Der hereintretende Wundarzt unterbrach die lebhaften Danksagungen, in welche sich Wilhelm gegen den Jäger ergoß, machte eine umständliche Beschreibung der Wunden, versicherte, daß sie leicht heilen würden, wenn der Patient sich ruhig hielte und sich abwartete.

Nachdem der Jäger weggeritten war, erzählte Philine, daß er ihr einen Beutel mit zwanzig Louisd'oren zurückgelassen, daß

er dem Geistlichen ein Douceur für die Wohnung gegeben und die Kurkosten für den Chirurgus bei ihm niedergelegt habe. Sie gelte durchaus für Wilhelm's Frau, introducire sich ein für allemal bei ihm in dieser Qualität und werde nicht zugeben, daß er sich nach einer andern Wartung umsehe.

„Pbiline," sagte Wilhelm, „ich bin Ihnen bei dem Unfall, der uns begegnet ist, schon manchen Dank schuldig geworden, und ich wünschte nicht, meine Verbindlichkeiten gegen Sie vermehrt zu sehen. Ich bin unruhig, so lange Sie um mich sind; denn ich weiß nichts, womit ich Ihnen die Mühe vergelten kann. Geben Sie mir meine Sachen, die Sie in Ihrem Koffer gerettet haben, heraus, schließen Sie Sich an die übrige Gesellschaft an, suchen Sie ein ander Quartier, nehmen Sie meinen Dank und die goldene Uhr als eine kleine Erkenntlichkeit; nur verlassen Sie mich! Ihre Gegenwart beunruhigt mich mehr, als Sie glauben."

Sie lachte ihm ins Gesicht, als er geendigt hatte. „Du bist ein Thor," sagte sie, „Du wirst nicht klug werden. Ich weiß besser, was Dir gut ist; ich werde bleiben, ich werde mich nicht von der Stelle rühren. Auf den Dank der Männer habe ich niemals gerechnet, also auch auf Deinen nicht; und wenn ich Dich lieb habe, was geht's Dich an?"*)

Sie blieb und hatte sich bald bei dem Pfarrer und seiner Familie eingeschmeichelt, indem sie immer lustig war, Jedem etwas zu schenken, Jedem nach dem Sinne zu reden wußte und dabei immer that, was sie wollte. Wilhelm befand sich nicht übel; der Chirurgus, ein unwissender, aber nicht ungeschickter Mensch, ließ die Natur walten, und so war der Patient bald auf dem Wege der Besserung. Sehnlich wünschte dieser sich wiederhergestellt zu sehen, um seine Plane, seine Wünsche eifrig verfolgen zu können.

Unaufhörlich rief er sich jene Begebenheit zurück, welche einen unauslöschlichen Eindruck auf sein Gemüth gemacht hatte. Er sah die schöne Amazone reitend aus den Büschen hervorkommen; sie näherte sich ihm, stieg ab, ging hin und wieder und bemühte sich um seinetwillen. Er sah das umhüllende Kleid von ihren Schultern fallen, ihr Gesicht, ihre Gestalt glänzend verschwinden. Alle seine Jugendträume knüpften sich an

*) In „Dichtung und Wahrheit" bemerkt Goethe von seiner Jugendzeit: „Uneigennützig zu sein in Allem, am Uneigennützigsten in Liebe und Freundschaft, war meine höchste Lust, meine Maxime, meine Ausführung, so daß jenes frische spätere Wort: „Wenn ich Dich liebe, was geht's Dich an?" mir recht aus dem Herzen gesprochen ist."

dieſes Bild. Er glaubte nunmehr die edle heldenmüthige Chlorinde mit eigenen Augen geſehen zu haben; ihm fiel der kranke Königsſohn wieder ein, an deſſen Lager die ſchöne theilnehmende Prinzeſſin mit ſtiller Beſcheidenheit herantritt.

„Sollten nicht," ſagte er manchmal im Stillen zu ſich ſelbſt, „uns in der Jugend, wie im Schlafe, die Bilder zukünftiger Schickſale umſchweben und unſerm unbefangenen Auge ahnungsvoll ſichtbar werden? Sollten die Keime deſſen, was uns begegnen wird, nicht ſchon von der Hand des Schickſals ausgeſtreut, ſollte nicht ein Vorgenuß der Früchte, die wir einſt zu brechen beſſen, möglich ſein?"

Sein Krankenlager gab ihm Zeit, jene Scene tauſendmal zu wiederholen. Tauſendmal rief er den Klang jener ſüßen Stimme zurück, und wie beneidete er Philinen, die jene hilfreiche Hand geküßt hatte! Oft kam ihm die Geſchichte wie ein Traum vor, und er würde ſie für ein Märchen gehalten haben, wenn nicht das Kleid zurückgeblieben wäre, das ihm die Gewißheit der Erſcheinung verſicherte.

Mit der größten Sorgfalt für dieſes Gewand war das lebhafteſte Verlangen verbunden, ſich damit zu bekleiden. Sobald er aufſtand, warf er es über und befürchtete den ganzen Tag, es möchte durch einen Flecken oder auf ſonſt eine Weiſe beſchädigt werden.

Zehntes Kapitel.

Laertes beſuchte ſeinen Freund. Er war bei jener lebhaften Scene im Wirthshauſe nicht gegenwärtig geweſen; denn er lag in einer obern Kammer. Ueber ſeinen Verluſt war er ſehr getröſtet und bald ſich mit ſeinem gewöhnlichen „Was thut's?" Er erzählte verſchiedene lächerliche Züge von der Geſellſchaft; beſonders gab er Frau Melina Schuld, ſie beweine den Verluſt ihrer Tochter nur deswegen, weil ſie nicht das altdeutſche Vergnügen haben könne, eine Mechtilde*) taufen zu laſſen. Was ihren Mann betreffe, ſo offenbare ſich's nun, daß er viel Geld bei ſich gehabt und auch ſchon damals des Vorſchuſſes, den er Wilhelmen abgelockt, keineswegs bedurft habe. Melina wolle nunmehr mit dem nächſten Poſtwagen abgehen und werde von

*) Nach II. 10 (S. 129) ſollte man Mathilde erwarten.

Wilhelmen ein Empfehlungsschreiben an seinen Freund, den Direktor Serlo, verlangen, bei dessen Gesellschaft er, weil die eigene Unternehmung gescheitert, nun unterzukommen hoffe.

Mignon war einige Tage sehr still gewesen, und als man in sie drang, gestand sie endlich, daß ihr rechter Arm verrenkt sei. „Das hast Du Deiner Verwegenheit zu danken," sagte Philine und erzählte, wie das Kind im Gefechte seinen Hirschfänger gezogen und, als es seinen Freund in Gefahr gesehen, wacker auf die Freibeuter zugehauen habe; endlich sei es beim Arme ergriffen und auf die Seite geschleudert worden. Man schalt auf sie, daß sie das Uebel nicht eher entdeckt habe; doch merkte man wol, daß sie sich vor dem Chirurgus gescheut, der sie bisher immer für einen Knaben gehalten hatte. Man suchte das Uebel zu heben, und sie mußte den Arm in der Binde tragen. Hierüber war sie aufs Neue empfindlich, weil sie den besten Theil der Pflege und Wartung Ihres Freundes Philinen überlassen mußte, und die angenehme Sünderin zeigte sich nur um desto thätiger und aufmerksamer.

Eines Morgens, als Wilhelm erwachte, fand er sich mit ihr in einer sonderbaren Nähe. Er war auf seinem weiten Lager in der Unruhe des Schlafs ganz an die hintere Seite gerutscht. Philine lag quer über den vordern Theil hingestreckt; sie schien auf dem Bette sitzend und lesend eingeschlafen zu sein. Ein Buch war ihr aus der Hand gefallen; sie war zurück und mit dem Kopfe nahe an seine Brust gesunken, über die sich ihre blonden aufgelösten Haare in Wellen ausbreiteten. Die Unordnung des Schlafs erhöhte mehr als Kunst und Putz ihre Reize; eine kindische lächelnde Ruhe schwebte über ihrem Gesichte. Er sah sie eine Zeit lang an und schien sich selbst über das Vergnügen zu tadeln, womit er sie ansah, und wir wissen nicht, ob er seinen Zustand segnete oder tadelte, der ihm Ruhe und Mäßigung zur Pflicht machte. Er hatte sie eine Zeit lang aufmerksam betrachtet, als sie sich zu regen anfing. Er schloß die Augen sachte zu, doch konnte er nicht unterlassen zu blinzen und nach ihr zu sehen, als sie sich wieder zurecht putzte und wegging, nach dem Frühstück zu fragen.

Nach und nach hatten sich nun die sämmtlichen Schauspieler bei Wilhelmen gemeldet, hatten Empfehlungsschreiben und Reisegeld, mehr oder weniger unartig und ungestüm, gefordert und immer mit Widerwillen Philinens erhalten. Vergebens stellte sie ihrem Freunde vor, daß der Jäger auch diesen Leuten eine

ansehnliche Summe zurückgelassen, daß man ihn nur zum Besten habe. Vielmehr kamen sie darüber in einen lebhaften Zwist, und Wilhelm behauptete nunmehr ein- für allemal, daß sie sich gleichfalls an die übrige Gesellschaft anschließen und ihr Glück bei Serlo versuchen sollte.

Nur einige Augenblicke verließ sie ihr Gleichmuth; dann erholte sie sich schnell wieder und rief: „Wenn ich nur meinen Blenden wieder hätte, so wollt' ich mich um euch Alle nichts kümmern." Sie meinte Friedrichen, der sich vom Wahlplatze verloren und nicht wieder gefunden hatte.

Des andern Morgens brachte Mignon die Nachricht ans Bette, daß Philine in der Nacht abgereist sei; im Nebenzimmer habe sie Alles, was ihm gehöre, sehr ordentlich zusammengelegt. Er empfand ihre Abwesenheit; er hatte an ihr eine treue Wärterin, eine muntere Gesellschafterin verloren; er war nicht mehr gewohnt, allein zu sein. Allein Mignon füllte die Lücke bald wieder aus.

Seitdem jene leichtfertige Schöne in ihren freundlichen Bemühungen den Verwundeten umgab, hatte sich die Kleine nach und nach zurückgezogen und war stille für sich geblieben; nun aber, da sie wieder freies Feld gewann, trat sie mit Aufmerksamkeit und Liebe hervor, war eifrig, ihm zu dienen, und munter, ihn zu unterhalten.

Elftes Kapitel.

Mit lebhaften Schritten nahte er sich der Besserung; er hoffte nun in wenig Tagen seine Reise antreten zu können. Er wollte nicht etwa planlos ein schlenderndes Leben fortsetzen, sondern zweckmäßige Schritte sollten künftig seine Bahn bezeichnen. Zuerst wollte er die hilfreiche Herrschaft aufsuchen, um seine Dankbarkeit an den Tag zu legen, alsdann zu seinem Freunde, dem Direktor, eilen, um für die verunglückte Gesellschaft auf das Beste zu sorgen, und zugleich die Handelsfreunde, an die er mit Adressen versehen war, besuchen und die ihm aufgetragenen Geschäfte verrichten. Er machte sich Hoffnung, daß ihm das Glück wie vorher auch künftig beistehen und ihm Gelegenheit verschaffen werde, durch eine glückliche Spekulation den Verlust zu ersetzen und die Lücke seiner Kasse wieder auszufüllen.

Das Verlangen, seine Retterin wiederzusehen, wuchs mit

jedem Tage. Um seine Reiseroute zu bestimmen, ging er mit dem Geistlichen zu Rathe, der schöne geographische und statistische Kenntnisse hatte und eine artige Bücher- und Kartensammlung besaß. Man suchte nach dem Orte, den die edle Familie während des Kriegs zu ihrem Sitz erwählt hatte, man suchte Nachrichten von ihr selbst auf; allein der Ort war in keiner Geographie, auf keiner Karte zu finden, und die genealogischen Handbücher sagten nichts von einer solchen Familie.

Wilhelm wurde unruhig, und als er seine Betümmerniß laut werden ließ, entdeckte ihm der Harfenspieler, er habe Ursache zu glauben, daß der Jäger, es sei, aus welcher Ursache es wolle, den wahren Namen verschwiegen habe.

Wilhelm, der nun einmal sich in der Nähe der Schönen glaubte, hoffte einige Nachricht von ihr zu erhalten, wenn er den Harfenspieler abschickte; aber auch diese Hoffnung ward getäuscht. So sehr der Alte sich auch erkundigte, konnte er doch auf keine Spur kommen. In jenen Tagen waren verschiedene lebhafte Bewegungen und unvorgesehene Durchmärsche in diesen Gegenden vorgefallen; Niemand hatte auf die reisende Gesellschaft besonders Acht gegeben, so daß der ausgesendete Bote, um nicht für einen jüdischen Spion angesehen zu werden, wieder zurückgehen und ohne Obdiatt vor seinem Herrn und Freund erscheinen mußte. Er legte strenge Rechenschaft ab, wie er den Auftrag auszurichten gesucht, und war bemüht, allen Verdacht einer Nachlässigkeit von sich zu entfernen. Er suchte auf alle Weise Wilhelm's Betrübniß zu lindern, besann sich auf Alles, was er von dem Jäger erfahren hatte, und brachte mancherlei Muthmaßungen vor, wobei denn endlich ein Umstand vorkam, woraus Wilhelm einige räthselhafte Worte der schönen Verschwundenen deuten konnte.

Die räuberische Bande nämlich hatte nicht der wandernden Truppe, sondern jener Herrschaft aufgepaßt, bei der sie mit Recht vieles Geld und Kostbarkeiten vermuthete, und von deren Zug sie genaue Nachricht mußte gehabt haben. Man wußte nicht, ob man die That einem Freicorps, ob man sie Maraudeurs oder Räubern zuschreiben sollte. Genug, zum Glücke der vornehmen und reichen Karavane waren die Geringen und Armen zuerst auf den Platz gekommen und hatten das Schicksal erduldet, das Jenen zubereitet war. Darauf bezogen sich die Worte der jungen Dame, deren sich Wilhelm noch gar wohl erinnerte. Wenn er nun vergnügt und glücklich sein konnte, daß ein vorsichtiger

Genius ihn zum Opfer bestimmt hatte, eine vollkommene Sterbliche zu retten, so war er dagegen nahe an der Verzweiflung, da ihm, sie wiederzufinden, sie wiederzusehen, wenigstens für den Augenblick, alle Hoffnung verschwunden war.

Was diese sonderbare Bewegung in ihm vermehrte, war die Aehnlichkeit, die er zwischen der Gräfin und der schönen Unbekannten entdeckt zu haben glaubte. Sie glichen sich, wie sich Schwestern gleichen mögen, deren keine die jüngere noch die ältere genannt werden darf; denn sie scheinen Zwillinge zu sein.

Die Erinnerung an die liebenswürdige Gräfin war ihm unendlich süß; er rief sich ihr Bild nur allzu gern wieder ins Gedächtniß. Aber nun trat die Gestalt der edlen Amazone gleich dazwischen, eine Erscheinung verwandelte sich in die andere, ohne daß er im Stande gewesen wäre, diese oder jene fest zu halten.

Wie wunderbar mußte ihm daher die Aehnlichkeit ihrer Handschriften sein; denn er verwahrte ein reizendes Lied von der Hand der Gräfin in seiner Schreibtafel, und in dem Ueberrocke hatte er ein Zettelchen gefunden, worin man sich mit viel zärtlicher Sorgfalt nach dem Befinden eines Oheims erkundigte.

Wilhelm war überzeugt, daß seine Retterin dieses Billet geschrieben, daß es auf der Reise in einem Wirthshause aus einem Zimmer in das andere geschickt und von dem Oheim in die Tasche gesteckt worden sei. Er hielt beide Handschriften gegen einander, und wenn die zierlich gestellten Buchstaben der Gräfin ihm sonst so sehr gefallen hatten, so fand er in den ähnlichen, aber freiern Zügen der Unbekannten eine unaussprechlich fließende Harmonie. Das Billet enthielt nichts, und schon die Züge schienen ihn, so wie ehemals die Gegenwart der Schönen, zu erheben.

Er verfiel in eine träumende Sehnsucht, und wie einstimmend mit seinen Empfindungen war das Lied, das eben in dieser Stunde Mignon und der Harfner als ein unregelmäßiges Duett mit dem herzlichsten Ausdrucke sangen:

Nur wer die Sehnsucht kennt,
Weiß, was ich leide!
Allein und abgetrennt
Von aller Freude,
Seh' ich ans Firmament
Nach jener Seite.

Ach, der mich liebt und kennt,
Ist in der Weite.
Es schwindelt mir, es brennt
Mein Eingeweide.
Nur wer die Sehnsucht kennt,
Weiß, was ich leide!

Zwölftes Kapitel.

Die sanften Lockungen des lieben Schutzgeistes, anstatt unsern Freund auf irgend einen Weg zu führen, nährten und vermehrten die Unruhe, die er vorher empfunden hatte. Eine heimliche Gluth schlich in seinen Adern: bestimmte und unbestimmte Gegenstände wechselten in seiner Seele und erregten ein endloses Verlangen. Bald wünschte er sich ein Roß, bald Flügel, und indem es ihm unmöglich schien, bleiben zu können, sah er sich erst um, wohin er denn eigentlich begehre.

Der Faden seines Schicksals hatte sich so sonderbar verworren; er wünschte die seltsamen Knoten aufgelöst oder zerschnitten zu sehen. Oft, wenn er ein Pferd traben oder einen Wagen rollen hörte, schaute er eilig zum Fenster hinaus, in der Hoffnung, es würde Jemand sein, der ihn aufsuchte und, wäre es auch nur durch Zufall, ihm Nachricht, Gewißheit und Freude brächte. Er erzählte sich Geschichten vor, wie sein Freund Werner in diese Gegend kommen und ihn überraschen könnte, daß Mariane vielleicht erscheinen dürfte. Der Ton eines jeden Postborns setzte ihn in Bewegung. Melina sollte von seinem Schicksale Nachricht geben, vorzüglich aber sollte der Jäger wiederkommen und ihn zu jener angebeteten Schönheit einladen.

Von Allem diesen geschah leider nichts, und er mußte allein wieder mit sich allein bleiben, und indem er das Vergangene wieder durchnahm, ward ihm ein Umstand, je mehr er ihn betrachtete und beleuchtete, immer widriger und unerträglicher. Es war seine verunglückte Heerführerschaft, an die er ohne Verdruß nicht denken konnte. Denn ob er gleich am Abend jenes bösen Tages sich vor der Gesellschaft so ziemlich herausgeredet hatte, so konnte er sich doch selbst seine Schuld nicht verleugnen. Er schrieb sich vielmehr in hypochondrischen Augenblicken den ganzen Vorfall allein zu.

Die Eigenliebe läßt uns sowol unsere Tugenden als unsere

Fehler viel bedeutender, als sie sind, erscheinen. Er hatte das Vertrauen auf sich rege gemacht, den Willen der Uebrigen gelenkt und war, von Unerfahrenheit und Kühnheit geleitet, vorangegangen; es ergriff sie eine Gefahr, der sie nicht gewachsen waren. Laute und stille Vorwürfe verfolgten ihn; und wenn er der irregeführten Gesellschaft nach dem empfindlichen Verluste zugesagt hatte, sie nicht zu verlassen, bis er ihnen das Verlorne mit Wucher ersetzt hätte, so hatte er sich über eine neue Verwegenheit zu schelten, womit er ein allgemein ausgebrochnes Uebel auf seine Schultern zu nehmen sich vermaß. Bald verwies er sich, daß er durch Anspannung und Drang des Augenblicks ein solches Verbrechen gethan hatte; bald fühlte er wieder, daß jenes gutmüthige Hinreichen seiner Hand, die Niemand anzunehmen würdigte, nur eine leichte Förmlichkeit sei gegen das Gelübde, das sein Herz gethan hatte. Er sann auf Mittel, ihnen wohlthätig und nützlich zu sein, und fand alle Ursache, seine Reise zu Serlo zu beschleunigen. Er packte nunmehr seine Sachen zusammen und eilte, ohne seine völlige Genesung abzuwarten, ohne auf den Rath des Vaters- und Bundarztes zu hören, in der wunderbaren Gesellschaft Mignon's und des Alten, der Unthätigkeit zu entfliehen, in der ihn sein Schicksal abermals nur zu lange gehalten hatte.

Dreizehntes Kapitel.

Serlo empfing ihn mit offenen Armen und rief ihm entgegen: „Seh' ich Sie? Erkenn' ich Sie wieder? Sie haben sich wenig oder nicht geändert. Ist Ihre Liebe zur edelsten Kunst noch immer so stark und lebendig? So sehr erfreu' ich mich über Ihre Ankunft, daß ich selbst das Mißtrauen nicht mehr fühle, das Ihre letzten Briefe bei mir erregt haben."

Wilhelm bat betroffen um eine nähere Erklärung.

„Sie haben Sich," versetzte Serlo, „gegen mich nicht wie ein alter Freund betragen; Sie haben mich wie einen großen Herrn behandelt, dem man mit gutem Gewissen unbrauchbare Leute empfehlen darf. Unser Schicksal hängt von der Meinung des Publikums ab, und ich fürchte, daß Ihr Herr Melina mit den Seinigen schwerlich bei uns wohl aufgenommen werden dürfte."

Wilhelm wollte etwas zu ihren Gunsten sprechen; aber Serlo fing an, eine so unbarmherzige Schilderung von ihnen zu

machen, daß unser Freund sehr zufrieden war, als ein Frauenzimmer in das Zimmer trat, das Gespräch unterbrach und ihm sogleich als Schwester Aurelie von seinem Freunde vorgestellt ward. Sie empfing ihn auf das Freundschaftlichste, und ihre Unterhaltung war so angenehm, daß er nicht einmal einen entschiedenen Zug des Kummers gewahr wurde, der ihrem geistreichen Gesicht noch ein besonderes Interesse gab.

Zum ersten Mal seit langer Zeit fand sich Wilhelm wieder in seinem Elemente. Bei seinen Gesprächen hatte er sonst nur nothdürftig gefällige Zuhörer gefunden, da er gegenwärtig mit Künstlern und Kennern zu sprechen das Glück hatte, die ihn nicht allein vollkommen verstanden, sondern die auch sein Gespräch belebrend erwiderten. Mit welcher Geschwindigkeit ging man die neuesten Stücke durch! mit welcher Sicherheit beurtheilte man sie! wie wußte man das Urtheil des Publikums zu prüfen und zu schätzen! in welcher Geschwindigkeit klärte man einander auf!

Nun mußte sich bei Wilhelm's Vorliebe für Shakespearen das Gespräch nothwendig auf diesen Schriftsteller lenken. Er zeigte die lebhafteste Hoffnung auf die Epoche, welche diese vortrefflichen Stücke in Deutschland machen müßten, und bald brachte er seinen „Hamlet" vor, der ihn so sehr beschäftigt hatte.

Serlo versicherte, daß er das Stück längst, wenn es nur möglich gewesen wäre, gegeben hätte, daß er gern die Rolle des Polonius übernehmen wolle. Dann setzte er mit Lächeln hinzu: „Und Ophelien finden sich wol auch, wenn wir nur erst den Prinzen haben."

Wilhelm bemerkte nicht, daß Aurelien dieser Scherz des Bruders zu mißfallen schien; er ward vielmehr nach seiner Art weitläufig und lehrreich, in welchem Sinne er den Hamlet gespielt haben wolle. Er legte ihnen die Resultate umständlich dar, mit welchen wir ihn oben beschäftigt gesehen, und gab sich alle Mühe, seine Meinung annehmlich zu machen, so viel Zweifel auch Serlo gegen seine Hypothese erregte. „Nun gut," sagte Dieser zuletzt, „wir geben Ihnen Alles zu; was wollen Sie weiter daraus erklären?"

„Vieles, Alles," versetzte Wilhelm. „Denken Sie Sich einen Prinzen, wie ich ihn geschildert habe, dessen Vater unvermuthet stirbt. Ehrgeiz und Herrschsucht sind nicht die Leidenschaften, die ihn beleben; er hatte sich's gefallen lassen, Sohn eines Königs zu sein; aber nun ist er erst genöthigt, auf den Abstand

aufmerksamer zu werden, der den König vom Unterthanen scheidet. Das Recht zur Krone war nicht erblich, und doch hätte ein längeres Leben seines Vaters die Ansprüche seines einzigen Sohnes mehr befestigt und die Hoffnung zur Krone gesichert. Dagegen sieht er sich nun durch seinen Oheim, ungeachtet scheinbarer Versprechungen, vielleicht auf immer ausgeschlossen; er fühlt sich nun so arm an Gnade, an Gutem und fremd in dem, was er von Jugend auf als sein Eigenthum betrachten konnte. Hier nimmt sein Gemüth die erste traurige Richtung. Er fühlt, daß er nicht mehr, ja nicht so viel ist als jeder Edelmann; er giebt sich für einen Diener eines Jeden, er ist nicht höflich, nicht herablassend, nein, herabgesunken und bedürftig. Nach seinem vorigen Zustande blickt er nur wie nach einem verschwundenen Traume. Vergebens, daß sein Oheim ihn aufmuntern, ihm seine Lage aus einem andern Gesichtspunkte zeigen will; die Empfindung seines Nichts verläßt ihn nie. Der zweite Schlag, der ihn traf, verletzte tiefer, beugte noch mehr. Es ist die Heirath seiner Mutter. Ihm, einem treuen und zärtlichen Sohne, blieb, da sein Vater starb, eine Mutter noch übrig; er hoffte, in Gesellschaft seiner hinterlassenen edlen Mutter die Heldengestalt jenes großen Abgeschiedenen zu verehren; aber auch seine Mutter verliert er, und es ist schlimmer, als wenn sie ihm der Tod geraubt hätte. Das zuverlässige Bild, das sich ein wohlgerathenes Kind so gern von seinen Eltern macht, verschwindet; bei dem Todten ist keine Hülfe und an der Lebendigen kein Halt. Sie ist auch ein Weib, und unter dem allgemeinen Geschlechtsnamen Gebrechlichkeit ist auch sie begriffen. Nun erst fühlt er sich recht gebeugt, nun erst verwaist, und kein Glück der Welt kann ihm wiedererſetzen, was er verloren hat. Nicht traurig, nicht nachdenklich von Natur, wird ihm Trauer und Nachdenken zur schweren Bürde. So sehen wir ihn auftreten. Ich glaube nicht, daß ich etwas in das Stück hineinlege oder einen Zug übertreibe."

Serlo sah seine Schwester an und sagte: „Habe ich Dir ein falsches Bild von unserm Freunde gemacht? Er fängt gut an und wird uns noch Manches vorerzählen und viel überreden." Wilhelm schwur hoch und theuer, daß er nicht überreden, sondern überzeugen wolle, und bat nur noch um einen Augenblick Geduld.

„Denken Sie Sich," rief er aus, „diesen Jüngling, diesen Fürstensohn recht lebhaft, vergegenwärtigen Sie Sich seine Lage,

und dann beobachten Sie ihn, wenn er erfährt, die Gestalt seines Vaters erscheine; stehen Sie ihm bei in der schrecklichen Nacht, wenn der ehrwürdige Geist selbst vor ihm auftritt. Ein ungeheures Entsetzen ergreift ihn; er redet die Wundergestalt an, sieht sie winken, folgt und hört. Die schreckliche Anklage wider seinen Oheim ertönt in seinen Ohren, Aufforderung zur Rache und die dringende wiederholte Bitte: „Erinnere Dich meiner!“ Und da der Geist verschwunden ist, wen sehen wir vor uns stehen? Einen jungen Helden, der nach Rache schnaubt? Einen gebornen Fürsten, der sich glücklich fühlt, gegen den Usurpator seiner Krone aufgefordert zu werden? Nein! Staunen und Trübsinn überfällt den Einsamen; er wird bitter gegen die lächelnden Hofgesichter, schwört, den Abgeschiedenen nicht zu vergessen, und schließt mit dem bedeutenden Seufzer: „Die Zeit ist aus dem Gelenke; wehe mir, daß ich geboren ward, sie wieder einzurichten!“ In diesen Worten, dünkt mich, liegt der Schlüssel zu Hamlet's ganzem Betragen, und mir ist deutlich, daß Shakespeare habe schildern wollen: eine große That, auf eine Seele gelegt, die der That nicht gewachsen ist. Und in diesem Sinne sind' ich das Stück durchgängig gearbeitet. Hier wird ein Eichbaum in ein köstliches Gefäß gepflanzt, das nur liebliche Blumen in seinen Schooß hätte aufnehmen sollen; die Wurzeln dehnen sich aus, das Gefäß wird zernichtet. Ein schönes, reines, edles, höchst moralisches Wesen, ohne die sinnliche Stärke, die den Helden macht, geht unter einer Last zu Grunde, die es weder tragen noch abwerfen kann; jede Pflicht ist ihm heilig, diese zu schwer. Das Unmögliche wird von ihm gefordert, nicht das Unmögliche an sich, sondern das, was ihm unmöglich ist. Wie er sich windet, dreht, ängstigt, vor- und zurücktritt, immer erinnert wird, sich immer erinnert und zuletzt fast seinen Zweck aus dem Sinne verliert, ohne doch jemals wieder froh zu werden!“

Vierzehntes Kapitel.

Verschiedene Personen traten herein, die das Gespräch unterbrachen. Es waren Virtuosen, die sich bei Serlo gewöhnlich einmal die Woche zu einem kleinen Konzerte versammelten. Er liebte die Musik sehr und behauptete, daß ein Schauspieler ohne diese Liebe niemals zu einem deutlichen Begriff und Gefühl seiner eigenen Kunst gelangen könne. So wie man viel leichter

und anständiger agire, wenn die Geberden durch eine Melodie begleitet und geleitet werden, so müsse der Schauspieler sich auch seine prosaische Rolle gleichsam im Sinne komponiren, daß er sie nicht etwa eintönig nach seiner individuellen Art und Weise hinsudele, sondern sie in gehöriger Abwechslung nach Takt und Maaß behandle.

Aurelie schien an Allem, was vorging, wenig Antheil zu nehmen, vielmehr führte sie zuletzt unsern Freund in ein Seitenzimmer, und indem sie ans Fenster trat und den gestirnten Himmel anschaute, sagte sie zu ihm: „Sie sind uns Manches über Hamlet schuldig geblieben; ich will zwar nicht vereilig sein und wünsche, daß mein Bruder auch mit anderen möge, was Sie uns noch zu sagen haben; doch lassen Sie mich Ihre Gedanken über Ophelien hören!"

„Von ihr läßt sich nicht viel sagen," versetzte Wilhelm; „denn nur mit wenig Meisterzügen ist ihr Charakter vollendet. Ihr ganzes Wesen schwebt in reiner, süßer Sinnlichkeit. Ihre Neigung zu dem Prinzen, auf dessen Hand sie Anspruch machen darf, fließt so aus der Quelle, das gute Herz überläßt sich so ganz seinem Verlangen, daß Vater und Bruder Beide fürchten, Beide gerade zu und unbescheiden warnen. Der Wohlstand, wie der leichte Flor auf ihrem Busen, kann die Bewegung ihres Herzens nicht verbergen, er wird vielmehr ein Verräther dieser leisen Bewegung. Ihre Einbildungskraft ist angeregt, ihre stille Bescheidenheit athmet eine liebevolle Begierde; und sollte die bequeme Göttin Gelegenheit das Bäumchen schütteln, so würde die Frucht sogleich herabfallen."

„Und nun," sagte Aurelie, „wenn sie sich verlassen sieht, verstoßen und verschmäht, wenn in der Seele ihres wahnsinnigen Geliebten sich das Höchste zum Tiefsten umwendet, und er ihr statt des süßen Bechers der Liebe den bittern Kelch der Leiden hinreicht —"

„Ihr Herz bricht," rief Wilhelm aus, „das ganze Gerüst ihres Daseins rückt aus seinen Fugen, der Tod ihres Vaters stürmt herein, und das schöne Gebäude stürzt völlig zusammen."

Wilhelm hatte nicht bemerkt, mit welchem Ausdruck Aurelie die letzten Worte aussprach. Nur auf das Kunstwerk, dessen Zusammenhang und Vollkommenheit gerichtet, ahnte er nicht, daß seine Freundin eine ganz andere Wirkung empfand, nicht, daß ein eigener tiefer Schmerz durch diese dramatischen Schattenbilder in ihr lebhaft erregt ward.

Noch immer hatte Aurelie ihr Haupt von ihren Armen unterstützt und ihre Augen, die sich mit Thränen füllten, gen Himmel gewendet. Endlich hielt sie nicht länger ihren verborgenen Schmerz zurück; sie faßte des Freundes beide Hände und rief, indem er erstaunt vor ihr stand: „Verzeihen Sie, verzeihen Sie einem geängstigten Herzen! Die Gesellschaft schnürt und preßt mich zusammen; vor meinem unbarmherzigen Bruder muß ich mich zu verbergen suchen; nun hat Ihre Gegenwart alle Bande aufgelöst.“ „Mein Freund,“ fuhr sie fort, „seit einem Augenblicke sind wir erst bekannt, und schon werden Sie mein Vertrauter.“ Sie konnte die Worte kaum aussprechen und sank an seine Schulter. „Denken Sie nicht übler von mir,“ sagte sie schluchzend, „daß ich mich Ihnen so schnell eröffne, daß Sie mich so schwach sehen. Sein Sie, bleiben Sie mein Freund! Ich verdiene es.“ Er redete ihr auf das Herzlichste zu; umsonst! ihre Thränen flossen und erstickten ihre Worte.

In diesem Augenblicke trat Serlo sehr unwillkommen herein, und sehr unerwartet Philine, die er bei der Hand hielt. „Hier ist Ihr Freund,“ sagte er zu ihr; „er wird sich freuen, Sie zu begrüßen.“

„Wie!“ rief Wilhelm erstaunt, „muß ich Sie hier sehen?“ Mit einem bescheidnen, gesetzten Wesen ging sie auf ihn zu, hieß ihn willkommen, rühmte Serlo's Güte, der sie ohne ihr Verdienst, blos in Hoffnung, daß sie sich bilden werde, unter seine treffliche Truppe aufgenommen habe. Sie that dabei gegen Wilhelmen freundlich, doch aus einer ehrerbietigen Entfernung.

Diese Vorstellung währte aber nicht länger, als die Beiden zugegen waren. Denn als Aurelie, ihren Schmerz zu verbergen, wegging, und Serlo abgerufen ward, sah Philine erst recht genau nach den Thüren, ob Beide auch gewiß fort seien; dann hüpfte sie wie thöricht in der Stube herum, setzte sich an die Erde und wollte vor Kichern und Lachen ersticken. Dann sprang sie auf, schmeichelte unserm Freunde und freute sich über alle Maaßen, daß sie so klug gewesen sei, vorauszugehen, das Terrain zu recognosciren und sich einzunisten.

„Hier geht es bunt zu,“ sagte sie, „gerade so, wie mir's recht ist. Aurelie hat einen unglücklichen Liebeshandel mit einem Edelmanne gehabt, der ein prächtiger Mensch sein muß, und den ich selbst wol einmal sehen möchte. Er hat ihr ein Andenken hinterlassen, oder ich müßte mich sehr irren. Es läuft da ein Knabe herum, ungefähr von drei Jahren, schön wie die

Sonne; der Papa mag allerliebst sein. Ich kann sonst die Kinder nicht leiden, aber dieser Junge freut mich. Ich habe ihr nachgerechnet. Der Tod ihres Mannes, die neue Bekanntschaft, das Alter des Kindes, Alles trifft zusammen. Nun ist der Freund seiner Wege gegangen; seit einem Jahre sieht er sie nicht mehr. Sie ist darüber außer sich und untröstlich. Die Närrin! — Der Bruder hat unter der Truppe eine Tänzerin, mit der er schon thut, ein Actrischen, mit der er vertraut ist, in der Stadt noch einige Frauen, denen er aufwartet, und nun sieh' ich auch auf der Liste. Der Narr! Vom übrigen Volke sollst Du morgen hören. Und nun noch ein Wörtchen von Philinen, die Du kennst; die Erzmärrin ist in Dich verliebt." Sie schwur, daß es wahr sei, und betheuerte, daß es ein rechter Spaß sei. Sie bat Wilhelmen inständig, er möchte sich in Aurelien verlieben, dann werde die Hexe erst recht angeben. „Sie läuft ihrem Ungetreuen, Du ihr, ich Dir und der Bruder mir nach. Wenn das nicht eine Lust auf ein halbes Jahr giebt, so will ich an der ersten Episode sterben, die sich zu diesem vielfach verflochtenen Romane hinzuwirft." Sie bat ihn, er möchte ihr den Handel nicht verderben und ihr so viel Achtung bezeigen, als sie durch ihr öffentliches Betragen verdienen wolle.

Funfzehntes Kapitel.

Den nächsten Morgen gedachte Wilhelm Madame Melina zu besuchen; er fand sie nicht zu Hause, fragte nach den übrigen Gliedern der wandernden Gesellschaft und erfuhr, Philine habe sie zum Frühstück eingeladen. Aus Neugier eilte er hin und traf sie Alle sehr aufgeräumt und getröstet. Das kluge Geschöpf hatte sie versammelt, sie mit Chocolade bewirthet und ihnen zu verstehen gegeben, noch sei nicht alle Aussicht versperrt; sie hoffe durch ihren Einfluß den Direktor zu überzeugen, wie vortheilhaft es ihm sei, so geschickte Leute in seine Gesellschaft aufzunehmen. Sie hörten ihr aufmerksam zu, schlürften eine Tasse nach der andern hinunter, fanden das Mädchen gar nicht übel und nahmen sich vor, das Beste von ihr zu reden.

„Glauben Sie denn," sagte Wilhelm, der mit Philinen allein geblieben war, „daß Serlo sich noch entschließen werde, unsere Gefährten zu behalten?"

„Mit nichten!" versetzte Philine; „es ist mir auch gar nichts

daran gelegen; ich wollte, sie wären je eher je lieber fort! Den einzigen Laertes wünscht' ich zu behalten; die Uebrigen wollen wir schon nach und nach bei Seite bringen."

Hierauf gab sie ihrem Freunde zu verstehen, daß sie gewiß überzeugt sei, er werde nunmehr sein Talent nicht länger vergraben, sondern unter Direktion eines Serlo aufs Theater gehen. Sie konnte die Ordnung, den Geschmack, den Geist, der hier herrsche, nicht genug rühmen; sie sprach so schmeichelnd zu unserm Freunde, so schmeichelhaft von seinen Talenten, daß sein Herz und seine Einbildungskraft sich eben so sehr diesem Vorschlage näherten, als sein Verstand und seine Vernunft sich davon entfernten. Er verbarg seine Neigung vor sich selbst und vor Philinen und brachte einen unruhigen Tag zu, an dem er sich nicht entschließen konnte, zu seinen Handelskorrespondenten zu gehen und die Briefe, die dort für ihn liegen möchten, abzuholen. Denn, ob er sich gleich die Unruhe der Seinigen diese Zeit über vorstellen konnte, so scheute er sich doch, ihre Sorgen und Vorwürfe umständlich zu erfahren, um so mehr, da er sich einen großen und reinen Genuß diesen Abend von der Aufführung eines neuen Stücks versprach.

Serlo hatte sich geweigert, ihn bei der Probe zuzulassen. „Sie müssen uns," sagte er, „erst von der besten Seite kennen lernen, ehe wir zugeben, daß Sie uns in die Karte sehen." Mit der größten Zufriedenheit wohnte aber auch unser Freund den Abend darauf der Vorstellung bei. Es war das erste Mal, daß er ein Theater in solcher Vollkommenheit sah. Man traute sämmtlichen Schauspielern vortreffliche Gaben, glückliche Anlagen und einen hohen und klaren Begriff von ihrer Kunst zu, und doch waren sie einander nicht gleich; aber sie hielten und trugen sich wechselsweise, feuerten einander an und waren in ihrem ganzen Spiele sehr bestimmt und genau. Man fühlte bald, daß Serlo die Seele des Ganzen war, und er zeichnete sich sehr zu seinem Vortheil aus. Eine heitere Laune, eine gemäßigte Lebhaftigkeit, ein bestimmtes Gefühl des Schicklichen bei einer großen Gabe der Nachahmung mußte man an ihm, wie er aufs Theater trat, wie er den Mund öffnete, bewundern. Die innere Behaglichkeit seines Daseins schien sich über alle Zuhörer auszubreiten, und die geistreiche Art, mit der er die feinsten Schattirungen der Rollen leicht und gefällig ausdrückte, erweckte um so viel mehr Freude, als er die Kunst zu verbergen wußte, die er sich durch eine anhaltende Uebung eigen gemacht hatte.

Seine Schwester Aurelie blieb nicht hinter ihm und erhielt noch größern Beifall, indem sie die Gemüther der Menschen rührte, die er zu erheitern und zu erfreuen so sehr im Stande war.

Nach einigen Tagen, die auf eine angenehme Weise zugebracht wurden, verlangte Aurelie nach unserm Freunde. Er eilte zu ihr und fand sie auf dem Kanape liegen; sie schien an Kopfweh zu leiden, und ihr ganzes Wesen konnte eine fieberhafte Bewegung nicht verbergen. Ihr Auge erheiterte sich, als sie den Hereintretenden ansah. „Verachten Sie!“ rief sie ihm entgegen, „das Zutrauen, das Sie mir einflößten, hat mich schwach gemacht. Bisher kannt ich mich mit meinen Schmerzen im Stillen unterhalten, ja, sie gaben mir Stärke und Trost; nun haben Sie, ich weiß nicht, wie es zugegangen ist, die Bande der Verschwiegenheit gelöst, und Sie werden nun selbst wider Willen Theil an dem Kampfe nehmen, den ich gegen mich selbst streite.“

Wilhelm antwortete ihr freundlich und verbindlich. Er versicherte, daß ihr Bild und ihre Schmerzen ihm beständig vor der Seele geschwebt, daß er sie um ihr Vertrauen bitte, daß er sich ihr zum Freund wieme.

Indem er so sprach, wurden seine Augen von dem Knaben angezogen, der vor ihr auf der Erde saß und allerlei Spielwerk durch einander warf. Er mochte, wie Philine schon angegeben, ungefähr drei Jahre alt sein, und Wilhelm verstand nun erst, warum das leichtfertige, in ihren Ausdrücken selten erhabene Mädchen den Knaben der Sonne verglichen. Denn um die offenen braunen Augen und das volle Gesicht kräuselten sich die schönsten goldenen Locken, an einer blendend weißen Stirne zeigten sich zarte, dunkle, sanftgebogene Augenbrauen, und die lebhafte Farbe der Gesundheit glänzte auf seinen Wangen. „Sehen Sie sich zu mir,“ sagte Aurelie. „Sie sehen das glückliche Kind mit Verwunderung an; gewiß, ich habe es mit Freuden auf meine Arme genommen, ich bewahre es mit Sorgfalt; nur kann ich auch recht an ihm den Grad meiner Schmerzen erkennen; denn sie lassen mich den Werth einer solchen Gabe nur selten empfinden.“

„Erlauben Sie mir,“ fuhr sie fort, „daß ich nun auch von mir und meinem Schicksale rede; denn es ist mir sehr daran gelegen, daß Sie mich nicht verkennen. Ich glaubte einige gelassene Augenblicke zu haben; darum ließ ich Sie rufen; Sie sind nun da, und ich habe meinen Faden verloren. „Ein ver-

lassenes Geschöpf mehr in der Welt!" werden Sie sagen. Sie sind ein Mann und denken: „Wie geberdet sie sich bei einem nothwendigen Uebel, das gewisser als der Tod über einem Weibe schwebt, bei der Untreue eines Mannes, die Thörin!" O mein Freund, wäre mein Schicksal gemein, ich wollte gern gemeines Uebel ertragen; aber es ist so außerordentlich; warum kann ich's Ihnen nicht im Spiegel zeigen, warum nicht Jemandem auftragen, es Ihnen zu erzählen? O, wäre ich verführt, überrascht und dann verlassen, dann würde in der Verzweiflung noch Trost sein; aber ich bin weit schlimmer daran, ich habe mich selbst hintergangen, mich selbst wider Wissen betrogen; das ist's, was ich mir niemals verzeihen kann."

„Bei edlen Gesinnungen, wie die Ihrigen sind," versetzte der Freund, „können Sie nicht ganz unglücklich sein."

„Und wissen Sie, wem ich meine Gesinnungen schuldig bin?" fragte Aurelie. „Der allerschlechtesten Erziehung, durch die jemals ein Mädchen hätte verderbt werden sollen, dem schlimmsten Beispiele, um Sinne und Neigung zu verführen. Nach dem frühzeitigen Tode meiner Mutter bracht' ich die schönsten Jahre der Entwicklung bei einer Tante zu, die sich zum Gesetz machte, die Gesetze der Ehrbarkeit zu verachten. Blindlings überließ sie sich einer jeden Neigung, sie mochte über den Gegenstand gebieten oder sein Sklav sein, wenn sie nur im wilden Genuß ihrer selbst vergessen konnte. Was mußten wir Kinder mit dem reinen und deutlichen Blick der Unschuld uns für Begriffe von dem männlichen Geschlechte machen? Wie dumpf, dringend, dreist, ungeschickt war Jeder, den sie herbeireizte! wie satt, übermüthig, leer und abgeschmackt dagegen, sobald er seiner Wünsche Befriedigung gefunden hatte! So hab' ich diese Frau Jahre lang unter dem Gebrete der schlechtesten Menschen erniedrigt gesehen; was für Begegnungen mußte sie erdulden, und mit welcher Stirne wußte sie sich in ihr Schicksal zu finden, ja, mit welcher Art diese schändlichen Fesseln zu tragen! So lernte ich Ihr Geschlecht kennen, mein Freund, und wie rein hatte ich's, da ich zu bemerken schien, daß selbst leidliche Männer, im Verdrusse gegen das unsrige, jedem guten Gefühl zu entsagen schienen, zu dem sie die Natur sonst noch mochte fähig gemacht haben. Leider mußt' ich auch bei solchen Gelegenheiten viel traurige Erfahrungen über mein eigen Geschlecht machen, und wahrhaftig, als Mädchen von sechzehn Jahren war ich klüger, als ich jetzt bin, jetzt, da ich mich selbst

kaum verstehe. Warum sind wir so klug, wenn wir jung sind, so klug, um immer thörichter zu werden!"

Der Knabe machte Lärm; Aurelie ward ungeduldig und klingelte. Ein altes Weib kam herein, ihn wegzubeten. „Hast Du noch immer Zahnweh?" sagte Aurelie zu der Alten, die das Gesicht verbunden hatte.

„Fast unleidliches," versetzte diese mit dumpfer Stimme, hob den Knaben auf, der gerne mitzugehen schien, und brachte ihn weg.

Kaum war das Kind bei Seite, als Aurelie bitterlich zu weinen anfing. „Ich kann nichts als jammern und klagen," rief sie aus, „und ich schäme mich, wie ein armer Wurm vor Ihnen zu liegen. Meine Besonnenheit ist schon weg, und ich kann nicht mehr erzählen."

Sie stockte und schwieg. Ihr Freund, der nichts Allgemeines sagen wollte und nichts Besonderes zu sagen wußte, drückte ihre Hand und sah sie eine Zeit lang an. Endlich nahm er in der Verlegenheit ein Buch auf, das er vor sich auf dem Tischchen liegen fand; es waren Shakespeare's Werke, und „Hamlet" aufgeschlagen.

Serlo, der eben zur Thüre hereinkam, nach dem Befinden seiner Schwester fragte, schaute in das Buch, das unser Freund in der Hand hielt, und rief aus: „Find' ich Sie wieder über Ihrem „Hamlet?" Eben recht! Es sind mir gar manche Zweifel aufgestoßen, die das lakonische Ansehen, das Sie dem Stücke so gerne geben möchten, sehr zu vermindern scheinen. Haben doch die Engländer selbst bekannt, daß das Hauptinteresse sich mit dem dritten Akt schlösse, daß die zwei letzten Akte nur kümmerlich das Ganze zusammenhielten; und es ist doch wahr, das Stück will gegen das Ende weder gehen noch rücken."

„Es ist sehr möglich," sagte Wilhelm, „daß einige Glieder einer Nation, die so viel Meisterstücke aufzuweisen hat, durch Vorurtheile und Beschränktheit auf falsche Urtheile geleitet werden; aber das kann uns nicht hindern, mit eigenen Augen zu sehen und gerecht zu sein. Ich bin weit entfernt, den Plan dieses Stücks zu tadeln, ich glaube vielmehr, daß kein größerer ersonnen worden sei; ja, er ist nicht ersonnen, es ist so."

„Wie wollen Sie das auslegen?" fragte Serlo.

„Ich will nichts auslegen," versetzte Wilhelm, „ich will Ihnen nur vorstellen, was ich mir denke."

Aurelie hob sich von ihrem Kissen auf, stützte sich auf ihre Hand und sah unsern Freund an, der mit der größten Versicherung, daß er Recht habe, also zu reden fortfuhr: „Es gefällt uns so wohl, es schmeichelt so sehr, wenn wir einen Helden sehen, der durch sich selbst handelt, der liebt und haßt, wenn es ihm sein Herz gebietet, der unternimmt und ausführt, alle Hindernisse abwendet und zu einem großen Zwecke gelangt. Geschichtschreiber und Dichter möchten uns gerne überreden, daß ein so stolzes Loos dem Menschen fallen könne. Hier werden wir anders belehrt; der Held hat keinen Plan, aber das Stück ist planvoll. Hier wird nicht etwa nach einer starr und eigensinnig durchgeführten Idee von Rache ein Bösewicht bestraft; nein, es geschieht eine ungeheure That, sie wälzt sich in ihren Folgen fort, reißt Unschuldige mit; der Verbrecher scheint dem Abgrunde, der ihm bestimmt ist, ausweichen zu wollen, und stürzt hinein, eben da, wo er seinen Weg glücklich auszulaufen gedenkt. Denn das ist die Eigenschaft der Gräuelthat, daß sie auch Böses über den Unschuldigen, wie der guten Handlung, daß sie viele Vortheile auch über den Unverdienten ausbreitet, ohne daß der Urheber von beiden oft weder bestraft noch belohnt wird. Hier in unserm Stücke, wie wunderbar! Das Fegefeuer sendet seinen Geist und fordert Rache; aber vergebens! Alle Umstände kommen zusammen und treiben die Rache; vergebens! Weder Irdischen noch Unterirdischen kann gelingen, was dem Schicksal allein vorbehalten ist. Die Gerichtsstunde kommt. Der Böse fällt mit dem Guten. Ein Geschlecht wird weggemäht, und das andere sprießt auf."

Nach einer Pause, in der sie einander ansahen, nahm Serlo das Wort: „Sie machen der Versehung kein sonderlich Kompliment, indem sie den Dichter erheben, und dann scheinen Sie mir wieder zu Ehren Ihres Dichters, wie Andere zu Ehren der Vorsehung, ihm Endzweck und Plan unterzuschieben, an die er nicht gedacht hat."

Sechzehntes Kapitel.

„Lassen Sie mich," sagte Aurelie, „nun auch eine Frage thun. Ich habe Ophelien's Rolle wieder angesehen; ich bin zufrieden damit und getraue mir, sie unter gewissen Umständen zu spielen. Aber sagen Sie mir, hätte der Dichter seiner Wahn-

sinnigen nicht andere Liedchen unterlegen sollen? Könnte man nicht Fragmente aus melancholischen Balladen wählen? Was sollen Zweideutigkeiten und lüsterne Albernheiten in dem Munde dieses edlen Mädchens?"

„Beste Freundin," versetzte Wilhelm, „ich kann auch hier nicht ein Jota nachgeben. Auch in diesen Sonderbarkeiten, auch in dieser anscheinenden Unschicklichkeit liegt ein großer Sinn. Wissen wir doch gleich zu Anfange des Stücks, womit das Gemüth des guten Kindes beschäftigt ist. Stille lebte sie vor sich hin; aber kaum verbarg sie ihre Sehnsucht, ihre Wünsche. Heimlich klangen die Töne der Lüsternheit in ihrer Seele, und wie oft mag sie versucht haben, gleich einer unvorsichtigen Wärterin, ihre Sinnlichkeit zur Ruhe zu singen mit Liedchen, die sie nur mehr wach halten mußten. Zuletzt, da ihr jede Gewalt über sich selbst entrissen ist, da ihr Herz auf der Zunge schwebt, wird diese Zunge ihre Verrätherin, und in der Unschuld des Wahnsinns ergießt sie sich vor König und Königin an dem Nachklange ihrer geliebten losen Lieder: vom Mädchen, das gewonnen ward; vom Mädchen, das zum Knaben schleicht, und so weiter."

Er hatte noch nicht ausgeredet, als auf einmal eine wunderbare Scene vor seinen Augen entstand, die er sich auf keine Weise erklären konnte. Serlo war einigemal in der Stube auf- und abgegangen, ohne daß er irgend eine Absicht merken ließ. Auf einmal trat er an Aureliens Putztisch, griff schnell nach etwas, das darauf lag, und eilte mit seiner Beute der Thüre zu. Aurelie bemerkte kaum seine Handlung, als sie auffuhr, sich ihm in den Weg warf, ihn mit unglaublicher Leidenschaft angriff und geschickt genug war, ein Ende des geraubten Gegenstandes zu fassen. Sie rangen und balgten sich sehr hartnäckig, drehten und wanden sich lebhaft mit einander herum; er lachte, sie ereiferte sich, und als Wilhelm hinzueilte, sie aus einander zu bringen und zu besänftigen, sah er auf einmal Aurelien mit einem bloßen Dolch in der Hand auf die Seite springen, indem Serlo die Scheide, die ihm zurückgeblieben war, verdrießlich auf den Boden warf. Wilhelm trat erstaunt zurück, und seine stumme Verwunderung schien nach der Ursache zu fragen, warum ein so sonderbarer Streit über einen so wunderbaren Hausrath habe unter ihnen entstehen können.

„Sie sollen," sprach Serlo, „Schiedsrichter zwischen uns Beiden sein. Was hat sie mit dem scharfen Stahle zu thun?

Lassen Sie Sich ihn zeigen. Dieser Dolch ziemt keiner Schauspielerin; spitz und scharf, wie Nadel und Messer! Zu was die Posse? Heftig, wie sie ist, thut sie sich noch einmal von ungefähr ein Leids. Ich habe einen innerlichen Haß gegen solche Sonderbarkeiten; ein ernstlicher Gedanke dieser Art ist toll, und ein so gefährliches Spielwerk ist abgeschmackt."

„Ich habe ihn wieder!" rief Aurelie, indem sie die blanke Klinge in die Höhe hielt. „Ich will meinen treuen Freund nun besser verwahren." „Verzeih mir," rief sie aus, indem sie den Stahl küßte, „daß ich Dich so vernachlässigt habe!"

Serlo schien im Ernste böse zu werden. „Nimm es, wie Du willst, Bruder," fuhr sie fort. „Kannst Du denn wissen, ob mir nicht etwa unter dieser Form ein köstlicher Talisman beschert ist, ob ich nicht Hilfe und Rath zur schlimmsten Zeit bei ihm finde? Muß denn Alles schädlich sein, was gefährlich aussieht?"

„Dergleichen Reden, in denen kein Sinn ist, können mich toll machen!" sagte Serlo und verließ mit heimlichem Grimme das Zimmer. Aurelie verwahrte den Dolch sorgfältig in der Scheide und steckte ihn zu sich. „Lassen Sie uns das Gespräch fortsetzen, das der unglückliche Bruder gestört hat," fiel sie ein, als Wilhelm einige Fragen über den sonderbaren Streit vorbrachte.

„Ich muß Ihre Schilderung Odeliens wohl gelten lassen," fuhr sie fort. „Ich will die Absicht des Dichters nicht verkennen; nur kann ich sie mehr bedauern als mit ihr empfinden. Nun aber erlauben Sie mir eine Betrachtung, zu der Sie mir in der kurzen Zeit oft Gelegenheit gegeben haben. Mit Bewunderung bemerke ich an Ihnen den tiefen und richtigen Blick, mit dem Sie Dichtung und besonders dramatische Dichtung beurtheilen; die tiefsten Abgründe der Erfindung sind Ihnen nicht verborgen, und die feinsten Züge der Ausführung sind Ihnen bemerkbar. Ohne die Gegenstände jemals in der Natur erblickt zu haben, erkennen Sie die Wahrheit im Bilde; es scheint eine Vorempfindung der ganzen Welt in Ihnen zu liegen, welche durch die harmonische Berührung der Dichtkunst erregt und entwickelt wird." „Denn wahrhaftig," fuhr sie fort, „von außen kommt nichts in Sie hinein. Ich habe nicht leicht Jemanden gesehen, der die Menschen, mit denen er lebt, so wenig kennt, so von Grund aus verkennt wie Sie. Erlauben Sie mir, es zu sagen: wenn man Sie Ihren Shakespeare er-

klären hört, glaubt man, Sie kämen eben aus dem Rathe der Götter und hätten zugehört, wie man sich daselbst beredet, Menschen zu bilden; wenn Sie dagegen mit Leuten umgehen, seh' ich in Ihnen gleichsam das erste, großgeborne Kind der Schöpfung, das mit sonderlicher Verwunderung und erbaulicher Gutmüthigkeit Löwen und Affen, Schafe und Elephanten anstaunt und sie treuherzig als Seinesgleichen anspricht, weil sie eben auch da sind und sich bewegen."

„Die Ahnung meines schülerhaften Wesens, werthe Freundin," versetzte er, „ist mir öfters lästig, und ich werde Ihnen danken, wenn Sie mir über die Welt zu mehrerer Klarheit verhelfen wollen. Ich habe von Jugend auf die Augen meines Geistes mehr nach innen als nach außen gerichtet, und da ist es sehr natürlich, daß ich den Menschen bis auf einen gewissen Grad habe kennen lernen, ohne die Menschen im Mindesten zu verstehen und zu begreifen."

„Gewiß," sagte Aurelie, „ich hatte Sie anfangs in Verdacht, als wollten Sie uns zum Besten haben, da Sie von den Leuten, die Sie meinem Bruder zugeschickt haben, so manches Gute sagten, wenn ich Ihre Briefe mit den Verdiensten dieser Menschen zusammenhielt."

Die Bemerkung Aureliens, so wahr sie sein mochte, und so gern ihr Freund diesen Mangel bei sich gestand, führte doch etwas Drückendes, ja sogar Beleidigendes mit sich, daß er still ward und sich zusammennahm, theils um keine Empfindlichkeit merken zu lassen, theils in seinem Busen nach der Wahrheit dieses Vorwurfs zu forschen.

„Sie dürfen nicht darüber betreten sein," fuhr Aurelie fort; „zum Lichte des Verstandes können wir immer gelangen; aber die Fülle des Herzens kann uns Niemand geben. Sind Sie zum Künstler bestimmt, so können Sie diese Dunkelheit und Unschuld nicht lange genug bewahren; sie ist die schöne Hülle über der jungen Knospe; Unglücks genug, wenn wir zu früh herausgetrieben werden. Gewiß, es ist gut, wenn wir Die nicht immer kennen, für die wir arbeiten.

„O! ich war auch einmal in diesem glücklichen Zustande, als ich mit dem höchsten Begriff von mir selbst und meiner Nation die Bühne betrat. Was waren die Deutschen nicht in meiner Einbildung, was konnten sie nicht sein! Zu dieser Nation sprach ich, über die mich ein kleines Gerüst erhob, von welcher mich eine Reihe Lampen trennte, deren Glanz und Dampf mich

hinderte, die Gegenstände vor mir genau zu unterscheiden. Wie willkommen war mir der Klang des Beifalls, der aus der Menge herauftönte; wie dankbar nahm ich das Geschenk an, das mir einstimmig von so vielen Händen dargebracht wurde! Lange wiegte ich mich so hin; wie ich wirkte, wirkte die Menge wieder auf mich zurück; ich war mit meinem Publikum in dem besten Vernehmen; ich glaubte eine vollkommene Harmonie zu fühlen und jederzeit die Edelsten und Besten der Nation vor mir zu sehen.

„Unglücklicherweise war es nicht die Schauspielerin allein, deren Naturell und Kunst die Theaterfreunde interessirte; sie machten auch Ansprüche an das junge, lebhafte Mädchen. Sie gaben mir nicht undeutlich zu verstehen, daß meine Pflicht sei, die Empfindungen, die ich in ihnen rege gemacht, auch persönlich mit ihnen zu theilen. Leider war das nicht meine Sache; ich wünschte ihre Gemüther zu erheben, aber an das, was sie ihr Herz nannten, hatte ich nicht den mindesten Anspruch. Und nun wurden mir alle Stände, Alter und Charaktere, einer um den andern, zur Last, und nichts war mir verdrießlicher, als daß ich mich nicht, wie ein anderes ehrliches Mädchen, in mein Zimmer verschließen und so mir manche Mühe ersparen konnte.

„Die Männer zeigten sich meist, wie ich sie bei meiner Tante zu sehen gewohnt war, und sie würden mir auch diesmal nur wieder Absichen erregt haben, wenn mich nicht ihre Eigenheiten und Albernheiten unterhalten hätten. Da ich nicht vermeiden konnte, sie bald auf dem Theater, bald an öffentlichen Orten, bald zu Hause zu sehen, nahm ich mir vor, sie Alle auszulauern, und mein Bruder half mir wacker dazu. Und wenn Sie denken, daß vom beweglichen Ladendiener und dem eingebildeten Kaufmannssohn bis zum gewandten, abwiegenden Weltmann, dem kühnen Soldaten und dem raschen Prinzen, Alle nach und nach bei mir vorbeigegangen sind, und Jeder nach seiner Art seinen Roman anzuknüpfen gedacht, so werden Sie mir verzeihen, wenn ich mir einbildete, mit meiner Nation ziemlich bekannt zu sein.

„Den phantastisch aufgestutzten Studenten, den demüthigstolz verlegenen Gelehrten, den schwankfüßigen genügsamen Domherrn, den steifen aufmerksamen Geschäftsmann, den derben Landbaron, den freundlich glattrasirten Hofmann, den jungen, aus der Bahn schreitenden Geistlichen, den gelassenen so wie den schnellen und thätig spekulirenden Kaufmann, Alle habe ich in Bewegung

gesehen, und, beim Himmel! Wenige fanden sich darunter, die mir nur ein gemeines Interesse einzuflößen im Stande gewesen wären; vielmehr war es mir äußerst verdrießlich, den Beifall der Thoren im Einzelnen mit Beschwerlichkeit und langer Weile einzukaufen, der mir im Ganzen so wohl behagt hatte, den ich mir im Großen so gerne zueignete.

„Wenn ich über mein Spiel ein vernünftiges Kompliment erwartete, wenn ich hoffte, sie sollten einen Autor leben, den ich hochschätzte, so machten sie eine alberne Anmerkung über die andere und nannten ein abgeschmacktes Stück, in welchem sie wünschten mich spielen zu sehen. Wenn ich in der Gesellschaft herumhorchte, ob nicht etwa ein edler, geistreicher, witziger Zug nachklänge und zur rechten Zeit wieder zum Vorschein käme, konnte ich selten eine Spur vernehmen. Ein Fehler, der vorgekommen war, wenn ein Schauspieler sich versprach oder irgend einen Provinzialism hören ließ, das waren die wichtigen Punkte, an denen sie sich festbielten, von denen sie nicht loskommen konnten. Ich wußte zuletzt nicht, wohin ich mich wenden sollte; sie dünkten sich zu klug, sich unterhalten zu lassen, und sie glaubten mich wunderlich zu unterhalten, wenn sie an mir herumtäschelten. Ich fing an, sie Alle von Herzen zu verachten, und es war mir eben, als wenn die ganze Nation sich recht vorsätzlich bei mir durch ihre Abgesandten habe prostituiren wollen. Sie kam mir im Ganzen so linkisch vor, so übel erzogen, so schlecht unterrichtet, so leer von gefälligem Wesen, so geschmacklos. Oft rief ich auch: „Es kann doch kein Deutscher einen Schuh zuschnallen, der es nicht von einer fremden Nation gelernt hat!"

„Sie sehen, wie verblendet, wie hypochondrisch ungerecht ich war, und je länger es währte, desto mehr nahm meine Krankheit zu. Ich hätte mich umbringen können; allein ich verfiel auf ein ander Extrem: ich verheirathete mich, oder vielmehr, ich ließ mich verheirathen. Mein Bruder, der das Theater übernommen hatte, wünschte sehr, einen Gehilfen zu haben. Seine Wahl fiel auf einen jungen Mann, der mir nicht zuwider war, dem Alles mangelte, was mein Bruder besaß, Genie, Leben, Geist und rasches Wesen, an dem sich aber auch Alles fand, was Jenem abging, Liebe zur Ordnung, Fleiß, eine köstliche Gabe, hauszuhalten und mit Gelde umzugehen.

„Er ist mein Mann geworden, ohne daß ich weiß, wie; wir haben zusammengelebt, ohne daß ich recht weiß, warum. Genug,

unsere Sachen gingen gut. Wir nahmen viel ein; davon war die Thätigkeit meines Bruders Ursache; wir kamen gut aus, und das war das Verdienst meines Mannes. Ich dachte nicht mehr an Welt und Nation. Mit der Welt hatte ich nichts zu theilen, und den Begriff von Nation hatte ich verloren. Wenn ich auftrat, that ich's, um zu leben; ich öffnete den Mund nur, weil ich nicht schweigen durfte, weil ich doch herausgekommen war, um zu reden.

„Doch, daß ich es nicht zu arg mache, eigentlich hatte ich mich ganz in die Absicht meines Bruders ergeben; ihm war um Beifall und Geld zu thun; denn, unter uns, er hört sich gerne loben und braucht viel. Ich spielte nun nicht mehr nach meinem Gefühl, nach meiner Ueberzeugung, sondern wie er mich anwies, und wenn ich es ihm zu Danke gemacht hatte, war ich zufrieden. Er richtete sich nach allen Schwächen des Publikums; es ging Geld ein, er konnte nach seiner Willkür leben, und wir hatten gute Tage mit ihm.

„Ich war indessen in einen handwerksmäßigen Schlendrian gefallen. Ich zog meine Tage ohne Freude und Antheil hin; meine Ehe war kinderlos und dauerte nur kurze Zeit. Mein Mann ward krank, seine Kräfte nahmen sichtbar ab; die Sorge für ihn unterbrach meine allgemeine Gleichgültigkeit. In diesen Tagen machte ich eine Bekanntschaft, mit der ein neues Leben für mich anfing, ein neues und schnelleres; denn es wird bald zu Ende sein."

Sie schwieg eine Zeit lang stille; dann fuhr sie fort: „Auf einmal stockt meine geschwätzige Laune, und ich getraue mir den Mund nicht weiter aufzuthun. Lassen Sie mich ein Wenig ausruhen! Sie sollen nicht weggehen, ohne ausführlich all mein Unglück zu wissen. Rufen Sie doch indessen Mignon herein und hören, was sie will."

Das Kind war während Aureliens Erzählung einigemal im Zimmer gewesen. Da man bei seinem Eintritt leiser sprach, war es wieder weggeschlichen, saß auf dem Saale still und wartete. Als man sie wieder hereinkommen hieß, brachte sie ein Buch mit, das man bald an Form und Einband für einen kleinen geographischen Atlas erkannte. Sie hatte bei dem Pfarrer unterwegs mit großer Verwunderung die ersten Landkarten gesehen, ihn viel darüber gefragt und sich, so weit es gehen wollte, unterrichtet. Ihr Verlangen, etwas zu lernen, schien durch diese neue Kenntniß noch viel lebhafter zu werden. Sie

bat Wilhelmen inſtändig, ihr das Buch zu kaufen; ſie habe dem Bildermann ihre großen ſilbernen Schnallen dafür eingeſetzt und wolle ſie, weil es heute Abend ſo ſpät geworden, morgen früh wieder einlöſen. Es ward ihr bewilligt, und ſie fing nun an, dasjenige, was ſie wußte, theils herzuſagen, theils nach ihrer Art die wunderlichſten Fragen zu thun. Man konnte auch hier wieder bemerken, daß bei einer großen Anſtrengung ſie nur ſchwer und mühſam begriff. So war auch ihre Handſchrift, mit der ſie ſich viele Mühe gab. Sie ſprach noch immer ſehr gebrochen Deutſch, und nur wenn ſie den Mund zum Singen auftbat, wenn ſie die Lieder rührte, ſchien ſie ſich des einzigen Organs zu bedienen, wodurch ſie ihr Innerſtes aufſchließen und mittheilen konnte.

Wir müſſen, da wir gegenwärtig von ihr ſprechen, auch der Verlegenheit gedenken, in die ſie ſeit einiger Zeit unſern Freund öfters verſetzte. Wenn ſie kam oder ging, guten Morgen oder gute Nacht ſagte, ſchloß ſie ihn ſo feſt in ihre Arme und küßte ihn mit ſolcher Inbrunſt, daß ihm die Heftigkeit dieſer aufkeimenden Natur oft angſt und bange machte. Die zuckende Lebhaftigkeit ſchien ſich in ihrem Betragen täglich zu vermehren, und ihr ganzes Weſen bewegte ſich in einer raſtloſen Stille. Sie konnte nicht ſein, ohne einen Bindfaden in den Händen zu drehen, ein Tuch zu kneten, Papier oder Holzchen zu kauen. Jedes ihrer Spiele ſchien nur eine innere heftige Erſchütterung abzuleiten. Das Einzige, was ihr einige Heiterkeit zu geben ſchien, war die Nähe des kleinen Felix, mit dem ſie ſich ſehr artig abzugeben wußte.

Aurelie, die nach einiger Ruhe geſtimmt war, ſich mit ihrem Freunde über einen Gegenſtand, der ihr ſo ſehr am Herzen lag, endlich zu erklären, ward über die Behartlichkeit der Kleinen diesmal ungeduldig und gab ihr zu verſtehen, daß ſie ſich wegbegeben ſollte, und man mußte ſie endlich, da Alles nicht helfen wollte, ausdrücklich und wider ihren Willen fortſchicken.

„Jetzt oder niemals,“ ſagte Aurelie, „muß ich Ihnen den Reſt meiner Geſchichte erzählen. Wäre mein zärtlich geliebter, ungerechter Freund nur wenige Meilen von hier, ich würde ſagen: „Setzen Sie Sich zu Pferde, ſuchen Sie auf irgend eine Weiſe Bekanntſchaft mit ihm, und wenn Sie zurückkehren, ſo haben Sie mir gewiß verziehen und bedauern mich von Herzen.“ Jetzt kann ich Ihnen nur mit Worten ſagen, wie liebenswürdig er war, und wie ſehr ich ihn liebte.

„Eben zu der kritischen Zeit, da ich für die Tage meines Mannes besorgt sein mußte, lernt' ich ihn kennen. Er war eben aus Amerika zurückgekommen, wo er in Gesellschaft einiger Franzosen mit vieler Distinktion unter den Fahnen der Vereinigten Staaten gedient hatte. Er begegnete mir mit einem gelassenen Anstande, mit einer offenen Gutmüthigkeit, sprach über mich selbst, meine Lage, mein Spiel wie ein alter Bekannter, so theilnehmend und so deutlich, daß ich mich zum ersten Mal freuen konnte, meine Existenz in einem andern Wesen so klar wiederzuerkennen. Seine Urtheile waren richtig, ohne absprechend, treffend, ohne lieblos zu sein. Er zeigte keine Härte, und sein Muthwille war zugleich gefällig. Er schien des guten Glücks bei Frauen gewohnt zu sein, das machte mich aufmerksam; er war keineswegs schmeichelnd und andringend, das machte mich sorglos.

„In der Stadt ging er mit Wenigen um, war meist zu Pferde, besuchte seine vielen Bekannten in der Gegend und besorgte die Geschäfte seines Hauses. Kam er zurück, so stieg er bei mir ab, behandelte meinen immer kränkern Mann mit warmer Sorge, schaffte dem Leidenden durch einen geschickten Arzt Linderung, und wie er an Allem, was mich betraf, Theil nahm, ließ er mich auch an seinem Schicksale Theil nehmen. Er erzählte mir die Geschichte seiner Campagne, seine unüberwindliche Neigung zum Soldatenstande, seine Familienverhältnisse; er vertraute mir seine gegenwärtigen Beschäftigungen. Genug, er hatte nichts Geheimes vor mir; er entwickelte mir sein Innerstes, ließ mich in die verborgensten Winkel seiner Seele sehen; ich lernte seine Fähigkeiten, seine Leidenschaften kennen. Es war das erste Mal in meinem Leben, daß ich eines herrlichen, geistreichen Umgangs genoß. Ich war von ihm angezogen, von ihm hingerissen, ehe ich über mich selbst Betrachtungen anstellen konnte.

„Inzwischen verlor ich meinen Mann ungefähr, wie ich ihn genommen hatte. Die Last der theatralischen Geschäfte fiel nun ganz auf mich. Mein Bruder, unverbesserlich auf dem Theater, war in der Haushaltung niemals nütze; ich besorgte Alles und studirte dabei meine Rollen fleißiger als jemals. Ich spielte wieder wie vor Alters, ja mit ganz anderer Kraft und neuem Leben, war durch ihn und um seinetwillen, doch nicht immer gelang es mir zum Besten, wenn ich meinen edlen Freund im Schauspiel wußte; aber einigemal bewirthete er mich, und wie angenehm mich sein unvermutheter Beifall überraschte, können Sie denken.

„Gewiß, ich bin ein seltsames Geschöpf. Bei jeder Rolle, die ich spielte, war es mir eigentlich nur immer zu Mute, als wenn ich ihn lebte und zu seinen Ehren spräche; denn das war die Stimmung meines Herzens, die Worte mochten übrigens sein, wie sie wollten. Wußt' ich ihn unter den Zuhörern, so getraute ich mich nicht mit der ganzen Gewalt zu sprechen, eben als wenn ich ihm meine Liebe, mein Leid nicht geradezu ins Gesicht aufdringen wollte; war er abwesend, dann hatte ich freies Spiel, ich that mein Bestes mit einer gewissen Ruhe, mit einer unbeschreiblichen Zufriedenheit. Der Beifall freute mich wieder, und wenn ich dem Publikum Vergnügen machte, hätte ich immer zugleich hinunterrufen mögen: „Das seid Ihr ihm schuldig!" Ja, mir war wie durch ein Wunder das Verhältniß zum Publikum, zur ganzen Nation verändert. Sie erschien mir auf einmal wieder in dem vortheilhaftesten Lichte, und ich erstaunte recht über meine bisherige Verblendung.

„Wie unverständig," sagt ich oft zu mir selbst, „war es, als Du ehemals auf eine Nation schaltest, eben weil es eine Nation ist. Müssen denn, kennen denn einzelne Menschen so interessant sein? Keineswegs! Es fragt sich, ob unter der großen Masse eine Menge von Anlagen, Kräften und Fähigkeiten vertheilt sei, die durch günstige Umstände entwickelt, durch vorzügliche Menschen zu einem gemeinsamen Endzwecke geleitet werden können." Ich freute mich nun, so wenig hervorstechende Originalität unter meinen Landsleuten zu finden; ich freute mich, daß sie eine Richtung von außen anzunehmen nicht verschmähten; ich freute mich, einen Anführer gefunden zu haben.

„Lothar*) — lassen Sie mich meinen Freund mit seinem geliebten Vornamen nennen — hatte mir immer die Deutschen von der Seite der Tapferkeit vorgestellt und mir gezeigt, daß keine bravere Nation in der Welt sei, wenn sie recht geführt werde, und ich schämte mich, an die erste Eigenschaft eines Volks niemals gedacht zu haben. Ihm war die Geschichte bekannt, und mit den meisten verdienstvollen Männern seines Zeitalters stand er in Verhältnissen. So jung er war, hatte er ein Auge auf die hervorkeimende hoffnungsvolle Jugend seines Vaterlandes, auf die stillen Arbeiten in so vielen Fächern beschäftigter und

*) Die deutsche Form Lothar erscheint nur noch einmal, sonst immer Lothario. Vielleicht läßt der Dichter mit Absicht Aurelien sich der deutschen Form bedienen.

thätiger Männer. Er ließ mich einen Ueberblick über Deutschland thun, was es sei, und was es sein könne, und ich schämte mich, eine Nation nach der verworrenen Menge beurtheilt zu haben, die sich in eine Theatergarderobe drängen mag. Er machte mir's zur Pflicht, auch in meinem Fache wahr, geistreich und belebend zu sein. Nun schien ich mir selbst inspirirt, so oft ich auf das Theater trat. Mittelmäßige Stellen wurden zu Gold in meinem Munde, und hätte mir damals ein Dichter zweckmäßig beigestanden, ich hätte die wunderbarsten Wirkungen hervorgebracht.

„So lebte die junge Wittwe Monate lang fort. Er konnte mich nicht entbehren, und ich war höchst unglücklich, wenn er außen blieb. Er zeigte mir die Briefe seiner Verwandten, seiner vortrefflichen Schwester; er nahm an den kleinsten Umständen meiner Verhältnisse Theil; inniger, vollkommener ist keine Einigkeit zu denken. Der Name der Liebe ward nicht genannt. Er ging und kam, kam und ging — und nun, mein Freund, ist es hohe Zeit, daß Sie auch gehen."

Siebzehntes Kapitel.

Wilhelm konnte nun nicht länger den Besuch bei seinen Handelsfreunden aufschieben. Er ging nicht ohne Verlegenheit dahin; denn er wußte, daß er Briefe von den Seinigen daselbst antreffen werde. Er fürchtete sich vor den Vorwürfen, die sie enthalten mußten; wahrscheinlich hatte man auch dem Handelshause Nachricht von der Verlegenheit gegeben, in der man sich seinetwegen befand. Er scheute sich nach so vielen ritterlichen Abenteuern vor dem schülerhaften Ansehen, in dem er erscheinen würde, und nahm sich vor, recht trotzig zu thun und auf diese Weise seine Verlegenheit zu verbergen.

Allein zu seiner großen Verwunderung und Zufriedenheit ging Alles sehr gut und leidlich ab. In dem großen, lebhaften und beschäftigten Comptoir hatte man kaum Zeit, seine Briefe aufzumachen; seines längern Außenbleibens ward nur im Vorbeigehen gedacht. Und als er die Briefe seines Vaters und seines Freundes Werner eröffnete, fand er sie sämmtlich sehr leidlichen Inhalts. Der Alte, in Hoffnung eines weitläuftigen Journals, dessen Führung er dem Sohne beim Abschiede sorgfältig empfohlen, und wozu er ihm ein tabellarisches Schema

mitzugeben, schien über das Stillschweigen der ersten Zeit ziemlich beruhigt, so wie er sich nur über das Räthselhafte des ersten und einzigen, vom Schlosse des Grafen noch abgesandten Briefes beschwerte. Werner scherzte nur auf seine Art, erzählte lustige Stadtgeschichten und bat sich Nachricht von Freunden und Bekannten aus, die Wilhelm nunmehr in der großen Handelsstadt häufig würde kennen lernen. Unser Freund, der außerordentlich erfreut war, um einen so wohlfeilen Preis loszukommen, antwortete sogleich in einigen sehr muntern Briefen und versprach dem Vater ein ausführliches Reisejournal, mit allen verlangten geographischen, statistischen und merkantilischen Bemerkungen. Er hatte Vieles auf der Reise gesehen und hoffte daraus ein leidliches Heft zusammenschreiben zu können. Er merkte nicht, daß er beinah in eben dem Falle war, in dem er sich befand, als er, um ein Schauspiel, das weder geschrieben, noch weniger memorirt war, aufzuführen, Lichter angezündet und Zuschauer herbeigerufen hatte. Als er daher wirklich anfing, an seine Komposition zu gehen, ward er leider gewahr, daß er von Empfindungen und Gedanken, von manchen Erfahrungen des Herzens und Geistes sprechen und erzählen konnte, nur nicht von äußern Gegenständen, denen er, wie er nun merkte, nicht die mindeste Aufmerksamkeit geschenkt hatte.

In dieser Verlegenheit kamen die Kenntnisse seines Freundes Laertes ihm gut zu Statten. Die Gewohnheit hatte beide jungen Leute, so unähnlich sie sich waren, zusammen verbunden, und Jener war, bei allen seinen Fehlern, mit seinen Sonderbarkeiten wirklich ein interessanter Mensch. Mit einer heitern, glücklichen Sinnlichkeit begabt, hätte er alt werden können, ohne über seinen Zustand irgend nachzudenken. Nun hatte ihm aber sein Unglück und seine Krankheit das reine Gefühl der Jugend geraubt und ihm dagegen einen Blick auf die Vergänglichkeit, auf das Zerstückelte unseres Daseins eröffnet. Daraus war eine launige, rhapsodische Art, über die Gegenstände zu denken, oder vielmehr ihre unmittelbaren Eindrücke zu äußern, entstanden. Er war nicht gern allein, trieb sich auf allen Kaffeehäusern, an allen Wirthstischen herum, und wenn er ja zu Hause blieb, waren Reisebeschreibungen seine liebste, ja seine einzige Lektüre. Diese konnte er nun, da er eine große Leihbibliothek fand, nach Wunsch befriedigen, und bald sputte die halbe Welt in seinem guten Gedächtnisse.

Wie leicht konnte er daher seinem Freunde Muth einsprechen,

als Dieser ihm den völligen Mangel an Vorrath zu der von ihm so feierlich versprochenen Relation entdeckte. „Da wollen wir ein Kunststück machen," sagte Jener, „das seinesgleichen nicht haben soll. Ist nicht Deutschland von einem Ende zum andern durchreist, durchkreuzt, durchzogen, durchkrochen und durchflogen? Und hat nicht jeder deutsche Reisende den herrlichen Vortheil, sich seine großen oder kleinen Ausgaben vom Publikum wieder erstatten zu lassen? Gieb mir nur Deine Reiseroute, ehe Du zu uns kamst; das Andere weiß ich. Die Quellen und Hilfsmittel zu Deinem Werke will ich Dir aufsuchen; an Quadratmeilen, die nicht gemessen sind, und an Volksmenge, die nicht gezählt ist, müssen wir's nicht fehlen lassen. Die Einkünfte der Länder nehmen wir aus Taschenbüchern und Tabellen, die, wie bekannt, die zuverlässigsten Dokumente sind. Darauf gründen wir unsere politischen Räsonnements; an Seitenblicken auf die Regierungen soll's nicht fehlen. Ein paar Fürsten beschreiben wir als wahre Väter des Vaterlandes, damit man uns desto eher glaubt, wenn wir einigen Andern etwas anhängen; und wenn wir nicht geradezu durch den Wohnort einiger berühmten Leute durchreisen, so begegnen wir ihnen in einem Wirthshause, lassen sie uns im Vertrauen das albernste Zeug sagen. Besonders vergessen wir nicht eine Liebesgeschichte mit irgend einem naiven Mädchen auf das Anmuthigste einzuflechten, und es soll ein Werk geben, das nicht allein Vater und Mutter mit Entzücken erfüllen soll, sondern das Dir auch jeder Buchhändler mit Vergnügen bezahlt."

Man schritt zum Werke, und beide Freunde hatten viel Lust an ihrer Arbeit, indeß Wilhelm Abends im Schauspiel und in dem Umgange mit Serlo und Aurelien die größte Zufriedenheit fand und seine Ideen, die nur zu lange sich in einem engen Kreise herumgedreht hatten, täglich weiter ausbreitete.

Achtzehntes Kapitel.

Nicht ohne das größte Interesse vernahm er stückweise den Lebenslauf Serlo's; denn es war nicht die Art dieses seltenen Mannes, vertraulich zu sein und über irgend etwas im Zusammenhange zu sprechen. Er war, man darf sagen, auf dem Theater geboren und gesäugt. Schon als stummes Kind mußte er durch seine bloße Gegenwart die Zuschauer rühren, weil auch

ſchon damals die Verfaſſer dieſe natürlichen und unſchuldigen Hülfsmittel kannten, und ſein erſtes „Vater“ und „Mutter“ brachte in beliebten Stücken ihm ſchon den größten Beifall zuwege, ehe er wußte, was das Händeklatſchen bedeute. Als Amor kam er zitternd mehr als einmal im Flugwerke herunter, entwickelte ſich als Harlekin aus dem Ei und machte als kleiner Eſſenkehrer ſchon früh die artigſten Streiche.

Leider mußte er den Beifall, den er an glänzenden Abenden erhielt, in den Zwiſchenzeiten ſehr theuer bezahlen. Sein Vater, überzeugt, daß nur durch Schläge die Aufmerkſamkeit der Kinder erregt und feſtgehalten werden könne, prügelte ihn beim Einſtudiren einer jeden Rolle zu abgemeſſenen Zeiten; nicht, weil das Kind ungeſchickt war, ſondern damit es ſich deſto gewiſſer und anhaltender geſchickt zeigen möge. So gab man ehemals, indem ein Grenzſtein geſetzt wurde, den umſtehenden Kindern tüchtige Ohrfeigen, und die älteſten Leute erinnerten ſich noch genau des Ortes und der Stelle. Er wuchs heran und zeigte außerordentliche Fähigkeiten des Geiſtes und Fertigkeiten des Körpers und dabei eine große Biegſamkeit ſowol in ſeiner Vorſtellungsart als in Handlungen und Geberden. Seine Nachahmungsgabe überſtieg allen Glauben. Schon als Knabe ahmte er Perſonen nach, ſo daß man ſie zu ſehen glaubte, ob ſie ihm ſchon an Geſtalt, Alter und Weſen völlig unähnlich und unter einander verſchieden waren. Dabei fehlte es ihm nicht an der Gabe, ſich in die Welt zu ſchicken, und ſobald er ſich einigermaßen ſeiner Kräfte bewußt war, fand er nichts natürlicher, als ſeinem Vater zu entfliehen, der, wie die Vernunft des Knaben zunahm und ſeine Geſchicklichkeit ſich vermehrte, ihnen noch durch harte Begegnung nachzuhelfen für nöthig fand.

Wie glücklich fühlte ſich der loſe Knabe nun in der freien Welt, da ihm ſeine Eulenſpiegelspoſſen überall eine gute Aufnahme verſchafften! Sein guter Stern führte ihn zuerſt in der Faſtnachtszeit in ein Kloſter, wo er, weil eben der Vater, der die Umgänge zu beſorgen und durch geiſtliche Maskeraden die chriſtliche Gemeinde zu ergetzen hatte, geſtorben war, als ein hilfreicher Schutzengel auftrat. Auch übernahm er ſogleich die Rolle Gabriel's in der Verkündigung und mißfiel dem hübſchen Mädchen nicht, die als Maria ſeinen obligeanten Gruß mit äußerlicher Demuth und innerlichem Stolze ſehr zierlich aufnahm. Er ſpielte darauf ſucceſſive in den Myſterien die wichtigſten Rollen und wußte ſich nicht wenig, da er endlich gar als Hei-

land der Welt verspottet, geschlagen und ans Kreuz geheftet wurde.

Einige Kriegsknechte mochten bei dieser Gelegenheit ihre Rollen gar zu natürlich spielen; daher er sie, um sich auf die schicklichste Weise an ihnen zu rächen, bei Gelegenheit des jüngsten Gerichts in die prächtigsten Kleider von Kaisern und Königen steckte und ihnen in dem Augenblicke, da sie, mit ihren Rollen sehr wohl zufrieden, auch in dem Himmel allen Andern vorauszugehen den Schritt nahmen, unvermuthet in Teufelsgestalt begegnete und sie mit der Ofengabel, zur herzlichsten Erbauung sämmtlicher Zuschauer und Bettler, weidlich durchdrosch und unbarmherzig zurück in die Grube stürzte, wo sie sich von einem hervordringenden Feuer aufs Uebelste empfangen sahen.

Er war klug genug, einzusehen, daß die gekrönten Häupter sein freches Unternehmen nicht wohl vermerken und selbst vor seinem privilegirten Ankläger- und Scherzenamte keinen Respekt haben würden; er machte sich daher, noch ehe das tausendjährige Reich anging, in aller Stille davon und ward in einer benachbarten Stadt von einer Gesellschaft, die man damals Kinder der Freude nannte, mit offenen Armen aufgenommen. Es waren verständige, geistreiche, lebhafte Menschen, die wohl einsahen, daß die Summe unserer Existenz, durch Vernunft dividirt, niemals rein aufgehe, sondern daß immer ein wunderlicher Bruch übrig bleibe. Diesen bizarrlichen und, wenn er sich in die ganze Masse vertheilt, gefährlichen Bruch suchten sie zu bestimmten Zeiten verständlich loszuwerden. Sie waren einen Tag der Woche recht ausführlich Narren und strafen an demselben wechselseitig durch allegorische Vorstellungen, was sie während der übrigen Tage an sich und Andern Närrisches bemerkt hatten. War diese Art gleich roher als eine Folge von Ausbildung, in welcher der sittliche Mensch sich täglich zu bemerken, zu warnen und zu strafen pflegt, so war sie doch kürzer und sicherer; denn indem man einen gewissen Narrenwahn nicht verleugnete, so erkannte man ihn auch nur für das, was er war, anstatt daß er auf dem andern Wege durch Hülfe des Selbstbetrugs oft im Hause zur Herrschaft gelangt und die Vernunft zur heimlichen Knechtschaft zwingt, die sich einbildet, sie lange verjagt zu haben. Die Narrenmaske ging in der Gesellschaft herum, und Jedem war erlaubt, sie an seinem Tage mit eigenen oder fremden Attributen charakteristisch auszuweiten. In der Karnevalszeit nahm man sich die größte Freiheit und wetteiferte mit der

Bemühung der Geistlichen, das Volk zu unterhalten und anzuziehen. Die feierlichen allegorischen Aufzüge von Tugenden und Lastern, Künsten und Wissenschaften, Welttheilen und Jahreszeiten versinnlichten dem Volke eine Menge Begriffe und gaben ihm Ideen entfernter Gegenstände, und wo waren viele Scherze nicht eine Nasen, da von einer andern Seite die geistlichen Mummereien nur einen abgeschmackten Aberglauben noch mehr befestigten.

Der junge Serle war auch hier wieder ganz in seinem Elemente; eigentliche Erfindungskraft hatte er nicht, dagegen aber das größte Geschick, was er vor sich fand, zu nutzen, zurechtzustellen und scheinbar zu machen. Seine Einfälle, seine Nachahmungsgabe, ja sein beißender Witz, den er wenigstens einen Tag in der Woche völlig frei, selbst gegen seine Wohlthäter, üben durfte, machte ihn der ganzen Gesellschaft werth, ja unentbehrlich.

Doch trieb ihn seine Unruhe bald aus dieser vortheilhaften Lage in andere Gegenden seines Vaterlandes, wo er wieder eine neue Schule durchzugeben hatte. Er kam in den gebildeten, aber auch bildlosen Theil von Deutschland, wo es zur Verehrung des Guten und Schönen zwar nicht an Wahrheit, aber oft an Geist gebricht; er konnte mit seinen Masken nichts mehr ausrichten, er mußte suchen auf Herz und Gemüth zu wirken. Nur kurze Zeit hielt er sich bei kleinen und großen Gesellschaften auf und merkte bei dieser Gelegenheit sämmtlichen Stücken und Schauspielern ihre Eigenheiten ab. Die Monotonie, die damals auf dem deutschen Theater herrschte, den albernen Fall und Klang der Alexandriner, den geschraubtplatten Dialog, die Trockenheit und Gemeinheit der unmittelbaren Sittenprediger hatte er bald gefaßt und zugleich bemerkt, was rührte und gefiel.

Nicht eine Rolle der gangbaren Stücke, sondern die ganzen Stücke blieben leicht in seinem Gedächtniß, und zugleich der eigenthümliche Ton des Schauspielers, der sie mit Beifall vorgetragen hatte. Nun kam er zufälligerweise auf seinen Streifereien, da ihm das Geld völlig ausgegangen war, zu dem Einfall, allein ganze Stücke, besonders auf Edelhöfen und in Dörfern, vorzustellen und sich dadurch überall sogleich Unterhalt und Nachtquartier zu verschaffen. In jeder Schenke, jedem Zimmer und Garten war sein Theater gleich aufgeschlagen; mit einem schelmischen Ernst und anscheinendem Enthusiasmus wußte er die Einbildungskraft seiner Zuschauer zu gewinnen,

ihre Sinne zu täuschen und vor ihren offenen Augen einen alten Schrank zu einer Burg und einen Fächer zum Dolche umzuschaffen. Seine Jugendwärme ersetzte den Mangel eines tiefen Gefühls; seine Heftigkeit schien Stärke, und seine Schmeichelei Zärtlichkeit. Diejenigen, die das Theater schon kannten, erinnerte er an Alles, was sie gesehen und gehört hatten, und in den Uebrigen erregte er eine Ahnung von etwas Wunderbarem und den Wunsch, näher damit bekannt zu werden. Was an einem Orte Wirkung that, verfehlte er nicht am andern zu wiederholen, und hatte die herzlichste Schadenfreude, wenn er alle Menschen auf gleiche Weise aus dem Stegreife zum Besten haben konnte.

Bei seinem lebhaften, freien und durch nichts gehinderten Geiste verbesserte er sich, indem er Rollen und Stücke oft wiederholte, sehr geschwind. Bald recitirte und spielte er dem Sinne gemäßer als die Muster, die er anfangs nur nachgeahmt hatte. Auf diesem Wege kam er nach und nach dazu, natürlich zu spielen und doch immer verstellt zu sein. Er schien hingerissen und lauerte auf den Effekt, und sein größter Stolz war, die Menschen stufenweise in Bewegung zu setzen. Selbst das tolle Handwerk, das er trieb, nöthigte ihn bald, mit einer gewissen Mäßigung zu verfahren, und so lernte er, theils gezwungen, theils aus Instinkt, das, wovon so wenig Schauspieler einen Begriff zu haben scheinen, mit Organ und Geberden ökonomisch zu sein.

So wußte er selbst rohe und unfreundliche Menschen zu bändigen und für sich zu interessiren. Da er überall mit Nahrung und Obdach zufrieden war, jedes Geschenk dankbar annahm, das man ihm reichte, ja, manchmal gar das Geld, wenn er dessen nach seiner Meinung genug hatte, ausschlug, so schickte man ihn mit Empfehlungsschreiben einander zu, und so wanderte er eine ganze Zeit von einem Edelhofe zum andern, wo er manches Vergnügen erregte, manches genoß und nicht ohne die angenehmsten und ernstesten Abenteuer blieb.

Bei der innerlichen Kälte seines Gemüthes liebte er eigentlich Niemanden, bei der Klarheit seines Blicks konnte er Niemanden achten; denn er sah nur immer die äußern Eigenheiten der Menschen und trug sie in seine mimische Sammlung ein. Dabei aber war seine Selbstigkeit äußerst beleidigt, wenn er nicht Jedem gefiel, und wenn er nicht überall Beifall erregte. Wie dieser zu erlangen sei, darauf hatte er nach und nach so genau Acht gegeben und hatte seinen Sinn so geschärft, daß er

nicht allein bei ſeinen Darſtellungen, ſondern auch im gemeinen Leben nicht mehr anders als ſchmeicheln konnte. Und ſo arbeitete ſeine Gemüthsart, ſein Talent und ſeine Lebensart dergeſtalt wechſelsweiſe gegen einander, daß er ſich unvermerkt zu einem vollkommenen Schauſpieler ausgebildet ſah. Ja, durch eine ſeltſam ſcheinende, aber ganz natürliche Wirkung und Gegenwirkung ſtieg durch Einſicht und Uebung ſeine Recitation, Deklamation und ſein Geberdenſpiel zu einer hohen Stufe von Wahrheit, Freiheit und Offenheit, indem er im Leben und Umgang immer heimlicher, künſtlicher, ja verſtellt und ängſtlich zu werden ſchien.

Von ſeinen Schickſalen und Abenteuern ſprechen wir vielleicht an einem andern Orte und bemerken hier nur ſo viel, daß er in ſpätern Zeiten, da er ſchon ein gemachter Mann, im Beſitz von entſchiedenem Namen und in einer ſehr guten, obgleich nicht feſten Lage war, ſich angewöhnt hatte, im Geſpräch auf eine feine Weiſe theils ironiſch, theils ſpöttiſch den Sophiſten zu machen und dadurch faſt jede ernſthafte Unterhaltung zu zerſtören. Beſonders gebrauchte er dieſe Manier gegen Wilhelmen, ſobald Dieſer, wie es ihm oft begegnete, ein allgemeines theoretiſches Geſpräch anzuknüpfen Luſt hatte. Deſſenungeachtet waren ſie ſehr gern beiſammen, indem durch ihre beiderſeitige Denkart die Unterhaltung lebhaft werden mußte. Wilhelm wünſchte Alles aus den Begriffen, die er gefaßt hatte, zu entwickeln, und wollte die Kunſt in einem Zuſammenhange behandelt haben; er wollte ausgeſprochene Regeln feſtſetzen, beſtimmen, was recht, ſchön und gut ſei, und was Beifall verdiene; genug, er behandelte Alles auf das Ernſtlichſte. Serlo hingegen nahm die Sache ſehr leicht, und indem er niemals direkt auf eine Frage antwortete, wußte er durch eine Geſchichte oder einen Schwank die artigſte und vergnüglichſte Erläuterung beizubringen und die Geſellſchaft zu unterrichten, indem er ſie erheiterte.

Neunzehntes Kapitel.

Indem nun Wilhelm auf dieſe Weiſe ſehr angenehme Stunden zubrachte, befanden ſich Melina und die Uebrigen in einer deſto verdrießlichern Lage. Sie erſchienen unſerm Freunde manchmal wie böſe Geiſter und machten ihm nicht blos durch ihre Gegenwart, ſondern auch oft durch flammiſche Geſichter und

bittere Reden einen verdrießlichen Augenblick. Serlo hatte sie nicht einmal zu Gastrollen gelassen, geschweige daß er ihnen Hoffnung zum Engagement gemacht hätte, und hatte dessenungeachtet nach und nach ihre sämmtlichen Fähigkeiten kennen gelernt. So oft sich Schauspieler bei ihm gesellig versammelten, hatte er die Gewohnheit, lesen zu lassen und manchmal selbst mitzulesen. Er nahm Stücke vor, die noch gegeben werden sollten, die lange nicht gegeben waren, und zwar meistens nur theilweise. So ließ er auch nach einer ersten Aufführung Stellen, bei denen er etwas zu erinnern hatte, wiederholen, vermehrte dadurch die Einsicht der Schauspieler und verstärkte ihre Sicherheit, den rechten Punkt zu treffen. Und wie ein geringer, aber richtiger Verstand mehr als ein verworrenes und ungeläutertes Genie zur Zufriedenheit Anderer wirken kann, so erhob er mittelmäßige Talente durch die deutliche Einsicht, die er ihnen unmerklich verschaffte, zu einer bewundernswürdigen Fähigkeit. Nicht wenig trug dazu bei, daß er auch Gedichte lesen ließ und in ihnen das Gefühl jenes Reizes erhielt, den ein wohl vorgetragener Rhythmus in unserer Seele erregt, anstatt daß man bei andern Gesellschaften schon anfing, nur diejenige Prosa vorzutragen, wozu einem Jeden der Schnabel gewachsen war.

Bei solchen Gelegenheiten hatte er auch die sämmtlichen angekommenen Schauspieler kennen lernen, das, was sie waren, und was sie werden konnten, beurtheilt und sich in der Stille vorgenommen, von ihren Talenten bei einer Revolution, die seiner Gesellschaft drohte, sogleich Vortheil zu ziehen. Er ließ die Sache eine Weile auf sich beruhen, lehnte alle Interessenten Wilhelm's für sie mit Achselzucken ab, bis er seine Zeit erlab und seinem jungen Freunde ganz unerwartet den Vorschlag that, er solle doch selbst bei ihm aufs Theater gehen, und unter dieser Bedingung wolle er auch die Uebrigen engagiren.

„Die Leute müssen also doch so unerträglich nicht sein, wie Sie mir solche bisher geschildert haben," versetzte ihm Wilhelm, „wenn sie jetzt auf einmal zusammen angenommen werden können, und ich dächte, ihre Talente müßten auch ohne mich dieselbigen bleiben."

Serlo eröffnete ihm darauf unter dem Siegel der Verschwiegenheit seine Lage: wie sein erster Liebhaber Miene mache, ihn bei der Erneuerung des Kontrakts zu steigern, und wie er nicht gesinnt sei, ihm nachzugeben, besonders da die Kunst des Publi-

lums gegen ihn so groß nicht mehr sei. Ließe er Diesen gehen, so würde sein ganzer Anhang ihm folgen, wodurch denn die Gesellschaft einige gute, aber auch einige mittelmäßige Glieder verlöre. Hierauf zeigte er Wilhelmen, was er dagegen an ihm, an Laertes, dem alten Polterer und selbst an Frau Melina zu gewinnen hoffe. Ja, er versprach dem armen Pedanten als Juden, Minister und überhaupt als Besuchte einen entschiedenen Beifall zu verschaffen.

Wilhelm stutzte und vernahm den Vortrag nicht ohne Unruhe, und nur, um etwas zu sagen, versetzte er, nachdem er tief Athem geholt hatte: „Sie sprechen auf eine sehr freundliche Weise nur von dem Guten, was Sie an uns finden und von uns hoffen; wie sieht es denn aber mit den schwachen Seiten aus, die Ihrem Scharfsinne gewiß nicht entgangen sind?“

„Die wollen wir bald durch Fleiß, Uebung und Nachdenken zu starken Seiten machen,“ versetzte Serlo. „Es ist unter Euch Allen, die Ihr denn doch nur Naturalisten und Pfuscher seid, Keiner, der nicht mehr oder weniger Hoffnung von sich gäbe; denn so viel ich Alle beurtheilen kann, so ist kein einziger Stock darunter, und Stöcke allein sind die Unverbesserlichen, sie mögen nun aus Eigendünkel, Dummheit oder Hypochondrie ungelenk und unbiegsam sein.“

Serlo legte darauf mit wenigen Worten die Bedingungen dar, die er machen könne und wolle, bat Wilhelmen um schleunige Entscheidung und verließ ihn in nicht geringer Unruhe.

Bei der wunderlichen und gleichsam nur zum Scherz unternommenen Arbeit jener fingirten Reisebeschreibung, die er mit Laertes zusammensetzte, war er auf die Zustände und das tägliche Leben der wirklichen Welt aufmerksamer geworden, als er sonst gewesen war. Er begriff jetzt selbst erst die Absicht des Vaters, als er ihm die Führung des Journals so lebhaft empfohlen. Er fühlte zum ersten Male, wie angenehm und nützlich es sein könne, sich zur Mittelsperson so vieler Gewerbe und Bedürfnisse zu machen und bis in die tiefsten Gebirge und Wälder des festen Landes Leben und Thätigkeit verbreiten zu helfen. Die lebhafte Handelsstadt, in der er sich befand, gab ihm bei der Unruhe des Laertes, der ihn überall mit herumschleppte, den anschaulichsten Begriff eines großen Mittelpunktes, woher Alles ausfließt, und wohin Alles zurückkehrt, und es war das erste Mal, daß sein Geist im Anschauen dieser Art von Thätigkeit sich wirklich ergetzte. In diesem Zustande hatte ihm

Serlo den Antrag gethan und seine Wünsche, seine Neigung, sein Zutrauen auf ein angebornes Talent und seine Verpflichtung gegen die hilflose Gesellschaft wieder rege gemacht.

„Da steh' ich nun," sagte er zu sich selbst, „abermals am Scheidewege zwischen den beiden Frauen, die mir in meiner Jugend erschienen. Die eine sieht nicht mehr so kümmerlich aus wie damals, und die andere nicht so prächtig. Der einen wie der andern zu folgen, fühlst Du eine Art von innerm Beruf, und von beiden Seiten sind die äußern Anlässe stark genug; es scheint Dir unmöglich, Dich zu entscheiden; Du wünschest, daß irgend ein Uebergewicht von außen Deine Wahl bestimmen möge, und doch, wenn Du Dich recht untersuchst, so sind es nur äußere Umstände, die Dir eine Neigung zu Gewerb, Erwerb und Besitz einflößen; aber Dein innerstes Bedürfniß erzeugt und nährt den Wunsch, die Anlagen, die in Dir zum Guten und Schönen ruhen mögen, sie seien körperlich oder geistig, immer mehr zu entwickeln und auszubilden. Und muß ich nicht das Schicksal verehren, das mich ohne mein Zuthun hierher an das Ziel aller meiner Wünsche führt? Geschieht nicht Alles, was ich mir ehemals ausgedacht und vorgesetzt, nun zufällig ohne mein Mitwirken? Sonderbar genug! Der Mensch scheint mit nichts vertrauter zu sein als mit seinen Hoffnungen und Wünschen, die er lange im Herzen nährt und bewahrt; und doch, wenn sie ihm nun begegnen, wenn sie sich ihm gleichsam aufdringen, erkennt er sie nicht und weicht vor ihnen zurück. Alles, was ich mir vor jener unglücklichen Nacht, die mich von Marianen entfernte, nur träumen ließ, steht vor mir und bietet sich mir selbst an. Hierher wollte ich flüchten, und bin sachte hergeleitet worden; bei Serlo wollte ich unterzukommen suchen, er sucht nun mich und bietet mir Bedingungen an, die ich als Anfänger nie erwarten konnte. War es denn blos Liebe zu Marianen, die mich ans Theater fesselte? oder war es Liebe zur Kunst, die mich an das Mädchen festknüpfte? War jene Aussicht, jener Ausweg nach der Bühne blos einem unordentlichen, unruhigen Menschen willkommen, der ein Leben herzuseßen wünschte, das ihm die Verhältnisse der bürgerlichen Welt nicht gestatteten, oder war es Alles anders, reiner, würdiger? Und was sollte Dich bewegen können, Deine damaligen Gesinnungen zu ändern? Hast Du nicht vielmehr bisher selbst unwissend Deinen Plan verfolgt? Ist nicht jetzt der letzte Schritt noch mehr zu billigen, da keine Nebenabsichten dabei im

Spiele ſind, und da Du zugleich ein feierlich gegebenes Wort halten und Dich auf eine edle Weiſe von einer ſchweren Schuld befreien kannſt?“

Alles, was in ſeinem Herzen und ſeiner Einbildungskraft ſich bewegte, wechſelte nun auf das Lebhafteſte gegen einander ab. Daß er ſeine Mignon behalten könne, daß er den Harfner nicht zu verſtoßen brauche, war kein kleines Gewicht auf der Wagſchale, und doch ſchwankte ſie noch hin und wieder, als er ſeine Freundin Aurelie gewohnterweiſe zu beſuchen ging.

Zwanzigſtes Kapitel.

Er fand ſie auf ihrem Ruhebette; ſie ſchien ſtille. „Glauben Sie noch morgen ſpielen zu können?“ fragte er. „O ja!“ verſetzte ſie lebhaft; „Sie wiſſen, daran hindert mich nichts. Wenn ich nur ein Mittel wüßte, den Beifall unſers Parterres von mir abzulehnen; ſie meinen es gut, und werden mich noch umbringen. Vorgeſtern dacht' ich, das Herz müßte mir reißen! Sonſt konnt' ich es wohl leiden, wenn ich mir ſelbſt gefiel; wenn ich lange ſtudirt und mich vorbereitet hatte, dann freute ich mich, wenn das willkommene Zeichen, nun ſei es gelungen, von allen Enden widertönte. Jetzt ſag' ich nicht, was ich will, nicht, wie ich's will; ich werde hingeriſſen, ich verwirre mich, und mein Spiel macht einen weit größern Eindruck. Der Beifall wird lauter, und ich denke: „Wüßtet Ihr, was Euch entzückt! Die dunkeln, heftigen, unbeſtimmten Anklänge rühren Euch, zwingen Euch Bewunderung ab, und Ihr fühlt nicht, daß es die Schmerzenstöne der Unglücklichen ſind, der Ihr Euer Wohlwollen geſchenkt habt.“ Heute früh hab' ich gelernt, jetzt wiederholt und verſucht. Ich bin müde, zerbrochen, und morgen geht es wieder von vorn an. Morgen Abend ſoll geſpielt werden. So ſchlepp' ich mich hin und her; es iſt mir langweilig aufzuſtehen, und verdrießlich zu Bette zu gehen. Alles macht einen ewigen Zirkel in mir. Dann treten die leidigen Tröſtungen vor mir auf; dann werf' ich ſie weg und verwünſche ſie. Ich will mich nicht ergeben, nicht der Nothwendigkeit ergeben; warum ſoll das nothwendig ſein, was mich zu Grunde richtet? Könnte es nicht auch anders ſein? Ich muß es eben bezahlen, daß ich eine Deutſche bin; es iſt der Charakter der Deutſchen, daß ſie über Allem ſchwer werden, daß Alles über ihnen ſchwer wird.“

„O, meine Freundin," fiel Wilhelm ein, „könnten Sie doch aufhören, selbst den Dolch zu schärfen, mit dem Sie Sich unablässig verwunden! Bleibt Ihnen denn nichts? Ist denn Ihre Jugend, Ihre Gestalt, Ihre Gesundheit, sind Ihre Talente nichts? Wenn Sie ein Gut ohne Ihr Verschulden verloren haben, müssen Sie denn alles Uebrige hinterdrein werfen? Ist das auch nothwendig?"

Sie schwieg einige Augenblicke, dann fuhr sie auf: „Ich weiß es wohl, daß es Zeitverderb ist; nichts als Zeitverderb ist die Liebe! Was hätte ich nicht thun können! thun sollen! Nun ist Alles rein zu nichts geworden. Ich bin ein armes verliebtes Geschöpf, nichts als verliebt! Haben Sie Mitleiden mit mir! Bei Gott, ich bin ein armes Geschöpf!"

Sie versank in sich, und nach einer kurzen Pause rief sie heftig aus: „Ihr seid gewohnt, daß sich Euch Alles an den Hals wirft. Nein, Ihr könnt es nicht fühlen, kein Mann ist im Stande, den Werth eines Weibes zu fühlen, das sich zu ehren weiß! Bei allen heiligen Engeln, bei allen Bildern der Seligkeit, die sich ein reines, gutmüthiges Herz erschafft, es ist nichts Himmlischeres als ein weibliches Wesen, das sich dem geliebten Manne hingiebt! Wir sind kalt, stolz, hoch, klar, klug, wenn wir verdienen, Weiber zu heißen, und alle diese Vorzüge legen wir Euch zu Füßen, sobald wir lieben, sobald wir hoffen, Gegenliebe zu erwerben. O, wie hab' ich mein ganzes Dasein so mit Lust und Willen weggeworfen! Aber nun will ich auch verzweifeln, absichtlich verzweifeln. Es soll kein Blutstropfen in mir sein, der nicht gestraft wird, keine Faser, die ich nicht peinigen will. Lächeln Sie nur, lachen Sie nur über den theatralischen Aufwand von Leidenschaft!"

Fern war von unserm Freunde jede Anwandlung des Lachens. Der entsetzliche, halb natürliche, halb erzwungene Zustand seiner Freundin peinigte ihn nur zu sehr. Er empfand die Foltern der unglücklichen Anspannung mit; sein Gehirn zerrüttete sich, und sein Blut war in einer fieberhaften Bewegung.

Sie war aufgestanden und ging in der Stube hin und wieder. „Ich sage mir Alles vor," rief sie aus, „warum ich ihn nicht lieben sollte. Ich weiß auch, daß er es nicht werth ist; ich wende mein Gemüth ab, dahin und dorthin, beschäftige mich, wie es nur gehen will. Bald nehm' ich eine Rolle vor, wenn ich sie auch nicht zu spielen habe; ich übe die alten, die ich durch und durch kenne, fleißiger und fleißiger, ins Einzelne,

und übe und übe. Mein Freund, mein Vertrauter, welche entſetzliche Arbeit iſt es, ſich mit Gewalt von ſich ſelbſt zu entfernen! Mein Verſtand leidet, mein Gehirn iſt ſo angeſpannt; um mich vom Wahnſinne zu retten, überlaß' ich mich wieder dem Gefühle, daß ich ihn liebe." — „Ja, ich liebe ihn, ich liebe ihn!" rief ſie unter tauſend Thränen. „Ich liebe ihn, und ſo will ich ſterben!"

Er faßte ſie bei der Hand und bat ſie auf das Inſtändigſte, ſich nicht ſelbſt aufzureiben. „O," ſagte er, „wie ſonderbar iſt es, daß dem Menſchen nicht allein ſo manches Unmögliche, ſondern auch ſo manches Mögliche verſagt iſt! Sie waren nicht beſtimmt, ein treues Herz zu finden, das Ihre ganze Glückſeligkeit würde gemacht haben. Ich war dazu beſtimmt, das ganze Heil meines Lebens an eine Unglückliche feſtzuknüpfen, die ich durch die Schwere meiner Treue wie ein Rohr zu Boden zog, ja vielleicht gar zerbrach."

Er hatte Aurelien ſeine Geſchichte mit Marianen vertraut und konnte ſich alſo jetzt darauf beziehen. Sie ſah ihm ſtarr in die Augen und fragte: „Nennen Sie ſagen, daß Sie noch niemals ein Weib betrogen, daß Sie keiner mit leichtſinniger Galanterie, mit frevelhafter Betheuerung, mit herzlockenden Schwüren ihre Gunſt abzuſchmeicheln geſucht?"

„Das kann ich," verſetzte Wilhelm, „und zwar ohne Ruhmredigkeit; denn mein Leben war ſehr einfach, und ich bin ſelten in die Verſuchung gerathen, zu verſuchen. Und welche Warnung, meine ſchöne, meine edle Freundin, iſt mir der traurige Zuſtand, in den ich Sie verſetzt ſehe! Nehmen Sie ein Gelübde von mir, das meinem Herzen ganz angemeſſen iſt, das durch die Rührung, die Sie mir einflößten, ſich bei mir zur Sprache und Form beſtimmt und durch dieſen Augenblick geheiligt wird. Jeder flüchtigen Neigung will ich widerſtehen und ſelbſt die ernſtlichſten in meinem Buſen bewahren; kein weibliches Geſchöpf ſoll ein Bekenntniß der Liebe von meinen Lippen vernehmen, dem ich nicht mein ganzes Leben widmen kann."

Sie ſah ihn mit einer wilden Gleichgiltigkeit an und entfernte ſich, als er ihr die Hand reichte, um einige Schritte. „Es iſt nichts daran gelegen!" rief ſie. „So viel Weiberthränen mehr oder weniger, die See wird darum doch nicht wachſen." „Doch," fuhr ſie fort, „unter Tauſenden Eine gerettet, das iſt doch etwas, unter Tauſenden einen Redlichen gefunden, das iſt anzunehmen! Wiſſen Sie auch, was Sie verſprechen?"

„Ich weiß es," versetzte Wilhelm lächelnd und hielt seine Hand hin.

„Ich nehm' es an," versetzte sie und machte eine Bewegung mit ihrer Rechten, so daß er glaubte, sie würde die seine fassen; aber schnell fuhr sie in die Tasche, riß den Dolch blitzgeschwind heraus und fuhr mit Spitze und Schneide ihm rasch über die Hand weg. Er zog sie schnell zurück, aber schon lief das Blut herunter.

„Man muß Euch Männer scharf zeichnen, wenn Ihr merken sollt," rief sie mit einer wilden Heiterkeit aus, die bald in eine hastige Geschäftigkeit überging. Sie nahm ihr Schnupftuch und umwickelte seine Hand damit, um das erste hervordringende Blut zu stillen. „Verzeihen Sie einer Halbwahnsinnigen," rief sie aus, „und lassen Sie sich diese Tropfen Bluts nicht reuen. Ich bin versöhnt, ich bin wieder bei mir selber. Auf meinen Knien will ich Abbitte thun; lassen Sie mir den Trost, Sie zu heilen."

Sie eilte nach ihrem Schranke, holte Leinwand und einiges Geräth, stillte das Blut und besah die Wunde sorgfältig. Der Schnitt ging durch den Ballen gerade unter dem Daumen, theilte die Lebenslinie und lief gegen den kleinen Finger aus. Sie verband ihn still und mit einer nachdenklichen Bedeutsamkeit in sich gekehrt. Er fragte einigemal: „Beste, wie konnten Sie Ihren Freund verletzen?"

„Still," erwiderte sie, indem sie den Finger auf den Mund legte, „still!"

Fünftes Buch.

Erſtes Kapitel.

So hatte Wilhelm zu ſeinen zwei kaum geheilten Wunden abermals eine friſche dritte, die ihm nicht wenig unbequem war. Aurelie wollte nicht zugeben, daß er ſich eines Wundarztes bediente; ſie ſelbſt verband ihn unter allerlei wunderlichen Reden, Ceremonien und Sprüchen und ſetzte ihn dadurch in eine ſehr peinliche Lage. Doch nicht er allein, ſondern alle Perſonen, die ſich in ihrer Nähe befanden, litten durch ihre Unruhe und Sonderbarkeit, Niemand aber mehr als der kleine Felix. Das lebhafte Kind war unter einem ſolchen Druck höchſt ungeduldig und zeigte ſich immer unartiger, je mehr ſie es tadelte und zurecht wies.

Der Knabe gefiel ſich in gewiſſen Eigenheiten, die man auch Unarten zu nennen pflegt, und die ſie ihm keineswegs nachzuſehen gedachte. Er trank zum Beiſpiel lieber aus der Flaſche als aus dem Glaſe, und offenbar ſchmeckten ihm die Speiſen aus der Schüſſel beſſer als von dem Teller. Eine ſolche Unſchicklichkeit wurde nicht überſehen; und wenn er nun gar die Thüre aufließ oder zuſchlug und, wenn ihm etwas befohlen wurde, entweder nicht von der Stelle wich oder ungeſtüm davonrannte, ſo mußte er eine große Lektion anhören, ohne daß er darauf je einige Beſſerung hätte ſpüren laſſen. Vielmehr ſchien die Neigung zu Aurelien ſich täglich mehr zu verlieren; in ſeinem Tone war nichts Zärtliches, wenn er ſie Mutter nannte, er hing vielmehr leidenſchaftlich an der alten Amme, die ihm denn freilich allen Willen ließ.

Aber auch Dieſe war ſeit einiger Zeit ſo krank geworden, daß man ſie aus dem Hauſe in ein ſtilles Quartier bringen

mußte, und Felix hätte sich ganz allein gesehen, wäre nicht Mignon auch ihm als ein liebevoller Schutzgeist erschienen. Auf das Artigste unterhielten sich beide Kinder mit einander; sie lehrte ihm kleine Lieder, und er, der ein sehr gutes Gedächtniß hatte, recitirte sie oft zur Verwunderung der Zuhörer. Auch wollte sie ihm die Landkarten erklären, mit denen sie sich noch immer sehr abgab, wobei sie jedoch nicht mit der besten Methode verfuhr. Denn eigentlich schien sie bei den Ländern kein besonderes Interesse zu haben, als ob sie kalt oder warm seien. Von den Weltpolen, von dem schrecklichen Eise daselbst und von der zunehmenden Wärme, je mehr man sich von ihnen entfernte, wußte sie sehr gut Rechenschaft zu geben. Wenn Jemand reiste, fragte sie nur, ob er nach Norden oder nach Süden gehe, und bemühte sich, die Wege auf ihren kleinen Karten aufzufinden. Besonders wenn Wilhelm von Reisen sprach, war sie sehr aufmerksam und schien sich immer zu beträhen, sobald das Gespräch auf eine andere Materie überging. So wenig man sie bereden konnte, eine Rolle zu übernehmen oder auch nur, wenn gespielt wurde, auf das Theater zu gehen, so gern und fleißig lernte sie Oden und Lieder auswendig und erregte, wenn sie ein solches Gedicht, gewöhnlich von der ernsten und feierlichen Art, oft unvermuthet wie aus dem Stegreife deklamirte, bei Jedermann Erstaunen.

Serlo, der auf jede Spur eines aufkeimenden Talentes zu achten gewohnt war, suchte sie aufzumuntern; am Meisten aber empfahl sie sich ihm durch einen sehr artigen, mannichfaltigen und manchmal selbst muntern Gesang. Und auf eben diesem Wege hatte sich der Harfenspieler seine Gunst erworben.

Serlo, ohne selbst Genie zur Musik zu haben oder irgend ein Instrument zu spielen, wußte ihren hohen Werth zu schätzen; er suchte sich, so oft als möglich, diesen Genuß, der mit keinem andern verglichen werden kann, zu verschaffen. Er hatte wöchentlich einmal Redoute, und nun hatte sich ihm durch Mignon, den Harfenspieler und Laertes, der auf der Violine nicht ungeschickt war, eine wunderliche kleine Hauskapelle gebildet. Er pflegte zu sagen: „Der Mensch ist so geneigt, sich mit dem Gemeinsten abzugeben, Geist und Sinne stumpfen sich so leicht gegen die Eindrücke des Schönen und Vollkommenen ab, daß man die Fähigkeit, es zu empfinden, bei sich auf alle Weise erhalten sollte. Denn einen solchen Genuß kann Niemand ganz entbehren, und nur die Ungewohnheit, etwas Gutes zu genießen,

iſt Urſache, daß viele Menſchen ſchon am Albernen und Abgeſchmackten, wenn es nur neu iſt, Vergnügen finden.“ „Man ſollte,“ ſagte er, „alle Tage wenigſtens ein kleines Lied hören, ein gutes Gedicht leſen, ein treffliches Gemälde ſehen und, wenn es möglich zu machen wäre, einige vernünftige Worte ſprechen.“

Bei dieſen Geſinnungen, die Seele gewiſſermaßen natürlich waren, konnte es den Perſonen, die ihn umgaben, nicht an angenehmer Unterhaltung fehlen. Mitten in dieſem vergnüglichen Zuſtande brachte man Wilhelmen eines Tags einen ſchwarzgeſiegelten Brief. Werner's Perſchaft deutete auf eine traurige Nachricht, und er erſchrak nicht wenig, als er den Tod ſeines Vaters nur mit einigen Worten angezeigt fand. Nach einer unerwarteten, kurzen Krankheit war er aus der Welt gegangen und hatte ſeine häuslichen Angelegenheiten in der beſten Ordnung hinterlaſſen.

Dieſe unvermuthete Nachricht traf Wilhelmen im Innerſten. Er fühlte tief, wie unempfindlich man oft Freunde und Verwandte, ſo lange ſie ſich mit uns des irdiſchen Aufenthaltes erfreuen, vernachläſſigt und nur dann erſt die Verſäumniß bereut, wenn das ſchöne Verhältniß wenigſtens für diesmal aufgehoben iſt. Auch konnte der Schmerz über das zeitige Abſterben des braven Mannes nur durch das Gefühl gelindert werden, daß er auf der Welt wenig geliebt, und durch die Ueberzeugung, daß er wenig genoſſen habe.

Wilhelm's Gedanken wandten ſich nun bald auf ſeine eigenen Verhältniſſe, und er fühlte ſich nicht wenig beunruhigt. Der Menſch kann in keine gefährlichere Lage verſetzt werden, als wenn durch äußere Umſtände eine große Veränderung ſeines Zuſtandes bewirkt wird, ohne daß ſeine Art zu empfinden und zu denken darauf vorbereitet iſt. Es giebt alsdann eine Epoche ohne Epoche, und es entſteht nur ein deſto größerer Widerſpruch, je weniger der Menſch bemerkt, daß er zu dem neuen Zuſtande noch nicht ausgebildet ſei.

Wilhelm ſah ſich in einem Augenblicke frei, in welchem er mit ſich ſelbſt noch nicht einig werden konnte. Seine Geſinnungen waren edel, ſeine Abſichten lauter, und ſeine Vorſätze ſchienen nicht verwerflich. Das Alles durfte er ſich mit einigem Zutrauen ſelbſt bekennen; allein er hatte Gelegenheit genug gehabt, zu bemerken, daß es ihm an Erfahrung fehle, und er legte daher auf die Erfahrung Anderer und auf die Reſultate, die ſie daraus mit Ueberzeugung ableiteten, einen übermäßigen Werth

und kam dadurch nur immer mehr in die Irre. Was ihm fehlte, glaubte er am Ersten zu erwerben, wenn er alles Denkwürdige, was ihm in Büchern und im Gespräch vorkommen mochte, zu erhalten und zu sammeln unternähme. Er schrieb daher fremde und eigene Meinungen und Ideen, ja ganze Gespräche, die ihm interessant waren, auf und hielt leider auf diese Weise das Falsche so gut als das Wahre fest, blieb viel zu lange an einer Idee, ja, man möchte sagen an einer Sentenz hängen und verlies dabei seine natürliche Denk- und Handlungsweise, indem er oft fremden Lichtern als Leitsternen folgte. Aureliens Bitterkeit und seines Freundes Laertes kalte Verachtung der Menschen bestachen öfter, als billig war, sein Urtheil; Niemand aber war ihm gefährlicher gewesen als Jarno, ein Mann, dessen heller Verstand von gegenwärtigen Dingen ein richtiges, strenges Urtheil fällte, dabei aber den Fehler hatte, daß er diese einzelnen Urtheile mit einer Art von Allgemeinheit aussprach, da doch die Aussprüche des Verstandes eigentlich nur einmal, und zwar in dem bestimmtesten Falle, gelten und schon unrichtig werden, wenn man sie auf den nächsten anwendet. So entfernte sich Wilhelm, indem er mit sich selbst einig zu werden strebte, immer mehr von der heilsamen Einheit, und bei dieser Verwirrung ward es seinen Leidenschaften um so leichter, alle Zurüstungen zu ihrem Vortheil zu gebrauchen und ihn über das, was er zu thun hatte, nur noch mehr zu verwirren.

Serlo benutzte die Todesreise zu seinem Vortheil. Und wirklich hatte er auch täglich immer mehr Ursache, an eine andere Einrichtung seines Schauspiels zu denken. Er mußte entweder seine alten Kontrakte erneuern, wozu er keine große Lust hatte, indem mehrere Mitglieder, die sich für unentbehrlich hielten, täglich unleidlicher wurden, oder er mußte, wohin auch sein Wunsch ging, der Gesellschaft eine ganz neue Gestalt geben.

Ohne selbst in Wilhelmen zu dringen, regte er Aurelien und Philinen auf; und die übrigen Gesellen, die sich nach Engagement sehnten, ließen unserm Freunde gleichfalls keine Ruhe, so daß er mit ziemlicher Verlegenheit an einem Scheidewege stand. Wer hätte gedacht, daß ein Brief von Wernern, der ganz im entgegengesetzten Sinne geschrieben war, ihn endlich zu einer Entschließung hindrängen sollte! Wir lassen nur den Eingang weg und geben übrigens das Schreiben mit weniger Veränderung.

Zweites Kapitel.

„— So war es, und ſo muß es denn auch wol recht ſein, daß Jeder bei jeder Gelegenheit ſeinem Gewerbe nachgeht und ſeine Thätigkeit zeigt. Der gute Alte war kaum verſchieden, als auch in der nächſten Viertelſtunde ſchon nichts mehr nach ſeinem Sinne im Hauſe geſchah. Freunde, Bekannte und Verwandte drängten ſich zu, beſonders aber alle Menſchenarten, die bei ſolchen Gelegenheiten etwas zu gewinnen haben. Man brachte, man trug, man zahlte, ſchrieb und rechnete; die Einen holten Wein und Kuchen, die Andern tranken und aßen; Niemanden ſah ich aber ernſthafter beſchäftigt als die Weiber, indem ſie die Trauer ausſuchten.

„Du wirſt mir alſo verzeihen, mein Lieber, wenn ich bei dieſer Gelegenheit auch an meinen Vortheil dachte, mich Deiner Schweſter ſo hilfreich und thätig als möglich zeigte und ihr, ſobald es nur einigermaßen ſchicklich war, begreiflich machte, daß es nunmehr unſere Sache ſei, eine Verbindung zu beſchleunigen, die unſere Väter aus allzu großer Umſtändlichkeit bisher verzögert hatten.

„Nun mußt Du aber ja nicht denken, daß es uns eingefallen ſei, das große leere Haus in Beſitz zu nehmen. Wir ſind beſcheidener und vernünftiger; unſern Plan ſollſt Du hören. Deine Schweſter zieht nach der Heirath gleich in unſer Haus herüber, und ſogar auch Deine Mutter mit.

„‚Wie iſt das möglich?“ wirſt Du ſagen; „Ihr habt ja ſelbſt in dem Neſte kaum Platz.“ Das iſt eben die Kunſt, mein Freund! Die geſchickte Einrichtung macht Alles möglich, und Du glaubſt nicht, wie viel Platz man findet, wenn man wenig Raum braucht. Das große Haus verkaufen wir, wozu ſich ſogleich eine gute Gelegenheit darbietet; das daraus gelöſte Geld ſoll hundertfältige Zinſen tragen.

„Ich hoffe, Du biſt damit einverſtanden, und wünſche, daß Du nichts von den unfruchtbaren Liebhabereien Deines Vaters und Großvaters geerbt haben mögeſt. Dieſer ſetzte ſeine höchſte Glückſeligkeit in eine Anzahl unſcheinbarer Kunſtwerke, die Niemand, ich darf wol ſagen Niemand, mit ihm genießen konnte; Jener lebte in einer koſtbaren Einrichtung, die er Niemanden mit ſich genießen ließ. Wir wollen es anders machen, und ich hoffe Deine Beiſtimmung.

„Es ist wahr, ich selbst behalte in unserm ganzen Hause keinen Platz als den an meinem Schreibepulte, und noch seh' ich nicht ab, wo man künftig eine Wiege hinsetzen will; aber dafür ist der Raum außer dem Hause desto größer. Die Kaffeehäuser und Klubbs für den Mann, die Spaziergänge und Spazierfahrten für die Frau, und die schönen Lustörter auf dem Lande für Beide. Dabei ist der größte Vortheil, daß auch unser runder Tisch ganz besetzt ist, und es dem Vater unmöglich wird, Freunde zu sehen, die sich nur desto leichtfertiger über ihn aufhalten, je mehr er sich Mühe gegeben hat, sie zu bewirthen.

„Nur nichts Ueberflüssiges im Hause! nur nicht zu viel Möbeln, Geräthschaften, nur keine Kutsche und Pferde! Nichts als Geld, und dann auf eine vernünftige Weise jeden Tag gethan, was Dir beliebt! Nur keine Garderobe, immer das Neueste und Beste auf dem Leibe; der Mann mag seinen Rock abtragen und die Frau den übrigen vertrödeln, sobald er nur einigermaßen aus der Mode kommt. Es ist mir nichts unerträglicher als so ein alter Kram von Besitzthum. Wenn man mir den kostbarsten Edelstein schenken wollte mit der Bedingung, ihn täglich am Finger zu tragen, ich würde ihn nicht annehmen; denn wie läßt sich bei einem todten Kapital nur irgend eine Freude denken? Das ist also mein lustiges Glaubensbekenntniß: seine Geschäfte verrichtet, Geld geschafft, sich mit den Seinigen lustig gemacht und um die übrige Welt sich nicht mehr bekümmert, als insofern man sie nutzen kann.

„Nun wirst Du aber sagen: „Wie ist denn in Eurem saubern Plane an mich gedacht? Wo soll ich unterkommen, wenn Ihr mir das väterliche Haus verkauft, und in dem Eurigen nicht der mindeste Raum übrig bleibt?"

„Das ist freilich der Hauptpunkt, Brüderchen, und auf den werde ich Dir gleich dienen können, wenn ich Dir vorher das gebührende Lob über Deine vortrefflich angewendete Zeit werde entrichtet haben.

„Sage nur, wie hast Du es angefangen, in so wenig Wochen ein Kenner aller nützlichen und interessanten Gegenstände zu werden? So viel Fähigkeiten ich an Dir kenne, hätte ich Dir doch solche Aufmerksamkeit und solchen Fleiß nicht zugetraut. Dein Tagebuch hat uns überzeugt, mit welchem Nutzen Du die Reise gemacht hast; die Beschreibung der Eisen- und Kupferhämmer ist vortrefflich und zeigt von vieler Einsicht in die Sache. Ich habe sie ehemals auch besucht; aber meine Relation, wenn ich sie dagegen halte, sieht sehr stümpermäßig aus. Der ganze

Brief über die Leinwandfabrikation iſt lehrreich, und die Anmerkung über die Konkurrenz ſehr treffend. An einigen Orten haſt Du Fehler in der Addition gemacht, die jedoch ſehr verzeihlich ſind.

„Was aber mich und meinen Vater am Meiſten und Höchſten freut, ſind Deine gründlichen Einſichten in die Bewirthſchaftung und beſonders in die Verbeſſerung der Feldgüter. Wir haben Hoffnung, ein großes Gut, das in Semeſtration liegt, in einer ſehr fruchtbaren Gegend zu erkaufen. Wir wenden das Geld, das wir aus dem väterlichen Hauſe leſen, dazu an; ein Theil wird gebergt, und ein Theil kann ſtehen bleiben; und wir rechnen auf Dich, daß Du dahin ziehſt, den Verbeſſerungen vorſtehſt, und ſo kann, um nicht zu viel zu ſagen, das Gut in einigen Jahren um ein Drittel an Werth ſteigen; man verkauft es wieder, ſucht ein größeres, verbeſſert und handelt wieder, und dazu biſt Du der Mann. Unſere Federn ſollen indeß zu Hauſe nicht müßig ſein, und wir wollen uns bald in einen beneidenswerthen Zuſtand verſetzen.

„Jetzt lebe wohl! Genieße das Leben auf der Reiſe und ziehe hin, wo Du es vergnüglich und nützlich findeſt! Vor dem erſten halben Jahre bedürfen wir Deiner nicht; Du kannſt Dich alſo nach Belieben in der Welt umſehen; denn die beſte Bildung findet ein geſcheiter Menſch auf Reiſen. Lebe wohl! Ich freue mich, ſo nahe mit Dir verbunden, auch nunmehr im Geiſt der Thätigkeit mit Dir vereint zu werden.“

So gut dieſer Brief geſchrieben war, und ſo viel ökonomiſche Wahrheiten er enthalten mochte, mißfiel er doch Wilhelmen auf mehr als eine Weiſe. Das Lob, das er über ſeine fingirten ſtatiſtiſchen, technologiſchen und ruraliſchen Kenntniſſe erhielt, war ihm ein ſtiller Vorwurf; und das Ideal, das ihm ſein Schwager vom Glück des bürgerlichen Lebens vorzeichnete, reizte ihn keineswegs; vielmehr ward er durch einen heimlichen Geiſt des Widerſpruchs mit Heftigkeit auf die entgegengeſetzte Seite getrieben. Er überzeugte ſich, daß er nur auf dem Theater die Bildung, die er ſich zu geben wünſchte, vollenden könne, und ſchien in ſeinem Entſchluſſe nur deſto mehr beſtärkt zu werden, je lebhafter Werner, ohne es zu wiſſen, ſein Gegner geworden war. Er faßte darauf alle ſeine Argumente zuſammen und beſtätigte bei ſich ſeine Meinungen nur um deſto mehr, je mehr er Urſache zu haben glaubte, ſie dem klugen Werner in einem günſtigen Lichte darzuſtellen, und auf dieſe Weiſe entſtand eine Antwort, die wir gleichfalls einrücken.

Drittes Kapitel.

„Dein Brief ist so wohl geschrieben und so gescheit und klug gedacht, daß sich nichts mehr dazusetzen läßt. Du wirst mir aber verzeihen, wenn ich sage, daß man gerade das Gegentheil davon meinen, behaupten und thun und doch auch Recht haben kann. Deine Art zu sein und zu denken geht auf einen unbeschränkten Besitz und auf eine leichte, lustige Art zu genießen hinaus, und ich brauche Dir kaum zu sagen, daß ich daran nichts, was mich reizte, finden kann.

„Zuerst muß ich Dir leider bekennen, daß mein Tagebuch aus Noth, um meinem Vater gefällig zu sein, mit Hilfe eines Freundes aus mehreren Büchern zusammengeschrieben ist, und daß ich wol die darin enthaltenen Sachen und noch mehrere dieser Art weiß, aber keineswegs verstehe, noch mich damit abgeben mag. Was hilft es mir, gutes Eisen zu fabriciren, wenn mein eigenes Inneres voller Schlacken ist? und was, ein Landgut in Ordnung zu bringen, wenn ich mit mir selber uneins bin?

„Daß ich Dir's mit einem Worte sage: mich selbst, ganz wie ich da bin, auszubilden, das war dunkel von Jugend auf mein Wunsch und meine Absicht. Noch hege ich eben diese Gesinnungen, nur daß mir die Mittel, die mir es möglich machen werden, etwas deutlicher sind. Ich habe mehr Welt gesehen, als Du glaubst, und sie besser benutzt, als Du denkst. Schenke deswegen dem, was ich sage, einige Aufmerksamkeit, wenn es gleich nicht ganz nach Deinem Sinne sein sollte.

„Wäre ich ein Edelmann, so wäre unser Streit bald abgethan; da ich aber nur ein Bürger bin, so muß ich einen eigenen Weg nehmen, und ich wünsche, daß Du mich verstehen mögest. Ich weiß nicht, wie es in fremden Ländern ist; aber in Deutschland ist nur dem Edelmann eine gewisse allgemeine, wenn ich sagen darf, personelle Ausbildung möglich. Ein Bürger kann sich Verdienst erwerben und zur höchsten Noth seinen Geist ausbilden; seine Persönlichkeit geht aber verloren, er mag sich stellen, wie er will. Indem es dem Edelmann, der mit den Vornehmsten umgeht, zur Pflicht wird, sich selbst einen vornehmen Anstand zu geben, indem dieser Anstand, da ihm weder

Thür noch Thor verſchloſſen iſt, zu einem freien Anſtand wird, da er mit ſeiner Frau, mit ſeiner Perſon, es ſei bei Hofe oder bei der Armee, bezahlen muß, ſo hat er Urſache, etwas auf ſie zu halten und zu zeigen, daß er etwas auf ſie hält. Eine gewiſſe feierliche Grazie bei gewöhnlichen Dingen, eine Art von leichtſinniger Feierlichkeit bei ernſthaften und wichtigen Händen ihn wohl, weil er leben läßt, daß er überall im Gleichgewicht ſteht. Er iſt eine öffentliche Perſon, und je ausgebildeter ſeine Bewegungen, je feierer ſeine Stimme, je gehaltener und gemeſſener ſein ganzes Weſen iſt, deſto vollkommener iſt er. Wenn er gegen Hohe und Niedere, gegen Freunde und Verwandte immer Ebenderſelbe bleibt, ſo iſt nichts an ihm auszuſetzen, man darf ihn nicht anders wünſchen. Er ſei kalt, aber verſtändig; verſtellt, aber klug. Wenn er ſich äußerlich in jedem Momente ſeines Lebens zu beherrſchen weiß, ſo hat Niemand eine weitere Forderung an ihn zu machen, und alles Uebrige, was er an und um ſich hat, Fähigkeit, Talent, Reichthum, Alles ſcheinen nur Zugaben zu ſein.

„Nun denke Dir irgend einen Bürger, der an jene Vorzüge nur einigen Anſpruch zu machen gedächte; durchaus muß es ihm mißlingen, und er müßte nur deſto unglücklicher werden, je mehr ſein Naturell ihm zu jener Art zu ſein Fähigkeit und Trieb gegeben hätte.

„Wenn der Edelmann im gemeinen Leben gar keine Grenzen kennt, wenn man aus ihm Könige oder königähnliche Figuren erſchaffen kann, ſo darf er überall mit einem ſtillen Bewußtſein vor Seinesgleichen treten; er darf überall vorwärts dringen, anſtatt daß dem Bürger nichts beſſer anſteht als das reine, ſtille Gefühl der Grenzlinie, die ihm gezogen iſt. Er darf nicht fragen: „Was biſt Du?“ ſondern nur: „Was haſt Du? welche Einſicht, welche Kenntniß, welche Fähigkeit, wie viel Vermögen?“ Wenn der Edelmann durch die Darſtellung ſeiner Perſon Alles giebt, ſo giebt der Bürger durch ſeine Perſönlichkeit nichts und ſoll nichts geben. Jener darf und ſoll ſcheinen; dieſer ſoll nur ſein, und was er ſcheinen will, iſt lächerlich und abgeſchmackt. Jener ſoll thun und wirken, dieſer ſoll leiſten und ſchaffen; er ſoll einzelne Fähigkeiten ausbilden, um brauchbar zu werden, und es wird ſchon vorausgeſetzt, daß in ſeinem Weſen keine Harmonie ſei, noch ſein dürfe, weil er, um ſich auf eine Weiſe brauchbar zu machen, alles Uebrige vernachläſſigen muß.

„An dieſem Unterſchiede iſt nicht etwa die Anmaßung der

Edelleute und die Nachgiebigkeit der Bürger, sondern die Verfassung der Gesellschaft selbst Schuld; ob sich daran einmal etwas ändern wird und was sich ändern wird, bekümmert mich wenig; genug, ich habe, wie die Sachen jetzt stehen, an mich selbst zu denken, und wie ich mich selbst und das, was mir ein unerläßliches Bedürfniß ist, rette und erreiche.

„Ich habe nun einmal gerade zu jener harmonischen Ausbildung meiner Natur, die mir meine Geburt versagt, eine unwiderstehliche Neigung. Ich habe, seit ich Dich verlassen, durch Leibesübung viel gewonnen; ich habe viel von meiner gewöhnlichen Verlegenheit abgelegt und stelle mich so ziemlich dar. Ebenso habe ich meine Sprache und Stimme ausgebildet, und ich darf ohne Eitelkeit sagen, daß ich in Gesellschaften nicht mißfalle. Nun leugne ich Dir nicht, daß mein Trieb täglich unüberwindlicher wird, eine öffentliche Person zu sein und in einem weitern Kreise zu gefallen und zu wirken. Dazu kommt meine Neigung zur Dichtkunst und zu Allem, was mit ihr in Verbindung steht, und das Bedürfniß, meinen Geist und Geschmack auszubilden, damit ich nach und nach auch bei dem Genuß, den ich nicht entbehren kann, nur das Gute wirklich für gut und das Schöne für schön halte. Du siehst wol, daß das Alles für mich nur auf dem Theater zu finden ist, und daß ich mich in diesem einzigen Elemente nach Wunsch rühren und ausbilden kann. Auf den Brettern erscheint der gebildete Mensch so gut persönlich in seinem Glanz als in den obern Klassen; Geist und Körper müssen bei jeder Bemühung gleichen Schritt geben, und ich werde da so gut sein und scheinen können als irgend anderswo. Suche ich draußen noch Beschäftigungen, so giebt es dort mechanische Tücklereien genug, und ich kann meiner Geduld tägliche Uebung verschaffen.

„Disputire mit mir nicht darüber; denn ehe Du mir schreibst, ist der Schritt schon geschehen. Wegen der herrschenden Vorurtheile will ich meinen Namen verändern, weil ich mich ohnehin schäme, als Meister aufzutreten. Lebe wohl! Unser Vermögen ist in so guter Hand, daß ich mich darum gar nicht bekümmere; was ich brauche, verlange ich gelegentlich von Dir; es wird nicht viel sein; denn ich hoffe, daß mich meine Kunst auch nähren soll."

Der Brief war kaum abgeschickt, als Wilhelm auf der Stelle Wort hielt und zu Serlo's und der Uebrigen großer Verwunderung sich auf einmal erklärte, daß er sich zum Schauspieler

widme und einen Kontrakt auf billige Bedingungen eingehen wolle. Man war hierüber bald einig; Serlo hatte schon früher sich so erklärt, daß Wilhelm und die Uebrigen damit gar wohl zufrieden sein konnten. Die ganze verunglückte Gesellschaft, mit der wir uns so lange unterhalten haben, ward auf einmal angenommen, ohne daß jedoch, außer etwa Laertes, sich Einer gegen Wilhelmen dankbar erzeigt hätte. Wie sie ohne Zutrauen gefordert hatten, so empfingen sie ohne Dank. Die Meisten wollten lieber ihre Anstellung dem Einflusse Philinens zuschreiben und richteten ihre Danksagungen an sie. Indessen wurden die ausgefertigten Kontrakte unterschrieben, und durch eine unerklärliche Verknüpfung von Ideen entstand vor Wilhelm's Einbildungskraft in dem Augenblicke, als er seinen fingirten Namen unterzeichnete, das Bild jenes Waldplatzes, wo er verwundet in Philinens Schooß gelegen. Auf einem Schimmel kam die liebenswürdige Amazone aus den Büschen, nahte sich ihm und stieg ab. Ihr menschenfreundliches Bemühen hieß sie geben und kommen; endlich stand sie vor ihm. Das Kleid fiel von ihren Schultern; ihr Gesicht, ihre Gestalt fing an zu glänzen, und sie verschwand. So schrieb er seinen Namen nur mechanisch hin, ohne zu wissen, was er that, und fühlte erst, nachdem er unterzeichnet hatte, daß Mignon an seiner Seite stand, ihn am Arm hielt und ihm die Hand leise wegzuziehen versucht hatte.

Viertes Kapitel.

Eine der Bedingungen, unter denen Wilhelm sich aufs Theater begab, war von Serlo nicht ohne Einschränkung zugestanden worden. Jener verlangte, daß „Hamlet" ganz und unzerstückt aufgeführt werden sollte, und Dieser ließ sich das wunderliche Begehren insofern gefallen, als es möglich sein würde. Nun hatten sie hierüber bisher manchen Streit gehabt; denn was möglich oder nicht möglich sei, und was man von dem Stücke weglassen könne, ohne es zu zerstücken, darüber waren Beide sehr verschiedener Meinung.

Wilhelm befand sich noch in den glücklichen Zeiten, da man nicht begreifen kann, daß an einem geliebten Mädchen, an einem verehrten Schriftsteller irgend etwas mangelhaft sein könne. Unsere Empfindung von ihnen ist so ganz, so mit sich selbst übereinstimmend, daß wir uns auch in ihnen eine solche

vollkommene Harmonie denken müssen. Serlo hingegen sonderte gern und beinah zu viel; sein scharfer Verstand wollte in einem Kunstwerke gewöhnlich nur ein mehr oder weniger unvollkommenes Ganzes erkennen. Er glaubte, so wie man die Stücke finde, habe man wenig Ursache, mit ihnen so gar bedächtig umzugehen, und so mußte auch Shakespeare, so mußte besonders „Hamlet" Vieles leiden.

Wilhelm wollte gar nicht hören, wenn Jener von der Absonderung der Spreu von dem Weizen sprach. „Es ist nicht Spreu und Weizen durch einander," rief Dieser, „es ist ein Stamm, Aeste, Zweige, Blätter, Knospen, Blüthen und Früchte. Ist nicht Eins mit dem Andern und durch das Andere?" Jener behauptete, man bringe nicht den ganzen Stamm auf den Tisch; der Künstler müsse goldene Aepfel in silbernen Schalen seinen Gästen reichen. Sie erschöpften sich in Gleichnissen, und ihre Meinungen schienen sich immer weiter von einander zu entfernen.

Gar verzweifeln wollte unser Freund, als Serlo ihm einst nach langem Streit das einfachste Mittel anrieth, sich kurz zu resolviren, die Feder zu ergreifen und in dem Trauerspiele, was eben nicht geben wolle noch könne, abzustreichen, mehrere Personen in eine zu drängen, und wenn er mit dieser Art noch nicht bekannt genug sei oder noch nicht Herz genug dazu habe, so solle er ihm die Arbeit überlassen, und er wolle bald fertig sein.

„Das ist nicht unserer Abrede gemäß," versetzte Wilhelm. „Wie können Sie bei so viel Geschmack so leichtsinnig sein?"

„Mein Freund," rief Serlo aus, „Sie werden es auch schon werden! Ich kenne das Abscheuliche dieser Manier nur zu wohl, die vielleicht noch auf keinem Theater in der Welt stattgefunden hat. Aber wo ist auch eins so verwahrlost als das unsere? Zu dieser ekelhaften Verstümmelung zwingen uns die Autoren, und das Publikum erlaubt sie. Wie viel Stücke haben wir denn, die nicht über das Maaß des Personals, der Dekorationen und Theatermechanik, der Zeit, des Dialogs und der physischen Kräfte des Acteurs hinausschreiten? Und doch sollen wir spielen und immer spielen und immer neu spielen. Sollen wir uns dabei nicht unseres Vortheils bedienen, da wir mit zerstückelten Werken eben so viel ausrichten als mit ganzen? Sind uns das Publikum doch selbst in den Vortheil! Wenig Deutsche, und vielleicht nur wenige Menschen aller neuern

Nationen, haben Gefühl für ein äſthetiſches Ganzes; ſie loben und tadeln nur ſtellenweiſe; ſie entzücken ſich nur ſtellenweiſe; und für wen iſt das ein größeres Glück als für den Schauſpieler, da das Theater doch immer nur ein geſteppeltes und geſtücktes Weſen bleibt?"

„Ja!" verſetzte Wilhelm; „aber muß es denn auch ſo bleiben, muß denn Alles bleiben, was iſt? Ueberzeugen Sie mich ja nicht, daß Sie Recht haben; denn keine Macht in der Welt würde mich bewegen können, einen Kontrakt zu halten, den ich nur im größten Irrthum geſchloſſen hätte."

Serlo gab der Sache eine luſtige Wendung und erſuchte Wilhelmen, ihre öftern Geſpräche über „Hamlet" nochmals zu bedenken und ſelbſt die Mittel zu einer glücklichen Bearbeitung zu erſinnen.

Nach einigen Tagen, die er in der Einſamkeit zugebracht hatte, kam Wilhelm mit frohem Blicke zurück. „Ich müßte mich ſehr irren," rief er aus, „wenn ich nicht gefunden hätte, wie dem Ganzen zu helfen iſt; ja, ich bin überzeugt, daß Shakeſpeare es ſelbſt ſo würde gemacht haben, wenn ſein Genie nicht auf die Hauptſache ſo ſehr gerichtet und nicht vielleicht durch die Novellen, nach denen er arbeitete, verführt worden wäre."

„Laſſen Sie hören!" ſagte Serlo, indem er ſich gravitätiſch aufs Kanape ſetzte; „ich werde ruhig aufhorchen, aber auch deſto ſtrenger richten."

Wilhelm verſetzte: „Mir iſt nicht bange; hören Sie nur! Ich unterſcheide, nach der genaueſten Unterſuchung, nach der reiflichſten Ueberlegung, in der Kompoſition dieſes Stücks Zweierlei. Das Erſte ſind die großen innern Verhältniſſe der Perſonen und der Begebenheiten, die mächtigen Wirkungen, die aus den Charakteren und Handlungen der Hauptfiguren entſtehen, und dieſe ſind einzeln vortrefflich, und die Folge, in der ſie aufgeſtellt ſind, unverbeſſerlich; ſie können durch keine Art von Behandlung zerſtört, ja kaum verunſtaltet werden. Dieſe ſind's, die Jedermann zu ſehen verlangt, die Niemand anzutaſten wagt, die ſich tief in die Seele eindrücken, und die man, wie ich höre, beinahe alle auf das deutſche Theater gebracht hat. Nur hat man, wie ich glaube, darin gefehlt, daß man das Zweite, was bei dieſem Stück zu bemerken iſt, ich meine die äußern Verhältniſſe der Perſonen, wodurch ſie von einem Orte zum andern gebracht oder auf dieſe und jene Weiſe durch gewiſſe zufällige Begebenheiten verbunden werden, für allzu unbedeutend an-

geſehen, nur im Vorbeigehen davon geſprochen oder ſie gar weggelaſſen hat. Freilich ſind dieſe Fäden nur dünn und leſe; aber ſie geben doch durchs ganze Stück und halten zuſammen, was ſonſt aus einander fiele, auch wirklich aus einander fällt, wenn man ſie wegſchneidet und ein Uebriges gethan zu haben glaubt, wenn man die Enden ſtehen läßt. Zu dieſen äußern Verhältniſſen zähle ich die Unruhen in Norwegen, den Krieg mit dem jungen Fortinbras, die Geſandtſchaft an den alten Oheim, den geſchlichteten Zwiſt, den Zug des jungen Fortinbras nach Polen und ſeine Rückkehr am Ende; ingleichen die Rückkehr des Horatio von Wittenberg, die Luſt Hamlet's, dahin zu gehen, die Reiſe des Laertes nach Frankreich, ſeine Rückkunft, die Verſchickung Hamlet's nach England, ſeine Gefangenſchaft beim Seeräuber, der Tod der beiden Heßleute auf den Uriasbrief: Alles dieſes ſind Umſtände und Begebenheiten, die einen Roman weit und breit machen können, die aber der Einheit dieſes Stücks, in dem beſonders der Held keinen Plan hat, auf das Aeußerſte ſchaden und höchſt fehlerhaft ſind."

„So höre ich Sie einmal gerne!" rief Serlo.

„Fallen Sie mir nicht ein!" verſetzte Wilhelm; „Sie mochten mich nicht immer leben. Dieſe Fehler ſind wie flüchtige Stützen eines Gebäudes, die man nicht wegnehmen darf, ohne vorher eine feſte Mauer unterzuziehen. Mein Vorſchlag iſt alſo, an jenen erſten großen Situationen gar nicht zu rühren, ſondern ſie jewel im Ganzen als Einzelnen möglichſt zu ſchonen, aber dieſe äußern, einzelnen, zerſtreuten und zerſtreuenden Motive alle auf einmal wegzuwerfen und ihnen ein einziges zu ſubſtituiren."

„Und das wäre?" fragte Serlo, indem er ſich aus ſeiner ruhigen Stellung aufhob.

„Es liegt auch ſchon im Stücke," erwiderte Wilhelm; „nur mache ich den rechten Gebrauch davon. Es ſind die Unruhen in Norwegen. Hier haben Sie meinen Plan zur Prüfung. Nach dem Tode des alten Hamlet werden die eroberten Norweger unruhig. Der dortige Statthalter ſchickt ſeinen Sohn Horatio, einen alten Schulfreund Hamlet's, der aber an Tapferkeit und Lebensklugheit allen Andern vorgelaufen iſt, nach Dänemark, auf die Ausrüſtung der Flotte zu dringen, welche unter dem neuen, der Schwelgerei ergebenen König nur ſäumſelig von Statten geht. Horatio kennt den alten König; denn er hat ſeinen letzten Schlachten beigewohnt, hat bei ihm in Gunſten

geſtanden, und die erſte Geiſterſcene wird dadurch nicht verlieren. Der neue König giebt ſodann dem Horatio Audienz und ſchickt den Laertes nach Norwegen mit der Nachricht, daß die Flotte bald anlanden werde, indeß Horatio den Auftrag erhält, die Rüſtung derſelben zu beſchleunigen; dagegen will die Mutter nicht einwilligen, daß Hamlet, wie er wünſchte, mit Horatio zur See gehe.“

„Gott ſei Dank!“ rief Serlo, „ſo werden wir auch Wittenberg und die hohe Schule los, die mir immer ein leidiger Anſtoß war. Ich finde Ihren Gedanken recht gut; denn außer den zwei einzigen fernen Bildern, Norwegen und der Flotte, braucht der Zuſchauer ſich nichts zu denken; das Uebrige ſieht er Alles, das Uebrige geht Alles vor, anſtatt daß ſonſt ſeine Einbildungskraft in der ganzen Welt herumgejagt würde.“

„Sie ſehen leicht,“ verſetzte Wilhelm, „wie ich nunmehr auch das Uebrige zuſammenhalten kann. Wenn Hamlet dem Horatio die Miſſethat ſeines Stiefvaters entdeckt, ſo räth ihm Dieſer, mit nach Norwegen zu gehen, ſich der Armee zu verſichern und mit gewaffneter Hand zurückzukehren. Da Hamlet dem König und der Königin zu gefährlich wird, haben ſie kein näheres Mittel, ihn loszuwerden, als ihn nach der Flotte zu ſchicken und ihm Roſenkranz und Güldenſtern zu Beobachtern mitzugeben; und da indeß Laertes zurückkommt, ſoll dieſer bis zum Meuchelmord erbitzte Jüngling ihm nachgeſchickt werden. Die Flotte bleibt wegen ungünſtigen Windes liegen; Hamlet kehrt nochmals zurück. Seine Wanderung über den Kirchhof kann vielleicht glücklich motivirt werden; ſein Zuſammentreffen mit Laertes in Ophelions Grabe iſt ein großer, unentbehrlicher Moment. Hierauf mag der König bedenken, daß es beſſer ſei, Hamlet auf der Stelle los zu werden; das Feſt der Abreiſe, der ſcheinbaren Verſöhnung mit Laertes wird nun feierlich begangen, wobei man Ritterſpiele hält, und auch Hamlet und Laertes fechten. Ohne die vier Leichen kann ich das Stück nicht ſchließen; es darf Niemand übrig bleiben. Hamlet giebt, da nun das Wahlrecht des Volks wieder eintritt, ſeine Stimme ſterbend dem Horatio.“

„Nur geſchwind!“ verſetzte Serlo. „Setzen Sie ſich hin und arbeiten das Stück aus; die Idee hat völlig meinen Beifall. Nur daß die Luft nicht verraucht!“

Fünftes Kapitel.

Wilhelm hatte sich schon lange mit einer Uebersetzung „Hamlet's" abgegeben; er hatte sich dabei der geistvollen Wieland'schen Arbeit bedient, durch die er überhaupt Shakespearen zuerst kennen lernte. Was in derselben ausgelassen war, fügte er hinzu, und so war er im Besitz eines vollständigen Exemplars in dem Augenblicke, da er mit Serlo über die Behandlung so ziemlich einig geworden war. Er fing nun an, nach seinem Plane auszuheben und einzuschieben, zu trennen und zu verbinden, zu verändern und oft wiederherzustellen; denn so zufrieden er auch mit seiner Idee war, so schien ihm doch bei der Ausführung immer, daß das Original nur verdorben werde.

Sobald er fertig war, las er es Serlo und der übrigen Gesellschaft vor. Sie bezeigten sich sehr zufrieden damit; besonders machte Serlo manche günstige Bemerkung.

„Sie haben," sagte er unter Andern, „sehr richtig empfunden, daß äußere Umstände dieses Stück begleiten, aber einfacher sein müssen, als sie uns der große Dichter gegeben hat. Was außer dem Theater vorgeht, was der Zuschauer nicht sieht, was er sich vorstellen muß, ist wie ein Hintergrund, vor dem die spielenden Figuren sich bewegen. Die große einfache Aussicht auf die Flotte und Norwegen wird dem Stück sehr gut thun; nähme man sie ganz weg, so ist es nur eine Familienscene, und der große Begriff, daß hier ein ganzes königliches Haus durch innere Verbrechen und Ungeschicklichkeiten zu Grunde geht, wird nicht in seiner ganzen Würde dargestellt. Bliebe aber jener Hintergrund selbst mannichfaltig, beweglich, konfus, so thäte er dem Eindrucke der Figuren Schaden."

Wilhelm nahm nun wieder die Partie Shakespeare's und zeigte, daß er für Insulaner geschrieben habe, für Engländer, die selbst im Hintergrunde nur Schiffe und Seereisen, die Küste von Frankreich und Kaper zu sehen gewohnt sind, und daß, was jenen etwas ganz Gewohnliches sei, uns schon zerstreue und verwirre.

Serlo mußte nachgeben, und Beide stimmten darin überein, daß, da das Stück nun einmal auf das deutsche Theater solle, dieser ernstere, einfachere Hintergrund für unsere Vorstellungsart am Besten passen werde.

Die Rollen hatte man schon früher ausgetheilt: den Polo-

nius übernahm Serlo, Aurelie Ophelien; Laertes war durch seinen Namen schon bezeichnet; ein junger, unterrichteter, munterer, neuangekommener Jüngling erhielt die Rolle des Horatio; nur wegen des Königs und des Geistes war man in einiger Verlegenheit. Für beide Rollen war nur der alte Polterer da. Serlo schlug den Pedanten zum Könige vor, wogegen Wilhelm aber aufs Aeußerste protestirte. Man konnte sich nicht entschließen.

Ferner hatte Wilhelm in seinem Stücke die beiden Rollen von Rosenkranz und Guldenstern stehen lassen. „Warum haben Sie diese nicht in eine verbunden?“ fragte Serlo. „Diese Abbreviatur ist doch so leicht gemacht.“

„Gott bewahre mich vor solchen Verkürzungen, die zugleich Sinn und Wirkung aufheben!“ versetzte Wilhelm. „Das, was diese beiden Menschen sind und thun, kann nicht durch Einen vorgestellt werden. In solchen Kleinigkeiten zeigt sich Shakespeare's Größe. Dieses leise Auftreten, dieses Schmiegen und Biegen, dies Jasagen, Streicheln und Schmeicheln, diese Behendigkeit, dies Schwenzeln, diese Allheit und Leerheit, diese rechtliche Schurkerei, diese Unfähigkeit — wie kann sie durch einen Menschen ausgedrückt werden? Es sollten ihrer wenigstens ein Dutzend sein, wenn man sie haben könnte; denn sie sind dies in Gesellschaft etwas, sie sind die Gesellschaft, und Shakespeare war sehr bescheiden und weise, daß er nur zwei solche Repräsentanten auftreten ließ. Ueberdies brauche ich sie in meiner Bearbeitung als ein Paar, das mit dem einen guten, trefflichen Horatio kontrastirt.“

„Ich verstehe Sie,“ sagte Serlo, „und wir können uns helfen. Den Einen geben wir Elmiren (so nannte man die älteste Tochter des Polterers); es kann nicht schaden, wenn sie gut aussehen, und ich will die Puppen putzen und dressiren, daß es eine Lust sein soll.“

Philine freute sich außerordentlich, daß sie die Herzogin in der kleinen Komödie spielen sollte. „Das will ich so natürlich machen,“ rief sie aus, „wie man in der Geschwindigkeit einen Zweiten heirathet, nachdem man den Ersten ganz außerordentlich geliebt hat. Ich hoffe mir den größten Beifall zu erwerben, und jeder Mann soll wünschen, der Dritte zu werden.“

Aurelie machte ein verdrießliches Gesicht bei diesen Aeußerungen; ihr Widerwille gegen Philinen nahm mit jedem Tage zu.

„Es ist recht Schade,“ sagte Serlo, „daß wir kein Ballet

haben; sonst sollten Sie mir mit Ihrem ersten und zweiten Manne ein Pas de deux tanzen, und der Alte sollte nach dem Takt einschlafen, und Ihre Füßchen und Mädchen würden sich dort hinten auf dem Kindertheater ganz allerliebst ausnehmen."

„Von meinen Mädchen wissen Sie ja wol nicht viel," versetzte sie schnippisch. „Und was meine Füßchen betrifft," rief sie, indem sie schnell unter den Tisch reichte, ihre Pantoffelchen heraufholte und neben einander vor Serlo hinstellte, „hier sind die Stelzchen, und ich gebe Ihnen auf, niedlichere zu finden."

„Es war Ernst!" sagte er, als er die zierlichen Halbschuhe betrachtete. Gewiß, man konnte nicht leicht etwas Artigeres sehen! Sie waren Pariser Arbeit; Philine hatte sie von der Gräfin zum Geschenk erhalten, einer Dame, deren schöner Fuß berühmt war.

„Ein reizender Gegenstand!" rief Serlo; „das Herz hüpft mir, wenn ich sie ansehe."

„Welche Verzuckungen!" sagte Philine.

„Es geht nichts über ein Paar Pantöffelchen von so feiner, schöner Arbeit," rief Serlo; „doch ist ihr Klang noch reizender als ihr Anblick." Er hob sie auf und ließ sie einigemal hinter einander wechselsweise auf den Tisch fallen.

„Was soll das heißen? Nur wieder her damit!" rief Philine.

„Darf ich sagen," versetzte er mit verstellter Bescheidenheit und schalkhaftem Ernst, „wir andern Junggesellen, die wir Nachts meist allein sind und uns doch wie andere Menschen fürchten und im Dunkeln uns nach Gesellschaft sehnen, besonders in Wirthshäusern und fremden Orten, wo es nicht ganz geheuer ist, wir finden es gar tröstlich, wenn ein gutherziges Kind uns Gesellschaft und Beistand leisten will. Es ist Nacht, man liegt im Bette, es rascheln, man schaudert, die Thüre thut sich auf, man erkennt ein liebes pisperndes Stimmchen, es schleicht was herbei, die Vorhänge rauschen, klipp! klapp! die Pantoffeln fallen, und husch! man ist nicht mehr allein. Ach, der liebe, der einzige Klang, wenn die Abschen auf den Boden aufschlagen! Je zierlicher sie sind, je feiner klingt's. Man spreche mir von Nachtigalen, von rauschenden Bächen, vom Säuseln der Winde und von Allem, was je gesagt und gepfiffen werden ist, ich halte mich an das klipp! klapp! — klipp! klapp! ist das schönste Thema zu einem Rondeau, das man immer wieder von vorn zu hören wünscht."

Philine nahm ihm die Pantoffeln aus den Händen und

ſagte: „Wie ich ſie krumm getreten habe! ſie ſind mir viel zu weit.“ Dann ſpielte ſie damit und rieb die Sohlen gegen einander. „Was das heiß wird!“ rief ſie aus, indem ſie die eine Sohle flach an die Wange hielt, dann wieder rieb und ſie gegen Serlo hinreichte. Er war autmüthig genug, nach der Wärme zu fühlen, und „Klipp! klapp!“ rief ſie, indem ſie ihm einen derben Schlag mit dem Abſatz verſetzte, daß er ſchreiend die Hand zurückzog. „Ich will Euch lehren, bei meinen Pantoffeln was Anders denken!“ ſagte Philine lachend.

„Und ich will Dich lehren, alte Leute wie Kinder anführen!“ rief Serlo dagegen, ſprang auf, faßte ſie mit Heftigkeit und raubte ihr manchen Kuß, deren jeden ſie ſich mit ernſtlichem Widerſtreben gar künſtlich abzwingen ließ. Ueber dem Balgen fielen ihre langen Haare herunter und wickelten ſich um die Gruppe; der Stuhl ſchlug an den Boden, und Aurelie, die von dieſem Unweſen innerlich beleidigt war, ſtand mit Verdruß auf.

Sechſtes Kapitel.

Obgleich bei der neuen Bearbeitung „Hamlet's“ manche Perſonen weggefallen waren, ſo blieb die Anzahl derſelben doch immer noch groß genug, und faſt wollte die Geſellſchaft nicht hinreichen.

„Wenn das ſo fortgeht,“ ſagte Serlo, „wird unſer Souffleur auch noch aus dem Loche hervorſteigen müſſen, unter uns wandeln und zur Perſon werden.“

„Schon oft habe ich ihn an ſeiner Stelle bewundert,“ verſetzte Wilhelm.

„Ich glaube nicht, daß es einen vollkommenern Einhelfer giebt,“ ſagte Serlo. „Kein Zuſchauer wird ihn jemals hören; wir auf dem Theater verſtehen jede Silbe. Er hat ſich gleichſam ein eigen Organ dazu gemacht und iſt wie ein Genius, der uns in der Noth vernehmlich zuliſpelt. Er fühlt, welchen Theil ſeiner Rolle der Schauſpieler vollkommen inne hat, und ahnt von Weitem, wenn ihn das Gedächtniß verlaſſen will. In einigen Fällen, da ich die Rolle kaum überleſen konnte, da er ſie mir Wort vor Wort vorſagte, ſpielte ich ſie mit Glück; nur hat er Sonderbarkeiten, die jeden Andern unbrauchbar machen würden: er nimmt ſo herzlichen Antheil an den Stücken, daß er pathetiſche Stellen nicht eben deklamirt, aber doch affekt-

voll recitirt. Mit dieser Unart hat er mich mehr als einmal irre gemacht."

„So wie er mich," sagte Aurelie, „mit einer andern Sonderbarkeit einst an einer sehr gefährlichen Stelle stecken ließ."

„Wie war das bei seiner Aufmerksamkeit möglich?" fragte Wilhelm.

„Er wird," versetzte Aurelie, „bei gewissen Stellen so gerührt, daß er heiße Thränen weint und einige Augenblicke ganz aus der Fassung kommt. Und es sind eigentlich nicht die sogenannten rührenden Stellen, die ihn in diesen Zustand versetzen; es sind, wenn ich mich deutlich ausdrücke, die schönen Stellen, aus welchen der reine Geist des Dichters gleichsam aus hellen, offenen Augen hervorsieht, Stellen, bei denen wir Andern uns nur höchstens freuen, und worüber viele Tausende wegsehen."

„Und warum erscheint er mit dieser zarten Seele nicht auf dem Theater?"

„Ein heiseres Organ und ein steifes Betragen schließen ihn von der Bühne, und seine hypochondrische Natur von der Gesellschaft aus," versetzte Serlo. „Wie viel Mühe habe ich mir gegeben, ihn an mich zu gewöhnen! aber vergebens. Er liest vortrefflich, wie ich nicht wieder habe lesen hören; Niemand hält, wie er, die zarte Grenzlinie zwischen Deklamation und affektveller Recitation."

„Gefunden!" rief Wilhelm, „gefunden! Welch eine glückliche Entdeckung! Nun haben wir den Schauspieler, der uns die Stelle vom rauhen Pyrrhus recitiren soll."

„Man muß so viel Leidenschaft haben wie Sie," versetzte Serlo, „um Alles zu seinem Endzwecke zu nutzen."

„Gewiß, ich war in der größten Sorge," rief Wilhelm, „daß vielleicht diese Stelle wegbleiben müßte; und das ganze Stück würde dadurch gelähmt werden."

„Das kann ich doch nicht einsehen," versetzte Aurelie.

„Ich hoffe, Sie werden bald meiner Meinung sein," sagte Wilhelm. „Shakespeare führt die ankommenden Schauspieler zu einem doppelten Endzweck herein. Erst macht der Mann, der den Tod des Priamus mit so viel eigener Rührung deklamirt, tiefen Eindruck auf den Prinzen selbst; er schärft das Gewissen des jungen schwankenden Mannes; und so wird diese Scene das Präludium zu jener, in welcher das kleine Schauspiel so große Wirkung auf den König thut. Hamlet fühlt sich durch den

Schauſpieler beſchämt, der an fremden, an fingirten Leiden ſo großen Theil nimmt; und der Gedanke, auf eben die Weiſe einen Verſuch auf das Gewiſſen ſeines Stiefvaters zu machen, wird dadurch bei ihm ſogleich erregt. Welch ein herrlicher Monolog iſt's, der den zweiten Akt ſchließt! Wie freue ich mich darauf, ihn zu recitiren: „O! welch ein Schurke, welch ein niedriger Sklave bin ich! Iſt es nicht ungeheuer, daß dieſer Schauſpieler hier nur durch Erdichtung, durch einen Traum von Leidenſchaft, ſeine Seele ſo nach ſeinem Willen zwingt, daß ihre Wirkung ſein ganzes Geſicht entfärbt! Thränen im Auge! Verwirrung im Betragen! Gebrochne Stimme! Sein ganzes Weſen von einem Gefühl durchdrungen! und das Alles um nichts — um Hekuba! Was iſt Hekuba für ihn oder er für Hekuba, daß er um ſie weinen ſollte?“ “

„Wenn wir nur unſern Mann auf das Theater bringen können!“ ſagte Aurelie.

„Wir müſſen,“ verſetzte Serlo, „ihn nach und nach hineinführen. Bei den Proben mag er die Stelle leſen, und wir ſagen, daß wir einen Schauſpieler, der ſie ſpielen ſoll, erwarten, und ſo ſehen wir, wie wir ihm näher kommen.“

Nachdem ſie darüber einig waren, wendete ſich das Geſpräch auf den Geiſt. Wilhelm konnte ſich nicht entſchließen, die Rolle des lebenden Königs dem Pedanten zu überlaſſen, damit der Polterer den Geiſt ſpielen könne, und meinte vielmehr, daß man noch einige Zeit warten ſollte, indem ſich doch noch einige Schauſpieler gemeldet hätten, und ſich unter ihnen der rechte Mann finden könnte.

Man kann ſich daher denken, wie verwundert Wilhelm war, als er unter der Adreſſe ſeines Theaternamens Abends folgendes Billet mit wunderbaren Zügen verſiegelt auf ſeinem Tiſche fand: „Du biſt, o ſonderbarer Jüngling, wir wiſſen es, in großer Verlegenheit. Du findeſt kaum Menſchen zu Deinem „Hamlet,“ geſchweige Geiſter. Dein Eifer verdient ein Wunder; Wunder können wir nicht thun, aber etwas Wunderbares ſoll geſchehen. Haſt Du Vertrauen, ſo ſoll zur rechten Stunde der Geiſt erſcheinen! Habe Muth und bleibe gefaßt! Es bedarf keiner Antwort; Dein Entſchluß wird uns bekannt werden.“

Mit dieſem ſeltſamen Blatte eilte er zu Serlo zurück, der es las und wieder las und endlich mit bedenklicher Miene verſicherte, die Sache ſei von Wichtigkeit; man müſſe wohl überlegen, ob man es wagen dürfe und könne. Sie ſprachen Vieles

hin und wieder; Aurelie war still und lächelte von Zeit zu Zeit, und als nach einigen Tagen wieder davon die Rede war, gab sie nicht undeutlich zu verstehen, daß sie es für einen Scherz von Serlo halte. Sie bat Wilhelmen, völlig außer Sorge zu sein und den Geist geduldig zu erwarten.

Ueberhaupt war Serlo von dem besten Humor; denn die abgehenden Schauspieler gaben sich alle mögliche Mühe, gut zu spielen, damit man sie ja recht vermissen sollte, und von der Neugierde auf die neue Gesellschaft konnte er auch die beste Einnahme erwarten.

Sogar hatte der Umgang Wilhelm's auf ihn einigen Einfluß gehabt. Er fing an, mehr über Kunst zu sprechen; denn er war am Ende doch ein Deutscher, und diese Nation giebt sich gern Rechenschaft von dem, was sie thut. Wilhelm schrieb sich manche solche Unterredung auf; und wir werden, da die Erzählung hier nicht so oft unterbrochen werden darf, denjenigen unserer Leser, die sich dafür interessiren, solche dramaturgische Versuche bei einer andern Gelegenheit vorlegen.

Besonders war Serlo eines Abends sehr lustig, als er von der Rolle des Polonius sprach, wie er sie zu fassen gedachte. „Ich verspreche," sagte er, „diesmal einen recht würdigen Mann zum Besten zu geben; ich werde die gehörige Ruhe und Sicherheit, Leerheit und Bedeutsamkeit, Annehmlichkeit und geschmackloses Wesen, Freiheit und Anpassen, traubertige Schalkheit und erlogene Wahrheit da, wo sie hingehören, recht zierlich aufstellen. Ich will einen solchen grauen, redlichen, ausdauernden, der Zeit dienenden Halbschelm aufs Allerherrlichste vorstellen und vortragen, und dazu sollen mir die etwas rohen und groben Pinselstriche unseres Autors gute Dienste leisten. Ich will reden wie ein Buch, wenn ich mich vorbereitet habe, und wie ein Thor, wenn ich bei guter Laune bin. Ich werde abgeschmackt sein, um Jedem nach dem Maule zu reden, und immer so fein, es nicht zu merken, wenn mich die Leute zum Besten haben. Nicht leicht habe ich eine Rolle mit solcher Lust und Schalkheit übernommen."

„Wenn ich nur auch von der meinigen so viel hoffen könnte," sagte Aurelie. „Ich habe weder Jugend noch Weichheit genug, um mich in diesen Charakter zu finden. Nur Eins weiß ich leider: das Gefühl, das Ophelien den Kopf verrückt, wird mich nicht verlassen."

„Wir wollen es ja nicht so genau nehmen," sagte Wilhelm;

„denn eigentlich hat mein Wunsch, den Hamlet zu spielen, mich bei allem Studium des Stücks aufs Aeußerste irre geführt. Je mehr ich mich in die Rolle studire, desto mehr sehe ich, daß in meiner ganzen Gestalt kein Zug der Physiognomie ist, wie Shakespeare seinen Hamlet aufstellt. Wenn ich es recht überlege, wie genau in der Rolle Alles zusammenhängt, so getraue ich mir kaum, eine leidliche Wirkung hervorzubringen."

„Sie treten mit großer Gewissenhaftigkeit in Ihre Laufbahn," versetzte Serlo. „Der Schauspieler schickt sich in die Rolle, wie er kann, und die Rolle richtet sich nach ihm, wie sie muß. Wie hat aber Shakespeare seinen Hamlet vorgezeichnet? Ist er Ihnen denn so ganz unähnlich?"

„Zuvörderst ist Hamlet blond," erwiderte Wilhelm.

„Das heiß' ich weit gesucht," sagte Aurelie. „Woher schließen Sie das?"

„Als Däne, als Nordländer ist er blond von Hause aus und hat blaue Augen."

„Sollte Shakespeare daran gedacht haben?"

„Bestimmt sind' ich es nicht ausgedrückt; aber in Verbindung mit andern Stellen scheint es mir unwidersprechlich. Ihm wird das Fechten sauer, der Schweiß läuft ihm vom Gesichte, und die Königin spricht: „Er ist fett; laßt ihn zu Athem kommen." Kann man sich ihn da anders als blond und wohlbehäglich vorstellen? denn braune Leute sind in ihrer Jugend selten in diesem Falle. Paßt nicht auch seine schwankende Melancholie, seine weiche Trauer, seine thätige Unentschlossenheit besser zu einer solchen Gestalt, als wenn Sie Sich einen schlanken, braunlockigen Jüngling denken, von dem man mehr Entschlossenheit und Behendigkeit erwartet?"

„Sie verderben mir die Imagination!" rief Aurelie. „Weg mit Ihrem fetten Hamlet! Stellen Sie uns ja nicht Ihren wohlbeleibten Prinzen vor! Geben Sie uns lieber irgend ein quiproquo, das uns reizt, das uns rührt. Die Intention des Autors liegt uns nicht so nahe als unser Vergnügen, und wir verlangen einen Reiz, der uns homogen ist."

Siebentes Kapitel.

Einen Abend stritt die Gesellschaft, ob der Roman oder das Drama den Vorzug verdiene. Serlo versicherte, es sei ein ver-

geblicher, mißverstandener Streit; beide könnten in ihrer Art vortrefflich sein, nur müßten sie sich in den Grenzen ihrer Gattung halten.

„Ich bin selbst noch nicht ganz im Klaren darüber," versetzte Wilhelm.

„Wer ist es auch?" sagte Serlo. „Und doch wäre es der Mühe werth, daß man der Sache näher käme."

Sie sprachen viel herüber und hinüber, und endlich war Folgendes ungefähr das Resultat ihrer Unterhaltung:

Im Roman wie im Drama sehen wir menschliche Natur und Handlung. Der Unterschied beider Dichtungsarten liegt nicht blos in der äußern Form, nicht darin, daß die Personen in dem einen sprechen, und daß in dem andern gewöhnlich von ihnen erzählt wird. Leider viele Dramen sind nur dialogirte Romane, und es wäre nicht unmöglich, ein Drama in Briefen zu schreiben. Im Roman sollen vorzüglich Gesinnungen und Begebenheiten vorgestellt werden, im Drama Charaktere und Thaten. Der Roman muß langsam gehen, und die Gesinnungen der Hauptfigur müssen, es sei, auf welche Weise es wolle, das Vordringen des Ganzen zur Entwicklung aufhalten. Das Drama soll eilen, und der Charakter der Hauptfigur muß sich nach dem Ende drängen und nur aufgehalten werden. Der Romanheld muß leidend, wenigstens nicht im hohen Grade wirkend sein; von dem dramatischen verlangt man Wirkung und That. Grandison, Clarisse, Pamela, der Landpriester von Wakefield, Tom Jones selbst sind, wo nicht leidende, doch retardirende Personen, und alle Begebenheiten werden gewissermaßen nach ihren Gesinnungen gemodelt. Im Drama modelt der Held nichts nach sich, Alles widersteht ihm, und er räumt und rückt die Hindernisse aus dem Wege oder unterliegt ihnen.

So vereinigte man sich auch darüber, daß man dem Zufall im Roman gar wohl sein Spiel erlauben könne, daß er aber immer durch die Gesinnungen der Personen gelenkt und geleitet werden müsse; daß hingegen das Schicksal, das die Menschen ohne ihr Zuthun durch zusammenhängende äußere Umstände zu einer unvorgesehenen Katastrophe hindrängt, nur im Drama statthabe; daß der Zufall wol parteiische, niemals aber tragische Situationen hervorbringen dürfe, das Schicksal hingegen müsse immer fürchterlich sein und werde im höchsten Sinne tragisch, wenn es schuldige und unschuldige, von einander unabhängige Thaten in eine unglückliche Verknüpfung bringt.

Diese Betrachtungen führten wieder auf den wunderlichen „Hamlet“ und auf die Eigenheiten dieses Stücks. Der Held, sagte man, hat eigentlich auch nur Gesinnungen; es sind nur Begebenheiten, die zu ihm stoßen, und deswegen hat das Stück etwas von dem Gedehnten des Romans; weil aber das Schicksal den Plan gezeichnet hat, weil das Stück von einer fürchterlichen That ausgeht, und der Held immer vorwärts zu einer fürchterlichen That gedrängt wird, so ist es im höchsten Sinne tragisch und leidet keinen andern als einen tragischen Ausgang.

Nun sollte Leseprobe gehalten werden, welche Wilhelm eigentlich als ein Fest ansah. Er hatte die Rollen vorher collationirt, daß also von dieser Seite kein Anstoß sein konnte. Die sämmtlichen Schauspieler waren mit dem Stücke bekannt, und er suchte sie nur, ehe sie anfingen, von der Wichtigkeit einer Leseprobe zu überzeugen. Wie man von jedem Musikus verlange, daß er bis auf einen gewissen Grad vom Blatte spielen könne, so solle auch jeder Schauspieler, ja jeder wohlerzogene Mensch, sich üben, vom Blatte zu lesen, einem Drama, einem Gedicht, einer Erzählung sogleich ihren Charakter abzugewinnen und sie mit Fertigkeit vorzutragen. Alles Memoriren helfe nichts, wenn der Schauspieler nicht vorher in den Geist und Sinn des guten Schriftstellers eingedrungen sei; der Buchstabe könne nichts wirken.

Serlo versicherte, daß er jeder andern Probe, ja der Hauptprobe nachsehen wolle, sobald der Leseprobe ihr Recht widerfahren sei; „denn gewöhnlich,“ sagte er, „ist nichts lustiger, als wenn Schauspieler von Studiren sprechen; es kommt mir ebenso vor, als wenn die Freimaurer von Arbeiten reden.“

Die Probe lief nach Wunsch ab, und man kann sagen, daß der Ruhm und die gute Einnahme der Gesellschaft sich auf diese wenigen wohl angewandten Stunden gründete.

„Sie haben wohl gethan, mein Freund,“ sagte Serlo, nachdem sie wieder allein waren, „daß Sie unsern Mitarbeitern so ernstlich zusprachen, wenn ich gleich fürchte, daß sie Ihre Wünsche schwerlich erfüllen werden.“

„Wie so?“ versetzte Wilhelm.

„Ich habe gefunden,“ sagte Serlo, „daß so leicht man der Menschen Imagination in Bewegung setzen kann, so gern sie sich Märchen erzählen lassen, ebenso selten ist es, eine Art von produktiver Imagination bei ihnen zu finden. Bei den Schauspielern ist dieses sehr auffallend. Jeder ist sehr wohl zufrieden,

eine schöne, lobenswürdige, brillante Rolle zu übernehmen; selten aber thut Einer mehr, als sich mit Selbstgefälligkeit an die Stelle des Helden setzen, ohne sich im Mindesten zu bekümmern, ob ihn auch Jemand dafür halten werde. Aber mit Lebhaftigkeit zu umfassen, was sich der Autor beim Stück gedacht hat, was man von seiner Individualität hingeben müsse, um einer Rolle genug zu thun, wie man durch eigene Ueberzeugung, man sei ein ganz anderer Mensch, den Zuschauer gleichfalls zur Ueberzeugung hinreiße, wie man durch eine innere Wahrheit der Darstellungskraft diese Bretter in Tempel, diese Pappen in Wälder verwandelt, ist Wenigen gegeben. Diese innere Stärke des Geistes, wodurch ganz allein der Zuschauer getäuscht wird, diese erlogene Wahrheit, die ganz allein Wirkung hervorbringt, wodurch ganz allein die Illusion erzielt wird, wer hat davon einen Begriff? Lassen Sie uns daher ja nicht zu sehr auf Geist und Empfindung dringen! Das sicherste Mittel ist, wenn wir unsern Freunden mit Gelassenheit zuerst den Sinn des Buchstabens erklären und ihnen den Verstand eröffnen. Wer Anlage hat, eilt alsdann selbst dem geistreichen und empfindungsvollen Ausdrucke entgegen; und wer sie nicht hat, wird wenigstens niemals ganz falsch spielen und recitiren. Ich habe aber bei Schauspielern, so wie überhaupt, keine schlimmere Anmaßung gefunden, als wenn Jemand Ansprüche an Geist macht, so lange ihm der Buchstabe noch nicht deutlich und geläufig ist."

Achtes Kapitel.

Wilhelm kam zur ersten Theaterprobe sehr zeitig und fand sich auf den Brettern allein. Das Lokal überraschte ihn und gab ihm die wunderbarsten Erinnerungen. Die Wald- und Tordekoration stand genau so, wie auf der Bühne seiner Vaterstadt, auch bei einer Probe, als ihm an jenem Morgen Mariane lebhaft ihre Liebe bekannte und ihm die erste glückliche Nacht zusagte. Die Bauerhäuser glichen sich auf dem Theater wie auf dem Lande; die wahre Morgensonne beschien, durch einen halb offenen Fensterladen hereinfallend, einen Theil der Bank, die neben der Thüre schlecht befestigt war; nur leider schien sie nicht, wie damals, auf Marianens Schooß und Busen. Er setzte sich nieder, dachte dieser wunderbaren Uebereinstimmung nach und glaubte zu ahnen, daß er sie vielleicht auf diesem Platze bald

wiederſehen werde. Ach, und es war weiter nichts, als daß ein Nachſpiel, zu welchem dieſe Dekoration gehörte, damals auf dem deutſchen Theater ſehr oft gegeben wurde.

In dieſen Betrachtungen ſtörten ihn die übrigen ankommenden Schauſpieler, mit denen zugleich zwei Theater- und Garderobenfreunde hereintraten und Wilhelmen mit Enthuſiasmus begrüßten. Der Eine war gewiſſermaßen an Madame Melina attachirt, der Andere aber ein ganz reiner Freund der Schauſpielkunſt, und Beide von der Art, wie ſich jede gute Geſellſchaft Freunde wünſchen ſollte. Man wußte nicht zu ſagen, ob ſie das Theater mehr kannten oder liebten. Sie liebten es zu ſehr, um es recht zu kennen; ſie kannten es genug, um das Gute zu ſchätzen und das Schlechte zu verbannen. Aber bei ihrer Neigung war ihnen das Mittelmäßige nicht unerträglich, und der herrliche Genuß, mit dem ſie das Gute vor und nach koſteten, war über allen Ausdruck. Das Mechaniſche machte ihnen Freude, das Geiſtige entzückte ſie, und ihre Neigung war ſo groß, daß auch eine zerſtückelte Probe ſie in eine Art von Illuſion verſetzte. Die Mängel ſchienen ihnen jederzeit in die Ferne zu treten, das Gute berührte ſie wie ein naher Gegenſtand. Kurz, ſie waren Liebhaber, wie ſie ſich der Künſtler in ſeinem Fache wünſcht. Ihre liebſte Wanderung war von den Couliſſen ins Parterre, vom Parterre in die Couliſſen, ihr angenehmſter Aufenthalt in der Garderobe, ihre emſigſte Beſchäftigung, an der Stellung, Kleidung, Recitation und Deklamation der Schauſpieler etwas zuzuſtutzen, ihr lebhafteſtes Geſpräch über den Effekt, den man hervorgebracht hatte, und ihre beſtändigſte Bemühung, den Schauſpieler aufmerkſam, thätig und genau zu erhalten, ihm etwas zu Gute oder zu Liebe zu thun und ohne Verſchwendung der Geſellſchaft manchen Genuß zu verſchaffen. Sie hatten ſich Beide das ausſchließende Recht verſchafft, bei Proben und Aufführungen auf dem Theater zu erſcheinen. Sie waren, was die Aufführung „Hamlet's" betraf, mit Wilhelmen nicht bei allen Stellen einig; hier und da gab er nach, meiſtens aber behauptete er ſeine Meinung, und im Ganzen diente dieſe Unterhaltung ſehr zur Bildung ſeines Geſchmacks. Er ließ die beiden Freunde ſehen, wie ſehr er ſie ſchätze, und ſie dagegen weiſſagten nichts weniger von dieſen vereinten Bemühungen als eine neue Epoche fürs deutſche Theater.

Die Gegenwart dieſer beiden Männer war bei den Proben ſehr nützlich. Beſonders überzeugten ſie unſere Schauſpieler,

daß man bei der Probe Stellung und Aktion, wie man sie bei der Aufführung zu zeigen gedenke, immerfort mit der Rede verbinden und Alles zusammen durch Gewohnheit mechanisch vereinigen müsse. Besonders mit den Händen solle man ja bei der Probe einer Tragödie keine gemeine Bewegung vornehmen; ein tragischer Schauspieler, der in der Probe Tabak schnupft, mache sie immer bange; denn höchst wahrscheinlich werde er an einer solchen Stelle bei der Aufführung die Prise vermissen. Ja, sie hielten dafür, daß Niemand in Stiefeln probiren solle, wenn die Rolle in Schuhen zu spielen sei. Nichts aber, versicherten sie, schmerze sie mehr, als wenn die Frauenzimmer in den Proben ihre Hände in die Rockfalten versteckten.

Außerdem ward durch das Zureden dieser Männer noch etwas sehr Gutes bewirkt, daß nämlich alle Mannspersonen exerciren lernten. „Da so viele Militärrollen vorkommen," sagten sie, „sieht nichts betrübter aus, als Menschen, die nicht die mindeste Dressur zeigen, in Hauptmanns- und Majorsuniform auf dem Theater herumschwanken zu sehen." Wilhelm und Laertes waren die Ersten, die sich der Pädagogik eines Unteroffiziers unterwarfen, und setzten dabei ihre Fechtübungen mit großer Anstrengung fort.

So viel Mühe gaben sich beide Männer mit der Ausbildung einer Gesellschaft, die sich so glücklich zusammengefunden hatte. Sie sorgten für die kunstige Zufriedenheit des Publikums, indeß sich dieses über ihre entschiedene Liebhaberei gelegentlich aufhielt. Man wußte nicht, wie viel Ursache man hatte, ihnen dankbar zu sein, besonders da sie nicht versäumten, den Schauspielern oft den Hauptpunkt einzuschärfen, daß es nämlich ihre Pflicht sei, laut und vernehmlich zu sprechen. Sie fanden hierbei mehr Widerstand und Unwillen, als sie anfangs gedacht hatten. Die Meisten wollten so gehört sein, wie sie sprachen, und Wenige bemühten sich, so zu sprechen, daß man sie hören konnte. Einige schoben den Fehler aufs Gebäude; Andere sagten, man könne doch nicht schreien, wenn man natürlich, heimlich oder zärtlich zu sprechen habe.

Unsere Theaterfreunde, die eine unsägliche Geduld hatten, suchten auf alle Weise diese Verwirrung zu lösen, diesem Eigensinne beizukommen. Sie sparten weder Gründe noch Schmeicheleien und erreichten zuletzt doch ihren Endzweck, wobei ihnen das gute Beispiel Wilhelm's besonders zu Statten kam. Er hat sich aus, daß sie sich bei den Proben in die entferntesten Ecken

ſetzen und, ſobald ſie ihn nicht vollkommen verſtünden, mit dem Schlüſſel auf die Bank pochen möchten. Er artikulirte gut, ſprach gemäßigt aus, ſteigerte den Ton ſtufenweiſe und überſchrie ſich nicht in den heftigſten Stellen. Die pochenden Schlüſſel hörte man bei jeder Probe weniger; nach und nach ließen ſich die Andern dieſelbe Operation gefallen, und man konnte hoffen, daß das Stück endlich in allen Winkeln des Hauſes von Jedermann würde verſtanden werden.

Man ſieht aus dieſem Beiſpiel, wie gern die Menſchen ihren Zweck nur auf ihre eigene Weiſe erreichen möchten, wie viel Noth man hat, ihnen begreiflich zu machen, was ſich eigentlich von ſelbſt verſteht, und wie ſchwer es iſt, Denjenigen, der etwas zu leiſten wünſcht, zur Erkenntniß der erſten Bedingungen zu bringen, unter denen ſein Vorhaben allein möglich wird.

Neuntes Kapitel.

Man fuhr nun fort, die nöthigen Anſtalten zu Dekorationen und Kleidern, und was ſonſt erforderlich war, zu machen. Ueber einige Scenen und Stellen hatte Wilhelm beſondere Grillen, denen Serlo nachgab, theils in Rückſicht auf den Kontrakt, theils aus Ueberzeugung, und weil er hoffte, Wilhelmen durch dieſe Gefälligkeit zu gewinnen und in der Folge deſto mehr nach ſeinen Abſichten zu lenken. So ſollte zum Beiſpiel König und Königin bei der erſten Audienz auf dem Throne ſitzend erſcheinen, die Hofleute an den Seiten und Hamlet unbedeutend unter ihnen ſtehen. „Hamlet," ſagte er, „muß ſich ruhig verhalten; ſeine ſchwarze Kleidung unterſcheidet ihn ſchon genug. Er muß ſich eher verbergen als zum Vorſchein kommen; nur dann, wenn die Audienz geendigt iſt, wenn der König mit ihm als Sohn ſpricht, dann mag er herbeitreten und die Scene ihren Gang geben."

Noch eine Hauptſchwierigkeit machten die beiden Gemälde, auf die ſich Hamlet in der Scene mit ſeiner Mutter ſo heftig bezieht. „Mir ſollen," ſagte Wilhelm, „in Lebensgröße beide im Grunde des Zimmers neben der Hauptthüre ſichtbar ſein, und zwar muß der alte König in völliger Rüſtung, wie der Geiſt, auf eben der Seite hängen, wo dieſer hervortritt. Ich wünſche, daß die Figur mit der rechten Hand eine befehlende Stellung annehme, etwas gewandt ſei und gleichſam über die

Schulter sehe, damit sie dem Geiste völlig gleiche in dem Augenblicke, da dieser zur Thüre hinausgeht. Es wird eine sehr große Wirkung thun, wenn in diesem Augenblicke Hamlet nach dem Geiste und die Königin nach dem Bilde sieht. Der Stiefvater mag dann im königlichen Ornat, doch unscheinbarer als Jener, vorgestellt werden."

So gab es noch verschiedene Punkte, von denen wir zu sprechen vielleicht Gelegenheit haben.

„Sind Sie auch unerbittlich, daß Hamlet am Ende sterben muß?" fragte Serlo.

„Wie kann ich ihn am Leben erhalten," sagte Wilhelm, „da ihn das ganze Stück zu Tode drückt? Wir haben ja schon so weitläufig darüber gesprochen."

„Aber das Publikum wünscht ihn lebendig."

„Ich will ihm gern jeden andern Gefallen thun, nur diesmal ist's unmöglich. Wir wünschen auch, daß ein braver, nützlicher Mann, der an einer chronischen Krankheit stirbt, noch länger leben möge. Die Familie weint und beschwört den Arzt, der ihn nicht halten kann, und so wenig, als dieser einer Naturnothwendigkeit zu widerstehen vermag, so wenig können wir einer anerkannten Kunstnothwendigkeit gebieten. Es ist eine falsche Nachgiebigkeit gegen die Menge, wenn man ihnen die Empfindungen erregt, die sie haben *wollen*, und nicht, die sie haben *sollen*."

„Wer das Geld bringt, kann die Waare nach seinem Sinne verlangen."

„Gewissermaßen; aber ein großes Publikum verdient, daß man es achte, daß man es nicht wie Kinder, denen man das Geld abnehmen will, behandle. Man bringe ihm nach und nach durch das Gute Gefühl und Geschmack für das Gute bei, und es wird sein Geld mit doppeltem Vergnügen einlegen, weil ihm der Verstand, ja die Vernunft selbst bei dieser Ausgabe nichts vorzuwerfen hat. Man kann ihm schmeicheln wie einem geliebten Kinde, schmeicheln, um es zu bessern, um es künftig aufzuklären, nicht wie einem Vornehmen und Reichen, um den Irrthum, den man nutzt, zu verewigen."

So handelten sie noch Manches ab, das sich besonders auf die Frage bezog, was man noch etwa an dem Stücke verändern dürfe, und was unberührt bleiben müsse. Wir lassen uns hierauf nicht weiter ein, sondern legen vielleicht künftig die neue Bearbeitung „Hamlet's" selbst demjenigen Theile unserer Leser vor, der sich etwa dafür interessiren könnte.

Zehntes Kapitel.

Die Hauptprobe war vorbei; sie hatte übermäßig lange gedauert. Serlo und Wilhelm fanden noch Manches zu besorgen; denn ungeachtet der vielen Zeit, die man zur Vorbereitung verwendet hatte, waren doch sehr nothwendige Anstalten bis auf den letzten Augenblick verschoben worden.

So waren zum Beispiel die Gemälde der beiden Könige noch nicht fertig, und die Scene zwischen Hamlet und seiner Mutter, von der man einen so großen Effekt hoffte, sah noch sehr mager aus, indem weder der Geist noch sein gemaltes Ebenbild dabei gegenwärtig war. Serlo scherzte bei dieser Gelegenheit und sagte: „Wir wären doch im Grunde recht übel angeführt, wenn der Geist ausbliebe, die Wache wirklich mit der Luft fechten, und unser Souffleur aus der Coulisse den Vortrag des Geistes suppliren müßte.“

„Wir wollen den wunderbaren Freund nicht durch unsern Unglauben verscheuchen,“ versetzte Wilhelm; „er kommt gewiß zur rechten Zeit und wird uns so gut als die Zuschauer überraschen.“

„Gewiß,“ rief Serlo, „ich werde froh sein, wenn das Stück morgen gegeben ist; es macht uns mehr Umstände, als ich geglaubt habe.“

„Aber Niemand in der Welt wird froher sein als ich, wenn das Stück morgen gespielt ist,“ versetzte Philine, „so wenig mich meine Rolle drückt. Denn immer und ewig von einer Sache reden zu hören, wobei doch nichts weiter herauskommt als eine Repräsentation, die, wie so viele hundert andere, vergessen werden wird, dazu will meine Geduld nicht hinreichen. Macht doch in Gottes Namen nicht so viel Umstände! Die Gäste, die vom Tische aufstehen, haben nachher an jedem Gerichte was auszusetzen; ja, wenn man sie zu Hause reden hört, so ist es ihnen kaum begreiflich, wie sie eine solche Noth haben ausstehen können.“

„Lassen Sie mich Ihr Gleichniß zu meinem Vortheile brauchen, schönes Kind,“ versetzte Wilhelm. „Bedenken Sie, was Natur und Kunst, was Handel, Gewerke und Gewerbe zusammenschaffen müssen, bis ein Gastmahl gegeben werden kann. Wie viel Jahre muß der Hirsch im Walde, der Fisch im Fluß oder Meere zubringen, bis er unsere Tafel zu besetzen würdig ist!

Und was hat die Hausfrau, die Köchin nicht Alles in der Küche zu thun! Mit welcher Nachlässigkeit schlürft man die Sorge des entferntesten Winzers, des Schiffers, des Kellermeisters beim Nachtische hinunter, als müsse es nur so sein! Und sollten deswegen alle diese Menschen nicht arbeiten, nicht schaffen und bereiten, sollte der Hausherr das Alles nicht sorgfältig zusammenbringen und zusammenhalten, weil am Ende der Genuß nur vorübergehend ist? Aber kein Genuß ist vorübergehend; denn der Eindruck, den er zurücklässt, ist bleibend, und was man mit Fleiß und Anstrengung thut, theilt dem Zuschauer selbst eine verborgene Kraft mit, von der man nicht wissen kann, wie weit sie wirkt."

„Mir ist Alles einerlei," versetzte Philine, „nur muß ich auch diesmal erfahren, daß Männer immer im Widerspruch mit sich selbst sind. Bei all Eurer Gewissenhaftigkeit, den großen Autor nicht verstümmeln zu wollen, laßt Ihr doch den schönsten Gedanken aus dem Stücke."

„Den schönsten?" rief Wilhelm.

„Gewiß den schönsten, auf den sich Hamlet selbst was zu Gute thut."

„Und der wäre?" rief Serlo.

„Wenn Sie eine Perrücke aufhätten," versetzte Philine, „würde ich sie Ihnen ganz säuberlich abnehmen; denn es scheint nöthig, daß man Ihnen das Verständniß eröffne." *)

Die Andern dachten nach, und die Unterhaltung stockte. Man war aufgestanden, es war schon spät, man schien aus einander gehen zu wollen. Als man so unentschlossen dastand, fing Philine ein Liedchen auf eine sehr zierliche und gefällige Melodie zu singen an.

Singet nicht in Trauertönen
Von der Einsamkeit der Nacht!
Nein, sie ist, o holde Schönen
Zur Geselligkeit gemacht.

Wie das Weib dem Mann gegeben
Als die schönste Hälfte war,
Ist die Nacht das halbe Leben,
Und die schönste Hälfte zwar.

*) Gemeint ist die Aeußerung Hamlet's gegen Ophelien in Akt III, Scene 2.

Könnt Ihr Euch des Tages freuen,
Der nur Freuden unterbricht?
Er ist gut, sich zu zerstreuen;
Zu was Anderm taugt er nicht.

Aber wenn in nächt'ger Stunde
Süßer Lampe Dämmrung fließt,
Und vom Mund zum nahen Munde
Scherz und Liebe sich ergießt;

Wenn der rasche, lose Knabe,
Der sonst wild und feurig eilt,
Oft bei einer kleinen Gabe
Unter leichten Spielen weilt;

Wenn die Nachtigall Verliebten
Liebevoll ein Liedchen singt,
Das Gefangnen und Betrübten
Nur wie Ach und Wehe klingt:

Mit wie leichtem Herzensregen
Horchet Ihr der Glocke nicht,
Die mit zwölf bedächt'gen Schlägen
Ruh und Sicherheit verspricht!

Darum an dem langen Tage
Merke Dir es, liebe Brust:
Jeder Tag hat seine Plage,
Und die Nacht hat ihre Lust.

Sie machte eine leichte Verbeugung, als sie geendigt hatte, und Serlo rief ihr ein lautes Bravo zu. Sie sprang zur Thüre hinaus und eilte mit Gelächter fort. Man hörte sie die Treppe hinunter singen und mit den Absätzen klappern.

Serlo ging in das Seitenzimmer, und Aurelie blieb vor Wilhelmen, der ihr eine gute Nacht wünschte, noch einige Augenblicke stehen und sagte: „Wie sie mir zuwider ist! recht meinem innern Wesen zuwider! bis auf die kleinsten Zufälligkeiten. Die rechte braune Augenwimper bei den blonden Haaren, die der Bruder so reizend findet, mag ich gar nicht ansehen, und die Schramme auf der Stirne hat mir so was Widriges,

so was Niedriges, daß ich immer zehn Schritte von ihr zurücktreten möchte. Sie erzählte neulich als einen Scherz, ihr Vater habe ihr in ihrer Kindheit einen Teller an den Kopf geworfen, davon sie noch das Zeichen trage. Wohl ist sie recht an Augen und Stirne gezeichnet, daß man sich vor ihr hüten möge."

Wilhelm antwortete nichts, und Aurelie schien mit mehr Unwillen fortzufahren: „Es ist mir beinahe unmöglich, ein freundliches, höfliches Wort mit ihr zu reden, so sehr hasse ich sie; und doch ist sie so anschmiegend. Ich wollte, wir wären sie los. Auch Sie, mein Freund, haben eine gewisse Gefälligkeit gegen dieses Geschöpf, ein Betragen, das mich in der Seele kränkt, eine Aufmerksamkeit, die an Achtung grenzt, und die sie, bei Gott, nicht verdient!"

„Wie sie ist, bin ich ihr Dank schuldig," versetzte Wilhelm; „ihre Aufführung ist zu tadeln, ihrem Charakter muß ich Gerechtigkeit widerfahren lassen."

„Charakter!" rief Aurelie. „Glauben Sie, daß so eine Kreatur einen Charakter hat? O, Ihr Männer, daran erkenne ich Euch! Solcher Frauen seid Ihr werth!"

„Sollten Sie mich im Verdacht haben, meine Freundin?" versetzte Wilhelm. „Ich will von jeder Minute Rechenschaft geben, die ich mit ihr zugebracht habe."

„Nun, nun!" sagte Aurelie; „es ist spät, wir wollen nicht streiten. Alle wie Einer, Einer wie Alle! Gute Nacht, mein Freund! gute Nacht, mein feiner Paradiesvogel!"

Wilhelm fragte, wie er zu diesem Ehrentitel komme.

„Ein andermal," versetzte Aurelie, „ein andermal. Man sagt, sie hätten keine Füße, sie schwebten nur in der Luft und nährten sich vom Aether." „Es ist aber ein Märchen," fuhr sie fort, „eine poetische Fiktion. Gute Nacht, laßt Euch was Schönes träumen, wenn Ihr Glück habt."

Sie ging in ihr Zimmer und ließ ihn allein; er eilte auf das seinige.

Halb unwillig ging er auf und nieder. Der scherzende, aber entschiedene Ton Aureliens hatte ihn beleidigt; er fühlte tief, wie Unrecht sie ihm that. Philinen konnte er nicht widrig, nicht unhold begegnen; sie hatte nichts gegen ihn verbrochen, und dann fühlte er sich so fern von jeder Neigung zu ihr, daß er recht stolz und standhaft vor sich selbst bestehen konnte.

Eben war er im Begriff, sich auszuziehen, nach seinem Lager zu gehen und die Vorhänge aufzuschlagen, als er zu seiner größten

Verwunderung ein Paar Frauenpantoffeln vor dem Bett erblickte; der eine ſtand, der andere lag. Es waren Philinens Pantoffeln, die er nur zu gut erkannte; er glaubte auch eine Unordnung an den Vorhängen zu ſehen, ja es ſchien, als bewegten ſie ſich; er ſtand und ſah mit unverwandten Augen hin.

Eine neue Gemüthsbewegung, die er für Verdruß hielt, verſetzte ihm den Athem, und nach einer kurzen Pauſe, in der er ſich erholt hatte, rief er gefaßt: „Stehen Sie auf, Philine! Was ſoll das heißen? Wo iſt Ihre Klugheit, Ihr gutes Betragen? Sollen wir morgen das Märchen des Hauſes werden?“

Es rührte ſich nichts.

„Ich ſcherze nicht!“ fuhr er fort. „Dieſe Neckereien ſind bei mir übel angewandt.“

Kein Laut! Keine Bewegung!

Entſchloſſen und unmuthig ging er endlich auf das Bette zu und riß die Vorhänge von einander. „Stehen Sie auf,“ ſagte er, „wenn ich Ihnen nicht das Zimmer dieſe Nacht überlaſſen ſoll.“

Mit großem Erſtaunen fand er ſein Bette leer, die Kiſſen und Decken in ſchönſter Ruhe. Er ſah ſich um, ſuchte nach, ſuchte Alles durch und fand keine Spur von dem Schalk. Hinter dem Bette, dem Ofen, den Schränken war nichts zu ſehen; er ſuchte emſiger und emſiger; ja, ein boshafter Zuſchauer hätte glauben mögen, er ſuche, um zu finden.

Kein Schlaf ſtellte ſich ein; er ſetzte die Pantoffeln auf ſeinen Tiſch, ging auf und nieder, blieb manchmal bei dem Tiſche ſtehen, und ein ſchelmiſcher Genius, der ihn belauſchte, will verſichern, er habe ſich einen großen Theil der Nacht mit den allerliebſten Stelzchen beſchäftigt, er habe ſie mit einem gewiſſen Intereſſe angeſehen, behandelt, damit geſpielt und ſich erſt gegen Morgen in ſeinen Kleidern aufs Bette geworfen, wo er unter den ſeltſamſten Phantaſien einſchlummerte.

Und wirklich ſchlief er noch, als Serlo hereintrat und rief: „Wo ſind Sie? Noch im Bette? Unmöglich! Ich ſuchte Sie auf dem Theater, wo noch ſo Mancherlei zu thun iſt.“

Elftes Kapitel.

Vor- und Nachmittag verfloſſen eilig. Das Haus war ſchon voll, und Wilhelm eilte, ſich anzuziehen. Nicht mit der Behag-

lichkeit, mit der er die Maske zum ersten Mal anprobirte, konnte er sie gegenwärtig anlegen; er zog sich an, um fertig zu werden. Als er zu den Frauen ins Versammlungszimmer kam, beriefen sie ihn einstimmig, daß nichts recht sitze; der schöne Federbusch sei verschoben, die Schnalle passe nicht; man fing wieder an aufzutrennen, zu nähen, zusammenzustecken. Die Symphonie ging an; Philine hatte etwas gegen die Krause einzuwenden, Aurelie viel an dem Mantel auszusetzen. „Laßt mich, Ihr Kinder!“ rief er. „Diese Nachlässigkeit wird mich erst recht zum Hamlet machen.“ Die Frauen ließen ihn nicht los und fuhren fort zu putzen. Die Symphonie hatte aufgehört, und das Stück war angegangen. Er besah sich im Spiegel, drückte den Hut tiefer ins Gesicht und erneuerte die Schminke.

In diesem Augenblick stürzte Jemand herein und rief: „Der Geist! der Geist!“ Wilhelm hatte den ganzen Tag nicht Zeit gehabt, an die Hauptsorge zu denken, ob der Geist auch kommen werde. Nun war sie ganz weggenommen, und man hatte die wunderlichste Gastrolle zu erwarten. Der Theatermeister kam und fragte über Dieses und Jenes; Wilhelm hatte nicht Zeit, sich nach dem Gespenst umzusehen, und eilte nur sich am Throne einzufinden, wo König und Königin schon, von ihrem Hofe umgeben, in aller Herrlichkeit glänzten; er hörte nur noch die letzten Worte des Horatio, der über die Erscheinung des Geistes ganz verwirrt sprach und fast seine Rolle vergessen zu haben schien.

Der Zwischenvorhang ging in die Höhe, und er sah das volle Haus vor sich. Nachdem Horatio seine Rede gehalten und vom Könige abgefertigt war, drängte er sich an Hamlet, und als ob er sich ihm, dem Prinzen, präsentire, sagte er: „Der Teufel steckt in dem Harnische! Er hat uns Alle in Furcht gejagt.“

In der Zwischenzeit sah man nur zwei große Männer in weißen Mänteln und Kapuzen in den Coulissen stehen, und Wilhelm, dem in der Zerstreuung, Unruhe und Verlegenheit der erste Monolog, wie er glaubte, mißglückt war, trat, ob ihn gleich ein lebhafter Beifall beim Abgehen begleitete, in der schauerlichen dramatischen Winternacht wirklich recht unbehaglich auf. Doch nahm er sich zusammen und sprach die so zweckmäßig angebrachte Stelle über das Schmausen und Trinken der Nordländer mit der gehörigen Gleichgültigkeit, vergaß, so wie die Zuschauer, darüber des Geistes und erschrak wirklich, als Horatio ausrief: „Seht her, es kommt!“ Er fuhr mit Heftigkeit

herum, und die edle, große Gestalt, der leise, unhörbare Tritt, die leichte Bewegung in der schwerscheinenden Rüstung machten einen so starken Eindruck auf ihn, daß er wie versteinert dastand und nur mit halber Stimme: „Ihr Engel und himmlischen Geister, beschützt uns!“ ausrufen konnte. Er starrte ihn an, holte einigemal Atem und brachte die Anrede an den Geist so verwirrt, zerstückt und gezwungen vor, daß die größte Kunst sie nicht so trefflich hätte ausdrücken können.

Seine Ueberlegung dieser Stelle kam ihm sehr zu Statten. Er hatte sich nahe an das Original gehalten, dessen Vorstellung ihm die Verfassung eines überraschten, erschreckten, von Entsetzen ergriffenen Gemüths einzig auszudrücken schien. „Sei Du ein guter Geist, sei ein verdammter Kobold, bringe Düfte des Himmels mit Dir oder Dämpfe der Hölle, sei Gutes oder Böses Dein Beginnen, Du kommst in so einer würdigen Gestalt, ja, ich rede mit Dir, ich nenne Dich Hamlet, König, Vater, o antworte mir!“

Man spürte im Publikum die größte Wirkung. Der Geist winkte, der Prinz folgte ihm unter dem lautesten Beifall.

Das Theater verwandelte sich, und als sie auf den entfernten Platz kamen, hielt der Geist unvermuthet inne und wandte sich um; dadurch kam ihm Hamlet etwas zu nahe zu stehen. Mit Verlangen und Neugierde sah Wilhelm sogleich zwischen das niedergelassene Visir hinein, konnte aber nur tiefliegende Augen neben einer wohlgebildeten Nase erblicken. Furchtsam ausspähend, stand er vor ihm; allein als die ersten Töne aus dem Helme hervordrangen, als eine wohlklingende, nur ein Wenig rauhe Stimme sich in den Worten hören ließ: „Ich bin der Geist Deines Vaters,“ trat Wilhelm einige Schritte schaudernd zurück, und das ganze Publikum schauderte. Die Stimme schien Jedermann bekannt, und Wilhelm glaubte eine Aehnlichkeit mit der Stimme seines Vaters zu bemerken. Diese wunderbaren Empfindungen und Erinnerungen, die Neugierde, den seltsamen Freund zu entdecken, und die Sorge, ihn zu beleidigen, selbst die Unschicklichkeit, ihm als Schauspieler in dieser Situation zu nahe zu treten, bewegten Wilhelmen nach entgegengesetzten Seiten. Er veränderte während der langen Erzählung des Geistes seine Stellung so oft, schien so unbestimmt und verlegen, so aufmerksam und so zerstreut, daß sein Spiel eine allgemeine Bewunderung, so wie der Geist ein allgemeines Entsetzen erregte. Dieser sprach mehr mit einem tiefen Gefühl des Ver-

druſſes als des Jammers, aber eines geiſtigen, langſamen und unüberſehlichen Verdruſſes. Es war der Mißmuth einer großen Seele, die von allem Irdiſchen getrennt iſt und doch unendlichen Leiden unterliegt. Zuletzt verſank der Geiſt, aber auf eine ſonderbare Art; denn ein leichter, grauer, durchſichtiger Flor, der wie ein Dampf aus der Verſenkung zu ſteigen ſchien, legte ſich über ihn weg und zog ſich mit ihm hinunter.

Nun kamen Hamlet's Freunde zurück und ſchwuren auf das Schwert. Da war der alte Maulwurf ſo geſchäftig unter der Erde, daß er ihnen, wo ſie auch ſtehen mochten, immer unter den Füßen rief: „Schwört!“ und ſie, als ob der Boden unter ihnen brennte, ſchnell von einem Ort zum andern eilten. Auch erſchien da, wo ſie ſtanden, jedesmal eine kleine Flamme aus dem Boden, vermehrte die Wirkung und hinterließ bei allen Zuſchauern den tiefſten Eindruck.

Nun ging das Stück unaufhaltſam ſeinen Gang fort, nichts mißglückte. Alles gerieth; das Publikum bezeigte ſeine Zufriedenheit; die Luſt und der Muth der Schauſpieler ſchien mit jeder Scene zuzunehmen.

Zwölftes Kapitel.

Der Vorhang fiel, und der lebhafteſte Beifall erſcholl aus allen Ecken und Enden. Die vier fürſtlichen Leichen ſprangen behend in die Höhe und umarmten ſich vor Freuden. Polonius und Ophelia kamen auch aus ihren Gräbern hervor und hörten noch mit lebhaftem Vergnügen, wie Horatio, als er zum Ankündigen herausſtrat, auf das Heftigſte beklatſcht wurde. Man wollte ihn zu ſeiner Anzeige eines andern Stücks laſſen, ſondern begehrte mit Ungeſtüm die Wiederholung des heutigen.

„Nun haben wir gewonnen,“ rief Serlo; „aber auch heute Abend kein vernünftig Wort mehr! Alles kommt auf den erſten Eindruck an. Man ſoll ja keinem Schauſpieler übel nehmen, wenn er bei ſeinen Debuts verrückt und eigenſinnig iſt.“

Der Kaſſier kam und überreichte ihm eine ſchwere Kaſſe. „Wir haben gut debütirt,“ rief er aus, „und das Vorurtheil wird uns zu Statten kommen. Wo iſt denn nun das verſprochene Abendeſſen? Wir dürfen es uns heute ſchmecken laſſen.“ Sie hatten ausgemacht, daß ſie in ihren Theaterkleidern beiſammen bleiben und ſich ſelbſt ein Feſt feiern wollten. Wilhelm

hatte unternommen, das Lokal, und Madame Melina, das Eſſen zu beſorgen.

Ein Zimmer, worin man ſonſt zu malen pflegte, war aufs Beſte geſäubert, mit allerlei kleinen Dekorationen umſtellt und ſo herausgeputzt worden, daß es bald einem Garten, bald einem Säulengange ähnlich ſah. Beim Hereintreten wurde die Geſellſchaft von dem Glanz vieler Lichter geblendet, die einen feierlichen Schein durch den Dampf des ſüßeſten Räucherwerks, das man nicht geſpart hatte, über eine wohl geſchmückte und beſtellte Tafel verbreiteten. Mit Ausrufungen lobte man die Anſtalten und nahm wirklich mit Anſtand Platz; es ſchien, als wenn eine königliche Familie im Geiſterreiche zuſammenkäme. Wilhelm ſaß zwiſchen Aurelien und Madame Melina, Serlo zwiſchen Philinen und Elmiren; Niemand war mit ſich ſelbſt noch mit ſeinem Platze unzufrieden.

Die beiden Theaterfreunde, die ſich gleichfalls eingefunden hatten, vermehrten das Glück der Geſellſchaft. Sie waren einigemal während der Vorſtellung auf die Bühne gekommen und konnten nicht genug von ihrer eigenen und von des Publikums Zufriedenheit ſprechen; nunmehr ging's aber ans Beſondere; Jedes ward für ſeinen Theil reichlich belobnt.

Mit einer unglaublichen Lebhaftigkeit ward ein Verdienſt nach dem andern, eine Stelle nach der andern herausgehoben. Dem Souffleur, der beſcheiden am Ende der Tafel ſaß, ward ein großes Lob über ſeinen rauben Pyrrhus; die Fechtübung Hamlet's und Laertes' konnte man nicht genug erheben; Ophelien's Trauer war über allen Ausdruck ſchön und erhaben; von Polonius' Spiel durfte man gar nicht ſprechen; jeder Gegenwärtige hörte ſein Lob in dem Andern und durch ihn.

Aber auch der abweſende Geiſt nahm ſeinen Theil Lob und Bewunderung hinweg. Er hatte die Rolle mit einem ſehr glücklichen Organ und in einem großen Sinne geſprochen, und man wunderte ſich am Meiſten, daß er von Allem, was bei der Geſellſchaft vorgegangen war, unterrichtet ſchien. Er glich völlig dem gemalten Bilde, als wenn er dem Künſtler geſtanden hätte, und die Theaterfreunde konnten nicht genug rühmen, wie ſchauderlich es ausgeſehen habe, als er unſern von dem Gemälde hervorgetreten und vor ſeinem Ebenbilde vorbeigeſchritten ſei. Wahrheit und Irrthum habe ſich dabei ſo ſonderbar vermiſcht, und man habe wirklich ſich überzeugt, daß die Königin die eine Geſtalt nicht ſehe. Madame Melina ward bei dieſer Gelegen-

heit sehr gelobt, daß sie bei dieser Stelle in die Höhe nach dem Bilde gestarrt, indeß Hamlet nieder auf den Geist gewiesen.

Man erkundigte sich, wie das Gespenst habe hereinschleichen können, und erfuhr vom Theatermeister, daß zu einer hintern Thüre, die sonst immer mit Dekorationen verstellt sei, diesen Abend aber, weil man den gothischen Saal gebraucht, frei geworden, zwei große Figuren in weißen Mänteln und Kapuzen hereingekommen, die man von einander nicht unterscheiden können, und so seien sie nach geendigtem dritten Akt wahrscheinlich auch wieder hinausgegangen.

Serlo lobte besonders an ihm, daß er nicht so schneidermäßig gejammert und sogar am Ende eine Stelle, die einem so großen Helden besser zieme, seinen Sohn zu befeuern, angebracht habe. Wilhelm hatte sie im Gedächtniß behalten und versprach, sie ins Manuskript nachzutragen.

Man hatte in der Freude des Gastmahls nicht bemerkt, daß die Kinder und der Harfenspieler fehlten; bald aber machten sie eine sehr angenehme Erscheinung. Denn sie traten zusammen herein, sehr abenteuerlich ausgeputzt; Felix schlug den Triangel, Mignon das Tambourin, und der Alte hatte die schwere Harfe umgehangen und spielte sie, indem er sie vor sich trug. Sie zogen um den Tisch und sangen allerlei Lieder. Man gab ihnen zu essen, und die Gäste glaubten den Kindern eine Wohlthat zu erzeigen, wenn sie ihnen so viel süßen Wein gäben, als sie nur trinken wollten; denn die Gesellschaft selbst hatte die köstlichen Flaschen nicht geschont, welche diesen Abend als ein Geschenk der Theaterfreunde in einigen Körben angekommen waren. Die Kinder sprangen und sangen fort, und besonders war Mignon ausgelassen, wie man sie niemals gesehen. Sie schlug das Tambourin mit aller möglichen Zierlichkeit und Lebhaftigkeit, indem sie bald mit drückendem Finger auf dem Felle schnell hin und her schnurrte, bald mit dem Rücken der Hand, bald mit den Knöcheln darauf pochte, je mit abwechselnden Rhythmen das Pergament bald wider die Knie, bald wider den Kopf schlug, bald schüttelnd die Schellen allein klingen ließ, und so aus dem einfachsten Instrumente gar verschiedene Töne hervorlockte. Nachdem sie lange gelärmt hatten, setzten sie sich in einen Lehnsessel, der gerade Wilhelmen gegenüber am Tische leer geblieben war.

„Bleibt von dem Sessel weg!“ rief Serlo. „Er steht vermuthlich für den Geist da; wenn er kommt, kann's Euch übel geben.“

„Ich fürchte ihn nicht," rief Mignon; „kommt er, so stehen wir auf. Es ist mein Oheim, er thut mir nichts zu Leide." Diese Rede verstand Niemand, als wer wußte, daß sie ihren vermeintlichen Vater den großen Teufel genannt hatte. Die Gesellschaft sah einander an und ward noch mehr in dem Verdacht bestärkt, daß Serlo um die Erscheinung des Geistes wisse. Man schwatzte und trank, und die Mädchen sahen von Zeit zu Zeit furchtsam nach der Thüre.

Die Kinder, die, in dem großen Sessel sitzend, nur wie Pulcinellpuppen aus dem Kasten über den Tisch hervorragten, fingen an, auf diese Weise ein Stück aufzuführen. Mignon machte den schnarrenden Ton sehr artig nach, und sie stießen zuletzt die Köpfe dergestalt zusammen und auf die Tischkante, wie es eigentlich nur Holzpuppen aushalten können. Mignon ward bis zur Wuth lustig, und die Gesellschaft, so sehr sie anfangs über den Scherz gelacht hatte, so sehr sie antrug. Aber wenig half das Zureden; denn nun sprang sie auf und tat'te, die Schellentrommel in der Hand, um den Tisch herum. Ihre Haare flogen, und indem sie den Kopf zurück und alle ihre Glieder gleichsam in die Luft warf, schien sie einer Mänade ähnlich, deren wilde und beinah unmögliche Stellungen uns auf alten Monumenten noch oft in Erstaunen setzen.

Durch das Talent der Kinder und ihren Lärm aufgereizt, suchte Jedermann zur Unterhaltung der Gesellschaft etwas beizutragen. Die Frauenzimmer sangen einige Kanons, Laertes ließ eine Nachtigall hören, und der Pedant gab ein Konzert pianissimo auf der Maultrommel. Indessen spielten die Nachbarn und Nachbarinnen allerlei Spiele, wobei sich die Hände begegnen und vermischen, und es fehlte manchem Paare nicht am Ausdruck einer hoffnungsvollen Zärtlichkeit. Madame Melina besonders schien eine lebhafte Neigung zu Wilhelmen nicht zu verhehlen. Es war spät in der Nacht, und Aurelie, die fast allein noch Herrschaft über sich behalten hatte, ermahnte die Uebrigen, indem sie aufstand, aus einander zu gehen.

Serlo gab noch zum Abschied ein Feuerwerk, indem er mit dem Munde auf eine fast unbegreifliche Weise den Ton der Raketen, Schwärmer und Feuerräder nachzuahmen wußte. Man durfte die Augen nur zumachen, so war die Täuschung vollkommen. Indessen war Jedermann aufgestanden, und man reichte den Frauenzimmern den Arm, sie nach Hause zu führen.

Wilhelm ging zuletzt mit Aurelien. Auf der Treppe begegnete ihnen der Theatermeister und sagte: „Hier ist der Schleier, worin der Geist verschwand. Er ist an der Versenkung hängen geblieben, und wir haben ihn eben gefunden.“

„Eine wunderbare Reliquie!“ rief Wilhelm und nahm ihn ab.

In dem Augenblicke fühlte er sich am linken Arme ergriffen und zugleich einen sehr heftigen Schmerz. Mignon hatte sich versteckt gehabt, hatte ihn angefaßt und ihn in den Arm gebissen. Sie fuhr an ihm die Treppe hinunter und verschwand.

Als die Gesellschaft in die freie Luft kam, merkte fast Jedes, daß man für diesen Abend des Guten zu viel genossen hatte. Ohne Abschied zu nehmen, verlor man sich aus einander.

Wilhelm hatte kaum seine Stube erreicht, als er seine Kleider abwarf und nach ausgelöschtem Licht ins Bette eilte. Der Schlaf wollte sogleich sich seiner bemeistern; allein ein Geräusch, das in seiner Stube hinter dem Ofen zu entstehen schien, machte ihn aufmerksam. Eben schwebte vor seiner erhitzten Phantasie das Bild des gebarnischten Königs; er richtete sich auf, das Gespenst anzureden, als er sich von zarten Armen umschlungen, seinen Mund mit lebhaften Küssen verschlossen, und eine Brust an der seinigen fühlte, die er wegzustoßen nicht Muth hatte.

Dreizehntes Kapitel.

Wilhelm fuhr des andern Morgens mit einer unbehaglichen Empfindung in die Höhe und fand sein Bette leer. Von dem nicht völlig ausgeschlafenen Rausche war ihm der Kopf düster, und die Erinnerung an den unbekannten nächtlichen Besuch machte ihn unruhig. Sein erster Verdacht fiel auf Philinen, und doch schien der liebliche Körper, den er in seine Arme geschlossen hatte, nicht der ihrige gewesen zu sein. Unter lebhaften Liebkosungen war unser Freund an der Seite dieses seltsamen, stummen Besuches eingeschlafen, und nun war weiter keine Spur mehr davon zu entdecken. Er sprang auf, und indem er sich anzog, fand er seine Thüre, die er sonst zu verriegeln pflegte, nur angelehnt, und wußte sich nicht zu erinnern, ob er sie gestern Abend zugeschlossen hatte.

Am Wunderbarsten aber erschien ihm der Schleier des Geistes, den er auf seinem Bette fand. Er hatte ihn mit heraufgebracht

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
GOETHE.J.W.
3-598-50924-3
FN. 16554/441

und wahrscheinlich selbst dahin geworfen. Es war ein grauer Flor, an dessen Saum er eine Schrift mit schwarzen Buchstaben gestickt sah. Er entfaltete sie und las die Worte: „Zum ersten und letzten Mal! Flieh! Jüngling, flieh!“ Er war betroffen und wußte nicht, was er sagen sollte.

In eben dem Augenblick trat Mignon herein und brachte ihm das Frühstück. Wilhelm erstaunte über den Anblick des Kindes, ja, man kann sagen, er erschrak. Sie schien die Nacht größer geworden zu sein; sie trat mit einem hohen, edlen Anstand vor ihn hin und sah ihm sehr ernsthaft in die Augen, so daß er den Blick nicht ertragen konnte. Sie rührte ihn nicht an wie sonst, da sie gewöhnlich ihm die Hand drückte, seine Wange, seinen Mund, seinen Arm oder seine Schulter küßte, sondern ging, nachdem sie seine Sachen in Ordnung gebracht, stillschweigend wieder fort.

Die Zeit einer angesetzten Leseprobe kam nun herbei; man versammelte sich, und Alle waren durch das geistige Fest verstimmt. Wilhelm nahm sich zusammen, so gut er konnte, um nicht gleich anfangs gegen seine so lebhaft gepredigten Grundsätze zu verstoßen. Seine große Uebung half ihm durch; denn Uebung und Gewohnheit müssen in jeder Kunst die Lücken ausfüllen, welche Genie und Laune so oft lassen würden.

Eigentlich aber konnte man bei dieser Gelegenheit die Bemerkung recht wahr finden, daß man keinen Zustand, der länger dauern, ja, der eigentlich ein Beruf, eine Lebensweise werden soll, mit einer Feierlichkeit anfangen dürfe. Man feiere nur, was glücklich vollendet ist; alle Ceremonien zum Anfange erschöpfen Lust und Kräfte, die das Streben hervorbringen und uns bei einer fortgesetzten Mühe beistehen sollen. Unter allen Festen ist das Hochzeitfest das unschicklichste; keines sollte mehr in Stille, Demuth und Hoffnung begangen werden als dieses.

So schlich der Tag nun weiter, und Wilhelmen war noch keiner jemals so alltäglich vorgekommen. Statt der gewöhnlichen Unterhaltung Abends fing man zu gähnen an; das Interesse an „Hamlet“ war erschöpft, und man fand eher unbequem, daß er des folgenden Tages zum zweiten Mal vorgestellt werden sollte. Wilhelm zeigte den Schleier des Geistes vor; man mußte daraus schließen, daß er nicht wieder kommen werde. Serlo war besonders dieser Meinung; er schien mit den Rathschlägen der wunderbaren Gestalt sehr vertraut zu sein; dagegen ließen sich aber die Worte: „Flieh! Jüngling, flieh!“ nicht er-

klären. Wie konnte Serlo mit Jemandem einstimmen, der den vorzüglichsten Schauspieler seiner Gesellschaft zu entfernen die Absicht zu haben schien!

Nothwendig war es nunmehr, die Rolle des Geistes dem Polterer und die Rolle des Königs dem Pedanten zu geben. Beide erklärten, daß sie schon einstudirt seien, und es war kein Wunder; denn bei den vielen Proben und der weitläufigen Behandlung dieses Stückes waren Alle so damit bekannt geworden, daß sie sämmtlich gar leicht mit den Rollen hätten wechseln können. Doch probirte man Einiges in der Geschwindigkeit, und als man spät genug aus einander ging, flüsterte Philine beim Abschiede Wilhelmen leise zu: „Ich muß meine Pantoffeln holen; Du schiebst doch den Riegel nicht vor?" Diese Worte setzten ihn, als er auf seine Stube kam, in ziemliche Verlegenheit; denn die Vermuthung, daß der Gast der vorigen Nacht Philine gewesen, ward dadurch bestärkt, und wir sind auch genöthigt, uns zu dieser Meinung zu schlagen, besonders da wir die Ursachen, welche ihn hierüber zweifelhaft machten und ihm einen andern, sonderbaren Argwohn einflößen mußten, nicht entdecken können.*) Er ging unruhig einigemal in seinem Zimmer auf und ab und hatte wirklich den Riegel noch nicht vorgeschoben.

Auf einmal stürzte Mignon in das Zimmer, faßte ihn an und rief: „Meister! Rette das Haus! Es brennt!" Wilhelm sprang vor die Thüre, und ein gewaltiger Rauch drängte sich die obere Treppe herunter ihm entgegen. Auf der Gasse hörte man schon das Feuergeschrei, und der Harfenspieler kam, sein Instrument in der Hand, durch den Rauch athemlos die Treppe herunter. Aurelie stürzte aus ihrem Zimmer**) und warf den kleinen Felix in Wilhelm's Arme. „Retten Sie das Kind!" rief sie. „Wir wollen nach dem Uebrigen greifen."

Wilhelm, der die Gefahr nicht für so groß hielt, gedachte zuerst nach dem Ursprunge des Brandes hinzudringen, um ihn vielleicht noch im Anfange zu ersticken. Er gab dem Alten das Kind und befahl ihm, die steinern Wendeltreppe hinunter, die durch ein kleines Gartengewölbe in den Garten führte, zu eilen

*) Eine sonderbare Bemerkung, da der Dichter sie in Mignon's Benehmen bestimmt genug angedeutet hat. (Vergl. Seite 312 f.)

**) Hiernach wohnte Wilhelm in demselben Hause mit Serlo, auch Philine und mehrere andere Schauspieler, die übrigen in nächster Nähe.

und mit den Kindern im Freien zu bleiben. Mignon nahm ein Licht, ihm zu leuchten. Wilhelm bat darauf Aurelien, ihre Sachen auf eben dieſem Wege zu retten. Er ſelbſt drang durch den Rauch hinauf; allein vergebens ſetzte er ſich der Gefahr aus. Die Flamme ſchien von dem benachbarten Hauſe herüber zudringen und hatte ſchon das Holzwerk des Bodens und eine leichte Treppe gefaßt; Andere, die zur Rettung herbeieilten, litten wie er vom Qualm und Feuer. Doch ſprach er ihnen Muth ein und rief nach Waſſer; er beſchwur ſie, der Flamme nur Schritt vor Schritt zu weichen, und verſprach, bei ihnen zu bleiben. In dieſem Augenblick ſprang Mignon herauf und rief: „Meiſter! rette Deinen Felix! Der Alte iſt raſend! Der Alte bringt ihn um!“ Wilhelm ſprang, ohne ſich zu beſinnen, die Treppe hinab, und Mignon folgte ihm an den Ferſen.

Auf den letzten Stufen, die ins Gartengewölbe führten, blieb er mit Entſetzen ſtehen. Große Bündel Stroh und Reisholz, die man daſelbſt aufgehäuft hatte, brannten mit heller Flamme; Felix lag am Boden und ſchrie; der Alte ſtand mit niedergeſenktem Haupte ſeitwärts an der Wand. „Was machſt Du, Unglücklicher?“ rief Wilhelm. Der Alte ſchwieg. Mignon hatte den Felix aufgehoben und ſchleppte mit Mühe den Knaben in den Garten, indeß Wilhelm das Feuer aus einander zu zerren und zu dämpfen ſtrebte, aber dadurch nur die Gewalt und Lebhaftigkeit der Flamme vermehrte. Endlich mußte er mit verbrannten Augenwimpern und Haaren auch in den Garten fliehen, indem er den Alten mit durch die Flamme riß, der ihm mit verſengtem Barte unwillig folgte.

Wilhelm eilte ſogleich, die Kinder im Garten zu ſuchen. Auf der Schwelle eines entfernten Luſthäuschens fand er ſie, und Mignon that ihr Möglichſtes, den Kleinen zu beruhigen. Wilhelm nahm ihn auf den Schooß, fragte ihn, befühlte ihn und konnte nichts Zuſammenhängendes aus beiden Kindern herausbringen.

Indeſſen hatte das Feuer gewaltſam mehrere Häuſer ergriffen und erhellte die ganze Gegend. Wilhelm beſah das Kind beim rothen Schein der Flamme; er konnte keine Wunde, kein Blut, ja keine Beule wahrnehmen. Er betaſtete es überall; es gab kein Zeichen von Schmerz von ſich, es beruhigte ſich vielmehr nach und nach und fing an, ſich über die Flamme zu verwundern, ja ſich über die ſchönen, der Ordnung nach, wie eine Illumination, brennenden Sparren und Gebälke zu erfreuen.

Wilhelm dachte nicht an die Kleider, und was er sonst verloren haben konnte; er fühlte stark, wie werth ihm diese beiden menschlichen Geschöpfe seien, die er einer so großen Gefahr entronnen sah. Er drückte den Kleinen mit einer ganz neuen Empfindung an sein Herz und wollte auch Mignon mit freudiger Zärtlichkeit umarmen, die es aber sanft ablehnte, ihn bei der Hand nahm und sie festhielt.

„Meister," sagte sie (noch niemals als diesen Abend hatte sie ihm diesen Namen gegeben; denn anfangs pflegte sie ihn Herr und nachher Vater zu nennen), „Meister! wir sind einer großen Gefahr entronnen: Dein Felix war am Tode."

Durch viele Fragen erfuhr endlich Wilhelm, daß der Harfenspieler, als sie in das Gewölbe gekommen, ihr das Licht aus der Hand gerissen und das Stroh sogleich angezündet habe. Darauf habe er den Felix niedergesetzt, mit wunderlichen Geberden die Hände auf des Kindes Kopf gelegt und ein Messer gezogen, als wenn er ihn opfern wolle. Sie sei zugesprungen und habe ihm das Messer aus der Hand gerissen; sie habe geschrieen, und Einer vom Hause, der einige Sachen nach dem Garten zu gerettet, sei ihr zu Hilfe gekommen; der müsse aber in der Verwirrung wieder weggegangen sein und den Alten und das Kind allein gelassen haben.

Zwei bis drei Häuser standen in vollen Flammen. In den Garten hatte sich Niemand retten können wegen des Brandes im Gartengewölbe. Wilhelm war verlegen wegen seiner Freunde, weniger wegen seiner Sachen. Er getraute sich nicht, die Kinder zu verlassen, und sah das Unglück sich immer vergrößern.

Er brachte einige Stunden in einer bänglichen Lage zu. Felix war auf seinem Schooße eingeschlafen; Mignon lag neben ihm und hielt seine Hand fest. Endlich hatten die getroffenen Anstalten dem Feuer Einhalt gethan. Die ausgebrannten Gebäude stürzten zusammen. Der Morgen kam herbei, die Kinder fingen an zu frieren, und ihm selbst ward in seiner leichten Kleidung der fallende Thau fast unerträglich. Er führte sie zu den Trümmern des zusammengestürzten Gebäudes, und sie fanden neben einem Kohlen- und Aschenhaufen eine sehr behagliche Wärme.

Der anbrechende Tag brachte nun alle Freunde und Bekannte nach und nach zusammen. Jedermann hatte sich gerettet, Niemand hatte viel verloren.

Wilhelm's Koffer fand sich auch wieder, und Serlo trieb, als es gegen zehn Uhr ging, zur Probe von „Hamlet", wenigstens einiger Scenen, die mit neuen Schauspielern besetzt waren. Er hatte darauf noch einige Debatten mit der Polizei. Die Geistlichkeit verlangte, daß nach einem solchen Strafgerichte Gottes das Schauspielhaus geschlossen bleiben sollte, und Serlo behauptete, daß theils zum Ersatz dessen, was er diese Nacht verloren, theils zur Aufheiterung der erschreckten Gemüther die Aufführung eines interessanten Stückes mehr als jemals am Platz sei. Diese letzte Meinung drang durch, und das Haus war gefüllt. Die Schauspieler spielten mit seltenem Feuer und mit mehr leidenschaftlicher Freiheit als das erste Mal. Die Zuschauer, deren Gefühl durch die schreckliche nächtliche Scene erhöht und durch die lange Weile eines zerstreuten und verdorbenen Tages noch mehr auf eine interessante Unterhaltung gespannt war, hatten mehr Empfänglichkeit für das Außerordentliche. Der größte Theil waren neue, durch den Ruf des Stücks herbeigezogene Zuschauer, die keine Vergleichung mit dem ersten Abend anstellen konnten. Der Polterer spielte ganz im Sinne des unbekannten Geistes, und der Pedant hatte seinem Vorgänger gleichfalls gut aufgepaßt; daneben kam ihm seine Erbärmlichkeit sehr zu Statten, daß ihm Hamlet wirklich nicht Unrecht that, wenn er ihn, trotz seines Purpurmantels und Hermelinkragens, einen zusammengeflickten Lumpenkönig schalt.

Sonderbarer als er war vielleicht Niemand zum Throne gelangt; und obgleich die Uebrigen, besonders aber Philine, sich über seine neue Würde äußerst lustig machten, so ließ er doch merken, daß der Graf, als ein großer Kenner, das und noch viel mehr von ihm beim ersten Anblick vorausgesagt habe; dagegen ermahnte ihn Philine zur Demuth und versicherte, sie werde ihm gelegentlich die Rockärmel pudern, damit er sich jener unglücklichen Nacht im Schlosse erinnern und die Krone mit Bescheidenheit tragen möge.

Vierzehntes Kapitel.

Man hatte sich in der Geschwindigkeit nach Quartieren umgesehen, und die Gesellschaft war dadurch sehr zerstreut worden. Wilhelm hatte das Lusthaus in dem Garten, bei dem er die Nacht zugebracht, lieb gewonnen; er erhielt leicht die Schlüssel

dazu und richtete sich daselbst ein; da aber Aurelie in ihrer neuen Wohnung sehr eng war, mußte er den Felix bei sich behalten, und Mignon wollte den Knaben nicht verlassen. Die Kinder hatten ein artiges Zimmer in dem ersten Stocke eingenommen, Wilhelm hatte sich in dem untern Saale eingerichtet. Die Kinder schliefen; aber er konnte keine Ruhe finden.

Neben dem anmuthigen Garten, den der eben aufgegangene Vollmond herrlich erleuchtete, standen die traurigen Ruinen, von denen hier und da noch Dampf aufstieg; die Luft war angenehm und die Nacht außerordentlich schön. Philine hatte beim Herausgehen aus dem Theater ihn mit dem Ellenbogen angestrichen und ihm einige Worte zugelispelt, die er aber nicht verstanden hatte. Er war verwirrt und verdrießlich und wußte nicht, was er erwarten oder thun sollte. Philine hatte ihn einige Tage gemieden und ihm nur diesen Abend wieder ein Zeichen gegeben. Leider war nun die Thüre verbrannt, die er nicht zuschließen sollte, und die Pantöffelchen waren in Rauch aufgegangen. Wie die Schöne in den Garten kommen wollte, wenn es ihre Absicht war, wußte er nicht. Er wünschte sie nicht zu sehen, und doch hätte er sich gar zu gern mit ihr erklären mögen.

Was ihm aber noch schwerer auf dem Herzen lag, war das Schicksal des Harfenspielers, den man nicht wiedergesehen hatte. Wilhelm fürchtete, man würde ihn beim Aufräumen tod unter dem Schutte finden. Wilhelm hatte gegen Jedermann den Verdacht verborgen, den er hegte, daß der Alte Schuld an dem Brande sei; denn er kam ihm zuerst von dem brennenden und rauchenden Boden entgegen, und die Verzweiflung im Gartengewölbe schien die Folge eines solchen unglücklichen Ereignisses zu sein. Doch war es bei der Untersuchung, welche die Polizei sogleich anstellte, wahrscheinlich geworden, daß nicht in dem Hause, wo sie wohnten, sondern in dem dritten davon der Brand entstanden sei, der sich auch sogleich unter den Dächern weggeschlichen hatte.

Wilhelm überlegte das Alles, in einer Laube sitzend, als er in einem nahen Gange Jemanden schleichen hörte. An dem traurigen Gesange, der sogleich angestimmt ward, erkannte er den Harfenspieler. Das Lied, das er sehr wohl verstehen konnte, enthielt den Trost eines Unglücklichen, der sich dem Wahnsinne ganz nahe fühlt. Leider hat Wilhelm davon nur die letzte Strophe behalten.

An die Thüren will ich schleichen,
Still und stittsam will ich stehn;
Fromme Hand wird Nahrung reichen,
Und ich werde weiter gehn.
Jeder wird sich glücklich schelten,
Wenn mein Bild vor ihm erscheint.
Eine Thräne wird er weinen,
Und ich weiß nicht, was er weint.

Unter diesen Worten war er an die Gartenthüre gekommen, die nach einer entlegenen Straße ging; er wollte, da er sie verschlossen fand, an den Spalieren übersteigen; allein Wilhelm hielt ihn zurück und redete ihn freundlich an. Der Alte bat ihn, aufzuschließen, weil er fliehen wolle und müsse. Wilhelm stellte ihm vor, daß er wol aus dem Garten, aber nicht aus der Stadt könne, und zeigte ihm, wie sehr er sich durch einen solchen Schritt verdächtig mache; allein vergebens! Der Alte bestand auf seinem Sinne. Wilhelm gab nicht nach und drängte ihn endlich halb mit Gewalt ins Gartenhaus, schloß sich daselbst mit ihm ein und führte ein wunderbares Gespräch mit ihm, das wir aber, um unsere Leser nicht mit unzusammenhängenden Ideen und bänglichen Empfindungen zu quälen, lieber verschweigen als ausführlich mittheilen.

Funfzehntes Kapitel.

Aus der großen Verlegenheit, worin sich Wilhelm befand, was er mit dem unglücklichen Alten beginnen sollte, der so deutliche Spuren des Wahnsinns zeigte, riß ihn Laertes noch am selbigen Morgen. Dieser, der nach seiner alten Gewohnheit überall zu sein pflegte, hatte auf dem Kaffeehaus einen Mann gesehen, der vor einiger Zeit die heftigsten Anfälle von Melancholie erduldete. Man hatte ihn einem Landgeistlichen anvertraut, der sich ein besonderes Geschäft daraus machte, dergleichen Leute zu behandeln. Auch diesmal war es ihm gelungen; noch war er in der Stadt, und die Familie des Wiederhergestellten erzeigte ihm große Ehre.

Wilhelm eilte sogleich, den Mann aufzusuchen, vertraute ihm den Fall und ward mit ihm einig. Man wußte unter gewissen Vorwänden ihm den Alten zu übergeben. Die Scheidung

schmerzte Wilhelmen tief, und nur die Hoffnung, ihn wiederhergestellt zu sehen, konnte sie ihm einigermaßen erträglich machen; so sehr war er gewohnt, den Mann um sich zu sehen und seine geistreichen und herzlichen Töne zu vernehmen. Die Harfe war mit verbrannt; man suchte eine andere, die man ihm auf die Reise mitgab.

Auch hatte das Feuer die kleine Garderobe Mignon's verzehrt, und als man ihr wieder etwas Neues schaffen wollte, that Aurelie den Vorschlag, daß man sie doch endlich als Mädchen kleiden solle.

„Nun gar nicht!" rief Mignon aus und bestand mit großer Lebhaftigkeit auf ihrer alten Tracht, worin man ihr denn auch willfahren mußte.

Die Gesellschaft hatte nicht viel Zeit, sich zu besinnen; die Vorstellungen gingen ihren Gang.

Wilhelm horchte oft ins Publikum, und nur selten kam ihm eine Stimme entgegen, wie er sie zu hören wünschte; ja, öfters vernahm er, was ihn betrübte oder verdroß. So erzählte zum Beispiel, gleich nach der ersten Aufführung „Hamlet's," ein junger Mensch mit großer Lebhaftigkeit, wie zufrieden er an jenem Abend im Schauspielhause gewesen. Wilhelm lauschte und hörte zu seiner großen Beschämung, daß der junge Mann zum Verdruß seiner Hintermänner den Hut aufbehalten und ihn hartnäckig das ganze Stück hindurch nicht abgethan hatte, welcher Selbstthat er sich mit dem größten Vergnügen erinnerte. Ein Anderer versicherte, Wilhelm habe die Rolle des Laertes sehr gut gespielt; hingegen mit dem Schauspieler, der den Hamlet unternommen, konnte man nicht ebenso zufrieden sein. Diese Verwechslung war nicht ganz unnatürlich; denn Wilhelm und Laertes glichen sich, wiewol in einem sehr entfernten Sinne. Ein Dritter lobte sein Spiel, besonders in der Scene mit der Mutter, aufs Lebhafteste und bedauerte nur, daß eben in diesem feurigen Augenblick ein weißes Band unter der Weste hervorgesehen habe, wodurch die Illusion äußerst gestört werden sei.

In dem Innern der Gesellschaft gingen indessen allerlei Veränderungen vor. Philine hatte seit jenem Abend nach dem Brande Wilhelmen auch nicht das geringste Zeichen einer Annäherung gegeben. Sie hatte, wie es schien, vorsätzlich, ein entfernteres Quartier gemiethet, vertrug sich mit Cliniren und kam seltener zu Serlo, womit Aurelie wohl zufrieden war. Serlo, der ihr immer gewogen blieb, besuchte sie manchmal, besonders

da er Elmiren bei ihr zu finden hoffte, und nahm eines Abends Wilhelmen mit sich. Beide waren im Hereintreten sehr verwundert, als sie Philinen in dem zweiten Zimmer in den Armen eines jungen Offiziers sahen, der eine rothe Uniform und weiße Unterkleider anhatte, dessen abgewendetes Gesicht sie aber nicht sehen konnten. Philine kam ihren besuchenden Freunden in das Vorzimmer entgegen und verschloß das andere.

„Sie überraschen mich bei einem wunderbaren Abenteuer!“ rief sie aus.

„So wunderbar ist es nicht,“ sagte Serlo. „Lassen Sie uns den hübschen, jungen, beneidenswerthen Freund sehen; Sie haben uns ohnedem schon so zugestutzt, daß wir nicht eifersüchtig sein dürfen.“

„Ich muß Ihnen diesen Verdacht noch eine Zeit lang lassen,“ sagte Philine scherzend; „doch kann ich Sie versichern, daß es nur eine gute Freundin ist, die sich einige Tage unbekannt bei mir aufhalten will. Sie sollen ihre Schicksale künftig erfahren, ja vielleicht das interessante Mädchen selbst kennen lernen, und ich werde wahrscheinlich alsdann Ursache haben, meine Bescheidenheit und Nachsicht zu üben; denn ich fürchte, die Herren werden über ihre neue Bekanntschaft ihre alte Freundin vergessen.“

Wilhelm stand versteinert da; denn gleich beim ersten Anblick hatte ihn die rothe Uniform an den so sehr geliebten Rock Marianens erinnert; es war ihre Gestalt, es waren ihre blonden Haare; nur schien ihm der gegenwärtige Offizier etwas größer zu sein.

„Um des Himmels willen!“ rief er aus, „lassen Sie uns mehr von Ihrer Freundin wissen, lassen Sie uns das verkleidete Mädchen sehen! Wir sind nun einmal Theilnehmer des Geheimnisses; wir wollen versprechen, wir wollen schwören; aber lassen Sie uns das Mädchen sehen!“

„O, wie er in Feuer ist!“ rief Philine. „Nur gelassen, nur geduldig! heute wird einmal nichts daraus.“

„So lassen Sie uns nur ihren Namen wissen!“ rief Wilhelm.

„Das wäre alsdann ein schönes Geheimniß,“ versetzte Philine.

„Wenigstens nur den Vornamen.“

„Wenn Sie ihn rathen, meinetwegen. Dreimal dürfen Sie rathen, aber nicht öfter; Sie könnten mich sonst durch den ganzen Kalender durchführen.“

„Gut!“ sagte Wilhelm. „Cäcilie also?“

„Nichts von Cäcilien!“

„Henriette?“

„Keineswegs! Nehmen Sie Sich in Acht! Ihre Neugierde wird ausschlafen müssen.“

Wilhelm zauderte und zitterte; er wollte seinen Mund aufthun, aber die Sprache versagte ihm. „Mariane!“ stammelte er endlich, „Mariane!“

„Bravo!“ rief Philine, „getroffen!“ indem sie sich nach ihrer Gewohnheit auf dem Absatze herumdrehte.

Wilhelm konnte kein Wort hervorbringen, und Serlo, der seine Gemüthsbewegung nicht bemerkte, fuhr fort, in Philinen zu dringen, daß sie die Thüre öffnen sollte.

Wie verwundert waren daher Beide, als Wilhelm auf einmal heftig ihre Rederei unterbrach, sich Philinen zu Füßen warf und sie mit dem lebhaftesten Ausdrucke der Leidenschaft bat und beschwur. „Lassen Sie mich das Mädchen sehen!“ rief er aus. „Sie ist mein, es ist meine Mariane! Sie, nach der ich mich alle Tage meines Lebens gesehnt habe, sie, die mir noch immer statt aller andern Weiber in der Welt ist! Gehen Sie wenigstens zu ihr hinein, sagen Sie ihr, daß ich hier bin, daß der Mensch hier ist, der seine erste Liebe und das ganze Glück seiner Jugend an sie knüpfte. Er will sich rechtfertigen, daß er sie unfreundlich verließ, er will sie um Verzeihung bitten, er will ihr vergeben, was sie auch gegen ihn gefehlt haben mag; er will sogar keine Ansprüche an sie mehr machen, wenn er sie nur noch einmal sehen kann, wenn er nur sehen kann, daß sie lebt und glücklich ist!“

Philine schüttelte den Kopf und sagte: „Mein Freund, reden Sie leise! Betriegen wir uns nicht! Und ist das Frauenzimmer wirklich Ihre Freundin, so müssen wir sie schonen; denn sie vermuthet keineswegs, Sie hier zu sehen. Ganz andere Angelegenheiten führen sie hierher, und das wissen Sie doch, man möchte oft lieber ein Gespenst als einen alten Liebhaber zur unrechten Zeit vor Augen sehen. Ich will sie fragen, ich will sie vorbereiten, und wir wollen überlegen, was zu thun ist. Ich schreibe Ihnen morgen ein Billet, zu welcher Stunde Sie kommen sollen, oder ob Sie kommen dürfen. Gehorchen Sie mir pünktlich! denn ich schwöre, Niemand soll gegen meinen und meiner Freundin Willen dieses liebenswürdige Geschöpf mit Augen sehen. Meine Thüren werde ich besser verschlossen halten, und mit Axt und Beil werden Sie mich nicht besuchen wollen.“

Wilhelm beschwur sie, Serlo redete ihr zu; vergebens! Beide Freunde mußten zuletzt nachgeben, das Zimmer und das Haus räumen.

Welche unruhige Nacht Wilhelm zubrachte, wird sich Jedermann denken. Wie langsam die Stunden des Tages dahinzogen, in denen er Philinens Billet erwartete, läßt sich begreifen. Unglücklicherweise mußte er selbigen Abend spielen; er hatte niemals eine größere Pein ausgestanden. Nach geendigtem Stücke eilte er zu Philinen, ohne nur zu fragen, ob er eingeladen worden. Er fand ihre Thüre verschlossen, und die Hausleute sagten, Mademoiselle sei heute früh mit einem jungen Offizier weggefahren; sie habe zwar gesagt, daß sie in einigen Tagen wiederkomme; man glaube es aber nicht, weil sie Alles bezahlt und ihre Sachen mitgenommen habe.

Wilhelm war außer sich über diese Nachricht. Er eilte zu Laertes und schlug ihm vor, ihr nachzusetzen und, es koste, was es wolle, über ihren Begleiter Gewißheit zu erlangen. Laertes dagegen verwies seinem Freunde seine Leidenschaft und Leichtgläubigkeit. „Ich will wetten," sagte er, „es ist Niemand anders als Friedrich. Der Junge ist von gutem Hause, ich weiß es recht wohl; er ist unsinnig in das Mädchen verliebt und hat wahrscheinlich seinen Verwandten so viel Geld abgelockt, daß er wieder eine Zeit lang mit ihr leben kann."

Durch diese Einwendungen ward Wilhelm nicht überzeugt, doch zweifelhaft. Laertes stellte ihm vor, wie unwahrscheinlich das Märchen sei, das Philine ihnen vorgespiegelt hatte, wie Figur und Haar sehr gut auf Friedrichen passe, wie sie bei zwölf Stunden Vorsprung so leicht nicht einzuholen sein würden, und hauptsächlich, wie Serlo keinen von ihnen Beiden beim Schauspiele entbehren könne.

Durch alle diese Gründe wurde Wilhelm endlich nur so weit gebracht, daß er Verzicht darauf that, selbst nachzusetzen. Laertes wußte noch in selbiger Nacht einen tüchtigen Mann zu schaffen, dem man den Auftrag geben konnte. Es war ein gesetzter Mann, der mehreren Herrschaften auf Reisen als Courier und Führer gedient hatte und eben jetzt ohne Beschäftigung stille lag. Man gab ihm Geld, man unterrichtete ihn von der ganzen Sache mit dem Auftrage, daß er die Flüchtlinge aufsuchen und einholen, sie alsdann nicht aus den Augen lassen und die Freunde sogleich, wo und wie er sie fände, benachrichtigen sollte. Er setzte sich in derselbigen Stunde zu Pferde und ritt dem zweideutigen Paare nach, und Wilhelm war durch diese Anstalt wenigstens einigermaßen beruhigt.

Sechzehntes Kapitel.

Die Entfernung Philinens machte keine auffallende Sensation, weder auf dem Theater noch im Publikum. Es war ihr mit Allem wenig Ernst; die Frauen hafften sie durchgängig, und die Männer hätten sie lieber unter vier Augen als auf dem Theater gesehen, und so war ihr schönes und für die Bühne selbst glückliches Talent verloren. Die übrigen Glieder der Gesellschaft gaben sich desto mehr Mühe; Madame Melina besonders that sich durch Fleiß und Aufmerksamkeit sehr hervor. Sie merkte, wie sonst, Wilhelmen seine Grundsätze ab, richtete sich nach seiner Theorie und seinem Beispiel und hatte seither ein ich weiß nicht was in ihrem Wesen, das sie interessanter machte. Sie erlangte bald ein richtiges Spiel und gewann den natürlichen Ton der Unterhaltung vollkommen und den der Empfindung bis auf einen gewissen Grad. Sie wußte sich in Serlo's Launen zu schicken und befliß sich des Singens ihm zu Gefallen, worin sie auch bald so weit kam, als man dessen zur geselligen Unterhaltung bedarf.

Durch einige neuangenommene Schauspieler ward die Gesellschaft noch vollständiger, und indem Wilhelm und Serlo Jeder in seiner Art wirkte, Jener bei jedem Stücke auf den Sinn und Ton des Ganzen drang, Dieser die einzelnen Theile gewissenhaft durcharbeitete, belebte ein lebenswürdiger Eifer auch die Schauspieler, und das Publikum nahm an ihnen einen lebhaften Antheil.

„Wir sind auf einem guten Wege," sagte Serlo einst, „und wenn wir so fortfahren, wird das Publikum auch bald auf dem rechten sein. Man kann die Menschen sehr leicht durch tolle und unschickliche Darstellungen irre machen; aber man lege ihnen das Vernünftige und Schickliche auf eine interessante Weise vor, so werden sie gewiß darnach greifen. Was unserm Theater hauptsächlich fehlt, und warum weder Schauspieler noch Zuschauer zur Besinnung kommen, ist, daß es darauf im Ganzen zu bunt aussieht, und daß man nirgends eine Grenze hat, woran man sein Urtheil anlehnen könnte. Es scheint mir kein Vortheil zu sein, daß wir unser Theater gleichsam zu einem unendlichen Naturschauplatze ausgeweitet haben; doch kann jetzt weder Direktor noch Schauspieler sich in die Enge ziehen, bis vielleicht der Geschmack der Nation in der Folge den rechten Kreis selbst bezeichnet. Eine jede gute Societät existirt nur

unter gewissen Bedingungen, so auch ein gutes Theater. Gewisse Manieren und Redensarten, gewisse Gegenstände und Arten des Vortragens müssen ausgeschlossen sein. Man wird nicht ärmer, wenn man sein Hauswesen zusammenzieht."

Sie waren hierüber mehr oder weniger einig und uneinig. Wilhelm und die Meisten waren auf der Seite des englischen, Serlo und Einige auf der Seite des französischen Theaters.

Man ward einig, in leeren Stunden, deren ein Schauspieler leider so viele hat, in Gesellschaft die berühmtesten Schauspiele beider Theater durchzugehen und das Beste und Nachahmenswerthe derselben zu bemerken. Man machte auch wirklich einen Anfang mit einigen französischen Stücken. Aurelie entfernte sich jedesmal, sobald die Vorlesung anging. Anfangs hielt man sie für krank; einst aber fragte sie Wilhelm darüber, dem es aufgefallen war.

„Ich werde bei keiner solchen Vorlesung gegenwärtig sein," sagte sie; „denn wie soll ich hören und urtheilen, wenn mir das Herz zerrissen ist? Ich hasse die französische Sprache von ganzer Seele."

„Wie kann man einer Sprache feind sein," rief Wilhelm aus, „der man den größten Theil seiner Bildung schuldig ist, und der wir noch viel schuldig werden müssen, ehe unser Wesen eine Gestalt gewinnen kann?"

„Es ist kein Vorurtheil!" versetzte Aurelie. „Ein unglücklicher Eindruck, eine verhaßte Erinnerung an meinen treulosen Freund hat mir die Lust an dieser schönen und ausgebildeten Sprache geraubt. Wie ich sie jetzt von ganzem Herzen hasse! Während der Zeit unserer freundschaftlichen Verbindung schrieb er Deutsch, und welch ein herzliches, wahres, kräftiges Deutsch! Nun, da er mich los sein wollte, fing er an, Französisch zu schreiben, das vorher manchmal nur im Scherze geschehen war. Ich fühlte, ich merkte, was es bedeuten sollte. Was er in seiner Muttersprache zu sagen erröthete, konnte er nun mit gutem Gewissen hinschreiben. Zu Reservationen, Halbheiten und Lügen ist es eine treffliche Sprache; sie ist eine perfide Sprache! ich finde, Gott sei Dank, kein deutsches Wort, um perfid in seinem ganzen Umfange auszudrücken. Unser armseliges treulos ist ein unschuldiges Kind dagegen. Perfid ist treulos mit Genuß, mit Uebermuth und Schadenfreude. O, die Ausbildung einer Nation ist zu beneiden, die so feine Schattirungen in einem Worte auszudrücken weiß! Französisch ist recht die Sprache

der Welt, werth, die allgemeine Sprache zu sein, damit sie sich nur Alle unter einander recht betriegen und belügen können! Seine französischen Briefe ließen sich noch immer gut genug lesen. Wenn man sich's einbilden wollte, klangen sie warm und selbst leidenschaftlich; doch genau besehen, waren es Phrasen, verwaschene Phrasen! Er hat mir alle Freude an der ganzen Sprache, an der französischen Literatur, selbst an dem schönen und köstlichen Ausdruck edler Seelen in dieser Mundart verdorben; mich schaudert, wenn ich ein französisches Wort höre!"

Auf diese Weise konnte sie stundenlang fortfahren, ihren Unmuth zu zeigen und jede andere Unterhaltung zu unterbrechen oder zu verstimmen. Serlo machte früher oder später ihren launischen Aeußerungen mit einiger Bitterkeit ein Ende; aber gewöhnlich war für diesen Abend das Gespräch zerstört.

Ueberhaupt ist es leider der Fall, daß Alles, was durch mehrere zusammentreffende Menschen und Umstände hervorgebracht werden soll, keine lange Zeit sich vollkommen erhalten kann. Von einer Theatergesellschaft so gut wie von einem Reiche, von einem Zirkel Freunde so gut wie von einer Armee läßt sich gewöhnlich der Moment angeben, wann sie auf der höchsten Stufe ihrer Vollkommenheit, ihrer Uebereinstimmung, ihrer Zufriedenheit und Thätigkeit standen; oft aber verändert sich schnell das Personal, neue Glieder treten hinzu, die Personen passen nicht mehr zu den Umständen, die Umstände nicht mehr zu den Personen; es wird Alles anders, und was vorher verbunden war, fällt nunmehr bald aus einander. So konnte man sagen, daß Serlo's Gesellschaft eine Zeit lang so vollkommen war, als irgend eine deutsche sich hätte rühmen können. Die meisten Schauspieler standen an ihrem Platze; alle hatten genug zu thun, und alle thaten gern, was zu thun war. Ihre persönlichen Verhältnisse waren leidlich, und Jedes schien in seiner Kunst viel zu versprechen, weil Jedes die ersten Schritte mit Feuer und Munterkeit that. Bald aber entdeckte sich, daß ein Theil doch nur Automaten waren, die nur das erreichen konnten, wohin man ohne Gefühl gelangen kann, und bald mischten sich die Leidenschaften dazwischen, die gewöhnlich jeder guten Einrichtung im Wege stehen und Alles so leicht aus einander zerren, was vernünftige und wohldenkende Menschen zusammenzuhalten wünschen.

Philinens Abgang war nicht so unbedeutend, als man anfangs glaubte. Sie hatte mit großer Geschicklichkeit Serlo zu

unterhalten und die Uebrigen mehr oder weniger zu reizen gewußt. Sie ertrug Aureliens Heftigkeit mit großer Geduld, und ihr eigenstes Geschäft war, Wilhelmen zu schmeicheln. So war sie eine Art von Bindungsmittel fürs Ganze, und ihr Verlust mußte bald fühlbar werden.

Serlo konnte ohne eine kleine Liebschaft nicht leben. Elmire, die in weniger Zeit herangewachsen und, man könnte beinahe sagen, schön geworden war, hatte schon lange seine Aufmerksamkeit erregt, und Philine war klug genug, diese Leidenschaft, die sie merkte, zu begünstigen. „Man muß sich," pflegte sie zu sagen, „bei Zeiten aufs Kuppeln legen; es bleibt uns doch weiter nichts übrig, wenn wir alt werden." Dadurch hatten sich Serlo und Elmire dergestalt genähert, daß sie nach Philinens Abschiede bald einig wurden, und der kleine Roman interessirte sie Beide um so mehr, als sie ihn vor dem Alten, der über eine solche Unregelmäßigkeit keinen Scherz verstanden hätte, geheim zu halten alle Ursache hatten. Elmirens Schwester war mit im Verständniß, und Serlo mußte beiden Mädchen daher Vieles nachsehen. Eine ihrer größten Untugenden war eine unmäßige Näscherei, ja, wenn man will, eine unleidliche Gefräßigkeit, worin sie Philinen keineswegs glichen, die dadurch einen neuen Schein von Liebenswürdigkeit erhielt, daß sie gleichsam nur von der Luft lebte, sehr wenig aß und nur den Schaum eines Champagnerglases mit der größten Zierlichkeit wegschlürfte. Nun aber mußte Serlo, wenn er seiner Schönen gefallen wollte, das Frühstück mit dem Mittagsessen verbinden und an dieses durch ein Vesperbrod das Abendessen anknüpfen. Dabei hatte Serlo einen Plan, dessen Ausführung ihn beunruhigte. Er glaubte eine gewisse Neigung zwischen Wilhelmen und Aurelien zu entdecken und wünschte sehr, daß sie ernstlich werden möchte. Er hoffte den ganzen mechanischen Theil der Theaterwirthschaft Wilhelmen aufzubürden und an ihm, wie an seinem ersten Schwager, ein treues und fleißiges Werkzeug zu finden. Schon hatte er ihm nach und nach den größten Theil der Besorgung unmerklich übertragen, Aurelie führte die Kasse, und Serlo lebte wieder wie in früheren Zeiten ganz nach seinem Sinne. Doch war etwas, was sowol ihn als seine Schwester heimlich kränkte.

Das Publikum hat eine eigene Art, gegen öffentliche Menschen von anerkanntem Verdienste zu verfahren: es fängt nach und nach an, gleichgiltig gegen sie zu werden, und begünstigt viel geringere, aber neu erscheinende Talente; es macht an jene

übertriebene Forderungen und läßt sich von diesen Alles gefallen.

Serlo und Aurelie hatten Gelegenheit genug, hierüber Betrachtungen anzustellen. Die neuen Ankömmlinge, besonders die jungen und wohlgebildeten, hatten alle Aufmerksamkeit, allen Beifall auf sich gezogen, und beide Geschwister mußten die meiste Zeit, nach ihren eifrigsten Bemühungen, ohne den willkommenen Klang der zusammenschlagenden Hände abtreten. Freilich kamen dazu noch besondere Ursachen. Aureliens Stolz war auffallend, und von ihrer Verachtung des Publikums waren Viele unterrichtet. Serlo schmeichelte zwar Jedermann im Einzelnen; aber seine spitzen Reden über das Ganze waren doch auch öfters herumgetragen und wiederholt worden. Die neuen Glieder hingegen waren theils fremd und unbekannt, theils jung, liebenswürdig und hilfsbedürftig, und hatten also auch sämmtlich Gönner gefunden.

Nun gab es auch bald innerliche Unruhen und manches Mißvergnügen; denn kaum bemerkte man, daß Wilhelm die Beschäftigung eines Regisseurs übernommen hatte, so fingen die meisten Schauspieler um desto mehr an, unartig zu werden, als er nach seiner Weise etwas mehr Ordnung und Genauigkeit in das Ganze zu bringen wünschte und besonders darauf bestand, daß alles Mechanische vor allen Dingen pünktlich und ordentlich gehen solle.

In kurzer Zeit war das ganze Verhältniß, das wirklich eine Zeit lang beinahe idealisch gehalten hatte, so gemein, als man es nur irgend bei einem herumreisenden Theater finden mag. Und leider in dem Augenblicke, als Wilhelm durch Rühe, Fleiß und Anstrengung sich mit allen Erfordernissen des Metiers bekannt gemacht und seine Personen sowol als seine Geschäftigkeit vollkommen dazu gebildet hatte, schien es ihm endlich in trüben Stunden, daß dieses Handwerk weniger als irgend ein anderes den nöthigen Aufwand von Zeit und Kräften verdiene. Das Geschäft war lästig und die Belohnung gering. Er hätte jedes andere lieber übernommen, bei dem man doch, wenn es vorbei ist, der Ruhe des Geistes genießen kann, als dieses, wo man nach überstandenen mechanischen Mühseligkeiten noch durch die höchste Anstrengung des Geistes und der Empfindung erst das Ziel seiner Thätigkeit erreichen soll. Er mußte die Klagen Aureliens über die Verschwendung des Bruders hören, er mußte die Winke Serlo's mißverstehen, wenn Dieser ihn zu einer Heirath mit der Schwester von ferne zu leiten suchte. Er hatte dabei seinen Kummer zu verbergen, der ihn auf das Tiefste drückte,

indem der nach dem zweideutigen Offizier fortgeschickte Bote nicht zurückkam, auch nichts von sich hören ließ, und unser Freund daher seine Mariane zum zweiten Mal verloren zu haben fürchten mußte.

Zu eben dieser Zeit fiel eine allgemeine Trauer ein, wodurch man genöthigt ward, das Theater auf einige Wochen zu schließen. Er ergriff diese Zwischenzeit, um jenen Geistlichen zu besuchen, bei welchem der Harfenspieler in der Kost war. Er fand ihn in einer angenehmen Gegend, und das Erste, was er in dem Pfarrhofe erblickte, war der Alte, der einem Knaben auf seinem Instrumente Lektion gab. Er bezeigte viel Freude, Wilhelmen wiederzusehen, stand auf und reichte ihm die Hand und sagte: „Sie sehen, daß ich in der Welt doch noch zu etwas nütze bin; Sie erlauben, daß ich fortfahre; denn die Stunden sind eingetheilt.“

Der Geistliche begrüßte Wilhelmen auf das Freundlichste und erzählte ihm, daß der Alte sich schon recht gut anlasse, und daß man Hoffnung zu seiner völligen Genesung habe.

Ihr Gespräch fiel natürlich auf die Methode, Wahnsinnige zu kuriren. „Außer dem Physischen,“ sagte der Geistliche, „das uns oft unüberwindliche Schwierigkeiten in den Weg legt, und worüber ich einen denkenden Arzt zu Rathe ziehe, finde ich die Mittel, vom Wahnsinne zu heilen, sehr einfach. Es sind ebendieselben, wodurch man gesunde Menschen bindert, wahnsinnig zu werden. Man errege ihre Selbstthätigkeit, man gewöhne sie an Ordnung, man gebe ihnen einen Begriff, daß sie ihr Sein und Schicksal mit so Vielen gemein haben, daß das außerordentliche Talent, das größte Glück und das höchste Unglück nur kleine Abweichungen von dem Gewöhnlichen sind, so wird sich kein Wahnsinn einschleichen und, wenn er da ist, nach und nach wieder verschwinden. Ich habe des alten Mannes Stunden eingetheilt; er unterrichtet einige Kinder auf der Harfe, er hilft im Garten arbeiten und ist schon viel heiterer. Er wünscht von dem Kohle zu genießen, den er pflanzt, und wünscht meinen Sohn, dem er die Harfe auf den Todesfall geschenkt hat, recht emsig zu unterrichten, damit sie der Knabe ja auch brauchen könne. Als Geistlicher suche ich ihm über seine wunderbaren Skrupel nur wenig zu sagen; aber ein thätiges Leben führt so viele Ereignisse herbei, daß er bald fühlen muß, daß jede Art von Zweifel nur durch Wirksamkeit gehoben werden kann. Ich gehe sachte zu Werke; wenn ich ihm aber noch seinen Bart und seine Kutte wegnehmen kann, so habe ich viel gewonnen; denn es bringt uns nichts näher dem Wahnsinn, als wenn wir uns

vor Andern auszeichnen, und nichts erhält so sehr den gemeinen Verstand, als im allgemeinen Sinne mit vielen Menschen zu leben. Wie Vieles ist leider nicht in unserer Erziehung und in unsern bürgerlichen Einrichtungen, wodurch wir uns und unsere Kinder zur Tollheit vorbereiten!"

Wilhelm verweilte bei diesem vernünftigen Manne einige Tage und erfuhr die interessantesten Geschichten, nicht allein von verrückten Menschen, sondern auch von solchen, die man für klug, ja für weise zu halten pflegt, und deren Eigenthümlichkeiten nahe an den Wahnsinn grenzen.

Dreifach belebt aber ward die Unterhaltung, als der Medikus eintrat, der den Geistlichen, seinen Freund, öfters zu besuchen und ihm bei seinen menschenfreundlichen Bemühungen beizustehen pflegte. Es war ein ältlicher Mann, der bei einer schwächlichen Gesundheit viele Jahre in Ausübung der edelsten Pflichten zugebracht hatte. Er war ein großer Freund vom Landleben und konnte fast nicht anders als in freier Luft sein; dabei war er äußerst gesellig und thätig und hatte seit vielen Jahren eine besondere Neigung, mit allen Landgeistlichen Freundschaft zu stiften. Jedem, an dem er eine nützliche Beschäftigung kannte, suchte er auf alle Weise beizustehen; Andern, die noch unbestimmt waren, suchte er eine Liebhaberei einzureden; und da er zugleich mit den Edelleuten, Amtmännern und Gerichtshaltern in Verbindung stand, so hatte er in Zeit von zwanzig Jahren sehr viel im Stillen zur Kultur mancher Zweige der Landwirthschaft beigetragen und Alles, was dem Felde, Thieren und Menschen ersprießlich ist, in Bewegung gebracht und so die wahrste Aufklärung befördert. „Für den Menschen", sagte er, „sei nur das Eine ein Unglück, wenn sich irgend eine Idee bei ihm festsetze, die keinen Einfluß ins thätige Leben habe oder ihn wol gar vom thätigen Leben abziehe." „Ich habe," sagte er, „gegenwärtig einen solchen Fall an einem vornehmen und reichen Ehepaar, wo mir bis jetzt noch alle Kunst mißglückt ist; fast gehört der Fall in Ihr Fach, lieber Pastor, und dieser junge Mann wird ihn nicht weiter erzählen. In der Abwesenheit eines vornehmen Mannes verkleidete man mit einem nicht ganz lobenswürdigen Scherze einen jungen Menschen in die Hauskleidung dieses Herrn. Seine Gemahlin sollte dadurch angeführt werden, und ob man mir es gleich nur als eine Posse erzählt hat, so fürchte ich doch sehr, man hatte die Absicht, die edle liebenswürdige Dame vom rechten Wege abzuleiten. Der Ge-

mahl kommt unvermuthet zurück, tritt in sein Zimmer, glaubt sich selbst zu sehen und fällt von der Zeit an in eine Melancholie, in der er die Ueberzeugung nährt, daß er bald sterben werde. Er überläßt sich Personen, die ihm mit religiösen Ideen schmeicheln, und ich sehe nicht, wie er abzuhalten ist, mit seiner Gemahlin unter die Herrnhuter zu gehen und den größten Theil seines Vermögens, da er keine Kinder hat, seinen Verwandten zu entziehen."

„Mit seiner Gemahlin?" rief Wilhelm, den diese Erzählung nicht wenig erschreckt hatte, ungestüm aus.

„Und leider," versetzte der Arzt, der in Wilhelm's Ausrufung nur eine menschenfreundliche Theilnahme zu hören glaubte, „ist diese Dame mit einem noch tiefern Kummer behaftet, der ihr eine Entfernung von der Welt nicht widerlich macht. Eben dieser junge Mensch nimmt Abschied von ihr, sie ist nicht vorsichtig genug, eine aufkeimende Neigung zu verbergen; er wird kühn, schließt sie in seine Arme und drückt ihr das große mit Brillanten besetzte Portrait ihres Gemahls gewaltsam wider die Brust. Sie empfindet einen heftigen Schmerz, der nach und nach vergeht, erst eine kleine Röthe und dann keine Spur zurückläßt. Ich bin als Mensch überzeugt, daß sie sich nichts weiter vorzuwerfen hat; ich bin als Arzt gewiß, daß dieser Druck keine üblen Folgen haben werde; aber sie läßt sich nicht ausreden, es sei eine Verhärtung da, und wenn man ihr durch das Gefühl den Wahn benehmen will, so behauptet sie, nur in diesem Augenblicke sei nichts zu fühlen; sie hat sich fest eingebildet, es werde dieses Uebel mit einem Krebsschaden sich endigen, und so ist ihre Jugend, ihre Liebenswürdigkeit für sie und Andere völlig verloren."

„Ich Unglückseliger!" rief Wilhelm, indem er sich vor die Stirne schlug und aus der Gesellschaft ins Feld lief. Er hatte sich noch nie in einem solchen Zustande befunden.

Der Arzt und der Geistliche, über diese seltsame Entdeckung höchlich erstaunt, hatten Abends genug mit ihm zu thun, als er zurückkam und bei dem umständlichern Bekenntniß dieser Begebenheiten sich aufs Lebhafteste anklagte. Beide Männer nahmen den größten Antheil an ihm, besonders da er ihnen seine übrige Lage nun auch mit schwarzen Farben der augenblicklichen Stimmung malte.

Den andern Tag ließ sich der Arzt nicht lange bitten, mit ihm nach der Stadt zu gehen, um ihm Gesellschaft zu leisten und Aurelien, die ihr Freund in bedenklichen Umständen zurückgelassen hatte, wo möglich Hilfe zu verschaffen.

Sie fanden sie auch wirklich schlimmer, als sie vermutheten. Sie hatte eine Art von überspringendem Fieber, dem um so weniger beizukommen war, als sie die Anfälle nach ihrer Art vorsätzlich unterhielt und verstärkte. Der Fremde ward nicht als Arzt eingeführt und betrug sich sehr gefällig und klug. Man sprach über den Zustand ihres Körpers und ihres Geistes, und der neue Freund erzählte manche Geschichten, wie Personen, ungeachtet einer solchen Kränklichkeit, ein hohes Alter erreichen könnten; nichts aber sei schädlicher in solchen Fällen als eine vorsätzliche Erneuerung leidenschaftlicher Empfindungen. Besonders verbarg er nicht, daß er diejenigen Personen sehr glücklich gefunden habe, die bei einer nicht ganz herzustellenden kränklichen Anlage wahrhaft religiöse Gesinnungen bei sich zu nähren gestimmt gewesen wären. Er sagte das auf eine sehr bescheidene Weise und gleichsam historisch, und versprach dabei seinen neuen Freunden eine sehr interessante Lektüre an einem Manuskript zu verschaffen, das er aus den Händen einer nunmehr abgeschiedenen vortrefflichen Freundin erhalten habe. „Es ist mir unendlich werth," sagte er, „und ich vertraue Ihnen das Original selbst an. Nur der Titel ist von meiner Hand: Bekenntnisse einer schönen Seele."*)

Ueber diätetische und medizinische Behandlung der unglücklichen aufgespannten Aurelie vertraute der Arzt Wilhelmen noch seinen besten Rath, versprach, zu schreiben und wo möglich selbst wiederzukommen.

Inzwischen hatte sich in Wilhelm's Abwesenheit eine Veränderung vorbereitet, die er nicht vermuthen konnte. Wilhelm hatte während der Zeit seiner Regie das ganze Geschäft mit einer gewissen Freiheit und Liberalität behandelt, vorzüglich auf die Sache gesehen und besonders bei Kleidungen, Dekorationen und Requisiten Alles reichlich und anständig angeschafft, auch, um den guten Willen der Leute zu erhalten, ihrem Eigennutze

*) Die Bezeichnung „schöne Seele" bezieht auf ebelste Seelenzüge hin, die, wie Kant sagt, die reine Form ist, an der alle Zwecke sich müssen vereinigen lassen. Wieland hatte in einem Aufsatze „Was ist eine schöne Seele?" einige Beispiele aus Xenophon's „Cyropädie," besonders die Bantheo, angeführt, um zu veranschaulichen, was er darunter verstehe. In dem Aufsatze „Ueber Anmuth und Würde" (1793) hatte Schiller über das Wesen der schönen Seele gehandelt, wie man derjenigen nenne, bei denen das sittliche Gefühl aller Empfindungen des Menschen sich in dem Grade versichert habe, daß es dem Affekt die Leitung des Willens ohne Gefahr überlassen dürfe und nie Gefahr laufe, mit den Entscheidungen desselben in Widerspruch zu treten.

geschmeichelt, da er ihnen durch edlere Motive nicht beikommen konnte; und er fand sich hierzu um so mehr berechtigt, als Serlo selbst keine Ansprüche machte, ein genauer Wirth zu sein, den Glanz seines Theaters gerne loben hörte und zufrieden war, wenn Aurelie, welche die ganze Haushaltung führte, nach Abzug aller Kosten versicherte, daß sie keine Schulden habe, und noch so viel bezahlt, als nöthig war, die Schulden abzutragen, die Serlo unterdessen durch außerordentliche Freigebigkeit gegen seine Schönen und sonst etwa auf sich geladen haben mochte.

Melina, der indessen die Garderobe besorgte, hatte, kalt und heimtückisch, wie er war, der Sache im Stillen zugesehen und wußte, bei der Entfernung Wilhelm's und bei der zunehmenden Krankheit Aureliens, Serlo fühlbar zu machen, daß man eigentlich mehr einnehmen, weniger ausgeben und entweder etwas zurücklegen oder doch am Ende nach Willkür noch lustiger leben könne. Serlo hörte das gern, und Melina wagte sich mit seinem Plane hervor.

„Ich will," sagte er, „nicht behaupten, daß Einer von den Schauspielern gegenwärtig zu viel Gage hat; es sind verdienstvolle Leute, und sie würden an jedem Orte willkommen sein; allein für die Einnahme, die sie uns verschaffen, erhalten sie doch zu viel. Mein Vorschlag wäre, eine Oper einzurichten, und was das Schauspiel betrifft, so muß ich Ihnen sagen, Sie sind der Mann, allein ein ganzes Schauspiel auszumachen. Müssen Sie jetzt nicht selbst erfahren, daß man Ihre Verdienste verkennt? Nicht, weil Ihre Mitspieler vortrefflich, sondern weil sie gut sind, läßt man Ihrem außerordentlichen Talente keine Gerechtigkeit mehr widerfahren. Stellen Sie Sich, wie wol sonst geschehen ist, nur allein hin, suchen Sie mittelmäßige, ja ich darf sagen, schlechte Leute für geringe Gage an Sich zu ziehen, stutzen Sie das Volk, wie Sie es so sehr verstehen, im Mechanischen zu, wenden Sie das Uebrige an die Oper, und Sie werden sehen, daß Sie mit derselben Mühe und mit denselben Kosten mehr Zufriedenheit erregen und ungleich mehr Geld als bisher gewinnen werden."

Serlo war zu sehr geschmeichelt, als daß seine Einwendungen einige Stärke hätten haben sollen. Er gestand Melina gerne zu, daß er bei seiner Liebhaberei zur Musik längst so etwas gewünscht habe; doch sehe er freilich ein, daß die Neigung des Publikums dadurch noch mehr auf Abwege geleitet, und daß bei so einer Vermischung eines Theaters, das nicht recht

Oper, nicht recht Schauspiel sei, nothwendig der Ueberrest von Geschmack an einem bestimmten und ausführlichen Kunstwerke sich völlig verlieren müsse.

Melina scherzte nicht ganz fein über Wilhelm's pedantische Ideale dieser Art, über die Anmaßung, das Publikum zu bilden, statt sich von ihm bilden zu lassen, und Beide vereinigten sich mit großer Ueberzeugung, daß man nur Geld einnehmen, reich werden oder sich lustig machen solle, und verbargen sich kaum, daß sie nur jener Personen los zu sein wünschten, die ihrem Plane im Wege standen. Melina bedauerte, daß die schwächliche Gesundheit Aureliens ihr kein langes Leben verspreche, dachte aber gerade das Gegentheil. Serlo schien zu beklagen, daß Wilhelm nicht Sänger sei, und gab dadurch zu verstehen, daß er ihn für bald entbehrlich halte. Melina trat mit einem ganzen Register von Ersparnissen, die zu machen seien, hervor, und Serlo sah in ihm seinen ersten Schwager dreifach ersetzt. Sie fühlten wol, daß sie sich über diese Unterredung das Geheimniß zuzusagen hatten, wurden dadurch nur noch mehr an einander geknüpft und nahmen Gelegenheit, insgeheim über Alles, was vorkam, sich zu besprechen, was Aurelie und Wilhelm unternahmen, zu tadeln und ihr neues Projekt in Gedanken immer mehr auszuarbeiten.

So verschwiegen auch Beide über ihren Plan sein mochten, und so wenig sie durch Worte sich verriethen, so waren sie doch nicht politisch genug, in dem Betragen ihre Gesinnungen zu verbergen. Melina widersetzte sich Wilhelmen in manchen Fällen, die in seinem Kreise lagen, und Serlo, der niemals glimpflich mit seiner Schwester umgegangen war, ward nur bitterer, je mehr ihre Kränklichkeit zunahm, und je mehr sie bei ihren ungleichen, leidenschaftlichen Launen Schonung verdient hätte.

Zu eben dieser Zeit nahm man „Emilie Galotti" vor. Dieses Stück war sehr glücklich besetzt, und Alle konnten in dem beschränkten Kreise dieses Trauerspiels die ganze Mannichfaltigkeit ihres Spiels zeigen. Serlo war als Marinelli an seinem Platze, Odoardo ward sehr gut vorgetragen, Madame Melina spielte die Mutter mit vieler Einsicht, Elmire zeichnete sich in der Rolle Emiliens zu ihrem Vortheil aus, Laertes trat als Appiani mit vielem Anstand auf, und Wilhelm hatte ein Studium von mehreren Monaten auf die Rolle des Prinzen verwendet. Bei dieser Gelegenheit hatte er, sowol mit sich selbst als mit Serlo und Aurelien, die Frage oft abgehandelt, welch ein Unterschied sich

zwischen einem edlen und vornehmen Betragen zeige, und inwiefern jenes in diesem, dieses aber nicht in jenem enthalten zu sein brauche.

Serlo, der selbst als Marinelli den Hofmann rein, ohne Karrikatur vorstellte, äußerte über diesen Punkt manchen guten Gedanken. „Der vornehme Anstand," sagte er, „ist schwer nachzuahmen, weil er eigentlich negativ ist und eine lange anhaltende Uebung voraussetzt. Denn man soll nicht etwa in seinem Benehmen etwas darstellen, das Würde anzeigt; denn leicht fällt man dadurch in ein förmliches, stelzes Wesen; man soll vielmehr nur Alles vermeiden, was unwürdig, was gemein ist; man soll sich nie vergessen, immer auf sich und Andere Acht haben, sich nichts vergeben, Andern nicht zu viel, nicht zu wenig thun, durch nichts gerührt scheinen, durch nichts bewegt werden, sich niemals übereilen, sich in jedem Momente zu fassen wissen und so ein äußeres Gleichgewicht erhalten, innerlich mag es stürmen, wie es will. Der edle Mensch kann sich in Momenten vernachlässigen, der vornehme nie. Dieser ist wie ein sehr wohlgekleideter Mann: er wird sich nirgends anlehnen, und Jedermann wird sich hüten, an ihn zu streichen; er unterscheidet sich vor Andern, und doch darf er nicht allein stehen bleiben. Denn wie in jeder Kunst, also auch in dieser, soll zuletzt das Schwerste mit Leichtigkeit ausgeführt werden; so soll der Vornehme, ungeachtet aller Absonderung, immer mit Andern verbunden scheinen, nirgends steif, überall gewandt sein, immer als der Erste erscheinen und sich nie als ein solcher aufdringen. Man sieht also, daß man, um vornehm zu scheinen, wirklich vornehm sein müsse; man sieht, warum Frauen im Durchschnitt sich eher dieses Ansehen geben können als Männer, warum Hofleute und Soldaten am Schnellsten zu diesem Anstande gelangen.

Wilhelm verzweifelte nun fast an seiner Rolle; allein Serlo half ihm wieder auf, indem er ihm über das Einzelne die feinsten Bemerkungen mittheilte und ihn dergestalt ausstattete, daß er bei der Aufführung, wenigstens in den Augen der Menge, einen recht feinen Prinzen darstellte.

Serlo hatte versprochen, ihm nach der Vorstellung die Bemerkungen mitzutheilen, die er noch allenfalls über ihn machen würde; allein ein unangenehmer Streit zwischen Bruder und Schwester hinderte jede kritische Unterhaltung. Aurelie hatte die Rolle der Orsina auf eine Weise gespielt, wie man sie wol niemals wieder sehen wird. Sie war mit der Rolle überhaupt sehr bekannt und hatte sie in den Proben gleichgiltig behan-

delt; bei der Aufführung selbst aber zog sie, möchte man sagen, alle Schleusen ihres individuellen Kummers auf, und es ward dadurch eine Darstellung, wie sie sich kein Dichter in dem ersten Feuer der Empfindung hätte denken können. Ein unmäßiger Beifall des Publikums belohnte ihre schmerzlichen Bemühungen; aber sie lag auch bald ohnmächtig in einem Sessel, als man sie nach der Aufführung aufsuchte.

Serlo hatte schon über ihr übertriebenes Spiel, wie er es nannte, und über die Entblößung ihres innersten Herzens vor dem Publikum, das doch mehr oder weniger mit jener fatalen Geschichte bekannt war, seinen Unwillen zu erkennen gegeben und, wie er es im Zorn zu thun pflegte, mit den Zähnen geknirscht und mit den Füßen gestampft. „Laßt sie," sagte er, als er sie von den Uebrigen umgeben in dem Sessel fand, „sie wird noch ehestens ganz nackt auf das Theater treten, und dann wird erst der Beifall recht vollkommen sein."

„Undankbarer!" rief sie aus, „Unmenschlicher! Man wird mich bald nackt dahin tragen, wo kein Beifall mehr zu unsern Ohren kommt!" Mit diesen Worten sprang sie auf und eilte nach der Thüre. Die Maad hatte versäumt, ihr den Mantel zu bringen: die Portechaise war nicht da; es hatte geregnet, und ein sehr rauher Wind zog durch die Straßen. Man redete ihr vergebens zu, denn sie war übermäßig erhitzt; sie ging verdrießlich langsam und kühlte die Kühlung, die sie recht begierig einzusaugen schien. Kaum war sie zu Hause, als sie vor Heiserkeit kaum ein Wort mehr sprechen konnte; sie gestand aber nicht, daß sie im Nacken und den Rücken hinab eine völlige Steifigkeit fühlte. Nicht lange, so überfiel sie eine Art von Lähmung der Zunge, so daß sie ein Wort fürs andere sprach; man brachte sie zu Bette; durch häufig angewandte Mittel legte sich ein Uebel, indem sich das andere zeigte. Das Fieber ward stark und ihr Zustand gefährlich.

Den andern Morgen hatte sie eine ruhige Stunde. Sie ließ Wilhelmen rufen und übergab ihm einen Brief. „Dieses Blatt," sagte sie, „wartet schon lange auf diesen Augenblick. Ich fühle, daß das Ende meines Lebens bald herannaht; versprechen Sie mir, daß Sie es selbst abgeben, und daß Sie durch wenige Worte mein Leiden an dem Ungetreuen rächen wollen. Er ist nicht fühllos, und wenigstens soll ihn mein Tod einen Augenblick schmerzen."

Wilhelm übernahm den Brief, indem er sie jedoch tröstete und den Gedanken des Todes von ihr entfernen wollte. „Nein!"

versetzte sie, „benehmen Sie mir nicht meine nächste Hoffnung. Ich habe ihn lange erwartet und will ihn freudig in die Arme schließen.“

Kurz darauf kam das vom Arzt versprochene Manuskript an. Sie ersuchte Wilhelmen, ihr daraus vorzulesen, und die Wirkung, die es that, wird der Leser am Besten beurtheilen können, wenn er sich mit dem folgenden Buche bekannt gemacht hat. Das heftige und trotzige Wesen unserer armen Freundin ward auf einmal gelindert. Sie nahm den Brief zurück und schrieb einen andern, wie es schien, in sehr sanfter Stimmung; auch forderte sie Wilhelmen auf, ihren Freund, wenn er irgend durch die Nachricht ihres Todes betrübt werden sollte, zu trösten, ihm zu versichern, daß sie ihm verziehen habe, und daß sie ihm alles Glück wünsche.

Von dieser Zeit an war sie sehr still und schien sich nur mit wenigen Ideen zu beschäftigen, die sie sich aus dem Manuskript eigen zu machen suchte, woraus ihr Wilhelm von Zeit zu Zeit vorlesen mußte. Die Abnahme ihrer Kräfte war nicht sichtbar, und unvermuthet fand sie Wilhelm eines Morgens todt, als er sie besuchen wollte.

Bei der Achtung, die er für sie gehabt, und bei der Gewohnheit, mit ihr zu leben, war ihm ihr Verlust sehr schmerzlich. Sie war die einzige Person, die es eigentlich gut mit ihm meinte, und die Kälte Serlo's in der letzten Zeit hatte er nur allzu sehr gefühlt. Er eilte daher, die aufgetragene Botschaft auszurichten, und wünschte sich auf einige Zeit zu entfernen. Von der andern Seite war für Melina diese Abreise sehr erwünscht; denn Dieser hatte sich bei der weitläufigen Korrespondenz, die er unterhielt, gleich mit einem Sänger und einer Sängerin eingelassen, die das Publikum einstweilen durch Zwischenspiele zur künftigen Oper vorbereiten sollten. Der Verlust Aureliens und Wilhelm's Entfernung sollten auf diese Weise in der ersten Zeit übertragen werden, und unser Freund war mit Allem zufrieden, was ihm seinen Urlaub auf einige Wochen erleichterte.

Er hatte sich eine sonderbar wichtige Idee von seinem Auftrage gemacht. Der Tod seiner Freundin hatte ihn tief gerührt, und da er sie so frühzeitig von dem Schauplatze abtreten sah, mußte er nothwendig gegen Den, der ihr Leben verkürzt und dieses kurze Leben ihr so qualvoll gemacht, feindselig gesinnt sein. Ungeachtet der letzten gelinden Worte der Sterbenden nahm er sich doch vor, bei Ueberreichung des Briefs ein strenges Gericht über den ungetreuen Freund ergehen zu lassen,

und da er sich nicht einer zufälligen Stimmung vertrauen wollte, dachte er an eine Rede, die in der Ausarbeitung pathetischer als billig ward. Nachdem er sich völlig von der guten Komposition seines Aufsatzes überzeugt hatte, machte er, indem er ihn auswendig lernte, Anstalt zu seiner Abreise. Mignon war beim Einpacken gegenwärtig und fragte ihn, ob er nach Süden oder nach Norden reise; und als sie das Letzte von ihm erfuhr, sagte sie: „So will ich Dich hier wieder erwarten.“ Sie bat ihn um die Perlenschnur Marianens, die er dem lieben Geschöpf nicht versagen konnte; das Halstuch hatte sie schon. Dagegen steckte sie ihm den Schleier des Geistes in den Mantelsack, ob er ihr gleich sagte, daß ihm dieser Flor zu keinem Gebrauch sei.

Melina übernahm die Regie, und seine Frau versprach, auf die Kinder ein mütterliches Auge zu haben, von denen sich Wilhelm ungern losriß. Felix war sehr lustig beim Abschiede, und als man ihn fragte, was er wolle mitgebracht haben, sagte er: „Höre! bringe mir einen Vater mit.“ Mignon nahm den Scheidenden bei der Hand, und indem sie, auf die Zehen gehoben, ihm einen treuherzigen und lebhaften Kuß, doch ohne Zärtlichkeit, auf die Lippen drückte, sagte sie: „Meister! vergiß uns nicht und komm bald wieder!“

Und so lassen wir unsern Freund unter tausend Gedanken und Empfindungen seine Reise antreten und zeichnen hier noch zum Schlusse ein Gedicht auf, das Mignon mit großem Ausdruck einigemal recitirt hatte, und das wir früher mitzutheilen durch den Drang so mancher sonderbaren Ereignisse verhindert wurden.

Heiß' mich nicht reden, heiß' mich schweigen;
Denn mein Geheimniß ist mir Pflicht.
Ich möchte Dir mein ganzes Innre zeigen;
Allein das Schicksal will es nicht.

Zur rechten Zeit vertreibt der Sonne Lauf
Die finstre Nacht, und sie muß sich erhellen;
Der harte Fels schließt seinen Busen auf,
Mißgönnt der Erde nicht die tiefverborgnen Quellen.

Ein Jeder sucht im Arm des Freundes Ruh,
Dort kann die Brust in Klagen sich ergießen;
Allein ein Schwur drückt mir die Lippen zu,
Und nur ein Gott vermag sie aufzuschließen.

Sechstes Buch.

Bekenntniſſe einer ſchönen Seele.

Bis in mein achtes Jahr war ich ein ganz geſundes Kind, weiß mich aber von dieſer Zeit ſo wenig zu erinnern als von dem Tage meiner Geburt. Mit dem Anfange des achten Jahres bekam ich einen Blutſturz, und in dem Augenblicke war meine Seele ganz Empfindung und Gedächtniß. Die kleinſten Umſtände dieſes Zufalls ſtehen mir noch vor Augen, als hätte er ſich geſtern ereignet.

Während des neunmonatlichen Krankenlagers, das ich mit Geduld ausbielt, ward, ſo wie mich dünkt, der Grund zu meiner ganzen Denkart gelegt, indem meinem Geiſte die erſten Hilfsmittel gereicht wurden, ſich nach ſeiner eigenen Art zu entwickeln.

Ich litt und liebte; das war die eigentliche Geſtalt meines Herzens. In dem heftigſten Huſten und abmattenden Fieber war ich ſtille wie eine Schnecke, die ſich in ihr Haus zieht; ſobald ich ein Wenig Luft hatte, wollte ich etwas Angenehmes fühlen, und da mir aller übrige Genuß verſagt war, ſuchte ich mich durch Augen und Ohren ſchadlos zu halten. Man brachte mir Puppenwerk und Bilderbücher, und wer Sitz an meinem Bette haben wollte, mußte mir etwas erzählen.

Von meiner Mutter hörte ich die bibliſchen Geſchichten gern an; der Vater unterhielt mich mit Gegenſtänden der Natur. Er beſaß ein artiges Kabinet. Davon brachte er gelegentlich eine Schublade nach der andern herunter, zeigte mir die Dinge und erklärte ſie mir nach der Wahrheit. Getrocknete Pflanzen und Inſekten und manche Arten von anatomiſchen Präparaten, Menſchenhaut, Knochen, Mumien und dergleichen kamen auf

das Krankenbette der Kleinen; Vögel und Thiere, die er auf der Jagd erlegte, wurden mir vorgezeigt, ehe sie nach der Küche gingen. Und damit doch auch der Fürst der Welt eine Stimme in dieser Versammlung behielte, erzählte mir die Tante Liebesgeschichten und Feenmärchen. Alles ward angenommen, und Alles faßte Wurzel. Ich hatte Stunden, in denen ich mich lebhaft mit dem unsichtbaren Wesen unterhielt; ich weiß noch einige Verse, die ich der Mutter damals in die Feder diktirte.

Oft erzählte ich dem Vater wieder, was ich von ihm gelernt hatte. Ich nahm nicht leicht eine Arznei, ohne zu fragen: „Wo wachsen die Dinge, aus denen sie gemacht ist? wie sehen sie aus? wie heißen sie?“ Aber die Erzählungen meiner Tante waren auch nicht auf einen Stein gefallen. Ich dachte mich in schöne Kleider und begegnete den allerliebsten Prinzen, die nicht ruhen noch rasten konnten, bis sie wußten, wer die unbekannte Schöne war. Ein ähnliches Abenteuer mit einem reizenden kleinen Engel, der in weißem Gewand und goldenen Flügeln sich sehr um mich bemühte, setzte ich so lange fort, daß meine Einbildungskraft sein Bild fast bis zur Erscheinung erhöhte.

Nach Jahresfrist war ich ziemlich wiederhergestellt; aber es war mir aus der Kindheit nichts Wildes übrig geblieben. Ich konnte nicht einmal mit Puppen spielen; ich verlangte nach Wesen, die meine Liebe erwiderten. Hunde, Katzen und Vögel, deren mein Vater von allen Arten ernährte, vergnügten mich sehr; aber was hätte ich nicht gegeben, ein Geschöpf zu besitzen, das in einem der Märchen meiner Tante eine sehr wichtige Rolle spielte! Es war ein Schäfchen, das von einem Bauermädchen in dem Walde aufgefangen und ernährt worden war; aber in diesem artigen Thiere stak ein verwunschter Prinz, der sich endlich wieder als schöner Jüngling zeigte und seine Wohlthäterin durch seine Hand belohnte. So ein Schäfchen hätte ich gar zu gerne besessen!

Nun wollte sich aber keines finden, und da Alles neben mir so ganz natürlich zuging, mußte mir nach und nach die Hoffnung auf einen so köstlichen Besitz fast vergehen. Unterdessen tröstete ich mich, indem ich solche Bücher las, in denen wunderbare Begebenheiten beschrieben wurden. Unter allen war mir der christliche Deutsche Herkules*) der liebste; die andächtige

*) „Des christlichen teutschen Großfürsten Herculis und der böhmischen Königlichen Fräulein Valisca Wundergeschichte“ vom Hofprediger L. H. Buchholz war 1669 in sechs, 1676 in acht Büchern erschienen, wiederholt 1690, 1728, 1744.

Liebesgeſchichte war ganz nach meinem Sinne. Begegnete ſeiner Baliſta irgend etwas, und es begegneten ihr grauſame Dinge, ſo betete er erſt, ehe er ihr zu Hilfe eilte, und die Gebete ſtanden ausführlich im Buche. Wie wohl gefiel mir das! Mein Hang zu dem Unſichtbaren, den ich immer auf eine dunkle Weiſe fühlte, ward dadurch nur vermehrt; denn ein für allemal ſollte Gott auch mein Vertrauter ſein. Als ich weiter heranwuchs, las ich, der Himmel weiß was, Alles durch einander; aber die Römiſche Octavia*) behielt vor Allen den Preis. Die Verfolgungen der erſten Chriſten, in einen Roman gekleidet, erregten bei mir das lebhafteſte Intereſſe.

Nun fing die Mutter an, über das ſtete Leſen zu ſchmählen; der Vater nahm ihr zu Liebe mir einen Tag die Bücher aus der Hand und gab ſie mir den andern wieder. Sie war klug genug zu bemerken, daß hier nichts auszurichten war, und drang nur darauf, daß auch die Bibel ebenſo fleißig geleſen wurde. Auch dazu ließ ich mich nicht treiben, und ich las die heiligen Bücher mit vielem Antheil. Dabei war meine Mutter immer ſorgfältig, daß keine verführeriſchen Bücher in meine Hände kämen, und ich ſelbſt würde jede ſchändliche Schrift aus der Hand geworfen haben; denn meine Prinzen und Prinzeſſinnen waren alle äußerſt tugendhaft, und ich wußte übrigens von der natürlichen Geſchichte des menſchlichen Geſchlechts mehr, als ich merken ließ, und hatte es meiſtens aus der Bibel gelernt. Bedenkliche Stellen hielt ich mit Worten und Dingen, die mir vor Augen kamen, zuſammen und brachte bei meiner Wißbegierde und Kombinationsgabe die Wahrheit glücklich heraus. Hätte ich von Hexen gehört, ſo hätte ich auch mit der Hexerei bekannt werden müſſen.

Meiner Mutter und dieſer Wißbegierde hatte ich es zu danken, daß ich bei dem heftigen Hang zu Büchern doch kochen lernte; aber dabei war etwas zu ſehen. Ein Huhn, ein Ferkel aufzuſchneiden, war für mich ein Feſt. Dem Vater brachte ich die Eingeweide, und er redete mit mir darüber wie mit einem jungen Studenten und pflegte mich oft mit inniger Freude ſeinen mißrathenen Sohn zu nennen.

Nun war das zwölfte Jahr zurückgelegt. Ich lernte Franzöſiſch, Tanzen und Zeichnen, und erhielt den gewöhnlichen

*) Vom Herzog Anton Ulrich von Braunſchweig († 1714), in ſechs Theilen erſchienen, wozu nach ſeinem Tode noch ein fragmentariſcher Nachtrag kam.

Religionsunterricht. Bei dem letzten wurden manche Empfindungen und Gedanken rege, aber nichts, was sich auf meinen Zustand bezogen hätte. Ich hörte gern von Gott reden, ich war stolz darauf, besser als Meinesgleichen von ihm reden zu können; ich las nun mit Eifer manche Bücher, die mich in den Stand setzten, von Religion zu schwatzen; aber nie fiel es mir ein, zu denken, wie es denn mit mir stehe, ob meine Seele auch so gestaltet sei, ob sie einem Spiegel gleiche, von dem die ewige Sonne widerglänzen könnte; das hatte ich ein- für allemal schon vorausgesetzt.

Französisch lernte ich mit vieler Begierde. Mein Sprachmeister war ein wackerer Mann. Er war nicht ein leichtsinniger Empiriker, nicht ein trockener Grammatiker; er hatte Wissenschaft, er hatte die Welt gesehen. Zugleich mit dem Sprachunterricht sättigte er meine Wißbegierde auf mancherlei Weise. Ich liebte ihn so sehr, daß ich seine Ankunft immer mit Herzklopfen erwartete. Das Zeichnen fiel mir nicht schwer, und ich würde es weiter gebracht haben, wenn mein Meister Kopf und Kenntnisse gehabt hätte; er hatte aber nur Hände und Uebung.

Tanzen war anfangs nur meine geringste Freude; mein Körper war zu empfindlich, und ich lernte nur in der Gesellschaft meiner Schwester. Durch den Einfall unseres Tanzmeisters, allen seinen Schülern und Schülerinnen einen Ball zu geben, ward aber die Lust zu dieser Uebung ganz anders belebt.

Unter vielen Knaben und Mädchen zeichneten sich zwei Söhne des Hofmarschalls aus: der jüngste so alt wie ich, der andere zwei Jahre älter, Kinder von einer solchen Schönheit, daß sie nach dem allgemeinen Geständniß Alles übertrafen, was man je von schönen Kindern gesehen hatte. Auch ich hatte sie kaum erblickt, so sah ich Niemanden mehr vom ganzen Haufen. In dem Augenblicke tanzte ich mit Aufmerksamkeit und wünschte, schön zu tanzen. Wie es kam, daß auch diese Knaben unter allen Andern mich vorzüglich bemerkten? — genug, in der ersten Stunde waren wir die besten Freunde, und die kleine Lustbarkeit ging noch nicht zu Ende, so hatten wir schon ausgemacht, wo wir uns nächstens wiedersehen wollten. Eine große Freude für mich! Aber ganz entzückt war ich, als Beide den andern Morgen, jeder in einem galanten Billet, das mit einem Blumenstrauß begleitet war, sich nach meinem Befinden erkundigten.

So fühlte ich nie mehr, wie ich da fühlte! Artigkeiten wurden mit Artigkeiten, Briefchen mit Briefchen erwidert. Kirche und Promenaden wurden von nun an zu Rendezvous; unsere jungen Bekannten luden uns schon jederzeit zusammen ein; wir aber waren schlau genug, die Sache dergestalt zu verdecken, daß die Eltern nicht mehr davon einsahen, als wir für gut hielten.

Nun hatte ich auf einmal zwei Liebhaber bekommen. Ich war für keinen entschieden; sie gefielen mir Beide, und wir standen aufs Beste zusammen. Auf einmal ward der Aeltere sehr krank; ich war selbst schon oft sehr krank gewesen und wußte den Leidenden durch Uebersendung mancher Artigkeiten und für einen Kranken schicklicher Leckerbissen zu erfreuen, daß seine Eltern die Aufmerksamkeit dankbar erkannten, der Bitte des lieben Sohns Gehör gaben und mich sammt meinen Schwestern, sobald er nur das Bette verlassen hatte, zu ihm einluden. Die Zärtlichkeit, womit er mich empfing, war nicht kindisch, und von dem Tage an war ich für ihn entschieden. Er warnte mich gleich, vor seinem Bruder geheim zu sein; allein das Feuer war nicht mehr zu verbergen, und die Eifersucht des Jüngern machte den Roman vollkommen. Er spielte uns tausend Streiche; mit Lust vernichtete er unsere Freude und vermehrte dadurch die Leidenschaft, die er zu zerstören suchte.

Nun hatte ich denn wirklich das gewünschte Schäfchen gefunden, und diese Leidenschaft hatte, wie sonst eine Krankheit, die Wirkung auf mich, daß sie mich still machte und mich von der schwärmenden Freude zurückzog. Ich war einsam und gerührt, und Gott fiel mir wieder ein. Er blieb mein Vertrauter, und ich weiß wohl, mit welchen Thränen ich für den Knaben, der fortkränkelte, zu beten anhielt.

So viel Kindisches in dem Vorgang war, so viel trug er zur Bildung meines Herzens bei. Unserm französischen Sprachmeister mußten wir täglich, statt der sonst gewöhnlichen Uebersetzung, Briefe von unserer eignen Erfindung schreiben. Ich brachte meine Liebesgeschichte unter dem Namen „Phyllis und Damon" zu Markte. Der Alte sah bald durch, und um mich treuherzig zu machen, lobte er meine Arbeit gar sehr. Ich wurde immer kühner, ging offenherzig heraus und war bis ins Detail der Wahrheit getreu. Ich weiß nicht mehr, bei welcher Stelle er einst Gelegenheit nahm, zu sagen: „Wie das artig, wie das natürlich ist! Aber die gute Phyllis mag sich in Acht nehmen! es kann bald ernsthaft werden."

Mich verdroß, daß er die Sache nicht schon für ernsthaft hielt, und fragte ihn piquirt, was er unter ernsthaft verstehe. Er ließ sich nicht zweimal fragen und erklärte sich so deutlich, daß ich meinen Schrecken kaum verbergen konnte. Doch da sich gleich darauf bei mir der Verdruß einstellte, und ich ihm übel nahm, daß er solche Gedanken hegen könne, faßte ich mich, wollte meine Schöne rechtfertigen und sagte mit feuerrothen Wangen: „Aber, mein Herr, Phyllis ist ein ehrbares Mädchen!"

Nun war er boshaft genug, mich mit meiner ehrbaren Heldin aufzuziehen und, indem wir Französisch sprachen, mit dem „honnête" zu spielen, um die Ehrbarkeit der Phyllis durch alle Bedeutungen durchzuführen. Ich fühlte das Lächerliche und war äußerst verwirrt. Er, der mich nicht furchtsam machen wollte, brach ab, brachte aber das Gespräch bei andern Gelegenheiten wieder auf die Bahn. Schauspiele und kleine Geschichten, die ich bei ihm las und übersetzte, gaben ihm oft Anlaß, zu zeigen, was für ein schwacher Schutz die sogenannte Tugend gegen die Aufforderungen eines Affekts sei. Ich widersprach nicht mehr, ärgerte mich aber immer heimlich, und seine Anmerkungen wurden mir zur Last.

Mit meinem guten Damon kam ich nach und nach aus aller Verbindung. Die Chikanen des Jüngern hatten unsern Umgang zerrissen. Nicht lange Zeit darauf starben beide blühende Jünglinge. Es that mir weh; aber bald waren sie vergessen.

Phyllis wuchs nun schnell heran, war ganz gesund und fing an, die Welt zu sehen. Der Erbprinz vermählte sich und trat bald darauf nach dem Tode seines Vaters die Regierung an. Hof und Stadt waren in lebhafter Bewegung. Nun hatte meine Neugierde mancherlei Nahrung. Nun gab es Komödien, Bälle, und was sich daran anschließt, und ob uns gleich die Eltern so viel als möglich zurückhielten, so mußte man doch bei Hof, wo sie eingeführt war, erscheinen. Die Fremden strömten herbei, in allen Häusern war große Welt, an uns selbst waren einige Kavaliere empfohlen und andere introducirt, und bei meinem Oheim waren alle Nationen anzutreffen.

Mein ehrlicher Mentor fuhr fort, mich auf eine bescheidene und doch treffende Weise zu warnen, und ich nahm es ihm immer heimlich übel. Ich war keineswegs von der Wahrheit seiner Behauptung überzeugt, und vielleicht hatte ich auch damals Recht, vielleicht hatte er Unrecht, die Frauen unter allen

Umſtänden für ſo ſchwach zu halten; aber er redete zugleich ſo zudringlich, daß mir einſt bange wurde, er möchte Recht haben, da ich denn ſehr lebhaft zu ihm ſagte: „Weil die Gefahr ſo groß und das menſchliche Herz ſo ſchwach iſt, ſo will ich Gott bitten, daß er mich bewahre.“

Die naive Antwort ſchien ihn zu freuen, er lobte meinen Vorſatz; aber es war bei mir nichts weniger als ernſtlich gemeint; diesmal war es nur ein leeres Wort; denn die Empfindungen für den Unſichtbaren waren bei mir faſt ganz verloſchen. Der große Schwarm, mit dem ich umgeben war, zerſtreute mich und riß mich wie ein ſtarker Strom mit fort. Es waren die erſten Jahre meines Lebens. Tagelang von nichts zu reden, keinen geſunden Gedanken zu haben und nur zu ſchwärmen, das war meine Sache. Nicht einmal der geliebten Bücher wurde gedacht. Die Leute, mit denen ich umgeben war, hatten keine Ahnung von Wiſſenſchaften; es waren deutſche Hofleute, und dieſe Klaſſe hatte damals nicht die mindeſte Kultur.

Ein ſolcher Umgang, ſollte man denken, hätte mich an den Rand des Verderbens führen müſſen. Ich lebte in ſinnlicher Munterkeit nur ſo hin, ich ſammelte mich nicht, ich betete nicht, ich dachte nicht an mich, noch an Gott; aber ich ſeh' es als eine Führung an, daß mir keiner von den vielen ſchönen, reichen und wohlgekleideten Männern gefiel. Sie waren liederlich und verſteckten es nicht, das ſchreckte mich zurück; ihr Geſpräch zierten ſie mit Zweideutigkeiten, das beleidigte mich, und ich hielt mich kalt gegen ſie; ihre Unart überſtieg manchmal allen Glauben, und ich erlaubte mir, grob zu ſein.

Ueberdies hatte mir mein Alter einmal vertraulich eröffnet, daß mit den meiſten dieſer leidigen Burſche nicht allein die Tugend, ſondern auch die Geſundheit eines Mädchens in Gefahr ſei. Nun graute mir erſt vor ihnen, und ich war ſchon beſorgt, wenn mir Einer auf irgend eine Weiſe zu nahe kam. Ich hütete mich vor Gläſern und Taſſen, wie vor dem Stuhle, von dem Einer aufgeſtanden war. Auf dieſe Weiſe war ich moraliſch und phyſiſch ſehr iſolirt, und alle die Artigkeiten, die ſie mir ſagten, nahm ich ſtolz für ſchuldigen Weihrauch auf.

Unter den Fremden, die ſich damals bei uns aufhielten, zeichnete ſich ein junger Mann beſonders aus, den wir im Scherz Narciß nannten. Er hatte ſich in der diplomatiſchen Laufbahn guten Ruf erworben und hoffte bei verſchiedenen

Veränderungen, die an unserm neuen Hofe vorgingen, vortheilhaft placirt zu werden. Er ward mit meinem Vater bald bekannt, und seine Kenntnisse und sein Betragen öffneten ihm den Weg in eine geschlossene Gesellschaft der würdigsten Männer. Mein Vater sprach viel zu seinem Lobe, und seine schöne Gestalt hätte noch mehr Eindruck gemacht, wenn sein ganzes Wesen nicht eine Art von Selbstgefälligkeit gezeigt hätte. Ich hatte ihn gesehen, dachte gut von ihm, aber wir hatten uns nie gesprochen.

Auf einem großen Balle, auf dem er sich auch befand, tanzten wir eine Menuet zusammen; auch das ging ohne nähere Bekanntschaft ab. Als die heftigen Tänze angingen, die ich meinem Vater zu Liebe, der für meine Gesundheit besorgt war, zu vermeiden pflegte, begab ich mich in ein Nebenzimmer und unterhielt mich mit ältern Freundinnen, die sich zum Spiele gesetzt hatten.

Narciß, der eine Weile mit herumgesprungen war, kam auch einmal in das Zimmer, in dem ich mich befand, und fing, nachdem er sich von einem Nasenbluten, das ihn beim Tanzen überfiel, erholt hatte, mit mir über Mancherlei zu sprechen an. Binnen einer halben Stunde war der Diskurs so interessant, ob sich gleich keine Spur von Zärtlichkeit drein mischte, daß wir nun Beide das Tanzen nicht mehr vertragen konnten. Wir wurden bald von den Andern darüber geneckt, ohne daß wir uns dadurch irre machen ließen. Den andern Abend konnten wir unser Gespräch wieder anknüpfen und schonten unsere Gesundheit sehr.

Nun war die Bekanntschaft gemacht. Narciß wartete mir und meinen Schwestern auf, und nun fing ich erst wieder an, gewahr zu werden, was ich Alles wußte, worüber ich gedacht, was ich empfunden hatte, und worüber ich mich im Gespräche auszudrücken verstand. Mein neuer Freund, der von je her in der besten Gesellschaft gewesen war, hatte außer dem historischen und politischen Fache, das er ganz überfah, sehr ausgebreitete literarische Kenntnisse, und ihm blieb nichts Neues, besonders was in Frankreich herauskam, unbekannt. Er brachte und sendete mir manch angenehmes und nützliches Buch; doch das mußte geheimer als ein verbotenes Liebesverständniß gehalten werden. Man hatte die gelehrten Weiber lächerlich gemacht, und man wollte auch die unterrichteten nicht leiden, wahrscheinlich weil man für unhöflich hielt, so viel unwissende Männer

beschämen zu lassen. Selbst mein Vater, dem diese neue Gelegenheit, meinen Geist auszubilden, sehr erwünscht war, verlangte ausdrücklich, daß dieses literarische Kommerz ein Geheimniß bleiben sollte.

So währte unser Umgang beinahe Jahr und Tag, und ich konnte nicht sagen, daß Narciß auf irgend eine Weise Liebe oder Zärtlichkeit gegen mich geäußert hätte. Er blieb artig und verbindlich, aber zeigte keinen Affekt; vielmehr schien der Reiz meiner jüngsten Schwester, die damals außerordentlich schön war, ihn nicht gleichgiltig zu lassen. Er gab ihr im Scherze allerlei freundliche Namen aus fremden Sprachen, deren mehrere er sehr gut sprach, und deren eigenthümliche Redensarten er gern ins deutsche Gespräch mischte. Sie erwiderte seine Artigkeiten nicht sonderlich; sie war von einem andern Zädchen gebunden, und da sie überhaupt sehr rasch und er empfindlich war, so wurden sie nicht selten über Kleinigkeiten uneins. Mit der Mutter und den Tanten wußte er sich gut zu halten, und so war er nach und nach ein Glied der Familie geworden.

Wer weiß, wie lange wir noch auf diese Weise fortgelebt hätten, wären durch einen sonderbaren Zufall unsere Verhältnisse nicht auf einmal verändert worden. Ich ward mit meinen Schwestern in ein gewisses Haus gebeten, wohin ich nicht gerne ging. Die Gesellschaft war zu gemischt, und es fanden sich dort oft Menschen, wo nicht vom rohsten, doch vom plattsten Schlage mit ein. Diesmal war Narciß auch mit geladen, und um seinetwillen war ich geneigt, hinzugehen; denn ich war doch gewiß, Jemanden zu finden, mit dem ich mich auf meine Weise unterhalten konnte. Schon bei Tafel hatten wir Manches auszustehen; denn einige Männer hatten stark getrunken; nach Tische sollten und mußten Pfänder gespielt werden. Es ging dabei sehr rauschend und lebhaft zu. Narciß hatte ein Pfand zu lösen; man gab ihm auf, der ganzen Gesellschaft etwas ins Ohr zu sagen, das Jedermann angenehm wäre. Er mochte sich bei meiner Nachbarin, der Frau eines Hauptmanns, zu lange verweilen. Auf einmal gab ihm Dieser eine Ohrfeige, daß mir, die ich gleich daran saß, der Puder in die Augen flog. Als ich die Augen ausgewischt und mich vom Schrecken einigermaßen erholt hatte, sah ich beide Männer mit bloßen Degen. Narciß blutete, und der Andere, außer sich von Wein, Zorn und Eifersucht, konnte kaum von der ganzen übrigen Gesellschaft zurückgehalten werden. Ich nahm Narcissen beim Arm und führte

ihn zur Thüre hinaus eine Treppe hinauf in ein anderes Zimmer, und weil ich meinen Freund vor seinem tollen Gegner nicht sicher glaubte, riegelte ich die Thüre sogleich zu.

Wir hielten Beide die Wunde nicht für ernsthaft; denn wir sahen nur einen leichten Hieb über die Hand; bald aber wurden wir einen Strom von Blut, der den Rücken hinunterfloß, gewahr, und es zeigte sich eine große Wunde auf dem Kopfe. Nun ward mir bange. Ich eilte auf den Vorplatz, um nach Hilfe zu schicken, konnte aber Niemanden ansichtig werden; denn Alles war unten geblieben, den rasenden Menschen zu bändigen. Endlich kam eine Tochter des Hauses herausgesprungen, und ihre Munterkeit ängstigte mich nicht wenig, da sie sich über den tollen Spektakel und über die verfluchte Komödie fast zu Tode lachen wollte. Ich bat sie dringend, mir einen Wundarzt zu schaffen, und sie, nach ihrer wilden Art, sprang gleich die Treppe hinunter, selbst einen zu holen.

Ich ging wieder zu meinem Verwundeten, band ihm mein Schnupftuch um die Hand, und ein Handtuch, das an der Thüre hing, um den Kopf. Er blutete noch immer heftig; kein Wundarzt kam. Der Verwundete erblaßte und schien in Ohnmacht zu sinken. Niemand war in der Nähe, der mir hätte beistehen können; ich nahm ihn sehr ungezwungen in den Arm und suchte ihn durch Streicheln und Schmeicheln aufzumuntern. Es schien die Wirkung eines geistigen Heilmittels zu thun; er blieb bei sich, aber saß todtenbleich da.

Nun kam endlich die thätige Hausfrau; und wie erschrak sie, als sie den Freund in dieser Gestalt in meinen Armen liegen und uns alle Beide mit Blut überströmt sah! denn Niemand hatte sich vorgestellt, daß Narciß verwundet sei; Alle meinten, ich habe ihn glücklich hinausgebracht.

Nun war Wein, wohlriechendes Wasser, und was nur erquicken und erfrischen konnte, im Ueberfluß da; nun kam auch der Wundarzt, und ich hätte wol abtreten können; allein Narciß hielt mich fest bei der Hand, und ich wäre, ohne gehalten zu werden, sieben geblieben. Ich fuhr während des Verbandes fort, ihn mit Wein anzustreichen, und achtete es wenig, daß die ganze Gesellschaft nunmehr umherstand. Der Wundarzt hatte geendigt, der Verwundete nahm einen stummen verbindlichen Abschied von mir und wurde nach Hause getragen.

Nun führte mich die Hausfrau in ihr Schlafzimmer; sie mußte mich ganz auskleiden, und ich darf nicht verschweigen,

daß ich, da man ſein Blut von meinem Körper abwuſch, zum erſten Mal zufällig im Spiegel gewahr wurde, daß ich mich auch ohne Hülle für ſchön halten durfte. Ich konnte keines meiner Kleidungsſtücke wieder anziehen, und da die Perſonen im Hauſe alle kleiner oder ſtärker waren als ich, ſo kam ich in einer ſeltſamen Verkleidung zum größten Erſtaunen meiner Eltern nach Hauſe. Sie waren über mein Schrecken, über die Wunden des Freundes, über den Unſinn des Hauptmanns, über den ganzen Vorfall äußerſt verdrießlich. Wenig fehlte, ſo hätte mein Vater ſelbſt, ſeinen Freund auf der Stelle zu rächen, den Hauptmann herausgefordert. Er ſchalt die anweſenden Herren, daß ſie ein ſolches meuchleriſches Beginnen nicht auf der Stelle geahndet; denn es war nur zu offenbar, daß der Hauptmann ſogleich, nachdem er geſchlagen, den Degen gezogen und Narciſſen von hinten verwundet habe; der Hieb über die Hand war erſt geführt worden, als Narciß ſelbſt zum Degen griff. Ich war unbeſchreiblich alterirt und afficirt, oder wie ſoll ich es ausdrücken? Der Affekt, der im tiefſten Grunde des Herzens ruhte, war auf einmal losgebrochen wie eine Flamme, welche Luft bekommt. Und wenn Luſt und Freude ſehr geſchickt ſind, die Liebe zuerſt zu erzeugen und im Stillen zu nähren, ſo wird ſie, die von Natur herzhaft iſt, durch den Schrecken am Leichteſten angetrieben, ſich zu entſcheiden und zu erklären. Man gab dem Töchterchen Arznei ein und legte es zu Bette. Mit dem früheſten Morgen eilte mein Vater zu dem verwundeten Freund, der an einem ſtarken Wundfieber recht krank darnieder lag.

Mein Vater ſagte mir wenig von dem, was er mit ihm geredet hatte, und ſuchte mich wegen der Folgen, die dieſer Vorfall haben könnte, zu beruhigen. Es war die Rede, ob man ſich mit einer Abbitte begnügen könne, ob die Sache gerichtlich werden müſſe, und was dergleichen mehr war. Ich kannte meinen Vater zu wohl, als daß ich ihm geglaubt hätte, daß er dieſe Sache ohne Zweikampf geendigt zu ſehen wünſchte; allein ich blieb ſtill; denn ich hatte von meinem Vater früh gelernt, daß Weiber in ſolche Händel ſich nicht zu miſchen hätten. Uebrigens ſchien es nicht, als wenn zwiſchen den beiden Freunden etwas vorgefallen wäre, das mich betroffen hätte; doch bald vertraute mein Vater den Inhalt ſeiner weiteren Unterredung meiner Mutter. Narciß, ſagte er, ſei äußerſt gerührt von meinem geleiſteten Beiſtand, habe ihn umarmt,

sich für meinen ewigen Schuldner erklärt, bezeigt, er verlange kein Glück, wenn er es nicht mit mir theilen sollte; er habe sich die Erlaubniß ausgebeten, ihn als Vater ansehen zu dürfen. Mama sagte mir das Alles treulich wieder, hängte aber die wohlmeinende Erinnerung daran, auf so etwas, das in der ersten Bewegung gesagt worden, dürfe man so sehr nicht achten. „Ja, freilich," antwortete ich mit angenommener Kälte und fühlte, der Himmel weiß was und wie viel dabei.

Narciß blieb zwei Monate krank, konnte wegen der Wunde an der rechten Hand nicht einmal schreiben, bezeigte mir aber inzwischen sein Andenken durch die verbindlichste Aufmerksamkeit. Alle diese mehr als gewöhnlichen Höflichkeiten hielt ich mit dem, was ich von der Mutter erfahren hatte, zusammen, und beständig war mein Kopf voller Grillen. Die ganze Stadt unterhielt sich von der Begebenheit. Man sprach mit mir davon in einem besondern Tone; man zog Folgerungen daraus, die, so sehr ich sie abzulehnen suchte, mir immer sehr nahe gingen. Was vorher Tändelei und Gewohnheit gewesen war, ward nun Ernst und Neigung. Die Unruhe, in der ich lebte, war um so heftiger, je sorgfältiger ich sie vor allen Menschen zu verbergen suchte. Der Gedanke, ihn zu verlieren, erschreckte mich, und die Möglichkeit einer näheren Verbindung machte mich zittern. Der Gedanke des Ehestandes hat für ein halbkluges Mädchen gewiß etwas Schreckhaftes.

Durch diese heftigen Erschütterungen ward ich wieder an mich selbst erinnert. Die bunten Bilder eines zerstreuten Lebens, die mir sonst Tag und Nacht vor den Augen schwebten, waren auf einmal weggeblasen. Meine Seele fing wieder an, sich zu regen; allein die sehr unterbrochene Bekanntschaft mit dem unsichtbaren Freunde war so leicht nicht wiederhergestellt. Wir blieben noch immer in ziemlicher Entfernung; es war wieder etwas, aber gegen sonst ein großer Unterschied.

Ein Zweikampf, worin der Hauptmann stark verwundet wurde, war vorüber, ohne daß ich etwas davon erfahren hatte, und die öffentliche Meinung war in jedem Sinne auf der Seite meines Geliebten, der endlich wieder auf dem Schauplatze erschien. Vor allen Dingen ließ er sich mit verbundenem Haupt und eingewickelter Hand in unser Haus tragen. Wie klopfte mir das Herz bei diesem Besuche! Die ganze Familie war gegenwärtig; es blieb auf beiden Seiten nur bei allgemeinen Danksagungen und Höflichkeiten; doch fand er Gelegenheit, mir

einige geheime Zeichen seiner Zärtlichkeit zu geben, wodurch meine Unruhe nur zu sehr vermehrt ward. Nachdem er sich völlig wieder erholt, besuchte er uns den ganzen Winter auf eben dem Fuß wie ehemals, und bei allen leisen Zeichen von Empfindung und Liebe, die er mir gab, blieb Alles unerörtert.

Auf diese Weise ward ich in steter Uebung gehalten. Ich konnte mich keinem Menschen vertrauen, und von Gott war ich zu weit entfernt. Ich hatte diesen während vier wilder Jahre ganz vergessen; nun dachte ich dann und wann wieder an ihn, aber die Bekanntschaft war erkaltet; es waren nur Ceremonienvisiten, die ich ihm machte, und da ich überdies, wenn ich vor ihm erschien, immer schöne Kleider anlegte, meine Tugend, Ehrbarkeit und Vorzüge, die ich vor Andern zu haben glaubte, ihm mit Zufriedenheit vorwies, so schien er mich in dem Schmucke gar nicht zu bemerken.

Ein Höfling würde, wenn sein Fürst, von dem er sein Glück erwartet, sich so gegen ihn betrüge, sehr beunruhigt werden; mir aber war nicht übel dabei zu Muthe. Ich hatte, was ich brauchte, Gesundheit und Bequemlichkeit; wollte sich Gott mein Andenken gefallen lassen, so war es gut; wo nicht, so glaubte ich doch meine Schuldigkeit gethan zu haben. So dachte ich freilich damals nicht von mir; aber es war doch die wahrhafte Gestalt meiner Seele. Meine Gesinnungen zu ändern und zu reinigen, waren aber auch schon Anstalten gemacht.

Der Frühling kam heran, und Narciß besuchte mich unangemeldet zu einer Zeit, da ich ganz allein zu Hause war. Nun erschien er als Liebhaber und fragte mich, ob ich ihm mein Herz und, wenn er eine ehrenvolle, wohlbesoldete Stelle erhielte, auch dereinst meine Hand schenken wollte.

Man hatte ihn zwar in unsere Dienste genommen; allein anfangs hielt man ihn, weil man sich vor seinem Ehrgeiz fürchtete, mehr zurück, als daß man ihn schnell emporgehoben hätte, und ließ ihn, weil er eigenes Vermögen hatte, bei einer kleinen Besoldung.

Bei aller meiner Neigung zu ihm wußte ich, daß er der Mann nicht war, mit dem man ganz gerade handeln konnte. Ich nahm mich daher zusammen und verwies ihn an meinen Vater, an dessen Einwilligung er nicht zu zweifeln schien, und mit mir erst auf der Stelle einig sein wollte. Endlich sagte ich Ja, indem ich die Beistimmung meiner Eltern zur noth-

wendigen Bedingung machte. Er sprach alsdann mit Beiden förmlich; sie zeigten ihre Zufriedenheit, man gab sich das Wort auf den bald zu hoffenden Fall, daß man ihn weiter avanciren werde. Schwestern und Tanten wurden davon benachrichtigt, und ihnen das Geheimniß auf das Strengste anbefohlen.

Nun war aus einem Liebhaber ein Bräutigam geworden. Die Verschiedenheit zwischen beiden zeigte sich sehr groß. Könnte Jemand die Liebhaber aller wohldenkenden Mädchen in Bräutigame verwandeln, so wäre es eine große Wohlthat für unser Geschlecht, selbst wenn auf dieses Verhältniß keine Ehe erfolgen sollte. Die Liebe zwischen beiden Personen nimmt dadurch nicht ab, aber sie wird vernünftiger. Unzählige kleine Thorheiten, alle Koketterien und Launen fallen gleich hinweg. Aeußert uns der Bräutigam, daß wir ihm in einer Morgenhaube besser als in dem schönsten Aufsatze gefallen, dann wird einem wohldenkenden Mädchen gewiß die Frisur gleichgiltig, und es ist nichts natürlicher, als daß er auch solid denkt und lieber sich eine Hausfrau als der Welt eine Puppe zu bilden wünscht. Und so geht es durch alle Fächer durch. Hat ein solches Mädchen dabei das Glück, daß ihr Bräutigam Verstand und Kenntnisse besitzt, so lernt sie mehr, als hohe Schulen und fremde Länder geben können. Sie nimmt nicht nur alle Bildung gern an, die er ihr giebt, sondern sie sucht sich auch auf diesem Wege so immer weiter zu bringen. Die Liebe macht vieles Unmögliche möglich, und endlich geht die dem weiblichen Geschlecht so nöthige und anständige Unterwerfung sogleich an; der Bräutigam herrscht nicht wie der Ehemann; er bittet nur, und seine Geliebte sucht ihm abzumerken, was er wünscht, um es noch eher zu vollbringen, als er bittet. So hat mich die Erfahrung gelehrt, was ich nicht um Vieles missen möchte. Ich war glücklich, wahrhaft glücklich, wie man es in der Welt sein kann, das heißt auf kurze Zeit.

Ein Sommer ging unter diesen stillen Freuden hin. Narciß gab mir nicht die mindeste Gelegenheit zu Beschwerden; er ward mir immer lieber, meine ganze Seele hing an ihm; das wußte er wohl und wußte es zu schätzen. Inzwischen entspann sich aus anscheinenden Kleinigkeiten etwas, das unserm Verhältnisse nach und nach schädlich wurde.

Narciß ging als Bräutigam mit mir um, und nie wagte er es, das von mir zu begehren, was uns noch verboten war. Allein über die Grenzen der Tugend und Sittsamkeit waren

wir ſehr verſchiedener Meinung. Ich wollte ſicher geben und erlaubte durchaus keine Freiheit, als welche allenfalls die ganze Welt hätte wiſſen dürfen. Er, an Näſchereien gewöhnt, fand dieſe Diät ſehr ſtreng; hier ſetzte es nun beſtändigen Widerſpruch; er lobte mein Verhalten und ſuchte meinen Entſchluß zu untergraben. Mir fiel das ernſthaft meines alten Sprachmeiſters wieder ein und zugleich das Hilfsmittel, das ich damals dagegen angegeben hatte.

Mit Gott war ich wieder ein Wenig bekannter geworden. Er hatte mir ſo einen lieben Bräutigam gegeben, und dafür wußte ich ihm Dank. Die irdiſche Liebe ſelbſt concentrirte meinen Geiſt und ſetzte ihn in Bewegung, und meine Beſchäftigung mit Gott widerſprach ihr nicht. Ganz natürlich klagte ich ihm, was mich bange machte, und bemerkte nicht, daß ich ſelbſt das, was mich bange machte, wünſchte und begehrte. Ich kam mir ſehr ſtark vor und betete nicht etwa: „Bewahre mich vor Verſuchung!“ Ueber die Verſuchung war ich meinen Gedanken nach weit hinaus. In dieſem loſen Flitterſchmuck eigener Tugend erſchien ich dreiſt vor Gott; er ſtieß mich nicht weg; auf die geringſte Bewegung zu ihm hinterließ er einen ſanften Eindruck in meiner Seele, und dieſer Eindruck bewegte mich, ihn immer wieder aufzuſuchen.

Die ganze Welt war mir außer Narciſſen todt; nichts hatte außer ihm einen Reiz für mich. Selbſt meine Liebe zum Putz hatte nur den Zweck, ihm zu gefallen; wußte ich, daß er mich nicht ſah, ſo konnte ich keine Sorgfalt darauf wenden. Ich tanzte gern; wenn er aber nicht dabei war, ſo ſchien mir, als wenn ich die Bewegung nicht vertragen könnte. Auf ein brillantes Feſt, bei dem er nicht zugegen war, konnte ich mir weder etwas Neues anſchaffen, noch das Alte der Mode gemäß aufſtutzen. Einer war mir ſo lieb als der Andere, doch möchte ich lieber ſagen, Einer ſo läſtig als der Andere. Ich glaubte meinen Abend recht gut zugebracht zu haben, wenn ich mir mit ältern Perſonen ein Spiel ausmachen konnte, wozu ich ſonſt nicht die mindeſte Luſt hatte, und wenn ein alter guter Freund mich etwa ſcherzhaft darüber aufzog, lächelte ich vielleicht das erſte Mal den ganzen Abend. So ging es mit Promenaden und allen geſellſchaftlichen Vergnügungen, die ſich nur denken laſſen.

Ich hatt' ihn einzig mir erkoren;
Ich ſchien mir nur für ihn geboren,
Begehrte nichts als ſeine Gunſt.

Alten einen guten Grund gelegt. Die Korreſpondenz mit meinem Freunde ward in dieſer Sprache geführt, und eine feinere Bildung konnte man überhaupt damals nur aus franzöſiſchen Büchern nehmen. Mein Aufſatz hatte dem Grafen gefallen; ich mußte einige kleine Lieder hergeben, die ich vor Kurzem gedichtet hatte. Genug, Narciß ſchien ſich auf ſeine Geliebte ohne Rückhalt etwas zu Gute zu thun, und die Geſchichte endigte zu ſeiner großen Zufriedenheit mit einer geiſtreichen Epiſtel in franzöſiſchen Verſen, die ihm der Graf bei ſeiner Abreiſe zuſandte, worin ihres freundſchaftlichen Streites gedacht war, und mein Freund am Ende glücklich geprieſen wurde, daß er nach ſo manchen Zweifeln und Irrthümern in den Armen einer reizenden und tugendhaften Gattin, was Tugend ſei, am Sicherſten erfahren würde. Dieſes Gedicht ward mir vor Allen und dann aber auch faſt Jedermann gezeigt, und Jeder dachte dabei, was er wollte. So ging es in mehreren Fällen, und ſo mußten alle Fremden, die er ſchätzte, in unſerm Hauſe bekannt werden.

Eine gräfliche Familie hielt ſich wegen unſeres geſchickten Arztes eine Zeit lang hier auf. Auch in dieſem Hauſe war Narciß wie ein Sohn gehalten; er führte mich daſelbſt ein. Man fand bei dieſen würdigen Perſonen eine angenehme Unterhaltung für Geiſt und Herz, und ſelbſt die gewöhnlichen Zeitvertreibe der Geſellſchaft ſchienen in dieſem Hauſe nicht ſo leer wie anderwärts. Jedermann wußte, wie wir zuſammen ſtanden; man behandelte uns, wie es die Umſtände mit ſich brachten, und ließ das Hauptverhältniß unberührt. Ich erwähne dieſer einen Bekanntſchaft, weil ſie in der Folge meines Lebens manchen Einfluß auf mich hatte.

Nun war faſt ein Jahr unſerer Verbindung verſtrichen, und mit ihm war auch unſer Frühling dahin. Der Sommer kam, und Alles wurde ernſthafter und heißer.

Durch einige unerwartete Todesfälle waren Aemter erledigt, auf die Narciß Anſpruch machen konnte. Der Augenblick war nahe, in dem ſich mein ganzes Schickſal entſcheiden ſollte, und indeß Narciß und alle Freunde ſich bei Hofe die möglichſte Mühe gaben, gewiſſe Eindrücke, die ihm ungünſtig waren, zu vertilgen und ihm den erwünſchten Platz zu verſchaffen, wendete ich mich mit meinem Anliegen zu dem unſichtbaren Freunde. Ich ward ſo freundlich aufgenommen, daß ich gern wiederkam. Ganz frei geſtand ich meinen Wunſch, Narciß möchte zu der

Stelle gelangen; allein meine Bitte war nicht ungestüm, und ich forderte nicht, daß es um meines Gebets willen geschehen sollte.

Die Stelle ward durch einen viel geringern Konkurrenten besetzt. Ich erschrak heftig über die Zeitung und eilte in mein Zimmer, das ich fest hinter mir zumachte. Der erste Schmerz löste sich in Thränen auf; der nächste Gedanke war: „Es ist aber doch nicht von ungefähr geschehen," und sogleich folgte die Entschließung, es mir recht wohl gefallen zu lassen, weil auch dieses anscheinende Uebel zu meinem wahren Besten gereichen würde. Nun drangen die sanftesten Empfindungen, die alle Wolken des Kummers zertheilten, herbei; ich fühlte, daß sich mit dieser Hilfe Alles ausüben ließ. Ich ging heiter zu Tische, zum Erstaunen meiner Hausgenossen.

Narciß hatte weniger Kraft als ich, und ich mußte ihn trösten. Auch in seiner Familie begegneten ihm Widerwärtigkeiten, die ihn sehr drückten, und bei dem wahren Vertrauen, das unter uns stattfand, vertraute er mir Alles. Seine Negociationen, in fremde Dienste zu gehen, waren auch nicht glücklicher; Alles fühlte ich tief um seinet- und meinetwillen, und Alles trug ich zuletzt an den Ort, wo mein Anliegen so wohl aufgenommen wurde.

Je sanfter diese Erfahrungen waren, desto öfter suchte ich sie zu erneuern, und den Trost immer da, wo ich ihn so oft gefunden hatte; allein ich fand ihn nicht immer: es war mir wie Einem, der sich an der Sonne wärmen will, und dem etwas im Wege steht, das Schatten macht. „Was ist das?" fragte ich mich selbst. Ich spürte der Sache eifrig nach und bemerkte deutlich, daß Alles von der Beschaffenheit meiner Seele abhing: wenn die nicht ganz in der geradesten Richtung zu Gott gekehrt war, so blieb ich kalt; ich fühlte seine Rückwirkung nicht und konnte seine Antwort nicht vernehmen. Nun war die zweite Frage: „Was verhindert diese Richtung?" Hier war ich in einem weiten Felde und verwickelte mich in eine Untersuchung, die beinah das ganze zweite Jahr meiner Liebesgeschichte fortdauerte. Ich hätte sie früher endigen können; denn ich kam bald auf die Spur; aber ich wollte es nicht gestehen und suchte tausend Ausflüchte.

Ich fand sehr bald, daß die gerade Richtung meiner Seele durch thörichte Zerstreuung und Beschäftigung mit unwürdigen Sachen gestört werde; das Wie und Wo war mir bald klar

genug. Nun aber wie herauskommen in einer Welt, wo Alles gleichgiltig oder toll iſt? Gern hätte ich die Sache an ihren Ort geſtellt ſein laſſen und hätte auf Gerathewohl dingelebt, wie andere Leute auch, die ich ganz wohlauf ſah; allein ich durfte nicht, mein Inneres widerſprach mir zu oft. Wollte ich mich der Geſellſchaft entziehen und meine Verhältniſſe verändern, ſo konnte ich nicht. Ich war nun einmal in einen Kreis hineingeſperrt; gewiſſe Verbindungen konnte ich nicht loswerden, und in der mir ſo angelegenen Sache drängten und häuften ſich die Fatalitäten. Ich legte mich oft mit Thränen zu Bette und ſtand nach einer ſchlafloſen Nacht auch wieder ſo auf; ich bedurfte einer kräftigen Unterſtützung, und die verlieh mir Gott nicht, wenn ich mit der Schellenkappe herumlief.

Nun ging es an ein Abwiegen aller und jeder Handlungen; Tanzen und Spielen wurden am Erſten in Unterſuchung genommen. Nie iſt etwas für oder gegen dieſe Dinge geredet, gedacht oder geſchrieben worden, das ich nicht aufſuchte, beſprach, las, erwog, vermehrte, verwarf, und mich unerhört herumplagte. Unterließ ich dieſe Dinge, ſo war ich gewiß, Narciſſen zu beleidigen; denn er fürchtete ſich äußerſt vor dem Lächerlichen, das uns der Anſchein ängſtlicher Gewiſſenhaftigkeit vor der Welt giebt. Weil ich nun das, was ich für Thorheit, für ſchädliche Thorheit hielt, nicht einmal aus Geſchmack, ſondern blos um ſeinetwillen that, ſo wurde mir Alles entſetzlich ſchwer.

Ohne unangenehme Weitläufigkeiten und Wiederholungen würde ich die Bemühungen nicht darſtellen können, welche ich anwendete, um jene Handlungen, die mich nun einmal zerſtreuten und meinen innern Frieden ſtörten, ſo zu verrichten, daß dabei mein Herz für die Einwirkungen des unſichtbaren Weſens offen bliebe, und wie ſchmerzlich ich empfinden mußte, daß der Streit auf dieſe Weiſe nicht beigelegt werden könne. Denn ſobald ich mich in das Gewand der Thorheit kleidete, blieb es nicht blos bei der Maske, ſondern die Narrheit durchdrang mich ſogleich durch und durch.

Darf ich hier das Geſetz einer blos hiſtoriſchen Darſtellung überſchreiten und einige Betrachtungen über dasjenige machen, was in mir vorging? Was konnte das ſein, das meinen Geſchmack und meine Sinnesart ſo änderte, daß ich im zweiundzwanzigſten Jahre, ja früher, kein Vergnügen an Dingen fand, die Leute von dieſem Alter unſchuldig beluſtigen können? Warum waren ſie mir nicht unſchuldig? Ich darf wol antworten:

Eben weil sie mir nicht unschuldig waren, weil ich nicht, wie Andere meinesgleichen, unbekannt mit meiner Seele war. Nein, ich wußte aus Erfahrungen, die ich ungesucht erlangt hatte, daß es höhere Empfindungen gebe, die uns ein Vergnügen wahrhaftig gewährten, das man vergebens bei Lustbarkeiten sucht, und daß in diesen höhern Freuden zugleich ein geheimer Schatz zur Stärkung im Unglück aufbewahrt sei.

Aber die geselligen Vergnügungen und Zerstreuungen der Jugend mußten doch nothwendig einen starken Reiz für mich haben, weil es mir nicht möglich war, sie zu thun, als thäte ich sie nicht. Wie Manches könnte ich jetzt mit großer Kälte thun, wenn ich nur wollte, was mich damals irre machte, ja, Meister über mich zu werden drohte. Hier konnte kein Mittelweg gehalten werden: ich mußte entweder die reizenden Vergnügungen oder die erquickenden innerlichen Empfindungen entbehren.

Aber schon war der Streit in meiner Seele ohne mein eigentliches Bewußtsein entschieden. Wenn auch etwas in mir war, das sich nach den sinnlichen Freuden hinsehnte, so konnte ich sie doch nicht mehr genießen. Wer den Wein noch so sehr liebt, dem wird alle Lust zum Trinken vergehen, wenn er sich bei vollen Fässern in einem Keller befände, in welchem die verdorbene Luft ihn zu ersticken drohte. Reine Luft ist mehr als Wein, das fühlte ich nur zu lebhaft; und es hätte gleich vom Anfang an wenig Ueberlegung bei mir gekostet, das Gute dem Reizenden vorzuziehen, wenn mich die Furcht, Narcissens Gunst zu verlieren, nicht abgehalten hätte. Aber da ich endlich nach tausendfältigem Streit, nach immer wiederholter Betrachtung auch scharfe Blicke auf das Band warf, das mich an ihn festhielt, entdeckte ich, daß es nur schwach war, daß es sich zerreißen lasse. Ich erkannte auf einmal, daß es nur eine Glasglocke sei, die mich in den luftleeren Raum sperrte; nur noch so viel Kraft, sie entzwei zu schlagen, und Du bist gerettet!

Gedacht, gewagt. Ich zog die Maske ab und handelte jedesmal, wie mir's ums Herz war. Narcissen hatte ich immer zärtlich lieb; aber das Thermometer, das vorher im heißen Wasser gestanden, hing nun an der natürlichen Luft; es konnte nicht höher steigen, als die Atmosphäre warm war.

Unglücklicherweise erkältete sie sich sehr. Narciß fing an, sich zurückzuziehen und fremd zu thun; das stand ihm frei; aber mein Thermometer fiel, sowie er sich zurückzog. Meine

Familie bemerkte es; man befragte mich, man wollte ſich verwundern. Ich erklärte mit männlichem Trotz, daß ich mich bisher genug aufgeopfert habe, daß ich bereit ſei, noch ferner und bis ans Ende meines Lebens alle Widerwärtigkeiten mit ihm zu theilen, daß ich aber für meine Handlungen völlige Freiheit verlange, daß mein Thun und Laſſen von meiner Ueberzeugung abhängen müſſe, daß ich zwar niemals eigenſinnig auf meiner Meinung beharren, vielmehr jede Gründe gerne anhören wolle; aber da es mein eigenes Glück betreffe, müſſe die Entſcheidung von mir abhängen, und keine Art von Zwang würde ich dulden. So wenig das Räſonnement des größten Arztes mich bewegen würde, eine ſonſt vielleicht ganz geſunde und von Vielen ſehr geliebte Speiſe zu mir zu nehmen, ſobald mir meine Erfahrung bewieſe, daß ſie mir jederzeit ſchädlich ſei, wie ich den Gebrauch des Kaffees zum Beiſpiel anführen konnte, ſo wenig und noch viel weniger würde ich mir irgend eine Handlung, die mich verwirrte, als für mich moraliſch zuträglich aufdemonſtriren laſſen.

Da ich mich ſo lange im Stillen vorbereitet hatte, ſo waren mir die Debatten hierüber eher angenehm als verdrießlich. Ich machte meinem Herzen Luft und fühlte den ganzen Werth meines Entſchluſſes. Ich wich nicht ein Haar breit, und wem ich nicht kindlichen Reſpekt ſchuldig war, der wurde derb abgefertigt. In meinem Hauſe ſiegte ich bald. Meine Mutter hatte von Jugend auf ähnliche Geſinnungen, nur waren ſie bei ihr nicht zur Reife gediehen; keine Noth hatte ſie gedrängt und den Muth, ihre Ueberzeugung durchzuſetzen, erhöht. Sie freute ſich, durch mich ihre ſtillen Wünſche erfüllt zu ſehen. Die jüngere Schweſter ſchien ſich an mich anzuſchließen; die zweite war aufmerkſam und ſtill. Die Tante hatte am Meiſten einzuwenden. Die Gründe, die ſie vorbrachte, ſchienen ihr unwiderleglich und waren es auch, weil ſie ganz gemein waren. Ich war endlich genöthigt, ihr zu zeigen, daß ſie in keinem Sinne eine Stimme in dieſer Sache habe, und ſie ließ nur ſelten merken, daß ſie auf ihrem Sinne verharre. Auch war ſie die Einzige, die dieſe Begebenheit von Nahem anſah und ganz ohne Empfindung blieb. Ich thue ihr nicht zu viel, wenn ich ſage, daß ſie kein Gemüth und die eingeſchränkteſten Begriffe hatte.

Der Vater benahm ſich ganz ſeiner Denkart gemäß. Er ſprach Weniges, aber öfter mit mir über die Sache, und ſeine Gründe waren verſtändig und als ſeine Gründe unwiderleg-

lich; nur das tiefe Gefühl meines Rechts gab mir Stärke, gegen ihn zu disputiren. Aber bald veränderten sich diese Scenen; ich mußte an sein Herz Anspruch machen. Gedrängt von seinem Verstande, brach ich in die affektvollsten Vorstellungen aus. Ich ließ meiner Zunge und meinen Thränen freien Lauf. Ich zeigte ihm, wie sehr ich Narcissen liebte, und welchen Zwang ich mir seit zwei Jahren angethan hatte, wie gewiß ich sei, daß ich recht handle; daß ich bereit sei, diese Gewißheit mit dem Verlust des geliebten Bräutigams und anscheinenden Glücks, ja, wenn es nöthig wäre, mit Hab' und Gut zu versiegeln*); daß ich lieber mein Vaterland, Eltern und Freunde verlassen und mein Brod in der Fremde verdienen als gegen meine Einsichten handeln wolle. Er verbarg seine Rührung, schwieg einige Zeit stille und erklärte sich endlich öffentlich für mich.

Narciß vermied seit jener Zeit unser Haus, und nun gab mein Vater die wöchentliche Gesellschaft auf, in der sich Dieser befand. Die Sache machte Aufsehen bei Hofe und in der Stadt. Man sprach darüber, wie gewöhnlich in solchen Fällen, an denen das Publikum heftigen Antheil zu nehmen pflegt, weil es verwöhnt ist, auf die Entschließungen schwacher Gemüther einigen Einfluß zu haben. Ich kannte die Welt genug und wußte, daß man oft von eben den Personen über das getadelt wird, wozu man sich durch sie hat bereden lassen, und auch ohne das würden mir bei meiner innern Verfassung alle solche vorübergehenden Meinungen so gut als gar nichts gewesen sein.

Dagegen versagte ich mir nicht, meiner Neigung zu Narcissen nachzuhängen. Er war mir unsichtbar geworden, und mein Herz hatte sich nicht gegen ihn geändert. Ich liebte ihn zärtlich, gleichsam auf das Neue und viel gesetzter als vorher. Wollte er meine Ueberzeugung nicht stören, so war ich die Seine; ohne diese Bedingung hätte ich ein Königreich mit ihm ausgeschlagen. Mehrere Monate lang trug ich diese Empfindungen und Gedanken mit mir herum, und da ich mich endlich still und stark genug fühlte, um ruhig und gesetzt zu Werke zu gehen, so schrieb ich ihm ein höfliches, nicht zärtliches Billet und fragte ihn, warum er nicht mehr zu mir komme.

Da ich seine Art kannte, sich selbst in geringern Dingen nicht gern zu erklären, sondern stillschweigend zu thun, was ihm gut däuchte, so drang ich gegenwärtig mit Vorsatz in ihn. Ich

*) Nach älterm Gebrauche für besiegeln.

erhielt eine lange und, wie mir schien, abgeschmackte Antwort in einem weitläufigen Stil und unbedeutenden Phrasen: daß er ohne bessere Stelle sich nicht einrichten und mir seine Hand anbieten könne, daß ich am Besten wisse, wie hinderlich es ihm bisher gegangen, daß er glaube, ein so lange fortgesetzter fruchtloser Umgang könne meiner Renommee schaden; ich würde ihm erlauben, sich in der bisherigen Entfernung zu halten; sobald er im Stande wäre, mich glücklich zu machen, würde ihm das Wort, das er mir gegeben, heilig sein.

Ich antwortete ihm auf der Stelle: da die Sache aller Welt bekannt sei, möge es zu spät sein, meine Renommee zu menagiren, und für diese wären mir mein Gewissen und meine Unschuld die sichersten Bürgen; ihm aber gäbe ich hiermit sein Wort ohne Bedenken zurück und wünschte, daß er dabei sein Glück finden möchte. In eben der Stunde erhielt ich eine kurze Antwort, die im Wesentlichen mit der ersten völlig gleichlautend war. Er blieb dabei, daß er nach erhaltener Stelle bei mir anfragen würde, ob ich sein Glück mit ihm theilen wollte.

Mir hieß das nun so viel als nichts gesagt. Ich erklärte meinen Verwandten und Bekannten, die Sache sei abgethan, und sie war es auch wirklich. Denn als er neun Monate hernach auf das Erwünschteste befördert wurde, ließ er mir seine Hand nochmals antragen, freilich mit der Bedingung, daß ich als Gattin eines Mannes, der ein Haus machen müßte, meine Gesinnungen würde zu ändern haben. Ich dankte höflich und eilte mit Herz und Sinn von dieser Geschichte weg, wie man sich aus dem Schauspielhause herausseht, wenn der Vorhang gefallen ist. Und da er kurze Zeit darauf, wie es ihm nun sehr leicht war, eine reiche und ansehnliche Partie gefunden hatte, und ich ihn nach seiner Art glücklich wußte, so war meine Beruhigung ganz vollkommen.

Ich darf nicht mit Stillschweigen übergehen, daß einigemal, noch ehe er eine Bedienung erhielt, auch nachher, ansehnliche Heirathsanträge an mich gethan wurden, die ich aber ganz ohne Bedenken ausschlug, so sehr Vater und Mutter mehr Nachgiebigkeit von meiner Seite gewünscht hätten.

Nun schien mir nach einem stürmischen März und April das schönste Maiwetter beschert zu sein. Ich genoß bei einer guten Gesundheit eine unbeschreibliche Gemüthsruhe; ich mochte mich umsehen, wie ich wollte, so hatte ich bei meinem Verluste noch

gewonnen. Jung und voll Empfindung, wie ich war, machte mir die Schöpfung tausendmal schöner als vorher, da ich Gesellschaften und Spiele haben mußte, damit mir die Weile in dem schönen Garten nicht zu lang wurde. Da ich mich einmal meiner Frömmigkeit nicht schämte, so hatte ich Herz, meine Liebe zu Künsten und Wissenschaften nicht zu verbergen. Ich zeichnete, malte, las und fand Menschen genug, die mich unterstützten; statt der großen Welt, die ich verlassen hatte, oder vielmehr, die mich verließ, bildete sich eine kleinere um mich her, die weit reicher und unterhaltender war. Ich hatte eine Neigung zum gesellschaftlichen Leben, und ich leugne nicht, daß mir, als ich meine ältern Bekanntschaften aufgab, vor der Einsamkeit graute. Nun fand ich mich hinlänglich, ja vielleicht zu sehr entschädigt. Meine Bekanntschaften wurden erst recht weitläufig, nicht nur mit Einheimischen, deren Gesinnungen mit den meinigen übereinstimmten, sondern auch mit Fremden. Meine Geschichte war ruchbar geworden, und es waren viele Menschen neugierig, das Mädchen zu sehen, die Gott mehr schätzte als ihren Bräutigam. Es war damals überhaupt eine gewisse religiöse Stimmung in Deutschland bemerkbar. In mehreren fürstlichen und gräflichen Häusern war eine Sorge für das Heil der Seele lebendig. Es fehlte nicht an Edelleuten, die gleiche Aufmerksamkeit hegten, und in den geringern Ständen war durchaus diese Gesinnung verbreitet.

Die gräfliche Familie, deren ich oben erwähnt, zog mich nun näher an sich. Sie hatte sich indessen verstärkt, indem sich einige Verwandte in die Stadt gewendet hatten. Diese schätzbaren Personen suchten meinen Umgang, wie ich den ihrigen. Sie hatten große Verwandtschaft, und ich lernte in diesem Hause einen großen Theil der Fürsten, Grafen und Herren des Reichs kennen. Meine Gesinnungen waren Niemandem ein Geheimniß, und man mochte sie ehren oder auch nur schonen, so erlangte ich doch meinen Zweck und blieb ohne Anfechtung.

Noch auf eine andere Weise sollte ich wieder in die Welt geführt werden. Zu eben der Zeit verweilte ein Stiefbruder meines Vaters, der uns sonst nur im Vorbeigehen besucht hatte, länger bei uns. Er hatte die Dienste seines Hofes, wo er geehrt und von Einfluß war, nur deswegen verlassen, weil nicht Alles nach seinem Sinne ging. Sein Verstand war richtig und sein Charakter streng, und er war darin meinem Vater sehr ähnlich; nur hatte Dieser dabei einen gewissen Grad von Weich-

heit, wodurch ihm leichter ward, in Geschäften nachzugeben und etwas gegen seine Ueberzeugung nicht zu thun, aber geschehen zu lassen und den Unwillen darüber alsdann entweder in der Stille für sich oder vertraulich mit seiner Familie zu verrechen. Mein Oheim war um Vieles jünger, und seine Selbstständigkeit ward durch seine äußern Umstände nicht wenig bestätigt. Er hatte eine sehr reiche Mutter gehabt und hatte von ihren nahen und fernen Verwandten noch ein großes Vermögen zu hoffen; er bedurfte keines fremden Zuschusses, anstatt daß mein Vater bei seinem mäßigen Vermögen durch Besoldung an den Dienst fest geknüpft war.

Noch unbiegsamer war mein Oheim durch häusliches Unglück geworden. Er hatte eine liebenswürdige Frau und einen hoffnungsvollen Sohn früh verloren, und er schien von der Zeit an Alles von sich entfernen zu wollen, was nicht von seinem Willen abhing.

In der Familie sagte man sich gelegentlich mit einiger Selbstgefälligkeit in die Ohren, daß er wahrscheinlich nicht wieder heirathen werde, und daß wir Kinder uns schon als Erben seines großen Vermögens ansehen könnten. Ich achtete nicht weiter darauf; allein das Betragen der Uebrigen ward nach diesen Hoffnungen nicht wenig gestimmt. Bei der Festigkeit seines Charakters hatte er sich gewöhnt, in der Unterredung Niemandem zu widersprechen, vielmehr die Meinung eines Jeden freundlich anzuhören und die Art, wie sich Jeder eine Sache dachte, noch selbst durch Argumente und Beispiele zu erheben. Wer ihn nicht kannte, glaubte stets mit ihm einerlei Meinung zu sein; denn er hatte einen überwiegenden Verstand und konnte sich in alle Vorstellungsarten versetzen. Mit mir ging es ihm nicht so glücklich; denn hier war von Empfindungen die Rede, von denen er gar keine Ahnung hatte, und so schonend, theilnehmend und verständig er mit mir über meine Gesinnungen sprach, so war es mir doch auffallend, daß er von dem, worin der Grund aller meiner Handlungen lag, offenbar keinen Begriff hatte.

So geheim er übrigens war, entdeckte sich doch der Endzweck seines ungewöhnlichen Aufenthalts bei uns nach einiger Zeit. Er hatte, wie man endlich bemerken konnte, sich unter uns die jüngste Schwester ausersehen, um sie nach seinem Sinne zu verheirathen und glücklich zu machen; und gewiß, sie konnte nach ihren körperlichen und geistigen Gaben, besonders wenn sich ein

ansehnliches Vermögen noch mit auf die Schale legte, auf die ersten Partien Anspruch machen. Seine Gesinnungen gegen mich gab er gleichfalls pantomimisch zu erkennen, indem er mir den Platz einer Stiftsdame verschaffte, wovon ich sehr bald auch die Einkünfte zog.

Meine Schwester war mit seiner Fürsorge nicht so zufrieden und nicht so dankbar wie ich. Sie entdeckte mir eine Herzensangelegenheit, die sie bisher sehr weislich verborgen hatte; denn sie fürchtete wol, was auch wirklich geschah, daß ich ihr auf alle mögliche Weise die Verbindung mit einem Manne, der ihr nicht hätte gefallen sollen, widerrathen würde. Ich that mein Möglichstes, und es gelang mir. Die Absichten des Oheims waren zu ernsthaft und zu deutlich, und die Aussicht für meine Schwester bei ihrem Weltsinne zu reizend, als daß sie nicht eine Neigung, die ihr Verstand selbst mißbilligte, aufzugeben Kraft hätte haben sollen.

Da sie nun den sanften Leitungen des Oheims nicht mehr, wie bisher, auswich, so war der Grund zu seinem Plane bald gelegt. Sie ward Hofdame an einem benachbarten Hofe, wo er sie einer Freundin, die als Oberhofmeisterin in großem Ansehen stand, zur Aufsicht und Ausbildung übergeben konnte. Ich begleitete sie zu dem Ort ihres neuen Aufenthaltes. Wir konnten Beide mit der Aufnahme, die wir erfuhren, sehr zufrieden sein, und manchmal mußte ich über die Personen, die ich nun als Stiftsdame, als junge und fromme Stiftsdame, in der Welt spielte, heimlich lächeln.

In frühern Zeiten würde ein solches Verhältniß mich sehr verwirrt, ja mir vielleicht den Kopf verrückt haben; nun aber war ich bei Allem, was mich umgab, sehr gelassen. Ich ließ mich in großer Stille ein paar Stunden frisiren, punte mich und dachte nichts dabei, als daß ich in meinem Verhältnisse diese Galalivree anzuziehen schuldig sei. In den angefüllten Sälen sprach ich mit Allen und Jeden, ohne daß mir irgend eine Gestalt oder ein Wesen einen starken Eindruck zurückgelassen hätte. Wenn ich wieder nach Hause kam, waren müde Beine meist alles Gefühl, was ich mit zurückbrachte. Meinem Verstande nützten die vielen Menschen, die ich sah; und als Muster aller menschlichen Tugenden, eines guten und edlen Betragens lernte ich einige Frauen, besonders die Oberhofmeisterin, kennen, unter der meine Schwester sich zu bilden das Glück hatte.

Doch fühlte ich bei meiner Rückkunft nicht so glückliche körperliche Folgen von dieser Reise. Bei der größten Enthaltsamkeit und der genauesten Diät war ich doch nicht, wie sonst, Herr von meiner Zeit und meinen Kräften. Nahrung, Bewegung, Aufstehen und Schlafengehen, Ankleiden und Ausfahren ging nicht, wie zu Hause, von meinem Willen und meinem Empfinden ab. Im Laufe des geselligen Kreises darf man nicht stocken, ohne unhöflich zu sein, und Alles, was nöthig war, leistete ich gern, weil ich es für Pflicht hielt, weil ich wußte, daß es bald vorübergehen würde, und weil ich mich gesunder als jemals fühlte. Dessenungeachtet mußte dieses fremde, unruhige Leben auf mich stärker, als ich fühlte, gewirkt haben. Denn kaum war ich zu Hause angekommen und hatte meine Eltern mit einer befriedigenden Erzählung erfreut, so überfiel mich ein Blutsturz, der, ob er gleich nicht gefährlich war und schnell vorüberging, doch lange Zeit eine merkliche Schwachheit hinterließ.

Hier hatte ich nun wieder eine neue Lektion aufzusagen. Ich that es freudig. Nichts fesselte mich an die Welt, und ich war überzeugt, daß ich hier das Rechte niemals finden würde, und so war ich in dem heitersten und ruhigsten Zustande und ward, indem ich Verzicht aufs Leben gethan hatte, beim Leben erhalten.

Eine neue Prüfung hatte ich auszustehen, da meine Mutter mit einer drückenden Beschwerde überfallen wurde, die sie noch fünf Jahre trug, ehe sie die Schuld der Natur bezahlte. In dieser Zeit gab es manche Uebung. Oft wenn ihr die Bangigkeit zu stark wurde, ließ sie uns des Nachts Alle vor ihr Bette rufen, um wenigstens durch unsere Gegenwart zerstreut, wo nicht gebessert zu werden. Schwerer, ja kaum zu tragen, war der Druck, als mein Vater auch elend zu werden anfing. Von Jugend auf hatte er öfter heftige Kopfschmerzen, die aber aufs Längste nur sechsunddreißig Stunden anhielten. Nun aber wurden sie bleibend, und wenn sie auf einen hohen Grad stiegen, so zerriß der Jammer mir das Herz. Bei diesen Stürmen fühlte ich meine körperliche Schwäche am Meisten, weil sie mich hinderte, meine heiligsten, liebsten Pflichten zu erfüllen, oder mir doch ihre Ausübung äußerst beschwerlich machte.

Nun konnte ich mich prüfen, ob auf dem Wege, den ich eingeschlagen, Wahrheit oder Phantasie sei, ob ich vielleicht nur nach Andern gedacht, oder ob der Gegenstand meines Glaubens eine Realität habe; und zu meiner größten Unterstützung fand

ich immer das Letzte. Die gerade Richtung meines Herzens zu Gott, den Umgang mit den beloved ones*) hatte ich gesucht und gefunden, und das war, was mir Alles erleichterte. Wie der Wanderer in den Schatten, so eilte meine Seele nach diesem Schutzort, wenn mich Alles von außen drückte, und kam niemals leer zurück.

In der neuern Zeit haben einige Verfechter der Religion, die mehr Eifer als Gefühl für dieselbe zu haben scheinen, ihre Mitgläubigen aufgefordert, Beispiele von wirklichen Gebetserhörungen bekannt zu machen,**) wahrscheinlich weil sie sich Brief und Siegel wünschten, um ihren Gegnern recht diplomatisch und juristisch zu Leibe zu gehen. Wie unbekannt muß ihnen das wahre Gefühl sein, und wie wenig ächte Erfahrungen mögen sie selbst gemacht haben!

Ich darf sagen, ich kam nie leer zurück, wenn ich unter Druck und Noth Gott gesucht hatte. Es ist unendlich viel gesagt, und doch kann und darf ich nicht mehr sagen. So wichtig jede Erfahrung in dem kritischen Augenblicke für mich war, so matt, so unbedeutend, unwahrscheinlich würde die Erzählung werden, wenn ich einzelne Fälle anführen wollte. Wie glücklich war ich, daß tausend kleine Vorgänge zusammen, so gewiß als das Athembolen Zeichen meines Lebens ist, mir bewiesen, daß ich nicht ohne Gott auf der Welt sei! Er war mir nahe, ich war vor ihm. Das ist's, was ich mit gestissentlicher Vermeidung aller theologischen Systemsprache mit größter Wahrheit sagen kann.

Wie sehr wünschte ich, daß ich mich auch damals ganz ohne System befunden hätte! Aber wer kommt früh zu dem Glücke, sich seines eigenen Selbsts ohne fremde Formen, in reinem Zusammenhang bewußt zu sein? Mir war es Ernst mit meiner Seligkeit. Bescheiden vertraute ich fremdem Ansehen; ich ergab mich völlig dem Hallischen Bekehrungssystem,***) und mein ganzes Wesen wollte auf keine Wege hinpassen.

---

*) Der Gebrauch der englischen Sprache war in den gebildeten frommen Kreisen beliebt; besonders gern bediente sich ihrer Fräulein von Klettenberg, aus deren Bekenntnissen Goethe hier schöpfte.

**) Hier schwebte Lavater's Schrift „Ueber die Kraft des Gebetes" vor, worüber er sich in seinem „abgenöthigten Glaubensbekenntniß" (1773) weiter aussprach.

***) Das Spener's Schüler in Halle lehrten. Goethe schreibt 1770 von Straßburg aus an Fräulein von Klettenberg, die dortigen Frommen seien so Hallisch, seinem Grafen (Stolberg) so feind, so kirchlich und pünktlich, daß er ihr eben nichts weiter zu sagen brauche.

Nach diesem Lehrplan muß die Veränderung des Herzens mit einem tiefen Schrecken über die Sünde anfangen; das Herz muß in dieser Noth bald mehr, bald weniger die verschuldete Strafe erkennen und den Vorschmack der Hölle kosten, der die Lust der Sünde verbittert. Endlich muß man eine sehr merkliche Versicherung der Gnade fühlen, die aber im Fortgange sich oft versteckt und mit Ernst wiedergesucht werden muß.

Das Alles traf bei mir weder nahe noch ferne zu. Wenn ich Gott aufrichtig suchte, so ließ er sich finden und hielt mir von vergangenen Dingen nichts vor. Ich sah hintennach wol ein, wo ich unwürdig gewesen, und wußte auch, wo ich es noch war; aber die Erkenntniß meiner Gebrechen war ohne alle Angst. Nicht einen Augenblick ist mir eine Furcht vor der Hölle angekommen; ja, die Idee eines bösen Geistes und eines Straf- und Quälortes nach dem Tode konnte keineswegs in dem Kreise meiner Ideen Platz finden. Ich fand die Menschen, die ohne Gott lebten, deren Herz dem Vertrauen und der Liebe gegen den Unsichtbaren zugeschlossen war, schon so unglücklich, daß eine Hölle und äußere Strafen mir eher für sie eine Linderung zu versprechen, als eine Schärfung der Strafe zu drohen schienen. Ich durfte nur Menschen auf dieser Welt ansehen, die gehässigen Gefühlen in ihrem Busen Raum geben, die sich gegen das Gute von irgend einer Art verstocken und sich und Andern das Schlechte aufdringen wollen, die lieber bei Tage die Augen zuschließen, um nur behaupten zu können, die Sonne gebe keinen Schein von sich — wie über allen Ausdruck schienen mir diese Menschen elend! Wer hätte eine Hölle schaffen können, um ihren Zustand zu verschlimmern!

Diese Gemüthsbeschaffenheit blieb mir einen Tag wie den andern zehn Jahre lang. Sie erhielt sich durch viele Proben, auch am schmerzhaften Sterbebette meiner geliebten Mutter. Ich war offen genug, um bei dieser Gelegenheit meine heitere Gemüthsverfassung frommen, aber ganz schulgerechten Leuten nicht zu verbergen, und ich mußte darüber manchen freundschaftlichen Verweis erdulden. Man meinte mir eben zur rechten Zeit vorzustellen, welchen Ernst man anzuwenden hätte, um in gesunden Tagen einen guten Grund zu legen.

An Ernst wollte ich es auch nicht fehlen lassen. Ich ließ mich für den Augenblick überzeugen und wäre um mein Leben gern traurig und voll Schrecken gewesen. Wie verwundert war ich aber, da es ein- für allemal nicht möglich war! Wenn ich

an Gott dachte, war ich heiter und vergnügt; auch bei meiner lieben Mutter schmerzensvollem Ende graute mir vor dem Tode nicht. Doch lernte ich Vieles und ganz andere Sachen, als meine unberufenen Lehrmeister glaubten, in diesen großen Stunden.

Nach und nach ward ich an den Einsichten so mancher hochberühmten Leute zweifelhaft und verwahrte meine Gesinnungen in der Stille. Eine gewisse Freundin, der ich erst zu viel eingeräumt hatte, wollte sich immer in meine Angelegenheiten mengen; auch von dieser war ich genöthigt mich loszumachen, und einst sagte ich ihr ganz entschieden, sie solle ohne Mühe bleiben, ich brauche ihren Rath nicht; ich kenne meinen Gott und wolle ihn ganz allein zum Führer haben. Sie fand sich sehr beleidigt, und ich glaube, sie hat mir's nie ganz verziehen.

Dieser Entschluß, mich dem Rathe und der Einwirkung meiner Freunde in geistlichen Sachen zu entziehen, hatte die Folge, daß ich auch in äußerlichen Verhältnissen meinen eigenen Weg zu gehen Muth gewann. Ohne den Beistand meines treuen unsichtbaren Führers hätte es mir übel gerathen können, und noch muß ich über diese weise und glückliche Leitung erstaunen. Niemand wußte eigentlich, worauf es bei mir ankam, und ich wußte es selbst nicht.

Das Ding, das noch nie erklärte böse Ding, das uns von dem Wesen trennt, dem wir das Leben verdanken, von dem Wesen, aus dem Alles, was Leben genannt werden soll, sich unterhalten muß, das Ding, das man Sünde nennt, kannte ich noch gar nicht.

In dem Umgange mit dem unsichtbaren Freunde fühlte ich den süßesten Genuß aller meiner Lebenskräfte. Das Verlangen, dieses Glück immer zu genießen, war so groß, daß ich gern unterließ, was diesen Umgang störte, und hierin war die Erfahrung mein bester Lehrmeister. Allein es ging mir wie Kranken, die keine Arznei haben und sich mit der Diät zu helfen suchen. Es thut etwas, aber lange nicht genug.

In der Einsamkeit konnte ich nicht immer bleiben, ob ich gleich in ihr das beste Mittel gegen die mir so eigene Zerstreuung der Gedanken fand. Kam ich nachher in Getümmel, so machte es einen desto größern Eindruck auf mich. Mein eigentlichster Vortheil bestand darin, daß die Liebe zur Stille herrschend war, und ich mich am Ende immer dahin wieder zurückzog. Ich erkannte, wie in einer Art von Dämmerung, mein Elend und meine Schwäche, und ich suchte mir

dadurch zu helfen, daß ich mich schonte, daß ich mich nicht aussetzte.

Sieben Jahre lang hatte ich meine diätetische Vorsicht ausgeübt. Ich hielt mich nicht für schlimm und fand meinen Zustand wünschenswerth. Ohne sonderbare Umstände und Verhältnisse wäre ich auf dieser Stufe stehen geblieben, und ich kam nur auf einem sonderbaren Wege weiter. Gegen den Rath aller meiner Freunde knüpfte ich ein neues Verhältniß an. Ihre Einwendungen machten mich anfangs stutzig. Sogleich wandte ich mich an meinen unsichtbaren Führer, und da dieser es mir vergönnte, ging ich ohne Bedenken auf meinem Wege fort.

Ein Mann von Geist, Herz und Talenten hatte sich in der Nachbarschaft angekauft. Unter den Fremden, die ich kennen lernte, war auch er und seine Familie. Wir stimmten in unsern Sitten, Hausverfassungen und Gewohnheiten sehr überein und konnten uns daher bald an einander anschließen.

Philo, so will ich ihn nennen, war schon in gewissen Jahren und meinem Vater, dessen Kräfte abzunehmen anfingen, in gewissen Geschäften von der größten Beihilfe. Er ward bald der innige Freund unseres Hauses, und da er, wie er sagte, an mir eine Person fand, die nicht das Ausschweifende und Leere der großen Welt und nicht das Trockene und Aengstliche der Stillen im Lande habe, so waren wir bald vertraute Freunde. Er war mir sehr angenehm und sehr brauchbar.

Ob ich gleich nicht die mindeste Anlage noch Neigung hatte, mich in weltliche Geschäfte zu mischen und irgend einen Einfluß zu suchen, so hörte ich doch gerne davon und wußte gern, was in der Nähe und Ferne vorging. Von weltlichen Dingen liebte ich mir eine gefühllose Deutlichkeit zu verschaffen; Empfindung, Innigkeit, Neigung bewahrte ich für meinen Gott, für die Meinigen und für meine Freunde.

Diese Letzten waren, wenn ich so sagen darf, auf meine neue Verbindung mit Philo eifersüchtig und hatten dabei von mehr als einer Seite Recht, wenn sie mich hierüber warnten. Ich litt viel in der Stille; denn ich konnte selbst ihre Einwendungen nicht ganz für leer oder eigennützig halten. Ich war von je her gewohnt, meine Einsichten unterzuordnen, und doch wollte diesmal meine Ueberzeugung nicht nach. Ich flehte zu meinem Gott, auch hier mich zu warnen, zu hindern, zu leiten, und da mich hierauf mein Herz nicht abmahnte, so ging ich meinen Pfad getrost fort.

Philo hatte im Ganzen eine entfernte Aehnlichkeit mit Narcissen; nur hatte eine fromme Erziehung sein Gefühl mehr zusammengehalten und belebt. Er hatte weniger Eitelkeit, mehr Charakter, und wenn Jener in weltlichen Geschäften fein, genau, anhaltend und unermüdlich war, so war Dieser klar, scharf, schnell und arbeitete mit einer unglaublichen Leichtigkeit. Durch ihn erfuhr ich die innersten Verhältnisse fast aller der vornehmen Personen, deren Aeußeres ich in der Gesellschaft hatte kennen lernen, und ich war froh, von meiner Warte dem Getümmel von Weitem zuzusehen. Philo konnte mir nichts mehr verhehlen; er vertraute mir nach und nach seine äußern und innern Verbindungen. Ich fürchtete für ihn (denn ich sah gewisse Umstände und Verwicklungen voraus), und das Uebel kam schneller, als ich vermuthet hatte; denn er hatte mit gewissen Bekenntnissen immer zurückgehalten, und auch zuletzt entdeckte er mir nur so viel, daß ich das Schlimmste vermuthen konnte.

Welche Wirkung hatte das auf mein Herz! Ich gelangte zu Erfahrungen, die mir ganz neu waren. Ich sah mit unbeschreiblicher Wehmuth einen Agathon, der, in den Hainen von Delphi erzogen, das Lehrgeld noch schuldig war und es nun mit schweren rückständigen Zinsen abzahlte;*) und dieser Agathon war mein genau verbundener Freund. Meine Theilnahme war lebhaft und vollkommen; ich litt mit ihm, und wir befanden uns Beide in dem sonderbarsten Zustande.

Nachdem ich mich lange mit seiner Gemüthsverfassung beschäftigt hatte, wendete sich meine Betrachtung auf mich selbst. Der Gedanke: „Du bist nicht besser als er" stieg wie eine kleine Wolke vor mir auf, breitete sich nach und nach aus und verfinsterte meine ganze Seele.

Nun dachte ich nicht mehr blos: „Du bist nicht besser als er"; ich fühlte es, und fühlte es so, daß ich es nicht noch einmal fühlen möchte. Und es war kein schneller Uebergang. Mehr als ein Jahr mußte ich empfinden, daß, wenn mich eine unsichtbare Hand nicht umschränkt hätte, ich ein Girard, ein Cartouche, ein Damiens,**) und welches Ungeheuer man nennen will, hätte werden können; die Anlage dazu fühle ich deutlich in meinem Herzen. Gott, welche Entdeckung!

*) Anspielung auf Wieland's „Agathon".

**) Der Dieb und Gauner Cartouche ward 1721 hingerichtet, der wollüstige Jesuit Girard 1731 verurtheilt; der Königsmörder Damiens erlitt 1757 einen qualvollen Tod.

Hatte ich nun bisher die Wirklichkeit der Sünde in mir durch die Erfahrung nicht einmal auf das Leiseste gewahr werden können, so war mir jetzt die Möglichkeit derselben in der Ahnung aufs Schrecklichste deutlich geworden; und doch kannte ich das Uebel nicht, ich fürchtete es nur; ich fühlte, daß ich schuldig sein konnte, und hatte mich nicht anzuklagen.

So tief ich überzeugt war, daß eine solche Geistesbeschaffenheit, wofür ich die meinige anerkennen mußte, sich nicht zu einer Vereinigung mit dem höchsten Wesen, die ich nach dem Tode hoffte, schicken könne, so wenig fürchtete ich, in eine solche Trennung zu gerathen. Bei allem Bösen, das ich in mir entdeckte, hatte ich Ihn lieb und haßte, was ich fühlte; ja, ich wünschte es noch ernstlicher zu hassen, und mein ganzer Wunsch war, von dieser Krankheit und dieser Anlage zur Krankheit erlöst zu werden, und ich war gewiß, daß mir der große Arzt seine Hilfe nicht versagen würde.

Die einzige Frage war: „Was heilt diesen Schaden? Tugendübungen?" An die konnte ich nicht einmal denken; denn zehn Jahre hatte ich schon mehr als nur bloße Tugend geübt, und die nun erkannten Gräuel hatten dabei tief in meiner Seele verborgen gelegen. Hätten sie nicht auch, wie bei David, losbrechen können, als er Bathseba erblickte? und war er nicht auch ein Freund Gottes, und war ich nicht im Innersten überzeugt, daß Gott mein Freund sei? Sollte es also wol eine unvermeidliche Schwäche der Menschheit sein? Müssen wir uns nun gefallen lassen, daß wir irgend einmal die Herrschaft unserer Neigung empfinden, und bleibt uns bei dem besten Willen nichts Anderes übrig, als den Fall, den wir gethan, zu verabscheuen und bei einer ähnlichen Gelegenheit wieder zu fallen?

Aus der Sittenlehre konnte ich keinen Trost schöpfen. Weder ihre Strenge, wodurch sie unsere Neigung meistern will, noch ihre Gefälligkeit, mit der sie unsere Neigungen zu Tugenden machen möchte, konnte mir genügen. Die Grundbegriffe, die mir der Umgang mit dem unsichtbaren Freunde eingeflößt hatte, hatten für mich schon einen viel entschiedenern Werth.

Indem ich einst die Lieder studirte, welche David nach jener häßlichen Katastrophe gedichtet hatte, war mir sehr auffallend, daß er das in ihm wohnende Böse schon in dem Stoff, woraus er geworden war, erblickte, daß er aber entsündigt sein wollte, und daß er auf das Dringendste um ein reines Herz flehte.

Wie nun aber dazu zu gelangen? Die Antwort aus den

symbolischen Büchern wußte ich wol; es war mir auch eine Bibelwahrheit, daß das Blut Jesu Christi uns von allen Sünden reinige. Nun aber bemerkte ich erst, daß ich diesen so oft wiederholten Spruch noch nie verstanden hatte. Die Fragen: „Was heißt das? Wie soll das zugehen?“ arbeiteten Tag und Nacht in mir sich durch. Endlich glaubte ich bei einem Schimmer zu sehen, daß das, was ich suchte, in der Menschwerdung des ewigen Worts, durch das Alles und auch wir erschaffen sind, zu suchen sei. Daß der Uranfängliche sich in die Tiefen, in denen wir stecken, die er durchschaut und umfaßt, einstmal als Bewohner begeben habe, durch unser Verhältniß von Stufe zu Stufe, von der Empfängniß und Geburt bis zu dem Grabe, durchgegangen sei, daß er durch diesen sonderbaren Umweg wieder zu den lichten Höhen aufgestiegen, wo wir auch wohnen sollten, um glücklich zu sein — das ward mir, wie in einer dämmernden Ferne, offenbart.

O, warum müssen wir, um von solchen Dingen zu reden, Bilder gebrauchen, die nur äußere Zustände anzeigen! Wo ist vor ihm etwas Hohes oder Tiefes, etwas Dunkles oder Helles? Wir nur haben ein Oben und Unten, einen Tag und eine Nacht. Und eben darum ist er uns ähnlich geworden, weil wir sonst keinen Theil an ihm haben könnten.

Wie können wir aber an dieser unschätzbaren Wohlthat Theil nehmen? „Durch den Glauben,“ antwortet uns die Schrift. Was ist denn Glaube? Die Erzählung einer Begebenheit für wahr halten, was kann mir das helfen? Ich muß mir ihre Wirkungen, ihre Folgen zueignen können. Dieser zueignende Glaube muß ein eigener, dem natürlichen Menschen ungewöhnlicher Zustand des Gemüths sein.

„Nun, Allmächtiger! so schenke mir Glauben!“ flehte ich einst in dem größten Druck des Herzens. Ich lehnte mich auf einen kleinen Tisch, an dem ich saß, und verbarg mein bethränetes Gesicht in meinen Händen. Hier war ich in der Lage, in der man sein muß, wenn Gott auf unser Gebet achten soll, und in der man selten ist.

Ja, wer nur schildern könnte, was ich da fühlte! Ein Zug brachte meine Seele nach dem Kreuze hin, an dem Jesus einst erblaßte; ein Zug war es, ich kann es nicht anders nennen, demjenigen völlig gleich, wodurch unsere Seele zu einem abwesenden Geliebten geführt wird, ein Zunahen, das vermuthlich viel wesentlicher und wahrhafter ist, als wir vermuthen. So

nahte meine Seele dem Menschgewordenen und am Kreuz Gestorbenen, und in dem Augenblicke wußte ich, was Glaube war.

„Das ist Glaube!“ sagte ich und sprang wie halberschreckt in die Höhe. Ich suchte nun meiner Empfindung, meines Anschauens gewiß zu werden, und in Kurzem war ich überzeugt, daß mein Geist eine Fähigkeit, sich aufzuschwingen, erhalten habe, die ihm ganz neu war. Bei diesen Empfindungen verlassen uns die Worte. Ich konnte sie ganz deutlich von aller Phantasie unterscheiden; sie waren ganz ohne Phantasie, ohne Bild, und gaben doch eben die Gewißheit eines Gegenstandes, auf den sie sich bezogen, als die Einbildungskraft, indem sie uns die Züge eines abwesenden Geliebten vormalt.

Als das erste Entzücken vorüber war, bemerkte ich, daß mir dieser Zustand der Seele schon vorher bekannt gewesen; allein ich hatte ihn nie in dieser Stärke empfunden; ich hatte ihn niemals festhalten, nie zu eigen behalten können. Ich glaube überhaupt, daß jede Menschenseele ein- und das anderemal davon etwas empfunden hat. Ohne Zweifel ist er das, was einem Jeden lehrt, daß ein Gott ist.

Mit dieser mich ehemals von Zeit zu Zeit nur anwandelnden Kraft war ich bisher sehr zufrieden gewesen, und wäre mir nicht durch sonderbare Schickung seit Jahr und Tag die unerwartete Plage widerfahren, wäre nicht dabei mein Können und Vermögen bei mir selbst außer allen Kredit gekommen, so wäre ich vielleicht mit jenem Zustande immer zufrieden geblieben. Nun aber hatte ich seit jenem großen Augenblicke Flügel bekommen. Ich konnte mich über das, was mich vorher bedrohete, aufschwingen, wie ein Vogel singend über den schnellsten Strom ohne Mühe fliegt, vor welchem das Hündchen ängstlich bellend stehen bleibt.

Meine Freude war unbeschreiblich; und ob ich gleich Niemandem etwas davon entdeckte, so merkten doch die Meinigen eine ungewöhnliche Heiterkeit an mir, ohne begreifen zu können, was die Ursache meines Vergnügens wäre. Hätte ich doch immer geschwiegen und die reine Stimmung in meiner Seele zu erhalten gesucht! Hätte ich mich doch nicht durch Umstände verleiten lassen, mit meinem Geheimnisse hervorzutreten! dann hätte ich mir abermals einen großen Umweg ersparen können.

Da in meinem vorhergehenden zehnjährigen Christenlauf diese nothwendige Kraft nicht in meiner Seele war, so hatte ich

mich in dem Fall anderer redlichen Leute auch befunden; ich hatte mir dadurch geholfen, daß ich die Phantasie immer mit Bildern erfüllte, die einen Bezug auf Gott hatten. Und auch dieses ist schon wahrhaft nützlich; denn schädliche Bilder und ihre bösen Folgen werden dadurch abgehalten. Sodann ergreift unsere Seele oft ein und das andere von den geistigen Bildern und schwingt sich ein Wenig damit in die Höhe, wie ein junger Vogel von einem Zweige auf den andern flattert. So lange man nichts Besseres hat, ist doch diese Uebung nicht ganz zu verwerfen.

Auf Gott zielende Bilder und Eindrücke verschaffen uns kirchliche Anstalten, Glocken, Orgeln und Gesänge, und besonders die Vorträge unserer Lehrer. Auf sie war ich ganz unsäglich begierig; keine Witterung, keine körperliche Schwäche hielt mich ab, die Kirchen zu besuchen, und nur das sonntägige Geläute konnte mir auf meinem Krankenlager einige Ungeduld verursachen. Unsern Oberhofprediger, der ein trefflicher Mann war, hörte ich mit großer Neigung; auch seine Kollegen waren mir werth, und ich wußte die goldenen Aepfel des göttlichen Wortes auch aus irdenen Schalen unter gemeinem Obste herauszufinden. Den öffentlichen Uebungen wurden alle möglichen Privaterbauungen, wie man sie nennt, hinzugefügt, und auch dadurch nur Phantasie und feinere Sinnlichkeit genährt. Ich war so an diesen Gang gewöhnt, ich respektirte ihn so sehr, daß mir auch jetzt nichts Höheres einfiel. Denn meine Seele hat nur Fühlhörner und keine Augen; sie tastet nur und sieht nicht; ach! daß sie Augen bekäme und schauen dürfte!

Auch jetzt ging ich voll Verlangen in die Predigten; aber ach, wie geschah mir! Ich fand das nicht mehr, was ich sonst gefunden. Diese Prediger stumpften sich die Zähne an den Schalen ab, indessen ich den Kern genoß. Ich mußte ihrer nun bald müde werden; aber mich an Den allein zu halten, den ich doch zu finden wußte, dazu war ich zu verwöhnt. Bilder wollte ich haben, äußere Eindrücke bedurfte ich, und glaubte ein reines, geistiges Bedürfniß zu fühlen.

Philo's Eltern hatten mit der herrnhutischen Gemeinde in Verbindung gestanden; in seiner Bibliothek fanden sich noch viele Schriften des Grafen. Er hatte mit mir einigemal sehr klar und billig darüber gesprochen und mich ersucht, einige dieser Schriften durchzublättern, und wäre es auch nur, um ein psychologisches Phänomen kennen zu lernen. Ich hielt den Grafen

für einen gar zu argen Ketzer. So ließ ich auch das Ebersdorfer Geſangbuch bei mir liegen, das mir der Freund in ähnlicher Abſicht gleichſam aufgedrungen hatte.

In dem völligen Mangel aller äußern Ermunterungsmittel ergriff ich wie von ungefähr das gedachte Geſangbuch und fand zu meinem Erſtaunen wirklich Lieder darin, die, freilich unter ſehr ſeltſamen Formen, auf dasjenige zu deuten ſchienen, was ich fühlte; die Originalität und Naivetät der Ausdrücke zog mich an. Eigene Empfindungen ſchienen auf eine eigene Weiſe ausgedrückt; keine Schulterminologie erinnerte an etwas Steifes oder Gemeines. Ich ward überzeugt, die Leute fühlten, was ich fühlte, und ich fand mich nun ſehr glücklich, ein ſolches Verschen ins Gedächtniß zu faſſen und mich einige Tage damit zu tragen.

Seit jenem Augenblicke, in welchem mir das Wahre geſchenkt worden war, verfloſſen auf dieſe Weiſe ungefähr drei Monate. Endlich faßte ich den Entſchluß, meinem Freunde Philo Alles zu entdecken und ihn um die Mittheilung jener Schriften zu bitten, auf die ich nun über die Maaßen neugierig geworden war. Ich that es auch wirklich, ungeachtet mir ein Etwas im Herzen ernſtlich davon abrieth.

Ich erzählte Philo die ganze Geſchichte umſtändlich, und da er ſelbſt darin eine Hauptperſon war, da meine Erzählung auch für ihn die ſtrengſte Bußpredigt enthielt, war er äußerſt betroffen und gerührt. Er zerfloß in Thränen. Ich freute mich und glaubte, auch bei ihm ſei eine völlige Sinnesänderung bewirkt worden.

Er verſorgte mich mit allen Schriften, die ich nur verlangte, und nun hatte ich überflüſſige Nahrung für meine Einbildungskraft. Ich machte große Fortſchritte in der Zinzendorfiſchen Art, zu denken und zu ſprechen. Man glaube nicht, daß ich die Art und Weiſe des Grafen nicht auch gegenwärtig zu ſchätzen wiſſe; ich laſſe ihm gern Gerechtigkeit widerfahren; er iſt kein leerer Phantaſt; er ſpricht von großen Wahrheiten meiſt in einem kühnen Fluge der Einbildungskraft, und die ihn geſchmäht haben, wußten ſeine Eigenſchaften weder zu ſchätzen noch zu unterſcheiden. Ich gewann ihn unbeſchreiblich lieb. Wäre ich mein eigener Herr geweſen, ſo hätte ich gewiß Vaterland und Freunde verlaſſen, wäre zu ihm gezogen; unfehlbar hätten wir uns verſtanden, und ſchwerlich hätten wir uns lange vertragen.

Dank ſei meinem Genius, der mich damals in meiner klug-

lichen Verfassung so eingeschränkt hielt! Es war schon eine große Reise, wenn ich nur in den Hausgarten gehen konnte. Die Pflege meines alten und schwächlichen Vaters machte mir Arbeit genug, und in den Erholungsstunden war die edle Phantasie mein Zeitvertreib. Der einzige Mensch, den ich sah, war Philo, den mein Vater sehr liebte, dessen offenes Verhältniß zu mir aber durch die letzte Erklärung einigermaßen gelitten hatte. Bei ihm war die Rührung nicht tief gedrungen, und da ihm einige Versuche, in meiner Sprache zu reden, nicht gelungen waren, so vermied er diese Materie um so leichter, als er durch seine ausgebreiteten Kenntnisse immer neue Gegenstände des Gesprächs herbeizuführen wußte.

Ich war also eine Herrnhutische Schwester auf meine eigene Hand und hatte diese neue Wendung meines Gemüths und meiner Neigungen besonders vor dem Oberhofprediger zu verbergen, den ich als meinen Beichtvater zu schätzen sehr Ursache hatte, und dessen große Verdienste auch gegenwärtig durch seine äußerste Abneigung gegen die Herrnhutische Gemeinde in meinen Augen nicht geschmälert wurden. Leider sollte dieser würdige Mann an mir und Andern viele Betrübniß erleben!

Er hatte vor mehreren Jahren auswärts einen Kavalier als einen redlichen, frommen Mann kennen lernen, und war mit ihm als Einem, der Gott ernstlich suchte, in einem ununterbrochenen Briefwechsel geblieben. Wie schmerzhaft war es daher für seinen geistlichen Führer, als dieser Kavalier sich in der Folge mit der Herrnhutischen Gemeinde einließ und sich lange unter den Brüdern aufhielt! wie angenehm dagegen, als sein Freund sich mit den Brüdern wieder entzweite, in der Nähe zu wohnen sich entschloß und sich seiner Leitung aufs Neue völlig zu überlassen schien!

Nun wurde der Neuangekommene gleichsam im Triumph allen besonders geliebten Schäfchen des Oberhirten vorgestellt. Nur in unser Haus ward er nicht eingeführt, weil mein Vater Niemanden mehr zu sehen pflegte. Der Kavalier fand große Approbation; er hatte das Geistliche des Hofs und das Einnehmende der Gemeinde, dabei viel schöne natürliche Eigenschaften, und ward bald der große Heilige für Alle, die ihn kennen lernten, worüber sich sein geistlicher Gönner äußerst freute. Leider war Jener nur über äußere Umstände mit der Gemeinde brouillirt und im Herzen noch ganz Herrnhuter. Er hing zwar wirklich an der Realität der Sache; allein auch

ihm war das Tändelwerk, das der Graf darum gehängt hatte, höchst angemeßen. Er war an jene Vorstellungs- und Redensarten nun einmal gewöhnt, und wenn er sich nunmehr vor seinem alten Freunde sorgfältig verbergen mußte, so war es ihm desto nothwendiger, sobald er ein Häufchen vertrauter Personen um sich erblickte, mit seinen Verschen, Litaneien und Bilderchen hervorzurücken, und er fand, wie man denken kann, großen Beifall.

Ich wußte von der ganzen Sache nichts und tändelte auf meine eigene Art fort. Lange Zeit blieben wir uns unbekannt. Einst besuchte ich in einer freien Stunde eine kranke Freundin. Ich traf mehrere Bekannte dort an und merkte bald, daß ich sie in einer Unterredung gestört hatte. Ich ließ mir nichts merken, erblickte aber zu meiner großen Verwunderung an der Wand einige Herrnhutische Bilder in zierlichen Rahmen. Ich faßte geschwind, was in der Zeit, da ich nicht im Hause gewesen, vorgegangen sein mochte, und bewillkommte diese neue Erscheinung mit einigen angemeßenen Versen. Man denke sich das Erstaunen meiner Freundinnen! Wir erklärten uns und waren auf der Stelle einig und vertraut.

Ich suchte nun öfter Gelegenheit, auszugehen (leider fand ich sie nur alle drei bis vier Wochen), ward mit dem adeligen Apostel und nach und nach mit der ganzen heimlichen Gemeinde bekannt. Ich besuchte, wenn ich konnte, ihre Versammlungen, und bei meinem geselligen Sinn war es mir unendlich angenehm, das von Andern zu vernehmen und Andern mitzutheilen, was ich bisher nur in und mit mir selbst ausgearbeitet hatte.

Ich war nicht so eingenommen, daß ich nicht bemerkt hätte, wie nur Wenige den Sinn der zarten Worte und Ausdrücke fühlten, und wie sie dadurch auch nicht mehr als ehemals durch die kirchlich symbolische Sprache gefördert waren. Dessenungeachtet ging ich mit ihnen fort und ließ mich nicht irre machen. Ich dachte, daß ich nicht zur Untersuchung und Herzensprüfung berufen sei; war ich doch auch durch manche unschuldige Uebung zum Bessern vorbereitet worden. Ich nahm meinen Theil hinweg, drang, wo ich zur Rede kam, auf den Sinn, der bei so zarten Gegenständen eher durch Worte versteckt als angedeutet wird, und ließ übrigens mit stiller Verträglichkeit einen Jeden nach seiner Art gewähren.

Auf diese ruhigen Zeiten des heimlichen gesellschaftlichen Ge-

nusses folgten bald die Stürme öffentlicher Streitigkeiten und Widerwärtigkeiten, die am Hofe und in der Stadt große Bewegungen erregten, und ich möchte beinahe sagen, manches Skandal verursachten. Der Zeitpunkt war gekommen, in welchem unser Oberhofprediger, dieser große Widersacher der Herrnhutischen Gemeinde, zu seiner gesegneten Demüthigung entdecken sollte, daß seine besten und sonst anhänglichsten Zuhörer sich sämmtlich auf die Seite der Gemeinde neigten. Er war äußerst gekränkt, vergaß im ersten Augenblicke alle Mäßigung und konnte in der Folge sich nicht, selbst wenn er gewollt hätte, zurückziehen. Es gab heftige Debatten, bei denen ich glücklicherweise nicht genannt wurde, da ich nur ein zufälliges Mitglied der so sehr verhaßten Zusammenkünfte war, und unser eifriger Führer meinen Vater und meinen Freund in bürgerlichen Angelegenheiten nicht entbehren konnte. Ich erhielt meine Neutralität mit stiller Zufriedenheit; denn mich von solchen Empfindungen und Gegenständen selbst mit wohlwollenden Menschen zu unterhalten, war mir schon verdrießlich, wenn sie den tiefsten Sinn nicht fassen konnten und nur auf der Oberfläche verweilten. Nun aber gar über das mit Widersachern zu streiten, worüber man sich kaum mit Freunden verstand, schien mir unnütz, ja verderblich. Denn bald konnte ich bemerken, daß liebevolle, edle Menschen, die in diesem Falle ihr Herz von Widerwillen und Haß nicht rein halten konnten, gar bald zur Ungerechtigkeit übergingen und, um eine äußere Form zu vertheidigen, ihr bestes Innerstes beinah zerstörten.

So sehr auch der würdige Mann in diesem Falle Unrecht haben mochte, und so sehr man mich auch gegen ihn aufzubringen suchte, konnte ich ihm doch niemals eine herzliche Achtung versagen. Ich kannte ihn genau; ich konnte mich in seine Art, diese Sachen anzusehen, mit Billigkeit versetzen. Ich hatte niemals einen Menschen ohne Schwäche gesehen; nur ist sie auffallender bei vorzüglichen Menschen. Wir wünschen und wollen nun ein- für allemal, daß Die, die so sehr privilegirt sind, auch gar keinen Tribut, keine Abgaben zahlen sollen. Ich ehrte ihn als einen vorzüglichen Mann und bestte den Einfluß meiner stillen Neutralität, wo nicht zu einem Frieden, doch zu einem Waffenstillstande zu nutzen. Ich weiß nicht, was ich bewirkt hätte; Gott faßte die Sache kürzer und nahm ihn zu sich. Bei seiner Bahre weinten Alle, die noch kurz vorher um Worte mit ihm gestritten hatten. Seine

Rechtschaffenheit, seine Gottesfurcht hatte niemals Jemand bezweifelt.

Auch ich mußte um diese Zeit das Puppenwerk aus den Händen legen, das mir durch diese Streitigkeiten gewissermaßen in einem andern Lichte erschienen war. Der Oheim hatte seine Plane auf meine Schwester in der Stille durchgeführt. Er stellte ihr einen jungen Mann von Stande und Vermögen als ihren Bräutigam vor und zeigte sich in einer reichlichen Aussteuer, wie man es von ihm erwarten konnte. Mein Vater willigte mit Freuden ein; die Schwester war frei und vorbereitet und veränderte gerne ihren Stand. Die Hochzeit wurde auf des Oheims Schloß ausgerichtet; Familie und Freunde waren eingeladen, und wir kamen Alle mit heiterm Geiste.

Zum ersten Mal in meinem Leben erregte mir der Eintritt in ein Haus Bewunderung. Ich hatte wol oft von des Oheims Geschmack, von seinem italienischen Baumeister, von seinen Sammlungen und seiner Bibliothek reden hören; ich verglich aber das Alles mit dem, was ich schon gesehen hatte, und machte mir ein sehr buntes Bild davon in Gedanken. Wie verwundert war ich daher über den ernsten und harmonischen Eindruck, den ich beim Eintritt in das Haus empfand, und der sich in jedem Saal und Zimmer verstärkte! Hatte Pracht und Zierrath mich sonst nur zerstreut, so fühlte ich mich hier gesammelt und auf mich selbst zurückgeführt. Auch in allen Anstalten zu Feierlichkeiten und Festen erregten Pracht und Würde ein stilles Gefallen, und es war mir ebenso unbegreiflich, daß ein Mensch das Alles hätte erfinden und anordnen können, als daß mehrere sich vereinigen konnten, um in einem so großen Sinne zusammenzuwirken. Und bei dem Allen schienen der Wirth und die Seinigen so natürlich; es war keine Spur von Steifheit noch von leerem Ceremoniel zu bemerken.

Die Trauung selbst ward unvermuthet auf eine herzliche Art eingeleitet; eine vortreffliche Vokalmusik überraschte uns, und der Geistliche wußte dieser Ceremonie alle Feierlichkeit der Wahrheit zu geben. Ich stand neben Philo, und statt mir Glück zu wünschen, sagte er mit einem tiefen Seufzer: „Als ich die Schwester sah die Hand hingeben, war mir's, als ob man mich mit siedheißem Wasser begossen hätte.“ „Warum?“ fragte ich. „Es ist mir allezeit so, wenn ich eine Kopulation ansehe,“ versetzte er. Ich lachte über ihn und habe nachher oft genug an seine Worte zu denken gehabt.

Die Heiterkeit der Gesellschaft, worunter viele junge Leute waren, schien noch einmal so glänzend, indem Alles, was uns umgab, würdig und ernsthaft war. Aller Hausrath, Tafelzeug, Service und Tischaufsätze stimmten zu dem Ganzen; und wenn mir sonst die Baumeister mit den Konditoren aus einer Schule entsprungen zu sein schienen, so war hier Konditor und Tafeldecker bei dem Architekten in die Schule gegangen.

Da man mehrere Tage zusammenblieb, hatte der geistreiche und verständige Wirth für die Unterhaltung der Gesellschaft auf das Mannichfaltigste gesorgt. Ich wiederholte hier nicht die traurige Erfahrung, die ich so oft in meinem Leben gehabt hatte, wie übel eine große gemischte Gesellschaft sich befinde, die, sich selbst überlassen, zu den allgemeinsten und schalsten Zeitvertreiben greifen muß, damit ja eher die guten als die schlechten Subjekte Mangel der Unterhaltung fühlen.

Ganz anders hatte es der Oheim veranstaltet. Er hatte zwei bis drei Marschälle, wenn ich sie so nennen darf, bestellt. Der Eine hatte für die Freuden der jungen Welt zu sorgen: Tänze, Spazierfahrten, kleine Spiele waren von seiner Erfindung und standen unter seiner Direktion; und da junge Leute gern im Freien leben und die Einflüsse der Luft nicht scheuen, so war ihnen der Garten und der große Gartensaal übergeben, an den zu diesem Endzwecke noch einige Galerien und Pavillons angebaut waren, zwar nur von Brettern und Leinwand, aber in so edlen Verhältnissen, daß man nur an Stein und Marmor dabei erinnert ward. Wie selten ist eine Fête, wobei Derjenige, der die Gäste zusammenberuft, auch die Schuldigkeit empfindet, für ihre Bedürfnisse und Bequemlichkeiten auf alle Weise zu sorgen! Jagd und Spielpartien, kurze Promenaden, Gelegenheiten zu vertraulichen einsamen Gesprächen waren für die ältern Personen bereitet, und Derjenige, der am Frühesten zu Bette ging, war auch gewiß am Weitesten von allem Lärm einquartirt.

Durch diese gute Ordnung schien der Raum, in dem wir uns befanden, eine kleine Welt zu sein; und doch, wenn man es bei Nahem betrachtete, war das Schloß nicht groß, und man würde ohne genaue Kenntniß desselben und ohne den Geist des Wirthes wol schwerlich so viele Leute darin beherbergt und Jeden nach seiner Art bewirthet haben.

So angenehm uns der Anblick eines wohlgestalteten Menschen ist, so angenehm ist uns eine ganze Einrichtung, aus der

uns die Gegenwart eines verſtändigen, vernünftigen Weſens fühlbar wird. Schon in ein reinliches Haus zu kommen, iſt eine Freude, wenn es auch ſonſt geſchmacklos gebaut und verziert iſt; denn es zeigt uns die Gegenwart wenigſtens von einer Seite gebildeter Menſchen. Wie doppelt angenehm iſt es uns alſo, wenn aus einer menſchlichen Wohnung uns der Geiſt einer höhern, obgleich auch nur ſinnlichen Kultur entgegenſpricht!

Mit vieler Lebhaftigkeit ward mir dieſes auf dem Schloſſe meines Oheims anſchaulich. Ich hatte Vieles von Kunſt gehört und geleſen; Philo ſelbſt war ein großer Liebhaber von Gemälden und hatte eine ſchöne Sammlung; auch ich ſelbſt hatte viel gezeichnet; aber theils war ich zu ſehr mit meinen Empfindungen beſchäftigt und trachtete nur das Eine, was Noth iſt, erſt recht ins Reine zu bringen, theils ſchienen doch alle die Sachen, die ich geſehen hatte, mich wie die übrigen weltlichen Dinge zu zerſtreuen. Nun war ich zum erſten Mal durch etwas Aeußerliches auf mich ſelbſt zurückgeübet, und ich lernte den Unterſchied zwiſchen dem natürlichen vortrefflichen Geſang der Nachtigall und einem vierſtimmigen Halleluja aus gefühlvollen Menſchenkehlen zu meiner größten Verwunderung erſt kennen.

Ich verbarg meine Freude über dieſe neue Anſchauung meinem Oheim nicht, der, wenn alles Andere in ſein Theil gegangen war, ſich mit mir beſonders zu unterhalten pflegte. Er ſprach mit großer Beſcheidenheit von dem, was er beſaß und hervorgebracht hatte, mit großer Sicherheit von dem Sinne, in dem es geſammelt und aufgeſtellt worden war, und ich konnte wol merken, daß er mit Schonung für mich redete, indem er nach ſeiner alten Art das Gute, wovon er Herr und Meiſter zu ſein glaubte, demjenigen unterzuordnen ſchien, was nach meiner Ueberzeugung das Rechte und Beſte war.

„Wenn wir uns," ſagte er einmal, „als möglich denken können, daß der Schöpfer der Welt ſelbſt die Geſtalt ſeiner Kreatur angenommen und auf ihre Art und Weiſe ſich eine Zeit lang auf der Welt befunden habe, ſo muß uns dieſes Geſchöpf ſchon unendlich vollkommen erſcheinen, weil ſich der Schöpfer ſo lange damit vereinigen konnte. Es muß alſo in dem Begriff des Menſchen kein Widerſpruch mit dem Begriff der Gottheit liegen; und wenn wir auch oft eine gewiſſe Unähnlichkeit und Entfernung von ihr empfinden, ſo iſt es doch

um desto mehr unsere Schuldigkeit, nicht immer, wie der Advokat des bösen Geistes,*) nur auf die Blößen und Schwächen unserer Natur zu sehen, sondern eher alle Vollkommenheiten aufzusuchen, wodurch wir die Ansprüche unserer Gottähnlichkeit bestätigen können."

Ich lächelte und versetzte: „Beschämen Sie mich nicht zu sehr, lieber Oheim, durch die Gefälligkeit, in meiner Sprache zu reden! Das, was Sie mir zu sagen haben, ist für mich von so großer Wichtigkeit, daß ich es in Ihrer eigensten Sprache zu hören wünschte, und ich will alsdann, was ich mir davon nicht ganz zueignen kann, schon zu übersetzen suchen."

„Ich werde," sagte er darauf, „auch auf meine eigenste Weise, ohne Veränderung des Tons fortfahren können. Des Menschen größtes Verdienst bleibt wol, wenn er die Umstände so viel als möglich bestimmt und sich so wenig als möglich von ihnen bestimmen läßt. Das ganze Weltwesen liegt vor uns wie ein großer Steinbruch vor dem Baumeister, der nur dann den Namen verdient, wenn er aus diesen zufälligen Naturmassen ein in seinem Geiste entsprungenes Urbild mit der größten Oekonomie, Zweckmäßigkeit und Festigkeit zusammenstellt. Alles außer uns ist nur Element, ja, ich darf wol sagen, auch Alles an uns; aber tief in uns liegt diese schöpferische Kraft, die das zu erschaffen vermag, was sein soll, und uns nicht ruhen und rasten läßt, bis wir es außer uns oder an uns, auf eine oder die andere Weise, dargestellt haben. Sie, liebe Nichte, haben vielleicht das beste Theil erwählt; Sie haben Ihr sittliches Wesen, Ihre tiefe liebevolle Natur mit Sich selbst und mit dem höchsten Wesen übereinstimmend zu machen gesucht, indeß wir Andern wol auch nicht zu tadeln sind, wenn wir den sinnlichen Menschen in seinem Umfange zu kennen und thätig in Einheit zu bringen suchen."

Durch solche Gespräche wurden wir nach und nach vertrauter, und ich erlangte von ihm, daß er mit mir ohne Tendenz, wie mit sich selbst, sprach. „Glauben Sie nicht," sagte der Oheim zu mir, „daß ich Ihnen schmeichle, wenn ich Ihre Art zu denken und zu handeln lobe. Ich verehre den Menschen, der deutlich weiß, was er will, unablässig vorschreitet, die Mittel

*) Advocatus diaboli heißt Derjenige, der bei der Verhandlung über den Lebenslauf eines zur Heiligsprechung Vorgeschlagenen amtlich bestimmt ist, als Ankläger gegen denselben aufzutreten; der in seinen Gunsten Auftretende, alle seine Verdienste und Wunder ins Licht Stellende, heißt advocatus dei.

zu seinem Zwecke kennt und sie zu ergreifen und zu brauchen weiß; inwiefern sein Zweck groß oder klein sei, Lob oder Tadel verdiene, das kommt bei mir erst nachher in Betrachtung. Glauben Sie mir, meine Liebe, der größte Theil des Unheils und dessen, was man bös in der Welt nennt, entsteht blos, weil die Menschen zu nachlässig sind, ihre Zwecke recht kennen zu lernen und, wenn sie solche kennen, ernsthaft darauf loszuarbeiten. Sie kommen mir vor wie Leute, die den Begriff haben, es könne und müsse ein Thurm gebaut werden, und die doch an den Grund nicht mehr Steine und Arbeit verwenden, als man allenfalls einer Hütte unterzulege. Hätten Sie, meine Freundin, deren höchstes Bedürfniß war, mit Ihrer innern sittlichen Natur ins Reine zu kommen, anstatt der großen und kühnen Aufopferungen, sich zwischen Ihrer Familie, einem Bräutigam, vielleicht einem Gemahl nur so hin beholfen, Sie würden, in einem ewigen Widerspruch mit Sich selbst, niemals einen zufriedenen Augenblick genossen haben."

„Sie brauchen," versetzte ich hier, „das Wort Aufopferung, und ich habe manchmal gedacht, wie wir einer höhern Absicht, gleichsam wie einer Gottheit, das Geringere zum Opfer darbringen, ob es uns schon am Herzen liegt, wie man ein geliebtes Schaf für die Gesundheit eines verehrten Vaters gern und willig zum Altar führen würde."

„Was es auch sei," versetzte er, „der Verstand oder die Empfindung, das uns Eins für das Andere hingeben, Eins vor dem Andern wählen heißt, so ist Entschiedenheit und Folge nach meiner Meinung das Verehrungswürdigste am Menschen. Man kann die Waare und das Geld nicht zugleich haben; und Der ist ebenso übel daran, dem es immer nach der Waare gelüstet, ohne daß er das Herz hat, das Geld hinzugeben, als Der, den der Kauf reut, wenn er die Waare in Händen hat. Aber ich bin weit entfernt, die Menschen deshalb zu tadeln; denn sie sind eigentlich nicht Schuld, sondern die verwickelte Lage, in der sie sich befinden, und in der sie sich nicht zu regieren wissen. So werden Sie zum Beispiel im Durchschnitt weniger üble Wirthe auf dem Lande als in den Städten finden, und wieder in kleinen Städten weniger als in großen; und warum? Der Mensch ist zu einer beschränkten Lage geboren; einfache, nahe, bestimmte Zwecke vermag er einzusehen, und er gewöhnt sich, die Mittel zu benutzen, die ihm gleich zur Hand sind; sobald er aber ins Weite kommt, weiß er weder, was er will, noch

was er soll, und es ist ganz einerlei, ob er durch die Menge der Gegenstände zerstreut oder ob er durch die Höhe und Würde derselben außer sich gesetzt werde. Es ist immer sein Unglück, wenn er veranlaßt wird, nach etwas zu streben, mit dem er sich durch eine regelmäßige Selbstthätigkeit nicht verbinden kann."

„Fürwahr," fuhr er fort, „ohne Ernst ist in der Welt nichts möglich, und unter Denen, die wir gebildete Menschen nennen, ist eigentlich wenig Ernst zu finden; sie gehen, ich möchte sagen, gegen Arbeiten und Geschäfte, gegen Künste, ja gegen Vergnügungen nur mit einer Art von Selbstvertheidigung zu Werke; man lebt, wie man ein Pack Zeitungen liest, nur damit man sie los werde, und es fällt mir dabei jener junge Engländer in Rom ein, der Abends in einer Gesellschaft sehr zufrieden erzählte, daß er doch heute sechs Kirchen und zwei Galerien bei Seite gebracht habe. Man will Mancherlei wissen und kennen, und gerade das, was Einen am Wenigsten angeht, und man bemerkt nicht, daß kein Hunger dadurch gestillt wird, wenn man nach der Luft schnappt. Wenn ich einen Menschen kennen lerne, frage ich sogleich: „Womit beschäftigt er sich? und wie? und in welcher Folge?" und mit der Beantwortung der Frage ist auch mein Interesse an ihm auf Zeitlebens entschieden."

„Sie sind, lieber Oheim," versetzte ich darauf, „vielleicht zu strenge und entziehen manchem guten Menschen, dem Sie nützlich sein könnten, Ihre hilfreiche Hand."

„Ist es Dem zu verdenken," antwortete er, „der so lange vergebens an ihnen und um sie gearbeitet hat? Wie sehr leidet man nicht in der Jugend von Menschen, die uns zu einer angenehmen Lustpartie einzuladen glauben, wenn sie uns in die Gesellschaft der Danaiden oder des Sisyphus zu bringen versprechen! Gott sei Dank, ich habe mich von ihnen losgemacht, und wenn Einer unglücklicherweise in meinen Kreis kommt, suche ich ihn auf die höflichste Art hinaus zu komplimentiren; denn gerade von diesen Leuten hört man die bittersten Klagen über den verworrenen Lauf der Welthändel, über die Seichtigkeit der Wissenschaften, über den Leichtsinn der Künstler, über die Leerheit der Dichter, und was Alles noch mehr ist. Sie bedenken am Wenigsten, daß eben sie selbst und die Menge, die ihnen gleich ist, gerade das Buch nicht lesen würden, das geschrieben wäre, wie sie es fordern, daß ihnen die ächte Dichtung fremd sei, und daß selbst ein gutes Kunstwerk nur durch

Vorurtheil ihren Beifall erlangen könne. Doch laſſen Sie uns abbrechen! Es iſt hier keine Zeit, zu ſchelten noch zu klagen."

Er leitete meine Aufmerkſamkeit auf die verſchiedenen Gemälde, die an der Wand aufgehängt waren; mein Auge hielt ſich an die, deren Anblick reizend, oder deren Gegenſtand bedeutend war. Er ließ es eine Weile geſchehen; dann ſagte er: „Gönnen Sie nun auch dem Genius, der dieſe Werke hervorgebracht hat, einige Aufmerkſamkeit. Gute Gemüther ſehen ſo gerne den Finger Gottes in der Natur; warum ſollte man nicht auch der Hand ſeines Nachahmers einige Betrachtung ſchenken?" Er machte mich ſodann auf unſcheinbare Bilder aufmerkſam und ſuchte mir begreiflich zu machen, daß eigentlich die Geſchichte der Kunſt allein uns den Begriff von dem Werth und der Würde eines Kunſtwerks geben könne, daß man erſt die beſchwerlichen Stufen des Mechanismus und des Handwerks, an denen der fähige Menſch ſich Jahrhunderte lang hinaufarbeitet, kennen müſſe, um zu begreifen, wie es möglich ſei, daß das Genie auf dem Gipfel, bei deſſen bloßem Anblick uns ſchwindelt, ſich frei und fröhlich bewege.

Er hatte in dieſem Sinne eine ſchöne Reihe zuſammengebracht, und ich konnte mich nicht enthalten, als er mir ſie auslegte, die moraliſche Bildung hier wie im Gleichniſſe vor mir zu ſehen. Als ich ihm meine Gedanken äußerte, verſetzte er: „Sie haben vollkommen Recht, und wir ſehen daraus, daß man nicht wohl thut, der ſittlichen Bildung einſam, in ſich ſelbſt verſchloſſen nachzuhängen; vielmehr wird man finden, daß Derjenige, deſſen Geiſt nach einer moraliſchen Kultur ſtrebt, alle Urſache hat, ſeine feinere Sinnlichkeit zugleich mit auszubilden, damit er nicht in Gefahr komme, von ſeiner moraliſchen Höhe herabzugleiten, indem er ſich den Lockungen einer regelloſen Phantaſie übergiebt und in den Fall kommt, ſeine edlere Natur durch Vergnügen an geſchmackloſen Tändeleien, wo nicht an etwas Schlimmerm herabzuwürdigen."

Ich hatte ihn nicht in Verdacht, daß er auf mich ziele; aber ich fühlte mich getroffen, wenn ich zurückdachte, daß unter den Liedern, die mich erbaut hatten, manches abgeſchmackte mochte geweſen ſein, und daß die Bildchen, die ſich an meine geiſtlichen Ideen anſchloſſen, wol ſchwerlich vor den Augen des Oheims würden Gnade gefunden haben.

Philo hatte ſich indeſſen öfters in der Bibliothek aufgehalten und führte mich nunmehr auch in ſelbiger ein. Wir bewunderten

die Auswahl und dabei die Menge der Bücher. Sie waren in jenem*) Sinne gesammelt; denn es waren beinahe auch nur solche darin zu finden, die uns zur deutlichen Erkenntniß führen oder uns zur rechten Ordnung anweisen, die uns entweder rechte Materialien geben oder uns von der Einheit unseres Geistes überzeugen. Ich hatte in meinem Leben unsäglich gelesen, und in gewissen Fächern war mir fast kein Buch unbekannt; um desto angenehmer war mir's hier, von der Uebersicht des Ganzen zu sprechen und Lücken zu bemerken, wo ich sonst nur eine beschränkte Verwirrung oder eine unendliche Ausdehnung gesehen hatte.

Zugleich machten wir die Bekanntschaft eines sehr interessanten stillen Mannes. Er war Arzt und Naturforscher und schien mehr zu den Penaten als zu den Bewohnern des Hauses zu gehören. Er zeigte uns das Naturalienkabinet, das, wie die Bibliothek, in verschlossenen Glasschränken zugleich die Wände des Zimmers verzierte und den Raum veredelte, ohne ihn zu verengen. Hier erinnerte ich mich mit Freuden meiner Jugend und zeigte meinem Vater mehrere Gegenstände, die er ehemals auf das Krankenbette seines kaum in die Welt blickenden Kindes gebracht hatte. Dabei verhehlte der Arzt so wenig als bei folgenden Unterredungen, daß er sich mir in Absicht auf religiöse Gesinnungen nähere, lobte dabei den Oheim außerordentlich wegen seiner Toleranz und Schätzung von Allem, was den Werth und die Einheit der menschlichen Natur anzeige und befördere; nur verlange er freilich von allen andern Menschen ein Gleiches und pflege nichts so sehr als individuellen Dünkel und ausschließende Beschränktheit zu verdammen oder zu fliehen.

Seit der Trauung meiner Schwester sah dem Oheim die Freude aus den Augen, und er sprach verschiedenemal mit mir über das, was er für sie und ihre Kinder zu thun denke. Er hatte schöne Güter, die er selbst bewirthschaftete, und die er in dem besten Zustande seinen Neffen zu übergeben hoffte. Wegen des kleinen Gutes, auf dem wir uns befanden, schien er besondere Gedanken zu hegen. „Ich werde es," sagte er, „nur einer Person überlassen, die zu kennen, zu schätzen und zu genießen weiß, was es enthält, und die einsieht, wie sehr ein Reicher und Vornehmer, besonders in Deutschland, Ursache habe, etwas Mustermäßiges aufzustellen."

Schon war der größte Theil der Gäste nach und nach verflogen; wir bereiteten uns zum Abschied und glaubten die letzte

*) Die der Bilder (Seite 385).

Scene der Feierlichkeit erlebt zu haben, als wir aufs Neue durch ſeine Aufmerkſamkeit, uns ein würdiges Vergnügen zu machen, überraſcht wurden. Wir hatten ihm das Entzücken nicht verbergen können, das wir fühlten, als bei meiner Schweſter Trauung ein Chor Menſchenſtimmen ſich ohne alle Begleitung irgend eines Inſtruments hören ließ. Wir legten es ihm nahe genug, uns das Vergnügen noch einmal zu verſchaffen; er ſchien nicht darauf zu merken. Wie überraſcht waren wir daher, als er eines Abends zu uns ſagte: „Die Tanzmuſik hat ſich entfernt; die jungen flüchtigen Freunde haben uns verlaſſen; das Ehepaar ſelbſt ſieht ſchon ernſthafter aus als vor einigen Tagen, und in einer ſolchen Epoche von einander zu ſcheiden, da wir uns vielleicht nie, wenigſtens anders, wiederſehen, regt uns zu einer feierlichen Stimmung, die ich nicht edler nähren kann als durch eine Muſik, deren Wiederholung Sie ſchon früher zu wünſchen ſchienen.“

Er ließ durch das indeß verſtärkte und im Stillen noch mehr geübte Chor uns vier- und achtſtimmige Geſänge vortragen, die uns, ich darf wol ſagen, wirklich einen Vorſchmack der Seligkeit gaben. Ich hatte bisher nur den frommen Geſang gekannt, in welchem gute Seelen, oft mit beiſerer Kehle, wie die Waldvöglein, Gott zu loben glauben, weil ſie ſich ſelbſt eine angenehme Empfindung machen; dann die eitle Muſik der Konzerte, in denen man allenfalls zur Bewunderung eines Talents, ſelten aber auch nur zu einem vorübergehenden Vergnügen hingeriſſen wird. Nun vernahm ich eine Muſik, aus dem tiefſten Sinne der trefflichſten menſchlichen Naturen entſprungen, die durch beſtimmte und geübte Organe in harmoniſcher Einheit wieder zum tiefſten, beſten Sinne des Menſchen ſprach und ihn wirklich in dieſem Augenblicke ſeine Gottähnlichkeit lebhaft empfinden ließ. Alles waren lateiniſche geiſtliche Geſänge, die ſich wie Juwelen in dem goldenen Ringe einer geſitteten weltlichen Geſellſchaft ausnahmen und mich, ohne Anforderung einer ſogenannten Erbauung, auf das Geiſtigſte erhoben und glücklich machten.

Bei unſerer Abreiſe wurden wir Alle auf das Edelſte beſchenkt. Mir überreichte er das Ordenskreuz meines Stiftes, kunſtmäßiger und ſchöner gearbeitet und emaillirt, als man es ſonſt zu ſehen gewohnt war. Es hing an einem großen Brillanten, wodurch es zugleich an das Band befeſtigt wurde, und den er als den edelſten Stein einer Naturalienſammlung anzuſetzen bat.

Meine Schwester zog nun mit ihrem Gemahl auf seine Güter; wir Andern kehrten alle nach unsern Wohnungen zurück und schienen uns, was unsere äußern Umstände anbetraf, in ein ganz gemeines Leben zurückgekehrt zu sein. Wir waren wie aus einem Feenschloß auf die platte Erde gesetzt und mußten uns wieder nach unserer Weise benehmen und behelfen.

Die sonderbaren Erfahrungen, die ich in jenem neuen Kreise gemacht hatte, ließen einen schönen Eindruck bei mir zurück; doch blieb er nicht lange in seiner ganzen Lebhaftigkeit, obgleich der Oheim ihn zu unterhalten und zu erneuern suchte, indem er mir von Zeit zu Zeit von seinen besten und gefälligsten Kunstwerken zusandte und, wenn ich sie lange genug genossen hatte, wieder mit andern vertauschte.

Ich war zu sehr gewohnt, mich mit mir selbst zu beschäftigen, die Angelegenheiten meines Herzens und meines Gemüthes in Ordnung zu bringen und mich davon mit ähnlich gesinnten Personen zu unterhalten, als daß ich mit Aufmerksamkeit ein Kunstwerk hätte betrachten sollen, ohne bald auf mich selbst zurückzukehren. Ich war gewohnt, ein Gemälde und einen Kupferstich nur anzusehen wie die Buchstaben eines Buchs. Ein schöner Druck gefällt wol; aber wer wird ein Buch des Druckes wegen in die Hand nehmen? So sollte mir auch eine bildliche Darstellung etwas sagen, sie sollte mich belehren, rühren, bessern; und der Oheim mochte in seinen Briefen, mit denen er seine Kunstwerke erläuterte, reden, was er wollte, so blieb es mit mir doch immer beim Alten.

Doch mehr als meine eigene Natur zogen mich äußere Begebenheiten, die Veränderungen in meiner Familie, von solchen Betrachtungen, ja eine Weile von mir selbst ab; ich mußte dulden und wirken, mehr als meine schwachen Kräfte zu ertragen schienen.

Meine ledige Schwester war bisher mein rechter Arm gewesen; gesund, stark und unbeschreiblich gütig, hatte sie die Besorgung der Haushaltung über sich genommen, wie mich die persönliche Pflege des alten Vaters beschäftigte. Es überfällt sie ein Katarrh, woraus eine Brustkrankheit wird, und in drei Wochen liegt sie auf der Bahre. Ihr Tod schlug mir Wunden, deren Narben ich jetzt noch nicht gerne ansehe.

Ich lag krank zu Bette, ehe sie noch beerdigt war; der alte Schaden auf meiner Brust schien aufzuwachen; ich bustete

heftig und war so heiser, daß ich keinen lauten Ton hervorbringen konnte.

Die verheirathete Schwester kam vor Schrecken und Betrübniß zu früh in die Wochen. Mein alter Vater fürchtete, seine Kinder und die Hoffnung seiner Nachkommenschaft auf einmal zu verlieren. Seine gerechten Thränen vermehrten meinen Jammer; ich flehte zu Gott um Herstellung einer leidlichen Gesundheit und bat ihn nur, mein Leben bis nach dem Tode des Vaters zu fristen. Ich genas und war nach meiner Art wohl, konnte wieder meine Pflichten, obgleich nur auf eine kümmerliche Weise, erfüllen.

Meine Schwester ward wieder guter Hoffnung. Mancherlei Sorgen, die in solchen Fällen der Mutter anvertraut werden, wurden mir mitgetheilt; sie lebte nicht ganz glücklich mit ihrem Manne, das sollte dem Vater verborgen bleiben. Ich mußte Schiedsrichter sein und konnte es um so eher, da mein Schwager Zutrauen zu mir hatte, und Beide wirklich gute Menschen waren, nur daß Beide, anstatt einander nachzusehen, mit einander rechteten und aus Begierde, völlig mit einander übereinzu leben, niemals einig werden konnten. Nun lernte ich auch die weltlichen Dinge mit Ernst angreifen und das ausüben, was ich sonst nur gesungen hatte.

Mein Schwester gebar einen Sohn; die Unpäßlichkeit meines Vaters verhinderte ihn nicht, zu ihr zu reisen. Beim Anblick des Kindes war er unglaublich heiter und froh, und bei der Taufe erschien er mir gegen seine Art wie begeistert, ja, ich möchte sagen, als ein Genius mit zwei Gesichtern: mit dem einen blickte er freudig vorwärts in jene Regionen, in die er bald einzugehen hoffte, mit dem andern auf das neue, hoffnungsvolle irdische Leben, das in dem Knaben entsprungen war, wegwärts mich von dem Kinde zu unterhalten, von seiner Gestalt, seiner Gesundheit und dem Wunsche, daß die Anlagen dieses neuen Weltbürgers glücklich ausgebildet werden möchten. Seine Betrachtungen hierüber dauerten fort, als wir zu Hause anlangten, und erst nach einigen Tagen bemerkte man eine Art Fieber, die sich nach Tisch ohne Frost durch eine etwas ermattende Hitze äußerte. Er legte sich jedoch nicht nieder, fuhr des Morgens aus und versah treulich seine Amtsgeschäfte, bis ihn endlich anhaltende, ernsthafte Symptome davon abhielten.

Nie werde ich die Ruhe des Geistes, die Klarheit und Deut-

lichkeit vergessen, womit er die Angelegenheiten seines Hauses, die Besorgung seines Begräbnisses, als wie das Geschäft eines Andern, mit der größten Ordnung vornahm. Mit einer Heiterkeit, die ihm sonst nicht eigen war, und die bis zu einer lebhaften Freude stieg, sagte er zu mir: „Wo ist die Todesfurcht hingekommen, die ich sonst noch wol empfand? Sollt' ich zu sterben scheuen? Ich habe einen gnädigen Gott; das Grab erweckt mir kein Grauen; ich habe ein ewiges Leben."

Mir die Umstände seines Todes zurückzurufen, der bald darauf erfolgte, ist in meiner Einsamkeit eine meiner angenehmsten Unterhaltungen, und die sichtbaren Wirkungen einer höhern Kraft dabei wird mir Niemand wegraisonniren.

Der Tod meines lieben Vaters veränderte meine bisherige Lebensart. Aus dem strengsten Gehorsam, aus der größten Einschränkung kam ich in die größte Freiheit, und ich genoß ihrer wie einer Speise, die man lange entbehrt hat. Sonst war ich selten zwei Stunden außer dem Hause; nun verlebte ich kaum einen Tag in meinem Zimmer. Meine Freunde, bei denen ich sonst nur abgerissene Besuche machen konnte, wollten sich meines anhaltenden Umgangs, so wie ich mich des ihrigen, erfreuen; öfter wurde ich zu Tische geladen, Spazierfahrten und kleine Lustreisen kamen hinzu, und ich blieb nirgends zurück. Als aber der Zirkel durchlaufen war, sah ich, daß das unschätzbare Glück der Freiheit nicht darin besteht, daß man Alles thut, was man thun mag, und wozu uns die Umstände einladen, sondern daß man das ohne Hinderniß und Rückhalt, auf dem geraden Wege thun kann, was man für recht und schicklich hält; und ich war alt genug, in diesem Falle ohne Lehrgeld zu der schönen Ueberzeugung zu gelangen.

Was ich mir nicht versagen konnte, war, sobald als nur möglich, den Umgang mit den Gliedern der Herrnhutischen Gemeinde fortzusetzen und fester zu knüpfen, und ich eilte, eine ihrer nächsten Einrichtungen zu besuchen; aber auch da fand ich keinesweges, was ich mir vorgestellt hatte.*) Ich war ehrlich genug, meine Meinung merken zu lassen, und man suchte mir hinwieder beizubringen, diese Verfassung sei gar nichts gegen

*) Fräulein von Klettenberg besuchte unmittelbar nach dem Tode ihres Vaters die Gemeinde zu Marienborn. Dort lernte sie den Bischof Friedrich Wenzel Reichel und den 1751 aus Gnadauischen Diensten getretenen Hauptmann Johann Lorez aus Graubünden kennen. Das hier von Beiden Berichtete ist thatsächlich.

eine ordentlich eingerichtete Gemeinde. Ich konnte mir das gefallen laſſen; doch hätte nach meiner Ueberzeugung der wahre Geiſt aus einer kleinen ſo gut als aus einer großen Anſtalt hervorblicken ſollen.

Einer ihrer Biſchöfe, der gegenwärtig war, ein unmittelbarer Schüler des Grafen, beſchäftigte ſich viel mit mir; er ſprach vollkommen Engliſch, und weil ich es ein Wenig verſtand, meinte er, es ſei ein Wink, daß wir zuſammen gehörten; ich meinte es aber ganz und gar nicht; ſein Umgang konnte mir nicht im Geringſten gefallen. Er war ein Meſſerſchmied, ein geborner Mähre; ſeine Art zu denken, konnte das Handwerksmäßige nicht verleugnen. Beſſer verſtand ich mich mit dem Herrn von L*, der Major in franzöſiſchen Dienſten geweſen war; aber zu der Unterthänigkeit, die er gegen ſeine Vorgeſetzten bezeigte, fühlte ich mich niemals fähig; ja, es war mir, als wenn man mir eine Ohrfeige gäbe, wenn ich die Majorin und andere mehr oder weniger angeſehene Frauen dem Biſchof die Hand küſſen ſah. Indeſſen wurde doch eine Reiſe nach Holland verabredet, die aber, und gewiß zu meinem Beſten, niemals zu Stande kam.

Meine Schweſter war mit einer Tochter niedergekommen; und nun war die Reihe an uns Frauen, zufrieden zu ſein und zu denken, wie ſie dereinſt uns ähnlich erzogen werden ſollte. Mein Schwager war dagegen ſehr unzufrieden, als in dem Jahre darauf abermals eine Tochter erfolgte; er wünſchte bei ſeinen großen Gütern Knaben um ſich zu ſehen, die ihm einſt in der Verwaltung beiſtehen könnten.

Ich hielt mich bei meiner ſchwachen Geſundheit ſtill, und bei einer ruhigen Lebensart ziemlich im Gleichgewicht; ich fürchtete den Tod nicht, ja, ich wünſchte zu ſterben; aber ich fühlte in der Stille, daß mir Gott Zeit gebe, meine Seele zu unterſuchen und ihm immer näher zu kommen. In den vielen ſchlafloſen Nächten habe ich beſonders etwas empfunden, das ich eben nicht deutlich beſchreiben kann. Es war, als wenn meine Seele ohne Geſellſchaft des Körpers dächte; ſie ſah den Körper ſelbſt als ein ihr fremdes Weſen an, wie man etwa ein Kleid anſieht. Sie ſtellte ſich mit einer außerordentlichen Lebhaftigkeit die vergangenen Zeiten und Begebenheiten vor und fühlte daraus, was folgen werde. Alle dieſe Zeiten ſind dahin; was folgt, wird auch dahingehen; der Körper wird wie ein Kleid zerreißen, aber Ich, das wohlbekannte Ich, Ich bin

Diesem großen, erhabenen und tröstlichen Gefühle so wenig als mir möglich nachzuhängen, lehrte mich ein edler Freund, der sich mir immer näher verband. Es war der Arzt, den ich in dem Hause meines Oheims hatte kennen lernen, und der sich von der Verfassung meines Körpers und meines Geistes sehr gut unterrichtet hatte; er zeigte mir, wie sehr diese Empfindungen, wenn wir sie unabhängig von äußern Gegenständen in uns nähren, uns gewissermaßen aushöhlen und den Grund unseres Daseins untergraben. „Thätig zu sein," sagte er, „ist des Menschen erste Bestimmung, und alle Zwischenzeiten, in denen er auszuruhen genöthigt ist, sollte er anwenden, eine deutliche Erkenntniß der äußerlichen Dinge zu erlangen, die ihm in der Folge abermals seine Thätigkeit erleichtert."

Da der Freund meine Gewohnheit kannte, meinen eigenen Körper als einen äußern Gegenstand anzusehen, und da er wußte, daß ich meine Konstitution, mein Uebel und die medicinischen Hilfsmittel ziemlich kannte, und ich wirklich durch anhaltende eigene und fremde Leiden ein halber Arzt geworden war, so leitete er meine Aufmerksamkeit von der Kenntniß des menschlichen Körpers und der Spezereien auf die übrigen nachbarlichen Gegenstände der Schöpfung und führte mich wie im Paradiese umher, und nur zuletzt, wenn ich mein Gleichniß fortsetzen darf, ließ er mich den in der Abendkühle im Garten wandelnden Schöpfer aus der Entfernung ahnen. Wie gerne sah ich nunmehr Gott in der Natur, da ich ihn mit solcher Gewißheit im Herzen trug! Wie interessant war mir das Werk seiner Hände, und wie dankbar war ich, daß er mich mit dem Athem seines Mundes hatte beleben wollen!

Wir hofften aufs Neue mit meiner Schwester auf einen Knaben, dem mein Schwager so sehnlich entgegensah, und dessen Geburt er leider nicht erlebte. Der wackere Mann starb an den Folgen eines unglücklichen Sturzes vom Pferde, und meine Schwester folgte ihm, nachdem sie der Welt einen schönen Knaben gegeben hatte. Ihre vier hinterlassenen Kinder konnte ich nur mit Wehmuth ansehen. So manche gesunde Person war vor mir, der Kranken, hingegangen; sollte ich nicht vielleicht von diesen hoffnungsvollen Blüthen manche abfallen sehen? Ich kannte die Welt genug, um zu wissen, unter wie vielen Gefahren ein Kind, besonders in dem höhern Stande, heranwächst, und es schien mir, als wenn sie seit der Zeit meiner Jugend sich für die gegenwärtige Welt noch vermehrt hätten. Ich fühlte,

daß ich bei meiner Schwäche wenig oder nichts für die Kinder zu thun im Stande sei; um desto ernsthafter war mir des Oheims Entschluß, der natürlich aus seiner Denkungsart entsprang, seine ganze Aufmerksamkeit auf die Erziehung dieser liebenswürdigen Geschöpfe zu verwenden. Und gewiß, sie verdienten es in jedem Sinne; sie waren wohlgebildet und versprachen, bei ihrer großen Verschiedenheit, sämmtlich gutartige und verständige Menschen zu werden.

Seitdem mein guter Arzt mich aufmerksam gemacht hatte, betrachtete ich gern die Familienähnlichkeit in Kindern und Verwandten. Mein Vater hatte sorgfältig die Bilder seiner Vorfahren aufbewahrt, sich selbst und seine Kinder von leidlichen Meistern malen lassen; auch war meine Mutter und ihre Verwandten nicht vergessen worden. Wir kannten die Charaktere der ganzen Familie genau, und da wir sie oft unter einander verglichen hatten, so suchten wir nun bei den Kindern die Aehnlichkeiten des Aeußern und Innern wieder auf. Der älteste Sohn meiner Schwester schien seinem Großvater väterlicher Seite zu gleichen, von dem ein jugendliches Bild, sehr gut gemalt, in der Sammlung unseres Oheims aufgestellt war; auch liebte er, wie Jener, der sich immer als ein braver Offizier gezeigt hatte, nichts so sehr als das Gewehr, womit er sich immer, so oft er mich besuchte, beschäftigte. Denn mein Vater hatte einen sehr schönen Gewehrschrank hinterlassen, und der Kleine hatte nicht eher Ruhe, bis ich ihm ein Paar Pistolen und eine Jagdflinte schenkte, und bis er herausgebracht hatte, wie ein deutsches Schloß aufzuziehen sei. Uebrigens war er in seinen Handlungen und seinem ganzen Wesen nichts weniger als rauh, sondern vielmehr sanft und verständig.

Die älteste Tochter hatte meine ganze Neigung gefesselt, und es mochte wol daher kommen, weil sie mir ähnlich sah, und weil sie sich von allen Vieren am Meisten zu mir hielt. Aber ich kann wol sagen, je genauer ich sie beobachtete, da sie heranwuchs, desto mehr beschämte sie mich, und ich konnte das Kind nicht ohne Bewunderung, ja, ich darf beinahe sagen, nicht ohne Verehrung ansehen. Man sah nicht leicht eine edlere Gestalt, ein ruhiger Gemüth und eine immer so gleiche, auf keinen Gegenstand eingeschränkte Thätigkeit. Sie war keinen Augenblick ihres Lebens unbeschäftigt, und jedes Geschäft ward unter ihren Händen zur würdigen Handlung. Alles schien ihr gleich, wenn sie nur das verrichten konnte, was in der Zeit und am Platz

war, und ebenso konnte sie ruhig, ohne Ungeduld, bleiben, wenn sich nichts zu thun fand. Diese Thätigkeit ohne Bedürfniß einer Beschäftigung habe ich in meinem Leben nicht wieder gesehen. Unnachahmlich war von Jugend auf ihr Betragen gegen Nothleidende und Hilfsbedürftige. Ich gestehe gern, daß ich niemals das Talent hatte, mir aus der Wohlthätigkeit ein Geschäft zu machen; ich war nicht karg gegen Arme, ja, ich gab oft in meinem Verhältnisse zu viel dahin; aber gewissermaßen kaufte ich mich nur los, und es mußte mir Jemand angeboren sein, wenn er mir meine Sorgfalt abgewinnen wollte. Gerade das Gegentheil lobe ich an meiner Nichte. Ich habe sie niemals einem Armen Geld geben sehen, und was sie von mir zu diesem Endzweck erhielt, verwandelte sie immer erst in das nächste Bedürfniß. Niemals erschien sie mir liebenswürdiger, als wenn sie meine Kleider- und Wäschschränke plünderte; immer fand sie etwas, das ich nicht trug und nicht brauchte, und diese alten Sachen zusammenzuschneiden und sie irgend einem zerlumpten Kinde anzupassen, war ihre größte Glückseligkeit.

Die Gesinnungen ihrer Schwester zeigten sich schon anders. Sie hatte Vieles von der Mutter, versprach schon frühe, sehr zierlich und reizend zu werden, und scheint ihr Versprechen halten zu wollen; sie ist sehr mit ihrem Aeußern beschäftigt und wußte sich von früher Zeit an auf eine in die Augen fallende Weise zu putzen und zu tragen. Ich erinnere mich noch immer, mit welchem Entzücken sie sich als ein kleines Kind im Spiegel besah, als ich ihr die schönen Perlen, die mir meine Mutter hinterlassen hatte, und die sie von ungefähr bei mir fand, umbinden mußte.

Wenn ich diese verschiedenen Neigungen betrachtete, war es mir angenehm zu denken, wie meine Besitzungen nach meinem Tode unter sie zerfallen und durch sie wieder lebendig werden würden. Ich sah die Jagdflinten meines Vaters schon wieder auf dem Rücken des Reisen im Felde herumwandeln, und aus seiner Jagdtasche schon wieder Hühner herausfallen; ich sah meine sämmtliche Garderobe bei der Osterkonfirmation, lauter kleinen Mädchen angepaßt, aus der Kirche herauskommen, und mit meinen besten Stoffen ein sittsames Bürgermädchen an ihrem Brauttage geschmückt; denn zu Ausstattung solcher Kinder und ehrbarer armer Mädchen hatte Natalie eine besondere Neigung, ob sie gleich, wie ich hier bemerken muß, selbst keine Art von Liebe und, wenn ich so sagen darf, kein Bedürfniß einer An-

hänglichkeit an ein ſichtbares oder unſichtbares Weſen, wie es ſich bei mir in meiner Jugend ſo lebhaft gezeigt hatte, auf irgend eine Weiſe merken ließ. Wenn ich nun dachte, daß die Jüngſte an ebendemſelben Tage meine Perlen und Juwelen nach Hofe tragen werde, ſo ſah ich mit Ruhe meine Beſitzungen, wie meinen Körper, den Elementen wiedergegeben.

Die Kinder wuchſen heran und ſind zu meiner Zufriedenheit geſunde, ſchöne und wackere Geſchöpfe. Ich ertrage es mit Geduld, daß der Oheim ſie von mir entfernt hält, und ſehe ſie, wenn ſie in der Nähe oder auch wol gar in der Stadt ſind, ſelten. Ein wunderbarer Mann, den man für einen franzöſiſchen Geiſtlichen hält, ohne daß man recht von ſeiner Herkunft unterrichtet iſt, hat die Aufſicht über die ſämmtlichen Kinder, welche an verſchiedenen Orten erzogen werden und bald hier, bald da in der Koſt ſind.

Ich konnte anfangs keinen Plan in dieſer Erziehung ſehen, bis mir mein Arzt zuletzt eröffnete, der Oheim habe ſich durch den Abbé überzeugen laſſen, daß, wenn man an der Erziehung des Menſchen etwas thun wolle, müſſe man ſehen, wohin ſeine Neigungen und Wünſche gehen. Sodann müſſe man ihn in die Lage verſetzen, jene ſobald als möglich zu befriedigen, dieſe ſobald als möglich zu erreichen, damit der Menſch, wenn er ſich geirrt habe, früh genug ſeinen Irrthum gewahr werde, und wenn er das getroffen hat, was für ihn paßt, deſto eifriger daran halte und ſich deſto emſiger fortbilde. Ich wünſche, daß dieſer ſonderbare Verſuch gelingen möge; bei ſo guten Naturen iſt es vielleicht möglich.

Aber das, was ich nicht an dieſen Erziehern billigen kann, iſt, daß ſie Alles von den Kindern zu entfernen ſuchen, was ſie zu dem Umgange mit ſich ſelbſt und mit dem unſichtbaren, einzigen treuen Freunde führen könne. Ja, es verdrießt mich oft von dem Oheim, daß er mich deshalb für die Kinder für gefährlich hält. Im Praktiſchen iſt doch kein Menſch tolerant. Denn wer auch verſichert, daß er Jedem ſeine Art und Weſen gerne laſſen wolle, ſucht doch immer Diejenigen von der Thätigkeit auszuſchließen, die nicht ſo denken wie er.

Dieſe Art, die Kinder von mir zu entfernen, betrübt mich deſto mehr, je mehr ich von der Realität meines Glaubens überzeugt ſein kann. Warum ſollte er nicht einen göttlichen Urſprung, nicht einen wirklichen Gegenſtand haben, da er ſich im Praktiſchen ſo wirkſam erweiſt? Werden wir durchs Prak-

tische doch unseres eigenen Daseins selbst erst recht gewiß: warum sollten wir uns nicht auch auf eben dem Wege von jenem Wesen überzeugen können, das uns zu allem Guten die Hand reicht?

Daß ich immer vorwärts, nie rückwärts gehe, daß meine Handlungen immer mehr der Idee ähnlich werden, die ich mir von der Vollkommenheit gemacht habe, daß ich täglich mehr Leichtigkeit fühle, das zu thun, was ich für Recht halte, selbst bei der Schwäche meines Körpers, der mir so manchen Dienst versagt — läßt sich das Alles aus der menschlichen Natur, deren Verderben ich so tief eingesehen habe, erklären? Für mich nun einmal nicht.

Ich erinnere mich kaum eines Gebotes; nichts erscheint mir in Gestalt eines Gesetzes; es ist ein Trieb, der mich leitet und mich immer recht führt; ich folge mit Freiheit meinen Gesinnungen und weiß so wenig von Einschränkung als von Reue. Gott sei Dank, daß ich erkenne, wem ich dieses Glück schuldig bin, und daß ich an diese Vorzüge nur mit Demuth denken darf! Denn niemals werde ich in Gefahr kommen, auf mein eigenes Können und Vermögen stolz zu werden, da ich so deutlich erkannt habe, welch Ungeheuer in jedem menschlichen Busen, wenn eine höhere Kraft uns nicht bewahrt, sich erzeugen und nähren könne.

Siebentes Buch.

Erſtes Kapitel.

Der Frühling war in ſeiner völligen Herrlichkeit erſchienen; ein frühzeitiges Gewitter, das den ganzen Tag gedroht hatte, ging ſtürmiſch an den Bergen nieder, der Regen zog nach dem Lande, die Sonne trat wieder in ihrem Glanze hervor, und auf dem grauen Grunde erſchien der herrliche Bogen. Wilhelm ritt ihm entgegen und ſah ihn mit Wehmuth an. „Ach!“ ſagte er zu ſich ſelbſt, „erſcheinen uns denn eben die ſchönſten Farben des Lebens nur auf dunkelm Grunde? Und müſſen Tropfen fallen, wenn wir entzückt werden ſollen? Ein heiterer Tag iſt wie ein grauer, wenn wir ihn ungerührt anſehen, und was kann uns rühren als die ſtille Hoffnung, daß die angeborne Neigung unſeres Herzens nicht ohne Gegenſtand bleiben werde? Uns rührt die Erzählung jeder guten That, uns rührt das Anſchauen jedes harmoniſchen Gegenſtandes; wir fühlen dabei, daß wir nicht ganz in der Fremde ſind, wir wähnen einer Heimath näher zu ſein, nach der unſer Beſtes, Innerſtes ungeduldig hinſtrebt.“

Inzwiſchen hatte ihn ein Fußgänger eingeholt, der ſich zu ihm geſellte, mit ſtarkem Schritte neben dem Pferde blieb und nach einigen gleichgiltigen Reden zu dem Reiter ſagte: „Wenn ich mich nicht irre, ſo muß ich Sie irgendwo ſchon geſehen haben.“

„Ich erinnere mich Ihrer auch,“ verſetzte Wilhelm. „Haben wir nicht zuſammen eine luſtige Waſſerfahrt gemacht?“

„Ganz recht!“ erwiderte der Andere.

Wilhelm betrachtete ihn genauer und ſagte nach einigem Stillſchweigen: „Ich weiß nicht, was für eine Veränderung mit

Ihnen vorgegangen sein mag; damals hielt ich Sie für einen Lutherischen Landgeistlichen, und jetzt sehen Sie mir eher einem katholischen ähnlich."

„Heute betriegen Sie Sich wenigstens nicht," sagte der Andere, indem er den Hut abnahm und die Tonsur sehen ließ. „Wo ist denn Ihre Gesellschaft hingekommen? Sind Sie noch lange bei ihr geblieben?"

„Länger als billig; denn leider, wenn ich an jene Zeit zurückdenke, die ich mit ihr zugebracht habe, so glaube ich in ein unendliches Leeres zu sehen; es ist mir nichts davon übrig geblieben."

„Darin irren Sie Sich; Alles, was uns begegnet, läßt Spuren zurück, Alles trägt unmerklich zu unserer Bildung bei; doch es ist gefährlich, sich davon Rechenschaft geben zu wollen. Wir werden dabei entweder stolz und lässig oder niedergeschlagen und kleinmüthig, und Eins ist für die Folge so hinderlich als das Andere. Das Sicherste bleibt immer, nur das Nächste zu thun, was vor uns liegt." „Und das ist jetzt," fuhr er mit einem Lächeln fort, „daß wir eilen, ins Quartier zu kommen."

Wilhelm fragte, wie weit noch der Weg nach Lotario's Gut sei? Der Andere versetzte, daß es hinter dem Berge liege. „Vielleicht treffe ich Sie dort an," fuhr er fort; „ich habe nur in der Nachbarschaft noch etwas zu besorgen. Leben Sie so lange wohl!" Und mit diesen Worten ging er einen steilen Pfad, der schneller über den Berg hinüberzuführen schien.

„Ja wohl hat er Recht!" sagte Wilhelm vor sich, indem er weiter ritt; „an das Nächste soll man denken, und für mich ist wol jetzt nichts Näheres als der traurige Auftrag, den ich ausrichten soll. Laß sehen, ob ich die Rede noch ganz im Gedächtniß habe, die den grausamen Freund beschämen soll!"

Er fing darauf an, sich dieses Kunstwerk vorzusagen; es fehlte ihm auch nicht eine Silbe, und je mehr ihm sein Gedächtniß zu Statten kam, desto mehr wuchs seine Leidenschaft und sein Muth. Aureliens Leiden und Tod waren lebhaft vor seiner Seele gegenwärtig. „Geist meiner Freundin!" rief er aus, „umschwebe mich! und wenn es Dir möglich ist, so gieb mir ein Zeichen, daß Du besänftigt, daß Du versöhnt seist!"

Unter diesen Worten und Gedanken war er auf die Höhe des Berges gekommen und sah an dessen Abhang an der andern Seite ein wunderliches Gebäude liegen, das er sogleich für Lotario's Wohnung hielt. Ein altes unregelmäßiges

Schloß mit einigen Thürmen und Giebeln ſchien die erſte Anlage dazu geweſen zu ſein; allein noch unregelmäßiger waren die neuen Angebäude, die, theils nah, theils in einiger Entfernung davon errichtet, mit dem Hauptgebäude durch Galerien und bedeckte Gänge zuſammenbingen. Alle äußere Symmetrie, jedes architektoniſche Anſehen ſchien dem Bedürfniß der innern Bequemlichkeit aufgeopfert zu ſein. Keine Spur von Wall und Graben war zu ſehen, eben ſo wenig als von künſtlichen Gärten und großen Alleen. Ein Gemüſe- und Baumgarten drang bis an die Häuſer binan, und kleine nutzbare Gärten waren ſelbſt in den Zwiſchenräumen angelegt. Ein heiteres Dörfchen lag in einiger Entfernung; Gärten und Felder ſchienen durchaus in dem beſten Zuſtande.

In ſeine eigenen leidenſchaftlichen Betrachtungen vertieft, ritt Wilhelm weiter, ohne viel über das, was er ſah, nachzudenken, ſtellte ſein Pferd in einem Gaſthofe ein und eilte nicht ohne Bewegung nach dem Schloſſe zu.

Ein alter Bedienter empfing ihn an der Thüre und berichtete ihm mit vieler Gutmüthigkeit, daß er heute wol ſchwerlich vor den Herrn kommen werde; der Herr habe viel Briefe zu ſchreiben und ſchon einige ſeiner Geſchäftsleute abweiſen laſſen. Wilhelm ward dringender, und endlich mußte der Alte nachgeben und ihn melden. Er kam zurück und führte Wilhelmen in einen großen alten Saal. Dort erſuchte er ihn, ſich zu gedulden, weil der Herr vielleicht noch eine Zeit lang ausbleiben werde. Wilhelm ging unruhig auf und ab und warf einige Blicke auf die Ritter und Frauen, deren alte Abbildungen an der Wand umberhingen; er wiederholte den Anfang ſeiner Rede, und ſie ſchien ihm in Gegenwart dieſer Harniſche und Kragen erſt recht am Platz. So oft er etwas rauſchen hörte, ſetzte er ſich in Poſitur, um ſeinen Gegner mit Würde zu empfangen, ihm erſt den Brief zu überreichen und ihn dann mit den Waffen des Vorwurfs anzufallen.

Mehrmals war er ſchon getäuſcht worden und fing wirklich an, verdrießlich und verſtimmt zu werden, als endlich aus einer Seitenthüre ein wohlgebildeter Mann in Stiefeln und einem ſchlichten Ueberrocke heraustrat. „Was bringen Sie mir Gutes?“ ſagte er mit freundlicher Stimme zu Wilhelmen. „Verzeihen Sie, daß ich Sie habe warten laſſen!“

Er faltete, indem er dieſes ſprach, einen Brief, den er in der Hand hielt. Wilhelm, nicht ohne Verlegenheit, überreichte

ihm das Blatt Aureliens und sagte: „Ich bringe die letzten Worte einer Freundin, die Sie nicht ohne Rührung lesen werden."

Lothario nahm den Brief und ging sogleich in das Zimmer zurück, wo er, wie Wilhelm recht gut durch die offene Thüre sehen konnte, erst noch einige Briefe siegelte und überschrieb, dann Aureliens Brief eröffnete und las. Er schien das Blatt einigemal durchgelesen zu haben, und Wilhelm, obgleich seinem Gefühl nach die pathetische Rede zu dem natürlichen Empfang nicht recht passen wollte, nahm sich doch zusammen, ging auf die Schwelle los und wollte seinen Spruch beginnen, als eine Tapetenthüre des Kabinets sich öffnete und der Geistliche hereintrat.

„Ich erhalte die wunderlichste Depeche von der Welt!" rief Lothario ihm entgegen. „Verzeihen Sie mir," fuhr er fort, indem er sich gegen Wilhelmen wandte, „wenn ich in diesem Augenblicke nicht gestimmt bin, mich mit Ihnen weiter zu unterhalten. Sie bleiben heute Nacht bei uns! Und Sie sorgen für unsern Gast, Abbé, daß ihm nichts abgeht."

Mit diesen Worten machte er eine Verbeugung gegen Wilhelmen; der Geistliche nahm unsern Freund bei der Hand, der nicht ohne Widerstreben folgte.

Stillschweigend gingen sie durch wunderliche Gänge und kamen in ein gar artiges Zimmer. Der Geistliche führte ihn ein und verließ ihn ohne weitere Entschuldigung. Bald darauf erschien ein munterer Knabe, der sich bei Wilhelmen als seine Bedienung ankündigte und das Abendessen brachte, bei der Aufwartung von der Ordnung des Hauses, wie man zu frühstücken, zu speisen, zu arbeiten und sich zu vergnügen pflegte, Manches erzählte und besonders zu Lothario's Ruhm gar Vieles vorbrachte.

So angenehm auch der Knabe war, so suchte ihn Wilhelm doch bald loszuwerden. Er wünschte allein zu sein; denn er fühlte sich in seiner Lage äußerst gedrückt und beklommen. Er machte sich Vorwürfe, seinen Vorsatz so schlecht vollführt, seinen Auftrag nur halb ausgerichtet zu haben. Bald nahm er sich vor, den andern Morgen das Versäumte nachzuholen, bald ward er gewahr, daß Lothario's Gegenwart ihn zu ganz andern Gefühlen stimmte. Das Haus, worin er sich befand, kam ihm auch so wunderbar vor; er wußte sich in seine Lage nicht zu finden. Er wollte sich ausziehen und öffnete seinen Mantelsack; mit seinen Nachtsachen brachte er zugleich den Schleier des Geistes

hervor, den Mignon eingepackt hatte. Der Anblick vermehrte ſeine traurige Stimmung. „Flieh! Jüngling, flieh!“ rief er aus. „Was ſoll das myſtiſche Wort heißen? Was fliehen? wohin fliehen? Weit beſſer hätte der Geiſt mir zugerufen: „Kehre in Dich ſelbſt zurück!““ Er betrachtete die engliſchen Kupfer, die an der Wand in Rahmen hingen; gleichgiltig ſah er über die meiſten hinweg; endlich fand er auf dem einen ein unglücklich ſtrandendes Schiff vorgeſtellt: ein Vater mit ſeinen ſchönen Töchtern erwartete den Tod von den hereindringenden Wellen. Das eine Frauenzimmer ſchien Aehnlichkeit mit jener Amazone zu haben; ein unausſprechliches Mitleiden ergriff unſern Freund, er fühlte ein unwiderſtehliches Bedürfniß, ſeinem Herzen Luft zu machen; Thränen drangen aus ſeinem Auge, und er konnte ſich nicht wieder erholen, bis ihn der Schlaf überwältigte.

Sonderbare Traumbilder erſchienen ihm gegen Morgen. Er fand ſich in einem Garten, den er als Knabe öfters beſucht hatte, und ſah mit Vergnügen die bekannten Alleen, Hecken und Blumenbeete wieder; Mariane begegnete ihm, er ſprach liebevoll mit ihr und ohne Erinnerung irgend eines vergangenen Mißverhältniſſes. Gleich darauf trat ſein Vater zu ihnen, im Hauskleide, und mit vertraulicher Miene, die ihm ſelten war, hieß er den Sohn zwei Stühle aus dem Gartenhauſe holen, nahm Marianen bei der Hand und führte ſie nach einer Laube. Wilhelm eilte nach dem Gartenſaale, fand ihn aber ganz leer; nur ſah er Aurelien an dem entgegengeſetzten Fenſter ſtehen. Er ging, ſie anzureden; allein ſie blieb unverwandt, und ob er ſich gleich neben ſie ſtellte, konnte er doch ihr Geſicht nicht ſehen. Er blickte zum Fenſter hinaus und ſah in einem fremden Garten viele Menſchen beiſammen, von denen er einige ſogleich erkannte. Frau Melina ſaß unter einem Baum und ſpielte mit einer Roſe, die ſie in der Hand hielt; Laertes ſtand neben ihr und zählte Gold aus einer Hand in die andere. Mignon und Felix lagen im Graſe, Jene ausgeſtreckt auf dem Rücken, Dieſer auf dem Geſichte. Philine trat hervor und klatſchte über den Kindern in die Hände; Mignon blieb unbeweglich, Felix ſprang auf und floh vor Philinen. Erſt lachte er im Laufen, als Philine ihn verfolgte; dann ſchrie er ängſtlich, als der Harfenſpieler mit großen, langſamen Schritten ihm nachging. Das Kind lief gerade auf einen Teich los; Wilhelm eilte ihm nach, aber zu ſpät; das Kind lag im Waſſer! Wilhelm ſtand wie eingewurzelt. Nun ſah er die ſchöne Amazone an der andern Seite des Teichs;

sie streckte ihre rechte Hand gegen das Kind aus und ging am Ufer hin; das Kind durchstrich das Wasser in gerader Richtung auf den Finger zu und folgte ihr nach, wie sie ging; endlich reichte sie ihm ihre Hand und zog es aus dem Teiche. Wilhelm war indessen näher gekommen; das Kind brannte über und über, und es fielen feurige Tropfen von ihm herab. Wilhelm war noch besorgter; doch die Amazone nahm schnell einen weißen Schleier vom Haupte und bedeckte das Kind damit. Das Feuer war sogleich gelöscht. Als sie den Schleier aufhob, sprangen zwei Knaben hervor, die zusammen muthwillig hin und her spielten, als Wilhelm mit der Amazone Hand in Hand durch den Garten ging und in der Entfernung seinen Vater und Marianen in einer Allee spazieren sah, die mit hohen Bäumen den ganzen Garten zu umgeben schien. Er richtete seinen Weg auf Beide zu und machte mit seiner schönen Begleiterin den Durchschnitt des Gartens, als auf einmal der blonde Friedrich ihnen in den Weg trat und sie mit großem Gelächter und allerlei Possen aufhielt. Sie wollten dessenungeachtet ihren Weg weiter fortsetzen; da eilte er weg und lief auf jenes entfernte Paar zu; der Vater und Mariane schienen vor ihm zu fliehen, er lief nur desto schneller, und Wilhelm sah Jene fast im Fluge durch die Allee hinschweben. Natur und Neigung forderten ihn auf, Jenen zu Hilfe zu kommen; aber die Hand der Amazone hielt ihn zurück. Wie gern ließ er sich halten! Mit dieser gemischten Empfindung wachte er auf und fand sein Zimmer schon von der hellen Sonne erleuchtet.

Zweites Kapitel.

Der Knabe lud Wilhelmen zum Frühstück ein; Dieser fand den Abbé schon im Saale: Lothario, hieß es, sei ausgeritten. Der Abbé war nicht sehr gesprächig und schien eher nachdenklich zu sein; er fragte nach Aureliens Tode und hörte mit Theilnahme der Erzählung Wilhelm's zu. „Ach!" rief er aus, „wem es lebhaft und gegenwärtig ist, welche unendlichen Operationen Natur und Kunst machen müssen, bis ein gebildeter Mensch dasteht, wer selbst, so viel als möglich, an der Bildung seiner Mitbrüder Theil nimmt, der möchte verzweifeln, wenn er sieht, wie freventlich sich oft der Mensch zerstört und so oft in den Fall kommt, mit oder ohne Schuld, zerstört zu werden. Wenn

ich das bedenke, so scheint mir das Leben selbst eine so zufällige Gabe, daß ich Jeden leben möchte, der sie nicht höher als billig schätzt."

Er hatte kaum ausgesprochen, als die Thüre mit Heftigkeit sich aufriß, ein junges Frauenzimmer hereinstürzte und den alten Bedienten, der sich ihr in den Weg stellte, zurückwies. Sie eilte gerade auf den Abbé zu und konnte, indem sie ihn bei dem Arm faßte, vor Weinen und Schluchzen kaum die wenigen Worte hervorbringen: „Wo ist er? Wo habt Ihr ihn? Es ist eine entsetzliche Verrätherei! Gesteht nur! Ich weiß, was vorgeht! Ich will ihm nach! Ich will wissen, wo er ist."

„Beruhigen Sie Sich, mein Kind," sagte der Abbé mit angenommener Gelassenheit, „kommen Sie auf Ihr Zimmer! Sie sollen Alles erfahren; nur müssen Sie hören können, wenn ich Ihnen erzählen soll." Er bot ihr die Hand an, im Sinne, sie wegzuführen. „Ich werde nicht auf mein Zimmer gehen!" rief sie aus. „Ich hasse die Wände, zwischen denen Ihr mich schon so lange gefangen haltet! Und doch habe ich Alles erfahren. Der Obrist hat ihn herausgefordert, er ist hinausgeritten, seinen Gegner aufzusuchen, und vielleicht jetzt eben in diesem Augenblicke — es war mir etlichemal, als hörte ich schießen. Lassen Sie anspannen und fahren Sie mit mir, oder ich fülle das Haus, das ganze Dorf mit meinem Geschrei." Sie eilte unter den heftigsten Thränen nach dem Fenster; der Abbé hielt sie zurück und suchte vergebens, sie zu besänftigen.

Man hörte einen Wagen fahren, sie riß das Fenster auf. „Er ist todt!" rief sie. „Da bringen sie ihn!"

„Er steigt aus!" sagte der Abbé. „Sie sehen, er lebt."

„Er ist verwundet," versetzte sie heftig; „sonst käm' er zu Pferde! Sie führen ihn! Er ist gefährlich verwundet!" Sie rannte zur Thüre hinaus und die Treppe hinunter; der Abbé eilte ihr nach, und Wilhelm folgte ihnen; er sah, wie die Schöne ihrem heraufkommenden Geliebten begegnete.

Lothario lehnte sich auf seinen Begleiter, welchen Wilhelm sogleich für seinen alten Gönner Jarno erkannte, sprach dem trostlosen Frauenzimmer gar liebreich und freundlich zu, und indem er sich auch auf sie stützte, kam er die Treppe langsam herauf. Er grüßte Wilhelmen und ward in sein Kabinet geführt.

Nicht lange darauf kam Jarno wieder heraus und traf zu Wilhelmen. „Sie sind, wie es scheint," sagte er, „prädestinirt,

überall Schauspieler und Theater zu finden: wir sind eben in einem Drama begriffen, das nicht ganz lustig ist."

„Ich freue mich," versetzte Wilhelm, „Sie ist diesem sonderbaren Augenblicke wiederzufinden; ich bin verwundert, erschrocken, und Ihre Gegenwart macht mich gleich ruhig und gefaßt. Sagen Sie mir, hat es Gefahr? Ist der Baron schwer verwundet?"

„Ich glaube nicht," versetzte Jarno.

Nach einiger Zeit trat der junge Wundarzt aus dem Zimmer. „Nun, was sagen Sie?" rief ihm Jarno entgegen. „Daß es sehr gefährlich steht," versetzte Dieser und steckte einige Instrumente in seine lederne Tasche zusammen.

Wilhelm betrachtete das Band, das von der Tasche herunterhing; er glaubte es zu kennen. Lebhafte, widersprechende Farben, ein seltsames Muster, Gold und Silber in wunderlichen Figuren zeichneten dieses Band vor allen Bändern der Welt aus. Wilhelm war überzeugt, die Instrumententasche des alten Chirurgus vor sich zu sehen, der ihn in jenem Walde verbunden hatte, und die Hoffnung, nach so langer Zeit wieder eine Spur seiner Amazone zu finden, schlug wie eine Flamme durch sein ganzes Wesen.

„Wo haben Sie die Tasche her?" rief er aus. „Wem gehörte sie vor Ihnen? Ich bitte, sagen Sie mir's!"

„Ich habe sie in einer Auktion gekauft," versetzte Jener. „Was kümmert's mich, wem sie angehörte?"

Mit diesen Worten entfernte er sich, und Jarno sagte: „Wenn diesem jungen Menschen nur ein wahres Wort aus dem Munde ginge!"

„So hat er also diese Tasche nicht erstanden?" versetzte Wilhelm.

„So wenig, als es Gefahr mit Lothario hat," antwortete Jarno.

Wilhelm stand in ein vielfaches Nachdenken versenkt, als Jarno ihn fragte, wie es ihm zuletzt gegangen sei. Wilhelm erzählte seine Geschichte im Allgemeinen, und als er zuletzt von Aureliens Tod und seiner Beichte gesprochen hatte, rief Jener aus: „Es ist doch sonderbar, sehr sonderbar!"

Der Abbé trat aus dem Zimmer, winkte Jarno zu, an seiner Statt hineinzugehen, und sagte zu Wilhelmen: „Der Baron läßt Sie ersuchen, hier zu bleiben, einige Tage die Gesellschaft zu vermehren und zu seiner Unterhaltung unter diesen Umständen

beizutragen. Haben Sie nöthig, etwas an die Ihrigen zu bestellen, so soll Ihr Brief gleich besorgt werden, und damit Sie diese wunderbare Begebenheit verstehen, von der Sie Augenzeuge sind, muß ich Ihnen erzählen, was eigentlich kein Geheimniß ist. Der Baron hatte ein kleines Abenteuer mit einer Dame, das mehr Aufsehen machte, als billig war, weil sie den Triumph, ihn einer Nebenbuhlerin entrissen zu haben, allzu lebhaft genießen wollte. Leider fand er nach einiger Zeit bei ihr nicht die nämliche Unterhaltung; er vermied sie; allein bei ihrer heftigen Gemüthsart war es ihr unmöglich, ihr Schicksal mit gesetztem Muthe zu tragen. Bei einem Balle gab es einen öffentlichen Bruch; sie glaubte sich äußerst beleidigt und wünschte geächtet zu werden; kein Ritter fand sich, der sich ihrer angenommen hätte, bis endlich ihr Mann, von dem sie sich lange getrennt hatte, die Sache erfuhr und sich ihrer annahm, den Baron herausforderte und heute verwundete; doch ist der Obrist, wie ich höre, noch schlimmer dabei gefahren."

Von diesem Augenblicke an ward unser Freund im Hause, als gehöre er zur Familie, behandelt.

Drittes Kapitel.

Man hatte einigemal dem Kranken vorgelesen; Wilhelm leistete diesen kleinen Dienst mit Freuden. Lydie kam nicht vom Bette hinweg, ihre Sorgfalt für den Verwundeten verschlang alle ihre übrige Aufmerksamkeit; aber heute schien auch Lothario zerstreut, ja er bat, daß man nicht weiter lesen möchte.

„Ich fühle heute so lebhaft," sagte er, „wie thöricht der Mensch seine Zeit verstreichen läßt! Wie Manches habe ich mir vorgenommen, wie Manches durchdacht, und wie zaudert man nicht bei seinen besten Vorsätzen! Ich habe die Vorschläge über die Veränderungen gelesen, die ich auf meinen Gütern machen will, und ich kann sagen, ich freue mich vorzüglich dieser wegen, daß die Kugel keinen gefährlichern Weg genommen hat."

Lydie sah ihn zärtlich, ja mit Thränen in den Augen an, als wollte sie fragen, ob denn sie, ob seine Freunde nicht auch Antheil an der Lebensfreude fordern könnten. Jarno dagegen versetzte: „Veränderungen, wie Sie vorhaben, werden billig erst von allen Seiten überlegt, bis man sich dazu entschließt."

„Lange Ueberlegungen," versetzte Lothario, „zeigen gewöhnlich, daß man den Punkt nicht im Auge hat, von dem die Rede ist, übereilte Handlungen, daß man ihn gar nicht kennt. Ich übersehe sehr deutlich, daß ich in vielen Stücken bei der Wirthschaft meiner Güter die Dienste meiner Landleute nicht entbehren kann, und daß ich auf gewissen Rechten strad und streng halten muß; ich sehe aber auch, daß andere Befugnisse mir zwar vortheilhaft, aber nicht ganz unentbehrlich sind, so daß ich davon meinen Leuten auch was gönnen kann. Man verliert nicht immer, wenn man entbehrt. Nutze ich nicht meine Güter weit besser als mein Vater? Werde ich meine Einkünfte nicht noch höher treiben? Und soll ich diesen wachsenden Vortheil allein genießen? Soll ich Dem, der mit mir und für mich arbeitet, nicht auch in dem Seinigen Vortheile gönnen, die uns erweiterte Kenntnisse, die uns eine vorrückende Zeit darbietet?"

„Der Mensch ist nun einmal so!" rief Jarno, „und ich tadle mich nicht, wenn ich mich auch auf dieser Eigenheit ertappe; der Mensch begehrt Alles an sich zu reißen, um nur nach Belieben damit schalten und walten zu können; das Geld, das er nicht selbst ausgiebt, scheint ihm selten wohl angewendet."

„O ja," versetzte Lothario, „wir könnten Manches vom Kapital entbehren, wenn wir mit den Interessen weniger willkürlich umgingen."

„Das Einzige, was ich zu erinnern habe," sagte Jarno, „und warum ich nicht rathen kann, daß Sie eben jetzt diese Veränderungen machen, wodurch Sie wenigstens im Augenblicke verlieren, ist, daß Sie selbst noch Schulden haben, deren Abzahlung Sie einengt. Ich würde rathen, Ihren Plan aufzuschieben, bis Sie völlig im Reinen wären."

„Und indessen einer Kugel oder einem Dachziegel zu überlassen, ob er die Resultate meines Lebens und meiner Thätigkeit auf immer vernichten wollte!" „O, mein Freund!" fuhr Lothario fort, „das ist ein Hauptfehler gebildeter Menschen, daß sie Alles an eine Idee, wenig oder nichts an einen Gegenstand wenden mögen. Wozu habe ich Schulden gemacht? warum habe ich mich mit meinem Oheim entzweit, meine Geschwister so lange sich selbst überlassen, als um einer Idee willen? In Amerika glaubte ich zu wirken, über dem Meere glaubte ich nützlich und nothwendig zu sein; war eine Handlung nicht mit tausend Gefahren umgeben, so schien sie mir nicht bedeutend, nicht

würdig. Wie anders seh' ich jetzt die Dinge, und wie ist mir das Nächste so werth, so theuer geworden!"

„Ich erinnere mich noch wohl des Briefes," versetzte Jarno, „den ich noch über das Meer erhielt. Sie schrieben mir: „Ich werde zurückkehren und in meinem Hause, in meinem Baumgarten, mitten unter den Meinigen sagen: Hier oder nirgends ist Amerika!""

„Ja, mein Freund, und ich wiederhole noch immer dasselbe, und doch schelte ich mich zugleich, daß ich hier nicht so thätig wie dort bin. Zu einer gewissen gleichen, fortdauernden Gegenwart brauchen wir nur Verstand, und wir werden auch nur zu Verstand, so daß wir das Außerordentliche, was jeder gleichgiltige Tag von uns fordert, nicht mehr sehen, und wenn wir es erkennen, doch tausend Entschuldigungen finden, es nicht zu thun. Ein verständiger Mensch ist viel für sich, aber fürs Ganze ist er wenig."

„Wir wollen," sagte Jarno, „dem Verstande nicht zu nahe treten und bekennen, daß das Außerordentliche, was geschieht, meistens thöricht ist."

„Ja, und zwar eben deswegen, weil die Menschen das Außerordentliche außer der Ordnung thun. So giebt mein Schwager sein Vermögen, insofern er es veräußern kann, der Brüdergemeinde und glaubt seiner Seele Heil dadurch zu befördern; hätte er einen geringen Theil seiner Einkünfte aufgeopfert, so hätte er viel glückliche Menschen machen und sich und ihnen einen Himmel auf Erden schaffen können. Selten sind unsere Aufopferungen thätig; wir thun gleich Verzicht auf das, was wir weggeben. Nicht entschlossen, sondern verzweifelt entsagen wir dem, was wir besitzen. Diese Tage, ich gesteh' es, schwebt mir der Graf immer vor Augen, und ich bin fest entschlossen, das aus Ueberzeugung zu thun, wozu ihn ein ängstlicher Wahn treibt; ich will meine Genesung nicht abwarten. Hier sind die Papiere; sie dürfen nur ins Reine gebracht werden. Nehmen Sie den Gerichtshalter dazu; unser Gast hilft Ihnen auch. Sie wissen so gut als ich, worauf es ankommt, und ich will hier genesend oder sterbend dabei bleiben und ausrufen: Hier oder nirgends ist Herrnhut!"

Als Lydie ihren Freund von Sterben reden hörte, stürzte sie vor seinem Bette nieder, hing an seinen Armen und weinte bitterlich. Der Wundarzt kam herein; Jarno gab Wilhelmen die Papiere und nöthigte Lydien, sich zu entfernen.

„Ums Himmels willen!“ rief Wilhelm, als sie in dem Saal allein waren, „was ist das mit dem Grafen? Welch ein Graf ist das, der sich unter die Brüdergemeinde begiebt?“

„Den Sie sehr wohl kennen,“ versetzte Jarno. „Sie sind das Gespenst, das ihn in die Arme der Frömmigkeit jagt, Sie sind der Bösewicht, der sein artiges Weib in einen Zustand versetzt, in dem sie erträglich findet, ihrem Manne zu folgen.“

„Und sie ist Lothario's Schwester?“ rief Wilhelm.

„Nicht anders.“

„Und Lothario weiß —?“

„Alles.“

„O, lassen Sie mich fliehen!“ rief Wilhelm aus. „Wie kann ich vor ihm stehen? Was kann er sagen?“

„Daß Niemand einen Stein gegen den Andern aufheben soll, und daß Niemand lange Reden komponiren soll, um die Leute zu beschämen, er müßte sie denn vor dem Spiegel halten wollen.“

„Auch das wissen Sie?“

„Wie manches Andere,“ versetzte Jarno lächelnd. „Doch diesmal,“ fuhr er fort, „werde ich Sie so leicht nicht wie das vorige Mal loslassen, und vor meinem Werbesold haben Sie Sich auch nicht mehr zu fürchten. Ich bin kein Soldat mehr, und auch als Soldat hätte ich Ihnen diesen Argwohn nicht einflößen sollen. Seit der Zeit, daß ich Sie nicht gesehen habe, hat sich Vieles geändert. Nach dem Tode meines Fürsten, meines einzigen Freundes und Wohlthäters, habe ich mich aus der Welt und aus allen weltlichen Verhältnissen herausgerissen. Ich beförderte gern, was vernünftig war, verschwieg nicht, wenn ich etwas abgeschmackt fand, und man hatte immer von meinem unruhigen Kopf und von meinem bösen Maule zu reden. Das Menschenpack fürchtet sich vor nichts mehr als vor dem Verstande; vor der Dummheit sollten sie sich fürchten, wenn sie begriffen, was fürchterlich ist; aber jener ist unbequem, und man muß ihn bei Seite schaffen; diese ist nur verderblich, und das kann man abwarten. Doch es mag hingehen; ich habe zu leben, und von meinem Plane sollen Sie weiter hören. Sie sollen Theil daran nehmen, wenn Sie mögen. Aber sagen Sie mir, wie ist es Ihnen ergangen? Ich sehe, ich fühle Ihnen an, auch Sie haben Sich verändert. Wie steht's mit Ihrer alten Grille, etwas Schönes und Gutes in Gesellschaft von Zigeunern hervorzubringen?“

„Ich bin gestraft genug!“ rief Wilhelm aus. „Erinnern Sie mich nicht, woher ich komme, und wohin ich gehe. Man spricht viel vom Theater; aber wer nicht selbst darauf war, kann sich keine Vorstellung davon machen. Wie völlig diese Menschen mit sich selbst unbekannt sind, wie sie ihr Geschäft ohne Nachdenken treiben, wie ihre Anforderungen ohne Grenzen sind, davon hat man keinen Begriff. Nicht allein will Jeder der Erste, sondern auch der Einzige sein, Jeder möchte gerne alle Uebrigen ausschließen und sieht nicht, daß er mit ihnen zusammen kaum etwas leistet; Jeder dünkt sich wunderoriginal zu sein und ist unfähig, sich in etwas zu finden, was außer dem Schlendrian ist; dabei eine immerwährende Unruhe nach etwas Neuem. Mit welcher Heftigkeit wirken sie gegen einander! und nur die kleinlichste Eigenliebe, der beschränkteste Eigennutz macht, daß sie sich mit einander verbinden. Vom wechselseitigen Betragen ist gar die Rede nicht; ein ewiges Mißtrauen wird durch heimliche Tücke und schändliche Reden unterhalten; wer nicht liederlich lebt, lebt albern. Jeder macht Anspruch auf die unbedingteste Achtung, Jeder ist empfindlich gegen den mindesten Tadel. Das hat er selbst Alles schon besser gewußt! Und warum hat er denn immer das Gegentheil gethan? Immer bedürftig und immer ohne Zutrauen, scheint es, als wenn sie sich vor nichts so sehr fürchteten als vor Vernunft und gutem Geschmack, und nichts so sehr zu erhalten suchten als das Majestätsrecht ihrer persönlichen Willkür.“

Wilhelm holte Athem, um seine Litanei noch weiter fortzusetzen, als ein unmäßiges Gelächter Jarno's ihn unterbrach. „Die armen Schauspieler!“ rief er aus, warf sich in einen Sessel und lachte fort, „die armen guten Schauspieler!“ „Wissen Sie denn, mein Freund,“ fuhr er fort, nachdem er sich einigermaßen wieder erholt hatte, „daß Sie nicht das Theater, sondern die Welt beschrieben haben, und daß ich Ihnen aus allen Ständen genug Figuren und Handlungen zu Ihren harten Pinselstrichen finden wollte? Verzeihen Sie mir, ich muß wieder lachen, daß Sie glaubten diese schönen Qualitäten seien nur auf die Bretter gebannt.“

Wilhelm faßte sich; denn wirklich hatte ihn das unbändige und unzeitige Gelächter Jarno's verdrossen. „Sie können,“ sagte er, „Ihren Menschenhaß nicht ganz verbergen, wenn Sie behaupten, daß diese Fehler allgemein seien.“

„Und es zeigt von Ihrer Unbekanntschaft mit der Welt,

wenn Sie diese Erscheinungen dem Theater so hoch anrechnen. Wahrhaftig, ich verzeihe dem Schauspieler jeden Fehler, der aus dem Selbstbetrug und aus der Begierde zu gefallen entspringt; denn wenn er sich und Andern nicht etwas scheint, so ist er nichts. Zum Schein ist er berufen, er muß den augenblicklichen Beifall hoch schätzen, denn er erhält keinen andern Lohn; er muß zu glänzen suchen, denn deswegen steht er da."

„Sie erlauben," versetzte Wilhelm, „daß ich von meiner Seite wenigstens lächele. Nie hätte ich geglaubt, daß Sie so billig, so nachsichtig sein könnten."

„Nein, bei Gott! dies ist mein völliger, wohlbedachter Ernst. Alle Fehler des Menschen verzeih' ich dem Schauspieler; keine Fehler des Schauspielers verzeih' ich dem Menschen. Lassen Sie mich meine Klaglieder hierüber nicht anstimmen; sie würden heftiger klingen als die Übrigen."

Der Chirurgus kam aus dem Kabinet, und auf Befragen, wie sich der Kranke befinde, sagte er mit lebhafter Freundlichkeit: „Recht sehr wohl! Ich hoffe ihn bald völlig wiederhergestellt zu sehen." Sogleich eilte er zum Saal hinaus und erwartete Wilhelm's Frage nicht, der schon den Mund öffnete, sich nochmals und dringender nach der Brieftasche zu erkundigen. Das Verlangen, von seiner Amazone etwas zu erfahren, gab ihm Vertrauen zu Jarno; er entdeckte ihm seinen Fall und bat ihn um seine Beihilfe. „Sie wissen so viel," sagte er; „sollten Sie nicht auch das erfahren können?"

Jarno war einen Augenblick nachdenkend; dann sagte er zu seinem jungen Freunde: „Sein Sie ruhig und lassen Sie Sich weiter nichts merken! Wir wollen der Schönen schon auf die Spur kommen. Jetzt beunruhigt mich nur Lothario's Zustand, die Sache sieht gefährlich; das sagt mir die Freundlichkeit und der gute Trost des Wundarztes. Ich hätte Lydien schon gerne weggeschafft, denn sie nutzt hier gar nichts; aber ich weiß nicht, wie ich es anfangen soll. Heute Abend, hoff' ich, soll unser alter Medikus kommen, und dann wollen wir weiter rathschlagen."

Viertes Kapitel.

Der Medikus kam; es war der gute, alte, kleine Arzt, den wir schon kennen, und dem wir die Mittheilung des interessanten Manuskripts verdanken. Er besuchte vor allen Dingen den

Verwundeten und schien mit dessen Befinden keineswegs zufrieden. Dann hatte er mit Jarno eine lange Unterredung; doch ließen sie nichts merken, als sie Abends zu Tische kamen.

Wilhelm begrüßte ihn aufs Freundlichste und erkundigte sich nach seinem Harfenspieler. „Wir haben noch Hoffnung, den Unglücklichen zurechte zu bringen," versetzte der Arzt. „Dieser Mensch war eine traurige Zugabe zu Ihrem eingeschränkten und wunderlichen Leben," sagte Jarno. „Wie ist es ihm weiter ergangen? Lassen Sie mich es wissen."

Nachdem man Jarno's Neugierde befriedigt hatte, fuhr der Arzt fort: „Nie habe ich ein Gemüth in einer so sonderbaren Lage gesehen. Seit vielen Jahren hat er an nichts, was außer ihm war, den mindesten Antheil genommen, ja fast auf nichts gemerkt; blos in sich gekehrt, betrachtete er sein hohles, leeres Ich, das ihm als ein unermeßlicher Abgrund erschien. Wie rührend war es, wenn er von diesem traurigen Zustande sprach! „Ich sehe nichts vor mir, nichts hinter mir," rief er aus, „als eine unendliche Nacht, in der ich mich in der schrecklichsten Einsamkeit befinde; kein Gefühl bleibt mir als das Gefühl meiner Schuld, die doch auch nur wie ein entferntes, unförmliches Gespenst sich rückwärts sehen läßt. Doch da ist keine Höhe, keine Tiefe, kein Vor noch Zurück; kein Wort drückt diesen immer gleichen Zustand aus. Manchmal ruf' ich in der Noth dieser Gleichgiltigkeit: Ewig! ewig! mit Heftigkeit aus, und dieses seltsame, unbegreifliche Wort ist hell und klar gegen die Finsterniß meines Zustandes. Kein Strahl einer Gottheit erscheint mir in dieser Nacht; ich weine meine Thränen alle mir selbst und um mich selbst. Nichts ist mir grausamer als Freundschaft und Liebe; denn sie allein locken mir den Wunsch ab, daß die Erscheinungen, die mich umgeben, wirklich sein möchten. Aber auch diese beiden Gespenster sind nur aus dem Abgrunde gestiegen, um mich zu ängstigen, und um mir zuletzt auch das theure Bewußtsein dieses ungeheuren Daseins zu rauben."

„Sie sollten ihn hören," fuhr der Arzt fort, „wenn er in vertraulichen Stunden auf diese Weise sein Herz erleichtert! Mit der größten Rührung habe ich ihm einigemal zugehört. Wenn sich ihm etwas aufdringt, das ihn nöthigt, einen Augenblick zu gestehen, eine Zeit sei vergangen, so scheint er wie erstaunt, und dann verwirft er wieder die Veränderung an den Dingen als eine Erscheinung der Erscheinungen. Eines Abends

sang er ein Lied über seine grauen Haare; wir saßen Alle um ihn her und weinten."

„O, schaffen Sie es mir!" rief Wilhelm aus.

„Haben Sie denn aber," fragte Jarno, „nichts entdeckt von dem, was er sein Verbrechen nennt, nicht die Ursache seiner sonderbaren Tracht, seines Betragens beim Brande, seiner Wuth gegen das Kind?"

„Nur durch Muthmaßungen können wir seinem Schicksale näher kommen; ihn unmittelbar zu fragen, würde gegen unsere Grundsätze sein. Da wir wol merken, daß er katholisch erzogen ist, haben wir geglaubt, ihm durch eine Beichte Linderung zu verschaffen; aber er entfernt sich auf eine sonderbare Weise jedesmal, wenn wir ihn dem Geistlichen näher zu bringen suchen. Daß ich aber Ihren Wunsch, etwas von ihm zu wissen, nicht ganz unbefriedigt lasse, will ich Ihnen wenigstens unsere Vermuthungen entdecken. Er hat seine Jugend in dem geistlichen Stande zugebracht; daher scheint er sein langes Gewand und seinen Bart erhalten zu wollen. Die Freuden der Liebe blieben ihm die größte Zeit seines Lebens unbekannt. Erst spät mag eine Verirrung mit einem sehr nahe verwandten Frauenzimmer, es mag ihr Tod, der einem unglücklichen Geschöpfe das Dasein gab, sein Gehirn völlig zerrüttet haben. Sein größter Wahn ist, daß er überall Unglück bringe, und daß ihm der Tod durch einen unschuldigen Knaben bevorstehe. Erst fürchtete er sich vor Mignon, ehe er wußte, daß es ein Mädchen war; nun ängstigte ihn Felix, und da er das Leben bei alle seinem Elend unendlich liebt, scheint seine Abneigung gegen das Kind daher entstanden zu sein."

„Was haben Sie denn zu seiner Besserung für Hoffnung?" fragte Wilhelm.

„Es geht langsam vorwärts," versetzte der Arzt, „aber doch nicht zurück. Seine bestimmten Beschäftigungen treibt er fort, und wir haben ihn gewöhnt, die Zeitungen zu lesen, die er jetzt immer mit großer Begierde erwartet."

„Ich bin auf seine Lieder neugierig," sagte Jarno.

„Davon werde ich Ihnen verschiedene geben können," sagte der Arzt. „Der älteste Sohn des Geistlichen, der seinem Vater die Predigten nachzuschreiben gewohnt ist, hat manche Strophe, ohne von dem Alten bemerkt zu werden, aufgezeichnet und mehrere Lieder nach und nach zusammengesetzt."

Den andern Morgen kam Jarno zu Wilhelmen und sagte

ihm: „Sie müssen uns einen Gefallen thun; Lydie muß einige Zeit entfernt werden; ihre heftige und, ich darf wol sagen, unbequeme Liebe und Leidenschaft hindert des Barons Genesung. Seine Wunde verlangt Ruhe und Gelassenheit, ob sie gleich bei seiner guten Natur nicht gefährlich ist. Sie haben gesehen, wie ihn Lydie mit stürmischer Sorgfalt, unbezwinglicher Angst und nie versiegenden Thränen quält, und" — „Genug," setzte er nach einer Pause mit einem Lächeln hinzu, „der Medikus verlangt ausdrücklich, daß sie das Haus auf einige Zeit verlassen solle. Wir haben ihr eingebildet, eine sehr gute Freundin halte sich in der Nähe auf, verlange sie zu sehen und erwarte sie jeden Augenblick. Sie hat sich bereden lassen, zu dem Gerichtshalter zu fahren, der nur zwei Stunden von hier wohnt. Dieser ist unterrichtet und wird herzlich bedauern, daß Fräulein Therese soeben weggefahren sei; er wird wahrscheinlich machen, daß man sie noch einholen könne. Lydie wird ihr nacheilen, und wenn das Glück gut ist, wird sie von einem Orte zum andern geführt werden. Zuletzt, wenn sie darauf besteht, wieder umzukehren, darf man ihr nicht widersprechen; man muß die Nacht zu Hilfe nehmen; der Kutscher ist ein gescheiter Kerl, mit dem man noch Abrede nehmen muß. Sie setzen sich zu ihr in den Wagen, unterhalten sie und dirigiren das Abenteuer."

„Sie geben mir einen sonderbaren und bedenklichen Auftrag," versetzte Wilhelm. „Wie ängstlich ist die Gegenwart einer gekränkten treuen Liebe! Und ich soll selbst das Werkzeug dazu sein? Es ist das erste Mal in meinem Leben, daß ich Jemanden auf diese Weise hintergehe; denn ich habe immer geglaubt, daß es uns zu weit führen könne, wenn wir einmal um des Guten und Nützlichen willen zu betriegen anfangen."

„Können wir doch Kinder nicht anders erziehen als auf diese Weise," versetzte Jarno.

„Bei Kindern möchte es noch hingehen," sagte Wilhelm, „indem wir sie so zärtlich lieben und offenbar übersehen; aber bei Unseresgleichen, für die uns nicht immer das Herz so laut um Schonung anruft, möchte es oft gefährlich werden." „Doch glauben Sie nicht," fuhr er nach einem kurzen Nachdenken fort, „daß ich deswegen diesen Auftrag ablehne. Bei der Ehrfurcht, die mir Ihr Verstand einflößt, bei der Neigung, die ich für Ihren trefflichen Freund fühle, bei dem lebhaften Wunsch, seine Genesung, durch welche Mittel sie auch möglich sei, zu befördern,

mag ich mich gerne selbst vergessen. Es ist nicht genug, daß man sein Leben für einen Freund wagen könne, man muß auch im Nothfall seine Ueberzeugung für ihn verleugnen; unsere liebste Leidenschaft, unsere besten Wünsche sind wir für ihn aufzuopfern schuldig. Ich übernehme den Auftrag, ob ich gleich schon die Qual voraussehe, die ich von Lydiens Thränen, von ihrer Verzweiflung werde zu erdulden haben."

„Dagegen erwartet Sie auch keine geringe Belohnung," versetzte Jarno, „indem Sie Fräulein Therese kennen lernen, ein Frauenzimmer, wie es ihrer wenige giebt; sie beschämt hundert Männer, und ich möchte sie eine wahre Amazone nennen, wenn Andere nur als artige Hermaphroditen in dieser zweideutigen Kleidung herumgehen."

Wilhelm war betroffen; er hoffte in Thereſen seine Amazone wiederzufinden, um so mehr, als Jarno, von dem er einige Auskunft verlangte, kurz abbrach und sich entfernte.

Die neue nahe Hoffnung, jene verehrte und geliebte Gestalt wiederzusehen, brachte in ihm die sonderbarsten Bewegungen hervor. Er hielt nunmehr den Auftrag, der ihm gegeben worden war, für ein Werk einer ausdrücklichen Schickung, und der Gedanke, daß er ein armes Mädchen von dem Gegenstande ihrer aufrichtigsten und heftigsten Liebe hinterlistig zu entfernen im Begriff war, erschien ihm nur im Vorübergehen, wie der Schatten eines Vogels über die erleuchtete Erde wegfliegt.

Der Wagen stand vor der Thüre; Lydie zauderte einen Augenblick, hineinzusteigen. „Grüßt Euren Herrn nochmals," sagte sie zu dem alten Bedienten; „vor Abend bin ich wieder zurück." Thränen standen ihr im Auge, als sie im Fortfahren sich nochmals umwendete. Sie kehrte sich darauf zu Wilhelmen, nahm sich zusammen und sagte: „Sie werden an Fräulein Thereſe eine sehr interessante Person finden. Mich wundert, wie sie in diese Gegend kommt; denn Sie werden wol wissen, daß sie und der Baron sich heftig liebten. Ungeachtet der Entfernung war Lothario oft bei ihr, ich war damals um sie; es schien, als ob sie nur für einander leben würden. Auf einmal aber zerschlug sich's, ohne daß ein Mensch begreifen konnte, warum. Er hatte mich kennen lernen, und ich leugne nicht, daß ich Thereſen herzlich beneidete, daß ich meine Neigung zu ihm kaum verbarg, und daß ich ihn nicht zurückstieß, als er auf einmal mich statt Thereſen zu wählen schien. Sie betrug sich gegen mich, wie ich es nicht besser wünschen konnte, ob es gleich bei-

nahe scheinen mußte, als hätte ich ihr einen so werthen Liebhaber geraubt. Aber auch wie viel tausend Thränen und Schmerzen hat mich diese Liebe schon gekostet! Erst sahen wir uns nur zuweilen am dritten Orte verstohlen; aber lange konnte ich das Leben nicht ertragen, nur in seiner Gegenwart war ich glücklich, ganz glücklich! fern von ihm hatte ich kein trockenes Auge, keinen ruhigen Pulsschlag! Einst verzog er mehrere Tage; ich war in Verzweiflung, machte mich auf den Weg und überraschte ihn hier. Er nahm mich liebevoll auf, und wäre nicht dieser unglückselige Handel dazwischen gekommen, so hätte ich ein himmlisches Leben geführt; und was ich ausgestanden habe, seitdem er in Gefahr ist, seitdem er leidet, sag' ich nicht, und noch in diesem Augenblicke mache ich mir lebhafte Vorwürfe, daß ich mich nur einen Tag von ihm habe entfernen können."

Wilhelm wollte sich eben näher nach Theresen erkundigen, als sie bei dem Gerichtshalter vorfuhren, der an den Wagen kam und von Herzen bedauerte, daß Fräulein Therese schon abgefahren sei. Er bot den Reisenden ein Frühstück an, sagte aber zugleich, der Wagen würde noch im nächsten Dorfe einzuholen sein. Man entschloß sich, nachzufahren, und der Kutscher säumte nicht. Man hatte schon einige Dörfer zurückgelegt und Niemanden angetroffen. Lydie bestand nun darauf, man solle umkehren; der Kutscher fuhr zu, als verstünde er es nicht. Endlich verlangte sie es mit größter Heftigkeit; Wilhelm rief ihm zu und gab das verabredete Zeichen. Der Kutscher erwiderte: „Wir haben nicht nöthig, denselben Weg zurückzufahren; ich weiß einen nähern, der zugleich viel bequemer ist." Er fuhr nun seitwärts durch einen Wald und über lange Triften weg. Endlich, da kein bekannter Gegenstand zum Vorschein kam, gestand der Kutscher, er sei unglücklicherweise irre gefahren, wolle sich aber bald wieder zurechte finden, indem er dort ein Dorf sehe. Die Nacht kam herbei, und der Kutscher machte seine Sache so geschickt, daß er überall fragte und nirgends die Antwort abwartete. So fuhr man die ganze Nacht; Lydie schloß kein Auge; bei Mondschein fand sie überall Aehnlichkeiten, und immer verschwanden sie wieder. Morgens schienen ihr die Gegenstände bekannt, aber desto unerwarteter. Der Wagen hielt vor einem kleinen, artig gebauten Landhause stille; ein Frauenzimmer trat aus der Thüre und öffnete den Schlag. Lydie sah sie starr an, sah sich um, sah sie wieder an und lag ohnmächtig in Wilhelm's Armen.

Fünftes Kapitel.

Wilhelm ward in ein Mansardzimmerchen geführt; das Haus war neu und so klein, als es beinah nur möglich war, äußerst reinlich und ordentlich. In Theresen, die ihn und Lydien an der Kutsche empfangen hatte, fand er seine Amazone nicht; es war ein anderes, ein himmelweit von ihr unterschiedenes Wesen. Wohlgebaut, ohne groß zu sein, bewegte sie sich mit viel Lebhaftigkeit, und ihren hellen, blauen, offenen Augen schien nichts verborgen zu bleiben, was vorging.

Sie trat in Wilhelm's Stube und fragte, ob er etwas bedürfe. „Verzeihen Sie," sagte sie, „daß ich Sie in ein Zimmer logire, das der Oelgeruch noch unangenehm macht; mein kleines Haus ist eben fertig geworden, und Sie weihen dieses Stübchen ein, das meinen Gästen bestimmt ist. Wären Sie nur bei einem angenehmern Anlaß hier! Die arme Lydie wird uns keine guten Tage machen, und überhaupt müssen Sie vorlieb nehmen; meine Köchin ist mir eben zur ganz unrechten Zeit aus dem Dienste gelaufen, und ein Knecht hat sich die Hand zerquetscht. Es thäte Noth, ich verrichtete Alles selbst, und am Ende, wenn man sich darauf einrichtete, müßte es auch gehen. Man ist mit Niemandem mehr geplagt als mit den Dienstboten; es will Niemand dienen, nicht einmal sich selbst."

Sie sagte noch Manches über verschiedene Gegenstände; überhaupt schien sie gern zu sprechen. Wilhelm fragte nach Lydien, ob er das gute Mädchen nicht sehen und sich bei ihr entschuldigen könnte.

„Das wird jetzt nicht bei ihr wirken," versetzte Therese. „Die Zeit entschuldigt, wie sie tröstet; Worte sind in beiden Fällen von wenig Kraft. Lydie will Sie nicht sehen. „Lassen Sie mir ihn ja nicht vor die Augen kommen," rief sie, als ich sie verließ; „ich möchte an der Menschheit verzweifeln! So ein ehrlich Gesicht, so ein offenes Betragen, und diese heimliche Tücke!" Lothario ist ganz bei ihr entschuldigt; auch sagt er in einem Briefe an das gute Mädchen: „Meine Freunde beredeten mich, meine Freunde nöthigten mich!" Zu diesen rechnet Lydie Sie auch und verdammt Sie mit den Uebrigen."

„Sie erzeigt mir zu viel Ehre, indem sie mich schilt," versetzte Wilhelm; „ich darf an die Freundschaft dieses trefflichen Mannes noch keinen Anspruch machen, und bin diesmal nur ein unschuldiges Werkzeug. Ich will meine Handlung nicht

loben; genug, ich konnte sie thun! Es war von der Gesundheit, es war von dem Leben eines Mannes die Rede, den ich höher schätzen muß als irgend Jemanden, den ich vorher kannte. O welch ein Mann ist das, Fräulein! und welche Menschen umgeben ihn! In dieser Gesellschaft bab' ich, so darf ich wol sagen, zum ersten Mal ein Gespräch geführt; zum ersten Mal kam mir der eigenste Sinn meiner Worte aus dem Munde eines Andern reichhaltiger, voller und in einem größern Umfang wieder entgegen; was ich ahnte, ward mir klar, und was ich meinte, lernte ich anschauen. Leider ward dieser Genuß erst durch allerlei Sorgen und Grillen, dann durch den unangenehmen Auftrag unterbrochen. Ich übernahm ihn mit Ergebung; denn ich hielt für Schuldigkeit, selbst mit Aufopferung meines Gefühls diesem trefflichen Kreise von Menschen meinen Einstand abzutragen."

Therese hatte unter diesen Worten ihren Gast sehr freundlich angesehen. „O, wie süß ist es," rief sie aus, „seine eigene Ueberzeugung aus einem fremden Munde zu hören! Wie werden wir nur erst dann recht wir selbst, wenn uns ein Anderer vollkommen Recht giebt. Auch ich denke über Lothario vollkommen wie Sie; nicht Jedermann läßt ihm Gerechtigkeit widerfahren; dafür schwärmen aber auch alle Die für ihn, die ihn näher kennen, und das schmerzliche Gefühl, das sich in meinem Herzen zu seinem Andenken mischt, kann mich nicht abhalten, täglich an ihn zu denken." Ein Seufzer erweiterte ihre Brust, indem sie dieses sagte, und in ihrem rechten Auge blinkte eine schöne Thräne. „Glauben Sie nicht," fuhr sie fort, „daß ich so weich, so leicht zu rühren bin! Es ist nur das Auge, das weint. Ich hatte eine kleine Warze am untern Augenlid; man hat mir sie glücklich abgebunden, aber das Auge ist seit der Zeit immer schwach geblieben; der geringste Anlaß drängt mir eine Thräne hervor. Hier saß das Wärzchen; Sie sehen keine Spur mehr davon."

Er sah keine Spur, aber er sah ihr ins Auge; es war klar wie Krystall; er glaubte bis auf den Grund ihrer Seele zu sehen.

„Wir haben," sagte sie, „nun das Losungswort unserer Verbindung ausgesprochen; lassen Sie uns so bald als möglich mit einander völlig bekannt werden. Die Geschichte des Menschen ist sein Charakter. Ich will Ihnen erzählen, wie es mir ergangen ist; schenken Sie mir ein kleines Vertrauen, und

lassen Sie uns auch in der Ferne verbunden bleiben. Die Welt ist so leer, wenn man nur Berge, Flüsse und Städte darin denkt; aber hier und da Jemanden zu wissen, der mit uns übereinstimmt, mit dem wir auch stillschweigend fortleben, das macht uns dieses Erdenrund erst zu einem bewohnten Garten."

Sie eilte fort und versprach, ihn bald zum Spaziergange abzuholen. Ihre Gegenwart hatte sehr angenehm auf ihn gewirkt; er wünschte ihr Verhältniß zu Lothario zu erfahren. Er ward gerufen; sie kam ihm aus ihrem Zimmer entgegen.

Als sie die enge und beinahe steile Treppe einzeln hinuntergehen mußten, sagte sie: „Das könnte Alles weiter und breiter sein, wenn ich auf das Anerbieten Ihres großmüthigen Freundes hätte hören wollen; doch um seiner werth zu bleiben, muß ich das an mir erhalten, was mich ihm so werth machte." „Wo ist der Verwalter?" fragte sie, indem sie die Treppe völlig herunterkam. „Sie müssen nicht denken," fuhr sie fort, „daß ich so reich bin, um einen Verwalter zu brauchen; die wenigen Aecker meines Freigütchens kann ich wol selbst bestellen. Der Verwalter gehört meinem neuen Nachbar, der das schöne Gut gekauft hat, das ich in- und auswendig kenne; der gute alte Mann liegt krank am Podagra, seine Leute sind in dieser Gegend neu, und ich helfe ihnen gerne, sich einrichten."

Sie machten einen Spaziergang durch Aecker, Wiesen und einige Baumgärten. Therese bedeutete den Verwalter in Allem; sie konnte ihm von jeder Kleinigkeit Rechenschaft geben, und Wilhelm hatte Ursache genug, sich über ihre Kenntniß, ihre Bestimmtheit und über die Gewandtheit, wie sie in jedem Falle Mittel anzugeben wußte, zu verwundern. Sie hielt sich nirgends auf, eilte immer zu den bedeutenden Punkten, und so war die Sache bald abgethan. „Grüßt Euren Herrn," sagte sie, als sie den Mann verabschiedete; „ich werde ihn so bald als möglich besuchen und wünsche vollkommene Besserung." „Da könnte ich nun auch," sagte sie mit Lächeln, als er weg war, „bald reich und vielhabend werden; denn mein guter Nachbar wäre nicht abgeneigt, mir seine Hand zu geben."

„Der Alte mit dem Podagra!" rief Wilhelm. „Ich wüßte nicht, wie Sie in Ihren Jahren zu so einem verzweifelten Entschluß kommen könnten?"

„Ich bin auch gar nicht versucht!" versetzte Therese. „Wohlhabend ist Jeder, der dem, was er besitzt, vorzustehen weiß;

vielhabend zu sein, ist eine lästige Sache, wenn man es nicht versteht."

Wilhelm zeigte seine Verwunderung über ihre Wirthschaftskenntnisse. „Entschiedene Neigung, frühe Gelegenheit, äußerer Antrieb und eine fortgesetzte Beschäftigung in einer nützlichen Sache machen in der Welt noch viel mehr möglich," versetzte Therese, „und wenn Sie erst erfahren werden, was mich dazu belebt hat, so werden Sie Sich über das sonderbar scheinende Talent nicht mehr verwundern."

Sie ließ ihn, als sie zu Hause anlangten, in ihrem kleinen Garten, in welchem er sich kaum herumdrehen konnte; so eng waren die Wege, und so reichlich war Alles bepflanzt. Er mußte lächeln, als er über den Hof zurückkehrte; denn da lag das Brennholz so akkurat gesägt, gespalten und geschränkt, als wenn es ein Theil des Gebäudes wäre und immer so liegen bleiben sollte. Rein standen alle Gefäße an ihren Plätzen; das Häuschen war weiß und roth angestrichen und lustig anzusehen. Was das Handwerk hervorbringen kann, das keine schönen Verhältnisse kennt, aber für Bedürfniß, Dauer und Heiterkeit arbeitet, schien auf dem Platze vereinigt zu sein. Man brachte ihm das Essen auf sein Zimmer, und er hatte Zeit genug, Betrachtungen anzustellen. Besonders fiel ihm auf, daß er nun wieder eine so interessante Person kennen lernte, die mit Lothario in einem nahen Verhältnisse gestanden hatte. „Billig ist es," sagte er zu sich selbst, „daß so ein trefflicher Mann auch treffliche Weiberseelen an sich ziehe! Wie weit verbreitet sich die Wirkung der Männlichkeit und Würde! Wenn nur Andere nicht so sehr dabei zu kurz kämen! Ja, gestehe Dir nur Deine Furcht! Wenn Du dereinst Deine Amazone wieder antrifft, diese Gestalt aller Gestalten, Du findest sie, trotz aller Deiner Hoffnungen und Träume, zu Deiner Beschämung und Demüthigung doch noch am Ende — als seine Braut."

Sechstes Kapitel.

Wilhelm hatte einen unruhigen Nachmittag nicht ganz ohne lange Weile zugebracht, als sich gegen Abend seine Thüre öffnete, und ein junger artiger Jägerbursche mit einem Gruße hereintrat. „Wollen wir nun spazieren gehen?" sagte der junge

Mensch, und in dem Augenblicke erkannte Wilhelm Theresen an ihren schönen Augen.

„Verzeihen Sie mir diese Maskerade," fing sie an; „denn leider ist es jetzt nur Maskerade. Doch da ich Ihnen einmal von der Zeit erzählen soll, in der ich mich so gerne in dieser Weste sah, will ich mir auch jene Tage auf alle Weise vergegenwärtigen. Kommen Sie! Selbst der Platz, an dem wir so oft von unsern Jagden und Spaziergängen ausruhten, soll dazu beitragen."

Sie gingen, und auf dem Wege sagte Therese zu ihrem Begleiter: „Es ist nicht billig, daß Sie mich allein reden lassen; schon wissen Sie genug von mir, und ich weiß noch nicht das Mindeste von Ihnen; erzählen Sie mir indessen etwas von Sich, damit ich Muth bekomme, Ihnen auch meine Geschichte und meine Verhältnisse vorzulegen."

„Leider hab' ich," versetzte Wilhelm, „nichts zu erzählen als Irrthümer auf Irrthümer, Verirrungen auf Verirrungen, und ich wüßte nicht, wem ich die Verworrenheiten, in denen ich mich befand und befinde, lieber verbergen möchte als Ihnen. Ihr Blick und Alles, was Sie umgiebt, Ihr ganzes Wesen und Ihr Betragen zeigt mir, daß Sie Sich Ihres vergangenen Lebens freuen können, daß Sie auf einem schönen, reinen Wege in einer sichern Folge gegangen sind, daß Sie keine Zeit verloren, daß Sie Sich nichts vorzuwerfen haben."

Therese lächelte und versetzte: „Wir müssen abwarten, ob Sie auch noch so denken, wenn Sie meine Geschichte hören." Sie gingen weiter, und unter einigen allgemeinen Gesprächen fragte ihn Therese: „Sind Sie frei?"

„Ich glaube es zu sein," versetzte er; „aber ich wünsche es nicht."

„Gut!" sagte sie. „Das deutet auf einen complicirten Roman und zeigt mir, daß Sie auch etwas zu erzählen haben."

Unter diesen Worten stiegen sie den Hügel hinan und lagerten sich bei einer großen Eiche, die ihren Schatten weit umher verbreitete. „Hier," sagte Therese, „unter diesem deutschen Baume will ich Ihnen die Geschichte eines deutschen Mädchens erzählen. Hören Sie mich geduldig an!

„Mein Vater war ein wohlhabender Edelmann dieser Provinz, ein heiterer, klarer, thätiger, wackerer Mann, ein zärtlicher Vater, ein redlicher Freund, ein trefflicher Wirth, an dem ich nur den einzigen Fehler kannte, daß er gegen eine Frau zu

nachsichtig war, die ihn nicht zu schätzen wußte. Leider muß ich das von meiner eigenen Mutter sagen! Ihr Wesen war dem seinigen ganz entgegengesetzt. Sie war rasch, unbeständig, ohne Neigung weder für ihr Haus noch für mich, ihr einziges Kind, verschwenderisch, aber ihren, geistreich, voller Talente, das Entzücken eines Zirkels, den sie um sich zu versammeln wußte. Freilich war ihre Gesellschaft niemals groß oder blieb es nicht lange. Dieser Zirkel bestand meist aus Männern; denn keine Frau befand sich wohl neben ihr, und noch weniger konnte sie das Verdienst irgend eines Weibes dulden. Ich glich meinem Vater an Gestalt und Gesinnungen. Wie eine junge Ente gleich das Wasser sucht, so waren von der ersten Jugend an die Küche, die Vorrathskammer, die Scheunen und Böden mein Element. Die Ordnung und Reinlichkeit des Hauses schien, selbst da ich noch spielte, mein einziger Instinkt, mein einziges Augenmerk zu sein. Mein Vater freute sich darüber und gab meinem kindischen Bestreben stufenweise die zweckmäßigsten Beschäftigungen; meine Mutter dagegen liebte mich nicht und verbehlte es keinen Augenblick.

Ich wuchs heran; mit den Jahren vermehrte sich meine Thätigkeit und die Liebe meines Vaters zu mir. Wenn wir allein waren, auf die Felder gingen, wenn ich ihm die Rechnungen durchsehen half, dann konnte ich ihm recht anfühlen, wie glücklich er war. Wenn ich ihm in die Augen sah, so war es, als wenn ich in mich selbst hineinsähe; denn eben die Augen waren es, die mich ihm vollkommen ähnlich machten. Aber nicht eben den Muth, nicht eben den Ausdruck behielt er in der Gegenwart meiner Mutter; er entschuldigte mich gelind, wenn sie mich heftig und ungerecht tadelte; er nahm sich meiner an, nicht als wenn er mich beschützen, sondern als wenn er meine guten Eigenschaften nur entschuldigen könnte. So setzte er auch seiner von ihren Neigungen Hindernisse entgegen; sie fing an, mit größter Leidenschaft sich auf das Schauspiel zu werfen. Ein Theater ward erbaut; an Männern fehlte es nicht von allen Altern und Gestalten, die sich mit ihr auf der Bühne darstellten, an Frauen hingegen mangelte es oft. Lydie, ein artiges Mädchen, das mit mir erzogen worden war, und das gleich in ihrer ersten Jugend reizend zu werden versprach, mußte die zweiten Rollen übernehmen, und eine alte Kammerfrau die Mütter und Tanten vorstellen, indeß meine Mutter sich die ersten Liebhaberinnen, Heldinnen und Schäferinnen aller Art

vorbehielt. Ich kann Ihnen gar nicht sagen, wie lächerlich mir es vorkam, wenn die Menschen, die ich alle recht gut kannte, sich verkleidet hatten, da droben standen und für etwas Anderes, als sie waren, gehalten sein wollten. Ich sah immer nur meine Mutter und Lydien, diesen Baron und jenen Sekretär, sie mochten nun als Fürsten und Grafen oder als Bauern erscheinen, und ich konnte nicht begreifen, wie sie mir zumuthen wollten zu glauben, daß es ihnen wohl oder wehe sei, daß sie verliebt oder gleichgiltig, geizig oder freigebig seien, da ich doch meist von dem Gegentheile genau unterrichtet war. Deswegen blieb ich auch sehr selten unter den Zuschauern; ich putzte ihnen immer die Lichter, damit ich nur etwas zu thun hatte, besorgte das Abendessen und hatte des andern Morgens, wenn sie noch lange schliefen, schon ihre Garderobe in Ordnung gebracht, die sie des Abends gewöhnlich über einander geworfen zurückließen.

„Meiner Mutter schien diese Thätigkeit ganz recht zu sein, aber ihre Neigung konnte ich nicht erwerben; sie verachtete mich, und ich weiß noch recht gut, daß sie mehr als einmal mit Bitterkeit wiederholte: „Wenn die Mutter so ungewiß sein könnte als der Vater, so würde man wol schwerlich diese Magd für meine Tochter halten.“ Ich leugne nicht, daß ihr Betragen mich nach und nach ganz von ihr entfernte. Ich betrachtete ihre Handlungen wie die Handlungen einer fremden Person, und da ich gewohnt war, wie ein Falke das Gesinde zu beobachten (denn, im Vorbeigehen gesagt, darauf beruht eigentlich der Grund aller Haushaltung), so fielen mir natürlich auch die Verhältnisse meiner Mutter und ihrer Gesellschaft auf. Es ließ sich wohl bemerken, daß sie nicht alle Männer mit ebendenselben Augen ansah; ich gab schärfer Acht und bemerkte bald, daß Lydie Vertraute war und bei dieser Gelegenheit selbst mit einer Leidenschaft bekannter wurde, die sie von ihrer ersten Jugend an so oft vorgestellt hatte. Ich wußte alle ihre Zusammenkünfte; aber ich schwieg und sagte meinem Vater nichts, den ich zu betrüben fürchtete; endlich aber ward ich dazu genöthigt. Manches konnten sie nicht unternehmen, ohne das Gesinde zu bestechen. Dieses fing an, mir zu trotzen, die Anordnungen meines Vaters zu vernachlässigen und meine Befehle nicht zu vollziehen; die Unordnungen, die daraus entstanden, waren mir unerträglich; ich entdeckte, ich klagte Alles meinem Vater. Er hörte mich gelassen an. „Gutes Kind!“ sagte er zuletzt mit Lächeln, „ich

weiß Alles; sei ruhig, ertrag es mit Geduld! denn es ist nur um Deinetwillen, daß ich es leide."

„Ich war nicht ruhig, ich hatte keine Geduld. Ich schalt meinen Vater im Stillen; denn ich glaubte nicht, daß er um irgend einer Ursache willen so etwas zu dulden brauche; ich bestand auf der Ordnung, und ich war entschlossen, die Sache aufs Aeußerste kommen zu lassen.

„Meine Mutter war reich von sich, verzehrte aber doch mehr, als sie sollte, und dies gab, wie ich wohl merkte, manche Erklärung zwischen meinen Eltern. Lange war der Sache nicht geholfen, bis die Leidenschaften meiner Mutter selbst eine Art von Entwicklung hervorbrachten.

„Der erste Liebhaber ward auf eine eklatante Weise ungetreu; das Haus, die Gegend, ihre Verhältnisse waren ihr zuwider. Sie wollte auf ein anderes Gut ziehen, da war es ihr zu einsam; sie wollte nach der Stadt, da galt sie nicht genug. Ich weiß nicht, was Alles zwischen ihr und meinem Vater vorging; genug, er entschloß sich endlich, unter Bedingungen, die ich nicht erfuhr, in eine Reise, die sie nach dem südlichen Frankreich thun wollte, einzuwilligen.

„Wir waren nun frei und lebten wie im Himmel; ja, ich glaube, daß mein Vater nichts verloren hat, wenn er ihre Gegenwart auch schon mit einer ansehnlichen Summe abkaufte. Alles unnütze Gesinde ward abgeschafft, und das Glück schien unsere Ordnung zu begünstigen; wir hatten einige sehr gute Jahre, Alles gelang nach Wunsch. Aber leider dauerte dieser frohe Zustand nicht lange; ganz unvermuthet ward mein Vater von einem Schlagflusse befallen, der ihm die rechte Seite lähmte und den reinen Gebrauch der Sprache benahm. Man mußte Alles errathen, was er verlangte; denn er brachte nie das Wort hervor, das er im Sinne hatte. Sehr ängstlich waren mir daher manche Augenblicke, in denen er mit mir ausdrücklich allein sein wollte; er deutete mit heftiger Geberde, daß Jedermann sich entfernen sollte, und wenn wir uns allein sahen, war er nicht im Stande, das rechte Wort hervorzubringen. Seine Ungeduld stieg aufs Aeußerste, und sein Zustand betrübte mich im innersten Herzen. So viel schien mir gewiß, daß er mir etwas zu vertrauen hatte, das mich besonders anging. Welches Verlangen fühlt' ich nicht, es zu erfahren! Sonst konnt' ich ihm Alles an den Augen ansehen; aber jetzt war es vergebens; selbst seine Augen sprachen nicht mehr. Nur so viel war mir deutlich: er

wollte nichts, er begehrte nichts; er strebte nur, mir etwas zu entdecken, das ich leider nicht erfuhr. Sein Uebel wiederholte sich; er ward bald darauf ganz unthätig und unfähig, und nicht lange, so war er todt.

„Ich weiß nicht, wie sich bei mir der Gedanke festgesetzt hatte, daß er irgendwo einen Schatz niedergelegt habe, den er mir nach seinem Tode lieber als meiner Mutter gönnen wollte; ich suchte schon bei seinen Lebzeiten nach, allein ich fand nichts; nach seinem Tode ward Alles versiegelt. Ich schrieb meiner Mutter und bot ihr an, als Verwalter im Hause zu bleiben; sie schlug es aus, und ich mußte das Gut räumen. Es kam ein wechselseitiges Testament zum Vorschein, wodurch sie im Besitz und Genuß von Allem, und ich, wenigstens ihre ganze Lebenszeit über, von ihr abhängig blieb. Nun glaubte ich erst recht die Winke meines Vaters zu verstehen; ich bedauerte ihn, daß er so schwach gewesen war, auch nach seinem Tode ungerecht gegen mich zu sein. Denn einige meiner Freunde wollten sogar behaupten, es sei beinah nicht besser, als ob er mich enterbt hätte, und verlangten, ich sollte das Testament angreifen, wozu ich mich aber nicht entschließen konnte. Ich verehrte das Andenken meines Vaters zu sehr; ich vertraute dem Schicksal, ich vertraute mir selbst.

„Ich hatte mit einer Dame in der Nachbarschaft, die große Güter besaß, immer in gutem Verhältnisse gestanden; sie nahm mich mit Vergnügen auf, und es ward mir leicht, bald ihrer Haushaltung vorzustehen. Sie lebte sehr regelmäßig und liebte die Ordnung in Allem, und ich half ihr treulich in dem Kampf mit Verwalter und Gesinde. Ich bin weder geizig noch mißgünstig; aber wir Weiber bestehen überhaupt viel ernsthafter als selbst ein Mann darauf, daß nichts verschleudert werde. Jeder Unterschleif ist uns unerträglich; wir wollen, daß Jeder nur genieße, insofern er dazu berechtigt ist.

„Nun war ich wieder in meinem Elemente und trauerte still über den Tod meines Vaters. Meine Beschützerin war mit mir zufrieden; nur ein kleiner Umstand störte meine Ruhe. Lydie kam zurück; meine Mutter war grausam genug, das arme Mädchen abzustoßen, nachdem sie aus dem Grunde verdorben war. Sie hatte bei meiner Mutter gelernt, Leidenschaften als Bestimmung anzusehen; sie war gewohnt, sich in nichts zu mäßigen. Als sie unvermuthet wieder erschien, nahm meine Wohlthäterin auch sie auf; sie wollte mir an die Hand gehen und konnte sich in nichts schicken.

„Um diese Zeit kamen die Verwandten und künftigen Erben meiner Dame oft ins Haus und beluſtigten ſich mit der Jagd. Auch Lothario war manchmal mit ihnen; ich bemerkte gar bald, wie ſehr er ſich vor allen Andern auszeichnete, jedoch ohne die mindeſte Beziehung auf mich ſelbſt. Er war gegen Alle höflich, und bald ſchien Lydie ſeine Aufmerkſamkeit auf ſich zu ziehen. Ich hatte immer zu thun und war ſelten bei der Geſellſchaft; in ſeiner Gegenwart ſprach ich weniger als gewöhnlich; denn ich will nicht leugnen, daß eine lebhafte Unterhaltung von je her mir die Würze des Lebens war. Ich ſprach mit meinem Vater gern viel über Alles, was begegnete. Was man nicht beſpricht, bedenkt man nicht recht. Keinem Menſchen hatte ich jemals lieber zugehört als Lothario, wenn er von ſeinen Reiſen, von ſeinen Feldzügen erzählte. Die Welt lag ihm ſo klar, ſo offen da, wie mir die Gegend, in der ich gewirthſchaftet hatte. Ich hörte nicht etwa die wunderlichen Schickſale des Abenteurers, die übertriebenen Halbwahrheiten eines beſchränkten Reiſenden, der immer nur ſeine Perſon an die Stelle des Landes ſetzt, wovon er uns ein Bild zu geben verſpricht; er erzählte nicht, er führte uns an die Orte ſelbſt; ich habe nicht leicht ſo ein reines Vergnügen empfunden.

„Aber unausſprechlich war meine Zufriedenheit, als ich ihn eines Abends über die Frauen reden hörte. Das Geſpräch machte ſich ganz natürlich; einige Damen aus der Nachbarſchaft hatten uns beſucht und über die Bildung der Frauen die gewöhnlichen Geſpräche geführt. Man ſei ungerecht gegen unſer Geſchlecht, hieß es; die Männer wollten alle höhere Kultur für ſich behalten; man wolle uns zu keinen Wiſſenſchaften zulaſſen; man verlange, daß wir nur Tändelpuppen oder Haushälterinnen ſein ſollten. Lothario ſprach wenig zu all dieſem; als aber die Geſellſchaft kleiner ward, ſagte er auch hierüber offen ſeine Meinung. „Es iſt ſonderbar," rief er aus, „daß man es dem Manne verargt, der eine Frau an die höchſte Stelle ſetzen will, die ſie einzunehmen fähig iſt; und welche iſt höher als das Regiment des Hauſes? Wenn der Mann ſich mit äußern Verhältniſſen quält, wenn er die Beſitzthümer herbeiſchaffen und beſchützen muß, wenn er ſogar an der Staatsverwaltung Antheil nimmt, überall von Umſtänden abhängt und, ich möchte ſagen, nichts regiert, indem er zu regieren glaubt, immer nur politiſch ſein muß, wo er gern vernünftig wäre, verſteckt, wo er offen, falſch, wo er redlich zu ſein wünſchte; wenn er um des Zieles willen,

das er nie erreicht, das schönste Ziel, die Harmonie mit sich selbst, in jedem Augenblicke aufgeben muß: indessen herrscht eine vernünftige Hausfrau im Innern wirklich und macht einer ganzen Familie jede Thätigkeit, jede Zufriedenheit möglich. Was ist das höchste Glück des Menschen, als daß wir das ausführen, was wir als recht und gut einsehen? daß wir wirklich Herren über die Mittel zu unsern Zwecken sind? Und wo sollen, wo können unsere nächsten Zwecke liegen als innerhalb des Hauses? Alle immer wiederkehrenden, unentbehrlichen Bedürfnisse, wo erwarten wir, wo fordern wir sie, als da, wo wir aufstehen und uns niederlegen, wo Küche und Keller und jede Art von Vorrath für uns und die Unsrigen immer bereit sein soll? Welche regelmäßige Thätigkeit wird erfordert, um diese immer wiederkehrende Ordnung in einer unverrückten lebendigen Folge durchzuführen! Wie wenig Männern ist es gegeben, gleichsam als ein Gestirn regelmäßig wiederzukehren und dem Tage so wie der Nacht vorzustehen! sich ihre häuslichen Werkzeuge zu bilden, zu pflanzen und zu ernten, zu verwahren und auszuspenden, und den Kreis immer mit Ruhe, Liebe und Zweckmäßigkeit zu durchwandeln! Hat ein Weib einmal diese innere Herrschaft ergriffen, so macht sie den Mann, den sie liebt, erst allein dadurch zum Herrn; ihre Aufmerksamkeit erwirbt alle Kenntnisse, und ihre Thätigkeit weiß sie alle zu benutzen. So ist sie von Niemandem abhängig und verschafft ihrem Manne die wahre Unabhängigkeit, die häusliche, die innere; das, was er besitzt, sieht er geschützt, das, was er erwirbt, gut benutzt, und so kann er sein Gemüth nach großen Gegenständen wenden, und, wenn das Glück gut ist, das dem Staate sein, was seiner Gattin zu Hause so wohl ansteht."

„Er machte darauf eine Beschreibung, wie er sich eine Frau wünsche. Ich ward roth; denn er beschrieb mich, wie ich leibte und lebte. Ich genoß im Stillen meinen Triumph, um so mehr, da ich aus allen Umständen sah, daß er mich persönlich nicht gemeint hatte, daß er mich eigentlich nicht kannte. Ich erinnere mich keiner angenehmern Empfindung in meinem ganzen Leben, als daß ein Mann, den ich so sehr schätzte, nicht meiner Person, sondern meiner innersten Natur den Vorzug gab. Welche Belohnung fühlte ich! welche Aufmunterung war mir geworden!

„Als sie weg waren, sagte meine würdige Freundin lächelnd zu mir: „Schade, daß die Männer oft denken und reden, was sie doch nicht zur Ausführung kommen lassen; sonst wäre eine treffliche Partie für meine liebe Therese geradezu gefunden."

Ich scherzte über ihre Aeußerung und fügte hinzu, daß zwar der Verstand der Männer sich nach Haushälterinnen umsehe, daß aber ihr Herz und ihre Einbildungskraft sich nach andern Eigenschaften sehne, und daß wir Haushälterinnen eigentlich gegen die liebenswürdigen und reizenden Mädchen keinen Wettstreit aushalten können. Diese Worte sagte ich Lydien zum Geber; denn sie verbarg nicht, daß Lotharie großen Eindruck auf sie gemacht habe, und auch er schien bei jedem neuen Besuch immer aufmerksamer auf sie zu werden. Sie war arm, sie war nicht von Stande, sie konnte an keine Heirath mit ihm denken; aber sie konnte der Wonne nicht widerstehen, zu reizen und gereizt zu werden. Ich hatte nie geliebt und liebte auch jetzt nicht; allein ob es mir schon unendlich angenehm war, zu sehen, wohin meine Natur von einem so verehrten Manne gestellt und gerechnet werde, will ich doch nicht leugnen, daß ich damit nicht ganz zufrieden war. Ich wünschte nun auch, daß er mich kennen, daß er persönlich Antheil an mir nehmen möchte. Es entstand bei mir dieser Wunsch ohne irgend einen bestimmten Gedanken, was daraus folgen konnte.

„Der größte Dienst, den ich meiner Wohlthäterin leistete, war, daß ich die schönen Waldungen ihrer Güter in Ordnung zu bringen suchte. In diesen köstlichen Besitzungen, deren großen Werth Zeit und Umstände immer vermehren, ging es leider nur immer nach dem alten Schlendrian fort; nirgends war Plan und Ordnung, und des Stehlens und des Unterschleifs kein Ende. Manche Berge standen öde, und einen gleichen Wuchs hatten nur noch die ältesten Schläge. Ich beging Alles selbst mit einem geschickten Forstmann; ich ließ die Waldungen messen, ich ließ schlagen, säen, pflanzen, und in kurzer Zeit war Alles im Gange. Ich hatte mir, um leichter zu Pferde fortzukommen und auch zu Fuße nirgends gehindert zu sein, Mannskleider machen lassen. Ich war an vielen Orten, und man fürchtete mich überall.

„Ich hörte, daß die Gesellschaft junger Freunde mit Lotharie wieder ein Jagen angestellt hatte; zum ersten Mal in meinem Leben fiel mir's ein, zu scheinen oder, daß ich mir nicht Unrecht thue, in den Augen des trefflichen Mannes für das zu gelten, was ich war. Ich zog meine Mannskleider an, nahm die Flinte auf den Rücken und ging mit unserm Jäger hinaus, um die Gesellschaft an der Grenze zu erwarten. Sie kam; Lotharie kannte mich nicht gleich. Einer von den Neffen meiner

Wohlthäterin stellte mich ihm als einen geschickten Forstmann vor, scherzte über meine Jugend und trieb sein Spiel zu meinem Lobe so lange, bis endlich Lothario mich erkannte. Der Neffe sekundirte meine Absicht, als wenn wir es abgeredet hätten; umständlich erzählte er, und dankbar, was ich für die Güter der Tante, und also auch für ihn, gethan hatte.

„Lothario hörte mit Aufmerksamkeit zu, unterhielt sich mit mir, fragte nach allen Verhältnissen der Güter und der Gegend, und ich war froh, meine Kenntnisse vor ihm ausbreiten zu können; ich bestand in meinem Examen sehr gut. Ich legte ihm einige Vorschläge zu gewissen Verbesserungen zur Prüfung vor; er billigte sie, erzählte mir ähnliche Beispiele und verstärkte meine Gründe durch den Zusammenhang, den er ihnen gab. Meine Zufriedenheit wuchs mit jedem Augenblicke. Aber glücklicherweise wollte ich nur gekannt, wollte nicht geliebt sein; denn wir kamen nach Hause, und ich bemerkte mehr als sonst, daß die Aufmerksamkeit, die er Lydien bezeigte, eine heimliche Neigung zu verrathen schien. Ich hatte meinen Endzweck erreicht und war doch nicht ruhig. Er zeigte von dem Tage an eine wahre Achtung und ein schönes Vertrauen gegen mich; er redete mich in Gesellschaft gewöhnlich an, fragte mich um meine Meinung und schien besonders in Haushaltungssachen das Zutrauen zu mir zu haben, als wenn ich Alles wisse. Seine Theilnahme munterte mich außerordentlich auf; sogar wenn von allgemeiner Landesökonomie und von Finanzen die Rede war, zog er mich ins Gespräch, und ich suchte in seiner Abwesenheit mehr Kenntnisse von der Provinz, ja von dem ganzen Lande zu erlangen. Es ward mir leicht; denn es wiederholte sich nur im Großen, was ich im Kleinen so genau wußte und kannte.

„Er kam von dieser Zeit an öfter in unser Haus. Es ward, ich kann wol sagen, von Allem gesprochen; aber gewissermaßen ward unser Gespräch zuletzt immer ökonomisch, wenn auch nur im uneigentlichen Sinne. Was der Mensch durch konsequente Anwendung seiner Kräfte, seiner Zeit, seines Geldes, selbst durch geringscheinende Mittel für ungeheure Wirkungen hervorbringen könne, darüber ward viel gesprochen.

„Ich widerstand der Neigung nicht, die mich zu ihm zog, und ich fühlte leider nur zu bald, wie sehr, wie herzlich, wie rein und aufrichtig meine Liebe war, da ich immer mehr zu bemerken glaubte, daß seine öftern Besuche Lydien und nicht mir galten. Sie wenigstens war auf das Lebhafteste davon über-

zeugt; sie machte mich zu ihrer Vertrauten, und dadurch fand ich mich noch einigermaßen getröstet. Das, was sie so sehr zu ihrem Vortheile auslegte, fand ich keineswegs bedeutend; von der Absicht einer ernsthaften, dauernden Verbindung zeigte sich keine Spur; um so deutlicher sah ich den Hang des leidenschaftlichen Mädchens, um jeden Preis die Seinige zu werden.

„So standen die Sachen, als mich die Frau vom Hause mit einem unvermutheten Antrag überraschte. „Lothario," sagte sie, „bietet Ihnen seine Hand an und wünscht Sie in seinem Leben immer zur Seite zu haben." Sie verbreitete sich über meine Eigenschaften und sagte mir, was ich so gerne anhörte: daß Lothario überzeugt sei, in mir die Person gefunden zu haben, die er so lange gewünscht hatte.

„Das höchste Glück war nun für mich erreicht: ein Mann verlangte mich, den ich so sehr schätzte, bei dem und mit dem ich eine völlige, freie, ausgebreitete, nützliche Wirkung meiner angebornen Neigung, meines durch Uebung erworbenen Talents vor mir sah; die Summe meines ganzen Daseins schien sich ins Unendliche vermehrt zu haben. Ich gab meine Einwilligung; er kam selbst, er sprach mit mir allein, er reichte mir seine Hand, er sah mir in die Augen, er umarmte mich und drückte einen Kuß auf meine Lippen. Es war der erste und letzte. Er vertraute mir seine ganze Lage: was ihn sein amerikanischer Feldzug gekostet, welche Schulden er auf seine Güter geladen, wie er sich mit seinem Großoheim einigermaßen darüber entzweit habe, wie dieser würdige Mann für ihn zu sorgen denke, aber freilich auf seine eigene Art; er wolle ihm eine reiche Frau geben, da einem wohldenkenden Manne doch nur mit einer haushältischen gedient sei; er hoffe, durch seine Schwester den Alten zu bereden. Er legte mir den Zustand seines Vermögens, seine Pläne, seine Aussichten vor und erbat sich meine Mitwirkung. Nur bis zur Einwilligung seines Oheims sollte es ein Geheimniß bleiben.

„Kaum hatte er sich entfernt, so fragte mich Lydie, ob er etwa von ihr gesprochen habe. Ich sagte Nein und machte ihr lange Weile mit Erzählung von ökonomischen Gegenständen. Sie war unruhig, mißlaunig, und sein Betragen, als er wiederkam, verbesserte ihren Zustand nicht.

„Doch ich sehe, daß die Sonne sich zu ihrem Untergange neigt! Es ist Ihr Glück, mein Freund; Sie hätten sonst die Geschichte, die ich mir so gerne selbst erzähle, mit allen ihren

kleinen Umständen durchhören müssen. Lassen Sie mich eilen! wir nahen einer Epoche, bei der nicht gut zu verweilen ist.

„Lothario machte mich mit seiner trefflichen Schwester bekannt, und diese wußte mich auf eine schickliche Weise beim Oheim einzuführen; ich gewann den Alten, er willigte in unsere Wünsche, und ich kehrte mit einer glücklichen Nachricht zu meiner Wohlthäterin zurück. Die Sache war im Hause nun kein Geheimniß mehr; Lydie erfuhr sie; sie glaubte etwas Unmögliches zu vernehmen. Als sie endlich daran nicht mehr zweifeln konnte, verschwand sie auf einmal, und man wußte nicht, wohin sie sich verloren hatte.

„Der Tag unserer Verbindung nahte heran; ich hatte ihn schon oft um sein Bildniß gebeten, und ich erinnerte ihn, eben als er wegreiten wollte, nochmals an sein Versprechen. „Sie haben vergessen," sagte er, „mir das Gehäuse zu geben, worein Sie es gepaßt wünschen." Es war so; ich hatte ein Geschenk von einer Freundin, das ich sehr werth hielt. Von ihren Haaren war ein verzogener Name unter dem äußern Glase befestigt; inwendig blieb ein leeres Elfenbein, worauf eben ihr Bild gemalt werden sollte, als sie mir unglücklicherweise durch den Tod entrissen wurde. Lothario's Neigung beglückte mich in dem Augenblicke, da ihr Verlust mir noch sehr schmerzhaft war, und ich wünschte die Lücke, die sie mir in ihrem Geschenk zurückgelassen hatte, durch das Bild meines Freundes auszufüllen.

„Ich eile nach meinem Zimmer, hole mein Schmuckkästchen und eröffne es in seiner Gegenwart. Kaum sieht er hinein, so erblickt er ein Medaillon mit dem Bilde eines Frauenzimmers. Er nimmt es in die Hand, betrachtet es mit Aufmerksamkeit und fragt hastig: „Wen soll dies Portrait vorstellen?"

„„Meine Mutter," versetzte ich.

„„Hätt' ich doch geschworen," rief er aus, „es sei das Portrait einer Frau von Saint Alban, die ich vor einigen Jahren in der Schweiz antraf."

„„Es ist einerlei Person," versetzte ich lächelnd, „und Sie haben also Ihre Schwiegermutter, ohne es zu wissen, kennen gelernt. Saint Alban ist der romantische Name, unter dem meine Mutter reist; sie befindet sich unter demselben noch gegenwärtig in Frankreich."

„„Ich bin der unglücklichste aller Menschen!" rief er aus, indem er das Bild in das Kästchen zurückwarf, seine Augen

mit der Hand bedeckte und sogleich das Zimmer verließ. Er warf sich auf sein Pferd; ich lief auf den Balkon und rief ihm nach; er kehrte sich um, warf mir eine Hand zu, entfernte sich eilig — und ich habe ihn nicht wiedergesehen."

Die Sonne ging unter; Therese sah mit unverwandtem Blick in die Gluth, und ihre beiden schönen Augen füllten sich mit Thränen.

Therese schwieg und legte auf ihres neuen Freundes Hände ihre Hand; er küßte sie mit Theilnehmung, sie trocknete ihre Thränen und stand auf. „Lassen Sie uns zurückgehen," sagte sie, „und für die Unsrigen sorgen!"

Das Gespräch auf dem Wege war nicht lebhaft. Sie kamen zur Gartenthüre herein und sahen Lydien auf einer Bank sitzen; sie stand auf, wich ihnen aus und begab sich ins Haus zurück; sie hatte ein Papier in der Hand, und zwei kleine Mädchen waren bei ihr. „Ich sehe," sagte Therese, „sie trägt ihren einzigen Trost, den Brief Lothario's, noch immer bei sich. Ihr Freund verspricht ihr, daß sie gleich, sobald er sich wohl befindet, wieder an seiner Seite leben soll; er bittet sie, so lange ruhig bei mir zu verweilen. An diesen Worten hängt sie, mit diesen Zeilen tröstet sie sich; aber seine Freunde sind übel bei ihr angeschrieben."

Indessen waren die beiden Kinder herangekommen, begrüßten Thereſen und gaben ihr Rechenschaft von Allem, was in ihrer Abwesenheit im Hause vorgegangen war. „Sie sehen hier noch einen Theil meiner Beschäftigung," sagte Therese. „Ich habe mit Lothario's trefflicher Schwester einen Bund gemacht; wir erziehen eine Anzahl Kinder gemeinschaftlich; ich bilde die lebhaften und dienstfertigen Haushälterinnen, und sie übernimmt Diejenigen, an denen sich ein ruhigeres und feineres Talent zeigt; denn es ist billig, daß man auf jede Weise für das Glück der Männer und der Haushaltung sorge. Wenn Sie meine edle Freundin kennen lernen, so werden Sie ein neues Leben anfangen; ihre Schönheit, ihre Güte macht sie der Anbetung einer ganzen Welt würdig." Wilhelm getraute sich nicht zu sagen, daß er leider die schöne Gräfin schon kenne, und daß ihn sein vorübergehendes Verhältniß zu ihr auf ewig schmerzen werde; er war sehr zufrieden, daß Therese das Gespräch nicht fortsetzte, und daß ihre Geschäfte sie in das Haus zurückzugehen nöthigten. Er befand sich nun allein, und die letzte Nachricht, daß die junge schöne Gräfin auch schon genöthigt sei, durch

Wohlthätigkeit den Mangel an eigenem Glück zu ersetzen, machte ihn äußerst traurig; er fühlte, daß es bei ihr nur eine Nothwendigkeit war, sich zu zerstreuen und an die Stelle eines frohen Lebensgenusses die Hoffnung fremder Glückseligkeit zu setzen. Er pries Theresen glücklich, daß selbst bei jener unerwarteten traurigen Veränderung keine Veränderung in ihr selbst vorzugehen brauchte. „Wie glücklich ist Der über Alles," rief er aus, „der, um sich mit dem Schicksal in Einigkeit zu setzen, nicht sein ganzes vorhergehendes Leben wegzuwerfen braucht!"

Therese kam auf sein Zimmer und bat um Verzeihung, daß sie ihn störe. „Hier in dem Wandschrank," sagte sie, „steht meine ganze Bibliothek; es sind eher Bücher, die ich nicht wegwerfe, als die ich aufhebe. Lydie verlangt ein geistliches Buch; es findet sich wol auch eins und das andere darunter. Die Menschen, die das ganze Jahr weltlich sind, bilden sich ein, sie müßten zur Zeit der Noth geistlich sein; sie sehen alles Gute und Sittliche wie eine Arznei an, die man mit Widerwillen zu sich nimmt, wenn man sich schlecht befindet; sie sehen in einem Geistlichen, einem Sittenlehrer nur einen Arzt, den man nicht geschwind genug aus dem Hause loswerden kann; ich aber gestehe gern, ich habe vom Sittlichen den Begriff als von einer Diät, die eben dadurch nur Diät ist, wenn ich sie zur Lebensregel mache, wenn ich sie das ganze Jahr nicht außer Augen lasse."

Sie suchten unter den Büchern und fanden einige sogenannte Erbauungsschriften. „Die Zuflucht zu diesen Büchern," sagte Therese, „hat Lydie von meiner Mutter gelernt. Schauspiele und Romane waren ihr Leben, so lange der Liebhaber treu blieb; seine Entfernung brachte sogleich diese Bücher wieder in Kredit." „Ich kann überhaupt nicht begreifen," fuhr sie fort, „wie man hat glauben können, daß Gott durch Bücher und Geschichten zu uns spreche. Wem die Welt nicht unmittelbar eröffnet, was sie für ein Verhältniß zu ihm hat, wem sein Herz nicht sagt, was er sich und Andern schuldig ist, der wird es wol schwerlich aus Büchern erfahren, die eigentlich nur geschickt sind, unsern Irrthümern Namen zu geben." Sie ließ Wilhelmen allein, und er brachte seinen Abend mit Revision der kleinen Bibliothek zu; sie war wirklich blos durch Zufall zusammengekommen.

Therese blieb die wenigen Tage, die Wilhelm bei ihr verweilte, sich immer gleich; sie erzählte ihm die Folgen ihrer

Begebenheit in verschiedenen Absätzen sehr umständlich. Ihrem Gedächtniß war Tag und Stunde, Platz und Name gegenwärtig, und wir ziehen, was unsern Lesern zu wissen nöthig ist, hier ins Kurze zusammen.

Die Ursache von Lothario's rascher Entfernung ließ sich leider leicht erklären. Er war Theresens Mutter auf ihrer Reise begegnet; ihre Reize zogen ihn an, sie war nicht karg gegen ihn; und nun entfernte ihn dieses unglückliche, schnell vorübergegangene Abenteuer von der Verbindung mit einem Frauenzimmer, das die Natur selbst für ihn gebildet zu haben schien. Therese blieb in dem reinen Kreise ihrer Beschäftigung und ihrer Pflicht. Man erfuhr, daß Lydie sich heimlich in der Nachbarschaft aufgehalten habe. Sie war glücklich, als die Heirath, obgleich aus unbekannten Ursachen, nicht vollzogen wurde; sie suchte sich Lothario zu nähern, und es schien, daß er mehr aus Verzweiflung als aus Neigung, mehr überrascht als mit Vorlegung, mehr aus langer Weile als aus Vorsatz ihren Wünschen begegnet sei.

Therese war ruhig darüber; sie machte keine weitern Ansprüche auf ihn, und selbst wenn er ihr Gatte gewesen wäre, hätte sie vielleicht Muth genug gehabt, ein solches Verhältniß zu ertragen, wenn es nur ihre häusliche Ordnung nicht gestört hätte; wenigstens äußerte sie oft, daß eine Frau, die das Hauswesen recht zusammenhalte, ihrem Manne jede kleine Phantasie nachsehen und von seiner Rückkehr jederzeit gewiß sein könne.

Theresens Mutter hatte bald die Angelegenheiten ihres Vermögens in Unordnung gebracht; ihre Tochter mußte es entgelten; denn sie erhielt wenig von ihr. Die alte Dame, Theresens Beschützerin, starb, hinterließ ihr das kleine Freigut und ein artiges Kapital zum Vermächtniß. Therese wußte sich sogleich in den engen Kreis zu finden. Lothario bot ihr ein besseres Besitzthum an; Jarno machte den Unterhändler; sie schlug es aus. „Ich will," sagte sie, „im Kleinen zeigen, daß ich werth war, das Große mit ihm zu theilen; aber das behalte ich mir vor, daß, wenn der Zufall mich um meiner oder Anderer willen in Verlegenheit setzt, ich zuerst zu meinem werthen Freunde ohne Bedenken die Zuflucht nehmen könne."

Nichts bleibt weniger verborgen und ungenutzt als zweckmäßige Thätigkeit. Kaum hatte sie sich auf ihrem kleinen Gute eingerichtet, so suchten die Nachbarn schon ihre nähere Bekanntschaft und ihren Rath, und der neue Besitzer der angrenzenden

Güter gab nicht undeutlich zu verstehen, daß es nur auf sie ankomme, ob sie seine Hand annehmen und Erbe des größten Theils seines Vermögens werden wolle. Sie hatte schon gegen Wilhelmen dieses Verhältnisses erwähnt und scherzte gelegentlich über Heirathen und Mißheirathen mit ihm.

„Es giebt," sagte sie, „den Menschen nichts mehr zu reden, als wenn einmal eine Heirath geschieht, die sie nach ihrer Art eine Mißheirath nennen können. Und doch sind die Mißheirathen viel gewöhnlicher als die Heirathen; denn es sieht leider nach einer kurzen Zeit mit den meisten Verbindungen gar mißlich aus. Die Vermischung der Stände durch Heirathen verdienen nur insofern Mißheirathen genannt zu werden, als der eine Theil an der angebornen, angewohnten und gleichsam nothwendig gewordenen Existenz des andern keinen Theil nehmen kann. Die verschiedenen Klassen haben verschiedene Lebensweisen, die sie nicht mit einander theilen noch verwechseln können; und das ist's, warum Verbindungen dieser Art besser nicht geschlossen werden; aber Ausnahmen und recht glückliche Ausnahmen sind möglich. So ist die Heirath eines jungen Mädchens mit einem bejahrten Manne immer mißlich; und doch habe ich sie recht gut ausschlagen sehen. Für mich kenne ich nur eine Mißheirath: wenn ich feiern und repräsentiren müßte; ich wollte lieber jedem ehrbaren Pächterssohn aus der Nachbarschaft meine Hand geben."

Wilhelm gedachte nunmehr zurückzukehren und bat seine neue Freundin, ihm noch ein Abschiedswort bei Lydien zu verschaffen. Das leidenschaftliche Mädchen ließ sich bewegen. Er sagte ihr einige freundliche Worte; sie versetzte: „Den ersten Schmerz hab' ich überwunden. Lothario wird mir ewig theuer sein; aber seine Freunde kenne ich; es ist mir leid, daß er so umgeben ist. Der Abbé wäre fähig, wegen einer Grille die Menschen in Noth zu lassen oder sie gar hineinzustürzen; der Arzt möchte gern Alles ins Gleiche bringen; Jarno hat kein Gemüth, und Sie — wenigstens keinen Charakter! Fahren Sie nur so fort und lassen Sie Sich als Werkzeug dieser drei Menschen brauchen; man wird Ihnen noch manche Exekution auftragen. Lange, mir ist es recht wohl bekannt, war ihnen meine Gegenwart zuwider; ich hatte ihr Geheimniß nicht entdeckt, aber ich hatte beobachtet, daß sie ein Geheimniß verbargen. Wozu diese verschlossenen Zimmer? diese wunderlichen Gänge? Warum kann Niemand zu dem großen Thurm gelan-

gen? Warum verbannten sie mich, so oft sie nur konnten, in meine Stube? Ich will gestehen, daß Eifersucht zuerst mich auf diese Entdeckung brachte; ich fürchtete, eine glückliche Nebenbuhlerin sei irgendwo versteckt. Nun glaube ich das nicht mehr; ich bin überzeugt, daß Lothario mich liebt, daß er es redlich mit mir meint; aber eben so gewiß bin ich überzeugt, daß er von seinen künstlichen und falschen Freunden betrogen wird. Wenn Sie Sich um ihn verdient machen wollen, wenn Ihnen verziehen werden soll, was Sie an mir verbrochen haben, so befreien Sie ihn aus den Händen dieser Menschen. Doch was besse ich! Ueberreichen Sie ihm diesen Brief! Wiederholen Sie, was er enthält, daß ich ihn ewig lieben werde, daß ich mich auf sein Wort verlasse." „Ach!" rief sie aus, indem sie aufstand und am Halse Theresens weinte. „Er ist von meinen Feinden umgeben; sie werden ihn zu bereden suchen, daß ich ihm nichts aufgeopfert habe. O! der beste Mann mag gerne hören, daß er jedes Opfer werth ist, ohne dafür dankbar sein zu dürfen."

Wilhelm's Abschied von Theresen war heiterer; sie wünschte ihn bald wiederzusehen. „Sie kennen mich ganz!" sagte sie. „Sie haben mich immer reden lassen; es ist das nächste Mal Ihre Pflicht, meine Aufrichtigkeit zu erwidern."

Auf seiner Rückreise hatte er Zeit genug, diese neue, helle Erscheinung lebhaft in der Erinnerung zu betrachten. Welch ein Zutrauen hatte sie ihm eingeflößt! Er dachte an Mignon und Felix, wie glücklich die Kinder unter einer solchen Aufsicht werden könnten; dann dachte er an sich selbst und fühlte, welche Wonne es sein müsse, in der Nähe eines so ganz klaren menschlichen Wesens zu leben. Als er sich dem Schloß näherte, fiel ihm der Thurm mit den vielen Gängen und Seitengebäuden mehr als sonst auf; er nahm sich vor, bei der nächsten Gelegenheit Jarno oder den Abbé darüber zur Rede zu stellen.

Siebentes Kapitel.

Als Wilhelm nach dem Schlosse kam, fand er den edlen Lothario auf dem Wege der völligen Besserung; der Arzt und der Abbé waren nicht zugegen, Jarno allein war geblieben. In kurzer Zeit ritt der Genesende schon wieder aus, bald allein, bald mit seinen Freunden. Sein Gespräch war ernsthaft und gefällig, seine Unterhaltung belehrend und erquickend; oft be-

merkte man Spuren einer zarten Fühlbarkeit, ob er sie gleich zu verbergen suchte und, wenn sie sich wider seinen Willen zeigte, beinah zu mißbilligen schien. So war er eines Abends still bei Tische, ob er gleich heiter aussah.

„Sie haben heute gewiß ein Abenteuer gehabt," sagte endlich Jarno, „und zwar ein angenehmes."

„Wie Sie Sich auf Ihre Leute verstehen!" versetzte Lothario. „Ja, es ist mir ein sehr angenehmes Abenteuer begegnet. Zu einer andern Zeit hätte ich es vielleicht nicht so reizend gefunden als diesmal, da es mich so empfänglich antraf. Ich ritt gegen Abend jenseit des Wassers durch die Dörfer, einen Weg, den ich oft genug in frühern Jahren besucht hatte. Mein körperliches Leiden muß mich mürber gemacht haben, als ich selbst glaubte; ich fühlte mich weich und bei wieder auflebenden Kräften wie neugeboren. Alle Gegenstände erschienen mir in eben dem Lichte, wie ich sie in frühern Jahren gesehen hatte, alle so lieblich, so anmutig, so reizend, wie sie mir lange nicht erschienen sind. Ich merkte wol, daß es Schwachheit war; ich ließ mir sie aber ganz wohl gefallen, ritt sachte hin, und es wurde mir ganz begreiflich, wie Menschen eine Krankheit liebgewinnen können, welche uns zu süßen Empfindungen stimmt. Sie wissen vielleicht, was mich ehemals so oft diesen Weg führte."

„Wenn ich mich recht erinnere," versetzte Jarno, „so war es ein kleiner Liebeshandel, der sich mit der Tochter eines Pachters entsponnen hatte."

„Man dürfte es wol einen großen nennen," versetzte Lothario; „denn wir hatten uns Beide sehr lieb, recht im Ernste und auch ziemlich lange. Zufälligerweise traf heute Alles zusammen, mir die ersten Zeiten unserer Liebe recht lebhaft darzustellen. Die Knaben schüttelten eben wieder Maikäfer von den Bäumen, und das Laub der Eichen war eben nicht weiter als an dem Tage, da ich sie zum ersten Mal sah. Nun war es lange, daß ich Margareten nicht gesehen habe; denn sie ist weit weg verheirathet; nur hör', ich zufällig, sie sei mit ihren Kindern vor wenigen Wochen gekommen, ihren Vater zu besuchen."

„So war ja wol dieser Spazierritt nicht so ganz zufällig?"

„Ich leugne nicht," sagte Lothario, „daß ich sie anzutreffen wünschte. Als ich nicht weit von dem Wohnhaus war, sah ich ihren Vater vor der Thüre sitzen; ein Kind von ungefähr einem

Jahre ſtand bei ihm. Als ich mich näherte, ſah eine Frauensperſon ſchnell oben zum Fenſter heraus, und als ich gegen die Thüre kam, hörte ich Jemanden die Treppe herunterſpringen. Ich dachte gewiß, ſie ſei es, und, ich will's nur geſtehen, ich ſchmeichelte mir, ſie habe mich erkannt, und ſie komme mir eilig entgegen. Aber wie beſchämt war ich, als ſie zur Thüre herausſprang, das Kind, dem die Pferde näher kamen, anfaßte und in das Haus hineintrug. Es war mir eine unangenehme Empfindung, und mir wurde meine Eitelkeit ein Wenig getröſtet, als ich, wie ſie hinwegeilte, an ihrem Nacken und an dem freiſtehenden Ohr eine merkliche Röthe zu ſehen glaubte.

„Ich hielt ſtill und ſprach mit dem Vater und ſchielte indeſſen an den Fenſtern herum, ob ſie ſich nicht hier oder da blicken ließe; allein ich bemerkte keine Spur von ihr. Fragen wollt' ich auch nicht, und ſo ritt ich vorbei. Mein Verdruß wurde durch Verwunderung einigermaßen gemildert; denn ob ich gleich kaum das Geſicht geſehen hatte, ſo ſchien ſie mir faſt gar nicht verändert, und zehn Jahre ſind doch eine Zeit! Ja, ſie ſchien mir jünger, ebenſo ſchlank, ebenſo leicht auf den Füßen, der Hals wo möglich noch zierlicher als vorher, ihre Wange ebenſo leicht der liebenswürdigen Röthe empfänglich, dabei Mutter von ſechs Kindern, vielleicht noch von mehreren. Es paßte dieſe Erſcheinung ſo gut in die übrige Zauberwelt, die mich umgab, daß ich um ſo mehr mit einem verjüngten Gefühl weiter ritt und an dem nächſten Walde erſt umkehrte, als die Sonne im Untergehen war. So ſehr mich auch der fallende Thau an die Vorſchrift des Arztes erinnerte, und es wol räthlicher geweſen wäre, gerade nach Hauſe zu kehren, ſo nahm ich doch wieder meinen Weg nach der Seite des Pachthofes zurück. Ich bemerkte, daß ein weibliches Geſchöpf in dem Garten auf und nieder ging, der mit einer leichten Hecke umzogen iſt. Ich ritt auf dem Fußpfade nach der Hecke zu, und ich fand mich eben nicht weit von der Perſon, nach der ich verlangte.

„Ob mir gleich die Abendſonne in den Augen lag, ſah ich doch, daß ſie ſich am Zaune beſchäftigte, der ſie nur leicht bedeckte. Ich glaubte meine alte Geliebte zu erkennen. Da ich an ſie kam, hielt ich ſtill, nicht ohne Regung des Herzens. Einige hohe Zweige wilder Roſen, die eine leiſe Luft hin und her wehte, machten mir ihre Geſtalt undeutlich. Ich redete ſie an und fragte, wie ſie lebe. Sie antwortete mir mit halber Stimme: „Ganz wohl.“ Indeß bemerkte ich, daß ein Kind

hinter dem Zaune beschäftigt war, Blumen auszureißen, und nahm die Gelegenheit, sie zu fragen, wo denn ihre übrigen Kinder seien? „Es ist nicht mein Kind," sagte sie, „das wäre früh!" Und in diesem Augenblick schickte sich's, daß ich durch die Zweige ihr Gesicht genau sehen konnte, und ich wußte nicht, was ich zu der Erscheinung sagen sollte. Es war meine Geliebte, und war es nicht. Fast jünger, fast schöner, als ich sie vor zehn Jahren gekannt hatte.

„Sind Sie denn nicht die Tochter des Pachters?" fragte ich halb verwirrt.

„Nein," sagte sie, „ich bin ihre Muhme."

„Aber Sie gleichen einander so außerordentlich," versetzte ich.

„Das sagt Jedermann, der sie vor zehn Jahren gekannt hat."

Ich fuhr fort, sie Verschiedenes zu fragen; mein Irrthum war mir angenehm, ob ich ihn gleich schon entdeckt hatte. Ich konnte mich von dem lebendigen Bilde voriger Glückseligkeit, das vor mir stand, nicht losreißen. Das Kind hatte sich indessen von ihr entfernt und war, Blumen zu suchen, nach dem Teiche gegangen. Sie nahm Abschied und eilte dem Kinde nach.

„Indessen hatte ich doch erfahren, daß meine alte Geliebte noch wirklich in dem Hause ihres Vaters sei, und indem ich mir, beschäftigte ich mich mit Muthmaßungen, ob sie selbst oder die Muhme das Kind vor den Pforten geschert habe. Ich wiederholte mir die ganze Geschichte mehrmals im Sinne, und ich wußte nicht leicht, daß irgend etwas angenehmer auf mich gewirkt hätte. Aber ich fühle wol, ich bin noch krank, und wir wollen den Doktor bitten, daß er uns von dem Ueberreste dieser Stimmung erlöse."

Es pflegt in vertraulichen Bekenntnissen anmuthiger Liebesbegebenheiten wie mit Gespensteregeschichten zu gehen: ist nur eine erzählt, so fließen die übrigen von selbst zu. Unsere kleine Gesellschaft fand in der Kindererinnerung vergangener Zeiten manchen Stoff dieser Art. Lothario hatte am Meisten zu erzählen. Jarno's Geschichten trugen alle einen eigenen Charakter, und was Wilhelm zu gestehen hatte, wissen wir schon. Indessen war ihm bange, daß man ihn an die Geschichte mit der Gräfin erinnern möchte; allein Niemand dachte derselben auch nur auf die entfernteste Weise.

„Es ist wahr," sagte Lothario, „angenehmer kann keine Empfindung in der Welt sein, als wenn das Herz nach einer gleichgiltigen Pause sich der Liebe zu einem neuen Gegenstande

wieder öffnet, und doch wollt' ich diesem Glück für mein Leben entsagt haben, wenn mich das Schicksal mit Theresen hätte verbinden wollen. Man ist nicht immer Jüngling, und man sollte nicht immer Kind sein. Dem Manne, der die Welt kennt, der weiß, was er darin zu thun, was er von ihr zu hoffen hat, was kann ihm erwünschter sein, als eine Gattin zu finden, die überall mit ihm wirkt, und die ihm Alles vorzubereiten weiß, deren Thätigkeit dasjenige aufnimmt, was die seinige liegen lassen muß, deren Geschäftigkeit sich nach allen Seiten verbreitet, wenn die seinige nur einen geraden Weg fortgehen darf. Welchen Himmel hatte ich mir mit Theresen geträumt! Nicht den Himmel eines schwärmerischen Glücks, sondern eines sichern Lebens auf der Erde: Ordnung im Glück, Muth im Unglück, Sorge für das Geringste, und eine Seele, fähig das Größte zu fassen und wieder fahren zu lassen. O! ich sah in ihr gar wohl die Anlagen, deren Entwicklung wir bewundern, wenn wir in der Geschichte Frauen sehen, die uns weit vorzüglicher als alle Männer erscheinen: diese Klarheit über die Umstände, diese Gewandtheit in allen Fällen, diese Sicherheit im Einzelnen, wodurch das Ganze sich immer so gut befindet, ohne daß sie jemals daran zu denken scheinen." „Sie können wol," fuhr er fort, indem er sich lächelnd gegen Wilhelmen wendete, „mir verzeihen, wenn Therese mich Aurelien entführte; mit Jener konnte ich ein heiteres Leben hoffen, da bei Dieser auch nicht an eine glückliche Stunde zu denken war."

„Ich leugne nicht," versetzte Wilhelm, „daß ich mit großer Bitterkeit im Herzen gegen Sie hierher gekommen bin, und daß ich mir vorgenommen hatte, Ihr Betragen gegen Aurelien sehr streng zu tadeln."

„Auch verdient es Tadel!" sagte Lothario. „Ich hätte meine Freundschaft zu ihr nicht mit dem Gefühl der Liebe verwechseln sollen, ich hätte nicht an die Stelle der Achtung, die sie verdiente, eine Neigung eindrängen sollen, die sie weder erregen noch erhalten konnte. Ach! sie war nicht liebenswürdig, wenn sie liebte, und das ist das größte Unglück, das einem Weibe begegnen kann."

„Es sei drum!" erwiderte Wilhelm. „Wir können nicht immer das Tadelnswerthe vermeiden, nicht vermeiden, daß unsere Gesinnungen und Handlungen auf eine sonderbare Weise von ihrer natürlichen und guten Richtung abgelenkt werden; aber gewisse Pflichten sollten wir niemals aus den Augen setzen.

Die Asche der Freundin ruhe sanft! Wir wollen, ohne uns zu schelten und sie zu tadeln, mitleidig Blumen auf ihr Grab streuen. Aber bei dem Grabe, in welchem die unglückliche Mutter ruht, lassen Sie mich fragen, warum Sie Sich des Kindes nicht annehmen? eines Sohnes, dessen sich Jedermann erfreuen würde, und den Sie ganz und gar zu vernachlässigen scheinen. Wie können Sie, bei Ihren reinen und zarten Gefühlen, das Herz eines Vaters gänzlich verleugnen? Sie haben diese ganze Zeit noch mit keiner Silbe an das köstliche Geschöpf gedacht, von dessen Anmuth so viel zu erzählen wäre."

„Von wem reden Sie?" versetzte Lothario. „Ich verstehe Sie nicht."

„Von wem anders als von Ihrem Sohne, dem Sohne Aureliens, dem schönen Kinde, dem zu seinem Glücke nichts fehlt, als daß ein zärtlicher Vater sich seiner annimmt!"

„Sie irren sehr, mein Freund!" rief Lothario. „Aurelie hatte keinen Sohn, am Wenigsten von mir. Ich weiß von keinem Kinde, sonst würde ich mich dessen mit Freuden annehmen; aber auch im gegenwärtigen Falle will ich gern das kleine Geschöpf als eine Verlassenschaft von ihr ansehen und für seine Erziehung sorgen. Hat sie sich denn irgend etwas merken lassen, daß der Knabe ihr, daß er mir zugehöre?"

„Nicht daß ich mich erinnere, ein ausdrückliches Wort von ihr gehört zu haben; es war aber einmal so angenommen, und ich habe nicht einen Augenblick daran gezweifelt."

„Ich kann," fiel Jarno ein, „einigen Aufschluß hierüber geben. Ein altes Weib, das Sie oft müssen gesehen haben, brachte das Kind zu Aurelien; sie nahm es mit Leidenschaft auf und heftete ihre Leiden durch seine Gegenwart zu lindern; auch hat es ihr manchen vergnügten Augenblick gemacht."

Wilhelm war durch diese Entdeckung sehr unruhig geworden; er gedachte der guten Mignon neben dem schönen Felix auf das Lebhafteste; er zeigte seinen Wunsch, die beiden Kinder aus der Lage, in der sie sich befanden, herauszuziehen.

„Wir wollen damit bald fertig sein," versetzte Lothario. „Das wunderliche Mädchen übergeben wir Theresen; sie kann unmöglich in bessere Hände gerathen; und was den Knaben betrifft, den, dächt' ich, nähmen Sie selbst zu Sich; denn was sogar die Frauen an uns ungebildet zurücklassen, das bilden die Kinder aus, wenn wir uns mit ihnen abgeben."

„Ueberhaupt dächte ich," versetzte Jarno, „Sie entsagten

kurz und gut dem Theater, zu dem Sie doch einmal kein Talent haben."

Wilhelm war betroffen; er mußte sich zusammennehmen; denn Jarno's harte Worte hatten seine Eigenliebe nicht wenig verletzt. „Wenn Sie mich davon überzeugen," versetzte er mit gezwungenem Lächeln, „so werden Sie mir einen Dienst erweisen, ob es gleich nur ein trauriger Dienst ist, wenn man uns aus einem Lieblingstraume aufschüttelt."

„Ohne viel weiter darüber zu reden," versetzte Jarno, „möchte ich Sie nur antreiben, erst die Kinder zu holen; das Uebrige wird sich schon geben."

„Ich bin bereit dazu," versetzte Wilhelm. „Ich bin unruhig und neugierig, ob ich nicht von dem Schicksal des Knaben etwas Näheres entdecken kann; ich verlange das Mädchen wiederzusehen, das sich mit so vieler Eigenheit an mich geschlossen hat."

Man ward einig, daß er bald abreisen sollte.

Den andern Tag hatte er sich dazu vorbereitet; das Pferd war gesattelt, nur wollte er noch von Lothario Abschied nehmen. Als die Eßzeit herbeikam, setzte man sich, wie gewöhnlich, zu Tische, ohne auf den Hausherrn zu warten; er kam erst spät und setzte sich zu ihnen.

„Ich wollte wetten," sagte Jarno, „Sie haben heute Ihr zärtliches Herz wieder auf die Probe gestellt; Sie haben der Begierde nicht widerstehen können, Ihre ehemalige Geliebte wiederzusehen."

„Errathen!" versetzte Lothario.

„Lassen Sie uns hören!" sagte Jarno. „Wie ist es abgelaufen? Ich bin äußerst neugierig."

„Ich leugne nicht," versetzte Lothario, „daß mir das Abenteuer mehr als billig auf dem Herzen lag; ich faßte daher den Entschluß, nochmals hinzureiten und die Person wirklich zu sehen, deren verjüngtes Bild mir eine so angenehme Illusion gemacht hatte. Ich stieg schon in einiger Entfernung vom Hause ab und ließ die Pferde bei Seite führen, um die Kinder nicht zu stören, die vor dem Thore spielten. Ich ging in das Haus, und von ungefähr kam sie mir entgegen; denn sie war es selbst, und ich erkannte sie ungeachtet der großen Veränderung wieder. Sie war stärker geworden und schien größer zu sein; ihre Anmuth blickte durch ein gesetztes Wesen hindurch, und ihre Munterkeit war in ein stilles Nachdenken übergegangen. Ihr Kopf,

den sie sonst so leicht und frei trug, hing ein Wenig gesenkt, und leise Falten waren über ihre Stirne gezogen. Sie schlug die Augen nieder, als sie mich sah; aber keine Röthe verkündigte eine innere Bewegung des Herzens. Ich reichte ihr die Hand, sie gab mir die übrige; ich fragte nach ihrem Manne, er war abwesend; nach ihren Kindern, sie trat an die Thüre und rief sie herbei; alle kamen und versammelten sich um sie. Es ist nichts reizender, als eine Mutter zu sehen mit einem Kinde auf dem Arme, und nichts ehrwürdiger als eine Mutter unter vielen Kindern. Ich fragte nach den Namen der Kleinen, um doch nur etwas zu sagen; sie bat mich, hineinzutreten und auf ihren Vater zu warten. Ich nahm es an; sie führte mich in die Stube, wo ich beinahe noch Alles auf dem alten Platze fand, und — sonderbar! die schöne Mubme, ihr Ebenbild, saß auf eben dem Schemel hinter dem Spinnrocken, wo ich meine Geliebte in eben der Gestalt so oft gefunden hatte. Ein kleines Mädchen, das seiner Mutter vollkommen glich, war uns nachgefolgt, und so stand ich in der sonderbarsten Gegenwart zwischen der Vergangenheit und Zukunft, wie in einem Orangenwalde, wo in einem kleinen Bezirk Blüthen und Früchte stufenweis neben einander leben. Die Mubme ging hinaus, einige Erfrischung zu holen; ich gab dem ehemals so geliebten Geschöpfe die Hand und sagte zu ihr: „Ich habe eine rechte Freude, Sie wiederzusehen.“

„„Sie sind sehr gut, mir das zu sagen,“ versetzte sie; „aber auch ich kann Ihnen versichern, daß ich eine unaussprechliche Freude habe. Wie oft habe ich mir gewünscht, Sie nur noch ein Mal in meinem Leben wiederzusehen! ich habe es in Augenblicken gewünscht, die ich für meine letzten hielt.“

„Sie sagte das mit einer gesetzten Stimme, ohne Rührung, mit jener Natürlichkeit, die mich ehemals so sehr an ihr entzückte. Die Mubme kam wieder, ihr Vater dazu — und ich überlasse Euch, zu denken, mit welchem Herzen ich blieb, und mit welchem ich mich entfernte.“

Achtes Kapitel.

Wilhelm hatte auf seinem Wege nach der Stadt die edlen weiblichen Geschöpfe, die er kannte, und von denen er gehört hatte, im Sinne; ihre sonderbaren Schicksale, die wenig Erfreu-

liches enthielten, waren ihm schmerzlich gegenwärtig. „Ach!“ rief er aus, „arme Mariane! Was werde ich noch von Dir erfahren müssen? Und Dich, herrliche Amazone, edler Schutzgeist, dem ich so viel schuldig bin, dem ich überall zu begegnen hoffe, und den ich leider nirgends finde, in welchen traurigen Umständen treff' ich Dich vielleicht, wenn Du mir einst wieder begegnest!“

In der Stadt war Niemand von seinen Bekannten zu Hause. Er eilte auf das Theater; er glaubte sie in der Probe zu finden; Alles war still, das Haus schien leer; doch sah er einen Laden offen. Als er auf die Bühne kam, fand er Aureliens alte Dienerin beschäftigt, Leinwand zu einer neuen Dekoration zusammenzunähen; es fiel nur so viel Licht herein, als nötig war, ihre Arbeit zu erhellen. Felix und Mignon saßen neben ihr auf der Erde; Beide hielten ein Buch, und indem Mignon laut las, sagte ihr Felix alle Worte nach, als wenn er die Buchstaben kennte, als wenn er auch zu lesen verstünde.

Die Kinder sprangen auf und begrüßten den Ankommenden; er umarmte sie aufs Zärtlichste und führte sie näher zu der Alten. „Bist Du es,“ sagte er zu ihr mit Ernst, „die dieses Kind Aurelien zugeführt hatte?“ Sie sah von ihrer Arbeit auf und wendete ihr Gesicht zu ihm; er sah sie in vollem Lichte, erschrak, trat einige Schritte zurück; es war die alte Barbara.

„Wo ist Mariane?“ rief er aus.

„Weit von hier,“ versetzte die Alte.

„Und Felix?“

„Ist der Sohn dieses unglücklichen, nur allzu zärtlich liebenden Mädchens. Möchten Sie niemals empfinden, was Sie uns gekostet haben! Möchte der Schatz, den ich Ihnen überliefere, Sie so glücklich machen, als er uns unglücklich gemacht hat!“

Sie stand auf, um wegzugehen. Wilhelm hielt sie fest. „Ich denke Ihnen nicht zu entlaufen,“ sagte sie. „Lassen Sie mich ein Dokument holen, das Sie erfreuen und schmerzen wird.“ Sie entfernte sich, und Wilhelm sah den Knaben mit einer ängstlichen Freude an; er durfte sich das Kind noch nicht zueignen. „Er ist Dein!“ rief Mignon, „er ist Dein!“ und drückte das Kind an Wilhelm's Knie.

Die Alte kam und überreichte ihm einen Brief. „Hier sind Marianens letzte Worte,“ sagte sie.

„Sie ist todt!" rief er aus.

„Todt!" sagte die Alte. „Möchte ich Ihnen doch alle Vorwürfe ersparen können!"

Ueberrascht und verwirrt erbrach Wilhelm den Brief; er hatte aber kaum die ersten Worte gelesen, als ihn ein bitterer Schmerz ergriff; er ließ den Brief fallen, stürzte auf eine Rasenbank und blieb eine Zeit lang liegen. Mignon bemühte sich um ihn. Indessen hatte Felix den Brief aufgehoben und zerrte seine Gespielin so lange, bis diese nachgab und zu ihm kniete und ihm vorlas. Felix wiederholte die Worte, und Wilhelm war genöthigt, sie zweimal zu hören. „Wenn dieses Blatt jemals zu Dir kommt, so bedaure Deine unglückliche Geliebte. Deine Liebe hat ihr den Tod gegeben. Der Knabe, dessen Geburt ich nur wenige Tage überlebe, ist Dein. Ich sterbe Dir treu, so sehr der Schein auch gegen mich sprechen mag; mit Dir verlor ich Alles, was mich an das Leben fesselte. Ich sterbe zufrieden, da man mir versichert, das Kind sei gesund und werde leben. Höre die alte Barbara, verzeih ihr! Leb wohl und vergiß mich nicht!"

Welch ein schmerzlicher und noch zu seinem Troste halb räthselhafter Brief, dessen Inhalt ihm erst recht fühlbar ward, da ihn die Kinder stockend und stammelnd vortrugen und wiederholten!

„Da haben Sie es nun!" rief die Alte, ohne abzuwarten, bis er sich erholt hatte. „Danken Sie dem Himmel, daß nach dem Verluste eines so guten Mädchens Ihnen noch ein so vortreffliches Kind übrig bleibt. Nichts wird Ihrem Schmerze gleichen, wenn Sie vernehmen, wie das gute Mädchen Ihnen bis ans Ende treu geblieben, wie unglücklich sie geworden ist, und was sie Ihnen Alles aufgeopfert hat."

„Laß mich den Becher des Jammers und der Freuden," rief Wilhelm aus, „auf einmal trinken! Ueberzeuge mich, ja überrede mich nur, daß sie ein gutes Mädchen war, daß sie meine Achtung wie meine Liebe verdiente, und überlaß mich dann meinen Schmerzen über ihren unersetzlichen Verlust!"

„Es ist jetzt nicht Zeit," versetzte die Alte. „Ich habe zu thun und wünschte nicht, daß man uns beisammen fände. Lassen Sie es ein Geheimniß sein, daß Felix Ihnen angehört; ich hätte über meine bisherige Verstellung zu viel Vorwürfe von der Gesellschaft zu erwarten. Mignon verräth uns nicht; sie ist gut und verschwiegen."

„Ich wußte es lange und sagte nichts," versetzte Mignon.

„Wie ist es möglich?" rief die Alte.

„Woher?" fiel Wilhelm ein.

„Der Geist hat mir's gesagt."

„Wo? wo?"

„Im Gewölbe, da der Alte das Messer zog, rief mir's zu: Rufe seinen Vater! und da fielst Du mir ein."

„Wer rief denn?"

„Ich weiß nicht, im Herzen, im Kopfe; ich war so angst, ich zitterte, ich betete; da rief's, und ich verstand's."

Wilhelm drückte sie an sein Herz, empfahl ihr Felix und entfernte sich. Er bemerkte erst zuletzt, daß sie viel blässer und magerer geworden war, als er sie verlassen hatte.

Madame Melina fand er von seinen Bekannten zuerst; sie begrüßte ihn aufs Freundlichste. „O! daß Sie doch Alles," rief sie aus, „bei uns finden möchten, wie Sie wünschen!"

„Ich zweifele daran," sagte Wilhelm, „und erwartete es nicht. Gesteden Sie es nur, man hat alle Anstalten gemacht, mich entbehren zu können."

„Warum sind Sie auch weggegangen!" versetzte die Freundin.

„Man kann die Erfahrung nicht früh genug machen, wie entbehrlich man in der Welt ist. Welche wichtigen Personen glauben wir zu sein! Wir denken allein den Kreis zu beleben, in welchem wir wirken; in unserer Abwesenheit muß, bilden wir uns ein, Leben, Nahrung und Athem stocken; und die Lücke, die entsteht, wird kaum bemerkt, sie füllt sich so geschwind wieder aus, ja, sie wird oft nur der Platz, wo nicht für etwas Besseres, doch für etwas Angenehmeres."

„Und die Leiden unserer Freunde bringen wir nicht in Anschlag?"

„Auch unsere Freunde thun wohl, wenn sie sich bald finden, wenn sie sich sagen: „Da, wo Du bist, da, wo Du bleibst, wirke, was Du kannst! sei thätig und gefällig und laß Dir die Gegenwart heiter sein!""

Bei näherer Erkundigung fand Wilhelm, was er vermuthet hatte: die Oper war eingerichtet und zog die ganze Aufmerksamkeit des Publikums an sich. Seine Rollen waren inzwischen durch Laertes und Horatio besetzt worden, und Beide lockten den Zuschauern einen weit lebhaftern Beifall ab, als er jemals hatte erlangen können.

Laertes trat herein, und Madame Melina rief aus: „Sehen

Sie hier diesen glücklichen Menschen, der bald ein Kapitalist, oder Gott weiß was, werden wird!" Wilhelm umarmte ihn und fühlte ein vortreffliches feines Tuch an seinem Rocke; seine übrige Kleidung war einfach, aber Alles vom besten Zeuge.

„Lösen Sie mir das Räthsel!" rief Wilhelm aus.

„Es ist noch Zeit genug," versetzte Laertes, „um zu erfahren, daß mir mein Hin- und Herlaufen nunmehr bezahlt wird, daß ein Patron eines großen Handelshauses von meiner Unruhe, meinen Kenntnissen und Bekanntschaften Vortheil zieht und mir einen Theil davon ablässt. Ich wollte viel drum geben, wenn ich mir dabei auch Zutrauen gegen die Weiber ermäkeln könnte; denn es ist eine hübsche Nichte im Hause, und ich merke wol, wenn ich wollte, konnte ich bald ein gemachter Mann sein."

„Sie wissen wol noch nicht," sagte Madame Melina, „daß sich indessen auch unter uns eine Heirath gemacht hat? Serlo ist wirklich mit der schönen Elmire öffentlich getraut, da der Vater ihre heimliche Vertraulichkeit nicht gut heißen wollte."

So unterhielten sie sich über Manches, was sich in seiner Abwesenheit zugetragen hatte, und er konnte gar wohl bemerken, daß er, dem Geist und dem Sinne der Gesellschaft nach, wirklich längst verabschiedet war.

Mit Ungeduld erwartete er die Alte, die ihm tief in der Nacht ihren sonderbaren Besuch angekündigt hatte. Sie wollte kommen, wenn Alles schlief, und verlangte solche Vorbereitungen, eben als wenn das jüngste Mädchen sich zu einem Geliebten schleichen wollte. Er las indeß Marianens Brief wol hundertmal durch, las mit unaussprechlichem Entzücken das Wort Treue von ihrer geliebten Hand und mit Entsetzen die Ankündigung ihres Todes, dessen Annäherung sie nicht zu fürchten schien.

Mitternacht war vorbei, als etwas an der halb offenen Thüre rauschte, und die Alte mit einem Körbchen hereintrat. „Ich soll Euch," sagte sie, „die Geschichte unserer Leiden erzählen, und ich muß erwarten, daß Ihr ungerührt dabei sitzt, daß Ihr nur, um Eure Neugierde zu befriedigen, mich so sorgsam erwartet, und daß Ihr Euch jetzt, wie damals, in Eure kalte Eigenliebe hüllt, wenn uns das Herz bricht. Aber seht her! so brachte ich zu jenem glücklichen Abend die Champagnerflasche hervor, so stellte ich die drei Gläser auf den Tisch, und so fingt Ihr an, uns mit gutmüthigen Kindergeschichten zu täuschen und einzuschläfern, wie ich Euch jetzt mit traurigen Wahrheiten aufklären und wach erhalten muß."

Wilhelm wußte nicht, was er sagen sollte, als die Alte wirklich den Stöpsel springen ließ und die drei Gläser vollschenkte.

„Trinkt!“ rief sie, nachdem sie ihr schäumendes Glas schnell ausgeleert hatte, „trinkt, ehe der Geist verraucht! Dieses dritte Glas soll zum Andenken meiner unglücklichen Freundin ungenossen verschäumen. Wie rot waren ihre Lippen, als sie Euch damals Bescheid that! Ach! und nun auf ewig verblaßt und erstarrt!“

„Sibylle! Furie!“ rief Wilhelm aus, indem er aufsprang und mit der Faust auf den Tisch schlug, „weich ein böser Geist besitzt und treibt Dich? Für wen hältst Du mich, daß Du denkst, die einfachste Geschichte von Marianens Tod und Leiden werde mich nicht empfindlich genug kränken, daß Du noch solche hölliſche Kunstgriffe brauchst, um meine Marter zu schärfen! Gebt Deine unersättliche Bolierei so weit, daß Du beim Todtenmahle schwelgen mußt, so trink und rede! Ich habe Dich von je her verabscheut, und noch kann ich mir Marianen nicht unschuldig denken, wenn ich Dich, ihre Gesellschafterin, nur ansehe.“

„Gemach, mein Herr!“ versetzte die Alte. „Sie werden mich nicht aus meiner Fassung bringen. Sie sind uns noch sehr verschuldet, und von einem Schuldner läßt man sich nicht übel begegnen. Aber Sie haben Recht, auch meine einfachste Erzählung ist Strafe genug für Sie. So hören Sie denn den Kampf und den Sieg Marianens, um die Ihrige zu bleiben.“

„Die Meinige?“ rief Wilhelm aus. „Welch ein Märchen willst Du beginnen?“

„Unterbrechen Sie mich nicht,“ fiel sie ein, „hören Sie mich, und dann glauben Sie, was Sie wollen! Es ist ohnedem jetzt ganz einerlei. Haben Sie nicht am letzten Abend, als Sie bei uns waren, ein Billet gefunden und mitgenommen?“

„Ich fand das Blatt erst, als ich es mitgenommen hatte; es war in das Halstuch verwickelt, das ich aus inbrünstiger Liebe ergriff und zu mir steckte.“

„Was enthielt das Papier?“

„Die Aussichten eines verdrießlichen Liebhabers, in der nächsten Nacht besser als gestern aufgenommen zu werden. Und daß man ihm Wort gehalten hat, habe ich mit eigenen Augen gesehen; denn er schlich früh vor Tage aus Eurem Hause hinweg.“

„Sie können ihn gesehen haben; aber was bei uns vorging, wie traurig Mariane diese Nacht, wie verdrießlich ich sie zubrachte, das werden Sie erst jetzt erfahren. Ich will ganz aufrichtig sein, weder leugnen noch beschönigen, daß ich Marianen beredete, sich einem gewissen Norberg zu ergeben; sie folgte, ja ich kann sagen, sie gehorchte mir mit Widerwillen. Er war reich, er schien verliebt, und ich hoffte, er werde beständig sein. Gleich darauf mußte er eine Reise machen, und Mariane lernte Sie kennen. Was hatte ich da nicht auszustehen! was zu hindern! was zu erdulden! „O!“ rief sie manchmal, „hättest Du meiner Jugend, meiner Unschuld nur noch vier Wochen geschont, so hätte ich einen würdigen Gegenstand meiner Liebe gefunden, ich wäre seiner würdig gewesen, und die Liebe hätte das mit einem ruhigen Bewußtsein geben dürfen, was ich jetzt wider Willen verkauft habe.“ Sie überließ sich ganz ihrer Neigung, und ich darf nicht fragen, ob Sie glücklich waren. Ich hatte eine uneingeschränkte Gewalt über ihren Verstand; denn ich kannte alle Mittel, ihre kleinen Neigungen zu befriedigen; ich hatte keine Macht über ihr Herz; denn niemals billigte sie, was ich für sie that, wozu ich sie bewegte, wenn ihr Herz widersprach; nur der unbezwinglichen Noth gab sie nach, und die Noth erschien ihr bald sehr drückend. In den ersten Zeiten ihrer Jugend hatte es ihr an nichts gemangelt; ihre Familie verlor durch eine Verwicklung von Umständen ihr Vermögen. Das arme Mädchen war an mancherlei Bedürfnisse gewöhnt, und ihrem kleinen Gemüth waren gewisse gute Grundsätze eingeprägt, die sie unruhig machten, ohne ihr viel zu helfen. Sie hatte nicht die mindeste Gewandtheit in weltlichen Dingen, sie war unschuldig im eigentlichen Sinne; sie hatte keinen Begriff, daß man kaufen könne, ohne zu bezahlen; für nichts war ihr mehr bange, als wenn sie schuldig war; sie hätte immer lieber gegeben als genommen, und nur eine solche Lage machte es möglich, daß sie genöthigt ward, sich selbst hinzugeben, um eine Menge kleiner Schulden loszuwerden.“

„Und hättest Du,“ fuhr Wilhelm auf, „sie nicht retten können?“

„O ja!“ versetzte die Alte. „Mit Hunger und Noth, mit Kummer und Entbehrung; und darauf war ich niemals eingerichtet.“

„Abscheuliche, niederträchtige Kupplerin! So hast Du das unglückliche Geschöpf geopfert? so hast Du sie Deiner Kehle, Deinem unersättlichen Heißhunger hingegeben?“

„Ihr thätet besser, Euch zu mäßigen und mit Schimpfreden inne zu halten," versetzte die Alte. „Wenn Ihr schimpfen wollt, so geht in Eure großen, vornehmen Häuser; da werdet Ihr Mütter finden, die recht ängstlich besorgt sind, wie sie für ein liebenswürdiges, himmlisches Mädchen den allerabscheulichsten Menschen auffinden wollen, wenn er nur zugleich der reichste ist. Seht das arme Geschöpf vor seinem Schicksale zittern und beben und nirgends Trost finden, als bis ihr irgend eine erfahrne Freundin begreiflich macht, daß sie durch den Ehestand das Recht erwerbe, über ihr Herz und ihre Person künftig nach Gefallen disponiren zu können."

„Schweig!" rief Wilhelm. „Glaubst Du denn, daß ein Verbrechen durch das andere entschuldigt werden könne? Erzähle, ohne weitere Anmerkungen zu machen!"

„So hören Sie, ohne mich zu tadeln! Mariane ward wider meinen Willen die Ihre. Bei diesem Abenteuer habe ich mir wenigstens nichts vorzuwerfen. Norberg kam zurück; er eilte, Marianen zu sehen, die ihn kalt und verdrießlich aufnahm und ihm nicht einen Kuß erlaubte. Ich brauchte meine ganze Kunst, um ihr Betragen zu entschuldigen; ich ließ ihn merken, daß ein Beichtvater ihr das Gewissen geschärft habe, und daß man ein Gewissen, so lange es spricht, respektiren müsse. Ich brachte ihn dahin, daß er ging, und versprach ihm, mein Bestes zu thun. Er war reich und roh; aber er hatte einen Grund von Gutmüthigkeit und liebte Marianen auf das Aeußerste. Er versprach mir Geduld, und ich arbeitete desto lebhafter, um ihn nicht zu sehr zu prüfen. Ich hatte mit Marianen einen harten Stand; ich überredete sie, ja ich kann sagen, ich zwang sie endlich durch die Drohung, daß ich sie verlassen würde, an ihren Liebhaber zu schreiben und ihn auf die Nacht einzuladen. Sie kamen und rafften zufälligerweise seine Antwort in dem Halstuch auf. Ihre unvermuthete Gegenwart hatte mir ein böses Spiel gemacht. Kaum waren Sie weg, so ging die Qual von Neuem an; sie schwur, daß sie Ihnen nicht untreu werden könne, und war so leidenschaftlich, so außer sich, daß sie mir ein herzliches Mitleid ablockte. Ich versprach ihr endlich, daß ich auch diese Nacht Norbergen beruhigen und ihn unter allerlei Vorwänden entfernen wollte. Ich bat sie, zu Bette zu gehen, allein sie schien mir nicht zu trauen; sie blieb angezogen und schlief zuletzt, bewegt und ausgeweint, wie sie war, in ihren Kleidern ein. Norberg kam; ich suchte ihn abzuhalten. Ich

stellte ihm ihre Gewissensbisse, ihre Reue mit den schwärzesten Farben vor; er wünschte sie nur zu sehen, und ich ging in das Zimmer, um sie vorzubereiten; er schritt mir nach, und wir traten Beide zu gleicher Zeit vor ihr Bette. Sie erwachte, sprang mit Wuth auf und entriß sich unsern Armen; sie beschwur und bat, sie flehte, drohte und versicherte, daß sie nicht nachgeben würde. Sie war unvorsichtig genug, über ihre wahre Leidenschaft einige Worte fallen zu lassen, die der arme Norberg im geistlichen Sinne deuten mußte. Endlich verließ er sie, und sie schloß sich ein. Ich behielt ihn noch lange bei mir und sprach mit ihm über ihren Zustand, daß sie guter Hoffnung sei, und daß man das arme Mädchen schonen müsse. Er fühlte sich so stolz auf seine Vaterschaft, er freute sich so sehr auf einen Knaben, daß er Alles einging, was sie von ihm verlangte, und daß er versprach, lieber einige Zeit zu verreisen, als seine Geliebte zu ängstigen und ihr durch diese Gemüthsbewegungen zu schaden. Mit diesen Gesinnungen schlich er Morgens früh von mir weg, und Sie, mein Herr, wenn Sie Schildwache gestanden haben, so hätte es zu Ihrer Glückseligkeit nichts weiter bedurft, als in den Busen Ihres Nebenbuhlers zu sehen, den Sie so begünstigt, so glücklich hielten, und dessen Erscheinung Sie zur Verzweiflung brachte."

„Redest Du wahr?" sagte Wilhelm.

„So wahr," sagte die Alte, „als ich noch hoffe, Sie zur Verzweiflung zu bringen. Ja, gewiß, Sie würden verzweifeln, wenn ich Ihnen das Bild unseres nächsten Morgens recht lebhaft darstellen könnte. Wie heiter wachte sie auf! wie freundlich rief sie mich herein! wie lebhaft dankte sie mir! wie herzlich drückte sie mich an ihren Busen! „Nun," sagte sie, indem sie lächelnd vor den Spiegel trat, „darf ich mich wieder an mir selbst, mich an meiner Gestalt freuen, da ich wieder mir, da ich meinem einzig geliebten Freund angehöre. Wie ist es so süß, überwunden zu haben; welch eine himmlische Empfindung ist es, seinem Herzen zu folgen! Wie dank ich Dir, daß Du Dich meiner angenommen, daß Du Deine Klugheit, Deinen Verstand auch einmal zu meinem Vortheil angewendet hast! Sieh mir bei und ersinne, was mich ganz glücklich machen kann!" Ich gab ihr nach, ich wollte sie nicht reizen, ich schmeichelte ihrer Hoffnung, und sie liebkoste mich auf das Anmuthigste. Entfernte sie sich einen Augenblick vom Fenster, so mußte ich Wache stehen; denn Sie sollten nun ein- für allemal vorbeigehen,

man wollte Sie wenigſtens ſehen. So ging der ganze Tag unruhig hin. Nachts zur gewöhnlichen Stunde erwarteten wir Sie ganz gewiß. Ich paßte ſchon an der Treppe; die Zeit ward mir lang, ich ging wieder zu ihr hinein. Ich fand ſie zu meiner Verwunderung in ihrer Offizierstracht; ſie ſah unglaublich heiter und reizend aus. „Verdien' ich nicht," ſagte ſie, „heute in Manneskracht zu erſcheinen? habe ich mich nicht brav gehalten? Mein Geliebter ſoll mich heute wie das erſte Mal ſehen; ich will ihn ſo zärtlich und mit mehr Freiheit an mein Herz drücken als damals; denn bin ich jetzt nicht viel mehr die Seine als damals, da mich ein edler Entſchluß noch nicht frei gemacht hatte?" „Aber," fügte ſie nach einigem Nachdenken hinzu, „noch hab' ich nicht ganz gewonnen, noch muß ich erſt das Aeußerſte wagen, um ſeiner werth, um ſeines Beſitzes gewiß zu ſein; ich muß ihm Alles entdecken, meinen ganzen Zuſtand offenbaren und ihm alsdann überlaſſen, ob er mich behalten oder verſtoßen will. Dieſe Scene bereite ich ihm, bereite ich mir zu; und wäre ſein Gefühl mich zu verſtoßen fähig, ſo würde ich alsdann ganz wieder mir ſelbſt angehören, ich würde in meiner Strafe meinen Troſt finden und Alles erdulden, was das Schickſal mir auferlegen wollte." Mit dieſen Geſinnungen, mit dieſen Hoffnungen, mein Herr, erwartete Sie das liebenswürdige Mädchen; Sie kamen nicht. O! wie ſoll ich den Zuſtand des Wartens und Hoffens beſchreiben? Ich ſehe Dich noch vor mir, mit welcher Liebe, mit welcher Inbrunſt Du von dem Manne ſprachſt, deſſen Grauſamkeit Du noch nicht erfahren hatteſt!"

„Gute, liebe Barbara!" rief Wilhelm, indem er aufſprang und die Alte bei der Hand faßte. „Es iſt nun genug der Verſtellung, genug der Vorbereitung! Dein gleichgiltiger, Dein ruhiger, Dein zufriedener Ton hat Dich verrathen. Gieb mir Marianen wieder! ſie lebt, ſie iſt in der Nähe. Nicht umſonſt haſt Du dieſe ſpäte, einſame Stunde zu Deinem Beſuche gewählt, nicht umſonſt haſt Du mich durch dieſe entzückende Erzählung vorbereitet. Wo haſt Du ſie? wo verbirgſt Du ſie? Ich glaube Dir Alles, ich verſpreche Dir, Alles zu glauben, wenn Du mir ſie zeigſt, wenn Du ſie meinen Armen wiedergiebſt. Ihren Schatten habe ich ſchon im Fluge geſehen; laß mich ſie wieder in meine Arme faſſen! Ich will vor ihr auf den Knien liegen, ich will ſie um Vergebung bitten, ich will ihr zu ihrem Kampfe, zu ihrem Siege über ſich und Dich Glück wünſchen; ich will ihr meinen Felix zuführen. Komm! wo haſt Du ſie

verſteckt? Laß ſie, laß mich nicht länger in Ungewißheit! Dein Endzweck iſt erreicht. Wo haſt Du ſie verborgen? Komm, daß ich ſie mit dieſem Licht beleuchte! daß ich wieder ihr holdes Angeſicht ſehe!"

Er hatte die Alte vom Stuhl aufgezogen; ſie ſah ihn ſtarr an, die Thränen ſtürzten ihr aus den Augen, und ein ungeheurer Schmerz ergriff ſie.

„Welch ein unglücklicher Irrthum," rief ſie aus, „läßt Sie noch einen Augenblick hoffen! — Ja, ich habe ſie verborgen, aber unter die Erde; weder das Licht der Sonne noch eine vertrauliche Kerze wird ihr holdes Angeſicht jemals wieder erleuchten. Führen Sie den guten Felix an ihr Grab und ſagen Sie ihm: „Da liegt Deine Mutter, die Dein Vater ungehört verdammt hat." Das liebe Herz ſchlägt nicht mehr vor Ungeduld, Sie zu ſehen; nicht etwa in einer benachbarten Kammer wartet ſie auf den Ausgang meiner Erzählung oder meines Märchens; die dunkle Kammer hat ſie aufgenommen, wohin kein Bräutigam folgt, woraus man keinem Geliebten entgegengeht."

Sie warf ſich auf die Erde an einen Stuhl nieder und weinte bitterlich. Wilhelm war zum erſten Mal völlig überzeugt, daß Mariane todt ſei; er befand ſich in einem traurigen Zuſtande. Die Alte richtete ſich auf: „Ich habe Ihnen weiter nichts zu ſagen," rief ſie und warf ein Packet auf den Tiſch. „Hier dieſe Briefſchaften mögen völlig Ihre Grauſamkeit beſchämen; leſen Sie dieſe Blätter mit trockenen Augen durch, wenn es Ihnen möglich iſt."

Sie ſchlich leiſe fort, und Wilhelm hatte dieſe Nacht das Herz nicht, die Brieftaſche zu öffnen; er hatte ſie ſelbſt Marianen geſchenkt; er wußte, daß ſie jedes Blättchen, das ſie von ihm erhalten hatte, ſorgfältig darin aufhob. Den andern Morgen vermochte er es über ſich; er löſte das Band, und es fielen ihm kleine Zettelchen, mit Bleiſtift von ſeiner eigenen Hand geſchrieben, entgegen und riefen ihm jede Situation, von dem erſten Tage ihrer anmuthigen Bekanntſchaft bis zu dem letzten ihrer grauſamen Trennung, wieder herbei. Allein nicht ohne die lebhafteſten Schmerzen durchlas er eine kleine Sammlung von Billetten, die an ihn geſchrieben waren, und die, wie er aus dem Inhalt ſah, von Wernern waren zurückgewieſen worden.

Keines meines Blätter hat bis zu Dir durchdringen können; mein Bitten und Flehen hat Dich nicht erreicht. Hast Du selbst diese grausamen Befehle gegeben? Soll ich Dich nie wieder sehen? Noch einmal versuch' ich es. Ich bitte Dich: „Komm, o komm! Ich verlange Dich nicht zu behalten, wenn ich Dich nur noch einmal an mein Herz drücken kann."

Wenn ich sonst bei Dir saß, Deine Hände hielt, Dir in die Augen sah und mit vollem Herzen der Liebe und des Zutrauens zu Dir sagte: „Lieber, lieber guter Mann!" das hörtest Du so gern, ich mußt' es Dir so oft wiederholen. Ich wiederhole es noch einmal: „Lieber, lieber guter Mann! Sei gut, wie Du warst! komm und laß mich nicht in meinem Elende verderben!"

Du hältst mich für schuldig; ich bin es auch, aber nicht, wie Du denkst. Komm, damit ich nur den einzigen Trost habe, von Dir ganz gekannt zu sein, es gehe mir nachher, wie es wolle.

Nicht um meinetwillen allein, auch um Dein selbst willen fleh' ich Dich an, zu kommen. Ich fühle die unerträglichen Schmerzen, die Du leidest, indem Du mich fliehst; komm, daß unsere Trennung weniger grausam werde! Ich war vielleicht nie Deiner würdig als eben in dem Augenblick, da Du mich in ein grenzenloses Elend zurückstößest.

Bei Allem, was heilig ist, bei Allem, was ein menschliches Herz rühren kann, ruf' ich Dich an! Es ist um eine Seele, es ist um ein Leben zu thun, um zwei Leben, von denen Dir eins ewig theuer sein muß. Dein Argwohn wird auch das nicht glauben, und doch werde ich es in der Stunde des Todes aussprechen: „Das Kind, das ich unter dem Herzen trage, ist Dein." Seitdem ich Dich liebe, hat kein Anderer mir auch nur die Hand gedrückt. O, daß Deine Liebe, daß Deine Rechtschaffenheit die Geführten meiner Jugend gewesen wären!

Du willst mich nicht hören? So muß ich denn zuletzt wol verstummen; aber diese Blätter sollen nicht untergehen; vielleicht

können sie noch zu Dir sprechen, wenn das Leichentuch schon meine Lippe bedeckt, und wenn die Stimme Deiner Reue nicht mehr zu meinem Ohre reichen kann. Durch mein trauriges Leben bis an den letzten Augenblick wird das mein einziger Trost sein, daß ich ohne Schuld gegen Dich war, wenn ich mich auch nicht unschuldig nennen durfte.

Wilhelm konnte nicht weiter, er überließ sich ganz seinem Schmerz; aber noch mehr war er bedrängt, als Laertes hereintrat, dem er seine Empfindungen zu verbergen suchte. Dieser brachte einen Beutel mit Dukaten hervor, zählte und rechnete und versicherte Wilhelmen, es sei nichts Schöneres in der Welt, als wenn man eben auf dem Wege sei, reich zu werden; es könne uns auch alsdann nichts stören oder abhalten. Wilhelm erinnerte sich seines Traums*) und lächelte; aber zugleich gedachte er auch mit Schaudern, daß in jenem Traumgesichte Mariane ihn verlassen, um seinem verstorbenen Vater zu folgen, und daß Beide zuletzt, wie Geister, schwebend sich um den Garten bewegt hatten.

Laertes riß ihn aus seinem Nachdenken und führte ihn auf ein Kaffeehaus, wo sich sogleich mehrere Personen um ihn versammelten, die ihn sonst gern auf dem Theater gesehen hatten; sie freuten sich seiner Gegenwart, bedauerten aber, daß er, wie sie hörten, die Bühne verlassen wolle. Sie sprachen so bestimmt und vernünftig von ihm und seinem Spiele, von dem Grade seines Talentes, von ihren Hoffnungen, daß Wilhelm nicht ohne Rührung zuletzt ausrief: „O, wie unendlich werth wäre mir diese Theilnahme vor wenig Monaten gewesen! wie belebend und wie erfreuend! Niemals hätte ich mein Gemüth so ganz von der Bühne abgewendet, und niemals wäre ich so weit gekommen, am Publikum zu verzweifeln."

„Dazu sollte es überhaupt nicht kommen!" sagte ein ältlicher Mann, der hervortrat. „Das Publikum ist groß, wahrer Verstand und wahres Gefühl sind nicht so selten, als man glaubt; nur muß der Künstler niemals einen unbedingten Beifall für das, was er hervorbringt, verlangen; denn eben der unbedingte ist am Wenigsten werth, und den bedingten wollen die Herren nicht gerne. Ich weiß wol, im Leben wie in der Kunst muß man mit sich zu Rathe gehen, wenn man etwas thun und her-

*) Vergl. S. 401 f.

vorbringen soll; wenn es aber gethan oder vollendet ist, so darf man mit Aufmerksamkeit nur Viele hören, und man kann sich mit einiger Uebung aus diesen vielen Stimmen gar bald ein ganzes Urtheil zusammensetzen; denn Diejenigen, die uns diese Mühe ersparen konnten, halten sich meist stille genug."

„Das sollten sie eben nicht," sagte Wilhelm. „Ich habe so oft gehört, daß Menschen, die selbst über gute Werke schwiegen, doch beklagten und bedauerten, daß geschwiegen wird."

„So wollen wir heute laut werden!" rief ein junger Mann. „Sie müssen mit uns speisen, und wir wollen Alles einholen, was wir Ihnen und manchmal der guten Aurelie schuldig geblieben sind."

Wilhelm lehnte die Einladung ab und begab sich zu Madame Melina, die er wegen der Kinder sprechen wollte, indem er sie von ihr wegzunehmen gedachte.

Das Geheimniß der Alten war nicht zum Besten bei ihm verwahrt. Er verrieth sich, als er den schönen Felix wieder ansichtig ward.

„O, mein Kind!" rief er aus, „mein liebes Kind!" Er hob ihn auf und drückte ihn an sein Herz.

„Vater! was hast Du mir mitgebracht?" rief das Kind. Mignon sah Beide an, als wenn sie warnen wollte, sich nicht zu verrathen.

„Was ist das für eine neue Erscheinung?" sagte Madame Melina.

Man suchte die Kinder bei Seite zu bringen, und Wilhelm, der der Alten das strengste Geheimniß nicht schuldig zu sein glaubte, entdeckte seiner Freundin das ganze Verhältniß. Madame Melina sah ihn lächelnd an. „O! über die leichtgläubigen Männer!" rief sie aus. „Wenn nur etwas auf ihrem Wege ist, so kann man es ihnen sehr leicht aufbürden; aber dafür sehen sie sich auch ein andermal weder rechts noch links um und wissen nichts zu schätzen, als was sie vorher mit dem Stempel einer willkürlichen Leidenschaft bezeichnet haben." Sie konnte einen Seufzer nicht unterdrücken, und wenn Wilhelm nicht ganz blind gewesen wäre, so hätte er eine nie ganz besiegte Neigung in ihrem Betragen erkennen müssen.

Er sprach nunmehr mit ihr von den Kindern, wie er Felix bei sich zu behalten und Mignon auf das Land zu thun gedächte. Frau Melina, ob sie sich gleich ungern von Beiden zugleich trennte, fand doch den Vorschlag gut, ja nothwendig. Felix verwilderte bei ihr, und Mignon schien einer freien Luft und anderer Verhältnisse zu bedürfen; das gute Kind war kränklich und konnte sich nicht erholen.

„Lassen Sie Sich nicht irren," fuhr Madame Melina fort, „daß ich einige Zweifel, ob Ihnen der Knabe wirklich zugehöre, leichtsinnig geäußert habe. Der Alten ist freilich wenig zu trauen; doch wer Unwahrheit zu seinem Nutzen ersinnt, kann auch einmal wahr reden, wenn ihm die Wahrheiten nützlich scheinen. Aurelien hatte die Alte vorgespiegelt, Felix sei ein Sohn Lothario's; und die Eigenheit haben wir Weiber, daß wir die Kinder unserer Liebhaber recht herzlich lieben, wenn wir schon die Mutter nicht kennen oder sie von Herzen hassen." Felix kam hereingesprungen; sie drückte ihn an sich, mit einer Lebhaftigkeit, die ihr sonst nicht gewöhnlich war.

Wilhelm eilte nach Hause und bestellte die Alte, die ihn, jedoch nicht eher als in der Dämmerung, zu besuchen versprach. Er empfing sie verdrießlich und sagte zu ihr: „Es ist nichts Schändlicheres in der Welt als sich auf Lügen und Märchen einzurichten! Schon hast Du viel Böses damit gestiftet, und jetzt, da Dein Wort das Glück meines Lebens entscheiden könnte, jetzt steh' ich zweifelhaft und wage nicht, das Kind in meine Arme zu schließen, dessen ungetrübter Besitz mich äußerst glücklich machen würde. Ich kann Dich, schändliche Kreatur, nicht ohne Haß und Verachtung ansehen."

„Euer Betragen kommt mir, wenn ich aufrichtig reden soll," versetzte die Alte, „ganz unerträglich vor. Und wenn's nun Euer Sohn nicht wäre, so ist es das schönste, angenehmste Kind von der Welt, das man gern für jeden Preis kaufen möchte, um es nur immer um sich zu haben. Ist es nicht werth, daß Ihr Euch seiner annehmt? Verdiene ich für meine Sorgfalt, für meine Mühe mit ihm nicht einen kleinen Unterhalt für mein künftiges Leben? O, Ihr Herren, denen nichts abgeht, Ihr habt gut von Wahrheit und Geradheit reden! Aber wie eine arme Kreatur, deren geringstem Bedürfniß nichts entgegenkommt, die in ihren Verlegenheiten keinen Freund, keinen Rath, keine Hilfe sieht, wie die sich durch die selbstischen Menschen durchdrücken und im Stillen darben muß — davon würde Manches zu sagen sein, wenn Ihr hören wolltet und könntet. Haben Sie Mariänens Briefe gelesen? Es sind dieselben, die sie zu jener unglücklichen Zeit schrieb. Vergebens suchte ich mich Ihnen zu nähern, vergebens Ihnen diese Blätter zuzuspielen; Ihr grausamer Schwager*) hatte Sie so umlagert, daß alle List und Klugheit vergebens war, und zuletzt, als er mir und Marianen mit dem

*) Werner wurde erst später Wilhelm's Schwager.

Gefängniß drohte, mußte ich wol alle Hoffnung aufgeben. Trifft nicht Alles mit dem überein, was ich erzählt habe? Und setzt nicht Norberg's Brief die ganze Geschichte außer allen Zweifel?"

„Was für ein Brief?" fragte Wilhelm.

„Haben Sie ihn nicht in der Brieftasche gefunden?" versetzte die Alte.

„Ich habe noch nicht Alles durchlesen."

„Geben Sie nur die Brieftasche her! auf dieses Dokument kommt Alles an. Norberg's unglückliches Billet hat die traurige Verwirrung gemacht; ein anderes von seiner Hand mag auch den Knoten lösen, insofern am Faden noch etwas gelegen ist." Sie nahm ein Blatt aus der Brieftasche. Wilhelm erkannte jene verhaßte Hand; er nahm sich zusammen und las:

„Sag mir nur, Mädchen, wie vermagst Du das über mich? Hätt' ich doch nicht geglaubt, daß eine Göttin selbst mich zum seufzenden Liebhaber umschaffen konnte! Anstatt mir mit offenen Armen entgegenzueilen, siehst Du Dich zurück; man hätte es wahrhaftig für Abscheu nehmen können, wie Du Dich betragst. Ist's erlaubt, daß ich die Nacht mit der alten Barbara auf einem Koffer in einer Kammer zubringen mußte? Und mein geliebtes Mädchen war nur zwei Thüren davon. Es ist zu toll, sag' ich Dir! Ich habe versprochen, Dir einige Bedenkzeit zu lassen, nicht gleich in Dich zu dringen, und ich möchte rasend werden über jede verlorne Viertelstunde. Habe ich Dir nicht geschenkt, was ich wußte und konnte? Zweifelst Du noch an meiner Liebe? Was willst Du haben? Sag es nur! es soll Dir an nichts fehlen. Ich wollte, der Pfaffe müßte verstummen und verblinden, der Dir solches Zeug in den Kopf gesetzt hat. Mußtest Du auch gerade an so einen kommen! Es giebt so viele, die jungen Leuten etwas nachzusehen wissen. Genug, ich sage Dir, es muß anders werden, in ein paar Tagen muß ich Antwort wissen; denn ich gehe bald wieder weg, und wenn Du nicht wieder freundlich und gefällig bist, so sollst Du mich nicht wiedersehen."

In dieser Art ging der Brief noch lange fort, drehte sich zu Wilhelm's schmerzlicher Zufriedenheit immer um denselben Punkt herum und zeugte für die Wahrheit der Geschichte, die er von Barbara vernommen hatte. Ein zweites Blatt bewies deutlich, daß Mariane auch in der Folge nicht nachgegeben hatte, und Wilhelm vernahm aus diesen und mehreren Papieren nicht ohne tiefen Schmerz die Geschichte des unglücklichen Mädchens bis zur Stunde ihres Todes.

Die Alte hatte den rohen Menschen nach und nach zahm gemacht, indem sie ihm den Tod Marianens meldete und ihm den Glauben ließ, als wenn Felix sein Sohn sei; er hatte ihr einigemal Geld geschickt, das sie aber für sich behielt, da sie Aurelien die Sorge für des Kindes Erziehung aufgeschwatzt hatte. Aber leider dauerte dieser heimliche Erwerb nicht lange. Norberg hatte durch ein wildes Leben den größten Theil seines Vermögens verzehrt, und wiederholte Liebesgeschichten sein Herz gegen seinen ersten, eingebildeten Sohn verhärtet.

So wahrscheinlich das Alles lautete, und so schön es zusammentraf, traute Wilhelm doch noch nicht, sich der Freude zu überlassen; er schien sich vor einem Geschenke zu fürchten, das ihm ein böser Genius darreichte.

„Ihre Zweifelsucht," sagte die Alte, die seine Gemüthsstimmung errieth, „kann nur die Zeit heilen. Sehen Sie das Kind als ein fremdes an und geben Sie desto genauer auf ihn Acht, bemerken Sie seine Gaben, seine Natur, seine Fähigkeiten, und wenn Sie nicht nach und nach Sich selbst wiedererkennen, so müssen Sie schlechte Augen haben. Denn das versichere ich Sie: wenn ich ein Mann wäre, mir sollte Niemand ein Kind unterschieben; aber es ist ein Glück für die Weiber, daß die Männer in diesen Fällen nicht so scharfsichtig sind."

Nach Allem diesem setzte sich Wilhelm mit der Alten auseinander; er wollte den Felix mit sich nehmen; sie sollte Mignon zu Theresen bringen und hernach eine kleine Pension, die er ihr versprach, wo sie wollte, verzehren.

Er ließ Mignon rufen, um sie auf diese Veränderung vorzubereiten. „Meister!" sagte sie, „behalte mich bei Dir! es wird mir wohl thun und weh."

Er stellte ihr vor, daß sie nun herangewachsen sei, und daß doch etwas für ihre weitere Bildung gethan werden müsse. „Ich bin gebildet genug," versetzte sie, „um zu lieben und zu trauern."

Er machte sie auf ihre Gesundheit aufmerksam, daß sie eine anhaltende Sorgfalt und die Leitung eines geschickten Arztes bedürfe. „Warum soll man für mich sorgen," sagte sie, „da so viel zu sorgen ist!"

Nachdem er sich viele Mühe gegeben, sie zu überzeugen, daß er sie jetzt nicht mit sich nehmen könne, daß er sie zu Personen bringen wolle, wo er sie öfter sehen werde, schien sie von alle dem nichts gehört zu haben. „Du willst mich nicht bei Dir?" sagte sie. „Vielleicht ist es besser. Schicke mich zum alten Harfenspieler; der arme Mann ist so allein."

Wilhelm ſuchte ihr begreiflich zu machen, daß der Alte gut aufgehoben ſei.

„Ich ſehne mich jede Stunde nach ihm,“ verſetzte das Kind.

„Ich habe aber nicht bemerkt,“ ſagte Wilhelm, „daß Du ihm ſo geneigt ſeiſt, als er noch mit uns lebte.“

„Ich fürchtete mich vor ihm, wenn er wachte; ich konnte nur ſeine Augen nicht ſehen; aber wenn er ſchlief, ſetzte ich mich gern zu ihm; ich wehrte ihm die Fliegen und konnte mich nicht ſatt an ihm ſehen. O! er hat mir in ſchrecklichen Augenblicken beigeſtanden; es weiß Niemand, was ich ihm ſchuldig bin. Hätt' ich nur den Weg gewußt, ich wäre ſchon zu ihm gelaufen.“

Wilhelm ſtellte ihr die Umſtände weitläufig vor und ſagte, ſie ſei ſo ein vernünftiges Kind, ſie möchte doch auch diesmal ſeinen Wünſchen folgen. „Die Vernunft iſt grauſam,“ verſetzte ſie, „das Herz iſt beſſer. Ich will hingehen, wohin Du willſt, aber laß mir Deinen Felix!“

Nach vielem Hin- und Widerreden war ſie immer auf ihrem Sinne geblieben, und Wilhelm mußte ſich zuletzt entſchließen, die beiden Kinder der Alten zu übergeben und ſie zuſammen an Fräulein Thereſe zu ſchicken. Es ward ihm das um ſo leichter, als er ſich noch immer fürchtete, den ſchönen Felix ſich als ſeinen Sohn zuzueignen. Er nahm ihn auf den Arm und trug ihn herum; das Kind mochte gern vor den Spiegel gehoben ſein, und ohne ſich es zu geſtehen, trug Wilhelm ihn gern vor den Spiegel und ſuchte dort Aehnlichkeiten zwiſchen ſich und dem Kinde auszuſpähen. Ward es ihm dann einen Augenblick recht wahrſcheinlich, ſo drückte er den Knaben an ſeine Bruſt; aber auf einmal, erſchreckt durch den Gedanken, daß er ſich betriegen könne, ſetzte er das Kind nieder und ließ es hinlaufen. „O!“ rief er aus, „wenn ich mir dieſes unſchätzbare Gut zueignen könnte, und es würde mir dann entriſſen, ſo wäre ich der unglücklichſte aller Menſchen!“

Die Kinder waren weggefahren, und Wilhelm wollte nun ſeinen förmlichen Abſchied vom Theater nehmen, als er fühlte, daß er ſchon abgeſchieden ſei und nur zu gehen brauchte. Mariane war nicht mehr, ſeine zwei Schutzgeiſter hatten ſich entfernt, und ſeine Gedanken eilten ihnen nach. Der ſchöne Knabe ſchwebte wie eine reizende ungewiſſe Erſcheinung vor ſeiner Einbildungskraft; er ſah ihn an Thereſens Hand durch Felder und Wälder laufen, in der freien Luft und neben einer freien und heitern Begleiterin ſich bilden. Thereſe war ihm noch viel wer-

ther geworden, seitdem er das Kind in ihrer Gesellschaft dachte; selbst als Zuschauer im Theater, erinnerte er sich ihrer mit Lächeln; beinahe war er in ihrem Falle, die Vorstellungen machten ihm keine Illusion mehr.

Serlo und Melina waren äußerst höflich gegen ihn, sobald sie merkten, daß er an seinen vorigen Platz keinen weitern Anspruch machte. Ein Theil des Publikums wünschte ihn nochmals auftreten zu sehen; es wäre ihm unmöglich gewesen, und bei der Gesellschaft wünschte es Niemand als allenfalls Frau Melina.

Er nahm nun wirklich Abschied von dieser Freundin; er war gerührt und sagte: „Wenn doch der Mensch sich nicht vermessen wollte, irgend etwas für die Zukunft zu versprechen! Das Geringste vermag er nicht zu halten, geschweige wenn sein Vorsatz von Bedeutung ist. Wie schäme ich mich, wenn ich denke, was ich Ihnen Allen zusammen in jener unglücklichen Nacht versprach, da wir beraubt, krank, verletzt und verwundet in eine elende Schenke zusammengedrängt waren. Wie erhöhte damals das Unglück meinen Muth, und welchen Schatz glaubte ich in meinem guten Willen zu finden! Nun ist aus alle dem nichts, gar nichts geworden! Ich verlasse Sie als Ihr Schuldner, und mein Glück ist, daß man mein Versprechen nicht mehr achtete, als es werth war, und daß Niemand mich jemals deshalb gemahnt hat."

„Sein Sie nicht ungerecht gegen Sich selbst!" versetzte Frau Melina. „Wenn Niemand erkennt, was Sie für uns gethan haben, so werde ich es nicht verkennen; denn unser ganzer Zustand wäre völlig anders, wenn wir Sie nicht besessen hätten. Geht es doch unsern Vorsätzen wie unsern Wünschen: sie sehen sich gar nicht mehr ähnlich, wenn sie ausgeführt, wenn sie erfüllt sind, und wir glauben nichts gethan, nichts erlangt zu haben."

„Sie werden," versetzte Wilhelm, „durch Ihre freundschaftliche Auslegung mein Gewissen nicht beruhigen, und ich werde mir immer als Ihr Schuldner vorkommen."

„Es ist auch wol möglich, daß Sie es sind," versetzte Madame Melina, „nur nicht auf die Art, wie Sie es denken. Wir rechnen uns zur Schande, ein Versprechen nicht zu erfüllen, das wir mit dem Munde gethan haben. O, mein Freund, ein guter Mensch verspricht durch seine Gegenwart nur immer zu viel! Das Vertrauen, das er hervorlockt, die Neigung, die er

einflößt, die Hoffnungen, die er erregt, ſind unendlich; er wird und bleibt ein Schuldner, ohne es zu wiſſen. Leben Sie wohl! Wenn unſere äußern Umſtände ſich unter Ihrer Leitung recht glücklich hergeſtellt haben, ſo entſteht in meinem Innern durch Ihren Abſchied eine Lücke, die ſich ſo leicht nicht wieder ausfüllen wird."

Wilhelm ſchrieb vor ſeiner Abreiſe aus der Stadt noch einen weitläufigen Brief an Wernern. Sie hatten zwar einige Briefe gewechſelt, aber weil ſie nicht einig werden konnten, hörten ſie zuletzt auf zu ſchreiben. Nun hatte ſich Wilhelm wieder genähert; er war im Begriff, dasjenige zu thun, was Jener ſo ſehr wünſchte; er konnte ſagen: „Ich verlaſſe das Theater und verbinde mich mit Männern, deren Umgang mich in jedem Sinne zu einer reinen und ſichern Thätigkeit führen muß." Er erkundigte ſich nach ſeinem Vermögen, und es ſchien ihm nunmehr ſonderbar, daß er ſo lange ſich nicht darum bekümmert hatte. Er wußte nicht, daß es die Art aller der Menſchen ſei, denen an ihrer innern Bildung viel gelegen iſt, daß ſie die äußern Verhältniſſe ganz und gar vernachläſſigen. Wilhelm hatte ſich in dieſem Falle befunden; er ſchien nunmehr zum erſten Mal zu merken, daß er äußerer Hilfsmittel bedürfe, um nachhaltig zu wirken. Er reiſte fort mit einem ganz andern Sinn als das erſte Mal; die Ausſichten, die ſich ihm zeigten, waren reizend, und er hoffte auf ſeinem Wege etwas Frohes zu erleben.

Neuntes Kapitel.

Als er nach Lothario's Gut zurückkam, fand er eine große Veränderung. Jarno kam ihm entgegen mit der Nachricht, daß der Oheim geſtorben, daß Lothario hingegangen ſei, die hinterlaſſenen Güter in Beſitz zu nehmen. „Sie kommen eben zur rechten Zeit," ſagte er, „um mir und dem Abbé beizuſtehen. Lothario hat uns den Handel um wichtige Güter in unſerer Nachbarſchaft aufgetragen; es war ſchon lange vorbereitet, und nun finden wir Geld und Kredit eben zur rechten Stunde. Das Einzige war dabei bedenklich, daß ein auswärtiges Handelshaus auch ſchon auf dieſelben Güter Abſicht hatte; nun ſind wir kurz und gut entſchloſſen, mit jenem gemeine Sache zu machen; denn ſonſt hätten wir uns ohne Noth und Vernunft hinaufgetrieben. Wir haben, ſo ſcheint es, mit einem klugen Manne zu thun.

Nun machen wir Calculs und Anschläge; auch muß ökonomisch überlegt werden, wie wir die Güter theilen können, so daß Jeder ein schönes Besitzthum erhält." Es wurden Wilhelmen die Papiere vorgelegt; man besah die Felder, Wiesen, Schlösser, und obgleich Jarno und der Abbé die Sache sehr gut zu verstehen schienen, so wünschte Wilhelm doch, daß Fräulein Therese von der Gesellschaft sein möchte. Sie brachten mehrere Tage mit diesen Arbeiten zu, und Wilhelm hatte kaum Zeit, seine Abenteuer und seine zweifelhafte Vaterschaft den Freunden zu erzählen, die eine ihm so wichtige Begebenheit gleichgiltig und leichtsinnig behandelten.

Er hatte bemerkt, daß sie manchmal in vertrauten Gesprächen, bei Tische und auf Spaziergängen, auf einmal inne hielten, ihren Worten eine andere Wendung gaben und dadurch wenigstens anzeigten, daß sie unter sich Manches abzuthun hatten, das ihm verborgen sei. Er erinnerte sich an das, was Lydie gesagt hatte, und glaubte um so mehr daran, als eine ganze Seite des Schlosses vor ihm immer unzugänglich gewesen war. Zu gewissen Galerien und besonders zu dem alten Thurm, den er von außen recht gut kannte, hatte er bisher vergebens Weg und Eingang gesucht.

Eines Abends sagte Jarno zu ihm: „Wir können Sie nun so sicher als den Unsern ansehen, daß es unbillig wäre, wenn wir Sie nicht tiefer in unsere Geheimnisse einführten. Es ist gut, daß der Mensch, der erst in die Welt tritt, viel von sich halte, daß er sich viele Vorzüge zu erwerben denke, daß er Alles möglich zu machen suche; aber wenn seine Bildung auf einem gewissen Grade steht, dann ist es vortheilhaft, wenn er sich in einer größern Masse verlieren lernt, wenn er lernt, um Anderer willen zu leben und seiner selbst in einer pflichtmäßigen Thätigkeit zu vergessen. Da lernt er erst sich selbst kennen; denn das Handeln eigentlich vergleicht uns mit Andern. Sie sollen bald erfahren, welch eine kleine Welt sich in Ihrer Nähe befindet, und wie gut Sie in dieser kleinen Welt gekannt sind; morgen früh vor Sonnenaufgang sein Sie angezogen und bereit!"

Jarno kam zur bestimmten Stunde und führte ihn durch bekannte und unbekannte Zimmer des Schlosses, dann durch einige Galerien, und sie gelangten endlich vor eine große alte Thüre, die stark mit Eisen beschlagen war. Jarno pochte, die Thüre that sich ein Wenig auf, so daß eben ein Mensch hineinschlüpfen konnte. Jarno schob Wilhelmen hinein, ohne ihm zu

folgen. Dieser fand sich in einem dunkeln und engen Behältnisse; es war finster um ihn, und als er einen Schritt vorwärts gehen wollte, stieß er schon wider. Eine nicht ganz unbekannte Stimme rief ihm zu: „Tritt herein!“ und nun bemerkte er erst, daß die Seiten des Raums, in dem er sich befand, nur mit Teppichen behangen waren, durch welche ein schwaches Licht hindurchschimmerte. „Tritt herein!“ rief es nochmals; er hob den Teppich auf und trat hinein.

Der Saal, in dem er sich nunmehr befand, schien ehemals eine Kapelle gewesen zu sein; anstatt des Altars stand ein großer Tisch auf einigen Stufen, mit einem grünen Teppich behangen; darüber schien ein zugezogener Vorhang ein Gemälde zu bedecken; an den Seiten waren schön gearbeitete Schränke, mit feinen Drahtgittern verschlossen, wie man sie in Bibliotheken zu sehen pflegt; nur sah er anstatt der Bücher viele Rollen aufgestellt. Niemand befand sich in dem Saal; die aufgehende Sonne fiel durch die farbigen Fenster Wilhelmen gerade entgegen und begrüßte ihn freundlich.

„Setze Dich!“ rief eine Stimme, die von dem Altar her zu tönen schien. Wilhelm setzte sich auf einen kleinen Armstuhl, der wider den Verschlag des Eingangs stand; es war kein anderer Sitz im ganzen Zimmer; er mußte sich darein ergeben, ob ihn schon die Morgensonne blendete; der Sessel stand fest, er konnte nur die Hand vor die Augen halten.

Indem eröffnete sich mit einem kleinen Geräusche der Vorhang über dem Altar und zeigte innerhalb eines Rahmens eine leere, dunkle Oeffnung. Es trat ein Mann hervor in gewöhnlicher Kleidung, der ihn begrüßte und zu ihm sagte: „Sollten Sie mich nicht wiedererkennen? Sollten Sie unter andern Dingen, die Sie wissen möchten, nicht auch zu erfahren wünschen, wo die Kunstsammlung Ihres Großvaters sich gegenwärtig befindet? Erinnern Sie Sich des Gemäldes nicht mehr, das Ihnen so reizend war? Wo mag der kranke Königssohn wol jetzt schmachten?“ Wilhelm erkannte leicht den Fremden, der in jener bedeutenden Nacht sich mit ihm im Gasthause unterhalten hatte. „Vielleicht,“ fuhr Dieser fort, „können wir jetzt über Schicksal und Charakter eher einig werden.“

Wilhelm wollte eben antworten, als der Vorhang sich wieder rasch zusammenzog. „Sonderbar!“ sagte er bei sich selbst. „Sollten zufällige Ereignisse einen Zusammenhang haben? Und das, was wir Schicksal nennen, sollte es blos Zufall sein? Wo

mag sich meines Großvaters Sammlung befinden? und warum erinnert man mich in diesen feierlichen Augenblicken daran?"

Er hatte nicht Zeit, weiter zu denken; denn der Vorhang öffnete sich wieder, und ein Mann stand vor seinen Augen, den er sogleich für den Landgeistlichen erkannte, der mit ihm und der lustigen Gesellschaft jene Wasserfahrt gemacht hatte; er glich dem Abbé, ob er gleich nicht dieselbe Person schien. Mit einem heitern Gesichte und einem würdigen Ausdruck fing der Mann an: „Nicht vor Irrthum zu bewahren, ist die Pflicht des Menschenerziehers, sondern den Irrenden zu leiten; ja, ihn seinen Irrthum aus vollen Bechern ausschlürfen zu lassen, das ist Weisheit der Lehrer. Wer seinen Irrthum nur kostet, bält lange damit Haus; er freut sich dessen als eines seltenen Glücks; aber wer ihn ganz erschöpft, der muß ihn kennen lernen, wenn er nicht wahnsinnig ist." Der Vorhang schloß sich abermals, und Wilhelm hatte Zeit, nachzudenken. „Von welchem Irrthum kann der Mann sprechen," sagte er zu sich selbst, „als von dem, der mich mein ganzes Leben verfolgt hat, daß ich da Bildung suchte, wo keine zu finden war, daß ich mir einbildete, ein Talent erwerben zu können, zu dem ich nicht die geringste Anlage hatte!"

Der Vorhang riß sich schneller auf; ein Offizier trat hervor und sagte nur im Vorbeigehen: „Lernen Sie die Menschen kennen, zu denen man Zutrauen haben kann!" Der Vorhang schloß sich, und Wilhelm brauchte sich nicht lange zu besinnen, um diesen Offizier für denjenigen zu erkennen, der ihn in des Grafen Park umarmt hatte und Schuld gewesen war, daß er Jarno für einen Werber hielt. Wie Dieser hierher gekommen, und wer er sei, war Wilhelmen völlig ein Räthsel. „Wenn so viele Menschen an Dir Theil nahmen, Deinen Lebensweg kannten und wußten, was darauf zu thun sei, warum führten sie Dich nicht strenger, warum nicht ernster? warum begünstigten sie Deine Spiele, anstatt Dich davon wegzuführen?"

„Rechte nicht mit uns!" rief eine Stimme. „Du bist gerettet und auf dem Wege zum Ziel. Du wirst keine Deiner Thorheiten bereuen und keine zurückwünschen; kein glücklicheres Schicksal kann einem Menschen werden." Der Vorhang riß sich von einander, und in voller Rüstung stand der alte König von Dänemark in dem Raume. „Ich bin der Geist Deines Vaters," sagte das Bildniß, „und scheide getrost, da meine Wünsche für Dich, mehr als ich sie selbst begriff, erfüllt sind. Steile Gegenden

laſſen ſich nur durch Umwege erklimmen; auf der Ebene führen gerade Wege von einem Ort zum andern. Lebe wohl, und gedenke mein, wenn Du genießeſt, was ich Dir vorbereitet habe!" Wilhelm war äußerſt betroffen; er glaubte die Stimme ſeines Vaters zu hören, und doch war ſie es auch nicht. Er befand ſich durch die Gegenwart und die Erinnerung in der verworrenſten Lage.

Nicht lange konnte er nachdenken, als der Abbé hervortrat und ſich hinter den grünen Tiſch ſtellte. „Treten Sie herbei!" rief er ſeinem verwunderten Freunde zu. Er trat herbei und ſtieg die Stufen hinan. Auf dem Teppiche lag eine kleine Rolle. „Hier iſt Ihr Lehrbrief," ſagte der Abbé. „Ueberzeugen Sie ihn! er iſt von wichtigem Inhalt." Wilhelm nahm ihn auf, öffnete ihn und las:

Lehrbrief.

Die Kunſt iſt lang, das Leben kurz, das Urtheil ſchwierig, die Gelegenheit flüchtig.*) Handeln iſt leicht, Denken ſchwer, nach dem Gedachten handeln unbequem. Aller Anfang iſt heiter, die Schwelle iſt der Platz der Erwartung. Der Knabe ſtaunt, der Eindruck beſtimmt ihn; er lernt ſpielend, der Ernſt überraſcht ihn. Die Nachahmung iſt uns angeboren, das Nachzuahmende wird nicht leicht erkannt. Selten wird das Treffliche gefunden, ſeltener geſchätzt. Die Höhe reizt uns, nicht die Stufen; den Gipfel im Auge, wandeln wir gerne auf der Ebene. Nur ein Theil der Kunſt kann gelehrt werden, der Künſtler braucht ſie ganz. Wer ſie bald kennt, iſt immer irre und redet viel; wer ſie ganz beſitzt, mag nur thun und redet ſelten oder ſpät. Jene haben keine Geheimniſſe und keine Kraft; ihre Lehre iſt wie gebackenes Brod ſchmackhaft und ſättigend für einen Tag; aber Mehl kann man nicht ſäen, und die Saatfrüchte ſollen nicht vermahlen werden. Die Worte ſind gut, ſie ſind aber nicht das Beſte. Das Beſte wird nicht deutlich durch Worte. Der Geiſt, aus dem wir handeln, iſt das Höchſte. Die Handlung wird nur vom Geiſte begriffen und wieder dargeſtellt. Niemand weiß, was er thut, wenn er recht handelt; aber des Unrechten ſind wir uns immer bewußt. Wer blos mit Zeichen wirkt, iſt ein Pedant, ein Heuchler oder ein Pfuſcher. Es ſind ihrer viel, und es wird ihnen wohl zuſammen. Ihr Geſchwätz hält

*) Mit dieſen Worten beginnen die Aphorismen des Hippokrates.

den Schüler zurück, und ihre beharrliche Mittelmäßigkeit ängstigt die Besten. Des ächten Künstlers Lehre schließt den Sinn auf; denn wo die Worte fehlen, spricht die That. Der ächte Schüler lernt aus dem Bekannten das Unbekannte entwickeln und nähert sich dem Meister.

„Genug!" rief der Abbé; „das Uebrige zu seiner Zeit! Jetzt sehen Sie Sich in jenen Schränken um." Wilhelm ging hin und las die Aufschriften der Rollen. Er fand mit Verwunderung „Lotario's Lehrjahre," „Jarno's Lehrjahre" und seine eigenen Lehrjahre daselbst aufgestellt, unter vielen andern, deren Namen ihm unbekannt waren.

„Darf ich hoffen, in diese Rollen einen Blick zu werfen?"

„Es ist für Sie nunmehr in diesem Zimmer nichts verschlossen."

„Darf ich eine Frage thun?"

„Ohne Bedenken! und Sie können entscheidende Antwort erwarten, wenn es eine Angelegenheit betrifft, die Ihnen zunächst am Herzen liegt und am Herzen liegen soll."

„Gut denn! Ihr sonderbaren und weisen Menschen, deren Blick in so viele Geheimnisse dringt, könnt Ihr mir sagen, ob Felix wirklich mein Sohn ist?"

„Heil Ihnen über diese Frage!" rief der Abbé, indem er vor Freuden die Hände zusammenschlug: „Felix ist Ihr Sohn! Bei dem Heiligsten, was unter uns verborgen liegt, schwör' ich Ihnen, Felix ist Ihr Sohn! und der Gesinnung nach war seine abgeschiedene Mutter Ihrer nicht unwerth. Empfangen Sie das liebliche Kind aus unserer Hand. Kehren Sie Sich um und wagen Sie es, glücklich zu sein."

Wilhelm hörte ein Geräusch hinter sich; er kehrte sich um und sah ein Kindergesicht schalkhaft durch die Teppiche des Eingangs hervorgucken; es war Felix. Der Knabe versteckte sich sogleich scherzend, als er gesehen wurde. „Komm hervor!" rief der Abbé. Er kam gelaufen; sein Vater stürzte ihm entgegen, nahm ihn in die Arme und drückte ihn an sein Herz. „Ja, ich fühl's," rief er aus, „Du bist mein! Welche Gabe des Himmels habe ich meinen Freunden zu verdanken! Wo kommst Du her, mein Kind, gerade in diesem Augenblick?"

„Fragen Sie nicht!" sagte der Abbé. „Heil Dir, junger Mann! Deine Lehrjahre sind vorüber; die Natur hat Dich losgesprochen."

Achtes Buch.

Erſtes Kapitel.

Felix war in den Garten geſprungen, Wilhelm folgte ihm mit Entzücken; der ſchönſte Morgen zeigte jeden Gegenſtand mit neuen Reizen, und Wilhelm genoß den heiterſten Augenblick. Felix war neu in der freien und herrlichen Welt, und ſein Vater nicht viel bekannter mit den Gegenſtänden, nach denen der Kleine wiederholt und unermüdet fragte. Sie geſellten ſich endlich zum Gärtner, der die Namen und den Gebrauch mancher Pflanzen hererzählen mußte. Wilhelm ſah die Natur durch ein neues Organ, und die Neugierde, die Wißbegierde des Kindes ließen ihn erſt fühlen, welch ein ſchwaches Intereſſe er an den Dingen außer ſich genommen hatte, wie wenig er kannte und wußte. An dieſem Tage, dem vergnügteſten ſeines Lebens, ſchien auch ſeine eigene Bildung erſt anzufangen; er fühlte die Nothwendigkeit, ſich zu belehren, indem er zu lehren aufgefordert ward.

Jarno und der Abbé hatten ſich nicht wieder ſehen laſſen; Abends kamen ſie und brachten einen Fremden mit. Wilhelm ging ihm mit Erſtaunen entgegen, er traute ſeinen Augen nicht; es war Werner, der gleichfalls einen Augenblick anſtand, ihn anzuerkennen. Beide umarmten ſich aufs Zärtlichſte, und Beide konnten nicht verbergen, daß ſie ſich wechſelsweiſe verändert fanden. Werner behauptete, ſein Freund ſei größer, ſtärker, gerader, in ſeinem Weſen gebildeter und in ſeinem Betragen angenehmer geworden. „Etwas von Deiner alten Treuherzigkeit vermiſſ' ich," ſetzte er hinzu.

„Sie wird ſich auch ſchon wieder zeigen, wenn wir uns nur von der erſten Verwunderung erholt haben," ſagte Wilhelm.

Es fehlte viel, daß Werner einen gleich vortheilhaften Eindruck auf Wilhelmen gemacht hätte. Der gute Mann schien eher zurück als vorwärts gegangen zu sein. Er war viel magerer als ehemals; sein spitzes Gesicht schien feiner, seine Nase länger zu sein; seine Stirne und sein Scheitel waren von Haaren entblößt, seine Stimme hell, heftig und schreiend, und seine eingedrückte Brust, seine vorfallenden Schultern, seine farblosen Wangen ließen keinen Zweifel übrig, daß ein arbeitsamer Hypochondrist gegenwärtig sei.

Wilhelm war bescheiden genug, um sich über diese große Veränderung sehr mäßig zu erklären, da der Andere hingegen seiner freundschaftlichen Freude völligen Lauf ließ. „Wahrhaftig!" rief er aus, „wenn Du Deine Zeit schlecht angewendet und, wie ich vermuthe, nichts gewonnen hast, so bist Du doch indessen ein Persönchen geworden, das sein Glück machen kann und muß; verschlendere und verschleudere nur auch das nicht wieder! Du sollst mir mit dieser Figur eine reiche und schöne Erbin erkaufen."

„Du wirst doch," versetzte Wilhelm lächelnd, „Deinen Charakter nicht verleugnen! Kaum findest Du nach langer Zeit Deinen Freund wieder, so siehst Du ihn schon als eine Waare, als einen Gegenstand Deiner Spekulation an, mit dem sich etwas gewinnen läßt."

Jarno und der Abbé schienen über diese Erkennung keineswegs verwundert und ließen beide Freunde sich nach Belieben über das Vergangene und Gegenwärtige ausbreiten.*) Werner ging um seinen Freund herum, drehte ihn hin und her, so daß er ihn fast verlegen machte. „Nein! nein!" rief er aus, „etwas ist mir noch nicht vorgekommen, und doch weiß ich wohl, daß ich mich nicht betriege. Deine Augen sind tiefer, Deine Stirne ist breiter, Deine Nase feiner und Dein Mund liebreicher geworden. Sieht nur einmal, wie er steht! wie das Alles paßt und zusammenhängt! Wie doch das Faullenzen gedeiht! Ich armer Teufel dagegen (er besah sich im Spiegel), wenn ich diese Zeit her nicht recht viel Geld gewonnen hätte, so wäre doch auch gar nichts an mir."

Werner hatte Wilhelm's letzten Brief nicht empfangen; ihre Handlung war das fremde Haus, mit welchem Lothario die

*) Der Satz „Jarno und — ausbreiten" scheint auf Schiller's Rechnung (Brief 180) eingefügt.

Güter in Gemeinschaft zu kaufen die Absicht hatte. Dieses Geschäft führte Wernern hierher; er hatte keine Gedanken, Wilhelmen auf seinem Wege zu finden. Der Gerichtshalter kam, die Papiere wurden vorgelegt, und Werner fand die Vorschläge billig. „Wenn Sie es mit diesem jungen Manne, wie es scheint, gut meinen," sagte er, „so sorgen Sie selbst dafür, daß unser Theil nicht verkürzt werde; es soll von meinem Freunde abhängen, ob er das Gut annehmen und einen Theil seines Vermögens daran wenden will." Jarno und der Abbé versicherten, daß es dieser Erinnerung nicht bedürfe. Man hatte die Sache kaum im Allgemeinen verhandelt, als Werner sich nach einer Partie L'hombre sehnte, wozu sich denn auch gleich der Abbé und Jarno mit hinsetzten; er war es nun einmal so gewohnt, er kennte des Abends ohne Spiel nicht leben.

Als die beiden Freunde nach Tische allein waren, befragten und besprachen sie sich sehr lebhaft über Alles, was sie sich mitzutheilen wünschten. Wilhelm rühmte seine Lage und das Glück seiner Aufnahme unter so trefflichen Menschen. Werner dagegen schüttelte den Kopf und sagte: „Man sollte doch auch nichts glauben, als was man mit Augen sieht! Mehr als ein dienstfertiger Freund hat mir versichert, Du lebtest mit einem liederlichen jungen Edelmann, führtest ihm Schauspielerinnen zu, bülfest ihm sein Geld durchbringen und seiest Schuld, daß er mit seinen sämmtlichen Anverwandten gespannt sei."

„Es würde mich um meinet- und um der guten Menschen willen verdrießen, daß wir so verkannt werden," versetzte Wilhelm, „wenn mich nicht meine theatralische Laufbahn mit jeder üblen Nachrede versöhnt hätte. Wie sollten die Menschen unsere Handlungen beurtheilen, die ihnen nur einzeln und abgerissen erscheinen, wovon sie das Wenigste sehen, weil Gutes und Böses im Verborgenen geschieht, und eine gleichgiltige Erscheinung meistens nur an den Tag kommt. Bringt man ihnen doch Schauspieler und Schauspielerinnen auf erhöhte Bretter, zündet von allen Seiten Licht an, das ganze Werk ist in wenig Stunden abgeschlossen; und doch weiß selten Jemand eigentlich, was er daraus machen soll."

Nun ging es an ein Fragen nach der Familie, nach den Jugendfreunden und der Vaterstadt. Werner erzählte mit großer Hast Alles, was sich verändert hatte, und was noch bestand und geschah. „Die Frauen im Hause," sagte er, „sind vergnügt und glücklich; es fehlt nie an Geld. Die eine Hälfte der Zeit brin-

gen sie zu, sich zu putzen, und die andere Hälfte, sich geputzt sehen zu lassen. Haushältisch sind sie so viel, als billig ist. Meine Kinder lassen sich zu gescheiten Jungen an. Ich sehe sie im Geiste schon sitzen und schreiben und rechnen, laufen, handeln und trödeln; einem Jeden soll sobald als möglich ein eigenes Gewerbe eingerichtet werden.*) Und was unser Vermögen betrifft, daran sollst Du Deine Lust sehen. Wenn wir mit den Gütern in Ordnung sind, mußt Du gleich mit nach Hause; denn es sieht doch aus, als wenn Du mit einiger Vernunft in die menschlichen Unternehmungen eingreifen könntest. Deine neuen Freunde sollen gepriesen sein, daß sie Dich auf den rechten Weg gebracht haben. Ich bin ein närrischer Teufel und merke erst, wie lieb ich Dich habe, da ich mich nicht satt an Dir sehen kann, daß Du so wohl und so gut aussiehst. Das ist doch noch eine andere Gestalt als das Portrait, das Du einmal an die Schwester schicktest, und worüber im Hause großer Streit war. Mutter und Tochter fanden den jungen Herrn allerliebst, mit offenem Halse, halbfreier Brust, großer Krause, herumhängendem Haar, rundem Hut, kurzem Westchen und schlotternden langen Hosen, indessen ich behauptete, das Kostüm sei nur noch zwei Finger breit vom Hanswurst. Nun siehst Du doch aus wie ein Mensch; nur fehlt der Zopf, in den ich Deine Haare einzubinden bitte; sonst hält man Dich denn doch einmal unterweges als Juden an und fordert Zoll und Geleite von Dir."

Felix war indessen in die Stube gekommen und hatte sich, als man auf ihn nicht achtete, aufs Kanape gelegt und war eingeschlafen. „Was ist das für ein Wurm?" fragte Werner. Wilhelm hatte in dem Augenblicke den Muth nicht, die Wahrheit zu sagen, noch Lust, eine doch immer zweideutige Geschichte einem Manne zu erzählen, der von Natur nichts weniger als gläubig war.

Die ganze Gesellschaft begab sich nunmehr auf die Güter, um sie zu besehen und den Handel abzuschließen. Wilhelm ließ seinen Felix nicht von der Seite und freute sich um des Knaben willen recht lebhaft des Besitzes, dem man entgegen-

*) Ursprünglich hieß es, seine Jungen schrieben und rechneten schon, handelten und trödelten, und er habe jedem ein eigenes Gewerbe eingerichtet. Schiller sah darin mit Recht (Brief 181) einen chronologischen Verstoß. Besser wäre die ganze Erwähnung der Kinder unterblieben, da Werner noch nicht so lange verheirathet ist

sah. Die Lüsternheit des Kindes nach den Kirschen und Beeren, die bald reif werden sollten, erinnerten ihn an die Zeit seiner Jugend und an die vielfache Pflicht des Vaters, den Seinigen der Genuß vorzubereiten, zu verschaffen und zu erhalten. Mit welchem Interesse betrachtete er die Baumschulen und die Gebäude! Wie lebhaft sann er darauf, das Vernachlässigte wieder herzustellen und das Verfallene zu erneuern! Er sah die Welt nicht mehr wie ein Zugvogel an, ein Gebäude nicht mehr für eine geschwind zusammengestellte Laube, die vertrocknet, ehe man sie verläßt. Alles, was er anzulegen gedachte, sollte dem Knaben entgegenwachsen, und Alles, was er herstellte, sollte eine Dauer auf einige Geschlechter haben. In diesem Sinne waren seine Lehrjahre geendigt, und mit dem Gefühl des Vaters hatte er auch alle Tugenden eines Bürgers erworben. Er fühlte es, und seiner Freude konnte nichts gleichen. „O, der unnöthigen Strenge der Moral!" rief er aus, „da die Natur uns auf ihre liebliche Weise zu Allem bildet, was wir sein sollen. O, der seltsamen Anforderungen der bürgerlichen Gesellschaft, die uns erst verwirrt und mißleitet und dann mehr als die Natur selbst von uns fordert! Wehe jeder Art von Bildung, welche die wirksamsten Mittel wahrer Bildung zerstört und uns auf das Ende hinweist, anstatt uns auf dem Wege selbst zu beglücken!"

So Manches er auch in seinem Leben schon gesehen hatte, so schien ihm doch die menschliche Natur erst durch die Beobachtung des Kindes deutlich zu werden. Das Theater war ihm, wie die Welt, nur als eine Menge ausgeschütteter Würfel vorgekommen, deren jeder einzeln auf seiner Oberfläche bald mehr, bald weniger bedeutet, und die allenfalls zusammengezählt eine Summe machen. Hier im Kinde lag ihm, konnte man sagen, ein einzelner Würfel vor, auf dessen vielfachen Seiten der Werth und der Unwerth der menschlichen Natur so deutlich eingegraben war.

Das Verlangen des Kindes nach Unterscheidung wuchs mit jedem Tage. Da es einmal erfahren hatte, daß die Dinge Namen haben, so wollte es auch den Namen von Allem hören; es glaubte nicht anders, als sein Vater müsse Alles wissen, quälte ihn oft mit Fragen und gab ihm Anlaß, sich nach Gegenständen zu erkundigen, denen er sonst wenig Aufmerksamkeit gewidmet hatte. Auch der eingeborne Trieb, die Herkunft und das Ende der Dinge zu erfahren, zeigte sich früh bei dem Knaben. Wenn er fragte, wo der Wind herkomme, und wo die

Flamme hinkomme, war dem Vater seine eigene Beschränkung erst recht lebendig; er wünschte zu erfahren, wie weit sich der Mensch mit seinen Gedanken wagen, und wovon er hoffen dürfe, sich und Andern jemals Rechenschaft zu geben. Die Heftigkeit des Kindes, wenn es irgend einem lebendigen Wesen Unrecht geschehen sah, erfreute den Vater höchlich als das Zeichen eines trefflichen Gemüths. Das Kind schlug heftig nach dem Küchenmädchen, das einige Tauben abgeschnitten hatte. Dieser schöne Begriff wurde denn freilich bald wieder zerstört, als er den Knaben fand, der ohne Barmherzigkeit Frösche todt schlug und Schmetterlinge zerrupfte. Es erinnerte ihn dieser Zug an so viele Menschen, die höchst gerecht erscheinen, wenn sie ohne Leidenschaft sind und die Handlungen Anderer beobachten.

Dieses angenehme Gefühl, daß der Knabe so einen schönen und wahren Einfluß auf sein Dasein habe, ward einen Augenblick gestört, als Wilhelm in Kurzem bemerkte, daß wirklich der Knabe mehr ihn als er den Knaben erziehe. Er hatte an dem Kinde nichts auszusetzen; er war nicht im Stande, ihm eine Richtung zu geben, die es nicht selbst nahm, und sogar die Unarten, gegen die Aurelie so viel gearbeitet hatte, waren, so schien es, nach dem Tode dieser Freundin alle wieder in ihre alten Rechte getreten. Noch machte das Kind die Thüre niemals hinter sich zu, noch wollte er seinen Teller nicht abessen, und sein Behagen war niemals größer, als wenn man ihm nachsah, daß er den Bissen unmittelbar aus der Schüssel nehmen, das volle Glas stehen lassen und aus der Flasche trinken konnte. So war er auch ganz allerliebst, wenn er sich mit einem Buche in die Ecke setzte und sehr ernsthaft sagte: „Ich muß das gelehrte Zeug studiren!" ob er gleich die Buchstaben noch lange weder unterscheiden konnte noch wollte.

Bedachte nun Wilhelm, wie wenig er bisher für das Kind gethan hatte, wie wenig er zu thun fähig sei, so entstand eine Unruhe in ihm, die sein ganzes Glück aufzuwiegen im Stande war. „Sind wir Männer denn," sagte er zu sich, „so selbstisch geboren, daß wir unmöglich für ein Wesen außer uns Sorge tragen können? Bin ich mit dem Knaben nicht eben auf dem Wege, auf dem ich mit Mignon war? Ich zog das liebe Kind an, seine Gegenwart ergetzte mich, und dabei habe ich es aufs Grausamste vernachlässigt. Was that ich zu seiner Bildung, nach der es so sehr strebte? Nichts! Ich überließ es sich selbst und allen Zufälligkeiten, denen es in einer ungebildeten Gesell-

ſchaft nur ausgeſetzt ſein konnte. Und dann für dieſen Knaben, der Dir ſo merkwürdig war, ehe er Dir ſo werth ſein konnte, hat Dich denn Dein Herz geheißen, auch nur jemals das Geringſte für ihn zu thun? Es iſt nicht mehr Zeit, daß Du Deine eigenen Jahre und die Jahre Anderer vergeudeſt; nimm Dich zuſammen und denke, was Du für Dich und die guten Geſchöpfe zu thun haſt, welche Natur und Neigung ſo feſt an Dich knüpfte!"

Eigentlich war dieſes Selbſtgeſpräch nur eine Einleitung, ſich zu bekennen, daß er ſchon gedacht, geſorgt, geſucht und gewählt hatte; er konnte nicht länger zögern, ſich es ſelbſt zu geſtehen. Nach oft vergebens wiederholtem Schmerz über den Verluſt Marianens fühlte er nur zu deutlich, daß er eine Mutter für den Knaben ſuchen müſſe, und daß er ſie nicht ſicherer als in Thereſen finden werde. Er kannte dieſes vortreffliche Frauenzimmer ganz. Eine ſolche Gattin und Gehilfin ſchien die einzige zu ſein, der man ſich und die Seinen anvertrauen könnte. Ihre edle Neigung zu Lothario machte ihm keine Bedenklichkeit. Sie waren durch ein ſonderbares Schickſal auf ewig getrennt; Thereſe hielt ſich für frei und hatte von einer Heirath zwar mit Gleichgiltigkeit, doch als von einer Sache geſprochen, die ſich von ſelbſt verſteht.

Nachdem er lange mit ſich zu Rathe gegangen war, nahm er ſich vor, ihr von ſich zu ſagen, ſo viel er nur wußte. Sie ſollte ihn kennen lernen, wie er ſie kannte, und er fing nun an, ſeine eigene Geſchichte durchzudenken; ſie ſchien ihm an Begebenheiten ſo leer und im Ganzen jedes Bekenntniß ſo wenig zu ſeinem Vortheil, daß er mehr als einmal von dem Vorſatz abzuſtehen im Begriff war. Endlich entſchloß er ſich, die Rolle ſeiner „Lehrjahre" aus dem Thurme von Jarno zu verlangen; Dieſer ſagte: „Es iſt eben zur rechten Zeit," und Wilhelm erhielt ſie.

Es iſt eine ſchauderhafte Empfindung, wenn ein edler Menſch mit Bewußtſein auf dem Punkte ſteht, wo er über ſich ſelbſt aufgeklärt werden ſoll. Alle Uebergänge ſind Kriſen; und iſt eine Kriſe nicht Krankheit? Wie ungern tritt man nach einer Krankheit vor den Spiegel! Die Beſſerung fühlt man, und man ſieht nur die Wirkung des vergangenen Uebels. Wilhelm war indeſſen vorbereitet genug; die Umſtände hatten ſchon lebhaft zu ihm geſprochen, ſeine Freunde hatten ihn eben nicht geſchont, und wenn er gleich das Pergament mit einiger Haſt aufrollte,

so ward er doch immer ruhiger, je weiter er las. Er fand die umständliche Geschichte seines Lebens in großen, scharfen Zügen geschildert; weder einzelne Begebenheiten noch beschränkte Empfindungen verwirrten seinen Blick; allgemeine liebevolle Betrachtungen gaben ihm Fingerzeige, ohne ihn zu beschämen, und er sah zum ersten Mal sein Bild außer sich, zwar nicht, wie im Spiegel, ein zweites Selbst, sondern wie im Portrait ein anderes Selbst; man bekennt sich zwar nicht zu allen Zügen, aber man freut sich, daß ein denkender Geist uns so hat fassen, ein großes Talent uns so hat darstellen wollen, daß ein Bild von dem, was wir waren, noch besteht, und daß es länger als wir selbst dauern kann.

Wilhelm beschäftigte sich nunmehr, indem alle Umstände durch dies Manuskript in sein Gedächtniß zurückkamen, die Geschichte seines Lebens für Theresen aufzusetzen, und er schämte sich fast, daß er gegen ihre großen Tugenden nichts aufzustellen hatte, was eine zweckmäßige Thätigkeit beweisen konnte. So umständlich er in dem Aufsatze war, so kurz faßte er sich in dem Briefe, den er an sie schrieb; er bat sie um ihre Freundschaft, um ihre Liebe, wenn's möglich wäre; er bot ihr seine Hand an und bat sie um baldige Entscheidung.

Nach einigem innerlichen Streit, ob er diese wichtige Sache noch erst mit seinen Freunden, mit Jarno und dem Abbé, berathen solle, entschied er sich, zu schweigen. Er war zu fest entschlossen, die Sache war für ihn zu wichtig, als daß er sie noch hätte dem Urtheil des vernünftigsten und besten Mannes unterwerfen mögen; ja, sogar brauchte er die Vorsicht, seinen Brief auf der nächsten Post selbst zu bestellen. Vielleicht hatte ihm der Gedanke, daß er in so vielen Umständen seines Lebens, in denen er frei und im Verborgenen zu handeln glaubte, beobachtet, ja sogar geleitet worden war, wie ihm aus der geschriebenen Rolle nicht undeutlich erschien, eine Art von unangenehmer Empfindung gegeben, und nun wollte er wenigstens zu Theresens Herzen rein vom Herzen reden und ihrer Entschließung und Entscheidung sein Schicksal schuldig sein; und so machte er sich kein Gewissen, seine Wächter und Aufseher in diesem wichtigen Punkte wenigstens zu umgehen.

Zweites Kapitel.

Kaum war der Brief abgesendet, als Lothario zurückkam.*) Jedermann freute sich, die vorbereiteten wichtigen Geschäfte abgeschlossen und bald geendigt zu sehen, und Wilhelm erwartete mit Verlangen, wie so viele Fäden theils neu geknüpft, theils aufgelöst, und nun sein eigenes Verhältniß auf die Zukunft bestimmt werden sollte. Lothario begrüßte sie Alle aufs Beste; er war völlig wiederhergestellt und heiter, er hatte das Ansehen eines Mannes, der weiß, was er thun soll, und dem in Allem, was er thun will, nichts im Wege steht.

Wilhelm konnte ihm seinen herzlichen Gruß nicht zurückgeben. „Dies ist," mußte er zu sich selbst sagen, „der Freund, der Geliebte, der Bräutigam Theresens, an dessen Statt Du Dich einzudrängen denkst. Glaubst Du denn jemals, einen solchen Eindruck auszulöschen oder zu verbannen?" Wäre der Brief noch nicht fort gewesen, er hätte vielleicht nicht gewagt, ihn abzusenden. Glücklicherweise war der Wurf schon gethan; vielleicht war Therese schon entschieden, nur die Entfernung deckte noch eine glückliche Vollendung mit ihrem Schleier; Gewinn und Verlust mußten sich bald entscheiden. Er suchte sich durch alle diese Betrachtungen zu beruhigen, und doch waren die Bewegungen seines Herzens beinahe fieberhaft.**) Nur wenig Aufmerksamkeit konnte er auf das wichtige Geschäft wenden, woran gewissermaßen das Schicksal seines ganzen Vermögens hing. Ach! wie unbedeutend erscheint dem Menschen in leidenschaftlichen Augenblicken Alles, was ihn umgiebt, Alles, was ihm angehört!

Zu seinem Glücke behandelte Lothario die Sache groß und Werner mit Leichtigkeit. Dieser hatte bei seiner heftigen Begierde zum Erwerb eine lebhafte Freude über den schönen Besitz, der ihm oder vielmehr seinem Freunde werden sollte. Lothario von seiner Seite schien ganz andere Betrachtungen zu machen.

„Ich kann mich nicht sowol über einen Besitz freuen," sagte er, „als über die Rechtmäßigkeit desselben."

„Nun, beim Himmel!" rief Werner, „wird denn dieser unser Besitz nicht rechtmäßig genug?"

*) Die Gesellschaft wird gleichfalls als auf Lothario's Gut zurückgekehrt gedacht, was nicht erwähnt ist. Vgl. S. 470.

**) Ursprünglich scheint sich hier unmittelbar Lothario's Auftrag an Wilhelmen (Seite 477, Zeile 2) angeschlossen zu haben.

„Nicht ganz!“ versetzte Lothario.

„Geben wir denn nicht unser baares Geld dafür?“

„Recht gut!“ sagte Lothario. „Auch werden Sie dasjenige, was ich zu erinnern habe, vielleicht für einen leeren Skrupel halten. Mir kommt kein Besitz ganz rechtmäßig, ganz rein vor, als der dem Staate seinen schuldigen Theil abträgt.“

„Wie?“ sagte Werner, „so wollten Sie also lieber, daß unsere freigekauften Güter steuerbar wären?“

„Ja,“ versetzte Lothario, „bis auf einen gewissen Grad; denn durch diese Gleichheit mit allen übrigen Besitzungen entsteht ganz allein die Sicherheit des Besitzes. Was hat der Bauer in den neuern Zeiten, wo so viele Begriffe schwankend werden, für einen Hauptanlaß, den Besitz des Edelmanns für weniger gegründet anzusehen als den seinigen? Nur den, daß jener nicht belastet ist und auf ihn lastet.“

„Wie wird es aber mit den Zinsen unseres Kapitals aussehen?“ versetzte Werner.

„Um nichts schlimmer,“ sagte Lothario, „wenn uns der Staat gegen eine billige regelmäßige Abgabe das Lehns-Hokuspokus erlassen und uns mit unsern Gütern nach Belieben zu schalten erlauben wollte, daß wir sie nicht in so großen Massen zusammenhalten müßten, daß wir sie unter unsere Kinder gleicher vertheilen könnten, um alle in eine lebhafte freie Thätigkeit zu versetzen, statt ihnen nur die beschränkten und beschränkenden Vorrechte zu hinterlassen, welche zu genießen wir immer die Geister unserer Vorfahren hervorrufen müssen. Wie viel glücklicher wären Männer und Frauen, wenn sie mit freien Augen umhersehen und bald ein würdiges Mädchen, bald einen trefflichen Jüngling ohne andere Rücksichten durch ihre Wahl erheben könnten. Der Staat würde mehr, vielleicht bessere Bürger haben und nicht so oft um Körbe und Hände verlegen sein.“

„Ich kann Sie versichern,“ sagte Werner, „daß ich in meinem Leben nie an den Staat gedacht habe; meine Abgaben, Zölle und Geleite habe ich nur so bezahlt, weil es einmal hergebracht ist.“

„Nun,“ sagte Lothario, „ich hoffe Sie noch zum guten Patrioten zu machen; denn wie Der nur ein guter Vater ist, der bei Tische erst seinen Kindern vorlegt, so ist Der nur ein guter Bürger, der vor allen andern Ausgaben das, was er dem Staate zu entrichten hat, zurücklegt.“

Durch solche allgemeine Betrachtungen wurden ihre besondern

Geſchäfte nicht aufgehalten, vielmehr beſchleunigt. Als ſie ziemlich damit zu Stande waren, ſagte Lothario zu Wilhelmen: „Ich muß Sie nun an einen Ort ſchicken, wo Sie nöthiger ſind als hier; meine Schweſter läßt Sie erſuchen, ſobald als möglich zu ihr zu kommen; die arme Mignon ſcheint ſich zu verzehren, und man glaubt, Ihre Gegenwart könnte vielleicht noch dem Uebel Einhalt thun. Meine Schweſter ſchickte mir dieſes Billet noch nach, woraus Sie ſehen können, wie viel ihr daran gelegen iſt.“ Lothario überreichte ihm ein Blättchen. Wilhelm, der ſchon in der größten Verlegenheit zugehört hatte, erkannte ſogleich an dieſen flüchtigen Bleiſtiftzügen die Hand der Gräfin und wußte nicht, was er antworten ſollte.

„Nehmen Sie Felix mit,“ ſagte Lothario, „damit die Kinder ſich unter einander aufheitern. Sie müßten morgen früh bei Zeiten weg; der Wagen meiner Schweſter, in welchem meine Leute hergefahren ſind, iſt noch hier; ich gebe Ihnen Pferde bis auf halben Weg, dann nehmen Sie Poſt. Leben Sie recht wohl und richten viele Grüße von mir aus. Sagen Sie dabei meiner Schweſter, ich werde ſie bald wiederſehen, und ſie ſoll ſich überhaupt auf einige Gäſte vorbereiten. Der Freund unſeres Großoheims, der Marcheſe Cipriani, iſt auf dem Wege, hierher zu kommen; er hoffte, den alten Mann noch am Leben anzutreffen, und ſie wollten ſich zuſammen an der Erinnerung früherer Verhältniſſe ergetzen und ſich ihrer gemeinſamen Kunſtliebhaberei erfreuen. Der Marcheſe war viel jünger als mein Oheim und verdankte ihm den beſten Theil ſeiner Bildung; wir müſſen Alles aufbieten, um einigermaßen die Lücke auszufüllen, die er finden wird, und das wird am Beſten durch eine größere Geſellſchaft geſchehen.“ *)

Lothario ging darauf mit dem Abbé in ſein Zimmer; Jarno war vorher weggeritten. Wilhelm eilte auf ſeine Stube; er hatte Niemanden, dem er ſich vertrauen, Niemanden, durch den er einen Schritt, vor dem er ſich ſo ſehr fürchtete, hätte abwenden können. Der kleine Diener kam und erſuchte ihn, einzupacken, weil ſie noch dieſe Nacht aufbinden wollten, um mit Anbruch des Tages wegzufahren. Wilhelm wußte nicht, was er thun ſollte; endlich rief er aus: „Du willſt nur machen, daß Du aus dieſem Hauſe kommſt; unterweges überlegſt Du, was

*) Der Schluß der Rede von „Sagen Sie“ (Zeile 18) an iſt eines Entwurfs halber zugefügt.

zu thun ist, und bleibst allenfalls auf der Hälfte des Weges liegen, schickt einen Boten zurück, schreibst, was Du Dir nicht zu sagen getraust, und dann mag werden, was will." Ungeachtet dieses Entschlusses brachte er eine schlaflose Nacht zu; nur ein Blick auf den so schön ruhenden Felix gab ihm einige Erquickung. „O!" rief er aus, „wer weiß, was noch für Prüfungen auf mich warten, wer weiß, wie sehr mich begangene Fehler noch quälen, wie oft mir gute und vernünftige Plane für die Zukunft mißlingen sollen! aber diesen Schatz, den ich einmal besitze, erhalte mir, Du erbittliches oder unerbittliches Schicksal! Wäre es möglich, daß dieser beste Theil von mir selbst vor mir zerstört, daß dieses Herz von meinem Herzen gerissen werden könnte, so lebe wohl, Verstand und Vernunft, lebe wohl, jede Sorgfalt und Vorsicht, verschwinde, Du Trieb zur Erhaltung! Alles, was uns vom Thiere unterscheidet, verliere sich! und wenn es nicht erlaubt ist, seine traurigen Tage freiwillig zu endigen, so bebe ein frühzeitiger Wahnsinn das Bewußtsein auf, ehe der Tod, der es auf immer zerstört, die lange Nacht herbeiführt!" Er faßte den Knaben in seine Arme, küßte ihn, drückte ihn an sich und benetzte ihn mit reichlichen Thränen. Das Kind wachte auf; sein helles Auge, sein freundlicher Blick rührten den Vater aufs Innigste. „Welche Scene steht mir bevor," rief er aus, „wenn ich Dich der schönen unglücklichen Gräfin vorstellen soll, wenn sie Dich an ihren Busen drückt, den Dein Vater so tief verletzt hat! Muß ich nicht fürchten, sie stößt Dich wieder von sich mit einem Schrei, sobald Deine Berührung ihren wahren oder eingebildeten Schmerz erneuert!"

Der Kutscher ließ ihm nicht Zeit, weiter zu denken oder zu wählen; er nöthigte ihn vor Tage in den Wagen: nun wickelte er seinen Felix wohl ein. Der Morgen war kalt, aber heiter; das Kind sah zum ersten Mal in seinem Leben die Sonne aufgehen. Sein Erstaunen über den ersten feurigen Blick, über die wachsende Gewalt des Lichts, seine Freude und seine wunderlichen Bemerkungen erfreuten den Vater und ließen ihn einen Blick in das Herz thun, vor welchem die Sonne wie über einem reinen, stillen See emporsteigt und schwebt.

In einer kleinen Stadt spannte der Kutscher aus und ritt zurück. Wilhelm nahm sogleich ein Zimmer in Beschlag und fragte sich nun, ob er bleiben oder vorwärts gehen solle. In dieser Unentschlossenheit wagte er das Blättchen wieder hervorzunehmen, das er bisher nochmals anzusehen sich nicht getraut hatte;

es enthielt folgende Worte: „Schicke mir Deinen jungen Freund ja bald! Mignon hat sich diese beiden letzten Tage eher verschlimmert. So traurig diese Gelegenheit ist, so soll mich's doch freuen, ihn kennen zu lernen.“ Die letzten Worte hatte Wilhelm beim ersten Blick nicht bemerkt. Er erschrak darüber und war sogleich entschieden, daß er nicht gehen wollte. „Wie?“ rief er aus. „Lothario, der das Verhältniß weiß, hat ihr nicht eröffnet, wer ich bin? Sie erwartet nicht mit gefaßtem Gemüth einen Bekannten, den sie lieber nicht wiedersähe; sie erwartet einen Fremden, und ich trete hinein! Ich sehe sie zurückschaudern, ich sehe sie erröthen! Nein, es ist mir unmöglich, dieser Scene entgegenzugehen.“

Soeben wurden die Pferde herausgeführt und eingespannt; Wilhelm war entschlossen, abzupacken und hier zu bleiben; er war in der größten Bewegung. Als er ein Mädchen zur Treppe herauskommen hörte, die ihm anzeigen wollte, daß Alles fertig sei, sann er geschwind auf eine Ursache, die ihn hier zu bleiben nöthigte, und seine Augen ruhten ohne Aufmerksamkeit auf dem Billet, das er in der Hand hielt. „Um Gottes willen!“ rief er aus, „was ist das? Das ist nicht die Hand der Gräfin, es ist die Hand der Amazone!“

Das Mädchen trat herein, bat ihn herunterzukommen und führte Felix mit sich fort. „Ist es möglich?“ rief er aus, „ist es wahr? Was soll ich thun? bleiben und abwarten und aufklären? oder eilen? eilen und mich einer Entwicklung entgegenstürzen? Du bist auf dem Wege zu ihr, und kannst zaudern? Diesen Abend sollst Du sie sehen, und willst Dich freiwillig ins Gefängniß einsperren? Es ist ihre Hand, ja, sie ist's! Diese Hand beruft Dich, ihr Wagen ist angespannt, Dich zu ihr zu führen! Nun löst sich das Räthsel: Lothario hat zwei Schwestern. Er weiß mein Verhältniß zu der einen; wie viel ich der andern schuldig bin, ist ihm unbekannt. Auch sie weiß nicht, daß der verwundete Vagabund, der ihr, wo nicht sein Leben, doch seine Gesundheit verdankt, in dem Hause ihres Bruders so unverdient gütig aufgenommen worden ist.“

Felix, der sich unten im Wagen schaukelte, rief: „Vater, komm! o komm! sieh die schönen Wolken, die schönen Farben!“ „Ja, ich komme,“ rief Wilhelm, indem er die Treppe hinunterſprang, „und alle Erscheinungen des Himmels, die Du gutes Kind noch sehr bewunderst, sind nichts gegen den Anblick, den ich erwarte.“

Im Wagen sitzend, rief er nun alle Verhältnisse in sein Gedächtniß zurück. „So ist also auch diese Natalie die Freundin Theresens! Welch eine Entdeckung, welche Hoffnung und welche Aussichten! Wie seltsam, daß die Furcht, von der einen Schwester reden zu hören, mir das Dasein der andern ganz und gar verbergen konnte!“ Mit welcher Freude sah er seinen Felix an! er hoffte für den Knaben wie für sich die beste Aufnahme.

Der Abend kam heran. Die Sonne war untergegangen, der Weg nicht der beste; der Postillon fuhr langsam. Felix war eingeschlafen, und neue Sorgen und Zweifel stiegen in dem Busen unseres Freundes auf. „Von welchem Wahn, von welchen Einfällen wirst Du beherrscht!“ sagte er zu sich selbst. „Eine ungewisse Aehnlichkeit der Handschrift macht Dich auf einmal sicher und giebt Dir Gelegenheit, das wunderbarste Märchen auszudenken.“ Er nahm das Billet wieder vor, und bei dem abgehenden Tageslicht glaubte er wieder die Handschrift der Gräfin zu erkennen; seine Augen wollten im Einzelnen nicht wiederfinden, was ihm sein Herz im Ganzen auf einmal gesagt hatte. „So ziehen Dich denn doch diese Pferde zu einer schrecklichen Scene! Wer weiß, ob sie Dich nicht in wenig Stunden schon wieder zurückführen werden? Und wenn Du sie nur noch allein anträfest! Aber vielleicht ist ihr Gemahl gegenwärtig, vielleicht die Baronesse! Wie verändert werde ich sie finden! Werde ich vor ihr auf den Füßen stehen können?“

Nur eine schwache Hoffnung, daß er seiner Amazone entgegengehe, konnte manchmal durch die trüben Vorstellungen durchblicken. Es war Nacht geworden; der Wagen rasselte in einen Hof hinein und hielt still. Ein Bedienter mit einer Wachsfackel trat aus einem prächtigen Portal hervor und kam die breiten Stufen herunter bis an den Wagen. „Sie werden schon lange erwartet,“ sagte er, indem er das Leder aufschlug. Wilhelm, nachdem er ausgestiegen war, nahm den schlafenden Felix auf den Arm, und der erste Bediente rief einem zweiten, der mit einem Lichte in der Thüre stand: „Führe den Herrn gleich zur Baronesse!“

Blitzschnell fuhr Wilhelmen durch die Seele: „Welch ein Glück! es sei vorsätzlich oder zufällig, die Baronesse ist hier! Ich soll sie zuerst sehen! wahrscheinlich schläft die Gräfin schon! Ihr guten Geister, helft, daß der Augenblick der größten Verlegenheit leidlich vorübergehe!“

Er trat in das Haus und fand sich an dem ernsthaftesten,

seinem Gefühle nach dem heiligsten Orte, den er je betreten hatte. Eine herabhängende blendende Laterne erleuchtete eine breite, sanfte Treppe, die ihm entgegenstand und sich oben beim Umwenden in zwei Theile theilte. Marmorne Statuen und Büsten standen auf Piedestalen und in Nischen geordnet; einige schienen ihm bekannt. Jugendeindrücke verlöschen nicht, auch in ihren kleinsten Theilen. Er erkannte eine Muse, die seinem Großvater gehört hatte, zwar nicht an ihrer Gestalt und an ihrem Werth, doch an einem restaurirten Arme und an den neueingesetzten Stücken des Gewandes. Es war, als wenn er ein Märchen erlebte. Das Kind ward ihm schwer; er zauderte auf den Stufen und kniete nieder, als ob er es bequemer fassen wollte. Eigentlich aber bedurfte er einer augenblicklichen Erholung. Er konnte kaum sich wieder aufheben. Der vorleuchtende Bediente wollte ihm das Kind abnehmen; er konnte es nicht von sich lassen. Darauf trat er in den Vorsaal, und zu seinem noch größern Erstaunen erblickte er das wohlbekannte Bild vom kranken Königssohn an der Wand. Er hatte kaum Zeit, einen Blick darauf zu werfen; der Bediente nöthigte ihn durch ein paar Zimmer in ein Kabinet. Dort hinter einem Lichtschirme, der sie beschattete, saß ein Frauenzimmer und las. „O, daß sie es wäre!" sagte er zu sich selbst in diesem entscheidenden Augenblick. Er setzte das Kind nieder, das aufzuwachen schien, und dachte sich der Dame zu nähern; aber das Kind sank schlaftrunken zusammen, das Frauenzimmer stand auf und kam ihm entgegen. Die Amazone war's! Er konnte sich nicht halten, stürzte auf seine Knie und rief aus: „Sie ist's!" Er faßte ihre Hand und küßte sie mit unendlichem Entzücken. Das Kind lag zwischen ihnen Beiden auf dem Teppich und schlief sanft.

Felix ward auf das Kanape gebracht, Natalie setzte sich zu ihm; sie hieß Wilhelmen auf den Sessel sitzen, der zunächst dabei stand. Sie bot ihm einige Erfrischungen an, die er ausschlug, indem er nur beschäftigt war, sich zu versichern, daß sie es sei, und ihre durch den Lichtschirm beschatteten Züge genau wiederzusehen und sicher wiederzuerkennen. Sie erzählte ihm von Mignon's Krankheit im Allgemeinen, daß das Kind von wenigen tiefen Empfindungen nach und nach aufgezehrt werde, daß es bei seiner großen Reizbarkeit, die es verberge, von einem Krampf an seinem armen Herzen oft heftig und gefährlich leide, daß dieses erste Organ des Lebens bei unvermutheten Gemüths-

bewegungen manchmal plötzlich stille stehe, und keine Spur der heilsamen Lebensregung in dem Busen des guten Kindes gefühlt werden könne. Sei dieser ängstliche Krampf vorbei, so äußere sich die Kraft der Natur wieder in gewaltsamen Pulsen und ängstige das Kind nunmehr durch Uebermaaß, wie es vorher durch Mangel gelitten habe.

Wilhelm erinnerte sich einer solchen krampfhaften Scene, und Natalie bezog sich auf den Arzt, der weiter mit ihm über die Sache sprechen und die Ursache, warum man den Freund und Wohlthäter des Kindes gegenwärtig herbeigerufen, umständlicher vorlegen würde. „Eine sonderbare Veränderung," fuhr Natalie fort, „werden Sie an ihr finden; sie geht nunmehr in Frauenkleidern, vor denen sie sonst einen so großen Abscheu zu haben schien."

„Wie haben Sie das erreicht?" fragte Wilhelm.

„Wenn es wünschenswerth war, so sind wir es nur dem Zufall schuldig. Hören Sie, wie es zugegangen ist. Sie wissen vielleicht, daß ich immer eine Anzahl junger Mädchen um mich habe, deren Gesinnungen ich, indem sie neben mir aufwachsen, zum Guten und Rechten zu bilden wünsche. Aus meinem Munde hören sie nichts, als was ich selber für wahr halte; doch kann ich und will ich nicht hindern, daß sie nicht auch von Andern Manches vernehmen, was als Irrthum, als Vorurtheil in der Welt ging und gäbe ist. Fragen sie mich darüber, so suche ich, so viel nur möglich ist, jene fremden ungeheuren Begriffe irgendwo an einen richtigen anzuknüpfen, um sie dadurch, wo nicht nützlich, doch unschädlich zu machen. Schon seit einiger Zeit hatten meine Mädchen aus dem Munde der Bauerkinder gar Manches von Engeln, vom Knechte Ruprecht, vom heiligen Christe vernommen, die zu gewissen Zeiten in Person erscheinen, gute Kinder beschenken und unartige bestrafen sollten. Sie hatten eine Vermuthung, daß es verkleidete Personen sein müßten, worin ich sie denn auch bestärkte und, ohne mich viel auf Deutungen einzulassen, mir vornahm, ihnen bei der ersten Gelegenheit ein solches Schauspiel zu geben. Es fand sich eben, daß der Geburtstag von Zwillingsschwestern, die sich immer sehr gut betragen hatten, nahe war; ich versprach, daß ihnen diesmal ein Engel die kleinen Geschenke bringen sollte, die sie so wohl verdient hätten. Sie waren äußerst gespannt auf diese Erscheinung. Ich hatte mir Mignon zu dieser Rolle ausgesucht, und sie ward an dem bestimmten Tage in ein langes, leichtes,

weißes Gewand anständig gekleidet. Es fehlte nicht an einem goldenen Gürtel um die Brust und an einem gleichen Diadem in den Haaren. Anfangs wollte ich die Flügel weglassen, doch bestanden die Frauenzimmer, die sie anputzten, auf ein Paar großer goldener Schwingen, an denen sie recht ihre Kunst zeigen wollten. So trat mit einer Lilie in der einen Hand und mit einem Körbchen in der andern die wunderſame Erſcheinung in die Mitte der Mädchen und überraſchte mich ſelbſt. „Da kommt der Engel!“ ſagte ich. Die Kinder traten alle wie zurück; endlich riefen ſie aus: „Es iſt Mignon!“ und getrauten ſich doch nicht, dem wunderſamen Bilde näher zu treten.

„„Hier ſind Eure Gaben,“ ſagte ſie und reichte das Körbchen hin. Man verſammelte ſich um ſie, man betrachtete, man befühlte, man befragte ſie.

„„Biſt Du ein Engel?“ fragte das eine Kind.

„„Ich wollte, ich wär' es,“ verſetzte Mignon.

„„Warum trägſt Du eine Lilie?“

„„So rein und offen ſollte mein Herz ſein, dann wär' ich glücklich.“

„„Wie iſt's mit den Flügeln? Laß ſie ſehen!“

„„Sie ſtellen ſchönere vor, die noch nicht entfaltet ſind.“

„Und ſo antwortete ſie bedeutend auf jede unſchuldige, leichte Frage. Als die Neugierde der kleinen Geſellſchaft befriedigt war, und der Eindruck dieſer Erſcheinung ſtumpf zu werden anfing, wollte man ſie wieder auskleiden. Sie verwehrte es, nahm ihre Cither, ſetzte ſich hier auf dieſen hohen Schreibtiſch hinauf und ſang ein Lied mit unglaublicher Anmuth.

So laſſ't mich ſcheinen, bis ich werde;
Zieht mir das weiße Kleid nicht aus!
Ich eile von der ſchönen Erde
Hinab in jenes feſte Haus.

Dort ruh' ich eine kleine Stille,
Dann öffnet ſich der friſche Blick;
Ich laſſe dann die reine Hülle,
Den Gürtel und den Kranz zurück.

Und jene himmliſchen Geſtalten,
Sie fragen nicht nach Mann und Weib,
Und keine Kleider, keine Falten
Umgeben den verklärten Leib.

Zwar lebt' ich ohne Sorg' und Mühe,
Doch fühlt' ich tiefen Schmerz genung.
Vor Kummer altert' ich zu frühe;
Macht mich auf ewig wieder jung!

„Ich entschloß mich sogleich," fuhr Natalie fort, „ihr das Kleid zu lassen und ihr noch einige der Art anzuschaffen, in denen sie nun auch geht, und in denen, wie es mir scheint, ihr Wesen einen ganz andern Ausdruck hat."

Da es schon spät war, entließ Natalie den Ankömmling, der nicht ohne einige Bangigkeit sich von ihr trennte. „Ist sie verheirathet oder nicht?" dachte er bei sich selbst. Er hatte gefürchtet, so oft sich etwas regte, eine Thür möchte sich aufthun und der Gemahl hereintreten. Der Bediente, der ihn in sein Zimmer einließ, entfernte sich schneller, als er Muth gefaßt hatte, nach diesem Verhältniß zu fragen. Die Unruhe hielt ihn noch eine Zeit lang wach, und er beschäftigte sich, das Bild der Amazone mit dem Bilde seiner neuen gegenwärtigen Freundin zu vergleichen. Sie wollten noch nicht mit einander zusammenfließen; jenes hatte er sich gleichsam geschaffen, und dieses schien fast ihn umschaffen zu wollen.

Drittes Kapitel.

Den andern Morgen, da noch Alles still und ruhig war, ging er, sich im Hause umzusehen. Es war die reinste, schönste, würdigste Baukunst, die er gesehen hatte. „Ist doch wahre Kunst," rief er aus, „wie gute Gesellschaft; sie nöthigt uns auf die angenehmste Weise, das Maaß zu erkennen, nach dem und zu dem unser Innerstes gebildet ist." Unglaublich angenehm war der Eindruck, den die Statuen und Büsten seines Großvaters auf ihn machten. Mit Verlangen eilte er dem Bilde vom kranken Königssohn entgegen, und noch immer fand er es reizend und rührend. Der Bediente öffnete ihm verschiedene andere Zimmer; er fand eine Bibliothek, eine Naturaliensammlung, ein physikalisches Kabinet. Er fühlte sich so fremd vor allen diesen Gegenständen. Felix war indessen erwacht und ihm nachgesprungen. Der Gedanke, wie und wann er Theresens Brief erhalten werde, machte ihm Sorge; er fürchtete sich vor dem Anblick Mignon's, gewissermaßen vor dem Anblick Na-

taliens. Wie ungleich war sein gegenwärtiger Zustand mit jenen Augenblicken, als er den Brief an Theresen gesiegelt hatte und mit frohem Muth sich ganz einem so edlen Wesen hingab!

Natalie ließ ihn zum Frühstück einladen. Er trat in ein Zimmer, in welchem verschiedene reinlich gekleidete Mädchen, alle, wie es schien, unter zehn Jahren, einen Tisch zurechte machten, indem eine ältliche Person verschiedene Arten von Getränken hereinbrachte.

Wilhelm beschaute ein Bild, das über dem Kanape hing, mit Aufmerksamkeit. Er mußte es für das Bild Nataliens erkennen, so wenig es ihm genug thun wollte. Natalie trat herein, und die Aehnlichkeit schien ganz zu verschwinden. Zu seinem Troste hatte es ein Ordenskreuz an der Brust, und er sah ein gleiches an der Brust Nataliens.

„Ich habe das Portrait hier angesehen," sagte er zu ihr, „und mich verwundert, wie ein Maler zugleich so wahr und so falsch sein kann. Das Bild gleicht Ihnen im Allgemeinen recht sehr gut, und doch sind es weder Ihre Züge noch Ihr Charakter."

„Es ist vielmehr zu verwundern," versetzte Natalie, „daß es so viel Aehnlichkeit hat; denn es ist gar mein Bild nicht. Es ist das Bild einer Tante, die mir noch in ihrem Alter glich, da ich erst ein Kind war. Es ist gemalt, als sie ungefähr meine Jahre hatte, und beim ersten Anblick glaubt Jedermann, mich zu sehen. Sie hätten diese treffliche Person kennen sollen. Ich bin ihr so viel schuldig. Eine sehr schwache Gesundheit, vielleicht zu viel Beschäftigung mit sich selbst und dabei eine sittliche und religiöse Aengstlichkeit ließen sie das der Welt nicht sein, was sie unter andern Umständen hätte werden können. Sie war ein Licht, das nur wenigen Freunden und mir besonders leuchtete."

„Wäre es möglich," versetzte Wilhelm, der sich einen Augenblick besonnen hatte, indem nun auf einmal so vielerlei Umstände ihm zusammentreffend erschienen, „wäre es möglich, daß jene schöne, herrliche Seele, deren stille Bekenntnisse auch mir mitgetheilt worden sind, Ihre Tante sei?"

„Sie haben das Heft gelesen?" fragte Natalie.

„Ja!" versetzte Wilhelm, „mit der größten Theilnahme und nicht ohne Wirkung auf mein ganzes Leben. Was mir am Meisten aus dieser Schrift entgegenleuchtete, war, ich möchte

so sagen, die Reinlichkeit des Daseins nicht allein ihrer selbst, sondern auch alles dessen, was sie umgab, diese Selbstständigkeit ihrer Natur und die Unmöglichkeit, etwas in sich aufzunehmen, was mit der edlen, liebevollen Stimmung nicht harmonisch war."

„So sind Sie," versetzte Natalie, „billiger, ja, ich darf wol sagen, gerechter gegen diese schöne Natur als manche Andere, denen man auch dieses Manuskript mitgetheilt hat. Jeder gebildete Mensch weiß, wie sehr er an sich und Andern mit einer gewissen Rohheit zu kämpfen hat, wie viel ihn seine Bildung kostet, und wie sehr er doch in gewissen Fällen nur an sich selbst denkt und vergißt, was er Andern schuldig ist. Wie oft macht der gute Mensch sich Vorwürfe, daß er nicht zart genug gehandelt habe! und doch, wenn nun eine schöne Natur sich allzu zart, sich allzu gewissenhaft bildet, ja, wenn man will, sich überbildet, für diese scheint keine Duldung, keine Nachsicht in der Welt zu sein. Dennoch sind die Menschen dieser Art außer uns, was die Ideale im Innern sind, Vorbilder, nicht zum Nachahmen, sondern zum Nachstreben. Man lacht über die Reinlichkeit der Holländerinnen; aber wäre Freundin Therese, was sie ist, wenn ihr nicht eine ähnliche Idee in ihrem Hauswesen immer vorschwebte?"

„So finde ich also," rief Wilhelm aus, „in Theresens Freundin jene Natalie vor mir, an welcher das Herz jener trefflichen Verwandten hing, jene Natalie, die von Jugend an so theilnehmend, so liebevoll und hilfreich war! Nur aus einem solchen Geschlechte konnte eine solche Natur entstehen! Welch eine Aussicht eröffnet sich vor mir, da ich auf einmal Ihre Voreltern und den ganzen Kreis, dem Sie angehören, überschaue!"

„Ja," versetzte Natalie, „Sie könnten in einem gewissen Sinne nicht besser von uns unterrichtet sein als durch den Aufsatz unserer Tante; freilich hat ihre Neigung zu mir sie zu viel Gutes von dem Kinde sagen lassen. Wenn man von einem Kinde redet, spricht man niemals den Gegenstand, immer nur seine Hoffnungen aus."

Wilhelm hatte indessen schnell überdacht, daß er nun auch von Lotharie's Herkunft und früher Jugend unterrichtet sei. Die schöne Gräfin erschien ihm als Kind mit den Perlen ihrer Tante um den Hals; auch er war diesen Perlen so nahe gewesen, als ihre zarten, liebevollen Lippen sich zu den seinigen

herunterneigten; er suchte diese schönen Erinnerungen durch andere Gedanken zu entfernen. Er lief die Bekanntschaften durch, die ihm jene Schrift verschafft hatte. „So bin ich denn," rief er aus, „in dem Hause des würdigen Oheims! Es ist kein Haus, es ist ein Tempel, und Sie sind die würdige Priesterin, ja der Genius selbst. Ich werde mich des Eindrucks von gestern Abend zeitlebens erinnern, als ich hereintrat und die alten Kunstbilder der frühesten Jugend wieder vor mir standen. Ich erinnerte mich der mitleidigen Marmorbilder in Mignon's Lied; aber diese Bilder hatten über mich nicht zu trauern, sie sahen mich mit hohem Ernst an und schlossen meine frühere Zeit unmittelbar an diesen Augenblick. Diesen unsern alten Familienschatz, diese Lebensfreude meines Großvaters finde ich hier zwischen so vielen andern würdigen Kunstwerken aufgestellt, und mich, den die Natur zum Liebling dieses guten alten Mannes gemacht hatte, mich Unwürdigen, finde ich nun auch hier, o Gott! in welchen Verbindungen, in welcher Gesellschaft!"

Die weibliche Jugend hatte nach und nach das Zimmer verlassen, um ihren kleinen Beschäftigungen nachzugehen. Wilhelm, der mit Natalien allein geblieben war, mußte ihr seine letzten Worte deutlicher erklären. Die Entdeckung, daß ein schätzbarer Theil der aufgestellten Kunstwerke seinem Großvater angehört hatte, gab eine sehr heitere gesellige Stimmung. So wie er durch jenes Manuskript mit dem Hause bekannt worden war, so fand er sich nun auch gleichsam in seinem Erbtheile wieder. Nun wünschte er Mignon zu sehen; die Freundin bat ihn, sich noch so lange zu gedulden, bis der Arzt, der in die Nachbarschaft gerufen worden, wieder zurückkäme. Man kann leicht denken, daß es derselbe kleine thätige Mann war, den wir schon kennen, und dessen auch die Bekenntnisse einer schönen Seele erwähnten.

„Da ich mich," fuhr Wilhelm fort, „mitten in jenem Familienkreis befinde, so ist ja wol der Abbé, dessen jene Schrift erwähnt, auch der wunderbare, unerklärliche Mann, den ich in dem Hause Ihres Bruders nach den seltsamsten Ereignissen wiedergefunden habe. Vielleicht geben Sie mir einige nähere Aufschlüsse über ihn."

Natalie versetzte: „Ueber ihn wäre Vieles zu sagen; wovon ich am Genauesten unterrichtet bin, ist der Einfluß, den er auf unsere Erziehung gehabt hat. Er war, wenigstens eine Zeit lang, überzeugt, daß die Erziehung sich nur an die Neigung an-

schließen müsse; wie er jetzt denkt, kann ich nicht sagen. Er behauptete, das Erste und Letzte am Menschen sei Thätigkeit, und man könne nichts thun, ohne die Anlage dazu zu haben, ohne den Instinkt, der uns dazu treibe. „Man giebt zu," pflegte er zu sagen, „daß Poeten geboren werden, man giebt es bei allen Künsten zu, weil man muß, und weil jene Wirkungen der menschlichen Natur kaum scheinbar nachgeäfft werden können; aber wenn man es genau betrachtet, so wird jede, auch nur die geringste Fähigkeit uns angeboren, und es giebt keine unbestimmte Fähigkeit. Nur unsere zweideutige, zerstreute Erziehung macht die Menschen ungewiß; sie erregt Wünsche, statt Triebe zu beleben, und anstatt den wirklichen Anlagen aufzuhelfen, richtet sie das Streben nach Gegenständen, die so oft mit der Natur, die sich nach ihnen bemüht, nicht übereinstimmen. Ein Kind, ein junger Mensch, die auf ihrem eigenen Wege irre gehen, sind mir lieber als Manche, die auf fremdem Wege recht wandeln. Finden Jene, entweder durch sich selbst oder durch Anleitung, den rechten Weg, das ist den, der ihrer Natur gemäß ist, so werden sie ihn nie verlassen, anstatt daß Diese jeden Augenblick in Gefahr sind, ein fremdes Joch abzuschütteln und sich einer unbedingten Freiheit zu übergeben."

„Es ist sonderbar," sagte Wilhelm, „daß dieser merkwürdige Mann auch an mir Theil genommen und mich, wie es scheint, nach seiner Weise, wo nicht geleitet, doch wenigstens eine Zeit lang in meinen Irrthümern gestärkt hat. Wie er es künftig verantworten will, daß er, in Verbindung mit Mehreren, mich gleichsam zum Besten hatte, muß ich wol mit Geduld erwarten."

„Ich habe mich nicht über diese Grille, wenn sie eine ist, zu beklagen," sagte Natalie; „denn ich bin freilich unter meinen Geschwistern am Besten dabei gefahren. Auch seh' ich nicht, wie mein Bruder Charlo hätte schöner ausgebildet werden können; nur hätte vielleicht meine gute Schwester, die Gräfin, anders behandelt werden sollen; vielleicht hätte man ihrer Natur etwas mehr Ernst und Stärke einflößen können. Was aus Bruder Friedrich werden soll, läßt sich gar nicht denken; ich fürchte, er wird das Opfer dieser pädagogischen Versuche werden."

„Sie haben noch einen Bruder?" rief Wilhelm.

„Ja," versetzte Natalie, „und zwar eine sehr lustige, leichtfertige Natur; und da man ihn nicht abgehalten hatte, in der Welt herumzufahren, so weiß ich nicht, was aus diesem losen, lockern Wesen werden soll. Ich habe ihn seit langer Zeit nicht

geſehen. Das Einzige beruhigt mich, daß der Abbé und überhaupt die Geſellſchaft meines Bruders jederzeit unterrichtet ſind, wo er ſich aufhält und was er treibt."

Wilhelm war eben im Begriff, Nataliens Gedanken ſowol über dieſe Paradoxen zu erforſchen, als auch über die geheimnißvolle Geſellſchaft von ihr Aufſchlüſſe zu begehren, als der Medikus hereintrat und nach dem erſten Willkommen ſogleich von Mignon's Zuſtande zu ſprechen anfing. Natalie, die darauf den Felix bei der Hand nahm, ſagte, ſie wolle ihn zu Mignon führen und das Kind auf die Erſcheinung ſeines Freundes vorbereiten.

Der Arzt war nunmehr mit Wilhelmen allein und fuhr fort: „Ich habe Ihnen wunderbare Dinge zu erzählen, die Sie kaum vermuthen. Natalie läßt uns Raum, damit wir freier von Dingen ſprechen können, die, ob ich ſie gleich nur durch ſie ſelbſt erfahren konnte, doch in ihrer Gegenwart ſo frei nicht abgehandelt werden dürften. Die ſonderbare Natur des guten Kindes, von dem jetzt die Rede iſt, beſteht beinah nur aus einer tiefen Sehnſucht; das Verlangen, ihr Vaterland wiederzuſehen, und das Verlangen nach Ihnen, mein Freund, iſt, möchte ich faſt ſagen, das einzige Irdiſche an ihr; beides greift nur in eine unendliche Ferne, beide Gegenſtände liegen unerreichbar vor dieſem einzigen Gemüth. Sie mag in der Gegend von Mailand zu Hauſe ſein und iſt in ſehr früher Jugend durch eine Geſellſchaft Seiltänzer ihren Eltern entführt worden. Näheres kann man von ihr nicht erfahren, theils weil ſie zu jung war, um Ort und Namen genau angeben zu können, beſonders aber, weil ſie einen Schwur gethan hat, keinem lebendigen Menſchen ihre Wohnung und Herkunft näher zu bezeichnen. Denn eben jene Leute, die ſie in der Irre fanden, und denen ſie ihre Wohnung ſo genau beſchrieb, mit ſo dringenden Bitten, ſie nach Hauſe zu führen, nahmen ſie nur deſto eiliger mit ſich fort und ſcherzten Nachts in der Herberge, da ſie glaubten, das Kind ſchlafe ſchon, über den guten Fang, und betheuerten, daß es den Weg zurück nicht wiederfinden ſollte. Da überfiel das arme Geſchöpf eine gräßliche Verzweiflung, in der ihm zuletzt die Mutter Gottes erſchien und ihm verſicherte, daß ſie ſich ſeiner annehmen wolle. Es ſchwur darauf bei ſich ſelbſt einen heiligen Eid, daß ſie künftig Niemandem mehr vertrauen, Niemandem ihre Geſchichte erzählen und in der Hoffnung einer unmittelbaren göttlichen Hilfe leben und ſterben wolle. Selbſt

dieses, was ich Ihnen hier erzähle, hat sie Natalien nicht ausdrücklich vertraut; unsere werthe Freundin hat es aus einzelnen Aeußerungen, aus Liedern und kindlichen Unbesonnenheiten, die gerade das verrathen, was sie verschweigen wollen, zusammengetragen."

Wilhelm konnte sich nunmehr manches Lied, manches Wort dieses guten Kindes erklären. Er bat seinen Freund aufs Dringendste, ihm ja nichts vorzuenthalten, was ihm von den sonderbaren Gesängen und Bekenntnissen des einzigen Wesens bekannt worden sei.

„O," sagte der Arzt, „bereiten Sie Sich auf ein sonderbares Bekenntniß, auf eine Geschichte, an der Sie, ohne Sich zu erinnern, viel Antheil haben, die, wie ich fürchte, für Tod und Leben dieses guten Geschöpfs entscheidend ist."

„Lassen Sie mich hören!" versetzte Wilhelm, „ich bin äußerst ungeduldig."

„Erinnern Sie Sich," sagte der Arzt, „eines geheimen, nächtlichen, weiblichen Besuchs nach der Aufführung des „Hamlet's"?"

„Ja, ich erinnere mich dessen wohl!" rief Wilhelm beschämt, „aber ich glaubte nicht in diesem Augenblicke daran erinnert zu werden."

„Wissen Sie, wer es war?"

„Nein! Sie erschrecken mich! Um Himmels willen, doch nicht Mignon? Wer war's? Sagen Sie mir's!"

„Ich weiß es selbst nicht."

„Also nicht Mignon?"

„Nein, gewiß nicht! aber Mignon war im Begriff, sich zu Ihnen zu schleichen, und mußte aus einem Winkel mit Entsetzen sehen, daß eine Nebenbuhlerin ihr zuvorkam."

„Eine Nebenbuhlerin!" rief Wilhelm aus. „Reden Sie weiter, Sie verwirren mich ganz und gar."

„Sein Sie froh," sagte der Arzt, „daß Sie diese Resultate so schnell von mir erfahren können. Natalie und ich, die wir doch nur einen entfernten Antheil nehmen, wir waren genug gequält, bis wir den verworrenen Zustand dieses guten Wesens, dem wir zu helfen wünschten, nur so deutlich einsehen konnten. Durch leichtsinnige Reden Philinens und der andern Mädchen, durch ein gewisses Liedchen aufmerksam gemacht, war ihr der Gedanke so reizend geworden, eine Nacht bei dem Geliebten zuzubringen, ohne daß sie dabei etwas weiter als eine vertrau-

liche, glückliche Ruhe zu denken wußte. Die Neigung für Sie, mein Freund, war in dem guten Herzen schon lebhaft und gewaltsam; in Ihren Armen hatte das gute Kind schon von manchem Schmerz ausgeruht; sie wünschte sich nun dieses Glück in seiner ganzen Fülle. Bald nahm sie sich vor, Sie freundlich darum zu bitten, bald hielt sie ein heimlicher Schauder wieder davon zurück. Endlich gab ihr der lustige Abend und die Stimmung des häufig genossenen Weins den Muth, das Wagestück zu versuchen und sich jene Nacht bei Ihnen einzuschleichen. Schon war sie herausgelaufen, um sich in der unverschlossenen Stube zu verbergen; allein als sie eben die Treppe hinaufgekommen war, hörte sie ein Geräusch; sie verbarg sich und sah ein weißes weibliches Wesen in Ihr Zimmer schleichen. Sie kamen selbst bald darauf, und sie hörte den großen Riegel zuschieben. Mignon empfand unerhörte Qual; alle die heftigen Empfindungen einer leidenschaftlichen Eifersucht mischten sich zu dem unerkannten Verlangen einer dunkeln Begierde und griffen die halb entwickelte Natur gewaltsam an. Ihr Herz, das bisher vor Sehnsucht und Erwartung lebhaft geschlagen hatte, fing auf einmal an zu stocken und drückte wie eine bleierne Last ihren Busen; sie konnte nicht zu Athem kommen, sie wußte sich nicht zu helfen; sie hörte die Harfe des Alten, eilte zu ihm unter das Dach und brachte die Nacht zu seinen Füßen unter entsetzlichen Zuckungen hin."

Der Arzt hielt einen Augenblick inne, und da Wilhelm stille schwieg, fuhr er fort: „Natalie hat mir versichert, es habe sie in ihrem Leben nichts so erschreckt und angegriffen als der Zustand des Kindes bei dieser Erzählung; ja, unsere edle Freundin machte sich Vorwürfe, daß sie durch ihre Fragen und Anleitungen diese Bekenntnisse hervorgelockt und durch die Erinnerung die lebhaften Schmerzen des guten Mädchens so grausam erneuert habe. „Das gute Geschöpf," so erzählte mir Natalie, „war kaum auf diesem Punkte seiner Erzählung oder vielmehr seiner Antworten auf meine steigenden Fragen, als es auf einmal vor mir niederstürzte und, mit der Hand am Busen, über den wiederkehrenden Schmerz jener schrecklichen Nacht sich beklagte. Es wand sich wie ein Wurm an der Erde, und ich mußte alle meine Fassung zusammennehmen, um die Mittel, die mir für Geist und Körper unter diesen Umständen bekannt waren, zu denken und anzuwenden."

„Sie setzen mich in eine bängliche Lage," rief Wilhelm, „in-

dem Sie mich eben im Augenblicke, da ich das liebe Geschöpf wiedersehen soll, mein vielfaches Unrecht gegen dasselbe so lebhaft fühlen lassen. Soll ich sie sehen, warum nehmen Sie mir den Muth, ihr mit Freiheit entgegenzutreten? Und soll ich Ihnen gestehen, da ihr Gemüth so gestimmt ist, so seh' ich nicht ein, was meine Gegenwart helfen soll? Sind Sie als Arzt überzeugt, daß jene doppelte Sehnsucht ihre Natur so weit untergraben hat, daß sie sich vom Leben abzuscheiden droht, warum soll ich durch meine Gegenwart ihre Schmerzen erneuern und vielleicht ihr Ende beschleunigen?"

„Mein Freund," versetzte der Arzt, „wo wir nicht helfen können, sind wir doch schuldig, zu lindern, und wie sehr die Gegenwart eines geliebten Gegenstandes der Einbildungskraft ihre zerstörende Gewalt nimmt und die Sehnsucht in ein ruhiges Schauen verwandelt, davon habe ich die wichtigsten Beispiele. Alles mit Maaß und Ziel! denn ebenso kann die Gegenwart eine verlöschende Leidenschaft wieder anfachen. Sehen Sie das gute Kind, betragen Sie Sich freundlich und lassen Sie uns abwarten, was daraus entsteht."

Natalie kam eben zurück und verlangte, daß Wilhelm ihr zu Mignon folgen sollte. „Sie scheint mit Felix ganz glücklich zu sein und wird den Freund, hoffe ich, gut empfangen." Wilhelm folgte nicht ohne einiges Widerstreben; er war tief gerührt von dem, was er vernommen hatte, und fürchtete eine leidenschaftliche Scene. Als er hereintrat, ergab sich gerade das Gegentheil.

Mignon, in langen weißen Frauengewande, theils mit lockigen, theils aufgebundenen reichen braunen Haaren, saß, hatte Felix auf dem Schooße und drückte ihn an ihr Herz; sie sah völlig aus wie ein abgeschiedener Geist, und der Knabe wie das Leben selbst; es schien, als wenn Himmel und Erde sich umarmten. Sie reichte Wilhelmen lächelnd die Hand und sagte: „Ich danke Dir, daß Du mir das Kind wiederbringst; sie hatten ihn, Gott weiß wie, entführt, und ich konnte nicht leben seither. So lange mein Herz auf der Erde noch etwas bedarf, soll Dieser die Lücke ausfüllen."

Die Ruhe, womit Mignon ihren Freund empfangen hatte, versetzte die Gesellschaft in große Zufriedenheit. Der Arzt verlangte, daß Wilhelm sie öfter sehen, und daß man sie sowol körperlich als geistig im Gleichgewicht erhalten sollte. Er selbst entfernte sich und versprach, in kurzer Zeit wiederzukommen

Wilhelm konnte nun Natalien in ihrem Kreise beobachten; man hätte sich nichts Besseres gewünscht, als neben ihr zu leben. Ihre Gegenwart hatte den reinsten Einfluß auf junge Mädchen und Frauenzimmer von verschiedenem Alter, die theils in ihrem Hause wohnten, theils aus der Nachbarschaft sie mehr oder weniger zu besuchen kamen.

„Der Gang Ihres Lebens," sagte Wilhelm einmal zu ihr, „ist wol immer sehr gleich gewesen? Denn die Schilderung, die Ihre Tante von Ihnen als Kind macht, scheint, wenn ich nicht irre, noch immer zu passen. Sie haben Sich, man fühlt es Ihnen wohl an, nie verwirrt. Sie waren nie genöthigt, einen Schritt zurückzuthun."

„Das bin ich meinem Oheim und dem Abbé schuldig," versetzte Natalie, „die meine Eigenheiten so gut zu beurtheilen wußten. Ich erinnere mich von Jugend an kaum eines lebhaftern Eindrucks, als daß ich überall die Bedürfnisse der Menschen sah und ein unüberwindliches Verlangen empfand, sie auszugleichen. Das Kind, das noch nicht auf seinen Füßen stehen konnte, der Alte, der sich nicht mehr auf den seinigen erhielt, das Verlangen einer reichen Familie nach Kindern, die Unfähigkeit einer armen, die ihrigen zu erhalten, jedes stille Verlangen nach einem Gewerbe, den Trieb zu einem Talente, die Anlagen zu hundert kleinen nothwendigen Fähigkeiten, diese überall zu entdecken, schien mein Auge von der Natur bestimmt. Ich sah, worauf mich Niemand aufmerksam gemacht hatte; ich schien aber auch nur geboren, um das zu sehen. Die Reize der leblosen Natur, für die so viele Menschen äußerst empfänglich sind, hatten keine Wirkung auf mich, beinah noch weniger die Reize der Kunst; meine angenehmste Empfindung war und ist es noch, wenn sich mir ein Mangel, ein Bedürfniß in der Welt darstellte, sogleich im Geiste einen Ersatz, ein Mittel, eine Hilfe aufzufinden. Sah ich einen Armen in Lumpen, so fielen mir die überflüssigen Kleider ein, die ich in den Schränken der Meinigen hatte hängen sehen; sah ich Kinder, die sich ohne Sorgfalt und ohne Pflege verzehrten, so erinnerte ich mich dieser oder jener Frau, der ich bei Reichthum und Bequemlichkeit lange Weile abgemerkt hatte; sah ich viele Menschen in einem engen Raume eingesperrt; so dachte ich, sie müßten in die großen Zimmer mancher Häuser und Paläste einquartiert werden. Diese Art, zu sehen, war bei mir ganz natürlich, ohne die mindeste Reflexion, so daß ich darüber als Kind das wunderlichste Zeug

von der Welt machte und mehr als einmal durch die sonderbarsten Anträge die Menschen in Verlegenheit setzte. Noch eine Eigenheit war es, daß ich das Geld nur mit Mühe und spät als ein Mittel, die Bedürfnisse zu befriedigen, ansehen konnte; alle meine Wohlthaten bestanden in Naturalien, und ich weiß, daß oft genug über mich gelacht worden ist. Nur der Abbé schien mich zu verstehen; er kam mir überall entgegen, er machte mich mit mir selbst, mit diesen Wünschen und Neigungen bekannt und lehrte mich, sie zweckmäßig befriedigen."

„Haben Sie denn," fragte Wilhelm, „bei der Erziehung Ihrer kleinen weiblichen Welt auch die Grundsätze jener sonderbaren Männer angenommen? Lassen Sie denn auch jede Natur sich selbst ausbilden? Lassen Sie denn auch die Ihrigen suchen und irren, Mißgriffe thun, sich glücklich am Ziele finden oder unglücklich in die Irre verlieren?"

„Nein," sagte Natalie, „diese Art, mit Menschen zu handeln, würde ganz gegen meine Gesinnungen sein. Wer nicht im Augenblick hilft, scheint mir nie zu helfen; wer nicht im Augenblicke Rath giebt, nie zu rathen. Ebenso nöthig scheint es mir, gewisse Gesetze auszusprechen und den Kindern einzuschärfen, die dem Leben einen gewissen Halt geben. Ja, ich möchte beinah behaupten, es sei besser, nach Regeln zu irren, als zu irren, wenn uns die Willkür unserer Natur hin und her treibt; und wie ich die Menschen sehe, scheint mir in ihrer Natur immer eine Lücke zu bleiben, die nur durch ein entschieden ausgesprochenes Gesetz ausgefüllt werden kann."

„So ist also Ihre Handlungsweise," sagte Wilhelm, „völlig von jener verschieden, welche unsere Freunde beobachten?"

„Ja," versetzte Natalie; „Sie können aber hieraus die unglaubliche Toleranz jener Männer sehen, daß sie eben auch mich auf meinem Wege gerade deswegen, weil es mein Weg ist, keineswegs stören, sondern mir in Allem, was ich nur wünschen kann, entgegenkommen."

Einen umständlichern Bericht, wie Natalie mit ihren Kindern verfuhr, versparen wir auf eine andere Gelegenheit.

Mignon verlangte oft in der Gesellschaft zu sein, und man vergönnte es ihr um so lieber, als sie sich nach und nach wieder an Wilhelmen zu gewöhnen, ihr Herz gegen ihn aufzuschließen und überhaupt heiterer und lebenslustiger zu werden schien. Sie hing sich beim Spazierengehen, da sie leicht müde ward, gern an seinen Arm. „Nun," sagte sie, „Mignon klettert und

springt nicht mehr, und doch fühlt sie noch immer die Begierde, über die Gipfel der Berge wegzuspazieren, von einem Hause aufs andere, von einem Baume auf den andern zu schreiten. Wie beneidenswerth sind die Vögel, besonders wenn sie so artig und vertraulich ihre Nester bauen!"

Es ward nun bald zur Gewohnheit, daß Mignon ihren Freund mehr als einmal in den Garten lud. War Dieser beschäftigt oder nicht zu finden, so mußte Felix die Stelle vertreten, und wenn das gute Mädchen in manchen Augenblicken ganz von der Erde los schien, so hielt sie sich in andern gleichsam wieder fest an Vater und Sohn und schien eine Trennung von Diesen mehr als Alles zu fürchten.

Natalie schien nachdenklich. „Wir haben gewünscht, durch Ihre Gegenwart," sagte sie, „das arme gute Herz wieder aufzuschließen; ob wir wohl gethan haben, weiß ich nicht." Sie schwieg und schien zu erwarten, daß Wilhelm etwas sagen sollte. Auch fiel ihm ein, daß durch seine Verbindung mit Theresen Mignon unter den gegenwärtigen Umständen aufs Aeußerste geträngt werden müsse; allein er getraute sich in seiner Ungewißheit nicht, von diesem Vorhaben zu sprechen; er vermuthete nicht, daß Natalie davon unterrichtet sei.

Eben so wenig konnte er mit Freiheit des Geistes die Unterredung verfolgen, wenn seine edle Freundin von ihrer Schwester sprach, ihre guten Eigenschaften rühmte und ihren Zustand bedauerte. Er war nicht wenig verlegen, als Natalie ihm ankündigte, daß er die Gräfin bald hier sehen werde. „Ihr Gemahl," sagte sie, „hat nun keinen andern Sinn, als den abgeschiedenen Grafen in der Gemeinde zu ersetzen, durch Einsicht und Thätigkeit diese große Anstalt zu unterstützen und weiter aufzubauen. Er kommt mit ihr zu uns, um eine Art von Abschied zu nehmen; er wird nachher die verschiedenen Orte besuchen, wo die Gemeinde sich niedergelassen hat; man scheint ihn nach seinen Wünschen zu behandeln, und fast glaub' ich, er wagt mit meiner armen Schwester eine Reise nach Amerika, um ja seinem Vorgänger recht ähnlich zu werden; und da er einmal schon beinah überzeugt ist, daß ihm nicht viel fehle, ein Heiliger zu sein, so mag ihm der Wunsch manchmal vor der Seele schweben, wo möglich zuletzt auch noch als Märtyrer zu glänzen."

Viertes Kapitel.

Oft genug hatte man bisher von Fräulein Therese gesprochen, oft genug ihrer im Vorbeigehen erwähnt, und fast jedesmal war Wilhelm im Begriff, seiner neuen Freundin zu bekennen, daß er jenem trefflichen Frauenzimmer sein Herz und seine Hand angeboten habe. Ein gewisses Gefühl, das er sich nicht erklären konnte, hielt ihn zurück; er zauderte so lange, bis endlich Natalie selbst mit dem himmlischen, bescheidenen, heitern Lächeln, das man an ihr zu sehen gewohnt war, zu ihm sagte: „So muß ich denn doch zuletzt das Stillschweigen brechen und mich in Ihr Vertrauen gewaltsam eindrängen! Warum machen Sie mir ein Geheimniß, mein Freund, aus einer Angelegenheit, die Ihnen so wichtig ist, und die mich selbst so nahe angeht? Sie haben meiner Freundin Ihre Hand angeboten; ich mische mich nicht ohne Beruf in diese Sache; hier ist meine Legitimation! hier ist der Brief, den sie Ihnen schreibt, den sie durch mich Ihnen sendet."

„Einen Brief von Theresen!" rief er aus.

„Ja, mein Herr! Und Ihr Schicksal ist entschieden; Sie sind glücklich. Lassen Sie mich Ihnen und meiner Freundin Glück wünschen!"

Wilhelm verstummte und sah vor sich hin. Natalie sah ihn an; sie bemerkte, daß er blaß ward. „Ihre Freude ist stark," fuhr sie fort; „sie nimmt die Gestalt des Schreckens an, sie raubt Ihnen die Sprache. Mein Antheil ist darum nicht weniger herzlich, weil er mich noch zum Worte kommen läßt. Ich hoffe, Sie werden dankbar sein; denn ich darf Ihnen sagen, mein Einfluß auf Theresens Entschließung war nicht gering; sie fragte mich um Rath, und sonderbarerweise waren Sie eben hier; ich konnte die wenigen Zweifel, die meine Freundin noch hegte, glücklich besiegen. Die Boten gingen lebhaft hin und wieder; hier ist ihr Entschluß! hier ist die Entwicklung! Und nun sollen Sie alle ihre Briefe lesen; Sie sollen in das schöne Herz Ihrer Braut einen freien, reinen Blick thun."

Wilhelm entfaltete das Blatt, das sie ihm unversiegelt überreichte; es enthielt die freundlichen Worte: „Ich bin die Ihre, wie ich bin und wie Sie mich kennen. Ich nenne Sie den Meinen, wie Sie sind und wie ich Sie kenne. Was an uns selbst, was an unsern Verhältnissen der Ehestand verändert, werden wir durch Vernunft, frohen Muth und guten Willen zu

übertragen wissen. Da uns keine Leidenschaft, sondern Neigung und Zutrauen zusammenführt, so wagen wir weniger als tausend Andere. Sie verzeihen mir gewiß, wenn ich mich manchmal meines alten Freundes herzlich erinnere; dafür will ich Ihren Sohn als Mutter an meinen Busen drücken. Wollen Sie mein kleines Haus sogleich mit mir theilen, so sind Sie Herr und Meister; indessen wird der Gutskauf abgeschlossen. Ich wünschte, daß dort keine neue Einrichtung ohne mich gemacht würde, um sogleich zu zeigen, daß ich das Zutrauen verdiene, das Sie mir schenken. Leben Sie wohl, lieber, lieber Freund! geliebter Bräutigam, verehrter Gatte! Thereſe drückt Sie an ihre Brust mit Hoffnung und Lebensfreude. Meine Freundin wird Ihnen mehr, wird Ihnen Alles sagen."

Wilhelm, dem dieses Blatt seine Thereſe wieder völlig vergegenwärtigt hatte, war auch wieder völlig zu sich selbst gekommen. Unter dem Lesen wechselten die schnellsten Gedanken in seiner Seele. Mit Entsetzen fand er lebhafte Spuren einer Neigung gegen Natalien in seinem Herzen; er schalt sich, er erklärte jeden Gedanken der Art für Unsinn; er stellte sich Thereſen in ihrer ganzen Vollkommenheit vor, er las den Brief wieder; er ward heiter, oder vielmehr er erholte sich so weit, daß er heiter scheinen konnte. Natalie legte ihm die gewechselten Briefe vor, aus denen wir einige Stellen ausziehen wollen.

Nachdem Thereſe ihren Bräutigam nach ihrer Art geschildert hatte, fuhr sie fort: „So stelle ich mir den Mann vor, der mir jetzt seine Hand anbietet. Wie er von sich selbst denkt, wirst Du künftig aus den Papieren sehen, in welchen er sich mir ganz offen beschreibt; ich bin überzeugt, daß ich mit ihm glücklich sein werde."

„Was den Stand betrifft, so weißt Du, wie ich von je her darüber gedacht habe. Einige Menschen fühlen die Mißverhältnisse der äußern Zustände fürchterlich, und können sie nicht übertragen. Ich will Niemanden überzeugen, so wie ich nach meiner Ueberzeugung handeln will. Ich denke kein Beispiel zu geben, wie ich doch nicht ohne Beispiel handle. Mich ängstigen nur die innern Mißverhältnisse, ein Gefäß, das sich zu dem, was es enthalten soll, nicht schickt; viel Prunk und wenig Genuß, Reichthum und Geiz, Adel und Rohheit, Jugend und Pedanterei, Bedürfniß und Ceremonien, diese Verhältnisse wären's,

die mich vernichten könnten, die Welt mag sie stempeln und schätzen, wie sie will."

„Wenn ich hoffe, daß wir zusammen passen werden, so gründe ich meinen Ausspruch vorzüglich darauf, daß er Dir, liebe Natalie, die ich so unendlich schätze und verehre, daß er Dir ähnlich ist. Ja, er hat von Dir das edle Suchen und Streben nach dem Bessern, wodurch wir das Gute, das wir zu finden glauben, selbst hervorbringen. Wie oft habe ich Dich nicht im Stillen getadelt, daß Du diesen oder jenen Menschen anders behandeltest, daß Du in diesem oder jenem Fall Dich anders betrugst, als ich würde gethan haben! und doch zeigte der Ausgang meist, daß Du Recht hattest. „Wenn wir," sagtest Du, „die Menschen nur nehmen, wie sie sind, so machen wir sie schlechter; wenn wir sie behandeln, als wären sie, was sie sein sollten, so bringen wir sie dahin, wohin sie zu bringen sind." Ich kann weder so sehen, noch handeln; das weiß ich recht gut: Einsicht, Ordnung, Zucht, Befehl, das ist meine Sache. Ich erinnere mich noch wohl, was Jarno sagte: „Therese dressirt ihre Zöglinge, Natalie bildet sie." Ja, er ging so weit, daß er mir einst die drei schönen Eigenschaften, Glaube, Liebe und Hoffnung, völlig absprach. „Statt des Glaubens," sagte er, „hat sie die Einsicht, statt der Liebe die Beharrlichkeit und statt der Hoffnung das Zutrauen." Auch will ich Dir gerne gestehen, ehe ich Dich kannte, kannte ich nichts Höheres in der Welt als Klarheit und Klugheit; nur Deine Gegenwart hat mich überzeugt, belehrt, überwunden, und Deiner schönen, hohen Seele tret' ich gerne den Rang ab. Auch meinen Freund verehre ich in ebendemselben Sinn; seine Lebensbeschreibung ist ein ewiges Suchen und Nichtfinden; aber nicht das leere Suchen, sondern das wunderbare, gutmüthige Suchen begabt ihn; er wähnt, man könne ihm das geben, was nur von ihm kommen kann. So, meine Liebe, schadet mir auch diesmal meine Klarheit nichts; ich kenne meinen Gatten besser, als er sich selbst kennt, und ich achte ihn nur um desto mehr. Ich sehe ihn, aber ich übersehe ihn nicht, und alle meine Einsicht reicht nicht hin zu ahnen, was er wirken kann. Wenn ich an ihn denke, vermischt sich sein Bild immer mit dem Deinigen, und ich weiß nicht, wie ich es werth bin, zwei solchen Menschen anzugehören. Aber ich will es werth sein dadurch, daß ich

meine Pflicht thue, dadurch, daß ich erfülle, was man von mir erwarten und hoffen kann."

„Ob ich Lotharie's gedenke? Lebhaft und täglich: ihn kann ich in der Gesellschaft, die mich im Geiste umgiebt, nicht einen Augenblick missen. O, wie bedaure ich den trefflichen Mann, der durch einen Jugendfehler mit mir verwandt ist, daß die Natur ihn Dir so nahe gewollt hat! Wahrlich, ein Wesen wie Du wäre seiner mehr werth als ich. Dir kennt' ich, Dir müßt' ich ihn abtreten. Laß uns ihm sein, was nur möglich ist, bis er eine würdige Gattin findet, und auch dann laß uns zusammen sein und zusammen bleiben."

„Was werden nun aber unsere Freunde sagen?" begann Natalie.

„Ihr Bruder weiß nichts davon?"

„Kein! so wenig als die Übrigen; die Sache ist diesmal nur unter uns Beidern verhandelt worden. Ich weiß nicht, was Lydie Theresen für Grillen in den Kopf gesetzt hat; sie scheint dem Abbé und Jarno zu mißtrauen. Lydie hat ihr gegen gewisse geheime Verbindungen und Pläne, von denen ich wol im Allgemeinen weiß, in die ich aber niemals einzudringen gedachte, wenigstens einigen Argwohn eingeflößt, und bei diesem entscheidenden Schritt ihres Lebens wollte sie Niemandem als mir einigen Einfluß verstatten. Mit meinem Bruder war sie schon früher übereingekommen, daß sie sich wechselsweise ihre Heirath nur melden, sich darüber nicht zu Rathe ziehen wollten."

Natalie schrieb nun einen Brief an ihren Bruder; sie lud Wilhelmen ein, einige Worte dazu zu setzen; Therese hatte sie darum gebeten. Man wollte eben siegeln, als Jarno sich unvermuthet anmelden ließ. Aufs Freundlichste ward er empfangen; auch schien er sehr munter und scherzhaft und konnte endlich nicht unterlassen zu sagen: „Eigentlich komme ich hierher, um Ihnen eine sehr wunderbare, doch angenehme Nachricht zu bringen; sie betrifft unsere Therese. Sie haben uns manchmal getadelt, schöne Natalie, daß wir uns um so Vieles bekümmern; nun aber sehen Sie, wie gut es ist, überall seine Spione zu haben. Rathen Sie, und lassen Sie uns einmal Ihre Sagacität sehen!"

Die Selbstgefälligkeit, womit er diese Worte aussprach, die schalkhafte Miene, womit er Wilhelmen und Natalien ansah, überzeugten Beide, daß ihr Geheimniß entdeckt sei. Natalie antwortete lächelnd: „Wir sind viel künstlicher, als Sie denken; wir haben die Auflösung des Räthsels, noch ehe es uns aufgegeben wurde, schon zu Papiere gebracht."

Sie überreichte ihm mit diesen Worten den Brief an Lotario und war zufrieden, der kleinen Ueberraschung und Beschämung, die man ihnen zugedacht hatte, auf diese Weise zu begegnen. Jarno nahm das Blatt mit einiger Verwunderung, überlief es nur, staunte, ließ es aus der Hand sinken und sah sie Beide mit großen Augen, mit einem Ausdruck der Ueberraschung, ja des Entsetzens an, den man auf seinem Gesichte nicht gewohnt war. Er sagte kein Wort.

Wilhelm und Natalie waren nicht wenig betroffen; Jarno ging in der Stube auf und ab. „Was soll ich sagen?" rief er aus, „oder soll ich's sagen? Es kann kein Geheimniß bleiben; die Verwirrung ist nicht zu vermeiden. Also denn Geheimniß gegen Geheimniß! Ueberraschung gegen Ueberraschung! Therese ist nicht die Tochter ihrer Mutter! das Hinderniß ist gehoben; ich komme hierher, Sie zu bitten, das edle Mädchen zu einer Verbindung mit Lothario vorzubereiten."

Jarno sah die Bestürzung der beiden Freunde, welche die Augen zur Erde niederschlugen. „Dieser Fall ist einer von denen," sagte er, „die sich in Gesellschaft am Schlechtesten ertragen lassen. Was Jedes dabei zu denken hat, denkt es am Besten in der Einsamkeit; ich wenigstens erbitte mir auf eine Stunde Urlaub." Er eilte in den Garten; Wilhelm folgte ihm mechanisch, aber in der Ferne.

Nach Verlauf einer Stunde fanden sie sich wieder zusammen. Wilhelm nahm das Wort und sagte: „Sonst, da ich ohne Zweck und Plan leicht, ja leichtsinnig lebte, kamen mir Freundschaft, Liebe, Neigung, Zutrauen mit offenen Armen entgegen, ja, sie drängten sich zu mir; jetzt, da es Ernst wird, scheint das Schicksal mit mir einen andern Weg zu nehmen. Der Entschluß, Thereſen meine Hand anzubieten, ist vielleicht der erste, der ganz rein aus mir selbst kommt. Mit Ueberlegung machte ich meinen Plan, meine Vernunft war völlig damit einig, und durch die Zusage des trefflichen Mädchens wurden alle meine Hoffnungen erfüllt. Nun drückt das sonderbarste Geschick meine ausgestreckte Hand nieder. Thereſe reicht mir die ihrige von ferne, wie im

Traume; ich kann sie nicht fassen, und das schöne Bild verläßt mich auf ewig. So lebe denn wohl, Du schönes Bild! und Ihr Bilder der reichsten Glückseligkeit, die Ihr Euch darumher versammeltet!"

Er schwieg einen Augenblick still, sah vor sich hin, und Jarno wollte reden. „Lassen Sie mich doch noch etwas sagen!" fiel Wilhelm ihm ein; „denn um mein ganzes Geschick wird ja doch diesmal das Loos geworfen. In diesem Augenblicke kommt mir der Eindruck zu Hilfe, den Lothario's Gegenwart beim ersten Anblick mir einprägte, und der mir beständig geblieben ist. Dieser Mann verdient jede Art von Neigung und Freundschaft, und ohne Aufopferung läßt sich keine Freundschaft denken. Um seinetwillen war es mir leicht, ein unglückliches Mädchen zu bethören; um seinetwillen soll mir möglich werden, der würdigsten Braut zu entsagen. Gehen Sie hin, erzählen Sie ihm die sonderbare Geschichte, und sagen Sie ihm, wozu ich bereit bin."

Jarno versetzte hierauf: „In solchen Fällen, halte ich dafür, ist schon Alles gethan, wenn man sich nur nicht übereilt. Lassen Sie uns keinen Schritt ohne Lothario's Einwilligung thun! Ich will zu ihm; erwarten Sie meine Zurückkunft oder seine Briefe ruhig."

Er ritt weg und hinterließ die beiden Freunde in der größten Wehmuth. Sie hatten Zeit, sich diese Begebenheit auf mehr als eine Weise zu wiederholen und ihre Bemerkungen darüber zu machen. Nun fiel es ihnen erst auf, daß sie diese wunderbare Erklärung so gerade von Jarno angenommen und sich nicht um die nähern Umstände erkundigt hatten; ja, Wilhelm wollte sogar einigen Zweifel hegen. Aber aufs Höchste stieg ihr Erstaunen, ja ihre Verwirrung, als den andern Tag ein Bote von Theresen ankam, der folgenden sonderbaren Brief an Natalien mitbrachte: „So seltsam es auch scheinen mag, so muß ich doch meinem vorigen Briefe sogleich noch einen nachsenden und Dich ersuchen, mir meinen Bräutigam eilig zu schicken. Er soll mein Gatte werden, was man auch für Pläne macht, mir ihn zu rauben. Gieb ihm inliegenden Brief! nur vor keinem Zeugen, es mag gegenwärtig sein, wer will."

Der Brief an Wilhelmen enthielt Folgendes: „Was werden Sie von Ihrer Therese denken, wenn sie auf einmal leidenschaftlich auf eine Verbindung dringt, die der ruhigste Verstand nur eingeleitet zu haben schien? Lassen Sie Sich durch nichts

abhalten, gleich nach dem Empfang des Briefes abzureisen! Kommen Sie, lieber, lieber Freund, nun dreifach Geliebter, da man mir Ihren Besitz rauben oder wenigstens erschweren will."

„Was ist zu thun?" rief Wilhelm aus, als er diesen Brief gelesen hatte.

„Noch in keinem Fall," versetzte Natalie nach einigem Nachdenken, „hat mein Herz und mein Verstand so geschwiegen als in diesem; ich wüßte nichts zu thun, so wie ich nichts zu rathen weiß."

„Wäre es möglich," rief Wilhelm mit Heftigkeit aus, „daß Lothario selbst nichts davon wüßte, oder wenn er davon weiß, daß er mit uns das Spiel versteckter Plane wäre? Hat Jarno, indem er unsern Brief gesehen, das Märchen aus dem Stegreife erfunden? Würde er uns was Anders gesagt haben, wenn wir nicht zu voreilig gewesen wären? Was kann man wollen? was für Absichten kann man haben? was kann Therese für einen Plan meinen? Ja, es läßt sich nicht leugnen, Lothario ist von geheimen Wirkungen und Verbindungen umgeben. Ich habe selbst erfahren, daß man thätig ist, daß man sich in einem gewissen Sinne um die Handlungen, um die Schicksale mehrerer Menschen bekümmert und sie zu leiten weiß. Von den Endzwecken dieser Geheimnisse verstehe ich nichts; aber diese neueste Absicht, mir Thereſen zu entreißen, sehe ich nur allzu deutlich. Auf einer Seite malt man mir das mögliche Glück Lothario's, vielleicht nur zum Scheine, vor; auf der andern sehe ich meine Geliebte, meine verehrte Braut, die mich an ihr Herz ruft. Was soll ich thun? was soll ich unterlassen?"

„Nur ein Wenig Geduld!" sagte Natalie, „nur eine kurze Bedenkzeit! In dieser sonderbaren Verknüpfung weiß ich nur so viel, daß wir das, was unwiederbringlich ist, nicht übereilen sollen. Gegen ein Märchen, gegen einen künstlichen Plan stehen Beharrlichkeit und Klugheit uns bei; es muß sich bald aufklären, ob die Sache wahr oder ob sie erfunden ist. Hat mein Bruder wirklich Hoffnung, sich mit Thereſen zu verbinden, so wäre es grausam, ihm ein Glück auf ewig zu entreißen, in dem Augenblicke, da es ihm so freundlich erscheint. Lassen Sie uns nur abwarten, ob er etwas davon weiß, ob er selbst glaubt, ob er selbst hofft!"

Diesen Gründen ihres Raths kam glücklicherweise ein Brief von Lothario zu Hilfe. „Ich schicke Jarno nicht wieder zurück," schrieb er; „von meiner Hand eine Zeile ist Dir mehr als die

umſtändlichſten Worte eines Boten. Ich bin gewiß, daß Thereſe nicht die Tochter ihrer Mutter iſt, und ich kann die Hoffnung, ſie zu beſitzen, nicht aufgeben, bis ſie auch überzeugt iſt und alsdann zwiſchen mir und dem Freunde mit ruhiger Ueberlegung entſcheidet. Laß ihn, ich bitte Dich, nicht von Deiner Seite! Das Glück, das Leben eines Bruders hängt davon ab. Ich verſpreche Dir, dieſe Ungewißheit ſoll nicht lange dauern."

„Sie ſehen, wie die Sache ſteht," ſagte ſie freundlich zu Wilhelmen. „Geben Sie mir Ihr Ehrenwort, nicht aus dem Hauſe zu gehen."

„Ich gebe es!" rief er aus, indem er ihr die Hand reichte; „ich will dieſes Haus wider Ihren Willen nicht verlaſſen. Ich danke Gott und meinem guten Geiſt, daß ich dieſma! geleitet werde, und zwar von Ihnen."

Natalie ſchrieb Thereſen den ganzen Verlauf und erklärte, daß ſie ihren Freund nicht von ſich laſſen werde; ſie ſchickte zugleich Lothario's Brief mit.

Thereſe antwortete: „Ich bin nicht wenig verwundert, daß Lothario ſelbſt überzeugt iſt; denn gegen ſeine Schweſter wird er ſich nicht auf dieſen Grad verſtellen. Ich bin verdrießlich, ſehr verdrießlich. Es iſt beſſer, ich ſage nichts weiter. Am Beſten iſt's, ich komme zu Dir, wenn ich nur erſt die arme Lydie untergebracht habe, mit der man grauſam umgeht. Ich fürchte, wir ſind Alle betrogen und werden ſo betrogen, um nie ins Klare zu kommen. Wenn der Freund meinen Sinn hätte, ſo entſchlüpfte er Dir doch und würfe ſich an das Herz ſeiner Thereſe, die ihm dann Niemand entreißen ſollte; aber ich fürchte, ich ſoll ihn verlieren und Lothario nicht wiedergewinnen. Dieſem entreißt man Lydien, indem man ihm die Hoffnung, mich beſitzen zu können, von Weitem zeigt. Ich will nichts weiter ſagen; die Verwirrung wird noch größer werden. Ob nicht indeſſen die ſchönſten Verhältniſſe ſo verſchoben, ſo untergraben und ſo zerrüttet werden, daß auch dann, wenn Alles im Klaren ſein wird, doch nicht wieder zu helfen iſt, mag die Zeit lehren. Reißt ſich mein Freund nicht los, ſo komme ich in wenigen Tagen, um ihn bei Dir aufzuſuchen und feſtzuhalten. Du wunderſt Dich, wie dieſe Leidenſchaft ſich Deiner Thereſe bemächtigt hat. Es iſt keine Leidenſchaft, es iſt Ueberzeugung, daß, da Lothario nicht mein werden konnte, dieſer neue Freund das Glück meines Lebens machen wird. Sag ihm das im Namen des kleinen Knaben, der mit ihm unter der Eiche ſaß und ſich

seiner Theilnahme freute! Sag ihm das im Namen Theresens, die seinem Antrage mit einer herzlichen Offenheit entgegenkam! Mein erster Traum, wie ich mit Lothario leben würde, ist weit von meiner Seele weggerückt; der Traum, wie ich mit meinem neuen Freunde zu leben gedachte, steht noch ganz gegenwärtig vor mir. Achtet man mich so wenig, daß man glaubt, es sei so was Leichtes, Diesen mit Jenem aus dem Stegreife wieder umzutauschen?"

„Ich verlasse mich auf Sie," sagte Natalie zu Wilhelmen, indem sie ihm den Brief Theresens gab; „Sie entfliehen mir nicht. Bedenken Sie, daß Sie das Glück meines Lebens in Ihrer Hand haben! Mein Dasein ist mit dem Dasein meines Bruders so innig verbunden und verwurzelt, daß er keine Schmerzen fühlen kann, die ich nicht empfinde, keine Freude, die nicht auch mein Glück macht. Ja, ich kann wol sagen, daß ich allein durch ihn empfunden habe, daß das Herz gerührt und erhoben, daß auf der Welt Freude, Liebe und ein Gefühl sein kann, das über alles Bedürfniß hinaus befriedigt."

Sie hielt inne; Wilhelm nahm ihre Hand und rief: „O, fahren Sie fort! es ist die rechte Zeit zu einem wahren wechselseitigen Vertrauen; wir haben nie nöthiger gehabt, uns genauer zu kennen."

„Ja, mein Freund!" sagte sie lächelnd, mit ihrer rubigen, sanften, unbeschreiblichen Heiterkeit, „es ist vielleicht nicht außer der Zeit, wenn ich Ihnen sage, daß Alles, was uns so manches Buch, was uns die Welt als Liebe nennt und zeigt, mir immer nur als ein Märchen erschienen sei."

„Sie haben nicht geliebt?" rief Wilhelm aus.

„Nie oder immer!" versetzte Natalie.

Fünftes Kapitel.

Sie waren unter diesem Gespräch im Garten auf und ab gegangen; Natalie hatte verschiedene Blumen von seltsamer Gestalt gebrochen, die Wilhelmen völlig unbekannt waren, und nach deren Namen er fragte.

„Sie vermuthen wol nicht," sagte Natalie, „für wen ich diesen Strauß pflücke? Er ist für meinen Oheim bestimmt, dem wir einen Besuch machen wollen. Die Sonne scheint eben so lebhaft nach dem Saale der Vergangenheit; ich muß Sie diesen

Augenblick hineinführen, und ich gehe niemals hin, ohne einige von den Blumen, die mein Oheim besonders begünstigte, mitzubringen. Er war ein sonderbarer Mann und der eigensten Eindrücke fähig. Für gewisse Pflanzen und Thiere, für gewisse Menschen und Gegenden, ja sogar zu einigen Steinarten hatte er eine entschiedene Neigung, die selten erklärlich war. „Wenn ich nicht," pflegte er oft zu sagen, „mir von Jugend auf so sehr widerstanden hätte, wenn ich nicht gestrebt hätte, meinen Verstand ins Weite und Allgemeine auszubilden, so wäre ich der beschränkteste und unerträglichste Mensch geworden; denn nichts ist unerträglicher als abgeschnittene Eigenheit an Demjenigen, von dem man eine reine, gehörige Thätigkeit fordern kann." Und doch mußte er selbst gestehen, daß ihm gleichsam Leben und Athem ausgehen würde, wenn er sich nicht von Zeit zu Zeit nachsähe und sich erlaubte, das mit Leidenschaft zu genießen, was er eben nicht immer leben und entschuldigen konnte. „Meine Schuld ist es nicht," sagte er, „wenn ich meine Triebe und meine Vernunft nicht völlig habe in Einstimmung bringen können." Bei solchen Gelegenheiten pflegte er meist über mich zu scherzen und zu sagen: „Natalien kann man bei Leibesleben selig preisen, da ihre Natur nichts fordert, als was die Welt wünscht und braucht."

Unter diesen Worten waren sie wieder in das Hauptgebäude gelangt. Sie führte ihn durch einen geräumigen Gang auf eine Thüre zu, vor der zwei Sphinxe von Granit lagen. Die Thüre selbst war auf ägyptische Weise oben ein Wenig enger als unten, und ihre ehernen Flügel bereiteten zu einem ernsthaften, ja zu einem schauerlichen Anblick vor. Wie angenehm ward man daher überrascht, als diese Erwartung sich in die reinste Heiterkeit auflöste, indem man in einen Saal trat, in welchem Kunst und Leben jede Erinnerung an Tod und Grab aufhoben! In die Wände waren verhältnißmäßige Bogen vertieft, in denen größere Sarkophagen standen; in den Pfeilern dazwischen sah man kleinere Oeffnungen, mit Aschenkästchen und Gefäßen geschmückt; die übrigen Flächen der Wände und des Gewölbes sah man regelmäßig abgetheilt und zwischen heitern und mannichfaltigen Einfassungen, Kränzen und Zierrathen heitere und bedeutende Gestalten in Feldern von verschiedener Größe gemalt. Die architektonischen Glieder waren mit dem schönen gelben Marmor, der ins Röthliche hinüberblickt, bekleidet, hellblaue Streifen von einer glücklichen chemischen Komposition

ahmten den Lapurstein nach und gaben, indem sie gleichsam in einem Gegensatz das Auge befriedigten, dem Ganzen Einheit und Verbindung. Alle diese Pracht und Zierde stellte sich in reinen architektonischen Verhältnissen dar, und so schien Jeder, der hereintrat, über sich selbst erhoben zu sein, indem er durch die zusammentreffende Kunst erst erfuhr, was der Mensch sei, und was er sein könne.

Der Thüre gegenüber sah man auf einem prächtigen Sarkophagen das Marmorbild eines würdigen Mannes, an ein Polster gelehnt. Er hielt eine Rolle vor sich und schien mit stiller Aufmerksamkeit darauf zu blicken. Sie war so gerichtet, daß man die Worte, die sie enthielt, bequem lesen konnte; es stand darauf: „Gedenke zu leben!"

Natalie, indem sie einen verwelkten Strauß wegnahm, legte den frischen vor das Bild des Oheims; denn er selbst war in der Figur vorgestellt, und Wilhelm glaubte sich noch der Züge des alten Herrn zu erinnern, den er damals im Walde gesehen hatte.

„Hier brachten wir manche Stunde zu," sagte Natalie, „bis dieser Saal fertig war. In seinen letzten Jahren hatte er einige geschickte Künstler an sich gezogen, und seine beste Unterhaltung war, die Zeichnungen und Kartone zu diesen Gemälden auszusinnen und bestimmen zu helfen."

Wilhelm konnte sich nicht genug der Gegenstände freuen, die ihn umgaben. „Welch ein Leben," rief er aus, „in diesem Saale der Vergangenheit! Man konnte ihn eben so gut den Saal der Gegenwart und der Zukunft nennen. So war Alles, und so wird Alles sein! Nichts ist vergänglich als der Eine, der genießt und zuschaut. Hier dieses Bild der Mutter, die ihr Kind ans Herz drückt, wird viele Generationen glücklicher Mütter überleben. Nach Jahrhunderten vielleicht erfreut sich ein Vater dieses bärtigen Mannes, der seinen Ernst ablegt und sich mit seinem Sohne neckt. So verschamt wird durch alle Zeiten die Braut sitzen und bei ihren stillen Wünschen noch bedürfen, daß man sie tröste, daß man ihr zurede; so ungeduldig wird der Bräutigam auf der Schwelle pochen, ob er hereintreten darf."

Wilhelm's Augen schweiften auf unzählige Bilder umher. Vom ersten frohen Triebe der Kindheit, jedes Glied im Spiele nur zu brauchen und zu üben, bis zum ruhigen, abgeschiedenen Ernste des Weisen konnte man in schöner, lebendiger Folge

ſehen, wie der Menſch keine angeborne Neigung und Fähigkeit beſitzt, ohne ſie zu brauchen und zu nutzen. Von dem erſten zarten Selbſtgefühl, wenn das Mädchen verweilt, den Krug aus dem klaren Waſſer wieder heraufzuheben, und indeſſen ihr Bild gefällig betrachtet, bis zu jenen hohen Feierlichkeiten, wenn Könige und Völker zu Zeugen ihrer Verbindungen die Götter am Altare anrufen, zeigte ſich Alles bedeutend und kräftig.

Es war eine Welt, es war ein Himmel, der den Beſchauenden an dieſer Stätte umgab, und außer den Gedanken, welche jene gebildeten Geſtalten erregten, außer den Empfindungen, welche ſie einflößten, ſchien noch etwas Anderes gegenwärtig zu ſein, wovon der ganze Menſch ſich angegriffen fühlte. Auch Wilhelm bemerkte es, ohne ſich davon Rechenſchaft geben zu können. „Was iſt das," rief er aus, „das, unabhängig von aller Bedeutung, frei von allem Mitgefühl, das uns menſchliche Begebenheiten und Schickſale einflößen, ſo ſtark und zugleich ſo anmuthig auf mich zu wirken vermag? Es ſpricht aus dem Ganzen, es ſpricht aus jedem Theile mich an, ohne daß ich jenes begreifen, ohne daß ich dieſe mir beſonders zueignen könnte! Welchen Zauber ahn' ich in dieſen Flächen, dieſen Linien, dieſen Höhen und Breiten, dieſen Maſſen und Farben! Was iſt es, das dieſe Figuren, auch nur obenhin betrachtet, ſchon als Zierrath ſo erfreulich macht! Ja, ich fühle, man könnte hier verweilen, ruhen, Alles mit den Augen faſſen, ſich glücklich finden und ganz etwas Anderes fühlen und denken als das, was vor Augen ſteht."

Und gewiß! könnten wir beſchreiben, wie glücklich Alles eingetheilt war, wie an Ort und Stelle durch Verbindung oder Gegenſatz, durch Einfärbigkeit oder Buntheit Alles beſtimmt, ſo und nicht anders erſchien, als es erſcheinen ſollte, und eine ſo vollkommene als deutliche Wirkung hervorbrachte, ſo würden wir den Leſer an einen Ort verſetzen, von dem er ſich ſo bald nicht zu entfernen wünſchte.*)

Vier große marmorne Kandelaber ſtanden in den Ecken des Saals, vier kleinere in der Mitte um einen ſehr ſchön gearbeiteten Sarkophagen, der ſeiner Größe nach eine junge Perſon von mittlerer Geſtalt konnte enthalten haben.

*) Die ganze Stelle von Zeile 8 an ſcheint auf Schiller's Wunſch (Brief 189) eingeſchoben, es möge ſich hier in Wilhelm ſchon eine glücklichere Reife in Bezug auf Beurtheilung von Kunſtwerken zeigen.

Natalie blieb bei diesem Monumente stehen, und indem sie die Hand darauf legte, sagte sie: „Mein guter Oheim hatte große Vorliebe zu diesem Werke des Alterthums. Er sagte manchmal: „Nicht allein die ersten Blüthen fallen ab, die Ihr da oben in jenen kleinen Räumen verwahren könnt, sondern auch Früchte, die, am Zweige hängend, uns noch lange die schönste Hoffnung geben, indeß ein heimlicher Wurm ihre frühere Reife und ihre Zerstörung vorbereitet.“ „Ich fürchte,“ fuhr sie fort, „er hat auf das liebe Mädchen geweissagt, daß sich unserer Pflege nach und nach zu entziehen und zu dieser ruhigen Wohnung zu neigen scheint.“

Als sie im Begriff waren wegzugehen, sagte Natalie: „Ich muß Sie noch auf etwas aufmerksam machen. Bemerken Sie diese halbrunden Oeffnungen in der Höhe auf beiden Seiten! Hier können die Chöre der Sänger verborgen stehen, und diese ehernen Zierrathen unter dem Gesimse dienen, die Teppiche zu befestigen, die nach der Verordnung meines Oheims bei jeder Bestattung aufgehängt werden sollen. Er konnte nicht ohne Musik, besonders nicht ohne Gesang leben und hatte dabei die Eigenheit, daß er die Sänger nicht sehen wollte. Er pflegte zu sagen: „Das Theater verwöhnt uns gar zu sehr: die Musik dient dort nur gleichsam dem Auge, sie begleitet die Bewegungen, nicht die Empfindungen. Bei Oratorien und Konzerten stört uns immer die Gestalt des Musikus; die wahre Musik ist allein fürs Ohr; eine schöne Stimme ist das Allgemeinste, was sich denken läßt, und indem das eingeschränkte Individuum, das sie hervorbringt, sich vors Auge stellt, zerstört es den reinen Effekt jener Allgemeinheit. Ich will Jeden sehen, mit dem ich reden soll; denn es ist ein einzelner Mensch, dessen Gestalt und Charakter die Rede werth oder unwerth macht; hingegen wer mir singt, soll unsichtbar sein; seine Gestalt soll mich nicht bestechen oder irre machen. Hier spricht nur ein Organ zum Organe, nicht der Geist zum Geiste, nicht eine tausendfältige Welt zum Auge, nicht ein Himmel zum Menschen.“ Ebenso wollte er auch bei Instrumentalmusiken die Orchester so viel als möglich versteckt haben, weil man durch die mechanischen Bemühungen und durch die nothdürftigen, immer seltsamen Geberden der Instrumentenspieler so sehr zerstreut und verwirrt werde. Er pflegte daher eine Musik nicht anders als mit zugeschlossenen Augen anzuhören, um sein ganzes Dasein auf den einzigen, reinen Genuß des Ohrs zu concentriren.“

Sie wollten eben den Saal verlaſſen, als ſie die Kinder in dem Gange heftig laufen und den Felix rufen hörten: „Nein, ich! nein, ich!“

Mignon warf ſich zuerſt zur geöffneten Thüre herein; ſie war außer Athem und konnte kein Wort ſagen. Felix, noch in einiger Entfernung, rief: „Mutter Thereſe iſt da!“ Die Kinder hatten, ſo ſchien es, die Nachricht zu überbringen, einen Wettlauf angeſtellt. Mignon lag in Nataliens Armen; ihr Herz pochte gewaltſam.

„Böſes Kind!“ ſagte Natalie, „iſt Dir nicht alle heftige Bewegung unterſagt? Sieh, wie Dein Herz ſchlägt!“

„Laß es brechen!“ ſagte Mignon mit einem tiefen Seufzer; „es ſchlägt ſchon zu lange.“

Man hatte ſich von dieſer Verwirrung, von dieſer Art von Beſtürzung kaum erholt, als Thereſe hereintrat. Sie flog auf Natalien zu, umarmte ſie und das gute Kind. Dann wendete ſie ſich zu Wilhelmen, ſah ihn mit ihren klaren Augen an und ſagte: „Nun, mein Freund, wie ſteht es? Sie haben ſich doch nicht irre machen laſſen?“ Er that einen Schritt gegen ſie; ſie ſprang auf ihn zu und hing an ſeinem Halſe. „O meine Thereſe!“ rief er aus.

„Mein Freund! mein Geliebter! mein Gatte! ja, auf ewig die Deine!“ rief ſie unter den lebhafteſten Küſſen.

Felix zog ſie am Rocke und rief: „Mutter Thereſe, ich bin auch da!“ Natalie ſtand und ſah vor ſich hin. Mignon fuhr auf einmal mit der linken Hand nach dem Herzen, und indem ſie den rechten Arm heftig ausſtreckte, fiel ſie mit einem Schrei zu Nataliens Füßen für todt nieder.

Der Schrecken war groß; keine Bewegung des Herzens noch des Pulſes war zu ſpüren. Wilhelm nahm ſie auf ſeinen Arm und trug ſie eilig hinauf; der ſchlotternde Körper hing über ſeine Schultern. Die Gegenwart des Arztes gab wenig Troſt; er und der junge Wundarzt, den wir ſchon kennen, bemühten ſich vergebens. Das liebe Geſchöpf war nicht ins Leben zurückzurufen.

Natalie winkte Thereſen. Dieſe nahm ihren Freund bei der Hand und führte ihn aus dem Zimmer. Er war ſtumm und ohne Sprache und hatte den Muth nicht, ihren Augen zu begegnen. So ſaß er neben ihr auf dem Kanape, auf dem er Natalien zuerſt angetroffen hatte. Er dachte mit großer Schnelle eine Reihe von Schickſalen durch, oder vielmehr er dachte nicht; er ließ das auf ſeine Seele wirken, was er nicht entfernen

konnte. Es giebt Augenblicke des Lebens, in welchen die Begebenheiten, gleich geflügelten Weberschiffchen, vor uns sich hin und wieder bewegen und unaufhaltsam ein Gewebe vollenden, das wir mehr oder weniger selbst gesponnen und angelegt haben. „Mein Freund!“ sagte Therese, „mein Geliebter!“ indem sie das Stillschweigen unterbrach, und ihn bei der Hand nahm. „Laß uns diesen Augenblick fest zusammenhalten, wie wir noch öfter, vielleicht in ähnlichen Fällen, werden zu thun haben. Dies sind die Ereignisse, welche zu ertragen man zu Zweien in der Welt sein muß. Bedenke, mein Freund, fühle, daß Du nicht allein bist! zeige, daß Du Deine Therese liebst, zuerst dadurch, daß Du Deine Schmerzen ihr mittheilst!“ Sie umarmte ihn und schloß ihn sanft an ihren Busen; er faßte sie in seine Arme und drückte sie mit Heftigkeit an sich. „Das arme Kind,“ rief er aus, „suchte in traurigen Augenblicken Schutz und Zuflucht an meinem unsichern Busen! Laß die Sicherheit des Deinigen mir in dieser schrecklichen Stunde zu Gute kommen!“ Sie hielten sich fest umschlossen; er fühlte ihr Herz an seinem Busen schlagen, aber in seinem Geiste war es öde und leer; nur die Bilder Mignon's und Nataliens schwebten wie Schatten vor seiner Einbildungskraft.

Natalie trat herein. „Gieb uns Deinen Segen!“ rief Therese. „Laß uns in diesem traurigen Augenblicke vor Dir verbunden sein!“ Wilhelm hatte sein Gesicht an Theresens Halse verborgen; er war glücklich genug, weinen zu können. Er hörte Natalien nicht kommen, er sah sie nicht; nur bei dem Klang ihrer Stimme verdoppelten sich seine Thränen. „Was Gott zusammenfügt, will ich nicht scheiden,“ sagte Natalie lächelnd; „aber verbinden kann ich Euch nicht und kann nicht loben, daß Schmerz und Neigung die Erinnerung an meinen Bruder völlig aus Euren Herzen zu verbannen scheint.“

Wilhelm riß sich bei diesen Worten aus den Armen Theresens. „Wo wollen Sie hin?“ riefen beide Frauen. „Lassen Sie mich das Kind sehen,“ rief er aus, „das ich getödtet habe! Das Unglück, das wir mit Augen sehen, ist geringer, als wenn unsere Einbildungskraft das Uebel gewaltsam in unser Gemüth einsenkt. Lassen Sie uns den abgeschiedenen Engel sehen! Seine heitere Miene wird uns sagen, daß ihm wohl ist!“ *)

*) Die ganze Stelle von Seite 509, Zeile 35 an scheint später eingeschoben; der folgende Satz lautete etwas anders. Vgl. Schiller's Brief an Goethe 190, 332.

Da die Freundinnen den bewegten Jüngling nicht abhalten konnten, folgten ſie ihm; aber der gute Arzt, der mit dem Chirurgus ihnen entgegenkam, hielt ſie ab, ſich der Verblichenen zu nähern, und ſagte: „Halten Sie Sich von dieſem traurigen Gegenſtande entfernt, und erlauben Sie mir, daß ich den Reſten dieſes ſonderbaren Weſens, ſo viel meine Kunſt vermag, einige Dauer gebe. Ich will die ſchöne Kunſt, einen Körper nicht allein zu balſamiren, ſondern ihm auch ein lebendiges Anſehen zu erhalten, bei dieſem geliebten Geſchöpfe ſogleich anwenden. Da ich ihren Tod vorausſah, habe ich alle Anſtalten gemacht, und mit dieſem Gehilfen hier ſoll mir's gewiß gelingen. Erlauben Sie mir nur noch einige Tage Zeit, und verlangen Sie das liebe Kind nicht wiederzuſehen, bis wir es in den Saal der Vergangenheit gebracht haben."

Der junge Chirurgus hatte jene merkwürdige Inſtrumententaſche wieder in Händen. „Von wem kann er ſie wol haben?" fragte Wilhelm den Arzt. „Ich kenne ſie ſehr gut," verſetzte Natalie; „er hat ſie von ſeinem Vater, der Sie damals im Walde verband."

„O, ſo habe ich mich nicht geirrt!" rief Wilhelm. „Ich erkannte das Band ſogleich! Treten Sie mir es ab! Es brachte mich zuerſt wieder auf die Spur von meiner Wohlthäterin. Wie viel Wohl und Wehe überdauert nicht ein ſolches lebloſes Weſen! Bei wie viel Schmerzen war dies Band nicht ſchon gegenwärtig! und ſeine Fäden halten noch immer! wie vieler Menſchen letzten Augenblick hat es ſchon begleitet! und ſeine Farben ſind noch nicht verblichen. Es war gegenwärtig in einem der ſchönſten Augenblicke meines Lebens, da ich verwundet auf der Erde lag und Ihre hilfreiche Geſtalt vor mir erſchien, als das Kind, mit blutigen Haaren, mit der zärtlichſten Sorgfalt für mein Leben beſorgt war, deſſen frühzeitigen Tod wir nun beweinen."

Die Freunde hatten nicht lange Zeit, ſich über dieſe traurige Begebenheit zu unterhalten und Fräulein Thereſe über das Kind und über die wahrſcheinliche Urſache ſeines unerwarteten Todes aufzuklären; denn es wurden Fremde gemeldet, die, als ſie ſich zeigten, keineswegs fremd waren. Lothario, Jarno, der Abbé traten herein. Natalie ging ihrem Bruder entgegen; unter den Uebrigen entſtand ein augenblickliches Stillſchweigen. Thereſe ſagte lächelnd zu Lothario: „Sie glaubten wol kaum, mich hier zu finden; wenigſtens iſt es eben nicht räthlich, daß

wir uns in diesem Augenblicke aufsuchen; indessen sei'n Sie mir nach einer so langen Abwesenheit herzlich gegrüßt!"

Lothario reichte ihr die Hand und versetzte: „Wenn wir einmal leiden und entbehren sollen, so mag es immerhin auch in der Gegenwart des geliebten, wünschenswerthen Gutes geschehen. Ich verlange keinen Einfluß auf Ihre Entschließung, und mein Vertrauen auf Ihr Herz, auf Ihren Verstand und reinen Sinn ist noch immer so groß, daß ich Ihnen mein Schicksal und das Schicksal meines Freundes gerne in die Hände lege."

Das Gespräch wendete sich sogleich zu allgemeinen, ja, man darf sagen, zu unbedeutenden Gegenständen. Die Gesellschaft trennte sich bald zum Spazierengehen in einzelne Paare. Natalie war mit Lothario, Therese mit dem Abbé gegangen, und Wilhelm war mit Jarno auf dem Schlosse geblieben.

Die Erscheinung der drei Freunde in dem Augenblicke, da Wilhelmen ein schwerer Schmerz auf der Brust lag, hatte, statt ihn zu zerstreuen, seine Laune gereizt und verschlimmert; er war verdrießlich und argwöhnisch, und konnte und wollte es nicht verhehlen, als Jarno ihn über sein mürrisches Stillschweigen zur Rede setzte.

„Was braucht's da weiter?" rief Wilhelm aus. „Lothario kommt mit seinen Beiständen, und es wäre wunderbar, wenn jene geheimnißvollen Mächte des Thurms, die immer so geschäftig sind, jetzt nicht auf uns wirken und ich weiß nicht was für einen seltsamen Zweck mit und an uns ausführen sollten. So viel ich diese heiligen Männer kenne, scheint es jederzeit ihre löbliche Absicht, das Verbundene zu trennen und das Getrennte zu verbinden. Was daraus für ein Gewebe entstehen kann, mag wol unsern unheiligen Augen ewig ein Räthsel bleiben."

„Sie sind verdrießlich und bitter," sagte Jarno; „das ist recht schön und gut. Wenn Sie nur erst einmal recht böse werden, wird es noch besser sein."

„Dazu kann auch Rath werden," versetzte Wilhelm, „und ich fürchte sehr, daß man Lust hat, meine angeborne und angebildete Geduld diesmal aufs Aeußerste zu reizen."

„So möchte ich Ihnen denn doch," sagte Jarno, „indessen, bis wir sehen, wo unsere Geschichten hinaus wollen, etwas von dem Thurme erzählen, gegen den Sie ein so großes Mißtrauen zu hegen scheinen."

„Es steht bei Ihnen," versetzte Wilhelm, „wenn Sie es auf meine Zerstreuung hin wagen wollen. Mein Gemüth ist so vielfach beschäftigt, daß ich nicht weiß, ob es an diesen würdigen Abenteuern den schuldigen Theil nehmen kann."

„Ich lasse mich," sagte Jarno, „durch Ihre angenehme Stimmung nicht abschrecken, Sie über diesen Punkt aufzuklären. Sie halten mich für einen gescheiten Kerl, und Sie sollen mich auch noch für einen ehrlichen halten, und, was mehr ist, diesmal hab' ich Auftrag."

„Ich wünschte," versetzte Wilhelm, „Sie sprächen aus eigener Bewegung und aus gutem Willen mich aufzuklären; und da ich Sie nicht ohne Mißtrauen hören kann, warum soll ich Sie anhören?"

„Wenn ich jetzt nichts Besseres zu thun habe," sagte Jarno, „als Märchen zu erzählen, so haben Sie ja auch wol Zeit, ihnen einige Aufmerksamkeit zu widmen; vielleicht sind Sie dazu geneigter, wenn ich Ihnen gleich anfangs sage: Alles, was Sie im Thurme gesehen haben, sind eigentlich nur noch Reliquien von einem jugendlichen Unternehmen, bei dem es anfangs den meisten Eingeweihten großer Ernst war, und über das nun Alle gelegentlich nur lächeln."

„Also mit diesen würdigen Zeichen und Worten spielt man nur!" rief Wilhelm aus. „Man führt uns mit Feierlichkeit an einen Ort, der uns Ehrfurcht einflößt, man läßt uns die wunderlichsten Erscheinungen sehen, man giebt uns Rollen voll herrlicher, geheimnißreicher Sprüche, davon wir freilich das Wenigste verstehen, man eröffnet uns, daß wir bisher Lehrlinge waren, man spricht uns los: und wir sind so klug wie vorher."*)

„Haben Sie das Pergament nicht bei der Hand?" fragte Jarno. „Es enthält viel Gutes; denn jene allgemeinen Sprüche sind nicht aus der Luft gegriffen; freilich scheinen sie Demjenigen leer und dunkel, der sich keiner Erfahrung dabei erinnert. Geben Sie mir den sogenannten Lehrbrief doch, wenn er in der Nähe ist."

„Gewiß, ganz nah!" versetzte Wilhelm; „so ein Amulet sollte man immer auf der Brust tragen."

*) Die ganze folgende Stelle, worin der zweite Theil des Lehrbriefs gelesen und erläutert wird, fügte Goethe später auf Schiller's Mahnung ein; wahrscheinlich folgte ursprünglich auf S. 512, Z. 34, gleich S. 519, Z. 12, von den Worten an: „Dort kommt der Abbé."

„Nun," sagte Jarno lächelnd, „wer weiß, ob der Inhalt nicht einmal in Ihrem Kopf und Herzen Platz findet."

Jarno blickte hinein und überlief die erste Hälfte mit den Augen. „Diese," sagte er, „bezieht sich auf die Ausbildung des Kunstsinnes, wovon Andere sprechen mögen; die zweite handelt vom Leben, und da bin ich besser zu Hause."

Er fing darauf an, Stellen zu lesen, sprach dazwischen und knüpfte Anmerkungen und Erzählungen mit ein. „Die Neigung der Jugend zum Geheimniß, zu Ceremonien und großen Worten ist außerordentlich und oft ein Zeichen einer gewissen Tiefe des Charakters. Man will in diesen Jahren sein ganzes Wesen, wenn auch nur dunkel und unbestimmt, ergriffen und berührt fühlen. Der Jüngling, der Vieles ahnt, glaubt in einem Geheimnisse viel zu finden, in ein Geheimniß viel legen und durch dasselbe wirken zu müssen. In diesen Gesinnungen bestärkte der Abbé eine junge Gesellschaft, theils nach seinen Grundsätzen, theils aus Neigung und Gewohnheit, da er wol ehemals mit einer Gesellschaft in Verbindung stand, die selbst viel im Verborgenen gewirkt haben mochte. Ich konnte mich am Wenigsten in dieses Wesen finden. Ich war älter als die Andern, ich hatte von Jugend auf klar gesehen und wünschte in allen Dingen nichts als Klarheit; ich hatte kein anderes Interesse, als die Welt zu kennen, wie sie war, und steckte mit dieser Liebhaberei die übrigen besten Gefährten an, und fast hätte darüber unsere ganze Bildung eine falsche Richtung genommen; denn wir fingen an, nur die Fehler der Andern und ihre Beschränkung zu sehen und uns selbst für treffliche Wesen zu halten. Der Abbé kam uns zu Hülfe und lehrte uns, daß man die Menschen nicht beobachten müsse, ohne sich für ihre Bildung zu interessiren, und daß man sich selbst eigentlich nur in der Thätigkeit zu beobachten und zu erlauschen im Stande sei. Er rieth uns, jene ersten Formen der Gesellschaft beizubehalten; es blieb daher etwas Gesetzliches in unsern Zusammenkünften, man sah wol die ersten mystischen Eindrücke auf die Einrichtung des Ganzen; nachher nahm es, wie durch ein Gleichniß, die Gestalt eines Handwerks an, das sich bis zur Kunst erhob. Daher kamen die Benennungen von Lehrlingen, Gehülfen und Meistern. Wir wollten mit eigenen Augen sehen und uns ein eigenes Archiv unserer Weltkenntniß bilden; daher entstanden die vielen Confessionen, die wir theils selbst schrieben, theils wozu wir Andere veranlaßten, und aus denen nachher die „Lehrjahre" zusammen-

geſetzt wurden. Nicht allen Menſchen iſt es eigentlich um ihre Bildung zu thun; Viele wünſchen nur ſo ein Hausmittel zum Wohlbefinden, Rezepte zum Reichthum und zu jeder Art von Glückſeligkeit. Alle dieſe, die nicht auf ihre Füße geſtellt ſein wollten, wurden mit Myſtifikationen und anderm Hokuspokus theils aufgehalten, theils bei Seite gebracht. Wir ſprachen nach unſerer Art nur Diejenigen los, die lebhaft fühlten und deutlich bekannten, wozu ſie geboren ſeien, und die ſich genug geübt hatten, um mit einer gewiſſen Fröhlichkeit und Leichtigkeit ihren Weg zu verfolgen."

„So haben Sie Sich mit mir ſehr übereilt," verſetzte Wilhelm; „denn was ich kann, will oder ſoll, weiß ich gerade ſeit jenem Augenblicke am Allerwenigſten."

„Wir ſind ohne Schuld in dieſe Verwirrung gerathen; das gute Glück mag uns wieder herausbelfen. Indeſſen hören Sie nur: „„Derjenige, an dem viel zu entwickeln iſt, wird ſpäter über ſich und die Welt aufgeklärt. Es ſind nur Wenige, die den Sinn haben und zugleich zur That fähig ſind. Der Sinn erweitert, aber lähmt; die That belebt, aber beſchränkt.""

„Ich bitte Sie," fiel Wilhelm ein, „leſen Sie mir von dieſen wunderlichen Worten nichts mehr! Dieſe Phraſen haben mich ſchon verwirrt genug gemacht."

„So will ich bei der Erzählung bleiben," ſagte Jarno, indem er die Rolle halb zuwickelte und nur manchmal einen Blick hinein that. „Ich ſelbſt habe der Geſellſchaft und den Menſchen am Wenigſten genutzt; ich bin ein ſehr ſchlechter Lehrmeiſter; es iſt mir unerträglich, zu ſehen, wenn Jemand ungeſchickte Verſuche macht; einem Irrenden muß ich gleich zurufen, und wenn es ein Nachtwandler wäre, den ich in Gefahr ſähe, geraden Weges den Hals zu brechen. Darüber hatte ich nun immer meine Noth mit dem Abbé, der behauptet, der Irrthum könne nur durch das Irren geheilt werden. Auch über Sie haben wir uns oft geſtritten; er hatte Sie beſonders in Gunſt genommen, und es will ſchon etwas heißen, in dem hohen Grade ſeine Aufmerkſamkeit auf ſich zu ziehen. Sie müſſen mir nachſagen, daß ich Ihnen, wo ich Sie antraf, die reine Wahrheit ſagte."

„Sie haben mich wenig geſchont," ſagte Wilhelm, „und Sie ſcheinen Ihren Grundſätzen treu zu bleiben."

„Was iſt denn da zu ſchonen," verſetzte Jarno, „wenn ein junger Menſch von mancherlei guten Anlagen eine ganz falſche Richtung nimmt?"

„Verzeihen Sie," sagte Wilhelm, „Sie haben mir streng genug alle Fähigkeit zum Schauspieler abgesprochen; ich gestehe Ihnen, daß, ob ich gleich dieser Kunst ganz entsagt habe, so kann ich mich doch unmöglich bei mir selbst dazu für ganz unfähig erklären."

„Und doch mir," sagte Jarno, „ist es doch so rein entschieden, daß, wer ich nur selbst spielen kann, kein Schauspieler ist. Wer sich nach dem Sinn und der Gestalt nach in viele Gestalten verwandeln kann, verdient nicht diesen Namen. So haben Sie zum Beispiel den Hamlet und einige andere Rollen recht gut gespielt, bei denen Ihr Charakter, Ihre Gestalt und die Stimmung des Augenblicks Ihnen zu Gute kamen. Das wäre nun für ein Liebhabertheater und für einen Jeden gut genug, der keinen andern Weg vor sich sähe." „Man soll sich," fuhr Jarno fort, indem er auf die Rolle sah, „vor einem Talente hüten, das man in Vollkommenheit auszuüben nicht Hoffnung hat. Man mag es darin so weit bringen, als man will, so wird man doch immer zuletzt, wenn uns einmal das Verdienst des Meisters klar wird, den Verlust von Zeit und Kräften, die man auf eine solche Pfuscherei gewendet hat, schmerzlich bedauern."

„Lesen Sie nichts!" sagte Wilhelm, „ich bitte Sie inständig, sprechen Sie fort, erzählen Sie mir, klären Sie mich auf! Und so hat also der Abbé mir zum Hamlet geholfen, indem er einen Geist herbeischaffte?"

„Ja; denn er versicherte, daß es der einzige Weg sei, Sie zu heilen, wenn Sie heilbar wären."

„Und darum ließ er mir den Schleier zurück und hieß mich fliehen?"

„Ja; er hoffte sogar, mit der Vorstellung des Hamlet's sollte Ihre ganze Lust gebüßt sein. Sie würden nachher das Theater nicht wieder betreten, behauptete er; ich glaubte das Gegentheil und behielt Recht. Wir stritten noch selbigen Abend nach der Vorstellung darüber."

„Und Sie haben mich also spielen sehen?"

„O gewiß!"

„Und wer stellte denn den Geist vor?"

„Das kann ich selbst nicht sagen; entweder der Abbé oder sein Zwillingsbruder; doch glaub' ich Dieser, denn er ist um ein Weniges größer."

„Sie haben also auch Geheimnisse unter einander?"

„Freunde können und müssen Geheimnisse vor einander haben; sie sind einander doch kein Geheimniß.“ *)

„Es verwirrt mich schon das Andenken dieser Verworrenheit. Klären Sie mich über den Mann auf, dem ich so viel schuldig bin, und dem ich so viel Vorwürfe zu machen habe!“

„Was ihn uns so schätzbar macht,“ versetzte Jarno, „was ihm gewissermaßen die Herrschaft über uns Alle erhält, ist der freie und scharfe Blick, den ihm die Natur über alle Kräfte, die im Menschen nur wohnen, und worein sich jede in ihrer Art ausbilden läßt, gegeben hat. Die meisten Menschen, selbst die vorzüglichen, sind nur beschränkt; jeder schätzt gewisse Eigenschaften an sich und Andern; nur die begünstigt er, nur die will er ausgebildet wissen. Ganz entgegengesetzt wirkt der Abbé; er hat Sinn für Alles, Lust an Allem, es zu erkennen und zu befördern.“ „Da muß ich doch wieder in die Rolle sehen!“ fuhr Jarno fort. „„Nur alle Menschen machen die Menschheit aus, nur alle Kräfte zusammengenommen die Welt. Diese sind unter sich oft im Widerstreit, und indem sie sich zu zerstören suchen, hält sie die Natur zusammen und bringt sie wieder hervor. Von dem geringsten thierischen Handwerkstriebe bis zur höchsten Ausübung der geistigsten Kunst, vom Lallen und Jauchzen des Kindes bis zur trefflichsten Aeußerung des Redners und Sängers, vom ersten Balgen der Knaben bis zu den ungeheuren Anstalten, wodurch Länder erhalten und erobert werden, vom leichtesten Wohlwollen und der flüchtigsten Liebe bis zur heftigsten Leidenschaft und zum ernstesten Bunde, von dem reinsten Gefühl der sinnlichen Gegenwart bis zu den leisesten Ahnungen und Hoffnungen der entferntesten geistigen Zukunft, Alles das und weit mehr liegt im Menschen und muß ausgebildet werden; aber nicht in Einem, sondern in Vielen. Jede Anlage ist wichtig, und sie muß entwickelt werden. Wenn Einer nur das Schöne, der Andere nur das Nützliche befördert, so machen Beide zusammen erst einen Menschen aus. Das Nützliche befördert sich selbst, denn die Menge bringt es hervor, und Alle können's nicht entbehren; das Schöne muß befördert werden, denn Wenige stellen's dar, und Viele bedürfen's.““

„Halten Sie inne!“ rief Wilhelm, „ich habe das Alles gelesen.“

*) Daß die Mittheilung über die Absicht des Abbé bei dem Verhelfen zum „Hamlet“ ursprünglich fehlte, zeigt Schiller's Brief an Goethe Nr. 189.

„Nur noch einige Zeilen!“ versetzte Jarno; „hier sind' ich den Abbé ganz wieder. „Eine Kraft beherrscht die andere, aber keine kann die andere bilden; in jeder Anlage liegt auch allein die Kraft, sich zu vollenden. Das verstehen so wenig Menschen, die doch lehren und wirken wollen.“

„Und ich verstehe es auch nicht,“ versetzte Wilhelm.

„Sie werden über diesen Text den Abbé noch oft genug hören. Und so lassen Sie uns nur immer recht deutlich sehen und festhalten, was an uns ist, und was wir an uns ausbilden können. Lassen Sie uns gegen die Andern gerecht sein! denn wir sind nur insofern zu achten, als wir zu schätzen wissen.“

„Um Gottes willen! keine Sentenzen weiter! Ich fühle, sie sind ein schlechtes Heilmittel für ein verwundetes Herz. Sagen Sie mir lieber mit Ihrer grausamen Bestimmtheit, was Sie von mir erwarten, und wie und auf welche Weise Sie mich aufopfern wollen.“

„Jeden Verdacht, ich versichere Sie, werden Sie uns künftig abbitten. Es ist Ihre Sache, zu prüfen und zu wählen, und die unsere, Ihnen beizustehen. Der Mensch ist nicht eher glücklich, als bis sein unbedingtes Streben sich selbst seine Begrenzung bestimmt. Nicht an mich halten Sie Sich, sondern an den Abbé; nicht an Sich denken Sie, sondern an das, was Sie umgiebt. Lernen Sie zum Beispiel Lothario's Trefflichkeit einsehen, wie sein Ueberblick und seine Thätigkeit unzertrennlich mit einander verbunden sind, wie er immer im Fortschreiten ist, wie er sich ausbreitet und Jeden mit fortreißt. Er führt, wo er auch sei, eine Welt mit sich; seine Gegenwart belebt und feuert an. Sehen Sie unsern guten Medikus dagegen! Es scheint gerade die entgegengesetzte Natur zu sein. Wenn Jener nur ins Ganze und auch in die Ferne wirkt, so richtet Dieser seinen hellen Blick nur auf die nächsten Dinge; er verschafft mehr die Mittel zur Thätigkeit, als daß er die Thätigkeit hervorbrächte und belebte; sein Handeln sieht einem guten Wirthschaften vollkommen ähnlich, seine Wirksamkeit ist still, indem er einen Jeden in seinem Kreis befördert; sein Wissen ist ein beständiges Sammeln und Austheilen, ein Nehmen und Mittheilen im Kleinen. Vielleicht konnte Lothario in einem Tage zerstören, woran Dieser Jahre lang gebaut hat; aber vielleicht theilt auch Lothario in einem Augenblicke Andern die Kraft mit, das Zerstörte hundertfältig wiederherzustellen.“

„Es iſt ein trauriges Geſchäft," ſagte Wilhelm, „wenn man über die reinen Vorzüge der Andern in einem Augenblicke denken ſoll, da man mit ſich ſelbſt uneins iſt; ſolche Betrachtungen ſtehen dem ruhigen Manne wohl an, nicht Dem, der von Leidenſchaft und Ungewißheit bewegt iſt."

„Ruhig und vernünftig zu betrachten, iſt zu keiner Zeit ſchädlich, und indem wir uns gewöhnen, über die Vorzüge Anderer zu denken, ſtellen ſich die unſern unvermerkt ſelbſt an ihren Platz, und jede falſche Thätigkeit, wozu uns die Phantaſie lockt, wird alsdann gern von uns aufgegeben. Befreien Sie wo möglich Ihren Geiſt von allem Argwohn und aller Aengſtlichkeit! Dort kommt der Abbé. Sein Sie ja freundlich gegen ihn, bis Sie noch mehr erfahren, wie viel Dank Sie ihm ſchuldig ſind. Der Schalk! da geht er zwiſchen Natalien und Thereſen; ich wollte wetten, er denkt ſich was aus. So wie er überhaupt gern ein Wenig das Schickſal ſpielt, ſo läßt er auch nicht von der Liebhaberei, manchmal eine Heirath zu ſtiften."

Wilhelm, deſſen leidenſchaftliche und verdrießliche Stimmung durch alle die klugen und guten Worte Jarno's nicht verbeſſert worden war, fand höchſt undelikat, daß ſein Freund gerade in dieſem Augenblicke eines ſolchen Verhältniſſes erwähnte, und ſagte, zwar lächelnd, doch nicht ohne Bitterkeit: „Ich dächte, man überließe die Liebhaberei, Heirathen zu ſtiften, Perſonen, die ſich lieb haben."

Sechstes Kapitel.

Die Geſellſchaft hatte ſich eben wieder begegnet, und unſere Freunde ſahen ſich genöthigt, das Geſpräch abzubrechen. Nicht lange, ſo ward ein Courier gemeldet, der einen Brief in Lothario's eigene Hände übergeben wollte. Der Mann ward vorgeführt; er ſah rüſtig und tüchtig aus, ſeine Livree war ſehr reich und geſchmackvoll. Wilhelm glaubte ihn zu kennen, und er irrte ſich nicht; es war derſelbe Mann, den er damals Philinen und der vermeinten Mariane nachgeſchickt hatte, und der nicht wieder zurückgekommen war. Eben wollte er ihn anreden, als Lothario, der den Brief geleſen hatte, ernſthaft und faſt verdrießlich fragte: „Wie heißt Sein Herr?"

„Das iſt unter allen Fragen," verſetzte der Courier mit Beſcheidenheit, „auf die ich am Wenigſten zu antworten weiß.

Ich hoffe, der Brief wird das Nöthige vermelden; mündlich ist mir nichts aufgetragen."

„Es sei, wie ihm sei," versetzte Lothario mit Lächeln; „da sein Herr das Zutrauen zu mir hat, mir so hasenfüßig zu schreiben, so soll er uns willkommen sein."

„Er wird nicht lange auf sich warten lassen," versetzte der Courier mit einer Verbeugung und entfernte sich.

„Vernehmt nur," sagte Lothario, „die tolle, abgeschmackte Botschaft. „Da unter allen Gästen," so schreibt der Unbekannte, „ein guter Humor der angenehmste Gast sein soll, wenn er sich einstellt, und ich denselben als Reisegefährten beständig mit mir herumführe, so bin ich überzeugt, der Besuch, den ich Ew. Gnaden und Liebden zugedacht habe, wird nicht übel vermerkt werden; vielmehr hoffe ich, mit der sämmtlichen hohen Familie vollkommener Zufriedenheit anzulangen und gelegentlich mich wieder zu entfernen. Der ich mich, und so weiter, Graf von Schneckenfuß."

„Das ist eine neue Familie," sagte der Abbé.

„Es mag ein Vikariatsgraf sein," versetzte Jarno.

„Das Geheimniß ist leicht zu errathen," sagte Natalie. „Ich wette, es ist Bruder Friedrich, der uns schon seit dem Tode des Oheims mit einem Besuche droht."

„Getroffen, schöne und weise Schwester!" rief Jemand aus einem nahen Busche, und zugleich trat ein angenehmer, heiterer junger Mann hervor. Wilhelm konnte sich kaum eines Schreies enthalten. „Wie?" rief er, „unser blonder Scheim, der soll mir auch hier noch erscheinen?"

Friedrich ward aufmerksam, sah Wilhelmen an und rief: „Wahrlich, weniger erstaunt wär' ich gewesen, die berühmten Pyramiden, die doch in Aegypten so fest stehen, oder das Grab des Königs Mausolus, das, wie man mir versichert hat, gar nicht mehr existirt, hier in dem Garten meines Oheims zu finden, als Euch, meinen alten Freund und vielfachen Wohlthäter. Seid mir besonders und schönstens gegrüßt!"

Nachdem er rings herum Alles bewillkommt und geküßt hatte, sprang er wieder auf Wilhelmen zu und rief: „Haltet mir ihn ja warm, diesen Helden, Heerführer und dramatischen Philosophen! Ich habe ihn bei unserer ersten Bekanntschaft schlecht, ja, ich darf wol sagen, mit der Hechel frisirt, und er hat mir doch nachher eine tüchtige Tracht Schläge erspart. Er ist großmüthig wie Scipio, freigebig wie Alexander, gelegentlich auch

verliebt, doch ohne seine Nebenbuhler zu hassen. Nicht etwa, daß er seinen Feinden Kohlen aufs Haupt sammelte, welches, wie man sagt, ein schlechter Dienst sein soll, den man Jemandem erzeigen kann, nein, er schickt vielmehr den Freunden, die ihm sein Mädchen entführen, gute und treue Diener nach, damit ihr Fuß an keinen Stein stoße."

In diesem Geschmack fuhr er unaufhaltsam fort, ohne daß Jemand ihm Einhalt zu thun im Stande gewesen wäre, und da Niemand in dieser Art ihm erwidern konnte, so behielt er das Wort ziemlich allein. „Verwundert Euch nicht," rief er aus, „über meine große Belesenheit in heiligen und Profan-Skribenten! Ihr sollt erfahren, wie ich zu diesen Kenntnissen gelangt bin." Man wollte von ihm wissen, wie es ihm gehe, wo er herkomme; allein er konnte vor lauter Sittensprüchen und alten Geschichten nicht zur deutlichen Erklärung gelangen.

Natalie sagte leise zu Theresen: „Seine Art von Lustigkeit thut mir wehe; ich wollte wetten, daß ihm dabei nicht wohl ist."

Da Friedrich außer einigen Späßen, die ihm Jarno erwiderte, keinen Anklang für seine Possen in der Gesellschaft fand, sagte er: „Es bleibt mir nichts übrig, als mit der ernsthaften Familie auch ernsthaft zu werden, und weil mir unter solchen bedenklichen Umständen sogleich meine sämmtliche Sündenlast schwer auf die Seele fällt, so will ich mich kurz und gut zu einer Generalbeichte entschließen, wovon Ihr aber, meine werthen Herren und Damen, nichts vernehmen sollt. Dieser edle Freund hier, dem schon Einiges von meinem Leben und Thun bekannt ist, soll es allein erfahren, um so mehr, als er allein darnach zu fragen einige Ursache hat. Wärt Ihr nicht neugierig, zu wissen," fuhr er gegen Wilhelmen fort, „wie und wo? wer? wann und warum? Wie sieht's mit der Konjugation des griechischen Verbi Phileo, Philo und mit den Derivativis dieses allerliebsten Zeitwortes aus?" Somit nahm er Wilhelmen beim Arme, führte ihn fort, indem er ihn auf alle Weise drückte und küßte.

Kaum war Friedrich auf Wilhelm's Zimmer gekommen, als er im Fenster ein Pudermesser liegen fand, mit der Inschrift: Gedenke mein. „Ihr hebt Eure werthen Sachen gut auf!" sagte er. „Wahrlich, das ist Philinens Pudermesser, das sie Euch jenen Tag schenkte, als ich Euch so gerauft hatte. Ich hoffe, Ihr habt des schönen Mädchens fleißig dabei gedacht, und ich versichere Euch, sie hat Euch auch nicht vergessen, und

wenn ich nicht jede Spur von Eifersucht schon lange aus meinem Herzen verbannt hätte, so würde ich Euch nicht ohne Neid ansehen."

„Reden Sie nichts mehr von diesem Geschöpfe!" versetzte Wilhelm. „Ich leugne nicht, daß ich den Eindruck ihrer angenehmen Gegenwart lange nicht los werden konnte; aber das war auch Alles."

„Pfui! schämt Euch," rief Friedrich, „wer wird eine Geliebte verleugnen? Und Ihr habt sie so komplet geliebt, als man es nur wünschen konnte. Es verging kein Tag, daß Ihr dem Mädchen nicht etwas schenktet, und wenn der Deutsche schenkt, liebt er gewiß. Es blieb mir nichts übrig, als sie Euch zuletzt wegzuputzen, und dem rothen Offizierchen ist es denn auch endlich geglückt."

„Wie? Sie waren der Offizier, den wir bei Philinen antrafen, und mit dem sie wegreiste?"

„Ja!" versetzte Friedrich, „den Sie für Marianen hielten. Wir haben genug über den Irrthum gelacht."

„Welche Grausamkeit!" rief Wilhelm, „mich in einer solchen Ungewißheit zu lassen!"

„Und noch dazu den Courier, den Sie uns nachschickten, gleich in Dienste zu nehmen!" versetzte Friedrich. „Es ist ein tüchtiger Kerl und ist diese Zeit nicht von unserer Seite gekommen. Und das Mädchen lieb' ich noch immer so rasend wie jemals. Mir hat sie's ganz eigens angethan, daß ich mich ganz nahezu in einem mythologischen Falle befinde und alle Tage befürchte, verwandelt zu werden."

„Sagen Sie mir nur," fragte Wilhelm, „wo haben Sie Ihre ausgebreitete Gelehrsamkeit her? Ich höre mit Verwunderung der seltsamen Manier zu, die Sie angenommen haben, immer mit Beziehung auf alte Geschichten und Fabeln zu sprechen."

„Auf die lustigste Weise," sagte Friedrich, „bin ich gelehrt, und zwar sehr gelehrt worden. Philine ist nun bei mir; wir haben einem Pachter das alte Schloß eines Rittergutes abgemiethet, worin wir wie die Kobolde aufs Lustigste leben. Dort haben wir eine zwar kompendiöse, aber doch ausgesuchte Bibliothek gefunden, enthaltend eine Bibel in Folio, Gottfried's Chronik,*) zwei Bände Theatrum Europaeum,**) die Acerra philo-

*) Historische Chronika, drei Folianten (1743–1749).
**) Die einundzwanzig Folianten desselben stellen die Jahre 1617—1718 dar.

logica.*) Gryphii Schriften**) und noch einige minder wichtige Bücher. Nun hatten wir denn doch, wenn wir ausgetobt hatten, manchmal Langeweile; wir wollten lesen, und ehe wir's uns versahen, ward unsere Weile noch länger. Endlich hatte Philine den herrlichen Einfall, die sämmtlichen Bücher auf einem großen Tisch aufzuschlagen; wir setzten uns gegen einander und lasen gegen einander, und immer nur stellenweise, aus einem Buch wie aus dem andern. Das war nun eine rechte Lust! Wir glaubten wirklich in guter Gesellschaft zu sein, wo man für unschicklich hält, irgend eine Materie zu lange fortsinnen oder wol gar gründlich erörtern zu wollen; wir glaubten in lebhafter Gesellschaft zu sein, wo Keins das Andere zum Wort kommen läßt. Diese Unterhaltung geben wir uns regelmäßig alle Tage und werden dadurch nach und nach so gelehrt, daß wir uns selbst darüber verwundern. Schon finden wir nichts Neues mehr unter der Sonne; zu Allem bietet uns unsere Wissenschaft einen Beleg an. Wir variiren diese Art, uns zu unterrichten, auf gar vielerlei Weise. Manchmal lesen wir nach einer alten verdorbenen Sanduhr, die in einigen Minuten ausgelaufen ist. Schnell dreht sie das Andere herum und fängt aus einem Buche zu lesen an, und kaum ist wieder der Sand im untern Glase, so beginnt das Andere schon wieder seinen Spruch, und so studiren wir wirklich auf wahrhaft akademische Weise, nur daß wir kürzere Stunden haben und unsere Studien äußerst mannichfaltig sind."

„Diese Tollheit begreife ich wol," sagte Wilhelm, „wenn einmal so ein lustiges Paar beisammen ist; wie aber das lockere Paar so lange beisammen bleiben kann, das ist mir nicht so bald begreiflich."

„Das ist," rief Friedrich, „eben das Glück und das Unglück: Philine darf sich nicht sehen lassen, sie mag sich selbst nicht sehen; sie ist guter Hoffnung. Unförmlicher und lächerlicher ist nichts in der Welt als sie. Noch kurz, ehe ich wegging, kam sie zufälligerweise vor den Spiegel. „Pfui Teufel!" sagte sie und wendete das Gesicht ab, „die leibhafte Frau Melina! das garstige Bild! Man sieht doch ganz niederträchtig aus!"

„Ich muß gestehen," versetzte Wilhelm lächelnd, „daß es ziemlich komisch sein mag, Euch als Vater und Mutter beisammen zu sehen."

*) Acerra philologica von 200 Historien (1743).
**) Andreae Gryphii teutsche Gedichte, zwei Bände (1698).

„Es ist ein recht närrischer Streich," sagte Friedrich, „daß ich noch zuletzt als Vater gelten soll. Sie behauptet's, und die Zeit trifft auch. Anfangs machte mich der verwünschte Besuch, den sie Euch nach dem „Hamlet" abgestattet hatte, ein Wenig irre."

„Was für ein Besuch?"

„Ihr werdet das Andenken daran doch nicht ganz und gar verschlafen haben? Das allerliebste fühlbare Gespenst jener Nacht, wenn Ihr's noch nicht wißt, war Philine. Die Geschichte war mir freilich eine harte Mitgift; doch wenn man sich so etwas nicht mag gefallen lassen, so muß man gar nicht lieben. Die Vaterschaft beruht überhaupt nur auf der Ueberzeugung; ich bin überzeugt, und also bin ich Vater. Da seht Ihr, daß ich die Logik auch am rechten Orte zu brauchen weiß. Und wenn das Kind sich nicht gleich nach der Geburt auf der Stelle zu Tode lacht, so kann es, wo nicht ein nützlicher, doch angenehmer Weltbürger werden."

Indessen die Freunde sich auf diese lustige Weise von leichtfertigen Gegenständen unterhielten, hatte die übrige Gesellschaft ein ernsthaftes Gespräch angefangen. Kaum hatten Friedrich und Wilhelm sich entfernt, als der Abbé die Freunde unvermerkt in einen Gartensaal führte und, als sie Platz genommen hatten, seinen Vortrag begann.

„Wir haben," sagte er, „im Allgemeinen behauptet, daß Fräulein Therese nicht die Tochter ihrer Mutter sei; es ist nöthig, daß wir uns hierüber auch nun im Einzelnen erklären. Hier ist die Geschichte, die ich sodann auf alle Weise zu belegen und zu beweisen mich erbiete.*)

„Frau von * lebte die ersten Jahre ihres Ehestandes mit ihrem Gemahl in dem besten Vernehmen; nur hatten sie das Unglück, daß die Kinder, zu denen einigemal Hoffnung war, todt zur Welt kamen, und bei dem dritten die Aerzte der Mutter beinahe den Tod verkündigten und ihn bei einem folgenden als ganz unvermeidlich weissagten. Man war genöthigt, sich zu entschließen; man wollte das Ehebund nicht aufheben; man befand sich, bürgerlich genommen, zu wohl. Frau von * suchte in der Ausbildung ihres Geistes, in einer gewissen Repräsentation, in den Freuden der Eitelkeit eine Art von Entschädigung für das Mutterglück, das ihr versagt war. Sie sah ihrem Gemahl

*) Diesen Absatz, wie den auf Seite 508, Z. 20 bis 29, fügte Goethe auf Schiller's Mahnung (Brief 159) hinzu.

mit sehr viel Heiterkeit nach, als er Neigung zu einem Frauenzimmer faßte, welche die ganze Haushaltung versah, eine schöne Gestalt und einen sehr soliden Charakter hatte. Frau von * bot nach kurzer Zeit einer Einrichtung selbst die Hände, nach welcher das gute Mädchen sich Theresens Vater überließ, in der Besorgung des Hauswesens fortfuhr und gegen die Frau vom Hause fast noch mehr Dienstfertigkeit und Ergebung als vorher bezeigte.

„Nach einiger Zeit erklärte sie sich guter Hoffnung, und die beiden Eheleute kamen bei dieser Gelegenheit, obwol aus ganz verschiedenen Anlässen, auf einerlei Gedanken. Herr von * wünschte das Kind seiner Geliebten als sein rechtmäßiges im Hause einzuführen, und Frau von *, verdrießlich, daß durch die Indiskretion ihres Arztes ihr Zustand in der Nachbarschaft hatte verlauten wollen, dachte durch ein untergeschobenes Kind sich wieder in Ansehen zu setzen und durch eine solche Nachgiebigkeit ein Uebergewicht im Hause zu erhalten, das sie unter den übrigen Umständen zu verlieren fürchtete. Sie war zurückhaltender als ihr Gemahl, sie merkte ihm seinen Wunsch ab und wußte, ohne ihm entgegenzugehen, eine Erklärung zu erleichtern. Sie machte ihre Bedingungen und erhielt fast Alles, was sie verlangte, und so entstand das Testament, worin so wenig für das Kind gesorgt zu sein schien. Der alte Arzt war gestorben; man wendete sich an einen jungen, thätigen, gescheiten Mann; er ward gut belohnt, und er konnte selbst eine Ehre darin suchen, die Unschicklichkeit und Uebereilung seines abgeschiedenen Kollegen ins Licht zu setzen und zu verbessern. Die wahre Mutter willigte nicht ungern ein; man spielte die Verstellung sehr gut. Therese kam zur Welt und wurde einer Stiefmutter zugeeignet, indeß ihre wahre Mutter ein Opfer dieser Verstellung ward, indem sie sich zu früh wieder herauswagte, starb und den guten Mann trostlos hinterließ.

„Frau von * hatte indessen ganz ihre Absicht erreicht: sie hatte vor den Augen der Welt ein liebenswürdiges Kind, mit dem sie übertrieben paradirte; sie war zugleich eine Nebenbuhlerin losgeworden, deren Verhältniß sie denn doch mit neidischen Augen ansah, und deren Einfluß sie, für die Zukunft wenigstens, heimlich fürchtete. Sie überhäufte das Kind mit Zärtlichkeit und wußte ihren Gemahl in vertraulichen Stunden durch eine so lebhafte Theilnahme an seinem Verlust dergestalt an sich zu ziehen, daß er sich ihr, man kann wol sagen, ganz

ergab, sein Glück und das Glück seines Kindes in ihre Hände legte und kaum kurze Zeit vor seinem Tode, und noch gewissermaßen nur durch seine erwachsene Tochter, wieder Herr im Hause ward. Das war, schöne Therese, das Geheimniß, das Ihnen Ihr kranker Vater wahrscheinlich so gern entdeckt hätte; das ist's, was ich Ihnen jetzt, eben da der junge Freund, der durch die sonderbarste Verknüpfung von der Welt Ihr Bräutigam geworden ist, in der Gesellschaft fehlt, umständlich vorlegen wollte. Hier sind die Papiere, die aufs Strengste beweisen, was ich behauptet habe. Sie werden daraus zugleich erfahren, wie lange ich schon dieser Entdeckung auf der Spur war, und wie ich doch erst jetzt zur Gewißheit kommen konnte; wie ich nicht wagte, meinem Freunde etwas von der Möglichkeit des Glücks zu sagen, da es ihn zu tief gekränkt haben würde, wenn diese Hoffnung zum zweiten Mal verschwunden wäre. Sie werden Lydiens Argwohn begreifen; denn ich gestehe gern, daß ich die Neigung unseres Freundes zu diesem guten Mädchen keineswegs begünstigte, seitdem ich seiner Verbindung mit Theresen wieder entgegensah."

Niemand erwiderte etwas auf diese Geschichte. Die Frauenzimmer gaben die Papiere nach einigen Tagen zurück, ohne derselben weiter zu erwähnen.

Man hatte Mittel genug in der Nähe, die Gesellschaft, wenn sie beisammen war, zu beschäftigen; auch bot die Gegend so manche Reize dar, daß man sich gern darin theils einzeln, theils zusammen, zu Pferde, zu Wagen oder zu Fuße umsah. Jarno richtete bei einer solchen Gelegenheit seinen Auftrag an Wilhelmen aus, legte ihm die Papiere vor, schien aber weiter keine Entschließung von ihm zu verlangen.

„In diesem höchst sonderbaren Zustand, in dem ich mich befinde," sagte Wilhelm darauf, „brauche ich Ihnen nur das zu wiederholen, was ich sogleich anfangs in Gegenwart Nataliens, und gewiß mit einem reinen Herzen gesagt habe: Lothario und seine Freunde kennen jede Art von Entsagung von mir fordern; ich lege Ihnen hiermit alle meine Ansprüche an Theresen in die Hand. Verschaffen Sie mir dagegen meine förmliche Entlassung. O! es bedarf, mein Freund, keines großen Bedenkens, mich zu entschließen. Schon diese Tage hab' ich gefühlt, daß Therese Mühe hat, nur einen Schein der Lebhaftigkeit, mit der sie mich hier zuerst begrüßte, zu erhalten. Ihre Neigung ist mir entwendet, oder vielmehr, ich habe sie nie besessen."

„Solche Fälle möchten ſich wol beſſer nach und nach, unter Schweigen und Erwarten aufklären," verſetzte Jarno, „als durch vieles Reden, wodurch immer eine Art von Verlegenheit und Gährung entſteht."

„Ich dächte vielmehr," ſagte Wilhelm, „daß gerade dieſer Fall der rubigſten und der reinſten Entſcheidung fähig ſei. Man hat mir ſo oft den Vorwurf des Zauderns und der Ungewißheit gemacht; warum will man jetzt, da ich entſchloſſen bin, geradezu einen Fehler, den man an mir tadelte, gegen mich ſelbſt begehen? Giebt ſich die Welt nur darum ſo viel Mühe, uns zu bilden, um uns fühlen zu laſſen, daß ſie ſich nicht bilden mag? Ja, gönnen Sie mir recht bald das heitere Gefühl, ein Mißverhältniß loszuwerden, in das ich mit den reinſten Geſinnungen von der Welt gerathen bin."

Ungeachtet dieſer Bitte vergingen einige Tage, in denen er nichts von dieſer Sache hörte, noch auch eine weitere Veränderung an ſeinen Freunden bemerkte; die Unterhaltung war vielmehr blos allgemein und gleichgiltig.

Siebentes Kapitel.

Einſt ſaßen Natalie, Jarno und Wilhelm zuſammen, und Natalie begann: „Sie ſind nachdenklich, Jarno; ich kann es Ihnen ſchon einige Zeit abmerken."

„Ich bin es," verſetzte der Freund, „und ich ſehe ein wichtiges Geſchäft vor mir, das bei uns ſchon lange vorbereitet iſt und jetzt nothwendig angegriffen werden muß. Sie wiſſen ſchon etwas im Allgemeinen davon, und ich darf wol vor unſerm jungen Freunde davon reden, weil es auf ihn ankommen ſoll, ob er Theil daran zu nehmen Luſt hat. Sie werden mich nicht lange mehr ſehen; denn ich bin im Begriff, nach Amerika überzuſchiffen."

„Nach Amerika?" verſetzte Wilhelm lächelnd. „Ein ſolches Abenteuer hätte ich nicht von Ihnen erwartet, noch weniger, daß Sie mich zum Gefährten auserſehen würden."

„Wenn Sie unſern Plan ganz kennen," verſetzte Jarno, „ſo werden Sie ihm einen beſſern Namen geben und vielleicht für ihn eingenommen werden. Hören Sie mich an! Man darf nur ein Wenig mit den Welthändeln bekannt ſein, um zu bemerken,

daß uns große Veränderungen bevorstehen, und daß die Besitzthümer beinah nirgends mehr recht sicher sind."

„Ich habe keinen deutlichen Begriff von den Welthändeln," fiel Wilhelm ein, „und habe mich erst vor Kurzem um meine Besitzthümer bekümmert. Vielleicht hätte ich wohl gethan, sie mir noch länger aus dem Sinne zu schlagen, da ich bemerken muß, daß die Sorge für ihre Erhaltung so hypochondrisch macht."

„Hören Sie mich aus!" sagte Jarno. „Die Sorge geziemt dem Alter, damit die Jugend eine Zeit lang sorglos sein könne. Das Gleichgewicht in den menschlichen Handlungen kann leider nur durch Gegensätze hergestellt werden. Es ist gegenwärtig nichts weniger als räthlich, nur an einem Orte zu besitzen, nur einem Platze sein Geld anzuvertrauen, und es ist wieder schwer, an vielen Orten Aufsicht darüber zu führen. Wir haben uns deswegen etwas Anderes ausgedacht: aus unserm alten Thurm soll eine Societät ausgehen, die sich in alle Theile der Welt ausbreiten, in die man aus jedem Theile der Welt eintreten kann. Wir assekuriren uns unter einander unsere Existenz, auf den einzigen Fall, daß eine Staatsrevolution den Einen oder den Andern von seinen Besitzthümern völlig vertriebe. Ich gehe nun hinüber nach Amerika, um die guten Verhältnisse zu benutzen, die sich unser Freund bei seinem dortigen Aufenthalt gemacht hat. Der Abbé will nach Rußland gehen, und Sie sollen die Wahl haben, wenn Sie Sich an uns anschließen wollen, ob Sie Lothario in Deutschland beistehen oder mit mir gehen wollen. Ich dächte, Sie wählten das Letzte; denn eine große Reise zu thun, ist für einen jungen Mann äußerst nützlich."

Wilhelm nahm sich zusammen und antwortete: „Der Antrag ist aller Ueberlegung werth; denn mein Wahlspruch wird doch nächstens sein: „Je weiter weg, je besser!" Sie werden mich, hoffe ich, mit Ihrem Plane näher bekannt machen. Es kann von meiner Unbekanntschaft mit der Welt herrühren, mir scheinen aber einer solchen Verbindung sich unüberwindliche Schwierigkeiten entgegenzusetzen."

„Davon sich die meisten nur dadurch heben werden," versetzte Jarno, „daß unser bis jetzt nur Wenig sind, redliche, gescheite und entschlossene Leute, die einen gewissen allgemeinen Sinn haben, aus dem allein der gesellige Sinn entstehen kann."

Friedrich,*) der bisher nur zugehört hatte, versetzte darauf:

*) Seine Anwesenheit ist am Anfange nicht erwähnt.

„Und wenn Ihr mir ein gutes Wort gebt, gebe ich auch mit.“

Jarno schüttelte den Kopf.

„Nun, was habt Ihr an mir auszusetzen?“ fuhr Friedrich fort. „Bei einer neuen Kolonie werden auch junge Kolonisten erfordert, und die bring' ich gleich mit; auch lustige Kolonisten, das versichere ich Euch. Und dann wüßte ich noch ein gutes junges Mädchen, das hierüben nicht mehr am Platz ist, die süße, reizende Lydie. Wo soll das arme Kind mit seinem Schmerz und Jammer hin, wenn sie ihn nicht gelegentlich in die Tiefe des Meeres werfen kann, und wenn sich nicht ein braver Mann ihrer annimmt? Ich dächte, mein Jugendfreund, da Ihr doch im Gange seid, Verlassene zu trösten, Ihr entschließt Euch, Jeder nähme sein Mädchen unter den Arm, und wir folgten dem alten Herrn.“

Dieser Antrag verdroß Wilhelmen. Er antwortete mit verstellter Ruhe: „Weiß ich doch nicht einmal, ob sie frei ist, und da ich überhaupt im Werben nicht glücklich zu sein scheine, so möchte ich einen solchen Versuch nicht machen.“

Natalie sagte darauf: „Bruder Friedrich, Du glaubst, weil Du für Dich so leichtsinnig handelst, auch für Andere gelte Deine Gesinnung. Unser Freund verdient ein weibliches Herz, das ihm ganz angehöre, das nicht an seiner Seite von fremden Erinnerungen bewegt werde; nur mit einem höchst vernünftigen und reinen Charakter, wie Theresens, war ein Wagestück dieser Art zu raten.“

„Was Wagestück!“ rief Friedrich: „in der Liebe ist Alles Wagestück. Unter der Laube oder vor dem Altar, mit Umarmungen oder goldenen Ringen, beim Gesange der Heimchen oder bei Trompeten und Pauken, es ist Alles nur ein Wagestück, und der Zufall thut Alles.“

„Ich habe immer gesehen,“ versetzte Natalie, „daß unsere Grundsätze nur ein Supplement zu unsern Existenzen sind. Wir hängen unsern Fehlern gar zu gern das Gewand eines giltigen Gesetzes um. Gieb nur Acht, welchen Weg Dich die Schöne noch führen wird, die Dich auf eine so gewaltsame Weise angezogen hat und festhält.“

„Sie ist selbst auf einem sehr guten Wege,“ versetzte Friedrich, „auf dem Wege zur Heiligkeit. Es ist freilich ein Umweg, aber desto lustiger und sicherer; Maria von Magdala ist ihn auch gegangen, und wer weiß, wie viel Andere. Ueberhaupt,

Schwester, wenn von Liebe die Rede ist, solltest Du Dich gar nicht drein mischen. Ich glaube, Du heirathest nicht eher, als bis einmal irgendwo eine Braut fehlt, und Du giebst Dich alsdann nach Deiner gewohnten Gutherzigkeit auch als Supplement irgend einer Existenz hin. Also laß uns nur jetzt mit diesem Seelenverkäufer da unsern Handel schließen und über unsere Reisegesellschaft einig werden."

„Sie kommen mit Ihren Vorschlägen zu spät," sagte Jarno; „für Lydien ist gesorgt."

„Und wie?" fragte Friedrich.

„Ich habe ihr selbst meine Hand angeboten," versetzte Jarno.

„Alter Herr," sagte Friedrich, „da macht Ihr einen Streich, zu dem man, wenn man ihn als ein Substantivum betrachtet, verschiedene Adjektiva, und folglich, wenn man ihn als Subjekt betrachtet, verschiedene Prädikate finden könnte."

„Ich muß aufrichtig gestehen," versetzte Natalie, „es ist ein gefährlicher Versuch, sich ein Mädchen zuzueignen in dem Augenblicke, da sie aus Liebe zu einem Andern verzweifelt."

„Ich habe es gewagt," versetzte Jarno; „sie wird unter einer gewissen Bedingung mein. Und, glauben Sie mir, es ist in der Welt nichts schätzbarer als ein Herz, das der Liebe und der Leidenschaft fähig ist. Ob es geliebt habe, ob es noch liebe, darauf kommt es nicht an. Die Liebe, mit der ein Anderer geliebt wird, ist mir beinah reizender als die, mit der ich geliebt werden könnte; ich sehe die Kraft, die Gewalt eines schönen Herzens, ohne daß die Eigenliebe mir den reinen Anblick trübt."

„Haben Sie Lydien in diesen Tagen schon gesprochen?" versetzte Natalie.

Jarno nickte lächelnd; Natalie schüttelte den Kopf und sagte, indem sie aufstand: „Ich weiß gar nicht mehr, was ich aus Euch machen soll; aber mich sollt Ihr gewiß nicht irre machen."*)

Sie wollte sich eben entfernen, als der Abbé mit einem Briefe in der Hand hereintrat und zu ihr sagte: „Bleiben Sie! ich habe hier einen Vorschlag, bei dem Ihr Rath willkommen sein wird. Der Marchese, der Freund Ihres verstorbenen Oheims, den wir seit einiger Zeit erwarten, muß in diesen Tagen hier

*) Die ganze Stelle vom Anfang des Kapitels ist ein späterer Zusatz, eine auf eine Fortsetzung deutende, nicht ganz glückliche Verknüpfung (Goethe's Brief an Schiller 1811). Das Folgende hatte ursprünglich eine etwas andere Fassung.

ſein. Er ſchreibt mir, daß ihm doch die deutſche Sprache nicht ſo geläufig ſei, als er geglaubt, daß er eines Geſellſchafters bedürfe, der ſie vollkommen nebſt einigem Andern beſitze; da er mehr wünſche in wiſſenſchaftliche als politiſche Verbindungen zu treten, ſo ſei ihm ein ſolcher Telmeſcher unentbehrlich. Ich wüßte Niemanden geſchickter dazu als unſern jungen Freund. Er kennt die Sprache, iſt ſonſt in Vielem unterrichtet, und es wird für ihn ſelbſt ein großer Vortheil ſein, in ſo guter Geſellſchaft und unter ſo vortheilhaften Umſtänden Deutſchland zu ſehen. Wer ſein Vaterland nicht kennt, hat keinen Maaßſtab für fremde Länder. Was ſagen Sie, meine Freunde? was ſagen Sie, Natalie?"

Niemand wußte gegen den Antrag etwas einzuwenden. Jarno ſchien ſeinen Vorſchlag, nach Amerika zu reiſen, ſelbſt als kein Hinderniß anzuſehen, indem er ohnehin nicht ſogleich aufbrechen würde. Natalie ſchwieg, und Friedrich führte verſchiedene Sprichwörter über den Nutzen des Reiſens an.

Wilhelm war über dieſen neuen Vorſchlag im Herzen ſo entrüſtet, daß er es kaum verbergen konnte. Er ſah eine Verabredung, ihn baldmöglichſt loszuwerden, nur gar zu deutlich, und was das Schlimmſte war, man ließ ſie ſo offenbar, ſo ganz ohne Schonung ſehen. Auch der Verdacht, den Lydie bei ihm erregt, Alles, was er ſelbſt erfahren hatte, wurde wieder aufs Neue vor ſeiner Seele lebendig, und die natürliche Art, wie Jarno ihm Alles ausgelegt hatte, ſchien ihm auch nur eine künſtliche Darſtellung zu ſein. Er nahm ſich zuſammen und antwortete: „Dieſer Antrag verdient allerdings eine reifliche Ueberlegung."

„Eine geſchwinde Entſchließung möchte nötig ſein," verſetzte der Abbé.

„Dazu bin ich jetzt nicht gefaßt," antwortete Wilhelm. „Wir können die Ankunft des Mannes abwarten und dann ſehen, ob wir zuſammen paſſen. Eine Hauptbedingung aber muß man zum Voraus eingehen, daß ich meinen Felix mitnehmen und ihn überall mit hinführen darf."

„Dieſe Bedingung wird ſchwerlich zugeſtanden werden," verſetzte der Abbé.

„Und ich ſehe nicht," rief Wilhelm aus, „warum ich mir von irgend einem Menſchen ſollte Bedingungen vorſchreiben laſſen? und warum ich, wenn ich einmal mein Vaterland ſehen will, einen Italiener zur Geſellſchaft brauche?"

„Weil ein junger Mensch," versetzte der Abbé mit einem gewissen imponirenden Ernste, „immer Ursache hat, sich anzuschließen."

Wilhelm, der wohl merkte, daß er länger an sich zu halten nicht im Stande sei, da sein Zustand nur durch die Gegenwart Nataliens noch einigermaßen gelindert ward, ließ sich hierauf mit einiger Hast vernehmen: „Man vergönne mir nur noch kurze Bedenkzeit, und ich vermuthe, es wird sich geschwind entscheiden, ob ich Ursache habe, mich weiter anzuschließen, oder ob nicht vielmehr Herz und Klugheit mir unwiderstehlich gebieten, mich von so mancherlei Banden loszureißen, die mir eine ewige, elende Gefangenschaft drohen."

So sprach er mit einem lebhaft bewegten Gemüth. Ein Blick auf Natalien beruhigte ihn einigermaßen, indem sich in diesem leidenschaftlichen Augenblick ihre Gestalt und ihr Werth nur desto tiefer bei ihm eindrückten.

„Ja!" sagte er zu sich selbst, indem er sich allein fand, „gestehe Dir nur, Du liebst sie, und Du fühlst wieder, was es heiße, wenn der Mensch mit allen Kräften lieben kann. So liebte ich Marianen, und ward so schrecklich an ihr irre; ich liebte Philinen, und mußte sie verachten. Aurelien achtete ich und konnte sie nicht lieben; ich verehrte Theresen, und die väterliche Liebe nahm die Gestalt einer Neigung zu ihr an; und jetzt, da in Deinem Herzen alle Empfindungen zusammentreffen, die den Menschen glücklich machen sollten, jetzt bist Du genöthigt zu fliehen! Ach! warum muß sich zu diesen Empfindungen, zu diesen Erkenntnissen das unüberwindliche Verlangen des Besitzes gesellen? und warum richten ohne Besitz eben diese Empfindungen, diese Ueberzeugungen jede andere Art von Glückseligkeit völlig zu Grunde? Werde ich künftig der Sonne und der Welt, der Gesellschaft oder irgend eines Glücksgutes genießen? Wirst Du nicht immer zu Dir sagen: „Natalie ist nicht da!" und doch wird leider Natalie Dir immer gegenwärtig sein. Schließest Du die Augen, so wird sie sich Dir darstellen; öffnest Du sie, so wird sie vor allen Gegenständen hinschweben, wie die Erscheinung, die ein blendendes Bild im Auge zurücklässt. War nicht schon früher die schnell vorübergegangene Gestalt der Amazone Deiner Einbildungskraft immer gegenwärtig? Und Du hattest sie nur gesehen, Du kanntest sie nicht. Nun, da Du sie kennst, da Du ihr so nahe warst, da sie so vielen Antheil an Dir gezeigt hat, nun sind ihre Eigenschaften so tief in Dein

Gemüth geprägt als ihr Bild jemals in Deine Sinne. Aengſtlich iſt es immer zu ſuchen, aber viel ängſtlicher, gefunden zu haben und verlaſſen zu müſſen. Wornach ſoll ich in der Welt nun weiter fragen? Wornach ſoll ich mich weiter umſehen? Welche Gegend, welche Stadt verwahrt einen Schatz, der dieſem gleich iſt? Und ich ſoll reiſen, um nur immer das Geringere zu finden? Iſt denn das Leben blos wie eine Rennbahn, wo man ſogleich ſchnell wieder umkehren muß, wenn man das äußerſte Ende erreicht hat? Und ſteht das Gute, das Vortreffliche nur wie ein feſtes, unverrücktes Ziel da, von dem man ſich eben ſo ſchnell mit raſchen Pferden wieder entfernen muß, als man es erreicht zu haben glaubt? anſtatt daß jeder Andere, der nach irdiſchen Waaren ſtrebt, ſie ſich in den verſchiedenen Himmelsgegenden oder wol gar auf der Meſſe und dem Jahrmarkt anſchaffen kann."

„Komm, lieber Knabe!" rief er ſeinem Sohn entgegen, der eben daher geſprungen kam, „ſei und bleibe Du mir Alles! Du wardſt mir zum Erſatz Deiner geliebten Mutter gegeben, Du ſollteſt mir die zweite Mutter erſetzen, die ich Dir beſtimmt hatte, und nun haſt Du noch die größere Lücke auszufüllen. Beſchäftige mein Herz, beſchäftige meinen Geiſt mit Deiner Schönheit, Deiner Liebenswürdigkeit, Deiner Wißbegierde und Deinen Fähigkeiten!"

Der Knabe war mit einem neuen Spielwerke beſchäftigt; der Vater ſuchte es ihm beſſer, ordentlicher, zweckmäßiger einzurichten; aber in dem Augenblicke verlor auch das Kind die Luſt daran. „Du biſt ein wahrer Menſch!" rief Wilhelm aus. „Komm, mein Sohn! komm, mein Bruder! laß uns in der Welt zwecklos hinſpielen, ſo gut wir können!"

Sein Entſchluß, ſich zu entfernen, das Kind mit ſich zu nehmen und ſich an den Gegenſtänden der Welt zu zerſtreuen, war nun ſein feſter Vorſatz. Er ſchrieb an Wernern, erſuchte ihn um Geld und Kreditbriefe und ſchickte Friedrich's Courier mit dem geſchärften Auftrage weg, bald wiederzukommen. So ſehr er gegen die übrigen Freunde auch verſtimmt war, ſo rein blieb ſein Verhältniß zu Natalien. Er vertraute ihr ſeine Abſicht; auch ſie nahm für bekannt an, daß er gehen könne und müſſe, und wenn ihn auch gleich dieſe ſcheinbare Gleichgiltigkeit an ihr ſchmerzte, ſo beruhigte ihn doch ihre gute Art und ihre Gegenwart vollkommen. Sie rieth ihm, verſchiedene Städte zu beſuchen, um dort einige ihrer Freunde und Freun-

dinnen kennen zu lernen. Der Courier kam zurück, brachte, was Wilhelm verlangt hatte, obgleich Werner mit dieſem neuen Ausflug nicht zufrieden zu ſein ſchien. „Meine Hoffnung, daß Du vernünftig werden würdeſt," ſchrieb Dieſer, „iſt nun wieder eine gute Weile hinausgeſchoben. Wo ſchweift Ihr nun Alle zuſammen herum? Und wo bleibt denn das Frauenzimmer, zu deſſen wirthſchaftlichem Beiſtande Du mir Hoffnung machteſt? Auch die übrigen Freunde ſind nicht gegenwärtig; dem Gerichtshalter und mir iſt das ganze Geſchäft aufgewälzt. Ein Glück, daß er eben ein ſo guter Rechtsmann iſt, als ich ein Finanzmann bin, und daß wir Beide etwas zu ſchleppen gewohnt ſind. Lebe wohl! Deine Ausſchweifungen ſollen Dir verziehen ſein, da doch ohne ſie unſer Verhältniß in dieſer Gegend nicht hätte ſo gut werden können."

Was das Aeußere betraf, hätte er nun immer abreiſen können; allein ſein Gemüth war noch durch zwei Hinderniſſe gebunden. Man wollte ihm ein für allemal Mignon's Körper nicht zeigen, als bei den Exequien, welche der Abbé zu halten gedachte, zu welcher Feierlichkeit noch nicht Alles bereit war. Auch war der Arzt durch einen ſonderbaren Brief des Landgeiſtlichen abgerufen worden. Es betraf den Harfenſpieler, von deſſen Schickſalen Wilhelm näher unterrichtet ſein wollte.

In dieſem Zuſtande fand er weder bei Tag noch bei Nacht Ruhe der Seele oder des Körpers. Wenn Alles ſchlief, ging er in dem Hauſe hin und her. Die Gegenwart der alten bekannten Kunſtwerke zog ihn an und ſtieß ihn ab. Er kannte nichts, was ihn umgab, weder ergreifen noch laſſen, Alles erinnerte ihn an Alles; er überſah den ganzen Ring ſeines Lebens; nur lag er leider zerbrochen vor ihm und ſchien ſich auf ewig nicht ſchließen zu wollen. Dieſe Kunſtwerke, die ſein Vater verkauft hatte, ſchienen ihm ein Symbol, daß auch er von einem ruhigen und gründlichen Beſitz des Wünſchenswerthen in der Welt theils ausgeſchloſſen theils deſſelben durch eigene oder fremde Schuld beraubt werden ſollte. Er verlor ſich ſo weit in dieſen ſonderbaren und traurigen Betrachtungen, daß er ſich ſelbſt manchmal wie ein Geiſt vorkam und, ſelbſt wenn er die Dinge außer ſich befühlte und betaſtete, ſich kaum des Zweifels erwehren konnte, ob er denn auch wirklich lebe und da ſei.

Nur der lebhafte Schmerz, der ihn manchmal ergriff, daß er alles das Gefundene und Wiedergefundene ſo freventlich

und doch ſo nothwendig verlaſſen müſſe, nur ſeine Thränen gaben ihm das Gefühl ſeines Daſeins wieder. Vergebens rief er ſich den glücklichen Zuſtand, in dem er ſich doch eigentlich befand, vors Gedächtniß. „So iſt denn Alles nichts,“ rief er aus, „wenn das Eine fehlt, das dem Menſchen alles Uebrige werth iſt.“

Der Abbé verkündigte der Geſellſchaft die Ankunft des Marcheſe. „Sie ſind zwar, wie es ſcheint,“ ſagte er zu Wilhelmen, „mit Ihrem Knaben allein abzureiſen entſchloſſen; lernen Sie jedoch wenigſtens dieſen Mann kennen, der Ihnen, wo Sie ihn auch unterwegs antreffen, auf alle Fälle nützlich ſein kann.“

Der Marcheſe erſchien; es war ein Mann noch nicht hoch in Jahren, eine von den wohlgeſtalteten, gefälligen lombardiſchen Figuren. Er hatte als Jüngling mit dem Oheim, der ſchon um Vieles älter war, bei der Armee, dann in Geſchäften Bekanntſchaft gemacht; ſie hatten nachher einen großen Theil von Italien zuſammen durchreiſt, und die Kunſtwerke, die der Marcheſe hier wiederfand, waren zum großen Theil in ſeiner Gegenwart und unter manchen glücklichen Umſtänden, deren er ſich noch wohl erinnerte, gekauft und angeſchafft worden.

Der Italiener hat überhaupt ein tieferes Gefühl für die hohe Würde der Kunſt als andere Nationen; Jeder, der nur irgend etwas treibt, will Künſtler, Meiſter und Profeſſor heißen, und bekennt wenigſtens durch dieſe Eitelkeit, daß es nicht genug ſei, nur etwas durch Ueberlieferung zu erhaſchen oder durch Uebung irgend eine Gewandtheit zu erlangen; er geſteht, daß Jeder vielmehr über das, was er thut, auch fähig ſein ſolle zu denken, Grundſätze aufzuſtellen und die Urſachen, warum Dieſes oder Jenes zu thun ſei, ſich ſelbſt und Andern deutlich zu machen.

Der Fremde war gerührt, ſo ſchöne Beſitzthümer ohne den Beſitzer wiederzufinden, und erfreut, den Geiſt ſeines Freundes aus den vortrefflichen Hinterlaſſenen ſprechen zu hören. Sie gingen die verſchiedenen Werke durch und fanden eine große Behaglichkeit, ſich einander verſtändlich machen zu können. Der Marcheſe und der Abbé führten das Wort. Natalie, die ſich wieder in die Gegenwart ihres Oheims verſetzt fühlte, wußte ſich ſehr gut in ihre Meinungen und Geſinnungen zu finden; Wilhelm mußte ſich's in theatraliſche Terminologie überſetzen, wenn er etwas davon verſtehen wollte. Man hatte Noth, Friedrich's Scherze in Schranken zu halten. Jarno war ſelten zugegen.

Bei der Betrachtung, daß vortreffliche Kunstwerke in der neuern Zeit so selten seien, sagte der Marchese: „Es läßt sich nicht leicht denken und übersehen, was die Umstände für den Künstler thun müssen; und dann sind bei dem größten Genie, bei dem entschiedensten Talente noch immer die Forderungen unendlich, die er an sich selbst zu machen hat, unsäglich der Fleiß, der zu seiner Ausbildung nöthig ist. Wenn nun die Umstände wenig für ihn thun, wenn er bemerkt, daß die Welt sehr leicht zu befriedigen ist und selbst nur einen leichten, gefälligen, behaglichen Schein begehrt, so wäre es zu verwundern, wenn nicht Bequemlichkeit und Eigenliebe ihn bei dem Mittelmäßigen festhielten; es wäre seltsam, wenn er nicht lieber für Modewaaren Geld und Lob eintauschen, als den rechten Weg wählen sollte, der ihn mehr oder weniger zu einem kümmerlichen Märtyrerthum führt. Deswegen bieten die Künstler unserer Zeit nur immer an, um niemals zu geben; sie wollen immer reizen, um niemals zu befriedigen; Alles ist nur angedeutet, und man findet nirgends Grund noch Ausführung. Man darf aber auch nur eine Zeit lang ruhig in einer Galerie verweilen und beobachten, nach welchen Kunstwerken sich die Menge zieht, welche gepriesen und welche vernachlässigt werden, so hat man wenig Lust an der Gegenwart und für die Zukunft wenig Hoffnung."

„Ja," versetzte der Abbé, „und so bilden sich Liebhaber und Künstler wechselsweise; der Liebhaber sucht nur einen allgemeinen, unbestimmten Genuß; das Kunstwerk soll ihm ungefähr wie ein Naturwerk behagen, und die Menschen glauben, die Organe, ein Kunstwerk zu genießen, bildeten sich ebenso von selbst aus wie die Zunge und der Gaum, man urtheile über ein Kunstwerk wie über eine Speise. Sie begreifen nicht, was für einer andern Kultur es bedarf, um sich zum wahren Kunstgenusse zu erheben. Das Schwerste finde ich die Art von Abänderung, die der Mensch in sich selbst bewirken muß, wenn er sich überhaupt bilden will; deswegen finden wir so viel einseitige Kulturen, worein doch jede sich anmaßt, über das Ganze abzusprechen."

„Was Sie da sagen, ist mir nicht ganz deutlich," sagte Jarno, der eben hinzutrat.

„Auch ist es schwer," versetzte der Abbé, „sich in der Kürze bestimmt hierüber zu erklären. Ich sage nur so viel: sobald der Mensch an mannichfaltige Thätigkeit oder mannichfaltigen Genuß Anspruch macht, so muß er auch fähig sein, mannich-

faltige Organe an ſich gleichſam unabhängig von einander auszubilden. Wer Alles und Jedes in ſeiner ganzen Menſchheit thun oder genießen will, wer Alles außer ſich zu einer ſolchen Art von Genuß verknüpfen will, der wird ſeine Zeit nur mit einem ewig unbefriedigten Streben hinbringen. Wie ſchwer iſt es, was ſo natürlich ſcheint, eine gute Natur, ein treffliches Gemälde an und für ſich zu beſchauen, den Geſang um des Geſangs willen zu vernehmen, den Schauſpieler im Schauſpieler zu bewundern, ſich eines Gebäudes um ſeiner eigenen Harmonie und ſeiner Dauer willen zu erfreuen! Nun ſieht man aber meiſt die Menſchen entſchiedene Werke der Kunſt geradezu behandeln, als wenn es ein weicher Thon wäre. Nach ihren Neigungen, Meinungen und Grillen ſoll ſich der gebildete Marmor ſogleich wieder ummodeln, das feſtgemauerte Gebäude ſich ausdehnen oder zuſammenziehen, ein Gemälde ſoll lehren, ein Schauſpiel beſſern, und Alles ſoll Alles werden. Eigentlich aber, weil die meiſten Menſchen ſelbſt formlos ſind, weil ſie ſich und ihrem Weſen ſelbſt keine Geſtalt geben können, ſo arbeiten ſie, den Gegenſtänden ihre Geſtalt zu nehmen, damit ja Alles leer und leckerer Stoff werde, wozu ſie auch gehören. Alles reduziren ſie zuletzt auf den ſogenannten Effekt, Alles iſt relativ, und ſo wird auch Alles relativ, außer dem Unſinn und der Abgeſchmacktheit, die denn auch ganz abſolut regiert."

„Ich verſtehe Sie," verſetzte Jarno, „oder vielmehr, ich ſehe wohl ein, wie das, was Sie ſagen, mit den Grundſätzen zuſammenhängt, an denen Sie ſo feſt halten; ich kann es aber mit den armen Teufeln von Menſchen unmöglich ſo genau nehmen. Ich kenne freilich ihrer genug, die ſich bei den größten Werken der Kunſt und der Natur ſogleich ihres armſeligſten Bedürfniſſes erinnern, ihr Gewiſſen und ihre Moral mit in die Oper nehmen, ihre Liebe und Haß vor einem Säulengange nicht ablegen und das Beſte und Größte, was ihnen von außen gebracht werden kann, in ihrer Vorſtellungsart erſt möglichſt verkleinern müſſen, um es mit ihrem kümmerlichen Weſen nur einigermaßen verbinden zu können."

Achtes Kapitel.

Am Abend lud der Abbé zu den Exequien Mignon's ein. Die Gesellschaft begab sich in den Saal der Vergangenheit und fand denselben auf das Sonderbarste erhellt und ausgeschmückt. Mit himmelblauen Teppichen waren die Wände fast von oben bis unten bekleidet, so daß nur Sockel und Fries hervorschienen. Auf den vier Kandelabern in den Ecken brannten große Wachsfackeln, und so nach Verhältniß auf den vier kleinern, die den mittlern Sarkophagen umgaben. Neben diesem standen vier Knaben, himmelblau mit Silber gekleidet, und schienen einer Figur, die auf dem Sarkophag ruhte, mit breiten Fächern von Straußenfedern Luft zuzuwehen. Die Gesellschaft setzte sich, und zwei unsichtbare Chöre fingen mit holdem Gesang an zu fragen: „Wen bringt Ihr uns zur stillen Gesellschaft?" Die vier Kinder antworteten mit lieblicher Stimme: „Einen müden Gespielen bringen wir Euch; laßt ihn unter Euch ruhen, bis das Jauchzen himmlischer Geschwister ihn dereinst wieder aufweckt."

Chor.

Erstling der Jugend in unserm Kreise, sei willkommen! mit Trauer willkommen! Dir folge kein Knabe, kein Mädchen nach! Nur das Alter nahe sich willig und gelassen der stillen Halle, und in ernster Gesellschaft ruhe das liebe, liebe Kind!

Knaben.

Ach! wie ungern brachten wir ihn her! Ach! und er soll hier bleiben! Laßt uns auch bleiben! Laßt uns weinen, weinen an seinem Sarge!

Chor.

Seht die mächtigen Flügel doch an! seht das leichte, reine Gewand! wie blinkt die goldene Binde vom Haupt! Seht die schöne, die würdige Ruh!

Knaben.

Ach! die Flügel heben sie nicht; im leichten Spiele flattert das Gewand nicht mehr; als wir mit Rosen kränzten ihr Haupt, blickte sie hold und freundlich nach uns.

Chor.

Schaut mit den Augen des Geistes hinan! In Euch lebe die bildende Kraft, die das Schönste, das Höchste, hinauf über die Sterne das Leben trägt.

Knaben.

Aber ach! wir vermissen sie hier; in den Gärten wandelt sie

nicht, ſammelt der Wieſe Blumen nicht mehr. Laßt uns weinen, wir laſſen ſie hier! Laßt uns weinen und bei ihr bleiben!

Chor.

Kinder, kehrt ins Leben zurück! Eure Thränen trockne die friſche Luft, die um das ſchlängelnde Waſſer ſpielt. Entflieht der Nacht! Tag und Luft und Dauer iſt das Loos der Lebendigen.

Knaben.

Auf! wir kehren ins Leben zurück. Gebe der Tag uns Arbeit und Luft, bis der Abend uns Ruhe bringt und der nächtliche Schlaf uns erquickt.

Chor.

Kinder! eilt ins Leben hinan! In der Schönheit reinem Gewande begegn' Euch die Liebe mit himmliſchem Blick und dem Kranz der Unſterblichkeit!

Die Knaben waren ſchon fern, der Abbé ſtand von ſeinem Seſſel auf und trat hinter den Sarg. „Es iſt die Verordnung," ſagte er, „des Mannes, der dieſe ſtille Wohnung bereitet hat, daß jeder neue Ankömmling mit Feierlichkeit empfangen werden ſoll. Nach ihm, dem Erbauer dieſes Hauſes, dem Errichter dieſer Stätte, haben wir zuerſt einen jungen Fremdling hierher gebracht, und ſo faßt ſchon dieſer kleine Raum zwei ganz verſchiedene Opfer der ſtrengen, willkürlichen und unerbittlichen Todesgöttin. Nach beſtimmten Geſetzen treten wir ins Leben ein; die Tage ſind gezählt, die uns zum Anblicke des Lichts reif machen, aber für die Lebensdauer iſt kein Geſetz. Der ſchwächſte Lebensfaden zieht ſich in unerwartete Länge, und den ſtärkſten zerſchneidet gewaltſam die Schere einer Parze, die ſich in Widerſprüchen zu gefallen ſcheint. Von dem Kinde, das wir hier beſtatten, wiſſen wir wenig zu ſagen. Noch iſt uns unbekannt, woher es kam; ſeine Eltern kennen wir nicht, und die Zahl ſeiner Lebensjahre vermuthen wir nur. Sein tiefes, verſchloſſenes Herz ließ uns ſeine innerſten Angelegenheiten kaum errathen; nichts war deutlich an ihm, nichts offenbar als die Liebe zu dem Manne, der es aus den Händen eines Barbaren rettete. Dieſe zärtliche Neigung, dieſe lebhafte Dankbarkeit ſchien die Flamme zu ſein, die das Oel ihres Lebens aufzehrte. Die Geſchicklichkeit des Arztes konnte das ſchöne Leben nicht erhalten, die ſorgfältigſte Freundſchaft vermochte nicht, es zu friſten. Aber wenn die Kunſt den ſcheidenden Geiſt nicht zu feſſeln vermochte, ſo hat ſie alle ihre Mittel angewandt, den Körper zu erhalten und ihn der Vergänglichkeit zu entziehen. Eine balſamiſche Maſſe

ist durch alle Adern gedrungen und färbt nun an der Stelle des Bluts die so früh verblichenen Wangen. Treten Sie näher, meine Freunde, und sehen Sie das Wunder der Kunst und Sorgfalt!"

Er hob den Schleier auf, und das Kind lag in seinen Engelkleidern, wie schlafend, in der angenehmsten Stellung. Alle traten herbei und bewunderten diesen Schein des Lebens. Nur Wilhelm blieb in seinem Sessel sitzen, er konnte sich nicht fassen; was er empfand, durfte er nicht denken, und jeder Gedanke schien seine Empfindung zerstören zu wollen.

Die Rede war um des Marchese willen französisch gesprochen worden. Dieser trat mit den Andern herbei und betrachtete die Gestalt mit Aufmerksamkeit. Der Abbé fuhr fort: „Mit einem heiligen Vertrauen war auch dieses gute, gegen die Menschen so verschlossene Herz beständig zu seinem Gott gewendet. Die Demuth, ja eine Neigung, sich äußerlich zu erniedrigen, schien ihm angeboren. Mit Eifer hing es an der katholischen Religion, in der es geboren und erzogen war. Oft äußerte sie den stillen Wunsch, auf geweihtem Boden zu ruhen, und wir haben nach den Gebräuchen der Kirche dieses marmorne Behältniß und die wenige Erde geweiht, die in ihrem Kopfkissen verborgen ist. Mit welcher Inbrunst küßte sie in ihren letzten Augenblicken das Bild des Gekreuzigten,*) das auf ihren zarten Armen mit vielen hundert Punkten sehr zierlich abgebildet steht!" Er streifte zugleich, indem er das sagte, ihren rechten Arm auf, und ein Crucifix, von verschiedenen Buchstaben und Zeichen begleitet, sah man blaulich auf der weißen Haut.

Der Marchese betrachtete diese neue Erscheinung ganz in der Nähe. „O Gott!" rief er aus, indem er sich aufrichtete und seine Hände gen Himmel hob. „Armes Kind! Unglückliche Nichte! Finde ich Dich hier wieder! Welche schmerzliche Freude, Dich, auf die wir schon lange Verzicht gethan hatten, diesen guten, lieben Körper, den wir lange im See einen Raub der Fische glaubten, hier wiederzufinden, zwar todt, aber erhalten! Ich wohne Deiner Bestattung bei, die so herrlich durch ihr Aeußeres, und noch herrlicher durch die guten Menschen wird, die Dich zu Deiner Ruhestätte begleiten." „Und wenn ich werde reden können," sagte er mit gebrochener Stimme, „werde ich ihnen danken."

Die Thränen verhinderten ihn, etwas weiter hervorzubringen. Durch den Druck einer Feder versenkte der Abbé den

*) Das stimmt freilich nicht zur Darstellung ihres Todes.

Körper in die Tiefe des Marmors. Vier Jünglinge, gekleidet wie jene Knaben, traten hinter den Teppichen hervor, hoben den schweren, schön verzierten Deckel auf den Sarg und sangen zugleich ihren Gesang an.

Die Jünglinge.

Wohl verwahrt ist nun der Schatz, das schöne Gebild der Vergangenheit! Hier im Marmor ruht es unverzehrt; auch in Euren Herzen lebt es, wirkt es fort. Schreitet, schreitet ins Leben zurück! Nehmet den heiligen Ernst mit hinaus! denn der Ernst, der heilige, macht allein das Leben zur Ewigkeit.

Das unsichtbare Chor fiel in die letzten Worte mit ein; aber Niemand von der Gesellschaft vernahm die stärkenden Worte; Jedes war zu sehr mit den wunderbaren Entdeckungen und seinen eigenen Empfindungen beschäftigt. Der Abbé und Natalie führten den Marchese, Wilhelmen Therese und Lothario hinaus, und erst als der Gesang ihnen völlig verhallte, fielen die Schmerzen, die Betrachtungen, die Gedanken, die Neugierde sie mit aller Gewalt wieder an, und sehnlich wünschten sie sich in jenes Element wieder zurück.

Neuntes Kapitel.

Der Marchese vermied von der Sache zu reden, hatte aber heimliche und lange Gespräche mit dem Abbé. Er erbat sich, wenn die Gesellschaft beisammen war, öfter Musik; man sorgte gern dafür, weil Jedermann zufrieden war, des Gesprächs überhoben zu sein. So lebte man einige Zeit fort, als man bemerkte, daß er Anstalt zur Abreise mache.

Eines Tages sagte er zu Wilhelmen: „Ich verlange nicht die Reste des guten Kindes zu beunruhigen; es bleibe an dem Orte zurück, wo es geliebt und gelitten hat; aber seine Freunde müssen mir versprechen, mich in seinem Vaterlande, an dem Platze zu besuchen, wo das arme Geschöpf geboren und erzogen wurde; sie müssen die Säulen und Statuen sehen, von denen ihm noch eine dunkle Idee übrig geblieben ist. Ich will Sie in die Buchten führen, wo sie so gern die Steinchen zusammenlas. Sie werden Sich, lieber junger Mann, der Dankbarkeit einer Familie nicht entziehen, die Ihnen so viel schuldig ist. Morgen reise ich weg. Ich habe dem Abbé die ganze Geschichte vertraut; er wird sie Ihnen wiedererzählen; er konnte mir verzeihen, wenn mein Schmerz mich unterbrach, und er

wird als ein Dritter die Begebenheiten mit mehr Zusammenhang vortragen. Wollen Sie mir noch, wie der Abbé vorschlug, auf meiner Reise durch Deutschland folgen, so sind Sie willkommen. Lassen Sie Ihren Knaben nicht zurück! bei jeder kleinen Unbequemlichkeit, die er uns macht, wollen wir uns Ihrer Vorsorge für meine arme Nichte wieder erinnern."

Noch selbigen Abend ward man durch die Ankunft der Gräfin überrascht. Wilhelm bebte an allen Gliedern, als sie hereintrat, und sie, obgleich vorbereitet, hielt sich an ihrer Schwester, die ihr bald einen Stuhl reichte. Wie sonderbar einfach war ihr Anzug und wie verändert ihre Gestalt! Wilhelm durfte kaum auf sie hinblicken; sie begrüßte ihn mit Freundlichkeit, und einige allgemeine Worte konnten ihre Gesinnungen und Empfindungen nicht verbergen.

Der Marchese war bei Zeiten zu Bette gegangen, und die Gesellschaft hatte noch keine Lust, sich zu trennen; der Abbé brachte ein Manuskript hervor. „Ich habe," sagte er, „sogleich die sonderbare Geschichte, wie sie mir anvertraut wurde, zu Papiere gebracht. Wo man am Wenigsten Tinte und Feder sparen soll, das ist beim Aufzeichnen einzelner Umstände merkwürdiger Begebenheiten." Man unterrichtete die Gräfin, wovon die Rede sei, und der Abbé las.

„Meinen Vater," sagte der Marchese, „muß ich, so viel Welt ich auch gesehen habe, immer für einen der wunderbarsten Menschen halten. Sein Charakter war edel und gerade, seine Ideen weit, und man darf sagen, groß; er war streng gegen sich selbst; in allen seinen Planen fand man eine unbestechliche Folge, an allen seinen Handlungen eine ununterbrochene Schrittmäßigkeit. So gut sich daher von einer Seite mit ihm umgehen und ein Geschäft verhandeln ließ, so wenig konnte er, um eben dieser Eigenschaften willen, sich in die Welt finden, da er vom Staate, von seinen Nachbarn, von Kindern und Gesinde die Beobachtung aller der Gesetze forderte, die er sich selbst auferlegt hatte. Seine mäßigsten Forderungen wurden übertrieben durch seine Strenge, und er konnte nie zum Genuß gelangen, weil nichts auf die Weise entstand, wie er sich's gedacht hatte. Ich habe ihn in dem Augenblicke, da er einen Palast baute, einen Garten anlegte, ein großes neues Gut in der schönsten Lage erwarb, innerlich mit dem ernstesten Ingrimm überzeugt gesehen, das Schicksal habe ihn verdammt, enthaltsam zu sein

und zu dulden. In ſeinem Aeußerlichen beobachtete er die größte Würde; wenn er ſcherzte, zeigte er nur die Ueberlegenheit ſeines Verſtandes; es war ihm unerträglich, getadelt zu werden, und ich habe ihn nur einmal in meinem Leben ganz außer aller Faſſung geſehen, da er hörte, daß man von einer ſeiner Anſtalten wie von etwas Lächerlichem ſprach. In eben dieſem Geiſte hatte er über ſeine Kinder und ſein Vermögen diſponirt. Mein älteſter Bruder ward als ein Mann erzogen, der künftig große Güter zu hoffen hatte. Ich ſollte den geiſtlichen Stand ergreifen, und der Jüngſte Soldat werden. Ich war lebhaft, feurig, thätig, ſchnell, zu allen körperlichen Uebungen geſchickt. Der Jüngſte ſchien zu einer Art von ſchwärmeriſcher Ruhe geneigter, den Wiſſenſchaften, der Muſik und der Dichtkunſt ergeben. Nur nach dem härteſten Kampf, nach der völligſten Ueberzeugung der Unmöglichkeit gab der Vater, wiewol mit Widerwillen, nach, daß wir unſern Beruf umtauſchen dürften, und ob er gleich Jeden von uns Beiden zufrieden ſah, ſo konnte er ſich doch nicht drein finden, und verſicherte, daß nichts Gutes daraus entſtehen werde. Je älter er ward, deſto abgeſchnittener fühlte er ſich von aller Geſellſchaft. Er lebte zuletzt faſt ganz allein. Nur ein alter Freund, der unter den Deutſchen gedient, im Feldzuge ſeine Frau verloren und eine Tochter mitgebracht hatte, die ungefähr zehn Jahre alt war, blieb ſein einziger Umgang. Dieſer kaufte ſich ein artiges Gut in der Nachbarſchaft, ſah meinen Vater zu beſtimmten Tagen und Stunden der Woche, in denen er auch manchmal ſeine Tochter mitbrachte. Er widerſprach meinem Vater niemals, der ſich zuletzt völlig an ihn gewöhnte und ihn als den einzigen erträglichen Geſellſchafter duldete. Nach dem Tode unſeres Vaters merkten wir wohl, daß dieſer Mann von unſerm Alten trefflich ausgeſtattet worden war und ſeine Zeit nicht umſonſt zugebracht hatte; er erweiterte ſeine Güter; ſeine Tochter konnte eine ſchöne Mitgift erwarten. Das Mädchen wuchs heran und war von ſonderbarer Schönheit; mein älterer Bruder ſcherzte oft mit mir, daß ich mich um ſie bewerben ſollte.

„Indeſſen hatte Bruder Auguſtin im Kloſter ſeine Jahre in dem ſonderbarſten Zuſtande zugebracht; er überließ ſich ganz dem Genuß einer heiligen Schwärmerei, jenen bald geiſtigen, bald phyſiſchen Empfindungen, die, wie ſie ihn eine Zeit lang in den dritten Himmel erhoben, ihn bald darauf in einen Abgrund von Ohnmacht und leeres Elend verſinken ließen. Bei meines Vaters

Lebzeiten war an keine Veränderung zu denken; und was hätte man wünſchen oder vorſchlagen ſollen? Nach dem Tode unſeres Vaters beſuchte er uns fleißig; ſein Zuſtand, der uns im Anfang jammerte, ward nach und nach um Vieles erträglicher; denn die Vernunft hatte geſiegt. Allein je ſicherer ſie ihm völlige Zufriedenheit und Heilung auf dem reinen Wege der Natur verſprach, deſto lebhafter verlangte er von uns, daß wir ihn von ſeinen Gelübden befreien ſollten; er gab zu verſtehen, daß ſeine Abſicht auf Sperata, unſere Nachbarin, gerichtet ſei.

„Mein älterer Bruder hatte zu viel durch die Härte unſeres Vaters gelitten, als daß er ungerührt bei dem Zuſtande des jüngſten hätte bleiben können. Wir ſprachen mit dem Beichtvater unſerer Familie, einem alten würdigen Manne, entdeckten ihm die doppelte Abſicht unſeres Bruders und baten ihn, die Sache einzuleiten und zu befördern. Wider ſeine Gewohnheit zögerte er, und als endlich unſer Bruder in uns drang und wir die Angelegenheit dem Geiſtlichen lebhafter empfahlen, mußte er ſich entſchließen, uns die ſonderbare Geſchichte zu entdecken.

„Sperata war unſere Schweſter, und zwar ſowol von Vater als Mutter; Neigung und Sinnlichkeit hatten den Mann in ſpätern Jahren nochmals überwältigt, in welchen das Recht der Ehegatten ſchon verloſchen zu ſein ſcheint. Ueber einen ähnlichen Fall hatte man ſich kurz vorher in der Gegend luſtig gemacht, und mein Vater, um ſich nicht gleichfalls dem Lächerlichen auszuſetzen, beſchloß, dieſe ſpäte geſetzmäßige Frucht der Liebe mit eben der Sorgfalt zu verheimlichen, als man ſonſt die frühern zufälligen Früchte der Neigung zu verbergen pflegt. Unſere Mutter kam heimlich nieder; das Kind wurde aufs Land gebracht, und der alte Hausfreund, der nebſt dem Beichtvater allein um das Geheimniß wußte, ließ ſich leicht bereden, ſie für ſeine Tochter auszugeben. Der Beichtvater hatte ſich nur ausbedungen, im äußerſten Fall das Geheimniß entdecken zu dürfen. Der Vater war geſtorben, das zarte Mädchen lebte unter der Aufſicht einer alten Frau; wir wußten, daß Geſang und Muſik unſern Bruder ſchon bei ihr eingeführt hatten, und da er uns wiederholt aufforderte, ſeine alten Bande zu trennen, um das neue zu knüpfen, ſo war es nöthig, ihn ſobald als möglich von der Gefahr zu unterrichten, in der er ſchwebte.

„Er ſah uns mit wilden, verachtenden Blicken an. „Spart Eure unwahrſcheinlichen Märchen,“ rief er aus, „für Kinder

und leichtgläubige Thoren; mir werdet Ihr Sperata nicht vom Herzen reißen; ſie iſt mein! Verleugnet ſogleich Euer ſchreckliches Geſpenſt, das mich nur vergebens ängſtigen würde. Sperata iſt nicht meine Schweſter, ſie iſt mein Weib!“ Er beſchrieb uns mit Entzücken, wie ihn das himmliſche Mädchen aus dem Zuſtande der unnatürlichen Abſonderung von den Menſchen in das wahre Leben geführt, wie beide Gemüther gleich beiden Kehlen zuſammenſtimmten, und wie er alle ſeine Leiden und Verirrungen ſegnete, weil ſie ihn von allen Frauen bis dahin entfernt gehalten, und weil er nun ganz und gar ſich dem liebenswürdigſten Mädchen ergeben könne. Wir entſetzten uns über die Entdeckung; uns jammerte ſein Zuſtand, wir wußten uns nicht zu helfen; er verſicherte uns mit Heftigkeit, daß Sperata ein Kind von ihm im Buſen trage. Unſer Beichtvater that Alles, was ihm ſeine Pflicht eingab; aber dadurch ward das Uebel nur ſchlimmer. Die Verhältniſſe der Natur und der Religion, der ſittlichen Rechte und der bürgerlichen Geſetze wurden von meinem Bruder aufs Heftigſte durchgefochten. Nichts ſchien ihm heilig als das Verhältniß zu Sperata, nichts ſchien ihm würdig als der Name Vater und Gattin. „Dieſe allein,“ rief er aus, „ſind der Natur gemäß, alles Andere ſind Grillen und Meinungen. Gab es nicht edle Völker, die eine Heirath mit der Schweſter billigten? Nennt Eure Götter nicht!“ rief er aus. „Ihr braucht die Namen nie, als wenn Ihr uns bethören, uns von dem Wege der Natur abführen und die edelſten Triebe durch ſchändlichen Zwang zu Verbrechen entſtellen wollt. Zur größten Verwirrung des Geiſtes, zum ſchändlichſten Mißbrauche des Körpers nöthigt Ihr die Schlachtopfer, die Ihr lebendig begrabt. Ich darf reden; denn ich habe gelitten wie Keiner, von der höchſten, ſüßeſten Fülle der Schwärmerei bis zu den fürchterlichen Wüſten der Ohnmacht, der Leerheit, der Vernichtung und Verzweiflung, von den höchſten Ahnungen überirdiſcher Weſen bis zu dem völligſten Unglauben, dem Unglauben an mich ſelbſt. Allen dieſen entſetzlichen Bodenſatz des am Rande ſchmeichelnden Kelchs habe ich ausgetrunken, und mein ganzes Weſen war bis in ſein Innerſtes vergiftet. Nun, da mich die gütige Natur durch ihre größten Gaben, durch die Liebe, wieder geheilt hat, da ich an dem Buſen eines himmliſchen Mädchens wieder fühle, daß ich bin, daß ſie iſt, daß wir Eins ſind, daß aus dieſer lebendigen Verbindung ein Drittes entſtehen und uns entgegenlächeln ſoll, nun eröffnet Ihr die Flammen Eurer Höllen, Eurer

Fegefeuer, die nur eine kranke Einbildungskraft versengen können, und stellt sie dem lebhaften, wahren, unzerstörlichen Genuß der reinen Liebe entgegen. Begegnet uns unter jenen Cypressen, die ihre ernsthaften Gipfel gen Himmel wenden, besucht uns an jenen Spalieren, wo die Citronen und Pomeranzen neben uns blühen, wo die zierliche Myrte uns ihre zarten Blumen darreicht, und dann wagt es, uns mit Euren trüben, grauen, von Menschen gesponnenen Netzen zu ängstigen!"

„So bestand er lange Zeit auf einem hartnäckigen Unglauben unserer Erzählung, und zuletzt, da wir ihm die Wahrheit derselben betheuerten, da sie ihm der Beichtvater selbst versicherte, ließ er sich doch dadurch nicht irre machen, vielmehr rief er aus: „Fragt nicht den Widerhall Eurer Kreuzgänge, nicht Euer vermodertes Pergament, nicht Eure verschränkten Grillen und Verordnungen! Fragt die Natur und Euer Herz! Sie wird Euch lehren, vor was Ihr zu schaudern habt, sie wird Euch mit dem strengsten Finger zeigen, worüber sie ewig und unwiderruflich ihren Fluch ausspricht. Seht die Lilien an! entspringt nicht Gatte und Gattin auf einem Stengel? verbindet beide nicht die Blume, die beide gebar, und ist die Lilie nicht das Bild der Unschuld, und ihre geschwisterliche Vereinigung nicht fruchtbar? Wenn die Natur verabscheut, so spricht sie es laut aus; das Geschöpf, das nicht sein soll, kann nicht werden; das Geschöpf, das falsch lebt, wird früh zerstört. Unfruchtbarkeit, kümmerliches Dasein, frühzeitiges Zerfallen, das sind ihre Flüche, die Kennzeichen ihrer Strenge. Nur durch unmittelbare Folgen straft sie. Da! seht um Euch her, und was verboten, was verflucht ist, wird Euch in die Augen fallen. In der Stille des Klosters und im Geräusche der Welt sind tausend Handlungen geheiligt und geehrt, auf denen ihr Fluch ruht. Auf bequemen Müßiggang so gut als überstrengte Arbeit, auf Willkür und Ueberfluß, wie auf Noth und Mangel, sieht sie mit traurigen Augen nieder; zur Mäßigkeit ruft sie; wahr sind alle ihre Verhältnisse, und ruhig alle ihre Wirkungen. Wer gelitten hat wie ich, hat das Recht, frei zu sein. Sperata ist mein; nur der Tod soll mir sie nehmen. Wie ich sie behalten kann, wie ich glücklich werden kann, das ist Eure Sorge! Jetzt gleich geh' ich zu ihr, um mich nicht wieder von ihr zu trennen."

„Er wollte nach dem Schiffe, um zu ihr überzusetzen; wir hielten ihn ab und baten ihn, daß er keinen Schritt thun möchte, der die schrecklichsten Folgen haben konnte. Er solle

überlegen, daß er nicht in der freien Welt seiner Gedanken und Vorstellungen, sondern in einer Verfassung lebe, deren Gesetze und Verhältnisse die Unbezwinglichkeit eines Naturgesetzes angenommen haben. Wir mußten dem Beichtvater versprechen, daß wir den Bruder nicht aus den Augen, noch weniger aus dem Schlosse lassen wollten; darauf ging er weg und versprach, in einigen Tagen wiederzukommen. Was wir vorausgesehen hatten, traf ein; der Verstand hatte unsern Bruder stark gemacht, aber sein Herz war weich; die frühern Eindrücke der Religion wurden lebhaft, und die entsetzlichsten Zweifel bemächtigten sich seiner. Er brachte zwei fürchterliche Tage und Nächte zu: der Beichtvater kam ihm wieder zu Hilfe; umsonst! Der ungebundene freie Verstand sprach ihn los; sein Gefühl, seine Religion, alle gewohnten Begriffe erklärten ihn für einen Verbrecher.

„Eines Morgens fanden wir sein Zimmer leer; ein Blatt lag auf dem Tische, worin er uns erklärte, daß er, da wir ihn mit Gewalt gefangen hielten, berechtigt sei, seine Freiheit zu suchen; er entfliehe, er gehe zu Sperata; er hoffe mit ihr zu entkommen; er sei auf Alles gefaßt, wenn man sie trennen wolle.

„Wir erschraken nicht wenig; allein der Beichtvater bat uns, ruhig zu sein. Unser armer Bruder war nahe genug beobachtet worden; die Schiffer, anstatt ihn überzusetzen, führten ihn in sein Kloster. Ermüdet von einem vierzigstündigen Wachen schlief er ein, sobald ihn der Kahn im Mondenschein schaukelte, und erwachte nicht früher, als bis er sich in den Händen seiner geistlichen Brüder sah; er erdolte sich nicht eher, als bis er die Klosterpforte hinter sich zuschlagen hörte.

„Schmerzlich gerührt von dem Schicksal unseres Bruders, machten wir unserm Beichtvater die lebhaftesten Vorwürfe; allein dieser ehrwürdige Mann wußte uns bald mit den Gründen des Wundarztes zu überreden, daß unser Mitleid für den armen Kranken tödtlich sei; er handle nicht aus eigener Willkür, sondern auf Befehl des Bischofs und des hohen Rathes. Die Absicht war, alles öffentliche Aergerniß zu vermeiden und den traurigen Fall mit dem Schleier einer geheimen Kirchenzucht zu verdecken. Sperata sollte geschont werden, sie sollte nicht erfahren, daß ihr Geliebter zugleich ihr Bruder sei. Sie ward einem Geistlichen anempfohlen, dem sie vorher schon ihren Zustand vertraut hatte. Man wußte ihre Schwangerschaft und Niederkunft zu verbergen. Sie war als Mutter in dem kleinen Geschöpfe ganz glücklich. So wie die meisten unserer Mädchen,

konnte sie weder schreiben noch Geschriebenes lesen; sie gab daher dem Vater Aufträge, was er ihrem Geliebten sagen sollte. Dieser glaubte den frommen Betrug einer säugenden Mutter schuldig zu sein; er brachte ihr Nachrichten von unserm Bruder, den er niemals sah, ermahnte sie in seinem Namen zur Ruhe, bat sie, für sich und das Kind zu sorgen und wegen der Zukunft Gott zu vertrauen.

„Sperata war von Natur zur Religiosität geneigt. Ihr Zustand, ihre Einsamkeit vermehrten diesen Zug; der Geistliche unterhielt ihn, um sie nach und nach auf eine ewige Trennung vorzubereiten. Kaum war das Kind entwöhnt, kaum glaubte er ihren Körper stark genug, die ängstlichsten Seelenleiden zu ertragen, so fing er an, das Vergehen ihr mit schrecklichen Farben vorzumalen, das Vergehen, sich einem Geistlichen ergeben zu haben, das er als eine Art von Sünde gegen die Natur, als einen Incest behandelte. Denn er hatte den sonderbaren Gedanken, ihre Reue jener Reue gleich zu machen, die sie empfunden haben würde, wenn sie das wahre Verhältniß ihres Fehltrittes erfahren hätte. Er brachte dadurch so viel Jammer und Kummer in ihr Gemüth, er erhöhte die Idee der Kirche und ihres Oberhauptes so sehr vor ihr, er zeigte ihr die schrecklichen Folgen für das Heil aller Seelen, wenn man in solchen Fällen nachgeben und die Strafälligen durch eine rechtmäßige Verbindung noch gar belohnen wolle, er zeigte ihr, wie heilsam es sei, einen solchen Fehler in der Zeit abzubüßen und dafür dereinst die Krone der Herrlichkeit zu erwerben, daß sie endlich wie eine arme Sünderin ihren Nacken dem Beil willig darreichte und inständig bat, daß man sie auf ewig von unserm Bruder entfernen möchte. Als man so viel von ihr erlangt hatte, ließ man ihr, doch unter einer gewissen Aufsicht, die Freiheit, bald in ihrer Wohnung, bald in dem Kloster zu sein, je nachdem sie es für gut hielte.

„Ihr Kind wuchs heran und zeigte bald eine sonderbare Natur. Es konnte sehr früh laufen und sich mit aller Geschicklichkeit bewegen; es sang bald sehr artig und lernte die Zither gleichsam von sich selbst. Nur mit Worten konnte es sich nicht ausdrücken, und es schien das Hinderniß mehr in seiner Denkungsart als in den Sprachwerkzeugen zu liegen. Die arme Mutter fühlte indessen ein trauriges Verhältniß zu dem Kinde; die Behandlung des Geistlichen hatte ihre Vorstellungsart so verwirrt, daß sie, ohne wahnsinnig zu sein, sich in den seltsamsten

Zuſtänden befand. Ihr Vergehen ſchien ihr immer ſchrecklicher und ſtraffälliger zu werden; das oft wiederholte Gleichniß des Geiſtlichen vom Inceſte hatte ſich ſo tief bei ihr eingeprägt, daß ſie einen ſolchen Abſcheu empfand, als wenn ihr das Verhältniß ſelbſt bekannt geweſen wäre. Der Beichtvater dünkte ſich nicht wenig über das Kunſtſtück, wodurch er das Herz eines unglücklichen Geſchöpfes zerriß. Jämmerlich war es anzuſehen, wie die Mutterliebe, die über das Daſein des Kindes ſich ſo herrlich zu erfreuen geneigt war, mit dem ſchrecklichen Gedanken ſtritt, daß dieſes Kind nicht da ſein ſollte. Bald ſtritten dieſe beiden Gefühle zuſammen, bald war der Abſcheu über die Liebe gewaltig.

„Man hatte das Kind ſchon lange von ihr weggenommen und zu guten Leuten unten am See gegeben, und in der mehreren Freiheit, die es hatte, zeigte ſich bald ſeine beſondere Luſt zum Klettern. Die höchſten Gipfel zu erſteigen, auf den Rändern der Schiffe wegzulaufen und den Seiltänzern, die ſich manchmal in dem Orte ſehen ließen, die wunderlichſten Kunſtſtücke nachzumachen, war ſein natürlicher Trieb.

„Um das Alles leichter zu üben, liebte ſie mit den Knaben die Kleider zu wechſeln, und ob es gleich von ihren Pflegeeltern höchſt unanſtändig und unzuläſſig gehalten wurde, ſo ließen wir ihr doch ſo viel als möglich nachſehen. Ihre wunderlichen Wege und Sprünge führten ſie manchmal weit; ſie verirrte ſich, ſie blieb aus, und kam immer wieder. Meiſtentheils, wenn ſie zurückkehrte, ſetzte ſie ſich unter die Säulen des Portals vor einem Landhauſe in der Nachbarſchaft; man ſuchte ſie nicht mehr, man erwartete ſie. Dort ſchien ſie auf den Stufen auszuruhen, dann lief ſie in den großen Saal, beſah die Statuen, und wenn man ſie nicht beſonders aufhielt, eilte ſie nach Hauſe.

„Zuletzt ward denn doch unſer Hoffen getäuſcht und unſere Nachſicht beſtraft. Das Kind blieb aus, man fand ſeinen Hut auf dem Waſſer ſchwimmen, nicht weit von dem Orte, wo ein Gießbach ſich in den See ſtürzt. Man vermuthete, daß es bei ſeinem Klettern zwiſchen den Felſen verunglückt ſei; bei allem Nachforſchen konnte man den Körper nicht finden.

„Durch das unvorſichtige Geſchwätz ihrer Geſellſchafterinnen erfuhr Sperata bald den Tod ihres Kindes; ſie ſchien ruhig und heiter, und gab nicht undeutlich zu verſtehen, ſie freue ſich, daß Gott das arme Geſchöpf zu ſich genommen und

so bewahrt habe, ein größeres Unglück zu erdulden oder zu stiften.

„Bei dieser Gelegenheit kamen alle Märchen zur Sprache, die man von unsern Wassern zu erzählen pflegt. Es hieß, der See müsse alle Jahre ein unschuldiges Kind haben; er leide keinen todten Körper und werfe ihn früh oder spät ans Ufer, ja sogar das letzte Knöchelchen, wenn es zu Grunde gesunken sei, müsse wieder heraus. Man erzählte die Geschichte einer untröstlichen Mutter, deren Kind im See ertrunken sei, und die Gott und seine Heiligen angerufen habe, ihr nur wenigstens die Gebeine zum Begräbniß zu gönnen; der nächste Sturm habe den Schädel, der folgende den Rumpf ans Ufer gebracht, und nachdem Alles beisammen gewesen, habe sie sämmtliche Gebeine in einem Tuch zur Kirche getragen; aber, o Wunder! als sie in den Tempel getreten, sei das Packet immer schwerer geworden, und endlich, als sie es auf die Stufen des Altars gelegt, habe das Kind zu schreien angefangen und sich zu Jedermanns Erstaunen aus dem Tuche losgemacht; nur ein Knöchelchen des kleinen Fingers an der rechten Hand habe gefehlt, welches denn die Mutter nachher noch sorgfältig aufgesucht und gefunden, das denn auch noch zum Gedächtniß unter andern Reliquien in der Kirche aufgehoben werde.

„Auf die arme Mutter machten diese Geschichten großen Eindruck; ihre Einbildungskraft fühlte einen neuen Schwung und begünstigte die Empfindung ihres Herzens. Sie nahm an, daß das Kind nunmehr zur sich und seine Eltern abgebüßt habe, daß Fluch und Strafe, die bisher auf ihnen geruht, nunmehr gänzlich gehoben sei; daß es nur darauf ankomme, die Gebeine des Kindes wiederzufinden, um sie nach Rom zu bringen, so würde das Kind auf den Stufen des großen Altars der Peterskirche wieder, mit seiner schönen frischen Haut umgeben, vor dem Volke dastehen. Es werde mit seinen eigenen Augen wieder Vater und Mutter schauen, und der Papst, von der Einstimmung Gottes und seiner Heiligen überzeugt, werde unter dem lauten Zuruf des Volks den Eltern die Sünde vergeben, sie lossprechen und sie verbinden.

„Nun waren ihre Augen und ihre Sorgfalt immer nach dem See und dem Ufer gerichtet. Wenn Nachts im Mondglanz sich die Wellen umschlugen, glaubte sie, jeder blinkende Schaum treibe ihr Kind hervor; es mußte um Scheine Jemand hinablaufen, um es am Ufer aufzufangen. So war sie auch des

Tages unermüdet an den Stellen, wo das tiefste Ufer flach in den See ging; sie sammelte in ein Körbchen alle Knochen, die sie fand. Niemand durfte ihr sagen, daß es Thierknochen seien; die großen begrub sie, die kleinen hob sie auf. In dieser Beschäftigung lebte sie unablässig fort. Der Geistliche, der durch die unerlässliche Ausübung seiner Pflicht ihren Zustand verursacht hatte, nahm sich auch ihrer nun aus allen Kräften an. Durch seinen Einfluß ward sie in der Gegend für eine Entdeckte, nicht für eine Verrückte gehalten; man stand mit gefalteten Händen, wenn sie vorbeiging, und die Kinder küßten ihr die Hand.

„Ihrer alten Freundin und Begleiterin war von dem Beichtvater die Schuld, die sie bei der unglücklichen Verbindung beider Personen gehabt haben mochte, nur unter der Bedingung erlassen, daß sie unablässig treu ihr ganzes künftiges Leben die Unglückliche begleiten solle, und sie hat mit einer bewundernswürdigen Geduld und Gewissenhaftigkeit ihre Pflichten bis zuletzt ausgeübt.

„Wir hatten unterdessen unsern Bruder nicht aus den Augen verloren; weder die Aerzte noch die Geistlichkeit seines Klosters wollten uns erlauben, vor ihm zu erscheinen; allein um uns zu überzeugen, daß es ihm nach seiner Art wohl gehe, konnten wir ihn, so oft wir wollten, in dem Garten, in den Kreuzgängen, ja durch ein Fenster an der Decke seines Zimmers belauschen.

„Nach vielen schrecklichen und sonderbaren Epochen, die ich übergehe, war er in einen seltsamen Zustand der Ruhe des Geistes und der Unruhe des Körpers gerathen. Er saß fast niemals, als wenn er seine Harfe nahm und darauf spielte, da er sie denn meistens mit Gesang begleitete. Uebrigens war er immer in Bewegung und in Allem äußerst lenksam und folgsam; denn alle seine Leidenschaften schienen sich in der einzigen Furcht des Todes aufgelöst zu haben. Man konnte ihn zu Allem in der Welt bewegen, wenn man ihm mit einer gefährlichen Krankheit oder mit dem Tode drohte.

„Außer dieser Sonderbarkeit, daß er unermüdet im Kloster hin und her ging und nicht undeutlich zu verstehen gab, daß es noch besser sein würde, über Berg und Thäler so zu wandeln, sprach er auch von einer Erscheinung, die ihn gewöhnlich ängstige. Er behauptete nämlich, daß bei seinem Erwachen zu jeder Stunde der Nacht ein schöner Knabe unten an seinem Bette

stehe und ihm mit einem blanken Messer drohe. Man versetzte ihn in ein anderes Zimmer; allein er behauptete, auch da, und zuletzt sogar an andern Stellen des Klosters, stehe der Knabe im Hinterhalt. Sein Auf- und Abwandeln ward unruhiger, ja, man erinnerte sich nachher, daß er in der Zeit öfter als sonst an dem Fenster gestanden und über den See hinüber gesehen habe.

„Unsere arme Schwester indessen schien von dem einzigen Gedanken, von der beschränkten Beschäftigung nach und nach aufgerieben zu werden, und unser Arzt schlug vor, man sollte ihr nach und nach unter ihre übrigen Gebeine die Knochen eines Kinderskelets mischen, um dadurch ihre Hoffnung zu vermehren. Der Versuch war zweifelhaft, doch schien wenigstens so viel dabei gewonnen, daß man sie, wenn alle Theile beisammen wären, von dem ewigen Suchen abbringen und ihr zu einer Reise nach Rom Hoffnung machen könnte.

„Es geschah, und ihre Begleiterin vertauschte unmerklich die ihr anvertrauten kleinen Reste mit den gefundenen, und eine unglaubliche Wonne verbreitete sich über die arme Kranke, als die Theile sich nach und nach zusammenfanden und man diejenigen bezeichnen konnte, die noch fehlten. Sie hatte mit großer Sorgfalt jeden Theil, wo er hingehörte, mit Fäden und Bändern befestigt; sie hatte, wie man die Körper der Heiligen zu ehren pflegt, mit Seide und Stickerei die Zwischenräume ausgefüllt.

„So hatte man die Glieder zusammenkommen lassen; es fehlten nur wenige der äußern Enden. Eines Morgens, als sie noch schlief und der Medikus gekommen war, nach ihrem Befinden zu fragen, nahm die Alte die verehrten Reste aus dem Kästchen weg, das in der Schlafkammer stand, um dem Arzte zu zeigen, wie sich die gute Kranke beschäftige. Kurz darauf hörte man sie aus dem Bette springen; sie hob das Tuch auf und fand das Kästchen leer. Sie warf sich auf ihre Knie; man kam und hörte ihr freudiges, inbrünstiges Gebet. „Ja! es ist wahr," rief sie aus, „es war kein Traum, es ist wirklich! Freut Euch, meine Freunde, mit mir! Ich habe das gute, schöne Geschöpf wieder lebendig gesehen. Es stand auf und warf den Schleier von sich; sein Glanz erleuchtete das Zimmer, seine Schönheit war verklärt; es konnte den Boden nicht betreten, ob es gleich wollte. Leicht ward es emporgehoben und konnte mir nicht einmal seine Hand reichen. Da rief es mich zu sich und

zeigte mir den Weg, den ich gehen soll. Ich werde ihm folgen, und bald folgen. ich fühl' es, und es wird mir so leicht ums Herz. Mein Kummer ist verschwunden, und schon das Anschauen meines Wiederauferstandenen hat mir einen Vorschmack der himmlischen Freude gegeben."

„Von der Zeit an war ihr ganzes Gemüth mit den heitersten Aussichten beschäftigt; auf keinen irdischen Gegenstand richtete sie ihre Aufmerksamkeit mehr, sie genoß nur wenige Speisen, und ihr Geist machte sich nach und nach von den Banden des Körpers los. Auch fand man sie zuletzt unvermuthet erblaßt und ohne Empfindung; sie öffnete die Augen nicht wieder, sie war, was wir todt nennen.

„Der Ruf ihrer Vision hatte sich bald unter das Volk verbreitet, und das ehrwürdige Ansehen, das sie in ihrem Leben genoß, verwandelte sich nach ihrem Tode schnell in den Gedanken, daß man sie sogleich für selig, ja für heilig halten müsse.

„Als man sie zu Grabe bestatten wollte, drängten sich viele Menschen mit unglaublicher Heftigkeit hinzu; man wollte ihre Hand, man wollte wenigstens ihr Kleid berühren. In dieser leidenschaftlichen Erhöhung fühlten verschiedene Kranke die Uebel nicht, von denen sie sonst gequält wurden; sie hielten sich für geheilt; sie bekannten's, sie priesen Gott und seine neue Heilige. Die Geistlichkeit war genöthigt, den Körper in eine Kapelle zu stellen; das Volk verlangte Gelegenheit, seine Andacht zu verrichten. Der Zudrang war unglaublich; die Bergbewohner, die ohnedem zu lebhaften religiösen Gefühlen gestimmt sind, drangen aus ihren Thälern herbei; die Andacht, die Wunder, die Anbetung vermehrten sich mit jedem Tage. Die bischöflichen Verordnungen, die einen solchen neuen Dienst einschränken und nach und nach niederschlagen sollten, konnten nicht zur Ausführung gebracht werden; bei jedem Widerstand war das Volk heftig, und gegen jeden Ungläubigen bereit, in Thätlichkeiten auszubrechen. „Wandelte nicht auch," riefen sie, „der heilige Borromäus unter unsern Vorfahren? Erlebte seine Mutter nicht die Wonne seiner Seligsprechung? Hat man nicht durch jenes große Bildniß auf dem Felsen bei Arona uns seine geistige Größe sinnlich vergegenwärtigen wollen? Leben die Seinigen nicht noch unter uns? Und hat Gott nicht zugesagt, unter einem gläubigen Volke seine Wunder stets zu erneuern?"

„Als der Körper nach einigen Tagen keine Zeichen der Fäul-

niß von sich gab und eher weißer und gleichsam durchsichtig ward, erhöhte sich das Zutrauen der Menschen immer mehr, und es zeigten sich unter der Menge verschiedene Kuren, die der aufmerksame Beobachter selbst nicht erklären und auch nicht geradezu als Betrug ansprechen konnte. Die ganze Gegend war in Bewegung, und wer nicht selbst kam, hörte wenigstens eine Zeit lang von nichts Anderm reden.

„Das Kloster, worin mein Bruder sich befand, erscholl so gut als die übrige Gegend von diesen Wundern, und man nahm sich um so weniger in Acht, in seiner Gegenwart davor zu sprechen, als er sonst auf nichts aufzumerken pflegte und sein Verhältniß Niemandem bekannt war. Diesmal schien er aber mit großer Genauigkeit gehört zu haben; er führte seine Flucht mit solcher Schlauheit aus, daß niemals Jemand hat begreifen können, wie er aus dem Kloster herausgekommen sei. Man erfuhr nachher, daß er sich mit einer Anzahl Wallfahrer übersetzen lassen, und daß er die Schiffer, die weiter nichts Verkehrtes an ihm wahrnahmen, nur um die größte Sorgfalt gebeten, daß das Schiff nicht umschlagen möchte. Tief in der Nacht kam er in jene Kapelle, wo seine unglückliche Geliebte von ihrem Leiden ausruhte; nur wenige Andächtige knieten in den Winkeln, ihre alte Freundin saß zu ihren Häupten. Er trat hinzu und grüßte sie und fragte, wie sich ihre Gebieterin befände. „Ihr seht es," versetzte diese nicht ohne Verlegenheit. Er blickte den Leichnam nur von der Seite an. Nach einigem Zaudern nahm er ihre Hand. Erschreckt von der Kälte, ließ er sie sogleich wieder fahren; er sah sich unruhig um und sagte zu der Alten: „Ich kann jetzt nicht bei ihr bleiben; ich habe noch einen sehr weiten Weg zu machen: ich will aber zur rechten Zeit schon wieder da sein. Sag ihr das, wenn sie aufwacht!"

„So ging er hinweg; wir wurden nur spät von diesem Vorgange benachrichtigt. Man forschte nach, wo er hingekommen sei; aber vergebens! Wie er sich durch Berge und Thäler durchgearbeitet haben mag, ist unbegreiflich. Endlich nach langer Zeit fanden wir in Graubünden eine Spur von ihm wieder, allein zu spät, und sie verlor sich bald. Wir vermutheten, daß er nach Deutschland sei; allein der Krieg hatte solche schwache Fußstapfen gänzlich verwischt."

Zehntes Kapitel.

Der Abbé hörte zu lesen auf, und Niemand hatte ohne Thränen zugehört. Die Gräfin brachte ihr Tuch nicht von den Augen; zuletzt stand sie auf und verließ mit Natalien das Zimmer. Die Uebrigen schwiegen, und der Abbé sprach: „Es entsteht nun die Frage, ob man den guten Marchese soll abreisen lassen, ohne ihm unser Geheimniß zu entdecken. Denn wer zweifelt wol einen Augenblick daran, daß Augustin und unser Harfenspieler eine Person ist? Ueberlegen wir, was zu thun sei, sowol um des unglücklichen Mannes als der Familie willen. Mein Rath wäre, nichts zu übereilen, abzuwarten, was uns der Arzt, den wir eben von dort zurück erwarten, für Nachrichten bringt."

Jedermann war derselben Meinung, und der Abbé fuhr fort: „Eine andere Frage, die vielleicht schneller abzuthun ist, entsteht zu gleicher Zeit. Der Marchese ist unglaublich gerührt über die Gastfreundschaft, die seine arme Nichte bei uns, besonders bei unserm jungen Freunde gefunden hat. Ich habe ihm die ganze Geschichte umständlich, ja wiederholt erzählen müssen, und er zeigte seine lebhafteste Dankbarkeit. „Der junge Mann," sagte er, „hat ausgeschlagen, mit mir zu reisen, ehe er das Verhältniß kannte, das unter uns besteht. Ich bin ihm nun kein Fremder mehr, von dessen Art zu sein und von dessen Laune er etwa nicht gewiß wäre; ich bin sein Verbundener, wenn Sie wollen, sein Verwandter, und da sein Knabe, den er nicht zurücklassen wollte, erst das Hinderniß war, das ihn abhielt, sich zu mir zu gesellen, so lassen Sie jetzt dieses Kind zum schönern Bande werden, das uns nur desto fester an einander knüpft. Ueber die Verbindlichkeit, die ich nun schon habe, sei er mir noch auf der Reise nützlich; er kehre mit mir zurück; mein älterer Bruder wird ihn mit Freuden empfangen; er verschmähe die Erbschaft seines Pflegekindes nicht: denn nach einer geheimen Abrede unseres Vaters mit seinem Freunde ist das Vermögen, das er seiner Tochter zugewendet hatte, wieder an uns zurückgefallen, und wir wollen dem Wohlthäter unserer Nichte gewiß das nicht vorenthalten, was er verdient hat."

Therese nahm Wilhelmen bei der Hand und sagte: „Wir erleben abermals hier so einen schönen Fall, daß uneigennütziges Wohlthun die höchsten und schönsten Zinsen bringt. Folgen Sie diesem sonderbaren Ruf, und indem Sie Sich um den Marchese

doppelt verdient machen, eilen Sie einem schönen Lande entgegen, das Ihre Einbildungskraft und Ihr Herz mehr als einmal an sich gezogen hat."

„Ich überlasse mich ganz meinen Freunden und ihrer Führung," sagte Wilhelm; „es ist vergebens, in dieser Welt nach eigenem Willen zu streben. Was ich festzuhalten wünschte, muß ich fahren lassen, und eine unverdiente Wohlthat drängt sich mir auf."

Mit einem Druck auf Theresens Hand machte Wilhelm die seinige los. „Ich überlasse Ihnen ganz," sagte er zu dem Abbé, „was Sie über mich beschließen; wenn ich meinen Felix nicht von mir zu lassen brauche, so bin ich zufrieden, überall hinzugehen und Alles, was man für recht hält, zu unternehmen."

Auf diese Erklärung entwarf der Abbé sogleich seinen Plan. Man solle, sagte er, den Marchese abreisen lassen; Wilhelm solle die Nachricht des Arztes abwarten, und alsdann, wenn man überlegt habe, was zu thun sei, könne Wilhelm mit Felix nachreisen. So bedeutete er auch den Marchese unter einem Vorwand, daß die Einrichtungen des jungen Freundes zur Reise ihn nicht abhalten müßten, die Merkwürdigkeiten der Stadt indessen zu besehen. Der Marchese ging ab, nicht ohne wiederholte lebhafte Versicherung seiner Dankbarkeit, wovon die Geschenke, die er zurückließ, und die aus Juwelen, geschnittenen Steinen und gestickten Stoffen bestanden, einen genugsamen Beweis gaben.

Wilhelm war nun auch völlig reisefertig, und man war um so mehr verlegen, daß keine Nachrichten von dem Arzt kommen wollten; man befürchtete, dem armen Harfenspieler möchte ein Unglück begegnet sein, zu eben der Zeit, als man hoffen konnte, ihn durchaus in einen bessern Zustand zu versetzen. Man schickte den Courier fort, der kaum weggeritten war, als am Abend der Arzt mit einem Fremden hereintrat, dessen Gestalt und Wesen bedeutend, ernsthaft und auffallend war, und den Niemand kannte. Beide Ankömmlinge schwiegen eine Zeit lang stille; endlich ging der Fremde auf Wilhelmen zu, reichte ihm die Hand und sagte: „Kennen Sie Ihren alten Freund nicht mehr?" Es war die Stimme des Harfenspielers; aber von seiner Gestalt schien keine Spur übrig geblieben zu sein. Er war in der gewöhnlichen Tracht eines Reisenden, reinlich und anständig gekleidet; sein Bart war verschwunden, seinen Locken sah man einige Kunst an, und was ihn eigentlich ganz unkenntlich machte,

war, daß an seinem bedeutenden Gesichte die Züge des Alters nicht mehr erschienen. Wilhelm umarmte ihn mit der lebhaftesten Freude; er ward den Andern vorgestellt und betrug sich sehr vernünftig, und wußte nicht, wie bekannt er der Gesellschaft noch vor Kurzem geworden war. „Sie werden Geduld mit einem Menschen haben," fuhr er mit großer Gelassenheit fort, „der, so erwachsen er auch aussieht, nach einem langen Leiden erst wie ein unerfahrenes Kind in die Welt tritt. Diesem wackeren Mann bin ich schuldig, daß ich wieder in einer menschlichen Gesellschaft erscheinen kann." Man hieß ihn willkommen, und der Arzt veranlaßte sogleich einen Spaziergang, um das Gespräch abzubrechen und ins Gleichgültige zu lenken.

Als man allein war, gab der Arzt folgende Erklärung. „Die Genesung dieses Mannes ist uns durch den sonderbarsten Zufall geglückt. Wir hatten ihn lange nach unserer Ueberzeugung moralisch und physisch behandelt; es ging auch bis auf einen gewissen Grad ganz gut; allein die Todesfurcht war noch immer groß bei ihm, und seinen Bart und sein langes Kleid wollte er uns nicht aufopfern; übrigens nahm er mehr Theil an den weltlichen Dingen, und seine Gesänge schienen, wie seine Vorstellungsart, wieder dem Leben sich zu nähern. Sie wissen, welch ein sonderbarer Brief des Geistlichen mich von hier abrief. Ich kam, ich fand unsern Mann ganz verändert; er hatte freiwillig seinen Bart hergegeben, er hatte erlaubt, seine Locken in eine hergebrachte Form zuzuschneiden, er verlangte gewöhnliche Kleider und schien auf einmal ein anderer Mensch geworden zu sein. Wir waren neugierig, die Ursache dieser Verwandlung zu ergründen, und wagten doch nicht, uns mit ihm selbst darüber einzulassen; endlich entdeckten wir zufällig die sonderbare Bewandtniß. Ein Glas flüssiges Opium fehlte in der Hausapothele des Geistlichen; man hielt für nöthig, die strengste Untersuchung anzustellen. Jedermann suchte sich des Verdachtes zu erwehren; es gab unter den Hausgenossen heftige Scenen. Endlich trat dieser Mann auf und gestand, daß er es besitze; man fragte ihn, ob er davon genommen habe. Er sagte Nein, fuhr aber fort: „Ich danke diesem Besitz die Wiederkehr meiner Vernunft. Es hängt von Euch ab, mir dieses Fläschchen zu nehmen, und Ihr werdet mich ohne Hoffnung in meinen alten Zustand wieder zurückfallen sehen. Das Gefühl, daß es wünschenswerth sei, die Leiden dieser Erde durch den Tod geendigt zu sehen, brachte mich zuerst auf den Weg der Genesung; bald

darauf entstand der Gedanke, sie durch einen freiwilligen Tod zu endigen, und ich nahm in dieser Absicht das Glas hinweg; die Möglichkeit, sogleich die großen Schmerzen auf ewig aufzuheben, gab mir Kraft, die Schmerzen zu ertragen, und so habe ich, seitdem ich den Talisman besitze, mich durch die Nähe des Todes wieder in das Leben zurückgedrängt." „Sorgt nicht," sagte er, „daß ich Gebrauch davon mache, sondern entschließt Euch, als Kenner des menschlichen Herzens, mich, indem Ihr mir die Unabhängigkeit vom Leben zugesteht, erst vom Leben recht abhängig zu machen." Nach reiflicher Ueberlegung drangen wir nicht weiter in ihn, und er führt nun in einem festen, geschliffenen Glasfläschchen dieses Gift als das sonderbarste Gegengift bei sich."

Man unterrichtete den Arzt von Allem, was indessen entdeckt worden war, und man beschloß, gegen Augustin das tiefste Stillschweigen zu beobachten. Der Abbé nahm sich vor, ihn nicht von seiner Seite zu lassen und ihn auf dem guten Wege, den er betreten hatte, fortzuführen.

Indessen sollte Wilhelm die Reise durch Deutschland mit dem Marchese vollenden. Schien es möglich, Augustinen eine Neigung zu seinem Vaterlande wieder einzuflößen, so wollte man seinen Verwandten den Zustand entdecken, und Wilhelm sollte ihn den Seinigen wieder zuführen.

Dieser hatte nun alle Anstalten zu seiner Reise gemacht, und wenn es im Anfange wunderbar schien, daß Augustin sich freute, als er vernahm, wie sein alter Freund und Wohlthäter sich sogleich wieder entfernen sollte, so entdeckte doch der Abbé bald den Grund dieser seltsamen Gemüthsbewegung. Augustin konnte seine alte Furcht, die er vor Felix hatte, nicht überwinden, und wünschte den Knaben, je eher je lieber, entfernt zu sehen.

Nun waren nach und nach so viele Menschen angekommen, daß man sie im Schloß und in den Stiftsgebäuden kaum alle unterbringen konnte, um so mehr, da man nicht gleich anfangs auf den Empfang so vieler Gäste die Einrichtung gemacht hatte. Man frühstückte, man speiste zusammen und hätte sich gern beredet, man lebe in einer vergnüglichen Uebereinstimmung, wenn schon in der Stille die Gemüther sich gewissermaßen auseinander sehnten. Therese war manchmal mit Lotharie, noch öfter allein ausgeritten; sie hatte in der Nachbarschaft schon alle Landwirthe und Landwirthinnen kennen lernen; es war ihr

Haushaltungsprincip, und ſie mochte nicht Unrecht haben, daß man mit Nachbarn und Nachbarinnen im beſten Vernehmen und immer in einem ewigen Gefälligkeitswechſel ſtehen müſſe. Von einer Verbindung zwiſchen ihr und Lothario ſchien gar die Rede nicht zu ſein. Die beiden Schweſtern hatten ſich viel zu ſagen; der Arzt ſchien den Umgang des Harfenſpielers zu ſuchen; Jarno hatte mit dem Arzt öftere Konferenzen; Friedrich hielt ſich an Wilhelmen, und Felix war überall, wo es ihm gut ging. So vereinigten ſich auch meiſtentheils die Paare auf dem Spaziergang, indem die Geſellſchaft ſich trennte, und wenn ſie zuſammen ſein mußten, ſo nahm man geſchwind ſeine Zuflucht zur Muſik, um Alle zu verbinden, indem man Jeden ſich ſelbſt wiedergab.

Unverſehens vermehrte der Graf die Geſellſchaft, ſeine Gemahlin abzuholen und, wie es ſchien, einen feierlichen Abſchied von ſeinen weltlichen Verwandten zu nehmen. Jarno eilte ihm bis an den Wagen entgegen, und als der Ankommende fragte, was er für Geſellſchaft finde, ſo ſagte Jener in einem Anfall von teller Laune, die ihn immer ergriff, ſobald er den Grafen gewahr ward: „Sie finden den ganzen Adel der Welt beiſammen, Marcheſen, Marquis, Mylords und Baronen; es hat nur noch an einem Grafen gefehlt.“ So ging man die Treppe hinauf, und Wilhelm war die erſte Perſon, die ihnen im Vorſaal entgegenkam.

„Mylord!“ ſagte der Graf zu ihm auf Franzöſiſch, nachdem er ihn einen Augenblick betrachtet hatte, „ich freue mich ſehr, Ihre Bekanntſchaft unvermuthet zu erneuern; denn ich müßte mich ſehr irren, wenn ich Sie nicht im Gefolge des Prinzen ſollte in meinem Schloſſe geſehen haben.“

„Ich hatte das Glück, Ew. Excellenz damals aufzuwarten,“ verſetzte Wilhelm, „nur erzeigen Sie mir zu viel Ehre, wenn Sie mich für einen Engländer, und zwar vom erſten Range, halten; ich bin ein Deutſcher, und —“ „Zwar ein ſehr braver junger Mann“, fiel Jarno ſogleich ein.

Der Graf ſah Wilhelmen lächelnd an und wollte eben etwas erwidern, als die übrige Geſellſchaft herbeikam und ihn aufs Freundlichſte begrüßte.*) Man entſchuldigte ſich, daß man ihm

*) Dieſes erſte Zuſammentreffen Wilhelm's mit dem Grafen ſchob Goethe ſpäter auf Schiller's Wunſch (Brief 189) ein, daß der Graf, als Ceremonienmeiſter des Romans, Wilhelmen durch ſein achtungsvolles Betragen auf gewiſſe Art den noch fehlenden Adel ertheile.

nicht sogleich ein anständiges Zimmer anweisen könne, und versprach den nöthigen Raum ungesäumt zu verschaffen.

„Ei, ei!“ sagte er lächelnd; „ich sehe wol, daß man dem Zufalle überlassen hat, den Fourierzettel zu machen; mit Vorsicht und Einrichtung, wie viel ist da nicht möglich! Jetzt bitte ich Euch, rührt mir keinen Pantoffel vom Platze! Denn sonst, seh' ich wol, giebt es eine große Unordnung: Jedermann wird unbequem wohnen, und das soll Niemand um meinetwillen wo möglich auch nur eine Stunde.“ „Sie waren Zeuge,“ sagte er zu Jarno, „und auch Sie, Meister,“ indem er sich zu Wilhelmen wandte, „wie viele Menschen ich damals auf meinem Schlosse bequem untergebracht habe. Man gebe mir die Liste der Personen und Bedienten, man zeige mir an, wie Jedermann gegenwärtig einquartiert ist; ich will einen Dislokationsplan machen, daß mit der wenigsten Bemühung Jedermann eine geräumige Wohnung finde, und daß noch Platz für einen Gast bleiben soll, der sich zufälligerweise bei uns einstellen könnte.“

Jarno machte sogleich den Adjutanten des Grafen, verschaffte ihm alle nöthigen Notizen und hatte nach seiner Art den größten Spaß, wenn er den alten Herrn mitunter irre machen konnte. Dieser gewann aber bald einen großen Triumph. Die Einrichtung war fertig; er ließ in seiner Gegenwart die Namen über alle Thüren schreiben, und man konnte nicht leugnen, daß mit wenig Umständen und Veränderungen der Zweck völlig erreicht war. Auch hatte es Jarno unter Anderm so geleitet, daß die Personen, die in dem gegenwärtigen Augenblick ein Interesse an einander nahmen, zusammen wohnten.

Nachdem Alles eingerichtet war, sagte der Graf zu Jarno: „Helfen Sie mir auf die Spur wegen des jungen Mannes, den Sie da „Meister“ nennen, und der ein Deutscher sein soll.“ Jarno schwieg still; denn er wußte recht gut, daß der Graf einer von den Leuten war, die, wenn sie fragen, eigentlich belehren wollen. Auch fuhr dieser, ohne Antwort abzuwarten, in seiner Rede fort: „Sie hatten mir ihn damals vorgestellt und im Namen des Prinzen bestens empfohlen. Wenn seine Mutter auch eine Deutsche war, so hatte ich dafür, daß sein Vater ein Engländer ist, und zwar von Stande; wer wollte das englische Blut alles berechnen, das seit dreißig Jahren in deutschen Adern herumfließt! Ich will weiter nicht darauf dringen; Ihr habt immer solche Familiengeheimnisse; doch mir wird man in solchen Fällen nichts aufbinden.“ Darauf erzählte er noch Verschiedenes, was

damals mit Wilhelmen auf seinem Schloß vorgegangen sein sollte, wozu Jarno gleichfalls schwieg, obgleich der Graf ganz irrig war und Wilhelmen mit einem jungen Engländer in des Prinzen Gefolge mehr als einmal verwechselte. Der gute Herr hatte in frühern Zeiten ein vortreffliches Gedächtniß gehabt und war noch immer stolz darauf, sich der geringsten Umstände seiner Jugend erinnern zu können; nun bestimmte er aber mit eben der Gewißheit wunderbare Kombinationen und Fabeln als wahr, die ihm bei zunehmender Schwäche seines Gedächtnisses seine Einbildungskraft einmal vorgespiegelt hatte. Uebrigens war er sehr mild und gefällig geworden, und seine Gegenwart wirkte recht günstig auf die Gesellschaft. Er verlangte, daß man etwas Nützliches zusammen lesen sollte, ja sogar gab er manchmal kleine Spiele an, die er wo nicht mitspielte, doch mit großer Sorgfalt dirigirte; und da man sich über seine Herablassung verwunderte, sagte er, es sei die Pflicht eines Jeden, der sich in Hauptsachen von der Welt entferne, daß er in gleichgiltigen Dingen sich ihr desto mehr gleichstelle.

Wilhelm hatte unter diesen Spielen mehr als einen bänglichen und verdrießlichen Augenblick; der leichtsinnige Friedrich ergriff manche Gelegenheit, um auf eine Neigung Wilhelm's gegen Natalien zu deuten. Wie konnte er darauf fallen? wodurch war er dazu berechtigt? und mußte nicht die Gesellschaft glauben, daß, weil Beide viel mit einander umgingen, Wilhelm ihm eine so unvorsichtige und unglückliche Konfidenz gemacht habe?

Eines Tages waren sie bei einem solchen Scherze heiterer als gewöhnlich, als Augustin auf einmal zur Thüre, die er aufriß, mit gräßlicher Geberde hereinstürzte: sein Angesicht war blaß, sein Auge wild; er schien reden zu wollen, die Sprache versagte ihm. Die Gesellschaft entsetzte sich; Lothario und Jarno, die eine Rückkehr des Wahnsinns vermutheten, sprangen auf ihn los und hielten ihn fest. Stotternd und dumpf, dann heftig und gewaltsam sprach und rief er: „Nicht mich haltet! eilt! helft! rettet das Kind! Felix ist vergiftet!“

Sie ließen ihn los; er eilte zur Thüre hinaus, und voll Entsetzen drängte sich die Gesellschaft ihm nach. Man rief nach dem Arzte; Augustin richtete seine Schritte nach dem Zimmer des Abbé's. Man fand das Kind, das erschroden und verlegen schien, als man ihm schon von Weitem zurief: „Was hast Du angefangen?“

„Lieber Vater!“ rief Felix, „ich habe nicht aus der Flasche, ich habe aus dem Glase getrunken; ich war so durstig.“

Augustin schlug die Hände zusammen, rief: „Er ist verloren!“ drängte sich durch die Umstehenden und eilte davon.

Sie fanden ein Glas Mandelmilch auf dem Tische stehen und eine Karavine daneben, die über die Hälfte leer war. Der Arzt kam; er erfuhr, was man wußte, und sah mit Entsetzen das wohlbekannte Fläschchen, worin sich das flüssige Opium befunden hatte, leer auf dem Tische liegen; er ließ Essig herbeischaffen und rief alle Mittel seiner Kunst zu Hilfe.

Natalie ließ den Knaben in ein Zimmer bringen; sie bemühte sich ängstlich um ihn. Der Abbé war fortgerannt, Augustinen aufzusuchen und einige Aufklärungen von ihm zu erdringen. Ebenso hatte sich der unglückliche Vater vergebens bemüht und fand, als er zurückkam, auf allen Gesichtern Bangigkeit und Sorge. Der Arzt hatte indessen die Mandelmilch im Glase untersucht; es entdeckte sich die stärkste Beimischung von Opium. Das Kind lag auf dem Ruhebette und schien sehr krank; es bat den Vater, daß man ihm nur nichts mehr einschütten, daß man es nur nicht mehr quälen möchte. Lothario hatte seine Leute ausgeschickt und war selbst weggeritten, um der Flucht Augustin's auf die Spur zu kommen. Natalie saß bei dem Kinde; es flüchtete auf ihren Schooß und bat sie flehentlich um Schutz, flehentlich um ein Stückchen Zucker; der Essig sei gar zu sauer! Der Arzt gab es zu: man müsse das Kind, das in der entsetzlichsten Bewegung war, einen Augenblick ruhen lassen, sagte er; es sei alles Räthliche geschehen, er wolle das Mögliche thun. Der Graf trat mit einigem Unwillen, wie es schien, herbei; er sah ernst, ja feierlich aus, legte die Hände auf das Kind, blickte gen Himmel und blieb einige Augenblicke in dieser Stellung. Wilhelm, der trostlos in einem Sessel lag, sprang auf, warf einen Blick voll Verzweiflung auf Natalien und ging zur Thüre hinaus. Kurz darauf verließ auch der Graf das Zimmer.

„Ich begreife nicht,“ sagte der Arzt nach einiger Pause, „daß sich auch nicht die geringste Spur eines gefährlichen Zustandes am Kinde zeigt. Auch nur mit einem Schluck muß es eine ungeheure Dosis Opium zu sich genommen haben, und nun finde ich an seinem Pulse keine weitere Bewegung, als die ich meinen Mitteln und der Furcht zuschreiben kann, in die wir das Kind versetzt haben.“

Bald darauf trat Jarno mit der Nachricht herein, daß man Auguſtin auf dem Oberboden in ſeinem Blute gefunden habe; ein Schermeſſer habe neben ihm gelegen; wahrſcheinlich habe er ſich die Kehle abgeſchnitten. Der Arzt eilte fort und begegnete den Leuten, welche den Körper die Treppe herunterbrachten. Er ward auf ein Bett gelegt und genau unterſucht; der Schnitt war in die Luftröhre gegangen; auf einen ſtarken Blutverluſt war eine Ohnmacht gefolgt; doch ließ ſich bald bemerken, daß noch Leben, daß noch Hoffnung übrig ſei. Der Arzt brachte den Körper in die rechte Lage, fügte die getrennten Theile zuſammen und legte den Verband auf.

Die Nacht ging Allen ſchlaflos und ſorgenvoll vorüber. Das Kind wollte ſich nicht von Natalien trennen laſſen. Wilhelm ſaß vor ihr auf einem Schemel; er hatte die Füße des Knaben auf ſeinem Schooße, Kopf und Bruſt lagen auf dem ihrigen: ſo theilten ſie die angenehme Laſt und die ſchmerzlichen Sorgen, und verharrten, bis der Tag anbrach, in der unbequemen und traurigen Lage. Natalie hatte Wilhelmen ihre Hand gegeben; ſie ſprachen kein Wort, ſahen auf das Kind und ſahen einander an. Lothario und Jarno ſaßen am andern Ende des Zimmers und führten ein ſehr bedeutendes Geſpräch, das wir gern, wenn uns die Begebenheiten nicht zu ſehr drängten, unſern Leſern hier mittheilen würden. Der Knabe ſchlief ſanft, erwachte am frühen Morgen ganz heiter, ſprang auf und verlangte ein Butterbrod.

Sobald Auguſtin ſich einigermaßen erholt hatte, ſuchte man einige Aufklärung von ihm zu erhalten. Man erfuhr nicht ohne Mühe und nur nach und nach, daß, als er bei der unglücklichen Dislokation des Grafen in ein Zimmer mit dem Abbé verſetzt worden, er das Manuſkript und darin ſeine Geſchichte gefunden habe. Sein Entſetzen ſei ohne Gleichen geweſen, und er habe ſich nun überzeugt, daß er nicht länger leben dürfe; ſogleich habe er ſeine gewöhnliche Zuflucht zum Opium genommen, habe es in ein Glas Mandelmilch geſchüttet und habe doch, als er es an den Mund geſetzt, geſchaudert. Darauf habe er es ſtehen laſſen, um nochmals durch den Garten zu laufen und die Welt zu ſehen; bei ſeiner Zurückkunft habe er das Kind gefunden, eben beſchäftigt, das Glas, woraus es getrunken, wieder voll zu gießen.

Man bat den Unglücklichen, ruhig zu ſein; er faßte Wilhelmen krampfhaft bei der Hand. „Ach!“ ſagte er, „warum habe ich

Dich nicht längst verlassen! Ich wußte wohl, daß ich den Knaben tödten würde und er mich."

„Der Knabe lebt!" sagte Wilhelm.

Der Arzt, der aufmerksam zugehört hatte, fragte Augustinen, ob alles Getränke vergiftet gewesen. „Nein!" versetzte er, „nur das Glas."

„So hat durch den glücklichsten Zufall," rief der Arzt, „das Kind aus der Flasche getrunken! Ein guter Genius hat seine Hand geführt, daß es nicht nach dem Tode griff, der so nahe zubereitet stand!"

„Nein! nein!" rief Wilhelm mit einem Schrei, indem er die Hände vor die Augen hielt, „wie fürchterlich ist diese Aussage! Ausdrücklich sagte das Kind, daß es nicht aus der Flasche, sondern aus dem Glase getrunken habe. Seine Gesundheit ist nur ein Schein; es wird uns unter den Händen wegsterben."

Er eilte fort, der Arzt ging hinunter und fragte, indem er das Kind liebkoste: „Nicht wahr, Felix, Du hast aus der Flasche getrunken, und nicht aus dem Glase?" Das Kind fing an zu weinen. Der Arzt erzählte Natalien im Stillen, wie sich die Sache verhalte. Auch sie bemühte sich vergebens, die Wahrheit von dem Kinde zu erfahren; es weinte nur heftiger und so lange, bis es einschlief.

Wilhelm wachte bei ihm; die Nacht verging ruhig. Den andern Morgen fand man Augustinen todt in seinem Bette; er hatte die Aufmerksamkeit seiner Wärter durch eine scheinbare Ruhe betrogen, den Verband still aufgelöst und sich verblutet.

Natalie ging mit dem Kinde spazieren; es war munter, wie in seinen glücklichsten Tagen. „Du bist doch gut," sagte Felix zu ihr. „Du zankst nicht, Du schlägst mich nicht. Ich will Dir's nur sagen, ich habe aus der Flasche getrunken. Mutter Aurelie schlug mich immer auf die Finger, wenn ich nach der Karavine griff. Der Vater sah so bös aus; ich dachte, er würde mich schlagen."

Mit beflügelten Schritten eilte Natalie zu dem Schlosse; Wilhelm kam ihr, noch voller Sorgen, entgegen. „Glücklicher Vater!" rief sie laut, indem sie das Kind aufhob und es ihm in die Arme warf, „da hast Du Deinen Sohn! Er hat aus der Flasche getrunken; seine Unart hat ihn gerettet."

Man erzählte den glücklichen Ausgang dem Grafen, der aber nur mit lächelnder, stiller, bescheidener Gewißheit zuhörte, mit der man den Irrthum guter Menschen ertragen mag. Jarno,

aufmerkſam auf Alles, konnte diesmal eine ſolche hohe Selbſtgenügſamkeit nicht erklären, bis er endlich nach manchen Umſchweifen erfuhr, der Graf ſei überzeugt, das Kind habe wirklich Gift genommen, er habe es aber durch ſein Gebet und durch das Auflegen ſeiner Hände wunderbar am Leben erhalten. Nun beſchloß er auch ſogleich wegzugehen; gerade war bei ihm Alles, wie gewöhnlich, in einem Augenblicke, und beim Abſchiede faßte die ſchöne Gräfin Wilhelm's Hand, ehe ſie noch die Hand der Schweſter los ließ, drückte alle vier Hände zuſammen, kehrte ſich ſchnell um und ſtieg in den Wagen.

So viel ſchreckliche und wunderbare Begebenheiten, die ſich eine über die andere drängten, zu einer ungewohnten Lebensart nöthigten und Alles in Unordnung und Verwirrung ſetzten, hatten eine Art von fieberhafter Schwingung in das Haus gebracht. Die Stunden des Schlafens und Wachens, des Eſſens, Trinkens und geſelligen Zuſammenſeins waren verrückt und umgekehrt. Außer Thereſen war Niemand in ſeinem Gleiſe geblieben. Die Männer ſuchten durch geiſtige Getränke ihre gute Laune wiederherzuſtellen, und indem ſie ſich eine künſtliche Stimmung gaben, entfernten ſie die natürliche, die allein uns wahre Heiterkeit und Thätigkeit gewährt.

Wilhelm war durch die heftigſten Leidenſchaften bewegt und zerrüttet; die unvermutheten und ſchreckhaften Anfälle hatten ſein Innerſtes ganz aus aller Faſſung gebracht, einer Leidenſchaft zu widerſtehen, die ſich des Herzens ſo gewaltſam bemächtigt hatte. Felix war ihm wiedergegeben, und doch ſchien ihm Alles zu fehlen; die Briefe von Wernern mit den Anweiſungen waren da, ihm mangelte nichts zu ſeiner Reiſe als der Muth, ſich zu entfernen. Alles drängte ihn zu dieſer Reiſe. Er konnte vermuthen, daß Lothario und Thereſe nur auf ſeine Entfernung warteten, um ſich trauen zu laſſen. Jarno war wider ſeine Gewohnheit ſtill, und man hätte beinahe ſagen können, er habe etwas von ſeiner gewöhnlichen Heiterkeit verloren. Glücklicherweiſe half der Arzt unſerm Freunde einigermaßen aus der Verlegenheit, indem er ihn für krank erklärte und ihm Arznei gab.

Die Geſellſchaft kam immer Abends zuſammen, und Friedrich, der ausgelaſſene Menſch, der gewöhnlich mehr Wein als billig trank, bemächtigte ſich des Geſprächs und brachte nach ſeiner Art, mit hundert Citaten und eulenſpiegelhaften Anſpielungen,

die Gesellschaft zum Lachen und setzte sie auch nicht selten in Verlegenheit, indem er laut zu denken sich erlaubte.

An die Krankheit seines Freundes schien er gar nicht zu glauben. Einst, als sie Alle beisammen waren, rief er aus: „Wie nennt Ihr das Uebel, Doktor, das unsern Freund angefallen hat? Paßt hier keiner von den dreitausend Namen, mit denen Ihr Eure Unwissenheit ausputzt? An ähnlichen Beispielen wenigstens hat es nicht gefehlt. Es kommt," fuhr er mit einem emphatischen Tone fort, „ein solcher Kasus in der ägyptischen oder babylonischen Geschichte vor." Die Gesellschaft sah einander an und lächelte.

„Wie hieß der König?" rief er aus und hielt einen Augenblick inne. „Wenn Ihr mir nicht einhelfen wollt," fuhr er fort, „so werde ich mir selbst zu helfen wissen." Er riß die Thürflügel auf und wies nach dem großen Bilde im Vorsaal. „Wie heißt der Ziegenbart mit der Krone dort, der sich am Fuße des Bettes um seinen kranken Sohn abhärmt? Wie heißt die Schöne, die hereintritt und in ihren sittsamen Schelmenaugen Gift und Gegengift zugleich führt? Wie heißt der Pfuscher von Arzt, dem erst in diesem Augenblicke ein Licht aufgeht, der das erste Mal in seinem Leben Gelegenheit findet, ein vernünftiges Rezept zu verordnen, eine Arznei zu reichen, die aus dem Grunde kurirt, und die ebenso wohlschmeckend als heilsam ist?"

In diesem Tone fuhr er fort zu schwadroniren. Die Gesellschaft nahm sich so gut als möglich zusammen und verbarg ihre Verlegenheit hinter einem gezwungenen Lächeln. Eine leichte Röthe überzog Nataliens Wangen und verrieth die Bewegungen ihres Herzens. Glücklicherweise ging sie mit Jarno auf und nieder; als sie an die Thüre kam, schritt sie mit einer klugen Bewegung hinaus, einigemal in dem Vorsaale hin und wieder und ging sodann auf ihr Zimmer.

Die Gesellschaft war still. Friedrich fing an zu tanzen und zu singen.

O, Ihr werdet Wunder sehn!
Was geschehn ist, ist geschehn;
Was gesagt ist, ist gesagt.
Eh es tagt,
Sollt Ihr Wunder sehn!

Therese war Natalien nachgegangen, Friedrich zog den Arzt vor das große Gemälde, hielt eine lächerliche Lobrede auf die Medizin und schlich davon.

Lothario hatte bisher in einer Fenstervertiefung gestanden und sah, ohne sich zu rühren, in den Garten hinunter. Wilhelm war in der schrecklichsten Lage. Selbst da er sich nun mit seinem Freunde allein sah, blieb er eine Zeit lang still; er überlief mit flüchtigem Blick seine Geschichte und sah zuletzt mit Schaudern auf seinen gegenwärtigen Zustand. Endlich sprang er auf und rief: „Bin ich schuld an dem, was vorgeht, an dem, was mir und Ihnen begegnet, so strafen Sie mich! Zu meinen übrigen Leiden entziehen Sie mir Ihre Freundschaft, und lassen Sie mich ohne Trost in die weite Welt hinausgehen, in der ich mich lange hätte verlieren sollen. Geben Sie aber in mir das Opfer einer grausamen zufälligen Verwicklung, aus der ich mich herauszuwinden unfähig war, so geben Sie mir die Versicherung Ihrer Liebe, Ihrer Freundschaft auf eine Reise mit, die ich nicht länger verschieben darf. Es wird eine Zeit kommen, wo ich Ihnen werde sagen können, was diese Tage in mir vorgegangen ist. Vielleicht leide ich eben jetzt diese Strafe, weil ich mich Ihnen nicht früh genug entdeckte, weil ich gezaudert habe, mich Ihnen ganz zu zeigen, wie ich bin; Sie hätten mir beigestanden, Sie hätten mir zur rechten Zeit los geholfen. Aber- und abermal geben mir die Augen über mich selbst auf, immer zu spät und immer umsonst. Wie sehr verdiente ich die Strafrede Jarno's! Wie glaubte ich sie gefaßt zu haben, wie hoffte ich sie zu nutzen, ein neues Leben zu gewinnen! Konnte ich's? Sollte ich's? Vergebens klagen wir Menschen uns selbst, vergebens das Schicksal an! Wir sind elend und zum Elend bestimmt; und ist es nicht völlig einerlei, ob eigene Schuld, höherer Einfluß oder Zufall, Tugend oder Laster, Weisheit oder Wahnsinn uns ins Verderben stürzen? Leben Sie wohl! Ich werde keinen Augenblick länger in dem Hause verweilen, in welchem ich das Gastrecht wider meinen Willen so schrecklich verletzt habe. Die Indiskretion Ihres Bruders ist unverzeihlich; sie treibt mein Unglück auf den höchsten Grad, sie macht mich verzweifeln."

„Und wenn nun," versetzte Lothario, indem er ihn bei der Hand nahm, „Ihre Verbindung mit meiner Schwester die geheime Bedingung wäre, unter welcher sich Therese entschlossen hat, mir ihre Hand zu geben? Eine solche Entschädigung hat Ihnen das edle Mädchen zugedacht; sie schwur, daß dieses doppelte Paar an einem Tage zum Altare gehen sollte. „Sein Verstand hat mich gewählt," sagte sie, „sein Herz fordert Natalien,

und mein Verstand wird seinem Herzen zu Hilfe kommen.“ Wir wurden einig, Natalien und Sie zu beobachten; wir machten den Abbé zu unserm Vertrauten, dem wir versprechen mußten, keinen Schritt zu dieser Verbindung zu thun, sondern Alles seinen Gang gehen zu lassen. Wir haben es gethan. Die Natur hat gewirkt, und der tolle Bruder hat nur die reife Frucht abgeschüttelt. Lassen Sie uns, da wir einmal so wunderbar zusammenkommen, nicht ein gemeines Leben führen; lassen Sie uns zusammen auf eine würdige Weise thätig sein! Unglaublich ist es, was ein gebildeter Mensch für sich und Andere thun kann, wenn er, ohne herrschen zu wollen, das Gemüth hat, Vormund von Vielen zu sein, sie leitet, dasjenige zur rechten Zeit zu thun, was sie doch Alle gerne thun möchten, und sie zu ihren Zwecken führt, die sie meist recht gut im Auge haben, und nur die Wege dazu verfehlen. Lassen Sie uns hierauf einen Bund schließen! Es ist keine Schwärmerei, es ist eine Idee, die recht gut ausführbar ist, und die öfters, nur nicht immer mit klarem Bewußtsein, von guten Menschen ausgeführt wird. Meine Schwester Natalie ist hiervon ein lebhaftes Beispiel. Unerreichbar wird immer die Handlungsweise bleiben, welche die Natur dieser schönen Seele vorgeschrieben hat. Ja, sie verdient diesen Ehrennamen vor vielen Andern, mehr, wenn ich sagen darf, als unsere edle Tante selbst, die zu der Zeit, als unser guter Arzt jenes Manuskript so rubrizirte, die schönste Natur war, die wir in unserm Kreise kannten. Indeß hat Natalie sich entwickelt, und die Menschheit freut sich einer solchen Erscheinung.“

Er wollte weiter reden; aber Friedrich sprang mit großem Geschrei herein. „Welch einen Kranz verdien' ich?“ rief er aus, „und wie werdet Ihr mich belohnen? Myrten, Lorbeer, Epheu, Eichenlaub, das frischeste, das Ihr finden könnt, windet zusammen! so viel Verdienste habt Ihr in mir zu krönen. Natalie ist Dein! Ich bin der Zauberer, der diesen Schatz gehoben hat.“

„Er schwärmt,“ sagte Wilhelm, „und ich gehe.“

„Hast Du Auftrag?“ sagte der Baron, indem er Wilhelmen festhielt.

„Aus eigener Macht und Gewalt,“ versetzte Friedrich, „auch von Gottes Gnaden, wenn Ihr wollt. So war ich Freiersmann, so bin ich jetzt Gesandter; ich habe an der Thüre gehorcht; sie hat sich ganz dem Abbé entdeckt.“

„Unverſchämter!“ ſagte Lothario; „wer heißt Dich horchen!“

„Wer heißt ſie ſich einſchließen!“ verſetzte Friedrich. „Ich hörte Alles ganz genau; Natalie war ſehr bewegt. In der Nacht, da das Kind ſo krank ſchien und bald auf ihrem Schooße ruhte, als Du troſtlos vor ihr ſaßeſt und die geliebte Bürde mit ihr theilteſt, that ſie das Gelübde, wenn das Kind ſtürbe, Dir ihre Liebe zu bekennen und Dir ſelbſt die Hand anzubieten; jetzt, da das Kind lebt, warum ſoll ſie ihre Geſinnung verändern? Was man einmal ſo verſpricht, hält man unter jeder Bedingung. Nun wird der Pfaffe kommen und Wunder denken, was er für Neuigkeiten bringt.“

Der Abbé trat ins Zimmer. „Wir wiſſen Alles!“ rief Friedrich ihm entgegen. „Macht es kurz! denn Ihr kommt blos um der Formalität willen; zu weiter nichts werden die Herren verlangt.“

„Er hat geborcht,“ ſagte der Baron.

„Wie ungezogen!“ rief der Abbé.

„Nun geſchwind!“ verſetzte Friedrich. „Wie ſieht's mit den Ceremonien aus? Die laſſen ſich an den Fingern herzählen. Ihr müßt reiſen; die Einladung des Marcheſe kommt Euch herrlich zu Statten. Seid Ihr nur einmal über die Alpen, ſo findet ſich zu Hauſe Alles; die Menſchen wiſſen's Euch Dank, wenn Ihr etwas Wunderliches unternehmt; Ihr verſchafft ihnen eine Unterhaltung, die ſie nicht zu bezahlen brauchen. Es iſt eben, als wenn Ihr eine Freiredoute gäbt; es können alle Stände daran Theil nehmen.“

„Ihr habt Euch freilich mit ſolchen Volksfeſten ſchon ſehr ums Publikum verdient gemacht,“ verſetzte der Abbé, „und ich komme, ſo ſcheint es, heute nicht mehr zum Wort.“

„Iſt nicht Alles, wie ich's ſage,“ verſetzte Friedrich, „ſo belehrt uns eines Beſſern! Kommt herüber, kommt herüber! Wir müſſen ſie ſehen und uns freuen.“

Lothario umarmte ſeinen Freund und führte ihn zu der Schweſter; ſie kam mit Thereſen ihm entgegen; Alles ſchwieg.

„Nicht gezaudert!“ rief Friedrich. „In zwei Tagen könnt Ihr reiſefertig ſein. Wie meint Ihr, Freund?“ fuhr er fort, indem er ſich zu Wilhelmen wendete. „Als wir Bekanntſchaft machten, als ich Euch den ſchönen Strauß abforderte, wer konnte denken, daß Ihr jemals eine ſolche Blume aus meiner Hand empfangen würdet?“

„Erinnern Sie mich nicht in diesem Augenblicke des höchsten Glückes an jene Zeiten!“

„Deren Ihr Euch nicht schämen sollt, so wenig man sich seiner Abkunft zu schämen hat. Die Zeiten waren gut, und ich muß lachen, wenn ich Dich ansehe: Du kommst mir vor, wie Saul, der Sohn Kis', der ausging, seines Vaters Eselinnen zu suchen, und ein Königreich fand.*)

„Ich kenne den Werth eines Königreichs nicht,“ versetzte Wilhelm; „aber ich weiß, daß ich ein Glück erlangt habe, das ich nicht verdiene, und das ich mit nichts in der Welt vertauschen möchte.“

*) Samuel I, 9.

Zur Revision des Textes.

Unser Roman erschien unter dem Titel „Wilhelm Meister's Lehrjahre. Ein Roman. Herausgegeben von Goethe," zuerst in vier Bänden, von denen der erste Ende 1794, der zweite im folgenden Mai, der dritte im November, der letzte aber erst fast ein Jahr nach dem dritten im Druck vollendet wurde. Durch die lange zwischen dem ersten und letzten Bande liegende Zeit wurden in der Abschrift manche Ungleichheiten der Schreibung verbreitet; andere Abweichungen verschuldete wol der oder vielmehr die verschiedenen Setzer. Auch fehlte es nicht an einer größern Zahl Druckfehler. Der Verleger Unger veranstaltete ohne Goethe's Wissen von dieser ersten Ausgabe (1) später noch zwei Abdrücke, in welchen einzelne Fehler des Druckes, auch in den Seitenzahlen, verbessert, dagegen manche Versehen eingeschlichen sind. Leider wurde einer dieser Abdrücke, den wir mit 1a bezeichnen, bei der zweiten Ausgabe des Romans, welche im Jahre 1806 im zweiten und dritten Bande der Werke erschien (2), zu Grunde gelegt. Diese Entdeckung, die auch Kurz noch entging, hat W. Vollmer gemacht und in der Augsburger „Allgemeinen Zeitung" 1868, S. 1573 ff. und 1582 ff. ausführlich begründet. Aber beim dritten Bande, dem fünften und sechsten Buche, hat Goethe auffallenderweise nicht den zweiten, sondern den ersten Druck benutzt. Daß in 1a sich oft dieselben Verbesserungen zeigen wie in 2, beweist nicht, daß diese Ausgabe auf jener beruht. Die Lesarten von 1a haben an sich keine Gewähr, woraus aber keineswegs folgt, daß sie nicht oft das Richtige geben, was vielmehr an einer großen Anzahl von Stellen unleugbar ist.*)

Als Goethe im Winter 1905 auf 1906 den Roman zur Aufnahme in die Werke durchsah, änderte er nur Weniges im Ausdrucke; die vielen Fremdwörter suchte er durch deutsche zu ersetzen, ebenso die Wiederkehr desselben Wortes kurz hinter einander ungeschaffen, Härten und Ungehörigkeiten der Sprache abzustellen. Leider führte er diese gute Absicht nicht mit entschiedener Folgerichtigkeit durch. Dazu kommen

*) H. Kurz hat die besondern Ausgaben des Romans, welche durch Umgestaltung des Titelblattes „Goethe's neue Schriften" entstanden sind, als von den Drucken der „Neuen Schriften" verschieden betrachtet und ihnen gar die erste Stelle angewiesen. Verleitet durch ein später gebrauchtes Titelblatt, läßt er den vierten Theil gar 1796 erschienen. Seine Vergleichungen sind unvollständig und ganz unzuverlässig.

außer den auf 1a beibehaltenen Versehen neue Druckfehler. Bei der zweiten Ausgabe der Werke (A), worin unser Roman 1816 im dritten und vierten Bande erschien, wurde gleichfalls manches Ungeschickte im Ausdruck abgestellt; aber auch hierdurch ging die Verbesserung nicht gleichmäßig zu Werke; auch kamen manche Druckfehler hinzu. Aelter wurde bei der Ausgabe letzter Hand (4) die Ausgabe vom Jahre 1816 zu Grunde gelegt, wenn man auch manche Fehler beseitigte und in vielen Fällen auf 2 zurückging. Man verbesserte zwar in dieser letzten zu Goethe's Lebzeiten (1830) im achtzehnten bis zwanzigsten Bande der Werke erschienenen Ausgabe mehrere noch stehen gebliebene Fehler und Härten; aber auch diesmal fehlte strenge Gleichmäßigkeit und ein stets wacher Blick: Manches blieb stehen, was mit nicht minderm Rechte wie anderes wirklich Verbesserte der nachhelfenden Hand bedurft hätte. Selbst in der hier eingeführten, von der frühern mehrfach abweichenden Rechtschreibung vermißt man zuweilen die nothwendige Gleichmäßigkeit.

Bei unserer Ausgabe ist die der letzten Hand nach Gebühr zu Grunde gelegt worden. Abweichungen haben wir uns nur da gestattet, wo die auf 2 fortgepflanzten Lesarten entweder auf 1a stammten oder Druckfehler dieser Ausgabe waren, oder wo Druckfehler von 3 in 4 übergegangen waren, oder die bei 4 vorschwebenden Grundsätze nicht gleichmäßig durchgeführt waren, oder endlich alte Fehler, die sich seit dem ersten Druck fortgepflanzt hatten, zu verbessern waren, was an manchen Stellen geschehen mußte. Die nach Goethe's Tod erschienenen Ausgaben konnten nicht maßgebend sein, da nirgendwo festzustellen war, daß dabei den Herausgebern eine Ueberlieferung vorgeschwebt habe. Aus den von mir durchgesehenen Cottaschen Ausgaben der Werke von 1851 und 1856 sind die dort gemachten Verbesserungen aufgenommen.

Besonderes Augenmerk wurde auf die möglichste Gleichheit der Schreibung und der Wortformen verwandt. Die noch ein paarmal vorkommenden veralteten Formen zwo und jetzo wurden in das viel häufigere gangbare zwei und jetzt verbessert, überall hob statt des einigemal vorkommenden hub, beschwur statt beschwor nach dem häufigeren schwur, ebenso unsere, unseres, unserer, woneben mehrfach unsre, unsres, unsrer vorkam, keineswegs, unterwegs, woneben keinesweges, unterwegs sich fand. In den auf hen auslautenden Zeitformen ist das e dem bestehenden Schwanken gegenüber regelmäßig eingeführt, dagegen weggelassen in den Zeitformen auf her, here, wie auch in den Endungen eren, erem, letzteres mit einziger Ausnahme von mehreren, mehrerem wegen des vorhergehenden r. Den Wechsel der Formen still — stille, gern — gerne, nah — nahe, beinah — beinahe und der apostrophirten Verbindungen, wie sprech' ich, auf' er, vertrau' uns neben sprech ich u. s. w. haben wir bestehen lassen. Die in 4 beabsichtigten, aber nicht überall durchgeführten Schreibungen ergetzen, betriegen, ahnen (vorempfinden), ahnte (wofür ahnete zuweilen aus ahndete gemacht war), ahnungvoll, weitläuftig, ungefähr, ungeachtet, verdrießlich, geschieht, heirathen, Reiter sind gleichmäßig eingeführt, ebenso die Dative und

Mitunter Jemanden, Jemanden, Niemandem, Niemanden, und Publikum als Dativ an den Stellen, wo Publico durch Versehen stehen geblieben war. Statt des ein paarmal vorkommenden Melina's und Melinen haben wir unbedenklich Melina geschrieben, nach der Art der Behandlung der Namen auf a, auch einmal: Aurelie statt Aurelia, Lotharie statt Lothar. In Bezug auf die großen Anfangsbuchstaben ist nach den Grundsätzen der Nationalbibliothek verfahren, von welcher auch die Schreibung Hülfe, Gehülfe, gleichgiltig statt der Formen auf lf, die Goethe hat, angenommen worden ist. Auf die Satzzeichnung ist besondere Rücksicht genommen worden.

Die abweichenden Lesarten der verschiedenen zu Goethe's Lebzeiten erschienenen Ausgaben sind nachstehend sorgfältig verzeichnet, die von 1a, worin sich manche neue Druckfehler finden, nur da, wo sie einen bestimmenden Einfluß auf die folgenden Ausgaben gehabt, von den manchen ohne Folge gebliebenen Druckfehlern in 3 nur die der vier ersten Bücher, um ein Bild dieser Ausgabe zu geben. Die Abweichungen der Rechtschreibung sind meist übergangen, da hier 4 zu Grunde gelegt ist, und auch von dieser ist der regellose Wechsel in dem Ausfall und der Beibehaltung des e bei unsere, unseres, gehen, Ansehen u. s. w. nicht verzeichnet. Einige Vermuthungen und ein paar Druckfehler haben wir gelegentlich im nachfolgenden Verzeichniß aufgeführt.

Verzeichniß der Stellen,

in denen unser Text von andern Drucken und Ausgaben abweicht.

Seite Zeile
15, 10. durch den Postwagen 1.
18. „des Rechten“ fehlt in 1.
29, 1. auf ihre Liebkosungen 1.
2. allem diesem 3.
4. „ferner“ muß es trotz 1—4 heißen.
9. flüchtige Junge 3.
27, 1. Statt „diese Leidenschaft“ erwartet man „die Leidenschaft“.
10. trat hinein 1a—4.
20. Zeit so 1a—5.
28, 4. geringeren 1. 2.
9. Schauspiel 1a—4.
29, 27. Aber des 1a—4.
30. Büchlein 1a—4.
30, 9. Neigungen 3. 4.
31, 21. spannelanger 3.
23. Heuschober war 1—4.
24. Gewohnheit und Freiheit 4.
32, 8. Augenblick 3.
auf. Vergangnen 1—4.
10. Erinnerung 3.
11. Bett 3.

Seite Zeile
33, 11. zwo 1—4. — gestern noch so 1.
14. freudetrunkner 1—4.
20. getrosten 3.
23. Bauers 1.
25. ehmals 1. 2. 3.
34, 7. zweitenmale 1—4.
12. hab 1—4.
35, 12. ich herum 1.
21. Kästen 1—4.
36, 9. oben aufgelegen 1—4.
13. verstoßlenen 1—4.
15. und zum Gollath 1.
25. Knabens 1 (nicht 1a).
30. sein, da denn daß 1.
37, 21. um fünfe kam 1.
25. erhub 1—4.
38, 10. „oben“ fehlt in 1.
20. Blitze 2—4.
39, 21. „auch“ fehlt in 2—4.
30. Wilhelm 1—4.
40, 26. verlorne 1—3.
41, 11. verfertiget 1—4.
42, 1. Tancred 1—4.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MÜNCHEN

Seite Zeile
43, 11. Vielleicht ist „unter denen“ zu lesen.
m. geferriget l.
43, 11. es 1—4.
ck. „eben“ steht vor „unter“ in 1.
44, 9. gefunden l.
46, 6. Trug 1 (nicht 1a).
m. Epoke l.
m. haushälterisch) 1a—4.
m. ihre 2. 4.
47, 17. gesonnen 1—4.
48, 2. verehlen l.
m. unangenehme 1—3.
von Stund 1. 2.
m. höheren 1—4.
50, 3. eh' 1—4.
m. euern l.
41. der Venetianer 3. 4.
51, 7. guter l.
52, m. beschäftigt 1—4.
m. für zu gering 3.
m. Wilhelm 2—4.
53, 5. bewächtiget 1—4.
7. befestiget 1—4.
21. theilet 1—4.
28. genug, gerne 3.
29. fremder l.
54, 17. neusten l. — Geschmack 3.
ml. leagte. So war er ein besonderer Freund vom Prächtigen, von dem l. — fälle, was l.
28. Dauer hat. In l.
56, 28. dub 1—4.
57, 28. schöne 3.
34. hört 3.
59, 1. von denen l.
6. viere 1—3.
60, 29. eingesehenen l.
32. langen und weiten 1a—4.
63, 2. stunden 1—4.
29. die Worte 3. 4.
41. hemig 3.
64, 8. Sichtruhl l.
14. weineren l.
22. geendiget 1—4.
65, 9. niedergeschlagnen l. 2. 4.
13. Gefangnen 1—4.
66, 14. Mitgenossen, von der l.
26. bedauret l. 2.
34. sie sich 2—4.
67, 1. innre 1—4.
27. die Feinde 3. 4. — saurern 1—3.
28. würdender l. 2.
68, 14. Verwunderung l.
18. sich vermuthet l.

Seite Zeile
69, 2. begegnete 3.
ml. Liebesbedürfnisses l. 2.
14. Gegenmann l.
28. Liebe, die l.
70, 9. in früheren Jahren l.
ml. sei. Etwa l.
ck. „gereinigt“ muß es trotz 1—4 heißen.
71, 6. Tücher und Pomade l.
13. verworren l.
28. Stücks l.
72, 22. bedächtlichen 1—4.
ck. seitner 1—4.
73, 21. denselben 1a—4.
22. schadhaft l.
24. gerückt 3.
74, 4. „versündigt“ muß es trotz 1—4 heißen.
75, 4. auf einige 1a—4.
5. die Zeit 1a—4.
76, 11. könnte 1—4.
18. „frühe“ 1—4. Sonst steht immer „früh“.
23. Publiko 1—4.
28. wir uns scheiden l.
77, 27. genennt 1—4.
31. meinen 3.
78, 7. eh' 1—4.
20. ersster l.
79, 2. die schönen l.
80, 16. eine Zeit, in der wir uns mehr aber weniger verändern l.
28. stünden 1—4.
29. „Wie jammert mich“, Druckfehler in l.
81, 17. mich denn l.
82, 10. „Lebenschaft“ statt „Leitung“, Druckfehler in 4.
28. goldner 1—4.
34. statt' 3. 4.
ck. durchglüht 3.
83, 12. an himmlischen Stricken gefunden l.
27. stünde 1—4.
84, 1. „und war“, Druckfehler in l.
6. eh 1—4.
9. stund 1—4.
85, 8. keineswegs 1—4.
9. übeln 1—4.
ck. „Freundes unterhalten werden, die ihn beseelen, sich“ l, wo „unterhalten werden“ Z. 14 fehlt.
28. Freuden 1—4.
86, 6. 28. Schmerzens 1—4.

Seite Zeile
96, 25. Die Worte „in und“ stehen in 1 nach „entsteht“ 3. 18.
27. Arzeneien 1—4.
87, 4. schmerzenleiden 1—4.
88, 5. verhalten, und so sprach er 1.
6. „entscheidend“ 1—4, das Goethe sonst selbst in „entschieden“ geändert hat.
16. Auf diese Weise hatte unser 1. 2.
17. großen 1.
22. größten 1.
27. innres 1—4.
89, 27. anzufrischen 1a—4.
29. unsern 1.
41. eröffnete (ohne „und“) 1.
90, 17. in uns die Kraft 1.
91, 10. wornach 1.
14. beunruhiget 1. 2.
21. auf den 1.
24. gedrängtiget 1—4.
92, 1. der sollte 1.
10. „bezaben, dem“ 1, „bezerben, dem“ 1a, wonach Goethe schon in 2 „bezeben könnten, dem“ geschrieben hat.
93, 6. „Andere“ muß es trotz 1—4 heißen.
11. Unglücklichen 1—3.
17. „ja, daß“, Druckfehler in 4.
24. Etwa „seiner Maschine“?
28. getrocknen 1—4.
94, 10. „übergebliebenen“ 1—4, wo sonst „übrig gebliebenen“ steht.
22. Schmerzens 1 (nicht 1a).
29. Schmerzens 1—4.
95, 13. erduldete 1—3.
21. versammlet 1—3.
97, 11. Hintertür 3.
14. Portiere 1. 2.
16. bemuthvollen 3. 4.
98, 27. trat ein junger Mensch 1.
29. Thür 3. — Wilhelmen los 1.
99, 2. sehnes 1—4.
27. Statt „Flittern“ hat 3 richtig „Flittern“, wie „Flitter“ schon 29, 9 steht. Freilich hat Goethe auch in der Farbenlehre einmal „Goldflimmer“, aber sonst „Flitter“, wie Luther, Klopstock, Wieland, Schiller u. A. „Flimmer“ steht mundartlich neben dem häufigern „Flinder“.
100, 1. Vogelleste 1—4.
11. grüne 1—3.
101, 10. wenn noch 1a—4.

Seite Zeile
101, 23. Knieen 1—3.
27. Gedenkt 1—4. „Gedenkt“ ist richtig unten 527, 27 verbessert.
102, 15. ihren 1.
20. „zu restituiren“ 1. Man könnte „zu berichtigen“ vermuthen. Aber „berichten“ steht im Sinne „unterweisen“, wie nicht blos bei Luther, auch bei Wieland u. A.
104, 29. nicht weniger niedlich, doch stark gebildet 1.
105, 2. sammlen 1—3.
7. getrend 3.
26. „Stirne“ ist zu schreiben, wie sonst meist steht.
28. nennest 3. 4.
29. gebrochnen 1—3.
106, 14. Etwa „wie eben“?
15. Die Zeit kam nunmehr herbei 1. — unsre 3. 4.
16. saßen und redeten vorher 1 (ohne „und“ 1a).
18. Ort 3.
20. unterwegs 3. 4.
107, 11. ausdrucke 1 (nicht 1a).
21. unterwegs 1—4.
28. Etwa „mir redlich“, was Kurz als verschiedene Lesart anführt (?).
29. erinnerte sie 1. 2.
108, 22. versammlen 1—3.
109, 5. Punkt nach „ausgehen“ 3. 4.
110, 13. Publiko 1—4.
20. dunklen 1 (nicht 1a).
111, 3. kömmt 1—4.
18. seid 1. 2.
22. Publiko 1—4.
113, 25. und Karrets erfuhr durch Fragen und Necken 1.
114, 2. unterwegs 1—4.
4. „Madam“ 1—4, überall.
7. günstige 1. 2.
20. „einem“, nicht gesperrt, 1—4.
115, 28. allem 1.
29. eh' 1—4.
116, 6. gebrochnes 1—4.
28. Werner 3.
117, 4. braunem 1. 3.
13. ihrer 1.
118, 5. Abwechselung 1—4.
7. unterwegs 1—4. — hinter 1—4.
26. erhub 1—6.
28. könnte 3. 4.
29. seinen 1—4.
30. Wilhelm 1—4.

Seite Zeile
118, 4. erschrack 1. 2. 4.
119, 2. „völlig" fehlt in 3. 4.
120, 1. liederliche 1.
7. Zeit anwenden 1.
9. zu wenden 1.
14. nichts, das 1.
18. leuchtete ihm 1.
121, 2. eins in jenen Winkel bis 1.
6. Instrument 1a—4.
10. andre 1—4.
14. „borne" 1—4. Sonst immer „born".
122, 13. munterer 1, muntrer 3.
21. dieser auch wie vormals 1.
123, 10. „förtrefflich" 1—4. Sonst steht in 4 mit einer Ausnahme „vortrefflich".
18. von 1—4. — Anfang 2—4.
21. wie Männer 1.
23. druckten 1.
27. Letztre 1—4.
27. „es" fehlt hier und steht erst S. 90 nach „herzugen" in 1.
124, 1. Jemand 1—4.
16. gesammlet 1 (nicht 1a).
17. Ort 4.
125, 7. Gang 1—4.
17. Pantomine 3.
20. „überwinden" 3. 4. Aehnlich steht „überwinden" 127, 10.
126, 23. Abgeschmackten 1.
127, 1. willkürliches 1.
3. andres 4.
10. Gespräch 2—4.
13. Anfang 1—4.
28. und wenn sein.
129, 4. Empfang 1.
10. „ganz" fehlt in 3. 4.
15. Akt 2—4.
20. gleichfalls anstieß 1.
27. eignem 1—4.
34. Publiko 1—4.
130, 4. herannahete 1.
6. Betheuerung 1—3.
9. ohnerachtet 1. 2. — 8 f. bey Wirthes, der verbellief, 1.
25. zu der er des andern Morgens erwachte, und, als er die Augen 1.
131, 1. Schmitz 1—3.
18. weniger als 1.
17. keinesweges 1—4.
20. sie, und befriedigte Madame 1.
28. „und von der Natur glücklicher begabten Person" 1. Goethe's

Seite Zeile
131 Aenderung in 2 ist durch den Druckfehler „Natur" statt „Person" in 1a veranlaßt.
26. Etwas „empfassen"!
41. Langenweile 1—4.
132, 17. Komma nach „Alter" 1—4.
133, 24. seid ihr hohe 1, seid ihr hohen 1a—4.
25. ihr schöne 1.
31. drückt 1—4.
134, 12. Lust 1.
18. sept 1—4.
135, 9. frischen 1.
12. Naivität 1. 2.
21. übergetragen 3.
22. anderr 3. 4.
136, 8. trochnen 1 (nicht 1a).
25. auffstund 1 (nicht 1a).
26. sie könne es 1.
137, 7. sucht, die 3. 4.
138, 1. aufgetrocknet 1.
4. Tag in dem andern, ruhig 1.
19. Melina'n 1—4.
22. wie auf der Schwelle eingewurzelt
24. Kampf 1. 2.
139, 17. Fragezeichen nach „wieder" 1, Punkt 2.
20. stimmt 1—4.
140, 16. Lauten dazwischen 1.
25. benedizirt 3.
141, 4. angenehme 1.
17. sacht! 2—4.
24. ausdrucken 1. 2.
29. verwandte 1.
142, 25. Gange 1.
143, 27. Thränen die Backen 1.
28. eignes 1—4.
32. aufgefordert 1a—4.
144, 4. „heut" 1 (nicht 1a), wo sonst regelmäßig „heute Abend" steht.
15. könnte 1—4.
24. gedenken 3. 4.
28. „er lege". Druckfehler in 4.
145, 4. Niemand 1.
6. seinen Antheil, den er an Mignon nahm, 1.
9. Ort 1.
16. ein Geldgeschäfte 2. 3.
19. lang 1. 2. 4.
23. beseligtest 1. 3.
146, 2. Geberde, die 1.
4. hub 1.
5. brachte 1. 2.

Seite Zeile

146, 2. gelinder 1a—4.
27. „Verwirrung“ giebt Kurz als verschiedene Lesart an (?).
147, 6. 15. 22. 148, 24. Dahin! Dahin! 1.
148, 29. zweitenmale 1a. 2.
149, 3. Zairne, was 1a—4.
19. ausdrucken 3.
22. war 3. 4.
24. Publike 1. 2.
151, 25. baare 1—4.
28. Ellbogen 1. 2. 4.
152, 28. herunter zu geben 1—4.
153, 16. seitnes 1—4.
21. andre 1—3.
155, 1. üble 1.
2. einen 1—3.
16. vor unschicklich 1.
20. höheren 1—4.
156, 4. blüher 1.
15. denenjenigen 1—4.
16. höheren 1—4.
157, 21. da man 1—3.
158, 7. unterwegs 2—4.
16. näher heran kamen 1.
17. erwiesen 1—4.
19. im Mansarde oder in den Flügeln 1.
28. darinne 1. 2.
159, 2. holprichten 1—3.
6. Anspänner 1.
20. Schloßvogts 3.
24. Fuß 3.
26. hieher 1—4.
30. Philinen 1—4.
160, 4. beschwor 1—4.
7. einquartieret 3.
9. vielen 1. 2.
24. ungeheuere 3.
27. bequemten 1. 2.
29. „Knien“ ist resp. 1—4 zu schreiben.
30. hatte sich aufgezehrt 1.
161, 4. rasselnd 1.
15. schön 4.
20. „ haben 1. 2.
162, 4. gönnt's sein würden 1.
20. Seine 3.
24. wantret 1—4.
163, 5. wornach 4.
7. Ursach 1a—4.
19. machte 1a. 2.
21. Melina'n 2.
164, 9. verfertiget 1—4.
21. ein und 1.
165, 1. dann 1—3.

Seite Zeile

165, 14. ihn 1. 2.
20. „knieen“ 1 (nicht 1a).
27. Demüthgeachtet 1. 2. Dessungeachtet 3. Demungeachtet 4, wo sonst regelmäßig „dessen ungeachtet“ steht.
30. „bitten“ fehlt in 1.
166, 25. „personifiziren“ 1 (nicht 1a).
167, 10. „Geschäfte“ 1 (nicht 1a).
15. Augenblick an 1.
20. Melinen 1, Melina'n 2—4.
27. Etwa „den seinem“?
30. meisterhaft 4.
168, 16. auf diesen 1.
17. noch mehr 1—3.
169, 28. Empfindung 3. 4.
31. schicklische 1.
170, 2. ihn 1.
27. Bediente 1.
31. Statüen 1—3.
171, 11. Wilhelm 3. 4.
25. gefertiget 1—4.
30. Musikum 1.
172, 9. verstund 1.
20. besonders 3.
21. zurecht 3.
22. weiser 1.
173, 16. gute 1.
17. „allein“ fehlt in 4.
21. Decorationen 4.
31. zu Anfange 1.
174, 6. voller 1.
29. Order 1. 2.
175, 11. Melinen 1, Melina'n 2—4.
23. Man erwartet „ihr versicherte“. Vgl. 165, 14; 170, 3; 229, 17. Aber vgl. „Sie versichern“ 191, 10. 321, 14 u. ö. w.
27. Ungeheuren 1.
176, 2. von Anfang 1—4.
5. zu Tag 1—4.
16. weichen 1. 2.
17. Wilhelm 3. 4.
22. wader 3. — besonders wohlgefiel 1—3.
24. verschmähete 1. 2. 4.
177, 22. bemerkten nicht 1—3.
28. anders 1, andern 4.
31. höheren 1—4.
178, 5. drängt 3.
6. gewürkten 1. 2.
9. geweiht 2—4.
23. Etwa „Schwächen“ statt „Schmerzen“?

Seite Zeile
178, 22. unserem 1—4.
23. fortzusetzen 4.
179, 7. von allen 1. 2.
11. eins halte ich 1.
13. die Form 1. 2.
14. Thür 3—4.
16. gern 4.
20. er sich es 1.
180, 12. seinen Stücken 1—4.
15. genaufte 1.
20. Er hob 3.
181, 4. Ader Land 1—4.
11. ward' 2. 3.
16. blieb 1—3. Punkt nach „Kind" 1—4.
17. 18. leben, Begehren 1—4.
25. weniger 1.
182, 12. eigne 1.
15. Jemand 1—4.
17. könnte 3. 4.
24. früheren 1.
28. applaudirte ihm 1.
32. „neuen" fehlt in 2—4.
183, 3. „sie bald den Raum des Zimmers ausfüllen" 2—4. Die Veränderung veranlaßte 1a, wo „sich" statt „sie" verdruckt war.
184, 3. Pilzen 1.
16. Meuchelmördern 1.
22. an eine Gartenmauer 3. 4.
25. und ihn 1.
185, 3. „unterwegens" 1 (nicht 1a).
8. laumigte 1, laumichte 2.
20. die Männer, die 1.
27. mehreren 2.
186, 23. Frauen 1—4.
31. so seine 1—4.
32. In unserm Drucke ist „so" vor „eine" ausgefallen. Die Ausgaben lesen „eine so aufrichtige". Aber Goethe setzt in den sieben ersten Büchern unseres Romans das Adverbium immer vor den Artikel, erst im achten umgekehrt (482, 12. 485, 3), wo wir nicht zu ändern gewagt haben.
41. übermüthige 1a—4.
187, 6. Augenblick 1—4.
12. seidenen 1—4. — hinein schlupfen 1.
14. arabanische 1—4.
21. Schildern 1—4.
22. Ebmannsrolle 1—4.
188, 5. neuste 1—3.
13. Thür 3. 4.
16f. Blick, den er in den Spiegel warf, 1.

Seite Zeile
188, 19. Thür 1a—4.
21. Seitenthür 1—4.
28. ch' 1—4.
30. Thür 1a—3.
189, 5. früheren 1—4.
7. Wilhelm 2—4.
18. sich glücklicherweise zu dem Inhalt der Geschichte 1.
28. Trefflichkeit 1a—4.
190, 17. zeigten 1a—4.
20f. anders 1. 2, anderes 3. 4.
41. jetzo 1—4.
191, 8. Gespräch 1—3.
7. durchging 1.
10. verführt 1—4.
11. Volk 1. 2.
192, 9. hatte 1. 2.
20. „eben" fehlt in 4.
25. Ausdrucke 1.
32. unteren 1—4.
37. stunden 1—4.
193, 18. tapferen 1—4.
22. verabscheuete 1 (nicht 1a).
28. Jemand 1—4.
34. und ihm wäre die 1.
35. rücke, in diesem Sinne sehr 1.
194, 8. entschiedner 1.
20. eignes 1.
195, 2. Wilhelm 1—4.
24. goldne 1—4.
196, 5. wünschte 1.
19. Man erwartet „jedes Standes" oder „aller Stände". — Nach dem sonstigen Gebrauch der Eigennamen in unserm Roman sollte „Jupiter's" stehen.
29. scheinet 1. 2. 4.
31. sie oft 1a—4.
32. über der 1 (nicht 1a).
34. Verwechselung 1—4. — oder Buchstabens 4.
197, 8. sie sich nur 1.
13. pantomimisch 3.
17. Knice 1—4.
23. aber welche Brust 1—3.
25. andres 3.
198, 11. Chiffer 1—3.
25. wiederholend 1—4.
28. erschrack 2. 4. — aus einem 1—4.
29. eh' 1—4.
199, 12. Zeit wird 1. 2. — verreine 1—3.
200, 41. „meinen Zweifel" 1a. 2, woher „meinen Zweifel" 3. 4.
201, 8. darin 1.

Seite Zeile
201, 12. eignes 1—4.
13. ich ihn 1—4.
17. obneracbtet 1—3, obngeachtet 4.
27. eobre 1—4.
202, 4. eblen 1.
203, 2. Wirkung aufs Leben 1.
20. Wilbelm 1—4.
36. allein Abends 1.
41. Wilbelm 1—4.
204, 4. feelle 1.
22. saubre 1—4.
27. einbelet 1—4.
205, 1. oder Geschick 1.
4. bemerkt 3. 4.
7. schuldigen 1. 2.
206, 5. 10. feidne 1—4.
11. nesselnachnen 1—4.
21. Anstands 1. — verschiednen 1—4.
207, 7. euere 1.
208, 4. seine zarten 1.
10. seinet 1—4.
13. rührende 1—3.
209, 2. stünde 1—4.
12. deren 1—3.
20. sind sie nicht, wenn 1.
210, 12. darin 1.
23. jetzo 1—4.
211, 2. Rathe 1a—4.
7. Wilhelm 1.
8. war 3.
21. Eindrucke 1a—4.
28. euch noch auf 1.
212, 22. früher 3. 4.
23. von dem 3. 4. — Ereignisse 3. 4.
29. Original 1. 2.
213, 17. hoffte 4.
28. „Handelsweise" 1—4, wofür sonst meist „Handlungsweise" eingeführt ist.
31. über die 1. 2.
32. „Freund" 1 (nicht 1a). Fast regelmäßig steht sonst „unserm Freunde".
214, 2. Ehmann 1 (nicht 1a).
8. entzweiet 1—4.
10. Stegereife 1a—3.
11. möglicbe 1—4.
14. Ehmann 1 (nicht 1a).
215, 2. freuete 1.
23. entstehen dergleichen 1.
28. schlimme 1. 2.
217, 12. in diesen 2—4.
23. die wunderlichen 3. 4.
24. abenteuerliche 3.

Seite Zeile
217, 29. seitsame 1.
218, 20. druckte 1—4.
21. junge 1.
219, 22. verwundet hielt 1.
26. zerbrochne Kasten, zerschlagne Koffer, zerstümmte 1.
220, 21. Augenblick 1a—4.
25. unaebeiner 1.
30. Bedienten 1.
221, 10. Zeit. das 3.
222, 7. verschiednes 1—4.
17. „über ihn" ohne „hin" 1.
22. einzeschimen 1. 2.
23. braut 1.
223, 8. Verschwundnen 1. 2.
13. gedruckt 1—4.
25. ihein 1—4. — Thür 3.
30. Verlaßnen 1—3.
32. darnieder 1. 2. — drauf. Jeder druckte 1.
38. bequemes 1a—4.
224, 14. eignes 1—3.
21. unzufriednen 1—4.
25. verbundnes 1.
225, 4. bittre 1—4.
7. geprüft worden 1.
12. jetzo 1—4.
25. „an" steht in 1 erst nach „erzählen" (S. 21).
33. obneracbtet 1—4.
226, 4. Frauen 1. 2.
11. geringeren 1. 2.
17. Eignes 1—4.
28. nehmet 1—4.
29. rechte 1.
227, 21. Verlaßnen 1. 2, Verlassnen 3.
228, 7. worden 1—3.
14. goldne 1—4.
229, 2. eignen 1—4.
4. hereinrat 1a—4.
17f. Vor „zu" und „den Klang" fehlen wol „sich" stehen. Vgl. 228, 28.
21. „sorgte" statt „befürchtete" 1.
28. verschiedne 1—4.
29. keineswegs 4.
„wollte" steht in 1a u 4 durch Druckfehler.
230, 2. eigne 1—4.
12. merkt 3.
231, 25. nahete 1—4.
28. aufgetragnen 1—4.
232, 20. Verschwundnen 1—4.
233, 25f. Ueberrock 2—4.
27. freieren 1—4.

Seite Zeile
234, 8. schwindet 3. 4.
235, 2. auf sie 3.
20. offnen 1—4.
236, 3. Aurelia 1—4
14. meusten 1—4.
22. „hatte" 1. 2, was vielleicht richtiger ist.
237, 1. Unterthan 1.
7. fühlte 3. 4.
11. Jedem 3.
14. verschwundnen 1—6.
20. hinterlaßnen 1.
21. Abgeschiednen 1—4.
24. wahlgerathnes 1—4.
238, 5. schrecklichste 1.
13. Abgeschiednen 1—4.
15. war 1.
17. ganzen 1.
22. dehnen aus 3. 4.
23. die er 1a. 2.
239, 4. nicht nur einmönig 1.
5. Abwechselung 1—4.
13. ihre 2. 3.
22. Gerüste 1.
240, 5. Komma nach „unterstützt" 1—4.
16. verborgnen 1—4.
19. freun 1—4.
22. „beschriebenen" muß es trotz 1—4 heißen. — auf ihn los 1—4. Sonst ist überall „los" in diesem Falle in „zu" geändert.
26. Wilhelm 1a—4.
241, 22. schlurften 1. 2.
242, 2. eh wir 1—4.
27. fürtreffliche 1—4.
29. Rollen mit der größten Leichtigkeit 1. — ausdruckte 1. 2.
243, 2. größeren 1—4.
5. „Freund" 1—4 vgl. zu 213, 22.
6. schien am 1. 2.
27. offnen 1—4. — „braunen" fehlt in 2—4.
28. goldnen 1—4.
29. Augenbraunen 1—3.
32. Verwunderung 1. 2.
34. erkennen, weil ich den Werth einer solchen Gabe nur selten empfinde 1.
244, 1. verlaßnes 1. 2. 4. — laßnes 3.
16. Jemand 1—4. — O wäre, wäre 1-4.
18. Besinnung 1.
21. mußte sie nicht 1.
22. „sechszehn", hier und sonst, 3. 4.

Seite Zeile
246, 2. Fragezeichen statt Ausrufungszeichen 1. 2.
3. war 1.
13. druckte 1.
21. Thür 1—4.
22. Man erwartet „zu fragen" statt „fragte".
23. schließe 1.
24. eignen 1—4.
246, 27. Geschichtschreiber 1. 2.
115. durch eine starr und eigensinnig durchgeführte 1.
32. Plane 1 (nicht 1a).
247, 18. „losen Kinder", Druckfehler von 4.
22. Thür 1a—4.
248, 4. Leibes 3. 4.
249, 4. gleich das 3. 4.
23. Gutes 1.
250, 27. verlegnen 1.
251, 8. sollen 2. 4.
22. Abgesandte 1. 2.
24. links 1.
252, 28. unterwegs 1—4. — Verwunderung 1—4.
253, 4. war 3.
18. daß ihn 1. 2.
254, 25. gelaßnen 1. 2, gelaßnen 3, gelaßnen 4. — offnen 1—4.
20. Allem 3.
22. seiner unüberwindlichen 1—4.
23. eh' 1—4.
255, 18. ehmals 3. 4.
23. Entzwecke 3.
256, 14. fürtrefflichen 1.
17. es ist 1a—4.
257, 15. „um" fehlt in 1.
20. könnte 1a—6.
24. junge 1. 2.
32. launigte 1—4.
258, 9. andre 1.
21. sagen, und besonders 1.
24. seinen 1—4.
259, 18. erinnern 1—4.
22. zuerst eben 1.
30. obligenzen 1.
260, 4. Kaisern, Königen 3.
20. offnen 1—4.
40. Karnavalszeit 1—3.
261, 2. feierlichen und 2—4.
14. seinen 1a—4.
40. anscheinenden 1a—4.
262, 7. Wunderbaren 1. 2.
14. Geist 2. 4.
28. interessiren, und da 1.

Seite Zeile.
262, auf. Niemand 1—4.
263, 8. vollkommnen 1—4.
14. spätteren 1—4.
15. entschiednem 1—3.
19f. Wilhelm 1—4.
21. Temungeachtet 1. 2, Deßungeachtet 3.
264, 1. bittre 1—4.
2f. benungeachtet 1. 2, deßungeachtet 3.
13. verwornes 1.
15. erbub 1—4.
19. wohlvorgetragner 1, wohlvorgetragener 2—4.
21. broheir 1—4.
265, 7. Löswicht 1. 2.
26. Laertes ausbarbeitete 1.
31. sonst nicht 1.
266, 8. innern 1.
11. „von jener", Druckfehler in 1a, woraus in 2—4 das irrige „seit jener" hervorgegangen ist.
28. damalige 1.
29. verfolgt, und ist 1.
267, 14. Parter's 1—4.
20. Jetzo 1—4.
25. Bewundrung 1 (nicht 1a).
268, 2. Sie mich 2—4.
20. Himmlischers 1—4.
269, 1. ihe — mein 1. 2. 4. ihe — Mein 3.
4. überlauf 1. 2.
22. abzulocken gesucht 1.
24. bin selber in 3.
29. Man könnte „einsöhen" vermuthen.
270, 5. Dolch wie der Blitz 1.
25. Knieen 1—4.
271, 6. sie verband ihn selbst 1.
15. keinesWegs 1.
20. Thür 3. 4.
272, 4. ihn Keine 1.
8. kein anderes Interesse 1.
12. Siegereif 1, Siegereife 3.
23. Vollkommnen 1.
273, 9. Tages 3. 4.
11. erschrack 1.
13. „unerwortetes, kurzen"1—4.Vermuthen könnte man „unerwortet kurzen".
20. Wilhelm 1.
274, 3. Gespräche 1.
4. sammlen 1 (nicht 1a).
6. „einer", beidemal nicht gesperrt, 1.

Seite Zeile.
274, 9f. Handelsweise 1—4.
12. Ehren 2.
26. andre 1.
30. Scheidwege 1 (nicht 1a.)
275, 2f. beschreibner 1—4.
27. niemand 1—4.
276, 13. Reuste 1—3.
17. kömmt 1—4.
23. wenigen 1.
277, 6. in der Verbesserung 1.
12. nicht viel 2—4.
21. keineswegs 1. 2. — war 3. 4.
28. „Meinung" 1, was richtiger scheint.
278, 14. keinerWeg 1.
16. Innere 1.
17. selber immer uneins 1.
279, 9f. gebaltner und gemeßner 1—4.
19. vollkommner 1—4. — ist er, und wenn 1, ist er, wenn 2.
21. Niedre 1—4.
21. müßte desto 2—4.
25. oder abgeschmackt 1.
280, 3. was ändern 1.
14. kömmt 1—4.
21. daß Alles 2—4.
21. es 1—4.
28. großen 1.
29. singen an 1.
31. Stück 2—4.
281, 4. Gange 1. 3. 4.
14. goldne 1—4.
283, 1. Gange 1. 3. 4.
4. Theater immer 2—4.
5. Statt „bleibt" könnte man „ist" vermuthen.
28. genausten 1—4.
31. fürtrefflich 1.
284, 6. daß man die Enden 3. 4.
22. sind nur Unruhen 3. 4.
285, 9. die immer 2—4.
28. ungünstigem Winde 1.
286, 4. „Shakrspearn" 1—4. Ebenso „Shakrspear", „Shakrspear's" in 1—4.
14. bezeugten 1—4.
18. anderm 1. 2.
25. Unschicklichkeiten 1a—4.
28. „seiner Würde" 2—4. Ist „ganzen" wegen „ganzes" 3. 4. etwa absichtlich in 2 weggelassen?
32. daß das 1.
33. am besten werde 2—4.
287, 9f. muntrer 1—4.

Seite Zeile.

297, 10f. außgedruckt 1—4.
uf. etwas in Gesellschaft 1.
299, 11. leicht was 1. — artigers 1—4.
20. hub 1—4.
23. wie andre 1—4.
40. vorne 1—4.
290, 14. und über die viele Tausend 1.
18. heischeres 1.
20. wir nicht 1.
24. Etwa „ein" statt „herein"?
37. eigner 1—4.
291, 10. „entführt: — Thränen" 1—4. Nach 3, 7 steht ein Gedankenstrich zwischen „ich" und „ist", und 3, 11 zwischen „Gebahr!" und „Was" in 1—4.
11. „Gebrochene" muß es trotz 1—4 heißen.
24. und glaubte eher 1.
292, 27. Halbscheimen 1.
293, 19. außgedruckt 1. 3.
28. Komma nach „vorstellen" 1. 2, Kolon 3. 4.
294, 1. mißverstandner 1—3.
14. Tramob 1.
20. Entwickelung 1—4.
22. Romanenheld 1.
295, 6. Kreutzkutzer 1. 2. 4.
296, 1. zu sagen 1.
6. die Lauren 2—4.
12. wodurch allein 3—4.
20. so, als auf 1. 2.
22. Bauernhausen 4—6.
297, 22. Parterr 1—4.
29. zu lieb 1.
31. ausschließliche 1.
34. „die" 1—4. Sonst steht regelmäßig „der und die".
298, 6. Tobac 1. Taback 2—4.
8. darvor 1.
41. entsprungen 1—4.
299, 34. Hauptsitze 2—4.
300, 3. Rauentitz 1—4.
9. wahrnehmunberuhrerlassenmüssel 2.
303, 27. Thür 1—4.
304, 1. leben 1.
3. in Verdacht 1. 2.
28. schnuppten in 2—4.
37. entsetzende 1—4.
39. Pelline 2—4.
305, 34. suche 3. 4.
306, 17. würde 1.
21. in der kalten Winternacht 1.
307, 15. einer so 1a. 4.

Seite Zeile.

307, 18. Publiko 1—4.
309, 22. eignen 1—4.
310, 1. Hamlet wieder 4.
21. druckenden 1—4.
23. drauf 1—4.
24. Knien 1—4.
312, 14. Bett 3. 4.
20. ihre 3. 4.
313, 8. erschraut 1—4.
22. seine 1—4.
23. würde 1.
314, 1. jemanden 1. 4.
315, 4. aber vergebens 4.
7. andre 1—4.
8. von 1—3.
11. „Augenblick" muß es trotz 1—4 heißen.
23. aber nur 1.
316. 2f. beide menschliche 1.
uf. geschrien 1—3.
317, 21. darneben 1.
318, 4. Stock 1.
17. im Rauch 1.
24. würde ihm 1 (nicht 1a).
29. einer solchen unglücklichen Ereignüß 1.
30. ward 1.
319. 3. Frechmer 1.
6. Es muß wol heißen: „Und er weiß nicht" er weiß nicht, wie groß in Wirklichkeit mein Unglück ist, daß ihn Thränen entlockt. Nur so erhält der Schluß eine entsprechende Beziehung.
320, 10. sollte 1.
321, 7. andre 1.
21f. ersten Augenblick 3. 4.
22. drauf 1.
322, 1. Reinewegs 1—4.
1a. 2. beschwor 1—4.
2. gegen ihm 1.
20. alsdann 1 (nicht 1a.)
324, 2. Publiko 1—3, Publico 4.
12. ihren 1 (nicht 1a.)
19. war 1—3.
325, 2f. Gegenstände und Handelswesen müssen 1.
2. einig aber uneinig 3. 4.
326, 2. „recht" steht nach „nur" in 1.
6. hatte 3. 4.
13. launigen 1.
20. wenn 1—4.
29. hatte 1.
30. dazwischen 1.

Seite Zeile.
327, 28. wegschlurfte 1.
32. Mutta:ssen 1.
29. Wilhelm 1.
35. „trübern" muß es trop1—4heißen.
37. ihm 1.
39. anerkannten 1.
328, 25. ward 1.
29. andres 1. 3. 4, anders 2, anderes 1a.
329, 6. die Zwischenzeit 1, jene Zwischenzeit 2.
10. Instrument 1. — bezeugte 1—4.
330, 26. Jedem. dem 1.
28. Herren 1.
331, 6. Herrenhuter 1—4.
28. Augenblick 1—4.
33. eingedruckt 1.
37. so ihre 2. 4.
bis. Begebenheit 1. 2.
bis. leisten, um Aurelien 1. 2.
332, 11. diesemse Person 1 (nicht 1a).
14. bestimmt 1—4.
333, 27. Melina'n 2—4.
28. gern 1.
334, 9. ihren 1 (nicht 1a).
29. genug, ihre Gesinnungen in der Handelsweise 1.
34. Spieles 1.
336, 4. Erfindung 4.
15. ehstens 1—4.
16. willkommen 1. 2.
28. Wilhelm 1—4.
337, 6. gelinder 1.
13. ihn zu 4.
338, 19. Abschied 1.
19. „ihm" steht S. 18 nach „he" in 1.
27. worden 1.
29. Statt „Innre" (1—4) sollte hier nach dem sonstigen Gebrauche des Romans „Innres" stehen.
339, 6. Augenblick 1—4.
28. Punkt nach „Präparaten" 1 (nicht 1a).
340, 7. unterhielte 1.
18. Arzenei 1—4.
27. im weißen 1. — goldnen 1—4.
29. steckt 1—4.
341, 2. eh' 1—4.
4. fühle 1.
28. Den Vater 1 (nicht 1a).
342, 7. Seele so 2—4.
8. vor allemal 1—4.
13. wackrer 1—4.
18. trocknet 1—4.

Seite Zeile.
342, 21. Sprachunterrichte 1. 2.
29. Jahr 1—4.
32. niemand 1—4.
343, 9. Aeltefte 1—3.
11. dem Liebenden 1.
20. Jüngsten 1—3.
344, 21. ich auch nach und nach 2—4.
22. Jüngsten 1.
23. andre 1. 2.
29. keinesweges 2—4.
345, 21. sammlete 1.
41. bei den verschiedenen 1.
346, 1. unsere 1.
27. „und nützliches" fehlt in 2—4.
347, 20. hätte nicht ein sonderbarer Zufall unsere Verhältnisse auf einmal verändert 1.
348, 1. ander 1. 2, anders 3. 4.
9. niemand 1—4.
bis. Die Worte „kein Wundarzt kam" fehlen in 2—4.
24. Lebensmittels 1.
26. erschrack 1a—4. — sie nicht 1.
28. sahe 1.
349, 12. meuchelmörderisches 1.
20. die (statt „welche") Luft 1. — bestimmt 1—4.
25. frühsten 1.
350, 12. gewöhnliche 1.
27. verbundnem 1.
351, 4. den Fuß 3. 4.
bis. Cerimonienvisiten 1—4.
22. zum Anfange hielt 1.
24. eignes 1—4.
353, 2. ebenfalls 2—4.
18. eigner 1—4.
354, 7. Narciß 1—4.
8. „nirgend" 1—4, wofür in den frühern Büchern immer „nirgends" steht.
20. allem 1.
28. „von" fehlt in 1.
29. müßte 1.
355, 2. war 1—4.
5. kurzen 1 (nicht 1a).
bis. ein, und fand 3. 4, ein, man fand 1. 2.
27. war 1.
356, 5. erschrack 1—4.
14. zum größten Erstaunen 1.
26. und ich suchte immer da den Trop 1.
34. Feld 2—4.
35. beinahe 4.
„Lebendgesichte", Druckfehler in 4.

Seite Zeile.
357, 3. gerabewohl 1
5. Imares 1.
10. vor aber 1.
13. zernichten 2—4.
359, 2. andre 1—4.
13. drohete 1.
22. drohete 1—4.
24. gleich von 1.
359, 6. wollte 1.
9. eignes 3. 4.
18. nahen 1.
40. wenig 1
360, 2. die Scenen 3. 4.
13. wollte 1.
20. Meinungen weniger als gar nichts 1. — „nicht" statt „nichts" 2. 4.
361, 2. „Stellen" 1. 2. 4. Man erwartet freilich „ohne eine bessere Stelle".
5. lang 1—4.
16. Wesentlichsten 2—4.
24. ich 1.
362, 12. grauete 1—4.
16. tuchtbar 1.
27. Verwandten 3. 4.
30. Herrn 1—4.
363, 24. niemand 1—4.
364, 14. so reuend 1 (nicht 1 a).
365, 3. genauten 1—4.
11. Demohngeachtet 1. 2, Deßungeachtet 3.
21. öfters 1—4.
366, 1. „letztere" 4. Aber Goethe hat auch in diesem Falle in unserm Romane nicht die Vergleichungsform.
2. der Umgang 1.
4. ein Wandrer 3. 4.
5. Schuport. Wenn 1 (nicht 1 a).
29 eignen 4. — in reinen 1, im reinem 1 a.
30. Punkt nach „sein" 1. 2.
31. Ich vertraute bescheiden 1.
32. hineinpassen 1.
368. 2. schmerzenvollen 1. — graute mich 1 (nicht 1 a).
3. andre 1—4.
6. beachtete 1. 2.
10. sollte, brauchte, kannte, wollte 1.
28. trennt, von dem wir das Leben empfangen haben und aus dem 1.
31. wie den 1.
369, 27. Trockne 1.
28. ich noch gerne 4.

Seite Zeile.
370, 10. von weiten 1. 2.
12. Verwickelungen 1—4.
18. Delphos 1.
371, 10. Tönnen 1.
18. anderst 1. 2, Andres 3, andres 4.
21. bemeistern 1.
372, 18. anzeigen? 1. 2.
25. dem Glauben 1—4.
26. zu halten 1.
41. als wir nicht 1.
373, 1. Menschgeworbenen 1. 2.
2. 4. Glauben 1—4.
6. im kurzen 1.
27. Nun hatte ich aber 1. 2.
Zeile 28. niemand 1—4.
29. hervor zu treten; so 1.
374, 18. meinem Krankenbette 1.
19. goldnen 1—4.
21. mögliche 1—4.
29. geschahe 1.
30. „Herrnhuthischen" 1—4, und so von jetzt an immer mit th.
39. hatte mir 1. 2.
375, 4. äußeren 1. 2.
5. Raivität 1. 2.
25. Augenblick 1—4.
29 „obneachtet" 1—3; „obngeachtet" 4, wo sonst meist „ungeachtet" steht
31. mit einem 1.
37. eigner 1.
376, 6. öffnet 1.
17. aufhielt; daher jener eifrige Mann, als 1.
28. in seiner Nähe 1.
34. niemand 1—4.
40. Gemeine 4.
41. hing wirklich 1.
377, 18. geschwinde 1. 2.
21. aufwachen. leider 1—4.
22. Wochen, ward 1—4.
27. nur bisher 1—3.
Zeile 28. Demohngeachtet 1. 2. Deßungeachtet 3. Dessenohngeachtet 4.
29. Besseren 1—3, besseren 4.
378, 16. „mich" steht in 1 erst 3. 17 vor „selbst".
21. verstund 1.
28. Innerste 4.
379 22. Bil, 28. gesammlet 1. 2.
32. selbst war 2—4.
380, 3. Combtorrn 1—3.
8. geistige 2—4.

Seite Zeile.

380, 24. angebauet 1—4.
31. frühsten 1—3.
35. und (statt „eh'") bei 3. 4.
381, 1 383, 2. gebauet 1—4.
382, 3. andere 1. 2.
23. verlangte 3. 4.
383, 23. Altar führte 1.
24. versetzt 1.
384, 2. in der 1.
34. 2. grade 1.
385, 13. Kunst und bloß 1.
15. bloßen 1. 3.
21. übergiebt, und sich in Gefahr setzt 1.
23. was 1. — schlimmerem 1—4.
26. erbauet 1—4.
386, 2. gesammlet 1—3.
4. meinen 1.
16. der Zimmer 1.
17. verengern 1.
28. sah' 1—3.
387, 2. Statt „seine" sollte es heißen „des Theims".
24. Waldvögelein 1.
32. geldten 1—4.
388, 3. äußre 1, äußren 2.
6. nach unsrer Weise wieder 1.
21. würken 1 (nicht 1a).
29. beerdiget 1.
389, 6. gerechte 1 (nicht 1a).
8. Komma zwischen „ihn" und „nur" 2. 4. In 1. 2. fehlt das Komma ganz.
27. „das sich" 1, wol richtiger. — Frost und durch 1.
390, 21. öfters 1—4.
23. so sahe 1.
27. graben 1.
32. 391, 1. Gemeine 2—4.
391, 10. Messerschmidt 1—3.
25. Jahr 2. 4.
392, 11. genöthiget 1—4.
29. höheren 1.
393, 27. immer gleiche 1. 2.
395, 2. wackre 1—4.
29. und seine Wünsche 1.
32. gesterret 2. 4.
34. Freund 1.
37. betrübte 2—4.
41 erweiset 1—4.
396, 15. führet 1—4.
18. eignes 1—4.
20. ernähren 2—4.

Seite Zeile.

397, 4. gebrohet 1—4.
10. dunklem 1—4.
398, 1. jetzt scheinen Sie 1.
3. ähnlich zu sein 1.
10. Heere 1—4.
11. geblieben ? 1.
12. Sie sich, denn alles 1.
13. entweder dabei 1.
25. Fußpfad 1.
29. richten sollt 1. 2.
399, 1. Wieder eine Spur 1.
14. eignen 1—4.
20. Herren 1—4.
30. Seitenthür 1.
400, 4. offne 1—4.
21. So angenehm der Knabe 1. — so bald suchte 1.
22. doch los zu werden 1.
24. bald fühlte er, daß 1.
401, 23. Grafe, jener 1.
30. grade 1—4.
402, 13. auf beide los 1.
18. demungeachtet 1. 2, deßungeachtet 3. 4.
23. unendliche 1—4.
403, 28. grade 1. — beim Arm 1. — 5. für Weinen 1.
24. blicke. Es 1, blicke — Es 2. 3.
404, 25. kümmert mich 1.
405, 12. gerächet 1.
29. durchgedacht 1.
32. vorzüglich deßhalb 1.
33. als ob sie fragen wollte 1.
406, 8. nicht so unentbehrlich 1.
28. kann, und daß man nicht immer verliert 1.
13. mit und für mich 1.
18. in dieser Eigenheit 2—4.
32. jetzt die 3. 4.
407, 3. „mich wohl" 1—4. Das „noch" steht in der Handschrift.
4. Sie schreiben 3. 4.
28. 29. „nirgend" 2—4. Sonst steht „nirgends"; zu 354, 9.
408, 3. Brudergemeine 2—4.
409, 10. wunder Original 1.
20. schon selbst besser 1.
42. zeugt 4.
410, 28. ich wenigstens von meiner Seite 1.
29. eröffnete 1.
32. gern 3. 4.
411, 7. zu rechte 2—4.
11. befriediget 1—4.

Seite Zeile.

411, 25. das Gefühl einer 1.
412, 4. sein Betragen beim Brande, seine 1—4.
13. ihm den Geistlichen 1.
23. eh er 1—4.
28. allem seinen 1.
29. Strophen 1.
413, 1. zu ihm 1.
18. drauf 1 (nicht 1a).
26. dazu das Werkzeug 1. 2.
414, 9. auf Fräulein Theresen 1—4.
22. Herren 1.
27. Abends 1.
415, 2. wie viele tausend 1.
4. trocknes 1—4.
22. niemand 1—4.
28. das abgeredete 1.
25. Rondeschen 1.
416, 6. offnen 1—4.
16. Dienst 3. 4.
21. niemand mehr 1—4.
22. offnes 1—4.
417, 2. irgend jemand 1—4.
4. das? Fräulein, und 1—4.
10. war dieser 3. 4.
17. eigne 1—4.
19. wir erst recht wir selbst 1.
23. in meinen 2.
418, 3. hie und da 1—4.
11. heimat 4.
12. wenn ich das 1.
31. euern 3. 4.
419, 9. „mehr wundern" 1. In 1a war die letzte Zeile, auf welcher blos das Wort „wundern" stehn sollte, ausgefallen. Vielleicht wäre demnach die ursprüngliche Lesart herzustellen.
420, 3. Verzeihn 1. 2.
28. „in dieser Weise" haben die Handschrift und 1, dagegen 1a—4 „in dieser Welt", was demnach eine zufällig oder als vermeinte Verbesserung in 1a gekommene Aenderung ist, welche bei der letzten Durchsicht unbemerkt stehlieben. Abgesehen davon, daß Goethe in unserm Roman für „Wamms" nur „Wetzchen," nie „Weste" brauchte, konnte unmöglich Therese über „Weste" zur Bezeichnung der ganzen Jägertracht, worauf es gerade ankommt, kommen. Goethe diktirte wol „in diesem Wesen",

Seite Zeile.

und verstand, da Therese in Jägertracht erschien, unter dem Wesen das Jägerwesen. Viel ärgere Hörfehler zeigt die erhaltene Handschrift unseres Buches, und Goethe konnte wol bei der Durchsicht zum Drucke den Fehler übersehen, da die „Weste" bei oberflächlichem Lesen mit Bezug auf die Maskerade unanstößig scheinen kann. Auch „in dieser Welt" wäre ohne Anstoß, wenn man unter der „Welt" die Welt des Waldes, als den ihr damals besonders lieben Kreis ihrer Thätigkeit (vgl. Seite 427, Zeile 11—36), versteht.
420, 29. wackrer 1—4.
421, 12. so war 1. 2.
22. keiner ihrer Neigungen 1.
24. erbauet 1—4.
429, 37. etwas anders 1—4.
22. Ich leugnete nicht 1.
423, 12. Entwickelung 1—4.
26. dieser frohe Zustand dauerte 1.
424, 11. an Handen 1.
425, 20. „ein so" 1—4. Sonst steht in ähnlichen Fällen überall „so ein".
30. zu allem diesem 1.
426, 19. zu handeln 1—3.
21. von niemand 1—4.
427, 16. Besuche 2—4.
13. nicht; ob es 1.
428, 14. Augenblick 1—4.
16. denn — wir 1—4.
429, 3. Vorbrief 2—4.
430, 22. mit der Verlust 1.
27. unter denselben 1.
432, 1. eignem 1—4.
17. Arzenei 1—4.
26. Schauspiel und Roman 1.
28. so lang 1.
433, 25. um mein 1.
26. Freund 1—4.
434, 12. als Ein 1.
23. lieber jeden 1. 2.
24. Nachbarschaft heirathen 1. 2.
26. von Lydien 1.
435, 34. auf dem nächsten Wege der Besserung 1.
436, 3. gebaut f 1—4.
22. schmalz 1.
23. führte f 1.
28. im Ernst 1a—4.

Seite Zeile.
436, 22. war nicht weiter als eben 1.
23. erstenmale 1.
437, 3. jemand 1.
22. meinem 1—4.
24. ich nur um 1.
26. Pachtneid 1. 2.
438, 4. 19. leben 1—4.
18. von mir entfernt 3. 4.
34. eignen 1.
439, 1. eröffnet 1.
10. Entwickelung 1—4.
24. betreu 1. 2.
30. verletzte Leibarzt 1.
31. verletzte Wildheim 1.
440, 10. verletzte Leibarzt 1.
22. des guten Mignons 1.
26f. was selbst die Frauen 1.
441, 6. gezwungenen 1.
15f. angeschlossen hat 1a—4.
18. ward gesattelt 3. 4.
20. Essenen 1.
21. ohne auf ihn zu 1.
443, 23. erstreut 1.
25. Felix! . . . 3. 4.
28. Mädchens? 1. 2.
30. Knice 3. 4.
444, 5. bittrer 1—4.
14. nur einige 3. 4.
445. 5. Wie? wo? 3. 4.
10. Vielleicht „ich bebte"?
11. druckte 1. 2.
16. wünschten 4.
17. zweifle 1 — 4. — erwarte 1a—4.
18. Sie nur 1. 2.
20. Komma nach „weggegangen" 2. 3, Fragezeichen 4.
22. weibige 1—4.
446, 18. der schönen Ottilie 1. 2.
24f. Vorbereitungen und Vorsichten 1.
31. halboffnen 1—4.
36. hüllet 1—4.
447, 5. eh 1—4.
13. Punkt nach „schärfen" 1—3; Fragezeichen 4.
24f. Liebe in den Busen steckte 1.
29. eignen 1—4.
448, 24. Verwickelung 1—4.
449, 27. Person nach 4.
28. und ich versprach 1.
42. „Kam, ich suchte" 1, „kam und suchte" 1a, wohin in 2 „kam, und ich suchte," das in 3. 4. überging.

Seite Zeile.
451, 7. Habe ich 3. 4.
20. äußrerer 1—4.
452, 19. einem Stuhle 1—3, einem Stuhl 4.
20. erstenmale 1—4.
22. Alte hub sich auf 1.
25. trocknen 1—4.
453, 26. sein andrer 1a—4.
454, 3. Ohr 1.
13. alsdenn 1.
14f. indem dachte 1a—4.
25. Talent's 2—4.
26. Publiko 1—4.
455, 18. hub 1—4.
20. Komma nach „mitgebracht" 1—4.
21. „wenn es sie." Goethe hatte früher „Mignon" männlich oder sächlich, „der" oder „das Mignon", gebraucht. Eigentlich sollte es „wenn sie sie" heißen; es ist wol „sie" einmal durch Versehen ausgefallen.
26f. leichtsinnigen 1.
27. „Mutterns" 1—4. Sonst steht regelmäßig „unsern".
456, 4—6. doch kann eins, das Unwahrheit zu seinem Nutzen erfindt, auch einmal wahr reden, wenn es die Wahrheiten nützlich findet 1.
6. die Nase vorgespielt 4.
12. schändlichers 1. 2.
29f. Ausrufungszeichen nach „O", Semikolon nach „reden" 1—4.
30. dieselbigen 1.
457, 3. allem 1.
9. kömmt 1.
23. es mir! 4. — Fragezeichen nach „nur" 1—3.
25. grade 1.
458, 18. versichre 1—4.
23. allem diesen 1. 2.
30. öfters 1—4. — von allem 1.
40. besser, schicke 1—4.
459, 20. ihm denn 1—3.
460, 20. allem dem 1—4.
461, 2. äußeren 1.
4. in meinen 1.
10. äußeren 1. 2. 4.
27. mit jenen 1. 2.
462, 2. sich erst 1.
463, 17. grade 1.
19. Altare 1.
21. Vorschlag 1. 2.
24. jetzo 1—4.
27. werden? 1.

Seite Zeile.
463, 22. sollen 2—4.
464, 4. eröffnete 1. — und es stand ein Mann 1.
10. den irrenden leiten 1.
11. ausschurfen 1. 2. Richtiger wäre wol „schürfen".
12. freuet 1—4.
13. hieher 1—4.
21. Nach „zu thun sei" erwartet man „rief er aus".
465, 13. eröffnete 1.
15. nach dem Gedanken 3. 4.
21. „das Nachahmende" 1, „der Nachzuahmende" 2—4. Das Richtige bietet die Handschrift.
23. seitner 1—4.
466, 2. eignen 1—4.
3. so viel 4.
6. Sohn sei 1. 2.
25. abgeschiedne 1—4.
26. Auch hier sollte „Augenblicke" trotz 1—4 hergestellt sein.
467, 12. eigne 1—4.
23. wechselweise 1 (nicht 1a).
25. in seinen 1.
28. von seiner 1—4.
468, 2. gemacht haben sollte 1.
5. Stirn 1.
7. eingedruckte 1—4.
9. Hypochondrisie 1.
12. völlig den 1.
20. Stirn 1—4.
23. ederhet 1—4.
469, 1. schürteite dagegen 1.
23. beffest 1.
28. übeln 1—4.
470, 2. Haushälterisch 4.
6. eignes 1—4.
11. da sie dich 2—4.
18. offnem 1—4.
24. unterwegs 4.
471, 7. Verfaulne 1.
15. 17. Ausrufungszeichen nach „O" 1—3.
20. Punkt nach „fordert" 1. 2.
28. anders sein 1. 2.
30. frühe 2—4.
472, 15. im kurzen 1.
20. dah' ich 2—4.
473, 11. länger anstehen 1.
14. schrer 1—4.
474, 12. dauren 1. 2.
16. große 1.
20. Herbergnen 1.

Seite Zeile.
475, 1. freuete 1—4.
8. eignes 1—4.
10. ihn abzulassen 1.
23. Glücklicher Weise für ihn behandelte 1.
24. nicht regelmäßig 4. [belte 1.
477, 5. der arme Mignon 1—4.
22. „niemand" (beidemal) 1—4.
478, 12. vom Thier 1.
22. anzusehen nicht 1. 2.
479, 5. erschrack 1.
23. Man erwartet eher „herein".
14. abzuhacken 1.
25. eilen? eilen! und 1. 2.
28. einsperren! 3. 4.
480, 6. sahe 1 (nicht 1a).
16. Tageslichter 1.
23. Barometre? 1. 2.
29. hinunter 4.
32. rief zu einem 1. 2.
482, 20. wünschte 1.
23. an einem 1. 2.
24. Zwillingsschwestern 1.
483, 5. große goldene 1, große goldne 2, großer goldner 3, großer goldner 4.
9. traten gleichsam alle zurück 1.
16. himmlische 1—3.
484, 8. altert 1. 2. — Komma nach „frühe" 1. 2, Semikolon 3.
12. „Thüre" muß es heißen nach 1. 2.
22. stille 1.
485, 1. jeden 1. — zu rechte 1—3.
5. eine ähnliche 3. 4.
21. Es ist zu verwundern 1. — es noch 1.
486, 2. umgab. Diese 1.
17. sein. Und doch 1.
23. und doch wäre Freundin Therese nicht 1.
22. Punkt nach „vorschwebte" 1.
487, 8. trübsten 1—4.
18. wieder, wünschte Mignon 1.
29. Mann sei 1.
31. Fragezeichen nach „habe" und „ihn" 1—4.
488, 23. er, und wie es scheint, mehrere mach 1.
27. hatten 1.
489. 6. Begriff über die sonderbaren Meinungen sowohl Nataliens 1.
12. Wilhelm 1—4.
27. „und es versicherte" 4. Goethe verbindet in unserm Roman „versichern" mit dem Dativ, nur daß

Seite Zeile.
er „ſie“ (175, m) und mehrfach „Sie verſichern“ ſchrieb, wonach auch 442, 29 „Sie verſichern“ herzuſtellen iſt. (Vergl. zu 175, m.)
489, 29. niemand 1—4.
490, ef. zuſammengehaut 1.
32. Augenblick 1. 2.
491, 4. e Smerzen 1.
41. verletzte Wilhelm 1.
492, 1. mich in den Augenblick 1.
25. hineintrat 1—3.
27. abgeſchiedner 1—4.
29. noch was 1.
493, 25f. eines Eindrucks als des lebhafteſten, daß 3.
30. Raum 1.
494, 14. Ziel 1.
17. Handelsweiſe 1. 2.
18. Punkt nach „beobachtet“ 1.
20. müde war 4.
495, 1. fühlt er noch 1—4.
6. Mignon kennen 1.
7. „mehr als einmal“ muß wol geſtrichen werden, obgleich es das beute ſich erhalten hat.
17. Auch ihm fiel 1.
23. nichts von 1. 2.
496, 6. beſcheidnen 1—4.
18. Man erwartet „Ein Brief“.
20. Entwickelung 1—3.
497, 6. „mit mit theilen“ 2, woher 4, obgleich in 3 das Richtige hergeſtellt war, „mit theilen“.
8. ſind wir Herr 3. 4.
10f. „daß er erſcheinen konnte“ 1. Goethe hatte wol bittet, „daß er es ſcheinen konnte“.
24. brüder 1—4.
498, 28. Auch ich will 1—4.
29. ich 1—4.
499, 22. „wollte ich“, Druckfehler in 4. — niemand 1—4.
25. hieher 1—4.
500, 21. ſie zu bitten 1—4.
31. ſagte: da ich 1.
501, 2f. „verſammelt“, Druckfehler in 4.
6. mich noch etwas 1. 2.
9. Augenblick 1—4.
20. Begebenheiten 3. 4.
502, 22. aber die 3. 4. — mußte 1—3.
24f. grauſam, ſie ihm auf ewig zu entreißen, da ſie ihm ſo 1.
503, 29. vom Weiſen 1.
31f. bemächtigen 1—4.

Seite Zeile
504, 6. Freund 1—4.
8. Punkt nach „umzutauſchen“ 1.
505, 1. von denen Blumen 1.
3. Es war 1.
17. Es iſt meine Schuld nicht 1.
28. man in regelmäßige Felder abgetheilt 1.
506, 5. hineintrat 1—4.
8. habe 1.
42. ſchöner lebendigen 1.
507, 7. Die Worte „zeigte .... kräftig“ fehlen in 1.
11. 25. andres 1. 2., Andres 3, andres 4.
28. vollkommne 1. 2.
30. Sarkophag 1—4.
37. Geſtalt enthalten haben ſollte 1.
508, 6. die uns, am Zweige hängend, nach 1.
7. indem 1—4.
10. ehrenen 1, ehernen 2—4.
509, 10. Kommt nach „ſteht es“ 1—4.
20. auf ihn los 1.
510, 8. öfters 1—4.
10. zwei 1.
511, 10. voraus ſahe 1.
11. wird gelingen 4.
24. Theresen 1—4.
512, 1. Augenblick 1—4.
2. „begrüßet“ 3. 4. Das in 1. 2. ſtehende „gegrüßt“ hat ſich erhalten, woher wir es auch hier hergeſtellt haben.
9. in die Hand 1. 2.
10. Augenblick 1—4.
17f. hatte ihn, ſtatt ihn zu zerſtreuen, in äußerſt ſchlimme Laune verſetzt 1.
20. ein groſſes 3. 4.
513, 10. eigner 1—4.
11. aufzuklären; da ich 1.
30f. voller herrlichen geheimnißvollen 1.
514, 5. der zweite 1.
13. ahnet 1—4.
23. ander 1. 2, anderes 3.
27. erſte 1.
28. „er“ ſteht erſt hinter „erhob“ 1.
29. eignen 1. 2.
515, 6f. nur nach unſerer Art diejenigen 1.
12. grade 1.
13. Augenblick 1—4.
23. auf dem rechten Wege 1.
516, 4. mich bei mir ſelbſt doch dazu nicht für 1.

Seite Zeile.

516, 11. „Ihnen" nach „denen" statt nach „Augenblicks" (3. 10) 1.
vgl. bedauren 1. 2.
517, 11. geistigen 3. 4.
12. treffischen 1a—4.
518, vgl. nicht glücklich 1.
19. Sammlen 1—3.
519, 2. 21. Augenblick 1—4.
520, 8. Vernehmet 1—4.
13. so hoffe ich, der Versuch 1.
20. Wilhelmen los 1—4.
521, vgl. jemanden 1—3.
24. wo Ihr 3. 4.
27. darnach allein 1.
28. Härret 1—4.
37. Ohrenlose 1—3.
41. und versichere 1.
522, vgl. daß Ihr ihr nicht 1.
27. fürchte 1—3.
34. gelehrt geworden 1—3.
523, 4. unsere lange Weile 1.
9. verwunderten 1.
15. leidhaftige 1. 2.
524, 10. nicht gefallen lassen kann 1.
19. Gebrauch beginnen 1.
28. „von"""" 1—4. Da die Zahl der Striche nicht die der Buchstaben des Namens bezeichnen soll, so ist ein einfaches Strichen gesetzt, was auch 55, 41, 139, 22. 165, 6, gefordert sein sollte. Bgl. 391, 19.
vgl. sehen beinahe der Mutter den Tod 1.
525, 3. „seines" muß es statt „seiner" heißen.
21. Gedanken herumsetzen 1.
526, 1. eines Kindes 1. 2.
4. Geheimnis, daß 1.
13. Freund 1—4.
15. mehrmale 1—4.
17. so gleich 1—3.
4. mehr eher 1.
527, 23. gar noch angegriffen 1.
33. aufsehen 1.
528, 4. vor Karsen 1.
15. andere 1. 2, Andres 3, anders 4.
20. verreche 1a—4.
529, 1. verführe 1—4.
5. Verwirrer 1.
6. führet 1—4.
530, 3. daß irgendwo 4.
22. weiß bald nicht 1

Seite Zeile.

531, 3. einigen 1—3. Vgl. 8. 7.
6. niemand 1—4.
20. los sein zu werden 1.
532, 9. Aus Not 1.
13. sie in 1, sich in 1a.
15. wurde 1—4.
20. „auch" steht nach „hier" statt nach „verlor" in 1.
534, 23. eigne 1—4.
535, 11. unterwegs 4.
21. ward gerührt 1—4.
29. verstehen sollte 1.
536, 5. entscheidensten (sic) 1.
29. Speise, und man begreift nicht 1.
537, 11. aber meist nur die Menschen die entscheidendsten Werke 1.
16. Schauspieler 1.
20. lockter 1—4.
538, 9. Sarkophag 2—4.
11. „Sarkophagen" muß es auch hier nach 1 heißen. — „lag" statt „ruhte" 1.
17. Nach „hinauf" ist wol Komma zu setzen. Im 1. 2. fehlt das Komma nach „Höchste".
539, 4. kehret 1—4.
12. eilet 1—4.
34. Mannk 1.
540, 4. bud 1—4.
20. gewebet 1—4.
20. bob, armes 1—4.
22. „Raum", Druckfehler in 4.
27. gebrochner 1—4.
541, 1. bekleidet 1 (nicht 1a).
8. eurem 1a—4.
9. Nehmet 1—4.
14. eignen 1—4.
15. Marlese, Therese und Lothario Wilhelmen 1.
20. öfters 1—4.
32. Vor „Ich will" Absatz 1—4. — Statt „Sie" ist wol „sie" zu lesen.
542, 9. so sie gleich vorbereitet war 1.
13. Besinnung 1—4.
25. gerad 1.
27. „Steinen" muß es trotz 1—4 heißen.
37. Augenblick 1—4. — bauete 1—4.
543, 14. Martiren 1—4.
22. verloren hatte 1. — mitmachte, die 1.
25. Jahr 1—4.
29. erbuden bald 1—4.
544, 3. schwerer 1—4

Seite Zeile.
544, 11. daß er hätte bei 1.
12. jüngſten ungerührt bleiben können 1.
22. ſpähteren 1.
545, 1. leichtgläubige 1—4.
15. aber das Nebel ward dadurch 1.
20. „ſüßten" ſollte hier trotz 1—4 ſtehen.
30. in ihr Innerſtes 1.
546, 21. und iſt ihre 1.
27. Da ſetzt 1a—4.
30. bequemem 1 (nicht 1a).
37. Gleich jetzt geh 1.
547, 18. trennen wollte 1—3.
20. erſchracken 1—4.
25. ſeiner Brüder ſahe 1.
34. alle 1a—4.
548, 18. Fehltritts 4.
549, 2. Ineſs 2—4.
14. meinere 1—4. — beſondre 1—4.
19. war ein 1—4.
21. Pflegeltern 2—4.
28. beſahe 1.
550, 10. nur wenigſtens ihr 1.
17. und habe ſich 1.
32. eignen 1—4.
38. Mondheim 1.
39. „Saum" 1. 2. Der ſich bildende Saum kann nicht etwas hervorzureiben ſcheinen, wie es der gährende Schaum thut, deſſen natürliche Farbe das Beiwort „blinkend" bezeichnet.
40. jemand zum Scheine 1.
551, 1. Geſichte 1. 2.
2. die See 1—4.
4. hub 1—4.
7. Man erwartet „ihrer nun auch".
27. in einem 4.
40. ängſtigte 1—4.
552, 8. Ihrer 1. 2.
27. äußerern 1.
28. Freuet 1—4.
553, 24. berrichten, der 1—4.
27. „ohne dies" 1—4. Aber ſonſt ſteht in unſerm Roman „ohnedem".
554, 7. Andrem 3, anderm 4.
12. niemanden 1—4.
17. nichts weiter 1.
25. Wenig 2—4.
28. Fußtapfen 1. 2.
555, 9. Es iſt zu überlegen, was wir thun 1.
550, 18. überlegt hätte 1—3.
23. beſtunden 1.

Seite Zeile.
556, 24. „ſtill" 2—4. Am Ende des Satzes ſteht bald „ſtill", bald „ſtille".
30. Wilhelmen los 1.
557, 9. wackren 1—4.
26. das ſonderbare Verhältniß 1.
558, 8. Frauenzimmern nach „zurückgedrängt" 1.
12. geſchaffnen 1—3.
28. Antons 1—4.
33. ſo daß man 1.
34. mehr, als man 1.
37. nach Hertz aber allein 1.
559, 3. hin, die 1—4.
23. die um 1—4.
560, 10. „Mitter," Druckfehler von 1, ſchon in 1a verbeſſert, woher auch 2—4 das Richtige haben. Goethe nimmt an, der Graf habe unterdeſſen Wilhelm's Namen gehört. „Meiſter" wird nicht als Anrede gebraucht, und der Graf zweifelt nicht im Geringſten an Meiſter's Verſicherung, er ſei ein gebornet Deutſcher.
18. geräumliche 1.
19. nötige 3. 4.
20. andern 1. 2.
22. von denen Leuten 1—4.
562, 6. darnehen 1—4.
20. Lothar 1—4.
27. „ſagte er" ſteht 3. 4 nach „war" in 1.
38. Doſe 1.
39. als ich 1.
563, 5. zur Treppe 1.
23. mittheilten. Der Knabe 1.
25. das Manuſkript gefunden habe, worin er ſeine Geſchichte los 1.
564, 5. Er verſetzte, nein! 1.
40. ſtillen, beſcheidnen i. ſtiller, beſcheidner 2—4.
565, 2. Etwa „ſich nur"?
7. Abſchied 1—3.
20. uns allein 1.
25. es habe ſich 1.
566, 1. Man erwartet „aber ſetzte".
567, 27. „und es iſt nicht", Druckfehler in 1.
29. Punkt nach „ſtürzen" 1. 2.
568, 7. Etwa „zuſammengekommen"?
14. meiſtentheils 1. — und aus meiſt 1.
25. Handelsweiſe 1.
569, 24. ihnen entgegen 1—3.
28. meint ihr Freund 1. 2.
570, 2. Glücks 3. 4.
3. ſollet 1. 2. 4, ſollten 3.

Abweichungen der erhaltenen Handschrift des siebenten Buches*) von der ersten Ausgabe.

Seite	Zeile	
397,	1.	Vom zweiten Kapitel an hat Goethe die Kapitelüberschriften eigenhändig beigefügt.
	9f.	Das Buch beginnt: „Ein Gewitter, das"
	15.	war stürmisch an den Bergen nieder gegangen. — einem Lande a.
	6.	„die Sonne . . . hervor" fehlt in a.
	7.	„Wilhelm" ist immer „Wilhelm" geschrieben.
	8.	Nach „Wehmuth an" steht: „Thränen kamen ihm in die Augen unwillkührlich und ohne Veranlassung".
	12.	ansahen a.
	13.	rührens? b.
	14f.	werden; uns rührt jede gute
	16.	„dabei" fehlt in a. [That a.
	19f.	für die unser bestes, innerstes gebohren zu seyn scheint a. Der Regen wendete sich, der Reisende ward genöthiget abzusteigen und den Ueberrock aus dem Mantelsack hervorzuziehen, er hatte nicht geglaubt seiner an dem heitern Tage zu bedürfen. Unter andern Sachen brachte („103" ist ausgestrichen) er auch zugleich den Schleyer des Geistes mit hervor. Der Anblick . . . zurück (die Stelle unten 401, 1—5, die hier später ausgestrichen ist) a.
	21.	Schritte dem Pferde gleich a.
	25.	sagte Wilhelm a.
	27.	versetzte der andere a. andre b.
398,	2.	seid a.
	3.	darüber a.
	6.	Wo sind sie denn mit Ihrer Gesellschaft hingekommen, a.

Seite	Zeile	
398,	8.	an die Zeit a.
	9.	„habe" fehlt in a.
	10f.	denn wir werden a. — „niedergeschlagen und" fehlt in a.
	17.	sicherste ist nur immer das a.
	21.	hinterm a.
	22.	ich sie.
	26f.	aufzurichten habe. — Laß sehen, ob die Rede noch ganz in meinem Gedächtniß ist a.
	34.	Tod war a. ihr Tod waren b.
	37.	versöhnt bist a.
399,	2.	nahe a.
	4.	Hauptgebäude aber alle durch a.
	8.	zusammengehängt waren a.
	9.	Gemüth.
	10f.	Gärten schienen noch zwischen ihnen angelegt zu seyn a.
	12.	in einer a. — Felder waren a.
	12.	Zustand a.
	19.	ihn auf sein Verlangen den Herrn zu sehen, mit a.
	20.	dazu gelangen werde a.
	23.	„und ihn melden" fehlt in a.
	24f.	Saal und ersuchte ihn. — gedulten,
	26.	außen bleiben würde. Wilhelm ging einige Zeit mit ihm ungeduldig a.
	30.	Platz; so.
	34.	Uebermals hatte er schon sich getäuscht a. schon so getäuscht b. — wirklich schon an a.
	35.	die Seitenthür aufging und a. — mit Stiefeln a.
400,	1.	den Brief.
	3.	Brief aus Wilhelms Händen a.
	11.	Kabinets aufging a.
	17.	und, Sie a.
	22.	Stillschweigend führte der Geistliche ihn a.

*) Vgl. oben S. 166. Die Lesarten der Handschrift geben wir nach der genauen Vergleichung des Herrn Geh. Regierungsrath von Loeper in Berlin. a bezeichnet die ursprüngliche, aber von Goethe verworfene Fassung, b Goethe's Veränderungen, die nicht in die erste Ausgabe übergegangen sind. Wo a allein steht, hat die Handschrift bereits die Fassung der ersten Ausgabe und zwar als Verbesserung von Goethe's eigener Hand. Wo weder a noch b steht, ist die ursprüngliche, von Goethe beibehaltene Fassung des Manuscripts gemeint. Die abweichende, sehr ungenaue Satzzeichnung und die besondere Rechtschreibung ist nur bei wörtlicher Anführung und sonst in bedeutenden Fällen berücksichtigt.

Seite Zeile

400, 2f. einete ihm in einem neugebauten Flügel ein gar a. — „Der Geistliche . . . ein“ fehlt in a.
25. hielt als a.
29. brachte und a.
34f. arbeiten und zu a. — pflegt, erzählt a.
35. gedruckt.
36. Morgen nachzuholen, was er versäumt hatte a.
37. „ihn“ fehlt in a.
40—401, 4. „Er . . zurück“ steht auf einem beiliegenden eingeklebten Blatte.

401, 6. Rahmen aufgehängt waren a.
9. seinen Tod a.
10. von jener a.
15. Von hier an bis 402, 11 „durch“ ist ein ganz neues Blatt hineingefügt, das ursprüngliche Blatt abgeschnitten, da darauf zu viele Veränderungen gemacht waren. — „Morgen“ fehlt in a.
16 „sich“ fehlt in a.
22. hieß den a. — Gartenhaus a.
24. sprang hervor a.

402, 1. muthwillig vor ihr her a.
13. sah, welche a.
15. beide ließ, er und seine schöne Begleiterinn machten a.
18f. aufhielt, als sie d e m o b n g e a c h t e t (so auch b) ihren Weg weiter fortsetzen wollten, eilte a.
21. er eilte a. — faßte a.
22. in der Allee a.
24. halten und mit a.
25—403, 1. werden und oft scheint das Leben a.

403, 2. daß jeder zu loben ist a.
3. aufriß und a.
6. „Bedienten“ fehlt in a.
17f. aus, wo ihr weich schon 14 (v i e r z e h n in b) gesungen a.
19. Oberst a.
22. ich erfülle das ganze.
31. Thür a.
34. Dieser lehnte a. — seine.
38. den trostlosen.
40. herauf a.

404, 2. das eben nicht sehr a.
6. glaube es nicht a.
8. In diesem Augenblicke trat a.
11. steckte die a.
12. und Pflaster in seine a.
16. zeichnete a.

Seite Zeile

404, 18. in einem a.
20f. „Wem . . Ihnen?“ fehlt in a.
25. bekümmert a.
32. Harne und ging in das Cabinet a.
39. „Stelle“ für „Statt“ a.

405, 3. hat a.
6. macht a.
8. Verhaltung z. — vermieth a.
11. tragen, den
12. sie fand a. — g e r o c h e n.
13. zu seyn.
18. Augenblick
22. hatte diesen kleinen Dienst mit Freuden geleistet a. — „Liebe“ überall.
24. alle übrige a.
25f. V e r ä n d e r u n g auf meinen Gütern wieder durchgelesen.

406, 1. Ueberlegung, versetzt a.
11. Vater und werde a.
14. und dem Seinigen a.
15. u n s e r e weitere.
19. und nur a.
21. „selbst“ fehlt in a.
29. „genirt“ statt „einengt“ a.
31. „zu“ fehlt in a.
35. weniger a.
36. ich Ihnen Schulden a.
38. würken a.
40. seyn, eine Handlung mußte mit a.
41. umgeben seyn, wenn sie mir a.

407, 1. würdig scheinen sollte a.
3. Ich leugne nicht, versetzte a. — „mich n o c h wohl“ hat richtig b.
4. daß mich Ihr Brief unendlich freute, den ich noch übers Meer a.
12f. gleichgültige b.
14. es kennen tausend a. „nicht“ fehlt in a.
15. vor sich a.
27. thun Verzicht a.
29. nicht eine Entschließung, sondern die Verzweiflung nöthigt uns zu entsagen was a.

408, 7. d e r i h r erträglich m a c h t.
12. ich wohl gestehen a.
29. hab.
31. Packzeug fürchtet a.
34. ist mir a.
36. das mag a.
37. und will von der Welt nichts weiter wissen. Aber a. m e i n e n P l a n e n b.
39. „auch . . verändert“ fehlt in a.

Seite Zeile
408, 28. mit Ziegenmorn a.
409, 1. gerne die a.
10. Wunder Original a.
12. Schleinderjam a.
13. wütrten a.
15f. vom Betragen unter einander a.
18. vor der Vernunft guten a.
20. nichts suchen sie so sehr zu erhalten als a.
23. „genug" fehlt in a.
24. finden will. a.
25. Berge gebaut a (Hörfehler).
27. sich wieder, wirklich a.
29. dieser Fehler allgemein sey a.
31. Unbekanntschaft in der a.
410, 2. diese Fehler.
3. Denn zum a.
6. „Roher" fehlt in a.
9. lächer und ich hätte nicht geglaubt a.
13. billig, ja so a.
14. „mich" fehlt in a. werden.
16. Thrurjus a.
17. befände a.
19f. der sich vorgenommen hatte nochmals a.
21. zu fragen a.
22. das Vertrauen a.
28. nachdenklich a.
33. hoffe d.
Die drei ersten Zeilen des vierten Kapitels sind eigenhändiger Zusatz Goethe's.
411, 2. „dann" und „er" fehlen in a.
3. „begrüßt ... und" fehlt in a.
11. man seine a.
13. wohlies a (Hörfehler).
17. war es oft, wenn a.
20. keine Empfindung bleibe a.
27. nur mit a.
29. da ihn a.
30. zu stehen a.
412, 3. Nach „auch" stehen noch die ausgestrichenen Worte: „Ich glaube, der Geistliche hat es aufgezeichnet, versetzte der Arzt."
7. Hier folgen noch die ausgestrichenen Worte „Diese Umstände von denen sie nur wußten, sollten doch Ihre Neugierde aufs höchste gereizt haben."
10. Er scheint a.
17—20. zugebracht zu haben, kaiser will er weder sein Gewand noch

Seite Zeile
seinen Bart haben entbehren zu können (!). Unbekannt mit den Freuden der Liebe mag er die größte Zeit seines Lebens zugebracht haben und zuletzt mag a.
412, 21. „mag ihr" fehlt in a.
23. sich daher zu schreiben a.
29. für seine Besserung a.
31. ich mehrere zeigen können a.
32f. hat manches ohne a. — „und . . zusammengesetzt" fehlt in a.
413, 5. seiner Natur nichts von der Wunde selbst zu fürchten ist a.
6. wie sie ihn mit a.
7. und Thränen a.
9. „verlangt" fehlt in a.
10. Wir machen ihr glauben eine a.
12. mit dem a.
14f. daß Freundin Therese a.
16. könne, sie wird a.
20. geschenert a.
22. im Wagen a.
25. freyen (Hörfehler statt „freuen") a.
28. unseres gleichen.
29f. Wunsch für seine Besserung a.
31. „zu befördern" fehlt in a.
414, 2. verleugnen können a.
4. für einen Freund a.
6. von ihren Thränen a.
8. nicht eine a.
9. daß Sie a.
12. nur die (verhört statt „nur") artige a.
16. verlangte, sie zu geben vermeint, noch Lothario und der Arzt zurückkehrte a.
19. „nunmehr" fehlt in a.
23. Thüre, und a.
24. Augenblick ehe sie sich hineinsetzte a.
28. „da" statt „zurück". — „ihr" fehlt in a.
29. umfah.
30. „als" fehlt in a.
415, 2f. Statt „Erst sahen ... verschlen; aber": „Erst schien er immer nur Julien zu besuchen, dann ob er sie nicht mehr und auch mit nur zuweilen an einem andern Ort und verstohlen" a.
11. das glücklichste Leben. — „und" fehlt in a.
15. mach.
17. daß das h. Fräulein schon a.
18. bot ihnen ein a.

Erste Zeile

413, 11. bestand sie mit größter Heftigkeit darauf a.
18. gab ihm a.
27. „sie“ statt „nun“ a.
29. kam, bekannte a.
31. Nacht, in der Lidie kein Auge schloß a.
34. Mondenschein überall Aehnlichkeiten fand und sie immer wieder verschwunden sah a.
36. um, und so
416, 1. ein kleines Zimmer im Mansard a. — das ganze Haus a.
3. aber so a. — heimat ihn nur a.
4. Therese war es, die a.
5. aber er fand in ihr a.
6. „kan ihr“ fehlt in a.
7. Wohlgebauet a.
8. blauen, großen Augen a.
10. traute ihm a.
11. bedürfe es fehlte ihm nichts a. — eine Stube a.
12. logirte, die a.
13. erworben, wenn man etwas heirig nennen darf.
15. „die alte“ a (Hörfehler).
17. außer'm Dienst a.
22. über diese Gegenstände a.
27. wird Ihnen jetzt nichts bei ihr helfen, versetzter Julie a.
29. weniger a.
32. sie auch, ich a.
34. seine Freunde verredeten ihn, seine Freunde nöthigten ihn! a.
36. rechnet sie Lidie und a.
39. jungen Mannes a. — bin in dieser Sache ein a.
40. Handlungen a.
417, 2. den ihnen hab a.
6. geführt, was (Hörfehler für „sah“ ?) zum a.
9. „wieder“ fehlt in a.
11. Genuß durch eine ängstliche Sorge und denn a. — angenehmen a.
12. ihn gerne a.
13. „denn“ fehlt in a. — stelle mich schuldig a. stellt es für Schuldigkeit b. — mit einiger a.
19. „ich“ fehlt in a.
21. Sie denken a.
22. „alle die“ fehlt in a.
24. „mich“ fehlt in a. — schallen um a.
29. „um“ fehlt in a.

Zweite Zeile

417, 11. schwächer a.
418, 1. darinne.
8. auf Wilhelmen a.
12. sein Kleid ist a (arger Hörfehler).
22. ihren Mann a.
23. wünsche baldige Besserung a.
40. den noch gar a.
419, 7. werden, weich ein Antrieb mich a.
8. „mehr“ fehlt in a.
11. in dem er a.
13. denn da war a.
16. sollte so rein a.
19. aber vor a.
24. in einer Menge Verhältnisse a. — Das Antrieb schloß mit der an „hatte“ sich unmittelbar anschließenden Stelle: „und so oft, rief er aus, wenn ich bereinst meine Amazone wieder antreffe, diese Gestalt aller Gestalten, wenn mich die Ahndung nicht trügt, trotz meiner wunderlichen Träume, zu meiner Beschämung und Demüthigung... seine Braut“ a. Die Stelle ist durchstrichen.
420. 3 e. Mascarade a.
6. mir sie auch auf a.
13. was von a.
16. Ihnen nichts a.
18. nicht, wie mich (Hörfehler) lieber a.
421, 7. Sie war ganz bald entgegengesetzte von ihm, rasch a.
6. Neigung für ihr Haus und ihr Kind, denn ich war die einzige Tochter a.
25. aber freilich schön a. — Entwickeln a (Hörfehler).
5. lange. er befand a.
25. a hat nach „hingegen“ statt „liebte ... Augenblick“ die von Goethe durchstrichene Stelle „verachtete mich ... man schwerlich diese Magd vor meine Tochter halten“, die unten 422, 22—31 steht.
29. brennt, und mit a.
32. durchgesehen habe konnte a.
34. wenn ich ihn nicht a (Hörfehler).
35. mit meiner Mutter a.
38. Frauen war ein größerer Mangel a.
39. war, daß aber in a.
422, 4. gehalten werden wollten a.
5. freigebig wissen a.

Seite Zeile
422, 10. ganz genau a.
11. war ich auch a.
13. besorgte ihr a.
17. Meine Mutter ließ sich bald so weit gefallen a.
18. die Handlungen des Gesindes zu beobachten, und im a.
19. Haushaltungen a. — fiel a.
20. mit denselben a.
21. bei der Seltenheit a.
23. nicht erreichen, ohne diesen und jenen vom Gesinde a.
423, 6. Meine Mutter versetzte mehr.
10f. Eltern, aber dadurch wäre der Sache nicht geholfen worden, wenn nicht die Leidenschaft.
13. hervorgebracht hätte.
14f. waren zuwider a.
19—20. ihr eine ansehnliche (das Wort ist durchstrichen) Summe, die ich nicht erfuhr, zu verwilligen, mit welcher sie eine Reise nach dem südlichen Frankreich antrat.
28. das ihm Eine Seite.
29. den richtigen a. den vollkommenen b.
31. was er a.
34. wir allein waren, so a.
36f. was mich a. — Wie voller Verlangen war ich es a.
41. mehr und so viel a.
424, 2. aber leider erfuhr ich es nicht a.
7. geben wollte a.
10f. sie nahm es nicht an, vielmehr wußte ich das a.
12—14. sie in der Nutznießung von b. — sie Herr von allem blieb und ich nur sehr nothdürftig bedacht war a. — In b fehlt „wenigstens" und es steht „bedacht".
16f. „gegen mich" fehlt in a.
24. Verhältniß a.
29. ernsthafter darauf a.
30—31. worin als die Männer. Unterschied ist und mehr zuwider, wir wollen nur, daß jeder gewesen soll a.
33. Ich war nun wieder a.
35. „nur" fehlt in a.
38. „als" fehlt in a.
39f. mäßigen. Sie kam zurück und meine Mediokrität nahm a.
41. mir heißen und konnte a.

Seite Zeile
425, 3. einst kam auch Lothario mit ihnen a.
6. und erst anfangs a.
10f. Lieber hatte ich niemanden zugehört a.
13. wie die Legend a.
19. in der Nachbarschaft a.
27. Kultur vor a.
33. sonderbar, sagte er a.
34. ein Regiment a.
426, 3—12. „und macht ... ansteht" fehlt in der Handschrift, welche statt dessen liest: „indessen halten das viele nicht für vornehm genug und glauben, es sey ihrer Bestimmung gemäßer ihren Geist auszubilden, wie man es nennt und sich indessen von ihren Domestiken beherrschen zu lassen."
437, 4. wir eigentlich a.
8. „gegen die" fehlt in a.
9. gemacht hatte a. — bei einem neuen a.
10. vom Stande a.
13. aber es war mir unendlich angenehm a.
21. daß ihre schönen a.
22. Bey diesen a.
23. immer mehr vermehren a.
25. war kein a.
34. und Lotharis unter ihnen a.
35. hatten a.
36. an und nahm a.
39. ging nun zum Jäger hinaus a.
40. an unserer Grenze a.
427, 1. was ich für die vielen Güter b.
16. „denn" fehlt in a.
23. mich im Gespräch oft an a.
30. von der Zeit a. öfterer b.
36. „darüber ward viel gesprochen" fehlt in a.
429, 6. und um jeden Preis des seinen werth a. (Verbesserl).
9. wünscht Ihnen a.
10. Er ließ sich weitläuftig über a.
11f. daß er in mir die Person gefunden habe a.
14. Ich hatte nun das höchste Glück erreicht a.
20. er gab mir a.
22. Dies war a.
25. „habe" fehlt in a.

Seite Zeile
429, 28. geben, aber a. — sey doch a.
29. gedient, er durch a.
30—32. vor, er hat um eine (verhört: Mimwirkung und ein (verhört: Stillschweigen bis zur Einwilligung seines Oheims a.
34. Raum war er weg a.
37. wirksamig, und es ward nicht besser als er wiederkam, d.
430, 7. wirkt, es war eine herrliche Dame a. — „nun" fehlt in a.
16. zu vernehmen, noch (verhört hat „zu" einmal vorkommen sie und man wußte nicht a.
18. wor(in.
24. „hatte" fehlt in a.
26. eilte a.
27. ich hatte geschworen a.
29. gelernt, es ist der Name, unter dem sie reist a.
431, 2. zu. und a.
4. „ferne Hand" nach „letzte" in a.
13. sah ein wirchen a (Hörfehler).
16. sich nun wieder wohl befand, auch wieder b.
28. ich leite die a.
30—32. ein rubiges und der Feind ihres Talents sey (Hörfehler): denn auch dieses fesselt die Männer stärker sie kann das Glück in der Haushaltung machen (arg verhört) a. — 32. Haushaltungen b.
33. treffliche Freundin a.
34. „schon" fehlt in a.
40. Er war nun a.
41. schöne Natur der Gräfin a.
432, 2. alles bei (Hörfehler statt „daß es bei"): ihr eine traurige a.
3. und die Stelle a (Hörfehler)
5. bei dieser a.
6. hervorzugehen a.
12. „nicht" fehlt in a.
26. sehen einen Geistlichen, einen Sittenlehrer nur an wie einen Arzt a.
31. von allem was sittlich ist den Begriff von a.
32. begreifen, sagte sie a.
33. ihm habe a.
38. waren wirklich bloß durch den Zufall a.
433, 9. „von" fehlt in a.
14. unbekannten Sachen a (Hör- oder Schreibfehler).

Seite Zeile
433, 16. er sich mehr a.
26. Frau das Recelle des Haushwesens zusammenhalte a.
28—30. von ihm; die Dame starb und er unterrich das kleine Freygut und ein geringes Capital a. — starb und b.
41. und der alte Edelmann a.
434, 2. Erbe eines großen a.
10. „Verbindungen" fehlt in a.
22. ich in der Stadt vorstellen a.
26. einen Abstand a.
31. ich stand a.
40. die wunderlichen a.
435, 2. meine Zimmer a.
4. glaube ich a.
23—436, 4. Statt dieses Anfangs des Kapitels nur „Lotharin war still" ic
436, 5. „heute" fehlt in a.
16. Zeit wäre es mir vielleicht nicht so reisend gewesen a. — da es genau zu meinem Zustand paßt a.
18. „hatte" fehlt in a.
19. „sind" steht in a.
27. Man darf es a.
28. ihre und recht a.
31—33. „Die Knaben ... sah" war erst eingeklammert.
34. ich sie nicht a.
437, 18. Jahre ist doch a.
28. wäre den nächsten Weg nach a.
29. Ob mir gleich die untergehende Sonne in den Augen lag: so bemerkte ich doch bald ein weibliches Geschöpf, das a.
33. Personen, die ich suchte a.
34. lag, bemerkte ich a.
40. daß eine Frauensperson sich an den a.
37. ohne Bewegung a.
38. die der Abendwind hin a.—die eine leichte Luft b.
438, 11. sie, das ist meine Nahme a.
25. Wilhelm betrogen hatte a.
30. Ihm war bange a.
439, 1. auf dieses Glück a.
4. seyn und dem Manne a.
14. das Größte zu lassen a. — in mir a (Hörfehler).
18. als jedem Männer a.
24. nicht eine a.
440, 6. scheitert a (Hörfehler statt „scheinen").

Neue Zeile

440, 19. auch so will a.
20. von mir a (Hörfehler).
26f. er erinnerte sich des gutem Mignons und des schönen Fests sehr lebhaft, er wünschte sie aus a. K. befand a. (Hörfehler).
30. Mädchen geben wir Theresen aufzupehn sie a.
34f. denn was an und ungebildet, bilden die a.
40. Kinder, indem wir a.
41. dächt a.

441, 4f. „Dienst leisten", und statt des durchstrichenen „leisten" „erzeigen" (gleichfalls durchstrichen) a.
14. etwas entdecken könne a.
20. setzten sie sich a.
24. stieg ohnweit des Hauses a.

442, 9. Arme, aber nichts sehr würdiger (Hörfehler) a.
11. doch etwas a.
16. so gefunden a.
17. ihrer Mutter außerordentlich glich
27. „noch" fehlt in a. [a.
30. „nach der Stadt" fehlt in a.

443, 1. ihm Schmerz nicht gegenwärtig a (Hörfehler).
4f. „dem ich überall . . finde" fehlt in a.
8. Stadt fand er niemand a.
10. er glaubte das Haus leer, und doch a.
11f. fand er das alte Weib beschäftigt a.
18. begrüßten ihn a.
21f. er unterstand sich nicht das Kind sich zuzueignen a.

444, 3. als ihn in ein a.
9. dieser nachgehen und zu ihm knieen müsse a.
das „und" nach „nachgab" ist in Goethe's Correctur durchstrichen.
10. vorlesen mußte a.
14. „sich" und „überlese" a.
16. mir das leben a.
17. zu früh, da er mir a.
20. Welchen schmerzlichen a. — „daß" fehlt in a.
25. dankt a.
28. gleich a.

445, 2. O warum a.
7. Wie wichtig a.
11. Wir können allein a.
24. würken a.
25. ein, lenken a.

Seite Zeile

445. 28. Und daß viele Freunde darunter leiden bringen sie nicht a.
31. worden, die den a; worden, und sie heilte locken b.
32. Beifall ablocken a.

446, 11. mir auch dabei a. — wieder ermälen a.
13. sich mit allem, was in seiner a.
19. Abwesenheit begegnet war und a.
23. „Ihrer" statt „Euch" a.

447, 6. „Freunden" fehlt in a.
9f. „perlende und" fehlt in a.
20. fand es erst a.
24f. in dem Halstuch a. — daß ich zum Andenken mit mir nahm a.
30. Was sagen Sie darinnen? a.
37f. Die Hoffnungen a. — Liebhabers, heute Nacht a.

448, 2. daß dieß ihm nicht fehl schlug a.
3f. „erst jetzt" fehlt in a. — Ich leugne nicht, daß ich a.
5. sie that es, ja a.
7. hoffte, daß er beständig seyn würde a.
8. er entfernte sich (statt „Gleich... machen") a.
9. „nicht" fehlt in a.
10. auf ihr Herz a.
11. für niemand a.
12. macht a.

449, 17. Normann b. trat zurück a.
19. ihm kaum einen a.
20. ließ ihr a (Schreibfehler).
21. Beichvater ihm a (Schreibfehler), daß, daß man beym a (Hörfehler).
22. lange spricht a (Schreibfehler).
26. um sie a (Schreibfehler).
27. noch diese Nacht a. Normannen b.
41. Normann b.

450, 4. überraschte uns beide a. — an ihrem a.
15. über einige a (Hörfehler?).
16. anzüglich, ihr vielleicht zu a.
18. ihr weg a (Hörfehler).
30. „darf ich" fehlt in a.
34. dir, rief sie aus, daß a.

451, 8. und ich will heute meinem Geliebten wie das erstemal erscheinen a.
12. „ihre" fehlt in a.
14. gewiß zu werden a.
17. wir und wäre a.
21. zu deiner Erzählung a.
27. wieder gesehen a.

Seite Zeile
451, 20. vergänglichen a. (Hörfehler für „Verzeihung bitten").
452, 22. Die Alte stand auf a.
21. vermochte er diese Uebersicht a.
22. fettlichen Bierstift a.
453, 15. mit einem einzigen a.
18. „auch" nach „allem" fehlt in a. Auch die Handschrift hat unverbessert das Komma nach „wissen".
29. sterben a.
32. und zwei Leben a (Hörfehler).
33. Deine Liebe, Deine a.
454, 7. Wilhelm mußte um diese Lectüre aufzuhalten, sich ganz seinem Schmerz überlassen, er konnte nicht fortlesen, noch a.
19f. zu werden, es sey auch in der Welt alsdann nicht möglich gestört und abgehalten zu werden a. zu werden, es könne und auch in der Welt (die drei Worte durchstrichen) alsdann nichts stören oder abhalten b.
24f. Kaffehaus, da versammelten sich sogleich mehrere Personen um ihn, die an ihm was gesehen (Hörfehler) hatten a.
28. das Theater verlassen a.
29f. Statt „von dem Grade . . Hoffnungen" hat die Handschrift unverändert: „von dem was er geleistet hatte, von dem was sie von ihm gehofft hatten, sie bezeichneten was ihnen am meisten gefallen hatte, sie gaben bescheiden zu erkennen was sie zu seiner Bildung noch weiter gewünscht hätten."
33. Gefühl ist a.
455, 10. müssen heute a. — zu Mittag mit uns.
11. ihn und a (Hörfehler).
25f. er glaubte der alten Barbara das unverbrüchliche Geheimniß nicht schuldig zu seyn und verrieth a. verwahrt, er b.
28. Kind! hub a.
31. wenn er sie b.
33. seiner alten Freundin a.
39. ihnen willig aufbürden a.
37. nicht zurückhalten a.
38. Kein Absatz a.
37. Mad. Melina a.

Seite Zeile
456, 8. Liebhaber gleichfalls recht a.
22. wenn ich es euch aufrichtig sagen soll a.
26. ists nicht werth a.
28. kein Unterhalt (sic) a.
33. wie sie sich b.
36. zugestellt a. — ihr a.
39. sie so.
457, 7. durchlesen, versetzte Wilhelm a.
18. vor Abschen b.
21. Koffer sitzend a.
32. den ich a.
37. Barbara'n a.
38. auch Marianne.
39. vernahm nicht a. und andern Papieren b.
41. des Todes a.
458, 1. Einige andere Briefe, welche die Alte verzeigte ließen auch den Erfolg der Geschichte nicht undeutlich sehen. Sie hatte.
25. ihn in dem a.
4. bebirlt, sie a.
15. Zeit beben a.
20. niemand das Kind a.
24. nehmen, die Alte sollte a.
29f. bey Dir, ich bin so gerne bey dir. Er.
37. könnte a.
39f. haben. Wenn du mich nicht bey Dir willst, sagte sie, so schicke.
459, 4. versetzte Wilhelm a. bemerkte, daß du b.
6. kein Absatz a.
9f. „O! — schuldig bin" fehlt.
13. unvernünftiges a (Hör- oder Schreibfehler).
14. „sagte" statt „versetzte" a.
26. dem Knaben b. Kinde a.
27. druckte er ihn an b. den Knaben a.
28. erschreckt in Gedanken a.
29. und läßt es a.
31. „dann" fehlt in a.
460, 9f. Absatz vor „selbst". — Selbst im Theater dachte er mit Lächeln an sie.
8. als Mad. (Madame) a.
14. und geschweige a.
20. allem dem gar nichts a.
23—27. versetzte Mad. Melina a. — ich weiß recht gut, daß niemand erkennt, was Sie für

Seite Zeile
uns gethan haben, aber ich werde es nicht verkennen.
460, 26. hätten; aber es geht unsern.
28—461, 4. Statt dessen schließt die Rede in der Handschrift: „Es thut mir herzlich leid Sie zu verlieren, aber ich muß gestehen daß Sie uns hinlänglich entschädigt haben."
461, 13. wünschte, und er a.
15. „ihm" fehlt in a.
17. „hatte" fehlt in a.
18. Bildung so viel a.
20. war in dem Falle gewesen a.
25. „Zehntes Capitel" b (durch Irrthum).
26f. gestorben sey a. — sey von den hinterlassenen Büchern (Hörfehler) Besitz zu nehmen a.
31. „sagte er" fehlt in a.
32. vorbereitet, aber a.
34. rechten Zeit a.
36f. Güter revidirte, der Handel ist revidirt, kurz und gut resolvirt mit Jenen a.
39. haben darin a.
462, 16. wir machen (ohne „nun") die Calculs und Anschläge, auch die ökonomische Ueberlegung, wie a.
3. wurden ihm a.
4. wünschte er doch a.
7. Taxe in a.
9. seinen Freunden a.
11. behandeln zu können a. zu dürfen glaubten b (durchstrichen).
18. „das" vor „ihm" fehlt in a. — „an das" fehlt in a.
19. zu einem alten a.
24. bekannt a.
463, 6. bemerkt a.
9. behandelt war a.
12. Vorhang das Absatzblatt a.
15. pflegt, anstatt der Bücher aber sah er b.
16. niemand war in a.
25. Kein Adieu. — Gerüscht a.
30. „hatte" fehlt in a.
464, 3. ihm unter lustige a (Hörfehler).
7. Adieu sollen aber nicht vielerley Personen zu seyn. Mit

Seite Zeile
464, 11. fing er an: nicht für a.
16f. Irrenden Leuten (Hörfehler), zu ihm seinen Irrthum mit vollen Bechern zu ertränken zu geben, das ist die a.
17. Lehre, wer a.
18. Absatz vor „Der Vorhang".
19. von diesem a (Hörfehler).
19—21. „war . . . hatte" auf einem angeklebten Zettel. Am Rande ist mit Bleistift bemerkt „Glauben an Talent". Also eigenhändig.
26. um sich zu erinnern, daß dieser Officier ihn tit.
28. Werber gehalten hatte, wie dieser a. hierher komme b.
30. an der Theil nahm, dein a.
32. mich nicht strenger a.
33. meine Spiele anstatt mich a.
36. wünschen, seinen Blick über sein.
39. Raum a.
465f. Wünsche an dir erfüllt a.
465, 1. erstimmen a. — Ebene war a.
3. Du dort genießest a.
11. Stufen hinauf a.
12. Abbé lesen Sie ihn a.
13. auf, und wollte ihn eröffnen, der Abbé sagte: es ist Zeit, wenn Sie allein sind, lesen Sie ihn jetzt in (466, 6 a. — Der hier blos angedeutete Liebesbrief steht am Schlusse des Buches.
21. das Nachzuahmende.
25. nur ein Theil.
466, 11. „unbekannt waren". Hier ist am Rande ein Bleistiftstrich.
12. Blick zu thun, fragte Wilhelm a.
13. nunmehr versetzte der Abbé a.
14. thun? sagte Wilhelm a.
15. Ohne Bedenken! Ja, b. versetzte der Abbé und Sie können Antwort a.
18. Gut denn, sagte Wilhelm a.
19. könnt Sie mir a.
22. für Freunden.
24f. seine Mutter ihm (Hörfehler) nicht a.
28. sah den Feltz schalkhaft a.
30. hervor suchen. Das sind versteckte a. In b steht „Er versteckte".
31. als es a.

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
GOETHE,J.W.
3-598-50924-3
FN. 16555/442

Goethe's Werke.

Nach den vorzüglichsten Quellen revidirte Ausgabe.

Achtzehnter Theil.

Wilhelm Meister's Wanderjahre.

Herausgegeben und mit Anmerkungen begleitet von
Heinrich Düntzer.

Berlin.
Gustav Hempel.

BIBLIOTHECA REGIA

Druck von G. Bernstein in Berlin.

Wilhelm Meister's Wanderjahre.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MÜNCHEN

Vorbemerkung des Herausgebers.

Eine fast noch vorurtheilsvollere Ungunst als den zweiten Theil des Faust pflegt Wilhelm Meister's Wanderjahre zu treffen, und doch sind diese trotz einzelner Mängel und Schwächen ein der liebevollsten Aneignung würdiges, höchst bedeutendes Werk. Nur muß man völlig von dem Gedanken ablassen, hier eine wirkliche Fortsetzung der Lehrjahre zu finden; sie sind eine ganz selbstständige, höchst eigenartige Dichtung, die an jenen herrlichen Roman, wovon dem Dichter nur ein sehr abgeblaßtes Bild vorschwebte, blos anlehnt, und man muß sich noch mehr als sonst, will man Goethe nicht ganz falsch beurtheilen, von dem Vorurtheile frei machen, seine Personen, selbst der etwas Mephistophelische Jarno, sprächen seine eigenen Gedanken aus. Die Wanderjahre sind so wenig eine Fortsetzung der Lehrjahre, daß sie in manchen Punkten dem dort Erzählten widersprechen; ja, es soll die Idee des Ganzen einen Gegensatz dazu bilden, wie denn auch Wilhelm's Sohn Felix in seiner Bildung und seinem Lebensgange das entschiedenste Widerspiel zu seinem Vater ist.

Schon als Schiller bei der Besprechung des noch ungedruckten letzten Buches die Frage aufwarf, wo denn die Lehrjahre eigentlich zu Ende seien, kam Goethe der Gedanke, ob man nicht eine Fortsetzung des Romans ins Auge

faſſen ſollte, und er ließ ſich gar verleiten, zu dieſem Zwecke ein paar unglückliche Verzahnungen anzubringen, den Plan eines ſich über die ganze Welt ausbreitenden Bundes, zu deſſen Ausführung Jarno nach Nordamerika, der Abbé nach Rußland gehen ſolle, und Wilhelm's gleich nach ſeiner glücklichen Gewinnung Nataliens anzutretende Reiſe nach Italien. Indeſſen ließ er dieſen Plan bald auf ſich beruhen, wenn nicht ganz fallen. Wir finden ihn bald darauf mit dem Gedanken an einen zweiten Theil der Unterhaltungen deutſcher Ausgewanderten beſchäftigt, wozu er ſchon im Februar 1798 ein halb Dutzend Märchen und Geſchichten im Sinne hatte. Manche von dieſen ihm damals vorſchwebenden Märchen ſind ſpäter in die Wanderjahre übergegangen. Die neue Meluſine hatte er, nach ſeinem Berichte in Dichtung und Wahrheit, ſchon zu Seſenheim Friederiken erzählt und bald nachher aufgeſchrieben. Mit Schiller beſprach er ſie mehrfach; dieſem meldet er im Februar 1797, das Märchen mit dem Weibchen im Kaſten lache ihn manchmal auch wieder an, wolle aber noch nicht recht reif werden. Ein halbes Jahr ſpäter ſprach er von Frankfurt aus die Hoffnung aus, das Reiſegeſchichtchen von dem undeniſchen Pygmäenweibchen auf der Reiſe zuſammenſchreiben zu können. Die 1789 in Leuchſenring's Cahiers de lecture erſchienene Erzählung La folle en pelerinage war zur Zeit ihres Erſcheinens in Weimar an der Tagesordnung, und er dachte ſchon damals an eine Ueberſetzung der darin geſungenen Romanze. Im November 1797 begann er dieſe frei umzubilden, womit er aber erſt am folgenden 16. Juni zu Stande kam, da er ſie für Schiller's Muſenalmanach beſtimmt hatte Das Original

hatte er dabei nicht zur Hand. Wahrscheinlich dachte er auch schon damals an eine Bearbeitung der ganzen Erzählung. Daß er die Geschichte von Sankt Joseph dem Zweiten bereits 1799 im Sinn hatte, ergiebt seine Anfrage an seinen Freund, den Maler Heinrich Meyer, vom 10. März jenes Jahres: „Sagen Sie mir doch, was ist die gewöhnliche Suite von Gemälden, wenn die Geschichte des heiligen Joseph's des Pflegevaters vorgestellt wird?" Auch der Mann von funfzig Jahren wird ihn schon frühe beschäftigt haben, wozu ihm Kotzebue's 1795 nach dem Französischen bearbeitetes einaktiges Lustspiel der Mann von vierzig Jahren die Veranlassung gegeben haben dürfte. Bei Kotzebue verliebt sich die schöne siebzehnjährige Mündel in ihren Vormund, der, obgleich er schon „die vierzig Jahre passirt ist", sich durch gleichförmige Lebensart, Zufriedenheit und Mäßigkeit so wohl erhalten hat, daß er für einen Dreißiger gilt, und sie giebt ihm vor jungen, tolldreisten Kammerjunkern den Vorzug. Genau durchdacht ward der Plan zu dieser Geschichte erst am 5. Oktober 1803.

Den Entschluß, die ihm vorschwebenden kleinen Erzählungen durch die Person des wandernden Wilhelm Meister mit einander zu verbinden, faßte Goethe im Jahre 1807. Am ersten Pfingsttage, den 17. Mai, diktirte er zu Jena Morgens um halb Sieben die Flucht nach Aegypten, den Anfang der Wanderjahre, an den drei folgenden Tagen die drei andern, jetzt das zweite Kapitel bildenden Erzählungen. Auch die neue Melusine ward in Jena begonnen, aber erst zu Karlsbad, wohin er sich am 25. begab, vollendet. Hier wurde auch der Mann von funfzig Jahren bis zum Morgenbesuch bei der schönen

Wittwe ausgeführt, die Briefe zwischen Lenardo, der Tante und den Nichten, welche das nußbraune Mädchen einleiten, entworfen (die letztern bezeichnet Goethe's Tagebuch unterm 4. August als „Einleitung der Geschichte der Inen in Briefform") und La folle en pélérinage übersetzt. Die darin gesungene Romanze, wovon schon der Musenalmanach auf 1799 Goethe's Umbildung gebracht hatte, sollte Riemer wortgetreu übersetzen; aber er blieb darin stecken. Die Abweichungen derselben in den Wanderjahren von der Fassung in den Balladen (Gedichte, I. 250 ff.) beruhen nicht etwa auf genauerem Anschlusse an die französische Vorlage. Auch die in den Wahlverwandtschaften weit ausgeführte Erzählung war ursprünglich für die Wanderjahre bestimmt; über dieser ihn so mächtig ergreifenden Dichtung blieb die Fortsetzung der Wanderjahre liegen, nur wurden die pilgernde Thörin und der Anfang des Romans (die jetzigen zwei ersten Kapitel) im Taschenbuch für Damen 1808 und 1809 abgedruckt. Diesen Anfang des Romans und den des Mannes von funfzig Jahren hatte er am 22. April 1808 der Herzogin mit großem Beifall vorgelesen. 1810 kehrte er zu den Wanderjahren zurück. „Diesen Sommer oder vielmehr gleich, wenn ich meine Wanderschaft (nach Karlsbad) antrete," schreibt er von Jena aus den 11. Mai an Frau von Stein, „werde ich mich mit Wilhelm's Wanderjahren beschäftigen. Vermuthlich wird er unterwegs einigen schönen Kindern begegnen, die ich hie und da im Verborgenen erziehe. Besonders empfehle ich das nußbraune Mädchen, welche jetzt der Favorit ist." Daß er schon damals in der Geschichte vom nußbraunen Mädchen eine Schilderung der

Spinner und Weber in den Gebirgen beabsichtigte und sich darüber genauen Bericht von Heinrich Meyer, der in Stäfa am Züricher See zu Hause war, erstatten ließ, geht aus seinen vom 3. Mai 1810 an Diesen gerichteten Worten hervor: „Ich habe diese Tage nach Ihrer Anleitung die Baumwolle gut studirt und suche nun einen hinlänglichen realen Zettel zu einem poetischen Einschlag vorzubereiten. Sollten Ihnen noch irgend lokale, individuelle, persönliche Züge einfallen, deren Ihr Aufsatz sehr schöne enthält, so beschenken Sie mich damit. Ihr Garnträger z. E. ist eine treffliche Person, die mir sehr zu Statten kommt." Doch scheint Goethe mit der Ausführung damals nicht weit gekommen zu sein. Im Sommer 1815 erschien das nußbraune Mädchen, aber nur bis zur Trennung Wilhelm's von Lenardo, im Taschenbuch für Damen. Als Goethe sich am 19. September gegen Sulpiz Boisserée über die Novellen der Wanderjahre äußerte, sprach er über die bestimmte Zahl der möglichen Liebesverwicklungen, von denen eben die Novellen sehr verschiedenartige darstellen sollten. Mit dem nußbraunen Mädchen Chaucer's, das Goethe's Schwager J. G. Schlosser schon längst übersetzt hatte, hat die gleichnamige Erzählung Goethe's nur den Namen gemein; die Erfindung derselben scheint ihm ganz anzugehören. In den Jahren 1816—1818 brachte das genannte Taschenbuch die neue Melusine (in zwei Abtheilungen) und den Mann von funfzig Jahren bis zum Morgenbesuche bei der schönen Wittwe. Wir sehen hieraus, daß Wilhelm von manchen Geschichten, welche die Nothwendigkeit der Bezähmung der Leidenschaft und gefaßter Entsagung lehren, Kunde erhalten, auch wol selbst zur Entwirrung

solcher leidenschaftlichen Verwicklungen mitwirken sollte, wozu denn das wunderliebliche Bild von Sankt Joseph dem Zweiten am Anfange gleichsam den Ton anzugeben bestimmt war. Auch die Erzählung Wo steckt der Verräther? wird damals wenigstens schon entworfen gewesen sein. Die Anknüpfung der im Taschenbuch für Damen veröffentlichten Stücke der Wanderjahre an die Lehrjahre scheint dem Dichter noch nicht klar gewesen zu sein. Lenardo, der Oheim, die Nichten, die Tante treten schon hier auf, und es ist von der Absicht die Rede, Felix einer Unterrichtsanstalt zu übergeben. Wilhelm ist bereit, dem nußbraunen Mädchen nachzuspüren, um so einen edlen Mann von seiner Gewissensunruhe zu befreien. Wir sind in einen neuen Familienkreis getreten, an den wechselseitige Neigung Wilhelmen knüpft. Von den Bedingungen, denen Dieser sich unterwerfen mußte, findet sich noch keine Spur.

Als Meyer im Jahre 1817 seine Schweizerheimath wiedersah, wo er bis zum nächsten Frühjahr verblieb, mußte sich ihm die steigende Noth der dortigen Spinner und Weber immer lebhafter aufdrängen, und seine Berichte darüber dürften neben der überhandnehmenden Auswanderungslust Goethe vielfach angeregt haben, sich der Fortsetzung des Romans zuzuwenden. Aber erst im Jahre 1820 begann er die weitere Ausarbeitung. Er schrieb die Erzählung Wo steckt der Verräther? und setzte das nußbraune Mädchen fort, wodurch er auch genöthigt ward, den Faden der Haupthandlung weiter zu verfolgen und so den ideellen Zusammenhang zu fördern. Mit eintretendem Winter ward die Anordnung des Ganzen und die Ausfüllung der Lücken ernstlich betrieben. Er selbst berichtet:

„Ich nahm das Manuskript vor, aus einzelnen, zum Theil schon abgedruckten kleinen Erzählungen bestehend, welche, durch Wanderungen einer bekannten Gestalt verknüpft, zwar nicht aus einem Stück, aber doch in einem Sinne erscheinen sollten. Es war wenig daran zu thun, und selbst der widerstrebende Gehalt gab zu neuen Gedanken Anlaß und ermuthigte zur Ausführung." An Boisserée meldet er am 20. Dezember, der Druck der Wanderjahre werde nun auch anfangen. „Es kommt mir sehr wunderbar vor, ein zwanzigjähriges Manuskript, an das ich bisher kaum gerührt, redigirend abzuschließen. Es erscheint mir als ein wiederkehrender Geist, freilich jugendlicher und liebenswürdiger als der jetzige Autor und die jetzige Zeit." Der im folgenden Januar zu Jena begonnene Druck war im Mai vollendet. Wie wenig aber diese Redaktion ihm selbst genügte, deuteten die vorgesetzten Verse an, worin er bemerkt, wenn er die alten, hier gehobenen Schätze noch nicht alle in Gold verwandelt, so seien es doch immerhin Metalle. Den Gedanken der Entsagung hatte der Dichter jetzt ausgeführt, wobei er davon ausging, daß, wie es in einer später unterdrückten Stelle heißt, der eigentliche Eintritt ins Leben erst durch Entsagung möglich sei. Dem Ganzen legte er im Gegensatze zu den auf individuelle Ausbildung gerichteten Lehrjahren die staatsbürgerliche Idee zu Grunde, daß jeder Einzelne durch geregelte, seinen Anlagen und Fähigkeiten entsprechende Thätigkeit das allgemeine Beste an seinem Theile fördern müsse. Von diesem Standpunkte aus sind auch die zwei ausführlich beschriebenen Haupteinrichtungen entworfen, die pädagogische Provinz, worin die Eigenthümlichkeit eines Jeden auf das Rascheste und Entschiedenste

entwickelt werden soll, und der Wanderbund im Gegensatz zu der in der Zeit liegenden Auswanderungssucht; denn diese Wandernden thun auf alles Auswandern Verzicht; sie wenden nur darum dem Vaterlande den Rücken, um reicher, verständiger, geschickter, besser dahin zurückzukehren. Die Verbindung mit den Lehrjahren ist durch Briefe an Natalien, sowie durch das Zusammenkommen mit Jarno und später mit Friedrich versucht, was freilich nicht sonderlich gelungen ist, da dem Dichter die Lehrjahre nicht mehr lebendig vorschwebten. Zwischen den Anfang und die Einleitung des nußbraunen Mädchens ist die Zusammenkunft mit Jarno, der jetzt von seiner bergmännischen Thätigkeit den Namen Montan angenommen hat, und die Auffindung des Kästchens eingeschoben, das als eine Art Bindemittel zwischen Felix und Hersilien dienen soll, da Felix schon in frühesten Jahren, im Gegensatze zu seinem Vater, auch das zur Verbindung mit ihm bestimmte, ihm ganz gemäße weibliche Wesen finden und mit fester Entschiedenheit trotz der Verschiedenheit des Alters erkennen soll. Wilhelm übergiebt dem mit Lenardo befreundeten Sammler das Kästchen und bringt seinen Felix in die pädagogische Provinz. Nach der Beschreibung dieser pädagogischen Provinz erhalten wir einen Brief Hersiliens an Wilhelmen, die ihm den ersten Theil der Geschichte des Mannes von funfzig Jahren übersendet und zugleich meldet, daß zwei allerliebste Frauenzimmer, ein älteres und ein jüngeres, auf dem Wege zu ihm seien; auch spricht sie den Wunsch aus, „ihn drei Tage zwischen den beiden Herrlichkeiten eingeklemmt zu sehen"; denn unter den Pflichten, die sich Wilhelm hatte auflegen lassen, ist bereits am Anfange in

einem Briefe an Natalien auch die erwähnt, daß er nicht länger als drei Tage an einem Orte weilen dürfe. In einer Nachschrift Hersiliens wird Wilhelm in wunderlicher Weise angewiesen, wie er mit jenen beiden Frauenzimmern, die auch Entsagende seien, zusammentreffen und sich ihnen zu erkennen geben solle. Sodann kommt er auf seinem Wege mit einem Maler zusammen, mit welchem er Mignon's Geburtsort besucht, und in Gesellschaft desselben trifft er die aus dem Manne von funfzig Jahren ihm bekannten beiden entsagenden Frauenzimmer, wo denn er sowol wie der Maler gleichfalls die schwere Pflicht der Entsagung üben müssen.' Jetzt, wo ein Jahr seit seinem ersten Besuche der pädagogischen Provinz verflossen, besucht Wilhelm dieselbe wieder und wird weiter über ihre Einrichtung belehrt; auch trifft er hier mit Jarno zusammen. Dann aber folgt ein höchst mißglückter Abschnitt, der von der drängenden Noth des Dichters zeugt, zum Abschlusse zu gelangen, wobei ihn sein guter Genius verlassen hat. Vom Gespräche Wilhelm's mit Jarno kann der Dichter, wie er versichert, nichts berichten, ebensowenig von einer Zusammenkunft Wilhelm's mit Lothario und dem Abbé; nur wird seine Vision Nataliens mitgetheilt, die der Dichter selbst als die unwahrscheinlichste Erzählung bezeichnet, und die wirklich wol das Wunderlichste ist, was je seinem Geist entsprungen, eine arge Fehlgeburt. Jetzt endlich kommt Wilhelm mit dem Wanderbunde zusammen, dessen Häupter Lenardo und Friedrich sind. Wir erfahren hier, daß von Lenardo das nußbraune Mädchen entdeckt sei, dessen Zustand Wilhelm nicht richtig beurtheilt habe. Dann vernimmt Wilhelm von Hersilien, dieser Lieblingsgestalt des Dichters, deren ihr

Wesen bezeichnende Briefe ihm überall vortrefflich gelungen sind, daß das Schlüsselchen zum Kästchen sich gefunden habe. Nicht sehr geschickt werden hier kurz hinter einander die Erzählungen die neue Melusine, die pilgernde Thörin und Wo steckt der Verräther? eingeschoben, womit die Haupthandlung zur Unzeit wie mit übermäßig lastenden Gewichten innegehalten wird. Mit der Entlassungsrede an die Wandernden schließt der erste Band, bei dessen zweiter Hälfte es Goethe sehr unbehaglich zu Muthe gewesen sein muß, da der begonnene Druck nicht aufgehalten werden konnte, es ihm aber mit der Ausfüllung der Lücken so schlecht gelang, daß er zuletzt sich entschließen mußte, rasch hinter einander drei schon fertige Erzählungen zu geben. Für den zweiten Theil waren Lenardo's Tagebuch, worin die Entdeckung des nußbraunen Mädchens zur Darstellung kommen sollte, die Wanderung der verbündeten Freunde nach Amerika und die Entwicklung des Verhältnisses von Felix zu Hersilien bestimmt; über Wilhelm's endliche Entscheidung zu einer besonderen Thätigkeit dürfte der Dichter sich noch nicht ganz klar geworden sein und schwerlich ihm schon die Erhebung der Tante zu Makariens halb überirdischer Gestalt vorgeschwebt haben. Für diesen zweiten Theil hatte er auch noch ein paar Erzählungen im Sinne, und wahrscheinlich waren [illegible] als schon der Schwank die gefährliche Wette und die, trotz einzelner trefflicher Ausführungen und des glücklichen Gedankens am Wenigsten gelungene Novelle Nicht zu weit! entworfen. Auf beide bezieht sich Goethe's Aeußerung in den Annalen unter dem Jahre 1821: „Einige Novellen wurden projektirt, die gefährliche Nachlässigkeit, verderbliches Zutrauen auf

Gewohnheit und mehr dergleichen ganz einfache Lebensmomente aus herkömmlicher Gleichgiltigkeit heraus- und auf ihre bedeutende Höhe hervorgehoben."

Die Aufnahme des ersten Theiles war trotz seiner großen Mängel eine sehr freundliche, und um so freundlicher, als man sich über die Anmaßung und Armseligkeit der gleichzeitig erschienenen falschen Wanderjahre des Pfarrers Friedrich Wilhelm Pustkuchen-Glanzow zu Lieme bei Lemgo ärgerte, worin diese fromme Seele nicht allein über die Lehrjahre, sondern über Goethe's ganze Dichtung den Fluch der Vernichtung zu sprechen sich beigehen ließ. Im Gesellschafter erschienen Briefe von Varnhagen von Ense über die Wanderjahre, die, wenn sie auch von einer gewissen Ueberschwenglichkeit der Verehrung eingegeben waren, doch dem Dichter wohl thun mußten, da sie seinen tiefen Absichten sinnig nachspürten. Nicht weniger erfreute ihn der Versuch des Gymnasial-Direktor Kayßler zu Breslau, Goethe's in der Beschreibung der pädagogischen Provinz ausgesprochene Grundsätze mit denen Plato's zu vergleichen. Zu seiner herzlichen Freude traf Tieck 1823 in seiner Novelle Die Verlobten mit einem guten Worte den vor einem Truge nicht zurückschreckenden pietistischen Pfarrer, den gleichzeitig des Magdeburger Referendars Immermann: „Ein ganz schön Trauerspiel von Pater Brey, dem falschen Propheten", und sein „Brief über die falschen Wanderjahre" nach Verdienst züchtigten.*) Dagegen mußte er sich freilich den burschikosen Ton gefallen lassen, worin

*) Goethe's eigene Aeußerungen gegen Pustkuchen siehe Werke, II. 386 ff., III. 307 f. mit den Anmerkungen.

sich der schreibselige Professor Schütz der Jüngere in Halle in seinem breitspurigen dicken Buche: „Goethe und Pustkuchen, oder über die beiden Wanderjahre Wilhelm Meister's und ihre Verfasser" (1823) erging, der sogar die Pustkuchen'sche Fortsetzung für ein sehr bedeutendes, durch eigenthümlichen dichterischen und philosophischen Geist ausgezeichnetes Werk hielt, wie wenig er auch mit dem ebenso einseitigen und schiefen als leidenschaftlichen Tadel Goethe's einverstanden war. Unter Goethe's Freunden sprach sich vor allen Sulpiz Boisserée mit inniger Theilnahme über den Roman aus, dessen große Mannichfaltigkeit, frische, anmuthige, wunderbare und natürliche, heitere und ernste Darstellung ihn erfreut und erbaut habe. Besonders angesprochen habe ihn die Ausführung des Gedankens, daß die Leidensgeschichte in geheimen Räumen abgebildet werden solle. „Ueber die Ausübung der Kunst haben wir auch viel Treffliches und Weises gefunden, für eigene Erfahrung und Ueberzeugung das rechte Wort bietend; nur haben wir bedauert, daß hier die Maler gegen die Baukünstler und Bildhauer gar kurz abgekommen, da ihnen, die das reichste und schwierigste Fach haben, doch vorzugsweise Belehrung und Ermunterung zu wünschen wäre. — Die allerliebsten, zum Theil nedischen Geschichten, die neuen, oft ganz abweichenden und fremdartigen Ansichten, die das Buch enthält, werden die deutsche Welt sehr in Bewegung setzen, das Urtheil auf das Verschiedenste in Anspruch nehmen, und so bin ich mehr als sonst begierig, die Aeußerungen desselben zu vernehmen, wovon ich dann gelegentlich Einiges wissen lasse." Als Goethe für die freundliche Aufnahme seines Wanderers dankte, bemerkte er, das Ganze sei, wenn

auch nicht aus einem Stücke, doch gewiß in einem Sinne geschrieben; im zweiten Bande werde er den Maler, obgleich nicht in so großer Gesellschaft, wiederfinden. Er hatte damals noch ein besonderes Auftreten desselben im Sinne, wol im Kreise der Verbündeten. Als der junge Karl Ernst Schubarth dem Dichter seine ungeduldige Erwartung andeutete, wie er aus dem Unzusammenhängenden des ersten Bandes sich herauswinden werde, bemerkte Dieser, Zusammenhang, Ziel und Zweck liege innerhalb des Büchleins selbst, dessen Aufgabe sei, mehrere fremdartige äußere Ereignisse dem Gefühle als übereinstimmend entgegenzubringen; der zweite Theil werde nicht mehr befriedigen als der erste, doch hoffe er demjenigen Leser genug zu thun, der diesen wohl gefaßt habe. Er hatte sich aber an diesem ersten Theile so abgearbeitet und sich selbst in der Zusammenstellung des Ganzen so wenig genügt, daß ihm die Vollendung desselben nach der begonnenen Anordnung eine sehr mißliche Sache schien. Und so schlug er sich zunächst den Roman ganz aus dem Sinne.

Erst als der Dichter an die Ausgabe letzter Hand ging, welche seine sämmtlichen Werke bringen sollte, trat ihm auch die Vollendung der Wanderjahre wieder nahe, wozu er aber erst kam, als er die Helena, das Zwischenspiel zu Faust, vollendet hatte. Daß er das Vorhandene, wie es im ersten Theile vorlag, wieder auflösen müsse, um Manches anders zu ordnen, den durchziehenden Grundgedanken weiter auszuführen und besonders Wilhelm's Entwicklung anschaulich darzustellen, konnte ihm nicht entgehen. Er ließ das Gedruckte in einzelnen Abtheilungen abschreiben und die Stellen, wo er Neues auszuführen hatte, mit blauem Papier ausfüllen, um sich selbst anschaulich zu

machen, was er noch zu arbeiten habe. Am 26. Juli 1826 schreibt er an Boisserée, er lasse sich bei den Wanderjahren, auf die er sich bald zu werfen gedenke, offenes Feld, und wolle nicht voraus wissen, was es werden solle, mit Gefahr, ins Humoristische zu gerathen. Gegen Ende des Jahres arbeitete er an der Novelle vom Kinde und Löwen, die er auch für die Wanderjahre bestimmt hatte. Den 30. Dezember meldet er Boisserée, im nächsten Vierteljahre werde er vorerst Alles beseitigen, was noch an der ersten Lieferung seiner Werke zu thun sei, dann aber an einer zwar angenehmen, aber doch bedenklichen Arbeit fortfahren, an der Sonderung, Rekonstruktion, Ausarbeitung und Abrundung der Wanderjahre, die nach den seltsamen Schicksalen, die sie hätten erdulden müssen, ein wunderliches Opus geben müßten. Am 17. Februar hören wir, die Wanderjahre rückten auch zu, und er begreife jetzt, daß diese nicht früher hätten zu Stande kommen können. Schon Ende Mai war er in der neuen Ausarbeitung so weit fortgeschritten, daß er meinte, es bedürfe nur noch weniger Binsen, um den Straußkranz völlig zusammenzuflechten, was am Ende auch jeder gute Geist thäte, indem er das Einzelne auf- und anfasse, und vielleicht besser. Aber der Dichter täuschte sich selbst darüber; der Umfang erweiterte sich ihm unter der Hand, so daß er, statt der ursprünglich beabsichtigten zwei Theile, jetzt an drei dachte. Von Zeit zu Zeit arbeitete er daran fort, aber ohne zum Abschlusse zu gelangen. Der Roman sollte zu Weihnachten 1828 in der fünften Lieferung der Werke erscheinen. Den Sommer dachte er auf die Vollendung zu verwenden; da traf ihn am 15. Juni die erschütternde Nachricht von dem in Pots-

dann erfolgten Hinscheiden seines Großherzogs, die alle folgerechte Thätigkeit und ruhige Sammlung des Geistes ihm zunächst unmöglich machte. Als er am 11. September von seiner Zurückgezogenheit im Schlosse Tornburg nach Weimar zurückkehrte, besprach er die ihn bedrängende Angelegenheit des Romans mit Eckermann. Der Letztere berichtet: „Diesen früher in einem Bande erschienenen (!) Roman hat Goethe gänzlich umzuarbeiten angefangen, und das Alte mit so viel Neuem verschmolzen, daß es als ein Werk in drei Bänden in der neuen Ausgabe hervorgehen soll. Hieran ist nun zwar bereits viel gethan, aber noch sehr viel zu thun. Das Manuskript hat überall weiße Papierlücken, die noch ausgefüllt sein wollen. Hier fehlt etwas in der Exposition, hier ist ein geschickter Uebergang zu finden, damit dem Leser weniger fühlbar werde, daß es ein kollektives Werk sei; hier sind Fragmente von großer Bedeutung, denen der Anfang, andere, denen das Ende mangelt, und so ist an allen drei Bänden noch sehr viel nachzuhelfen, um das bedeutende Buch zugleich annehmlich und anmuthig zu machen." Aber durch angestrengte Thätigkeit gelang es dem Dichter, die beiden ersten Bände, wofür am Meisten geschehen war, zeitig genug zum Drucke abzusenden. Doch beim Drucke zeigte sich bald, daß Goethe sich durch die große, weitläufige Schrift des Abschreibers hatte täuschen lassen, daß besonders der zweite Band zu klein ausfallen würde; und doch konnte man das Ganze nicht mehr in zwei Bänden drucken, da drei angekündigt waren. Da wußte sich der Dichter, den damals der dritte Band vollauf beschäftigte, nicht anders zu helfen als durch den Entschluß, aus zwei starken Stößen handschriftlicher Bemerkungen einige

Druckbogen von Eckermann zusammenstellen zu lassen, von denen die eine Abtheilung dem zweiten Bande als Betrachtungen im Sinne der Wanderer, die andere unter der Ueberschrift Aus Makariens Archiv dem dritten angefügt werden sollte. Mitte Februar war auch der dritte Band vollendet, der am 21. zum Druck abgesandt wurde. Ihm hatte Goethe noch am Schlusse das Gedicht „Auf Schiller's Schädel" hinzugefügt, mit der seltsamen Bemerkung Ist fortzusetzen, die sich wol auf eine Fortsetzung der Sprüche Aus Makariens Archiv beziehen sollte; auch der zweite Band schloß mit einem Gedichte, dem Vermächtniß, ab.

Das „neue Geschling der Wanderjahre", wozu er, „aus innerer Nothwendigkeit, aus äußerer Veranlassung, aus Ueberzeugung und Grille getrieben, sein Bestes thun mußte," erschien endlich Anfangs Juni. Höchst erfreulich war dem Dichter besonders das Urtheil Boisserée's. „Dieses höchst anziehende und gehaltreiche Buch," schrieb Dieser, „hat mir den seltsam angenehmsten Eindruck gemacht; es war mir in mehrfacher Hinsicht bekannt und neu, besonders auch dadurch, daß es mich in seiner jetzigen Gestalt unaufhörlich an ein Werk erinnerte, welches, wenn man es einmal kennt, Einem ewig lieb und unvergeßlich bleibt, welches aber durch Stoff wie durch die Sprache von dem Ihrigen ganz verschieden ist. Genug, ich glaubte bei Darstellung der Sitten und Verhältnisse unserer Zeit einen Ariost in ungebundener Rede zu lesen. Da ich diesen Eindruck bei der frühern Ausgabe, so sehr mir dieselbe schon zugesagt, nicht empfangen, so muß ich diesen neuen Genuß der bessern Verbindung zuschreiben, welche Sie durch die Umschaffung des Werks in die scheinbar unzusammenhängenden Theile desselben gebracht haben.

Und das ist, denke ich, der beste Beweis, daß Ihnen die neue Komposition vollkommen gelungen." Goethe fügte seinem Danke über ein so freundliches Wort die Bemerkung hinzu: „Dem einsichtigen Leser bleibt Ernst und Sorgfalt nicht verborgen, womit ich diesen zweiten Versuch, so disparate Elemente zu vereinigen, angefaßt und durchgeführt, und ich muß mich glücklich schätzen, wenn Ihnen ein so bedenkliches Unternehmen einigermaßen gelungen erscheint. Es ist wol keine Frage, daß man das Werk noch reicher ausstatten, lakonisch behandelte Stellen ausführlicher hätte hervorheben können; allein man muß zu endigen wissen; ja, diesmal hat mich der Setzer genöthigt, abzuschließen, vielleicht zum Vortheil des Ganzen, was gar leicht, wenn man hie und da zu sehr verweilt hätte, lästig geworden wäre, anstatt daß jetzt, wenn ich Ihrem Zeugniß vertraue, Gefühl, Verstand und Einbildungskraft ungenirt ihre Rechte behaupten und abwechselnd theils einzeln, theils in Gesellschaft sich frei ergehen mögen. An Stoff und Gehalt fehlt es nicht, und ich kann froh sein, daß Sie für die Form ein so rühmliches Gleichniß gefunden haben."

Die große deutsche Lesewelt nahm die neue Bearbeitung mit Gleichgiltigkeit, ja mit ungläubigem Kopfschütteln und Bedauern über die gesunkene Kraft des Dichters auf, indem sie über einzelnen Mängeln und Schwächen das Herrliche, was hier neu geboten war, und die kunstsinnige Bildung zu organischer Einheit, die freilich nicht durchweg gelungen war, völlig übersah. Aber zu großer Freude gereichte dem Dichter die erläuternde Uebersicht und Würdigung, welche Hotho in den Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik dem Werke gleich nach seinem Erschei-

nen angedeihen ließ. Bald nach Goethe's Tod wies zuerst Varnhagen von Ense in dem Aufsatze: „Im Sinne der Wanderer", der im letzten Hefte von Goethe's Kunst und Alterthum erschien, darauf hin, wie Goethe den ganzen Ernst und die volle Schwere der Wirklichkeit in seine Dichtung hinübergezogen und ein im größten Sinne didaktisches Werk geliefert habe. „Die Nothwendigkeiten des irdischen Lebens nehmen darin ihren Rang neben den höchsten Vergeistigungen; in geläuterter Frömmigkeit wirkt das Christenthum; die Erziehung breitet ihre Anstalten auf eigenem Boden mächtig und allumfassend aus, die Bildung zur Kunst, reich ausgestattet im Besondern, wird allgemeine Gabe; das Gewerbliche, aus zerstörendem Wetteifer in weise Ordnung geleitet, rückt ohne Scheu zu Seiten der Kunst heran, seiner Berechtigung und Ehre neben dieser gewiß; Beruf und Fähigkeit bestimmen und adeln jede Verrichtung; in richtigen Ehebündnissen, hier vorzugsweise die ungleichen Stände zusammenfügend, schwindet das Mißverhältniß der Frauen, deren Erscheinung sogar zum freien, priesterlichen Segenswirken gesteigert ist; eine neue Würdigung der Dinge und Thätigkeiten, eine neue Wahl und Austheilung der Lebenslooſe, ein neuer Sinn des Schönen und Guten eröffnen — vermittelst einer großen, über den Erdboden hin sich verbreitenden, nach allen Richtungen edel thätigen, die höchsten Gegenstände und die geringsten beachtenden, Noth und Schlechtigkeit überall tilgenden, frei beweglichen und dabei hierarchisch geordneten Assoziation — die reiche Aussicht einer in Arbeit und Bildung fortschreitenden Menschheit, deren höchsten Ausdruck wir zuletzt allerdings wieder auf die zwiefache Textformel zurückführen

mögen: Im Irdischen für jedes ihrer Mitglieder einen richtigen Antheil am Besitz und Genusse der vorhandenen Güter zu gewähren, im Geistes- und Gemüthsleben aber, bei so vielem Unmöglichen, welches ewig versagt bleiben muß, das versagte Mögliche aus den zerbrechbaren Fesseln zu befreien. Die Urtheile und Einsichten, welche hier zu gewinnen sind, werden nur Demjenigen fruchtbar sein, welcher diesen Raum mit eigenen Schritten zu durchmessen keine Mühe scheut."

In ähnlicher Weise sprach sich sechs Jahre nach Varnhagen Rosenkranz über die Wichtigkeit der **Wanderjahre** für die Frage nach der Gestaltung der gesellschaftlichen Verhältnisse aus, und wetteifernd haben darauf Karl Grün („über Goethe vom menschlichen Standpunkte", 1846, Seite 270 ff.), Karl Rosenkranz selbst in der Schrift „Goethe und seine Werke" (1837), wo er ausführlich über Goethe's Sozial-Romane handelt, Ferdinand Gregorovius („Goethe's Wilhelm Meister in seinen sozialistischen Elementen" 1849) und Alexander Jung („Goethe's Wanderjahre und die wichtigsten Fragen des neunzehnten Jahrhunderts", 1854) diese Bedeutung des Romans zu entwickeln gesucht, freilich nicht ohne Manches dem Dichter unterzuschieben. Selbst von der herrlich begabten Marquise Aurore Dudevant (George Sand) stand eine Zeit lang eine Schrift über die **Wanderjahre** in Aussicht, und sie hatte zu einer solchen Bettina von Arnim aufgefordert; ihr eigener Roman: Le compagnon du tour de France (1840) scheint von dem Goethe'schen beeinflußt. Der Herausgeber hat eine ausführliche Entwicklung und Würdigung der **Wanderjahre** im vierten Hefte seiner **Erläuterungen zu Goethe's Werken**, 1857, versucht, worauf wir hier verweisen müssen.

Die Wanderjahre werden sich, je eindringender man sich mit ihnen beschäftigt, je tiefer man sich in sie versenkt, immer mehr als ein unerschöpflicher Schacht gehaltvoller, tiefsinniger Gedanken, als ein Werk reicher, ächt dichterischer Schöpfungskraft bewähren, wenn auch nicht Alles so gelungen ist wie die erste deutsche Dorfgeschichte, die wir in dem vom Greise gedichteten zweiten Theil des nußbraunen Mädchens in dem unvergleichlichen Tagebuche Lenardo's finden, wenn auch in der Redaktion manche Versehen sich eingeschlichen haben und hier und dort ein greisenhafter Ausdruck stört, den man gern wie eine Faser von einem glänzend reinen Kleide wegblasen möchte. Wir sagen nicht zu viel, wenn wir behaupten, daß in den Erzählungen, wobei Goethe, wie er selbst sagt, absichtlich die verschiedensten Farbentöne angewandt, Manches sich findet, das zum Vortrefflichsten gehört, was ihm gelungen, daß in der Charakterschilderung — wir erinnern nur an Herstlien, Hilarien, Julien, das nußbraune Mädchen, den Major, Flavio, Jarno u. A. — glänzende Meisterstücke sich finden, und der eigenste Humor, die reichste Lebenserfahrung und die vollste Gedankentiefe, freilich bei einzelnem fast Wunderlichen, den Roman beleben und ihm wahres Vollgewicht verleihen. Nur für flüchtige Unterhaltung ist er zu schwer und zu gut. Man bleibe sich bewußt, daß es ein lehrhafter Roman ist, von großer Tiefe, aber auch, bei manchen Schwächen im Einzelnen, von feinem Kunstgefühle in Anordnung, Ausdruck und Gehalt und von mächtiger Gestaltungskraft, von dem Schelmen Fitz an bis zu Makariens Wundererscheinung, belebt.

Wilhelm Meister's Wanderjahre

oder

die Entsagenden.

Ein Roman.

Erstes Buch.

Erstes Kapitel.

Die Flucht nach Aegypten.

Im Schatten eines mächtigen Felsen saß Wilhelm an grauser, bedeutender Stelle, wo sich der steile Gebirgsweg um eine Ecke herum schnell nach der Tiefe wendete. Die Sonne stand noch hoch und erleuchtete die Gipfel der Fichten in den Felsgründen zu seinen Füßen. Er bemerkte eben etwas in seine Schreibtafel, als Felix, der umhergeklettert war, mit einem Stein in der Hand zu ihm kam.

„Wie nennt man diesen Stein?“ sagte der Knabe.

„Ich weiß nicht,“ versetzte Wilhelm.

„Ist das wol Gold, was darin so glänzt?“ sagte Jener.

„Es ist keins!“ versetzte Dieser, „und ich erinnere mich, daß es die Leute Katzengold nennen.“

„Katzengold!“ sagte der Knabe lächelnd; „und warum?“

„Wahrscheinlich, weil es falsch ist und man die Katzen auch für falsch hält.“

„Das will ich mir merken,“ sagte der Sohn und steckte den Stein in die lederne Reisetasche, brachte jedoch sogleich etwas Anderes hervor und fragte: „Was ist das?“

„Eine Frucht,“ versetzte der Vater, „und nach den Schuppen zu urtheilen, sollte sie mit den Tannenzapfen verwandt sein.“

„Das sieht nicht aus wie ein Zapfen; es ist ja rund.“

„Wir wollen den Jäger fragen; die kennen den ganzen Wald und alle Früchte, wissen zu säen, zu pflanzen und zu warten, dann lassen sie die Stämme wachsen und groß werden, wie sie können.“

„Die Jäger wissen Alles. Gestern zeigte mir der Bote, wie ein Hirsch über den Weg gegangen sei; er rief mich zurück und ließ mich die Fährte bemerken, wie er es nannte; ich war

darüber weggesprungen, nun aber sah ich deutlich ein Paar Klauen eingedrückt; es mag ein großer Hirsch gewesen sein."

„Ich hörte wol, wie Du den Boten ausfragtest."

„Der wußte viel, und ist doch kein Jäger. Ich aber will ein Jäger werden. Es ist gar zu schön, den ganzen Tag im Walde zu sein und die Vögel zu hören, zu wissen, wie sie heißen, wo ihre Nester sind, wie man die Eier ausbebt oder die Jungen, wie man sie füttert und wann man die Alten fängt: das ist gar zu lustig."

Kaum war dieses gesprochen, so zeigte sich den schroffen Weg herab eine sonderbare Erscheinung. Zwei Knaben, schön wie der Tag, in farbigen Jäckchen die man eher für aufgebundene Hemdchen gehalten hätte, sprangen einer nach dem andern herunter, und Wilhelm fand Gelegenheit, sie näher zu betrachten, als sie vor ihm stutzten und einen Augenblick still hielten. Um des ältesten Haupt bewegten sich reiche blonde Locken, auf welche man zuerst blicken mußte, wenn man ihn sah, und dann zogen seine klarblauen Augen den Blick an sich, der sich mit Gefallen über seine schöne Gestalt verlor. Der zweite, mehr einen Freund als einen Bruder vorstellend, war mit braunen und schlichten Haaren geziert, die ihm über die Schultern herabhingen, und wovon der Widerschein sich in seinen Augen zu spiegeln schien.

Wilhelm hatte nicht Zeit, diese beiden sonderbaren und in der Wildniß ganz unerwarteten Wesen näher zu betrachten, indem er eine männliche Stimme vernahm, welche um die Felsecke herum ernst, aber freundlich herabrief: „Warum steht Ihr stille? Versperrt uns den Weg nicht!"

Wilhelm sah aufwärts, und hatten ihn die Kinder in Verwunderung gesetzt, so erfüllte ihn das, was ihm jetzt zu Augen kam, mit Erstaunen. Ein derber, tüchtiger, nicht allzu großer junger Mann, leicht geschürzt, von brauner Haut und schwarzen Haaren, trat kräftig und sorgfältig den Felsweg herab, indem er hinter sich einen Esel führte, der erst sein wohlgenährtes und wohlgeruntes Haupt zeigte, dann aber die schöne Last, die er trug, sehen ließ. Ein sanftes, liebenswürdiges Weib saß auf einem großen, wohlbeschlagenen Sattel; in einem blauen Mantel, der sie umgab, hielt sie ein Wickenkind, das sie an ihre Brust drückte und mit unbeschreiblicher Lieblichkeit betrachtete. Dem Führer ging's wie den Kindern: er stutzte einen Augenblick, als er Wilhelmen erblickte. Das Thier verzögerte seinen Schritt,

aber der Abſtieg war zu jäh; die Vorüberziehenden konnten nicht anhalten, und Wilhelm ſah ſie mit Verwunderung hinter der vorſtehenden Felswand verſchwinden.

Nichts war natürlicher, als daß ihn dieſes ſeltſame Geſicht aus ſeinen Betrachtungen riß. Neugierig ſtand er auf und blickte von ſeiner Stelle nach der Tiefe hin, ob er ſie nicht irgend wieder hervorkommen ſähe. Und eben war er im Begriff hinabzuſteigen und dieſe ſonderbaren Wanderer zu begrüßen, als Felix heraufkam und ſagte: „Vater, darf ich nicht mit dieſen Kindern in ihr Haus? Sie wollen mich mitnehmen. Du ſollſt auch mitgehen, hat der Mann zu mir geſagt. Komm! dort unten halten ſie.“

„Ich will mit ihnen reden,“ verſetzte Wilhelm.

Er fand ſie auf einer Stelle, wo der Weg weniger abhängig war, und verſchlang mit den Augen die wunderlichen Bilder, die ſeine Aufmerkſamkeit ſo ſehr an ſich gezogen hatten. Erſt jetzt war es ihm möglich, noch einen und den andern beſondern Umſtand zu bemerken. Der junge, rüſtige Mann hatte wirklich eine Poliraxt auf der Schulter und ein langes, ſchwankes eiſernes Winkelmaaß. Die Kinder trugen große Schilfbüſchel, als wenn es Palmen wären; und wenn ſie von dieſer Seite den Engeln glichen, ſo ſchleppten ſie auch wieder kleine Körbchen mit Eßwaaren und glichen dadurch den täglichen Boten, wie ſie über das Gebirg hin- und herzugehen pflegen. Auch hatte die Mutter, als er ſie näher betrachtete, unter dem blauen Mantel ein röthliches, zartgefärbtes Unterkleid, ſo daß unſer Freund die Flucht nach Aegypten, die er ſo oft gemalt geſehen, mit Verwunderung hier vor ſeinen Augen wirklich finden mußte.

Man begrüßte ſich, und indem Wilhelm vor Erſtaunen und Aufmerkſamkeit nicht zu Wort kommen konnte, ſagte der junge Mann: „Unſere Kinder haben in dieſem Augenblicke ſchon Freundſchaft gemacht. Wollt Ihr mit uns, um zu ſehen, ob auch zwiſchen den Erwachſenen ein gutes Verhältniß entſtehen könne?“

Wilhelm bedachte ſich ein Wenig und verſetzte dann: „Der Anblick Eures kleinen Familienzuges erregt Vertrauen und Neigung und, daß ich's nur gleich geſtehe, ebenſowol Neugierde und ein lebhaftes Verlangen, Euch näher kennen zu lernen. Denn im erſten Augenblicke möchte man bei ſich die Frage aufwerfen, ob Ihr wirkliche Wanderer oder ob Ihr nur Geiſter ſeid, die ſich ein Vergnügen daraus machen, dieſes unwirthbare Gebirg durch angenehme Erſcheinungen zu beleben.“

„So kommt mit in unsere Wohnung!“ sagte Jener.

„Kommt mit!“ riefen die Kinder, indem sie den Felix schon mit sich fortzogen.

„Kommt mit!“ sagte die Frau, indem sie ihre liebenswürdige Freundlichkeit von dem Säugling ab auf den Fremdling wendete.

Ohne sich zu bedenken, sagte Wilhelm: „Es thut mir leid, daß ich Euch nicht sogleich folgen kann. Wenigstens diese Nacht noch muß ich oben auf dem Grenzhause zubringen. Mein Mantelsack, meine Papiere, Alles liegt noch oben, ungepackt und unbesorgt. Damit ich aber Wunsch und Willen beweise, Eurer freundlichen Einladung genug zu thun, so gebe ich Euch meinen Felix zum Pfande mit. Morgen bin ich bei Euch. Wie weit ist's hin?“

„Vor Sonnenuntergang erreichen wir noch unsere Wohnung,“ sagte der Zimmermann, „und von dem Grenzhause habt Ihr nur noch anderthalb Stunden. Euer Knabe vermehrt unsern Haushalt für diese Nacht; morgen erwarten wir Euch.“

Der Mann und das Thier setzten sich in Bewegung. Wilhelm sah seinen Felix mit Behagen in so guter Gesellschaft; er konnte ihn mit den lieben Engelein vergleichen, gegen die er kräftig abstach. Für seine Jahre war er nicht groß, aber stämmig, von breiter Brust und kräftigen Schultern; in seiner Natur war ein eigenes Gemisch von Herrschen und Dienen; er hatte schon einen Palmzweig und ein Aerbchen ergriffen, womit er Beides auszusprechen schien. Schon drohte der Zug abermals um eine Felswand zu verschwinden, als sich Wilhelm zusammennahm und nachrief: „Wie soll ich Euch aber erfragen?“

„Fragt nur nach Sankt Joseph!“ erscholl es aus der Tiefe, und die ganze Erscheinung war hinter den blauen Schattenwänden verschwunden. Ein frommer mehrstimmiger Gesang tönte verhallend aus der Ferne, und Wilhelm glaubte die Stimme seines Felix zu unterscheiden.

Er stieg aufwärts und verspätete sich dadurch den Sonnenuntergang. Das himmlische Gewirr, das er mehr denn einmal verloren hatte, erleuchtete ihn wieder, als er höher trat, und noch war es Tag, als er an seiner Herberge anlangte. Nochmals erfreute er sich der großen Gebirgsansicht und zog sich sodann auf sein Zimmer zurück, wo er sogleich die Feder ergriff und einen Theil der Nacht mit Schreiben zubrachte.

Wilhelm an Natalien.

Nun iſt endlich die Höhe erreicht, die Höhe des Gebirgs, das eine mächtigere Trennung zwiſchen uns ſetzen wird als der ganze Landraum bisher. Für mein Gefühl iſt man noch immer in der Nähe ſeiner Lieben, ſo lange die Ströme von uns zu ihnen laufen. Heute kann ich mir noch einbilden, der Zweig, den ich in den Waldbach werfe, könnte füglich zu ihr hinabſchwimmen, könnte in wenigen Tagen vor ihrem Garten landen; und ſo ſendet unſer Geiſt ſeine Bilder, das Herz ſeine Gefühle bequemer abwärts. Aber drüben, fürchte ich, ſtellt ſich eine Scheidewand der Einbildungskraft und der Empfindung entgegen. Doch iſt das vielleicht nur eine voreilige Beſorglichkeit; denn es wird wol auch drüben nicht anders ſein als hier. Was könnte mich von Dir ſcheiden! von Dir, der ich auf ewig geeignet bin, wenn gleich ein wunderſames Geſchick mich von Dir trennt und mir den Himmel, dem ich ſo nahe ſtand, unerwartet zuſchließt! Ich hatte Zeit, mich zu faſſen, und doch hätte keine Zeit hingereicht, mir dieſe Faſſung zu geben, hätte ich ſie nicht aus Deinem Munde gewonnen, von Deinen Lippen in jenem entſcheidenden Moment. Wie hätte ich mich losreißen können, wenn der dauerhafte Faden nicht geſponnen wäre, der uns für die Zeit und für die Ewigkeit verbinden ſoll! Doch ich darf ja von alle dem nicht reden. Deine zarten Gebote will ich nicht übertreten; auf dieſem Gipfel ſei es das letzte Mal, daß ich das Wort Trennung vor Dir ausſpreche. Mein Leben ſoll eine Wanderſchaft werden. Sonderbare Pflichten des Wanderers habe ich auszuüben, und ganz eigene Prüfungen zu beſtehen. Wie lächele ich manchmal, wenn ich die Bedingungen durchleſe, die mir der Verein, die ich mir ſelbſt vorſchrieb! Manches wird gehalten, Manches übertreten; aber ſelbſt bei der Uebertretung dient mir dies Blatt, dieſes Zeugniß von meiner letzten Beichte, meiner letzten Abſolution ſtatt eines gebietenden Gewiſſens, und ich lenke wieder ein. Ich hüte mich, und meine Fehler ſtürzen ſich nicht mehr wie Gebirgswaſſer einer über den andern.

Doch will ich Dir gern geſtehen, daß ich oft diejenigen Lehrer und Menſchenführer bewundere, die ihren Schülern nur äußere, mechaniſche Pflichten auflegen. Sie machen ſich's und der Welt leicht; denn gerade dieſen Theil meiner Verbindlichkeiten, der

mir erst der beschwerlichste, der wunderlichste schien, diesen beobachte ich am Bequemsten, am Liebsten.

Nicht über drei Tage soll ich unter einem Dache bleiben. Keine Herberge soll ich verlassen, ohne daß ich mich wenigstens eine Meile von ihr entferne. Diese Gebote sind wahrhaft geeignet, meine Jahre zu Wanderjahren zu machen und zu verhindern, daß auch nicht die geringste Versuchung des Ansiedelns bei mir sich finde. Dieser Bedingung habe ich mich bisher genau unterworfen, ja mich der gegebenen Erlaubniß nicht einmal bedient. Hier ist eigentlich das erste Mal, daß ich still halte, das erste Mal, daß ich die dritte Nacht in demselben Bette schlafe. Von hier sende ich Dir manches bisher Vernommene, Beobachtete, Gesparte, und dann geht es morgen früh auf der andern Seite hinab, vorerst zu einer wunderbaren Familie, zu einer heiligen Familie, möchte ich wol sagen, von der Du in meinem Tagebuche mehr finden wirst. Jetzt lebe wohl und lege dieses Blatt mit dem Gefühl aus der Hand, daß es nur Eins zu sagen habe, nur Eines sagen und immer wiederholen möchte, aber es nicht sagen, nicht wiederholen will, bis ich das Glück habe, wieder zu Deinen Füßen zu liegen und auf Deinen Händen mich über alle das Entbehren auszuweinen.

Morgens.

Es ist eingepackt. Der Bote schnürt den Mantelsack auf das Reff. Noch ist die Sonne nicht aufgegangen, die Nebel dampfen aus allen Gründen; aber der obere Himmel ist heiter. Wir steigen in die düstere Tiefe hinab, die sich auch bald über unserm Haupte erhellen wird. Laß mich mein letztes Ach zu Dir hinübersenden! laß meinen letzten Blick zu Dir sich noch mit einer unwillkürlichen Thräne füllen! Ich bin entschieden und entschlossen. Du sollst keine Klagen mehr von mir hören; Du sollst nur hören, was dem Wanderer begegnet. Und doch kreuzen sich, indem ich schließen will, nochmals tausend Gedanken, Wünsche, Hoffnungen und Vorsätze. Glücklicherweise treibt man mich hinweg. Der Bote ruft, und der Wirth räumt schon wieder auf in meiner Gegenwart, eben als wenn ich hinweg wäre, wie gefühllose unvorsichtige Erben vor dem Abscheidenden die Anstalten, sich in Besitz zu setzen, nicht verbergen.

Zweites Kapitel.

Sankt Joſeph der Zweite.

Schon hatte der Wanderer, ſeinem Boten auf dem Fuße folgend, ſteile Felſen hinter und über ſich gelaſſen, ſchon durchſtrichen ſie ein ſanfteres Mittelgebirg und eilten durch manchen wohlbeſtandenen Wald, durch manchen freundlichen Wieſengrund immer vorwärts, bis ſie ſich endlich an einem Abhange befanden und in ein ſorgfältig bebautes, von Hügeln rings umſchloſſenes Thal hinabſchauten. Ein großes, halb in Trümmern liegendes, halb wohlerhaltenes Kloſtergebäude zog ſogleich die Aufmerkſamkeit an ſich.

„Dies iſt Sankt Joſeph," ſagte der Bote. „Jammerſchade für die ſchöne Kirche! Seht nur, wie ihre Säulen und Pfeiler durch Gebüſch und Bäume noch ſo wohlerhalten durchſieben, ob ſie gleich ſchon viele hundert Jahre in Schutt liegt."

„Die Kloſtergebäude hingegen," verſetzte Wilhelm, „ſehe ich, ſind noch wohlerhalten."

„Ja," ſagte der Andere, „es wohnt ein Schaffner daſelbſt, der die Wirthſchaft beſorgt, die Zinſen und Zehnten einnimmt, welche man weit und breit hierher zu zahlen hat."

Unter dieſen Worten waren ſie durch das offene Thor in den geräumigen Hof gelangt, der, von ernſthaften, wohlerhaltenen Gebäuden umgeben, ſich als Aufenthalt einer ruhigen Sammlung ankündigte. Seinen Felix mit den Engeln von geſtern ſah er ſogleich beſchäftigt um einen Tragkorb, den eine rüſtige Frau vor ſich geſtellt hatte; ſie waren im Begriff, Kirſchen zu handeln; eigentlich aber feilſchte Felix, der immer etwas Geld bei ſich führte. Nun machte er ſogleich als Gaſt den Wirth, ſpendete reichliche Früchte an ſeine Geſpielen; ſelbſt dem Vater war die Erquickung angenehm, mitten in dieſen unfruchtbaren Mooswäldern, wo die farbigen, glänzenden Früchte noch einmal ſo ſchön erſchienen. Sie trage ſolche weit herauf aus einem großen Garten, bemerkte die Verkäuferin, um den Preis annehmlich zu machen, der den Käufern etwas zu hoch geſchienen hatte. Der Vater werde bald zurückkommen, ſagten die Kinder; er ſolle nur einſtweilen in den Saal gehen und dort ausruhen.

Wie verwundert war jedoch Wilhelm, als die Kinder ihn zu dem Raume führten, den ſie den Saal nannten. Gleich aus dem Hofe ging es zu einer großen Thüre hinein, und unſer

Wanderer fand sich in einer sehr reinlichen, wohlerhaltenen Kapelle, die aber, wie er wohl sah, zum häuslichen Gebrauch des täglichen Lebens eingerichtet war. An der einen Seite stand ein Tisch, ein Sessel, mehrere Stühle und Bänke, an der andern Seite ein wohlgeschnitztes Gerüst mit bunter Töpferwaare, Krügen und Gläsern. Es fehlte nicht an einigen Truhen und Kisten und, so ordentlich Alles war, doch nicht an dem Einladenden des häuslichen täglichen Lebens. Das Licht fiel von hohen Fenstern an der Seite herein. Was aber die Aufmerksamkeit des Wanderers am Meisten erregte, waren farbige, auf die Wand gemalte Bilder, die unter den Fenstern in ziemlicher Höhe wie Teppiche um drei Theile der Kapelle herumreichten und bis auf ein Getäfel herabgingen, das die übrige Wand bis zur Erde bedeckte. Die Gemälde stellten die Geschichte des heiligen Joseph vor.*) Hier sah man ihn mit seiner Zimmerarbeit beschäftigt; hier begegnete er Marien, und eine Lilie sproßte zwischen Beiden aus dem Boden, indem einige Engel sie lauschend umschwebten. Hier wird er getraut; es folgt der englische Gruß. Hier sitzt er mißmuthig zwischen angefangener Arbeit, läßt die Axt ruhen und sinnt darauf, seine Gattin zu verlassen. Zunächst erscheint ihm aber der Engel im Traum, und seine Lage ändert sich. Mit Andacht betrachtet er das neugeborne Kind im Stalle zu Bethlehem und betet es an. Bald darauf folgt ein wundersam schönes Bild. Man sieht mancherlei Holz gezimmert; eben soll es zusammengesetzt werden, und zufälligerweise bilden ein paar Stücke ein Kreuz. Das Kind ist auf dem Kreuze eingeschlafen, die Mutter sitzt daneben und betrachtet es mit inniger Liebe, und der Pflegevater hält mit der Arbeit inne, um den Schlaf nicht zu stören. Gleich darauf folgt die Flucht nach Aegypten. Sie erregte bei dem beschauenden Wanderer ein Lächeln, indem er die Wiederholung des gestrigen lebendigen Bildes hier an der Wand sah.

Nicht lange war er seinen Betrachtungen überlassen, so trat der Wirth herein, den er sogleich als den Führer der heiligen Karavane wiedererkannte. Sie begrüßten sich aufs Herzlichste; mancherlei Gespräche folgten; doch Wilhelm's Aufmerksamkeit blieb auf die Gemälde gerichtet. Der Wirth merkte das Interesse seines Gastes und fing lächelnd an: „Gewiß, Ihr be-

*) Wie sie auf manchen Gemälden sich dargestellt finden, worüber Goethe von seinem Freunde, dem Maler H. Meyer, nähere Auskunft erhalten hatte.

wundert die Uebereinſtimmung dieſes Gebäudes mit ſeinen Bewohnern, die Ihr geſtern kennen lerntet. Sie iſt aber vielleicht noch ſonderbarer, als man vermuthen ſollte: das Gebäude hat eigentlich die Bewohner gemacht; denn wenn das Lebloſe lebendig iſt, ſo kann es auch wol Lebendiges hervorbringen."

„O ja!" verſetzte Wilhelm. „Es ſollte mich wundern, wenn der Geiſt, der vor Jahrhunderten in dieſer Bergöde ſo gewaltig wirkte und einen ſo mächtigen Körper von Gebäuden, Beſitzungen und Rechten an ſich zog und dafür mannichfaltige Bildung in der Gegend verbreitete, es ſollte mich wundern, wenn er nicht auch aus dieſen Trümmern noch ſeine Lebenskraft auf ein lebendiges Weſen ausübte. Laßt uns jedoch nicht im Allgemeinen verharren, macht mich mit Eurer Geſchichte bekannt, damit ich erfahre, wie es möglich war, daß ohne Spielerei und Anmaßung die Vergangenheit ſich wieder in Euch darſtellt und das, was vorüberging, abermals herantritt."

Eben als Wilhelm belehrende Antwort von den Lippen ſeines Wirthes erwartete, rief eine freundliche Stimme im Hofe den Namen Joſeph. Der Wirth hörte darauf und ging nach der Thüre.

„Alſo heißt er auch Joſeph!" ſagte Wilhelm zu ſich ſelbſt. „Das iſt doch ſonderbar genug, und doch eben nicht ſo ſonderbar, als daß er ſeinen Heiligen im Leben darſtellt." Er blickte zu gleicher Zeit nach der Thüre und ſah die Mutter Gottes von geſtern mit dem Manne ſprechen. Sie trennten ſich endlich; die Frau ging nach der gegenüberſtehenden Wohnung.

„Marie," rief er ihr nach, „nur noch ein Wort!"

„Alſo heißt ſie auch Marie! Es fehlt nicht viel, ſo fühle ich mich achtzehnhundert Jahre zurückverſetzt."

Er dachte ſich das ernſthaft eingeſchloſſene Thal, in dem er ſich befand, die Trümmer und die Stille, und eine wunderſam alterthümliche Stimmung überfiel ihn. Es war Zeit, daß der Wirth und die Kinder hereintraten. Die letztern forderten Wilhelmen zu einem Spaziergange auf, indeß der Wirth noch einigen Geſchäften vorſtehen wollte. Nun ging es durch die Ruinen des ſäulenreichen Kirchengebäudes, deſſen hohe Giebel und Wände ſich in Wind und Wetter zu befeſtigen ſchienen, indeſſen ſich ſtarke Bäume von Alters her auf den breiten Mauerrücken eingewurzelt hatten und in Geſellſchaft von mancherlei Gras, Blumen und Moos kühn in der Luft hängende Gärten vorſtellten. Sanfte Wieſenpfade führten einen lebhaften Bach

hinan, und von einiger Höhe konnte der Wanderer nun das Gebäude nebst seiner Lage mit so mehr Interesse überschauen, als ihm dessen Bewohner immer merkwürdiger geworden und durch die Harmonie mit ihrer Umgebung seine lebhafteste Neugier erregt hatten.

Man kehrte zurück und fand in dem frommen Saal einen Tisch gedeckt. Obenan stand ein Lehnsessel, in den sich die Hausfrau niederließ; neben sich hatte sie einen hohen Korb stehen, in welchem das kleine Kind lag, den Vater sodann zur linken Hand und Wilhelmen zur rechten. Die drei Kinder besetzten den untern Raum des Tisches. Eine alte Magd brachte ein wohlzubereitetes Essen. Speise- und Trinkgeschirr deuteten gleichfalls auf vergangene Zeit. Die Kinder gaben Anlaß zur Unterhaltung, indessen Wilhelm die Gestalt und das Betragen seiner heiligen Wirthin nicht genugsam beobachten konnte.

Nach Tische zerstreute sich die Gesellschaft; der Wirth führte seinen Gast an eine schattige Stelle der Ruine, wo man von einem erhöhten Platze die angenehme Aussicht das Thal hinab vollkommen vor sich hatte und die Berghöhen des untern Landes mit ihren fruchtbaren Abhängen und waldigen Rücken hinter einander hinausgeschoben sah.

„Es ist billig," sagte der Wirth, „daß ich Ihre Neugierde befriedige, um so mehr, als ich an Ihnen fühle, daß Sie im Stande sind, auch das Wunderliche ernsthaft zu nehmen, wenn es auf einem ernsten Grunde beruht. Diese geistliche Anstalt, von der Sie noch die Reste sehen, war der heiligen Familie gewidmet und vor Alters als Wallfahrt wegen mancher Wunder berühmt. Die Kirche war der Mutter und dem Sohne geweiht; sie ist schon seit mehreren Jahrhunderten zerstört; die Kapelle, dem heiligen Pflegevater gewidmet, hat sich erhalten, so auch der brauchbare Theil der Klostergebäude. Die Einkünfte bezieht schon seit geraumen Jahren ein weltlicher Fürst, der seinen Schaffner hier oben hält, und der bin ich, Sohn des vorigen Schaffners, der gleichfalls seinem Vater in dieser Stelle nachfolgte.

„Der heilige Joseph, obgleich jede kirchliche Verehrung hier oben lange aufgehört hatte, war gegen unsere Familie so wohlthätig gewesen, daß man sich nicht verwundern darf, wenn man sich besonders gut gegen ihn gesinnt fühlte; daher kam es, daß man mich in der Taufe Joseph nannte und dadurch gewissermaßen meine Lebensweise bestimmte. Ich wuchs heran, und

wenn ich mich zu meinem Vater gesellte, indem er die Einnahmen besorgte, so schloß ich mich eben so gern, ja noch lieber, an meine Mutter an, welche nach Vermögen gern ausspendete und durch ihren guten Willen und durch ihre Wohlthaten im ganzen Gebirge bekannt und geliebt war. Sie schickte mich bald da-, bald dorthin, bald zu bringen, bald zu besiellen, bald zu besorgen, und ich fand mich sehr leicht in diese Art von fremdem Gewerbe.

„Ueberhaupt hat das Gebirgsleben etwas Menschlicheres als das Leben auf dem flachen Lande. Die Bewohner sind einander näher, wenn man will, auch ferner, die Bedürfnisse geringer, aber dringender. Der Mensch ist mehr auf sich gestellt; seinen Händen, seinen Füßen muß er vertrauen lernen. Der Arbeiter, der Bote, der Lastträger, alle vereinigen sich in einer Person; auch steht Jeder dem Andern näher, begegnet ihm öfter und lebt mit ihm in einem gemeinsamen Treiben.

„Da ich noch jung war und meine Schultern nicht viel zu schleppen vermochten, fiel ich darauf, einen kleinen Esel mit Körben zu versehen und vor mir her die steilen Felsgänge hinauf und hinabzutreiben. Der Esel ist im Gebirg kein so verächtlich Thier als im flachen Lande, wo der Knecht, der mit Pferden pflügt, sich für besser hält als den andern, der den Acker mit Ochsen umreißt. Und ich ging um so mehr ohne Bedenken hinter meinem Thier her, als ich in der Kapelle früh bemerkt hatte, daß es zu der Ehre gelangt war, Gott und seine Mutter zu tragen. Doch war diese Kapelle damals nicht in dem Zustande, in welchem sie sich gegenwärtig befindet; sie ward als ein Schuppen, ja fast wie ein Stall behandelt; Brennholz, Stangen, Geräthschaften, Tonnen und Leitern, und was man nur wollte, war über einander geschoben. Glücklicherweise daß die Gemälde so hoch stehen und die Täfelung etwas aushält! Aber schon als Kind erfreute ich mich besonders, über alles das Gehölz hin- und herzuklettern und die Bilder zu betrachten, die mir Niemand recht auslegen konnte. Genug, ich wußte, daß der Heilige, dessen Leben oben gezeichnet war, mein Pathe sei, und ich erfreute mich an ihm, als ob er mein Onkel gewesen wäre. Ich wuchs heran, und weil es eine besondere Bedingung war, daß Der, welcher an das einträgliche Schaffneramt Anspruch machen wollte, ein Handwerk ausüben mußte, so sollte ich, dem Willen meiner Eltern gemäß, welche wünschten, daß künftig diese gute Pfründe auf mich erben möchte, ein Handwerk ler-

nen, und zwar ein solches, das zugleich hier oben in der Wirthschaft nützlich wäre.

„Mein Vater war Böttcher und schaffte Alles, was von dieser Arbeit nöthig war, selbst, woraus ihm und dem Ganzen großer Vortheil erwuchs. Allein ich konnte mich nicht entschließen, ihm darin nachzufolgen. Mein Verlangen zog mich unwiderstehlich nach dem Zimmerhandwerke, wovon ich das Arbeitszeug so umständlich und genau von Jugend auf neben meinem Heiligen gemalt gesehen. Ich erklärte meinen Wunsch; man war mir nicht entgegen, um so weniger, als bei so mancherlei Baulichkeiten der Zimmermann oft von uns in Anspruch genommen ward, ja bei einigem Geschick und Liebe zu feinerer Arbeit, besonders in Waldgegenden, die Tischler- und sogar die Schnitzerkünste ganz nahe liegen. Und was mich noch mehr in meinen höhern Aussichten bestärkte, war jenes Gemälde, das leider nunmehr fast ganz verloschen ist. Sobald Sie wissen, was es vorstellen soll, so werden Sie Sich's entziffern können, wenn ich Sie nachher davor führe. Dem heiligen Joseph war nichts Geringeres aufgetragen, als einen Thron für den König Herodes zu machen. Zwischen zwei gegebenen Säulen soll der Prachtsitz aufgeführt werden. Joseph nimmt sorgfältig das Maaß von Breite und Höhe und arbeitet einen köstlichen Königsthron. Aber wie erstaunt ist er, wie verlegen, als er den Prachtsessel herbeischafft! er findet sich zu hoch und nicht breit genug. Mit König Herodes war, wie bekannt, nicht zu spaßen; der fromme Zimmermeister ist in der größten Verlegenheit. Das Christkind, gewohnt, ihn überallhin zu begleiten, ihm in kindlich demüthigem Spiel die Werkzeuge nachzutragen, bemerkt seine Noth und ist gleich mit Rath und That bei der Hand. Das Wunderkind verlangt vom Pflegevater, er solle den Thron an der einen Seite fassen; es greift in die andere Seite des Schnitzwerks, und Beide fangen an zu ziehen. Sehr leicht und bequem, als war' er von Leder, zieht sich der Thron in die Breite, verliert verhältnißmäßig an der Höhe und paßt ganz vortrefflich an Ort und Stelle, zum größten Troste des beruhigten Meisters und zur vollkommenen Zufriedenheit des Königs.*)

„Jener Thron war in meiner Jugend noch recht gut zu sehen, und an den Resten der einen Seite werden Sie bemerken

*) Die Legende wird in dem apokryphen Evangelium der Jugend Jesu erzählt.

können, daß am Schnitzwerk nichts gespart war, das freilich dem Maler leichter fallen mußte, als es dem Zimmermann gewesen wäre, wenn man es von ihm verlangt hätte.

„Hieraus zog ich aber keine Bedenklichkeit, sondern ich erblickte das Handwerk, dem ich mich gewidmet hatte, in einem so ehrenvollen Lichte, daß ich nicht erwarten konnte, bis man mich in die Lehre that, welches um so leichter auszuführen war, als in der Nachbarschaft ein Meister wohnte, der für die ganze Gegend arbeitete und mehrere Gesellen und Lehrburschen beschäftigen konnte. Ich blieb aber in der Nähe meiner Eltern und setzte gewissermaßen mein voriges Leben fort, indem ich Feierstunden und Feiertage zu den wohlthätigen Botschaften, die mir meine Mutter aufzutragen fortfuhr, verwendete."

Die Heimsuchung.

„So vergingen einige Jahre," fuhr der Erzähler fort; „ich begriff die Vortheile des Handwerks sehr bald, und mein Körper, durch Arbeit ausgebildet, war im Stande, Alles zu übernehmen, was dabei gefordert wurde. Nebenher versah ich meinen alten Dienst, den ich der guten Mutter, oder vielmehr Kranken und Nothdürftigen leistete. Ich zog mit meinem Thier durchs Gebirg, vertheilte die Ladung pünktlich und nahm von Krämern und Kaufleuten rückwärts mit, was uns hier oben fehlte. Mein Meister war zufrieden mit mir und meine Eltern auch. Schon hatte ich das Vergnügen, auf meinen Wanderungen manches Haus zu sehen, das ich mit aufgeführt, das ich verziert hatte; denn besonders dieses lenkt Einkerben der Balken, dieses Einschneiden von gewissen einfachen Formen, dieses Einbrennen zierender Figuren, dieses Rothmalen einiger Vertiefungen, wodurch ein hölzernes Berghaus einen so lustigen Anblick gewährt, solche Künste waren mir besonders übertragen, weil ich mich am Besten aus der Sache zog, der ich immer den Thron Herodes' und seine Zierrathen im Sinne hatte.

„Unter den hilfsbedürftigen Personen, für die meine Mutter eine vorzügliche Sorge trug, standen besonders junge Frauen obenan, die sich guter Hoffnung befanden, wie ich nach und nach wol bemerken konnte, ob man schon in solchen Fällen die Botschaften gegen mich geheimnißvoll zu behandeln pflegte. Ich hatte dabei niemals einen unmittelbaren Auftrag, sondern Alles

ging durch ein gutes Weib, welche nicht fern das Thal hinab wohnte und Frau Elisabeth genannt wurde. Meine Mutter, selbst in der Kunst erfahren, die so Manchen gleich beim Eintritt in das Leben zum Leben rettet, stand mit Frau Elisabeth in fortdauernd gutem Vernehmen, und ich mußte oft von allen Seiten hören, daß mancher unserer rüstigen Bergbewohner diesen beiden Frauen sein Dasein zu danken habe. Das Geheimniß, womit mich Elisabeth jederzeit empfing, die bündigen Antworten auf meine rätselhaften Fragen, die ich selbst nicht verstand, erregten mir sonderbare Ehrfurcht für sie, und ihr Haus, das höchst reinlich war, schien mir eine Art von kleinem Heiligthume vorzustellen.

„Indessen hatte ich durch meine Kenntnisse und Handwerksthätigkeit in der Familie ziemlichen Einfluß gewonnen. Wie mein Vater als Böttcher für den Keller gesorgt hatte, so sorgte ich nun für Dach und Fach und verbesserte manchen schadhaften Theil der alten Gebäude. Besonders wußte ich einige verfallene Scheunen und Remisen für den häuslichen Gebrauch wieder nutzbar zu machen; und kaum war dieses geschehen, als ich meine geliebte Kapelle zu räumen und zu reinigen anfing. In wenigen Tagen war sie in Ordnung, fast wie Ihr sie sehr, wobei ich mich bemühte, die fehlenden oder beschädigten Theile des Täfelwerks dem Ganzen gleich wiederherzustellen. Auch solltet Ihr diese Flügelthüren des Eingangs wol für alt genug halten; sie sind aber von meiner Arbeit. Ich habe mehrere Jahre zugebracht, sie in ruhigen Stunden zu schnitzen, nachdem ich sie vorher aus starken eichenen Bohlen im Ganzen tüchtig zusammengefügt hatte. Was bis zu dieser Zeit von Gemälden nicht beschädigt oder verloschen war, hat sich auch noch erhalten, und ich half dem Glasmeister bei einem neuen Bau, mit der Bedingung, daß er bunte Fenster herstellte.

„Hatten jene Bilder und die Gedanken an das Leben des Heiligen meine Einbildungskraft beschäftigt, so drückte sich das Alles nur viel lebhafter bei mir ein, als ich den Raum wieder für ein Heiligthum ansehen, darin, besonders zur Sommerzeit, verweilen und über das, was ich sah oder vermuthete, mit Muße nachdenken konnte. Es lag eine unwiderstehliche Neigung in mir, diesem Heiligen nachzufolgen; und da sich ähnliche Begebenheiten nicht leicht herbeirufen ließen, so wollte ich wenigstens von unten auf anfangen, ihm zu gleichen, wie ich denn wirklich durch den Gebrauch des lastbaren Thiers schon lange begonnen

hatte. Das kleine Geschöpf, dessen ich mich bisher bedient, wollte mir nicht mehr genügen; ich suchte mir einen viel stattlichern Träger aus, setzte für einen wohlgebauten Sattel, der zum Reiten wie zum Packen gleich bequem war. Ein paar neue Körbe wurden angeschafft, und ein Netz von bunten Schnüren, Flocken und Quasten, mit klingenden Metallplatten untermischt, zierte den Hals des langobrigen Geschöpfs, das sich nun bald neben seinem Musterbilde an der Wand zeigen durfte. Niemandem fiel ein, über mich zu spotten, wenn ich in diesem Aufzuge durchs Gebirge kam; denn man erlaubt ja gern der Wohlthätigkeit eine wunderliche Außenseite.

„Indessen hatte sich der Krieg, oder vielmehr die Folge desselben, unserer Gegend genähert, indem verschiedenemal gefährliche Rotten von verlaufenem Gesindel sich versammelten und hie und da manche Gewaltthätigkeit, manchen Muthwillen ausübten. Durch die gute Anstalt der Landmiliz, durch Streifungen und augenblickliche Wachsamkeit wurde dem Uebel zwar bald gesteuert, doch verfiel man zu geschwind wieder in Sorglosigkeit, und ehe man sich's versah, brachen wieder neue Uebelthaten hervor.

„Lange war es in unserer Gegend still gewesen, und ich zog mit meinem Saumrosse ruhig die gewohnten Pfade, bis ich eines Tags über die frischbeeiste Waldblöße kam und an dem Rande des Hegegrabens eine weibliche Gestalt sitzend oder vielmehr liegend fand; sie schien zu schlafen oder ohnmächtig zu sein. Ich bemühte mich um sie, und als sie ihre schönen Augen aufschlug und sich in die Höhe richtete, rief sie mit Lebhaftigkeit aus: „Wo ist er? Habt Ihr ihn gesehen?"

„Ich fragte: „Wen?"

„Sie versetzte: „Meinen Mann!"

„Bei ihrem höchst jugendlichen Ansehen war mir diese Antwort unerwartet; doch fuhr ich nur um desto lieber fort, ihr beizustehen und sie meiner Theilnahme zu versichern. Ich vernahm, daß die beiden Reisenden sich wegen der beschwerlichen Fahrwege von ihrem Wagen entfernt gehabt, um einen nähern Fußweg einzuschlagen. In der Nähe seien sie von Bewaffneten überfallen worden, ihr Mann habe sich fechtend entfernt; sie habe ihm nicht weit folgen können und sei an dieser Stelle liegen geblieben, sie wisse nicht, wie lange. Sie bitte mich inständig, sie zu verlassen und ihrem Manne nachzueilen. Sie richtete sich auf ihre Füße, und die schönste, liebenswürdigste

in ziemlicher Höhe losließ und herunterſprang, that ſie einen Schrei, und eine ſüße Freundlichkeit verbreitete ſich über ihr Geſicht, da ſie mich unbeſchädigt vor ſich ſah.

„Was ſoll ich Euch lange von den hundert Aufmerkſamkeiten unterhalten, womit ich ihr den ganzen Weg über angenehm zu werden, ſie zu zerſtreuen ſuchte! Und wie konnt' ich es auch! denn das iſt eben die Eigenſchaft der wahren Aufmerkſamkeit, daß ſie im Augenblick das Nichts zu Allem macht. Für mein Gefühl waren die Zimmer, die ich ihr brach, die fernen Gegenden, die ich ihr zeigte, die Berge, die Wälder, die ich ihr nannte, ſo viel koſtbare Schätze, die ich ihr zuzueignen dachte, um mich mit ihr in Verhältniß zu ſetzen, wie man es durch Geſchenke zu thun ſucht.

„Schon hatte ſie mich für das ganze Leben gewonnen, als wir in dem Orte vor der Thüre jener guten Frau anlangten und ich ſchon eine ſchmerzliche Trennung vor mir ſah. Nochmals durchlief ich ihre ganze Geſtalt, und als meine Augen an den Fuß herabkamen, dachte ich mich, als wenn ich etwas am Gurte zu thun hätte, und küßte den niedlichſten Schuh, den ich in meinem Leben geſehen hatte, doch ohne daß ſie es merkte. Ich half ihr herunter, ſprang die Stufen hinauf und rief in die Hausthüre: „Frau Eliſabeth, Ihr werdet heimgeſucht!“ Die Gute trat hervor, und ich ſah ihr über die Schultern zum Hauſe hinein, wie das ſchöne Weſen die Stufen heraufſtieg, mit anmuthiger Trauer und innerlichem ſchmerzlichem Selbſtgefühl, dann meine würdige Alte freundlich umarmte und ſich von ihr in das beſſere Zimmer leiten ließ. Sie ſchloſſen ſich ein, und ich ſtand bei meinem Eſel vor der Thüre wie Einer, der koſtbare Waaren abgeladen hat und wieder ein ebenſo armer Treiber iſt als vorher.“

Der Lilienſtengel.

„Ich zauderte noch, mich zu entfernen; denn ich war unſchlüſſig, was ich thun ſollte, als Frau Eliſabeth unter die Thüre trat und mich erſuchte, meine Mutter zu ihr zu berufen, alsdann umherzugehen und womöglich von dem Manne Nachricht zu geben. „Marie läßt Euch gar ſehr darum erſuchen,“ ſagte ſie.

„Kann ich ſie nicht noch einmal ſelbſt ſprechen?“ verſetzte ich.

„Das geht nicht an," sagte Frau Elisabeth, und wir trennten uns.

„In kurzer Zeit erreichte ich unsere Wohnung; meine Mutter war bereit, noch diesen Abend hinabzugehen und der jungen Fremden hilfreich zu sein. Ich eilte nach dem Lande hinunter und hoffte bei dem Amtmann die sichersten Nachrichten zu erhalten. Allein er war noch selbst in Ungewißheit, und weil er mich kannte, hieß er mich die Nacht bei ihm verweilen. Sie ward mir unendlich lang, und immer hatte ich die schöne Gestalt vor Augen, wie sie auf dem Thiere schwankte und so schmerzhaft freundlich zu mir herunterlah. Jeden Augenblick hofft' ich auf Nachricht. Ich gönnte und wünschte dem guten Ehemann das Leben, und doch mochte ich sie mir so gern als Wittwe denken. Das streifende Kommando fand sich nach und nach zusammen, und nach mancherlei abwechselnden Gerüchten zeigte sich endlich die Gewißheit, daß der Wagen gerettet, der unglückliche Gatte aber an seinen Wunden in dem benachbarten Dorfe gestorben sei. Auch vernahm ich, daß nach der frühern Abrede Einige gegangen waren, diese Trauerbotschaft der Frau Elisabeth zu verkündigen. Also hatte ich dort nichts mehr zu thun noch zu leisten, und doch trieb mich eine unendliche Ungeduld, ein unermeßliches Verlangen durch Berg und Wald wieder vor ihre Thüre. Es war Nacht, das Haus verschlossen; ich sah Licht in den Zimmern, ich sah Schatten sich an den Vorhängen bewegen, und so saß ich gegenüber auf einer Bank, immer im Begriff anzuklopfen und immer von mancherlei Betrachtungen zurückgehalten.

„Jedoch was erzähl' ich umständlich weiter, was eigentlich kein Interesse hat! Genug, auch am folgenden Morgen nahm man mich nicht ins Haus auf. Man wußte die traurige Nachricht, man bedurfte meiner nicht mehr; man schickte mich zu meinem Vater, an meine Arbeit; man antwortete nicht auf meine Fragen; man wollte mich los sein.

„Acht Tage hatte man es so mit mir getrieben, als mich endlich Frau Elisabeth hereinrief. „Tretet sachte auf, mein Freund," sagte sie, „aber kommt getrost näher!"

„Sie führte mich in ein reinliches Zimmer, wo ich in der Ecke durch halb geöffnete Bettvorhänge meine Schöne aufrecht sitzen sah. Frau Elisabeth trat zu ihr, gleichsam um mich zu melden, hob etwas vom Bette auf und brachte mir's entgegen, in das weißeste Zeug gewickelt den schönsten Knaben. Frau

Elisabeth hielt ihn gerade zwischen mich und die Mutter, und auf der Stelle fiel mir der Lilienstengel ein, der sich auf dem Bilde zwischen Maria und Joseph als Zeuge eines reinen Verhältnisses aus der Erde hebt. Von dem Augenblicke an war mir aller Druck vom Herzen genommen; ich war meiner Sache, ich war meines Glücks gewiß. Ich konnte mit Freiheit zu ihr treten, mit ihr sprechen, ihr himmlisches Auge ertragen, den Knaben auf den Arm nehmen und ihm einen herzlichen Kuß auf die Stirn drücken.

„Wie danke ich Euch für Eure Neigung zu diesem verwaisten Kinde!“ sagte die Mutter.

„Unbedachtsam und lebhaft rief ich aus: „Es ist keine Waise mehr, wenn Ihr wollt!“

„Frau Elisabeth, klüger als ich, nahm mir das Kind ab und wußte mich zu entfernen.

„Noch immer dient mir das Andenken jener Zeit zur glücklichsten Unterhaltung, wenn ich unsere Berge und Täler zu durchwandern genöthigt bin. Noch weiß ich mir den kleinsten Umstand zurückzurufen, womit ich Euch jedoch, wie billig, verschone. Wochen gingen vorüber; Marie hatte sich erholt, ich konnte sie öfter sehen; mein Umgang mit ihr war eine Folge von Diensten und Aufmerksamkeiten. Ihre Familienverhältnisse erlaubten ihr einen Wohnort nach Belieben. Erst verweilte sie bei Frau Elisabeth; dann besuchte sie uns, meiner Mutter und mir für so vielen und freundlichen Beistand zu danken. Sie gefiel sich bei uns, und ich schmeichelte mir, es geschehe zum Theil um meinetwillen. Was ich jedoch so gern gesagt hätte und nicht zu sagen wagte, kam auf eine sonderbare und liebliche Weise zur Sprache, als ich sie in die Kapelle führte, die ich schon damals zu einem wohnbaren Saal umgeschaffen hatte. Ich zeigte und erklärte ihr die Bilder, eins nach dem andern, und entwickelte dabei die Pflichten eines Pflegevaters auf eine so lebendige, herzliche Weise, daß ihr die Thränen in die Augen traten und ich mit meiner Bilderdeutung nicht zu Ende kommen konnte. Ich glaubte ihrer Neigung gewiß zu sein, ob ich gleich nicht stolz genug war, das Andenken ihres Mannes so schnell auslöschen zu wollen. Das Gesetz verpflichtet die Wittwen zu einem Trauerjahre, und gewiß ist eine solche Epoche, die den Wechsel aller irdischen Dinge in sich begreift, einem fühlenden Herzen nöthig, um die schmerzlichen Eindrücke eines großen Verlustes zu mildern. Man sieht die Blumen welken und die

Blätter fallen, aber man sieht auch Früchte reifen und neue Knospen keimen. Das Leben gehört den Lebendigen an, und wer lebt, muß auf Wechsel gefaßt sein.

„Ich sprach nun mit meiner Mutter über die Angelegenheit, die mir so sehr am Herzen lag. Sie entdeckte mir darauf, wie schmerzlich Marien der Tod ihres Mannes gewesen, und wie sie sich ganz allein durch den Gedanken, daß sie für das Kind leben müsse, wieder aufgerichtet habe. Meine Neigung war den Frauen nicht unbekannt geblieben, und schon hatte sich Marie an die Vorstellung gewöhnt, mit uns zu leben. Sie verweilte noch eine Zeit lang in der Nachbarschaft; dann zog sie zu uns herauf, und wir verlebten noch eine Weile in dem frömmsten und glücklichsten Brautstande. Endlich verbanden wir uns. Jenes erste Gefühl, das uns zusammengeführt hatte, verlor sich nicht. Die Pflichten und Freuden des Pflegevaters und Vaters vereinigten sich; und so überschritt zwar unsere kleine Familie, indem sie sich vermehrte, ihr Vorbild an Zahl der Personen, aber die Tugenden jenes Musterbildes an Treue und Reinheit der Gesinnungen wurden von uns heilig bewahrt und geübt. Und so erhalten wir auch mit freundlicher Gewohnheit den äußern Schein, zu dem wir zufällig gelangt, und der so gut zu unserm Innern paßt; denn ob wir gleich Alle gute Fußgänger und rüstige Träger sind, so bleibt das lastbare Thier doch immer in unserer Gesellschaft, um eine oder die andere Bürde fortzubringen, wenn uns ein Geschäft oder Besuch durch diese Berge und Thäler nöthigt. Wie Ihr uns gestern angetroffen habt, so kennt uns die ganze Gegend, und wir sind stolz darauf, daß unser Wandel von der Art ist, um jenen heiligen Namen und Gestalten, zu deren Nachahmung wir uns bekennen, keine Schande zu machen."

Drittes Kapitel.

Wilhelm an Natalien.

Soeben schließe ich eine angenehme, halb wunderbare Geschichte, die ich für Dich aus dem Munde eines gar wackern Mannes aufgeschrieben habe. Wenn es nicht ganz seine Worte sind, wenn ich hie und da meine Gesinnungen bei Gelegenheit der seinigen ausgedrückt habe, so war es bei der Verwandtschaft,

die ich hier mit ihm fühlte, ganz natürlich. Jene Verehrung seines Weibes, gleicht sie nicht derjenigen, die ich für Dich empfinde? und hat nicht selbst das Zusammentreffen dieser beiden Liebenden etwas Aehnliches mit dem unsrigen? Daß er aber glücklich genug ist, neben dem Thiere herzugehen, das die doppelt schöne Bürde trägt, daß er mit seinem Familienzug Abends in das alte Klosterthor eindringen kann, daß er unzertrennlich von seiner Geliebten, von den Seinigen ist, darüber darf ich ihn wol im Stillen beneiden. Dagegen darf ich nicht einmal mein Schicksal beklagen, weil ich Dir zugesagt habe, zu schweigen und zu dulden, wie Du es auch übernommen hast.

Gar manchen schönen Zug des Zusammenseins dieser frommen und heitern Menschen muß ich übergehen; denn wie ließe sich Alles schreiben! Einige Tage sind mir angenehm vergangen, aber der dritte mahnt mich nun, auf meinen weitern Weg bedacht zu sein.

Mit Felix hatte ich heute einen kleinen Handel; denn er wollte fast mich nöthigen, einen meiner guten Vorsätze zu übertreten, die ich Dir angelobt habe. Ein Fehler, ein Unglück, ein Schicksal ist mir's nun einmal, daß sich, ehe ich mich's versehe, die Gesellschaft um mich vermehrt, daß ich mir eine neue Bürde auflade, an der ich nachher zu tragen und zu schleppen habe. Nun soll auf meiner Wanderschaft kein Dritter uns ein beständiger Geselle werden. Wir wollen und sollen zu Zwei sein und bleiben, und eben schien sich ein neues, eben nicht erfreuliches Verhältniß anknüpfen zu wollen.

Zu den Kindern des Hauses, mit denen Felix sich spielend diese Tage her ergetzte, hatte sich ein kleiner, munterer armer Junge gesellt, der sich eben brauchen und mißbrauchen ließ, wie es gerade das Spiel mit sich brachte, und sich sehr geschwind bei Felix in Gunst setzte. Und ich merkte schon an allerlei Aeußerungen, daß Dieser sich einen Gespielen für den nächsten Weg auserkoren hatte. Der Knabe ist hier in der Gegend bekannt, wird wegen seiner Munterkeit überall geduldet und empfängt gelegentlich ein Almosen. Mir aber gefiel er nicht, und ich ersuchte den Hausherrn, ihn zu entfernen. Das geschah auch; aber Felix war unwillig darüber, und es gab eine kleine Scene.

Bei dieser Gelegenheit machte ich eine Entdeckung, die mir angenehm war. In der Ecke der Kapelle oder des Saals stand ein Kasten mit Steinen, welchen Felix, der seit unserer Wan-

derung durchs Gebirg eine gewaltsame Neigung zum Gestein bekommen, eifrig hervorzog und durchsuchte; es waren schöne, in die Augen fallende Dinge darunter. Unser Wirth sagte, das Kind könne sich auslesen, was es wolle. Es sei dieses Gestein übrig geblieben von einer großen Masse, die ein Fremder vor Kurzem von hier weggesendet. Er nannte ihn Montan, und Du kannst denken, daß ich mich freute, diesen Namen zu hören, unter dem einer von unsern besten Freunden reist, dem wir so Manches schuldig sind. Indem ich nach Zeit und Umständen fragte, kann ich hoffen, ihn auf meiner Wanderung bald zu treffen.

Die Nachricht, daß Montan sich in der Nähe befinde, hatte Wilhelmen nachdenklich gemacht. Er überlegte, daß es nicht blos dem Zufall zu überlassen sei, ob er einen so werthen Freund wiedersehen solle, und erkundigte sich daher bei seinem Wirthe, ob man nicht wisse, wohin dieser Reisende seinen Weg gerichtet habe. Niemand hatte davon nähere Kenntniß, und schon war Wilhelm entschlossen, seine Wanderung nach dem ersten Plane fortzusetzen, als Felix ausrief: „Wenn der Vater nicht so eigen wäre, wir wollten Montan schon finden."

„Auf welche Weise?" fragte Wilhelm.

Felix versetzte: „Der kleine Fitz*) sagte gestern, er wolle den Herrn wol aufspüren, der schöne Steine bei sich habe und sich auch gut darauf verstünde."

Nach einigem Hin- und Widerreden entschloß sich Wilhelm zuletzt, den Versuch zu machen und dabei auf den verdächtigen Knaben desto mehr Acht zu geben. Dieser war bald gefunden und brachte, da er vernahm, worauf es abgesehen sei, Schlägel und Eisen und einen tüchtigen Hammer nebst einem Säckchen mit und lief in seiner bergmännischen Tracht munter voraus.

Der Weg ging seitwärts abermals bergauf. Die Kinder sprangen mit einander von Fels zu Fels, über Stock und Stein, über Bach und Quelle; und ohne einen Pfad vor sich zu haben, drang Fitz, bald rechts, bald links blickend, eilig hinauf. Da Wilhelm und besonders der bepackte Bote nicht so schnell folgten, so machten die Knaben den Weg mehrmals vor- und

*) Das altnormannische Fitz (Sohn) dient in neuerer Zeit zur Bezeichnung natürlicher Söhne von Königen und Prinzen, deren Namen es vorgesetzt wird.

rückwärts, und sangen und pfiffen. Die Gestalt einiger fremden Bäume erregte die Aufmerksamkeit des Felix, der nunmehr mit den Lärchen- und Zirbelbäumen zuerst Bekanntschaft machte und von den wunderbaren Genüssen angezogen ward. Und so fehlte es der beschwerlichen Wanderung von einer Stelle zur andern nicht an Unterhaltung.

Der kleine Zug stand auf einmal still und horchte. Er winkte die Andern herbei.

„Hört Ihr rocken?“ sprach er. „Es ist der Schall eines Hammers, der den Fels trifft.“

„Wir hören's,“ versetzten die Andern.

„Das ist Montan,“ sagte er, „oder Jemand, der uns von ihm Nachricht geben kann.“

Als sie dem Schalle nachgingen, der sich von Zeit zu Zeit wiederholte, trafen sie auf eine Waldblöße und sahen einen steilen, hohen, nackten Felsen über Alles hervorragen, die hohen Wälder selbst tief unter sich lassend. Auf dem Gipfel erblickten sie eine Person; sie stand zu entfernt, um erkannt zu werden. Sogleich machten sich die Kinder auf, die schroffen Pfade zu erklettern. Wilhelm folgte mit einiger Beschwerlichkeit, ja Gefahr; denn wer zuerst einen Felsen hinaufsteigt, geht immer sicherer, weil er sich die Gelegenheit aussucht: Einer, der nachsteigt, sieht nur, wohin Jener gelangt ist, aber nicht wie. Die Knaben erreichten bald den Gipfel, und Wilhelm vernahm ein lautes Freudengeschrei.

„Es ist Jarno!“ rief Felix seinem Vater entgegen, und Jarno trat sogleich an eine schroffe Stelle, reichte seinem Freunde die Hand und zog ihn aufwärts. Sie umarmten und bewillkommten sich in der freien Himmelsluft mit Entzücken.

Kaum aber hatten sie sich losgelassen, als Wilhelmen ein Schwindel überfiel, nicht sowol um seinetwillen, als weil er die Kinder über dem ungeheuren Abgrunde hängen sah. Jarno bemerkte es und hieß Alle sogleich niedersitzen.

„Es ist nichts natürlicher,“ sagte er, „als daß uns vor einem großen Anblick schwindelt, vor dem wir uns unerwartet befinden, um zugleich unsere Kleinheit und unsere Größe zu fühlen. Aber es ist ja überhaupt kein ächter Genuß als da, wo man erst schwindeln muß.“

„Sind denn das da unten die großen Berge, über die wir gestiegen sind?“ fragte Felix. „Wie klein sehen sie aus!“ „Und hier,“ fuhr er fort, indem er ein Stückchen Stein vom Gipfel

losbläse, „ist ja schon das Katzengold wieder; das ist ja wol überall?“

„Es ist weit und breit,“ versetzte Jarno. „Und da Du nach solchen Dingen fragst, so merke Dir, daß Du gegenwärtig auf dem ältesten Gebirge, auf dem frühesten Gestein dieser Welt sitzest.“

„Ist denn die Welt nicht auf einmal gemacht?“ fragte Felix.

„Schwerlich!“ versetzte Montan: „gut Ding will Weile haben.“

„Da unten ist also wieder anderes Gestein,“ sagte Felix, „und dort wieder anderes, und immer wieder anderes!“ indem er von den nächsten Bergen auf die entfernteren und so in die Ebene hinab wies.

Es war ein sehr schöner Tag, und Jarno ließ sie die herrliche Aussicht im Einzelnen betrachten. Noch standen hie und da mehrere Gipfel, dem ähnlich, worauf sie sich befanden. Ein mittleres Gebirg schien heranzustreben, aber erreichte noch lange die Höhe nicht; weiterhin verflachte es sich immer mehr; doch zeigten sich wieder seltsam vorspringende Gestalten. Endlich wurden auch in der Ferne die Seen, die Flüsse sichtbar, und eine fruchtreiche Gegend schien sich wie ein Meer auszubreiten. Zog sich der Blick wieder zurück, so drang er in schauerliche Tiefen, von Wasserfällen durchrauscht, labyrinthisch mit einander zusammenhängend.

Felix ward des Fragens nicht müde, und Jarno gefällig genug, ihm jede Frage zu beantworten, wobei jedoch Wilhelm zu bemerken glaubte, daß der Lehrer nicht durchaus wahr und aufrichtig sei. Daher, als die unruhigen Knaben weiter kletterten, sagte Wilhelm zu seinem Freunde: „Du hast mit dem Kinde über diese Sachen nicht gesprochen, wie Du mit Dir selber darüber sprichst.“

„Das ist auch eine starke Forderung,“ versetzte Jarno. „Spricht man ja mit sich selbst nicht immer, wie man denkt, und es ist Pflicht, Andern nur dasjenige zu sagen, was sie aufnehmen können. Der Mensch versteht nichts, als was ihm gemäß ist. Die Kinder an der Gegenwart festzuhalten, ihnen eine Benennung, eine Bezeichnung zu überliefern, ist das Beste, was man thun kann. Sie fragen ohnehin früh genug nach den Ursachen.“

„Es ist ihnen nicht zu verdenken,“ versetzte Wilhelm. „Die

Mannichfaltigkeit der Gegenſtände verwirrt Jeden, und es iſt bequemer, anſtatt ſie zu entwickeln, geſchwind zu fragen, woher? und wohin?"

„Und doch kann man," ſagte Jarno, „da Kinder die Gegenſtände nur oberflächlich ſehen, mit ihnen vom Werden und vom Zweck auch nur oberflächlich reden."

„Die meiſten Menſchen," erwiderte Wilhelm, „bleiben lebenslänglich in dieſem Falle und erreichen nicht jene herrliche Epoche, in der uns das Fabliche gemein und albern vorkommt."

„Man kann ſie wohl herrlich nennen," verſetzte Jarno; „denn es iſt ein Mittelzuſtand zwiſchen Verzweiflung und Veraetterung."

„Laß uns bei dem Knaben verharren," ſagte Wilhelm, „der mir nun vor Allem angelegen iſt! Er hat nun einmal Freude an dem Geſtein gewonnen, ſeitdem wir auf der Reiſe ſind. Kannſt Du mir nicht ſo viel mittheilen, daß ich ihm wenigſtens auf eine Zeit genug thue?"

„Das geht nicht an," ſagte Jarno. „In einem jeden neuen Kreiſe muß man zuerſt wieder als Kind anfangen, leidenſchaftliches Intereſſe auf die Sache werfen, ſich erſt an der Schale freuen, bis man zu dem Kerne zu gelangen das Glück hat."

„So ſage mir denn," verſetzte Wilhelm, „wie biſt Du zu dieſen Kenntniſſen und Einſichten gelangt? denn es iſt doch ſo lange noch nicht her, daß wir aus einander gingen."

„Mein Freund," verſetzte Jarno, „wir mußten uns reſignizen, wo nicht für immer, doch für eine gute Zeit. Das Erſte, was einem tüchtigen Menſchen unter ſolchen Umſtänden einfällt, iſt, ein neues Leben zu beginnen. Neue Gegenſtände ſind ihm nicht genug; dieſe taugen nur zur Zerſtreuung; er fordert ein neues Ganze und ſtellt ſich gleich in deſſen Mitte."

„Warum denn aber," fiel Wilhelm ihm ein, „gerade dieſes Allerſeltſamſte, dieſe einſamſte aller Neigungen?"

„Eben deshalb," rief Jarno, „weil ſie einſiedleriſch iſt. Die Menſchen wollt' ich meiden. Ihnen iſt nicht zu helfen, und ſie hindern uns, daß man ſich ſelbſt hilft. Sind ſie glücklich, ſo ſoll man ſie in ihren Albernheiten gewähren laſſen; ſind ſie unglücklich, ſo ſoll man ſie retten, ohne dieſe Albernheiten anzutaſten. Und Niemand fragt jemals, ob Du glücklich oder unglücklich biſt."

„Es ſteht noch nicht ſo ganz ſchlimm mit ihnen," verſetzte Wilhelm lächelnd.

„Ich will Dir Dein Glück nicht abſprechen," ſagte Jarno.

„Wandere nur hin, Du zweiter Diogenes! laß Dein Lämpchen am hellen Tage nicht verlöschen! Dort hinabwärts liegt eine neue Welt vor Dir; aber ich will weiten, es geht darin zu wie in der alten hinter uns. Wenn Du nicht kuppeln und Schulden bezahlen kannst, so bist Du unter ihnen nichts nütze."

„Unterhaltender scheinen sie mir doch," versetzte Wilhelm, „als Deine starren Felsen."

„Keineswegs," versetzte Jarno: „denn diese sind wenigstens nicht zu begreifen."

„Du suchst eine Ausrede," versetzte Wilhelm; „denn es ist nicht in Deiner Art, Dich mit Dingen abzugeben, die keine Hoffnung übrig lassen, sie zu begreifen. Sei aufrichtig und sage mir, was Du an diesen kalten und starren Liebhabereien gefunden hast!"

„Das ist schwer von jeder Liebhaberei zu sagen, besonders von dieser."

Dann besann er sich einen Augenblick und sprach: „Buchstaben mögen eine schöne Sache sein, und doch sind sie unzulänglich, die Töne auszudrücken; Töne können wir nicht entbehren, und doch sind sie bei Weitem nicht hinreichend, den eigentlichen Sinn verlauten zu lassen; am Ende lieben wir am Buchstaben und am Ton, und sind nicht besser dran, als wenn wir sie ganz entbehrten; was wir mittheilen, was uns überliefert wird, ist immer nur das Gemeinste, der Mühe gar nicht werth."

„Du willst mir ausweichen," sagte der Freund; „denn was soll das zu diesen Felsen und Zacken?"

„Wenn ich nun aber," versetzte Jener, „eben diese Spalten und Risse als Buchstaben behandelte, sie zu entziffern suchte, sie zu Worten bildete und sie fertig zu lesen lernte, hättest Du etwas dagegen?"

„Nein! aber es scheint mir ein weitläufiges Alphabet."

„Enger, als Du denkst; man muß es nur kennen lernen wie ein anderes auch. Die Natur hat nur eine Schrift, und ich brauche mich nicht mit so vielen Kritzeleien herumzuschleppen. Hier darf ich nicht fürchten, wie wol geschieht, wenn ich mich lange und liebevoll mit einem Pergament abgegeben habe, daß ein scharfer Kritikus kommt und mir versichert, das Alles sei nur untergeschoben."

Lächelnd versetzte der Freund: „Und doch wird man auch hier Deine Lesarten streitig machen."

„Eben deswegen," ſagte Jener, „red' ich mit Niemandem darüber und mag auch mit Dir, eben weil ich Dich liebe, das ſchlechte Zeug von öden Worten nicht weiter wechſeln und betrieglich austauſchen."

Viertes Kapitel.

Beide Freunde waren, nicht ohne Sorgfalt und Mühe, herabgeſtiegen, um die Kinder zu erreichen, die ſich unten an einem ſchattigen Orte gelagert hatten. Faſt eifriger als der Mundvorrath wurden die geſammelten Steinmuſter von Montan und Felix ausgepackt. Der Letztere hatte viel zu fragen, der Erſtere viel zu benennen. Felix freute ſich, daß Jener die Namen von allen wiſſe, und behielt ſie ſchnell im Gedächtniß. Endlich brachte er noch einen hervor und fragte: „Wie heißt denn dieſer?"

Montan betrachtete ihn mit Verwunderung und ſagte: „Wo habt Ihr den her?"

Fix antwortete ſchnell: „Ich habe ihn gefunden; er iſt aus dieſem Lande."

„Er iſt nicht aus dieſer Gegend," verſetzte Montan.

Felix freute ſich, den überlegenen Mann in einigem Zweifel zu ſehen.

„Du ſollſt einen Dukaten haben," ſagte Montan, „wenn Du mich an die Stelle bringſt, wo er anſteht."

„Der iſt leicht zu verdienen," verſetzte Fix, „aber nicht gleich."

„So bezeichne mir den Ort genau, daß ich ihn gewiß finden kann! Das iſt aber unmöglich; denn es iſt ein Kreuzſtein, der von St. Jakob in Compoſtell kommt und den ein Fremder verloren hat, wenn Du ihn nicht gar entwendet haſt, da er ſo wunderbar ausſieht."

„Gebt Euren Dukaten," ſagte Fix, „dem Reiſegefährten in Verwahrung, und ich will aufrichtig bekennen, wo ich den Stein her habe. In der verfallenen Kirche zu Sankt Joſeph befindet ſich ein gleichfalls verfallener Altar. Unter den aus einander gebrochenen obern Steinen deſſelben entdeckt' ich eine Schicht von dieſem Geſtein, das jenen zur Grundlage diente, und ſchlug davon ſo viel herunter, als ich habhaft werden konnte. Wälzte man die obern Steine weg, ſo würde gewiß noch viel davon zu finden ſein."

„Nimm Dein Goldstück!“ versetzte Montan, „Du verdienst es für diese Entdeckung; sie ist artig genug. Man freut sich mit Recht, wenn die leblose Natur ein Gleichniß dessen, was wir lieben und verehren, hervorbringt; sie erscheint uns in Gestalt einer Sibylle, die ein Zeugniß dessen, was von Ewigkeit her beschlossen ist und erst in der Zeit wirklich werden soll, zum Voraus niederlegt. Hierauf, als auf eine wundervolle heilige Schicht, hatten die Priester ihren Altar gegründet.“

Wilhelm, der eine Zeit lang zugehört und bemerkt hatte, daß manche Benennung, manche Bezeichnung wiederkam, wiederholte seinen schon früher geäußerten Wunsch, daß Montan ihm so viel mittheilen möge, als er zum ersten Unterricht des Knaben nöthig hätte.

„Gieb das auf!“ versetzte Montan. „Es ist nichts schrecklicher als ein Lehrer, der nicht mehr weiß, als die Schüler allenfalls wissen sollen. Wer Andere lehren will, kann wol oft das Beste verschweigen, was er weiß; aber er darf nicht halbwissend sein.“

„Wo sind denn aber so vollkommene Lehrer zu finden?“

„Die triffst Du sehr leicht,“ versetzte Montan.

„Wo denn?“ sagte Wilhelm mit einigem Unglauben.

„Da, wo die Sache zu Hause ist, die Du lernen willst,“ versetzte Montan. „Den besten Unterricht zieht man aus vollständiger Umgebung. Lernst Du nicht fremde Sprachen in den Ländern am Besten, wo sie zu Hause sind? wo nur diese und keine andere Dein Ohr berührt?“

„Und so wärst Du,“ fragte Wilhelm, „zwischen den Gebirgen zur Kenntniß der Gebirge gelangt?“

„Das versteht sich.“

„Ohne mit Menschen umzugehen?“ fragte Wilhelm.

„Wenigstens nur mit Menschen,“ versetzte Jener, „die bergartig waren. Da, wo die Pygmäen, angereizt durch Metalladern, den Fels durchwühlen, das Innere der Erde zugänglich machen und auf alle Weise die schwersten Aufgaben zu lösen suchen, da ist der Ort, wo der wißbegierige Denkende seinen Platz nehmen soll. Er sieht handeln, thun, läßt geschehen und erfreut sich des Geglückten und Mißglückten. Was nützt, ist nur ein Theil des Bedeutenden; um einen Gegenstand ganz zu besitzen, zu beherrschen, muß man ihn um sein selbst willen studiren. Indem ich aber vom Höchsten und Letzten spreche, wozu man sich erst spät durch vieles und reiches Gewahrwerden

emporhebt, ſeh' ich die Knaben vor uns; bei denen klingt es ganz anders. Jede Art von Thätigkeit möchte das Kind ergreifen, weil Alles leicht ausſieht, was vortrefflich ausgeübt wird. Aller Anfang iſt ſchwer! das mag in einem gewiſſen Sinne wahr ſein; allgemeiner aber kann man ſagen: Aller Anfang iſt leicht, und die letzten Stufen werden am Schwerſten und Seltenſten erſtiegen."

Wilhelm, der indeſſen nachgedacht hatte, ſagte zu Montan: „Sollteſt Du wirklich zu der Ueberzeugung gegriffen haben, daß die ſämmtlichen Thätigkeiten, wie in der Ausübung, ſo auch im Unterricht zu ſondern ſeien?"

„Ich weiß mir nichts Anderes noch Beſſeres," erwiderte Jener. „Was der Menſch leiſten ſoll, muß ſich als ein zweites Selbſt von ihm ableſen; und wie konnte das möglich ſein, wäre ſein erſtes Selbſt nicht ganz davon durchdrungen!"

„Man hat aber doch eine vielſeitige Bildung für vortheilhaft und nothwendig gehalten."

„Sie kann es auch ſein zu ihrer Zeit," verſetzte Jener. „Vielſeitigkeit bereitet eigentlich nur das Element vor, worin der Einſeitige wirken kann, dem eben jetzt genug Raum gegeben iſt. Ja, es iſt jetzt die Zeit der Einſeitigkeiten; wohl Dem, der es begreift, für ſich und Andere in dieſem Sinne wirkt! Bei gewiſſen Dingen verſteht ſich's durchaus und ſogleich. Liebe Dich zum tüchtigen Violiniſten und ſei verſichert, der Kapellmeiſter wird Dir Deinen Platz im Orcheſter mit Gunſt anweiſen. Mache ein Organ aus Dir und erwarte, was für eine Stelle Dir die Menſchheit im allgemeinen Leben wohlmeinend zugeſtehen werde. Laß uns abbrechen! Wer es nicht glauben will, der gehe ſeinen Weg; auch der gelingt zuweilen; ich aber ſage: von unten hinauf zu dienen, iſt überall nöthig. Sich auf ein Handwerk zu beſchränken, iſt das Beſte. Für den geringſten Kopf wird es immer ein Handwerk, für den beſſern eine Kunſt, und der beſte, wenn er Eins thut, thut er Alles, oder, um weniger paradox zu ſein, in dem Einen, was er recht thut, ſieht er das Gleichniß von Allem, was recht gethan wird."

Dieſes Geſpräch, das wir nur ſkizzenhaft wiederliefern, verzog ſich bis Sonnenuntergang, der, ſo herrlich er war, doch die Geſellſchaft nachdenken ließ, wo man die Nacht zubringen wollte.

„Unter Dach wüßte ich Euch nicht zu führen," ſagte Fiz; „wollt Ihr aber bei einem guten alten Köhler an warmer

Stätte die Nacht verſitzen oder verfliegen, ſo ſeid Ihr willkommen."

Und ſo folgten ſie ihm Alle durch wunderſame Pfade zum ſtillen Ort, wo ſich ein Jeder bald einheimiſch fühlen ſollte.

In der Mitte eines beſchränkten Waldraums lag dampfend und wärmend der wohlgewölbte Kohlenmeiler, an der Seite die Hütte von Tannenreiſern, ein helles Feuerchen daneben. Man ſetzte ſich, man richtete ſich ein. Die Kinder waren ſogleich um die Köhlersfrau geſchäftig, welche, gaſtfreundlich bemüht, erbitzte Brodſchnitten mit Butter zu tränken und durchziehen zu laſſen, köſtlich fette Biſſen den hungrig Lüſternen bereitete.

Indeß nun darauf die Knaben durch die kaum erhellten Fichtenſtämme Verſteckens ſpielten, wie Wölfe heulten, wie Hunde bellten, ſo daß auch wol ein herzhafter Wanderer darüber hätte erſchrecken mögen, beſprachen ſich die Freunde vertraulich über ihre Zuſtände. Nun aber gehörte zu den ſonderbaren Verpflichtungen der Entſagenden auch die, daß ſie, zuſammentreffend, weder vom Vergangenen noch Künftigen ſprechen durften; nur das Gegenwärtige ſollte ſie beſchäftigen.

Jarno, der von bergmänniſchen Unternehmungen und den dazu erforderlichen Kenntniſſen und Thatfähigkeiten den Sinn voll hatte, trug Wilhelmen auf das Genaueſte und Vollſtändigſte mit Leidenſchaft vor, was er ſich Alles in beiden Welttheilen von ſolchen Kunſteinſichten und Fertigkeiten verſpreche, wovon ſich jedoch der Freund, der immer nur im menſchlichen Herzen den wahren Schatz geſucht, kaum einen Begriff machen konnte, vielmehr zuletzt lächelnd erwiderte: „So ſtehſt Du ja mit Dir ſelbſt in Widerſpruch, indem Du erſt in Deinen ältern Tagen dasjenige zu treiben anfängſt, wozu man von Jugend auf ſollte eingeleitet ſein!"

„Keineswegs!" erwiderte Jener; „denn eben daß ich in meiner Kindheit bei einem liebenden Oheim, einem hohen Bergbeamten, erzogen wurde, daß ich mit den Bochjungen groß geworden bin, auf dem Berggraken mit ihnen kleine Rindenſchiffchen niederfahren ließ, das hat mich zurück in dieſen Kreis geführt, wo ich mich nun wieder behaglich und vergnügt fühle. Schwerlich kann dieſer Köhlerdampf Dir zuſagen, wie mir, der ich ihn von Kindheit auf als Weihrauch einzuſchlürfen gewohnt bin. Ich habe viel in der Welt verſucht und immer daſſelbe gefunden: in der Gewohnheit ruht das einzige Behagen des Menſchen; ſelbſt das Unangenehme, woran wir uns ge-

wöhnten, vermissen wir ungern. Ich quälte mich einmal gar lange mit einer Wunde, die nicht heilen wollte, und als ich endlich genas, war es mir höchst unangenehm, als der Chirurg ausblieb, sie nicht mehr verband und das Frühstück nicht mehr mit mir einnahm."

„Ich möchte aber doch," versetzte Wilhelm, „meinem Sohn einen freiern Blick über die Welt verschaffen, als ein beschränktes Handwerk zu geben vermag. Man umgrenze den Menschen, wie man wolle, so schaut er doch zuletzt in seiner Zeit umher, und wie kann er die begreifen, wenn er nicht einigermaßen weiß, was vorhergegangen ist? Und mußte er nicht mit Erstaunen in jeden Gewürzladen eintreten, wenn er keinen Begriff von den Ländern hätte, woher diese unentbehrlichen Seltsamkeiten bis zu ihm gekommen sind?"

„Wozu die Umstände?" versetzte Jarno. „Lese er die Zeitungen wie jeder Philister, und trinke Kaffee wie jede alte Frau! Wenn Du es aber doch nicht lassen kannst und auf eine vollkommene Bildung so versessen bist, so begreif' ich nicht, wie Du so blind sein kannst, wie Du noch lange suchen magst, wie Du nicht siehst, daß Du Dich ganz in der Nähe einer vortrefflichen Erziehungsanstalt befindest."

„In der Nähe?" sagte Wilhelm und schüttelte den Kopf.

„Freilich!" versetzte Jener. „Was siehst Du hier?"

„Wo denn?"

„Gerad' hier vor der Nase." Jarno streckte seinen Zeigefinger aus und deutete und rief ungeduldig: „Was ist denn das?"

„Nun denn!" sagte Wilhelm: „ein Kohlenmeiler; aber was soll das hierzu?"

„Gut! endlich! ein Kohlenmeiler! Wie verfährt man, um ihn anzurichten?"

„Man stellt Scheite an- und übereinander."

„Wenn das gethan ist, was geschieht ferner?"

„Wie mir scheint," sagte Wilhelm, „willst Du auf Sokratische Weise mir die Ehre anthun, mir begreiflich zu machen, mich bekennen zu lassen, daß ich äußerst absurd und dichtirnig sei."

„Keineswegs!" versetzte Jarno. „Fahre fort, mein Freund, pünktlich zu antworten! Also! was geschieht nun, wenn der regelmäßige Holzstoß dicht und doch luftig geschichtet worden?"

„Nun denn! man zündet ihn an."

„Und wenn er nun durchaus entzündet ist, wenn die Flamme durch jede Ritze durchschlägt, wie beträgt man sich? läßt man's fortbrennen?"

„Keineswegs! man deckt eilig mit Rasen und Erde, mit Kohlengestiebe und was man bei der Hand hat, die durch und durch dringende Flamme zu."

„Um sie auszulöschen?"

„Keineswegs! um sie zu dämpfen."

„Und also läßt man ihr so viel Luft als nöthig, daß sich Alles mit Gluth durchziehe, damit Alles recht gahr werde. Alsdann verschließt man jede Ritze, verhindert jeden Ausbruch, damit ja Alles nach und nach in sich selbst verlösche, verkohle, vertöhle, zuletzt auseinandergezogen als verkäufliche Waare an Schmied und Schlosser, an Bäcker und Koch abgelassen und, wenn es zu Nutzen und Frommen der lieben Christenheit genugsam gedient, als Asche von Wäscherinnen und Seifensiedern verbraucht werde."

„Nun," versetzte Wilhelm lachend, „in Bezug auf dieses Gleichniß, wie siehst Du Dich denn an?"

„Das ist nicht schwer zu sagen," erwiderte Jarno; „ich halte mich für einen alten Kohlenkorb tüchtig buchener Kohlen; dabei aber erlaub' ich mir die Eigenheit, mich nur um mein selbst willen zu verbrennen, deswegen ich denn den Leuten gar wunderlich vorkomme."

„Und mich," sagte Wilhelm, „wie wirst Du mich behandeln?"

„Jetzt besonders," sagte Jarno, „seh' ich Dich an wie einen Wanderstab, der die wunderliche Eigenschaft hat, in jeder Ecke zu grünen, wo man ihn hinstellt, nirgends aber Wurzel zu fassen. Nun male Dir das Gleichniß weiter aus und lerne begreifen, wenn weder Förster noch Gärtner, weder Köhler noch Tischler noch irgend ein Handwerker aus Dir etwas zu machen weiß."

Unter solchem Gespräch nun zog Wilhelm, ich weiß nicht zu welchem Gebrauch, etwas aus dem Busen, das bald wie eine Brieftasche, bald wie ein Besteck aussah und von Montan als ein altbekanntes angesprochen wurde.*) Unser Freund leugnete nicht, daß er es als eine Art von Fetisch bei sich trage, in

*) Die hier gemeinte Instrumententasche wird in den Lehrjahren an einem Bande getragen.

dem Aberglauben, ſein Schickſal hange gewiſſermaßen von deſſen Beſitz ab.

Was es aber geweſen, dürfen wir an dieſer Stelle dem Leſer noch nicht vertrauen; ſo viel aber müſſen wir ſagen, daß hieran ſich ein Geſpräch anknüpfte, deſſen Reſultate ſich endlich dahin ergaben, daß Wilhelm bekannte, wie er ſchon längſt geneigt ſei, einem gewiſſen beſondern Geſchäft, einer ganz eigentlich nützlichen Kunſt ſich zu widmen, vorausgeſetzt, Montan werde ſich bei den Verbündeten dahin verwenden, daß die lästigſte aller Lebensbedingungen, nicht länger als drei Tage an einem Orte zu verweilen, baldigſt aufgehoben und ihm vergönnt werde, zu Erreichung ſeines Zweckes da oder dort, wie es ihm belieben möge, ſich aufzuhalten. Dieſes verſprach Montan zu bewirken, nachdem Jener feierlich angelobt hatte, die vertraulich ausgeſprochene Abſicht unabläſſig zu verfolgen und den einmal gefaßten Vorſatz auf das Treulichſte feſtzuhalten.

Dieſes Alles ernſtlich durchſprechend und einander unabläſſig erwiderend, waren ſie von ihrer Nachtſtätte, wo ſich eine wunderlich verdächtige Geſellſchaft nach und nach verſammelt hatte, bei Tagesanbruch aus dem Wald auf eine Blöße gekommen, an der ſie einiges Wild antrafen, das beſonders dem fröhlich aufpaſſenden Felix viel Freude machte. Man bereitete ſich zum Scheiden; denn hier deuteten die Pfade nach verſchiedenen Himmelsgegenden. Fitz ward nun über die verſchiedenen Richtungen befragt, der aber zerſtreut ſchien und gegen ſeine Gewohnheit verworrene Antworten gab.

„Du biſt überhaupt ein Schelm," ſagte Jarno; „dieſe Männer beute Nacht, die ſich um uns herumſetzten, kannteſt Du alle. Es waren Holzhauer und Bergleute; das mochte hingehen; aber die Letzten halt' ich für Schmuggler, für Wilddiebe, und der Lange, ganz Letzte, der immer Zeichen in den Sand ſchrieb, und den die Andern mit einiger Achtung behandelten, war gewiß ein Schatzgräber, mit dem Du unter der Decke ſpieltſt."

„Es ſind Alles gute Leute," ließ Fitz ſich darauf vernehmen; „ſie nähren ſich kümmerlich, und wenn ſie manchmal etwas thun, was die Andern verbieten, ſo ſind es arme Teufel, die ſich ſelbſt etwas erlauben müſſen, nur um zu leben."

Eigentlich aber war der kleine ſchelmiſche Junge, da er Vorbereitungen der Freunde, ſich zu trennen, bemerkte, nachdenklich; er überlegte ſich etwas im Stillen; denn er ſtand zweifelhaft, welchem von beiden Theilen er folgen ſollte. Er berechnete

seinen Vortheil: Vater und Sohn gingen leichtsinnig mit dem Silber um, Jarno aber gar mit dem Golde; Diesen nicht loszulassen, hielt er fürs Beste. Daher ergriff er sogleich eine dargebotene Gelegenheit, als im Scheiden Jarno zu ihm sagte: „Nun, wenn ich nach Sankt Joseph komme, will ich sehen, ob Du ehrlich bist; ich werde den Kreuzstein und den verfallenen Altar suchen."

„Ihr werdet nichts finden," sagte Fitz, „und ich werde doch ehrlich bleiben; der Stein ist dorther, aber ich habe sämmtliche Stücke weggeschafft und sie hier oben verwahrt. Es ist ein kostbares Gestein; ohne dasselbe läßt sich kein Schatz heben; man bezahlt mir ein kleines Stück gar theuer. Ihr hattet ganz Recht; daher kam meine Bekanntschaft mit dem hagern Manne."

Nun gab es neue Verhandlungen. Fitz verpflichtete sich an Jarno gegen einen nochmaligen Dukaten, in mäßiger Entfernung ein tüchtiges Stück dieses seltenen Minerals zu verschaffen, wogegen er den Gang nach dem Riesenschloß abrieth, weil aber dennoch Felix darauf bestand, dem Boten einschärfte, die Reisenden nicht zu tief hineinzulassen; denn Niemand finde sich aus diesen Höhlen und Klüften jemals wieder heraus. Man schied, und Fitz versprach, zu guter Zeit in den Hallen des Riesenschlosses wieder einzutreffen.

Der Bote schritt voran, die Beiden folgten; jener war aber kaum den Berg eine Strecke hinaufgestiegen, als Felix bemerkte, man gehe nicht den Weg, auf welchen Fitz gedeutet habe. Der Bote versetzte jedoch: „Ich muß es besser wissen; denn erst in diesen Tagen hat ein gewaltiger Sturm die nächste Waldstrecke niedergestürzt; die kreuzweis über einander geworfenen Bäume versperren diesen Weg. Folgt mir! ich bring' Euch an Ort und Stelle."

Felix verkürzte sich den beschwerlichen Pfad durch lebhaften Schritt und Springen von Fels zu Fels und freute sich über sein erworbenes Wissen, daß er nun von Granit zu Granit hüpfe. Und so ging es aufwärts, bis er endlich auf zusammengestürzten schwarzen Säulen stehen blieb und auf einmal das Riesenschloß vor Augen sah. Wände von Säulen ragten auf einem einsamen Gipfel hervor: geschlossene Säulenwände bildeten Pforten an Pforten, Gänge nach Gängen. Ernstlich warnte der Bote, sich nicht hineinzuverlieren, und an einem sonnigen, über weite Aussicht gebietenden Flecke, die Aschenspur seiner

Vorgänger bemerkend, war er geschäftig, ein prasselndes Feuer zu unterhalten. Indem er nun an solchen Stellen eine frugale Mast zu bereiten schon gewohnt war und Wilhelm in der himmelweiten Aussicht von der Gegend nähere Erkundigung einzog, durch die er zu wandern gedachte, war Felix verschwunden; er mußte sich in die Höhle verloren haben; auf Rufen und Pfeifen antwortete er nicht und kam nicht wieder zum Vorschein.

Wilhelm aber, der, wie es einem Pilger ziemt, auf manche Fälle vorbereitet war, brachte aus seiner Jagdtasche einen Knaul Bindfaden hervor, band ihn sorgfältig fest und vertraute sich dem leitenden Zeichen, an dem er seinen Sohn hineinzuführen schon die Absicht gehabt hatte. So ging er vorwärts und ließ von Zeit zu Zeit sein Pfeifchen erschallen; lange vergebens. Endlich aber erklang aus der Tiefe ein schneidender Pfiff, und bald darauf schaute Felix am Boden aus einer Kluft des schwarzen Gesteines hervor.

„Bist Du allein?" lispelte bedenklich der Knabe.

„Ganz allein!" versetzte der Vater.

„Reiche mir Scheite! reiche mir Knittel!" sagte der Knabe, empfing sie und verschwand, nachdem er ängstlich gerufen hatte: „Laß Niemanden in die Höhle!"

Nach einiger Zeit aber tauchte er wieder auf, forderte noch längeres und stärkeres Holz. Der Vater harrte sehnlich auf die Lösung dieses Räthsels. Endlich erhob sich der Verwegene schnell aus der Spalte und brachte ein Kästchen mit, nicht größer als ein kleiner Oktavband, von prächtigem, altem Ansehen; es schien von Gold zu sein, mit Schmelz geziert.

„Stecke es zu Dir, Vater, und laß es Niemanden sehen!" Er erzählte darauf mit Hast, wie er aus innerm geheimem Antrieb in jene Spalte gekrochen sei und unten einen dämmerhellen Raum gefunden habe. In demselben stand, wie er sagte, ein großer eiserner Kasten, zwar nicht verschlossen, dessen Deckel jedoch nicht zu erheben, kaum zu lüften war. Um nun darüber Herr zu werden, habe er die Knittel verlangt, um sie theils als Stützen unter den Deckel zu stellen, theils als Keile dazwischen zu schieben; zuletzt habe er den Kasten zwar leer, in einer Ecke desselben jedoch das Prachtbüchlein gefunden. Sie versprachen sich deshalb beiderseits ein tiefes Geheimniß.

Mittag war vorüber, etwas hatte man genossen, Fitz war auch nicht, wie er versprochen, gekommen; Felix aber, besonders unruhig, sehnte sich von dem Orte weg, wo der Schatz irdischer

oder unterirdischer Forderung ausgesetzt schien. Die Säulen kamen ihm schwärzer, die Höhlen tiefer vor. Ein Geheimniß war ihm aufgeladen, ein Besitz, rechtmäßig oder unrechtmäßig? sicher oder unsicher? Die Ungeduld trieb ihn von der Stelle; er glaubte die Sorge loszuwerden, wenn er den Platz veränderte.

Sie schlugen den Weg ein nach jenen ausgedehnten Gütern des großen Landbesitzers, von dessen Reichthum und Sonderbarkeiten man ihnen so viel erzählt hatte. Felix sprang nicht mehr wie am Morgen, und alle Drei gingen stundenlang vor sich hin. Einigemal wollt' er das Kästchen sehen; der Vater, auf den Boten hindeutend, wies ihn zur Ruhe. Nun war er voll Verlangen, Fitz möge kommen, dann scheute er sich wieder vor dem Schelmen; bald pfiff er, um ein Zeichen zu geben, dann reute ihn's schon, es gethan zu haben, und so dauerte das Schwanken immer fort, bis Fitz endlich sein Pfeifchen aus der Ferne hören ließ. Er entschuldigte sein Außenbleiben vom Riesenschlosse; er habe sich mit Jarno verspätet; der Windbruch habe ihn gehindert; dann forschte er genau, wie es ihnen zwischen Säulen und Höhlen gegangen sei, wie tief sie vorgedrungen. Felix erzählte ihm ein Märchen über das andere, bald übermüthig, bald verlegen; er sah den Vater lächelnd an, zupfte ihn verstohlen und that alles Mögliche, um an den Tag zu geben, daß er heimlich besitze und daß er sich verstelle.

Sie waren endlich auf einen Fuhrweg gelangt, der sie bequem zu jenen Besitzthümern hinführen sollte; Fitz aber behauptete, einen nähern und bessern Weg zu kennen, auf welchem der Bote sie nicht begleiten wollte und den geraden, breiten eingeschlagenen Weg vor sich hinging. Die beiden Wanderer vertrauten dem losen Jungen und glaubten wohl gethan zu haben; denn nun ging es steil den Berg hinab, durch einen Wald der hoch- und schlankstämmigsten Lärchenbäume, der, immer durchsichtiger werdend, ihnen zuletzt die schönste Besitzung, die man sich nur denken kann, im klarsten Sonnenlichte sehen ließ.

Ein großer Garten, nur der Fruchtbarkeit, wie es schien, gewidmet, lag, obgleich mit Obstbäumen reichlich ausgestattet, offen vor ihren Augen, indem er regelmäßig, in mancherlei Abtheilungen, einen zwar im Ganzen abhängigen, doch aber mannichfaltig bald erhöhten, bald vertieften Boden bedeckte. Mehrere Wohnhäuser lagen darin zerstreut, so daß der Raum

verschiedenen Besitzern anzugehören schien, der jedoch, wie Fitz versicherte, von einem einzigen Herrn beherrscht und benutzt ward. Ueber den Garten hinaus erblickten sie eine unabsehbare Landschaft, reichlich bebaut und bepflanzt; sie konnten Seen und Flüsse deutlich unterscheiden.

Sie waren den Berg hinab immer näher gekommen und glaubten nun sogleich im Garten zu sein, als Wilhelm stutzte und Fitz seine Schadenfreude nicht verbarg; denn eine jähe Kluft am Fuße des Berges that sich vor ihnen auf und zeigte gegenüber eine bisher verborgene hohe Mauer, schroff genug von außen, obgleich von innen durch das Erdreich völlig ausgefüllt. Ein tiefer Graben trennte sie also von dem Garten, in den sie unmittelbar hineinsahen.

„Wir haben noch hinüber einen ziemlichen Umweg zu machen," sagte Fitz, „wenn wir die Straße, die hineinführt, erreichen wollen. Doch weiß ich auch einen Eingang von dieser Seite, wo wir um ein Gutes näher gehen. Die Gewölbe, durch die das Regenwasser bei Regengüssen in den Garten geregelt hineinstürzt, öffnen sich hier; sie sind hoch und breit genug, daß man mit ziemlicher Bequemlichkeit hindurchkommen kann."

Als Felix von Gewölben hörte, konnte er vor Begierde sich nicht lassen, diesen Eingang zu betreten. Wilhelm folgte den Kindern, und sie stiegen zusammen die ganz trocken liegenden hohen Stufen dieser Zuleitungsgewölbe hinunter. Sie befanden sich bald im Hellen, bald im Dunkeln, je nachdem von Seitenöffnungen her das Licht hereinfiel oder von Pfeilern und Wänden aufgehalten ward. Endlich gelangten sie auf einen ziemlich gleichen Fleck und schritten langsam vor, als auf einmal in ihrer Nähe ein Schuß fiel, zu gleicher Zeit sich zwei verborgene Eisengitter schlossen und sie von beiden Seiten einsperrten. Zwar nicht die ganze Gesellschaft, nur Wilhelm und Felix waren gefangen; denn Fitz, als der Schuß fiel, sprang sogleich rückwärts, und das zuschlagende Gitter faßte nur seinen weiten Aermel; er aber, sehr geschwind das Jäckchen abwerfend, war entflohen, ohne sich einen Augenblick aufzuhalten.

Die beiden Eingekerkerten hatten kaum Zeit, sich von ihrem Erstaunen zu erholen, als sie Menschenstimmen vernahmen, welche sich langsam zu nähern schienen. Bald darauf traten Bewaffnete mit Fackeln an die Gitter, und neugierigen Blicks, was sie für einen Fang möchten gethan haben; sie fragten zugleich, ob man sich gutwillig ergeben wolle.

„Hier kann von keinem Ergeben die Rede sein," versetzte Wilhelm: „wir sind in Eurer Gewalt. Eher haben wir Ursache zu fragen, ob Ihr uns schonen wollt. Die einzige Waffe, die wir bei uns haben, liefere ich Euch aus." Und mit diesen Worten reichte er seinen Hirschfänger durchs Gitter; dieses öffnete sich sogleich, und man führte ganz gelassen die Ankömmlinge mit sich vorwärts, und als man sie einen Wendelstieg hinaufgebracht hatte, befanden sie sich bald an einem seltsamen Orte. Es war ein geräumiges, reinliches Zimmer, durch kleine, unter dem Gesimse hergehende Fenster erleuchtet, die ungeachtet der starken Eisenstäbe Licht genug verbreiteten. Für Sitz, Schlafstellen, und was man allenfalls sonst in einer mäßigen Herberge verlangen könnte, war gesorgt, und es schien Dem, der sich hier befand, nichts als die Freiheit zu fehlen.

Wilhelm hatte sich bei seinem Eintritt sogleich niedergesetzt und überdachte den Zustand; Felix hingegen, nachdem er sich von dem Erstaunen erholt hatte, brach in eine unglaubliche Wuth aus. Diese steilen Wände, diese hohen Fenster, diese festen Thüren, diese Abgeschlossenheit, diese Einschränkung war ihm ganz neu. Er sah sich um, er rannte hin und her, stampfte mit den Füßen, weinte, rüttelte an den Thüren, schlug mit den Fäusten dagegen; ja, er war im Begriff, mit dem Schädel dawider zu rennen, hätte nicht Wilhelm ihn gefaßt und mit Kraft festgehalten.

„Besieh Dir das nur ganz gelassen, mein Sohn," fing der Vater an; „denn Ungeduld und Gewalt helfen uns nicht aus dieser Lage. Das Geheimniß wird sich aufklären; aber ich müßte mich höchlich irren, oder wir sind in keine schlechten Hände gefallen. Betrachte diese Inschriften: Dem Unschuldigen Befreiung und Ersatz, dem Verführten Mitleiden, dem Schuldigen abndende Gerechtigkeit! Alles dieses zeigt uns an, daß diese Anstalten Werke der Nothwendigkeit, nicht der Grausamkeit sind. Der Mensch hat nur allzu sehr Ursache, sich vor dem Menschen zu schützen. Der Mißwollenden giebt es gar Viele, der Mißthätigen nicht Wenige, und um zu leben, wie sich's gehört, ist's nicht genug, immer wohlzuthun."

Felix hatte sich zusammengenommen, warf sich aber sogleich auf eine der Lagerstätten, ohne weiteres Aeußern noch Erwidern. Der Vater ließ nicht ab und sprach ferner: „Laß Dir diese Erfahrung, die Du so früh und unschuldig machst, ein lebhaftes Zeugniß bleiben, in welchem und in was für einem

vollkommenen Jahrhundert Du geboren bist. Welchen Weg mußte nicht die Menschheit machen, bis sie dahin gelangte, auch gegen Schuldige gelind, gegen Verbrecher schonend, gegen Unmenschliche menschlich zu sein! Gewiß waren es Männer göttlicher Natur, die dies zuerst lehrten, die ihr Leben damit zubrachten, die Ausübung möglich zu machen und zu beschleunigen. Des Schönen sind die Menschen selten fähig, öfter des Guten; und wie hoch müssen wir daher Diejenigen halten, die dieses mit großen Aufopferungen zu befördern suchen!"

Diese trefflich belehrenden Worte, welche die Absicht der einschließenden Umgebung vollig rein ausdrückten, hatte Felix nicht vernommen; er lag im tiefsten Schlafe, schöner und frischer als je; denn eine Leidenschaft, wie sie ihn sonst nicht leicht ergriff, hatte sein ganzes Innerste auf die vollen Wangen hervorgetrieben. Ihn nun Gefälligkeit beschauend, stand der Vater, als ein wohlgebildeter junger Mann hereintrat, der, nachdem er den Ankömmling einige Zeit freundlich angesehen, anfing, ihn über die Umstände zu befragen, die ihn auf den ungewöhnlichen Weg und in diese Falle geführt hätten. Wilhelm erzählte die Begebenheit ganz schlicht, überreichte ihm einige Papiere, die seine Person aufzuklären dienten, und berief sich auf den Boten, der nun bald auf dem ordentlichen Wege von einer andern Seite anlangen müsse. Als dieses Alles so weit im Klaren war, ersuchte der Beamte seinen Gast, ihm zu folgen. Felix war nicht zu erwecken; die Untergebenen trugen ihn daher auf der tüchtigen Matratze, wie ehemals den unbewußten Ulyß, in die freie Luft.

Wilhelm folgte dem Beamten in ein schönes Gartenzimmer, wo Erfrischungen aufgesetzt wurden, die er genießen sollte, indessen Jener ging, an höherer Stelle Bericht abzustatten. Als Felix erwachend ein gedecktes Tischchen, Obst, Wein, Zwieback und zugleich die Heiterkeit der offenstehenden Thüre bemerkte, ward es ihm ganz wunderlich zu Muthe. Er läuft hinaus, er kehrt zurück, er glaubt geträumt zu haben, und hatte bald bei so guter Kost und so angenehmer Umgebung den vorhergegangenen Schrecken und alle Bedrängniß, wie einen schweren Traum am hellen Morgen, vergessen.

Der Bote war angelangt; der Beamte kam mit ihm und einem andern ältlichen, noch freundlichern Manne zurück, und die Sache klärte sich folgendergestalt auf. Der Herr dieser Besitzung, im höhern Sinne wohlthätig, daß er Alles um sich her

zum Thun und Schaffen aufregte, hatte aus seinen unendlichen Baumschulen seit mehreren Jahren fleißigen und sorgfältigen Anbauern die jungen Stämme umsonst, nachlässigen um einen gewissen Preis, und Denen, die damit handeln wollten, gleichfalls, doch um einen billigen, überlassen. Aber auch diese beiden Klassen forderten umsonst, was die Würdigen umsonst erhielten, und da man ihnen nicht nachgab, suchten sie die Stämme zu entwenden. Auf mancherlei Weise war es ihnen gelungen. Dieses verdroß den Besitzer um so mehr, da nicht allein die Baumschulen geplündert, sondern auch durch Uebereilung verderbt worden waren. Man hatte Spur, daß sie durch die Wasserleitung hereingekommen, und deshalb eine solche Gitterfalle mit einem Selbstschuß eingerichtet, der aber nur als Zeichen gelten sollte. Der kleine Knabe hatte sich unter mancherlei Vorwänden im Garten sehen lassen, und es war nichts natürlicher, als daß er aus Kühnheit und Schelmerei die Fremden einen Weg führen wollte, den er früher zu anderm Zwecke ausgefunden. Man hätte gewünscht, seiner habhaft zu werden; indessen wurde sein Wämschen unter andern gerichtlichen Gegenständen aufgehoben.

Fünftes Kapitel.

Auf dem Wege nach dem Schlosse fand unser Freund zu seiner Verwunderung nichts, was einem ältern Lustgarten oder einem modernen Park ähnlich gewesen wäre; geradlinig gepflanzte Fruchtbäume, Gemüsefelder, große Strecken mit Heilkräutern bestellt, und was nur irgend brauchbar konnte geachtet werden, übersah er auf sanft abhängiger Fläche mit einem Blicke. Ein von hohen Linden umschatteter Platz breitete sich würdig als Vorhalle des ansehnlichen Gebäudes; eine lange daran stoßende Allee, gleichen Wuchses und Würde, gab zu jeder Stunde des Tags Gelegenheit, im Freien zu verkehren und zu lustwandeln. Eintretend in das Schloß, fand er die Wände der Hausflur auf eine eigene Weise bekleidet: große geographische Abbildungen aller vier Welttheile fielen ihm in die Augen; stattliche Treppenwände waren gleichfalls mit Abrissen einzelner Reiche geschmückt, und in den Hauptsaal eingelassen, fand er sich umgeben von Prospekten der merkwürdigsten Städte, oben und unten eingefaßt von landschaftlicher Nach-

bildung der Gegenden, worin sie gelegen sind, Alles kunstreich dargestellt, so daß die Einzelnheiten deutlich in die Augen fielen und zugleich ein ununterbrochener Bezug durchaus bemerkbar blieb.

Der Hausherr, ein kleiner lebhafter Mann von Jahren, bewillkommte den Gast und fragte ohne weitere Einleitung, gegen die Wände deutend, ob ihm vielleicht eine dieser Städte bekannt sei, und ob er daselbst jemals sich aufgehalten. Von Manchem konnte nun der Freund auslangende Rechenschaft geben und beweisen, daß er mehrere Orte nicht allein gesehen, sondern auch ihre Zustände und Eigenheiten gar wohl zu bemerken gewußt.

Der Hausherr klingelte und befahl, ein Zimmer den beiden Ankömmlingen anzuweisen, auch sie später zum Abendessen zu führen. Dies geschah denn auch.

In einem großen Erdsaale entgegneten ihm zwei Frauenzimmer, wovon die Eine mit großer Heiterkeit zu ihm sprach: „Sie finden hier kleine Gesellschaft, aber gute: ich, die jüngere Nichte, heiße Hersilie; Diese, meine ältere Schwester, nennt man Juliette; die beiden Herren sind Vater und Sohn, Beamte, die Sie kennen, Hausfreunde, die alles Vertrauens genießen, das sie verdienen. Setzen wir uns!"

Die beiden Frauenzimmer nahmen Wilhelmen in die Mitte; die Beamten saßen an beiden Enden, Felix an der andern langen Seite, wo er sich sogleich Hersilien gegenüber gerückt hatte und kein Auge von ihr verwendete.

Nach vorläufigem allgemeinem Gespräch ergriff Hersilie Gelegenheit zu sagen: „Damit der Fremde desto schneller mit uns vertraut und in unsere Unterhaltung eingeweiht werde, muß ich bekennen, daß bei uns viel gelesen wird, und daß wir uns aus Zufall, Neigung, auch wol Widerspruchsgeist, in die verschiedenen Literaturen getheilt haben. Der Oheim ist fürs Italienische; die Dame hier nimmt es nicht übel, wenn man sie für eine vollendete Engländerin hält; ich aber halte mich an die Franzosen, sofern sie heiter und zierlich sind. Hier Amtmann Papa erfreut sich des deutschen Alterthums, und der Sohn mag denn, wie billig, dem Neuern, Jüngern seinen Antheil zuwenden. Hiernach werden Sie uns beurtheilen, hiernach Theil nehmen, einstimmen oder streiten; in jedem Sinne werden Sie willkommen sein." Und in diesem Sinne belebte sich auch die Unterhaltung.

Indessen war die Richtung der feurigen Blicke des schönen

Felix Herfilien keineswegs entgangen; sie fühlte sich überrascht und geschmeichelt und sendete ihm die vorzüglichsten Bissen, die er freudig und dankbar empfing. Nun aber, als er beim Nachtisch über einen Teller Aepfel zu ihr hinsah, glaubte sie, in den reizenden Früchten eben so viel Rivale zu erblicken. Gedacht gethan! sie faßte einen Apfel und reichte ihn dem heranwachsenden Abenteurer über den Tisch hinüber; dieser, hastig zugreifend, fing sogleich zu schälen an; unverwandt aber nach der reizenden Nachbarin hinblickend, schnitt er sich tief in den Daumen. Das Blut floß lebhaft; Herfilie sprang auf, bemühte sich um ihn, und als sie das Blut gestillt, schloß sie die Wunde mit englischem Pflaster aus ihrem Besteck. Indessen hatte der Knabe sie angefaßt und wollte sie nicht loslassen; die Störung ward allgemein, die Tafel aufgehoben, und man bereitete sich zu scheiden.

Sie lesen doch auch vor Schlafengehen?" sagte Herfilie zu Wilhelmen. „Ich schicke Ihnen ein Manuskript, eine Uebersetzung aus dem Französischen von meiner Hand, und Sie sollen sagen, ob Ihnen viel Artigeres vorgekommen ist. Ein verrücktes Mädchen tritt auf! das möchte keine sonderliche Empfehlung sein; aber wenn ich jemals närrisch werden möchte, wie mir manchmal die Lust ankommt, so wär' es auf diese Weise."

Die pilgernde Thörin.

Herr von Revanne, ein reicher Privatmann, besitzt die schönsten Ländereien seiner Provinz. Nebst Sohn und Schwester bewohnt er ein Schloß, das eines Fürsten würdig wäre; und in der That, wenn sein Park, seine Wasser, seine Pachtungen, seine Manufakturen, sein Hauswesen auf sechs Meilen under die Hälfte der Einwohner ernähren, so ist er durch sein Ansehen und durch das Gute, das er stiftet, wirklich ein Fürst.

Vor einigen Jahren spazierte er an den Mauern seines Parks hin auf der Heerstraße, und ihm gefiel, in einem Lustwäldchen auszuruhen, wo der Reisende gern verweilt. Hochstämmige Bäume ragen über junges dichtes Gebüsch; man ist vor Wind und Sonne geschützt, ein sauber gefaßter Brunnen sendet seine Wasser über Kurzeln, Steine und Rasen. Der Spazierende hatte wie gewöhnlich Buch und Flinte bei sich.

Nun verſuchte er zu leſen, öfter durch Geſang der Vögel, manchmal durch Wanderſchritte angenehm abgezogen und zerſtreut.

Ein ſchöner Morgen war im Vorrücken, als, jung und liebenswürdig, ein Frauenzimmer ſich gegen ihn her bewegte. Sie verließ die Straße, indem ſie ſich Ruhe und Erquickung an dem friſchen Orte zu verſprechen ſchien, wo er ſich befand. Sein Buch fiel ihm aus den Händen, überraſcht, wie er war. Die Pilgerin, mit den ſchönſten Augen von der Welt und einem Geſicht, durch Bewegung angenehm belebt, zeichnete ſich an Körperbau, Gang und Anſtand dergeſtalt aus, daß er unwillkürlich von ſeinem Platze aufſtand und nach der Straße blickte, um das Gefolge kommen zu ſehen, das er hinter ihr vermuthete. Dann zog die Geſtalt abermals, indem ſie ſich edel gegen ihn verbeugte, ſeine Aufmerkſamkeit an ſich, und ehrerbietig erwiderte er den Gruß. Die ſchöne Reiſende ſetzte ſich an den Rand des Quells, ohne ein Wort zu ſagen und mit einem Seufzer.

„Seltſame Wirkung der Sympathie!“ rief Herr von Revanne, als er mir die Begebenheit erzählte; „dieſer Seufzer ward in der Stille von mir erwidert. Ich blieb ſtehen, ohne zu wiſſen, was ich ſagen oder thun ſollte; meine Augen waren nicht hinreichend, dieſe Vollkommenheiten zu faſſen. Ausgeſtreckt, wie ſie lag, auf einen Ellbogen gelehnt — es war die ſchönſte Frauengeſtalt, die man ſich denken konnte! Ihre Schuhe gaben mir zu eigenen Betrachtungen Anlaß; ganz beſtaubt, deuteten ſie auf einen langen zurückgelegten Weg, und doch waren ihre ſeidenen Strümpfe ſo blank, als wären ſie eben unter dem Glättſtein hervorgegangen. Ihr aufgezogenes Kleid war nicht zerdrückt; ihre Haare ſchienen dieſen Morgen erſt gelockt; ſeines Weißzeug, ſeine Spitzen: ſie war angezogen, als wenn ſie zum Balle gehen ſollte. Auf eine Landſtreicherin deutete nichts an ihr, und doch war ſie's, aber eine beklagenswerthe, eine verehrungswürdige.

„Zuletzt benutzte ich einige Blicke, die ſie auf mich warf, ſie zu fragen, ob ſie allein reiſe.“

„„Ja, mein Herr!““ ſagte ſie, „„ich bin allein auf der Welt.““

„„Wie? Madame, Sie ſollten ohne Eltern, ohne Bekannte ſein?““

„„Das wollt' ich eben nicht ſagen, mein Herr. Eltern hab' ich, und Bek[illegible]e genug; aber keine Freunde.““

„„Daran,“ fuhr ich fort, „können Sie wol unmöglich ſchuld ſein. Sie haben eine Geſtalt und gewiß auch ein Herz, denen ſich viel vergeben läßt.“

„Sie fühlte die Art von Vorwurf, den mein Kompliment verbarg, und ich machte mir einen guten Begriff von ihrer Erziehung. Sie öffnete gegen mich zwei himmlische Augen vom vollkommensten, reinsten Blau, durchsichtig und glänzend. Hierauf sagte sie mit edlem Tone: sie könne es einem Ehrenmanne, wie ich zu sein scheine, nicht verdenken, wenn er ein junges Mädchen, das er allein auf der Landstraße treffe, einigermaßen verdächtig halte; ihr sei das schon öfter entgegen gewesen; aber ob sie gleich fremd sei, obgleich Niemand das Recht habe, sie auszuforschen, so bitte sie doch, zu glauben, daß die Absicht ihrer Reise mit der gewissenhaftesten Ehrbarkeit bestehen könne. Ursachen, von denen sie Niemandem Rechenschaft schuldig sei, nöthigten sie, ihre Schmerzen in der Welt umherzuführen. Sie habe gefunden, daß die Gefahren, die man für ihr Geschlecht befürchte, nur eingebildet seien, und daß die Ehre eines Weibes selbst unter Straßenräubern nur bei Schwäche des Herzens und der Grundsätze Gefahr laufe. Uebrigens gehe sie nur zu Stunden und auf Wegen, wo sie sich sicher glaube, spreche nicht mit Jedermann und verweile manchmal an schicklichen Orten, wo sie ihren Unterhalt erwerben könne durch Dienstleistung in der Art, wonach sie erzogen worden. Hier sank ihre Stimme, ihre Augenlider neigten sich, und ich sah einige Thränen ihre Wangen herabfallen.

„Ich versetzte darauf, daß ich keineswegs an ihrem guten Herkommen zweifele, so wenig als an einem achtungswerthen Betragen. Ich bedaure sie nur, daß irgend eine Nothwendigkeit sie zu dienen zwinge, da sie so werth scheine, Diener zu finden, und daß ich, ungeachtet einer lebhaften Neugierde, nicht weiter in sie dringen wolle, vielmehr mich durch ihre nähere Bekanntschaft zu überzeugen wünsche, daß sie überall für ihren Ruf ebenso besorgt sei als für ihre Tugend. Diese Worte schienen sie abermals zu verletzen; denn sie antwortete: Namen und Vaterland verberge sie eben um des Rufs willen, der denn doch am Ende meistentheils weniger Wirkliches als Muthmaßliches enthalte. Biete sie ihre Dienste an, so weise sie Zeugnisse der letzten Häuser vor, wo sie etwas geleistet habe, und verhehle nicht, daß sie über Vaterland und Familie nicht befragt sein wolle. Darauf bestimme man sich und stelle dem Himmel oder ihrem Worte die Unschuld ihres ganzen Lebens und ihre Redlichkeit anheim."

Aeußerungen dieser Art ließen keine Geistesverwirrung bei

der schönen Abenteurerin argwohnen. Herr von Revanne, der einen solchen Entschluß, in die Welt zu laufen, nicht gut begreifen konnte, vermuthete nun, daß man sie vielleicht gegen ihre Neigung habe verheirathen wollen. Hernach fiel er darauf, ob es nicht etwa gar Verzweiflung aus Liebe sei; und wunderlich genug, wie es aber mehr zu gehen pflegt, indem er ihr Liebe für einen Andern zutraute, verliebte er sich selbst, und fürchtete, sie möchte weiterreisen: er konnte seine Augen nicht von dem schönen Gesicht wegwenden, das von einem grünen Halblichte verschönert war. Niemals zeigte, wenn es je Nymphen gab, auf den Rasen sich eine schönere hingestreckt, und die etwas romanhafte Art dieser Zusammenkunft verbreitete einen Reiz, dem er nicht zu widerstehen vermochte.

Ohne daher die Sache viel näher zu betrachten, bewog Herr von Revanne die schöne Unbekannte, sich nach dem Schlosse führen zu lassen. Sie macht keine Schwierigkeit, sie geht mit und zeigt sich als eine Person, der die große Welt bekannt ist. Man bringt Erfrischungen, welche sie annimmt, ohne falsche Höflichkeit und mit dem anmuthigsten Dank. In Erwartung des Mittagessens zeigt man ihr das Haus; sie bemerkt nur, was Auszeichnung verdient, es sei an Möbeln, Malereien, oder es betreffe die schickliche Eintheilung der Zimmer. Sie findet eine Bibliothek: sie kennt die guten Bücher und spricht darüber mit Geschmack und Bescheidenheit. Kein Geschwätz, keine Verlegenheit. Bei Tafel ein eben so edles und natürliches Betragen und den liebenswürdigsten Ton der Unterhaltung. So weit ist Alles verständig in ihrem Gespräch, und ihr Charakter scheint so liebenswürdig wie ihre Person.

Nach der Tafel macht sie ein kleiner muthwilliger Zug noch schöner, und indem sie sich an Fräulein Revanne mit einem Lächeln wendet, sagt sie: es sei ihr Brauch, ihr Mittagsmahl durch eine Arbeit zu bezahlen, und so oft es ihr an Geld fehle, Nähnadeln von den Wirthinnen zu verlangen. „Erlauben Sie," fügte sie hinzu, „daß ich eine Blume auf einem Ihrer Stickrahmen lasse, damit Sie künftig bei deren Anblick der armen Unbekannten sich erinnern mögen."

Fräulein von Revanne versetzte darauf, daß es ihr sehr leid thue, keinen aufgezogenen Grund zu haben und deshalb das Vergnügen, ihre Geschicklichkeit zu bewundern, entbehren müsse. Alsbald wendete die Pilgerin ihren Blick auf das Klavier.

„So will ich denn," sagte sie, „meine Schuld mit Wind-

münze abtragen, wie es auch ja sonst schon die Art umherstreifender Sänger war." Sie versuchte das Instrument mit zwei oder drei Vorspielen, die eine sehr geübte Hand ankündigten. Man zweifelte nicht mehr, daß sie ein Frauenzimmer von Stande sei, ausgestattet mit allen liebenswürdigen Geschicklichkeiten. Zuerst war ihr Spiel aufgeweckt und glänzend; dann ging sie zu ernsten Tönen über, zu Tönen einer tiefen Trauer, die man zugleich in ihren Augen erblickte; sie netzten sich mit Thränen, ihr Gesicht verwandelte sich, ihre Finger hielten an; aber auf einmal überraschte sie Jedermann, indem sie ein muthwilliges Lied mit der schönsten Stimme von der Welt lustig und lächerlich vorbrachte. Da man in der Folge Ursache hatte zu glauben, daß diese burleske Romanze sie etwas näher angehe, so verzeiht man mir wol, wenn ich sie hier einschalte.

Woher im Mantel so geschwinde,
Da kaum der Tag in Osten graut?
Hat wol der Freund beim scharfen Winde
Auf einer Wallfahrt sich erbaut?
Wer hat ihm seinen Hut genommen?
Mag er mit Willen barfuß gehn?
Wie ist er in den Wald gekommen
Auf den beschneiten wilden Höhn?

Gar wunderlich von warmer Stätte,
Wo er sich bessern Spaß versprach,
Und wenn er nicht den Mantel hätte,
Wie gräßlich wäre seine Schmach!
So hat ihn jener Schalk betrogen
Und ihm das Bündel abgepackt;
Der arme Freund ist ausgezogen,
Beinah wie Adam bloß und nackt.

Warum auch ging er solche Wege
Nach jenem Apfel voll Gefahr,
Der freilich schön im Mühlgehege,
Wie sonst im Paradiese, war!
Er wird den Scherz nicht leicht erneuen;
Er drückte schnell sich aus dem Haus,
Und bricht auf einmal nun im Freien
In bittre, laute Klagen aus:

„Ich las in ihren Feuerblicken
Doch keine Silbe von Verrath!
Sie schien mit mir sich zu entzücken,
Und sann auf solche schwarze That!
Konnt' ich in ihren Armen träumen,
Wie meuchlerisch der Vater schlug?
Sie hieß den raschen Amor säumen,
Und günstig war er uns genug.

„Sich meiner Liebe zu erfreuen
Der Nacht, die nie ein Ende nahm,
Und erst die Mutter anzuschreien,
Jetzt eben, als der Morgen kam!
Da drang ein Dutzend Anverwandten
Herein, ein wahrer Menschenstrom!
Da kamen Brüder, guckten Tanten,
Da stand ein Vetter und ein Ohm!

„Das war ein Toben, war ein Wüthen!
Ein Jeder schien ein andres Thier.
Da forderten sie Kranz und Blüthen
Mit gräßlichem Geschrei von mir.
„„Was dringt Ihr Alle wie von Sinnen
Auf den unschuld'gen Jüngling ein!
Denn solche Schätze zu gewinnen,
Da muß man viel behender sein.

„„Weiß Amor seinem schönen Spiele
Doch immer zeitig nachzugehn;
Er läßt fürwahr nicht in der Mühle
Die Blumen sechzehn Jahre stehn.““
Da raubten sie das Kleiderbündel
Und wollten auch den Mantel noch,
Wie nur so viel verflucht Gesindel
Im engen Hause sich verkroch!

„Da sprang ich auf und tobt' und fluchte,
Gewiß, durch Alle durchzugehn;
Ich sah noch einmal die Verruchte,
Und ach! sie war noch immer schön!

Sie Alle wichen meinem Grimme;
Doch flog noch manches wilde Wort.
So macht' ich mich mit Donnerstimme
Noch endlich aus der Höhle fort.

„Man soll Euch Mädchen auf dem Lande
Wie Mädchen aus den Städten fliehn!
So lasset doch den Fraun von Stande
Die Luft, die Diener auszuziehn!
Doch seid Ihr auch von den Geübten
Und kennt Ihr keine zarte Pflicht,
So ändert immer die Geliebten,
Doch sie verrathen müßt Ihr nicht!"

So singt er in der Winterstunde,
Wo nicht ein armes Hälmchen grünt.
Ich lache seiner tiefen Wunde;
Denn wirklich ist sie wohl verdient.
So geht' es Jedem, der am Tage
Sein edles Liebchen frech belügt,
Und Nachts mit allzu kühner Wage *)
Zu Amor's falscher Mühle kriecht.

Wol war es bedenklich, daß sie sich auf eine solche Weise vergessen konnte, und dieser Ausfall mochte für ein Anzeichen eines Kopfes gelten, der sich nicht immer gleich war. „Aber," sagte mir Herr von Revanne, „auch wir vergaßen alle Betrachtungen, die wir hätten machen können, ich weiß nicht, wie es zuging. Uns mußte die unaussprechliche Anmuth, womit sie diese Possen vorbrachte, bestechen haben. Sie spielte neckisch, aber mit Einsicht; ihre Finger gebärdeten ihr vollkommen, und ihre Stimme war wirklich bezaubernd. Da sie geendigt hatte, erschien sie so gesetzt wie vorher, und wir glaubten, sie habe nur den Augenblick der Verdauung erheitern wollen.

„Bald darauf bat sie um die Erlaubniß, ihren Weg wieder anzutreten; aber auf meinen Wink sagte meine Schwester: wenn sie nicht zu eilen hätte und die Bewirthung ihr nicht mißfiele, so würde es uns ein Fest sein, sie mehrere Tage bei uns zu sehen. Ich dachte ihr eine Beschäftigung anzubieten, da sie

*) Magniß wie es auch bei Wieland steht

sich's einmal gefallen ließ, zu bleiben. Doch diesen ersten Tag und den folgenden führten wir sie nur umher. Sie verleugnete sich nicht einen Augenblick: sie war die Vernunft, mit aller Anmuth begabt. Ihr Geist war fein und treffend, ihr Gedächtniß so wohl ausgeübt und ihr Gemüth so schön, daß sie gar oft unsere Verwunderung erregte und alle unsere Aufmerksamkeit festhielt. Dabei kannte sie die Gesetze eines guten Betragens und übte sie gegen einen Jeden von uns, nicht weniger gegen einige Freunde, die uns besuchten, so vollkommen aus, daß wir nicht mehr wußten, wie wir jene Sonderbarkeiten mit einer solchen Erziehung vereinigen sollten.

„Ich wage wirklich nicht mehr, ihr Dienstvorschläge für mein Haus zu thun. Meine Schwester, der sie angenehm war, hielt es gleichfalls für Pflicht, das Zartgefühl der Unbekannten zu schonen. Zusammen besorgten sie die häuslichen Dinge, und hier ließ sich das gute Kind öfters bis zur Handarbeit herunter, und wußte sich gleich darauf in Alles zu schicken, was höhere Anordnung und Berechnung erheischte.

„In kurzer Zeit stellte sie eine Ordnung her, die wir bis jetzt im Schlosse gar nicht vermißt hatten. Sie war eine sehr verständige Haushälterin; und da sie damit angefangen hatte, bei uns mit und an Tafel zu sitzen, so zog sie sich nunmehr nicht etwa aus falscher Bescheidenheit zurück, sondern speiste mit uns ohne Bedenken fort; aber sie rührte keine Karte, kein Instrument an, als bis sie die übernommenen Geschäfte zu Ende gebracht hatte.

„Nun muß ich freilich gestehen, daß mich das Schicksal dieses Mädchens innigst zu rühren anfing. Ich bedauerte die Eltern, die wahrscheinlich eine solche Tochter sehr vermißten; ich seufzte, daß so sanfte Tugenden, so viele Eigenschaften verloren gehen sollten. Schon lebte sie mehrere Monate mit uns, und ich hoffte, das Vertrauen, das wir ihr einzuflößen suchten, würde zuletzt das Geheimniß auf ihre Lippen bringen. War es ein Unglück, wir konnten helfen; war es ein Fehler, so ließ sich hoffen, unsere Vermittlung, unser Zeugniß würden ihr Vergebung eines vorübergehenden Irrthums verschaffen können; aber alle unsere Freundschaftsversicherungen, unsere Bitten selbst waren unwirksam. Bemerkte sie die Absicht, einige Aufklärung von ihr zu gewinnen, so versteckte sie sich hinter allgemeine Sittensprüche, um sich zu rechtfertigen, ohne uns zu belehren. Zum Beispiel, wenn wir von ihrem Unglücke sprachen: „Das Unglück," sagte

sie, „fällt über Gute und Böse. Es ist eine wirksame Arznei, welche die guten Säfte zugleich mit den üblen angreift.“ Suchten wir die Ursache ihrer Flucht aus dem väterlichen Hause zu entdecken: „Wenn das Reh sieht,“ sagte sie lächelnd, „so ist es darum nicht schuldig.“ Fragten wir, ob sie Verfolgungen erlitten: „Das ist das Schicksal mancher Mädchen von guter Geburt, Verfolgungen zu erfahren und auszuhalten. Wer über eine Beleidigung weint, dem werden mehrere begegnen.“ Aber wie hatte sie sich entschließen können, ihr Leben der Rohheit der Menge auszusetzen, oder es wenigstens manchmal ihrem Erbarmen zu verdanken? Darüber lachte sie wieder und sagte: „Dem Armen, der den Reichen bei Tafel begrüßt, fehlt es nicht an Verstand.“ Einmal, als die Unterhaltung sich zum Scherze neigte, sprachen wir ihr von Liebhabern und fragten sie, ob sie den frestigen Helden ihrer Romanze nicht kenne. Ich weiß noch recht gut, dieses Wort schien sie zu durchbohren: sie öffnete gegen mich ein paar Augen, so ernst und streng, daß die meinigen einen solchen Blick nicht aushalten konnten. Und so oft man auch nachher von Liebe sprach, so konnte man erwarten, die Anmuth ihres Wesens und die Lebhaftigkeit ihres Geistes getrübt zu sehen; gleich fiel sie in ein Nachdenken, das wir für Grübeln hielten, und das doch wol nur Schmerz war. Doch blieb sie im Ganzen munter, nur ohne große Lebhaftigkeit, edel, ohne sich ein Ansehen zu geben, gerade ohne Offenherzigkeit, zurückgezogen ohne Aengstlichkeit, eher duldsam als sanftmüthig, und mehr erkenntlich als herzlich gegen Liebkosungen und Höflichkeiten. Gewiß war es ein Frauenzimmer, gebildet, einem großen Hause vorzustehen; und doch schien sie nicht älter als einundzwanzig Jahre.

„So zeigte sich diese junge unerklärliche Person, die mich ganz eingenommen hatte, binnen zwei Jahren, die es ihr gefiel, bei uns zu verweilen, bis sie mit einer Thorheit schloß, die viel seltsamer ist, als ihre Eigenschaften ehrwürdig und glänzend waren. Mein Sohn, jünger als ich, wird sich trösten können; was mich betrifft, so fürchte ich, schwach genug zu sein, sie immer zu vermissen.

„Nun will ich diese Thorheit eines verständigen Frauenzimmers erzählen, um zu zeigen, daß Thorheit oft nichts weiter sei als Vernunft unter einem andern Aeußern. Es ist wahr, man wird einen seltsamen Widerspruch finden zwischen dem edlen Charakter der Pilgerin und der komischen List, deren sie sich

bediente; aber man kennt ja schon zwei ihrer Ungleichheiten, die Pilgerschaft selbst und das Lied."

Es ist wol deutlich, daß Herr von Revanne in die Unbekannte verliebt war. Nun mochte er sich freilich auf sein funfzigjähriges Gesicht nicht verlassen, ob er schon so frisch und wacker aussah als ein Dreißiger; vielleicht aber hoffte er durch seine reine kindliche Gesundheit zu gefallen, durch die Güte, Heiterkeit, Sanftheit, Großmuth seines Charakters, vielleicht auch durch sein Vermögen, ob er gleich zart genug gesinnt war, um zu fühlen, daß man das nicht erkauft, was keinen Preis hat.

Aber der Sohn von der andern Seite, liebenswürdig, zärtlich, feurig, ohne sich mehr als sein Vater zu bedenken, stürzte sich über Hals und Kopf in das Abenteuer. Erst suchte er versichtig die Unbekannte zu gewinnen, die ihm durch seines Vaters und seiner Tante Lob und Freundschaft erst recht werth geworden. Er bemühte sich aufrichtig um ein liebenswürdiges Weib, die seiner Leidenschaft weit über den gegenwärtigen Zustand erhöht schien. Ihre Strenge mehr als ihr Verdienst und ihre Schönheit entflammte ihn; er wagte zu reden, zu unternehmen, zu versprechen.

Der Vater, ohne es selbst zu wollen, gab seiner Bewerbung immer ein etwas väterliches Ansehen. Er kannte sich, und als er seinen Rival erkannt hatte, hoffte er nicht über ihn zu siegen, wenn er nicht zu Mitteln greifen wollte, die einem Manne von Grundsätzen nicht geziemen. Dessenungeachtet verfolgte er seinen Weg, ob ihm gleich nicht unbekannt war, daß Güte, ja Vermögen selbst, nur Reizungen sind, denen sich ein Frauenzimmer mit Vorbedacht hingiebt, die jedoch unwirksam bleiben, sobald Liebe sich mit den Reizen und in Begleitung der Jugend zeigt. Auch machte Herr von Revanne noch andere Fehler, die er später bereute. Bei einer beobachtungsvollen Freundschaft sprach er von einer dauerhaften, geheimen, gesetzmäßigen Verbindung. Er beklagte sich auch wol und sprach das Wort Undankbarkeit aus. Gewiß kannte er Die nicht, die er liebte, als er eines Tags zu ihr sagte, daß viele Wohlthäter Uebles für Gutes zurückerhielten. Ihm antwortete die Unbekannte mit Geradheit: viele Wohlthäter möchten ihren Begünstigten sämmtliche Rechte gern abhandeln für eine Linse.

Die schöne Fremde, in die Bewerbung zweier Gegner verwickelt, durch unbekannte Beweggründe geleitet, scheint keine andere Absicht gehabt zu haben, als sich und Andern alberne

Streiche zu ersparen, indem sie in diesen bedenklichen Umständen einen wunderlichen Ausweg ergriff. Der Sohn drängte mit der Kühnheit seines Alters und drohte, wie gebräuchlich, sein Leben der Unerbittlichen aufzuopfern; der Vater, etwas weniger unvernünftig, war doch ebenso dringend; aufrichtig Beide. Dieses liebenswürdige Wesen hätte sich hier wol eines verdienten Zustandes versichern können; denn beide Herren von Revanne betheuern, ihre Absicht sei gewesen, sie zu heirathen.

Aber an dem Beispiele dieses Mädchens mögen die Frauen lernen, daß ein redliches Gemüth, hätte sich auch der Geist durch Eitelkeit oder wirklichen Wahnsinn verirrt, die Herzenswunden nicht unterhält, die es nicht heilen will. Die Pilgerin fühlte, daß sie auf einem äußersten Punkte stehe, wo es ihr wol nicht leicht sein würde, sich lange zu vertheidigen: sie war in der Gewalt zweier Liebenden, welche jede Zudringlichkeit durch die Reinheit ihrer Absichten entschuldigen konnten, indem sie im Sinne hatten, ihre Verwegenheit durch ein feierliches Bündniß zu rechtfertigen. So war es, und so begriff sie es.

Sie konnte sich hinter Fräulein von Revanne verschanzen; sie unterließ es, ohne Zweifel aus Schonung, aus Achtung für ihre Wohlthäter. Sie kommt nicht aus der Fassung, sie erdenkt ein Mittel, Jedermann seine Tugend zu erhalten, indem sie die ihrige bezweifeln läßt. Sie ist wahnsinnig vor Treue, die ihr Liebhaber gewiß nicht verdient, wenn er nicht alle die Aufopferungen fühlt, und sollten sie ihm auch unbekannt bleiben.

Eines Tags, als Herr von Revanne die Freundschaft, die Dankbarkeit, die sie ihm bezeigte, etwas zu lebhaft erwiderte, nahm sie auf einmal ein naives Wesen an, das ihm auffiel.

„Ihre Güte, mein Herr," sagte sie, „ängstigt mich; und lassen Sie mich aufrichtig entdecken, warum. Ich fühle wohl, nur Ihnen bin ich meine ganze Dankbarkeit schuldig; aber freilich —"

„Grausames Mädchen!" sagte Herr von Revanne, „ich verstehe Sie: mein Sohn hat Ihr Herz gerührt."

„Ach, mein Herr! dabei ist es nicht geblieben. Ich kann nur durch meine Verwirrung ausdrücken —"

„Wie, Mademoiselle? Sie wären —"

„Ich denke wol, ja," sagte sie, indem sie sich tief verneigte und eine Thräne vortrachte; denn niemals fehlt es Frauen an einer Thräne bei ihren Schalkheiten, niemals an einer Entschuldigung ihres Unrechts.

So verliebt Herr von Revanne war, ſo mußte er doch dieſe neue Art von unſchuldiger Aufrichtigkeit unter dem Mutterbäubchen bewundern, und er fand die Verneigung ſehr am Platze.

„Aber, Mademoiſelle, das iſt mir ganz unbegreiflich —"

„Mir auch," ſagte ſie, und ihre Thränen floſſen reichlicher. Sie ließen ſo lange, bis Herr von Revanne am Schluß eines ſehr verdrießlichen Nachdenkens mit ruhiger Miene das Wort wieder aufnahm und ſagte: „Dies klärt mich auf! Ich ſehe, wie lächerlich meine Forderungen ſind. Ich mache Ihnen keine Vorwürfe, und als einzige Strafe für den Schmerz, den Sie mir verurſachen, verſpreche ich Ihnen von ſeinem Erbteile ſo viel, als nötig iſt, um zu erfahren, ob er Sie ſo ſehr liebt als ich."

„Ach, mein Herr! erbarmen Sie Sich meiner Unſchuld, und ſagen ihm nichts davon!"

Verſchwiegenheit fordern iſt nicht das Mittel, ſie zu erlangen. Nach dieſen Schritten erwartete nun die unbekannte Schöne, ihren Liebhaber voll Verdruß und höchſt unzufrieden vor ſich zu ſehen. Bald erſchien er mit einem Blicke, der niederſchmetternde Worte verkündigte. Doch er ſtockte und konnte nichts weiter hervorbringen als: „Wie? Mademoiſelle, iſt es möglich —"

„Nun, was denn, mein Herr?" ſagte ſie mit einem Lächeln, das bei einer ſolchen Gelegenheit zum Verzweifeln bringen kann.

„Wie? was denn? Sehen Sie, Mademoiſelle, Sie ſind mir ein ſchönes Weſen! Aber wenigſtens ſollte man rechtmäßige Kinder nicht enterben; es iſt ſchon genug, ſie anzuklagen. Ja, Mademoiſelle, ich durchdringe Ihr Komplot mit meinem Vater: Sie geben mir Beide einen Sohn, und es iſt mein Bruder; das bin ich gewiß!"

Mit ebenderſelben ruhigen und heitern Stirne antwortete ihm die ſchöne Unkluge: „Von nichts ſind Sie gewiß; es iſt weder Ihr Sohn noch Ihr Bruder. Die Knaben ſind bösartig; ich habe keinen gewollt; es iſt ein armes Mädchen, das ich weiter führen will, weiter, ganz weit von den Menſchen, den Böſen, den Thoren und den Ungetreuen."

Darauf ihrem Herzen Luft machend: „Leben Sie wohl!" fuhr ſie fort, „leben Sie wohl, lieber Revanne! Sie haben von Natur ein redliches Herz; erhalten Sie die Grundſätze der

Aufrichtigkeit! diese sind nicht gefährlich bei einem gegründeten Reichthum. Sein Sie gut gegen Arme! Wer die Bitte bekümmerter Unschuld verachtet, wird einst selbst bitten und nicht erhört werden. Wer sich kein Bedenken macht, das Bedenken eines schutzlosen Mädchens zu verachten, wird das Opfer werden von Frauen ohne Bedenken. Wer nicht fühlt, was ein ehrbares Mädchen empfinden muß, wenn man um sie wirbt, der verdient sie nicht zu erhalten. Wer gegen alle Vernunft, gegen die Absichten, gegen den Plan seiner Familie zu Gunsten seiner Leidenschaft Entwürfe schmiedet, verdient die Früchte seiner Leidenschaft zu entbehren und der Achtung seiner Familie zu ermangeln. Ich glaube wol, Sie haben mich aufrichtig geliebt; aber, mein lieber Revanne, die Katze weiß wohl, wem sie den Bart leckt; und werden Sie jemals der Geliebte eines würdigen Weibes, so erinnern Sie Sich der Mühle des Ungetreuen! Lernen Sie an meinem Beispiel, sich auf die Standhaftigkeit und Verschwiegenheit Ihrer Geliebten verlassen! Sie wissen, ob ich untreu bin; Ihr Vater weiß es auch. Ich gedachte durch die Welt zu rennen und mich allen Gefahren auszusetzen! gewiß, diejenigen sind die größten, die mich in diesem Hause bedrohten. Aber weil Sie jung sind, sage ich es Ihnen allein und im Vertrauen: Männer und Frauen sind nur mit Willen ungetreu; und das wollt' ich dem Freunde von der Mühle beweisen, der mich vielleicht wieder sieht, wenn sein Herz rein genug sein wird, zu vermissen, was er verloren hat."

Der junge Revanne hörte noch zu, da sie schon ausgesprochen hatte. Er stand wie vom Blitz getroffen; Thränen öffneten zuletzt seine Augen, und in dieser Rührung lief er zur Tante, zum Vater, ihnen zu sagen, Mademoiselle gebe weg, Mademoiselle sei ein Engel, oder vielmehr ein Dämon, herumirrend in der Welt, um alle Herzen zu peinigen. Aber die Pilgerin hatte so gut sich vorgesehen, daß man sie nicht wieder fand; und als Vater und Sohn sich erklärt hatten, zweifelte man nicht mehr an ihrer Unschuld, ihren Talenten, ihrem Wahnsinn. So viel Mühe sich auch Herr von Revanne seit der Zeit gegeben, war es ihm doch nicht gelungen, sich die mindeste Aufklärung über diese schöne Person zu verschaffen, die so flüchtig wie die Engel und so liebenswürdig erschienen war.

Sechstes Kapitel.

Nach einer langen und gründlichen Ruhe, deren die Wanderer wol bedürfen mochten, sprang Felix lebhaft aus dem Bette und eilte sich anzuziehen; der Vater glaubte zu bemerken, mit mehr Sorgfalt als bisher. Nichts saß ihm knapp noch nett genug; auch hätte er Alles neuer und frischer gewünscht. Er sprang nach dem Garten und haschte unterwegs nur etwas von der Vorkost, die der Diener für die Gäste brachte, weil erst nach einer Stunde die Frauenzimmer im Garten erscheinen würden.

Der Diener war gewohnt, die Fremden zu unterhalten und Manches im Hause vorzuzeigen; so auch führte er unsern Freund in eine Galerie, worin blos Porträte aufgehangen und aufgestellt waren, Alles Personen, die im achtzehnten Jahrhundert gewirkt hatten, eine große und herrliche Gesellschaft, Gemälde so wie Büsten, womöglich von vortrefflichen Meistern. „Sie finden," sagte der Kustode, „in dem ganzen Schloß kein Bild, das auch nur von ferne auf Religion, Ueberlieferung, Mythologie, Legende oder Fabel hindeutete; unser Herr will, daß die Einbildungskraft nur gefordert werde, um sich das Wahre zu vergegenwärtigen. „Wir fabeln so genug," pflegt er zu sagen, „als daß wir diese gefährliche Eigenschaft unseres Geistes durch äußere reizende Mittel noch steigern sollten.""

Die Frage Wilhelm's, wann man ihm aufwarten könne, ward durch die Nachricht beantwortet, der Herr sei nach seiner Gewohnheit ganz früh weggeritten. Er pflege zu sagen: Aufmerksamkeit ist das Leben! „Sie werden diese und andere Sprüche, in denen er sich bespiegelt, in den Feldern über den Thüren eingeschrieben sehen, wie wir z. B. gleich antreffen: Vom Nützlichen durchs Wahre zum Schönen!"

Die Frauenzimmer hatten schon unter den Linden das Frühstück bereitet. Felix eulenspiegelte um sie her und trachtete, in allerlei Thorheiten und Verwegenheiten sich hervorzuthun, eine Ahmahnung, einen Verweis von Hersilien zu erhaschen. Nun suchten die Schwestern durch Aufrichtigkeit und Mittheilung das Vertrauen des schweigsamen Gastes, der ihnen gefiel, zu gewinnen; sie erzählten von einem werthen Vetter, der, drei Jahre abwesend, zunächst erwartet werde, von einer würdigen Tante, die, unsern in ihrem Schlosse wohnend, als ein Schutz-

geist der Familie zu betrachten sei. In krankem Verfall des Körpers, in blühender Gesundheit des Geistes ward sie geschildert, als wenn die Stimme einer unsichtbar gewordenen Urfibylle reingöttliche Worte über die menschlichen Dinge ganz einfach ausspräche.

Der neue Gast lenkte nun Gespräch und Frage auf die Gegenwart. Er wünschte, den edlen Oheim in rein entschiedener Thätigkeit gerne näher zu kennen; er gedachte des angedeuteten Wegs vom Nützlichen durchs Wahre zum Schönen, und suchte die Worte auf seine Weise auszulegen, das ihm denn ganz gut gelang und Juliettens Beifall zu erwerben das Glück hatte.

Hersilie, die bisher lächelnd schweigsam geblieben, versetzte dagegen: „Wir Frauen sind in einem besondern Zustande. Die Maximen der Männer hören wir immerfort wiederholen, ja wir müssen sie in goldenen Buchstaben über unsern Häuptern sehen, und doch wüßten wir Mädchen im Stillen das Umgekehrte zu sagen, das auch gölte, wie es gerade hier der Fall ist. Die Schöne findet Verehrer, auch Freier, und endlich wol gar einen Mann; dann gelangt sie zum Wahren, das nicht immer höchst erfreulich sein mag, und wenn sie klug ist, widmet sie sich dem Nützlichen, sorgt für Haus und Kinder und verharrt dabei. So habe ich's wenigstens oft gefunden. Wir Mädchen haben Zeit zu beobachten, und da finden wir meist, was wir nicht suchten."

Ein Bote vom Oheim traf ein mit der Nachricht, daß sämmtliche Gesellschaft auf ein nahes Jagdhaus zu Tische geladen sei; man könne hin reiten und fahren. Hersilie erwählte zu reiten. Felix bat inständig, man möge ihm auch ein Pferd geben. Man kam überein, Juliette sollte mit Wilhelmen fahren und Felix als Page seinen ersten Ausritt der Dame seines jungen Herzens zu verdanken haben.

Indessen fuhr Juliette mit dem neuen Freunde durch eine Reihe von Anlagen, welche sämmtlich auf Nutzen und Genuß hindeuteten; ja, die unzähligen Fruchtbäume machten zweifelhaft, ob das Obst alles verzehrt werden könne.

„Sie sind durch ein so wunderliches Vorzimmer in unsere Gesellschaft getreten und fanden manches wirklich Seltsame und Sonderbare, so daß ich vermuthen darf, Sie wünschen einen Zusammenhang von Allem diesem zu wissen. Alles beruht auf Geist und Sinn meines trefflichen Oheims. Die kräftigen

Mannsjahre dieſes Edlen fielen in die Zeit der Beccaria*) und Filangieri**); die Maximen einer allgemeinen Menſchlichkeit wirkten damals nach allen Seiten. Dies Allgemeine jedoch bildete ſich der ſtrebende Geiſt, der ſtrenge Charakter nach Geſinnungen aus, die ſich ganz aufs Praktiſche bezogen. Er verhehlte uns nicht, wie er jenen liberalen Wahlſpruch: Den Meiſten***) das Beſte! nach ſeiner Art verwandelt und Vielen das Erwünſchte zugedacht. Die Meiſten laſſen ſich nicht finden noch kennen, was das Beſte ſei, noch weniger ausmitteln. Viele jedoch ſind immer um uns her; was ſie wünſchen, erfahren wir, was ſie wünſchen ſollten, überlegen wir; und ſo läßt ſich denn immer Bedeutendes thun und ſchaffen."

„In dieſem Sinne," fuhr ſie fort, „iſt Alles, was Sie hier ſehen, gepflanzt, gebaut, eingerichtet, und zwar um eines ganz nahen, leicht faßlichen Zweckes willen; Alles dies geſchah dem großen nahen Gebirg zu Liebe.

„Der treffliche Mann, Kraft und Vermögen haltend, ſagte zu ſich ſelbſt: ‚Keinem Kinde darf es an einer Kirſche, an einem Apfel fehlen, wonach ſie mit Recht ſo lüſtern ſind; der Hausfrau ſoll es nicht an Kohl noch an Rüben oder ſonſt einem Gemüſe im Topf ermangeln, damit dem unſeligen Kartoffelgenuß nur einigermaßen das Gleichgewicht gehalten werde.' In dieſem Sinne, auf dieſe Weiſe ſucht er zu leiſten, wozu ihm ſein Beſitzthum Gelegenheit giebt, und ſo haben ſich ſeit manchen Jahren Träger und Trägerinnen gebildet, welche das Obſt in die tiefſten Schluchten des Felsgebirges verkäuflich hintragen."

„Ich habe ſelbſt davon genoſſen wie ein Kind," verſetzte Wilhelm; „da, wo ich dergleichen nicht anzutreffen hoffte, zwiſchen Tannen und Felſen, überraſchte mich weniger ein reiner Frommſinn als ein erquicklich friſches Obſt. Die Gaben des Geiſtes ſind überall zu Hauſe, die Geſchenke der Natur über den Erdboden ſparſam ausgetheilt."

„Ferner hat unſer Würdiger von entfernten Orten Manches

*) Cesare Beccaria von Bonesana hatte durch ſeine zuerſt 1764 namenlos erſchienene Schrift dei delitti e delle pene einen Umſchwung in der Lehre vom peinlichen Rechte hervorgerufen.

**) Den edlen Gaetano Filangieri, den berühmten Verfaſſer des Werkes la scienza della legislazione (acht Bände 1781—1786), hatte Goethe in Neapel kennen gelernt.

***) Vielmehr Allen.

den Gebirgen näher gebracht; in diesen Gebäuden am Fuße bin finden Sie Salz aufgespeichert und Gewürze vorräthig. Für Tabak und Branntwein läßt er Andere sorgen; dies seien keine Bedürfnisse, sagt er, sondern Gelüste, und da würden sich schon Unterhändler genug finden."

Angelangt am bestimmten Orte, einem geräumigen Försterhause im Walde, fand sich die Gesellschaft zusammen und bereits eine kleine Tafel gedeckt. „Setzen wir uns!" sagte Hersilie. „Hier steht zwar der Stuhl des Oheims; aber gewiß wird er nicht kommen, wie gewöhnlich. Es ist mir gewissermaßen lieb, daß unser neuer Gast, wie ich höre, nicht lange bei uns verweilen wird; denn es müßte ihm verdrießlich sein, unser Personal kennen zu lernen. Es ist das ewig in Romanen und Schauspielen wiederholte: ein wunderlicher Oheim, eine sanfte und eine muntere Nichte, eine kluge Tante, Hausgenossen nach bekannter Art; und käme nun gar der Vetter wieder, so lernte er einen phantastischen Reisenden kennen, der vielleicht einen noch sonderbarern Gesellen mitbrächte, und so wäre das leidige Stück erfunden und in Wirklichkeit gesetzt."

„Die Eigenheiten des Oheims haben wir zu ehren," versetzte Juliette; „sie sind Niemandem zur Last, gereichen vielmehr Jedermann zur Bequemlichkeit. Eine bestimmte Tafelstunde ist ihm nun einmal verdrießlich; selten, daß er sie einhält, wie er denn versichert, eine der schönsten Erfindungen neuerer Zeit sei das Speisen nach der Karte." *)

Unter manchen andern Gesprächen kamen sie auch auf die Neigung des werthen Mannes, überall Inschriften zu belieben. „Meine Schwester," sagte Hersilie, „weiß sie sämmtlich auszulegen; mit dem Custode versteht sie's um die Wette; ich aber finde, daß man sie alle umkehren kann, und daß sie alsdann eben so wahr sind, und vielleicht noch mehr."

„Ich leugne nicht," versetzte Wilhelm, „es sind Sprüche darunter, die sich in sich selbst zu vernichten scheinen; so sah ich z. B. sehr auffallend angeschrieben: Besitz und Gemeingut! Heben sich diese beiden Begriffe nicht auf?"

Hersilie fiel ein: „Dergleichen Inschriften, scheint es, hat der Oheim von den Orientalen genommen, die an allen Wänden die Sprüche des Korans mehr verehren als verstehen."

Juliette, ohne sich irren zu lassen, erwiderte auf obige Frage:

*) Die letztere Bemerkung, die S. 87 wiederkehrt, sollte hier getilgt sein.

„Umschreiben Sie die wenigen Worte, so wird der Sinn alsobald hervorleuchten."

Nach einigen Zwischenreden fuhr Juliette fort, weiter aufzuklären, wie es gemeint sei: „Jeder suche den Besitz, der ihm von der Natur, von dem Schicksal gegönnt war, zu würdigen, zu erhalten, zu steigern; er greife mit allen seinen Fertigkeiten so weit umher, als er zu reichen fähig ist; immer aber denke er dabei, wie er Andere daran will Theil nehmen lassen; denn nur insofern werden die Vermögenden geschätzt, als Andere durch sie genießen."

Indem man sich nun nach Beispielen umsah, fand sich der Freund erst in seinem Fache; man wetteiferte, man überbot sich, um jene lakonischen Worte recht wahr zu finden. „Warum," hieß es, „verehrt man den Fürsten, als weil er einen Jeden in Thätigkeit setzen, fördern, begünstigen und seiner absoluten Gewalt gleichsam theilhaft machen kann? Warum schaut Alles nach dem Reichen, als weil er, der Bedürftigste, überall Theilnehmer an seinem Ueberflusse wünscht? Warum beneiden alle Menschen den Dichter? Weil seine Natur die Mittheilung nöthig macht, ja die Mittheilung selbst ist. Der Musiker ist glücklicher als der Maler; er spendet willkommene Gaben aus, persönlich unmittelbar, anstatt daß der Letzte nur giebt, wenn die Gabe sich von ihm absonderte."

Nun hieß es ferner im Allgemeinen: „Jede Art von Besitz soll der Mensch festhalten, er soll sich zum Mittelpunkt machen, von dem das Gemeingut ausgehen kann; er muß Egoist sein, um nicht Egoist zu werden, zusammenhalten, damit er spenden könne. Was soll es heißen, Besitz und Gut an die Armen zu geben? Löblicher ist, sich für sie als Verwalter betragen. Dies ist der Sinn der Worte: Besitz und Gemeingut! Das Kapital soll Niemand angreifen; die Interessen werden ohnehin im Weltlaufe schon Jedermann angehören."

Dergestalt unterhielten sich die Frauenzimmer mit dem neuen Freunde gar vielseitig, und bei immer wachsendem gegenseitigem Vertrauen sprachen sie über einen zunächst erwarteten Vetter.

„Wir halten sein wunderliches Betragen für abgeredet mit dem Oheim. Er läßt seit einigen Jahren nichts von sich hören, sendet anmuthige, seinen Aufenthalt verblümt andeutende Geschenke, schreibt nun auf einmal ganz aus der Nähe, will aber nicht eher zu uns kommen, bis wir ihm von unsern Zuständen Nachricht geben. Dies Betragen ist nicht natürlich; was auch

dahinter stecke, wir müssen es vor seiner Rückkehr erfahren. Heute Abend geben wir Ihnen ein Heft Briefe, woraus das Weitere zu ersehen ist."

Hersilie setzte hinzu: „Gestern machte ich Sie mit einer thörichten Landläuferin bekannt; heute sollen Sie von einem verrückten Reisenden vernehmen."

„Gestehe es nur," fügte Juliette hinzu, „diese Mittheilung ist nicht ohne Absicht."

Hersilie fragte soeben etwas ungeduldig, wo der Nachtisch bleibe, als die Meldung geschah, der Oheim erwarte die Gesellschaft, mit ihm die Nachkost in der großen Laube zu genießen. Auf dem Heimwege bemerkte man eine Feldküche, die sehr emsig ihre blank gereinigten Kasserolen, Schüsseln und Teller klappernd einzupacken beschäftigt war. In einer geräumigen Laube fand man den alten Herrn an einem runden, großen, frischgedeckten Tisch, auf welchem soeben die schönsten Früchte, willkommenes Backwerk und die besten Süßigkeiten, indem sich Jene niedersetzten, reichlich aufgetragen wurden. Auf die Frage des Oheims, was bisher begegnet, womit man sich unterhalten, fiel Hersilie vorschnell ein: „Unser guter Gast hätte wol über Ihre lakonischen Inschriften verwirrt werden können, wäre ihm Juliette nicht durch einen fortlaufenden Kommentar zu Hilfe gekommen."

„Du hast es immer mit Julietten zu thun," versetzte der Oheim; „sie ist ein wackeres Mädchen, das noch etwas lernen und begreifen mag."

„Ich möchte Vieles gern vergessen, was ich weiß; und was ich begriffen habe, ist auch nicht viel werth", versetzte Hersilie in Heiterkeit.

Hierauf nahm Wilhelm das Wort und sagte bedächtig: „Kurzgefaßte Sprüche jeder Art weiß ich zu ehren, besonders wenn sie mich anregen, das Entgegengesetzte zu überschauen und in Uebereinstimmung zu bringen."

„Ganz richtig!" erwiderte der Oheim. „Hat doch der vernünftige Mann in seinem ganzen Leben noch keine andere Beschäftigung gehabt."

Man hatte, wie sich im Gefolg des Gespräches ergab, dem Oheim vorgeworfen, daß ihm seine Güter nicht eintrügen, was sie sollten. Er versetzte dagegen: „Das Mindere der Einnahme betrachte ich als Ausgabe, die mir Vergnügen macht, indem ich Andern dadurch das Leben erleichtere; ich habe nicht einmal

die Mühe, daß dieſe Spende durch mich durchgeht, und ſo ſetzt ſich Alles wieder ins Gleiche."

Indeſſen beſetzte ſich die Tafelrunde nach und nach, ſo daß Spätere kaum Platz fanden. Die beiden Amtleute waren gekommen, Jäger, Pferdebändiger, Gärtner, Förſter und Andere, denen man nicht gleich ihren Beruf anſehen konnte. Jeder hatte etwas von dem letzten Augenblick zu erzählen und mitzutheilen, das ſich der alte Herr gefallen ließ, auch wol durch theilnehmende Fragen hervorrief, zuletzt aber aufſtand und, die Geſellſchaft, die ſich nicht rühren ſollte, begrüßend, mit den beiden Amtleuten ſich entfernte. Das Obſt hatten ſich Alle, das Zuckerwerk die jungen Leute, wenn ſie auch ein Wenig wild ausſahen, gar wohl ſchmecken laſſen. Einer nach dem Andern ſtand auf, begrüßte die Bleibenden und ging davon.

Die Frauenzimmer, welche bemerkten, daß der Gaſt auf das, was vorging, mit einiger Verwunderung Acht gab, erklärten ſich folgendermaßen: „Sie ſehen hier abermals die Wirkung der Eigenheiten unſeres trefflichen Oheims; er behauptet, keine Erfindung des Jahrhunderts verdiene mehr Bewunderung, als daß man in Gaſthäuſern an beſondern kleinen Tiſchchen nach der Karte ſpeiſen könne; ſobald er dies gewahr worden, habe er für ſich und Andere dies auch in ſeiner Familie einzuführen geſucht. Wenn er vom beſten Humor iſt, mag er gern die Schreckniſſe eines Familientiſches lebhaft ſchildern, wo jedes Glied, mit fremden Gedanken beſchäftigt, ſich niederſetzt, ungern hört, in Zerſtreuung ſpricht, muffig ſchweigt, und wenn gar das Unglück kleine Kinder heranführt, mit augenblicklicher Pädagogik die unzeitigſte Mißſtimmung hervorbringt. „So manches Uebel," ſagte er, „muß man tragen; von dieſem habe ich mich zu befreien gewußt." Selten erſcheint er an unſerm Tiſche und beſetzt den Stuhl nur augenblicklich, der für ihn leer ſteht. Seine Feldküche führt er mit ſich umher, ſpeiſt gewöhnlich allein; Andere mögen für ſich ſorgen. Wenn er aber einmal Frühſtück, Nachtiſch oder ſonſt Erfriſchung anbietet, dann verſammeln ſich alle zerſtreuten Angehörigen, genießen das Beſcherte, wie Sie geſehen haben. Das macht ihm Vergnügen; aber Niemand darf kommen, der nicht Appetit mitbringt; Jeder muß aufſtehen, der ſich gelabt hat, und nur ſo iſt er gewiß, immer von Genießenden umgeben zu ſein. „Will man die Menſchen ergetzen," hörte ich ihn ſagen, „ſo muß man ihnen das zu verleihen ſuchen, was ſie ſelten oder nie zu erlangen im Falle ſind."

Auf dem Rückwege brachte ein unerwarteter Schlag die Gesellschaft in einige Gemüthsbewegung. Hersilie sagte zu den neben ihr reitenden Felix: „Sieh dort, was mögen das für Blumen sein? Sie decken die ganze Sommerseite des Hügels; ich hab' sie noch nie gesehen."

Sogleich regte Felix sein Pferd an, sprengte auf die Stelle los und war im Zurückkommen mit einem ganzen Büschel blühender Kronen, die er von Weitem schüttelte, als er auf einmal mit dem Pferde verschwand. Er war in einen Graben gestürzt. Sogleich lösten sich zwei Reiter von der Gesellschaft ab, nach dem Punkte hinsprengend.

Wilhelm wollte aus dem Wagen; Juliette verbat es: „Hilfe ist schon bei ihm, und unser Gesetz in solchen Fällen, daß nur der Helfende sich von der Stelle regen darf."

Hersilie hielt ihr Pferd an. „Ja wol!" sagte sie, „Leibärzte braucht man nur selten, Wundärzte jeden Augenblick."

Schon sprengte Felix mit verbundenem Kopfe wieder heran, die blühende Beute festhaltend und hoch emporzeigend. Mit Selbstgefälligkeit reichte er den Strauß seiner Herrin zu; dagegen gab ihm Hersilie ein buntes leichtes Halstuch.

„Die weiße Binde kleidet Dich nicht," sagte sie; „diese wird schon lustiger aussehen."

Und so kamen sie, zwar beruhigt, aber theilnehmender gestimmt, nach Hause.

Es war spät geworden, man trennte sich in freundlicher Hoffnung morgenden Wiedersehens; der hier folgende Briefwechsel aber erhielt unsern Freund noch einige Stunden nachdenklich und wach.

Lenardo an die Tante.

Endlich erhalten Sie nach drei Jahren den ersten Brief von mir, liebe Tante, unserer Abrede gemäß, die freilich wunderlich genug war. Ich wollte die Welt sehen und mich ihr hingeben, und wollte für diese Zeit meine Heimath vergessen, von der ich kam, zu der ich wieder zurückzukehren hoffte. Den ganzen Eindruck wollte ich behalten, und das Einzelne sollte mich in die Ferne nicht irre machen. Indessen sind die nöthigen Lebenszeichen von Zeit zu Zeit hin- und hergegangen. Ich habe Geld erhalten, und kleine Gaben für meine Nächsten sind Ihnen in-

deſſen zur Austheilung überliefert worden. An den überſchickten Waaren konnten Sie ſehen, wo und wie ich mich befand. An den Weinen hat der Onkel meinen jedesmaligen Aufenthalt gewiß herausgekoſtet. Dann die Spitzen, die Quedlibets, die Stahlwaaren haben meinen Weg, durch Brabant über Paris nach London, für die Frauenzimmer bezeichnet; und ſo werd' ich auf ihren Schreib-, Näh- und Theetiſchen, an ihren Negligés und Feſtkleidern gar manches Merkzeichen finden, woran ich meine Reiſeerzählung knüpfen kann. Sie haben mich begleitet, ohne von mir zu hören, und ſind vielleicht nicht einmal neugierig, etwas weiter zu erfahren. Mir hingegen iſt höchſt nöthig, durch Ihre Güte zu vernehmen, wie es in dem Kreiſe ſteht, in den ich wiedereinzutreten im Begriff bin. Ich möchte wirklich aus der Fremde wie ein Fremder hineinkommen, der, um angenehm zu ſein, ſich erſt erkundigt, was man in dem Hauſe will und mag, und ſich nicht einbildet, daß man ihn wegen ſeiner ſchönen Augen oder Haare gerade nach ſeiner eigenen Weiſe empfangen müſſe. Schreiben Sie mir daher vom guten Onkel, von den lieben Nichten, von Sich ſelbſt, von unſern Verwandten, nähern und fernern, auch von alten und neuen Bedienten! Genug, laſſen Sie Ihre geübte Feder, die Sie für Ihren Neffen ſo lange nicht eingetaucht, auch einmal zu ſeinen Gunſten auf dem Papiere hinwalten! Ihr unterrichtendes Schreiben ſoll zugleich mein Kreditiv ſein, mit dem ich mich einſtelle, ſobald ich es erhalten habe. Es hängt alſo von Ihnen ab, mich in Ihren Armen zu ſehen. Man verändert ſich viel weniger, als man glaubt, und die Zuſtände bleiben ſich auch meiſtens ſehr ähnlich. Nicht was ſich verändert hat, ſondern was geblieben iſt, was allmählig zu- und abnahm, will ich auf einmal wiedererkennen und mich ſelbſt in einem bekannten Spiegel wiederblicken. Grüßen Sie herzlich alle die Unſrigen und glauben Sie, daß in der wunderlichen Art meines Außenbleibens und Zurückkommens ſo viel Wärme enthalten ſei, als manchmal nicht in ſtetiger Theilnahme und lebhafter Mittheilung. Tauſend Grüße Jedem und Allen!

Nachſchrift.

Verſäumen Sie nicht, beſte Tante, mir auch von unſern Geſchäftsmännern ein Wort zu ſagen, wie es mit unſern Gerichtshaltern und Pachtern ſteht. Was iſt mit Valerinen

geworden, der Tochter des Pachters, den unser Onkel kurz vor meiner Abreise, zwar mit Recht, aber doch, dünkt mich, mit ziemlicher Härte austrieb? Sie sehen, ich erinnere mich noch manches Umstandes; ich weiß wol noch Alles. Ueber das Vergangene sollen Sie mich examiniren, wenn Sie mir das Gegenwärtige mitgetheilt haben.

Die Tante an Julietten.

Endlich, liebe Kinder, ein Brief von dem dreijährigen Schweiger. Was doch die wunderlichen Menschen wunderlich sind! Er glaubt, seine Waaren und Zeichen seien so gut als ein einziges gutes Wort, das der Freund dem Freunde sagen oder schreiben kann. Er bildet sich wirklich ein, im Vorschuß zu stehen, und will nun von unserer Seite das zuerst geleistet haben, was er uns von der seinigen so hart und unfreundlich versagte. Was sollen wir thun? Ich für meinen Theil würde gleich in einem langen Brief seinen Wünschen entgegenkommen, wenn sich mein Kopfweh nicht anmeldete, das mich gegenwärtiges Blatt kaum zu Ende schreiben läßt. Wir verlangen ihn Alle zu sehen. Uebernehmt, meine Lieben, doch das Geschäft! Bin ich hergestellt, ehe Ihr geendet habt, so will ich das Meinige beitragen. Wählt Euch die Personen und die Verhältnisse, wie Ihr sie am Liebsten beschreibt! Theilt Euch darein! Ihr werdet Alles besser machen als ich selbst. Der Bote bringt mir doch von Euch ein Wort zurück?

Juliette an die Tante.

Wir haben gleich gelesen, überlegt und sagen mit dem Boten unsere Meinung. Jede besonders, wenn wir erst zusammen versichert haben, daß wir nicht so gutmüthig sind wie unsere liebe Tante gegen den immer verzogenen Neffen. Nachdem er seine Karten drei Jahre vor uns verborgen gehalten hat und noch verborgen hält, sollen wir die unsrigen auflegen und ein offenes Spiel gegen ein verdecktes spielen. Das ist keineswegs billig, und doch mag es hingehen; denn der Feinste betriegt sich oft, gerade weil er zu viel sichert. Nur über die Art und Weise sind wir nicht einig, was und wie man's ihm senden

ſoll. Zu ſchreiben, wie man über die Seinigen denkt, das iſt für uns wenigſtens eine wunderliche Aufgabe. Gewöhnlich denkt man über ſie nur in dieſem und jenem Falle, wenn ſie Einem beſonderes Vergnügen oder Verdruß machen; übrigens läßt Jeder den Andern gewähren. Sie kennen es allein, liebe Tante; denn Sie haben die Einſicht und die Billigkeit zugleich. Herſilie, die, wie Sie wiſſen, leicht zu entzünden iſt, hat mir in der Geſchwindigkeit die ganze Familie aus dem Stegreife ins Luſtige recenſirt; ich wollte, daß es auf dem Papier ſtünde, um Ihnen ſelbſt bei Ihren Uebeln ein Lächeln abzugewinnen; aber nicht, daß man es ihm ſchicke. Mein Vorſchlag iſt jedoch, ihm unſere Korreſpondenz dieſer drei Jahre mitzutheilen; da mag er ſich durchleſen, wenn er Muth hat, oder mag kommen, um zu ſehen, was er nicht leſen mag. Ihre Briefe an mich, liebe Tante, ſind in der beſten Ordnung und ſtehen gleich zu Befehl. Dieſer Meinung tritt Herſilie nicht bei; ſie entſchuldigt ſich mit der Unordnung ihrer Papiere u. ſ. w., wie ſie Ihnen ſelbſt ſagen wird.

Herſilie an die Tante.

Ich will und muß ſehr kurz ſein, liebe Tante; denn der Bote zeigt ſich unartig ungeduldig. Ich finde es eine übermäßige Gutmüthigkeit und gar nicht am Platz, Lenardo unſere Briefe mitzutheilen. Was braucht er zu wiſſen, was wir Gutes von ihm geſagt haben? Was braucht er zu wiſſen, was wir Böſes von ihm ſagten? um aus dem Letzten noch mehr als dem Erſten herauszufinden, daß wir ihm gut ſind! Halten Sie ihn kurz, ich bitte Sie! Es iſt ſo was Abgemeſſenes und Anmaßliches in dieſer Forderung, in dieſem Betragen, wie es die Herren meiſtens haben, wenn ſie aus fremden Ländern kommen: ſie halten die daheim Gebliebenen immer nicht für voll. Entſchuldigen Sie Sich mit Ihrem Kopfweh! Er wird ſchon kommen; denn wenn er nicht käme, ſo warten wir noch ein Wenig. Vielleicht fällt es ihm alsdann ein, auf eine ſonderbar geheime Weiſe ſich bei uns zu introduciren, uns unerkannt kennen zu lernen, und was nicht Alles in den Plan eines ſo klugen Mannes eingreifen könnte. Das müßte doch hübſch und wunderbar ſein! das dürfte allerlei Verhältniſſe hervorbringen, die bei einem ſo diplomatiſchen Eintritt in ſeine Familie, wie er ihn jetzt vorhat, ſich unmöglich entwickeln können.

Der Bote! der Bote! Ziehen Sie Ihre alten Leute beſſer, oder ſchicken Sie junge! Dieſem iſt weder mit Schmeichelei noch mit Wein beizukommen. Leben Sie tauſendmal wohl!

Nachſchrift um Nachſchrift.

Sagen Sie mir, was will der Vetter in ſeiner Nachſchrift mit Valerinen? Dieſe Frage iſt mir doppelt aufgefall... Es iſt die einzige Perſon, die er mit Namen nennt; wir Andern ſind ihm Nichten, Tanten, Geſchäftsträger, keine Perſonen, ſondern Rubriken. Valerine, die Tochter unſeres Gerichtshalters! Freilich ein blondes ſchönes Kind, das dem Herrn Vetter vor ſeiner Abreiſe mag in die Augen geleuchtet haben. Sie iſt verheirathet, gut und glücklich; das brauch' ich Ihnen nicht zu ſagen. Aber er weiß es ſo wenig, als er ſonſt etwas von uns weiß. Vergeſſen Sie ja nicht, ihm gleichfalls in einer Nachſchrift zu melden, Valerine ſei täglich ſchöner geworden und habe auch deshalb eine ſehr gute Partie gethan; ſie ſei die Frau eines reichen Gutsbeſitzers; verheirathet ſei die ſchöne Blondine. Machen Sie es ihm recht deutlich! Nun aber, liebe Tante, iſt das noch nicht Alles. Wie er ſich der blonden Schönheit ſo genau erinnern und ſie mit der Tochter des liederlichen Pachters, einer wilden Hummel von Brünette, verwechſeln kann, die Nachbarin hieß, und die wer weiß wohin gerathen iſt, das bleibt mir völlig unbegreiflich und intriguirt mich ganz beſonders; denn es ſcheint doch, der Herr Vetter, der ſein gutes Gedächtniß rühmt, verwechſelt Namen und Perſonen auf eine ſonderbare Weiſe. Vielleicht fühlt er dieſen Mangel und will das Erloſchene durch Ihre Schilderung wieder auffriſchen. Halten Sie ihn kurz, ich bitte Sie! aber ſuchen Sie zu erfahren, wie es mit den Valerinen und Nachbarinen ſteht, und was für Ihnen, Trinen vielleicht noch alle ſich in ſeiner Einbildungskraft erhalten haben, indeſſen die Erſten und Ihnen daraus verſchwunden ſind. Der Bote! der verwünſchte Bote!

Die Tante den Nichten.

(Extract.)

Was ſoll man ſich viel verſtellen gegen Die, mit denen man ſein Leben zuzubringen hat! Lenardo mit allen ſeinen Eigenheiten verdient Zutrauen. Ich ſchicke ihm Eure beiden Briefe;

daraus lernt er Euch kennen, und ich hoffe, wir Andern werden unbewußt eine Gelegenheit ergreifen, uns auch nächſtens ebenſo vor ihm darzuſtellen. Lebt wohl! ich leide ſehr.

Herſilie an die Tante.

Was ſoll man ſich viel verſtellen gegen Die, mit denen man ſein Leben zubringt! Lenardo iſt ein vergegener Neffe. Es iſt abſcheulich, daß Sie ihm unſere Briefe ſchicken. Er wird uns daraus nicht kennen lernen, und ich wünſche mir nur Gelegenheit, mich nächſtens von einer andern Seite darzuſtellen. Sie machen Andere viel leiden, indem Sie leiden und blind ſind. Baldige Beſſerung Ihrer Leiden! Ihrer Liebe iſt nicht zu helfen.

Die Tante an Herſilien.

Dein letztes Zettelchen hätte ich auch mit an Lenardo eingepackt, wenn ich überhaupt bei dem Vorſatz geblieben wäre, den mir meine inkorrigible Neigung, mein Leiden und die Bequemlichkeit eingegeben hatten. Eure Briefe ſind nicht fort.

Wilhelm an Natalien.

Der Menſch iſt ein geſelliges, geſprächiges Weſen; ſeine Luſt iſt groß, wenn er Fähigkeiten ausübt, die ihm gegeben ſind, und wenn auch weiter nichts dabei herauskäme. Wie oft beklagt man ſich in Geſellſchaft, daß Einer den Andern nicht zum Worte kommen läßt, und ebenſo kann man ſagen, daß Einer den Andern nicht zum Schreiben kommen ließe, wenn nicht das Schreiben gewöhnlich ein Geſchäft wäre, das man einſam und allein abthun muß!

Wie viel die Menſchen ſchreiben, davon hat man gar keinen Begriff. Von dem, was davon gedruckt wird, will ich gar nicht reden, ob es gleich ſchon genug iſt. Was aber an Briefen und Nachrichten und Geſchichten, Anekdoten, Beſchreibungen von gegenwärtigen Zuſtänden einzelner Menſchen in Briefen und größern Aufſätzen in der Stille zirkulirt, davon kann man ſich nur eine Vorſtellung machen, wenn man in gebildeten

Familien eine Zeit lang lebt, wie es mir jetzt geht. In der Sphäre, in der ich mich gegenwärtig befinde, bringt man beinahe so viel Zeit zu, seinen Verwandten und Freunden dasjenige mitzutheilen, womit man sich beschäftigt, als man Zeit sich zu beschäftigen selbst hatte. Diese Bemerkung, die sich mir seit einigen Tagen aufdringt, mache ich um so lieber, als mir die Schreibseligkeit meiner neuen Freunde Gelegenheit verschafft, ihre Verhältnisse geschwind und nach allen Seiten hin kennen zu lernen. Man vertraut mir, man giebt mir einen Pack Briefe, ein paar Heite Reisejournale, die Konfessionen eines Gemüths, das noch nicht mit sich selbst einig ist, und so bin ich in Kurzem überall zu Hause; ich kenne die nächste Gesellschaft; ich kenne die Personen, deren Bekanntschaft ich machen werde, und weiß von ihnen beinahe mehr als sie selbst, weil sie denn doch in ihren Zuständen befangen sind, und ich an ihnen vorbeischwebe, immer an Deiner Hand, mich mit Dir über Alles besprechend. Auch ist es meine erste Bedingung, ehe ich ein Vertrauen annehme, daß ich Dir Alles mittheilen dürfe. Hier also einige Briefe, die Dich in den Kreis einführen werden, in dem ich mich gegenwärtig herumdrehe, ohne mein Gelübde zu brechen oder zu umgehen.

Siebentes Kapitel.

Am frühesten Morgen fand sich unser Freund allein in die Galerie und ergetzte sich an so mancher bekannten Gestalt; über die Unbekannten gab ihm ein vorgefundener Katalog den erwünschten Aufschluß. Das Porträt wie die Biographie haben ein ganz eigenes Interesse: der bedeutende Mensch, den man sich ohne Umgebung nicht denken kann, tritt einzeln abgesondert heraus und stellt sich vor uns wie vor einen Spiegel; ihm sollen wir entschiedene Aufmerksamkeit zuwenden, wir sollen uns ausschließlich mit ihm beschäftigen, wie er behaglich vor dem Spiegelglas mit sich beschäftigt ist. Ein Feldherr ist es, der jetzt das ganze Heer repräsentirt, hinter den so Kaiser als Könige, für die er kämpft, ins Trübe zurücktreten. Der gewandte Hofmann steht vor uns, eben als wenn er uns den Hof machte; wir denken nicht an die große Welt, für die er sich eigentlich so anmuthig ausgebildet hat. Ueberraschend war sodann unserm

Beschauer die Aehnlichkeit mancher längst vorübergegangenen mit lebendigen, ihm bekannten und leibhaftig gesehenen Menschen, ja Aehnlichkeit mit ihm selbst! Und warum sollten sich nur Zwillingsgemächmen aus einer Mutter entwickeln? Sollte die große Mutter der Götter und Menschen nicht auch das gleiche Gebild aus ihrem fruchtbaren Schoße gleichzeitig oder in Pausen hervorbringen können? Endlich durfte denn auch der gefühlvolle Beschauer sich nicht leugnen, daß manches anziehende, manches Abneigung erweckende Bild vor seinen Augen vorüberschwebe.

In solchem Betrachten überraschte ihn der Hausherr, mit dem er sich über diese Gegenstände freimüthig unterhielt und hiernach dessen Gunst immer mehr zu gewinnen schien. Denn er ward freundlich in die innern Zimmer geführt, vor die köstlichsten Bilder bedeutender Männer des sechzehnten Jahrhunderts in vollständiger Gegenwart, wie sie für sich leibten und lebten, ohne sich etwa im Spiegel oder im Zuschauer zu beschauen, sich selbst gelassen und genügend, und durch ihr Dasein wirkend, nicht durch irgend ein Wollen oder Vornehmen.

Der Hausherr, zufrieden, daß der Gast eine so reich herangebrachte Vergangenheit vollkommen zu schätzen wußte, ließ ihn Handschriften sehen von manchen Personen, über die sie vorher in der Galerie gesprochen hatten; sogar zuletzt Reliquien, von denen man gewiß war, daß der frühere Besitzer sich ihrer bedient, sie berührt hatte.

„Dies ist meine Art von Poesie," sagte der Hausherr lächelnd; „meine Einbildungskraft muß sich an etwas festhalten; ich mag kaum glauben, daß etwas gewesen sei, was nicht noch da ist. Ueber solche Heiligthümer vergangener Zeit suche ich mir die strengsten Zeugnisse zu verschaffen; sonst werden sie nicht aufgenommen. Am Schärfsten werden schriftliche Ueberlieferungen geprüft; denn ich glaube wol, daß der Mönch die Chronik geschrieben hat; wovon er aber zeugt, daran glaube ich selten."

Zuletzt legte er Wilhelmen ein weißes Blatt vor, mit Ersuchen um einige Zeilen, doch ohne Unterschrift; worauf der Gast durch eine Tapetenthüre sich in den Saal entlassen und an der Seite des Kustode fand.

„Es freut mich," sagte Dieser, „daß Sie unserm Herrn werth sind; schon daß Sie zu dieser Thüre herauskommen, ist ein Beweis davon. Wissen Sie aber, wofür er Sie hält? Er

glaubt einen praktischen Pädagogen an Ihnen zu sehen; den Knaben vermutet er von vornehmem Hause, Ihrer Führung anvertraut, um mit rechtem Sinn sogleich in die Welt und ihre mannichfaltigen Zustände nach Grundsätzen frühzeitig eingeweiht zu werden."

„Er thut mir zu viel Ehre an," sagte der Freund; „doch will ich das Wort nicht vergebens gehört haben."

Beim Frühstück, wo er seinen Felix schon um die Frauenzimmer beschäftigt fand, eröffneten sie ihm den Wunsch, er möge, da er nun einmal nicht zu halten sei, sich zu der edlen Tante Makarie begeben und vielleicht von da zum Vetter, um das wunderliche Zaudern aufzuklären; er werde dadurch sogleich zum Gliede ihrer Familie, erzeige ihnen Allen einen entschiedenen Dienst und trete mit Lenardo ohne große Vorbereitung in ein zutrauliches Verhältniß.

Er jedoch versetzte dagegen: „Wohin Sie mich senden, begeb' ich mich gern; ich ging aus, zu schauen und zu denken; bei Ihnen hab' ich mehr erfahren und gelernt, als ich hoffen durfte, und bin überzeugt, auf dem nächsten eingeleiteten Wege werd' ich mehr, als ich erwarten kann, gewahr werden und lernen."

„Und Du, artiger Taugenichts! was wirst denn Du lernen?" fragte Hersilie, worauf der Knabe sehr keck erwiderte: „Ich lerne schreiben, damit ich Dir einen Brief schicken kann, und reiten wie Keiner, damit ich immer gleich wieder bei Dir bin."

Hierauf sagte Hersilie bedenklich: „Mit meinen zeitbürtigen Verehrern hat es mir niemals recht glücken wollen; es scheint, daß die folgende Generation mich nächstens entschädigen will."

Nun aber empfinden wir mit unserm Freunde, wie schmerzlich die Stunde des Abschieds herannaht, und mögen uns gern von den Eigenheiten seines trefflichen Wirthes, von den Seltsamkeiten des außerordentlichen Mannes einen deutlichen Begriff machen. Um ihn aber nicht falsch zu beurtheilen, müssen wir auf das Herkommen, auf das Herankommen dieser schon zu hohen Jahren gelangten würdigen Person unsere Aufmerksamkeit richten. Was wir ausfragen konnten, ist Folgendes:

Sein Großvater lebte als thätiges Glied einer Gesandtschaft

in England, gerade in den letzten Jahren des William Penn.*) Das hohe Wohlwollen, die reinen Abſichten, die unverrückte Thätigkeit eines ſo verzüglichen Mannes, der Konflikt, in den er deshalb mit der Welt gerieth, die Gefahren und Bedrängniſſe, unter denen der Edle zu erliegen ſchien, erregten in dem empfänglichen Geiſte des jungen Mannes ein entſchiedenes Intereſſe; er verbrüderte ſich mit der Angelegenheit und zog endlich ſelbſt nach Amerika. Der Vater unſeres Herrn iſt in Philadelphia geboren, und Beide rühmten ſich, beigetragen zu haben, daß eine allgemeine freiere Religionsübung in den Kolonien Statt fand.

Hier entwickelte ſich die Maxime, daß eine in ſich abgeſchloſſene, in Sitten und Religion übereinſtimmende Nation vor aller fremden Einwirkung, aller Neuerung ſich wol zu hüten habe, daß aber da, wo man auf friſchem Boden viele Glieder von allen Seiten her zuſammenberufen will, möglichſt unbedingte Thätigkeit im Erwerb und freier Spielraum der allgemeinnützlichen und religiöſen Vorſtellungen zu vergönnen ſei.

Der lebhafte Trieb nach Amerika im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts war groß, indem ein Jeder, der ſich diesſeits einigermaßen unbequem fand, ſich drüben in Freiheit zu ſetzen hoffte; dieſer Trieb ward genährt durch wünſchenswerthe Beſitzungen, die man erlangen konnte, ehe ſich noch die Bevölkerung weiter nach Weſten verbreitete. Ganze ſogenannte Grafſchaften ſtanden noch zu Kauf an der Grenze des bewohnten Landes; auch der Vater unſeres Herrn hatte ſich dort bedeutend angeſiedelt.

Wie aber in den Söhnen ſich oft ein Widerſpruch hervorthut gegen väterliche Geſinnungen, ſo zeigte ſich's auch hier. Unſer Hausherr, als Jüngling nach Europa gelangt, fand ſich hier ganz anders; dieſe unſchätzbare Kultur, ſeit mehreren tauſend Jahren entſprungen, gewachſen, ausgebreitet, gedämpft, gedrückt, nie ganz erdrückt, wieder aufathmend, ſich neu belebend und nach wie vor in unendlichen Thätigkeiten hervortretend, gab ihm ganz andere Begriffe, wohin die Menſchheit gelangen kann. Er zog vor, an den großen unüberſehlichen Vortheilen ſein Antheil hinzunehmen und lieber in der großen, geregelt

*) Des Gründers und Geſetzgebers von Pennſylvanien (1699), der ſeinen Eigenthumsrecht in Folge unſicherer Vermögensverhältniſſe 1712 der britiſchen Krone abtreten mußte, kaum Jahre vor ſeinem Tode.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

thätigen Masse mitwirkend sich zu verlieren, als drüben über dem Meere, um Jahrhunderte verspätet, den Orpheus und Lykurg zu spielen. Er sagte: „Ueberall bedarf der Mensch Geduld, überall muß er Rücksicht nehmen, und ich will mich doch lieber mit meinem Könige abfinden, daß er mir diese oder jene Gerechtsame zugestehe, lieber mich mit meinen Nachbarn vergleichen, daß sie mir gewisse Beschränkungen erlassen, wenn ich ihnen von einer andern Seite nachgebe, als daß ich mich mit den Irokesen herumschlage, um sie zu vertreiben, oder sie durch Kontrakte betriege, um sie zu verdrängen aus ihren Sümpfen, wo man von Moskites zu Tode gepeinigt wird."

Er übernahm die Familiengüter, wußte sie freisinnig zu behandeln, sie wirthschaftlich einzurichten, weite, unnütz scheinende Nachbardistrikte klüglich anzuschließen und so sich innerhalb der kultivirten Welt, die in einem gewissen Sinne auch gar oft eine Wildniß genannt werden kann, ein mäßiges Gebiet zu erwerben und zu bilden, das für die beschränkten Zustände immer noch utopisch genug ist.

Religionsfreiheit ist daher in diesem Bezirk natürlich; der öffentliche Kultus wird als ein freies Bekenntniß angesehen, daß man in Leben und Tod zusammengehöre; hiernach aber wird sehr darauf gesehen, daß Niemand sich absondere.

Man wird in den einzelnen Ansiedelungen mäßig große Gebäude gewahr; dies ist der Raum, den der Grundbesitzer jeder Gemeinde schuldig ist. Hier kommen die Aeltesten zusammen, um sich zu berathen; hier versammeln sich die Glieder, um Belehrung und fromme Ermunterung zu vernehmen; aber auch zu heiterm Ergetzen ist dieser Raum bestimmt; hier werden die hochzeitlichen Tänze aufgeführt und der Feiertag mit Musik geschlossen.

Hierauf kann uns die Natur selbst führen. Bei gewöhnlich heiterer Witterung sehen wir unter derselben Linde die Aeltesten im Rath, die Gemeinde zur Erbauung und die Jugend im Tanze sich schwenkend. Auf ernstem Lebensgrunde zeigt sich das Heilige so schön: Ernst und Heiligkeit mäßigen die Lust, und nur durch Mäßigung erhalten wir uns.

Ist die Gemeinde andern Sinnes und wohlhabend genug, so steht es ihr frei, verschiedene Baulichkeiten den verschiedenen Zwecken zu widmen.

Wenn aber dies Alles aufs Oeffentliche und Gemeinsamstliche berechnet ist, so bleibt die eigentliche Religion ein In-

neres, ja Individuelles. Denn sie hat ganz allein mit dem Gewissen zu thun; dieses soll erregt, soll beschwichtigt werden: erregt, wenn es stumpf, unthätig, unwirksam dahinbrütet; beschwichtigt, wenn es durch reuige Unruhe das Leben zu verbittern droht; denn es ist ganz nah mit der Sorge verwandt, die in den Kummer überzugehen droht, wenn wir uns oder Andern durch eigene Schuld ein Uebel zugezogen haben.

Da wir aber zu Betrachtungen, wie sie hier gefordert werden, nicht immer aufgelegt sind, auch nicht immer aufgeregt sein mögen, so ist hiezu der Sonntag bestimmt, wo Alles, was den Menschen drückt, in religiöser, sittlicher, geselliger, ökonomischer Beziehung, zur Sprache kommen muß.

„Wenn Sie eine Zeit lang bei uns blieben," sagte Juliette, „so würde auch unser Sonntag Ihnen nicht mißfallen. Uebermorgen früh würden Sie eine große Stille bemerken; Jeder bleibt einsam und widmet sich einer vorgeschriebenen Betrachtung. Der Mensch ist ein beschränktes Wesen: unsere Beschränkung zu überdenken, ist der Sonntag gewidmet. Sind es körperliche Leiden, die wir im Lebenstaumel der Woche vielleicht gering achteten, so müssen wir am Anfange der neuen alsobald den Arzt aufsuchen; ist unsere Beschränkung ökonomisch und sonst bürgerlich, so sind unsere Beamten verpflichtet, ihre Sitzungen zu halten; ist es geistig, sittlich, was uns verdüstert, so haben wir uns an einen Freund, an einen Wohldenkenden zu wenden, dessen Rath, dessen Einwirkung zu erbitten: genug, es ist das Gesetz, daß Niemand eine Angelegenheit, die ihn beunruhigt oder quält, in die neue Woche hinübernehmen dürfe. Von drückenden Pflichten kann uns nur die gewissenhafteste Ausübung befreien, und was gar nicht aufzulösen ist, überlassen wir zuletzt Gott, als dem allbedingenden und allbefreienden Wesen. Auch der Oheim selbst unterläßt nicht solche Prüfung; es sind sogar Fälle, wo er mit uns vertraulich über eine Angelegenheit gesprochen hat, die er im Augenblick nicht überwinden konnte; am Meisten aber bespricht er sich mit unserer edlen Tante, die er von Zeit zu Zeit besuchend angeht. Auch pflegt er Sonntag Abends zu fragen, ob Alles rein gebeichtet und abgethan worden. Sie sehen hieraus, daß wir alle Sorgfalt anwenden, um nicht in Ihren Orden, nicht in die Gemeinschaft der Entsagenden aufgenommen zu werden."

„Es ist ein sauberes Leben!“ rief Hersilie. „Wenn ich mich alle acht Tage resignire, so hab' ich es freilich bei dreihundertundfünfundsechzigen*) zu Gute.“

Vor dem Abschiede jedoch erhielt unser Freund von dem jüngern Beamten ein Packet mit beiliegendem Schreiben, aus welchem wir folgende Stelle ausheben:

„Mir will scheinen, daß bei jeder Nation ein anderer Sinn vorwalte, dessen Befriedigung sie allein glücklich macht; und dies bemerkt man ja schon an verschiedenen Menschen. Der Eine, der sein Ohr mit vollen, anmuthig geregelten Tönen gefüllt, Geist und Seele dadurch angeregt wünscht, dankt er mir's, wenn ich ihm das trefflichste Gemälde vor Augen stelle? Ein Gemäldefreund will schauen; er wird ablehnen, durch Gedicht oder Roman seine Einbildungskraft erregen zu lassen. Wer ist denn so begabt, daß er vielseitig genießen könne?

„Sie aber, vorübergehender Freund, sind mir als ein Solcher erschienen, und wenn Sie die Nettigkeit einer vornehm reichen französischen Verirrung zu schätzen wußten, so hoffe ich, Sie werden die einfache treue Rechtlichkeit deutscher Zustände nicht verschmähen und mir verzeihen, wenn ich nach meiner Art und Denkweise, nach Herkommen und Stellung, kein anmuthigeres Bild finde, als wie sie uns der deutsche Mittelstand in seinen reinen Häuslichkeiten sehen läßt.

„Lassen Sie Sich's gefallen und gedenken mein!“

Achtes Kapitel.

Wer ist der Verräther?

„Nein! nein!“ rief er aus, als er heftig und eilig ins angewiesene Schlafzimmer trat und das Licht niedersetzte: „nein! es ist nicht möglich! Aber wohin soll ich mich wenden? Das erste Mal denk' ich anders als er, das erste Mal empfind' ich, will ich anders. — O mein Vater! könntest Du unsichtbar gegenwärtig sein, mich durch und durch schauen, Du würdest Dich überzeugen, daß ich noch Derselbe bin, immer der treue, gehorsame, liebevolle Sohn. — Nein zu sagen! des Vaters liebstem, lange gehegtem Wunsch zu widerstreben! wie soll ich's

*) Es müßte heißen „bei den übrigen dreihundertundvierzigen“.

offenbaren? wie soll ich's ausdrücken? Nein, ich kann Julien nicht heirathen. — Indem ich's ausspreche, erschrecke ich. Und wie soll ich vor ihn treten, es ihm eröffnen, dem guten, lieben Vater? Er blickt mich staunend an und schweigt; er schüttelt den Kopf; der einsichtige, kluge, gelehrte Mann weiß keine Worte zu finden. Weh mir! — O, ich wüßte wohl, wem ich diese Pein, diese Verlegenheit vertraute, wen ich mir zum Fürsprecher ausgriffe! Aus Allen Dich, Lucinde! und Dir möcht' ich zuerst sagen, wie ich Dich liebe, wie ich mich Dir hingebe und Dich flehentlich bitte: Vertritt mich! und kannst Du mich lieben, willst Du mein sein, so vertritt uns Beide!"

Dieses kurze, herzlich leidenschaftliche Selbstgespräch aufzuklären, wird es aber viele Worte kosten.

Professor N. zu N. hatte einen einzigen Knaben von wundersamer Schönheit, den er bis in das achte Jahr der Vorsorge seiner Gattin, der würdigsten Frau, überließ; diese leitete die Stunden und Tage des Kindes zum Leben, Lernen und zu allem guten Betragen. Sie starb, und im Augenblick fühlte der Vater, daß er diese Sorgfalt persönlich nicht weiter fortsetzen könne. Bisher war Alles Uebereinkunft zwischen den Eltern; sie arbeiteten auf einen Zweck, beschlossen zusammen für die nächste Zeit, was zu thun sei, und die Mutter verstand Alles weislich auszuführen. Doppelt und dreifach war nun die Sorge des Wittwers, welcher wol wußte und täglich vor Augen sah, daß für Söhne der Professoren auf Akademien selbst nur durch ein Wunder eine glückliche Bildung zu hoffen sei.

In dieser Verlegenheit wendete er sich an seinen Freund, den Oberamtmann zu R., mit dem er schon frühere Plane näherer Familienverbindungen durchgesprochen hatte. Dieser wußte zu rathen und zu helfen, daß der Sohn in eine der guten Lehranstalten aufgenommen wurde, die in Deutschland blühten, und worin für den ganzen Menschen, für Leib, Seele und Geist möglichst gesorgt ward.

Untergebracht war nun der Sohn; der Vater jedoch fand sich gar zu allein; seiner Gattin beraubt, der lieblichen Gegenwart des Knaben entfremdet, den er ohne selbsteigenes Bemühen so erwünscht heraufgebildet gesehen. Auch hier kam die Freundschaft des Oberamtmanns zu Statten; die Entfernung ihres Wohnorte verschwand vor der Neigung, der Lust, sich zu bewegen, sich zu zerstreuen. Hier fand nun der verwaiste Gelehrte in einem gleichfalls mutterlosen Familienkreis zwei schöne, ver-

schiedenartig liebenswürdige Töchter herangewachsen; wo denn beide Väter sich immer mehr und mehr bestärkten in dem Gedanken, in der Aussicht, ihre Häuser dereinst aufs Erfreulichste verbunden zu sehen.

Sie lebten in einem glücklichen Fürstenlande; der tüchtige Mann war seiner Stelle lebenslänglich gewiß, und ein gewünschter Nachfolger wahrscheinlich. Nun sollte nach einem verständigen Familien- und Ministerialplan sich Lucidor zu dem wichtigen Posten des künftigen Schwiegervaters bilden. Dieß gelang ihm auch von Stufe zu Stufe. Man versäumte nichts, ihm alle Kenntniß zu überliefern, alle Thätigkeiten an ihm zu entwickeln, deren der Staat jederzeit bedarf: die Pflege des strengen gerichtlichen Rechts, des läßlichern, wo Klugheit und Gewandtheit dem Ausübenden zur Hand geht, der Kalkül zum Tagesgebrauch, die höhern Uebersichten nicht ausgeschlossen, aber Alles unmittelbar am Leben, wie es gewiß und unausbleiblich zu gebrauchen wäre.

In diesem Sinne hatte Lucidor seine Schuljahre vollbracht und ward nun durch Vater und Gönner zur Akademie vorbereitet. Er zeigte das schönste Talent zu Allem und verdankte der Natur auch noch das seltene Glück, aus Liebe zum Vater, aus Ehrfurcht für den Freund seine Fähigkeiten gerade dahin lenken zu wollen, wohin man deutete, erst aus Gehorsam, dann aus Ueberzeugung. Auf eine auswärtige Akademie ward er gesendet und ging daselbst, sowol nach eigener brieflicher Rechenschaft als nach Zeugniß seiner Lehrer und Aufseher, den Gang, der ihn zum Ziele führen sollte. Nur konnte man nicht billigen, daß er in einigen Fällen zu ungeduldig brav gewesen. Der Vater schüttelte hierüber den Kopf, der Oberamtmann nickte. Wer hätte sich nicht einen solchen Sohn gewünscht!

Indessen wuchsen die Töchter heran, Julie und Lucinde; Jene, die jüngere, neckisch, lieblich, unstät, höchst unterhaltend, die Andere zu bezeichnen schwer, weil sie in Geradheit und Reinheit dasjenige darstellte, was wir an allen Frauen wünschenswerth finden. Man besuchte sich wechselseitig, und im Hause des Professors fand Julie die unerschöpflichste Unterhaltung.

Geographie, die er durch Topographie zu beleben wußte, gehörte zu seinem Fach, und sobald Julie nur einen Band gewahr worden, dergleichen aus der Homannischen Offizin eine ganze Reihe dastanden, so wurden sämmtliche Städte gemustert,

beurtheilt, vorgezogen oder zurückgewieſen; alle Häfen beſonders erlangten ihre Gunſt; andere Städte, welche nur einigermaßen ihren Beifall erhalten wollten, mußten ſich mit viel Thürmen, Kuppeln und Minaretten fleißig hervorheben.

Der Vater ließ ſie Wochen lang bei dem gepriſten Freunde; ſie nahm wirklich zu an Wiſſenſchaft und Einſicht und kannte ſo ziemlich die bewohnte Welt nach Hauptbezügen, Punkten und Orten. Auch war ſie auf Trachten fremder Nationen ſehr aufmerkſam, und wenn ihr Pflegevater manchmal ſcherzhaft fragte, ob ihr denn von den vielen jungen hübſchen Leuten, die da vor dem Fenſter hin und wieder gingen, nicht Einer oder der Andere wirklich gefalle, ſo ſagte ſie: „Ja freilich, wenn er recht ſeltſam ausſieht!“ Da nun unſere jungen Studirenden es niemals daran fehlen laſſen, ſo hatte ſie oft Gelegenheit, an Einem oder dem Andern Theil zu nehmen; ſie erinnerte ſich an ihm irgend einer fremden Nationaltracht, verſicherte jedoch zuletzt, es müſſe wenigſtens ein Grieche, völlig nationell ausſtaffirt, herbeikommen, wenn ſie ihm vorzügliche Aufmerkſamkeit widmen ſollte, deswegen ſie ſich auch auf die Leipziger Meſſe wünſchte, wo dergleichen auf der Straße zu ſehen wären.

Nach ſeinen trockenen und manchmal verdrießlichen Arbeiten hatte nun unſer Lehrer keine glücklichern Augenblicke, als wenn er ſie ſcherzend unterrichtete und dabei heimlich triumphirte, ſich eine ſo liebenswürdige, immer unterhaltene, immer unterhaltende Schwiegertochter zu erziehen. Die beiden Väter waren übrigens einverſtanden, daß die Mädchen nichts von der Abſicht vermuthen ſollten; auch Lucidorn hielt man ſie verborgen.

So waren Jahre vergangen, wie ſie denn gar leicht vergehen: Lucidor ſtellte ſich dar, vollendet, alle Prüfungen beſtehend ſelbſt zur Freude der obern Vorgeſetzten, die nichts mehr wünſchten, als die Hoffnung alter, würdiger, begünſtigter, gunſtwerther Diener mit gutem Gewiſſen erfüllen zu können.

Und ſo war denn die Angelegenheit mit ordnungsgemäßem Schritt endlich dahin gediehen, daß Lucidor, nachdem er ſich in untergeordneten Stellen muſterhaft betragen, nunmehr einen gar vortheilhaften Sitz nach Verdienſt und Wunſch erlangen ſollte, gerade mittewegs zwiſchen der Akademie und dem Oberamtmann gelegen.

Der Vater ſprach nunmehr mit dem Sohn von Julien, auf die er bisher nur hingedeutet hatte, als von deſſen Braut und

Gattin, ohne weitern Zweifel und Bedingung, das Glück preisend, solch ein lebendiges Kleinod sich angeeignet zu haben. Er sah seine Schwiegertochter im Geiste schon wieder von Zeit zu Zeit bei sich, mit Karten, Planen und Städtebildern beschäftigt; der Sohn dagegen erinnerte sich des allerliebsten, heitern Wesens, das ihn zu kindlicher Zeit durch Neckerei wie durch Freundlichkeit immer ergetzt hatte. Nun sollte Lucidor zu dem Oberamtmann hinüberreiten, die herangewachsene Schöne näher betrachten, sich einige Wochen zu Gewohnheit und Bekanntschaft mit dem Gesammthause ergehen. Würden die jungen Leute, wie zu hoffen, bald einig, so sollte man's melden; der Vater würde sogleich erscheinen, damit ein feierliches Verlöbniß das gehoffte Glück für ewig sicher stelle.

Lucidor kommt an; er wird freundlichst empfangen, ein Zimmer ihm angewiesen, er richtet sich ein und erscheint. Da findet er denn außer den uns schon bekannten Familiengliedern noch einen halberwachsenen Sohn, verzogen, geradezu, aber gescheit und gutmüthig, so daß, wenn man ihn für den lustigen Rath nehmen wollte, er gar nicht übel zum Ganzen paßte. Dann gehörte zum Haus ein sehr alter, aber gesunder, frohmüthiger Mann, still, fein, klug, auslehnend, nun hie und da aushelfend. Gleich nach Lucidorn kam noch ein Fremder hinzu, nicht mehr jung, von bedeutendem Ansehen, würdig, lebensgewandt und durch Kenntniß der weitesten Weltgegenden höchst unterhaltend. Sie hießen ihn Antoni.

Julie empfing ihren angekündigten Bräutigam schicklich, aber zuvorkommend; Lucinde dagegen machte die Ehre des Hauses, wie Jene ihrer Person. So verging der Tag ausgezeichnet angenehm für Alle, nur für Lucidorn nicht; er, ohnehin schweigsam, mußte von Zeit zu Zeit, um nicht gar zu verstummen, sich fragend verhalten, wobei denn Niemand zum Vortheil erscheint.

Zerstreut war er durchaus; denn er hatte vom ersten Augenblick an nicht Abneigung noch Widerwillen, aber Entfremdung gegen Julien gefühlt; Lucinde dagegen zog ihn an, daß er zitterte, wenn sie ihn mit ihren vollen, reinen, ruhigen Augen ansah.

So bedrängt, erreichte er den ersten Abend sein Schlafzimmer und ergoß sich in jenem Monolog, mit dem wir begonnen haben. Um aber auch diesen zu erklären, und wie die Heftigkeit einer solchen Redefülle zu demjenigen paßt, was wir schon von ihm wissen, wird eine kurze Mittheilung nöthig.

Lucidor war von tiefem Gemüth und hatte meist etwas Anderes im Sinn, als was die Gegenwart erheischte, deswegen Unterhaltung und Gespräch ihm nie recht glücken wollte; er fühlte das und wurde schweigsam, außer wenn von bestimmten Fächern die Rede war, die er durchstudirt hatte, davon ihm jederzeit zu Dienſten stand, was er bedurfte. Dazu kam, daß er früher auf der Schule, später auf der Universität sich an Freunden betrogen und seinen Herzenserguß unglücklich vergeudet hatte; jede Mittheilung war ihm daher bedenklich; Bedenken aber hebt jede Mittheilung auf. Zu seinem Vater war er nur gewohnt, unüberlegt zu sprechen, und sein volles Herz ergoß sich daher in Monologen, sobald er allein war.

Den andern Morgen hatte er sich zusammengenommen, und wäre doch beinahe außer Fassung gerückt, als ihm Julie noch freundlicher, heiterer und freier entgegenkam. Sie wußte viel zu fragen, nach seinen Land- und Wasserfahrten, wie er als Student, mit dem Bündelchen auf'm Rücken, die Schweiz durchstreift und durchstiegen, ja über die Alpen gekommen. Da wollte sie nun von der schönen Insel auf dem großen südlichen See Vieles wissen; rückwärts aber mußte der Rhein von seinem ersten Ursprung an erst durch höchst unerfreuliche Gegenden begleitet werden, und so hinabwärts durch manche Abwechselung, wo es denn freilich zuletzt zwischen Mainz und Koblenz noch der Mühe werth ist, den Fluß ehrenvoll aus seiner letzten Beschränkung in die weite Welt, ins Meer zu entlassen.

Lucidor fühlte sich hiebei sehr erleichtert, erzählte gern und gut, so daß Julie entzückt ausrief: so was müsse man selbander sehen; worüber denn Lucidor abermals erschrak, weil er darin eine Anspielung auf ihr gemeinsames Wandern durchs Leben zu spüren glaubte.

Von seiner Erzählerpflicht jedoch wurde er bald abgelöst; denn der Fremde, den sie Antoni hießen, verdunkelte gar geschwind alle Bergquellen, Felsufer, eingezwängte, freigelassene Flüsse. Nun hier ging's unmittelbar nach Genua; Livorno lag nicht weit; das Interessanteste im Lande nahm man auf den Raub so mit; Neapel mußte man, ehe man stürbe, gesehen haben; dann aber blieb freilich Konstantinopel noch übrig, das doch auch nicht zu versäumen sei. Die Beschreibung, die Antoni von der weiten Welt machte, riß die Einbildungskraft Aller mit sich fort, ob er gleich weniger Feuer darein zu legen hatte. Julie, ganz außer sich, war aber noch keineswegs befriedigt; sie

fühlte noch Lust nach Alexandrien, Kairo, besonders aber zu den Pyramiden, von denen sie ziemlich auslangende Kenntnisse durch ihres vermuthlichen Schwiegervaters Unterricht gewonnen hatte.

Lucidor des nächsten Abends (er hatte kaum die Thüre angezogen, das Licht noch nicht niedergesetzt) rief aus: „Nun besinne Dich denn! es ist Ernst. Du hast viel Ernstes gelernt und durchdacht; was soll denn Rechtsgelehrsamkeit, wenn Du jetzt nicht gleich als Rechtsmann handelst? Siehe Dich als einen Bevollmächtigten an, vergiß Dich selbst und thue, was Du für Andere zu thun schuldig wärst. Es verschränkt sich aufs Fürchterlichste! Der Fremde ist offenbar um Lucindens willen da; sie bezeigt ihm die schönsten, edelsten, geselligsten häuslichen Aufmerksamkeiten; die kleine Närrin möchte mit Jedem durch die Welt laufen, für nichts und wieder nichts. Ueberdies noch ist sie ein Schalk; ihr Antheil an Städten und Ländern ist eine Posse, wodurch sie uns zum Schweigen bringt. Warum aber seh' ich diese Sache so verwirrt und verschränkt an? Ist der Oberamtmann nicht selbst der verständigste, der einsichtigste, liebevollste Vermittler? Du willst ihm sagen, wie Du fühlst und denkst, und er wird mitdenken, wenn auch nicht mitfühlen. Er vermag Alles über den Vater. Und ist nicht Eine wie die Andere seine Tochter? Was will denn der Anton Reiser*) mit Lucinden, die für das Haus geboren ist, um glücklich zu sein und Glück zu schaffen? Hefte sich doch das zappelige Quecksilber an den ewigen Juden! das wird eine allerliebste Partie werden!"

Des Morgens ging Lucidor festen Entschlusses hinab, mit dem Vater zu sprechen und ihn deshalb in bekannten freien Stunden unverzüglich anzugehen. Wie groß war sein Schmerz, seine Verlegenheit, als er vernahm, der Oberamtmann, in Geschäften verreist, werde erst übermorgen zurück erwartet! Julie schien heute so recht ganz ihren Reisetag zu haben; sie hielt sich an den Weltwanderer und überließ mit einigen Scherzreden, die sich auf Häuslichkeit bezogen, Lucidorn an Lucinden. Hatte der Freund vorher das edle Mädchen aus gewisser Ferne gesehen, nach einem allgemeinen Eindruck, und sie sich schon herzlichst angeeignet, so mußte er in der nächsten Nähe Alles doppelt und dreifach entdecken, was ihn erst im Allgemeinen anzog.

*) Unter dem Namen „Anton Reiser" hatte K. Ph. Moritz sein bewegtes Jugendleben beschrieben.

Der gute alte Hausfreund, an der Stelle des abwesenden Vaters, that sich nun hervor; auch er hatte gelebt, geliebt und war, nach manchen Quetschungen des Lebens, noch endlich an der Seite des Jugendfreundes aufgefrischt und wohlbehalten. Er belebte das Gespräch und verbreitete sich besonders über Verirrungen in der Wahl eines Gatten, erzählte merkwürdige Beispiele von zeitiger und verspäteter Erklärung. Lucinde erschien in ihrem völligen Glanze; sie gestand, daß im Leben das Zufällige jeder Art, und so auch in Verbindungen, das Allerbeste bewirken könne; doch sei es schöner, herzerhebender, wenn der Mensch sich sagen dürfe, er sei sein Glück sich selbst, der stillen, ruhigen Ueberzeugung seines Herzens, einem edlen Vorsatz und raschen Entschlusse schuldig geworden. Lucidorn standen die Thränen in den Augen, als er Beifall gab, worauf die Frauenzimmer sich bald entfernten. Der alte Vorsitzende mochte sich in Wechselgeschichten gern ergehen, und so verbreitete sich die Unterhaltung in heitere Beispiele, die jedoch unsern Helden so nahe berührten, daß nur ein so rein gebildeter Jüngling nicht herauszubrechen über sich gewinnen konnte; das geschah aber, als er allein war.

„Ich habe mich gehalten!“ rief er aus; „mit solcher Verwirrung will ich meinen guten Vater nicht kränken! Ich habe an mich gehalten; denn ich sehe in diesem würdigen Hausfreunde den Stellvertretenden beider Väter: zu ihm will ich reden, ihm Alles entdecken; er wird's gewiß vermitteln und hat beinahe schon ausgesprochen, was ich wünsche. Sollte er ins einzelnen Falle schelten, was er überhaupt billigt? Morgen früh suche ich ihn auf; ich muß diesem Drange Luft machen.“

Beim Frühstück fand sich der Greis nicht ein; er hatte, hieß es, gestern Abend zu viel gesprochen, zu lange gesessen und einige Tropfen Wein über Gewohnheit getrunken. Man erzählte viel zu seinem Lobe, und zwar gerade solche Reden und Handlungen, die Lucidorn zur Verzweiflung brachten, daß er sich nicht sogleich an ihn gewendet. Dieses unangenehme Gefühl ward nur noch geschärft, als er vernahm, bei solchen Anfällen lasse der gute Alte sich manchmal in acht Tagen gar nicht sehen.

Ein ländlicher Aufenthalt hat für geselliges Zusammensein gar große Vortheile, besonders wenn die Bewirthenden sich, als denkende, fühlende Personen, mehrere Jahre veranlaßt gefunden, der natürlichen Anlage ihrer Umgebung zu Hilfe zu kommen.

So war es hier geglückt. Der Oberamtmann, erst unverheirathet, dann in einer langen glücklichen Ehe, selbst vermögend, an einem einträglichen Posten, hatte nach eigenem Blick und Einsicht, nach Liebhaberei seiner Frau, ja zuletzt nach Wünschen und Grillen seiner Kinder erst größere und kleinere abgesonderte Anlagen besorgt und begünstigt, welche, mit Gefühl allmählig durch Pflanzungen und Wege verbunden, eine allerliebste, verschiedentlich abweichende, charakteristische Scenenfolge dem Durchwandelnden darstellten. Eine solche Wallfahrt ließen denn auch unsere jungen Familienglieder ihren Gast antreten, wie man seine Anlagen dem Fremden gerne vorzeigt, damit er das, was uns gewöhnlich geworden, auffallend erblicke und den günstigen Eindruck davon für immer behalte.

Die nächste, so wie die fernere Gegend war zu bescheidenen Anlagen und eigentlich ländlichen Einzelnheiten höchst geeignet. Fruchtbare Hügel wechselten mit wohlbewässerten Wiesengründen, so daß das Ganze von Zeit zu Zeit zu sehen war, ohne flach zu sein; und wenn Grund und Boden vorzüglich dem Nutzen gewidmet erschien, so war doch das Anmuthige, das Reizende nicht ausgeschlossen.

An die Haupt- und Wirthschaftsgebäude fügten sich Lust-, Obst- und Grasgärten, aus denen man sich unversehens in ein Hölzchen verlor, das ein breiter fahrbarer Weg auf und ab, hin und wieder durchschlängelte. Hier in der Mitte war auf der bedeutendsten Höhe ein Saal erbaut, mit anstoßenden Gemächern. Wer zur Hauptthüre hereintrat, sah im großen Spiegel die günstigste Aussicht, welche die Gegend nur gewähren mochte, und kehrte sich geschwind wieder um, an der Wirklichkeit von dem unerwarteten Bilde Erholung zu nehmen; denn das Herankommen war künstlich genug eingerichtet und Alles klüglich verdeckt, was Ueberraschung bewirken sollte. Niemand trat herein, ohne daß er von dem Spiegel zur Natur und von der Natur zum Spiegel sich nicht gern hin und wieder gewendet hätte.

Am schönsten, heitersten, längsten Tage einmal auf dem Wege, hielt man einen sinnigen Flurzug um und durch das Ganze. Hier wurde das Abendplätzchen der guten Mutter bezeichnet, wo eine herrliche Buche rings umher sich freien Raum gehalten hatte. Bald nachher wurde Lucindens Morgenandacht von Julien halb neckisch angedeutet, in der Nähe eines Wäßerchens zwischen Pappeln und Erlen, an hinabstreichenden Wiesen, hinaufziehenden Aeckern. Es war nicht zu beschreiben, wie

hübſch! ſchon überall glaubte man es geſehen zu haben, aber nirgends in ſeiner Einfalt ſo bedeutend und ſo willkommen. Dagegen zeigte der Junker, auch halb wider Willen Juliens, die kleinlichen Lauben und kindiſchen Gärtchenanſtalten, die, nächſt einer vertraulich gelegenen Mühle, kaum noch zu bemerken; ſie ſchrieben ſich aus einer Zeit her, wo Julie, etwa in ihrem zehnten Jahre, ſich in den Kopf geſetzt hatte, Müllerin zu werden und, nach dem Abgang der beiden alten Leute, ſelbſt einzutreten und ſich einen braven Mühlknappen auszuſuchen.

„Das war zu einer Zeit,“ rief Julie, „wo ich noch nichts von Städten wußte, die an Flüſſen liegen oder gar am Meer, von Genua nichts u. ſ. w. Ihr guter Vater, Lucidor, hat mich belehrt; ſeit der Zeit komm' ich nicht leicht hierher.“

Sie ſetzte ſich neckiſch auf ein Bänkchen, das ſie kaum noch trug, unter einen Hollunderſtrauch, der ſich zu tief gebeugt hatte.

„Pfui, übers Hocken!“ rief ſie, ſprang auf und lief mit dem luſtigen Bruder voran.

Das zurückgebliebene Paar unterhielt ſich verſtändig, und in ſolchen Fällen nähert ſich der Verſtand auch wol dem Gefühl. Abwechſelnd einfache natürliche Gegenſtände zu durchwandern, mit Ruhe zu betrachten, wie der verſtändige, kluge Menſch ihnen etwas abzugewinnen weiß, wie die Einſicht ins Vorhandene, zum Gefühl ſeiner Bedürfniſſe ſich geſellend, Wunder thut, um die Welt erſt bewohnbar zu machen, dann zu bevölkern und endlich zu übervölkern, das Alles konnte hier im Einzelnen zur Sprache kommen. Lucinde gab von Allem Rechenſchaft und konnte, ſo beſcheiden ſie war, nicht verbergen, daß die bequemlich angenehmen Verbindungen entfernter Partien ihr Werk ſeien, unter Angabe, Leitung oder Vergünſtigung einer verehrten Mutter.

Da ſich aber denn doch der längſte Tag endlich zum Abend bequemt, ſo mußte man auf Rückkehr denken, und als man auf einen angenehmen Umweg ſann, verlangte der luſtige Bruder, man ſolle den kürzern, obgleich nicht erfreulichen, wol gar beſchwerlichern Weg einſchlagen. „Denn,“ rief er aus, „Ihr habt mit Euren Anlagen und Anſchlägen geprahlt, wie Ihr die Gegend für maleriſche Augen und für zärtliche Herzen verſchönert und verbeſſert; laßt mich aber auch zu Ehren kommen!“

Nun mußte man über geackerte Stellen und holprichte Pfade, ja wol auch auf zufällig hingeworfenen Steinen über Moorflecke

wandern und sah schon in einer gewissen Ferne allerlei Maschinenwerk verworren aufgethürmt. Näher betrachtet, war ein großer Lust- und Spielplatz, nicht ohne Verstand, mit einem gewissen Volkssinn eingerichtet. Und so standen hier, in gehörigen Entfernungen zusammengeordnet, das große Schaukelrad, wo die Auf- und Absteigenden immer gleich horizontal ruhig sitzen bleiben, andere Schaukeleien, Schwungseile, Lusthebel, Kegel- und Zellenbahnen, und was nur Alles erdacht werden kann, um auf einem großen Triftraum eine Menge Menschen verschiedentlichst und gleichmäßig zu beschäftigen und zu erlustigen.

„Dies," rief er aus, „ist meine Erfindung, meine Anlage! und obgleich der Vater das Geld und ein gescheiter Kerl den Kopf dazu hergab, so hätte doch ohne mich, den Ihr oft unvernünftig nennt, Verstand und Geld sich nicht zusammengefunden."

So heiter gestimmt kamen alle Vier mit Sonnenuntergang wieder nach Hause. Antoni fand sich ein; die Kleine jedoch, die an diesem bewegten Tage noch nicht genug hatte, ließ einspannen und fuhr über Land zu einer Freundin, in Verzweiflung, sie seit zwei Tagen nicht gesehen zu haben. Die vier Zurückgebliebenen fühlten sich verlegen, ehe man sich's versah, und es ward sogar ausgesprochen, daß des Vaters Außenbleiben die Angehörigen beunruhige. Die Unterhaltung fing an zu stocken, als auf einmal der lustige Junker aufsprang und gar bald mit einem Buche zurückkam, sich zum Vorlesen erbietend. Lucinde enthielt sich nicht zu fragen, wie er auf den Einfall komme, den er seit einem Jahre nicht gehabt, worauf er munter versetzte: „Mir fällt Alles zur rechten Zeit ein; dessen könnt Ihr Euch nicht rühmen." Er las eine Folge ächter Märchen, die den Menschen aus sich selbst hinausführen, seinen Wünschen schmeicheln und ihn jede Bedingung vergessen machen, zwischen welche wir, selbst in den glücklichsten Momenten, doch immer noch eingeklemmt sind.

„Was beginn' ich nun!" rief Lucidor, als er sich endlich allein fand. „Die Stunde drängt! Zu Antoni hab' ich kein Vertrauen! er ist weltfremd; ich weiß nicht, wer er ist, wie er ins Haus kommt, noch was er will; um Lucinden scheint er sich zu bemühen, und was kennt' ich daher von ihm hoffen? Mir bleibt nichts übrig, als Lucinden selbst anzugeben; sie muß es wissen; sie zuerst. Dies war ja mein erstes Gefühl; warum lassen wir uns auf Klugheitswege verleiten! Das

Erſte ſoll nun das Letzte ſein, und ich hoffe zum Ziele zu gelangen."

Sonnabend Morgen ging Lucidor, zeitig angekleidet, in ſeinem Zimmer auf und ab, was er Lucinden zu ſagen hätte, hin und her bedenkend, als er eine Art von ſcherzhaftem Streit vor ſeiner Thüre vernahm, die auch alſobald aufging. Da ſchob der luſtige Junker einen Knaben vor ſich hin, mit Kaffee und Backwerk für den Gaſt; er ſelbſt trug kalte Küche und Wein. „Du ſollſt vorangehen!" rief der Junker; „denn der Gaſt muß zuerſt bedient werden; ich bin gewohnt, mich ſelbſt zu bedienen. Mein Freund! heute komm' ich etwas früh und tumultuariſch. Genießen wir unſer Frühſtück in Ruhe, und dann wollen wir ſehen, was wir anfangen; denn von der Geſellſchaft haben wir wenig zu hoffen. Die Kleine iſt von ihrer Freundin noch nicht zurück; dieſe müſſen gegen einander wenigſtens alle vierzehn Tage ihr Herz ausſchütten, wenn es nicht ſpringen ſoll. Sonnabend iſt Lucinde ganz unbrauchbar, ſie liefert dem Vater pünktlich ihre Haushaltungsrechnung; da hab' ich mich auch einmiſchen ſollen; aber Gott bewahre mich! Wenn ich weiß, was eine Sache koſtet, ſo ſchmeckt mir kein Biſſen. Gäſte werden auf morgen erwartet; der Alte hat ſich noch nicht wieder ins Gleichgewicht geſtellt; Antoni iſt auf die Jagd; wir wollen das Gleiche thun."

Flinten, Taſchen und Hunde waren bereit, als ſie in den Hof kamen, und nun ging es an den Feldern weg, wo denn doch allenfalls ein junger Haſe und ein armer gleichgiltiger Vogel geſchoſſen wurde. Indeſſen beſprach man ſich von häuslichen und gegenwärtig geſelligen Verhältniſſen. Antoni ward genannt, und Lucidor verfehlte nicht, ſich nach ihm zu erkundigen. Der luſtige Junker, mit einiger Selbſtgefälligkeit, verſicherte, jenen wunderlichen Mann, ſo geheimnißvoll er auch thue, habe er ſchon durch und durch geblickt.

„Er iſt," fuhr er fort, „gewiß der Sohn aus einem reichen Handelshauſe, das gerade in dem Augenblick fallirte, als er, in der Fülle ſeiner Jugend, Theil an großen Geſchäften mit Kraft und Munterkeit zu nehmen, daneben aber die ſich reichlich darbietenden Genüſſe zu theilen gedachte. Von der Höhe ſeiner Hoffnungen heruntergeſtürzt, raffte er ſich zuſammen und leiſtete, Andern dienend, dasjenige, was er für ſich und die Seinigen nicht mehr bewirken konnte. So durchreiſte er die Welt, lernte ſie und ihren wechſelſeitigen Verkehr aufs Genaueſte kennen und

vergaß dabei seines Vortheils nicht. Unermüdete Thätigkeit und erprobte Redlichkeit brachten und erhielten ihm von Vielen ein unbedingtes Vertrauen. So erwarb er sich aller Orten Bekannte und Freunde; ja, es läßt sich gar wol merken, daß sein Vermögen so weit in der Welt umher vertheilt ist, als seine Bekanntschaft reicht, weshalb denn auch seine Gegenwart in allen vier Theilen der Welt von Zeit zu Zeit nöthig ist."

Umständlicher und naiver hatte dies der lustige Junker erzählt, und so manche possenhafte Bemerkung eingeschlossen, eben als wenn er sein Märchen recht weitläufig auszuspinnen gedächte.

„Wie lange steht er nicht schon mit meinem Vater in Verbindung! Die meinen, ich sehe nichts, weil ich mich um nichts bekümmere; aber eben deswegen seh' ich's nur desto besser, weil mich's nichts angeht. Vieles Geld hat er bei meinem Vater niedergelegt, der es wieder sicher und vortheilhaft unterbrachte. Erst gestern steckte er dem Alten ein Juwelenkästchen zu; einfacher, schöner und kostbarer hab' ich nichts gesehen, obgleich nur mit einem Blick; denn es wird verheimlicht. Wahrscheinlich soll es der Braut zu Vergnügen, Lust und künftiger Sicherheit verehrt werden. Antoni hat sein Zutrauen auf Lucinden gesetzt! Wenn ich sie aber so zusammen sehe, kann ich sie nicht für ein wohl assortirtes Paar halten. Die Ruschliche wäre besser für ihn; ich glaube auch, sie nimmt ihn lieber als die Aeltere; sie blickt auch wirklich manchmal nach dem alten Knasterbart so munter und theilnehmend hinüber, als wenn sie sich mit ihm in den Wagen setzen und auf und davon fliegen wolle." Lucidor faßte sich zusammen; er wußte nicht, was zu erwidern wäre; Alles, was er vernahm, hatte seinen innerlichen Beifall.

Der Junker fuhr fort: „Ueberhaupt hat das Mädchen eine verkehrte Neigung zu alten Leuten; ich glaube, sie hätte Ihren Vater so frisch weg geheirathet wie den Sohn."

Lucidor folgte seinem Gefährten, wo ihn dieser auch über Steck und Stein hinführte; Beide vergaßen die Jagd, die ohnehin nicht ergiebig sein konnte. Sie kehrten auf einem Pachthofe ein, wo, gut aufgenommen, der eine Freund sich mit Essen, Trinken und Schwatzen unterhielt, der andere aber in Gedanken und Ueberlegungen sich versenkte, wie er die gemachte Entdeckung für sich und seinen Vortheil benutzen möchte.

Lucidor hatte nach allen diesen Erzählungen und Eröffnungen so viel Vertrauen zu Antoni gewonnen, daß er gleich beim

Eintritt in den Hof nach ihm fragte und in den Garten eilte, wo er zu finden ſein ſollte. Er durchſtrich die ſämmtlichen Gänge des Parks bei heiterer Abendſonne; umſonſt! Nirgends keine Seele war zu ſehen; endlich trat er in die Thüre des großen Saals, und, wunderſam genug! die untergehende Sonne, aus dem Spiegel zurückſcheinend, blendete ihn dergeſtalt, daß er die beiden Perſonen, die auf dem Kanape ſaßen, nicht erkennen, wol aber unterſcheiden konnte, daß einem Frauenzimmer von einer neben ihr ſitzenden Mannsperſon die Hand ſehr feurig geküßt wurde. Wie groß war daher ſein Entſetzen, als er bei hergeteilter Augenruhe Lucinden und Antoni vor ſich ſah! Er hätte verſinken mögen, ſtand aber wie eingewurzelt, als ihn Lucinde freundlichſt und unbefangen willkommen hieß, zurückte und ihn bat, zu ihrer rechten Seite zu ſitzen. Unbewußt ließ er ſich nieder, und wie ſie ihn anredete, nach dem heutigen Tage ſich erkundigte, Vergebung bat häuslicher Abhaltungen wegen, da konnte er ihre Stimme kaum ertragen. Antoni ſtand auf und empfahl ſich; Lucinde, ſich gleichfalls erhebend, lud den Zurückgebliebenen zum Spaziergang ein. Neben ihr hergehend, war er ſchweigſam und verlegen; auch ſie ſchien beunruhigt; und wenn er nur einigermaßen bei ſich geweſen wäre, ſo hätte ihm ein tiefes Athemholen verrathen müſſen, daß ſie heimliche Seufzer zu verbergen habe. Sie beurlaubte ſich zuletzt, als ſie ſich dem Hauſe näherten; er aber wandte ſich erſt langſam, dann heftig gegen das Freie. Der Park war ihm zu eng; er eilte durchs Feld, nur die Stimme ſeines Herzens vernehmend, ohne Sinn für die Schönheiten des vollkommenſten Abends. Als er ſich allein ſah und ſeine Gefühle ſich im beruhigenden Thränenerguß Luft machten, rief er aus:

„Schon einigemal im Leben, aber nie ſo grauſam, hab' ich den Schmerz empfunden, der mich nun ganz elend macht: wenn das gewünſchteſte Glück endlich Hand in Hand, Arm an Arm zu uns tritt und zugleich ſein Scheiden für ewig ankündet. Ich ſaß bei ihr, ging neben ihr, das bewegte Kleid berührte mich, und ich hatte ſie ſchon verloren! Zähle Dir das nicht vor, dröſele Dir's nicht auf! Schweig und entſchließe Dich!"

Er hatte ſich ſelbſt den Mund verboten; er ſchwieg und ſann, durch Felder, Wieſen und Buſch, nicht immer auf den wegſamſten Pfaden, hinſchreitend. Nur als er ſpät in ſein Zimmer trat, hielt er ſich nicht und rief: „Morgen früh bin

ich fort! solch einen Tag will ich nicht wieder erleben." Und so warf er sich angekleidet aufs Lager.

Glückliche, gesunde Jugend! Er schlief schon; die abwärtende Bewegung des Tages hatte ihm die süßeste Nachtruhe verdient. Aus tröstlichen Morgenträumen jedoch weckte ihn die allerfrüheste Sonne; es war eben der längste Tag, der ihm überlang zu werden drohte. Wenn er die Anmuth des beruhigenden Abendgestirns gar nicht empfunden, so fühlte er die aufregende Schönheit des Morgens nur, um zu verzweifeln. Er sah die Welt so herrlich als je; seinen Augen war sie es noch, sein Inneres aber widersprach; das gehörte ihm Alles nicht mehr an: er hatte Lucinden verloren.

Neuntes Kapitel.

Der Mantelsack war schnell gepackt, den er wollte liegen lassen; keinen Brief schrieb er dazu; nur mit wenig Worten sollte sein Außenbleiben vom Tisch, vielleicht auch vom Abend, durch den Reitknecht entschuldigt werden, den er ohnehin aufwecken mußte. Diesen aber fand er unten schon vor dem Stalle, mit großen Schritten auf- und abgehend. „Sie wollen doch nicht reiten?" rief der sonst gutmüthige Mensch mit einigem Verdruß. „Ihnen darf ich es wol sagen; aber der junge Herr wird alle Tage unerträglicher. Hatte er sich doch gestern in der Gegend herumgetrieben, daß man glauben sollte, er danke Gott, einen Sonntagmorgen zu ruhen. Kommt er nicht heute früh vor Tag, rumort im Stalle, und, wie ich aufspringe, sattelt und zäumt er Ihr Pferd, ist durch keine Vorstellung abzuhalten; er schwingt sich drauf und ruft: „Bedenke nur das gute Werk, das ich thue! Dies Geschöpf geht immer nur gelassen einen jüdischen Trab; ich will sehen, daß ich ihn zu einem raschen Lebensgalopp anrege." Er sagte ungefähr so und verführte andere wunderliche Reden."

Lucidor war doppelt und dreifach betroffen; er liebte das Pferd, als seinem eigenen Charakter, seiner Lebensweise zusagend; ihn verdroß, das gute, verständige Geschöpf in den Händen eines Wildfangs zu wissen. Sein Plan war zerstört, seine Absicht, zu einem Universitätsfreunde, mit dem er in froher, herzlicher Verbindung gelebt, in dieser Krise zu flüchten. Das alte Zutrauen war erwacht, die dazwischen liegenden Mei-

len wurden nicht gerechnet; er glaubte ſchon bei dem wohlwollenden, verſtändigen Freunde Rath und Linderung zu finden. Dieſe Ausſicht war nun abgeſchnitten; doch ſie war's nicht, wenn er es wagte, auf friſchen Wanderfüßen, die ihm zu Gebote ſtanden, ſein Ziel zu erreichen.

Vor allen Dingen ſuchte er nun aus dem Park ins freie Feld, auf den Weg, der ihn zum Freunde führen ſollte, zu gelangen. Er war ſeiner Richtung nicht ganz gewiß, als ihm linker Hand, über dem Gebüſch hervorragend, auf wunderlichem Zimmerwerk die Einſiedelei, aus der man ihm früher ein Geheimniß gemacht hatte, in die Augen fiel, und er, jedoch zu ſeiner größten Verwunderung, auf der Galerie unter dem chineſiſchen Dache den guten Alten, der einige Tage für krank gehalten worden, munter um ſich blickend erſchaute. Dem freundlichſten Gruße, der dringenden Einladung, heraufzukommen, widerſtand Lucider mit Ausflüchten und eiligen Geberden. Nur Theilnahme für den guten Alten, der, die ſteile Treppe ſchwankenden Tritts heruntereilend, herabzuſtürzen drohte, konnte ihn vermögen, entgegenzugehen und ſodann ſich hinaufſchieben zu laſſen. Mit Verwunderung betrat er das anmuthige Sälchen; es hatte nur drei Fenſter gegen das Land, eine allerliebſte Ausſicht; die übrigen Wände waren verziert oder vielmehr verdeckt von hundert und aber hundert Bildniſſen, in Kupfer geſtochen, allenfalls auch gezeichnet, auf die Wand neben einander in gewiſſer Ordnung aufgeklebt, durch farbige Säume und Zwiſchenräume geſondert.

„Ich begünſtige Sie, mein Freund, wie nicht Jeden; dies iſt das Heiligthum, in dem ich meine letzten Tage vergnüglich zubringe. Hier erhol' ich mich von allen Fehlern, die mich die Geſellſchaft begeben läßt, hier bring' ich meine Diätfehler wieder ins Gleichgewicht."

Lucider beſah ſich das Ganze, und in der Geſchichte wohl erfahren, ſah er alſobald klar, daß eine hiſtoriſche Neigung zu Grunde liege.

„Hier oben in der Frieſe," ſagte der Alte, „finden Sie die Namen vortrefflicher Männer aus der Urzeit, dann auf der nähern auch nur die Namen; denn wie ſie ausgeſehen, möchte ſchwerlich auszumitteln ſein. Hier aber im Hauptfelde geht eigentlich mein Leben an; hier ſind die Männer, die ich noch nennen gehört als Knabe; denn etwa funfzig Jahre bleibt der Name vorzüglicher Menſchen in der Erinnerung des Volks;

Weiterhin verschwindet er oder wird märchenhaft. Obgleich von deutschen Eltern, bin ich in Holland geboren, und für mich ist Wilhelm von Oranien, als Statthalter und König von England, der Urquell aller ordentlichen Männer und Helden. Nun sehen Sie aber Ludwig den Vierzehnten gleich neben ihm, als welcher —"

Wie gern hätte Lucidor den guten Alten unterbrochen, wenn es sich geschickt hätte, wie es sich uns, den Erzählenden, wol ziemen mag; denn ihn bedrohte die neue und neueste Geschichte, wie sich an den Bildern Friedrich's des Großen und seiner Generale, nach denen er hinschielte, gar wohl bemerken ließ.

Hörte nun auch der gute Jüngling die lebendige Theilnahme des Alten an seiner nächsten Vor- und Mitzeit, konnten ihm einzelne individuelle Züge und Ansichten als interessant nicht entgehen, so hatte er doch auf Akademien schon die neuere und neueste Geschichte gehört, und was man einmal gehört hat, glaubt man für immer zu wissen. Sein Sinn stand in die Ferne; er hörte nicht, er sah kaum, und war eben im Begriff, auf die ungeschickteste Weise zur Thüre hinaus- und die lange, fatale Treppe hinunterzupoltern, als ein Händeklatschen von unten heftig zu vernehmen war.

Indessen sich Lucidor zurückbielt, fuhr der Kopf des Alten zum Fenster hinaus, und von unten ertönte eine wohlbekannte Stimme: „Kommen Sie herunter, ums Himmels willen! aus Ihrem historischen Bildersaal, alter Herr! Schließen Sie Ihre Kasten und helfen mir, unsern jungen Freund begütigen, wenn er's erfährt! Lucidor's Pferd hab' ich etwas unvermuthet angegriffen; es hat ein Eisen verloren, und ich mußte es stehen lassen. Was wird er sagen? Es ist doch gar zu absurd, wenn man absurd ist."

„Kommen Sie herauf!" sagte der Alte und wendete sich herein zu Lucidor. „Nun, was sagen Sie?"

Lucidor schwieg, und der wilde Junker trat herein. Das Hin- und Widerreden gab eine lange Scene; genug, man beschloß, den Reitknecht sogleich hinzuschicken, um für das Pferd Sorge zu tragen.

Den Greis zurücklassend, eilten beide junge Leute nach dem Hause, wohin sich Lucidor nicht ganz unwillig ziehen ließ; es mochte daraus werden, was wollte, wenigstens war in diesen Mauern der einzige Wunsch seines Herzens eingeschlossen. In solchem verzweifelten Falle vermissen wir ohnehin den Beistand

unſeres freien Willens und fühlen uns erleichtert für einen Augenblick, wenn von irgendwoher Beſtimmung und Nöthigung eingreift. Jedoch fand er ſich, da er ſein Zimmer betrat, in dem wunderlichſten Zuſtande, eben als wenn Jemand in ein Gaſthofsgemach, das er ſoeben verließ, unerwünſcht wieder einzukehren genöthigt iſt, weil ihm eine Achſe gebrochen.

Der luſtige Junker machte ſich nun über den Mantelſack, um Alles recht ordentlich auszupacken; vorzüglich legte er zuſammen, was von feſtlichen Kleidungsſtücken, obgleich reiſemäßig, vorhanden war; er nöthigte Lucidorn, Schuhe und Strümpfe anzuziehen, richtete deſſen vollkraufe braune Locken zurecht und putzte ihn aufs Beſte heraus. Sodann rief er hinwegtretend, unſern Freund und ſein Machwerk vom Kopf bis zum Fuße beſchauend: „Nun ſeht Ihr doch, Freundchen, einem Menſchen gleich, der einigen Anſpruch auf hübſche Kinder macht, und ernſthaft genug dabei, um ſich nach einer Braut umzuſehen. Nur einen Augenblick, und Ihr ſollt erfahren, wie ich mich hervorzuthun weiß, wenn die Stunde ſchlägt. Das hab' ich Offizieren abgelernt, nach denen die Mädchen immer ſchielen, und da hab' ich mich zu einer gewiſſen Soldateska ſelbſt enrollirt, und nun ſehen ſie mich auch an und wieder an, weil Keine weiß, was ſie aus mir machen ſoll. Da entſteht nun aus dem Hin- und Herſehen, aus Verwunderung und Aufmerkſamkeit oft etwas gar Artiges, das, wär' es auch nicht dauerhaft, doch werth iſt, daß man ihm den Augenblick gönne. — Aber nun kommen Sie, Freund, und erweiſen mir den gleichen Dienſt! Wenn Sie mich Stück für Stück in meine Hülle ſchlüpfen ſehen, ſo werden Sie Witz und Erfindungsgabe dem leichtfertigen Knaben nicht abſprechen."

Nun zog er den Freund mit ſich fort, durch lange weitläufige Gänge des alten Schloſſes. „Ich habe mich," rief er aus, „ganz hinten gebettet. Ohne mich verbergen zu wollen, bin ich gern allein; denn man kann's den Andern doch nicht recht machen."

Sie kamen an der Kanzlei vorbei, eben als ein Diener heraustrat und ein Urvaterſchreibzeug, ſchwarz, groß und vollſtändig, heraustrug; Papier war auch nicht vergeſſen.

„Ich weiß ſchon, was da wieder geflickt werden ſoll," rief der Junker; „geh hin und laß mir den Schlüſſel! Thun Sie einen Blick hinein, Lucidor! es unterhält Sie wol, bis ich angezogen bin. Einem Rechtsfreund iſt ein ſolches Lokal nicht

verhaßt wie einem Stallverwandten." Und so schob er Lucidorn in den Gerichtssaal.

Der Jüngling fühlte sich sogleich in einem bekannten ansprechenden Elemente: die Erinnerung der Tage, wo er, aufs Geschäft erpicht, an solchem Tische saß, hörend und schreibend sich übte. Auch blieb ihm nicht verborgen, daß hier eine alte stattliche Hauskapelle zum Dienste der Themis bei veränderten Religionsbegriffen verwandelt sei. In den Reposituren fand er Rubriken und Akten, ihm früher bekannt; er hatte selbst in diesen Angelegenheiten von der Hauptstadt her gearbeitet. Einen Faszikel aufschlagend, fiel ihm ein Reskript in die Hände, das er selbst mundirt, ein anderes, wovon er der Konzipient gewesen. Handschrift und Papier, Kanzleisiegel und des Vorsitzenden Unterschrift, Alles rief ihm jene Zeit eines rechtlichen Strebens jugendlicher Hoffnung hervor. Und wenn er sich dann umsah und den Sessel des Oberamtmanns erblickte, ihm zugedacht und bestimmt, einen so schönen Platz, einen so würdigen Wirkungskreis, den er zu verschmähen, zu entbehren Gefahr lief — das Alles bedrängte ihn doppelt und dreifach, indem die Gestalt Lucindens zu gleicher Zeit sich von ihm zu entfernen schien.

Er wollte das Freie suchen, fand sich aber gefangen. Der wunderliche Freund hatte, leichtsinnig oder schalkhaft, die Thüre verschlossen hinter sich gelassen; doch blieb unser Freund nicht lange in dieser peinlichsten Beklemmung; denn der Andere kam wieder, entschuldigte sich und erregte wirklich guten Humor durch seine seltsame Gegenwart. Eine gewisse Verwegenheit der Farben und des Schnitts seiner Kleidung war durch natürlichen Geschmack gedämpft, wie wir ja selbst tatouirten Indiern einen gewissen Beifall nicht versagen.

„Heute," rief er aus, „soll uns die Langeweile vergangener Tage vergütet werden; gute Freunde, muntere Freunde sind angekommen, hübsche Mädchen, nedische verliebte Wesen, und dann auch mein Vater, und Wunder über Wunder! Ihr Vater auch; das wird ein Fest werden! Alles ist im Saale schon versammelt beim Frühstück."

Lucidorn war's auf einmal zu Muthe, als wenn er in tiefe Nebel hineinsähe; alle die angemeldeten, bekannten und unbekannten Gestalten erschienen ihm gespenstig; doch sein Charakter, in Begleitung eines reinen Herzens, hielt ihn aufrecht; in wenigen Sekunden fühlte er sich schon Allem gewachsen. Nun folgte er dem eilenden Freunde mit sicherm Tritt, fest ent-

schlossen, abzuwarten, es geschehe, was da wolle, sich zu erklären, es entstehe, was da wolle.

Und doch war er auf der Schwelle des Saals betroffen. In einem großen Halbkreis rings an den Fenstern umher entdeckte er sogleich seinen Vater neben dem Oberamtmann, Beide stattlich angezogen. Die Schwestern, Antoni und sonst noch Bekannte und Unbekannte überfah er mit einem Blick, der ihm trübe werden wollte. Schwankend näherte er sich seinem Vater, der ihn höchst freundlich willkommen hieß, jedoch mit einer gewissen Förmlichkeit, die ein vertrauendes Annähern kaum begünstigte. Vor so vielen Personen stehend, suchte er sich für den Augenblick einen schicklichen Platz; er hätte sich neben Lucinden stellen können; aber Julie, dem gespannten Anstand zuwider, machte eine Wendung, daß er zu ihr treten mußte; Antoni blieb neben Lucinden.

In diesem bedeutenden Momente fühlte sich Lucidor abermals als Beauftragten, und gestählt von seiner ganzen Rechtswissenschaft, rief er sich jene schöne Maxime zu seinen eigenen Gunsten heran: „Wir sollen anvertraute Geschäfte der Fremden wie unsere eigenen behandeln; warum nicht die unsrigen in eben dem Sinne?“ In Geschäftsverträgen wohl geübt, durchlief er schnell, was er zu sagen habe. Indessen schien die Gesellschaft, in einen förmlichen Halbzirkel gebildet, ihn zu überflügeln. Den Inhalt seines Vortrags kannte er wol, den Anfang konnte er nicht finden. Da bemerkte er, in einer Ecke aufgetischt, das große Tintenfaß, Kanzleiverwandte dabei. Der Oberamtmann machte eine Bewegung, seine Rede vorzubereiten; Lucidor wollte ihm zuvorkommen, und in demselben Augenblicke drückte Julie ihm die Hand. Dies brachte ihn aus aller Fassung; er überzeugte sich, daß Alles entschieden, Alles für ihn verloren sei.

Nun war an gegenwärtigen sämmtlichen Lebensverhältnissen, diesen Familienverbindungen, Gesellschafts- und Anstandsbezügen nichts mehr zu schonen; er sah vor sich hin, entzog seine Hand Julien und war so schnell zur Thüre hinaus, daß die Versammlung ihn unversehens vermißte und er sich selbst draußen nicht wiederfinden konnte.

Scheu vor dem Tageslichte, das im höchsten Glanze über ihn herabschien, die Blicke begegnender Menschen vermeidend, aufsuchende fürchtend, schritt er vorwärts und gelangte zu dem großen Gartensaal. Dort wollten ihm die Kniee versagen; er

stürzte hinein und warf sich trostlos auf den Sopha unter dem Spiegel, mitten in der sittlich bürgerlichen Gesellschaft in solcher Verworrenheit befangen, die sich wogenhaft um ihn, in ihm hin- und herschlug. Sein vergangenes Dasein kämpfte mit dem gegenwärtigen; es war ein gräulicher Augenblick.

Und so lag er eine Zeit, mit dem Gesichte in das Kissen versenkt, auf welchem gestern Lucindens Arm geruht hatte. Ganz in seinen Schmerz versunken, fuhr er, sich berührt fühlend, schnell in die Höhe, ohne die Annäherung irgend einer Person gespürt zu haben; da erblickte er Lucinden, die ihm nahe stand.

Vermuthend, man habe sie gesendet, ihn abzuholen, ihr aufgetragen, ihn mit schicklichen schwesterlichen Worten in die Gesellschaft, seinem widerlichen Schicksal entgegenzuführen, rief er aus: „Sie hätte man nicht senden müssen, Lucinde! denn Sie sind es, die mich von dort vertrieb; ich kehre nicht zurück! Geben Sie mir, wenn Sie irgend eines Mitleids fähig sind, schaffen Sie mir Gelegenheit und Mittel zur Flucht! Denn, damit Sie von mir zeugen können, wie unmöglich es sei, mich zurückzubringen, so nehmen Sie den Schlüssel zu meinem Betragen, das Ihnen und Allen wahnsinnig vorkommen muß! Hören Sie den Schwur, den ich mir im Innern gethan und den ich unauflöslich laut wiederhole: Nur mit Ihnen wollt' ich leben, meine Jugend nutzen, genießen, und so das Alter im treuen, redlichen Ablauf. Dies aber sei so fest und sicher als irgend etwas, was vor dem Altar je geschworen worden, was ich jetzt schwöre, indem ich Sie verlasse, der bedauernswürdigste aller Menschen."

Er machte eine Bewegung, zu entschlüpfen, ihr, die so gedrängt vor ihm stand; aber sie faßte ihn sanft in ihren Arm.

„Was machen Sie!" rief er aus.

„Lucidor!" rief sie, „nicht zu bedauern, wie Sie wol wähnen! Sie sind mein, ich die Ihre; ich halte Sie in meinen Armen: zaudern Sie nicht, die Übrigen um mich zu schlagen! Ihr Vater ist Alles zufrieden; Antoni heirathet meine Schwester."

Erstaunt zog er sich von ihr zurück.

„Das wäre wahr?"

Lucinde lächelte und nickte; er entzog sich ihren Armen.

„Lassen Sie mich noch einmal in der Ferne sehen, was so nah, so nächst mir angehören soll!" Er faßte ihre Hände.

„Blick in Blick! Lucinde, sind Sie mein?"

Sie verſetzte: „Nun ja doch!“ die ſüßeſten Thränen in dem treueſten Auge; er umſchlang ſie und warf ſein Haupt hinter das ihre, hing, wie am Ufer ließen ein Schiffbrüchiger; der Boden bebte noch unter ihm. Nun aber ſein entzückter Blick, ſich wieder öffnend, fiel in den Spiegel. Da ſah er ſie in ſeinen Armen, ſich von den ihren umſchlungen; er blickte wieder und wieder hin. Solche Gefühle begleiten den Menſchen durchs ganze Leben. Zugleich ſah er auch auf der Spiegelfläche die Landſchaft, die ihm geſtern ſo gräulich und ahnungsvoll erſchienen war, glänzender und herrlicher als je; und ſich in ſolcher Stellung, auf ſolchem Hintergrunde! Genugſame Vergeltung aller Leiden!

„Wir ſind nicht allein,“ ſagte Lucinde, und kaum hatte er ſich von ſeinem Entzücken erholt, ſo erſchienen geputzte und bekränzte Mädchen und Knaben, Kränze tragend, den Ausgang verſperrend.

„Das ſollte Alles anders werden!“ rief Lucinde. „Wie artig war es eingerichtet, und nun geht's tumultuariſch durch einander!“

Ein munterer Marſch tönte von Weitem, und man ſah die Geſellſchaft den breiten Weg der feierlich heiter heranziehen. Er zauderte, entgegenzugehen, und ſchien ſeiner Schritte nur an ihrem Arm gewiß; ſie blieb neben ihm, die feierliche Scene des Wiederſehens, des Danks für eine ſchon vollendete Vergebung von Augenblick zu Augenblick erwartend.

Anders war's jedoch von den launiſchen Göttern beſchloſſen: eines Poſthorns luſtig ſchmetternder Ton von der Gegenſeite ſchien den ganzen Anſtand in Verwirrung zu ſetzen.

„Wer mag kommen?“ rief Lucinde.

Lucidorn ſchauderte vor einer fremden Gegenwart, und auch der Wagen ſchien ganz fremd, eine zweiſitzige, neue, ganz neueſte Reiſechaiſe. Sie fuhr an den Saal an. Ein ausgezeichneter anſtändiger Knabe ſprang hinten herunter, öffnete den Schlag, aber Niemand ſtieg heraus; die Chaiſe war leer, der Knabe ſtieg hinein; mit einigen geſchickten Handgriffen warf er die Spiegel zurück, und ſo war in einem Nu das niedlichſte Gebäude zur luſtigſten Spazierfahrt vor den Augen aller Anweſenden bereitet, die indeſſen herankamen. Antoni, den Uebrigen voreilend, führte Julien zu dem Wagen.

„Verſuchen Sie,“ ſprach er, „ob Ihnen dies Fuhrwerk gefallen kann, um darin mit mir auf den beſten Wegen durch

wie Welt zu rollen; ich werde Sie lehren, andern zu führen, und wo es irgend Noth thut, wollen wir uns zu helfen wissen. Ueber das Gebirg sollen uns Saumrosse tragen, und den Wagen dazu."

„Sie sind allerliebst!" rief Julie.

Der Knabe trat heran und zeigte mit Taschenspielergewandtheit alle Bequemlichkeiten, kleine Vortheile und Behendigkeiten des ganzen leichten Baues.

„Auf der Erde weiß ich keinen Dank!" rief Julie; „nur auf diesem kleinen beweglichen Himmel, aus dieser Wolke, in die Sie mich erheben, will ich Ihnen herzlich danken." Sie war schon eingesprungen, ihm Blick und Kußhand freundlich zuwerfend.

„Gegenwärtig dürfen Sie noch nicht zu mir herein; da ist aber ein Anderer, den ich auf dieser Probefahrt mitzunehmen gedenke; er hat auch noch eine Probe zu bestehen."

Sie rief nach Lucidorn, der, eben mit Vater und Schwiegervater in stummer Unterhaltung begriffen, sich gern in das leichte Fuhrwerk nöthigen ließ, da er ein unausweichlich Bedürfniß fühlte, nur einen Augenblick auf irgend eine Weise sich zu zerstreuen. Er saß neben ihr; sie rief dem Postillon zu, wie er fahren solle. Flugs entfernten sie sich, in Staub gehüllt, aus den Augen der verwundert Nachschauenden. Julie setzte sich recht fest und bequem ins Eckchen.

„Rücken Sie nun auch dorthin, Herr Schwager, daß wir uns recht bequem in die Augen sehen!"

Lucidor. Sie empfinden meine Verwirrung, meine Verlegenheit; ich bin noch immer wie im Traume! Helfen Sie mir heraus!

Julie. Sehen Sie die hübschen Bauersleute, wie sie freundlich grüßen! Bei Ihrem Hiersein sind Sie ja nicht ins obere Dorf gekommen. Alles wohlhabende Leute, die mir alle gewogen sind. Es ist Niemand zu reich, dem man nicht einmal wohlwollend einen bedeutenden Dienst erweisen könnte. Diesen Weg, den wir so bequem fahren, hat mein Vater angelegt und auch dieses Gute gestiftet.

Lucidor. Ich glaub' es gern und geb' es zu; aber was sollen die Aeußerlichkeiten gegen die Verworrenheit meines Innern!

Julie. Nur Geduld! Ich will Ihnen die Reiche der Welt und ihre Herrlichkeit zeigen. Nun sind wir eben! Wie klar

das ebene Land gegen das Gebirg hinliegt! Alle dieſe Dörfer verdanken meinem Vater gar viel, und Mutter und Töchtern wol auch. Die Flur jenes Städtchens dort hinten macht erſt die Grenze.

Lucidor. Ich finde Sie in einer wunderlichen Stimmung; Sie ſcheinen nicht recht zu ſagen, was Sie ſagen wollten.

Julie. Nun ſehen Sie hier links hinunter, wie ſchön ſich das Alles entwickelt! die Kirche mit ihren hohen Linden, das Amthaus mit ſeinen Pappeln hinter dem Dorfhügel her! Auch die Gärten liegen vor uns und der Park.

Der Poſtillon fuhr ſchärfer.

Julie. Jenen Saal dort droben kennen Sie; er ſieht ſich von hier aus eben ſo gut an, wie die Gegend von dort her. Hier am Baume wird gehalten; nun gerade hier ſpiegeln wir uns oben in der großen Glasfläche; man ſieht uns dort recht gut, wir aber können uns nicht erkennen. — Fahre zu! — Dort haben ſich vor Kurzem wahrſcheinlich ein paar Leute näher beſpiegelt, und ich müßte mich ſehr irren, mit großer wechſelſeitiger Zufriedenheit.

Lucidor verdrießlich erwiderte nichts; ſie fuhren eine Zeit lang ſtillſchweigend vor ſich hin; es ging ſehr ſchnell.

„Hier," ſagte Julie, „fängt der ſchlechte Weg an; um den mögen Sie Sich einmal verdient machen. Ehe es hinabgeht, ſchauen Sie noch hinüber! Die Buche meiner Mutter ragt mit ihrem herrlichen Gipfel über Alles hervor."

„Du fährſt," fuhr ſie zum Kutſchenden fort, „den ſchlechten Weg hin; wir nehmen den Fußpfad durchs Thal und ſind eher drüben wie Du."

Im Ausſteigen rief ſie aus: „Das geſtehen Sie doch, der ewige Jude, der unruhige Anton Reiſer, weiß noch ſeine Wallfahrten bequem genug einzurichten, für ſich und ſeine Genoſſen; es iſt ein ſehr ſchöner, bequemer Wagen."

Und ſo war ſie auch ſchon den Hügel drunten; Lucidor folgte ſinnend und fand ſie auf einer wohlgelegenen Bank ſitzend; es war Lucindens Plätzchen. Sie lud ihn zu ſich.

Julie. Nun ſitzen wir hier und geben einander nichts an; das hat denn doch ſo ſein ſollen. Das kleine Queckſilber wollte Ihnen gar nicht anſtehen. Nicht lieben konnten Sie ein ſolches Weſen, verhaßt war es Ihnen.

Lucidor's Verwunderung nahm zu.

Julie. Aber freilich, Lucinde! Sie iſt der Inbegriff aller

Vollkommenheiten, und die niedliche Schwester war ein- für allemal ausgestochen. Ich seh' es, auf Ihren Lippen schwebt die Frage, wer uns so genau unterrichtet hat.

Lucidor. Es steckt ein Verrath dahinter! —

Julie. Ja wol! ein Verräther ist im Spiele.

Lucidor. Nennen Sie ihn!

Julie. Der ist bald entlarvt. Sie selbst! — Sie haben die löbliche oder unlöbliche Gewohnheit, mit Sich selbst zu reden, und da will ich denn in unser Aller Namen bekennen, daß wir Sie wechselsweise behorcht haben.

Lucidor (aufspringend). Eine saubere Gastfreundschaft, auf diese Weise den Freunden eine Falle zu stellen!

Julie. Keineswegs; wir dachten nicht daran, Sie zu belauschen, so wenig als irgend einen Andern. Sie wissen, Ihr Bett steht in einem Verschlag der Wand; von der Gegenseite geht ein anderer herein, der gewöhnlich nur zu häuslicher Niederlage dient. Da hatten wir einige Tage vorher unsern Alten genöthigt zu schlafen, weil wir für ihn in seiner abgelegenen Einsiedelei viele Sorge trugen. Nun fuhren Sie gleich den ersten Abend mit einem solchen leidenschaftlichen Monolog ins Zeug, dessen Inhalt er uns den andern Morgen angelegentlichst entdeckte.

Lucidor hatte nicht Lust, sie zu unterbrechen. Er entfernte sich.

Julie (aufgestanden ihm folgend). Wie war uns mit dieser Erklärung gedient! Denn ich gestehe gern, wenn Sie mir auch nicht gerade zuwider waren, so blieb doch der Zustand, der mich erwartete, mir keineswegs wünschenswerth. Frau Oberamtmännin zu sein, welche schreckliche Lage! Einen tüchtigen, braven Mann zu haben, der den Leuten Recht sprechen soll und vor lauter Recht nicht zur Gerechtigkeit kommen kann! der es weder nach oben noch unten recht macht und, was das Schlimmste ist, sich selbst nicht! Ich weiß, was meine Mutter ausgestanden hat von der Unbeständigkeit, Unerschütterlichkeit meines Vaters. Endlich, leider nach ihrem Tode, ging ihm eine gewisse Mildigkeit auf; er schien sich in die Welt zu finden, an ihr sich auszugleichen, die er sich bisher vergeblich bekämpft hatte.

Lucidor (höchst unzufrieden über den Verfall, ärgerlich über die leichtfertige Behandlung, stand still). Für den Scherz eines Abends möchte das hingehen; aber eine solche beschämende Mystifikation Tage und Nächte lang gegen einen unbefangenen Gast zu verüben, ist nicht verzeihlich.

Julie. Wir Alle haben uns in die Schuld getheilt, wir haben Sie Alle bethoret; ich aber allein büße die Schuld des Horchens.

Lucidor. Alle! deſto unverzeihlicher! Und wie konnten Sie mich den Tag über ohne Beſchämung anſehen, den Sie des Nachts ſchmählich unerlaubt überliſteten? Doch ich ſehe jetzt ganz deutlich mit einem Blick, daß Ihre Tagesanſtalten nur darauf berechnet waren, mich zum Beſten zu haben. Eine löbliche Familie! und wo bleibt die Gerechtigkeitsliebe Ihres Vaters? — Und Lucinde! —

Julie. Und Lucinde! — Was war das für ein Ton! Nicht wahr, Sie wollten ſagen, wie tief es Sie ſchmerzt, von Lucinden übel zu denken, Lucinden mit uns Allen in eine Klaſſe zu werfen?

Lucidor. Lucinden begreif' ich nicht!

Julie. Sie wollen ſagen, dieſe reine, edle Seele, dieſes ruhig gefaßte Weſen, die Güte, das Wohlwollen ſelbſt, dieſe Frau, wie ſie ſein ſollte, verbindet ſich mit einer leichtſinnigen Geſellſchaft, mit einer überhinfahrenden Schweſter, einem verzogenen Jungen und gewiſſen geheimnißvollen Perſonen! das iſt unbegreiflich!

Lucidor. Ja wol iſt das unbegreiflich!

Julie. So begreifen Sie es denn! Lucinden wie uns Allen waren die Hände gebunden. Hätten Sie die Verlegenheit bemerken können, wie ſie ſich kaum zurückhielt, Ihnen Alles zu offenbaren, Sie würden ſie doppelt und dreifach lieben, wenn nicht jede wahre Liebe an und für ſich zehn- und hundertfach wäre. Auch verſichere ich Sie, uns Allen iſt der Spaß am Ende zu lang geworden.

Lucidor. Warum endigten Sie ihn nicht?

Julie. Das iſt nun auch aufzuklären. Nachdem Ihr erſter Monolog dem Vater bekannt geworden und er gar bald bemerken konnte, daß alle ſeine Kinder nichts gegen einen ſolchen Tauſch einzuwenden hätten, ſo entſchloß er ſich, alſobald zu Ihrem Vater zu reiſen. Die Wichtigkeit des Geſchäfts war ihm bedenklich. Ein Vater allein fühlt den Reſpekt, den man einem Vater ſchuldig iſt. „Er muß es zuerſt wiſſen," ſagte der meine, „um nicht etwa hinterdrein, wenn wir einig ſind, eine ärgerlich erzwungene Zuſtimmung zu geben. Ich kenne ihn genau; ich weiß, wie er einen Gedanken, eine Neigung, einen Vorſatz feſthält, und es iſt mir bange genug. Er hat ſich Julien,

seine Karten und Prospekte so zusammengedacht, daß er sich schon vornahm, das Alles zuletzt hierher zu stiften, wenn der Tag käme, wo das junge Paar sich hier niederließe und Ort und Stelle so leicht nicht verändern könnte; da wollt' er alle Ferien uns zuwenden, und was er für Liebes und Gutes im Sinne hatte. Er muß zuerst erfahren, was die Natur uns für einen Streich gespielt, da noch nichts eigentlich erklärt, noch nichts entschieden ist." Hierauf nahm er uns Allen den feierlichsten Handschlag ab, daß wir Sie beobachten und, es geschehe, was da wolle, Sie hinhalten sollten. Wie sich die Rückreise verzögert, wie es Kunst, Mühe und Bedarrlichkeit gekostet, Ihres Vaters Einwilligung zu erlangen, das mögen Sie von ihm selbst hören. Genug, die Sache ist abgethan, Lucinde ist Ihnen gegönnt.

Und so waren Beide, vom ersten Sitze lebhaft sich entfernend, unterwegs anhaltend, immer fortsprechend und langsam weitergehend, über die Wiesen hin, auf die Erhöhung gekommen an einen andern wohlgebahnten Kunstweg. Der Wagen fuhr schnell heran; augenblicks machte sie ihren Nachbar aufmerksam auf ein seltsames Schauspiel. Die ganze Maschinerie, worauf sich der Bruder so viel zu Gute that, war belebt und bewegt; schon führten die Räder eine Menschenzahl auf und nieder, schon wogten die Schaukeln, Mastbäume wurden erklettert, und was man nicht Alles für kühnen Schwung und Sprung über den Häuptern einer unzählbaren Menge gewagt sah. Alles das hatte der Junker in Bewegung gesetzt, damit nach der Tafel die Gäste fröhlich unterhalten würden.

„Du fährst noch durchs untere Dorf," rief Julie; „die Leute wollen mir wohl, und sie sollen sehen, wie wohl es mir geht."

Das Dorf war öde; die Jüngern sämmtlich hatten schon den Lustplatz erreicht; alte Männer und Frauen zeigten sich, durch das Posthorn erregt, an Thüre und Fenstern; Alles grüßte, segnete, rief: „O, das schöne Paar!"

Julie. Nun, da haben Sie's! Wir hätten am Ende doch wol zusammen gepaßt; es kann Sie noch reuen.

Lucidor. Jetzt aber, liebe Schwägerin! —

Julie. Nicht wahr, jetzt lieb, da Sie mich los sind!

Lucidor. Nur ein Wort! Auf Ihnen lastet eine schwere Verantwortlichkeit: was sollte der Händedruck, da Sie meine überschreckliche Stellung kannten und fühlen mußten? So gründlich Boshaftes ist mir in der Welt noch nichts vorgekommen.

Julie. Danken Sie Gott! Nun wär's abgebüßt, Alles iſt verziehen. Ich wollte Sie nicht, das iſt wahr; aber daß Sie mich ganz und gar nicht wollten, das verzeiht kein Mädchen, und dieſer Händedruck war, merken Sie ſich's! für den Schall. Ich geſtehe, es war ſchalkiſcher als billig, und ich verzeihe mir nur, indem ich Ihnen verzeihe, und ſo ſei denn Alles vergeben und vergeſſen! Hier meine Hand!

Er ſchlug ein; ſie rief: „Da ſind wir ſchon wieder! in unſerm Park ſchon wieder! Und ſo geht's bald um die weite Welt und auch wol zurück: wir treffen uns wieder!“

Sie waren vor dem Gartenſaal ſchon angelangt, er ſchien leer; die Geſellſchaft hatte ſich, im Unbehagen, die Tafelzeit überlang verſchoben zu ſehen, zum Spazieren bewegt. Antoni aber und Lucinde traten hervor. Julie warf ſich aus dem Wagen ihrem Freund entgegen; ſie dankte in einer herzlichen Umarmung und enthielt ſich nicht der freudigſten Thränen. Des edlen Mannes Wange röthete ſich, ſeine Züge traten entfaltet hervor, ſein Auge blickte feucht, und ein ſchöner, bedeutender Jüngling erſchien aus der Hülle.

Und ſo zogen beide Paare zur Geſellſchaft, mit Gefühlen, die der ſchönſte Traum nicht zu geben vermöchte.

Zehntes Kapitel.

Vater und Sohn waren, von einem Reitknecht begleitet, durch eine angenehme Gegend gekommen, als dieſer, im Angeſicht einer hohen Mauer, die einen weiten Bezirk zu umſchließen ſchien, ſtille haltend, bedeutete, ſie möchten nun zu Fuße ſich dem großen Thore nähern, weil kein Pferd in dieſen Kreis eingelaſſen würde. Sie zogen die Glocke; das Thor eröffnete ſich, ohne daß eine Menſchengeſtalt ſichtbar geworden wäre, und ſie gingen auf ein altes Gebäude los, das zwiſchen uralten Stämmen von Buchen und Eichen ihnen entgegenſchimmerte. Wunderbar war es anzuſehen; denn ſo alt es der Form nach ſchien, ſo war es doch, als wenn Maurer und Steinmetzen ſoeben erſt abgegangen wären; dergeſtalt neu, vollſtändig und nett erſchienen die Fugen, wie die ausgearbeiteten Verzierungen.

Der metallene ſchwere Ring an einer wohlgeſchnitzten Pforte ließ ſie ein, zu klopfen, welches Felix muthwillig etwas unſanft verrichtete; auch dieſe Thüre ſprang auf, und ſie fanden zunächſt

auf der Hausflur ein Frauenzimmer sitzen von mittlerm Alter, am Stickrahmen mit einer wohlgezeichneten Arbeit beschäftigt. Diese begrüßte sogleich die Ankommenden als schon gemeldet und begann ein heiteres Lied zu singen, worauf sogleich aus einer benachbarten Thüre ein Frauenzimmer heraustrat, das man für die Beschließerin und thätige Haushälterin nach den Anhängseln ihres Gürtels ohne Weiteres zu erkennen hatte. Auch diese freundlich grüßend führte die Fremden eine Treppe hinauf und eröffnete ihnen einen Saal, der sie ernsthaft ansprach, weit, hoch, ringsum getäfelt, oben drüber eine Reihenfolge historischer Schilderungen. Zwei Personen traten ihnen entgegen, ein jüngeres Frauenzimmer und ein ältlicher Mann.

Jene hieß den Gast sogleich freimüthig willkommen. „Sie sind," sagte sie, „als einer der Unsern angemeldet. Wie soll ich Ihnen aber kurz und gut den Gegenwärtigen vorstellen? Er ist unser Hausfreund im schönsten und weitesten Sinne, bei Tage der belehrende Gesellschafter, bei Nacht Astronom, und Arzt zu jeder Stunde."

„Und ich," versetzte Dieser freundlich, „empfehle Ihnen dieses Frauenzimmer als die bei Tage unermüdet Geschäftige, bei Nacht, wenn's Noth thut, gleich bei der Hand, und immerfort die heiterste Lebensbegleiterin."

Angela (so nannte man die durch Gestalt und Betragen einnehmende Schöne) verkündigte sodann die Ankunft Makariens. Ein grüner Vorhang zog sich auf, und eine ältliche wunderwürdige Dame ward auf einem Lehnsessel von zwei jungen hübschen Mädchen bereingeschoben, wie von zwei andern ein runder Tisch mit erwünschtem Frühstück. In einem Winkel der rings umhergehenden massiven eichenen Bänke waren Kissen gelegt; darauf setzten sich die obigen Drei, Makarie in ihrem Sessel gegen ihnen über. Felix verzehrte sein Frühstück stehend, im Saal umherwandelnd und die ritterlichen Bilder über dem Getäfel neugierig betrachtend.

Makarie sprach zu Wilhelmen als einem Vertrauten; sie schien sich in geistreicher Schilderung ihrer Verwandten zu erfreuen; es war, als wenn sie die innere Natur eines Jeden durch die ihn umgebende individuelle Maske durchschaute. Die Personen, welche Wilhelm kannte, standen wie verklärt vor seiner Seele; das einsichtige Wohlwollen der unschätzbaren Frau hatte die Schale losgelöst und den gesunden Kern veredelt und belebt.

Nachdem nun diese angenehmen Gegenstände durch die

freundlichste Behandlung erschöpft waren, sprach sie zu dem würdigen Gesellschafter: „Sie werden von der Gegenwart dieses neuen Freundes nicht wiederum Anlaß zu einer Entschuldigung finden und die versprochene Unterhaltung abermals verspäten; er scheint von der Art, wol auch daran Theil zu nehmen."

Jener aber versetzte darauf: „Sie wissen, welche Schwierigkeit es ist, sich über diese Gegenstände zu erklären; denn es ist von nichts Wenigerm als von dem Mißbrauch vortrefflicher und weitauslangender Mittel die Rede."

„Ich geb' es zu," versetzte Makarie; „denn man kommt in doppelte Verlegenheit. Spricht man von Mißbrauch, so scheint man die Würde des Mittels selbst anzutasten; denn es liegt ja immer noch in dem Mißbrauch verborgen; spricht man von Mittel, so kann man kaum zugeben, daß seine Gründlichkeit und Würde irgend einen Mißbrauch zulasse. Indessen, da wir unter uns sind, nichts festsetzen, nichts nach außen wirken, sondern nur uns aufklären wollen, so kann das Gespräch immer vorwärts gehen."

„Doch müßten wir," versetzte der bedächtige Mann, „vorher anfragen, ob unser neuer Freund auch Lust habe, an einer gewissermaßen abstrusen Materie Theil zu nehmen, und ob er nicht vorzöge, in seinem Zimmer einer nöthigen Ruhe zu pflegen. Sollte wol unsere Angelegenheit, außer dem Zusammenhange, ohne Kenntniß, wie wir darauf gelangt, von ihm gern und günstig aufgenommen werden?"

„Wenn ich das, was Sie gesagt haben, mir durch etwas Analoges erklären möchte, so scheint es ungefähr der Fall zu sein, wenn man die Heuchelei angreift, und eines Angriffs auf die Religion beschuldigt werden kann."

„Wir können die Analogie gelten lassen," versetzte der Hausfreund; „denn es ist auch hier von einem Komplex mehrerer bedeutender Menschen, von einer hohen Wissenschaft, von einer wichtigen Kunst und, daß ich kurz sei, von der Mathematik die Rede."

„Ich habe," versetzte Wilhelm, „wenn ich auch über die fremdesten Gegenstände sprechen hörte, mir immer etwas daraus nehmen können; denn Alles, was den einen Menschen interessirt, wird auch in dem andern einen Anklang finden."

„Vorausgesetzt," sagte Jener, „daß er sich eine gewisse Freiheit des Geistes erworben habe; und da wir Ihnen dies zutrauen, so will ich von meiner Seite wenigstens Ihrem Verharren nichts entgegenstellen."

„Was aber fangen wir mit Felix an?“ fragte Makarie, welcher, wie ich sehe, mit der Betrachtung jener Bilder schon fertig ist und einige Ungeduld merken läßt.“

„Vergönnt mir, diesem Frauenzimmer etwas ins Ohr zu sagen,“ versetzte Felix, raunte Angela etwas stille zu, die sich mit ihm entfernte, bald aber lächelnd zurückkam, da denn der Hausfreund folgendermaßen zu reden anfing.

„In solchen Fällen, wo man irgend eine Mißbilligung, einen Tadel, auch nur ein Bedenken aussprechen soll, nehme ich nicht gern die Initiative; ich suche mir eine Autorität, bei welcher ich mich beruhigen kann, indem ich finde, daß mir ein Anderer zur Seite steht. Loben thu' ich ohne Bedenken; denn warum soll ich verschweigen, wenn mir etwas zusagt? sollte es auch meine Beschränktheit ausdrücken, so hab' ich mich deren nicht zu schämen; tadle ich aber, so kann mir begegnen, daß ich etwas Vortreffliches abweise, und dadurch zieh' ich mir die Mißbilligung Anderer zu, die es besser verstehen; ich muß mich zurücknehmen, wenn ich aufgeklärt werde. Deswegen bring' ich hier einiges Geschriebene, sogar Uebersetzungen mit; denn ich traue in solchen Dingen meiner Nation so wenig als mir selbst; eine Zustimmung aus der Ferne und Fremde scheint mir mehr Sicherheit zu geben.“

Er fing nunmehr nach erhaltener Erlaubniß folgendermaßen zu lesen an. —

Wenn wir aber uns bewogen finden, diesen werthen Mann nicht lesen zu lassen, so werden es unsere Gönner wahrscheinlich geneigt aufnehmen; denn was oben gegen das Verweilen Wilhelm's bei dieser Unterhaltung gesagt worden, gilt noch mehr in dem Falle, in welchem wir uns befinden. Unsere Freunde haben einen Roman in die Hand genommen, und wenn dieser hie und da schon mehr als billig didaktisch geworden, so finden wir doch gerathen, die Geduld unserer Wohlwollenden nicht noch weiter auf die Probe zu stellen. Die Papiere, die uns vorliegen, gedenken wir an einem andern Orte abdrucken zu lassen und fahren diesmal im Geschichtlichen ohne Weiteres fort, da wir selbst ungeduldig sind, das obwaltende Räthsel endlich aufgeklärt zu sehen. Enthalten können wir uns aber doch nicht, ferner Einiges zu erwähnen, was noch vor dem abendlichen Scheiden dieser edlen Gesellschaft zur Sprache kam.

Wilhelm, nachdem er jener Vorlesung aufmerksam zugehört, äußerte ganz unbewunden: „Hier vernehme ich von großen Natur-

gaben, Fähigkeiten und Fertigkeiten, und doch zuletzt, bei ihrer Anwendung, manches Bedenken. Sollte ich mich darüber ins Kurze faſſen, ſo würde ich ausrufen: Große Gedanken und ein reines Herz, das iſt's, was wir uns von Gott erbitten ſollten!"

Dieſen verſtändigen Worten Beifall gebend, löſte die Verſammlung ſich auf; der Aſtronom aber verſprach, Wilhelmen in dieſer herrlichen klaren Nacht an den Wundern des geſtirnten Himmels vollkommen Theil nehmen zu laſſen.

Nach einigen Stunden ließ der Aſtronom ſeinen Gaſt die Treppen zur Sternwarte ſich hinaufwinden und ſtieg auf die völlig freie Fläche eines runden, hohen Thurmes heraustreten. Die heiterſte Nacht, von allen Sternen leuchtend und funkelnd, umgab den Schauenden, welcher zum erſten Mal das hohe Himmelsgewölbe in ſeiner ganzen Herrlichkeit zu erblicken glaubte; denn im gemeinen Leben, abgerechnet die ungünſtige Witterung, die uns den Glanzraum des Aethers verbirgt, hindern uns zu Hauſe bald Dächer und Giebel, auswärts bald Wälder und Felſen, am Meiſten aber überall die innern Beunruhigungen des Gemüths, die, uns alle Umſicht mehr als Nebel und Mißwetter zu verdüſtern, ſich hin- und herbewegen.

Ergriffen und erſtaunt hielt er ſich beide Augen zu. Das Ungeheure hört auf, erhaben zu ſein; es überreicht unſere Faſſungskraft, es droht uns zu vernichten.

„Was bin ich denn gegen das All?" ſprach er zu ſeinem Geiſte. „Wie kann ich ihm gegenüber, wie kann ich in ſeiner Mitte ſtehen?"

Nach einem kurzen Ueberdenken jedoch fuhr er fort: „Das Reſultat unſeres heutigen Abends löſt ja auch das Räthſel gegenwärtigen Augenblicks. Wie kann ſich der Menſch gegen das Unendliche ſtellen, als wenn er alle geiſtigen Kräfte, die nach vielen Seiten hingezogen werden, in ſeinem Innerſten, Tiefſten verſammelt, wenn er ſich fragt: Darfſt Du Dich in der Mitte dieſer ewig lebendigen Ordnung auch nur denken, ſobald ſich nicht gleichfalls in Dir ein herrlich Bewegtes, um einen reinen Mittelpunkt kreiſend, hervorthut? Und ſelbſt wenn es Dir ſchwer würde, dieſen Mittelpunkt in Deinem Buſen aufzufinden, ſo würdeſt Du ihn daran erkennen, daß eine wohlwollende, wohlthätige Wirkung von ihm ausgeht und von ihm Zeugniß giebt. Wer ſoll, wer kann aber auf ſein vergangenes Leben zurückblicken, ohne gewiſſermaßen irre zu werden, da er meiſtens finden wird, daß ſein Wollen richtig, ſein Thun falſch,

sein Begehren tadelhaft und sein Anlangen dennoch erwünscht gewesen? Wie oft hast Du diese Gestirne leuchten gesehen, und haben sie Dich nicht jederzeit anders gefunden? Sie sind aber immer dieselbigen und sagen immer dasselbige. Wir bezeichnen, wiederholen sie, durch unsern gesetzmäßigen Gang Tag und Stunde; frage Dich auch, wie verhältst Du Dich zu Tag und Stunde? Und so kann ich denn diesmal antworten: Des gegenwärtigen Verhältnisses hab' ich mich nicht zu schämen; meine Absicht ist, einen edlen Familienkreis in allen seinen Gliedern erwünscht verbunden herzustellen; der Weg ist bezeichnet. Ich soll erforschen, was edle Seelen aus einander hält, soll Hindernisse wegräumen, von welcher Art sie auch seien. Dies darfst Du vor diesen himmlischen Heerschaaren bekennen; achteten sie Deiner, sie würden zwar über Deine Beschränktheit lächeln, aber sie ehrten gewiß Deinen Vorsatz und begünstigten dessen Erfüllung."

Bei diesen Worten und Gedanken wendete er sich, umherzusehen; da fiel ihm Jupiter in die Augen, das Glücksgestirn, so herrlich leuchtend als je; er nahm das Omen als günstig auf und verharrte freudig in diesem Anschauen eine Zeit lang.

Hierauf sogleich berief ihn der Astronom herabzukommen, und ließ ihn eben dieses Gestirn durch ein vollkommenes Fernrohr in bedeutender Größe, begleitet von seinen Monden, als ein himmlisches Wunder anschauen.

Als unser Freund lange darin versunken geblieben, wendete er sich um und sprach zu dem Sternfreunde: „Ich weiß nicht, ob ich Ihnen danken soll, daß Sie mir dieses Gestirn so über alles Maaß näher gerückt. Als ich es vorhin sah, stand es im Verhältniß zu den übrigen unzähligen des Himmels und zu mir selbst; jetzt aber tritt es in meiner Einbildungskraft unverhältnißmäßig hervor, und ich weiß nicht, ob ich die übrigen Schaaren gleicherweise heranzuführen wünschen sollte. Sie werden mich einengen, mich beängstigen."

So erging sich unser Freund nach seiner Gewohnheit weiter, und es kam bei dieser Gelegenheit manches Unerwartete zur Sprache. Auf einiges Erwidern des Kunstverständigen versetzte Wilhelm: „Ich begreife recht gut, daß es Euch Himmelskundigen die größte Freude gewähren muß, das ungeheure Weltall nach und nach so heranziehen, wie ich hier den Planeten sah und sehe. Aber erlauben Sie mir, es auszusprechen: ich habe im Leben überhaupt und im Durchschnitt gefunden, daß diese Mittel,

wodurch wir unsern Sinnen zu Hilfe kommen, keine sittlich günstige Wirkung auf den Menschen ausüben. Wer durch Brillen sieht, hält sich für klüger, als er ist; denn sein äußerer Sinn wird dadurch mit seiner innern Urtheilsfähigkeit außer Gleichgewicht gesetzt; es gehört eine höhere Kultur dazu, deren nur vorzügliche Menschen fähig sind, inneres Wahres mit diesem von außen herangerückten Falschen einigermaßen auszugleichen. So oft ich durch eine Brille sehe, bin ich ein anderer Mensch und gefalle mir selbst nicht; ich sehe mehr, als ich sehen sollte; die schärfer gesehene Welt harmonirt nicht mit meinem Innern, und ich lege die Gläser geschwinder wieder weg, wenn meine Neugierde, wie dieses oder jenes in der Ferne beschaffen sein möchte, befriedigt ist."

Auf einige scherzhafte Bemerkungen des Astronomen fuhr Wilhelm fort: „Wir werden diese Gläser so wenig als irgend ein Maschinenwesen aus der Welt bannen; aber dem Sittenbeobachter ist es wichtig, zu erforschen und zu wissen, wober sich Manches in die Menschheit eingeschlichen hat, worüber man sich beklagt. So bin ich zum Beispiel überzeugt, daß die Gewohnheit, Annäherungsbrillen zu tragen, an dem Dünkel unserer jungen Leute hauptsächlich Schuld hat."

Unter diesen Gesprächen war die Nacht weit vorgerückt, worauf der im Wachen bewährte Mann seinem jungen Freunde den Vorschlag that, sich auf dem Feldbette niederzulegen und einige Zeit zu schlafen, um alsdann mit frischerm Blick die dem Aufgang der Sonne voreilende Venus, welche eben heute in ihrem vollendeten Glanze zu erscheinen verspräche, zu schauen und zu begrüßen.

Wilhelm, der sich bis auf den Augenblick recht straff und munter erhalten hatte, fühlte auf diese Anmuthung des wohlwollenden, vorsorglichen Mannes sich wirklich erschöpft; er legte sich nieder und war augenblicklich in den tiefsten Schlaf gesunken.

Geweckt von dem Sternkundigen, sprang Wilhelm auf und eilte zum Fenster; dort staunte, starrte er einen Augenblick, dann rief er enthusiastisch: „Welche Herrlichkeit! welch ein Wunder!" Andere Worte des Entzückens folgten; aber ihm blieb der Anblick immer ein Wunder, ein großes Wunder.

„Daß Ihnen dieses liebenswürdige Gestirn, das heute in Fülle und Herrlichkeit wie selten erscheint, überraschend entgegentreten würde, konnt' ich voraussehen; aber das darf ich noch

aussprechen, ohne kalt gescholten zu werden: kein Wunder seh' ich, durchaus kein Wunder!"

„Wie könnten Sie auch," versetzte Wilhelm, „da ich es mitbringe, da ich es in mir trage, da ich nicht weiß, wie mir geschieht? Lassen Sie mich noch immer stumm und staunend hinblicken, sodann vernehmen Sie!"

Nach einer Pause fuhr er fort: „Ich lag sanft, aber tief eingeschlafen; da fand ich mich in den gestrigen Saal versetzt, aber allein. Der grüne Vorhang ging auf, Makariens Sessel bewegte sich hervor, von selbst, wie ein belebtes Wesen; er glänzte golden, ihre Kleider schienen priesterlich, ihr Anblick leuchtete sanft; ich war im Begriff, mich niederzuwerfen. Wolken entwickelten sich um ihre Füße; steigend hoben sie flügelartig die heilige Gestalt empor; an der Stelle ihres herrlichen Angesichtes sah ich zuletzt zwischen sich theilendem Gewölk einen Stern blinken, der immer aufwärts getragen wurde und durch das eröffnete Deckengewölb sich mit dem ganzen Sternhimmel vereinigte, der sich immer zu verbreiten und Alles zu umschließen schien. In dem Augenblick weckten Sie mich auf; schlaftrunken taumle ich nach dem Fenster, den Stern noch lebhaft in meinem Auge, und wie ich nun hinblicke — der Morgenstern, von gleicher Schönheit, obschon vielleicht nicht von gleicher strahlender Herrlichkeit, wirklich vor mir! Dieser wirkliche da droben schwebende Stern setzt sich an die Stelle des geträumten, er zehrt auf, was an dem erscheinenden Herrliches war; aber ich schaue doch fort und fort, und Sie schauen ja mit mir, was eigentlich vor meinen Augen zugleich mit dem Nebel des Schlafes hätte verschwinden sollen."

Der Astronom rief aus: „Wunder, ja Wunder! Sie wissen selbst nicht, welche wundersame Rede Sie führten! Möge dies nicht auf den Abschied der Herrlichen hindeuten, welcher früher oder später eine solche Apotheose beschieden ist."

Den andern Morgen eilte Wilhelm, um seinen Felix aufzusuchen, der sich früh ganz in der Stille weggeschlichen hatte, nach dem Garten, den er zu seiner Verwunderung durch eine Anzahl Mädchen bearbeitet sah: alle, wo nicht schön, doch keine häßlich, keine, die das zwanzigste Jahr erreicht zu haben schien. Sie waren verschiedentlich gekleidet, als verschiedenen Verrichtungen angehörig, thätig, heiter grüßend und fortarbeitend.

Ihm begegnete Angela, welche die Arbeit anzuordnen und zu beurtheilen auf- und abging; ihr lieh der Gast seine Ver-

wunderung über eine ſo hübſche, lebensthätige Kolonie verweilen.

„Dieſe," verſetzte ſie, „ſtirbt nicht aus, ändert ſich, aber bleibt immer dieſelbe; denn mit dem zwanzigſten Jahre treten dieſe, ſo wie die ſämmtlichen Bewohnerinnen unſerer Stiftung, ins thätige Leben, meiſtens in den Eheſtand. Alle jungen Männer der Nachbarſchaft, die ſich eine wackere Gattin wünſchen, ſind aufmerkſam auf dasjenige, was ſich bei uns entwickelt. Auch ſind unſere Zöglinge hier nicht etwan eingeſperrt; ſie haben ſich ſchon auf manchem Jahrmarkte umgeſehen, ſind geſehen worden, gemuſtert und verlobt; und ſo warten denn mehrere Familien ſchon aufmerkſam, wann bei uns wieder Platz wird, um die Übrigen einzuführen."

Nachdem dieſe Angelegenheit beſprochen war, konnte der Gaſt ſeiner neuen Freundin den Wunſch nicht bergen, das geſtern Abend Vorgeleſene nochmals durchzuſehen. „Den Hauptſinn der Unterhaltung habe ich gefaßt," ſagte er: „nun möcht' ich aber auch das Einzelne, wovon die Rede war, näher kennen lernen."

„Dieſen Wunſch zu befriedigen," verſetzte Jene, „finde ich mich glücklicherweiſe ſogleich in dem Falle; das Verhältniß, das Ihnen ſo ſchnell zu unſerm Innerſten gegeben ward, berechtigt mich, Ihnen zu ſagen, daß jene Papiere ſchon in meinen Händen und von mir nebſt andern Blättern ſorgfältig aufgehoben worden."

„Meine Herrin," fuhr ſie fort, „iſt von der Wichtigkeit des augenblicklichen Geſprächs höchlich überzeugt; dabei gehe vorüber, ſagt ſie, was kein Buch enthält, und doch wieder das Beſte, was Bücher jemals enthalten haben. Deshalb machte ſie mir's zur Pflicht, einzelne gute Gedanken aufzubewahren, die aus einem geiſtreichen Geſpräch, wie Samenkörner aus einer vielſtigen Pflanze, hervorſpringen. Iſt man treu, ſagte ſie, das Gegenwärtige feſtzuhalten, ſo wird man erſt Freude an der Ueberlieferung haben, indem wir den beſten Gedanken ſchon ausgeſprochen, das liebenswürdigſte Gefühl ſchon ausgedrückt finden. Hiedurch kommen wir zum Anſchauen jener Uebereinſtimmung, wozu der Menſch berufen iſt, wozu er ſich oft wider ſeinen Willen finden muß, da er ſich gar zu gern einbildet, die Welt fange mit ihm von vorne an."

Angela fuhr fort, dem Gaſte weiter zu vertrauen, daß dadurch ein bedeutendes Archiv entſtanden ſei, woraus ſie in

schlaflosen Nächten manchmal ein Blatt Makarien vorlese, bei welcher Gelegenheit denn wieder auf eine merkwürdige Weise tausend Einzelnheiten hervorspringen, eben als wenn eine Masse Quecksilber fällt und sich nach allen Seiten hin in die vielfachsten unzähligen Kügelchen zertheilt.

Auf seine Frage, inwiefern dieses Archiv als Geheimniß bewahrt werde, eröffnete sie, daß allerdings nur die nächste Umgebung davon Kenntniß habe; doch wolle sie es wol verantworten und ihm, da er Lust bezeige, sogleich einige Hefte vorlegen.

Unter diesem Gartengespräche waren sie gegen das Schloß gelangt, und in die Zimmer eines Seitengebäudes eintretend, sagte sie lächelnd: „Ich habe bei dieser Gelegenheit Ihnen noch ein Geheimniß zu vertrauen, worauf Sie am Wenigsten vorbereitet sind.“ Sie ließ ihn darauf durch einen Vorhang in ein Kabinet hineinblicken, wo er, freilich zu großer Verwunderung, seinen Felix schreibend an einem Tische sitzen sah und sich nicht gleich diesen unerwarteten Fleiß enträthseln konnte. Bald aber ward er belehrt, als Angela ihm entdeckte, daß der Knabe jenen Augenblick seines Verschwindens hiezu angewendet und erklärt, Schreiben und Reiten sei das Einzige, wozu er Lust habe.

Unser Freund ward sodann in ein Zimmer geführt, wo er in Schränken ringsum viele wohlgeordnete Papiere zu sehen hatte. Rubriken mancher Art deuteten auf den verschiedensten Inhalt; Einsicht und Ordnung leuchtete hervor. Als nun Wilhelm solche Vorzüge pries, eignete das Verdienst derselben Angela dem Hausfreunde zu; die Anlage nicht allein, sondern auch in schwierigen Fällen die Einschaltung wisse er mit eigener Uebersicht bestimmt zu leiten. Darauf suchte sie die gestern vorgelesenen Manuskripte vor und vergönnte dem Begierigen, sich derselben so wie alles Uebrigen zu bedienen, und nicht nur Einsicht davon, sondern auch Abschrift zu nehmen.

Hier nun mußte der Freund bescheiden zu Werke gehen; denn es fand sich nur allzu viel Anziehendes und Wünschenswerthes; besonders achtete er die Hefte kurzer, kaum zusammenhängender Sätze höchst schätzenswerth. Resultate waren es, die, wenn wir nicht ihre Veranlassung wissen, als paradox erscheinen, uns aber nöthigen, vermittelst eines umgekehrten Findens und Erfindens, rückwärts zu gehen und uns die Filiation solcher Gedanken von weit her, von unten herauf, womöglich zu ver-

gegenwärtigen. Auch dergleichen dürfen wir aus oben angeführten Ursachen keinen Platz einräumen. Jedoch werden wir die erste sich darbietende Gelegenheit nicht versäumen und am schicklichen Orte auch das hier Gewonnene mit Auswahl darzubringen wissen.

Am dritten Tage Morgens begab sich unser Freund zu Angela, und nicht ohne einige Verlegenheit stand er vor ihr. „Heute soll ich scheiden," sprach er, „und von der trefflichen Frau, bei der ich gestern den ganzen Tag leider nicht vorgelassen worden, meine letzten Aufträge erhalten. Hier nun liegt mir etwas auf dem Herzen, auf dem ganzen innern Sinn, worüber ich aufgeklärt zu sein wünschte. Wenn es möglich ist, so gönnen Sie mir diese Wohlthat!"

„Ich glaube Sie zu verstehen," sagte die Angenehme; „doch sprechen Sie weiter!"

„Ein wunderbarer Traum," fuhr er fort, „einige Worte des ernsten Himmelskundigen, ein abgesondertes verschlossenes Fach in den zugänglichen Schränken, mit der Inschrift: Makariens Eigenheiten, diese Veranlassungen gesellen sich zu einer innern Stimme, die mir zuruft, die Bemühung um jene Himmelslichter sei nicht etwa nur eine wissenschaftliche Liebhaberei, ein Bestreben nach Kenntniß des Sternenalls, vielmehr sei zu vermuthen, es liege hier ein ganz eigenes Verhältniß Makariens zu den Gestirnen verborgen, das zu erkennen, mir höchst wichtig sein müßte. Ich bin weder neugierig noch zudringlich; aber dies ist ein so wichtiger Fall für den Geist- und Sinnforscher, daß ich mich nicht enthalten kann, anzufragen, ob man zu so vielem Vertrauen nicht auch noch dieses Uebermaaß zu vergönnen belieben möchte?"

„Dieses zu gewähren, bin ich berechtigt," versetzte die Gefällige. „Ihr merkwürdiger Traum ist zwar Makarien ein Geheimniß geblieben; aber ich habe mit dem Hausfreund Ihr sonderbares geistiges Eingreifen, Ihr unvermuthetes Erfassen der tiefsten Geheimnisse betrachtet und überlegt, und wir dürfen uns ermuthigen, Sie weiter zu führen. Lassen Sie mich nun zuvörderst gleichnißweise reden! Bei schwer begreiflichen Dingen thut man wohl, sich auf diese Weise zu helfen.

„Wie man von dem Dichter sagt, die Elemente der sittlichen Welt seien in seiner Natur innerlichst verborgen und hätten sich nur aus ihm nach und nach zu entwickeln, daß ihm nichts in der Welt zum Anschauen komme, was er nicht vorher in der

Ahnung gehabt: ebenso sind, wie es scheinen will, Makarien die Verhältnisse unseres Sonnensystems von Anfang an, erst ruhend, sodann sich nach und nach entwickelnd, fernerhin sich immer deutlicher belebend, gründlich eingeboren. Erst litt sie an diesen Erscheinungen, dann vergnügte sie sich daran, und mit den Jahren wuchs das Entzücken. Nicht eher jedoch kam sie hierüber zur Einheit und Beruhigung, als bis sie den Beistand, den Freund gewonnen hatte, dessen Verdienst Sie auch schon genugsam kennen lernten.

„Als Mathematiker und Philosoph ungläubig von Anfang, war er lange zweifelhaft, ob diese Anschauung nicht etwa angelernt sei; denn Makarie mußte gestehen, frühzeitig Unterricht in der Astronomie genossen und sich leidenschaftlich damit beschäftigt zu haben. Daneben berichtete sie aber auch, wie sie viele Jahre ihres Lebens die innern Erscheinungen mit dem äußern Gewahrwerden zusammengehalten und verglichen, aber niemals hierin eine Uebereinstimmung finden können.

„Der Wissende ließ sich hierauf dasjenige, was sie schaute, welches ihr nur von Zeit zu Zeit ganz deutlich war, auf das Genaueste vortragen, stellte Berechnungen an und folgerte daraus, daß sie nicht sowol das ganze Sonnensystem in sich trage, sondern daß sie sich vielmehr gemüthig als ein integrirender Theil darin bewege. Er verfuhr nach dieser Voraussetzung, und seine Kalküls wurden auf eine unglaubliche Weise durch ihre Aussagen bestätigt.

„So viel nur darf ich Ihnen diesmal vertrauen, und auch dieses eröffne ich nur mit der dringenden Bitte, gegen Niemanden hievon irgend ein Wort zu erwähnen; denn sollte nicht jeder Verständige und Vernünftige, bei dem reinsten Wohlwollen, dergleichen Aeußerungen für Phantasien, für übelverstandene Erinnerungen eines früher eingelernten Wissens halten und erklären? Die Familie selbst weiß nichts Näheres hievon; diese geheimen Anschauungen, die entzückenden Gesichte sind es, die bei den Übrigen als Krankheit gelten, wodurch sie augenblicklich gehindert sei, an der Welt und ihren Interessen Theil zu nehmen. Dies, mein Freund, verwahren Sie im Stillen und lassen Sich auch gegen Lenarde nichts merken."

Gegen Abend ward unser Wanderer Makarien nochmals vorgestellt; gar manches anmuthig Belehrende kam zur Sprache, davon wir Nachstehendes auswählen.

„Von Natur besitzen wir keinen Fehler, der nicht zur Tugend,

keine Tugend, die nicht zum Fehler werden könnte; diese letzten sind gerade die bedenklichsten. Zu dieser Betrachtung hat mir vorzüglich der wunderbare Fehler Anlaß gegeben, der junge Mann, von dem Sie in der Familie manches Seltsame gehört haben, und den ich, wie die Meinigen sagen, mehr als billig, schonend und liebend behandle.

„Von Jugend auf entwickelte sich in ihm eine gewisse muntere technische Fertigkeit, der er sich ganz hingab und darin glücklich zu mancher Kenntniß und Meisterschaft fortschritt. Späterhin war Alles, was er von Reisen nach Hause schickte, immer das Künstlichste, Klügste, Feinste, Zierlichste von Handarbeit, auf das Land hindeutend, wo er sich eben befand und welches wir errathen sollten. Hieraus möchte man schließen, daß er ein trockener, unbheilnehmender, in Aeußerlichkeiten befangener Mensch sei und bleibe; auch war er im Gespräch zum Eingreifen an allgemeinen sittlichen Betrachtungen nicht aufgelegt; aber er besaß im Stillen und Geheimen einen wunderbar feinen praktischen Takt des Guten und Bösen, des Löblichen und Unlöblichen, daß ich ihn weder gegen Aeltere noch Jüngere, weder gegen Obere noch Untere jemals habe fehlen sehen. Aber diese angeborne Gewissenhaftigkeit, ungeregelt, wie sie war, bildete sich im Einzelnen zu grillenhafter Schwäche; er mochte sogar sich Pflichten erfinden, da wo sie nicht gefordert wurden, und sich ganz ohne Noth irgend einmal als Schuldner bekennen. An seinem ganzen Reiseverfahren, besonders aber an den Vorbereitungen zu seiner Wiederkunft, glaube ich, daß er wähnt, früher ein weibliches Wesen unseres Kreises verletzt zu haben, deren Schicksal ihn jetzt beunruhigt, wovon er sich befreit und erlöst fühlen würde, sobald er vernehmen könnte, daß es ihr wohl gehe, und das Weitere wird Angela mit Ihnen besprechen. Nehmen Sie gegenwärtigen Brief und bereiten unserer Familie ein glückliches Zusammenfinden! Aufrichtig gestanden, ich wünsche ihn auf dieser Erde nochmals zu sehen und im Abscheiden ihn herzlich zu segnen."

Elftes Kapitel.

Nachdem Wilhelm seinen Auftrag umständlich und genau ausgerichtet, versetzte Lenardo mit einem Lächeln: „So sehr ich Ihnen verbunden bin für das, was ich durch Sie erfahre,

so mich ich doch noch eine Frage hinzufügen. Hat Ihnen die Tante nicht am Schluß noch anempfohlen, mir eine unbedeutend scheinende Sache zu berichten?"

Der Andere besann sich einen Augenblick. „Ja," sagte er darauf, „ich entsinne mich! Sie erwähnte eines Frauenzimmers, das sie Valerine nannte. Von dieser sollte ich Ihnen sagen, daß sie glücklich verheirathet sei und sich in einem wünschenswerthen Zustand befinde."

„Sie wälzen mir einen Stein vom Herzen," versetzte Lenardo. „Ich gehe nun gern nach Hause zurück, weil ich nicht fürchten muß, daß die Erinnerung an dieses Mädchen mir an Ort und Stelle zum Vorwurf gereiche."

„Es ziemt sich nicht für mich, zu fragen, welch Verhältniß Sie zu ihr gehabt," sagte Wilhelm; „genug, Sie können ruhig sein, wenn Sie auf irgend eine Weise an dem Schicksal des Mädchens Theil nehmen."

„Es ist das wunderlichste Verhältniß von der Welt," sagte Lenardo; „keineswegs ein Liebesverhältniß, wie man sich's denken könnte. Ich darf Ihnen wol vertrauen und erzählen, was eigentlich keine Geschichte ist. Was müssen Sie aber denken, wenn ich Ihnen sage, daß mein zauderndes Zurückreisen, daß die Furcht, in unsere Wohnung zurückzukehren, daß diese seltsamen Anstalten und Fragen, wie es bei uns aussehe, eigentlich nur zur Absicht haben, nebenher zu erfahren, wie es mit diesem Kinde stehe!"

„Denn glauben Sie," fuhr er fort, „ich weiß übrigens sehr gut, daß man Menschen, die man kennt, auf geraume Zeit verlassen kann, ohne sie verändert wiederzufinden; und so denke ich auch bei den Meinigen bald wieder völlig zu Hause zu sein. Um dies einzige Wesen war es mir zu thun, dessen Zustand sich verändern mußte und sich, Dank sei es dem Himmel! ins Bessere verändert hat."

„Sie machen mich neugierig," sagte Wilhelm. „Sie lassen mich etwas ganz Besonderes erwarten."

„Ich halte es wenigstens dafür," versetzte Lenardo und fing seine Erzählung folgendermaßen an.

„Die herkömmliche Kreisfahrt durch das gesittete Europa in meinen Jünglingsjahren zu betreiben, war ein fester Vorsatz, den ich von Jugend auf hegte, dessen Ausführung aber ich von Zeit zu Zeit, wie es zu gehen pflegt, verzögerte; das Nächste zog mich an, hielt mich fest, und das Entfernte verlor immer mehr

ſeinen Reiz, je mehr ich davon las oder erzählen hörte. Doch endlich, angetrieben durch meinen Oheim, angelockt durch Freunde, die ſich vor mir in die Welt hinausbegeben, ward der Entſchluß gefaßt, und zwar geſchwinder, ehe wir es uns Alle verſahen.

„Mein Oheim, der eigentlich das Beſte dazu thun mußte, um die Reiſe möglich zu machen, hatte ſogleich kein anderes Augenmerk. Sie kennen ihn und ſeine Eigenheit, wie er immer nur auf Eines losgeht und das erſt zu Stande bringt, und inzwiſchen alles Andere ruhen und ſchweigen muß, wodurch er denn freilich Vieles geleiſtet hat, was über die Kräfte eines Partikuliers zu gehen ſcheint. Dieſe Reiſe kam ihm einigermaßen unerwartet; doch wußte er ſich ſogleich zu faſſen. Einige Bauten, die er unternommen, ja ſogar angefangen hatte, wurden eingeſtellt, und weil er ſein Erſpartes niemals angreifen will, ſo ſah er ſich als ein kluger Finanzmann nach andern Mitteln um. Das Nächſte war, ausſtehende Schulden, beſonders Pachtreſte, einzukaſſiren; denn auch dieſes gehörte mit zu ſeiner Art und Weiſe, daß er gegen Schuldner nachſichtig war, ſo lange er bis auf einen gewiſſen Grad ſelbſt nichts bedurfte. Sein Geſchäftsmann erhielt die Liſte; dieſem war die Ausführung überlaſſen. Vom Einzelnen erfuhren wir nichts; nur hörte ich im Vorbeigehen, daß der Pachter eines unſerer Güter, mit dem der Oheim lange Geduld gehabt hatte, endlich wirklich ausgetrieben, ſeine Kaution zu kärglichem Erſatz des Ausfalls inne behalten und das Gut anderweit verpachtet werden ſollte. Es war dieſer Mann von Art der Stillen im Lande, aber nicht, wie Seinesgleichen, dabei klug und thätig, wegen ſeiner Frömmigkeit und Güte zwar geliebt, doch wegen ſeiner Schwäche als Haushalter geſcholten. Nach ſeiner Frauen Tode war eine Tochter, die man nur das nußbraune Mädchen nannte, ob ſie ſchon rüſtig und entſchloſſen zu werden verſprach, doch viel zu jung, um entſchieden einzugreifen; genug, es ging mit dem Mann rückwärts, ohne daß die Nachſicht des Onkels ſein Schickſal hätte aufhalten können.

Ich hatte meine Reiſe im Sinn, und die Mittel dazu mußte ich billigen. Alles war bereit; das Packen und Loslöſen ging an, die Augenblicke drängten ſich. Eines Abends durchſtrich ich noch einmal den Park, um Abſchied von den bekannten Bäumen und Sträuchen zu nehmen, als mir auf einmal Valerine in den Weg trat: denn ſo hieß das Mädchen; das Andere war nur ein

Scherzname, durch ihre bräunliche Gesichtsfarbe veranlaßt. Sie trat mir in den Weg."

Lenardo hielt einen Augenblick nachdenkend inne. „Wie ist mir denn?" sagte er, „hieß sie auch Bakerine? Ja doch," fuhr er fort; „doch war der Scherzname gewöhnlicher. Genug, das braune Mädchen trat mir in den Weg und bat mich dringend, für ihren Vater, für sie ein gutes Wort bei meinem Oheim einzulegen. Da ich wußte, wie die Sache stand, und ich wohl sah, daß es schwer, ja unmöglich sein würde, in diesem Augenblick etwas für sie zu thun, so sagte ich's ihr aufrichtig und setzte die eigene Schuld ihres Vaters in ein ungünstiges Licht.

„Sie antwortete mir darauf mit so viel Klarheit und zugleich mit so viel kindlicher Schonung und Liebe, daß sie mich ganz für sich einnahm, und daß ich, wäre es meine eigene Kasse gewesen, sie sogleich durch Gewährung ihrer Bitte glücklich gemacht hätte. Nun waren es aber die Einkünfte meines Oheims; es waren seine Anstalten, seine Befehle; bei seiner Denkweise, bei dem, was bisher schon geschehen, war nichts zu hoffen. Von je her hielt ich ein Versprechen hochheilig. Wer etwas von mir verlangte, setzte mich in Verlegenheit. Ich hatte mir es so angewöhnt, abzuschlagen, daß ich sogar das nicht versprach, was ich zu halten gedachte. Diese Gewohnheit kam mir auch diesmal zu Statten. Ihre Gründe ruhten auf Individualität und Neigung, die meinigen auf Pflicht und Verstand, und ich leugne nicht, daß sie mir am Ende selbst zu hart vorkamen. Wir hatten schon einigemal dasselbe wiederholt, ohne einander zu überzeugen, als die Noth sie beredter machte, ein unvermeidlicher Untergang, den sie vor sich sah, ihr Thränen aus den Augen preßte. Ihr gefaßtes Wesen verließ sie nicht ganz; aber sie sprach lebhaft, mit Bewegung, und indem ich immer noch Kälte und Gelassenheit heuchelte, kehrte sich ihr ganzes Gemüth nach außen. Ich wünschte die Scene zu endigen; aber auf einmal lag sie zu meinen Füßen, hatte meine Hand gefaßt, geküßt, und sah so gut, so liebenswürdig flehend zu mir herauf, daß ich mir in dem Augenblick meiner selbst nicht bewußt war. Schnell sagte ich, indem ich sie aufhob: „Ich will das Mögliche thun; beruhige Dich, mein Kind!" Und so wendete ich mich nach einem Seitenwege.

„Thun Sie das Unmögliche!" rief sie mir nach.

„Ich weiß nicht mehr, was ich sagen wollte, aber ich sagte: „Ich will!" und stockte.

„Thun Sie's!“ rief sie auf einmal erheitert, mit einem Ausdruck von himmlischer Hoffnung. Ich grüßte sie und eilte fort.

„Den Oheim wollte ich nicht zuerst angehen; denn ich kannte ihn nur zu gut, daß man ihn nicht an das Einzelne erinnern durfte, wenn er sich das Ganze vergegenwärtigt hatte. Ich suchte den Geschäftsträger. Er war weggeritten; Gäste kamen den Abend, Freunde, die Abschied nehmen wollten. Man spielte, man speiste bis tief in die Nacht. Sie blieben den andern Tag, und die Zerstreuung verwischte jenes Bild der dringend Bittenden. Der Geschäftsträger kam zurück; er war geschäftiger und überdrängter als nie; Jedermann fragte nach ihm. Er hatte nicht Zeit, mich zu hören; doch machte ich einen Versuch, ihn festzuhalten; allein kaum hatte ich jenen frommen Pachter genannt, so wies er mich mit Lebhaftigkeit zurück: „Sagen Sie dem Onkel um Gottes willen davon nichts, wenn Sie zuletzt nicht noch Verdruß haben wollen!“

„Der Tag meiner Abreise war festgesetzt; ich hatte Briefe zu schreiben, Gäste zu empfangen, Besuche in der Nachbarschaft abzulegen. Meine Leute waren zu meiner bisherigen Bedienung hinreichend, keineswegs aber gewandt, das Geschäft der Abreise zu erleichtern. Alles lag auf mir; und doch, als mir der Geschäftsmann zuletzt in der Nacht eine Stunde gab, um unsere Geldangelegenheit zu ordnen, wagte ich nochmals für Valerinens Vater zu bitten.

„Lieber Baron,“ sagte der bewegliche Mann, „wie kann Ihnen nur so etwas einfallen? Ich habe heute ohnehin mit Ihrem Oheim einen schweren Stand gehabt; denn was Sie nöthig haben, um Sich hier loszumachen, beläuft sich weit höher, als wir glaubten. Dies ist zwar ganz natürlich, aber doch beschwerlich. Besonders hat der alte Herr keine Freude, wenn die Sache abgethan scheint und noch Manches hinten nachhinkt; das ist nun aber oft so, und wir Andern müssen es ausbaden. Ueber die Strenge, womit die ausstehenden Schulden eingetrieben werden sollen, hat er sich selbst ein Gesetz gemacht; er ist darüber mit sich einig, und man möchte ihn wol schwer zur Nachgiebigkeit bewegen. Thun Sie es nicht, ich bitte Sie! es ist ganz vergebens!“

„Ich ließ mich mit meinem Gesuch zurückschrecken, jedoch nicht ganz. Ich drang in ihn, da doch die Ausführung von ihm abhänge, gelind und billig zu verfahren. Er versprach Alles,

nach Art solcher Personen, um für den Augenblick in Ruhe zu kommen. Er ward mich los; der Drang, die Zerstreuung wuchs! Ich saß im Wagen und kehrte jedem Antheil, den ich zu Hause haben konnte, den Rücken.

„Ein lebhafter Eindruck ist wie eine andere Wunde; man fühlt sie nicht, indem man sie empfängt; erst später fängt sie an zu schmerzen und zu eitern. Mir ging es so mit jener Begebenheit im Garten. So oft ich einsam, so oft ich unbeschäftigt war, trat mir jenes Bild des stehenden Mädchens mit der ganzen Umgebung, mit jedem Baum und Strauch, dem Platz, wo sie kniete, dem Weg, den ich einschlug, mich von ihr zu entfernen, das Ganze zusammen wie ein frisches Bild vor die Seele: es war ein unauslöschlicher Eindruck, der wol von andern Bildern und Theilnahmen beschattet, verdeckt, aber niemals vertilgt werden konnte; immer erneut trat er in jeder stillen Stunde hervor, und je länger es währte, desto schmerzlicher fühlte ich die Schuld, die ich gegen meine Grundsätze, meine Gewohnheit auf mich geladen hatte, obgleich nicht ausdrücklich, nur stotternd, zum ersten Mal in solchem Falle verlegen.

„Ich verfehlte nicht, in den ersten Briefen unsern Geschäftsmann zu fragen, wie die Sache gegangen. Er antwortete dilatorisch; dann setzte er aus, diesen Punkt zu erwidern; dann waren seine Worte zweideutig; zuletzt schwieg er ganz. Die Entfernung wuchs; mehr Gegenstände traten zwischen mich und meine Heimath; ich ward zu manchen Beobachtungen, mancher Theilnahme aufgefordert; das Bild verschwand, das Mädchen fast bis auf den Namen. Seltener trat ihr Andenken hervor, und meine Grille, mich nicht durch Briefe, nur durch Zeichen mit den Meinigen zu unterhalten, trug viel dazu bei, meinen frühern Zustand mit allen seinen Bedingungen beinahe verschwinden zu machen. Nur jetzt, da ich mich dem Hause wieder nähere, da ich meiner Familie, was sie bisher entbehrt, mit Zinsen zu erstatten gedenke, jetzt überfällt mich diese wunderliche Reue (ich muß sie selbst wunderlich nennen) wieder mit aller Gewalt. Die Gestalt des Mädchens frischt sich auf mit den Gestalten der Meinigen, und ich fürchte nichts mehr, als zu vernehmen, sie sei in dem Unglück, in das ich sie gestoßen, zu Grunde gegangen; denn mir schien mein Unterlassen ein Handeln zu ihrem Verderben, eine Förderung ihres traurigen Schicksals. Schon tausendmal habe ich mir gesagt, daß dieses Gefühl im Grunde nur eine Schwachheit sei, daß ich früh zu jenem

Geſetz, nie zu verſprechen, nur aus Furcht der Reue, nicht aus einer edlern Empfindung getrieben worden. Und nun ſcheint ſich eben die Reue, die ich geſtehen, an mir zu rächen, indem ſie dieſen Fall ſtatt tauſend ergreift, um mich zu peinigen. Dabei iſt das Bild, die Vorſtellung, die mich quält, ſo angenehm, ſo liebenswürdig, daß ich gern dabei verweile. Und denke ich daran, ſo ſcheint der Kuß, den ſie auf meine Hand gedrückt, mich noch zu brennen."

Lenarde ſchwieg, und Wilhelm verſetzte ſchnell und fröhlich: „So hätte ich Ihnen denn keinen größern Dienſt erzeigen können als durch den Nachtrag meines Vertrags, wie manchmal in einem Poſtſkript das Intereſſanteſte des Briefes enthalten ſein kann. Zwar weiß ich nur wenig von Valerinen, denn ich erfuhr von ihr nur im Vorbeigehen; aber gewiß iſt ſie die Gattin eines wohlhabenden Gutsbeſitzers und lebt vergnügt, wie mir die Tante noch beim Abſchied verſicherte."

„Schön!" ſagte Lenarde: „nun hält mich nichts ab. Sie haben mich abgeleitet, und wir wollen ſogleich zu den Meinigen, die mich ohnedin länger, als billig iſt, erwarten."

Wilhelm erwiderte darauf: „Leider kann ich Sie nicht begleiten; denn eine ſonderbare Verpflichtung liegt mir ob, nirgends länger als drei Tage zu verweilen und die Orte, die ich verlaſſe, in einem Jahre nicht wieder zu betreten. Verzeihen Sie, wenn ich den Grund dieſer Sonderbarkeit nicht ausſprechen darf."

„Es thut mir ſehr leid," ſagte Lenarde, „daß wir Sie ſo bald verlieren, daß ich nicht auch etwas für Sie mitwirken kann. Doch da Sie einmal auf dem Wege ſind, mir wohlzuthun, ſo könnten Sie mich ſehr glücklich machen, wenn Sie Valerinen beſuchten, Sich von ihrem Zuſtand genau unterrichteten und mir alsdann ſchriftlich oder mündlich — der dritte Ort einer Zuſammenkunft wird ſich ſchon finden — zu meiner Beruhigung ausführliche Nachricht ertheilten."

Dieſer Vorſchlag wurde weiter beſprochen; Valerinens Aufenthalt hatte man Wilhelmen genannt. Er übernahm es, ſie zu beſuchen; ein dritter Ort wurde feſtgeſetzt, wohin der Baron kommen und auch den Felix mitbringen ſollte, der indeſſen bei den Frauenzimmern zurückgeblieben war.

Lenarde und Wilhelm hatten ihren Weg, neben einander reitend, auf angenehmen Wieſen unter mancherlei Geſprächen eine Zeit lang fortgeſetzt, als ſie ſich nunmehr der Landſtraße

näherten und den Wagen des Barons einholten, der nun, von seinem Herrn begleitet, die Heimath wiederfinden sollte. Hier wollten die Freunde sich trennen, und Wilhelm nahm mit wenigen freundlichen Worten Abschied und versprach dem Baron nochmals baldige Nachricht von Valerinen.

„Wenn ich bedenke," versetzte Lenardo, „daß es nur ein kleiner Umweg wäre, wenn ich Sie begleitete, warum sollte ich nicht selbst Valerinen aufsuchen? warum nicht selbst von ihrem glücklichen Zustande mich überzeugen? Sie waren so freundlich, sich zum Boten anzubieten: warum wollten Sie nicht mein Begleiter sein? Denn einen Begleiter muß ich haben, einen sittlichen Beistand, wie man sich rechtliche Beistände nimmt, wenn man dem Gerichtshandel nicht ganz gewachsen zu sein glaubt."

Die Einreden Wilhelm's, daß man zu Hause den so lange Abwesenden erwarte, daß es einen sonderbaren Eindruck machen möchte, wenn der Wagen allein käme, und was dergleichen mehr war, vermochten nichts über Lenardo, und Wilhelm mußte sich zuletzt entschließen, den Begleiter abzugeben, wobei ihm wegen der zu fürchtenden Folgen nicht wohl zu Muthe war.

Die Bedienten wurden daher unterrichtet, was sie bei der Ankunft sagen sollten, und die Freunde schlugen nunmehr den Weg ein, der zu Valerinens Wohnort führte. Die Gegend schien reich und fruchtbar und der wahre Sitz des Landbaues. So war denn auch in dem Bezirk, welcher Valerinens Gatten gehörte, der Boden durchaus gut und mit Sorgfalt bestellt. Wilhelm hatte Zeit, die Landschaft genau zu betrachten, indem Lenardo schweigend neben ihm ritt.

Endlich fing Dieser an: „Ein Anderer an meiner Stelle würde sich vielleicht Valerinen unerkannt zu nähern suchen; denn es ist immer ein peinliches Gefühl, vor die Augen Derjenigen zu treten, die man verletzt hat; aber ich will das lieber übernehmen und den Vorwurf ertragen, den ich von ihren ersten Blicken befürchte, als daß ich mich durch Verstummung und Unwahrheit davon sicher stelle. Unwahrheit kann uns eben so sehr in Verlegenheit setzen als Wahrheit; und wenn wir abwägen, wie oft uns diese oder jene nützt, so möchte es doch immer der Mühe werth sein, sich ein für allemal dem Wahren zu ergeben. Lassen Sie uns also gerent vorwärts gehen! ich will mich nennen und Sie als meinen Freund und Gefährten einführen."

Nun waren sie an den Gutshof gekommen und stiegen in dem Bezirk desselben ab. Ein ansehnlicher Mann, einfach gekleidet, den sie für einen Pachter halten konnten, trat ihnen entgegen und kündigte sich als Herrn des Hauses an. Lenardo nannte sich, und der Besitzer schien höchst erfreut, ihn zu sehen und kennen zu lernen. „Was wird meine Frau sagen," rief er aus, „wenn sie den Neffen ihres Wohlthäters wiedersieht! Nicht genug kann sie erwähnen und erzählen, was sie und ihr Vater Ihrem Oheim schuldig ist."

Welche sonderbaren Betrachtungen kreuzten sich schnell in Lenardo's Geist! „Versteckt dieser Mann, der so redlich aussieht, seine Bitterkeit hinter ein freundlich Gesicht und glatte Worte? ist er im Stande, seinen Verwürfen eine so gefällige Außenseite zu geben? Denn hat mein Oheim nicht diese Familie unglücklich gemacht? und kann es ihm unbekannt geblieben sein? Oder," so dachte er sich's mit schneller Hoffnung, „ist die Sache nicht so übel geworden, als Du denkst? denn eine ganz bestimmte Nachricht hast Du ja doch niemals gehabt." Solche Vermuthungen wechselten hin und her, indem der Hausherr anspannen ließ, um seine Gattin holen zu lassen, die in der Nachbarschaft einen Besuch machte.

„Wenn ich Sie indessen, bis meine Frau kommt, auf meine Weise unterhalten und zugleich meine Geschäfte fortsetzen darf, so machen Sie einige Schritte mit mir aufs Feld und sehen Sich um, wie ich meine Wirthschaft betreibe; denn gewiß ist Ihnen, als einem großen Gutsbesitzer, nichts angelegener als die edle Wissenschaft, die edle Kunst des Feldbaues."

Lenardo widersprach nicht; Wilhelm unterrichtete sich gern, und der Landmann hatte seinen Grund und Boden, den er unumschränkt besaß und beherrschte, vollkommen gut inne; was er vornahm, war der Absicht gemäß, was er säete und pflanzte, durchaus am rechten Orte; er wußte die Behandlung und die Ursachen so deutlich anzugeben, daß es ein Jeder begriff und für möglich gehalten hätte, dasselbe zu thun und zu leisten — ein Wahn, in den man leicht verfällt, wenn man einem Meister zusieht, dem Alles bequem von der Hand geht.

Die Fremden bezeigten sich sehr zufrieden und konnten nichts als Lob und Billigung ertheilen. Er nahm es dankbar und freundlich auf, fügte jedoch hinzu: „Nun muß ich Ihnen aber auch meine schwache Seite zeigen, die freilich an Jedem zu bemerken ist, der sich einem Gegenstand ausschließlich ergiebt."

Er führte sie auf seinen Hof, zeigte ihnen seine Werkzeuge, den Vorrath derselben, so wie den Vorrath von allem erdenklichen Geräthe und dessen Zubehör. „Man tadelte mich oft," sagte er dabei, „daß ich hierin zu weit gehe; allein ich kann mich deshalb nicht schelten. Glücklich ist Der, dem sein Geschäft auch zur Puppe wird, der mit demselbigen zuletzt noch spielt und sich an dem ergetzt, was ihm sein Zustand zur Pflicht macht."

Die beiden Freunde ließen es an Fragen und Erkundigungen nicht fehlen. Besonders erfreute sich Wilhelm an den allgemeinen Bemerkungen, zu denen dieser Mann aufgelegt schien, und verfehlte nicht, sie zu erwidern; indessen Lenardo, mehr in sich gekehrt, an dem Glück Valerinens, das er in diesem Zustande für gewiß hielt, stillen Theil nahm, obgleich mit einem leisen Gefühl von Unbehagen, von dem er sich keine Rechenschaft zu geben wußte.

Man war schon ins Haus zurückgekehrt, als der Wagen der Besitzerin vorfuhr. Man eilte ihr entgegen; aber wie erstaunte, wie erschrak Lenardo, als er sie aussteigen sah! Sie war es nicht, es war das nußbraune Mädchen nicht, vielmehr gerade das Gegentheil: zwar auch eine schöne schlanke Gestalt, aber blond, mit allen Vortheilen, die Blondinen eigen sind.

Diese Schönheit, diese Anmuth erschreckte Lenardo. Seine Augen hatten das braune Mädchen gesucht; nun leuchtete ihm ein ganz anderes entgegen. Auch dieser Züge erinnerte er sich; ihre Anrede, ihr Betragen versetzten ihn bald aus jeder Ungewißheit: es war die Tochter des Gerichtshalters, der bei dem Oheim in großem Ansehen stand, deshalb denn auch dieser bei der Ausstattung sehr viel gethan und dem neuen Paare behilflich gewesen. Dies Alles und mehr noch wurde von der jungen Frau zum Antrittsgruße fröhlich erzählt, mit einer Freude, wie sie die Ueberraschung eines Wiedersehens ungezwungen äußern läßt. Ob man sich wiedererkenne, wurde gefragt; die Veränderungen der Gestalt wurden beredet, welche merklich genug bei Personen dieses Alters gefunden werden. Valerine war immer angenehm, dann aber höchst liebenswürdig, wenn Fröhlichkeit sie aus dem gewöhnlichen gleichgiltigen Zustande herausriß. Die Gesellschaft ward gesprächig und die Unterhaltung so lebhaft, daß Lenardo sich fassen und seine Bestürzung verbergen konnte. Wilhelm, dem der Freund geschwind genug von diesem seltsamen Ereigniß einen Wink gegeben hatte, that sein Mögliches, um Diesem beizustehen; und Valerinens kleine Eitel-

keit, daß der Baron, noch ehe er die Seinigen geſehen, ſich ihrer erinnert, bei ihr eingekehrt ſei, ließ ſie auch nicht den mindeſten Verdacht ſchöpfen, daß hier eine andere Abſicht oder ein Mißgriff obwalte.

Man blieb bis tief in die Nacht beiſammen, obgleich beide Freunde nach einem vertraulichen Geſpräch ſich ſehnten, das denn auch ſogleich begann, als ſie ſich in dem Saalzimmer allein ſahen.

„Ich ſoll, ſo ſcheint es," ſagte Lenardo, „meine Qual nicht los werden. Eine unglückliche Verwechslung des Namens, merke ich, verdoppelt ſie. Dieſe blonde Schönheit habe ich oft mit jener Braunen, die man keine Schönheit nennen durfte, ſpielen ſehen; ja, ich trieb mich ſelbſt mit ihnen, obgleich ſo Vieles älter, in den Feldern und Gärten herum. Beide machten nicht den geringſten Eindruck auf mich; ich habe nur den Namen der Einen behalten und ihn der Andern beigelegt. Nun finde ich Die, die mich nichts angeht, nach ihrer Weiſe über die Maßen glücklich, indeſſen die Andere, wer weiß wohin, in die Welt geworfen iſt."

Den folgenden Morgen waren die Freunde beinahe früher auf als die thätigen Landleute. Das Vergnügen, ihre Gäſte zu ſehen, hatte Valerinen gleichfalls zeitig geweckt. Sie ahnte nicht, mit welchen Geſinnungen ſie zum Frühſtück kamen. Wilhelm, der wol einſah, daß ohne Nachricht von dem nußbraunen Mädchen Lenardo ſich in der peinlichſten Lage befinde, brachte das Geſpräch auf frühere Zeiten, auf Geſpielen, aufs Lokal, das er ſelbſt kannte, auf andere Erinnerungen, ſo daß Valerine zuletzt ganz natürlich darauf kam, des nußbraunen Mädchens zu erwähnen und ihren Namen auszuſprechen.

Kaum hatte Lenardo den Namen Nachodine gehört, ſo entſann er ſich deſſen vollkommen; aber auch mit dem Namen kehrte das Bild jener Bittenden zurück, mit einer ſolchen Gewalt, daß ihm das Weitere ganz unerträglich fiel, als Valerine mit warmem Antheil die Ausſpändung des frommen Pachters, ſeine Reſignation und ſeinen Auszug erzählte, und wie er ſich auf ſeine Tochter gelehnt, die ein kleines Bündel getragen. Lenardo glaubte zu verſinken. Unglücklicher- und glücklicherweiſe erging ſich Valerine in einer gewiſſen Umſtändlichkeit, die, Lenardo das Herz zerreißend, ihm dennoch möglich machte, mit Beihilfe ſeines Gefährten, einige Faſſung zu zeigen.

Man ſchied unter vollen, aufrichtigen Bitten des Ehepaars

um baldige Wiederkunft und einer halben, geheuchelten Zusage beider Gäste. Und wie dem Menschen, der sich selbst was Gutes gönnt, Alles zum Glück schlägt, so legte Valerine zuletzt das Schweigen Lenardo's, seine sichtbare Zerstreuung beim Abschied, sein hastiges Wegeilen zu ihrem Vortheil aus und konnte sich, obgleich treue und liebevolle Gattin eines wackern Landmanns, doch nicht enthalten, an einer wieder aufwachenden oder neu entstehenden Neigung, wie sie sich's auslegte, ihres ehemaligen Gutsherrn einiges Behagen zu finden.

Nach diesem sonderbaren Ereigniß sagte Lenardo: „Daß wir bei so schönen Hoffnungen, ganz nahe vor dem Hafen, scheitern, darüber kann ich mich nur einigermaßen trösten, mich nur für den Augenblick beruhigen und den Meinen entgegengehen, wenn ich betrachte, daß der Himmel Sie mir zugeführt hat, Sie, dem es bei seiner eigenthümlichen Sendung gleichgiltig ist, wohin und wozu er seinen Weg richtet. Nehmen Sie es über Sich, Nachricht einzuziehen und mir Nachricht von ihr zu geben! Ist sie glücklich, so bin ich zufrieden; ist sie unglücklich, so helfen Sie ihr auf meine Kosten! Handeln Sie ohne Rücksichten, sparen, schonen Sie nichts!"

„Nach welcher Weltgegend aber," sagte Wilhelm lächelnd, „hab' ich denn meine Schritte zu richten? Wenn Sie keine Ahnung haben, wie soll ich damit begabt sein?"

„Hören Sie!" antwortete Lenardo. „In voriger Nacht, wo Sie mich als einen Verzweifelnden rastlos auf- und abgehen sahen, wo ich leidenschaftlich in Kopf und Herzen Alles durch einander warf, da kam ein alter Freund mir vor den Geist, ein würdiger Mann, der, ohne mich eben zu bemeistern, auf meine Jugend großen Einfluß gehabt hat. Gern hätt' ich mir ihn, wenigstens theilweise, als Reisegefährten erbeten, wenn er nicht wunderlam durch die schönsten kunst- und alterthümlichen Seltenheiten an seine Wohnung gefnüpft wäre, die er nur auf Augenblicke verläßt. Dieser, weiß ich, genießt einer ausgebreiteten Bekanntschaft mit Allem, was in dieser Welt durch irgend einen edlen Faden verbunden ist. Zu ihm eilen Sie, ihm erzählen Sie, wie ich es vorgetragen, und es steht zu hoffen, daß ihm sein zartes Gefühl irgend einen Ort, eine Gegend andeuten werde, wo sie zu finden sein möchte. In meiner Bedrängniß fiel es mir ein, daß der Vater des Kindes sich zu den Frommen zählte, und ich ward im Augenblick fromm genug, mich an die moralische Weltordnung zu wenden und zu bitten,

sie möge sich hier zu meinen Gunsten einmal wunderbar gnädig offenbaren."

„Noch eine Schwierigkeit," versetzte Wilhelm, „bleibt jedoch zu lösen: wo soll ich mit meinem Felix hin? Denn auf so ganz ungewissen Wegen möcht' ich ihn nicht mit mir führen, und ihn doch auch nicht gerne von mir lassen; denn mich dünkt, der Sohn entwickle sich nirgends besser als in Gegenwart des Vaters."

„Keineswegs!" erwiderte Lenardo; „dies ist ein holder väterlicher Irrthum. Der Vater behält immer eine Art von despotischen Verhältniß zu dem Sohn, dessen Tugenden er nicht anerkennt, und an dessen Fehlern er sich freut; deswegen die Alten schon zu sagen pflegten: der Helden Söhne werden Taugenichte; und ich habe mich weit genug in der Welt umgesehen, um hierüber ins Klare zu kommen. Glücklicherweise wird unser alter Freund, an den ich Ihnen sogleich ein eiliges Schreiben verfasse, auch hierüber die beste Auskunft geben. Als ich ihn vor Jahren das letzte Mal sah, erzählte er mir gar Manches von einer pädagogischen Verbindung, die ich nur für eine Art von Utopien halten konnte: es schien mir, als sei unter dem Bilde der Wirklichkeit eine Reihe von Ideen, Gedanken, Vorschlägen und Versätzen gemeint, die freilich zusammenhingen, aber in dem gewöhnlichen Laufe der Dinge wol schwerlich zusammentreffen möchten. Weil ich ihn aber kenne, weil er gern durch Bilder das Mögliche und Unmögliche verwirklichen mag, so ließ ich es gut sein, und nun kommt es uns zu Gute; er weiß gewiß Ihnen Ort und Umstände zu bezeichnen, wem Sie Ihren Knaben getrost vertrauen und von einer weisen Leitung das Beste hoffen können."

Im Dahinreiten sich auf diese Weise unterhaltend, erblickten sie eine edle Villa, die Gebäude im ernstfreundlichen Geschmack, freien Vorraum und in weiter, würdiger Umgebung wohlbestandene Bäume; Thüren und Schaltern aber durchaus verschlossen, Alles einsam, doch wohl erhalten anzusehen. Von einem ältlichen Manne, der sich am Eingang zu beschäftigen schien, erfuhren sie, dies sei das Erbtheil eines jungen Mannes, dem es von seinem in hohem Alter erst kurz verstorbenen Vater hinterlassen worden.

Auf weiteres Befragen wurden sie belehrt, dem Erben sei hier leider Alles zu fertig, er habe hier nichts mehr zu thun, und das Vorhandene zu genießen, sei gerade nicht seine Sache;

deswegen er sich denn ein Lokal näher am Gebirge ausgesucht, wo er für sich und seine Gesellen Moshütten baue und eine Art von jägerischen Einsiedelei anlegen wolle. Nachdem Berichtenden selbst betraf, vernahmen sie, er sei der mitgeerbte Kastellan, sorge aufs Genaueste für Erhaltung und Reinlichkeit, damit irgend ein Enkel, in die Neigung und Besitzung des Großvaters eingreifend, Alles finde, wie dieser es verlassen hat.

Nachdem sie ihren Weg einige Zeit stillschweigend fortgesetzt, begann Lenardo mit der Betrachtung, daß es die Eigenheit des Menschen sei, von vorne anfangen zu wollen; worauf der Freund erwiderte, dies lasse sich wol erklären und entschuldigen, weil doch, genau genommen, Jeder wirklich von vorne anfange.

„Sind doch," rief er aus, „Keinem die Leiden erlassen, von denen seine Vorfahren gepeinigt wurden: kann man ihm verdenken, daß er von ihren Freuden nichts wissen will?"

Lenardo versetzte hierauf: „Sie ermuthigen mich, zu gestehen, daß ich eigentlich auf nichts gerne wirken mag, als auf das, was ich selbst geschaffen habe. Niemals mocht' ich einen Diener, den ich nicht vom Knaben heraufgebildet, kein Pferd, das ich nicht selbst zugeritten. In Gefolg dieser Sinnesart will ich denn auch gern bekennen, daß ich unwiderstehlich nach uranfänglichen Zuständen hingezogen werde, daß meine Reisen durch alle hochgebildeten Länder und Völker diese Gefühle nicht abstumpfen können, daß meine Einbildungskraft sich über dem Meer ein Behagen sucht, und daß ein bisher vernachlässigter Familienbesitz in jenen frischen Gegenden mich dessen läßt, ein im Stillen gefaßter, meinen Wünschen gemäß nach und nach heranreifender Plan werde sich endlich ausführen lassen."

„Dagegen wüßt' ich nichts einzuwenden," versetzte Wilhelm: „ein solcher Gedanke, ins Reine und Unbestimmte gewendet, hat etwas Eigenes, Großes. Nur bitt' ich, zu bedenken, daß ein solches Unternehmen nur einer Gesammtheit glücken kann. Sie gehen hinüber und finden dort schon Familienbesitzungen, wie ich weiß; die Meinigen hegen gleiche Pläne und haben sich dort schon angesiedelt; vereinigen Sie Sich mit diesen umsichtigen, klugen und kräftigen Menschen; für beide Theile muß sich dadurch das Geschäft erleichtern und erweitern."

Unter solchen Gesprächen waren die Freunde an den Ort gelangt, wo sie nunmehr wirklich scheiden sollten; Beide setzten

ſich nieder, zu ſchreiben. Lenardo empfahl ſeinen Freund dem obenerwähnten ſonderbaren Mann; Wilhelm trug den Zuſtand ſeines neuen Lebensgenoſſen den Verbündeten vor, woraus, wie natürlich, ein Empfehlungsſchreiben entſtand, worin er zum Schluß auch ſeine mit Jarno beſprochene Angelegenheit empfahl und die Gründe nochmals auseinanderſetzte, warum er von der unbequemen Bedingung, die ihn zum ewigen Juden ſtempele, baldmöglichſt befreit zu ſein wünſche. Beim Auswechſeln dieſer Briefe jedoch konnte ſich Wilhelm nicht erwehren, ſeinem Freund nochmals gewiſſe Bedenklichkeiten ans Herz zu legen.

„Ich halte es," ſprach er, „in meiner Lage für den wünſchenswertheſten Auftrag, Sie, edler Mann, von einer Gemüthsunruhe zu befreien und zugleich ein menſchliches Geſchöpf aus dem Elende zu retten, wenn es ſich darin befinden ſollte. Ein ſolches Ziel kann man als einen Stern anſehen, nach dem man ſchifft, wenn man auch nicht weiß, was man unterwegs antreffen, unterwegs begegnen werde. Doch darf ich mir dabei die Gefahr nicht leugnen, in der Sie auf jeden Fall noch immer ſchweben. Wären Sie nicht ein Mann, der durchaus ſein Wort zu geben ablehnt, ich würde von Ihnen das Verſprechen verlangen, dieſes weibliche Weſen, das Ihnen ſo theuer zu ſtehen kommt, nicht wieder zu ſehen, ſich zu begnügen, wenn ich Ihnen melde, daß es ihr wohl geht, es ſei nun, daß ich ſie wirklich glücklich finde oder ihr Glück zu befördern im Stande bin. Da ich Sie aber zu einem Verſprechen weder vermögen kann noch will, ſo beſchwöre ich Sie bei Allem, was Ihnen werth und heilig iſt, Sich und den Ihrigen und mir, dem neuerworbenen Freund, zu Liebe keine Annäherung, es ſei, unter welchem Vorwand es wolle, zu jener Vermißten Sich zu erlauben, von mir nicht zu verlangen, daß ich den Ort und die Stelle, wo ich ſie finde, die Gegend, wo ich ſie laſſe, näher bezeichne oder gar ausſpreche. Sie glauben meinem Wort, daß es ihr wohl geht, und ſind losgeſprochen und beruhigt."

Lenardo lächelte und verſetzte: „Leiſten Sie mir dieſen Dienſt, und ich werde dankbar ſein. Was Sie thun wollen und können, ſei Ihnen anheimgegeben, und mich überlaſſen Sie der Zeit, dem Verſtande und womöglich der Vernunft."

„Verzeihen Sie!" verſetzte Wilhelm; „wer jedoch weiß, unter welchen ſeltſamen Formen die Neigung ſich bei uns einſchleicht, dem muß es bange werden, wenn er vorausſieht, ein Freund könne dasjenige wünſchen, was ihm in ſeinen Zuſtänden, ſeinen

Verhältnissen nothwendig Unglück und Verwirrung bringen müßte."

„Ich hoffe," sagte Lenardo, „wenn ich das Mädchen glücklich weiß, bin ich sie los."

Die Freunde schieden, Jeder nach seiner Seite.

Zwölftes Kapitel.

Auf einem kurzen und angenehmen Wege war Wilhelm nach der Stadt gekommen, wohin sein Brief lautete. Er fand sie heiter und wohlgebaut; allein ihr neues Ansehen zeigte nur allzu deutlich, daß sie kurz vorher durch einen Brand müsse gelitten haben. Die Adresse seines Briefes führte ihn zu dem letzten, kleinen, verschonten Theil, an ein Haus von alter, ernster Bauart, doch wohl erhalten und reinlichen Ansehens. Trübe Fensterscheiben, wunderlam gefaßt, deuteten auf erfreuliche Farbenpracht von innen. Und so entsprach denn auch wirklich das Innere dem Aeußern. In saubern Räumen zeigten sich überall Geräthschaften, die schon einigen Generationen mochten gedient haben, untermischt mit wenigem Neuen. Der Hausherr empfing ihn freundlich in einem gleich ausgestatteten Zimmer. Diese Uhren hatten schon mancher Geburts- und Sterbestunde geschlagen, und was umherstand, erinnerte, daß Vergangenheit auch in die Gegenwart übergeben könne.

Der Ankommende gab seinen Brief ab, den der Empfänger aber, ohne ihn zu eröffnen, bei Seite legte, und in einem heitern Gespräche seinen Gast unmittelbar kennen zu lernen suchte. Sie wurden bald vertraut, und als Wilhelm gegen sonstige Gewohnheit seine Blicke beobachtend im Zimmer umherschweifen ließ, sagte der gute Alte: „Meine Umgebung erregt Ihre Aufmerksamkeit. Sie sehen hier, wie lange etwas dauern kann. Und man muß doch auch dergleichen sehen, zum Gegengewicht dessen, was in der Welt so schnell wechselt und sich verändert. Dieser Theekessel diente schon meinen Eltern und war ein Zeuge unserer abendlichen Familienversammlungen; dieser kupferne Kaminschirm schützt mich noch immer vor dem Feuer, das diese alte, mächtige Zange anschürt; und so geht es durch Alles durch. Antheil und Thätigkeit kennt' ich daher auf gar viele andere Gegenstände wenden, weil ich mich mit der

Veränderung dieser äußern Bedürfnisse, die so vieler Menschen Zeit und Kräfte wegnimmt, nicht weiter beschäftigte. Eine liebevolle Aufmerksamkeit auf das, was der Mensch besitzt, macht ihn reich, indem er sich einen Schatz der Erinnerungen an gleichgiltigen Dingen dadurch anhäuft. Ich habe einen jungen Mann gekannt, der eine Stecknadel dem geliebten Mädchen, Abschied nehmend, entwendete, den Busenstreif täglich damit zusteckte, und diesen gehegten und gepflegten Schatz von einer großen, mehrjährigen Fahrt wieder zurückbrachte. Uns andern kleinen Menschen ist dies wol als Tugend anzurechnen."

„Mancher bringt wol auch," versetzte Wilhelm, „von einer so weiten, großen Reise einen Stachel im Herzen mit zurück, den er vielleicht lieber los wäre."

Der Alte schien von Lenardo's Zustande nichts zu wissen, ob er gleich den Brief inzwischen erbrochen und gelesen hatte; denn er ging zu den vorigen Betrachtungen wieder zurück.

„Die Beharrlichkeit auf dem Besitz," fuhr er fort, „giebt uns in manchen Fällen die größte Energie. Diesem Eigensinn bin ich die Rettung meines Hauses schuldig. Als die Stadt brannte, wollte man auch bei mir flüchten und retten. Ich verbot's, befahl Fenster und Thüren zuzuschließen, und wandte mich mit mehreren Nachbarn gegen die Flamme. Unserer Anstrengung gelang es, diesen Zipfel der Stadt aufrecht zu erhalten. Den andern Morgen stand Alles noch bei mir, wie Sie es sehen, und wie es beinahe seit hundert Jahren gestanden hat."

„Mit alle dem," sagte Wilhelm, „werden Sie mir gestehen, daß der Mensch der Veränderung nicht widersteht, welche die Zeit hervorbringt."

„Freilich," sagte der Alte; „aber doch, der am Längsten sich erhält, hat auch etwas geleistet. Ja, sogar über unser Dasein hinaus sind wir fähig, zu erhalten und zu sichern; wir überliefern Kenntnisse, wir übertragen Gesinnungen so gut als Besitz. Und da mir es nun vorzüglich um den letzten zu thun ist, so hab' ich deshalb seit langer Zeit wunderliche Vorsicht gebraucht, auf ganz eigene Vorkehrungen gesonnen; nur spät aber ist mir's gelungen, meinen Wunsch erfüllt zu sehen. Gewöhnlich zerstreut der Sohn, was der Vater gesammelt hat, sammelt etwas Anderes oder auf andere Weise; kann man jedoch den Enkel, die neue Generation abwarten, so kommen dieselben Neigungen, dieselben Ansichten wieder zum Vorschein.

Und so hab' ich denn endlich durch Sprgfalt unserer pädagogischen Freunde einen tüchtigen jungen Mann erworben, welcher womöglich noch mehr auf hergebrachten Besitz hält als ich selbst und eine heftige Neigung zu wunderlichen Dingen empfindet. Mein Zutrauen hat er entschieden durch die gewaltsamen Anstrengungen erworben, womit ihm das Feuer von unserer Wohnung abzuwehren gelang; doppelt und dreifach hat er den Schatz verdient, dessen Besitz ich ihm zu überlassen gedenke; ja, er ist ihm schon übergeben, und seit der Zeit wehrt sich unser Vorrath auf eine wundersame Weise. Nicht Alles jedoch, was Sie hier sehen, ist unser. Vielmehr, wie Sie sonst bei Pfandinhabern manches fremde Juwel erblicken, so kann ich Ihnen bei uns Kostbarkeiten bezeichnen, die man unter den verschiedensten Umständen besserer Aufbewahrung halber hier niedergestellt."

Wilhelm gedachte des herrlichen Kästchens, das er ohnehin nicht gern auf der Reise mit sich herumführen wollte, und enthielt sich nicht, es dem Freunde zu zeigen. Der Alte betrachtete es mit Aufmerksamkeit, gab die Zeit an, wann es verfertigt sein könnte, und wies etwas Aehnliches vor. Wilhelm brachte zur Sprache, ob man es wol eröffnen sollte. Der Alte war nicht der Meinung.

„Ich glaube zwar, daß man es ohne sonderliche Beschädigung thun könne," sagte er; „allein da Sie es durch einen so wunderbaren Zufall erhalten haben, so sollten Sie daran Ihr Glück prüfen. Denn wenn Sie glücklich geboren sind und wenn dieses Kästchen etwas bedeutet, so muß sich gelegentlich der Schlüssel dazu finden, und gerade da, wo Sie ihn am Wenigsten erwarten."

„Es giebt wol solche Fälle," versetzte Wilhelm.

„Ich habe selbst einige erlebt," erwiderte der Alte; „und hier sehen Sie den merkwürdigsten vor Sich. Von diesem elfenbeinernen Crucifix besaß ich seit dreißig Jahren den Körper mit Haupt und Füßen aus einem Stücke; der Gegenstand sowol als die herrlichste Kunst ward sorgfältig in dem kostbarsten Kästchen aufbewahrt. Vor ungefähr zehn Jahren erhielt ich das dazu gehörige Kreuz mit der Inschrift, und ich ließ mich verführen, durch den geschicktesten Bildschnitzer unserer Zeit die Arme ansetzen zu lassen; aber wie weit war der Gute hinter seinem Vorgänger zurückgeblieben! Doch es mochte stehen, mehr zu erbaulichen Betrachtungen als zu Bewunderung des

Kunſtſteines! Nun denken Sie mein Ergetzen! Vor Kurzem erhielt ich die erſten, ächten Arme, wie Sie ſolche zur lieblichſten Harmonie hier angefügt ſehen! Und ich, entzückt über ein ſo glückliches Zuſammentreffen, enthalte mich nicht, die Schickſale der chriſtlichen Religion hieran zu erkennen, die, oft genug zergliedert und zerſtreut, ſich doch endlich immer wieder am Kreuze zuſammenfinden muß."

Wilhelm bewunderte das Bild und die ſeltſame Fügung. „Ich werde Ihrem Rath folgen," ſetzte er hinzu; „bleibe das Käſtchen verſchloſſen, bis der Schlüſſel ſich findet, und wenn es bis ans Ende meines Lebens liegen ſollte!"

„Wer lange lebt," ſagte der Alte, „ſieht Manches verſammelt und Manches auseinanderfallen."

Der junge Beſitzgenoſſe trat ſoeben herein, und Wilhelm erklärte ſeinen Vorſatz, das Käſtchen ihrem Gewahrſam zu übergeben. Nun ward ein großes Buch herbeigeſchafft, das anvertraute Gut eingeſchrieben, mit manchen beobachteten Ceremonien und Bedingungen ein Empfangſchein ausgeſtellt, der zwar auf jeden Vorzeigenden lautete, aber nur auf ein mit dem Empfänger verabredetes beſonderes Zeichen honorirt werden ſollte.

Als dieſes Alles vollbracht war, überlegte man den Inhalt des Briefes, zuerſt ſich über das Unterkommen des guten Felix berathend, wobei der alte Freund ſich ohne Weiteres zu einigen Maximen bekannte, welche der Erziehung zum Grunde liegen ſollten.

„Allem Leben, allem Thun, aller Kunſt muß das Handwerk vorausgehen, welches nur in der Beſchränkung erworben wird. Eines recht wiſſen und ausüben, giebt höhere Bildung als Halbheit im Hundertfältigen. Da, wo ich Sie hinweiſe, hat man alle Thätigkeiten geſondert; geprüft werden die Zöglinge auf jedem Schritt; dabei erkennt man, wo ſeine Natur eigentlich hinſtrebt, ob er ſich gleich mit zerſtreuten Wünſchen bald da-, bald dorthin wendet. Weiſe Männer laſſen den Knaben unter der Hand dasjenige finden, was ihm gemäß iſt; ſie verkürzen die Umwege, durch welche der Menſch von ſeiner Beſtimmung nur allzu gefällig abirren mag."

„Sodann," fuhr er fort, „darf ich hoffen, aus jenem herrlich gegründeten Mittelpunkt wird man Sie auf den Weg leiten, wo jenes gute Mädchen zu finden iſt, das einen ſo ſonderbaren Eindruck auf Ihren Freund machte, der den Werth eines un-

schuldigen, unglücklichen Geschöpfes durch sittliches Gefühl und Betrachtung so hoch erhöht hat, daß er dessen Dasein zum Zweck und Ziel seines Lebens zu machen genöthigt war. Ich hoffe, Sie werden ihn beruhigen können; denn die Vorsehung hat tausend Mittel, die Gefallenen zu erheben und die Niedergebeugten aufzurichten. Manchmal sieht unser Schicksal aus wie ein Fruchtbaum im Winter: wer sollte bei dem traurigen Ansehen desselben wol denken, daß diese starren Aeste, diese zackigen Zweige im nächsten Frühjahr wieder grünen, blühen, sodann Früchte tragen könnten! doch wir hoffen's, wir wissen's."

Zweites Buch.

Erstes Kapitel.

Die Wallfahrenden hatten nach Vorschrift den Weg genommen und fanden glücklich die Grenze der Provinz, in der sie so manches Merkwürdige erfahren sollten. Beim ersten Eintritt gewahrten sie sogleich der fruchtbarsten Gegend, welche an sanften Hügeln den Feldbau, auf höhern Bergen die Schafzucht, in weiten Thalflächen die Viehzucht begünstigte. Es war kurz vor der Ernte und Alles in größter Fülle; das, was sie jedoch gleich in Verwunderung setzte, war, daß sie weder Frauen noch Männer, wol aber durchaus Knaben und Jünglinge beschäftigt sahen, auf eine glückliche Ernte sich vorzubereiten, ja auch schon auf ein fröhliches Erntefest freundliche Anstalt zu treffen. Sie begrüßten Einen und den Andern und fragten nach dem Obern, von dessen Aufenthalt man keine Rechenschaft geben konnte. Die Adresse ihres Briefes lautete: „An den Obern oder die Dreie." Auch hierin konnten sich die Knaben nicht finden; man wies die Fragenden jedoch an einen Aufseher, der eben das Pferd zu besteigen sich bereitete; sie eröffneten ihre Zwecke, des Felix Frohmüthigkeit schien ihm zu gefallen, und so ritten sie zusammen die Straße hin.

Schon hatte Wilhelm bemerkt, daß in Schnitt und Farbe der Kleider eine Mannichfaltigkeit obwaltete, die der ganzen kleinen Völkerschaft ein sonderbares Ansehen gab; eben war er im Begriff, seinen Begleiter hiernach zu fragen, als noch eine wundersamere Bemerkung sich ihm aufthat: alle Kinder, sie mochten beschäftigt sein, wie sie wollten, ließen ihre Arbeit liegen und wendeten sich mit besondern, aber verschiedenen Geberden gegen die Vorbeireitenden, und es war leicht zu folgern,

daß es dem Vorgesetzten galt. Die jüngsten legten die Arme kreuzweis über die Brust und blickten fröhlich gen Himmel; die mittlern hielten die Arme auf den Rücken und schauten lächelnd zur Erde; die dritten standen strack und muthig; die Arme niedergesenkt, wendeten sie den Kopf nach der rechten Seite und stellten sich in eine Reihe, anstatt daß jene vereinzelt blieben, wo man sie traf.

Als man darauf Halt machte und abstieg, wo eben mehrere Kinder nach verschiedener Weise sich aufstellten und von dem Vorgesetzten gemustert wurden, fragte Wilhelm nach der Bedeutung dieser Geberden.

Felix fiel ein und sagte munter: „Was für eine Stellung hab' ich denn anzunehmen?"

„Auf alle Fälle," versetzte der Aufseher, „zuerst die Arme über die Brust und ernsthaft froh nach oben gesehen, ohne den Blick zu verwenden."

Er gehorchte, doch rief er bald: „Dies gefällt mir nicht sonderlich; ich sehe ja nichts da droben. Dauert es lange? Doch ja!" rief er freudig; „ein paar Habichte fliegen von Westen nach Osten; das ist wol ein gutes Zeichen?"

„Wienach Du's aufnimmst, je nachdem Du Dich beträgst," versetzte Jener. „Jetzt mische Dich unter sie, wie sie sich mischen!"

Er gab ein Zeichen; die Kinder verließen ihre Stellung, ergriffen ihre Beschäftigung oder spielten wie vorher.

„Mögen und können Sie mir," sagte Wilhelm darauf, „das, was mich hier in Verwunderung setzt, erklären? Ich sehe wol, daß diese Geberden, diese Stellungen Grüße sind, womit man Sie empfängt."

„Ganz richtig!" versetzte Jener: „Grüße, die mir sogleich andeuten, auf welcher Stufe der Bildung ein Jeder dieser Knaben steht."

„Dürfen Sie mir aber," versetzte Wilhelm, „die Bedeutung des Stufengangs wol erklären? denn daß es einer sei, läßt sich wol einsehen."

„Dies gebührt Höhern, als ich bin," antwortete Jener; „so viel aber kann ich versichern, daß es nicht leere Grimassen sind, daß vielmehr den Kindern zwar nicht die höchste, aber doch eine leitende sittliche Bedeutung überliefert wird; zugleich aber ist Jedem geboten, für sich zu behalten und zu hegen, was man ihm als Bescheid zu ertheilen für gut findet; sie dürfen weder

mit Fremden noch unter einander ſelbſt darüber ſchwatzen, und ſo modifizirt ſich die Lehre hundertfältig. Außerdem hat das Geheimniß ſehr große Vortheile; denn wenn man dem Menſchen gleich und immer ſagt, worauf Alles ankommt, ſo denkt er, es ſei nichts dahinter. Gewiſſen Geheimniſſen, und wenn ſie offenbar wären, muß man durch Verhüllen und Schweigen Achtung erweiſen; denn dieſes wirkt auf Scham und gute Sitten."

„Ich verſtehe Sie," verſetzte Wilhelm; „warum ſollten wir das, was in körperlichen Dingen ſo nöthig iſt, nicht auch geiſtig anwenden? Vielleicht aber können Sie in einem andern Bezug meine Neugierde befriedigen. Die große Mannichfaltigkeit in Schnitt und Farbe der Kleider fällt mir auf; und doch ſeh' ich nicht alle Farben, aber einige in allen ihren Abſtufungen, vom Hellſten bis zum Dunkelſten. Doch bemerke ich, daß hier keine Bezeichnung der Stufen irgend eines Alters oder Verdienſtes gemeint ſein kann, indem die kleinſten und größten Knaben unterm̃iſcht ſo an Schnitt als Farbe gleich ſein können, aber die von gleichen Geberden im Gewand nicht mit einander übereinſtimmen."

„Auch was dies betrifft," verſetzte der Begleitende, „darf ich mich nicht weiter auslaſſen; doch müßte ich mich ſehr irren, oder Sie werden über Alles, wie Sie nur wünſchen mögen, aufgeklärt von uns ſcheiden."

Man verfolgte nunmehr die Spur des Obern, welche man gefunden zu haben glaubte. Nun aber mußte dem Fremdling nothwendig auffallen, daß, je weiter ſie ins Land kamen, ein wohllautender Geſang ihnen immer mehr entgegentönte. Was die Knaben auch begannen, bei welcher Arbeit man ſie auch fand, immer ſangen ſie, und zwar ſchienen es Lieder, jedem Geſchäft beſonders angemeſſen, und in gleichen Fällen überall dieſelben. Traten mehrere Kinder zuſammen, ſo begleiteten ſie ſich wechſelsweiſe; gegen Abend fanden ſich auch Tanzende, deren Schritte durch Chöre belebt und geregelt wurden. Felix ſtimmte vom Pferde herab mit ein, und zwar nicht ganz unglücklich; Wilhelm vergnügte ſich an dieſer die Gegend belebenden Unterhaltung.

„Wahrſcheinlich," ſo ſprach er zu ſeinem Gefährten, „wendet man viele Sorgfalt auf ſolchen Unterricht; denn ſonſt könnte dieſe Geſchicklichkeit nicht ſo weit ausgebreitet und ſo vollkommen ausgebildet ſein."

„Allerdings!" verſetzte Jener, „bei uns iſt der Geſang die

erste Stufe der Ausbildung; alles Andere schließt sich daran und wird dadurch vermittelt. Der einfachste Genuß, so wie die einfachste Lehre werden bei uns durch Gesang belebt und eingeprägt, ja selbst, was wir überliefern von Glaubens- und Sittenbekenntniß, wird auf dem Wege des Gesanges mitgetheilt. Andere Vortheile zu selbstthätigen Zwecken verschwistern sich sogleich; denn indem wir die Kinder üben, Töne, welche sie hervorbringen, mit Zeichen auf die Tafel schreiben zu lernen und nach Anmaß dieser Zeichen sodann in ihrer Kehle wiederzufinden, ferner den Text darunter zu fügen, so üben sie zugleich Hand, Ohr und Auge und gelangen schneller zum Recht- und Schönschreiben, als man denkt; und da dieses Alles zuletzt nach reinen Maaßen, nach genau bestimmten Zahlen ausgeübt und nachgebildet werden muß, so fassen sie den hohen Werth der Maß- und Rechenkunst viel geschwinder als auf jede andere Weise. Deshalb haben wir denn unter allem Denkbaren die Musik zum Element unserer Erziehung gewählt; denn von ihr laufen gleichgebahnte Wege nach allen Seiten."

Wilhelm suchte sich noch weiter zu unterrichten und verbarg seine Verwunderung nicht, daß er gar keine Instrumentalmusik vernehme.

„Diese wird bei uns nicht vernachlässigt," versetzte Jener, „aber in einem besondern Bezirk, in das anmuthigste Bergthal eingeschlossen, geübt; und da ist denn wieder dafür gesorgt, daß die verschiedenen Instrumente in aus einander liegenden Ortschaften gelehrt werden. Besonders die Mißtöne der Anfänger sind in gewisse Einsiedeleien verwiesen, wo sie Niemand zur Verzweiflung bringen; denn Ihr werdet selbst gestehen, daß in der wohleingerichteten bürgerlichen Gesellschaft kaum ein traurigerer Leiden zu dulden sei, als das uns die Nachbarschaft eines angehenden Floten- oder Violinspielers aufdringt. Unsere Anfänger gehen aus eigener löblicher Gesinnung, Niemandem lästig sein zu wollen, freiwillig länger oder kürzer in die Wüste und beeifern sich abgesondert um das Verdienst, der bewohnten Welt näher treten zu dürfen, weshalb Jedem von Zeit zu Zeit ein Versuch heranzutreten erlaubt wird, der selten mißlingt, weil wir Scham und Scheu bei dieser wie bei unsern übrigen Einrichtungen gar wohl hegen und pflegen dürfen. Daß Eurem Sohn eine glückliche Stimme geworden, freut mich innigst; für das Uebrige lernt sich um desto leichter."

Nun waren sie zu einem Ort gelangt, wo Felix verweilen

und ſich an der Umgebung prüfen ſollte, bis man zur förmlichen Aufnahme geneigt wäre. Schon von Weitem hörten ſie einen freudigen Geſang; es war ein Spiel, woran ſich die Knaben in der Feierſtunde diesmal ergetzten. Ein allgemeiner Chorgeſang erſcholl, wenn jedes Glied eines weiten Kreiſes freudig, klar und tüchtig an ſeinem Theile zuſtimmte, den Winken des Regelnden gehorchend. Dieſer überraſchte jedoch öfters die Singenden, indem er durch ein Zeichen den Chorgeſang aufhob und irgend einen einzelnen Theilnehmenden, ihn mit dem Stäbchen berührend, aufforderte, ſogleich allein ein ſchickliches Lied dem verrallenden Ton, dem verſchwebenden Sinne anzufaſſen. Schon zeigten die Meiſten viel Gewandtheit; Einige, denen das Kunſtſtück mißlang, gaben ihr Pfand willig hin, ohne gerade ausgelacht zu werden. Fehlt war Kind genug, ſich gleich unter ſie zu miſchen, und zog ſich noch ſo leidlich aus der Sache. Sodann ward ihm jener erſte Gruß zugeeignet; er legte ſogleich die Hände auf die Bruſt, blickte aufwärts, und zwar mit ſo ſchalkiſcher Miene, daß man wol bemerken konnte, ein geheimer Sinn dabei ſei ihm noch nicht aufgegangen.

Der angenehme Ort, die gute Aufnahme, die muntern Geſpielen, Alles gefiel dem Knaben ſo wohl, daß es ihm nicht ſonderlich wehe that, ſeinen Vater abreiſen zu ſehen; faſt blickte er dem weggeführten Pferde ſchmerzlicher nach; doch ließ er ſich bedeuten, da er vernahm, daß er es im gegenwärtigen Bezirk nicht behalten könne. Man verſprach ihm dagegen, er ſolle, wo nicht daſſelbe, doch ein gleiches, munter und wohlgezogen, unerwartet wiederfinden.

Da ſich der Obere nicht erreichen ließ, ſagte der Aufſeher: „Ich muß Euch nun verlaſſen, meine Geſchäfte zu verfolgen; doch will ich Euch zu den Dreien bringen, die unſern Heiligthümern vorſtehen; Euer Brief iſt auch an ſie gerichtet, und ſie zuſammen ſtellen den Obern vor.“

Wilhelm hätte gewünſcht, von den Heiligthümern im Voraus zu vernehmen; Jener aber verſetzte: „Die Dreie werden Euch zu Erwiderung des Vertrauens, daß Ihr uns Euern Sohn überlaßt, nach Weisheit und Billigkeit gewiß das Räthigſte eröffnen. Die ſichtbaren Gegenſtände der Verehrung, die ich Heiligthümer nannte, ſind in einen beſondern Bezirk eingeſchloſſen, werden mit nichts gemiſcht, durch nichts geſtört; nur zu gewiſſen Zeiten des Jahrs läßt man die Zöglinge, den Stufen ihrer Bildung gemäß, dort eintreten, um ſie hiſtoriſch und ſinnlich zu belehren,

da sie denn genugsamen Eindruck mitzunehmen, um bei Ausübung ihrer Pflicht eine Zeit lang daran zu zehren."

Nun stand Wilhelm am Thor eines mit hohen Mauern umgebenen Thalwaldes. Auf ein gegebenes Zeichen eröffnete sich die kleine Pforte, und ein ernster, ansehnlicher Mann empfing unsern Freund. Dieser fand sich in einem großen, herrlich grünenden Raum, von Bäumen und Büschen vielerlei Art beschattet, kaum daß er stattliche Mauern und ansehnliche Gebäude durch diese dichte und hohe Naturpflanzung hindurch bemerken konnte; ein freundlicher Empfang von Dreien, die sich nach und nach herbeifanden, löste sich endlich in ein Gespräch auf, wozu Jeder das Seinige beitrug, dessen Inhalt wir jedoch in der Kürze zusammenfassen.

„Da Ihr uns Euern Sohn vertraut," sagten sie, „sind wir schuldig, Euch tiefer in unser Verfahren hineinblicken zu lassen. Ihr habt manches Aeußerliche gesehen, welches nicht sogleich sein Verständniß mit sich führt: was davon wünscht Ihr vor Allem aufgeschlossen?"

„Anständige, doch seltsame Geberden und Grüße hab' ich bemerkt, deren Bedeutung ich zu erfahren wünschte. Bei Euch bezieht sich gewiß das Aeußere auf das Innere, und umgekehrt. Laßt mich diesen Bezug erfahren!"

„Wohlgeborne, gesunde Kinder," versetzten Jene, „bringen viel mit: die Natur hat Jedem Alles gegeben, was er für Zeit und Dauer nothdürftig hätte; dieses zu entwickeln, ist unsere Pflicht; öfters entwickelt sich's besser von selbst. Aber Eins bringt Niemand mit auf die Welt, und doch ist es das, worauf Alles ankommt, damit der Mensch nach allen Seiten zu ein Mensch sei. Kannt Ihr es selbst finden, so sprecht es aus!"

Wilhelm bedachte sich eine kurze Zeit und schüttelte sodann den Kopf.

Jene, nach einem anständigen Zaudern, riefen: „Ehrfurcht!"

Wilhelm stutzte.

„Ehrfurcht!" hieß es wiederholt. „Allen fehlt sie, vielleicht Euch selbst. Dreierlei Geberde habt Ihr gesehen, und wir überliefern eine dreifache Ehrfurcht, die, wenn sie zusammenfließt und ein Ganzes bildet, erst ihre höchste Kraft und Wirkung erreicht. Das Erste ist Ehrfurcht vor dem, was über uns ist. Jene Geberde, die Arme kreuzweis über die Brust, einen freudigen Blick gen Himmel, das ist, was wir unmündigen Kindern

auflegen, und zugleich das Zeugniß von ihnen verlangen, daß ein Gott da droben sei, der sich in Eltern, Lehrern, Vorgesetzten abbildet und offenbart. Das Zweite: Ehrfurcht vor dem, was unter uns ist. Die auf den Rücken gefalteten, gleichsam gebundenen Hände, der gesenkte lächelnde Blick sagen, daß man die Erde wohl und heiter zu betrachten habe; sie giebt Gelegenheit zur Nahrung; sie gewährt unsägliche Freuden; aber unverhältnißmäßige Leiden bringt sie. Wenn Einer sich körperlich beschädigte, verschuldend oder unschuldig, wenn ihn Andere vorsätzlich oder zufällig verletzten, wenn das irdische Willenlose ihm ein Leid zufügte, das bedenk' er wohl; denn solche Gefahr begleitet ihn sein Leben lang. Aber aus dieser Stellung befreien wir unsern Zögling baldmöglichst, sogleich wenn wir überzeugt sind, daß die Lehre dieses Grads genugsam auf ihn gewirkt habe; dann aber heißen wir ihn sich ermannen, gegen Kameraden gewendet, nach ihnen sich richten. Nun steht er strack und kühn, nicht etwa selbstisch vereinzelt; nur in Verbindung mit Seinesgleichen macht er Fronte gegen die Welt. Weiter wüßten wir nichts hinzuzufügen."

„Es leuchtet mir ein!" versetzte Wilhelm. „Deswegen liegt die Menge wohl so im Argen, weil sie sich nur im Element des Mißwollens und Mißredens behagt; wer sich diesem überliefert, verhält sich gar bald gegen Gott gleichgültig, verachtend gegen die Welt, gegen Seinesgleichen gehässig; das wahre, ächte, unentbehrliche Selbstgefühl aber zerstört sich in Dunkel und Anmaßung."

„Erlauben Sie mir dessenungeachtet," fuhr Wilhelm fort, „ein Einziges einzuwenden. Hat man nicht von je her die Furcht roher Völker vor mächtigen Naturerscheinungen und sonst unerklärlichen, ahnungsvollen Ereignissen für den Keim gehalten, woraus ein höheres Gefühl, eine reinere Gesinnung sich stufenweise entwickeln sollte?"

Hierauf erwiderten Jene: „Der Natur ist Furcht wohl gemäß, Ehrfurcht aber nicht. Man fürchtet ein bekanntes oder unbekanntes mächtiges Wesen; der Starke sucht es zu bekämpfen, der Schwache zu vermeiden; Beide wünschen es loszuwerden und fühlen sich glücklich, wenn sie es auf kurze Zeit beseitigt haben, wenn ihre Natur sich zur Freiheit und Unabhängigkeit einigermaßen wiederherstellte. Der natürliche Mensch wiederholt diese Operation millionenmal in seinem Leben: von der Furcht strebt er zur Freiheit, aus der Freiheit wird er in die Furcht

getrieben und kommt um nichts weiter. Sich zu fürchten, ist leicht, aber beschwerlich; Ehrfurcht zu hegen, ist schwer, aber bequem. Ungern entschließt sich der Mensch zur Ehrfurcht, oder vielmehr entschließt sich nie dazu; es ist ein höherer Sinn, der seiner Natur gegeben werden muß, und der sich nur bei besonders Begünstigten aus sich selbst entwickelt, die man auch deswegen von je her für Heilige, für Götter gehalten. Hier liegt die Würde, hier das Geschäft aller ächten Religionen, deren es auch nur drei giebt, nach den Objekten, gegen welche sie ihre Andacht wenden."

Die Männer hielten inne; Wilhelm schwieg eine Weile nachdenkend; da er in sich aber die Anmaßung nicht fühlte, den Sinn jener sonderbaren Worte zu deuten, so bat er die Würdigen, in ihrem Vortrage fortzufahren, worin sie ihm denn auch sogleich willfahrten.

„Keine Religion," sagten sie, „die sich auf Furcht gründet, wird unter uns geachtet. Bei der Ehrfurcht, die der Mensch in sich walten läßt, kann er, indem er Ehre giebt, seine Ehre behalten; er ist nicht mit sich selbst verneint, wie in jenem Falle. Die Religion, welche auf Ehrfurcht vor dem, was über uns ist, beruht, nennen wir die ethnische; es ist die Religion der Völker und die erste glückliche Ablösung von einer niedern Furcht; alle sogenannten heidnischen Religionen sind von dieser Art, sie mögen übrigens Namen haben, wie sie wollen. Die zweite Religion, die sich auf jene Ehrfurcht gründet, die wir vor dem haben, was uns gleich ist, nennen wir die philosophische; denn der Philosoph, der sich in die Mitte stellt, muß alles Höhere zu sich herab-, alles Niedere zu sich heraufziehen, und nur in diesem Mittelzustand verdient er den Namen des Weisen. Indem er nun das Verhältniß zu Seinesgleichen und also zur ganzen Menschheit, das Verhältniß zu allen übrigen irdischen Umgebungen, nothwendigen und zufälligen, durchschaut, lebt er im kosmischen Sinne allein in der Wahrheit. Nun ist aber von der dritten Religion zu sprechen, gegründet auf die Ehrfurcht vor dem, was unter uns ist; wir nennen sie die christliche, weil sich in ihr eine solche Sinnesart am Meisten offenbart; es ist ein Letztes, wozu die Menschheit gelangen konnte und mußte. Aber was gehörte dazu, die Erde nicht allein unter sich liegen zu lassen und sich auf einen höhern Geburtsort zu berufen, sondern auch Niedrigkeit und Armuth, Spott und Verachtung, Schmach und Elend, Leiden und Tod als göttlich an-

zuerkennen, ja Sünde selbst und Verbrechen nicht als Hindernisse, sondern als Förderniſſe des Heiligen zu verehren und lieb zu gewinnen! Hieron finden ſich freilich Spuren durch alle Zeiten; aber Spur iſt nicht Ziel, und da dieſes einmal erreicht iſt, ſo kann die Menſchheit nicht wieder zurück, und man darf ſagen, daß die chriſtliche Religion, da ſie einmal erſchienen iſt, nicht wieder verſchwinden kann, da ſie ſich einmal göttlich verkörpert hat, nicht wieder aufgelöſt werden mag."

„Zu welcher von dieſen Religionen bekennt Ihr Euch denn insbeſondere?" ſagte Wilhelm.

„Zu allen dreien," erwiderten Jene; „denn ſie zuſammen bringen eigentlich die wahre Religion hervor; aus dieſen drei Ehrfurchten entſpringt die oberſte Ehrfurcht, die Ehrfurcht vor ſich ſelbſt, und jene entwickeln ſich abermals aus dieſer, ſo daß der Menſch zum Höchſten gelangt, was er zu erreichen fähig iſt, daß er ſich ſelbſt für das Beſte halten darf, was Gott und Natur hervorgebracht haben, ja, daß er auf dieſer Höhe verweilen kann, ohne durch Dünkel und Selbſtheit wieder ins Gemeine gezogen zu werden."

„Ein ſolches Bekenntniß, auf dieſe Weiſe entwickelt, befremdet mich nicht," verſetzte Wilhelm; „es kommt mit Allem überein, was man im Leben hie und da vernimmt, nur daß Euch dasjenige vereinigt, was Andere trennt."

Hierauf verſetzten Jene: „Schon wird dieſes Bekenntniß von einem großen Theil der Welt ausgeſprochen, doch unbewußt."

„Wie denn und wo?" fragte Wilhelm.

„Im Credo," riefen Jene laut: „denn der erſte Artikel iſt ethniſch und gehört allen Völkern, der zweite chriſtlich, für die mit Leiden Kämpfenden und in Leiden Verherrlichten; der dritte zuletzt lehrt eine begeiſterte Gemeinſchaft der Heiligen, welches heißt: der im höchſten Grad Guten und Weiſen. Sollten daher die drei göttlichen Perſonen, unter deren Gleichniß und Namen ſolche Ueberzeugungen und Verheißungen ausgeſprochen ſind, nicht billigermaßen für die höchſte Einheit gelten?"

„Ich danke," verſetzte Jener, „daß Ihr mir dieſes, als einem Erwachſenen, dem die drei Sinnesarten nicht fremd ſind, ſo klar und zuſammenhängend ausſprechen wollen, und wenn ich nun zurückdenke, daß Ihr den Kindern dieſe hohe Lehre, erſt als ſinnliches Zeichen, dann mit einigem ſymboliſchen Anklang überliefert und zuletzt die oberſte Deutung ihnen entwickelt, ſo muß ich es höchlich billigen."

„Ganz richtig!“ erwiderten Jene. „Nun aber müßt Ihr noch mehr erfahren, damit Ihr Euch überzeugt, daß Euer Sohn in den besten Händen sei. Doch dies Geschäft bleibe für die Morgenstunden. Ruht aus und erquickt Euch, damit Ihr uns, vergnügt und vollkommen menschlich, morgen früh in das Innere folgen könnt!“

Zweites Kapitel.

An der Hand des Aeltesten trat nunmehr unser Freund durch ein ansehnliches Portal in eine runde oder vielmehr achteckige Halle, die mit Gemälden so reichlich verziert war, daß sie den Ankömmling in Erstaunen setzte. Er begriff leicht, daß Alles, was er erblickte, einen bedeutenden Sinn haben mußte, ob er sich gleich denselben nicht so geschwind entziffern konnte. Er war eben im Begriff, seinen Begleiter deshalb zu befragen, als dieser ihn einlud, seitwärts in eine Galerie zu treten, die, an der einen Seite offen, einen geräumigen blumenreichen Garten umgab. Die Wand zog jedoch mehr als dieser heitere natürliche Schmuck die Augen an sich; denn sie war durchaus gemalt, und der Ankömmling konnte nicht lange daran hergehen, ohne zu bemerken, daß die heiligen Bücher der Israeliten den Stoff zu diesen Bildern geliefert hatten.

„Es ist hier,“ sagte der Aelteste, „wo wir diejenige Religion überliefern, die ich Euch der Kürze wegen die ethnische genannt habe. Der Gehalt derselben findet sich in der Weltgeschichte, so wie die Hülle derselben in den Begebenheiten. An der Wiederkehr der Schicksale ganzer Völker wird sie eigentlich begriffen.“

„Ihr habt,“ sagte Wilhelm, „wie ich sehe, dem israelitischen Volke die Ehre erzeigt und seine Geschichte zum Grunde dieser Darstellung gelegt, oder vielmehr, Ihr habt sie zum Hauptgegenstande derselben gemacht.“

„Wie Ihr seht,“ versetzte der Alte; „denn Ihr werdet bemerken, daß in den Sockeln und Friesen nicht sowol synchronistische als symphronistische*) Handlungen und Begebenheiten aufgeführt sind, indem unter allen Völkern gleichbedeutende und

*) Gleichbedeutende — eine eigene, im Anklange an synchronistisch gewagte Bildung.

Gleiches deutende Nachrichten vorkommen. So erblickt Ihr hier, wenn in dem Hauptfelde Abraham von seinen Göttern in der Gestalt schöner Jünglinge besucht wird, den Apoll unter den Hirten Admet's oben in der Friese;*) woraus wir lernen können, daß, wenn die Götter den Menschen erscheinen, sie gewöhnlich unerkannt unter ihnen wandeln."

Die Betrachtenden schritten weiter. Wilhelm fand meistens bekannte Gegenstände, jedoch lebhafter und bedeutender vorgetragen, als er sie sonst zu sehen gewohnt war. Ueber Weniges bat er sich einige Erklärung aus, wobei er sich nicht enthalten konnte, nochmals zu fragen, warum man die israelitische Geschichte vor allen andern gewählt.

Hierauf antwortete der Aelteste: „Unter allen heidnischen Religionen (denn eine solche ist die israelitische gleichfalls) hat diese große Vorzüge, wovon ich nur einiger erwähnen will. Vor dem ethnischen Richterstuhle, vor dem Richterstuhl des Gottes der Völker, wird nicht gefragt, ob es die beste, die vortrefflichste Nation sei, sondern nur, ob sie daure, ob sie sich erhalten habe. Das israelitische Volk hat niemals viel getaugt, wie es ihm seine Anführer, Richter, Vorsteher, Propheten tausendmal vorgeworfen haben; es besitzt wenig Tugenden und die meisten Fehler anderer Völker: aber an Selbstständigkeit, Festigkeit, Tapferkeit und, wenn Alles das nicht mehr gilt, an Zähheit sucht es Seinesgleichen. Es ist das beharrlichste Volk der Erde; es ist, es war, es wird sein, um den Namen Jehovah durch alle Zeiten zu verherrlichen. Wir haben es daher als Musterbild aufgestellt, als Hauptbild, dem die andern nur zum Rahmen dienen."

„Es ziemt sich nicht, mit Euch zu rechten," versetzte Wilhelm, „da Ihr mich zu belehren im Stande seid. Eröffnet mir daher noch die übrigen Vortheile dieses Volks oder vielmehr seiner Geschichte, seiner Religion."

„Ein Hauptvortheil," versetzte Jener, „ist die treffliche Sammlung ihrer heiligen Bücher. Sie stehen so glücklich beisammen, daß aus den fremdesten Elementen ein täuschendes Ganze entgegentritt. Sie sind vollständig genug, um zu befriedigen, fragmentarisch genug, um anzureizen, hinlänglich barbarisch, um

*) Der Sage nach verurtheilte Zeus den Apollo, ein Jahr bei dem König Admet von Pherä als Hirt zu dienen, zur Strafe wegen des Mordes der Kyklopen. (Vergl. Goethe's Werke, XIII. 156.)

aufzufordern, hinlänglich zart, um zu besänftigen; und wie manche andere entgegengesetzte Eigenschaften sind an diesen Büchern, an diesem Buche zu rühmen!"

Die Folge der Hauptbilder sowol als die Beziehung der kleinern, die sie oben und unten begleiteten, gab dem Gast so viel zu denken, daß er kaum auf die bedeutenden Bemerkungen hörte, wodurch der Begleiter mehr seine Aufmerksamkeit abzulenken als an die Gegenstände zu fesseln schien.

Indessen sagte Jener bei Gelegenheit: „Noch einen Vortheil der israelitischen Religion muß ich hier erwähnen: daß sie ihren Gott in keine Gestalt verkörpert und uns also die Freiheit läßt, ihm eine würdige Menschengestalt zu geben, auch im Gegensatz die schlechte Abgötterei durch Thier- und Unthiergestalten zu bezeichnen."

Unser Freund hatte sich nunmehr auf einer kurzen Wanderung durch diese Hallen die Weltgeschichte wieder vergegenwärtigt; es war ihm Einiges neu in Absicht auf die Begebenheit. So waren ihm durch Zusammenstellung der Bilder, durch die Reflexionen seines Begleiters manche neue Ansichten entsprungen, und er freute sich, daß Felix durch eine so würdige sinnliche Darstellung sich jene großen, bedeutenden, musterhaften Ereignisse für sein ganzes Leben als wirklich und als wenn sie neben ihm lebendig gewesen wären, zueignen sollte. Er betrachtete diese Bilder zuletzt nur aus den Augen des Kindes, und in diesem Sinne war er vollkommen damit zufrieden. Und so waren die Wandelnden zu den traurigen, verworrenen Zeiten und endlich zu dem Untergang der Stadt und des Tempels, zum Morde, zur Verbannung, zur Sklaverei ganzer Massen dieser beharrlichen Nation gelangt. Ihre nachherigen Schicksale waren auf eine kluge Weise allegorisch vorgestellt, da eine historische, eine reale Darstellung derselben außer den Grenzen der edlen Kunst liegt.

Hier war die bisher durchwanderte Galerie auf einmal abgeschlossen, und Wilhelm war verwundert, sich schon am Ende zu sehen.

„Ich finde," sagte er zu seinem Führer, „in diesem Geschichtsgang eine Lücke. Ihr habt den Tempel Jerusalem's zerstört und das Volk zerstreut, ohne den göttlichen Mann aufzuführen, der kurz vorher daselbst noch lehrte, dem sie noch kurz vorher kein Gehör geben wollten."

„Dies zu thun, wie Ihr es verlangt, wäre ein Fehler gewesen. Das Leben dieses göttlichen Mannes, den Ihr be-

zeichnet, steht mit der Weltgeschichte seiner Zeit in keiner Verbindung: es war ein Privatleben, seine Lehre eine Lehre für die Einzelnen. Was Völkermassen und ihren Gliedern öffentlich begegnet, gehört der Weltgeschichte, der Weltreligion, welche wir für die erste halten; was dem Einzelnen innerlich begegnet, gehört zur zweiten Religion, zur Religion der Weisen; eine solche war die, welche Christus lehrte und übte, so lange er auf der Erde umherging. Deswegen ist hier das Aeußere abgeschlossen, und ich eröffne Euch nun das Innere."

Eine Pforte that sich auf, und sie traten in eine ähnliche Galerie, wo Wilhelm sogleich die Bilder der zweiten heiligen Schriften erkannte. Sie schienen von einer andern Hand zu sein als die ersten: Alles war sanfter, Gestalten, Bewegungen, Umgebung, Licht und Färbung.

„Ihr sehr," sagte der Begleiter, nachdem sie an einem Theil der Bilder vorübergegangen waren, „hier weder Thaten noch Begebenheiten, sondern Wunder und Gleichnisse. Es ist hier eine neue Welt, ein neues Aeußeres, anders als das vorige, und ein Inneres, das dort ganz fehlt. Durch Wunder und Gleichnisse wird eine neue Welt aufgetan: jene machen das Gemeine außerordentlich, diese das Außerordentliche gemein."

„Ihr werdet die Gefälligkeit haben," versetzte Wilhelm, „mir diese wenigen Worte umständlicher auszulegen; denn ich fühle mich nicht geschickt, es selbst zu thun."

„Sie haben einen natürlichen Sinn," versetzte Jener, „obgleich einen tiefen. Beispiele werden ihn am Geschwindesten aufschließen. Es ist nichts gemeiner und gewöhnlicher als Essen und Trinken; außerordentlich dagegen, einen Trank zu veredeln, eine Speise zu vervielfältigen, daß sie für eine Unzahl hinreiche. Es ist nichts gewöhnlicher als Krankheit und körperliche Gebrechen; aber diese durch geistige oder geistigen ähnliche Mittel aufheben, lindern, ist außerordentlich, und eben daher entsteht das Wunderbare des Wunders, daß das Gewöhnliche und das Außerordentliche, das Mögliche und das Unmögliche Eins werden. Bei dem Gleichnisse, bei der Parabel ist das Umgekehrte: hier ist der Sinn, die Einsicht, der Begriff das Hohe, das Außerordentliche, das Unerreichbare. Wenn dieser sich in einem gemeinen, gewöhnlichen, faßlichen Bilde verkörpert, so daß er uns als lebendig, gegenwärtig, wirklich entgegentritt, daß wir ihn uns zueignen, ergreifen, festhalten, mit ihm wie mit Unseresgleichen umgehen können, das ist denn auch eine zweite Art von

Wunder und wird billig zu jenen ersten gesellt, ja, vielleicht ihnen noch vorgezogen. Hier ist die lebendige Lehre ausgesprochen, die Lehre, die keinen Streit erregt; es ist keine Meinung über das, was Recht oder Unrecht ist; es ist das Rechte oder Unrechte unwidersprechlich selbst."

Dieser Theil der Galerie war kürzer, oder vielmehr es war nur der vierte Theil der Umgebung des innern Hofes. Wenn man jedoch an dem ersten nur vorbeiging, so verweilte man hier gern; man ging gern hier auf und ab. Die Gegenstände waren nicht so auffallend, nicht so mannichfaltig, aber desto einladender, den tiefen, stillen Sinn derselben zu erforschen. Auch kehrten die beiden Wandelnden am Ende des Ganges um, indem Wilhelm eine Bedenklichkeit äußerte, daß man hier eigentlich nur bis zum Abendmahle, bis zum Scheiden des Meisters von seinen Jüngern, gelangt sei. Er fragte nach dem übrigen Theil der Geschichte.

„Wir sondern," versetzte der Aelteste, „bei jedem Unterricht, bei aller Ueberlieferung sehr gerne, was nur möglich zu sondern ist; denn dadurch allein kann der Begriff des Bedeutenden bei der Jugend entspringen. Das Leben mengt und mischt ohnehin Alles durch einander, und so haben wir auch hier das Leben jenes vortrefflichen Mannes ganz von dem Ende desselben abgesondert. Im Leben erscheint er als ein wahrer Volkserzieher, — stoßt Euch nicht an diesen Ausdruck! — als ein Weiser im höchsten Sinne: er steht auf seinem Punkte fest; er wandelt seine Straße unverrückt, und indem er das Niedere zu sich heraufzieht, indem er die Unwissenden, die Armen, die Kranken seiner Weisheit, seines Reichthums, seiner Kraft theilhaftig werden läßt und sich deßhalb ihnen gleich zu stellen scheint, so verleugnet er nicht von der andern Seite seinen göttlichen Ursprung; er wagt, sich Gott gleich zu stellen, ja, sich für Gott zu erklären. Auf diese Weise setzt er von Jugend auf seine Umgebung in Erstaunen, gewinnt einen Theil derselben für sich, regt den andern gegen sich auf und zeigt Allen, denen es um eine gewisse Höhe im Lehren und Leben zu thun ist, was sie von der Welt zu erwarten haben. Und so ist sein Wandel für den edlen Theil der Menschheit noch belehrender und fruchtbarer als sein Tod: denn zu jenen Prüfungen ist Jeder, zu diesem sind nur Wenige berufen. Und damit wir Alles übersehen, was aus dieser Betrachtung folgt, so betrachtet die rührende Scene des Abendmahls! Hier läßt der Weise, wie immer, die Seinigen ganz

eigentlich verwaist zurück, und indem er für die Guten besorgt ist, füttert er zugleich mit ihnen einen Verräther, der ihn und die Bessern zu Grunde richten wird."

Mit diesen Worten eröffnete der Aelteste eine Pforte, und Wilhelm stutzte, als er sich wieder in der ersten Halle des Eingangs fand. Sie hatten, wie er wol merkte, indessen den ganzen Umkreis des Hofes zurückgelegt.

„Ich dosste," sagte Wilhelm, „Ihr würdet mich ans Ende führen, und bringt mich wieder zum Anfang."

„Für diesmal kann ich Euch weiter nichts zeigen," sagte der Aelteste; „mehr lassen wir unsere Zöglinge nicht sehen, mehr erklären wir ihnen nicht, als was Ihr bis jetzt durchlaufen habt: das Aeußere, allgemein Weltliche einem Jeden von Jugend auf, das Innere, besonders Geistige und Herzliche nur Denen, die mit einiger Besonnenheit heranwachsen; und das Uebrige, was des Jahrs nur einmal eröffnet wird, kann nur Denen mitgetheilt werden, die wir entlassen. Jene letzte Religion, die aus der Ehrfurcht vor dem, was unter uns ist, entspringt, jene Verehrung des Widerwärtigen, Verhaßten, Fluchenswerthen, geben wir einem Jeden nur ausstattungsweise in die Welt mit, damit er wisse, wo er dergleichen zu finden hat, wenn ein solches Bedürfniß sich in ihm regen sollte. Ich lade Euch ein, nach Verlauf eines Jahres wiederzukehren, unser allgemeines Fest zu besuchen und zu sehen, wie weit Euer Sohn vorwärts gekommen; alsdann sollt auch Ihr in das Heiligthum des Schmerzes eingeweiht werden."

„Erlaubt mir eine Frage!" versetzte Wilhelm. „Habt Ihr denn auch, so wie Ihr das Leben dieses göttlichen Mannes als Lehr- und Musterbild aufstellt, sein Leiden, seinen Tod gleichfalls als ein Vorbild erhabener Duldung herausgehoben?"

„Auf alle Fälle," sagte der Aelteste. „Hieraus machen wir kein Geheimniß; aber wir ziehen einen Schleier über diese Leiden, eben weil wir sie so hoch verehren. Wir halten es für eine verdammungswürdige Frechheit, jenes Martergerüst und den daran Leidenden Heiligen dem Anblick der Sonne auszusetzen, die ihr Angesicht verbarg, als eine ruchlose Welt ihr dies Schauspiel aufdrang, mit diesen tiefen Geheimnissen, in welchen die göttliche Tiefe des Leidens verborgen liegt, zu spielen, zu tändeln, zu verzieren und nicht eher zu ruhen, bis das Würdigste gemein und abgeschmackt erscheint. So viel sei für diesmal genug, um Euch über Euren Knaben zu beruhigen und völlig zu über-

zeugen, daß Ihr ihn auf irgend eine Art, mehr oder weniger, aber doch nach wünschenswerther Weise gebildet und auf alle Fälle nicht verworren, schwankend und unstät wiederfinden sollt."

Wilhelm zauderte, indem er sich die Bilder der Vorhalle besah und ihren Sinn gedeutet wünschte.

„Auch dieses," sagte der Aelteste, „bleiben wir Euch bis übers Jahr schuldig. Bei dem Unterricht, den wir in der Zwischenzeit den Kindern geben, lassen wir keine Fremden zu: aber alsdann kommt und vernehmt, was unsere besten Redner über diese Gegenstände öffentlich zu sagen für dienlich halten!"

Bald nach dieser Unterredung hörte man an der kleinen Pforte pochen. Der gestrige Aufseher meldete sich; er hatte Wilhelm's Pferd vorgeführt. Und so beurlaubte sich der Freund von der Dreie, welche zum Abschied ihn dem Aufseher folgendermaßen empfahl: „Dieser wird nun zu den Vertrauten gezählt, und Dir ist bekannt, was Du ihm auf seine Fragen zu erwidern hast; denn er wünscht gewiß noch über Manches, was er bei uns sah und hörte, belehrt zu werden; Maaß und Ziel ist Dir nicht verborgen."

Wilhelm hatte freilich noch einige Fragen auf dem Herzen, die er auch sogleich anbrachte. Wo sie durchritten, stellten sich die Kinder wie gestern; aber heute sah er, obgleich selten, einen und den andern Knaben, der den vorbeireitenden Aufseher nicht grüßte, von seiner Arbeit nicht aufsah und ihn unbemerkt vorüberließ. Wilhelm fragte nun nach der Ursache, und was diese Ausnahme zu bedeuten habe.

Jener erwiderte darauf: „Sie ist freilich sehr bedeutungsvoll; denn es ist die höchste Strafe, die wir den Zöglingen auflegen; sie sind unwürdig erklärt, Ehrfurcht zu beweisen, und genöthigt, sich als roh und ungebildet darzustellen; sie thun aber das Mögliche, um sich aus dieser Lage zu retten, und finden sich aufs Geschwindeste in jede Pflicht. Sollte jedoch ein junges Wesen, versteckt, zu seiner Rückkehr keine Anstalt machen, so wird es mit einem kurzen, aber bündigen Bericht den Eltern wieder zurückgesandt. Wer sich den Gesetzen nicht fügen lernt, muß die Gegend verlassen, wo sie gelten."

Ein anderer Anblick reizte heute wie gestern des Wanderers Neugierde; es war Mannigfaltigkeit an Farbe und Schnitt der Zeugkleidung; hier schien kein Stufengang obzuwalten; denn solche, die verschieden grüßten, waren übereins gekleidet, Gleich-

grüßende waren anders angezogen. Wilhelm fragte nach der Urſache dieſes ſcheinbaren Widerſpruchs.

„Er löſt ſich,“ verſetzte Jener, „darin auf, daß es ein Mittel iſt, die Gemüther der Knaben eigens zu erforſchen. Wir laſſen, bei ſonſtiger Strenge und Ordnung, in dieſem Falle eine gewiſſe Willkür gelten. Innerhalb des Kreiſes unſerer Vorräthe an Tüchern und Verbrämungen dürfen die Zöglinge nach beliebiger Farbe greifen, ſo auch innerhalb einer mäßigen Beſchränkung Form und Schnitt wählen; dies beobachten wir genau; denn an der Farbe läßt ſich die Sinnesweiſe, an dem Schnitt die Lebensweiſe des Menſchen erkennen. Doch macht eine beſondere Eigenheit der menſchlichen Natur eine genauere Beurtheilung gewiſſermaßen ſchwierig: es iſt der Nachahmungsgeiſt, die Neigung, ſich anzuſchließen. Sehr ſelten, daß ein Zögling auf etwas fällt, was noch nicht da geweſen; meiſtens wählen ſie etwas Bekanntes, was ſie gerade vor ſich ſehen. Doch auch dieſe Betrachtung bleibt uns nicht unfruchtbar; durch ſolche Aeußerlichkeiten treten ſie zu dieſer oder jener Partei, ſie ſchließen ſich da oder dort an, und ſo zeichnen ſich allgemeinere Geſinnungen aus; wir erfahren, wo Jeder ſich hinneigt, welchem Beiſpiel er ſich gleich ſtellt. Nun hat man Fälle geſehen, wo die Gemüther ſich ins Allgemeine neigten, wo eine Mode ſich über Alle verbreiten, jede Abſonderung ſich zur Einheit verlieren wollte. Einer ſolchen Wendung ſuchen wir auf gelinde Weiſe Einhalt zu thun: wir laſſen die Vorräthe ausgehen; dieſes und jenes Zeug, eine und die andere Verzierung iſt nicht mehr zu haben; wir ſchieben etwas Neues, etwas Reizendes herein; durch helle Farben und kurzen, knappen Schnitt locken wir die Muntern, durch ernſte Schattirungen, bequeme faltenreiche Tracht die Beſonnenen und ſtellen ſo nach und nach ein Gleichgewicht her. Denn der Uniform ſind wir durchaus abgeneigt; ſie verdeckt den Charakter und entzieht die Eigenheiten der Kinder mehr als jede andere Verſtellung dem Blicke der Vorgeſetzten.“

Unter ſolchen und andern Geſprächen gelangte Wilhelm an die Grenze der Provinz, und zwar an den Punkt, wo ſie der Wanderer nach des alten Freundes Andeutung verlaſſen ſollte, um ſeinem eigentlichen Zweck entgegenzugehen.

Beim Lebewohl bemerkte zunächſt der Aufſeher, Wilhelm möge nun erwarten, bis das große Feſt allen Theilnehmern auf mancherlei Weiſe angekündigt werde. Hierzu würden die ſämmtlichen Eltern eingeladen und tüchtige Zöglinge ins freie,

zufällige Leben entlassen. Alsdann solle er, hieß es, auch die übrigen Landschaften nach Belieben betreten, wo nach eigenen Grundsätzen der einzelne Unterricht in vollständiger Umgebung ertheilt und ausgeübt wird.

Drittes Kapitel.

Der Angewöhnung des werthen Publikums zu schmeicheln, welches seit geraumer Zeit Gefallen findet, sich stückweise unterhalten zu lassen, gedachten wir erst nachstehende Erzählung in mehreren Abtheilungen vorzulegen; der innere Zusammenhang jedoch, nach Gesinnungen, Empfindungen und Ereignissen betrachtet, veranlaßte einen fortlaufenden Vortrag. Möge derselbe seinen Zweck erreichen und zugleich am Ende deutlich werden, wie die Personen dieser abgesondert scheinenden Begebenheit mit denjenigen, die wir schon kennen und lieben, aufs Innigste zusammengeflochten worden.

Der Mann von funfzig Jahren.

Der Major war in den Gutshof hereingeritten, und Hilarie, seine Nichte, stand schon, um ihn zu empfangen, außen auf der Treppe, die zum Schloß hinaufführte. Kaum erkannte er sie; denn schon war sie wieder größer und schöner geworden. Sie flog ihm entgegen, er drückte sie an seine Brust mit dem Sinn eines Vaters, und sie eilten hinauf zu ihrer Mutter.

Der Baronin, seiner Schwester, war er gleichfalls willkommen, und als Hilarie schnell hinwegging, das Frühstück zu bereiten, sagte der Major freudig: „Diesmal kann ich mich kurz fassen und sagen, daß unser Geschäft beendigt ist. Unser Bruder, der Obermarschall, sieht wol ein, daß er weder mit Pächtern noch Verwaltern zurecht kommt; er tritt bei seinen Lebzeiten die Güter uns und unsern Kindern ab. Das Jahrgehalt, das er sich ausbedingt, ist freilich stark; aber wir können es ihm immer geben; wir gewinnen doch noch für die Gegenwart viel und für die Zukunft Alles. Die neue Einrichtung soll bald in Ordnung sein. Da ich zunächst meinen Abschied erwarte, so sehe ich doch wieder ein thätiges Leben vor mir, das uns und den Unsrigen einen entschiedenen Vortheil bringen kann. Wir leben ruhig

zu, wie unſere Kinder emporwachſen, und es hängt von uns, von ihnen ab, ihre Verbindung zu beſchleunigen."

„Das wäre Alles recht gut," ſagte die Baronin, „wenn ich Dir nur nicht ein Geheimniß zu entdecken hätte, das ich ſelbſt erſt gewahr worden bin. Hilariens Herz iſt nicht mehr frei; von der Seite hat Dein Sohn wenig oder nichts zu hoffen."

„Was ſagſt Du?" rief der Major. „Iſt's möglich? indeſſen wir uns alle Mühe geben, uns ökonomiſch vorzuſehen, ſo ſpielt uns die Neigung einen ſolchen Streich! Sag mir, Liebe, ſag mir geſchwind, wer iſt es, der das Herz Hilariens feſſeln konnte? Oder iſt es denn auch ſchon ſo arg? iſt es nicht vielleicht ein flüchtiger Eindruck, den man wieder auszulöſchen hoffen kann?"

„Du mußt erſt ein Wenig ſinnen und rathen," verſetzte die Baronin und vermehrte dadurch nur ſeine Ungeduld. Sie war ſchon aufs Höchſte geſtiegen, als Hilarie, mit den Bedienten, welche das Frühſtück trugen, bereintretend, eine ſchnelle Auflöſung des Räthſels unmöglich machte.

Der Major ſelbſt glaubte das ſchöne Kind mit andern Augen anzuſehen als kurz vorher. Es war ihm beinahe, als wenn er eiferſüchtig auf den Beglückten wäre, deſſen Bild ſich in einem ſo ſchönen Gemüth hatte eindrücken können. Das Frühſtück wollte ihm nicht ſchmecken, und er bemerkte nicht, daß Alles genau ſo eingerichtet war, wie er es am Liebſten hatte, und wie er es ſonſt zu wünſchen und zu verlangen pflegte.

Ueber dieſes Schweigen und Stocken verlor Hilarie faſt ſelbſt ihre Munterkeit. Die Baronin fühlte ſich verlegen und zog ihre Tochter ans Klavier; aber ihr geiſtreiches und gefühlvolles Spiel konnte dem Major kaum einigen Beifall ablocken. Er wünſchte das ſchöne Kind und das Frühſtück je eher je lieber entfernt zu ſehen, und die Baronin mußte ſich entſchließen, aufzubrechen und ihrem Bruder einen Spaziergang in den Garten vorzuſchlagen.

Kaum waren ſie allein, ſo wiederholte der Major dringend ſeine vorige Frage, worauf ſeine Schweſter nach einer Pauſe lächelnd verſetzte: „Wenn Du den Glücklichen finden willſt, den ſie liebt, ſo brauchſt Du nicht weit zu gehen; er iſt ganz in der Nähe: Dich liebt ſie."

Der Major ſtand betroffen; dann rief er aus: „Es wäre ein ſehr unzeitiger Scherz, wenn Du mich etwas überreden wollteſt, das mich im Ernſt ſo verlegen wie unglücklich machen würde. Denn ob ich gleich Zeit brauche, mich von meiner Ver-

wunderung zu erholen, so sehe ich doch mit einem Blicke voraus wie sehr unsere Verhältnisse durch ein so unerwartetes Ereigniß gestört werden müßten. Das Einzige, was mich tröstet, ist die Ueberzeugung, daß Neigungen dieser Art nur scheinbar sind, daß ein Selbstbetrug dahinter verborgen liegt, und daß eine ächte gute Seele von dergleichen Fehlgriffen oft durch sich selbst, oder doch wenigstens mit einiger Beihilfe verständiger Personen, gleich wieder zurückkommt."

„Ich bin dieser Meinung nicht," sagte die Baronin; „denn nach allen Symptomen ist es ein sehr ernstliches Gefühl, von welchem Hilarie durchdrungen ist."

„Etwas so Unnatürliches hätte ich ihrem natürlichen Wesen nicht zugetraut," versetzte der Major.

„Es ist so unnatürlich nicht," sagte die Schwester. „Aus meiner Jugend erinnere ich mich selbst einer Leidenschaft für einen ältern Mann, als Du bist. Du hast funfzig Jahre; das ist immer noch nicht gar zu viel für einen Deutschen, wenn vielleicht andere lebhaftere Nationen früher altern."

„Wodurch willst Du aber Deine Vermuthung bekräftigen?" sagte der Major.

„Es ist keine Vermuthung, es ist Gewißheit. Das Nähere sollst Du nach und nach vernehmen."

Hilarie gesellte sich zu ihnen, und der Major fühlte sich wider seinen Willen abermals verändert. Ihre Gegenwart däuchte ihn noch lieber und werther als vorher; ihr Betragen schien ihm liebeveller, und schon fing er an, den Worten seiner Schwester Glauben beizumessen. Die Empfindung war bei ihm höchst angenehm, ob er sich gleich solche weder gestehen noch erlauben wollte. Freilich war Hilarie höchst liebenswürdig, indem sich in ihrem Betragen die zarte Scheu gegen einen Liebhaber und die freie Bonemlichkeit gegen einen Oheim auf das Innigste verband; denn sie liebte ihn wirklich und von ganzer Seele. Der Garten war in seiner vollen Frühlingspracht, und der Major, der so viele alte Bäume sich wieder belauben sah, konnte auch an die Wiederkehr seines eigenen Frühlings glauben. Und wer hätte sich nicht in der Gegenwart des liebenswürdigsten Mädchens dazu verführen lassen!

So verging ihnen der Tag zusammen; alle häuslichen Epochen wurden mit der größten Gemüthlichkeit durchlebt. Abends nach Tische setzte sich Hilarie wieder ans Klavier; der Major hörte mit andern Ohren als heute früh; eine Melodie schlang sich in

die andere, ein Lied schloß sich ans andere, und kaum vermochte die Mitternacht die kleine Gesellschaft zu trennen.

Als der Major auf seinem Zimmer ankam, fand er Alles nach seiner alten gewohnten Bequemlichkeit eingerichtet; sogar einige Kuriositäten, bei denen er gern verweilte, waren aus andern Zimmern herübergehängt; und da er einmal aufmerksam geworden war, so sah er sich bis auf jeden einzelnen kleinen Umstand versorgt und geschmeichelt.

Nur wenig Stunden Schlaf bedurfte er diesmal; seine Lebensgeister waren früh aufgeregt. Aber nun merkte er auf einmal, daß eine neue Ordnung der Dinge manches Unbequeme nach sich ziehe. Er hatte seinem alten Reitknecht, der zugleich die Stelle des Bedienten und Kammerdieners vertrat, seit mehreren Jahren kein böses Wort gegeben; denn Alles ging in der strengsten Ordnung seinen gewöhnlichen Gang. Die Pferde waren versorgt und die Kleidungsstücke zu rechter Stunde gereinigt; aber der Herr war früher aufgestanden und nichts wollte passen.

Sodann gesellte sich noch ein anderer Umstand hinzu, um die Ungeduld und eine Art böser Laune des Majors zu vermehren. Sonst war ihm Alles an sich und seinem Diener recht gewesen; nun aber fand er sich, als er vor den Spiegel trat, nicht so, wie er zu sein wünschte. Einige graue Haare konnte er nicht leugnen, und von Runzeln schien sich auch etwas eingefunden zu haben; er wischte und puderte mehr als sonst, und mußte es doch zuletzt lassen, wie es sein konnte. Auch mit der Kleidung und ihrer Sauberkeit war er nicht zufrieden. Da sollten sich immer noch Fasern auf dem Rock und noch Staub auf den Stiefeln finden. Der Alte wußte nicht, was er sagen sollte, und war erstaunt, einen so veränderten Herrn vor sich zu sehen.

Ungeachtet aller dieser Hindernisse war der Major schon früh genug im Garten. Hilarien, die er zu finden hoffte, fand er wirklich; sie brachte ihm einen Blumenstrauß entgegen, und er hatte nicht den Muth, sie wie sonst zu küssen und an sein Herz zu drücken. Er befand sich in der angenehmsten Verlegenheit von der Welt und überließ sich seinen Gefühlen, ohne zu denken, wohin das führen könne.

Die Baronin gleichfalls säumte nicht lange, zu erscheinen, und indem sie ihrem Bruder ein Billet wies, das ihr eben ein Bote gebracht hatte, rief sie aus: „Du räthst nicht, wen uns dieses Blatt anzumelden kommt.“

„So entdecke es nur bald!“ versetzte der Major; und er erfuhr, daß ein alter theatralischer Freund nicht weit von dem Gute vorbeireise und für einen Augenblick einzukehren gedenke.

„Ich bin neugierig, ihn wiederzusehen,“ sagte der Major; „er ist kein Jüngling mehr, und ich höre, daß er noch immer die jungen Rollen spielt.“

„Er muß um zehn Jahre älter sein als Du,“ versetzte die Baronin.

„Ganz gewiß!“ erwiderte der Major, „noch Allem, was ich mich erinnere.“

Es währte nicht lange, so trat ein munterer, wohlgebauter, gefälliger Mann herzu. Man stutzte einen Augenblick, als man sich wiedersah. Doch sehr bald erkannten sich die Freunde, und Erinnerungen aller Art belebten das Gespräch. Hierauf ging man zu Erzählungen, zu Fragen und zu Rechenschaft über; man machte sich wechselsweise mit den gegenwärtigen Lagen bekannt und fühlte sich bald, als wäre man nie getrennt gewesen.

Die geheime Geschichte sagt uns, daß dieser Mann in früherer Zeit, als ein sehr schöner und angenehmer Jüngling, einer vornehmen Dame zu gefallen das Glück oder Unglück gehabt habe; daß er dadurch in große Verlegenheit und Gefahr gerathen, woraus ihn der Major eben im Augenblick, als ihn das traurigste Schicksal bedrohte, glücklich herausriß. Ewig blieb er dankbar, dem Bruder sowol als der Schwester; denn diese hatte durch zeitige Warnung zur Vorsicht Anlaß gegeben.

Einige Zeit vor Tische ließ man die Männer allein. Nicht ohne Bewunderung, ja, gewissermaßen mit Erstaunen hatte der Major das äußere Behaben seines alten Freundes im Ganzen und Einzelnen betrachtet. Er schien gar nicht verändert zu sein, und es war kein Wunder, daß er noch immer als jugendlicher Liebhaber auf dem Theater erscheinen konnte.

„Du betrachtest mich aufmerksamer, als billig ist,“ sprach er endlich den Major an; „ich fürchte sehr, Du findest den Unterschied gegen vorige Zeit nur allzu groß.“

„Keineswegs!“ versetzte der Major, „vielmehr bin ich voll Verwunderung, Dein Aussehen frischer und jünger zu finden als das meine, da ich doch weiß, daß Du schon ein gemachter Mann warst, als ich mit der Kühnheit eines wagehalsigen Gelbschnabels Dir in gewissen Verlegenheiten beistand.“

„Es ist Deine Schuld,“ versetzte der Andere, „es ist die

Schuld Aller Deinesgleichen; und ob Ihr schon deshalb nicht zu schelten seid, so seid Ihr doch zu tadeln. Man denkt immer nur ans Nothwendige; man will sein und nicht scheinen. Das ist recht gut, so lange man etwas ist. Wenn aber zuletzt das Sein mit dem Scheinen sich zu empfehlen anfängt und der Schein noch flüchtiger als das Sein ist, so merkt denn doch ein Jeder, daß er nicht übel gethan hätte, das Aeußere über dem Innern nicht ganz zu vernachlässigen."

„Du hast Recht!" versetzte der Major und konnte sich fast eines Seufzers nicht enthalten.

„Vielleicht nicht ganz Recht," sagte der bejahrte Jüngling; „denn freilich bei meinem Handwerke wäre es ganz unverzeihlich, wenn man das Aeußere nicht so lange aufstutzen wollte, als nur möglich ist. Ihr Andern aber habt Ursache, auf andere Dinge zu sehen, die bedeutender und nachhaltiger sind."

„Doch giebt es Gelegenheiten," sagte der Major, „wo man sich innerlich frisch fühlt und sein Aeußeres auch gar zu gern wieder auffrischen möchte."

Da der Ankömmling die wahre Gemüthslage des Majors nicht ahnen konnte, so nahm er diese Aeußerung im Soldatensinne und ließ sich weitläufig darüber aus, wie viel bei Militär aufs Aeußere ankomme, und wie der Offizier, der so Manches auf seine Kleidung zu wenden habe, doch auch einige Aufmerksamkeit auf Haut und Haare wenden könne."

„Es ist zum Beispiel unverantwortlich," fuhr er fort, „daß Eure Schläfe schon grau sind, daß hie und da sich Runzeln zusammenziehen und daß Euer Scheitel labl zu werden droht. Seht mich alten Kerl einmal an! betrachtet, wie ich mich erhalten habe! und das Alles ohne Hexerei und mit weit weniger Mühe und Sorgfalt, als man täglich anwendet, um sich zu beschädigen oder wenigstens Langeweile zu machen."

Der Major fand bei dieser zufälligen Unterredung zu sehr seinen Vortheil, als daß er sie so bald hätte abbrechen sollen; doch ging er leise und selbst gegen einen alten Bekannten mit Behutsamkeit zu Werke.

„Das habe ich nun leider versäumt!" rief er aus, „und nachzuholen ist es nicht; ich muß mich nun schon darein ergeben, und Ihr werdet deshalb nicht schlimmer von mir denken."

„Versäumt ist nichts," erwiderte Jener, „wenn Ihr andern ernsthaften Herren nur nicht so starr und steif wäret, nicht gleich einen Jeden, der sein Aeußeres bedenkt, für eitel erklären

und Euch dadurch selbst die Freude verkümmern möchtet, in gefälliger Gesellschaft zu sein und selbst zu gefallen."

„Wenn es auch keine Zauberei ist," lächelte der Major, „wodurch Ihr Andern Euch jung erhaltet, so ist es doch ein Geheimniß, oder wenigstens sind es Arkana, dergleichen oft in den Zeitungen gepriesen werden, von denen Ihr aber die besten herauszuproben wißt."

„Du magst im Scherz oder im Ernst reden," versetzte der Freund, „so hast Du's getroffen. Unter den vielen Dingen, die man von je her versucht hat, um dem Aeußern einige Nahrung zu geben, das oft viel früher als das Innere abnimmt, giebt es wirklich unschätzbare, einfache sowol als zusammengesetzte Mittel, die mir von Kunstgenossen mitgetheilt, für baares Geld oder durch Zufall überliefert und von mir selbst ausgeprobt worden. Dabei bleib' ich und verharr' ich nun, ohne deshalb meine weitern Forschungen aufzugeben. So viel kann ich Dir sagen, und ich übertreibe nicht: ein Toilettenkästchen führe ich bei mir, über allen Preis, ein Kästchen, dessen Wirkungen ich wol an Dir erproben möchte, wenn wir nur vierzehn Tage zusammen blieben."

Der Gedanke, etwas dieser Art sei möglich, und diese Möglichkeit werde ihm gerade in dem rechten Augenblicke so zufällig nahe gebracht, erheiterte den Geist des Majors dergestalt, daß er wirklich schon frischer und munterer aussah, und von der Hoffnung, Haupt und Gesicht mit seinem Herzen in Uebereinstimmung zu bringen, belebt, von der Unruhe, die Mittel dazu bald näher kennen zu lernen, in Bewegung gesetzt, bei Tische ein ganz anderer Mensch erschien, Hilariens anmuthigen Aufmerksamkeiten getrost entgegenging und auf sie mit einer gewissen Zuversicht blickte, die ihm heute früh noch sehr fremd gewesen war.

Hatte nun durch mancherlei Erinnerungen, Erzählungen und glückliche Einfälle der theatralische Freund die einmal angeregte gute Laune zu erhalten, zu beleben und zu vermehren gewußt, so wurde der Major um so verlegener, als Jener gleich nach Tische sich zu entfernen und seinen Weg weiter fortzusetzen drohte. Auf alle Weise suchte er den Aufenthalt seines Freundes, wenigstens über Nacht, zu erleichtern, indem er Vorspann und Relais auf morgen früh andringlich zusagte. Genug, die heilsame Toilette sollte nicht aus dem Hause, bis man von ihrem Inhalt und Gebrauch näher unterrichtet wäre.

Der Major sah sehr wohl ein, daß hier keine Zeit zu verlieren sei, und suchte daher gleich nach Tische seinen alten Günstling allein zu sprechen. Da er das Herz nicht hatte, ganz gerade auf die Sache loszugehen, so lenkte er von Weitem dahin, indem er, das vorige Gespräch wieder auffassend, versicherte, er für seine Person würde gern mehr Sorgfalt auf das Aeußere verwenden, wenn nur nicht gleich die Menschen einen Jeden, dem sie ein solches Bestreben anmerken, für eitel erklärten und ihm dadurch sogleich wieder an der sittlichen Achtung entzögen, was sie sich genöthigt fühlten, an der sinnlichen ihm zuzugestehen.

„Mache mich mit solchen Redensarten nicht verdrießlich!“ versetzte der Freund; „denn das sind Ausdrücke, die sich die Gesellschaft angewöhnt hat, ohne etwas dabei zu denken, oder wenn man es strenger nehmen will, wodurch sich ihre unfreundliche und mißwollende Natur ausspricht. Wenn Du es recht genau betrachtest: was ist denn das, was man oft als Eitelkeit verrufen möchte? Jeder Mensch soll Freude an sich selbst haben, und glücklich, wer sie hat! Hat er sie aber, wie kann er sich verwehren, dieses angenehme Gefühl merken zu lassen? wie soll er mitten im Dasein verbergen, daß er eine Freude am Dasein habe? Fände die gute Gesellschaft — denn von der ist doch hier allein die Rede — nur alsdann diese Aeußerungen tadelhaft, wenn sie zu lebhaft werden, wenn eines Menschen Freude an sich und seinem Wesen die Andern hindert, Freude an dem ihrigen zu haben und sie zu zeigen, so wäre nichts dabei zu erinnern, und von diesem Uebermaaß ist auch wol der Tadel zuerst ausgegangen. Aber was soll eine wunderlich verneinende Strenge gegen etwas Unvermeidliches? Warum will man nicht eine Aeußerung läßlich und erträglich finden, die man denn doch mehr oder weniger sich von Zeit zu Zeit selbst erlaubt, ja, ohne die eine gute Gesellschaft gar nicht existiren konnte? denn das Gefallen an sich selbst, das Verlangen, dieses Selbstgefühl Andern mitzutheilen, macht gefällig, das Gefühl eigener Anmuth macht anmuthig. Wollte Gott, alle Menschen wären eitel, wären es aber mit Bewußtsein, mit Maaß und im rechten Sinne! so würden wir in der gebildeten Welt die glücklichsten Menschen sein. Die Weiber, sagt man, sind eitel von Hause aus; doch es kleidet sie, und sie gefallen uns um desto mehr. Wie kann ein junger Mann sich bilden, der nicht eitel ist? Eine leere, hohle Natur wird sich wenigstens einen äußern Schein zu geben

wissen, und der tüchtige Mensch wird sich bald von außen nach innen zu bilden. Was mich betrifft, so habe ich Ursache, mich auch deshalb für den glücklichsten Menschen zu halten, weil mein Handwerk mich berechtigt, eitel zu sein, und weil ich, je mehr ich es bin, nur desto mehr Vergnügen den Menschen verschaffe. Ich werde gelobt, wo man Andere tadelt, und habe gerade auf diesem Wege das Recht und das Glück, noch in einem Alter das Publikum zu ergetzen und zu entzücken, in welchem Andere nothgedrungen vom Schauplatz abtreten oder nur mit Schmach darauf verweilen."

Der Major hörte nicht gerne den Schluß dieser Betrachtungen. Das Wörtchen Eitelkeit, als er es vorbrachte, sollte nur zu einem Uebergang dienen, um dem Freunde auf eine geschickte Weise seinen Wunsch vorzutragen; nun fürchtete er, bei einem fortgesetzten Gespräch das Ziel noch weiter verrückt zu sehen, und eilte daher unmittelbar zum Zweck.

„Für mich," sagte er, „wäre ich gar nicht abgeneigt, auch zu Deiner Fahne zu schwören, da Du es nicht für zu spät hältst und glaubst, daß ich das Versäumte noch einigermaßen nachholen könne. Theile mir etwas von Deinen Tinkturen, Pomaden und Balsamen mit, und ich will einen Versuch machen."

„Mittheilungen," sagte der Andere, „sind schwerer, als man denkt. Denn hier zum Beispiel kommt es nicht allein darauf an, daß ich Dir von meinen Fläschchen etwas abfülle und von den besten Ingredienzien meiner Toilette die Hälfte zurücklasse; die Anwendung ist das Schwerste. Man kann das Ueberlieferte sich nicht gleich zu eigen machen; wie dieses und jenes passe, unter was für Umständen, in welcher Folge die Dinge zu gebrauchen seien, dazu gehört Uebung und Nachdenken; ja, selbst diese wollen kaum fruchten, wenn man nicht eben zu der Sache, wovon die Rede ist, ein angebornes Talent hat."

„Du willst, wie es scheint," versetzte der Major, „nun wieder zurücktreten. Du machst mir Schwierigkeiten, um Deine, freilich etwas fabelhaften Behauptungen in Sicherheit zu bringen; Du hast nicht Lust, mir einen Anlaß, eine Gelegenheit zu geben, Deine Worte durch die That zu prüfen."

„Durch diese Redereien, mein Freund," versetzte der Andere, „würdest Du mich nicht bewegen, Deinem Verlangen zu willfahren, wenn ich nicht selbst so gute Gesinnungen gegen Dich hätte, wie ich es ja zuerst Dir angeboten habe. Dabei

bedenke, mein Freund, der Mensch hat gar eine eigene Lust, Proselyten zu machen, dasjenige, was er an sich schätzt, auch außer sich, in Andern, zur Erscheinung zu bringen, sie genießen zu lassen, was er selbst genießt, und sich in ihnen wieder zu finden und darzustellen. Fürwahr, wenn dies auch Egoismus ist, so ist er der liebenswürdigste und lebenswürdigste, derjenige, der uns zu Menschen gemacht hat und uns als Menschen erhält. Aus ihm nehme ich denn auch, abgesehen von der Freundschaft, die ich zu Dir hege, die Lust, einen Schüler in der Verjüngungskunst aus Dir zu machen. Weil man aber von dem Meister erwarten kann, daß er keine Pfuscher ziehen will, so bin ich verlegen, wie wir es anfangen. Ich sagte schon, weder Spezereien noch irgend eine Anweisung ist hinlänglich; die Anwendung kann nicht im Allgemeinen gelehrt werden. Dir zu Liebe und aus Lust, meine Lehre fortzupflanzen, bin ich zu jeder Aufopferung bereit. Die größte für den Augenblick will ich Dir sogleich anbieten: ich lasse Dir meinen Diener hier, eine Art von Kammerdiener und Tausendkünstler, der, wenn er gleich nicht Alles zu bereiten weiß, nicht in alle Geheimnisse eingeweiht ist, doch die ganze Behandlung recht gut versteht und für den Anfang Dir von großem Nutzen sein wird, bis Du Dich in die Sache so hineinarbeitest, daß ich Dir die höhern Geheimnisse endlich auch offenbaren kann."

„Wie!" rief der Major, „Du hast auch Stufen und Grade Deiner Verjüngungskunst? Du hast noch Geheimnisse für die Eingeweihten?"

„Ganz gewiß!" versetzte Jener. „Das müßte gar eine schlechte Kunst sein, die sich auf einmal fassen ließe, deren Letztes von Demjenigen gleich geschaut werden könnte, der zuerst hereintritt."

Man zauderte nicht lange; der Kammerdiener ward an den Major gewiesen, der ihn gut zu halten versprach. Die Baronin mußte Schächtelchen, Büchschen und Gläser hergeben, sie wußte nicht, wozu. Die Theilung ging vor sich; man war bis in die Nacht munter und geistreich zusammen. Bei dem spätern Aufgang des Mondes fuhr der Gast hinweg und versprach, in einiger Zeit zurückzukehren.

Der Major kam ziemlich müde auf sein Zimmer; er war früh aufgestanden, hatte sich den Tag nicht geschont und glaubte, nunmehr das Bett bald zu erreichen. Allein er fand statt eines Dieners nunmehr zwei. Der alte Reitknecht zog ihn nach alter

Art und Weise eilig aus; aber nun trat der neue hervor und ließ merken, daß die eigentliche Zeit, Verjüngungs- und Verschönerungsmittel anzubringen, die Nacht sei, damit in einem ruhigen Schlaf die Wirkung desto sicherer vor sich gehe. Der Major mußte sich also gefallen lassen, daß sein Haupt gesalbt, sein Gesicht bestrichen, seine Augenbrauen bepinselt und seine Lippen betupft wurden. Außerdem wurden noch verschiedene Ceremonien erfordert; sogar sollte die Nachtmütze nicht unmittelbar aufgesetzt, sondern vorher ein Netz, wo nicht gar eine feine lederne Mütze übergezogen werden.

Der Major legte sich zu Bette mit einer Art von unangenehmer Empfindung, die er jedoch sich deutlich zu machen keine Zeit hatte, indem er gar bald einschlief. Sollen wir aber in seine Seele sprechen, so fühlte er sich etwas mumienhaft, zwischen einem Kranken und einem Einbalsamirten; allein das süße Bild Hilariens, umgeben von den heitersten Hoffnungen, zog ihn bald in einen erquickenden Schlaf.

Morgens zur rechten Zeit war der Reitknecht bei der Hand. Alles, was zum Anzug des Herrn gehörte, lag in gewohnter Ordnung auf den Stühlen, und eben war der Major im Begriff, aus dem Bette zu steigen, als der neue Kammerdiener hereintrat und lebhaft gegen eine solche Uebereilung protestirte. Man müsse ruhen, man müsse sich abwarten, wenn das Verhaben gelingen, wenn man für so manche Mühe und Sorgfalt Freude erleben solle. Der Herr vernahm sodann, daß er in einiger Zeit aufzustehen, ein kleines Frühstück zu genießen und alsdann in ein Bad zu steigen habe, welches schon bereitet sei. Den Anordnungen war nicht auszuweichen; sie mußten befolgt werden, und einige Stunden gingen unter diesen Geschäften hin.

Der Major verkürzte die Ruhezeit nach dem Bade, dachte sich geschwind in die Kleidung zu werfen; denn er war seiner Natur nach expedit und wünschte noch überdies, Hilarien bald zu begegnen; aber auch hier trat ihm sein neuer Diener entgegen und machte ihm begreiflich, daß man sich durchaus abgewöhnen müsse, fertig werden zu wollen. Alles, was man thue, müsse man langsam und behaglich vollbringen, besonders aber die Zeit des Ankleidens habe man als angenehme Unterhaltungsstunde mit sich selbst anzusehen.

Die Behandlungsart des Kammerdieners traf mit seinen Reden völlig überein. Dafür glaubte sich aber auch der Major

wirklich besser angezogen denn jemals, als er vor den Spiegel trat und sich auf das Schmuckeste herausgeputzt erblickte. Ohne viel zu fragen, hatte der Kammerdiener sogar die Uniform modernet zugestutzt, indem er die Nacht auf diese Verwandlung wendete. Eine so schnell erscheinende Verjüngung gab dem Major einen besonders heitern Sinn, so daß er sich von innen und außen erfrischt fühlte und mit ungeduldigem Verlangen den Seinigen entgegeneilte.

Er fand seine Schwester vor dem Stammbaume stehen, den sie hatte aufhängen lassen, weil Abends vorher zwischen ihnen von einigen Seitenverwandten die Rede gewesen, welche, teils unverheirathet, teils in fernen Landen wohnhaft, teils gar verschollen, mehr oder weniger den beiden Geschwistern oder ihren Kindern auf reiche Erbschaften Hoffnung machten. Sie unterhielten sich einige Zeit darüber, ohne des Punktes zu erwähnen, daß sich bisher alle Familienerben und Bemühungen blos auf ihre Kinder bezogen. Durch Hilariens Neigung hatte sich diese ganze Ansicht freilich verändert, und doch mochte weder der Major noch seine Schwester in diesem Augenblick der Sache weiter gedenken.

Die Baronin entfernte sich, der Major stand allein vor dem lakonischen Familiengemälde. Hilarie trat an ihn heran, lehnte sich kindlich an ihn, beschaute die Tafel und fragte, wen er Alles von Diesen gekannt habe, und wer wol noch leben und übrig sein möchte.

Der Major begann seine Schilderung von den Aeltesten, deren er sich aus seiner Kindheit nur noch dunkel erinnerte. Dann ging er weiter, zeichnete die Charaktere verschiedener Väter, die Aehnlichkeit oder Unähnlichkeit der Kinder mit denselben, bemerkte, daß oft der Großvater im Enkel wieder hervortrete, sprach gelegentlich von dem Einfluß der Weiber, die, aus fremden Familien herüber heirathend, oft den Charakter ganzer Stämme verändern. Er rühmte die Tugend manches Vorfahren und Seitenverwandten, und verschwieg ihre Fehler nicht; mit Stillschweigen überging er Diejenigen, deren man sich hätte zu schämen gehabt. Endlich kam er an die untersten Reihen. Da stand nun sein Bruder, der Obermarschall, er und seine Schwester, und unten drunter sein Sohn und daneben Hilarie.

„Diese sehen einander gerade genug ins Gesicht," sagte der Major, und fügte nicht hinzu, was er im Sinne hatte.

Nach einer Pause versetzte Hilarie bescheiden, halblaut und

fast mit einem Seufzer: „Und doch wird man Denjenigen niemals tadeln, der in die Höhe blickt.“ Zugleich sah sie mit einem paar Augen an ihn hinauf, aus denen ihre ganze Neigung hervorsprach.

„Versteh' ich Dich recht?“ sagte der Major, indem er sich zu ihr wendete.

„Ich kann nichts sagen,“ versetzte Hilarie lächelnd, „was Sie nicht schon wissen.“

„Du machst mich zum glücklichsten Menschen unter der Sonne,“ rief er aus und fiel ihr zu Füßen. „Willst Du mein sein?“

„Um Gottes willen, stehen Sie auf! Ich bin Dein auf ewig.“

Die Baronin trat herein. Ohne überrascht zu sein, stutzte sie.

„Wäre es ein Unglück,“ sagte der Major, „Schwester, so ist die Schuld Dein; als Glück wollen wir's Dir ewig verdanken.“

Die Baronin hatte ihren Bruder von Jugend auf dergestalt geliebt, daß sie ihn allen Männern vorzog, und vielleicht war selbst die Neigung Hilariens aus dieser Vorliebe der Mutter, wo nicht entsprungen, doch gewiß genährt worden.

Alle Drei vereinigten sich nunmehr in einer Liebe, einem Behagen, und so flossen für sie die glücklichsten Stunden dahin. Nur wurden sie denn doch zuletzt auch wieder die Welt um sich her gewahr, und diese steht selten mit solchen Empfindungen im Einklang.

Nun dachte man auch wieder an den Sohn. Ihm hatte man Hilarien bestimmt, was ihm sehr wohl bekannt war. Gleich nach Beendigung des Geschäfts mit dem Obermarschall sollte der Major seinen Sohn in der Garnison besuchen. Alles mit ihm abreden und diese Angelegenheiten zu einem glücklichen Ende führen. Nun war aber durch ein unerwartetes Ereigniß der ganze Zustand verrückt; die Verhältnisse, die sonst sich freundlich in einander schmiegten, schienen sich nunmehr anzufeinden, und es war schwer vorauszusehen, was die Sache für eine Wendung nehmen, was für eine Stimmung die Gemüther ergreifen würde.

Indessen mußte sich der Major entschließen, seinen Sohn aufzusuchen, dem er sich schon angemeldet hatte. Er machte sich nicht ohne Widerwillen, nicht ohne sonderbare Ahnung, nicht ohne Schmerz, Hilarien auch nur auf kurze Zeit zu verlassen, nach manchem Zaudern auf den Weg, ließ Reitknecht und Pferde

zurück und fuhr mit seinem Verjüngungsdiener, den er nun nicht mehr entbehren konnte, der Stadt, dem Aufenthalt seines Sohnes, entgegen.

Beide begrüßten und umarmten sich nach so langer Trennung aufs herzlichste. Sie hatten einander viel zu sagen und sprachen doch nicht sogleich aus, was ihnen zunächst am Herzen lag. Der Sohn erging sich in Hoffnungen eines baldigen Avancements, wogegen ihm der Vater genaue Nachricht gab, was zwischen den ältern Familiengliedern wegen des Vermögens überhaupt, wegen der einzelnen Güter und sonst verhandelt und beschlossen worden.

Das Gespräch fing schon einigermaßen an zu stocken, als der Sohn sich ein Herz faßte und zu dem Vater lächelnd sagte: „Sie behandeln mich sehr zart, lieber Vater, und ich danke Ihnen dafür. Sie erzählen mir von Besitzthümern und Vermögen, und erwähnen der Bedingung nicht, unter der, wenigstens zum Theil, es mir eigen werden soll; Sie halten mit dem Namen Hilariens zurück. Sie erwarten, daß ich ihn selbst ausspreche, daß ich mein Verlangen zu erkennen gebe, mit dem liebenswürdigen Kinde bald vereinigt zu sein."

Der Major befand sich bei diesen Worten des Sohnes in großer Verlegenheit; da es aber theils seiner Natur, theils einer alten Gewohnheit gemäß war, den Sinn des Andern, mit dem er zu verhandeln hatte, zu erforschen, so schwieg er und blickte den Sohn mit einem zweideutigen Lächeln an.

„Sie errathen nicht, mein Vater, was ich zu sagen habe," fuhr der Lieutenant fort, „und ich will es nur rasch ein- für allemal herausreden. Ich kann mich auf Ihre Güte verlassen, die, bei so vielfacher Sorge für mich, gewiß auch an mein wahres Glück gedacht hat. Einmal muß es gesagt sein, und so sei es gleich gesagt! Hilarie kann mich nicht glücklich machen! Ich gedenke Hilariens als einer liebenswürdigen Anverwandten, mit der ich zeitlebens in den freundschaftlichsten Verhältnissen stehen möchte; aber eine Andere hat meine Leidenschaft erregt, meine Neigung gefesselt. Unwiderstehlich ist dieser Hang; Sie werden mich nicht unglücklich machen."

Nur mit Mühe verbarg der Major die Heiterkeit, die sich über sein Gesicht verbreiten wollte, und fragte den Sohn mit einem milden Ernst, wer denn die Person sei, welche sich seiner so gänzlich bemächtigen können.

„Sie müssen dieses Wesen sehen, mein Vater; denn sie ist

so unbeschreiblich als unbegreiflich. „Ich fürchte nur, Sie werden selbst von ihr hingerissen, wie Jedermann, der sich ihr nähert. Bei Gott! ich erlebe es und sehe Sie als den Rival Ihres Sohnes."

„Wer ist sie denn?" fragte der Major. „Wenn Du ihre Persönlichkeit zu schildern nicht im Stande bist, so erzähle mir wenigstens von ihren äußern Umständen; denn diese sind doch wol eher auszusprechen."

„Wohl, mein Vater!" versetzte der Sohn; „und doch würden auch diese äußern Umstände bei einer Andern anders sein, anders auf eine Andere wirken. Sie ist eine junge Wittwe, Erbin eines alten, reichen, vor Kurzem verstorbenen Mannes, unabhängig und höchst werth, es zu sein, von Vielen umgeben, von eben so Vielen geliebt, von eben so Vielen umworben, doch wenn ich mich nicht sehr betriege, mir von Herzen angehörig."

Mit Behaglichkeit, weil der Vater schwieg und kein Zeichen der Mißbilligung äußerte, fuhr der Sohn fort, das Betragen der schönen Wittwe gegen ihn zu erzählen, jene unwiderstehliche Anmuth, jene zarten Gunstbezeugungen einzeln herzurühmen, in denen der Vater freilich nur die leichte Gefälligkeit einer allgemein gesuchten Frau erkennen konnte, die unter Vielen wol irgend Einen vorzieht, ohne sich eben für ihn ganz und gar zu entscheiden. Unter jeden andern Umständen hätte er gewiß gesucht, einen Sohn, ja nur einen Freund, auf den Selbstbetrug aufmerksam zu machen, der wahrscheinlich hier obwalten könnte; aber diesmal war ihm selbst so viel daran gelegen, wenn der Sohn sich nicht täuschen, wenn die Wittwe ihn wirklich lieben und sich so schnell als möglich zu seinen Gunsten entscheiden möchte, daß er entweder kein Bedenken hatte oder einen solchen Zweifel bei sich ablehnte, vielleicht auch nur verschwieg.

„Du setzest mich in große Verlegenheit," begann der Vater nach einiger Pause. „Die ganze Uebereinkunft zwischen den übrig gebliebenen Gliedern unseres Geschlechts beruht auf der Voraussetzung, daß Du Dich mit Hilarien verbindest. Heirathet sie einen Fremden, so ist die ganze schöne, künstliche Vereinigung eines ansehnlichen Vermögens wieder aufgehoben, und Du besonders in Deinem Theile nicht zum Besten bedacht. Es gäbe wol noch ein Mittel, das aber ein Wenig sonderbar klingt, und wobei Du auch nicht viel gewinnen würdest: ich müßte noch in meinen alten Tagen Hilarien heirathen, wodurch ich Dir aber schwerlich ein großes Vergnügen machen würde."

„Das größte von der Welt!“ rief der Lieutenant aus; „denn wer kann eine wahre Neigung empfinden, wer kann das Glück der Liebe genießen oder hoffen, ohne daß er dieses höchste Glück einem jeden Freund, einem Jeden gönnte, der ihm werth ist! Sie sind nicht alt, mein Vater; wie liebenswürdig ist nicht Hilarie! und schon der vorüberschwebende Gedanke, ihr die Hand zu bieten, zieht von einem jugendlichen Herzen, von frischer Muthigkeit. Lassen Sie uns diesen Einfall, diesen Vorschlag aus dem Gesichtspunkte recht gut durchsinnen und ausdenken! Dann würde ich erst recht glücklich sein, wenn ich Sie glücklich wüßte; dann würde ich mich erst recht freuen, daß Sie für die Sorgfalt, mit der Sie mein Schicksal bedacht, an sich selbst so schön und herrlich belohnt würden. Nun führe ich Sie erst muthig zutraulich und mit recht offenem Herzen zu meiner Schönen. Sie werden meine Empfindungen billigen, weil Sie selbst fühlen; Sie werden dem Glück eines Sohnes nichts in den Weg legen, weil Sie Ihrem eigenen Glück entgegengehen.“

Mit diesen und andern dringenden Worten ließ der Sohn den Vater, der manche Bedenklichkeiten einstreuen wollte, nicht Raum gewinnen, sondern eilte mit ihm zur schönen Wittwe, welche sie in einem artig, wohleingerichteten Hause, umgeben von einer zwar nicht zahlreichen, aber ausgesuchten Gesellschaft, in heiterer Unterhaltung antrafen. Sie war eins von den weiblichen Wesen, denen kein Mann entgeht. Mit unglaublicher Gewandtheit wußte sie den Major zum Helden dieses Abends zu machen. Die übrige Gesellschaft schien ihre Familie, der Major allein der Gast zu sein. Sie kannte seine Verhältnisse recht gut, und doch wußte sie darnach zu fragen, als wenn sie Alles erst von ihm recht erfahren wollte; und so mußte auch Jedes von der Gesellschaft schon irgend einen Antheil an dem Neuangekommenen zeigen. Der Eine mußte seinen Bruder, der Andere seine Güter und der Dritte sonst wieder etwas gekannt haben, so daß der Major bei einem lebhaften Gespräch sich immer als den Mittelpunkt fühlte. Auch saß er zunächst bei der Schönen; ihre Augen waren auf ihn, ihr Lächeln an ihn gerichtet; genug, er fand sich so behaglich, daß er beinahe die Ursache vergaß, warum er gekommen war. Auch erwähnte sie seines Sohnes kaum mit einem Worte, obgleich der junge Mann lebhaft mitsprach; er schien für sie, wie die Uebrigen alle, heute nur um des Vaters willen gegenwärtig.

Frauenzimmerliche Handarbeiten, in Gesellschaft unternommen

und scheinbar gleichgiltig fortgesetzt, erhalten durch Klugheit und Anmuth oft eine wichtige Bedeutung. Unbefangen und emsig fortgesetzt, geben solche Bemühungen einer Schönen das Ansehen völliger Unaufmerksamkeit auf die Umgebung und erregen in derselben ein stilles Mißgefühl. Dann aber, gleichsam wie beim Erwachen, ein Wort, ein Blick versetzt die Abwesende wieder mitten in die Gesellschaft, sie erscheint als neu willkommen; legt sie aber gar die Arbeit in den Schooß nieder, zeigt sie Aufmerksamkeit auf eine Erzählung, einen belehrenden Vortrag, in welchem sich die Männer so gern ergehen, dies wird Demjenigen höchst schmeichelhaft, den sie dergestalt begünstigt.

Unsere schöne Wittwe arbeitete auf diese Weise an einer so prächtigen als geschmackvollen Brieftasche, die sich noch überdies durch ein größeres Format auszeichnete. Diese ward nun eben von der Gesellschaft besprochen, von dem nächsten Nachbar aufgenommen, unter großen Lobpreisungen der Reihe nach herumgegeben, indessen die Künstlerin sich mit dem Major von ernsten Gegenständen besprach. Ein alter Hausfreund rühmte das beinahe fertige Werk mit Uebertreibung; doch als solches an den Major kam, schien sie es als seiner Aufmerksamkeit nicht werth von ihm ablehnen zu wollen, wogegen er auf eine verbindliche Weise die Verdienste der Arbeit anzuerkennen verstand, inzwischen der Hausfreund darin ein Penelopeisch*) zauberhaftes Werk zu sehen glaubte.

Man ging in den Zimmern auf und ab und gesellte sich zufällig zusammen. Der Lieutenant trat zu der Schönen und fragte: „Was sagen Sie zu meinem Vater?"

Lächelnd versetzte sie: „Mich däucht, daß Sie ihn wol zum Muster nehmen könnten. Sehen Sie nur, wie nett er angezogen ist! ob er sich nicht besser trägt und hält als sein lieber Sohn!" So fuhr sie fort, den Vater auf Unkosten des Sohnes zu beschreiben und zu loben und eine sehr gemischte Empfindung von Zufriedenheit und Eifersucht in dem Herzen des jungen Mannes hervorzubringen.

Nicht lange, so gesellte sich der Sohn zum Vater und erzählte ihm Alles haarklein wieder. Der Vater betrug sich nur desto freundlicher gegen die Wittwe, und sie setzte sich gegen ihn schon auf einen lebhaftern, vertraulichern Ton. Kurz, man kann

*) Wie die Franzosen sagen ouvrage, toile de Pénélope

ſagen, daß, als es zum Scheiden ging, der Major ſo gut als die übrigen Alle ihr und ihrem Kreiſe ſchon angehörte.

Ein ſtark einfallender Regen hinderte die Geſellſchaft, auf die Weiſe nach Hauſe zu kehren, wie ſie gekommen war. Einige Cariolagen fuhren vor, in welche man die Fußgänger vertheilte; nur der Lieutenant, unter dem Vorwande, man ſitze ohnehin ſchon zu enge, ließ den Vater fortfahren und blieb zurück.

Der Major, als er in ſein Zimmer trat, fühlte ſich wirklich in einer Art von Taumel, von Unzufriedenheit ſeiner ſelbſt, wie es Denen geht, die ſchnell aus einem Zuſtande in den entgegengeſetzten übertreten. Die Erde ſchaut ſich für Den zu bewegen, der aus dem Schiffe ſteigt, und das Licht zittert noch im Auge Deſſen, der auf einmal ins Finſtere tritt. So fühlte ſich der Major noch von der Gegenwart des ſchönen Weſens umgeben; er wünſchte, ſie noch zu ſehen, zu hören, ſie wieder zu ſehen, wieder zu hören, und nach einiger Beſinnung verzieh er ſeinem Sohne, ja, er pries ihn glücklich, daß er Anſprüche machen dürfe, ſo viel Vorzüge zu beſitzen.

Aus dieſen Empfindungen riß ihn der Sohn, der mit einer lebhaften Entzückung zur Thüre hereinſtürzte, den Vater umarmte und ausrief: „Ich bin der glücklichſte Menſch von der Welt!“

Nach ſolchen und ähnlichen Ausrufen kam es endlich unter Beiden zur Aufklärung. Der Vater bemerkte, daß die ſchöne Frau im Geſpräch gegen ihn des Sohnes auch nicht mit einer Silbe erwähnt habe.

„Das iſt eben ihre zarte, ſchweigende, halb ſchweigende, halb andeutende Manier, wodurch man ſeiner Wünſche gewiß wird, und ſich doch immer des Zweifels nicht ganz erwehren kann. So war ſie bisher gegen mich; aber Ihre Gegenwart, mein Vater, hat Wunder gethan. Ich geſtehe es gern, daß ich zurückblieb, um ſie noch einen Augenblick zu ſehen. Ich fand ſie in ihren erleuchteten Zimmern auf- und abgehen; denn ich weiß wol, es iſt ihre Gewohnheit: wenn die Geſellſchaft weg iſt, darf kein Licht ausgelöſcht werden; ſie geht allein in ihren Zauberſälen auf und ab, wenn die Geiſter entlaſſen ſind, die ſie hergebannt hat. Sie ließ den Vorwand gelten, unter deſſen Schutz ich zurückkam. Sie ſprach anmuthig, doch von gleichgiltigen Dingen. Wir gingen hin und wieder durch die offenen Thüren die ganze Reihe der Zimmer durch. Wir waren ſchon einigemal bis ans Ende gelangt, in das kleine Kabinet, das

nur von einer trüben Lampe erhellt ist. War sie schön, wenn sie sich unter den Kronleuchtern her bewegte, so war sie es noch unendlich mehr, beleuchtet von dem sanften Schein der Lampe. Wir waren wieder dahin gekommen und standen beim Umkehren einen Augenblick still. Ich weiß nicht, was mir die Verwegenheit abnöthigte, ich weiß nicht, wie ich es wagen konnte, mitten im gleichgiltigsten Gespräch auf einmal ihre Hand zu fassen, diese zarte Hand zu küssen, sie an mein Herz zu drücken. Man zog sie nicht weg. „Himmlisches Wesen!“ rief ich, „verbirg Dich nicht länger vor mir! Wenn in diesem schönen Herzen eine Neigung wohnt für den Glücklichen, der vor Dir steht, so verhülle sie nicht länger, offenbare sie, gestehe sie! es ist die schönste, es ist die höchste Zeit. Verbanne mich oder nimm mich in Deinen Armen auf!“ Ich weiß nicht, was ich Alles sagte, ich weiß nicht, wie ich mich geberdete. Sie entfernte sich nicht, sie widerstrebte nicht, sie antwortete nicht. Ich wagte es, sie in meine Arme zu fassen, sie zu fragen, ob sie die Meinige sein wolle. Ich küßte sie mit Ungestüm; sie drängte mich weg. „Ja doch,“ „ja!“ oder so etwas sagte sie halblaut und wie verworren. Ich entfernte mich und rief: „Ich sende meinen Vater; der soll für mich reden!“ „Kein Wort mit ihm darüber!“ versetzte sie, indem sie mir einige Schritte nachfolgte. „Entfernen Sie Sich! vergessen Sie, was geschehen ist!“ “

Was der Major dachte, wollen wir nicht entwickeln; er sagte jedoch zum Sohne: „Was glaubst Du nun, was zu thun sei? Die Sache ist, dächt' ich, aus dem Stegreife gut genug eingeleitet, daß wir nun etwas förmlicher zu Werke geben können, daß es vielleicht sehr schädlich ist, wenn ich mich morgen dort melde und für Dich anhalte.“

„Um Gottes willen, mein Vater!“ rief er aus: „das hieße die ganze Sache verderben. Jenes Betragen, jener Ton will durch keine Förmlichkeit geehrt und verstimmt sein: es ist genug, mein Vater, daß Ihre Gegenwart diese Verbindung beschleunigt, ohne daß Sie ein Wort aussprechen. Ja, Sie sind es, dem ich mein Glück schuldig bin! Die Achtung meiner Geliebten für Sie hat jeden Zweifel beseitigt, und niemals würde der Sohn einen so glücklichen Augenblick gefunden haben, wenn ihn der Vater nicht vorbereitet hätte.“

Solche und ähnliche Mittheilungen unterhielten sie bis tief in die Nacht. Sie vereinigten sich wechselseitig über ihre Plane: der Major wollte bei der schönen Wittwe nur noch der Form

wegen einen Abschiedsbesuch machen und sodann seiner Verbindung mit Hilarien entgegengehen; der Sohn sollte die seinige befördern und beschleunigen, wie es möglich wäre.

Viertes Kapitel.

Der schönen Wittwe machte unser Major einen Morgenbesuch, um Abschied zu nehmen und, wenn es möglich wäre, die Absicht seines Sohnes mit Schicklichkeit zu fördern. Er fand sie in zierlichster Morgenkleidung in Gesellschaft einer ältern Dame, die durch ein höchst gesittetes, freundliches Wesen ihn alsobald einnahm. Die Anmuth der Jüngern, der Anstand der Aelteren setzten das Paar in das wünschenswertheste Gleichgewicht; auch schien ihr wechselseitiges Betragen durchaus dafür zu sprechen, daß sie einander angehörten.

Die Jüngere schien eine fleißig gearbeitete, uns von gestern schon bekannte Brieftasche soeben vollendet zu haben; denn nach den gewöhnlichen Empfangsbegrüßungen und verbindlichen Worten eines willkommenen Erscheinens wendete sie sich zur Freundin und reichte das künstliche Werk hin, gleichsam ein unterbrochenes Gespräch wieder anknüpfend: „Sie sehen also, daß ich doch fertig geworden bin, wenn es gleich wegen mancher Zögerns und Säumens den Anschein nicht hatte."

„Sie kommen eben recht, Herr Major," sagte die Aeltere, „unsern Streit zu entscheiden, oder wenigstens Sich für eine oder die andere Partei zu erklären: ich behaupte, man fängt eine solche weitschichtige Arbeit nicht an, ohne einer Person zu gedenken, der man sie bestimmt hat, man vollendet sie nicht ohne einen solchen Gedanken. Beschauen Sie selbst das Kunstwerk — denn so nenn' ich es billig —, ob dergleichen so ganz ohne Zweck unternommen werden kann!"

Unser Major mußte der Arbeit freilich allen Beifall zusprechen. Theils geflochten, theils gestickt, erregte sie zugleich mit der Bewunderung das Verlangen, zu erfahren, wie sie gemacht sei. Die bunte Seide waltete vor, doch war auch das Gold nicht verschmäht; genug, man wußte nicht, ob man Pracht oder Geschmack mehr bewundern sollte.

„Es ist doch noch Einiges daran zu thun," versetzte die Schöne, indem sie die Schleife des umschlingenden Bandes wieder aufzog und sich mit dem Innern beschäftigte. „Ich will

nicht streiten," fuhr sie fort, „aber erzählen will ich, wie mir bei solchem Geschäft zu Muthe ist. Als junge Mädchen werden wir gewöhnt, mit den Fingern zu fisseln und mit den Gedanken umherzuschweifen; Beides bleibt uns, indem wir nach und nach die schwersten und zierlichsten Arbeiten verfertigen lernen, und ich leugne nicht, daß ich an jede Arbeit dieser Art immer Gedanken angeknüpft habe, an Personen, an Zustände, an Freud' und Leid. Und so ward mir das Angefangene werth, und das Vollendete, ich darf wol sagen, kostbar. Als ein solches nun durft' ich das Geringste für etwas halten, die leichteste Arbeit gewann einen Werth, und die schwierigste doch auch nur dadurch, daß die Erinnerung dabei reicher und vollständiger war. Freunden und Liebenden, ehrwürdigen und hohen Personen glaubt' ich daher dergleichen immer anbieten zu können; sie erkannten es auch und wußten, daß ich ihnen etwas von meinem Eigensten überreichte, das vielfach und unaussprechlich, doch zuletzt zu einer angenehmen Gabe vereinigt, immer wie ein freundlicher Gruß wohlgefällig aufgenommen ward."

Auf ein so liebenswürdiges Bekenntniß war freilich kaum eine Erwiderung möglich; doch wußte die Freundin dagegen etwas in wohllingende Worte zu fügen. Der Major aber, von je her gewohnt, die anmuthige Weisheit Römischer Schriftsteller und Dichter zu schätzen und ihre leuchtenden Ausdrücke dem Gedächtniß einzuprägen, erinnerte sich einiger hierher gar wohl passender Verse,*) hütete sich aber, um nicht als Pedant zu erscheinen, sie auszusprechen oder auch ihrer nur zu erwähnen, versuchte jedoch, um nicht stumm und geistlos zu erscheinen, aus dem Stegreif eine prosaische Paraphrase, die aber nicht recht gelingen wollte, wodurch das Gespräch beinahe ins Stocken gerathen wäre.

Die ältere Dame griff deshalb nach einem bei dem Eintritt des Freundes niedergelegten Buche; es war eine Sammlung von Poesien, welche soeben die Aufmerksamkeit der Freundinnen beschäftigte. Dies gab Gelegenheit, von Dichtkunst überhaupt zu sprechen; doch blieb die Unterhaltung nicht lange im Allgemeinen; denn gar bald bekannten die Frauenzimmer zutraulich, daß sie von dem poetischen Talent des Majors unterrichtet seien. Ihnen hatte der Sohn, der selbst auf den Ehrentitel eines Dichters seine Absichten nicht verbarg, von den Gedichten seines Vaters vorgesprochen, auch Einiges recitirt, im Grunde um sich

*) Von Ovid; vergl. Seite 204.

mit einer poetischen Herkunft zu schmeicheln und, wie es die Jugend gewohnt ist, sich für einen vorschreitenden, die Fähigkeiten des Vaters steigernden Jüngling bescheidentlich geben zu können. Der Major aber, der sich zurückzuziehen suchte, da er blos als Literator und Liebhaber gelten wollte, suchte, da ihm kein Ausweg gelassen war, wenigstens auszuweichen, indem er die Dichtart, in der er sich ebenfalls geübt habe, für subaltern und fast für unächt wollte angesehen wissen; er konnte nicht leugnen, daß er in Demjenigen, was man beschreibend und in einem gewissen Sinne belehrend nennt, einige Versuche gemacht habe.

Die Damen, besonders die jüngere, nahmen sich dieser Dichtart an; sie sagte: „Wenn man vernünftig und ruhig leben will, welches denn doch zuletzt eines jeden Menschen Wunsch und Absicht bleibt, was soll uns da das aufgeregte Wesen, das uns willkürlich anreizt, ohne etwas zu geben, das uns beunruhigt, um uns denn doch zuletzt uns wieder selbst zu überlassen? Unendlich viel angenehmer ist mir, da ich doch einmal der Dichtung nicht gern entbehren mag, jene, die mich in heitere Gegenden versetzt, wo ich mich wiederzuerkennen glaube, mir den Grundwerth des einfach Ländlichen zu Gemüthe führt, mich durch buschige Haine zum Wald, unvermerkt auf eine Höhe zum Anblick eines Landsees hinführt, da denn auch wol gegenüber erst angebaute Hügel, sodann waldgekrönte Höhen emporsteigen und die blauen Berge zum Schluß ein befriedigendes Gemälde bilden. Bringt man mir das in klaren Rhythmen und Reimen, so bin ich auf meinem Sopha dankbar, daß der Dichter ein Bild in meiner Imagination entwickelt hat, an dem ich mich ruhiger erfreuen kann, als wenn ich es nach ermüdender Wanderschaft, vielleicht unter andern ungünstigen Umständen, vor Augen sehe."

Der Major, der das vorwaltende Gespräch eigentlich nur als Mittel ansah, seine Zwecke zu befördern, suchte sich wieder nach der lyrischen Dichtkunst hinzuwenden, worin sein Sohn wirklich Löbliches geleistet hatte. Man widersprach ihm nicht geradezu; aber man suchte ihn von dem Wege wegzuscherzen, den er eingeschlagen hatte, besonders da er auf leidenschaftliche Gedichte hinzudeuten schien, womit der Sohn der ungleichen Dame die entschiedene Neigung seines Herzens nicht ohne Kraft und Geschick vorzutragen gesucht hatte.

„Lieder der Liebenden," sagte die schöne Frau, „mag ich weder vorgelesen noch vorgesungen; glücklich Liebende beneidet

man, ehe man sich's versieht, und die Unglücklichen machen uns immer Langeweile."

Hierauf nahm die ältere Dame, zu ihrer holden Freundin gewendet, das Wort auf und sagte: „Warum machen wir solche Umschweife, verlieren die Zeit in Umständlichkeiten gegen einen Mann, den wir verehren und lieben? Sollen wir ihm nicht vertrauen, daß wir sein anmuthiges Gedicht, worin er die wackere Leidenschaft zur Jagd in allen ihren Einzelnheiten verträgt, schon theilweise zu kennen das Vergnügen haben, und nunmehr ihn bitten, uns auch das Ganze nicht vorzuenthalten?" „Ihr Sohn," fuhr sie fort, „hat uns einige Stellen mit Lebhaftigkeit aus dem Gedächtniß vorgetragen und uns neugierig gemacht, den Zusammenhang zu sehen."

Als nun der Vater abermals auf die Talente des Sohns zurückkehren und diese hervorheben wollte, ließen es die Damen nicht gelten, indem sie es für eine offenbare Ausflucht ansprachen, um die Erfüllung ihrer Wünsche indirekt abzulehnen. Er kam nicht los, bis er unbewunden versprochen hatte, das Gedicht zu senden; sodann aber nahm das Gespräch eine Wendung, die ihn hinderte, zu Gunsten des Sohnes weiter etwas vorzubringen, besonders da ihm Dieser alle Zudringlichkeit abgerathen hatte.

Da es nun Zeit schien, sich zu beurlauben, und der Freund auch deshalb einige Bewegung machte, sprach die Schöne mit einer Art von Verlegenheit, wodurch sie nur noch schöner ward, indem sie die frisch geknüpfte Schleife der Brieftasche sorgfältig zurecht zupfte: „Dichter und Liebhaber sind längst schon leider im Ruf, daß ihren Versprechen und Zusagen nicht viel zu trauen sei; verzeihen Sie daher, wenn ich das Wort eines Ehrenmannes in Zweifel zu ziehen wage und deshalb ein Pfand, einen Treupfennig, nicht verlange, sondern gebe. Nehmen Sie diese Brieftasche! sie hat etwas Aehnliches von Ihrem Jagdgedicht: viel Erinnerungen sind daran geknüpft; manche Zeit verging unter der Arbeit, endlich ist sie fertig. Bedienen Sie Sich derselben als eines Boten, uns Ihre liebliche Arbeit zu überbringen!"

Bei solch unerwartetem Anerbieten fühlte sich der Major wirklich betroffen; die zierliche Pracht dieser Gabe hatte so gar kein Verhältniß zu dem, was ihn gewöhnlich umgab, zu dem Uebrigen, dessen er sich bediente, daß er sie sich, obgleich dargereicht, kaum zueignen konnte; doch nahm er sich zusammen,

und wie seinem Erinnern ein überliefertes Gutes niemals versagte, so trat eine klassische Stelle alsbald ihm ins Gedächtniß; nur wäre es pedantisch gewesen, sie anzuführen, doch regte sie einen heitern Gedanken bei ihm auf, daß er aus dem Stegreife mit artiger Paraphrase einen freundlichen Dank und ein zierliches Kompliment entgegenzubringen im Falle war. Und so schloß sich denn diese Scene auf eine befriedigende Weise für die sämmtlichen Unterredenden.

Also fand er sich zuletzt nicht ohne Verlegenheit in ein angenehmes Verhältniß verflochten: er hatte zu senden, zu schreiben zugesagt, sich verpflichtet, und wenn ihm die Veranlassung einigermaßen unangenehm fiel, so mußte er doch für ein Glück schätzen, auf eine heitere Weise mit dem Frauenzimmer in Verhältniß zu bleiben, das bei ihren großen Vorzügen ihm so nah angehören sollte. Er schied also nicht ohne eine gewisse innere Zufriedenheit; denn wie sollte der Dichter eine solche Aufmunterung nicht empfinden, dessen treufleißiger Arbeit, die so lange unbeachtet geruht, nun ganz unerwartet eine liebenswürdige Aufmerksamkeit zu Theil wird!

Gleich nach seiner Rückkehr ins Quartier setzte der Major sich nieder, zu schreiben, seiner guten Schwester Alles zu berichten; und da war nichts natürlicher, als daß in seiner Darstellung eine gewisse Exaltation sich hervorthat, wie er sie selbst empfand, die aber durch das Einreden seines von Zeit zu Zeit stürzenden Sohns noch mehr gesteigert wurde.

Auf die Baronin machte dieser Brief einen sehr gemischten Eindruck; denn wenn auch der Umstand, wodurch die Verbindung des Bruders mit Hilarien befördert und beschleunigt werden konnte, geeignet war, sie ganz zufrieden zu stellen, so wollte ihr doch die schöne Wittwe nicht gefallen, ohne daß sie sich deswegen Rechenschaft zu geben gedacht hätte. Wir machen bei dieser Gelegenheit folgende Bemerkung.

Den Enthusiasmus für irgend eine Frau muß man einer andern niemals anvertrauen; sie kennen sich unter einander zu gut, um sich einer solchen ausschließlichen Verehrung würdig zu halten. Die Männer kommen ihnen vor wie Käufer im Laden, wo der Handelsmann mit seinen Waaren, die er kennt, im Vortheil steht, auch sie in dem besten Lichte vorzuzeigen die Gelegenheit wahrnehmen kann, dahingegen der Käufer immer mit einer Art Unschuld hereintritt; er bedarf der Waare, will und wünscht sie, und versteht gar selten, sie mit Kennerangen

zu betrachten. Jener weiß recht gut, was er giebt, dieser nicht immer, was er empfängt; aber es ist einmal im menschlichen Leben und Umgang nicht zu ändern, ja so löblich als nothwendig; denn alles Begehren und Freien, alles Kaufen und Tauschen beruht darauf.

In Gefolge solches Empfindens mehr als Betrachtens konnte die Baronesse weder mit der Leidenschaft des Sohns noch mit der günstigen Schilderung des Vaters völlig zufrieden sein; sie fand sich überrascht von der glücklichen Wendung der Sache, doch ließ eine Ahnung wegen doppelter Ungleichheit des Alters sich nicht abweisen. Hilarie ist ihr zu jung für den Bruder, die Wittwe für den Sohn nicht jung genug; indessen hat die Sache ihren Gang genommen, der nicht aufzuhalten zu sein scheint. Ein frommer Wunsch, daß Alles gut gehen möge, stieg mit einem leisen Seufzer empor. Um ihr Herz zu erleichtern, nahm sie die Feder und schrieb an jene menschenkennende Freundin,*) indem sie nach einem geschichtlichen Eingang also fortfuhr:

„Die Art dieser jungen verführerischen Wittwe ist mir nicht unbekannt; weiblichen Umgang scheint sie abzulehnen und nur eine Frau um sich zu leiden, die ihr keinen Eintrag thut, ihr schmeichelt, und wenn ihre stummen Vorzüge sich nicht klar genug darthäten, sie noch mit Worten und geschickter Behandlung der Aufmerksamkeit zu empfehlen weiß. Zuschauer, Theilnehmer an einer solchen Repräsentation müssen Männer sein; daher entsteht die Nothwendigkeit, sie anzuziehen, sie festzuhalten. Ich denke nichts Uebles von der schönen Frau: sie scheint anständig und behutsam genug; aber eine solche lüsterne Eitelkeit opfert den Umständen auch wol etwas auf, und was ich für das Schlimmste halte, nicht Alles ist reflektirt und verfänglich; ein gewisses glückliches Naturell leitet und beschützt sie, und nichts ist gefährlicher an so einer gebornen Kokette als eine aus der Unschuld entspringende Verwegenheit."

Der Major, nunmehr auf den Gütern angelangt, widmete Tag und Stunde der Besichtigung und Untersuchung. Er fand sich in dem Falle, zu bemerken, daß ein richtiger, wohlgefaßter Hauptgedanke in der Ausführung mannichfaltigen Hindernissen und dem Durchkreuzen so vieler Zufälligkeiten unterworfen ist, in dem Grade, daß der erste Begriff beinahe verschwindet und

*) Makarie ist gemeint; vergl. Seite 312.

für Augenblicke ganz und gar unterzugeben scheint, bis mitten in allen Verwirrungen dem Geiste die Möglichkeit eines Gelingens sich wieder darstellt, wenn wir die Zeit als den besten Alliirten einer unbesiegbaren Ausdauer uns die Hand bieten sehen.

Und so wäre denn auch hier der traurige Anblick schöner, ansehnlicher vernachlässigter Besitzungen durch das verständige Bemerken einsichtiger Oekonomen zu einem trostlosen Zustande geworden, hätte man nicht zugleich voraussehen, daß eine Reihe von Jahren, mit Verstand und Reinlichkeit benutzt, hinreichend sein werde, das Abgestorbene zu beleben und das Stockende in Umtrieb zu versetzen, um zuletzt durch Ordnung und Thätigkeit seinen Zweck zu erreichen.

Der behagliche Obermarschall war angelangt, und zwar mit einem ernsten Advokaten; doch gab Dieser dem Major weniger Besorgnisse als Jener, der zu den Menschen gehörte, die keine Zwecke haben, oder wenn sie einen vor sich sehen, die Mittel dazu ablehnen. Ein täglich- und stündliches Behagen war ihm das unerläßliche Bedürfniß seines Lebens. Nach langem Zaudern ward es ihm endlich ernst, seine Gläubiger loszuwerden, die Güterlast abzuschütteln, die Unordnung seines Hauswesens in Regel zu setzen, eines anständigen gesicherten Einkommens ohne Sorge zu genießen, dagegen aber auch nicht das Geringste von den bisherigen Bräuchlichkeiten fahren zu lassen.

Im Ganzen gestand er Alles ein, was die Geschwister in den ungetrübten Besitz der Güter, besonders auch des Hauptgutes, setzen sollte; aber auf einen gewissen benachbarten Pavillon, in welchem er alle Jahre auf seinen Geburtstag die ältesten Freunde und die neuesten Bekannten einlud, ferner auf den daran gelegenen Ziergarten, der solchen mit dem Hauptgebäude verband, wollte er die Ansprüche nicht völlig aufgeben. Die Möbeln alle sollten in dem Lusthause bleiben, die Kupferstiche an den Wänden, sowie auch die Früchte der Spaliere ihm versichert werden. Pfirsiche und Erdbeeren, von den ausgesuchtesten Sorten, Birnen und Aepfel, groß und schmackhaft, besonders aber eine gewisse Sorte grauer kleiner Aepfel, die er seit vielen Jahren der Fürstin Wittwe zu verehren gewohnt war, sollten ihm treulich geliefert sein. Hieran schlossen sich andere Bedingungen, wenig bedeutend, aber dem Hausherrn, Pächtern, Verwaltern, Gärtnern ungemein beschwerlich.

Der Obermarschall war übrigens von dem besten Humor;

denn da er den Gedanken nicht fahren ließ, daß Alles nach seinen Wünschen, wie es ihm sein leichtes Temperament vorgespiegelt hatte, sich endlich einrichten würde, so sorgte er für eine gute Tafel, machte sich einige Stunden auf einer mühelosen Jagd die nöthige Bewegung, erzählte Geschichten auf Geschichten und zeigte durchaus das heiterste Gesicht. Auch schied er auf gleiche Weise, dankte dem Major zum Schönsten, daß er so brüderlich verfahren, verlangte noch etwas Geld, ließ die kleinen vorräthigen grauen Goldäpfel, welche dieses Jahr besonders wohl gerathen waren, sorgfältig einpacken, und fuhr mit diesem Schatz, den er als eine willkommene Verehrung der Fürstin zu überreichen gedachte, nach ihrem Wittwensitz, wo er denn auch gnädig und freundlich empfangen ward.

Der Major an seiner Seite blieb mit ganz entgegengesetzten Gefühlen zurück und wäre an den Verschränkungen, die er vor sich fand, fast verzweifelt, wäre ihm nicht das Gefühl zu Hilfe gekommen, das einen thätigen Mann freudig aufrichtet, wenn er das Verworrene zu lösen, das Entworrene zu genießen hoffen darf.

Glücklicherweise war der Advokat ein rechtlicher Mann, der, weil er sonst viel zu thun hatte, diese Angelegenheit bald beendigte. Eben so glücklich schlug sich ein Kammerdiener des Obermarschalls hinzu, der gegen mäßige Bedingungen in dem Geschäft mitzuwirken versprach, wodurch man einem gedeihlichen Abschluß entgegensehen durfte. So angenehm aber auch dieses war, so fühlte doch der Major als ein rechtlicher Mann im Hin- und Wiederwirken bei dieser Angelegenheit, es bedürfe gar manches Unreinen, um ins Reine zu kommen.

Wie aber den Frauen der Augenblick, wo ihre bisher unbestrittene Schönheit zweifelhaft werden will, höchst peinlich ist, so wird den Männern in gewissen Jahren, obgleich noch im völligen Vigor, das leiseste Gefühl einer unzulänglichen Kraft äußerst unangenehm, ja gewissermaßen ängstlich.

Ein anderer eintretender Umstand jedoch, der ihn hätte beunruhigen sollen, verhalf ihm zu der besten Laune. Sein kosmetischer Kammerdiener, der ihn auch bei dieser Landpartie nicht verlassen hatte, schien einige Zeit her einen andern Weg einzuschlagen, wozu ihn trübes Aussehen des Majors, tägliches Ausreiten und Umherachen desselben, so wie der Zutritt mancher Beschämten, auch bei der Gegenwart des Obermarschalls mehrerer Geschäftsleiten, zu nöthigen schien. Mit allen Kleinig-

leiten, die nur die Sorgfalt eines Mimen zu beschäftigen das Recht hatten, ließ er den Major schon einige Zeit verschont; aber desto strenger hielt er auf einige Hauptpunkte, welche bisher durch ein geringeres Hokuspokus waren verschleiert gewesen. Alles, was nicht nur den Schein der Gesundheit bezwecken, sondern was die Gesundheit selbst aufrecht erhalten sollte, ward eingeschärft, besonders aber Maaß in Allem und Abwechslung nach den Vorkommenheiten, Sorgfalt sodann für Haut und Haare, für Augenbrauen und Zähne, für Hände und Nägel, für deren zierlichste Form und schicklichste Länge der Wissende schon länger gesorgt hatte. Dabei wurde Mäßigung aber- und abermals in Allem, was den Menschen aus seinem Gleichgewicht zu bringen pflegt, dringend anempfohlen, worauf denn dieser Schönheitserhaltungslehrer sich seinen Abschied erbat, weil er seinem Herrn nichts mehr nütze sei. Indeß konnte man denken, daß er sich doch wol wieder zu seinem vorigen Patron zurückwünschen mochte, um den mannichfaltigen Vergnügungen eines theatralischen Lebens fernerhin sich ergeben zu können.

Und wirklich that es dem Major sehr wohl, wieder sich selbst gegeben zu sein. Der verständige Mann braucht sich nur zu mäßigen, so ist er auch glücklich. Er mochte sich der herkömmlichen Bewegung des Reitens, der Jagd, und was sich daran knüpft, wieder mit Freiheit bedienen. Die Gestalt Hilariens trat in solchen einsamen Momenten wieder freudig hervor, und er fügte sich in den Zustand des Bräutigams, vielleicht des anmuthigsten, der uns in dem gesitteten Kreise des Lebens gegönnt ist.

Bei einer Pause des Geschäfts, die ihm einige Freiheit ließ, eilte er auf sein Gut, wo er, des Versprechens eingedenk, das er an die schöne Wittwe gethan, und das ihm nicht aus dem Sinne gekommen war, seine Gedichte vorsuchte, die in guter Ordnung verwahrt lagen. Zu gleicher Zeit kamen ihm manche Gedenk- und Erinnerungsbücher, Auszüge beim Lesen alter und neuer Schriftsteller enthaltend, wieder zur Hand. Bei seiner Vorliebe für Horaz und die Römischen Dichter war das Meiste daher, und es fiel ihm auf, daß die Stellen größtentheils Bedauern vergangener Zeit, vorübergeschwundener Zustände und Empfindungen andeuteten. Statt vieler rücken wir die einzige Stelle hier ein:*)

*) Hor. Carm., IV. 10.

Heu!
Quae mens est hodie, cur eadem non puero fuit?
Vel cur his animis incolumes non redeunt genae?

Zu Deutsch:

Wie ist heut mir doch zu Muthe,
So vergnüglich und so klar,
Da bei frischem Knabenblute
Jener so wild, so düster war!
Doch wenn mich die Jahre zwacken,
Wie auch wohlgemuth ich sei,
Denk' ich jene rothen Backen,
Und ich wünsche sie herbei.

Nachdem unser Freund nun aus wohlgeordneten Papieren das Jagdgedicht gar bald herausgefunden, erfreute er sich an der sorgfältigen Reinschrift, wie er sie vor Jahren mit lateinischen Lettern groß Oktav zierlichst verfaßt hatte. Die köstliche Brieftasche von bedeutender Größe nahm das Werk ganz bequem auf, und nicht leicht hat ein Autor sich so prächtig eingebunden gesehen. Einige Zeilen dazu waren höchst nothwendig, Prosaisches aber kaum zulässig. Jene Stelle des Ovid fiel ihm wieder ein, und er glaubte jetzt durch eine poetische Umschreibung, so wie damals durch eine prosaische, sich am Besten aus der Sache zu ziehen. Sie hieß:*)

Nec factas solum vestes spectare iuvabat,
Tum quoque, dum fierent; tantus decor adfuit arti.

Zu Deutsch:

Ich sah's in meisterlichen Händen —
Wie denk' ich gern der schönen Zeit! —
Sich erst entwickeln, dann vollenden
Zu nie gesehn'er Herrlichkeit.
Zwar ich besitz' es gegenwärtig;
Doch soll ich mir nur selbst gestehn:
Ich wollt', es wäre noch nicht fertig;
Das Machen war doch gar zu schön!

*) Metam., IV. 17. 18.; vergl. Seite 196.

Mit diesem Uebertragenen war unser Freund nur wenige Zeit zufrieden; er tadelte, daß er das schön flektirte Verbum sterent in ein traurig abstraktes Substantivum verändert habe, und es verdroß ihn, bei allem Nachdenken die Stelle doch nicht verbessern zu können. Nun ward auf einmal seine Vorliebe zu den alten Sprachen wieder lebendig, und der Glanz des deutschen Parnasses, auf den er doch auch im Stillen hinaufstrebte, schien ihm sich zu verdunkeln.

Endlich aber, da er dieses heitere Kompliment, mit dem Urterte unverglichen, noch ganz artig fand und glauben durfte, daß ein Frauenzimmer es ganz wohl aufnehmen würde, so entstand eine zweite Bedenklichkeit: daß, da man in Versen nicht galant sein kann, ohne verliebt zu scheinen, er dabei als künftiger Schwiegervater eine wunderliche Rolle spiele. Das Schlimmste jedoch fiel ihm zuletzt ein. Jene Ovidischen Verse werden von Arachnen gesagt, einer eben so geschickten als hübschen und zierlichen Weberin; wurde nun aber diese durch die neidische Minerva in eine Spinne verwandelt, so war es gefährlich, eine schöne Frau mit einer Spinne, wenn auch nur von ferne verglichen, im Mittelpunkte eines ausgebreiteten Netzes schweben zu sehen. Konnte man sich doch unter der geistreichen Gesellschaft, welche unsere Dame umgab, einen Gelehrten denken, welcher diese Nachbildung ausgewittert hätte. Wie sich nun der Freund aus einer solchen Verlegenheit gezogen, ist uns selbst unbekannt geblieben, und wir müssen diesen Fall unter diejenigen rechnen, über welche die Musen auch wol einen Schleier zu werfen sich die Schlauheit erlauben. Genug, das Jagdgedicht selbst ward abgesendet, von welchem wir jedoch einige Worte nachzubringen haben.

Der Leser desselben belustigt sich an der entschiedenen Jagdliebhaberei und Allem, was sie begünstigen mag; erfreulich ist der Jahreszeitenwechsel, der sie mannichfaltig auftritt und anregt. Die Eigenheiten sämmtlicher Geschöpfe, denen man nachstrebt, die man zu erlegen gesinnt ist, die verschiedenen Charaktere der Jäger, die sich dieser Lust, dieser Mühe hingeben, die Zufälligkeiten, wie sie befördern oder beschädigen, Alles war, besonders was auf das Geflügel Bezug hatte, mit der besten Laune dargestellt und mit großer Eigenthümlichkeit behandelt. Von der Auerhahnbalz bis zum zweiten Schnepfenstrich und von da bis zur Rabenhütte war nichts versäumt, Alles wohl gesehen, klar aufgenommen, leidenschaftlich verfolgt, leicht und scherzhaft, oft ironisch dargestellt.

Jenes elegische Thema klang jedoch durch das Ganze durch; es war mehr als ein Abschied von diesen Lebensfreuden verfaßt, wodurch es zwar einen gefühlvollen Anstrich des heiter Durchlebten gewann und sehr wohlthätig wirkte, aber doch zuletzt, wie jene Sinnsprüche, nach dem Genuß ein gewisses Leere empfinden ließ. War es das Umblättern dieser Papiere oder sonst ein augenblickliches Mißbefinden, der Major fühlte sich nicht heiter gestimmt. Daß die Jahre, die zuerst eine schöne Gabe nach der andern bringen, sie alsdann nach und nach wieder entziehen,*) schien er auf dem Scheidepunkt, wo er sich befand, auf einmal lebhaft zu fühlen. Eine versäumte Badereise, ein ohne Genuß verstrichener Sommer, Mangel an thätiger gewohnter Bewegung, Alles ließ ihn gewisse körperliche Unbequemlichkeiten empfinden, die er für wirkliche Uebel nahm und sich ungeduldiger dabei bewies, als billig sein mochte.

Schon einige Monate waren die sämmtlichen Familienglieder ohne besondere Nachricht von einander geblieben. Der Major beschäftigte sich, in der Residenz gewisse Einwilligungen und Bestätigungen seines Geschäfts abschließlich zu negotiiren; die Baronin und Hilarie richteten ihre Thätigkeit auf die heiterste, reichlichste Ausstattung; der Sohn, seiner Schönen mit Leidenschaft dienstpflichtig, schien hierüber Alles zu vergessen. Der Winter war angekommen und umgab alle ländlichen Wohnungen mit unerfreulichen Sturmregen und frühzeitigen Finsternissen.

Wer heute durch eine düstere Novembernacht sich in der Gegend des adeligen Schlosses verirrt hätte und bei dem schwachen Lichte eines bedeckten Mondes Aecker, Wiesen, Baumgruppen, Hügel und Gebüsche düster vor sich liegen sähe, auf einmal aber bei einer schnellen Wendung um eine Ecke die ganz erleuchtete Fensterreihe eines langen Gebäudes vor sich erblickte, er hätte gewiß gealaubt, eine festlich geschmückte Gesellschaft dort anzutreffen. Wie sehr verwundert müßte er aber sein, von weitaen Bedienten erleuchtete Treppen hinaufgeführt, nur drei Frauenzimmer, die Baronin, Hilarien und das Kammermädchen, in hellen Zimmern zwischen klaren Wänden neben freundlichem Hausrath, durchaus erwärmt und behaglich, zu erblicken!

Da wir nun aber die Baronin in einem festlichen Zustande zu überraschen glauben, so ist es nothwendig, zu bemerken, daß

*) Nach Horaz A. P. 175. 176.

diese glänzende Erleuchtung hier nicht als außerordentlich anzusehen sei, sondern zu den Eigenheiten gehöre, welche die Dame aus ihrem frühern Leben mit herübergebracht hatte. Als Tochter einer Oberhofmeisterin, bei Hof erzogen, war sie gewohnt, den Winter allen übrigen Jahrszeiten vorzuziehen und den Aufwand einer stattlichen Erleuchtung zum Element aller ihrer Genüsse zu machen. Zwar an Wachskerzen fehlte es niemals; aber einer ihrer ältesten Diener hatte so große Lust an künstlichkeiten, daß nicht leicht eine neue Lampenart entdeckt wurde, die er im Schlosse hie und da einzuführen nicht wäre bemüht gewesen, wodurch denn zwar die Erhellung mitunter lebhaft gewann, aber auch wol gelegentlich hie und da eine partielle Finsterniß eintrat.

Die Baronin hatte den Zustand einer Hofdame durch Verbindung mit einem bedeutenden Gutsbesitzer und entschiedenen Landwirth aus Neigung und wohlbedächtig vertauscht, und ihr einsichtiger Gemahl hatte, da ihr das Ländliche anfangs nicht zusagte, mit Einstimmung seiner Nachbarn, ja nach den Anordnungen der Regierung, die Wege mehrere Meilen ringsumher so gut hergestellt, daß die nachbarlichen Verbindungen nirgends in so gutem Stande gefunden wurden; doch war eigentlich bei dieser löblichen Anstalt die Hauptabsicht, daß die Dame, besonders zur guten Jahrszeit, überallhin rollen konnte, dagegen aber im Winter gern häuslich bei ihm verweilte, indem er durch Erleuchtung die Nacht dem Tag gleich zu machen wußte. Nach dem Tode des Gemahls gab die leidenschaftliche Sorge für ihre Tochter genugsame Beschäftigung, der öftere Besuch des Bruders herzliche Unterhaltung, und die gewohnte Klarheit der Umgebung ein Behagen, das einer wahren Befriedigung gleich sah.

Den heutigen Tag war jedoch diese Erleuchtung recht am Platze; denn wir sehen in einem der Zimmer eine Art von Christbescherung aufgestellt, in die Augen fallend und glänzend. Das kluge Kammermädchen hatte den Kammerdiener dahin vermocht, die Erleuchtung zu steigern, und dabei Alles zusammengelegt und ausgebreitet, was zur Ausstattung Hilariens bisher vorgearbeitet worden, eigentlich in der listigen Absicht, mehr das Fehlende zur Sprache zu bringen, als dasjenige zu erheben, was schon geleistet war. Alles Nothwendige fand sich, und zwar aus den feinsten Stoffen und von der zierlichsten Arbeit; auch an Willkürlichem war kein Mangel, und doch wußte Ananette überall da noch eine Lücke anschaulich zu machen, wo man eben

so gut den schönsten Zusammenhang hätte finden können. Wenn nun alles Weißzeug, stattlich ausgetragt, die Augen blendete, Leinwand, Musselin und alle die zarten Stoffe der Art, wie sie auch Namen haben mögen, genugsames Licht umherwarfen, so fehlte doch alles bunte Seidene, mit dessen Ankauf man weislich zögerte, weil man bei sehr veränderlicher Mode das Allerneueste als Gipfel und Abschluß hinzufügen wollte.

Nach diesem heitersten Anschauen schritten sie wieder zu ihrer gewöhnlichen, obgleich mannichfaltigen Abendunterhaltung. Die Baronin, die recht gut erkannte, was ein junges Frauenzimmer, wohin das Schicksal sie auch führen mochte, bei einem glücklichen Aeußern auch von innen heraus anmuthig und ihre Gegenwart wünschenswerth macht, hatte in diesem ländlichen Zustande so viele abwechselnde und bildende Unterhaltungen einzuleiten gewußt, daß Hilarie bei ihrer großen Jugend schon überall zu Hause schien, bei keinem Gespräch sich fremd erwies und doch dabei ihren Jahren völlig gemäß sich erzeigte. Wie dies geleistet werden konnte, zu entwickeln, würde zu weitläufig sein; genug, dieser Abend war auch ein Musterbild des bisherigen Lebens. Ein geistreiches Lesen, ein anmuthiges Pianospiel, ein lieblicher Gesang zog sich durch die Stunden durch, zwar, wie sonst, gefällig und regelmäßig, aber doch mit Bedeutung; man hatte einen Dritten im Sinne, einen geliebten, verehrten Mann, dem man dieses und so manches Andere zum freundlichsten Empfang verübte. Es war ein bräutliches Gefühl, das nicht nur Hilarien mit den süßesten Empfindungen belebte; die Mutter mit seinem Sinne nahm ihren reinen Theil daran, und selbst Ananette, sonst nur klug und thätig, mußte sich gewissen entfernten Hoffnungen hingeben, die ihr einen abwesenden Freund als zurückkehrend, als gegenwärtig vorspiegelten. Auf diese Weise hatten sich die Empfindungen aller drei in ihrer Art liebenswürdigen Frauen mit der sie umgebenden Klarheit, mit einer wohlthätigen Wärme, mit dem behaglichsten Zustande ins Gleiche gestellt.

Fünftes Kapitel.

Heftiges Pochen und Rufen an dem äußersten Thor, Wortwechsel drohender und fordernder Stimmen, Licht und Fackelschein im Hofe unterbrachen den zarten Gesang. Aber gedämpft war der Lärm, ehe man dessen Ursache erfahren hatte; doch ruhig ward es nicht; auf der Treppe Geräusch und lebhaftes Hin- und Hersprechen heraufkommender Männer. Die Thüre sprang auf ohne Meldung; die Frauen entsetzten sich. Flavio stürzte herein in schauderhafter Gestalt, verwirrenen Hauptes, auf dem die Haare theils borstig starrten, theils vom Regen durchnäßt niederhingen, zerfetzten Kleides, wie Eines, der durch Dorn und Dickicht durchgestürmt, gräulich beschmutzt, als durch Schlamm und Sumpf herangewatet.

„Mein Vater!“ rief er aus: „wo ist mein Vater!“

Die Frauen standen bestürzt; der alte Jäger, sein frühester Diener und liebevollster Pfleger, mit ihm eintretend, rief ihm zu: „Der Vater ist nicht hier. Besänftigen Sie Sich! hier ist Tante, hier ist Nichte! sehen Sie hin!“

„Nicht hier! Nun so laßt mich weg, ihn zu suchen! Er allein soll's hören; dann will ich sterben! Laßt mich von den Lichtern weg, von dem Tag! er blendet mich, er vernichtet mich!“

Der Hausarzt trat ein, ergriff seine Hand, vorsichtig den Puls fühlend; mehrere Bediente standen ängstlich umher.

„Was soll ich auf diesen Teppichen! ich verderbe sie, ich zerstöre sie! mein Unglück träuft auf sie herunter, mein verworfenes Geschick besudelt sie!“

Er drängte sich gegen die Thüre; man benutzte das Bestreben, um ihn wegzuführen und in das entfernte Gastzimmer zu bringen, das der Vater zu bewohnen pflegte. Mutter und Tochter standen erstarrt: sie hatten Orest gesehen, von Furien verfolgt, nicht durch Kunst veredelt, in gräulicher, widerwärtiger Wirklichkeit, die im Kontrast mit einer behaglichen Glanzwohnung im klarsten Kerzenschimmer nur desto fürchterlicher schien. Erstarrt sahen die Frauen sich an, und Jede glaubte in den Augen der Andern das Schreckbild zu sehen, das sich so tief in die ihrigen eingeprägt hatte.

Mit halber Besonnenheit sendete darauf die Baronin Bedienten auf Bedienten, sich zu erkundigen. Sie erfuhren zu einiger Beruhigung, daß man ihn auskleide, trockene, besorge;

halb gegenwärtig, halb unbewußt, lasse er Alles geschehen. Wiederholtes Anfragen wurde zur Geduld verwiesen.

Endlich vernahmen die beängstigten Frauen, man habe ihm zur Ader gelassen und sonst alles Beschäftigende möglichst angewendet; er sei zur Ruhe gebracht, man hoffe Schlaf.

Mitternacht kam heran; die Baronin verlangte, wenn er schlafe, ihn zu sehen. Der Arzt widerstand, der Arzt gab nach; Hilarie drängte sich mit der Mutter herein. Das Zimmer war dunkel, nur eine Kerze dämmerte hinter dem grünen Schirm; man sah wenig, man hörte nichts. Die Mutter näherte sich dem Bette; Hilarie, sehnsuchtsvoll, ergriff das Licht und beleuchtete den Schlafenden. So lag er abgewendet, aber ein höchst zierliches Ohr, eine volle Wange, jetzt bläßlich, schienen unter den schon wieder sich kräuselnden Locken auf das Anmuthigste hervor; eine ruhende Hand und ihre länglichen zartkräftigen Finger zogen den unstäten Blick an; Hilarie, leise athmend, glaubte selbst einen leisen Athem zu vernehmen; sie näherte die Kerze, wie Psyche, in Gefahr, die heilsamste Ruhe zu stören. Der Arzt nahm die Kerze weg und leuchtete den Frauen nach ihren Zimmern.

Wie diese guten, alles Antheils würdigen Personen ihre nächtlichen Stunden zugebracht, ist uns ein Geheimniß geblieben; den andern Morgen aber von früh an zeigten sich Beide höchst ungeduldig. Des Anfragens war kein Ende, der Wunsch, den Leidenden zu sehen, bescheiden, doch dringend; nur gegen Mittag erlaubte der Arzt einen kurzen Besuch.

Die Baronin trat hinzu; Flavio reichte die Hand hin.

„Verzeihung, liebste Tante! einige Geduld, vielleicht nicht lange!"

Hilarie trat hervor; auch ihr gab er die Rechte. „Gegrüßt, liebe Schwester!"

Das fuhr ihr durchs Herz; er ließ nicht los; sie sahen einander an, das herrlichste Paar, kontrastirend im schönsten Sinne. Des Jünglings schwarze funkelnde Augen stimmten zu den düstern verwirrten Locken; dagegen stand sie scheinbar himmlisch in Ruhe; doch zu dem erschütternden Bezehniß gesellte sich nun die abnungsvolle Gegenwart. Die Benennung Schwester — ihr Allerinnerstes war aufgeregt.

Die Baronin sprach: „Wie geht es, lieber Neffe?"

„Ganz leidlich; aber man behandelt mich übel!"

„Wie so?"

„Da haben sie mir Blut gelassen, das ist grausam; sie haben

es weggeschafft, das ist frech; es gehört ja nicht mir, es gehört alles, alles ihr!"

Mit diesen Worten schien sich seine Gestalt zu verwandeln; doch mit heißen Thränen verbarg er sein Antlitz ins Kissen.

Hilariens Miene zeigte der Mutter einen furchtbaren Ausdruck; es war, als wenn das liebe Kind die Pforten der Hölle vor sich eröffnet sähe, zum ersten Mal ein Ungeheures erblickte und für ewig. Rasch, leidenschaftlich eilte sie durch den Saal, warf sich im letzten Kabinet auf den Sopha; die Mutter folgte und fragte, was sie leider schon begriff.

Hilarie, wundersam aufblickend, rief: „Das Blut, das Blut, es gehört alles ihr, alles ihr; und sie ist es nicht werth! Der Unglückselige! der Arme!"

Mit diesen Worten erleichterte der bitterste Thränenstrom das bedrängte Herz.

Wer unternähme es wol, die aus dem Vorhergehenden sich entwickelnden Zustände zu enthüllen, an den Tag zu bringen das innere, aus dieser ersten Zusammenkunft den Frauen erwachsende Unheil? Auch dem Leidenden war sie höchst schädlich; so behauptete wenigstens der Arzt, der zwar oft genug zu berichten und zu trösten kam, aber sich doch verpflichtet fühlte, alles weitere Annähern zu verbieten. Dabei fand er auch eine willige Nachgiebigkeit; die Tochter wagte nicht zu verlangen, was die Mutter nicht zugegeben hätte, und so gehorchte man dem Gebot des verständigen Mannes. Dagegen brachte er aber die beruhigende Nachricht, Flavio habe Schreibzeug verlangt, auch Einiges aufgezeichnet, es aber sogleich neben sich im Bette versteckt. Nun gesellte sich Neugierde zu der übrigen Unruhe und Ungeduld; es waren peinliche Stunden. Nach einiger Zeit brachte er jedoch ein Blättchen von schöner freier Hand, obgleich mit Hast geschrieben; es enthielt folgende Zeilen:

Ein Wunder ist der arme Mensch geboren,
In Wundern ist der irre Mensch verloren.
Nach welcher dunkeln, schwer entdeckten Schwelle
Durchtappen pfadlos ungewisse Schritte?
Dann in lebendigem Himmelsglanz und Mitte
Gewahr', empfind' ich Nacht und Tod und H[illegible]
[illegible]alle.

Hier nun konnte die edle Dichtkunst abermals ihre [illegible]re heilenden Kräfte erweisen. Innig verschmolzen mit Musik [illegible], heilt sie alle Seelenleiden aus dem Grunde, indem sie solch[illegible] gewaltig an-

regt, hervorruft und in auflösenden Schmerzen verflüchtigt. Der Arzt hatte sich überzeugt, daß der Jüngling bald wieder herzustellen sei; körperlich gesund, werde er schnell sich wieder froh fühlen, wenn die auf seinem Geist lastende Leidenschaft zu heben oder zu lindern wäre. Hilarie sann auf Erwiderung; sie saß am Flügel und versuchte die Zeilen des Leidenden mit Melodie zu begleiten. Es gelang ihr nicht; in ihrer Seele klang nichts zu so tiefen Schmerzen; doch bei diesem Versuch schmeichelten Rhythmus und Reim sich dergestalt an ihre Gesinnungen an, daß sie jenem Gedicht mit lindernder Heiterkeit entgegnete, indem sie sich Zeit nahm, folgende Strophe auszubilden und abzurunden:

Bist noch so tief in Schmerz und Qual verloren,
So bleibst Du doch zum Jugendglück geboren.
Ermanne Dich zu raschem gesundem Schritte:
Komm in der Freundschaft Himmelsglanz und Helle!
Empfinde Dich in treuer Guten Mitte:
Da sprießt Dir des Lebens heitre Quelle!

Der ärztliche Hausfreund übernahm die Botschaft; sie gelang: schon erwiderte der Jüngling gemäßigt. Hilarie fuhr mildernd fort, und so schien man nach und nach wieder einen heitern Tag, einen freien Boden zu gewinnen; und vielleicht ist es uns vergönnt, den ganzen Verlauf dieser holden Kur gelegentlich mitzutheilen. Genug, einige Zeit verstrich in solcher Beschäftigung höchst angenehm; ein ruhiges Wiederleben bereitete sich vor, daß der Arzt nicht länger als nöthig zu verspäten gedachte.

Indessen hatte die Baronin mit Ordnen und Zurechtlegen alter Papiere sich beschäftigt, und diese dem gegenwärtigen Zustande ganz angemessene Unterhaltung wirkte gar wunderlam auf den erregten Geist. Sie sah manche Jahre ihres Lebens zurück: schwere drohende Leiden waren vorübergegangen, deren Betrachtung den Muth für den Moment kräftigte; besonders rührte sie die Erinnerung an ein schönes Verhältniß zu Makarien, und zwar in bedenklichen Zuständen. Die Herrlichkeit jener einfachen Frau ward ihr wieder vor die Seele gebracht und sogleich der Entschluß gefaßt, sich auch diesmal an sie zu wenden; denn zu wem sonst hätte sie ihre gegenwärtigen Gefühle richten, wem sonst Furcht und Hoffnung offen bekennen sollen?*)

*) An sie hat sie sich schon oben S. 188 gewandt.

Bei dem Aufräumen fand sie aber auch unter Anderm des Bruders Miniaturporträt und mußte über die Aehnlichkeit mit dem Sohne lächelnd seufzen. Hilarie überraschte sie in diesem Augenblick, bemächtigte sich des Bildes, und auch sie ward von jener Aehnlichkeit wunderlam betroffen.

So verging einige Zeit; endlich, mit Vergünstigung des Arztes und in seinem Geleite, trat Flavio angemeldet zum Frühstück herein. Die Frauen hatten sich vor dieser ersten Erscheinung gefürchtet. Wie aber gar oft in bedeutenden, ja schrecklichen Momenten etwas heiter, auch wol lächerlich sich zu ereignen pflegt, so glückte es auch hier. Der Sohn kam völlig in des Vaters Kleidern; denn da von seinem Anzug nichts zu brauchen war, so hatte man sich der Feld- und Hausgarderobe des Majors bedient, die er zu bequemem Jagd- und Familienleben bei der Schwester in Verwahrung ließ. Die Baronin lächelte und nahm sich zusammen; Hilarie war, sie wußte nicht wie, betroffen; genug, sie wendete das Gesicht weg, und dem jungen Manne wollte in diesem Augenblick weder ein herzliches Wort von den Lippen noch eine Phrase glücken. Um nun sämmtlicher Gesellschaft aus der Verlegenheit zu helfen, begann der Arzt eine Vergleichung beider Gestalten. Der Vater sei etwas größer, dieß es, und deshalb der Rock etwas zu lang; Dieser sei etwas breiter, deshalb der Rock über die Schulter zu eng. Beide Mißverhältnisse gaben dieser Maskerade ein komisches Ansehen. Durch diese Einzelnheiten jedoch kam man über das Bedenkliche des Augenblicks hinaus. Für Hilarien freilich blieb die Aehnlichkeit des jugendlichen Vaterbildes mit der frischen Lebensgegenwart des Sohnes unheimlich, ja bedrängend.

Nun aber wünschten wir wol den nächsten Zeitverlauf von einer zarten Frauenhand umständlich geschildert zu sehen, da wir nach eigener Art und Weise uns nur mit dem Allgemeinsten befassen dürfen. Hier muß denn nun von dem Einfluß der Dichtkunst abermals die Rede sein.

Ein gewisses Talent konnte man unserm Flavio nicht absprechen; es bedurfte jedoch nur zu sehr eines leidenschaftlich sinnlichen Anlasses, wenn etwas Vorzügliches gelingen sollte; deswegen denn auch fast alle Gedichte, jener unwiderstehlichen Frau gewidmet, höchst eindringend und lobenswerth erschienen, und nun, einer gegenwärtigen höchst liebenswürdigen Schönen mit enthusiastischem Ausdruck vorgelesen, nicht geringe Wirkung hervorbringen mußten.

Ein Frauenzimmer, das eine Andere leidenschaftlich geliebt sieht, bequemt sich gern zu der Rolle einer Vertrauten; sie hegt ein heimlich, kaum bewußtes Gefühl, daß es nicht unangenehm sein müßte, sich an die Stelle der Angebeteten leise gehoben zu sehen. Auch ging die Unterhaltung immer mehr und mehr ins Bedeutende. Wechselgedichte, wie sie der Liebende gern verfaßt, weil er sich von seiner Schönen, wenn auch nur bescheiden, halb und halb kann erwidern lassen, was er wünscht und was er aus ihrem schönen Munde zu hören kaum erwarten dürfte. Dergleichen wurden mit Hilarien auch wechselsweise gelesen, und zwar, da es nur aus der einen Handschrift geschah, in welche man beiderseits, um zu rechter Zeit einzufallen, hineinschauen, und zu diesem Zweck Jedes das Bändchen anfassen mußte, so fand sich, daß man, nahe sitzend, nach und nach Person an Person, Hand an Hand immer näher rückte, und die Gelenke sich ganz natürlich zuletzt im Verborgenen berührten.

Aber bei diesen schönen Verhältnissen, unter solchen daraus entspringenden allerliebsten Annehmlichkeiten fühlte Flavio eine schmerzliche Sorge, die er schlecht verbarg und, immerfort nach der Ankunft seines Vaters sich sehnend, zu bemerken gab, daß er Diesem das Wichtigste zu vertrauen habe. Dieses Geheimniß indeß wäre bei einigem Nachdenken nicht schwer zu errathen gewesen. Jene reizende Frau mochte in einem bewegten, von dem zudringlichen Jüngling hervorgerufenen Momente den Unglücklichen entschieden abgewiesen und die bisher hartnäckig behauptete Hoffnung aufgehoben und zerstört haben. Eine Scene, wie dies zugegangen, wagten wir nicht zu schildern, aus Furcht, hier möchte uns die jugendliche Glut ermangeln. Genug, er war so wenig bei sich selbst, daß er sich eiligst aus der Garnison ohne Urlaub entfernte und, um seinen Vater aufzusuchen, durch Nacht, Sturm und Regen nach dem Landgut seiner Tante verzweifelnd zu gelangen trachtete, wie wir ihn auch vor Kurzem haben ankommen sehen. Die Folgen eines solchen Schrittes fielen ihm nun bei Rückkehr nüchterner Gedanken lebhaft auf, und er wußte, da der Vater immer länger ausblieb und er die einzig mögliche Vermittlung entbehren sollte, sich weder zu fassen noch zu retten.

Wie erstaunt und betroffen war er deshalb, als ihm ein Brief seines Obristen eingehändigt wurde, dessen bekanntes Siegel er mit Zaudern und Bangigkeit auflöste, der aber nach den freundlichsten Worten damit endigte, daß der

ihm ertheilte Urlaub noch um einen Monat sollte verlängert werden.

So unerklärlich nun auch diese Gunst schien, so ward er doch dadurch von einer Last befreit, die sein Gemüth fast ängstlicher als die verschmähte Liebe selbst zu drücken begann. Er fühlte nun ganz das Glück, bei seinen liebenswürdigen Verwandten so wohl aufgehoben zu sein; er durfte sich der Gegenwart Hilariens erfreuen und war nach Kurzem in allen seinen angenehm geselligen Eigenschaften wiederhergestellt, die ihn der schönen Witwe selbst sowol als ihrer Umgebung auf eine Zeit lang nothwendig gemacht hatten und nur durch eine verneuerische Forderung ihrer Hand für immer verfinstert worden.

In solcher Stimmung konnte man die Ankunft des Vaters gar wohl erwarten; auch wurden sie durch eintretende Naturereignisse zu einer thätigen Lebensweise aufgeregt. Das anhaltende Regenwetter, das sie bisher in dem Schloß zusammenhielt, hatte überall, in großen Wassermassen niedergehend, Fluß um Fluß angeschwellt; es waren Dämme gebrochen und die Gegend unter dem Schlosse lag als ein blanker See, aus welchem die Dorfschaften, Meierhöfe, größere und kleinere Besitzthümer, zwar auf Hügeln gelegen, doch immer nur inselartig hervorschauten.

Auf solche zwar seltene, aber denkbare Fälle war man eingerichtet; die Hausfrau befahl, und die Diener führten aus. Nach der ersten allgemeinsten Beihilfe ward Brod gebacken, Stiere wurden geschlachtet; Fischerkähne fuhren hin und her, Hilfe und Vorsorge nach allen Enden hin verbreitend. Alles fügte sich schön und gut; das freundlich Gegebene ward freudig und dankbar aufgenommen; nur an einem Orte wollte man den austheilenden Gemeindevorstehern nicht trauen: Flavio übernahm das Geschäft und fuhr mit einem wohlbeladenen Kahn eilig und glücklich zur Stelle. Das einfache Geschäft, einfach behandelt, gelang zum Besten; auch entledigte sich, weiterfahrend, unser Jüngling eines Auftrags, den ihm Hilarie beim Scheiden gegeben. Gerade in den Zeitpunkt dieser Unglückstage war die Niederkunft einer Frau gefallen, für die sich das schöne Kind besonders interessirte. Flavio fand die Wochnerin und brachte allgemeinen und diesen besondern Dank mit nach Hause. Dabei konnte es nun an mancherlei Erzählungen nicht fehlen. War auch Niemand umgekommen, so hatte man von wunderbaren Rettungen, von seltsamen, scherzhaften, ja lächerlichen

Ereigniſſen viel zu ſprechen; manche nothgedrungene Zuſtände wurden intereſſant beſchrieben. Genug, Hilarie empfand auf einmal ein unwiderſtehliches Verlangen, gleichfalls eine Fahrt zu unternehmen, die Wöchnerin zu begrüßen, zu beſchenken und einige heitere Stunden zu verleben.

Nach einigem Widerſtand der guten Mutter ſiegte endlich der freudige Wille Hilariens, dieſes Abenteuer zu beſtehen, und wir wollen gern bekennen, in dem Laufe, wie dieſe Begebenheiten uns bekannt geworden, einigermaßen beſorgt geweſen zu ſein, es möge hier einige Gefahr obſchweben, ein Stranden, ein Umſchlagen des Kahns, Lebensgefahr der Schönen, kühne Rettung von Seiten des Jünglings, um das loſe geknüpfte Band noch feſter zu ziehen. Aber von Allem dieſem war nicht die Rede; die Fahrt lief glücklich ab, die Wöchnerin ward beſucht und beſchenkt; die Geſellſchaft des Arztes blieb nicht ohne gute Wirkung, und wenn hie und da ein kleiner Anſtoß ſich hervorthat, wenn der Anſchein eines gefährlichen Moments die Fortruderndeu zu beunruhigen ſchien, ſo endete ſolches nur mit neckendem Scherz, daß Eins dem Andern eine ängſtliche Miene, eine größere Verlegenheit, eine furchtſame Geberde wollte abgemerkt haben. Indeſſen war das wechſelſeitige Vertrauen bedeutend gewachſen; die Gewohnheit, ſich zu ſehen und unter allen Umſtänden zuſammen zu ſein, hatte ſich verſtärkt, und die gefährliche Stellung, wo Verwandtſchaft und Neigung zum wechſelſeitigen Annähern und Feſthalten ſich berechtigt glauben, ward immer bedenklicher.

Anmuthig ſollten ſie jedoch auf ſolchen Liebeswegen immer weiter und weiter verlockt werden. Der Himmel klärte ſich auf; eine gewaltige Kälte, der Jahreszeit gemäß, trat ein: die Waſſer gefroren, ehe ſie verlaufen konnten. Da veränderte ſich das Schauſpiel der Welt vor allen Augen auf einmal; was durch Fluthen erſt getrennt war, ging nunmehr durch befeſtigten Boden zuſammen, und alſobald that ſich als erwünſchte Vermittlerin die ſchöne Kunſt hervor, welche, die erſten raſchen Wintertage zu verherrlichen und neues Leben in das Erſtarrte zu bringen, im hohen Norden erfunden worden. Die Rüſtkammer öffnete ſich; Jedermann ſuchte nach ſeinen gezeichneten Stahlſchuhen, begierig, die reine glatte Fläche, ſelbſt mit einiger Gefahr, als der Erſte zu beſchreiten. Unter den Hausgenoſſen fanden ſich viele zu höchſter Leichtigkeit Geübte; denn dieſes Vergnügen ward ihnen faſt jedes Jahr auf benachbarten Seen und verbindenden Kanälen, diesmal aber in der fernhin erweiterten Fläche.

Flavio fühlte ſich nun erſt durch und durch geſund, und Hilarie, ſeit ihren früheſten Jahren von dem Oheim eingeleitet, bewies ſich ſo lieblich als kräftig auf dem neuerſchaffenen Boden; man bewegte ſich luſtig und luſtiger, bald zuſammen, bald einzeln, bald getrennt, bald vereint. Scheiden und meiden, was ſonſt ſo ſchwer aufs Herz fällt, ward hier zum kleinen ſcherzhaften Frevel; man ſieht ſich, um ſich einander augenblicks wiederzufinden.

Aber innerhalb dieſer Luſt und Freudigkeit bewegte ſich auch eine Welt des Bedürfniſſes; immer waren bisher noch einige Ortſchaften nur halb verſorgt geblieben; eilig flogen nunmehr auf tüchtig bepannten Schlitten die nöthigſten Waaren hin und wieder, und was der Gegend noch mehr zu Gute kam, war, daß man aus manchen der vorübergehenden Hauptſtraße allzu fernen Orten nunmehr ſchnell die Erzeugniſſe des Feldbaues und der Landwirthſchaft in die nächſten Magazine der Städte und kleinen Flecken bringen und von dorther aller Art Waaren zurückführen konnte. Nun war auf einmal eine bedrängte, den bitterſten Mangel empfindende Gegend wieder befreit, wieder verſorgt, durch eine glatte, dem Geſchicten, dem Kühnen geöffnete Fläche verbunden.

Auch das junge Paar unterließ nicht, bei vorwaltendem Vergnügen, mancher Pflichten einer liebevollen Anhänglichkeit zu gedenken. Man beſuchte jene Wöchnerin, begabte ſie mit allem Nothwendigen. Auch Andere wurden heimgeſucht: Alte, für deren Geſundheit man beſorgt geweſen, Geiſtliche, mit denen man erbauliche Unterhaltung ſittlich zu pflegen gewohnt war und ſie jetzt in dieſer Prüfung noch achtenswerther fand, kleinere Gutsbeſitzer, die kühn genug vor Zeiten ſich in gefährliche Niederungen angebaut, diesmal aber, durch wohlangelegte Dämme geſchützt, unbeſchädigt geblieben und nach grenzenloſer Angſt ſich ihres Daſeins doppelt erfreuten. Jeder Hof, jedes Haus, jede Familie, jeder Einzelne hatte ſeine Geſchichte; er war ſich und auch wol Andern eine bedeutende Perſon geworden; deswegen fiel auch einer dem andern Erzählenden leicht in die Rede. Eilig war Jeder im Sprechen und Handeln, Kommen und Gehen; denn es blieb immer die Gefahr, ein plötzliches Thauwetter möchte den ganzen ſchönen Kreis glücklichen Wechſelwirkens zerſtören, die Wirthe bedrohen und die Gäſte vom Hauſe abſchneiden.

War man den Tag in ſo raſcher Bewegung und dem leb-

hastesten Interesse beschäftigt, so versieht der Abend auf ganz andere Weise die angenehmsten Stunden; denn das hat die Eislust vor allen andern körperlichen Bewegungen voraus, daß die Anstrengung nicht erhitzt und die Dauer nicht ermüdet; sämmtliche Glieder scheinen gelenker zu werden und jedes Verwenden der Kraft neue Kräfte zu erzeugen, so daß zuletzt eine selig bewegte Ruhe über uns kommt, in der wir uns zu wiegen immerfort gelockt sind.

Heute nun konnte sich unser junges Paar von dem glatten Boden nicht loslösen; jeder Lauf gegen das erleuchtete Schloß, wo sich schon viele Gesellschaft versammelte, ward plötzlich umgewendet und eine Rückkehr ins Weite beliebt; man mochte sich nicht von einander entfernen, aus Furcht, sich zu verlieren, man faßte sich bei der Hand, um der Gegenwart ganz gewiß zu sein. Am Allersüßesten aber schien die Bewegung, wenn über den Schultern die Arme verschränkt ruhten und die zierlichen Finger unbewußt in beiderseitigen Locken spielten.

Der volle Mond stieg zu dem glühenden Sternenhimmel herauf und vollendete das Magische der Umgebung. Sie sahen sich wieder deutlich und suchten wechselseitig in den beschatteten Augen Erwiderung wie sonst; aber es schien anders zu sein: aus ihren Abgründen schien ein Licht hervorzublicken und anzudeuten, was der Mund weislich verschwieg; sie fühlten sich Beide in einem festlich behaglichen Zustande.

Alle hochstämmigen Weiden und Erlen an den Gräben, alles niedrige Gebüsch auf Höhen und Hügeln war deutlich geworden; die Sterne flammten; die Kälte war gewachsen: sie fühlten nichts davon und fuhren dem lang daher glitzernden Widerschein des Mondes, unmittelbar dem himmlischen Gestirn selbst entgegen. Da blickten sie auf und sahen im Geflimmer des Widerscheins die Gestalt eines Mannes hin- und herschweben, der seinen Schatten zu verfolgen schien und, selbst dunkel, vom Lichtglanz umgeben, auf sie zukam; unwillkürlich wendeten sie sich ab; Jemandem zu begegnen, wäre widerwärtig gewesen. Sie vermieden die sich immerfort hin- und herbewegende Gestalt und schienen nicht bemerkt zu sein; sie verfolgten ihren geraden Weg nach dem Schlosse; doch verfloß sie auf einmal diese ruhige Fassung; denn die Gestalt umkreiste mehr als einmal das beängstigte Paar. Zufällig hatten sie die Schattenseite gewonnen. Jener, vom vollen Mondglanz beleuchtet, fuhr gerade auf sie zu; er stand nahe vor ihnen; es war unmöglich, den Vater zu verkennen.

Hilarie, den Schritt anhaltend, verlor in Ueberraschung das Gleichgewicht und stürzte zu Boden. Flavio lag zu gleicher Zeit auf einem Knie und faßte ihr Haupt in seinen Schooß auf; sie verbarg ihr Angesicht, sie wußte nicht, wie ihr geworden war.

„Ich hole einen Schlitten; dort unten fährt noch einer vorüber. Ich hoffe, sie hat sich nicht beschädigt. Hier bei diesen hohen drei Erlen find' ich Euch wieder!"

So sprach der Vater und war schon weit hinweg. Hilarie raffte sich an dem Jüngling empor.

„Laß uns fliehen!" rief sie; „das ertrag' ich nicht!"

Sie bewegte sich nach der Gegenseite des Schlosses heftig, daß Flavio sie nur mit einiger Anstrengung erreichte; er gab ihr die freundlichsten Worte.

Auszumalen ist nicht die innere Gestalt der drei nunmehr nächtlich auf der glatten Fläche im Mondschein Verirrten, Verwirrten. Genug, sie gelangten spät nach dem Schlosse, das junge Paar einzeln, sich nicht zu berühren, sich nicht zu nähern wagend, der Vater mit dem leeren Schlitten, den er vergebens ins Weite und Breite hilfreich herumgeführt hatte. Musik und Tanz waren schon im Gange. Hilarie, unter dem Vorwand schmerzlicher Folgen eines schlimmen Falles, verbarg sich in ihr Zimmer. Flavio überließ Vortanz und Anordnung sehr gern einigen jungen Gesellen, die sich deren bei seinem Außenbleiben schon bemächtigt hatten. Der Major kam nicht zum Vorschein und fand es wunderlich, obgleich nicht unerwartet, sein Zimmer wie bewohnt anzutreffen; die eigenen Kleider, Wäsche und Geräthschaften, nur nicht so ordentlich, wie er's gewohnt war, umherliegend. Die Hausfrau verfah mit anständigem Zwang ihre Pflichten; und wie froh war sie, als alle Gäste, schicklich untergebracht, ihr endlich Raum ließen, mit dem Bruder sich zu erklären! Es war bald gethan, doch brauchte es Zeit, sich von der Ueberraschung zu erholen, das Unerwartete zu begreifen, die Zweifel zu heben, die Sorge zu beschwichtigen; an Lösung des Knotens, an Befreiung des Geistes war nicht sogleich zu denken.

Unsere Leser überzeugen sich wol, daß von diesem Punkte an wir beim Vortrag unserer Geschichte nicht mehr darstellend, sondern erzählend und betrachtend verfahren müssen, wenn wir in die Gemüthszustände, auf welche jetzt Alles ankommt, eindringen und sie uns vergegenwärtigen wollen.

Wir berichten also zuerst, daß der Major, seitdem wir ihn

aus den Augen verloren; seine Zeit fortwährend jenem Familiengeschäft gewidmet, dabei aber, so schön und einfach es auch vorlag, doch in manchem Einzelnen auf unerwarte Hindernisse traf; wie es denn überhaupt so leicht nicht ist, einen alten verworrenen Zustand zu entwickeln und die vielen verschränkten Fäden auf einen Knaul zu winden. Da er nun deshalb den Ort öfters verändern mußte, um bei verschiedenen Stellen und Personen die Angelegenheit zu betreiben, so gelangten die Briefe der Schwester nur langsam und unordentlich zu ihm. Die Verirrung des Sohnes und dessen Krankheit erfuhr er zuerst; dann hörte er von einem Urlaub, den er nicht begriff. Daß Hilariens Neigung im Umwenden begriffen sei, blieb ihm verborgen; denn wie hätte die Schwester ihn davon unterrichten mögen! Auf die Nachricht der Ueberschwemmung beschleunigte er seine Reise, kam jedoch erst nach eingefallenem Frost in die Nähe der Eisfelder, schaffte sich Schrittschuhe, sendete Knechte und Pferde durch einen Umweg nach dem Schlosse, und sich mit raschem Lauf dorthin bewegend, gelangte er, die erleuchteten Fenster schon von ferne schauend, in einer tagklaren Nacht zum unerfreulichsten Anschauen und war mit sich selbst in die unangenehmste Verwirrung gerathen.

Der Uebergang von innerer Wahrheit zum äußern Wirklichen ist im Kontrait immer schmerzlich; und sollte Lieben und Bleiben nicht eben die Rechte haben wie Scheiden und Meiden? Und doch, wenn sich Eins vom Andern losreißt, entsteht in der Seele eine ungeheure Kluft, in der schon manches Herz zu Grunde ging; ja, der Wahn hat, so lange er dauert, eine unüberwindliche Wahrheit, und nur männliche, tüchtige Geister werden durch Erkennen eines Irrthums erhoht und gestärkt; eine solche Entdeckung hebt sie über sich selbst, sie stehen über sich erhoben und blicken, indem der alte Weg versperrt ist, schnell umher nach einem neuen, um ihn alsofort frisch und muthig anzutreten. Unzählig sind die Verlegenheiten, in welche sich der Mensch in solchen Augenblicken versetzt sieht, unzählig die Mittel, welche eine erfinderische Natur innerhalb ihrer eigenen Kräfte zu entdecken, sodann aber auch, wenn diese nicht auslangen, außerhalb ihres Bereichs freundlich anzudeuten weiß.

Zu gutem Glück jedoch war der Major durch ein halbes Bewußtsein, ohne sein Wollen und Trachten, schon auf einen solchen Fall im Tiefsten vorbereitet. Seitdem er den kosmetischen Kammerdiener verabschiedet, sich seinem natürlichen Lebensgange

wieder überlassen, auf den Schein Ansprüche zu machen aufgehört hatte, empfand er sich am eigentlichen körperlichen Behagen einigermaßen verkürzt: er empfand das Unangenehme eines Ueberganges vom ersten Liebhaber zum zärtlichen Vater; und doch wollte diese Rolle immer mehr und mehr sich ihm aufdringen. Die Sorgfalt für das Schicksal Hilariens und der Seinigen trat immer zuerst in seinen Gedanken hervor, bis das Gefühl von Liebe, von Hang, von Verlangen annähernder Gegenwart sich erst später entfaltete. Und wenn er sich Hilarien in seinen Armen dachte, so war es ihr Glück, was er beherzigte, was er ihr zu schaffen wünschte, mehr als die Wonne, sie zu besitzen; ja, er mußte sich, wenn er ihres Andenkens rein genießen wollte, zuerst ihre himmlisch ausgesprochene Neigung, er mußte jenen Augenblick denken, wo sie sich ihm so unverbrüchlich gewidmet hatte.

Nun aber, da er in klarster Nacht ein vereintes junges Paar vor sich gesehen, die Liebenswürdigste zusammenstürzend, in dem Schooße des Jünglings, Beide seiner verheißenen hilfreichen Wiederkunft nicht achtend, ihn an dem genau bezeichneten Orte nicht erwartend, verschwunden in die Nacht, und er sich selbst im düstersten Zustande überlassen: wer fühlte das mit, und verzweifelte nicht in seiner Seele?

Die an Vereinigung gewöhnte, auf nähere Vereinigung hoffende Familie hielt sich bestürzt aus einander; Hilarie blieb hartnäckig auf ihrem Zimmer, der Major nahm sich zusammen, von seinem Sohne den frühern Hergang zu erfahren. Das Unheil war durch einen weiblichen Frevel der schönen Wittwe verursacht: um ihren bisher leidenschaftlichen Verehrer Flavio einer andern Liebenswürdigen, welche Absicht auf ihn verrieth, nicht zu überlassen, wendet sie mehr scheinbare Gunst, als billig ist, an ihn; er, dadurch aufgeregt und ermuthigt, sucht seine Zwecke heftig bis ins Ungehörige zu verfolgen, worüber denn erst Widerwärtigkeit und Zwist, darauf ein entschiedener Bruch den ganzen Verhältniß unwiederbringlich ein Ende macht.

Väterlicher Milde bleibt nichts übrig, als die Fehler der Kinder, wenn sie traurige Folgen haben, zu bedauern und womöglich herzustellen; gehen sie lässlicher, als zu hoffen war, darüber, sie zu verzeihen und zu vergessen. Nach wenigem Bedenken und Bereden ging Flavio sodann, um an der Stelle seines Vaters Manches zu besorgen, auf die übernommenen Güter, und sollte dort bis zum Ablauf seines Urlaubs verweilen, dann

sich wieder ans Regiment anschließen, welches indessen in eine andere Garnison verlegt worden.

Eine Beschäftigung mehrerer Tage war es für den Major, Briefe und Packete zu eröffnen, welche sich während seines längern Außenbleibens bei der Schwester gehäuft hatten. Unter andern fand er ein Schreiben jenes kosmetischen Freundes, des wohlkonservirten Schauspielers. Dieser, durch den verabschiedeten Kammerdiener benachrichtigt von dem Zustande des Majors und von dem Vorsatze, sich zu verheirathen, trug mit der besten Laune die Bedenklichkeiten vor, die man bei einem solchen Unternehmen vor Augen haben sollte; er behandelte die Angelegenheit auf seine Weise und gab zu bedenken, daß für einen Mann in gewissen Jahren das sicherste kosmetische Mittel sei, sich des schönen Geschlechts zu enthalten und einer löblichen bequemen Freiheit zu genießen. Nun zeigte der Major lächelnd das Blatt seiner Schwester, zwar scherzend, aber doch ernstlich genug auf die Wichtigkeit des Inhaltes hindeutend. Auch war ihm indessen ein Gedicht eingefallen, dessen rhythmische Ausführung uns nicht gleich beigeht, dessen Inhalt jedoch durch zierliche Gleichnisse und anmuthige Wendung sich auszeichnete:

„Der späte Mond, der zur Nacht noch anständig leuchtet, verblaßt vor der aufgehenden Sonne; der Liebeswahn des Alters verschwindet in Gegenwart leidenschaftlicher Jugend; die Fichte, die im Winter frisch und kräftig erscheint, sieht im Frühling verbräunt und mißfärbig aus neben hell aufgrünender Birke."

Wir wollen jedoch weder Philosophie noch Poesie als die entscheidenden Helferinnen zu einer endlichen Entschließung hier vorzüglich preisen; denn wie ein kleines Ereigniß die wichtigsten Folgen haben kann, so entscheidet es auch oft, wo schwankende Gesinnungen obwalten, die Wage dieser oder jener Seite zuneigend. Dem Major war vor Kurzem ein Vorderzahn ausgefallen, und er fürchtete den zweiten zu verlieren. An eine künstlich scheinbare Wiederherstellung war bei seinen Gesinnungen nicht zu denken, und mit diesem Mangel um eine junge Geliebte zu werben, fing an, ihm ganz erniedrigend zu scheinen, besonders jetzt, da er sich mit ihr unter einem Dach befand. Früher oder später hätte vielleicht ein solches Ereigniß wenig gewirkt; gerade in diesem Augenblicke aber trat ein solcher Moment ein, der einem jeden an eine gesunde Vollständigkeit gewöhnten Menschen höchst widerwärtig begegnen muß; es ist ihm, als wenn

der Schlußſtein ſeines organiſchen Weſens entfremdet wäre und das übrige Gewölbe nun auch nach und nach zuſammenzuſtürzen drohte.

Wie dem auch ſei, der Major unterhielt ſich mit ſeiner Schweſter gar bald einſichtig und verſtändig über die ſo verwirrt ſcheinende Angelegenheit; ſie mußten Beide bekennen, daß ſie eigentlich nur durch einen Umweg ans Ziel gelangt ſeien, ganz nahe daran, von dem ſie ſich zufällig, durch äußern Anlaß, durch Irrthum eines unerfahrenen Kindes verleitet, unbedachtſam entfernt; ſie fanden nichts natürlicher, als auf dieſem Wege zu verharren, eine Verbindung beider Kinder einzuleiten und ihnen ſodann jede elterliche Sorgfalt, wozu ſie ſich die Mittel zu verſchaffen gewußt, treu und unabläſſig zu widmen. Völlig in Uebereinſtimmung mit dem Bruder, ging die Baronin zu Hilarien ins Zimmer. Dieſe ſaß am Flügel, zu eigener Begleitung ſingend und die eintretende Begrüßende mit heiterm Blick und Beugung zum Anhören gleichſam einladend. Es war ein angenehmes, beruhigendes Lied, das eine Stimmung der Sängerin ausſprach, die nicht beſſer wäre zu wünſchen geweſen.

Nachdem ſie geendigt hatte, ſtand ſie auf, und ehe die ältere Bedächtige ihren Vortrag beginnen konnte, fing ſie zu ſprechen an: „Beſte Mutter! es war ſchön, daß wir über die wichtigſte Angelegenheit ſo lange geſchwiegen; ich danke Ihnen, daß Sie bis jetzt dieſe Saite nicht berührten; nun aber iſt es wol Zeit, ſich zu erklären, wenn es Ihnen gefällig iſt. Wie denken Sie Sich die Sache?“

Die Baronin, höchſt erfreut über die Ruhe und Milde, zu der ſie ihre Tochter geſtimmt fand, begann ſogleich ein verſtändiges Darlegen der frühern Zeit, der Perſönlichkeit ihres Bruders und ſeiner Verdienſte; ſie gab den Eindruck zu, den der einzige Mann von Werth, der einem jungen Mädchen ſo nahe bekannt geworden, auf ein freies Herz nothwendig machen müſſe, und ſich daraus ſtatt kindlicher Ehrfurcht und Vertrauen gar wol eine Neigung, die als Liebe, als Leidenſchaft ſich zeige, entwickeln könne. Hilarie hörte aufmerkſam zu und gab durch bejahende Mienen und Zeichen ihre völlige Einſtimmung zu erkennen. Die Mutter ging auf den Sohn über, und Jene ließ ihre langen Augenwimpern fallen; und wenn die Rednerin nicht ſo rühmliche Argumente für den Jüngern fand, als ſie für den Vater anzuführen gewußt hatte, ſo hielt ſie ſich hauptſächlich an

die Aehnlichkeit Beider, an den Vorzug, den Diesem die Jugend gebe, der zugleich, als vollkommen gattlicher Lebensgefährte gewählt, die völlige Verwirklichung des väterlichen Daseins von der Zeit wie billig verspreche. Auch hier schien Hilarie gleichstimmig zu denken, obschon ein etwas ernsterer Blick und ein manchmal niederschauendes Auge eine gewisse, in diesem Fall höchst natürliche Bewegung verriethen. Auf die äußern, glücklichen, gewissermaßen gebietenden Umstände lenkte sich hierauf der Vortrag. Der abgeschlossene Vergleich, der schöne Gewinn für die Gegenwart, die nach manchen Seiten hin sich erweiternden Aussichten, Alles ward völlig der Wahrheit gemäß vor Augen gestellt, da es zuletzt auch an Winken nicht fehlen konnte, wie Hilarien selbst erinnerlich sein müsse, daß sie früher dem mit ihr heranwachsenden Vetter, und wenn auch nur wie im Scherze, sei verlobt gewesen. Aus alle dem Vorgesagten zog nun die Mutter den sich selbst ergebenden Schluß, daß nun mit ihrer und des Oheims Einwilligung die Verbindung der jungen Leute ungesäumt stattfinden könne.

Hilarie, ruhig blickend und sprechend, erwiderte darauf, sie könne diese Folgerung nicht sogleich gelten lassen, und führte gar schön und anmuthig dagegen an, was ein zartes Gemüth gewiß mit ihr gleich empfinden wird, und was wir mit Worten auszuführen nicht unternehmen.

Vernünftige Menschen, wenn sie etwas Verständiges ausgesonnen, wie diese oder jene Verlegenheit zu beseitigen wäre, dieser oder jener Zweck zu erreichen sein möchte, und dafür sich alle denklichen Argumente verdeutlicht und geordnet, fühlen sich höchst unangenehm betroffen, wenn Diejenigen, die zu eigenem Glücke mitwirken sollten, völlig andern Sinnes gefunden werden und aus Gründen, die tief im Herzen ruhen, sich demjenigen widersetzen, was so löblich als nothig ist. Man wechselte Reden, ohne sich zu überzeugen; das Verständige wollte nicht in das Gefühl eindringen, das Gefühle wollte sich dem Räsonnement, dem Nothwendigen nicht fügen. Das Gespräch erhitzte sich, die Schärfe des Verstandes traf das schon verwundete Herz, das nun nicht mehr mäßig, sondern leidenschaftlich seinen Zustand an den Tag gab, so daß zuletzt die Mutter selbst vor der Hoheit und Würde des jungen Mädchens erstaunt zurückwich, als sie mit Energie und Wahrheit das Unschickliche, ja Verbrecherische einer solchen Verbindung hervorhob.

In welcher Verwirrung die Baronin zu dem Bruder zurück-

kehrte, läßt ſich denken, vielleicht auch, wenngleich nicht vollkommen, nachempfinden, was der Major, der von dieſer entſchiedenen Weigerung im Innerſten geſchmeichelt, zwar beſtimmungslos, aber getroſtet vor der Schweſter ſtand, ſich von jener Beſchämung entwinden, und ſo dieſes Ereigniß, das ihm zur zarteſten Ehrenſache geworden war, in ſeinem Innern ausgeglichen fühlte. Er verbarg dieſen Zuſtand augenblicklich ſeiner Schweſter und verſteckte ſeine ſchmerzliche Zufriedenheit hinter eine in dieſem Falle ganz natürliche Aeußerung: man müſſe nichts übereilen, ſondern dem guten Kinde Zeit laſſen, den eröffneten Weg, der ſich nunmehr gewiſſermaßen ſelbſt verſtünde, freiwillig einzuſchlagen.

Nun aber können wir kaum unſern Leſern zumuthen, aus dieſen ergreifenden innern Zuſtänden in das Aeußere überzugehen, worauf doch jetzt ſo viel ankam. Indeß die Baronin ihrer Tochter alle Freiheit ließ, mit Muſik und Geſang, mit Zeichnen und Sticken ihre Tage angenehm zu verbringen, auch mit Leſen und Vorleſen ſich und die Mutter zu unterhalten, ſo beſchäftigte ſich der Major bei eintretendem Frühjahr, die Familienangelegenheiten in Ordnung zu bringen. Der Sohn, der ſich in der Folge als einen reichen Beſitzer und, wie er gar nicht zweifeln konnte, als glücklichen Gatten Hilarien erblickte, fühlte nun erſt ein militäriſches Beſtreben nach Ruhm und Rang, wenn der androhende Krieg hereinbrechen ſollte. Und ſo glaubte man in augenblicklicher Beruhigung als gewiß vorauszuſehen, daß dieſes Räthſel, welches nur noch an eine Bedenklichkeit geknüpft ſchien, ſich bald aufhellen und auseinanderlegen würde.

Leider aber war in dieſer anſcheinenden Ruhe keine Beruhigung zu finden. Die Baronin wartete tagtäglich, aber vergebens, auf die Sinnesänderung ihrer Tochter, die zwar mit Beſcheidenheit und Selten, aber doch bei entſcheidendem Anlaß mit Sicherheit zu erkennen gab, ſie bleibe ſo feſt bei ihrer Ueberzeugung, als nur Einer ſein kann, dem etwas innerlich wahr geworden, es möge nun mit der ihn umgebenden Welt in Einklang ſtehen oder nicht. Der Major empfand ſich zwieſpältig: er würde ſich immer verletzt fühlen, wenn Hilarie ſich wirklich für den Sohn entſchiede; entſchiede ſie ſich aber für ihn ſelbſt, ſo war er ebenſo überzeugt, daß er ihre Hand ausſchlagen müſſe.

Bedauern wir den guten Mann, dem dieſe Sorgen, dieſe Qualen wie ein beweglicher Nebel unabläſſig vorſchwebten, bald

als Hintergrund, auf welchem sich die Wirklichkeiten und Beschäftigungen des dringenden Tages hervorhoben, bald heraustretend und alles Gegenwärtige bedeckend. Ein solches Wanken und Schweben bewegte sich vor den Augen seines Geistes; und wenn ihn der fordernde Tag zu rascher, wirksamer Thätigkeit aufbot, so war es bei nächtlichem Erwachen, wo alles Widerwärtige, gestaltet und immer umgestaltet, im unerfreulichsten Kreis sich in seinem Innern umwälzte. Dies ewig wiederkehrende Unabweisbare brachte ihn in einen Zustand, den wir fast Verzweiflung nennen dürften, weil Handeln und Schaffen, die sich sonst als Heilmittel für solche Lagen am Sichersten bewährten, hier kaum lindernd, geschweige denn befriedigend wirken wollten.

In solcher Lage erhielt unser Freund von unbekannter Hand ein Schreiben mit Einladung in das Posthaus des nahe gelegenen Städtchens, wo ein eilig Durchreisender ihn dringend zu sprechen wünschte. Er, bei seinen vielfachen Geschäfts- und Weltverhältnissen an dergleichen gewöhnt, säumte um so weniger, als ihm die freie, flüchtige Hand einigermaßen erinnerlich schien. Ruhig und gefaßt nach seiner Art, begab er sich an den bezeichneten Ort, als in der bekannten, fast bäurischen Oberstube die schöne Witwe ihm entgegentrat, schöner und anmuthiger, als er sie verlassen hatte. War es, daß unsere Einbildungskraft nicht fähig ist, das Vorzüglichste festzuhalten und völlig wieder zu vergegenwärtigen, oder hatte wirklich ein bewegterer Zustand ihr mehrern Reiz gegeben, genug, es bedurfte doppelter Fassung, sein Erstaunen, seine Verwirrung unter dem Schein allgemeinster Höflichkeit zu verbergen; er grüßte sie verbindlich, mit verlegener Kälte.

„Nicht so, mein Bester!“ rief sie aus, „keineswegs hab' ich Sie dazu zwischen diese geweihten Wände, in diese höchst unedle Umgebung berufen; ein so schlechter Hausrath fordert nicht auf, sich deutsch zu unterhalten. Ich befreie meine Brust von einer schweren Last, indem ich sage, bekenne: in Ihrem Hause hab' ich viel Unheil angerichtet.“

Der Major trat stutzend zurück.

„Ich weiß Alles,“ fuhr sie fort, „wir brauchen uns nicht zu erklären; Sie und Hilarien, Hilarien und Flavie, ihre gute Schwester, sie Alle bedaure ich.“ Die Sprache schien ihr zu stocken; die herrlichsten Augenwimpern konnten hervorquellende Thränen nicht zurückhalten; ihre Wange röthete sich; sie war

schöner als jemals. In äußerster Verwirrung stand der edle Mann vor ihr; ihn durchdrang eine unbekannte Rührung.

„Setzen wir uns," sagte, die Augen trocknend, das allerliebste Wesen. „Verzeihen Sie mir, bedauern Sie mich! Sie sehen, wie ich bestraft bin!" Sie hielt ihr gestricktes Tuch abermals vor die Augen und verbarg, wie bitterlich sie weinte.

„Klären Sie mich auf, meine Gnädige!" sprach er mit Hast.

„Nichts von gnädig!" entgegnete sie, himmlisch lächelnd. „Nennen Sie mich Ihre Freundin! Sie haben keine treuere. Und alle, mein Freund, ich weiß Alles; ich kenne die Lage der ganzen Familie genau; Aller Gesinnungen und Leiden bin ich vertraut."

„Was konnte Sie bis auf diesen Grad unterrichten?"

„Selbstbekenntnisse. Diese Hand wird Ihnen nicht fremd sein."

Sie wies ihm einige entfaltete Briefe hin.

„Die Hand meiner Schwester! Briefe, mehrere, der nachlässigen Schrift nach, vertraute! Haben Sie je mit ihr in Verhältniß gestanden?"

„Unmittelbar nicht, mittelbar seit einiger Zeit; hier die Aufschrift: An *."

„Ein neues Räthsel! An Makarien, die schweigsamste aller Frauen!"

„Desbalb aber doch die Vertraute, der Beichtiger aller bedrängten Seelen, aller Derer, die sich selbst verloren haben, sich wiederzufinden wünschten und nicht wissen, wo."

„Gott sei Dank!" rief er aus, „daß sich eine solche Vermittlung gefunden hat! Mir wollte es nicht ziemen, sie anzuflehen; ich segne meine Schwester, daß sie es that; denn auch mir sind Beispiele bekannt, daß jene Treffliche, im Verhalten eines sittlich magischen Spiegels, durch die äußere verworrene Gestalt irgend einem Unglücklichen sein rein schönes Innere gewiesen und ihn auf einmal erst mit sich selbst befriedigt und zu einem neuen Leben aufgefordert hat."

„Diese Wohlthat erzeigte sie auch mir," versetzte die Schöne. Und in diesem Augenblick fühlte unser Freund, wenn es ihm auch nicht klar wurde, dennoch entschieden, daß aus dieser sonst in ihrer Eigenheit abgeschlossenen merkwürdigen Person sich ein sittlich schönes, theilnehmendes und theilgebendes Wesen hervorthat.

„Ich war nicht unglücklich, aber unruhig," fuhr sie fort, „ich

gehörte mir selbst nicht recht mehr an; und das heißt denn doch am Ende nicht glücklich sein. Ich gefiel mir selbst nicht mehr; ich mochte mich vor dem Spiegel zurechtrücken, wie ich wollte, es schien mir immer, als wenn ich mich zu einem Maskenball herauspuzte; aber seitdem sie mir ihren Spiegel vorhielt, seit ich gewahr wurde, wie man sich von innen selbst schmücken könne, komm' ich mir wieder recht schön vor." Sie sagte das zwischen Lächeln und Weinen und war, man mußte es zugeben, mehr als liebenswürdig: sie erschien achtungswerth, und werth einer ewigen treuen Anhänglichkeit.

„Und nun, mein Freund, fassen wir uns kurz; hier sind die Briefe! Sie zu lesen und wiederzulesen, sich zu bedenken, sich zu bereiten, bedürften Sie allenfalls einer Stunde, mehr, wenn Sie wollen; alsdann werden mit wenigen Worten unsere Zustände sich entscheiden lassen."

Sie verließ ihn, um in dem Garten auf- und abzugehen; er entfaltete nun einen Briefwechsel der Baronin mit Makarien, dessen Inhalt wir summarisch andeuten. Jene beklagt sich über die schöne Wittwe; wie eine Frau die andere ansieht und scharf beurtheilt, geht hervor; eigentlich ist nur vom Aeußern und von Aeußerungen die Rede, nach dem Innern wird nicht gefragt. Hierauf von Seiten Makariens eine mildere Beurtheilung, Schilderung eines solchen Wesens von innen heraus; das Aeußere erscheint als Folge von Zufälligkeiten, kaum zu tadeln, vielleicht zu entschuldigen. Nun berichtet die Baronin von der Raserei und Tollheit des Sohns, der wachsenden Neigung des jungen Paars, von der Ankunft des Vaters, der entschiedenen Weigerung Hilariens. Ueberall finden sich Erwiderungen Makariens von reiner Billigkeit, die aus der gründlichen Ueberzeugung stammt, daß hieraus eine sittliche Besserung entstehen müsse. Sie übersendet zuletzt den ganzen Briefwechsel der schönen Frau, deren himmlisches Innere nun hervortritt und das Aeußere zu verherrlichen beginnt. Das Ganze schließt mit einer dankbaren Erwiderung an Makarien.

Sechstes Kapitel.

Wilhelm an Lenardo.

Endlich, theuerſter Freund, kann ich ſagen: ſie iſt gefunden! und zu Ihrer Beruhigung darf ich hinzuſetzen: in einer Lage, wo für das gute Weſen nichts weiter zu wünſchen übrig bleibt. Laſſen Sie mich im Allgemeinen reden; ich ſchreibe noch hier an Ort und Stelle, wo ich Alles vor Augen habe, wovon ich Rechenſchaft geben ſoll.

Häuslicher Zuſtand, auf Frömmigkeit gegründet, durch Fleiß und Ordnung belebt und erhalten, nicht zu eng, nicht zu weit, im glücklichſten Verhältniß zu den Fähigkeiten und Kräften. Um ſie her bewegt ſich ein Kreislauf von Handarbeitenden im reinſten, anfänglichſten Sinne; hier iſt Beſchränktheit und Wirkung in die Ferne, Umſicht und Mäßigung, Unſchuld und Thätigkeit. Nicht leicht habe ich mich in einer angenehmern Gegenwart gefreut, über welche eine heitere Ausſicht auf die nächſte Zeit und die Zukunft waltet. Dieſes, zuſammen betrachtet, möchte wol hinreichend ſein, einen jeden Theilnehmenden zu beruhigen.

Ich darf daher in Erinnerung Alles deſſen, was unter uns beſprochen worden, auf das Dringendſte bitten, der Freund möge es bei dieſer allgemeinen Schilderung belaſſen, ſolche allenfalls in Gedanken ausmalen, dagegen aber aller weitern Nachforſchung entſagen und ſich dem großen Lebensgeſchäfte, in das er nun wahrſcheinlich vollkommen eingeweiht ſein wird, auf die lebhafteſte Weiſe widmen.

Ein Duplikat dieſes Briefes ſende an Hersilien, das andere an den Abbé, der, wie ich vermuthe, am Sicherſten weiß, wo Sie zu finden ſind. An dieſen geprüften, im Geheimen und Offenbaren immer gleich zuverläſſigen Freund ſchreibe noch Einiges, welches er mittheilen wird; beſonders bitte, was mich ſelbſt betrifft, mit Antheil zu betrachten und mit frommen, treuen Wünſchen mein Vorhaben zu fördern.

Wilhelm an den Abbé.

Wenn mich nicht Alles trügt, ſo iſt Lenardo, der höchſtwerthzuſchätzende, gegenwärtig in Eurer Mitte, und ich ſende

deshalb das Duplikat eines Schreibens, damit es ihm sicher zugestellt werde. Möge dieser vorzügliche junge Mann in Eurem Kreis zu ununterbrochenem, bedeutendem Wirken verschlungen werden, da, wie ich hoffe, sein Inneres beruhigt ist.

Was mich betrifft, so kann ich nach fortdauernder thätiger Selbstprüfung mein durch Montan vorlängst angebrachtes Gesuch nunmehr nur noch ernstlicher wiederholen; der Wunsch, meine Wanderjahre mit mehr Fassung und Stätigkeit zu vollenden, wird immer dringender. In sicherer Hoffnung, man würde meinen Verstellungen Raum geben, habe ich mich durchaus vorbereitet und meine Einrichtung getroffen. Nach Vollendung des Geschäfts zu Gunsten meines edlen Freundes werde ich nun wol meinen fernern Lebensgang unter den schon ausgesprochenen Bedingungen getrost antreten dürfen. Sobald ich auch noch eine fromme Wallfahrt zurückgelegt, gedenke ich in * einzutreffen. An diesem Ort hoff' ich Eure Briefe zu finden und meinem innern Triebe gemäß von Neuem zu beginnen.

Siebentes Kapitel.

Nachdem unser Freund vorstehende Briefe abgelassen, schritt er, durch manchen benachbarten Gebirgszug fortwandernd, immer weiter, bis die herrliche Thallage sich ihm eröffnete, wo er der Beginn eines neuen Lebensganges so Manches abzuschließen gedachte. Unerwartet traf er hier auf einen jungen lebhaften Reisegefährten, durch welchen seinem Bestreben und seinem Genuß Manches zu Gunsten gereichen sollte. Er findet sich mit einem Maler zusammen, welcher, wie dergleichen viele in der offenen Welt, mehrere noch in Romanen und Dramen umherwandeln und spuken, sich diesmal als ein ausgezeichneter Künstler darstellte. Beide schieden sich gar bald in einander, vertrauen sich wechselseitig Neigungen, Absichten, Vorsätze; und nun wird offenbar, daß der treffliche Künstler, der aquarellirte Landschaften mit geistreicher, wohl gezeichneter und ausgeführter Staffage zu schmücken weiß, leidenschaftlich eingenommen sei von Mignon's Schicksalen, Gestalt und Wesen; er hatte sie gar oft schon vorgestellt und begab sich nun auf die Reise, die Umgebungen, worin sie gelebt, der Natur nachzubilden, hier das liebliche Kind in glücklichen und unglücklichen Umgebungen und Augenblicken

darzustellen und so ihr Bild, das in allen zarten Herzen lebt, auch dem Sinne des Auges hervorzurufen.

Die Freunde gelangen bald zum großen See.*) Wilhelm trachtet, die angedeuteten Stellen nach und nach aufzufinden. Ländliche Prachthäuser, weitläufige Klöster, Ueberfahrten und Buchten, Erdzungen und Landungsplätze wurden gesucht und die Wohnungen kühner und gutmüthiger Fischer so wenig als die breiter gebauten Städtchen am Ufer und Schlößchen auf benachbarten Höhen vergessen. Dies Alles weiß der Künstler zu ergreifen, durch Beleuchten und Färben der jedesmal geschichtlich erregten Stimmung anzueignen, so daß Wilhelm seine Tage und Stunden in durchgreifender Rührung zubrachte.

Auf mehreren Blättern war Mignon im Vordergrunde, wie sie lebte und lebte, vorgestellt, indem Wilhelm der glücklichen Einbildungskraft des Freundes durch genaue Beschreibung nachzuhelfen und das allgemeiner Gedachte ins Engere der Persönlichkeit einzufassen wußte. Und so sah man denn das Knaben-Mädchen in mannichfaltiger Stellung und Bedeutung aufgeführt. Unter dem hohen Säulenportale des herrlichen Landhauses stand sie, nachdenklich die Statuen der Vorhalle betrachtend. Hier schaukelte sie sich plätschernd auf dem angebundenen Kahn, dort erkletterte sie den Mast und erzeigte sich als ein kühner Matrose.

Ein Bild aber that sich vor allen hervor, welches der Künstler auf der Herreise, noch ehe er Wilhelmen begegnet, mit allen Charakterzügen sich angeeignet hatte. Mitten im rauhen Gebirg glänzt der anmuthige Scheinknabe, von Sturzfelsen umgeben, von Wasserfällen besprüht, mitten in einer schwer zu beschreibenden Horde. Vielleicht ist eine grauerliche, steile Urgebirgschlucht nie anmuthiger und bedeutender staffirt worden. Die bunte, zigeunerhafte Gesellschaft, roh zugleich und phantastisch, seltsam und gemein, zu locker, um Furcht einzuflößen, zu wunderlich, um Vertrauen zu erwecken. Kräftige Saumrosse schleppen, bald über Knüppelwege, bald eingehauene Stufen hinab, ein buntverworrenes Gepäck, an welchem herum die sämmtlichen Instrumente einer betäubenden Musik, schlotternd aufgehängt, das Ohr mit rauhen Tönen von Zeit zu Zeit belästigen. Zwischen alledem das liebenswürdige Kind, in sich gekehrt ohne Trotz,

*) Den Lago maggiore mit den Borromäischen Inseln, wie Goethe ausdrücklich gegen Eckermann erklärte. Isola bella hatte Jean Paul, ohne sie je gesehen zu haben, in seinem Titan glücklich genug eingeführt.

unwillig ohne Widerstreben, geführt, aber nicht geschleppt. Wer hätte sich nicht des merkwürdigen ausgeführten Bildes gefreut? Kräftig charakterisirt war die grimmige Enge dieser Felsmassen, die Alles durchschneidenden schwarzen Schluchten, zusammengethürmt, allen Ausgang zu hindern drohend, hätte nicht eine kühne Brücke auf die Möglichkeit, mit der übrigen Welt in Verbindung zu gelangen, hingedeutet. Auch ließ der Künstler mit klugdichtendem Wahrheitssinne eine Höhle merklich werden, die man als Naturwerkstatt mächtiger Krystalle oder als Aufenthalt einer fabelhaft furchtbaren Drachenbrut ansprechen konnte.

Nicht ohne heilige Scheu besuchten die Freunde den Palast des Marchese. Der Greis war von seiner Reise noch nicht zurück; sie wurden aber auch in diesem Bezirk, weil sie sich mit geistlichen und weltlichen Behörden wohl zu benehmen wußten, freundlich empfangen und behandelt. Die Abwesenheit des Hausherrn jedoch empfand Wilhelm sehr angenehm; denn ob er gleich den würdigen Mann gerne wiedergesehen und herzlich begrüßt hätte, so fürchtete er sich doch vor dessen dankbarer Freigebigkeit und vor irgend einer aufgedrungenen Belohnung jenes treuen, liebevollen Handelns, wofür er schon den zartesten Lohn dahingenommen hatte.

Und so schwammen die Freunde auf zierlichem Nachen von Ufer zu Ufer, den See in jeder Richtung durchkreuzend. In der schönsten Jahreszeit entging ihnen weder Sonnenaufgang noch Untergang und keine der tausend Schattirungen, mit denen das Himmelslicht sein Firmament und von da See und Erde freigebigst überspendet und sich im Abglanz erst vollkommen verherrlicht.

Eine üppige Pflanzenwelt, ausgesäet von Natur, durch Kunst gepflegt und gefördert, umgab sie überall. Schon die ersten Kastanienwälder hatten sie willkommen geheißen, und nun konnten sie sich eines traurigen Lächelns nicht enthalten, wenn sie, unter Cypressen gelagert, den Lorbeer aufsteigen, den Granatapfel sich rothen, Orangen und Citronen in Blüthe sich entfalten und Früchte zugleich aus dem dunkeln Laube hervorglühend erblickten.*)

Durch den frischen Gesellen entstand jedoch für Wilhelmen ein neuer Genuß. Unserm alten Freund hatte die Natur kein malerisches Auge gegeben. Empfänglich für sichtbare Schönheit

*) Mit Hindeutung auf Mignon's Lied „Kennst Du das Land ꝛc."

nur an menſchlicher Geſtalt, ward er auf einmal gewahr, ihm ſei durch einen gleichgeſtimmten, aber zu ganz andern Genüſſen und Thätigkeiten gebildeten Freund die Umwelt aufgeſchloſſen.

In geiſtreicher Hindeutung auf die wechſelnden Herrlichkeiten der Gegend, mehr aber noch durch concentrirte Nachahmung wurden ihm die Augen aufgethan und er von allen ſonſt hartnäckig gehegten Zweifeln befreit. Verdächtig waren ihm von je der Nachbildungen italieniſcher Gegenden geweſen; der Himmel ſchien ihm zu blau, der vielfache Ton reizender Fernen zwar höchſt lieblich, doch unwahr, und das mancherlei friſche Grün doch gar zu bunt; nun verſchmelzt er aber mit ſeinem neuen Freunde aufs Innigſte und lernte, empfänglich, wie er war, mit deſſen Augen die Welt ſehen, und indem die Natur das offenbare Geheimniß ihrer Schönheit entfaltete, mußte man nach Kunſt, als der würdigſten Auslegerin, unbezwingliche Sehnſucht empfinden.

Aber ganz unerwartet kam der maleriſche Freund ihm von einer andern Seite entgegen. Dieſer hatte manchmal einen heitern Geſang angeſtimmt und dadurch ruhige Stunden auf weit- und breiter Wellenfahrt gar innig belebt und begleitet. Nun aber traf ſich's, daß er in einem der Paläſte ein ganz eigenes Saitenſpiel fand, eine Laut' in kleinem Format, kräftig, vollklingend, bequem und tragbar; er wußte das Inſtrument alſobald zu ſtimmen, ſo glücklich und angenehm zu behandeln und die Gegenwärtigen ſo freundlich zu unterhalten, daß er, als neuer Orpheus, den ſonſt ſtrengen und trockenen Kaſtellan erweichend bezwang und ihn freundlich nöthigte, das Inſtrument dem Sänger auf eine Zeit lang zu überlaſſen, mit der Bedingung, ſolches vor der Abreiſe treulich wiederzugeben, auch in der Zwiſchenzeit an irgend einem Sonn- oder Feiertage zu erſcheinen und die Familie zu erfreuen.

Ganz anders war nunmehr See und Ufer belebt: Boot und Kahn bubten um ihre Nachbarſchaft, ſelbſt Fracht- und Marktſchiffe verweilten in ihrer Nähe; Reihen von Menſchen zogen am Strande nach, und die Landenden ſahen ſich ſogleich von einer frohſinnigen Menge umgeben; die Scheidenden ſegnete Jedermann, zufrieden, doch ſehnſuchtsvoll.

Nun hätte zuletzt ein Dritter, die Freunde beobachtend, gar wohl bemerken können, daß die Sendung Beider eigentlich geendigt ſei; alle die auf Mignon ſich beziehenden Gegenden

und Lokalitäten waren sämmtlich umrissen, theils in Licht, Schatten und Farbe gesetzt, theils in heißen Tagesstunden treulich ausgeführt. Dies zu leisten, hatten sie sich auf eine eigene Weise von Ort zu Ort bewegt, weil ihnen Wilhelm's Gelübde gar oft hinderlich war; doch wußten sie solches gelegentlich zu umgehen durch die Auslegung, es gelte nur für das Land, auf dem Wasser sei es nicht anwendbar.

Auch fühlte Wilhelm selbst, daß ihre eigentliche Absicht erreicht sei; aber leugnen konnte er sich nicht, daß der Wunsch, Hilarien und die schöne Wittwe zu sehen, auch noch befriedigt werden müsse, wenn man mit freiem Sinne diese Gegend verlassen wollte. Der Freund, dem er die Geschichte vertraut, war nicht weniger neugierig und freute sich schon, einen herrlichen Platz in einer seiner Zeichnungen leer und ledig zu wissen, den er mit den Gestalten so holder Personen künstlerisch zu verzieren gedachte.

Nun stellten sie Kreuz- und Querfahrten an, die Punkte, wo der Fremde in dieses Paradies einzutreten pflegt, beobachtend. Ihre Schiffer hatten sie mit der Hoffnung, Freunde hier zu sehen, bekannt gemacht. Und nun dauerte es nicht lange, so sahen sie ein wohlverziertes Prachtschiff herangleiten, worauf sie Jagd machten und sich nicht enthielten, sogleich leidenschaftlich zu entern. Die Frauenzimmer, einigermaßen betroffen, faßten sich sogleich, als Wilhelm das Blättchen vorwies und Beide den von ihnen selbst verzeichneten Pfeil ohne Bedenken anerkannten.*) Die Freunde wurden alsobald zutraulich eingeladen, das Schiff der Damen zu besteigen, welches eilig geschah.

Und nun vergegenwärtige man sich die Vier, wie sie im zierlichsten Raum beisammen gegeneinanderüber sitzen, in der seligsten Welt von lindem Lufthauch angeweht, auf glänzenden Wellen geschaukelt! Man denke das weibliche Paar, wie wir sie vor Kurzem geschildert gesehen, das männliche, mit dem wir schon seit Wochen ein gemeinsames Reiseleben führten, und wir sehen sie nach einiger Betrachtung sämmtlich in der anmuthigsten, obgleich gefährlichsten Lage. Für die Drei, welche sich sehen, willig oder unwillig, zu den Entsagenden gezählt, ist nicht das Schwerste zu befürchten; der Vierte jedoch durfte sich nur allzu bald in jenen Orden aufgenommen sehen.

*) Des Blättchens und des Pfeiles hatte Herstlie in den bei der spätern Redaktion leider mit dem Briefe selbst abhandengekommenen zwei Nachschriften gedacht.

Nachdem man einigemal den See durchkreuzt und auf die intereſſantesten Lokalitäten ſowol des Ufers als der Inſeln hingedeutet hatte, brachte man die Damen gegen den Ort, wo ſie übernachten ſollten, und wo ein gewandter, für dieſe Reiſe angenommener Führer alle wünſchenswerthen Bequemlichkeiten zu beſorgen wußte. Hier war nun Wilhelm's Gelübde ein ſchicklicher, aber unbequemer Ceremonienmeiſter; denn gerade an dieſer Station hatten die Freunde vor Kurzem drei Tage zugebracht und alles Merkwürdige der Umgebung erforſcht. Der Künſtler, welchen kein Gelübde zurückhielt, wollte die Erlaubniß erbitten, die Damen ans Land zu geleiten, die es aber ablehnten, weswegen man ſich in einiger Entfernung vom Hafen trennte.

Kaum war der Sänger in ſein Schiff gedrungen, das ſich eiligſt vom Ufer entfernte, als er nach der Laute griff und jenen wunderſam klagenden Geſang, den die Venezianiſchen Schiffer von Land zu See, von See zu Land erſchallen laſſen, lieblich anzuſtimmen begann.*) Geübt genug zu ſolchem Vortrag, der ihm diesmal eigens zart und ausdrucksvoll gelang, verſtärkte er verhältnißmäßig zur wachſenden Entfernung den Ton, ſo daß man am Ufer immer die gleiche Nähe des Scheidenden zu hören glaubte. Er ließ zuletzt die Laute ſchweigen, ſeiner Stimme allein vertrauend, und hatte das Vergnügen, zu bemerken, daß die Damen, anſtatt ſich ins Haus zurückzuziehen, am Ufer zu verweilen beliebten. Er fühlte ſich ſo begeiſtert, daß er nicht endigen konnte, auch ſelbſt als zuletzt Nacht und Entfernung das Anſchauen aller Gegenſtände entzogen; bis ihm endlich der mehr beruhigte Freund bemerklich machte, daß, wenn auch Finſterniß den Ton begünſtige, das Schiff den Kreis doch längſt verlaſſen habe, in welchem derſelbe wirken könne.

Der Verabredung gemäß traf man ſich des andern Tags abermals auf offener See. Vorüberfliegend befreundete man ſich mit der ſchönen Reihe merkwürdig hingelagerter, bald reihenweis überſehbarer, bald ſich verſchiebender Anſichten, die, im Waſſer ſich gleichmäßig verdoppelnd, bei Uferfahrten das mannichfaltigſte Vergnügen gewähren. Dabei ließen denn die künſtleriſchen Nachbildungen auf dem Papier dasjenige vermuthen und ahnen, was man auf dem heutigen Zug nicht unmittelbar gewahrte. Für Alles dieſes ſchien die ſtille Hilarie freien und ſchönen Sinn zu beſitzen.

*) Vgl. Goethe's Aufſatz „Volksgeſang“ hinter der „italieniſchen Reiſe“.

Aber nun gegen Mittag erschien abermals das Wunderbare: die Damen landeten allein, die Männer kreuzten vor dem Hafen. Nun suchte der Sänger seinen Vortrag einer solchen Annäherung zu bequemen, wo nicht blos von einem zart und lebhaft jodelnden allgemeinen Sehnsuchtston, sondern von heiterer, zierlicher Andringlichkeit irgend eine glückliche Wirkung zu hoffen wäre. Da wollte denn manchmal ein und das andere der Lieder, die wir geliebten Personen der Lehrjahre schuldig sind, über den Saiten, über den Lippen schweben; doch enthielt er sich aus wohlmeinender Schonung, deren er selbst bedurfte, und schwärmte vielmehr in fremden Bildern und Gefühlen umher, zum Gewinn seines Vortrags, der sich nur um desto einschmeichelnder vernehmen ließ. Beide Freunde hätten, auf diese Weise den Hafen blockirend, nicht an Essen und Trinken gedacht, wenn die vorsichtigen Freundinnen nicht gute Bissen herüber-gesendet hätten, wozu ein begleitender Trunk ausgesuchten Weins zum Allerbesten schmeckte.

Jede Absonderung, jede Bedingung, die unsern aufkeimenden Leidenschaften in den Weg tritt, schärft sie, anstatt sie zu dämpfen; und auch diesmal läßt sich vermuthen, daß die kurze Abwesenheit beiden Theilen gleiche Sehnsucht erregt habe. Allerdings! man sah die Damen in ihrer blendend muntern Gondel gar bald wieder heranfahren. Das Wort Gondel nehme man aber nicht im traurigen Venetianischen Sinne; *) hier bezeichnet es ein lustig-bequem-geräumiges Schiff, das, hätte sich unser kleiner Kreis verdoppelt, immer noch geräumig genug gewesen wäre.

Einige Tage wurden so auf diese eigene Weise zwischen Begegnen und Scheiden, zwischen Trennen und Zusammensein hingebracht; im Genuß vergnüglichster Geselligkeit schwebte immer Entfernen und Entbehren vor der bewegten Seele. In Gegenwart der neuen Freunde rief man sich die ältern zurück; vermißte man die neuen, so mußte man bekennen, daß auch diese schon starken Anspruch an Erinnerung zu erwerben gewußt. Nur ein gefaßter, gerüsteter Geist, wie unsere schöne Wittwe, konnte sich zu solcher Stunde völlig im Gleichgewicht erhalten. Hilariens Herz war zu sehr verwundet, als daß es einen neuen, reinen Eindruck zu empfangen fähig gewesen wäre; aber wenn die Anmuth einer herrlichen Gegend uns lindernd anzieht, wenn die Milde gefühlvoller Freunde auf uns einwirkt, so kommt etwas

*) Vgl. die Venet. Epigramme, Nr. 8. (Werke II. 139).

Eigenes über Geist und Sinn, das uns Vergangenes, Abwesendes traumartig zurückruft und das Gegenwärtige, als wäre es nur Erscheinung, gesetzmäßig entfernt. So abwechselnd hin und wieder geschaukelt, angezogen und abgelehnt, genähert und entfernt, wallten und wogten sie verschiedene Tage.

Ohne diese Verhältnisse näher zu beurtheilen, glaubte doch der gewandte, welterfahrene Reiseführer einige Veränderung in dem ruhigen Betragen seiner Heldinnen gegen das bisherige zu bemerken, und als das Grillenhafte dieser Zustände sich ihm endlich aufgeklärt hatte, wußte er auch hier das Erforderliche zu vermitteln. Denn als man eben die Damen abermals zu dem Orte, wo ihre Tafel bereitet wäre, bringen wollte, begegnete ihnen ein anderes geschmücktes Schiff, das, an das übrige sich anlegend, einen gut gedeckten Tisch mit allen Heiterkeiten einer festlichen Tafel einladend vorwies. Man konnte nun den Verlauf mehrerer Stunden zusammen abwarten, und erst die Nacht entschied die herkömmliche Trennung.

Glücklicherweise hatten die männlichen Freunde auf ihren frühern Fahrten gerade die geschmückteste der Inseln aus einer gewissen Naturgrille zu betreten vernachlässigt und auch jetzt nicht gedacht, die dortigen, keineswegs im besten Stand erhaltenen Künsteleien den Freundinnen vorzuzeigen, ehe die herrlichen Weltscenen völlig erschöpft wären. Doch zuletzt ging ihnen ein ander Licht auf. Man zog den Führer ins Vertrauen; dieser wußte jene Fahrt sogleich zu beschleunigen, und sie hielten solche für die seligste. Nun durften sie hoffen und erwarten, nach so manchen unterbrochenen Freuden drei volle himmlische Tage, in einem abgeschlossenen Bezirk versammelt, zuzubringen.

Hier müssen wir nun den Reiseführer besonders rühmen; er gehörte zu jenen beweglichen, thätig gewandten, welche, mehrere Herrschaften geleitend, dieselben Routen oft zurücklegen, mit Bequemlichkeiten und Unbequemlichkeiten genau bekannt, die einen zu vermeiden, die andern zu benutzen und, ohne Hintansetzung eigenen Vortheils, ihre Patrone doch immer wohlfeiler und vergnüglicher durchs Land zu führen verstehen, als diesen auf eigene Hand würde gelungen sein.

Zu gleicher Zeit that sich eine lebhafte weibliche Bedienung der Frauenzimmer, zum ersten Mal entschieden, thätig hervor, so daß die schöne Wittwe zur Betrachtung machen konnte, die beiden Freunde möchten bei ihr als Gäste einkehren und mit mäßiger Bewirthung vorlieb nehmen. Auch hier gelang Alles zum Gün-

stigsten; denn der kluge Geschäftsträger hatte bei dieser Gelegenheit, wie früher, von den Empfehlungs- und Kreditbriefen der Damen so klugen Gebrauch zu machen gewußt, daß in Abwesenheit der Besitzer Schloß und Garten, nicht weniger die Küche zu beliebigem Gebrauch eröffnet worden, ja sogar einige Aussicht auf den Keller blieb. Alles stimmte nun so zusammen, daß man sich gleich vom ersten Augenblick an als einheimisch, als eingeborne Herrschaft solcher Paradiese fühlen mußte.

Das sämmtliche Gepäck aller unserer Reisenden ward sogleich auf die Insel gebracht, wodurch für die Gesellschaft große Bequemlichkeit entstand, der größte Vortheil aber dabei erzielt ward, indem die sämmtlichen Portefeuilles des trefflichen Künstlers, zum ersten Mal alle beisammen, ihm Gelegenheit gaben, den Weg, den er genommen, in stätiger Folge den Schönen zu vergegenwärtigen. Man nahm die Arbeit mit Entzücken auf; nicht etwa wie Liebhaber und Künstler sich wechselsweise präkonisiren — hier ward einem vorzüglichen Manne das gefühlteste und einsichtigste Lob ertheilt. Damit wir aber nicht in Verdacht gerathen, als wollten wir mit allgemeinen Phrasen dasjenige, was wir nicht vorzeigen können, gläubigen Lesern nur unterschieben, so stehe hier das Urtheil eines Kenners, der bei jenen fraglichen sowol als gleichen und ähnlichen Arbeiten mehrere Jahre nachher bewundernd verweilte.

„Ihm gelingt, die heitere Ruhe stiller Seeaussichten darzustellen, wo anliegend-freundliche Wohnungen, sich in der klaren Fluth spiegelnd, gleichsam zu baden scheinen, Ufer, mit begrünten Hügeln umgeben, hinter denen Waldgebirge und eisige Gletscherfirnen aufsteigen. Der Farbenton solcher Scenen ist heiter, fröhlich klar, die Fernen mit milderndem Duft wie übergossen, der, nebelgrauer und einhüllender, aus durchströmten Gründen und Thälern hervorsteigt und ihre Windungen andeutet. Nicht minder ist des Meisters Kunst zu loben in Ansichten aus Thälern, näher am Hochgebirg gelegen, wo üppig bewachsene Bergeshänge niedersteigen, frische Ströme sich am Fuß der Felsen eilig fortwälzen.

„Trefflich weiß er in mächtig schattenden Bäumen des Vordergrundes den unterscheidenden Charakter verschiedener Arten, so in Gestalt des Ganzen wie in dem Gang der Zweige, den einzelnen Partien der Blätter, befriedigend anzudeuten, nicht weniger in dem auf mancherlei Weise nüancirten frischen Grün, worin

sanfte Lüfte mit gelindem Hauch zu fächeln und die Lichter da-
ber gleichsam bewegt erscheinen.

„Im Mittelgrund ermattet allmählig der lebhafte grüne Ton und vermählt sich auf entfernten Bergabhöhen schwach violett mit dem Blau des Himmels. Doch unserm Künstler glücken über Alles Darstellungen höherer Alpgegenden, das einfach Große und Stille ihres Charakters, die ausgedehnten Weiden am Bergesabhang, mit dem frischesten Grün überkleidet, wo dunkel einzeln stehende Tannen aus dem Rasenteppich ragen und von hohen Felswänden sich schäumende Bäche stürzen. Mag er die Weiden mit grasendem Rindvieh staffiren oder den engen, um Felsen sich windenden Bergpfad mit beladenen Saumpferden und Maulthieren, er zeichnet alle gleich gut und geistreich; immer am schicklichen Ort und nicht in zu großer Fülle angebracht, zieren und beleben sie diese Bilder, ohne ihre ruhige Einsamkeit zu stören oder auch nur zu mindern. Die Ausführung zeigt von der kühnsten Meisterhand, leicht, mit wenigen sichern Strichen, und doch vollendet. Er bediente sich später englischer glänzender Permanentfarben auf Papier; daher sind diese Gemälde von vorzüglich blühendem Farbenton, heiter, aber zugleich kräftig und gesättigt.

„Seine Abbildungen tiefer Felsschluchten, wo um und um nur todtes Gestein starrt, im Abgrund, von kühner Brücke überspringen, der wilde Strom tobt, gefallen zwar nicht wie die vorigen, doch ergreift uns ihre Wahrheit; wir bewundern die große Wirkung des Ganzen, durch wenige bedeutende Striche und Massen von Lokalfarben mit dem geringsten Aufwand hervorgebracht.

„Ebenso charakteristisch weiß er die Gegenden des Hochgebirges darzustellen, wo weder Baum noch Gesträuch mehr fortkommt, sondern nur zwischen Felszacken und Schneegipfeln sonnige Flächen mit zartem Rasen sich bedecken. So schön und gründuftig und einladend er dergleichen Stellen auch kolorirt, so sinnig hat er doch unterlassen, hier mit weidenden Heerden zu staffiren; denn diese Gegenden geben nur Futter den Gemsen, und Wildheuern einen gefahrvollen Erwerb."

Wir entfernen uns nicht von der Absicht, unsern Lesern den Zustand solcher wilden Gegenden so nah als möglich zu bringen, wenn wir das eben gebrauchte Wort Wildheuer mit Wenigem erklären. Man bezeichnet damit ärmere Bewohner der Hochgebirge, welche sich unterfangen, auf Grasplätzen, die für das

Vieh schlechterdings unzugänglich sind, Heu zu machen. Sie ersteigen deswegen, mit Steigebacken an den Füßen, die steilsten, gefährlichsten Klippen, oder lassen sich, wo es nöthig ist, von hohen Felswänden an Stricken auf die besagten Grasplätze herab. Ist nun das Gras von ihnen geschlagen und zu Heu getrocknet, so werfen sie solches von den Höhen in tiefere Thalgründe herab, wo dasselbe, wieder gesammelt, an Viehbesitzer verkauft wird, die es der vorzüglichen Beschaffenheit wegen gern erhandeln.

Jene Bilder, die zwar einen Jeden erfreuen und anziehen müßten, betrachtete Hilarie besonders mit großer Aufmerksamkeit. Ihre Bemerkungen gaben zu erkennen, daß sie selbst diesem Fache nicht fremd sei; am Wenigsten blieb dies dem Künstler verborgen, der sich von Niemandem lieber erkannt gesehen hätte als gerade von dieser anmuthigsten aller Personen. Die ältere Freundin schwieg daher nicht länger, sondern tadelte Hilarien, daß sie mit ihrer eigenen Geschicklichkeit hervorzutreten auch diesmal, wie immer, zaudere; hier sei die Frage nicht, gelobt oder getadelt zu werden, sondern zu lernen; eine schönere Gelegenheit finde sich vielleicht nicht wieder.

Nun zeigte sich erst, als sie genöthigt war, ihre Blätter vorzuweisen, welch ein Talent hinter diesem stillen, zierlichsten Wesen verborgen liege; die Fähigkeit war eingeboren, fleißig geübt; sie besaß ein treues Auge, eine reinliche Hand, wie sie Frauen bei ihren sonstigen Schmuck- und Putzarbeiten zu höherer Kunst befähigt. Man bemerkte freilich Unsicherheit in den Strichen und deshalb nicht hinlänglich ausgesprochenen Charakter der Gegenstände; aber man bewunderte genugsam die fleißigste Ausführung, dabei jedoch das Ganze nicht aufs Vortheilhafteste gefaßt, nicht künstlerisch zurecht gerückt. Sie fürchtet, so scheint es, den Gegenstand zu entweihen, bliebe sie ihm nicht vollkommen getreu; deshalb ist sie ängstlich und verliert sich im Detail.

Nun aber fühlt sie sich durch das große, freie Talent, die dreiste Hand des Künstlers aufgeregt, erweckt, was von Sinn und Geschmack in ihr treulich schlummerte; es geht ihr auf, daß sie nur Muth fassen, einige Hauptmaximen, die ihr der Künstler gründlich, freundlich dringend, wiederholt überlieferte, ernst und sträflich befolgen müsse. Die Sicherheit des Striches findet sich ein; sie hält sich allmählig weniger an die Theile als ans Ganze. Und so schließt sich die schönste Fähigkeit unvermuthet zur Fertigkeit auf, wie eine Rosenknospe, an der wir noch Abends unbeachtend

vorübergingen. Morgens mit Sonnenaufgang vor unsern Augen hervorbricht, so daß wir das lebende Zittern, das die herrliche Erscheinung dem Lichte entgegenrollt, mit Augen zu schauen glauben.

Auch nicht ohne sittliche Nachwirkung war eine solche ästhetische Ausbildung geblieben; denn einen magischen Eindruck auf ein reines Gemüth bewirkt das Gewahrwerden der innigsten Dankbarkeit gegen irgend Jemanden, dem wir entscheidende Belehrung schuldig sind. Diesmal war es das erste frohe Gefühl, das in Hilariens Seele nach geraumer Zeit hervortrat. Die herrliche Welt erst Tage lang vor sich zu sehen und nun die auf einmal verliehene vollkommenere Darstellungsgabe zu empfinden! Welche Wonne, in Zügen und Farben dem Unaussprechlichen näher zu treten! Sie fühlte sich mit einer neuen Jugend überrascht und konnte sich eine besondere Anneigung zu Jenem, dem sie dies Glück schuldig geworden, nicht versagen.

So saßen sie neben einander; man hätte nicht unterscheiden können, wer hastiger Kunstvortheile zu überliefern oder sie zu ergreifen und auszuüben gewesen wäre. Der glücklichste Wettstreit, wie er sich selten zwischen Schüler und Meister entzündet, that sich hervor. Manchmal schien der Freund auf ihr Blatt mit einem entscheidenden Zuge einwirken zu wollen, sie aber, sanft ablehnend, eilte, gleich das Gewünschte, das Nothwendige zu thun, und immer zu seinem Erstaunen.

Die schöne Wittwe ging indeß mit Wilhelmen unter Cypressen und Pinien, bald an Trauben-, bald an Orangengeländern der Terrassen hin und konnte sich zuletzt nicht enthalten, den leise angedeuteten Wunsch des neuen Freundes zu erfüllen; sie mußte ihm die wundersame Verschränkung offenbaren, wodurch die Freundinnen, von ihren frühern Verhältnissen getrennt, unter sich innig verbunden, in die Welt hinausgeschickt worden.

Wilhelm, der die Gabe nicht vermißte, sich Alles genau zu merken, schrieb die trauliche Erzählung später auf, und wir gedenken sie, wie er solche verfaßt und durch Hersilien an Natalien gesendet, künftig unsern Lesern mitzutheilen.

Der letzte Abend war nun herangekommen, und ein hervorleuchtender klarster Vollmond ließ den Uebergang von Tag zu Nacht nicht empfinden. Die Gesellschaft hatte sich zusammen auf einer der höchsten Terrassen gelagert, den ruhigen, von allen Seiten her erleuchteten und rings widerglänzenden See, dessen Länge sich zum Theil verbarg, seiner Breite nach ganz und klar zu überschauen.

Was man nun auch in solchen Zuständen besprechen mochte, so war doch nicht zu unterlassen, das hundertmal Besprochene, die Vorzüge dieses Himmels, dieses Wassers, dieser Erde, unter dem Einfluß einer gewaltigen Sonne, eines mildern Mondes, nochmals zu bereden, ja, sie ausschließlich und lyrisch anzuerkennen.

Was man sich aber nicht gestand, was man sich kaum selbst bekennen mochte, war das tiefe schmerzliche Gefühl, das in jedem Busen, stärker oder schwächer, durchaus aber gleich wahr und zart, sich bewegte. Das Vorgefühl des Scheidens verbreitete sich über die Gesammtheit; ein allmähliges Verstummen wollte fast ängstlich werden.

Da ermannte, da entschloß sich der Sänger, auf seinem Instrumente kräftig präludirend, uneingedenk jener frühern wohlbedachten Schonung. Ihm schwebte Mignon's Bild mit dem ersten Zartgesang des holden Kindes vor. Leidenschaftlich über die Grenze gerissen, mit sehnsüchtigem Griff die wohllingenden Saiten aufregend, begann er anzustimmen:

Kennst Du das Land, wo die Citronen blühn,
Im dunkeln Laub — — — — —

Hilarie stand erschüttert auf und entfernte sich, die Stirne verschleiernd; unsere schöne Wittwe bewegte ablehnend eine Hand gegen den Sänger, indem sie mit der andern Wilhelm's Arm ergriff. Hilarien folgte der wirklich verworrene Jüngling; Wilhelmen zog die mehr besonnene Freundin hinter Beiden drein. Und als sie nun alle Vier im hohen Mondschein sich gegenüberstanden, war die allgemeine Rührung nicht mehr zu verhehlen. Die Frauen warfen sich einander in die Arme, die Männer umfaßten sich, und Luna ward Zeuge der edelsten, keuschesten Thränen. Einige Besinnung kehrte langsam erst zurück; man zog sich aus einander, schweigend, unter seltsamen Gefühlen und Wünschen, denen doch die Hoffnung schon abgeschnitten war. Nun fühlte sich unser Künstler, welchen der Freund mit sich riß, unter dem hehren Himmel, in der ernstlieblichen Nachtstunde, einzeweiht in alle Schmerzen des ersten Grades der Entsagenden, welchen jene Freunde schon überstanden hatten, nun aber sich in Gefahr sahen, abermals schmerzlich gerührt zu werden.

Spät hatten sich die Jünglinge zur Ruhe begeben, und am frühen Morgen zeitig erwachend, faßten sie ein Herz und glaub-

ten sich stark zu einem Abschied aus diesem Paradiese, ersannen mancherlei Pläne, wie sie ohne Pflichtverletzung in der angenehmen Nähe zu verharren allenfalls möglich machten.

Ihre Vorschläge deshalb gedachten sie anzubringen, als die Nachricht sie überraschte, schon beim frühesten Scheine des Tages seien die Damen abgefahren. Ein Brief von der Hand unserer Herzenskönigin belehrte sie des Weitern. Man könnte zweifelhaft sein, ob mehr Verstand oder Güte, mehr Neigung oder Freundschaft, mehr Anerkennung des Verdienstes oder leises, verschämtes Verurtheil darin ausgesprochen sei. Leider enthielt der Schluß die harte Forderung, daß man den Freundinnen weder folgen, noch sie irgendwo aufsuchen, ja, wenn man sich zufällig begegnete, einander treulich ausweichen wolle.

Nun war das Paradies wie durch einen Zauberschlag für die Freunde zur völligen Wüste gewandelt, und gewiß hätten sie selbst gelächelt, wäre ihnen in dem Augenblick klar geworden, wie ungerecht undankbar sie sich auf einmal gegen eine so schöne, so merkwürdige Umgebung verhielten. Kein selbstsüchtiger Hypochondrist würde so scharf und scheelsüchtig den Verfall der Gebäude, die Vernachlässigung der Mauern, das Verwittern der Thürme, den Grasüberzug der Gänge, das Aussterben der Bäume, das vermoosende Vermodern der Kunstgrotten, und was noch Alles dergleichen zu bemerken wäre, gerügt und gescholten haben. Sie faßten sich indeß, so gut es sich fügen wollte; unser Künstler packte sorgfältig seine Arbeit zusammen; sie schifften Beide sich ein. Wilhelm begleitete ihn bis in die obere Gegend des Sees, wo Jener nach früherer Verabredung seinen Weg zu Natalien suchte, um sie durch die schönen landschaftlichen Bilder in Gegenden zu versetzen, die sie vielleicht sobald nicht betreten sollte. Berechtigt ward er zugleich, den unerwarteten Fall bekennend, vorzutragen, wodurch er in die Lage gerathen, von den Bundesgliedern des Entsagens aufs Freundlichste in die Mitte genommen und durch liebevolle Behandlung, wo nicht geheilt, doch getröstet zu werden.

Lenardo an Wilhelmen.

Ihr Schreiben, mein Theuerster, traf mich in einer Thätigkeit, die ich Verwirrung nennen könnte, wenn der Zweck nicht so groß, das Erlangen nicht so sicher wäre. Die Verbindung

mit den Übrigen ist wichtiger, als beide Theile sich denken konnten. Darüber darf ich nicht anfangen zu schreiben, weil sich gleich hervortut, wie unübersehbar das Ganze, wie unaussprechlich die Verknüpfung. Thun ohne Reden muß jetzt unsere Losung sein. Tausend Dank, daß Sie mir auf ein so anmuthiges Geheimniß halbverschleiert in die Ferne hindeuten; ich gönne dem guten Wesen einen so einfach glücklichen Zustand, indessen mich ein Wirbel von Verschlingungen, doch nicht ohne Leitstern, umhertreiben wird. Der Abbé übernimmt, das Weitere zu vermelden; ich darf nur dessen gedenken, was fördert; die Sehnsucht verschwindet im Thun und Wirken. Sie haben mich — und hier nicht weiter. Wo genug zu schaffen ist, bleibt kein Raum für Betrachtung.

Der Abbé an Wilhelmen.

Wenig hätte gefehlt, so wäre Ihr wohlgemeinter Brief, ganz Ihrer Absicht entgegen, uns höchst schädlich geworden. Die Schilderung der Gefundenen ist so gemüthlich und reizend, daß, um sie gleichfalls aufzufinden, der wunderliche Freund vielleicht Alles hätte stehen und liegen lassen, wären unsere nunmehr verbündeten Plane nicht so groß und weitaussehend. Nun aber hat er die Probe bestanden, und es bestätigt sich, daß er von der wichtigen Angelegenheit völlig durchdrungen ist und sich von allem Andern ab- und allein dorthin gezogen fühlt.

In diesem unserm neuen Verhältniß, dessen Einleitung wir Ihnen verdanken, ergaben sich bei näherer Untersuchung für Jene wie für uns weit größere Vortheile, als man gedacht hätte. Denn gerade durch eine von der Natur weniger begünstigte Gegend, wo ein Theil der Güter gelegen ist, die ihm der Oheim abtritt, ward in der neuern Zeit ein Kanal projektirt, der auch durch unsere Besitzungen sich ziehen wird und wodurch, wenn wir uns an einander schließen, sich der Werth derselben ins Unberechenbare erhöht.

Hiebei kann er seine Hauptneigung, ganz von vorne anzufangen, sehr bequem entwickeln. Zu beiden Seiten jener Wasserstraße wird unbebautes und unbewohntes Land genugsam zu finden sein; dort mögen Spinnerinnen und Weberinnen sich ansiedeln, Maurer, Zimmerleute und Schmiede sich und jenen mäßige Werkstätten bestellen; Alles mag durch die erste Hand

verrichtet werden, indessen wir Andern die verwickelten Aufgaben zu lösen unternehmen und den Umschwung der Thätigkeit zu befördern wissen.

Dieses ist also die nächste Aufgabe unseres Freundes. Aus den Gebirgen vernimmt man Klagen über Klagen, wie dort Nahrungslosigkeit überhand nehme; auch sollen jene Strecken im Uebermaaß bevölkert sein. Dort wird er sich umsehen, Menschen und Zustände beurtheilen und die wahrhaft Thätigen, sich selbst und Andern Nützlichen in unsern Zug mit aufnehmen.

Ferner hab' ich von Lothario zu berichten; er bereitet den völligen Abschluß vor. Eine Reise zu den Pädagogen hat er unternommen, um sich tüchtige Künstler, nur sehr wenige, zu erbitten. Die Künste sind das Salz der Erde; wie dieses zu den Speisen, so verhalten sich jene zu der Technik. Wir nehmen von der Kunst nicht mehr auf, als nur daß das Handwerk nicht abgeschmackt werde.

Im Ganzen wird zu jener pädagogischen Anstalt uns eine dauernde Verbindung höchst nützlich und nothig werden. Wir müssen thun, und dürfen ans Bilden nicht denken; aber Gebildete heranzuziehen, ist unsere höchste Pflicht.

Tausend und abertausend Betrachtungen schließen sich hier an; erlauben Sie mir nach unserer alten Weise nur noch ein allgemeines Wort, veranlaßt durch eine Stelle Ihres Briefes an Lenardo. Wir wollen der Hausfrömmigkeit das gebührende Lob nicht entziehen; auf ihr gründet sich die Sicherheit des Einzelnen, worauf zuletzt denn auch die Festigkeit und Würde beruhen mag; aber sie reicht nicht mehr hin, wir müssen den Begriff einer Weltfrömmigkeit fassen, unsere redlich menschlichen Gesinnungen in einen praktischen Bezug ins Weite setzen und nicht nur unsere Nächsten fördern, sondern zugleich die ganze Menschheit mitnehmen.

Um nun zuletzt Ihres Gesuches zu erwähnen, sag' ich so viel: Montan hat es zu rechter Zeit bei uns angebracht. Der wunderliche Mann wollte durchaus nicht erklären, was Sie eigentlich vorhätten; doch er gab sein Freundeswort, daß es verständig und, wenn es gelänge, der Gesellschaft höchst nützlich sein würde. Und so ist Ihnen verziehen, daß Sie in Ihrem Schreiben gleichfalls ein Geheimniß davon machen. Genug, Sie sind von aller Beschränktheit entbunden, wie es Ihnen schon zugekommen sein sollte, wäre uns Ihr Aufenthalt bekannt ge-

wesen. Deshalb wiederhol' ich im Namen Aller: Ihr Zweck, obschon unausgesprochen, wird im Zutrauen auf Montan und Sie gebilligt. Reisen Sie, halten Sie Sich auf, bewegen Sie Sich, verharren Sie! Was Ihnen gelingt, wird recht sein; möchten Sie Sich zum nothwendigsten Glied unserer Kette bilden!

Ich lege zum Schluß ein Täfelchen bei, woraus Sie den beweglichen Mittelpunkt unserer Kommunikationen erkennen werden. Sie finden darin vor Augen gestellt, wohin Sie zu jeder Jahrszeit Ihre Briefe zu senden haben; am Liebsten sehen wir's durch sichere Boten, deren Ihnen genugsame an mehreren Orten angedeutet sind. Ebenso finden Sie durch Zeichen bemerkt, wo Sie Einen oder den Andern der Unsrigen aufzusuchen haben.

Zwiſchenrede.

Hier aber finden wir uns in dem Falle, dem Leſer eine Pauſe und zwar von einigen Jahren anzukündigen, weshalb wir gern, wäre es mit der typographiſchen Einrichtung zu verknüpfen geweſen, an dieſer Stelle einen Band abgeſchloſſen hätten.*)

Doch wird ja wol auch der Raum zwiſchen zwei Kapiteln genügen, um ſich über das Maaß gedachter Zeit hinwegzuſetzen, da wir längſt gewohnt ſind, zwiſchen dem Sinken und Steigen des Verhangs in unſerer perſönlichen Gegenwart dergleichen geſchehen zu laſſen.

Wir haben in dieſem zweiten Buche die Verhältniſſe unſerer alten Freunde ſich bedeutend ſteigern ſehen und zugleich friſche Bekanntſchaften gewonnen; die Ausſichten ſind der Art, daß zu hoffen ſteht, es werde Allen und Jeden, wenn ſie ſich ins Leben zu finden wiſſen, ganz erwünſcht gerathen. Erwarten wir alſo zunächſt, Einen nach dem Andern, ſich verflechtend und entwindend, auf gebahnten und ungebahnten Wegen wiederzufinden.

---

*) Für den ganzen Roman waren drei Bändchen beſtimmt, von denen jedes eines der drei Bücher enthalten ſollte. Leicht hätte Goethe hier das dritte Buch beginnen können, ſo daß das dritte zum vierten geworden wäre.

Neuntes Kapitel.

Suchen wir nun unsern seit einiger Zeit sich selbst überlassenen Freund wieder auf, so finden wir ihn, wie er von Seiten des flachen Landes her in die pädagogische Provinz hineintritt. Er kommt über Auen und Wiesen, umgeht auf trockenem Anger manchen kleinen See, erblickt mehr bebuschte als waldige Hügel, überall freie Umsicht über einen wenig bewegten Boden. Auf solchen Pfaden blieb ihm nicht lange zweifelhaft, er befinde sich in der pferdenährenden Region; auch gewahrte er hie und da kleinere und größere Heerden dieses edlen Thiers verschiedenen Geschlechts und Alters. Auf einmal aber bedeckt sich der Horizont mit einer furchtbaren Staubwolke, die, eiligst näher und näher anschwellend, alle Breite des Raums völlig überdeckt, endlich aber, durch frischen Seitenwind enthüllt, ihren innern Tumult zu offenbaren genöthigt ist.

In vollem Galopp stürzt eine große Masse solcher edlen Thiere heran; sie werden durch reitende Hüter gelenkt und zusammengehalten. An dem Wanderer sprengt das ungeheure Gewimmel vorbei; ein schöner Knabe unter den begleitenden Hütern blickt ihn verwundert an, parirt, springt ab und umarmt den Vater.

Nun geht es an ein Fragen und Erzählen. Der Sohn berichtet, daß er in der ersten Prüfungszeit viel ausgestanden, sein Pferd vermißt und auf Aeckern und Wiesen sich zu Fuß herumgetrieben, da er sich denn auch in dem stillen, mühseligen Landleben, wie er voraus protestirt, nicht sonderlich erwiesen; das Erntefest habe ihm zwar ganz wohl, das Bestellen hintendrein, Pflügen, Graben und Abwarten keineswegs gefallen; mit den notwendigen und nutzbaren Hausthieren habe er sich zwar, doch immer lässig und unzufrieden, beschäftigt, bis er denn zur lebhaftern Reiterei endlich befördert worden. Das Geschäft, die Stuten und Fohlen zu hüten, sei mitunter zwar langweilig genug; indessen wenn man ein munteres Thierchen vor sich sehe, das Einen vielleicht in drei, vier Jahren lustig davontrüge, so sei es doch ein ganz anderes Wesen, als sich mit Kälbern und

Ferkeln abzugeben, deren Lebenszweck dahinaus gehe, wohl gefüttert und angefettet fortgeschafft zu werden.

Mit dem Wachsthum des Knaben, der sich wirklich zum Jünglina heranstreckte, seiner gesunden Haltung, einem gewissen freiheitern, um nicht zu sagen geistreichen Gespräche, konnte der Vater wohl zufrieden sein. Beide folgten reitend nunmehr eilig der eilenden Heerde, bei einsam gelegenen weitläufigen Gehöften vorüber, zu dem Ort oder Flecken, wo das große Marktfest gehalten ward. Dort wühlte ein unglaubliches Getümmel durch einander, und man wußte nicht zu unterscheiden, ob Waare oder Käufer mehr Staub erregten. Aus allen Landen treffen hier Kauflustige zusammen, um Geschenke edler Abkunft, sorgfältiger Zucht sich zuzueignen; alle Sprachen der Welt glaubt man zu hören. Dazwischen tönt auch der lebhafte Schall wirksamster Blasinstrumente, und Alles deutet auf Bewegung, Kraft und Leben.

Unser Wanderer trifft nun den vorigen, schon bekannten Aufseher wieder an, gesellt zu andern tüchtigen Männern, welche still und gleichsam unbemerkt Zucht und Ordnung zu erhalten wissen. Wilhelm, der hier abermals ein Beispiel ausschließlicher Beschäftigung und, wie ihm bei aller Breite scheint, beschränkter Lebensleitung zu bemerken glaubt, wünscht zu erfahren, worin man die Zöglinge sonst noch zu üben pflege, um zu verhindern, daß bei so wilder, gewissermaßen roher Beschäftigung, Thiere nährend und erziehend, der Jüngling nicht selbst zum Thiere verwildere. Und so war ihm denn sehr lieb, zu vernehmen, daß gerade mit dieser gewaltsam und rauh scheinenden Bestimmung die zarteste von der Welt verknüpft sei, Sprachübung und Sprachbildung.

In dem Augenblick vermißte der Vater den Sohn an seiner Seite; er sah ihn zwischen den Lücken der Menge durch mit einem jungen Tabuletkrämer über Kleinigkeiten eifrig handeln und feilschen. In kurzer Zeit sah er ihn gar nicht mehr. Als nun der Aufseher nach der Ursache einer gewissen Verlegenheit und Zerstreuung fragte und dagegen vernahm, daß es den Sohn gelte: „Lassen Sie es nur!“ sagte er zur Beruhigung des Vaters; „er ist unverloren. Damit Sie aber sehen, wie wir die Unsrigen zusammenhalten —“ und er stieß mit Gewalt in ein Pfeifchen, das an seinem Busen hing. In dem Augenblicke antwortete es dutzendweise von allen Seiten. Der Mann fuhr fort: „Jetzt laß' ich es dabei bewenden; es ist nur ein Zeichen, daß der Aufseher in der Nähe ist und ungefähr wissen will, wie

Viel' ihn hören. Auf ein zweites Zeichen sind sie still, aber bereiten sich; auf das dritte antworten sie und stürzen herbei. Uebrigens sind diese Zeichen auf gar mannichfaltige Weise vervielfältigt und von besonderm Nutzen." Auf einmal hatte sich um sie her ein freierer Raum gebildet; man konnte freier sprechen, indem man gegen die benachbarten Höhen spazierte.

„Zu jenen Sprachübungen," fuhr der Aufsehende fort, wurden wir dadurch bestimmt, daß aus allen Weltgegenden Jünglinge sich hier befinden. Um nun zu verhüten, daß sich nicht, wie in der Fremde zu geschehen pflegt, die Landsleute vereinigen und, von den übrigen Nationen abgesondert, Parteien bilden, so suchen wir durch freie Sprachmittheilung sie einander zu nähern. Am Nothwendigsten aber wird eine allgemeine Sprachübung, weil bei diesem Festmarkte jeder Fremde in seinen eigenen Tönen und Ausdrücken genugsame Unterhaltung, beim Feilschen und Markten aber alle Bequemlichkeit gerne finden mag. Damit jedoch keine babylonische Verwirrung, keine Verderbniß entstehe, so wird das Jahr über monatweise nur eine Sprache im Allgemeinen gesprochen, nach dem Grundsatz, daß man nichts lerne außerhalb des Elements, welches bezwungen werden soll."

„Wir sehen unsere Schüler," sagte der Aufseher, „sämmtlich als Schwimmer an, welche mit Verwunderung im Elemente, das sie zu verschlingen droht, sich leichter fühlen, von ihm gehoben und getragen sind; und so ist es mit Allem, dessen sich der Mensch unterfängt. Zeigt jedoch einer der Unsrigen zu dieser oder jener Sprache besondere Neigung, so ist auch mitten in diesem tumultvoll scheinenden Leben, das zugleich sehr viel ruhige, müßig einsame, ja langweilige Stunden bietet, für treuen und gründlichen Unterricht gesorgt. Ihr würdet unsere reitenden Grammatiker, unter welchen sogar einige Pedanten sind, aus diesen bärtigen und unbärtigen Centauren wol schwerlich herausfinden. Euer Felix hat sich zum Italienischen bestimmt, und da, wie Ihr schon wißt, melodischer Gesang bei unsern Anstalten durch Alles durchgreift, so solltet Ihr ihn in der Langeweile des Hüterlebens gar manches Lied zierlich und gefühlvoll vortragen hören. Lebensthätigkeit und Tüchtigkeit ist mit auslangendem Unterricht weit verträglicher, als man denkt."

Da eine jede Region ihr eigenes Fest feiert, so führte man den Gast zum Bezirk der Instrumentalmusik. Dieser, an die Ebene grenzend, zeigte schon freundlich und zierlich abwechselnde Thäler, kleine schlanke Wälder, sanfte Bäche, an deren Seite

unter dem Rasen hie und da ein bemooster Fels bescheiden hervortrat. Zerstreute umbuschte Wohnungen erblickte man auf den Hügeln; in sanften Gründen drängten sich die Häuser näher an einander. Jene anmutig vereinzelten Hütten lagen so weit aus einander, daß weder Töne noch Mixturen sich wechselseitig erreichen konnten.

Sie näherten sich sodann einem weiten, rings umbauten und umschatteten Raume, wo Mann an Mann gedrängt mit großer Aufmerksamkeit und Erwartung gespannt schienen. Eben als der Gast heraustrat, ward eine mächtige Symphonie aller Instrumente aufgeführt, deren vollständige Kraft und Zartheit er bewundern mußte.

Dem geräumig erbauten Orchester stand ein kleineres zur Seite, welches zu besonderer Betrachtung Anlaß gab; auf demselben befanden sich jüngere und ältere Schüler; Jeder hielt sein Instrument bereit, ohne zu spielen; es waren Diejenigen, die noch nicht vermochten oder nicht wagten, mit ins Ganze zu greifen. Mit Antheil bemerkte man, wie sie gleichsam auf dem Sprunge standen, und hörte rühmen, ein solches Fest gebe selten vorüber, ohne daß ein oder das andere Talent sich plötzlich entwickele.

Da nun auch Gesang zwischen den Instrumenten sich hervorthat, konnte kein Zweifel übrig bleiben, daß auch dieser begünstigt werde. Auf die Frage sodann, was noch sonst für eine Bildung sich hier freundlich anschließe, vernahm der Wanderer, die Dichtkunst sei es, und zwar von der lyrischen Seite. Hier komme Alles darauf an, daß beide Künste, jede für sich und aus sich selbst, dann aber gegen und mit einander, entwickelt werden. Die Schüler lernen eine wie die andere in ihrer Bedingtheit kennen; sodann wird gelehrt, wie sie sich wechselsweise bedingen und sich wieder wechselseitig befreien.

Der poetischen Rhythmik stellt der Tonkünstler Takteintheilung und Taktbewegung entgegen. Hier zeigt sich aber bald die Herrschaft der Musik über die Poesie; denn wenn diese, wie billig und nothwendig, ihre Quantitäten immer so rein als möglich im Sinne hat, so sind für den Musiker wenig Silben entschieden lang oder kurz; nach Belieben zerstört dieser das gewissenhafteste Verfahren des Rhythmikers, ja, verwandelt sogar Prosa in Gesang, wo dann die wunderbarsten Möglichkeiten hervortreten, und der Poet würde sich gar bald vernichtet fühlen, wüßte er nicht von seiner Seite durch lyrische Zartheit und Kühnheit dem Musiker Ehrfurcht einzuflößen und neue Gefühle,

bald in sanftester Folge, bald durch die raschesten Uebergänge hervorzurufen.

Die Sänger, die man hier findet, sind meist selbst Poeten. Auch der Tanz wird in seinen Grundzügen gelehrt, damit sich alle diese Fertigkeiten über sämmtliche Regionen regelmäßig verbreiten können.

Als man den Gast über die nächste Grenze führte, sah er auf einmal eine ganz andere Bauart. Nicht mehr zerstreut waren die Häuser, nicht mehr hüttenartig; sie zeigten sich vielmehr regelmäßig zusammengestellt, tüchtig und schön von außen, geräumig, bequem und zierlich von innen; man ward hier einer unbeengten, wohlgebauten, der Gegend angemessenen Stadt gewahr. Hier sind bildende Kunst und die ihr verwandten Handwerke zu Hause, und eine ganz eigene Stille herrscht über diesen Räumen.

Der bildende Künstler denkt sich zwar immer in Bezug auf Alles, was unter den Menschen lebt und webt, aber sein Geschäft ist einsam; und durch den sonderbarsten Widerspruch verlangt vielleicht kein anderes so entschieden lebendige Umgebung. Hier nun bildet Jeder im Stillen, was bald für immer die Augen der Menschen beschäftigen soll; eine Feiertagsruhe waltet über dem ganzen Ort, und hätte man nicht hie und da das Picken der Steinhauer oder abgemessene Schläge der Zimmerleute vernommen, die soeben emsig beschäftigt waren, ein herrliches Gebäude zu vollenden, so wäre die Luft von keinem Ton bewegt gewesen.

Unserm Wanderer fiel der Ernst auf, die wunderbare Strenge, mit welcher sowol Anfänger als Fortschreitende behandelt wurden; es schien, als wenn Keiner aus eigener Macht und Gewalt etwas leistete, sondern als wenn ein geheimer Geist sie Alle durch und durch belebte, nach einem einzigen großen Ziele hinleitend. Nirgends erblickte man Entwurf und Skizze; jeder Strich war mit Bedacht gezogen. Und als sich der Wanderer von dem Führer eine Erklärung des ganzen Verfahrens erbat, äußerte dieser: die Einbildungskraft sei ohnehin ein vages, unstätes Vermögen, während das ganze Verdienst des bildenden Künstlers darin bestehe, daß er sie immer mehr bestimmen, festhalten, ja endlich bis zur Gegenwart erheben lerne.

Man erinnerte an die Nothwendigkeit sicherer Grundsätze in andern Künsten. „Würde der Musiker einem Schüler ver-

gönnen, wild auf den Saiten herumzureißen oder sich gar Intervalle nach eigener Lust und Belieben zu erfinden? Hier wird auffallend, daß nichts der Willkür des Lernenden zu überlassen sei; das Element, worin er wirken soll, ist entschieden gegeben, das Werkzeug, das er zu handhaben hat, ist ihm eingehändigt, sogar die Art und Weise, wie er sich dessen bedienen soll, ich meine den Fingerwechsel, findet er vorgeschrieben, damit ein Glied dem andern aus dem Wege gehe und seinem Nachfolger den rechten Weg bereite, durch welches gesetzliche Zusammenwirken denn zuletzt allein das Unmögliche möglich wird. Was uns aber zu strengen Forderungen, zu entschiedenen Gesetzen am Meisten berechtigt, ist, daß gerade das Genie, das angeborne Talent sie am Ersten begreift, ihnen den willigsten Gehorsam leistet. Nur das Halbvermögen wünschte gerne, seine beschränkte Besonderheit an die Stelle des unbedingten Ganzen zu setzen und seine falschen Griffe unter Vorwand einer unbezwinglichen Originalität und Selbstständigkeit zu beschönigen. Das lassen wir aber nicht gelten, sondern hüten unsere Schüler vor allen Mißtritten, wodurch ein großer Theil des Lebens, ja manchmal das ganze Leben verwirrt und zerstückt wird. Mit dem Genie haben wir am Liebsten zu thun; denn dieses wird eben von dem guten Geiste beseelt, bald zu erkennen, was ihm nutz ist. Es begreift, daß Kunst eben darum Kunst heiße, weil sie nicht Natur ist; es bequemt sich zum Respekt, sogar vor dem, was man konventionell nennen könnte; denn was ist dieses anders, als daß die vorzüglichsten Menschen übereinkamen, das Nothwendige, das Unerläßliche für das Beste zu halten? Und gereicht es nicht überall zum Glück? Zur großen Erleichterung für die Lehrer sind auch hier, wie überall bei uns, die drei Ehrfurchten und ihre Zeichen mit einiger Abänderung, der Natur des obwaltenden Geschäfts gemäß, eingeführt und eingeprägt."

Den ferner umhergeleiteten Wanderer mußte nunmehr in Verwunderung setzen, daß die Stadt sich immer zu erweitern, Straße aus Straße sich zu entwickeln schien, mannichfaltige Ansichten gewährend. Das Aeußere der Gebäude sprach ihre Bestimmung unzweideutig aus; sie waren würdig und stattlich, weniger prächtig als schön; den edlern und ernstern in Mitte der Stadt schlossen sich die heitern gefällig an, bis zuletzt zierliche Vorstädte anmuthigen Stils gegen das Feld sich hinzogen und endlich als Gartenwohnungen zerstreuten.

Der Wanderer konnte nicht unterlassen, hier zu bemerken, daß die Wohnungen der Musiker in der vorigen Region keineswegs an Schönheit und Raum den gegenwärtigen zu vergleichen seien, welche Maler, Bildhauer und Baumeister bewohnen. Man erwiderte ihm, dies liege in der Natur der Sache. Der Musiker müsse immer in sich selbst gekehrt sein, sein Innerstes ausbilden, um es nach außen zu wenden. Dem Sinne des Auges hat er nicht zu schmeicheln; das Auge bevortheilt gar leicht das Ohr und lockt den Geist von innen nach außen. Umgekehrt muß der bildende Künstler in der Außenwelt leben und sein Inneres gleichsam unbewußt an und in dem Auswendigen manifestiren. Bildende Künstler müssen wohnen wie Könige und Götter; wie wollten sie denn sonst für Könige und Götter bauen und verzieren? Sie müssen sich zuletzt dergestalt über das Gemeine erheben, daß die ganze Volksgemeinde in und an ihren Werken sich veredelt fühle.

Sodann ließ unser Freund sich ein anderes Paradoxon erklären: warum gerade in diesen festlichen, andere Regionen so belebenden, tumultuarisch erregten Tagen hier die größte Stille herrsche und das Arbeiten nicht auch ausgesetzt werde.

„Ein bildender Künstler," hieß es, „bedarf keines Festes; ihm ist das ganze Jahr ein Fest. Wenn er etwas Treffliches geleistet hat, es steht, nach wie vor, seinem Auge entgegen, dem Auge der ganzen Welt; da bedarf es keiner Wiederholung, keiner neuen Anstrengung, keines frischen Gelingens, woran sich der Musiker immerfort abplagt, dem daher das splendideste Fest innerhalb des vollsäbligsten Kreises zu gönnen ist."

„Man sollte aber doch," versetzte Wilhelm, „in diesen Tagen eine Ausstellung belieben, wo die dreijährigen Fortschritte der bravsten Zöglinge mit Vergnügen zu beschauen und zu beurtheilen wären."

„An andern Orten," versetzte man, „mag eine Ausstellung sich nöthig machen: bei uns ist sie es nicht; unser ganzes Wesen und Sein ist Ausstellung. Sehen Sie hier die Gebäude aller Art, alle von Zöglingen aufgeführt, freilich nach hundertmal besprochenen und durchdachten Rissen; denn der Bauende soll nicht herumtasten und versuchen; was stehen bleiben soll, muß recht stehen, und wo nicht für die Ewigkeit, doch für geraume Zeit genügen. Mag man doch immer Fehler begehen; bauen darf man keine. Mit Bildhauern verfahren wir schon lässlicher, am Lässlichsten mit Malern; sie dürfen dies und jenes versuchen,

Beide in ihrer Art. Ihnen ſteht frei, in den innern, an den äußern Räumen der Gebäude, auf Plätzen ſich eine Stelle zu wählen, die ſie verzieren wollen. Sie machen ihren Gedanken kund, und wenn er einigermaßen zu billigen iſt, ſo wird die Ausführung angefangen; und zwar auf zweierlei Weiſe, entweder mit Vergünſtigung, fruher oder ſpäter die Arbeit wegnehmen zu dürfen, wenn ſie dem Künſtler ſelbſt mißfiele, oder mit Bedingung, das einmal Aufgeſtellte unabänderlich am Orte zu laſſen. Die Meiſten erwählen das Erſte und behalten ſich jene Erlaubniß vor, wobei ſie immer am Beſten berathen ſind. Der zweite Fall tritt ſeltener ein, und man bemerkt, daß alsdann die Künſtler ſich weniger vertrauen, mit Geſellen und Kennern lange Konferenzen halten und dadurch wirklich ſchätzenswerthe, dauerwürdige Arbeiten hervorzubringen wiſſen."

Nach Allem dieſem verſäumte Wilhelm nicht, ſich zu erkundigen, was für ein anderer Unterricht ſich ſonſt noch anſchließe, und man geſtand ihm, daß es die Dichtkunſt, und zwar die epiſche, ſei.

Doch mußte dem Freunde dies ſonderbar ſcheinen, als man hinzufügte, es werde den Schülern nicht vergönnt, ſchon ausgearbeitete Gedichte älterer und neuerer Dichter zu leſen oder vorzutragen. „Ihnen wird nur eine Reihe von Motiven, Ueberlieferungen und Legenden lakoniſch mitgetheilt. Nun erkennt man gar bald an maleriſcher oder poetiſcher Ausführung das eigene Produktive des einer oder der andern Kunſt gewidmeten Talents. Dichter und Bildner, Beide beſchäftigen ſich an einer Quelle, und Jeder ſucht das Waſſer nach ſeiner Seite, zu ſeinem Vortheil hinzulenken, um nach Erforderniß eigene Zwecke zu erreichen, welches ihm viel beſſer gelingt, als wenn er das ſchon Verarbeitete nochmals umarbeiten wollte."

Der Reiſende ſelbſt hatte Gelegenheit, zu ſehen, wie das vorging. Mehrere Maler waren in einem Zimmer beſchäftigt; ein munterer junger Freund erzählte ſehr ausführlich eine ganz einfache Geſchichte, ſo daß er faſt eben ſo viele Worte als Jene Pinſelſtriche anwendete, ſeinen Vortrag ebenfalls aufs Kundeſte zu vollenden.

Man verſicherte, daß beim Zuſammenarbeiten die Freunde ſich gar anmuthig unterbielten, und daß ſich auf dieſem Wege öfters Improviſatoren entwickelten, welche großen Enthuſiasmus für die zwiefache Darſtellung zu erregen wüßten.

Der Freund wendete nun ſeine Erkundigungen zur bildenden

Kunst zurück. „Ihr habt," so sprach er, „keine Ausstellung, also auch wol keine Preisaufgabe?"

„Eigentlich nicht," versetzte Jener; „hier aber ganz in der Nähe können wir Euch sehen lassen, was wir für nützlicher halten."

Sie traten in einen großen, von oben glücklich erleuchteten Saal. Ein weiter Kreis beschäftigter Künstler zeigte sich zuerst, aus dessen Mitte sich eine kolossale Gruppe günstig aufgestellt erhob. Männliche und weibliche Kraftgestalten, in gewaltsamen Stellungen, erinnerten an jenes herrliche Gefecht zwischen Heldenjünglingen und Amazonen, wo Haß und Feindseligkeit zuletzt sich in wechselseitig traulichen Beistand auflöst.*) Dieses merkwürdig verschlungene Kunstwerk war von jedem Punkte ringsum gleich günstig anzusehen. In einem weiten Umfang saßen und standen bildende Künstler, Jeder nach seiner Weise beschäftigt, der Maler an seiner Staffelei, der Zeichner am Reißbrett; Einige modellirten rund, Einige flach-erhoben; ja, sogar Baumeister entwarfen den Untersatz, worauf künftig ein solches Kunstwerk gestellt werden sollte. Jeder Theilnehmende verfuhr nach seiner Weise bei der Nachbildung; Maler und Zeichner entwickelten die Gruppe zur Fläche, sorgfältig jedoch, sie nicht zu zerstören, sondern so viel wie möglich beizubehalten. Ebenso wurden die flacherhobenen Arbeiten behandelt. Nur ein Einziger hatte die ganze Gruppe in kleinerm Maaßstabe wiederholt, und er schien das Modell wirklich in gewissen Bewegungen und Gliederbezug übertroffen zu haben.

Nun offenbarte sich, dies sei der Meister des Modelles, der dasselbe vor der Ausführung in Marmor hier einer nicht beurtheilenden, sondern praktischen Prüfung unterwarf, und so Alles, was jeder seiner Mitarbeiter nach eigener Weise und Denkart daran gesehen, beibehalten oder verändert, genau beobachtend, bei nochmaligem Durchdenken zu eigenem Vortheil anzuwenden wußte; dergestalt, daß zuletzt, wenn das hohe Werk in Marmor gearbeitet dasteben wird, obgleich nur von Einem

*) Hier schwebt die Darstellung auf einem Sarkophage im Museo Pio-Clementino zu Rom vor, die schon Winckelmann bekannt gemacht, Visconti eben im Jahre 1820 wiederholt herausgegeben hatte. In der Mitte steht Achill, der die auf den Tod verwundete Amazonenkönigin Penthesilea in seinen Armen auffängt, während er mit abgewendetem Kopfe nach der entgegengesetzten Seite blickt; links würdet nach der Kampf der Griechen und Amazonen; rechts scheint ein Grieche einer noch zu Pferde sitzenden Amazone beizustehen; zwei Amazonen liegen todt am Boden, zwei andere sind mit dem Pferde gestürzt.

unternommen, angelegt und ausgeführt, es doch Allen anzugehören ſcheinen möchte.

Die größte Stille beherrſchte auch dieſen Raum; aber der Vorſteher erhob ſeine Stimme und rief: „Wer wäre denn hier, der uns in Gegenwart dieſes ſtationären Werkes mit trefflichen Worten die Einbildungskraft dergeſtalt erregte, daß Alles, was wir hier fixirt ſehen, wieder flüſſig würde, ohne ſeinen Charakter zu verlieren, damit wir uns überzeugen, das, was der Künſtler hier feſtgehalten, ſei auch das Würdigſte?“

Namentlich aufgefordert von Allen, verließ ein ſchöner Jüngling ſeine Arbeit und begann heraustretend einen ruhigen Vortrag, worin er das gegenwärtige Kunſtwerk nur zu beſchreiben ſchien; bald aber warf er ſich in die eigentliche Region der Dichtkunſt, tauchte ſich in die Mitte der Handlung und beherrſchte dies Element zur Bewunderung; nach und nach ſteigerte ſich ſeine Darſtellung durch herrliche Deklamation auf einen ſolchen Grad, daß wirklich die ſtarre Gruppe ſich um ihre Achſe zu bewegen und die Zahl der Figuren daran verdoppelt und verdreifacht ſchien. Wilhelm ſtand entzückt und rief zuletzt: „Wer will ſich hier noch enthalten, zum eigentlichen Geſang und zum rhythmiſchen Lied überzugehen!“

„Dies möcht' ich verbitten,“ verſetzte der Aufſeher; „denn wenn unſer trefflicher Bildhauer aufrichtig ſein will, ſo wird er bekennen, daß ihm unſer Dichter eben darum beſchwerlich gefallen, weil beide Künſtler am Weiteſten auseinanderſtehen; dagegen wollt' ich wetten, ein und der andere Maler hat ſich gewiſſe lebendige Züge daraus angeeignet. Ein ſanftes gemüthliches Lied jedoch möcht' ich unſerm Freunde zu hören geben, eines, das Ihr ſo ernſt-lieblich vortragt; es bewegt ſich über das Ganze der Kunſt und iſt mir ſelbſt, wenn ich es höre, ſtets erbaulich.“

Nach einer Pauſe, in der ſie einander zuwinkten und ſich durch Zeichen beredeten, erſcholl von allen Seiten nachfolgender Herz und Geiſt erhebende, würdige Geſang:

Zu erfinden, zu beſchließen,
Bleibe, Künſtler, oft allein;
Deines Wirkens zu genießen,
Eile freudig zum Verein!
Hier im Ganzen ſchau, erfahre
Deinen eignen Lebenslauf;

Und die Thaten mancher Jahre
Gehn Dir in dem Nachbar auf.

Der Gedanke, das Entwerfen,
Die Gestalten, ihr Bezug,
Eines wird das Andre schärfen,
Und am Ende sei's genug!
Wohl erfunden, klug ersonnen,
Schön gebildet, zart vollbracht,
So von je her hat gewonnen
Künstler kunstreich seine Macht.

Wie Natur im Vielgebilde
Einen Gott nur offenbart,
So im weiten Kunstgefilde
Webt ein Sinn der ew'gen Art:
Dieses ist der Sinn der Wahrheit,
Der sich nur mit Schönem schmückt
Und getrost der höchsten Klarheit
Hellsten Tags entgegenblickt.

Wie beherzt in Reim und Prose
Redner, Dichter sich ergehn,
Soll des Lebens heitre Rose
Frisch auf Malertafel stehn,
Mit Geschwistern reich umgeben,
Mit des Herbstes Frucht umlegt,
Daß sie von geheimem Leben
Offenbaren Sinn erregt.

Tausendfach und schön entfließe
Form aus Formen Deiner Hand,
Und im Menschenbild genieße,
Daß ein Gott sich hergewandt!
Welch ein Werkzeug Ihr gebrauchet,
Stellet Euch als Brüder dar!
Und gesangweis flammt und rauchet
Opfersäule vom Altar.

Alles dieses mochte Wilhelm gar wohl gelten lassen, ob es ihm gleich sehr paradox und, hätte er es nicht mit Augen gesehen, gar unmöglich scheinen mußte. Da man es ihm nun aber offen und frei in schöner Folge vorwies und bekannt machte,

so bedurfte es kaum einer Frage, um das Weitere zu erfahren; doch enthielt er sich nicht, den Führenden zuletzt folgendermaßen anzureden:

„Ich sehe, hier ist gar füglich für Alles gesorgt, was im Leben wünschenswert sein mag; entdeckt mir aber auch: welche Region kann eine gleiche Sorgfalt für dramatische Poesie aufweisen, und wo könnte ich mich darüber belehren? Ich sah mich unter allen Euren Gebäuden um, und fand keines, das zu einem solchen Zweck bestimmt sein könnte."

„Verhehlen dürfen wir nicht auf diese Anfrage, daß in unserer ganzen Provinz dergleichen nicht anzutreffen sei; denn das Drama setzt eine müßige Menge, vielleicht gar einen Pöbel voraus, dergleichen sich bei uns nicht findet; denn solches Gelichter wird, wenn es nicht selbst sich unwillig entfernt, über die Grenze gebracht. Seid jedoch gewiß, daß bei unserer allgemein wirkenden Anstalt auch ein so wichtiger Punkt wohl überlegt worden; keine Region aber wollte sich finden; überall trat ein bedeutendes Bedenken ein. Wer unter unsern Zöglingen sollte sich leicht entschließen, mit erlogener Heiterkeit oder geheucheltem Schmerz ein unwahres, dem Augenblick nicht angehöriges Gefühl in dem Maße zu erregen, um dadurch ein immer mißliches Gefallen abwechselnd hervorzubringen? Solche Gaukeleien fanden wir durchaus gefährlich und konnten sie mit unserm ernsten Zweck nicht vereinen."

„Man sagt aber doch," versetzte Wilhelm, „diese weit um sich greifende Kunst befördere die übrigen sämmtlich."

„Keineswegs!" erwiderte man: „sie bedient sich der übrigen, aber verdirbt sie. Ich verdenke dem Schauspieler nicht, wenn er sich zu dem Maler gesellt; der Maler jedoch ist in solcher Gesellschaft verloren. Gewissenlos wird der Schauspieler, was ihm Kunst und Leben darbietet, zu seinen flüchtigen Zwecken verbrauchen, und mit nicht geringem Gewinn; der Maler hingegen, der vom Theater auch wieder seinen Vortheil ziehen möchte, wird sich immer im Nachtheil finden, und der Musiker im gleichen Falle sein. Die sämmtlichen Künste kommen mir vor wie Geschwister, deren die meisten zu guter Wirthschaft geneigt wären, eins aber, leicht gesinnt, Hab' und Gut der ganzen Familie sich zuzueignen und zu verzehren Lust hätte. Das Theater ist in diesem Falle; es hat einen zweideutigen Ursprung, den es nie ganz, weder als Kunst noch Handwerk, noch als Liebhaberei, verleugnen kann."

Wilhelm sah mit einem tiefen Seufzer vor sich nieder; denn Alles auf einmal vergegenwärtigte sich ihm, was er auf und an den Brettern genossen und gelitten hatte; er segnete die frommen Männer, welche ihren Zöglingen solche Pein zu ersparen gewußt, aus Ueberzeugung und Grundsatz jene Gefahren aus ihrem Kreise gebannt.

Sein Begleiter jedoch ließ ihn nicht lange in diesen Betrachtungen, sondern fuhr fort: „Da es unser höchster und heiligster Grundsatz ist, keine Anlage, kein Talent zu mißleiten, so dürfen wir uns nicht verbergen, daß unter so großer Anzahl sich eine mimische Naturgabe auch wol entschieden hervortue; diese zeigt sich aber in unwiderstehlicher Lust des Nachäffens fremder Charaktere, Gestalten, Bewegung, Sprache. Dies fördern wir zwar nicht, beobachten aber den Zögling genau, und bleibt er seiner Natur durchaus getreu, so haben wir uns mit großen Theatern aller Nationen in Verbindung gesetzt und senden einen bewährt Fähigen sogleich dorthin, damit er, wie die Ente auf dem Teiche, so auf den Brettern seinem künftigen Lebens-Gewackel und Geschnatter eiligst entgegengeleitet werde."

Wilhelm hörte dies mit Geduld, doch nur mit halber Ueberzeugung, vielleicht mit einigem Verdruß; denn so wunderlich ist der Mensch gesinnt, daß er von dem Unwerth irgend eines geliebten Gegenstandes zwar überzeugt sein, sich von ihm abwenden, sogar ihn verwünschen kann, aber ihn doch nicht von Andern auf gleiche Weise behandelt wissen will; und vielleicht regt sich der Geist des Widerspruchs, der in allen Menschen wohnt, nie lebendiger und wirksamer als in solchem Falle.

Mag doch der Redakteur dieser Bogen hier selbst gestehen, daß er mit einigem Unwillen diese wunderliche Stelle durchgehen läßt. Hat er nicht auch in vielfachem Sinn mehr Leben und Kräfte als billig dem Theater zugewendet? und könnte man ihn wol überzeugen, daß dies ein unverzeihlicher Irrthum, eine fruchtlose Bemühung gewesen?

Doch wir finden keine Zeit, solchen Erinnerungen und Nachgefühlen unwillig uns hinzugeben; denn unser Freund sieht sich angenehm überrascht, da ihm abermals einer von den Treien, und zwar ein besonders Zusagender, vor die Augen tritt. Entgegenkommende Sanftmuth, den reinsten Seelenfrieden verkündend, theilte sich bedeutsam freundlich mit; vertrauend konnte der Wanderer sich nähern und fühlte sein Vertrauen erwidert.

Hier vernahm er nun, daß der Obere sich gegenwärtig bei den Heiligthümern befinde, dort unterweise, lehre, segne, indessen

die Drei ſich vertheilt, um ſämmtliche Regionen heimzuſuchen und überall, nach genommener tiefſter Kenntniß und Verabredung mit den untergeordneten Aufſehern, das Eingeführte weiter zu leiten, das Neubeſtimmte zu gründen und dadurch ihre hohe Pflicht treulich zu erfüllen.

Eben dieſer treffliche Mann gab ihm nun eine allgemeinere Ueberſicht ihrer innern Zuſtände und äußern Verbindungen, ſowie Kenntniß von der Wechſelwirkung aller verſchiedenen Regionen; nicht weniger ward klar, wie aus einer in die andere, nach längerer oder kürzerer Zeit, ein Zögling verſetzt werden könne. Genug, mit dem bisher Vernommenen ſtimmte Alles völlig überein. Zugleich machte die Schilderung ſeines Sohnes ihm viel Vergnügen, und der Plan, wie man ihn weiter führen wollte, mußte ſeinen ganzen Beifall gewinnen.

Zehntes Kapitel.

Wilhelm wurde darauf vom Gehilfen und Aufſeher zu einem Bergfeſt eingeladen, welches zunächſt gefeiert werden ſollte. Sie erſtiegen mit Schwierigkeit das Gebirg; Wilhelm glaubte ſogar zu bemerken, daß der Führer gegen Abend ſich langſamer bewegte, als würde die Finſterniß ihrem Pfad nicht noch mehr Hinderung entgegenſetzen. Als aber eine tiefe Nacht ſie umgab, ward ihm dies Räthſel aufgelöſt: kleine Flammen ſah er aus vielen Schluchten und Thälern ſchwankend hervorſchimmern, ſich zu Linien verlängern, ſich über die Gebirgshöhen herüberwälzen. Viel freundlicher, als wenn ein Vulkan ſich auftut und ſein ſprühendes Getös ganze Gegenden mit Untergang bedroht, zeigte ſich dieſe Erſcheinung, und doch glühte ſie nach und nach mächtiger, breiter und gedrängter, funkelte wie ein Strom von Sternen, zwar ſanft und lieblich, aber doch kühn über die ganze Gegend ſich verbreitend.

Nachdem nun der Gefährte ſich einige Zeit an der Verwunderung des Gaſtes ergetzt (denn wirklich konnten ſie einander wohl beobachten; ihre Geſichter und Geſtalten erſchienen durch das Licht aus der Ferne erhellt, ſo wie ihr Weg), begann er zu ſprechen:

„Ihr ſeht hier freilich ein wunderliches Schauſpiel: dieſe

Lichter, die bei Tag und bei Nacht im ganzen Jahre unter der Erde leuchten und wirken und die Förderniß versteckter, kaum erreichbarer irdischer Schätze begünstigen, diese quellen und wallen gegenwärtig aus ihren Schlünden hervor und erheitern die offenbare Nacht. Kaum gewahrte man je eine so erfreuliche Heerschau, wo das nützlichste, unteeirdisch zerstreute, den Augen entzogene Geschäft sich uns in ganzer Fülle zeigt und eine große geheime Vereinigung sichtbar macht."

Unter solchen Reden und Betrachtungen waren sie an den Ort gelangt, wo die Feuerbäche zum Flammensee um einen wohlerleuchteten Inselraum sich ergossen. Der Wanderer stand nunmehr in dem blendenden Kreise, wo schimmernde Lichter zu Tausenden gegen die zur schwarzen Hinterwand gereihten Träger einen ahnungsvollen Kontrast bildeten. Sofort erklang nun die heiterste Musik zu tüchtigen Gesängen. Hohle Felsmassen zogen maschinenhaft heran und schlossen bald ein glänzendes Inneres dem Auge des erfreuten Zuschauers auf. Mimische Darstellungen, und was nur einen solchen Moment der Menge erheitern kann, vereinigte sich, um eine frohe Aufmerksamkeit zugleich zu spannen und zu befriedigen.

Aber mit welcher Verwunderung ward unser Freund erfüllt, als er sich den Hauptleuten vorgestellt sah und unter ihnen in ernster, stattlicher Tracht Freund Jarno erblickte.

„Nicht umsonst," rief Dieser aus, „habe ich meinen frühern Namen mit dem bedeutendern Montan vertauscht; Du findest mich hier in Berg und Kluft eingewebt, und glücklicher in dieser Beschränkung unter und über der Erde, als sich denken läßt."

„Da wirst Du also," versetzte der Wanderer, „als ein Hocherfahrner nunmehr freigebiger sein mit Aufklärung und Unterricht, als Du es gegen mich warst auf jenen Berg- und Felsriffen."

„Keineswegs!" erwiderte Montan, „die Gebirge sind stumme Meister und machen schweigsame Schüler."

An vielen Tafeln speiste man nach dieser Feierlichkeit. Alle Gäste, die, geladen oder ungeladen, sich eingefunden, waren vom Handwerk; deswegen denn auch an dem Tische, wo Montan und sein Freund sich niedergesetzt, sogleich ein ernstgemäßes Gespräch entstand; es war von Gebirgen, Gängen und Lagern, von Gangorten und Metallen der Gegend ausführlich die Rede. Sodann aber verlor das Gespräch sich ins Allgemeine, und da

war von nichts Geringerm die Rede als von Erschaffung und Entstehung der Welt. Hier aber blieb die Unterhaltung nicht lange friedlich, vielmehr verwickelte sich sogleich ein lebhafter Streit.

Mehrere wollten unsere Erdgestaltung aus einer nach und nach sich senkend abnehmenden Wasserbedeckung herleiten; sie führten die Trümmer organischer Meeresbewohner auf den höchsten Bergen so wie auf flachen Hügeln zu ihrem Vortheil an. Andere bestritten dagegen ließen erst gluhen und schmelzen, auch durchaus ein Feuer obwalten, das, nachdem es auf der Oberfläche genugsam gewirkt, zuletzt ins Tiefste zurückgezogen, sich noch immer durch die ungeheuren sowol im Meer als auf der Erde wüthenden Vulkane bethätige und durch successiven Auswurf und gleichfalls nach und nach überströmende Laven die höchsten Berge bildete; wie sie denn überhaupt den anders Denkenden zu Gemüthe führten, daß ja ohne Feuer nichts heiß werden könne, auch ein thätiges Feuer immer einen Herd voraussetze. So erfahrungsgemäß auch dieses scheinen mochte, so waren Manche doch nicht damit zufrieden; sie behaupteten, mächtige, in dem Schooß der Erde schon völlig fertig gewordene Gebilde seien mittelst unwiderstehlich elastischer Gewalten durch die Erdrinde hindurch in die Höhe getrieben und zugleich in diesem Tumulte manche Theile derselben weit über Nachbarschaft und Ferne umhergestreut und zersplittert worden; sie beriefen sich auf manche Vorkommnisse, welche ohne eine solche Voraussetzung nicht zu erklären seien. Eine vierte, wenn auch vielleicht nicht zahlreiche Partie lächelte über diese vergeblichen Bemühungen und betheuerte, gar manche Zustände dieser Erdoberfläche würden nie zu erklären sein, wofern man nicht größere und kleinere Gebirgsstrecken aus der Atmosphäre herunterfallen und weite, breite Landschaften durch sie bedeckt werden lasse. Sie beriefen sich auf größere und kleinere Felsmassen, welche zerstreut in vielen Landen umherliegend gefunden und sogar noch in unsern Tagen als von oben herabstürzend aufgelesen werden.

Zuletzt wollten zwei oder drei stille Gäste sogar einen Zeitraum grimmiger Kälte zu Hilfe rufen und aus den höchsten Gebirgszügen, auf weit ins Land hingesenkten Gletschern, gleichsam Rutschwege für schwere Ursteinmassen bereitet und diese auf glatter Bahn fern und ferner hinausgeschoben im Geiste sehen. Sie sollten sich bei eintretender Epoche des Aufthauens niedersenken und für ewig in fremdem Boden liegen bleiben. Auch

sollte sodann durch schwimmendes Treibeis der Transport ungeheurer Felsblöcke von Norden her möglich werden. Diese guten Leute konnten jedoch mit ihrer etwas kühlen Betrachtung nicht durchdringen. Man hielt es ungleich naturgemäßer, die Erschaffung einer Welt mit kolossalem Krachen und Heben, mit wildem Toben und feurigem Schleudern vorgehen zu lassen. Da nun übrigens die Gluth des Weines stark mit einwirkte, so hätte das herrliche Fest beinahe mit tödtlichen Händeln abgeschlossen.

Ganz verwirrt und verdüstert ward es unserm Freund zu Muthe, welcher noch von Alters her den Geist, der über den Wassern schwebte, und die hohe Fluth, welche funfzehn Ellen über den höchsten Gebirgen gestanden, im stillen Sinne hegte, und dem unter diesen seltsamen Reden die so wohl geordnete, bewachsene, belebte Welt vor seiner Einbildungskraft chaotisch zusammenzustürzen schien.

Den andern Morgen unterließ er nicht, den ernsten Montan hierüber zu befragen, indem er ausrief: „Gestern konnt' ich Dich nicht begreifen; denn unter allen den wunderlichen Dingen und Reden hofft' ich endlich Deine Meinung und Deine Entscheidung zu hören; an dessen Statt warst Du bald auf dieser, bald auf jener Seite und suchtest immer die Meinung Desjenigen, der da sprach, zu verstärken. Nun aber sage mir ernstlich, was Du darüber denkst, was Du davon weißt!"

Hierauf erwiderte Montan: „Ich weiß so viel wie sie, und möchte darüber gar nicht denken."

„Hier aber," versetzte Wilhelm, „sind so viele widersprechende Meinungen, und man sagt ja, die Wahrheit liege in der Mitte."

„Keineswegs!" erwiderte Montan: „in der Mitte bleibt das Problem liegen, unerforschlich vielleicht, vielleicht auch zugänglich, wenn man es darnach anfängt."

Nachdem nun auf diese Weise noch Einiges hin und wieder gesprochen worden, fuhr Montan vertraulich fort: „Du tadelst mich, daß ich einem Jeden in seiner Meinung nachhalf, wie sich denn für Alles noch immer ein ferneres Argument auffinden läßt: ich vermehrte die Verwirrung dadurch, das ist wahr; eigentlich aber kann ich es mit diesem Geschlecht nicht mehr ernstlich nehmen. Ich habe mich durchaus überzeugt, das Liebste — und das sind doch unsere Ueberzeugungen — muß Jeder im tiefsten Ernst bei sich selbst bewahren. Jeder weiß nur für sich, was er weiß, und das muß er geheim halten; wie er es aus-

spricht, sogleich ist der Widerspruch rege, und wie er sich in Streit einläßt, kommt er in sich selbst aus dem Gleichgewicht, und sein Bestes wird, wo nicht vernichtet, doch gestört."

Durch einige Gegenrede Wilhelm's veranlaßt, erklärte Montan sich ferner: „Wenn man einmal weiß, worauf Alles ankommt, hört man auf, gesprächig zu sein."

„Worauf kommt nun aber Alles an?" versetzte Wilhelm hastig.

„Das ist bald gesagt," erwiderte Jener. „Denken und Thun, Thun und Denken, das ist die Summe aller Weisheit, von je her anerkannt, von je her geübt, nicht eingeleben von einem Jeden. Beides muß wie Aus- und Einathmen sich im Leben ewig fort hin und wieder bewegen; wie Frage und Antwort, sollte Eins ohne das Andere nicht stattfinden. Wer sich zum Geiß macht, was einem jeden Neugebornen der Genius des Menschenverstandes heimlich ins Ohr flüstert, das Thun am Denken, das Denken am Thun zu prüfen, der kann nicht irren; und irrt er, so wird er sich bald auf den rechten Weg zurückfinden."

Montan geleitete seinen Freund nunmehr in dem Bergrevier methodisch umher, überall begrüßt von einem derben „Glück auf!" welches sie heiter zurückgaben.

„Ich möchte wol," sagte Montan, „ihnen manchmal zurufen: „Sinn auf!" denn Sinn ist mehr als Glück; doch die Menge hat immer Sinn genug, wenn die Obern damit begabt sind. Weil ich nun hier, wo nicht zu befehlen, doch zu rathen habe, bemühe' ich mich, die Eigenschaft des Gebirgs kennen zu lernen. Man strebt leidenschaftlich nach den Metallen, die es enthält. Nun habe ich mir das Vorkommen derselben aufzuklären gesucht, und es ist mir gelungen. Das Glück thut's nicht allein, sondern der Sinn, der das Glück herbeiruft, um es zu regeln. Wie diese Gebirge hier entstanden sind, weiß ich nicht, will's auch nicht wissen; aber ich trachte täglich, ihnen ihre Eigenthümlichkeit abzugewinnen. Auf Blei und Silber ist man erpicht, das sie in ihrem Busen tragen; das Wie? behalt' ich für mich und gebe Veranlassung, das Gewünschte zu finden. Auf mein Wort unternimmt man's versuchsweise; es gelingt, und ich habe Glück. Was ich verstehe, versteh' ich mir; was mir gelingt, gelingt mir für Andere, und Niemand denkt, daß es ihm auf diesem Wege gleichfalls gelingen könne. Sie haben mich in Verdacht, daß ich eine Wünschelruthe besitze; sie merken aber nicht, daß sie mir widersprechen, wenn ich etwas Vernünftiges vorbringe,

und daß sie dadurch sich den Weg abschneiden zu dem Baum des Erkenntnisses, wo diese prophetischen Reiser zu brechen sind."

Ermuthigt an diesen Gesprächen, überzeugt, daß auch ihm durch sein bisheriges Thun und Denken geglückt, in einem weit entlegenen Fache dem Hauptsinne nach seines Freundes Forderungen sich gleichzustellen, gab er nunmehr Rechenschaft von der Anwendung seiner Zeit, seitdem er die Vergünstigung erlangte, die auferlegte Wanderschaft nicht nach Tagen und Stunden, sondern dem wahren Zweck einer vollständigen Ausbildung gemäß einzutheilen und zu benutzen.

Hier nun war zufälligerweise vieles Redens keine Noth; denn ein bedeutendes Ereigniß gab unserm Freunde Gelegenheit, sein erworbenes Talent geschickt und glücklich anzuwenden und sich der menschlichen Gesellschaft als wahrhaft nützlich zu erweisen.

Welcher Art aber dies*) gewesen, dürfen wir im Augenblick noch nicht offenbaren, obgleich der Leser bald, noch ehe dieses Buch zu Ende geht, davon genugsam unterrichtet sein wird.

Elftes Kapitel.

Hersilie an Wilhelm.

Die ganze Welt wirft mir seit langen Jahren vor, ich sei ein launig wunderliches Mädchen. Mag ich's doch sein, so bin ich's ohne mein Verschulden. Die Leute mußten Geduld mit mir haben, und nun brauche ich Geduld mit mir selber, mit meiner Einbildungskraft, die mir Vater und Sohn, bald zusammen, bald wechselsweise, hin und wieder vor die Augen führt. Ich komme mir vor wie eine unschuldige Alkmene, die von zwei Wesen, die einander verstellen, unablässig heimgesucht wird.

Ich habe Ihnen viel zu sagen, und doch schreibe ich Ihnen, so scheint es, nur wenn ich ein Abenteuer zu erzählen habe; alles Uebrige ist auch abenteuerlich zwar, aber kein Abenteuer. Nun also zu dem heutigen!

Ich sitze unter den hohen Linden und mache soeben ein Briefstäschchen fertig, ein sehr zierliches, ohne deutlichst zu wissen, wer es haben soll, Vater oder Sohn, aber gewiß Einer von

*) Sein erworbenes Talent. Das Ereigniß wird vom Dichter nicht erwähnt; es ist ein Unglücksfall eines Bergmanns gemeint.

Beiden; da kommt ein junger Tabulettkrämer mit Körbchen und Kästchen auf mich zu; er legitimirt sich bescheiden durch einen Schein des Beamten, daß ihm erlaubt sei, auf den Gütern zu hausiren. Ich besehe seine Sächelchen bis in die unendlichen Kleinigkeiten, deren Niemand bedarf und die Jedermann kauft aus kindischem Trieb, zu besitzen und zu vergeuden. Der Knabe scheint mich aufmerksam zu betrachten. Schöne schwarze, etwas lüstige Augen, wohlgezeichnete Augenbrauen, reiche Locken, blendende Zahnreihen, genug, Sie verstehen mich, etwas Orientalisches.

Er thut mancherlei Fragen, auf die Personen der Familie bezüglich, denen er allenfalls etwas anbieten dürfte; durch allerlei Wendungen weiß er es einzuleiten, daß ich mich ihm nenne. „Herfilie!" spricht er bescheiden. „Wird Herfilie verzeihen, wenn ich eine Botschaft ausrichte?" Ich sehe ihn verwundert an; er zieht das kleinste Schiefertäfelchen hervor, in ein weißes Rähmchen gefaßt, wie man sie im Gebirg für die kindischen Anfänge des Schreibens zubereitet; ich nehm' es an, seh' es beschrieben und lese die mit scharfem Griffel sauber eingegrabene Inschrift:

Felix
liebt
Herfilien.
Der Stallmeister
kommt bald.

Ich bin betroffen, ich gerathe in Verwunderung über das, was ich in der Hand halte, mit Augen sehe, am Meisten darüber, daß das Schicksal sich fast noch wunderlicher beweisen will, als ich selbst bin. „Was soll das!" sag' ich zu mir: und der kleine Schalk ist mir gegenwärtiger als je, ja es ist mir, als ob sein Bild sich mir in die Augen hineinbohrte.

Nun fang' ich an zu fragen und erhalte wunderliche, unbefriedigende Antworten; ich examinire, und erfahre nichts; ich denke nach, und kann die Gedanken nicht recht zusammenbringen. Zuletzt verknüpf' ich aus Reden und Widerreden so viel, daß der junge Krämer auch die pädagogische Provinz durchzogen, das Vertrauen meines jungen Verehrers erworben, welcher auf ein erhandeltes Täfelchen die Inschrift geschrieben und ihm für ein Wörtchen Antwort die besten Geschenke versprochen. Er reichte mir sodann ein gleiches Täfelchen, deren er mehrere in seinem Waarenbesteck vorwies, zugleich einen Griffel, wobei er

so freundlich drang und bat, daß ich beides annahm, dachte, wieder dachte, nichts erdenken konnte und schrieb:

Herfilens
Gruß
an Felix.
Der Stallmeister
halte sich gut!

Ich betrachtete das Geschriebene und fühlte Verdruß über den ungeschickten Ausdruck. Weder Zärtlichkeit noch Zeist noch Witz, bloße Verlegenheit; und warum? Vor einem Knaben stand ich, an einen Knaben schrieb ich; sollte mich das aus der Fassung bringen? Ich glaube gar, ich seufzte, und war eben im Begriff, das Geschriebene wegzuwischen; aber Jener nahm es mir so zierlich aus der Hand, bat mich um irgend eine vorsorgliche Einhüllung; und so geschah's, daß ich, weiß ich doch nicht, wie's geschah, das Täfelchen in das Brieftäschchen steckte, das Band darum schlang und es zugeheftet dem Knaben hinreichte, der es mit Anmuth ergriff, sich tief verneigend einen Augenblick zauderte, daß ich eben noch Zeit hatte, ihm mein Beutelchen in die Hand zu drücken, und mich schalt, ihm nicht genug gegeben zu haben. Er entfernte sich schicklich eilend und war, als ich ihm nachblickte, schon verschwunden, ich begriff nicht recht, wie.

Nun ist es vorüber, ich bin schon wieder auf dem gewöhnlichen flachen Tagesboden und glaube kaum an die Erscheinung. Halte ich nicht das Täfelchen in der Hand? Es ist gar zu zierlich, die Schrift gar schön und sorgfältig gezogen; ich glaube, ich hätte es geküßt, wenn ich die Schrift auszulöschen nicht fürchtete.

Ich habe mir Zeit genommen, nachdem ich Vorstehendes geschrieben; was ich aber auch darüber denke, will immer nicht fordern. Allerdings etwas Geheimnißvolles war in der Figur; dergleichen sind jetzt im Roman nicht zu entbehren; sollten sie uns denn auch im Leben begegnen? Angenehm und verdächtig, fremdartig, doch Vertrauen erregend; warum schied er auch vor aufgelöster Verwirrung? warum bat' ich nicht Gegenwart des Geistes genug, um ihn schicklicherweise festzuhalten?

Nach einer Pause nehm' ich die Feder abermals zur Hand, meine Bekenntniße fortzuſetzen. Die entſchiedene fortdauernde Neigung eines zum Jüngling heranreifenden Knaben wollte mir ſchmeicheln: da aber fiel mir ein, daß es nichts Seltenes ſei, in dieſem Alter nach ältern Frauen ſich umzuſehen. Fürwahr, es giebt eine geheimnißvolle Neigung jüngerer Männer zu ältern Frauen. Sonſt, da es mich nicht ſelbſt betraf, lachte ich darüber und wollte boshafterweiſe gefunden haben, es ſei eine Erinnerung an die Ammen- und Säuglingszärtlichkeit, von der ſie ſich kaum losgeriſſen haben. Jetzt ärgert's mich, mir die Sache ſo zu denken; ich erniedrige den guten Felix zur Kindheit herab, und mich ſeh' ich doch auch nicht in einer vortheilhaften Stellung. Ach, welch ein Unterſchied iſt es, ob man ſich oder die Andern beurtheilt!

Zwölftes Kapitel.

Wilhelm an Natalien.

Schon Tage geb' ich umher und kann die Feder anzuſetzen mich nicht entſchließen; es iſt ſo Mancherlei zu ſagen; mündlich fügte ſich wol Eins ans Andere, entwickelte ſich auch wol leicht Eins aus dem Andern. Laß mich daher, den Entfernten, nur mit dem Allgemeinſten beginnen; es leitet mich doch zuletzt aufs Wunderliche, was ich mitzutheilen habe.

Du haſt von dem Jüngling gehört, der, am Ufer des Meeres ſpazierend, einen Ruderpflock fand; das Intereſſe, das er daran nahm, bewog ihn, ein Ruder anzuſchaffen, als nothwendig dazu gehörend. Dies aber war nun auch weiter nichts nütze; er trachtete ernſtlich nach einem Kahn und gelangte dazu. Jedoch war Kahn, Ruder und Ruderpflock nicht ſonderlich fördernd; er verſchaffte ſich Segelſtangen und Segel, und ſo nach und nach, was zur Schnelligkeit und Bequemlichkeit der Schifffahrt erforderlich iſt. Durch zweckmäßiges Beſtreben gelangt er zu größerer Fertigkeit und Geſchicklichkeit; das Glück begünſtigt ihn, er ſieht ſich endlich als Herr und Patron eines größern Fahrzeugs, und ſo ſteigert ſich das Gelingen; er gewinnt Wohlhaben, Anſehen und Namen unter den Seefahrern. *)

*) Dieſelbe Geſchichte hatte Goethe ſchon in ſeiner Kunſtreiſe am Rhein in den Jahren 1814 und 1815 in ähnlicher Weiſe benutzt.

Indem ich nun Dich veranlasse, diese artige Geschichte wieder zu lesen, muß ich bekennen, daß sie nur im weitesten Sinne hierher gehört, jedoch mir den Weg bahnt, dasjenige auszudrücken, was ich vorzutragen habe. Indessen muß ich noch einiges Entferntere durchgehen.

Die Fähigkeiten, die in dem Menschen liegen, lassen sich eintheilen in allgemeine und besondere; die allgemeinen sind anzusehen als gleichgiltig ruhende Thätigkeiten, die nach Umständen geweckt und zufällig zu diesem oder jenem Zweck bestimmt werden. Die Nachahmungsgabe des Menschen ist allgemein; er will nachmachen, nachbilden, was er sieht, auch ohne die mindesten innern und äußern Mittel zum Zwecke. Natürlich ist es daher immer, daß er leisten will, was er leisten sieht; das Natürlichste jedoch wäre, daß der Sohn des Vaters Beschäftigung ergriffe. Hier ist Alles beisammen: eine vielleicht im Besondern schon angeborne, in ursprünglicher Richtung entschiedene Thätigkeit, sodann eine folgerecht stufenweis fortschreitende Uebung und ein entwickeltes Talent, das uns nöthigte, auch alsdann auf dem eingeschlagenen Wege fortzuschreiten, wenn andere Triebe sich in uns entwickeln und uns eine freie Wahl zu einem Geschäft führen dürfte, zu dem uns die Natur weder Anlage noch Behaarlichkeit verliehen. Im Durchschnitt sind daher die Menschen am Glücklichsten, die ein angebornes, ein Familientalent im häuslichen Kreise auszubilden Gelegenheit finden. Wir haben solche Malerstammbäume gesehen; darunter waren freilich schwache Talente, indessen lieferten sie doch etwas Brauchbares und vielleicht Besseres, als sie, bei mäßigen Naturkräften, aus eigener Wahl in irgend einem andern Fache geleistet hätten.

Da dieses aber auch nicht ist, was ich sagen wollte, so muß ich meinen Mittheilungen von irgend einer andern Seite näher zu kommen suchen.

Das ist nun das Traurige der Entfernung von Freunden, daß wir die Mittelglieder, die Hilfsglieder unserer Gedanken, die sich in der Gegenwart so flüchtig wie Blitze wechselseitig entwickeln und durchweben, nicht in augenblicklicher Verknüpfung

und Verbindung verführen und vertragen können. Hier also zunächst eine der frühesten Jugendgeschichten.

Wir in einer alten, ernsten Stadt erzogenen Kinder hatten die Begriffe von Straßen, Plätzen, von Mauern gefaßt, sodann auch von Wällen, dem Glacis und benachbarten ummauerten Gärten. Uns aber einmal oder vielmehr sich selbst ins Freie zu führen, hatten unsere Eltern längst mit Freunden auf dem Lande eine immerfort verschobene Partie verabredet. Dringender endlich zum Pfingstfeste ward Einladung und Vorschlag, denen man nur unter der Bedingung sich fügte, Alles so einzuleiten, daß man zu Nacht wieder zu Hause sein konnte; denn außer seinem längst gewohnten Bette zu schlafen, schien eine Unmöglichkeit. Die Freuden des Tags so eng zu konzentriren, war freilich schwer; zwei Freunde sollten besucht und ihre Ansprüche auf seltene Unterhaltung befriedigt werden; indessen befliß man mit großer Pünktlichkeit Alles zu erfüllen.

Am dritten Feiertag mit dem Frühesten standen Alle munter und bereit; der Wagen fuhr zur bestimmten Stunde vor. Bald hatten wir alles Beschränkende der Straßen, Thore, Brücken und Stadtgräben hinter uns gelassen; eine freie, weitausgebreitete Welt that sich vor den Unerfahrnen auf. Das durch einen Nachtregen erst erfrischte Grün der Fruchtfelder und Wiesen, das mehr oder weniger helle der eben aufgebrochenen Strauch- und Baumknospen, das nach allen Seiten hin blendend sich verbreitende Weiß der Baumblüthe, Alles gab uns den Vorschmack glücklicher, paradiesischer Stunden.

Zu rechter Zeit gelangten wir auf die erste Station, bei einem würdigen Geistlichen. Freundlichst empfangen, konnten wir bald gewahr werden, daß die aufgehobene kirchliche Feier den Ruhe und Freiheit suchenden Gemüthern nicht entnommen war. Ich betrachtete den ländlichen Haushalt zum ersten Mal mit freudigem Antheil: Pflug und Egge, Wagen und Karren deuteten auf unmittelbare Benutzung; selbst der widrig anzuschauende Unrath schien das Unentbehrlichste im ganzen Kreise; sorgfältig war er gesammelt und gewissermaßen zierlich aufbewahrt. Doch dieser auf das Neue und doch Begreifliche gerichtete frische Blick ward gar bald auf ein Genießbares geheftet; appetitliche Kuchen, frische Milch und sonst mancher ländliche Leckerbissen ward von uns begierig in Bettacht gezogen. Eilig be-

schäftigten sich nunmehr die Kinder, den kleinen Hausgarten und die wirthliche Laube verlassend, in dem angrenzenden Baumstück ein Geschäft zu vollbringen, das eine alte, wohlgesinnte Tante ihnen aufgetragen hatte. Sie sollten nämlich so viel Schlüsselblumen als möglich sammeln und solche getreulich mit zur Stadt bringen, indem die haushältische Matrone gar allerlei gesundes Getränk daraus zu bereiten gewohnt war.

Indem wir nun in dieser Beschäftigung auf Wiesen, an Rändern und Zäunen hin und wieder liefen, gesellten sich mehrere Kinder des Dorfs zu uns, und der liebliche Duft gesammelter Frühlingsblumen schien immer erquickender und balsamischer zu werden. Wir hatten nun schon so eine Masse Stengel und Blüthen zusammengebracht, daß wir nicht wußten, wo mit hin. Man fing jetzt an, die gelblichen Röhrenkronen auszupfen; denn um sie war es denn eigentlich doch nur zu thun; Jeder suchte in sein Hütchen, sein Mützchen möglichst zu sammeln.

Der ältere dieser Knaben jedoch, an Jahren wenig vor mir voraus, der Sohn des Fischers, den dieses Blumengetändel nicht zu freuen schien, ein Knabe, der mich bei seinem ersten Auftreten gleich besonders angezogen hatte, lud mich ein, mit ihm nach dem Fluß zu gehen, der, schon ansehnlich breit, in weniger Entfernung vorbeifloß. Wir setzten uns mit ein paar Angelruthen an eine schattige Stelle, wo im tiefen, ruhig klaren Wasser gar manches Fischlein sich hin und her bewegte. Freundlich wies er mich an, worum es zu thun, wie der Köder am Angel zu befestigen sei, und es gelang mir einigemal hinter einander, die kleinsten dieser zarten Geschöpfe wider ihren Willen in die Luft herauszuschnellen. Als wir nun so zusammen, an einander gelehnt, beruhigt saßen, schien er zu langweilen und machte mich auf einen flachen Kies aufmerksam, der von unserer Seite sich in den Strom hinein erstreckte: da sei die schönste Gelegenheit, zu baden. Er könne, rief er, endlich aufspringend, der Versuchung nicht widerstehen; und ehe ich mich's versah, war er unten, ausgezogen und im Wasser.

Da er sehr gut schwamm, verließ er bald die seichte Stelle, übergab sich dem Strom und kam bis an mich in dem tiefern Wasser heran. Mir war ganz wunderlich zu Muthe geworden: Grashüpfer tanzten um mich her, Ameisen krabbelten heran, bunte Käfer hingen an den Zweigen und goldschimmernde Sennenjungfern, wie er sie genannt hatte, schwebten und schwankten geisterartig zu meinen Füßen, eben als Jener, einen großen Krebs

zwischen Wurzeln hervorbelend, ihn lustig aufzeigte, um ihn gleich wieder an den alten Ort zu bevorstehendem Fange geschickt zu verbergen. Es war umher so warm und so feucht; man sehnte sich aus der Sonne in den Schatten, aus der Schattenkühle hinab ins kühlere Wasser. Da war es denn ihm leicht, mich hinunter zu locken; eine nicht oft wiederholte Einladung fand ich unwiderstehlich und war mit einiger Furcht vor den Eltern, wozu sich die Scheu vor dem unbekannten Elemente gesellte, in ganz wunderlicher Bewegung. Aber bald auf dem Ufer entkleidet, wagt' ich mich sachte ins Wasser, doch nicht tiefer, als es der leise abhängige Boden erlaubte; hier ließ er mich weilen, entfernte sich in dem tragenden Elemente, kam wieder, und als er sich herausbob, sich aufrichtete, im höhern Sonnenschein sich abzutrocknen, glaubt' ich meine Augen von einer dreifachen Sonne geblendet: so schön war die menschliche Gestalt, von der ich nie einen Begriff gehabt. Er schien mich mit gleicher Aufmerksamkeit zu betrachten. Schnell angekleidet standen wir uns noch immer unverhüllt gegen einander; unsere Gemüther zogen sich an, und unter den feurigsten Küssen schwuren wir eine ewige Freundschaft.

Sodann aber eilig, eilig gelangten wir nach Hause, gerade zur rechten Zeit, als die Gesellschaft den angenehmsten Fußweg durch Busch und Wald etwa anderthalb Stunden nach der Wohnung des Amtmanns antrat. Mein Freund begleitete mich; wir schienen schon unzertrennlich; als ich aber hälftenweg um Erlaubniß bat, ihn mit in des Amtmanns Wohnung zu nehmen, verweigerte es die Pfarrerin mit stiller Bemerkung des Unschicklichen; dagegen gab sie ihm den dringenden Auftrag, er solle seinem rückkehrenden Vater ja sagen, sie müsse bei ihrer Nachhausekunft nothwendig schöne Krebse vorfinden, die sie den Gästen als eine Seltenheit nach der Stadt mitgeben wolle. Der Knabe schied, versprach aber mit Hand und Mund, heute Abend an dieser Waldecke meiner zu warten.

Die Gesellschaft gelangte nunmehr zum Amthause, wo wir auch einen ländlichen Zustand antrafen, doch höherer Art. Ein durch die Schuld der überthätigen Hausfrau sich verspätendes Mittagessen machte mich nicht ungeduldig; denn der Spaziergang in einem wohlgehaltenen Ziergarten, wohin die Tochter, etwas jünger als ich, mir den Weg begleitend anwies, war mir höchst unterhaltend. Frühlingsblumen aller Art standen in zierlich gezeichneten Feldern, sie ausfüllend oder ihre Ränder schmückend.

Meine Begleiterin war schön, blond, sanftmüthig; wir gingen vertraulich zusammen, faßten uns bald bei der Hand und schienen nichts Besseres zu wünschen. So gingen wir an Tulpenbeeten vorüber, so an gereihten Narcissen und Jonquillen; sie zeigte mir verschiedene Stellen, wo eben die herrlichsten Hyacinthenglocken schon abgeblüht hatten. Dagegen war auch für die folgenden Jahrszeiten gesorgt: schon grünten die Büsche der künftigen Ranunkeln und Anemonen; die auf zahlreiche Nelkenstöcke verwendete Sorgfalt versprach den mannichfaltigsten Flor; näher aber knospete schon die Hoffnung vielblumiger Lilienstengel, gar weislich zwischen Rosen vertheilt. Und wie manche Laube versprach nicht zunächst mit Geisblatt, Jasmin, reben- und rankenartigen Gewächsen zu prangen und zu schatten!

Betracht' ich nach so viel Jahren meinen damaligen Zustand, so scheint er mir wirklich beneidenswerth. Unerwartet, in demselbigen Augenblick, ergriff mich das Vorgefühl von Freundschaft und Liebe; denn als ich ungern Abschied nahm von dem schönen Kinde, tröstete mich der Gedanke, diese Gefühle meinem jungen Freunde zu eröffnen, zu vertrauen und seiner Theilnahme zugleich mit diesen frischen Empfindungen mich zu freuen.

Und wenn ich hier noch eine Betrachtung anknüpfe, so darf ich wol bekennen, daß im Laufe des Lebens mir jenes erste Aufblühen der Außenwelt als die eigentliche Originalnatur vorkam, gegen die alles Uebrige, was uns nachher zu den Sinnen kommt, nur Kopien zu sein scheinen, die bei aller Annäherung an jenes doch des eigentlich ursprünglichen Geistes und Sinnes ermangeln.

Wie müßten wir verzweifeln, das Aeußere so kalt, so leblos zu erblicken, wenn nicht in unserm Innern sich etwas entwickelte, das auf eine ganz andere Weise die Natur verherrlicht, indem es uns selbst in ihr zu verschönen eine schöpferische Kraft erweist!

Es dämmerte schon, als wir uns der Waldecke wieder näherten, wo der junge Freund meiner zu warten versprochen hatte. Ich strengte die Sehkraft möglichst an, um seine Gegenwart zu erforschen; als es mir nicht gelingen wollte, lief ich ungeduldig der langsam schreitenden Gesellschaft voraus, rannte durchs Gebüsche hin und wieder. Ich rief, ich ängstigte mich; er war nicht zu sehen und antwortete nicht; ich empfand zum ersten Mal einen leidenschaftlichen Schmerz, doppelt und vielfach.

Schon entwickelte sich in mir die unmäßige Forderung vertraulicher Zuneigung, schon war es ein unwiderstehlich Bedürfniß, meinen Geist von dem Bilde jener Blondine durch Plaudern zu

befreien, mein Herz von den Gefühlen zu erlösen, die sie in mir aufgeregt hatte; es war voll, der Mund lispelte schon, um überzufließen; ich tadelte laut den guten Knaben, wegen verletzter Freundschaft, wegen vernachlässigter Zusage.

Bald aber sollten mir schwerere Prüfungen zugedacht sein. Aus den ersten Häusern des Ortes stürzten Weiber schreiend heraus, heulende Kinder folgten; Niemand gab Red' und Antwort. Von der einen Seite her um das Eckhaus sahen wir einen Trauerzug herumziehen; er bewegte sich langsam die lange Straße hin; es schien wie ein Leichenzug, aber ein vielfacher; des Tragens und Schleppens war kein Ende. Das Geschrei dauerte fort, es vermehrte sich; die Menge lief zusammen. „Sie sind ertrunken, Alle sämmtlich ertrunken!" „Der! wer? welcher?" Die Mütter, die ihre Kinder um sich sahen, schienen getröstet. Aber ein ernster Mann trat heran und sprach zur Pfarrerin: „Unglücklicherweise bin ich zu lange außen geblieben; ertrunken ist Adolph selbfünfe; er wollte sein Versprechen halten und meins." Der Mann (der Fischer selbst war es) ging weiter dem Zuge nach; wir standen erschreckt und erstarrt. Da trat ein kleiner Knabe heran, reichte einen Sack dar: „Hier die Krebse, Frau Pfarrerin!" und hielt das Zeichen hoch in die Höhe. Man entsetzte sich davor wie vor dem Schädlichsten; man fragte, man forschte und erfuhr so viel: dieser letzte Kleine war am Ufer geblieben, er las die Krebse auf, die sie ihm von unten zuwarfen. Alsdann aber nach vielem Fragen und Wiederfragen erfuhr man, Adolph mit zwei verständigen Knaben sei unten am und im Wasser hingegangen; zwei andere jüngere haben sich ungebeten dazu gesellt, die durch kein Schelten und Drohen abzuhalten gewesen. Nun waren über eine steinige gefährliche Stelle die Ersten fast hinaus; die Letzten gleiteten, griffen zu und zerrten immer Einer den Andern hinunter; so geschah es zuletzt auch dem Vordersten, und Alle stürzten in die Tiefe. Adolph, als guter Schwimmer, hätte sich gerettet; Alles aber hielt in der Angst sich an ihn, er ward niedergezogen. Dieser Kleine sodann war schreiend ins Dorf gelaufen, seinen Sack mit Krebsen fest in den Händen. Mit andern Aufgerufenen eilte der zufällig spät rückkehrende Fischer dorthin; man hatte sie nach und nach herausgezogen, todt gefunden, und nun trug man sie herein.

Der Pfarrherr mit dem Vater gingen bedenklich dem Gemeindehause zu; der volle Mond war aufgegangen und beleuchtete

die Pfade des Todes. Ich folgte leidenschaftlich; man wollte mich nicht einlassen; ich war im schrecklichsten Zustande. Ich umging das Haus und rastete nicht; endlich ersah ich meinen Vortheil und sprang zum offenen Fenster hinein.

In dem großen Saale, wo Versammlungen aller Art gehalten werden, lagen die Unglückseligen auf Stroh nackt ausgestreckt, glänzendweiße Leiber, auch bei düsterm Lampenschein hervorleuchtend. Ich warf mich auf den größten, auf meinen Freund; ich wüßte nicht von meinem Zustand zu sagen, ich weinte bitterlich und überschwemmte seine breite Brust mit unendlichen Thränen. Ich hatte etwas von Reiben gehört, das in solchem Falle hilfreich sein sollte; ich rieb meine Thränen ein und belog mich mit der Wärme, die ich erregte. In der Verwirrung dacht' ich ihm Athem einzublasen, aber die Perlenreihen seiner Zähne waren fest verschlossen; die Lippen, auf denen der Abschiedskuß noch zu ruhen schien, versagten auch das leiseste Zeichen der Erwiderung. An menschlicher Hilfe verzweifelnd, wandt' ich mich zum Gebet; ich flehte, ich betete; es war mir, als wenn ich in diesem Augenblicke Wunder thun müßte, die noch inwohnende Seele hervorzurufen, die noch in der Nähe schwebende wieder hineinzulocken. Man riß mich weg. Weinend, schluchzend saß ich im Wagen und vernahm kaum, was die Eltern sagten: unsere Mutter, was ich nachher so oft wiederholen hörte, hatte sich in den Willen Gottes ergeben. Ich war indessen eingeschlafen und erwachte verdüstert am späten Morgen in einem räthselhaften, verwirrten Zustande.

Als ich mich aber zum Frühstück begab, fand ich Mutter, Tante und Köchin in wichtiger Berathung. Die Krebse sollten nicht gesotten, nicht auf den Tisch gebracht werden; der Vater wollte eine so unmittelbare Erinnerung an das nächst vergangene Unglück nicht erdulden. Die Tante schien sich dieser seltenen Geschöpfe eifrigst bemächtigen zu wollen, schalt aber nebenher auf mich, daß wir die Schlüsselblumen mitzubringen versäumt; doch schien sie sich bald hierüber zu beruhigen, als man jene lebhaft durch einander kriechenden Mißgestalten ihr zu beliebiger Verfügung übergab, worauf sie denn deren weitere Behandlung mit der Köchin verabredete.

Um aber die Bedeutung dieser Scene klar zu machen, muß ich von dem Charakter und dem Wesen dieser Frau das Nähere vermelden. Die Eigenschaften, von denen sie beherrscht wurde, konnte man, sittlich betrachtet, keineswegs rühmen; und doch

brachten sie, bürgerlich und politisch angesehen, manche gute Wirkung hervor. Sie war im eigentlichen Sinne geldgeizig; denn es dauerte sie jeder baare Pfennig, den sie aus der Hand geben sollte, und sie sah sich überall für ihre Bedürfnisse nach Surrogaten um, welche man umsonst, durch Tausch oder irgend eine Weise, beschaffen konnte. So waren die Schlüsselblumen zum Thee bestimmt, den sie für gesünder hielt als irgend einen chinesischen. Gott habe einem jeden Land das Nothwendige verliehen, es sei nun zur Nahrung, zur Würze, zur Arznei; man brauche sich deshalb nicht an fremde Länder zu wenden. So besorgte sie in einem kleinen Garten Alles, was nach ihrem Sinn die Speisen schmackhaft mache und Kranken zuträglich wäre; sie besuchte keinen fremden Garten, ohne dergleichen von da mitzubringen.

Diese Gesinnung, und was daraus folgte, konnte man ihr sehr gerne zugeben, da ihre emsig gesammelte Baarschaft der Familie doch endlich zu Gute kommen sollte; auch wußten Vater und Mutter hierin durchaus ihr nachzugeben und förderlich zu sein.

Eine andere Leidenschaft jedoch, eine thätige, die sich unermüdet geschäftig bewerthat, war der Stolz, für eine bedeutende, einflußreiche Person gehalten zu werden. Und sie hatte fürwahr diesen Ruhm sich verdient und erreicht; denn die sonst unnützen, sogar oft schädlichen, unter Frauen obwaltenden Klatschereien wußte sie zu ihrem Vortheil anzuwenden. Alles, was in der Stadt verging, und daher auch das Innere der Familien, war ihr genau bekannt, und es ereignete sich nicht leicht ein zweifelhafter Fall, in den sie sich nicht zu mischen gewußt hätte, welches ihr um desto mehr gelang, als sie immer nur zu nutzen trachtete, dadurch aber ihren Ruhm und guten Namen zu steigern wußte. Manche Heirath hatte sie geschlossen, wobei wenigstens der eine Theil vielleicht zufrieden blieb. Was sie aber am Meisten beschäftigte, war das Fördern und Befördern solcher Personen, die ein Amt, eine Anstellung suchten, wodurch sie sich denn wirklich eine große Anzahl Klienten erwarb, deren Einfluß sie dann wieder zu benutzen wußte.

Als Wittwe eines nicht unbedeutenden Beamten, eines rechtlichen, strengen Mannes, hatte sie denn doch gelernt, wie man Diejenigen durch Kleinigkeiten gewinnt, denen man durch bedeutendes Anerbieten nicht beikommen kann.

Um aber ohne fernere Weitläufigkeit auf dem betretenen

Pfade zu bleiben, sei zunächst bemerkt, daß sie auf einen Mann, der eine wichtige Stelle bekleidete, sich großen Einfluß zu verschaffen gewußt. Er war geizig gleich ihr, und zu seinem Unglück ebenso speiselustig und genäschig; ihm also unter irgend einem Vorwande ein schmackhaftes Gericht auf die Tafel zu bringen, blieb ihre erste Sorge. Sein Gewissen war nicht das zarteste; aber auch sein Muth, seine Verwegenheit mußte in Anspruch genommen werden, wenn er in bedenklichen Fällen den Widerstand seiner Kollegen überwinden und die Stimme der Pflicht, die sie ihm entgegensetzten, übertäuben sollte.

Nun war gerade der Fall, daß sie einen Unwürdigen begünstigte; sie hatte das Möglichste gethan, ihn einzuschieben; die Angelegenheit hatte für sie eine günstige Wendung genommen, und nun kamen ihr die Krebse, dergleichen man freilich selten gesehen, glücklicherweise zu Statten. Sie sollten sorgfältig gefüttert und nach und nach dem hohen Gönner, der gewöhnlich ganz allein, sehr kärglich speiste, auf die Tafel gebracht werden.

Uebrigens gab der unglückliche Verfall zu manchen Gesprächen und geselligen Bewegungen Anlaß. Mein Vater war jener Zeit einer der Ersten, der seine Betrachtung, seine Sorge über die Familie, über die Stadt hinaus zu erstrecken durch einen allgemein wohlwollenden Geist getrieben war. Die großen Hindernisse, welche der Einimpfung der Blattern anfangs entgegenstanden, zu beseitigen, war er mit verständigen Aerzten und Polizeiverwandten bemüht. Größere Sorgfalt in den Hospitälern, menschlichere Behandlung der Gefangenen, und was sich hieran ferner schließen mag, machte das Geschäft wo nicht seines Lebens, doch seines Lesens und Nachdenkens, wie er denn auch seine Ueberzeugung überall aussprach und dadurch manches Gute bewirkte.

Er sah die bürgerliche Gesellschaft, welcher Staatsform sie auch unterzeordnet wäre, als einen Naturzustand an, der sein Gutes und sein Böses habe, seine gewöhnlichen Lebensläufe, abwechselnd reiche und kümmerliche Jahre, nicht weniger zufällig und unregelmäßig Hagelschlag, Wasserfluthen und Brandschäden; das Gute sei zu ergreifen und zu nutzen, das Böse abzuwenden oder zu ertragen; nichts aber, meinte er, sei wünschenswerther als die Verbreitung des allgemeinen guten Willens, unabhängig von jeder andern Bedingung.

In Gefolg einer solchen Gemüthsart mußte er nun bestimmt werden, eine schon früher angeregte wohlthätige Angelegenheit

wieder zur Sprache zu bringen: es war die Wiederbelebung der für todt Gehaltenen, auf welche Weise sich auch die äußern Zeichen des Lebens möchten verloren haben. Bei solchen Gesprächen erdorchte ich mir nun, daß man bei jenen Kindern das Umgekehrte versucht und angewendet, ja sie gewissermaßen erst ermordet; ferner hielt man dafür, daß durch einen Aderlaß vielleicht ihnen allen wäre zu helfen gewesen. In meinem jugendlichen Eifer nahm ich mir daher im Stillen vor, ich wollte keine Gelegenheit versäumen, Alles zu lernen, was in solchem Falle nöthig wäre, besonders das Aderlassen und was dergleichen Dinge mehr waren.

Allein wie bald nahm mich der gewöhnliche Tag mit sich fort! Das Bedürfniß nach Freundschaft und Liebe war aufgeregt; überall schaut' ich mich um, es zu befriedigen. Indessen ward Sinnlichkeit, Einbildungskraft und Geist durch das Theater übermäßig beschäftigt; wie weit ich hier geführt und verführt werden, darf ich nicht wiederholen.

Wenn ich nun aber nach dieser umständlichen Erzählung zu bekennen habe, daß ich noch immer nicht ans Ziel meiner Absicht gelangt sei, und daß ich nur durch einen Umweg dahin zu gelangen hoffen darf, was soll ich da sagen! wie kann ich mich entschuldigen! Allenfalls hätte ich Folgendes vorzubringen. Wenn es dem Humoristen erlaubt ist, das Hundertste ins Tausendste durch einander zu werfen, wenn er keklich seinem Leser überläßt, das was allenfalls daraus zu nehmen sei, in halber Bedeutung endlich aufzufinden: sollte es dem Verständigen, dem Vernünftigen nicht zustehen, auf eine seltsam scheinende Weise rings umher nach vielen Punkten hinzuwirken, damit man sie in einem Brennpunkte zuletzt abgespiegelt und zusammengefaßt erkenne, einsehen lerne, wie die verschiedensten Einwirkungen, den Menschen umringend, zu einem Entschluß treiben, den er auf keine andere Weise, weder aus innerm Trieb noch äußerm Anlaß, hätte ergreifen können?

Bei dem Mannichfaltigen, was mir noch zu sagen übrig bleibt, habe ich die Wahl, was ich zuerst vornehmen will; aber auch dies ist gleichgiltig; Du mußt Dich eben in Geduld fassen, lesen und weiter lesen; zuletzt wird denn doch auf einmal hervorspringen und Dir ganz natürlich scheinen, was, mit einem

Worte ausgesprochen, Dir höchst seltsam vorgekommen wäre, und zwar auf einen Grad, daß Du nachher diesen Einleitungen in Form von Erklärungen kaum einen Augenblick hättest schenken mögen.

Um nun aber einigermaßen in die Nichte zu kommen, will ich mich wieder nach jenem Ruderpflock umsehen und eines Gesprächs gedenken, das ich mit unserm geprüften Freunde Jarno, den ich unter dem Namen Montan im Gebirge fand, zu ganz besonderer Weckung eigener Gefühle zufällig zu führen veranlaßt ward. Die Angelegenheiten unseres Lebens haben einen geheimnißvollen Gang, der sich nicht berechnen läßt. Du erinnerst Dich gewiß jenes Bestecks, das Euer tüchtiger Wundarzt hervorzog, als Du Dich mir, wie ich verwundet im Walde hingestreckt lag, hilfreich näherteſt? Es leuchtete mir damals dergestalt in die Augen und machte einen so tiefen Eindruck, daß ich ganz entzückt war, als ich nach Jahren es in den Händen eines Jüngern wiederfand.*) Dieser legte keinen besondern Werth darauf; die Instrumente sämmtlich hatten sich in neuerer Zeit verbessert und waren zweckmäßiger eingerichtet, und ich erlangte jenes um desto eher, als ihm die Anschaffung eines neuen dadurch erleichtert wurde. Nun führte ich es immer mit mir, freilich zu keinem Gebrauch, aber desto sicherer zu tröstlicher Erinnerung; es war Zeuge des Augenblicks, wo mein Glück begann, zu dem ich erst durch großen Umweg gelangen sollte.

Zufällig sah es Jarno, als wir bei dem Köhler übernachteten, der es alsobald erkannte und auf meine Erklärung erwiderte: „Ich habe nichts dagegen," sprach er, „daß man sich einen solchen Fetisch aufstellt, zur Erinnerung an manches unerwartete Gute, an bedeutende Folgen eines gleichgültigen Umstandes; es hebt uns empor als etwas, das auf ein Undegreifliches deutet, erquickt uns in Verlegenheiten und ermuthigt unsere Hoffnungen: aber schöner wäre es, wenn Du Dich durch jene Werkzeuge hättest anreizen lassen, auch ihren Gebrauch zu verstehen und dasjenige zu leisten, was sie stumm von Dir fordern."

„Laß mich bekennen," versetzte ich darauf, „daß mir dies hundertmal eingefallen ist; es regte sich in mir eine innere Stimme, die mich meinen eigentlichen Beruf hieran erkennen ließ."

Ich erzählte nun hierauf die Geschichte der ertrunkenen Knaben, und wie ich damals gebeten, ihnen wäre zu helfen gewesen,

*) Vergl. Bd. XVII, S. 404, 410, 511. Die Zeitbestimmung ist nicht richtig.

wenn man ihnen zur Ader gelassen hätte. „Ich nahm mir vor, es zu lernen; doch jede Stunde löschte den Vorsatz aus."

„So ergreif ihn jetzt!" versetzte Jener. „Ich sehe Dich schon so lange mit Angelegenheiten beschäftigt, die des Menschen Geist, Gemüth, Herz, und wie man das Alles nennt, betreffen und sich darauf beziehen; allein was hast Du dabei für Dich und Andere gewonnen? Seelenleiden, in die wir durch Unglück oder eigene Fehler gerathen; sie zu heilen vermag der Verstand nichts, die Vernunft wenig, die Zeit viel, entschlossene Thätigkeit hingegen Alles. Hier wirkt Jeder mit und auf sich selbst; das hast Du an Dir, hast es an Andern erfahren."

Mit heftigen und bittern Worten, wie er gewohnt ist, setzte er mir zu und sagte manches Harte, das ich nicht wiederholen mag. Es sei nichts mehr der Mühe werth, schloß er endlich, zu lernen und zu leisten, als dem Gesunden zu helfen, wenn er durch irgend einen Zufall verletzt sei; durch einsichtige Behandlung stelle sich die Natur leicht wieder her; die Kranken müsse man den Aerzten überlassen; Niemand aber bedürfe eines Wundarztes mehr als der Gesunde. In der Stille des Landlebens, im engsten Kreis der Familie sei er ebenso willkommen als in und nach dem Getümmel der Schlacht; in den süßesten Augenblicken wie in den bittersten und gräßlichsten; überall walte das böse Geschick grimmiger als der Tod, und ebenso rücksichtslos, ja, noch auf eine schmählichere, Lust und Leben verletzende Weise.

Du kennst ihn und denkst ohne Anstrengung, daß er mich so wenig als die Welt schonte. Am Stärksten aber lehnte er sich auf das Argument, das er im Namen der großen Gesellschaft gegen mich wendete.

„Narrenpossen," sagte er, „sind Eure allgemeine Bildung und alle Anstalten dazu. Daß ein Mensch etwas ganz entschieden verstehe, vorzüglich leiste, wie nicht leicht ein Anderer in der nächsten Umgebung, darauf kommt es an; und besonders in unserm Verbande spricht es sich von selbst aus. Du bist gerade in einem Alter, wo man sich mit Verstande etwas vorsetzt, mit Einsicht das Vorliegende beurtheilt, es von der rechten Seite angreift, seine Fähigkeiten und Fertigkeiten auf den rechten Zweck hinlenkt."

Was soll ich nun weiter fortfahren auszusprechen, was sich von selbst versteht! Er machte mir deutlich, daß ich Dispensation

von dem so wunderlich gebotenen unstäten Leben erhalten könne; es werde jedoch schwer sein, es für mich zu erlangen.*) „Du bist von der Menschenart," sprach er, „die sich leicht an einen Ort, nicht leicht an eine Bestimmung gewöhnen. Allen Solchen wird die unstäte Lebensart vorgeschrieben, damit sie vielleicht zu einer sichern Lebensweise gelangen.**) Willst Du Dich endlich dem göttlichsten aller Geschäfte widmen, ohne Wunder zu heilen und ohne Worte Wunder zu thun, so verwende ich mich für Dich." So sprach er hastig und fügte hinzu, was seine Beredsamkeit noch Alles für gewaltige Gründe vorzubringen wußte.

Hier nun bin ich geneigt, zu enden; zunächst aber sollst Du umständlich erfahren, wie ich die Erlaubniß, an bestimmten Orten mich länger aufhalten zu dürfen, benutzt habe, wie ich in das Geschäft, wozu ich immer eine stille Neigung empfunden, mich gar bald zu fügen, mich darin auszubilden wußte. Genug, bei dem großen Unternehmen, dem Ihr entgegengeht, werd' ich als ein nützliches, als ein nöthiges Glied der Gesellschaft erscheinen und Euren Wegen mit einer gewissen Sicherheit mich anschließen — mit einigem Stolze; denn es ist ein löblicher Stolz, Eurer werth zu sein.

---

*) Dies stimmt nicht wohl zur frühern Darstellung (S. 59).

**) Goethe schreibt im Jahre 1797 in Bezug auf sich selbst: „Für Naturen, die sich gern festsetzen und die Dinge festhalten, ist eine Reise unschätzbar; sie belebt, berichtigt, belehrt und bildet."

Drittes Buch.

Erstes Kapitel.

Nach Allem diesem, und was daraus erfolgen mochte, war nun Wilhelm's erstes Anliegen, sich den Verbündeten wieder zu nähern und mit irgend einer Abtheilung derselben irgendwo zusammenzutreffen. Er zog daher sein Täfelchen zu Rath und begab sich auf den Weg, der ihn vor andern ans Ziel zu führen versprach. Weil er aber, den günstigsten Punkt zu erreichen, quer durchs Land gehen mußte, so sah er sich genöthigt, die Reise zu Fuße zu machen und das Gepäck hinter sich her tragen zu lassen. Für seinen Gang aber ward er auf jedem Schritte reichlich belohnt, indem er unerwartet ganz allerliebste Gegenden antraf; es waren solche, wie sie das letzte Gebirg gegen die Fläche zu bildet, bebuschte Hügel, die sanften Abhänge haushältisch benutzt, alle Flächen grün, nirgends etwas Steiles, Unfruchtbares und Ungepflügtes zu sehen. Nun gelangte er zum Hauptthale, worein die Seitenwasser sich ergossen; auch dieses war sorgfältig bebaut, anmuthig übersehbar; schlanke Bäume bezeichneten die Krümmung des durchziehenden Flusses und einströmender Bäche; und als er die Karte, seinen Wegweiser, vornahm, sah er zu seiner Verwunderung, daß die gezogene Linie dieses Thal gerade durchschnitt, und er sich also vorerst wenigstens auf rechtem Weg befinde.

Ein altes, wohlerhaltenes, zu verschiedenen Zeiten erneuertes Schloß zeigte sich auf einem bebuschten Hügel; am Fuße desselben zog ein heiterer Flecken sich hin mit vorstehendem, in die Augen fallendem Wirthshaus. Auf letzteres ging er zu und ward zwar freundlich von dem Wirth empfangen, jedoch mit Entschuldigung, daß man ihn ohne Erlaubniß einer Gesellschaft

nicht aufnehmen könne, die den ganzen Gasthof auf einige Zeit gemiethet habe; deswegen er alle Gäste in die ältere, weiter hinauf liegende Herberge verweisen müsse.

Nach einer kurzen Unterredung schien der Mann sich zu bedenken und sagte: „Zwar findet sich jetzt Niemand im Hause; doch es ist eben Sonnabend, und der Vogt kann nicht lange ausbleiben, der wöchentlich alle Rechnungen berichtigt und seine Bestellungen für das Nächste macht. Wahrlich, es ist eine schickliche Ordnung unter diesen Männern, und eine Lust, mit ihnen zu verkehren, ob sie gleich genau sind; denn man hat zwar keinen großen, aber einen sichern Gewinn." Er hieß darauf den neuen Gast in dem obern großen Vorsaal sich gedulden, und was ferner sich ereignen möchte, abwarten.

Hier fand nun der Herantretende einen weiten, saubern Raum, außer Bänken und Tischen völlig leer; desto mehr verwunderte er sich, eine große Tafel über einer Thüre angebracht zu sehen, worauf die Worte in goldenen Buchstaben zu lesen waren: Ubi homines sunt, modi sunt; welches wir deutsch erklären, daß da, wo Menschen in Gesellschaft zusammentreten, sogleich die Art und Weise, wie sie zusammen sein und bleiben mögen, sich ausbilde.*) Dieser Spruch gab unserm Wanderer zu denken; er nahm ihn als gute Vorbedeutung, indem er das hier bekräftigt fand, was er mehrmals in seinem Leben als vernünftig und förderlam erkannt hatte. Es dauerte nicht lange, so erschien der Vogt, welcher, von dem Wirthe vorbereitet, nach einer kurzen Unterredung und keinem sonderlichen Ausforschen ihn unter folgenden Bedingungen aufnahm: drei Tage zu bleiben, an Allem, was vergeben möchte, ruhig Theil zu nehmen, und es geschehe, was wolle, nicht nach der Ursache zu fragen, so wenig als beim Abschied nach der Zeche. Das Alles mußte der Reisende sich gefallen lassen, weil der Beauftragte in keinem Punkte nachgeben konnte.

Eben wollte der Vogt sich entfernen, als ein Gesang die Treppe herauf scholl; zwei hübsche junge Männer kamen singend heran, denen Jener durch ein einfaches Zeichen zu verstehen gab, der Gast sei aufgenommen. Ihren Gesang nicht unterbrechend, begrüßten sie ihn freundlich, duettirten gar anmuthig, und man

*) In einer jetzt unterdrückten Stelle des ersten Theiles sagt Friedrich (Kap. 14): „Weil denn aber, wo Menschen sind, auch Redensart ist ꝛc." Es ist ein bekannter lateinischer Spruch.

konnte sehr leicht bemerken, daß sie völlig eingeübt und ihrer Kunst Meister seien. Als Wilhelm die aufmerksamste Theilnahme bewies, schlossen sie und fragten, ob ihm nicht auch manchmal ein Lied bei seinen Fußwanderungen einfalle und das er so vor sich hin singe.

„Mir ist zwar von der Natur," versetzte Wilhelm, „eine glückliche Stimme versagt; aber innerlich scheint mir oft ein geheimer Genius etwas Rhythmisches vorzuflüstern, so daß ich mich beim Wandern jedesmal im Takt bewege und zugleich leise Töne zu vernehmen glaube, wodurch denn irgend ein Lied begleitet wird, das sich mir auf eine oder die andere Weise gefällig vergegenwärtigt."

„Erinnert Ihr Euch eines solchen, so schreibt es uns auf!" sagten Jene; „wir wollen sehen, ob wir Euren singenden Tönen zu begleiten wissen."

Er nahm hierauf ein Blatt aus seiner Schreibtafel und übergab ihnen Folgendes:

Von dem Berge zu den Hügeln,
Niederab das Thal entlang,
Da erklingt es wie von Flügeln,
Da bewegt sich's wie Gesang.
Und dem unbedingten Triebe
Folget Freude, folget Rath;
Und Dein Streben, sei's in Liebe,
Und Dein Leben sei die That!

Nach kurzem Bedenken ertönte sogleich ein freudiger, dem Wanderschritt angemessener Zweigesang, der, bei Wiederholung und Verschränkung immer fortschreitend, den Hörenden mit hinriß; er war im Zweifel, ob dies seine eigene Melodie, sein früheres Thema, oder ob sie jetzt erst so angepaßt sei, daß keine andere Bewegung denkbar wäre. Die Sänger hatten sich eine Zeit lang auf diese Weise vergnüglich ergangen, als zwei tüchtige Bursche herantraten, die man an ihren Attributen sogleich für Maurer anerkannte, zwei aber, die ihnen folgten, für Zimmerleute halten mußte. Diese Vier, ihr Handwerkszeug sachte niederlegend, horchten dem Gesang und fielen bald gar sicher und entschieden in denselben mit ein, so daß eine vollständige Wandergesellschaft über Berg und Thal dem Gefühl dahinzuschreiten schien, und Wilhelm glaubte, nie etwas so Anmuthiges, Herz und Sinn Erhebendes vernommen zu haben. Dieser Genuß

jedoch sollte noch erhöht und bis zum Letzten gesteigert werden, als eine riesenhafte Figur, die Treppe heraufsteigend, einen starken, festen Tritt mit dem besten Willen kaum zu mäßigen im Stande war. Ein schwer bepacktes Reff setzte er sogleich in die Ecke, sich aber auf eine Bank nieder, die zu krachen anfing, worüber die Andern lachten, ohne jedoch aus ihrem Gesang zu fallen. Sehr überrascht aber fand sich Wilhelm, als mit einer ungeheuern Baßstimme dieses Enakskind gleichfalls einzufallen begann. Der Saal schütterte, und bedeutend war es, daß er den Refrain an seinem Theile sogleich verändert und zwar dergestalt sang:

Du im Leben nichts verschiebe;
Sei Dein Leben That um That!

Ferner konnte man denn auch gar bald bemerken, daß er das Tempo zu einem langsamern Schritt herniederziehe und die Uebrigen nöthige, sich ihm zu fügen. Als man zuletzt geschlossen und sich genugsam befriedigt hatte, warfen ihm die Andern vor, als wenn er getrachtet habe, sie irre zu machen.

„Keineswegs!" rief er aus: „Ihr seid es, die Ihr mich irre zu machen gedenkt; aus meinem Schritt wollt Ihr mich bringen, der gemäßigt und sicher sein muß, wenn ich mit meiner Bürde bergauf bergab schreite, und doch zuletzt zur bestimmten Stunde eintreffen und Euch befriedigen soll."

Einer nach dem Andern ging nunmehr zu dem Vogt hinein, und Wilhelm konnte wohl bemerken, daß es auf eine Abrechnung angesehen sei, wonach er sich nun nicht weiter erkundigen durfte. In der Zwischenzeit kamen ein paar muntere, schöne Knaben, eine Tafel in der Geschwindigkeit zu bereiten, mäßig mit Speise und Wein zu besetzen, worauf der heraustretende Vogt sie nunmehr Alle sich mit ihm niederzulassen einlud. Die Knaben warteten auf, vergaßen sich aber auch nicht und nahmen stehend ihren Antheil dahin. Wilhelm erinnerte sich ähnlicher Scenen, da er noch unter den Schauspielern hauste; doch schien ihm die gegenwärtige Gesellschaft viel ernster, nicht zum Scherz auf Schein, sondern auf bedeutende Lebenszwecke gerichtet.

Das Gespräch der Handwerker mit dem Vogt belehrte den Gast hierüber aufs klarste. Die vier tüchtigen jungen Leute waren in der Nähe thätig, wo ein gewaltsamer Brand die anmuthigste Landstadt in Asche gelegt hatte; nicht weniger hörte man, daß der wackere Vogt mit Anschaffung des Holzes und

sonstiger Baumaterialien beschäftigt sei, welches dem Gast um so räthselhafter vorkam, als sämmtliche Männer hier nicht wie Einheimische, sondern wie Vorüberwandernde sich in allem Uebrigen ankündigten. Zum Schluß der Tafel holte St. Christoph, so nannten sie den Riesen, ein beseitigtes gutes Glas Wein zum Schlaftrunk, und ein besserer Gesang hielt noch einige Zeit die Gesellschaft für das Ohr zusammen, die dem Blick bereits auseinandergegangen war; worauf denn Wilhelm in ein Zimmer geführt wurde von der anmuthigsten Lage. Der Vollmond, eine reiche Flur beleuchtend, war schon herauf und weckte ähnliche und gleiche Erinnerungen in dem Busen unseres Wanderers. Die Geister aller lieben Freunde zogen bei ihm vorüber; besonders aber war ihm Lenarde's Bild so lebendig, daß er ihn unmittelbar vor sich zu sehen glaubte. Dies Alles gab ihm ein inniges Behagen zur nächtlichen Ruhe, als er durch den wunderlichsten Laut beinahe erschreckt worden wäre. Es klang aus der Ferne her, und doch schien es im Hause selbst zu sein; denn das Haus zitterte manchmal, und die Balken dröhnten, wenn der Ton zu seiner größten Kraft stieg. Wilhelm, der sonst ein zartes Ohr hatte, alle Töne zu unterscheiden, konnte doch sich für nichts bestimmen; er verglich es dem Schnarren einer großen Orgelpfeife, die vor lauter Umfang keinen entschiedenen Ton von sich giebt.*) Ob dieses Nachtschrecken gegen Morgen nachließ, oder ob Wilhelm, nach und nach daran gewöhnt, nicht mehr dafür empfindlich war, ist schwer auszumitteln; genug, er schlief ein und ward von der aufgehenden Sonne anmuthig erweckt.

Kaum hatte ihm einer der dienenden Knaben das Frühstück gebracht, als eine Figur hereintrat, die er am Abendtische bemerkt hatte, ohne über deren Eigenschaften klar zu werden. Es war ein wohlgebauter, breitschultriger, auch behender Mann, der sich durch ausgekramtes Geräth als Barbier ankündigte und sich bereitete, Wilhelmen diesen so erwünschten Dienst zu leisten. Uebrigens schwieg er still, und das Geschäft war mit sehr leichter Hand vollbracht, ohne daß er irgend einen Laut von sich gegeben hätte.

Wilhelm begann daher und sprach: „Eure Kunst versteht Ihr meisterlich, und ich wüßte nicht, daß ich ein zarteres Messer

*) Was es gewesen sei, wird im Folgenden nicht aufgeklärt. St. Christoph ist dabei wol im Spiele. Man könnte an ein Maschinenwerk denken.

jemals an meinen Wangen gefühlt hätte; zugleich scheint Ihr aber die Gesetze der Gesellschaft genau zu beobachten."

Schalkhaft lächelnd, den Finger auf den Mund legend, schlich der Schweigsame zur Thüre hinaus.

„Wahrlich!" rief ihm Wilhelm nach, „Ihr seid jener Rothmantel,*) wo nicht selbst, doch wenigstens gewiß ein Abkömmling! Es ist Euer Glück, daß Ihr den Gegendienst von mir nicht verlangen wollt; Ihr würdet Euch dabei schlecht befunden haben."

Kaum hatte dieser wunderliche Mann sich entfernt, als der bekannte Vogt hereintrat, zur Tafel für diesen Mittag eine Einladung ausrichtend, welche gleichfalls ziemlich seltsam klang. Das Band, so sagte der Einladende ausdrücklich, heiße den Fremden willkommen, berufe denselben zum Mittagsmahle und freue sich der Hoffnung, mit ihm in ein näheres Verhältniß zu treten. Man erkundigte sich ferner nach dem Befinden des Gastes, und wie er mit der Bewirthung zufrieden sei; der denn von Allem, was ihm begegnet war, nur mit Lob sprechen konnte. Freilich hätte er sich gern bei diesem Manne, wie vorher bei dem schweigsamen Barbier, nach dem entsetzlichen Ton erkundigt, der ihn diese Nacht, wo nicht geängstigt, doch beunruhigt hatte; seines Angelöbnisses jedoch eingedenk, enthielt er sich jeder Frage und hoffte, ohne zudringlich zu sein, aus Neigung der Gesellschaft oder zufällig nach seinen Wünschen belehrt zu werden.

Als der Freund sich allein befand, dachte er über die wunderliche Person erst nach, die ihn hatte einladen lassen, und wußte nicht recht, was er daraus machen sollte. Einen oder mehrere Vorgesetzte durch ein Neutrum anzukündigen, kam ihm allzu bedenklich vor.**) Uebrigens war es so still um ihn her, daß er nie einen stillern Sonntag erlebt zu haben glaubte; er verließ das Haus, vernahm aber ein Glockengeläute und ging nach dem Städtchen zu. Die Messe war eben geendigt, und unter den sich herausdrängenden Einwohnern und Landleuten erblickte er drei Bekannte von gestern, einen Zimmergesellen, einen Maurer und einen Knaben. Später bemerkte er unter den protestantischen Gottesverehrern gerade die drei Andern. Wie

*) Der gefprächige Barbier in dem Märchen „Stumme Liebe" von Musäus, der um die linke Schulter einen Scharlachmantel trägt und nach vollendetem Geschäft den Gegendienst fordert.

**) Die in der ersten Ausgabe darüber später gegebene Auskunft ist zufällig in der zweiten Bearbeitung ausgefallen.

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
GOETHE,J.W.
3-598-50924-3
FN. 16556/443

die Uebrigen ihrer Andacht pflegen mochten, ward nicht bekannt; so viel aber getraute er sich zu schließen, daß in dieser Gesellschaft eine entschiedene Religionsfreiheit obwalte.

Zu Mittag kam derselben am Schloßthore der Vogt entgegen, ihn durch mancherlei Hallen in einen großen Versaal zu führen, wo er ihn niedersitzen hieß. Viele Personen gingen vorbei, in einen anstoßenden Saalraum hinein. Die schon bekannten waren darunter zu sehen, selbst St. Christoph schritt vorüber: Alle grüßten den Vogt und den Ankommling. Was dem Freund dabei am Meisten auffiel, war, daß er nur Handwerker zu sehen glaubte, Alle nach gemeiner Weise, aber höchst reinlich gekleidet, Wenige, die er allenfalls für Kanzleiverwandte gehalten hätte.

Als nun seine neuen Gäste weiter zudrangen, führte der Vogt unsern Freund durch die stattliche Pforte in einen weitläufigen Saal; dort war eine unübersehbare Tafel gedeckt, an deren unterm Ende er vorbeigeführt wurde nach oben zu, wo er drei Personen auer verstehen sah. Aber von welchem Erstaunen ward er ergriffen, als er in die Nähe trat und Lenarde, kaum noch erkannt, ihm um den Hals fiel. Von dieser Ueberraschung hatte man sich noch nicht erholt, als ein Zweiter Wilhelmen gleichfalls feurig und lebhaft umarmte und sich als den wunderlichen Friedrich, Nataliens Bruder, zu erkennen gab. Das Entzücken der Freunde verbreitete sich über alle Gegenwärtigen; ein Freud- und Segensruf erscholl die ganze Tafel her. Auf einmal aber, als man sich gesetzt, ward Alles still und das Gastmahl mit einer gewissen Feierlichkeit aufgetragen und eingenommen.

Gegen Ende der Tafel gab Lenardo ein Zeichen; zwei Sänger standen auf, und Wilhelm verwunderte sich sehr, sein gestriges Lied wiederholt zu hören, das wir der nächsten Folge wegen hier wieder einzurücken für nöthig finden.

Von dem Berge zu den Hügeln,
Niederab das Thal entlang,
Da erklingt es wie von Flügeln,
Da bewegt sich's wie Gesang;
Und dem unbedingten Triebe
Folget Freude, folget Rath;
Und Dein Streben, sei's in Liebe,
Und Dein Leben sei die That!

Kaum hatte dieser Zwiegesang, von einem gefällig mäßigen Chor begleitet, sich zum Ende geneigt, als gegenüber sich zwei andere Sänger ungestüm erhoben, welche mit ernster Heftigkeit das Lied mehr umkehrten als fortsetzten, zur Verwunderung des Ankömmlings aber sich also vernehmen ließen:

Denn die Bande sind zerrissen,
Das Vertrauen ist verletzt;
Kann ich sagen, kann ich wissen,
Welchem Zufall ausgesetzt,
Ich nun scheiden, ich nun wandern,
Wie die Witwe trauervoll,
Statt dem Einen, mit dem Andern
Fort und fort mich wenden soll!

Der Chor, in diese Strophe einfallend, ward immer zahlreicher, immer mächtiger, und doch konnte man die Stimme des heiligen Christoph vom untern Ende der Tafel her gar bald unterscheiden. Beinahe furchtbar schwoll zuletzt die Trauer; ein unmuthiger Muth brachte bei Gewandtheit der Sänger etwas Fugenhaftes in das Ganze, daß es unserm Freunde wie schauderhaft auffiel. Wirklich schienen Alle völlig gleichen Sinnes zu sein, und ihr eigenes Schicksal eben kurz vor dem Aufbruche zu betrauern. Die wundersamsten Wiederholungen, das öftere Wiederaufleben eines beinahe ermattenden Gesanges schien zuletzt dem Bande selbst gefährlich; Lenardo stand auf, und Alle setzten sich sogleich nieder, den Hymnus unterbrechend.

Jener begann mit freundlichen Worten: „Zwar kann ich Euch nicht tadeln, daß Ihr Euch das Schicksal, das uns Allen bevorsteht, immer vergegenwärtigt, um zu demselben jede Stunde bereit zu sein. Haben doch lebensmüde, bejahrte Männer den Ihrigen zugerufen: „Gedenke zu sterben!“*) so dürfen wir lebenslustigen Jüngern wol uns immerfort ermuntern und ermahnen mit den heitern Worten: „Gedenke zu wandern.“ Dabei ist aber wohl gethan, mit Maaß und Heiterkeit dessen zu erwähnen, was man entweder willig unternimmt oder wozu man sich genöthigt glaubt. Ihr wißt am Besten, was unter uns festsitzt und was beweglich ist; gebt uns dies auch in erfreulichen, aufmunternden Tönen zu genießen, worauf denn dieses Abschiedsglas für diesmal gebracht sei!“

*) Memento mori! war der Gruß der Trappisten.

Er leerte ſodann ſeinen Becher und ſetzte ſich nieder; die vier Sänger ſtanden ſogleich auf und begannen in abgeleiteten, ſich anſchließenden Tönen:

Bleibe nicht am Boden heften;
Friſch gewagt und friſch hinaus!
Kopf und Arm mit heitern Kräften,
Ueberall ſind ſie zu Haus;
Wo wir uns der Sonne freuen,
Sind wir jede Sorge los:
Daß wir uns in ihr zerſtreuen,
Darum iſt die Welt ſo groß.

Bei dem wiederholenden Chorgeſange ſtand Lenardo auf und mit ihm Alle; ſein Wink ſetzte die ganze Tiſchgeſellſchaft in ſingende Bewegung; die Untern zogen, St. Chriſtoph voran, paarweis zum Saale hinaus, und der angeſtimmte Wandergeſang ward immer heiterer und freier; beſonders aber nahm er ſich ſehr gut aus, als die Geſellſchaft, in den terraſſirten Schloßgärten verſammelt, von hier aus das geräumige Thal überſah, in deſſen Fülle und Anmuth man ſich wol gern verloren hätte. Indeſſen die Menge ſich nach Belieben hier- und dorthin zerſtreute, machte man Wilhelmen mit dem dritten Vorſitzenden bekannt. Es war der Amtmann, der das gräfliche, zwiſchen mehreren Standesherrſchaften liegende Schloß dieſer Geſellſchaft, ſo lange ſie hier zu verweilen für gut fände, einzuräumen und ihr vielfache Vortheile zu verſchaffen gewußt, dagegen aber auch, als ein kluger Mann, die Anweſenheit ſo ſeltener Gäſte zu nutzen verſtand. Denn indem er für billige Preiſe ſeine Fruchtböden aufthat, und was ſonſt noch zu Nahrung und Nothdurft erforderlich wäre, zu verſchaffen wußte, ſo wurden bei ſolcher Gelegenheit längſt vernachläſſigte Dachreiben umgelegt, Dachſtühle bergeſtellt, Mauern unterfahren, Planken gerichtet und andere Mängel auf den Grad geboben, daß ein längſt vernachläſſigtes, in Verfall gerathenes Beſitzthum verblühender Familien den froben Anblick einer lebendig benutzten Wohnlichkeit gewährte und das Zeugniß gab, Leben ſchaffe Leben, und wer Andern nützlich ſei, auch ſie ihm zu nutzen in die Nothwendigkeit verſetze.

Zweites Kapitel.

Herfilie an Wilhelmen.

Mein Zustand kommt mir vor wie ein Trauerspiel des Alfieri; da die Vertrauten völlig ermangeln, so muß zuletzt Alles in Monologen verhandelt werden. Und fürwahr, eine Korrespondenz mit Ihnen ist einem Monolog vollkommen gleich; denn Ihre Antworten nehmen eigentlich wie ein Echo unsere Silben nur oberflächlich auf, um sie verhallen zu lassen. Haben Sie auch nur ein einzig Mal etwas erwidert, worauf man wieder hätte erwidern können? Parirend, ablehnend sind Ihre Worte; indem ich aufstehe, Ihnen entgegenzutreten, so weisen Sie mich wieder auf den Sessel zurück.

Vorstehendes war schon einige Tage geschrieben; nun findet sich ein neuer Drang und Gelegenheit, Gegenwärtiges an Lenarde zu bringen; dort findet Sie's, oder man weiß Sie zu finden. Wo es Sie aber auch antreffen mag, lautet meine Rede dahin, daß, wenn Sie nach gelesenem diesem Blatt nicht gleich vom Sitze aufspringen und als frommer Wanderer Sich eilig bei mir einstellen, so erklär' ich Sie für den männlichsten aller Männer, d. h. dem die liebenswürdigste aller Eigenschaften unseres Geschlechts völlig abgeht; ich verstehe darunter die Neugierde, die mich eben in dem Augenblick auf das Entschiedenste quält.

Kurz und gut, zu Ihrem Prachtkästchen ist das Schlüsselchen gefunden; das darf aber Niemand wissen als ich und Sie. Wie es in meine Hände gekommen, vernehmen Sie nun!

Vor einigen Tagen empfängt unser Gerichtshalter eine Ausfertigung von fremder Behörde, worin gefragt wird, ob nicht ein Knabe sich zu der und der Zeit in der Nachbarschaft aufgehalten, allerlei Streiche verübt, und endlich bei einem verwegenen Unternehmen seine Jacke eingebüßt habe. Wie dieser Schelm

nun bezeichnet war, blieb kein Zweifel übrig, es sei jener Fix, von dem Felix so viel zu erzählen wußte und den er sich so oft als Spielkameraden zurückwünschte.

Nun erbat sich jene Stelle die benannte Kleidung, wenn sie noch vorhanden wäre, weil der in Untersuchung gerathene Knabe sich darauf berufe. Von dieser Zumuthung spricht nun unser Gerichtshalter gelegentlich und zeigt das Kittelchen vor, eh er es absendet.

Mich treibt ein guter oder böser Geist, in die Brusttasche zu greifen; ein winzig kleines, flachlichtes Etwas kommt mir in die Hand; ich, die ich sonst so apprehensiv, kitzlich und schreckhaft bin, schließe die Hand, schließe sie, schweige, und das Kleid wird fortgeschickt. Sogleich ergreift mich von allen Empfindungen die wunderlichste. Beim ersten verstohlnen Blick seh' ich, errath' ich, zu Ihrem Kästchen sei es der Schlüssel. Nun gab es wunderliche Gewissenszweifel; mancherlei Scrupel stiegen bei mir auf. Den Fund zu offenbaren, herzugeben, war mir unmöglich; was soll es jenen Gerichten, da es dem Freunde so nützlich sein kann! Dann wollte sich Mancherlei von Recht und Pflicht wieder auftun, welche mich aber nicht überstimmen konnten.

Da sehen Sie nun, in was für einen Zustand mich die Freundschaft versetzt: ein famoses Organ entwickelt sich plötzlich, Ihnen zu Liebe; welch ein wunderlich Ereigniß! Möchte das nicht mehr als Freundschaft sein, was meinem Gewissen dergestalt die Wage hält! Wundersam bin ich beunruhigt, zwischen Schuld und Neugier; ich mache mir hundert Grillen und Märchen, was Alles daraus erfolgen könnte. Mit Recht und Gericht ist nicht zu spaßen. Herfilie, das unbefangene, gelegentlich übermüthige Wesen, in einen Kriminalprozeß verwickelt! denn darauf geht's doch hinaus. Und was bleibt mir da übrig als an den Freund zu denken, um dessentwillen ich das Alles leide! Ich habe sonst auch an Sie gedacht, aber mit Pausen, jetzt aber unaufhörlich; jetzt, wenn mir das Herz schlägt und ich ans siebente Gebot denke, so muß ich mich an Sie wenden als den Heiligen, der das Verbrechen veranlaßt und mich auch wol wieder entbinden kann. Und so wird allein die Eröffnung des Kästchens mich beruhigen. Die Neugierde wird doppelt mächtig. Kommen Sie eiligst und bringen das Kästchen mit! Vor welchen Richterstuhl eigentlich das Geheimniß gehöre, das wollen wir unter uns ausmachen; bis dahin bleibt es unter uns; Niemand wisse darum, es sei auch, wer es sei!

Hier! Aber, mein Freund, nun schließlich zu dieser Abbildung des Räthsels, was sagen Sie? Erinnert es nicht an Pfeile mit Widerhaken? Gott sei uns gnädig! Aber das Kästchen muß zwischen mir und Ihnen erst uneröffnet stehen, und dann eröffnet das Weitere selbst befehlen. Ich wollte, es fände sich gar nichts drinne, und was ich sonst noch wollte, und was ich sonst noch Alles erzählen konnte, — doch sei Ihnen das vorenthalten, damit Sie desto eiliger Sich auf den Weg machen!

Und nun, mädchenhaft genug, noch eine Nachschrift! Was geht aber mich und Sie eigentlich das Kästchen an? Es gehört Felix; der hat's entdeckt, hat sich's angeeignet; den müssen wir herbeibeten; ohne seine Gegenwart sollen wir's nicht öffnen.

Und was das wieder für Umstände sind! Das schiebt sich und verschiebt sich.

Was geben Sie so in der Welt herum? Kommen Sie, bringen Sie den holden Knaben mit, den ich auch einmal wiedersehen möchte.

Und nun geht's da wieder an, der Vater und der Sohn! Thun Sie, was Sie können; aber kommen Sie Beide!

Drittes Kapitel.

Vorstehender wunderliche Brief war freilich schon lange geschrieben und hin und wieder getragen worden, bis er endlich, der Aufschrift gemäß, diesmal abgegeben werden konnte. Wilhelm nahm sich vor, mit dem ersten Boten, dessen Absendung bevorstand, freundlich, aber ablehnend zu antworten. Herfülie

sahen die Entfernung nicht zu berechnen, und er war gegenwärtig zu ernstlich beschäftigt, als daß ihn auch nur die mindeste Neugierde, was in jenem Kästchen befindlich sein möchte, hatte reizen dürfen.

Auch gaben ihm einige Unfälle, die den derbsten Gliedern dieser tüchtigen Gesellschaft begegneten, Gelegenheit, sich meisterhaft in der von ihm ergriffenen Kunst zu beweisen. Und wie ein Wort das andere giebt, so folgt noch glücklicher eine That aus der andern, und wenn dadurch zuletzt auch wieder Worte veranlaßt werden, so sind diese um so fruchtbarer und geisterhebender. Die Unterhaltungen waren daher so belehrend als ergetzlich; denn die Freunde gaben sich wechselseitig Rechenschaft vom Gange des bisherigen Lernens und Thuns, woraus eine Bildung entstanden war, die sie wechselseitig erstaunen machte, dergestalt daß sie sich unter einander erst selbst wieder mußten kennen lernen.

Eines Abends also fing Wilhelm seine Erzählung an. „Meine Studien als Wundarzt suchte ich sogleich in einer großen Anstalt der größten Stadt, wo sie nur allein möglich wird, zu fördern; zur Anatomie, als Grundstudium, wendete ich mich sogleich mit Eifer.

„Auf eine sonderbare Weise, welche Niemand errathen würde, war ich schon in Kenntniß der menschlichen Gestalt weit vorgeschritten, und zwar während meiner theatralischen Laufbahn. Alles genau besehen, spielt denn doch der körperliche Mensch da die Hauptrolle, ein schöner Mann, eine schöne Frau! Ist der Direktor glücklich genug, ihrer habhaft zu werden, so sind Komödien- und Tragödiendichter geborgen. Der losere Zustand, in dem eine solche Gesellschaft lebt, macht ihre Genossen mehr mit der eigentlichen Schönheit der unverhüllten Glieder bekannt als irgend ein anderes Verhältniß; selbst verschiedene Kostüms nöthigen, zur Evidenz zu bringen, was sonst herkömmlich verhüllt wird. Hievon hätt' ich viel zu sagen, so auch von körperlichen Mängeln, welche der kluge Schauspieler an sich und Andern kennen muß, um sie, wo nicht zu verbessern, wenigstens zu verbergen. Und auf diese Weise war ich vorbereitet genug, dem anatomischen Vortrag, der die äußern Theile näher kennen lehrte, eine folgerechte Aufmerksamkeit zu schenken, so wie mir denn auch die innern Theile nicht fremd waren, indem ein gewisses Vorgefühl davon mir immer gegenwärtig geblieben war. Unangenehm hindernd war bei dem Studium die immer wiederholte

Klage vom Mangel der Gegenstände, über die nicht hinreichende Anzahl der verblichenen Körper, die man zu so hohen Zwecken unter das Messer wünschte. Solche, wo nicht hinreichend, doch in möglichster Zahl zu verschaffen, hatte man harte Gesetze ergeben lassen; nicht allein Verbrecher, die ihr Individuum in jedem Sinne verwirkten, sondern auch andere körperlich, zeitlich Verwahrloste wurden in Anspruch genommen.

„Mit dem Bedürfniß wuchs die Strenge und mit dieser der Widerwille des Volks, das in sittlicher und religiöser Ansicht seine Persönlichkeit und die Persönlichkeit geliebter Personen nicht aufgeben kann. Immer weiter aber stieg das Uebel, indem die verwirrende Sorge hervortrat, daß man auch sogar für die friedlichen Gräber geliebter Abgeschiedener zu fürchten habe. Kein Alter, keine Würde, weder Hohes noch Niedriges, war in seiner Ruhestätte mehr sicher; der Hügel, den man mit Blumen geschmückt, die Inschriften, mit denen man das Andenken zu erhalten getrachtet, nichts konnte gegen die einträgliche Raubsucht schützen; der schmerzlichste Abschied schien aufs Grausamste gestört, und indem man sich vom Grabe wegwendete, mußte schon die Furcht empfunden werden, die geschmückten, beruhigten Glieder geliebter Personen getrennt, verschleppt und entwürdigt zu wissen.

„Aber dieses kam wiederholt und immer durchgedroschen zur Sprache, ohne daß irgend Jemand an ein Hilfsmittel gedacht hätte oder daran hätte denken können; und immer allgemeiner wurden die Beschwerden, als junge Männer, die mit Aufmerksamkeit den Lehrvortrag gehört, sich auch mit Hand und Auge von dem bisher Gesehenen und Vernommenen überzeugen und sich die so nothwendige Kenntniß immer tiefer und lebendiger der Einbildungskraft überliefern wollten. In solchen Augenblicken entsteht eine Art von unnatürlichem wissenschaftlichem Hunger, welcher nach der widerwärtigsten Befriedigung wie nach dem Unmuthigsten und Nothwendigsten zu begehren auftritt.

„Schon einige Zeit hatte ein solcher Aufschub und Aufenthalt die Wissens- und Thatlustigen beschäftigt und unterhalten, als endlich ein Fall, über den die Stadt in Bewegung gerieth, eines Morgens das Für und Wider für einige Stunden heftig hervorrief. Ein sehr schönes Mädchen, verwirrt durch unglückliche Liebe, hatte den Tod im Wasser gesucht und gefunden; die Anatomie bemächtigte sich derselbigen; vergebens war die Bemühung

der Eltern, Verwandten, ja des Liebhabers selbst, der nur durch falschen Argwohn verdächtig geworden; die obern Behörden, die soeben das Gesetz geschärft hatten, durften keine Ausnahme bewilligen; auch eilte man, so schnell als möglich die Beute zu benutzen und zur Benutzung zu verteilen."

Wilhelm *) der, als nächster Aspirant, gleichfalls berufen wurde, fand vor dem Stuhe, den man ihm anwies, auf einem saubern Brette, reinlich zugedeckt, eine bedenkliche Aufgabe; denn als er die Hülle wegnahm, lag der schönste weibliche Arm zu erblicken, der sich wol jemals um den Hals eines Jünglings geschlungen hatte. Er hielt sein Besteck in der Hand und getraute sich nicht, es zu eröffnen; er stand, und getraute nicht, niederzusitzen. Der Widerwille, dieses herrliche Naturerzeugniß noch weiter zu entstellen, stritt mit der Anforderung, welche der wißbegierige Mann an sich zu machen hat, und welcher sämmtliche Umbersitzende Genüge leisteten.

In diesen Augenblicken trat ein ansehnlicher Mann zu ihm, den er zwar als einen seltenen, aber immer als einen sehr aufmerksamen Zuhörer und Zuschauer bemerkt, und demselben schon nachgefragt hatte; Niemand aber konnte nähere Auskunft geben; daß es ein Bildhauer sei, darin war man einig; man hielt ihn aber auch für einen Geldmacher, der in einem großen alten Hause wohne, dessen erste Flur allein den Besuchenden oder bei ihm Beschäftigten zugänglich, die übrigen sämmtlichen Räume jedoch verschlossen seien. Dieser Mann hatte sich Wilhelmen verschiedentlich genähert, war mit ihm aus der Stunde gegangen, wobei er jedoch alle weitere Verbindung und Erklärung zu vermeiden schien.

Diesmal jedoch sprach er mit einer gewissen Offenheit: „Ich sehe, Sie zaudern, Sie staunen das schöne Gebild an, ohne es zerstören zu können; setzen Sie Sich über das Gliedgefühl hinaus und folgen Sie mir!" Hiermit deckte er den Arm wieder zu, gab dem Saaldiener einen Wink, und Beide verließen den Ort. Schweigend gingen sie neben einander her, als der Halbbekannte vor einem großen Thore stille stand, dessen Pförtchen er aufschloß und unsern Freund hineinnöthigte, der sich sodann auf einer Tenne befand, groß, geräumig, wie wir sie in alten Kaufhäusern sehen, wo die ankommenden Kisten und Ballen

*) Hier geht die Erzählung unerwartet in die dritte Person über; erst am Schlusse (S. 302) tritt wieder die erste Person ein.

sogleich untergefahren werden. Hier ſtünden Gipsabgüſſe von Statuen und Büſten, auch Bohlenverſchläge, gepackt und leer.

„Es ſieht hier kaufmänniſch aus,“ ſagte der Mann; „der von hier aus mögliche Waſſertransport iſt für mich unſchätzbar.“

Dieſes Alles paßte nun ganz gut zu dem Gewerb eines Bildhauers; ebenſo konnte Wilhelm nichts Anderes finden, als der freundliche Wirth ihn wenige Stufen hinauf in ein geräumiges Zimmer führte, das ringsumher mit Hoch- und Flachgebilden, mit größern und kleinern Figuren, Büſten und wol auch einzelnen Gliedern der ſchönſten Geſtalten geziert war. Mit Vergnügen betrachtete unſer Freund dies Alles und horchte gern den belehrenden Worten ſeines Wirthes, ob er gleich noch eine große Kluft zwiſchen dieſen künſtleriſchen Arbeiten und den wiſſenſchaftlichen Beſtrebungen, von denen ſie herkamen, gewahren mußte.

Endlich ſagte der Hausbeſitzer mit einigem Ernſt: „Warum ich Sie hierher führe, werden Sie gleich einſehen.“ „Dieſe Thüre,“ fuhr er fort, indem er ſich nach der Seite wandte, „liegt näher an der Saalthüre, woher wir kommen, als Sie denken mögen.“ Wilhelm trat hinein und hatte freilich zu erſtaunen, als er, ſtatt wie in den vorigen, Nachbildung lebender Geſtalten zu ſehen, hier die Wände durchaus mit anatomiſchen Zergliederungen ausgeſtattet fand; ſie mochten in Wachs oder ſonſtiger Maſſe verfertigt ſein, genug, ſie hatten durchaus das friſche farbige Anſehen erſt fertig gewordener Präparate.

„Hier, mein Freund,“ ſagte der Künſtler, „hier ſehen Sie ſchätzenswerthe Surrogate für jene Bemühungen, die wir, mit dem Widerwillen der Welt, zu unzeitigen Augenblicken mit Ekel oft und großer Sorgfalt dem Verderben oder einem widerwärtigen Aufbewahren vorbereiten. Ich muß dieſes Geſchäft im tiefſten Geheimniß betreiben; denn Sie haben gewiß oft ſchon Männer vom Fach mit Geringſchätzung davon reden hören. Ich laſſe mich nicht irre machen und bereite etwas vor, welches in der Folge gewiß von großer Einwirkung ſein wird. Der Chirurg beſonders, wenn er ſich zum plaſtiſchen Begriff erhebt, wird der ewig fortbildenden Natur bei jeder Verletzung gewiß am Beſten zu Hülfe kommen; den Arzt ſelbſt würde ein ſolcher Begriff bei ſeinen Funktionen erheben. Doch laſſen Sie uns nicht viel Worte machen! Sie ſollen in Kurzem erfahren, daß Aufbauen mehr belehrt als Einreißen, Verbinden mehr als Trennen, Todtes beleben mehr als das Getödtete noch weiter

fürten; kurz alſo: wollen Sie mein Schüler ſein?" Und auf Bejahung legte der Wiſſende dem Gaſte das Knochenſkelett eines weiblichen Arms vor, in der Stellung, wie ſie jenen vor Kurzem vor ſich geſehen hatten.

„Ich habe," fuhr der Meiſter fort, „zu bemerken gehabt, wie Sie der Wanderlehre durchaus Aufmerkſamkeit ſchenkten, und mit Recht; denn mit ihnen beauftragt ſich für uns das todte Knochengerüſte erſt wieder zu beleben; Hefekiel mußte ſein Gebein ſo ſich erſt auf dieſe Weiſe wieder ſammeln und fügen ſehen, ehe die Glieder ſich regen, die Arme tanzen und die Füße ſich aufrichten konnten.*) Hier in beſcheidne Maße, Stäbchen, und was ſonſt nöthig ſein mochte. Nun verſuchen Sie Ihr Glück!"

Der neue Schüler nahm ſeine Gedanken zuſammen, und als er die Knochenreihe näher zu betrachten anfing, ſah er, daß dieſe künſtlich von Holz geſchnitzt ſeien.

„Ich habe," verſetzte der Lehrer, „einen geſchickten Mann, deſſen Kunſt nach Brode ging, indem die Heiligen und Märtyrer, die er zu ſchnitzen gewohnt war, keinen Abgang mehr fanden, ihn bab' ich darauf geleitet, ſich der Skelettbildung zu bemächtigen und ſolche im Großen wie im kleinen naturgemäß zu befördern."

Nun that unſer Freund ſein Beſtes und erwarb ſich den Beifall des Anleitenden. Dabei war es ihm angenehm, ſich zu erproben, wie ſtark oder ſchwach die Erinnerung ſei, und er fand zu vergnüglicher Ueberraſchung, daß ſie durch die That wieder hervorgerufen werde. Er gewann Leidenſchaft für dieſe Arbeit und erſuchte den Meiſter, in ſeine Wohnung aufgenommen zu werden. Hier nun arbeitete er unabläſſig; auch waren die Knochen und Knöchelchen des Armes in kurzer Zeit gar ſchicklich verbunden. Von hier aber ſollten die Sehnen und Muskeln ausgehen, und es ſchien eine völlige Unmöglichkeit, den ganzen Körper auf dieſe Weiſe nach allen ſeinen Theilen gleichmäßig herzuſtellen. Hiebei tröſtete ihn der Lehrer, indem er die Vervielfältigung durch Abformung ſehen ließ, da denn das Nacharbeiten, das Reinbilden der Exemplare eben wieder neue Anſtrengung, neue Aufmerkſamkeit verlangte.

Alles, worein der Menſch ſich ernſtlich einläßt, iſt ein Unendliches; nur durch wetteifernde Thätigkeit weiß er ſich dagegen

*) Heſekiel 37, 1–10.

zu helfen. Auch kam Wilhelm bald über den Zustand vom Gefühl seines Unvermögens, welches immer eine Art von Verzweiflung ist, hinaus und fand sich behaglich bei der Arbeit.

„Es freut mich," sagte der Meister, „daß Sie Sich in diese Verfahrungsart zu schicken wissen und daß Sie mir ein Zeugniß geben, wie fruchtbar eine solche Methode sei, wenn sie auch von den Meistern des Fachs nicht anerkannt wird. Es muß eine Schule geben, und diese wird sich vorzüglich mit Ueberlieferung beschäftigen; was bisher geschehen ist, soll auch künftig geschehen, das ist gut und mag und soll so sein. Wo aber die Schule stockt, das muß man bemerken und wissen; das Lebendige muß man ergreifen und üben, aber im Stillen; sonst wird man gehindert und hindert Andere. Sie haben lebendig gefühlt und zeigen es durch That. Verbinden heißt mehr als Trennen, Nachbilden mehr als Ansehen."

Wilhelm erfuhr nun, daß solche Modelle im Stillen schon weit verbreitet seien; aber zu größter Verwunderung vernahm er, daß das Vorräthige eingepackt und über See gehen solle. Dieser wackere Künstler hatte sich schon mit Lothario und jenen Befreundeten in Verhältniß gesetzt; man fand die Gründung einer solchen Schule in jenen sich heranbildenden Provinzen ganz besonders am Platze, ja höchst nothwendig, besonders unter natürlich gesitteten wohldenkenden Menschen, für welche die wirkliche Zergliederung immer etwas Kannibalisches hat.

„Geben Sie zu, daß der größte Theil von Aerzten und Wundärzten nur einen allgemeinen Eindruck des zergliederten menschlichen Körpers in Gedanken behält und damit auszukommen glaubt, so werden gewiß solche Modelle hinreichen, die in seinem Geiste nach und nach erlöschenden Bilder wieder anzufrischen und ihm gerade das Nöthige lebendig zu erhalten. Ja, es kommt auf Neigung und Liebhaberei an, so werden sich die zartesten Resultate der Zergliederungskunst nachbilden lassen. Leistet dies ja schon Zeichenfeder, Pinsel und Grabstichel."

Hier öffnete er ein Seitenschränkchen und ließ die Gesichtsnerven, auf die wunderlamste Weise nachgebildet, erblicken. „Dies ist leider," sprach er, „das letzte Kunststück eines abgeschiedenen jungen Gehilfen, der mir die beste Hoffnung gab, meine Gedanken durchzuführen und meine Wünsche nützlich auszubreiten."

Ueber die Einwirkung dieser Behandlungsweise nach manchen Seiten hin wurde gar viel zwischen Beiden gesprochen; auch

war das Verhältniß zur bildenden Kunst ein Gegenstand merkwürdiger Unterhaltung. Ein auffallendes schönes Beispiel, wie auf diese Weise vorwärts und rückwärts zu arbeiten sei, ergab sich aus diesen Mittheilungen. Der Meister hatte einen schönen Sturz eines antiken Jünglings in eine bildsame Masse abgegossen und suchte nun mit Einsicht die ideelle Gestalt von der Epidermis zu entblößen und das schöne Lebendige in ein reales Muskelpräparat zu verwandeln.

„Auch hier finden sich Mittel und Zweck so nahe beisammen, und ich will gern gestehen, daß ich über den Mitteln den Zweck vernachlässigt habe, doch nicht ganz mit eigener Schuld. Der Mensch ohne Hülle ist eigentlich der Mensch; der Bildhauer steht unmittelbar an der Seite der Liebhaber, als sie den unförmlichen, widerwärtigen Thon zu dem herrlichsten Gebilde umzuschaffen wußten; solche göttliche Gedanken muß er hegen. Dem Reinen ist Alles rein; warum nicht die unmittelbare Absicht Gottes in der Natur? Aber vom Jahrhundert kann man dies nicht verlangen; ohne Feigenblätter und Thierfelle kommt es nicht aus, und das ist noch viel zu wenig. Kaum hatte ich etwas gelernt, so verlangten sie von mir würdige Männer in Schlafrocken und weiten Aermeln und zahlreichen Falten; da wendete ich mich rückwärts, und da ich das, was ich verstand, nicht einmal zum Ausdruck des Schönen anwenden durfte, so wählte ich, nützlich zu sein; und auch dies ist von Bedeutung. Wird mein Wunsch erfüllt, wird es als brauchbar anerkannt, daß, wie in so viel andern Dingen, Nachbildung und das Nachgebildete der Einbildungskraft und dem Gedächtniß zu Hülfe kommen, da, wo den Menschengeist eine gewisse Frische verläßt, so wird gewiß mancher bildende Künstler sich, wie ich es gethan, herumwenden und lieber Euch in die Hand arbeiten, als daß er gegen Ueberzeugung und Gefühl ein widerwärtiges Handwerk treibe."

Hieran schloß sich die Betrachtung, daß es eben schön sei, zu bemerken, wie Kunst und Technik sich immer gleichsam die Wage halten, und, so nah verwandt, immer eine zu der andern sich hinneigt, so daß die Kunst nicht sinken kann, ohne in löbliches Handwerk überzugehen, das Handwerk sich nicht steigern, ohne kunstreich zu werden.

Beide Personen fügten und gewöhnten sich so vollkommen an einander, daß sie sich nur ungern trennten, als es nöthig ward, um ihren eigentlichen großen Zwecken entgegenzugehen.

„Damit man aber nicht glaube," sagte der Meister, „daß wir

uns von der Natur ausschließen und sie verleugnen wollen, so eröffnen wir eine frische Aussicht. Drüben über dem Meere, wo gewisse menschenwürdige Gesinnungen sich immerfort steigern, muß man endlich bei Abschaffung der Todesstrafe*) weitläufige Kastelle, ummauerte Bezirke bauen, um den ruhigen Bürger gegen Verbrechen zu schützen und das Verbrechen nicht straflos walten und wirken zu lassen. Dort, mein Freund, in diesen traurigen Bezirken, lassen Sie uns dem Aeskulap eine Kapelle vorbehalten; dort, so abgesondert wie die Strafe selbst, werde unser Wissen immerfort an solchen Gegenständen erfrischt, deren Zerstückelung unser menschliches Gefühl nicht verletze, bei deren Anblick uns nicht, wie es Ihnen bei jenem schönen unschuldigen Arm erging, das Messer in der Hand stocke und alle Wißbegierde vor dem Gefühl der Menschlichkeit ausgelöscht werde."

„Diese," sagte Wilhelm, „waren unsere letzten Gespräche; ich sah die wohlgepackten Kisten den Fluß hinabschwimmen, ihnen die glücklichste Fahrt und uns eine gemeinsame frohe Gegenwart beim Auspacken wünschend."

Unser Freund hatte diesen Vortrag mit Geist und Enthusiasmus wie geführt so geendigt, besonders aber mit einer gewissen Lebhaftigkeit der Stimme und Sprache, die man in der neuern Zeit nicht an ihm gewohnt war. Da er jedoch am Schluß seiner Rede zu bemerken glaubte, daß Lenardo, wie zerstreut und abwesend, das Vorgetragene nicht zu verfolgen schien, Friedrich hingegen gelächelt, einigemal beinahe den Kopf geschüttelt habe, so fiel dem zartempfindenden Mienenkenner eine so geringe Zustimmung bei der Sache, die ihm höchst wichtig schien, dergestalt auf, daß er nicht unterlassen konnte, seine Freunde deshalb zu berufen.

Friedrich erklärte sich hierüber ganz einfach und aufrichtig: er könne das Vernehmen zwar löblich und gut, keineswegs aber für so bedeutend, am Wenigsten aber für ausführbar halten. Diese Meinung suchte er durch Gründe zu unterstützen, von der Art, wie sie Demjenigen, der für eine Sache eingenommen ist und sie durchzusetzen gedenkt, mehr als man sich vorstellen mag, beleidigend auffällt. Deshalb denn auch unser plastischer Anatom, nachdem er einige Zeit geduldig zuzuhören schien, lebhaft erwiderte:

*) Persönlich war Goethe gegen diese Abschaffung, da sie gewaltsame Selbsthülfe zur Folge haben müsse.

„Du haſt Vorzüge, mein guter Friedrich, die Dir Niemand leugnen wird, ich am Wenigſten; aber hier ſprichſt Du, wie gewöhnliche Menſchen gewöhnlich. Am Neuen ſehen wir nur das Seltſame; aber im Seltenen jedoch alſobald das Bedeutende zu erblicken, dazu gehört ſchon mehr. Für Euch muß erſt Alles in That übergehen, es muß geſchehen, als möglich, als wirklich vor Augen treten; und dann laßt Ihr es auch gut ſein wie etwas Anderes. Was Du vorbringſt, hör' ich ſchon zum Voraus von Unterrichteten und Laien wiederholen, von Jenen aus Vorurtheil und Bequemlichkeit, von Dieſen aus Gleichgültigkeit. Ein Vorhaben, wie das ausgeſprochene, kann vielleicht nur in einer neuen Welt durchgeführt werden, wo der Geiſt Muth faſſen muß, zu einem unerläßlichen Bedürfniß neue Mittel auszuforſchen, weil es an den herkömmlichen durchaus ermangelt; da regt ſich die Erfindung, da geſellt ſich die Kühnheit, die Beharrlichkeit der Nothwendigkeit hinzu.

„Jeder Arzt, er mag mit Heilmitteln oder mit der Hand zu Werke gehen, iſt nichts ohne die genaueſte Kenntniß der äußern und innern Glieder des Menſchen; und es reicht keineswegs hin, auf Schulen flüchtige Kenntniß hievon genommen, ſich von Geſtalt, Lage, Zuſammenhang der mannichfaltigſten Theile des unerforſchlichen Organismus einen oberflächlichen Begriff gemacht zu haben. Täglich ſoll der Arzt, dem es Ernſt iſt, in der Wiederholung dieſes Wiſſens, dieſes Anſchauens ſich zu üben, ſich den Zuſammenhang dieſes lebendigen Wunders immer vor Geiſt und Auge zu erneuern, alle Gelegenheit ſuchen. Kennte er ſeinen Vortheil, er würde, da ihm die Zeit zu ſolchen Arbeiten ermangelt, einen Anatomen in Sold nehmen, der nach ſeiner Anleitung, für ihn im Stillen beſchäftigt, gleichſam in Gegenwart aller Verwicklungen des verflechtenſten Lebens, auf die ſchwierigſten Fragen ſogleich zu antworten verſtände.

„Je mehr man dies einſehen wird, je lebhafter, heftiger, leidenſchaftlicher wird das Studium der Zergliederung getrieben werden. Aber in eben dem Maaße werden ſich die Mittel vermindern; die Gegenſtände, die Körper, auf die ſolche Studien zu gründen ſind, ſie werden fehlen, ſeltener, theurer werden, und ein wahrhafter Konflikt zwiſchen Lebendigen und Todten wird entſtehen.

„In der alten Welt iſt Alles Schlendrian, wo man das Neue immer auf die alte, das Wachſende nach ſtarrer Weiſe behandeln will. Dieſer Konflikt, den ich ankündige zwiſchen Todten

und Lebendigen, er wird auf Leben und Tod geben; man wird erschrecken, man wird untersuchen, Gesetze geben und nichts ausrichten. Vorsicht und Verbot helfen in solchen Fällen nichts; man muß von vorn anfangen. Und das ist's, was mein Meister und ich in den neuen Zuständen zu leisten hoffen; und zwar nichts Neues, es ist schon da; aber das, was jetzt Kunst ist, muß Handwerk werden; was im Besondern geschieht, muß im Allgemeinen möglich werden, und nichts kann sich verbreiten, als was anerkannt ist. Unser Thun und Leisten muß anerkannt werden als das einzige Mittel in einer entschiedenen Bedrängniß, welche besonders große Städte bedrohl. Ich will die Worte meines Meisters anführen, aber merkt auf! Er sprach eines Tages im größten Vertrauen:

„Der Zeitungsleser findet Artikel interessant und lustig beinah, wenn er von Auferstehungsmännern erzählen hört.*) Erst stahlen sie die Körper in tiefem Geheimniß; dagegen stellt man Wächter auf; sie kommen mit gewaffneter Schaar, um sich ihrer Beute gewaltsam zu bemächtigen. Und das Schlimmste zum Schlimmen wird sich ereignen, ich darf es nicht laut sagen; denn ich würde, zwar nicht als Mitschuldiger, aber doch als zufälliger Mitwisser in die gefährlichste Untersuchung verwickelt werden, wo man mich in jedem Fall bestrafen müßte, weil ich die Unthat, sobald ich sie entdeckt hatte, den Gerichten nicht anzeigte. Ihnen gesteh' ich's, mein Freund, in dieser Stadt hat man gemordet, um dem dringenden, gut bezahlenden Anatomen einen Gegenstand zu verschaffen. Der entseelte Körper lag vor uns; ich darf die Scene nicht ausmalen; er entdeckte die Unthat, ich aber auch; wir sahen einander an und schwiegen Beide; wir saben vor uns hin und schwiegen und gingen ans Geschäft. Und dies ist's, mein Freund, was mich zwischen Wachs und Gips gebannt hat; dies ist's, was gewiß auch Sie bei der Kunst festhalten wird, welche früher oder später vor allen übrigen wird gepriesen werden."

Friedrich sprang auf, schlug in die Hände und wollte des Bravorufens kein Ende machen, so daß Wilhelm zuletzt im Ernst böse wurde.

*) Resurrection-men nannte man in England die in erschrecklicher Weise überhand nehmenden Leichenräuber. Im Jahre 1828 verletzte die Unverschämtheit des Leichenverkaufes einen gewissen William Burke in Edinburgh zu vielen Mordthaten. Vgl. Goethe's Brief an Beuth vom 4. Februar 1832, der unter der Ueberschrift „Plastische Anatomie" in den Werken steht.

„Bravo!“ rief Jener aus: „nun erkenne ich Dich wieder! Das erſte Mal ſeit langer Zeit haſt Du wieder geſprochen wie Einer, dem etwas wahrhaft am Herzen liegt; zum erſten Mal hat der Fluß der Rede Dich wieder fortgeriſſen; Du haſt Dich als einen Solchen erwieſen, der etwas zu thun und es anzupreiſen im Stande iſt.“

Lenardo nahm hierauf das Wort und vermittelte dieſe kleine Mißhelligkeit vollkommen.

„Ich ſchien abweſend,“ ſprach er, „aber nur deshalb, weil ich mehr als gegenwärtig war. Ich erinnerte mich nämlich des großen Kabinets dieſer Art, das ich auf meinen Reiſen geſehen und welches mich dergeſtalt intereſſirte, daß der Kuſtode, der, um nach Gewohnheit fertig zu werden, die auswendig gelernte Schnurre herzubeten anfing, gar bald, da er der Künſtler ſelber war, aus der Rolle fiel und ſich als einen kenntnißreichen Demonſtrator bewies.

„Der merkwürdige Gegenſatz, im hohen Sommer, in kühlen Zimmern, bei ſchwüler Wärme draußen, diejenigen Gegenſtände vor mir zu ſehen, denen man im ſtrengſten Winter ſich kaum zu nähern traut! Hier diente bequem Alles der Wißbegierde. In größter Gelaſſenheit und ſchönſter Ordnung zeigte er mir die Wunder des menſchlichen Baues und freute ſich, mich überzeugen zu können, daß zum erſten Anfang und zu ſpäter Erinnerung eine ſolche Anſtalt vollkommen hinreichend ſei; wobei denn einem Jeden frei bleibe, in der mittlern Zeit ſich an die Natur zu wenden und bei ſchicklicher Gelegenheit ſich um dieſen oder jenen beſondern Theil zu erkundigen. Er bat mich, ihn zu empfehlen; denn nur einem einzigen, großen, auswärtigen Muſeum habe er eine ſolche Sammlung gearbeitet; die Univerſitäten aber widerſtünden durchaus dem Unternehmen, weil die Meiſter der Kunſt wol Proſektoren, aber keine Propläſtiker zu bilden wüßten.

„Hiernach hielt ich denn dieſen geſchickten Mann für den Einzigen in der Welt; und nun hören wir, daß ein Anderer auf dieſelbe Weiſe bemüht iſt; wer weiß, wo noch ein Dritter und Vierter an das Tageslicht hervortritt? Wir wollen von unſerer Seite dieſer Angelegenheit einen Anſtoß geben. Die Empfehlung muß von außen herkommen, und in unſern neuen Verhältniſſen ſoll das nützliche Unternehmen gewiß gefördert werden.“

Viertes Kapitel.

Des andern Morgens bei Zeiten trat Friedrich mit einem Hefte in der Hand in Wilhelm's Zimmer, und ihm solches überreichend, sprach er: „Gestern Abend hatte ich vor allen Euren Tugenden, welche herzuzählen Ihr umständlich genug wart, nicht Raum, von mir und meinen Vorzügen zu reden, deren ich mich wol auch zu rühmen habe und die mich zu einem würdigen Mitglied dieser großen Karawane stempeln. Beschaut hier dieses Heft, und Ihr werdet ein Probestück anerkennen."

Wilhelm überlief die Blätter mit schnellen Blicken und sah, leserlich angenehm, obschon flüchtig geschrieben, die gestrige Relation seiner anatomischen Studien, fast Wort für Wort, wie er sie abgestattet hatte; weshalb er denn seine Verwunderung nicht bergen konnte.

„Ihr wißt," erwiderte Friedrich, „das Grundgesetz unserer Verbindung; in irgend einem Fache muß Einer vollkommen sein, wenn er Anspruch auf Mitgenossenschaft machen will. Nun zerbrach ich mir den Kopf, worin mir's denn gelingen könnte, und wußte nichts aufzufinden, so nahe mir es auch lag, daß mich Niemand an Gedächtniß übertreffe, Niemand an einer schnellen, leichten, leserlichen Hand. Dieser angenehmen Eigenschaften erinnert Ihr Euch wol von unserer theatralischen Laufbahn her, wo wir unser Pulver nach Sperlingen verschossen, ohne daran zu denken, daß ein Schuß, vernünftiger angebracht, auch wol einen Hasen in die Küche schaffe. Wie oft hab' ich nicht ohne Buch soufflirt, wie oft in wenigen Stunden die Rollen aus dem Gedächtniß geschrieben! Das war Euch damals recht; Ihr dachtet, es müßte so sein; ich auch, und es wäre mir nicht einzufallen, wie sehr es mir zu Statten kommen könne. Der Abbé machte zuerst die Entdeckung; er fand, daß das Wasser auf seine Mühle sei; er versuchte, mich zu üben, und mir gefiel, was mir so leicht ward und einen ernsten Mann befriedigte. Und nun bin ich, wo's Noth thut, gleich eine ganze Kanzlei; außerdem führen wir noch so eine zweibeinige Rechenmaschine bei uns, und kein Fürst, mit noch so viel Beamten, ist besser versehen als unsere Vorgesetzten."

Heiteres Gespräch über dergleichen Thätigkeiten führte die Gedanken auf andere Glieder der Gesellschaft.

„Solltet Ihr wol denken," sagte Friedrich, „daß das un-

nützliche Geschöpf von der Welt, wie es schien, meine Philine, das nützlichste Glied der großen Kette werden wird? Legt ihr ein Stück Tuch hin, stellt Männer, stellt Frauen ihr vors Gesicht: ohne Maaß zu nehmen, schneidet sie aus dem Ganzen und weiß dabei alle Flecken und Gebren dergestalt zu nutzen, daß großer Vortheil daraus entsteht, und das Alles ohne Papiermaaß. Ein glücklicher geistiger Blick lehrt sie das Alles: sie sieht den Menschen an und schneidet; dann mag er hingehen, wohin er will, sie schneidet fort und schafft ihm einen Rock auf den Leib wie angegossen. Doch das wäre nicht möglich, hätte sie nicht auch eine Näherin herangezogen, Montan's Lydie, die nun einmal still geworden ist und still bleibt, aber auch reinlich näht wie Keine, Stich für Stich wie Perlen, wie gestickt. Das ist nun, was aus den Menschen werden kann! Eigentlich hängt so viel Unnützes um uns herum, aus Gewohnheit, Neigung, Zerstreuung und Willkür ein Lumpenmantel zusammengeflickt. Was die Natur mit uns gewollt, das Vorzüglichste, was sie in uns gelegt, können wir deshalb weder auffinden noch ausüben."

Allgemeine Betrachtungen über die Vortheile der geselligen Verbindung, die sich so glücklich zusammengefunden, eröffneten die schönsten Aussichten.

Als nun Lenardo sich hierauf zu ihnen gesellte, ward er von Wilhelmen ersucht, auch von sich zu sprechen, von dem Lebensgange, den er bisher geführt, von der Art, wie er sich und Andere gefördert, freundliche Nachricht zu ertheilen.

„Sie erinnern Sich gar wohl, mein Bester," versetzte Lenardo, „in welchem wundersam leidenschaftlichen Zustande Sie mich den ersten Augenblick unserer neuen Bekanntschaft getroffen: ich war versunken, verschlungen in das wunderlichste Verlangen, in eine unwiderstehliche Begierde; es konnte damals nur von der nächsten Stunde die Rede sein, vom schweren Leiden, das mir bereitet war, das mir selbst zu schärfen ich mich so emsig erwies. Ich konnte Sie nicht bekannt machen mit meinen frühern Jugendzuständen, wie ich jetzt thun muß, um Sie auf den Weg zu führen, der mich hierher gebracht hat.

„Unter den frühesten meiner Fähigkeiten, die sich nach und nach durch Umstände entwickelten, that sich ein gewisser Trieb zum Technischen hervor, welcher jeden Tag durch die Ungeduld genährt wurde, die man auf dem Lande fühlt, wenn man bei größern Bauten, besonders aber bei kleinen Veränderungen, An-

lagen und Grillen ein Handwerk uns andere entbehren muß und lieber ungeschickt und pfuscherhaft eingreift, als daß man sich meistermäßig verspäten ließe. Zum Glück wanderte in unserer Gegend ein Tausendkünstler auf und ab, der, weil er bei mir seine Rechnung fand, mich lieber als irgend einen Nachbar unterstützte; er richtete mir eine Drechselbank ein, deren er sich bei jedem Besuch mehr zu seinem Zwecke als zu meinem Unterricht zu bedienen wußte. So auch schaffte ich Tischlerwerkzeug an, und meine Neigung zu dergleichen ward erhöht und belebt durch die damals laut ausgesprochene Ueberzeugung, es könne Niemand sich ins Leben wagen, als wenn er es im Nothfall durch Handwerksthätigkeit zu fristen verstehe. Mein Eifer ward von den Erziehern nach ihren eigenen Grundsätzen gebilligt. Ich erinnere mich kaum, daß ich je gespielt habe; denn alle freien Stunden wurden verwendet, etwas zu wirken und zu schaffen. Ja, ich darf mich rühmen, schon als Knabe einen geschickten Schmied durch meine Anforderungen zum Schlosser, Feilenhauer und Uhrmacher gesteigert zu haben.

„Das Alles zu leisten, mußten denn freilich auch erst die Werkzeuge erschaffen werden, und wir litten nicht wenig an der Krankheit jener Techniker, welche Mittel und Zweck verwechseln, lieber Zeit auf Vorbereitungen und Anlagen verwenden, als daß sie sich recht ernstlich an die Ausführung hielten. Wie wir uns jedoch praktisch thätig erweisen konnten, war bei Ausführung der Parkanlagen, deren kein Gutsbesitzer mehr entbehren durfte; manche Moos- und Rindenhütte, Knüppelbrücken und Bänke zeugten von unserer Emsigkeit, womit wir eine Urbaukunst in ihrer ganzen Aechtheit mitten in der gebildeten Welt darzustellen eifrig bemüht gewesen.

„Dieser Trieb führte mich bei zunehmenden Jahren auf ernstere Theilnahme an Allem, was der Welt so nütze und in ihrer gegenwärtigen Lage so unentbehrlich ist, und gab meinen mehrjährigen Reisen ein eigentliches Interesse.

„Da jedoch der Mensch gewöhnlich auf dem Wege, der ihn herangebracht, fortzuwandern pflegt, so war ich dem Maschinenwesen weniger günstig als der unmittelbaren Handarbeit, wo wir Kraft und Gefühl in Verbindung ausüben; deswegen ich mich auch besonders in solchen abgeschlossenen Kreisen gern aufhielt, wo nach Umständen diese oder jene Arbeit zu Hause war. Dergleichen giebt jeder Vereinigung eine besondere Eigenthümlichkeit, jeder Familie, einer kleinen, aus mehreren Familien be-

ſtehenden Völkerſchaft den entſchiedenſten Charakter; man lebt in dem reinſten Gefühl eines lebendigen Ganzen.

„Dabei hatte ich mir angewöhnt, Alles aufzuzeichnen, es mit Figuren auszuſtatten und ſo, nicht ohne Ausſicht auf künftige Anwendung, meine Zeit leidlich und erfreulich zuzubringen.

„Dieſe Neigung, dieſe ausgebildete Gabe benutzt' ich nun aufs Beſte bei dem wichtigen Auftrag, den mir die Geſellſchaft gab, den Zuſtand der Gebirgsbewohner zu unterſuchen und die brauchbaren Wanderluſtigen mit in unſern Zug aufzunehmen. Mögen Sie nun den ſchönen Abend, wo mich mannichfaltige Geſchäfte drängen, mit Durchleſung eines Theils meines Tagebuchs zubringen? Ich will nicht behaupten, daß es gerade angenehm zu leſen ſei; mir ſchien es immer unterhaltend und gewiſſermaßen unterrichtend. Doch wir beſpiegeln ja uns immer ſelbſt in Allem, was wir hervorbringen."

Fünftes Kapitel.

Lenardo's Tagebuch.

Montag, den 15. September.

Tief in der Nacht war ich nach mühſam erſtiegener halber Gebirgshöhe eingetroffen in einer leidlichen Herberge, und ſchon vor Tagesanbruch aus erquicklichem Schlaf durch ein andauerndes Schellen- und Glockengeläute zu meinem großen Verdruß aufgeweckt. Eine große Reihe Saumroſſe zog vorbei, ehe ich mich hätte ankleiden und ihnen zuvoreilen können. Nun erfuhr ich auch, meinen Weg antretend, gar bald, wie unangenehm und verdrießlich ſolche Geſellſchaft ſei. Das monotone Geläute betäubt die Ohren; das zu beiden Seiten weit über die Thiere hinausreichende Gepäck (ſie trugen diesmal große Säcke Baumwolle) ſtreift bald einerſeits an die Felſen, und wenn das Thier, um dieſes zu vermeiden, ſich gegen die andere Seite zieht, ſo ſchwebt die Laſt über dem Abgrund, dem Zuſchauer Sorge und Schwindel erregend, und, was das Schlimmſte iſt, in beiden Fällen bleibt man gebindert, an ihnen vorbeizuſchleichen und den Vortritt zu gewinnen.

Endlich gelangt' ich an der Seite auf einen freien Felſen, wo St. Chriſtoph, der mein Gepäck kräftig einhertrug, einen

Mann begrüßte, welcher, stille dastehend, den vorbeiziehenden Zug zu mustern schien. Es war auch wirklich der Anführer; nicht nur gehörte ihm eine beträchtliche Zahl der lasttragenden Thiere (andere hatte er nebst ihren Treibern gemiethet), sondern er war auch Eigenthümer eines geringern Theils der Waaren; vornehmlich aber bestand sein Geschäft darin, für größere Kaufleute den Transport der übrigen treulich zu besorgen. Im Gespräch erfuhr ich von ihm, daß dieses Baumwolle sei, welche aus Macedonien und Cypern über Triest komme und vom Fuße des Berges auf Maulthieren und Saumrossen zu diesen Höhen und weiter bis jenseits des Gebirgs gebracht werde, wo Spinner und Weber in Unzahl durch Thäler und Schluchten einen großen Vertrieb gesuchter Waaren ins Ausland vorbereiteten. Die Ballen waren bequemern Ladens wegen theils anderthalb, theils drei Zentner schwer, welches letztere die volle Last eines Saumthiers ausmacht. Der Mann lobte die Qualität der auf diesem Wege ankommenden Baumwolle, verglich sie mit der von Ost- und Westindien, besonders mit der von Cayenne, als der bekanntesten; er schien von seinem Geschäft sehr gut unterrichtet, und da es mir auch nicht ganz unbekannt geblieben war, so gab es eine angenehme und nützliche Unterhaltung. Indessen war der ganze Zug vor uns vorüber, und ich erblickte nur mit Widerwillen auf dem in die Höhe sich schlängelnden Felsweg die unabsehliche Reihe dieser bepackten Geschöpfe, hinter denen her man schleichen und in der herankommenden Sonne zwischen Felsen braten sollte. Indem ich mich nun gegen meinen Boten darüber beschwerte, trat ein untersetzter munterer Mann zu uns heran, der auf einem ziemlich großen Reff eine verhältnißmäßig leichte Bürde zu tragen schien. Man begrüßte sich, und es war gar bald am derben Händeschütteln zu sehen, daß St. Christoph und dieser Ankömmling einander wohl bekannt seien; da erfuhr ich denn sogleich über ihn Folgendes.

Für die entferntern Gegenden im Gebirge, weder zu Markte zu gehen für jeden einzelnen Arbeiter zu weit wäre, giebt es eine Art von untergeordnetem Handelsmann oder Sammler, welcher Garnträger genannt wird. Dieser steigt nämlich durch alle Thäler und Winkel, betritt Haus für Haus, bringt den Spinnern Baumwolle in kleinen Partien, taucht dagegen Garn ein oder kauft es, von welcher Qualität es auch sein möge, und überläßt es dann wieder mit einigem Profit im Großern an die unterhalb ansässigen Fabrikanten.

Als nun die Unbequemlichkeit, hinter den Maulthieren herzuschlendern, abermals zur Sprache kam, lud mich der Mann sogleich ein, mit ihm ein Seitenthal hinabzusteigen, das gerade hier von dem Hauptthale sich trennte, um die Wasser nach einer andern Himmelsgegend hinzuführen. Der Entschluß war bald gefaßt, und nachdem wir mit einiger Anstrengung einen etwas steilen Gebirgskamm überstiegen hatten, sahen wir die jenseitigen Abhänge vor uns, zuerst höchst unerfreulich: das Gestein hatte sich verändert und eine schiefrige Lage genommen; keine Vegetation belebte Fels und Gerölle, und man sah sich von einem schroffen Niedersteig bedroht; Quellen rieselten von mehreren Seiten zusammen; man kam sogar an einem mit schroffen Felsen umgebenen kleinen See vorbei. Endlich traten einzeln und dann mehr gesellig Fichten, Lärchen und Birken hervor, dazwischen sodann zerstreute ländliche Wohnungen, freilich von der kärglichsten Sorte, jede von ihren Bewohnern selbst zusammengezimmert aus verschränkten Balken, die großen schwarzen Schindeln der Dächer mit Steinen beschwert, damit sie der Wind nicht wegführe. Ungeachtet dieser äußern traurigen Ansicht war der beschränkte innere Raum doch nicht unangenehm; warm und trocken, auch reinlich gehalten, paßte er gar gut zu dem frohen Aussehen der Bewohner, bei denen man sich alsobald ländlich gesellig fühlte.

Der Bote schien erwartet; auch hatte man ihm aus dem kleinen Schiebefenster entgegengesehen; denn er war gewohnt, wo möglich an demselben Wochentage zu kommen. Er handelte das Gespinnst ein, theilte frische Baumwolle aus; dann ging es rasch hinabwärts, wo mehrere Häuser in geringer Entfernung nahe stehen. Kaum erblickt man uns, so laufen die Bewohner begrüßend zusammen; Kinder drängen sich hinzu und werden mit einem Gierbrod, auch einer Semmel doch erfreut. Das Behagen war überall groß, und vermehrt, als sich zeigte, daß St. Christoph auch dergleichen aufgepackt und also gleichfalls die Freude hatte, den kindlichsten Dank einzuernten; um so angenehmer für ihn, als er sich, wie sein Geselle, mit dem kleinen Volke gar wohl zu bethun wußte.

Die Alten dagegen hielten gar mancherlei Fragen bereit; vom Krieg wollte Jedermann wissen, der glücklicherweise sehr entfernt geführt wurde und auch näher solchen Gegenden kaum gefährlich gewesen wäre. Sie freuten sich jedoch des Friedens, obgleich in Sorge wegen einer andern drohenden Gefahr; denn

es war nicht zu leugnen, das Maschinenwesen vermehre sich immer im Lande und bedrohe die arbeitsamen Hände nach und nach mit Unthätigkeit; doch ließen sich allerlei Trost- und Hoffnungsgründe beibringen.

Unser Mann wurde dazwischen wegen manchen Lebensfalles um Rath gefragt; ja sogar mußte er sich nicht allein als Hausfreund, sondern auch als Hausarzt zeigen; Wundertropfen, Salze, Balsame führte er jederzeit bei sich.

In die verschiedenen Häuser eintretend, fand ich Gelegenheit, meiner alten Liebhaberei nachzuhängen und mich von der Spinnertechnik zu unterrichten. Ich ward aufmerksam auf Kinder, welche sich sorgfältig und emsig beschäftigten, die Flocken der Baumwolle aus einander zu zupfen und die Samenkörner, Splitter von den Schalen der Nüsse nebst andern Unreinigkeiten wegzunehmen; sie nennen es erlesen. Ich fragte, ob das nur das Geschäft der Kinder sei, erfuhr aber, daß es in Winterabenden auch von Männern und Brüdern unternommen werde.

Rüstige Spinnerinnen zogen sodann, wie billig, meine Aufmerksamkeit auf sich. Die Vorbereitung geschieht folgendermaßen: Es wird die erlesene oder gereinigte Baumwolle auf die Karden, welche in Deutschland Krämpel heißen, gleich ausgetheilt, gekardet, wodurch der Staub davongeht und die Haare der Baumwolle einerlei Richtung erhalten, dann abgenommen, zu Locken festgewickelt und so zum Spinnen am Rad zubereitet.

Man zeigte mir dabei den Unterschied zwischen links und rechts gedrehtem Garn; jenes ist gewöhnlich feiner und wird dadurch bewirkt, daß man die Saite, welche die Spindel dreht, um den Wirtel verschränkt, wie die Zeichnung nebenbei deutlich macht (die wir leider wie die übrigen nicht mitgeben können).

Die Spinnende sitzt vor dem Rade, nicht zu hoch; Mehrere hielten dasselbe mit über einander gelegten Füßen in festem Stande, Andere nur mit dem rechten Fuß, den linken zurücksetzend. Mit der rechten Hand dreht sie die Scheibe und langt aus, so weit und so hoch sie nur reichen kann, wodurch schöne Bewegungen entstehen und eine schlanke Gestalt sich durch zierliche Wendung des Körpers und runde Fülle der Arme gar vortheilhaft auszeichnet; die Richtung besonders der letzten Spinnweise gewährt einen sehr malerischen Kontrast, so daß unsere schönsten Damen an wahrem Reiz und Anmuth zu verlieren nicht fürchten dürften, wenn sie einmal anstatt der Guitarre das Spinnrad handhaben wollten.

In einer solchen Umgebung drängten sich neue eigene Gefühle mir auf; die schnurrenden Räder haben eine gewisse Beredsamkeit; die Mädchen sangen Psalmen, auch, obwol seltener, andere Lieder; Zeisige und Stieglitze, in Käfigen aufgehangen, zwischern dazwischen, und nicht leicht mochte ein Bild regeren Lebens gefunden werden als in einer Stube, wo mehrere Spinnerinnen arbeiten.

Dem beschriebenen Rädligarn ist jedoch das Briefgarn vorzuziehen. Hiezu wird die beste Baumwolle genommen, welche längere Haare hat als die andere. Ist sie rein gelesen, so bringt man sie, anstatt zu krämpeln, auf Kämme, welche aus einfachen Reihen langer stählerner Nadeln bestehen, und kämmt sie; alsdann wird das längere und feinere Theil derselben mit einem stumpfen Messer bänderweise (das Kunstwort heißt ein Schnitz) abgenommen, zusammengewickelt und in eine Papiertüte gethan und diese nachher an der Kunkel befestigt. Aus einer solchen Tüte nun wird mit der Spindel von der Hand gesponnen; daher heißt es aus dem Brief spinnen, und das gewonnene Garn Briefgarn.

Dieses Geschäft, welches nur von ruhigen, bedächtigen Personen getrieben wird, giebt der Spinnerin ein sanfteres Ansehen als das am Rade; kleidet dies letzte eine große, schlanke Figur zum Besten, so wird durch jenes eine ruhige, zarte Gestalt gar sehr begünstigt. Dergleichen verschiedene Charaktere, verschiedenen Arbeiten zugethan, erblickte ich mehrere in einer Stube und wußte zuletzt nicht recht, ob ich meine Aufmerksamkeit der Arbeit oder den Arbeiterinnen zu widmen hätte.

Leugnen aber dürft' ich nicht sodann, daß die Bergbewohnerinnen, durch die seltenen Gäste aufgeregt, sich freundlich und gefällig erwiesen. Besonders freuten sie sich, daß ich mich nach Allem so genau erkundigte, was sie mir vorsprachen, bemerkte, ihre Gerätschaften und einfaches Maschinenwerk zeichnete und hübsche Glieder mit Zierlichkeit flüchtig abschilderte, wie hierneben zu sehen sein sollte. Auch ward, als der Abend hereintrat, die vollbrachte Arbeit vorgewiesen, die vollen Spindeln in dazu bestimmten Kästchen bei Seite gelegt und das ganze Tagewerk sorgfältig aufgehoben. Nun war man schon bekannter geworden, die Arbeit jedoch ging ihren Gang; nun beschäftigte man sich mit dem Haspeln und zeigte schon viel freier theils die Maschine, theils die Behandlung vor, und ich schrieb sorgfältig auf.

Der Haspel hat Rad und Zeiger, so daß sich bei jedesmali-

gem Umdrehen eine Feder hebt, welche niederschlägt, so oft hundert Umgänge auf den Haspel gekommen sind. Man nennt nun die Zahl von tausend Umgängen einen Schneller, nach deren Gewicht die verschiedene Feine des Garns gerechnet wird.

Rechtsgedreht Garn geben 25 bis 30 auf ein Pfund, linksgedreht 60 bis 80, vielleicht auch 90. Der Umgang des Haspels wird ungefähr sieben Viertelellen oder etwas mehr betragen, und die schlanke fleißige Spinnerin behauptete, 4 auch 5 Schneller, das wären 5000 Umgänge, also 8 bis 9000 Ellen Garn täglich am Rad zu spinnen; sie erbot sich zur Wette, wenn wir noch einen Tag bleiben wollten.

Darauf konnte denn doch die stille und bescheidene Briefspinnerin es nicht ganz lassen und versicherte, daß sie aus dem Pfund 120 Schneller spinne in verhältnißmäßiger Zeit. Briefgarnspinnen geht nämlich langsamer als Spinnen am Rade, wird auch besser bezahlt. Vielleicht spinnt man am Rade wol das Doppelte. Sie hatte eben die Zahl der Umgänge auf dem Haspel voll und zeigte mir, wie nun das Ende des Fadens ein paar Mal umgeschlagen und geknüpft werde; sie nahm den Schneller ab, drehte ihn so, daß er in sich zusammenlief, zog das eine Ende durch das andere durch und konnte das Geschäft der geübten Spinnerin als abgeschlossen mit unschuldiger Selbstgefälligkeit vorzeigen.

Da nun hier weiter nichts zu bemerken war, stand die Mutter auf und sagte: da der junge Herr doch Alles zu sehen wünsche, so wolle sie ihm nun auch die Trockenweberei zeigen. Sie erklärte mir mit gleicher Gutmüthigkeit, indem sie sich an den Webestuhl setzte, wie sie nur diese Art handhabten, weil sie eigentlich allein für grobe Kattune gelte, wo der Einschlag trocken eingetragen und nicht sehr dicht geschlagen wird; sie zeigte mir dann auch solche trockene Waare; diese ist immer glatt, ohne Streifen und Quadrate oder sonst irgend ein Abzeichen, und nur 5 bis 5½ Viertelle breit.

Der Mond leuchtete vom Himmel, und unser Garnträger bestand auf einer weitern Wallfahrt, weil er Tag und Stunde halten und überall richtig eintreffen müsse; die Fußpfade seien gut und klar, besonders bei seiner Nachtfackel. Wir von unserer Seite erheiterten den Abschied durch seidene Bänder und Halstücher, dergleichen Waare St. Christoph ein ziemliches Packet mit sich trug; das Geschenk wurde der Mutter gegeben, um es an die Übrigen zu vertheilen.

Dienstag, den 16. Früh.

Die Wanderung durch eine herrlich klare Nacht war voll Anmuth und Erfreulichkeit. Wir gelangten zu einer etwas größern Hüttenversammlung, die man vielleicht hätte ein Dorf nennen dürfen; in einiger Entfernung davon auf einem freien Hügel stand eine Kapelle, und es fing schon an, wohnlicher und menschlicher auszusehen. Wir kamen an Umzäunungen vorbei, die zwar auf keine Gärten, aber doch auf wärtlichen, sorgfältig gehüteten Wieswachs hindeuteten.

Wir waren an einen Ort gelangt, wo neben dem Spinnen das Weben ernstlicher getrieben wird. Unsere gestrige Tagereise, bis in die Nacht hinein verlängert, hatte die rüstigen und jugendlichen Kräfte aufgezehrt; der Garnbote besuchte den Heuboden, und ich war eben im Begriff, ihm zu folgen, als St. Christoph mir sein Reff befahl und zur Thüre hinausging. Ich kannte seine löbliche Absicht und ließ ihn gewähren.

Des andern Morgens jedoch war das Erste, daß die Familie zusammenlief und den Kindern streng verboten ward, nicht aus der Thüre zu gehen, indem ein gräulicher Bär oder sonst ein Ungethüm in der Nähe sich aufhalten müsse; denn es habe die Nacht über von der Kapelle dergestalt gestöhnt und gebrummt, daß Felsen und Häuser hierüben hätten erzittern mögen, und man riet ab, bei unserer heutigen längern Wanderung wohl auf der Hut zu sein. Wir suchten die guten Leute möglichst zu beruhigen, welches in dieser Einöde jedoch schwerer schien.

Der Garnbote erklärte nunmehr, daß er eiligst sein Geschäft abthun und alsdann kommen wolle, uns abzuholen; denn wir hätten heute einen langen und beschwerlichen Weg vor uns, weil wir nicht mehr so im Thale nur hinabschlendern, sondern einen vorgeschobenen Gebirgsriegel mühsam überklettern würden. Ich entschloß mich daher, die Zeit so gut als möglich zu nutzen und mich von unsern guten Wirthsleuten in die Vorhalle des Webens einführen zu lassen.

Beide waren ältliche Leute, in spätern Tagen noch mit zwei, drei Kindern gesegnet; religiöse Gefühle und ahnungsvolle Vorstellungen ward man in ihrer Umgebung, Thun und Reden gar bald gewahr. Ich kam gerade zum Anfang einer solchen Arbeit, dem Uebergang vom Spinnen zum Weben, und da ich zu keiner weitern Zerstreuung Anlaß fand, so ließ ich mir das Geschäft, wie es eben gerade im Gange war, in meine Schreibtafel gleichsam diktiren.

Die erste Arbeit, das Garn zu leimen, war gestern verrichtet. Man siedet solches in einem dünnen Leimwasser, welches aus Stärkemehl und etwas Tischlerleim besteht, wodurch die Fäden mehr Halt bekommen. Früh waren die Garnstränge schon trocken, und man bereitete sich, zu spulen, nämlich das Garn am Rade auf Rohrspulen zu winden. Der alte Großvater, am Ofen sitzend, verrichtete diese leichte Arbeit; ein Enkel stand neben ihm und schien begierig, das Spulrad selbst zu handhaben. Indessen steckte der Vater die Spulen, um zu zetteln, auf einen mit Querstäben abgetheilten Rahmen, so daß sie sich frei um perpendikulär stehende starke Drähte bewegten und den Faden ablaufen ließen. Sie werden mit gröberm und feinerm Garn in der Ordnung aufgesteckt, wie das Muster oder vielmehr die Striche im Gewebe es erfordern. Ein Instrument, das Brittli, ungefähr wie ein Sistrum gestaltet, hat Löcher auf beiden Seiten, durch welche die Fäden gezogen sind; dieses befindet sich in der Rechten des Zetlers; mit der Linken faßt er die Fäden zusammen und legt sie, hin und wieder gehend, auf den Zettelrahmen. Einmal von oben herunter und von unten herauf heißt ein Gang, und nach Verhältniß der Dichtigkeit und Breite des Gewebes macht man viele Gänge. Die Länge beträgt entweder 64 oder nur 32 Ellen. Beim Anfang eines jeden Ganges legt man mit den Fingern der linken Hand immer einen oder zwei Fäden herauf und ebenso viel herunter, und nennt solches die Rispe; so werden die verschränkten Fäden über die zwei oben an dem Zettelrahmen angebrachten Nägel gelegt; dieses geschieht, damit der Weber die Fäden in gehörig gleicher Ordnung erhalten kann. Ist man mit dem Zetteln fertig, so wird das Gerispe unterbunden und dabei ein jeder Gang besonders abgetheilt, damit sich nichts verwirren kann; sodann werden mit aufgelöstem Grünspan am letzten Gang Male gemacht, damit der Weber das gehörige Maaß wiederbringe; endlich wird abgenommen, das Ganze in Gestalt eines großen Knäuels aufgewunden, welcher die Werste genannt wird.

Mittwoch, den 17.

Wir waren früh vor Tage aufgebrochen und genossen eines herrlichen verspäteten Mondscheins. Die hervorbrechende Helle, die aufgehende Sonne ließ uns ein besser bewohntes und bebautes Land sehen. Hatten wir oben, um über Bäche zu kommen, Schrittsteine oder zuweilen einen schmalen Steg, nur an

der einen Seite mit Lehne versehen, angetroffen, so waren hier schon steinerne Brücken über das immer breiter werdende Wasser geschlagen; das Anmuthige wollte sich nach und nach mit dem Wilden gatten, und ein erfreulicher Eindruck ward von den sämmtlichen Wanderern empfunden.

Ueber den Berg herüber aus einer andern Flußregion kam ein schlanker, schwarzlockiger Mann hergeschritten und rief schon von Weitem, als Einer, der gute Augen und eine tüchtige Stimme hat: „Grüß' Euch Gott, Herr Gevatter Garnträger!"

Dieser ließ ihn näher herankommen; dann rief auch er mit Verwunderung: „Dank' Euch Gott, Herr Gevatter Geschirrfasser! Woher des Landes? Welche unerwartete Begegnung!"

Jener antwortete herantretend: „Schon zwei Monate schreit' ich im Gebirg herum, allen guten Leuten ihr Geschirr zurecht zu machen und ihre Stühle so einzurichten, daß sie wieder eine Zeit lang ungestört fortarbeiten können."

Hierauf sprach der Garnbote, sich zu mir wendend: „Da Ihr, junger Herr, so viel Lust und Liebe zu dem Geschäft beweist und Euch sorgfältig drum bekummert, so kommt dieser Mann gerade zur rechten Zeit, den ich Euch in diesen Tagen schon still herbeigewünscht hatte; er würde Euch Alles besser erklärt haben als die Mädchen mit allem guten Willen; er ist Meister in seinem Geschäft und versteht, was zur Spinnerei und Weberei und dergleichen gehört, vollkommen anzugeben, auszuführen, zu erhalten, wiederherzustellen, wie es Noth thut und es Jeder nur wünschen mag."

Ich besprach mich mit ihm und fand einen sehr verständigen, in gewissem Sinne gebildeten, seiner Sache völlig gewachsenen Mann, indem ich Einiges, was ich dieser Tage gelernt hatte, mit ihm wiederholte und einige Zweifel zu lösen bat; auch sagt' ich ihm, was ich gestern schon von den Anfängen der Weberei gesehen.

Jener rief dagegen freudig aus: „Das ist recht erwünscht; da komm' ich gerade zur rechten Zeit, um einem so werthen, lieben Herrn über die älteste und herrlichste Kunst, die den Menschen eigentlich erst vom Thiere unterscheidet, die nöthige Auskunft zu geben. Wir gelangen heute gerade zu guten und geschickten Leuten, und ich will nicht Geschirrfasser heißen, wenn Ihr nicht sogleich das Handwerk so gut fassen sollt wie ich selbst."

Ihm wurde freundlicher Dank gezollt, das Gespräch man-

nichfaltig fortgesetzt, und wir gelangten nach einigem Rasten und Frühstück zu einer zwar auch unter und über einander, doch besser gebauten Häusergruppe; er wies uns an das beste. Der Garnbote ging mit mir und St. Christoph nach Abrede zuerst hinein; sodann aber nach den ersten Begrüßungen und einigen Scherzen folgte der Geschirrfasser, und es war auffallend, daß sein Hereintreten eine freudige Ueberraschung in der Familie hervorbrachte. Vater, Mutter, Töchter und Kinder versammelten sich um ihn; einem am Webestuhl sitzenden wohlgebildeten Mädchen stockte das Schiffchen in der Hand, das just durch den Zettel durchfahren sollte; ebenso hielt sie auch den Tritt an, stand auf und kam später, mit langsamer Verlegenheit, ihm die Hand zu reichen.

Beide, der Garnbote sowol als der Geschirrfasser, setzten sich bald durch Scherz und Erzählung wieder in das alte Recht, welches Hausfreunden gebührt, und nachdem man sich eine Zeit lang gelabt, wendete sich der wackere Mann zu mir und sagte: „Sie, mein guter Herr, dürfen wir über diese Freude des Wiedersehens nicht hinausetzen; wir können noch Tage lang mit einander schnaken; Sie müssen morgen fort. Lassen wir den Herrn in das Geheimniß unserer Kunst sehen; Leinen und Zetteln kennt er; zeigen wir ihm das Uebrige vor; die Jungfrauen da sind mir ja wol behülflich. Ich sehe, an diesem Stuhl ist man beim Aufwinden.“

Das Geschäft war [illegible] Jüngern, zu der wir traten. Die Aeltere setzte sich wieder an ihren Webestuhl und verfolgte mit stiller, liebevoller Miene ihre lebhafte Arbeit.

Ich betrachtete nun sorgfältig das **Aufwinden**. Zu diesem Zweck läßt man die Gänge des Zettels nach der Ordnung durch einen großen **Kamm** laufen, der eben die Breite des Webebaums hat, auf welchen aufgewunden werden soll; dieser ist mit einem Einschnitt versehen, worin ein rundes Stäbchen liegt, welches durch das Ende des Zettels durchgesteckt und in dem Einschnitt befestigt wird. Ein kleiner Junge oder Mädchen sitzt unter dem Webestuhle und hält den Strang des Zettels stark an, während die Weberin den Webebaum an einem Hebel gewaltsam herumdreht und zugleich Acht giebt, daß Alles in der Ordnung zu liegen komme. Wenn Alles aufgewunden ist, so werden durch die Rispe ein runder und zwei flache Stäbe, **Schienen**, gestoßen, damit sie sich halte; und nun beginnt das Einschießen.

Vom alten Gewebe iſt noch etwa eine Viertelelle am zweiten Weberbaum übrig geblieben, und von dieſem laufen etwa drei Viertelellen lang die Fäden durch das Blatt in der Lade ſowol als durch die Flügel des Geſchirrs. An dieſe Fäden nun dreht der Weber die Fäden des neuen Zettels, einen um den andern, ſorgfältig an, und wenn er fertig iſt, wird alles Angedrehte auf einmal durchgezogen, ſo daß die neuen Fäden bis an den noch leeren vordern Weberbaum reichen; die abgeriſſenen Fäden werden angeknüpft, der Eintrag auf kleine Spulen gewunden, wie ſie ins Weberſchiffchen paſſen, und die letzte Vorbereitung zum Weben gemacht, nämlich geſchlichtet.

So lang der Weberſtuhl iſt, wird der Zettel mit einem Leimwaſſer, aus Handſchuhleder bereitet, vermittelſt eingetauchter Bürſten durch und durch angefeuchtet; ſodann werden die obengedachten Schienen, die das Geriſſe halten, zurückgezogen, alle Fäden aufs Genaueſte in Ordnung gelegt und Alles ſo lange mit einem an einen Stab gebundenen Gänſeflügel gefächelt, bis es trocken iſt; und nun kann das Weben begonnen und fortgeſetzt werden, bis es wieder nöthig wird, zu ſchlichten.

Das Schlichten und Fächeln iſt gewöhnlich jungen Leuten überlaſſen, welche zu dem Webergeſchäft herangezogen werden; oder in der Muße der Winterabende leiſtet ein Bruder oder ein Liebhaber der hübſchen Weberin dieſen Dienſt, oder dieſe machen wenigſtens die kleinen Spülchen mit dem Eintragsgarn.

Feine Muſſeline werden naß gewebt; nämlich der Strang des Einſchlagegarns wird in Leimwaſſer getaucht, noch naß auf die kleinen Spulen gewunden und ſogleich verarbeitet, wodurch ſich das Gewebe gleicher ſchlagen läßt und klarer erſcheint.

Donnerstag, den 18.

Ich fand überhaupt etwas Geſchäftiges, unbeſchreiblich Belebtes, Häusliches, Friedliches in dem ganzen Zuſtand einer ſolchen Weberſtube; mehrere Stühle waren in Bewegung; da gingen noch Spinn- und Spulräder, und am Ofen die Alten mit den beſuchenden Nachbarn oder Bekannten ſitzend und traulich Geſpräche führend. Zwiſchendurch ließ ſich wol auch Geſang hören, meiſtens Ambroſius Lobwaſſer's vierſtimmige Pſalmen, ſeltener weltliche Lieder; dann bricht auch wol ein fröhlich ſchallendes Gelächter der Mädchen aus, wenn Vetter Jakob einen witzigen Einfall geſagt hat.

Eine recht flinke und zugleich fleißige Weberin kann, wenn sie Hilfe hat, allenfalls in einer Woche ein Stück von 32 Ellen nicht gar zu feine Musseline zu Stande zu bringen; es ist aber sehr selten, und bei einigen Hausgeschäften ist solches gewöhnlich die Arbeit von vierzehn Tagen.

Die Schönheit des Gewebes hängt vom gleichen Auftreten des Webegeschirrs ab, vom gleichen Schlag der Lade, wie auch davon, ob der Eintrag naß oder trocken geschieht. Völlig egale und zugleich kräftige Anspannung trägt ebenfalls bei, zu welchem Ende die Weberin seiner baumwollenen Tücher einen schweren Stein an den Nagel des vordern Weberbaums hängt. Wenn während der Arbeit das Gewebe kräftig angespannt wird (das Kunstwort heißt dämmen), so verlängert es sich merklich, auf 32 Ellen ¾ Elle und auf 64 etwa 1½ Elle; dieser Ueberschuß nun gehört der Weberin, wird ihr extra bezahlt, oder sie hebt sich's zu Halstüchern, Schürzen u. s. w. auf.

In der klarsten, sanftesten Mondnacht, wie sie nur in hohen Gebirgszügen obwaltet, saß die Familie mit ihren Gästen vor der Haustüre im lebhaftesten Gespräch, Lenardo in tiefen Gedanken. Schon unter alle dem Leben und Wirken und so manchen handwerklichen Betrachtungen war ihm jener von Freund Wilhelm zu seiner Beruhigung geschriebene Brief wieder ins Gedächtniß gekommen. Die Worte, die er oft gelesen, die Zeilen, die er mehrmals angeschaut, stellten sich wieder seinem innern Sinne dar. Und wie eine Lieblingsmelodie, ehe wir uns versehen, auf einmal dem tiefsten Gehör leise hervortritt, so wiederholte sich jene zarte Mittheilung in der stillen, sich selbst angehörigen Seele.

„Häuslicher Zustand, auf Frömmigkeit gegründet, durch Fleiß und Ordnung belebt und erhalten, nicht zu eng, nicht zu weit, im glücklichsten Verhältniß zu den Fähigkeiten und Kräften. Um sie her bewegt sich ein Kreislauf von Handarbeitenden im reinsten, anfänglichsten Sinne; hier ist Beschränktheit und Wirkung in die Ferne, Umsicht und Mäßigung, Unschuld und Thätigkeit."

Aber diesmal mehr aufregend als beschwichtigend war die Erinnerung. „Paßt doch," sprach er zu sich selbst, „diese allgemein

lakoniſche Beſchreibung ganz und gar auf den Zuſtand, der mich hier umgiebt. Iſt nicht auch hier Friede, Frömmigkeit, ununterbrochene Thätigkeit? Nur eine Wirkung in die Ferne will mir nicht gleichermaßen deutlich ſcheinen. Mag doch die Gute einen ähnlichen Kreis beleben, aber einen weitern, einen beſſern; ſie mag ſich behaglich wie Dieſe hier, vielleicht noch behaglicher, finden, mit mehr Heiterkeit und Freiheit umberſchauen."

Nun aber durch ein lebhaftes, ſich ſteigerndes Geſpräch der Uebrigen aufgeregt, mehr Acht habend auf das, was verhandelt wurde, ward ihm ein Gedanke, den er dieſe Stunden her gehegt, vollkommen lebendig. „Sollte nicht eben dieſer Mann, dieſer mit Werkzeug und Geſchirr ſo meiſterhaft umgebende, für unſere Geſellſchaft das nützlichſte Mitglied werden können?" Er überlegte das und Alles, wie ihm die Vorzüge dieſes gewandten Arbeiters ſchon ſtark in die Augen geleuchtet. Er lenkte daher das Geſpräch dahin und machte, zwar wie im Scherze, aber deſto unbewundener, Jenem den Antrag, ob er ſich nicht mit einer bedeutenden Geſellſchaft verbinden und den Verſuch machen wolle, übers Meer auszuwandern.

Jener entſchuldigte ſich, gleichfalls heiter bedauernd, daß es ihm hier wohl gehe, daß er auch Beſſeres erwarte; in dieſer Landesart ſei er geboren, darin gewöhnt, weit und breit bekannt und überall vertraulich aufgenommen. Ueberhaupt werde man in dieſen Thälern keine Neigung zur Auswanderung finden; keine Noth ängſtige ſie, und ein Gebirg halte ſeine Leute feſt.

„Deswegen wundert's mich," ſagte der Garnbote, „daß es heißen will, Frau Suſanne werde den Faktor heirathen, ihr Beſitzthum verkaufen und mit ſchönem Geld übers Meer ziehen."

Auf Befragen erfuhr unſer Freund, es ſei eine junge Wittwe, die in guten Umſtänden ein reichliches Gewerbe mit den Erzeugniſſen des Gebirges betreibe, wovon ſich der wandernde Reiſende morgen gleich ſelbſt überzeugen könne, indem man auf dem eingeſchlagenen Wege zeitig bei ihr eintreffen werde.

„Ich habe ſie ſchon verſchiedentlich nennen hören," verſetzte Lenardo, „als belebend und wohlthätig in dieſem Thale, und verſäumte, nach ihr zu fragen."

„Gehen wir aber zur Ruh," ſagte der Garnbote, „um den morgenden Tag, der heiter zu werden verſpricht, von früh auf zu nutzen!"

Hier endigte das Manuſkript, und als Wilhelm nach der Fortſetzung verlangte, hatte er zu erfahren, daß ſie gegenwärtig nicht in den Händen der Freunde ſei. Sie war, ſagte man, an Makarien geſendet, welche gewiſſe Verwicklungen, deren darin gedacht worden, durch Geiſt und Liebe ſchlichten und bedenkliche Verknüpfungen auflöſen ſolle. Der Freund mußte ſich dieſe Unterbrechung gefallen laſſen und ſich bereiten, an einem geſelligen Abend in heiterer Unterhaltung Vergnügen zu finden.

Sechſtes Kapitel.

Als der Abend herbeikam und die Freunde in einer weitumherſchauenden Laube ſaßen, trat eine anſehnliche Figur auf die Schwelle, welche unſer Freund ſogleich für den Barbier von heute früh erkannte.

Auf einen tiefen ſtummen Bückling des Mannes erwiderte Lenardo: „Ihr kommt, wie immer, ſehr gelegen und werdet nicht ſäumen, uns mit Eurem Talent zu erfreuen.“

„Ich kann Ihnen wol,“ fuhr er, zu Wilhelmen gewendet, fort, „Einiges von der Geſellſchaft erzählen, deren Band zu ſein ich mich rühmen darf. Niemand kann in unſern Kreis, als wer gewiſſe Talente aufzuweiſen hat, die zum Nutzen oder Vergnügen einer jeden Geſellſchaft dienen würden. Dieſer Mann iſt ein derber Wundarzt, der in bedenklichen Fällen, wo Entſchluß und körperliche Kraft gefordert wird, ſeinem Meiſter trefflich an der Seite zu ſtehen bereit iſt. Was er als Bartkünſtler leiſtet, davon können Sie ihm ſelbſt ein Zeugniß geben. Hiedurch iſt er uns ebenſo nöthig als willkommen. Da nun aber dieſe Beſchäftigung gewöhnlich eine große und oft läſtige Geſchwätzigkeit mit ſich führt, ſo hat er ſich zu eigener Bildung eine Bedingung gefallen laſſen; wie denn Jeder, der unter uns leben will, ſich von einer gewiſſen Seite bedingen muß, wenn ihm nach andern Seiten hin die größere Freiheit gewährt iſt. Dieſer alſo hat nun auf die Sprache Verzicht gethan, inſofern etwas Gewöhnliches oder Zufälliges durch ſie ausgedrückt wird; daraus aber hat ſich ihm ein anderes Redetalent entwickelt, welches abſichtlich, klug und erfreulich wirkt, die Gabe des Erzählens nämlich.

„Sein Leben iſt reich an wunderlichen Erfahrungen, die er

sonst zu ungelegener Zeit schwatzend zersplitterte, nun aber, durch Schweigen genöthigt, im stillen Sinne wiederholt und ordnet. Hiemit verbindet sich denn die Einbildungskraft und verleiht dem Geschehenen Leben und Bewegung. Mit besonderer Kunst und Geschicklichkeit weiß er wahrhafte Märchen und märchenhafte Geschichten zu erzählen, wodurch er oft zur schicklichen Stunde uns gar sehr ergetzt, wenn ihm die Zunge durch mich gelöst wird; wie ich denn gegenwärtig thue und ihm zugleich das Lob ertheile, daß er sich in geraumer Zeit, seitdem ich ihn kenne, noch niemals wiederholt hat. Nun hoff' ich, daß er auch diesmal, unserm theuren Gast zu Lieb' und Ehren, sich besonders hervorthun werde."

Ueber das Gesicht des Rothmantels verbreitete sich eine geistreiche Heiterkeit, und er fing ungesäumt folgendermaßen zu sprechen an.

Die neue Melusine.

Hochverehrte Herren! Da mir bekannt ist, daß Sie vorläufige Reden und Einleitungen nicht besonders lieben, so will ich ohne Weiteres versichern, daß ich diesmal vorzüglich gut zu bestehen hoffe. Von mir sind zwar schon gar manche wahrhafte Geschichten zu hoher und allseitiger Zufriedenheit ausgegangen; heute aber darf ich sagen, daß ich eine zu erzählen habe, welche die bisherigen weit übertrifft, und die, wiewol sie mir schon vor einigen Jahren begegnet ist, mich noch immer in der Erinnerung unruhig macht, ja sogar eine endliche Entwicklung hoffen läßt. Sie möchte schwerlich Ihresgleichen finden.

Vorerst sei gestanden, daß ich meinen Lebenswandel nicht immer so eingerichtet, um der nächsten Zeit, ja des nächsten Tages ganz sicher zu sein. Ich war in meiner Jugend kein guter Wirth und fand mich oft in mancherlei Verlegenheit. Einst nahm ich mir eine Reise vor, die mir guten Gewinn verschaffen sollte; aber ich machte meinen Zuschnitt ein Wenig zu groß, und nachdem ich sie mit Extrapost angefangen und sodann auf der ordinären eine Zeit lang fortgesetzt hatte, fand ich mich zuletzt genöthigt, dem Ende derselben zu Fuße entgegenzugehen.

Als ein lebhafter Bursche hatte ich von je her die Gewohnheit, sobald ich in ein Wirthshaus kam, mich nach der Wirthin oder auch nach der Köchin umzusehen und mich schmeichlerisch

gegen sie zu bezeigen, wodurch denn meine Zeche meistens vermindert wurde.

Eines Abends, als ich in das Posthaus eines kleinen Städtchens trat und eben nach meiner hergebrachten Weise verfahren wollte, rasselte gleich hinter mir ein schöner zweisitziger Wagen, mit vier Pferden bespannt, an der Thüre vor. Ich wendete mich um und sah ein Frauenzimmer allein, ohne Kammerfrau, ohne Bedienten. Ich eilte sogleich, ihr den Schlag zu eröffnen und zu fragen, ob sie etwas zu befehlen habe. Beim Aussteigen zeigte sich eine schöne Gestalt, und ihr liebenswürdiges Gesicht war, wenn man es näher betrachtete, mit einem kleinen Zug von Traurigkeit geschmückt. Ich fragte nochmals, ob ich ihr in etwas dienen könne.

„O ja!" sagte sie: „wenn Sie mir mit Sorgfalt das Kästchen, das auf dem Sitze steht, herausheben und hinauftragen wollen; aber ich bitte gar sehr, es recht stät zu tragen und im Mindesten nicht zu bewegen oder zu rütteln."

Ich nahm das Kästchen mit Sorgfalt, sie verschloß den Kutschenschlag; wir stiegen zusammen die Treppe hinauf, und sie sagte dem Gesinde, daß sie diese Nacht hier bleiben würde.

Nun waren wir allein in dem Zimmer; sie hieß mich das Kästchen auf den Tisch setzen, der an der Wand stand, und als ich an einigen ihrer Bewegungen merkte, daß sie allein zu sein wünschte, empfahl ich mich, indem ich ihr ehrerbietig, aber feurig die Hand küßte.

„Bestellen Sie das Abendessen für uns Beide!" sagte sie darauf; und es läßt sich denken, mit welchem Vergnügen ich diesen Auftrag ausrichtete, wobei ich denn zugleich in meinem Uebermuth Wirthin und Gesinde kaum über die Achsel ansah. Mit Ungeduld erwartete ich den Augenblick, der mich endlich wieder zu ihr führen sollte. Es war aufgetragen, wir setzten uns gegen einander über; ich labte mich zum ersten Mal seit geraumer Zeit an einem guten Essen und zugleich an einem so erwünschten Anblick; ja, mir kam es vor, als wenn sie mit jeder Minute schöner würde.

Ihre Unterhaltung war angenehm; doch suchte sie Alles abzulehnen, was sich auf Neigung und Liebe bezog. Es ward abgeräumt; ich zauderte, ich suchte allerlei Kunstgriffe, mich ihr zu nähern, aber vergebens; sie hielt mich durch eine gewisse Würde zurück, der ich nicht widerstehen konnte; ja, ich mußte wider meinen Willen zeitig genug von ihr scheiden.

Nach einer meist durchwachten und unruhig durchträumten Nacht war ich früh auf, erkundigte mich, ob sie Pferde bestellt habe; ich hörte Nein und ging in den Garten, sah sie angekleidet am Fenster stehen und eilte zu ihr hinauf. Als sie mir so schön und schöner als gestern entgegenkam, regte sich auf einmal in mir Neigung, Schalkheit und Verwegenheit; ich stürzte auf sie zu und faßte sie in meine Arme. „Englisches, unwiderstehliches Wesen!" rief ich aus: „verzeih, aber es ist unmöglich!"

Mit unglaublicher Gewandtheit entzog sie sich meinen Armen, und ich hatte ihr nicht einmal einen Kuß auf die Wange drücken können.

„Halten Sie solche Ausbrüche einer plötzlichen leidenschaftlichen Neigung zurück, wenn Sie ein Glück nicht verscherzen wollen, das Ihnen sehr nahe liegt, das aber erst nach einigen Prüfungen ergriffen werden kann!"

„Fordere, was Du willst, englischer Geist!" rief ich aus: „aber bringe mich nicht zur Verzweiflung!"

Sie versetzte lächelnd: „Wollen Sie Sich meinem Dienste widmen, so hören Sie die Bedingungen! Ich komme hierher, eine Freundin zu besuchen, bei der ich einige Tage zu verweilen gedenke; indessen wünsche ich, daß mein Wagen und dies Kästchen weiter gebracht werden. Wollen Sie es übernehmen? Sie haben dabei nichts zu thun, als das Kästchen mit Behutsamkeit in und aus dem Wagen zu heben, sich daneben zu setzen und jede Sorge dafür zu tragen. Kommen Sie in ein Wirthshaus, so wird es auf einen Tisch gestellt, in eine besondere Stube, in der Sie weder wohnen noch schlafen dürfen. Sie verschließen die Zimmer jedesmal mit diesem Schlüssel, der alle Schlösser auf- und zuschließt und dem Schlosse die besondere Eigenschaft giebt, daß es Niemand in der Zwischenzeit zu eröffnen im Stande ist."

Ich sah sie an, mir ward sonderbar zu Muthe; ich versprach Alles zu thun, wenn ich hoffen könnte, sie bald wiederzusehen, und wenn sie mir diese Hoffnung mit einem Kuß besiegelte. Sie that es, und von dem Augenblicke an war ich ihr ganz leibeigen geworden. Ich sollte nun die Pferde bestellen, sagte sie. Wir besprachen den Weg, den ich nehmen, die Orte, wo ich mich aufhalten und sie erwarten sollte. Sie drückte mir zuletzt einen Beutel mit Gold in die Hand und ich meine Lippen auf ihre Hände. Sie schien gerührt beim Abschied, und ich wußte schon nicht mehr, was ich that oder thun sollte.

Als ich von meiner Bestellung zurückkam, fand ich die Studentbüre verschlossen. Ich versuchte gleich meinen Hauptschlüssel, und er machte sein Probestück vollkommen. Die Thüre sprang auf, ich fand das Zimmer leer; nur das Kästchen stand auf dem Tische, wo ich es hingestellt hatte.

Der Wagen war vorgefahren; ich trug das Kästchen sorgfältig hinunter und setzte es neben mich.

Die Wirthin fragte: „Wo ist denn die Dame?"

Ein Kind antwortete: „Sie ist in die Stadt gegangen."

Ich begrüßte die Leute und fuhr wie im Triumph von hinnen, der ich gestern Abend mit bestaubten Gamaschen hier angekommen war. Daß ich nun bei guter Muße diese Geschichte hin und her überlegte, das Geld zählte, mancherlei Entwürfe machte und immer gelegentlich nach dem Kästchen schielte, können Sie leicht denken. Ich fuhr nun stracks vor mich hin, stieg mehrere Stationen nicht aus und rastete nicht, bis ich zu einer ansehnlichen Stadt gelangt war, wohin sie mich beschieden hatte. Ihre Befehle wurden sorgfältig beobachtet, das Kästchen in ein besonderes Zimmer gestellt und ein paar Wachslichter daneben angezündet, wie sie auch verordnet hatte. Ich verschloß das Zimmer, richtete mich in dem meinigen ein und that mir etwas zu Gute.

Eine Weile konnte ich mich mit dem Andenken an sie beschäftigen; aber gar bald wurde mir die Zeit lang. Ich war nicht gewohnt, ohne Gesellschaft zu leben; diese fand ich bald an Wirthstafeln und an öffentlichen Orten nach meinem Sinne. Mein Geld fing bei dieser Gelegenheit an zu schmelzen und verlor sich eines Abends völlig aus meinem Beutel, als ich mich unvorsichtig einem leidenschaftlichen Spiel überlassen hatte. Auf meinem Zimmer angekommen, war ich außer mir. Von Gelde entblößt, mit dem Ansehen eines reichen Mannes eine tüchtige Zeche erwartend, ungewiß, ob und wann meine Schöne sich wieder zeigen würde, war ich in der größten Verlegenheit. Doppelt sehnte ich mich nach ihr und glaubte, nun gar nicht mehr ohne sie und ohne ihr Geld leben zu können.

Nach dem Abendessen, das mir gar nicht geschmeckt hatte, weil ich es diesmal einsam zu genießen genöthigt werden, ging ich in dem Zimmer lebhaft auf und ab, sprach mit mir selbst, verwünschte mich, warf mich auf den Boden, zerraufte mir die Haare und erzeigte mich ganz ungeberdig. Auf einmal höre ich in dem verschlossenen Zimmer nebenan eine leise Bewegung

und kurz nachher an der wohlverwahrten Thüre pochen. Ich raffe mich zusammen, greife nach dem Hauptschlüssel; aber die Flügelthüren springen von selbst auf, und im Schein jener brennenden Wachslichter kommt mir meine Schöne entgegen. Ich werfe mich ihr zu Füßen, küsse ihr Kleid, ihre Hände; sie hebt mich auf, ich wage nicht sie zu umarmen, kaum sie anzusehen; doch gestehe ich ihr aufrichtig und reuig meinen Fehler.

„Er ist zu verzeihen," sagte sie; „nur verspätet Ihr leider Euer Glück und meines. Ihr müßt nun abermals eine Strecke in die Welt hineinfahren, ehe wir uns wiedersehen." „Hier ist noch mehr Geld," sagte sie, „und hinreichend, wenn Ihr einigermaßen haushalten wollt. Hat Euch aber diesmal Wein und Spiel in Verlegenheit gesetzt, so hütet Euch nun vor Wein und Weibern, und laßt mich auf ein fröhlicheres Wiedersehen hoffen!"

Sie trat über ihre Schwelle zurück, die Flügel schlugen zusammen; ich pochte, ich bat; aber nichts ließ sich weiter hören.

Als ich den andern Morgen die Zeche verlangte, lächelte der Kellner und sagte: „So wissen wir doch, warum Ihr Eure Thüren auf eine so künstliche und unbegreifliche Weise verschließt, daß kein Hauptschlüssel sie öffnen kann. Wir vermutheten bei Euch viel Geld und Kostbarkeiten; nun aber haben wir den Schatz die Treppe hinuntergehen sehen, und auf alle Weise schien er würdig, wohl verwahrt zu werden."

Ich erwiderte nichts dagegen, zahlte meine Rechnung und stieg mit meinem Kästchen in den Wagen. Ich fuhr nun wieder in die Welt hinein, mit dem festesten Vorsatz, auf die Warnung meiner geheimnißvollen Freundin künftig zu achten. Doch war ich kaum abermals in einer großen Stadt angelangt, so ward ich bald mit liebenswürdigen Frauenzimmern bekannt, von denen ich mich durchaus nicht losreißen konnte. Sie schienen mir ihre Gunst theuer anrechnen zu wollen; denn indem sie mich immer in einiger Entfernung hielten, verlockten sie mich zu einer Ausgabe nach der andern, und da ich nur suchte, ihr Vergnügen zu befördern, dachte ich abermals nicht an meinen Beutel, sondern zahlte und spendete immerfort, so wie es eben vorkam. Wie groß war daher meine Verwunderung und mein Vergnügen, als ich nach einigen Wochen bemerkte, daß die Fülle des Beutels noch nicht abgenommen hatte, sondern daß er noch so rund und strotzend war wie anfangs. Ich wollte mich dieser schönen Eigenschaft näher versichern, setzte mich hin zu zählen, merkte mir die Summe genau und fing nun an, mit meiner Gesellschaft

lustig zu leben, wie vorher. Da fehlte es nicht an Land- und Wasserfahrten, an Tanz, Gesang und andern Vergnügungen. Nun bedurfte es aber keiner großen Aufmerksamkeit, um gewahr zu werden, daß der Beutel wirklich abnahm, eben als wenn ich ihm durch mein verwünschtes Zählen die Tugend, unzählbar zu sein, entwendet hätte. Indessen war das Freudenleben einmal im Gange; ich konnte nicht zurück, und doch war ich mit meiner Baarschaft bald am Ende. Ich verwünschte meine Lage, schalt auf meine Freundin, die mich so in Versuchung geführt hatte, nahm es ihr übel auf, daß sie sich nicht wieder sehen lassen, sagte mich im Aerger von allen Pflichten gegen sie los und nahm mir vor, das Kätzchen zu öffnen, ob vielleicht in demselben einige Hilfe zu finden sei. Denn war es gleich nicht schwer genug, um Geld zu enthalten, so konnten doch Juwelen darin sein, und auch diese wären mir sehr willkommen gewesen. Ich war im Begriff, den Versatz auszuführen; doch verschob ich ihn auf die Nacht, um die Operation recht ruhig vorzunehmen, und eilte zu einem Bankett, das eben angesagt war. Da ging es denn wieder hoch her, und wir waren durch Wein und Trompetenschall mächtig aufgeregt, als mir der unangenehme Streich passirte, daß beim Nachtische ein älterer Freund meiner letzten Schönheit, von Reisen kommend, unvermuthet hereintrat, sich zu ihr setzte und ohne große Umstände seine alten Rechte geltend zu machen suchte. Daraus entstand nun bald Unwille, Hader und Streit; wir zogen vom Leder, und ich ward mit mehreren Wunden halbtodt nach Hause getragen.

Der Chirurg hatte mich verbunden und verlassen; es war schon tief in der Nacht, mein Wärter eingeschlafen; die Thüre des Seitenzimmers ging auf, meine geheimnißvolle Freundin trat herein und setzte sich zu mir ans Bette. Sie fragte nach meinem Befinden; ich antwortete nicht; denn ich war matt und verdrießlich. Sie fuhr fort, mit vielem Antheil zu sprechen, rieb mir die Schläfe mit einem gewissen Balsam, so daß ich mich geschwind und entschieden gestärkt fühlte, so gestärkt, daß ich mich erzürnen und sie ausschelten konnte. In einer heftigen Rede warf ich alle Schuld meines Unglücks auf sie, auf die Leidenschaft, die sie mir eingeflößt, auf ihr Erscheinen, ihr Verschwinden, auf die Langeweile, auf die Sehnsucht, die ich empfinden mußte. Ich ward immer heftiger und heftiger, als wenn mich ein Fieber anfiele, und ich schwur ihr zuletzt, daß, wenn sie nicht die Meinige sein, mir diesmal nicht angehören und

sich mit mir verbinden wolle, so verlange ich nicht länger zu leben; worauf ich entschiedene Antwort forderte. Als sie zaudernd mit einer Erklärung zurückhielt, gerieth ich ganz außer mir, riß den doppelten und dreifachen Verband von den Wunden, mit der entschiedenen Absicht, mich zu verbluten. Aber wie erstaunte ich, als ich meine Wunden alle geheilt, meinen Körper schmuck und glänzend und sie in meinen Armen fand!

Nun waren wir das glücklichste Paar von der Welt. Wir baten einander wechselseitig um Verzeihung und wußten selbst nicht recht, warum. Sie versprach nun, mit mir weiter zu reisen, und bald saßen wir neben einander im Wagen, das Kästchen gegen uns über, am Platze der dritten Person. Ich hatte desselben niemals gegen sie erwähnt; auch jetzt fiel mir's nicht ein, davon zu reden, ob es uns gleich vor den Augen stand und wir durch eine stillschweigende Uebereinkunft Beide dafür sorgten, wie es etwa die Gelegenheit geben mochte; nur daß ich es immer in und aus dem Wagen bob und mich wie vormals mit dem Verschluß der Thüren beschäftigte.

So lange noch etwas im Beutel war, hatte ich immerfort bezahlt; als es mit meiner Baarschaft zu Ende ging, ließ ich sie es merken. „Dafür ist leicht Rath geschafft," sagte sie und deutete auf ein Paar kleine Taschen, oben an der Seite des Wagens angebracht, die ich früher wol bemerkt, aber nicht gebraucht hatte. Sie griff in die eine und zog einige Goldstücke heraus, so wie aus der andern einige Silbermünzen, und zeigte mir dadurch die Möglichkeit, jeden Aufwand, wie es uns beliebte, fortzusetzen.

So reisten wir von Stadt zu Stadt, von Land zu Land, waren unter uns und mit Andern froh, und ich dachte nicht daran, daß sie mich wieder verlassen könnte, um so weniger, als sie sich seit einiger Zeit entschieden guter Hoffnung befand, wodurch unsere Heiterkeit und unsere Liebe nur noch vermehrt wurde. Aber eines Morgens fand ich sie leider nicht mehr, und weil mir der Aufenthalt ohne sie verdrießlich war, machte ich mich mit meinem Kästchen wieder auf den Weg, versuchte die Kraft der beiden Taschen und fand sie noch immer bewährt.

Die Reise ging glücklich von Statten; und wenn ich bisher über mein Abenteuer weiter nicht nachdenken mögen, weil ich eine ganz natürliche Entwicklung der wundersamen Begebenheiten erwartete, so ereignete sich doch gegenwärtig etwas, wodurch ich in Erstaunen, in Sorgen, ja in Furcht gesetzt wurde.

Abend in weißem Kleide herein, und da es eben im Zimmer dämmerte, so kam sie mir länger vor, als ich sie sonst zu sehen gewohnt war, und ich erinnerte mich, gehört zu haben, daß alle vom Geschlecht der Nixen und Gnomen bei einbrechender Nacht an Länge gar merklich zunähmen. Sie flog wie gewöhnlich in meine Arme; aber ich konnte sie nicht recht frohmütig an meine beklemmte Brust drücken.

„Mein Liebster," sagte sie, „ich fühle nun wohl an Deinem Empfang, was ich leider schon weiß. Du hast mich in der Zwischenzeit gesehen; Du bist von dem Zustand unterrichtet, in dem ich mich zu gewissen Zeiten befinde; Dein Glück und das meinige ist hiedurch unterbrochen, ja, es steht auf dem Punkte, ganz vernichtet zu werden. Ich muß Dich verlassen und weiß nicht, ob ich Dich jemals wiedersehen werde."

Ihre Gegenwart, die Anmuth, mit der sie sprach, entfernte sogleich fast jede Erinnerung jenes Gesichtes, das mir schon bisher nur als ein Traum vorgeschwebt hatte. Ich umfing sie mit Lebhaftigkeit, überzeugte sie von meiner Leidenschaft, versicherte ihr meine Unschuld, erzählte ihr das Zufällige der Entdeckung; genug, ich that so viel, daß sie selbst beruhigt schien und mich zu beruhigen suchte.

„Prüfe Dich genau," sagte sie, „ob diese Entdeckung Deiner Liebe nicht geschadet habe, ob Du vergessen kannst, daß ich in zweierlei Gestalten mich neben Dir befinde, ob die Verringerung meines Wesens nicht auch Deine Neigung vermindern werde."

Ich sah sie an; schöner war sie als jemals, und ich dachte bei mir selbst: „Ist es denn ein so großes Unglück, eine Frau zu besitzen, die von Zeit zu Zeit eine Zwergin wird, so daß man sie im Kästchen herumtragen kann? Wäre es nicht viel schlimmer, wenn sie zur Riesin würde und ihren Mann in den Kasten stecke?" Meine Heiterkeit war zurückgekehrt. Ich hätte sie um Alles in der Welt nicht fahren lassen.

„Bestes Herz!" versetzte ich; „laß uns bleiben und sein, wie wir gewesen sind! Konnten wir's beide denn herrlicher finden? Bediene Dich Deiner Bequemlichkeit, und ich verspreche Dir, das Kästchen nur desto sorgfältiger zu tragen. Wie sollte das Niedlichste, was ich in meinem Leben gesehen, einen schlimmen Eindruck auf mich machen? Wie glücklich würden die Liebhaber sein, wenn sie solche Miniaturbilder besitzen könnten! Und am Ende war es auch nur ein solches Bild, eine kleine Taschen-

spielerei. Du prüfst und neckst mich; Du sollst aber sehen, wie ich mich halten werde."

„Die Sache ist ernsthafter, als Du denkst," sagte die Schöne; „indessen bin ich recht wohl zufrieden, daß Du sie leicht nimmst; denn für uns Beide kann noch immer die heiterste Folge werden. Ich will Dir vertrauen und von meiner Seite das Mögliche thun; nur versprich mir, dieser Entdeckung niemals vorwurfsweise zu gedenken. Dazu füg' ich noch eine Bitte recht inständig: nimm Dich vor Wein und Zorn mehr als jemals in Acht!"

Ich versprach, was sie begehrte; ich hätte zu und immer zu versprochen; doch sie wendete selbst das Gespräch, und Alles war im vorigen Gleise. Wir hatten nicht Ursache, den Ort unseres Aufenthalts zu verändern; die Stadt war groß, die Gesellschaft vielfach; die Jahrszeit veranlaßte manches Land- und Gartenfest.

Bei allen solchen Freuden war meine Frau sehr gern gesehen, ja, von Männern und Frauen lebhaft verlangt. Ein gutes, einschmeichelndes Betragen, mit einer gewissen Hoheit verknüpft, machte sie Jedermann lieb- und ehrenwerth. Ueberdies spielte sie herrlich die Laute und sang dazu, und alle geselligen Nächte mußten durch ihr Talent gekrönt werden.

Ich will nur gestehen, daß ich mir aus der Musik niemals viel habe machen können, ja, sie hatte vielmehr auf mich eine unangenehme Wirkung. Meine Schöne, die mir das bald abgemerkt hatte, suchte mich daher niemals, wenn wir allein waren, auf diese Weise zu unterhalten; dagegen schien sie sich in Gesellschaft zu entschädigen, wo sie denn gewöhnlich eine Menge Bewunderer fand.

Und nun, warum sollte ich es leugnen? unsere letzte Unterredung, ungeachtet meines besten Willens, war doch nicht vermögend gewesen, die Sache ganz bei mir abzuthun; vielmehr hatte sie meine Empfindungsweise gar seltsam gestimmt, ohne daß ich es mir vollkommen bewußt gewesen wäre. Da brach eines Abends in großer Gesellschaft der verhaltene Unmuth los, und mir entsprang daraus der allergrößte Nachtheil.

Wenn ich es jetzt recht bedenke, so liebte ich nach jener unglücklichen Entdeckung meine Schöne viel weniger, und nun ward ich eifersüchtig auf sie, was mir vorher gar nicht eingefallen war. Abends bei Tafel, wo wir schräg gegen einander über in ziemlicher Entfernung saßen, befand ich mich sehr wohl mit meinen beiden Nachbarinnen, ein paar Frauenzimmern, die mir

seit einiger Zeit reizend geschienen hatten. Unter Scherz und Liebesreden sparte man des Weines nicht, indessen von der andern Seite ein paar Musikfreunde sich meiner Frau bemächtigt hatten und die Gesellschaft zu Gesängen, einzelnen und chormäßigen, aufzumuntern und anzuführen wußten. Darüber fiel ich in böse Laune. Die beiden Kunstliebhaber schienen zudringlich; der Gesang machte mich ärgerlich, und als man gar von mir auch eine Solostrophe begehrte, so wurde ich wirklich aufgebracht, leerte den Becher und setzte ihn sehr unsanft nieder.

Durch die Anmuth meiner Nachbarinnen fühlte ich mich sogleich zwar wieder gemildert; aber es ist eine böse Sache um den Aerger, wenn er einmal auf dem Wege ist; er kochte heimlich fort, obgleich Alles mich hätte sollen zur Freude, zur Nachgiebigkeit stimmen. Im Gegentheil wurde ich nur noch tückischer, als man eine Laute brachte und meine Schöne ihren Gesang zur Bewunderung aller Uebrigen begleitete. Unglücklicherweise erbat man sich eine allgemeine Stille. Also auch schweigen sollte ich nicht mehr, und die Töne thaten mir in den Zähnen weh. War es nun ein Wunder, daß endlich der kleinste Funke die Mine zündete?

Eben hatte die Sängerin ein Lied unter dem größten Beifall geendigt, als sie nach mir und wahrlich recht liebevoll herüberlangte. Leider drangen die Blicke nicht bei mir ein. Sie bemerkte, daß ich einen Becher Wein hinunterschlang und einen neu anfüllte. Mit dem rechten Zeigefinger winkte sie mir, lieblich drohend.

„Bedenken Sie, daß es Wein ist!“ sagte sie, nicht lauter, als daß ich es hören konnte.

„Wasser ist für die Nixen!“ rief ich aus.

„Meine Damen,“ sagte sie zu meinen Nachbarinnen, „kränzen Sie den Becher mit aller Anmuth, daß er nicht zu oft leer werde!“

„Sie werden Sich doch nicht meistern lassen!“ zischelte mir die Eine ins Ohr.

„Was will der Zwerg?“ rief ich aus, mich heftiger geberdend, wodurch ich den Becher umstieß.

„Hier ist Viel verschüttet!“ rief die Wunderschöne, that einen Griff in die Saiten, als wolle sie die Aufmerksamkeit der Gesellschaft aus dieser Störung wieder auf sich heranziehen. Es gelang ihr wirklich, um so mehr, als sie aufstand, aber nur als

wenn sie sich das Spiel bequemer machen wollte, und zu präludiren fortfuhr.

Als ich den rothen Wein über das Tischtuch fließen sah, kam ich wieder zu mir selbst. Ich erkannte den großen Fehler, den ich begangen hatte, und war recht innerlich zerknirscht. Zum ersten Mal sprach die Musik mich an. Die erste Strophe, die sie sang, war ein freundlicher Abschied an die Gesellschaft, wie sie sich noch zusammen fühlen konnte. Bei der folgenden Strophe floß die Sozietät gleichsam aus einander; Jeder fühlte sich einzeln, abgesondert, Niemand glaubte sich mehr gegenwärtig. Aber was soll ich denn von der letzten Strophe sagen? Sie war allein an mich gerichtet, die Stimme der gekränkten Liebe, die von Unmuth und Uebermuth Abschied nimmt.

Stumm führte ich sie nach Hause und erwartete mir nichts Gutes. Doch kaum waren wir in unser Zimmer gelangt, als sie sich höchst freundlich und anmuthig, ja sogar schalkhaft erwies und mich zum glücklichsten aller Menschen machte.

Des andern Morgens sagte ich ganz getrost und liebevoll: „Du hast so manchmal, durch gute Gesellschaft aufgefordert, gesungen, so zum Beispiel gestern Abend das rührende Abschiedslied; singe nun auch einmal mir zu Liebe ein hübsches, fröhliches Willkommen in dieser Morgenstunde, damit es uns werde, als wenn wir uns zum ersten Mal kennen lernten."

„Das vermag ich nicht, mein Freund," versetzte sie mit Ernst. „Das Lied von gestern Abend bezog sich auf unsere Scheidung, die nun sogleich vor sich gehen muß; denn ich kann Dir nur sagen, die Beleidigung gegen Versprechen und Schwur hat für uns Beide die schlimmsten Folgen: Du verscherzest ein großes Glück, und auch ich muß meinen liebsten Wünschen entsagen."

Als ich nun hierauf in sie drang und bat, sie möchte sich näher erklären, versetzte sie: „Das kann ich leider wol; denn es ist doch um mein Bleiben bei Dir gethan. Vernimm also, was ich Dir lieber bis in die spätesten Zeiten verborgen hätte! Die Gestalt, in der Du mich im Märchen erblicktest, ist mir wirklich angeboren und natürlich; denn ich bin aus dem Stamm des Königs Eckwald, des mächtigen Fürsten der Zwerge, von dem die wahrhafte Geschichte so Vieles meldet. Unser Volk ist noch immer wie vor Alters thätig und geschäftig, und auch daher leicht zu regieren. Du mußt Dir aber nicht vorstellen, daß die Zwerge in ihren Arbeiten zurückgeblieben sind. Sonst waren

Schwerter, die den Feind verfolgten, wenn man sie ihm nachwarf, unsichtbar und geheimnisvoll bindende Ketten, undurchdringliche Schilder und dergleichen ihre berühmtesten Arbeiten; jetzt aber beschäftigen sie sich hauptsächlich mit Sachen der Bequemlichkeit und des Putzes und übertreffen darin alle andern Völker der Erde. Du würdest erstaunen, wenn Du unsere Werkstätten und Waarenlager hindurchgehen solltest. Dies wäre nun Alles gut, wenn nicht bei der ganzen Nation überhaupt, vorzüglich aber bei der königlichen Familie, ein besonderer Umstand einträte."

Da sie einen Augenblick inne hielt, ersuchte ich sie um fernere Eröffnung dieser wundersamen Geheimnisse, worin sie mir denn auch sogleich willfahrte.

„Es ist bekannt," sagte sie, „daß Gott, sobald er die Welt erschaffen hatte, so daß alles Erdreich trocken war und das Gebirg mächtig und herrlich dastand, daß Gott, sage ich, sogleich vor allen Dingen die Zwerglein erschuf, damit auch vernünftige Wesen wären, welche seine Wunder im Innern der Erde auf Gängen und Klüften anstaunen und verehren konnten. Ferner ist bekannt, daß dieses kleine Geschlecht sich nachmals erhoben und sich die Herrschaft der Erde anzumaßen gedacht, weshalb denn Gott die Drachen erschaffen, um das Gezwerge ins Gebirg zurückzudrängen. Weil aber die Drachen sich in den großen Höhlen und Spalten selbst einzunisten und dort zu wohnen pflegten, auch viele derselben Feuer spieen und manch anderes Wüste begingen, so wurde dadurch den Zwerglein gar große Noth und Kummer bereitet, dergestalt daß sie nicht mehr wußten, wo aus noch ein, und sich daher zu Gott dem Herrn gar demüthiglich und flehentlich wendeten, auch ihn im Gebet anriefen, er möchte doch dieses unsaubere Drachenvolk wieder vertilgen. Ob er nun aber gleich nach seiner Weisheit sein Geschöpf zu zerstören nicht beschließen mochte, so ging ihm doch der armen Zwerglein große Noth dermaßen zu Herzen, daß er alsobald die Riesen erschuf, welche die Drachen bekämpfen und wo nicht ausrotten, doch wenigstens vermindern sollten.

„Als nun aber die Riesen so ziemlich mit den Drachen fertig geworden, stieg ihnen gleichfalls der Muth und Dünkel, weswegen sie gar manches Frevele, besonders auch gegen die guten Zwerglein, verübten, welche denn abermals in ihrer Noth sich zu dem Herrn wendeten, der sodann aus seiner Machtvollkommenheit die Ritter schuf, welche die Riesen und Drachen bekämpfen und mit

den Zwerglein in guter Eintracht leben sollten. Damit war denn das Schöpfungswerk von dieser Seite beschlossen, und es findet sich, daß nachher Riesen und Drachen so wie Ritter und Zwerge immer zusammengehalten haben. Daraus kannst Du nun ersehen, mein Freund, daß wir von dem ältesten Geschlecht der Welt sind, welches uns zwar zu Ehren gereicht, doch aber auch großen Nachtheil mit sich führt.

„Da nämlich auf der Welt nichts ewig bestehen kann, sondern Alles, was einmal groß gewesen, klein werden und abnehmen muß, so sind auch wir in dem Falle, daß wir seit Erschaffung der Welt immer abnehmen und kleiner werden, vor allen Andern aber die königliche Familie, welche wegen ihres reinen Blutes diesem Schicksal am Ersten unterworfen ist. Deshalb haben unsere weisen Meister schon vor vielen Jahren den Ausweg erdacht, daß von Zeit zu Zeit eine Prinzessin aus dem königlichen Hause heraus in das Land gesendet werde, um sich mit einem ehrsamen Ritter zu vermählen, damit das Zwergengeschlecht wieder aufgefrischt und vom gänzlichen Verfall gerettet sei."

Indessen meine Schöne diese Worte ganz treuherzig vorbrachte, sah ich sie bedenklich an, weil es schien, als ob sie Lust habe, mir etwas aufzubinden. Was ihre niedliche Herkunft betraf, daran hatte ich weiter keinen Zweifel; aber daß sie mich anstatt eines Ritters ergriffen hatte, das machte mir einiges Mißtrauen, indem ich mich denn doch zu wohl kannte, als daß ich hätte glauben sollen, meine Vorfahren seien von Gott unmittelbar erschaffen worden.

Ich verbarg Verwunderung und Zweifel und fragte sie freundlich: „Aber sage mir, mein liebes Kind, wie kommst Du zu dieser großen und ansehnlichen Gestalt? denn ich kenne wenig Frauen, die sich Dir an prächtiger Bildung vergleichen können."

„Das sollst Du erfahren," versetzte meine Schöne. „Es ist von je her im Rath der Zwergenkönige hergebracht, daß man sich so lange als möglich vor jedem außerordentlichen Schritt in Acht nehme, welches ich denn auch ganz natürlich und billig finde. Man hätte vielleicht noch lange gezaudert, eine Prinzessin wieder einmal in das Land zu senden, wenn nicht mein nachgeborner Bruder so klein ausgefallen wäre, daß ihn die Wärterinnen sogar aus den Windeln verloren haben und man nicht weiß, wo er hingekommen ist. Bei diesem in den Jahrbüchern des Zwergenreichs ganz unerhörten Falle versammelte man die

Weiſen, und kurz und gut, der Entſchluß ward gefaßt, mich auf die Freite zu ſchicken."

„Der Entſchluß!" rief ich aus: „das iſt wol Alles ſchön und gut. Man kann ſich entſchließen, man kann etwas beſchließen; aber einem Zwerglein dieſe Göttergeſtalt zu geben, wie haben Eure Weiſen dies zu Stande gebracht?"

„Es war auch ſchon," ſagte ſie, „von unſern Ahnherrn vorgeſehen. In dem königlichen Schatze lag ein ungeheurer goldener Fingerring. Ich ſtreckte jetzt von ihm, wie er mir vorkam, da er mir, als einem Kinde, ehemals an ſeinem Orte gezeigt wurde; denn es iſt derſelbe, den ich hier am Finger habe. Und nun ging man folgendergeſtalt zu Werke.

„Man unterrichtete mich von Allem, was bevorſtehe, und belehrte mich, was ich zu thun und zu laſſen habe. Ein köſtlicher Palaſt nach dem Muſter des liebſten Sommeraufenthalts meiner Eltern wurde verfertigt, ein Hauptgebäude, Seitenflügel, und was man nur wünſchen kann. Er ſtand am Eingang einer großen Felskluft und verzierte ſie aufs Beſte. An dem beſtimmten Tage zog der Hof dorthin und meine Eltern mit mir. Die Armee paradirte, und vierundzwanzig Prieſter trugen auf einer köſtlichen Bahre, nicht ohne Beſchwerlichkeit, den wundervollen Ring. Er ward an die Schwelle des Gebäudes gelegt, gleich innerhalb, wo man über ſie hinübertritt. Manche Ceremonien wurden begangen, und nach einem herzlichen Abſchiede ſchritt ich zum Werke. Ich trat hinzu, legte die Hand an den Ring und fing ſogleich merklich zu wachſen an. In wenig Augenblicken war ich zu meiner gegenwärtigen Größe gelangt, worauf ich den Ring ſogleich an den Finger ſteckte. Nun im Nu verſchloſſen ſich Fenſter, Thür und Thore, die Seitenflügel zogen ſich ins Hauptgebäude zurück; ſtatt des Palaſtes ſtand ein Kätſchen neben mir, das ich ſogleich aufhob und mit mir fortrug, nicht ohne ein angenehmes Gefühl, ſo groß und ſo ſtark zu ſein, zwar immer noch ein Zwerg gegen Bäume und Berge, gegen Ströme wie gegen Landſtrecken, aber doch immer ſchon ein Rieſe gegen Gras und Kräuter, beſonders aber gegen die Ameiſen, mit denen wir Zwerge nicht immer in gutem Verhältniß ſtehen und deswegen oft von ihnen geplagt werden.

„Wie es mir auf meiner Wallfahrt erging, ehe ich Dich fand, davon hätte ich viel zu erzählen. Genug, ich prüfte Manchen; aber Niemand als Du ſchien mir werth, den Stamm des herrlichen Eckwald zu erneuern und zu verewigen."

Bei allen diesen Erzählungen wackelte mir mitunter der Kopf, ohne daß ich ihn gerade geschüttelt hätte. Ich that verschiedene Fragen, worauf ich aber keine sonderlichen Antworten erhielt, vielmehr zu meiner größten Betrübniß erfuhr, daß sie nach dem, was begegnet, nothwendig zu ihren Eltern zurückkehren müsse. Sie hoffe zwar, wieder zu mir zu kommen, doch jetzt habe sie sich unvermeidlich zu stellen, weil sonst für sie so wie für mich Alles verloren wäre. Die Beutel würden bald aufhören zu zahlen, und was sonst noch Alles daraus entstehen könnte.

Da ich hörte, daß uns das Geld ausgehen dürfte, fragte ich nicht weiter, was sonst noch geschehen möchte. Ich zuckte die Achseln, ich schwieg, und sie schien mich zu verstehen.

Wir packten zusammen und setzten uns in den Wagen, das Kästchen gegen uns über, dem ich aber noch nichts von einem Palast ansehen konnte. So ging es mehrere Stationen fort. Postgeld und Trinkgeld wurden aus den Täschchen rechts und links bequem und reichlich bezahlt, bis wir endlich in eine gebirgige Gegend gelangten, und kaum abgestiegen waren, als meine Schöne vorausging und ich auf ihr Geheiß mit dem Kästchen folgte. Sie führte mich auf ziemlich steilen Pfaden zu einem engen Wiesengrund, durch welchen sich eine klare Quelle bald stürzte, bald ruhig laufend schlängelte. Da zeigte sie mir eine erhöhte Fläche, hieß mich das Kästchen niedersetzen und sagte: „Lebe wohl! Du findest den Weg gar leicht zurück. Gedenke mein! Ich hoffe, Dich wiederzusehen."

In diesem Augenblick war mir's, als wenn ich sie nicht verlassen könnte. Sie hatte gerade wieder ihren schönen Tag oder, wenn Ihr wollt, ihre schöne Stunde. Mit einem so lieblichen Wesen allein auf grüner Matte zwischen Gras und Blumen, von Felsen beschränkt, von Wasser umrauscht: welches Herz wäre da wol fühllos geblieben! Ich wollte sie bei der Hand fassen, sie umarmen; aber sie stieß mich zurück und bedrohte mich, obwol noch immer liebreich genug, mit großer Gefahr, wenn ich mich nicht sogleich entfernte.

„Ist denn gar keine Möglichkeit," rief ich aus, „daß ich bei Dir bleibe, daß Du mich bei Dir behalten könntest?"

Ich begleitete diese Worte mit so jämmerlichen Geberden und Tönen, daß sie gerührt schien und nach einigem Bedenken mir gestand, eine Fortdauer unserer Verbindung sei nicht ganz unmöglich. Wer war glücklicher als ich! Meine Zudringlichkeit, die

immer lebhafter ward, nötigte ſie endlich, mit der Sprache herauszurücken und mir zu entdecken, daß, wenn ich mich entſchlöſſe, mit ihr ſo klein zu werden, als ich ſie ſchon geſehen, ſo könnte ich auch jetzt bei ihr bleiben, in ihre Wohnung, in ihr Reich, zu ihrer Familie mit übertreten. Dieſer Vorſchlag gefiel mir nicht ganz; doch konnte ich mich einmal in dieſem Augenblick nicht von ihr losreißen, und ans Wunderbare ſeit geraumer Zeit ſchon gewöhnt, zu raſchen Entſchlüſſen aufgelegt, ſchlug ich ein und ſagte, ſie möchte mit mir machen, was ſie wolle.

Sogleich mußte ich den kleinen Finger meiner rechten Hand ausſtrecken, ſie ſtützte den übrigen dagegen, zog mit der linken Hand den goldenen Ring ganz leiſe ſich ab und ließ ihn herüber an meinen Finger laufen. Kaum war dies geſchehen, ſo fühlte ich einen gewaltigen Schmerz am Finger; der Ring zog ſich zuſammen und folterte mich entſetzlich. Ich that einen gewaltigen Schrei und griff unwillkürlich um mich her nach meiner Schönen, die aber verſchwunden war. Wie mir indeſſen zu Mute geweſen, dafür wüßte ich keinen Ausdruck zu finden; auch bleibt mir nichts übrig zu ſagen, als daß ich mich ſehr bald in kleiner Perſon neben meiner Schönen in einem Walde von Grashalmen befand. Die Freude des Wiederſehens nach einer kurzen und doch ſo ſeltſamen Trennung oder, wenn Ihr wollt, einer Wiedervereinigung ohne Trennung, überſteigt alle Begriffe. Ich fiel ihr um den Hals; ſie erwiderte meine Liebkoſungen, und das kleine Paar fühlte ſich ſo glücklich als das große.

Mit einiger Unbequemlichkeit ſtiegen wir nunmehr an einem Hügel hinauf; denn die Matte war für uns beinahe ein undurchdringlicher Wald geworden. Doch gelangten wir endlich auf eine Bleiche, und wie erſtaunt war ich, dort eine große geregelte Maſſe zu ſehen, die ich doch bald für das Käſtchen, in dem Zuſtand, wie ich es hingeſetzt hatte, wieder erkennen mußte.

„Gehe hin, mein Freund, und klopfe mit dem Ringe nur an! Du wirſt Wunder ſehen,“ ſagte meine Geliebte.

Ich trat hinzu und hatte kaum angepocht, ſo erlebte ich wirklich das größte Wunder. Zwei Seitenflügel bewegten ſich hervor, und zugleich fielen wie Schuppen und Späne verſchiedene Theile herunter, da mir denn Thüren, Fenſter, Säulengänge und Alles, was zu einem vollſtändigen Palaſte gehört, auf einmal zu Geſichte kamen.

Wer einen künstlichen Schreibtisch von Röntgen*) gesehen hat, wo mit einem Zug viele Federn und Ressorts in Bewegung kommen, Pult und Schreibzeug, Brief- und Geldfächer sich auf einmal oder kurz nach einander entwickeln, der wird sich eine Vorstellung machen können, wie sich jener Palast entfaltete, in welchen mich meine süße Begleiterin nunmehr hineinzog. In dem Hauptsaal erkannte ich sogleich das Kamin, das ich ehemals von oben gesehen, und den Sessel, worauf sie gesessen. Und als ich über mich blickte, glaubte ich wirklich noch etwas von dem Sprunge in der Kuppel zu bemerken, durch den ich hereingeschaut hatte. Ich verschone Euch mit Beschreibung des Uebrigen; genug, Alles war geräumig, köstlich und geschmackvoll. Kaum hatte ich mich von meiner Verwunderung erholt, als ich von fern eine militärische Musik vernahm. Meine schöne Hälfte strang vor Freuden auf und verkündigte mir mit Entzücken die Ankunft ihres Herrn Vaters. Hier traten wir unter die Thüre und schauten, wie aus einer ansehnlichen Felsklust ein glänzender Zug sich bewegte. Soldaten, Bediente, Hausoffizianten und ein glänzender Hofstaat folgten hinter einander. Endlich erblickte man ein goldenes Gedränge und in demselben den König selbst. Als der ganze Zug vor dem Palaste aufgestellt war, trat der König mit seiner nächsten Umgebung heran. Seine zärtliche Tochter eilte ihm entgegen, sie riß mich mit sich fort; wir warfen uns ihm zu Füßen, er hob mich sehr gnädig auf, und als ich vor ihn zu stehen kam, bemerkte ich erst, daß ich freilich in dieser kleinen Welt die ansehnlichste Statur hatte. Wir gingen zusammen nach dem Palaste, da mich der König in Gegenwart seines ganzen Hofs mit einer wohlstudirten Rede, worin er seine Ueberraschung, uns hier zu finden, ausdrückte, zu bewillkommen geruhte, mich als seinen Schwiegersohn erkannte und die Trauungsceremonie auf morgen ansetzte.

Wie schrecklich ward mir auf einmal zu Muthe, als ich von Heirath reden hörte! denn ich fürchtete mich bisher davor fast mehr als vor der Musik selbst, die mir doch somit das Verbaßteste auf Erden schien. „Diejenigen, die Musik machen," pflegte ich zu sagen, „sollen doch wenigstens in der Einbildung, unter einander einig zu sein und in Uebereinstimmung zu wirken; denn wenn sie lange genug gestimmt und uns die Ohren mit allerlei Mißtönen zerrissen haben, so glauben sie steif und fest,

*) David Röntgen, Mechaniker und Künstler zu Neuwied.

die Sache sei nunmehr aufs Reine gebracht, und ein Instrument passe genau zum andern. Der Kapellmeister selbst ist in diesem glücklichen Wahn; und nun geht es freudig los, unterdeß uns gegen ist dies nicht einmal der Fall; denn ob er gleich nur ein Duett ist und man doch denken sollte, zwei Stimmen, ja zwei Instrumente müßten einigermaßen übereingestimmt werden können, so trifft es doch selten zu; denn wenn der Mann einen Ton angiebt, so nimmt ihn die Frau gleich höher und der Mann wieder höher; da geht es denn aus dem Kammer- in den Chorton und immer so weiter hinauf, daß zuletzt die blasenden Instrumente selbst nicht folgen können. Und alle, da mir die harmonische Musik zuwider bleibt, so ist mir noch weniger zu verdenken, daß ich die disharmonische gar nicht leiden kann."

Von allen Festlichkeiten, worunter der Tag hinging, mag und kann ich nicht erzählen; denn ich achtete gar wenig darauf. Das kostbare Essen, der köstliche Wein, nichts wollte mir schmecken; ich sann und überlegte, was ich zu thun hätte. Doch da war nicht viel auszusinnen. Ich entschloß mich, als es Nacht wurde, kurz und gut auf und davon zu gehen und mich irgendwo zu verbergen. Auch gelangte ich glücklich zu einer Steinritze, in die ich mich hineinzwängte und so gut als möglich verbarg. Mein erstes Bemühen darauf war, den unglücklichen Ring vom Finger zu schaffen, welches jedoch mir keineswegs gelingen wollte; vielmehr mußte ich fühlen, daß er immer enger ward, sobald ich ihn abzuziehen gedachte, worüber ich heftige Schmerzen litt, die aber sogleich nachließen, sobald ich von meinem Vorhaben abstand.

Frühmorgens wach' ich auf — denn meine kleine Person hatte sehr gut geschlafen — und wollte mich eben weiter umsehen, als es über mir wie zu regnen anfing. Es fiel nämlich durch Gras, Blätter und Blumen wie Sand und Grus in Menge herunter; allein wie entsetzte ich mich, als Alles um mich her lebendig ward und ein unendliches Ameisenheer über mich niederstürzte! Kaum wurden sie mich gewahr, als sie mich von allen Seiten angriffen, und ob ich mich gleich wacker und muthig genug vertheidigte, doch zuletzt auf solche Weise zudeckten, kneipten und peinigten, daß ich froh war, als ich mir zurufen hörte, ich solle mich ergeben. Ich ergab mich wirklich und gleich, worauf denn eine Ameise von ansehnlicher Statur sich

mit Höflichkeit, ja mit Ehrfurcht näherte und sich sogar meiner Gunst empfahl. Ich vernahm, daß die Ameisen Alliirte meines Schwiegervaters geworden, und daß er sie im gegenwärtigen Fall aufgerufen und verpflichtet, mich herbeizuschaffen. Nun war ich Kleiner in den Händen von noch Kleinern. Ich sah der Trauung entgegen und mußte noch Gott danken, wenn mein Schwiegervater nicht zürnte, wenn meine Schöne nicht verdrießlich geworden.

Laßt mich nun von allen Ceremonien schweigen; genug, wir waren verheirathet. So lustig und munter es jedoch bei uns herging, so fanden sich dessenungeachtet einsame Stunden, in denen man zum Nachdenken verleitet wird; und mir begegnete, was mir noch niemals begegnet war: was aber und wie, das sollt Ihr vernehmen.

Alles um mich her war meiner gegenwärtigen Gestalt und meinen Bedürfnissen völlig gemäß, die Flaschen und Becher einem kleinen Trinker wohl proportionirt, ja, wenn man will, verhältnißmäßig besseres Maaß als bei uns. Meinem kleinen Gaumen schmeckten die zarten Bissen vortrefflich; ein Kuß von dem Mündchen meiner Gattin war gar zu reizend, und ich leugne nicht, die Neuheit machte mir alle diese Verhältnisse höchst angenehm. Dabei hatte ich jedoch leider meinen vorigen Zustand nicht vergessen. Ich empfand in mir einen Maaßstab voriger Größe, welches mich unruhig und unglücklich machte. Nun begriff ich zum ersten Mal, was die Philosophen unter ihren Idealen verstehen möchten, wodurch die Menschen so genaalt sein sollen. Ich hatte ein Ideal von mir selbst und erschien mir manchmal im Traum wie ein Riese. Genug, die Frau, der Ring, die Zwergenfigur, so viele andere Bande machten mich ganz und gar unglücklich, daß ich auf meine Befreiung im Ernst zu denken begann.

Weil ich überzeugt war, daß der ganze Zauber in dem Ring verborgen liege, so beschloß ich, ihn abzufeilen. Ich entwendete desbalb dem Hofjuwelier einige Feilen. Glücklicherweise war ich links, und ich hatte in meinem Leben niemals etwas rechts gemacht. Ich hielt mich tapfer an die Arbeit; sie war nicht gering; denn das goldene Reifchen, so dünn es aussah, war in dem Verhältniß dichter geworden, als es sich aus seiner ersten Größe zusammengezogen hatte. Alle freien Stunden wendete ich unbeachtet an dieses Geschäft und war klug genug, als das Metall bald durchgefeilt war, vor die Thüre zu treten. Das

war mir geraten; denn auf einmal sprang der goldene Reif mit Gewalt vom Finger, und meine Figur schoß mit solcher Heftigkeit in die Höhe, daß ich wirklich an den Himmel zu stoßen glaubte und auf alle Fälle die Kuppel unseres Sommerpalastes durchgestoßen, ja, das ganze Sommergebäude durch meine frische Unbehilflichkeit zerstört haben würde.

Da stand ich nun wieder, freilich um so Vieles größer, allein, wie mir vorkam, auch um Vieles dümmer und unbehilflicher. Und als ich mich aus meiner Betäubung erholt, sah ich die Schatulle neben mir stehen, die ich ziemlich schwer fand, als ich sie aufhob und den Fußpfad hinunter nach der Station trug, wo ich denn gleich einspannen und fortfahren ließ. Unterwegs machte ich sogleich den Versuch mit den Täschchen an beiden Seiten. An der Stelle des Geldes, welches ausgegangen schien, fand ich ein Schlüsselchen; es gehörte zur Schatulle, in welcher ich einen ziemlichen Ersatz fand. So lange das vorhielt, bediente ich mich des Wagens; nachher wurde dieser verkauft, um mich auf dem Postwagen fortzubringen. Die Schatulle schlug ich zuletzt los, weil ich immer dachte, sie sollte sich noch einmal füllen. Und so kam ich denn endlich, obgleich durch einen ziemlichen Umweg, wieder an den Herd zur Köchin, wo Ihr mich zuerst habt kennen lernen.

Siebentes Kapitel.

Herfilie an Wilhelmen.

Bekanntschaften, wenn sie sich auch gleichgiltig ankündigen, haben oft die wichtigsten Folgen; und nun gar die Ihrige, die gleich von Anfang nicht gleichgiltig war! Der wunderliche Schlüssel kam in meine Hände als ein seltsames Pfand; nun besitze ich das Kästchen auch. Schlüssel und Kästchen! Was sagen Sie dazu? was soll man dazu sagen? Hören Sie, wie's zuging.

Ein junger, feiner Mann läßt sich bei meinem Oheim melden und erzählt, daß der kuriose Antiquitätenkrämer, der mit Ihnen lange in Verbindung gestanden, vor Kurzem gestorben sei und ihm die ganze merkwürdige Verlassenschaft übertragen, zugleich aber zur Pflicht gemacht habe, alles fremde Eigenthum, was eigentlich nur deponirt sei, unverzüglich zurückzugeben.*)

*) Vergleiche jedoch die oben (S. 157) getroffene Verabredung.

„Eigenes Gut beunruhige Niemanden; denn man habe den Verlust allein zu ertragen; fremdes Gut jedoch zu bewahren, habe er sich nur in besondern Fällen erlaubt. Ihm wolle er diese Last nicht aufbürden, ja, er verbiete ihm, in väterlicher Liebe und Autorität, sich damit zu befassen.“ Und hiemit zog er das Kästchen hervor, das, wenn ich es schon aus der Beschreibung kannte, mir doch ganz vorzüglich in die Augen fiel.

Der Oheim, nachdem er es von allen Seiten besehen, gab es zurück und sagte, auch er habe es sich zur Pflicht gemacht, in gleichem Sinne zu handeln und sich mit keiner Antiquität, sie sei auch noch so schön und wunderbar, zu befassen, wenn er nicht wisse, wem sie früher angehört und was für eine historische Merkwürdigkeit damit zu verknüpfen sei. Nun zeige dieses Kästchen weder Buchstaben noch Ziffer, weder Jahrzahl noch sonst eine Andeutung, woraus man den frühern Besitzer oder Künstler errathen könne; es sei ihm also völlig unnütz und ohne Interesse.

Der junge Mann stand in großer Verlegenheit und fragte nach einigem Besinnen, ob er nicht erlauben wolle, solches bei seinen Gerichten niederzulegen. Der Oheim lächelte, wendete sich zu mir und sprach: „Das wäre ein hübsches Geschäft für Dich, Hersilie. Du hast ja auch allerlei Schmuck und zierliche Kostbarkeiten; leg es dazu! denn ich wollte wetten, der Freund, der Dir nicht gleichgültig blieb, kommt gelegentlich wieder und holt es ab.“

Das muß ich nun so hinschreiben, wenn ich treu erzählen will, und sodann muß ich bekennen, ich sah das Kästchen mit neidischen Augen an, und eine gewisse Habsucht bemächtigte sich meiner. Mir widerte, das herrliche, dem holden Felix vom Schicksal zugedachte Schatzkästlein in dem alteisernen verrosteten Depositenkasten der Gerichtsstube zu wissen. Wünschelruthenartig zog sich die Hand darnach; mein Bißchen Vernunft hielt sie zurück. Ich hatte ja den Schlüssel: das durfte ich nicht entdecken; nun sollte ich nur die Qual anthun, das Schloß uneröffnet zu lassen oder mich der unbefugten Kühnheit hinzugeben, es aufzuschließen! Allein, ich weiß nicht, war es Wunsch oder Ahnung, ich stellte mir vor, Sie kämen, kämen bald, wären schon da, wenn ich auf mein Zimmer träte; genug, es war mir so wunderlich, so seltsam, so konfus, wie es mir immer geht, wenn ich aus meiner gleichmüthigen Heiterkeit herausgenöthigt werde. Ich sage nichts weiter, beschreibe nicht, entschuldige nicht; genug,

hier liegt das Kästchen vor mir in meiner Schatulle, der Schlüssel daneben, und wenn Sie eine Art von Herz und Gemüth haben, so denken Sie, wie mir zu Muthe ist, wie viele Leidenschaften sich in mir herumkämpfen, wie ich Sie verwünsche, auch wol Felix dazu, daß es ein Ende werde, wenigstens daß eine Deutung vorgehe, was damit gemeint sei, mit diesem wunderbaren Finden, Wiederfinden, Trennen und Vereinigen. Und sollte ich auch nicht aus aller Verlegenheit gerettet werden, so wünsche ich wenigstens sehnlichst, daß diese sich aufkläre, sich endige, wenn mir auch, wie ich fürchte, etwas Schlimmeres begegnen sollte.

Achtes Kapitel.

Unter den Papieren, die uns zur Redaktion vorliegen, finden wir einen Schwank, den wir ohne weitere Vorbereitung hier einschalten, weil unsere Angelegenheiten immer ernsthafter werden und wir für dergleichen Unregelmäßigkeiten fernerhin keine Stelle finden möchten.

Im Ganzen möchte diese Erzählung dem Leser nicht unangenehm sein, wie sie St. Christoph am heitern Abend einem Kreise versammelter lustiger Gesellen vortrug.

Die gefährliche Wette.

Es ist bekannt, daß die Menschen, sobald es ihnen einigermaßen wohl und nach ihrem Sinne geht, alsobald nicht wissen, was sie vor Uebermuth anfangen sollen. Und so hatten denn auch muthige Studenten die Gewohnheit, während der Ferien schaarenweis das Land zu durchziehen und nach ihrer Art Sutten zu reißen, welche freilich nicht immer die besten Folgen hatten. Sie waren gar verschiedener Art, wie sie das Burschenleben zusammenführt und bindet; ungleich von Geburt und Wohlhabenheit, Geist und Bildung, aber Alle gesellig, in einem heitern Sinne mit einander sich fortbewegend und treibend. Mich aber wählten sie oft zum Gesellen; denn wenn ich schwerere Lasten trug als Einer von ihnen, so mußten sie mir denn auch den Ehrentitel eines großen Suttiers ertheilen, und zwar hauptsächlich deshalb, weil ich seltener, aber desto kräftiger meine Possen trieb, wovon denn Folgendes ein Zeugniß geben mag.

Wir hatten auf unsern Wanderungen ein angenehmes Berg-

dorf erreicht, das bei einer abgeschiedenen Lage den Vortheil einer Poststation und in großer Einsamkeit ein paar hübsche Mädchen zu Bewohnerinnen hatte. Man wollte ausruhen, die Zeit verschlendern, verliebeln, eine Weile wohlfeiler leben und deshalb mehr Geld vergeuden.

Es war gerade nach Tisch, als Einige sich im erhöhten, Andere im erniedrigten Zustand befanden. Die Einen lagen und schliefen ihren Rausch aus, die Andern hätten ihn gern auf irgend eine muthwillige Weise ausgelassen. Wir hatten ein paar große Zimmer im Seitenflügel nach dem Hof. Eine schöne Equipage, die mit vier Pferden hereinrasselte, zog uns an die Fenster. Die Bedienten sprangen vom Bock und halfen einem Herrn von stattlichem, vornehmem Ansehen heraus, der ungeachtet seiner Jahre noch rüstig genug auftrat. Seine große wohlgebildete Nase fiel mir zuerst ins Gesicht, und ich weiß nicht, was für ein böser Geist mich anhauchte, so daß ich in einem Augenblick den tollsten Plan erfand und ihn, ohne weiter zu denken, sogleich auszuführen begann.

„Was dünkt Euch von diesem Herrn?" fragte ich die Gesellschaft.

„Er sieht aus," versetzte der Eine, „als ob er nicht mit sich spaßen lasse."

„Ja, ja!" sagte der Andere: „er hat ganz das Ansehen so eines vornehmen Rührmichnichtan."

„Und dessenungeachtet," erwiderte ich ganz getrost, „was wettet Ihr, ich will ihn bei der Nase zupfen, ohne daß mir deshalb etwas Uebles widerfahre! Ja, ich will mir sogar dadurch einen gnädigen Herrn an ihm verdienen."

„Wenn Du es leistest," sagte Raufbold, „so zahlt Dir Jeder einen Louisd'or."

„Kassiren Sie das Geld für mich ein!" rief ich aus; „auf Sie verlasse ich mich."

„Ich möchte lieber einem Löwen ein Haar von der Schnauze raufen," sagte der Kleine.

„Ich habe keine Zeit zu verlieren," versetzte ich und sprang die Treppe hinunter.

Bei dem ersten Anblick des Fremden hatte ich bemerkt, daß er einen sehr starken Bart hatte, und vermuthete, daß keiner von seinen Leuten rasiren könne. Nun begegnete ich dem Kellner und fragte: „Hat der Fremde nicht nach einem Barbier gefragt?"

„Freilich!“ versetzte der Kellner; „und es ist eine rechte Noth. Der Kammerdiener des Herrn ist schon zwei Tage zurückgeblieben. Der Herr will seinen Bart absolut los sein; und unser einziger Barbier, wer weiß, wo er in die Nachbarschaft hingegangen!“

„So meldet mich an!“ versetzte ich, „führt mich als Bartscherer bei dem Herrn nur ein, und Ihr werdet Ehre mit mir einlegen.“

Ich nahm das Rasirzeug, das ich im Hause fand, und folgte dem Kellner. Der alte Herr empfing mich mit großer Gravität, besah mich von oben bis unten, als ob er meine Geschicklichkeit aus mir herausphysiognomiren wollte.

„Versteht Er Sein Handwerk?“ sagte er zu mir.

„Ich suche Meinesgleichen,“ versetzte ich, „ohne mich zu rühmen.“

Auch war ich meiner Sache gewiß; denn ich hatte früh die edle Kunst getrieben und war besonders deswegen berühmt, weil ich mit der linken Hand rasirte.

Das Zimmer, in welchem der Herr seine Toilette machte, ging nach dem Hof und war gerade so gelegen, daß unsere Freunde füglich hereinsehen konnten, besonders wenn die Fenster offen waren. An gehöriger Vorrichtung fehlte nichts mehr. Der Patron hatte sich gesetzt und das Tuch vorgenommen.

Ich trat ganz bescheidentlich vor ihn hin und sagte: „Excellenz! mir ist bei Ausübung meiner Kunst das Besondere vorgekommen, daß ich die gemeinen Leute besser und zu mehrerer Zufriedenheit rasirt habe als die vornehmen. Darüber habe ich denn lange nachgedacht und die Ursache bald da, bald dort gesucht, endlich aber gefunden, daß ich's in freier Luft viel besser mache als in verschlossenen Zimmern. Wollten Ew. Excellenz deshalb erlauben, daß ich die Fenster aufmache, so würden Sie den Effekt zu eigener Zufriedenheit gar bald empfinden.“

Er gab es zu, ich öffnete das Fenster, gab meinen Freunden einen Wink und fing an, den starken Bart mit großer Anmuth einzuseifen. Ebenso behend und leicht strich ich das Stoppelfeld vom Boden weg, wobei ich nicht versäumte, als es an die Oberlippe kam, meinen Gönner bei der Nase zu fassen und sie merklich herüber und hinüber zu biegen, wobei ich mich so zu stellen wußte, daß die Wettenden zu ihrem größten Vergnügen erkennen und bekennen mußten, ihre Seite habe verloren.

Sehr stattlich bewegte sich der alte Herr gegen den Spiegel;

man sah, daß er sich mit einiger Gefälligkeit betrachtete; und wirklich, es war ein sehr schöner Mann. Dann wendete er sich zu mir mit einem feurigen schwarzen, aber freundlichen Blick und sagte: „Er verdient, mein Freund, vor Vielen Seinesgleichen gelobt zu werden; denn ich bemerke an Ihm weit weniger Unarten als an Andern. So fährt Er nicht zwei-, dreimal über dieselbige Stelle, sondern es ist mit einem Strich gethan; auch streicht Er nicht, wie Mehrere thun, Sein Schermesser in der flachen Hand ab und führt den Unrath nicht der Person über die Nase. Besonders aber ist Seine Geschicklichkeit der linken Hand zu bewundern." „Hier ist etwas für Seine Mühe," fuhr er fort, indem er mir einen Gulden reichte. „Nur Eines merk Er Sich: daß man Leute von Stande nicht bei der Nase faßt. Wird Er diese bäurische Sitte künftig vermeiden, so kann Er wol noch in der Welt Sein Glück machen."

Ich verneigte mich tief, versprach alles Mögliche, bat ihn, bei allenfallsiger Rückkehr mich wieder zu beehren, und eilte, was ich konnte, zu unsern jungen Gesellen, die mir zuletzt ziemlich Angst gemacht hatten. Denn sie verführten ein solches Gelächter und ein solches Geschrei, sprangen wie toll in der Stube herum, klatschten und riefen, weckten die Schlafenden und erzählten die Begebenheit immer mit neuem Lachen und Toben, daß ich selbst, als ich ins Zimmer trat, die Fenster vor allen Dingen zumachte und sie um Gottes willen bat, ruhig zu sein, endlich aber mitlachen mußte über das Aussehen einer närrischen Handlung, die ich mit so vielem Ernste durchgeführt hatte.

Als nach einiger Zeit sich die tobenden Wellen des Lachens einigermaßen gelegt hatten, hielt ich mich für glücklich; die Goldstücke hatte ich in der Tasche und den wohlverdienten Gulden dazu, und ich hielt mich für ganz wohl ausgestattet, welches mir um so erwünschter war, als die Gesellschaft beschlossen hatte, des andern Tages auseinander zu gehen. Aber uns war nicht bestimmt, mit Zucht und Ordnung zu scheiden. Die Geschichte war zu reizend, als daß man sie hätte bei sich behalten können, so sehr ich auch gebeten und beschworen hatte, nur bis zur Abreise des alten Herrn reinen Mund zu halten. Einer bei uns, der Fabrige genannt, hatte ein Liebesverständniß mit der Tochter des Hauses. Sie kamen zusammen, und Gott weiß, ob er sie nicht besser zu unterhalten wußte; genug, er erzählte ihr den Spaß, und so wollten sie sich nun zusammen todt lachen. Dabei

blieb es nicht, sondern das Mädchen brachte die Märe lachend weiter, und so mochte sie endlich noch kurz vor Schlafengehen an den alten Herrn gelangen.

Wir saßen ruhiger als sonst; denn es war den Tag über genug gerebt worden, als auf einmal der kleine Kellner, der uns sehr zugethan war, hereinsprang und rief: „Rettet Euch! man wird Euch todt schlagen!"

Wir fuhren auf und wollten mehr wissen; er aber war schon zur Thüre wieder hinaus. Ich sprang auf und schob den Nachtriegel vor; schon aber hörten wir an der Thüre rochen und schlagen, ja, wir glaubten zu hören, daß sie durch eine Axt gespalten werde. Maschinenmäßig zogen wir uns ins zweite Zimmer zurück; Alle waren verstummt. „Wir sind verrathen!" rief ich aus. „Der Teufel hat uns bei der Nase!"

Raufbold griff nach seinem Degen; ich zeigte hier abermals meine Riesenkraft und schob ohne Beihilfe eine schwere Kommode vor die Thüre, die glücklicherweise hereinwärts ging; doch hörten wir schon das Gepolter im Vorzimmer und die heftigsten Schläge an unsere Thüre.

Der Baron schien entschieden, sich zu vertheidigen; wiederholt aber rief ich ihm und den Uebrigen zu: „Rettet Euch! Hier sind Schläge zu fürchten nicht allein, aber Beschimpfung, das Schlimmere für den Edelgebornen."

Das Mädchen stürzte herein, dieselbe, die uns verrathen hatte, nun verzweifelnd, ihren Liebhaber in Todesgefahr zu wissen.

„Fort, fort!" rief sie und faßte ihn an; „fort, fort! Ich bring' Euch über Böden, Scheunen und Gänge. Kommt Alle! der Leute zieht die Leiter nach."

Alles stürzte nun zur Hinterthüre hinaus; ich hob noch einen Koffer auf die Kiste, um die schon hereinbrechenden Füllungen der belagerten Thüre zurückzuschieben und festzuhalten. Aber meine Beharrlichkeit, mein Trotz wollte mir verderblich werden.

Als ich den Uebrigen nachzueilen rannte, fand ich die Leiter schon aufgezogen und sah alle Hoffnung, mich zu retten, gänzlich versperrt. Da steh' ich nun, ich, der eigentliche Verbrecher, der ich mit heiler Haut, mit ganzen Knochen zu entrinnen schon aufgab. Und wer weiß — doch laßt mich immer dort in Gedanken stehen, da ich jetzt hier gegenwärtig Euch das Märchen vorerzählen kann. Nur vernehmt noch, daß diese verwegene Suite sich in schlechte Folgen verlor.

Der alte Herr, tief gekränkt von Verhöhnung ohne Rache, zog sich's zu Gemüthe, und man behauptet, dieses Ereigniß habe seinen Tod zur Folge gehabt, wo nicht unmittelbar, doch mitwirkend. Sein Sohn, den Thätern auf die Spur zu gelangen trachtend, erfuhr unglücklicherweise die Theilnahme des Barons, und erst nach Jahren hierüber ganz klar, forderte er diesen heraus, und eine Wunde, ihn, den schönen Mann, entstellend, ward ärgerlich für das ganze Leben. Auch seinem Gegner verdarb dieser Handel einige schöne Jahre, durch zufällig sich anschließende Ereignisse.

Da nun jede Fabel eigentlich etwas lehren soll, so ist Euch Allen, wohin die gegenwärtige gemeint sei, wol überklar und deutlich.

Neuntes Kapitel.

Der höchst bedeutende Tag war angebrochen; heute sollten die ersten Schritte zur allgemeinen Fortwanderung eingeleitet werden, heute sollte sich's entscheiden, wer denn wirklich in die Welt hinausgehen, oder wer lieber diesseits, auf dem zusammenhängenden Boden der alten Erde, verweilen und sein Glück versuchen wolle.

Ein munteres Lied erscholl in allen Straßen des heitern Fleckens; Massen thaten sich zusammen, die einzelnen Glieder eines jeden Handwerks schlossen sich an einander an, und so zogen sie unter einstimmigem Gesang nach einer durch das Loos entschiedenen Ordnung in den Saal.

Die Vorgesetzten, wie wir Lenardo, Friedrichen und den Amtmann bezeichnen wollen, waren eben im Begriff, ihnen zu folgen und den gebührenden Platz einzunehmen, als ein Mann von einnehmendem Wesen zu ihnen trat und sich die Erlaubniß ausbat, an der Versammlung Theil nehmen zu können. Ihm wäre nichts abzuschlagen gewesen, so gesittet, zuvorkommend und freundlich war sein Betragen, wodurch eine imposante Gestalt, welche sowol nach der Armee als dem Hofe und dem geselligen Leben hindeutete, sich höchst anmuthig erwies. Er trat mit den Uebrigen hinein, man überließ ihm einen Ehrenplatz; Alle hatten sich gesetzt, Lenardo blieb stehen und fing folgendermaßen zu reden an.

„Betrachten wir, meine Freunde, des festen Landes bewohnteste

Provinzen und Reiche, ſo finden wir überall, wo ſich nutzbarer Boden hervorthut, denſelben bebaut, bepflanzt, geregelt, verſchönt, und in gleichem Verhältniß gewünſcht, in Beſitz genommen, befeſtigt und vertheidigt. Da überzeugen wir uns denn von dem hohen Werth des Grundbeſitzes und ſind genöthigt, ihn als das Erſte, das Beſte anzuſehen, was dem Menſchen werden könne. Finden wir nun bei näherer Anſicht Eltern- und Kinderliebe, innige Verbindung der Flur- und Stadtgenoſſen, ſemit auch das allgemeine patriotiſche Gefühl unmittelbar auf den Boden gegründet, dann erſcheint uns jenes Ergreifen und Behaupten des Raumes im Großen und Kleinen immer bedeutender und ehrwürdiger. Ja, ſo hat es die Natur gewollt! Ein Menſch, auf der Scholle geboren, wird ihr durch Gewohnheit angehörig; Beide verwachſen mit einander und zugleich knüpfen ſich die ſchönſten Bande. Wer möchte denn wol die Grundfeſte alles Daſeins widerwärtig berühren, Werth und Würde ſo ſchöner, einziger Himmelsgabe verkennen?

„Und doch darf man ſagen: Wenn das, was der Menſch beſitzt, von großem Werth iſt, ſo muß man demjenigen, was er thut und leiſtet, noch einen größern zuſchreiben. Wir mögen daher bei völligem Ueberſchauen den Grundbeſitz als einen kleinern Theil der uns verliehenen Güter betrachten; die meiſten und höchſten derſelben beſtehen aber eigentlich im Beweglichen und in demjenigen, was durchs bewegte Leben gewonnen wird.

„Hiernach uns umzuſehen werden wir Jüngern beſonders genöthigt; denn hätten wir auch die Luſt, zu bleiben und zu verharren, von unſern Vätern geerbt, ſo finden wir uns doch tauſendfältig aufgefordert, die Augen vor weiterer Aus- und Umſicht keineswegs zu verſchließen. Eilen wir deshalb ſchnell ans Meeresufer und überzeugen uns mit einem Blick, welch unermeßliche Räume der Thätigkeit offen ſtehen, und bekennen wir, ſchon bei dem bloßen Gedanken uns ganz anders aufgeregt zu finden.

„Doch in ſolche grenzenloſe Weiten wollen wir uns nicht verlieren, ſondern unſere Aufmerkſamkeit dem zuſammenhängenden, weiten, breiten Boden ſo mancher Länder und Reiche zuwenden. Dort ſehen wir große Strecken des Landes von Nomaden durchzogen, deren Städte beweglich, deren lebendig nährender Heerdenbeſitz überall hinzuleiten iſt. Wir ſehen ſie inmitten der Wüſte, auf großen grünen Weideplätzen, wie in erwünſchten Häfen vor Anker liegen. Solche Bewegung, ſolches Wandern

wird ihnen zur Gewohnheit, zum Bedürfniß; endlich betrachten sie die Oberfläche der Welt, als wäre sie nicht durch Berge gedämmt, nicht von Flüssen durchzogen. Haben wir doch den Nordosten gesehen sich gegen Südwesten bewegen, ein Volk das andere vor sich hertreiben, Herrschaft und Grundbesitz durchaus verändert.

„Von übervölkerten Gegenden her wird sich ebendasselbe in dem großen Weltlauf noch mehrmals ereignen. Was wir von Fremden zu erwarten haben, wäre schwer zu sagen; wunderlam aber ist es, daß durch eigene Uebervölkerung wir uns einander innerlich drängen und, ohne erst abzuwarten, daß wir vertrieben werden, uns selbst vertreiben, das Urtheil der Verbannung gegen einander selbst aussprechend.

„Hier ist nun Zeit und Ort, ohne Verdruß und Mißmuth in unserm Busen einer gewissen Beweglichkeit Raum zu geben, die ungeduldige Lust nicht zu unterdrücken, die uns antreibt, Platz und Ort zu verändern. Doch was wir auch sinnen und vorhaben, geschehe nicht aus Leidenschaft, noch aus irgend einer andern Nöthigung, sondern aus einer dem besten Rath entsprechenden Ueberzeugung.

„Man hat gesagt und wiederholt: „Wo mir's wohlgeht, ist mein Vaterland!" Doch wäre dieser tröstliche Spruch noch besser ausgedrückt, wenn es hieße: „Wo ich nutze, ist mein Vaterland!" Zu Hause kann Einer unnütz sein, ohne daß es eben sogleich bemerkt wird; außen in der Welt ist der Unnütze gar bald offenbar. Wenn ich nun sage: „Trachte Jeder, überall sich und Andern zu nutzen!" so ist dies nicht etwa Lehre noch Rath, sondern der Ausspruch des Lebens selbst.

„Nun beschaue man den Erdball und lasse das Meer vorerst unbeachtet, man lasse sich von dem Schiffsgewimmel nicht mit fortreißen und hefte den Blick auf das feste Land und staune, wie es mit einem sich wimmelnd durchkreuzenden Ameisengeschlecht übersäet ist. Hiezu hat Gott der Herr selbst Anlaß gegeben, indem er, den Babylonischen Thurmbau verhindernd, das Menschengeschlecht in alle Welt zerstreute. Laßt uns ihn darum preisen! denn dieser Segen ist auf alle Geschlechter übergegangen.

„Bemerkt nun mit Heiterkeit, wie sich alle Jugend sogleich in Bewegung setzt! Da ihr der Unterricht weder im Hause noch an der Thüre geboten wird, eilt sie alsobald nach Ländern und Städten, wohin sie der Ruf des Wissens und der Weisheit

verlockt. Nach empfangener schneller, mäßiger Bildung fühlt sie sich sogleich getrieben, weiter in der Welt umherzuschauen, ob sie da oder dort irgend eine nutzbare Erfahrung, zu ihren Zwecken behülflich, auffinden und erhaschen könne. Mögen sie denn ihr Glück versuchen! Wir aber gedenken sogleich vollendeter, ausgezeichneter Männer, jener edlen Naturforscher, die jeder Beschwerlichkeit, jeder Gefahr wissentlich entgegengehen, um der Welt die Welt zu eröffnen und durch das Unwegsamste hindurch Pfad und Bahn zu bereiten.

„Seht aber auch auf glatten Heerstraßen Staub auf Staub, in langen Wolkenzügen emporgeregt, die Spur bezeichnend bequemer überpackter Wagen, worin Vornehme, Reiche und so manche Andere dahinrollen, deren verschiedene Denkweise und Absicht Yorik*) uns gar zierlich auseinandersetzt.

„Möge nun aber der wackere Handwerker ihnen zu Fuß getrost nachschauen, dem das Vaterland zur Pflicht machte, fremde Geschicklichkeit sich anzueignen und nicht eher, als bis ihm dies gelungen, an den väterlichen Herd zurückzukehren. Häufiger aber begegnen wir auf unsern Wegen Marktenden und Handelnden; ein kleiner Krämer sogar darf nicht versäumen, von Zeit zu Zeit seine Bude zu verlassen, Messen und Märkte zu besuchen, um sich dem Großhändler zu nähern und seinen kleinen Vortheil am Beispiel, an der Theilnahme des Grenzenlosen zu steigern. Aber noch unruhiger durchkreuzt sich einzeln zu Pferde auf allen Haupt- und Nebenstraßen die Menge Derer, die auf unsern Beutel auch gegen unser Wollen Anspruch zu machen beflissen sind. Muster aller Art und Preisverzeichnisse verfolgen uns in Stadt- und Landhäusern, und wohin wir uns auch flüchten mögen, geschäftig überraschen sie uns, Gelegenheit bietend, welche selbst aufzusuchen Niemandem in den Sinn gekommen wäre. Was soll ich aber nun von dem Volke sagen, das den Segen des ewigen Wanderns vor allen andern sich zueignet, und durch seine bewegliche Thätigkeit die Ruhenden zu überlisten und die Mitwandernden zu überschreiten versteht?

*) Lorenz Sterne, der Verfasser der unter Yorik's Namen herausgegebenen Sentimental journey through France and Italy, den Goethe von seinen Schriftstellernamen sonst Yorik-Sterne nennt. Den drei, in verschiedene Abtheilungen zerfallenden Klassen der Reisenden aus Körper-, Geistesschwäche oder Nachsorglichkeit fügt er noch den einfachen und den empfindsamen Reisenden hinzu. Benardo's Beziehung auf Sterne ist seinen Zuhörern gegenüber etwas auffallend.

Wir dürfen weder Gutes noch Böses von ihnen sprechen; nichts Gutes, weil sich unser Bund vor ihnen hütet, nichts Böses, weil der Wanderer jeden Begegnenden freundlich zu behandeln, wechselseitigen Vortheils eingedenk, verpflichtet ist.

„Nun aber vor allen Dingen haben wir der sämmtlichen Künstler mit Theilnahme zu gedenken; denn sie sind auch durchaus in die Weltbewegung mit verflochten. Wandert nicht der Maler mit Staffelei und Palette von Gesicht zu Gesicht, und werden seine Kunstgenossen nicht bald da-, bald dorthin berufen, weil überall zu bauen und zu bilden ist? Lebhafter jedoch schreitet der Musiker daher; denn er ist es eigentlich, der für ein neues Ohr neue Ueberraschung, für einen frischen Sinn frisches Erstaunen bereitet. Die Schauspieler sodann, wenn sie gleich Thespis' Wagen*) verschmähen, ziehen doch noch immer in kleinern Chören umher, und ihre bewegliche Welt ist an jeder Stelle bedeutend genug auferbaut. Ebenso verändern sie einzeln, sogar ernste, vortheilhafte Verbindungen aufgebend, gern den Ort mit dem Orte, wozu ein gesteigertes Talent mit zugleich gesteigertem Bedürfniß Anlaß und Vorwand giebt. Hiezu bereiten sie sich gewöhnlich dadurch vor, daß sie kein bedeutendes Brettergerüst des Vaterlandes unbestiegen lassen.

„Hiernach werden wir sogleich gemahnt, auf den Lehrstand zu sehen. Diesen findet Ihr gleichfalls in fortdauernder Bewegung: ein Katheder um das andere wird betreten und verlassen, um den Samen eiliger Bildung ja nach allen Seiten hin reichlich auszustreuen. Emsiger aber und weiter ausgreifend sind jene frommen Seelen, die, das Heil den Völkern zu bringen, sich durch alle Welttheile zerstreuen. Dagegen pilgern Andere, sich das Heil abzuholen; sie ziehen zu ganzen Schaaren nach geweihter wunderthätiger Stelle, dort zu suchen und zu empfangen, was ihrem Innern zu Hause nicht verliehen ward.

„Wenn uns nun diese sämmtlich nicht in Verwunderung setzen, weil ihr Thun und Lassen ohne Wandern meist nicht denkbar wäre, so sollten wir Diejenigen, die ihren Fleiß dem Boden widmen, doch wenigstens an denselben gefesselt halten. Keineswegs! Auch ohne Besitz läßt sich Benutzung denken, und wir sehen den eifrigen Landwirth eine Flur verlassen, die ihm als Zeitpächter Vortheil und Freude mehrere Jahre gewährt hat;

*) Horaz schreibt irrig dem ersten attischen Tragödiendichter einen Wagen zu, worauf er seine Stücke gespielt habe. Der Wagen gehörte der ältesten griechischen Komödie an.

ungeduldig forscht er nach gleichen oder größern Vortheilen, es sei nah oder fern. Ja, sogar der Eigenthümer verläßt seinen erst gerodeten Neubruch, sobald er ihn durch Kultur einem weniger gewandten Besitzer erst angenehm gemacht hat; aufs Neue dringt er in die Wüste, macht sich abermals in Wäldern Platz, zur Belohnung jenes ersten Bemühens einen doppelt und dreifach größern Raum, auf dem er vielleicht auch nicht zu beharren gedenkt.

„Lassen wir ihn dort mit Bären und anderm Getier sich herumschlagen und kehren in die gebildete Welt zurück, wo wir es auch keineswegs beruhigter antreffen. Irgend ein großes geregeltes Reich beschaue man, wo der Fähigste sich als den Beweglichsten denken muß; nach dem Winke des Fürsten, nach Anordnung des Staatsraths wird der Brauchbare von einem Ort zum andern versetzt. Auch ihm gilt unser Zuruf: „Sucht überall zu nutzen, überall seid Ihr zu Hause!“ Sehen wir aber bedeutende Staatsmänner, obwol ungern, ihren hohen Posten verlassen, so haben wir Ursache, sie zu bedauern, da wir sie weder als Auswanderer noch als Wanderer anerkennen dürfen: nicht als Auswanderer, weil sie einen wünschenswerthen Zustand entbehren, ohne daß irgend eine Aussicht auf bessere Zustände sich auch nur scheinbar eröffnete; nicht als Wanderer, weil ihnen anderer Orten auf irgend eine Weise nützlich zu sein selten vergönnt ist.

„Zu einem eigenen Wanderleben jedoch ist der Soldat berufen; selbst im Frieden wird ihm bald dieser, bald jener Posten angewiesen; fürs Vaterland nah oder fern zu streiten, muß er sich immer beweglich erhalten; und nicht nur fürs unmittelbare Heil, sondern auch nach dem Sinne der Völker und Herrscher wendet er seinen Schritt allen Welttheilen zu, und nur Wenigen ist es vergönnt, sich hie oder da anzusiedeln. Wie nun bei dem Soldaten die Tapferkeit als erste Eigenschaft obenan steht, so wird sie doch stets mit der Treue verbunden gedacht; deshalb wir denn gewisse, wegen ihrer Zuverlässigkeit gerühmte Völker, aus der Heimath gerufen, weltlichen und geistlichen Regenten als Leibwache dienen sehen.

„Noch eine sehr bewegliche, dem Staat unentbehrliche Klasse erblicken wir in jenen Geschäftsmännern, welche, von Hof zu Hofe gesandt, Fürsten und Minister umlagern und die ganze bewohnte Welt mit unsichtbaren Fäden überkreuzen. Auch Deren ist Keiner an Ort und Stelle auch nur einen Augenblick sicher: im Frieden sendet man die Tüchtigsten von einer Weltgegend zur andern; im Kriege, dem siegenden Heere nachziehend, dem

flüchtigen die Wege bahnend, sind sie immer eingerichtet, einen Ort um den andern zu verlassen; deshalb sie auch jederzeit einen großen Vorrath von Abschiedskarten mit sich führen.

„Haben wir uns nun bisher auf jedem Schritt zu ehren gewußt, indem wir die vorzüglichste Masse thätiger Menschen als unsere Gesellen und Schicksalsgenossen angesprochen, so steht Euch, theure Freunde, zum Abschluß noch die höchste Gunst bevor, indem Ihr Euch mit Kaisern, Königen und Fürsten verbrüdert findet. Denken wir zuerst segnend jenes edlen kaiserlichen Wanderers Hadrian, welcher zu Fuß an der Spitze seines Heers den bewohnten, ihm unterworfenen Erdkreis durchschritt und ihn so erst vollkommen in Besitz nahm. Denken wir mit Schaudern der Eroberer, jener gewaffneten Wanderer, gegen die kein Widerstreit helfen, Mauer und Bollwerk harmlose Völker nicht schirmen konnte. Begleiten wir endlich mit redlichem Bedauern jene unglücklichen vertriebenen Fürsten, die, von dem Gipfel der Höhe herabsteigend, nicht einmal in die bescheidene Gilde thätiger Wanderer aufgenommen werden konnten.

„Da wir uns nun Alles dieses einander vergegenwärtigt und aufgeklärt, so wird kein beschränkter Trübsinn, keine leidenschaftliche Dunkelheit über uns walten. Die Zeit ist vorüber, wo man abenteuerlich in die weite Welt rannte; durch die Bemühungen wissenschaftlicher, weislich beschreibender, künstlerisch nachbildender Weltumreiser sind wir überall bekannt genug, daß wir ungefähr wissen, was zu erwarten sei.

„Doch kann zu einer vollkommenen Klarheit der Einzelne nicht gelangen. Unsere Gesellschaft aber ist darauf gegründet, daß Jeder in seinem Maaße nach seinen Zwecken aufgeklärt werde. Hat irgend Einer ein Land im Sinne, wohin er seine Wünsche richtet, so suchen wir ihm das Einzelne deutlich zu machen, was im Ganzen seiner Einbildungskraft vorschwebte; uns wechselseitig einen Ueberblick der bewohnten und bewohnbaren Welt zu geben, ist die angenehmste, höchst belohnende Unterhaltung.

„In solchem Sinne nun dürfen wir uns in einem Weltbunde begriffen ansehen. Einfach groß ist der Gedanke, leicht die Ausführung durch Verstand und Kraft. Einheit ist allmächtig; deshalb keine Spaltung, kein Widerstreit unter uns! Insofern wir Grundsätze haben, sind sie uns Allen gemein. Der Mensch, so sagen wir, lerne sich ohne dauernden äußern Bezug zu denken; er suche das Folgerechte nicht an den Umständen, sondern in sich selbst; dort wird er's finden, mit Liebe hegen und pflegen;

er wird ſich ausbilden und einrichten, daß er überall zu Hauſe ſei. Wer ſich dem Nothwendigſten widmet, geht überall am Sicherſten zum Ziel; Andere hingegen, das Höhere, Zartere ſuchend, haben ſchon in der Wahl des Weges verrichtiger zu ſein. Doch was der Menſch auch ergreife und handhabe, der Einzelne iſt ſich nicht hinreichend; Geſellſchaft bleibt eines wackern Mannes höchſtes Bedürfniß. Alle brauchbaren Menſchen ſollen in Bezug unter einander ſtehen, wie ſich der Bauherr nach dem Architekten und dieſer nach Maurer und Zimmermann umſieht.

„Und ſo iſt denn Allen bekannt, wie und auf welche Weiſe unſer Bund geſchloſſen und gegründet ſei; Niemanden ſoden wir unter uns, der nicht zweckmäßig ſeine Thätigkeit jeden Augenblick üben könnte, der nicht verſichert wäre, daß er überall, wohin Zufall, Neigung, ja Leidenſchaft ihn führen könnte, ſich immer wohl empfohlen, aufgenommen und gefördert, ja von Unglücksfällen möglichſt wiederhergeſtellt finden werde.

„Zwei Pflichten ſodann haben wir aufs Strengſte übernommen; jeden Gottesdienſt in Ehren zu halten; denn ſie ſind alle mehr oder weniger im Credo verfaßt; ferner alle Regierungsformen gleichfalls gelten zu laſſen und, da ſie ſämmtlich eine zweckmäßige Thätigkeit fordern und befördern, innerhalb einer jeden uns, auf wie lange es auch ſei, nach ihrem Willen und Wunſch zu bemühen. Schließlich halten wir's für Pflicht, die Sittlichkeit ohne Pedanterei und Strenge zu üben und zu fördern, wie es die Ehrfurcht vor uns ſelbſt verlangt, welche aus den drei Ehrfurchten entſprießt, zu denen wir uns ſämmtlich bekennen, auch Alle in dieſe höhere allgemeine Weisheit, Einige ſogar von Jugend auf, eingeweiht zu ſein das Glück und die Freude haben. Dieſes Alles haben wir in der feierlichen Trennungsſtunde nochmals bedenken, erklären, vernehmen und anerkennen, auch mit einem traulichen Lebewohl beſiegeln wollen.

Bleibe nicht am Boden heften;
Friſch gewagt und friſch hinaus!
Kopf und Arm mit heitern Kräften,
Ueberall ſind ſie zu Haus;
Wo wir uns der Sonne freuen,
Sind wir jede Sorge los;
Daß wir uns in ihr zerſtreuen,
Darum iſt die Welt ſo groß."

Zehntes Kapitel.

Unter dem Schlußgesange richtete sich ein großer Theil der Anwesenden rasch empor und zog paarweise geordnet mit weit umherklingendem Schalle den Saal hinaus. Lenardo, sich niedersetzend, fragte den Gast, ob er sein Anliegen hier öffentlich vorzutragen gedenke oder eine besondere Sitzung verlange. Der Fremde stand auf, begrüßte die Gesellschaft und begann folgende Rede.

„Hier ist es, gerade in solcher Versammlung, wo ich mich vorerst ohne Weiteres zu erklären wünsche. Diese hier in Ruhe Verbliebenen, dem Anblick nach sämmtlich wackere Männer, geben schon durch ein solches Verharren deutlich Wunsch und Absicht zu erkennen, dem vaterländischen Grund und Boden auch fernerhin angehören zu wollen. Sie sind mir Alle freundlich gegrüßt; denn ich darf erklären, daß ich ihnen sämmtlich, wie sie sich hier ankündigen, ein hinreichendes Tagewerk auf mehrere Jahre anzubieten im Fall bin. Ich wünsche jedoch, aber erst nach kurzer Frist, eine nochmalige Zusammenkunft, weil es nöthig ist, vor allen Dingen den würdigen Vorstehern, welche bisher diese wackern Leute zusammenhielten, meine Angelegenheit vertraulich zu offenbaren und sie von der Zuverlässigkeit meiner Sendung zu überzeugen. Sodann aber will es sich ziemen, mich mit den Verharrenden im Einzelnen zu besprechen, damit ich erfahre, mit welchen Leistungen sie mein stattliches Anerbieten zu erwidern gedenken."

Hierauf begehrte Lenardo einige Frist, die nöthigsten Geschäfte des Augenblicks zu besorgen, und nachdem diese bestimmt war, richtete sich die Masse der Uebriggebliebenen anständig in die Höhe, gleichfalls paarweise unter einem mäßig geselligen Gesang aus dem Saale sich entfernend.

Odoard entdeckte sodann den zurückbleibenden beiden Führern seine Absichten und Vorsätze und legitimirte seine Berechtigung. Nun konnte er aber mit so vorzüglichen Menschen in fernerer Unterhaltung von dem Geschäft nicht Rechenschaft geben, ohne des menschlichen Grundes zu gedenken, worauf das Ganze eigentlich beruhe. Wechselseitige Erklärungen und Bekenntnisse

tiefer Herzensangelegenheiten entfalteten sich hieraus bei fortgesetztem Gespräch. Bis tief in die Nacht blieb man zusammen und verwickelte sich immer unentwirrbarer in die Labyrinthe menschlicher Gesinnungen und Schicksale. Hier nun fand sich Odoard bewogen, nach und nach von den Angelegenheiten seines Geistes und Herzens fragmentarische Rechenschaft zu geben; deshalb denn auch von diesem Gespräche uns freilich nur unvollständige und unbefriedigende Kenntniß zugekommen. Doch sollen wir auch hier Friedrich's glücklichem Talent des Auffassens und Festhaltens die Vergegenwärtigung interessanter Scenen verdanken, sowie einige Aufklärung über den Lebensgang eines vorzüglichen Mannes, der uns zu interessiren anfängt, wenn es auch nur Andeutungen wären desjenigen, was in der Folge vielleicht ausführlicher und im Zusammenhange mitzutheilen ist.

Nicht zu weit!

Es schlug Zehn in der Nacht, und so war denn zur verabredeten Stunde Alles bereit: im beränzten Sälchen zu Vieren eine geräumige, artige Tafel gedeckt, mit feinem Nachtisch und Zuckerzierlichkeiten zwischen blinkenden Leuchtern und Blumen bestellt. Wie freuten sich die Kinder auf diese Nachkost! denn sie sollten mit zu Tische sitzen. Indessen schlichen sie umher, geputzt und maskirt, und weil Kinder nicht zu entstellen sind, erschienen sie als die niedlichsten Zwillingsgenien. Der Vater berief sie zu sich, und sie sagten das Festgespräch, zu ihrer Mutter Geburtstag gedichtet, bei weniger Nachhilfe gar schicklich her.

Die Zeit verstrich; von Viertel- zu Viertelstunde enthielt die gute Alte sich nicht, des Freundes Ungeduld zu vermehren. Mehrere Lampen, sagte sie, seien auf der Treppe dem Erlöschen ganz nahe; ausgesuchte Lieblingsspeisen der Gefeierten könnten übergahr werden, so sei es zu befürchten. Die Kinder aus Langerweile fingen erst unartig an, und aus Ungeduld wurden sie unerträglich. Der Vater nahm sich zusammen, und doch wollte die angewohnte Gelassenheit ihm nicht zu Gebote stehen: er horchte sehnsüchtig auf die Wagen; einige rasselten unaufgehalten vorbei; ein gewisses Aergerniß wollte sich regen. Zum

Zeitvertreib forderte er noch eine Repetition von den Kindern; diese, im Ueberdruß unachtsam, zerstreut und ungeschickt, sprachen falsch, keine Geberde war mehr richtig, sie übertrieben wie Schauspieler, die nichts empfinden. Die Pein des guten Mannes wuchs mit jedem Momente; bald elf Uhr war vorüber. Das Weitere zu schildern, überlassen wir ihm selbst.

„Die Glocke schlug Elfe; meine Ungeduld war bis zur Verzweiflung gesteigert; ich hoffte nicht mehr, ich fürchtete. Nun war mir bange, sie möchte hereintreten, mit ihrer gewöhnlichen leichten Anmuth sich flüchtig entschuldigen, versichern, daß sie sehr müde sei, und sich betragen, als würfe sie mir vor, ich beschränke ihre Freuden. In mir kehrte sich Alles um und um, und gar Vieles, was ich Jahre her geduldet, lastete wiederkehrend auf meinem Geiste. Ich fing an, sie zu hassen; ich wußte kein Betragen zu denken, wie ich sie empfangen sollte. Die guten Kinder, wie Engelchen herausgeputzt, schliefen ruhig auf dem Sopha. Unter meinen Füßen brannte der Boden; ich begriff, ich verstand mich nicht, und mir blieb nichts übrig als zu fliehen, bis nur die nächsten Augenblicke überstanden wären. Ich eilte, leicht und festlich angezogen, wie ich war, nach der Hausthüre. Ich weiß nicht, was ich der guten Alten für einen Vorwand hinstotterte; sie drang mir einen Ueberrock zu, und ich fand mich auf der Straße in einem Zustande, den ich seit langen Jahren nicht empfunden hatte. Gleich dem jüngsten leidenschaftlichen Menschen, der nicht wo ein noch aus weiß, rannt' ich die Gassen hin und wieder. Ich hätte das freie Feld gewonnen; aber ein kalter, feuchter Wind blies streng und widerwärtig genug, um meinen Verdruß zu begrenzen."

Wir haben, wie an dieser Stelle auffallend zu bemerken ist, die Rechte des epischen Dichters uns anmaßend, einen geneigten Leser nur allzu schnell in die Mitte leidenschaftlicher Darstellung gerissen. Wir sehen einen bedeutenden Mann in häuslicher Verwirrung, ohne von ihm etwas weiter erfahren zu haben; deshalb wir denn für den Augenblick, um nur einigermaßen den Zustand aufzuklären, uns zu der guten Alten gesellen, horchend, was sie allenfalls vor sich hin, bewegt und verlegen, leise murmeln oder laut ausrufen möchte.

„Ich hab' es längst gedacht, ich hab' es vorausgesagt; ich habe die gnädige Frau nicht geschont, sie öfter gewarnt; aber es ist stärker wie sie. Wenn der Herr sich des Tags auf der Kanzlei, in der Stadt, auf dem Lande in Geschäften abmüdet,

so findet er Abends ein leeres Haus oder Gesellschaft, die ihm nicht zusagt. Sie kann es nicht lassen. Wenn sie nicht immer Menschen, Männer um sich sieht, wenn sie nicht hin und wieder fährt, sich aus- und umziehen kann, ist es, als wenn ihr der Athem ausginge. Heute an ihrem Geburtstag fährt sie früh aufs Land. Gut! Wir machen indeß hier Alles zurecht; sie verspricht heilig, um neun Uhr zu Hause zu sein. Wir sind bereit; der Herr überhört die Kinder ein auswendig gelerntes artiges Gedicht; sie sind herausgeputzt; Lampen und Lichter, Gesottenes und Gebratenes, an gar nichts fehlt es — aber sie kommt nicht. Der Herr hat viel Gewalt über sich, er verbirgt seine Ungeduld; sie bricht aus. Er entfernt sich aus dem Hause so spät; warum, ist offenbar; aber wohin? Ich habe ihr oft mit Nebenbuhlerinnen gedroht, ehrlich und redlich. Bisher hab' ich am Herrn nichts bemerkt; eine Schöne paßt ihm längst auf, bemüht sich um ihn. Wer weiß, wie er bisher gekämpft hat? Nun bricht's los; diesmal treibt ihn die Verzweiflung, seinen guten Willen nicht anerkannt zu sehen, bei Nacht aus dem Hause; da geb' ich Alles verloren. Ich sagt' es ihr mehr als einmal, sie solle es nicht zu weit treiben."

Suchen wir den Freund nun wieder auf und hören ihn selber.

„In dem angesehensten Gasthofe sah ich unten Licht, klopfte am Fenster und fragte den herausschauenden Kellner mit bekannter Stimme, ob nicht Fremde angekommen oder angemeldet seien? Schon hatte er das Thor geöffnet, verneinte Beides und bat mich, hereinzutreten. Ich fand es meiner Lage gemäß, das Märchen fortzusetzen, ersuchte ihn um ein Zimmer, das er mir gleich im zweiten Stock einräumte; der erste sollte, wie er meinte, für die erwarteten Fremden bleiben. Er eilte, Einiges zu veranstalten; ich ließ es geschehen und verbürgte mich für die Zeche. So weit war's vorüber; ich aber fiel wieder in meine Schmerzen zurück, vergegenwärtigte mir Alles und Jedes, erhöhte und milderte, schalt mich und suchte mich zu fassen, zu besänftigen; ließe sich doch morgen früh Alles wieder einleiten; ich dachte mir schon den Tag abermals im gewohnten Gange; dann aber kämpfte sich aufs Neue der Verdruß unbändig hervor; ich hatte nie geglaubt, daß ich so unglücklich sein könne."

An dem edlen Manne, den wir hier so unerwartet über einen geringscheinenden Vorfall in leidenschaftlicher Bewegung sehen, haben unsere Leser gewiß schon in dem Grade Theil genommen,

daß sie nähere Nachricht von seinen Verhältnissen zu erfahren wünschen. Wir benutzen die Pause, die hier in das nächtliche Abenteuer eintritt, indem er stumm und heftig in dem Zimmer auf- und abzugehen fortfährt.

Wir lernen Odoarden als den Sprößling eines alten Hauses kennen, auf welchen durch eine Folge von Generationen die edelsten Vorzüge vererbt worden. In der Militärschule gebildet, ward ihm ein gewandter Anstand zu eigen, der, mit den löblichsten Fähigkeiten verbunden, seinem Betragen eine ganz besondere Anmuth verlieh. Ein kurzer Hofdienst lehrte ihn die äußern Verhältnisse hoher Persönlichkeiten gar wohl einsehen, und als er nun hierauf, durch früh erworbene Gunst einer gesandtschaftlichen Sendung angeschlossen, die Welt zu sehen und fremde Höfe zu kennen Gelegenheit hatte, so that sich die Klarheit seiner Auffassung und glückliches Gedächtniß des Vergangenen bis aufs Genaueste, besonders aber ein guter Wille in Unternehmungen aller Art aufs Baldigste hervor. Die Leichtigkeit des Ausdrucks in manchen Sprachen, bei einer freien und nicht aufdringlichen Persönlichkeit, führte ihn von einer Stufe zur andern; er hatte Glück bei allen diplomatischen Sendungen, weil er das Wohlwollen der Menschen gewann und sich dadurch in den Vortheil setzte, Mißhelligkeiten zu schlichten, besonders auch die beiderseitigen Interessen bei gerechter Erwägung vorliegender Gründe zu befriedigen wußte.

Einen so vorzüglichen Mann sich anzueignen, war der erste Minister bedacht; er verheirathete ihm seine Tochter, ein Frauenzimmer von der heitersten Schönheit und gewandt in allen höhern geselligen Tugenden. Allein, wie dem Laufe aller menschlichen Glückseligkeit sich je einmal ein Damm entgegenstellt, der ihn irgendwo zurückdrängt, so war es auch hier der Fall. An dem fürstlichen Hofe wurde Prinzessin Sophronie als Mündel erzogen, sie der letzte Zweig ihres Astes, deren Vermögen und Anforderungen, wenn auch Land und Leute an den Oheim zurückfielen, noch immer bedeutend genug blieben; weshalb man sie denn, um weitläufige Erörterungen zu vermeiden, an den Erbprinzen, der freilich viel jünger war, zu verheirathen wünschte.

Odoard kam in Verdacht einer Neigung zu ihr; man fand, er habe sie in einem Gedichte unter dem Namen Aurora allzu leidenschaftlich gefeiert; hiezu gesellte sich eine Unvorsichtigkeit von ihrer Seite, indem sie mit eigener Charakterstärke gewissen

Neckereien ihrer Gespielinnen trotzig entgegnete, sie müßte keine Augen haben, wenn sie für solche Vorzüge blind sein sollte. Durch seine Heirath wurde nun wol ein solcher Verdacht beschwichtigt, aber durch heimliche Gegner dennoch im Stillen fortgenährt und gelegentlich wieder aufgeregt.

Die Staats- und Erbschaftsverhältnisse, ob man sie gleich so wenig als möglich zu berühren suchte, kamen doch manchmal zur Sprache. Der Fürst nicht sowol als kluge Räthe hielten es durchaus für nützlich, die Angelegenheit fernerhin ruhen zu lassen, während die stillen Anhänger der Prinzessin sie abgethan und dadurch die edle Dame in größerer Freiheit zu sehen wünschten, besonders da der benachbarte alte König, Sophronien verwandt und günstig, noch am Leben sei und sich zu väterlicher Einwirkung gelegentlich bereit erwiesen habe.

Odoard kam in Verdacht, bei einer blos ceremoniellen Sendung dorthin, das Geschäft, das man verspäten wollte, wieder in Anregung gebracht zu haben. Die Widersacher bedienten sich dieses Vorfalls, und der Schwiegervater, den er von seiner Unschuld überzeugt hatte, mußte seinen ganzen Einfluß anwenden, um ihm eine Art von Statthalterschaft in einer entfernten Provinz zu erwirken. Er fand sich glücklich daselbst. Alle seine Kräfte konnte er in Thätigkeit setzen; es war Nothwendiges, Nützliches, Gutes, Schönes, Großes zu thun; er konnte Dauerndes leisten, ohne sich aufzuopfern, anstatt daß man in jenen Verhältnissen, gegen seine Ueberzeugung sich mit Vorübergehendem beschäftigend, gelegentlich selbst zu Grunde geht.

Nicht so empfand es seine Gattin, welche nur in größern Zirkeln ihre Existenz fand und ihm nur später nothgedrungen folgte. Er betrug sich so schonend als möglich gegen sie und begünstigte alle Surrogate ihrer bisherigen Glückseligkeit, des Sommers Landpartien in der Nachbarschaft, im Winter ein Liebhabertheater, Bälle, und was sie sonst einzuleiten beliebte; ja, er duldete einen Hausfreund, einen Fremden, der sich seit einiger Zeit eingeführt hatte, ob er ihm gleich keineswegs gefiel, da er ihm durchaus, bei seinem klaren Blick auf Menschen, eine gewisse Falschheit anzusehen glaubte.

Von Allem diesem, was wir aussprechen, mag in dem gegenwärtigen bedenklichen Augenblick Einiges dunkel und trübe, ein Anderes klar und deutlich ihm vor der Seele vorübergegangen sein. Genug, wenn wir nach dieser vertraulichen Eröffnung, zu der Friedrich's gutes Gedächtniß den Stoff mitgetheilt, uns aber-

mals zu ihm wenden, so finden wir ihn wieder in dem Zimmer heftig auf- und abgehend, durch Geberden und manche Ausrufungen einen innern Kampf offenbarend.

„In solchen Gedanken war ich heftig im Zimmer auf- und abgegangen; der Kellner hatte mir eine Tasse Bouillon gebracht, deren ich sehr bedurfte; denn über den sorgfältigen Anstalten dem Fest zu Liebe hatte ich nichts zu mir genommen, und ein köstlich Abendessen stand unberührt zu Hause. In dem Augenblick hörten wir ein Posthorn sehr angenehm die Straße herauf. „Der kommt aus dem Gebirge," sagte der Kellner. Wir fuhren ans Fenster und sahen beim Schein zweier hellleuchtenden Wagenlaternen vierspännig, wohlbepackt vorfahren einen Herrschaftswagen. Die Bedienten sprangen vom Bocke. „Da sind sie!" rief der Kellner und eilte nach der Thüre. Ich hielt ihn fest, ihm einzuschärfen, er solle ja nichts sagen, daß ich da sei, nicht verrathen, daß etwas bestellt worden; er versprach's und sprang davon.

„Indessen hatte ich versäumt, zu beobachten, wer ausgestiegen sei, und eine neue Ungeduld bemächtigte sich meiner; mir schien, der Kellner säume allzu lange, mir Nachricht zu geben. Endlich vernahm ich von ihm, die Gäste seien Frauenzimmer, eine ältliche Dame von würdigem Ansehen, eine mittlere von unglaublicher Anmuth, ein Kammermädchen, wie man sie nur wünschen möchte.

„Sie fing an," sagte er, „mit Befehlen, fuhr fort mit Schmeicheln und fiel, als ich ihr schön that, in ein heiter schnippisches Wesen, das ihr wol das natürlichste sein mochte." „Gar schnell bemerkte ich," fuhr er fort, „die allgemeine Verwunderung, mich so alert und das Haus zu ihrem Empfang so bereit zu finden, die Zimmer erleuchtet, die Kamine brennend; sie machten sich's bequem; im Saale fanden sie ein kaltes Abendessen; ich bot Bouillon an, die ihnen willkommen schien."

„Nun saßen die Damen bei Tische; die ältere speiste kaum, die schöne Liebliche gar nicht; das Kammermädchen, das sie Lucie nannten, ließ sich's wohl schmecken und erhob dabei die Vorzüge des Gasthofes, erfreute sich der hellen Kerzen, des feinen Tafelzeugs, des Porzellans und aller Geräthschaften. Am lodernden Kamin hatte sie sich früher ausgewärmt und fragte nun den wieder eintretenden Kellner, ob man hier denn immer so bereit sei, zu jeder Stunde des Tags und der Nacht unvermuthet ankommende Gäste zu bewirthen. Dem jungen gewandten

Burschen ging es in diesem Falle wie Kindern, die wol das Geheimniß verschweigen, aber daß etwas Geheimes ihnen vertraut sei, nicht verbergen können. Erst antwortete er zweideutig, annähernd sodann, und zuletzt, durch die Lebhaftigkeit der Zofe, durch Hin- und Widerreden in die Enge getrieben, gestand er, es sei ein Bedienter, es sei ein Herr gekommen, sei fortgegangen, wiedergekommen; zuletzt aber entfuhr es ihm, der Herr sei wirklich oben und gehe beunruhigt auf und ab. Die junge Dame sprang auf, die Andern folgten. Es sollte ein alter Herr sein, meinten sie hastig; der Kellner versicherte dagegen, er sei jung. Nun zweifelten sie wieder; er betheuerte die Wahrheit seiner Aussage. Die Verwirrung, die Unruhe vermehrte sich. Es müsse der Oheim sein, versicherte die Schöne. Es sei nicht in seiner Art, erwiderte die Aeltere. Niemand als er habe wissen können, daß sie in dieser Stunde hier eintreffen würden, versetzte Jene bedarrlich. Der Kellner aber betheuerte fort und fort, es sei ein junger anziehnlicher, kräftiger Mann. Lucie schwur dagegen auf den Oheim; dem Schalk, dem Kellner, sei nicht zu trauen; er widerspreche sich schon eine halbe Stunde.

„Nach Allem diesem mußte der Kellner hinauf, dringend zu bitten, der Herr möge doch ja eilig herunterkommen, dabei auch zu drohen, die Damen würden heraufsteigen und selbst danken.

„Es ist ein Wirrwarr ohne Grenzen," fuhr der Kellner fort. „Ich begreife nicht, warum Sie zaudern, Sich sehen zu lassen; man hält Sie für einen alten Oheim, den man wieder zu umarmen leidenschaftlich verlangt. Gehen Sie hinunter, ich bitte! Sind denn das nicht die Personen, die Sie erwarteten? Verschmähen Sie ein allerliebstes Abenteuer nicht muthwillig! sehens- und hörenswerth ist die junge Schöne; es sind die anständigsten Personen. Eilen Sie hinunter! sonst rücken sie Ihnen wahrlich auf die Stube."

Leidenschaft erzeugt Leidenschaft. Bewegt, wie er war, sehnte er sich nach etwas Anderm, Fremdem. Er stieg hinab, in Hoffnung, sich mit den Ankömmlingen in heiterm Gespräch zu erklären, aufzuklären, fremde Zustände zu gewahren, sich zu zerstreuen; und doch war es ihm, als ginge er einem bekannten ahnungsvollen Zustand entgegen. Nun stand er vor der Thüre; die Damen, die des Oheims Tritt zu hören glaubten, eilten ihm entgegen; er trat ein. Welch ein Zusammentreffen! welch

ein Anblick! Die sehr Schöne that einen Schrei und warf sich der Aeltern um den Hals; der Freund erkannte sie Beide, er schrak zurück; dann drängt' es ihn vorwärts; er lag zu ihren Füßen und berührte ihre Hand, die er sogleich wieder losließ, mit dem bescheidensten Kuß; die Silben: Au—re—ra! erstarben auf seinen Lippen.

Wenden wir unsern Blick nunmehr nach dem Hause unseres Freundes, so finden wir daselbst ganz eigene Zustände. Die gute Alte wußte nicht, was sie thun oder lassen sollte; sie unterhielt die Lampen des Vorhauses und der Treppe; das Essen hatte sie vom Feuer gehoben; einiges war unwiederbringlich verdorben. Die Kammerjungfer war bei den schlafenden Kindern geblieben und hatte die vielen Kerzen der Zimmer gehütet, so ruhig und geduldig, als Jene verdrießlich hin- und herfahrend.

Endlich rollte der Wagen vor; die Dame stieg aus und vernahm, ihr Gemahl sei vor einigen Stunden abgerufen worden. Die Treppe hinaufsteigend, schien sie von der festlichen Erleuchtung keine Kenntniß zu nehmen. Nun erfuhr die Alte von einem Bedienten, ein Unglück sei unterwegs begegnet, der Wagen in einen Graben geworfen worden, und was Alles nachher sich ereignet.

Die Dame trat ins Zimmer. „Was ist das für eine Maskerade?" sagte sie, auf die Kinder deutend.

„Es hätte Ihnen viel Vergnügen gemacht," versetzte die Jungfer, „wären Sie einige Stunden früher angekommen."

Die Kinder, aus dem Schlafe gerüttelt, sprangen auf und begannen, als sie die Mutter vor sich sahen, ihren eingelernten Spruch. Von beiden Seiten verlegen, ging es eine Weile; dann, ohne Aufmunterung und Nachhilfe, kam es zum Stocken; endlich brach es völlig ab, und die guten Kleinen wurden mit einigen Liebkosungen zu Bette geschickt. Die Dame sah sich allein, warf sich auf den Sopha und brach in bittere Thränen aus.

Doch es wird nun ebenfalls nothwendig, von der Dame selbst und von dem, wie es scheint, übel abgelaufenen ländlichen Feste nähere Nachricht zu geben. Albertine war eine von den Frauenzimmern, denen man unter vier Augen nichts zu sagen hätte, die man aber sehr gern in großer Gesellschaft sieht. Dort erscheinen sie als wahre Zierden des Ganzen und als Reizmittel in jedem Augenblick einer Stockung. Ihre Anmuth ist von der

Art, daß sie, um sich zu äußern, sich bequem darzuthun, einen gewissen Raum braucht; ihre Wirkungen verlangen ein größeres Publikum, sie bedürfen eines Elements, das sie trägt, das sie nöthigt, anmuthig zu sein; gegen den Einzelnen wissen sie sich kaum zu betragen.

Auch hatte der Hausfreund blos dadurch ihre Gunst, und erhielt sich darin, weil er Bewegung auf Bewegung einzuleiten und immerfort, wenn auch keinen großen, doch einen heitern Kreis im Treiben zu erhalten wußte. Bei Rollenaustheilungen wählte er sich die zärtlichen Väter und wußte durch ein anständiges, artiges Benehmen über die jüngern ersten, zweiten und dritten Liebhaber sich ein Uebergewicht zu verschaffen.

Florine, Besitzerin eines bedeutenden Rittergutes in der Nähe, Winters in der Stadt wohnend, verpflichtet gegen Odoarden, dessen staatswirthliche Einrichtung zufälliger-, aber glücklicherweise ihrem Landsitz höchlich zu Gute kam und den Ertrag desselben in der Folge bedeutend zu vermehren die Aussicht gab, bezog Sommers ihr Landgut und machte es zum Schauplatze vielfacher anständiger Vergnügungen. Geburtstage besonders wurden niemals verabsäumt und mannichfaltige Feste veranstaltet.

Florine war ein munteres, neckisches Wesen, wie es schien, nirgends anhänglich, auch keine Anhänglichkeit fordernd noch verlangend. Leidenschaftliche Tänzerin, schätzte sie die Männer nur, insofern sie sich gut im Takte bewegten; ewig rege Gesellschafterin, hielt sie Denjenigen unerträglich, der auch nur einen Augenblick vor sich hinsah und nachzudenken schien, übrigens als heitere Liebhaberin, wie sie in jedem Stück, jeder Oper nöthig sind, sich gar anmuthig darstellend; weshalb denn zwischen ihr und Albertinen, welche die Anständigen spielte, sich nie ein Rangstreit hervorthat.

Den eintretenden Geburtstag in guter Gesellschaft zu feiern, war aus der Stadt und aus dem Lande umher die beste Gesellschaft eingeladen. Einen Tanz, schon nach dem Frühstück begonnen, setzte man nach Tafel fort; die Bewegung zog sich in die Länge; man fuhr zu spät ab, und von der Nacht auf schlimmem Wege, doppelt schlimm, weil er eben gebessert wurde, ehe man's dachte, schon überrascht, versah's der Kutscher und warf in einen Graben. Unsere Schöne mit Florinen und dem Hausfreunde fühlten sich in schlimmer Verwicklung; der Letzte wußte sich schnell herauszuwinden, dann über den Wagen sich

biegend, rief er: „Florine, wo bist Du?“ Albertine glaubte zu träumen; er faßte hinein und zog Florinen, die oben lag, ohnmächtig hervor, bemühte sich um sie und trug sie endlich auf kräftigem Arm den wiedergefundenen Weg hin. Albertine stak noch im Wagen; Kutscher und Bedienter halfen ihr heraus, und gestützt auf den Letzten, suchte sie weiter zu kommen. Der Weg war schlimm, für Tanzschuhe nicht günstig; obgleich von dem Burschen unterstützt, strauchelte sie jeden Augenblick. Aber im Innern sah es noch wilder, noch wüster aus; wie ihr geschah, wußte sie nicht, begriff sie nicht.

Allein als sie ins Wirthshaus trat, in der kleinen Stube Florinen auf dem Bette, die Wirthin und Lelio um sie beschäftigt sah, ward sie ihres Unglücks gewiß. Ein geheimes Verhältniß zwischen dem untreuen Freund und der verrätherischen Freundin offenbarte sich blitzschnell a.; einmal; sie mußte sehen, wie Diese, die Augen aufschlagend, sich dem Freund um den Hals warf, mit der Wonne einer neu wiederauflebenden zärtlichsten Aneignung, wie die schwarzen Augen wieder glänzten, eine frische Röthe die bläßlichen Wangen auf einmal wieder zierend färbte; wirklich sah sie verjüngt, reizend, allerliebst aus.

Albertine stand, vor sich hinschauend, einzeln, kaum bemerkt; Jene erholten sich, nahmen sich zusammen; der Schade war geschehen. Man war denn doch genöthigt, sich wieder in den Wagen zu setzen, und in der Hölle selbst könnten widerwärtig Gesinnte, Verrathene mit Verräthern, so eng nicht zusammengepackt sein.

Elftes Kapitel.

Lenardo sowol als Odoard waren einige Tage sehr lebhaft beschäftigt, Jener, die Abreisenden mit allem Nöthigen zu versehen, Dieser, sich mit den Bleibenden bekannt zu machen, ihre Fähigkeiten zu beurtheilen, um sie von seinen Zwecken hinreichend zu unterrichten. Indessen blieb Friedrichen und unserm Freunde Raum und Ruhe zu stiller Unterhaltung. Wilhelm ließ sich den Plan im Allgemeinen vorzeichnen, und da man mit Landschaft und Gegend genugsam vertraut geworden, auch die Hoffnung besprochen war, in einem ausgedehnten Gebiete eine große Anzahl Bewohner entwickelt zu sehen, so wendete sich das Gespräch, wie natürlich, zuletzt auf das, was Menschen eigentlich

zusammenhält, auf Religion und Sitte. Hierüber konnte denn der heitere Friedrich hinreichende Auskunft geben, und wir würden wol Dank verdienen, wenn wir das Gespräch in seinem Laufe mittheilen könnten, das durch Frag' und Antwort, durch Einwendung und Berichtigung sich gar löblich durchschlang und in mannichfaltigem Schwanken zu dem eigentlichen Zweck gefällig hinbewegte. Indessen dürfen wir uns so lange nicht aufhalten und geben lieber gleich die Resultate, als daß wir uns verpflichteten, sie erst nach und nach in dem Geiste unserer Leser hervortreten zu lassen. Folgendes ergab sich als die Quintessenz dessen, was verhandelt wurde.

Daß der Mensch ins Unvermeidliche sich füge, darauf dringen alle Religionen; jede sucht auf ihre Weise mit dieser Aufgabe fertig zu werden. Die christliche hilft durch Glauben, Liebe, Hoffnung gar anmuthig nach; daraus entsteht denn die Geduld, ein süßes Gefühl, welch eine schätzbare Gabe das Dasein bleibe, auch wenn ihm anstatt des gewünschten Genusses das widerwärtigste Leiden aufgebürdet wird.*) An dieser Religion halten wir fest, aber auf eine eigene Weise: wir unterrichten unsere Kinder von Jugend auf von den großen Vortheilen, die sie uns gebracht hat; dagegen von ihrem Ursprung, von ihrem Verlauf geben wir zuletzt Kenntniß; alsdann wird uns der Urheber erst lieb und werth, und alle Nachricht, die sich auf ihn bezieht, wird heilig. In diesem Sinne, den man vielleicht pedantisch nennen mag, aber doch als folgerecht anerkennen muß, dulden wir keinen Juden unter uns; denn wie sollten wir ihm den Antheil an der höchsten Kultur vergönnen, deren Ursprung und Herkommen er verleugnet?

Hievon ist unsere Sittenlehre ganz abgesondert; sie ist rein thätig und wird in den wenigen Geboten begriffen: Mäßigung im Willkürlichen, Emsigkeit im Nothwendigen. Nun mag ein Jeder diese lakonischen Worte nach seiner Art im Lebensgange benutzen, und er hat einen ergiebigen Text zu grenzenloser Ausführung.

Der größte Respekt wird Allen eingeprägt für die Zeit, als für die höchste Gabe Gottes und der Natur und die aufmerksamste Begleiterin des Daseins. Die Uhren sind bei uns ver-

*) Anderswo äußert Goethe: „Glaube, Liebe, Hoffnung fühlen einst in ruhiger geselliger Stunde einen plastischen Trieb in ihrer Natur; sie befestigten sich zusammen und schufen ein liebliches Gebilde, eine Handvoll im höhern Sinne, die Geduld."

vielfältigt und deuten sämmtlich mit Zeiger und Schlag die Viertelstunden an, und um solche Zeichen möglichst zu vervielfältigen, geben die in unserm Lande errichteten Telegraphen, wenn sie sonst nicht beschädigt sind, den Lauf der Stunden bei Tag und bei Nacht an, und zwar durch eine sehr geistreiche Vorrichtung.

Unsere Sittenlehre, die also ganz praktisch ist, dringt nun hauptsächlich auf Besonnenheit; und diese wird durch Eintheilung der Zeit, durch Aufmerksamkeit auf jede Stunde höchlichst gefördert. Etwas muß gethan sein in jedem Moment; und wie wollt' es geschehen, achtete man nicht auf das Werk wie auf die Stunde?

In Betracht, daß wir erst anfangen, legen wir großes Gewicht auf die Familienkreise. Den Hausvätern und Hausmüttern denken wir große Verpflichtungen zuzutheilen; die Erziehung wird bei uns um so leichter, als Jeder für sich selbst Knechte und Mägde, Diener und Dienerinnen stellen muß.

Gewisse Dinge freilich müssen nach einer gewissen gleichförmigen Einheit gebildet werden: Lesen, Schreiben, Rechnen mit Leichtigkeit der Masse zu überliefern, übernimmt der Abbé; seine Methode erinnert an den wechselseitigen Unterricht, doch ist sie geistreicher; eigentlich aber kommt Alles darauf an, zu gleicher Zeit Lehrer und Schüler zu bilden.

Aber noch eines wechselseitigen Unterrichts will ich erwähnen: der Uebung, anzugreifen und sich zu vertheidigen. Hier ist Lothario in seinem Felde; seine Manövers haben etwas Aehnliches von unsern Feldjägern; doch kann er nicht anders als original sein.

Hiebei bemerke ich, daß wir im bürgerlichen Leben keine Glocken, im soldatischen keine Trommeln haben; dort, wie hier, ist Menschenstimme, verbunden mit Blasinstrumenten, hinreichend. Das Alles ist schon da gewesen und ist noch da; die schickliche Anwendung desselben aber ist dem Geist überlassen, der es auch allenfalls wol erfunden hätte.

Das größte Bedürfniß eines Staats ist das einer muthigen Obrigkeit, und daran soll es dem unsrigen nicht fehlen; wir Alle sind ungeduldig, das Geschäft anzutreten, munter und überzeugt, daß man einfach anfangen müsse. So denken wir nicht an Justiz, aber wol an Polizei. Ihr Grundsatz wird kräftig ausgesprochen: Niemand soll dem Andern unbequem sein; wer sich unbequem erweist, wird beseitigt, bis er begreift, wie man

sich anstellt, um geduldet zu werden. Ist etwas Lebloses, Unvernünftiges in dem Falle, so wird dies gleichmäßig bei Seite gebracht.

In jedem Bezirk*) sind drei Polizeidirektoren, die alle acht Stunden wechseln, schichtweise, wie im Bergwerk, das auch nicht stillstehen darf, und einer unserer Männer wird bei Nachtzeit vorzüglich bei der Hand sein.

Sie haben das Recht, zu ermahnen, zu tadeln, zu schelten und zu beseitigen; finden sie es nöthig, so rufen sie mehr oder weniger Geschworne zusammen. Sind die Stimmen gleich, so entscheidet der Vorsitzende nicht, sondern es wird das Loos gezogen, weil man überzeugt ist, daß bei gegen einander stehenden Meinungen es immer gleichgiltig ist, welche befolgt wird. Wegen der Majorität haben wir ganz eigene Gedanken: wir lassen sie freilich gelten im nothwendigen Weltlauf, im höhern Sinne haben wir aber nicht viel Zutrauen auf sie. Doch darüber darf ich mich nicht weiter auslassen.

Fragt man nach der höhern Obrigkeit, die Alles lenkt, so findet man sie niemals an einem Orte; sie zieht beständig umher, um Gleichheit in den Hauptsachen zu erhalten und in läßlichen Dingen einem Jeden seinen Willen zu gestatten. Ist dies doch schon einmal im Lauf der Geschichte da gewesen: die deutschen Kaiser zogen umher, und diese Einrichtung ist dem Sinne freier Staaten am Allergemäßesten. Wir fürchten uns vor einer Hauptstadt, ob wir schon den Punkt in unsern Besitzungen sehen, wo sich die größte Anzahl von Menschen zusammenhalten wird. Dies aber verheimlichen wir; dies mag nach und nach, und wird noch früh genug entstehen.

Dieses sind im Allgemeinsten die Punkte, über die man meistens einig ist; doch werden sie beim Zusammentreten von mehreren oder auch wenigern Gliedern immer wieder aufs Neue durchgesprochen. Die Hauptsache wird aber sein, wenn wir uns an Ort und Stelle befinden. Den neuen Zustand, der aber dauern soll, spricht eigentlich das Gesetz aus. Unsere Strafen sind gelind. Ermahnung darf sich Jeder erlauben, der ein gewisses Alter hinter sich hat, mißbilligen und schelten nur der anerkannte Aelteste, bestrafen nur eine zusammenberufene Zahl.**)

*) Großen Regierungsbezirken. Pennsylvanien bestand so ursprünglich aus sechs Bezirken.

**) Ein vom Aeltesten berufenes Geschwornengericht.

Man bemerkt, daß strenge Gesetze sich sehr bald abstumpfen und nach und nach loser werden, weil die Natur immer ihre Rechte behauptet. Wir haben lässliche Gesetze, um nach und nach strenger werden zu können; unsere Strafen bestehen vorerst in Absonderung von der bürgerlichen Gesellschaft, gelinder, entschiedener, kürzer und länger nach Befund. Wächst nach und nach der Besitz der Staatsbürger, so zwackt man ihnen auch davon ab, weniger oder mehr, wie sie verdienen, daß man ihnen von dieser Seite wehe thue.

Allen Gliedern des Bandes ist davon Kenntniß gegeben, und bei angestelltem Examen hat sich gefunden, daß Jeder von den Hauptpunkten auf sich selbst die schicklichste Anwendung macht. Die Hauptsache bleibt nur immer, daß wir die Vortheile der Kultur mit hinübernehmen und die Nachtheile zurücklassen. Branntweinschenken und Lesebibliotheken werden bei uns nicht geduldet; wie wir uns aber gegen Flaschen und Bücher verhalten, will ich lieber nicht eröffnen; dergleichen Dinge wollen gethan sein, wenn man sie beurtheilen soll.

Und in eben diesem Sinne hält der Sammler und Ordner dieser Papiere mit andern Anordnungen zurück, welche unter der Gesellschaft selbst noch als Probleme zirkuliren, und welche zu versuchen man vielleicht an Ort und Stelle nicht räthlich findet; um desto weniger Beifall dürfte man sich versprechen, wenn man derselben hier umständlich erwähnen wollte.

Zwölftes Kapitel.

Die zu Odoard's Vertrag angesetzte Frist war gekommen, welcher, nachdem Alles versammelt und beruhigt war, folgendermaßen zu reden begann:

„Das bedeutende Werk, an welchem Theil zu nehmen ich diese Masse wackerer Männer einzuladen habe, ist Ihnen nicht ganz unbekannt; denn ich habe ja schon im Allgemeinen mit Ihnen davon gesprochen. Aus meinen Eröffnungen geht hervor, daß in der alten Welt so gut wie in der neuen Räume sind, welche einen bessern Anbau bedürfen, als ihnen bisher zu Theil ward.*) Dort hat die Natur große, weite Strecken ausgebreitet, wo sie unberührt und eingewildert liegt, daß man sich kaum

*) Er widerspricht der Aeußerung Lenardo's S. 351.

getraut, auf sie loszugehen und ihr einen Kampf anzubieten. Und doch ist es leicht für den Entschlossenen, ihr nach und nach die Wüsteneien abzugewinnen und sich eines theilweisen Besitzes zu versichern. In der alten Welt ist es das Umgekehrte. Hier ist überall ein theilweiser Besitz schon ergriffen, mehr oder weniger durch undenkliche Zeit das Recht dazu geheiligt; und wenn dort das Grenzenlose als unüberwindliches Hinderniß erscheint, so setzt hier das einfach Begrenzte beinahe noch schwerer zu überwindende Hindernisse entgegen. Die Natur ist durch Emsigkeit der Menschen, durch Gewalt oder Ueberredung zu nöthigen.

„Wird der einzelne Besitz von der ganzen Gesellschaft für heilig geachtet, so ist er es dem Besitzer noch mehr. Gewohnheit, jugendliche Eindrücke, Achtung für Vorfahren, Abneigung gegen den Nachbar und hunderterlei Dinge sind es, die den Besitzer starr und gegen jede Veränderung widerwillig machen. Je älter dergleichen Zustände sind, je verflochtener, je getheilter, desto schwieriger wird es, das Allgemeine durchzuführen, das, indem es dem Einzelnen etwas nähme, dem Ganzen und durch Rück- und Mitwirkung auch Jenem wieder unerwartet zu Gute käme.

„Schon mehrere Jahre steh' ich im Namen meines Fürsten einer Provinz vor, die, von seinen Staaten getrennt, lange nicht so, wie es möglich wäre, benutzt wird. Eben diese Abgeschlossenheit oder Eingeschlossenheit, wenn man will, hindert, daß bisher keine Anstalt sich treffen ließ, die den Bewohnern Gelegenheit gegeben hätte, das, was sie vermögen, nach außen zu verbreiten, und von außen zu empfangen, was sie bedürfen.

„Mit unumschränkter Vollmacht gebot ich in diesem Lande. Manches Gute war zu thun, aber doch immer nur ein beschränktes; dem Bessern waren überall Riegel vorgeschoben, und das Wünschenswertheste schien in einer andern Welt zu liegen.

„Ich hatte keine andere Verpflichtung als gut Haus zu halten. Was ist leichter als das! Ebenso leicht ist es, Mißbräuche zu beseitigen, menschlicher Fähigkeiten sich zu bedienen, den Bestrebsamen nachzuhelfen. Dies Alles ließ sich mit Verstand und Gewalt recht bequem leisten; dies Alles that sich gewissermaßen von selbst. Aber wohin besonders meine Aufmerksamkeit, meine Sorge sich richtete, dies waren die Nachbarn, die nicht mit gleichen Gesinnungen, am Wenigsten mit gleicher Ueberzeugung, ihre Landestheile regierten und regieren ließen.

„Beinahe hätte ich mich resignirt und mich innerhalb meiner Lage am Besten gehalten und das Herkömmliche so gut, als es sich thun ließ, benutzt; aber ich bemerkte auf einmal, das Jahrhundert komme mir zu Hilfe. Jüngere Beamte wurden in der Nachbarschaft angestellt; sie begten gleiche Gesinnungen, aber freilich nur im Allgemeinen wohlwollend, und pflichteten nach und nach meinen Planen zu allseitiger Verbindung um so eher bei, als mich das Loos traf, die größern Aufopferungen zuzugestehen, ohne daß gerade Jemand merkte, auch der größere Vortheil neige sich auf meine Seite.

„So sind nun unser Drei über ansehnliche Landesstrecken zu gebieten befugt; unsere Fürsten und Minister sind von der Redlichkeit und Nützlichkeit unserer Vorschläge überzeugt; denn es gehört freilich mehr dazu, seinen Vortheil im Großen als im Kleinen zu übersehen. Hier zeigt uns immer die Nothwendigkeit, was wir zu thun und zu lassen haben; und da ist denn schon genug, wenn wir diesen Maaßstab ans Gegenwärtige legen; dort aber sollen wir eine Zukunft erschaffen, und wenn auch ein durchdringender Geist den Plan dazu fände, wie kann er hoffen, Andere darin einstimmen zu sehen?

„Noch würde dies dem Einzelnen nicht gelingen; die Zeit, welche die Geister frei macht, öffnet zugleich ihren Blick ins Weitere, und im Weitern läßt sich das Größere leicht erkennen, und eins der stärksten Hindernisse menschlicher Handlungen wird leichter zu entfernen. Dieses besteht nämlich darin, daß die Menschen wol über die Zwecke einig werden, viel seltener aber über die Mittel, dahin zu gelangen. Denn das wahre Große hebt uns über uns selbst hinaus und leuchtet uns vor wie ein Stern; die Wahl der Mittel aber ruft uns in uns selbst zurück, und da wird der Einzelne gerade wie er war, und übt sich ebenso isolirt, als hätt' er vorher nicht ins Ganze gestimmt.

„Hier also haben wir zu wiederholen: das Jahrhundert muß uns zu Hilfe kommen, die Zeit an die Stelle der Vernunft treten, und in einem erweiterten Herzen der höhere Vortheil den niedern verdrängen.

„Hiemit sei es genug; und wär' es zu viel für den Augenblick, in der Folge werd' ich einen jeden Theilnehmer daran erinnern. Genaue Vermessungen sind geschehen, die Straßen bezeichnet, die Punkte bestimmt, wo man die Gasthöfe und in der Folge vielleicht die Dörfer heranrückt. Zu aller Art von Baulichkeiten ist Gelegenheit, ja Nothwendigkeit vorhanden.

Treffliche Baumeister und Techniker bereiten Alles vor; Risse und Anschläge sind gefertigt; die Absicht ist, größere und kleinere Akkorde abzuschließen und so mit genauer Kontrole die bereit liegenden Geldsummen zur Verwunderung des Mutterlandes zu verwenden; da wir denn der schönsten Hoffnung leben, es werde sich eine vereinte Thätigkeit nach allen Seiten von nun an entwickeln.

„Worauf ich nun aber die sämmtlichen Theilnehmer aufmerksam zu machen habe, weil es vielleicht auf ihre Entschließung Einfluß haben könnte, ist die Einrichtung, die Gestalt, in welche wir alle Mitwirkenden vereinigen und ihnen eine würdige Stellung unter sich und gegen die übrige bürgerliche Welt zu schaffen gedenken.

„Sobald wir jenen bezeichneten Boden betreten, werden die Handwerke sogleich für Künste erklärt und durch die Bezeichnung strenge Künste von den freien entschieden getrennt und abgesondert. Diesmal kann hier nur von solchen Beschäftigungen die Rede sein, welche den Aufbau sich zur Angelegenheit machen; die sämmtlichen hier anwesenden Männer, jung und alt, bekennen sich zu dieser Klasse.

„Zählen wir sie der in der Folge, wie sie den Bau in die Höhe richten und nach und nach zur Wohnbarkeit befördern. Die Steinmetzen nenn' ich voraus, welche den Grund- und Eckstein vollkommen bearbeiten, den sie mit Beihilfe der Maurer am rechten Ort in der genauesten Bezeichnung niedersenken. Die Maurer folgen hierauf, die auf den streng untersuchten Grund das Gegenwärtige und Zukünftige wohl befestigen. Früher oder später bringt der Zimmermann seine vorbereiteten Konstruktionen herbei, und so steigt nach und nach das Beabsichtigte in die Höhe. Den Dachdecker rufen wir eiligst herbei; im Innern bedürfen wir des Tischers, Glasers, Schlossers, und wenn ich den Tüncher zuletzt nenne, so geschieht es, weil er mit seiner Arbeit zur verschiedensten Zeit eintreten kann, um zuletzt dem Ganzen in- und auswendig einen gefälligen Schein zu geben. Mancher Hilfsarbeiten gedenk' ich nicht, nur die Hauptsache verfolgend.

„Die Stufen von Lehrling, Gesell und Meister müssen aufs Strengste beobachtet werden; auch können in diesen viele Abstufungen gelten, aber Prüfungen können nicht sorgfältig genug sein. Wer beantritt, weiß, daß er sich einer strengen Kunst ergiebt, und er darf keine lässlichen Forderungen von ihr

erwarten. Ein einziges Glied, das in einer großen Kette bricht, vernichtet das Ganze. Bei großen Unternehmungen wie bei großen Gefahren muß der Leichtsinn verbannt sein.

„Gerade hier muß die strenge Kunst der freien zum Muster dienen und sie zu beschämen trachten. Sehen wir die sogenannten freien Künste an, die doch eigentlich in einem höhern Sinne zu nehmen und zu nennen sind, so findet man, daß es ganz gleichgiltig ist, ob sie gut oder schlecht betrieben werden. Die schlechteste Statue steht auf ihren Füßen wie die beste; eine gemalte Figur schreitet mit verzeichneten Füßen gar munter vorwärts, ihre mißgestalteten Arme greifen gar kräftig zu; die Figuren stehen nicht auf dem richtigen Plan, und der Boden fällt deswegen nicht zusammen. Bei der Musik ist es noch auffallender: die gellende Fidel eines Dorfschenke erregt die wackern Glieder aufs Kräftigste, und wir haben die unschicklichsten Kirchenmusiken gehört, bei denen der Gläubige sich erbaute. Wollt Ihr nun gar auch die Poesie zu den freien Künsten rechnen, so werdet Ihr freilich sehen, daß diese kaum weiß, wo sie eine Grenze finden soll. Und doch hat jede Kunst ihre innern Gesetze, deren Nichtbeobachtung aber der Menschheit keinen Schaden bringt; dagegen die strengen Künste dürfen sich nichts erlauben. Den freien Künstler darf man loben, man kann an seinen Vorzügen Gefallen finden, wenngleich seine Arbeit bei näherer Untersuchung nicht Stich hält.

„Betrachten wir aber die beiden, sowol die freien als strengen Künste in ihren vollkommensten Zuständen, so hat sich diese vor Pedanterei und Bocksbeutelei, jene vor Gedankenlosigkeit und Pfuscherei zu hüten. Wer sie zu leiten hat, wird hierauf aufmerksam machen; Mißbräuche und Mängel werden dadurch verhütet werden.

„Ich wiederhole mich nicht (denn unser ganzes Leben wird eine Wiederholung des Gesagten sein); ich bemerke nur noch Folgendes. Wer sich einer strengen Kunst ergiebt, muß sich ihr fürs Leben widmen. Bisher nannte man sie Handwerk, ganz angemessen und richtig; die Bekenner sollten mit der Hand wirken, und die Hand, soll sie das, so muß ein eigenes Leben sie beseelen, sie muß eine Natur für sich sein, ihre eigenen Gedanken, ihren eigenen Willen haben; und das kann sie nicht auf vielerlei Weise."

Nachdem der Redende mit hinzugefügten guten Worten geschlossen hatte, richteten die sämmtlichen Anwesenden sich auf,

und die Gewerke, anſtatt abzuziehen, bildeten einen regelmäßigen Kreis vor der Tafel der anerkannten Obern. Odoard reichte den Sämmtlichen ein gedrucktes Blatt umher, wovon ſie nach einer bekannten Melodie mäßig munter ein zutrauliches Lied ſangen.

Bleiben, Stehen, Gehen, Bleiben,
Sei fortan dem Tücht'gen gleich;
Wo wir Nützliches betreiben,
Iſt der wertheſte Bereich.
Dir zu folgen wird ein Leichtes;
Wer gehorchet, der erreicht es;
Zeig ein feſtes Vaterland!
Heil dem Führer! Heil dem Band!

Du vertheilſt Kraft und Bürde
Und erwägſt es ganz genau,
Giebſt dem Alten Ruh und Würde,
Jünglingen Geſchäft und Frau.
Wechſelſeitiges Vertrauen
Wird ein reinlich Häuschen bauen,
Schließen Hof und Gartenzaun,
Auch der Nachbarſchaft vertraun.

Wo an wohlgebahnten Straßen
Man in neuer Schenke weilt,
Wo dem Fremdling reicher Maßen
Ackerfeld iſt zugetheilt,
Siedeln wir uns an mit Andern.
Eilet, eilet, einzuwandern
In das feſte Vaterland!
Heil Dir, Führer! Heil Dir, Band!

Dreizehntes Kapitel.

Eine vollkommene Stille ſchloß ſich an dieſe lebhafte Bewegung der vergangenen Tage. Die drei Freunde blieben allein gegen einander über ſtehen, und es ward gar bald merkbar, daß Zwei von ihnen, Lenardo und Friedrich, von einer ſonder-

baren Unruhe bewegt wurden. Beide verbargen nicht, daß sie ungeduldig seien, für ihren Theil in der Abreise von diesem Ort sich gehindert zu sehen; sie erwarteten einen Boten, hieß es, und es kam indessen nichts Vernünftiges, nichts Entscheidendes zur Sprache.

Endlich kommt der Bote, ein bedeutendes Packet überbringend, worüber sich Friedrich sogleich herwirft, um es zu eröffnen. Lenardo hält ihn ab und spricht: „Laß es unberührt, leg es vor uns nieder auf den Tisch! wir wollen es ansehen, denken und vermuthen, was es enthalten möge. Denn unser Schicksal ist seiner Bestimmung näher, und wenn wir nicht selbst Herren darüber sind, wenn es von dem Verstande, von den Empfindungen Anderer abhängt, ein Ja oder Nein, ein So oder So zu erwarten ist, dann ziemt es, ruhig zu stehen, sich zu fassen, sich zu fragen, ob man es erdulden würde, als wenn es ein sogenanntes Gottesurtheil wäre, wo uns auferlegt ist, die Vernunft gefangen zu nehmen."

„Du bist nicht so gefaßt, als Du scheinen willst!" versetzte Friedrich. „Bleibe deswegen allein mit Deinen Geheimnissen und schalte darüber nach Belieben! mich berühren sie auf alle Fälle nicht. Aber laß mich indeß diesem alten geprüften Freunde den Inhalt offenbaren und die zweifelhaften Zustände vorlegen, die wir ihm schon so lange verheimlicht haben."

Mit diesen Worten riß er unsern Freund mit sich weg, und schon unterwegs rief er aus: „Sie ist gefunden, längst gefunden! und es ist nur die Frage, wie es mit ihr werden soll."

„Das wußt' ich schon," sagte Wilhelm; „denn Freunde offenbaren einander gerade das am Deutlichsten, was sie einander verschweigen; die letzte Stelle des Tagebuchs, wo sich Lenardo gerade mitten im Gebirg des Briefes erinnert, den ich ihm schrieb, rief mir in der Einbildungskraft im ganzen Umgange des Geistes und Gefühls jenes gute Wesen hervor; ich sah ihn schon mit dem nächsten Morgen sich ihr nähern, sie anerkennen, und was daraus mochte gefolgt sein. Da will ich denn aber aufrichtig gestehen, daß nicht Neugierde, sondern ein redlicher Antheil, den ich ihr gewidm.. habe, mich über Euer Schweigen und Zurückhalten beunruhigte."

„Und in diesem Sinne," rief Friedrich, „bist Du gerade bei diesem angekommenen Packet hauptsächlich mit interessirt; der Verfolg des Tagebuchs war an Makarien gesandt, und man wollte Dir durch Erzählung das ernst anmuthige Ereigniß nicht verkümmern.

Nun sollst Du's auch gleich haben; Lenardo hat gewiß indessen ausgepackt, und das braucht er nicht zu seiner Aufklärung."

Friedrich sprang hiemit nach alter Art hinweg, sprang wieder herbei und brachte das versprochene Heft.

„Nun muß ich aber auch erfahren," rief er, „was aus uns werden wird." Hiemit war er wieder entsprungen, und Wilhelm las:

Lenardo's Tagebuch.

Fortsetzung.

Freitag, den 19.

Da man heute nicht säumen durfte, um zeitig zu Frau Susanne zu gelangen, so frühstückte man eilig mit der ganzen Familie, dankte mit versteckten Glückwünschen und hinterließ dem Geschirrfasser, welcher zurückblieb, die den Jungfrauen zugedachten Geschenke etwas reichlicher und bräutlicher als die vorgestrigen, sie ihm heimlich zuschiebend, worüber der gute Mann sich sehr erfreut zeigte.

Diesmal war der Weg frühe zurückgelegt; nach einigen Stunden erblickten wir in einem ruhigen, nicht allzu weiten, flachen Thale, dessen eine felsige Seite von Wellen des klarsten Sees leicht bespült sich widerspiegelte, wohl und anständig gebaute Häuser, um welche ein besserer, sorgfältig gepflegter Boden bei sonniger Lage einiges Gartenwerk begünstigte. In das Haupthaus durch den Garnboten eingeführt und Frau Susannen vorgestellt, fühlte ich etwas ganz Eigenes, als sie uns freundlich ansprach und versicherte, es sei ihr sehr angenehm, daß wir Freitags kämen, als dem ruhigsten Tage der Woche, da Donnerstag Abends die gefertigte Waare zum See und in die Stadt geführt werde. Dem einfallenden Garnboten, welcher sagte: „Die bringt wol Daniel jederzeit hinunter!" versetzte sie: „Gewiß, er versieht das Geschäft so löblich und treu, als wenn es sein eigenes wäre."

„Ist doch auch der Unterschied nicht groß," versetzte Jener, übernahm einige Aufträge von der freundlichen Wirthin, eilte, seine Geschäfte in den Seitenthälern zu vollbringen, und versprach, in einigen Tagen wiederzukommen und mich abzuholen.

Mir war indessen ganz wunderlich zu Muthe. Mich hatte gleich beim Eintritt eine Ahnung befallen, daß es die Ersehnte sei; beim längern Hinblick war sie es wieder nicht, konnte es nicht sein, und doch beim Wegblicken, oder wenn sie sich umkehrte, war sie es wieder; eben wie im Traum Erinnerung und Phantasie ihr Wesen gegen einander treiben.

Einige Spinnerinnen, die mit ihrer Wochenarbeit gezögert hatten, brachten sie nach; die Herrin, mit freundlichster Ermahnung zum Fleiße, marktete mit ihnen, überließ aber, um sich mit dem Gast zu unterhalten, das Geschäft an zwei Mädchen, welche sie Gretchen und Lieschen nannte, und welche ich um desto aufmerksamer betrachtete, als ich ausforschen wollte, wie sie mit der Schilderung des Geschirrfassers allenfalls zusammenträfen. Diese beiden Figuren machten mich ganz irre und zerstörten alle Aehnlichkeit zwischen der Gesuchten und der Hausfrau.

Aber ich beobachtete Diese nur desto genauer, und sie schien mir allerdings das würdigste, liebenswürdigste Wesen von Allen, die ich auf meiner Gebirgsreise erblickte. Schon war ich von dem Gewerbe unterrichtet genug, um mit ihr über das Geschäft, welches sie gut verstand, mit Kenntniß sprechen zu können; meine einsichtige Theilnahme erfreute sie sehr, und als ich fragte, woher sie ihre Baumwolle beziehe, deren großen Transport übers Gebirg ich vor einigen Tagen gesehen, so erwiderte sie, daß eben dieser Transport ihr einen ansehnlichen Vorrath mitgebracht. Die Lage ihres Wohnorts sei auch deshalb so glücklich, weil die nach dem See hinunterführende Hauptstraße etwa nur eine Viertelstunde ihres Thals hinabwärts vorbeigehe, wo sie denn entweder in Person oder durch einen Faktor die ihr von Triest bestimmten und adressirten Ballen in Empfang nehme, wie denn das vorgestern auch geschehen.

Sie ließ nun den neuen Freund in einen großen, luftigen Keller hineinsehen, wo der Vorrath aufgehoben wird, damit die Baumwolle nicht zu sehr austrockne, an Gewicht verliere und weniger geschmeidig werde. Dann fand ich auch, was ich schon im Einzelnen kannte, meistentheils hier versammelt; sie deutete nach und nach auf dies und jenes, und ich nahm verständigen Antheil. Indessen wurde sie stiller; aus ihren Fragen konnt' ich errathen, sie vermuthe, daß ich vom Handwerk sei. Denn sie sagte, da die Baumwolle soeben angekommen, so erwarte sie nun bald einen Commis oder Theilnehmer der Triester Hand-

lung, der nach einer bescheidenen Ansicht ihres Zustandes die schuldige Geldpost abholen werde; diese liege bereit für einen Jeden, welcher sich legitimiren könne.

Einigermaßen verlegen, suchte ich auszuweichen und blickte ihr nach, als sie eben, Einiges anzuordnen, durchs Zimmer ging; sie erschien mir wie Penelope unter den Mägden. Sie kehrt zurück, und mich dünkt, es sei was Eigenes in ihr vorgegangen.

„Sie sind denn nicht vom Kaufmannsstande?" sagte sie. „Ich weiß nicht, woher mir das Vertrauen kommt, und wie ich mich unterfangen mag, das Übrige zu verlangen; erdringen will ich's nicht; aber gönnen Sie mir's, wie es Ihnen ums Herz ist!"

Dabei sah mich ein fremdes Gesicht mit so ganz bekannten, erkennenden Augen an, daß ich mich ganz durchdrungen fühlte und mich kaum zu fassen wußte. Meine Kniee, mein Verstand wollten mir versagen, als man sie glücklicherweise sehr eilig abrief. Ich konnte mich erholen, meinen Vorsatz stärken, so lang' als möglich an mich zu halten; denn es schwebte mir vor, als wenn abermals ein unseliges Verhältniß mich bedrohe.

Gretchen, ein gesetztes freundliches Kind, führte mich ab, mir die künstlichen Gewebe vorzuzeigen; sie that es verständig und ruhig. Ich schrieb, um ihr Aufmerksamkeit zu beweisen, was sie mir vorsagte, in meine Schreibtafel, wo es noch steht zum Zeugniß eines blos mechanischen Verfahrens; denn ich hatte ganz Anderes im Sinne. Es lautet folgendermaßen:

„Der Eintrag von getretener sowol als gezogener Weberei geschieht, je nachdem das Muster es erfordert, mit weißem lose gedrehtem sogenannten Muggengarn, mitunter auch mit türkischroth gefärbten, desgleichen mit blauen Garnen, welche ebenfalls zu Streifen und Blumen verbraucht werden. Beim Scheren ist das Gewebe auf Walzen gewunden, die einen tischförmigen Rahmen bilden, um welchen her mehrere arbeitende Personen sitzen."

Lieschen, die unter den Scherenden gesessen, steht auf, gesellt sich zu uns, ist geschäftig, drein zu reden, und zwar auf eine Weise, um Jene durch Widerspruch nur irre zu machen; und als ich Gretchen dessenungeachtet mehr Aufmerksamkeit bewies, so fuhr Lieschen umher, um etwas zu holen, zu bringen, und streifte dabei, ohne durch die Enge des Raums genöthigt zu sein, mit ihrem zarten Ellbogen zweimal merklich bedeu-

tend an meinem Arm hin, welches mir nicht sonderlich gefallen wollte.

Die Gute-Schöne (sie verdient überhaupt, besonders aber alsdann so zu heißen, wenn man sie mit den Uebrigen vergleicht) holte mich in den Garten ab, wo wir der Abendsonne genießen sollten, ehe sie sich hinter das Gebirg versteckte. Ein Lächeln schwebte um ihre Lippen wie es wol erscheint, wenn man etwas Erfreuliches zu sagen zaudert; auch mir war es in dieser Verlegenheit gar lieblich zu Muthe. Wir gingen neben einander her; ich getraute mir nicht, ihr die Hand zu reichen, so gern ich's gethan hätte; wir schienen uns Beide vor Worten und Zeichen zu fürchten, wodurch der glückliche Fund nur allzu bald ins Gemeine offenbar werden könnte. Sie zeigte mir einige Blumentöpfe, worin ich strack aufgekeimte Baumwollenstauden erkannte.

„So nähren und pflegen wir die für unser Geschäft unnützen, ja widerwärtigen Samenkörner, die mit der Baumwolle einen so weiten Weg zu uns machen. Es geschieht aus Dankbarkeit, und es ist ein eigen Vergnügen, dasjenige lebendig zu sehen, dessen abgestorbene Reste unser Dasein beleben. Sie sehen hier den Anfang (die Mitte ist Ihnen bekannt), und heute Abend, wenn's Glück gut ist, einen erfreulichen Abschluß.

„Wir als Fabrikanten selbst oder ein Faktor bringen unsere die Woche über eingegangene Waare Donnerstag Abends in das Marktschiff und langen so, in Gesellschaft von Andern, die gleiches Geschäft treiben, mit dem frühesten Morgen am Freitag in der Stadt an. Hier trägt nun ein Jeder seine Waare zu den Kaufleuten, die im Großen handeln, und sucht sie so gut als möglich abzusetzen, nimmt auch wol den Bedarf von roher Baumwolle allenfalls an Zahlungsstatt.

„Aber nicht allein den Bedarf an rohen Stoffen für die Fabrikation nebst dem baaren Verdienst holen die Marktleute in der Stadt, sondern sie versehen sich auch mit allerlei andern Dingen zum Bedürfniß und Vergnügen. Wo Einer aus der Familie in die Stadt zu Markte gefahren, da sind Erwartungen, Hoffnungen und Wünsche, ja sogar oft Angst und Furcht rege. Es entsteht Sturm und Gewitter, und man ist besorgt, das Schiff nehme Schaden! Die Gewinnsüchtigen harren und möchten erfahren, wie der Verkauf der Waaren ausgefallen, und berechnen schon im Voraus die Summe des reinen Erwerbs; die Neugierigen warten auf die Neuigkeiten aus der Stadt, die

Putzliebenden auf die Kleidungsstücke oder Modesachen, die der Reisende etwa mitzubringen Auftrag hatte, die Leckern endlich und besonders die Kinder auf die Eßwaaren, und wenn es auch nur Semmeln wären.

„Die Abfahrt aus der Stadt verzieht sich gewöhnlich bis gegen Abend; dann belebt sich der See allmählig, und die Schiffe gleiten segelnd oder durch die Kraft der Ruder getrieben, über seine Fläche hin; Jedes bemüht sich, dem Andern vorzukommen, und Die, denen es gelingt, verhöhnen wol scherzend Die, welche zurückzubleiben sich genöthigt sehen.

„Es ist ein erfreuliches, schönes Schauspiel um die Fahrt auf dem See, wenn der Spiegel desselben, mit den anliegenden Gebirgen vom Abendroth erleuchtet, sich warm und allmählig tiefer und tiefer schattirt, die Sterne sichtbar werden, die Abendglocken sich hören lassen, in den Dörfern am Ufer sich Lichter entzünden, im Wasser widerscheinend, dann der Mond aufgeht und seinen Schimmer über die kaum bewegte Fläche streut; das reiche Gelände flieht vorüber; Dorf um Dorf, Gehöft um Gehöft bleiben zurück. Endlich in die Nähe der Heimath gekommen, wird in ein Horn gestoßen und sogleich sieht man im Berg hier und dort Lichter erscheinen, die sich nach dem Ufer herabbewegen; ein jedes Haus, das einen Angehörigen im Schiffe hat, sendet Jemanden, um das Gepäck tragen zu helfen. Wir liegen höher hinauf; aber Jedes von uns hat oft genug diese Fahrt mitbestanden, und was das Geschäft betrifft, so sind wir Alle von gleichem Interesse."

Ich hatte ihr mit Verwunderung zugehört, wie gut und klug sie das Alles sprach, und konnte mich der offenen Bemerkung nicht enthalten, wie sie in dieser rauhen Gegend, bei einem so mechanischen Geschäft, zu solcher Bildung habe gelangen können.

Sie versetzte mit einem allerliebsten, beinahe schalkhaften Lächeln vor sich hinsehend: „Ich bin in einer schönern und freundlichern Gegend geboren, wo vorzügliche Menschen herrschen und hausen, und ob ich gleich als Kind mich wild und unbändig erwies, so war doch der Einfluß geistreicher Besitzer auf ihre Umgebung unverkennbar. Die größte Wirkung jedoch auf ein junges Wesen that eine fromme Erziehung, die ein gewisses Gefühl des Rechtlichen und Schicklichen, als von Allgegenwart göttlicher Liebe getragen, in mir entwickelte."

„Wir wanderten aus," fuhr sie fort (das feine Lächeln

verließ ihren Mund; eine unterdrückte Thräne füllte das Auge), „wir wanderten weit, weit, von einer Gegend zur andern, durch fromme Fingerzeige und Empfehlungen geleitet; endlich gelangten wir hierher, in diese höchst thätige Gegend. Das Haus, worin Sie mich finden, war von gleichgesinnten Menschen bewohnt; man nahm uns traulich auf; mein Vater sprach dieselbe Sprache, in demselben Sinn; wir schienen bald zur Familie zu gehören.

„In allen Haus- und Handwerksgeschäften griff ich tüchtig ein, und Alles, über welches Sie mich nun gebieten sehen, habe ich stufenweise gelernt, geübt und vollbracht. Der Sohn des Hauses, wenig Jahre älter als ich, wohlgebaut und schön von Antlitz, gewann mich lieb und machte mich zu seiner Vertrauten. Er war von tüchtiger und zugleich feiner Natur; die Frömmigkeit, wie sie im Hause geübt wurde, fand bei ihm keinen Eingang; sie genügte ihm nicht; er las heimlich Bücher, die er sich in der Stadt zu verschaffen wußte, von der Art, die dem Geist eine allgemeinere, freiere Richtung geben, und da er bei mir gleichen Trieb, gleiches Naturell vermerkte, so war er bemüht, nach und nach mir dasjenige mitzutheilen, was ihn so innig beschäftigte. Endlich, da ich in Alles einging, hielt er nicht länger zurück, mir sein ganzes Geheimniß zu eröffnen. Und wir waren wirklich ein ganz wunderliches Paar, welches auf einsamen Spaziergängen sich nur von solchen Grundsätzen unterhielt, welche den Menschen selbstständig machen, und dessen wahrhaftes Neigungsverhältniß nur darin zu bestehen schien, einander wechselseitig in solchen Gesinnungen zu bestärken, wodurch die Menschen sonst von einander völlig entfernt werden."

Ob ich gleich sie nicht scharf ansah, sondern nur von Zeit zu Zeit wie zufällig aufblickte, bemerkt' ich doch mit Verwunderung und Antheil, daß ihre Gesichtszüge durchaus den Sinn ihrer Worte zugleich ausdrückten. Nach einem augenblicklichen Stillschweigen erheiterte sich ihr Gesicht.

„Ich muß," sagte sie, „auf Ihre Hauptfrage ein Bekenntniß thun, damit Sie meine Weitschweifigkeit, die manchmal nicht ganz natürlich scheinen möchte, sich besser erklären können.

„Leider mußten wir Beide uns vor den Uebrigen verstellen, und ob wir gleich uns sehr hüteten, nicht zu lügen und im groben Sinne falsch zu sein, so waren wir es doch im zartern, indem wir den vielbesuchten Brüder- und Schwesterversammlungen nicht beizuwohnen nirgends Entschuldigung finden konnten. Weil wir aber dabei gar Manches gegen unsere Ueber-

zeugung hören mußten, so ließ er mich sehr bald begreifen und einsehen, daß nicht Alles vom freien Herzen gehe, sondern daß viel Wortkram, Bilder, Gleichnisse, herkömmliche Redensarten und wiederholt anklingende Zeilen sich immerfort wie um eine gemeinsame Achse herumdrehten. Ich merkte nun besser auf und machte mir die Sprache so zu eigen, daß ich allenfalls eine Rede so gut als irgend ein Vorsteher hätte halten wollen. Erst ergetzte der Gute sich daran; endlich beim Ueberdruß ward er ungeduldig, daß ich, ihn zu beschwichtigen, den entgegengesetzten Weg einschlug, ihm nur desto aufmerksamer zuhörte, ihm seinen herzlich treuen Vortrag wol acht Tage später wenigstens mit annähernder Freiheit und nicht ganz unähnlichem geistigem Wesen zu wiederholen wußte.

„So wuchs unser Verhältniß zum innigsten Bande, und eine Leidenschaft zu irgend einem erkennbaren Wahren, Guten, so wie zu möglicher Ausübung desselben, war eigentlich, was uns vereinigte.

„Indem ich nun bedenke, was Sie veranlaßt haben mag, zu einer solchen Erzählung mich zu bewegen, so war es meine lebhafte Beschreibung vom glücklich vollbrachten Markttage. Verwundern Sie Sich darüber nicht! denn gerade war es eine frohe, herzliche Betrachtung holder und erhabener Naturscenen, was mich und meinen Bräutigam in ruhigen und geschäftlosen Stunden am Schönsten unterhielt. Treffliche vaterländische Dichter hatten das Gefühl in uns erregt und genährt: Haller's „Alpen", Geßner's „Idyllen", Kleist's „Frühling" wurden oft von uns wiederholt, und wir betrachteten die uns umgebende Welt bald von ihrer anmuthigen, bald von ihrer erhabenen Seite.

„Noch gern erinnere ich mich, wie wir Beide, scharf- und weitsichtig, uns um die Wette und oft hastig auf die bedeutenden Erscheinungen der Erde und des Himmels aufmerksam zu machen suchten, einander vorzueilen und zu überbieten trachteten. Dies war die schönste Erholung, nicht nur vom täglichen Geschäft, sondern auch von jenen ernsten Gesprächen, die uns oft nur zu tief in unser eigenes Innere versenkten und uns dort zu beunruhigen drohten.

„In diesen Tagen kehrte ein Reisender bei uns ein, wahrscheinlich unter geborgtem Namen; wir bringen nicht weiter in ihn, da er sogleich durch sein Wesen uns Vertrauen einflößt, da er sich im Ganzen höchst sittlich benimmt, so wie anständig aufmerksam in unsern Versammlungen. Von meinem Freund in den Gebirgen umhergeführt, zeigt er sich ernst, ein-

sichtig und kenntnißreich. Auch ich geselle mich zu ihren sittlichen Unterhaltungen, wo Alles nach und nach zur Sprache kommt, was einem innern Menschen bedeutend werden kann; da bemerkt er denn gar bald in unserer Denkweise in Absicht auf die göttlichen Dinge etwas Schwankendes. Die religiösen Ausdrücke waren uns trivial geworden; der Kern, den sie enthalten sollten, war uns entfallen. Da ließ er uns die Gefahr unseres Zustandes bemerken, wie bedenklich die Entfernung vom Ueberlieferten sein müsse, an welches von Jugend auf sich so viel angeschlossen; sie sei höchst gefährlich bei der Unvollständigkeit besonders des eigenen Innern. Freilich eine täglich und stündlich durchgeführte Frömmigkeit werde zuletzt nur Zeitvertreib und wirke wie eine Art von Polizei auf den äußern Anstand, aber nicht mehr auf den tiefen Sinn; das einzige Mittel dagegen sei, aus eigener Brust sittlich gleichgeltende, gleichwirksame, gleichberuhigende Gesinnungen hervorzurufen.

„Die Eltern hatten unsere Verbindung stillschweigend vorausgesetzt, und ich weiß nicht, wie es geschah, die Gegenwart des neuen Freundes beschleunigte die Verlobung; es schien sein Wunsch, diese Bestätigung unseres Glücks in dem stillen Kreise zu feiern, da er denn auch mit anhören mußte, wie der Vorsteher die Gelegenheit ergriff, uns an den Bischof von Laodicea und an die große Gefahr der Lauheit, die man uns wollte angemerkt haben, zu erinnern.*) Wir besprachen noch einige Mal diese Gegenstände, und er ließ uns ein hierauf bezügliches Blatt zurück, welches ich oft in der Folge wieder anzusehen Ursache fand.

„Er schied nunmehr, und es war, als wenn mit ihm alle guten Geister gewichen wären. Die Bemerkung ist nicht neu, wie die Erscheinung eines vorzüglichen Menschen in irgend einem Zirkel Epoche macht und bei seinem Scheiden eine Lücke sich zeigt, in die sich öfter ein zufälliges Unheil hineindrängt. Und nun lassen Sie mich einen Schleier über das Nachstfolgende werfen! Durch einen Zufall ward meines Verlobten kostbares Leben, seine herrliche Gestalt plötzlich zerstört; er wendete standhaft seine letzten Stunden dazu an, sich mit mir Trostlosen verbunden zu sehen und mir die Rechte an seinem Erbtheil zu sichern. Was aber diesen Fall den Eltern um so schmerzlicher machte, war, daß sie kurz vorher eine Tochter verloren hatten

*) Vergl. Offenbarung Joh. 3, 14 ff.

und sich nun im eigentlichsten Sinne verwaist sahen, worüber ihr zartes Gemüth dergestalt ergriffen wurde, daß sie ihr Leben nicht lange fristeten. Sie gingen den lieben Ihrigen bald nach, und mich ereilte noch ein anderes Unheil, daß mein Vater, vor Schlag gerührt, zwar noch sinnliche Kenntniß von der Welt, aber weder geistige noch körperliche Thätigkeit gegen dieselbe behalten hat. Und so bedurfte ich denn freilich jener Selbstständigkeit in der größten Noth und Absonderung, in der ich mich, glückliche Verbindung und frohes Mitleben hoffend, frühzeitig geübt, und noch vor Kurzem durch die rein belebenden Worte des geheimnißvollen Durchreisenden recht eigentlich gestärkt hatte.

„Doch darf ich nicht undankbar sein, da mir in diesem Zustand noch ein tüchtiger Gehilfe geblieben ist, der als Faktor Alles das besorgt, was in solchen Geschäften als Pflicht männlicher Thätigkeit erscheint. Kommt er heute Abend aus der Stadt zurück, und Sie haben ihn kennen gelernt, so erfahren Sie mein wunderbares Verhältniß zu ihm."

Ich hatte Manches dazwischen gesprochen und durch beifälligen vertraulichen Antheil ihr Herz immer mehr aufzuschließen und ihre Rede im Fluß zu erhalten getrachtet. Ich vermied nicht, dasjenige ganz nahe zu berühren, was noch nicht völlig ausgesprochen war; auch sie rückte immer näher zu, und wir waren so weit, daß bei der geringsten Veranlassung das offenbare Geheimniß ins Wort getreten wäre.

Sie stand auf und sagte: „Lassen Sie uns zum Vater gehen!" Sie eilte voraus, und ich folgte ihr langsam; ich schüttelte den Kopf über die wundersame Lage, in der ich mich befand. Sie ließ mich in eine hintere, sehr reinliche Stube treten, wo der gute Alte unbeweglich im Sessel saß. Er hatte sich wenig verändert. Ich ging auf ihn zu; er sah mich erst starr, dann mit lebhaftern Augen an; seine Züge erheiterten sich, er suchte die Lippen zu bewegen, und als ich die Hand hinreichte, seine ruhende zu fassen, ergriff er die meine von selbst, drückte sie und sprang auf, die Arme gegen mich ausstreckend. „O Gott!" rief er, „der Junker Lenardo! er ist's, er ist es selbst!"

Ich konnte mich nicht enthalten, ihn an mein Herz zu schließen; er sank in den Stuhl zurück, die Tochter eilte hinzu, ihm beizustehen; auch sie rief: „Er ist's! Sie sind es, Lenardo!"

Die jüngere Nichte war herbeigekommen; sie führten den Vater, der auf einmal wieder gehen konnte, der Kammer zu,

und gegen mich gewendet, sprach er ganz deutlich: „Wie glücklich, glücklich! bald sehen wir uns wieder!“

Ich stand, vor mich hinschauend und denkend; Mariechen kam zurück und reichte mir ein Blatt, mit dem Vermelden, es sei dasselbige, wovon gesprochen. Ich erkannte sogleich Wilhelm's Handschrift, so wie vorhin seine Personen aus der Beschreibung mir entgegengetreten war. Mancherlei fremde Gesichter schwärmten um mich her; es war eine eigene Bewegung im Vorhause. Und dann ist es ein widerwärtiges Gefühl, aus dem Enthusiasmus einer reinen Wiedererkennung, aus der Ueberzeugung dankbaren Erinnerns, der Anerkennung einer wunderbaren Lebensfolge, und was alles Warmes und Schönes dabei in uns entwickelt werden mag, auf einmal zu der schroffen Wirklichkeit einer zerstreuten Alltäglichkeit zurückgeführt zu werden.

Diesmal war der Freitagabend überhaupt nicht so heiter und lustig, wie er sonst wol sein mochte: der Faktor war nicht mit dem Marktschiff aus der Stadt zurückgekehrt; er meldete nur in einem Briefe, daß ihn Geschäfte erst morgen oder übermorgen zurückgehen ließen; er werde mit anderer Gelegenheit kommen, auch alles Bestellte und Versprochene mitbringen. Die Nachbarn, welche, Jung und Alt, in Erwartung, wie gewöhnlich, zusammengekommen waren, machten verdrießliche Gesichter; Lieschen besonders, die ihm entgegengegangen war, schien sehr übler Laune.

Ich hatte mich in mein Zimmer geflüchtet, das Blatt in der Hand haltend, ohne hineinzusehen; denn es hatte mir schon heimlichen Verdruß gemacht, aus jener Erzählung zu vernehmen, daß Wilhelm die Verbindung beschleunigt habe. „Alle Freunde sind so, alle sind Diplomaten: statt unser Vertrauen redlich zu erwidern, setzen sie ihren Ansichten, durchkreuzen unsere Wünsche und mißleiten unser Schicksal!“ So rief ich aus; doch kam ich bald von meiner Ungerechtigkeit zurück, gab dem Freunde Recht, besonders die jetzige Stellung bedenkend, und enthielt mich nicht weiter, das Folgende zu lesen.

Jeder Mensch findet sich von den frühesten Momenten seines Lebens an, erst unbewußt, dann bald, endlich ganz bewußt, immerfort findet er sich bedingt, begrenzt in seiner Stellung; weil aber Niemand Zweck und Ziel seines Daseins kennt, vielmehr das Geheimniß desselben von höchster Hand verborgen wird, so tastet er nur, greift zu, läßt fahren, steht stille, bewegt sich,

zaudert und übereilt ſich, und auf wie mancherlei Weiſe denn alle Irrthümer entſtehen, die uns verwirren.

Sogar der Beſonnenſte iſt im täglichen Weltleben genöthigt, klug für den Augenblick zu ſein, und gelangt deswegen im Allgemeinen zu keiner Klarheit. Selten weiß er ſicher, wohin er ſich in der Folge zu wenden und was er eigentlich zu thun und zu laſſen habe.

Glücklicherweiſe ſind alle dieſe und noch hundert andere wunderſame Fragen durch Euren unaufhaltſam thätigen Lebensgang beantwortet. Fahrt fort in unmittelbarer Beachtung der Pflicht des Tages und prüft dabei die Reinheit Eures Herzens und die Sicherheit Eures Geiſtes! Wenn Ihr ſodann in freier Stunde aufathmet und Euch zu erheben Raum findet, ſo gewinnt Ihr Euch gewiß eine richtige Stellung gegen das Erhabene, dem wir uns auf jede Weiſe verehrend hinzugeben, jedes Ereigniß mit Ehrfurcht zu betrachten und eine höhere Leitung darin zu erkennen haben.

Sonnabend, den 20.

Vertieft in Gedanken, auf deren wunderlichen Irrgängen mich eine fühlende Seele theilnehmend gern begleiten wird, war ich mit Tagesanbruch am See auf- und abſpaziert; die Hausfrau (ich fühlte mich zufrieden, ſie nicht als Wittwe denken zu dürfen) zeigte ſich erwünſcht erſt am Fenſter, dann an der Thüre; ſie erzählte mir, der Vater habe gut geſchlafen, ſei heiter aufgewacht und habe mit deutlichen Worten eröffnet, daß er im Bette bleiben, mich heute nicht, morgen aber erſt nach dem Gottesdienſte zu ſehen wünſche, wo er ſich gewiß recht geſtärkt fühlen werde. Sie ſagte mir darauf, daß ſie mich heute viel werde allein laſſen; es ſei für ſie ein ſehr beſchäftigter Tag; ſie kam herunter und gab mir Rechenſchaft davon.

Ich hörte ihr zu, nur um ſie zu hören; dabei überzeugt' ich mich, daß ſie von der Sache durchdrungen, davon als einer herkömmlichen Pflicht angezogen und mit Willen beſchäftigt ſchien.

Sie fuhr fort: „Es iſt gewöhnlich und eingerichtet, daß das Gewebe gegen das Ende der Woche fertig ſei und am Sonnabendnachmittag zu dem Verlagsherrn getragen werde, der ſolches durchſieht, mißt und wägt, um zu erforſchen, ob die Arbeit ordentlich und fehlerfrei, auch ob ihm an Gewicht und Maaß das Gehörige eingeliefert worden, und wenn Alles richtig

befunden ist, sodann den verabredeten Weberlohn bezahlt. Seinerseits ist nun er bemüht, das gewebte Stück von allen etwa anhängenden Fäden und Knoten zu reinigen, solches aufs Zierlichste zu legen, die schönste, fehlerfreieste Seite oben vors Auge zu bringen und so die Waare höchst annehmlich zu machen."

Indessen kamen aus dem Gebirg viele Weberinnen, ihre Waare ins Haus tragend, worunter ich auch Die erblickte, welche unsern Geschirrfasser beschäftigte. Sie dankte mir gar lieblich für das zurückgelassene Geschenk und erzählte mit Anmuth, der Herr Geschirrfasser sei bei ihnen, arbeite heute an ihrem leerstehenden Weberstuhl und habe ihr beim Abschied versichert, was er an ihm thue, solle Frau Susanne gleich der Arbeit ansehen. Darauf ging sie, wie die Uebrigen, ins Haus, und ich konnte mich nicht enthalten, die liebe Wirthin zu fragen: „Ums Himmels willen! wie kommen Sie zu dem wunderlichen Namen?"

„Es ist," versetzte sie, „der dritte, den man mir aufbürdet; ich ließ es gerne zu, weil meine Schwiegereltern es wünschten; denn es war der Name ihrer verstorbenen Tochter, an deren Stelle sie mich eintreten ließen, und der Name bleibt doch immer der schönste, lebendigste Stellvertreter der Person."

Darauf versetzte ich: „Ein vierter ist schon gefunden; ich würde Sie Gute-Schöne nennen, insofern es von mir abhinge."

Sie machte eine gar lieblich demüthige Verbeugung und wußte ihr Entzücken über die Genesung des Vaters mit der Freude, mich wiederzusehen, so zu verbinden und zu steigern, daß ich in meinem Leben nichts Schmeichelhafteres und Erfreulicheres glaubte gehört und gefühlt zu haben.

Die Gute-Schöne, dreifach ins Haus zurückgerufen, übergab mich einem verständigen, unterrichteten Manne, der mir die Merkwürdigkeiten des Gebirgs zeigen sollte. Wir gingen zusammen bei schönstem Wetter durch reich abwechselnde Gegenden. Aber man überzeugt sich wol, daß weder Fels noch Wald noch Wassersturz, noch weniger Mühlen und Schmiedewerkstatt, sogar künstlich genug in Holz arbeitende Familien mir irgend eine Aufmerksamkeit abgewinnen konnten. Indessen war der Wandertag für den ganzen Tag angelegt; der Bote trug ein feines Frühstück im Ränzel, zu Mittag fanden wir ein gutes Essen im Zechenhause eines Bergwerks, wo Niemand recht aus mir klug werden konnte, indem tüchtigen Menschen nichts leidiger vorkommt als ein leeres, Theilnahme heuchelndes Untheilnehmen.

Am Wenigsten aber begriff mich der Bote, an welchen eigentlich der Garnträger mich gewiesen hatte, mit großem Lob meiner schönen technischen Kenntnisse und des besondern Interesses an solchen Dingen. Auch von meinem vielen Aufschreiben und Bemerken hatte jener gute Mann erzählt, worauf sich denn der Beraggenoß gleichfalls eingerichtet hatte. Lange wartete mein Begleiter, daß ich meine Schreibtafel hervorholen sollte, nach welcher er denn auch endlich, einigermaßen ungeduldig, fragte.

Sonntag, den 21.

Mittag kam beinahe herbei, ehe ich die Freundin wieder ansichtig werden konnte. Der Hausgottesdienst, bei dem sie mich nicht gegenwärtig wünschte, war indessen gehalten; der Vater hatte demselben beigewohnt und, die erbaulichsten Worte deutlich und vernehmlich sprechend, alle Anwesenden und sie selbst bis zu den herzlichsten Thränen gerührt.

„Es waren," sagte sie, „bekannte Sprüche, Reime, Ausdrücke und Wendungen, die ich hundertmal gehört und als an hohlen Klängen mich geärgert hatte; diesmal flossen sie aber so herzlich zusammengeschmolzen, ruhig glühend, von Schlacken rein, wie wir das erweichte Metall in der Rinne hinfließen sehen. Es war mir angst und bange, er möchte sich in diesen Ergießungen aufzehren; jedoch ließ er sich ganz munter zu Bette führen; er wollte sachte sich sammeln und den Gast, sobald er sich Kraft genug fühle, zu sich rufen lassen."

Nach Tische ward unser Gespräch lebhafter und vertraulicher; aber eben deshalb konnte ich mehr empfinden und bemerken, daß sie etwas zurückhielt, daß sie mit beunruhigenden Gedanken kämpfte, wie es ihr auch nicht ganz gelang, ihr Gesicht zu erheitern. Nachdem ich hin und her versucht, sie zur Sprache zu bringen, so gestand ich aufrichtig, daß ich ihr eine gewisse Schwermuth, einen Ausdruck von Sorge anzusehen glaubte; seien es häusliche oder Handelsbedrängnisse, sie solle sich mir eröffnen; ich wäre reich genug, eine alte Schuld ihr auf jede Weise abzutragen.

Sie verneinte lächelnd, daß dies der Fall sei. „Ich habe," fuhr sie fort, „wie Sie zuerst hereintraten, einen von den Herren zu sehen geglaubt, die mir in Triest Kredit machen, und war

mit mir selbst wol zufrieden, als ich mein Geld vorräthig wußte, man mochte die ganze Summe oder einen Theil verlangen.*) Was mich aber drückt, ist doch eine Handelssorge, leider nicht für den Augenblick, nein, für alle Zukunft! Das überhandnehmende Maschinenwesen quält und ängstigt mich; es wälzt sich heran wie ein Gewitter, langsam, langsam; aber es hat seine Richtung genommen, es wird kommen und treffen. Schon mein Gatte war von diesem traurigen Gefühl durchdrungen. Man denkt daran, man spricht davon, und weder Denken noch Reden kann Hilfe bringen. Und wer möchte sich solche Schrecknisse gern vergegenwärtigen! Denken Sie, daß viele Thäler sich durchs Gebirg schlingen, wie das, wodurch Sie herabkamen; noch schwebt Ihnen das hübsche, frohe Leben vor, das Sie diese Tage her dort gesehen, wovon Ihnen die geputzte Menge, allseits andringend, gestern das erfreulichste Zeugniß gab; denken Sie, wie das nach und nach zusammensinken, absterben, die Oede, durch Jahrhunderte belebt und bevölkert, wieder in ihre uralte Einsamkeit zurückfallen werde.

„Hier bleibt nur ein doppelter Weg, einer so traurig wie der andere: entweder selbst das Neue zu ergreifen und das Verderben zu beschleunigen, oder aufzubrechen, die Besten und Würdigsten mit sich fortzuziehen und ein günstigeres Schicksal jenseits der Meere zu suchen. Eins wie das Andere hat sein Bedenken; aber wer hilft uns die Gründe abwägen, die uns bestimmen sollen? Ich weiß recht gut, daß man in der Nähe mit dem Gedanken umgeht, selbst Maschinen zu errichten und die Nahrung der Menge an sich zu reißen. Ich kann Niemandem verdenken, daß er sich für seinen eigenen Nächsten hält; aber ich käme mir verächtlich vor, sollt' ich diese guten Menschen plündern und sie zuletzt arm und hilflos wandern sehen; und wandern müssen sie früh oder spät. Sie ahnen, sie wissen, sie sagen es, und Niemand entschließt sich zu irgend einem heilsamen Schritte. Und doch, woher soll der Entschluß kommen? wird er nicht Jedermann ebenso sehr erschwert als mir?

„Mein Bräutigam war mit mir entschlossen zum Auswandern; er besprach sich oft über Mittel und Wege, sich hier loszuwinden. Er sah sich nach den Bessern um, die man um sich versammeln, mit denen man gemeine Sache machen, die man an sich heranziehen, mit sich ortziehen könnte; wir sehnten uns,

*) Man vergleiche oben S. 381.

mit vielleicht allzu jugendlicher Hoffnung, in solche Gegenden, wo dasjenige für Pflicht und Recht gelten könnte, was hier ein Verbrechen wäre. Nun bin ich im entgegengesetzten Falle: der redliche Gehilfe, der mir nach meines Gatten Tode geblieben, trefflich in jedem Sinne, mir freundschaftlich liebevoll anhänglich, er ist ganz der entgegengesetzten Meinung.

„Ich muß Ihnen von ihm sprechen, ehe Sie ihn gesehen haben; lieber hätt' ich es nachher gethan, weil die persönliche Gegenwart gar manches Räthsel aufschließt. Ungefähr von gleichem Alter wie mein Gatte, schloß er sich als kleiner armer Knabe an den wohlhabenden, wohlwollenden Gespielen, an die Familie, an das Haus, an das Gewerbe. Sie wuchsen zusammen heran und hielten zusammen, und doch waren es zwei ganz verschiedene Naturen: der Eine freigesinnt und mittheilend, der Andere in früherer Jugend gedrückt, verschlossen, den geringsten ergriffenen Besitz festhaltend, zwar frommer Gesinnung, aber mehr an sich als an Andere denkend.

„Ich weiß recht gut, daß er von den ersten Zeiten her ein Auge auf mich richtete (er durfte es wol; denn ich war ärmer als er); doch hielt er sich zurück, sobald er die Neigung des Freundes zu mir bemerkte. Durch anhaltenden Fleiß, Thätigkeit und Treue machte er sich bald zum Mitgenossen des Gewerbes. Mein Gatte hatte heimlich den Gedanken, bei unserer Auswanderung Diesen hier einzusetzen und ihm das Zurückgelassene anzuvertrauen. Bald nach dem Tode des Trefflichen näherte er sich mir, und vor einiger Zeit verhielt er nicht, daß er sich um meine Hand bewerbe. Nun tritt aber der doppelt wunderliche Umstand ein, daß er sich von je her gegen das Auswandern erklärte und dagegen eifrig betreibt, wir sollen auch Maschinen anlegen. Seine Gründe freilich sind dringend; denn in unsern Gebirgen hauset ein Mann, der, wenn er, unsere einfachern Werkzeuge vernachlässigend, zusammengesetztere sich bauen wollte, uns zu Grunde richten könnte. Dieser in seinem Fache sehr geschickte Mann (wir nennen ihn den Geschirrfasser) ist einer wohlhabenden Familie in der Nachbarschaft anhänglich, und man darf wol glauben, daß er im Sinne hat, von jenen steigenden Erfindungen für sich und seine Begünstigten nützlichen Gebrauch zu machen. Gegen die Gründe meines Gehilfen ist nichts einzuwenden; denn schon ist gewissermaßen zu viel Zeit versäumt, und gewinnen Jene den Vorrang, so müssten wir, und zwar mit Unstatten, doch das Gleiche thun. Dieses ist, was

mich ängstigt und quält; das ist's, was Sie mir, theuerster Mann, als einen Schutzengel erscheinen läßt."

Ich hatte wenig Tröstliches hierauf zu erwidern; ich mußte den Fall so verwickelt finden, daß ich mir Bedenkzeit ausbat.

Sie aber fuhr fort: „Ich habe noch Manches zu eröffnen, damit meine Lage Ihnen noch mehr wundersam erscheine. Der junge Mann, dem ich persönlich nicht abgeneigt bin, der mir aber keineswegs meinen Gatten ersetzen, noch meine eigentliche Neigung erwerben würde (sie seufzte, indem sie dies sprach), wird seit einiger Zeit entschieden dringender; seine Vorträge sind so liebevoll als verständig. Die Nothwendigkeit, meine Hand ihm zu reichen, die Unklugheit, an eine Auswanderung zu denken und darüber das einzige wahre Mittel der Selbsterhaltung zu versäumen, sind nicht zu widerlegen, und es scheint ihm mein Widerstreben, meine Grille des Auswanderns so wenig mit meinem übrigen haushältischen Sinn übereinzustimmen, daß ich bei einem letzten etwas heftigen Gespräch die Vermuthung bemerken konnte, meine Neigung müsse wo anders sein."

Sie brachte das Letzte nur mit einigem Stocken hervor und blickte vor sich nieder. Was mir bei diesen Worten durch die Seele fuhr, denke Jeder, und doch, bei blitzschnell nachfahrender Ueberlegung, mußt ich fühlen, daß jedes Wort die Verwirrung nur vermehren würde. Doch ward ich zugleich, so vor ihr stehend, mir deutlich bewußt, daß ich sie im höchsten Grad lieb gewonnen habe und nun Alles, was in mir von vernünftiger, verständiger Kraft übrig war, aufzuwenden hatte, um ihr nicht sogleich meine Hand anzubieten. „Mag sie doch," dachte ich, „Alles hinter sich lassen, wenn sie mir folgt!" Doch die Leiden vergangener Jahre hielten mich zurück. „Sollst Du eine neue falsche Hoffnung hegen, um lebenslänglich daran zu büßen?"

Wir hatten Beide eine Zeit lang geschwiegen, als Lieschen, die ich nicht hatte herankommen sehen, überraschend vor uns trat und die Erlaubniß verlangte, auf dem nächsten Hammerwerke diesen Abend zuzubringen. Ohne Bedenken ward es gewährt.

Ich hatte mich indessen zusammengenommen und fing an, im Allgemeinen zu erzählen, wie ich auf meinen Reisen das Alles längst herankommen gesehen, wie Trieb und Nothwendigkeit des Auswanderns jeden Tag sich vermehre; doch bleibe dies immer das Gefährlichste. Unvorbereitetes Wegeilen bringe unglückliche Wiederkehr; kein anderes Unternehmen bedürfe so viel Vorsicht und Leitung als ein solches.

Diese Betrachtung war ihr nicht fremd; sie hatte viel über alle Verhältnisse gedacht; aber zuletzt sprach sie mit einem tiefen Seufzer: „Ich habe diese Tage Ihres Hierseins immer gehofft, durch vertrauliche Erzählung Trost zu gewinnen; aber ich fühle mich übler gestellt als vorher; ich fühle recht tief, wie unglücklich ich bin."

Sie hob den Blick nach mir, aber, die aus den schönen, guten Augen ausquellenden Thränen zu verbergen, wendete sie sich um und entfernte sich einige Schritte.

Ich will mich nicht entschuldigen; aber der Wunsch, diese herrliche Seele, wo nicht zu trösten, doch zu zerstreuen, gab mir den Gedanken ein, ihr von der wundersamen Vereinigung mehrerer Wandernden und Scheidenden zu sprechen, in die ich schon seit einiger Zeit getreten war. Unversehens hatte ich schon so weit mich herausgelassen, daß ich kaum hätte zurückhalten können, als ich gewahrte, wie unvorsichtig mein Vertrauen gewesen sein mochte. Sie beruhigte sich, staunte, erheiterte, entfaltete ihr ganzes Wesen und fragte mit solcher Neigung und Klugheit, daß ich ihr nicht mehr ausweichen, daß ich ihr Alles bekennen mußte.

Gretchen trat vor uns und sagte, wir möchten zum Vater kommen. Das Mädchen schien sehr nachdenklich und verdrießlich. Zur Weggehenden sagte die Gute-Schöne: „Lieschen hat Urlaub für heute Abend; besorge Du die Geschäfte!"

„Ihr hättet ihn nicht geben sollen!" versetzte Gretchen; „sie stiftet nichts Gutes. Ihr seht dem Schalk mehr nach als billig, vertraut ihr mehr, als recht ist. Eben jetzt erfahr' ich, sie hat ihm gestern einen Brief geschrieben; Euer Gespräch hat sie belorcht; jetzt geht sie ihm entgegen."

Ein Kind, das indessen beim Vater geblieben war, bat mich, zu eilen; der gute Mann sei unruhig. Wir traten hinein; heiter, ja verklärt saß er aufrecht im Bette.

„Kinder," sagte er, „ich habe diese Stunden im anhaltenden Gebet vollbracht; keiner von allen Dank- und Lobgesängen David's ist von mir unberührt geblieben, und ich füge hinzu, aus eigenem Sinne mit gestärktem Glauben: Warum hofft der Mensch nur in die Nähe? Da muß er handeln und sich helfen; in die Ferne soll er hoffen und Gott vertrauen."

Er faßte Lenardo's Hand und so die Hand der Tochter, und beide in einander legend sprach er: „Das soll kein irdisches, es soll ein himmlisches Band sein; wie Bruder und Schwester

liebt, vertraut, nützt und helft einander, so uneigennützig, wie Euch Gott helfe!" Als er dies gesagt, sank er zurück mit himmlischem Lächeln und war heimgegangen. Die Tochter stürzte vor dem Bette nieder, Lenardo neben sie; ihre Wangen berührten sich, ihre Thränen vereinigten sich auf seiner Hand.

Der Gehilfe rennt in diesem Augenblick herein, erstarrt über die Scene. Mit wildem Blick, die schwarzen Locken schüttelnd, ruft der wohlgestaltete Jüngling: „Er ist todt! in dem Augenblick, da ich seine wiederhergestellte Sprache dringend anrufen wollte, mein Schicksal, das Schicksal seiner Tochter zu entscheiden, des Wesens, das ich nächst Gott am Meisten liebe, dem ich ein gesundes Herz wünschte, ein Herz, das den Werth meiner Neigung fühlen könnte! Für mich ist sie verloren; sie kniet neben einem Andern! Hat er Euch eingesegnet? Gesteht's nur!"

Das herrliche Wesen war indessen aufgestanden. Lenardo hatte sich erhoben und erholt; sie sprach: „Ich erkenn' Euch nicht mehr, den sanften, frommen, auf einmal so verwilderten Mann; wißt Ihr doch, wie ich Euch danke, wie ich von Euch denke."

„Von Danken und Denken ist hier die Rede nicht," versetzte Jener gefaßt; „hier handelt sich's vom Glück oder Unglück meines Lebens. Dieser fremde Mann macht mich besorgt; wie ich ihn ansehe, getrau' ich mich nicht, ihn aufzuwiegen; frühere Rechte zu verdrängen, frühere Verbindungen zu lösen, vermag ich nicht."

„Sobald Du wieder in Dich selbst zurücktreten kannst," sagte die Gute, schöner als je, „wenn mit Dir zu sprechen ist, wie sonst und immer, so will ich Dir sagen, Dir betheuern bei den irdischen Resten meines verklärten Vaters, daß ich zu diesem Herrn und Freunde kein ander Verhältniß habe, als das Du kennen, billigen und theilen kannst und dessen Du Dich erfreuen mußt."

Lenardo schauderte bis tief ins Innerste; alle Drei standen still, stumm und nachdenkend eine Weile. Der Jüngling nahm zuerst das Wort und sagte: „Der Augenblick ist von zu großer Bedeutung, als daß er nicht entscheidend sein sollte. Es ist nicht aus dem Stegreif, was ich spreche; ich habe Zeit gehabt, zu denken; also vernehmt! Die Ursache, Deine Hand mir zu verweigern, war meine Weigerung, Dir zu folgen, wenn Du aus Noth oder Grille wandern würdest. Hier also erklär'

ich feierlich vor diesem gültigen Zeugen, daß ich Deinem Auswandern kein Hinderniß in den Weg legen, vielmehr es befördern und Dir überallhin folgen will. Gegen diese mir nicht abgenöthigte, sondern nur durch die seltsamsten Umstände beschleunigte Erklärung verlang' ich aber im Augenblick Deine Hand."

Er reichte sie hin, stand fest und sicher da; die beiden Andern wichen, überrascht, unwillkürlich zurück.

„Es ist ausgesprochen," sagte der Jüngling rubig, mit einer gewissen frommen Hoheit. „Das sollte geschehen; es ist zu unser Aller Besten; Gott hat es gewollt! Aber damit Du nicht denkst, es sei Uebereilung und Grille, so wisse nur, ich hatte Dir zu Lieb' auf Berg und Felsen Verzicht gethan und eben jetzt in der Stadt Alles eingeleitet, um nach Deinem Willen zu leben. Nun aber geh' ich allein; Du wirst mir die Mittel dazu nicht versagen; Du behältst noch immer genug übrig, um es hier zu verlieren, wie Du fürchtest, und wie Du Recht hast zu fürchten. Denn ich habe mich endlich auch überzeugt, der künstliche, werkthätige Schelm hat sich ins obere Thal gewendet; dort legt er Maschinen an; Du wirst ihn alle Nahrung an sich ziehen sehen; vielleicht rufst Du, und nur allzu bald, einen treuen Freund zurück, den Du vertreibst."

Peinlicher haben nicht leicht drei Menschen sich gegenüber gestanden, Alle zusammen in Furcht, sich einander zu verlieren, und im Augenblick nicht wissend, wie sie sich wechselseitig erhalten sollten.

Leidenschaftlich entschlossen stürzte der Jüngling zur Thüre hinaus. Auf ihres Vaters erkaltete Brust hatte die Gute-Schöne ihre Hand gelegt. „In die Nähe soll man nicht hoffen," rief sie aus, „aber in die Ferne; das war sein letzter Segen. Vertrauen wir Gott, Jeder sich selbst und dem Andern, so wird sich's wohl fügen!"

Vierzehntes Kapitel.

Unser Freund las mit großem Antheil das Vorgelegte, mußte aber zugleich gestehen, er habe schon beim Schluß des vorigen Heftes geahnt, zu vermuthen, das gute Wesen sei entdeckt worden. Die Beschreibung der schroffen Gebirgsgegend habe ihn zuerst in jene Zustände versetzt; besonders aber sei er durch die Ahnung Lenardo's in jener Mondnacht, so auch durch

die Wiederholung der Worte seines Briefes auf die Spur geleitet worden.*) Friedrich, dem er das Alles umständlich vortrug, ließ sich es auch ganz wohl gefallen.

Hier aber wird die Pflicht des Mittheilens, Darstellens, Ausführens und Zusammenziehens immer schwieriger. Wer fühlt nicht, daß wir uns diesmal dem Ende nähern, wo die Furcht, in Umständlichkeiten zu verweilen, mit dem Wunsche, nichts völlig unerörtert zu lassen, uns in Zwiespalt versetzt! Durch die eben angekommene Depesche wurden wir zwar von Manchem unterrichtet; die Briefe jedoch und die vielfachen Beilagen enthielten verschiedene Dinge, gerade nicht von allgemeinem Interesse. Wir sind also gesonnen, dasjenige, was wir damals gewußt und erfahren, ferner auch das, was später zu unserer Kenntniß kam, zusammenzufassen und in diesem Sinne das übernommene ernste Geschäft eines treuen Referenten getrost abzuschließen.

Vor allen Dingen haben wir daher zu berichten, daß Lothario mit Theresen, seiner Gemahlin, und Natalien, die ihren Bruder nicht von sich lassen wollte, in Begleitung des Abbé's schon wirklich zur See gegangen sind. Unter günstigen Vorbedeutungen reisten sie ab, und hoffentlich bläht ein fördernder Wind ihre Segel. Die einzige unangenehme Empfindung, eine wahre sittliche Trauer, nehmen sie mit, daß sie Makarien vorher nicht ihren Besuch abstatten konnten. Der Umweg war zu groß, das Unternehmen zu bedeutend; schon warf man sich einige Zögerung vor und mußte selbst eine heilige Pflicht der Nothwendigkeit aufopfern.

Wir aber, an unserer erzählenden und darstellenden Seite, sollten diese theuren Personen, die uns früher so viele Neigung abgewonnen, nicht in so weite Entfernung ziehen lassen, ohne von ihrem bisherigen Vornehmen und Thun nähere Nachricht ertheilt zu haben, besonders da wir so lange nichts Ausführliches von ihnen vernommen. Gleichwol unterlassen wir dieses, weil ihr bisheriges Geschäft sich nur vorbereitend auf das große Unternehmen bezog, auf welches wir sie lossteuern sehen. Wir leben jedoch in der Hoffnung, sie dereinst in voller geregelter Thätigkeit, den wahren Werth ihrer verschiedenen Charaktere offenbarend, vergnüglich wiederzufinden.

Juliette, die Sinnige-Gute, deren wir uns wol noch erinnern,

*) Man vergleiche oben S. 378.

hatte geheiratbet, einen Mann nach dem Herzen des Oheims, durchaus in seinem Sinne mit- und fortwirkend. Juliette war in der letzten Zeit viel um die Tante, wo manche Derjenigen zusammentrafen, auf die sie wohlthätigen Einfluß gebabt, nicht nur Solche, die dem festen Lande gewidmet bleiben, auch Solche, die über See zu gehen gedenken. Lenardo hingegen hatte schon früher mit Friedrichen Abschied genommen; die Mittheilung durch Beten war unter Diesen deste lebhafter.

Vermißte man also in dem Verzeichnisse der Gäste jene edlen Obengenannten, so waren doch manche bedeutende, uns schon näher bekannte Personen darauf zu finden. Hilarie kam mit ihrem Gatten, der nun als Hauptmann und entschieden reicher Gutsbesitzer auftrat. Sie in ihrer großen Anmuth und Liebenswürdigkeit gewann sich hier wie überall gar gern Verzeihung einer allzu großen Leichtigkeit, von Interesse zu Interesse übergehend zu wechseln, deren wir sie im Lauf der Erzählung schuldig gefunden. Besonders die Männer rechneten es ihr nicht doch an; einen dergleichen Fehler, wenn es einer ist, finden sie nicht anstößig, weil ein Jeder wünschen und hoffen mag, auch an die Reihe zu kommen.

Flavio, ihr Gemahl, rüstig, munter und liebenswürdig genug, schien vollkommen ihre Neigung zu fesseln; sie mochte sich das Vergangene selbst verziehen haben; auch fand Makarie keinen Anlaß, dessen zu erwähnen. Er, der immer leidenschaftliche Dichter, bat sich aus, beim Abschiede ein Gedicht vorlesen zu dürfen, welches er zu Ehren ihrer und ihrer Umgebung in den wenigen Tagen seines Hierseins verfaßte. Man sah ihn oft im Freien auf- und abgehen, nach einigem Stillstand mit bewegter Geberde wieder vorwärts schreitend in die Schreibtafel schreiben, sinnen und wieder schreiben. Nun aber schien er es für vollendet zu halten, als er durch Angela jenen Wunsch zu erkennen gab.

Die gute Dame, obgleich ungern, verstand sich hiezu, und es ließ sich allenfalls anhören, ob man gleich dadurch weiter nichts erfuhr, als was man schon wußte, nichts fühlte, als was man schon gefühlt hatte. Indessen war denn doch der Vortrag leicht und gefällig, Wendung und Reime mitunter neu, wenn man es auch hätte im Ganzen etwas kürzer wünschen mögen. Zuletzt übergab er dasselbe, auf geändertes Papier sehr schön geschrieben, und man schied mit vollkommener wechselseitiger Zufriedenheit.

Dieſes Paar, welches von einer bedeutenden wohlgenutzten Reiſe nach Süden zurückgekommen war, um den Vater, den Major, vom Hauſe abzulöſen, der mit jener Unwiderſtehlichen, die nun ſeine Gemahlin geworden, auch etwas von der paradieſiſchen Luft zu einiger Erquickung einathmen wollte.

Dieſe Beiden kamen denn auch im Wechſel, und ſo wie überall hatte bei Makarien die Merkwürdige auch vorzügliche Gunſt, welche ſich beſonders darin erwies, daß die Dame in den innern Zimmern und allein empfangen wurde, welche Geneigtheit auch nachher dem Major zu Theil ward. Dieſer empfahl ſich darauf als gebildeter Militär, guter Haus- und Landwirth, Literaturfreund, ſogar als Lehrdichter beifallswürdig und fand bei dem Aſtronomen und ſonſtigen Hausgenoſſen guten Eingang.

Auch von unſerm alten Herrn, dem würdigen Oheim, ward er beſonders ausgezeichnet, welcher, in mäßiger Ferne wohnend, diesmal mehr, als er ſonſt pflegte, obgleich nur für Stunden, herüberkam, aber keine Nacht, auch bei angebotener größten Bequemlichkeit, zu bleiben bewogen werden konnte.

Bei ſolchen kurzen Zuſammenkünften war ſeine Gegenwart jedoch höchſt erfreulich, weil er ſodann, als Welt- und Hofmann, nachgiebig und vermittelnd auftreten wollte; wobei denn ſogar ein Zug von ariſtokratiſcher Pedanterei nicht unangenehm empfunden wurde. Ueberdem ging diesmal ſein Behagen von Grund aus; er war glücklich, wie wir uns Alle fühlen, wenn wir mit verſtändig vernünftigen Leuten Wichtiges zu verhandeln haben. Das umfaſſende Geſchäft war völlig im Gange; es bewegte ſich ſtätig mit gepflogener Verabredung.

Hievon nur die Hauptmomente. Er iſt drüben über dem Meere, von ſeinen Vorfahren her, Eigenthümer. Was das heißen wolle, möge der Kenner dortiger Angelegenheiten, da es uns hier zu weit führen müßte, ſeinen Freunden näher erklären. Dieſe wichtigen Beſitzungen waren bisher verpachtet und trugen, bei mancherlei Unannehmlichkeiten, wenig ein. Die Geſellſchaft, die wir genugſam kennen, iſt nun berechtigt, dort Beſitz zu nehmen, mitten in der vollkommenſten bürgerlichen Einrichtung, von wo ſie als einflußreiches Staatsglied ihren Vortheil erſehen und ſich in die noch unangebaute Wüſte fern verbreiten kann. Hier nun will ſich Friedrich mit Lenardo beſonders hervorthun, um zu zeigen, wie man eigentlich von vorn beginnen und einen Naturweg einſchlagen könne.

Kaum hatten ſich die Genannten, von ihrem Aufenthalte

höchſt zufrieden, entfernt, ſo waren dagegen Gäſte ganz anderer Art angemeldet und doch auch willkommen. Wir erwarteten wol kaum, Philinen und Lydien an ſo heiliger Stätte auftreten zu ſehen; und doch kamen ſie an. Der zunächſt in den Gebirgen noch immer weilende Montan ſollte ſie hier abholen und auf dem nächſten Wege zur See bringen. Beide wurden von Hausbälterinnen, Schaffnerinnen, ſonſt angeſtellten und mitwohnenden Frauen ſehr gut aufgenommen. Philine brachte ein paar allerliebſte Kinder mit und zeichnete ſich, bei einer einfachen, ſehr reizenden Kleidung, durch das Sonderbare aus, daß ſie vom blumig geſtickten Gürtel herab an langer ſilberner Kette eine mäßig große engliſche Schere trug, mit der ſie manchmal, gleichſam als wollte ſie ihrem Geſpräch einigen Nachdruck geben, in die Luft ſchnitt und ſchnippte und durch einen ſolchen Akt die ſämmtlichen Anweſenden erheiterte; worauf denn bald die Frage folgte, ob es denn in einer ſo großen Familie nichts zuzuſchneiden gebe. Und da fand ſich denn, daß, erwünſcht für eine ſolche Thätigkeit, ein paar Bräute ſollten ausgeſtattet werden. Sie ſieht hierauf die Landestracht an, läßt die Mädchen vor ſich auf- und abgehen und ſchneidet immer zu, wobei ſie aber, mit Geiſt und Geſchmack verfahrend, ohne dem Charakter einer ſolchen Tracht etwas zu benehmen, das eigentlich ſtockende Barbariſche derſelben mit einer Anmuth zu vermitteln weiß, ſo gelind, daß die Bekleideten ſich und Andern beſſer gefallen und die Bangigkeit überwinden, man möge von dem Herkömmlichen doch abgewichen ſein.

Hier kam nun Lydie, die mit leichter Fertigkeit, Zierlichkeit und Schnelle zu nähen verſtand, vollkommen zu Hilfe, und man durfte hoffen, mit dem übrigen weiblichen Beiſtand die Bräute ſchneller, als man gedacht hatte, herausgeputzt zu ſehen. Dabei durften ſich dieſe Mädchen nicht lange entfernen; Philine beſchäftigte ſich mit ihnen bis aufs Kleinſte und behandelte ſie wie Puppen oder Theaterſtatiſten. Gehäufte Bänder und ſonſtiger in der Nachbarſchaft üblicher Feſtſchmuck wurde ſchicklich vertheilt, und ſo erreichte man zuletzt, daß dieſe tüchtigen Körper und hübſchen Figuren, ſonſt durch barbariſche Pedanterei zugedeckt, nunmehr zu einiger Evidenz gelangten, wobei alle Derbheit doch immer zu einiger Anmuth herausgeſtutzt erſchien.

Allzu thätige Perſonen werden aber doch in einem gleichmäßig geregelten Zuſtande läſtig. Philine war mit ihrer gefräßigen Schere in die Zimmer gerathen, wo die Vorräthe zu

Kleidern für die große Familie in Stoffen aller Art zur Hand lagen. Da fand sie nun in der Aussicht, das Alles zu zerschneiden, die größte Glückseligkeit; man wußte sie wirklich daraus entfernen und die Thüren fest verschließen; denn sie kannte weder Maaß noch Ziel. Angela wollte wirklich deshalb nicht als Braut behandelt sein, weil sie sich vor einer solchen Zuschneiderin fürchtete; überhaupt ließ sich das Verhältniß zwischen Beiden keineswegs glücklich einleiten. Doch hievon kann erst später die Rede sein.

Montan, länger als man gedacht hatte, zauderte zu kommen, und Philine drang darauf, Makarien vorgestellt zu werden. Es geschah, weil man sie alsdann um desto eher loszuwerden hoffte; und es war merkwürdig genug, die beiden Sünderinnen zu den Füßen der Heiligen zu sehen. Zu beiden Seiten lagen sie ihr an den Knieen, Philine zwischen ihren zwei Kindern, die sie lebhaft anmuthig niederdrückte. Mit gewohnter Heiterkeit sprach sie: „Ich liebe meinen Mann, meine Kinder, beschäftige mich gern für sie, auch für Andere; das Uebrige verzeihst Du!" Makarie grüßte sie segnend; sie entfernte sich mit anständiger Beugung.

Lydie lag von der linken Seite her der Heiligen mit dem Gesicht auf dem Schooße, weinte bitterlich und konnte kein Wort sprechen; Makarie, ihre Thränen auffassend, klopfte ihr auf die Schulter als beschwichtigend; dann küßte sie ihr Haupt zwischen den gescheitelten Haaren, wie es vor ihr lag, brünstig und wiederholt in frommer Absicht. Lydie richtete sich auf, erst auf ihre Kniee, dann auf die Füße und schaute zu ihrer Wohlthäterin mit reiner Heiterkeit.

„Wie geschieht mir!" sagte sie; „wie ist mir! Der schwere, lästige Druck, der mir, wo nicht alle Besinnung, doch alles Ueberlegen raubte, er ist auf einmal von meinem Haupte aufgehoben; ich kann nun frei in die Höhe sehen, meine Gedanken in die Höhe richten, und (setzte sie nach tiefem Athemholen hinzu) ich glaube, mein Herz will nach."

In diesem Augenblick eröffnete sich die Thüre, und Montan trat herein, wie öfters der allzu lang Erwartete plötzlich und unverhofft erscheint. Lydie schritt muntet auf ihn zu, umarmte ihn freudig, und indem sie ihn vor Makarien führte, rief sie aus: „Er soll erfahren, was er dieser Göttlichen schuldig ist, und sich mit mir dankend niederwerfen."

Montan, betroffen und gegen seine Gewohnheit gewissermaßen verlegen, sagte mit edler Verbeugung gegen die würdige Dame: „Es scheint sehr viel zu sein; denn ich werde Dich ihr

schuldig. Es ist das erste Mal, daß Du mir offen und liebevoll entgegenkommst, das erste Mal, daß Du mich ans Herz drückst, ob ich es gleich längst verdiente."

Hier nun müssen wir vertraulich eröffnen, daß Montan Lydien von ihrer frühen Jugend an geliebt, daß der einnehmendere Lotharie sie ihm entführt, er aber ihr und dem Freunde treu geblieben und sie sich endlich, vielleicht zu nicht geringer Verwunderung unserer frühern Leser, als Gattin zugeeignet habe.*)

Diese Drei zusammen, welche sich in der europäischen Gesellschaft doch nicht ganz behaglich fühlen mochten, mäßigten kaum den Ausdruck ihrer Freude, wenn von den dort erwarteten Zuständen die Rede war. Die Schere Philinens zuckte schon; denn man gedachte, sich das Monopol vorzubehalten, diese neuen Kolonien mit Kleidungsstücken zu versorgen. Philine beschrieb den großen Tuch- und Leinwandvorrath sehr artig und schnitt in die Luft, die Ernte für Sichel und Sense, wie sie sagte, schon vor sich sehend.

Lydie dagegen, erst durch jene glücklichen Segnungen zu theilnehmender Liebe wieder auferwacht, sah im Geiste schon ihre Schülerinnen sich ins Hundertfache vermehren und ein ganzes Volk von Hausfrauen zu Genauigkeit und Zierlichkeit eingeleitet und aufgeregt. Auch der ernste Montan hat die dortige Bergfülle an Blei, Kupfer, Eisen und Steinkohlen dergestalt vor Augen, daß er alle sein Wissen und Können manchmal nur für ängstlich tastendes Versuchen erklären möchte, um erst dort in eine reiche, belohnende Ernte muthig einzugreifen.

Daß Montan sich mit unserm Astronomen bald verstehen würde, war vorauszusehen. Die Gespräche, die sie in Gegenwart Makariens führten, waren höchst anziehend; wir finden aber nur Weniges davon niedergeschrieben, indem Angela seit einiger Zeit beim Zuhören minder aufmerksam und beim Aufzeichnen nachlässiger geworden war. Auch mochte ihr Manches zu allgemein und für ein Frauenzimmer nicht faßlich genug vorkommen. Wir schalten daher nur einige der in jene Tage gehörigen Aeußerungen hier vorübergehend ein, die nicht einmal von ihrer Hand geschrieben uns zugekommen sind.

*) Der Dichter erinnerte sich nicht, daß die Absicht Jarno's, sich mit Lydien zu verbinden, schon in den Lehrjahren, freilich in einer erst kurz vor dem Bruch möglichst eingeflochtenen Stelle, ausgesprochen war.

Bei dem Studiren der Wissenschaften, besonders deren, welche die Natur behandeln, ist die Untersuchung so nöthig als schwer, ob das, was uns von Alters her überliefert und von unsern Vorfahren für giltig geachtet worden, auch wirklich zuverlässig sei, in dem Grade, daß man darauf fernerhin sicher fortbauen möge, oder ob ein herkömmliches Bekenntniß nur stationär geworden, und deshalb mehr einen Stillstand als einen Fortschritt veranlasse. Ein Kennzeichen fördert diese Untersuchung, wenn nämlich das Angenommene lebendig und in das thätige Bestreben einwirkend und fördernd gewesen und geblieben.

Im Gegensatze steht die Prüfung des Neuen, wo man zu fragen hat, ob das Angenommene wirklicher Gewinn oder nur modische Uebereinstimmung sei. Denn eine Meinung, von energischen Männern ausgehend, verbreitet sich kontagiös über die Menge, und dann heißt sie herrschend — eine Anmaßung, die für den treuen Forscher gar keinen Sinn ausspricht. Staat und Kirche mögen allenfalls Ursache finden, sich für herrschend zu erklären; denn die haben es mit der widerspenstigen Masse zu thun, und wenn nur Ordnung gehalten wird, so ist es ganz einerlei, durch welche Mittel; aber in den Wissenschaften ist die absoluteste Freiheit nöthig; denn da wirkt man nicht für heut und morgen, sondern für eine unendlich vorschreitende Zeitenreihe.

Gewinnt aber auch in der Wissenschaft das Falsche die Oberhand, so wird doch immer eine Minorität für das Wahre übrig bleiben; und wenn sie sich in einen einzigen Geist zurückzöge, so hätte das nichts zu sagen; er wird im Stillen, im Verborgenen fortwaltend wirken, und eine Zeit wird kommen, wo man nach ihm und seinen Ueberzeugungen fragt, oder wo diese sich bei verbreitetem allgemeinem Licht auch wieder hervorwagen dürfen.

Was jedoch weniger allgemein, obgleich unbegreiflich und wundersellam zur Sprache kam, war die gelegentliche Eröffnung Montan's, daß ihm bei seinen gebirgischen und bergmännischen Untersuchungen eine Person zur Seite gehe, welche ganz wundersame Eigenschaften und einen ganz eigenen Bezug auf Alles habe, was man Gestein, Mineral, ja sogar was man überhaupt Element nennen könne. Sie fühle nicht blos eine große Ein-

wirkung der unterirdisch fließenden Wasser, metallischer Lager und Gänge, so wie der Steinkohlen, und was dergleichen in Massen beisammen sein möchte, sondern, was wunderbarer sei, sie befinde sich anders und wieder anders, sobald sie nur den Boden wechsele. Die verschiedenen Gebirgsarten übten auf sie einen besondern Einfluß, worüber er sich mit ihr, seitdem er eine zwar wunderliche, aber doch auslangende Sprache einzuleiten gewußt, recht gut verständigen und sie im Einzelnen prüfen könne, da sie denn auf eine merkwürdige Weise die Probe bestehe, indem sie sowol chemische als physische Elemente durchs Gefühl gar wohl zu unterscheiden wisse, ja sogar schon durch den Anblick das Schwerere von dem Leichtern unterscheide. Diese Person, über deren Geschlecht er sich nicht näher erklären wollte, habe er mit den abreisenden Freunden vorausgeschickt, und hoffe zu seinen Zwecken in den ununtersuchten Gegenden sehr viel von ihr.*)

Dieses Vertrauen Montan's eröffnete das strenge Herz des Astronomen, welcher sodann mit Makariens Vergünstigung auch ihm das Verhältniß derselben zum Weltsystem offenbarte. Durch nachherige Mittheilungen des Astronomen sind wir in dem Fall, wo nicht Genugsames, doch das Hauptsächliche ihrer Unterhaltungen über so wichtige Punkte mitzutheilen.

Bewundern wir indessen die Aehnlichkeit der hier eintretenden Fälle bei der größten Verschiedenheit. Der eine Freund, um nicht ein Timon zu werden, hatte sich in die tiefsten Klüfte der Erde versenkt, und auch dort ward er gewahr, daß in der Menschennatur was Analoges zum Starrsten und Rohesten vorhanden sei; dem Andern gab von der Gegenseite der Geist Makariens ein Beispiel, daß, wie dort das Verbleiben, hier das Entfernen wohlbegabten Naturen eigen sei, daß man weder nöthig habe, bis zum Mittelpunkt der Erde zu dringen, noch sich über die Grenzen unseres Sonnensystems hinaus zu entfernen, sondern schon genüglich beschäftigt und vorzüglich auf That aufmerksam gemacht und zu ihr berufen werde. An und in dem Boden findet man für die höchsten irdischen Bedürfnisse das Material, eine Welt des Stoffes, den höchsten Fähigkeiten des Menschen zur Bearbeitung übergeben; aber auf jenem

*) Vgl. die Wahlverwandtschaften, II, Kap. 11. 1917 wurden solche Versuche mit einer Katharina Breslier angestellt, wie zehn Jahre früher mit dem Italiener Campetti.

geistigen Wege werden immer Theilnahme, Liebe, geregelte freie Wirksamkeit gefunden. Diese beiden Welten gegen einander zu bewegen, ihre beiderseitigen Eigenschaften in der vorübergehenden Lebenserscheinung zu manifestiren, das ist die höchste Gestalt, wozu sich der Mensch auszubilden hat.

Hierauf schlossen beide Freunde einen Bund und nahmen sich vor, ihre Erfahrungen allenfalls auch nicht zu verheimlichen, weil Derjenige, der sie als einem Roman wohl ziemende Märchen belächeln könnte, sie doch immer als ein Gleichniß des Wünschenswerthesten betrachten dürfte.

Der Abschied Montan's und seiner Frauenzimmer folgte bald hierauf, und wenn man ihn mit Lydien noch gern gehalten hätte, so war doch die allzu unruhige Philine mehreren an Ruhe und Sitte gewohnten Frauenzimmern, besonders aber der edlen Angela beschwerlich, wozu sich noch besondere Umstände hinzufügten, welche die Unbehaglichkeit vermehrten.

Schon oben hatten wir zu bemerken, daß Angela nicht wie sonst die Pflicht des Aufmerkens und Aufzeichnens erfüllte, sondern anderwärts beschäftigt schien. Um diese Anomalie an einer der Ordnung dergestalt ergebenen und in den reinsten Kreisen sich bewegenden Person zu erklären, sind wir genöthigt, einen neuen Mitspieler in dieses vielumfassende Drama noch zuletzt einzuführen.

Unser alter geprüfter Handelsfreund Werner mußte sich bei zunehmenden, ja gleichsam ins Unendliche sich vermehrenden Geschäften nach frischen Gehilfen umsehen, welche er nicht ohne vorläufige besondere Prüfung näher an sich anschloß. Einen solchen sendet er nun an Makarien, um wegen Auszahlung der bedeutenden Summen zu unterhandeln, welche diese Dame aus ihrem großen Vermögen dem neuen Unternehmen, besonders in Rücksicht auf Lenardo, ihren Liebling, zuzuwenden beschloß und erklärte. Gedachter junger Mann, nunmehr Werner's Gehilfe und Geselle, ein frischer, natürlicher Jüngling und eine Wundererscheinung, empfiehlt sich durch ein eigenes Talent, durch eine grenzenlose Fertigkeit im Kopfrechnen, wie überall, so besonders bei den Unternehmern, wie sie jetzt zusammenwirken, da sie sich durchaus mit Zahlen im mannichfaltigsten Sinne einer Gesellschaftsrechnung beschäftigen und ausgleichen müssen. Sogar in der täglichen Societät, wo beim Hin- und Widerreden über weltliche Dinge von Zahlen, Summen und Ausgleichungen die Rede ist, muß ein solcher höchst willkommen mit

einwirken. Ueberdem ſpielte er den Flügel höchſt anmuthig, wo ihm der Kalkül und ein liebenswürdiges Naturell verbunden und vereint äußerſt wünſchenswerth zu Hilfe kommt. Die Töne fließen ihm leicht und harmoniſch zuſammen; manchmal aber deutet er an, daß er auch wol in tiefern Regionen zu Hauſe wäre, und ſo wird er höchſt anziehend, wenn er gleich wenig Worte macht und kaum irgend etwas Gebildetes aus ſeinen Geſprächen durchblickt. Auf alle Fälle iſt er jünger als ſeine Jahre; man möchte beinahe etwas Kindliches an ihm finden. Wie es übrigens auch mit ihm ſei, er hat Angela's Gunſt gewonnen, ſie die ſeinige, zu Makariens größter Zufriedenheit; denn ſie hatte längſt gewünſcht, das edle Mädchen verheirathet zu ſehen.

Dieſe jedoch, immer bedenkend und fühlend, wie ſchwer ihre Stelle zu beſetzen ſein werde, hatte wol ſchon irgend ein liebevolles Anerbieten abgelehnt, vielleicht ſogar einer ſtillen Neigung Gewalt angethan; ſeitdem aber eine Nachfolgerin denkbar, ja gewiſſermaßen ſchon beſtimmt worden, ſcheint ſie, von einem wohlgefälligen Eindruck überraſcht, ihm bis zur Leidenſchaft nachgegeben zu haben.

Wir aber kommen nunmehr in den Fall, das Wichtigſte zu eröffnen, indem ja Alles, worüber ſeit ſo mancher Zeit die Rede geweſen, ſich nach und nach gebildet, aufgelöſt und wieder geſtaltet hatte. Entſchieden iſt alſo auch nunmehr, daß die Gute-Schöne, ſonſt das mißbraune Mädchen genannt, ſich Makarien zur Seite füge. Der im Allgemeinen vorgelegte, auch von Lenardo ſchon gebilligte Plan iſt ſeiner Ausführung ganz nah; alle Theilnehmenden ſind einig; die Gute-Schöne übergiebt dem Gehilfen ihr ganzes Beſitzthum. Er heirathet die zweite Tochter jener arbeitſamen Familie und wird Schwager des Geſchirrfaſſers. Hiedurch wird die vollkommene Einrichtung einer neuen Fabrikation durch Lokal und Zuſammenwirkung möglich, und die Bewohner des arbeitsluſtigen Thales werden auf eine andere lebhaftere Weiſe beſchäftigt. Dadurch wird die Liebenswürdige frei; ſie tritt bei Makarien an die Stelle von Angela, welche mit jenem jungen Manne ſchon verlobt iſt. Hiemit wäre Alles für den Augenblick berichtigt; was nicht entſchieden werden kann, bleibt im Schweben.

Nun aber verlangt die Gute-Schöne, daß Wilhelm ſie abhole; gewiſſe Umſtände ſind noch zu berichtigen, und ſie legt Alles einen großen Werth darauf, daß er das, was er doch

eigentlich angefangen, auch vollende. Er entdeckte sie zuerst, und ein wundersam Geschick trieb Lenardo auf seine Spur; und nun soll er, so wünscht sie, ihr den Abschied von dort erleichtern und so die Freude, die Beruhigung empfinden, einen Theil der verschränkten Schicksalsfäden selbst wieder aufgefaßt und angeknüpft zu haben.

Nun aber müssen wir, um das Geistige, das Gemüthliche zu einer Art von Vollständigkeit zu bringen, auch ein Geheimeres offenbaren, und zwar Folgendes. Lenardo hatte über eine nähere Verbindung mit der Guten-Schönen niemals das Mindeste geäußert; im Laufe der Unterhandlungen aber, bei dem vielen Hin- und Widersenden war denn doch auf eine zarte Weise an ihr gesorscht worden, wie sie dies Verhältniß ansehe, und was sie, wenn es zur Sprache käme, allenfalls zu thun geneigt wäre. Aus ihrem Erwidern konnte man sich so viel zusammensetzen, sie fühle sich nicht werth, einer solchen Neigung, wie der ihres edlen Freundes, durch Hingebung ihres getheilten Selbst zu antworten; ein Wohlwollen der Art verdiene die ganze Seele, das ganze Vermögen eines weiblichen Wesens; dies aber könne sie nicht anbieten. Das Andenken ihres Bräutigams, ihres Gatten und der wechselseitigen Einigung Beider sei noch so lebhaft in ihr, nehme noch ihr ganzes Wesen dergestalt völlig ein, daß für Liebe und Leidenschaft kein Raum gedenkbar, auch ihr nur das reinste Wohlwollen und in diesem Falle die vollkommenste Dankbarkeit übrig bleibe. Man beruhigte sich dabei, und da Lenardo die Angelegenheit nicht berührt hatte, war es auch nicht nöthig, hierüber Auskunft und Antwort zu geben.

Einige allgemeine Betrachtungen werden hoffentlich hier am rechten Orte stehen. Das Verhältniß sämmtlicher vorübergehenden Personen zu Makarien war vertraulich und ehrfurchtsvoll; Alle fühlten die Gegenwart eines höhern Wesens, und doch blieb in solcher Gegenwart einem Jeden die Freiheit, ganz in seiner eigenen Natur zu erscheinen. Jeder zeigt sich, wie er ist, mehr als je vor Eltern und Freunden, mit einer gewissen Zuversicht; denn er war gelockt und veranlaßt, nur das Gute, das Beste, was an ihm war, an den Tag zu geben; daher beinahe eine allgemeine Zufriedenheit entstand.

Verschweigen aber können wir nicht, daß durch diese gewissermaßen zerstreuenden Zustände Makarie mit der Lage Lenardo's beschäftigt blieb; sie äußerte sich auch darüber gegen

ihre Nächsten, gegen Angela und den Astronomen. Lenardo's Inneres glaubten sie deutlich vor sich zu sehen; er ist für den Augenblick beruhigt: der Gegenstand seiner Sorge wird höchst glücklich; Makarie hatte für die Zukunft auf jeden Fall gesorgt. Nun hatte er das große Geschäft muthig anzutreten und zu beginnen, das Uebrige dem Folgegang und Schicksal zu überlassen. Dabei konnte man vermuthen, daß er in jenen Unternehmungen hauptsächlich gestärkt sei durch den Gedanken, sie dereinst, wenn er Fuß gefaßt, hinüber zu berufen, wo nicht gar selbst abzuholen.

Allgemeiner Bemerkungen konnte man hiebei sich nicht enthalten. Man trachtete näher den seltenen Fall, der sich hier hervortat: Leidenschaft aus Gewissen. Man gedachte zugleich anderer Beispiele einer wunderlamen Umbildung einmal gefaßter Eindrücke der geheimnißvollen Entwicklung angeborner Neigung und Sehnsucht; man bedauerte, daß in solchen Fällen wenig zu rathen sei, würde es aber höchst rathlich finden, sich möglichst klar zu halten und diesem oder jenem Hang nicht unbedingt nachzugeben.

Zu diesem Punkte aber gelangt, können wir der Versuchung nicht widerstehen, ein Blatt aus unsern Archiven mitzutheilen, welches Makarien betrifft und die besondere Eigenschaft, die ihrem Geiste ertheilt ward. Leider ist dieser Aufsatz erst lange Zeit, nachdem der Inhalt mitgetheilt worden, aus dem Gedächtniß geschrieben und nicht, wie es in einem so merkwürdigen Fall wünschenswerth wäre, für ganz authentisch anzusehen. Dem sei aber, wie ihm wolle, so wird hier schon so viel mitgetheilt, um Nachdenken zu erregen und Aufmerksamkeit zu empfehlen, ob nicht irgendwo schon etwas Aehnliches oder sich Annäherndes bemerkt und verzeichnet worden.

Funfzehntes Kapitel.

*) Makarie befindet sich zu unserm Sonnensystem in einem Verhältniß, welches man auszusprechen kaum wagen darf. In dem Geiste, der Seele, der Einbildungskraft hegt sie, schaut sie es nicht nur, sondern sie macht gleichsam einen Theil desselben: sie sieht sich in jenen himmlischen Kreisen mit fortgezogen, aber auf

*) Man vergleiche S. 137 ff.

eine ganz eigene Art; sie wandelt seit ihrer Kindheit um die Sonne, und zwar, wie nun entdeckt ist, in einer Spirale, sich immer mehr vom Mittelpunkt entfernend und nach den äußern Regionen hintreibend.

Wenn man annehmen darf, daß die Wesen, insofern sie körperlich sind, nach dem Centrum, insofern sie geistig sind, nach der Peripherie streben, so gehört unsere Freundin zu den geistigsten; sie scheint nur geboren, um sich von dem Irdischen zu entbinden, um die nächsten und fernsten Räume des Daseins zu durchdringen. Diese Eigenschaft, so herrlich sie ist, ward ihr doch seit den frühesten Jahren als eine schwere Aufgabe verliehen. Sie erinnert sich von Klein auf ihres innern Selbst als von leuchtenden Wesen durchdrungen, von einem Licht erhellt, welchem sogar das hellste Sonnenlicht nichts anhaben konnte. Oft sah sie zwei Sonnen, eine innere nämlich und eine außen am Himmel, zwei Monde, wovon der äußere in seiner Größe bei allen Phasen sich gleich blieb, der innere sich immer mehr und mehr verminderte.

Diese Gabe zog ihren Antheil ab von gewöhnlichen Dingen; aber ihre trefflichen Eltern wendeten Alles auf ihre Bildung; alle Fähigkeiten wurden an ihr lebendig, alle Thätigkeiten wirksam, dergestalt daß sie allen äußern Verhältnissen zu genügen wußte, und indem ihr Herz, ihr Geist ganz von überirdischen Gesichten erfüllt war, doch ihr Thun und Handeln immerfort dem edelsten Sittlichen gemäß blieb. Wie sie heranwuchs, überall hilfreich, unaufhaltsam in großen und kleinen Diensten, wandelte sie wie ein Engel Gottes auf Erden, indem ihr geistiges Ganze sich zwar um die Weltsonne, aber nach dem Ueberweltlichen in stetig zunehmenden Kreisen bewegte.

Die Ueberfülle dieses Zustandes ward einigermaßen dadurch gemildert, daß es auch in ihr zu tagen und zu nachten schien, da sie denn bei gedämpftem innern Licht äußere Pflichten auf das Treueste zu erfüllen strebte, bei frisch aufleuchtendem Innern sich der seligsten Ruhe hingab. Ja, sie will bemerkt haben, daß eine Art von Wolken sie von Zeit zu Zeit umschwebten und ihr den Anblick der himmlischen Genossen auf eine Zeit lang umdämmerten, eine Epoche, die sie stets zu Wohl und Freude ihrer Umgebungen zu benutzen wußte.

So lange sie die Anschauungen geheim hielt, gehörte viel dazu, sie zu ertragen. Was sie davon offenbarte, wurde nicht anerkannt oder mißdeutet; sie ließ es daher in ihrem langen

Leben nach außen als Krankheit gelten, und so spricht man in der Familie noch immer davon; zuletzt aber hat ihr das gute Glück den Mann zugeführt, den Ihr bei uns seht, als Arzt, Mathematiker und Astronom gleich schätzbar, durchaus ein edler Mensch, der sich jedoch erst eigentlich aus Neugierde zu ihr heranfand. Als sie aber Vertrauen gegen ihn gewann, ihm nach und nach ihre Zustände beschrieben, das Gegenwärtige ans Vergangene angeschlossen und in die Ereignisse einen Zusammenhang gebracht hatte, ward er so von der Erscheinung eingenommen, daß er sich nicht mehr von ihr trennen konnte, sondern Tag für Tag stets tiefer in das Geheimniß einzudringen trachtete.

Im Anfange, wie er nicht undeutlich zu verstehen gab, hielt er es für Täuschung; denn sie leugnete nicht, daß von der ersten Jugend an sie sich um die Stern- und Himmelskunde fleißig bekümmert habe, daß sie darin wohl unterrichtet worden und keine Gelegenheit versäumt, sich durch Maschinen und Bücher den Weltbau immer mehr zu versinnlichen. Deshalb er sich denn nicht ausreden ließ, es sei eingelernt, die Wirkung einer in hohem Grad geregelten Einbildungskraft, der Einfluß des Gedächtnisses sei zu vermuthen, eine Mitwirkung der Urtheilskraft, besonders aber eines versteckten Kalküls.

Er ist ein Mathematiker und also hartnäckig, ein heller Geist und also ungläubig; er wehrte sich lange, bemerkte jedoch, was sie angab, genau, suchte der Folge verschiedener Jahre beizukommen, hielt sich besonders an die neuesten mit dem gegenseitigen Stande der Himmelslichter übereintreffenden Angaben und rief endlich aus: „Nun, warum sollte Gott und die Natur nicht auch eine lebendige Armillarsphäre, ein geistiges Räderwerk erschaffen und einrichten, daß es, wie ja die Uhren es uns täglich und stündlich leisten, dem Gang der Gestirne von selbst auf eigene Weise zu folgen im Stande wäre!"

Hier aber wagen wir nicht, weiter zu gehen; denn das Unglaubliche verliert seinen Werth, wenn man es näher im Einzelnen beschauen will. Doch sagen wir so viel: Dasjenige, was zur Grundlage der anzustellenden Berechnungen diente, war Folgendes. Ihr, der Seherin, erschien unsere Sonne in der Vision um Vieles kleiner, als sie solche bei Tage erblickte; auch gab eine ungewöhnliche Stellung dieses höhern Himmelslichtes im Thierkreise Anlaß zu Folgerungen.

Dagegen entstanden Zweifel und Irrungen, weil die Schauende

ein und das andere Geſtirn andeutete, als gleichfalls in dem Zodiak erſcheinend, von denen man aber am Himmel nichts gewahr werden konnte. Es mochten die damals noch unentdeckten kleinen Planeten*) ſein; denn aus andern Angaben ließ ſich ſchließen, daß ſie, längſt über die Bahn des Mars hinaus, der Bahn des Jupiter ſich nähere. Offenbar hatte ſie eine Zeit lang dieſen Planeten, es wäre ſchwer zu ſagen, in welcher Entfernung, mit Staunen in ſeiner ungeheuren Herrlichkeit betrachtet und das Spiel ſeiner Monde um ihn her geſchaut, hernach aber ihn auf die wunderſeltſamſte Weiſe als abnehmenden Mond geſehen, und zwar umgewendet, wie uns der wachſende Mond erſcheint. Daraus wurde geſchloſſen, daß ſie ihn von der Seite ſehe und wirklich im Begriff ſei, über deſſen Bahn hinauszuſchreiten und in dem unendlichen Raum dem Saturn entgegenzuſtreben. Dorthin folgt ihr keine Einbildungskraft; aber wir hoffen, daß eine ſolche Entelechie**) ſich nicht ganz aus unſerm Sonnenſyſtem entfernen, ſondern wenn ſie an die Grenze deſſelben gelangt iſt, ſich wieder zurückkehren werde, um zu Gunſten unſerer Urenkel in das irdiſche Leben und Wohlthun wieder einzuwirken.

Indem wir nun dieſe ätheriſche Dichtung, Verzeihung hoffend, hiemit beſchließen, wenden wir uns wieder zu jenem terreſtriſchen Märchen, wovon wir oben eine vorübergehende Andeutung gegeben.

Montan hatte mit dem größten Anſchein von Ehrlichkeit angegeben, jene wunderbare Perſon, welche mit ihren Gefühlen den Unterſchied der irdiſchen Stoffe ſo wohl zu bezeichnen wiſſe, ſei ſchon mit den erſten Wanderern in die weite Ferne gezogen, welches jedoch dem Aufmerkſamen durchaus hätte ſollen unwahrſcheinlich dünken. Denn wie ſollte Montan und Seinesgleichen eine ſo bereite Wünſchelruthe von der Seite gelaſſen haben? Auch ward kurz nach ſeiner Abreiſe durch Hin- und Widerreden und ſonderbare Erzählungen der unſern Hausbedienten hierüber ein Verdacht allmählig rege. Philine nämlich und Lydie hatten eine Dritte mitgebracht, unter dem Vorwand, es ſei eine Dienerin, wozu ſie ſich aber gar nicht zu ſchicken ſchien; wie ſie denn auch beim Aus- und Ankleiden der Herrinnen niemals gefordert

*) Die in den Jahren 1801—1807 entdeckt wurden. Daß des ſchon 1781 entdeckten Uranus gar nicht gedacht wird, fällt auf.

**) Lebendig wirkende Kraft, eine Ariſtoteliſche Bezeichnung.

wurde. Ihre einfache Tracht kleidete den derben, wohlgebauten Körper gar schicklich, deutete aber, sowie die ganze Person, auf etwas Ländliches. Ihr Betragen, ohne roh zu sein, zeigte keine gesellige Bildung, wovon die Kammermädchen immer die Karikatur darzustellen pflegen. Auch fand sie gar bald unter der Dienerschaft ihren Platz; sie gesellte sich zu den Garten- und Feldgenossen, ergriff den Spaten und arbeitete für Zwei bis Drei. Nahm sie den Rechen, so flog er auf das Geschickteste über das aufgewühlte Erdreich, und die weitelte Fläche glich einem wohlgeebneten Beete. Uebrigens hielt sie sich still und gewann gar bald die allgemeine Gunst. Sie erzählten sich von ihr, man habe sie oft das Werkzeug niederlegen und quer feldein über Stock und Steine springen sehen, auf eine versteckte Quelle zu, wo sie ihren Durst gelöscht. Diesen Gebrauch habe sie täglich wiederholt, indem sie von irgend einem Punkte aus, wo sie gestanden, immer ein oder das andere rein ausfließende Wasser zu finden gewußt, wenn sie dessen bedurfte.*)

Und so war denn doch für Montan's Angeben ein Zeugniß zurückgeblieben, der, wahrscheinlich um lästige Versuche und unzulängliches Probiren zu vermeiden, die Gegenwart einer so merkwürdigen Person vor seinen edlen Wirthen, welche sonst wol ein solches Zutrauen verdient hätten, zu verheimlichen beschloß. Wir aber wollten, was uns bekannt geworden, auch unvollständig, wie es vorliegt, mitgetheilt haben, um forschende Männer auf ähnliche Fälle, die sich vielleicht öfter, als man glaubt, durch irgend eine Andeutung hervorthun, freundlich aufmerksam zu machen.

Sechzehntes Kapitel.

Der Amtmann jenes Schlosses, das wir noch vor Kurzem durch unsere Wanderer belebt gesehen, von Natur thätig und gewandt, den Vortheil seiner Herrschaft und seinen eigenen immer vor Augen habend, saß nunmehr vergnügt, Rechnungen und Berichte auszufertigen, wodurch er die seinem Bezirk während der Anwesenheit jener Gäste zugegangenen großen Vortheile mit einiger Selbstgefälligkeit vorzutragen und aus einander zu setzen

*) Der Dichter hatte hier wol einen verkleideten Bauernknaben im Sinn, aber gewiß nicht den schelmischen Fitz, an den man gedacht hat.

sich bemühte. Allein dieses war nach seiner eigenen Ueberzeugung nur das Geringste; er hatte bemerkt, was für große Wirkungen von thätigen, geschickten, freisinnigen und kühnen Menschen ausgehen. Die Einen hatten Abschied genommen, über das Meer zu setzen, die Andern, um auf dem festen Lande ihr Unterkommen zu finden; nun ward er noch ein drittes heimliches Verhältniß gewahr, wovon er alsobald Nutzen zu ziehen den Entschluß faßte.

Beim Abschied zeigte sich, was man hätte voraussagen und wissen können, daß von den jungen rüstigen Männern sich gar mancher mit den hübschen Kindern des Dorfs und der Gegend mehr oder weniger befreundet hatte. Nur Einige bewiesen Muth genug, als Odoard mit den Seinigen abging, sich als entschieden Bleibende zu erklären; von Lenardo's Auswanderern war Keiner geblieben, aber von diesen Letztern betheuerten verschiedene, in kurzer Zeit zurückkehren und sich ansiedeln zu wollen, wenn man ihnen einigermaßen ein hinreichendes Auskommen und Sicherheit für die Zukunft gewähren könne.

Der Amtmann, welcher die sämmtliche Persönlichkeit und die häuslichen Umstände seiner ihm untergebenen kleinen Volkerschaft ganz genau kannte, lachte heimlich, als ein wahrer Egoist, über das Ereigniß, daß man so große Anstalten und Aufwand machte, um über dem Meer und im Mittellande sich frei und thätig zu erweisen, und doch dabei ihm, der auf seiner Hufe ganz ruhig gesessen, gerade die größten Vortheile zu Haus und Hof bringe und ihm Gelegenheit gebe, einige der Vorzüglichsten zurückzubalten und bei sich zu versammeln. Seine Gedanken, ausgeweitet durch die Gegenwart, fanden nichts natürlicher, als daß Liberalität, wohl angewendet, gar löbliche nützliche Folgen habe. Er faßte sogleich den Entschluß, in seinem kleinen Bezirk etwas Aehnliches zu unternehmen. Glücklicherweise waren wohlhabende Einwohner diesmal gleichsam genöthigt, ihre Töchter den allzu frühen Gatten gelegenheitig zu überlassen. Der Amtmann machte ihnen einen solchen bürgerlichen Unfall als ein Glück begreiflich, und da es wirklich ein Glück war, daß gerade die in diesem Sinne brauchbarsten Handwerker das Loos getroffen hatte, so hielt es nicht schwer, die Einleitung zu einer Möbelfabrik zu machen, die, ohne weitläuftigen Raum und ohne große Umstände, nur Geschicklichkeit und hinreichendes Material verlangt. Das letzte versprach der Amtmann; Frauen, Raum und Verlag gaben die Bewohner, und Geschicklichkeit brachten die Einwandernden mit.

Das Alles hatte der gewandte Geschäftsmann schon im Stillen bei Anwesenheit und im Tumult der Menge gar wohl überdacht, und konnte daher, sobald es um ihn ruhig ward, gleich zum Werke schreiten.

Ruhe, aber freilich eine Art Todtenruhe, war nach Verlauf dieser Fluth über die Straßen des Orts, über den Hof des Schlosses gekommen, als unsern rechnenden und berechnenden Geschäftsmann ein hereinsprengender Reiter aufrief und aus seiner ruhigen Fassung brachte. Des Pferdes Huf klapperte freilich nicht (es war nicht beschlagen), aber der Reiter, der von der Decke herabsprang (er ritt ohne Sattel und Steigbügel; auch bändigte er das Pferd nur durch eine Trense), er rief laut und ungeduldig nach den Bewohnern, nach den Gästen, und war leidenschaftlich verwundert, Alles so still und todt zu finden.

Der Amtsdiener wußte nicht, was er aus dem Ankömmling machen sollte. Auf einen entstandenen Wortwechsel kam der Amtmann selbst hervor und wußte auch weiter nichts zu sagen, als daß Alles weggezogen sei.

„Wohin?" war die Frage des jungen lebendigen Ankömmlings. Mit Gelassenheit bezeichnete der Amtmann den Weg Lenardo's und Odoard's, auch eines dritten problematischen Mannes, den sie theils Wilhelm, theils Meister genannt hätten. Dieser habe sich auf dem einige Meilen entfernten Flusse eingeschifft; er fahre hinab, erst seinen Sohn zu besuchen und alsdann ein wichtiges Geschäft weiter zu verfolgen.

Schon hatte der Jüngling sich wieder aufs Pferd geschwungen und Kenntniß genommen von dem nächsten Wege zum Flusse hin, als er schon wieder zum Thor hinausstürzte und so eilig davonflog, daß dem Amtmann, der oben aus seinen Fenstern nachschaute, kaum ein verfliegender Staub anzudeuten schien, daß der verwirrte Reiter den rechten Weg genommen habe.

Nur eben war der letzte Staub in der Ferne verflogen, und unser Amtmann wollte sich wieder zu seinem Geschäft niedersetzen, als zum obern Schloßthor ein Fußbote hereingesprungen kam und ebenfalls nach der Gesellschaft fragte, der noch etwas Nachträgliches zu überbringen, er eilig abgesendet worden. Er hatte für sie ein größeres Packet, daneben aber auch einen einzelnen Brief, adressirt an Wilhelm, genannt Meister, der dem Ueberbringer von einem jungen Frauenzimmer besonders auf die Seele gebunden, und dessen baldige Bestellung eifrigst ein-

geschärft worden war. Leider konnte auch diesem kein anderer Bescheid werden, als daß er das Nest leer finde und daher seinen Weg eiligst fortsetzen müsse, wo er sie entweder sämmtlich anzutreffen oder eine weitere Anweisung zu finden hoffen dürfte.

Den Brief aber selbst, den wir unter den vielen uns anvertrauten Papieren gleichfalls vorgefunden, dürfen wir, als höchst bedeutend, nicht zurückhalten. Er war von Hersilien, einem so wunderbaren als liebenswürdigen Frauenzimmer, welches in unsern Mittheilungen nur selten erscheint, aber bei jedesmaligem Auftreten gewiß jeden Geistreichen, Feinfühlenden unwiderstehlich angezogen hat. Auch ist das Schicksal, das sie betrifft, wol das sonderbarste, das einem zarten Gemüthe widerfahren kann.

Siebzehntes Kapitel.

Hersilie an Wilhelmen.

Ich saß denkend, und wüßte nicht zu sagen, was ich dachte. Ein denkendes Nichtdenken wandelt mich aber manchmal an; es ist eine Art von empfundener Gleichgiltigkeit. Ein Pferd springt in den Hof und weckt mich aus meiner Ruhe; die Thüre springt auf, und Felix tritt herein im jugendlichsten Glanze wie ein kleiner Abgott. Er eilt auf mich zu, will mich umarmen: ich weise ihn zurück; er scheint gleichgiltig, bleibt in einiger Entfernung, und in ungetrübter Heiterkeit preist er mir das Pferd an, das ihn hergetragen, erzählt von seinen Uebungen, von seinen Freuden umständlich und vertraulich. Die Erinnerung an ältere Geschichten bringt uns auf das Prachtkästchen; er weiß, daß ich's habe, und verlangt es zu sehen; ich gebe nach, es war unmöglich zu versagen. Er betrachtet's, erzählt umständlich, wie er es entdeckt; ich verwirre mich und verrathe, daß ich den Schlüssel besitze. Nun steigt seine Neugier aufs Höchste; auch den will er sehen, nur von ferne. Dringender und liebenswürdiger bitten konnte man Niemanden sehen; er bittet wie betend, kniet und bittet mit so feurigen, holden Augen, mit so süßen schmeichelnden Worten; und so war ich wieder verführt. Ich zeigte das Wundergeheimniß von Weitem; aber schnell faßte er meine Hand und entriß ihn, und sprang muthwillig zur Seite um einen Tisch herum.

„Ich habe nichts vom Kästchen noch vom Schlüssel!“ rief er aus: „Dein Herz wünscht' ich zu öffnen, daß es sich mir aufthäte, mir entgegenkäme, mich an sich drückte, mir vergönnte, es an meine Brust zu drücken.“

Er war unendlich schön und liebenswürdig, und wie ich auf ihn zugeben wollte, schob er das Kästchen auf dem Tisch immer vor sich hin; schon stak der Schlüssel drin; er drohte umzudrehen und drohte wirklich; das Schlüsselchen war abgebrochen, die äußere Hälfte fiel auf den Tisch.

Ich war verwirrter, als man sein kann und sein sollte. Er benutzt meine Unaufmerksamkeit, läßt das Kästchen stehen, fährt auf mich los und faßt mich in die Arme. Ich rang vergebens; seine Augen näherten sich den meinigen, und es ist was Schönes, sein eigenes Bild im liebenden Auge zu erblicken. Ich sah's zum ersten Mal, als er seinen Mund lebhaft auf den meinigen drückte. Ich will's nur gestehen, ich gab ihm seine Küsse zurück; es ist doch sehr schön, einen Glücklichen zu machen. Ich riß mich los; die Kluft, die uns trennt, erschien mir nur zu deutlich; statt mich zu fassen, überschritt ich das Maaß, ich stieß ihn zürnend weg, meine Verwirrung gab mir Muth und Verstand; ich bedrohte, ich schalt ihn, befahl ihm, nie wieder vor mir zu erscheinen; er glaubte meinem wahrhaften Ausdruck.

„Gut!“ sagte er, „so reit' ich in die Welt, bis ich umkomme.“

Er warf sich auf sein Pferd und sprengte weg. Noch halb träumend will ich das Kästchen verwahren; die Hälfte des Schlüssels lag abgebrochen; ich befand mich in doppelter und dreifacher Verlegenheit.

O Männer, o Menschen! werdet Ihr denn niemals die Vernunft fortpflanzen? War es nicht an dem Vater genug, der so viel Unheil anrichtete, bedurft' es noch des Sohns, um uns unauflöslich zu verwirren?

Diese Bekenntnisse lagen eine Zeit lang bei mir; nun tritt ein sonderbarer Umstand ein, den ich melden muß, der Obiges aufklärt und verdüstert.

Ein alter, dem Oheim ehrenwerther Goldschmied und Juwelenhändler trifft ein, zeigt seltsame antiquarische Schätze vor; ich werde veranlaßt, das Kästchen zu bringen; er betrachtet den abgebrochenen Schlüssel und zeigt, was man bisher übersehen hatte, daß der Bruch nicht rauh, sondern glatt sei. Durch Berührung fassen die beiden Enden einander an; er zieht den Schlüssel ergänzt heraus; sie sind magnetisch verbunden, halten einander fest, aber schließen nur dem Eingeweihten. Der Mann tritt in einige Entfernung; das Kästchen springt auf, das er gleich wieder zudrückt; an solche Geheimnisse sei nicht gut rühren, meinte er.

Meinen unerklärlichen Zustand vergegenwärtigen Sie Sich, Gott sei Dank! gewiß nicht; denn wie wollte man außerhalb der Verwirrung die Verwirrung erkennen! Das bedeutende Kästchen steht vor mir; den Schlüssel, der nicht schließt, hab' ich in der Hand; jenes wollt' ich gern uneröffnet lassen, wenn dieser mir nur die nächste Zukunft aufschlösse.

Um mich bekümmern Sie Sich eine Weile ja nicht; aber, was ich inständig bitte, flehe, dringend empfehle: forschen Sie nach Felix! Ich habe vergebens umhergesandt, um die Spuren seines Weges aufzufinden. Ich weiß nicht, ob ich den Tag segnen oder fürchten soll, der uns wieder zusammenführt.

Endlich, endlich verlangt der Bote seine Abfertigung; man hat ihn lange genug hier aufgehalten; er soll die Wanderer mit wichtigen Depeschen ereilen. In dieser Gesellschaft wird er Sie ja auch wol finden, oder man wird ihn zurecht weisen. Ich unterdeß werde nicht beruhigt sein.

Achtzehntes Kapitel.

Nun gleitete der Kahn, beschienen von heißer Mittagssonne, den Fluß hinab; gelinde Lüfte kühlten den erwärmten Aether; sanfte Ufer zu beiden Seiten gewährten einen zwar einfachen, doch behaglichen Anblick. Das Kornfeld näherte sich dem Strome, und ein guter Boden trat so nah heran, daß ein rauschendes Wasser, auf irgend eine Stelle sich hinwerfend, das lockere Erdreich gewaltig angegriffen, fortgerissen und steile Abhänge von bedeutender Höhe sich gebildet hatten.

Ganz oben auf dem schroffsten Rande einer solchen Steile, wo sonst der Leinpfad mochte hergegangen sein, sah der Freund einen jungen Mann herantraben, gut gebaut, von kräftiger Gestalt. Kaum aber wollte man ihn schärfer ins Auge fassen, als der dort überhangende Rasen losbricht und jener Unglückliche jählings, Pferd über, Mann unter, ins Wasser stürzt. Hier war nicht Zeit zu denken, wie und warum; die Schiffer fuhren pfeilschnell dem Strudel zu und hatten im Augenblick die schöne Beute gefaßt. Entseelt scheinend lag der holde Jüngling im Schiffe, und nach kurzer Ueberlegung fuhren die gewandten Männer einem Kiesweidicht zu, das sich mitten im Fluß gebildet hatte. Landen, den Körper ans Ufer heben, ausziehen und abtrocknen war Eins, noch aber kein Zeichen des Lebens zu bemerken, die holde Blume hingesenkt in ihren Armen!

Wilhelm griff sogleich nach der Lanzette, die Ader des Arms zu öffnen; das Blut sprang reichlich hervor, und mit der schlängelnd anspielenden Welle vermischt, folgte es gekreiseltem Strome nach. Das Leben kehrte wieder. Kaum hatte der liebevolle Wundarzt nur Zeit, die Binde zu befestigen, als der Jüngling sich schon muthvoll auf seine Füße stellte, Wilhelmen scharf ansah und rief: „Wenn ich leben soll, so sei es mit Dir!“

Mit diesen Worten fiel er dem erkennenden und erkannten Retter um den Hals und weinte bitterlich. So standen sie fest umschlungen, wie Kastor und Pollux, Brüder, die sich auf dem Wechselwege vom Orkus zum Licht begegnen.

Man bat ihn, sich zu beruhigen. Die wackern Männer hatten schon ein bequemes Lager, halb sonnig, halb schattig, unter leichten Büschen und Zweigen bereitet; hier lag er nun,

auf den väterlichen Mantel hingestreckt, der holdeste Jüngling; braune Locken, schnell getrocknet, rollten sich schon wieder auf; er lächelte beruhigt und schlief ein. Mit Gefallen sah unser Freund auf ihn herab, indem er ihn zudeckte.

„Wirst Du doch immer aufs Neue hervorgebracht, herrlich Ebenbild Gottes!" rief er aus: „und wirst sogleich wieder beschädigt, verletzt von innen oder von außen."

Der Mantel fiel über ihn her, eine gemäßigte Sonnengluth durchwärmte die Glieder sanft und innigst; seine Wangen rötheten sich gesund, er schien schon völlig wiederhergestellt.

Die thätigen Männer, einer guten geglückten Handlung und des zu erwartenden reichlichen Lohns zum Voraus sich erfreuend, hatten auf dem heißen Ries die Kleider des Jünglings schon so gut als getrocknet, um ihn beim Erwachen sogleich wieder in den gesellig anständigsten Zustand zu versetzen.

Zur Reviſion des Textes.

Im Taſchenbuch für Damen auf das Jahr 1809, S. 252–266 erſchien zuerſt die Erzählung Die pilgernde Thörin (I, 5), im folgenden Jahrgange 1810, S. I—XXXII die vier (jetzt zwei) erſten Kapitel des erſten Buches von Wilhelm Meiſter's Wanderjahren (mit Ausſchluß der Briefe von Wilhelm an Natalien), darauf im Jahrgange 1816, S. I—34 Das nußbraune Mädchen (die Briefe I, 6 und die Erzählung I, 11), im Jahrgange 1818, S. I—34 Der Mann von funfzig Jahren (bis zum Morgenbeſuch bei der ſchönen Witwe II, 3), endlich in den Jahrgängen 1817, S. I—24, und 1819, S. XIX–XXXVI Die neue Meluſine (III, 6), von denen der erſtere ſchließt, und der zweite beginnt mit den Worten: „Vernimm alſo“. Dieſe erſten Drucke im Taſchenbuch bezeichnen wir mit A. 1821 erſchien „Wilhelm Meiſter's Wanderjahre, oder Die Entſagenden. Ein Roman von Goethe. Erſter Theil.“ Dieſe erſte Faſſung des Romans (1) blieb ohne Fortſetzung. Als der Dichter den Roman für die Ausgabe letzter Hand bearbeitete, worin er Band 21–23 bilden ſollte, wurde das Vorhandene gänzlich umgearbeitet; ein großer Theil des Romans findet ſich zuerſt in dieſer Ausgabe (2), der einzigen bei Goethe's Lebzeiten vollſtändig erſchienenen. Da dieſe aber durch viele Druckfehler entſtellt iſt, ſo hat die Textkritik bei den in dieſer Bearbeitung hinzugekommenen Theilen einen freiern Spielraum. Aber auch 1 war ſehr ungenau gedruckt, und eine große Anzahl Fehler in 2 blieb unverbeſſert.

In Bezug auf die Schreibung der Wörter und die Wortformen ſind wir im Allgemeinen denſelben Grundſätzen wie in den Lehrjahren gefolgt; nur haben wir die regelmäßig in 2 durchgeführten Formen keineswegs ſtatt keineswegs, Stirn ſtatt Stirne, hievon, hiebei, hiemit, hiedurch, hiezu (aber hiernach), Knice, knieet, knieete und die Formen ohne s in Verbindungen wie: ein neues Ganze, ſein ſchönes Innere beibehalten. Alle Abweichungen der verſchiedenen Drucke, mit Ausnahme der rein die Schreibung, nicht die Ausſprache betreffenden, wie Porträt, Mendel, Packet, ſind auf das Genaueſte verzeichnet.

In 1 ſtehen auf der Rückſeite des Titels die Verſe: „Möchte kaum genau zu ſagen“ (III, 261 unſerer Ausgabe), auf der folgenden Seite unter dem Titel

Wilhelm Meister's Wanderjahre: „Die Wanderjahre sind nun angetreten" (II, 272), auf der Rückseite: „Und so heb' ich alle Schätze" (III, 260), auf dem dritten Blatte unter einander die Sprüche (jetzt im Divan im Buche der Sprüche): „Prüfe das Geschick Dich", „Was machst Du an der Welt", „Exoteri sagt's", „Mein Erbtheil", „Noch ist es Tag", auf der Rückseite: „Wie kann nur so leben mag?" (II, 273), endlich auf dem dritten Blatt die Verse an seine Schwiegertochter: „Ottilien von Goethe" (II, 440) und auf der Rückseite: „Was wird mir jede Stunde so bang!" (später im Divan, im Buche der Liebe).

Verzeichniß der Stellen,

in denen unser Text von andern Drucken und Ausgaben abweicht.

Seite Zeile.

27, 6. an einer bedeutenden Stelle a. — Gebürgsweg a., wo immer „Gebürg" steht.
7. Felsengründen a. 1. 2. Sonst steht hier „Felswand, Felsweg, Felsthal".
11. Stein, Vater! a. 1. In 2 könnte „Vater" durch Versehen ausgefallen sein.
20—28. a. Statt dieser Stelle haben a. 1 nur: „Stein zu den übrigen, womit er schon seine Taschen gefüllt hatte."
23. andere 2.
31. Ihrere 2.

28, 4. Semikolon nach „Jungen" 2. — und wenn man 2.
10. dieses zerbeeren a. 1.
18. seine schönen Blumen a, seine Narzissen 1. 2.

29, 2. Felsenwand a. 1.
8. Wanderer a. 1. 2.
19. ein großes a.
20. Büsche von Schilf a.
21. Rauschen 1.
24. Es schon dagewesen, dann verlegte er a.

30, 6. nur anderthalb a. 1.
18. und Ihrer a.
19—20. Wilhelm lächelte nachdenklich (nachdenklich a), als er seinen Sohn so treu unter die Engel aufgenommen sah, der schon ein Feuerbrandel ergriffen und dem jüngern Knaben das Kerzchen abgenommen hatte. Schon a. 1.
21—22. „Ein frommer — unterhalten" fehlt in a.

Seite Zeile.

30, 33. Wilhelm stieg a.
34. mehr als einmal a.

31, 1—32, 2. An der Stelle des Briefes steht in a: „Hier folgt im Original ein Brief an Natalien, wodurch die Wanderjahre eingeleitet und an die Lehrjahre angeknüpft werden."
7. Ihr 2.
8. Ihrem 2.
23. allem dem 2.
28. lächle 1. 2.
29. durchlese, die du mir vorschriebst, die 1.

32, 14. fürerst 2.
18. und wiederholen 2.
19. Manuskript und das 2.
20. Katzen von 2.

33, 4. manchen steilen Fels a.
8. wohlbehandten a. 1. 2.
10. Das zweite „bald" fehlt in a.
12. Immer schade a.
20. dieser a. 1. 2.
21. ein offnes a, das offne 1.
22. einen zerdämmten a.
24—34. In a. 1 steht hier: „anhängende. Unter den Kindern, die im Hofe spielten, erblickte Wilhelm (er a) seinen Felix; die andern waren die beyden die beyde a) Enkel von gestern. Das Kleeblatt kam auf ihn zugelaufen, besonders (vorzüglich a) ihn und verschonte (verschonten a), daß der Vater bald zurückkommen würde. Er solle einstweilen in den Saal gehen, sagten die Kinder, und dort umherguken."

Seite Zeile
34, 1. war, so fand man doch das Einladende a.
10. auf der a.
12. wie ein Gerüst um a.
20. Pflegevater a. 1. 2.
30. Lächeln, als a.
35f. als der Wirth hereintrat a.
34. der geistigen beiliegen a.
36. herrschte. Es folgten mancherlei Gespräche a.
35, 3f. denn eigentlich hat das Gebäude a.
12. Wesen erwiese a.
14. daß ich a.
16. vorüber ist, in Euch wieder hervortritt a.
17. freundliche Antwort a.
28. Marie! dachte Wilhelm, es a. l.
30. das wundersam eingeschlossene a.
31. foderten a.
34. Giebel und Gewölbe a.
36, 2. ihm seine a.
4. durch ihre a. — lebhafte a.
8. setzte. Sie hatte neben sich einen a.
9. Ida. Der Vater setzte sich ihr a.
10. Wilhelm a. l. 2.
12. wohlungerichtetes a.
19. und die Gebirge a.
20. mit ihren Flächen und Waldigen a.
21. geschossen a.
23. auch auf a.
29. schon mehrere Jahrhunderte a.
32. geraumer Zeit a.
36. fühlte, (;1) und a. l. In 2 sollte dieses „und" getilgt werden, aber durch ein Versehen ward das folgende „und" S. 40 getrieben.
40f. dadurch auf eine eigene Weise a.
37, 1f. Einnahme 2.
12. näher und wenn a. l.
14f. gering 2.
16f. in Einer Person, und so steht auch jeder an dem andern a.
19f. begegnet dem andern und lebt a.
22. „sich" steht nach „wo" S. 11 in a.
27. welchem Sie sie gegenwärtig finden a.
29f. alle dem a.
38, 1. zwar wurde ein solches erfordert a.
10. um so mehr a. — bei mancherlei a. l.
21. bei und a.

Seite Zeile
38, 16. „fast" fehlt in 2.
19f. verlöschen ist. Wenn Sie es wissen, so a.
18. dauer stelle a.
20. gegebene 1.
21. Prachtstuhl a. (Ebenso S. 24.)
24. überall in 2.
29. Thal zur Hand a.
39, 14. Als erste Ueberschrift steht: Drittes Kapitel in a. l.
19. ich meiner Mutter a.
24. verbeßte meine Lehrung, und a.
28. genauer Kenntnis a.
29. den so l. 2.
30. diese Künste a.
40, 4. retteten a.
5. fortdauerndem guten a.
7. danken hat a.
10. Ehrfurcht gegen sie a.
13. „so" fehlt in a.
18. Scheuren a. Scheuern l. 2. Aber S. 348, 3. 20 findet sich „Scheunen".
21. lebet a. l. 2.
28. dieser Epoche a.
31. er die Fenster a.
32. leben der 2.
34. „viel" fehlt in 2.
41. fortbauren a.
41, 9. Niemanden a. l. 2.
10. Gebürg a.
13. Gewaltthätigkeit und manchen a.
20f. die gewohnte Stadt, als ich über eine Waldblöße hinüberkam a.
23. Tagelt 2.
24. Rande eines Grabens a.
42, 1. doch ich konnte a.
3. „wol" fehlt in 2.
14. öfters a. l. 2.
19. weitläuftig a. l (überall).
20. gesucht hatte, hatte a.
23. „sie" fehlt in a.
28. auflösen a.
29. anständigen a.
39. sah ich und a, hörte 2.
40f. lebhaft mir mit a.
43, 5f. über gefällig a. l.
17f. Die Worte „wie man — sucht" fehlen in a.
24. Hause hinaus a. l. 2.
29. Thür a. l. 2.
31. Als erste Ueberschrift: Viertes Kapitel a. l.
44, 12. Ehmann a. l. — möchte ich sie so gern a.

Seite Zeile

44, 18. früheren a. 1. 2.
19. Genug, auf den folgenden a.
26. hub a. 1. 2. — entgegen. Es war ein in das weißeste Zeug gewickelter Knabe a.
45, 4. „an" fehlt in a.
8. Glückes a. 1.
17. Berge und Wälder a. 1.
20. Maria a. 1.
27. Die Gesetze verbinden a.
46, 26. uns heute a.
31. Die Ueberschrift: Drittes Kapitel fehlt in 1.
34. eines wackern 2.
37. Seinigen 2.
47, 17. heut 2.
20. mache' 2.
48, 5. ein Freund 1. 2. Wollte Goethe statt des offenbar irrigen „Freund", das vielleicht durch Zeile 8 veranlaßt ist, etwa „Reisender"? — Nach Z. 11 hat 1 die Ueberschrift: Fünftes Kapitel. Es ist ein Versehen, daß in 2 nicht hier, sondern oben mit dem Briefe das Kapitel beginnt.
14. Zufall überlassen 2.
28. angesehen 1.
49, 3. Lerchenbäumen und Zirbelnüssen 1. — Nach 49, 4 folgt in 1 folgende Stelle: „Aber auf einmal legte sich ihnen ein Verhau entgegen, den ein Sturm gewaltsam übereinander geworfen hatte — Das war nicht in meiner Rechnung, sagte Felix. Verweilet hier, bis ich mich wiederfinde; nur nehmt Euch vor der Höhle da droben in Acht! Niemand darf hineingehen, oder auch nur sich nähern, ohne beschädigt oder getödtet zu werden. — Der Knabe entfernte sich gegen die Höhe zu; der Bote dagegen, murrend über den ungewöhnlich beschwerlichen Weg, suchte, nachdem er das Gepäck niedergelegt hatte, seit- und abwärts einen betretenen Pfad.

Raum sah sich Felix mit dem Vater allein, als seine Neugierde rege wurde, und er, ohne derselben zu thun, sich der Höhle suchte zu nähern suchte. Wilhelm, der es geschehen ließ, bemerkte erst nach einiger Zeit, daß der Knabe nicht mehr zu sehen war. Er stieg selbst zur Höhle hinauf, an deren Mündung er zuletzt das Kind erblickt hatte, und fand sie leer als er hineintrat. Sie war geräumig, aber zu übersehen. Er forschte nach einem andern Ausgange, fand aber keinen. Die Sache kam ihm bedenklich vor. Er nahm derhalb das Pferdchen zur Hand, das er am Knopfloch trug, und hörte eine Antwort auf sein Pfeifen, die aus der Tiefe erscholl, so daß er nicht wußte, ob er es für ein Echo nehmen sollte; als kurz darauf Felix aus der Erde hervorguckte. Mann konnte wirklich sagen, aus der Erde: denn die Felsenspalte, durch die er herausschaute, war kaum breit genug, um seinen Kopf durchzulassen. Was machst Du da? rief der Vater. — Still! sagte Felix; bist Du allein? — Ganz allein, versetzte Wilhelm. — So gehe geschwind, rief der Knabe, und hole mir ein paar tüchtige Knüttel. Wilhelm ging und hieb mit seinem Hirschfänger aus dem Windbruche ein paar derbe Knorren heraus; Felix empfing sie und verschwand, nachdem er dem Vater zugerufen hatte: daß Niemanden in die Höhle!

Nach einiger Zeit rief Felix: noch ein paar Knüttel und längere! Auch damit versorgte ihn der Vater, und wartete seinlich auf die Lösung dieses Rätsels. Endlich erscheint sich der Knabe schnell aus der Spalte und brachte ein Kätzchen mit, nicht größer als ein kleiner Dachhund, von prächtigem, alten Ansehen; es schien von Gold zu sein, mit Schmelz geziert. Stecke es zu Dir, Vater! sagte der Knabe, und laß es Niemand sehen (Vgl. S. 61). Wilhelm hatte nicht Zeit viel zu fragen; denn sie hörten schon den Ruf

Seite Zeile

wo zurückgekommenen Vaters; und kaum waren ſie mit dieſem zuſammengetreten, als der kleine Knappe von der Höhe zu rufen und zu winken anfing.

Als ſie ſich ihm näherten, rief er aus: Montan iſt nicht weit; ich wette mir treffen ihn bald. — Wie kannſt Du dieſes behaupten? fragte Wilhelm; in einem ſo wilden Walde, wo kein Menſch ſeine Spur zurücklaßt. Das iſt meine Kunſt, verſetzte Fitz, und wie ein Eichkatze hin und wieder ſprang er abermals ſeitwärts, um ſeine Herren den wunderlichſten Weg zu führen.

Felix indeſſen, höchſt vergnügt über den gefundenen Schatz, höchſt glücklich ein Geheimniß zu beſitzen, hielt ſich an den Vater, ohne dem Geſpräche, wie bisher, lebhaft zu folgen. Er winkte dem Vater mit blitzenden Augen, indem er nach ſeinem kleinen Gefährten hinwieſe und allerley Geſichter ſchnitt, um anzudeuten, wie viel er nun vor jenem voraus habe, da er ein Geheimniß bewahre, deſſen Kenntniß jenem völlig abgehe. Er trieb es endlich ſo weit, daß jener, der manchmal ſtill hielt und ſich umſah, es bald hätte merken müſſen. Wilhelm ſagte daher zu Felix: Mein Sohn, wer ein Geheimniß bewahren will, muß nicht merken laſſen, daß er eins beſitze. Die Selbſtgefälligkeit über das Verborgene hebe die Verborgenheit auf. — Felix that ſich Gewalt an; aber zu einem muntern freyen Betragen konnte er nicht wieder gelangen."

49, 20. angehauern 2.
51, 24. verſetzt 1.
25. ihm Wilhelm 1.
52, 1. Wandre 1. 2.
10—53, 4 fehlt in 1.
53, 1. niemanden 2.
4. Sechſtes Kapitel 1. Und ſo fort die Ueberſchriften der folgenden Kapitel in 1.
25. kann, aber es iſt unmöglich 1.

Seite Zeile

54, 28. andere weiter 1.
32. wo Pygmäen 2.
36. handlen 1.
— 55, 2. „Indem ich aber" bis „ganz anders". Statt dieſes Satzes ſteht in 1 folgende Stelle: „Iſt ein ſolcher Platz in der Nähe? ſagte Wilhelm. Ich hätte Luſt, meinen Felix hinzubringen. — Das erſte kann ich bejahen, erwiederte Montan; das zweyte nicht geradezu bejahen. Wenigſtens mußt Du vorher von mir vernehmen, daß Du die Wahl übrig bleibſt, andere ſolche Thatſachen, andere Kenntniſſe, andere Künſte für Deinen Felix auszuſuchen, die dem vielleicht angemeſſener ſind, als dieſe Liebhaberei, die er im Augenblick, wohl nur aus Nachahmung, ergriffen hat. — Erklärе Dich deutlicher, fiel ihm Wilhelm ein. — So muß ich Dir vertrauen, fuhr Montan fort, daß Du Dich an den Gränzen einer Provinz befindeſt, die ich mit Recht ein pädagogiſches Utopien nennen würde. In der Ueberzeugung, daß nur ein Einziges in vollſtändiger Umgebung getrieben, gelehrt und überliefert werden könne, ſind mehrere ſolche Punkte thätiger Belehrung über einen großen Raum gleichſam ausgeſäet. An jedem Ort findeſt Du eine kleine Welt, aber in ihrer Beſchränktheit ſo vollkommen, daß ſie jede andere Welt, ja ſogar die große, abbilden und vorſtellen muß. — Es iſt mir nicht ganz deutlich, was Du darunter verſtehen kannſt, unterbrach ihn Wilhelm. — Es ſoll Dir gleich deutlich werden, verſetzte jener. Wie Du zunächſt hier unten im Gebirg um eine Maſſe mineralreicher Felſen Alles verſammelt findeſt, was dazu dienen kann, daß der Menſch dieſe lebloſen Naturſchätze ſich aneigne und ſich zugleich allgemeine Begriffe bilde, um die unbezwingliche Natur deſto bequemer nach ſeinen Zwecken zu handhaben; ſo findeſt Du unten

Seite Zeile

in der letzten Tiefe, draußen in der Fläche, wo große Wiesen und Weiden sich ausdehnen, die Sorgfalt für einen andern wichtigen Schatz, der dem Menschen von der Natur übergeben worden. — Das wäre? fragte Wilhelm. — Das Pferd, versetzte jener. Dort umgiebt Dich alles, was über Zucht, Nahrung, Wachsthum und passend über Benutzung des edlen Thiers belehren kann. Wie man hier oben pocht, gräbt und klettert, so hat man dort nichts angelegeneres als die gleichsam aus der Erde entspringende junge Zucht zu füttern, zu weiden, zu treiben, zu führen, zu zähmen, sich darauf zu schwingen und in allen Arten von Bewegungen, natürlichen und künstlichen, sich über den Boden hintragen zu lassen.

Felix, der höchst aufmerksam herangerückt, rief einfallend: O, da wollen wir hin! das ist denn doch das Schönste, das Beste. — Es ist weit hin, versetzte Jarno, und Du findest dazwischen noch etwas Angenehmeres und Gemäßeres. Jede Art von Dürftigkeit, fuhr er fort, möchte ic.“

55, 7. ie leicht I.
8. Ist dieses wirklich so, wie Du mir erzählst, daß man die I.
11. Unterricht gelendet hat e ſ.
12. Man hat es gethan, versetzte Jarno: und zwar mit Recht. Das I.
14. und wie wäre das möglich, wenn I.
15. durchdenken ist I.
16. Für sehr vortheilhaft gehalten I.
18—21. auch sein, versetzte jener: Alles zu seiner Zeit. Jetzt ist die Zeit der Entbehrungsfeierlichkeit I.
21. jetzo I.
22. bereits und für sich und andere I.
22—56, 3. „Bei gewissen“ bis „unten hinauf“. Hier steht in I.: „In meinem Sinne kann es nicht sein, entgegnete Wilhelm; doch

Seite Zeile

sage mir: Wenn ich meinen Felix auch nur auf einige Zeit in einen solchen Kreis bannen wollte, welchen würdest Du mir anrathen? — Es ist ganz einerley, versetzte Jarno. Man kann nicht leicht sagen, wozu der Mensch Fähigkeit habe. Doch würde ich immer zum lustigsten rathen. Bringe ihn zu jenen Pferdebändigern. Als Knabe angefangen ist zwar eben so beschwerlich, als mit dem Hochsitzen zu beginnen; doch ist die Aussicht immer noch heiter genug, sich zuletzt durch die Welt tragen zu lassen.

Es läßt sich denken, daß Wilhelm noch manche Zweifel vorbrachte, auf Manches neugierig war, worüber ihn Jarno nur in seiner lakonischen Weise belehrte, zuletzt aber in diese Worte ausbrach: In allem von unten hinauf zu dienen, ist nöthig.

55, 23. „Sie“ muß es heißen, wie in I.
23—61, 28. „Dieses Gespräch“ bis „Niemanden sehen“. Dafür steht in I.: „Führe Deinen Felix, fuhr er fort, durch die Provinz, setze ihn den Vorstehern; sie werden ihn schnell beurtheilen und ihn am vortheilhaftesten unterbringen. Der Knabe muß unter seines Gleichen, sonst sucht er sie sich selbst; und dann findet er in seinen Gesellen nur Schmeichler oder Tyrannen.

Siebentes Kapitel.

Nach verflossenem dritten Tage mußten die Freunde, der Verabredung unserer Entsagenden gemäß, von einander scheiden, und Jarno betheuerte: er werde nunmehr so tief in das wüste Gebirg fliehen, daß ihn gewiß Niemand wieder aufsuchen im Stande seyn solle. Es ist nichts schrecklicher, sagte er, in unserer Lage, als einen wahren alten Freund wiederzufinden, dem man sich ganz vertrauen darf, so lange wir allein sind, bilden wir uns

Seite Zeile.

ein, daß Betrachtenswerthe so unendlich; hat man aber eine Weile gesprochen, und zwar nicht vom Herrn, so sieht man, wie gefördert sich das gleich erklärt. Nichts ist unendlich als die Albernheit. Gescheite Leute verständigen sich leicht und dann sind sie fertig. Nun will ich mich aber in die Felsklüfte versenken, mit ihnen ein stummes, unverständliches Gespräch zu führen.

Nimm Dich in Acht, versetzte Wilhelm scherzend, daß Fritz dir nicht auf die Spur kommt. Wenigstens darfst du nicht glücklich ausgefunden. — Wie hast Du das angefangen? fragte Montan. Am Ende war es doch nur Zufall. — Keineswegs, versetzte Fritz: und ich entdecke mein Geheimniß um ein Beträchtliches. Die Herren Bergliebhaber, wo sie gehen, schlagen rechts und links, von jedem Stein, von jedem Felsen ein Stück ab, als wenn überall Gold und Silber verborgen wäre. Dieser Spur darf man nur folgen; und wo irgend eine Ecke frischen Bruch zeigt, da ist so ein Herr gewesen. Man bemerkt immer so fort, und findet wohl endlich, wo er hingekommen ist. — Fritz wurde belobt und beschenkt. Die Freunde schieden, Montan allein, und die kleine Caravane zusammen. Wilhelm hatte den Ort bestimmt, wo sie hinwandern wollten. Der Bote schlug den Weg ein; die Kinder aber hatten sich in den Kopf gesetzt, unterwegs das Riesenschloß zu sehen, von welchem Fritz soviel zu erzählen wußte. Felix war auf die großen schwarzen Säulen sehr neugierig, auf das große Thor, auf die Keller, Höhlen und Gewölbe, und hoffte vielleicht einen großen Fund zu thun, und einen bedeutendern als den ersten."

54, 29. klären 2.
57, 7. freieren 2.
8. Brod' 2.

Seite Zeile.

59, 11. sich zu 2.
25. aufschließen 2.
61, 4. näher 2.
21. niemand 2.
24. erbaut 2.
26. Anfang 2.
27. sehn 2.
29. inneren 2.
30—31. „Er erzählte" bis „lüftern war". Dafür in 1: „Wie er zu diesem gelangt, hatte er in der Heiterkeit seinem Vater erzählt. Neulich war er in jene Spalte gekrochen und hatte unten einen ziemlich erhellten Raum und in demselben einen großen eisernen Kasten gefunden, der zwar nicht verschlossen war, dessen Deckel er jedoch nicht zu erheben, nur zu lüften vermochte."
34. hatte 1. — Kaufmann verlangt, die er theils 1.
35. Deckel gehabt 1.
36. gestehen 1.
37—62, 8. „zuletzt habe" bis „denn nun ging". Dafür in 1: „und so den Kasten zwar übrigens leer, das kleine Prachtkästchen aber in einer Ecke desselben gefunden. Auch Montan war es gelungen worden, und auch er der Meynung, daß man es unerö̈ffnet verwahre, ohne ihm Gewalt anzuthun: denn es konnte nur durch einen sehr complicirten Schlüssel geö̈ffnet werden.

Der tragende Bote wollte den Weg zum Riesenschlosse nicht mitmachen, und ging den bequemen Fahrweg hinunter. Die andern qualten sich Felsen nach, durch Moos und Gestrüuch und gelangten endlich zu dem natürlichen Säulenwalde, der über eine ungeheure Masse Trümmer schwarz und wunderbar hervorragte. Ohne jedoch viel auf das zu achten, was er vor Augen sah, forschte Felix sogleich nach den übrigen besprochenen Wunderwerken; und als nichts davon zu sehen war, mußte Fritz sich nicht anders zu entschuldigen, als daß diese Dinge nur

Seite Zeile.

an gewissen Sonntagen und heiligen Festen wenige Stunden schicklich spenden. Die Kinder blieben überzeugt, daß hier ein Werk von Menschenhänden stehe; Wilhelm sah wohl, daß es ein Werk der Natur war; aber er wünschte sich Personen, um dessen Meynung darüber zu vernehmen. Nun ging es zc."

62, 12. sehn 2.
27. näherem 2.
63, 21. sich vor Begierde 1.
29. „sie" fehlt in 2.
30. mit neugierigem Blick 1. neugierigs Blicks 2.
64, 16. vorwärts. Diese befanden sich 1.
17. ersten Erstaunen 1.
24. und zwischen seinen Knieen festgehalten 1.
28. keine schlimmen 1.
30. Mitleiden und 1.
34. ist nicht 1. 2.
37—39. Felix schlachtete noch, aber er hatte sich einigermaßen beruhigt müssen an den zweideutigen als an den Worten seines Lehrers. Laß dir 1.
65, 3. mußte die Menschheit nicht 1.
10—17. „Diese tröstlich" soll „anfangen". Dafür steht in 1: „Felix war über dieser tröstlichen Rede auf den Rasen Stroh ganz ruhig eingeschlafen, der ihn kaum auf einer der ausgestreuten Bayer niedergelegt hatte, als die Thüre sich öffnete und ein wohlgekleideter Mann hereintrat. Nachdem er Wilhelmen einige sich freundlich angesehen, sing er an."
21. D. erwachte, und der Knabe trug den schlafend von dem Esel weg, der ihn so solcher bequemen Gelegenheit aufgenommen hatte 1.
29. gemacht 2.
37. bessern Morgen 1.
39. anderen noch 1.
66, 4. sich zurück um 1.
14. unter silbernen 1.
Nach 29 beginnt das Kapitel in 1 also: „Wilhelm ward nunmehr dem Gutsherrn und den Seinigen bekannt und von ihnen auf freundschaftliche aufgenommen. Wir

Seite Zeile.

sagen von dieser Familie nichts weiter, indem die nachfolgende Geschichte uns über ihre Verhältnisse näher belehrt." Darauf beginnt das 8te Kapitel mit dem Briefe Wilhelms an Natalien S. 93 f., woran sich unter der Ueberschrift: Das nußbraune Mädchen die Briefe S. 69—92 anschließen. In 2 ist der Anfang des fünften Kapitels bis zur Erzählung: Die pilgernde Thörin, welche 1. weit später (S. 420—430) hat, ganz neu.
68, 23. älteren 2.
24. gradlinig 2.
67, 22. Wilhelm 2.
30. neuern, jüngern 2.
68, 11. englischen Wasser aus 2.
16. Schlafenzehn 2.
17. Wilhelm 2.
20. Ansehn 1. 2.
69, 15. Ihers a. 1. 2. — Bibelerklärung, manchmal durch den Schritt eines Rindviehes a.
16. ihn bewegte a.
24. auf sich, und mit Ehrfurcht a.
25. ohne gesprochen zu haben, und a.
34. zu wunderlichen Betrachtungen a.
35. Augenblicke 2.
70, 12. Niemand a. Niemanden 1. niemand 2.
29. Unterhalt durch Tauschleistungen erwerben könne, der Art gemäß, wonach a.
35. weitere 2. — als einem 2.
71, 1. Abendbetrinn vermischen a.
12. romanenhafte a.
19. mit sehr deutlichem a.
24. was verdient ausgezeichnet zu werden 2.
25. „Köstliche" fehlt in a.
29. machte a. 1. 2.
34. ihrer Stückchen 2.
37. aufgezogenen 1.
40. wandte a.
41. „meine Schuld" fehlt in 2.
72, 1. Dann selbst macht a.
3. Erwarte a.
73, 4. Thun a. 1.
9. Muß man gar viel a.
20. zwanzig Jahre a. Im französischen steht alle A vingts ans.

Seite Zeile

Die Fassung der Romanze, eines alten Volksliedes, schon in dem „Recueil des plus jolies chansons de ce temps“ (Paris 1764), in den Gedichten zeigt folgende Abweichungen.

Str. 1, 1. Bieber der Freund so früh und leise.
2—3. Hat er sich in der Waldkapelle, So kalt und frisch es ist, erbaut? Es starret ihm der Bach entgegen.
4. Noch flucht er seinen Morgensegen Durch die beschneiten.
2, 1. Ah, wohl! er kommt vom warmen Herde.
2. andern Spaß.
3. schrecklich.
5. Es hat.
6. den Bündel.
8. Und fast, wie Adam, bloß und nackt.
3, 1. schlich er.
2. Nach einem frischen (später „solchen“) Aepfelpaar.
3. Das.
4. So wie im.
6. druckte.
4, 2. Nicht eine.
3. den holden Amor.
5, 4. Man eben.
5. Da kamen Wettern, guckten (kuckten 1800—1815).
6. Da stand (Da kam 1800—1815) ein Bruder.
6, 2. Sie forderten des Mädchens Blößen.
4. schrecklichem.
7, 3. Sie raubten nun.
9, 1. Nun sprang.
6. Da flog.
7. Da machte.
10, 4. „betriege“. Vgl. Kirmer Briefe von und an Goethe 197.
S. 74, 2. verlangte für Erlaubniß a.
3a. und der Gasthof ihr a.
75, 3. es war a.
17. indem sie sich gleich darauf in allen zu schicken wußte, was a.
22. bei und zu Tafel a. — „nunmehr“ fehlt in 2.
23. zurück, und spielte a.
29. „herr“ fehlt in a.
32. Mädchens höflich zu a.

Seite Zeile

75, 36. unsre a. 1. (Ebenso 3, 2.)
76, 1. heilsame Arzney a. — Arzeney 1. 2.
21. abgestumpft zu sehen a.
24. Ansehn a. 1. 2. — geben, schlicht ohne a.
25. herzlich bei a, herzlich ohne 2.
28. und schien 2.
27. die Thorheit a. 1. 2.
77, 1. ihrer Inconsequenzen a.
5. Sanftmuth 2.
25. Demungeachtet a. 1.
30. Tages a. 1. 2.
78, 5. verbeuten a. 1. 2.
14. sein mußte a.
18. Sie wahnsinnig 2.
25. unbekannt sein a.
28. Tages a. 1. 2.
27. allzu lebhaft a.
28. Wesen, das 2.
32. „sagte sie“ fehlt in 2.
79, 26. gewollt. Und es a.
30. ihr Herz ausschüttend a.
80, 2. Gegen Arme seien Sie gut! a.
26. Leidenschaften a. 1. 2.
27. zu verlassen a.
31. ich Ihnen allein und vertraulich a.
34. Talenten und a. 1.

Aus der Vergleichung der französischen Urschrift bemerken wir Folgendes:

80, 2. Bewegung, la fatigue.
26. n'ayant que des yeux pour la regarder.
70, 26. bleu parfaitement pur dont l'émail était aussi transparent que de cristal.
28. qu'elle ne eut se faire respecter.
71, 6. et par une conséquence ordinaire.
14. bewog, engage.
28. macht, rend.
72, 4. aufgeweckt und glänzend, très-brillant.
8. Nach „hielten an“: et on la vit pendre dans un moment de silence qui ne fut troublé par personne.
75, 15. le reste de ce présent jour et les suivants.
25. Mais elle voulut aller jusqu'au plus gros travail, aux devoirs d'assiduité, de regularité, de calme.

Seite Zeile

75, 26. toute notre adresse, nos assurances d'amitié.
76, 1. mirfiame, salutaire.
2. réfléchie sans préoccupation.
3. Telle est.
4. respectables.
77, 7. sa santé aussi pure que celle d'un enfant.
8. acheter un triomphe et déshonorer par là une femme qu'il auroit aimée.
22. Il le sentoit.
78, 26f. qu'avec un coeur honnête on ne nourrit point la blessure d'un coeur qu'on ne veut pas guérir.
31. bonté pour moi.
34f. mais monsieur ... Elle n'avoit pas de nom: on ne l'appelloit que ma demoiselle.
79, 19. zamené par ses fureurs.
80, 6f. Celui qui ne se fait pas un scrupule de respecter les scrupules.
18f. ceux de la vertu qui m'ont menacée dans cette maison sont les plus grands sans doute.
22. Dans les deux sexes on est.
32. par l'ami.
34. A la fin des larmes ouvrirent ses yeux. — zur Tante, à sa sœur.
38. Sonderbaren ist der Stil: Je sens bien qu'elle n'est pas assez extravagante pour figurer parmi les folles du moment; mais avec tant de vertus et tant d'amour pour la fidelité, je pense qu'elle peut pourtant paroître assez folle aujourd'hui.
81, 4. anmuthen 2.
10. und wirkt 2.
11. innere 2.
21. wenn 1.
82, 10. nennen 2.
11. Beschluß 2.
27. vermag 2.
34. Er 2.
35. nennen 2.
37. Zauberwunde 2.
83, 26. Hier fehlt in 2 wohl die Stelle, welche wir neuen so, 27—37, 2. obige setzen.
86, 2. einst Herr.

Seite Zeile

86, 24. merkest.
27—87, 2. Die Stelle steht oben nach 83, 27.
87, 18. unsers 2.
20. bekommen 2.
29. „sagt er" muß es statt „sagte er" heißen, welches Letztere auch in 2 steht.
88, 2. Als Hauptüberschrift steht in 1: Das nußbraune Mädchen.
29. Lenarde a.
32. mich auch der a.
89, 2. sie sehen 1. — wo und wo 2.
4. gekostet, nur die a.
7. „Ihren" zweimal a. 1. 2.
9. anknüpfen a.
90, 28. ch a. 1. 2.
29f. feinerwegen 2.
29f. beträgt a. 1. — zu viel weiß a.
91, 11. jedoch, daß man ihm a.
12. Jahre schicke a.
21. sich sehr ungeduldig a.
22. Leonardo'n a; Lenardo'n 1; Lenardon 2. — unsre a.
91, 24. Kommen, und wenn a.
31. zum-ersten gehöre a. 1. 2.
37. könnte allerlei a.
92, 9. unsers a. 1.
12. Er aber weiß a. — was von uns a. 1.
14. „gleichfalls" fehlt in 2.
16. Deshalb sehr bald eine gute a.
20. einer treuen Heimette a.
23. gekommen ist, das ist a.
32. mir wieder ganz undergreiflich a.
36. er sich diesen a.
38. für Ihren ausleicht a.
93, 4. Uebel a. 1. 2.
11. blind liefen a.
13. Herkilie 2.
14. an Lenardo mit a. 1.
16. incertainte Meinung 2.

Nach 17 steht in a. 1 noch: „So eben nimmt der junge Mann von mir Abschied, der sein Kursem in unserm Kreise lese und durch die seltsamste Gelegenheit und endlich lernen lernte, dadurch verständiger und zutraulicher Natur ist. Ihn schicke ich ab. Er übernimmt den Auftrag gern. Er hat unsern Lenardo vorberreiten, finden aber bringen. Da weiß die Tante sich von einem

Seite Zeile.
raschen Entschluß wieder zu finden und einen andern Weg einzulenken. Herstlie wird sich auch besinnen und es an einem freundlichen Widerruf nicht fehlen lassen."
93, 18. Der Brief an Natalien steht in 1 dem Briefe an Leonarde (S. 88, 3. 29) voran. In 2 steht er nicht.
22. größeren 1. 2.
94, 1. „nur" fehlt in 2. — mehreren geraubten 1.
7. einigen Wochen in mehreren Gesellschaften 1.
20. Dieses Kapitel ist ganz neu.
24. trübten 2.
33. beschäftiget 2.
95, 2. daß es etwas 2.
96, 18. habe 2.
98, 20. Tänze führt 2.
23. Gemeine 1.
27. anderes 2.
99, 11. religieser 2.
20. Anfang 2.
100, 25. Die hier folgende Erzählung steht in 1 (S. 462—531) unmittelbar vor dem letzten Kapitel und trägt die Ueberschrift: „Wo sieht der Verräther?"
101, 18. Augenblicke 1. 2.
28. Pläne 1.
102, 4. sehn 1. 2.
7. nach dem 1.
13. höheren 1. 2.
103, 9. und wann 1. — Pflegevater 1. 2.
21. trocknen 1. 2.
25. oberen 1.
104, 1. weiteren 1. 2.
27. haben. Der Vater sah 1. — „im Geiste" fehlt in 1.
5. „dagegen" fehlt in 1.
7. ergötzt 1.
12. Das Komma vor „nun" fehlt; vielleicht könnte es besser nach „nun".
21. auskundschaften 1. — Lucidor 1.
28. Ansehn 1. 2.
105, 24. Doppelpunkt in 1. 2. nach „Flüsse". Kurz schreibt falsch „von hier" und giebt 1 und 2 Lesarten, die sie nicht haben. Die Anstellung des Fragewortes bei Goethe in unserem Kontext sonst noch auffallender.

Seite Zeile.
106, 10. für einen andern 1.
24. zappline 1. 2.
29. anzugehn 1. 2.
34. Lucidor 1. 2.
36. und sich 2.
107, 4. Jugendfreunde 1.
25. nur gehärtet 2.
108, 2. einenem 1. 2.
110, 16. viere 1.
25. anzusehn 1. 2.
111, 20. ihm näher an 1.
26. anderen 1. 2.
42. genannte 1.
112, 10. in Verbindung mit meinem Vater 1.
22. aber zusammen 2.
25. Die Worte: „Sie kehrten auf einem Nachtheile ein" sind in 2 ausgefallen.
27. Schwäßen 1. 2.
113, 11. habe 1. 2.
25. Absolutionen, da 1. 2.
27. Die überlieferte Lesart: „Lucinde, als sie, sich gleichfalls erhebend, den Zurückgebliebenen zum Lebewohl winkte" in 1. 2. kann nicht richtig sein.
114, 6. Nun als 2.
8. allerdrubte 1. 2.
13. Die sehr ungehörig in 2 eintretende Bezeichnung eines neuen Kapitels fehlt in 1.
27. frühe 1. 2.
31. andre 1. 2.
32. eignen 1.
115, 4. wann 1.
25. alsbald 1. 2.
30. trefflicher 1.
37. näheren 1. 2.
116, 9. 16. neuste 1.
25. heftig von unten 1.
37. jungen 1.
117, 13. unseren 1.
18. umgusehn 1. 2.
23. mich auch an, weil 2.
25. hingebettet 1. 2. Kurz schreibt „allein hinten gebetter", was man nach seiner Angabe für die Bedeutung von 1 halten müßte. Ich habe zuerst in Cotta'schen Ausgaben bald richtiges „hinten gebettet" gefunden.
118, 6. allen 1. 2.
119, 1. mit Einem 1. 2.

Seite Zeile.
119, 19. eignen 1. 2.
20. unsre eignen 1.
21. Gedankenstrich nach „Sinne?“ 1. 2. — Geschäftsverträgen 2.
120, 4. vergangnes 1.
10. erblickt 1. 2.
16. Anlauf 2.
25f. Hände, Blick in Blick! 1. 2. Das Anführungszeichen steht in 2 vor „Lucinde“. 1 hat überhaupt keine Anführungszeichen.
121, 3. treusten 1. 2.
5. ahndungsvoll 1.
14. geputzt und bekränzt 1.
21. neuste 1. 2.
122, 17. Lucidor 1. 2.
24. könne 1.
123, 3. „dort hinten“ fehlt in 2.
23. Eh' 1. 2.
27. wollt' 1.
124, 27f. Oberammannnin 1.
29. und, für 1.
125, 20. ärgerlich-gezwungene 1.
126, 7. ein Streich 1.
16. was wolle 1.
27. führt und durch's 2.
30. Jüngeren 1.
32. Thür 1. 2.
127, 22. Das ganze Kapitel ist —.
26. metallne 2.
128, 1. mittleren 2.
20. drein 2.
24. Wilhelm 2.
129, 5. Wenigerem 2. — fürtrefflicher 2.
130, 16. Fürtrefflichen 2.
131, 1. Kurz das zwischen „und doch“ eingeschoben „habe“. Eher sollte man „und finde doch“ erwarten.
13. erbeinnale 2.
22. unsre 2.
25. untreu 2.
132, 20. freiherrem 2.
133, 3. unsrer 2.
5. unsre 2.
137, 2. Hier folgt in 2 ein Zwischenstrich.
25. mußte 2.
138, 2. unsres 2.
139, 14. trockner 2.
21. unsrer 2.
26. Die Ueberschrift: Das nußbraune Mädchen tritt hier am Anfange in 2 unpassend ein, da diese Geschichte eigentlich schon mit den Briefen S. 93 ff. begonnen hat und sich durch das Folgende bis zum Schlusse des Romans durchschlingt.
139, 27f. Nachdem Wilhelm *** dergestalt seine Erzählung geendigt, sagte Lenardo: So sehr a.
140, 2. nicht noch am Schluß einen Auftrag gegeben, mir noch eine a.
3. über sich a. 1.
4. Andre a.
6. Zustande 2.
16. Theil haben a.
19f. Ich kann es Ihnen wohl vertrauen und Ihnen erzählen a.
21. — Dank sey's dem Himmel — a.
23. sagt Wilhelm 2.
27. Die große Tour a; Das große Wanderungs-Abenteuer 1.
28. zu machen, war a.
29. Ausführung sich aber von a. 1.
141, 3. hinaus begeben hatten a. 2.
4. geschwinder als wir a.
10. Andre a. 1. — ruhn a.
141, 17. nächste a.
19f. Liste; das Uebrige war ihm überlassen a. — erfahren a.
25. und seine Caution zur Ersetzung a.
28. anderweitig a.
27. von der Art a.
29. Schwäche in der Haushaltung gestehelten. Seine Frau war gestorben; seine Tochter a.
21—23. nannte, war zu jung, als daß sie hätte eingreifen können; genug a.
27f. Packen und Abschiednehmen ging an, und die a.
29. unsern Park a.
142, 19. jeder waren Versprechen mir heilig a.
27. machte, als ein a.
29. gelaßt und gelüßt a.
31. wonnte a. 1. 2. (S. auch zu S. 71, 8 ff.)
143, 1. einmal, mit einem 2.
3. ihn an das Einzelne nicht a. 1.
12. als jemals a.
13. Sagen sie 1.
26. Bedeutung, aber keineswegs a.
34. Gedanken-eigenheiten 1. 2.
37. nachkommt a.
41. abhange a.
144, 1. Personen, für a.

Zeile Zeile

144, 15. gerilgt a. — Immer trat 1. 2.
16. Gewohnheit aufzuladen 2.
18. „in den ersten Briefen" fehlt in a.
22. auf diesen Punkt etwas zu a.
27. Zeitner a. 1.
28. Hause nähere 1. 2. — was ich bisher 2.
29. denn so scheint mir, daß mein a.
30 Schicksals gewesen a.
145, 4. eben diese a.
12. Jahr 1. 2.
17. Zu thun a.
24. Der Vorschlag 2.
25. Lotheim übernahm a.
146, 1. „nun" fehlt in 1. 2.
7. wieder finden a. 1. 2.
8. Italienern nicht selbst 2. — selbst mich a.
9. Zustande überzeugen? a.
15. wollten sie 1.
20. beturchtenden a.
27. „wann" statt „wie oft" a.
147, 4. Herr a. 1.
10. vorderhere a. 1.
18. beherrschte, so gut a.
21. Absicht so gemäß a.
22. pflonste, so am a. — Ort a. 1.
23. Ursachen derselben a. 1. — begriffen a.
27. ergetzten a. 1. 2.
148, 2. allen 1.
7. ergötzt a. 1.
13. in dem Zustande a.
22. das braune Wesen a.
29. „sehr" fehlt in 2.
30. um dem neuen Paare behülflich zu sein a.
35. „dann" fehlt in a.
37. war a.
40. beizustehn a.
149, 5. die Freunde a.
7. in den Gastzimmern a. 1.
10. Des andern Morgens waren a.
22. ahnete a. 1. 2.
30 das ausserame Mädchen a.
32. ihm die Nachricht ganz a.
150, 1. und der beiden a.
2. der beiden a.
13. „darüber" fehlt in a.
14. mir Sie a.
19. Handeln a. 1.
22—152, 2. a. Hier steht in a. 1.: „Ich reise nach Hause, suche Nachricht einzuziehen und sende Ihnen mit einem vertrauten Manne Ihren Fritz zurück. Geben Sie das Kind, wie es Ihre Absicht war, dahin, wo viele viel a) seines Gleichen heranwachsen: es ist (— a) bemahe gleichgültig, unter welcher Aufsicht, doch müßte ich mich sehr irren, wenn Sie nicht gerade an dem Ort, in der Gegend, wo ich wünsche, daß Sie (sie 1) Ihren Sohn und seinen Begleiter erwarten, einen Mann finden sollten, der Ihnen hierüber die beste Auskunft geben kann. Es ist der, dem ich die Bildung meiner Jugend verdanke, den ich so gern auf meinen Reisen immer neben mir gesehen, dem ich wenigstens manchmal gern begegnet hätte (wäre a), wenn er nicht ein häuslich-häusliches a) stilles Leben vorzöge, den wollen vorgezogen hätte a)."
151, 24. anmehn 2.
27. Nach „Later" stehen noch die stark tautologischen Worte „so eben" 2.
152, 14. anfängt 2.
25 abhalten 2.
a. Sie waren a. Die Freunde waren 1.
a. nunmehr scheiden 2.
a—153, 15. („Beide" bis „legen"): „Indem die Pferde gesattert wurden, schrieb Lenardo einen Brief, den Wilhelm annahm, im Uebrigen aber nicht umhin konnte Lenardon (Lenardo a) seine Bedenklichkeiten mitzutheilen" a. 1.
153, 7. stempelte 2.
11 für einen wünschenswerthen Auftrag, einen edlen Mann von a. 1.
24. Stand a.
25. ich sie 2.
29. „sich" fehlt in 1. 2.
154, 6. Neuntes Kapitel 1.
8. Ansehn 1. 2.
18. Ansehns 1. 2.
155, 7. „täglich" fehlt in 2.
10. alle eine Tugend 2.
12. so grossen und breiten 1.
23. zu schliessen 1.
27. allem dem 1. 2.
28. etwas anderß 1. 2.

Seite Zeile.
156, 6. ungefähr setzen 1.
11. Bewunderung 1.
157, 1. Ergötzen 1.
15. erbalt' 1.
20. verabredetes Zeichen gebrt 1.
22—158, 10. („Als Dieses" bis „wir wissens") lautet in 1: „So brachten sie ihre Stunden sehr unterhaltend und lehrreich zu, bis endlich Felix, auf einem muntern Pferdchen, glücklich anlangte. Ein Reitknecht hatte ihn begleitet, der nun auch Wilhelmen einige Zeit weiter sollen und ihn bedienen sollte. Ein Brief von Lenardo, zugleich überbracht, beklagte, daß er seine Spur von dem aufbrausenden Mädchen habe finden können und Wilhelm ward aufs Neue beschworen sein Möglichstes zu thun um sie auszuforschen. Wilhelm vertraute den Fall seinem Wirthe. Dieser lächelte und sagte: wir müssen uns, um des Freundes willen, wohl alle Mühe geben; vielleicht gelingt mir ein Näheres zu erfahren. So wie uralte Geräthschaften, so habe ich mir auch uralte Freunde erhalten. Sie sind mir, der Vater des Mädchens sey durch Fremdsprachen ausgezeichnet gewesen. Die Frommen haben innigern Zusammenhang als die Bösen, ob es ihnen gleich, dem Aeußern nach, nicht immer so wohl geräth. Und so hoffe ich auf die Spur zu kommen, welche zu erforschen Sie abgesendet sind. Zur Vorbereitung aber verfolgen Sie den Entschluß, Ihren Felix zu seines Gleichen, ihn zu irgend einer bestimmten Thätigkeit zu bringen, reisen Sie mit ihm zu der großen Lehranstalt. Ich will den Weg bezeichnen, den Sie nehmen müssen, um den Obern zu finden, der bald zu einer, bald zu der andern Abtheilung seine Aufsicht hat. Einen Brief gebe ich Ihnen mit, guten Rath und Anleitung."
22. Brefet. Zuerst 2.
158, 7. Ansehn 2.

Seite Zeile.
159, 15. Zehntes Kapitel. 1.
24. Ansehn 1. 2.
160, 4. Eine Reihe 1.
10. einzunehmen 2.
20. Höheren 1. 2.
161, 14. bemerke, daß 1.
18. die größten und kleinsten 1.
17. Farben 2.
22. ich setze 1.
23. mußte der 1.
162, 1. der Bildung 1.
22. einen 1.
24. Das Komma fehlt vor „gelbe" 1. 2.
23. eigner 1. — niemand 1. 2.
163, 4. erzählen 1.
ef. Winken des Aufsehers 1.
164, 4. Thalrades; auf ein gewisses Zeichen 1.
19. Gebärden-Grüße 1.
21. aufs 1.
165, ef. beschädigt 2.
17. Lebelang 1.
18. starb 2.
21. bemerkenswerthes 1
20. abndungswollen 1.
166, 8. breite 1. 2.
23. sogenannte heidnische 1.
167, 24. gelten? 1.
168, 7. Siebtes Kapitel. 1.
8. trat nun 2.
10. aufgeführt 1.
18. beitre 1. 2.
20. im Grunde 2.
ef. zum Gegenstande 2.
171, 20. verreden 1.
21. oder diese 2.
22f. und Äußerordentliche 2.
22. Komma nach „Begriff" 1. 2.
ef. unsers Gleichen 1. 2.
172, 13. „hier" fehlt in 2.
24. Hatze 1. 2. — diesem 2.
173, 3. Besseren 1, bessern 2.
9. erhoben 1. 2.
174, 8. unsre 1.
175, 7. Neues, Erfreuendes 1.
21. Vorstellung 2.
25. dem Punkt 2.
26—ef. Denn Lebewohl ward nunmehr mit dem Aufseher verabredet: nach Verlauf eines Jahrs solle sich Wilhelm wieder einfinden, wo gerade das zweite dreyjährige Fest gefeyert werde, wozu die sämmtlichen 1.

Seite Zeile.
176, 1. entlassen werden l. — „auch“ nach „Mißdann“, nicht nach „dieß es“ l.
2. einen l.
5. Noch einmal Elftes Kapitel l. S. oben zu S. 168, 7.)
6—15. Statt dessen in l.:

„Herkulie an Wilhelm.

Sie haben, mein Theurer, und, daß ich es nur ausspreche, lieber Freund, Sie haben Unrecht, und, weil Sie nach Ihrer Ueberzeugung handeln doch nicht Unrecht; das nußbraune Mädchen ist also gefunden gesprochen, gekannt und anerkannt, so lassen Sie und versichern zugleich, daß es nicht möglich sey dieser seltenen Person, nach ihrer eignen Art und Weise, einen bessern Zustand zu wünschen, noch ihr in dem gegenwärtigen irgend etwas wahrhaft Förderliches zu erweisen.

Nun machen Sie sich ein Gewissen daraus den Aufenthalt des wundersamen Wesens zu entdecken, das mögen Sie mit Ihrem Gewissen abmachen, gegen uns aber ist es gewissenlos; Sie glauben Lenardo'n zu beschwichtigen, indem Sie ihm versichern, daß es ihr wohl gehe. Er hatte ausgesprochen, beynahe versprochen, dabey wolle er sich beruhigen; was verspricht aber der Leidenschaftliche nicht alles andern und sich! Wissen Sie also: die Sache ist dadurch keineswegs abgethan. Sie ist, sagen Sie, glücklich, durch eigene Thätigkeit und Verdienst glücklich; nun aber möchte er wissen wie? wann? und wo? und, was das Schlimmste ist, die Schwestern möchten es auch gern wissen. Ein halbes Jahr ist nun seit Ihrer Abreise verflossen, vor dem Ende des ganzen dürfen wir nicht hoffen Sie bei uns zu sehen. Könnten Sie aber nicht ihr ewig Rouge et noir, künstlich und klug, in unsere Nähe spielen? man versteht ja mit dem Springer das ganze Schachfeld zu durchhüpfen, ohne

Seite Zeile.
wieder auf dasselbe Quadrat zu kommen. In diesem Kunststück sollten Sie Meister werden, so dürften Ihre Freunde Sie so lange nicht entbehren.

Damit Sie aber meinen guten Willen gegen Sie recht deutlich erkennen, so vertraue ich Ihnen, daß zwey allerliebste Wesen unterwegs sind; wieder sage ich nicht, wohin auch nichts zu schreiben sind sie nicht und ein Lob erreicht sie nicht. Ein jüngeres und ein älteres Frauenzimmer, unter denen einem immer die Wahl wehe thut; jene so liebenswürdig, daß von ihr geliebt zu werden jedermann wünschen muß; diese so anziehend, daß man mit ihr leben möchte und müßte, auch ohne geliebt zu werden. Ich wünschte doch wohl Sie drey Tage zwischen die beyden Herrlichkeiten eingeklemmt zu sehen, am Morgen des vierten würde Ihnen Ihr strenges Gelübde gar sehr zu statten kommen.

Zu einigem Vorschmack sende eine Geschichte, die sich einigermaßen auf die beyden bezieht; was daran wahr oder erdichtet ist, suchen Sie von ihnen selbst zu erfahren.“

176, 17. hineingerissen a.
177, 1. unsre l. 2.
12. hoffen kann, wieder auszulöschen. a.
14. dadurch seine l. 2.
16. Frühstück brachten a.
19. anzusehn l. 2.
21. das Frühstück und das schöne Kind a. l.
178, 14. versetzte die Schwester 2.
16. älteren a.
17. war für ihn a.
179, 7. „kleinen“ fehlt in a.
9. wenige a.
17. mehrern a.
18—21. Kleidungsstücke gereinigt, ehe der Herr aufstand; und war der Herr später zu Bette gegangen, die Pferde wurden später besorgt, die Kleidungsstücke später gereinigt, und der Herr war früher aufgestanden a.

Seite Zeile.
179, 19. Aber noch ein anderer Umstand gesellte sich hinzu a.
29. Art von a.
34. verleugnen a.
Anf. „das ihr — hatte" fehlt in 2. — rief er aus 1. 2.
180, 1. „er" fehlt in 1. 2.
7. Jahre a. 1.
17f. „Man stutzte — wiedersah" fehlt in 1. 2.
22. und — Gefahr a.
29. mit Kühnheit 1.
40. in seinen Verlegenheiten a.
181, 1. schon darum nicht a. 1., schon darum deshalb nicht 2.
17. „zu" fehlt in 2.
18. anfrischen a.
182, 10. Aeußeren a. 1. 2.
15. verharre nun 1. 2.
16. weiteren a.
22. „werde" fehlt in a.
25. verlegener a.
26. Tisch a.
29. auf morgen früh zum Vorschlag brachte a.
183, 17. berufen a.
22. bat, Hände a.
24. des einen Menschen a. 1.
29. den andern hinderlich würde a, hinderte 2.
30. wunderlich 1. 2.
33. Verlassen, diese Empfindung von sich selbst a.
34. einer 1. 2.
36. Sinn a.
40. junger Mensch 2.
184, 3f. Menschen schaffe a.
8. ergehen 1.
9. Andre a.
25. weinem 2.
28. Andre a.
185, 1. eine 1. 2.
3. bringen, Andre das genießen, a.
4. sich in Andern wieder a.
9. Verjüngerungsgekunst a. 1; 2. a dagegen „Verjüngungskunst"
13. zukommen. Sie sprach, wieder die a.
22. bedeutet a. 1. 2.
30. hinwirkt a. 1.
33. spuken 1. 2.
39. aufgefunden gewesen a.
186, 4. sicherer vorgehe a.
14. „etwas" fehlt in 2.
19. Anzeige 2.

Seite Zeile.
187, 1. angezogen als jemals 2.
5. Diese so schnell a.
6. eine besonders heitere Gemüthsstimmung a.
11. gewesen war, welche a.
23. sagte a. — wol alles a.
27. „noch" steht nach „sich" in a.
188, 3. an ihm 1.
189, 5. auf das Herrlichste a.
15. ihnen 1.
24. Andre a.
25. Unwiderstehlich entschieden ist a.
40. so ganz a.
190, 12. und so werth a.
15. mir schon von a.
19. zarte a.
20. „freilich" fehlt in 2.
26. „so" vor „viel" fehlt in 2.
33. unsers a. 1. 2.
35. ganze, schöne a. 1. 2.
191, 6. schon daß Sie den Gedanken fassen können, ihr a.
7. zeugt a. 1. 2.
14. offnem 1. 2.
29. recht von ihm a.
35. Kapeln auf ihn 1. 2.
41—192, 24. fehlen in a. 1.
192, 23. sauberhaftes 2.
26. sagte sie 2.
29. Sehn a. 1. 2.
30. lebhafteren 1. 2.
193, 13. Fenstre 1.
25. auf ihren 2.
194, 25. nun, das a.
27f. wenn nicht der Vater ihn a.
39. tief ist 2.
41. „bei der schönen Wumme" fehlt in 1. 2.
195, 4—230, 27. (4., 5. u. 6. Kapitel bis „dergleichen viele in der offenen Welt", im Anfang des 7. Kapitels) Datar in 1:

„Meines Nachschrift.

Hier breche ich ab, theils weil ich gegenwärtig nicht weiter schreiben kann, theils aber um Ihnen einen Rätsel ins Herz zu senken. Beantworten Sie sich die Frage nun selbst, wie wunderlich nach allem was Sie gelesen, es um diese Frauenzimmer stehen müsse! Bisher hatten sie gar kein Verhältniß unter sich, sie kannten sich nicht, obgleich

jede besonders auf eine Verbindung zu hoffen schien, die auch sie einander annähern sollte. Nun finden wir sie zusammen, aber allein, ohne männliche Begleitung, in die Welt stehend. Was ist vorhergegangen, was kann daraus folgen? Sie, mein Guter, helfen sich gewiß dadurch heraus, daß Sie traurig vor sich hinsprechen: das sind nun auch wieder einmal Entsagende und darin haben Sie vollkommen Recht, ob aber auch Entsagende? das darf ich nicht entdecken, und wenn ichs wüßte.

Um Ihnen nun den Weg zu zeigen, wie Sie das liebenswürdige Paar auf Ihren Wanderungen treffen können, so ergreife ich ein wunderliches Mittel. Sie erhalten hiebey den kleinen Aufschnitt einer Landcharte; wenn Sie diesen auf die größere legen, so deutet die darauf gezeichnete Magnetnadel mit der Spitzspitze nach der Gegend, wo die Suchenswerthen hinzielen. Dieses Räthsel ist nicht so gar schwer zu lösen, aber ich wünschte daß Sie von Zeit zu Zeit gegen uns ein Gleiches thäten und ein Schnippchen Landcharte an uns wendeten, wir würden alsdann doch einigermaßen erfahren, wohin wir unsere Gedanken zu richten hätten, und wie freudig würden wir seyn, wenn die Nadel auch einmal von uns angezogen würde. Möge Ihnen alles Gute gegönnt, aller Irrthum verziehen seyn. (Zwischenstrich.)

Man sagt den Frauenzimmern nach, daß sie keinen Brief ohne Postscript absenden können; was man auch für Folgerungen daraus ziehen mag, so kann ich nicht läugnen, daß dieses schon die zweyte Nachschrift sey und worin eigentlich von der Hauptsache die Rede seyn soll. Diesen Schalk des Preises auf beykommenden Blättchen hat Hilarie selbst gezogen und mit zierlichem Gesteder geschmückt; die scharfe Spitze jedoch fügte die schöne Mittwe hinzu; geben Sie Acht daß er nicht steche, vielleicht gar treffe. Unsere Verabredung ist, daß Sie bey der ersten Zusammenkunft, sie treffe wo sie wolle, gleich das Blättchen vorweisen, so sie denn um desto schneller und zutraulicher empfangen werden sollen.

Zwischenrede.

Daß eine gewisse Lücke, vielleicht in kurzem sich baar, im Ganzen die und da bemerklich und doch nicht zu vermeiden seyn werde, sprechen wir lieber selbst aus, ohne Furcht den Genuß unserer Leser dadurch zu kränken. Bey der gegenwärtigen, zwar mit Vorbedacht und Muth unternommenen Redaction stoßen wir doch auf alle die Unbequemlichkeiten, welche die Herausgabe dieser Bändchen seit zwanzig Jahren verspäteten. Diese Zeit hat daran nichts verbessert. Wir sehen uns noch immer auf mehr als eine Weise gehindert und, an dieser oder jener Stelle, mit einer Stockung bedroht. Denn wir haben die bedenkliche Aufgabe zu lösen, aus den mannigfaltigsten Papieren das Vertheilte und Nichtfaßliche auszusuchen, wie es denkenden und gebildeten Gemüthern erfreulich seyn und sie, auf mancher Stufe des Lebens, erquicken und fördern könnte. Da liegen nun aber vor uns Tagebücher, mehr oder weniger ausführlich, bald ohne Anstand mittheilbar, bald wegen unbedeutender, auch allzubedeutenden Inhalts unräthlich einzuschalten.

Sogar fehlt es nicht an Heften der wirklichen Welt gewidmet, statistischen, technischen und sonst realen Inhalts. Diese als ungehörig abzusondern fällt schwer, da Leben und Neigung, Erkenntniß und Leidenschaft, sich wunderbar vereinigend, im engsten Bunde mit einander fortschreiten.

Alsdann begegnen uns Ent-

würfe, mit guter Einsicht und zu herrlichen Zwecken geschrieben, aber nicht so folgerecht und durchgreifend, daß man sie völlig billigen oder aber in der neuen, so weit vorgeschrittenen Zeit für lebbar und wirksam halten könnte.

Eben so begegnen wir kleinen Anecdoten ohne Zusammenhang, schwer unter Rubriken zu bringen, manche, genau besehen, nicht ganz unverfänglich. Hie und da treffen wir auf ausgebildetere Erzählungen, deren manche schon bekannt, dennoch hier nothwendig einen Platz verlangen und zugleich Auflösung und Abschluß fordern. Auch an Gedichten ist kein Mangel und doch läßt sich nicht leicht, nicht immer entscheiden, wo sie eingeschaltet werden dürften, um der wahren Stimmung nachzuhelfen, welche gar leicht gestört und umgewendet wird. Wenn wir also nicht, wie schon oft seit vielen Jahren, in diesem Geschäft vermaaß fanden sollen, so bleibt uns nichts übrig, als zu überliefern was wir besitzen, mitzutheilen was sich erhalten hat. Und so geben wir daher einige Kapitel, deren Ausführung wohl wünschenswerth gewesen, nur in derselber eilender Hast, damit der Leser nicht nur fühle, daß hier etwas ermangelt, sondern daß er von dem Mangelnden näher unterrichtet sey und sich dasjenige selbst ausbilde was, theils der Natur des Gegenstandes nach, theils den eintretenden Umständen zufolge, nicht vollkommen zusammen oder mit allen Seiten gefertigt dem entgegen treten kann.

Zweites Kapitel.

Ueber das vorgesetzte Alter fand sich Wilhelm einigermaßen betroffen, doch suchte er sogleich eine stille Anstalt, eine Verwandlung der Person jene bestimmte Zeit zu ersinnen und ihrer Anerkennung zu folgen. Die

Seite Zeile.

wir denn gar zu gern etwas Gegebenes, das unsere Einbildungskraft, unser Handlungsvermögen erregt, ausfüllen und auslosen mögen.

Ein Kind, das Almosen erbittend, uns einen Zettel hinreicht, auf welchem fünf Lotto-Nummern geschrieben sind, weisen wir nicht leicht ab, und es kommt auf den Augenblick an, besonders wenn es kurz vor dem Termin der Ziehung ist, ob wir nicht, mit zufällig erregter Hoffnung, ganz gegen unsere sonstige Weise, gerade diese Nummern stark besetzen.

Der Wanderer prüfte nunmehr an einer größeren Landcharte den kleineren Ausschnitt und fand verwundert, erstaunt, erschrocken, als die Nadel gerade nach Mignons Geburtsgegend, nach ihren Wohnungen hindeutete. Wie ihm dabey zu Muthe geworden, finden wir nicht ausgesprochen; wer aber den Schluß der Lehrjahre sich vergegenwärtigen mag, wird im eigen Sinn und Gefühl das Aehnliche gar wohl hervorrufen.

Der wichtigste Umstand jedoch, warum wir von jener Fahrt weniger als wir wünschten aufgezeichnet finden, mochte wohl seyn, daß Wilhelm auf einen jungen lebhaften Reisegefährten traf, durch welchen möglich ward ein lebendiges und kräftiges Andenken jener frommen Wallfahrt, jener heiligen Stunden für sich und die Seinigen aufzubewahren. Unvermuthet findet er sich mit einem Maler zusammen, der sich „vor allen Dingen" fertigte, „um einzig viele in der offenen Welt"

195, 5. Doch Folgende bis 200 nur in A.
11. „Aeltern" muß es heißen, trotz „Alteren" in A.

197, 2. Vorschreitenden.
4. Wolfe Goethe „dachte" statt des ersten „suchte"!

198, 1. es'.
m. „und" fehlt.

200, 16. aufzuhalten scheint.

201, 21. Jahr.

Seite Zeile.
201, 29. wenigen.
202, 30. Lasterleben.
203, 7. Abwechslung."
27. verübergeschwundner.
204, 16. Diese.
205, 22. unire.
208, 3. parteren.
209, 9. verworrenes.
11. zerfetzten.
13. herangewadet.
15. frühster.
20. trockne.
210, 21. dicke Guten.
211, 1. nicht mein.
34. dunklen.
212, 17. Vielleicht „springe"?
213, 1. andern.
214, 13. müßte.
16. Verborgenen.
216, 16. hier und.
28. Jahreszeit.
217, 2. frühsten.
218, 15. Es sollte „Allerfrühsten" stehen.
24. behaglichen.
34. jemanden.
220, 25. eignen.
221, 11. daß er ihr.
222, 4f. längeren.
223, 13. eigner.
16. heiterem.
20. jüngeren.
224, 4. versprache.
7. äußeren.
22. und daß.
28. eignem.
225, 6. inneren.
28. „an eine geknüpft". Schon Riemer und Eckermann haben „Bedenklichkeit" eingesetzt.
226, 21. „daun" steht.
29. „bedauere" muß es heißen.
227, 1. „der alte Mann." Schon Riemer und Eckermann haben das Richtige hergestellt.
230, 8. in ***.
27. umherwandten und suchten, der sich aber dießmal als ein wirklich ausgezeichneter Künstler augenblicklich darstellte 1.
231, 19. Säulenportal 1.
28. allem 1.
34. ob' 1. 2.
37. allem dem 1. 2. — Trutz 1. 2.
232, 5. Semikolon nach „Felsmassen" 1. 2.

Seite Zeile.
232, 6. Wahrheitssinne 1.
17. „Mann" fehlt in 2. Wollte Goethe etwa später „den Würdigen" schreiben?
23. dunklen 1. 2.
27. Wilhelm 1. 2.
233, 25. alsbald 1. 2.
27. trocknen 1. 2.
29. der Bedeutung 2.
32. um die 2.
234, 25. alsbald 1. 2.
235, 5. wünschenswerthe 1.
9. Umgegend 2.
20. „immer" fehlt in 2.
23. „doch" fehlt in 2.
236, 27. Entfernung 2.
237, 11. vermittlen 1.
19. früheren 1. 2.
24. Licht auf! 1. 2.
34. eignen 1. 2.
38. „ausgesprochen" (ohne Komma) statt „entschieden" 1.
238, 13. daß die 1.
15. steiger 1.
34. hochgebirge 1.
239, 1. sächsen 1.
16. zeugt 1. 2.
22. sarten 2.
Nach 3. » Zwischenstrich 1. 2.
28. wilder 1.
240, Nach 3. » Zwischenstrich.
14. von niemand 1. 2.
241, 7. jemand 1. 2.
24. Wilhelm 1. 2.
26f. von Morgen und Abend her 1.
242, 2. „so" fehlt in 1.
4. milderen 1.
14. früheren 1. 2.
19. Land? 1.
20. dunklen 1. 2.
24. „wirklich" fehlt in 2.
28. Biere 1. 2.
29f. ernstlichen Nachtstunde 2.
243, 5. frühsten 1. 2. — Tags 1.
29—248, 4f. (bis „hineintritt. Er kommt") Dafür steht in 1:

„Dreyzehntes Kapitel.

Bey dieser Mittheilung hätten wir eigentlich der entschuldigenden Zwischenrede nicht bedurft als bey der vorigen: denn beyde kommen wir zwar die Geschenken des Meisters und der Schü-

Seite Zeile.
lerinn, worauf doch alles ankäme, nicht verweilen; weder die Trefflichkeit des fertigen Künstlers, noch die anfängliche Beschränktheit und schnelle Entwickelung der kunstliebenden Schöne vermochten wir vor Augen zu bringen; doch blieb die Darstellung nicht ganz mangelhaft und manches Herzliche, Sinnerbeyende war noch mitzutheilen. Hier aber, wo von einem großen Gegenstand die Rede ist, den man aufs ausführlichste behandelt wünschte, findet sich leider nur allzuwenig aufgezeichnet, und wir dürfen nicht hoffen, daß eine vollständige Ansicht aus unsern Ueberlieferungen hervorgehn werde.

Dann aber wird bemerklich, daß wir im Roman, eben wie es in der Weltgeschichte geht, an ungewisser Zeitrechnung leiden, und nicht ganz entschieden zu bestimmen vermögen was sich früher oder später ereignet. Wir halten uns daher an die sichersten Punkte. (Zwischenstrich.)

Daß ein Jahr inzwischen vergangen, seitdem Wilhelm die pädagogische Provinz verlassen, wird dadurch zur Gewißheit, daß wir ihn beym Feste, wovon er eingeladen worden, gegenwärtig antreffen; weil aber unsere Wanderns-Entsagenden bald unvermuthet unterbrechen und der unserm Blick verschwinden, dann aber wieder an einer Stelle, wo wir sie nicht erwarteten, hervorschimmern; so läßt sich nicht genau nachweisen, welche Stationen sie in der Verbringenden genommen.

Nun aber tritt der Wanderer von Seiten des Rasen Turmes her, in die pädagogische Provinz, er kommt".

243, 25. Wilhelm.
244, 4. unsre.
14. Wilhelm.
19. unsre.
245, 23. Herbei.
245, 4. unsers.

Seite Zeile.
245, 8. unsre.
23. unsrer.
31. unsre.
246, 5. 8. unsrer.
247, 12. unsrer.
13. „sich" fehlt.
248, 3. trocknem 1. 2.
9. gewahrt 1.
16f. Heerden von Stuten und Fohlen. - Auf 1.
19. unter den Hütern 1.
21—249, 7. („Erzählen" bis „vorüber"): Hier steht in 1: „Erzählen; der Knabe berichtet, daß er sich gern daselbst nicht angestanden; das Grundfest war ganz wohl, aber das Bestellen hinterdrein, Pflügen und Graben, keineswegs gefallen habe. Dieß bemerken die Vorgesetzten, werden aber auch zugleich gewahr, daß er sich gern mit Thieren beschäftigt; sie weisen ihn auf die nothwendigen und nutzbaren Hausthiere, prüfen ihn als stillen Hirten und Hüter und befördern ihn endlich zur lebhaftern Reiterey, wo er denn jetzt, selbst junges Fohlen, die Fohlen zu hüten, für deren gute Nahrung und Pflege, unter Obhut von tüchtigen Gesellen, zu sorgen hat.

Vater und Sohn gelangten der Heerde folgend, bey einem im Liegenden, weitläuftigen Gehöfte vorüber".
20. lebhaftern 2.
22. mantred 2.
249, 8. Flecken, neben welchem das 1.
9. wählt 1.
10. wobei man nicht zu unterscheiden wußte 1. — wußte 2.
11. trafen 1.
12. Gehörte oder, sorgt' einer 1.
17. glaubte 1.
18—20. („Unser" bis „wissen"). In 1 steht hier: „Der Wanderer trifft den vorigen Aufseher wieder an, der ihn anders empfiehlt; sonst einem der Seine wird er vorgestellt, und von diesem, obwohl nur im Vorübergehen, segnend und andeutend, begrüßt."
21f. Bildung (statt „Beschäftigung")

Seite Zeile.

und Lebensleitung erfährt 1. — Beschränkte 2. — zu wissen 1.

249, 24. sonst noch übe, um 1.
25. „und erziehend" fehlt in 1.
26f. die Sprachübung und Ausbildung nämlich 1.
29. — 250, 6. fehlen in 1.
250, 7. zusammenhalten, stieß er 2.
4. besonderem 2.
7f. Hiemit wurden wir, hieß es, dadurch bestimmt 1.
15. eignen 1.
16. „ferne" fehlt in 2.
18. „sie" fehlt in 1.
20f. bestimmt und Ihr solltet ihn 1.
24f. solltet ihr, in der Langeweile 2.
251, 1. „unter dem Rasen" und „bescheiden" fehlen in 2.
8. Etwa „wo Viele, Mann an Mann gedrängt, mit" ?
13. Orchester gegenüber stand ein kleineres, welches 1.
17. „mir" fehlt in 2.
19. und hatte zu vernehmen 1.
21f. Instrumenten hervorrief 1.
23. eine Frage 2.
25. Hiebei 1.
28. „bede" statt „eine wie die andere" 1.
29f. Poet sich gar bald vernichtet fühlte, wenn er nicht 1.
252, 2. hervorzurufen wäre 1.
10. „tüchtig und" fehlt in 1.
14. eigne 1.
19. eigner 2.
20. und da sich 1.
24. Das Anführungszeichen vor „Würde" fehlt in 2, die sich sonst solcher bedient.
253, 2. eigner 1.
21f. Das Anführungszeichen fehlt nach „eingeprägt" in 2.
254, 3. Musikus 1, Musicus 2.
7f. Auges darf er nicht schmeicheln 1.
15. Volksgemeine 1. 2.
17. „sich" fehlt in 1.
20. Arbeiten immer fortgesetzt werde 1.
23. seinem Aug' 1. 2.
25. immer 2.
26. bravesten 1. 2.
28. anderen 1. 2.
29. genügend 1.
255, 11. seitner 1. 2.

Seite Zeile

255, 22. vorzutragen; ihnen 1. 2.
23. eigne 1. 2.
256, 7. Künstler fiel zuerst in die Augen 1.
12. wechselseitig-traurigen 1, wechselseitig-traulichen 2.
14. weiten Kreise unter 1.
24. kleinerem 1. 2.
27f. der vor der Ausführung in Marmor solches hier 1.
28f. „so Alles" fehlt in 1. — eigner 1. 2.
31. eignem 1. 2.
32. „so" statt „verschafft" 1.
257, 1. „es" fehlt in 1. 2.
2. möge 1. 2.
20. hier nun enthalten 1.
Die einzelnen Strophen des Liedes sind in 1 durch Zwischenstriche getrennt.
258, 21. in der Masse 1. 2.
34. Musikus 1. Musicus 2.
35. im gleichen Nachtheil 2.
260, 4. gewußt, und aus 2.
34. unwillig hinwänzen 1.
261, 1. vertheilt sammtliche 1.
14. Der Zwischenstrich und die Kapitelüberschrift fehlen in 1.
16. Darauf ward er 1.
20. als wenn die 1.
21. entgegen setzen werde 1.
22. ergötzt 1.
23f. „wirklich — beobachten" fehlt in 2.
28f. Gestalten waren durch 1.
262, 4. zerstreut 1.
14. ahndungsvollen 1. — „nun" fehlt in 2.
16. ein blendendes 1.
20. — 263, 8 („und glücklicher" bis „Punkt zu erreichen"). Dafür in 1: „und nun könnte ich Dir, auf Befragen, gar manches enthüllen und aufklären was mir selbst vor einem Jahre noch ein Räthsel gewesen.

Auf diesem Puncte verlassen uns nun unsere Manuscripte; von der Unterhaltung der Freunde finden wir nichts aufgezeichnet, eben so wenig vermochten wir den Zusammenhang mit dem Nächstfolgenden genau anzugeben, wovon wir in demselben Hefte, — bemselben Papiere kurze Erwähnung finden, daß nämlich eine Zu-

sammenkunft unseres Wanderers mit Lotharis und dem Abte Stati gehalt. Leider ist auch hier wie bey so vielen andern Blättern das Datum vernachläßigt.

Einige Stellen, mehr andeutungsweise als nachrichtlich angebracht, deuten auf den hohen Sinn des Entsagens, durch welchen der eigentliche Eintritt ins Leben erst denkbar wird. Sodann treffen wir auf eine mit mehrern auf einander weisenden Pfeilen bezeichnete Landcharte, neben welcher wir, in gewisser Folge, mehrere Monattage angeschrieben finden, so daß wir uns also überreden dürften, wieder in der wirklichen Welt zu wandeln und über die nächste Marschroute unseres Freundes ziemlich im Klaren zu seyn, wenn uns nicht auch hier verschiedentlich hinzugefügte Zeichen und Chiffern besürchten ließen, eine geheimere Bedeutung werde uns immer verborgen bleiben.

Was uns aber ganz aus aller historischen Fassung bringt, ist der wunderliche Umstand, daß unmittelbar an alles dieses die unwahrscheinlichste Erzählung sich anschließt; von der Art wie jene Märchen, durch welche man die Neugier des Hörers lange mit Wundern hinhält und zuletzt erklärt: es sey von einem Traum die Rede gewesen. Jedoch theilen wir was uns vorliegt buchstäblich mit. (Zwischenstrich.)

Wenn wir uns lieber in dem metallreichen Gebirge aufgehalten, welches oben sanft und keineswegs wild anzusehen ist, geleitete man mich nun durch schroffe, kaum zu ersteigende Schluchten und Felsen; zuletzt gelangt' ich ganz oben auf eine Klippe, deren Gipfel nur einem einzigen Stehenden Raum gab, welcher, in die greuliche Tiefe hinabschauend, gewaltsame Bergströme durch schwarze Klüfte schäumen sah. Diesmal blickt' ich ohne Schwindel und Schauder hinab, es war mir leicht zu Muthe; nun aber richtete sich meine Aufmerksamkeit auf gegenüberstehende gleich gähnende Felsen, deren Gipfel jedoch größere Flächen und Räume verbieten. Obschon durch eine ungeheure Kluft getrennt drängten sich doch die gewaltigen Massen so nah heran, daß ich mit bloßen Augen ganz deutlich mehrere Personen oben versammelt erblicken konnte. Es waren meist Frauenzimmer, deren eine bis an den Rand hervortretend mich doppelt und dreyfach für sie besorgt machte, als die völlige Ueberzeugung in mir aufging, es sey Natalie selbst. Die Gefahr eines solch unerwarteten Wiedersehens wuchs mit jedem Augenblick; gränzenlos aber, als mir ein Fernrohr vors Auge kam, das mir sie völlig heran, mich zu ihr völlig hinüber brachte. Sehrohre haben durchaus etwas Magisches. Wären wir nicht von Jugend auf gewohnt hindurch zu schauen, wir würden jedesmal wenn wir sie vors Auge nehmen schaudern und erschrecken. Wir sind es die erblicken und sind es nicht, ein Wesen ists, dessen Organe auf höhere Stufe gehoben, dessen Beschränktheit aufgelöst, das ins Unendliche zu reichen berechtigt ward.

Belauschen wir z. B. Weitentfernte durch ein solches Mittel, sehen wir sie harmlos umhergehen vor sich hin, als ein kaum unbedachter handelt, so kann es uns wirklich bange werden, sie möchten uns entdecken und wegen verrätherischen Zudringlichkeit bedeutend zürnen.

Und so bedrängte mich gleichfalls ein seltsam Gefühl zwischen Nah und Ferne zu schwanken und von Augenblick zu Augenblick beydes zu verwechseln.

Auch jene waren uns gewahr worden, woran das Zeichen mit einem weißen Schnupftuch nicht zweifeln ließ. Einen Augenblick säumt' ich es zu erwiedern, denn ich fand mich ganz in der Nähe

Seite Zeile.

des angebeteten Wesens. Dieß ist ihre reine, holde Gestalt, ihre schlanken Arme, die mir einst so hülfreich erschienen und mich, nach unseligen Leiden und Verworrenheiten, endlich doch, wenn auch nur für Augenblicke, theilnehmend umfaßten.

Ich bemerke ganz deutlich, daß auch sie ein Sehrohr hielt und zu mir herüberschaute; da verfehlt' ich denn nicht, durch Zeichen, wie sie mir bereit waren, den Ausdruck einer treuen und dürftigen Anhänglichkeit auszusprechen.

Und wie die Erfahrung giebt, daß ferne Gegenstände, die wir durch ein Sehrohr deutlich erkannt, sich auch nachher dem bloßen Auge als in deutlicher Nähe bestimmt offenbaren, es sey nun daß genauere Kenntniß den Sinn geschärft, oder daß Einbildungskraft was ihm abgeht ersetze; genug, die Theure sah ich so genau und deutlich als zu erreichen, ob ich gleich ihre Gesellschaft noch nicht zu erkennen vermochte. Indem ich mich nun auch hierum bemühte, und mich nach ihr um desto mehr bestrebte, da drohte der Abgrund mich zu verschlingen, hätte nicht eine hülfreiche Hand mich ergriffen und zugleich der Gefahr, wie dem schönsten Glück entrissen.

Vierzehntes Kapitel.

Hier treten wir nun wieder auf einen festern Grund und Boden, dessen Localität wir mit einiger Wahrscheinlichkeit bestimmen können, ob wir gleich auf unserem Wege gewissen Unsicherheiten, mit denen wir uns nicht in voller Klarheit abzufinden wußten, ebenfalls begegnen.

Da Wilhelm die Linie, die der erste Pfeil bezeichnete, auf irgend einem Punct zu erreichen."

263, 1. Geringerem 2. (Bis zu S. 283, 9 ist immer 2 gemeint.)
12. bethätigte.
21. umher gestreut.

Seite Zeile.

264, 23. unsre.
265, 24. ihren.
266, 2. Reisen.
16. Augenblicke.
17f. „bald, noch ehe er diesen Band aus den Händen legt, davon". Die Worte „noch ehe — legt" können unmöglich beibehalten werden, wenn die Wanderjahre in einem Bande erscheinen.
22. Doppelpunkt nach „heutigen".
268, 14f. fürsorgliche.
17. und mehrere.
26. älteren.
269, 7. dachte ich.
270, 27. eigner.
271, 2. u. 17. frühsten.
272, 36. tieferen.
38. Grasbupfer.
40. er sich.
273, 13. höheren.
274, 13. 20. 26. 30 Zwischenstrich.
275, 4. Zwischenstrich.
277, 4. und sah.
9. Arzenei.
279, 20. abgespielt.
26f. Die Kommata nach „Einwirkungen" und „umringend" fehlen.
280, 7. unserem.
9. eigner.
20. Anführungszeichen vor „Die".
24. Anführungszeichen nach „sollte".
281, 1. Semikolon nach „hätte".
1 u. 2 fehlen die Anführungszeichen.
8. eigne.
10. wirkte.
13. den Gesunden.
17. Sollte „süßen" heißen.
282, 20. Hier folgen in 2 die von Eckermann aus Goethe's Papieren zur Ausfüllung des Raumes zusammengestellten „Betrachtungen im Sinne der Wanderer. Kunst, Glückseligkeit, Natur" und das Gedicht „Vermächtniss", welche ebenso wie am Schlusse der Wanderjahre die Sprüche „Aus Natorieus Nachlaß" und das Gedicht auf Schiller's Schädel (vgl. Einl. S. 19 f) nach Goethes ausdrücklicher Bestimmung bei einer künftigen Ausgabe dieses Romans wegfallen und an den

Seite Zeile.

ihnen gebührenden Stellen in seinen Werken Platz finden sollten. Sie sind später als erste und sechste Abtheilung den „Maximen und Reflexionen" und als vierte den „Betrachtungen über Naturwissenschaft" einverleibt worden, wie die beiden Gedichte im zweiten Bande dieser Ausnahme gefunden haben.

283, 16f. haushälterisch 1. 2.
17. worin 1.
284, 17. goldnen 1. 2.
24. „singend" fehlt in 2.
285, 3. „manchmal" fehlt in 1.
4. einfalle und das 1. 2.
21. Auch bewegt 1.
22. Auch dem 1. 2. (Vgl. S. 289, 27.)
29. eigne 1. 2.
286, 15. langsameren 1. 2.
23. wonach 1. 2.
24f. aus Scherz zum Schein 1. — gerichtet zu sein 1.
27. klärste 1.
287, 2f. nicht einheimisch, sondern als 1.
4. Schlüsse 2.
7. „für das Ohr" fehlt in 1.
9f. die schon auseinandergegangen 1.
10. heran 1.
16. erschreckt wäre 2.
21. zu nichts 1.
27. aufgeweckt 1.
288, 30. stillerem 1. 2.
33. und Knaben 1.
289, 17. unterem 1. 2.
24f. Gegenwärtige 1. 2.
290, 3. erbuden 1. 2.
5. Ankömmlinge 1.
16. Christophe 1. — gar wohl 1.
21. eignes 1. 2.
22. betrauren 1.
31. lebenslustige jüngere 1. 2.
291, 9. Sorgen 2.
14. unseren 1. 2
17f. als man, von den terrassirten Schloßgärten, das 1. — Schloßgarten 2.
25—292,10 „dagegen aber die Scheidestunde klopfte." fehlen hier in 1, wo der folgende Brief beschließt an Wilhelmen sich weiter unten mit verändertem Anfange und ohne Nachschrift findet.
292, 2. Wilhelm 1. 2.

Seite Zeile.

292, 3—18 („Mein Zustand" bis „meine Rede"). Der Brief beginnt in 1: „Wo Sie dieses Blatt auch antreffen mag, mein oder Freund, denn es sucht Sie wohl in einem Winkel auf, wohin Sie Sich vor Sich selbst vergebens flüchteten. Ich habe Ihnen durch die Bekanntschaft mit den schönen Frauen gewiß einen schlechten Dienst geleistet.

Wo Sie aber auch stecken mögen, und man wird Sie gewiß auffinden, so ergeht meine Rede"

7. unsre 2.
21. unsers Geschlechts abgeht 2.
22. Augenblick 1.
293, 6f. spricht der Gerichtshalter 1.
10. kleines, bescheidnes 1.
14. verstohlenen 2. — saß ich 1.
27. könne 1.
294, oben. Die Abbildung des Schlüsselchens steht in 1 am Ende des Briefes, und zwar insofern verschieden von 2, als in 1 der Griff unten, in 2 oben steht.
1. Hier aber 2.
6. drinne 1, drinnen 2.
7. könnte; doch 1, könnte — doch 2.
13. der Umstände 2.

Der Brief ist in 1 also eingeleitet: „Lenardo erhielt zum Nachtisch ein Paket, bey dessen Eröffnung er, einigermaßen stutzend, Wilhelmen einen Brief hinreichte. — Was mag Schwester Hersilie für Geheimnisse mit dem Freunde haben, für eilige Geschäfte? „Baldigst zu bestellen und einsam, ohne jemands Gegenwart, weder Freunden noch Fremden, zu eröffnen." Gönnen wir (rief) Friedrich dem Empfänger alle mögliche Bequemlichkeit, entfernen wir uns! Wilhelm erbrach hastig und las." Nach dem Briefe fährt 1 fort: „Friedrich kam heiterer und lustiger zurück als er gegangen war; gute Nachricht! rief er aus, unser Glück! Lenardo erhielt liebliche Briefe, die ihm den morgenden Scheidetag sehr erleichtern; Credit mehr als nöthig, und daran sollst du auch wieder Theil nehmen. Das Glück weiß gewiß

Seite Zeile.

selbſt nicht wie es dran iſt, daß es geſcheiten und guten Menſchen einmal etwas zu Dank gemacht hat.

Hierauf überreichte er ſeinem Freunde ein Paar abgeriſſene Chartenſtücke, mit der Anmerkung wo ſie zu producirten und gegen klingende Münze oder Wechſel nach Belieben zu vertauſchen ſeyen. Wilhelm mußte ſie annehmen, ob er gleich verſicherte gegenwärtig derjenigen nicht zu bedürfen. — So bedürfens andere! rief Friedrich: genire dich ja nicht, und wo Du biſt erſcheine als wohlthätiges Weſen. Nun aber komm, wir wollen uns an dieſem Heft erfreuen, es iſt noch lange bis Abend, bes Beſprechens wird man wohl müde, da hab' ich mir etwas Geſchriebenes zur Unterhaltung ausgebeten. Jedes Blatt in Lenarde's Archiv iſt im Sinne des Ganzen, und wie er mir dieſe gab, ſo ſagte er: da nehmt hin und leſet, unſer Freund wird mehr Zutrauen als je zu Bund und Band faſſen, wenn er abermals treffliche Glieder kennen lernt.

Nun begaben ſich die Freunde zu einer heitern Stelle, und Friedrich las, mit recht viel natürlicher Energie und Heiterkeit das Dargeſtellte erfreulich belebend." Darauf folgt die jetzt im erſten Buche ſtehende Erzählung: „Wo ſteckt der Verräther?"

295, 25. verbergen, und 2. (Von hier bis 321 nimmt Z.)
296, 2. religiöſer.
297, 22. weſensbegieriges.
299, 6. umkehrt.
9. größeren und kleineren.
17. Sie leicht einſehen, dieſe.
300, 1. helfen, auch.
19. „jenem". Das kann unmöglich richtig ſein, da von Lothario wenigſtens „ihm" oder „ihrem" ſtehen müßte.
302, 15. unſre.
303, 8. anders.
18. genauſte.

Seite Zeile.

304, 6. jetzo.
11. weiches.
26. unfällig.
29. den dringenden.
305, 7. unſrer.
306, 5. wan't.
6. ſiemelt.
12. vor Wort.
14. 22. unſrer.
26. unſre.
307, 11. „lucie". Und ſo ſteht überall durch Schreib- oder Gedächtnißfehler für „Lydie".
24. früheren.
27. frühſten.
41. größeren.
308, 17. Schloſſer.
20. „Knittelrücken". 231, 2 ſteht ähnlich „Knüppelwege".
309, 16. „September" fehlt. Der Monatsname ſteht erſt im Datum vom 18, wo wir „September" wegzulaſſen haben, das beim erſten Datum nicht fehlen darf.
23. eb'.
310, 22. entfernteren.
311, 19. Unerachtet.
312, 3. manches.
313, 5. regeren.
315, 24. ſpäteren.
25. religioſe.
316, 2. 18. 24. 27. Faden.
318, 6. 14, „Schirrſaffer". Aber vgl. 317, 26.
25. der ſie trieben.
320, 20. allem.
321, 14. unſer.
322, 22. ein trefflicher 1. Die Worte „der in bedenklichen — bereit iſt" fehlen in 1.
28. eigner 1. 2.
32. anderen 1. 2.
323, 1. ſchwäbend 1. 2.
7. ergötzt 1. In a wird „die neue Meluſine" in folgender Weiſe eingeleitet:

„Vorwort.

Man hat das Mährchen lange, von welchem ich zu Ende des vorigen Bandes meiner Bekenntniſſe*) geſprochen. Jetzo werde ich es in ſeiner erſten

*) Wahrheit und Dichtung.

unschuldigen Freyheit nicht überliefern; es ist lange nachher aufgeschrieben worden, und deutet in seiner jetzigen Ausbildung auf eine reifere Zeit als die ist, mit der wir uns dort beschäftigten. So viel reiche hin, um den einseitigen (einsichtigen) Hörer vorzubereiten. Sollte ich also gegenwärtig jenes Mährchen erzählen, so würde ich folgendergestalt anfangen:

Wir hatten uns eines Abends, eine Gesellschaft junger Leute, im Weinhause versammelt, um ein kleines Fest zu feyern. Damit es nun nicht, wie wohl öfters geschah, durch zufällige Gespräche und ohngefähren Widerspruch gestört würde; so hatten wir ausgemacht, daß jeder die seltsamste Liebesgeschichte die ihm begegnet, erzählen und die Gesellschaft dadurch ergetzen und unterhalten sollte. Der Erste den das Loos traf, hatte schon angefangen seine Pflicht zu erfüllen, als ein Fremder hereintrat, den wir um so mehr betrachteten, als uns seine störende Gegenwart unangenehm fiel. Er war von ansehnlicher Statur, kreisähnlig; sein Betragen gewandt und sicher, und bey einiger Roheit gefällig. Sein schwarzes Kraushaar gab ihm ein jugendliches, sein glattrasirter blauer Bart ein männliches Ansehen. Er setzte sich zu seiner Flasche an einen besondern Tisch, doch kaum bemerkte er, daß wir zu schweigen fortfuhren, so trat er zu uns herum und sagte mit höflicher Geberde: „Meine Herren, ich bin hier herein als in eine Wirthsstube getreten. Sie sind aber, wie ich merke, in geschlossener Gesellschaft versammelt, und ich trinke lieber meine Flasche auf dem Vorsaal, als daß ich Sie stören wollte." — Diese Anrede benahm uns sogleich, und der Vorsitzende, der die Zustimmung schon in unsern Augen gelesen hatte, lud ihn ein, sich zu uns zu setzen, und wenn er unsere Gesichten angehört, auch die seinige mitzutheilen.

Seite Zeile.

Der Fremde ging diesen Vorschlag mit Vergnügen ein, und als nach einigen angenehm vollbrachten Stunden, gegen Mitternacht, die Reihe nunmehr an ihn kam, so begann er seine Rede mit einer gewissen zutraulichen Bescheidenheit, die zu seinem übrigen Wesen vollkommen passend war."

321, 17—28 („Hochverehrte" bis „die bisherigen"). In a beginnt die Erzählung, im Anschluß an die eben angeführte Stelle: „Es ist nicht zu leugnen, meine Herren, daß die Begebenheiten und Liebesabenteuer, deren Sie sich rühmen, für merkwürdig und bedeutend zu halten sind; aber Sie erlauben mir zu sagen, daß ich eins zu erzählen habe, welches die bisherigen".

28. das, wiewohl a.
24. „ist" fehlt in a. 1.
25. Entwickelung a. 1.
26. Es möchte schwerlich seines a.
27. Ich will nicht verhehlen, daß ich meinen a.
28. Herrnach Zwischenstrich in a. 1.
324, 18. Treppen 1.
325, 6. „und Verwegenheit" fehlt in 2.
326, 2. Studentür a. 1. 2.
25. ich fand sie bald a.
31. Ansehn a. 1.
32. und wenn a. 1. 2.
33. verwünschte, warf 2.
327, 4. meine Schenkeit a. 1.
ef. anzusehn a. 1.
18. wieder sehn a. 1.
14. fröhliches 1. 2. — Wiedersehn a. 1.
26. Warnungen a.
328, 7. Gange, und konnte 2.
21. begegnete, daß a. Auffallend ist die spätere Einführung des Fremdwortes.
29. von Leder a.
27. Chirurgus a. 1. 2. Aber sonst steht in unserm Roman „Chirurg".
30. Thür 1. 2.
329, 17. auch und in den a. 1.
21. bemerken a. — Gedankenstrich nach „merken" in a. 1. 2.
28. Kraft beider 2.

Seite Zeile.
329, 28. Entwickelung a. 1. 2.
331, 12. gesehn a. 1. 2.
17. empfing 1. 2.
25. finden! a. 1. 2.
29. gesehn a. 1. 2.
332, 1. sehn a. 1.
13. unsers 1.
14. Jahreszeit 2.
26. gesehn a. 1. 2.
29. lob- und a. 1. lieb und 2.
34. gewiß 1.
35. gesehn a. 1.
37. ich'? a.
39. mir es 2.
41. Schönheit a. 1. 2. Oben 327, 4 hatte 2 „Schönheit" in „Schöne" verändert, was hier noch nothwendiger war.
333, 28. Das Komma nach „mir" fehlt in a. 1. 2.
334, 15. in unserm Zimmer angelangt a. 1.
17. König Oswalds a.
41. in ihrer Arbeit 2.
335, 1. Schwerdte 1. Schwerte 2.
11. hielt, hat ich a.
23. alsbald a. 1.
24. deßwegen a.
40. wandten a. 1. 2.
336, 1. so wie die Ritter 1. 2.
5. besehn 1.
11. allem 2.
16. ins Land a. 1. 2. Vgl. Z. 27, wo überall „in das" steht.
27. nachgeborener 1.
41. „des Zwergenreichs" fehlt in 2.
337, 7. „sagte sie" fehlt in 2. — Ahnherren a. 1. 2.
18. goldner a. 1. 2.
22. und stark 2.
26. Zweige 2.
338, 5. zurück müsse a. 1.
9. entstehn 1.
11. ausgehn 1.
13. versehen 1.
23. „ruhig" fehlt in 1. 2.
28. wiederzusehn a. 1.
41. Punkt nach „ich" a. 1. 2.
339, 8. gesehn 1.
12. goldnen 2.
13. geschehn 1.
29. und Heine noch ein a. — heißt nach 1, heinaß' 2.
31. sehn a. 1.
38. sehn 1.

Seite Zeile.
340, 1. Mönchen a. 1. — gesehn 1.
2. einem a. 1. 2.
7. gleich a. 1.
8. gesehn 1.
20. goldnes 2.
28. bewillkommnen a. 1. 2.
341, 1. seh die Sache nunmehr a. — „gebracht" fehlt in 1. 2.
28. „und der Mann wieder höher" fehlt in 2.
31. gehn 1.
37. abzusehn 1.
38. Gneuß a.
342, 21. zürnte, und meine a. — verdrüßlich a. 1.
31. deßungeachtet a., dem ungeachtet 1, dessen ungeachtet 2.
33. „alle" fehlt in 2.
39. in Ernst a. 1.
37. goldne a. 1. 2.
39. freie a. 1.
40. unbeobachtet a. 1.
343, 1. goldne a.
10. sehn a. 1.
22—350, 16 fehlen in 1. Dafür:

„Sechzehntes Kapitel.

Lenardo war mit Geschäften überhäuft, seine Canzley in größter Thätigkeit; Schnell- und Schönschreiber durften keinen Augenblick rasten, indessen Wilhelm und Friedrich zwischen Feldern und Wiesen lustwandelnd auf das Vertraulichste sich unterhielten.

Hier kam denn, wie es unter Freunden die sich wieder sehen nothwendig geschieht, vor allen Dingen zur Sprache, in wiefern man sich verändert finde? Friedrich wollte Wilhelmen noch vollkommen für denselben ansprechen, diesem jedoch erschien sein junger Freund zwar noch von gleicher Heiterkeit und Ansicht, doch gesetzter. Es wäre nicht gut, fiel Friedrich ein, wenn ein Vater von drey Kindern, Gemahl einer trefflichen Matrone, nicht auch an stattlicher Würde gewinnen sollte.

Nun klärte ferner sich auf, daß alle Personen die wir aus den Lehrjahren kennen, noch unter den

Lebenden sich wohl befänden, ja besser als vorher, weil sie in voller entschiedenen Thätigkeit, jedes in seiner Art gefeilt zu vielen Mitwirkenden, an das edelste Ziel hinstreben. Doch ist und verlagt nähere Kenntniß davon gleich jetzt zu ertheilen, weil einem Büchlein wie dem unsrigen Rückhalt und Geheimniß gar wohl ziemen mag.

Aber was im Laufe des vertrauten Gespräches von der Gesellschaft in der wir uns jetzt befinden weiter offenbart worden, wie sich ihre näheren Bezüge, Maximen und Zwecke dabei nach und nach aufklärten, ist Pflicht und Gelegenheit hier zu eröffnen.

Die Grille des Auswanderns, hieß es, kann in einem beengten kümmerlichen Zustand den Menschen gar wohl ergreifen, sie wird, wenn einzelne Fälle durch glücklichen Erfolg begünstigt werden, im Ganzen sich als Leidenschaft hervortun, wie wir gesehn haben, noch sehen und dabey nicht läugnen, daß wir selbst von einem solchen Wahne bethört gewesen.

Das Auswandern geschieht in betrüglicher Hoffnung eines bessern Zustandes, doch sie wird beym erfolgenden Einwandern gar oft enttäuscht, weil man sich, wohin man auch gelange, immer wieder in einer bedingten Welt befindet und, wenn man auch nicht zu einer abermaligen Auswanderung genöthigt wird, dennoch den Wunsch darnach im Stillen zu hegen gemüßigt ist.

Wir haben uns daher verbündet auf alles Auswandern Verzicht zu thun und uns dem Wandern zu ergeben. Hier kehrt man nicht dem Vaterlande auf immer den Rücken, sondern man besitzt, auch auf dem größten Umweg, wieder dahin zu gelangen; reicher, verständiger, geschickter, besser, und was aus einem solchen Lebenswandel Vortheilhaftes hervorgehen mag. Nun ist aber in Gesellschaft alles leichter und glücklicher zu vollbringen als einem Einzelnen gelänge, und in diesem Sinne betrachte, mein Freund, was Du hier bemerkst: denn was Du auch siehst, alles und jedes befördert ein großes, mobiles Verhältniß tüchtiger und thätiger Menschen aller Klassen.

Weil denn aber wo Menschen sind auch Lebensart ist, so sag' ich vorläufig von unserer Verfassung nur soviel: wenn zwey der Unsrigen irgendwo zufällig auf einander treffen, so verfahren sie nach Stand und Weise, nach Handwerks- und Kunstgebrauch oder sonst nach irgend einer Sitte ihren gewöhnlichen Bezügen gemäß. Treye zusammentretend werden auch für eine Einheit gehalten, welche sich selbst regiert; gesellt sich aber ein Vierter hinzu, so wählen Treye sogleich das Band. Dieses darf man, es mögen sich soviel zusammengesellen als wollen, immer nur eine neugewählte Person seyn, weil im Großen, wie im Kleinen, Mit-Regenten wechselseitig nur hinderlich sind.

Du kannst bemerken daß Lenardo mehr als hundert thätige und tüchtige Menschen verbindet, beschäftigt, versammelt, versendet, wie Du Morgen, als an einem bedeutenden Tage sehen und erfahren kannst: Du wirst das Band aufgelöst, die Menge in kleinere Gesellschaften vertheilt und das Band vervielfältigt sehen; alles Uebrige soll sich Dir gleichfalls eröffnen.

Nun aber lad' ich Dich zu einem kurzen Vortrag. Laß uns im Schatten dieser durchflochtenen Bäume, zur Seite des schweigsam vorüberziehenden Wassers, eine Geschichte vernehmen, ein kleines Heft durchlesen, welches mir Lenardo aus dem reichen Schatze seiner Sammlung anvertraut, damit man sich recht durchdringen

mögt, welch ein Unterschied es sey zwischen einer verrückten Prätendentschaft, deren sich so manche in der Welt unbetrieben, und zwischen einem wohlausgedachten, glücklich eingeleiteten Unternehmen, wie das unsere, das ich nicht weiter anpreisen will." Dann folgt die jetzt im ersten Buche stehende Erzählung „Die pilgernde Törin", und unter der Ueberschrift:

„Siebenzehntes Kapitel.

Lenardo, welcher sich zur Tafelstunde frey gemacht, speiste mit den Freunden zusammen und begann sogleich seine Familienverhältnisse zu entwickeln. Die älteste Schwester war verheirathet. Ein reicher Schwager übernahm, zur höchsten Zufriedenheit des Oheims, die Verwaltung aller Güter, daneben wirkte Valerinens Gatte tüchtig mit ein; sie arbeiten ins Große und verstärken sich durch Verbindung mit fernen Landen und Orten.

Nun kommen unsere ältesten Freunde auch wieder zum Vorschein; Lothario, Werner, der Abbee von ihrer Seite legen die höchste Thätigkeit fort, indessen Jarno sich im Bergbau befähigt. Eine allgemeine Assecuranz ist errichtet, es zeigt sich ein mächtiger Grundbesitz, auf welchem die Möglichkeit der großen wandernden Gesellschaft beruht, deren einzelne Glieder, unter der Bedingniß der möglichsten Brauchbarkeit, aller Welt empfohlen, in jeder Unternehmung gefördert und gegen alle Unfälle gesichert sind, dagegen aber auch als denkbare gestreute Colonisten aufs Vaterland günstig zurückwirken.

Hier erscheint nun Lenardo überall als wanderndes Band, bey kleineren und größeren Vereinigungen wird er meist gewählt; auf ihm ruht das unbedingteste Vertrauen.

So weit war die Eröffnung theils aus Lenardo's, theils aus Friedrichs Munde gediehen, als beyde auf einmal still schwiegen und einer wie der andere Anstand zunehmen schien sich weiter zu erklären. Nach einer kurzen Pause ergriff Wilhelm das Wort und rief: was für ein neues Geheimniß verhüllt hier auf einmal die freundlichste Aufklärung? will man mich abermals im Stich lassen?

Keineswegs! entgegnete Friedrich; wisse nur! er hat das nußbraune Mädchen gefunden und um ihretwillen — nicht um ihretwillen! unterbrach Lenardo — und doch um ihretwillen! beharrte Friedrich, betrügt Euch nur nicht selbst. Um ihretwillen verwandelt Ihr Euch in einen gesetzmäßigen Vagabunden, wie wir andern uns, freylich nicht auf die lebhaftesten Anfälle, in gesetzlose Landstreicher sonst wohl verwandelten.

Verfahren wir gelassen, sagte Lenardo: dem Freund muß offenbart werden wie es um uns aussieht, vorher aber mag er noch einiges zur gelinden Strafe dahinnehmen. Sie hatten das nußbraune Mädchen gefunden, mir aber die Kenntniß ihres Aufenthalts versagt. Deßhalb will ich Sie nicht tadeln; aber was half's zur Entdeckung ward ich leidenschaftlich hingetrieben, und Trotz Ihrer klugen Sorgfalt kam ich doch auf die Spur. Sie haben die gute Schöne selbst gesehen, ihren Zustand genau kennen gelernt und ihn doch nicht richtig beurtheilt. Nur der Liebende fühlt und entdeckt was die Geliebte wünscht und bedarf, er weiß es ihr aus dem tiefsten Herzen heraus zu empfinden. Dieß sey genug für diesmal, zur Erklärung bleibt uns heute keine Zeit. Morgen durchleb' ich den heißesten Tag, übermorgen trennen wir uns. Aber zu Ihrer Aufklärung, Beruhigung und

Seite Zeile.

Theilnahme erhalten Sie die Abschrift einer Woche meines Tagebuchs; es ist das schönste Vermächtniß was ich Ihnen mitgeben kann. Sie werden zwar daraus nicht klüger werden als Sie jetzt sind und als ich jetzt bin; dieß aber sey genug für die Gegenwart. Die nächste Zukunft, oder eine fernere wird klären und bestimmen; das heißt also, wir wissen in diesem Falle, wie in so vielen andern, nicht was aus uns werden kann."

Daran schließt sich der Brief Herstilliens an Wilhelmen (S. 292 ff.) mit der oben (zu S. 294 f. 19. mitgetheilten Einleitung und dem den Uebergang zur Erklärung „Wo steckt der Verräther?" bildenden Abschnitt, worauf ohne Weiteres das letzte Kapitel folgt, das mit Lenardo's Rede beginnt.

343, 9. Wilhelm 2.
344, 1. Eignes 2.
2. wandte 2.
345, 14. unsre 2.
15. uns für 2.
23. gesellig in 2.
26. unseren 2.
348, 18. unseren 2.
20. erzählt 2.
349, 12. Treue 2.
350, 17. heut' sollte 2.
18f. zusammenhangenden 2.
26. Freunde, — sprach Lenardo nach einer kurzen Einleitung — des 1.
351, 7. könnte 1.
14. und sonderlich 1.
25. Jünneren 1. 2.
33. „zu ändern" fehlt in 2, wo aber das stimmte nach „wir" geblieben ist.
352, 23 nütze 1. 2.
25. Kasser 1. 2.
29. Bemerket 1. 2.
353, 10. Zebet 1. 2.
12. Tasse 1. 2.
20. niemand 1. 2.
354, 14f. kleineren 1. 2.
19. Hierin 1. 2.
25. einiger 2.
355, 1. größeren 1. 2.
7. größerem 1. — denkt 1.

Seite Zeile.

355, 8 anderem 1.
9f. großes, geregeltes 1.
14. Sachet 1. 2.
356, 6. setzet 1. 2.
25. ohngefähr 1.
357, 7. branchbare 1.
11. niemand 1. 2.
358, 1. Alles Folgende findet sich nur in 2.
359, 13. Punkt nach „weit".
360, 28. ich habe es.
41. Lande sich im.
361, 7. Semikolen nach „sein", Punkt nach „bereit".
10. es, aber.
362, 5. Oboard.
12. führten.
28. höheren.
41. eigner.
364, 6. über die.
29. fährt er fort.
365, 22. Anderem.
25. Hoffnung mit — heiterem.
26. ging.
366, 2f. „erschrak". Ein bis heute fortgepflanzter Druckfehler.
7. unsres.
8. eigne.
23. dürre.
367, 11. sämeren.
14f. Oboard.
20. Verwickelung.
368, 5. Bediente.
25. Etwa „so arg"?
369, 9. unsrer.
14. Glaube.
19. eigne.
20. 26. unsre.
34. Hiernach Zwischensatz.
370, 7. Uns e.
21. wechselswesen.
26. Interpunktion vor „Das große" und nach „Vorsicht".
371, 6. unsrer.
14. eigne.
31. mehreren.
34. Unsre.
372, 4 unsre.
26. Oboardo's.
373, 27. 28. 29.
374, 8. großen.
12. unsre.
18. unsrer.
23. im Weiteren.

Seine Zeile.
374, 16. Hier.
375, 1. verwenden. Da.
376, 21. eignen.
377, 2. Oberen.
378, 1. Sie verbargen nicht, daß beide.
Die Worte „von Kindern“ fehlen.
379, 3. „hiermit“ ſtatt „hiemit“ zu leſen.
28. Donnerstags Abends.
34. „und“ ſteht vor „eilte“, ſtatt S. 20 vor „verſprach“.
380, 2. längeren.
7. liebkosen.
381, 12. tönen.
21. Ellebogen.
382, 6. ſollten, eh'.
16. Geſchäfte.
20. belebt.
29. unſre.
384, 24. thun, und damit ſie meine.
386, 6. unſres.
11. eignen.
13. dürferen.
17. unſre.
20 unſres.
24. öfters.
387, 18. denn' Abend.
21. ſelbſtferen.
388, 11. dankbarſt.
15. Freitag Abend.
18. ſeiner Wünſche.
24. trucken.
26. Semikolon nach „bewußt“.
389, 2. Hiernach Zwiſchenſtrich
6. „Folge wenden“. Oder wollte Goethe etwa „Folge wende“ ſchreiben?
7. Hiernach Zwiſchenſtrich.
19. Tag, kam.
26. Sonnabend Nachmittag.
390, 20. „Schöne-Gute“. Aber den Wechſel zwiſchen „Gute-Schöne“ und „Schöne-Gute“, der ſich hier und im Folgenden findet, hat Goethe nicht beabſichtigt; dieſer iſt durch Verſehen entſtanden. Schon in einem in 2 unterdrückten Abſchnitt vom 1 (vgl. oben S. 449, b, 3. auf.) findet ſich: „Sie haben die gute Schöne ſelbſt geſehen“, in einem handſchriftlichen Blatte (vergl. am Schluſſe S. 452, 3. 9) „Schönen Guten“. Bei der Ausführung hatte ſich Goethe für „Gute-Schöne“ entſchieden, blieb

Seite Zeile
ſich aber darin nicht gleich, wie auch zwiſchen „Geſchirrlaſſer“ und dem früher gebrauchten „Schirrlaſſer“ (in „Renardo's Tagebuch“ vom 17. Sept. Vgl. zu S. 318, 3. 6 u. 7) ſich ein ähnlicher Wechſel findet.
391, 2. hrienderen.
11. eh'.
392, 27. niemanden.
29. hat.
31. Perſonen.
393, 7. eh'.
21. einfachren.
394, 30. hüben!
395, 2. Schöne-Gute.
24. dunk.
26. eignen.
29. Nur auf Verſehen beruht es, wenn Renarde von hier an in der dritten Perſon von ſich ſpricht.
396, 7. der Scene.
23. frühe Verbindungen.
397, 27. Schöne-Gute.
31. gradnet.
398, 28. Mondennacht.
398, 18 „mit Julien“. Die Verwechslung der Namen Thereſe und Julie fand ſich ſchon oben, wie auch „Lydie“ (vgl. zu S. 307, 3. 11) irrig „Lucie“ heißt und „Silvio“ ſtatt „Flavio“ ſteht — Verſehen, die ſchon Ochermann und Riemer verbeſſert haben.
28. ſinnige Gute.
399, 22. Silvio.
400, 26. von da.
401, 2. „Lucien“, wie auch im Folgenden „Lucie“ immer ſtatt „Lydie“ ſteht.
10. aus durch das Sonderbare.
402, 28. Augenblicke.
403, 6. früheren.
404, 14. contagiöß.
405, 27. rohſten.
28. unſres.
406, 24. eignes.
407, 14. wie ſehr.
auf. Schöne-Gute.
28. Schirrlaſſers.
28. „Zuſammenwirkung frei“. Das unpaſſende „frei“ iſt aus S. 21 hierher gekommen. Vgl. daß am Schluſſe unſerer Bemerkungen abgedruckte Blatt (S. 452, 3. auf).

Seite Zeile.
407, 21. „berichtet". Vgl. dasselbe Blatt, 3. 6, 4a.
22. Schön-Gute.
408, 7. Geistliche.
11. Schönen-Guten.
409, 15. Entwickelung.
409, 18. „Im" statt „In dem".
410, 1. äußeren.
12. frühsten.
13. ihr innerest.
22. äußeren.
23. Edelsten, Sittlichen.
24. innerem.
25. treueste. — Innerem.
411, 12. Tag vor Tag.
23. neuten.
26. Uhren uns.
28. eigne.

Seite Zeile.
411, 28. höheren.
412, 10. unserer.
12. zu jenen.
20. wie wollte.
21. unteren.
413, 21. eignen.
414, 13. Oheardo.
415, 2. oberen.
416, 12. Wilhelm.
23. niemand.
417, 7. drinne.
11. benützt.
418, 21. Endlich, endlich!
419, 1. behäglichen.
Zum Schlusse stehen die Sprüche „Aus Makariens Nachlaß". Vgl. oben zu S. 282, 3. 2.

Im Besitze des Herrn von Löper in Berlin findet sich ein Entwurfsblatt zu III, 14 (vgl. S. 407f.), das wir ganz getreu hier wiedergeben. Von der Hand des Schreibers lesen wir hier:

„Juliette an Lenardo.*)

Reife Project heranreifend. Bestimmung des Schicksals der Schönen Guten. Vorschlag.
Sie überläßt den Gebäuden ihr ganzes Besitzthum. Er heurathet die Tochter jener ordentlichen Familie. Wird des Schreibers Schwager.
Vollkommene Einrichtung der neuen Fabrikation wird möglich durch Lokal- und Zusammenwirkung.
Die Lustenburgische wird frey.
Sie tritt bei Makarien an die Stelle von Angela, welche verarmt.
Frage, ob die Vorschläge ihm gefallen, man behalt in seinem Namen."

Links findet sich auf demselben Blatte von Goethe's Hand der Brief angedeutet, worauf dieses die Erwiderung ist:

„Lenardo an Julietten.

Anschluß an jene Scene zu Tred.**)
Er hat das ganze Verhältniß in ihre Hände gelegt.
Correspondenz ist gepflogen zu seiner Zufriede ist alles bereit. ***)
Nicht immer verbindet sich was sich sucht und findet, manches schickliche wird getrennt, manches unschickliche verknüpft. Also ist Prüfung, unsers Verdiens, unsers Unwerths unserer Andauer
Du darfst nun ich und ich allgemeine gelagt denn wo finden wir uns als in dem was allen gemein ist
Nun zu dem Nächsten was dir wie billig am Herzen liegt."

Am Rande steht von der Hand des Schreibers:

„Alles ist nur den Augenblick berichtigt und muß jetzt nicht entschieden werden kann bleibt im Schweben."

---

*) „Makarie bleibt" sagte Goethe eigenhändig hinzu.
**) Vgl. S. 167.
***) Diesen Anfang von „Anschluß an jene Scene" an hat Goethe mit schwarzer Tinte, womit er auch geschrieben ist, durchstrichen. Das Folgende hat er mit rother Dinte geschrieben.

Goethe's Werke.

Nach den vorzüglichsten Quellen revidirte Ausgabe.

Vierzehnter Theil.

Sprüche in Prosa.

Herausgegeben und mit Anmerkungen begleitet von

H. von Loeper.

Berlin.

Gustav Hempel.

Druck von Bonifer und Hartel in Wien.

Vorbemerkung des Herausgebers.

Die hier zu einem Bande vereinigten „Sprüche in Prosa“ sind in dieser Gestalt von Goethe selbst nicht veröffentlicht worden; auch der Titel rührt nicht von ihm, sondern von den Herausgebern seines Nachlasses her. Dasselbe ist der Fall mit der Anordnung und mit den Ueberschriften der einzelnen Abschnitte. Die in richtiger Generalisirung dem Ganzen vorgesetzten Ueberschriften „Eigenes und Angeeignetes. Ethisches, Kunst, Natur“ hat Goethe in den von ihm selbst publizirten Druckwerken nur einigen Gruppen von Sprüchen, keineswegs a[illegible] gegeben. Ueber die fernere Behandlung hatte er sich im Jahre 1829 jedoch mit Eckermann verständigt. „Wir wurden einig,“ heißt es in dessen „Gesprächen“ (II. S. 345), „daß ich alle auf Kunst bezüglichen Aphorismen in einen Band über Kunstgegenstände, alle auf die Natur bezüglichen in einen Band über Naturwissenschaften im Allgemeinen, so wie alles Ethische und Literarische in einen gleichfalls passenden Band dereinst zu vertheilen habe.“

Die Rubrizirung der Sprüche nach diesen drei Gesichtspunkten ist nach Goethe's Tode bewirkt, und es schien uns an einem Grunde zu fehlen, dieselben anders zu ordnen,

oder auch ſie, wie es Goethe eigentlich beſtimmt, in drei verſchiedene Bände zu vertheilen. Allerdings könnte die Sonderung mit größerer Strenge durchgeführt, namentlich die Kunſtabtheilung auf Koſten der beiden andern noch ſehr bereichert und wieder jeder allgemeinere Spruch aus den Kunſt- und Natur-Abtheilungen ausgeſchieden werden. Aber man hätte wenig Gewinn davon, liefe vielmehr Gefahr, zu trennen, was in einem gewiſſen, nicht ſogleich erkennbaren, Zuſammenhange geſchrieben oder doch aus derſelben momentanen Geiſtesſtimmung gefloſſen war.

Wenn einmal ein literariſches Ganzes ſich aus Einzelnheiten gebildet und in einer beſtimmten Gruppirung Jahre hindurch Verbreitung gefunden hat, ſo können nur überwiegende innere Gründe eine durchgreifende Umordnung ſelbſt dann rechtfertigen, wenn, wie hier, Zufall und Willkür bei der herkömmlichen Anordnung mitgewirkt haben. Die Tradition iſt in ſolchem Fall ein nicht zu überſehendes Moment. Das einmal Kodifizirte und ſo Zuſammengewachſene hat Leben für ſich gewonnen, und dies Leben darf nicht beeinträchtigt werden. In unſerm Falle zumal giebt es keine Eintheilungsgründe, nach welchen alle die loſen, unzuſammenhängenden Einzelnheiten ſtreng ſyſtematiſch geſondert werden könnten. Die drei aufgeſtellten Rubriken, unter welchen die Sprüche zuſammengefaßt ſind, gewähren daher nur eine gewiſſe Ueberſichtlichkeit des Stoffes aus Gründen äußrer Zweckmäßigkeit und Brauchbarkeit. In vielen Fällen kann nicht mit Sicherheit aufgeklärt werden, ob der Verfaſſer bei dem Spruche einen Vorgang aus dem Leben der Natur oder einen ſolchen aus dem ethiſchen Gebiete im Auge hatte. Beide Gebiete ſind nicht immer aus einander

zu halten. Die Sprüche sind vielmehr im Großen und Ganzen aus einer Anschauung hervorgegangen, welcher Natur und Geist gleichmäßig vernünftig und Freiheit und Naturnothwendigkeit identisch erschienen. Die in die Sprüche hineingetragene äußre Scheidung war bei ihrer Konzeption in Goethe's Geist nicht vorhanden, und deshalb ist es an der Stelle, die aufgerichteten Scheidewände wiederum niederzulegen, sämmtliche Sprüche als ein Ganzes aufzufassen und die ursprünglich vorhandne Einheit auch äußerlich zu kennzeichnen. Wie dies durch den gemeinsamen Titel „Ethisches, Kunst, Natur" und durch die durchgehende Numerirung aller Sprüche geschieht, so dient dazu auch deren vielfache Vermischung, welche, neben ihrer Sonderung in drei größere allgemeine Gruppen, verblieben ist.

Nur in zwei Fällen sind wir von der überkommenen Anordnung abgewichen, indem wir aus der ersten Abtheilung „Ethisches" die Nummern 656 bis 677, da sie sich lediglich auf „Kunst" beziehn und gleichsam eine Aesthetik in nuce enthalten, und aus der sechsten Abtheilung derselben Rubrik den über das Kunstschöne handelnden Abschnitt aus Plotin (Nr. 678 bis 689) in die Kunstabtheilungen verwiesen haben. Vielleicht hätte das Gleiche auch mit den für sich bestehenden, einen rein ästhetischen Abschnitt bildenden Sprüchen Nr. 334 bis 340 geschehen sollen. Auch würden wir nichts dagegen einwenden, wenn die Nummern 994 bis 1010 ganz aus der Sammlung ausgeschieden würden; denn sie betreffen ganz speziell die Mathematik und erschienen deswegen in Goethe's Nachlasse als ein besonderer Aufsatz (s. die Note S. 207). Andrerseits sind aber diese Sprüche für des Verfassers allgemeine Naturanschauung sehr charakteristisch.

Zu den halbwahren Antitheſen, in welchen man die Verſchiedenheit der Eigenſchaften Goethe's und Schiller's ſich klar zu machen ſucht, gehört auch die, Letzterer ſei der Dichter der Sentenzen, Erſterer der Maximen.*) Das ſentenziöſe Element tritt in der That in unſern Sprüchen faſt ganz in den Hintergrund, und es werden nur einige wenige zu finden ſein, deren Bedeutung grade in dem ſprachlichen Schmuck, in der beſonders ſchwunghaften oder zierlichen Faſſung des Gedankens beſtände. Nur etwa Nr. 466 ließe ſich als Sentenz für ein Album verwerthen. Wenn daher Larochefoucauld, der Schöpfer dieſer Gattung, ſeine Sammlung (1665) benannte: Réflexions ou Sentences et Maximes Morales, ſo leitete die Herausgeber des Goethe'ſchen Nachlaſſes ein richtiger Gedanke, als ſie von den drei Bezeichnungen nur zwei: „Maximen und Reflexionen" ſich aneigneten.**) Goethe ſelbſt hatte bereits einen großen Theil der Sprüche (im Anhang zu den Wanderjahren) „Betrachtungen" genannt. Auch dieſer Titel iſt herkömmlich neben „Gedanken", „Vorſchriften", „Regeln", „Erfahrungen", „Apophthegmata" (nach Plutarch) und beſonders „Aphorismen".***) Den letzteren Titel haben wir

*) In Nr. 34 des Frankfurter Konverſationsblattes, 1851: „Kleine Seltenheiten" (aus dem Nürnberger Korreſpondenten).

**) Vergl. de Levis, Maximes et Reflexions sur différents sujets de morale et de politique (die 4. Ausgabe 1812). Die Spruchſammlungen von de Mere (Maximes, Sentences et Reflexions morales et politiques, 1687) und von Amelot de Houssaye (Réflexions, Sentences et Maximes morales 1714) haben dagegen den dreifachen Titel von Larochefoucauld beibehalten.

***) Vergl. Paskal's Pensées, Chamfort's Maximes, pensées etc. (Paris 1796), Oxenſtierna's Recueil de pensées, welche in deutſcher Verſion „Betrachtungen" genannt werden, ferner Beaumelle Mes pensées, Nierenberg's

in der mehr technischen Bedeutung für die Kunst- und Naturabtheilungen beibehalten.*)

Die zum Unterschiede von den so überaus zahl- und inhaltsreichen gereimten Sprüchen Goethe's als „Sprüche in Prosa" zusammengefaßten Einzelnheiten sind also in der vorliegenden Gestalt niemals von Goethe selbst herausgegeben worden. Fehlt deshalb der Sammlung formell die Durcharbeitung, würde Letzterer selbst das Ganze systematischer behandelt, Wiederholungen vermieden, unbedeutendere Sprüche ausgeschieden und die fremden Bestandtheile als solche überall bezeichnet haben, so ist doch eine läßliche und lose Behandlung keinem Werke vielleicht weniger nachtheilig als dem vorliegenden. Die Einheit liegt hier nur in der Einheit des Sinnes. Diese und die Gleichmäßigkeit der Sprache, in welcher die Sprüche abgefaßt sind, wurzeln darin, daß das Werk vorwiegend der letzten, durchaus nicht ausschließlich, aber doch im Verhältniß zu den früheren Lebensstufen am meisten didaktischen, Periode des Dichters angehört. Nur wenige Sprüche, z. B. Nr. 431, reichen bis ins vorige Jahrhundert zurück, viele jedoch in das erste Jahrzehnd des

„Kluge und fürsichtige Betrachtungen" (1672) und die noch ältere Sammlung von Erasmus Alberus: Praecepta vitae ac morum (1548); von Neueren führen wir noch an: Lavater's „anphysiognomische Regeln zur Menschen- und Selbstkenntniß" (1787), Willemer's „Erfahrungen, Meinungen und Betrachtungen" (1921) und Trapper's Proverbial philosophy, a book of thoughts and arguments (1851) — Alles Sammlungen, die wir zur Erläuterung der Goethe'schen Sprüche mehr oder weniger benutzt haben.

*) In der allgemeinen Bedeutung kommt der Ausdruck vor z. B. bei Thümmel „Aphorismen" (1927), in der besondern vielfach sowol bei den Alten (Hippokrates' Aphorismen) als bei den Mittleren und Neueren (Baco's Aphorismen, Platner's philosophische Aphorismen (1776) u. A. m.).

jetzigen, namentlich die den „Wahlverwandtschaften“ entnommenen der fünften Abtheilung „Ethisches“, ebenso mehrere Briefstellen (die früheste wol Nr. 119) und die von Riemer notirten Tischreden und Aphorismen, also, wie auch andere, wirklich gesprochene Improvisationen. Zu diesen gehört auch der Spruch Nr. 276, welchen Riemer (Briefe von und an Goethe, S. 316) unter dem 1. August 1807 etwas verändert notirt („In dem Protestantismus trat an die Stelle der guten Werke Sentimentalität“). Noch zahlreicher sind die Sprüche aus dem zweiten Jahrzehnd dieses Jahrhunderts. Die weitaus überwiegende Mehrzahl fällt jedoch erst in das dritte Jahrzehnd; größere Gruppen von Sprüchen erschienen im Laufe desselben in den von Goethe herausgegebenen Zeitschriften sowie in den Anhängen der „Wanderjahre“. Sicherlich ist auch der größere Theil erst in derselben Zeit verfaßt. Die 1826 gedruckten Sprüche Nr. 320 und 321 z. B. finden sich von Goethe's Hand auf einem Aesthetica et Moralia überschriebenen Blatt, welches Auszüge aus dem 1821 erschienenen zweiten Theile von Funk's „Kleinen Schriften“ enthält; sie sind daher auch erst in oder nach dem Jahre 1821 notirt. Zwei andre auf dem Blatte verzeichnete unbedeutendere Sprüche — „Eine gefallene Schreibfeder muß man gleich aufheben, sonst wird sie zertreten“ und „Zum Thun gehört Talent, zum Wohlthun Vermögen“ — haben keine Aufnahme gefunden. Daß die Sprüche der posthumen Abtheilungen, namentlich der siebenten „Ethisches“, zum Theil in die Jahre 1830 bis 1832 fallen, zeigt ihr Inhalt (z. B. Nr. 592). Wir kennen ein Notizbuch, welches Goethe erst im Jahre 1830 anlegte, und

worin er, neben Auszügen aus Zeitungen (z. B. aus der französischen Le Temps vom 2. Juli 1830), auch eigne Einfälle eintrug. Unter letztern findet sich als Seitenstück von Nr. 652: „Kantilene: die Fülle der Liebe und jedes leidenschaftlichen Glücks verewigend!“ und der auf die Stellung Deutschlands zu dem Frankreich der Juli-Revolution bezügliche Spruch: „Einen gerüsteten, auf die Defensive berechneten Zustand kann kein Staat aushalten,“ welcher Aufnahme in die siebente Abtheilung „Ethisches“ verdiente.

Der hohe Werth der Spruchsammlung ist seit ihrem Erscheinen erkannt worden. Schon bei dem ersten aufmerksamen Lesen wird Jeder inne, welch ein Schatz originaler Weisheit hier niedergelegt ist. In keinem andern Werke tritt zwar der Dichter Goethe so sehr in den Hintergrund, ja, er verleugnet sich sogar ausdrücklich (wie in Nr. 901); aber schon hieraus läßt sich die stilvolle Behandlung der Reflexionen erkennen. Keines der Goethe'schen Alterswerke ist in der Diktion so ganz frei von Spuren des Alters; keines bietet so durchaus Muster des prosaischen Ausdrucks. Daß uns nicht alle Sätze sogleich klar sind, liegt an ihrem Inhalt. Bisweilen die Oberfläche des Lebens nur leichthin streifend, erheben sie sich ebenso oft zu den steilsten Höhen der Spekulation, um grade hier länger zu verweilen. Wenn wir daher einzelne nicht verstehen, wie z. B. Nr. 638, so kann weder den Verfasser noch uns deswegen ein Vorwurf treffen. Es gilt in solchen Fällen, was Ersterer selbst mit deutlicher Beziehung auf seine Sprüche in den „Wanderjahren“ (Buch I. Kap. 10) sagt, es seien „Resultate, die, wenn wir nicht ihre Veranlassung wissen, als paradox er-

scheinen, uns aber nöthigen, vermittelst eines umgekehrten Findens und Erfindens, rückwärts zu gehen und uns die Filiation solcher Gedanken von weit her, von unten herauf wo möglich zu vergegenwärtigen." Verglichen mit andern ähnlichen Sammlungen, muß die unsrige weitaus den ersten Preis erhalten, sei es, daß man ihren fast alle Gebiete des Denkens und Lebens umfassenden Inhalt, sei es, daß man den Geist, der sie beseelt, sei es, daß man ihre Form berücksichtigt. Aus ihr spricht eine bisher unerreichte, auf dem Boden des Protestantismus gewonnene, gleichmäßig an der antiken Kunst wie an dem Studium der Natur und unter den Einwirkungen der neuern deutschen Philosophie, namentlich der Kantischen, in einem großen Individuum gereifte geistige und sittliche Kultur. Allein nach der ethischen Seite hin wird Niemand den Abstand verkennen, der unsre von christlichem Geiste erfüllten Sprüche als Ganzes vor den gehaltvollen und für die Praxis des thätigen Lebens fruchtbaren Spruch-Sammlungen des Stoikers Epiktet (Enchiridion) und des Marc Aurel auszeichnet.*) Wiederum nach der Seite der äußern Lebenserfahrung und Sitte erscheint der Standpunkt, auf welchem Larochefoucauld's Maximen geschrieben sind, durch die Entwicklung der Zeit überholt; selbst an Feinheit der Beobachtung sind denselben unsre Sprüche, besonders die der fünften Abtheilung „Ethisches", durchaus ebenbürtig.**) Aber Goethe's Größe liegt

*) In seinem „Rückblicken auf Schleiermacher" stellt Julian Schmidt der alten subjektiven Religiosität, welche sich in Schleiermacher's „Reden über die Religion" zeigt, Goethe's objektive Methode sittlicher Erkenntniß in Nr. 2 und 3 unsrer Sprüche sehr treffend entgegen.

**) Auch andere Sprüche bewegen sich auf Larochefoucauld's Gebiet, z. B. 630 und 641, mit welchen zu vergleichen ist Nr. 480 der Reflexions Derselben

nicht auf diesem mehr untergeordneten Gebiet, und wir gestehen Larochefoucauld gern den Preis zu im Erspähen der verborgensten Falten des egoistischen Menschenherzens. Wir erwähnen im Vorbeigehen noch Seume's patriotische „Apokryphen" aus den Jahren 1806 und 1807, die zwar nicht die Vergessenheit verdienen, welcher sie anheimgefallen sind, aber doch zu sehr unter dem Drucke der damaligen Zeit und von einem zu beschränkten Individuum verfaßt sind, um auch, was politischen Blick betrifft, unsern Sprüchen gleichgestellt zu werden. Die Schriften eines andern Zeitgenossen Goethe's zeigen dagegen eine größere Verwandtschaft. Wir meinen Lichtenberg und seine ernsten Sprüche. *)

Peu de gens savent être vieux. Ueberhaupt werden von den Goethe'schen Sprüchen viel mehr französischen Ursprung haben, als uns zu ermitteln gelingt ist. Sollte nicht z. B. in Nr. 304 das „gelten machen" aus „faire valoir" übersetzt sein?

*) Die Verwandtschaft beider Spruchsammlungen läßt sich im Einzelnen nachweisen. Sogleich mit Nr. 1, gewissermaßen dem Motto unserer ganzen Sammlung, ist zu vergleichen bei Lichtenberg (I. S. 274): „Die feinste Bemerkung der Neuern ist gemeiniglich nichts als eine mehr individualisirte Bemerkung jener Alten"; mit Nr. 64 das Lichtenberg'sche Citat aus Helvetius (I. S. 143): „Man kann, was man will"; mit Nr. 90 der Satz bei Lichtenberg (I. S. 316): „Es verdient sehr überlegt zu werden, inwiefern die Erlernung fremder Sprachen und die Begriffe unserer eigenen aufklärt"; zu Nr. 216 lassen sich Lichtenberg'sche Sprüche citiren, wie folgende (I. S. 56 und 71): „Gott schuf den Menschen nach seinem Bilde, d. h. vermuthlich, der Mensch schuf Gott nach dem seinigen", und: „Alles Schließen auf einen Urheber der Welt ist immer Anthropomorphismus", in welchem letzteren auch Hamann (Werke, IV. S. 330) den Kern des Christenthums mit tiefen Worten nachweist; mit Nr. 478 ferner ist zu vergleichen bei Lichtenberg (I. S. 229): „Darf ein Volk seine Staatsverfassung ändern, wenn es will? Ich glaube, die beste Antwort darauf ist: wer will es ihm wehren, wenn es dazu entschlossen ist?"; mit Nr. 520 der Spruch (ebd., S. 90): „Die gemeinsten Meinungen und was Jedermann für ausgemacht hält, verdient oft am Meisten, untersucht zu werden", und mit Nr. 635 der Spruch (ebendas., S. 65). „Der Bauer gebraucht alle Sätze der abstraktesten Philosophie, nur eingewickelt". Wie Goethe in Nr. 506, so tritt auch Lichtenberg (II. S. 177) beim

Beiden ist bei vielen durchgreifenden Verschiedenheiten (z. B. in der Stellung zur Mathematik) die absolute geistige Freiheit gemein, mit welcher sie Welt und Menschen anschauen. Goethe insbesondere geht nie von einem Gegebnen, einem Dogma, einem Positiven aus, sondern sucht stets von Neuem aus dem lebendigen Urquell zu schöpfen. Er kennt nie einen andern Maaßstab als die Vernunft und den Menschen. Wem dieses Maaß der Dinge nicht genügt, der wird allerdings den Boden unter den Füßen oft verlieren und geneigt sein, den von Jacobi bereits gegen Goethe erhobenen Vorwurf zu wiederholen, er messe Menschenkräfte und Dinge an einander, ohne ein Grundmaaß zu kennen, an welchem jedes für sich zuerst gemessen werden könnte (in einem Briefe Jacobi's an seinen Sohn v. J. 1796). Deshalb haben die Sprüche in dem positiven England kein besonderes Glück gemacht, und der Beurtheiler derselben im „Athenäum" erklärte sich außer Stande, in deren schwankender Phraseologie einen greifbaren Inhalt zu finden.*)

Lesen alter Zeitungen ihr geringer Werth entgegen, und er eifert (I. S. 365) ganz wie Goethe (in Nr. 739 und sonst) gegen die Originalitätssucht. Endlich citiren wir zu Nr. 794 und 870 Lichtenberg's Worte (I. S. 223): „Die Kraft, die im geriebenen Bernstein zieht, ist dieselbe, die in der Wolke donnert." Auch findet sich bei Lichtenberg (I. 169, 184 ff., 269; II. 12) eine vielfache Bezugnahme auf Sterne, wie in Goethe's Sprüchen. Dem in Nr. 906 bei Letzterem vorkommenden Worte „menschikalisch" (nach dem Englischen) begegnet man bei Lichtenberg (II. S. 157) gleichfalls.

*) Die englische Uebersetzung der Sprüche: Goethe's Opinions on the World, Mankind, Litterature, Science and Art translated by Otto Wenkstern. London, Parker and Son. 1852, recensirt in Nr. 1341 des Athenaeum 1853 (the ideas are sometimes so involved in ambiguous phraseology as to drive one to despair of picking out a reasonable meaning). — Aelter ist die erste französische Uebersetzung der Sprüche: Goethe. Maximes et Réflexions traduites pour la première fois par S. Sklower. Paris 1842.

Von diesem Standpunkt aus erklärt sich auch Gervinus'*) Aeußerung; er nennt die Sprüche „eine Schule ächter Weltweisheit für den, der (diesen) beweglichen Sinn (Besitz) schon mitbringt, ein irreleitendes Chaos sowol für den Jünger, der sie dort lernen will und nichts als die Beweglichkeit besitzt, als auch für den gemachten, eigensinnigen, unbeweglichen Mann des Amtes und Berufs, der nur seinen Besitz mit sich bringt." Der streng orthodoxe bairische Schulrath Bomhard dagegen, wenn auch ein Gegner Goethe'scher Dichtung, würdigte doch unsre Sprüche in einer Weise, die mitgetheilt zu werden verdient. Er sagt: „Am Meisten habe ich Goethe in seinen Gnomen bewundert. Welch ein Geist, der aus dem reichsten Vorrathe von Wissen eine solche Fülle gründlicher Gedanken über Kunst, Wissenschaft und Leben zu ziehen und diese in so prägnanter Bündigkeit, mit so schlagendem Witz auszudrücken wußte! Es sind Ueberschriften zu ganzen Kapiteln, an Fruchtbarkeit dem Samenkorn, an Dehnbarkeit dem Golde vergleichbar."**)

G. Büchmann bemerkt gleichfalls in seinen „Geflügelten Worten" (2. A., 1865. S. 37), daß Goethe allein wegen seiner Sprüche in unsrer Literatur ebenso genannt werden müßte, wie Pascal und Larochefoucauld in der französischen, und ein Beurtheiler jenes Buchs sprach hierauf den Wunsch aus, man solle versuchen, die Sprüche auf ihre Quellen zurückzuführen.***)

*) Geschichte der deutschen Dichtung, V. S. 115.

**) Lehren vom Felde der Betrachtung. Von Dr. Chr. von Bomhard, aus dessen literarischem Nachlasse herausgegeben von H. Stadelmann. Augsburg. 1869. S. 111.

***) In Nr. 18 der Blätter für litter. Unterh., 1865.

Indem wir uns dieser Aufgabe zuerst unterzogen, geschah es mit dem Bewußtsein, daß hiezu die fortgesetzte Arbeit Mehrerer erforderlich sei. Unser Versuch soll eine solche nur anbahnen. Eine ganze Reihe von Nachweisungen*) sind wir dem Leser schuldig geblieben, von welchen sicherlich schon allein durch ein genaueres Lesen der Briefwechsel Goethe's und der von ihm rezensirten Schriften ein Theil ermittelt werden würde.**) Im Uebrigen

*) Hauptsächlich ist noch der Ursprung zu ermitteln von Nr. 4, 60, 141, 223, 257, 263, 266, 283, 489, 554, 635, 826, 977 und 1013. Den Leser, der zufällig von der einen oder der andern dieser Stellen das Original nachzuweisen vermag, ersuchen wir dringend um Mittheilung desselben.

**) Der Zelter'sche Briefwechsel (IV. S. 127 und 133 vom Januar 1826) ergiebt z. B., daß in Nr. 64 unter dem „geistreichen frohgesinnten Mann" eben Zelter und unter dem „Gebildeten" Goethe selbst zu verstehen ist, der dort mit den Worten schließt: „daß man aus Ueberzeugung müssen müsse." Riemer's Briefe (S. 318) zeigen, daß Nr. 41 ein Diktum Goethe's vom 26. September 1807 zu Grunde liegt („Vernunftkultur haben am Ende einzig nur die Frommen"), der Nr. 410 ein solches vom 6. Dezember 1807 (S. 320: „Sowie etwas ausgesprochen wird, sogleich wird ihm auch widersprochen"), und die Notiz S. 326 daselbst vom 8. Dezember 1808 läßt darauf schließen, daß Nr. 250 durch Schubert's in jenem Jahre erschienene „Ansichten von der Nachseite der Naturwissenschaft" veranlaßt ist (s. auch Boisserée, II. S. 228). Die Methode, Goethe's Lektüre zu kontrolliren, führt oft, nicht immer, zum Ziele. Zell's „Ferienschriften" z. B., welche Goethe rezensirt hat, enthalten einen Aufsatz „Ueber die Sprichwörter der alten Griechen" (I. S. 91 ff 1826), dem jedoch nichts für unsre Sprüche entnommen ist. Dagegen gab Merk's gleichfalls von ihm besprochne „Lesekörner" (1825, I. S. 22 und 34) die Veranlassung zu Nr. 306. Auch das einst von Nic. Meyer herausgegebene „Mindener Sonntagsblatt" wird mit Rücksicht auf eine Stelle in Goethe's Brief an ihn vom 18. Juni 1823 (Freundschaftl. Briefe, S. 39) nachzusehen sein. Uns war das Blatt nicht zugänglich.

Nachträglich führen wir zu Nr. 4 den den Stoikern entnommenen Spruch Marc Aurel's an (I, 40 und Zeller, III. S. 126): „Stelle Dir stets die Welt als ein einziges lebendiges Wesen vor, das mit einer Substanz und einer Seele begabt ist," und den ungedruckten Spruch Goethe's, welchen wir in einer Autographensammlung fanden: „Die Menschen sind als Organe ihres

haben wir uns in dem durchgehenden Kommentar vorzüglich darauf beschränkt, den Dichter aus dem Dichter selbst, namentlich die prosaischen Sprüche durch seine gereimten, zu erläutern. Auf Ausdrücke und Begriffe, über welche jedes Konversations-Lexikon Auskunft giebt, wie Analogie, Induktion, Parallaxe, erstreckt sich der wesentlich literar-historische Kommentar jedoch nicht.

Bei unserer schwierigen Arbeit ist uns allseitige Unterstützung zu Theil geworden, und wir halten uns für verpflichtet, den Herren Wirkl. Geh. Legationsrath Abeken zu Berlin, Geh. Finanzrath Freiherr v. Biedermann zu Dresden, Professor Düntzer zu Köln, Professor Sauppe zu Göttingen und Direktor Schütz zu Stolp öffentlich für ihre freundliche Beihilfe zu danken.

Die Sprüche, besonders die der Rubrik „Ethisches", verdienen ein tieferes Studium, als ihnen bisher gewidmet worden. Sie sind nach Danzel (Goethe's Spinozismus,

---

Jahrhunderts anzusehn, die sich meist unbewußt bewegen." Nr. 389 scheint Schiller's Briefen entnommen zu sein, und mit Nr. 102 sind zu vergleichen Denselben „Gedanken über den Gebrauch des Gemeinen und Niedrigen in der Kunst", so wie mit Nr. 951 die Stelle in seiner Rezension über Bürger's Gedichte: „Kein noch so großes Talent kann dem einzelnen Kunstwerk verleihen, was dem Schöpfer desselben gebricht." Zu Nr. 23 vergl. den Brief an Reinhard vom 26. Dezember 1826 (S. 259), worin Goethe „den Genius der Zeit" „velocipedisch" nennt; zu Nr. 16 die Redensart bei Sanders (unter Fingern): „Er kann wol zeigen, aber nicht fingern"; zu Nr. 572 Buckle's Worte über die Lehre vom freien Willen und der Gnade: No writer I have met with, has stated so fairly and clearly the theological boundaries of those doctrines as Goethe" (Hist. of Civilis. I. S. 774, Note 30 über eine Stelle zu Anfang des 15. Buchs von „Dichtung und Wahrheit"); zu Nr. 387 und 388 Seneca's Diktum: Parere libertas; und endlich zu Nr. 510 die Worte Luther's, welche Goethe am 5. Januar 1814 Riemer diktirte: „Die alten Sprachen sind die Scheiden, darin das Messer des Geistes steckt."

S. 137) als das letzte Resultat der Goethe'schen Entwicklung zu betrachten, in welchem sich der theoretisch-praktische Grundzug seines Geistes rein herausgeschält. Ohne es zu wollen, schildern sie unsre gegenwärtige Epoche; fast alle Probleme des modernen Daseins und Erkennens werden, wenn auch nicht gelöst, so doch in einer zur Lösung anregenden Weise berührt, und es giebt vielleicht in der ganzen profanen Literatur kein zweites Werk von gleichem Gehalt bei so geringem Umfange.

Berlin, den 19. Juli 1870.

Sprüche in Prosa.

Eigenes und Angeeignetes.

Ethisches, Kunst, Natur.

Ethiſches.

Maximen und Reflexionen,

in ſieben Abtheilungen.

Erſte Abtheilung.*)

1. Alles Geſcheite iſt ſchon gedacht worden; man muß nur verſuchen, es noch einmal zu denken.

*) Die Sprüche dieſer Abtheilung erſchienen zuerſt im Jahre 1829 in dem Anhange des zweiten Bandes der „Wanderjahre“ (Werke, XXII. S. 213 ff. der Ausgabe l. H., Taſchenausg.), unter dem Titel: „Betrachtungen im Sinne der Wanderer. Kunſt, Ethiſches, Natur.“ Die auf „Kunſt“ und „Natur“ bezüglichen Sprüche wurden ſpäter davon geſondert und finden ſich unter als Nr. 744 bis 746 und 750 bis 762 unter „Kunſt“, als Nr. 887 bis 957 unter „Natur“. Ohne dieſelben und ohne die anfänglich dazu gehörige Nr. 350 bildeten die obigen 67 Sprüche, jedoch untermiſcht mit den von uns hier ausgeſchiedenen Nrn. 656 bis 677, die erſte Abtheilung der „Maximen und Reflexionen“ im 9. Bande der Nachgelaſſenen Werke vom Jahre 1833 (Bd. XLIX der A. l. H., S. 21 bis 41), in der Quartausgabe von 1836 (I. S. 432) und in den ſpäteren Ausgaben der Goethe'ſchen Werke bei Cotta.

1. Vergl. „Fauſt“ (Werke, XIII. S. 69):

„Wer kann was Dummes, wer was Kluges denken,
Das nicht die Vorwelt ſchon gedacht? —“

und Gedichte (Werke, II. S. 393):

„Wo käme denn ein Ding ſonſt her,
Wenn es nicht längſt ſchon fertig wär'?“

und (Werke, III. S. 192):

„Das Wahre war ſchon längſt gefunden,
Hat edle Geiſterſchaft verbunden,
Das alte Wahre, faſſ' es an!“

Bekannt ſind die Verſe von Terenz (V. 40 bis 43 des Prologs zur Komödie „Eunuchus“): Dumque Nullum est jam dictum, quod non dictum sit prius, Quare aequum est vos cognoscere atque ignoscere, Quae noteras factarumst, si faciant novi, in der engern Beziehung auf die griechiſchen Vorbilder der römiſchen Dichter. Auf dieſe Stelle verweiſt Hieronymus bei der Erklärung des Predigers Salomo (Kap. I, V. 9): „Was iſt's, das geſchehen iſt? Eben das hernach geſchehen wird. Was iſt's, das man gethan hat? Eben das man hernach wieder thun wird, und geſchieht nichts Neues unter der Sonne“ (Hieronymus, Commentarius ad Ecclesiasten). Vergl. die Note zu dem Spruche: Peream, qui ante nos etc. unten Nr. 538.

2. Wie kann man sich selbst kennen lernen? Durch Betrachten niemals, wol aber durch Handeln. Versuche, Deine Pflicht zu thun, und Du weißt gleich, was an Dir ist.

3. Was aber ist Deine Pflicht? Die Forderung des Tages.

4. „Die vernünftige Welt ist als ein großes unsterbliches Individuum zu betrachten, das unaufhaltsam das Nothwendige bewirkt und dadurch sich sogar über das Zufällige zum Herrn macht."

5. Mir wird, je länger ich lebe, immer verdrießlicher, wenn ich den Menschen sehe, der eigentlich auf seiner höchsten Stelle da ist, um der Natur zu gebieten, um sich und die Seinigen von der gewaltthätigen Nothwendigkeit zu befreien; wenn ich sehe, wie er aus irgend einem vorgefaßten falschen Begriff gerade das Gegentheil thut von dem, was er will, und sich alsdann, weil die Anlage im Ganzen verdorben ist, im Einzelnen kümmerlich herumpfuschet.

6. Tüchtiger, thätiger Mann, verdiene Dir und erwarte:
von den Großen — Gnade,
von den Mächtigen — Gunst,
von den Thätigen und Guten — Förderung,
von der Menge — Neigung,
von dem Einzelnen — Liebe.

---

2. Vergl. die Xenien: „Niemand wird sich selber kennen ꝛc." und „Autochthonisch, autodidaktisch" (Werke, III. S. 258 und 257) und die Stelle in „Wilhelm Meister's Lehrjahren" (Werke, XVII. S. 462): „Da lernt er erst sich selbst kennen, denn das Handeln vergleicht uns mit Andern." S. unten Nr. 456.

3. Vergl. Werke, III. S. 207:

„Was jeder Tag will, sollst Du fragen;
Was jeder Tag will, wird er sagen."

und in den „Wanderjahren" (Werke, XVIII. S. 389):

„Fahret fort in unmittelbarer Beachtung der Pflicht des Tages!"

4. In dem Briefe über seinen „Aufenthalt in Dornburg im Sommer 1828" (Werke, 40th B., XXVII. S. 315) führt Goethe den Spruch mit den Worten an: „So war es vor, so wird es nach uns sein, damit das hohe Wort eines Weisen erfüllt werde, welcher sagt: „Die vernünftige Welt ꝛc." Plato war es, der zuerst die Welt in solcher Art individualisirte. Nach Heraklit ist „Alles, was uns umgiebt, logisch und verständig". Und ebenso sagt Schiller: „Vernünftig handelt die ganze Natur" (Ueber das Erhabene).

6. Die Zusammenstellung fällt schon in das Jahr 1813, indem sie mit geringfügigen Aenderungen dem in diesem Jahre verfaßten 13. Kapitel des 2. Buches

7. Sage mir, mit wem Du umgehst, ſo ſage ich Dir, wer Du biſt; weiß ich, womit Du Dich beſchäftigſt, ſo weiß ich, was aus Dir werden kann.

8. Jeder Menſch muß nach ſeiner Weiſe denken; denn er findet auf ſeinem Wege immer ein Wahres oder eine Art von Wahrem, die ihm durchs Leben hilft; nur darf er ſich nicht gehen laſſen; er muß ſich kontrolliren; der bloße nackte Inſtinkt geziemt nicht dem Menſchen.

9. Unbedingte Thätigkeit, von welcher Art ſie ſei, macht zuletzt dankerott.

10. In den Werken des Menſchen wie in denen der Natur ſind eigentlich die Abſichten vorzüglich der Aufmerkſamkeit werth.

11. Die Menſchen werden an ſich und Andern irre, weil ſie die Mittel als Zweck behandeln, da denn vor lauter Thätigkeit gar nichts geſchieht oder vielleicht gar das Widerwärtige.

12. Was wir ausdenken, was wir vornehmen, ſollte ſchon vollkommen ſo rein und ſchön ſein, daß die Welt nur daran zu verderben hätte; wir blieben dadurch in dem Vortheil, das Verſchobene zurechtzurücken, das Zerſtörte wiederherzuſtellen.

---

von „Dichtung und Wahrheit" entnommen iſt. Es heißt dort: „Ferner wird ein junger Mann — bald gewahr, daß moraliſche Epochen ebenſo gut wie die Jahreszeiten wechſeln. Die Gnade der Großen, die Gunſt der Gewaltigen, die Förderung der Thätigen, die Neigung der Menge, die Liebe der Einzelnen, Alles wandelt auf und nieder, ohne daß wir es feſthalten können, ſo wenig als Sonne, Mond und Sterne."

7. Die Fortführung eines Ausſpruchs des Sokrates. In franzöſiſcher Faſſung: Dis-moi qui tu hantes, et je te dirai qui tu es; im deutſchen Sprichwort: Willſt Du erkennen den Mann, So ſchau ſeine Geſellſchaft an; von Goethe ſelbſt in dem Reime: „Sage mir, mit wem zu ſprechen ꝛc." (Werke, III. S. 261) wiedergegeben. Bei der Beſchäftigung hatte Goethe diejenige mit der Kunſt zunächſt im Sinne, indem der Satz in den „Wanderjahren" (Werke, XXII., A. L. H., S. 220) unmittelbar dem auf Malerei bezüglichen Spruch Nr. 758 folgte.

8. Vergl. unten den Spruch Nr. 211: „Kenne ich mein Verhältniß zu mir ſelbſt ꝛc.", und die Xenie (Werke, II. S. 376): „Wie ſich ſelbſt zu Rathe gehn", namentlich den Vers: „Und kontrolliire Dich für und für!"

10. „Der Geiſt, aus dem wir handeln, iſt das Höchſte" (Werke, XVII. S. 465).

11. „Viele verwechſeln gar die Mittel und den Zweck" (Wahlverw.; Werke, XV. S. 62). Vergl. auch „Wanderjahre", Buch III. Kap. 12.

13. Ganze, Halb- und Viertels-Irrthümer sind gar schwer und mühsam zurecht zu legen, zu sichten und das Wahre daran dahin zu stellen, wohin es gehört.

14. Es ist nicht immer nöthig, daß das Wahre sich verkörpere; schon genug, wenn es geistig umherschwebt und Uebereinstimmung bewirkt, wenn es wie Glockenton ernstfreundlich durch die Lüfte wogt.

15. Allgemeine Begriffe und großer Dünkel sind immer auf dem Wege, entsetzliches Unglück anzurichten.

16. „Blasen ist nicht flöten; Ihr müßt die Finger bewegen."

17. Die Botaniker haben eine Pflanzenabtheilung, die sie Incompletae nennen; man kann eben auch sagen, daß es inkomplette, unvollständige Menschen giebt. Es sind diejenigen, deren Sehnsucht und Streben mit ihrem Thun und Leisten nicht proportionirt ist.

13. Dieser Spruch ist gewissermaßen die Erläuterung des vorhergehenden.

14. Denselben Gedanken findet man ausgesprochen in Goethe's Aufsatz vom Jahre 1817: „Metamore des literarischen Himmels" (Zur Naturwiss., 1820, I. 2, S. 88): „Und doch ziehen manchmal gewisse Gesinnungen und Gedanken schon in der Luft umher, so daß Mehrere sie erfassen können. Immanet aer sicut anima communis, quae omnibus praesto est et qua omnes communicant invicem. Quapropter multi sagaces spiritus ardentes subito ex aere persentiscunt, quod cogitat alter homo. Oder, um weniger mystisch zu reden, gewisse Vorstellungen werden erst durch eine Zeitreihe." Zu dem „unverkörperten Mahren" vergl. ferner die den „Versuch einer Witterungslehre" einleitenden Worte vom Jahre 1825 (Werke, 40 bd. A., XXXI. S. 353): „Das Wahre, mit dem Göttlichen identisch, läßt sich niemals von uns direkt erkennen, wir schauen es nur im Abglanz, im Beispiel, im Symbol, in einzelnen und verwandten Erscheinungen." Die Sprüche Nr. 13 und 14 finden sich bereits im Zelter'schen Briefwechsel unter dem 5. Oktober 1828 (V. S. 117).

16. Dem Volksmunde entnommen. Wander, in dessen Sprichwörter-Lexikon der Spruch fehlt, ertheilt ihn neu einem Sammler sächsischer Sprichwörter in folgender Fassung: (Geblasen ist nicht gefladet, es gilt auch (oder „man muß auch") fingern." Sanders bemerkt dagegen (unter Blasen Nr. 3c): „In der bekannten Fabel des Priarte blies der Esel in die Flöte und glaubte nun auch Flöte blasen zu können", und Tiberet sagt: „So blase und rühre die Finger" (Kamenu's Neffe, 1805. S. 143). Verwandt ist der lateinische Spruch (Erasmi proverbia, 1670): Non omnes, qui habent citharam, sunt citharoedi, der italienische Non tutti quelli che suonano il corno sono cacciatori (Nicht Alle, die das Horn blasen, sind Jäger); der deutsche „Es sind nicht Alle Köche, die lange Messer tragen" (Richeteis, Apoph. S. 900) und „Da hilft nicht Maul spitzen, es muß gepfiffen sein".

17. Vergl. Spruch 127: „Es giebt problematische Naturen ꝛc."

18. Der geringste Mensch kann komplett sein, wenn er sich innerhalb der Grenzen seiner Fähigkeiten und Fertigkeiten bewegt; aber selbst schöne Vorzüge werden verdunkelt, aufgehoben und vernichtet, wenn jenes unerläßlich geforderte Ebenmaaß abgeht. Dieses Unheil wird sich in der neuern Zeit noch öfter hervortun; denn wer wird wol den Forderungen einer durchaus gesteigerten Gegenwart und zwar in schnellster Bewegung genugtun können?

19. Nur klugthätige Menschen, die ihre Kräfte kennen und sie mit Maaß und Gescheitigkeit benutzen, werden es im Weltwesen weit bringen.

20. Ein großer Fehler: daß man sich mehr dünkt, als man ist, und sich weniger schätzt, als man werth ist.

21. Es begegnet mir von Zeit zu Zeit ein Jüngling, an dem ich nichts verändert noch gebessert wünschte; nur macht mir bange, daß ich Manchen vollkommen geeignet sehe, im Zeitstrom mit fortzuschwimmen, und hier ist's, wo ich immerfort aufmerksam machen möchte: daß dem Menschen in seinem zerbrechlichen Kahn eben deshalb das Ruder in die Hand gegeben ist, damit er nicht der Willkür der Wellen, sondern dem Willen seiner Einsicht Folge leiste.

22. Wie soll nun aber ein junger Mann für sich selbst dahin gelangen, dasjenige für tadelnswerth und schädlich anzusehen, was Jedermann treibt, billigt und fördert? Warum soll er sich nicht und sein Naturell auch dahin gehen lassen?

23. Für das größte Unheil unserer Zeit, die nichts reif werden läßt, muß ich halten, daß man im nächsten Augenblick

---

20. Uebereinstimmend damit der Spruch 143: „Wer sich nicht zu viel dünkt, ist viel mehr, als er glaubt." Der Widerspruch mit dem Spruch 65: „Wender Mensch ꝛc." ist nur scheinbar. Vergl. Thümmel's nachgelassene Aphorismen (1827) Nr. 147: „Viele Fehler entstehen eben daher, wenn man sich nicht genug schätzt, als wenn man sich zu sehr schätzt."

21. Zu dem „den Tag im Tage verspielen" vergl. den Spruch (Werke, II. S. 340): „Niedertrachtigkeit wird nicht gerecht ꝛc." Auch Logau (Sinn-Gedichte, I. Nr. 50) bemerkt, jedoch in einem andern Sinne, „daß die Zeit sich selbst verzehret." Das Ueberhandnehmen der Tagesblätter rügt Goethe mehr scherzhaft in der Xenie: „Wer hätte auf deutsche Bücher Acht ꝛc." (Werke, III. S. 277), und ernsthaft bei Rüller (Unterhaltungen, S. 99). Vgl. auch die Aeußerungen über die „Oeffent-

den vorhergehenden verspeist, den Tag im Tage verthut und so immer aus der Hand in den Mund lebt, ohne irgend etwas vor sich zu bringen. Haben wir doch schon Blätter für sämmtliche Tageszeiten! Ein guter Kopf könnte wol noch eins und das andere interkaliren. Dadurch wird Alles, was ein Jeder thut, treibt, dichtet, ja was er vorhat, ins Oeffentliche geschleppt. Niemand darf sich freuen oder leiden als zum Zeitvertreib der Uebrigen, und so springt's von Haus zu Haus, von Stadt zu Stadt, von Reich zu Reich und zuletzt von Welttheil zu Welttheil, Alles velociferisch.

24. So wenig nun die Dampfmaschinen zu dämpfen sind, so wenig ist dies auch im Sittlichen möglich; die Lebhaftigkeit des Handels, das Durchrauschen des Papiergelds, das Anschwellen der Schulden, um Schulden zu bezahlen, das Alles sind die ungeheuern Elemente, auf die gegenwärtig ein junger Mann gesetzt ist. Wohl ihm, wenn er von der Natur mit mäßigem, ruhigem Sinn begabt ist, um weder unverhältnißmäßige Forderungen an die Welt zu machen, noch auch von ihr sich bestimmen zu lassen.

25. Aber in einem jeden Kreise bedroht ihn der Tagesgeist, und nichts ist nöthiger, als früh genug ihm die Richtung bemerklich zu machen, wohin sein Wille zu steuern hat.

26. Die Bedeutsamkeit der unschuldigsten Reden und Handlungen wächst mit den Jahren, und wen ich länger um mich sehe, den suche ich immerfort aufmerksam zu machen, welch ein

lichkeit" im Briefe an Meyer vom 28. Okt. 1817 (Riemer, Briefe, S. 119). Der Ausdruck „velociferisch" am Schlusse bezieht sich auf die damals neuen italienischen Omnibus-Posten, velocifères, wonach Goethe den preußischen General-Postmeister Nagler, der zuerst Schnellposten einführte, einen „Velocifer-Charakter" nannte (Müller, Unterh., vom 4. April 1825. S. 109). Nagler war aber der größte Gegner der Eisenbahnen.

24. Der Hinweis auf die Entwicklung der Dampfmaschinen ist merkwürdig, da Goethe dieselbe in Deutschland nicht mehr erlebt hat; aber er schloß von England auf Deutschland. Das „Durchrauschen des Papiergelds" hatte Goethe dagegen, namentlich in den böhmischen Bädern, aus eigner Erfahrung kennen gelernt. Jenny Lewald erzählt in ihrer Lebensgeschichte, daß Goethe, nach Mittheilungen ihres Onkels, der mit ihm 1822 oder 1823 in Marienbad zusammengetroffen war, in der Verwerfung und Entwerthung des dortigen Münz- und Schein-Geldes die Vorboten schwerer Krisen der österreichischen Finanzen erblickte (Europa, 1862, Nr. 9, „Goethe als Zukunftspolitiker"). Vergl. unten Spruch 274: „Alles Uebrige" und die Kreirung des Papiergelds im 1. Akt des 2. Theils des „Faust."

25. Mit diesem Spruche schließt ein größerer zusammenhängender Abschnitt, als dessen Anfang man Nr. 21 oder auch bereits Nr. 17 ansehen kann.

Unterschied stattfinde zwischen Aufrichtigkeit, Vertrauen und Indiskretion, ja, daß eigentlich kein Unterschied sei, vielmehr nur ein leiser Uebergang vom Unverfänglichsten zum Schädlichsten, welcher bemerkt oder vielmehr empfunden werden müsse.

27. Hierauf haben wir unsern Takt zu üben; sonst laufen wir Gefahr, auf dem Wege, worauf wir uns die Gunst der Menschen erwarben, sie ganz unversehens wieder zu verscherzen. Das begreift man wol im Laufe des Lebens von selbst, aber erst nach bezahltem theuren Lehrgelde, das man leider seinen Nachkommenden nicht ersparen kann.

28. Wahrheitsliebe zeigt sich darin, daß man überall das Gute zu finden und zu schätzen weiß.

29. Ein historisches Menschengefühl heißt ein dergestalt geübtes, daß es bei Schätzung gleichzeitiger Verdienste und Verdienstlichkeiten auch die Vergangenheit mit in Anschlag bringt.

30. Das Beste, was wir von der Geschichte haben, ist der Enthusiasmus, den sie erregt.

31. Eigenthumlichkeit ruft Eigenthümlichkeit hervor.

32. Man muß bedenken, daß unter den Menschen gar Viele sind, die doch auch etwas Bedeutendes sagen wollen, ohne produktiv zu sein, und da kommen die wunderlichsten Dinge an den Tag.

33. Tief und ernstlich denkende Menschen haben gegen das Publikum einen bösen Stand.

34. Wenn ich die Meinung eines Andern anhören soll, so muß sie positiv ausgesprochen werden; Problematisches hab' ich in mir selbst genug.

---

29. Goethe nennt sich bei Besprechung der Schrift Rizo-Neroulos' über die neu-griechische Literatur „einen gemäßigten Philhellenen" und führt dann, von sich in der dritten Person sprechend, fort: „Ihm hat sich durch eine Reihe vieler Jahre ein historisches Menschengefühl entwickelt, d. h. ein dergestalt gebildetes, daß es bei Schätzung gleichzeitiger Verdienste und Verdienstlichkeiten auch die Vergangenheit mit in Anschlag bringt. Und so ist denn auch Vorstehendes nicht der Gegenwart, sondern der Zukunft, nicht dem Tagesblatt, sondern der Geschichte gewidmet." (Nachgel. Werke, 1832, XXXXVI. S. 255.)

25. Der Aberglaube gehört zum Wesen des Menschen und flüchtet sich, wenn man ihn ganz und gar zu verdrängen denkt, in die wunderlichsten Ecken und Winkel, von wo er auf einmal, wenn er einigermaßen sicher zu sein glaubt, wieder hervortritt.

26. Wir würden gar Vieles besser kennen, wenn wir es nicht zu genau erkennen wollten. Wird uns doch ein Gegenstand unter einem Winkel von fünfundvierzig Graden erst faßlich.

27. Mikroskope und Fernröhre verwirren eigentlich den reinen Menschensinn.

28. Ich schweige zu Vielem still; denn ich mag die Menschen nicht irre machen, und ich bin wohl zufrieden, wenn sie sich freuen, da wo ich mich ärgere.

29. Alles, was unsern Geist befreit, ohne uns die Herrschaft über uns selbst zu geben, ist verderblich.

40. Man ist nur eigentlich lebendig, wenn man sich des Wohlwollens Anderer freut.

---

25. S. unten Spruch 184: „Der Aberglaube ist die Poesie des Lebens ꝛc.“, die Worte des Proktophantasmist im „Faust“ (Werke, XII. S. 134): „Wir sind so klug, und dennoch spukt's in Tegel“ — Aberglaube als Folge der flachen Aufklärung — und in der Geschichte der „Farbenlehre“ (2. Abtheilung, Roger Bacon): „Diese Art von Aberglauben wird er (der Mensch) nicht los werden, so lange die Menschheit existirt“ und: „Der Aberglaube ist ein Erbtheil energischer, großthätiger, fortschreitender Naturen; der Unglaube das Eigenthum schwacher, kleinzessinnter, zurückschreitender, auf sich selbst beschränkter Menschen.“ Auch Riemer (Mitth., II. S. 753) bemerkt unter Goethe's Tischreden vom 20. April 1829: „Der Aberglaube ist den Dichtern unentbehrlich.“

27. Ausgeführter findet sich derselbe, für Goethe's Naturbetrachtung bezeichnende Gedanke in den gleichzeitigen „Wanderjahren“ im 10. Kapitel des 1. Buchs (Werke, XVIII. S. 132): „Ich habe im Leben überhaupt und im Durchschnitt gefunden, daß diese Mittel, wodurch wir unsern Sinnen zu Hülfe kommen, seine sittlich günstige Wirkung auf den Menschen ausüben. Wer durch Brillen sieht, hält sich klüger als er ist ꝛc.“ Vergl. unten Nr. 556: „Der Mensch ist genugsam ausgerüstet ꝛc.“ und Nr. 894: „Der Mensch an sich leidet ꝛc.“

28. Vergl. unten Nr. 478: „Wo ich aufhören muß, sittlich zu sein, habe ich keine Gewalt mehr.“ Verwandt ist der italienische Spruch: Ogni scienza è vana se non è perfezionata dalla ragione.

40. Dieser Gedanke findet sich bei Goethe in den verschiedensten Wendungen wiederholt. Nur beispielsweise führen wir den Reimspruch an:

„Lieb' und Leidenschaft können verstiegen;
Wohlwollen aber wird ewig siegen.“

41. Frömmigkeit ist kein Zweck, sondern ein Mittel, um durch die reinste Gemüthsruhe zur höchsten Kultur zu gelangen.

42. Deswegen läßt sich bemerken, daß Diejenigen, welche Frömmigkeit als Zweck und Ziel aufstecken, meistens Heuchler werden.

43. „Wenn man alt ist, muß man mehr thun, als da man jung war."

44. Erfüllte Pflicht empfindet sich immer noch als Schuld, weil man sich nie ganz genug gethan.

45. Die Mängel erkennt nur der Liebloſe; deshalb, um sie einzusehen, muß man auch liebloſ werden, aber nicht mehr, als hiezu nöthig ist.

46. Das höchste Glück ist das, welches unsere Mängel verbessert und unsere Fehler ausgleicht.

47. Kannst Du lesen, so sollst Du verstehen; kannst Du schreiben, so mußt Du etwas wissen; kannst Du glauben, so sollst Du begreifen; wenn Du begehrst, wirst Du sollen; wenn Du forderst, wirst Du nicht erlangen; und wenn Du erfahren bist, sollst Du nutzen.

48. Man erkennt Niemand an als Den, der uns nutzt. Wir erkennen den Fürsten an, weil wir unter seiner Firma den Besitz

(Werke, II. S. 363), aus dem Theaterprologe zum 6. August 1811: „Wenn wir mit Wohlwollenden von Angesicht zu Angesicht uns finden, geht das Herz uns auf ꝛc.", und den Schluß des Gedichts „Den Freunden" (Werke, III. S. 348):

„Wohlwollen unsrer Zeitgenossen,
Das bleibt zuletzt erprobtes Glück."

Bei Uebersendung freilich dieses Gedichts an Frau von Stein (1826) sprach Goethe es auch, daß deren mehr als funfzigjährige Liebe und Freundschaft etwas noch Höheres sei als jenes Wohlwollen: „das Allerhöchste, was dem Menschen gewöhnet sein kann" (Briefe, III. S. 460).

41. Oper-Pierson (Betrachtungen, Nr. 257): „Alles, was nicht zur Ruhe und Heiterkeit unseres Geistes beiträgt, ist unserer Aufmerksamkeit unwerth." S. Goethe's Behandlung des Pietismus in den „Wanderjahren" (Werke, XVIII. S. 383).

43. S. unten den Spruch Nr. 472: „Mit den Jahren steigern sich die Prüfungen" und die Xenie: „Wenn der Jüngling abläuft ist ꝛc." (Werke, II. S. 356).

44. Mit diesem schönen Spruche vergl. man die Nr. 1049 und 1044. „Gar selten thun wir uns selbst genug" und „Wir sehen in unser Leben doch nur als in ein geräumiges." Vergl. Anonimo: Ignoscas alijs multum ubiii tibi (bei Alborus, praecepta vitae ac morum, 1548, Blatt 50).

gesichert sehen. Wir gewärtigen uns von ihm Schutz gegen äußere und innere widerwärtige Verhältnisse.

49. Der Bach ist dem Müller befreundet, dem er nutzt, und er stürzt gern über die Räder; was hilft es ihm, gleichgiltig durchs Thal hinzuschleichen?

50. Wer sich mit reiner Erfahrung begnügt und darnach handelt, der hat Wahres genug. Das heranwachsende Kind ist weise in diesem Sinne.

51. Die Theorie an und für sich ist nichts nütze, als insofern sie uns an den Zusammenhang der Erscheinungen glauben macht.

52. Alles Abstrakte wird durch Anwendung dem Menschenverstand genähert, und so gelangt der Menschenverstand durch Handeln und Beobachten zur Abstraktion.

53. Wer zu viel verlangt, wer sich am Verwickelten erfreut, der ist den Verirrungen ausgesetzt.

54. Nach Analogien denken, ist nicht zu schelten; die Analogie hat den Vortheil, daß sie nicht abschließt und eigentlich nichts Letztes will; dagegen die Induktion verderblich ist, die einen vorgesetzten Zweck im Auge trägt und, auf denselben losarbeitend, Falsches und Wahres mit sich fortreißt.

55. Gewöhnliches Anschauen, richtige Ansicht der irdischen Dinge, ist ein Erbtheil des allgemeinen Menschenverstandes. Reines Anschauen des Aeußern und Innern ist sehr selten.

---

54. In dem historischen Theile der „Farbenlehre" (Erste Verdeutlung) spricht Goethe umständlicher von der Analogie: „Der Bezug zu dem Aehnlichen ist das erste Hülfsmittel, wozu sie (die Griechen) greifen. Es ist bequem und nützlich, indem dadurch Symbole entstehen und der Beobachter einen dritten Ort außerhalb des Gegenstandes findet; aber es ist auch schädlich, indem das, was man ergreifen will, sogleich wieder entrückt, und das, was man gesondert hat, wieder zusammenfließt." Vergl. unten Nr. 806: „Mittheilung durch Analogien halt' ich für so nützlich als angenehm ꝛc." und Nr. 820: „Die Analogie hat zwei Verirrungen zu fürchten ꝛc." Gegen Induktion erklärt sich Goethe auch in Nr. 393. Jede Logik giebt Auskunft über diese beiden Methoden.

55. Ueber den allgemeinen Menschenverstand oder Gemein-Verstand vergl. unten die Sprüche 60, 91, 393, den Aphorismus Nr. 634: „Man hat sich lange

56. Es äußert sich jenes im praktischen Sinn, im unmittelbaren Handeln; dieses symbolisch, vorzüglich durch Mathematik, in Zahlen und Formeln, durch Rede, uranfänglich, tropisch, als Poesie des Genies, als Sprichwörtlichkeit des Menschenverstandes.

57. Das Abwesende wirkt auf uns durch Ueberlieferung. Die gewöhnliche ist historisch zu nennen; eine höhere, der Einbildungskraft verwandte, ist mythisch. Sucht man hinter dieser noch etwas Drittes, irgend eine Bedeutung, so verwandelt sie sich in Mystik. Auch wird sie leicht sentimental, so daß wir uns nur, was gemüthlich ist, aneignen.

58. Die Wirksamkeiten, auf die wir achten müssen, wenn wir wahrhaft gefördert sein wollen, sind:

Vorbereitende,
Begleitende,
Mitwirkende,
Nachhelfende,
Fördernde,
Verstärkende,
Hindernde,
Nachwirkende.

59. Im Betrachten wie im Handeln ist das Zugängliche von dem Unzugänglichen zu unterscheiden; ohne dies läßt sich im Leben wie im Wissen wenig leisten.

---

mit der Kritik der Vernunft beschäftigt ꝛc." und die zwei folgenden Sprüche. Obige Sätze dürfen nicht in zwei gesonderte Sprüche getrennt werden, wie in den Cotta'schen Ausgaben seit 1840 (mit Ausnahme der neuesten) und bei Kurz (8 'o Werke, XII. S. 67) geschehen ist. Der Irrthum läßt sich darauf zurückführen, daß im 9. Bande der Nachgelassenen Werke jeder der beiden Sätze des Spruchs auf einer besonderen Seite (S. 37 u. 38) sich findet.

57. Das „Abwesende" ist hier in einem dem „Vergangnen" sehr ähnlichen Sinne gebraucht.

58. Diese „Wirksamkeiten" erinnern an die fünf epischen Motive in dem Briefe Goethe's an Schiller vom 29. Dez. 1797: „Vorwärtsschreitende, Rückwärtsschreitende, Retardirende, Durchgreifende und Vorgreifende."

59. Vergl. den Spruch Nr. 1019: „Das schönste Glück des denkenden Menschen ist ꝛc."

60. „Le sens commun est le Génie de l'humanité."

61. Der Gemein-Verstand, der als Genie der Menschheit gelten soll, muß vorerst in seinen Aeußerungen betrachtet werden. Forschen wir, wozu ihn die Menschheit benutzt, so finden wir Folgendes:

Die Menschheit ist bedingt durch Bedürfnisse. Sind diese nicht befriedigt, so erweist sie sich ungeduldig; sind sie befriedigt, so erscheint sie gleichgiltig. Der eigentliche Mensch bewegt sich also zwischen beiden Zuständen, und seinen Verstand, den sogenannten Menschenverstand, wird er anwenden, seine Bedürfnisse zu befriedigen; ist es geschehen, so hat er die Aufgabe, die Räume der Gleichgiltigkeit auszufüllen. Beschränkt sich dieses in die nächsten und nothwendigsten Grenzen, so gelingt es ihm auch. Erheben sich aber die Bedürfnisse, treten sie aus dem Kreise des Gemeinen heraus, so ist der Gemein-Verstand nicht mehr hinreichend, er ist kein Genius mehr, die Region des Irrthums ist der Menschheit aufgethan.

62. Es geschieht nichts Unvernünftiges, das nicht Verstand oder Zufall wieder in die Richte brächten; nichts Vernünftiges, das Unverstand und Zufall nicht mißleiten könnten.

63. Jede große Idee, sobald sie in die Erscheinung tritt, wirkt tyrannisch; daher die Vortheile, die sie hervorbringt, sich nur allzubald in Nachtheile verwandeln. Man kann deshalb eine jede Institution vertheidigen und rühmen, wenn man an ihre Anfänge erinnert und darzuthun weiß, daß Alles, was von ihr im Anfange gegolten, auch jetzt noch gelte.

---

60 und 61. Die französische Quelle ist nicht ermittelt. Goethe vertritt bei Bekämpfung des französischen Satzes, so wie in den dasselbe Thema behandelnden Sprüchen 55 und 56, die höhere Natur des Menschen und die deutsche Philosophie dem herrschenden Geiste des achtzehnten Jahrhunderts, der französischen „Inoculation du bon sens", Diderot's „bon sens" und dem „common sense" der Engländer gegenüber (s. Shaftesbury, Characteristics. I. S. 3. Note), wie er eine ähnliche Stellung durch bei seinem ersten Auftreten gegen die Führer der sog. Aufklärung, die Nicolai, Bahrdt u. A. eingenommen hatte.

62. Vergl. die Worte Mittler's in den „Wahlverw." (Werke, XV. S. 35.)

63. Parallelstellen sind: „Kunst und Alterthum", IV. 2, S. 172 vom Jahre 1823: „Die Idee, wenn sie in die Erscheinung tritt, es sei auf welche Art es auch wolle, erregt immer Apprehension ꝛc."; unten Spruch 228: „Eine Idee darf nicht liberal sein; kräftig sei sie, tüchtig, in sich abgeschlossen ꝛc."; und die Sprüche Nr. 565 und 566: „Jede große Idee, die als ein Phänomenon in die Welt tritt ꝛc." und „Eine jede Idee tritt als ein fremder Gast in die Erscheinung."

64. Leſſing, der mancherlei Beſchränkung unwillig fühlte, läßt eine ſeiner Perſonen ſagen: Niemand muß müſſen. Ein geiſtreicher frohgeſinnter Mann ſagte: wer will, der muß. Ein Dritter, freilich ein Gebildeter, fügte hinzu: wer einſieht, der will auch. Und ſo glaubte man, den ganzen Kreis des Erkennens, Wollens und Müſſens abgeſchloſſen zu haben. Aber im Durchſchnitt beſtimmt die Erkenntniß des Menſchen, von welcher Art ſie auch ſei, ſein Thun und Laſſen; deswegen auch nichts ſchrecklicher iſt, als die Unwiſſenheit handeln zu ſehen.

65. Es giebt zwei friedliche Gewalten: das Recht und die Schicklichkeit.

66. Das Recht dringt auf Schuldigkeit, die Polizei aufs Geziemende. Das Recht iſt abwägend und entſcheidend, die Polizei überſchauend und gebietend. Das Recht bezieht ſich auf den Einzelnen, die Polizei auf die Geſammtheit.

67. Die Geſchichte der Wiſſenſchaften iſt eine große Fuge, in der die Stimmen der Völker nach und nach zum Vorſchein kommen.

---

64. Leſſing läßt ſeinen Nathan (Akt. I. Sz. 3) zum Derwiſch ſagen: „Kein Menſch muß müſſen, und ein Derwiſch müßte?“ Wie, nach Goethe, die Erkenntniß vorzüglich unſern Willen beſtimmt, ſo antwortet bei Leſſing der Derwiſch: „Darum man ihn recht bittet, und er für gut erkennt, das muß ein Derwiſch.“ In dem Aufſatz: „Shakeſpeare und kein Ende“ (Morgenblatt, Mai 1815) erörtert Goethe die Verknüpfung des Sollens und Wollens im Einzelnen. „Die Perſon, von der Seite des Charakters betrachtet, ſoll; ſie iſt beſchränkt, zu einem Beſondern beſtimmt; als Menſch aber will ſie; ſie iſt unbegrenzt und fordert das Allgemeine.“ Vergl. (Werke, II. S. 385):

„Können, das iſt große Sache,
Tamit das Wollen etwas mache.“

(nach dem Sprichwort: „Wer will, kann“ bei Simrock), Goethe's Erörterung über Sollen, Wollen und Können bei Riemer (Mitth., II. S. 708), und Schiller (Ueber das Erhabene) gleichfalls in Anknüpfung an das obige Leſſing'ſche Wort: „Alle andern Dinge müſſen, der Menſch iſt das Weſen, welches will.“

66. Vergl. die „Wanderjahre“ (Werke, XVIII. S. 370): „Das große Bedürfniß eines Staats iſt das einer muthigen Obrigkeit“, und den dort gemachten Unterſchied zwiſchen Juſtiz und Polizei.

67. Derſelbe Gedanke findet ſich noch ausgeführter in Goethe's Geſchichte der „Farbenlehre“ (2. Abth., Zwiſchenzeit): „Der Lobgeſang der Menſchheit, dem die Gottheit ſo gerne zuhören mag, iſt niemals verſtummt, und wir ſelbſt fühlen ein göttliches Glück, wenn wir die durch alle Zeiten und Gegenden vertheilten harmoniſchen Ausſtrömungen bald in einzelnen Stimmen, in einzelnen Chören, bald ſugenweiſe, bald in einem herrlichen Vollgeſang vernehmen.“

Zweite Abtheilung.*)

68. Wenn der Mensch Alles leisten soll, was man von ihm fordert, so muß er sich für mehr halten, als er ist.

69. So lange das nicht ins Abſurde geht, erträgt man's auch gern.

70. Die Arbeit macht den Gesellen.

71. Gewisse Bücher scheinen geschrieben zu sein, nicht damit man daraus lerne, sondern damit man wisse, daß der Verfasser etwas gewußt hat.

72. Sie peitschen den Quark, ob nicht etwa Crême daraus werden wolle.

73. Es ist weit eher möglich, sich in den Zustand eines Gehirns zu versetzen, das im entschiedensten Irrthum befangen ist, als eines, das Halbwahrheiten sich vorspiegelt.

74. Die Lust der Deutschen am Unsichern in den Künsten kommt aus der Pfuscherei her; denn wer pfuscht, darf das Rechte nicht gelten lassen, sonst wäre er gar nichts.

*) Die Sprüche dieser Abtheilung erschienen sämmtlich zuerst in „Kunst und Alterthum" und zwar Nr. 68 bis 150 im 1. Hefte des 3. Bandes (S. 25 bis 48) unter dem Titel: „Eigenes und Angeeignetes in Sprüchen" im Jahre 1821, und Nr. 151 bis 178 im 1. Hefte des 5. Bandes (S. 7 bis 13) im Jahre 1824 mit der Ueberschrift: „Einzelnes."

68. Vergl. oben Nr. 20 und die dazu gehörige Note. „Wenn wir die Menschen nur nehmen, wie sie sind, so machen wir sie schlechter; wenn wir sie behandeln, als wären sie, was sie sein sollten, so bringen wir sie dahin, wohin sie zu bringen sind", heißt es in „Wilhelm Meister's Lehrjahren" (Werke, XVII. S. 498). Auch sonst spricht Goethe den Napoleonischen Grundsatz aus, daß man, um das Mögliche zu erreichen, das Unmögliche fordern müsse. Vgl. unten Nr. 145.

72. „Gerinnet Quark wird breit, nicht hart," sagt Goethe im „Divan" (1819). „Quark" kann in obigem Spruche nicht uneigentlich als Schlamm, wie Sanders will (II. 6144), sondern nur eigentlich als das Feste der geſäuerten Milch gemeint sein, woraus eben nie „geschlagene Sahne" (crême fouettée) werden kann. Das „Peitschen" (fouetter) weist auf französischen Ursprung des Spruchs hin.

74. Im 33. Benet. Epigramm (Werke, II. S. 144) beschränkt Goethe diesen Vorwurf auf die deutschen Dichter:

„Eine Kunst nur treibt er und will sie nicht lernen, die Dichtkunst.
Darum pfuscht er auch so; Freunde, wir haben's erlebt."

75. Es ist traurig, anzusehen, wie ein außerordentlicher Mensch sich gar oft mit sich selbst, seinen Umständen, seiner Zeit herumwürgt, ohne auf einen grünen Zweig zu kommen. Trauriges Beispiel Burger.

76. Die größte Achtung, die ein Autor für sein Publikum haben kann, ist, daß er niemals bringt, was man erwartet, sondern was er selbst, auf der jedesmaligen Stufe eigner und fremder Bildung, für recht und nützlich hält.

77. Die Weisheit ist nur in der Wahrheit.

78. Wenn ich irre, kann es Jeder bemerken; wenn ich lüge, nicht.

79. Der Deutsche hat Freiheit der Gesinnung, und daher merkt er nicht, wenn es ihm an Geschmacks- und Geistes-Freiheit fehlt.

80. Ist denn die Welt nicht schon voller Räthsel genug, daß man die einfachsten Erscheinungen auch noch zu Räthseln machen soll?

81. „Das kleinste Haar wirft seinen Schatten."

82. Was ich in meinem Leben durch falsche Tendenzen versucht habe zu thun, hab' ich denn doch zuletzt gelernt begreifen.

83. Die Freigebigkeit erwirbt einem Jeden Gunst, vorzüglich wenn sie von Demuth begleitet wird.

---

75. Vergl. unten Nr. 127: „Es giebt problematische Naturen ꝛc."
79. „Deutsche haben keinen Geschmack, weil sie keinen Euphemismus haben." (Goethe am 26. Okt. 1813 bei Riemer. Nr. 348.)
80. Vergl. unten Nr. 966: „Die Menschen verdrießt's, daß das Wahre so einfach ist ꝛc."
81. Dieser Spruch ist Erasmus' Sprichwörtern entnommen. Er lautet hier und in Alberus praec. mor. fol. 13: Etiam capillus unus habet umbram suam (von Publius Syrus oder Publianus). Erasmus giebt dazu die Anwendung: Quantumvis pusillum commodum juvat, quantumlibet exiguum delectum necat. (Schon der geringste Vortheil hilft, schon das kleinste Versehn bringt Nachtheil.)

84. Vor dem Gewitter erhebt sich zum letzten Male der Staub gewaltsam, der nun bald für lange getilgt sein soll.

85. Die Menschen kennen einander nicht leicht, selbst mit dem besten Willen und Vorsatz; nun tritt noch der böse Wille hinzu, der Alles entstellt.

86. Man würde einander besser kennen, wenn sich nicht immer Einer dem Andern gleichstellen wollte.

87. Ausgezeichnete Personen sind daher übler dran als andere: da man sich mit ihnen nicht vergleicht, paßt man ihnen auf.

88. In der Welt kommt's nicht drauf an, daß man die Menschen kenne, sondern daß man im Augenblick klüger sei als der vor uns Stehende. Alle Jahrmärkte und Marktschreier geben Zeugniß.

89. Nicht überall, wo Wasser ist, sind Frösche; aber wo man Frösche hört, ist Wasser.

---

84. „Wenn jetzt alle Donner rollen
Und der ganze Himmel leuchtet,
Wird der wilde Staub des Bodens
Nach dem Boden hingefeuchtet." („Alkeden" im I. Buch des west-östl. Divan.)

85. „Die Menschen kennen sich einander nicht;
Nur die Galeerensklaven kennen sich,
Die eng an eine Bank geschmieden leuchen." (Goethe's Tasso, Schlußszene.)

86. „Der schlimmste Nachbart ist in der Welt,
Der Jeden für Seinesgleichen hält." (Werke, II. S. 26) „Epistel".)

88. Der Spruch ist aus Goethe's „Tischreden" (bei Riemer, Mitth. II. S. 165) vom 26. Februar 1809). Der Schluß lautet hier: „als der vor uns steht, und Niemand ist in diesem Falle, als der sein Handwerk, seine Kunst aus dem Grunde verstehet. Der Vortheil alles Handelns und Thuns geht hieraus wohl hervor für „Handels und Wandels").

89. Zur Umbildung eines deutschen Sprichworts, welches bei Wander (Sprichw.-Lexikon, I. S. 1231 unter Frosch 76) in westphälischer Mundart lautet „Wo Koorkle sint, doo is ok Waater." In der persischen Märchensammlung Tuti-Nameh (d. i. Papageienbuch) erwartet der durstende Frosch, daß der Papagei ihn bitten und sagen werde: Herr muß irgendwo Wasser sein, wo sich Frösche aufhalten. Verwandt sind die lateinischen Sprüche: Rarus aquam (Hartzheim Lehrg. Th. VIII) und Rarissimi ut prata ranunculi (in Erasmi adagia, und bei Neander, Kirchg. von Lützendorf S. 7, 25 und 43) so wie auch Goethe's eigene Frosch-Parabel (Werke, II. S. 194).

90. Wer fremde Sprachen nicht kennt, weiß nichts von ſeiner eigenen.

91. Der Irrthum iſt recht gut, ſo lange wir jung ſind; man muß ihn nur nicht mit ins Alter ſchleppen.

92. Alle Travers, die veralten, ſind unnützes ranziges Zeug.

93. Durch die despotiſche Unvernunft des Kardinal Richelieu war Corneille an ſich ſelbſt irre geworden.

94. Die Natur geräth auf Spezifikationen wie in eine Sackgaſſe; ſie kann nicht durch und mag nicht wieder zurück; daher die Hartnäckigkeit der Nationalbildung.

95. Metamorphoſe im höhern Sinn durch Nehmen und Geben, Gewinnen und Verlieren hat ſchon Dante trefflich geſchildert.

96. Jeder hat etwas in ſeiner Natur, das, wenn er es öffentlich ausſpräche, Mißfallen erregen müßte.

---

90. Gerichtet gegen das exkluſive Deutſchthum jener Zeit (vergl. Nr 677). Auch Hamann (Werke, I. S. 160) ſah fremde Sprachen als Hilfsmittel an, „die Muttersprache beſſer zu verſtehn".

91. Vergl. die Xenie: „Wenn der Jüngling" (Werke, II. S. 356).

92. Der Spruch führt den vorhergehenden weiter aus. Travers ſind Abweichungen von der Regel, Sonderbarkeiten, Grillen. In den „Unterhaltungen mit Müller" ſagt Goethe am 8. März 1824: „Was ſind travers? Falſche Stellungen zur Außenwelt. Wer hat ſie nicht? Jede Lebensſtufe hat die ihr eignen."

93. Der Kardinal Richelieu trat aus einer Art Eiferſucht Corneille und deſſen erſten Erfolgen als ironiſcher Dichter entgegen, nöthigte ihn, auf einige Zeit Paris zu verlaſſen, und beſtimmte die Akademie, ſeinen den Cid verwerfenden Urtheile in den weſentlichſten Punkten beizutreten. Im 3. Buche des erſten Theils von „Dichtung und Wahrheit" ſpielt Goethe auf dieſe „Händel über den Cid" an, welches Stück er ſpäter (1806) ſelbſt umgearbeitet aufs Theater brachte; er bebt hier hervor, daß dies Stück „auf Befehl eines allmächtigen Kardinals ſollte für ſchlecht erklärt werden." Noch im Jahre 1825 überſetzte er aus dem franzöſiſchen „Globe" eine Stelle, in welcher jenes Corneille von der Akademie geſchehene Unrecht als ein Argument gegen das Beſtehen dieſer Körperſchaft betont wurde (Werke, 40bd. A., XXXIII. S. 128).

95. S. Inferno, Canto 25. Dort wird das allungare und accorciare (J. beſonders V. 113, 114 u. 125 bis 128) in einer Weiſe geſchildert, welcher Goethe's „Metamorphoſe der Thiere" (Werke, II. S. 230) ganz entſpricht. „Im höhern Sinne", den Metamorphoſen bei Ovid, Lukan und Lucian gegenüber.

97. Wenn der Mensch über sein Physisches oder Moralisches nachdenkt, findet er sich gewöhnlich krank.

98. Es ist eine Forderung der Natur, daß der Mensch mitunter betäubt werde, ohne zu schlafen; daher der Genuß im Tabakrauchen, Branntweintrinken, Opiaten.

99. Dem thätigen Menschen kommt es darauf an, daß er das Rechte thue; ob das Rechte geschehe, soll ihn nicht kümmern.

100. Mancher klopft mit dem Hammer an der Wand herum und glaubt, er treffe jedes Mal den Nagel auf den Kopf.

101. Die französischen Worte sind nicht aus geschriebenen lateinischen Worten entstanden, sondern aus gesprochenen.

102. Das Zufällig-Wirkliche, an dem wir weder ein Gesetz der Natur noch der Freiheit für den Augenblick entdecken, nennen wir das Gemeine.

103. Bemalung und Punktirung der Körper ist eine Rückkehr zur Thierheit.

104. Geschichte schreiben ist eine Art, sich das Vergangene vom Halse zu schaffen.

---

97. Riemer (Mittth., II. S. 718) notirt unter Goethe's Tischreden vom 3. Mai 1814: „Hypochondrisch sein heißt nichts Anderes, als im Subjekt versinken"; daher Goethe's Abneigung gegen das „Erkenne Dich selbst". S. unt. N. 456.

99. „Gutes thu rein aus des Guten Liebe!" (West-östl. Diwan, Buch der Sprüche, Nr. 12 und Nr. 24.)

100. Anwendung und Umkehrung bekannter sprichwörtlicher Redensarten: „Den Nagel auf den Kopf treffen" und „Er trifft vom Nagel Alles, ausgenommen den Kopf". Nach Wander findet sich die Redensart in letzterer Gestalt auch in Rußland, und Altmann hat sie aus der Gegend von Wladimir verzeichnet (Jahrb. der slavischen Literatur, 1853, S. 130).

103. Derselbe Gedanke findet sich in dem Briefe an Frau von Stein vom 21. August 1784 (Briefe, III. S. 88). Goethe hatte in Braunschweig einige der aus dem amerikanischen Kriege zurückgekehrten Soldaten gesehn, die sich als Wilde verkleidet, tätowirt und bemalt hatten. Er sagt von ihnen: Je ne saurois dire qu'ils avoient l'air terrible et degoutant, comme il paroissoit aux personnes du beau monde; ils me faisoient plutôt voir les efforts de l'espèce humaine pour rentrer dans la classe des animaux.

105. Was man nicht verſteht, beſitzt man nicht.

106. Nicht Jeder, dem man Prägnantes überliefert, wird produktiv; es fällt ihm wol etwas ganz Bekanntes dabei ein.

107. Gunſt, als Sombol der Souveränität, von ſchwachen Menſchen ausgeübt.

108. Es giebt nichts Gemeines, was, ſtraßenhaft ausgedrückt, nicht humoriſtiſch ausſähe.

109. Es bleibt einem Jeden immer noch ſo viel Kraft, das auszuführen, wovon er überzeugt iſt.

110. Das Gedächtniß mag immer ſchwinden, wenn das Urtheil im Augenblick nicht fehlt.

111. Die ſogenannten Naturdichter ſind friſch und neu aufgefordert, aus einer überbildeten, ſtockenden, manierirten Kunſtepoche zurückgewieſene Talente. Dem Platten können ſie nicht ausweichen; man kann ſie daher als rückſchreitend anſehen; ſie ſind aber regenerirend und veranlaſſen neue Vorſchritte.

112. Keine Nation gewinnt ein Urtheil, als wenn ſie über ſich ſelbſt urtheilen kann. Zu dieſem großen Vortheil gelangt ſie aber ſehr ſpät.

---

105. In „Künſtlers Erdewallen“: „Und er beſitzt Dich nicht, er hat Dich nur.“ (Werke, VIII. S. 156.) Vergl. auch W. von Humboldt (Werke, II. S. 232): „Nun aber hält der Menſch das nie ſo ſehr für ſein, was er beſitzt, als was er thut ꝛc.“

106. Der Spruch Nr. 665 ſchließt mit der ähnlichen Bemerkung: „Das Vergleichen der Unkenner iſt eigentlich nur eine Bequemlichkeit, die ſich gern des Urtheils überheben möchte.“

111. Wir erinnern an Goethe's Beurtheilungen von Hebel's Allemannischen und Grübel's Nürnberger Gedichten, ſowie an Anton Fürſtenſtein, den „deutſchen Naturdichter“ (Kunſt und Alterthum, 1823. IV. 2. S. 79). „Aufgefordert“ ſteht eben im Sinne von „angeregt“ (ſ. Sanders unter „Fordern“, I. S. 478).

112. „Nur inſofern ein Volk eigene Literatur hat, kann es urtheilen.“ (Goethe 1817 in Kunſt und Alterth. I. 3. S. 62. und Werke, 40bd. A. XXXII. S. 299.) Vergl. unten Nr. 677.

113. Anstatt meinen Worten zu widersprechen, sollten sie nach meinem Sinne handeln.

114. Alle Gegner einer geistreichen Sache schlagen nur in die Kohlen: diese springen umher und zünden da, wo sie sonst nicht gewirkt hätten.

115. Der Mensch wäre nicht der Vornehmste auf der Erde, wenn er nicht zu vornehm für sie wäre.

116. Das längst Gefundene wird wieder verscharrt: wie bemühte sich Tycho, die Kometen zu regelmäßigen Körpern zu machen, wofür sie Seneca längst anerkannt!

117. Wie lange hat man über die Antipoden hin und her gestritten!

118. Gewissen Geistern muß man ihre Idiotismen lassen.

119. Es werden jetzt Produktionen möglich, die Null sind, ohne schlecht zu sein: Null, weil sie keinen Gehalt haben: nicht

113. Der Gedanke beruht auf der Gegenüberstellung von Wort und Sinn.

114. Dieser Spruch folgte ursprünglich (in Kunst und Alterthum) dem Spruch Nr. 970: „Man streiche zwei Stächen, einen rein an ꝛc." Goethe hatte daher bei diesem, wie auch bei dem vorhergehenden Sprüche (Nr. 113), welchem ursprünglich gleichfalls Natursprüche folgten, zunächst seine „Farbenlehre" im Sinne. Dasselbe Bild wandte Goethe auf das Einschreiten der Regierungen gegen die Presse und die Universitäten nach Kotzebue's Ermordung 1819 an: „Die Mächte hätten in Kohlen geschlagen, die man an Orte hingeführen, wo man sie nicht haben wollte." (Müller, Unterh., S. 33.) Aehnlich im Briefe an Zelter, Nr. 300.

116. Vergl. oben Nr. 1 und Note, und unten Nr. 972: „In den Wissenschaften ist es höchst verdienstlich, das unzulängliche Wahre, was die Alten schon besessen, aufzusuchen."

119. Aehnliche Aeußerungen in dem skizzirten Aufsatz „Ueber den sogenannten Dilettantismus" 1799, Werke, 40ãd. A., XXXI, S. 422 ff., namentlich S. 433: „Impudenz des neuten Dilettantismus, durch Reminiscenzen aus einer reichen kultivirten Dichtersprache und durch die Leichtigkeit eines guten mechanischen Reimen erweckt und unterhalten", und S. 444: „Man kann ganze Bücher lesen, die schön klingen sind und gar nichts enthalten". Vergl. unten Nr. 986: „Der Sprache Heil war's." Obiger Satz ist einem Briefe Goethe's an den Professor Eichstädt zu Jena vom März 1806 entnommen; er schreibt diesem unter Böhlendorf's Trauerspiel Ugolino (1801), welches vergessen wäre, hätte es Goethe nicht in der Jenaischen Literatur-Zeitung recensirt (s. a. O., XXXII, S. 164): „Ich müßte mich sehr irren, oder es ist eine von den Produktionen, wie sie jetzt möglich werden: null, ohne schlecht zu sein. Null, weil sie keinen

schlecht, weil eine allgemeine Form guter Muster den Verfassern vorschwebt.

120. Der Schnee ist eine erlogene Reinlichkeit.

121. Wer sich vor der Idee scheut, hat auch zuletzt den Begriff nicht mehr.

122. Unsere Meister nennen wir billig Die, von denen wir immer lernen. Nicht ein Jeder, von dem wir lernen, verdient diesen Titel.

123. Alles Lyrische muß im Ganzen sehr vernünftig, im Einzelnen ein Bißchen unvernünftig sein.

124. Es hat mit Euch eine Beschaffenheit wie mit dem Meer, dem man unterschiedentliche Namen giebt, und es ist doch endlich Alles gesalzen Wasser.

125. Man sagt: eitles Eigenlob stinket; das mag sein. Was aber fremder und ungerechter Tadel für einen Geruch habe, dafür hat das Publikum keine Nase.

126. Der Roman ist eine subjektive Epopöe, in welcher der Verfasser sich die Erlaubniß ausbittet, die Welt nach seiner Weise zu behandeln. Es fragt sich also nur, ob er eine Weise habe; das Andere wird sich schon finden.

127. Es giebt problematische Naturen, die keiner Lage gewachsen sind, in der sie sich befinden, und denen keine genug thut. Daraus entsteht der ungeheure Widerstreit, der das Leben ohne Genuß verzehrt.

Gehalt hat; nicht schlecht, weil eine allgemeine Form guter Muster dem Verfasser vorschwebt" (Mitth. des Freiherrn von Biedermann zu Dresden) Aus der Recension ergiebt sich, daß unter den „guten Mustern" Schiller & Wallenstein zu verstehen ist.

120. Kommt, nach Wander's Mittheilung, sprichwörtlich nicht vor.

122. Der Nachdruck liegt auf dem Worte „immer".

127. Vergl. die Sprüche Nr. 17 und 75. Spielhagen entnahm dem obigen Spruche die Idee und den Titel seines Romans „Problematische Naturen".

128. Das eigentlich wahrhaft Gute, was wir thun, geschieht größtentheils clam, vi et precario.

129. „Ein lustiger Gefährte ist ein Rollwagen auf der Wanderschaft."

130. Der Schmutz ist glänzend, wenn die Sonne scheinen mag.

131. Der Müller denkt, es wachse kein Weizen, als damit seine Mühle gehe.

132. Es ist schwer, gegen den Augenblick gerecht sein; der gleichgiltige macht uns lange Weile, am guten hat man zu tragen und am bösen zu schleppen.

133. Der ist der glücklichste Mensch, der das Ende seines Lebens mit dem Anfang in Verbindung setzen kann.

134. So eigensinnig widersprechend ist der Mensch: zu seinem Vortheil will er keine Nöthigung, zu seinem Schaden leidet er jeden Zwang.

---

128. Eine juristische Reminiscenz. Gegen Denjenigen, dessen Sache ich clam, vi oder precario (heimlich, gewaltsam oder bittweise) in Besitz genommen habe, gewährt der Prätor mir seinen Schutz. Wegen der vis vergl. in den „Wahlverwandtschaften" (Werke, XV. S. 62): „Alles eigentlich gemeinsame Gute muß durch das unumschränkte Majestätsrecht gefördert werden", wegen des precario (Werke, II. S. 333):

„Will ich aber was Gutes thun,
Muß ich erst um Erlaubniß bitten,"

clam endlich geschieht das Gute, wenn die Linke nicht weiß, was die Rechte thut.

129. Den Spruch finden wir in lateinischer Fassung bei Alberus (praec. vitae; 1548, Bl. 42), wo er lautet: Comes sacundus in itinere pro vehiculo est. Auf Deutsch: In gesprächiger Gesellschaft gegangen, ist so gut wie gefahren; oder bündiger: Gute Unterhaltung verkürzt den Weg. Deutsch findet sich der Spruch gleichfalls mit dem Anklang an den „Zeitkürzer", den Rollwagen (J. Wickram's so benanntes Buch von 1555, Goedeke, I. S. 371) bei Gusman in folgender Gestalt: Ein kurzweiliger Geselt ist anstatt eines Rollwagens (Schmeller, Bayr. Wörterb., III., 1836, S. 80). An diese Fassung schließt sich die obige an.

130. Vergl. „Faust" Werke, XII. S. 142:

„Von dem Dampfe kommen wir. Woraus wir erst erstanden;
Doch sind wir gleich in Reihen hier, Die glänzenden Galanten."

132. Mit „am guten hat man zu tragen" vergl. Werke, II. S. 326: „Alles in der Welt ꝛc."

133. Vergleiche in den Gedichten (Werke, I. S. 27 und II. S. 295):

„Laß den Anfang mit dem Ende Sich in Eins zusammenziehn!"

und „Der Weltumsegler freudig trifft Den Hafen, wo er ausgeschifft."

135. Die Vorsicht ist einfach, die Hinterdreinsicht vielfach.

136. Ein Zustand, der alle Tage neuen Verdruß zuzieht, ist nicht der rechte.

137. Bei Unvorsichtigkeiten ist nichts gewöhnlicher, als Aussichten auf die Möglichkeit eines Auswegs zu suchen.

138. Die Hindus der Wüste geloben, keine Fische zu essen.

139. Es ist mit Meinungen, die man wagt, wie mit Steinen, die man voran im Brette bewegt; sie können geschlagen werden, aber sie haben ein Spiel eingeleitet, das gewonnen wird.

140. Es ist so gewiß als wunderbar, daß Wahrheit und Irrthum aus einer Quelle entstehen; deswegen man oft dem Irrthum nicht schaden darf, weil man zugleich der Wahrheit schadet.

141. Die Wahrheit gehört dem Menschen, der Irrthum der Zeit an. Deswegen sagte man von einem außerordentlichen Manne: Le malheur des temps a causé son erreur, mais la force de son âme l'en a fait sortir avec gloire.

142. Jedermann hat seine Eigenheiten und kann sie nicht los werden; und doch geht Mancher an seinen Eigenheiten, oft an den unschuldigsten, zu Grunde.

---

139. Goethe schreibt: Hindous. Der Spruch gehört unzweifelhaft zu den „angeeigneten"; den Fischgenuß hatte auch Pythagoras verboten (ἐχθύων μὴ γεύεσθαι).

139. Das Bild vom Schachbrett wird unten in Nr. 776 weiter ausgeführt: „Die Natur hat uns das Schachbrett gegeben ꝛc."

141. Vergl. die Sprüche Nr. 272: „In allen Zeiten sind es nur die Individuen ꝛc.", Nr. 393 und Nr. 427. Von Voltaire sagt ein französischer Kritiker ähnlich: C'est par ses défauts qu'un homme ressemble au commun des hommes; mais ce sont ses qualités et ses vertus qui lui donnent sa physiognomie propre (Journal des Débats vom 5. Februar 1867). Vergl. die Besprechung des Buches von W. Schütz: „Irrthümer und Wahrheiten" bei Goethe (Werke, 40bd. X., XXXII. S. 348 und 349) und die ältere Schrift: Des Erreurs et de la Vérité, welche in Goethe's Kreise viel gelesen war. In einem Briefe an Eckermann vom Herbste 1830 variirte Goethe obigen Spruch dahin: „Der Irrthum gehört den Bibliotheken an, das Wahre dem menschlichen Geiste" (Ecker., II. S. 242). Vergl. auch Gesch. der Farbenl. 2. Abth. (Wolfenbüttel. Lücke) den Abschnitt „Der schwache Faden".

142. „Eigenheiten, die werden schon haften;
Kultivire Deine Eigenschaften!" (Werke, II. S. 336.) Vergl. Spruch Nr. 419: „Gewisse Mängel ꝛc.", die Erörterung der Eigenheiten (Werke, 40bd. X., XXXII. S. 349) und oben Nr. 118.

143. Wer sich nicht zu viel dünkt, ist viel mehr, als er glaubt.

144. In Kunst und Wissenschaft so wie im Thun und Handeln kommt Alles darauf an, daß die Objekte rein aufgefaßt und ihrer Natur gemäß behandelt werden.

145. Wenn verständige, sinnige Personen im Alter die Wissenschaft gering schätzen, so kommt es nur daher, daß sie von ihr und von sich zu viel gefordert haben.

146. Ich bedaure die Menschen, welche von der Vergänglichkeit der Dinge viel Wesens machen und sich in Betrachtung irdischer Nichtigkeit verlieren: sind wir ja eben deshalb da, um das Vergängliche unvergänglich zu machen; das kann ja nur dadurch geschehen, daß man Beides zu schätzen weiß.

147. Was die Franzosen Tournure nennen, ist eine zur Anmuth gemilderte Anmaßung. Man sieht daraus, daß die Deutschen keine Tournure haben können; ihre Anmaßung ist hart und herb, ihre Anmuth mild und demüthig; das Eine schließt das Andere aus und sind nicht zu verbinden.

148. Einen Regenbogen, der eine Viertelstunde steht, sieht man nicht mehr an.

149. Es begegnete und geschieht mir noch, daß ein Werk bildender Kunst mir beim ersten Anblick mißfällt, weil ich ihm nicht gewachsen bin; ahn' ich aber ein Verdienst daran, so such' ich ihm beizukommen, und dann fehlt es nicht an den erfreulichsten Entdeckungen: an den Dingen werd' ich neue Eigenschaften und an mir neue Fähigkeiten gewahr.

150. Der Glaube ist ein häuslich, heimlich Kapital, wie es öffentliche Spar- und Hilfskassen giebt, woraus man in Tagen

143. S. oben Nr. 83.
144. „Nichts vom Vergänglichen,
Wie's auch geschah!
Uns zu verewigen,
Sind wir ja da." (Werke, II. S. 346.)
145. Vergl. unten Nr. 207: „Alles Vortreffliche beschränkt und ic."
150. „Der Gläubige", zugleich glaubend und Gläubiger. Auf diesen Spruch folgte ursprünglich Nr. 185: „Das Leben, so gemein es aussieht ic."

der Neth Einzelnen ihr Bedürfniß reicht; hier nimmt der Gläubige sich seine Zinsen im Stillen selbst.

151. Der eigentliche Obskurantismus ist nicht, daß man die Ausbreitung des Wahren, Klaren, Nützlichen hindert, sondern daß man das Falsche in Kurs bringt.

152. Indem ich mich seither mit der Lebensgeschichte wenig und viel bedeutender Menschen anhaltender beschäftigte, kam ich auf den Gedanken: es möchten sich wol die einen in dem Weltgewebe als Zettel, die andern als Einschlag betrachten lassen; jene gäben eigentlich die Breite des Gewebes an, diese dessen Halt, Festigkeit, vielleicht auch mit Zuthat irgend eines Gebildes. Die Schere der Parze hingegen bestimmt die Länge, dem sich denn das Uebrige Alles zusammen unterwerfen muß. Weiter wollen wir das Gleichniß nicht verfolgen.

153. Auch Bücher haben ihr Erlebtes, das ihnen nicht entzogen werden kann.

Wer nie sein Brod mit Thränen aß,
Wer nie die kummervollen Nächte
Auf seinem Bette weinend saß,
Der kennt Euch nicht, Ihr himmlischen Mächte.

Diese tiefschmerzlichen Zeilen wiederholte sich eine höchst vollkommene, angebetete Königin in der grausamsten Verbannung,

151. „Die Frömmelei läßt Falsches auch bestehen;
Deswegen haff' ich sie." (Werke II. S. 377.)

152. Hauptsächlich auf Plutarch's Lebensbeschreibungen, sowie auch auf das von Goethe herausgegebene Leben des Thüringers Sachse („Der deutsche Gil-Blas", 1822) zu beziehn. Vergl.: „Hab' immer den Plutarch gelesen" (Werke, II. S. 375). Das Bild von Zettel und Einschlag gehört zu Goethe's liebsten und häufigsten. S. die Erklärung von „Zettel" bei Sanders (II. S. 1782b). Das „Gebilde" ist ein „Muster". — Die Sprüche Nr. 152 bis 178 erschienen zuerst 1824 in „Kunst und Alterthum", Band V. Heft 1. S. 7 bis 15.

153. Habent sua fata libelli (nach dem Verse des Terentianus Maurus: Pro captu lectoris habent sua fata libelli). Die Strophe ist dem Liede des Harfners in „Wilhelm Meister's Lehrjahre" entnommen (Werke, XVII. S. 140, und I. S. 223). Goethe sagt: „Erst in ihren Unglückstagen zu Memel hat die mir früher nicht sonderlich wohlwollende Königin Louise von Preußen den III. Meister liebgewonnen und immer wieder gelesen. Noch ohnlängst hat mir die Herzogin von Cumberland versichert, daß die Königin durch die Thränen, die sie über jene Stelle in Mignon's (muß heißen: des Harfners) Lied: „Wer nie ꝛc." vergoß, sich ungemein erleichtert gefunden habe" (Müller, Unterh., S. 30, vom 22. Jan. 1821). — Die Herzogin war der Königin Schwester.

zu grenzenlosem Elend verwiesen. Sie befreundete sich mit dem Buche, das diese Worte und noch manche schmerzliche Erfahrung überliefert, und zog daraus einen peinlichen Trost; wer dürfte diese schon in die Ewigkeit sich erstreckende Wirkung wol jemals verkümmern?

154. Mit dem größten Entzücken sieht man im Apollosaal der Villa Aldobrandini zu Frascati, auf welche glückliche Weise Dominichin die Ovidischen Metamorphosen mit der schicklichsten Oertlichkeit umgiebt; dabei nun erinnert man sich gern, daß die glücklichsten Ereignisse doppelt selig empfunden werden, wenn sie uns in herrlicher Gegend gegönnt waren, ja daß gleichgiltige Momente durch würdige Lokalität zu hoher Bedeutung gesteigert wurden.

155. Mannräuschlein nannte man im siebzehnten Jahrhundert gar ausdrucksvoll die Geliebte.

156. Liebes gewaschenes Seelchen ist der verliebteste Ausdruck auf Hiddensee.

---

154. Man vergleiche damit die Schilderung der Aussicht aus der genannten Villa, welche Goethe im September 1787 bei seinem Aufenthalte in Frascati genoß (Werke, 4ter Bd. A., XXIV. S. 117).

155. Den Ausdruck „Mannreuschlein" fanden wir in diesem Sinne im Leben des Hans von Schweinichen (herausgegeben von Büsching. 2te. II. 1822, S. 111 und S. 131), woselbst Schweinichen seine junge Frau so nennt. Es muß daher oben statt „im siebzehnten" heißen: „im sechzehnten Jahrhundert". Goethe erwähnt das Buch unten in Nr. 174. Auch Sanders scheint dem Worte nur in jenem Buche begegnet zu sein (s. sein Wörterbuch, II S. 681b. unter „Rausch").

156. Auf die schlesische Bezeichnung der Geliebten folgt eine pommersche. In allen Ausgaben steht: Hiodensee. Ein solcher geographischer Name ist jedoch nicht zu ermitteln; der berühmte Karto- und Geograph Kiepert versichert, daß es ein „Hyddensee" nicht gebe, und auch G. Gerland ist ihm in Amerika und in der Südsee nicht begegnet. Es kann daher nur „Hiddensee" gemeint sein. Von dieser bei Rügen belegenen Insel (Hütten-Insel, Hutzinsel) konnte Goethe sehr wohl durch seinen Freund, den Pommer Kosegarten, Näheres vernommen haben. Der Ausdruck erinnert zwar nicht niederdeutsch (plattdeutsch), da dieser Dialekt die Diminutivform „chen" nicht kennt und man in Pommern mit der Endung „ing" diminuirt. Gleichwol wird er derther entnommen sein. Man sagt auf Hiddensee: „Du lieber weißer Gott" und „Du liebe weiße Seele" (dau leewe witte Seel), und dies „weiß" mag auch wol durch „weißgewaschen" (gleichsam „in Milch gewaschen" oder dies „gewaschen" erklärt werden oder doch erklärt worden sein. Das Englische kennt dasselbe Bild. Pope schreibt am 1. September 1717 an Lady Montague: Without offence to your modesty be it spoken, I have a burning desire to see your soul stark naked, for I am confident 'tis the prettiest kind of white soul in the universe" (die schönste weiße Seele von der Welt) (Letters of Lady Montague).

157. Das Wahre iſt eine Fackel, aber eine ungeheure; deswegen ſuchen wir Alle nur blinzend ſo daran vorbeizukommen, in Furcht ſogar, uns zu verbrennen.

158. „Die Klugen haben mit einander viel gemein.“ Aeſchylus.

159. Das eigentlich Unverſtändige ſonſt verſtändiger Menſchen iſt, daß ſie nicht zurecht zu legen wiſſen, was ein Anderer ſagt, aber nicht gerade trifft, wie er's hätte ſagen ſollen.

160. Ein Jeder, weil er ſpricht, glaubt auch über die Sprache ſprechen zu können.

161. Man darf nur alt werden, um milder zu ſein; ich ſehe keinen Fehler begehen, den ich nicht auch begangen hätte.

162. Der Handelnde iſt immer gewiſſenlos; es hat Niemand Gewiſſen als der Betrachtende.

163. Ob denn die Glücklichen glauben, daß der Unglückliche wie ein Gladiator mit Anſtand vor ihnen umkommen ſolle, wie der römiſche Pöbel zu fordern pflegte?

---

158. Es iſt ein Trimeter. In den ſieben uns vollſtändig erhaltenen Aeſchyleiſchen Tragödien haben wir den Vers nicht gefunden. Daß das Stück nicht angegeben iſt, kann als Fingerzeig dafür gelten, daß man die Quelle in den Fragmenten des Aeſchylos zu ſuchen habe. Aber auch hier enthält einen ähnlichen Gedanken nur der Vers: κοινὸν τύχη, γνώμη δὲ τῶν κεκτημένων (Aeschyli et Soph. perdit. fabul. fragmenta ed. Wagner. 1852. S. 145. Nr. 50 Aeschyli incogn. fabul. fragm.), deutſch etwa: Gaben des Glücks ſind Allen gemeinſam, Gaben des Geiſtes nur den Wenigen, die ſie erworben haben (den Adepten). Aus der zweiten Hälfte des griechiſchen Verſes könnte obiger Spruch entſtanden ſein. Verwandt iſt das Lateiniſche: Magna ingenia conspirant und Goethe's: „Die Verſeſten aller der Zeiten
Lächeln und winken und ſtimmen mit ein“ (Werke, I. S. 82).

161. „Fürwahr, ſie wären unerträglich,
Wär' ich nicht auch unerträglich geweſen“ (Werke, II. S. 346).

162. „Des thät'gen Manns Behagen ſei Parteilichkeit,“ ſagt Goethe's Prometheus in der „Pandora.“ Vergl. in der Bhagavad-Gita (W. v. Humboldt's Werke, I. S. 81): „Denn alles Thun von Schuld umhüllt, wie Feuers Lodern iſt von Rauch.“

163. Beſonders zu denken an das: „Te morituri salutant“ der ſterbenden Fechter. Der Spruch iſt den „Wahlverwandtſchaften“ (Werke, XV. S. 125) entnommen. Eduard ſagt hier: „Ich verwünſche die Glücklichen, denen der Unglück-

164. Den Timon fragte Jemand wegen des Unterrichts seiner Kinder. Laßt sie, sagte der, unterrichten in dem, was sie niemals begreifen werden.

165. Es giebt Personen, denen ich wohl will, und würschte, ihnen besser wollen zu können.

166. „Der eine Bruder brach Töpfe, der andere Krüge." Verderbliche Wirthschaft!

167. Wie man aus Gewohnheit nach einer abgelaufenen Uhr hinsieht, als wenn sie noch ginge, so blickt man auch wol einer Schönen ins Gesicht, als wenn sie noch liebte.

168. Der Haß ist ein aktives Mißvergnügen, der Neid ein passives; deshalb darf man sich nicht wundern, wenn der Neid so schnell in Haß übergeht.

---

liche nur zum Spektakel dienen soll. Er soll sich in der grausamsten Lage körperlicher und geistiger Bedrängniß noch edel geberden, um ihren Beifall zu erhalten, und damit sie ihm beim Verscheiden noch applaudiren, wie ein Gladiator mit Anstand vor ihren Augen umkommen."

164. Diese Aeußerung des Timon (im Plutarch) verwandte Goethe auch zu der Xenie: „Wie soll ich meine Kinder unterrichten?" (Werke, II. S. 380) mit der Anwort: „Belehre sie von Himmel und Erden, was sie niemals begreifen werden." Nach Diogenes Laertius (VIII. §. 16) antwortete ein Pythagoräer auf dieselbe Frage: „Laß sie die Bürger eines wohlregierten Staates werden". Auch Rob. Boyle (der Naturforscher) formulirt Timon in dem ähnlichen Satze: Legenda sunt, quae legentes non intelligimus — ut res in memoriam animitendae, donec ad ipsarum comprehensionem Intellectus assurgat. Dagegen Tertullian: Credibile quia ineptum.

166. Es liegt eine alte sprichwörtliche Redensart zu Grunde. Luther (Eine Hochzeitpredigt. 1531) benutzt solche schon: „Zubricht der Mann Krügleins, zubricht die Frau Heferlein, da wird denn eine Hölle und der Teufel gar daraus." Schweinichen (in der in Nr. 155 und 174 citirten Biographie, Bd. I. S. 333) sagt von den beiden Brüdern Heinrich und Friedrich, Herzögen zu Liegnitz: „Der eine Fürst brach Töpfe, der andere Krüge." Dieser Stelle ist augenscheinlich obiger Spruch entnommen und „Verderbliche Wirthschaft" von Goethe hinzugesetzt. In Zincgreff's Apophthegmata, 1655, (IV. S. 333) findet sich der Spruch in dem Reime:

„Zubrich Du die Krug', ich die Töpff',
So schlagen wir uns um die Köpff."

und früher bei Fischart (Aller Praktik Großmutter, 1607, Bogen D) in der Stelle: „Wolan kriegel dapffer in den Krügen, zerschlaget sie dapffer, wann die Frau Häfen bricht."

168. Goethe bei Riemer (Briefe, S. 348): „Der Haß gleicht einer Krankheit ꝛc."

169. Der Rhythmus hat etwas Zauberisches; sogar macht er uns glauben, das Erhabene gehöre uns an.

170. Dilettantismus, ernstlich behandelt, und Wissenschaft, mechanisch betrieben, werden Pedanterei.

171. Die Kunst kann Niemand fördern als der Meister. Gönner fördern den Künstler, das ist recht und gut; aber dadurch wird nicht immer die Kunst gefördert.

172. „Deutlichkeit ist eine gehörige Vertheilung von Licht und Schatten." Hamann. Hört!

173. Shakespeare ist reich an wunderlichen Trepen, die aus personificirten Begriffen entstehen und uns gar nicht kleiden würden, bei ihm aber völlig am Platze sind, weil zu seiner Zeit alle Kunst von der Allegorie beherrscht wurde.

Auch findet Derselbe Gleichnisse, wo wir sie nicht vernehmen würden, z. B. vom Buche. Die Druckerkunst war schon über hundert Jahre erfunden; demohngeachtet erschien ein Buch noch als ein Heiliges, wie wir aus dem damaligen Einbande sehen, und so war es dem edlen Dichter lieb und ehrenwerth; wir aber dreschiren jetzt Alles und haben nicht leicht vor dem Einbande noch seinem Inhalte Respekt.

174. **Herr von Schweinichen ist ein merkwürdiges Geschichts- und Sittenbuch; für die Mühe, die es kostet, es zu lesen, finden wir uns reichlich belohnt; es wird für gewisse Zustände eine Symbolik der vollkommensten Art. Es ist kein Lesebuch, aber man muß es gelesen haben.**

---

171. Vergl. oben den Spruch Nr. 122.

172. Diese Stelle haben wir in Hamann's gedruckten Schriften nicht gefunden. Sie ist wahrscheinlich ungedruckten Handschriften Hamann's entnommen, in deren Besitz Goethe durch Herder gelangt war. Letzterer schreibt am 21. Mai 1779, daß Goethe alle Hamann'schen Schriften sehr sorgfältig aufbewahre (Hamann's Werke, VI. S. 85), welcher Sammlung Goethe später in Briefen an Dorvio und Nikolovius gedenkt. Auch die Stelle aus Hamann unter Nr. 346 fehlt in seinen gesammelten Schriften. Andere Stellen über Deutlichkeit siehe das. II. S. 285 u. IV. S. 19.

173. Die hier, stellt Goethe auch in der „Geschichte der Farbenlehre" (Abth. 5. 1. Epoche. Th. Sprat) der Bezeichnung des Buch als ein „Kunstwerk" gegenüber; Shakespeare braucht das Buch in den verschiedensten Trepen, z. B. im Perikles (I. 1) her facet, the book of praises, in Ant. u. Kleop. (I. 2) nature's infinite book of secrecy, the book and volume of my brain (Hamlet, I., 5) und ebenso das Buch der Liebe, der Schönheit, der Tugend u. s. w.

174. Eine kurze Anzeige dieses Buchs findet sich bei Goethe: Werke, Abth. II., XXXII. S. 452. Siehe als Spuren der Lektüre desselben Nr. 155 und 166.

175. Der thörigste von allen Irrthümern ist, wenn junge, gute Köpfe glauben, ihre Originalität zu verlieren, indem sie das Wahre anerkennen, was von Andern schon anerkannt worden.

176. Die Gelehrten sind meist gedässig, wenn sie widerlegen; einen Irrenden sehen sie gleich als ihren Todfeind an.

177. Die Schönheit kann nie über sich selbst deutlich werden.

178. Sobald man der subjektiven oder sogenannten sentimentalen Poesie mit der objektiven, darstellenden, gleiche Rechte verlieh, wie es denn auch wol nicht anders sein konnte, weil man sonst die moderne Poesie ganz hätte ablehnen müssen, so war vorauszusehen, daß, wenn auch wahrhafte poetische Genies geboren werden sollten, sie doch immer mehr das Gemüthliche des innern Lebens als das Allgemeine des großen Weltlebens darstellen würden. Dieses ist nun in dem Grade eingetroffen, daß es eine Poesie ohne Tropen giebt, der man doch keineswegs allen Beifall versagen kann.

Dritte Abtheilung.*)

179. Der Irrthum ist viel leichter zu erkennen, als die Wahrheit zu finden; jener liegt auf der Oberfläche: damit läßt sich wol fertig werden; diese ruht in der Tiefe: danach zu forschen, ist nicht Jedermanns Sache.

---

175. Siehe oben die Note zu Nr. 1 und das Gedicht (Werke, II. S. 259) „Den Originalen".

178. Der Schlußsatz kehrt etwas verändert wieder in Nr. 235. Schiller hatte die subjektive Poesie zuerst die „sentimentalische", die objektive die „naive" genannt (S. dessen Abhandlung über diese Dichtarten und Goethe's Aeußerungen über deren Benennung, Werke, 40de A., XI., S. 422.)

*) Die Sprüche Nr. 179 bis Nr. 239 erschienen zugleich mit Nr. 977 u. 985 zuerst im Jahre 1823 im „Kunst und Alterthum" (IV. 2, S. 35 bis 48) mit der Ueberschrift: „Eigenes und Angeeignetes", die übrigen Sprüche dieser Abtheilung von Nr. 240 an datiren erst im Jahre 1826 unter dem Titel „Einzelnes" (ebendas. V. 3, S. 14 bis 39). Aus beiden Gruppen von Sprüchen wurde, mit Weglassung von Nr. 220, die „dritte Abtheilung" der „Maximen und Reflexionen" im 9. Bande der Nachgelassenen Werke, S. 80 bis 87 zusammengestellt.

179. „Es ist aber mit dem Wahren völlig wie mit dem Bernstein in den Tünen; es hatte Noth, man triebe Betrübniß drauf" (schärfer danach) (Werke, 40de. A., XI., S. 74) und Hamann: „Die Wahrheit muß aus der Erde herausgegraben werden" (Gildemeister, IV. S. 119).

180. Wir Alle leben vom Vergangenen und gehen am Vergangenen zu Grunde.

181. Wie wir was Großes lernen sollen, flüchten wir uns gleich in unsere angeborne Armseligkeit, und haben doch immer etwas gelernt.

182. Den Deutschen ist nichts daran gelegen, zusammen zu bleiben, aber doch für sich zu bleiben. Jeder, sei er auch, welcher er wolle, hat so ein eignes Zutrich, das er sich nicht nehmen möchte nehmen lassen.

183. Die empirisch-sittliche Welt besteht größtentheils nur aus bösem Willen und Neid.

184. Der Aberglaube ist die Poesie des Lebens; deswegen schadet's dem Dichter nicht, abergläubisch zu sein.

185. Das Leben, so gemein es aussieht, so leicht es sich mit dem Gewöhnlichen, dem Alltäglichen zu begnügen scheint, legt

181. Vergl. „Panaeae" (Werke, II. S. 272).

183. „Man kann Machiavell zu lesen glauben, wenn Goethe, als könnte es nicht anders sein, von einer empirischen, sittlichen Welt spricht, in welcher das Grundgesetz böser Wille und Neid sei, und doch ist Nes fast wörtlich im Spinoza zu haben, der es mit Nothwendigkeit aus dem endlichen Wesen des einzelnen Menschen abzuleiten sucht und so mittels des Endlichen selbst das Unendliche bestätigt" (Danzel, Ueber Goethe's Spinozismus, S. 59). Vergl. im Diwan „Wanderers Gemüthsruhe":

Ueberes Niederträchtige
Niemand sich bellage;
Denn es ist das Mächtige.

184. Vergl. oben Nr. 35 und die Note dazu. Obiger Spruch wurde veranlaßt durch eine Schrift von Justus Möser: „Ueber den Aberglauben unserer Vorfahren", und zusammengegangen aus Sätzen des Artikels, welchen Goethe über diese Schrift in „Kunst und Alterthum" (IV. Heft 2, S. 129) veröffentlichte (Werke, 40ste Ausgabe, XXXII. S. 343 ff.); die bezüglichen beiden Sätze sangen dort an: „Der Aberglaube ist die Poesie des Lebens" und „Dem Dichter schadet der Aberglaube nicht." Zum Beweise gleichsam ließ Goethe dort den „Bannfluch" aus Byron's Manfred folgen, als „wahres Muster, wo die tiefsten sittlichen Gefühle unter physischer Form sich in Aberglauben verwandeln, durch dessen Darstellung der Dichter sich leicht so vortrefflich als unglaublich Schauder zu erregen trachtet" (vgl. S. 134). Jenes Gedicht in Goethe's Uebertragung steht in den Werken, II. S. 465.

185. Dieser Spruch findet sich in „Kunst und Alterthum" sowol hier (IV. Heft 2, S. 38) als auch im III. Bande (Heft 1, S. 48) derselben Zeitschrift vom Jahre 1821 (eben nach Nr. 150 unter den Sprüchen der vorstehenden „Zweiten Abtheilung").

und pflegt doch immer gewisse höhere Forderungen im Stillen und sieht sich nach Mitteln um, sie zu befriedigen.

188. Mit dem Vertrauen ist es eine wunderliche Sache. Hört man nur Einen, der kann sich irren oder sich betrügen; hört man Viele, die sind in demselbigen Falle, und gewöhnlich findet man da die Wahrheit gar nicht heraus.

187. Unreine Lebensverhältnisse soll man Niemand wünschen; sie sind aber für Den, der zufällig hineingeräth, Prüfsteine des Charakters und des Entschiedensten, was der Mensch vermag.

188. Ein beschränkter ehrlicher Mensch sieht oft die Schelmerei der feinsten Mäkler (Faiseurs) durch und durch.

189. Wer keine Liebe fühlt, muß schmeicheln lernen; sonst kommt er nicht aus.

190. Gegen die Kritik kann man sich weder schützen noch wehren; man muß ihr zum Trutz handeln, und das läßt sie sich nach und nach gefallen.

191. Die Menge kann tüchtige Menschen nicht entbehren, und die Tüchtigen sind ihnen jederzeit zur Last.

186. Vergl. das Gedicht „Vielrath" (Werke, II. S. 271).

188. Der Ausdruck „Mäkler" kommt nach Sanders (II. S. 196 b) auch mundartlich vor für verbesserte landwirthschaftlicher Instrumente, wie auch „Mäkler", jedoch in anderm Sinne, „Es komme der Gebrauch auf, dass von Maschenschaften zwischen türkischen und französischen Diplomaten" (Citat aus der Neuen Züricher Zeitung in der Beilage Nr. 88 der Augsb. Allg. Zeitung vom 8. April 1862); dies „Maschenschaft" entspricht dem Goethe'schen „Mäkler" genau. Goethe gebraucht auch „werkzeugliche Thäter" (Werke, 40sd. X. XXVIII. S. 135).

189. Mit Bezug auf die Juden gesagt im Juli 1811 (Riemer, Br. S. 343).

190. Mit Bezug auf die „Handelsverbindungsschaften" gesagt 1814 (Riemer, Br. S. 344. Vgl. Briefw. mit Reinhard, S. 68).

191. Vergl. die Xenien: „Sie möchten gerne frei sein ꝛc." (Werke, II. S. 370) und: „Ich habe gar nichts gegen die Menge ꝛc." (das. S. 353).

192. Wer meine Fehler überträgt, ist mein Herr, und wenn's mein Diener wäre.

193. Memoiren von oben herunter oder von unten hinauf, sie müssen sich immer begegnen.

194. Wenn man von den Leuten Pflichten fordert und ihnen keine Rechte zugestehen will, muß man sie gut bezahlen.

195. Das sogenannte Romantische einer Gegend ist ein stilles Gefühl des Erhabenen unter der Form der Vergangenheit oder, was gleich lautet, der Einsamkeit, Abwesenheit, Abgeschiedenheit.

196. Der herrliche Kirchengesang: Veni Creator Spiritus ist ganz eigentlich ein Appell ans Genie; deswegen er auch geist- und kraftreiche Menschen gewaltig anspricht.

197. Das Schöne ist eine Manifestation geheimer Naturgesetze, die uns ohne dessen Erscheinung ewig wären verborgen geblieben.

198. Aufrichtig zu sein, kann ich versprechen, unparteiisch zu sein, aber nicht.

---

193. Diese Bemerkung veranlaßten wol die Lebensbeschreibungen des Thürmers Sachse (des deutschen Gil-Blas), des Schuhmachermeisters Steube und andrer Personen aus den untern Ständen, welche Goethe mit Vorliebe las und besprach. In dem Aufsatz über das erstgedachte Buch (Kunst und Altertum, III. 1. S. 93. 1821) wenn Goethe die obern Stände darauf hin, wie es anziehen möchte, wenn ihre Bedienten auch dergleichen Bekenntnisse schrieben, und weiterhin auf Punkte der Uebereinstimmung zwischen jenen Lebensbeschreibungen und denen des Plutarch. S. oben Nr. 152.

194. Vergl. die Xenie: „Konstitutionell sind wir Alle ꝛc." (Werke, III. S. 286), namentlich den Schluß: „Wer repräsentirt denn die Diener?"

196. S. Goethe's Uebertragung dieses Kirchengesangs, welchem er erst die obige Bezeichnung „Appell ans Genie" als Ueberschrift gab, in den Werken, III. S. 64. Auch der Brief an Schiller, Nr. 244, vom 16. November 1796 enthält eine Anspielung auf diesen Kirchengesang, ebenso der Brief an Zelter vom 26. Oktober 1820, aus welcher Zeit obige Bemerkung stammen dürfte.

197. Vergl. unten Nr. 330: „Die Manifestation der Idee als des Schönen" und in Nr. 979 die mit den Worten: „Zum Schönen wird erfordert ein Gesetz ꝛc." anhangende Erläuterung.

199. Der Undank iſt immer eine Art Schwäche. Ich habe nie geſehen, daß tüchtige Menſchen wären undankbar geweſen.

200. Wir Alle ſind ſo bornirt, daß wir immer glauben, Recht zu haben; und ſo läßt ſich ein außerordentlicher Geiſt denken, der nicht allein irrt, ſondern ſogar Luſt am Irrthum hat.

201. Reine mittlere Wirkung zur Vollendung des Guten und Rechten iſt ſehr ſelten; gewöhnlich ſehen wir Pedanterie, welche zu retardiren, Frechheit, die zu übereilen ſtrebt.

202. Worte und Bild ſind Korrelate, die ſich immerfort ſuchen, wie wir an Tropen und Gleichniſſen genugſam gewahr werden. So von je her, was dem Ohr nach innen geſagt oder geſungen war, ſollte dem Auge gleichfalls entgegenkommen. Und ſo ſehen wir in kindlicher Zeit in Geſetzbuch und Heilsordnung, in Bibel und Fibel, ſich Wort und Bild immerfort balanciren. Wenn man ausſprach, was ſich nicht bilden, bildete, was ſich nicht ausſprechen ließ, ſo war das ganz recht; aber man vergriff ſich gar oft und ſprach, ſtatt zu bilden,*) und daraus entſtanden die doppelt böſen ſymboliſch-myſtiſchen Ungeheuer.

203. Eine Sammlung von Anekdoten und Maximen iſt für den Weltmann der größte Schatz, wenn er die erſten an ſchicklichen Orten ins Geſpräch einzuſtreuen, der letzten im treffenden Falle ſich zu erinnern weiß.

204. Man ſagt: ſtudire, Künſtler, die Natur! Es iſt aber keine Kleinigkeit, aus dem Gemeinen das Edle, aus der Unform das Schöne zu entwickeln.

---

201. Vergl. mit dem Schluſſe im Spruche Nr. 779 die Worte: „Uebereilung und Dünkel jedoch ſind gefährliche Dämonen“, und in den Gedichten (Werke, II. S. 330):

„Unſrer Krankheit ſchwer Geheimniß
Schwankt zwiſchen Uebereilung
Und zwiſchen Verſäumniß.“

*) „Bilde Künſtler, rede nicht.“ (Werke, II. S. 175.)

203. Zwiſchen dieſem und dem vorigen Spruch ſtand urſprünglich Nr. 977.

204. Dies iſt weiter unten in der Abtheilung über „Kunſt“ in den Sprüchen Nr. 713 u. 714 erörtert. Dorthin gehört auch Nr. 207.

205. Wo der Antheil ſich verliert, verliert ſich auch das Gedächtniß.

206. Die Welt iſt eine Glocke, die einen Riß hat; ſie klappert, aber klingt nicht.

207. Die Zudringlichkeit junger Dilettanten muß man mit Wohlwollen ertragen; ſie werden im Alter die wahrſten Verehrer der Kunſt und des Meiſters.

208. Wenn die Menſchen recht ſchlecht werden, haben ſie keinen Antheil mehr als die Schadenfreude.

209. Geſcheite Leute ſind immer das beſte Konverſations-Lexikon.

210. Es giebt Menſchen, die gar nicht irren, weil ſie ſich nichts Vernünftiges vorſetzen.

211. Kenne ich mein Verhältniß zu mir ſelbſt und zur Außenwelt, ſo heiß' ich's Wahrheit. Und ſo kann Jeder ſeine eigene Wahrheit haben, und es iſt doch immer dieſelbige.

212. Das Beſondere unterliegt ewig dem Allgemeinen; das Allgemeine hat ewig ſich dem Beſondern zu fügen.

---

205. Napoleon ähnlich: „das Herz macht das Gedächtniß" (en mémoire tenait du cœur. Las Cases, Mém. IV. p. 290).

206. Sprüche: „Das Neue klingt, das Alte klappert." (Auch Goethe in der Xenie „Ich höre es gern ꝛc", Werke, II. S. 347.)

209. Die zuerſt 1796—1811 unter obigem Titel erſchienenen alphabetiſch geordneten Encyklopädien (im Franzöſiſchen richtiger Dictionnaires des Gutes genannt) erregten anfangs, namentlich auch bei Goethe, wegen des ſehr uneigentlichen, ſeitdem längſt eingebürgerten Titels Anſtoß. Vergl. das Spiel mit dem Titel in der Xenie: „Konverſations-Lexikon heißt's mit Recht ꝛc." (Werke, II, S. 379). Nach Sterne iſt „Bücherſchreiben nur ein andrer Name für Konverſation" (Tr. Shandy, II, Kap. 11).

210. „Wer nicht mehr liebt und nicht mehr irrt,
Der laſſe ſich begraben" (Werke, II. S. 261). S. Paul Winkler's von Koblert „Guter Gedanken drei Tauſend." Görlitz, 1685: „Wer nichts thut, irrt nicht, und wer nicht irrt, beſſert ſich nicht," im italieniſchen Sprichwort: Chi non fa, non falla.

211. Vergl. oben Spruch 8.

212. S. unten Nr. 599: „Was iſt das Allgemeine?"

213. **Vom eigentlich Produktiven ist Niemand Herr, und sie müssen es Alle nur so gewähren lassen.**

214. **Wem die Natur ihr offenbares Geheimniß zu enthüllen anfängt, der empfindet eine unwiderstehliche Sehnsucht nach ihrer würdigsten Auslegerin, der Kunst.**

215. **Die Zeit ist selbst ein Element.**

216. **Der Mensch begreift niemals, wie anthropomorphisch er ist.**

217. **Ein Unterschied, der dem Verstand nichts giebt, ist kein Unterschied.**

218. **Die Verwechselung eines Konsonanten mit dem andern möchte wol aus Unfähigkeit des Organs, die Verwandlung der Vokale in Diphthongen aus einem eingebildeten Pathos entstehen.**

219. **Man kann nicht für Jedermann leben, besonders für Die nicht, mit denen man nicht leben möchte.**

---

213. Dies „gewähren lassen", eine Wendung, die schon veraltet war, durch Goethe aber wieder in allgemeinere Aufnahme gekommen ist, erklärt Sanders (II. S. 1461a. unter „währen") als: „in seiner Weise bestehn und fortwirken lassen, ohne hindernde Eingriffe."

214. In unpassenden Fällen und Wendungen findet sich bei Goethe ein solches Nebeneinanderstellen kontrastirender Begriffe, namentlich der des Offenbaren und des Geheimen (nach dem bekannten spanischen Stück: Das offenbare Geheimniß), wie im Schlusse des „Epirrhema" überschriebenen Gedichts (Werke, II. S. 230):

„So ergreifet ohne Säumniß
Heilig öffentlich Geheimniß."

Obiger Spruch ist den „Wanderjahren" entnommen (S. 266 der ersten Ausgabe 1821; Werke, XVIII. S. 235). Wilhelm trifft hier mit einem jungen Maler in Ober-Italien zusammen „und lernte, empfänglich wie er war, mit dessen Augen die Welt sehen, und indem die Natur das offenbare Geheimniß ihrer Schönheit enthüllete, mußte man nach Kunst als der würdigsten Auslegerin unbezwingliche Sehnsucht empfinden." Der Dichter ist nach Goethe der „Epitomator der Natur", und ebenso nach A. v. Humboldt (Werke, II. S. 219) das Dichten ein „begeistertes Entziffern der Natur".

215. „Die Zeit, als die höchste Gabe Gottes und der Natur" (Werke, XVIII. S. 369). S. unten Nr. 496 u. 537. Obiges Diktum ist gegen Kant's Lehre von Raum und Zeit gerichtet, wie das Distichon Nr. 23, Werke, II. S. 167.

216. „Wie Einer ist, so ist sein Gott ꝛc." (Werke, II. S. 368. Vergl. Nr. 903.

217. Vor diesem Spruch stand ursprünglich Nr. 385.

218. Das leben für Andere ist hier vorzüglich auf das Wirken als Dichter und Schriftsteller zu beziehn. Ausgeführter findet sich derselbe Spruch als Nr. 1033.

220. „Wenn man alle Gesetze studiren sollte, so hätte man gar keine Zeit, sie zu übertreten."

221. Der Appell an die Nachwelt entspringt aus dem reinen, lebendigen Gefühl, daß es ein Unvergängliches gebe und, wenn auch nicht gleich anerkannt, doch zuletzt aus der Minorität sich der Majorität werde zu erfreuen haben.

---

220. Dieser Spruch wird in den Cotta'schen Ausgaben weggelassen. Von Kurz (6, 4 Werke, XII. S. 600) ist er aus dem ersten Drucke restituirt. Goethe gab ihn in „Kunst und Alterthum" (IV. 2. S. 182) folgende Erläuterung: „Auf Seite 44 des gegenwärtigen Heftes findet sich ein Sprüchlein, das man nicht gern weder unter die eigenen noch unter die angeeigneten zählen möchte; dessenungeachtet einige Erläuterung zu geben wäre, wie sich solches in die ernstere Gesellschaft schicklichen; es heißt: „Wenn man alle Gesetze studiren sollte, so hätte man keine Zeit, sie zu übertreten." Ich nenne so Geistige und ernste Leser meiner Schriften, die bei wenigem Nachdenken gleich entdecken würden, wohin dieses Paradoxon eigentlich gehöre; da nun aber dies vom größern Publikum nicht zu erwarten ist, dem ich doch auch Aufmerksamkeit schuldig bin, so will ich nur gestehen, daß diese verwegenen Worte dem neapolitanischen Prinzchen angehören; Worte, welche ich in meiner italienischen Reise vergessen und wie sie mir wieder einfielen, auf ein Zettelchen geschrieben hatte. Dieses kam zufällig unter andere ernstere und mehrbedachte Blättchen, es schlich sich ein und ich lache mir fort, bis es endlich zum Druck gelangte. Dieser Zufall aber, dieses Ueberleben gibt mir Gelegenheit, auszusprechen, wie anmuthig und geistreich dieser eingestreute Scherz sich damals erwies. Jene heitere Schöne war leibliche Schwester von Filangieri, welches ich am angeführten Orte verschwieg. Ein leidenschaftlich ernster Mann, wie er war, eingenommen von dem Thema, das er so ausführlich behandelt hatte (denn es standen schon zehn Bände über Gesetzgebung von ihm gedruckt), war genirt, mit einem Jeden, dem er sein Vertrauen schenkte, aufrichtig und eindringlich über die Mängel der Gegenwart und über die Hoffnung einer bessern Zukunft zu sprechen. Da er nun eines der Schwester, die ganz andere Dinge im Sinne hatte, mit einem Gespräch von Gesetzen und aber Gesetzen in die Quere kam, fuhr sie mit jenem Spruche heraus, den man ihr, zu so viel Anderem, wegen sonstiger Anmuth gar gern verzeihen wird, ohne sich als guter Staatsbürger denselben im Mindesten anzueignen." Etwas verändert findet sich der Spruch aber schon in der „Italienischen Reise" (Werke, 10. A., XXIII. S. 251) unter „Neapel, den 12. März 1787". Hier sagt die Prinessin von ihrem Bruder, mit dem Goethe eben über die „ernstesten Dinge" gesprochen: „Was war das wieder für ein Gespräch mit Filangieri! Der gute Mann! Er machte sich viel zu schaffen. Schon oft habe ich ihm gesagt: „Wenn Ihr neue Gesetze macht, so müßten wir uns wieder neue Mühe geben, um auszusinnen, wie wir auch die nächst übertreten können; bei den alten haben wir es schon weg. Gehen Sie nur einmal, wie schön Neapel ist! Die Menschen leben seit so vielen Jahren sorglos und vergnügt, und wenn von Zeit zu Zeit einmal Einer gehängt wird, so geht alles Uebrige seinen herrlichen Gang." Vgl. Spruch 481: „Junge und Weiber wollen die Ausnahme, Alte die Regel."

221. Goethe hatte dabei seine Farbenlehre im Sinne; er erklärt sonst den Appell an die Nachwelt für etwas Trübes (Brief vom 29. März 1821 an Reinhard, S. 196). Er fand den Ausdruck auch in den Roland'schen Memoiren (unten Nr. 341).

222. Geheimnisse sind noch keine Wunder.

223. „I convertiti stanno freschi appresso di me."

224. Leichtsinnige, leidenschaftliche Begünstigung problematischer Talente war ein Fehler meiner frühern Jahre, den ich niemals ganz ablegen konnte.

225. Ich möchte gern ehrlich mit Dir sein, ohne daß wir uns entzweiten; das geht aber nicht. Du benimmst Dich falsch und setzest Dich zwischen zwei Stühle; Anhänger gewinnst Du nicht und verlierst Deine Freunde. Was soll daraus werden!

226. Es ist ganz einerlei, vornehm oder gering sein: das Menschliche muß man immer ausbaden.

227. Die liberalen Schriftsteller spielen jetzt ein gutes Spiel; sie haben das ganze Publikum zu Suppleanten.

228 u. 229. Wenn ich von liberalen Ideen reden höre, so verwundere ich mich immer, wie die Menschen sich gern mit leeren Wortschällen hinhalten. Eine Idee darf nicht liberal sein; kräftig sei sie, tüchtig, in sich selbst abgeschlossen, damit sie den göttlichen Auftrag, produktiv zu sein, erfülle. Noch weniger darf der Begriff liberal sein; denn der hat einen ganz andern Auftrag.

Wo man die Liberalität aber suchen muß, das ist in den Gesinnungen, und diese sind das lebendige Gemüth.

---

223. Zu Deutsch etwa: „Die Konvertiten sind bei mir schön angekommen!" oder: „sind bei mir an den Rechten gekommen!" Blar Tosco, kalt stehn, ist hier ironisch gebraucht im Sinne von: al trovarmo male (Tommaseo, Diz. unter Fresco No. 4 und Dante, Inf. C. 32, v. 117). Der Satz enthält die Umkehrung des biblischen Worts von der Freude über auch nur einen Bekehrten. Die Quelle ist unermittelt. Von einer Seite ist die Vermuthung aufgestellt, Goethe könne das spöttische Wort in den Briefen des Papstes Clemens XIV. (Ganganelli), welche ihrer Zeit viel Aufsehn machten, gefunden haben (wo convertiti ist zu suppliren alla penitenza, die Reuigen, die Frommen).

225. Dualus sedere sellis schon unter Erasmus' Sprichwörtern.

226. „Es muß Jeder ein paar Narrenschuh zerreißen, zerreißt er nicht mehr." (Leander, ed. Lorenbeef, S. 13).

227. Bezieht sich auf die unmittelbar nach den Befreiungskriegen eintretende deutsche Bewegung, in welche Goethe durch Eken's Nemesis und die Kotzebue'schen Händel hineingezogen wurde. (Vgl. Goethe's Gedicht auf das Wartburgfest. Werke, III. S. 296, und Gerd Eilers' Wanderung durchs Leben, II. S. 40 ff.).

228. „Was will das heißen, daß Jedermann von Liberalität spricht und den Andern hindern will, nach seiner Weise zu denken und sich auszusprechen" (unter Nr. 797) und: „Die wahre Liberalität ist Anerkennung ꝛc." (Nr. 624)

Gesinnungen aber sind selten liberal, weil die Gesinnung unmittelbar aus der Person, ihren nächsten Beziehungen und Bedürfnissen hervorgeht.

Weiter schreiben wir nicht; an diesem Maaßstab halte man, was man tagtäglich hört!

230. Es sind immer nur unsere Augen, unsere Vorstellungsarten; die Natur weiß ganz allein, was sie will, was sie gewollt hat.

231. „Gieb mir, wo ich stehe!"
Archimedes.
„Nimm Dir, wo Du stehest!"
Rose.
„Behaupte, wo Du stehst!"
G.

232. Allgemeines Kausal-Verhältniß, das der Beobachter aufsucht und ähnliche Erscheinungen einer allgemeinen Ursache zuschreibt; an die nächste wird selten gedacht.

233. „Einem Klugen widerfährt keine geringe Thorheit."

230. Vergl. unten Nr. 934.

231. Bekannt ist bas, die Lehre vom Hebel in sich schließende Wort des Archimedes zu Hiero von Syrakus, der sich verwunderte, als Archimedes am Ufer stehend ein Schiff mit einer Maschine bewegte: „Gieb mir einen festen Punkt, und ich bewege die Erde." Rose, von dem das zweite Dictum herrührt, (Legationsrath R. zu Endenach bei Bonn, „der hochbejahrte philosophische Sonderling," über den Nees von Esenbeck 1833 Näheres mitgetheilt. Müller, Umrch. S. 56) hatte im Jahre 1820 in der Schrift: „Historische Symbola, die Basalt-Genese betreffend", eine Vermittlung der Neptunisten (zu denen Goethe gehörte) und der Vulkanisten versucht. Rose's Dictum bezieht sich auf den Basalt als eine — nach seiner Ansicht — „ursprüngliche Gebirgsart", gleich dem Granit, und auf den Grundsatz, „daß für jedes vulkanische Produkt ein ursprüngliches Muttergestein aufzusuchen" sei. Die beiden ersten Sprüche stellte Goethe als Motto seinem Aufsatze „Zur Geologie, besonders der böhmischen" (Zur Naturwissenschaft, I. S. 191) voran und besprach später Rose's Schrift besonders (bas. S. 219 f. und Goethe's Annalen, Jahr 1820). Goethe's eigenes Dictum, das dritte endlich, — ähnlich dem Wahlspruche der Drunter: Jo maintiendrai — findet sich auch als: „Beharre, wo Du stehst" im Anhange der „Wanderjahre" (Werke, XXII. S. 243, 1829), und daraus unten als Nr. 990 aufgeführt. Es liegt darin Goethe's Erklärung, sich nicht von seiner neptunistischen Gebirgslehre abdringen lassen zu wollen. Vergl. unten Nr. 976.

232. S. unten Nr. 641, 789 bis 802, und 868.

233. Ist älterer deutscher Spruch; bei Michael Neander 1586 (Ausgabe von Lauenberf, S. 9) lautet derselbe: „Es thut kein Weiser eine kleine Thorheit."

234. Bei jedem Kunstwerk, groß oder klein, bis ins Kleinste kommt Alles auf die Conception an.

235. Es giebt eine Poesie ohne Tropen, die ein einziger Tropus ist.

236. Ein alter gutmüthiger Examinator sagt einem Schüler ins Ohr:

„Etiam nihil didicisti,"

und läßt ihn für gut hingehen.

237. Das Fürtreffliche ist unergründlich, man mag damit anfangen, was man will.

238. „Aemilium Paulum — virum in tantum laudandum, in quantum intelligi virtus potest."

239. Ich habe mich so lange ums Allgemeine bemüht, bis ich einsehen lernte, was vorzügliche Menschen im Besondern leisten.

240. Eigentlich weiß man nur, wenn man wenig weiß; mit dem Wissen wächst der Zweifel.

Auch im zweiten Theile des „Faust" machte Goethe von dem Sprüche Gebrauch (Werke, XIII, S. 233, die Schlußworte des Mephistopheles). Wander führt als bairisches Sprichwort an: „Ein Gelehrter begeht keine kleine Thorheit" (I, 1534. Nr. 29).

235. Räder begründet oben in Nr. 170.

236. Diese Anekdote hatte Goethe von dem Polizeirath Grüner zu Eger daselbst im Juni 1823 gehört, mit dem sich der Vorfall zu Prag im Jahre 1797 oder 1798 ereignet hatte. Grüner erzählte: „Professor Mikan (Ernestus, Professor der Mathematik an der Universität zu Prag) sah in dem Katalog, und da ich im ersten Semester gut von ihm klassifizirt worden war, er vielleicht durch meine Prüfung Ehre vor dem Examinator einlegen wollte, auch er mir ein bedeutendes Problem zu lösen. Als er wahrnahm, daß ich auf der Tafel einen ganz falschen Ansatz machte, löschte er ihn mit dem Schwamm aus, sagte zu mir ganz leise: Etiam nihil didicisti, und gab mir einige leichte Fragen, die ich gut beantworten konnte" (Briefw. und mündl. Verkehr zwischen Goethe und dem Rathe Grüner. 1853. S. 130).

238. Der vorhergehende Satz ist diesem entnommen. Die Stelle findet sich bei Velleius Paterculus (I, 9, 3), den Goethe auch in seinem „Winckelmann" (Werke, 4obd. X, XXX. S. 26) allegirt.

240. Auf die Sprüche aus Band IV (1823) folgen nun Nr 240 die Sprüche aus Band V von „Kunst und Alterthum" (1826). Der Spruch gehört zu denen, welche Goethe am 3. Oktober 1828 an Zelter sandte (Briefw., V, S. 117).

241. Die Irrthümer des Menſchen machen ihn eigentlich liebenswürdig.

242. „Bonus vir semper tiro.“

243. Es giebt Menſchen, die ihr Gleiches lieben und aufſuchen, und wieder ſolche, die ihr Gegentheil lieben und dieſem nachgehn.

244. Wer ſich von je her erlaubt hätte, die Welt ſo ſchlecht anzuſehen, wie uns die Widerſacher darſtellen, der müßte ein miſerables Subjekt geworden ſein.

245. Mißgunſt und Haß beſchränken den Beobachter auf die Oberfläche, ſelbſt wenn Scharfſinn ſich zu ihnen geſellt; verſchwiſtert ſich dieſer hingegen mit Wohlwollen und Liebe, ſo durchdringt er die Welt und den Menſchen, ja, er kann hoffen, zum Allerhöchſten zu gelangen.

246. „Panoramic ability“ ſchreibt mir ein engliſcher Kritiker zu, wofür ich allerſchönſtens zu danken habe.

241. Vergl. unten Nr. 419: „Gewiſſe Mängel ſind nothwendig zum Daſein des Einzelnen.“

242. „Ein Meiſter lernt immer.“ Aus Martial, XII. 51, 2. Semper bonus homo tiro est, wo der Vers im Zuſammenhange bedeutet: „Ein guter Menſch wird oft getäuſcht, weil er immer unbefangen wie ein Kind bleibt“ (ſ. Lüchmann, Geflügelte Worte). Michaelis führt an (Apophthegmata, Nr. 2908): „Es iſt kein Meiſter ſo gut, der nicht noch etwas zu lernen hätte.“

244. In Verſen: „Der Götter Erde lichten Saal
Verdüſtern ſie zum Jammerthal;
Daran entdecken wir geſchwind,
Wie jämmerlich ſie ſelber ſind“ (Geb., III. S. 263).

246. Bezieht ſich wol auf Carlyle. „Panoramic ability“ — der Ausdruck findet ſich vielleicht in der Einleitung zu Goethe's „Wilhelm Meiſter“ von Carlyle vom Jahre 1824 — würde wiederzugeben ſein durch: „Die Kunſt, Alles zugleich zu ſehn“, wie der Miniſter Stein Goethe „mit einer Glaskugel an der Straße verglich, in der ſich Alles abſpiegelt, was vorüberfährt“ (Ellers' Leben, III. S. 344). Auch Julian Schmidt in ſeinem Artikel über Goethe's proſaiſchen Stil (Grenzboten, 1857, Nr. 52) ſagt: „Mit ſeinem wunderbaren Auge ſieht er Alles, was ſonſt nur vermittelſt der Arbeitstheilung geſehen wird, er ſieht Alles zugleich.“

247. Einem jeden wohlgesinnten Deutschen ist eine gewisse Portion poetischer Gabe zu wünschen, als das wahre Mittel seinen Zustand, von welcher Art er auch sei, mit Werth und Anmuth einigermaßen zu umkleiden.

248. Den Stoff sieht Jedermann vor sich; den Gehalt findet nur Der, der etwas dazu zu thun hat, und die Form ist ein Geheimniß den Meisten.

249. Die Menschen halten sich mit ihren Neigungen ans Lebendige. Die Jugend bildet sich wieder an der Jugend.

250. Wir mögen die Welt kennen lernen, wie wir wollen, sie wird immer eine Tag- und eine Nachtseite behalten.

251. Der Irrthum wiederholt sich immerfort in der That; deswegen muß man das Wahre unermüdlich in Worten wiederholen.

252. Wie in Rom außer den Römern noch ein Volk von Statuen war, so ist außer dieser realen Welt noch eine Welt des Wahns, viel mächtiger beinahe, in der die Meisten leben.

253. Die Menschen sind wie das rothe Meer: der Stab hat sie kaum aus einander gehalten, gleich hinterdrein fließen sie wieder zusammen.

---

248. Vergl. in den Noten zum west-östlichen Divan unter der Ueberschrift „Eingeschaltetes" die Erörterung, wie „Form, Stoff und Gehalt" einander zu durchdringen haben, den Aufsatz „Stoff und Gehalt" (Werke, 40th. A., XXXII. S. 451) und den Satz „Gehalt ohne Methode u. s. w." (ebendas. XXXIX. S. 62). Wegen „dazu thun" vergl. das Gedicht „Probatum est" (Werke, II. S. 256), Grimm unter „dazu" (II, 872c) und Sanders unter „thun" (II, 1318b).

249. Einer der von Riemer (Mitth., II. S. 715) unter Goethe's „Tischreden" und zwar vom 18. September 1810 aufgeführten Sprüche. Er bezog sich auf die Gemälde des Dresdner Landschaftsmalers Friedrich, welche Goethe „in einem strengeren Kunststinne" nicht ganz billigte (Annalen vom Jahre 1809).

252. Kaßiodor sagt in den Epistein (VIII, 13): Nam quid populus coplosissimus statuarum, grages etiam absolutissimi aquarum aunt cantata sorvandi? S. auch VII, 15, und Gregorovius, Gesch. der Stadt Rom, I. S. 279, Friedländer, Darstellungen, I. S. 13, und Meyer's Kunstgeschichte, III. S. 198. Goethe entnahm seinen Vergleich wol der zuletzt angeführten Stelle, wonach in Rom „neben dem einheimischen Volke noch ein Volk von Statuen entstand."

254. Pflicht des Hiſtorikers: das Wahre vom Falſchen, das Gewiſſe vom Ungewiſſen, das Zweifelhafte vom Verwerflichen zu unterſcheiden.

255. Eine Chronik ſchreibt nur Derjenige, dem die Gegenwart wichtig iſt.

256. Die Gedanken kommen wieder, die Ueberzeugungen pflanzen ſich fort; die Zuſtände gehen unwiederbringlich vorüber.

257. „Unter allen Völkerſchaften haben die Griechen den Traum des Lebens am Schönſten geträumt."

258. Ueberſetzer ſind als geſchäftige Kuppler anzuſehen, die uns eine halbverſchleierte Schöne als höchſt liebenswürdig anpreiſen: ſie erregen eine unwiderſtehliche Neigung nach dem Original.

259. Das Alterthum ſetzen wir gern über uns, aber die Nachwelt nicht. Nur ein Vater neidet ſeinem Sohn nicht das Talent.

260. Sich ſubordiniren iſt überhaupt keine Kunſt; aber in abſteigender Linie, in der Deſzendenz, etwas über ſich erkennen, was unter Einem ſteht.

261. Unſer ganzes Kunſtſtück beſteht darin, daß wir unſere Exiſtenz aufgeben, um zu exiſtiren.

---

254. Vergl. dagegen in Nr. 1003: „Der Hiſtoriker kann und braucht nicht Alles aufs Gewiſſe zu führen."

258. Eine ähnliche Bedeutung wie der Schluß haben wol die Schlußverſe der etwas myſtiſchen Xenie „Alles auch Meinende ꝛc.", daß „das Erſcheinende nicht mehr erſcheint" (Werke, II. S. 86).

259. „Ahnreihen aber, junge, neidlos anzuſehn,
Das iſt die größte Prüfung mein, des Alten" (Werke, II. S. 369).
Die Sprüche 259 und 260 gehören zuſammen. Eine ähnliche Gegenüberſtellung der „Vorwelt" und der „Zeitgenoſſen" findet ſich in dem Aufſatz „Meteore des literariſchen Himmels" (Werke, 40bd. A., XI., S. 460).

261. Riemer (Mitth., II. S. 716) führt dieſen Spruch unter Goethe's „Tiſchreden" vom 24. Mai 1811 an. Vergl. im Gedichte „Selige Sehnſucht" des weſt-öſtl. Divans das „Stirb und werde!"

262. Alles, was wir treiben und thun, iſt ein Abmühen; wohl Dem, der nicht müde wird!

263. „Hoffnung iſt die zweite Seele der Unglücklichen."

264. „L'Amour est un vrai recommenceur."

265. Es giebt im Menſchen auch ein Dienenwollendes; daher die Chevalerie der Franzoſen eine Servage.

266. „Im Theater wird durch die Beluſtigung des Geſichts und Gehörs die Reflexion ſehr eingeſchränkt."

267. Erfahrung kann ſich ins Unendliche erweitern, Theorie nicht in eben dem Sinne reinigen und vollkommener werden. Jener ſteht das Univerſum nach allen Richtungen offen; dieſe bleibt innerhalb der Grenze der menſchlichen Fähigkeiten eingeſchloſſen. Deßhalb müſſen alle Vorſtellungsarten wiederkehren, und der wunderliche Fall tritt ein, daß bei erweiterter Erfahrung eine bornirte Theorie wieder Gunſt erwerben kann.

268. Es iſt immer dieſelbe Welt, die der Betrachtung offen ſteht, die immerfort angeſchaut oder geahnet wird, und es ſind immer dieſelben Menſchen, die im Wahren oder Falſchen leben; im letzten bequemer als im erſten.

---

262. „So wollt' ich ohne Unterlaß
Wie Sankt Diogenes mein Faß" (Werke, II. S. 257) und „Beiſpiel" (Nachl. 264). Eckermann (I. S. 106) läßt Goethe unter dem 27. Januar 1824 ſagen: „Auch will ich mich nicht beklagen und den Gang meines Lebens nicht ſchelten; allein im Grunde iſt es nichts als Mühe und Arbeit geweſen." S. Riemer, Br. S. 370: „Solche Mühe hat Gott dem Menſchen gegeben!"

264. Genommen aus den Memoiren des Messire Roger Rabutin, Comte de Bussy. Es war Büſſy's Lieblingsſpruch. Er findet ſich wiederholt S. 13, 27, 240 und 291 der Nouvelle edition (Amsterdam, 1831) jener Memoiren, welche auch wol die Anregung zum folgenden Spruche gaben (s. Büchmann's „Geflügelte Worte", S. 38 der 2. Auflage).

267. Von den Schlußworten macht Goethe in der Lenie „Je mehr man kennt ꝛc." (Werke, II. S. 393) und in Prosa (40Bd. A., XL. S. 393) eine Anwendung.

269. Die Wahrheit widerspricht unserer Natur, der Irrthum nicht, und zwar aus einem sehr einfachen Grunde: die Wahrheit fordert, daß wir uns für beschränkt erkennen sollen; der Irrthum schmeichelt uns, wir seien auf ein- oder die andere Weise unbegrenzt.

270. Es ist nun schon bald zwanzig Jahre, daß die Teutschen sämmtlich transszendiren. Wenn sie es einmal gewahr werden, müssen sie sich wunderlich vorkommen.

271. Daß Menschen dasjenige noch zu können glauben, was sie gekannt haben, ist natürlich genug; daß Andere zu vermögen glauben, was sie nie vermochten, ist wol seltsam, aber nicht selten.

272. Zu allen Zeiten sind es nur die Individuen, welche für die Wissenschaft gewirkt, nicht das Zeitalter. Das Zeitalter war's, das den Sokrates durch Gift hinrichtete, das Zeitalter, das Hussen verbrannte; die Zeitalter sind sich immer gleich geblieben.

273. Das ist die wahre Symbolik, wo das Besondere das Allgemeinere repräsentirt, nicht als Traum und Schatten, sondern als lebendig augenblickliche Offenbarung des Unerforschlichen.

---

270. Der Spruch (im Jahre 1826 zuerst gedruckt) möchte sich nicht auf die Entwicklung der Nach-Kantischen Philosophie, sondern auf die Nach-Schiller'sche Dichtung, namentlich auf die sog. romantische Schule und deren Ausläufer beziehn und das Transszendiren als ein Verlassen der Einfachheit und Natürlichkeit zu verstehen sein. In seinen etwa 1823 geschriebenen „Annalen" vom Jahre 1820 sagt Goethe, bei der Besprechung von Manzoni's Carmagnola: „Unsre guten deutschen Jünglinge könnten an ihm (Manzoni) ein Beispiel sehen, wie man in einfacher Größe natürlich wahr; vielleicht dürfte sie das von dem durchaus falschen Transszendiren zurückbringen." (Vergl. Nr. 349, und Riemer, Br., S. 338.)

271. Vergleiche im Abschnitt: „Bedenklichstes" die Worte: „Der wunderbarste Irrthum aber ist derjenige, der sich auf uns selbst und unsere Kräfte bezieht" und die weitere Ausführung (Werke, 40ste A., III. 338).

272. Vergl. oben Nr. 141: „Die Wahrheit gehört dem Menschen, der Irrthum der Zeit an."

273. S. unten Nr. 743: „Die Symbolik verwandelt die Erscheinung in Idee ꝛc." und den Spruch vorher.

274. Alles Ideelle, sobald es vom Realen gefordert wird, zehrt endlich dieses und sich selbst auf. So der Kredit (Papiergeld) das Silber und sich selbst.

275. Die Meisterschaft gilt oft für Egoismus.

276. Sobald die guten Werke und das Verdienstliche derselben aufhören, sogleich tritt die Sentimentalität dafür ein, bei den Protestanten.

277. Es ist eben, als ob man es selbst vermöchte, wenn man sich guten Raths erholen kann.

278. Die Wahlsprüche deuten auf das, was man nicht hat, wonach man strebt. Man stellt sich solches wie billig immer vor Augen.

279. „Wer einen Stein nicht allein erheben mag, der soll ihn auch selbander liegen lassen."

280. Der Despotismus fördert die Autokratie eines Jeden, indem er von oben bis unten die Verantwortlichkeit dem Indi-

274. S. oben Nr. 24 und die Note dazu.

275. Nach Riemer (Mittth., II. S. 622) erwähnte Goethe diesen Spruch am 10. März 1811 als das Thema eines von ihm projektirten Romans „Der Egoist".

276. „Die guten Werke" im Sinne der katholischen Werkheiligkeit, der opera operata, nicht das „gut handeln" des Nathan („wie gern der schlechteste Mensch andächtig schwärme, um nur — gut handeln nicht zu dürfen").

277. In einem Briefe an Frau von Stein (III. S. 151. 1785) bemerkt Goethe: „Der Herzog war heute lang' bei mir, um sich in einer Sache rathen zu lassen, die schon durch Leidenschaft bei ihm ausgemacht ist." Ueber die Form „sich Raths erholen", neben „sich Raths" oder „um Raths erholen" s. Sanders, I. 780 a., und Grimm, III. S. 854, 7 b.

279. Aelter deutscher Spruch in Agricola's Sprichwörtern 1529 (Latendorf, S. 93) ganz in obiger Fassung (nur „allein nicht") und in Michaelis Kreuzpredigten (Nr. 1352): „Wer einen Stein alleine nicht erheben kann, der mag ihn auch wol selbander liegen lassen." Selbander d. h. mit Hülfe eines Andern, zu Zweien. Aber ist die holländische Version von Cammen noch richtig: „Wie een' Steen niet alleen opheffen kan, die zal hem ook andermaal zein gereed Raat wel laten liggen."

280. Mit Bezug auf Napoleon's „Despotismus" gesagt am 29. März 1810 (Riemer, Br. S. 331).

viduum zumuthet und so den höchsten Grad von Thätigkeit hervorbringt.

281. Alles Spinozistische in der poetischen Produktion wird in der Reflexion Machiavellismus.

282. Man muß seine Irrthümer theuer bezahlen, wenn man sie los werden will, und dann hat man noch von Glück zu sagen.

283. Wenn ein deutscher Literator seine Nation vormals beherrschen wollte, so mußte er ihr nur glauben machen, es sei Einer da, der sie beherrschen wolle. Da waren sie gleich so verschüchtert, daß sie sich, von wem es auch wäre, gern beherrschen ließen.

284. „Nihil rerum mortalium tam instabile ac fluxum est quam potentia non sua vi nixa."

285. „Es giebt auch Afterkünstler, Dilettanten und Spekulanten: Jene treiben die Kunst um des Vergnügens, Diese um des Nutzens willen."

286. Geselligkeit lag in meiner Natur; deswegen ich bei vielfachem Unternehmen mit Mitarbeiter gewann und mich ihnen

281. „Macht man wirklich Ernst damit, daß Gott (nach Spinoza) nur unter den Formen jener Attribute in unser Bewußtsein eintreten könne, deren jedes ihn total ausdrücke, so ist er die Ursache jedes Dinges nur innerhalb jedes Attributes selbst (Spinoza, Ethik, Thl. II. Lehrs. 6) und es findet also nichts Anderes statt als eine gegenseitige endlose Bedingung der endlichen Dinge. Goethe hat über diesen Zusammenhang das bestimmteste Bewußtsein gehabt. „Alles Spinozistische in der poetischen Produktion wird in der Reflexion Machiavellismus" heißen die merkwürdigen Worte, welche als eine der concentrirtesten Aeußerungen seines einsamen Sinnens für Den, welcher dasselbe zu reproduciren vermag, in diese Verhältnisse nach allen Seiten die tiefsten Einblicke gewähren" (Tonnet, „Ueber Goethe's Spinozismus," S. 59). Aus diesem Grunde würde sich manche seiner Dichtungen in Prosa „verrucht" ausnehmen (Eckermann. I. 117).

283. Das „vormals" ist nicht zu streng zu nehmen. Goethe wollte wol seine eigenen Erfahrungen aussprechen. Der Gebrauch des Tacitus („ihr glauben machen") findet sich in gleicher Art sehr häufig bei Goethe (z. B. Br. an Frau von Stein, 22. März 1785, III. S. 151: „daß Du mir recht mögest fühlen lassen."). „Von wem es auch wäre," z. B. von Kotzebue, Müllner.

284. Worte des Tacitus, wenig verändert. Das 19. Kapitel Buch 13 der Annalen beginnt mit Bezug auf die Agrippina, welche, von Nero, ihrem Sohne, verbannt, sogleich von Allen verlassen wurde: „Nihil rerum mortalium tam instabile ac fluxum est, quam fama potentiae, non sua vi nixa. Statim rollectum Agrippinae limen."

zum Mitarbeiter bildete und so das Glück erreichte, mich in ihnen und sie in mir fortleben zu sehn.

287. Mein ganzes inneres Wirken erwies sich als eine lebendige Heuristik, welche, eine unbekannte geahnete Regel anerkennend, solche in der Außenwelt zu finden und in die Außenwelt einzuführen trachtet.

288. Es giebt eine enthusiastische Reflexion, die von dem größten Werth ist, wenn man sich von ihr nur nicht hinreißen läßt.

289. Nur in der Schule selbst ist die eigentliche Vorschule.

290. Der Irrthum verhält sich gegen das Wahre, wie der Schlaf gegen das Wachen. Ich habe bemerkt, daß man aus dem Irren sich wie erquickt wieder zu dem Wahren hinwende.

291. Ein Jeder leidet, der nicht für sich selbst handelt. Man handelt für Andere, um mit ihnen zu genießen.

292. Das Faßliche gehört der Sinnlichkeit und dem Verstande. Hieran schließt sich das Gehörige, welches verwandt ist mit dem Schicklichen. Das Gehörige jedoch ist ein Verhältniß zu einer besondern Zeit und entschiedenen Umständen.

293. Eigentlich lernen wir nur von Büchern, die wir nicht beurtheilen können. Der Autor eines Buchs, das wir beurtheilen könnten, müßte von uns lernen.

---

287. „Heuristik" von dem „εὕρηκα" (ich hab's gefunden) des Archimedes, der, beim Baden ein Grundgesetz der Hydraulik findend, jenes Wort wiederholt ausrief. Vergl. unten Nr. 907.

289. S. Nr. 745: „In der wahren Kunst giebt es keine Vorschule." Bekannt sind Jean Paul's „Vorschule der Aesthetik" und Tieck's „Vorschule zur Uebersetzung des Shakespeare", nach Analogie der Progymnastica in Rhetoricam.

291. „Besitz und Gemeingut" in den „Wanderjahren": „Nur insofern werden die Vermögenden geschätzt, als Andere durch sie genießen" (Werke, XVIII. S. 50).

293. „Hätten sie mich beurtheilen können,
So wär' ich nicht, was ich bin" (Werke, II. S. 387). Vergl. den Spruch 480.

294. Deshalb iſt die Bibel ein ewig wirkſames Buch, weil, ſo lange die Welt ſteht, Niemand auftreten und ſagen wird: ich begreife es im Ganzen und verſtehe es im Einzelnen. Wir aber ſagen beſcheiden: im Ganzen iſt es ehrwürdig und im Einzelnen anwendbar.

296. Alle Myſtik iſt ein Transſzendiren und ein Ablöſen von irgend einem Gegenſtande, den man hinter ſich zu laſſen glaubt. Je größer und bedeutender dasjenige war, dem man abſagt, deſto reicher ſind die Produktionen des Myſtikers.

296. Die orientaliſche myſtiſche Poeſie hat deswegen den großen Vorzug, daß der Reichthum der Welt, den der Adept wegwirft, ihm noch jederzeit zu Gebote ſteht. Er befindet ſich alſo noch immer mitten in der Fülle, die er verläßt, und ſchwelgt in dem, was er gern los ſein möchte.

297. Chriſtliche Myſtiker ſollte es gar nicht geben, da die Religion ſelbſt Myſterien darbietet. Auch geben ſie immer gleich ins Abſtruſe, in den Abgrund des Subjekts.

298. Ein geiſtreicher Mann ſagte, die neuere Myſtik ſei die Dialektik des Herzens und deswegen mitunter ſo erſtaunenswerth und verführeriſch, weil ſie Dinge zur Sprache bringe, zu denen der Menſch auf dem gewöhnlichen Verſtands-, Vernunfts- und Religionswege nicht gelangen würde. Wer ſich Muth und Kraft glaube, ſie zu ſtudiren, ohne ſich betäuben zu laſſen, der möge ſich in dieſe Höhle des Trophonios verſenken, jedoch auf ſeine eigene Gefahr.

294. Vergl. unten Spruch 332, und hinſichtlich der Antwendbarkeit der Bibel Spruch 467.

296. In dieſem Sinne ſagt Goethe von Hafis: „Du aber biſt myſtiſch rein, Der Du, ohne fromm zu ſein, ſelig biſt!“ (Diwan, Buch Hafis, „Offenbar Geheimniß.“)

297. Von Goethe's Ausfällen gegen gewiſſe Myſterien der chriſtlichen Religion iſt in Müller's „Unterhaltungen“ (S. 91) unterm 30. Juni 1824 die Rede.

298. Vergl. unten Nr. 328. Daß der Humor der Mitz des Herzens ſei, wollte Goethe dagegen bei Müller (Unterh., S. 88, v. J. 1824) nicht gelten laſſen. Bei der „neuern Myſtik“ iſt an bekannte Erſcheinungen der romantiſchen Schule zu denken. Die neuere franzöſiſche Myſtik berührte Goethe's Briefwechſel mit Reinhard vielfach (z. B. S. 272. 289). „Höhle des Tr.“ gehört zu Goethe's Lieblingsbildern.

299. Die Deutschen sollten in einem Zeitraume von dreißig Jahren das Wort Gemüth nicht aussprechen, dann würde nach und nach Gemüth sich wieder erzeugen; jetzt heißt es nur: Nachsicht mit Schwächen, eignen und fremden.

300. Die Vorurtheile der Menschen beruhen auf dem jedesmaligen Charakter der Menschen; daher sind sie, mit dem Zustand innig vereinigt, ganz unüberwindlich. Weder Evidenz, noch Verstand, noch Vernunft haben den mindesten Einfluß darauf.

301. Charaktere machen oft die Schwäche zum Gesetz. Weltkenner haben gesagt: „Die Klugheit ist unüberwindlich, hinter welcher sich die Furcht versteckt.“ Schwache Menschen haben oft revolutionäre Gesinnungen; sie meinen, es wäre ihnen wohl, wenn sie nicht regiert würden, und fühlen nicht, daß sie weder sich noch Andere regieren können.

302. In eben dem Falle sind die neuern deutschen Künstler; den Zweig der Kunst, den sie nicht besitzen, erklären sie für schädlich und daher wegzuhauen.

---

299. Das Gemüth setzt Goethe an einem andern Ort in das eigentlich Menschliche, in die Gesinnung. Vergl. oben Nr. 228 und 57, wo das Gemüthliche dem Sentimentalen entgegengestellt wird. Beethoven schreibt 1817 an den Erzieher seines Neffen: „Ich bitte Sie, mehr sein Gefühl und Gemüth in Anspruch zu nehmen, da besonders das letztere der Hebel zu allem Tüchtigen ist, und so spöttisch und klein manchmal das Gemüthliche genommen wird, so wird es doch von unsern größten Schriftstellern, wie von Goethe und Andern, als eine vorzügliche Eigenschaft betrachtet ꝛc.“

301. Zum Schlußsatz vergl. „Faust“ (Werke, XIII. S. 73): „Denn Jeder, der sein innres Leibst nicht zu regieren weiß, regierte gar zu gern des Nachbars Willen“; Gedichte (Werke, II. S. 371):

„Sie gönnten Cäsarn das Leid nicht,
Und wußten's nicht zu regieren“ –

in Müller's Unterhaltungen (S. 95 d. J. 1824): „Gewöhnlich ist der Ermordete gerade der Beste oder Unentbehrlichste“ und im „Reineke“ (8. Gesang):

„Doch das Schlimmste sind' ich den Dünkel des irrigen Wahnes,
Der die Menschen ergreift, es könne Jeder im Traume
Seines heiligen Wollens die Welt beherrschen und richten.“

Nach der Aeußerung Reinhard's (Briefw., S. 241) ist unter obigen „Weltkennern“ Talleyrand zu verstehen.

302. Vergl. unten in der Abtheilung „Kunst“ mehrere gegen die sog. Nazarener gerichtete Sprüche, wie Nr. 759 u. flgde.

303. Der Menſchenverſtand wird mit dem geſunden Menſchen rein geboren, entwickelt ſich aus ſich ſelbſt und offenbart ſich durch ein entſchiedenes Gewahrwerden und Anerkennen des Nothwendigen und Nützlichen. Praktiſche Männer und Frauen bedienen ſich deſſen mit Sicherheit. Wo er mangelt, halten beide Geſchlechter, was ſie begehren, für nothwendig, und für nützlich, was ihnen gefällt.

304. Alle Menſchen, wie ſie zur Freiheit gelangen, machen ihre Fehler gelten: die Starken das Uebertreiben, die Schwachen das Vernachläſſigen.

305. Der Kampf des Alten, Beſtehenden, Beharrenden mit Entwicklung, Aus- und Umbildung iſt immer derſelbe. Aus aller Ordnung entſteht zuletzt Pedanterie; um dieſe los zu werden, zerſtört man jene, und es giebt eine Zeit hin, bis man gewahr wird, daß man wieder Ordnung machen müſſe. Klaſſicismus und Romanticismus, Zunungszwang und Gewerbsfreiheit,*) Feſthalten und Zerſplittern des Grundbodens, es iſt immer derſelbe Konflikt, der zuletzt wieder einen neuen erzeugt. Der größte Verſtand des Regierenden wäre daher, dieſen Kampf ſo zu mäßigen, daß er ohne Untergang der einen Seite ſich ins Gleiche ſtellte; dies iſt aber den Menſchen nicht gegeben, und Gott ſcheint es auch nicht zu wollen.

306. Welche Erziehungsart iſt für die beſte zu halten? Antwort: die der Hydrioten. Als Inſulaner und Seefahrer nehmen

303. Vergl. oben Nr. 61. Der Schluß erinnert an das „Erlaubt iſt, was gefällt" in Goethe's „Taſſo". Dies war nie Goethe's Meinung. Wenn Gottſchall in ſeiner „Gedankenharmonie" Goethe (unter Nr. 955) ſagen läßt: „Das Rechte ſei das, was dem Menſchen angenehm ſei," ſo beruht dies auf Entſtellung ſeiner Worte, nach denen es vielmehr heißen muß: „was ihm gemäß ſei."

*) In den „Wanderjahren" (Werke, XVIII. S. 392) behandelt Goethe in gleicher Art den Konflikt der Maſchinen- und der Handarbeit. Ebendahin gehört der Konflikt zwiſchen Fauſt und Philemon (Akt 5. des 2. Theils von „Fauſt").

306. „Der kleine Hydriot" von Wilh. Müller (S. 22, Heft 2. ſeiner „Lieder der Griechen," 1822) iſt der genaue poetiſche Kommentar zu Goethe's Worten, welche, wie jenes Gedicht, der griechiſche Befreiungskampf hervorrief. Der Schluß oben erinnert an den Athener Themiſtokles (Juſtinus, II. 9). Auch die Inſel Hydra ſelbſt beſang W. Müller („Neue Lieder der Griechen," 1824, 2. Heft, Nr. 1: „Hoher, ſteiler, feſter Felſen, darauf Hellas' Freiheit ruht ꝛc." und „Der

sie ihre Knaben gleich mit zu Schiffe und lassen sie im Dienste herankrabbeln. Wie sie etwas leisten, haben sie Theil am Gewinn; und so kümmern sie sich schon um Handel, Tausch und Beute, und es bilden sich die tüchtigsten Küsten- und Seefahrer, die klügsten Handelsleute und verwegensten Piraten. Aus einer solchen Masse können denn freilich Helden hervortreten, die den verderblichen Brander mit eigener Hand an das Admiralschiff der feindlichen Flotte festklammern.

307. Alles Vortreffliche beschränkt uns für einen Augenblick, indem wir uns demselben nicht gewachsen fühlen; nur insofern wir es nachher in unsere Kultur aufnehmen, es unsern Geists- und Gemüthskräften aneignen, wird es uns lieb und werth.

308. Kein Wunder, daß wir uns Alle mehr oder weniger im Mittelmäßigen gefallen, weil es uns in Ruhe läßt; es giebt das behagliche Gefühl, als wenn man mit Seinesgleichen umginge.

309. Das Gemeine muß man nicht rügen; denn das bleibt sich ewig gleich.

310. Wir können einem Widerspruch in uns selbst nicht entgehen; wir müssen ihn auszugleichen suchen. Wenn uns Andere widersprechen, das geht uns nichts an, das ist ihre Sache.

311. Es ist so viel gleichzeitig Tüchtiges und Treffliches auf der Welt; aber es berührt sich nicht.

Griff auf Hydra", S. 12 der „Lieder der Griechen", 1821). Vergl. auch „Faust" (Werke XIII. S. 212):

„Krieg, Handel und Piraterie,
Dreieinig sind sie, nicht zu trennen."

307. S. oben Nr. 149.

309. S. oben Nr. 102 und 183, so wie den Schluß des Gedichtes „Wanderers Gemüthsruhe" (Divan, Buch des Unmuths).

310. „Der Mensch hat wirklich viel zu thun, wenn er sein eigenes Positive bis ans Ende durchführen will" (Goethe an Reinhard, am 12. Mai 1826. Briefw., S. 271). Vergl. oben Nr. 34.

312. Welche Regierung die beste sei? Diejenige, die uns lehrt, uns selbst zu regieren.

313. Doctren kannſt Du, Täubiger, freilich nicht; es iſt, wie das Predigen, durch unſern Zuſtand geboten, wahrhaft nützlich, wenn Konverſationen und Katechiſationen ſich anſchließen, wie es auch urſprünglich gehalten wurde. Lehren aber kannſt Du und wirſt Du, das iſt: wenn That dem Urtheil, Urtheil der That zum Leben hilft.

314. Gegen die drei Einheiten iſt nichts zu ſagen, wenn das Sujet ſehr einfach iſt; gelegentlich aber werden dreimal drei Einheiten, glücklich verſchlungen, eine ſehr angenehme Wirkung thun.

315. Wenn die Männer ſich mit den Weibern ſchleppen, ſo werden ſie ſo gleichſam abgeſponnen wie ein Wocken.

316. Es kann wol ſein, daß der Menſch durch öffentliches und häusliches Geſchick zu Zeiten gräßlich gedroſchen wird; allein

312. Dieſer Satz fällt mit dem zuſammen, daß diejenige Regierung die beſte ſei, welche ſich überflüſſig mache. Vgl. v. Humboldt's „Verſuch, die Grenzen der Wirkſamkeit des Staats zu beſtimmen" und Stuart Mill's daher zum Theil entlehnte Lehre baſirten auf dieſem Grundſatze (Wl. v. Humboldt's Schriften, II. 253 ff. von der „Lehrmethode" des Staats).

313. Vergl. „Unterhaltungen" mit Müller, S. 115, mit Bezug auf „Farbenlehre" und „Naturſtudien": „Lehren, überliefern laſſe ſich jene gar nicht, man müſſe ſie ſelbſt machen, durch unmittelbares Anſchauen und Reflexionen. Es gelte ein Thun, kein Theoretiſiren", und S. 99: „Es läßt ſich nur darin thun, nicht überliefern, nicht lehren." Vielleicht zieht obiger Spruch auf den Profeſſor von Henning, der Goethe's Farbenlehre in Berlin vortrug.

314. Die dramatiſchen drei Einheiten des Raums, der Zeit und der Handlung. Vergl. die Schlußſätze der Abhandlung „Kunſt". Unter den „dreimal drei Einheiten" verſtehen wir Trilogien wie der „Wallenſtein." S. auch Riemer, Br., S. 341.

315. Riemer bringt dieſen Spruch mit ſeinen urſprünglich perſönlichen Beziehungen unter Goethe's Tiſchreden vom 29. Mai 1811 (Werke, II. S. 214): „Wenn die Männer ſich mit den Weibern ſchleppen, wie Stolberg und der [illegible] Werner mit der [illegible], ſo werden ſie ꝛc." Vergl. unten Nr. 584: „Wie es auch ſei, umgiebt ſich der einzelne bedeutende Mann mit einem mehr oder weniger religiös-moraliſch-ſittlichen Serail ꝛc." — „Wocken" iſt niederdeutſche Form für „Rocken" (Kunkel).

das rücksichtslose Schicksal, wenn es die reichen Garben trifft, zerknittert nur das Stroh, die Körner aber spüren nichts davon und springen lustig auf der Tenne hin und wieder, unbekümmert, ob sie zur Mühle, ob sie zum Saatfeld wandern.

317. Arden von Feversham, Shakespeare's Jugendarbeit. Es ist der ganze rein-treue Ernst des Auffassens und Wiedergebens, ohne Spur von Rücksicht auf den Effekt, vollkommen dramatisch, ganz untheatralisch.

318. Shakespeare's trefflichsten Theaterstücken mangelt es hie und da an Facilität: sie sind etwas mehr, als sie sein sollten, und eben deshalb deuten sie auf den großen Dichter.

319. Die größte Wahrscheinlichkeit der Erfüllung läßt noch einen Zweifel zu; daher ist das Gehoffte, wenn es in die Wirklichkeit eintritt, jederzeit überraschend.

320. Allen andern Künsten muß man etwas vorgeben, der griechischen allein bleibt man ewig Schuldner.

321. „Vis superba formae." Ein schönes Wort von Johannes Secundus.

322. Die Sentimentalität der Engländer ist humoristisch und zart, der Franzosen populär und weinerlich, der Deutschen naiv und realistisch.

317. Jm: Shakespeare's Vorschule von Tieck, 1823, S. 113 bis 250; nach Letzterem (S. XXII) „das ächte Muster einer bürgerlichen Tragödie." Shakespeare's Autorschaft ist jedoch nicht erwiesen.

318. Auch Tieck spricht (a. a. O. S. XX.) von Shakespeare's „genialischer Ungeschicklichkeit, an welcher nur große Geister leiden."

321. Aus dessen „Küssen", Schluß des Epigramm. VIII. (O vis superba formae!), desselben Gedichts, welches dem Goethe'schen „Liebeserklärniß" (Werke, I. S. 172) zum Grunde liegt. Johannes Secundus war Luther's Zeitgenosse (1511—1536).

322. Man vergleiche „Yorick's empfindsame Reise", „Paul und Virginie" und „Werther's Leiden."

323. Das Absurde, mit Geschmack dargestellt, erregt Widerwillen und Bewunderung.

324. Von der besten Gesellschaft sagte man: ihr Gespräch ist unterrichtend, ihr Schweigen bildend.

325. Von einem bedeutenden frauenzimmerlichen Gedichte sagte Jemand, es habe mehr Energie als Enthusiasmus, mehr Charakter als Gehalt, mehr Rhetorik als Poesie und im Ganzen etwas Männliches.

326. Es ist nichts schrecklicher als eine thätige Unwissenheit.

327. Schönheit und Geist muß man entfernen, wenn man nicht ihr Knecht werden will.

328. Der Misticismus ist die Scholastik des Herzens, die Dialektik des Gefühls.

329. Man schont die Alten, wie man die Kinder schont.

330. Der Alte verliert eins der größten Menschenrechte: er wird nicht mehr von Seinesgleichen beurtheilt.

331. Es ist mir in den Wissenschaften gegangen wie Einem, der früh aufsteht, in der Dämmerung die Morgenröthe, sodann

323. „Nichts schrecklicher kann den Menschen gelehrn,
Als das Absurde verkörpert zu sehn" (Werke, II. S. 354).
325. An Gedichte wie „Kolumbus" von Luise Brachmann zu denken.
328. S. oben Nr. 298.
330. Nach den Worten des Kato; s. unten Nr. 1086.
331. Ein von Goethe sehr oft angewendetes Bild. Vergl. „Faust" (Werke, XIII. S. 6). Hier bezieht es sich auf die Entwicklung der Naturwissenschaften. Gleichzeitig (Neujahr 1826) sandte Goethe die Nr. 958 bis 960 an Carus und d'Alton als Gratulationsbriefe, aus deren Anfang obiger Satz ausgezogen ist. In gleichem Sinne schrieb Goethe auch am 24. November 1829 an Johannes Müller in Bonn: „damals (vor 40 Jahren) schon ein Bestreben des Nachkommens und Bearbeitens im Stillen und Engen, was sich wir jetzt in der größten Breite und Ausführlichkeit zur belehrenden Freude glücklich gelungen sehn" (ungedruckt). Vergl. auch Nr. 1039.

aber die Sonne ungeduldig erwartet und doch, wie sie hervortritt, geblendet wird.

333. Man streitet viel und wird viel streiten über Nutzen und Schaden der Bibelverbreitung. Mir ist klar: schaden wird sie, wie bisher, dogmatisch und phantastisch gebraucht; nutzen, wie bisher, didaktisch und gefühlvoll aufgenommen.

333. Große, von Ewigkeit her oder in der Zeit entwickelte ursprüngliche Kräfte wirken unaufhaltsam; ob nutzend oder schadend, das ist zufällig.

334. Die Idee ist ewig und einzig; daß wir auch den Plural brauchen, ist nicht wohlgethan. Alles, was wir gewahr werden und worein wir reden können, sind nur Manifestationen der Idee; Begriffe sprechen wir aus, und insofern ist die Idee selbst ein Begriff.

335. Im Aesthetischen thut man nicht wohl, zu sagen: die Idee des Schönen; dadurch vereinzelt man das Schöne, das doch einzeln nicht gedacht werden kann. Vom Schönen kann man einen Begriff haben, und dieser Begriff kann überliefert werden.

336. Die Manifestation der Idee als des Schönen ist ebenso flüchtig als die Manifestation des Erhabenen, des Geistreichen,

---

332. Vergl. oben Nr. 294, unten Nr. 467, in der „Geschichte der Farbenlehre" (2. Abth. „Zwischenakt. Uebersinnliches"): den schönen Abschnitt, wo die Bibel als das „Buch der Völker", als Fundament der Erziehung der Völker, als deren „allgemeine Bibliothek" bezeichnet ist, und in den Noten zum Diwan den Schluß des Abschnitts „Hebräer". Im „Buch des Kalmi", welches Goethe besonders liebte, sagt Tieck (S. 219) ebenso: „Wir Europäer könnten es uns an der einzigen Bibel genügen lassen."

334 bis 340. Vergl. oben Nr. 197 und unten Nr. 430, 978, und über den Unterschied von Idee und Begriff unten Nr. 1076.

336. „Genau genommen kann man sagen, es sei nur ein Augenblick, in welchem der schöne Mensch schön sei" (Werke, 2. Ausg. B., XXX. S. 16). „Der Augenblick der Tugend ist für beide Geschlechter der Augenblick, in welchem die Gestalt der höchsten Schönheit fähig ist; aber man darf wol sagen: es ist nur ein Augenblick" (das. XXIX. S. 161). „Der höchste Moment des Menschen ist dieser Moment der Blüthe" (W. v. Humboldt, II. S. 245).

des Luſtigen, des Lächerlichen. Dies iſt die Urſache, warum ſo ſchwer darüber zu reden iſt.

337. Recht ästhetisch-didaktisch könnte man ſein, wenn man mit ſeinen Schülern an allem Empfindungswerthen vorüberginge, oder es ihnen zubrächte im Moment, wo es ſie intereſſirt und ſie höchſt empfänglich ſind. Da aber dieſe Forderung nicht zu erfüllen iſt, ſo müßte der höchſte Stolz des Katheder-Lehrers ſein, die Begriffe ſo vieler Manifeſtationen in ſeinen Schülern dergeſtalt zum Leben zu bringen, daß ſie für alles Gute, Schöne, Große, Wahre empfänglich würden, um es mit Freuden aufzufaſſen, wo es ihnen zur rechten Stunde begegnete. Ohne daß ſie es merkten und wüßten, wäre ſomit die Grundidee, woraus Alles hervorgeht, in ihnen lebendig geworden.

338. Wie man gebildete Menſchen ſieht, ſo findet man, daß ſie nur für eine Manifeſtation des Urweſens oder doch nur für wenige empfänglich ſind, und das iſt ſchon genug. Das Talent entwickelt im Praktiſchen Alles und braucht von den theoretiſchen Einzelnheiten nicht Notiz zu nehmen; der Muſicus kann ohne ſeinen Schaden den Bildhauer ignoriren und umgekehrt.

339. Man ſoll ſich Alles praktiſch denken und deshalb auch dahin trachten, daß verwandte Manifeſtationen der großen Idee, inſofern ſie durch Menſchen zur Erſcheinung kommen ſollen, auf eine gehörige Weiſe in einander wirken. Malerei, Plaſtik und Mimik ſtehen in einem unzertrennlichen Bezug; doch muß der Künſtler, zu dem Einen berufen, ſich hüten, von dem Andern beſchädigt zu werden; der Bildhauer kann ſich vom Maler, der Maler vom Mimiker verführen laſſen, und alle drei können einander ſo verwirren, daß keiner derſelben auf den Füßen ſtehen bleibt.

340. Die mimiſche Tanzkunſt würde eigentlich alle bildenden Künſte zu Grunde richten, und mit Recht. Glücklicherweiſe iſt der Sinnenreiz, den ſie bewirkt, ſo flüchtig, und ſie muß, um zu reizen, ins Uebertriebene gehen. Dieſes ſchreckt die übrigen Künſtler glücklicherweiſe ſogleich ab; doch können ſie, wenn ſie klug und vorſichtig ſind, viel dabei lernen.

Vierte Abtheilung.*)

341. Madame Roland, auf dem Blutgerüste, verlangte Schreibzeug, um die ganz besondern Gedanken aufzuschreiben, die ihr auf dem letzten Wege vorgeschwebt. Schade, daß man ihr's versagte; denn am Ende des Lebens geben dem gefaßten Geiste Gedanken auf, bisher undenkbare; sie sind wie selige Dämonen, die sich auf den Gipfeln der Vergangenheit glänzend niederlassen.

342. Man sagt sich oft im Leben, daß man die Vielgeschäftigkeit, Polypragmosyne, vermeiden, besonders, je älter man wird, sich desto weniger in ein neues Geschäft einlassen solle. Aber man hat gut reden, gut sich und Andern rathen. Aelter werden heißt selbst ein neues Geschäft antreten; alle Verhältnisse verändern sich, und man muß entweder zu handeln ganz aufhören, oder mit Willen und Bewußtsein das neue Rollenfach übernehmen.

343. Große Talente sind selten, und selten ist es, daß sie sich selbst erkennen; nun aber hat kräftiges unbewußtes Handeln und Sinnen so höchst erfreuliche als unerfreuliche Folgen, und in

*) Diese Abtheilung findet sich, untermischt mit einigen ausgeschiedenen und den „Xenien" überwiesenen kurzen Absätzen, vollständig im 2. Heft des 5. Bandes von „Kunst und Alterthum" vom Jahre 1825 (S. 159 bis 177), ist also älter, wenigstens eher gedruckt als die vorhergegangenen Nr. 240 bis 340.

341. Goethe erwähnt in den „Annalen" vom Jahre 1820, die Werke der Madame Roland mit „bewunderndem Erstaunen" gelesen zu haben, nämlich das Werk: „Mémoires de Mme. Roland" (Paris 1820, 2 vols.). Sie starb den 10. Nov. 1793 durch die Guillotine; ihr Gatte, der Minister R., war ihr im Tode vorangegangen. Im Kerker schrieb sie, wenige Tage vor ihrem Ende, ihr Leben nieder, darunter den „Appel à la postérité" (S. oben Nr. 221) und „Mes dernières pensées" (II. p. 249) mit dem Motto aus Hamlet: „To be or not to be: it is the question. Elle sera bientôt resolue pour moi."

342. S. Plutarch's Schrift περὶ πολυπραγμοσύνης. Zu Hamann's Maximen gehörte auch: fuge polypragmosynen (Werke, I. S. 319. Brief vom Jahre 1758). Vergl. unten Nr. 630 bis 632 über das Altwerden.

343. Mit Bezug auf Byron gesagt. Goethe's Gedicht an ihn vom J. 1823 (1808). „Und wie ich ihn erkannt, mag er sich nennen" (Werke, II. S. 451). In „Wahrheit und Dichtung" (1814) hatte Goethe auch die Byron'schen Verse gefunden, welche er in der Xenie: „Nein, für den Poeten ist's zu viel ic" (Werke, III. S. 278) nachbildete. Vergl. unten Nr. 673 und den Trauergesang auf Byron im 3. Akt des 2. Theils von „Faust".

solchem Konflikt schwindet ein bedeutendes Leben vorüber. Hievon ergeben sich in Medwin's Unterhaltungen so merkwürdige als traurige Beispiele.

344. Vom Absoluten in theoretischem Sinne mag' ich nicht zu reden; behaupten aber darf ich: daß, wer es in der Erscheinung anerkannt und immer im Auge behalten hat, sehr großen Gewinn davon erfahren wird.

345. In der Idee leben, heißt das Unmögliche behandeln, als wenn es möglich wäre. Mit dem Charakter hat es dieselbe Bewandtniß; treffen beide zusammen, so entstehen Ereignisse, worüber die Welt vom Erstaunen sich Jahrtausende nicht erholen kann.

346. Napoleon, der ganz in der Idee lebte, konnte sie doch im Bewußtsein nicht erfassen; er leugnet alles Ideelle durchaus

344. Vergl. Daniel (Goethe's Spinozismus, S. 80).

345. „Das Hauptfundament des Sittlichen ist der gute Wille, der seiner Natur nach nur aufs Recht gerichtet sein kann; das Hauptfundament des Charakters ist das entschiedene Wollen, ohne Rücksicht auf Recht oder Unrecht, auf gut oder böse, auf Wahrheit und Irrthum; es ist das, was jede Partei an den Ihrigen so höchlich schätzt" („Gesch. d. Farbenl."). Manto sagt im „Faust": „Den lieb' ich, der Unmögliches begehrt" (Werke, XIII. S. 91), und Napoleon bei Las Cases (VI. 159): „L'art, le génie est d'accomplir en dépit des difficultés et de trouver par-là peu ou point d'impossible."

346 u. 347. Die Sprüche sind hervorgerufen durch die Lektüre der Memoiren von Las Cases (Unterd. mit Müller, S. 68) und von Gourgaud. Bekannt ist Napoleon's Verachtung der vermeintlichen deutschen „Ideologie". Daß Napoleon gleichwol selbst in der Phantasie, „in der Idee", wie Goethe sagt, lebte, behauptet auch de Pradt: „Seine Imagination war sein stachelnder Sporn. Ich möchte sagen, er ossianisirte auch in Geschäften (Ossian war sein Lieblingsdichter). Wer seinen Weg genau verfolgte, erkannte bald, daß er sich ein eingebildetes Spanien schuf, einen nach seiner Art eingebildeten Katholizismus, ein eingebildetes England, eingebildete Finanzen, mehr noch ein eingebildetes Frankreich, einen eingebildeten Adel ꝛc." Auch Reinhard, Napoleon's ehemaliger Gesandte, bestätigt Goethe's Urtheil: „Wie wahr, was Sie von Napoleon sagen, daß er in der Idee lebte! Alles Unklare in ihm kam von seiner korsisch-französisch-katholischen Bildung" (Briefw., S. 257). Aeußerungen Napoleon's über seine Einwirkung z. B. bei Las Cases (III. 203): „J'ai reformé le gouffre anarchique et débrouillé le chaos" etc. und S. 343.

und spricht ihm jede Wirklichkeit ab, indessen er eifrig es zu verwirklichen trachtet. Einen solchen innern perpetuirlichen Widerspruch kann aber sein klarer, unbestechlicher Verstand nicht ertragen, und es ist höchst wichtig, wenn er, gleichsam genöthigt, sich darüber gar eigen und anmuthig ausdrückt.

347. Er betrachtet die Idee als ein geistiges Wesen, das zwar keine Realität hat, aber, wenn es verfliegt, ein Residuum (Caput mortuum) zurücklässt, dem wir die Wirklichkeit nicht ganz absprechen können. Wenn dieses uns auch starr und materiell genug scheinen mag, so spricht er sich ganz anders aus, wenn er von den unausbaltsamen Folgen seines Lebens und Treibens mit Glauben und Zutrauen die Seinen unterhält. Da gesteht er wol gern, daß Leben Lebendiges hervorbringe, daß eine gründliche Befruchtung auf alle Zeiten hinauswirke. Er gefällt sich, zu bekennen, daß er dem Weltgange eine frische Anregung, eine neue Richtung gegeben habe.

348. Höchst bemerkenswerth bleibt es immer, daß Menschen, deren Persönlichkeit fast ganz Idee ist, sich so äußerst vor dem

348. S. Daniel a. a. O., S. 90. Die in Bezug genommene Stelle bei Hamann findet sich nicht in den Gesammtwerken, aber bei Gildemeister (Hamann's Leben und Schriften, 1863, IV, S. 114 f.). Letzterer sagt hier: „Die Verhandlungen, welche Hamann mit Buchholz über Jacobi's Spinoza-Büchlein (1785) führte, brachten sie auf ein Thema, welches Hamann zu wiederholten Auslassungen verleitete, die ihm aber nie genügten. Es war da die Rede von Dingen einer andern Welt. Ein großer Theil dieser Aeußerungen sind uns aufbehalten, obgleich seine daran bisher gedruckt ist. Es sind dieselben, welche auch Goethe's Aufmerksamkeit auf sich gezogen haben." Goethe's Interesse an diesen Hamann'schen Papieren hing daher mit dem lebhaften Antheil zusammen, den er und Herder und die ganze damalige literarische und philosophische Welt in Deutschland an jenen für deren Klärung so förderlichen öffentlichen Verhandlungen über Spinoza und Lessing's Spinozismus nahmen. Von Hamann's Ausführungen geben wir hier nur ein paar Auszüge: „Alle emis rationis, alle Anschauungen und Erscheinungen von Irrthum und Wahrheit, alle Vorurtheile und Voraussetzungen sind gleichsam Dinge einer andern als wirklichen Welt, die unmöglich mit dem für uns unermeßlichen Zusammenhang übereinstimmen können, sondern optische Verkürzung oder Verstümmelung desselben." — „Sich über Dinge einer andern Welt ängstigen, ist nicht die ursprüngliche Gemüthsart eines Kindes. Die Morgenröthe unsers Lebens ist mit Leichtsinn und Vertrauen ausgestattet. Ein Kind, das sich mit Dingen einer andern Welt beschäftigt, wird Verleugnung für die Elemente der sichtbaren und gegenwärtigen." — „Was sind die Dinge einer andern Welt? Entweder solche, die kein Auge gesehn, kein Ohr gehört und folglich auch in keines Menschen Sinn und

Phantastischen scheuen. So war Hamann, dem es unerträglich schien, wenn von Dingen einer andern Welt gesprochen wurde. Er drückte sich gelegentlich darüber in einem gewissen Paragraphen aus, den er aber, weil er ihm unzulänglich schien, viermal variirte und sich doch immer wahrscheinlich nicht genug that. Zwei von diesen Versuchen sind uns übrig geblieben; einen dritten haben wir selbst gewagt, welchen hier abdrucken zu lassen, wir durch Obenstehendes veranlaßt sind.

---

349. Der Mensch ist als wirklich in die Mitte einer wirklichen Welt gesetzt und mit solchen Organen begabt, daß er das Wirkliche und nebenbei das Mögliche erkennen und hervorbringen kann. Alle gesunden Menschen haben die Ueberzeugung ihres Daseins und eines Daseienden um sie her. Indessen giebt es auch einen hohlen Fleck im Gehirn, d. h. eine Stelle, wo sich kein Gegenstand abspiegelt, wie denn auch im Auge selbst ein Fleckchen ist, das nicht sieht. Wird der Mensch auf diese Stelle besonders aufmerksam, vertieft er sich darin, so verfällt er in eine Geisteskrankheit, ahnet hier Dinge aus einer andern Welt, die aber eigentlich Undinge sind und weder Gestalt noch Begrenzung haben, sondern als leere Nacht-Räumlichkeit ängstigen und Den, der sich nicht losreißt, mehr als gespensterhaft verfolgen.

---

350. **Literatur ist das Fragment der Fragmente; das Wenigste dessen, was geschah und gesprochen worden, ward geschrieben; vom Geschriebenen ist das Wenigste übrig geblieben.**

Herz fassen können — oder vielleicht alle sonderbaren Ansichten dieser sinnlichen Welt, deren Begriffe ihrem Gegenstande nicht angemessen, willkürlich verstümmelt oder zusammengesetzt sind ꝛc." Der französische Ausdruck: „Idées creuses" erinnert an den „hohlen Fleck" oben. Klein wendet dies Wort auf H. v. Kleist an und sagt, die Zeit von 1807 und später besprechend: „Kein Zweifel, das Gestirn, unter dessen Herrschaft die Zeit und ihre tonangebenden Köpfe standen, war der hohle Fleck, und Goethe, nach Schiller's Tode, vielleicht der einzige ganz gesunde Kopf in Deutschland. Unsere Literatur von den Romantikern bis auf die neueste Zeit herab trägt einen pathologischen Charakter" (Deutsche Jahrbücher für Politik und Literatur, IX. 1. Oktober 1863). S. auch Dunzel, a. a. O. S. 90.

350. Dieser Spruch wurde 1829 auch in den Anhang des 2. Theils der „Wanderjahre", und zwar zwischen Nr. 672 und 673 unten, aufgenommen.

351. Und doch bei aller Unvollständigkeit des Literarwesens finden wir tausendfältige Wiederholung, woraus hervorgeht, wie beschränkt des Menschen Geist und Schicksal sei.

352. Den einzelnen Verkehrtheiten des Tags sollte man immer nur große weltgeschichtliche Massen entgegensetzen.

353. Da wir denn doch zu dieser allgemeinen Weltberathung, als Assessoren, obgleich sine voto, berufen sind und wir uns von den Zeitungsschreibern tagtäglich referiren lassen, so ist es ein Glück, auch aus der Vorzeit tüchtig Referirende zu finden. Für mich sind von Raumer und Wachler in den neuesten Tagen dergleichen geworden.

354. Die Frage, wer höher steht, der Historiker oder der Dichter, darf gar nicht aufgeworfen werden; sie konkurriren nicht mit einander, so wenig als der Wettläufer und der Faustkämpfer. Jedem gebührt seine eigene Krone.

355. Die Pflicht des Historikers ist zwiefach: erst gegen sich selbst, dann gegen den Leser. Bei sich selbst muß er genau prüfen, was wol geschehen sein könnte, und um des Lesers

352. Hervorgerufen wurde der Spruch durch ein medizinisches Buch von Mindtschmann (Werke, 40bd. A., XXXII. S. 449); bei der tadelnden Besprechung desselben („A. und Alt.", V. 2. S. 173) bemerkt Goethe, es sei im ägyptischen Sinne geschrieben, „daß man nämlich ein Priester sein müsse, um sich als vollkommen tüchtiger Arzt zu bewähren," und fährt dann fort: „Die Geschichte freilich belehrt uns eines Andern." Und nun folgt ein langes Citat aus Wachler's (eines Schülers von Herder und Eichhorn) „Handbuch der Gesch. der Literatur" (s. Nr. 353) über die Medizin der Griechen, welches den Nachweis enthält, daß die wissenschaftliche Medizin durch Hippokrates erst gerettet wurde, als die „medizinische Tempelweisheit" ihr Ende erreicht hatte. Nun folgt der obige Spruch. Vergl. die Xenie:

„Wer in der Weltgeschichte lebt,
Dem Augenblick sollt' er sich richten?
Wer in die Zeiten schaut und strebt,
Nur Der ist werth, zu sprechen und zu dichten" (Werke, II. S. 344).

353. Bezieht sich auf Wachler's in vorstehender Note gedachtes Werk und auf die Geschichte der Hohenstaufen von dem noch lebenden Friedrich von Raumer (Werke, 40bd. A., XXXII. S. 443 u. 445); halb ernstliche Anwendung des Bildes eines Richter-Kollegiums oder einer Jury, wie in Nr. 359.

355. Hervorgerufen hauptsächlich durch das gedachte Raumer'sche Werk und durch Niebuhr's „Römische Geschichte".

willen muß er festsetzen, was geschehen sei. Wie er mit sich selbst handelt, mag er mit seinen Kollegen ausmachen; das Publikum muß aber nicht ins Geheimniß hineinsehen, wie wenig in der Geschichte als entschieden ausgemacht kann angesprochen werden.

356. Es geht uns mit Büchern wie mit neuen Bekanntschaften. Die erste Zeit sind wir doch vergnügt, wenn wir im Allgemeinen Uebereinstimmung finden, wenn wir uns an irgend einer Hauptstelle unserer Existenz freundlich berührt fühlen; bei näherer Bekanntschaft treten alsdann erst die Differenzen hervor, und da ist denn die Hauptsache eines vernünftigen Betragens, daß man nicht, wie etwa in der Jugend geschieht, sogleich zurückschaudere, sondern daß man gerade das Uebereinstimmende recht fest halte und sich über die Differenzen vollkommen aufkläre, ohne sich deshalb vereinigen zu wollen.

357. Eine solche freundlich-belehrende Unterhaltung ist mir durch Stiedenroth's Psychologie geworden. Alle Wirkung des Aeußern aufs Innere trägt er unvergleichlich vor, und wir sehen die Welt nochmals nach und nach in uns entstehen. Aber mit der Gegenwirkung des Innern nach außen gelingt es ihm nicht ebenso. Der Entelechie, die nichts aufnimmt, ohne sich's durch eigene Zutbat anzueignen, läßt er nicht Gerechtigkeit widerfahren, und mit dem Genie will es auf diesem Weg gar nicht fort; und wenn er das Ideal aus der Erfahrung abzuleiten denkt und sagt, das Kind idealisirt nicht, so mag man antworten, das Kind zeugt nicht; denn zum Gewahrwerden des Ideellen gehört auch eine Pubertät. Doch genug, er bleibt uns

357. „Psychologie zur Erklärung der Seelenerscheinungen, von Ernst Stiedenroth", I. 1824, II. 1825. Die Stelle, auf welche Goethe oben Bezug nimmt, findet sich S. 180 des 1. Theils: „Das Kind idealisirt nicht; denn aus nichts wird nichts. Es müssen erst Data gegeben werden." „Entelechie" braucht Goethe gern als das thätige Prinzip der Seele im Aristotelischen Sinne (ψυχὴ ἐστὶν ἐντελέχεια), so auch in den „Wanderjahren" von Makariens Seele (Werke, XVIII. S. 412). Der Abschnitt vom Genie ist allerdings sehr dürftig bei Stiedenroth. Er definirt dasselbe (I. S. 239): „Das Genie überhaupt ist die das Mittlere übersteigende Produktivität der Phantasie." Ausführlicher hatte Goethe den ersten Theil jenes Werks bereits 1824 in seiner Schrift „Zur Morphologie" (Werke, 40ös. A., XL. S. 414) besprochen, eine in vielem Betracht denkwürdige Rezension.

ein werther Gesell und Gefährte und soll nicht von unserer Seite kommen.

358. Wer viel mit Kindern lebt, wird finden, daß keine äußere Einwirkung auf sie ohne Gegenwirkung bleibt.

359. Die Gegenwirkung eines vorzüglich kindlichen Wesens ist sogar leidenschaftlich, das Eingreifen tüchtig.

360. Deshalb leben Kinder in Schnellurtheilen, um nicht zu sagen in Vorurtheilen; denn bis das schnell, aber einseitig Gefaßte sich auslöscht, um einem Allgemeinern Platz zu machen, erfordert es Zeit. Hierauf zu achten, ist eine der größten Pflichten des Erziehers.

361. Ein zweijähriger Knabe hatte die Geburtstagsfeier begriffen, an der seinigen die bescherten Gaben mit Dank und Freude sich zugeeignet, nicht weniger dem Bruder die seinigen bei gleichem Feste gegönnt.

Hiedurch veranlaßt, fragte er am Weihnachtsabend, wo so viele Geschenke vorlagen, wann denn sein Weihnachten komme? Dies allgemeine Fest zu begreifen, war noch ein ganzes Jahr nöthig.

362. Die große Schwierigkeit bei psychologischen Reflexionen ist, daß man immer das Innere und Aeußere parallel, oder vielmehr verflochten betrachten muß. Es ist immerfort Systole und Diastole, Einathmen und Ausathmen des lebendigen Wesens; kann man es auch nicht aussprechen, so beobachte man es genau und merke darauf.

358. Dieser und die folgenden Sprüche bis einschließlich Nr. 362 schließen sich an die vorige Nummer unmittelbar an. Sie enthalten (namentlich Nr. 361) die Erfahrungen, die Goethe mit seinen beiden Enkeln machte. Vergl. Briefw. mit Reinhard, S. 228, 261 und 262. Es ist „der kleine Wolf" und Weihnachten 1823 gemeint.

362. Systole und Diastole, Zusammenziehn und Ausdehnen, sind Begriffe, welche Goethe, gleich dem Zettel und Einschlag des Webstuhls, gern, vorzugsweise bildlich, verwendet. Wie oben heißt es in seinem Aufsatze „über die Einwirkung der neuern Philosophie" (Werke, 40ds. A., XL, S. 4.9). „Hatte ich doch in meinem ganzen Leben, dichtend und beobachtend, synthetisch und dann wieder analytisch verfahren; die Systole und Diastole des menschlichen Geistes war mir, wie ein zweites Athemholen, niemals gestört, immer pulsirend. Für Alles dieses jedoch hatte ich keine Worte." Dieselben Begriffe angewandt auf den Weltgeist (1808). S. Riemer, Br. S. 323.

363. Mein Verhältniß zu Schiller gründete sich auf die entschiedene Richtung Beider auf **einen Zweck**, unsere gemeinsame Thätigkeit auf die Verschiedenheit der Mittel, wodurch wir jenen zu erreichen strebten.

Bei einer zarten Differenz, die einst zwischen uns zur Sprache kam, und woran ich durch eine Stelle seines Briefs wieder erinnert werde, macht' ich folgende Betrachtungen:

Es ist ein großer Unterschied, ob der Dichter zum Allgemeinen das Besondere sucht, oder im Besondern das Allgemeine schaut. Aus jener Art entsteht Allegorie, wo das Besondere nur als Beispiel, als Exempel des Allgemeinen gilt; die letztere aber ist eigentlich die Natur der Poesie; sie spricht ein Besonderes aus, ohne ans Allgemeine zu denken oder darauf hinzuweisen. Wer nun dieses Besondere lebendig faßt, erhält zugleich das Allgemeine mit, ohne es gewahr zu werden, oder erst spät.

---

364. Wenn ich mich in einer mittleren oder großen Stadt umsehe und bemerke, wo denn die Menschen sich hinwenden, um ihren Abend zuzubringen, so findet sich immer, daß man dahin geht, wo man grüßend begrüßt wird, wo man gerne hört und

363. Der Briefwechsel beider Dichter war noch nicht erschienen, als Goethe Obiges schrieb. „**Sein Brief**" im Singular bezieht sich daher auf den damals allein erst bekannten Theil dieser Briefe, welcher mit der Ueberschrift „Schiller an Goethe" gleichsam als **ein** sortlaufender Brief, wenn auch mit Angabe der verschiedenen Zeit-Daten, 1824, im 1. Hefte des 5. Bandes von „Kunst und Alterthum" (S. 42 bis 83) erschienen war. Gemeint dürfte die Stelle in dem Briefe vom 20. Januar 1802 sein: „daß von der transscendentalen Philosophie zu dem wirklichen Faktum noch eine Brücke fehlt." Die **zweite** Art des oben gedachten dichterischen Verfahrens war eben die des Verfassers. Vergl. auch unten Nr. 809: „Was ist das Allgemeine? Der **einzelne Fall**", 910 und 742 fl. (Allegorie und Symbolik). „Oder erst spät", nämlich „es gewahr werdend".

364 u. 365. Das „literarische Konversationsblatt", damals in Berlin erscheinend, blüht noch zu Leipzig in der Gestalt der Brockhaus'schen „Blätter für literarische Unterhaltung". Daß Goethe sich darin „grüßend begrüßt" fand, zeigt seine gleichzeitige Besprechung dieses Blatts (Werke, 40bd. A., XXXII. S. 447 und vorher 444). Tadel hatte darin 1822 die „Wanderjahre" erzeugt. Man bemerke das Wortspiel oben. **Lesen** und **sammeln** sind Synonyma. Gegen das nur **zerstreuende Lesen** („nach neuster Art momentanweise zerstückt lesen") hat Goethe viel Pfeile abgeschossen (Werke, 40bd. A., XXXII. S. 444 und Werke, XVIII. S. 176), so wie bei Riemer (Br. 848) am 25. Januar 1813 und im „Diwan" (Buch des Unmuths):

„Daß nur immer in Erneuung
Jeder täglich Neues höre,
Und zugleich auch die Zerstreuung
Jeder in sich selbst zerstöre."

gehört wird, wo man beim geselligen Gespräch und Spiel immer gewiß ist, seine Partie zu finden.

365. In diesem Sinne hab' ich mich mit dem Literarischen Konversationsblatt befreundet, das freilich nur als Konversationsheft bei mir einzutreten verpflichtet ist. An Zerstreuung läßt es uns die Welt nicht fehlen; wenn ich lese, will ich mich sammeln und nicht, wie jener Sultan von Indien, durch abgerupfte Märchen hingehalten sein.

366. Freundschaft kann sich blos praktisch erzeugen, praktisch Dauer gewinnen. Neigung, ja sogar Liebe, hilft Alles nichts zur Freundschaft. Die wahre, die thätige, produktive besteht darin, daß wir gleichen Schritt im Leben halten, daß Er meine Zwecke billigt, ich die seinigen, und daß wir so unverrückt zusammen fortgehen, wie auch sonst die Differenz unserer Denk- und Lebensweise sein möge.

Fünfte Abtheilung.*)

367. Man nimmt in der Welt Jeden, wofür er sich giebt; aber er muß sich auch für etwas geben. Man erträgt die Unbequemen lieber, als man die Unbedeutenden duldet.

368. Man kann der Gesellschaft Alles aufdringen, nur nicht, was eine Folge hat.

366 gehört eigentlich zu Nr. 363. „Der Freund" statt „Er" in den Ausgaben bei Cotta seit 1833 bis 1868.

*) Diese fünfte Abtheilung ist die älteste, indem dieselbe bis einschließlich Nr. 425 zuerst in den „Wahlverwandtschaften" 1809 gedruckt und daraus erst 1840 die obige 5. Abtheilung der „Maximen und Reflexionen" gebildet wurde. In der Ausgabe letzter Hand (1833, Werke, XLIX. S. 101) und in der Folio-Ausgabe (1836, S. 148) ist unsere jetzige Abtheilung die fünfte, und unsre fünfte fehlt ganz. Die Nummern 367 bis einschließlich 404 finden sich mit der Ueberschrift „Aus Ottilien's Tagebuche" (Werke, XV, S. 163 bis 165), die übrigen bis einschließlich 425 mit derselben Ueberschrift ebenda (S. 152 und 153).

369. Wir lernen die Menschen nicht kennen, wenn sie zu uns kommen; wir müssen zu ihnen gehen, um zu erfahren, wie es mit ihnen steht.

370. Ich finde es beinahe natürlich, daß wir an Besuchenden Mancherlei auszusetzen haben, daß wir sogleich, wenn sie weg sind, über sie nicht zum Liebevollsten urtheilen; denn wir haben, so zu sagen, ein Recht, sie nach unserm Maaßstabe zu messen. Selbst verständige und billige Menschen enthalten sich in solchen Fällen kaum einer scharfen Zensur.

371. Wenn man dagegen bei Andern gewesen ist und hat sie mit ihren Umgebungen, Gewohnheiten, in ihren nothwendigen, unausweichlichen Zuständen gesehen, wie sie um sich wirken, oder wie sie sich fügen, so gehört schon Unverstand und böser Wille dazu, um das lächerlich zu finden, was uns in mehr als einem Sinne ehrwürdig scheinen müßte.

372. Durch das, was wir Betragen und gute Sitten nennen, soll das erreicht werden, was außerdem nur durch Gewalt, oder auch nicht einmal durch Gewalt zu erreichen ist.

373. Der Umgang mit Frauen ist das Element guter Sitten.

374. Wie kann der Charakter, die Eigenthümlichkeit des Menschen, mit der Lebensart bestehen?

375. Das Eigenthümliche müßte durch die Lebensart erst recht hervorgehoben werden. Das Bedeutende will Jedermann, nur soll es nicht unbequem sein.

376. Die größten Vortheile im Leben überhaupt wie in der Gesellschaft hat ein gebildeter Soldat.

373. S. in Goethe's „Tasso" die bekannten Worte der Prinzessin (2. Aufz. 1. Auftr., Werke, VII. S. 228):

„Willst Du genau erfahren, was sich ziemt,
So frage nur bei edlen Frauen an!"

377. Rohe Kriegsleute geben wenigstens nicht aus ihrem Charakter, und weil doch meist hinter der Stärke eine Gutmüthigkeit verborgen liegt, so ist im Nothfall auch mit ihnen auszukommen.

378. Niemand ist lästiger als ein täppischer Mensch vom Civilstande. Von ihm könnte man die Feinheit fordern, da er sich mit nichts Rohem zu beschäftigen hat.

379. Wenn wir mit Menschen leben, die ein zartes Gefühl für das Schickliche haben, so wird es uns Angst um ihretwillen, wenn etwas Ungeschicktes begegnet.

380. Es käme Niemand mit der Brille auf der Nase in ein vertrauliches Gemach, wenn er wüßte, daß den Frauen sogleich die Lust vergeht, ihn anzusehen und sich mit ihm zu unterhalten.

381. Zutraulichkeit an der Stelle der Ehrfurcht ist immer lächerlich. Es würde Niemand den Hut ablegen, nachdem er kaum das Kompliment gemacht hat, wenn er wüßte, wie komisch das aussieht.

382. Es giebt kein äußeres Zeichen der Höflichkeit, das nicht einen tiefen sittlichen Grund hätte. Die rechte Erziehung wäre, welche dieses Zeichen und den Grund zugleich überlieferte.

383. Das Betragen ist ein Spiegel, in welchem Jeder sein Bild zeigt.

---

379. Hier folgt in den „Wahlverwandtschaften" noch: „So fühle ich immer für und mit Charlotten, wenn Jemand mit dem Stuhle schaukelt, weil sie das in den Tod nicht leiden kann."
Vgl. S. oben Nr. 47 und das Gedicht „Feindseliger Blick" Werke, II. S. 270) mit dem Schluß:

„Ich rede kein vernünftig Wort
Mit Einem durch die Brille."

In den „Wahlverwandtschaften" steht hier statt „den" und „sich" jedesmal „uns"; die Aenderung ist bei der ersten Redaktion (1840) vorgenommen.

384. Es giebt eine Höflichkeit des Herzens; sie ist der Liebe verwandt. Aus ihr entspringt die bequemste Höflichkeit des äußern Betragens.

385. Freiwillige Abhängigkeit ist der schönste Zustand; und wie wäre der möglich ohne Liebe!

386. Wir sind nie entfernter von unsern Wünschen, als wenn wir uns einbilden, das Gewünschte zu besitzen.

387. Niemand ist mehr Sklave, als der sich für frei hält, ohne es zu sein.

388. Es darf sich Einer nur für frei erklären, so fühlt er sich den Augenblick als bedingt. Wagt er es, sich für bedingt zu erklären, so fühlt er sich frei.

389. Gegen große Vorzüge eines Andern giebt es kein Rettungsmittel als die Liebe.

390. „Es ist was Schreckliches um einen vorzüglichen Mann, auf den sich die Dummen was zu Gute thun."

391. Es giebt, sagt man, für den Kammerdiener keinen Helden. Das kommt aber blos daher, weil der Held nur vom

385. Vergl. Nr. 655.

386. Vergl. „Wilhelm Meister's Lehrjahre" (Buch 7, Kap. 8): „Geht es doch unsern Vorsätzen wie unsern Wünschen. Sie sehen sich gar nicht mehr ähnlich, wenn sie ausgeführt, wenn sie erfüllt sind" (Werke, XVII. S. 460).

388. Vergl.: „Und folgsam fühlt' ich immer meine Seele Am Schönsten frei." (Iphig. 5. Aufz. 3. Auftr. Werke, VII. S. 176). „Er fühlt sich frei, wenn er gebändigt lebt" (Werke, 40bd. A., VI. S. 210), und unten Nr. 1020: „Derjenige, der sich mit Einsicht für beschränkt erklärt, ist der Vollkommenheit am Nächsten." In den Unterhaltungen mit Müller (S. 113, vom 20. Juni 1927) nennt Goethe die Freiheit die Möglichkeit, unter allen Bedingungen das Vernünftige zu thun.

389. Schiller sagt ebenso: „Dem Vortrefflichen gegenüber giebt es keine Freiheit als die Liebe." (Br. an Goethe.)

390. Aus dem Französischen: C'est une terrible chose qu'un grand homme dont les sots se glorifient (in der französischen Uebersetzung von Sklower, 1842, anders wiedergegeben).

391. „Einen Helden mit Lust preisen und nennen
Wird Jeder, der selbst als Kühner strits" („Diwan", Buch der Sprüche,

Helden anerkannt werden kann. Der Kammerdiener wird aber wahrscheinlich Seinesgleichen zu schätzen wissen.

392. Es giebt keinen größern Trost für die Mittelmäßigkeit, als daß das Genie nicht unsterblich sei.

393. Die größten Menschen bangen immer mit ihrem Jahrhundert durch eine Schwachheit zusammen.

394. Man hält die Menschen gewöhnlich für gefährlicher, als sie sind.

395. Thoren und gescheite Leute sind gleich unschädlich. Nur die Halbnarren und Halbweisen, das sind die gefährlichsten.

396. Man weicht der Welt nicht sicherer aus als durch die Kunst, und man verknüpft sich nicht sicherer mit ihr als durch die Kunst.

397. Selbst im Augenblick des höchsten Glücks und der höchsten Noth bedürfen wir des Künstlers.

Nr. 23). Die Redensart, daß es für den Kammerdiener keinen Helden gebe, ist auf französischen Ursprung zurückzuführen. Montaigne (Essais, III. pag. 2) bemerkt: „Mancher ist ein Wundermann gewesen, an dem seine Frau und seine Dienstboten nicht einmal etwas Bemerkenswerthes gesehen haben. Wenige Menschen sind von ihren Bedienten bewundert worden.“ Dazu macht Coste, einer der Herausgeber Montaigne's, die Anmerkung: „Man muß ein großer Held sein, sagte der Marschall von Catinat, um es in den Augen seines Kammerdieners zu sein.“ (Il faut être bien héros, pour l'être aux yeux de son valet de chambre.) Der Ausspruch wird aber auch einer Madame Cornuel, einer der Preciösen des 17. Jahrhunderts, zugeschrieben (s. Büchmann, „Geflügelte Worte“, 2. A., S. 181).

392. Vergl. de Levis, Maximes et réflexions, No. 82. „Les faiblesses des hommes supérieure satisfont l'envie et consolent la médiocrité.“ Der obige Satz wird aus diesem entstanden sein.

393. S. oben Nr. 141.

395. In demselben Sinne werden in der Xenie: „Irrthümer sollen uns plagen ꝛc.“ (Werke, 1. S. 302) den ungefährlichen Irrthümern die Halb-Thümer als gefährlich entgegengesetzt. Vergl. unten Nr. 513. Zu den „Halbnarren“ kann man Rochefoucauld's kluge Narren heranziehen: Il n'y a point de sots si incommodes que ceux qui ont de l'esprit (Max. et réflex., no. 513).

396. S. unten Nr. 1050: „Die wahre Vermittlerin ist die Kunst.“

398. „Die Kunst beschäftigt sich mit dem Schweren und Guten."

399. Das Schwierige leicht behandelt zu sehen, giebt uns das Anschauen des Unmöglichen.

400. Die Schwierigkeiten wachsen, je näher man dem Ziele kommt.

401. Säen ist nicht so beschwerlich als ernten.

402. Wir blicken so gern in die Zukunft, weil wir das Ungefähre, was sich in ihr hin und her bewegt, durch stille Wünsche so gern zu unsern Gunsten herantreten möchten.

403. Wir befinden uns nicht leicht in großer Gesellschaft, ohne zu denken, der Zufall, der so Viele zusammenbringt, solle uns auch unsre Freunde herbeiführen.

404. Man mag noch so eingezogen leben, so wird man, ehe man sich's versieht, ein Schuldner oder ein Gläubiger.

405. Begegnet uns Jemand, der uns Dank schuldig ist, gleich fällt es uns ein. Wie oft können wir Jemand begegnen, dem wir Dank schuldig sind, ohne daran zu denken.

406. Sich mitzutheilen, ist Natur; Mitgetheiltes aufzunehmen, wie es gegeben wird, ist Bildung.

---

398. Uebersetzung des lateinischen Spruchs: Ars est de difficili et bono (Riemer, Briefe, S. 378). Vgl. die Münze des Constantin (Sohns Constantin's d. G.): Difficilia quae Pulchra (Erasmus' Sprichw. S. 165 und bei Alberus).

401. Auch dieser Spruch dürfte zu den „angeeigneten" gehören. Cicero's Wort: Ut somentem feceris, ita metes (in Erasmus' Sprichwörtern) hat fast den entgegengesetzten Sinn (nach Erasmus: reportabis praemium tuis fortis dignum).

407. Niemand würde viel in Gesellschaften sprechen, wenn er sich bewußt wäre, wie oft er die Andern mißversteht.

408. Man verändert fremde Reden beim Wiederholen wol nur darum so sehr, weil man sie nicht verstanden hat.

409. Wer vor Andern lange allein spricht, ohne den Zuhörern zu schmeicheln, erregt Widerwillen.

410. Jedes ausgesprochene Wort erregt den Gegensinn.

411. Widerspruch und Schmeichelei machen beide ein schlechtes Gespräch.

412. Die angenehmsten Gesellschaften sind die, in welchen eine heitere Ehrerbietung der Glieder gegen einander obwaltet.

413. Durch nichts bezeichnen die Menschen mehr ihren Charakter als durch das, was sie lächerlich finden.

414. Das Lächerliche entspringt aus einem sittlichen Kontrast, der auf eine unschädliche Weise für die Sinne in Verbindung gebracht wird.

415. Der sinnliche Mensch lacht oft, wo nichts zu lachen ist. Was ihn auch anregt, sein inneres Behagen kommt zum Vorschein.

416. Der Verständige findet fast Alles lächerlich, der Vernünftige fast nichts.

417. Einem bejahrten Manne verdachte man, daß er sich noch um junge Frauenzimmer bemühte. Es ist das einzige Mittel, versetzte er, sich zu verjüngen; und das will doch Jedermann.

418. Man läßt sich seine Mängel vorhalten, man läßt sich strafen, man leidet Manches um ihrer willen mit Geduld; aber ungeduldig wird man, wenn man sie ablegen soll.

419. Gewisse Mängel sind nothwendig zum Dasein des Einzelnen. Es würde uns unangenehm sein, wenn alle Freunde gewisse Eigenheiten ablegten.

420. Man sagt: er stirbt bald, wenn Einer etwas gegen seine Art und Weise thut.

421. Was für Mängel dürfen wir behalten, ja, an uns kultiviren? Solche, die den Andern eher schmeicheln als sie verletzen.

422. Die Leidenschaften sind Mängel oder Tugenden, nur gesteigerte.

423. Unsre Leidenschaften sind wahre Phönire. Wie der alte verbrennt, steigt der neue sogleich wieder aus der Asche hervor.

424. Große Leidenschaften sind Krankheiten ohne Hoffnung. Was sie heilen könnte, macht sie erst recht gefährlich.

425. Die Leidenschaft erhöht und mildert sich durchs Bekennen. In nichts wäre die Mittelstraße vielleicht wünschenswerther als im Vertrauen und Verschweigen gegen Die, die wir lieben.

426. Ueber Abgeschiedene eigentlich Gericht halten wollen, möchte niemals der Billigkeit gemäß sein. Wir leiden Alle am

419. S. oben Nr. 142 und 240.

423. S. oben Nr. 264: L'Amour est un vrai recommenceur und Larochefoucauld (Max. et réfl. No. 10): Il y a dans le coeur humain une génération perpétuelle de passions, en sorte que la ruine de l'une est presque toujours l'établissement d'une autre.

426 und 427. Diese beiden Sprüche sind Goethe's einleitenden Worten vom 15. Juni 1821 entnommen zu Riedel's und der früher heimgegangenen Brüder u. s. w. Todtenfeier in der Loge (S. Hirzel's Neues Verzeichniß einer Goethe-Bibliothek unter dem Jahre 1821). „Wir leiden Alle am Leben" ist Citat, wenigstens fanden wir bei Nieremberg den Spruch: „Es ist kein Unterschied zwischen lang leben und lang leiden". (Klinge und sinnreichtige Betrachtungen. Frankfurt, 1676. Moralische Gedanken, S. 95, Nr. 98.) Goethe liebt dagegen die Wendung (Brief an Zelter, Nr. 238): „Lange leben, heißt so viel, als Viele überleben." Mit Nr. 426

Leben; wer will uns, außer Gott, zur Rechenschaft ziehen! Nicht was sie gefehlt und gelitten, sondern was sie geleistet und gethan, beschäftige die Hinterbliebenen.

427. An den Fehlern erkennt man den Menschen, an den Vorzügen den Einzelnen; Mängel und Schicksale haben wir Alle gemein; die Tugenden gehören Jedem besonders.

Sechste Abtheilung.*)

428. Die Geheimnisse der Lebenspfade darf und kann man nicht offenbaren; es giebt Steine des Anstoßes, über die ein jeder Wanderer stolpern muß. Der Poet aber deutet auf die Stelle hin.

429. Es wäre nicht der Mühe werth, siebzig Jahre alt zu werden, wenn alle Weisheit der Welt Thorheit wäre vor Gott.

---

vergl. Nr. 141 und den in der Note zu Nr. 158 angeführten Vers von Reichelos. In Goethe's „Aufgeregten" (III. 1) sagt die Gräfin: „Großmüthige Handlungen sind meistentheils nur persönlich, und der Eigennutz allein wird gleichsam erblich."

*) Sämmtliche Sprüche dieser Abtheilung sind dem Anhange des 3. Bandes der „Wanderjahre" (Werke, A. L. H., XXIII. S. 280 bis 284) entnommen, woselbst sie verbunden mit mehreren Sprüchen der Kunst- und der Natur-Abtheilung, unter dem Titel „Aus Makariens Archiv" zusammengefaßt sind (s. Eckermann, II., S. 344).

429. Nach 1. Korinther, 3, 19: „Denn dieser Welt Weisheit ist Thorheit bei Gott." Goethe hielt es mit Pope: Vain is the world but only to the vain. Vgl. oben Nr. 341. „Am Ende des Lebens geben dem gefaßten Geist Gedanken auf, bisher undenkbare," und „Dichtung und Wahrh." (Bd. 4, Buch 16): „Alles probirten wir durch, um zuletzt anzufangen, daß Alles eitel sei. Niemand entsetzt sich vor dieser Fabel, ja gottesdienerischen Spruch; ja, man glaubt etwas Weises und Unwiderlegliches gesagt zu haben. Nur wenige Menschen giebt es, die solche unerträgliche Empfindung vorausahnen, und, um allen partiellen Resignationen auszuweichen, sich eine für allemal im Ganzen resigniren. Diese überzeugen sich von dem Ewigen, Nothwendigen, Gesetzlichen." Hamann dagegen (Gildemeister, IV. S. 113): „Es gehört Salomonische Weisheit dazu, alle Dinge dieser Welt für nichts als Eitelkeit anzusehen, und der Verfasser unter diesen Weh scheint einem indischen Tiefsinn am Augenwesenten," und Chesterfield (Misc. Works, Vol. II. London, 1778. 4, letter 41, p. 307): „This truth (daß Alles eitel sei) is never sufficiently discovered or felt by mere speculation, experience in this case is necessary for conviction though perhaps at the expense of some morality."

430. Das Wahre ist gottähnlich; es erscheint nicht unmittelbar, wir müssen es aus seinen Manifestationen errathen.

431. Der ächte Schüler lernt aus dem Bekannten das Unbekannte entwickeln und nähert sich dem Meister.

432. „Aber die Menschen vermögen nicht leicht, aus dem Bekannten das Unbekannte zu entwickeln; denn sie wissen nicht, daß ihr Verstand eben solche Künste wie die Natur treibt."

---

430. Vgl. oben Nr. 156, und Hamann (Biblische Betrachtungen, 1758 in 1. Bändge 1, 3: „Alle endlichen Gleichnisse sind nur im Stande, die Wahrheit und das Wesen der Dinge im Gleichnisse zu sehn," übereinstimmend mit Goethe im „Faust": „Alles Vergängliche ist nur ein Gleichnis."

431. Aus dem Lehrerriet in „W. Meister's Lehrjahren" (Cierke, XVII. S. 466.)

432. Dieser Spruch und die folgenden bis einschließlich 442 sind in dieser Reihenfolge entnommen der Schrift des Hippokrates über die Lebensweise (De victus ratione, lib. I. περὶ διαίτης τὸ πρῶτον sect. IV. p. 11. ed. Foes. Tomus I. p. 629 ed. Kühn), in welcher sich unzweifelhaft fremde, namentlich Heraklitische, Bestandtheile finden. Hippokrates schickt voran, daß in der Natur ein ewiger Wechsel herrsche, daß nichts ganz untergehe und nichts entstehe, was nicht schon vorher existirt habe (nihil quidem omnino perit neque oritur, quod prius non erat), daß daher Entstehen und Vergehen dasselbe und ebenso Verbinden und Trennen; er wendet diese Grundsätze dann auf die Natur des Menschen an, als ein All im Kleinen (partes parvum, tota totorum), dessen Elemente Feuer und Wasser seien, die im Körper wirken analog wie im All (ad universi imitationem); deren Wirkung trete beim Verdauungs- und Ernährungs-Prozesse aber nur zum Theil ans Licht; denn die dabei thätige Wärme rufe die geistigen und die körperlichen Veränderungen hervor und beherrsche Alles, ohne daß es von unserm Gesicht oder Gefühl wahrgenommen werden könne (ἀνόητον καὶ ὄψει καὶ ψαύσει). Hieran schließt sich dann unmittelbar obiger Satz Nr. 432 mit dem Folgenden an: At vero homines ex manifestis obscura in considerationem adhibere non noverunt. Ignorant enim, quod artibus utantur naturae humanae similibus. Divina namque mens edocuit sua opera imitari, cognoscentes, quae faciunt, et ignorantes, quae imitantur. Omnia enim similia, quae dissimilia existunt, et convenientia, quae sunt differentia, loquentia, non loquentia, rationem habentia, ratione carentia. Singulorum modus, qui in confesso est, aliquantulum adversatur. Lex enim et natura, quibus omnia conficiantur, de his, quae in confesso sunt, non consentiunt. Legum siquidem ipsi sibi ipsis homines statuerunt, ignorantes, de quibus statuerunt. Quae igitur homines statuerunt, ea nunquam eodem modo se habent, sive recta sive non recta sint. Quae vero Dii statuerunt, ea semper recte habent. Atque recta et non recta in tantum inter se differre videntur. At hominis artes manifestas affectionibus (παθήμασιν) tum manifestis tum obscuris similes esse demonstrabo. Divinationis hoc munus est, ut ex mani-

433. „Denn die Götter lehren uns ihr eigenstes Werk nachahmen; doch wissen wir nur, was wir thun, erkennen aber nicht, was wir nachahmen.“

434. „Alles ist gleich, Alles ungleich, Alles nützlich und schädlich, sprechend und stumm, vernünftig und unvernünftig. Und was man von einzelnen Dingen bekennt, widerspricht sich öfters.“

435. „Denn das Gesetz haben die Menschen sich selbst auferlegt, ohne zu wissen, über was sie Gesetze gaben; aber die Natur haben alle Götter geordnet.“

---

festis obscura quidem cognoscat, ex obscuris manifesta, et ex praesentibus quae futura sunt, ex mortuis viventia. Ea quoque quae intelligentia carent, intelligunt, semper quidem recte qui doctus est, inductus vero alias aliter. Hominis natura haec quoad fieri potest imitatur. Viri cum muliere congressus facit, ut ex re manifesta obscura cognoscatur, quod sic puer futurus est (*ὅτι οὕτως ἔσται*). Mens humana obscura manifesta cognoscens ex puero in virum transit, ex praesenti quod futurum est cognoscit (*γνώμη ἀνθρώπου ἀφανῆς, γιγνώσκουσα τὰ φανερά, ἐκ παιδὸς εἰς ἄνδρα μεθίσταται*). Non est simile mortuum viventi, ex mortuo animal novit. Venter cum intelligentia careat, ex eo intelligimus, quod sitit aut esurit. Quae artis divinandi et humanae naturae affectiones (*πάθεα*), his quidem qui agnoscunt semper recte, ignorantibus vero alias aliter se habent. Artis ferrariae instrumenta ferrum colliquefaciunt, dum fabri igne vi latus impulsi, alimentum quod adest detrahunt, eumque rarefecerint, ferrumque cognunt, aquae autem alterius alimento roborantur. Eadem homini a paedotribis contingunt, dum alimentum quod adest igne detrahitur, et vi etc.

Wann Goethe diese Stellen aus Hippokrates excerpirt, ist nicht bekannt. Im Jahre 1795 hatte er nach einem Briefe an Schiller (Briefw., Nr. 243) eine andere Schrift von Hippokrates gelesen, und später 1825 (s. die Note oben zu Nr. 352) theilte er aus Wachler's Handbuch eine Hippokrates betreffende längere Stelle mit. Was die Uebersetzung betrifft, so trägt sie so sehr Goethe's Gepräge, daß sie ihm zugeschrieben werden muß; oder er hat eine vorhandene deutsche Uebersetzung sich zurecht gerückt. In Nr. 437 werden *πεπόρωται* durch „natürliche Begebenheiten“ ungenau wiedergegeben, da Hippokrates nur die Vorgänge und Leiden, Affektionen des *menschlichen Körpers* meint. In 438 fehlt etwas; es muß heißen: „Sie erkennet aus dem Offenbaren das Verborgene, aus dem Verborgenen das Offenbare, aus dem Gegenwärtigen ꝛc.“

436. „Was nun die Menschen gesagt haben, das will nicht passen, es mag recht oder unrecht sein; was aber die Götter setzen, das ist immer am Platz, recht oder unrecht."

437. „Ich aber will sagen, daß die bekannten Künste der Menschen natürlichen Begebenheiten gleich sind, die offenbar oder geheim vorgehen."

438. „Von der Art ist die Weissagekunst. Sie erkennet aus dem Offenbaren das Verborgene, aus dem Gegenwärtigen das Zukünftige, aus dem Todten das Lebendige, und den Sinn des Sinnlosen."

439. „So erkennt der Unterrichtete immer recht die Natur des Menschen; und der Ununterrichtete sieht sie bald so, bald so an, und Jeder ahmt sie nach seiner Weise nach."

440. „Wenn ein Mann mit einem Weibe zusammentrifft und ein Knabe entsteht, so wird aus etwas Bekanntem ein Unbekanntes. Dagegen wenn der dunkle Geist des Knaben die deutlichen Dinge in sich aufnimmt, so wird er zum Mann und lernt aus dem Gegenwärtigen das Zukünftige erkennen."

441. „Das Unsterbliche ist nicht dem sterblichen Lebenden zu vergleichen, und doch ist auch das blos Lebende verständig. So weiß der Magen recht gut, wenn er hungert und dürstet."

442. „So verhält sich die Wahrsagekunst zur menschlichen Natur. Und beide sind dem Einsichtsvollen immer recht; dem Beschränkten aber erscheinen sie bald so, bald so."

---

435. Prediger Salomo 3, 11 und 14: „Denn der Mensch kann doch nicht treffen das Werk, das Gott thut. Ich merke, daß Alles, was Gott thut, das bestehet immer, man kann nichts dazu thun noch abthun."

436. Hamann (VIII. 276): „Geist der Beobachtung und Geist der Weissagung sind die Pfeiler des menschlichen Genies. Zum Gebiete des ersteren gehört alles Gegenwärtige, zum Gebiete des letzteren alles Abwesende, der Vergangenheit und Zukunft."

443. „In der Schmiede erweicht man das Eisen, indem man das Feuer anbläst und dem Stabe seine überflüssige Nahrung nimmt; ist er aber rein geworden, dann schlägt man ihn und zwingt ihn, und durch die Nahrung eines fremden Wassers wird er wieder stark. Das widerfährt auch dem Menschen von seinem Lehrer."

444. Was Einem angehört, wird man nicht los, und wenn man es wegwürfe.

445. Die neueste Philosophie unserer westlichen Nachbarn giebt ein Zeugniß, daß der Mensch, er geberde sich, wie er wolle, und so auch ganze Nationen, immer wieder zum Angebornen zurückkehren. Und wie wollte das anders sein, da ja dieses seine Natur und Lebensweise bestimmt?

446. Die Franzosen haben dem Materialismus entsagt und den Uranfängen etwas mehr Geist und Leben zuerkannt; sie haben sich vom Sensualismus losgemacht und den Tiefen der menschlichen Natur eine Entwickelung aus sich selbst zugestanden; sie lassen in ihr eine produktive Kraft gelten und suchen nicht

443. Dies Bild hat Goethe schon früh auf das von Schlacken zu reinigende eigne Innere angewandt und später in den „Wanderjahren" die Vorgänge des Kohlenmeilers mit denen der menschlichen Erziehung und Bildung ausführlich verglichen (Buch I. Kap. 4, 1829 hinzugefügt).

446. So muß Du sein, Der kannt Du nicht entfliehen,
Und keine Zeit und keine Macht zerstückelt
Ihr ewig Form, die lebend sich entwickelt" (Werke, II. S. 242).

445. Dieser Spruch bildet mit den vier folgenden einen für sich bestehenden Abschnitt, veranlaßt durch die Franzosen Villemain und besonders Victor Cousin, von denen letzterer bei seiner ersten Reise durch Deutschland auch Goethe aufgesucht hatte. Cousin nennt seinen Cousin „philosophische Fragmente" in „Kunst und Alterthum" (VI. S. 767). Über die eigne produktive Kraft des Meisters hier in Nr. 446 bezogen wird, ist in Nr. 457 die „eigne Zuthat der Entelechie." Der Spruch Nr. 447 findet sich wörtlich in Müller's Unterhaltungen (S. 114) unter dem 16. Juli 1827: „Cousin hat mir nichts Widersprechendes, aber er bereift nicht, daß es wol effektische Philosophen, aber keine effektische Philosophie geben kann." Cousin nannte selbst sein System: Eclecticismo impartial appliqué etc., gegründet auf Plato, Descartes und besonders Hegel's mißverstandenen Universalismus. Vergl. auch Werke, 40ste B. XXXII. S. 431 u. 438, und Berthe, mit Reinhard. S. 170 u. 286. Die Anregung dessen, was unserer Natur „gemäß" ist in Nr. 448 und 449 erinnert an die Worte in „Tasso und Wahrheit", der Mensch müsse erfahren, daß Rechte sei das, was ihm gemäß sei.

alle Kunst aus Nachahmung eines gewahrgewordenen Aeußern zu erklären. In solchen Richtungen mögen sie beharren!

447. Eine eklektische Philosophie kann es nicht geben, wol aber eklektische Philosophen.

448. Ein Eklektiker aber ist ein Jeder, der aus dem, was ihn umgiebt, aus dem, was sich um ihn ereignet, sich dasjenige aneignet, was seiner Natur gemäß ist; und in diesem Sinne gilt Alles, was Bildung und Fortschreitung heißt, theoretisch oder praktisch genommen.

449. Zwei eklektische Philosophen könnten demnach die größten Widersacher werden, wenn sie, antagonistisch geboren, Jeder von seiner Seite sich aus allen überlieferten Philosophien dasjenige aneignete, was ihm gemäß wäre. Sehe man doch nur um sich her, so wird man immer finden, daß jeder Mensch auf diese Weise verfährt und deshalb nicht begreift, warum er Andere nicht zu seiner Meinung bekehren kann.

450. Sogar ist es selten, daß Jemand im höchsten Alter sich selbst historisch wird, und daß ihm die Mitlebenden historisch werden, so daß er mit Niemandem mehr kontrovertiren mag noch kann.

451. Besieht man es genauer, so findet sich, daß dem Geschichtschreiber selbst die Geschichte nicht leicht historisch wird;

450 mit 451 zusammengehörig („Kunst und Alterth.", VI. S. 233. 1828), wol durch Niebuhr und Savigny veranlaßt. Vgl. oben Nr. 352 ff. Später sprach Goethe es wiederholt aus, daß er sich selbst historisch geworden sei, z. B. in dem Briefe an W. v. Humboldt vom November 1831 (in der Jenaischen allg. Lit.-Zeit. 1843, Nr. 2): „gestehe ich gern, daß in meinen hohen Jahren mir Alles mehr und mehr historisch wird; ob etwas in der vergangenen Zeit, in fernen Reichen oder mir ganz nah räumlich im Augenblicke vorgeht, ist ganz eins, ja, ich erscheine mir selbst immer mehr und mehr geschichtlich." Aehnlich bei Müller (Unterh., S. 145): „Ich bin alt genug, um das, was mir zu Ohren geschrieben wird, wie ein Unparteiischer beurtheilen und loben zu können" (2. Juli 1809). Zu dem Schlußsatz von Nr. 451 vergl. die Bemerkung im Anhang zum „Leben des Benvenuto Cellini" (in Abschn. X.), daß die Florentinischen Geschichten und Chroniken „das Fundament bürgerlicher Existenz, wodurch Alles getragen wird, als bekannt voraussetzen."

denn der jedesmalige Schreiber schreibt immer nur so, als wenn er damals selbst dabei gewesen wäre, nicht aber, was vormals war und damals bewegte. Der Chronikenschreiber selbst deutet nur mehr oder weniger auf die Beschränktheit, auf die Eigenheiten seiner Stadt, seines Klosters wie seines Zeitalters.

452. Verschiedene Sprüche der Alten, die man sich öfters zu wiederholen pflegt, hatten eine ganz andere Bedeutung, als man ihnen in spätern Zeiten geben möchte.

453. Das Wort: es solle kein mit der Geometrie Unbekannter, der Geometrie Fremder, in die Schule des Philosophen treten, heißt nicht etwa: man solle ein Mathematiker sein, um ein Weltweiser zu werden.

454. Geometrie ist hier in ihren ersten Elementen gedacht, wie sie uns im Euklid vorliegt, und wie wir sie einen jeden Anfänger beginnen lassen. Alsdann aber ist sie die vollkommenste Vorbereitung, ja Einleitung in die Philosophie.

455. Wenn der Knabe zu begreifen anfängt, daß einem sichtbaren Punkte ein unsichtbarer verborgen müsse, daß der nächste Weg zwischen zwei Punkten schon als Linie gedacht werde, ehe sie mit dem Bleistift aufs Papier gezogen wird, so fühlt er einen gewissen Stolz, ein Behagen. Und nicht mit Unrecht; denn ihm ist die Quelle alles Denkens aufgeschlossen, Idee und Verwirklichtes, potentia et actu ist ihm klar geworden; der Philosoph entdeckt ihm nichts Neues; dem Geometer war von seiner Seite der Grund alles Denkens aufgegangen.

452. Hier beginnt ein größerer Abschnitt bis Nr. 477 oder sogar bis einschließlich 481, und auch die Sprüche unter Nr. 961 bis 963, welche sich ursprünglich anschließen, sind dazu zu rechnen.

453. Die neueste Cottasche Ausgabe liest „seiner", nach dem ersten Drucke (H. H., XXIII. S. 250); im Bande XXXIX. S. 109 derselben Ausgabe und in allen späteren Ausgaben ist dafür das richtigere „sein" gesetzt, dem wir mit Kurz folgen. — In der „Italienischen Reise" schreibt Goethe von Albano den 5. Okt. 1787: „Plato wollte seinen ἀγεωμέτρητος in seiner Schule leiden; wäre ich im Stande, eine zu machen, ich litte Niemen, der sich nicht ein Naturstudium ernst und eigentlich gerühmt." Unter Plato's Thür war zu lesen: „Wer keine Geometrie versteht, bleibe draußen!" Mit Geometrie und Musik begann aller philosophischer Unterricht.

456. Nehmen wir sodann das bedeutende Wort vor: erkenne Dich selbst, so müssen wir es nicht im ästetischen Sinne auslegen. Es ist keineswegs die Heautognosie unserer modernen Sprechenderinnen, Humoristen und Heautentimorumenen damit gemeint, sondern es heißt ganz einfach: gieb einigermaßen Acht auf Dich selbst, nimm Notiz von Dir selbst, damit Du gewahr werdest, wie Du zu Deinesgleichen und der Welt zu stehen

456. Zur „Heautognosie", d. h. Selbstsicht, der Sprechenderinnen vgl. oben Nr. 97, zu den „Heautentimorumenen", s. d. Selbstquälern: Werke, III. S. 271, den Vers

„Quält denn einen modernen Poeten
Ohne Heautentimorumenen?"

Das γνῶθι σεαυτόν, der Inschrift des Apollo-Tempels zu Delphi, ist vom Goethe im obigen Sinne ernst- und sprichwörtlich oft besprochen. Nach den Zahlfragmenten selbst darüber in der Literaturausgabe gesprochen werden. (vgl. Werke, XII. S. 158: „*Γνῶθι σεαυτόν*, im schönen Sinne"). Oben der Spruch Nr. 2: „Wie kann man sich selbst kennen lernen?" kündigt sich sogleich an als einen Versuch, diesen Gedanken der Unmöglichkeit „noch einmal zu denken". In den Unterhaltungen mit Müller vom März 1820 und Juni 1826 (S. 81 u. 111) machte Goethe gegen den Spruch heftige Ausfälle, und die Xenien parisiren denselben Text in den mit „Erkenne Dich! — Was soll das denken?" anhangenden vier Reimsprüchen und in den Versen: „Niemand wird sich selber kennen ꝛc." (Werke, II. S. 308, und III. S. 258). Hiermit ist es „ein Spruch der sieben Weisen, der in der Kürze sich widerspricht." Anderß in Prosa: in „Freundlicher Zuruf" (s. d. J. 1820. Werke, kleine A. XXXVI. S. 219): „Studire ich mich nicht immerfort, ohne mich jemals zu begreifen, mich und Andere, und doch kommt man fröhlich immer weiter und weiter" und 1824, in der Anzeige von Purkinje's optischer Schrift (ebenda, XXXX. S. 403) zu dem Citat: „Man muß tüchtig geboren sein, um ohne Krankhaftigkeit auf sein Inneres zurückzugehen" die Worte: „Gesundes Hineinblicken in sich selbst, ohne sich zu untergraben, nicht mit Wahn und Fadelei, sondern mit reinem Schauen in die unerforschte Tiefe sich wagen, ist eine seltene Gabe, aber auch die Resultate solcher Forschung für Welt und Wissenschaft ein seltenes Glück;" endlich die Aeußerungen (ebenda, S. 445, v. J. 1820): „Der Mensch kennt nur sich selbst, insofern er die Welt kennt, die er nur in sich und sich nur in ihr gewahr wird", und v. J. 1815 im „Shakespeare und kein Ende", ebenda, XXXV. S. 70): „Das Höchste wozu der Mensch gelangen kann, ist das Bewußtsein seiner Gesinnungen und Gedanken, das Erkennen seiner selbst." Die Weisheit der Alten wie der Neueren würdigte den Spruch Beifallsgruß, der ihm einen göttlichen Ursprung zuschrieb, Plato (im Timäus), Xenophon, der erwähnt, daß Krösus dies Wort als Orakelspruch von Delphi erhalten, Plutarch (im Leben des Themistokles) und Cicero (de leg., I. 22 ff.) nicht minder als Montaigne, der in seinen Essais wiederholt, daß er nichts Anderes studire, als sich selbst kennen zu lernen, Pope (Essay on the Man) in den bekannten Versen:

Know thou thyself, presume not God to scan;
The proper study of Mankind is Man —

und Vischart, der behauptete, man könne das *γνῶθι σεαυτόν* in vierzig verschiedenen deutschen Redensarten wiedergeben (Hardtdörfer, Gesprächspiele, II. S. 315); dagegen wendet schon Aristoteles gleich Goethe ein, daß wir uns auf uns selbst nicht kennen lernen können.

kommst. Hiezu bedarf es keiner psychologischen Quälereien; jeder tüchtige Mensch weiß und erfährt, was es heißen soll; es ist ein guter Rath, der einem Jeden praktisch zum größten Vortheil gedeiht.

457. Man denke sich das Große der Alten, vorzüglich der Sokratischen Schule, daß sie Quelle und Richtschnur alles Lebens und Thuns vor Augen stellt, nicht zu leerer Spekulation, sondern zu Leben und That auffordert.

458. Wenn nun unser Schulunterricht immer auf das Alterthum hinweist, das Studium der griechischen und lateinischen Sprache fördert, so können wir uns Glück wünschen, daß diese zu einer höhern Kultur so nöthigen Studien niemals rückgängig werden.

459. Wenn wir uns dem Alterthum gegenüberstellen und es ernstlich in der Absicht anschauen, uns daran zu bilden, so gewinnen wir die Empfindung, als ob wir erst eigentlich zu Menschen würden.

460. Der Schulmann, indem er Lateinisch zu schreiben und zu sprechen versucht, kommt sich höher und vornehmer vor, als er sich in seinem Alltagsleben dünken darf.

461. Der für dichterische und bildnerische Schöpfungen empfängliche Geist fühlt sich dem Alterthum gegenüber in den anmuthigst-ideellen Naturzustand versetzt; und noch auf den heutigen Tag haben die Homerischen Gesänge die Kraft, uns wenigstens für Augenblicke von der furchtbaren Last zu befreien, welche die Ueberlieferung von mehrern tausend Jahren auf uns gewälzt hat.

---

457 S. den Sokratischen Spruch oben Nr. 7.

458. Mit dem Schlusse übereinstimmend unten Nr. 510.

461. Was hier von der „befreienden Kraft" der Homerischen Gesänge gesagt ist, findet seinen höchsten Ausdruck in einem Briefe W. v. Humboldt's an Welcker; s. die Note zu Nr. 511 unten. Zwischen 460 und 461 standen ursprünglich noch die vier Sprüche Nr. 961 bis 964.

462. Es giebt nur zwei wahre Religionen: die eine, die das Heilige, das in und um uns wohnt, ganz formlos, die andere, die es in der schönsten Form anerkennt und anbetet. Alles, was dazwischen liegt, ist Götzendienst.

463. Es ist nicht zu leugnen, daß der Geist sich durch die Reformation zu befreien suchte; die Aufklärung über griechisches und römisches Alterthum brachte den Wunsch, die Sehnsucht nach einem freieren, anständigeren und geschmackvolleren Leben hervor. Sie wurde aber nicht wenig dadurch begünstigt, daß das Herz in einen gewissen einfachen Naturstand zurückzukehren und die Einbildungskraft sich zu konzentriren trachtete.

464. Aus dem Himmel wurden auf einmal alle Heiligen vertrieben und von einer göttlichen Mutter mit einem zarten Kinde Sinne, Gedanken, Gemüth auf den Erwachsenen, sittlich Wirkenden, ungerecht Leidenden gerichtet, welcher später als Halbgott verklärt, als wirklicher Gott anerkannt und verehrt wurde.

465. Er stand vor einem Hintergrunde, wo der Schöpfer das Weltall ausgebreitet hatte; von ihm ging eine geistige Wirkung aus, seine Leiden eignete man sich als Beispiel zu, und seine Verklärung war das Pfand für eine ewige Dauer.

466. So wie der Weihrauch einer Kohle Leben erfrischet, so erfrischet das Gebet die Hoffnungen des Herzens.

---

462. Hier beginnt ein längerer Abschnitt, dessen Ende in Nr. 468, vielleicht erst in 471 zu finden sein möchte. Der siamesische Buddhist unterscheidet gleichfalls zwei Klassen von Religionen und zwar: „diejenigen, welche andre Mächte zur Hülfe rufen, wie Kinder nach ihren Eltern schreien, und solche, welche die Hülfe in ihrem eignen Geist finden" (Bastian, die Völker des östl. Asiens, III. S. 73).

465. Vergl. mit dem, was hier von Christus gesagt wird, die Christologie der „Wanderjahre" (Buch 2, Kap. 2), namentlich die Stelle, welche schließt: „Und so ist sein Wandel für den edlen Theil der Menschheit noch belebender und fruchtbarer als sein Tod," und weiterhin die „Geheimnisse, in welchen die göttliche Tiefe des Leidens verborgen liegt" (Werke, XVIII. S. 172 u. 173).

466. Das Gebet wird mit einem Rauchwerk im Sprichwort verglichen, und obiger schöner Spruch führt aus, worin das Zutreffende der Vergleichung liegt. Bei Simrock (Sprüche, S. 52) findet sich: „Das Gebet ist ein Rauchwerk, das dem Teufel Kopfschmerzen macht." Umgekehrt geht das Leben des Weihrauchs von der Kohle aus in dem Reim: „Willst Du Weihrauchs Geruch erregen ꝛc." (Werke, II. S. 374). — „Das Leben einer Kohle" lesen die frühern Cotta'schen Ausgaben seit 1833.

467. Ich bin überzeugt, daß die Bibel immer schöner wird, je mehr man sie versteht, d. h. je mehr man einsieht und anschaut, daß jedes Wort, das wir allgemein auffassen und im Besondern auf uns anwenden, nach gewissen Umständen, nach Zeit- und Ortsverhältnissen einen eigenen, besondern, unmittelbar individuellen Bezug gehabt hat.

468. Genau besehen, haben wir uns noch alle Tage zu reformiren und gegen Andere zu protestiren, wenn auch nicht in religiösem Sinne.

469. Wir haben das unabweichliche, täglich zu erneuernde, grundernstliche Bestreben, das Wort mit dem Empfundenen, Geschauten, Gedachten, Erfahrenen, Imaginirten, Vernünftigen möglichst unmittelbar zusammentreffend zu erfassen.

470. Jeder prüfe sich, und er wird finden, daß dies viel schwerer sei, als man denken möchte; denn leider sind dem Menschen die Worte gewöhnlich Surrogate: er denkt und weiß es meistentheils besser, als er sich ausspricht.

471. Verharren wir aber in dem Bestreben, das Falsche, Ungehörige, Unzulängliche, was sich in uns und Andern entwickeln oder einschleichen konnte, durch Klarheit und Redlichkeit auf das Möglichste zu beseitigen!

472. Mit den Jahren steigern sich die Prüfungen.

---

467 Vergl. oben Nr. 294 und 312.

468. Die Begriffe der Reformation und des Protestantismus ethisch gewendet. Vergl. das anläßlich des Reformationsfestes 1817 gedichtete: „Dreihundert Jahre hat sich schon ꝛc." mit dem Schlusse:

„Und will in Kunst und Wissenschaft
Wie immer protestiren."

(Werke, II. S. 266). Ebenso in der „Geschichte der Farbenlehre" (zu Ende der 4. Abtheilung) von Baco von Verulam: „Und wie einmal in der Religion protestirt worden, so wird durchaus und auch in den Wissenschaften protestirt."

469 wird fortgeführt bis zu Ende von 471.

472. S. oben Nr. 45.

473. Wo ich ausbrechen muß, sittlich zu sein, habe ich keine Gewalt mehr.

474. Zensur und Preßfreiheit werden immerfort mit einander kämpfen. Zensur fordert und übt der Mächtige, Preßfreiheit verlangt der Mindere. Jener will weder in seinen Planen noch seiner Thätigkeit durch verlautes, widersprechendes Wesen gehindert, sondern gehorcht sein. Dieser möchte seine Gründe aussprechen, den Ungehorsam zu legitimiren. Dieses wird man überall geltend finden.

475. Doch muß man auch hier bemerken, daß der Schwächere, der leidende Theil, gleichfalls auf seine Weise die Preßfreiheit zu unterdrücken sucht, und zwar in dem Falle, wenn er konspirirt und nicht verrathen sein will.

476. Man wird nie betrogen; man betrügt sich selbst.

477. Wir brauchen in unserer Sprache ein Wort, das, wie Kindheit sich zu Kind verhält, so das Verhältniß Vollheit zum

---

473. S. oben Nr 89. Der Amerikaner Fr. Hedge (Prose-Writers of Germany, Philadelphia, 1848) betrachtet daher Goethe wesentlich als Lehrer der Moral.

474. Vergl. die Behandlung desselben Themas in den Xenien: „Was ich sagen wollt', Verbietet mir keine Zensur!". „O, Freiheit süß der Presse!" und „Was Euch die heilige Preßfreiheit ꝛc." (Werke, II. S. 354). Daß unbewußte „gehorcht" (ein Gallicismus, nach Analogie von obeir) braucht Goethe öfter, wie auch A. W. Schlegel und Rückert. – Der kleine Schlußsatz fehlt in den frühern Ausgaben seit 1809, in welchen vor „gehorcht" noch ein „er will", eingeschoben wurde. Statt „dieser möchte seine" steht im ersten Druck (1829): „ihre wollten ihre".

476. Erscheint als weitere Entwicklung des Mundus vult decipi. „Niemand betrüge sich selbst" (1. Corinther 3, 18).

477. Dieser Spruch hat eine große Berühmtheit erlangt. Fichte (Begriff des wahrhaften Krieges, 1815, S. 43, Nr. 3) betont die Volksgesinnung als den unterscheidenden Punkt zwischen Bürgern des Rechtsreichs; und der Jurist Puchta (Gewohnheitsr., II. S. 65) macht den Unterschied zwischen der Meinung des großen Haufens und der im Volksgeiste wurzelnden Ansicht. Der neuere Publizist Walcker (Kritik der Parteien in Deutschland, 1865, S. 7) führt Goethe's, diesen Unterschied hervorhebende Worte in folgender Art an: „Der Lord Goethe sagt in seinen gewöhnlich ihrer Tiefe wegen nicht verstandenen und deshalb unbeachteten politischen Aphorismen: Wir brauchen" (folgt obiger Spruch). Vergl. auch Nr. 482. – Das „brauchen" hat selbstverständlich die Bedeutung von bedürfen. Skower, 1842, übersetzte daher falsch: Nous avons dans notre langue un mot etc.; das Wort „Volkheit" kommt sonst nicht vor, es fehlt uns grade.

Volke ausdrückt. Der Erzieher muß die Kindheit hören, nicht das Kind; der Gesetzgeber und Regent die Volkheit, nicht das Volk. Jene spricht immer dasselbe aus, ist vernünftig, beständig, rein und wahr; dieses weiß niemals für lauter Wollen, was es will. Und in diesem Sinne soll und kann das Gesetz der allgemein ausgesprochene Wille der Volkheit sein, ein Wille, den die Menge niemals ausspricht, den aber der Verständige vernimmt, den der Vernünftige zu befriedigen weiß und der Gute gern befriedigt.

478. Welches Recht wir zum Regiment haben, darnach fragen wir nicht — wir regieren. Ob das Volk ein Recht habe, uns abzusetzen, darum bekümmern wir uns nicht — wir hüten uns nur, daß es nicht in Versuchung komme, es zu thun.

479. Wenn man den Tod abschaffen könnte, dagegen hätten wir nichts; die Todesstrafen abzuschaffen, wird schwer halten. Geschieht es, so rufen wir sie gelegentlich wieder zurück.

480. Wenn sich die Societät des Rechtes begiebt, die Todesstrafe zu verfügen, so tritt die Selbsthilfe unmittelbar wieder hervor; die Blutrache klopft an die Thüre.

481. Alle Gesetze sind von Alten und Männern gemacht. Junge und Weiber wollen die Ausnahme, Alte die Regel.

---

478. „O, zum Henker! Wo die Macht ist,
Ist doch auch das Recht, zu sein“ (Werke, III. S. 287) und in den Unterh. mit Müller (S. 123, vom 6. März 1828) mit Bezug auf Wellington: „wer die höchste Gewalt besitze, habe Recht.“

479 und 480. Mit der hier ausgesprochenen Ansicht stimmte Hegel überein, der dem Verbrecher ein Recht auf den Tod beilegte. Poenae capitales non abrogandae war eine von den Thesen der Goethe'schen Doctoral-Dissertation (1771). Bei Müller (Unterh., 1827, S. 114) sprach sich Goethe auch für Beibehaltung der Duelle aus. Aber in den „Wanderjahren“ (Buch 3, Kap. 3) nannte er es doch „menschenwürdig“, daß in Amerika die Todesstrafe abgeschafft werde: „Trüben, über dem Meere, wo gemäßigte menschenwürdige Gesinnungen sich immerfort steigern, muß man endlich die Abschaffung der Todesstrafe ꝛc.“, und seine Iphigenie antwortet dem den Vollzug der Todesurteil verlangenden Thoas:

„Der mißversteht die Himmlischen, der sie
Blutgierig wähnt; er dichtet ihnen nur
Die eignen grausamen Begierden an“ (1. Aufl., 3. Auftr.).

481. Vergl. oben Nr. 220, und mit Nr. 482 oben Nr. 477.

482. Der Verständige regiert nicht, aber der Verstand; nicht der Vernünftige, sondern die Vernunft.

483. Wen Jemand liebt, dem stellt er sich gleich.

484. Es ist nicht genug, zu wissen, man muß auch anwenden; es ist nicht genug, zu wollen, man muß auch thun.

485. Es giebt keine patriotische Kunst und keine patriotische Wissenschaft. Beide gehören, wie alles hohe Gute, der ganzen Welt an und kennen nur durch allgemeine freie Wechselwirkung aller zugleich Lebenden, in steter Rücksicht auf das, was uns vom Vergangenen übrig und bekannt ist, gefordert werden.

486. Der unschätzbare Vortheil, welchen die Ausländer gewinnen, indem sie unsere Literatur erst jetzt gründlich studiren, ist der, daß sie über die Entwicklungskrankheiten, durch die wir nun schon beinahe während dem Laufe des Jahrhunderts durchgehen mußten, auf einmal weggehoben werden und, wenn das Glück gut ist, ganz eigentlich daran sich auf das Wünschenswertheste ausbilden.

487. Wo die Franzosen des achtzehnten Jahrhunderts zerstörend sind, ist Wieland nedend.

---

483. Verwandt ist der Schluß von Nr. 293 und der Xenie: „Sie wollten Dir keinen Beifall gönnen ꝛc." (Werke, II. S. 387).

484. Ausgeführter findet sich dieser von Goethe oft wiederholte Gedanke unten in Nr. 776.

485. Bei Eckermann und Riemer (Br., S. 356) ähnliche Aeußerungen. Wie hier „allgemeine freie Wechselwirkung", fordert Goethe überhaupt in allen geistigen Dingen absolutete Freiheit. „In den Wissenschaften ist die absolutete Freiheit nöthig; denn da wirkt man nicht für heut und morgen, sondern für eine unbenklich vorschreitende Zeitenreihe" („Wanderj.", Buch 3, Kap. 14. Werke, XVIII. S. 404).

486. In dem Anhange der „Wanderjahre" folgten auf Nr. 485 unmittelbar die Sätze Nr. 849 bis einschließlich 886; dann folgte Nr. 599 und darauf obige Nr. 486. Vergl. dazu unten Nr. 512 und 515. — Im Briefe an Reinhard vom 2. März 1827 spricht sich Goethe etwas anders aus: „Da einmal das Eindringen der deutschen Literatur, das sonst so hoch verpönt war, in Frankreich kein Hinderniß bildet, so mögen sie denn auch die guten und schlimmen Wirkungen unsrer Produktionen, die wir selbst durchgenossen und durchgelitten haben, hinterdrein nachgenießen und nacherdulden" (Briefw., S. 284); mehr dagegen im obigen Sinne ebendas. S. 309: „so ziehen die Franzosen die größten Vortheile davon."

488. Das poetische Talent ist dem Bauer so gut gegeben wie dem Ritter; es kommt nur darauf an, daß Jeder seinen Zustand ergreife und ihn nach Würden behandle.

489. „Was sind Tragödien Anders als versifizirte Passionen solcher Leute, die sich aus den äußern Dingen ich weiß nicht was machen?"

490. Yorik Sterne war der schönste Geist, der je gewirkt hat; wer ihn liest, fühlt sich sogleich frei und schön; sein Humor ist unnachahmlich, und nicht jeder Humor befreit die Seele.

---

488. Bei Eckermann (II. S. 325) erörtert Goethe diesen, von Herder zuerst entwickelten Gedanken von der Poesie als „Gemeingut der Menschheit" ausführlicher: „Der Herr v. Matthisson muß daher nicht denken, er wäre es, und ich muß nicht denken, ich wäre es; sondern Jeder sc." Obigen Spruch veranlaßten die in Königsberg 1825 erschienenen „Dainos oder Litthauische Volkslieder", welche Goethe 1826 und 1828 in „Kunst und Alterthum" (v. 3. S. 190 und VI. 2. S. 145) anzeigte: „Eigentlich giebt es nur eine Dichtung, die ächte; sie gehört weder dem Volke noch dem Adel, weder dem König noch dem Bauer; wer sich als wahrer Mensch fühlt, wird sie ausüben." Obigen Spruch setzten vier Werke, 40 bis N. XXXII. S. 241) die Worte ein: „Es giebt nur eine Poesie, die ächte, wahre; alles Andere ist nur Anmaßung und Schein." Dann folgt der Spruch, welcher schließt: „behandelt, und da haben denn die einfachsten Verhältnisse die größten Vortheile." Den Ausdruck „Ritter" hat vielleicht Jemand veranlaßt.

489. Auf dies Alleg.at folgten ursprünglich die auf das Theater bezüglichen Sätze, unten Nr. 760 bis 770.

490. Mit diesem Satze beginnt ein für sich bestehender Abschnitt, welcher Lorenz Sterne betrifft und, mit erheblichen Unterbrechungen, bis zum Ende dieser Abtheilung sich erstreckt. Vielleicht gehört Nr. 489 auch dahin, obschon der Spruch ursprünglich eine andre Stelle hatte (s. vor. Note). Auf den einleitenden Satz folgen dann Beispiele aus Sterne's Werken. Alfred Hodourn hat zuerst 1863 (in: Le monde maçonnique; Goethe plagiaire de Sterne) die meisten derselben, und zwar Nr. 491 bis inkl. Nr. 507 und Nr. 543 bis 544 in dem meistens Sterne, hier und da auch Greffulh, sondern ebenen Sammelwerke: The Koran: or Essays, Sentiments, Characters, and Callimachies of Tria Juncta in Uno (1770. III. Partie) zwar in dessen zweitem Theil entdeckt. Bernh. Blätter f. litterarische Untersuch., 1863, Nr. 36, und 1868, Nr. 10 und 14. Morgenbl., 1863, Nr. 39, und Deutsches Mus., 1867, Nr. 690. Der „Koran" erschien bereits 1772 (Hamburg, Herold) in deutscher Uebersetzung von Bode als ein hinterlassenes Werk Sterne's. Eine andre Uebertragung ins Deutsche ist und nicht bekannt. Mehrere der Sprüche (z. B. Nr. 491) fehlen in jener Uebertragung, und die übrigen weichen von der nachstehenden Uebersetzung erheblich ab, so daß die letztere, die sich liest, als hätte man ein deutsches Original vor sich, Goethe selbst zugesprochen werden muß. Wir setzen nachstehend den englischen Text.

491. „Mäßigkeit und klarer Himmel sind Apollo und die Musen."

492. „Das Gesicht ist der edelste Sinn; die andern vier belehren uns nur durch die Tyrannei des Tastes: wir hören, wir fühlen, riechen und betasten Alles durch Berührung; das Gesicht aber steht unendlich höher, verfeint sich über die Materie und nähert sich den Fähigkeiten des Geistes."

493. „Setzten wir uns an die Stelle anderer Personen, so würden Eifersucht und Haß wegfallen, die wir so oft gegen sie empfinden; und setzten wir Andere an unsere Stelle, so würde Stolz und Einbildung gar sehr abnehmen."

494. „Nachdenken und Handeln verglich Einer mit Rahel und Lea: die Eine war anmuthiger, die Andere fruchtbarer."

---

491. Im Koran, II. Nr. 108: Lucretius stiles the intellect *Spiritus vividi mentis seamen*; and some other poet — for my memory is bad — calls it *Flos florum*. — I say, that spare diet and clear skies are Apollo and the Muses.

492. Daselbst Nr. 167: Sight is by much the noblest of the senses. — We receive our notices from the other four, through the organs of *sensation* only. We hear, we feel, we smell, we taste, by *touch*. But sight rises infinitely higher. — It is refined above *matter*, and equals the faculty of *spirit*. (Bei Bode Nr. 140.)

493. Daselbst Nr. 169: To put ourselves in other persons places, would obviate a great deal of the jealousies and resentments we are too frequently sensible of toward them; and to put others into ours, would considerably abate the pride and haughtiness of ourselves. (Bei Bode Nr. 149.)

494. Daselbst Nr. 155: One of the fathers compares contemplation and action to Rachel and Leah. — The first was *fairest*, but the latter more *fruitful*. I am afraid he was not quite *orthodox*, by the *wit* of his simile. (Bei Bode Nr. 136.) Bode übersetzt vollständiger als Goethe: „Einer der Kirchenväter vergleicht ꝛc." Der Spruch ist, wie die meisten bei „Koran", auf alte Quellen zurückzuführen. Der Vergleich ist ganz scholastisch. Eine sehr treffende Erklärung finden wir bei dem ältesten Kommentator Dante's, Jacopo della Lana (1320), in der Note zu Inferno, C. II. v. 102, wo Dante Lucia, Rachele erwähnt. Lana sagt: „Die Heilige Schrift setzt diese Rahel als das betrachtende Leben (la vita contemplativa), weil Jakob für sie vierzehn Jahre in der Betrachtung blieb, und die andere Tochter, nämlich Lea, als das handelnde Leben, aus dem Grunde, weil sie in der That ohne irgend eine „Betrachtung" (contemplazione) von Seiten Jakob's dessen Frau wurde." Ebenso gilt Matelda in Dante's Purgatorio als Personifikation der vita attiva.

495. „Nichts im Leben, außer Gesundheit und Tugend, ist schätzenswerther als Kenntniß und Wissen; auch ist nichts so leicht zu erreichen und so wohlfeil zu erhandeln: die ganze Arbeit ist ruhig sein, und die Ausgabe Zeit, die wir nicht retten, ohne sie auszugeben."

496. „Könnte man Zeit wie baares Geld bei Seite legen, ohne sie zu benutzen, so wäre dies eine Art von Entschuldigung für den Müßiggang der halben Welt — aber keine völlige; denn es wäre ein Hausbalt, wo man von dem Hauptstamm lebte, ohne sich um die Interessen zu bemühen."

497. „Neuere Poeten thun viel Wasser in die Tinte."

498. „Unter mancherlei wunderlichen Albernheiten der Schulen kommt mir keine so vollkommen lächerlich vor als der Streit über die Aechtheit alter Schriften, alter Werke. Ist es denn der Autor oder die Schrift, die wir bewundern oder tadeln? Es ist immer nur der Autor, den wir vor uns haben; was kümmern uns die Namen, wenn wir ein Geisteswerk auslegen?"

---

495. Daselbst Nr. 152: Nothing in this life, after health and virtue, is more estimable than knowledge — nor is there any thing so easily attained, or so cheaply purchased — the labour only *sitting still*, and the expence but *time*, which if we do not *spend*, we cannot *save*. (Bei Bode Nr. 133.)

496. Daselbst Nr. 153: If time, like money, could be laid by, while one was not using it, there might be some excuse for the idleness of half the world — but yet not a full one. — For even this would be such an œconomy, as the living on a *principal sum*, without making it purchase *interest*. (Bei Bode Nr. 134.) Vergl. hierzu Oxenstierna (Betrachtungen, Nr. 251): „Der Verlust der Zeit ist der unersetzlichste und doch der, welcher am Wenigsten schmerzt." Riemer, Briefe, S. 375, oben Spruch 215, des italienische Sprichwort: „La spesa, che più vuol essere regolata, è quella del tempo" und Le Vavasseur Maxime (Nr. 25): „Le temps est comme l'argent: n'en perdez pas, et vous en aurez assez."

497. Daf. Nr. 142: Modern poets put *too much water* into their ink. (Bei Bode Nr. 126 richtiger „zu viel Wasser".) Ursprünglich alle gegen die englischen Dichter der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts, besonders gegen Pope, gerichtet.

498. Daf. Nr. 128: Among the many curious impertinences of the schools, there is none that appears to me so truly ridiculous, as the strife about the *authority* of the works of the antients. — Is it the *author* or *the writing* we admire or criticise? But it is still *the authors* we have before us, no matter for their names, when we are commenting upon any work of genius. (Bei Bode Nr. 113.)

499. „Wer will behaupten, daß wir Virgil oder Homer vor uns haben, indem wir die Worte lesen, die ihm zugeschrieben werden? Aber die Schreiber haben wir vor uns; und was haben wir weiter nöthig? Und ich denke fürwahr, die Gelehrten, die in dieser unwesentlichen Sache so genau zu Werke gehen, sollten mir nicht weiser als ein sehr schönes Frauenzimmer, das mich einmal mit möglichst süßem Lächeln befragte, wer denn der Autor von Shakespeare's Schauspielen gewesen sei."

500. „Es ist besser, das geringste Ding von der Welt zu thun, als eine halbe Stunde für gering halten."

501. „Muth und Bescheidenheit sind die unzweideutigsten Tugenden; denn die sind von der Art, daß Heuchelei sie nicht nachahmen kann; auch haben sie die Eigenschaft gemein, sich beide durch dieselbe Farbe auszudrücken."

502. „Unter allem Diebsgesindel sind die Narren die schlimmsten: sie rauben Euch beides, Zeit und Stimmung."

---

499. Daß. Schluß von Nr. 128. I do not pretend to say that we have Virgil or Homer before us, when we read those works imputed to them. — But we have certainly *the writers* of them — which is all we need contend for. And I really think that those *scholars* who affect a precision in this very *immaterial* matter, are not a bit wiser than a very pretty woman, who asked me once, with the sweetest smile imaginable: *Who was the author of Shakespeare's plays?* Zwischen Nr. 498 und 499 ist ein Abschnitt weggelassen. (Bei Bode ist dieser Abschnitt mitübersetzt. Nr. 113.)

500. Daß. Nr. 121: A moral, in the stile of Seneca: It is better to do the *ridicul* thing in the world, than to sit *idle* for half an hour. (Bei Bode vollständig Nr. 107.) Riemer (Briefe, S. 376) hielt obigen Spruch, zu welchem er Leibniz' Wort citirt: pars vitae quoties perditur hora parit, für Goethe's eigne Worte. Der gemeinte Spruch Seneca's, auf den im englischen Original hingewiesen wird, möchte sein: Temporis unius honesta avaritia est, wonach Friedrich des Großen Sentenz gebildet ist: le temps est le seul tresor dont l'avarice soit louable.

501. Daß. Nr. 123: Courage and modesty are the most unequivocal virtues — because they are such as hypocrisy cannot imitate — and they have this property in common also, that they are both expressed *by the same colour*. (Bei Bode Nr. 109.)

502. Daß. Nr. 114: Of all *knaves*, your *fools* are the worst — because they rob you both of your time and temper. (Bei Bode Nr. 101.) Vgl. oben den Spruch Nr. 395.

503. „Uns selbst zu achten, leitet unsre Sittlichkeit; Andere zu schätzen, regiert unser Betragen.“

504. „Kunst und Wissenschaft sind Worte, die man so oft braucht und deren genauer Unterschied selten verstanden wird; man gebraucht oft eins für das andere.“

505. „Auch gefallen mir die Definitionen nicht, die man davon giebt. Verglichen fand ich irgendwo Wissenschaft mit Witz, Kunst mit Humor. Hierin find' ich mehr Einbildungskraft als Philosophie: es giebt uns wol einen Begriff von dem Unterschied beider, aber keinen von dem Eigenthümlichen einer jeden.“

506. „Ich denke, Wissenschaft könnte man die Kenntniß des Allgemeinen nennen, das abgezogene Wissen, Kunst dagegen wäre Wissenschaft zur That verwendet; Wissenschaft wäre Vernunft, und Kunst ihr Mechanismus, deshalb man sie auch praktische Wissenschaft nennen könnte. Und so wäre denn endlich Wissenschaft das Theorem, Kunst das Problem.“

507. „Vielleicht wird man mir einwenden: man hält die Poesie für Kunst, und doch ist sie nicht mechanisch. Aber ich leugne, daß sie eine Kunst sei; auch ist sie keine Wissenschaft.

503. Daf. Nr. 111: To have a respect for ourselves, guides our *morals*; and to have a deference for others, governs our *manners*. (Fehlt bei Bode.)

504. Daf. Nr. 84: *Art* and *Science* are words frequently made use of, but the precision of which is so rarely understood, that they are often mistaken for one another. (Bei Bode Nr. 79.)

505. Daf. Fortsetzung von Nr. 84: I don't like any of the definitions of the schools. — I met with a distinction, somewhere, once, comparing *science* to *wit*, and *art* to *humour*; but it has more of *fancy* than *philosophy* in it. It serves to give us, however, some idea of the *difference* between them, though no definition of either. (Bei Bode Nr. 79 fortgesetzt. Er übertrügt unrichtig: „Es fiel mir eine Distinktion bei der Arbeit ein, da ich die Wissenschaft ꝛc.“)

506. Daf. Fortsetzung von Nr. 84: I think that science may be called the knowledge of *universals*, or abstract wisdom; and art is science reduced to practice — or science is reason, and art the mechanism of it — and may be called *practical science*. — Science, in fine, is the *theorem*, and art the *problem*. (Bei Bode Nr. 79 fortgesetzt.)

507. Daf. Schluß von Nr. 84: I am aware that this objection will be made — that poetry is deemed an art, and yet it is not mechanical. — But I deny it to be an art — neither is it a science. — Arts and sciences

Künste und Wissenschaften erreicht man durch Denken, Poesie nicht; denn diese ist Eingebung: sie war in der Seele empfangen, als sie sich zuerst regte. Man sollte sie weder Kunst noch Wissenschaft nennen, sondern Genius."

508. Auch jetzt im Augenblick sollte jeder Gebildete Sterne's Werke wieder zur Hand nehmen, damit auch das neunzehnte Jahrhundert erführe, was wir ihm schuldig sind, und einsähe, was wir ihm schuldig werden können.

509. In dem Erfolg der Literaturen wird das frühere Wirksame verdunkelt, und das daraus entsprungene Gewirkte nimmt überhand, deswegen man wohl thut, von Zeit zu Zeit wieder zurückzublicken. Was an uns Original ist, wird am Besten erhalten und belebt, wenn wir unsre Altvordern nicht aus den Augen verlieren.

510. Möge das Studium der griechischen und römischen Literatur immerfort die Basis der höhern Bildung bleiben!

---

may be taught — poetry cannot. — But poetry is *inspiration* — it was breathed into the soul, when it first quickened, and should neither be ruled art or science, but genius. (Bei Lode Schluß von Nr. 78.) Es ist nicht zu verwundern, daß Goethe's genauerie Kenner, z. B. Riemer (Briefe, S. 334) und Danzel (Goethe's Spinozismus, S. 85) obigen Spruch für sein Eigenthum gehalten haben.

508. Nun spricht der Autor wieder selbst im Rückblick auf die eben citirten Stellen. Derselbe las noch in seinen letzten Jahren den unserer Zeit unlesbaren Tristram Shandy. Vgl. auch seinen Artikel über Sterne (Werke, 40bd. Ausgabe, XXXII. S. 346).

510 und 511. Vgl. oben Nr. 458 bis 461. Wir können uns nicht enthalten, hier auf einen Brief W. v. Humboldt's an Welder vom 18. März 1825 (Briefwechsel, S. 100) Bezug zu nehmen, der den Goethe'schen Gedanken mehr hyperbolisch ausdrückt: „Ich bin nicht günstiger (als gegen die Einmischung deutscher und nordischer Volkssagen) gestimmt gegen die Einmischung des Indischen und Aegyptischen. Denn was man auch von der Schönheit und Erhabenheit des Ramayana, Mahabharat, der Nibelungen sagen mag, so fehlt ihnen immer gerade das Eine, in dem der ganze Zauber des Griechischen liegt, was man mit keinem Worte ganz aussprechen kann, aber was man tief und unendlich fühlt, was machen würde, daß in jeder ernsthaftesten und heitersten, glücklichsten und wehmüthigsten Katastrophe des Lebens, ja im Momente des Todes, einige Verse des Homer, und ich möchte sagen, wenn sie aus dem Schiffskatalogus wären, mir mehr das Gefühl des Ueberschwanglens der Menschheit in die Gottheit — was doch die Summe alles menschlichen Fühlens und alles irdischen Trostes ist — geben würden, als irgend etwas von einem andern Volke." Später stellte Humboldt die indische Dichtung höher als hier.

511. Chinesische, indische, ägyptische Alterthümer sind immer nur Kuriositäten; es ist sehr wohl gethan, sich und die Welt damit bekannt zu machen; zu sittlicher und ästhetischer Bildung aber werden sie uns wenig fruchten.

512. Der Deutsche läuft keine größere Gefahr, als sich mit und an seinen Nachbarn zu steigern; es ist vielleicht keine Nation geeigneter, sich aus sich selbst zu entwickeln, deswegen es ihr zum größten Vortheil gereichte, daß die Außenwelt von ihr so spät Notiz nahm.

513. Sehen wir unsre Literatur über ein halbes Jahrhundert zurück, so finden wir, daß nichts um der Fremden willen geschehen ist.

514. Daß Friedrich der Große aber gar nichts von ihnen wissen wollte, das verdroß die Deutschen doch, und sie thaten das Möglichste, als etwas vor ihm zu erscheinen.

515. Jetzt, da sich eine Weltliteratur einleitet, hat, genau besehen, der Deutsche am Meisten zu verlieren; er wird wohl thun, dieser Warnung nachzudenken.

516. Auch einsichtige Menschen bemerken nicht, daß sie dasjenige erklären wollen, was Grunderfahrungen sind, bei denen man sich beruhigen mußte.

---

512. Vergl. oben Nr. 486.

514. Goethe ist hier nicht ganz gerecht gegen den König. In dem Buche de la Littérature Allemande (1780), gegen welches Goethe neben J. Möser schon damals die Feder ergriff, sagte Friedrich der Große die Entwicklung der deutschen Literatur auf das Bestimmteste voraus. Wenn er auch, gleich Moses, nicht mehr das gelobte Land sehen würde; seine Prophezeiung ist nur zum Theil eingetroffen, da er annahm, das Deutsche würde in ganz Europa zur Herrschaft gelangen.

515. Goethe befürchtete den zu großen Einfluß der französischen Literatur, der in den beiden folgenden Jahrzehnten denn auch nach langer Unterbrechung wiederkehrte. Vgl. (Werke, ältere A., XXXII, S. 436): „Nur so viel will ich sagen, daß nach meiner Einsicht das eigentlich innere Wirksame bei den Franzosen jetzt am Thätigsten ist, und daß sie deshalb zunächst wieder einen großen Einfluß auf die sittliche Welt haben werden."

516 und 517 wären in die Rubrik „Natur" zu verweisen. Vgl. unten Nr. 904 und 918.

517. Doch mag dies auch vortheilhaft ſein; ſonſt unterließe man das Forſchen allzu früh.

518. Wer ſich von nun an nicht auf eine Kunſt oder Handwerk legt, der wird übel dran ſein. Das Wiſſen fordert nicht mehr bei dem ſchnellen Umtriebe der Welt; bis man von Allem Notiz genommen hat, verliert man ſich ſelbſt.

519. Eine allgemeine Ausbildung dringt uns jetzt die Welt einzeln auf, wir brauchen uns deshalb darum nicht weiter zu bemühen; das Beſondere müſſen wir uns zueignen.

520. Die größten Schwierigkeiten liegen da, wo wir ſie nicht ſuchen.

521. Lorenz Sterne war geboren 1713, ſtarb 1768. Um ihn zu begreifen, darf man die ſittliche und kirchliche Bildung ſeiner Zeit nicht unbeachtet laſſen; dabei hat man wohl zu bedenken, daß er Lebensgenoſſe Warburton's geweſen.

522. Eine freie Seele wie die ſeine kommt in Gefahr, frech zu werden, wenn nicht ein edles Wohlwollen das ſittliche Gleichgewicht herſtellt.

523. Bei leichter Berührbarkeit entwickelte ſich Alles von innen bei ihm heraus; durch beſtändigen Konflikt unterſchied er das Wahre vom Falſchen, hielt am erſten feſt und verhielt ſich gegen das andere rückſichtslos.

---

518 und 519. Aus der Gedankenwelt der „Wanderjahre". Vgl. daſ. Buch I., Kap. 4; Werke, XVIII. S. 55: „Sich auf ein Handwerk zu beſchränken, iſt das Beſte." „Vielſeitigkeit bereitet eigentlich nur das Element vor, worin der Einſeitige wirken kann, dem eben jetzt genug Raum gegeben iſt. Ja, es iſt jetzo die Zeit der Einſeitigkeiten", der Arbeitstheilung, nach neuerem Ausdruck, und bei Eckermann 1824 (I., S. 112): „Wer klug iſt —, beſchränkt ſich auf ein Fach und wird tüchtig in Einem."

521. Mit dieſem Spruch kehrt Goethe zu Sterne zurück, um ihn erſt mit der letzten Nummer dieſer Abtheilung zu verlaſſen. William Warburton war nicht nur Geiſtlicher, wie Sterne, ſondern zugleich ein wiſſenſchaftlicher Theologe, der die Waffen des Rationalismus gegen die kirchliche Tradition verfocht. Gleichwol wurde er Biſchof. Goethe will alſo den Geiſt der Epoche und das Beiſpiel Warburton's als mildernde Umſtände für Sterne's Ausſchreitungen und „Zweideutigkeiten" (vgl. Nr. 533) plaidiren.

524. Er fühlte einen entschiedenen Haß gegen Ernst, weil er didaktisch und dogmatisch ist und gar leicht pedantisch wird, wogegen er den äußersten Abscheu hegte. Daher seine Abneigung gegen Terminologie.

525. Bei den vielfachsten Studien und Lektüre entdeckte er überall das Unzulängliche und Lächerliche.

526. Shandeism nennt er die Unmöglichkeit, über einen ernsten Gegenstand zwei Minuten zu denken.

527. Dieser schnelle Wechsel von Ernst und Scherz, von Antheil und Gleichgiltigkeit, von Leid und Freude, soll in dem irländischen Charakter liegen.

528. Sagacität und Penetration sind bei ihm grenzenlos.

529. Seine Heiterkeit, Genügsamkeit, Duldsamkeit auf der Reise, wo diese Eigenschaften am Meisten geprüft werden, finden nicht leicht Ihresgleichen.

530. So sehr uns der Anblick einer freien Seele dieser Art erquickt, ebenso sehr werden wir gerade in diesem Fall erinnert, daß wir von Allem dem, wenigstens von dem Meisten, was uns entzückt, nichts in uns aufnehmen dürfen.

531. Das Element der Lüsternheit, in dem er sich so zierlich und sinnig benimmt, würde vielen Andern zum Verderben gereichen.

---

526. Der Ausdruck ist von dem Familiennamen seines Helden Tristram genommen, mit welchem Sterne in dieser Art viel spielt, z. B. (III. S. 139: „gute, ehrliche, unverfeinte Shandysche Leute' (IV, 39). „meine lieben Antishandianer"; der Ausdruck wurde bei der großen Verbreitung des Romans, den Goethe sogar nicht in Rom vergaß (Briefw. mit Grieb. Karl August I. Nr. 44), sehr üblich; auch Hamann braucht „schändiren" im Sinne des obigen Shandeism (Schriften, IV. S. 292 im 12. Brief).

529. An die bekannte „empfindsame Reise" zu denken.

532. Das Verhältniß zu ſeiner Frau wie zur Welt iſt betrachtenswerth. „Ich habe mein Elend nicht wie ein weiſer Mann benutzt," ſagt er irgendwo.

533. Er ſcherzt gar anmuthig über die Widerſprüche, die ſeinen Zuſtand zweideutig machen.

534. „Ich kann das Predigen nicht vertragen; ich glaube, ich habe in meiner Jugend mich daran übergeſſen."

535. Er iſt in Nichts ein Muſter und in Allem ein Andeuter und Erwecker.

536. „Unſer Antheil an öffentlichen Angelegenheiten iſt meiſt nur Philiſterei."

537. „Nichts iſt höher zu ſchätzen als der Werth des Tages."

538. „Pereant, qui ante nos nostra dixerunt!"
So wunderlich könnte nur Derjenige ſprechen, der ſich einbildete, ein Autochthon zu ſein. Wer ſich's zur Ehre hält, von vernünftigen Vorfahren abzuſtammen, wird ihnen doch wenigſtens ebenſo viel Menſchenſinn zugeſtehen als ſich ſelbſt.

---

532. In Sterne's Schriften und Briefen (an Eliſa und an Verſchiedene) haben wir die angeführte Stelle nicht gefunden, ſo wenig wie die fernern Sterne'ſchen Citate Nr. 534, 536 und 537.

536. „Lebe er die Zeitungen wie jeder Philiſter" („Wanderj." 1. Buch, 4. Kap.; Werke, XVIII. S. 57). Auch Nr. 537 iſt ganz aus Goethe's Seele geſprochen, der den Tag irgendwo mit einem nicht ausfüllbaren Gefäße vergleicht. Bei Riemer (Mitth., II. 657 unter dem 1. Oktober 1830) ſagt Goethe, nach der Lektüre des Triſtram, von Sterne: „Er war der Erſte, der ſich und uns aus Pedanterie und Philiſterei emporhob" (ebenſo bei Zelter, Nr. 740).

538. Das lateiniſche Citat fand Goethe in der Einleitung des zweiten Theils von Sterne's Koran, wo der Verfaſſer bei der Frage, ob und wie weit ſeine Sprüche Plagiat ſeien, in die Worte ausbricht: So that I am sure, I have reason to cry out with Donatus apud Jerom: Pereant etc. Hamann ſchreibt am 7. Mai 1762 (Schriften, III. S. 152): „Ich glaube, es war Donat, der bei einer Stelle des Terenz fluchte, daß man nichts Neues ſagen könnte, was nicht einer der Alten ſchon im Sinne gehabt hätte," und M. Bernays fand dieſelbe Stelle in dem Kommentar des Ménage zum Malherbe. Hieronymus bemerkt im Kommentar zum Prediger Salomo (K. 9, Kap. 1): Huic quid simile sententiae et Comicus (d. h. Terenz, ſ. oben Note zu Nr. 1): „Nihil est dictum, quod non sit dictum prius." Unde Praeceptor meus Donatus, cum

539. Die originalſten Autoren der neueſten Zeit ſind es nicht deswegen, weil ſie etwas Neues hervorbringen, ſondern allein, weil ſie fähig ſind, dergleichen Dinge zu ſagen, als wenn ſie vorher niemals wären geſagt geweſen.

540. Daher iſt das ſchönſte Zeichen der Originalität, wenn man einen empfangenen Gedanken dergeſtalt fruchtbar zu entwickeln weiß, daß Niemand leicht, wie viel in ihm verborgen liege, gefunden hätte.

541. Viele Gedanken heben ſich erſt aus der allgemeinen Kultur hervor, wie die Blüthen aus den grünen Zweigen. Zur Roſenzeit ſieht man Roſen überall blühen.

542. Eigentlich kommt Alles auf die Geſinnungen an; wo dieſe ſind, treten auch die Gedanken hervor, und nach dem ſie ſind, ſind auch die Gedanken.

543. „Nichts wird leicht ganz unparteiiſch wieder dargeſtellt Man könnte ſagen, hievon mache der Spiegel eine Ausnahme, und doch ſehen wir unſer Angeſicht niemals ganz richtig darin; ja, der Spiegel kehrt unſre Geſtalt um und macht unſre linke Hand zur rechten. Dies mag ein Bild ſein für alle Betrachtungen über uns ſelbſt."

544. „Im Frühling und Herbſt denkt man nicht leicht ans Kaminfeuer, und doch geſchieht es, daß, wenn wir zufällig an

---

ipsum versiculum exponeret: „Pereant, inquit, qui ante nos nostra dixerunt." Quodsi in sermonibus nihil novum dici potest, quanto magis in administratione mundi etc. Im Kommentar zum Terenz (Eunuchus) kommen jene Worte des Donat zwar nicht vor; aber es ſteht dort: „Laudat hunc locum Hieronymus in Commentario ad Ecclesiasten, cap. 5. — Vgl. Goethe's Xenie: „Gern wär' ich Ueberlieferung los ꝛc." (Werke, II. S. 396).

542. „Nach dem" = „ſo wie", nicht zeitlich „nachdem".

543. Aus Sterne's Koran II., Nr. 6: „There is no such thing as an impartial representation. — A looking-glass, one might be apt to imagine, was an exception to this proposition; and yet we never see our own faces justly in one. It gives us nothing but the *translations* of them. A mirror even reverses our features, and presents our left-hand for our right. — This is an emblem of all *personal reflections*.

544. Ebendaſ Nr. 13: „One does not require nor think of a fire, often, in spring or autumn; yet I don't know how it is, but when we have happened by chance to pass near one, the sensation it communicates is

einem vorbeigehen, wir das Gefühl, das es mittheilt, so angenehm finden, daß wir ihm wol nachhängen mögen. Dies möchte mit jeder Versuchung analog sein."

545. „Sei nicht ungeduldig, wenn man Deine Argumente nicht gelten läßt."

546. Wer lange in bedeutenden Verhältnissen lebt, dem begegnet freilich nicht Alles, was dem Menschen begegnen kann, aber doch das Analoge, und vielleicht Einiges, was ohne Beispiel war.

Siebente Abtheilung.*)

547. Das Erste und Letzte, was vom Genie gefordert wird, ist Wahrheitsliebe.

548. Wer gegen sich selbst und Andere wahr ist und bleibt, besitzt die schönste Eigenschaft der größten Talente.

549. Große Talente sind das schönste Versöhnungsmittel.

---

so pleasant, that we feel rather inclined to indulge it. This is analogous to temptation — and the moral is, *keep away from the fire.* Bode schließt: „Dies hat eine analogische Aehnlichkeit mit der Versuchung — und die Lehre ist: weg vom Feuer!"

545. Ebendf. Nr. 21: Marcus Aurelius says, that he had learned from Apollonius, *not to be impatient when his arguments happened not to be apprehended.* Auch Bode behält den Anfang bei: „Marcus Aurelius sagt, er hätte vom Apollonius gelernt, nicht ungeduldig zu werden, wenn man seine Beweisgründe nicht fassen könnte." Apollonius war einer der Lehrer Marc Aurel's in der stoischen Philosophie (vgl. dessen Selbstgespräche, 1. 8 und 17); er rühmte, von ihm den Gleichmuth gelernt zu haben.

*) Die Sprüche der Siebenten Abtheilung sind erst nach Goethe's Tode gedruckt. Zuerst 1836, Bd. I. S. 454 der Quart-Ausgabe als „Sechste Abtheilung", dann 1 12 Bd. LVI, S. 123 der A. l. H., und 1840 als „Siebente Abtheilung" Bd. III., S. 239 der 40bd. A.; nur Nr. 547 und 549 finden sich bereits als Motto auf den Rückseiten der Titelblätter des 1. Heftes Bd. VI. von „Kunst und Alterthum", 1827, und Nr. 599 im Anhange des 3. Bandes der „Wanderj." (Werke, A. l. H., XXIII. E. 270) 1829.

549. Vgl. Nr. 396 und Nr. 1050.

550. Das Genie übt eine Art Ubiquität aus, ins Allgemeine vor, ins Besondere nach der Erfahrung.

551. Eine thätige Skepsis ist die, welche unablässig bemüht ist, sich selbst zu überwinden und durch geregelte Erfahrung zu einer Art von bedingter Zuverlässigkeit zu gelangen.

552. Das Allgemeine eines solchen Geistes ist die Tendenz, zu erforschen, ob irgend einem Objekt irgend ein Prädikat wirklich zukomme, und geschieht diese Untersuchung in der Absicht, das als geprüft Gefundene in der Praxis mit Sicherheit anwenden zu können.

553. Der lebendig begabte Geist, sich in praktischer Absicht ans Allernächste haltend, ist das Vorzüglichste auf Erden.

554. „Vollkommenheit ist die Norm des Himmels, Vollkommenes wollen, die Norm des Menschen."

555. Nicht allein das Angeborne, sondern auch das Erworbene ist der Mensch.

556. Der Mensch ist genugsam ausgestattet zu allen wahren irdischen Bedürfnissen, wenn er seinen Sinnen traut und sie dergestalt ausbildet, daß sie des Vertrauens werth bleiben.

557. Die Sinne trügen nicht, aber das Urtheil trügt.

---

551. „Ich liebe mir inneren Streit;
Denn wenn wir die Zweifel nicht hätten,
Wo wäre denn frohe Gewißheit?" (Werke, II. S. 349), übereinstimmend mit dem spanischen Sprichwort: „Das einzige Gewisse ist der Zweifel."

553. Vgl. Brief an den Herzog Karl August vom 1. Okt. 1785: „Gebe uns der Himmel den Sinn, uns aufs Nächste zu halten" (Briefw., Nr. 53, I., S. 134), das Gedicht „Erwiderung" (Werke, II., S. 439): „Immerfort das Nächste denkend ꝛc." und die Sprüche Nr. 3 und Nr. 588.

555. Gleichlautend der Schluß von Nr. 762 unten. S. die Xenie: „Wenn Kindesblick ꝛc." und die vier folgenden (Werke, II., S. 335).

556 und 557. Vgl. unten Nr. 864, die Worte des Prometheus: „Ausgestattet ist genugsam dies Geschlecht zur Erde" (am Schlusse der „Pandora") und die Verse:

„Den Sinnen darf Du dann zu trauen;
Kein Falsches lassen sie Dich schauen,
Wenn Dein Verstand Dich wach erhält" (Werke, III. S. 192).

Deshalb fordert Goethe eine „Kritik der Sinne" (Nr. 760).

558. Man leugnet dem Gesicht nicht ab, daß es die Entfernung der Gegenstände, die sich neben und über einander befinden, zu schätzen wisse; das Hintereinander will man nicht gleichmäßig zugeschrieben.

559. Und doch ist dem Menschen, der nicht stationär, sondern beweglich gedacht wird, hierin die sicherste Lehre durch Parallaxe verliehen.

560. Die Lehre von dem Gebrauch der korrespondirenden Winkel ist, genau besehen, darin eingeschlossen.

561. Das Thier wird durch seine Organe belehrt; der Mensch belehrt die seinigen und bereichert sie.

562. Anaxagoras lehrt, daß alle Thiere die thätige Vernunft haben, aber nicht die leidende, die gleichsam der Dolmetscher des Verstandes ist.

563. Jüdisches Wesen. Energie der Grund von Allem. Unmittelbare Zwecke. Keiner, auch nur der kleinste, geringste Jude, der nicht entschiedenes Bestreben verriethe, und zwar ein irdisches, zeitliches, augenblickliches.
Judensprache hat etwas Patrectisches.

564. Alle unmittelbare Aufforderung zum Ideellen ist bedenklich, besonders an die Weiblein. Wie es auch sei, umgiebt sich der einzelne bedeutende Mann mit einem mehr oder weniger religios-moralisch-ästhetischen Serail.

---

561. Noch ein paar Tage vor seinem Tode (17. März 1832) schrieb Goethe an W. v. Humboldt über diese Worte des Anaxagoras, wie oben: „Die Thiere werden durch ihre Organe belehrt, sagten die Alten; ich setze hinzu, die Menschen gleichfalls, sie haben jedoch den Vorzug, ihre Organe wieder zu belehren" — aus welchem Briefe obiger Spruch genommen sein dürfte — und in demselben Monat in seinem den Streit zwischen Cuvier und Geoffroy St. Hilaire in gewissem Sinne entscheidenden Artikel (Werke XL., 466b. A., S. 317) das obige „griechische Diktum" weiterführend: „Die Thiere werden von ihren Gliedern tyrannisirt."

563. „Die jüdische Religion wird immer einen gewissen starren Eigensinn, dabei aber auch freien Klugsinn und lebendige Thätigkeit verbreiten" (Noten zum Divan. Mahmud von Gasnay).

564. Vgl. oben Nr. 315.

565. Jede große Idee, die als ein Evangelium in die Welt tritt, wird dem stockenden pedantischen Volke ein Aergerniß und einem Viel- aber Leichtgebildeten eine Thorheit.

566. Eine jede Idee tritt als ein fremder Gast in die Erscheinung, und wie sie sich zu realisiren beginnt, ist sie kaum von Phantasie und Phantasterei zu unterscheiden.

567. Dies ist es, was man Ideologie im guten und bösen Sinne genannt hat, und warum der Ideolog den lebhaft wirkenden praktischen Tagesmenschen so sehr zuwider war.

568. Man kann die Nützlichkeit einer Idee anerkennen, und doch nicht recht verstehen, sie vollkommen zu nutzen.

569. „Ich glaube einen Gott!" Dies ist ein schönes, lobliches Wort; aber Gott anerkennen, wo und wie er sich offenbare, das ist eigentlich die Seligkeit auf Erden.

570. Keppler sagte: „Mein höchster Wunsch ist, den Gott, den ich im Aeußern überall finde, auch innerlich, innerhalb meiner gleichermaßen gewahr zu werden." Der edle Mann

565 und 566. Vgl. oben Nr. 63, unten Nr. 884 (Unterschied des Phantastischen und Idealen) und Werke, mod. A., XXXIII., S. 343.

567. Bezieht sich hauptsächlich auf die Napoleonische Zeit, wo es unter Ton der „Tagesmenschen" war, unter dem Namen „Ideologen" alles ideale, namentlich das patriotische Streben, den Tugendbund, die Schill'sche Erhebung ꝛc. in den Bann zu thun.

569. „Ich verehre Den, der in dem Reichthum seiner Schöpfung so groß war, nach tausendfältigen Pflanzen noch eine zu machen, worin alle übrigen enthalten, und nach tausendfältigen Thieren ein Wesen, das sie alle enthält: den Menschen." (Bei Eckermann, II. S. 284.)

570. Joh. Keppler (1571 bis 1630) ist von Goethe in der „Gesch. der Farbenlehre" (4. Abth.) mit Vorliebe behandelt. Von ihm sagt er dort, daß „wer das Wahre anerkenne, nur Gott und die Natur, nicht aber sich selbst zu ehren scheine." Vergl. unten den ersten Satz von Nr. 978, und die Strophe aus J. G. Fischer's Gedicht zur Enthüllung von Keppler's Denkmal zu Weil-Stadt am 24. Juni 1870:

„Unermeßlich ist Euer nur,
Und Ihn habt Ihr geahnt,
Und habt uns durch die Sternenflur
Den Weg zu Ihm gebahnt."

tubte ſich nicht bewußt, daß eben in dem Augenblicke das Göttliche in ihm mit dem Göttlichen des Univerſums in genaueſter Verbindung ſtand.

571. Den teleologiſchen Beweis vom Daſein Gottes hat die kritiſche Vernunft beſeitigt; wir laſſen es uns gefallen. Was aber nicht als Beweis gilt, ſoll uns als Gefühl gelten, und wir rufen daher von der Brontotheologie bis zur Nyktotheologie alle dergleichen fromme Bemühungen wieder heran. Sollten wir im Blitz, Donner und Sturm nicht die Nähe einer übergewaltigen Macht, im Blumenduft und lauen Lüftchen nicht ein liebevoll ſich annäherndes Weſen empfinden dürfen?

572. Frage.
Was iſt Prädeſtination?
Antwort.
Gott iſt mächtiger und weiſer als wir; darum macht er es mit uns nach ſeinem Gefallen.

573. Apokryphа. Wichtig wäre es, das hierüber hiſtoriſch Bekannte nochmals zuſammenzufaſſen und zu zeigen, daß gerade jene apokryphiſchen Schriften, mit denen die Gemeinden ſchon die erſten Jahrhunderte unſerer Aera überſchwemmt wurden, und woran unſer Kanon noch jetzt leidet, die eigentliche Urſache ſind, warum das Chriſtenthum in keinem Momente der politiſchen und Kirchengeſchichte in ſeiner ganzen Schönheit und Reinheit hervortreten konnte.

571. Das Verfahren, Gottes Exiſtenz aus der Zweckmäßigkeit der ganzen Schöpfung zu beweiſen. „Die kritiſche Vernunft", d. h. die Kantiſche Philoſophie. „Brontotheologie" und „Nyktotheologie" ſind derartige Herleitungen aus der Zweckdienlichkeit des Donners und des Schnees. Der Schluß erinnert an den Geſang des Pater profundus im „Fauſt" (Werke, XIII. S. 235), der jene Naturkräfte als „Liebesboten" preiſt.

572. Das Kalviniſtiſche Dogma der Prädeſtination als ſchon in dem Glauben an Gottes Allmacht enthalten.

573. Mit dem Schluſſe vergl. die Stelle in den Noten zum „Divan" (unter Mahmud von Gasna): „Dagegen geblüht der chriſtlichen Lehre das höchſte Lob, deren reiner, edler Urſprung ſich immerfort dadurch bewährt, daß nach den größten Verirrungen, in welche ſie der dunkle Menſch hineinzog, eh man ſich's verſieht, ſie ſich in ihrer erſten lieblichen Eigentümlichkeit als Miſſion, als Hausgenoſſen- und Brüderſchaft, zu Erquickung des ſittlichen Menſchenbedürfniſſes, immer wieder hervortut."

574. Das unheilbare Uebel dieser religiösen Streitigkeiten besteht darin, daß der eine Theil auf Märchen und leere Worte das höchste Interesse der Menschheit zurückführen will, der andere aber es da zu begründen denkt, wo sich Niemand beruhigt.

575. Toleranz sollte eigentlich nur eine vorübergehende Gesinnung sein, sie muß zur Anerkennung führen. Dulden heißt beleidigen.

576. Glaube, Liebe, Hoffnung fühlten einst in ruhiger geselliger Stunde einen plastischen Trieb in ihrer Natur; sie befleißigten sich zusammen und schufen ein liebliches Gebilde, eine Pandora im höhern Sinne, die Geduld.

577. „Ich bin über die Wurzeln des Baums gestolpert, den ich gepflanzt hatte." Das muß ein alter Forstmann gewesen sein, der dies gesagt hat.

578. Ein Blatt, vom Winde hingetrieben, sieht öfters einem Vogel gleich.

579. „Ein schäbiges Kameel trägt immer noch die Lasten vieler Esel."

---

574. Früher hatten Goethe die Streitigkeiten über Kestner's „Agape" näher berührt (Werke, III. S. 189). Obiger Satz scheint aber hervorgerufen zu sein durch das „Glaubensbekenntniß eines Denkgläubigen", welches Goethe im Juni 1830 mißbilligend gelesen hatte. Er sagt darüber bei Müller (Unterr., S. 142 ff.): „es sei eine betrübende Erscheinung, weil es auf Halbheit und kümmerlicher Akkommodation beruhe. Man müsse entweder den Glauben an die Tradition festhalten, ohne sich auf ihre Kritik einzulassen, oder, wenn man sich der Kritik ergebe, jenen Glauben aufgeben. Ein Drittes sei nicht gedenkbar."

575. Ebenso Nr. 624: „Die wahre Liberalität ist Anerkennung."

576. Der Spruch erscheint wie ein in Prosa verfaßtes Gedicht, wie eine Parametrie, verwandt dem „Neuen Amor" und den Parabeln „Die Poesie" und „Amor und Psyche" (Werke, II. S. 11, 290 u. 291). „Pandora" als die Allesverleihende Prometheusfrage. Derselbe Gedanke ist in den „Wanderjahren" (Buch 1, Kapitel 11) so ausgedrückt: „Die christliche (Trinität) hilft durch Glaube, Liebe, Hoffnung gar anmuthig auch; darauf entsteht dann die Geduld ꝛc." (Werke, XVIII. S. 369).

577. Verwandt das Sprichwort bei Simrock, S. 441: „Wer den Baum gepflanzt hat, genießt selten seine Frucht."

579. Findet sich, lateinisch und griechisch (wie es scheint aus Stobäus) unter Erasmus Sprichwörtern (Camelus vel scabiosa compluribus asinorum gestat

580. Weiß denn der Sperling, wie's dem Storch zu Muthe ſei?

581. Wo Lampen brennen, giebt's Oelflecken, wo Kerzen brennen, giebt's Schnuppen; die Himmelslichter allein erleuchten rein und ohne Makel.

582. Wer das erſte Knopfloch verfehlt, kommt mit dem Zuknöpfen nicht zu Rande.

583. Ein gebranntes Kind ſcheut das Feuer; ein oft verſengter Greis ſcheut ſich zu wärmen.

584. Die gegenwärtige Welt iſt nicht werth, daß wir etwas für ſie thun; denn die beſtehende kann in dem Augenblick abſcheiden. Für die vergangene und künftige müſſen wir arbeiten: für jene, daß wir ihr Verdienſt anerkennen, für dieſe, daß wir ihren Werth zu erhöhen ſuchen.

585. Frage ſich doch Jeder, mit welchem Organ er allenfalls in ſeine Zeit einwirken kann und wird.

586. Denke nur Niemand, daß man auf ihn als den Heiland gewartet habe.

---

onera). Erasmus wendet den Spruch an auf vorzügliche Menſchen, die trotz Alter oder Krankheit mehr leiſten als Jüngere oder Geſunde, und auf alten Reichthum, der, auch im Verfall, mehr gilt als neuer blühender Erwerb.

583. Fortführung eines alten Sprichworts (Simrock, S. 67). Kind und Greis zuſammengeſtellt, wie in Nr. 329. Vergl. das auch aus alten Sprüchen entſtandene: „Geſotten oder Gebraten“ und umgekehrt (Werke, II. S. 325).

584. Iſt wol nicht als Ausdruck der Verzweiflung an der damals „gegenwärtigen Welt“ (Zeit von etwa 1820 bis 1832), wie etwa die Verſe vom Jahre 1830: „Die Welt geht aus einander ꝛc.“ (Werke, II. S. 367), ſondern allgemein zu verſtehen als Angabe der richtigſten Methode, ſich mit ſeiner Zeit abzufinden. Bei Müller ſagt Goethe (Unterh., S. 116, v. J. 1827): „Die Beleuchtung des Vergangenen wuchert für die Zukunft. Wir lernen den Moment würdigen, wenn wir ihn alſobald zu einem hiſtoriſchen machen.“

585. Aehnlich in den „Wanderjahren“ (Buch 1, Kap. 4): „Mache ein Organ aus Dir und erwarte, was für eine Stelle Dir die Menſchheit zugeſtehen werde“ (Werke, XVIII. S. 59).

587. Charakter im Großen und Kleinen ist, daß der Mensch demjenigen eine stäte Folge giebt, dessen er sich fähig fühlt.

588. Wer thätig sein will und muß, hat nur das Gehörige des Augenblicks zu bedenken, und so kommt er ohne Weitläuftigkeit hindurch. Das ist der Vortheil der Frauen, wenn sie ihn verstehen.

589. Der Augenblick ist eine Art von Publikum; man muß ihn betrügen, daß er glaube, man thue was; dann läßt er uns gewähren und im Geheimen fortführen, worüber seine Enkel erstaunen müssen.

590. Menschen, die ihre Kenntnisse an die Stelle der Einsicht setzen.

591. In einigen Staaten ist infolge der erlebten heftigen Bewegungen fast in allen Richtungen eine gewisse Uebertreibung

587. „Folge" braucht Goethe allgemein im Sinne von Konsequenz, wie Luther „Folgerei" für Konsequenzmacherei und „Folgerkunst" für Syllogismus.

588 u. 589. Vergl. oben Nr. 558, und zu dem „Betrügen" und „im Geheimen Fortführen" Nr. 128. „Das Publikum will wie Frauenzimmer behandelt sein" (Nr. 628 und Nr. 33).

591. Schon in der „Geschichte der Farbenlehre" (2. Abth. „Autorität") bemerkte Goethe, daß aller Verstandes-Unterricht zur Anarchie führe, wie auch dem Verstande keine Autorität zukomme, sondern nur der Vernunft, dem Gewissen, dem Genie. Obige Aeußerungen gegen das Zuviel des Unterrichts sind hauptsächlich gegen Preußen gerichtet. Von A. v. Humboldt sind ähnliche Aussprüche gegen das zersplitternde Vielerlei unserer Schulbildung bekannt; er preist letztere mit dem Gänse-Dudeln, das zur Zeit, aber nicht Fleisch und Wachsthum gebe (N. Preuß. Zeitung, vom 20. Juli 1859, Nr. 166), und Petroni (Amerikan) sagt von den solchergestalt in den Schulen Genährten, sie könnten nicht mehr Geschmack haben, als Küchenbewohner Geruch. Auch J. Grimm erklärte sich in einer seiner Reden (über Schule, Univ., Akad.) gegen jene „immer heftende Verlegenheit bringende Ueberfülle der Lehrgegenstände", besonders auch gegen das Kulturexamen. Ausführlicher Gerd Eilers (Wanderung, II. S. 251, aus den ersten Jahren nach den Befreiungskriegen): „Hier begann nun das verderbliche Uebel der Ueberfüllung der Gymnasien mit Lehrgegenständen, wozu denn noch, um die geistigen Kräfte der Jugend vollends zu ertödten, unter dem Einflusse sehr unpädagogischer Fachgelehrten auf unklare Schulverwaltungsbehörden die ganz unvernünftige Steigerung der Forderungen in den einzelnen Lehrgegenständen hinzukam, welche ihren Ausdruck in dem Abiturienten-Prüfungs-Reglement gefunden hat ꝛc." Wie führen diese Aeußerungen nur an, um Goethe's Urtheil durch das einiger Zeitgenossen zu illustriren, nicht aber als ob wir dasselben für unbedingt zutreffend erachteten. Die aus jenen Schulen hervorgegangene Generation hat die Befürchtungen selbst am besten durch ihr Wirken widerlegt.

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
GOETHE,J.W.
3-598-50924-3
FN. 16557/444

im Vaterländischen eingetreten, dessen Schädlichkeit in der Folge allgemeiner und eingesehen werden, aber jetzt schon von nichtigen, redlichen Menschen vollkommen anerkannt ist. Treffliche Männer leben in einer Art von Verzweiflung, daß sie dasjenige, was sie amtes und verfassungsmäßig lehren und überliefern müssen, für unnütz und schädlich halten.

592. Es ist nichts trauriger anzusehen als das unvermittelte Stocken ins Unbedingte in dieser durchaus bedingten Welt; es erscheint im Jahr 1830 vielleicht ungeheurer als je.

593. Vor der Revolution war Alles Bestreben, nachher verwandelte sich Alles in Forderung.

594. Ob eine Nation reif werden könne, ist eine wunderliche Frage. Ich beantworte sie mit Ja, wenn alle Männer als dreißigjährig geboren werden könnten. Da aber die Jugend verlangt, das Alter aber gleichsam ewig sein wird, so ist der eigentlich reife Mann immer zwischen beiden gelähmt und wird sich auf eine wunderliche Weise rebellen und durchwollen müssen.

595. Was von Seiten der Monarchen in die Zeitungen gedruckt wird, nimmt sich nicht gut aus: denn die Macht soll handeln und nicht reden. Was die Liberalen vorbringen, läßt sich immer lesen; denn der Uebermächtigte, weil er nicht handeln

592 bis 594. Alle diese Sprüche scheinen durch die Juli-Revolution 1830 und die gleichzeitigen Bewegungen hervorgerufen zu sein. Nr. 592, Goethe's unverstandene Ueberzeugung ausdrückend, ist in anderer Weise schon gesagt in Nr. 588, daß „wer sich für frei erkläre, sich sogleich als bedingt fühle," und im Epigramm „Den Absolutisten" mit dem scherzhaften Hinweise, „wie unbedingt, uns zu bedingen, die absolute Liebe sei" (Werke, II. S. 250).

593. Carus hebt diesen Ausspruch hervor als Beispiel von Goethe's scharfer Kenntniß ihm oft scheinbar fern liegender Verhältnisse („Zu Goethe's näher. Verständn.", S. 196).

594. Der junge W. v. Humboldt gab 1791, im Hinblick auf die erste französische Revolution, die maßgebende Antwort: „Für eine nach bloßen Grundsätzen der Vernunft systematisch entworfene Staatsverfassung kann nie eine Nation reif genug sein" (Schriften, I. S. 305).

595. Bei Eckermann (I. S. 119) sagt Goethe dasselbe im Februar 1824 mit Bezug auf die französischen Zeitungen: „Die Liberalen mögen reden; denn wenn sie vernünftig sind, hört man ihnen gerne zu; allein den Royalisten, in deren Händen die ausübende Gewalt ist, steht das Reden schlecht, sie müssen handeln u."

kann, mag sich wenigstens redend äußern. „Laßt sie singen, wenn sie nur bezahlen!“ sagte Mazarin, als man ihm die Spottlieder auf eine neue Steuer vorlegte.

596. Wenn man einige Monate die Zeitungen nicht gelesen hat, und man liest sie alsdann zusammen, so zeigt sich erst, wie viel Zeit man mit diesen Papieren verdirbt. Die Welt war immer in Parteien getheilt, besonders ist sie es jetzt, und während jedes zweifelhaften Zustandes kirrt der Zeitungsschreiber eine oder die andere Partei mehr oder weniger und nährt die innere Neigung und Abneigung von Tag zu Tag, bis zuletzt Entscheidung eintritt und das Geschehene wie eine Gottheit angestaunt wird.

597. Eitelkeit ist eine persönliche Ruhmsucht: man will nicht wegen seiner Eigenschaften, seiner Verdienste, Thaten geschätzt, geehrt, gesucht werden, sondern um seines individuellen Daseins willen. Am Besten kleidet die Eitelkeit deshalb eine frivole Schöne.

598. Welcher Gewinn wäre es fürs Leben, wenn man dies früher gewahr würde, zeitig erführe, daß man mit seiner Schönen nie besser steht, als wenn man seinen Rivalen lebt. Alsdann geht ihr das Herz auf, jede Sorge, Euch zu verlieren, die Furcht, Euch zu verlieren, ist verschwunden; sie macht Euch zum Vertrauten, und Ihr überzeugt Euch mit Freuden, daß Ihr es seid, dem die Frucht des Baumes gehört, wenn Ihr guten Humor genug habt, Andern die abfallenden Blätter zu überlassen.

599. Für die vorzüglichste Frau wird diejenige gehalten, welche ihren Kindern den Vater, wenn er abgeht, zu ersetzen im Stande ist.

---

596. Eine ganz ähnliche Äußerung gegen die Zeitungen, deren auch ausländischer Goethe gleichwol fortwährend, bis zu seinem Tode eine große Menge las, findet sich in den „Annalen“ v. J. 1808. Vergl. das Epigramm „Zeit und Zeitung“ (Werke, II. S. 260) „Sie dienen der Zeit.“

597 bis 599. Diese Nummern mußten anders geordnet werden, als in den bisherigen Ausgaben. In diesen folgt Nr. 598 unmittelbar auf 596, so daß dort die Worte „Welcher Gewinn wäre es fürs Leben“ sich nothwendig auf die richtige Erkenntniß des Zeitungswesens beziehen. Das Folgende ergiebt aber, daß die Erkenntniß in einer ganz andern Sphäre zu suchen ist. Wir setzen daher Nr. 597, welche in den übrigen Ausgaben erst nach unsere Nr. 599 folgt, unmittelbar vor Nr. 598. Nr. 599 findet sich schon in dem Anhange der „Wanderjahre“ 1829 (Werke, A. L. H., XXIII. S. 169) nach unserer Nr. 596 und vor 4–6

600. Ein lebhafter Mann, unwillig über das Betragen eines Frauenzimmers, ruft aus: „Ich möchte sie beinathen, nur um sie prügeln zu dürfen.“

601. Man hat sich auf eine dringend-liebevolle und anmuthige Weise beklagt, daß ich meine Gedanken über ausmärtige Literaturen lieber mittheile, als über die unsrige; und es ist doch ganz natürlich. Die Fremden erfahren entweder nicht, was ich von ihnen sage, sie kümmern sich nicht darum, oder lassen sich's gefallen. Man ist nicht unhöflich in die Ferne. Aber in der Nähe soll man, wie in guter Gesellschaft, nichts Verletzendes vorbringen, und doch wird jede Mißbilligung als eine Verletzung angesehen.

602. Klassisch ist das Gesunde, romantisch das Kranke.

603. Ovid blieb klassisch auch im Exil: er sucht sein Unglück nicht in sich, sondern in seiner Entfernung von der Hauptstadt der Welt.

604. Das Romantische ist schon in seinen Abgrund verlaufen; daß Gräßlichste der neueren Produktionen ist kaum noch gesunkener zu denken.

---

602 bis 607. 602 ist ein von Eckermann notirter Ausspruch vom 2. April 1829 (Gespr., II. S. 92). Bei der Unterhaltung über die neuesten französischen Dichter und über die Bedeutung von klassisch und romantisch sagte Goethe: „Wir ist ein neuer Ausdruck eingefallen, der das Verhältniß nicht übel bezeichnet. Das Klassische nenne ich das Gesunde und das Romantische das Kranke. Und da sind die Nibelungen klassisch wie der Homer; denn beide sind gesund und tüchtig. Das meiste Neuere ist nicht romantisch, weil es neu, sondern weil es schwach, kränklich und krank ist, und das Alte ist nicht klassisch, weil es alt, sondern weil es stark, frisch, froh und gesund ist.“

603 bezieht sich auf Ovid's in der Verbannung zu Tomi verfaßte Elegien (Tristia) und Nr. 604 und 605 auf die Gamperpoesie der Romantiker, besonders auf La Guzla, poésies illyriques von Mérimée (1827), welche Gedichte Goethe (Werke, 40dv. B. XXXIII. S. 92 ff.) in „Kunst und Alterthum“ besprochen hat. Hieher gehört auch die Stelle im 1. Akt des 2. Theils des „Faust“ (Werke, XIII. S. 24), wo sich die „Nacht- und Grabdichter entschuldigen lassen, weil sie soeben im interessantesten Gespräche mit einem frisch erstandenen Gamphren begriffen seien.“ Vergl. Goethe's Gespräch mit Soret vom 14. März 1830 über die „Braut von Korinth“ und über Merimee (Eckerm., III. S. 305 ff.), und seine Aeußerung über Lösching's „Armen Heinrich“ in der Annalen von 1811.

606. Engländer und Franzosen haben uns darin überboten. Körper, die bei Leibesleben verfaulen und sich in detaillirter Betrachtung ihres Verwesens erbauen; Todte, die zum Verderben Anderer am Leben bleiben und ihren Tod am Lebendigen ernähren — dahin sind unsere Produzenten gelangt.

Im Alterthum spuken dergleichen Erscheinungen nur vor wie seltene Krankheitsfälle; bei den Neuern sind sie endemisch und epidemisch geworden.

607. Die Literatur verdirbt sich nur in dem Maaße, als die Menschen verdorbener werden.

608. Was ist das für eine Zeit, wo man die Begrabenen beneiden muß!

609. Das Wahre, Gute und Vortreffliche ist einfach und sich immer gleich, wie es auch erscheine. Das Irren aber, das den Tadel hervorruft, ist höchst mannichfaltig, in sich selbst verschieden und nicht allein gegen das Gute und Wahre, sondern auch gegen sich selbst kämpfend, mit sich selbst in Widerspruch. Daher müssen in jeder Literatur die Ausdrücke des Tadels die Worte des Lobes überwiegen.

610. Bei den Griechen, deren Poesie und Rhetorik einfach und positiv war, erscheint die Billigung öfter als die Mißbilligung; bei den Lateinern hingegen ist es umgekehrt, und je mehr sich Poesie und Redekunst verdirbt, desto mehr wird der Tadel wachsen und das Lob sich zusammenziehen.

611. Es giebt empirische Enthusiasten, die, obgleich mit Recht, an neuen guten Produkten, aber mit einer Ekstase sich erweisen, als wenn sonst in der Welt nichts Vorzügliches zu sehen gewesen wäre.

---

606. Vergl. Nr. 366: „Die Menschen verdienen's, daß das Wahre so einfach ist.“ Eine Zusammenstellung solcher „seichten“ Tadels- und „kargen“ Lobesworte französischer Kritiker gab Goethe im Jahre 1818 in „Kunst und Alterthum“ (Werke, ed. A., XXXII, S. 225).

611. Sakontala. Hier erscheint der Dichter in seiner höchsten Funktion; als Repräsentant des natürlichsten Zustandes, der feinsten Lebensweise, des reinsten sittlichen Bestrebens, der würdigsten Majestät und der ernstesten Gottesverehrung wagt er sich in gemeine und lächerliche Gegensätze.

---

612. Heinrich der Vierte, von Shakespeare. Wenn Alles verloren wäre, was je dieser Art geschrieben zu uns gekommen, so könnte man Poesie und Rhetorik daraus vollkommen wiederherstellen.

---

613. Eulenspiegel. Alle Hauptspäße des Buchs beruhen darauf, daß alle Menschen figürlich sprechen und Eulenspiegel es eigentlich nimmt.

---

614. Mythologie = Luxe de Croyance. Beim Uebersetzen muß man bis ans Unübersetzliche herangehen; alsdann wird man aber erst die fremde Nation und die fremde Sprache gewahr.

---

615. Ueber die wichtigsten Angelegenheiten des Gefühls wie der Vernunft, der Erfahrung wie des Nachdenkens, soll man nur mündlich verhandeln. Das ausgesprochene Wort ist sogleich todt, wenn es nicht durch ein folgendes, dem Hörer gemäßes am Leben erhalten wird. Man merke nur auf ein geselliges Gespräch! Gelangt das Wort nicht schon todt zu dem Hörer, so ermordet er es alsogleich durch Widerspruch, Bestimmen, Be-

611. Dies Schauspiel des indischen Dichters Kalidasa lernte Goethe bereits 1791 kennen, um es in dem bekannten Epigramm (Werke, III. S. 124) zu feiern.

614. „Luxe de Croyance" ist als Umschreibung des Worts „Mythologie" zu verstehn, als Beispiel, wie man beim Uebersetzen „ans" Unübersetzliche herangehen müsse. Ebenso bei Müller (Unterh., S. 126 v. J. 1829): „Man muß bis an das Unübersetzbare herangehen und dieses respektiren; denn darin liegt eben der Werth und der Charakter einer jeden Sprache." Wer jene Umschreibung angewandt, ist nicht ermittelt. — Die Trennung der Nummer in zwei besondre Sprüche, wie in der neuesten Cotta'schen Ausgabe und bei Kurz, ist nicht zu billigen.

615. Vergl. unten Nr. 878: „Ein ausgesprochenes Wort fördert selten ꝛc." und 894; ferner aus der Epistel (Werke, II. S. 130): „Ließ doch nur Jeder Aus dem Buch sich heraus," Nr. 622, 623 und 407 bis 410. Mit dem Schluß vergl. die Terze: „Da ich viel allein verbliebe ꝛc." (Werke, II. S. 390), und mit den „Unarten des Unterhaltens" das „Widerlegen, Bedingen, Begrimmen" (ebenda, S. 392).

dingen, Ablenken, Abspringen, und wie die tausendfältigen Unarten des Unterhaltens auch heißen mögen. Mit dem Geschriebenen ist es noch schlimmer. Niemand mag lesen als das, woran er schon einigermaßen gewöhnt ist; das Bekannte, das Gewohnte verlangt er unter veränderter Form. Doch hat das Geschriebene den Vortheil, daß es dauert und die Zeit abwarten kann, wo ihm zu wirken gegönnt ist.

616. Vernünftiges und Unvernünftiges haben gleichen Widerspruch zu erleiden.

617. Was man mündlich ausspricht, muß der Gegenwart, dem Augenblick gewidmet sein; was man schreibt, widme man der Ferne, der Folge.

618. Die Dialektik ist die Ausbildung des Widerspruchsgeistes, welcher dem Menschen gegeben, damit er den Unterschied der Dinge erkennen lerne.

619. Mit wahrhaft Gleichgesinnten kann man sich auf die Länge nicht entzweien, man findet sich immer wieder einmal zusammen; mit eigentlich Widergesinnten versucht man umsonst Einigkeit zu halten, es bricht immer wieder einmal aus einander.

620. Gegner glauben uns zu widerlegen, wenn sie ihre Meinung wiederholen und auf die unsrige nicht achten.

621. Diejenigen, welche widersprechen und streiten, sollten mitunter bedenken, daß nicht jede Sprache Jedem verständlich sei.

622. Es hört doch Jeder nur, was er versteht.

---

619. „Gleichgesinnte herein!“ (Elegie „Herrmann und Dorothea“, Werke, II. S. 55). Vergl. oben Nr. 40.

622. Daher im Französischen „hören“ und „verstehen“ durch dasselbe Wort wiedergegeben wird. Aehnlich in den Paralipomena zu „Faust“: „Der Mensch vernimmt nur, was ihm schmeichelt“ (Werke, XIII. S. 251).

623. Ich erwarte wol, daß mir mancher Leſer widerſpricht: aber er muß doch ſtehen laſſen, was er Schwarz auf Weiß vor ſich hat. Ein anderer ſtimmt vielleicht mir bei, ebendasſelbe Exemplar in der Hand.

624. Die wahre Liberalität iſt Anerkennung.

625. Die ſchwer zu löſende Aufgabe ſtrebender Menſchen iſt, die Verdienſte älterer Mitlebenden anzuerkennen und ſich von ihren Mängeln nicht hindern zu laſſen.

626. Es giebt Menſchen, die auf die Mängel ihrer Freunde ſinnen; dabei kommt nichts heraus. Ich habe immer auf die Verdienſte meiner Widerſacher Acht gehabt und davon Vortheil gezogen.

627. Es giebt viele Menſchen, die ſich einbilden, was ſie erfahren, das verſtünden ſie auch.

628. Das Publikum will wie Frauenzimmer behandelt ſein: man ſoll ihnen durchaus nichts ſagen, als was ſie hören möchten.

629. Jedem Alter des Menſchen antwortet eine gewiſſe Philoſophie. Das Kind erſcheint als Realiſt; denn es findet ſich ſo

623. S. oben den Schluß von Nr. 615.
624. S. oben Nr. 228 und Nr. 573.
626. „Nicht größern Vortheil wüßt' ich zu nennen, Als des Feindes Verdienſt erkennen" (Werke, II. S. 337).
627. Daß die Erfahrung nur die Hälfte der Erfahrung ſei, wird unten in Nr. 712 geſagt.
628. Vergl. oben Nr. 33.
629. Daſſelbe bei Eckermann (17. Februar 1829; II. S. 71): „Wir ſind Senſualiſten, ſo lange wir Kinder ſind, Idealiſten, wenn wir lieben und in den geliebten Gegenſtand Eigenſchaften legen, die nicht eigentlich darin ſind. Die Liebe wendt, wir gerathen an der Treue und ſind Skeptiker, ehe wir es glauben. Der Reſt des Lebens iſt gleichgiltig, wir laſſen es gehen, wie es will, und endigen mit dem Quietismus, wie die indiſchen Philoſophen auch." Laboulaye, in einer Kritik von Creuzer's Symbolik (J. d. Débats vom 6. Mai 1858) citirt die obigen Sätze: Cette belle page devrait servir de préface à toutes les mythologies. Toutes les religions de l'antiquité commencent

überzeugt von dem Dasein der Birnen und Aepfel als von dem seinigen. Der Jüngling, von inneren Leidenschaften bestürmt, muß auf sich selbst merken, sich vorfühlen, er wird zum Idealisten umgewandelt. Dagegen ein Skeptiker zu werden, hat der Mann alle Ursache; er thut wohl, zu zweifeln, ob das Mittel, das er zum Zwecke gewählt hat, auch das rechte sei. Vor dem Handeln, im Handeln hat er alle Ursache, den Verstand beweglich zu erhalten, damit er nicht nachher sich über eine falsche Wahl zu betrüben habe. Der Greis jedoch wird sich immer zum Mysticismus bekennen; er sieht, daß so Vieles vom Zufall abzuhängen scheint; das Unvernünftige gelingt, das Vernünftige schlägt fehl, Glück und Unglück stellen sich unerwartet ins Gleiche; so ist es, so war es, und das hohe Alter beruhigt sich in Dem, der da ist, der da war und der da sein wird.

630. Wenn man älter wird, muß man mit Bewußtsein auf einer gewissen Stufe stehen bleiben.

631. Es ziemt sich dem Bejahrten weder in der Denkweise noch in der Art, sich zu kleiden, der Mode nachzugeben.

632. Aber man muß wissen, wo man steht und wohin die Andern wollen.

633. Was man Mode heißt, ist augenblickliche Ueberlieferung. Alle Ueberlieferung führt eine gewisse Nothwendigkeit mit sich, sich ihr gleich zu stellen.

634. Man hat sich lange mit der Kritik der Vernunft beschäftigt; ich wünschte eine Kritik des Menschenverstandes. Es

---

par le merveilleux, passent par le doute et finissent par le mysticisme", und nennt Goethe l'homme le mieux fait pour être juge en de pareilles questions. „Sich vorfühlen" ist oben im Sinne von se pressentir, „sich absend herauszufinden" gebraucht (vergl. Sanders, I, S. 519b).

630 bis 632. Vergl. oben Nr. 342 die Ueberschrift des „neuen Kultus".

634. Mit dieser Nummer beginnt ein für sich bestehender Abschnitt, der mit 643 oder 646 als beendigt anzusehen ist. Eine andere Anwendung der Kantischen „Kritik der reinen Vernunft" in Nr. 760. Wegen des Gemeinverstandes s. oben Nr. 55, 56, 60, 61 und 303.

wäre eine wahre Wohlthat fürs Menschengeschlecht, wenn man dem Gemein-Verstand bis zur Ueberzeugung nachweisen könnte, wie weit er reichen kann, und das ist gerade so viel, als er zum Erdenleben vollkommen bedarf.

635. „Genau besehen, ist alle Philosophie nur der Menschenverstand in amphigurischer Sprache."

636. Der Menschenverstand, der eigentlich aufs Praktische angewiesen ist, irrt nur alsdann, wenn er sich an die Auflösung höherer Probleme wagt; dagegen weiß aber auch eine höhere Theorie sich selten in den Kreis zu finden, wo jener wirkt und west.

637. Denn eben wenn man Probleme, die nur dynamisch erklärt werden können, bei Seite schiebt, dann kommen mechanische Erklärungsarten wieder zur Tagesordnung.

638. In Rücksicht aufs Praktische ist der unerbittliche Verstand Vernunft, weil, vis-à-vis des Verstandes, es der Vernunft Höchstes ist, den Verstand unerbittlich zu machen.

639. Alle Empiriker streben nach der Idee und können sie in der Mannichfaltigkeit nicht entdecken; alle Theoretiker suchen sie im Mannichfaltigen und können sie darin nicht auffinden.

---

635. Dieser behufs der Widerlegung hingestellte Satz dürfte aus dem Französischen übersetzt sein, worauf das französische vulgäre Wort amphigouri(ne, „verworren, dunkel" (nur scheinbar aus dem Griechischen) hinweist und die Aehnlichkeit des Satzes Nr. 60. (Jedoch scheint „la raison universelle, le sens commun des Abbé Lamennais" in dem Briefe Reinhard's an Goethe vom 28. Febr. 1826, Briefw. S. 268, damit nichts zu thun zu haben).

636. „Des Menschenverstandes angewiesenes Gebiet und Erbtheil ist der Bezirk des Thuns und Handelns" (unten in Nr. 955).

637. Vergl. Nr. 908 und 800, daß wir „gern als mechanisch denken, was höherer Art ist." Bei diesen „mechanischen Erklärungsarten" ist hauptsächlich an die Hebungstheorie der Gebirge und das „Pyrophylacium" zu denken, worüber manche Aeußerungen, z. B. „Wie man die Könige verletzt ꝛc." und „Je mehr man kennt ꝛc." (Werke, II. S. 392 u. 393) und viele Stellen im 2. Theil des „Faust" Spott üben.

639 u. 640. Danzel (Goethe's Epigramm. S. 65) verweist hierzu auf die Sprüche Nr. 957 und 1016: „Begriff ist Summe, Idee Resultat der Erfahrung." Vergl. auch Nr. 899 und oben 365.

640. Beide jedoch finden ſich im Leben, in der That, in der Kunſt zuſammen. Das iſt ſo oft geſagt; Wenige aber verſtehen, es zu nutzen.

641. Der denkende Menſch irrt beſonders, wenn er ſich nach Urſach und Wirkung erkundigt; ſie beide zuſammen machen das untheilbare Phänomen. Wer das zu erkennen weiß, iſt auf dem rechten Wege zum Thun, zur That. Das genetiſche Verfahren leitet uns ſchon auf beſſere Wege, ob man gleich damit auch nicht ausreicht.

642. Alle praktiſche Menſchen ſuchen die Welt handrecht zu machen; alle Denker wollen ſie kopfrecht haben. Wie weit es Jedem gelingt, mögen ſie zuſehen.

643.
Die Realen.
Was nicht geleiſtet wird, wird nicht verlangt.
Die Idealen.
Was verlangt wird, iſt nicht gleich zu leiſten.

644. Daß man gerade nur denkt, wenn man das, worüber man denkt, nicht ausdenken kann!

645. Was iſt das Erfinden?
Es iſt der Abſchluß des Geſuchten.

646. Was iſt der Unterſchied zwiſchen Axiom und Enthymem? Axiom, was wir von Haus aus ohne Beweis anerkennen; Enthymem, was uns an viele Fälle erinnert und das zuſammenknüpft, was wir ſchon einzeln erkannten.

641. Vergl. Nr. 801 ff. und 803: „Das Phänomen iſt eine Folge ohne Grund, eine Wirkung ohne Urſache."

645. Ausführlich entwickelt in Nr. 903.

646. In einem Briefe an Zauper vom 6. Aug. 1823 braucht Goethe Enthymem, eine Species der logiſchen Schlüſſe (ein unvollſtändiger Schluß oder eine verſchwiegene Prämiſſe), in folgender Art: „Prämiſſen überhüpft man und eilt aufs Reſultat. Enthymeme glücken nicht immer, deren geheime Vorderſätze leichter zu finden ſind" (Zauper. Studien über Goethe. S. 228).

647. Es ist mit der Geschichte wie mit der Natur, wie mit allem Profunden, es sei vergangen, gegenwärtig oder zukünftig; je tiefer man ernstlich eindringt, deste schwierigere Probleme thun sich hervor. Wer sie nicht fürchtet, sondern kühn darauf losgeht, fühlt sich, indem er weiter gedeiht, höher gebildet und behaglicher.

648. Jedes Phänomen ist zugänglich wie ein planum inclinatum, das bequem zu ersteigen ist, wenn der hintere Theil des Keiles schroff und unerreichbar dastebt.

649. Wer sich in ein Wissen einlassen soll, muß betrogen werden oder sich selbst betrügen, wenn äußere Nöthigungen ihn nicht unwiderleblich bestimmen. Wer würde Arzt werden, wenn er alle Unbilden auf einmal vor sich sähe, die seiner warten?

650. Wie viele Jahre muß man nicht thun, um nur einigermaßen zu wissen, was und wie es zu thun sei!

651. Falsche sinnliche Tendenzen sind eine Art realer Sehnsucht, immer noch vortheilhafter als die falsche Tendenz, die sich als ideelle Sehnsucht ausdrückt.

652. Minor. Harmonie der Sehnsucht.
Die Sehnsucht, die nach außen in die Ferne strebt, sich aber melodisch in sich selbst beschränkt, erzeugt den Minor.

653. Lüsternheit ist ein Spiel mit dem zu Genießenden und mit dem Genossenen.

---

647. „Je weiter sich das Wissen ausbreitet ꝛc." Nr. 920.
648. Das „wenn" bezeichnet hier einen Gegensatz: während, wogegen.
652. Minor d. h. der Moll-Dreiklang, die Moll-Tonart, nach der kleinen Terz so genannt. Bekannt ist, daß Goethe auch die Harmonielehre und die Akustik in seinen Kreis des Forschens gezogen. Seine im Jahre 1810 nach Unterhaltungen mit Zelter tabellarisch aufgestellte „Tonlehre" findet sich im Briefwechsel mit Letzterem (V. S. 221). Daselbst wird in der Kolonne „Mathematisch" der „Mollton" auch musikalisch erklärt. Hier scheint nur der Charakter derselben, namentlich slavischer Volkslieder, welche sich in der Molltonart bewegen, wie das russische, seiner Zeit sehr verbreitete „Schöne Minka", bezeichnet werden zu sollen.

654. Wer Bedingung früh erfährt, gelangt bequem zur Freiheit; wem Bedingung sich spät aufdringt, gewinnt nur bittere Freiheit.

655. Pflicht: wo man liebt, was man sich selbst befiehlt.

654 ist, wie Nr. 1020, eine Anwendung des Spruchs Nr. 353.
655 endlich erscheint als Korrektur des Kantischen Pflichtbegriffs (kategorischen Imperativs). Vergl. oben Nr. 365.

Kunſt.

Aphorismen,

in ſechs Abtheilungen.

Erſte Abtheilung.*)

656. Das Verhältniß der Künſte und Wiſſenſchaften zum Leben iſt, nach Verhältniß der Stufen, worauf ſie ſtehen, nach Beſchaffenheit der Zeiten und tauſend andern Zufälligkeiten ſehr verſchieden; deswegen auch Niemand darüber im Ganzen leicht klug werden kann.

657. Poeſie wirkt am Meiſten im Anfang der Zuſtände, ſie ſeien nun ganz roh, halbkultivirt, oder bei Abänderung einer Kultur, beim Gewahrwerden einer fremden Kultur, daß man alſo ſagen kann, die Wirkung der Neuheit findet durchaus ſtatt.

658. Muſik im beſten Sinne bedarf weniger der Neuheit, ja vielmehr, je älter ſie iſt, je gewohnter man ſie iſt, deſto mehr wirkt ſie.

*) Die Sprüche, aus denen wir dieſe Abtheilung zuſammengeſetzt haben, erſchienen zuerſt in dem „Betrachtungen im Sinne der Wanderer Kunſt, Ethiſches, Natur“ überſchriebenen Anhange des 2. Buches der „Wanderjahre“ 1829 (Werke, A. l. H., XXII. S. 227 ff.) und ſeit 1833 in der erſten Abtheilung der „Maximen und Reflexionen“ und zwar obige Nr. 656 bis einſchließlich 665, in dieſer Reihenfolge (zwiſchen Nr. 27 und 28) und Nr. 666 bis zu Ende, gleichfalls in derſelben Ordnung (zwiſchen Nr. 39 und 40). Nr. 657 findet ſich bereits in „Kunſt und Alterthum“ (1824, V. 1. S. 9) zwiſchen Nr. 154 und 155.

657. Die Unterarten der Poeſie erläutert die Beilage zu Nr. 479 des Zelter'ſchen Briefwechſels vom 29. November 1825 (IV. S. 107).

658 bis 662. Vergl. den Abſchnitt „Muſik“ in Goethe's Anmerkungen zu „Rameau's Neffen“ (Werke, 40ßb. A., XXIX. S. 356 ff.) und den dort gemachten Unterſchied zwiſchen der italieniſchen und der deutſchen Muſik. — „Halbſchürig“ (in Nr. 661) ſ. Sanders (II. S. 1024 b.): „nichts Rechtes und Volles ſeiend“.

659. Die Würde der Kunst erscheint bei der Musik vielleicht am Eminentesten, weil sie keinen Stoff hat, der abgerechnet werden müßte. Sie ist ganz Form und Gehalt und erhöht und veredelt Alles, was sie ausdrückt.

660. Die Musik ist heilig oder profan. Das Heilige ist ihrer Würde ganz gemäß, und hier hat sie die größte Wirkung auf's Leben, welche sich durch alle Zeiten und Epochen gleich bleibt. Die profane sollte durchaus heiter sein.

661. Eine Musik, die den heiligen und profanen Charakter vermischt, ist gottlos, und eine halbschürige, welche schwache, jammervolle, ärmliche Empfindungen auszudrücken Belieben findet, ist abgeschmackt. Denn sie ist nicht ernst genug, um heilig zu sein, und es fehlt ihr der Hauptcharakter des Entgegengesetzten: die Heiterkeit.

662. Die Heiligkeit der Kirchenmusiken, das Heitere und Neckische der Volksmelodien sind die beiden Angeln, um die sich die wahre Musik herumdreht. Auf diesen beiden Punkten beweist sie jederzeit eine unausbleibliche Wirkung: Andacht oder Tanz. Die Vermischung macht irre, die Verschwächung wird fade, und will die Musik sich an Lehrgedichte oder beschreibende und dergleichen wenden, so wird sie kalt.

663. Plastik wirkt eigentlich nur auf ihrer höchsten Stufe; alles Mittlere kann wol aus mehr denn einer Ursache imponiren; aber alle mittleren Kunstwerke dieser Art machen mehr irre, als daß sie erfreuen. Die Bildhauerei muß sich daher noch ein stoffartiges Interesse suchen, und das findet sie in den Bildnissen bedeutender Menschen. Aber auch hier muß sie schon einen hohen Grad erreichen, wenn sie zugleich wahr und würdig sein will.

663. „Geist und Kunst auf ihrem höchsten Gipfel
Nutzen alle Menschen an" (Werke, II. S. 197).

664. Die Malerei iſt die läßlichſte und bequemſte von allen Künſten. Die läßlichſte, weil man ihr um des Stoffes und des Gegenſtandes willen, auch da wo ſie nur Handwerk oder kaum eine Kunſt iſt, Vieles zu Gute hält und ſich an ihr erfreut; theils, weil eine techniſche, obgleich geiſtloſe Ausführung den Ungebildeten wie den Gebildeten in Verwunderung ſetzt, ſo daß ſie ſich alſo nur einigermaßen zur Kunſt zu ſteigern braucht, um in einem höhern Grade willkommen zu ſein. Wahrheit in Farben, Oberflächen, in Beziehungen der ſichtbaren Gegenſtände auf einander, iſt ſchon angenehm; und da das Auge ohnehin gewohnt iſt, Alles zu ſehen, ſo iſt ihm eine Mißgeſtalt, und alſo auch ein Mißbild nicht ſo zuwider als dem Ohr ein Mißton. Man läßt die ſchlechteſte Abbildung gelten, weil man noch ſchlechtere Gegenſtände zu ſehen gewohnt iſt. Der Maler darf alſo nur einigermaßen Künſtler ſein, ſo findet er ſchon ein größeres Publikum als der Muſiker, der auf gleichem Grade ſtünde; wenigſtens kann der geringere Maler immer für ſich operiren, anſtatt daß der mindere Muſiker ſich mit andern ſoziiren muß, um durch geſellige Leiſtung einigen Effekt zu thun.

665. Die Frage, ob man bei Betrachtung von Kunſtleiſtungen vergleichen ſolle oder nicht, möchten wir folgendermaßen beantworten: der ausgebildete Kenner ſoll vergleichen; denn ihm ſchwebt die Idee vor, er hat den Begriff gefaßt, was geleiſtet werden könne und ſolle; der Liebhaber, auf dem Wege zur Bildung begriffen, fördert ſich am Beſten, wenn er nicht vergleicht, ſondern jedes Verdienſt einzeln betrachtet; dadurch bildet ſich Gefühl und Sinn für das Allgemeinere nach und nach aus. Das Vergleichen der Unkenner iſt eigentlich nur eine Bequemlichkeit, die ſich gern des Urtheils überheben möchte.

666. Das Was des Kunſtwerks intereſſirt die Menſchen mehr als das Wie; jenes können ſie einzeln ergreifen, dieſes im Ganzen nicht faſſen. Daher kommt das Herausheben von Stellen, wobei zuletzt, wenn man wohl aufmerkt, die Wirkung der Totalität auch nicht ausbleibt, aber Jedem unbewußt.

665. Mit dem Schluſſe vergl. oben Nr. 106.
666. S. oben Nr. 248 und die zugehörige Note.

667. Die Frage: woher hat's der Dichter? geht auch nur aufs Was; vom Wie erfährt dabei Niemand etwas.

668. Einbildungskraft wird nur durch Kunst, besonders durch Poesie geregelt. Es ist nichts fürchterlicher als Einbildungskraft ohne Geschmack.

669. Das Manierirte ist ein verfehltes Ideelle, ein subjektivirtes Ideelle; daher fehlt ihm das Geistreiche nicht leicht.

670. Der Philolog ist angewiesen auf die Kongruenz des Geschriebenüberlieferten. Ein Manuskript liegt zum Grunde; es finden sich in demselben wirkliche Lücken, Schreibfehler, die eine Lücke im Sinne machen, und was sonst Alles an einem Manuskript zu tadeln sein mag. Nun findet sich eine zweite Abschrift, eine dritte; die Vergleichung derselben bewirkt immer mehr, das Verständige und Vernünftige der Ueberlieferung gewahr zu werden. Ja, er geht weiter und verlangt von seinem innern Sinn, daß derselbe ohne äußere Hilfsmittel die Kongruenz des Abgehandelten immer mehr zu begreifen und darzustellen wisse. Weil nun hiezu ein besondrer Takt, eine besondre Vertiefung in seinen abgeschiedenen Autor nöthig und ein gewisser Grad von Erfindungskraft gefordert wird, so kann man dem Philologen nicht verdenken, wenn er sich auch ein Urtheil bei Geschmackssachen zutraut, welches ihm jedoch nicht immer gelingen wird.

671. Der Dichter ist angewiesen auf Darstellung. Das Höchste derselben ist, wenn sie mit der Wirklichkeit wetteifert, d. h. wenn ihre Schilderungen durch den Geist dergestalt lebendig sind, daß

667. Veranlaßt durch den Artikel: „Woher hat's der Dichter?“ von Rumpf in „Kunst und Alterthum“ (1824, IV. 3, S. 78). Der Artikel betraf eine Besprechung der Goetheschen „Wanderjahre“ im Monthly Review, September 1822, worin die Vermuthung aufgestellt war, Goethe habe die erste Erzählung seines Romans den Konjekturalnoten des Kirchenvaters Klemens entnommen.

670. Der Schluß dürfte gegen F. A. Wolf gerichtet sein.

671. Bei Eckermann (I. S. 240, 29. Januar 1826) sagt Goethe, veranlaßt durch den Improvisator Wolff: „So lange er (der Dichter) blos seine wenigen subjektiven Empfindungen aussprickt, ist er noch keiner zu nennen; aber sobald er die Welt sich anzueignen und auszusprechen weiß, ist er ein Poet. — Alle im Rückschreiten und in der Auflösung begriffenen Epochen sind subjektiv; dagegen aber haben alle vorschreitenden Epochen eine objektive Richtung. Unsere jetzige Zeit ist eine rückschreitende; denn sie ist eine subjektive.“

ſie als gegenwärtig für Jedermann gelten können. Auf ihrem höchſten Gipfel ſcheint die Poeſie ganz äußerlich; je mehr ſie ſich ins Innere zurückzieht, iſt ſie auf dem Wege, zu ſinken. — Diejenige, die nur das Innere darſtellt, ohne es durch ein Aeußeres zu verkörpern, oder ohne das Aeußere durch das Innere durchfühlen zu laſſen, ſind Beides die letzten Stufen, von welchen aus ſie ins gemeine Leben hineintritt.

672. Die Redekunſt iſt angewieſen auf alle Vortheile der Poeſie, auf alle ihre Rechte; ſie bemächtigt ſich derſelben und mißbraucht ſie, um gewiſſe äußere, ſittliche oder unſittliche, augenblickliche Vortheile im bürgerlichen Leben zu erreichen.

673. Ein in natürlicher Wahrheit und Großheit, obgleich wild und unbehaglich ausgebildetes Talent iſt Lord Byron, und deswegen kaum ein anderes ihm vergleichbar.

674. Eigentlichſter Werth der ſogenannten Volkslieder iſt der, daß ihre Motive unmittelbar von der Natur genommen ſind. Dieſes Vortheils aber könnte der gebildete Dichter ſich auch bedienen, wenn er es verſtünde.

675. Hiebei aber haben jene immer das voraus, daß natürliche Menſchen ſich beſſer auf den Lakonismus verſtehen als eigentlich Gebildete.

676. Shakeſpeare iſt für aufkeimende Talente gefährlich zu leſen; er nöthigt ſie, ihn zu reproduziren, und ſie bilden ſich ein, ſich ſelbſt zu produziren.

---

673. Dieſem Satz ging urſprünglich die Nr. 350 oben voraus. Das „Ein" am Anfange fehlt im erſten Druck (1829) und iſt erſt 1833 hinzugeſetzt. — Byron iſt ſchon oben in Nr. 343 berührt. Auf ihn bezieht ſich auch das Gedicht: „Starr von Fauſt ꝛc." (Werke, III. S. 207). In den Aufſätzen (Werke, 40bd. A., XXXIII. S. 149 bis 165) und bei Eckermann hat ſich Goethe ausführlicher über Byron ausgeſprochen. Vergl. auch den Brief Goethe's über Byron an den Buchhändler Nag vom 19. April 1824 (abgedruckt in Prutz' „Deutſchem Muſeum" 1854, Nr. 25).

674 u. 675. Goethe's Beſprechungen der verſchiedenſten Volkslieder finden ſich als Abſchnitt VI. „Volkspoeſie", S. 283 bis 350, Bd. XXXIII. der 40bd. A. vereinigt. Das Erforderniß des „äſthetiſchen Lakonismus" iſt daſelbſt S. 350 beſonders betont.

676. Daß „ſelbſt vollkommene Vorbilder" irre machen, hebt Goethe auch in der „Geſchichte der Farbenlehre" (Werke, 40bd. A., XXXIX. S. 20) hervor. Vgl.

677. Ueber Geſchichte kann Niemand urtheilen, als wer an ſich ſelbſt Geſchichte erlebt hat. So geht es ganzen Nationen. Die Deutſchen können erſt über Literatur urtheilen, ſeitdem ſie ſelbſt eine Literatur haben.

Zweite Abtheilung.*)

678. „Da wir überzeugt ſind, daß Derjenige, der die intellektuelle Welt beſchaut und des wahrhaften Intellekts Schönheit gewahr wird, auch wol ihren Vater, der über allen Sinn erhaben iſt, bemerken könne, ſo verſuchen wir denn nach Kräften einzuſehen und für uns ſelbſt auszudrücken — inſofern ſich dergleichen deutlich machen läßt —, auf welche Weiſe wir die Schönheit des Geiſtes und der Welt anzuſchauen vermögen."

---

den Aufſatz: „Shakeſpeare und kein Ende" (daſ. XXXV, S. 367). Vom Dilettanten wird überhaupt prädizirt, daß er ſeinen Beruf zum Selbſtproduziren erſt aus den Wirkungen der Kunſtwerke auf ſich empfange (daſ. XXXI, S. 428). 677. Vergl. oben Nr. 112 und Werke, 40ſt. A., XXXII, S. 229: „nur inſofern ein Volk eigene Literatur hat, kann es urtheilen und verſteht die vergangene wie die gleichzeitige Welt."

*) Dieſe Abtheilung iſt gebildet aus den Plotin'ſchen Sprüchen (Nr. 679 bis inkl. 686) nebſt Goethe's Bemerkungen über dieſelben (Nr. 687 bis 698), welche zuerſt 1829 in dem Anhange des dritten Buchs der „Wanderjahre", „Aus Makariens Archiv", ſeit 1833 in der fünften, ſeit 1840 in der ſechsten Abtheilung der „Maximen und Reflexionen" erſchienen. Sie ſtehen ſich dort zwiſchen den Sprüchen Nr. 443 und 444.

Plotinos, der berühmteſte der Alexandriniſchen Neuplatoniker, geboren in Aegypten unter Septimius Severus 205 n. Chr., entwickelte vor Allen die ſog. Platoniſche Trinitätslehre, indem er Plato's Ideen vom Guten (τὸ ἀγαθόν), vom Logos und der Weltſeele (ψυχὴ τοῦ παντός) mit dem chriſtlichen Dogma der Dreieinigkeit verſchmolz. Obige Stelle iſt nicht der berühmteſten Schrift Plotin's „De pulchritudine" entnommen, ſondern deſſen Enneaden, und bildet das erſte Kapitel vom 8. Buch der 5. Enneade, welches Buch überſchrieben iſt: De intelligibili pulchritudine (περὶ τοῦ νοητοῦ κάλλους). Goethe lernte jenes Buch 1805 in Halle oder Helmſtädt zufällig kennen, und aus der Zeit rührt auch ſchon obige Ueberſetzung her, welche ſich im Zelter'ſchen Briefwechſel (I, 190) vollſtändig vorfindet. Am 1. September 1805 (Nr. 72) ſchreibt Goethe an Zelter unmittelbar nach der mit Fr. A. Wolf gemeinſchaftlich nach Magdeburg, Helmſtädt und Halberſtadt gemachten Reiſe aus Lauchſtädt: „hier bin ich nun wieder ganz allein und rekapitulire, was mir in den letzten acht Wochen Gutes widerfahren iſt, und ſuche, das unter und Verabredete nach und nach hervorzulocken. Zu dieſem Zwecke dient wohl ein altes Werk, das mir faſt ja-

ern. „Nehmet an daher, zwei ſteinerne Maſſen ſeien neben einander geſtellt, deren eine roh und ohne künſtliche Bearbeitung geblieben, die andere aber durch die Kunſt zur Statue, einer menſchlichen oder göttlichen, ausgebildet werden. Wäre es eine göttliche, ſo möchte ſie eine Grazie oder Muſe vorſtellen; wäre es eine menſchliche, ſo dürfte es nicht ein beſonderer Menſch

---

fällig in die Hände gekommen iſt. Sie erhalten hiebei die Ueberſetzung einer Ueberſetzung. Sobald ich ſie nach dem Original revidiren kann, werden die Worte freilich ganz anders klingen. Ehe ich auf dieſen Gegenſtand gelegentlich zurückkomme, bemerke ich nur etwas über die angeführte Stelle des alten Pſeudlers."

Die lateiniſche Verſion, deren „Ueberſetzung" der obenſtehende Abſchnitt iſt, lautet (Ausg. von Creuzer und Moser. Paris. Didot. 1855. S. 249): „Cum fateamur, animum, qui mundum intelligibilem contemplatur, venique intellectus pulchritudinem intuetur, posse quae loque hujus quoque patrem mente superiorem animadvertere: agite jam, consentur pro viribus cernere, nobisque ipsis exprimere, quantum talia capiorari possunt, qua potissimum ratione pulchritudinem mentis mundique illius perspicere valeamus. Finge itaque molem duas lapideas prope se positas, quarum altera quidem incomposita sit et artificiosi muneris expers altera vero per artem in statuam jam excisa, sive divinam sive humanam: ac si divinam, aliquis Gratiae statua sit vel Musae; sin humanam, non sit hominis alicujus, sed cujusdam potius, quem ars ex pulchris omnibus congregaverit. Lapis igitur, ab arte in pulchritudinem speciei dispositus, pulcher protinus apparebit, sed non praeterea quod sit lapis: alioquin altera quoque moles similiter formosa foret: ex eo igitur, quod speciem habeat, quam ars adhibuit. Hanc itaque speciem materia non habebat, sed erat haec in excogitante, priusquam in lapidem deveniret: erat autem in artifice, non qua ratione ille oculos et manus habebat, sed quoniam artis praeditus erat. Erat igitur in arte pulchritudo haec multo praestantior. Non enim species ipsa in artis domicilio venit in lapidem, sed manet illa quidem, alia vero ab illa interim prodit ea minor, neque haec pura permanet in se ipsa, neque qualem optabat artifex, sed quatenus arti materia paruit. Si autem ars, quod est et habet, tale quoque facit; (facit autem pulchrum secundum rationem, qua et agit:) profecto magis verisque pulchra est artis pulchritudinem possidens, majorem excellentioremque omni eo, quod prodit exterius. Quatenus enim forma procedens in materiam jam extenditur, exterius debiliur ea fit, quae manet in ure. Quicquid enim in se distantiam patitur, a se ipso discedit: si rubur, in rubore: si calliditas, in calore: si omnino potentia, in potentia: si pulchritudo, prorsus in pulchritudine. Jam vero primum omne efficiens secundum se ipsum oportet praestantius esse facto: non enim immusica musicum, sed musica facit, et musicam in sono sensibili procreat musica super sonum. Si quis autem artes contemplerit, quoniam naturam imitantes faciunt, respondendum erit, primoquidem naturas quoque alia imitari: deinde artes non simpliciter, quod cernitur oculis, imitari, sed ad ipsas recurrere rationes, et quibus constat agitque natura: praeterea multa ex se ipsis facere, et ad augendum insuper aliquid, ubi quicquam perfectioni deest, utpote quae in se habeant pulchritudinem. Denique Phidias ipse Jovem fingere potest, nullum spectaculum propriis sensibus imitatus, sed imaginatus talem, qualis ipse Jupiter appareret, si quando nostris oculis occurrere vellet. Tanti erat ars? erste Kapitel.

sein, vielmehr irgend Einer, den die Kunst aus allem Schönen versammelte."

680. „Euch wird aber der Stein, der durch die Kunst zur schönen Gestalt gebracht worden, alsobald schön erscheinen; doch nicht, weil er Stein ist, — denn sonst würde die andere Masse gleichfalls für schön gelten — sondern daher, daß er eine Gestalt hat, welche die Kunst ihm ertheilte."

681. „Die Materie aber hatte eine solche Gestalt nicht, sondern diese war in dem Erfinnenden früher, als sie zum Stein gelangte. Sie war jedoch in dem Künstler nicht, weil er Augen und Hände hatte, sondern weil er mit der Kunst begabt war."

682. „Also war in der Kunst noch eine weit größere Schönheit; denn nicht die Gestalt, die in der Kunst ruhet, gelangt in den Stein, sondern dorten bleibt sie, und es gehet indessen eine andere geringere hervor, die nicht rein in sich selbst verharret, noch auch wie sie der Künstler wünschte, sondern insofern der Stoff der Kunst gehorchte."

683. „Wenn aber die Kunst dasjenige, was sie ist und besitzt, auch hervorbringt, und das Schöne nach der Vernunft hervorbringt, nach welcher sie immer handelt, so ist diese fürwahr diejenige, die mehr und wahrer eine größere und trefflichere Schönheit der Kunst besitzt, vollkommener als Alles, was nach außen hervortritt."

684. „Denn indem die Form, in die Materie hervorschreitend, schon ausgedehnt wird, so wird sie schwächer als jene, welche in Einem verharret. Denn was in sich eine Entfernung erduldet,

678. Im Briefe an Zelter: „Die begreifliche (intellectuelle) Welt" und „des wahrhaften Begreifens (Intellects, Schönheit".

681. Ebenda der Schluß: „mit Kunst begabt war."

684. Alle Ausgaben, auch die neueste, grade in diesem Theile mit vorzüglicher Sorgfalt redigirte Cottasche (K. Goedeke) und Kurz (XII. 714) lesen mit der Ausg. letzter Hand (XXIII., 246 und XLIX., 105): „Urmusik". Im Briefe an Zelter (I., 192) steht dagegen richtig: „Unmusik" (im Original: ἀμουσία). Spräche Plotin von der „Urmusik", so würde er, entgegengesetzt dem, was alle Ausgaben ihn sagen lassen, behauptet haben, daß dieses es eben sei, die den Musiker mache. Der Satz: „Nicht die Urmusik, sondern die Musik macht den

tritt von ſich ſelbſt weg: Stärke von Stärke, Wärme von Wärme, Kraft von Kraft, ſo auch Schönheit von Schönheit. Daher muß das Wirkende trefflicher ſein als das Gewirkte. Denn nicht die Unmuſik macht den Muſiker, ſondern die Muſik, und die überſinnliche Muſik bringt die Muſik in ſinnlichem Ton hervor."

685. „Wollte aber Jemand die Künſte verachten, weil ſie die Natur nachahmen, ſo läßt ſich darauf antworten, daß die Naturen auch manches Andere nachahmen; daß ferner die Künſte nicht das geradezu nachahmen, was man mit Augen ſiehet, ſondern auf jenes Vernünftige zurückgehen, aus welchem die Natur beſtehet und wornach ſie handelt."

686. „Ferner bringen auch die Künſte Vieles aus ſich ſelbſt hervor und fügen andrerſeits Manches hinzu, was der Natur an Vollkommenheit abgehet, indem ſie die Schönheit in ſich ſelbſt haben. So konnte Phidias den Gott bilden, ob er gleich nichts ſinnlich Erbliches nachahmte, ſondern ſich einen ſolchen in den Sinn faßte, wie Zeus ſelbſt erſcheinen würde, wenn er unſern Augen begegnen möchte."

687. Man kann den Realiſten alter und neuer Zeit nicht verargen, wenn ſie ſo lebhaft auf Beherzigung des Einen drin-

---

Muſiker", würde dagegen Goethe's Anſicht ausdrücken; daß aber nicht Goethe das Wort führte, ging aus der Quart-Ausgabe vom Jahre 1836 hervor (I. 1. 448 und 449), wo die aus Hippokrates (oben Nr. 432 bis 443) und Plotinos herrührenden Sprüche ſämmtlich als Allegate bezeichnet ſind.

685. Die übrigen Ausgaben leſen: „Der Natur nachahmen" (Dativ der Perſon), während in dem urſprünglichen Texte (bei Zeiter) „die" ſteht (Accuſativ der Sache) gleich dem Original: ὅτι μιμούμενα τὴν φύσιν ποιοῦσι. In beiden Fällen iſt der Sinn ein verſchiedener; der Accuſativ ſcheint und demſelben entſprechender zu ſein und deßhalb die erſte Lesart den Vorzug zu verdienen, weil das Nachahmen hier als ein der Betrachtung auszuſetzen, als ein Nachahmen deſſen, „was man mit Augen ſiehet," (τὸ ὁρώμενον μιμούνται), „die Natur" daher mehr perſönlich aufgefaßt iſt (ſ. über dieſen Gebrauch ſehr gute Beiſpiele bei Sanders, I. 17 a und b unter „ahmen"). Zur Zeit der Abfaſſung obiger Uebertragung, (im Intelligenzblatt der Jenaiſchen Lit.-Zeitung, 1804, Nr. 20 S. 159) ſprechen die „Weimariſchen Kunſtfreunde" (W. K. F.) allerdings von der Schwierigkeit: „das hohe Farbenſpiel einer ſolchen Scene in allen Theilen genau der Natur nachzuahmen."

687. Hier ſpricht Goethe wieder ſelbſt, um Plotin ſeine eigne Anſicht entgegenzuſetzen, daß das ins Leben getretene Kunſtwerk, nicht die Kunſtidee die Kunſt ausmache. Namentlich iſt Nr. 688 direkt gegen Nr. 684 gerichtet, wo

gen, woher Alles entspringt und worauf Alles wieder zurückzuführen wäre. Denn freilich ist das belebende und ordnende Prinzip in der Erscheinung dergestalt bedrängt, daß es sich kaum zu retten weiß. Allein wir verkürzen uns an der andern Seite wieder, wenn wir das Formende und die höhere Form selbst in eine vor unserm äußern und innern Sinn verschwindende Einheit zurückdrängen.

688. Wir Menschen sind auf Ausdehnung und Bewegung angewiesen; diese beiden allgemeinen Formen sind es, in welchen sich alle übrigen Formen, besonders die sinnlichen, offenbaren. Eine geistige Form wird aber keineswegs verkürzt, wenn sie in der Erscheinung hervortritt, vorausgesetzt, daß ihr Hervortreten eine wahre Zeugung, eine wahre Fortpflanzung sei. Das Gezeugte ist nicht geringer als das Zeugende; ja, es ist der Vortheil lebendiger Zeugung, daß das Gezeugte vortrefflicher sein kann als das Zeugende.

689. Dieses weiter auszuführen und vollkommen anschaulich, ja, was mehr ist, durchaus praktisch zu machen, würde von wichtigem Belang sein. Eine umständliche folgerechte Ausführung aber möchte den Hörern übergroße Aufmerksamkeit zumuthen.

Platin den Standpunkt vertritt, daß Raphael daß größte malerische Genie auch dann gewesen wäre, wenn er unglücklicherweise ohne Hände wäre geboren worden (Reising, Emilia Galotti, I. 3). Ungewißheit sind Nr. 687 und 688 Bruchstücke desjenigen, was Goethe, seinem oben angeführten Briefe an Zelter zufolge, im Jahre 1806 diktirte, und „die angestrichene Stelle" würde in den Worten der Nr. 684: „daher muß das Wirkende trefflicher sein als das Gewirkte" zu suchen sein.

Dritte Abtheilung.*)

690. Die Kunſt ruht auf einer Art religiöſem Sinn, auf einem tiefen unerſchütterlichen Ernſt; deswegen ſie ſich auch ſo gern mit der Religion vereinigt. Die Religion bedarf keines Kunſtſinnes, ſie ruht auf ihrem eignen Ernſt; ſie verleiht aber auch keinen, ſo wenig ſie Geſchmack giebt.

691. In Rembrandt's trefflicher Radirung, der Austreibung der Käufer und Verkäufer aus den Tempelhallen, iſt die Glorie, welche gewöhnlich des Herrn Haupt umgiebt, in die vorwärts wirkende Hand gleichſam gefahren, welche nun in göttlicher That glanzumgeben derb zuſchlägt. Um das Haupt iſt's, wie auch das Geſicht, dunkel.

692. Es iſt eine Tradition, Dädalus, der erſte Plaſtiker, habe die Erfindung der Drehſcheibe des Töpfers beneidet. Von Neid möchte wol nichts vorgekommen ſein; aber der große Mann hat wahrſcheinlich vorempfunden, daß die Technik zuletzt in der Kunſt verderblich werden müſſe.

---

*) Die Nrn. 690 bis einſchließlich 694 finden ſich zuerſt im 4. Bande der Goethe'ſchen Nachgelaſſenen Werke, 1832 (Bd. XLIV. der A. L. H.), welcher über „Kunſt" handelt, S. 250, unter der Ueberſchrift „Verſchiedenes Einzelne". In der Ausgabe in 40 Bänden, 1840, ſind unſre nachſtehenden vier Abtheilungen unter dem gemeinſamen Titel „Verſchiedenes Einzelne über Kunſt" (daſ., III. S. 257 ff.) zuſammengefaßt, und die Sprüche folgen ſich dort ganz in derſelben Reihenfolge wie hier.

690. Vergl. die Xenie:

„Wer Wiſſenſchaft und Kunſt beſitzt,
Hat auch Religion ꝛc." (Werke, III. S. 274) und in dem Aufſatze: „Neue Betrachtungen über verſchiedene Gegenſtände der Kunſt" (Jen. Allg. Lit. Zeit., 1808, I. Nr. V): „Die Kunſt iſt eigentlich aus und mit der Religion entſprungen."

691. Bei Bartſch (Catalogue Raisonné de toutes les Estampes de Rembrandt. Vienne, 1797. I. p. 67) iſt das oben gedachte Blatt unter Nr. 49 aufgeführt (Jésus-Christ chassant les vendeurs hors du temple).

692. Bezieht ſich wol auf die Sage, daß Dädalus ſeinen Schüler, den Talus, Sohn ſeiner Schweſter, aus Neid über deſſen Erfindungen von der Akropolis zu Athen herabgeſtürzt habe.

693. Bei Gelegenheit der Berlinischen Vorbilder für Fabrikanten kam zur Sprache, ob so großer Aufwand auf die höchste Ausführung der Blätter wäre nöthig gewesen. Wobei sich ergab, daß gerade den talentvollen jungen Künstler und Handwerker die Ausführung am Meisten reizt, und daß er durch Beachtung und Nachbildung derselben erst befähigt wird, das Ganze und den Werth der Formen zu begreifen.

694. Ein edler Philosoph sprach von der Baukunst als einer erstarrten Musik und mußte dagegen manches Kopfschütteln gewahr werden. Wir glauben diesen schönen Gedanken nicht besser nochmals einzuführen, als wenn wir die Architektur eine verstummte Tonkunst nennen.

Man denke sich den Orpheus, der, als ihm ein großer wüster Bauplatz angewiesen war, sich weislich an dem schicklichsten Ort niedersetzte und durch die belebenden Töne seiner Leier den geräumigen Marktplatz um sich her bildete. Die von kräftig gebietenden, freundlich lockenden Tönen schnell ergriffenen, aus ihrer massenhaften Ganzheit gerissenen Felssteine mußten, indem sie sich enthusiastisch herbei bewegten, sich kunst- und handwerksgemäß gestalten, um sich sodann in rhythmischen Schichten und Wänden gebührend hinzuordnen. Und so mag sich Straße zu

---

693 bezieht sich auf die 1821 zu Berlin im offiziellen Auftrage und unter Schinkel's Mitwirkung herausgegebenen „Vorbilder für Fabrikanten und Handwerker", welche Goethe im folgenden Jahre in „Kunst und Alterthum" (III. 3, S. 176) anzeigte (Werke, 40bd. A., XXXI. S. 309).

694. Friedrich Schlegel ist gemeint. Derselbe hatte die Baukunst „tief und geistreich" (Vischer, Aesth., III. S. 189) eine gefrorne Musik genannt. Goethe's Vergleich der Architektur mit einer stummen Musik erinnert an den Vergleich der Malerei mit einer stummen Poesie, „die blendende Antithese des griechischen Voltaire" (Lessing, Laokoon, Vorrede), nämlich des Simonides. „Sankt Peter" oben ist selbstverständlich die Peterskirche in Rom. Vergl. mit obiger Darstellung Goethe's Verse:

„Wie von Apollo's Leier aufgefordert,
Bewegt zu Mauern das Gestein sich her,
Und wie zu Orpheus' Zaubertönen eilt
Ein Wald heran und bildet sich zum Tempel."

(Werke, 40bd. A., VI. S. 356.) Auch die Malerei sah Goethe als eine stumme Musik an; wenigstens forderte er noch kurz vor seinem Tode den Musiker J. P. Eyser auf, „die Ouverture zur Zauberflöte von Mozart auf einem Blättchen in Umrissen zu zeichnen," doch ereilte ihn der Tod, ehe Eyser damit zu Stande gekommen war (Berl. Musik-Ztg., 1864, Nr. 28). – Mit „der Geist kann nicht sinken ꝛc." oben vergl. Kastner's Wort: „Deine Gebäude sprechen Deine Sitten aus" (Var. libr. IV. epist. LI).

Straße anfügen! An wohl ſchützenden Mauern wird's auch nicht fehlen.

Die Töne verhallen, aber die Harmonie bleibt. Die Bürger einer ſolchen Stadt wandeln und weben zwiſchen ewigen Melodien; der Geiſt kann nicht ſinken, die Thätigkeit nicht einſchlafen, das Auge übernimmt Funktion, Gebühr und Pflicht des Ohres, und die Bürger am gemeinſten Tage fühlen ſich in einem ideellen Zuſtand; ohne Reflexion, ohne nach dem Urſprung zu fragen, werden ſie des höchſten ſittlichen und religiöſen Genuſſes theilhaftig. Man gewöhne ſich, in Sankt Peter auf und ab zu gehen, und man wird ein Analogen desjenigen empfinden, was wir auszuſprechen gewagt.

Dagegen in einer ſchlecht gebauten Stadt, wo der Zufall mit leidigem Beſen die Häuſer zuſammenkehrte, lebt der Bürger unbewußt in der Wüſte eines düſtern Zuſtandes; dem fremden Eintretenden jedoch iſt es zu Muthe, als wenn er Dudelſack, Pfeifen und Schellentrommeln hörte und ſich bereiten müßte, Bärentänzen und Affenſprüngen beizuwohnen.

Vierte Abtheilung.*)

Naivität und Humor.

695. Die Kunſt iſt ein ernſthaftes Geſchäft, am Ernſthafteſten, wenn ſie ſich mit edeln, heiligen Gegenſtänden beſchäftigt; der Künſtler aber ſteht über der Kunſt und dem Gegenſtande: über jener, da er ſie zu ſeinen Zwecken braucht, über dieſem, weil er ihn nach eigner Weiſe behandelt.

*) Die Nummern 695 bis 702 erſchienen zuerſt 1817 in „Kunſt und Alterthum“ (I. 3, S. 66) unter obiger Ueberſchrift, Nr. 703 dagegen erſt 1827 ebenda (VI. 1, S. 46) mit der Ueberſchrift: Procardicon. Ueber die Herleitung dieſes für Maxime oder Sentenz gebrauchten Ausdrucks ſ. Riemer, Briefe von und an Goethe, S. 365. Auch hier rührte die zu obigem Spruche nicht ganz paſſende Ueberſchrift wahrſcheinlich von Riemer her. In „Kunſt und Alterthum“ folgt auf den Spruch Nr. 702 eine Beurtheilung von „Gliggen zu Lafa's Fabelgedicht: die redenden Thiere“ und darin eine Erörterung der bildlichen Darſtellung der Thierfabel, des Reinecke Fuchs und ähnlicher Stoffe (Werke, 40ds. II., XXXI. S. 181), ſo daß man einen Zuſammenhang zwiſchen jenen Sprüchen und dieſem Aufſatz annehmen kann.

696a. Die bildende Kunst ist auf das Sichtbare angewiesen, auf die äußere Erscheinung des Natürlichen. Das rein Natürliche, insofern es sittlich-gefällig ist, nennen wir naiv. Naive Gegenstände sind also das Gebiet der Kunst, die ein sittlicher Ausdruck des Natürlichen sein soll. Gegenstände, die nach beiden Seiten hinweisen, sind die günstigsten.

696b. Das Naive als natürlich ist mit dem Wirklichen verschwistert. Das Wirkliche ohne sittlichen Bezug nennen wir gemein.

697. Die Kunst an und für sich selbst ist edel; deshalb fürchtet sich der Künstler nicht vor dem Gemeinen. Ja, indem er es aufnimmt, ist es schon geadelt, und so sehen wir die größten Künstler mit Kühnheit ihr Majestätsrecht ausüben.

698. In jedem Künstler liegt ein Keim von Verwegenheit, ohne den kein Talent denkbar ist, und dieser wird besonders rege, wenn man den Fähigen einschränken und zu einseitigen Zwecken dingen und brauchen will.

699. Raphael ist unter den neuern Künstlern auch hier wol der reinste. Er ist durchaus naiv, das Wirkliche kommt bei ihm nicht zum Streit mit dem Sittlichen oder gar Heiligen. Der Teppich, worauf die Anbetung der Könige abgebildet ist, eine überschwänglich herrliche Komposition, zeigt, von dem ältesten anbetenden Fürsten bis zu den Mohren und Affen, die sich auf

696b. Daffelbe in andern Worten oben Nr. 102: „Das Zufällig-Wirkliche, an dem wir weder ein Gesetz der Natur noch der Freiheit für den Augenblick entdecken, nennen wir das Gemeine."

699 u. 700. Außer dem an erwähnten Teppich-Bilde kennt man von Raphael auch die Anbetung der drei Könige in der die Geschichte des Neuen Testaments darstellenden Suite, wo aber statt der Kamele nur ein Esel zu sehen ist. Bei den „Byzantinern" hat Goethe die byzantinisch-niederrheinische Schule, deren Kenntniß ihm die Gebrüder Boisserée vermittelten, im Sinne, und zwar, wenn wir nicht irren, das große Altarbild des Kölner Doms von Wilhelm von Köln, dessen mittlere Tafel die Anbetung der heiligen drei Könige darstellt (s. „Kunst und Alterthum", 1816, I., Heft 1., S. 5 u. 161 ff., und Werke, 4ede. A., XXVI. S. 208 und 324 ff.). Der heilige Joseph als Pilgergreis gab Goethe die schon 1816 veröffentlichte Novelle „Sankt Joseph der Zweite" ein („Wanderj.", Buch I., Kap. 2) und den Pentameter in dem Epigramm „Heilige Familie" (Werke, II. S. 9). „Stünd' ich Armer nicht so heilig wie Joseph dabei."

den Kameelen mit Aepfeln ergezen, eine ganze Welt. Hier durfte der heilige Joseph auch ganz naiv charakterisirt werden als Pflegevater, der sich über die eingekommenen Geschenke freut.

700. Auf den heiligen Joseph überhaupt haben es die Künstler abgesehen. Die Byzantiner, denen man nicht nachlagen kann, daß sie überflüssigen Humor anbrächten, stellen doch bei der Geburt den Heiligen immer verdrießlich vor. Das Kind liegt in der Krippe, die Thiere schauen hinein, verwundert, statt ihres trockenen Futters ein lebendiges, himmlisch-anmuthiges Geschöpf zu finden. Engel verehren den Ankömmling; die Mutter sitzt still dabei; St. Joseph aber sitzt abgewendet und kehrt unmuthig den Kopf nach der sonderbaren Szene.

701. Der Humor ist eins der Elemente des Genies, aber sobald er vorwaltet, nur ein Surrogat desselben; er begleitet die abnehmende Kunst, zerstört, vernichtet sie zuletzt.

702. Hierüber kann eine Arbeit anmuthig aufklären, die wir vorbereiten: sämmtliche Künstler nämlich, die uns schon von so manchen Seiten bekannt sind, ausschließlich von der ethischen zu betrachten, aus den Gegenständen und der Behandlung ihrer Werke zu entwickeln, was Zeit und Ort, Nation und Lehrmeister, was eigne, unzerstörliche Individualität beigetragen, sich*) zu dem zu bilden, was sie wurden, sie bei dem zu erhalten, was sie waren.

703. Die Kunst ist eine Vermittlerin des Unaussprechlichen; darum scheint es eine Thorheit, sie wieder durch Worte ver-

---

702. Unter den „sämmtlichen Künstlern" sind die mittelalterlichen Maler des Nieder- und Ober-Rheins gemeint, deren Werke Goethe auf seinen Reisen in die Rhein- und Main-Gegenden" 1814 und 1815 studirte und demnächst in „Kunst und Alterthum" besprach. Vergl. daselbst (I. Heft 1., S. 181 ff.): „Und so werden wir zunächst handeln, wenn von schätzenswerthen Künstlern, von Hemmling, Israel von Mecheln, Lucas von Leyden, Quintin Messis u. A. die Rede sein wird," und weiter hin: „Wäre uns nun eine solche deutsichtige Darstellung gelungen, so müssen wir uns an den Oberrhein begeben ꝛc."

*) Statt „sich zu dem zu bilden ꝛc." erwartet man „sie ꝛc."

703. Denselben Gedanken, bezogen auf die Verwirklung des Edelsten mit dem Gemeinen (wie in Nr. 697) spricht unten Nr. 1050 und, allgemein bezogen auf die Auslegung der Natur, oben Nr. 214 aus.

mitteln zu wollen. Doch indem wir uns darin bemühen, findet sich für den Verstand so mancher Gewinn, der dem ausübenden Vermögen auch wieder zu Gute kommt.

Fünfte Abtheilung.*)

704. Wer gegenwärtig über Kunst schreiben oder gar streiten will, der sollte einige Ahnung haben von dem, was die Philosophie in unsern Tagen geleistet hat und zu leisten fortfährt.

705. Wer einem Autor Dunkelheit vorwerfen will, sollte erst sein eigenes Innere beschauen, ob es denn da auch recht hell ist. In der Dämmerung wird eine sehr deutliche Schrift unlesbar.

706. Wer streiten will, muß sich hüten, bei dieser Gelegenheit Sachen zu sagen, die ihm Niemand streitig macht.

707. Wer Maximen bestreiten will, sollte fähig sein, sie recht klar aufzustellen und innerhalb dieser Klarheit zu kämpfen, damit er nicht in den Fall gerathe, mit selbstgeschaffenen Luftbildern zu fechten.

708. Die Dunkelheit gewisser Maximen ist nur relativ. Nicht Alles ist dem Hörenden deutlich zu machen, was dem Ausübenden einleuchtet.

709. Ein Künstler, der schätzbare Arbeiten verfertigt, ist nicht immer im Stande, von eignen oder fremden Werken Rechenschaft zu geben.

*) Diese fünfte Abtheilung erschien erst 1832 in Goethe's nachgelassenen Schriften, und zwar Nr. 704 bis 736 unter dem Titel „Aphorismen. Freunden und Gegnern zur Beherzigung." S. 244 bis 249 des 4. Bandes (XLIV der A. L. H.), die übrigen Sprüche in der Cottaischen Ausgabe 1837, Bd. II. 1, S. 335, 1840 Bd. III., S. 266 der 40bd. A. und 1842 Bd. LVI. S. 145 der A. L. H.

705. „Mein Freund, urtheile nicht so schnell!
Du thust gewaltig klug und hell,
Wenn es in Deinem Kopfe nachtet." (Werke, II. S. 383.)

710. Natur und Idee läßt ſich nicht trennen, ohne daß die Kunſt ſo wie das Leben zerſtört werde.

711. Wenn Künſtler von Natur ſprechen, ſubintelligiren ſie immer die Idee, ohne ſich's deutlich bewußt zu ſein.

712. Ebenſo geht's Allen, die ausſchließlich die Erfahrung anpreiſen; ſie bedenken nicht, daß die Erfahrung nur die Hälfte der Erfahrung iſt.

713. Erſt hört man von Natur und Nachahmung derſelben, dann ſoll es eine ſchöne Natur geben. Man ſoll wählen; doch wol das Beſte! Und woran ſoll man's erkennen? Nach welcher Norm ſoll man wählen? Und wo iſt denn die Norm? Doch wol nicht auch in der Natur?

714. Und geſetzt, der Gegenſtand wäre gegeben, der ſchönſte Baum im Walde, der in ſeiner Art als vollkommen auch vom Förſter anerkannt würde. Nun, um den Baum in ein Bild zu verwandeln, geh' ich um ihn herum und ſuche mir die ſchönſte Seite. Ich trete weit genug weg, um ihn völlig zu überſehen; ich warte ein günſtiges Licht ab, und nun ſoll von dem Naturbaum noch viel auf das Papier übergegangen ſein!

715. Der Laie mag das glauben; der Künſtler, hinter den Kuliſſen ſeines Handwerks, ſollte aufgeklärter ſein.

716. Gerade das, was ungebildeten Menſchen am Kunſtwerk als Natur auffällt, das iſt nicht Natur (von außen), ſondern der Menſch (Natur von innen).

717. Wir wiſſen von keiner Welt, als im Bezug auf den Menſchen; wir wollen keine Kunſt, als die ein Abdruck dieſes Bezugs iſt.

---

711. Vergl. Nr. 696 a. u. d.

712. Ein ganz Kantiſcher Gedanke; vergl. oben Nr. 687. Ueber das Verhältniß von Erfahrung und Wiſſenſchaft I. Nr. 956.

713. Gegen Batteux' Prinzip, daß Kunſt in der Nachahmung der Natur beſtehe. Vergl. oben Nr. 204, das Gedicht „Studien" (Werke, II. S. 197) und unten die Sätze Nr. 750 ff.

718. **Wer zuerst im Bilde auf seinen Horizont die Zielpunkte des mannichfaltigen Spiels wagrechter Linien bannte, erfand das Prinzip der Perspektive.**

719. **Wer zuerst aus der Systole und Diastole, zu der die Retina gebildet ist, aus dieser Syntrisis und Diakrisis, mit Plato zu sprechen, die Farbenharmonie entwickelte, der hat die Prinzipien des Kolorits entdeckt.**

720. **Suchet in Euch, so werdet Ihr Alles finden, und erfreuet Euch, wenn da draußen, wie Ihr es immer heißen möget, eine Natur liegt, die Ja und Amen zu Allem sagt, was Ihr in Euch selbst gefunden habt.**

721. **Gar Vieles kann lange erfunden, entdeckt sein, und es wirkt nicht auf die Welt; es kann wirken und doch nicht bemerkt werden, wirken und nicht ins Allgemeine greifen; deswegen jede Geschichte der Erfindung*) sich mit den wunderbarsten Räthseln herumschlägt.**

---

719 u. 720. Vergl wegen Systole und Diastole die Note oben zu Nr. 362. In der „Geschichte der Farbenlehre" (Werke, 40bd. A., XXXIX. S. 15) erklärt Goethe die obigen Platonischen Ausdrücke: „Wir mögen anstatt der griechischen Worte συγκρίνειν und διακρίνειν in anderen Sprachen setzen, was wir wollen: Zusammenziehen, Ausdehnen, Sammeln, Entbinden, Fesseln, Lösen, strécir und développer etc., so finden wir keinen so geistig-körperlichen Ausdruck für das Pulsiren, in welchem sich Leben und Empfinden ausspricht." Die „Retina" ist das sich zusammenziehende und ausdehnende Netzhäutchen im Auge.

„Im reinen Auge schaue mit Ruh,
Was Plato von Anbeginn gewußt!
Denn das ist der Natur Gehalt,
Daß außen gilt, was innen galt." (Werke, II. S. 391 u. 392.)

Der Spruch 978 drückt den Gedanken von 720 so aus: „Es ist etwas unbekanntes Gesetzliches im Objekt, welches dem unbekannten Gesetzlichen im Subjekt entspricht." Populärer hat diesen Identitäts-Gedanken der dänische Naturforscher Oerstedt in dem Werke „Der Geist in der Natur" (Deutsch von Kannegießer 1850), namentlich in den Abschnitten: „Das ganze Dasein ein Vernunftreich" und: „Das gleiche Grundwesen der moralischen Natur im ganzen Weltall".

„Mit dem Genius steht die Natur im ewigen Bunde;
Was der eine verspricht, leistet die andre gewiß."
(Schiller im Gedichte „Kolumbus".)

721. „Der Hauch von vielem Guten, Vergnüglichen, Nützlichen weht über die Welt oft Jahrhunderte hindurch, ehe man seinen Einfluß spürt" (Werke, 40bd. A., XXVI. S. 337).

*) Man erwartet: „Erfindungen" oder „einer Erfindung".

722. Es iſt ſo ſchwer, etwas von Muſtern zu lernen, als von der Natur.

723. Die Form will ſo gut verdaut ſein als der Stoff; ja, ſie verdaut ſich viel ſchwerer.

724. Mancher hat nach der Antike ſtudirt und ſich ihr Weſen nicht ganz zugeeignet. Iſt er darum ſcheltenswerth?

725. Die höheren Forderungen ſind an ſich ſchon ſchätzbarer, auch unerfüllt, als niedrige ganz erfüllte.

726. Das trocken-Naive, das ſteif-Wackere, das ängſtlich-Rechtliche, und womit man ältere deutſche Kunſt charakteriſiren mag, gehört zu jeder früheren, einfacheren Kunſtweiſe. Die alten Venetianer, Florentiner u. ſ. w. haben das Alles auch.

727. Und wir Deutſchen ſollen uns dann nur für original halten, wenn wir uns nicht über die Anfänge erheben!

728. Weil Albrecht Dürer, bei dem unvergleichlichen Talent, ſich nie zur Idee des Ebenmaaßes der Schönheit, ja ſogar nie zum Gedanken einer ſchicklichen Zweckmäßigkeit erheben konnte, ſollen wir auch immer an der Erde kleben!

---

723. Vergl. oben Nr. 248 und die Allegate der zugehörigen Note.

724 u. 725 zuſammengehörig.

727. „Auf dieſem Wege (durch Hervorhebung ihrer Eigenthümlichkeiten) werthen wir die deutſche Kunſt des funfzehnten und ſechzehnten Jahrhunderts freudig verehren, und der Schaum der Ueberſchätzung, der jetzt ſchon dem Kenner und Liebhaber widerlich iſt, wird ſich nach und nach verlieren" (a. a. O., S. 339).

728 bis 735. Albrecht Dürer zu Nürnberg, 1470 bis 1528. Martin Schön von Colmbach, um 1496 verſtorben. In dem als ein Manifeſt Goethe's und ſeiner Kunſtfreunde anzuſehenden Artikel von Meyer: „Neu-deutſche religiös-patriotiſche Kunſt" („Kunſt und Alterthum", 1817, I., Heft 2) heißt es (S. 19) von der Zeit um 1790: „Man hatte ſchon ſeit mehreren Jahren angefangen, ſich mit dem Unannehmlichen der alten Meiſter, Schön's, Altdorfer's und Anderer allmälig auszuſöhnen. Dürern wurden ſeine Härten verziehen ꝛc." (ebenſo S. 47).

729. Albrecht Dürern förderte ein höchst inniges realistisches Anschauen, ein liebenswürdiges menschliches Mitgefühl aller gegenwärtigen Zustände. Ihm schadete eine trübe, form- und bodenlose Phantasie.

730. Wie Martin Schön neben ihm steht, und wie das deutsche Verdienst sich dort beschränkte, wäre interessant zu zeigen, und nützlich zu zeigen, daß dort nicht aller Tage Abend war.

731. Löste sich doch in jeder italienischen Schule der Schmetterling aus der Puppe los!

732. Sollen wir ewig als Raupen herumkriechen, weil einige nordische Künstler ihre Rechnung dabei finden?

733. Nachdem uns Klopstock vom Reim erlöste und Voß uns prosodische Muster gab, so sollen wir wol wieder Knittelverse machen wie Hans Sachs?

734. Laßt uns doch vielseitig sein! Märkische Rübchen schmecken gut, am Besten gemischt mit Kastanien. Und diese beiden edlen Früchte wachsen weit aus einander.

735. Erlaubt uns in unsern vermischten Schriften doch neben den abend- und nordländischen Formen auch die morgen- und südländischen!

736. Man ist nur vielseitig, wenn man zum Höchsten strebt, weil man muß (im Ernst), und zum Geringern hinabsteigt, wenn man will (zum Spaß).

---

732. Vergl. die Xenien: „Ich wollte gern sie gelten lassen ꝛc." und „Ich gönnte ihnen gerne Lob und Ehre ꝛc." Werke, III. S. 269.

734. Veranlassung zu diesem Vergleich gaben Zelter's herkömmliche Zusendungen von Teltower Rüben. Die Kastanie als italienische Frucht.

735. Vergl. Voltaire: Donne à ton être tous les modes imaginables!

736. Ueber Müssen und Wollen s. oben Nr. 64.

737. „An meinen Bildern müßt Ihr nicht schnuffeln, die Farben sind ungesund." Rembrandt.

738. In allen Künsten giebt es einen gewissen Grad, den man mit den natürlichen Anlagen, so zu sagen, allein erreichen kann. Zugleich aber ist es unmöglich, denselben zu überschreiten, wenn nicht die Kunst zu Hilfe kommt.

739. Man sagt wol zum Lobe des Künstlers: er hat Alles aus sich selbst. Wenn ich das nur nicht wieder hören müßte! Genau besehen, sind die Produktionen eines solchen Originalgenies meistens Reminiscenzen; wer Erfahrung hat, wird sie einzeln nachweisen können.

740. Selbst das mäßige Talent hat immer Geist in Gegenwart der Natur; deswegen einigermaßen sorgfältige Zeichnungen der Art immer Freude machen.

741. Aus vielen Skizzen endlich ein Ganzes hervorbringen, gelingt selbst den Besten nicht immer.

---

737. Eine Anekdote von Rembrandt. In Nagler's „Künstler-Lexikon" (Bd. XII., Rembrandt) wird sie so erzählt: „Er (Rembrandt) giebt keine scharf bezeichneten Formen, sondern nur die Andeutung derselben durch einen starken gewaltsamen Pinsel, mit welchem er nicht auf die Nähe, sondern nur auf die Ferne arbeitete. Rembrandt sagte auch einmal, ein Gemälde sei nicht gemacht, um daran zu riechen; denn die Farbe sei ungesund." Die Quelle ist wol die Lebensgeschichte Rembrandt's von Weyerman (Die Levensbeschryvingen der Nederland-sche Konst-Schilders. J. C. Weyerman. s'Gravenhage. 1729). Daselbst heißt es S. 39 von Rembrandt: Als het geboorde dat eenige Liefhebbers zijne onderhanden hebbende Tafereelen al te na kwamen op zijn Schilderkamer, trog hy zo te rug, en sprak, Ik heb dat stuk niet geschildert om er aan te ruyken (ich habe das Bild nicht gemalt, um daran zu riechen).

739. Vergl. das Gedicht „Den Originalen" (Werke, II. 259), die Xenie:

„Ich hielt mich stets von Meistern entfernt;
„Nachreden wäre mir Schmach.
„Hab' Alles von mir selbst gelernt." —
Es ist auch darnach! — (bas. III. 257)

und bei Eckermann (I., S. 181) die Worte Goethe's von einem jungen Maler: „Er hat Talent, allein daß er Alles von sich selbst gelernt hat, deswegen soll man ihn nicht loben, sondern schelten. Ein Talent wird nicht geboren, um sich selbst überlassen zu bleiben, sondern sich zur Kunst und zu guten Meistern zu wenden, die denn etwas aus ihm machen."

741. Siehe unten Nr. 751.

742. Die Allegorie verwandelt die Erscheinung in einen Begriff, den Begriff in ein Bild, doch so, daß der Begriff im Bilde immer noch begrenzt und vollständig zu halten und zu haben und an demselben auszusprechen sei.

743. Die Symbolik verwandelt die Erscheinung in Idee, die Idee in ein Bild, und so, daß die Idee im Bild immer unendlich wirksam und unerreichbar bleibt und, selbst in allen Sprachen ausgesprochen, doch unaussprechlich bliebe.

Sechste Abtheilung.*)

744. Die Dilettanten, wenn sie das Möglichste gethan haben, pflegen zu ihrer Entschuldigung zu sagen, die Arbeit sei noch nicht fertig. Freilich kann sie nie fertig werden, weil sie nie recht angefangen ward. Der Meister stellt sein Werk mit wenigen Strichen als fertig dar; ausgeführt oder nicht, schon ist es vollendet. Der geschickteste Dilettant tastet im Ungewissen, und wie die Ausführung wächst, kommt die Unsicherheit der ersten Anlage immer mehr zum Vorschein. Ganz zuletzt entdeckt sich erst das Verfehlte, das nicht auszugleichen ist, und so kann das Werk freilich nicht fertig werden.

742 u. 743. Vergl. oben Nr. 363: das Verhältniß des Besondern zum Allgemeinen in der Poesie.

*) Diese Abtheilung enthält die nicht schon in die erste Abtheilung aufgenommenen Kunst-Sprüche des Anhangs der „Wanderjahre", 1829, und zwar stehen Nr. 744 bis 746 im Anhange des 2. Buchs unmittelbar nach Nr. 6 oben. Dann folgen daselbst die Nr. 750 bis 758 und dann oben Nr. 7. Zwischen Nr. 14 und 15 standen dort Nr. 759 bis 762. Im 4. Band der Nachgel. Werke 1832 wurden diese Sprüche unter der Ueberschrift „Jungen Künstlern empfohlen" (S. 253 bis 259) von den übrigen ausgeschieden und die Nummern 747 bis 749 neu hinzugefügt. Die Nummern 763 bis 770 standen im Anhange zum 3. Buche der „Wanderjahre" zwischen Nr. 489 und Nr. 490. Der Schluß endlich, Nr. 771 bis 774, kam erst 1836 im I. Bande der Quart-Ausgabe (2. S. 900) hinzu und ging von da über 1840 in Band III (S. 273) der letzt. A. und 1842 in Bd. L. 71 (S. 146) der A. L. H. unter der Ueberschrift Deutsches Theater.

744. „So wird man z. B. nie einen Dilettanten finden, der gut zeichnete." „Vom Handwerk kann man sich zur Kunst erheben, vom Pfuschen nie." (Werke, 40bd. A., XXXI. S. 430 und 441.)

745. In der wahren Kunſt giebt es keine Vorſchule, wol aber Vorbereitungen; die beſte jedoch iſt die Theilnahme des geringſten Schülers am Geſchäft des Meiſters. Aus Farbenreibern ſind treffliche Maler hervorgegangen.

746. Ein Anderes iſt die Nachäffung, zu welcher die natürliche allgemeine Thätigkeit des Menſchen durch einen bedeutenden Künſtler, der das Schwere mit Leichtigkeit vollbringt, zufällig angeregt wird.

747. Der junge Künſtler geſelle ſich Sonn- und Feiertags zu den Tänzen der Landleute; er merke ſich die natürliche Bewegung und gebe der Bauerdirne das Gewand einer Nymphe, dem Bauerburſchen ein Paar Ohren, wo nicht gar Bocksfüße. Wenn er die Natur recht ergreift und den Geſtalten einen edlern, freiern Anſtand zu geben weiß, ſo begreift kein Menſch, wo er's her hat, und Jedermann ſchwört, er hätte es von der Antike genommen.

---

745. S. oben Nr. 289: „Nur in der Schule ſelbſt iſt die eigentliche Vorſchule" und Werke a. a. O., S. 440: „Der Dilettant überſpringt die Stufen ꝛc."

746. „Der Menſch erfährt und genießt nichts, ohne ſogleich produktiv zu werden." — „Nachahmungstrieb deutet gar nicht auf angeborne Genie zu dieſer Sache. Erfahrung an Kindern." — „Weil er (der Dilettant) auf eine lebhafte Weiſe Wirkungen erleidet, ſo glaubt er mit dieſen erlittenen Wirkungen wirken zu können." (Werke a. a. O., S. 425 und 428.) Auf Nr. 746 folgte urſprünglich Nr. 750 unmittelbar.

747 bis 749 zuſammengehörig. Denſelben Rath, nur in andrer Anwendung, gab Goethe einer jungen Künſtlerin in einem Briefe vom 30. März 1827 (Beilage 30 ſeines Briefw. mit Graf Sternberg, S. 271): „Sehen Sie den Kindern aufmerkſam zu, wenn dieſe nun im Frühjahr ihre Spiele beginnen; es ſei nun, daß ſie Ball werfen und ſchlagen, den Kreifel peitſchen, den Reif treiben, auf Steigen gehn, ſich überſchlagen, und wozu ſie ſonſt die Ueberfülle der unausgebildeten Kräfte muthwillig verſchwenden. Heften Sie ferner Ihre Augen auf ſolche Handwerker, welche kräftige, tüchtige Bewegungen nachzubilden Anlaß geben: den Schmiedemeiſter, der, mit ſeinen Geſellen um den Amboß herwirkend, das Eiſen bändigt. Lauern Sie ihm, wie Andern, den Charakteriſtiſche des Geſchäfts ab. Sind Sie zu ruhigeren Betrachtungen geneigt, ſo ſehen Sie auf dem Markt Verkäufern und Käufern zu; dort werden einem aufmerkſamen geiſtreichen Blick die anmuthigſten Motive ſich entdecken" u. ſ. w. „wobei ich denn aber und abermals wiederhole, daß der bildende Künſtler ſich zuerſt an der kräftigen Wirklichkeit vollkommen durchüben müſſe, um das Ideale daraus zu entwickeln, ja zum Religiöſen endlich aufzuſteigen." In dem Briefe an Staatsrath Schulz vom 18. September 1831 (Nr. 126 des Briefwechſels Beider und auch in „Kunſt und Alterth." VI,

748. Ferner, wenn sich Seiltänzer und Kunstreiter einfinden, versäume er nicht, auf diese genau zu achten. Das Uebertriebene, Falsche, Handwerksmäßige lehne er ab; aber er lerne auffassen, welcher unendlichen Zierlichkeit der menschliche Körper fähig ist.

749. Der junge Künstler versäume die Thiergestalten nicht; von Pferden und Hunden suche er sich den Hauptbegriff zu gewinnen, auch wilden fremden Geschöpfen erweise er seine Aufmerksamkeit und Achtung.

750. Von der Nothwendigkeit, daß der bildende Künstler Studien nach der Natur mache, und von dem Werthe derselben überhaupt sind wir genugsam überzeugt; allein wir leugnen nicht, daß es uns öfters betrübt, wenn wir den Mißbrauch eines so löblichen Strebens gewahr werden.

751. Nach unserer Ueberzeugung sollte der junge Künstler wenig oder gar keine Studien nach der Natur beginnen, wobei er nicht zugleich dächte, wie er jedes Blatt zu einem Ganzen abrunden, wie er diese Einzelnheit, in ein angenehmes Bild verwandelt, in einen Rahmen eingeschlossen, dem Liebhaber und Kenner gefällig anbieten möge.

752. Es steht manches Schöne isolirt in der Welt; doch der Geist ist es, der Verknüpfungen zu entdecken und dadurch Kunstwerke hervorzubringen hat. — Die Blume gewinnt erst ihren

---

S. 529) giebt Goethe eine malerische Schilderung der Stellungen und Geberden der Personen, welche sich im Laufe des Tages bei dem Waffenbecken vor seinem Hause beschäftigen, und schließt die schöne und durchgeführte Darstellung: „Hier wäre nun Gelegenheit, wo der bildende Künstler beweisen könnte, was er zu sehen, zu fassen, zu wählen und nachzubilden im Stande sei. Eine nothwendige, unerläßliche Handlung der Menschheit in allen ihren Momenten zu studiren, wo jeder bedeutend ist, aber manchmal auch ganz pertinent, schön, graziös und vom besten Sinn und Stil sein kann. Und so hätten wir einen Fall für tausend, woraus evident ist, daß ohne unmittelbare Vereinigung von Objekt und Subjekt kein lebendiges Kunstwerk zu Stande kommen kann."

750 bis 758 zusammengehörig. Mit 750 bis 753 vergl. oben Nr. 713ff., 741 und das Gedicht „Blätter, nach Natur gesammelt ꝛc." mit dem Verse: „Jedes Blatt sei Euch das Ganze!" (Werke, III. S. 163.)

Reiz durch das Insekt, das ihr anhängt, durch den Thautropfen, der sie befeuchtet, durch das Gefäß, woraus sie allenfalls ihre letzte Nahrung zieht. Kein Busch, kein Baum, dem man nicht durch die Nachbarschaft eines Felsens, einer Quelle Bedeutung geben, durch eine mäßige, einfache Ferne größern Reiz verleihen konnte. So ist es mit menschlichen Figuren und so mit Thieren aller Art beschaffen.

753. Der Vortheil, den sich der junge Künstler hiedurch verschafft, ist gar mannichfaltig. Er lernt denken, das Passende glücklich zusammenbinden, und wenn er auf diese Weise geistreich komponirt, wird es ihm zuletzt auch an dem, was man Erfindung nennt, an dem Entwickeln des Mannichfaltigen aus dem Einzelnen, keineswegs fehlen können.

754. Thut er nun hierin der eigentlichen Kunstpädagogik wahrhaft Genüge, so hat er noch nebenher den großen, nicht zu verachtenden Gewinn, daß er lernt, verkäufliche, dem Liebhaber anmuthige und liebliche Blätter hervorzubringen.

755. Eine solche Arbeit braucht nicht im höchsten Grade ausgeführt und vollendet zu sein; wenn sie gut gesehen, gedacht und fertig ist, so ist sie für den Liebhaber oft reizender als ein größeres ausgeführtes Werk.

756. Beschaue doch jeder junge Künstler seine Studien im Büchelchen und Portefeuille und überlege, wie viele Blätter er davon auf jene Weise genießbar und wünschenswerth hätte machen können.

757. Es ist nicht die Rede vom Höheren, woron man wol auch sprechen könnte, sondern es soll nur als Warnung gesagt sein, die von einem Abwege zurückruft und aufs Höhere hindeutet.

758. Versuche es doch der Künstler nur ein halb Jahr praktisch und setze weder Kohle noch Pinsel an, ohne Intention,

einen vorliegenden Naturgegenstand als Bild abzuschließen. Hat er angebornes Talent, so wird sich's bald offenbaren, welche Absicht wir bei diesen Andeutungen im Sinne hegten.

---

759. Wenn ich jüngere deutsche Maler, sogar solche, die sich eine Zeit lang in Italien aufgehalten, befrage, warum sie doch, besonders in ihren Landschaften, so widerwärtige grelle Töne dem Auge darstellen und vor aller Harmonie zu fliehen scheinen, so geben sie wol ganz dreist und getrost zur Antwort, sie sähen die Natur genau auf solche Weise.

---

760. Kant hat uns aufmerksam gemacht, daß es eine Kritik der Vernunft gebe, daß dieses höchste Vermögen, was der Mensch besitzt, Ursache habe, über sich selbst zu wachen. Wie großen Vortheil uns diese Stimme gebracht, möge Jeder an sich selbst geprüft haben. Ich aber möchte in eben dem Sinne die Aufgabe stellen, daß eine Kritik der Sinne nöthig sei, wenn die Kunst überhaupt, besonders die deutsche, irgend wieder sich erholen und in einem erfreulichen Lebensschritt vorwärts gehen solle.

---

761. Der zur Vernunft geborene Mensch bedarf noch großer Bildung, sie mag sich ihm nun durch Sorgfalt der Eltern und Erzieher, durch friedliches Beispiel oder durch strenge Erfahrung nach und nach offenbaren. Ebenso wird zwar der angehende Künstler, aber nicht der vollendete geboren: sein Auge komme frisch auf die Welt, er habe glücklichen Blick für Gestalt, Proportion, Bewegung; aber für höhere Komposition, für Haltung, Licht, Schatten, Farben kann ihm die natürliche Anlage fehlen, ohne daß er es gewahr wird.

---

759 bis 762 zusammengehörig. Wie in Nr. 760 sagt Goethe bei Eckermann (II. 71) ähnlich: „Kant hat die Kritik der reinen Vernunft geschrieben, womit unendlich viel geschehen, aber der Kreis nicht abgeschlossen ist. Herr müßte ein Rabbiner, ein Bedeutender die Kritik der Sinne und des Menschenverstandes schreiben, und wir würden, wenn dieses gleich vortrefflich geschehen, in der deutschen Philosophie nicht viel mehr zu wünschen haben." Vergl. oben Nr. 507 und wegen der Kritik des Menschenverstandes Nr. 634. „Die Maler bedürfen auch einer Logik", lautet Goethe's Worte bei Müller (Unterh., S. 144, vom 31. Juli 1827).

762. Iſt er nun nicht geneigt, von höher ausgebildeten Künſtlern der Vor- und Mitzeit das zu lernen, was ihm fehlt, um eigentlicher Künſtler zu ſein, ſo wird er im falſchen Begriff von bewahrter Originalität hinter ſich ſelbſt zurückbleiben; denn nicht allein das, was mit uns geboren iſt, ſondern auch das, was wir erwerben können, gehört uns an, und wir ſind es.

763. Das Wort Schule, wie man es in der Geſchichte der bildenden Kunſt nimmt, wo man von einer Florentiniſchen, Römiſchen und Venetianiſchen Schule ſpricht, wird ſich künftighin nicht mehr auf das deutſche Theater anwenden laſſen. Es iſt ein Ausdruck, deſſen man ſich vor dreißig, vierzig Jahren vielleicht noch bedienen konnte, wo unter beſchränkteren Umſtänden ſich eine natur- und kunſtgemäße Ausbildung noch denken ließ; denn genau geſehen, gilt auch in der bildenden Kunſt das Wort Schule nur von den Anfängen; denn ſobald ſie treffliche Männer hervorgebracht hat, wirkt ſie alſobald in die Weite. Florenz beweiſt ſeinen Einfluß über Frankreich und Spanien; Niederländer und Deutſche lernen von den Italienern und erwerben ſich mehr Freiheit in Geiſt und Sinn, anſtatt daß die Südländer von ihnen eine glücklichere Technik und die genaueſte Ausführung von Norden her gewinnen.

764. Das deutſche Theater befindet ſich in der Schluß-Epoche, wo eine allgemeine Bildung dergeſtalt verbreitet iſt, daß ſie keinem einzelnen Orte mehr angehören, von keinem beſondern Punkte mehr ausgehen kann.

765. Der Grund aller theatraliſchen Kunſt, wie einer jeden andern, iſt das Wahre, das Naturgemäße. Je bedeutender dieſes iſt, auf je höherem Punkte Dichter und Schauſpieler es zu

762. Vergl. oben Nr. 730. Der Schlußſatz findet ſich bereits oben als Nr. 555.

763 bis 770 als ein für ſich beſtehender Abſchnitt. Bei dem Ausdruck „Theaterſchule", deſſen man ſich vor dreißig, vierzig Jahren noch bedienen können, iſt an die Schauſpieler aus Schröder's, Iffland's, der Wiener und Goethe's eigner Schule zu denken, deren Eigenthümlichkeiten Ed. Devrient in ſeiner Geſchichte des deutſchen Theaters geſchildert hat.

fassen verstehen, eines desto höhern Ranges wird sich die Bühne zu rühmen haben. Hiebei gereicht es Deutschland zu einem großen Gewinn, daß der Vortrag trefflicher Dichtung allgemeiner geworden ist und auch außerhalb des Theaters sich verbreitet hat.

---

768. Auf der Rezitation ruht alle Deklamation und Mimik. Da nun beim Vorlesen jene ganz allein zu beachten und zu üben ist, so wird offenbar, daß Vorlesungen die Schule des Wahren und Natürlichen bleiben müssen, wenn Männer, die ein solches Geschäft übernehmen, von dem Werth, von der Würde ihres Berufs durchdrungen sind.

---

767. Shakespeare und Calderon haben solchen Vorlesungen einen glänzenden Eingang gewährt; jedoch bedenke man immer dabei, ob nicht hier gerade das imposante Fremde, das bis zum Unwahren gesteigerte Talent der deutschen Ausbildung schädlich werden müsse!

---

768. Eigenthümlichkeit des Ausdruckes ist Anfang und Ende aller Kunst. Nun hat aber eine jede Nation eine von dem allgemeinen Eigenthümlichen der Menschheit abweichende besondere Eigenheit, die uns zwar anfänglich widerstreben mag, aber zuletzt, wenn wir's uns gefallen ließen, wenn wir uns derselben hingäben, unsre eigene charakteristische Natur zu überwältigen und zu erdrücken vermöchte.

---

769. Wie viel Falsches Shakespeare und besonders Calderon über uns gebracht, wie diese zwei großen Lichter des poetischen

---

769. Vergl. oben Nr. 676. Von Calderon sagt Goethe in dem Aufsatze über die „Tochter der Luft" (Werke, 40bd. A., XXXV. S. 43), er stehe an der Schwelle der Ueberkultur, wir empfangen abgezogenen, höchst rektificirten Weingeist, mit manchen Spezereien geschärft u. s. w.

Die Apodiximen von Nr. 771 ab bis zu Ende sind wiederum als selbstständiger Abschnitt anzusehen. Zu dem „Alleräußerlichsten" der Aristotelischen Lehre vergl. oben den Satz über die drei Einheiten, Nr. 314. Goethe's Beschreibung des Dramas hat mit der Hegel's (Aesthetik, III. S. 479 ff.) das subjektive Prinzip, das Hervorgehnlassen der Handlung aus dem Innern der Personen gemein-

Himmels für uns zu Irrlichtern geworden, mögen die Literateren der Folgezeit hiſtoriſch bemerken.

770. Eine völlige Gleichſtellung mit dem ſpaniſchen Theater kann ich nirgends billigen. Der herrliche Calderon hat ſo viel Konventionelles, daß einem redlichen Beobachter ſchwer wird, das große Talent des Dichters durch die Theateretiquette durch zu erkennen. Und bringt man ſo etwas irgend einem Publikum, ſo ſetzt man bei demſelben immer guten Willen voraus, daß es geneigt ſei, auch das Weltfremde zuzugeben, ſich an ausländiſchem Sinn, Ton und Rhythmus zu ergetzen und aus dem, was ihm eigentlich gemäß iſt, eine Zeit lang herauszugeben.

771. Einen wunderſamen Anblick geben des Ariſtoteles Fragmente des Traktats über die Dichtkunſt. Wenn man das Theater in- und auswendig kennt, wie Unſereiner, der einen bedeutenden Theil des Lebens auf dieſe Kunſt verwendet und ſelbſt viel darin gearbeitet hat, ſo ſieht man erſt, daß man ſich vor allen Dingen mit der philoſophiſchen Denkart des Mannes bekannt machen müßte, um zu begreifen, wie er dieſe Kunſterſcheinung angeſehen habe; außerdem verwirrt er unſer Studium nur, wie denn die moderne Poetik das Alleräußerlichſte ſeiner Lehre nur zu ihrem Verderben anwendet und angewendet hat.

772. Des tragiſchen Dichters Aufgabe und Thun iſt nichts Anderes als ein pſychiſch-ſittliches Phänomen, in einem faßlichen Experiment dargeſtellt, in der Vergangenheit nachzuweiſen.

---

kann. Was Goethe mehr als Naturforſcher ein „pſychiſch-ſittliches Phänomen“ nennt, iſt bei Hegel eine „abgeſchloſſene Handlung“, Goethe's Nachweiſen des Phänomens oder „Experiments“ — ein gleichfalls der Naturforſchung entlehnter Ausdruck — in der „Vergangenheit“ bei Hegel die unmittelbare Vergegenwärtigung der Handlung. Aus dieſem Zuſammenhang ergiebt ſich aber, daß in Nr. 773 die Tragödien keineswegs auf eigentlich „hiſtoriſche“ beſchränkt werden ſollen. Nr. 774 möchte durch Kap. 7 der Ariſtoteliſchen Poetik hervorgerufen ſein; danach iſt der Anfang eines Dramas ſelbſt nothwendig, nicht durch Anderes, woraus Anderes hervorgeht: das Ende, durch Anderes, woraus nicht Anderes hervorgeht: die Mitte, ſowol durch Anderes, als woraus Anderes hervorgeht. Die Frage nach der Bedeutung der Ariſtoteliſchen Katharſis hat Goethe oben nicht berührt.

Natur.

Aphorismen,

in sechs Abtheilungen.

Erste Abtheilung.*)

775 u. 776. Wenn ein Wissen reif ist, Wissenschaft zu werden, so muß nothwendig eine Krise entstehen; denn es wird die Differenz offenbar zwischen Denen, die das Einzelne trennen und getrennt darstellen, und Solchen, die das Allgemeine im Auge haben und gern das Besondere an- und einfügen möchten. Wie nun aber die wissenschaftliche, ideelle, umgreifendere Behandlung sich mehr und mehr Freunde, Gönner und Mitarbeiter wirbt, so bleibt auf der höheren Stufe jene Trennung zwar nicht so entschieden, aber doch genugsam merklich.

*) Diese Abtheilung ist zuerst 1823 in Goethe's „Zur Naturwissenschaft" Bd. II, S. 114 bis 122 unter der Ueberschrift „Aelteres, beinahe Veraltetes" gedruckt, 1833 in Bd. X der Nachgelassenen Werke (L. der N. L. H.) S. 65 bis 73 unter der Ueberschrift „Aelteres", gesondert von den übrigen Aphorismen über Natur, und in der Quartausgabe 1836 (I 1, S. 461 bis 465) unter derselben Ueberschrift, als Nr. 1 jener Aphorismen, übergegangen. In der letzteren Anordnung sind die Sprüche seitdem verblieben. Nach den Erörterungen über entoptische Farben und ihr Recht zu urtheilen, den Goethe erst 1817 lud (I „Annalen"), werden die Sprüche in das Jahr 1817 fallen.

775 u. 776 bilden im ersten und vierten Druck (1823 und 1833) nur eine Nummer; 1836, in der Quartausgabe, wurden daraus drei Nummern (die zweite mit „Diejenigen", die dritte mit „So wiederhole ich" beginnend) und seit 1840 zwei Nummern (die zweite mit „Diejenigen" beginnend) gebildet. — Die Nummer betrifft das Verhältniß der Arten zu den Genera und den bereits vor Darwin von Goethe angenommenen Typen der Organismen. Im Einzelnen vergl. Nr 891 und 969, Nr. 494, Nr. 139 und den Schluß des Gedichts „Rational-Versammlung" (Werke, II. 265). Das Bild vom Schachbrett braucht Goethe auch in dem Briefe an Reinhard vom 28. Dezember 1826 (Briefw., S. 200): „Mich unterhält sie (die Metternich) fast eines Schachspieles; ich ziehe mit meinen Steinen vorwärts gegen die Natur und suche sie auch dem geheimnißvollen Hinterhalt in die Klarheit des Kampfplatzes zu locken. Mit- und Uebereinbildungskraft erwarte ich nicht so leicht, unvergessen eines alten großen Meisters: Et mundum tradidit disputationi eorum, Cohelet III, 11."

Diejenigen, welche ich die Univerſaliſten nennen möchte, ſind überzeugt und ſtellen ſich vor, daß Alles überall, obgleich mit unendlichen Abweichungen und Mannichfaltigkeiten, vorhanden und vielleicht auch zu finden ſei; die Andern, die ich Singulariſten benennen will, geſteben den Hauptpunkt im Allgemeinen zu, ja ſie beobachten, beſtimmen und lehren hiernach; aber immer wollen ſie Ausnahmen finden, da wo der ganze Typus nicht ausgeſprochen iſt, und darin haben ſie Recht. Ihr Fehler aber iſt nur, daß ſie die Grundgeſtalt verkennen, wo ſie ſich verhüllt, und leugnen, wenn ſie ſich verbirgt. Da nun beide Vorſtellungsweiſen urſprünglich ſind und ſich einander ewig gegenüberſtehen werden, ohne ſich zu vereinigen oder aufzuheben, ſo hüte man ja ſich vor aller Kontrovers und ſtelle ſeine Ueberzeugung klar und nackt hin.

So wiederhole ich die meinige: daß man auf dieſen höheren Stufen nicht wiſſen kann, ſondern thun muß, ſo wie an einem Spiele wenig zu wiſſen und Alles zu leiſten iſt. Die Natur hat uns das Schachbrett gegeben, aus dem wir nicht hinaus wirken können noch wollen; ſie hat uns die Steine geſchnitzt, deren Werth, Bewegung und Vermögen nach und nach bekannt werden; nun iſt es an uns, Züge zu thun, von denen wir uns Gewinn verſprechen; dies verſucht nun ein Jeder auf ſeine Weiſe und läßt ſich nicht gern einreden. Mag das alſo geſchehen, und beobachten wir nur vor Allem genau, wie nah oder fern ein Jeder von uns ſtehe, und vertragen uns ſodann vorzüglich mit Denjenigen, die ſich zu der Seite bekennen, zu der wir uns halten. Ferner bedenke man, daß man immer mit einem unauflöslichen Problem zu thun habe, und erweiſe ſich friſch und treu, Alles zu beachten, was irgend auf eine Art zur Sprache kommt, am Meiſten dasjenige, was uns widerſtrebt; denn dadurch wird man am Erſten das Problematiſche gewahr, welches zwar in den Gegenſtänden ſelbſt, mehr aber noch in den Menſchen liegt. Ich bin nicht gewiß, ob ich in dieſem ſo wohl bearbeiteten Felde perſönlich weiter wirke; doch behalte ich mir vor, auf dieſe oder jene Wendung des Studiums, auf dieſe oder jene Schritte der Einzelnen aufmerkſam zu ſein und aufmerkſam zu machen.

---

111. Allein kann der Menſch nicht wohl beſtehen; daher ſchlägt er ſich gern zu einer Partei, weil er da, wenn auch nicht Ruhe, doch Beruhigung und Sicherheit findet.

778. Es giebt wol zu diesem oder jenem Geschäft von Natur unzulängliche Menschen; Uebereilung und Dünkel jedoch sind gefährliche Dämonen, die den Fähigsten unzulänglich machen, alle Wirkung zum Stocken bringen, freie Fortschritte lähmen. Dies gilt von weltlichen Dingen, besonders auch von Wissenschaften.

779. Im Reich der Natur waltet Bewegung und That, im Reich der Freiheit Anlage und Wille. Bewegung ist ewig und tritt bei jeder günstigen Bedingung unwiderstehlich in die Erscheinung. Anlagen entwickeln sich zwar auch naturgemäß, müssen aber erst durch den Willen geübt und nach und nach gesteigert werden. Deswegen ist man des freiwilligen Willens so gewiß nicht als der selbstständigen That; diese thut sich selbst, er aber wird gethan; denn er muß, um vollkommen zu werden und zu wirken, sich im Sittlichen dem Gewissen, das nicht irrt, im Kunststreichen aber der Regel fügen, die nirgends ausgesprochen ist. Das Gewissen bedarf keines Abmahnens, mit ihm ist Alles gegeben; es hat nur mit der innern eigenen Welt zu thun. Das Genie bedürfte auch keine Regel, wäre sich selbst genug, gäbe sich selbst die Regel; da es aber nach außen wirkt, so ist es vielfach bedingt durch Stoff und Zeit, und an beiden muß es nothwendig irre werden; deswegen es mit Allem, was eine Kunst ist, mit dem Regiment wie mit Gedicht, Statue und Gemälde, durchaus so wunderlich und unsicher aussieht.

---

778. „Unser Krankheit schwer Geheimniß
Schwankt zwischen Uebereilung
Und zwischen Verstimmniß" (Werke, II. S. 330). Vergl. oben Nr. 291 „die Pedanterie, welche zu retardiren, Frechheit, die zu übereilen strebt."

779. Vgl. oben Nr. 688. Daß der Wille im „Regiment" und in den „Künsten" sich einer Regel fügen müsse, ist in dem Aufsatz „Problem und Erwiderung" v. J. 1823 (Werke, 4Abth. B., XI., S. 429) auf den allgemeinen Grundsatz zurückgeführt, daß der Mensch in allen wesentlichen Beziehungen, in Religion, Sitte, im Regiment (Staat), in Kunst und Wissenschaft sich „gesetzgebend verhalte." Was oben vom Gewissen gesagt ist, wiederholt die dritte Strophe des Gedichts „Vermächtniß" (Werke, III. S. 192) mit dem Schluß:
„Denn das selbstständige Gewissen
Ist Sonne Deinem Sittentag."

780. Es ist eine schlimme Sache, die doch manchem Beobachter begegnet, mit einer Anschauung sogleich eine Folgerung zu verknüpfen und beide für gleichgeltend zu achten.

781. Die Geschichte der Wissenschaften zeigt uns bei Allem, was für dieselben geschieht, gewisse Epochen, die bald schneller, bald langsamer auf einander folgen. Eine bedeutende Ansicht, neu oder erneut, wird ausgesprochen; sie wird anerkannt, früher oder später; es finden sich Mitarbeiter; das Resultat geht in die Schüler über; es wird gelehrt und fortgepflanzt, und wir bemerken leider, daß es gar nicht darauf ankommt, ob die Ansicht wahr oder falsch sei; Beides macht denselben Gang, Beides wird zuletzt eine Phrase, Beides prägt sich als todtes Wort dem Gedächtniß ein.

782. Zur Verewigung des Irrthums tragen die Werke besonders bei, die enzyklopädisch das Wahre und Falsche des Tages überliefern. Hier kann die Wissenschaft nicht bearbeitet werden, sondern was man weiß, glaubt, wähnt, wird aufgenommen; deswegen sehen solche Werke nach funfzig Jahren gar wunderlich aus.

783. Zuerst belehre man sich selbst; dann wird man Belehrung von Andern empfangen.

784. Theorien sind gewöhnlich Uebereilungen eines ungeduldigen Verstandes, der die Phänomene gern los sein möchte und an ihrer Stelle deswegen Bilder, Begriffe, ja oft nur Worte einschiebt. Man ahnet, man sieht auch wol, daß es nur ein Behelf ist; liebt sich nicht aber Leidenschaft und Parteigeist jederzeit Behelfe? Und mit Recht, da sie ihrer so sehr bedürfen.

785. Unsere Zustände schreiben wir bald Gott, bald dem Teufel zu und fehlen ein- wie das anderemal; in uns selbst

781 u. 782 enthalten eine von Goethe oft wiederholte Klage. Vergl. unten Nr. 968 und die Charakteristik der *Kompendien* (Werke, Bd. X, XXXIX, S. 352 und 363).

785. „Im eignen Auge schaue mit Lust,
Was Plato von Anbeginn gewußt" (Werke, II, S. 191).

liegt das Räthsel, die wir Ausgeburt zweier Welten sind. Mit der Farbe geht's ebenso; bald sucht man sie im Lichte, bald draußen im Weltall, und kann sie gerade da nicht finden, wo sie zu Hause ist.

786. Es wird eine Zeit kommen, wo man eine pathologische Experimentalphysik vorträgt und alle jene Spiegelfechtereien ans Tageslicht bringt, welche den Verstand hintergehen, sich eine Ueberzeugung erschleichen und, was das Schlimmste daran ist, durchaus jeden praktischen Fortschritt verhindern. Die Phänomene müssen ein: für allemal aus der düstern empirisch-mechanisch-dogmatischen Marterkammer vor die Jury des gemeinen Menschenverstandes gebracht werden.

787. Daß Newton bei seinen prismatischen Versuchen die Oeffnung so klein als möglich nahm, um eine Linie zum Lichtstrahl bequem zu symbolisiren, hat eine unheilbare Verwirrung über die Welt gebracht, an der vielleicht noch Jahrhunderte leiden.

---

und in dem den „Nachträgen zur Farbenlehre" zu S. 4, Bd. XL (der 40bd. A.) beigefügten Schema ist das „Auge empfänglich und gegenwirkend" an die Spitze gestellt.

787. Die möglichst kleine Oeffnung ist die sechste der unten in Nr. 999 aufgezählten Bedingungen, welche der Newton'sche Versuch erfordere. Ebenso heißt es in den Invektiven (Werke, III. S. 363):

„Durch ein gar winzig Löchlein bringt
Den feinsten Sonnenstrahl herein,
Daß er dann durch das Prisma dringe ꝛc."

Wie der Pariser Physiker Etienne Louis Malus und zugleich mit ihm Biot und Arago, 1809, bei ihren Versuchen über Spiegelung und doppelte Strahlenbrechung Farbenerscheinungen wahrnahmen, welche Goethe's Freund, den Jenaischen Professor Seebeck, 1812, zur Entdeckung der entoptischen Farben führten, ist in Goethe's Aufsatz über diese Farben (Werke, 40bd. A., XXXVII. S. 319) ausführlich erzählt. Vergl. auch das Gedicht „Entoptische Farben" (Werke, II. 295). Die obengedachte „abenteuerliche Theorie" ist die Biot'sche von der Polarisation des Lichts, gegen welche Goethe mehrfach, z. B. unten in Nr. 882, in den „Annalen" von 1817, im Aufsatz „Analyse und Synthese" (Werke, 40bd. A., XL. S. 194) und in den Versen polemisirt hat:

„Möget Ihr das Licht zerstückeln,
Farb' um Farbe daraus entwickeln,
Oder andre Schwänke führen,
Kügelchen polarisiren ꝛc." (Werke, II. S. 238).

Hr. Goethe's Genugthuung erklärte sich Arago später (1821) selbst gegen Biot's Polarisationslehre. Vergl. auch Goethe's Brief an Boisserée (II, S. 179) vom 1. Juli 1817: „Die Träume des Herrn Malus und Konsorten müssen nach und nach verschwinden. Des Herrn Tobias Mayer seltsame, mit Polen und Aequatoren versehene Lichtkügelchen ꝛc."

Durch dieses kleine Löchlein ward **Malus** zu einer abenteuerlichen Theorie getrieben, und wäre **Seebeck** nicht so umsichtig, so mußte er verhindert werden, den Urgrund dieser Erscheinungen, die entoptischen Figuren und Farben, zu entdecken.

788. Was aber das Allersonderbarste ist: der Mensch, wenn er auch den Grund des Irrthums aufdeckt, wird den Irrthum selbst deshalb doch nicht los. Mehrere Engländer, besonders Dr. **Reade**, sprechen gegen Newton leidenschaftlich aus: „das prismatische Bild sei keineswegs das Sonnenbild, sondern das Bild der Oeffnung unseres Fensterladens, mit Farbensäumen geschmückt; im prismatischen Bilde gebe es kein ursprünglich Grün, dieses entstehe durch das Uebereinandergreifen des Blauen und Gelben, so daß ein schwarzer Streif ebenso gut als ein weißer in Farben aufgelöst scheinen könne, wenn man hier von Auflösen reden wolle." Genug, Alles, was wir seit vielen Jahren dargethan haben, legt dieser gute Beobachter gleichfalls vor. Nun aber läßt ihn die fixe Idee einer diversen Refrangibilität nicht los; doch kehrt er sie um und ist womöglich noch befangener als sein großer Meister. Anstatt durch diese neue Ansicht begeistert aus jenem Chrysalidenzustande sich herauszureißen, sucht er die schon erwachsenen und entfalteten Glieder aufs Neue in die alten Puppenschalen unterzubringen.

789. Das unmittelbare Gewahrwerden der Urphänomene versetzt uns in eine Art von Angst, wir fühlen unsere Unzulänglichkeit; nur durch das ewige Spiel der Empirie belebt, erfreuen sie uns.

790. Der Magnet ist ein Urphänomen, das man nur aussprechen darf, um es erklärt zu haben; dadurch wird es denn

---

788. Die hier gemeinten Engländer sind: **Bancroft, Sowerby, Reade** und **Brewster**, deren Schriften Goethe im Jahre 1817 studirte (s. die „Annalen" von diesem Jahre). — Den Vergleich am Schlusse macht der Chor im 3. Akt des 2. Theils von „Faust" in der Anwendung auf Euphorion fast mit denselben Worten. Dasselbe Bild auch in Nr. 731 und 732.

789. Der Vordersatz unten in Nr. 1049 wiederholt.

790. Vergl. unten Nr. 916: „Das Höchste wäre, zu begreifen, daß alles Faktische schon Theorie ist. — Man suche nur nichts hinter den Phänomenen: sie selbst sind die Lehre" und den Vers:

„Magnetes Geheimniß, erkläre mir das!" (Werke, II. S. 317)

wo der Magnet als „Symbol" genommen wird für Liebe und Haß.

auch ein Symbol für alles Uebrige, wofür wir keine Worte noch Namen zu suchen brauchen.

791. Alles Lebendige bildet eine Atmosphäre um sich her.

792. Die außerordentlichen Männer des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts waren selbst Akademien, wie Humboldt zu unserer Zeit. Als nun das Wissen so ungeheuer überhand nahm, thaten sich Privatleute zusammen, um, was den Einzelnen unmöglich wird, vereinigt zu leisten. Von Ministern, Fürsten und Königen hielten sie sich fern. Wie hinderte nicht das französische stille Konventikel die Herrschaft Richelieu's abzulehnen! Wie verhinderte der englische Orferder und Londoner Verein den Einfluß der Lieblinge Karl's des Zweiten!

Da es aber einmal geschehen war und die Wissenschaften sich als ein Staatsglied im Staatskörper fühlten, einen Rang bei Prozessionen und andern Feierlichkeiten erhielten, war bald der höhere Zweck aus den Augen verloren; man stellte seine Person vor, und die Wissenschaften hatten auch Mäntelchen um und Käppchen auf. In meiner Geschichte der Farbenlehre habe ich dergleichen weitläuftig angeführt. Was aber geschrieben steht, es steht deswegen da, damit es immerfort erfüllt werde.

793. Die Natur auffassen und sie unmittelbar benutzen, ist wenig Menschen gegeben; zwischen Erkenntniß und Gebrauch erfinden sie sich gern ein Luftgespinnst, das sie sorgfältig ausbilden und darüber den Gegenstand zugleich mit der Benutzung vergessen.

794. Ebenso begreift man nicht leicht, daß in der großen Natur das geschieht, was auch im kleinsten Zirkel vorgeht. Dringt

792. Fontenelle nannte Leibniz in seiner Lobrede zuerst eine Akademie. „Ich sehe keinen andern Rath, als den einen Leibniz in viele Gelehrten zu dekomponiren." Goethe bezieht sich oben auf die „Fünfte Abtheilung" der Gesch. der Farbenlehre (Werke, 40bd. A., XXXIX. S. 215. 219. 225 ff. 303). Mit dem Schlusse vergl. Nr. 1002: „Ich weiß wol, daß diese Worte vergebens dastehen ꝛc." und den Vers:

„Mich könnte Dies und Das betrüben,
Hätt' ich's nicht schon in Versen geschrieben."

(Werke, II. S. 362.) – In dem Schlusse oben klingt die Sprache des Evangeliums an.

793. Vergl. das „Phantasiebild" unten in Nr. 932.

794. „Mikroskopisch" wörtlich: kleingroß.

es ihnen die Erfahrung auf, so lassen sie sich's zuletzt gefallen. Spreu, von geriebenem Bernstein angezogen, steht mit dem ungeheuersten Donnerwetter in Verwandtschaft, ja, ist eine und ebendieselbe Erscheinung. Dieses Mikromegische gestehen wir auch in einigen andern Fällen zu; bald aber verläßt uns der reine Naturgeist, und der Dämon der Künstelei bemächtigt sich unser und weiß sich überall geltend zu machen.

795. Die Natur hat sich so viel Freiheit vorbehalten, daß wir mit Wissen und Wissenschaft ihr nicht durchgängig beikommen oder sie in die Enge treiben können.

796. Mit den Irrthümern der Zeit ist schwer sich abzufinden: widerstrebt man ihnen, so steht man allein; läßt man sich davon befangen, so hat man auch weder Ehre noch Freude davon.

Zweite Abtheilung.*)

797. In New-York sind neunzig verschiedene christliche Konfessionen, von welchen jede auf ihre Art Gott und den Herrn bekennt, ohne weiter an einander irre zu werden. In der Naturforschung, ja in jeder Forschung müssen wir es so weit bringen; denn was will das heißen, daß Jedermann von Liberalität spricht und den Andern hindern will, nach seiner Weise zu denken und sich auszusprechen!

798. Der eingeborenste Begriff, der nothwendigste, von Ursach und Wirkung, wird in der Anwendung die Veranlassung zu unzähligen sich immer wiederholenden Irrthümern.

*) Diese Abtheilung erschien zuerst 1833 im zehnten Bande der Nachgelassenen Werke, S. 122 bis 144 (Ed. L. A. I. H.) als erster Abschnitt der „Einzelnen Betrachtungen und Aphorismen über Naturwissenschaft im Allgemeinen," in der Quartausgabe 1836 (L. I, S. 403) mit der Ueberschrift „Erratea" als zweiter Abschnitt derselben, und als solcher in allen späteren Ausgaben, jedoch ohne jede Ueberschrift.

795. Cf. ebd. Nr. 254 und 259.

798. Dasselbe in Nr. 926.

799. Ein großer Fehler, den wir begehen, iſt, die Urſache der Wirkung immer nahe zu denken, wie die Sonne dem Beil, den ſie fortſchnellt; und doch können wir ihn nicht vermeiden, weil Urſache und Wirkung immer zuſammengedacht und alſo im Geiſte angenähert werden.

800. Die nächſten faßlichen Urſachen ſind greiflich und eben deshalb am Begreiflichſten; weshalb wir uns gern als mechaniſch denken, was höherer Art iſt.

801. Das Zurückführen der Wirkung auf die Urſache iſt blos ein hiſtoriſches Verfahren, z. B. die Wirkung, daß ein Menſch getödtet, auf die Urſache der losgefeuerten Büchſe.

802. Der Granit verwittert auch ſehr gern in Kugel- und Ei-Form; man hat daher keineswegs nöthig, die in Norddeutſchland häufig gefundenen Blöcke, ſolcher Geſtalten wegen, als im Waſſer hin- und hergeſchoben und durch Stoßen und Wälzen entedt und entkantet zu denken.

803. Fall und Stoß. Dadurch die Bewegung der Weltkörper erklären zu wollen, iſt eigentlich ein verſteckter Anthropomorphismus: es iſt des Wanderers Gang über Feld. Der aufgehobene Fuß ſinkt nieder, der zurückgebliebene ſtrebt vorwärts und fällt, und immer ſo fort, vom Ausgehen bis zum Ankommen.

804. Wie wäre es, wenn man auf demſelben Wege den Vergleich von dem Schlittſchuhfahren hernähme, wo das Vor-

---

799 u. 800. Vergl. unten Nr. 938 und oben Nr. 637 „die mechaniſchen Erklärungsarten."

801. Vgl. oben Nr. 641. „Der denkende Menſch irrt beſonders, wenn er ſich nach Urſach und Wirkung erkundigt; ſie beide zuſammen machen das unheilbare Phänomen."

802. Die ſogenannten erratiſchen Blöcke. Es wird jetzt als zweifellos angenommen, daß ſie durch Gletſcher in frühern Perioden aus Skandinavien hierher geſtoßen worden ſind.

803 u. 804. Vgl. oben Nr. 216: „Der Menſch begreift niemals, wie anthropomorphiſch er iſt."

804. Im erſten Druck: „Schrittſchuhfahren". Auch im Briefe an Boiſſerée vom 17. April 1817 (II. S. 167) braucht Goethe das Wort in der Klopſtock'ſchen Form: „Die Zeit rennt unter Einem weg wie der Schrittſchuh; man muß ſich vorwärts beugen, um nur nachzukommen."

wärtsdringen dem zurückbleibenden Fuße zukommt, indem er zugleich die Obliegenheit übernimmt, noch eine solche Anregung zu geben, daß sein nunmehriger Hintermann auch wieder eine Zeit lang sich vorwärts zu bewegen die Bestimmung erhält.

905. Induktion habe ich mir nie selbst erlaubt; wollte sie ein Anderer gegen mich gebrauchen, so wußt' ich solche sogleich abzulehnen.

906. Mittheilung durch Analogien halt' ich für so nützlich als angenehm; der analoge Fall will sich nicht aufdringen, nichts beweisen; er stellt sich einem andern entgegen, ohne sich mit ihm zu verbinden. Mehrere analoge Fälle vereinigen sich nicht zu geschlossenen Reihen: sie sind wie gute Gesellschaft, die immer mehr anregt als giebt.

907. Irren heißt sich in einem Zustande befinden, als wenn das Wahre gar nicht wäre; den Irrthum sich und Andern entdecken heißt rückwärts erfinden.

908. Man sagt gar gedörig: das Phänomen ist eine Folge ohne Grund, eine Wirkung ohne Ursache. Es fällt dem Menschen so schwer, Grund und Ursache zu finden, weil sie so einfach sind, daß sie sich dem Blick verbergen.

909. Was hat man sich nicht mit dem Granit beschäftigt! Man hat ihn mit in die neueren Epochen herangezogen, und doch entsteht keiner mehr vor unsern Augen. Geschäh' es im tiefsten Meeresgrunde, so hätten wir keine Kenntniß davon.

910. Kein Phänomen erklärt sich an und aus sich selbst; nur viele zusammen überschaut, methodisch geordnet, geben zuletzt etwas, was für Theorie gelten könnte.

---

905 u. 906. Vergl. oben Nr. 54, unten Nr. 920 und den Abschnitt „Analogie" (Werke, 40th. A., XI. S. 370).

908. Vergl. oben Nr. 641 und 901.

910. Vergl. unten Nr. 929: „Was ist das Besondere? Millionen Fälle."

811. Bei Erweiterung des Wiſſens macht ſich von Zeit zu Zeit eine Umordnung nöthig; ſie geſchieht meiſtens nach neueren Maximen, bleibt aber immer proviſoriſch.

812. Männer vom Fach bleiben im Zuſammenhange; dem Liebhaber dagegen wird es ſchwerer, wenn er die Nothwendigkeit fühlt, nachzufolgen.

813. Deswegen ſind Bücher willkommen, die uns ſowol das neu Empiriſch-Aufgefundene als die neubelichten Methoden darlegen.

814. In der Mineralogie iſt dies höchſt nöthig, wo die Kryſtallographie ſo große Forderungen macht, und wo die Chemie das Einzelne näher zu beſtimmen und das Ganze zu ordnen unternimmt. Zwei willkommene: Leonhard und Cleaveland.

815. Wenn wir das, was wir wiſſen, nach anderer Methode oder wol gar in fremder Sprache dargelegt finden, ſo erhält es einen ſonderbaren Reiz der Neuheit und friſchen Anſehens.

816. Wenn zwei Meiſter derſelben Kunſt in ihrem Vortrag von einander differiren, ſo liegt wahrſcheinlicherweiſe das unauflösliche Problem in der Mitte zwiſchen beiden.

817. Die Geognoſie des Herrn d'Aubuiſſon de Voiſins, überſetzt vom Herrn Wiemann, wie ſie mir zu Handen kommt, för-

814 bis 816. Geh. Rath v. Leonhard, Profeſſor der Mineralogie und Geologie zu Heidelberg (früher in Hanau). Goethe's Freund; von ſeinen Schriften iſt oben genannt die „Charakteriſtik der Felsarten", welche 1823 erſchien. Cleaveland war (nach Rudolphi's „Alphabetiſchem Namenregiſter") Profeſſor der Mathematik, Chemie und Mineralogie zu Boſton. In dem Briefe an Graf Sternberg vom 20. Juni 1823 (Nr. 14 des Briefw.) erwähnt Goethe neben dem Leonhard'ſchen Werke die „zweite Ausgabe der Mineralogie von Cleaveland" und bemerkt, daß der Verfaſſer in Freiberg ſtudirt habe. Die „fremde Sprache" des folgenden Spruchs bezieht ſich auf Cleaveland, und die „zwei Meiſter" in Nr. 816 ſind eben er und Leonhard, über deſſen Mineralogie ſich Goethe indeß bei Müller im Januar 1824 (Unterh., S. 79) ungünſtig ausſprach. Wegen der Kryſtallographie vergl. unten Nr. 822, 823 und 861, und wegen „fremder Sprache" das Gedicht „Ein Gleichniß" (Werke, III. S. 216).

816. S. unten Nr. 957: daß zwiſchen zwei entgegengeſetzten Meinungen das Problem, nicht die Wahrheit, liege.

817. D'Aubuiſſon de Voiſins' Geognoſie, überſetzt von Wiemann, I. Band, Dresden, 1821, von Goethe im I. Bande, S. 367 „Zur Naturwiſſenſchaft" be-

dert mich in diesem Augenblicke auf vielfache Weise, ob sie mich gleich im Hauptsinne betrübt; denn hier ist die Geognosie, welche doch eigentlich auf der lebendigen Ansicht der Weltoberfläche ruhen sollte, aller Anschauung beraubt und nicht einmal in Begriffe verwandelt, sondern auf Nomenklatur zurückgeführt, in welcher letzten Rücksicht sie freilich einem Jedem und auch mir förderlich und nützlich ist.

818. Die Kreise des Wahren berühren sich unmittelbar; aber in den Intermundien hat der Irrthum Raum genug, sich zu ergehen und zu walten.

819. Die Natur bekümmert sich nicht um irgend einen Irrthum; sie selbst kann nicht anders, als ewig recht handeln, unbekümmert, was daraus erfolgen möge.

820. Natur hat zu nichts gesetzmäßige Fähigkeit, was sie nicht gelegentlich ausführte und zu Tage brächte.

821. Nicht allein der freie Stoff, sondern auch das Derbe und Dichte drängt sich zur Gestalt; ganze Massen sind von Natur und Grund aus krystallinisch; in einer gleichgiltigen, formlosen Masse entsteht durch stöchiometrische Annäherung und Uebereinandergreifen die porphyrartige Erscheinung, welche durch alle Formationen durchgeht.

822. Die Mineralienhändler beklagen sich, daß sich die Liebhaberei zu ihrer Waare in Deutschland vermindere, und geben der eindringlichen Krystallographie die Schuld. Es mag sein;

sprochen (Werke, 40dv. A., XL., S. 262). „Der erste Band liefert uns vorzüglich Nomenklatur" heißt es auch hier, und in den „Annalen" vom Jahre 1821: „Im Allgemeinen wurde ich gefördert durch d'Aubuisson de Voisins' Geognosie."

819. S. oben Nr. 806.

820. Verwandt damit der Satz: daß nichts entspringt, als was schon angekündigt ist (unten Nr. 959). Vergl. auch den Satz von der „Freiheit der Natur" Nr. 795.

821 bis 823 zu vervollständigen durch Nr. 879 und 880. Auch in dem Aufsatz „Ueber Mathematik und deren Mißbrauch" (Werke, 40dv. A., XL., S. 475 und 476) wird das Ueberwuchern der Krystallographie erwähnt. Leonhard's Handbuch der Oryktognosie (1821) findet sich vom Goethe besprochen ebendas. S. 276. Vergl. das gegen Kompendien und Encyklopädien in Nr. 792 und o. a. O. XXXIX. S. 363 Gesagte.

jedoch in einiger Zeit wird gerade das Beſtreben, die Geſtalt genauer zu erkennen, auch den Handel wieder beleben, ja gewiſſe Exemplare koſtbarer machen.

823. Kryſtallographie ſo wie Stöchiometrie vollendet auch den Orykrognoſten; ich aber finde, daß man ſeit einiger Zeit in der Lehrmethode geirrt hat. Lehrbücher zu Vorleſungen und zugleich zum Selbſtgebrauch, vielleicht gar als Theile zu einer wiſſenſchaftlichen Encyklopädie, ſind nicht zu billigen; der Verleger kann ſie beſtellen, der Schüler nicht wünſchen.

824. Lehrbücher ſollen anlockend ſein; das werden ſie nur, wenn ſie die heiterſte, zugänglichſte Seite des Wiſſens und der Wiſſenſchaft darbieten.

825. Alle Männer vom Fach ſind darin ſehr übel dran, daß ihnen nicht erlaubt iſt, das Unnütze zu ignoriren.

826. „Wir geſtehn lieber unſre moraliſchen Irrthümer, Fehler und Gebrechen als unſre wiſſenſchaftlichen."

827. Das kommt daher, weil das Gewiſſen demüthig iſt und ſich ſogar in der Beſchämung gefällt; der Verſtand aber iſt hochmüthig, und ein abgenöthigter Widerruf bringt ihn in Verzweiflung.

828. Aus dieſem Grunde geſchieht auch, daß offenbarte Wahrheiten, erſt im Stillen zugeſtanden, ſich nach und nach verbreiten, bis dasjenige, was man hartnäckig geleugnet hat, endlich als etwas ganz Natürliches erſcheinen mag.

829. Unwiſſende werfen Fragen auf, welche von Wiſſenden vor tauſend Jahren ſchon beantwortet ſind.

825. Vgl. unten 923: „Wie wollte Einer als Meiſter in ſeinem Fach erſcheinen, wenn er nichts Unnützes lehrte!"
826. Es iſt unermittelt, woher dies Citat genommen iſt. Vgl. unten Nr. 892, „daß wir ſogar anerkannte Irrthümer aus der Wiſſenſchaft nicht los werden können."
827. Vgl. unten Nr. 927.
829. Sehnlich ſagt Goethe: „Wir ſind nur original, weil wir nichts wiſſen."

830. Carteſius ſchrieb ſein Buch de Methodo einige Male um, und wie es jetzt liegt, kann es uns doch nichts helfen. Jeder, der eine Zeit lang auf dem redlichen Forſchen verharrt, muß ſeine Methode irgend einmal umändern.

831. Das neunzehnte Jahrhundert hat alle Urſache, hierauf zu achten.

832. So ganz leere Worte, wie die von der Dekompoſition und Polariſation des Lichts, müſſen aus der Phyſik hinaus, wenn etwas aus ihr werden ſoll. Doch wäre es möglich, ja es iſt wahrſcheinlich, daß dieſe Geſpenſter noch bis in die zweite Hälfte des Jahrhunderts hinüber ſpuken.

833. Man nehme das nicht übel! Eben dasjenige, was Niemand zugiebt, Niemand hören will, muß deſto öfter wiederholt werden.

834. Wir leben innerhalb der abgeleiteten Erſcheinungen und wiſſen keineswegs, wie wir zur Urfrage kommen ſollen.

835. In Wiſſenſchaften, ſo wie auch ſonſt, wenn Einer ſich über das Ganze verbreiten will, bleibt zur Vollſtändigkeit am Ende nichts übrig, als Wahrheit für Irrthum, Irrthum für Wahrheit geltend zu machen. Er kann nicht Alles ſelbſt unterſuchen, muß ſich an Ueberlieferung halten und, wenn er ein Amt haben will, den Meinungen ſeiner Gönner fröhnen. Mögen ſich die ſämmtlichen akademiſchen Lehrer hiernach prüfen!

---

830. Vergl. oben Nr. 811.

831. Vergl. die in Nr. 964 dem neunzehnten Jahrhundert geſtellte Aufgabe.

832 u. 833. S. oben Nr. 787 und den Aufſatz „Analyſe und Synthese" (Werke, 40th. A., XL. S. 484): „Hier wollen wir zwei ſolcher falſchen Synthesen namhaft machen: die Dekompoſition des Lichtes nämlich und die Polariſation deſſelben. Beides ſind hohle Worte, die dem Denkenden gar nichts ſagen, und die doch ſo oft von wiſſenſchaftlichen Männern wiederholt werden." Mit Nr. 833 vergl. unten Nr. 964: „Das Gegentheil kann, darf und muß man wiederholt ausſprechen."

834. „Weil das Erſcheinende
Nicht mehr erſcheint" (Werke, II. S. 360). Vergl. Nr. 874, daß die unendlichen Bedingungen des Erſcheinens das Gewahrwerden des einen Urhebingenden verbindern, und in der „Geſch der Farbenlehre" (Werke, 40th. A., XXXIX. S. 250), daß Thale de Brahe „das Abgeleitete für das Urſprüngliche" gehalten habe.

835. S. unten Nr. 923 und 924.

836. Wer ein Phänomen vor Augen hat, denkt ſchon oft drüber hinaus; wer nur davon erzählen hört, denkt gar nichts.

837. Man erkundige ſich ums Phänomen, nehme es ſo genau damit als möglich und ſehe, wie weit man in der Einſicht und in praktiſcher Anwendung damit kommen kann, und laſſe das Problem ruhig liegen. Umgekehrt handeln die Phyſiker: ſie geben gerade aufs Problem los und verwickeln ſich unterwegs in ſo viel Schwierigkeiten, daß ihnen zuletzt jede Ausſicht verſchwindet.

838. Deshalb hat die Petersburger Akademie auf ihre Preisfrage keine Antwort erhalten: auch der verlängerte Termin wird nichts helfen. Sie ſollte jetzt den Preis verdoppeln und ihn Demjenigen verſprechen, der ſehr klar und deutlich vor Augen legte: warum keine Antwort eingegangen iſt, und warum ſie nicht erfolgen konnte. Wer dies vermöchte, hätte jeden Preis wohl verdient.

839. Da ſeit einiger Zeit meiner Farbenlehre mehr nachgefragt wird, machen ſich friſch illuminirte Tafeln nöthig. Indem ich nun dieſes kleine Geſchäft beſorge, muß ich lächeln, welche unſägliche Mühe ich mir gegeben, das Vernünftige ſowol als das Abſurde palpabel zu machen. Nach und nach wird man Beides erfaſſen und anerkennen.

840. Der Newtoniſche Irrthum ſteht ſo nett im Konverſations-Lexikon, daß man die Oktavſeite nur auswendig lernen darf, um die Farbe fürs ganze Leben los zu ſein.

---

837. Die Probleme ſind „zu ehren“ nach 917 und „ſtehen zu laſſen“ nach dem Briefe an Graf Sternberg vom 12. Jänner 1823 (Briefw., Nr. 10. S. 92).

838. Die Petersburger Akademie der Wiſſenſchaften hatte bei ihrer hundertjährigen Stiftungsfeier, am 29. Dezember 1826, drei Preisaufgaben, je nach der Wahl der Bewerber, geſtellt, welche die Goethe'ſchen optiſche Anſchauungen ſo nah berührenden Fragen über Undulationstheorie des Lichts, deſſen Polariſation und Refraktion ꝛc. betrafen. Das Ausſchreiben der Akademie findet ſich abgedruckt und beurtheilt bei Goethe, Werke, 40bd. A., XL. S. 85 bis 97.

840 bis 842 zuſammengehörig. Aehnlich ſpricht Goethe unten in Nr. 974 von dem „in den Quartbände der lateiniſchen Ueberſetzung für ein paar Jahrhunderte einbalſamirten Irrthum.“ Vergl. das Gedicht „Geiſt der Trübe“ (Werke, II. S. 392) und den Schluß des Gedichts „Iſt erſt eine dunkle Kammer gemacht“ (bd. III. S. 363):

„Und Dir wie Manchem ſeit hundert Jahr
Wächſt darüber kein graues Haar.“

841. „Nicht, gar nicht grübeln wir nach dem Dämonischen;
Des Vaters Ueberlieferung, die mit uns erwuchs,
Bewahren wir, und Kluges sicht uns gar nicht an,
Und wär' es auch von großen Geistern offenbart."
Euripides' Bacchä.

842. Autorität. Ohne sie kann der Mensch nicht existiren, und doch bringt sie ebenso viel Irrthum als Wahrheit mit sich; sie verewigt im Einzelnen, was einzeln vorübergehen sollte, lehnt ab und läßt vorübergehen, was festgehalten werden sollte, und ist hauptsächlich Ursache, daß die Menschheit nicht vom Flecke kommt.

843. Aus dem Größten wie aus dem Kleinsten (nur durch künstliche Mittel dem Menschen zu vergegenwärtigen) geht die Metaphysik der Erscheinungen hervor; in der Mitte liegt das Besondere, unsern Sinnen Angemessene, worauf ich angewiesen bin, deshalb aber die Begabten von Herzen segne, die jene Regionen zu mir heranbringen.

844. Da Diejenigen, welche wissenschaftliche Versuche anstellen, selten wissen, was sie eigentlich wollen, und was dabei herauskommen soll, so verfolgen sie ihren Weg meistentheils mit großem Eifer; bald aber, da eigentlich nichts Entschiedenes entstehen will, lassen sie die Unternehmung fahren und suchen sie sogar Andern verdächtig zu machen.

845. Nachdem man in der zweiten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts dem Mikroskop so unendlich viel schuldig geworden war, so suchte man zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts dasselbe geringschätzig zu behandeln.

---

841. Die Worte spricht „der Unzeit" Tiresias (V. 200 bis 204). Euripides' Bacchä erklärte Goethe bei Müller (Unterh. v. 19. Oktober 1823, S. 70) „für ein tiefes Stück", welches er 1827 in „Kunst und Alterthum" (VI, 1, S. 71; Werke, 40ed. A., XXXIII, S. 44ff.) in einem besondern Aufsatz besprach.

842. Denselben Gegenstand hat Goethe in dem Abschnitt „Autorität", in der „Gesch. der Farbenlehre" (2. Abth.) ausführlich behandelt und dort das Schwanken der Menschen zwischen der Befreiung von der Autorität und der Erziehung in dieselbe geschildert. Vergl. unten Nr. [illegible] und den Reimspruch: „Ihr lieben teutschen bleibt dabei ꝛc." (Twan. Buch der Sprüche.)

846. Nachdem man in der neuern Zeit die meteorologiſchen Beobachtungen auf den höchſten Grad der Genauigkeit getrieben hatte, ſo will man ſie nunmehr aus den nördlichen Gegenden verbannen und will ſie nur dem Beobachter unter den Tropen zugeſtehen.

847. Ward man doch auch des Sexualſyſtems, das, im höhern Sinne genommen, ſo großen Werth hat, überdrüſſig und wollte es verbannt wiſſen; und geht es doch mit der alten Kunſtgeſchichte ebenſo, in der man ſeit funfzig Jahren ſich gewiſſenhaft zu üben und die Unterſchiede der auf einander folgenden Zeiten einzuſehen ſich auf das Genaueſte beſtrebt hat. Das ſoll nun Alles vergebens geweſen und alles auf einander Folgende als identiſch und ununterſcheidbar anzuſehen ſein.

848. Nach unſerm Rath bleibe Jeder auf dem eingeſchlagenen Wege und laſſe ſich ja nicht durch Autorität imponiren, durch allgemeine Uebereinſtimmung bedrängen und durch Mode hinreißen.

Dritte Abtheilung.*)

849. Wiſſenſchaften entfernen ſich im Ganzen immer vom Leben und kehren nur durch einen Umweg wieder dahin zurück.

850. Denn ſie ſind eigentlich Kompendien des Lebens; ſie bringen die äußern und innern Erfahrungen ins Allgemeine, in einen Zuſammenhang.

846. Vergl. Goethe's „Verſuch einer Witterungslehre" 1825 (Werke, 40bd. A., XL. S. 353 bis 382).

847. Nämlich des Sexualſyſtems der Pflanzen.

*) Dieſe Abtheilung bildete 1829 einen Theil des Anhangs („Aus Makariens Archiv") des dritten Buchs der „Wanderjahre" (Werke, A. i. H., XXIII. S. 260 bis 270) und ging dann 1831 als Abſchnitt II der Natur-Aphorismen in Band X der Nachgelaſſenen Werke, S. 135 bis 144 (Bd. i. der A. i. H.) und als Abſchnitt III derſelben in die Quartausgabe von 1836 (I. 1, S. 465 bis 467) ſo wie in alle ſpäteren Ausgaben über.

850. „Was iſt denn die Wiſſenſchaft?
Sie iſt nur des Lebens Kraft.
Ihr erzeuget nicht das Leben;
Leben erſt muß Leben geben" (Werke, II. 379).

851. Das Interesse an ihnen wird im Grunde nur in einer besondern Welt, in der wissenschaftlichen, erregt; denn daß man auch die übrige Welt dazu beruft und ihr davon Notiz giebt, wie es in der neuern Zeit geschieht, ist ein Mißbrauch und bringt mehr Schaden als Nutzen.

852. Nur durch eine erhöhte Praxis sollten die Wissenschaften auf die äußere Welt wirken; denn eigentlich sind sie alle esoterisch und können nur durch Verbessern irgend eines Thuns exoterisch werden. Alle übrige Theilnahme führet zu nichts.

853. Die Wissenschaften, auch in ihrem innern Kreise betrachtet, werden mit augenblicklichem jedesmaligem Interesse behandelt. Ein starker Anstoß, besonders von etwas Neuem und Unerhörtem oder wenigstens mächtig Gefördertem, erregt eine allgemeine Theilnahme, die Jahre lang dauern kann und die besonders in den letzten Zeiten sehr fruchtbar geworden ist.

854. Ein bedeutendes Faktum, ein geniales Apercu beschäftigt eine sehr große Anzahl Menschen, erst nur um es zu kennen, dann um es zu erkennen, dann es zu bearbeiten und weiterzuführen.

855. Die Menge fragt bei einer jeden neuen bedeutenden Erscheinung, was sie nutze, und sie hat nicht Unrecht; denn sie kann blos durch den Nutzen den Werth einer Sache gewahr werden.

856. Die wahren Weisen fragen, wie sich die Sache verhalte in sich selbst und zu andern Dingen, unbekümmert um den Nutzen, d. h. um die Anwendung auf das Bekannte und zum

Unter „Kompendien" sind Lehrbücher einer bestimmten Erfahrungswissenschaft zu verstehen. Vergl. Goethe's „Geschichte der Farbenlehre" in den Abschnitten „Deutsche gelehrte Welt" und „Nachlese" (in Abth. 3, Erste Epoche).

856. „Was nützt, ist nur ein Theil des Bedeutenden; um einen Gegenstand ganz zu besitzen, zu beherrschen, muß man ihn um sein selbst willen studiren" (Wanderj., Buch 1, Kap. 4). Der unterstrichene zwischen den beiden Verfahrungsarten (Nr. 854 und 855) wird unten in Nr. 896 auf den Unterschied zwischen Verstand und Vernunft bezogen.

Leben Nothwendige, welche ganz andere Geister, scharfsinnige, lebensluſtige, techniſch geübte und gewandte, ſchon finden werden.

857. Die Afterweiſen ſuchen von jeder neuen Entdeckung nur ſo geſchwind als möglich für ſich einigen Vortheil zu ziehen, indem ſie einen eiteln Ruhm bald in Fortpflanzung, bald in Vermehrung, bald in Verbeſſerung, geſchwinder Beſitznahme, vielleicht gar durch Präokkupation zu erwerben trachten und durch ſolche Unreifheiten die wahre Wiſſenſchaft unſicher machen und verwirren, ja ihre ſchönſte Folge, die praktiſche Blüthe derſelben, offenbar verkümmern.

858. Das ſchädlichſte Vorurtheil iſt, daß irgend eine Art Naturunterſuchung mit dem Bann belegt werden könnte.

859. Jeder Forſcher muß ſich durchaus anſehen als Einer, der zu einer Jury berufen iſt. Er hat nur darauf zu achten, inwiefern der Vortrag vollſtändig ſei und durch klare Belege auseinandergeſetzt. Er faßt hiernach ſeine Ueberzeugung zuſammen und giebt ſeine Stimme, es ſei nun, daß ſeine Meinung mit der des Referenten übereintreffe oder nicht.

860. Dabei bleibt er ebenſo beruhigt, wenn ihm die Majorität beiſtimmt, als wenn er ſich in der Minorität befindet; denn er hat das Seinige gethan, er hat ſeine Ueberzeugung ausgeſprochen, er iſt nicht Herr über die Geiſter noch über die Gemüther.

861. In der wiſſenſchaftlichen Welt haben aber dieſe Geſinnungen niemals gelten wollen; durchaus iſt es auf Herrſchen und Beherrſchen angeſehen, und weil ſehr wenige Menſchen eigentlich ſelbſtſtändig ſind, ſo zieht die Menge den Einzelnen nach ſich.

---

859. Das Bild der Jury auch oben Nr. 786 und in Nr. 353.

861 u. 862. Vergl. unten Nr. 945, und bei Müller unter dem 6. März 1828 (Unterh. S. 124): „Ich finde immer mehr, daß man es mit der Minorität, die stets die gescheitere ist, halten muß.“ Auch ist dahin zu ziehen die Unterhaltung vom 29. Dez. 1824 (ebenda, S. 78): „Mir ist die populäre Philosophie stets widerlich gewesen; deshalb neigte ich mich leichter zu Kant hin.“

862. Die Geschichte der Philosophie, der Wissenschaften, der Religion, Alles zeigt, daß die Meinungen massenweis sich verbreiten, immer aber diejenige den Vortrag gewinnt, welche sasslicher, d. h. dem menschlichen Geiste in seinem gemeinen Zustande gemäß und bequem ist. Ja, Derjenige, der sich in höherem Sinne ausgebildet, kann immer voraussetzen, daß er die Majorität gegen sich habe.

863. Wäre die Natur in ihren leblosen Anfängen nicht so gründlich stereometrisch, wie wollte sie zuletzt zum unberechenbaren und unermeßlichen Leben gelangen?

864. Der Mensch an sich selbst, insofern er sich seiner gesunden Sinne bedient, ist der größte und genaueste physikalische Apparat, den es geben kann, und das ist eben das größte Unheil der neuern Physik, daß man die Experimente gleichsam vom Menschen abgesondert hat und blos in dem, was künstliche Instrumente zeigen, die Natur erkennen, ja, was sie leisten kann, dadurch beschränken und beweisen will.

865. Ebenso ist es mit dem Berechnen. Es ist Vieles wahr, was sich nicht berechnen läßt, so wie sehr Vieles, was sich nicht bis zum entschiedenen Experiment bringen läßt.

866. Dafür steht ja aber der Mensch so hoch, daß sich das sonst Undarstellbare in ihm darstellt. Was ist denn eine Saite und alle mechanische Theilung derselben gegen das Ohr des

---

864. Eine der Grundansichten Goethe's. Vergl. oben Nr. 47, 556, 557 und 760. Der Spruch so wie die folgenden bis einschließlich 867 sind dem Briefe an Zelter vom 22. Juni 1808 (Nr. 124. Briefw. I, S. 332, 333 und 330) entnommen und beziehen sich danach zunächst auf die Akustik. Nachdem Goethe hier von der Dur- und Moll-Tonart, von der großen und kleinen Terz (s. oben Nr. 652) abgehandelt, fährt er fort: „Hier tritt eine oben schon berührte, bei der ganzen Naturforschung höchst merkwürdige Betrachtung ein", und nun folgen die Sprüche 864 bis 866 unverändert.

Mit 865 vergl. den Schluß von 1009.

Mit 866 vergl. in dem Aufsatz „Problem und Erwiderung" vom Jahre 1823 (Werke, 40th. X., XL. S. 430): „Vielleicht retten wir uns nicht aus dieser Verlegenheit als abermals durch ein künstliches Verfahren. Vergleichung mit den natürlich immer fortschreitenden Tönen und der in die Oktaven eingeengten gleichschwebenden Temperatur. Wodurch eine entschieden durchgreifende höhere Musik, zum Trutz der Natur, eigentlich erst möglich wird" — und das Folgende daselbst von dem gesetzgebenden Thun des Menschen in Künsten und Wissenschaften. Vergl. auch Düntzer „Aus Goethe's Freundeskreise" (1868), Nr. XIV, Goethe's Tonlehre, namentlich S. 347.

Muſikers? Ja, man kann ſagen, was ſind die elementaren Erſcheinungen der Natur ſelbſt gegen den Menſchen, der ſie alle erſt bändigen und modifiziren muß, um ſie ſich einigermaßen aſſimiliren zu können?

867. Es iſt von einem Experiment zu viel gefordert, wenn es Alles leiſten ſoll. Konnte man doch die Elektrizität erſt nur durch Reiben darſtellen, deren höchſte Erſcheinung jetzt durch bloße Berührung hervorgebracht wird.

868. Wie man der franzöſiſchen Sprache niemals den Vorzug ſtreitig machen wird, als ausgebildete Hof- und Weltſprache, ſich

---

867 cadet bei Zelter (a. a. O. S. 330) mit dem Satze: „Man müßte auf ein Experiment ausgehen, wodurch man die Mollröne gleichfalls als urſprünglich darſtellen könnte."

868 u. 869. Auch in Nr. 1011 werden die Mathematiker mit Franzoſen verglichen. Vergl. auch Nr. 995 und die Parabel „Katzenpaſtete" Werke, II. S. 250 in welcher die Trennung der Naturforſchung von der Mathematik in einem ſcherzhaften Bilde als nothwendig nachgewieſen wird:

„Die Katze, die der Jäger ſchoß,
Macht nie der Koch zum Hafen."

Gleichzeitig motivirte Goethe ſeine Anſicht, ernſthaft und weniger ſchroff, in dem didaktiſchen Theile ſeiner Farbenlehre, in den „Verhältniß zur Mathematik" überſchriebenen Paragraphen 722 bis 729, in welchen Goethe zugleich eingeſteht, daß er ſich von der Seite der Mathematik „keiner Kultur" rühmen könne. Danzel (Ueber Goethe's Spinozismus, S. 101 bis 111) hat auf dieſen, Goethe von Spinoza weſentlich unterſcheidenden Punkt aufmerkſam gemacht und Goethe's darauf bezügliche Aeußerungen zuſammengeſtellt. Er ſchließt mit den Worten: „Goethe dagegen, welcher den Urſprung ſeiner Naturforſchung aus der aufs höchſte vertieften ſittlichen Anſchauung dadurch kundgiebt, daß er für ſie eine harmoniſche allgemeine Ausbildung des Individuums in Anſpruch nimmt — eine Forderung, welche einem gewöhnlichen Phyſiker aus der alten Schule ziemlich fremdartig vorkommen mag — und, wie genugſam erörtert worden iſt, dem Geiſte der Erſcheinung in ihrer Fülle als das ihm allein wahrhaft Präſente vindicirt, ſieht in dieſer ſelbſt das Weſen der Dinge offenbart. Daher bleibt ihm die Mathematik immer etwas Jenſeitiges; ſie hat für ihn keine rechte Evidenz, weil ſie immer nur beweiſt, daß etwas nicht anders ſein könne, keineswegs aber vor Augen ſtellt, daß es ſo ſei." Dies iſt richtig, und Goethe ſelbſt beſtätigt es in der Unterhaltung mit Müller vom 13. Juni 1826 (S. 105): „Die Mathematik hebt ganz falſch im Anfange, untrügliche Schlüſſe zu liefern. Ihre ganze Sicherheit iſt weiter nichts als Identität. Zweimal zwei iſt nicht vier, ſondern es iſt eben zweimal zwei, und das nennen wir abkürzend vier. Hier iſt aber durchaus nichts Neues. Und ſo geht es immerfort bei ihren Folgerungen, nur daß man in den höhern Formeln die Identität aus den Augen verliert. Die Pythagoräer, die Platoniker meinten Wunder, weiß in den Zahlen Alles ſteckte, die Religion ſelbſt; aber Gott muß ganz anderswo geſucht werden."

immer mehr aus- und fortbildend, zu wirken, so wird es Niemand einfallen, das Verdienst der Mathematiker gering zu schätzen, welches sie, in ihrer Sprache die wichtigsten Angelegenheiten verhandelnd, sich um die Welt erwerben, indem sie Alles, was der Zahl und dem Maaß im höchsten Sinne unterworfen ist, zu regeln, zu bestimmen und zu entscheiden wissen.

869. Jeder Denkende, der seinen Kalender ansieht, nach seiner Uhr blickt, wird sich erinnern, wem er diese Wohlthaten schuldig ist. Wenn man sie aber auch auf ehrfurchtsvolle Weise in Zeit und Raum gewähren läßt, so werden sie erkennen, daß wir etwas gewahr werden, was weit darüber hinausgeht, welches Allen angehört, und ohne welches sie selbst weder thun noch wirken könnten: Idee und Liebe.

870. Wer weiß etwas von Elektrizität, sagte ein heiterer Naturforscher, als wenn er im Finstern eine Katze streichelt oder Blitz und Donner neben ihm niederleuchten und rasseln? Wie viel und wie wenig weiß er alsdann davon?

871. Lichtenberg's Schriften können wir uns als der wunderbarsten Wünschelruthe bedienen; wo er einen Spaß macht, liegt ein Problem verborgen.

872. In den großen leeren Weltraum zwischen Mars und Jupiter legte er auch einen heitern Einfall. Als Kant sorgfältig

---

Mit den Schlußworten oben Nr. 869 bezeichnet Goethe gern sein Gebiet; vergl. z. B. im „Buch der Betrachtungen" des Diwan das Gedicht „Die Jahre nahmen Dir so Vieles" mit dem Schluß: „Wir bleibt genug! Es bleibt Idee und Liebe!" — Das „sie" der dritten Zeile, welches sich nicht auf „Wohlthaten", sondern auf „die Mathematiker" der Nr. 868 bezieht, zeigt, daß beide Sprüche nicht hätten getrennt werden sollen.

870. Vergl. das „Mikromegische" oben in Nr. 794. Der „heitre Naturforscher" wird in der folgenden Nummer genannt.

871 u. 872. Den „Spaß" bezeichnet Goethe in den „Annalen" z. J. 1795 mehr als „Späßereien" — mit welchen Lichtenberg auch Goethe nicht verschonte — denn als „Witz," wogegen er in dem Artikel über „Byron's Don Juan" (Werke, Ausg. A., XXXIII, S. 151) gelegentlich von Lichtenberg's Reichthum spricht: „dem stand eine ganze Welt von Wissen und Verhältnissen zu Gebote, um sie wie Karten zu mischen und nach Belieben schalkhaft auszuspielen." In der „Mitternachtslehre" (ebenda, XL, S. 381) bemerkt Goethe gleichfalls, „daß der große und unproportionirte Raum zwischen Mars und Jupiter Jedermann auffallend gewesen und zu gar mancherlei Anklagungen Gelegenheit gegeben. Man sehe unseres herrlichen Kant's Bemühungen, sich über dieses Phänomen einigermaßen zu beruhigen. Hier lag also ein Problem, man darf sagen, am

bewiesen hatte, daß die beiden genannten Planeten Alles aufgezehrt und sich zugeeignet hätten, was nur in diesen Räumen zu finden gewesen von Materie, sagte Jener scherzhaft, nach seiner Art: warum sollte es nicht auch unsichtbare Welten geben? — Und hat er nicht vollkommen wahr gesprochen? Sind die neuentdeckten Planeten nicht der ganzen Welt unsichtbar, außer den wenigen Astronomen, denen wir auf Wort und Rechnung glauben müssen?

873. Einer neuen Wahrheit ist nichts schädlicher als ein alter Irrthum.

874. Die Menschen sind durch die unendlichen Bedingungen des Erscheinens dergestalt obruirt, daß sie das eine Urbedingende nicht gewahren können.

875. „Wenn Reisende ein sehr großes Ergetzen auf ihren Bergkletterein empfinden, so ist für mich etwas Barbarisches, ja Gottloses in dieser Leidenschaft. Berge geben uns wol den Begriff von Naturgewalt, nicht aber von Wohlthätigkeit der Vorsehung. Zu welchem Gebrauch sind sie wol dem Menschen? Unternimmt er, dort zu wohnen, so wird im Winter eine Schneelawine, im Sommer ein Bergrutsch sein Haus begraben oder fortschieben; seine Heerden schwemmt der Gießbach weg, seine Kornscheuern die Windstürme. Macht er sich auf den Weg, so ist jeder Aufstieg die Qual des Sisyphus, jeder Niedersteig der Sturz Vulkan's; sein Pfad ist täglich von Steinen verschüttet, der Gießbach unwegsam für Schifffahrt; finden auch seine Zwergbeerden nothdürftige Nahrung, oder sammelt er sie ihnen kärglich, entweder die Elemente entreißen sie ihm oder wilde Bestien. Er führt ein einsam kümmerlich Pflanzenleben, wie das Moos auf einem Grabstein, ohne Bequemlichkeit und ohne Gesellschaft. Und

Tage; denn der Tag selbst verbarg, daß sich hier mehrere kleine Gestirne um sich selbst bewegten und die Stelle eines größeren, dem Raum angehörigen Gestirns auf die wundersamste Weise eingenommen hatten." Daß die oben erwähnten, (1801–7) neuentdeckten Planeten Vesta, Juno, Ceres und Pallas sich durch die Entdeckungen der neuern Zeit (seit 1845) von der Vierzahl über ein volles Hundert vermehrt haben und fortwährend sich noch vermehren, ist bekannt. Goethe stand mit Lichtenberg auch in vorübergehender Korrespondenz, und zwei Briefe des Letztern an Goethe aus den Jahren 1795 und 1796 finden sich in den Lichtenberg'schen Schriften abgedruckt.

874. Vergl. oben Nr. 834.

diese Zickzackkämme, diese widerwärtigen Felsenwände, diese ungestalteten Granitpyramiden, welche die schönsten Weltbreiten mit den Schrecknissen des Nordpols bedecken, wie sollte sich ein wohlwollender Mann daran gefallen und ein Menschenfreund sie preisen!“

876. Auf diese heitere Paradoxie eines würdigen Mannes wäre zu sagen, daß, wenn es Gott und der Natur gefallen hätte, den Urgebirgsknoten von Nubien durchaus nach Westen bis an das große Meer zu entwickeln und fortzusetzen, ferner diese Gebirgsreihe einigemal von Norden nach Süden zu durchschneiden, sodann Thäler entstanden sein würden, worin gar mancher Urvater Abraham ein Kanaan, mancher Albert Julius eine Felsenburg würde gefunden haben, wo denn seine Nachkommen leicht mit den Sternen rivalisirend sich hätten vermehren können.

877. Steine sind stumme Lehrer; sie machen den Beobachter stumm, und das Beste, was man von ihnen lernt, ist nicht mitzutheilen.

878. Was ich recht weiß, weiß ich nur mir selbst; ein ausgesprochenes Wort fördert selten, es erregt meistens Widerspruch, Stocken und Stillstehen.

879. Die Krystallographie, als Wissenschaft betrachtet, giebt zu ganz eignen Ansichten Anlaß. Sie ist nicht produktiv, sie ist nur sie selbst und hat keine Folgen, besonders nunmehr, da

876. Wer dieser „würdige Mann“ gewesen, ist unermittelt. Die Erwähnung der „Felsenburg“ wurde veranlaßt durch die von L. Tieck 1827 besorgte Ausgabe der „Insel Felsenburg oder wunderliche Fata einiger Seefahrer. Eine Geschichte aus dem Anfange des achtzehnten Jahrhunderts.“

877. Klingt wie aus den „Wanderjahren“. Vergl. das Gespräch zwischen Wilhelm und Jarno im Ende des dritten Kapitels des ersten Buchs und auch den Absatz: „Darum ich am liebsten mit der Natur verkehre ꝛc.“ (Werke, 40b. A., XL. S. 264).

878. Nach einem Spruche des Lucian: Μισῶ σοφιστὴν ὅστις οὐχ αὑτῷ σοφός (Nec quidquam sapit, qui sibi non sapit. Niemand weiß etwas recht, der es sich nicht weiß. Auch unter Erasmus' Sprichwörtern in der Abtheilung: Propria commodi studium.), wiederholt unten in Nr. 936. Mit dem zweiten Satze vergl. oben Nr. 615.

879 bis 881. Vergl. oben Nr. 821 ff., und Werke, 40bd. A., XL. S. 475.

man ſo manche iſomorphiſche Körper angetroffen hat, die ſich ihrem Gehalte nach ganz verſchieden erweiſen. Da ſie eigentlich nirgends anwendbar iſt, ſo hat ſie ſich in dem hohen Grade in ſich ſelbſt ausgebildet. Sie giebt dem Geiſt eine gewiſſe beſchränkte Befriedigung und iſt in ihren Einzelnheiten ſo mannichfaltig, daß man ſie unerſchöpflich nennen kann, deswegen ſie auch vorzügliche Menſchen ſo entſchieden und lange an ſich feſthält.

880. Etwas mönchiſch-Hageſtolzenartiges hat die Kryſtallographie und iſt daher ſich ſelbſt genug. Von praktiſcher Lebenseinwirkung iſt ſie nicht; denn die köſtlichſten Erzeugniſſe ihres Gebiets, die kryſtalliniſchen Edelſteine, müſſen erſt zugeſchliffen werden, ehe wir unſere Frauen damit ſchmücken können.

881. Ganz das Entgegengeſetzte iſt von der Chemie zu ſagen, welche von der ausgebreitetſten Anwendung und von dem grenzenloſeſten Einfluß aufs Leben ſich erweiſt.

882. Der Begriff von Entſtehen iſt uns ganz und gar verſagt; daher wir, wenn wir etwas werden ſehen, denken, daß es ſchon dageweſen ſei. Deshalb kommt das Syſtem der Einſchachtelung uns begreiflich vor.

883. Wie manches Bedeutende ſieht man aus Theilen zuſammenſetzen. Man betrachte die Werke der Baukunſt. Man ſieht Manches ſich regel- und unregelmäßig anhäufen; daher iſt uns der atomiſtiſche Begriff nah und bequem zur Hand, deshalb wir uns nicht ſcheuen, ihn auch in organiſchen Fällen anzuwenden.

884. Wer den Unterſchied des Phantaſtiſchen und Ideellen, des Geſetzlichen und Hypothetiſchen nicht zu faſſen weiß, der iſt als Naturforſcher in einer üblen Lage.

885. Es giebt Hypotheſen, wo Verſtand und Einbildungskraft ſich an die Stelle der Idee ſetzen.

---

882. Vergl. unten Nr. 942: „Das Entſtandene begreifen wir nicht.“
884. Vgl. oben Nr. 565 und 566.

886. Man thut nicht wohl, sich allzu lange im Abstrakten aufzuhalten. Das Esoterische schadet nur, indem es exoterisch zu werden trachtet. Leben wird am Besten durchs Lebendige belehrt.

Vierte Abtheilung.*)

887. Man kann in den Naturwissenschaften über manche Probleme nicht gehörig sprechen, wenn man die Metaphysik nicht zu Hilfe ruft; aber nicht jene Schul- und Wortweisheit: es ist dasjenige, was vor, mit und nach der Physik war, ist und sein wird.

888. Autorität, daß nämlich etwas schon einmal geschehen, gesagt oder entschieden worden sei, hat großen Werth; aber nur der Pedant fordert überall Autorität.

889. Altes Fundament ehrt man, darf aber das Recht nicht aufgeben, irgendwo wieder einmal von vorn zu gründen.

*) Die Sprüche dieser Abtheilung bis einschließlich Nr. 937 sind dem Anhange zum zweiten Buche der „Wanderjahre" (Werke, A. L. H., XXII. S. 243 bis 261) entnommen. Im X. Bande der Nachgelassenen Werke (L. der A. L. H.), woselbst diese Abtheilung die dritte und letzte der Einzelnen Betrachtungen und Aphorismen über Naturwissenschaft im Allgemeinen bildet, wie in der Quartausgabe von 1826 und in allen spätern die vierte, — kamen die drei Sprüche Nr. 958 bis 960 neu hinzu.

887. Spiel mit dem schon oben in Nr. 843 gebrauchten Worte „Metaphysik," welches nur durch die zufällige Stelle der Philosophie des Aristoteles nach seiner Physik die philosophisch-technische Bedeutung erhalten hat. Schon früher hatte Goethe mit Bezug hierauf an F. H. Jacobi geschrieben (Brief vom 12. Januar 1785): „Eh ich eine Seite μετα τα φυσικα schreibe, muß ich nothwendig die φυσικα besser abgeleitet haben. In diesem bin ich fleißig", in der „Mitte" der Nr. 843 oben, „worauf ich angewiesen bin" (daselbst).

888. Vergl. oben Nr. 642 und im „Buche der Sprüche" des Divan:

„Ihr lieben Leute bietet haben
Und sagt nur: Autos epha!"

890. Beharre, wo Du ſtehſt! — Maxime, nothwendiger als je, indem einerſeits die Menſchen in große Parteien geriſſen werden, ſodann aber auch jeder Einzelne nach individueller Einſicht und Vermögen ſich geltend machen will.

891. Man thut immer beſſer, daß man ſich grad ausſpricht, wie man denkt, ohne viel beweiſen zu wollen; denn alle Beweiſe, die wir vorbringen, ſind doch nur Variationen unſerer Meinungen, und die Widrigeſinnten hören weder auf das Eine noch auf das Andere.

892. Da ich mit der Naturwiſſenſchaft, wie ſie ſich von Tag zu Tag vorwärts bewegt, immer mehr bekannt und verwandt werde, ſo dringt ſich mir gar manche Betrachtung auf über die Vor- und Rückſchritte, die zu gleicher Zeit geſchehen. Eines nur ſei hier ausgeſprochen: daß wir ſogar anerkannte Irrthümer aus der Wiſſenſchaft nicht los werden. Die Urſache hievon iſt ein offenbares Geheimniß.

893. Einen Irrthum nenn' ich, wenn irgend ein Ereigniß falſch ausgelegt, falſch angeknüpft, falſch abgeleitet wird. Nun ereignet ſich aber im Gange des Erfahrens und Denkens, daß eine Erſcheinung auch folgerecht angeknüpft, richtig abgeleitet wird. Das läßt man ſich wol gefallen, legt aber keinen beſondern Werth darauf und läßt den Irrthum ganz ruhig daneben liegen, und ich kenne ein kleines Magazin von Irrthümern, die man ſorgfältig aufbewahrt.

894. Da nun den Menſchen eigentlich nichts intereſſirt als ſeine Meinung, ſo ſieht Jedermann, der eine Meinung vorträgt,

890. S. oben Nr. 231: „Behaupte, wo Du ſtehſt!“ und Nr. 976.

891. S. oben 775 und 776 am Ende des zweiten Alinea: „man ſtelle ſeine Ueberzeugung klar und nackt hin.“

892. Vergl. oben Nr. 788 zu Anfang, 825 und 835, ſo wie wegen des Schluſſes Nr. 214.

893. Das „A“ der 4. Zeile fehlt im erſten Druck und kam erſt in dem Nachlaſſe vom Jahre 1833 hinzu. Ebenda heißt es im letzten Satze: „und der Irrthum bleibt ganz ruhig daneben liegen; ja, ich kenne ꝛc.“, eine Aenderung, die uns nicht ſtatthaft geboten dünkt. — Mit dem Schluſſe vergl. den Schluß von Nr. 892. Vergl. auch oben Nr. 840.

894. Vergl. den vorletzten Satz in Nr. 815 und den Schluß von Nr. 794 von den rhetoriſchen Beweiſen der Leidenſchaft und des Parteigeiſtes.

sich rechts und links nach Hilfsmitteln um, damit er sich und Andere bestärken möge. Des Wahren bedient man sich, so lange es brauchbar ist; aber leidenschaftlich-rhetorisch ergreift man das Falsche, sobald man es für den Augenblick nutzen, damit, als einem Halbargumente, blenden, als mit einem Lückenbüßer das Zerstückelte scheinbar vereinigen kann. Dieses zu erfahren, war mir erst ein Aergerniß, dann betrübte ich mich darüber, und nun macht es mir Schadenfreude. Ich habe mir das Wort gegeben, ein solches Verfahren niemals wieder aufzudecken.

---

893. Jedes Existirende ist ein Analogon alles Existirenden; daher erscheint uns das Dasein immer zu gleicher Zeit gesondert und verknüpft. Folgt man der Analogie zu sehr, so fällt Alles identisch zusammen; meidet man sie, so zerstreut sich Alles ins Unendliche. In beiden Fällen stagnirt die Betrachtung, einmal als überlebendig, das andere Mal als getödtet.

---

894. Die Vernunft ist auf das Werdende, der Verstand auf das Gewordene angewiesen; jene bekümmert sich nicht: wozu? dieser fragt nicht: woher? — Sie erfreut sich am Entwickeln; er wünscht Alles festzuhalten, damit er es nutzen könne.

---

897. Es ist eine Eigenheit, dem Menschen angeboren und mit seiner Natur innigst verwebt, daß ihm zur Erkenntniß das Nächste nicht genügt; da doch jede Erscheinung, die wir selbst gewahr werden, im Augenblick das Nächste ist und wir von ihr fordern können, daß sie sich selbst erkläre, wenn wir kräftig in sie dringen.

---

898. Das werden aber die Menschen nicht lernen, weil es gegen ihre Natur ist; daher die Gebildeten es selbst nicht lassen können, wenn sie an Ort und Stelle irgend ein Wahres erkannt haben, es nicht nur mit dem Nächsten, sondern auch mit dem Weitesten und Fernsten zusammenzuhängen, woraus denn Irr-

---

895. Eine Anwendung davon Nr. 941.

896. Vergl. oben Nr. 855 u. 856 und unten Nr. 940 („die Vernunft hat nur über das Lebendige Herrschaft") und 942 („das Einzelne begreifen wir nicht").

897 u. 898. S. unten Nr. 966.

thum über Irrthum entſpringt. Das nahe Phänomen hängt aber mit dem fernen nur in dem Sinne zuſammen, daß ſ[illegible] Alles auf wenige große Geſetze bezieht, die ſich überall m[illegible] feſtiren.

899. Was iſt das Allgemeine?
Der einzelne Fall.
Was iſt das Beſondere?
Millionen Fälle.

900. Die Analogie hat zwei Verirrungen zu fürchten: einmal, ſich dem Witz hinzugeben, wo ſie in Nichts zerfließt; die andere, ſich mit Tropen und Gleichniſſen zu umhüllen, welches jedoch weniger ſchädlich iſt.

901. Weder Mythologie noch Legenden ſind in der Wiſſenſchaft zu dulden. Laſſe man dieſe den Poeten, die berufen ſind, ſie zu Nutz und Freude der Welt zu behandeln. Der wiſſenſchaftliche Mann beſchränke ſich auf die nächſte, klarſte Gegenwart. Wollte derſelbe jedoch gelegentlich als Rhetor auftreten, ſo ſei ihm jenes auch nicht verwehrt.

902. Um mich zu retten, betrachte ich alle Erſcheinungen als unabhängig von einander und ſuche ſie gewaltſam zu iſoliren;

899. Wer die Goethe'ſche Naturauffaſſung und die ihr zu Grunde liegenden Ideen — nach Danzel war Goethe überhaupt der Erſte, welcher ſich in ſeiner Zeit wieder zur Idee erhoben hatte (Spinoz., S. 60) — im Zuſammenhange ſchildern wollte, müßte von dieſen ſich ſpekulativ formulirten Gegenſätzen ausgehen. Es iſt in den früheren Noten ſchon oft auf dieſelben verwieſen worden, namentlich bei Nr. 363, wo für die dichteriſche Praxis das Allgemeine und das Beſondere ähnlich behandelt ſind, und bei Nr. 212. Die zweite Antinomie iſt weniger konzis auch in Nr. 910 erörtert. Von den vielfachen Anwendungen des Spruchs führen wir aus der „Geſch. der Farbenlehre" nur aus dem Abſchnitte: „Bacon von Verulam" den Satz an: „Wer nicht gewahr werden kann, daß ein Fall oft tauſende werth iſt und ſie alle in ſich ſchließt, wer nicht das zu faſſen und zu ehren im Stande iſt, was wir Urphänomen genannt haben, der wird ꝛc." und von „Galileo Galilei": „er führte die Naturlehre wieder in den Menſchen zurück und zeigte ſchon in früher Jugend, daß dem Genie ein Fall für tauſend gelte ꝛc." Dann die Aeußerung bei Eckermann (I. S. 75): „Jeder Charakter, ſo eigenthümlich er ſein möge, und jedes Vorzuſtellende, vom Stein herauf bis zum Menſchen, hat Allgemeinheit; denn Alles wiederholt ſich, und es giebt kein Ding in der Welt, das nur ein Mal da wäre."

900. Siehe oben Nr. 54 und 906.

902. Da dieſe Sprüche ſchon 1829 gedruckt wurden, ſo iſt der Schluß nicht etwa auf die Bewegungen des Jahres 1830, ſondern auf die Ereigniſſe der zwanziger Jahre zu beziehen, vielleicht zunächſt auf den ruſſiſch-türkiſchen Krieg, die Schlacht von Navarin und den griechiſchen Befreiungskampf.

dann betrachte ich sie als Korrelate, und sie verbinden sich zu einem entschiedenen Leben. Dies bezieh' ich vorzüglich auf Natur; aber auch in Bezug auf die neueste um uns her bewegte Weltgeschichte ist diese Betrachtungsweise fruchtbar.

903. Alles, was wir Erfinden, Entdecken im höheren Sinne nennen, ist die bedeutende Ausübung, Bethätigung eines originalen Wahrheitsgefühles, das, im Stillen längst ausgebildet, unversehens mit Blitzesschnelle zu einer fruchtbaren Erkenntniß führt. Es ist eine aus dem Innern am Aeußern sich entwickelnde Offenbarung, die den Menschen seine Gottähnlichkeit ahnen läßt. Es ist eine Synthese von Welt und Geist, welche von der ewigen Harmonie des Daseins die seligste Versicherung giebt.

904. Der Mensch muß bei dem Glauben verharren, daß das Unbegreifliche begreiflich sei; er würde sonst nicht forschen.

905. Begreiflich ist jedes Besondere, das sich auf irgend eine Weise anwenden läßt. Auf diese Weise kann das Unbegreifliche nützlich werden.

906. Es giebt eine zarte Empirie, die sich mit dem Gegenstand innigst identisch macht und dadurch zur eigentlichen Theorie wird. Diese Steigerung des geistigen Vermögens aber gehört einer hochgebildeten Zeit an.

---

903. Vergl. oben Nr. 645 und die Stelle in dem Aufsatz: „Meteore des literarischen Himmels" (Werke, 40bd. A., XL, S. 459): „Mit den Jahren aber wächst die Lust am Ergrübeln, Entdecken, Erfinden. Wer sodann in der Folge, beim Anlaß einer äußern Erscheinung, sich in seinem innern Selbst gewahr wird, der fühlt ein Behagen, ein eigenes Vertrauen, eine Lust, die zugleich eine befriedigende Beruhigung giebt; dies nennt man entdecken, erfinden. Der Mensch erlangt die Gewißheit seines eigenen Wesens dadurch, daß er das Wesen außer ihm als Seinesgleichen, als gesetzlich anerkennt." Vergl. Daniel a. a. O., S. 64. Daß Goethe selbst auch die beschriebene Seligkeit des Entdeckens genossen, zeigen seine Worte bei der Entdeckung des Intermaxillarknochens: „Ich habe eine solche Freude, daß sich mir alle Eingeweide bewegen" (Brief an Frau v. Stein vom 27. März 1784. III. S. 31).

904. S. oben Nr. 516 und 517.

906. S. unten 916, daß das Faktische schon Theorie sei. Dieser und der folgende Spruch gehören zu denjenigen, welche Goethe mit dem Briefe vom 5. Oktober 1828 an Zelter sandte (Briefw., Nr. 610, V. 116), darunter z. B. auch Nr. 240.

907. Am Widerwärtigsten sind die tücklichen Beobachter und grilligen Theoristen; ihre Versuche sind kleinlich und komplizirt, ihre Hypothesen abstrus und wunderlich.

908. Es giebt Pedanten, die zugleich Schelme sind, und das sind die allerschlimmsten.

909. Um zu begreifen, daß der Himmel überall blau ist, braucht man nicht um die Welt zu reisen.

910. Das Allgemeine und Besondere fallen zusammen; das Besondere ist das Allgemeine, unter verschiedenen Bedingungen erscheinend.

911. Man braucht nicht Alles selbst gesehen noch erlebt zu haben; willst Du aber dem Andern und seinen Darstellungen vertrauen, so denke, daß Du es nun mit Dreien zu thun hast: mit dem Gegenstand und zwei Subjekten.

912. Grundeigenschaft der lebendigen Einheit: sich zu trennen, sich zu vereinen, sich ins Allgemeine zu ergehen, im Besondern zu verharren, sich zu verwandeln, sich zu spezificiren, und wie das Lebendige unter tausend Bedingungen sich darthun mag, hervorzutreten und zu verschwinden, zu solidesziren und zu schmelzen, zu erstarren und zu fließen, sich auszudehnen und sich zu-

907. Bei Zelter a. a. O. folgt dann: „Ein solcher war der gute Münsch. Dergleichen Geister finden sich leicht mit Worten ab und hindern die Fortschritte der Wissenschaft; denn man muß ihnen doch nachexperimentiren und aufklären, was sie verdüsiert haben. Da nun aber hierzu nicht Viele berufen sind, so läßt man's auf sich beruhen und schreibt ihren Bemühungen einigen Werth zu, welches Niemandem zu verdenken ist." Münsch war der Verfasser eines damals eben erschienenen Buchs: „Versuche und Beobachtungen über die Farben des Lichts", worin er zu beweisen strebte, daß es nicht sieben, sondern drei einfache Farben gebe (J. Boas, Nachträge, II. S. 256). In der „Farbenlehre" ist von Münsch öfter die Rede, in deren Nachträgen (Werke, 40bd. A., XL. S. 34) Goethe einmal von ihm spottend sagt: „Hier haben wir unsern guten Münsch wieder und seinen Essig, der aus Gurkensalat erzeugt wird." — Kritisch Redensform von „krinsch" (s. Sanders, unter „Krei", I. S. 1023 b).

910. S. oben Nr. 899.

911. Vergl. unten Nr. 934.

912. Mit dem Schluß vergl. oben Nr. 895 und das Dictum Goethe's vom 31. März 1818: „Alles, was geschieht, ist Symbol, und indem es vollkommen sich selbst darstellt, deutet es auf das Uebrige" (Riemer, Mitth., II. S. 720). Für das „sich ausdehnen und zusammenziehen" braucht Goethe sonst gern die Ausdrücke Systole und Diastole.

sammenzuziehen. Weil nun alle diese Wirkungen im gleichen Zeitmoment zugleich vorgehen, so kann Alles und Jedes zu gleicher Zeit eintreten. Entstehen und Vergehen, Schaffen und Vernichten, Geburt und Tod, Freud' und Leid, Alles wirkt durch einander, in gleichem Sinn und gleicher Maaße; deswegen denn auch das Besonderste, das sich ereignet, immer als Bild und Gleichniß des Allgemeinsten auftritt.

913. Ist das ganze Dasein ein ewiges Trennen und Verbinden, so folgt auch, daß die Menschen im Betrachten des ungeheuren Zustandes auch bald trennen, bald verbinden werden.

914. Als getrennt muß sich darstellen: Physik von Mathematik. Jene muß in einer entschiedenen Unabhängigkeit bestehen und mit allen liebenden, verehrenden, frommen Kräften in die Natur und das heilige Leben derselben einzudringen suchen, ganz unbekümmert, was die Mathematik von ihrer Seite leistet und thut. Diese muß sich dagegen unabhängig von allem Aeußern erklären, ihren eigenen großen Geistesgang gehen und sich selber reiner ausbilden, als es geschehen kann, wenn sie wie bisher sich mit dem Vorhandenen abgiebt und diesem etwas abzugewinnen oder anzupassen trachtet.

915. In der Naturforschung bedarf es eines kategorischen Imperativs so gut als im Sittlichen; nur bedenke man, daß man dadurch nicht am Ende, sondern erst am Anfang ist.

916. Das Höchste wäre, zu begreifen, daß alles Faktische schon Theorie ist. Die Bläue des Himmels offenbart uns das Grundgesetz der Chromatik. Man suche nur nichts hinter den Phänomenen; sie selbst sind die Lehre.

---

913. Schon Hippokrates (s. Note zu Nr. 432), als der Demokritischen Schule angehörig (Hegel, Gesch. der Philosophie, I. S. 432), betrachtete das Dasein als ein ewiges Trennen und Verbinden.

914. Vergl. oben Nr. 868 und 869, unten Nr. 955 und 1047, § 722 des dogmatischen Theils der Farbenlehre und die Reimsprüche

„Das ist eine von den alten Sünden,
Sie meinen: Rechnen, das sei Erfinden."

und die folgenden bis:

„Sie wollen Alle machen,
Was sie nicht können." (Werke, II. S. 284 und 285.)

916. S. oben Nr. 790 und 896.

917. In den Wissenschaften ist viel Gewisses, sobald man sich von den Ausnahmen nicht irre machen läßt und die Probleme zu ehren weiß.

---

918. Wenn ich mich beim Urphänomen zuletzt beruhige, so ist es doch auch nur Resignation; aber es bleibt ein großer Unterschied, ob ich mich an den Grenzen der Menschheit resignire oder innerhalb einer hypothetischen Beschränktheit meines dominirten Individuums.

---

919. Wenn man die Probleme des Aristoteles ansieht, so erstaunt man über die Gabe des Bemerkens, und für was Alles die Griechen Augen gehabt haben. Nur begehen sie den Fehler der Uebereilung, da sie von dem Phänomen unmittelbar zur Erklärung schreiten, wodurch denn ganz unzulängliche theoretische Aussprüche zum Vorschein kommen. Dieses ist jedoch der allgemeine Fehler, der noch heutzutage begangen wird.

---

920. Hypothesen sind Wiegenlieder, womit der Lehrer seine Schüler einlullt; der denkende, treue Beobachter lernt immer mehr seine Beschränkung kennen, er sieht, je weiter sich das Wissen ausbreitet, desto mehr Probleme kommen zum Vorschein.

---

921. Unser Fehler besteht darin, daß wir am Gewissen zweifeln und das Ungewisse fixiren möchten. Meine Maxime bei der Naturforschung ist: das Gewisse festzuhalten und dem Ungewissen aufzupassen.

---

922. Lästliche Hypothese nenn' ich eine solche, die man gleichsam schalkhaft aufstellt, um sich von der ernsthaften Natur widerlegen zu lassen.

---

917 u. 918. Daß die Urphänomene zu „ehren" seien, ist auch in der „Gesch. der Farbenl." (Werke, 40bd. A., XXXIX. S. 124) gesagt. Vgl. oben Nr. 516.

919 gehört wie 915 zu den am Letzter gesandten Sprüchen; s. Note zu Nr. 906.

920. S. oben Nr. 647: „Je tiefer man ernstlich eindringt, desto schwierigere Probleme thun sich hervor."

923. Wie wollte Einer als Meister in seinem Fach erscheinen, wenn er nichts Unnützes lehrte!

924. Das Närrischste ist, daß Jeder glaubt, überliefern zu müssen, was man gewußt zu haben glaubt.

925. Weil zum didaktischen Vortrag Gewißheit verlangt wird, indem der Schüler nichts Unsicheres überliefert haben will, so darf der Lehrer kein Problem stehen lassen und sich etwa in einiger Entfernung da herumbewegen. Gleich muß etwas bestimmt sein (bepaalt, sagt der Holländer), und nun glaubt man eine Weile, den unbekannten Raum zu besitzen, bis ein Anderer die Pfähle wieder ausreißt und sogleich enger oder weiter abermals wieder bepfählt.

926. Lebhafte Frage nach der Ursache, Verwechselung von Ursache und Wirkung, Beruhigung in einer falschen Theorie sind von großer, nicht zu entwickelnder Schädlichkeit.

927. Wenn Mancher sich nicht verpflichtet fühlte, das Unwahre zu wiederholen, weil er's einmal gesagt hat, so wären es ganz andere Leute geworden.

928. Das Falsche hat den Vortheil, daß man immer darüber schwätzen kann; das Wahre muß gleich genutzt werden, sonst ist es nicht da.

929. Wer nicht einsieht, wie das Wahre praktisch erleichtert, mag gern daran mäkeln und häkeln, damit er nur sein irriges, mühseliges Treiben einigermaßen beschönigen könne.

---

923. Vergl. oben Nr. 825 und 835.

925. Das Bepfählen nach dem Holländischen braucht Goethe auch in der „Gesch. der Farbenlehre" (Abschnitt: Julius Cäsar Scaliger): „es wird durch das Wort nichts bestimmt, bepfählt und festgesetzt."

926. Parallelstellen oben Nr. 641 und 708.

927. Der Grund der Abneigung, eine Behauptung zu widerrufen, in Nr. 826 und 827. Vergl. Lichtenberg (I. T. 293): „Die meisten Glaubenslehrer vertheidigen ihre Sätze nicht, weil sie von der Wahrheit derselben überzeugt sind, sondern weil sie die Wahrheit derselben einmal behauptet haben."

928. Dasselbe ausgeführter in Nr. 824.

929. Vergl. 966 und 967.

930. Die Deutschen, und sie nicht allein, besitzen die Gabe, die Wissenschaften unzugänglich zu machen.

931. Der Engländer ist Meister, das Entdeckte gleich zu nutzen, bis es wieder zu neuer Entdeckung und frischer That führt. Man frage nun, warum sie uns überall voraus sind?

932. Der denkende Mensch hat die wunderliche Eigenschaft, daß er an die Stelle, wo das unaufgelöste Problem liegt, gerne ein Phantasiebild hinfabelt, das er nicht los werden kann, wenn das Problem auch aufgelöst und die Wahrheit am Tage ist.

933. Es gehört eine eigene Geisteswendung dazu, um das gestaltlose Wirkliche in seiner eigensten Art zu fassen und es von Hirngespinnsten zu unterscheiden, die sich denn doch auch mit einer gewissen Wirklichkeit lebhaft aufdringen.

934. Bei Betrachtung der Natur im Großen wie im Kleinen hab' ich unausgesetzt die Frage gestellt: ist es der Gegenstand oder bist Du es, der sich hier ausspricht? Und in diesem Sinn betrachtete ich auch Vorgänger und Mitarbeiter.

935. Ein jeder Mensch sieht die fertige und geregelte, gebildete, vollkommene Welt doch nur als ein Element an, woraus er sich eine besondere, ihm angemessene Welt zu erschaffen bemüht ist. Tüchtige Menschen ergreifen sie ohne Bedenken und

---

930. Vergl. Aureliens Worte im 20. Kapitel, Buch 4 von „Wilh. Meister's Lehrjahren": „Es ist der Charakter der Deutschen, daß sie über Allem schwer werden, daß Alles über ihnen schwer wird" (Werke, XVII. S. 267).

931. In dem Aufsatz „Erfinden und Entdecken" rühmt Goethe von dem „klugen" Engländer, daß er eine Entdeckung durch ein Patent sogleich in Realitäten zu verwandeln wisse (Werke, 40bd. A., XL. S. 465).

932. Dem „Phantasiebild" oder entsprechen das „Luftgespinnst" in Nr. 793 und die „Hirngespinnste" der folgenden Nummer. Vergl. oben Nr. 892.

934. S. oben Nr. 911 und 230.

935. Mit dem zweiten Satz vergl. „Faust", Theil 2 (Werke, XIII. S. 4 u. 5):

„Säume nicht, Dich zu ermannen,
Wenn die Menge zaudernd schweift;
Alles kann der Edle leisten,
Der versteht und rasch ergreift."

Mit dem letzten Satz vergl. Nr. 621 und Goethe's Aeußerung, daß „seinem Cerebralsystem" der Humboldtsche Vulkanismus ganz unmöglich sei.

suchen damit, wie es gehen will, zu gebahren, andere zaudern an ihr herum, einige zweifeln sogar an ihrem Dasein.

Wer sich von dieser Grundwahrheit recht durchdrungen fühlte, würde mit Niemandem streiten, sondern nur die Vorstellungsart eines Andern wie seine eigene als ein Phänomen betrachten. Denn wir erfahren fast täglich, daß der Eine mit Bequemlichkeit denken mag, was dem Andern zu denken unmöglich ist, und zwar nicht etwa in Dingen, die auf Wohl und Wehe nur irgend einen Einfluß hätten, sondern in Dingen, die für uns völlig gleichgiltig sind.

---

936. Man weiß eigentlich das, was man weiß, nur für sich selbst. Spreche ich mit einem Andern von dem, was ich zu wissen glaube, unmittelbar glaubt er's besser zu wissen, und ich muß mit meinem Wissen immer wieder in mich selbst zurückkehren.

---

937. Das Wahre fördert; aus dem Irrthum entwickelt sich nichts, er verwickelt uns nur.

---

938. Der Mensch findet sich mitten unter Wirkungen und kann sich nicht enthalten, nach den Ursachen zu fragen; als ein bequemes Wesen greift er nach der nächsten als der besten und beruhigt sich dabei; besonders ist dies die Art des allgemeinen Menschenverstandes.

---

936. Der erste Satz bereits in Nr. 878, aus der dort angegebenen Quelle. Mit dem zweiten Satz ist zu verbinden das Gedicht: „Zähmung".

„Dein Gutgedachtes, in fremden Adern
Wird sogleich mit Dir selber hadern" (Werke, II. S. 259).

Eine solche Erfahrung machte Goethe z. B. mit Schopenhauer, der in seiner Schrift vom Sehn und den Farben zugleich als Goethe's Schüler und Opponent auftrat (angedeutet in Goethe's „Annalen" v. J. 1816).

937. Parallelstellen oben Nr. 53 und unten Nr. 967. Im Aufsatz „Naturphilosophie" (Werke, 40bd. A., III. S. 350): „Durchaus aber bleibt ein Hauptkennzeichen, woran das Wahre vom Blendwerk am Sichersten zu unterscheiden ist: jenes wirkt immer fruchtbar und begünstigt Den, der es besitzt und trägt, dahingegen das Falsche an und für sich todt und fruchtlos dasteht." Uebereinstimmend damit wird in den „Wanderjahren" (Buch 3, Kap. 14) der Wahrheit, sei sie neu oder alt, die Eigenschaft des lebendig Einwirkenden und Fördernden zugeschrieben.

938. Vergl. oben Nr. 636 und 799ff. In der „Geh. der Farbenl." (Bacon von Verulam) heißt es ähnlich: „Der Mensch sieht nur die Wirkungen, die Ursachen, selbst die nächsten, sind ihm unbekannt u. s. w."

939. Sieht man ein Uebel, ſo wirkt man unmittelbar darauf, d. h. man kurirt unmittelbar aufs Symptom los.

940. Die Vernunft hat nur über das Lebendige Herrſchaft; die entſtandene Welt, mit der ſich die Geognoſie abgiebt, iſt todt. Daher kann es keine Geologie geben, denn die Vernunft hat hier nichts zu thun.

941. Wenn ich ein zerſtreutes Gerippe finde, ſo kann ich es zuſammenleſen und aufſtellen; denn hier ſpricht die ewige Vernunft durch ein Analogon zu mir, und wenn es das Rieſenfaultier wäre.

942. Was nicht mehr entſteht, können wir uns als entſtehend nicht denken. Das Entſtandene begreifen wir nicht.

943. Der allgemeine neuere Vulkanismus iſt eigentlich ein kühner Verſuch, die gegenwärtige unbegreifliche Welt an eine vergangene unbekannte zu knüpfen.

944. Gleiche oder wenigſtens ähnliche Wirkungen werden auf verſchiedene Weiſe durch Naturkräfte hervorgebracht.

945. Nichts iſt widerwärtiger als die Majorität; denn ſie beſteht aus wenigen kräftigen Vorgängern, aus Schelmen, die ſich akkommodiren, aus Schwachen, die ſich aſſimiliren, und der Maſſe, die nachtrollt, ohne nur im Mindeſten zu wiſſen, was ſie will.

---

940 bis 942. Der gegen die Zuläſſigkeit einer Geologie angeführte Grund erſcheint etwas ſpezios. Parallelſtellen: oben Nr. 892, 895 und 896.

943 bis 945 zuſammengehörig. Zu Nr. 945 iſt daher zunächſt nur gemeint die Art, wie in der Wiſſenſchaft ſich allgemeine Anſichten bilden. Zu Nr. 862 iſt in dieſem Sinne geſagt, daß wer ſich in höherem Sinne ausbilde, vorausſetzen könne, daß er die Majorität gegen ſich habe, und in den „Wanderjahren“ (Buch 3, Kap. 14), daß, wenn auch in der Wiſſenſchaft eine von energiſchen Männern ausgehende Meinung ſich kontagiös über die Menge verbreite und dadurch das Falſche die Oberhand gewinne, doch immer eine Minorität für das Wahre, und wenn ſie ſich in einem einzigen Geiſt zurückzöge, übrig bleiben werde. Ebenda (Kap. 11) heißt es: „Wegen der Majorität haben wir ganz eigne Gedanken; wir laſſen ſie freilich gelten im nothwendigen Weltlauf, im höhern Sinne haben wir aber nicht viel Zutrauen auf ſie.“

946. Die Mathematik ist, wie die Dialektik, ein Organ des inneren höheren Sinnes; in der Ausübung ist sie eine Kunst wie die Beredsamkeit. Für beide hat nichts Werth als die Form; der Gehalt ist ihnen gleichgiltig. Ob die Mathematik Pfennige oder Guineen berechne, die Rhetorik Wahres oder Falsches vertheidige, ist beiden vollkommen gleich.

947. Hier aber kommt es nun auf die Natur des Menschen an, der ein solches Geschäft betreibt, eine solche Kunst ausübt. Ein durchgreifender Advokat in einer gerechten Sache, ein durchdringender Mathematiker vor dem Sternenhimmel erscheinen Beide gleich gottähnlich.

948. Was ist an der Mathematik exakt als die Exaktheit? Und diese, ist sie nicht eine Folge des innern Wahrheitsgefühls?

949. Die Mathematik vermag kein Vorurtheil wegzuheben, sie kann den Eigensinn nicht hindern, den Parteigeist nicht beschwichtigen, nichts von allem Sittlichen vermag sie.

950. Der Mathematiker ist nur insofern vollkommen, als er ein vollkommener Mensch ist, als er das Schöne des Wahren in sich empfindet; dann erst wird er gründlich, durchsichtig, umsichtig, rein, klar, anmuthig, ja elegant wirken. Das Alles gehört dazu, um La Grange ähnlich zu werden.

951. Nicht die Sprache an und für sich ist richtig, tüchtig, zierlich, sondern der Geist ist es, der sich darin verkörpert; und so kommt es nicht auf einen Jeden an, ob er seinen Rechnungen, Reden oder Gedichten die wünschenswerthen Eigenschaften

---

946 bis 951 ein für sich bestehender Abschnitt. Vergl. damit die Notizen auf die Mathematiker (Werke, II. S. 384 und 385): „Und weil ihre Wissenschaft exakt, So sei Keiner von ihnen vertraktirt“) und die Sprüche oben Nr. 814 und unten 906 und 1005 ff., auch wegen der „Redekunst“ Nr. 672.

950 ist nach Daniel's Vorgange (Goethe's Spinozismus, S. 109) zu verbinden mit Nr. 868 und 869: die Aufnahme des Ideellen werde den Mathematiker der Vollkommenheit nähern. La Grange wird auch in Nr. 996 und 1002 in gleichem Sinne angeführt.

951. Vergl. mit dem Anfang das Epigramm „Sprache“ (Werke, II. S. 249) vom Jahre 1774. Die „Rechnungen, Reden oder Gedichte“ bezeichnen eben die Leistungen des Mathematikers, Rhetors und Dichters. Mit dem Schlusse vergl. oben Nr. 347 und 348.

verleihen will: es ist die Frage, ob ihm die Natur hiezu die geistigen und sittlichen Eigenschaften verliehen hat. Die geistigen: das Vermögen der An- und Durchschauung; die sittlichen: daß er die bösen Dämonen ablehne, die ihn hindern könnten, dem Wahren die Ehre zu geben.

952. Das Einfache durch das Zusammengesetzte, das Leichte durch das Schwierige erklären zu wollen, ist ein Unheil, das in dem ganzen Körper der Wissenschaft vertheilt ist, von den Einsichtigen wol anerkannt, aber nicht überall eingestanden.

953. Man sehe die Physik genau durch, und man wird finden, daß die Phänomene, so wie die Versuche, worauf sie gebaut ist, verschiedenen Werth haben.

954. Auf die primären, die Urversuche, kommt Alles an, und das Kapitel, das hierauf gebaut ist, steht sicher und fest; aber es giebt auch sekundäre, tertiäre u. s. w. Gesteht man diesen das gleiche Recht zu, so verwirren sie nur das, was von den ersten aufgeklärt war.

955. Ein großes Uebel in den Wissenschaften, ja überall, entsteht daher, daß Menschen, die kein Ideenvermögen haben, zu theoretisiren sich vermessen, weil sie nicht begreifen, daß noch so vieles Wissen hiezu nicht berechtigt. Sie geben im Anfange wol mit einem löblichen Menschenverstand zu Werke, dieser aber hat seine Grenzen, und wenn er sie überschreitet, kommt er in Gefahr, absurd zu werden. Des Menschenverstandes angewiesenes Gebiet und Erbtheil ist der Bezirk des Thuns und Handelns. Thätig wird er sich selten verirren; das höhere Denken, Schließen und Urtheilen jedoch ist nicht seine Sache.

956. Die Erfahrung nutzt erst der Wissenschaft, sodann schadet sie, weil die Erfahrung Gesetz und Ausnahme gewahr wer-

955. Die hier erwähnten „Menschen" sind diejenigen des Spruchs Nr. 590, „die ihre Kenntnisse an die Stelle der Einsicht setzen." Wegen der Sphäre des Menschenverstandes vergl. oben Nr. 61 und 636.

956 und 957 zusammengehörig. Vergl. wegen der „Erfahrung" oben Nr. 712. Der Spruch 957 ist mit einigen Aenderungen folgendem Dialoge zwischen Wilhelm und Montan im 10. Kap. des 2. Buchs der „Wanderjahre" entnommen: „Hier aber," versetzte Wilhelm, „sind so viele widersprechende Meinungen, und

den läßt. Der Durchschnitt von Beiden giebt keineswegs das Wahre.

957. Man sagt, zwischen zwei entgegengesetzten Meinungen liege die Wahrheit mitten inne. Keineswegs! Das Problem liegt dazwischen, das Unschaubare, das ewig thätige Leben in Ruhe gedacht.

958. Wenn ich das Aufklären und Erweitern der Naturwissenschaften in der neuesten Zeit betrachte, so komme ich mir vor wie ein Wanderer, der in der Morgendämmerung gegen Osten ging, die heranwachsende Helle mit Freuden, aber ungeduldig anschaute und die Ankunft des entscheidenden Lichts mit Sehnsucht erwartete, aber doch bei dem Hervortreten desselben die Augen wegwenden mußte, welche den so sehr gewünschten und gehofften Glanz nicht ertragen konnten.

959. Es ist nicht zu viel gesagt, aber in solchem Zustande befinde ich mich, wenn ich Herrn Carus' Werk vernehme, das

---

man sagt ja, die Wahrheit liege in der Mitte." — „Keineswegs!" erwiderte Montan, „in der Mitte bleibt das Problem liegen, unerforschlich vielleicht, vielleicht auch imaginär, wenn man es darnach anfängt." Vergl. 917 und 640 von der Coincidenz der Theorie und Empirie, des Allgemeinen und Besondern „im Leben, in der That, in der Kunst." Im ersten Drucke (im Anhange des 2. Buchs der „Wanderjahre") folgte auf obigen Spruch 957 unmittelbar das Gedicht „Vermächtniß" (Werke, III. S. 191).

958 bis 960 inkl. ist, mit geringen Aenderungen, einer brieflichen Erklärung Goethe's an Carus und d'Alton (zu Neujahr 1826) entnommen. Der Brief fängt an: „Wenn ich das neuste Vorschreiten der Naturwissenschaften betrachte, so komm' ich mir vor wie ein Wanderer, der in der Morgendämmerung gegen Osten ging, das heranwachsende Licht mit Freuden anschaute und die Erscheinung des großen Feuerballs mit Sehnsucht" u. s. w. (C. G. Carus, „Goethe, zu dessen näherem Verständniß," Leipzig, 1843. S. 33 ff). Das in Nr. 959 gemeinte Carus'sche Werk ist sein im Jahr 1818 erschienenes „Lehrbuch der vergleichenden Anatomie, die Vergleichung derselben an Goethe widme eine Korrespondenz beider herbei, welche bis zu Goethe's Tode fortdauerte. „d'Alton's Arbeit" (in Nr. 960) nennt Goethe in dem Briefe an Carus vom 4. Juni 1822: „d'Alton's Faul- und Fettthiere sind jetzt mein tägliches Studium" (das. S. 20). In den „Annalen" vom Jahre 1822 nennt Goethe dann auch als Arbeiten, durch welche er „erst den Lohn für seine früheren allgemeinen Bemühungen empfing", Carus' Urwirbel und d'Alton's Arbeit über die Pferde und die Pachydermen und Raubthiere (s. Werke, 40ßd. I., XXXVI. S. 139 und 165 über dessen „Skelette der Katzenthiere."). In den Heften „Zur Morphologie", 1824, beispricht Goethe auch andre Arbeiten von Carus, namentlich dessen „Grundzüge allgemeiner Naturbetrachtung" (II, S. 122 und 84ff.). Uebrigens ist derselbe Gedanke bereits oben in Nr. 331 ausgedrückt. Vergl. die dazu gehörige Note und unten Nr. 1038.

die Andeutungen alles Werdens von dem einfachsten bis zu dem mannichfachsten Leben durchführt und das große Geheimniß mit Wort und Bild vor Augen legt: daß nichts entspringt, als was schon angekündigt ist, und daß die Ankündigung erst durch das Angekündigte klar wird, wie die Weissagung durch die Erfüllung.

960. Rege wird sodann in mir ein gleiches Gefühl, wenn ich d'Alten's Arbeit betrachte, der das Gewordene, und zwar nach dessen Vollendung und Untergang, darstellt und zugleich das Innerste und Aeußerste, Gerüst und Ueberzug, künstlerisch verwirrelnd, vor Augen bringt und aus dem Tode ein Leben dichtet; und so seh' ich auch hier, wie jenes Gleichniß paßt. Ich gedenke, wie ich seit einem halben Jahrhundert auf eben diesem Felde aus der Finsterniß in die Dämmerung, von da in die Hellung unverwandt fortgeschritten bin, bis ich zuletzt erlebe, daß das reinste Licht, jeder Erkenntniß und Einsicht förderlich, mit Macht hervortritt, mich blendend belebt und, indem es meine folgerechten Wünsche erfüllt, mein sehnsüchtiges Bestreben vollkommen rechtfertigt.

Fünfte Abtheilung.*)

961. Wie Sokrates den sittlichen Menschen zu sich berief, damit dieser ganz einfach einigermaßen über sich selbst aufgeklärt

*) Diese Abtheilung ist erst 1836 in der Quartausgabe (I. 1, S. 471 bis 474) gebildet. Davon waren die Nummern 961 bis 964 im Anhange zum 3. Buche der „Wanderjahre", 1829, (Werke, A. I. H., XXIII. S. 253 bis 254), die Nr. 965 bis 976 in „Kunst und Alterthum" 1821 unter der Rubrik „Eigenes und Angeeignetes in Sprüchen" (III. 1, S. 35, 36, 42, 45 und 46), Nr. 977 und 985 ebenda 1823 (IV. 2, S. 40 und 43) und die Nummern 994 bis 1010 als ein besonderer Abschnitt: „Ferneres über Mathematik und Mathematiker", 1833 im X. Bande der Nachgelassenen Werke, S. 186 bis 192 (I. der A. I. H.) bereits gedruckt. Die übrigen Nummern kamen erst 1836 aus dem Nachlasse neu hinzu.

961 gehört ganz zu den das Alterthum betreffenden Sätzen oben Nr. 452 bis 461, wie der Spruch auch ursprünglich unmittelbar auf Nr. 461 folgte. Kunstführlicher hat Goethe Plato und Aristoteles — jedoch ohne wie hier des Sokrates, des Lehrers und „Erfinders" der Moral (Hegel), zu gedenken — in der „Geschichte der Farbenlehre" charakterisirt (Abschnitt: „Ueberlieferte" der 2. Abth.). Auch dort heißt es von Plato, daß er wie ein Geist die Welt mehr „mit seinem Wesen auszu-

würde, so traten Plato und Aristoteles gleichfalls als befugte Individuen vor die Natur: der Eine mit Geist und Gemüth, sich ihr anzueignen, der Andere mit Forscherblick und Methode, sie für sich zu gewinnen. Und so ist denn auch jede Annäherung, die sich uns im Ganzen und Einzelnen an diese Dreie möglich macht, das Ereigniß, was wir am Freudigsten empfinden und was unsere Bildung zu befördern sich jederzeit kräftig erweist.

---

963. Um sich aus der grenzenlosen Vielfachheit, Zerstückelung und Verwickelung der modernen Naturlehre wieder ins Einfache zu retten, muß man sich immer die Frage vorlegen: wie würde sich Plato gegen die Natur, wie sie uns jetzt in ihrer größern Mannichfaltigkeit, bei aller gründlichen Einheit, erscheinen mag, benommen haben?

---

963. Denn wir glauben überzeugt zu sein, daß wir auf demselben Wege bis zu den letzten Verzweigungen der Erkenntniß organisch gelangen und von diesem Grund aus die Gipfel eines jeden Wissens uns nach und nach aufbauen und befestigen können. Wie uns hiebei die Thätigkeit des Zeitalters fördert und hindert, ist freilich eine Untersuchung, die wir jeden Tag anstellen müssen, wenn wir nicht das Nützliche abweisen und das Schädliche aufnehmen wollen.

---

964. Man rühmt das achtzehnte Jahrhundert, daß es sich hauptsächlich mit Analysis abgegeben; dem neunzehnten bleibt nun die Aufgabe, die falschen obwaltenden Synthesen zu entdecken und deren Inhalt aufs Neue zu analysiren.

---

füllen", als sie zu erforschen getrachtet, während Aristoteles „zu der Welt stehe wie ein Mann, ein baumeisterlicher." Es wird dann in unvergleichlich tiefer und schöner Weise ausgeführt, wie „die Welt, insofern sie als empfindend und denkend anzusehen, genöthigt gewesen, sich Einem oder dem Andern zuzugeben", und sich so Völker und Jahrhunderte „in die Verehrung des Plato und Aristoteles, bald friedlich, bald in heftigem Widerstreit" getheilt haben.

964. Vergl. den Aufsatz: „Analyse und Synthese" (Werke, 40bd. 8., XI. S. 484). — Auf diese Nummer folgte dann ursprünglich oben Nr. 462.

965. Die Natur verstummt auf der Folter; ihre treue Antwort auf redliche Frage ist: Ja! Ja! Nein! Nein! Alles Uebrige ist vom Uebel.

966. Die Menschen verdrießt's, daß das Wahre so einfach ist; sie sollten bedenken, daß sie noch Mühe genug haben, es praktisch zu ihrem Nutzen anzuwenden.

967. Ich verwünsche Die, die aus dem Irrthum eine eigene Welt machen und doch unablässig fordern, daß der Mensch nützlich sein müsse.

968. Eine Schule ist als ein einziger Mensch anzusehen, der hundert Jahre mit sich selbst spricht und sich in seinem eigenen Wesen, und wenn es auch noch so albern wäre, ganz außerordentlich gefällt.

969. Eine falsche Lehre läßt sich nicht widerlegen; denn sie ruht ja auf der Ueberzeugung, daß das Falsche wahr sei. Aber das Gegentheil kann, darf und muß man wiederholt aussprechen.

---

965 folgte ursprünglich unmittelbar auf Nr. 113. Nachbildung eines bekannten biblischen Wortes. Wie oben heißt es schon im „Faust" (Werke, XII. S. 26):

„Geheimnißvoll am lichten Tag
Läßt sich Natur des Schleiers nicht berauben,
Und was sie Deinem Geist nicht offenbaren mag,
Das zwingst Du ihr nicht ab mit Hebeln und mit Schrauben."

Im polemischen Theile der „Farbenlehre" (Versuch e., § 114) spricht Goethe von dem „sogenannten experimentum crucis, wobei der Forscher die Natur auf die Folter spanne, um sie zu dem Bekenntniß dessen zu nöthigen, was er schon vorher bei sich festgesetzt", dagegen in den „Annalen" von 1819 (Werke, 40bd. A., XXVII. S. 276) von dem Experiment, welches „man schon längst Anfrage an die Natur genannt hat, wie denn alles Erfinden als eine weise Antwort auf eine vernünftige Frage angesehen werden kann."

966. Parallelstellen oben Nr. 90, 606, 897, 929, 930 und unten 990. In der „Gesch. der Farbenlehre" (4. Abth., Keppler) ist ebenfalls von den beschränkten Köpfen die Rede, die „das komplizirte Paradoxe mehr als das einfache Wahre lieben und sich am Irrthum freuen ꝛc."

968. S. B. die Newtonische Schule; vergl. oben Nr. 781.

969. Noch in dem erst im Monate seines Todes beendigten Aufsatze „Ueber Cuvier und Geoffroy de St. Hilaire (Werke, 40bd. A., XL. S. 510) bemerkte Goethe, „daß man einen Meister nicht von seinem Irrthum überzeugen könne, weil er ja in seine Meisterschaft aufgenommen und dadurch legitimirt sei. Vergl. auch oben Nr. 833, „daß man dasjenige, was Niemand gegen, Niemand hören wolle, desto öfter wiederholen müsse," und 975.

970. Man ſtreiche zwei Stäbchen einen roth an, den andern blau; man bringe ſie neben einander ins Waſſer, und einer wird gebrochen erſcheinen wie der andere. Jeder kann dieſes einfache Experiment mit den Augen des Leibes erblicken; wer es mit Geiſtesaugen beſchaut, wird von tauſend und abertauſend irrthümlichen Paragraphen befreit ſein.

971. Ein unzulängliches Wahre wirkt eine Zeit lang fort; ſtatt völliger Aufklärung aber tritt auf einmal ein blendendes Falſche herein; das genügt der Welt, und ſo ſind Jahrhunderte bethört.

972. In den Wiſſenſchaften iſt es höchſt verdienſtlich, das unzulängliche Wahre, was die Alten ſchon beſeſſen, aufzuſuchen und weiterzuführen.

973. Ein Phänomen, ein Verſuch kann nichts beweiſen; es iſt das Glied einer großen Kette, das erſt im Zuſammenhange gilt. Wer eine Perlenſchnur verdecken und nur die ſchönſte einzeln vorzeigen wollte, verlangend, wir ſollten ihm glauben, die übrigen ſeien alle ſo, ſchwerlich würde ſich Jemand auf den Handel einlaſſen.

974. Abbildungen, Wortbeſchreibung, Maaß, Zahl und Zeichen ſtellen noch immer kein Phänomen dar. Darum blos konnte ſich die Newtoniſche Lehre ſo lange halten, daß der Irrthum in dem Quartbande der lateiniſchen Ueberſetzung für ein paar Jahrhunderte einbalſamirt war.

---

970. Gerichtet gegen den Satz der Newtoniſchen Optik: „Lichter, welche an Farbe verſchieden ſind, ſind auch an Refrangibilität verſchieden und zwar gradweiſe.“ (Bekämpft im polemiſchen Theil der Goethe'ſchen „Farbenlehre“, §. 24 ff.) Von „Augen des Geiſtes“ ſpricht Goethe ebenſo im §. 242 des didaktiſchen Theils ſeiner „Farbenlehre“. — Auf Nr. 970 folgte urſprünglich oben Nr. 114: „Alle Gegner ꝛc.“

971 folgte urſprünglich auf Nr. 138.

972. Parallelſtellen oben Nr. 1, 116, 829 und im Gedichte „Vermächtniß“ (Werke, III. S. 192) die Verſe:

„Das Wahre war ſchon längſt gefunden,
Das alte Wahre, faſſ' es an!“

Bei Riemer (Br., S. 328) ſagt Goethe im Nov. 1810: „Die jetzige Generation entdeckt immer, was die alte ſchon vergeſſen hat.“ Auf Nr. 972 folgte urſprünglich unmittelbar Nr. 179.

973 folgte urſprünglich auf Nr. 146. — Vergl. unten Nr. 1053 von der „großen produktiv aufſteigenden Kette.“

974. Vergl. zu „Wortbeſchreibung“ oben Nr. 838 und zum Schluß Nr. 940

975. **Man muß sein Glaubensbekenntniß von Zeit zu Zeit wiederholen, aussprechen, was man billigt, was man verdammt; der Gegentheil läßt's ja auch nicht daran fehlen.**

976. In der jetzigen Zeit soll Niemand schweigen oder nachgeben; man muß reden und sich rühren, nicht um zu überwinden, sondern sich auf seinem Posten zu erhalten, ob bei der Majorität oder Minorität, ist ganz gleichgiltig.

977. „Wer sich mit Wissenschaften abgiebt, leidet erst durch Retardationen und dann durch Präokkupationen. Die erste Zeit wollen die Menschen dem keinen Werth zugestehen, was wir ihnen überliefern, und dann geberden sie sich, als wenn ihnen Alles schon bekannt wäre, was wir ihnen überliefern könnten."

978. Es ist etwas unbekanntes Gesetzliches im Objekt, welches dem unbekannten Gesetzlichen im Subjekt entspricht.

Zum Schönen wird erfordert ein Gesetz, das in die Erscheinung tritt.

Beispiel von der Rose.

In den Blüthen tritt das vegetabilische Gesetz in seine höchste Erscheinung, und die Rose wäre nur wieder der Gipfel dieser Erscheinung.

Perikarpien können noch schön sein.

Die Frucht kann nie schön sein; denn da tritt das vegetabilische Gesetz in sich (ins bloße Gesetz) zurück.

---

975 u. 976. S. oben Nr. 969, das „Behaupte, wo Du stehst!" in Nr. 231 und das „Beharre!" in Nr. 880. Es folgte dann ursprünglich Nr. 147. „Der Gegentheil", veraltet im Sinne von „der Widerpart", wie bei Goethe öfter; bei Lessing in demselben Sinne auch „das Gegentheil" (Sanders, II, S. 1307. Sp. b).

977 stand ursprünglich zwischen Nr. 202 und 203. Die wissenschaftliche Präokkupation, nebst verwandten Begriffen, hat Goethe in dem Aufsatz „Meteore des literarischen Himmels" (Werke, 40bd. A. XI. S. 461) genauer erörtert.

978. Vergl. an der zuletzt gedachten Stelle S. 459 die Worte: „der Mensch erlangt die Gewißheit seines eigenen Wesens dadurch, daß er das Wesen außer ihm als Seinesgleichen, als gesetzlich anerkennt", und oben Nr. 720.

Der Manifestation des „Schönen" ist schon oben in Nr. 197 und 334 ff. gedacht, und die Nr. XI. der „Chinesisch-deutschen Jahres- und Tageszeiten" (Werke, III. S. 160) schließt:

„Getrost! Das Unvergängliche,
Es ist das ewige Gesetz,
Wonach die Ros' und Lilie blüht."

Das Gesetz, das in die Erscheinung tritt, in der größten Freiheit, nach seinen eigensten Bedingungen, bringt das Objektiv-Schöne hervor, welches freilich würdige Subjekte finden muß, von denen es aufgefaßt wird.

Die Unmöglichkeit, Rechenschaft zu geben von dem Natur- und Kunstschönen; denn

ad 1. müßten wir die Gesetze kennen, nach welchen die allgemeine Natur handeln will und handelt, wenn sie kann; und

ad 2. die Gesetze kennen, nach denen die allgemeine Natur unter der besonderen Form der menschlichen Natur produktiv handeln will und handelt, wenn sie kann.

---

979. Schönheit der Jugend aus Obigem abzuleiten. Alter, stufenweises Zurücktreten aus der Erscheinung. Inwiefern das Alternde schön genannt werden kann.

Ewige Jugend der griechischen Götter.

Beharren eines Jeden im Charakter, bis zum Gipfel des menschlichen Daseins, ohne an die Rückkehr zu denken.

---

980. Die Natur füllt mit ihrer grenzenlosen Produktivität alle Räume. Betrachten wir nur blos unsre Erde: Alles, was wir bös, unglücklich nennen, kommt daher, daß sie nicht allem Entstehenden Raum geben, noch weniger ihm Dauer verleihen kann.

---

981. Alles, was entsteht, sucht sich Raum und will Dauer; deswegen verdrängt es ein Anderes vom Platz und verkürzt seine Dauer.

---

982. Das Lebendige hat die Gabe, sich nach den vielfältigsten Bedingungen äußerer Einflüsse zu benehmen und doch eine gewisse errungene entschiedene Selbstständigkeit nicht aufzugeben.

---

979. Vergl. oben Nr. 336, die dazu gehörige Note und den Abschnitt „Schönheit" (Werke, 4. Ausg. A., XXX. S. 131.

981 und 982. Diese Sprüche enthalten Darwin's Lehre vom „Kampf um das Dasein", jedoch ohne die Konsequenzen dieses Gedankens. Vergl. auch unten Nr. 1028 und in Beziehung auf den Menschen die Erläuterung der ersten Strophe der „Orphischen Urworte" (Werke, II. S. 242).

983. Man gedenke der leichten Erregbarkeit aller Wesen, wie der mindeste Wechsel einer Bedingung, jeder Hauch, gleich in den Körpern Polarität manifestirt, die eigentlich in ihnen allen schlummert.

984. Spannung ist der indifferent scheinende Zustand eines energischen Wesens, in völliger Bereitschaft, sich zu manifestiren, zu differenziren, zu polarisiren.

985. In der Phanerogamie ist noch so viel Kryptogamisches, daß Jahrhunderte es nicht entziffern werden.

986. Licht und Geist, jenes im Physischen, dieser im Sittlichen herrschend, sind die höchsten denkbaren untheilbaren Energien.

987. Und gehört die Farbe nicht ganz eigentlich dem Gesicht an?

988. Ich habe nichts dagegen, wenn man die Farbe sogar zu fühlen glaubt; ihr eigenes Eigenschaftliche würde nur dadurch noch mehr bethätigt.

989. Auch zu schmecken ist sie. Blau wird alkalisch, gelbroth sauer schmecken. Alle Manifestationen der Wesenheiten sind verwandt.

990. Alles ist einfacher, als man denken kann, zugleich verschränkter, als zu begreifen ist.

991. Diejenigen, die das einzige grundklare Licht aus farbigen Lichtern zusammensetzen, sind die eigentlichen Obskuranten.

---

985 stand ursprünglich zwischen Nr. 217 und 218. Die Phanerogamie und Kryptogamie der Pflanzen ist gemeint.

990. Vergl. oben Nr. 966 und die Note.

991. „Es lehrt ein großer Physikus
Mit seinen Schulverwandten:
„Nil luce obscurius!" —
Ja wohl, für Obskuranten."

992. Wer sich an eine falsche Vorstellung gewöhnt, dem wird jeder Irrthum willkommen sein.

993. Tycho de Brahe, ein großer Mathematiker, vermochte sich nur halb von dem alten System loszulösen, das wenigstens den Sinnen gemäß war; er wollte es aber aus Rechthaberei durch ein komplizirtes Uhrwerk ersetzen, das weder den Sinnen zu schauen, noch den Gedanken zu erreichen war.

994. Newton, als Mathematiker, steht in so hohem Ruf, daß der ungeschickteste Irrthum, nämlich, das klare, reine, ewig ungetrübte Licht sei aus dunklen Lichtern zusammengesetzt, bis auf den heutigen Tag sich erhalten hat; und sind es nicht Mathematiker, die dieses Absurde noch immer vertheidigen und gleich dem gemeinsten Hörer in Worten wiederholen, bei denen man nichts denken kann?

995. Der Mathematiker ist angewiesen aufs Quantitative, auf Alles, was sich durch Zahl und Maaß bestimmen läßt, und also gewissermaßen auf das äußerlich erkennbare Universum. Betrachten wir aber dieses, insofern uns Fähigkeit gegeben ist, mit vollem Geiste und aus allen Kräften, so erkennen wir, daß Quantität und Qualität als die zwei Pole des erscheinenden Daseins gelten müssen; daher denn auch der Mathematiker seine Formelsprache so hoch steigert, um, insofern es möglich, in der meßbaren und zählbaren Welt die unmeßbare mit zu begreifen. Nun erscheint ihm Alles greifbar, faßlich und mecha-

Und: „Die Finsterniß im Lichte drinnen,
Die kannst Du ewig nicht ermessen;
Mußt das den Herren überlassen,
Die's zu erweisen sind erbötig.
Gott sei den guten Christern gnädig!"

(Werke, III. S. 268 und II. S. 302.)

903 u. 914. In der „Geschichte der Farbenlehre" (Abth. 4, Jod. Keppler) wird Tycho de Brahe ähnlich charakterisirt und ihm Liebe für das „komponirte Paradoxe" vorgeworfen. Der Nebeneinanderstellung Tycho's mit Newton liegt der Gedanke zu Grunde, daß die Newton'sche Optik sich zu Goethe's eigener „Farbenlehre" ähnlich verhalte, wie Tycho's Astronomie zu dem Kopernikanischen System (vergl. Riemer's Mitth., II. S. 628, Goethe's Tischreden vom 16. Dezember 1806).

995. Vergl. oben Nr. 868, 869, 914, 930 und unten Nr. 1007. Dem vom Verdacht des „heimlichen Atheismus" Gelagten steht Nr. 570 über Keppler gegenüber.

niſch, und er kommt in den Verdacht eines heimlichen Atheismus, indem er ja das Unmeßbarſte, welches wir Gott nennen, zugleich mit zu erfaſſen glaubt und daher deſſen beſonderes oder verzügliches Daſein aufzugeben ſcheint.

996. Der Sprache liegt zwar die Verſtandes- und Vernunft-Fähigkeit des Menſchen zum Grunde; aber ſie ſetzt bei Dem, der ſich ihrer bedient, nicht eben reinen Verſtand, ausgebildete Vernunft, redlichen Willen voraus. Sie iſt ein Werkzeug, zweckmäßig und willkürlich zu gebrauchen; man kann ſie ebenſo gut zu einer ſpitzfindig-verwirrenden Dialektik wie zu einer verworren-verdüſternden Myſtik verwenden; man mißbraucht ſie bequem zu hohlen und nichtigen proſaiſchen und poetiſchen Phraſen, ja, man verſucht, proſodiſch untadelhafte und doch nonſenſikaliſche Verſe zu machen.

Unſer Freund, der Ritter Ciccolini, ſagt: „ich wünſchte wol, daß alle Mathematiker in ihren Schriften des Genies und der Klarheit eines La Grange ſich bedienten," d. h. möchten doch alle den gründlich-klaren Sinn eines La Grange beſitzen und damit Wiſſen und Wiſſenſchaft behandeln.

997. Die Phänomene ſind nichts werth, als wenn ſie uns eine tiefere, reichere Einſicht in die Natur gewähren, oder wenn ſie uns zum Nutzen anzuwenden ſind.

998. Falſche Vorſtellung, daß man ein Phänomen durch Kalkül oder durch Worte abthun und beſeitigen könne.

999. Der Newtoniſche Verſuch, auf dem die herkömmliche Farbenlehre beruht, iſt von der vielfachſten Komplikation; er verknüpft folgende Bedingungen.

---

996. Vergl. Nr. 951, 946 und 112. Des Ludovico Ciccolini (nach Muccioli Direktor der Sternwarte zu Bologna, dann zu Rom) Brief an den Baron v. Zach, welcher mit obigem Lobſpruch bei auch unten in 1002 und ſchon in Nr. 950 erwähnten La Grange ſchließt, findet ſich abgedruckt S. 477 bis 479 des Bd. XL. der 4ddn K. — La Grange, berühmter Aſtronom und Mathematiker, ſtarb 1813.

999. Es iſt hier in dem polemiſchen Theile der Goethe'ſchen „Farbenlehre" in den §§. 47 ff. abgehandelte Zweite Newtoniſche Verſuch. Vergl. oben Nr. 797 und 840, das Gedicht: „Ob erſt eine dunkle Kammer gemacht ꝛc." (Werke, III. S. 303) und die Venetianiſchen Epigramme Nr. 79 und 80 (daſ., II. S. 151).

Damit das Gespenst erscheine, ist nöthig:
Erstens — Ein gläsern Prisma;
Zweitens — Dreiseitig;
Drittens — Klein;
Viertens — Ein Fensterladen;
Fünftens — Eine Oeffnung darin;
Sechstens — Diese sehr klein;
Siebentens — Sonnenbild, das hereinfällt;
Achtens — Aus einer gewissen Entfernung;
Neuntens — In einer gewissen Richtung aufs Prisma fällt;
Zehntens — Sich auf einer Tafel abbildet;
Eilftens — Die in einer gewissen Entfernung hinter das Prisma gestellt ist.

Nehme man von diesen Bedingungen Drei, Sechs und Eilf weg, man mache die Oeffnung groß, man nehme ein großes Prisma, man stelle die Tafel nah heran, und das beliebte Spektrum kann und wird nicht zum Vorschein kommen.

1000. Man spricht geheimnißvoll von einem wichtigen Experimente, womit man die Lehre erst recht bekräftigen will; ich kenn' es recht gut und kann es auch darstellen: das ganze Kunststück ist, daß zu obigen Bedingungen noch ein paar hinzugefügt werden, wodurch das Hokuspokus sich noch mehr verwickelt.

1001. Der Frauenhofer'sche Versuch, wo Querlinien im Spektrum erscheinen, ist von derselben Art, so wie auch die Versuche, wodurch eine neue Eigenschaft des Lichts entdeckt werden soll. Sie sind doppelt und dreifach komplizirt; wenn sie was nützen sollten, müßten sie in ihre Elemente zerlegt werden, welches dem Wissenden nicht schwer fällt, welches aber zu fassen und zu be-

---

1001. Dieser Versuch des Münchner Optikers Frauenhofer, dessen auch Goethe S. 75 Bd XL. der Ausg. A. vergl. Briefw. mit Graf Reinhard, S. 241) erwähnt, und seine Entdeckung dunkler Linien im Sonnen-Spektrum hat in neuerer Zeit zu der von Kirchhoff und Bunsen begründeten Spektral-Analyse geführt. Goethe's Wunsch (a. a. O.), daß aus jenen Arbeiten Frauenhofer's, „nach innen zurückgeführt", etwas entstände, „das der wahren Erkenntniß frommte und dem Leben durch unmittelbare Anwendung praktisch nutzen würde", ist dadurch über alle Erwartung glänzend erfüllt.

greifen kein Laie weder Verkenntniß noch Geduld, kein Gegner weder Intention noch Redlichkeit genug mitbringt; man nimmt lieber überhaupt an, was man sieht, und zieht die alte Schlußfolge daraus.

1002. Ich weiß wohl, daß diese Worte vergebens dasteben; aber sie mögen als offenbares Geheimniß der Zukunft bewahrt bleiben. Vielleicht interessirt sich auch noch einmal ein La Grange für diese Angelegenheit.

1003. Der Historiker kann und braucht nicht Alles aufs Gewisse zu führen; wissen doch die Mathematiker auch nicht zu erklären, warum der Komet von 1770, der in fünf oder elf Jahren wiederkommen sollte, sich zur bestimmten Zeit noch nicht wieder hat sehen lassen.

1004. „Hundert graue Pferde machen nicht einen einzigen Schimmel."

1005. Die Mathematiker sind wunderliche Leute; durch das Große, was sie leisteten, haben sie sich zur Universalgilde aufgeworfen und wollen nichts anerkennen, als was in ihren Kreis paßt, was ihr Organ behandeln kann. — Einer der ersten Mathematiker sagte bei Gelegenheit, wo man ihm ein physisches Kapitel andringlich empfehlen wollte: „Aber läßt sich denn gar nichts auf den Kalkül reduziren?"

1006. Wir erinnern uns gar wohl der Jahre, wo sich Niemand unterstehen durfte, von geheimen umherschleichenden Umtrieben zu reden, gerade zu der Zeit, da sie das Vaterland

1002. Wegen La Grange s. oben 950 und 996.

1003. Vergl. oben Nr. 254.

1004. Ein deutsches Sprichwort in Goethe'scher Fassung, das sich zwar in seiner Sammlung vorfindet, welches aber Wander aus dem Volksmunde für die Nachträge seines Sprichwörter-Lexikons erhalten hat. Verwandt ist das italienische Sprichwort: Mille cieehi non fanno un occhio, Tausend Blinde machen nicht einen Sehenden (ein Auge). Nahe lag die Nutzanwendung auf Goethe's Farbenlehre.

1005. Vergl. oben Nr. 995 und mit der Schlußbemerkung das S. 478 Bd. XI. (der 40th. A.) angeführte Wort von La Grange: „Dies taugt zu weiter nichts als zur Ladung im Kalkül."

1006. Der erste Satz bezieht sich auf die französisch-demokratischen Umtriebe im Anfange der neunziger Jahre.

unterminiren; wir wissen auch recht gut, wer diese Zensur ausübte und welcher Vortheile man sich dabei bediente.

So übt schon seit zwanzig Jahren die physiko-mathematische Gilde gegen meine Farbenlehre ihr Verbotsrecht aus; sie verschreien solche in Kollegien und wo nicht sonst; davon wissen mir jetzo Männer über dreißig Jahre genugsam zu erzählen, und Jene haben nicht Unrecht. Der Besitz, in dem sie sich stark fühlen, wird durch meine Farbenlehre bedroht, welche in diesem Sinne revolutionär genannt werden kann, wogegen jene Aristokratie sich zu wehren alle Ursache hat.

1007. Die große Aufgabe wäre: die mathematisch-philosophischen Theorien aus den Theilen der Physik zu verbannen, in welchen sie Erkenntniß, anstatt sie zu fördern, nur verbindern, und in welchen die mathematische Behandlung durch Einseitigkeit der Entwicklung der neuern wissenschaftlichen Bildung eine so verkehrte Anwendung gefunden hat.

1008. Darzuthun wäre, welches der wahre Weg der Naturforschung sei, wie derselbe auf dem einfachsten Fortgange der Beobachtung beruhe, die Beobachtung zum Versuch zu steigern sei, und wie dieser endlich zum Resultate führe.

1009. Wenn die Hoffnungen sich verwirklichen, daß die Menschen sich mit allen ihren Kräften, mit Herz und Geist, mit Verstand und Liebe vereinigen und von einander Kenntniß nehmen, so wird sich ereignen, woran jetzt noch kein Mensch denken kann. Die Mathematiker werden sich gefallen lassen, in diesen allgemeinen sittlichen Weltbund als Bürger eines bedeutenden Staates aufgenommen zu werden und nach und nach sich des Dünkels entäußern, als Universalmonarchen über Alles zu herrschen; sie werden sich nicht mehr belgeben lassen, Alles für nichtig, für inexact, für unzulänglich zu erklären, was sich nicht dem Kalkul unterwerfen läßt.

1007. Vergl. oben Nr. 914.

1009 bis 1011. Vergl. oben Nr. 865, 868 und 869. Der Anfang von Nr. 1009 erinnert an Goethe's „Eine Heerde und Ein Hirt" (Briefw. mit Knebel, Nr. 597 und 598. Dezember 1822).

1010. Wir müssen erkennen und bekennen, was Mathematik sei, wozu sie der Naturforschung wesentlich dienen könne, wo hingegen sie nicht hingehöre, und in welche klägliche Abirrung Wissenschaft und Kunst durch falsche Anwendung seit ihrer Regeneration gerathen sei.

1011. Die Mathematiker sind eine Art Franzosen: redet man zu ihnen, so übersetzen sie es in ihre Sprache, und dann ist es alsobald ganz etwas Anderes.

1012. Wer das Falsche vertheidigen will, hat alle Ursache, leise aufzutreten und sich zu einer feinen Lebensart zu bekennen. Wer das Recht auf seiner Seite fühlt, muß derb auftreten; ein höfliches Recht will gar nichts beißen.

1013. Deswegen sagte man ganz richtig: „wer die Menschen betrügen will, muß vor allen Dingen das Absurde plausibel machen."

1014. Man datirt von Bacon von Verulam eine Epoche der Erfahrungs-Naturwissenschaften. Ihr Weg ist jedoch durch theoretische Tendenzen oft durchschnitten und ungangbar gemacht worden. Genau besehen, kann und soll man von jedem Tag eine neue Epoche datiren.

1015. Schon jetzt erklären die Meister der Naturwissenschaften die Nothwendigkeit monographischer Behandlung und also das Interesse an Einzelnheiten. Dies ist aber nicht denkbar ohne eine Methode, die das Interesse an der Gesammtheit offenbart. Hat man das erlangt, so braucht man freilich nicht in Millionen Einzelnheiten umherzutatten.

1016. Begriff ist Summe, Idee Resultat der Erfahrung; jene zu ziehen, wird Verstand, dieses zu erfassen, Vernunft erfordert.

1014. Ausführlich ist Bacon besprochen am Schlusse der dritten Abtheilung der „Geschichte der Farbenlehre".

1016. Der Verstand als das Vermögen der Begriffe, die Vernunft als das der Ideen.

1017. Nicht alles Wünschenswerthe ist erreichbar, nicht alles Erkennungswerthe erkennbar.

1018. Je weiter man in der Erfahrung fortrückt, desto näher kommt man dem Unerforschlichen; je mehr man die Erfahrung zu nutzen weiß, desto mehr sieht man, daß das Unerforschliche keinen praktischen Nutzen hat.

1019. Das schönste Glück des denkenden Menschen ist, das Erforschliche erforscht zu haben und das Unerforschliche ruhig zu verehren.

1020. Derjenige, der sich mit Einsicht für beschränkt erklärt, ist der Vollkommenheit am Nächsten.

1017. Vergl. mit der zweiten Hälfte des Satzes unten Nr. 1047.

1018. Der erste Satz ist in dem Spruch enthalten:

„Willst Du ins Unendliche schreiten,
Geh nur im Endlichen nach allen Seiten!" (Werke, II. S. 315.)

Vergl. oben Nr. 59.

1019. Seinen letzten Brief an Boisserée, vom 25. Februar 1832 (s. Boisserée, „I. S. 591, und Werke, 40bd. A., XL. S. 106), schließt Goethe: „Ich habe immer gesucht, das möglichst Erkennbare, Bildbare, Anwendbare zu ergreifen .... Hiedurch bin ich für mich an die Grenze gelangt, dergestalt, daß ich da anfange zu glauben, wo Andere verzweifeln, und zwar Diejenigen, die vom Erkennen zu viel verlangen, und, wenn sie nur ein gewissen dem Menschen Beschiedenes erreichen können, die größten Schätze der Menschheit für nichts achten. So wird man aus dem Ganzen ins Einzelne und aus dem Einzelnen ins Ganze getrieben, man mag wollen oder nicht." Und Hegel hatte schon am 29. Februar 1821 an Goethe geschrieben: „Wenn ich mir wol auch sinde, daß Sie das Gebiet eines Unerforschlichen und Undegreiflichen ungefähr eben dahin verlegen, wo wir Haufen, eben dahin, von wo heraus wir Ihre Ansichten und Urphänomene rechtfertigen, bezweifen ꝛc." (S. a. a. O., S. 48 und S. 197 des Briefwechsels mit Reinhard.) Vergl. die Unterhaltung mit Müller vom 11. April 1827 (S. 112): „Es giebt in der Natur ein Zugängliches und ein Unzugängliches ꝛc.", den Brief an Eckermann a. d. J. 1830 (II. S. 243): „Die Grenze des Undegreiflichen, wo man sich dann, nach großem Gewinn, gar wol bescheiden kann. Alle Probleme der alten und neuen Welt vermochten auch nicht weiter zu gelangen." Note (s. oben Nr. 231) hatte die Frage erörtert, „inwiefern wir ein Unerforschtes für unerforschlich erklären dürfen," worauf Goethe die Antwort gab, „daß es dem Menschen gar wohl zieme, ein Unerforschliches anzunehmen, daß er dagegen aber seinem Forschen keine Grenze zu sehen habe" (Werke, 40bd. A., XL. S. 231). „So auch mit der Welt! Liege sie anfangs und endlos vor uns, unergreift sei die Ferne, undurchdringlich die Nähe, es sei sei Aner wie weit der Menschengeist in seine und ihre Geheimnisse zu dringen vermöchte, werde nie bestimmt noch abgeschlossen!" (Das., XXXVI. S. 219 und 220).

1020. Vergl. oben Nr. 387, 388 und 654.

1021. Was die Wiſſenſchaften am Meiſten retardirt, iſt, daß Diejenigen, die ſich damit beſchäftigen, ungleiche Geiſter ſind.

1022. Es iſt ihnen wol Ernſt; aber ſie wiſſen nicht, was ſie mit dem Ernſt machen ſollen.

1023. Vor zwei Dingen kann man ſich nicht genug in Acht nehmen: beſchränkt man ſich in ſeinem Fache, vor Starrſinn, tritt man heraus, vor Unzulänglichkeit.

1024. Das Unzulängliche widerſtrebt mehr, als man denken ſollte, dem Auslangenden.

1025. Die Menſchen, da ſie zum Nothwendigen nicht hinreichen, bemühen ſich ums Unnütze.

1026. Im ſechzehnten Jahrhundert gehören die Wiſſenſchaften nicht dieſem oder jenem Menſchen, ſondern der Welt. Dieſe hat ſie, beſitzt ſie, und der Menſch ergreift nur den Reichthum.

1027. Das Jahrhundert iſt vorgerückt; jeder Einzelne aber fängt doch von vorne an.

Sechſte Abtheilung.*)

1028. Das Höchſte, was wir von Gott und der Natur erhalten haben, iſt das Leben, die rotirende Bewegung der Monas

1026. Vergl. den Schluß der dritten Abth. der „Geſchichte der Farbenlehre", „Sechzehntes Jahrhundert": „Schon iſt es Jedem bequem, ſich an dem Errungenen zu üben, das Gewonnene zu genießen, die freigemachten Räume zu durchlaufen," ſo wie das vorher und nachher Gelagte.

*) Die nachſtehenden, von uns als Sechſte Abtheilung angeſchloſſenen Sprüche ſind dem im Jahre 1822 erſchienenen vierten Hefte der Goethe'ſchen Schrift „Zur Morphologie" (I. S. 314 und 315 und, von Nr. 1033 an, S. 360 bis 365) entnommen. In der Quartausgabe von 1836 wurden ſie zuerſt wieder abgedruckt (I, 1, S. 475 und 476) und zwar, wie demnächſt auch in allen folgenden Ausgaben, als Anhang der Sprüche über Natur unter der Ueberſchrift: „Nachträglich." Der Zeit nach würde dieſe Abtheilung zum größern Theil gleich auf die obige erſte Natur-Abtheilung folgen, wenn auch einzelne Sprüche der andern Natur-Abtheilungen älter ſein mögen.

1028 bis 1032. Vgl. v. Schön (I. Vorwhagen, Blätter aus der preuß. Geſch., I. S. 283 u. 361 u. IV. S. 7 u. 56), den Goethe von ſeinen frühern Karlsbader Beſuchen

um sich selbst, welche weder Rast noch Ruhe kennt; der Trieb, das Leben zu hegen und zu pflegen, ist einem Jeden unverwüstlich eingeboren, die Eigenthümlichkeit desselben jedoch bleibt uns und Andern ein Geheimniß.

1029. Die zweite Gunst der von oben wirkenden Wesen ist das Erlebte, das Gewahrwerden, das Eingreifen der lebendigbeweglichen Monas in die Umgebungen der Außenwelt, wodurch sie sich erst selbst als innerlich Grenzenloses, als äußerlich Begrenztes gewahr wird. Ueber dieses Erlebte können wir, obgleich Anlage, Aufmerksamkeit und Glück dazu gehört, in uns selbst klar werden; Andern bleibt aber auch dies immer ein Geheimniß.

1030. Als Drittes entwickelt sich nun dasjenige, was wir als Handlung und That, als Wort und Schrift gegen die Außenwelt richten; dieses gehört derselben mehr an als uns selbst, so wie sie sich darüber auch eher verständigen kann, als wir es

ber kannte (s. „Annalen" von 1808 und 1817), und dessen „Irrthümer und Wahrheiten" er 1824 in „Kunst und Alterthum" besprach, hatte, veranlaßt durch Goethe's Werk „Zur Morphologie", gleichfalls ein Heft „zur Morphologie" 1821 herausgegeben und darin Goethe's naturwissenschaftliche Methode eingehend erörtert. Als „Einleitung" seines vierten Heftes hob Zelter Aufsätze aus jenem Hefte und schloß daran die obigen Sprüche, zunächst 1028 bis 1032, mit folgendem einführenden Worten: „Vorliegendes konnte mir nicht anders als höchst willkommen sein; denn, so wenig es wünschenswerth ist, daß Andere uns in unserm Thun und Lassen nachahmen, so erfreulich ist es, ja erbaulich, wenn sie diejenigen Principien, wornach wir handeln insofern sie rein menschlich sind, in sich selbst entdecken, hiernach aber ihre Lebens- und Kunstbildung, soweit einzurichten genöthigt werden. Durch diese Betrachtung finde ich mich bewogen, noch Einiges aphoristisch hinzuzufügen." Nun folgen unmittelbar obige Sprüche. Sie dürften an Aeußerungen von Schiß an, wie folgende: „Die Verbindung mit Lebensereignissen bringt historischen Geist in das Unternehmen" (der Goethe'schen Schriften zur Naturwissenschaft und Morphologie). „Wenn nun darum Geist inniger wie Andern Innen- und Außenwelt zusammen, so scheint er als wahrhaft historisch nur Selbsterlebtes bezeichnen zu können."

Nr. 1028 u. 1029 schließen sich genau an die beiden ersten Strophen der „Orphischen Urworte" (Werke, II. S. 24.) an, nur daß dort die aus den Unterhaltungen Goethe's mit Falk bekannte Beziehung auf die Leibnitz'sche Monadenlehre fehlt. Mit der Note von 1028 vergl. die Verse: „Wie das Geform sie" (Werke, II. S. 351) und mit dem Schlusse den Spruch:

„Wer suchte die Menschen zu benennen
Und glaubt am Namen sie zu kennen.
Wer tiefer sieht, gerieth sich hier.
Es ist was Anonymes daher" (Ges. II. S. 337).

ſelbſt vermögen; jedoch fühlt ſie, daß ſie, um recht klar darüber zu werden, auch von unſerm Erlebten ſo viel als möglich zu erfahren habe. Weshalb man auch auf Jugendanfänge, Stufen der Bildung, Lebenseinzelnheiten, Anekdoten und dergleichen höchſt begierig iſt.

1031. Dieſer Wirkung nach außen folgt unmittelbar eine Rückwirkung, es ſei nun, daß Liebe uns zu fördern ſuche, oder Haß uns zu hindern wiſſe. Dieſer Konflikt bleibt ſich im Leben ziemlich gleich, indem ja der Menſch ſich gleich bleibt und eben ſo alles dasjenige, was Zuneigung oder Abneigung an ſeiner Art zu ſein empfinden muß.

1032. Was Freunde mit und für uns thun, iſt auch ein Erlebtes; denn es ſtärkt und fördert unſere Perſönlichkeit. Was Feinde gegen uns unternehmen, erleben wir nicht, wir erfahren's nur, lehnen's ab und ſchützen uns dagegen wie gegen Froſt, Sturm, Regen und Schloſſenwetter oder ſonſt äußere Uebel, die zu erwarten ſind.

1033. Man mag nicht mit Jedem leben, und ſo kann man auch nicht für Jeden leben; wer das recht einſieht, wird ſeine Freunde höchlich zu ſchätzen wiſſen, ſeine Feinde nicht haſſen noch verfolgen; vielmehr erlangt der Menſch nicht leicht einen größeren Vortheil, als wenn er die Vorzüge ſeiner Widerſacher gewahr werden kann: dies giebt ihm ein entſchiedenes Uebergewicht über ſie.

1034. Geben wir in die Geſchichte zurück, ſo finden wir überall Perſönlichkeiten, mit denen wir uns vertrügen, andere, mit denen wir uns gewiß in Widerſtreit befänden.

1035. Das Wichtigſte bleibt jedoch das Gleichzeitige, weil es ſich in uns am Reinſten abſpiegelt, wir uns in ihm.

1032. Vergl. die Stelle: „Widerſacher kommen nicht in Betracht ꝛc.“ (Werke, 40bd. A. XI. S. 445) und mit dem Schluß den Vers:

„Dergleichen will auch mir begegnen:
Bin unter Dache, laſſ' es regnen“ (Werke, II. S. 386).

1033. Der Anfang, umgeſtellt, bereits in Nr. 219. Ebenſo iſt das über die Vorzüge der Widerſacher Geſagte Wiederholung von Nr. 626.

1036. Kato ward in seinem Alter gerichtlich angeklagt, da er denn in seiner Vertheidigungsrede hauptsächlich hervorhob, man könne sich vor Niemand vertheidigen als vor Denen, mit denen man gelebt habe. Und er hat vollkommen Recht: wie will eine Jury aus Prämissen urtheilen, die ihr ganz abgehen? Wie will sie sich über Motive berathen, die schon längst hinter ihr liegen?

1037. Das Erlebte weiß Jeder zu schätzen, am Meisten der Denkende und Nachsinnende im Alter; er fühlt mit Zuversicht und Behaglichkeit, daß ihm das Niemand rauben kann.

1038. So ruhen meine Naturstudien auf der reinen Basis des Erlebten; wer kann mir nehmen, daß ich 1749 geboren bin, daß ich (um Vieles zu überspringen) mich aus Erxleben's Naturlehre erster Ausgabe treulich unterrichtet, daß ich den Zuwachs der übrigen Editionen, die sich durch Lichtenberg's Aufmerksamkeit grenzenlos anhäuften, nicht etwa im Druck zuerst gesehen, sondern jede neue Entdeckung im Fortschreiten sogleich vernommen und erfahren; daß ich, Schritt für Schritt folgend, die großen Entdeckungen der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts bis auf den heutigen Tag wie einen Wunderstern nach dem andern vor mir aufgehen sehe. Wer kann mir die heimliche Freude nehmen, wenn ich mir bewußt bin, durch fortwährendes, aufmerksames Bestreben mancher großen, weltüberraschenden Entdeckung selbst so nahe gekommen zu sein, daß ihre Erscheinung gleichsam aus meinem eignen Innern hervorbrach und ich nun die wenigen Schritte klar vor mir liegen sah, welche zu wagen ich in düsterer Forschung versäumt hatte.

1036. Nach Plutarch. Vergl. oben Nr. 339. Daß man nur durch Seinesgleichen gerichtet werden könne, sagte bereits der Hofrath in Goethe's „Aufgeregten" (III, 1). Das Bild der Jury auch oben in Nr. 333 und 359.

1037 und 1038 führen die vorher akzentuirten Worte von Schiz weiter aus. Die „aufgehenden Wundersterne" erinnern an das spätere, ausgeführtere Bild oben Nr. 331 und besonders 960. Wie Goethe oben sagt: „wer kann mir nehmen, daß ꝛc.", so Humann (Schriften, IV, S. 17): „Das Individuelle meiner Autorschaft und ihres Ausgangs bleibt immer mein Eigenthum, das mir nicht entwendet werden kann."

1039. Wer die Entdeckung der Luftballone mit erlebt hat, wird ein Zeugniß geben, welche Weltbewegung daraus entstand, welcher Antheil die Luftschiffer begleitete, welche Sehnsucht in so viel tausend Gemüthern hervordrang, an solchen längst verausgesetzten, vorausgesagten, immer geglaubten und immer unglaublichen gefahrvollen Wanderungen theilzunehmen, wie frisch und umständlich jeder einzelne glückliche Versuch die Zeitungen füllte, zu Tagesbetten und Kupfern Anlaß gab, welchen zarten Antheil man an den unglücklichen Opfern solcher Versuche genommen. Dies ist unmöglich selbst in der Erinnerung wiederherzustellen, so wenig als wie lebhaft man sich für einen vor dreißig Jahren ausgebrochenen höchst bedeutenden Krieg interessirte.

1040. Die schönste Metempsychose ist die, wenn wir uns im Andern wieder auftreten sehen.

1041. Professor Zauper's deutsche Poetik aus Goethe, so wie der Nachtrag zu derselben, Wien 1822, darf dem Dichter wol einen angenehmen Eindruck machen; es ist ihm, als wenn er an Spiegeln vorbeiginge und sich im günstigsten Lichte dargestellt erblickte.

1039. Das Erlebniß fiel in das Jahr 1783. „Zu seinen (Goethe's) Lieblingsgedanken gehörten auch die damals durch die Gebrüder Montgolfier aufgekommenen aërostatischen Versuche. Einem durch Ueberredung veranlaßten Versuche Sömmering's hatte er auf seiner Reise zu Kassel beigewohnt. In Weimar hatte der Bergrath und Apotheker Buchholz sich mit wenigem Glück darin versucht. Auch der Herzog nahm daran lebhaften Antheil; er ließ sich die betreffende Schrift von Faujas de St. Fond (Description de la machine aérostatique de M. de Montgolfier) kommen, und „seitdem wird in aller Stille an einer machine gearbeitet, welcher ich vielen Succes wünsche," schreibt Wieland am 5. Januar 1784" (Düntzer, Goethe und Karl August, 1861. I. S. 184). S. auch die Briefe von Goethe und dessen Mutter an Friedrich Freih. v. Stein (1846), in welchen jene ersten Luftschifffahrten in der Farbe der Zeit besprochen werden.

1040. Seelenwanderung. In den ägyptischen Todtenkammern wurde die Geschichte der Seele nach dem Tode dargestellt; von da kam der Gedanke später nach Griechenland. Der Spruch leitet die nächstfolgenden ein.

1041. Der katholische Professor Zauper zu Pilsen hatte Goethe die oben bezeichnete Schrift zugesendet, worauf Dieser am 9. April 1821 antwortete. Er sagt in der Antwort: „Da Sie so genau von mir unterrichtet sind, mein Können, Wollen und Thun so liebevoll durchdringen, werden Sie Sich selbst sagen, was Ihr schätzbares Büchlein auf mich gewirkt hat. Zu guter Stunde empfing ich's und

1042. Und wäre es denn anders? Was der junge Freund an uns erlebt, ist ja gerade Handlung und That, Wort und Schrift, die von uns in glücklichen Momenten ausgegangen sind, zu denen wir uns immer gern bekennen.

1043. Gar selten thun wir uns selbst genug; desto tröstender ist es, Andern genug gethan zu haben.

1044. Wir sehen in unser Leben doch nur als in ein zerstückeltes zurück, weil das Versäumte, Mißlungene uns immer zuerst entgegentritt und das Geleistete, Erreichte in der Einbildungskraft überwiegt.

1045. Davon kommt dem theilnehmenden Jüngling nichts zur Erscheinung; er sieht, genießt, benutzt die Jugend eines Vorfahren und erbaut sich selbst daran aus dem Innersten heraus, als wenn er schon einmal gewesen wäre, was er ist.

1046. Auf ähnliche, ja gleiche Weise erfreuen mich die mannichfaltigen Anklänge, die aus fremden Ländern zu mir gelangen. Fremde Nationen lernen erst später unsere Jugendarbeiten kennen; ihre Jünglinge, ihre Männer, strebend und thätig, sehen ihr Bild in unserm Spiegel, sie erfahren, daß wir das, was sie wollen, auch wollten, ziehen uns in ihre Gemeinschaft und täuschen mit dem Schein einer rückkehrenden Jugend.

---

sah nun, wahrhaft gerührt, mich vor mir selbst, in einer langen Reihe von Vorsätzen, Gefühlen, Gesinnungen und Thätigkeiten klebend vorüberziehen, wie sich freilich das Leben Dem, der es selbst durchgeführt hat, nicht darstellen kann," und in einem spätern Briefe: „daß Sie mir durch Ihre Entwickelungen den besonderen Vortheil verschaffen, meine eigenen vielfachen Bedürfen in einem abgespiegelten Zusammenhange zu sehen" (Kayser, Studien über Goethe, Wien. 1840. II. S. 217 und 219). Beide lernten sich 1821 kennen und blieben in Briefwechsel bis zu Goethe's Tode.

1043. Vergl. oben Nr. 44.

1044. „Das Rechte, das ich viel gethan,
Las sieht mich nun nicht weiter an;
Aber das Falsche, das mir entschlüpft,
Wie ein Gespenst mir vor Augen hüpft" (Werke, II. S. 330).

1045 bezieht sich hauptsächlich auf Lord Byron, noch nicht auf die französischen Globisten oder Carlyle.

1047. Die Wiſſenſchaft wird dadurch ſehr zurückgehalten, daß man ſich abgiebt mit dem, was nicht wiſſenswerth, und mit dem, was nicht wißbar iſt.

1048. Die höhere Empirie verhält ſich zur Natur, wie der Menſchenverſtand zum praktiſchen Leben.

1049. Vor den Urphänomenen, wenn ſie unſern Sinnen enthüllt erſcheinen, fühlen wir eine Art von Scheu, bis zur Angſt. Die ſinnlichen Menſchen retten ſich ins Erſtaunen; geſchwind aber kommt der thätige Kuppler Verſtand und will auf ſeine Weiſe das Edelſte mit dem Gemeinſten vermitteln.

1050. Die wahre Vermittlerin iſt die Kunſt. Ueber Kunſt ſprechen, heißt die Vermittlerin vermitteln wollen, und doch iſt uns daher viel köſtliches erfolgt.

1051. Es iſt mit den Ableitungsgründen wie mit den Eintheilungsgründen; ſie müſſen durchgehen, oder es iſt gar nichts dran.

1052. Auch in Wiſſenſchaften kann man eigentlich nichts wiſſen; es will immer gethan ſein.

1053. Alles wahre Apercü kommt aus einer Folge und bringt Folge. Es iſt ein Mittelglied einer großen produktiv aufſteigenden Kette.

1047. Vergl. oben Nr. 1017.

1049. Der erſte Satz Wiederholung von Nr. 789.

1050. Daß die Kunſt das „Edelſte mit dem Gemeinſten“ (Schluß der vorigen Nummer) zu vermitteln im Stande ſei, indem ſie das Letztere adle, iſt in Nr. 497 ausgeführt. Parallelſtellen oben Nr. 214, 396 und 703.

1052. „So wiederhole ich die meinige (Ueberzeugung), daß man auf dieſen höheren Stufen nicht wiſſen kann, ſondern thun muß“ (oben Nr. 775 und 776). Vergl. Nr. 484.

1053. S. oben die gleichzeitige Nr. 973. „Die Natur kann zu Allem, was ſie machen will, nur in einer Folge gelangen“ (Goethe, am 19. März 1807, an Riemer, Briefe, S. 311. S. auch S. 338).

1054. Die Wissenschaft hilft uns vor Allem, daß sie das Staunen, wozu wir von Natur berufen sind, einigermaßen erleichtere, sodann aber, daß sie dem immer gesteigerten Leben neue Fertigkeiten erwecke, zu Abwendung des Schädlichen und Einleitung des Nutzbaren.

1055. Man klagt über wissenschaftliche Akademien, daß sie nicht frisch genug ins Leben eingreifen; das liegt aber nicht an ihnen, sondern an der Art, die Wissenschaft zu behandeln, überhaupt.

1054. „So entzückt uns denn auch in diesem Fall, wie in den übrigen, an Plato die heilige Scheu (wie W. v. Humboldt „Goethe's göttliche Scheu"), wowit er sich der Natur nähert, die Vorsicht, womit er sie gleichsam nur umtastet und bei näherer Bekanntschaft vor ihr sogleich wieder zurücktritt, jenes Erstaunen, das, wie er selbst sagt, den Philosophen so gut kleidet" (Beförd. der Farbenl. I. Abth.). In diesem Sinne läßt Goethe auch Faust sagen:
„Das Schaudern ist der Menschheit bestes Theil" (Werke, XIII. S. 51).

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

Regiſter.

I.

Die Sprüche in alphabetiſcher Ordnung nach den Anfangsworten.

	Nr.
Abbildungen, Wortbeſchreibg.	974
„Aber die Menſchen . . .	432
Aber in einem jeden Kreiſe .	25
Aber man muß wiſſen, wo .	632
Recht äſthetiſch-didaktiſch . .	337
Albrecht Dürern förderte ein	728
Alle Empiriker ſtreben nach .	639
Alle Gegner einer geiſtreichen	114
Alle Geſetze ſind von Alten.	481
Alle Männer vom Fach ſind	825
Alle Menſchen, wie ſie zur .	304
Alle Myſtik iſt ein	296
Alle praktiſche Menſchen . .	642
Alle Travers, die veralten, .	92
Alle unmittelb. Aufforderg. .	564
Allein kann der Menſch nicht	777
Allen andern Künſten muß .	330
Alles Abſtrakte wird durch .	52
Alles Geſcheite iſt ſchon . .	1
Alles Ideelle, ſobald es vom	274
Alles iſt einfacher, als man.	980
„Alles iſt gleich, Alles . .	434
Alles Lebendige bildet eine .	791
Alles Lyriſche muß im . .	123
Alles Spinoziſtiſche in der .	281
Alles Vortreffliche beſchränkt	307
Alles wahre Verdrüß kommt .	1063
Alles, was entſteht, ſucht .	981
Alles, was unſern Geiſt . .	39
Alles, was wir Erfinden .	903

	Nr.
Alles, was wir treiben . . .	282
Allgemeine Bearriſſe . . .	15
Allgemeines Kauſal-Verh. .	232
Als Drittes entwickelt ſich .	1030
Als getrennt muß ſich . . .	914
„Alle war in der Kunſt noch	682
Altes Fundament ehrt man	889
Am Widerwärtigſten ſind .	907
„Aemilium Paulum virum.	238
An den Fehlern erkennt man	427
„An meinen Bildern müßt .	737
Anaxagoras lehrt, daß alle .	562
Anſtatt meinen Worten . .	113
Apokrypha. Wichtig wäre	573
Arden von Feversham.	317
Auch Bücher haben ihr . .	153
Auch einſichtige Menſchen .	516
„Auch gefallen mir die . .	505
Auch jetzt im Augenblick . .	508
Auch in Wiſſenſchaften . .	1052
Auch iſt ſchmecken iſt ſie. . .	989
Auf ähnliche, ja gleiche Weiſe	1046
Auf dem heiligen Joſeph . .	700
Auf der Negation ruht alle	766
Auf die primären, die . . .	964
Auf dieſe heitere Parabeſe .	876
Aufrichtig zu ſein, kann ich .	198
Aus dem Größten wie aus .	843
Aus dem Himmel wurden .	464
Aus dieſem Grunde geſchieht	828

	Nr.
Aus vielen Skizzen endlich .	741
Ausgezeichnete Personen sind	87
Autorität, daß nämlich . .	888
Autorität. Ohne sie . .	842
Begegnet uns Jemand, der	405
Begreiflich ist jedes . . .	905
Begriff ist Summe, Idee .	1016
Beharre, wo Du stehst! — .	890
Bei Betrachtung der Natur	944
Bei den Griechen, deren .	609
Bei den vielfachsten Studien	525
Bei Erweiterung des . . .	811
Bei Gelegenheit d. Berlinisch.	693
Bei jedem Kunstwerk, groß .	234
Bei leichter Berührbarkeit .	523
Bei Unvorsichtigkeiten ist .	137
Beide jedoch finden sich im .	640
Bemalung und Punktirung .	103
Beschaue doch jeder junge .	756
Besieht man es genauer, so	451
„Blasen ist nicht flöten. . .	16
„Bonus vir semper tiro.“ .	242
Carteslus schrieb sein Buch .	830
Charakter im Großen . . .	587
Charaktere machen oft die .	301
Chinesische, indische	511
Christliche Mystiker sollte .	297
Da Diejenigen, welche . .	844
Da ich mit d. Naturwiss. .	892
Da nun den Menschen . .	894
Da seit einiger Zeit meiner .	839
Da wir denn doch zu dieser	358
„Da wir überzeugt sind, daß	678
Dabei bleibt er ebenso . .	860
Dafür steht ja aber der . .	896
Daher ist d. schönste Zeichen .	540
Darunthun wäre, welches .	1008
Das Abwarten, mit Geschmack	323
Das Abwesende wirkt auf .	57
Das Allgemeine eines solchen	552
Das Allgemeine u. Besondere	910
Das Altertum setzen wir .	259
Das Besondere unterliegt .	212
Das Beste, was wir von der	30
Das Betragen ist ein Spiegel	383
Das deutsche Theater befindet	764
Das Eigentümliche müßte .	375
Das eigentlich Unvernünftige	139
Das eigentlich wohrhaft Gute	128
Das Einfache durch das . .	952
Das Element der Lüsternheit	531
Das Erlebte weiß Jeder . .	1037
Das Erste und Letzte, was .	547
Das Falsche hat den Vortheil	928
Das Faßliche gehört der . .	292
Das Fürtreffliche ist . . .	237
Das Gedächtniß mag immer	110
Das Gemeine muß man . .	309
Das Genie übt eine Art . .	550
„Das Gesicht ist der edelste .	492
Das höchste Glück ist das .	46
Das Höchste wäre, zu . . .	916
Das Höchste, was wir . .	1028
Das Jahrhundert ist . . .	1027
Das Interesse an ihnen wird	851
Das ist die wahre Symbolik	273
„Das kleinste Haar wirft .	81
Das kommt daher, weil das	827
Das Lächerliche entspringt .	414
Das längst Gefundene wird	116
Das Leben, so gemein es .	185
Das Lebendige hat die Gabe	382
Das Manierirte ist ein . .	669
Das Naive als natürlich .	696
Das Närrischste ist, daß .	924
Das neunzehnte Jahrhundert	851
Das poetische Talent ist . .	488
Das Publikum will wie . .	628
Das Recht dringt auf . . .	66
Das Romantische ist schon .	604
Das schädlichste Vorurtheil :	858
Das Schöne ist eine . . .	197
Das schönste Glück des . .	1019
Das Schwierige leicht . .	389
Das sogenannte Romantische	195
Das Thier wird durch seine	561
Das wecken Name, das . .	726
Das unheilbare Uebel . . .	574
Das unmittelb. Gewahrwerd.	789
Das Unsterbliche ist nicht .	441
Das Unzulängliche widersteht	1024
Das Verhältniß der Künste .	656
Das Verhältniß zu seiner .	532
Das Wahre fördert . . .	957
Das Wahre, Gute und . .	608
Das Wahre ist eine Fackel .	157

	Nr.		Nr.
Das Wahre ist gottähnlich .	430	Der geringste Mensch kann .	18
Das Was des Kunstwerks .	696	Der Glaube ist ein häuslich	150
Das werden aber d. Menschen	898	Der Granit verwittert auch .	802
Das Wichtigste bleibt jedoch	1035	Der Grund aller	765
Das Wort: es solle kein . .	453	Der Handelnde ist immer .	162
Das Wort Schule, wie man	763	Der Haß ist ein ätzendes . .	168
Das Zufällig Wirkliche, an .	102	Der herrliche Kirchengesang.	196
Das Zurückführen der . .	801	Der Hofmeister kann . . .	1003
Das Friedrich der Große .	514	Der Humor ist eins der . .	701
Das man gerade nur denkt.	644	Der Irrthum ist recht gut .	91
Das Menschen dasjenige . .	271	Der Irrthum ist viel leichter	179
Das Neuren bei seinen . .	787	Der Irrthum verhält sich .	290
Daran kommt dem	1045	Der Irrthum wiederholt sich	251
Dem thätigen Menschen . .	99	Der ist der glücklichste . .	153
Den Deutschen ist nichts . .	182	Der junge Künstler geselle .	747
Den einzelnen Verkehrtheiten	352	Der junge Künstler versäume	749
Den Stoff sieht Jedermann	248	Der Kampf des Alten . .	305
Den teleologischen Beweis .	571	Der Laie mag das glauben.	715
Den Timon fragte Jemand.	164	Der lebendig begabte Geist .	553
Denke nur Niemand, daß .	586	Der Magnet ist ein . . .	780
„Denn das Gesetz haben die	435	Der Mathematiker ist . . .	996
„Denn die Götter lehren . .	433	Der Mathematiker ist nur .	860
Denn eben wenn man . .	637	Der Mensch an sich selbst .	884
„Denn indem die Form, in .	684	Der Mensch begreift niemals	216
Denn sie sind eigentlich . .	850	Der Mensch findet sich mitten	938
Denn wir glauben	983	Der Mensch ist als wirklich .	349
Der Aberglaube gehört zum	35	Der Mensch ist genügsam .	556
Der Aberglaube ist die . .	184	Der Mensch muß bei dem .	904
Der ächte Schüler lernt . .	431	Der Mensch wäre nicht der.	115
Der allgemeine neuere . .	943	Der Menschenverstand, der .	636
Der Alte verliert eins der .	330	Der Menschenverstand wird	308
Der Appell an die Nachwelt	221	Der Müller denkt, es wachse	131
Der Augenblick ist eine Art .	589	Der Mysticismus ist die . .	328
Der Bach ist dem Müller .	49	Der Newtonische Irrthum .	840
Der Begriff von Entstehen .	882	Der Newtonische Versuch .	999
Der denkende Mensch hat .	932	Der Philolog ist angewiesen	670
Der denkende Mensch irrt .	641	Der Rhythmus hat etwas .	169
Der Despotismus fördert .	240	Der Roman ist eine . . .	126
Der Deutsche hat Freiheit .	79	Der Schmutz ist glänzend .	130
Der Deutsche läuft keine . .	512	Der Schnee ist eine erlegene	120
Der Dichter ist angewiesen .	671	Der Schulmann, indem er .	460
Der eigentliche Obskurant. .	151	Der sinnliche Mensch lacht .	415
„Der eine Bruder brach . .	166	Der Sprache liegt zwar die .	996
Der eingeborenste Begriff. .	798	Der thörigte von allen . .	175
Der Engländer ist Meister. .	931	Der Umgang mit Frauen ist	378
Der Frauenhofer'sche Versuch	1001	Der Undank ist immer eine.	199
Der für dichterische	461	Der unschätzbare Vortheil .	486
Der Gemein Verstand, der .	61	Der Verständige findet fast .	416

	Nr.
Der Verständige regiert nicht	482
Der Vortheil, den sich der .	753
Der zur Vernunft geborene .	761
Derjenige, der sich mit . .	1020
Des tragischen Dichters . .	772
Deshalb hat die Petersburger	838
Deshalb ist die Bibel . . .	284
Deshalb leben Kinder . .	300
Deswegen läßt sich bemerken	42
Deswegen sagte man ganz .	1013
Deswegen sind Bücher . .	813
„Deutlichkeit ist eine gebörige	172
Die Afterweisen suchen . .	857
Die Allegorie verwandelt .	742
Die Analogie hat zwei . .	900
Die angenehmst. Gesellschaften	412
Die Arbeit macht d. Gesellen	70
Die außerordentlich. Männer	792
Die Bedeutsamkeit der . .	26
Die bildende Kunst ist. . .	695a
Die Botaniker haben . . .	17
Die Deutschen sollten . . .	299
Die Deutschen, und sie nicht	960
Die Dialektik ist die . . .	618
Die Dilettanten, wenn sie .	744
Die Dunkelheit gewisser . .	708
Die emirisch-sittliche Welt .	183
Die Erfahrung muß erst der	956
Die Form will so gut . .	723
Die Frage, ob man bei . .	965
Die Frage, wer höher steht .	354
Die Frage: woher hat's .	667
Die Franzosen haben . . .	446
Die französischen Worte . .	101
Die Fleißigkeit erwirbt. .	83
Die Gedanken kommen . .	266
Die gegenwärtige Welt ist .	584
Die Gegenwirkung eines .	558
Die Geheimnisse der . . .	428
Die Gelehrten sind meist .	176
Die Gegnerin des Herrn .	817
Die Geschichte der Philos.	892
Die Geschichte d. Menschh. ist	67
Die Gesch. d. Menschh. zeigt	781
Die große Aufgabe wäre. .	1007
Die große Schwierigkeit . .	362
Die größte Achtung, die . .	76
Die größte Wahrscheinlichkeit	319
Die größten Menschen . . .	336
Die größten Schwierigkeiten	520
Die größten Vortheile . .	376
Die Heiligkeit d. Kirchenmus.	692
Die Hindus der Wüste . .	138
Die höhere Empirie . . .	1048
Die höheren Forderungen .	725
Die Idee ist ewig und einig.	334
Die Irrthümer des Menschen	241
„Die Klugen haben . . .	158
Die Kreise des Wahren . .	818
Die Krystallegrabsie . . .	879
Die Kunst an und für sich .	697
„Die Kunst beschäftigt sich .	388
Die Kunst ist ein ernsthaftes	695
Die Kunst ist eine Vermittl.	703
Die Kunst kann Niemand .	171
Die Kunst ruht auf einer Art	690
Die Lehre von dem Gebrauch	540
Die Leidenschaft erhöht . .	425
Die Leidenschaften sind . .	422
Die liberalen Schriftsteller .	227
Die Literatur verdirbt sich .	605
Die Lust der Deutschen am .	74
Die Malerei ist	694
Die Mängel erkennt nur. .	45
Die Manifestation der Idee.	336
„Die Materie aber hatte . .	681
Die Mathematik ist. . . .	946
Die Mathematik vermag. .	949
Die Mathematiker sind eine .	1011
Die Mathem. i. wunderliche	1005
Die Meisterschaft gilt oft. .	275
Die Menge fragt	850
Die Menge kann tüchtige .	191
Die Menschen, da sie . .	1025
Die Menschen halten sich .	239
Die Menschen kennen . .	80
Die Menschen sind als S. 14	
Die Menschen sind durch . .	874
Die Menschen sind wie das.	253
Die Menschen verdrießt s. .	906
Die Menschen werden an sich	11
Die mimische Tanzkunst . .	330
Die Minterlichendanbler . .	822
Die Musik ist heilig . . .	690
Die nächsten fabischen . . .	980
Die Natur auffassen . . .	780

	Nr
Die Natur bekümmert sich .	819
Die Natur füllt mit ihrer .	980
Die Natur geräth auf . .	91
Die Natur hat sich so viel .	786
Die Natur verstimmt auf .	965
Die neueste Philosophie . .	445
Die orientalische Mystiker .	28
Die originalsten Autoren . .	589
Die Pflicht des Historikers .	350
Die Phänomene sind nichts .	967
Die Redekunst ist anzuweisen	672
Die Schreibart kann nie . .	177
Die schönste Metempsychose .	1040
Die schwer zu lösende Aufg.	625
Die Schwierigkeiten wachsen	400
Die Sentimentalität der . .	322
Die Sinne trügen nicht . .	557
Die sogenannten Naturdichter	111
Die Symbolik verwandelt .	743
Die Theorie an und für sich	51
Die Vernunft hat nur über .	940
Die Vernunft ist auf das .	896
Die vernünftige Welt ist .	4
Die Verwechselung eines . .	218
Die Vorsicht ist einfach, die .	135
Die Vorurtheile der Menschen	300
Die Wahlverwandten deuten auf	278
Die wahre Liberalität ist .	624
Die wahre Vermittlerin ist .	1060
Die wahren Weisen fragen .	856
Die Wahrheit gehört dem .	141
Die Wahrheit widerspricht .	269
Die Weisheit ist nur in der	77
Die Welt ist eine Glocke, die	206
Die Wirksamkeiten, auf die .	58
Die Wissenschaft hilft uns .	1054
Die Wissenschaft wird . .	1047
Die Wissenschaften, auch in .	863
Die Würde der Kunst . . .	629
Die Zeit ist selbst ein . .	215
Die Innerlichkeit junger .	207
Die zweite Gunst der von .	1029
Diejenigen, die das einige .	991
Diejenigen, welche widerive.	621
Dies ist es, was man . .	567
Dieser schnelle Wechsel von .	527
Dieser Wirkung nach außen .	1031
Dieses weiter auszuführen .	689
Dilettantismus, ernstlich . .	170
Doch mag dies auch . . .	517
Doch muß man auch hier .	475
Doctren kannst Du . . .	813
Durch das, was wir . . .	572
Durch die despotische . . .	93
Durch nichts bezeichnen die .	413
Ebenso begreift man nicht .	784
Ebenso geht's Allen, die .	712
Ebenso ist es mit d. Berechnen	865
Eigenthümlichkeit des . . .	708
Eigenthümlichkeit ruft . . .	31
Eigentlich kommt Alles auf .	542
Eigentlich lernen wir nur .	386
Eigentlich weiß man nur .	210
Eigenthümlicher Werth der . .	674
Ein alter gutmüthiger . . .	256
Ein Anderes ist d. Nachäffa.	746
Ein bedeutendes Faktum .	854
Ein beschränkter ehrlicher .	188
Ein Blatt vom Winde . .	578
Ein dramatisches Werk in .	774
Ein edler Philosoph sprach .	624
Ein Flickwerker aber ist ein .	448
Ein gebranntes Kind scheut .	583
Ein geistreicher Mann sagte	228
Ein großer Fehler: daß man	30
Ein großer Fehler, den wir .	799
Ein großes Uebel in den . .	955
Ein historisch. Menschengefühl	29
Ein Jeder leidet, der nicht .	291
Ein jeder Mensch sieht die .	935
Ein Jeder, weil er spricht .	160
Ein in natürlicher Wahrheit	673
Ein Künstler, der schätzbare .	709
Ein lebhafter Mann, . . .	600
„Ein lustiger Gefährte ist .	129
Ein Phänomen, ein Versuch	973
„Ein schätziges Kameel trägt	579
Ein Unterschied, der dem .	217
Ein unzugängliches Gebiet .	971
Ein Zustand, der alle Tage .	136
Ein zweijähriger Knabe . .	361
Einbildungskraft wird nur .	668
Eine allgemeine Ausbildung	519
Eine Ehrenik schreibt nur .	256
Eine eklektische Philosophie	447
Eine falsche Lehre läßt sich .	969

	Nr.
Eine freie Seele wie die . .	522
Eine gefallene Schreibt. S. 8	
Eine jede Idee tritt als . .	566
Eine Musik, die den heiligen	661
Eine Sammlung von . .	203
Eine Schule ist als ein . .	968
Eine solche Arbeit braucht .	755
Eine solche freundlich-belehr.	357
Eine thätige Stepsis ist die .	551
Eine völlige Gleichstellung .	770
Einem bejahrten Manne . .	417
Einen gerüsteten, auf S. 9 .	
Einem jeden wohlgesinnten .	247
„Einem Klugen widerfährt .	233
Einen Irrthum nenn' ich .	863
Einen Regenbogen, der eine .	148
Einen wunderſamen Anblick	771
Einer neuen Wahrheit . .	873
Einfalt ist eine verführliche .	597
Engländer und Franzosen .	606
Er betrachtet die Idee . .	347
Er fühlte einen entschiedenen	524
Er ist in Nichts ein Muster	535
Er scheint gar anmuthig . .	553
Er stand vor einem . . .	465
Erfahrung kann sich . . .	247
Erfüllte Pflicht empfindet .	44
Erlaubt uns in unsern . .	735
Erst hört man von Natur .	713
Es äußert sich jenes . . .	56
Es begegnet mir von Zeit .	21
Es begegnete und geschieht .	149
Es bleibt einem Jeden . .	109
Es darf sich Einer nur . .	388
Es gehört eine eigene . . .	933
Es geht uns mit Büchern .	356
Es geschieht nichts . . .	62
„Es giebt auch Unterkünfte	285
Es giebt eine enthusiastische .	288
Es giebt eine Heftigkeit . .	384
Es giebt eine Poesie ohne .	235
Es giebt eine zarte Empirie	906
Es giebt empirische	610
Es giebt Hypothesen, wo .	885
Es giebt im Menschen auch .	265
Es giebt kein äußeres . . .	382
Es giebt keine rationelle .	485
Es giebt keinen größeren .	382

	Nr.
Es giebt Menschen, die auf .	188
Es giebt Menschen, die gar .	210
Es giebt Menschen, die ihr .	343
Es giebt nichts Gemeines .	108
Es giebt nur zwei wahre .	462
Es giebt Pedanten, die . .	908
Es giebt Personen, denen .	165
Es giebt problematische . .	127
Es giebt, sagt man, für den	391
Es giebt viele Menschen, die	927
Es giebt wol zu diesem oder	778
Es giebt zwei friedliche . .	65
Es hat mit Euch eine . .	124
Es hört doch Jeder nur . .	622
„Es ist besser, das geringste	500
Es ist eben, als ob man .	277
Es ist eine Eigenheit, dem .	897
Es ist eine Forderung der .	98
Es ist eine schlimme Sache.	760
Es ist eine Tradition . . .	692
Es ist etwas unbekanntes .	978
Es ist ganz einerlei. . . .	226
Es ist ihnen wol Ernst . .	1022
Es ist immer dieselbe Welt.	388
Es ist mir in d. Wissensch. .	351
Es ist mit d. Ablenkungsmit.	1054
Es ist mit der Geschichte .	647
Es ist mit Meinungen, die .	139
Es ist nicht die Rede vom .	754
Es ist nicht genug, zu . . .	484
Es ist nicht immer nöthig	14
Es ist nicht zu leugnen, daß	463
Es ist nicht zu viel gesagt .	959
Es ist nichts schrecklicher .	336
Es ist nichts trauriger . .	592
Es ist nun schon bald . .	270
Es ist schwer, gegen den . .	132
Es ist so gewiß als . . .	140
Es ist so schwer, etwas von	722
Es ist so viel gleichgültig .	311
Es ist traurig, anzusehen, .	75
Es ist von einem Experiment	867
„Es ist was Schreckliches .	320
Es ist weit eher möglich . .	73
Es käme Niemand mit der .	580
Es kann wol sein, daß der .	316
Es sind immer nur unsere .	230
Es giebt manches Schöne .	752

	Nr.
Es wäre nicht der Mühe .	429
Es werden jetzt Produktionen	119
Es wird eine Zeit kommen .	786
Es ziemt sich dem Bejahrten	631
Etwas menschlich Haarsträub.	880
„Euch wird aber der Stein.	680
Eulenspiegel. Alle . .	613
Fall und Stoß.	803
Falsche sinnliche Tendenzen .	651
Falsche Verteilung, daß man	98
„Ferner bringen auch die .	686
Ferner, wenn sich Seitensez	748
Fragte sich doch Jeder, mit .	585
Freiwillige Abhängigkeit ist .	386
Freundschaft kann sich blos .	366
Frömmigkeit ist kein Zweck .	41
Für das größte Unheil . .	23
Für die vergnügsichste Frau .	509
Ganz das Entgegengesetzte .	881
Ganse, Halb- und Viertels- .	13
Gar selten thun wir uns .	1043
Gar Vieles kann lange . .	721
Gegen die drei Einheiten .	314
Gegen die Kritik kann man .	190
Gegen große Verstöße eines .	349
Geister glauben uns zu . .	620
Geheimnisse sind noch keine .	222
Gehen wir in die Geschichte	1034
Genau besehen, haben wir .	468
„Genau besehen, ist alle . .	635
Geometrie ist hier in ihren .	454
Gerade das, was ungebildeten	716
Gescheite Leute sind immer .	209
Geschichte schreiben ist eine .	104
Geselligkeit lag in meiner .	286
Gewisse Bücher scheinen . .	71
Gewisse Mängel sind . . .	419
Gewissen Geistern muß man	118
Gewöhnliches Ansehen	55
„Gieb mir, wo ich stehe!" .	231
Glaube, Liebe, Hoffnung . .	576
Gleiche oder wenigstens . .	944
Große Leidenschaften sind .	424
Große Talente sind das . .	549
Große Talente sind selten .	343
Größe, von Ewigkeit her .	333
Grundeigenschaft d. lebendigen	912
Gunst, als Symbol der . .	107

	Nr.
Heinrich der Vierte . .	612
Herr von Schweinchen	174
Hiebei aber haben jene . .	675
Hier aber kommt es nun .	947
Hieraus haben wir unsern .	27
Hierüber kam eine Arbeit .	702
Höchst bemerkenswerth bleibt	348
„Hoffnung ist die zweite . .	273
„Hundert graue Pferde . .	1004
Hypothesen sind Wegweiser	920
„I convertiti stanno freschi	223
„Ich aber will zeigen, daß .	437
Ich bedaure die Menschen .	146
„Ich bin über die Wurzeln .	577
Ich bin überzeugt, daß die .	467
„Ich denke, Wissenschaft . .	506
Ich erwarte wol, daß mir .	623
Ich finde es beinahe . . .	370
„Ich glaube einen Gott!" .	539
Ich habe mich so lange . .	239
Ich habe nichts dagegen . .	988
„Ich kann das Predigen . .	584
Ich möchte gern einfach mit .	225
Ich schwerge zu Vielem still .	58
Ich verwünsche Die, die aus	967
Ich weiß wohl, daß diese .	1002
Je weiter man in der . . .	1018
Jede große Idee, die als ein	565
Jede große Idee, sobald sie .	63
Jedem Alter des Menschen .	629
Jeder Denkende, der seinen .	869
Jeder Forscher muß sich . .	859
Jeder hat etwas in seiner .	96
Jeder Mensch muß nach . .	8
Jeder prüfe sich, und er wird	470
Jedermann hat seine . . .	142
Jedes ausgesprochene Wort .	410
Jedes Existirende ist ein . .	895
Jedes Phänomen ist . . .	648
Jetzt, da sich eine Weltlit. .	515
Im Aeltbetschen thut man .	335
Im Betrachten wie im . . .	59
„Im Frühling und Herbst .	544
Im Reich der Natur waltet	779
Im sechzehnten Jahrhundert	1036
„Im Theater wird durch die	266
In allen Künsten giebt es .	758
In dem Erfolg der . . .	509

	Nr.
In den großen leeren . . .	872
In den Werken des . . .	10
In den Wissenschaften ist es	972
In d. Wissenschaft viel Gewisses	917
In der Idee leben, heißt das	345
In der jetzigen Zeit soll .	976
In der Mineralogie ist dies .	814
In der Naturforschung . .	915
In der Phanerogamie ist .	895
„In der Schmiede erweicht .	443
In der wahren Kunst giebt .	745
In der Welt kommt's nicht .	88
In der wissenschaftlichen Welt	861
In diesem Sinne hab' ich .	365
In eben dem Falle sind die .	302
In einigen Staaten ist . .	591
In jedem Künstler liegt ein .	698
In Kunst und Wissenschaft .	144
In New-York sind neunzig .	797
In Rembrandt's trefflicher .	691
In Rücksicht aufs Praktische	638
In Wissenschaften, so wie .	835
Indem ich mich seither mit .	152
Induktion habe ich nur nie .	805
Irren heißt sich in einem .	807
Ist das ganze Dasein ein .	913
Ist denn die Welt nicht schon	80
Ist er nun nicht geneigt, von	762
Jüdisches Wesen. . . .	563
Kannst Du lesen, so lesst .	47
Kant hat uns aufmerksam .	760
Kantilene: die Fülle . S. 9	
Kato ward in seinem Alter .	1093
Kein Phänomen erklärt sich .	810
Kein Wunder, daß wir uns .	308
Keine Nation gewinnt ein .	112
Keine ich mein Verhältniß .	211
Kepler sagte: „Mein liebster	570
Klassisch ist das Gesunde .	602
„Kannte man Zeit wie . .	185
Krystallgestalte sie wie . .	823
„Kunst und Wissenschaft sind	504
„L'Amour est un vrai . .	264
Lächliche Hyperbel nenn' ich .	922
Laßt uns doch vielseitig sein!	734
„Le sens commun est le .	60
Liebhafte Frage nach d. Ursache	935
Lehrreicher stellen anleckent .	824

	Nr.
Leichtsinnige, leidenschaftliche	224
Lessing, der mancherlei . .	64
Licht und Geist, jenes im .	986
Lichtenberg's Schriften . .	871
Liebes gewaschenes . .	156
Literatur ist das Fragment .	350
Lorenz Sterne war geboren .	521
Lüfte sich doch in jeder . .	731
Lüsternheit ist ein Spiel mit	653
Madame Roland, auf dem .	341
Man braucht nicht Alles . .	911
Man darf nur alt werden .	161
Man dauert von Daccn . .	1014
Man denke sich das Große .	457
Man erkennt Niemand an .	48
Man erkundige sich ums . .	837
Man gedenke der leichten .	983
Man hält die Menschen .	394
Man hat sich auf eine . .	601
Man hat sich lange mit der	634
Man ist nur eigentlich . .	40
Man ist nur vielseitig, wenn	736
Man kann den Idealisten .	687
Man kann der Gesellschaft .	368
Man kann die Nützlichkeit .	568
Man kann in d. Naturwiss. .	887
Man kann nicht für Jederm. .	219
Man klagt üb. wissensch. Akad.	1055
Man läßt sich seine Mängel	418
Man leugnet dem Gesicht .	558
Man mag nicht mit Jedem	1033
Man mag noch so eingezogen	404
Man muß bedenken, daß . .	32
Man muß sein Glaubensbek.	975
Man muß seine Irrthümer .	282
Man nehme das nicht übel.	833
Man nimmt in der Welt .	367
Man rühmt das achtzehnte .	964
Man sagt: eitles Eigenlob .	125
Man sagt: er stirbt bald. .	430
Man sagt gar gehörig: das .	808
Man sagt sich oft im Leben.	342
Man sagt: studire, Künstler.	204
Man sagt viel vom Lobe des	759
Man sagt, zwischen zwei . .	967
Man schont die Alten, wie .	529
Man sehe die Physik genau .	1056
Man teilt sich Alles praktisch	339

	Nr.
Man spricht geheimnißvoll .	1000
Man streiche zwei Städchen.	970
Man streuet viel und wird .	332
Man thut immer besser, daß	891
Man thut nicht wohl, sich .	886
Man verändert fremde Reden	408
Man weicht der Welt nicht.	388
Man weiß eigentlich das. .	906
Man wird nie betrogen . .	476
Man würde einander besser.	86
Mancher hat nach der Manke	724
Mancher klopft m. d. Hammer	100
Männer vom Fach bleiben .	812
Manuräuchlein nannte .	155
„Mäßigkeit und klarer . . .	491
Mein ganzes inneres Wirken	287
Mein Verhältniß zu Schiller	363
Memoiren von eben . . .	158
Menschen, die ihre Kenntnisse	590
Metamorphose im hebern .	95
Mikroskope und Fernröhre .	37
Minor. Harmonie der . .	652
Mir wird, je länger ich lebe	5
Mißkunst und Haß . . .	245
Mit dem größten Entzücken .	154
Mit dem Vertrauen ist es .	186
Mit den Jahren steigern sich	472
Mit den Irrthümern d. Zeit	796
Mit wahrhaft Gleichgesinnten	619
Mittheilung durch Analogien	806
Möge das Studium d. griech.	510
Musik im besten Sinne .	658
„Muth und Bescheidenheit .	501
Mythologie = Luxe de	614
Nach Analogien denken, ist .	54
Nach unserer Ueberzeugung .	751
Nach unserm Rath bleibe .	848
Nachdem man in der neuern	846
Nachdem man in der zweiten	845
Nachdem uns Klopstock vom	733
„Nachdenken und Handeln .	494
Napoleon, der ganz in der .	346
Natur hat zu nichts . . .	830
Natur und Idee läßt sich .	710
Nehmen wir sodann das . .	456
„Nehmet an daher, zwei . .	679
„Neuere Poeten thun viel .	497
Newton, als Mathematiker	994
Nicht allein das Angeborne.	550
Nicht allein der freie Stoff .	821
Nicht alles Wünschenswerthe	1017
Nicht die Sprache an u. für sich	951
„Nicht, gar nicht grübeln .	841
Nicht Jeder, dem man . .	106
Nicht überall, wo Wasser .	89
„Nichts im Leben, außer . .	495
„Nichts ist heber zu schauen	537
Nichts ist widerwärtiger als	945
„Nichts wird leicht ganz . .	543
Niemand ist länger als ein	378
Niemand ist mehr Sklave .	387
Niemand würde viel in . .	407
„Nihil rerum mortalium .	284
Nur durch eine erhöhte . .	852
Nur in der Schule selbst ist	289
Nur klugthätige Menschen .	19
Ob denn die Glücklichen . .	103
Ob eine Nation reif werden	594
Ovid blieb klassisch auch im	603
„Panoramic ability" schreibt	246
„Pereant, qui ante nos .	538
Pflicht des Historikers: das.	254
Pflicht: wo man liebt . .	650
Plastik wirkt eigentlich nur	663
Poesie wirkt am Meisten .	657
Professor Jauper's. . .	1041
Raphael ist unter den . . .	699
Rege wird sodann in mir .	960
Reine mittlere Wirkung zur .	201
Rohe Kriegsleute geben . .	377
Sehen ist nicht so beschwerlich	401
Sagacität und Penetration .	528
Sage mir, mit wem Du . .	7
Sakontala. Hier erscheint	611
Schon jetzt erklären die . .	1015
Schönheit der Jugend aus .	960
Schönheit und Geist muß .	327
Sehen wir unsre Literatur .	513
„Sei nicht ungeduldig, wenn	545
Seine Heiterkeit, Genialität.	529
Selbst das mäßige Talent .	740
Selbst im Augenblick des .	397
„Setzen wir uns an d. Stelle	498
Shakespeare ist für auftem. .	676
Shakespeare ist reich an . .	173
Shakespeare und Calderon .	767

	Nr.
Shakespeare's trefflichsten .	318
Shandeism nennt er die . .	626
Sich mitzutheilen, ist Natur.	406
Sich subordiniren ist . . .	200
Sie beißchen den Quark, ob	72
Sieht man ein Uebel, so . .	909
So eigensinnig widersprechend	134
„So erkennt der Unterrichtete	439
So ganz leere Worte, wie .	832
So lange das nicht ins . .	69
So ruhen meine Naturstudien	1088
So sehr uns der Anblick .	530
„So verhält sich d. Wahrsag.	442
So wenig nun d. Dampfmasch.	24
So wie der Weihrauch einer	466
Sobald die guten Werke . .	276
Sobald man der subjektiven	178
Sogar ist es selten, daß . .	450
Sollen wir ewig als Raupen	732
Spannung ist der . . .	984
Steine sind stumme Lehrer .	877
Suchet in Euch, so werdet .	730
Theorien sind gewöhnlich .	784
Thoren und gescheute Leute .	396
Thut er nun hiernn der . .	754
Tief und ernstlich denkende .	33
Toleranz sollte eigentlich . .	575
Tüchtiger, thätiger Mann .	6
Tycho de Brahe, ein . .	993
Ueber Abgeschiedene eigentlich	426
Ueber d. wichtigsten Angelegh.	615
UeberGeschichte kann Niemand	677
Ueberlieferer sind als geschäftige	258
Um mich zu retten, betrachte	902
Um sich aus der grenzenlosen	902
Um zu begreifen, daß der .	909
Unbedingte Thätigkeit, von .	9
Und doch bei aller Unvollkom.	354
Und doch ist dem Menschen	569
Und gehört die Farbe nicht .	887
Und gesetzt, der Gegenstand .	714
Und wäre es denn anders .	1042
Und wir Deutschen sollen .	727
Unreine Lebensverhältnisse .	187
„Uns selbst zu achten, leitet .	503
„Unser Antheil an öffentlichen	536
Unser Fehler besteht darin .	921
Unser ganzes Kunstleben . .	361
Unsere Meister nennen wir .	122
Unsere Zustände schreiben .	795
Unsre Leidenschaften sind .	423
„Unter allem Diebsgesindel .	502
„Unter allen Völkerschaften .	257
„Unter mancherlei wundert. .	498
Unwissende werfen Fragen .	829
Verharren wir aber . . .	471
Vernünftiges u. Unvernünft.	616
Verschiedene Sprüche d. Alten	452
Versuche es doch der Künstler	708
Viele Gedanken beben sich .	541
„Vielleicht wird man mir .	507
„Vis superba formae," . .	321
„Vollkommenheit ist die Norm	554
Vom Absoluten in theoret. .	344
Vom eigentlich Produktiven .	213
„Von der Art ist d. Weissagek.	438
Von der besten Gesellschaft .	394
Von der Nothwendigkeit . .	750
Von einem bedeutenden . .	325
Vor dem Gewitter erbebt sich	84
Vor den Urphänomenen . .	1019
Vor der Revolution war . .	565
Vor zwei Dingen kann man	1023
Wahrheitsliebe zeigt sich darin	28
Ward man doch auch des .	847
Wäre die Natur in ihren .	893
Was aber das Allerschönste,	788
Was aber ist Deine Pflicht?	3
Was d. Franzosen Tournure	147
Was die Wissenschaften . .	1021
Was Einem angehört . . .	444
Was Freunde mit u. für uns	1032
Was für Mängel dürften wir	421
Was hat man sich nicht . .	869
Was ich in meinem Leben .	82
Was ich recht weiß, weiß ich	878
Was ist an der Mathematik	948
Was ist das Allgemeine? .	866
Was ist das Gründen? . .	645
Was ist das für eine Zeit .	607
Was ist der Unterschied . .	694
Was ist Prädestination? . .	552
Was man Mode heißt . .	683
Was man Methode nennt .	773
Was man mündlich ausspricht	617
Was man nicht versteht . .	105

	Nr.
Was nicht geleistet wird . .	643
Was nicht mehr entsteht . .	852
Was nun die Menschen . .	433
Was sind Tragödien Anders	489
Was von Seiten d. Monarchen	566
Was wir ausdenken, was wir	12
Weiter Mythologie noch . .	801
Weil Alt recht Tuner, bei dem	728
Weil um d. ästhetischen Vertrag	925
Weiß denn der Sterling . .	560
Welche Erziehungsart ist für	300
Welche Regierung die beste ist .	512
Welcher Gewinn wäre es .	598
Welches Recht wir zum . .	478
Wem die Natur ihr eigentliches	214
Wen Jemand liebt, dem stellt	483
Wenn aber die Kunst . .	683
Wenn der Knabe zu begreifen	456
Wenn der Mensch Alles . .	68
Wenn der Mensch über sein .	97
Wenn die Gesinnungen sich .	1009
Wenn die Männer sich . .	315
Wenn d. Menschen rechtschlecht	308
Wenn ein deutscher Literator	283
Wenn ein Mann mit einem	440
Wenn ein Wissen viel in 775 u.	776
Wenn ich das Auffassen . .	358
Wenn ich die Meinung . .	34
Wenn ich ein zerstreutes .	941
Wenn ich irre, kann es Jeder	78
Wenn ich jüngere deutsche	759
Wenn ich mich beim Urtheil	918
Wenn ich mich in einer . .	364
Wenn ich von liberalen 228 u	229
Wenn Künstler von Natur .	711
Wenn man alle Gesetze . .	230
Wenn man alt ist, muß .	43
Wenn man älter wird, muß	630
Wenn man dagegen bei . .	371
Wenn man d. Tod abschaffen	479
Wenn man die Probleme .	919
Wenn man einige Monate .	606
Wenn man von den Leuten .	194
Wenn Mancher sich nicht .	967
Wenn nun unser Schulunter.	458
Wenn Reisende ein sehr .	875
Wenn sich die Societät . .	460
Wenn verständige, junge .	145
Wenn wir das, was wir .	815
Wenn wir uns Menschen .	379
Wenn wir uns dem Alterth.	476
Wenn zwei Meister verschieden	816
Wer Bedingung früh erfahren	654
Wer das erste Knopfloch . .	582
Wer das Falsche vertheidigen	1012
Wer den Unterschied des . .	884
Wer die Entdeckung der . .	1032
Wer ein Phänomen verklagen	836
Wer einem Autor Dunkelheit	705
Wer einen Stein nicht allein	279
Wer fremde Sprachen nicht .	90
Wer gegen sich selbst und .	548
Wer gegenwärtig über Kunst	704
Wer keine Liebe kurirt, muß	189
Wer lange in bedeutenden .	546
Wer Maximen bestreiten will	707
Wer meine Fehler übertrübt	192
Wer nicht einsieht, wie das .	959
Wer sich an e. falsche Vertheil.	592
Wer sich in ein Wissen . .	649
Wer sich mit reiner Erfahrung	50
Wer sich mit Wissenschaften	977
Wer sich nicht zu viel denkt.	143
Wer sich von je her erlaubt.	241
Wer sich von nun an nicht .	548
Wer sich vor der Idee scheut	121
Wer streiten will, muß sich .	706
Wer thätig sein will und .	588
Wer viel mit Andern lebt .	358
Wer vor Andern lange allein	409
Wer weiß etwas von Elektris.	870
Wer will bebauten, daß .	429
Wer zu viel verlangt, wer .	53
Wer zuerst aus der Spitale.	719
Wer zuerst im Bade auf . .	718
Widerspruch u. Schmeichelei.	411
Wie in Rom außer den . .	252
Wie kann der Charakter . .	374
Wie kann man sich selbst . .	2
Wie lange hat man über die	117
Wie man aus Gewohnheit.	167
Wie man der französischen .	868
Wie man gebildete Menschen	368
Wie manches Bedeutende sieht	883
Wie Martin Schen neben .	730
Wie Sokrates den sittlichen.	961

	Nr.
Wie soll nun aber ein junger	22
Wie viel Falsches Shakespeare	769
Wie viele Jahre muß man	650
Wie wäre es, wenn man auf	804
Wie wir was Großes lernen	181
Wie wollte Einer als Meister	923
Wir Alle leben vom Vergang.	180
Wir Alle sind so bornirt	200
Wir befinden uns nicht leicht	403
Wir blicken so gern in die	402
Wir brauchen in unsr. Sprache	477
Wir erinnern uns gar wohl	1006
„Wir gestehn lieber unsre	826
Wir haben das unabweichliche	439
Wir können e. Widerspruch	310
Wir leben innerhalb der	834
Wir lernen die Menschen	389
Wir Menschen sind auf	688
Wir mögen die Welt lenken	250
Wir müssen erkennen	1010
Wir sehen in unser Leben	1044
Wir sind nie entfernter von	386
Wir wissen von keiner Welt	717
Wir würden gar Vieles	36
Wissenschaften entfernen sich	849
Wo der Antheil sich verliert	205
Wo die Franzosen des	487
Wo ich aufhören muß	473
Wo Lumpen brennen, giebt's	581
„Wollte aber Jemand die	685
Worte und Bild sind Correlate	202
Wrik Sterne war der schönste	490
Zensur und Preßfreiheit	474
Zu allen Zeiten sind es nur	272
Zuerst belehre man sich selbst	783
Zum Thun gehört Talent	28
Zur Verewigung d. Irrthums	782
Zutraulichkeit an der Stelle	381
Zwei eklektische Philosophen	449

II.

Namen-Register.

	Nr
Aachen, H., S. 15	
Abraham (der Urvater)	576
Agricola, Joh.	279
Agrippina	284
Aegidien, Seite 142 und Nr. 511	
Albane	453
Alberus, Erasmus, S. 7 u. Nr. 44	
134, 398	
Albertinum, Villa	154
Albrecht, Adr.	728
Altmann	100
d'Alton, Ed.	331, 368, 940
America (Verein, Staaten)	479
Aemilius Paulus	258
Anagnostes	562
Apollonius (Tyaner)	545
Arago, Dem. Fr. J.	787
Archimedes	231, 287
Aristoteles 456, 771, 887, 919, 961	
Aeschylos	158, 426, 427
Athen	632
d'Aubuisson de Voisins	817
Augustus	44
Bacon, Roger	35
Bacon von Verulam, S. 7 u. Nr. 408	
889, 998, 1014	
Bahrdt, C. Friedr.	60, 61
Bancroft, Ed.	788
Bartsch, Adam	691
Bastian, A.	462
Battery	713
Beaumelle, de la, S. 6	
Beethoven, Ludw. von	249
Berlin, S. 15 und Nr. 364, 365, 686	
Bernays, M.	538
Biedermann, Fr. v., S. 15. u. Nr. 119	
Biot, Jean Bapt.	787

	Nr
Bode, A.	490—507, 544, 545
Böhlendorf, C. U.	119
Boisserée, Sulpiz, S. 14 u. Nr. 689,	
700, 787, 1019	
Bologna	996
Bombard, Dr. Christ. v., S. 13	
Bonie, Robert	164
Brachmann, Luise	325
Braunschweig	103
Brewster, Dav.	788
Buchholz, W. H. Sieb.	1039
Büchmann, Georg, S. 13. u. Nr. 242	
364, 391	
Buckle, Henr. Thom., S. 15	
Bunsen (der Physiker)	1001
Bürger (Gottfr. Aug.), S. 15 u. Nr. 75	
Büsching, J. G.	155, 603
Byron, Lord	184
343, 673, 871, 872, 1046	
Calderon	767, 769, 770
Campen (Niederl.)	279
Carlyle, Thom.	246, 1046
Carus, C. G., 331, 360, 958—960	
Casti, G. B., Abbate, S. 149	
Catinat, Marschall	391
Cellini, Benv.	451
Chamfort, S. 6	
Chesterfield, Lord	429
Chma	511
Cicero	401, 456
Ciccolini, Ludov.	996
Cleaveland, Prof.	814—816
Corneille, Pierre	90
Cornuel, Madame	391
Cotte	904
Cousin, Victor	445—449
Creuzer, G. F., S. 143 und Nr. 659	

Nr.

Cumberland, Herzogin von . 153
Cüvier, Bar. v. . . . 561, 939
Cynegyrus, Athener . . . 306
Dädalus 632
Dante 96, 223, 494
Danzel, Wilh., S. 15 und Nr. 183 281, 344, 348, 507, 638, 640, 868 869, 899, 903, 960
Darwin . . . 775, 776, 961, 962
Delphi 456
Demosthenes 456
Descartes 445, 800
Deutschland . . . 24, 477, 822
Devrient, Ed. . . . . 703—710
Diderot, Denys . . . 16, 60, 64
Dies, H. B. v. 332
Diogenes 282
Diogenes Laertius 164
Dionysius 154
Domatus 536
Dornburg 4
Dorow, Wilh. Fr. 172
Dresden, S. 15
Düntzer, H., S. 15 u. Nr. 865, 1039
Dürer, Albr. . . . . 728—736
Eckermann, J. P., S. 3, 92 u. Nr. 141 202, 251, 455, 488, 518, 519, 569 585, 602, 603, 625, 671, 675, 739 760, 866, 1019
Eichhorn, Joh. Gottfr. . . 352
Eichstädt, H. C. A. v. . . . 119
Eilers, Gerd . . . 227, 246, 591
England 24, 346, 347
Epiktet, S. 10
Erasmus von Rotterdam . . 81 89, 225, 388, 401, 579
Erxleben, J. Chr. Polyk. . . 1008
Euklid 451
Eumenides 841
Faujas de St. Fond . . . 1039
Fichte, J. G. 477
Filangieri, Gaetan 220
Fischart, Joh. 106, 456
Fischer, J. G. 570
Flecteus 703
Foes 432
de Fontenelle, Bern. . . . 702
Forkade, Fr. Baron . . . 488

Nr.

Frankreich . . 346, 347, 486, 763
Frascati 154
Frauenhofer, Jos. v. . . . 1001
Freiberg . . . . . 814—816
Friedländer (in Königsberg) . 252
Friedrich, C. Fr. 349
Friedrich der Große . 500, 514
Friedrich, Herzog zu Liegnitz . 166
Funk, Gottfr. Bened., S. 8
Fürstenstein, Anton 111
Galilei Galilei 899
Garland, G. 156
Gervinus, G. G., S. 13
Gildemeister . . . 179, 348, 429
Goedeke, Karl . . . 129, 684
Goethe, Wolfgang v. . . . 306
Göttingen, S. 15
Gottschall, Rud. 303
Gregorovius 252
Grimm 490
Grimm, Jak. 591
Grimm, Jak. u. Wilh. . 248, 277
Gruhel, Joh. Henr. . . . 111
Gruner, Joh. Seb. 230
Gusmann 129
Hafis 230
Halberstadt, S. 142
Halle a. d. S., S. 142
Hamann, J. G., S. 11 u. Nr. 90, 172 342, 348, 429, 450, 458, 536, 538 1037, 1038
Harsdörfer 456
Hebel, J. P. 111
Hehge, Pred., Amerikaner . 473
Hedoun, Alfred 490
Hegel, G. W. F., S. 164 und Nr. 445 915, 961, 1012
Heinrich, Herzog zu Liegnitz . 166
Hellas 306
Helmstädt, S. 142
Helvetius, Cl. A., S. 11
Hemming, Hans 702
Hemmi, v., Pred. 313
Herakl 4, 432, 913
Herder, J. G., 172, 348, 372, 488
Heydenlee (Hüttenmeister) . . 136
Hiero von Syrakus 231
Hieronymus (Kirchenvater) 1, 538

	Nr.
St. Hilaire, Geoffroy de,	561, 939
Hiobsee	156
Hippokrates, S. 7 und Nr. 352, 432 684, 915	
Hirsch, Sal.	426, 427
Homer . 401, 499, 510, 511,	602
Honthaire, Amelot de, S. 6	
Humboldt, Alex. v. . .	591, 792
Humboldt, Wilh. v. . .	166
214, 312, 334, 450, 451, 461, 510 511, 561, 584, 1004	
Hus, Joh.	272
Hydra (Juwel)	306
Hyttbums-ee	156
Jacobi, F. H., S. 12 u. Nr. 348,	887
Jafet (Stammvater)	491
Jean Paul Fr. Richter) . .	289
Jena	119
Ifland	763—770
Ilen, G. J. L., S. 14	
Indien	365, 511
Johannes Secundus	321
Joseph, der heilige . . (39 u.	700
Israel von Mecheln	702
Juftinus	306
Kaldaia	611
Kalvin, Joh.	572
Kanaan	876
Kannegießer, C. H. L.	720
Kant, Immanuel	215
712, 759, 760, 861, 862, 871,	872
Karl II. von England	702
Karl August, Großherzog	277
520, 553, 1039	
Kassel	1039
Kastiedor	252, 694
Katz	330, 1036
Keppler, Joh. 570, 906, 993,	995
Kestner, A.	574
Kirchhoff	1001
Klein, Dr.	348
Kleist, Heinr. v.	348
Klemens XIV. (Ganganelli)	223
Klemens, Kirchenvater	667
Klopstock, Fr. G. . .	733, 804
Knebel, C. L. v.	1009
Köln, Seite 15 und Nr. 699,	700
Konstantin der Große . . .	398
Kopernikus, Nik. . .	993, 994
Kriegarten, J. G. L. . .	156
Kotzebue, Aug. v. . .	114, 227
Kreuz	456
Kühn (Philelfus)	432
Kurz, Heinrich 55, 230, 614,	684
Labeculade, Gr.	629
La Grange 950, 996, 1002,	1005
Lamennais, Abbé	635
Lama, Jacopo della	494
Larochefoucault, S. 6, 10, 11, 13 und Nr. 335, 425	
Las Cases . . 205, 345, 346,	347
Latendorf, Friedr. . . . 89,	279
Lauchstädt, S. 142	
Lavater, Joh. Gaßr., S. 7	
Lea	494
Leibniz, G. W. v., 500, 792,	1028 1029
Leipzig	364, 365
Leonhard, G. C. v. . . 814—	816 821—825
Lessing, G. Ephr.	64
276, 348, 687, 694, 975,	976
de Levis, S. 6 und Nr. 392,	490
Lewald, Fanny (Stahr)	24
Lichtenberg, G. Chr., S. 11, 12 und Nr. 871, 872, 927,	1038
Legau, Friedr. von	23
London	792
Lucanus, M. Annaeus. . .	96
Lucas von Leyden . . .	702
Lucian von Samosata . . 95,	878
Lucretius, Titus Carus .	491
Luise, Königin von Preußen .	153
Luther, M. Dr., S. 15 und Nr.	166 321, 587
Lyser, J. P.	694
Machiavelli, Nic. . .	183, 231
Magdeburg, S. 142	
Mahmud von Gasna .	568, 573
Mains, Etienne Louis . .	787
Manzoni, Alex.	370
Marc Aurel, S. 10, 14 und Nr.	545
Marienbad (Böhmen) . . .	34
Martial, Marc. Val. . .	249
Matthissen, Friedr. v. . .	438
Max, Buchhändler . . .	673

	Nr.
Mazarin	596
Medwin, Thom.	343
Memel	153
Ménage, Gilles	588
de Mere, S. 6	
Mérimée, Prosper	603
Meyer, Heinr. 23, 262,	728
Meyer, Nic., S. 14	
Meyer, Tobias	787
Michaelis, C. 16, 242,	279
Montague, Lady	156
Montaigne 391,	456
Montgeisler	1039
Moser (Philologe), S. 143	
Möser, Justus 184,	514
Mozart	694
Müller, F. v. (Kanzler)	23
92, 153, 231, 297, 298, 301,	313
346, 347, 388, 445, 450, 451,	456
478, 479, 584, 614, 759, 814,	841
861,	1019
Müller, Joh.	331
Müller, Wilhelm	306
Musculus, Chr. Th. 814—816,	906
Nagler, K. Ferd. Fr. v.	23
Nagler, G. K.	737
Napoleon 68, 205, 280, 345—	347
Nazarin	902
Neander, Michael 89, 225,	233
Neapel	220
Nees v. Esenbeck	231
Nero	284
Newton 787, 788, 993,	994
New-York	797
Nicolai, Chr. Friedr. 60,	61
Niebuhr, B. Georg, 355, 450,	451
Nierembera, Seite 6 und Nr.	426
427	
Nikolovius, Franz	172
Nose, G. W. 231,	1019
Nubien	876
Oken, L.	927
Orpheus	684
Oersted, H. Chr.	730
Ossian 346,	347
Ovid 95,	603
Oxentierna, S. 6 und Nr. 41,	426
Oxford	792

	Nr.
Paris 93,	341
Pascal, S. 6 u. 13	
Perikles	173
Petersburg	858
Petronius Arbiter	591
Phidias, Seite 143 und Nr.	696
Planer, E., S. 7	
Plato, Seite 142 und Nr. 445,	453
456, 719, 785, 961,	962
Plotin, Seite 5 und Nr. 678—	686
Plutarch, 152, 164, 193, 342, 456,	1036
Pommern	156
Pope 156, 429, 456,	497
de Pradt 346,	347
Prag	236
Preußen	691
Preu, Reb.	673
Publius Syrus (Publianus)	81
Puchta (Jurist)	477
Purkinje, J. C.	456
Pythagoras 138,	456
Quintus Messis	702
Rabutin, Roger, Comte de Bussy	264
Rabel	494
Raphael Sanzio 687,	689
Raumer, Fr. v. 353,	355
Reade, J., Dr. 775 ff.,	788
Reinhard, Graf, S. 15 und Nr.	190
221, 298, 301, 310, 346, 347,	358
445, 486, 630, 775, 776, 1001,	1019
Rembrandt 691,	737
Richelieu 93,	792
Riedel 426,	427
Riemer, F. W., S. 8, 14, 15,	149
und Nr. 64, 79, 88, 97, 168,	189
249, 262, 270, 275, 280, 314,	315
362, 364, 365, 485, 496, 500,	507
536, 912, 972, 986,	1033
Rhe Hercules	29
Roland, Madame 221,	341
Roland, Minister	341
Rom 252, 526,	896
Rothe Meer, das	253
Rückert, Fr.	474
Rumor	967
Rußland	100
Sachs, Hans	733
Sachse, Joh. Chr. 152,	193

Nr.

Salomo . . . . . I. 436, 508
Sanders, Dan., Seite 15 und Nr. 16 72, 111, 152, 155, 188, 213, 248 277, 907, 975, 976
Saurze, H., S. 15
Savigny, F. K. v. . . . 450, 451
Scaliger, Jul. Cäsar . . . 925
Schiller, Seite 6, 15 und Nr. 58 64, 119, 178, 196, 270, 348, 353 389, 730
Schmidt, H. F. 693
Schlegel, A. W. v. 474
Schlegel, Friedrich v. . . . 694
Schleiermacher, F., S. 10
Schlesien 156
Schmeller, J. A. 129
Schmidt, Julian, S. 10 u. Nr. 246
Schön, Martin . . . 728—735
Schopenhauer, Arthur. . . 996
Schröder, A. L. . . . 763—770
Schubert, G. H. v., S. 14
Schulz, Chr. L. Fr. 747
Schulz, W. v., S. 15 und Nr. 141 1028, 1037, 1038
Schweinichen, Hans v., 156, 165, 174
Seebeck, Th. J. 787
Seneca, Seite 15 und Nr. 116, 500
Septimius Severus, S. 142
Seume, Joh. Gottl., S. 11
Shaftesbury, A. A. Earl. 60, 61
Shakespeare 64 173, 289, 317, 318, 456, 499, 612 676, 767, 769
Siam 462
Simonides 694
Simrock, Karl. 64, 466, 577, 583
Skandinavien 802
Sllower, S., S. 12 u. Nr. 390, 477
Sokrates . . . 1, 272, 457, 961
Sömmering, S. Th. v. . . . 1039
Sorel, Ch. 603
Southey, James 788
Spanien 346, 347, 763
Spielhagen, Friedr. 127
Spinoza 281, 348
Sprat, Th. 173
Stadelmann, H., S. 13
Stein, Charl. v. . . 40, 103, 283

Nr.

Stein, Friedrich v. 1039
Sternberg, Kasp. Graf 747, 814 837
Sterne, Lorenz, S. 12 und Nr. 490 508, 521—536
Steube, Joh. Kasp. 196
Stiedenroth, E. 357
Stobäus 529
Stolberg, Graf 315
Stolz, S. 15
Tacitus 284
Talleyrand 301
Talus 682
Talvj (Frl. v. Jacob) . 364, 365
Tegel 35
Teltow 734
Terentianus Maurus 153
Terentius Afer 1, 538
Tertullian (Kirchenvater) . . 164
Theokrit 89
Thümmel, Mor. Aug. v., Seite 7 und Nr. 20
Tieck, L. . . . 289, 317, 318, 876
Timon 164
Tiresias 841
Tomaseo 223
Tomi 605
Tupper, M. F., S. 7
Trophonios 288
Tycho de Brahe . 116, 993, 994
Varnhagen von Ense . . . 1025
Vellejus Paterculus . . . 238
Villemain, A. F. 445
Virgil 499
Vischer, Fr. Th. 694
Voltaire 141, 730
Voß, Joh. Heinr. 733
Wachler, J. G. L. . 352, 353, 432
Wagner (Philologe) 156
Walcker, Karl 477
Wander, 16, 89, 100, 120, 233, 1004
Warburton, William . . . 521
Weilerstadt 570
Welcker, F. G. . . . 461, 510, 511
Wellington 478
Wenkstern, Otto, S. 12
Werner, Jach. 315
Weyermann, J. C. 737

	Nr.
Wickram, J.	129
Widra (Professor)	236
Wieland	487, 1039
Wiemann, J. G.	817
Wien	763—770
Wilhelm von Köln	699, 700
Willemer, J. J. v., S. 7	
Windischmann, K. J.	352
Winkler von Kahlert, Paul	210
Winckelmann	238
Wladimir (Stadt)	100
Wolf, F. A., S. 142 und Nr. 670	
Wolff (Improvisator)	671
Wünsch, Chr. E.	907
Xenophon	456
Zach, Fr. Baron v.	986
Zauner, J. St.	646, 1041
Zell, Karl, S. 14	
Zeller, S. 14	
Zelter, K. Fr., S. 14, 142 u. Nr. 114 196, 210, 423, 427, 536, 652, 657 678, 684, 687, 734, 864, 867, 906 907, 919	
Zinegref, J. W.	166

III.

Sach-Register.

Die beigefügten Zahlen beziehen sich auf die Seitennummer, wo nicht ausdrücklich auf die Seitenzahlen der Bemerkungen hingewiesen ist.

Aberglaube, Nr. 35, 184.
Abhängigkeit 385, 387, 388.
Abnutzungsgründe 1059.
Absichten d. Menschen u. d. Natur 10.
Das Absolute 344.
Abstraktion, in d. Naturwissensch. 886.
Das Absurde 329.
„ unmöglich gemacht (Cit.) 1013.
Achtheit alter Schriften 498, 499.
Akustiker 285.
Alterweise, deren Einfluß 857.
Amerikaner 458.
Akademien 1055.
Akustik 885.
Allegorie 173, 363, 742.
Allein und selbander (Sprichw.) 279.
Allgemeines u. Besonderes 212, 239, 273, 393, 899, 910, 912.
Der Alte, sich selbst historisch 450.
Die Alten, S. 15 u. Nr. 259, 452—461, 463, 510, 972.
Das Alter, S. 11 u. Nr. 43, 110, 161, 329, 330, 342, 450, 472, 623—632, 979.
Das Alterthum, s. die Alten.
Alterthümer, ägyptische, chinesische, indische 511.
l'Amour recommenceur (Cit.) 364.
Analogie 54, 806.
„ alles Existirenden 886, 941.
Analyse und Synthese 964.
Anekdoten 203.
Anfrage an die Natur 965.
Angeborenes u. Erworbenes 555, 702.
Anmaßung, deutsche 147.
Anmuth, deutsche, Nr. 147.
Anschauung 55, 780, 883.
Antagonisten 149.
Anthropomorphismus, S. 11 und Nr. 216, 803.
Antipathien, persönliche 1034.
Antipoden 117.
Die Antike 724, 747.
Apokryphe 573.
Appell an die Nachwelt 221.
Arbeit macht den Gesellen 70.
Arbeitstheilung 518.
Architektur, s. Baukunst.
Arden von Feversham 317.
Aristoteles, Probleme 919.
„ Stellung z. Natur 961, 962.
„ über die Dichtkunst 771.
Armirung zur Defensive, S. 9.
Aesthetischer Unterricht 337.
Astronomie, s. Sternkunde.
Atendenten u. Defendenten 259, 360
Atomistische Anschauung 883.
Aufgaben, die höheren 725.
Aufrichtig und unparteiisch 198.
Aufrichtigkeit 26, 27.
Augenblick 132, 588, 589.
Ausdehnung und Bewegung 688.
Ausländische Literatur 512, 513, 601.
Außenwelt 1029.
Aeußeres und Inneres 362.
Autor und Publikum 76.
Autorität 842, 848, 888, 889.
Axiom 516, 646.
Bacon's Einfluß 1014.

Baukunst, Nr. 698, 868.
„ verstummte Tonkunst 694.
Befreiung von Schlacken (bildl.)443.
Befreiungskampf, der griechische306.
Begriff und Idee 121, 394, 1016.
Begriffe, allgemeine 15.
Beharre, wo Du stehst! 231, 890, 976.
Beharren im Charakter 979.
„ in Meinungen 927.
Beharrlichkeit d. Lebendigen982, 1028
Behaupte, wo Du stehst! 231, 890, 976.
Beobachter, tückische 907.
Bevaalt 925.
Berge und Bergletterei 875.
Bergthäler, Sitze menschlicher Ansiedelung 876.
Berliner Vorbilder i. Fabrikanten 936
Beruhigung in falscher Theorie 920.
Bescheidenheit 501.
Besonderes und Allgemeines 212, 239, 273, 303, 899, 910, 912.
Besuch 369—371.
Betrachten und Handeln 162, 494.
Betragen 372, 388.
Bewegung und Ausdehnung 688.
Bibel 284, 467, 573.
Bibelverbreitung 332.
Bild und Worte 202.
Bildende Kunst 149, 696.
Bilder auf den Kauf 754, 756.
Bildhauerkunst 149, 252, 338, 663. 679—684, 692, 696.
Bildung, deren Einseitigkeit 518.
„ und Natur 406.
Biographien, s. Lebensgeschichten.
Blasen u. Flöten (Sprichw.) S. 15 und Nr. 16.
Blatt und Vogel 578.
Blicke, erratische 802.
Borniertheit und Rechthaberei 200.
Branntweintrinken 98.
Brillen 380.
Brentetheologie 571.
Bücher 153, 173, 236.
Bücherschreiben 71, 209.
Byzantinische Kunst 700.
Cartesius de methodo 850.
Charakter, Nr. 345, 374, 375, 567.
Chemie 514, 681.
Chevalerie der Franzosen 205.
Chinesische Alterthümer 511.
Christenthum 573, 797.
Christus 464, 465.
Chronikenschreiber 255, 451.
Civilist 378.
Conception des Kunstwerks 234.
Convertiti 223.
Crême (bildlich) 72.
Dädalus' Neid 692.
Dampfmaschinen 24.
Dankschulden, aktiv und passiv 405.
Das Dasein ein Trennen und Verbinden 913.
Das Denken 644.
Die Defensive, S. 9.
Deklamation verbreitet 765.
Dekomposition des Lichts 832.
Demuth 83.
Despotismus 280, 861.
Deutlichkeit 172.
Die Deutschen 74, 79, 182, 247, 270, 283, 299, 302, 486, 512—515, 727—735, 960.
Deutsche ältere Kunst 736.
„ Anmaßung 147.
„ Anmuth 147.
„ selbstständige Entwickelung 512.
„ Fehler 930.
„ Gemüth 229.
„ falsche Originalität 727—735
„ Pfuscherei 74.
„ Theaterschule 763.
Dialektik 618.
„ des Lernens 298.
Diatriben und Spitzen 362, 912.
Dichter 363, 428, 671.
„ u. Geschichtschreib. 354, 356.
„ moderne 497.
Dichtkunst 111, 123, 126, 173, 178, 184, 196, 202, 235, 281, 295, 322, 325, 363, 428, 488, 489, 497, 507. 608, 609 ff., 657, 667, 668, 671. 673—676, 733.
Dichtkunst, lyrische 123.
„ orientalisch mystische 295.

Dichtkunst, sinkend, Nr. 671.
„ subjective, objektive 178.
Dilettant und Meister 744.
Dilettanten 207. 285.
Dilettantismus 170.
Dinge einer andern Welt 348. 349.
Dirbiengen 218.
Decreen und Lehren 313.
Dogmen, konfessionelle 574.
Drama 314. 771—774.
„ englisches 317. 318. 612. 676.
Dünkel 15. 20. 778.
Dunkelheit der Kunstmaximen, rc. lauter 705—708.
Dynamische Erklärungsarten 637.
Eifersucht 498. 598.
Eigenheiten 98. 118. 142. 419—422. 444.
Eigenlob und Tadel 125.
Eigenthümlichkeit 31.
Einbildung 252. 493.
Einbildungskraft geregelt 668.
Eindruck, erster d. bildenden Kunst 149
Das Einfache aus dem Zusammengesetzten erklärt 962.
Einfachheit und Beschränktheit 990.
Einheiten, die drei des Aristoteles 314.
Einschachtelung (System) 882.
Eintheilungsgründe 1051.
Eitelkeit 597.
Eklektiker 448.
Elektrizität. S. 12 und Nr. 870.
Elektrizität durch Berührung 867.
Empfänglichkeit für die Kunst 338.
Empirie, die höhere und der Menschenverstand 1048.
„ und Theorie 639. 640. 906.
Enzyklopädien 782. 823.
Die Engländer 246. 312. 931.
Das Entdecken 267. 903.
Entdeckung der Luftballone 1039.
Entdeckungen, langsam wirkend 721.
Entelechie 257.
Enthusiasmus 288. 610.
Enthymem und Axiom 646.
Entsagung 261.
Das Entstandene unbegreiflich 942.
Das Entstehen, dessen Begriff 882.
Erechen, täglich beginnend 1014.
Erfahrung, Nr. 50, 627.
„ nur d. Hälfte d. Erfahr. 712.
„ und Theorie 267.
Das Erfinden 287. 645. 903.
Erfindung 753.
Das Erforschliche 517. 1019.
Das Erhabene 169.
Erkenne Dich selbst 456.
Das Erkennen 61.
Erkenntniß und Gebrauch 730.
Das Erkennungsvermögen 1017.
Erklärungsarten, dynamische 637.
Erlebnisse 546.
Erlebtes 1029. 1030. 1037. 1038.
Ernst, praktisch zu nutzen 1022.
Ernten und Säen 401.
Erratische Blöcke 802.
Erscheinungen, abgeleitete 834. 874.
„ aus entfernten Ursachen erklärt 857. 858.
„ isolirt und verknüpft 902.
Erworbenes u. Angeborenes 556. 562.
Erziehung der Hydrieten, S. 14 und Nr. 306.
Exaktheit der Mathematik 948.
Examinator (Anekdote) 230.
Existenz durch Aufgab. d. Existenz 361.
Experiment, optisches 787, 970, 999, 1000.
Experimentalphysik 786.
Fachmänner, Unnützes lehrend 825. 923.
Fähigkeiten, deren Connex mit der Sittlichkeit 951.
Das Faktische schon Theorie 916.
Fall und Stoß 803. 804.
Das Falsche leidenschaftl. benutzt 894.
Farbe 785. 987—989.
Farben, entoptische 787.
Faßliches, Gehöriges, Schicklich. 292.
Fehler 46. 427.
Fernröhre 37.
Fische (Sprüche.) 138.
Folgerichtigkeit der Natur 959.
Förderung 6.
„ der Wissenschaften 856.
Form (Citat) 321.
Form, Stoff, Gehalt 119. 248. 723.
Forscher als Geschworne 859. 860.

Frage nach der Ursache, Nr. 926.
Die Franzosen 101, 147, 445, 446, 487, 1011.
„ des 18. Jahrhunderts und Wieland 487.
Französische Revolution 503.
„ Sprache 101.
Die Frau 303, 315, 373, 380, 481, 564, 568, **599**, 600, 628.
Frauenpoesie 325.
Freigebigkeit 83.
Freigeisterei 39.
Freiheit, S. 15 u. Nr. 304, 654.
„ der Forschung 868.
„ und Natur 779.
Freunde u. Feinde, ihr Einfluß 1032.
Freundschaft 366.
Friedrich der Große und die deutsche Literatur 514.
Frömmigkeit als Kulturmittel, S. 14 und Nr. 41.
Frösche (Sprichw.) 89.
Furcht 301.
Für sich der Deutschen 182.
Fürstenthum 48.
Gebet 906.
Geburt Christi v. d. Byzantinern 700.
Gedächtniß 110, 205.
Gedanke und Wort 469, 470.
Gedanken am Ende des Lebens 341.
Gedankenlichkeit Shakespeare's u. Calderon's 676, 769, 770.
Gehalt, Stoff, Form 119, 248, 723.
Geheimniß seine Wunder 222.
Gehenges, Fasliches, Schicklich. 292.
Geist und Licht 986.
„ und Natur identisch 720.
„ und Schönheit 327.
Die Gelehrten 176, 440, 792.
Das Gemeine 102, 108, 183, 369, 698.
„ „ „ in der Kunst, S. 15 u. Nr. 697.
Gemüth 228, 229, 259.
Genie 56, 213, 507, 547, **550**, 779.
Geognosie von d. Autoritäten 817.
„ und Geologie 940.
Geometrie 455—455.
Gerichte über Abgeschiedene 435.
Das Geschehte ist t.
Geschichte, Nr. **29**, **30**, 104, 254, 359—366, 450, 451, 677, 1003.
„ der Wissenschaften 67.
„ erweckt Enthusiasmus 830.
Geschicht- u. Chronikenschreiber 451.
Geschichtschreiber u. Dichter 354, 355.
Geschichtschreibung 104, 1003.
Geschmack u. Geist der Deutschen 79.
Das Geschriebene, Wirkung desselben 615, 617, 623.
Der Geselle 70.
Geselliges Leben 404.
Geselligkeit 286, 364.
„ Goethe's 286.
Gesellschaft, was darin gilt 368.
„ wer darin gilt 367.
„ beim Wandern (Spr.) 129.
„ die angenehmste 412.
„ die beste 324.
Das Gesetz als Wille d. Volkheit 477.
„ „ dessen Ausnahme und Regel 481.
„ „ dessen Uebertretung 220.
Das Gesetzliche 884, 885.
Gesinnungen 228, 224, 542.
Gesicht, dessen Fähigkeit 558—560.
Gesundheit 495.
Gewerbsfreiheit 305.
Gewissen 162, 779, 827.
Gewissenstand (sittlich) 84.
Gewohnheit 167.
Gladiatorenanstand 163.
Glaube als Kapital 150.
Glaubensbekenntniß 975, 976.
Gläubiger u. Schuldner (bildl.) 404.
Das Gleiche sucht sich 243.
Gleichgesinnte u. Widergesinnte 619.
Gleichheitsstreben 96.
Gleichnisse 173, 178, 235.
Das Gleichnisse 1035.
Glück, das höchste 46, 133.
Gnade 6.
Gönnerschaft 171.
Goethe's Enkel 361.
„ Farbenlehre 839, 1006.
„ Geselligkeit 286.
„ Maxime bei der Naturforschung 921.
„ erste Naturstudien 1038.

Goethe's Verhältniß zu Schiller, Nr. 993.
„ Werke im Ausland 1046.
Gott 429, 429, 430, 464. **569**—572. 785, 797, 870, 995.
Gottesglaube 569.
Grund, nicht mehr existirend 809.
Der Greis, s. das Alter.
Die Griechen 257, 306, 320, 510, 608, 919.
„ und Römer 609.
Griechischer Befreiungskampf 903.
Griechische Bildwerke 453, 771.
Grundirfarbungen 516.
Gunst 6, 8, 107.
Guten Raths sich erholen 277.
Gutes thun, S. 8 u. Nr. 128.
Haar, Schatten werfend (Sir.) 81.
Halbwahrheiten 73, 871, 972.
Handeln und Betrachten 162, 494.
„ und Genießen 291.
Haß 168, 245, 466.
Hautenninnemente 456.
Heinrich der Vierte von Spakein 612.
Heirathen, um zu prügeln Anek. 600.
Herr und Diener 192.
Herrschaft über sich selbst 39.
Heuchelei 41, 42, 501.
Der Himmel überall blau bild. 809.
Hindus (Sprichw.) 138.
Hinterbliebene 426.
Hinterdreinsicht und Vorsicht 135.
Historie, s. Geschichte.
Hoffnung (Gnat) 263.
„ erfüllte 319.
Höflichkeit 382, 384.
Hohler Fleck im Gehirn 349.
Homerische Gesänge 461.
Hören und Verstehen 622.
Humor 108, 456.
„ und Genie 701.
Hydrieten, S. 14 und Nr. 306.
Hypochondrie 97, 456.
Hypothese, kühne 922.
Hypothesen, Wiegenlieder 920.
Hypothetisches 884, 885.
Das Jahrhundert u. d. Einzelne 1027.
Jahrmärkte und Marktschreier 88.
Das Idealisiren der Kinder 357.
Idealismus u. Realismus, Nr. 643.
Ideen, liberale 228, 229.
Idee, in die Erscheinung tretend 63, 505, 506.
„ und Begriff 121, 334, 1016.
„ und Liebe 889.
Das Ideelle 357, 568, 710, 711, 884, 885.
Ideelogie 506, 567.
Idiosynkrasien 118.
Indiskretion 26, 97.
Die Individuen u. d. Zeitalter 272.
Indukrion 845.
Inneres und Aeußeres 532.
Innungszwang 306.
Interdikt der Mathematiker gegen Goethe's Farbenlehre 1006.
Intermundien des Wahren 818.
Joseph, der heilige 700.
Irren 807.
„ und lügen 78.
Irrthum 13, 91, 210, 241, 826, 827, 835, 836, 907, 922.
„ u. Wahrheit 179, 251, 289, 290, 605, 807, 937.
Italienische Kunst 724, 731.
Juden 189, 563.
Jugend der griechischen Götter 979.
Der Jüngling 21, 22, 24, 25, 620, 1040—1046.
Jury 353.
Kameel (Sprichw.) 579.
Kammerdiener und Held 391.
Kampf um das Dasein 981, 982.
Kantiene, S. 9.
Kategorischer Imperativ in der Naturforschung 915.
Kato's Vertheidigung 1036.
Kenntnisse an Stelle der Einsicht 590.
Keppler's Gottesglaube 570.
Das Kind 50, 357—361, 477, 629.
Kirchenmusik 662.
Das Klassische 602, 603.
Klassicismus 305.
Die Klugen hab. viel gemein (Sir.) 158.
Knittelverse 733.
Koblen, umherspringend, Juden (bildlich) 114.
Kolorit 719.

Komet von 1770, Nr. 1003.
Kometen 116.
Konflikt des Alten und Neuen 305.
„ des Talents m. d. Leben 343.
Konflikte des Lebens 1031.
Königin v. Preußen u. W. Meister's Lehrjahre 153.
Konsequenz der Naturwahrnehmungen 1053.
Konsonanten 218.
Konversationsblatt, das literar. 365.
Konversations-Lexikon 209.
Korrespondirende Winkel 560.
Kredit 274.
Kreise des Wahren 818.
Kritik 190.
„ des Menschenverstandes 634.
„ der Sinne 760.
„ der Vernunft 634.
Krüge und Töpfe (Sprichw.) 166.
Kryptogamie 885.
Krystallinische Bildungen 821.
Krystallographie 814, 822, 823, 879, 880.
Kultur, allgemeine 541.
Kunst, S. 15 u. Nr. 74, 144, 149, 154, 170, 171, 204, 207, 234, 248, 273, 285, 302, 320, 321, 334—340, 396—400, 446, 485, 504—507, **602** ff., 640, 647, 656—774, 779, 847.
„ bildende 149, 682, 686.
„ Byzantinisch-niederrhein. 700.
„ deutsche 302, 726 ff.
„ ernsthaft 686.
„ ethisch 716, 717.
„ Gemeines adelnd, S. 15 und Nr. 697, 1049, 1050.
„ griechische 320, 929.
„ italienische 734, 751.
„ parteiische 485.
„ als Vermittlerin 386, 397, 703, 1050.
„ und Natur 214.
„ und Neigung 680.
„ und Wissenschaft 504—507.
Die Künste, zusammenhängend 339.
Kunstarbeiten, fertig, nicht vollendet 755, 756.
Die Kunstform und das Kunstwerk, Nr. 687, 698.
Der Kunstgedanke 681—684.
Kunstmotive in der Natur und im Leben 747.
Das Kunstschöne 686.
Kunst-Speculanten 285.
Das Lächerliche 413—416.
Landschaften, grell kolorirt 759.
Lateiner, s. Römer.
Das Leben 185, 361, 426, 1028 ff.
„ „ ein Abmühen 262.
„ „ für Andere 219, 1033, 1043—1046.
„ „ in der Idee 345—347.
Leben u. Wissenschaft 849, 850, 1055.
Das Lebendige beharrlich 982, 1028.
„ „ bildet eine Atmosphäre 791.
Des Lebendigen Anziehungskraft 249.
Lebensalter 629.
Lebensansprüche 185.
Lebensart und Charakter 374, 375.
Lebensgeschichten 152, 174, 193.
Lebenspraxis, deren Geheimnisse 428.
Lebensverhältnisse 187, 546.
Legenden in der Wissenschaft 901.
Lehrbücher 823, 824.
Lehren und Deuten 313.
Lehrgeld 27, 282.
Das Leichte aus dem Schwierigen erklärt 952.
Leiden am Leben 426.
Leidenschaften 422—425, 891.
Lesen, zerstreuend 365.
Die Liberalen in den Zeitungen 595.
Liberale Schriftsteller 227.
Liberalität 228, 229, **624**.
„ wissenschaftliche 797.
Licht und Geist 386.
Liebe 6, 243, 389.
„ und Abhängigkeit 385.
Liebloſigkeit 45, 370, 371.
Literarische Herrscher in Deutschland 285.
Literatur 512—514, 601.
„ deutsche 486.
„ griechische u. römische 510.
„ Fragment d. Fragmente 500.

Leb des Rivalen, Nr. 598.
Leben heißt sich gleichstellen 483.
Lebens- und Tadelsworte 608, 609.
Luftballen 1089.
Lügen und irren 78.
Lumperei 653.
Mächler 188.
Macht und Recht 478.
Maunier 790.
Majorität und Minorität 221, 862, **945**.
Maler, die rheinischen 702.
„ und Künstler 664.
Malerei 302, **664**, 689, 699, 700, 702, 726—732, 737, 740, 741, 744—762.
Mängel 46, 418, 419, 427.
Das Manierirte 969.
Manifestation der Idee 334, 336,
„ des Schönen, des Erhabenen, des Geistreichen, des Lustigen, des Lächerlichen 336.
Manifestationen d. Lebendigen 912.
„ des Wahren 430.
Der Mann 6, 306, 315, 417, 440, 481, 564, 594, 600, **629**.
Das Mannichfaltige aus dem Einzelnen entwickelt 753.
Mannsäuschlein (bildlich) 155.
Maschinen- und Handarbeit 306.
Mäßigkeit und Heiterkeit 491.
Materialismus und Sensualismus 446.
Mathematik 453—455, 560, 865, 868, 889, 914, **946 - 951**, 974, 983—986, 1005—1011.
Mathematiker 1005.
„ eine Art Franzosen 1011.
Mathematische Linie 455.
Maximen 203, 707.
Mechanische Erklärungsarten 637, 800.
Meerwasser (bildlich) 124.
Meinungen bedürfen nicht des Beweises 891.
Meister 122, 171, 242.
„ und Dilettant 744.
„ und Schüler 745.
Meisterschaft gilt für Egoismus 275.
Memoiren, Nr. 196.
Die Menge und der Tüchtige 191.
Der Mensch, die Ausgeburt zweier Welten 785.
„ „ Herr der Natur 5, 115.
„ „ ein chymischer Apparat 864, 895.
Menschen, intermittirte 17—19.
„ als Tyrannen ihres Jahrhunderts, Z. 14.
Des Menschen Armseligkeit 181.
„ „ Beschränktheit 351.
„ „ Eigensinn 134.
„ „ Gutmüthigkeit 586.
„ „ Gefährlichkeit 394, 395.
Menschengefühl, historisches 29.
Menschenkenntniß 85—88.
Menschenverdrossenheit, Gottesverdrossenheit 435—437.
Menschenverstand 52, 55, 56, 60, **61**, 303, 780, 968, **955**, 1048.
Das Menschliche 226.
Metamorphose 95.
Metaphysik der Erscheinungen 843.
„ in den Naturwissenschaften 887.
Metempsychose 1040.
Meteorologie 846.
Methoden 815, 830, 844—848.
Das Mikrokosmische in d. Natur 794.
Mikroskop 37, 845.
Mineralogie 802, 809, 814, 821—823, 877, 880.
Minorität u. Majorität 221, 862, 945.
Mißbrauch der Naturstudien 750.
Mißgunst und Haß 245.
Mißverstehen in Gesellschaften 407, 408.
Mitarbeiter Goethe's 286.
Mittel als Zweck 11.
Das Mittelmäßige 308, 392.
Mode 631, **633**, 848.
Molluskenart 652.
Monarchen in den Zeitungen 595.
Monas 1028.
Monographische Behandlung der Naturwissenschaft 1015.
Motive, dramatische 773.

Mühlbach (bildlich), Nr. 49.
Des Müllers Weisen (bildl.) 131.
Das mündliche Wort 615, 617.
Musik, s. Tonkunst.
Müssen, S. 14 u. Nr. 64.
Muth 501.
Mysticismus 328, 629.
Mystik 57, 295, 298.
Mystiker, christliche 297.
Mythologie 614, 901.
Nachahmung 433, 439.
„ der Natur 204, 446, 695, **713—717**, 722.
Nachdenken und Handeln 102, 194.
Nachtseite der Natur, S. 14.
Das Naive 695.
Naivität und Humor 695—703.
Narren 395, 502.
Nationalbildung 94.
Das Nationalcharakteristische in der Kunst 708.
Nationen 67, 112, 677.
„ deren Reife 594.
Natur 214, 290—292, 647, 720, **775—1055**.
„ deren Freiheit 705.
„ der Poesie 923.
„ ewig recht 446, 819, 820.
„ tiefermetrisch 883.
„ vernünftig 695.
„ und Bildung 406.
„ und Freiheit 779.
„ und Geist identisch 720.
„ und Ideen in der Kunst 710, 711.
„ und Kunst 214.
Naturdichter 111.
Die Naturerscheinungen zusammenhangend 794.
Naturforschung, griechische 919.
Naturkräfte als liebesbeten Gottes 571.
Naturproblem 775, 776.
Naturprosa, durchgehend 775, 776.
Naturwirkungen, gleiche aus verschiedenen Ursachen 944.
Naturwissenschaft, physikotypische u. exakte 775, 776.
„ zugleich vor- und rückschreitend 892.
Naturwissenschaft, deren Aufblühen, Nr. 331, 968—970, 1008.
„ That, nicht Wissen 775, 776.
Nazarener 302, 732.
Nec quidquam sapit, qui sibi non sapit 878, 996.
Neid und böser Wille 183.
„ und Haß 168.
Neigung 6.
Nertumismus 231, 232.
Neue Bücher, neue Bekanntschaften 356.
Neue Wahrheiten und alte Irrthümer 873.
Newtonischer Versuch 787, 840, 970, 994, **999**.
Nibelungenlegende 571.
Nothwendiges und Unnützes 1025.
Nullität der Produktionen 119, 996.
Nutzen der Wissenschaft 1064.
„ und Schaden der Erfahrung 956.
Object und Subject 978.
Objectivität der Auffassung 144.
Das Objektiv-Schöne 978.
Obscurantismus 151, 991.
Oeffentliche Angelegenheiten, Antheil daran 536.
Oeffentlichkeit 23.
Oriate 98.
Oppositionen in der Wissenschaft 833, 989.
Optisches Experiment, s. Experiment.
Organ des Gesichts 492.
Organe des Thiers und des Menschen 561.
Orientalische mystische Poesie 296.
Originalität, S. 12 u. Nr. 175, 509, 539, 540, 739.
„ falsche 727—735, 829.
Orpheus' Leier 694.
Orphtogenese 823.
Pandora (Geduld) 576.
Panoramic ability 246.
Pariergeld 24, 274.
Parallaxe 559.
Partenahme 775—777, 784, 890, 949, 975, 976.

Pathologische Experimental-Physik, Nr. 786.
Patriotische Kunst und Wissenschaft 485.
Pedanterie 170, 908.
Pedanterien 978.
Perfectibre 718.
Pessimismus 244.
Peterskirche zu Rom 694.
Pferde, hundert graue (Spr.) 1004.
Pflicht 2, 3, 44, 655.
„ des Historikers 254.
Pfuscherei, deutsche 74.
Phanerogamie 785.
Phänomen 641.
„ planum inclinatum 648.
„ Wirkg. ohne Ursache 808.
„ und Theorie 810.
Phänomene, deren Auffassung 836, 837.
„ deren Werth 997.
„ unbeschreibbar 974, 998.
Phänomenenfetzte 973.
Phantasiebild an Stelle des Problems 382, 383.
Das Phantastische 506, 884, 885.
Philelage, dessen Sphäre 670.
Philosophie 445—449, 635, 704, 830, 882.
„ der Lebensalter 629.
„ eklektische 447—449.
„ französische 445, 446.
Physik, von Mathematik zu trennen 914.
Pietismus, S. 14 u. Nr. 41, 42, 276.
Planeten, die kleinen 872.
Plastik, s. Bildhauerkunst.
Plato's Stellung zur Natur 961, 962.
Poesie, s. Dichtkunst.
Poetische Produktion 281.
Poetisches Talent 488.
Polarisation des Lichts 787, 832.
Polarität 790, 983, 984.
Polypragmosyne 342.
Positivität der Meinung 34.
Potentia et actu 455.
Prädestination, Seite 15 und Nr. 572.
Präoccupation 857, 977.
Preisfrage der Petersburger Akademie, Nr. 858.
Pressfreiheit und Zensur 474, 475.
Problem 636, 647, 816, 957.
Die Probleme stehn zu lassen 917, 918, 925.
„ „ des Aristoteles 919.
Problematische Naturen 75, 127.
„ Talente 224.
Produktion, poetische 281.
Das Produktive selbstthätig 213.
Produktivität der Natur 840.
Protestation, sentimental, S. 8 u. Nr. 270.
Protestiren und Reformiren 408.
Psychologische Reflexionen 302.
Publikum 33, 628, 853—855.
Quantität und Qualität 966.
Quark (bildlich) 72.
Raphael's Anbetung der Könige 639.
Realismus und Idealismus 643.
Recht und Schicklichkeit 1012.
„ und Politik 66.
„ und Schicklichkeit 65.
Rechte des Volks 478.
„ und Pflichten 194.
Rechthaberei 200.
Rechtthun 189.
Redekunst, deren Sphäre 672.
Reden Anderer, deren Auffassung 159.
Reflexion im Theater (Citat) 506.
Reformation 403, 404.
Reformiren und Protestiren 408.
Refrangibilität 788.
Regenbogen (Sprchw.) 148.
Regierung 48, 65, 66, 305, **312**, 478, 482.
Reim 733.
Reinheit des Denkens und Thuns 12.
Religion, Seite 14 und Nr. 150, 207, 208, **462**—467, **569**—570, 630, 862.
Rembrandt's Austreibung der Käufer aus dem Tempel 691.
„ Farben, auf die Ferne berechnet 737.
Retardationen und Präoccupationen 977.
Revolution, die französische 603.

Revolutionäre Gesinnungen, Nr. 301
Rezitation und Deklamation 766.
Rheinische Kunst (Byzantinisch-niederrheinische) 700.
Rhetorik, eine Kunst 946, 947.
„ des Irrenden 894, 928.
Rhythmus 169.
Roman 125.
Romanticismus 305.
Das Romantische 602, 604.
„ einer Gegend 195.
„Die Römer" 252, 609.
Die Rose (Beispiel) 978.
Das Rothe Meer (bildlich) 253.
Rückwärts erfinden 807.
Säen und ernten 401.
Sakontala 611.
Schachbrett (bildlich) 139.
Schaden u. Nutzen d. Gefahrung 966.
Schadenfreude 308.
Schein und Wesen 284.
Schickliches, Passliches u. Gehöriges 292.
Schicksale 316, 427.
Schimmel (Sprichw.) 1004.
Schmeichelei 189, 409, 411.
Schmuck, glänzend (bildlich) 130.
Schnee (bildlich) 120.
Das Schöne 197, 335, 398—400, 978.
Schönheit 177.
„ der Gestalt 680.
„ des Intellekts 678.
„ der Jugend 979.
„ und Geist 327.
Schranke des Kalküls 805.
Schreibfeder, gefallene (bild.), S. 8.
Schriftsteller, liberale 227.
Schulden 24.
Schuldner und Gläubiger bildlich 804.
Schule, ältere italienische 726, 731.
„ und Vorschule 289, 745.
Schulen, wissenschaftliche 998, 1055.
Schüler und Meister 242, 745.
Schulunterricht 458.
Schwäche als Gesetz 301.
Schwemmchen, Leben des 174.
Schwierigkeiten, die größten sind verborgen 520.
Seelchen, liebes gewaschenes (Zitat), Nr. 156.
Seelenkräfte beim Drama wirksam 774.
Sehnsucht 651.
Selbstachtung 503.
Selbstbetrug 476, 649.
Selbsterkenntniß 2.
Selbstregierung 301, 312.
Selbstschätzung 90, 68, 69, 143, 271.
Selbstständigkeit 21, 22.
Selbststudium 783.
Sentimentalität der Engländer, Franzosen, Deutschen 332.
„ religiöse, S. 8 u. Nr. 57, 276.
Serail (bildlich) 315, 564.
Sexualsystem (botan.) 847.
Shakespeare's Jugendarbeiten 317.
„ Schauspiele, wer der Autor (Anekd.) 499.
„ Theaterstücke 318.
Shandeismus 526, 527.
Sinn und Gegensinn, Seite 14 u. Nr. 410.
Sitten, gute 372.
Das Sittliche 473.
Skepsis 240, 551, 562.
Skeptiker 629.
Skizzen 741, 751, 778.
Sokrates' Moral 961.
Soldat, gebildeter 376, 377.
Spannung, s. Polarität.
Specht und Storch (bildlich) 560.
Spezifikation der Natur 94.
Sprache, S. 11, 15 u. Nr. 80, 101, 109, 218, 458, 490, 503, 848, 931, 996.
Sprüche der Alten 452, 457.
Starrsinn u. Unzugänglichkeit 1023.
Statuen in Rom (bildlich) 252.
Steine, s. Mineralegte.
„ stumme Lehrer 877.
Sterne, makellos erleuchtend 581.
Sternkunde 116, 558, 570, 803, 872, 947, 985, 995, 1003.
Stöchiometrie 823.
Storch, Gehalt, Arom 119, 248, 723.
Stolz und Eingebildung 483.
Streben ins Unbedingte 502.
Studiren nach Vorbildern 722.

Studium nach der Antike, Nr. 734.
„ nach der Natur 747—752.
Subject und Object 978.
Subjective Auffassung 230. 911. 964. 985. 1021.
„ Farben 719.
Symbolik 273. 749.
Symmetrie sind nicht das Uebel selbst 969.
Synthesis und Analyse 964.
Systeme, wissenschaftliche provisorisch 811. 812.
Systole und Diastole 382. 912.
Tabaktrauchen 98.
Tadel und Eigenlob 125.
Tadels- und Lobesworte 608. 609.
Tag, dessen Werth 537.
Tag- und Nachtseite. S. 14 u. Nr. 250.
Tagesblätter 23. 365.
Tagesgeist 25.
Talent. S. 15 u. Nr. 213. 343. 488. 548. 549. **698.**
„ der Ausbildung bedürftig 761.
„ und Lehre 736.
„ poetisches 488.
„ verzehrend 549.
Tanzkunst, mimische 340.
Tätowiren 103.
Technik und Kunst 692.
Tendenzen, falsche 82.
That und Urtheil 313.
Thätige Unwissenheit 336.
„ Vernunft der Thiere 562.
Thätigkeit 9. 500.
Theater 366, 317, 499, 763, 765, 771.
„ deutsches 763—770.
Theaterbildung, allgemeine 764.
Theologie 222, 571, 574.
Theorie 51, 906, 926.
„ und Empirie 639, 640, 906.
„ und Erfahrung 267.
„ und Phänomen 810.
Theorien, Rothbehelfe 784.
Theoristen, grillige 907.
Das Thier 561, 562.
Thorheit der Klugen (Sprichw.) 283.
Das Thun 650.
„ „ und Wissen 484, 1062.
„ „ und Wohlthun, S. 8.
Till Eulenspiegel, Nr. 613.
Todesstrafe 479, 480.
Toleranz 575.
Tonkunst. S. 9 u. Nr. 169. 338. 632. **635—662.** 664, 684, 694, 866.
Torte und Krüge (Sprichw.) 166.
Tournure 147.
Tradition, s. Ueberlieferung.
Tragödie. Begriff 772.
Tragödien 489.
Transsubstiren 295.
„ der Deutschen 270.
Travers 92.
Treffen des Knopfloches (bildl.) 562.
Trennung der Mathematik und Physik 914. 1007. 1010.
Treue, Allegorien u. Gleichnisse 173.
Trophonius' Höhle (bildl.) 298.
Trost der Mittelmäßigkeit 392.
Der Tüchtige und die Menge 191.
Tugend 427, 495.
Tycho de Brahe's Astronomie 998.
Uebertheilung 201, 778.
Ueberlieferung 57, 106, 180, 461, 781, 841, 924.
Ueberleger sind Kurzler 258.
Uebersetzungen 614, 815.
Uebertriebene Anforderung 145, 1019.
Ueberzeugungen realisirbar 109.
Ubiquität des Genies 550.
Umgang mit Frauen 373.
„ mit Menschen (Sprichw.) 7.
Umordnung der Methoden 813, 830.
Unarten der Polemik 706, 707.
„ des Gespräches 615.
Das Unbegreifliche begreiflich 904, 905.
Das Unbekannte aus dem Bekannten 431, 432, 440.
Unbewußtheit, künstlerische 218, 709.
Undank 199.
Das Unerforschliche 1018, 1019.
Ungeduld 545.
Das Ungleiche sub specie 243.
Universalgilde der Mathematiker 1006.
Universalisten 775, 776.
Unnützes und Nothwendiges 1035.
Unparteiisch und aufrichtig 198.

Unparteiisch nicht einmal der Spiegel, Nr. 543.
Unterricht, ästhetischer 337.
„ nach Timon's Rath 164.
Unterrichtswesen der Neuzeit 591.
Unterscheidung, Verstandessache 217.
Das Unübersetzliche 614.
Unveränderlichkeit von Welt und Menschen 268.
Unverkörperte Wahrheiten 14.
Unverstand und Verstand 62.
Unvorsichtigkeiten, zu vermeidende 137.
Das Unzugängliche 59. 904. 1019.
Unzulänglichkeit 1023—1025.
Urtrage 834, 874.
Urphänomene 789. 1049.
Ursache u. Wirkung 641. 798—801.
Ursache, die nächste 232.
Urtheil und That 313.
Urtheilsfähigkeit der Nationen 112, 677.
Vampyrpresse 605. 607.
Velocifersch, S. 15 u. Nr. 23.
Veni Creator Spiritus 196.
Veränderlichkeit der Zustände 256.
Verbreitung der Wahrheiten 898.
Verdienst der Mathematiker 858.
Verdienste der Widersachen 26. 1033.
Verdorbenheit der Literatur 606. 607.
Verdruß in Permanenz 136.
Vereinfachung der Naturerkenntniß 902. 963.
Verfahren, genetisches 641.
Vergangenheit, deren Einfluß 180.
„ die eigene unbefriedigend 1045.
Vergänglichkeit. Unvergänglichkeit 146.
Vergleichung mit Andern 86. 87. 389. 483.
„ der Kunstwerke 675.
Verhältniß der Künste und Wissenschaften zum Leben 656.
Verirrungen der Analogie 900.
Verjüngung, geistige 417.
Vernunft u. Verstand 482. 638. 895.
Versäumniß und Uebereilung 301.
Verstand und Gewissen 827.
Verstand und Vernunft, Nr. 482. 638. 895.
Verständniß 105. 113.
Versuch, der Frauenhofer'sche 1001. 1002.
Versuche, prismatische 787. 999. 1000.
Versuchung, deren Bild 544.
Vertrauen 26. 27. 186. 425.
Verwechselung von Ursache und Wirkung 926.
Verwegenheit des Talents 698.
Das Verwickelte führt irre 53.
Vielgeschäftigkeit 342.
Vielseitigkeit der Bildung 519.
„ der Stilformen 734—736.
Vokale 218.
Volkheit 477.
Volkslieder 674. 675.
Volksmelodien 662.
Vollkommenheit 554. 1020.
Vorbilder, Berliner für Fabrikanten 630.
Vorlesungen dramatischer Werke 766. 767.
Vorschule und Schule 289. 745.
Vorsicht und Hintersichtsicht 135.
Das Vortreffliche 237. 238. 307. 311. 389. 390.
Vorurtheile 300.
Vorwelt, deren Gedanken von uns wiederholt, S. 11 u. Nr. 1. 538. 972.
Vorzug der Engländer 931.
Vorzüge individuell 141. 427.
„ Anderer 389—392.
„ der Widersacher 695. 1033.
Vulkanismus 231. 232. 943. 944.
Wahlsprüche 278.
Wahn 61. **252**. 349. 932. 933.
Das Wahre, fruchtbar 928. 929.
„ „ Grundlage der theatralischen Kunst 765.
Wahrheit, eine Fackel 157.
„ einfach 905.
„ individuell 8. 211.
„ u. Irrthum 140. 141. **179**. 251. **269**. 280. 608. 867.
Wahrheitsliebe 28.
„ des Genies 547. 548.

Das Was des Kunstwerks, Nr. 666, 667.
Der Weg der Naturforschung 1008.
Weisheit, Wahrheit 77.
„ der Welt 429.
Weissagekunst 438—442.
Die Welt eine Glocke (bildl.) 206.
„ „ des Wahns 252.
„ „ bandrecht u. fetzrecht 642.
„ „ die vernünftige, ein Individuum, S. 14 u. Nr. 4.
Weltberatung, Jury 353.
Weltentwicklung 333.
Weltgeschichte 352.
Weltkörper, ihre Bewegung 803, 804.
Weltliteratur 515.
Welträtsel 80.
Werke, die guten 276.
Widergesinnte u. Gleichgesinnte 619.
Widersacher 625, 1033.
Widerspruch, S. 14 u. Nr. 310, 411, 616, 620, 621.
Das Wie des Kunstwerks 666, 667.
Wiederholungen der Literatur 351.
Wille, böser 183.
Wirksamkeiten 58.
Wirkung ohne Ursache 808.
„ harmonische einer wohlgebauten Stadt 694.
Wissen 495.
„ und Thun 484, 1052.
„ und Verstehen 580.
„ und Zweifel 240.
Wissenschaft 6, 144, 331, 485, 504—507, 606, 775, 781, 782, 792, 796, 835, 849—852, 892, 962, 966, 856, 972, 977, 1021, 1026, 1047, 1052, 1054, 1055.
Wissenschaft, patriotische, Nr. 485.
„ und Leben 849, 850.
Wissenschaften im 16. Jahrhundert 1036.
„ esoterisch 851, 852.
„ und das Publikum 853—865.
Wissenswerthes und Wißbares 1047.
Weber hat's der Dichter? 667.
Wohlthun und Thun, S. 8.
Wohlwollen 40, 165, 245.
Wollen 64.
„ und Können, S. 11.
Wort und Gedanke 469.
Worte, Surrogate 470, 471.
„ und Bild 202.
Wunder 222.
Wünsche 402, 403.
Das Wünschenswerthe 1017.
Wunscherfüllung 386.
Wurzeln des selbstgepflanzten Baumes 577.
Zauber's deutsche Poetik 1041, 1042.
Zeichnen nach der Natur 740.
Zeit 215, 495, 496.
Das Zeitalter 393, 796.
Die Zeitalter u. die Individuen 272.
Zeitungen, S. 12 u. Nr. 353, 596.
Zeitwirken 584, 585.
Zensur und Preßfreiheit 474, 475.
Zerstückelung des Grundbodens 306.
Zettel und Einschlag (bildlich) 152.
Zeusstatue von Phidias 686.
Zufall 62.
Das Zugängliche 59, 904, 1019.
Zutraulichkeit 381.
Zuverlässigkeit der Sinne 556, 557.
Zweifel 240, 551, 552.
„ und Wissen 240.

Goethe's Werke.

Nach den vorzüglichsten Quellen revidirte Ausgabe.

Zwanzigster Theil.

Dichtung und Wahrheit.

Mit Einleitung und Anmerkungen von

H. von Loeper.

Erster Theil.

Berlin.
Gustav Hempel.

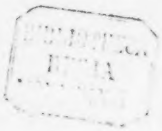

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Die auf dem Titel erwähnte

Einleitung des Herausgebers

zum ganzen Werk folgt mit dem letzten (vierten) Theile desselben.

Aus meinem Leben.

Dichtung und Wahrheit.

Erſter Theil.

Ὁ μὴ δυνεὶς ἄνθρωπος οὐ πολίτευτος.

Vorwort.

Als Vorwort zu der gegenwärtigen Arbeit, welche desſelben vielleicht mehr als eine andere bedürfen möchte, ſtehe hier der Brief eines Freundes, durch den ein ſolches immer bedenkliches Unternehmen veranlaßt worden.

„Wir haben, theurer Freund, nunmehr die zwölf Theile Ihrer dichteriſchen Werke beiſammen und finden, indem wir ſie durchleſen, manches Bekannte, manches Unbekannte; ja, manches Vergeſſene wird durch dieſe Sammlung wieder angefriſcht. Man kann ſich nicht enthalten, dieſe zwölf Bände, welche in einem Format vor uns ſtehen, als ein Ganzes zu betrachten, und man möchte ſich daraus gern ein Bild des Autors und ſeines Talents entwerfen. Nun iſt nicht zu leugnen, daß für die Lebhaftigkeit, womit derſelbe ſeine ſchriftſtelleriſche Laufbahn begonnen, für die lange Zeit, die ſeitdem verfloſſen, ein Dutzend Bändchen zu wenig ſcheinen müſſen. Ebenſo kann man ſich bei den einzelnen Arbeiten nicht verhehlen, daß meiſtens beſondere Veranlaſſungen dieſelben hervorgebracht und ſowol äußere beſtimmte Gegenſtände als innere entſchiedene Bildungsſtufen daraus hervorſcheinen, nicht minder auch gewiſſe temporäre moraliſche und äſthetiſche Maximen und Ueberzeugungen darin obwalten. Im Ganzen aber bleiben dieſe Produktionen immer unzuſammenhängend; ja, oft ſollte man kaum glauben, daß ſie von demſelben Schriftſteller entſprungen ſeien.

„Ihre Freunde haben indeſſen die Nachforſchung nicht aufgegeben und ſuchen, als näher bekannt mit Ihrer Lebens- und Denkweiſe, manches Räthſel zu errathen, manches Problem aufzulöſen; ja, ſie finden, da eine alte Neigung und ein verjährtes Verhältniß ihnen beiſteht, ſelbſt in den vorkommenden Schwierigkeiten einigen Reiz. Doch würde uns hie und da eine Nachhilfe nicht unangenehm ſein, welche Sie unſern freundſchaftlichen Geſinnungen nicht wohl verſagen dürfen.

„Das Erste also, warum wir Sie ersuchen, ist, daß Sie uns Ihre bei der neuen Ausgabe nach gewissen innern Beziehungen geordneten Dichtwerke in einer chronologischen Folge aufführen und sowol die Lebens- und Gemüthszustände, die den Stoff dazu hergegeben, als auch die Beispiele, welche auf Sie gewirkt, nicht weniger die theoretischen Grundsätze, denen Sie gefolgt, in einem gewissen Zusammenhange vertrauen möchten. Widmen Sie diese Bemühung einem engern Kreise; vielleicht entspringt daraus etwas, was auch einem größern angenehm und nützlich werden kann. Der Schriftsteller soll bis in sein höchstes Alter den Vortheil nicht aufgeben, sich mit Denen, die eine Neigung zu ihm gefaßt, auch in die Ferne zu unterhalten; und wenn es nicht einem Jeden verliehen sein möchte, in gewissen Jahren mit unerwarteten, mächtig wirksamen Erzeugnissen von Neuem aufzutreten: so sollte doch gerade zu der Zeit, wo die Erkenntniß vollständiger, das Bewußtsein deutlicher wird, das Geschäft sehr unterhaltend und neubelebend sein, jenes Hervorgebrachte wieder als Stoff zu behandeln und zu einem Letzten zu bearbeiten, welches Denen abermals zur Bildung gereiche, die sich früher mit und an dem Künstler gebildet haben."

Dieses so freundlich geäußerte Verlangen erweckte bei mir unmittelbar die Lust, es zu befolgen. Denn wenn wir in früherer Zeit leidenschaftlich unsern eigenen Weg gehen und, um nicht irre zu werden, die Anforderungen Anderer ungeduldig ablehnen, so ist es uns in spätern Tagen höchst erwünscht, wenn irgend eine Theilnahme uns aufregen und zu einer neuen Thätigkeit lieberoll bestimmen mag. Ich unterzog mich daher sogleich der vorläufigen Arbeit, die großern und kleineren Dichtwerke meiner zwölf Bände auszuzeichnen und den Jahren nach zu ordnen. Ich suchte mir Zeit und Umstände zu vergegenwärtigen, unter welchen ich sie hervorgebracht. Allein das Geschäft ward bald beschwerlicher, weil ausführliche Anzeigen und Erklärungen nöthig wurden, um die Lücken zwischen dem bereits Bekanntgemachten auszufüllen. Denn zuvörderst fehlt Alles, woran ich mich meist geübt, es fehlt manches Angefangene und nicht Vollendete; ja sogar ist die äußere Gestalt manches Vollendeten völlig verschwunden, indem es in der Folge gänzlich umgearbeitet und in eine andere Form gegossen worden. Außer diesem blieb mir auch noch zu gedenken, wie ich mich in Wissenschaften und andern

Künſten bemüht und was ich in ſolchen fremd ſcheinenden Fächern ſowol einzeln als in Verbindung mit Freunden theils im Stillen geübt, theils öffentlich bekannt gemacht.

Alles dieſes wünſchte ich nach und nach zu Befriedigung meiner Wohlwollenden einzuſchalten. Allein dieſe Bemühungen und Betrachtungen führten mich immer weiter. Denn indem ich jener ſehr wohl überdachten Forderung zu entſprechen wünſchte und mich bemühte, die innern Regungen, die äußern Einflüſſe, die theoretiſch und praktiſch von mir betretenen Stufen der Reihe nach darzuſtellen, ſo ward ich aus meinem engen Privatleben in die weite Welt gerückt, die Geſtalten von hundert bedeutenden Menſchen, welche näher oder entfernter auf mich eingewirkt, traten hervor, ja die ungeheuren Bewegungen des allgemeinen politiſchen Weltlaufs, die auf mich wie auf die ganze Maſſe der Gleichzeitigen den größten Einfluß gehabt, mußten vorzüglich beachtet werden. Denn dieſes ſcheint die Hauptaufgabe der Biographie zu ſein, den Menſchen in ſeinen Zeitverhältniſſen darzuſtellen und zu zeigen, inwiefern ihm das Ganze widerſtrebt, inwiefern es ihn begünſtigt, wie er ſich eine Welt- und Menſchenanſicht daraus gebildet und wie er ſie, wenn er Künſtler, Dichter, Schriftſteller iſt, wieder nach außen abgeſpiegelt. Hierzu wird aber ein kaum Erreichbares gefordert, daß nämlich das Individuum ſich und ſein Jahrhundert kenne, ſich, inwiefern es unter allen Umſtänden daſſelbe geblieben, das Jahrhundert, als welches ſowol den Willigen als Unwilligen mit ſich fortreißt, beſtimmt und bildet, dergeſtalt, daß man wol ſagen kann, ein Jeder, nur zehn Jahre früher oder ſpäter geboren, dürfte, was ſeine eigene Bildung und die Wirkung nach außen betrifft, ein ganz Anderer geworden ſein.

Auf dieſem Wege, aus dergleichen Betrachtungen und Verſuchen, aus ſolchen Erinnerungen und Ueberlegungen entſprang die gegenwärtige Schilderung, und aus dieſem Geſichtspunkt ihres Entſtehens wird ſie am Beſten genoſſen, genutzt und am Billigſten beurtheilt werden können. Was aber ſonſt noch, beſonders über die halb poetiſche, halb hiſtoriſche Behandlung etwa zu ſagen ſein möchte, dazu findet ſich wol im Laufe der Erzählung mehrmals Gelegenheit.

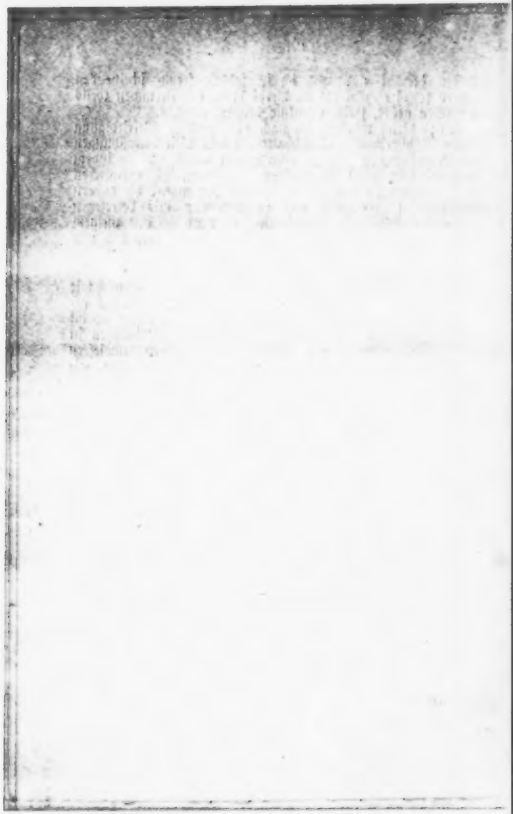

Erſtes Buch.

Am achtundzwanzigſten Auguſt 1749, Mittags mit dem Glockenſchlage Zwölf, kam ich in Frankfurt am Main auf die Welt. Die Konſtellation war glücklich: die Sonne ſtand im Zeichen der Jungfrau und kulminirte für den Tag, Jupiter und Venus blickten ſie freundlich an, Merkur nicht widerwärtig, Saturn und Mars verhielten ſich gleichgültig; nur der Mond, der ſo eben voll ward, übte die Kraft ſeines Gegenſcheins um ſo mehr, als zugleich ſeine Planetenſtunde eingetreten war. Er widerſetzte ſich daher meiner Geburt, die nicht eher erfolgen konnte, als bis dieſe Stunde vorübergegangen.

Dieſe guten Aſpekten, welche mir die Aſtrologen in der Folgezeit ſehr hoch anzurechnen wußten, mögen wol Urſache an meiner Erhaltung geweſen ſein; denn durch Ungeſchicklichkeit der Hebamme kam ich für todt auf die Welt, und nur durch vielfache Bemühungen brachte man es dahin, daß ich das Licht erblickte. Dieſer Umſtand, welcher die Meinigen in große Noth verſetzt hatte, gereichte jedoch meinen Mitbürgern zum Vortheil, indem mein Großvater, der Schultheiß Johann Wolfgang Textor, daher Anlaß nahm, daß ein Geburtshelfer angeſtellt und der Hebammen-Unterricht eingeführt oder erneuert wurde, welches denn Manchem der Nachgebornen mag zu Gute gekommen ſein.

Wenn man ſich erinnern will, was uns in der frühſten Zeit der Jugend begegnet iſt, ſo kommt man oft in den Fall, dasjenige, was wir von Andern gehört, mit dem zu verwechſeln, was wir wirklich aus eigner anſchauender Erfahrung beſitzen. Ohne alſo hierüber eine genaue Unterſuchung anzuſtellen, welche ohnehin zu nichts führen kann, bin ich mir bewußt, daß wir in einem alten Hauſe wohnten, welches eigentlich aus zwei durchgebrochnen Häuſern beſtand. Eine thurm-

artige Treppe führte zu unzusammenhangenden Zimmern, und die Ungleichheit der Stockwerke war durch Stufen ausgeglichen. Für uns Kinder, eine jüngere Schwester und mich, war die untere weitläuftige Hausflur der liebste Raum, welche neben der Thüre ein großes hölzernes Gitterwerk hatte, wodurch man unmittelbar mit der Straße und der freien Luft in Verbindung kam. Einen solchen Vogelbauer, mit dem viele Häuser versehen waren, nannte man ein Geräms. Die Frauen saßen darin, um zu nähen und zu stricken; die Köchin las ihren Salat; die Nachbarinnen besprachen sich von daher mit einander, und die Straßen gewannen dadurch in der guten Jahrszeit ein südliches Ansehen. Man fühlte sich frei, indem man mit dem Oeffentlichen vertraut war. So kamen auch durch diese Geräms die Kinder mit den Nachbarn in Verbindung, und mich gewannen drei gegenüber wohnende Brüder von Ochsenstein, hinterlassene Söhne des verstorbenen Schultheißen, gar lieb und beschäftigten und neckten sich mit mir auf mancherlei Weise.

Die Meinigen erzählten gern allerlei Eulenspiegeleien, zu denen mich jene sonst ernste und einsame Männer angereizt. Ich führe nur einen von diesen Streichen an. Es war eben Topfmarkt gewesen, und man hatte nicht allein die Küche für die nächste Zeit mit solchen Waaren versorgt, sondern auch uns Kindern dergleichen Geschirr im Kleinen zu spielender Beschäftigung eingekauft. An einem schönen Nachmittag, da Alles ruhig im Hause war, trieb ich im Geräms mit meinen Schüsseln und Töpfen mein Wesen, und da weiter nichts dabei herauskommen wollte, warf ich ein Geschirr auf die Straße und freute mich, daß es so lustig zerbrach. Die von Ochsenstein, welche sahen, wie ich mich daran ergetzte, daß ich so gar fröhlich in die Händchen patschte, riefen: „Noch mehr!“ Ich säumte nicht, sogleich einen Topf und auf immer fortwährendes Rufen: „Noch mehr!“ nach und nach sämmtliche Schüsselchen, Tiegelchen, nämchen gegen das Pflaster zu schleudern. Meine Nachbarn fuhren fort, ihren Beifall zu bezeigen, und ich war höchlich froh, ihnen Vergnügen zu machen. Mein Vorrath aber war aufgezehrt, und sie riefen immer: „Noch mehr!“ Ich eilte daher stracks in die Küche und holte die irdenen Teller, welche nun freilich im Zerbrechen noch ein lustigeres Schauspiel gaben; und so lief ich hin und wieder, brachte einen Teller nach dem andern, wie ich sie auf dem Topfbrett der Reihe nach

erreichen konnte, und weil ſich Jene gar nicht zufrieden gaben, ſo ſtürzte ich Alles, was ich von Geſchirr erſchleppen konnte, in gleiches Verderben. Nur ſpäter erſchien Jemand, zu hindern und zu wehren. Das Unglück war geſchehen, und man hatte für ſo viel zerbrochne Töpferwaare wenigſtens eine luſtige Geſchichte, an der ſich beſonders die ſchalkiſchen Urheber bis an ihr Lebensende ergetzten.

Meines Vaters Mutter, bei der wir eigentlich im Hauſe wohnten, lebte in einem großen Zimmer hinten hinaus, unmittelbar an der Hausflur, und wir pflegten unſere Spiele bis an ihren Seſſel, ja, wenn ſie krank war, bis an ihr Bett hin auszudehnen. Ich erinnere mich ihrer gleichſam als eines Geiſtes, als einer ſchönen, hagern, immer weiß und reinlich gekleideten Frau. Sanft, freundlich, wohlwollend iſt ſie mir im Gedächtniß geblieben.

Wir hatten die Straße, in welcher unſer Haus lag, den Hirſchgraben nennen hören; da wir aber weder Graben noch Hirſche ſahen, ſo wollten wir dieſen Ausdruck erklärt wiſſen. Man erzählte ſodann, unſer Haus ſtehe auf einem Raum, der ſonſt außerhalb der Stadt gelegen, und da, wo jetzt die Straße ſich befinde, ſei ehmals ein Graben geweſen, in welchem eine Anzahl Hirſche unterhalten worden; man habe dieſe Thiere hier bewahrt und genährt, weil nach einem alten Herkommen der Senat alle Jahre einen Hirſch öffentlich verſpeiſet, den man denn für einen ſolchen Feſttag hier im Graben immer zur Hand gehabt, wenn auch auswärts Fürſten und Ritter der Stadt ihre Jagdbefugniß verkümmerten und ſtörten, oder wol gar Feinde die Stadt eingeſchloſſen oder belagert hielten. Dies gefiel uns ſehr, und wir wünſchten, eine ſolche zahme Wildbahn wäre auch noch bei unſern Zeiten zu ſehen geweſen.

Die Hinterſeite des Hauſes hatte, beſonders aus dem oberen Stock, eine ſehr angenehme Ausſicht über eine beinah unabſehbare Fläche von Nachbarsgärten, die ſich bis an die Stadtmauern verbreiteten. Leider aber war bei Verwandlung der ſonſt hier befindlichen Gemeindeplätze in Hausgärten unſer Haus und noch einige andere, die gegen die Straßenecke zu lagen, ſehr verkürzt worden, indem die Häuſer vom Roßmarkt her weitläuftige Hintergebäude und große Gärten ſich zueigneten, wir aber uns durch eine ziemlich hohe Mauer unſers Hofes von dieſen ſo nah gelegenen Paradieſen ausgeſchloſſen ſahen.

Im zweiten Stock befand sich ein Zimmer, welches man das Gartenzimmer nannte, weil man sich daselbst durch wenige Gewächse vor dem Fenster den Mangel eines Gartens zu ersetzen gesucht hatte. Dort war, wie ich heranwuchs, mein liebster, zwar nicht traurigster, aber doch sehnsüchtigster Aufenthalt. Ueber jene Gärten hinaus, über Stadtmauern und Wälle sah man in eine schöne fruchtbare Ebene; es ist die, welche sich nach Höchst hinzieht. Dort lernte ich Sommerszeit gewöhnlich meine Lektionen, wartete die Gewitter ab und konnte mich an der untergehenden Sonne, gegen welche die Fenster gerade gerichtet waren, nicht satt genug sehen. Da ich aber zu gleicher Zeit die Nachbarn in ihren Gärten wandeln und ihre Blumen besorgen, die Kinder spielen, die Gesellschaften sich ergetzen sah, die Kegelkugeln rollen und die Kegel fallen hörte: so erregte dies frühzeitig in mir ein Gefühl der Einsamkeit und einer daraus entspringenden Sehnsucht, das, dem von der Natur in mich gelegten Ernsten und Ahnungsvollen entsprechend, seinen Einfluß gar bald und in der Folge noch deutlicher zeigte.

Die alte, winkelhafte, an vielen Stellen düstere Beschaffenheit des Hauses war übrigens geeignet, Schauer und Furcht in kindlichen Gemüthern zu erwecken. Unglücklicherweise hatte man noch die Erziehungsmaxime, den Kindern frühzeitig alle Furcht vor dem Ahnungsvollen und Unsichtbaren zu benehmen und sie an das Schauderhafte zu gewöhnen. Wir Kinder sollten daher allein schlafen, und wenn uns dieses unmöglich fiel, und wir uns sacht aus den Betten hervormachten und die Gesellschaft der Bedienten und Mägde suchten, so stellte sich, in umgewandtem Schlafrock und also für uns verkleidet genug, der Vater in den Weg und schreckte uns in unsere Ruhestätte zurück. Die daraus entspringende üble Wirkung denkt sich Jedermann. Wie soll Derjenige die Furcht los werden, den man zwischen ein doppeltes Furchtbare einklemmt? Meine Mutter, stets heiter und froh, und Andern das Gleiche gönnend, erfand eine bessere pädagogische Auskunft. Sie wußte ihren Zweck durch Belohnungen zu erreichen. Es war die Zeit der Pfirsichen, deren reichlichen Genuß sie uns jeden Morgen versprach, wenn wir Nachts die Furcht überwunden hätten. Es gelang, und beide Theile waren zufrieden.

Innerhalb des Hauses zog meinen Blick am Meisten eine Reihe Römischer Prospekte auf sich, mit welchen der Vater einen

Vorsaal ausgeschmückt hatte, gestochen von einigen geschickten Vorgängern des Piranesi, die sich auf Architektur und Perspektive wohl verstanden, und deren Nadel sehr deutlich und schätzbar ist. Hier sah ich täglich die Piazza del Popolo, das Coliseo, den Petersplatz, die Peterskirche von außen und innen, die Engelsburg und so manches Andere. Diese Gestalten drückten sich tief bei mir ein, und der sonst sehr lakonische Vater hatte wol manchmal die Gefälligkeit, eine Beschreibung des Gegenstandes vernehmen zu lassen. Seine Vorliebe für die italienische Sprache und für Alles, was sich auf jenes Land bezieht, war sehr ausgesprochen. Eine kleine Marmor- und Naturaliensammlung, die er von dorther mitgebracht, zeigte er uns auch manchmal vor, und einen großen Theil seiner Zeit verwendete er auf seine italienisch verfaßte Reisebeschreibung, deren Abschrift und Redaktion er eigenhändig bestweise, langsam und genau ausfertigte. Ein alter heiterer italienischer Sprachmeister, Giovinazzi genannt, war ihm daran behilflich. Auch sang der Alte nicht übel, und meine Mutter mußte sich bequemen, ihn und sich selbst mit dem Klaviere täglich zu akkompagniren, da ich denn das Solitario bosco ombroso bald kennen lernte und auswendig wußte, ehe ich es verstand.

Mein Vater war überhaupt lehrhafter Natur, und bei seiner Entfernung von Geschäften wollte er gern dasjenige, was er wußte und vermochte, auf Andre übertragen. So hatte er meine Mutter in den ersten Jahren ihrer Verheirathung zum fleißigen Schreiben angehalten wie zum Klavierspielen und Singen, wobei sie sich genöthigt sah, auch in der italienischen Sprache einige Kenntniß und nothdürftige Fertigkeit zu erwerben.

Gewöhnlich hielten wir uns in allen unsern Freistunden zur Großmutter, in deren geräumigem Wohnzimmer wir hinlänglich Platz zu unsern Spielen fanden. Sie wußte uns mit allerlei Kleinigkeiten zu beschäftigen und mit allerlei gutem Bissen zu erquicken. An einem Weihnachtsabende jedoch setzte sie allen ihren Wohlthaten die Krone auf, indem sie uns ein Puppenspiel vorstellen ließ und so in dem alten Hause eine neue Welt erschuf. Dieses unerwartete Schauspiel zog die jungen Gemüther mit Gewalt an sich; besonders auf den Knaben machte es einen sehr starken Eindruck, der in eine große, langdauernde Wirkung nachklang.

Die kleine Bühne mit ihrem stummen Personal, die man

uns anfangs nur vorgezeigt hatte, nachher aber zu einer Uebung und dramatischer Belebung übergab, mußte uns Kindern um so viel werther sein, als es das letzte Vermächtniß unserer guten Großmutter war, die bald darauf durch zunehmende Krankheit unsern Augen erst entzogen und dann für immer durch den Tod entrissen wurde. Ihr Abscheiden war für die Familie von desto größerer Bedeutung, als es eine völlige Veränderung in dem Zustande derselben nach sich zog.

So lange die Großmutter lebte, hatte mein Vater sich gehütet, nur das Mindeste im Hause zu verändern oder zu erneuern; aber man wußte wohl, daß er sich zu einem Hauptbau vorbereitete, der nunmehr auch sogleich vorgenommen wurde. In Frankfurt, wie in mehrern alten Städten, hatte man bei Aufführung hölzerner Gebäude, um Platz zu gewinnen, sich erlaubt, nicht allein mit dem ersten, sondern auch mit den folgenden Stocken überzubauen, wodurch denn freilich besonders enge Straßen etwas Düsteres und Aengstliches bekamen. Endlich ging ein Gesetz durch, daß, wer ein neues Haus von Grund auf baue, nur mit dem ersten Stock über das Fundament herausrücken dürfe, die übrigen aber senkrecht aufführen müsse. Mein Vater, um den vorspringenden Raum im zweiten Stock auch nicht aufzugeben, wenig bekümmert um äußeres architektonisches Ansehen und nur um innere gute und bequeme Einrichtung besorgt, bediente sich, wie schon Mehrere vor ihm gethan, der Ausflucht, die oberen Theile des Hauses zu unterstützen und von unten herauf einen nach dem andern wegzunehmen und das Neue gleichsam einzuschalten, so daß, wenn zuletzt gewissermaßen nichts von dem Alten übrig blieb, der ganz neue Bau noch immer für eine Reparatur gelten konnte. Da nun also das Einreißen und Aufrichten allmählig geschah, so hatte mein Vater sich vorgenommen, nicht aus dem Hause zu weichen, um desto besser die Aufsicht zu führen und die Anleitung geben zu können; denn aufs Technische des Baues verstand er sich ganz gut; dabei wollte er aber auch seine Familie nicht von sich lassen. Diese neue Epoche war den Kindern sehr überraschend und sonderbar. Die Zimmer, in denen man sie oft enge genug gehalten und mit wenig erfreulichem Lernen und Arbeiten geängstigt, die Gänge, auf denen sie gespielt, die Wände, für deren Reinlichkeit und Erhaltung man sonst so sehr gesorgt, Alles das vor der Hacke des Maurers, vor dem Beile des Zimmermanns fallen zu

ſehen, und zwar von unten herauf, und indeſſen oben auf unterſtützten Balken gleichſam in der Luft zu ſchweben und dabei immer noch zu einer gewiſſen Lektion, zu einer beſtimmten Arbeit angehalten zu werden — dieſes Alles brachte eine Verwirrung in den jungen Köpfen hervor, die ſich ſo leicht nicht wieder ins Gleiche ſetzen ließ. Doch wurde die Unbequemlichkeit von der Jugend weniger empfunden, weil ihr etwas mehr Spielraum als bisher und manche Gelegenheit, ſich auf Balken zu ſchaukeln und auf Brettern zu ſchwingen, gelaſſen ward.

Hartnäckig ſetzte der Vater die erſte Zeit ſeinen Plan durch; doch als zuletzt auch das Dach theilweiſe abgetragen wurde und ungeachtet alles übergeſpannten Wachstuches von abgenommenen Tapeten der Regen bis zu unſern Betten gelangte, ſo entſchloß er ſich, obgleich ungern, die Kinder wohlwollenden Freunden, welche ſich ſchon früher dazu erboten hatten, auf eine Zeit lang zu überlaſſen und ſie in eine öffentliche Schule zu ſchicken.

Dieſer Uebergang hatte manches Unangenehme; denn indem man die bisher zu Hauſe abgeſondert, reinlich, edel, obgleich ſtreng gehaltenen Kinder unter eine rohe Maſſe von jungen Geſchöpfen hinunterſtieß, ſo hatten ſie vom Gemeinen, Schlechten, ja Niederträchtigen ganz unerwartet Alles zu leiden, weil ſie aller Waffen und aller Fähigkeit ermangelten, ſich dagegen zu ſchützen.

Um dieſe Zeit war es eigentlich, daß ich meine Vaterſtadt zuerſt gewahr wurde: wie ich denn nach und nach immer freier und ungehinderter, theils allein, theils mit muntern Gefpielen darin auf und ab wandelte. Um den Eindruck, den dieſe ernſten und würdigen Umgebungen auf mich machten, einigermaßen mitzutheilen, muß ich hier mit der Schilderung meines Geburtsortes vorgreifen, wie er ſich in ſeinen verſchiedenen Theilen allmählig vor mir entwickelte. Am Liebſten ſpazierte ich auf der großen Mainbrücke. Ihre Länge, ihre Feſtigkeit, ihr gutes Anſehen machte ſie zu einem bemerkenswerthen Bauwerk; auch iſt es aus früherer Zeit beinahe das einzige Denkmal jener Vorſorge, welche die weltliche Obrigkeit ihren Bürgern ſchuldig iſt. Der ſchöne Fluß auf- und abwärts zog meine Blicke nach ſich, und wenn auf dem Brückenkreuz der goldene Hahn im Sonnenſchein glänzte, ſo war es immer eine erfreuliche Empfindung. Gewöhnlich ward alsdann durch Sachſenhauſen ſpaziert und die Ueberfahrt für einen Kreuzer

gar behaglich genossen. Da befand man sich nun wieder diesseits, da schlich man zum Weinmarkte, bewunderte den Mechanismus der Krahne, wenn Waaren ausgeladen wurden; besonders aber unterhielt uns die Ankunft der Marktschiffe, wo man so mancherlei und mitunter so seltsame Figuren aussteigen sah. Ging es nun in die Stadt herein, so ward jederzeit der Saalhof, der wenigstens an der Stelle stand, wo die Burg Kaiser Karl's des Großen und seiner Nachfolger gewesen sein sollte, ehrfurchtsvoll gegrüßt. Man verlor sich in die alte Gewerbstadt, und besonders Markttages gern in dem Gewühl, das sich um die Bartholomäuskirche herum versammelte. Hier hatte sich von den frühsten Zeiten an die Menge der Verkäufer und Krämer über einander gedrängt, und wegen einer solchen Besitznahme konnte nicht leicht in den neuern Zeiten eine geräumige und heitere Anstalt Platz finden. Die Buden des sogenannten Pfarreisen waren uns Kindern sehr bedeutend, und wir trugen manchen Batzen hin, um uns farbige, mit goldenen Thieren bedruckte Bogen anzuschaffen. Nur selten aber mochte man sich über den beschränkten, vollgepfropften und unreinlichen Marktplatz hindrängen. So erinnere ich mich auch, daß ich immer mit Entsetzen vor den daranstoßenden, engen und häßlichen Fleischbänken geflohen bin. Der Römerberg war ein deste angenehmerer Spazierplatz. Der Weg nach der neuen Stadt, durch die Neue Kräme, war immer aufheiternd und ergetzlich; nur verdroß es uns, daß nicht neben der Liebfrauenkirche eine Straße nach der Zeil zu ging und wir immer den großen Umweg durch die Hasengasse oder die Katharinenpforte machen mußten. Was aber die Aufmerksamkeit des Kindes am Meisten an sich zog, waren die vielen kleinen Städte in der Stadt, die Festungen in der Festung, die ummauerten Klosterbezirke nämlich und die aus frühern Jahrhunderten noch übrigen mehr oder minder burgartigen Räume: so der Nürnberger Hof, das Kompostell, das Braunfels, das Stammhaus Derer von Stallburg und mehrere in den spätern Zeiten zu Wohnungen und Gewerbsbenutzungen eingerichtete Festen. Nichts architektonisch Erhebendes war damals in Frankfurt zu sehen, Alles deutete auf eine längst vergangne, für Stadt und Gegend sehr unruhige Zeit. Pforten und Thürme, welche die Grenze der alten Stadt bezeichneten, dann weiterhin abermals Pforten, Thürme, Mauern, Brücken, Wälle, Gräben, womit die neue Stadt umschlossen war: Alles sprach

noch zu deutlich aus, daß die Nothwendigkeit, in unruhigen Zeiten dem Gemeinweſen Sicherheit zu verſchaffen, dieſe Anſtalten hervorgebracht, daß die Plätze, die Straßen, ſelbſt die neuen, breiter und ſchöner angelegten, alle nur dem Zufall und der Willkür und keinem regelnden Geiſte ihren Urſprung zu danken hatten. Eine gewiſſe Neigung zum Alterthümlichen ſetzte ſich bei dem Knaben feſt, welche beſonders durch alte Chroniken, Holzſchnitte, wie z. B. den Gravſchen von der Belagerung von Frankfurt, genährt und begünſtigt wurde, wobei noch eine andre Luſt, bloß menſchliche Zuſtände in ihrer Mannichfaltigkeit und Natürlichkeit ohne weitern Anſpruch auf Intereſſe oder Schönheit zu erfaſſen, ſich hervorthat. So war es eine von unſern liebſten Promenaden, die wir uns des Jahrs ein paarmal zu verſchaffen ſuchten, inwendig auf dem Gange der Stadtmauer herumzuſpazieren. Gärten, Höfe, Hintergebäude zieben ſich bis an den Zwinger heran; man ſieht mehreren Tauſend Menſchen in ihre häuslichen, kleinen, abgeſchloſſenen, verborgenen Zuſtände. Von dem Buß- und Schaugarten des Reichen zu den Obſtgärten des für ſeinen Nutzen beſorgten Bürgers, von da zu Fabriken, Bleichplätzen und ähnlichen Anſtalten, ja bis zum Gottesacker ſelbſt — denn eine kleine Welt lag innerhalb des Bezirks der Stadt — ging man an dem mannichfaltigſten, wunderlichſten, mit jedem Schritt ſich verändernden Schauſpiel vorbei, an dem unſre kindiſche Neugier ſich nicht genug ergetzen konnte. Denn fürwahr, der bekannte hinkende Teufel, als er für ſeinen Freund die Dächer von Madrid in der Nacht abhob, hat kaum mehr für dieſen geleiſtet, als hier vor uns unter freiem Himmel, bei hellem Sonnenſchein gethan war. Die Schlüſſel, deren man ſich auf dieſem Wege bedienen mußte, um durch mancherlei Thürme, Treppen und Pförtchen durchzukommen, waren in den Händen der Zeugherren, und wir verfehlten nicht, ihren Subalternen aufs Beſte zu ſchmeicheln.

Bedeutender noch und in einem andern Sinne fruchtbarer blieb für uns das Rathhaus, der Römer genannt. In ſeinen untern gewölbähnlichen Hallen verloren wir uns gar zu gerne. Wir verſchafften uns Eintritt in das große, höchſt einfache Seſſionszimmer des Rathes. Bis auf eine gewiſſe Höhe getäfelt, waren übrigens die Wände ſowie die Wölbung weiß und das Ganze ohne Spur von Malerei oder irgend einem Bildwerk.

Nur an der mittelsten Wand in der Höhe las man die kurze Inschrift:

Eines Manns Rede
Ist keines Manns Rede
Man soll sie billig hören Beede.

Nach der alterthümlichsten Art waren für die Glieder dieser Versammlung Bänke ringsumher an der Vertäfelung angebracht und um eine Stufe von dem Boden erhöht. Da begriffen wir leicht, warum die Rangordnung unsers Senats nach Bänken eingetheilt sei. Von der Thüre linker Hand bis in die gegenüberstehende Ecke, als auf der ersten Bank, saßen die Schöffen, in der Ecke selbst der Schultheiß, der Einzige, der ein kleines Tischchen vor sich hatte; zu seiner Linken bis gegen die Fensterseite saßen nunmehr die Herren der zweiten Bank; an den Fenstern her zog sich die dritte Bank, welche die Handwerker einnahmen; in der Mitte des Saals stand ein Tisch für den Protokollführer.

Waren wir einmal im Römer, so mischten wir uns auch wol in das Gedränge vor den burgemeisterlichen Audienzen. Aber größeren Reiz hatte Alles, was sich auf Wahl und Krönung der Kaiser bezog. Wir wußten uns die Gunst der Schließer zu verschaffen, um die neue, beitre, in Fresko gemalte, sonst durch ein Gitter verschlossene Kaisertreppe hinaufsteigen zu dürfen. Das mit Purpurtapeten und wunderlich verschnörkelten Goldleisten verzierte Wahlzimmer flößte uns Ehrfurcht ein. Die Thürstücke, auf welchen kleine Kinder oder Genien, mit dem kaiserlichen Ornat bekleidet und belastet mit den Reichsinsignien, eine gar wunderliche Figur spielen, betrachteten wir mit großer Aufmerksamkeit und hofften wol auch noch einmal eine Krönung mit Augen zu erleben. Aus dem großen Kaisersaale konnte man uns nur mit sehr vieler Mühe wieder herausbringen, wenn es uns einmal geglückt war, hineinzuschlüpfen, und wir hielten Denjenigen für unsern wahrsten Freund, der uns bei den Brustbildern der sämmtlichen Kaiser, die in einer gewissen Höhe umher gemalt waren, etwas von ihren Thaten erzählen mochte.

Von Karl dem Großen vernahmen wir manches Märchenhafte; aber das historisch Interessante für uns fing erst mit Rudolph von Habsburg an, der durch seine Mannheit so großen Verwirrungen ein Ende gemacht. Auch Karl der Vierte zog unsre Aufmerksamkeit an sich. Wir hatten schon von der goldnen

Bulle und der peinlichen Halsgerichtsordnung gehört, auch daß er den Frankfurtern ihre Anhänglichkeit an ſeinen edlen Gegenkaiſer Günther von Schwarzburg nicht entgelten ließ. Maximilianen hörten wir als einen Menſchen- und Bürgerfreund loben und daß von ihm prophezeit worden, er werde der letzte Kaiſer aus einem deutſchen Hauſe ſein; welches denn auch leider eingetroffen, indem nach ſeinem Tode die Wahl nur zwiſchen dem König von Spanien Karl dem Fünften und dem König von Frankreich Franz dem Erſten geſchwankt habe. Bedenklich fügte man hinzu, daß nun abermals eine ſolche Weisſagung oder vielmehr Vorbedeutung umgehe; denn es ſei augenfällig, daß nur noch Platz für das Bild *eines* Kaiſers übrig bleibe, ein Umſtand, der, obgleich zufällig ſcheinend, die Patriotiſchgeſinnten mit Beſorgniß erfülle.

Wenn wir nun ſo einmal unſern Umgang hielten, verfehlten wir auch nicht, uns nach dem Dom zu begeben und daſelbſt das Grab jenes braven, von Freund- und Feinden geſchätzten Günther zu beſuchen. Der merkwürdige Stein, der es ehmals bedeckte, iſt in dem Chor aufgerichtet. Die gleich daneben befindliche Thüre, welche ins Kontlave führt, blieb uns lange verſchloſſen, bis wir endlich durch die obern Behörden auch den Eintritt in dieſen ſo bedeutenden Ort zu erlangen wußten. Allein wir hätten beſſer gethan, ihn durch unſre Einbildungskraft wie bisher auszumalen; denn wir fanden dieſen in der deutſchen Geſchichte ſo merkwürdigen Raum, wo die mächtigſten Fürſten ſich zu einer Handlung von ſolcher Wichtigkeit zu verſammeln pflegten, keineswegs würdig ausgeziert, ſondern noch obenein mit Balken, Stangen, Gerüſten und anderem ſolchen Geſperr, das man bei Seite ſetzen wollte, verunſtaltet. Deſto mehr ward unſere Einbildungskraft angeregt und das Herz uns erhoben, als wir kurz nachher die Erlaubniß erhielten, beim Vorzeigen der goldnen Bulle an einige vornehme Fremden auf dem Rathhauſe gegenwärtig zu ſein.

Mit vieler Begierde vernahm der Knabe ſodann, was ihm die Seinigen ſowie ältere Verwandte und Bekannte gern erzählten und wiederholten, die Geſchichten der zuletzt kurz auf einander gefolgten Krönungen; denn es war kein Frankfurter von einem gewiſſen Alter, der nicht dieſe beiden Ereigniſſe und was ſie begleitete, für den Gipfel ſeines Lebens gehalten hätte. So prächtig die Krönung Karl's des Siebenten geweſen war, bei welcher beſonders der franzöſiſche Geſandte mit Koſten und

Geſchmack herrliche Feſte gegeben, ſo war doch die Folge für den guten Kaiſer deſto trauriger, der ſeine Reſidenz München nicht behaupten konnte und gewiſſermaßen die Gaſtfreiheit ſeiner Reichsſtädter anflehen mußte.

War die Krönung Franz des Erſten nicht ſo auffallend prächtig wie jene, ſo wurde ſie doch durch die Gegenwart der Kaiſerin Maria Thereſia verherrlicht, deren Schönheit ebenſo einen großen Eindruck auf die Männer ſcheint gemacht zu haben als die ernſte würdige Geſtalt und die blauen Augen Karl's des Siebenten auf die Frauen. Wenigſtens wetteiferten beide Geſchlechter, dem aufhorchenden Knaben einen höchſt vortheilhaften Begriff von jenen beiden Perſonen beizubringen. Alle dieſe Beſchreibungen und Erzählungen geſchahen mit heiterm und beruhigtem Gemüth; denn der Aachner Friede hatte für den Augenblick aller Fehde ein Ende gemacht, und wie von jenen Feierlichkeiten, ſo ſprach man mit Behaglichkeit von den vorübergegangenen Kriegszügen, von der Schlacht bei Dettingen und was die merkwürdigſten Begebenheiten der verfloſſenen Jahre mehr ſein mochten; und alles Bedeutende und Gefährliche ſchien, wie es nach einem abgeſchloſſenen Frieden zu gehen pflegt, ſich nur ereignet zu haben, um glücklichen und ſorgenfreien Menſchen zur Unterhaltung zu dienen.

Hatte man in einer ſolchen patriotiſchen Beſchränkung kaum ein halbes Jahr hingebracht, ſo traten ſchon die Meſſen wieder ein, welche in den ſämmtlichen Kinderköpfen jederzeit eine unglaubliche Gährung hervorbrachten. Eine durch Erbauung ſo vieler Buden innerhalb der Stadt in weniger Zeit entſpringende neue Stadt, das Wogen und Treiben, das Abladen und Auspacken der Waaren erregte von den erſten Momenten des Bewußtſeins an eine unbezwinglich thätige Neugierde und ein unbegrenztes Verlangen nach kindiſchem Beſitz, das der Knabe mit wachſenden Jahren bald auf dieſe, bald auf jene Weiſe, wie es die Kräfte ſeines kleinen Beutels erlauben wollten, zu befriedigen ſuchte. Zugleich aber bildete ſich die Vorſtellung von dem, was die Welt Alles hervorbringt, was ſie bedarf, und was die Bewohner ihrer verſchiedenen Theile gegen einander auswechſeln.

Dieſe großen, im Frühjahr und Herbſt eintretenden Epochen wurden durch ſeltſame Feierlichkeiten angekündigt, welche um deſto würdiger ſchienen, als ſie die alte Zeit und was von dorther noch auf uns gekommen, lebhaft vergegenwärtigten. Am

Geleitstag war das ganze Volk auf den Beinen, drängte ſich nach der Fahrgaſſe, nach der Brücke, bis über Sachſenhauſen hinaus; alle Fenſter waren beſetzt, ohne daß den Tag über was Beſonderes vorging: die Menge ſchien nur da zu ſein, um ſich zu drängen, und die Zuſchauer, um ſich unter einander zu betrachten; denn das, worauf es eigentlich ankam, ereignete ſich erſt mit ſinkender Nacht und wurde mehr geglaubt als mit Augen geſehen.

In jenen ältern unruhigen Zeiten nämlich, wo ein Jeder nach Belieben Unrecht that oder nach Luſt das Rechte beförderte, wurden die auf die Meſſen ziehenden Handelsleute von Wegelagerern edlen und unedlen Geſchlechts willkürlich geplagt und geplackt, ſo daß Fürſten und andre mächtige Stände die Ihrigen mit gewaffneter Hand bis nach Frankfurt geleiten ließen. Hier wollten nun aber die Reichsſtädter ſich ſelbſt und ihrem Gebiet nichts vergeben; ſie zogen den Ankömmlingen entgegen: da gab es denn manchmal Streitigkeiten, wie weit jene Geleitenden herankommen, oder ob ſie wol gar ihren Eintritt in die Stadt nehmen könnten. Weil nun dieſes nicht allein bei Handels- und Meßgeſchäften ſtattfand, ſondern auch, wenn hohe Perſonen in Kriegs- und Friedenszeiten, vorzüglich aber zu Wahltagen ſich herandegaben, und es auch öfters zu Thätlichkeiten kam, ſobald irgend ein Gefolge, das man in der Stadt nicht dulden wollte, ſich mit ſeinem Herrn hereinzudrängen begehrte: ſo waren zeither darüber manche Verhandlungen gepflogen, es waren viele Rezeſſe deshalb, obgleich ſtets mit beiderſeitigen Vorbehalten, geſchloſſen worden, und man gab die Hoffnung nicht auf, den ſeit Jahrhunderten dauernden Zwiſt endlich einmal beizulegen, als die ganze Anſtalt, weshalb er ſo lange und oft ſehr heftig geführt worden war, beinah für unnütz, wenigſtens für überflüſſig angeſehen werden konnte.

Unterdeſſen ritt die bürgerliche Kavallerie in mehreren Abtheilungen mit den Oberhäuptern an ihrer Spitze an jenen Tagen zu verſchiedenen Thoren hinaus, fand an einer gewiſſen Stelle einige Reiter oder Huſaren der zum Geleit berechtigten Reichsſtände, die nebſt ihren Anführern wohl empfangen und bewirthet wurden; man zögerte bis gegen Abend und ritt alsdann, kaum von der wartenden Menge geſehen, zur Stadt herein, da denn mancher bürgerliche Reiter weder ſein Pferd noch ſich ſelbſt auf dem Pferde zu erhalten vermochte. Zu dem Brückenthore kamen die bedeutendſten Züge herein, und des-

wegen war der Andrang dorthin am Stärksten. Ganz zuletzt und mit sinkender Nacht langte der auf gleiche Weise geleitete Nürnberger Postwagen an, und man trug sich mit der Rede, es müsse jederzeit dem Herkommen gemäß eine alte Frau darin sitzen, weshalb denn die Straßenjungen bei Ankunft des Wagens in ein gellendes Geschrei auszubrechen pflegten, ob man gleich die im Wagen sitzenden Passagiere keineswegs mehr unterscheiden konnte. Unglaublich und wirklich die Sinne verwirrend war der Drang der Menge, die in diesem Augenblick durch das Brückenthor herein dem Wagen nachstürzte, deswegen auch die nächsten Häuser von den Zuschauern am Meisten gesucht wurden.

Eine andere, noch viel seltsamere Feierlichkeit, welche am hellen Tage das Publikum aufregte, war das Pfeifergericht. Es erinnerte diese Zeremonie an jene ersten Zeiten, wo bedeutende Handelsstädte sich von den Zöllen, welche mit Handel und Gewerb in gleichem Maaße zunahmen, wo nicht zu befreien, doch wenigstens eine Milderung derselben zu erlangen suchten. Der Kaiser, der ihrer bedurfte, ertheilte eine solche Freiheit da, wo es von ihm abhing, gewöhnlich aber nur auf ein Jahr, und sie mußte daher jährlich erneuert werden. Dieses geschah durch symbolische Gaben, welche dem kaiserlichen Schultheißen, der auch wol gelegentlich Oberzöllner sein konnte, vor Eintritt der Bartholomäimesse gebracht wurden, und zwar des Anstands wegen, wenn er mit den Schöffen zu Gericht saß. Als der Schultheiß späterhin nicht mehr vom Kaiser gesetzt, sondern von der Stadt selbst gewählt wurde, behielt er doch diese Vorrechte, und sowol die Zollfreiheiten der Städte als die Zeremonien, womit die Abgeordneten von Worms, Nürnberg und Alt-Bamberg diese uralte Vergünstigung anerkannten, waren bis auf unsere Zeiten gekommen. Den Tag vor Mariä Geburt ward ein öffentlicher Gerichtstag angekündigt. In dem großen Kaisersaale, in einem unschränkten Raume, saßen erhöht die Schöffen und eine Stufe höher der Schultheiß in ihrer Mitte, die von den Parteien bevollmächtigten Prokuratoren unten zur rechten Seite. Der Aktuarius fängt an, die auf diesen Tag gesparten wichtigen Urtheile laut vorzulesen; die Prokuratoren bitten um Abschrift, appelliren oder was sie sonst zu thun nöthig finden.

Auf einmal meldet eine wunderliche Musik gleichsam die Ankunft voriger Jahrhunderte. Es sind drei Pfeifer, deren

einer eine alte Schalmei, der andere einen Baß, der dritte einen Pommer oder Hoboe bläſt. Sie tragen blaue, mit Gold verbrämte Mäntel, auf den Aermeln die Noten befeſtigt, und haben das Haupt bedeckt. So waren ſie aus ihrem Gaſthauſe, die Geſandten und ihre Begleitung hinterdrein, Punkt Zehn ausgezogen, von Einheimiſchen und Fremden angeſtaunt, und ſo treten ſie in den Saal. Die Gerichtsverhandlungen halten inne, Pfeifer und Begleitung bleiben vor den Schranken, der Abgeſandte tritt hinein und ſtellt ſich dem Schultheißen gegenüber. Die ſymboliſchen Gaben, welche auf das Genauſte nach dem alten Herkommen gefordert wurden, beſtanden gewöhnlich in ſolchen Waaren, womit die darbringende Stadt vorzüglich zu handeln pflegte. Der Pfeffer galt gleichſam für alle Waaren, und ſo brachte auch hier der Abgeſandte einen ſchön gedrechſelten hölzernen Pokal mit Pfeffer angefüllt. Ueber demſelben lagen ein Paar Handſchuhe, wunderſam geſchlitzt, mit Seide beſteppt und benaſtet, als Zeichen einer geſtatteten und angenommenen Vergünſtigung, deſſen ſich auch wol der Kaiſer ſelbſt in gewiſſen Fällen bediente. Daneben ſah man ein weißes Stäbchen, welches vormals bei geſetzlichen und gerichtlichen Handlungen nicht leicht fehlen durfte. Es waren noch einige kleine Silbermünzen hinzugefügt, und die Stadt Worms brachte einen alten Filzhut, den ſie immer wieder einlöſte, ſo daß derſelbe viele Jahre ein Zeuge dieſer Zeremonien geweſen.

Nachdem der Geſandte ſeine Anrede gehalten, das Geſchenk abgegeben, von dem Schultheißen die Verſicherung fortdauernder Begünſtigung empfangen, ſo entfernte er ſich aus dem geſchloſſenen Kreiſe, die Pfeifer bliesen, der Zug ging ab, wie er gekommen war, das Gericht verfolgte ſeine Geſchäfte, bis der zweite und endlich der dritte Geſandte eingeführt wurden; denn ſie kamen erſt einige Zeit nach einander, theils damit das Vergnügen des Publikums länger daure, theils auch, weil es immer dieſelben alterthümlichen Virtuoſen waren, welche Nürnberg für ſich und ſeine Mitſtädte zu unterhalten und jedes Jahr an Ort und Stelle zu bringen übernommen hatte.

Wir Kinder waren bei dieſem Feſte beſonders intereſſirt, weil es uns nicht wenig ſchmeichelte, unſern Großvater an einer ſo ehrenvollen Stelle zu ſehen, und weil wir gewöhnlich noch ſelbigen Tag ihn ganz beſcheiden zu beſuchen pflegten, um, wenn die Großmutter den Pfeffer in ihre Gewürzladen geſchüttet hätte, einen Becher und Stäbchen, ein Paar Handſchuh oder einen

alten Räderalbus zu erhaschen. Man konnte sich diese symbolischen, das Alterthum gleichsam hervorzaubernden Zeremonien nicht erklären lassen, ohne in vergangene Jahrhunderte wieder zurückgeführt zu werden, ohne sich nach Sitten, Gebräuchen und Gesinnungen unserer Altvordern zu erkundigen, die sich durch wiederauferstandene Pfeifer und Abgeordnete, ja durch handgreifliche und für uns besitzbare Gaben auf eine so wunderliche Weise vergegenwärtigten.

Solchen altehrwürdigen Feierlichkeiten folgte in guter Jahrszeit manches für uns Kinder lustreichere Fest außerhalb der Stadt unter freiem Himmel. An dem rechten Ufer des Mains unterwärts, etwa eine halbe Stunde vom Thor, quillt ein Schwefelbrunnen, sauber eingefaßt und mit uralten Linden umgeben. Nicht weit davon steht der Hof zu den guten Leuten, ehmals ein um dieser Quelle willen erbautes Hospital. Auf den Gemeinweiden umher versammelte man zu einem gewissen Tage des Jahres die Rindviehheerden aus der Nachbarschaft, und die Hirten sammt ihren Mädchen feierten ein ländliches Fest mit Tanz und Gesang, mit mancherlei Lust und Ungezogenheit. Auf der andern Seite der Stadt lag ein ähnlicher nur größerer Gemeindeplatz, gleichfalls durch einen Brunnen und durch noch schönere Linden geziert. Dorthin trieb man zu Pfingsten die Schafheerden, und zu gleicher Zeit ließ man die armen verbleichten Waisenkinder aus ihren Mauern ins Freie; denn man sollte erst später auf den Gedanken gerathen, daß man solche verlassene Kreaturen, die sich einst durch die Welt durchzuhelfen genöthigt sind, früh mit der Welt in Verbindung bringen, anstatt sie auf eine traurige Weise zu hegen, sie lieber gleich zum Dienen und Dulden gewöhnen müsse und alle Ursach habe, sie von Kindesbeinen an sowol physisch als moralisch zu kräftigen. Die Ammen und Mägde, welche sich selbst immer gern einen Spaziergang bereiten, verfehlten nicht von den frühen Zeiten, uns an dergleichen Orte zu tragen und zu führen, so daß diese ländlichen Feste wol mit zu den ersten Eindrücken gehören, deren ich mich erinnern kann.

Das Haus war indessen fertig geworden und zwar in ziemlich kurzer Zeit, weil Alles wohl überlegt, vorbereitet und für die nöthige Geldsumme gesorgt war. Wir fanden uns nun Alle wieder versammelt und fühlten uns behaglich; denn ein wohlausgedachter Plan, wenn er ausgeführt daliegt, läßt Alles vergessen, was die Mittel, um zu diesem Zweck zu gelangen,

Unbequemes mögen gehabt haben. Das Haus war für eine Privatwohnung geräumig genug, durchaus hell und heiter, die Treppe frei, die Vorſäle luftig und jene Ausſicht über die Gärten aus mehreren Fenſtern bequem zu genießen. Der innere Ausbau, und was zur Vollendung und Zierde gehört, ward nach und nach vollbracht und diente zugleich zur Beſchäftigung und zur Unterhaltung.

Das Erſte, was man in Ordnung brachte, war die Bücherſammlung des Vaters, von welcher die beſten, in Franz- oder Halb-Franzband gebundenen Bücher die Wände ſeines Arbeits- und Studirzimmers ſchmücken ſollten. Er beſaß die ſchönen holländiſchen Ausgaben der lateiniſchen Schriftſteller, welche er der äußern Uebereinſtimmung wegen ſämmtlich in Quart anzuſchaffen ſuchte, ſodann Vieles, was ſich auf die römiſchen Antiquitäten und die elegantere Jurisprudenz bezieht. Die vorzüglichſten italieniſchen Dichter fehlten nicht, und für den Taſſo bezeigte er eine große Vorliebe. Die beſten neuſten Reiſebeſchreibungen waren auch vorhanden, und er ſelbſt machte ſich ein Vergnügen daraus, den Keyßler und Nemeitz zu berichtigen und zu ergänzen. Nicht weniger hatte er ſich mit den nöthigſten Hilfsmitteln umgeben, mit Wörterbüchern aus verſchiedenen Sprachen, mit Reallexiken, daß man ſich alſo nach Belieben Raths erholen konnte, ſowie mit manchem Andern, was zum Nutzen und Vergnügen gereicht.

Die andere Hälfte dieſer Bücherſammlung in ſaubern Pergamentbänden mit ſehr ſchön geſchriebenen Titeln ward in einem beſondern Manſardzimmer aufgeſtellt. Das Nachſchaffen der neuen Bücher ſowie das Binden und Einreihen derſelben betrieb er mit großer Gelaſſenheit und Ordnung. Dabei hatten die gelehrten Anzeigen, welche dieſem oder jenem Werk beſondere Vorzüge beilegten, auf ihn großen Einfluß. Seine Sammlung juriſtiſcher Diſſertationen vermehrte ſich jährlich um einige Bände.

Zunächſt aber wurden die Gemälde, die ſonſt in dem alten Hauſe zerſtreut herumgehangen, nunmehr zuſammen an den Wänden eines freundlichen Zimmers neben der Studirſtube, alle in ſchwarzen, mit goldenen Stäbchen verzierten Rahmen, ſymmetriſch angebracht. Mein Vater hatte den Grundſatz, den er öfters und ſogar leidenſchaftlich ausſprach, daß man die lebenden Meiſter beſchäftigen und weniger auf die abgeſchiedenen wenden ſolle, bei deren Schätzung ſehr viel Vorurtheil mit unterlaufe. Er hatte die Vorſtellung, daß es mit den Gemälden

völlig wie mit den Rheinweinen beschaffen sei, die, wenn ihnen gleich das Alter einen vorzüglichen Werth beilege, dennoch in jedem folgenden Jahre ebenso vortrefflich als in den vergangenen könnten hervorgebracht werden. Nach Verlauf einiger Zeit werde der neue Wein auch ein alter, ebenso kostbar und vielleicht noch schmackhafter. In dieser Meinung bestätigte er sich vorzüglich durch die Bemerkung, daß mehrere alte Bilder hauptsächlich dadurch für die Liebhaber einen großen Werth zu erhalten schienen, weil sie dunkler und bräuner geworden und der harmonische Ton eines solchen Bildes öfters gerühmt wurde. Mein Vater versicherte dagegen, es sei ihm gar nicht bange, daß die neuen Bilder künftig nicht auch schwarz werden sollten; daß sie aber gerade dadurch gewönnen, wollte er nicht zugestehen.

Nach diesen Grundsätzen beschäftigte er mehrere Jahre hindurch die sämmtlichen Frankfurter Künstler: den Maler Hirt, welcher Eichen- und Buchenwälder und andere sogenannte ländliche Gegenden sehr wohl mit Vieh zu staffiren wußte; desgleichen Trautmann, der sich den Rembrandt zum Muster genommen und es in eingeschlossenen Lichtern und Widerscheinen, nicht weniger in effektvollen Feuersbrünsten weit gebracht hatte, so daß er einstens aufgefordert wurde, einen Pendant zu einem Rembrandtischen Bilde zu malen; ferner Schütz, der auf dem Wege des Sachtleben die Rheingegenden fleißig bearbeitete; nicht weniger Junckern, der Blumen- und Fruchtstücke, Stilleben und ruhig beschäftigte Personen nach dem Vorgang der Niederländer sehr reinlich ausführte. Nun aber ward durch die neue Ordnung, durch einen bequemern Raum und noch mehr durch die Bekanntschaft eines geschickten Künstlers die Liebhaberei wieder angefrischt und belebt. Dieses war Seekatz, ein Schüler von Brinckmann, darmstädtischer Hofmaler, dessen Talent und Charakter sich in der Folge vor uns umständlicher entwickeln wird.

Man schritt auf diese Weise mit Vollendung der übrigen Zimmer nach ihren verschiedenen Bestimmungen weiter. Reinlichkeit und Ordnung herrschten im Ganzen; vorzüglich trugen große Spiegelscheiben das Ihrige zu einer vollkommenen Helligkeit bei, die in dem alten Hause aus mehreren Ursachen, zunächst aber auch wegen meist runder Fensterscheiben gefehlt hatte. Der Vater zeigte sich heiter, weil ihm Alles gut gelungen war, und wäre der gute Humor nicht manchmal dadurch unterbrochen worden, daß nicht immer der Fleiß und die

Genauigkeit der Handwerker ſeinen Forderungen entſprachen, ſo hätte man kein glücklicheres Leben denken können, zumal da manches Gute theils in der Familie ſelbſt entſprang, theils ihr von außen zufloß.

Durch ein außerordentliches Weltereigniß wurde jedoch die Gemüthsruhe des Knaben zum erſten Mal im Tiefſten erſchüttert. Am erſten November 1755 ereignete ſich das Erdbeben von Liſſabon und verbreitete über die in Frieden und Ruhe ſchon eingewohnte Welt einen ungeheuren Schrecken. Eine große, prächtige Reſidenz, zugleich Handels- und Hafenſtadt, wird ungewarnt von dem furchtbarſten Unglück betroffen. Die Erde bebt und ſchwankt, das Meer braust auf, die Schiffe ſchlagen zuſammen, die Häuſer ſtürzen ein, Kirchen und Thürme darüber her, der königliche Palaſt zum Theil wird vom Meere verſchlungen, die geborſtene Erde ſcheint Flammen zu ſpeien — denn überall meldet ſich Rauch und Brand in den Ruinen —, ſechzigtauſend Menſchen, einen Augenblick zuvor noch ruhig und behaglich, gehen mit einander zu Grunde, und der Glücklichſte darunter iſt der zu nennen, dem keine Empfindung, keine Beſinnung über das Unglück mehr geſtattet iſt. Die Flammen wüthen fort, und mit ihnen wüthet eine Schaar ſonſt verborgner oder durch dieſes Ereigniß in Freiheit geſetzter Verbrecher. Die unglücklichen Ueberbliebenen ſind dem Raube, dem Morde, allen Mißhandlungen bloßgeſtellt, und ſo behauptet von allen Seiten die Natur ihre ſchrankenloſe Willkür.

Schneller als die Nachrichten hatten ſchon Andeutungen von dieſem Vorfall ſich durch große Landſtrecken verbreitet; an vielen Orten waren ſchwächere Erſchütterungen zu verſpüren, an manchen Quellen, beſonders den heilſamen, ein ungewöhnliches Innehalten zu bemerken geweſen; um deſto größer war die Wirkung der Nachrichten ſelbſt, welche erſt im Allgemeinen, dann aber mit ſchrecklichen Einzelheiten ſich raſch verbreiteten. Hierauf ließen es die Gottesfürchtigen nicht an Betrachtungen, die Philoſophen nicht an Troſtgründen, an Strafpredigten die Geiſtlichkeit nicht fehlen. So Vieles zuſammen richtete die Aufmerkſamkeit der Welt eine Zeit lang auf dieſen Punkt, und die durch fremdes Unglück aufgeregten Gemüther wurden durch Sorgen für ſich ſelbſt und die Ihrigen um ſo mehr genöthigt, als über die weitverbreitete Wirkung dieſer Exploſion von allen Orten und Enden immer mehrere und umſtändlichere Nachrichten einliefen. Ja, vielleicht hat der Dämon des Schreckens

zu keiner Zeit so schnell und so mächtig seine Schauer über die Erde verbreitet.

Der Knabe, der Alles dieses wiederholt vernehmen mußte, war nicht wenig betroffen. Gott, der Schöpfer und Erhalter Himmels und der Erden, den ihm die Erklärung des ersten Glaubensartikels so weise und gnädig vorstellte, hatte sich, indem er die Gerechten mit den Ungerechten gleichem Verderben preisgab, keineswegs väterlich bewiesen. Vergebens suchte das junge Gemüth sich gegen diese Eindrücke herzustellen, welches überhaupt um so weniger möglich war, als die Weisen und Schriftgelehrten selbst sich über die Art, wie man ein solches Phänomen anzusehen habe, nicht vereinigen konnten.

Der folgende Sommer gab eine nähere Gelegenheit, den zornigen Gott, von dem das Alte Testament so viel überliefert, unmittelbar kennen zu lernen. Unversehens brach ein Hagelwetter herein und schlug die neuen Spiegelscheiben der gegen Abend gelegenen Hinterseite des Hauses unter Donner und Blitzen auf das Gewaltsamste zusammen, beschädigte die neuen Möbeln, verderbte einige schätzbare Bücher und sonst werthe Dinge und war für die Kinder um so fürchterlicher, als das ganz außer sich gesetzte Hausgesinde sie in einen dunkeln Gang mit fortriß und dort auf den Knieen liegend durch schreckliches Geheul und Geschrei die erzürnte Gottheit zu versöhnen glaubte, indessen der Vater, ganz allein gefaßt, die Fensterflügel aufriß und ausbrach; wodurch er zwar manche Scheiben rettete, aber auch dem auf den Hagel folgenden Regenguß einen desto offnern Weg bereitete, so daß man sich nach endlicher Erholung auf den Vorsälen und Treppen von fluthendem und rinnendem Wasser umgeben sah.

Solche Vorfälle, wie störend sie auch im Ganzen waren, unterbrachen doch nur wenig den Gang und die Folge des Unterrichts, den der Vater selbst uns Kindern zu geben sich einmal vorgenommen. Er hatte seine Jugend auf dem Rehdiger Gymnasium zugebracht, welches unter den deutschen Lehranstalten eine der ersten Stellen einnahm. Er hatte daselbst einen guten Grund in den Sprachen, und was man sonst zu einer gelehrten Erziehung rechnete, gelegt, nachher in Leipzig sich der Rechtswissenschaft beflissen und zuletzt in Gießen promovirt. Seine mit Ernst und Fleiß verfaßte Dissertation: Electa de additione hereditatis wird noch von den Rechtslehrern mit Lob angeführt.

Es iſt ein frommer Wunſch aller Väter, das, was ihnen ſelbſt abgegangen, an den Söhnen realiſirt zu ſehen, ſo ungefähr, als wenn man zum zweiten Mal lebte und die Erfahrungen des erſten Lebenslaufes nun erſt recht nutzen wollte. Im Gefühl ſeiner Kenntniſſe, in Gewißheit einer treuen Ausdauer und im Mißtrauen gegen die damaligen Lehrer nahm der Vater ſich vor, ſeine Kinder ſelbſt zu unterrichten und nur ſo viel, als es nöthig ſchien, einzelne Stunden durch eigentliche Lehrmeiſter zu beſetzen. Ein pädagogiſcher Dilettantismus fing ſich überhaupt ſchon zu zeigen an. Die Pedanterie und Trübſeligkeit der an öffentlichen Schulen angeſtellten Lehrer mochte wol die erſte Veranlaſſung dazu geben. Man ſuchte nach etwas Beſſerem und vergaß, wie mangelhaft aller Unterricht ſein muß, der nicht durch Leute vom Metier ertheilt wird.

Meinem Vater war ſein eigner Lebensgang bis dahin ziemlich nach Wunſch gelungen; ich ſollte denſelben Weg gehen, aber bequemer und weiter. Er ſchätzte meine angebornen Gaben um ſo mehr, als ſie ihm mangelten; denn er hatte Alles nur durch unſäglichen Fleiß, Anhaltſamkeit und Wiederholung erwerben. Er verſicherte mir öfters, früher und ſpäter, im Ernſt und Scherz, daß er mit meinen Anlagen ſich ganz anders würde benommen und nicht ſo liederlich damit würde gewirthſchaftet haben.

Durch ſchnelles Ergreifen, Verarbeiten und Feſthalten entwuchs ich ſehr bald dem Unterricht, den mir mein Vater und die übrigen Lehrmeiſter geben konnten, ohne daß ich doch in irgend etwas begründet geweſen wäre. Die Grammatik mißfiel mir, weil ich ſie nur als ein willkürliches Geſetz anſah; die Regeln ſchienen mir lächerlich, weil ſie durch ſo viele Ausnahmen aufgehoben wurden, die ich alle wieder beſonders lernen ſollte. Und wäre nicht der gereimte angehende Lateiner geweſen, ſo hätte es ſchlimm mit mir ausgeſehen; doch dieſen trommelte und ſang ich mir gern vor. So hatten wir auch eine Geographie in ſolchen Gedächtnißverſen, wo uns die abgeſchmackteſten Reime das zu Behaltende am Beſten einprägten, z. B.:

Ober-Yſſel: viel Moraſt
Macht das gute Land verhaßt.

Die Sprachformen und -Wendungen faßte ich leicht; ſo auch entwickelte ich mir ſchnell, was in dem Begriff einer Sache lag. In rhetoriſchen Dingen, Chrien und dergleichen that es

mir Niemand zuvor, ob ich schon wegen Sprachfehler oft hintanstehen mußte. Solche Aufsätze waren es jedoch, die meinem Vater besondre Freude machten, und wegen deren er mich mit manchem für einen Knaben bedeutenden Geldgeschenk belohnte.

Mein Vater lehrte die Schwester in demselben Zimmer Italienisch, wo ich den Cellarius auswendig zu lernen hatte. Indem ich nun mit meinem Pensum bald fertig war und doch still sitzen sollte, horchte ich über das Buch weg und faßte das Italienische, das mir als eine lustige Abweichung des Lateinischen auffiel, sehr behende.

Andere Frühzeitigkeiten in Absicht auf Gedächtniß und Kombination hatte ich mit jenen Kindern gemein, die dadurch einen frühen Ruf erlangt haben. Desshalb konnte mein Vater kaum erwarten, bis ich auf Akademie gehen würde. Sehr bald erklärte er, daß ich in Leipzig, für welches er eine große Vorliebe behalten, gleichfalls Jura studiren, alsdann noch eine andre Universität besuchen und promoviren sollte. Was diese zweite betraf, war es ihm gleichgiltig, welche ich wählen würde; nur gegen Göttingen hatte er, ich weiß nicht warum, einige Abneigung zu meinem Leidwesen; denn ich hatte gerade auf diese viel Zutrauen und große Hoffnungen gesetzt.

Ferner erzählte er mir, daß ich nach Wetzlar und Regensburg, nicht weniger nach Wien und von da nach Italien gehen sollte, ob er gleich wiederholt behauptete, man müsse Paris voraus sehen, weil man aus Italien kommend sich an nichts mehr ergetze.

Dieses Märchen meines künftigen Jugendganges ließ ich mir gern wiederholen, besonders da es in eine Erzählung von Italien und zuletzt in eine Beschreibung von Neapel auslief. Sein sonstiger Ernst und Trockenheit schien sich jederzeit aufzulösen und zu beleben, und so ereignete sich in uns Kindern der leidenschaftliche Wunsch, auch dieser Paradiese theilhaft zu werden.

Privatstunden, welche sich nach und nach vermehrten, theilte ich mit Nachbarskindern. Dieser gemeinsame Unterricht förderte mich nicht; die Lehrer gingen ihren Schlendrian, und die Unarten, ja manchmal die Bösartigkeiten meiner Gesellen brachten Unruh, Verdruß und Störung in die kärglichen Lehrstunden. Ehrestematdien, wodurch die Belehrung heiter und mannichfaltig wird, waren noch nicht bis zu uns gekommen.

Der für junge Leute so starre Cornelius Nepos, das allzu leichte und durch Predigten und Religionsunterricht sogar trivial gewordene Neue Testament, Cellarius und Pasor konnten uns kein Interesse geben; dagegen hatte sich eine gewisse Reim- und Versewuth durch Lesung der damaligen deutschen Dichter unser bemächtigt. Mich hatte sie schon früher ergriffen, als ich es lustig fand, von der rhetorischen Behandlung der Aufgaben zu der poetischen überzugehen.

Wir Knaben hatten eine sonntägliche Zusammenkunft, wo Jeder von ihm selbst verfertigte Verse produziren sollte. Und hier begegnete mir etwas Wunderbares, was mich sehr lange in Unruh setzte. Meine Gedichte, wie sie auch sein mochten, mußte ich immer für die bessern halten. Allein ich bemerkte bald, daß meine Mitwerber, welche sehr lahme Dinge vorbrachten, in dem gleichen Falle waren und sich nicht weniger dünkten, ja, was mir noch bedenklicher schien, ein guter, obgleich zu solchen Arbeiten völlig unfähiger Knabe, dem ich übrigens gewogen war, der aber seine Reime sich vom Hofmeister machen ließ, hielt diese nicht allein für die allerbesten, sondern war völlig überzeugt, er habe sie selbst gemacht, wie er mir in dem vertrauteren Verhältniß, worin ich mit ihm stand, jederzeit aufrichtig bedauertete. Da ich nun solchen Irrthum und Wahnsinn offenbar vor mir sah, fiel es mir eines Tages aufs Herz, ob ich mich vielleicht selbst in dem Falle befände, ob nicht jene Gedichte wirklich besser seien als die meinigen, und ob ich nicht mit Recht jenen Knaben ebenso toll, als sie mir, vorkommen möchte? Dieses beunruhigte mich sehr und lange Zeit; denn es war mir durchaus unmöglich, ein äußeres Kennzeichen der Wahrheit zu finden; ja ich steckte sogar in meinen Hervorbringungen, bis mich endlich Leichtsinn und Selbstgefühl und zuletzt eine Probearbeit beruhigten, die uns Lehrer und Eltern, welche auf unsere Scherze aufmerksam geworden, aus dem Stegreif aufgaben, wobei ich gut bestand und allgemeines Lob davontrug.

Man hatte zu der Zeit noch keine Bibliotheken für Kinder veranstaltet. Die Alten hatten selbst noch kindliche Gesinnungen und fanden es bequem, ihre eigene Bildung der Nachkommenschaft mitzutheilen. Außer dem Orbis pictus des Amos Comenius kam uns kein Buch dieser Art in die Hände; aber die große Foliobibel mit Kupfern von Merian ward häufig von uns durchblättert; Gottfried's Chronik mit Kupfern dessel-

ben Meisters belehrte uns von den merkwürdigsten Fällen der Weltgeschichte; die Acerra philologica that noch allerlei Fabeln, Mythologien und Seltsamkeiten hinzu, und da ich gar bald die Ovidischen Verwandlungen gewahr wurde und besonders die ersten Bücher fleißig studirte, so war mein junges Gehirn schnell genug mit einer Masse von Bildern und Begebenheiten, von bedeutenden und wunderbaren Gestalten und Ereignissen angefüllt, und ich konnte niemals Langeweile haben, indem ich mich immerfort beschäftigte, diesen Erwerb zu verarbeiten, zu wiederholen, wieder hervorzubringen.

Einen frömmern, sittlichern Effekt als jene mitunter rohen und gefährlichen Alterthümlichkeiten machte Fenelon's Telemach, den ich erst nur in der Reuterschen Uebersetzung kennen lernte, und der, auch so unvollkommen überliefert, eine gar süße und wohlthätige Wirkung auf mein Gemüth äußerte. Daß Robinson Crusoe sich zeitig angeschlossen, liegt wol in der Natur der Sache; daß die Insel Felsenburg nicht gefehlt habe, läßt sich denken. Lord Anson's Reise um die Welt verband das Würdige der Wahrheit mit dem Phantasiereichen des Märchens, und indem wir diesen trefflichen Seemann mit den Gedanken begleiteten, wurden wir weit in alle Welt hinausgeführt und versuchten, ihm mit unsern Fingern auf dem Globus zu folgen. Nun sollte mir auch noch eine reichlichere Ernte bevorstehn, indem ich an eine Masse Schriften gerieth, die zwar in ihrer gegenwärtigen Gestalt nicht vortrefflich genannt werden können, deren Inhalt jedoch uns manches Verdienst voriger Zeiten in einer unschuldigen Weise näher bringt.

Der Verlag oder vielmehr die Fabrik jener Bücher, welche in der folgenden Zeit unter dem Titel: Volksschriften, Volksbücher, bekannt und sogar berühmt geworden, war in Frankfurt selbst, und sie wurden meaen des großen Absatzes mit stehenden Lettern auf das schrecklichste Löschpapier fast unleserlich gedruckt. Wir Kinder hatten alle das Glück, diese schätzbaren Ueberreste der Mittelzeit auf einem Tischchen vor der Hausthüre eines Büchertrödlers täglich zu finden und sie uns für ein paar Kreuzer zuzueignen. Der Eulenspiegel, die vier Haimonskinder, die schöne Melusine, der Kaiser Oktavian, die schöne Magelone, Fortunatus mit der ganzen Sippschaft bis auf den ewigen Juden, Alles stand uns zu Diensten, sobald uns gelüstete, nach diesen Werken anstatt nach irgend einer Näscherei zu greifen. Der größte Vortheil dabei war, daß, wenn wir ein solches Heft

zerleſen oder ſonſt beſchädigt hatten, es bald wieder angeſchafft und aufs Neue verſchlungen werden konnte.

Wie eine Familienſpazierfahrt im Sommer durch ein plötzliches Gewitter auf eine höchſt verdrießliche Weiſe geſtört und ein froher Zuſtand in den widerwärtigſten verwandelt wird, ſo fallen auch die Kinderkrankheiten unerwartet in die ſchönſte Jahrszeit des Frühlebens. Mir erging es auch nicht anders. Ich hatte mir eben den Fortunatus mit ſeinem Säckel und Wünſchhütlein gekauft, als mich ein Mißbehagen und ein Fieber überfiel, wodurch die Pocken ſich ankündigten. Die Einimpfung derſelben ward bei uns noch immer für ſehr problematiſch angeſehen, und ob ſie gleich populare Schriftſteller ſchon faßlich und eindringlich empfohlen, ſo zauderten doch die deutſchen Aerzte mit einer Operation, welche der Natur vorzugreifen ſchien. Spekulirende Engländer kamen daher aufs feſte Land und impften gegen ein anſehnliches Honorar die Kinder ſolcher Perſonen, die ſie wohlhabend und frei von Vorurtheil fanden. Die Mehrzahl jedoch war noch immer dem alten Uebel ausgeſetzt; die Krankheit wütete durch die Familien, tödtete und entſtellte viele Kinder, und wenige Eltern wagten es, nach einem Mittel zu greifen, deſſen wahrſcheinliche Hilfe doch ſchon durch den Erfolg mannichfaltig beſtätigt war. Das Uebel betraf nun auch unſer Haus und überfiel mich mit ganz beſonderer Heftigkeit. Der ganze Körper war mit Blattern überſäet, das Geſicht zugedeckt, und ich lag mehrere Tage blind und in großen Leiden. Man ſuchte die möglichſte Linderung und verſprach mir goldene Berge, wenn ich mich ruhig verhalten und das Uebel nicht durch Reiben und Kratzen vermehren wollte. Ich gewann es über mich; indeſſen hielt man uns nach herrſchendem Vorurtheil ſo warm als möglich und ſchärfte dadurch nur das Uebel. Endlich nach traurig verfloſſener Zeit fiel es mir wie eine Maske vom Geſicht, ohne daß die Blattern eine ſichtbare Spur auf der Haut zurückgelaſſen; aber die Bildung war merklich verändert. Ich ſelbſt war zufrieden, nur wieder das Tageslicht zu ſehen und nach und nach die fleckige Haut zu verlieren; aber Andere waren unbarmherzig genug, mich öfters an den vorigen Zuſtand zu erinnern; beſonders eine ſehr lebhafte Tante, die früher Abgötterei mit mir getrieben hatte, konnte mich ſelbſt noch in ſpätern Jahren ſelten anſehen, ohne auszurufen: „Pfui Teufel, Vetter, wie garſtig iſt Er geworden!“ Dann erzählte ſie mir umſtändlich, wie ſie

sich sonst an mir ergetzt, welches Aufsehen sie erregt, wenn sie mich umhergetragen; und so erfuhr ich frühzeitig, daß uns die Menschen für das Vergnügen, das wir ihnen gewährt haben, sehr oft empfindlich büßen lassen.

Weder von Masern noch Windblattern, und wie die Quälgeister der Jugend heißen mögen, blieb ich verschont, und jedesmal versicherte man mir, es wäre ein Glück, daß dieses Uebel nun für immer vorüber sei; aber leider drohte schon wieder ein andres im Hintergrund und rückte heran. Alle diese Dinge vermehrten meinen Hang zum Nachdenken, und da ich, um das Peinliche der Ungeduld von mir zu entfernen, mich schon öfter im Ausdauern geübt hatte, so schienen mir die Tugenden, welche ich an den Stoikern hatte rühmen hören, höchst nachahmenswerth, um so mehr, als durch die christliche Duldungslehre ein Aehnliches empfohlen wurde.

Bei Gelegenheit dieses Familienleidens will ich auch noch eines Bruders gedenken, welcher um drei Jahre jünger als ich gleichfalls von jener Ansteckung ergriffen wurde und nicht wenig davon litt. Er war von zarter Natur, still und eigensinnig, und wir hatten niemals ein eigentliches Verhältniß zusammen. Auch überlebte er kaum die Kinderjahre. Unter mehrern nachgebornen Geschwistern, die gleichfalls nicht lange am Leben blieben, erinnere ich mich nur eines sehr schönen und angenehmen Mädchens, die aber auch bald verschwand, da wir denn nach Verlauf einiger Jahre, ich und meine Schwester, uns allein übrig sahen und nur um so inniger und liebevoller verbanden.

Jene Krankheiten und andere unangenehme Störungen wurden in ihren Folgen doppelt lästig; denn mein Vater, der sich einen gewissen Erziehungs- und Unterrichtskalender gemacht zu haben schien, wollte jedes Versäumniß unmittelbar wieder einbringen und belegte die Genesenden mit doppelten Lektionen, welche zu leisten mir zwar nicht schwer, aber insofern beschwerlich fiel, als es meine innere Entwicklung, die eine entschiedene Richtung genommen hatte, aufhielt und gewissermaßen zurückdrängte.

Vor diesen didaktischen und pädagogischen Bedrängnissen flüchteten wir gewöhnlich zu den Großeltern. Ihre Wohnung lag auf der Friedberger Gasse und schien ehmals eine Burg gewesen zu sein; denn wenn man herankam, sah man nichts als ein großes Thor mit Zinnen, welches zu beiden Seiten an zwei Nachbarhäuser stieß. Trat man hinein, so gelangte man

durch einen schmalen Gang endlich in einen ziemlich breiten Hof, umgeben von ungleichen Gebäuden, welche nunmehr alle zu einer Wohnung vereinigt waren. Gewöhnlich eilten wir sogleich in den Garten, der sich ansehnlich lang und breit hinter den Gebäuden hin erstreckte und sehr gut unterhalten war: die Gänge meistens mit Rebgeländer eingefaßt, ein Theil des Raums den Küchengewächsen, ein andrer den Blumen gewidmet, die vom Frühjahr bis in den Herbst in reichlicher Abwechslung die Rabatten sowie die Beete schmückten. Die lange, gegen Mittag gerichtete Mauer war zu wohlgezogenen Spalier-Pfirsichbäumen genützt, von denen uns die verbotenen Früchte den Sommer über gar appetitlich entgegenreiften. Doch vermieden wir lieber diese Seite, weil wir unsere Genäschigkeit hier nicht befriedigen durften, und wandten uns zu der entgegengesetzten, wo eine unabsehbare Reihe Johannis- und Stachelbeerbüsche unserer Gierigkeit eine Folge von Ernten bis in den Herbst eröffnete. Nicht weniger war uns ein alter, hoher, weitverbreiteter Maulbeerbaum bedeutend sowol wegen seiner Früchte als auch, weil man uns erzählte, daß von seinen Blättern die Seidenwürmer sich ernährten. In diesem friedlichen Revier fand man jeden Abend den Großvater mit behaglicher Geschäftigkeit eigenhändig die feinere Obst- und Blumenzucht besorgend, indeß ein Gärtner die gröbere Arbeit verrichtete. Die vielfachen Bemühungen, welche nöthig sind, um einen schönen Nelkenflor zu erhalten und zu vermehren, ließ er sich niemals verdrießen. Er selbst band sorgfältig die Zweige der Pfirsichbäume fächerartig an die Spaliere, um einen reichlichen und bequemen Wachsthum der Früchte zu befördern. Das Sortiren der Zwiebeln von Tulpen, Hyazinthen und verwandter Gewächse, sowie die Sorge für Aufbewahrung derselben überließ er Niemandem, und noch erinnere ich mich gern, wie emsig er sich mit dem Okuliren der verschiedenen Rosenarten beschäftigte. Dabei zog er, um sich vor den Dornen zu schützen, jene alterthümlichen ledernen Handschuhe an, die ihm beim Pfeifergericht jährlich in Triplo überreicht wurden, woran es ihm deshalb niemals mangelte. So trug er auch immer einen talarähnlichen Schlafrock und auf dem Haupt eine faltige schwarze Sammtmütze, so daß er eine mittlere Person zwischen Alcinous und Laertes hätte vorstellen können.

Alle diese Gartenarbeiten betrieb er ebenso regelmäßig und genau als seine Amtsgeschäfte; denn eh er herunterkam, hatte

er immer die Registrande seiner Proponenden für den andern Tag in Ordnung gebracht und die Akten gelesen. Ebenso fuhr er Morgens aufs Rathhaus, speiste nach seiner Rückkehr, nickte hierauf in seinem Großstuhl, und so ging Alles einen Tag wie den andern. Er sprach wenig, zeigte keine Spur von Heftigkeit; ich erinnere mich nicht, ihn zornig gesehen zu haben. Alles, was ihn umgab, war alterthümlich. In seiner getäfelten Stube habe ich niemals irgend eine Neuerung wahrgenommen. Seine Bibliothek enthielt außer juristischen Werken nur die ersten Reisebeschreibungen, Seefahrten und Länderentdeckungen. Ueberhaupt erinnere ich mich keines Zustandes, der so wie dieser das Gefühl eines unverbrüchlichen Friedens und einer ewigen Dauer gegeben hätte.

Was jedoch die Ehrfurcht, die wir für diesen würdigen Greis empfanden, bis zum Höchsten steigerte, war die Ueberzeugung, daß derselbe die Gabe der Weissagung besitze, besonders in Dingen, die ihn selbst und sein Schicksal betrafen. Zwar ließ er sich gegen Niemand als gegen die Großmutter entschieden und umständlich heraus; aber wir Alle wußten doch, daß er durch bedeutende Träume von dem, was sich ereignen sollte, unterrichtet werde. So versicherte er z. B. seiner Gattin zur Zeit, als er noch unter die jüngern Rathsherren gehörte, daß er bei der nächsten Vakanz auf der Schöffenbank zu der erledigten Stelle gelangen würde. Und als wirklich bald darauf einer der Schöffen vom Schlage gerührt starb, verordnete er am Tage der Wahl und Kugelung, daß zu Hause im Stillen Alles zum Empfang der Gäste und Gratulanten solle eingerichtet werden, und die entscheidende goldne Kugel ward wirklich für ihn gezogen. Den einfachen Traum, der ihn hievon belehrt, vertraute er seiner Gattin folgendermaßen: er habe sich in voller gewöhnlicher Rathsversammlung gesehen, wo Alles nach hergebrachter Weise vorgegangen. Auf einmal habe sich der nun verstorbene Schöff von seinem Sitze erhoben, sei herabgestiegen und habe ihm auf eine verbindliche Weise das Kompliment gemacht: er möge den verlassenen Platz einnehmen, und sei darauf zur Thüre hinausgegangen.

Etwas Aehnliches begegnete, als der Schultheiß mit Tode abging. Man zaudert in solchem Falle nicht lange mit Besetzung dieser Stelle, weil man immer zu fürchten hat, der Kaiser werde sein altes Recht, einen Schultheißen zu bestellen, irgend einmal wieder hervorrufen. Diesmal ward um Mitternacht

eine außerordentliche Sitzung auf den andern Morgen durch den Gerichtsboten angesagt. Weil diesem nun das Licht in der Laterne verlöschen wollte, so erbat er sich ein Stümpfchen, um seinen Weg weiter fortsetzen zu können. „Gebt ihm ein ganzes!“ sagte der Großvater zu den Frauen; „er hat ja doch die Mühe um meinetwillen.“ Dieser Aeußerung entsprach auch der Erfolg: er wurde wirklich Schultheiß, wobei der Umstand noch besonders merkwürdig war, daß, obgleich sein Repräsentant bei der Kugelung an der dritten und letzten Stelle zu ziehen hatte, die zwei silbernen Kugeln zuerst herauskamen, und also die goldne für ihn auf dem Grunde des Beutels liegen blieb.

Völlig prosaisch, einfach und ohne Spur von Phantastischem oder Wundersamem waren auch die übrigen der uns bekannt gewordnen Träume. Ferner erinnere ich mich, daß ich als Knabe unter seinen Büchern und Schreibkalendern gestört und darin unter andern auf Gärtnerei bezüglichen Anmerkungen aufgezeichnet gefunden: „Heute Nacht kam N. N. zu mir und sagte“ . . . . . Name und Offenbarung waren in Chiffern geschrieben. Oder es stand auf gleiche Weise: „Heute Nacht sah ich“ . . . . Das Uebrige war wieder in Chiffern bis auf die Verbindungs- und andre Worte, aus denen sich nichts abnehmen ließ.

Bemerkenswerth bleibt es hiebei, daß Personen, welche sonst keine Spur von Ahnungsvermögen zeigten, in seiner Sphäre für den Augenblick die Fähigkeit erlangten, daß sie von gewissen gleichzeitigen, obwol in der Entfernung vorgehenden Krankheits- und Todesereignissen durch sinnliche Wahrzeichen eine Vorempfindung hatten. Aber auf keines seiner Kinder und Enkel hat eine solche Gabe fortgeerbt; vielmehr waren sie meistentheils rüstige Personen, lebensfroh und nur aufs Wirkliche gestellt.

Bei dieser Gelegenheit gedenk' ich derselben mit Dankbarkeit für vieles Gute, das ich von ihnen in meiner Jugend empfangen. So waren wir z. B. auf gar mannichfaltige Weise beschäftigt und unterhalten, wenn wir die an einen Materialhändler Melber verheirathete zweite Tochter besuchten, deren Wohnung und Laden mitten im lebhaftesten, gedrängtesten Theile der Stadt an dem Markte lag. Hier sahen wir nun dem Gewühl und Gedränge, in welches wir uns scheuten zu verlieren, sehr vergnüglich aus den Fenstern zu; und wenn uns im Laden unter so vielerlei Waaren anfänglich nur das Süßholz und die

daraus bereiteten braunen gestempelten Zeltlein vorzüglich interessirten, so wurden wir doch allmählig mit der großen Menge von Gegenständen bekannt, welche bei einer solchen Handlung aus- und einfließen. Diese Tante war unter den Geschwistern die lebhafteste. Wenn meine Mutter in jüngern Jahren sich in reinlicher Kleidung bei einer zierlichen weiblichen Arbeit oder im Lesen eines Buches gefiel: so fuhr Jene in der Nachbarschaft umher, um sich dort versäumter Kinder anzunehmen, sie zu warten, zu kämmen und herumzutragen, wie sie es denn auch mit mir eine gute Weile so getrieben. Zur Zeit öffentlicher Feierlichkeiten, wie bei Krönungen, war sie nicht zu Hause zu halten. Als kleines Kind schon hatte sie nach dem bei solchen Gelegenheiten ausgeworfenen Gelde gehascht, und man erzählte sich: wie sie einmal eine gute Partie beisammen gehabt und solches vergnüglich in der flachen Hand beschaut, habe ihr Einer dagegengeschlagen, wodurch denn die wohlerworbene Beute auf einmal verloren gegangen. Nicht weniger wußte sie sich viel damit, daß sie dem vorbeifahrenden Kaiser Karl dem Siebenten während eines Augenblicks, da alles Volk schwieg, auf einem Prallsteine stehend ein heftiges Vivat in die Kutsche gerufen und ihn veranlaßt habe, den Hut vor ihr abzuziehen und für diese kecke Aufmerksamkeit gar gnädig zu danken.

Auch in ihrem Hause war um sie her Alles bewegt, lebenslustig und munter, und wir Kinder sind ihr manche frohe Stunde schuldig geworden.

In einem ruhigern, aber auch ihrer Natur angemessenen Zustande befand sich eine zweite Tante, welche mit dem bei der St. Katharinenkirche angestellten Pfarrer Starck verheirathet war. Er lebte seiner Gesinnung und seinem Stande gemäß sehr einsam und besaß eine schöne Bibliothek. Hier lernte ich zuerst den Homer kennen, und zwar in einer prosaischen Uebersetzung, wie sie im siebenten Theil der durch Herrn von Leen besorgten neuen Sammlung der merkwürdigsten Reisegeschichten unter dem Titel: „Homer's Beschreibung der Eroberung des Trojanischen Reichs" zu finden ist, mit Kupfern im französischen Theatersinne geziert. Diese Bilder verdarben mir dermaßen die Einbildungskraft, daß ich lange Zeit die Homerischen Helden mir nur unter diesen Gestalten vergegenwärtigen konnte. Die Begebenheiten selbst gefielen mir unsäglich; nur hatte ich an dem Werke sehr auszusetzen, daß es uns von der Eroberung Troja's keine Nachricht gebe und so stumpf mit dem Tode Hektor's endige. Mein

Oheim, gegen den ich dieſen Tadel äußerte, verwies mich auf den Virgil, welcher denn meiner Forderung vollkommen Genüge that.

Es verſteht ſich von ſelbſt, daß wir Kinder neben den übrigen Lehrſtunden auch eines fortwährenden und fortſchreitenden Religionsunterrichts genoſſen. Doch war der kirchliche Proteſtantismus, den man uns überlieferte, eigentlich nur eine Art von trockner Moral: an einen geiſtreichen Vortrag ward nicht gedacht, und die Lehre konnte weder der Seele noch dem Herzen zuſagen. Deswegen ergaben ſich gar mancherlei Abſonderungen von der geiſtlichen Kirche. Es entſtanden die Separatiſten, Pietiſten, Herrnhuter, die Stillen im Lande und wie man ſie ſonſt zu nennen und zu bezeichnen pflegte, die aber Alle blos die Abſicht hatten, ſich der Gottheit, beſonders durch Chriſtum, mehr zu nähern, als es ihnen unter der Form der öffentlichen Religion möglich zu ſein ſchien.

Der Knabe hörte von dieſen Meinungen und Geſinnungen unaufhörlich ſprechen; denn die Geiſtlichkeit ſowol als die Laien theilten ſich in das Für und Wider. Die mehr oder weniger Abgeſonderten waren immer die Minderzahl; aber ihre Sinnesweiſe zog an durch Originalität, Herzlichkeit, Beharren und Selbſtſtändigkeit. Man erzählte von dieſen Tugenden und ihren Aeußerungen allerlei Geſchichten. Beſonders ward die Antwort eines frommen Klempnermeiſters bekannt, den einer ſeiner Zunftgenoſſen durch die Frage zu beſchämen gedachte: wer denn eigentlich ſein Beichtvater ſei. Mit Heiterkeit und Vertrauen auf ſeine gute Sache erwiderte Jener: „Ich habe einen ſehr vornehmen; es iſt Niemand geringeres als der Beichtvater des Königs David.“

Dieſes und Dergleichen mag wol Eindruck auf den Knaben gemacht und ihn zu ähnlichen Geſinnungen aufgefordert haben. Genug, er kam auf den Gedanken, ſich dem großen Gotte der Natur, dem Schöpfer und Erhalter Himmels und der Erden, deſſen frühere Zornäußerungen ſchon lange über die Schönheit der Welt und das mannichfaltige Gute, das uns darin zu Theil wird, vergeſſen waren, unmittelbar zu nähern; der Weg dazu aber war ſehr ſonderbar.

Der Knabe hatte ſich überhaupt an den erſten Glaubensartikel gehalten. Der Gott, der mit der Natur in unmittelbarer Verbindung ſtehe, ſie als ſein Werk anerkenne und liebe, dieſer ſchien ihm der eigentliche Gott, der ja wol auch mit dem Men-

schen wie mit allem Uebrigen in ein genaueres Verhältniß treten könne und für denselben ebenso wie für die Bewegung der Sterne, für Tages- und Jahreszeiten, für Pflanzen und Thiere Sorge tragen werde. Einige Stellen des Evangeliums besagten dieses ausdrücklich. Eine Gestalt konnte der Knabe diesem Wesen nicht verleihen; er suchte ihn also in seinen Werken auf und wollte ihm auf gut alttestamentliche Weise einen Altar errichten. Naturprodukte sollten die Welt im Gleichniß vorstellen, über diesen sollte eine Flamme brennen und das zu seinem Schöpfer sich auffehnende Gemüth des Menschen bedeuten. Nun wurden aus der vorhandnen und zufällig vermehrten Naturaliensammlung die besten Stufen und Exemplare herausgesucht; allein, wie solche zu schichten und aufzubauen sein möchten, das war nun die Schwierigkeit. Der Vater hatte einen schönen rothlackirten, goldgeblümten Musikpult in Gestalt einer vierseitigen Pyramide mit verschiedenen Abstufungen, den man zu Quartetten sehr bequem fand, ob er gleich in der letzten Zeit nur wenig gebraucht wurde. Dessen bemächtigte sich der Knabe und baute nun stufenweise die Abgeordneten der Natur über einander, so daß es recht heiter und zugleich bedeutend genug aussah. Nun sollte bei einem frühen Sonnenaufgang die erste Gottesverehrung angestellt werden; nur war der junge Priester nicht mit sich einig, auf welche Weise er eine Flamme hervorbringen sollte, die doch auch zu gleicher Zeit einen guten Geruch von sich geben müsse. Endlich gelang ihm ein Einfall, Beides zu verbinden, indem er Räucherkerzchen besaß, welche, wo nicht flammend, doch glimmend den angenehmsten Geruch verbreiteten. Ja, dieses gelinde Verbrennen und Verdampfen schien noch mehr das, was im Gemüthe vorgeht, auszudrücken als eine offene Flamme. Die Sonne war schon längst aufgegangen, aber Nachbarhäuser verdeckten den Osten. Endlich erschien sie über den Dächern; sogleich ward ein Brennglas zur Hand genommen und die in einer schönen Porzellanschale auf dem Gipfel stehenden Räucherkerzen angezündet. Alles gelang nach Wunsch, und die Andacht war vollkommen. Der Altar blieb als eine besondre Zierde des Zimmers, das man ihm im neuen Hause eingeräumt hatte, stehen. Jedermann sah darin nur eine wohlaufgeputzte Naturaliensammlung; der Knabe hingegen wußte besser, was er verschwieg. Er sehnte sich nach der Wiederholung jener Feierlichkeit. Unglücklicherweise war eben, als die gelegenste Sonne hervorstieg, die Porzellantasse nicht bei

der Hand; er ſtellte die Räucherkerzchen unmittelbar auf die obere Fläche des Muſikpultes; ſie wurden angezündet, und die Andacht war ſo groß, daß der Prieſter nicht merkte, welchen Schaden ſein Opfer anrichtete, als bis ihm nicht mehr abzuhelfen war. Die Kerzen hatten ſich nämlich in den rothen Lack und in die ſchönen goldnen Blumen auf eine ſchmähliche Weiſe eingebrannt und gleich, als wäre ein böſer Geiſt verſchwunden, ihre ſchwarzen unauslöſchlichen Fußſtapfen zurückgelaſſen. Hierüber kam der junge Prieſter in die äußerſte Verlegenheit. Zwar wußte er den Schaden durch die größeſten Prachtſtufen zu bedecken, allein der Muth zu neuen Opfern war ihm vergangen, und faſt möchte man dieſen Zufall als eine Andeutung und Warnung betrachten, wie gefährlich es überhaupt ſei, ſich Gott auf dergleichen Wegen nähern zu wollen.

Zweites Buch.

Alles bisher Vorgetragene deutet auf jenen glücklichen und gemächlichen Zustand, in welchem sich die Länder während eines langen Friedens befinden. Nirgends aber genießt man eine solche schöne Zeit wol mit größerem Behagen als in Städten, die nach ihren eigenen Gesetzen leben, die groß genug sind, eine ansehnliche Menge Bürger zu fassen, und wohl gelegen, um sie durch Handel und Wandel zu bereichern. Fremde finden ihren Gewinn, da aus- und einzuziehen, und sind genöthigt, Vortheil zu bringen, um Vortheil zu erlangen. Beherrschen solche Städte auch kein weites Gebiet, so können sie desto mehr im Innern Wohlthätigkeit bewirken, weil ihre Verhältnisse nach außen sie nicht zu kostspieligen Unternehmungen oder Theilnahmen verpflichten.

Auf diese Weise verfloß den Frankfurtern während meiner Kindheit eine Reihe glücklicher Jahre. Aber kaum hatte ich am 28sten August 1756 mein siebentes Jahr zurückgelegt, als gleich darauf jener weltbekannte Krieg ausbrach, welcher auf die nächsten sieben Jahre meines Lebens auch großen Einfluß haben sollte. Friedrich der Zweite, König von Preußen, war mit 60,000 Mann in Sachsen eingefallen, und statt einer vorgängigen Kriegserklärung folgte ein Manifest, wie man sagte, von ihm selbst verfaßt, welches die Ursachen enthielt, die ihn zu einem solchen ungeheuren Schritt bewogen und berechtigt. Die Welt, die sich nicht nur als Zuschauer, sondern auch als Richter aufgefordert fand, spaltete sich sogleich in zwei Parteien, und unsere Familie war ein Bild des großen Ganzen.

Mein Großvater, der als Schöff von Frankfurt über Franz dem Ersten den Krönungshimmel getragen und von der Kaiserin eine gewichtige goldene Kette mit ihrem Bildniß erhalten hatte, war mit einigen Schwiegersöhnen und Töchtern auf österreichischer

Seite. Mein Vater, von Karl dem Siebenten zum kaiserlichen Rath ernannt und an dem Schicksale dieses unglücklichen Monarchen gemüthlich theilnehmend, neigte sich mit der kleinern Familienhälfte gegen Preußen. Gar bald wurden unsere Zusammenkünfte, die man seit mehreren Jahren Sonntags ununterbrochen fortgesetzt hatte, gestört. Die unter Verschwägerten gewöhnlichen Mißhelligkeiten fanden nun erst eine Form, in der sie sich aussprechen konnten. Man stritt, man überwarf sich, man schwieg, man brach los. Der Großvater, sonst ein heitrer, ruhiger und bequemer Mann, ward ungeduldig. Die Frauen suchten vergebens das Feuer zu tüschen, und nach einigen unangenehmen Scenen blieb mein Vater zuerst aus der Gesellschaft. Nun freuten wir uns ungestört zu Hause der preußischen Siege, welche gewöhnlich durch jene leidenschaftliche Tante mit großem Jubel verkündigt wurden. Alles andere Interesse mußte diesem weichen, und wir brachten den Ueberrest des Jahres in beständiger Agitation zu. Die Besitznahme von Dresden, die anfängliche Mäßigung des Königs, die zwar langsamen, aber sichern Fortschritte, der Sieg bei Lowositz, die Gefangennehmung der Sachsen waren für unsere Partei ebenso viele Triumphe. Alles, was zum Vortheil der Gegner angeführt werden konnte, wurde geleugnet oder verkleinert, und, da die entgegengesetzten Familienglieder das Gleiche thaten, so konnten sie einander nicht auf der Straße begegnen, ohne daß es Händel setzte wie in Romeo und Julie.

Und so war ich denn auch preußisch oder, um richtiger zu reden, Fritzisch gesinnt; denn was ging uns Preußen an! Es war die Persönlichkeit des großen Königs, die auf alle Gemüther wirkte. Ich freute mich mit dem Vater unserer Siege, schrieb sehr gern die Siegslieder ab und fast noch lieber die Spottlieder auf die Gegenpartei, so platt die Reime auch sein mochten.

Als ältester Enkel und Pathe hatte ich seit meiner Kindheit jeden Sonntag bei den Großeltern gespeist: es waren meine vergnügtesten Stunden der ganzen Woche. Aber nun wollte mir kein Bissen mehr schmecken; denn ich mußte meinen Helden aufs Gräulichste verleumden hören. Hier wehte ein anderer Wind, hier klang ein anderer Ton als zu Hause. Die Neigung, ja die Verehrung für meine Großeltern nahm ab. Bei den Eltern durfte ich nichts davon erwähnen; ich unterließ es aus eigenem Gefühl und auch, weil die Mutter mich gewarnt hatte.

Dadurch war ich auf mich selbst zurückgewiesen, und wie mir in meinem sechsten Jahre nach dem Erdbeben von Lissabon die Güte Gottes einigermaßen verdächtig geworden war, so fing ich nun wegen Friedrich's des Zweiten die Gerechtigkeit des Publikums zu bezweifeln an. Mein Gemüth war von Natur zur Ehrerbietung geneigt, und es gehörte eine große Erschütterung dazu, um meinen Glauben an irgend ein Ehrwürdiges wanken zu machen. Leider hatte man uns die guten Sitten, ein anständiges Betragen nicht um ihrer selbst sondern um der Leute willen anempfohlen; was die Leute sagen würden, hieß es immer, und ich dachte, die Leute müßten auch rechte Leute sein, würden auch Alles und Jedes zu schätzen wissen. Nun aber erfuhr ich das Gegentheil. Die größten und augenfälligsten Verdienste wurden geschmäht und angefeindet, die höchsten Thaten, wo nicht geleugnet, doch wenigstens entstellt und verkleinert; und ein so schnödes Unrecht geschah dem einzigen, offenbar über alle seine Zeitgenossen erhabenen Manne, der täglich bewies und darthat, was er vermöge, und dies nicht etwa vom Pöbel, sondern von verzüglichen Männern, wofür ich doch meinen Großvater und meine Oheime zu halten hatte. Daß es Parteien geben könne, ja daß er selbst zu einer Partei gehörte, davon hatte der Knabe keinen Begriff. Er glaubte um so viel mehr Recht zu haben und seine Gesinnung für die bessere erklären zu dürfen, da er und die Gleichgesinnten Marien Theresien, ihre Schönheit und übrigen guten Eigenschaften ja gelten ließen und dem Kaiser Franz seine Juwelen- und Geldliebhaberei weiter auch nicht verargten; daß Graf Daun manchmal eine Schlafmütze geheißen wurde, glaubten sie verantworten zu können.

Bedenke ich es aber jetzt genauer, so finde ich hier den Keim der Nichtachtung, ja der Verachtung des Publikums, die mir eine ganze Zeit meines Lebens anhing und nur spät durch Einsicht und Bildung ins Gleiche gebracht werden konnte. Genug, schon damals war das Gewahrwerden parteiischer Ungerechtigkeit dem Knaben sehr unangenehm, ja schädlich, indem es ihn gewöhnte, sich von geliebten und geschätzten Personen zu entfernen. Die immer auf einander folgenden Kriegsthaten und Begebenheiten ließen den Parteien weder Ruhe noch Rast. Wir fanden ein verdrießliches Behagen, jene eingebildeten Uebel und willkürlichen Händel immer von Frischem wieder zu erregen und zu schärfen, und so fuhren wir fort, uns unter einander

zu quälen, bis einige Jahre darauf die Franzosen Frankfurt besetzten und uns wahre Unbequemlichkeit in die Häuser brachten.

Ob nun gleich die Meisten sich dieser wichtigen, in der Ferne vorgehenden Ereignisse nur zu einer leidenschaftlichen Unterhaltung bedienten, so waren doch auch Andre, welche den Ernst dieser Zeiten wohl einsahen und befürchteten, daß bei einer Theilnahme Frankreichs der Kriegsschauplatz sich auch in unsern Gegenden auftun könne. Man hielt uns Kinder mehr als bisher zu Hause und suchte uns auf mancherlei Weise zu beschäftigen und zu unterhalten. Zu solchem Ende hatte man das von der Großmutter hinterlassene Puppenspiel wieder aufgestellt und zwar dergestalt eingerichtet, daß die Zuschauer in meinem Giebelzimmer sitzen, die spielenden und dirigirenden Personen aber sowie das Theater selbst vom Proscenium an in einem Nebenzimmer Platz und Raum fanden. Durch die besondere Vergünstigung, bald diesen bald jenen Knaben als Zuschauer einzulassen, erwarb ich mir anfangs viele Freunde; allein die Unruhe, die in den Kindern steckt, ließ sie nicht lange geduldige Zuschauer bleiben. Sie störten das Spiel, und wir mußten uns ein jüngeres Publikum aussuchen, das noch allenfalls durch Ammen und Mägde in der Ordnung gehalten werden konnte. Wir hatten das ursprüngliche Hauptdrama, worauf die Puppengesellschaft eigentlich eingerichtet war, auswendig gelernt und führten es anfangs auch ausschließlich auf; allein dies ermüdete uns bald, wir veränderten die Garderobe, die Dekorationen und wagten uns an verschiedene Stücke, die freilich für einen so kleinen Schauplatz zu weitläuftig waren. Ob wir uns nun gleich durch diese Anmaßung Dasjenige, was wir wirklich hätten leisten können, verkümmerten und zuletzt gar zerstörten, so hat doch diese kindliche Unterhaltung und Beschäftigung auf sehr mannichfaltige Weise bei mir das Erfindungs- und Darstellungsvermögen, die Einbildungskraft und eine gewisse Technik geübt und befördert, wie es vielleicht auf keinem andern Wege in so kurzer Zeit, in einem so engen Raume, mit so wenigem Aufwand hätte geschehen können.

Ich hatte früh gelernt, mit Zirkel und Lineal umzugehen, indem ich den ganzen Unterricht, den man uns in der Geometrie ertheilte, sogleich in das Thätige verwandte, und Pappenarbeiten konnten mich höchlich beschäftigen. Doch blieb ich nicht bei geometrischen Körpern, bei Kästchen und solchen Dingen stehen, sondern erfann mir artige Lusthäuser, welche mit Pilastern,

Freitreppen und flachen Dächern ausgeschmückt wurden, wovon jedoch wenig zu Stande kam.

Weit beharrlicher hingegen war ich, mit Hilfe unsers Bedienten, eines Schneiders von Profession, eine Rüstkammer auszustatten, welche zu unsern Schau- und Trauerspielen dienen sollte, die wir, nachdem wir den Puppen über den Kopf gewachsen waren, selbst aufzuführen Lust hatten. Meine Gespielen verfertigten sich zwar auch solche Rüstungen und hielten sie für ebenso schön und gut als die meinigen; allein ich hatte es nicht bei den Bedürfnissen einer Person bewenden lassen, sondern konnte mehrere des kleinen Heeres mit allerlei Requisiten ausstatten und machte mich daher unserm kleinen Kreise immer nothwendiger. Daß solche Spiele auf Parteiungen, Gefechte und Schläge hinwiesen und gewöhnlich auch mit Händeln und Verdruß ein schreckliches Ende nahmen, läßt sich denken. In solchen Fällen hielten gewöhnlich gewisse bestimmte Gespielen an mir, andre auf der Gegenseite, ob es gleich öfter manchen Parteiwechsel gab. Ein einziger Knabe, den ich Pylades nennen will, verließ nur ein einzigmal, von den andern aufgehetzt, meine Partei, konnte es aber kaum eine Minute aushalten, mir feindselig gegenüberzustehen; wir versöhnten uns unter vielen Thränen und haben eine ganze Weile treulich zusammengehalten.

Diesen sowie andre Wohlwollende konnte ich sehr glücklich machen, wenn ich ihnen Märchen erzählte, und besonders liebten sie, wenn ich in eigner Person sprach, und hatten eine große Freude, daß mir als ihrem Gespielen so wunderliche Dinge könnten begegnet sein, und dabei gar kein Arges, wie ich Zeit und Raum zu solchen Abenteuern finden können, da sie doch ziemlich wußten, wie ich beschäftigt war und wo ich aus- und einging. Nicht weniger waren zu solchen Begebenheiten Lokalitäten, wo nicht aus einer andern Welt, doch gewiß aus einer andern Gegend nöthig, und Alles war doch erst heut oder gestern geschehen. Sie mußten sich daher mehr selbst betriegen, als ich sie zum Besten haben konnte. Und wenn ich nicht nach und nach, meinem Naturell gemäß, diese Luftgestalten und Windbeuteleien zu kunstmäßigen Darstellungen hätte verarbeiten lernen, so wären solche aufschneiderische Anfänge gewiß nicht ohne schlimme Folgen für mich geblieben.

Betrachtet man diesen Trieb recht genau, so möchte man in ihm diejenige Anmaßung erkennen, womit der Dichter selbst

das Unwahrscheinlichste gebieterisch ausspricht und von einem Jeden fordert, er solle Dasjenige für wirklich erkennen, was ihm, dem Erfinder, auf irgend eine Weise als wahr erscheinen konnte.

Was jedoch hier nur im Allgemeinen und betrachtungsweise vorgetragen worden, wird vielleicht durch ein Beispiel, durch ein Musterstück angenehmer und anschaulicher werden. Ich füge daher ein solches Märchen bei, welches mir, da ich es meinen Gespielen oft wiederholen mußte, noch ganz wohl vor der Einbildungskraft und im Gedächtniß schwebt.

Der neue Paris.

Knabenmärchen.

Mir träumte neulich in der Nacht vor Pfingstsonntag, als stünde ich vor einem Spiegel und beschäftigte mich mit den neuen Sommerkleidern, welche mir die lieben Eltern auf das Fest hatten machen lassen. Der Anzug bestand, wie Ihr wißt, in Schuhen von sauberem Leder mit großen silbernen Schnallen, feinen baumwollnen Strümpfen, schwarzen Unterkleidern von Sarsche und einem Rock von grünem Berkan mit goldnen Balletten. Die Weste dazu von Goldstoff war aus meines Vaters Bräutigamsweste geschnitten. Ich war frisirt und gepudert, die Locken standen mir wie Flügelchen vom Kopfe; aber ich konnte mit dem Anziehen nicht fertig werden, weil ich immer die Kleidungsstücke verwechselte, und weil mir immer das Erste vom Leibe fiel, wenn ich das Zweite umzunehmen gedachte. In dieser großen Verlegenheit trat ein junger schöner Mann zu mir und begrüßte mich aufs Freundlichste. „Ei, seid mir willkommen!“ sagte ich; „es ist mir ja gar lieb, daß ich Euch hier sehe.“ — „Kennt Ihr mich denn?“ versetzte Jener lächelnd. — „Warum nicht?“ war meine gleichfalls lächelnde Antwort. „Ihr seid Merkur, und ich habe Euch oft genug abgebildet gesehen.“ — „Das bin ich,“ sagte Jener, „und von den Göttern mit einem wichtigen Auftrag an Dich gesandt. Siehst Du diese drei Aepfel?“ — Er reichte seine Hand her und zeigte mir drei Aepfel, die sie kaum fassen konnte, und die ebenso wundersam schön als groß waren, und zwar der eine von rother, der andere von gelber, der dritte von grüner Farbe. Man mußte sie für Edelsteine halten, denen man die Form von Früchten gegeben.

Ich wollte darnach greifen; er aber zog zurück und sagte: „Du mußt erst wissen, daß sie nicht für Dich sind. Du sollst sie den drei schönsten jungen Leuten von der Stadt geben, welche sodann, Jeder nach seinem Loose, Gattinnen finden sollen, wie sie solche nur wünschen können. Nimm und mach Deine Sachen gut!“ sagte er scheidend und gab mir die Aepfel in meine offnen Hände; sie schienen mir noch größer geworden zu sein. Ich hielt sie darauf in die Höhe gegen das Licht und fand sie ganz durchsichtig; aber gar bald zogen sie sich aufwärts in die Länge und wurden zu drei schönen, schönen Frauenzimmerchen in mäßiger Puppengröße, deren Kleider von der Farbe der vorherigen Aepfel waren. So gleiteten sie sacht an meinen Fingern hinauf, und als ich nach ihnen haschen wollte, um wenigstens eine festzuhalten, schwebten sie schon weit in der Höhe und Ferne, daß ich nichts als das Nachsehen hatte. Ich stand ganz verwundert und versteinert da, hatte die Hände noch in der Höhe und begudte meine Finger, als wäre daran etwas zu sehen gewesen. Aber mit einmal erblickte ich auf meinen Fingerspitzen ein allerliebstes Mädchen herumtanzen, kleiner als Jene, aber gar niedlich und munter; und weil sie nicht wie die Andern fortflog, sondern verweilte und bald auf diese bald auf jene Fingerspitze tanzend hin und her trat, so sah ich ihr eine Zeit lang verwundert zu. Da sie mir aber gar so wohl gefiel, glaubte ich sie endlich haschen zu können und dachte geschickt genug zuzugreifen; allein in dem Augenblick fühlte ich einen Schlag an den Kopf, so daß ich ganz betäubt niedersiel und aus dieser Betäubung nicht eher erwachte, als bis es Zeit war, mich anzuziehen und in die Kirche zu gehen.

Unter dem Gottesdienst wiederholte ich mir jene Bilder oft genug, auch am großelterlichen Tische, wo ich zu Mittag speiste. Nachmittags wollte ich einige Freunde besuchen, sowol um mich in meiner neuen Kleidung, den Hut unter dem Arm und den Degen an der Seite, sehen zu lassen, als auch, weil ich ihnen Besuche schuldig war. Ich fand Niemanden zu Hause, und da ich hörte, daß sie in die Gärten gegangen, so gedachte ich ihnen zu folgen und den Abend vergnügt zuzubringen. Mein Weg führte mich den Zwinger hin, und ich kam in die Gegend, welche mit Recht den Namen Schlimme Mauer führt; denn es ist dort niemals ganz geheuer. Ich ging nur langsam und dachte an meine drei Göttinnen, besonders aber an die kleine Nymphe, und hielt meine Finger manchmal in die Höhe, in

Hoffnung, sie würde so artig sein, wieder darauf zu balanciren. In diesen Gedanken vorwärts gehend erblickte ich linker Hand in der Mauer ein Pförtchen, das ich mich nicht erinnerte je gesehen zu haben. Es schien niedrig, aber der Spitzbogen drüber hätte den größten Mann hindurchgelassen. Bogen und Gewände waren aufs Zierlichste vom Steinmetz und Bildhauer ausgemeißelt, die Thüre selbst aber zog erst recht meine Aufmerksamkeit an sich. Braunes uraltes Holz, nur wenig verziert, war mit breiten, sowol erhaben als vertieft gearbeiteten Bändern von Erz beschlagen, deren Laubwerk, worin die natürlichsten Vögel saßen, ich nicht genug bewundern konnte. Doch, was mir das Merkwürdigste schien, kein Schlüsselloch war zu sehen, keine Klinke, kein Klopfer, und ich vermuthete daraus, daß diese Thüre nur von innen aufgemacht werde. Ich hatte mich nicht geirrt; denn als ich ihr näher trat, um die Zierrathen zu befühlen, that sie sich hineinwärts auf, und es erschien ein Mann, dessen Kleidung etwas Langes, Weites und Sonderbares hatte. Auch ein ehrwürdiger Bart umwölkte sein Kinn, daher ich ihn für einen Juden zu halten geneigt war. Er aber, eben als wenn er meine Gedanken errathen hätte, machte das Zeichen des heiligen Kreuzes, wodurch er mir zu erkennen gab, daß er ein guter katholischer Christ sei. — „Junger Herr, wie kommt Ihr hieher und was macht Ihr da?“ sagte er mit freundlicher Stimme und Geberde. — „Ich bewundre“, versetzte ich, „die Arbeit dieser Pforte; denn ich habe dergleichen noch niemals gesehen, es müßte denn sein auf kleinen Stücken in den Kunstsammlungen der Liebhaber.“ — „Es freut mich“, versetzte er darauf, „daß Ihr solche Arbeit liebt. Inwendig ist die Pforte noch viel schöner: tretet herein, wenn es Euch gefällt!“ Mir war bei der Sache nicht ganz wohl zu Muthe. Die wunderliche Kleidung des Pförtners, die Abgelegenheit und ein sonst ich weiß nicht was, das in der Luft zu liegen schien, beklemmte mich. Ich verweilte daher unter dem Vorwande, die Außenseite noch länger zu betrachten, und blickte dabei verstohlen in den Garten; denn ein Garten war es, der sich vor mir eröffnet hatte. Gleich hinter der Pforte sah ich einen großen beschatteten Platz: alte Linden, regelmäßig von einander abstehend, bedeckten ihn völlig mit ihren dicht in einander greifenden Aesten, so daß die zahlreichsten Gesellschaften in der größten Tageshitze sich darunter hätten erquicken können. Schon war ich auf die Schwelle getreten, und der Alte wußte mich immer um einen Schritt

weiter zu locken. Ich widerstand auch eigentlich nicht; denn ich hatte jederzeit gehört, daß ein Prinz oder Sultan in solchem Falle niemals fragen müsse, ob Gefahr vorhanden sei. Hatte ich doch auch meinen Degen an der Seite; und sollte ich mit dem Alten nicht fertig werden, wenn er sich feindlich erweisen wollte? Ich trat also ganz gesichert hinein; der Pförtner drückte die Thüre zu, die so leise einschnappte, daß ich es kaum spürte. Nun zeigte er mir die inwendig angebrachte, wirklich noch viel kunstreichere Arbeit, legte sie mir aus und bewies mir dabei ein besonderes Wohlwollen. Hiedurch nun völlig beruhigt, ließ ich mich in dem belaubten Raume an der Mauer, die sich ins Runde zog, weiter führen und fand Manches an ihr zu bewundern. Nischen, mit Muscheln, Korallen und Metallstufen künstlich ausgeziert, gaben aus Tritonenmäulern reichliches Wasser in marmorne Becken; dazwischen waren Vogelhäuser angebracht und andre Vergitterungen, worin Eichhörnchen herumhüpften, Meerschweinchen hin und wieder liefen und was man nur sonst von artigen Geschöpfen wünschen kann. Die Vögel riefen und sangen uns an, wie wir vorschritten; die Staare besonders schwätzten das närrischste Zeug; der eine rief immer: „Paris, Paris“, und der andre: „Narziß, Narziß“ so deutlich, als es ein Schulknabe nur aussprechen kann. Der Alte schien mich immer ernsthaft anzusehen, indem die Vögel dieses riefen; ich that aber nicht, als wenn ich's merkte, und hatte auch wirklich nicht Zeit, auf ihn Acht zu geben; denn ich konnte wohl gewahr werden, daß wir in die Runde gingen und daß dieser beschattete Raum eigentlich ein großer Kreis sei, der einen andern viel bedeutendern umschließe. Wir waren auch wirklich wieder bis ans Pförtchen gelangt, und es schien, als wenn der Alte mich hinauslassen wolle; allein meine Augen blieben auf ein goldnes Gitter gerichtet, welches die Mitte dieses wunderbaren Gartens zu umzäunen schien, und das ich auf unserm Gange hinlänglich zu beobachten Gelegenheit fand, ob mich der Alte gleich immer an der Mauer und also ziemlich entfernt von der Mitte zu halten wußte. Als er nun eben auf das Pförtchen los ging, sagte ich zu ihm mit einer Verbeugung: „Ihr seid so äußerst gefällig gegen mich gewesen, daß ich wol noch eine Bitte wagen möchte, ehe ich von Euch scheide. Dürfte ich nicht jenes goldne Gitter näher besehen, das in einem sehr weiten Kreise das Innere des Gartens einzuschließen scheint?“ — „Recht gern“, versetzte Jener; „aber sodann müßt Ihr Euch einigen Bedin-

gungen unterwerfen." — „Worin bestehen sie?" fragte ich hastig. — „Ihr müßt Euren Hut und Degen hier zurücklassen und dürft mir nicht von der Hand, indem ich Euch begleite." — „Herzlich gern!" erwiderte ich und legte Hut und Degen auf die erste beste steinerne Bank. Sogleich ergriff er mit seiner Rechten meine Linke, hielt sie fest und führte mich mit einiger Gewalt gerade vorwärts. Als wir ans Gitter kamen, verwandelte sich meine Verwunderung in Erstaunen; so etwas hatte ich nie gesehen. Auf einem hohen Sockel von Marmor standen unzählige Spieße und Partisanen neben einander gereiht, die durch ihre seltsam verzierten oberen Enden zusammenhingen und einen ganzen Kreis bildeten. Ich schaute durch die Zwischenräume und sah gleich dahinter ein sanft fließendes Wasser, auf beiden Seiten mit Marmor eingefaßt, das in seinen klaren Tiefen eine große Anzahl von Gold- und Silberfischen sehen ließ, die sich bald sachte, bald geschwind, bald einzeln, bald zugweise hin und her bewegten. Nun hätte ich aber auch gern über den Kanal gesehen, um zu erfahren, wie es in dem Herzen des Gartens beschaffen sei; allein da fand ich zu meiner großen Betrübniß, daß an der Gegenseite das Wasser mit einem gleichen Gitter eingefaßt war und zwar so künstlicher Weise, daß auf einen Zwischenraum diesseits gerade ein Spieß oder eine Partisane jenseits paßte, und man also, die übrigen Zierrathen mitgerechnet, nicht hindurchsehen konnte, man mochte sich stellen, wie man wollte. Ueberdies hinderte mich der Alte, der mich noch immer festhielt, daß ich mich nicht frei bewegen konnte. Meine Neugier wuchs indeß nach Allem, was ich gesehen, immer mehr, und ich nahm mir ein Herz, den Alten zu fragen, ob man nicht auch hinüberkommen könne. — „Warum nicht?" versetzte Jener; „aber auf neue Bedingungen." — Als ich nach diesen fragte, gab er mir zu erkennen, daß ich mich umkleiden müsse. Ich war es sehr zufrieden; er führte mich zurück nach der Mauer in einen kleinen reinlichen Saal, an dessen Wänden mancherlei Kleidungen hingen, die sich sämmtlich dem orientalischen Kostüm zu nähern schienen. Ich war geschwind umgekleidet; er streifte meine gepuderten Haare unter ein buntes Netz, nachdem er sie zu meinem Entsetzen gewaltig ausgeklaubt hatte. Nun fand ich mich vor einem großen Spiegel in meiner Vermummung gar hübsch und gefiel mir besser als in meinem steifen Sonntagskleide. Ich machte einige Geberden und Sprünge, wie ich sie von den Tänzern auf dem Meßtheater gesehen hatte. Unter

diesem sah ich in den Spiegel und erblickte zufällig das Bild einer hinter mir befindlichen Nische. Auf ihrem weißen Grunde hingen drei grüne Strickchen, jedes in sich auf eine Weise verschlungen, die mir in der Ferne nicht deutlich werden wollte. Ich kehrte mich daher etwas hastig um und fragte den Alten nach der Nische sowie nach den Strickchen. Er, ganz gefällig, holte eins herunter und zeigte es mir. Es war eine grünseidene Schnur von mäßiger Stärke, deren beide Enden, durch ein zwiefach durchschnittenes grünes Leder geschlungen, ihr das Ansehn gaben, als sei es ein Werkzeug zu einem eben nicht sehr erwünschten Gebrauch. Die Sache schien mir bedenklich, und ich fragte den Alten nach der Bedeutung. Er antwortete mir ganz gelassen und gütig: es sei dieses für Diejenigen, welche das Vertrauen mißbrauchten, das man ihnen hier zu schenken bereit sei. Er hing die Schnur wieder an ihre Stelle und verlangte sogleich, daß ich ihm folgen solle; denn diesmal faßte er mich nicht an, und so ging ich frei neben ihm her.

Meine größte Neugier war nunmehr, wo die Thüre, wo die Brücke sein möchte, um durch das Gitter, um über den Kanal zu kommen; denn ich hatte dergleichen bis jetzt noch nicht ausfindig machen können. Ich betrachtete daher die goldene Umzäunung sehr genau, als wir darauf zweilten; allein augenblicklich verging mir das Gesicht: denn unerwartet begannen Spieße, Seeere, Hellebarden, Partisanen sich zu rütteln und zu schütteln, und diese seltsame Bewegung endigte damit, daß die sämmtlichen Spitzen sich gegen einander senkten, eben als wenn zwei alterthümliche, mit Piken bewaffnete Heerhaufen gegen einander losgehen wollten. Die Verwirrung fürs Auge, das Geklirr für die Ohren war kaum zu ertragen, aber unendlich überraschend der Anblick, als sie völlig niedergelassen den Kreis des Kanals bedeckten und die herrlichste Brücke bildeten, die man sich denken kann; denn nun lag das bunteste Gartenparterre vor meinem Blick. Es war in verschlungene Beete getheilt, welche zusammen betrachtet ein Labyrinth von Zierrathen bildeten; alle mit grünen Einfassungen von einer niedrigen, wollig wachsenden Pflanze, die ich nie gesehen; alle mit Blumen, jede Abtheilung von verschiedener Farbe, die ebenfalls niedrig und am Boden den vorgezeichneten Grundriß leicht verfolgen ließen. Dieser köstliche Anblick, den ich in vollem Sonnenschein genoß, fesselte ganz meine Augen; aber ich wußte fast nicht, wo ich den Fuß hinsetzen sollte; denn die schlängeln-

den Wege waren aufs Reinlichste von blauem Sande gezogen, der einen dunklern Himmel oder einen Himmel im Wasser an der Erde zu bilden schien; und so ging ich, die Augen auf den Boden gerichtet, eine Zeit lang neben meinem Führer, bis ich zuletzt gewahr ward, daß in der Mitte von diesem Beeten- und Blumenrund ein großer Kreis von Zypressen oder pappelartigen Bäumen stand, durch den man nicht hindurchsehen konnte, weil die untersten Zweige aus der Erde hervorzutreiben schienen. Mein Führer, ohne mich gerade auf den nächsten Weg zu drängen, leitete mich doch unmittelbar nach jener Mitte, und wie war ich überrascht, als ich in den Kreis der hohen Bäume tretend die Säulenhalle eines köstlichen Gartengebäudes vor mir sah, das nach den übrigen Seiten hin ähnliche Ansichten und Eingänge zu haben schien! Noch mehr aber als dieses Muster der Baukunst entzückte mich eine himmlische Musik, die aus dem Gebäude hervordrang. Bald glaubte ich eine Laute, bald eine Harfe, bald eine Zither zu hören und bald noch etwas Klimperndes, das keinem von diesen drei Instrumenten gemäß war. Die Pforte, auf die wir zugingen, eröffnete sich bald nach einer leisen Berührung des Alten; aber wie erstaunt war ich, als die heraustretende Pförtnerin ganz vollkommen dem lieblichen Mädchen glich, das mir im Traume auf den Fingern getanzt hatte. Sie grüßte mich auch auf eine Weise, als wenn wir schon bekannt wären, und bat mich hereinzutreten. Der Alte blieb zurück, und ich ging mit ihr durch einen gewölbten und schön verzierten kurzen Gang nach dem Mittelsaal, dessen herrliche domartige Höhe beim Eintritt meinen Blick auf sich zog und mich in Verwunderung setzte. Doch konnte mein Auge nicht lange dort verweilen; denn es ward durch ein reizenderes Schauspiel herabgelockt. Auf einem Teppich gerade unter der Mitte der Kuppel saßen drei Frauenzimmer im Dreieck, in drei verschiedene Farben gekleidet, die eine roth, die andre gelb, die dritte grün; die Sessel waren vergoldet und der Teppich ein vollkommenes Blumenbeet. In ihren Armen lagen die drei Instrumente, die ich draußen hatte unterscheiden können; denn durch meine Ankunft gestört, hatten sie mit Spielen inne gehalten. — „Seid uns willkommen!“ sagte die mittlere, die nämlich, welche mit dem Gesicht nach der Thüre saß, im rothen Kleide und mit der Harfe. „Setzt Euch zu Alerten und hört zu, wenn Ihr Liebhaber von der Musik seid!“ Nun sah ich erst, daß unten quer vor ein ziemlich langes Bänkchen stand, worauf

eine Mandoline lag. Das artige Mädchen nahm sie auf, setzte sich und zog mich an ihre Seite. Jetzt betrachtete ich auch die zweite Dame zu meiner Rechten: sie hatte das gelbe Kleid an und eine Zither in der Hand, und wenn jene Harfenspielerin ansehnlich von Gestalt, groß von Gesichtszügen und in ihrem Betragen majestätisch war, so konnte man der Zitherspielerin ein leicht anmuthiges, heitres Wesen anmerken. Sie war eine schlanke Blondine, da Jene dunkelbraunes Haar schmückte. Die Mannichfaltigkeit und Uebereinstimmung ihrer Musik konnte mich nicht abhalten, nun auch die dritte Schönheit im grünen Gewande zu betrachten, deren Lautenspiel etwas Rührendes und zugleich Auffallendes für mich hatte. Sie war Diejenige, die am Meisten auf mich Acht zu geben und ihr Spiel an mich zu richten schien; nur konnte ich aus ihr nicht klug werden; denn sie kam mir bald zärtlich, bald wunderlich, bald offen, bald eigensinnig vor, je nachdem sie die Mienen und ihr Spiel veränderte. Bald schien sie mich rühren, bald mich necken zu wollen. Doch mochte sie sich stellen, wie sie wollte, so gewann sie mir wenig ab; denn meine kleine Nachbarin, mit der ich Ellbogen an Ellbogen saß, hatte mich ganz für sich eingenommen, und wenn ich in jenen drei Damen ganz deutlich die Sylphiden meines Traums und die Farben der Aepfel erblickte, so begriff ich wohl, daß ich keine Ursache hätte sie festzuhalten. Die artige kleine hätte ich lieber angeredt, wenn nur nur nicht der Schlag, den sie mir im Traume versetzt hatte, gar zu erinnerlich gewesen wäre. Sie hielt sich bisher mit ihrer Mandoline ganz ruhig; als aber ihre Gebieterinnen aufgehört hatten, so befahlen sie ihr, einige lustige Stückchen zum Besten zu geben. Kaum hatte sie einige Tanzmelodien gar aufregend abgeklimpert, so sprang sie in die Höhe; ich that das Gleiche. Sie spielte und tanzte; ich ward hingerissen, ihre Schritte zu begleiten, und wir führten eine Art von kleinem Ballet auf, womit die Damen zufrieden zu sein schienen; denn sobald wir genöthigt, befahlen sie der kleinen, mich derweil mit etwas Gutem zu erquicken, bis das Nachtessen herankäme. Ich hatte freilich vergessen, daß außer diesem Paradiese noch etwas Anderes in der Welt wäre. Alette führte mich sogleich in den Gang zurück, durch den ich hereingekommen war. An der Seite hatte sie zwei wohleingerichtete Zimmer; in dem einen, wo sie wohnte, setzte sie mir Orangen, Feigen, Pfirschen und Trauben vor, und ich genoß sowol die Früchte fremder Länder als auch

die der erſt kommenden Monate mit großem Appetit. Zuckerwerk war im Ueberfluß; auch füllte ſie einen Pokal von geſchliffnem Kryſtall mit ſchäumendem Wein; doch zu trinken bedurfte ich nicht, denn ich hatte mich an den Früchten hinreichend gelabt. — „Nun wollen wir ſpielen," ſagte ſie und führte mich in das andere Zimmer. Hier ſah es nun aus wie auf einem Chriſtmarkt; aber ſo koſtbare und feine Sachen hat man niemals in einer Weihnachtsbude geſehen. Da waren alle Arten von Puppen, Puppenkleidern und Puppengeräthſchaften, Küchen, Wohnſtuben und Läden und einzelne Spielſachen in Unzahl. Sie führte mich an allen Glasſchränken herum; denn in ſolchen waren dieſe künſtlichen Arbeiten aufbewahrt. Die erſten Schränke verſchloß ſie aber bald wieder und ſagte: „Das iſt nichts für Euch, ich weiß es wol. Hier aber", ſagte ſie, „könnten wir Baumaterialien finden, Mauern und Thürme, Häuſer, Paläſte, Kirchen, um eine große Stadt zuſammenzuſtellen. Das unterhält mich aber nicht; wir wollen zu etwas Anderem greifen, das für Euch und mich gleich vergnüglich iſt." — Sie brachte darauf einige Kaſten hervor, in denen ich kleines Kriegsvolk über einander geſchichtet erblickte, von dem ich ſogleich bekennen mußte, daß ich niemals ſo etwas Schönes geſehen hätte. Sie ließ mir die Zeit nicht, das Einzelne näher zu betrachten, ſondern nahm den einen Kaſten unter den Arm, und ich packte den andern auf. „Wir wollen auf die goldne Brücke gehen", ſagte ſie; „dort ſpielt ſich's am Beſten mit Soldaten: die Spieße geben gleich die Richtung, wie man die Armeen gegen einander zu ſtellen hat." Nun waren wir auf dem goldnen ſchwankenden Boden angelangt; unter mir hörte ich das Waſſer rieſeln und die Fiſche plätſchern, indem ich niederkniete, meine Linien aufzuſtellen. Es war Alles Reiterei, wie ich nunmehr ſah. Sie rühmte ſich, die Königin der Amazonen zum Führer ihres weiblichen Heeres zu beſitzen; ich dagegen fand den Achill und eine ſehr ſtattliche griechiſche Reiterei. Die Heere ſtanden gegen einander, und man konnte nichts Schöneres ſehen. Es waren nicht etwa flache bleierne Reiter wie die unſrigen, ſondern Mann und Pferd rund und körperlich und auf das Feinſte gearbeitet; auch konnte man kaum begreifen, wie ſie ſich im Gleichgewicht hielten; denn ſie ſtanden für ſich, ohne ein Fußbrettchen zu haben.

Wir hatten nun Jedes mit großer Selbſtzufriedenheit unſere Heerhaufen beſchaut, als ſie mir den Angriff verkündigte.

Wir hatten auch Geschütz in unsern Kasten gefunden; es waren nämlich Schachteln voll kleiner wohlpolirter Achatkugeln. Mit diesen sollten wir aus einer gewissen Entfernung gegen einander kämpfen, wobei jedoch ausdrücklich bedungen war, daß nicht stärker geworfen werde, als nöthig sei, die Figuren umzustürzen; denn beschädigt sollte keine werden. Wechselseitig ging nun die Kanonade los und im Anfang wirkte sie zu unser Beider Zufriedenheit. Allein als meine Gegnerin bemerkte, daß ich doch besser zielte als sie und zuletzt den Sieg, der von der Ueberzahl der stehn Gebliebenen abhing, gewinnen möchte, trat sie näher, und ihr mädchenhaftes Werfen hatte denn auch den erwünschten Erfolg. Sie streckte mir eine Menge meiner besten Truppen nieder, und je mehr ich protestirte, desto eifriger warf sie. Dies verdroß mich zuletzt, und ich erklärte, daß ich ein Gleiches thun würde. Ich trat auch wirklich nicht allein näher heran, sondern warf im Unmuth viel heftiger, da es denn nicht lange währte, als ein paar ihrer kleinen Centaurinnen in Stücke sprangen. In ihrem Eifer bemerkte sie es nicht gleich; aber ich stand versteinert, als die zerbrochnen Figürchen sich von selbst wieder zusammenfügten, Amazone und Pferd wieder ein Ganzes auch zugleich völlig lebendig wurden, im Galopp von der goldnen Brücke unter die Linden setzten und in Carriere hin und wieder rennend sich endlich gegen die Mauer, ich weiß nicht wie, verloren. Meine schöne Gegnerin war das kaum gewahr worden, als sie in ein lautes Weinen und Jammern ausbrach und rief: daß ich ihr einen unersetzlichen Verlust zugefügt, der weit größer sei, als es sich aussprechen lasse. Ich aber, der ich schon erbost war, freute mich, ihr etwas zu Leide zu thun, und warf noch ein paar mir übrig gebliebene Achatkugeln blindlings mit Gewalt unter ihren Heerhaufen. Unglücklicherweise traf ich die Königin, die bisher bei unserm regelmäßigen Spiel ausgenommen gewesen. Sie sprang in Stücken, und ihre nächsten Adjutanten wurden auch zerschmettert; aber schnell stellten sie sich wieder her und nahmen Reißaus wie die ersten, galoppirten sehr lustig unter den Linden herum und verloren sich gegen die Mauer.

Meine Gegnerin schalt und schimpfte; ich aber, nun einmal im Ganze, bückte mich, einige Achatkugeln aufzuheben, welche an den goldnen Spießen herumritten. Mein ergrimmter Wunsch war, ihr ganzes Heer zu vernichten; sie dagegen nicht faul sprang auf mich los und gab mir eine Ohrfeige, daß mir

der Kopf ſummte. Ich, der ich immer gehört hatte, auf die Ohrfeige eines Mädchens gehöre ein derber Kuß, faßte ſie bei den Ohren und küßte ſie zu wiederholten Malen. Sie aber that einen ſolchen durchdringenden Schrei, der mich ſelbſt erſchreckte; ich ließ ſie fahren, und das war mein Glück; denn in dem Augenblick wußte ich nicht, wie mir geſchah. Der Boden unter mir fing an zu beben und zu raſſeln; ich merkte geſchwind, daß ſich die Gitter wieder in Bewegung ſetzten, allein ich hatte nicht Zeit zu überlegen, noch konnte ich Fuß faſſen, um zu fliehen. Ich fürchtete jeden Augenblick geſpießt zu werden; denn die Partiſanen und Lanzen, die ſich aufrichteten, zerſchlitzten mir ſchon die Kleider; genug, ich weiß nicht, wie mir geſchah: mir verging Hören und Sehen, und ich erholte mich aus meiner Betäubung, von meinem Schrecken am Fuß einer Linde, wider den mich das aufſchnellende Gitter geworfen hatte. Mit dem Erwachen erwachte auch meine Bosheit, die ſich noch heftig vermehrte, als ich von drüben die Spottworte und das Gelächter meiner Gegnerin vernahm, die an der andern Seite etwas gelinder als ich mochte zur Erde gekommen ſein. Daher ſprang ich auf, und als ich rings um mich das kleine Heer nebſt ſeinem Anführer Achill, welche das auffahrende Gitter mit mir heraufgeſchnellt hatte, zerſtreut ſah, ergriff ich den Helden zuerſt und warf ihn wider einen Baum. Seine Wiederherſtellung und ſeine Flucht gefielen mir nun doppelt, weil ſich die Schadenfreude zu dem artigſten Anblick von der Welt geſellte, und ich war im Begriff, die ſämmtlichen Griechen ihm nachzuſchicken, als auf einmal ziſchende Waſſer von allen Seiten her, aus Steinen und Mauern, aus Boden und Zweigen hervorſprühten und, wo ich mich hinwendete, kreuzweiſe auf mich losſpritzten. Mein leichtes Gewand war in kurzer Zeit völlig durchnäßt; zerſchlitzt war es ſchon, und ich ſäumte nicht, es mir ganz vom Leibe zu reißen. Die Pantoffeln warf ich von mir und ſo eine Hülle nach der andern; ja, ich fand es endlich bei dem warmen Tage ſehr angenehm, ein ſolches Strahlbad über mich ergehen zu laſſen. Ganz nackt ſchritt ich nun gravitätiſch zwiſchen dieſen willkommnen Gewäſſern einher und dachte mich lange ſo wohl befinden zu können. Mein Zorn verkühlte ſich, und ich wünſchte nichts mehr als eine Verſöhnung mit meiner kleinen Gegnerin. Doch in einem Nu ſchnarpten die Waſſer ab, und ich ſtand nun feucht auf einem durchnäßten Boden. Die Gegenwart des alten Mannes, der unvermuthet vor mich trat, war mir keines-

wegs willkommen: ich hätte gewünscht, mich, wo nicht verbergen, doch wenigstens verhüllen zu können. Die Beschämung, der Frostschauer, das Bestreben, mich einigermaßen zu bedecken, ließen mich eine höchst erbärmliche Figur spielen; der Alte benutzte den Augenblick, um mir die größesten Vorwürfe zu machen. „Was hindert mich", rief er aus, „daß ich nicht eine der grünen Schnuren ergreife und sie, wo nicht Eurem Hals, doch Eurem Rücken anmesse!" Diese Drohung nahm ich höchst übel. „Hütet Euch", rief ich aus, „vor solchen Worten, ja nur vor solchen Gedanken; denn sonst seid Ihr und Eure Gebieterinnen verloren!" — „Wer bist denn Du", fragte er trutzig, „daß Du so reden darfst?" — „Ein Liebling der Götter", sagte ich, „von dem es abhängt, ob jene Frauenzimmer würdige Gatten finden und ein glückliches Leben führen sollen, oder ob er sie will in ihrem Zauberkloster verschmachten und veralten lassen." — Der Alte trat einige Schritte zurück. „Wer hat Dir das offenbart?" fragte er erstaunt und bedenklich. — „Drei Aepfel", sagte ich, „drei Juwelen." — „Und was verlangst Du zum Lohn?" rief er aus. — „Vor allen Dingen das kleine Geschöpf," versetzte ich, „die mich in diesen verwünschten Zustand gebracht hat." — Der Alte warf sich vor mir nieder, ohne sich vor der noch feuchten und schlammigen Erde zu scheuen; dann stand er auf, ohne benetzt zu sein, nahm mich freundlich bei der Hand, führte mich in jenen Saal, kleidete mich behend wieder an, und bald war ich wieder jenntägig geputzt und frisirt wie vorher. Der Pförtner sprach kein Wort weiter; aber ehe er mich über die Schwelle ließ, hielt er mich an und deutete mir auf einige Gegenstände an der Mauer drüben über den Weg, indem er zugleich rückwärts auf das Pförtchen zeigte. Ich verstand ihn wohl; er wollte nämlich, daß ich mir die Gegenstände einprägen möchte, um das Pförtchen desto gewisser wiederzufinden, welches sich unversehens hinter mir zuschloß. Ich merkte mir nun wohl, was mir gegenüber stand. Ueber eine hohe Mauer ragten die Aeste uralter Nußbäume herüber und bedeckten zum Theil das Gesims, womit sie endigte. Die Zweige reichten bis an eine steinerne Tafel, deren verzierte Einfassung ich wohl erkennen, deren Inschrift ich aber nicht lesen konnte. Sie ruhte auf dem Kragstein einer Nische, in welcher ein künstlich gearbeiteter Brunnen von Schale zu Schale Wasser in ein großes Becken goß, das wie einen kleinen Teich bildete und sich in die Erde verlor. Brunnen, Inschrift, Nußbäume,

Alles ſtand ſenkrecht über einander; ich wollte es malen, wie ich es geſehn habe.

Nun läßt ſich wohl denken, wie ich dieſen Abend und manchen folgenden Tag zubrachte und wie oft ich mir dieſe Geſchichten, die ich kaum ſelbſt glauben konnte, wiederholte. Sobald mir's nur irgend möglich war, ging ich wieder zur Schlimmen Mauer, um wenigſtens jene Merkzeichen im Gedächtniß anzufriſchen und das köſtliche Pförtchen zu beſchauen. Allein zu meinem größten Erſtaunen fand ich Alles verändert. Nußbäume ragten wol über die Mauer, aber ſie ſtanden nicht unmittelbar neben einander. Eine Tafel war auch eingemauert, aber von den Bäumen weit rechts, ohne Verzierung und mit einer leerlichen Inſchrift. Eine Niſche mit einem Brunnen findet ſich weit links, der aber jenem, den ich geſehen, durchaus nicht zu vergleichen iſt, ſo daß ich beinahe glauben muß, das zweite Abenteuer ſei ſo gut als das erſte ein Traum geweſen; denn von dem Pförtchen findet ſich überhaupt gar keine Spur. Das Einzige, was mich tröſtet, iſt die Bemerkung, daß jene drei Gegenſtände ſtets den Ort zu verändern ſcheinen; denn bei wiederholtem Beſuch jener Gegend glaube ich bemerkt zu haben, daß die Nußbäume etwas zuſammenrücken und daß Tafel und Brunnen ſich ebenfalls zu nähern ſcheinen. Wahrſcheinlich, wenn Alles wieder zuſammentrifft, wird auch die Pforte von Neuem ſichtbar ſein, und ich werde mein Mögliches thun, das Abenteuer wieder anzuknüpfen. Ob ich Euch erzählen kann, was weiter begegnet, oder ob es mir ausdrücklich verboten wird, weiß ich nicht zu ſagen.

Dieses Märchen, von dessen Wahrheit meine Gespielen sich leidenschaftlich zu überzeugen trachteten, erhielt großen Beifall. Sie besuchten, Jeder allein, ohne es mir oder den Andern zu vertrauen, den angedeuteten Ort, fanden die Nußbäume, die Tafel und den Brunnen, aber immer entfernt von einander: wie sie zuletzt bekannten, weil man in jenen Jahren nicht gern ein Geheimniß verschweigen mag. Hier ging aber der Streit erst an. Der Eine versicherte: die Gegenstände rückten nicht vom Flecke und blieben immer in gleicher Entfernung unter einander. Der Zweite behauptete: sie bewegten sich, aber sie entfernten sich von einander. Mit diesem war der Dritte über den ersten Punkt der Bewegung einstimmig, doch schienen ihm Nußbäume, Tafel und Brunnen sich vielmehr zu nähern. Der Vierte wollte noch was Merkwürdigeres gesehen haben: die Nußbäume nämlich in der Mitte, die Tafel aber und den Brunnen auf den entgegengesetzten Seiten, als ich angegeben. In Absicht auf die Spur des Pförtchens variirten sie auch. Und so gaben sie mir ein frühes Beispiel, wie die Menschen von einer ganz einfachen und leicht zu erörternden Sache die widersprechendsten Ansichten haben und behaupten können. Als ich die Fortsetzung meines Märchens hartnäckig verweigerte, ward dieser erste Theil öfters wieder begehrt. Ich hütete mich, an den Umständen viel zu verändern, und durch die Gleichförmigkeit meiner Erzählung verwandelte ich in den Gemüthern meiner Zuhörer die Fabel in Wahrheit.

Uebrigens war ich den Lügen und der Verstellung abgeneigt und überhaupt keineswegs leichtsinnig; vielmehr zeigte sich der innere Ernst, mit dem ich schon früh mich und die Welt betrachtete, auch in meinem Aeußern, und ich ward, oft freundlich, oft auch spöttisch über eine gewisse Würde berufen, die ich mir herausnahm. Denn ob es mir zwar an guten, ausgezeichneten Freunden nicht fehlte, so waren wir doch immer die Minderzahl gegen Jene, die uns mit rohem Muthwillen anzufechten

ein Vergnügen fanden und uns freilich oft sehr unsanft aus jenen märchenhaften, selbstgefälligen Träumen aufweckten, in die wir uns, ich erfindend und meine Gespielen theilnehmend, nur allzugern verloren. Nun wurden wir abermals gewahr, daß man, anstatt sich der Weichlichkeit und phantastischen Vergnügungen hinzugeben, wol eher Ursache habe sich abzuhärten, um die unvermeidlichen Uebel entweder zu ertragen oder ihnen entgegenzuwirken.

Unter die Uebungen des Stoicismus, den ich deshalb so ernstlich, als es einem Knaben möglich ist, bei mir ausbildete, gehörten auch die Duldungen körperlicher Leiden. Unsere Lehrer behandelten uns oft sehr unfreundlich und ungeschickt mit Schlägen und Püffen, gegen die wir uns um so mehr verhärteten, als Widersetzlichkeit oder Gegenwirkung aufs Höchste verpönt war. Sehr viele Scherze der Jugend beruhen auf einem Wettstreit solcher Ertragungen: zum Beispiel, wenn man mit zwei Fingern oder der ganzen Hand sich wechselsweise bis zur Betäubung der Glieder schlägt oder die bei gewissen Spielen verschuldeten Schläge mit mehr oder weniger Geschicklichkeit aushält; wenn man sich beim Ringen und Balgen durch die Kniffe der Halbüberwundenen nicht irre machen läßt; wenn man einen aus Neckerei zugefügten Schmerz unterdrückt, ja selbst das Zwicken und Kitzeln, womit junge Leute so geschäftig gegen einander sind, als etwas Gleichgültiges behandelt. Dadurch setzt man sich in einen großen Vortheil, der uns von Andern so geschwind nicht abgewonnen wird.

Da ich jedoch von einem solchen Leidenstrotz gleichsam Profession machte, so wuchsen die Zudringlichkeiten der Andern; und wie eine unartige Grausamkeit keine Grenzen kennt, so wußte sie mich doch aus meiner Grenze hinauszutreiben. Ich erzähle einen Fall statt vieler. Der Lehrer war eine Stunde nicht gekommen; so lange wir Kinder alle beisammen waren, unterhielten wir uns recht artig; als aber die mir Wohlwollenden, nachdem sie lange genug gewartet, hinweggingen, und ich mit drei Mißwollenden allein blieb, so dachten diese mich zu quälen, zu beschämen und zu vertreiben. Sie hatten mich einen Augenblick im Zimmer verlassen und kamen mit Ruthen zurück, die sie sich aus einem geschwind zerschnittenen Besen verschafft hatten. Ich merkte ihre Absicht, und weil ich das Ende der Stunde nahe glaubte, so setzte ich aus dem Stegreife bei mir fest, mich bis zum Glockenschlage nicht zu wehren. Sie fingen

darauf unbarmherzig an, mir die Beine und Waden auf das Grausamste zu peitschen. Ich rührte mich nicht, fühlte aber bald, daß ich mich verrechnet hatte und daß ein solcher Schmerz die Minuten sehr verlängert. Mit der Duldung wuchs meine Wuth, und mit dem ersten Stundenschlag fuhr ich dem Einen, der sich's am Wenigsten versah, mit der Hand in die Nackenhaare und stürzte ihn augenblicklich zu Boden, indem ich mit dem Knie seinen Rücken drückte; den Andern, einen Jüngeren und Schwächeren, der mich von hinten anfiel, zog ich bei dem Kopfe durch den Arm und erdrosselte ihn fast, indem ich ihn an mich preßte. Nun war der Letzte noch übrig und nicht der Schwächste, und mir blieb nur die linke Hand zu meiner Vertheidigung. Allein ich ergriff ihn beim Kleide und durch eine geschickte Wendung von meiner Seite, durch eine übereilte von seiner brachte ich ihn nieder und stieß ihn mit dem Gesicht gegen den Boden. Sie ließen es nicht an Beißen, Kratzen und Treten fehlen; aber ich hatte nur meine Rache im Sinn und in den Gliedern. In dem Vortheil, in dem ich mich befand, stieß ich sie wiederholt mit den Köpfen zusammen. Sie erhoben zuletzt ein entsetzliches Zetergeschrei, und wir sahen uns bald von allen Hausgenossen umgeben. Die umhergestreuten Ruthen und meine Beine, die ich von den Strümpfen entblößte, zeugten bald für mich. Man behielt sich die Strafe vor und ließ mich aus dem Hause; ich erklärte aber, daß ich künftig bei der geringsten Beleidigung Einem oder dem Andern die Augen auskratzen, die Ohren abreißen, wo nicht gar ihn erdrosseln würde.

Dieser Vorfall, ob man ihn gleich, wie es in kindischen Dingen zu geschehen pflegt, bald wieder vergaß und sogar belachte, war jedoch Ursache, daß diese gemeinsamen Unterrichtsstunden seltner wurden und zuletzt ganz aufhörten. Ich war also wieder wie vorher mehr ins Haus gebannt, wo ich an meiner Schwester Cornelia, die nur ein Jahr weniger zählte als ich, eine an Annehmlichkeit immer wachsende Gesellschafterin fand.

Ich will jedoch diesen Gegenstand nicht verlassen, ohne noch einige Geschichten zu erzählen, wie mancherlei Unangenehmes mir von meinen Gespielen begegnet; denn das ist ja eben das Lehrreiche solcher sittlichen Mittheilungen, daß der Mensch erfahre, wie es Andern ergangen und was auch er vom Leben zu erwarten habe, und daß er, es mag sich ereignen, was will, bedenke, dieses widerfahre ihm als Menschen und nicht als

einem besonders Glücklichen oder Unglücklichen. Nützt ein solches Wissen nicht viel, um die Uebel zu vermeiden, so ist es doch sehr dienlich, daß wir uns in die Zustände finden, sie ertragen, ja sie überwinden lernen.

Noch eine allgemeine Bemerkung steht hier an der rechten Stelle, daß nämlich bei dem Emporwachsen der Kinder aus den gesitteten Ständen ein sehr großer Widerspruch zum Vorschein kommt, ich meine den, daß sie von Eltern und Lehrern angemahnt und angeleitet werden, sich mäßig, verständig, ja vernünftig zu betragen, Niemandem aus Muthwillen oder Uebermuth ein Leids zuzufügen und alle gehässigen Regungen, die sich an ihnen entwickeln möchten, zu unterdrücken; daß nun aber im Gegentheil, während die jungen Geschöpfe mit einer solchen Uebung beschäftigt sind, sie von Andern das zu leiden haben, was an ihnen gescholten wird und höchlich verpönt ist. Dadurch kommen die armen Wesen zwischen dem Naturzustande und dem der Civilisation gar erbärmlich in die Klemme und werden, je nachdem die Charakter sind, entweder tückisch oder gewaltsam aufbrausend, wenn sie eine Zeit lang an sich gehalten haben.

Gewalt ist eher mit Gewalt zu vertreiben; aber ein gutgesinntes, zur Liebe und Theilnahme geneigtes Kind weiß dem Hohn und dem bösen Willen wenig entgegenzusetzen. Wenn ich die Thätlichkeiten meiner Gesellen so ziemlich abzuhalten wußte, so war ich doch keineswegs ihren Sticheleien und Mißreden gewachsen, weil in solchen Fällen Derjenige, der sich vertheidigt, immer verlieren muß. Es wurden also auch Angriffe dieser Art, insofern sie zum Zorn reizten, mit physischen Kräften zurückgewiesen oder sie regten wundersame Betrachtungen in mir auf, die denn nicht ohne Folgen bleiben konnten. Unter andern Vorzügen mißgönnten mir die Uebelwollenden auch, daß ich mir in einem Verhältniß gefiel, welches aus dem Schultheißenamt meines Großvaters für die Familie entsprang; denn, indem er als der Erste unter Seinesgleichen dastand, hatte dieses doch auch auf die Seinigen nicht geringen Einfluß. Und als ich mir einmal nach gehaltenem Pfeifergerichte etwas darauf einzubilden schien, meinen Großvater in der Mitte des Schöffenraths eine Stufe höher als die Andern unter dem Bilde des Kaisers gleichsam thronend gesehen zu haben, so sagte Einer der Knaben höhnisch: ich sollte doch, wie der Pfau auf seine Füße, so auf meinen Großvater väterlicher

Seite hinsehen, welcher Gastgeber zum Weidenhof gewesen und wol an die Thronen und Kronen keinen Anspruch gemacht hätte. Ich erwiderte darauf, daß ich davon keineswegs beschämt sei, weil gerade darin das Herrliche und Erhebende unsrer Vaterstadt bestehe, daß alle Bürger sich einander gleich halten dürften, und daß einem Jeden seine Thätigkeit nach seiner Art förderlich und ehrenvoll sein könne. Es sei mir nur leid, daß der gute Mann schon so lange gestorben; denn ich habe mich auch ihn persönlich zu kennen öfters gesehnt, sein Bildniß vielmals betrachtet, ja sein Grab besucht und mich wenigstens bei der Inschrift an dem einfachen Denkmal seines vorübergegangenen Daseins gefreut, dem ich das meine schuldig geworden. Ein anderer Mißwollender, der Tückischste von Allen, nahm jenen Ersten bei Seite und flüsterte ihm etwas in die Ohren, wobei sie mich immer spöttisch ansahen. Schon fing die Galle mir an zu kochen, und ich forderte sie auf, laut zu reden. — „Nun was ist es denn weiter", sagte der Erste, „wenn Du es wissen willst: Dieser da meint, Du könntest lange herumgehen und suchen, bis Du Deinen Großvater fändest." — Ich drohte nun noch heftiger, wenn sie sich nicht deutlicher erklären würden. Sie brachten darauf ein Märchen vor, das sie ihren Eltern wollten abgelauscht haben: mein Vater sei der Sohn eines vornehmen Mannes, und jener gute Bürger habe sich willig finden lassen, äußerlich Vaterstelle zu vertreten. Sie hatten die Unverschämtheit, allerlei Argumente vorzubringen, z. B. daß unser Vermögen blos von der Großmutter herrühre, daß die übrigen Seitenverwandten, die sich in Friedberg und sonst aufhielten, gleichfalls ohne Vermögen seien, und was noch andre solche Gründe waren, die ihr Gewicht blos von der Bosheit bernehmen konnten. Ich hörte ihnen ruhiger zu, als sie erwarteten; denn sie standen schon auf dem Sprung zu entfliehen, wenn ich Miene machte, nach ihren Haaren zu greifen. Aber ich versetzte ganz gelassen: auch dieses könne mir recht sein; das Leben sei so hübsch, daß man völlig für gleichgiltig achten könne, wem man es zu verdanken habe; denn es schriebe sich doch zuletzt von Gott her, vor welchem wir Alle gleich wären. So ließen sie, da sie nichts ausrichten konnten, die Sache für diesmal gut sein; man spielte zusammen weiter fort, welches unter Kindern immer ein erprobtes Versöhnungsmittel bleibt.

Mir war jedoch durch diese hämischen Worte eine Art von sittlicher Krankheit eingeimpft, die im Stillen fortschlich. Es

wollte mir gar nicht mißfallen, der Enkel irgend eines vornehmen Herrn zu ſein, wenn es auch nicht auf die geſetzlichſte Weiſe geweſen wäre. Meine Spürkraft ging auf dieſer Fährte, meine Einbildungskraft war angeregt und mein Scharfſinn aufgefordert. Ich fing nun an, die Aufgaben Jener zu unterſuchen, fand und erfand neue Gründe der Wahrſcheinlichkeit. Ich hatte von meinem Großvater wenig reden hören, außer daß ſein Bildniß mit dem meiner Großmutter in einem Lauchzimmer des alten Hauſes gehangen hatte, welche beide nach Erbauung des neuen in einer obern Kammer aufbewahrt wurden. Meine Großmutter mußte eine ſehr ſchöne Frau geweſen ſein und von gleichem Alter mit ihrem Manne. Auch erinnerte ich mich, in ihrem Zimmer das Miniaturbild eines ſchönen Herrn in Uniform mit Stern und Orden geſehen zu haben, welches nach ihrem Tode mit vielen andern kleinen Geräthſchaften während des Alles umwälzenden Hausbaues verſchwunden war. Solche, wie manche andre Dinge baute ich mir in meinem kindiſchen Kopfe zuſammen und übte frühzeitig genug jenes moderne Dichtertalent, welches durch eine abenteuerliche Verknüpfung der bedeutenden Zuſtände des menſchlichen Lebens ſich die Theilnahme der ganzen kultivirten Welt zu verſchaffen weiß.

Da ich nun aber einen ſolchen Fall Niemandem zu vertrauen oder auch nur von ferne nachzufragen mich unterſtand, ſo ließ ich es an einer heimlichen Betriebſamkeit nicht fehlen, um wo möglich der Sache etwas näher zu kommen. Ich hatte nämlich ganz beſtimmt behaupten hören, daß die Söhne den Vätern oder Großvätern oft entſchieden ähnlich zu ſein pflegten. Mehrere unſerer Freunde, beſonders auch Rath Schneider, unſer Hausfreund, hatten Geſchäftsverbindungen mit allen Fürſten und Herren der Nachbarſchaft, deren, ſowol regierender als nachgeborner, keine geringe Anzahl am Rhein und Main und in dem Raume zwiſchen beiden ihre Beſitzungen hatten und die aus beſonderer Gunſt ihre treuen Geſchäftsträger zuweilen wol mit ihren Bildniſſen beehrten. Dieſe, die ich von Jugend auf vielmals an den Wänden geſehen, betrachtete ich nunmehr mit doppelter Aufmerkſamkeit, forſchend, ob ich nicht eine Aehnlichkeit mit meinem Vater oder gar mit mir entdecken könnte, welches aber zu oft gelang, als daß es mich zu einiger Gewißheit hätte führen können. Denn bald waren es die Augen von Dieſem, bald die Naſe von Jenem, die mir auf

einige Verwandtschaft zu deuten schienen. So führten mich diese Kennzeichen trüglich genug hin und wieder. Und ob ich gleich in der Folge diesen Vorwurf als ein durchaus leeres Märchen betrachten mußte, so blieb mir doch der Eindruck, und ich konnte nicht unterlassen, die sämmtlichen Herren, deren Bildnisse mir sehr deutlich in der Phantasie geblieben waren, von Zeit zu Zeit im Stillen bei mir zu mustern und zu prüfen. So wahr ist es, daß Alles, was den Menschen innerlich in seinem Dünkel bestärkt, seiner heimlichen Eitelkeit schmeichelt, ihm dergestalt höchlich erwünscht ist, daß er nicht weiter fragt, ob es ihm sonst auf irgend eine Weise zur Ehre oder zur Schmach gereichen könne.

Doch anstatt hier ernsthafte, ja rügende Betrachtungen einzumischen, wende ich lieber meinen Blick von jenen schönen Zeiten hinweg; denn wer wäre im Stande, von der Fülle der Kindheit würdig zu sprechen! Wir können die kleinen Geschöpfe, die vor uns herumwandeln, nicht anders als mit Vergnügen, ja mit Bewunderung ansehen; denn meist versprechen sie mehr, als sie halten, und es scheint, als wenn die Natur unter andern schelmischen Streichen, die sie uns spielt, auch hier sich ganz besonders vorgesetzt, uns zum Besten zu haben. Die ersten Organe, die sie Kindern mit auf die Welt giebt, sind dem nächsten unmittelbaren Zustande des Geschöpfs gemäß; es bedient sich derselben kunst- und anspruchslos, auf die geschickteste Weise zu den nächsten Zwecken. Das Kind, an und für sich betrachtet, mit Seinesgleichen und in Beziehungen, die seinen Kräften angemessen sind, scheint so verständig, so vernünftig, daß nichts drüber geht, und zugleich so bequem, heiter und gewandt, daß man keine weitre Bildung für dasselbe wünschen möchte. Wüchsen die Kinder in der Art fort, wie sie sich anbeuten, so hätten wir lauter Genies. Aber das Wachsthum ist nicht blos Entwicklung: die verschiednen organischen Systeme, die den einen Menschen ausmachen, entspringen aus einander, folgen einander, verwandeln sich in einander, verdrängen einander, ja zehren einander auf, so daß von manchen Fähigkeiten, von manchen Kraftäußerungen nach einer gewissen Zeit kaum eine Spur mehr zu finden ist. Wenn auch die menschlichen Anlagen im Ganzen eine entschiedene Richtung haben, so wird es doch dem größten und erfahrensten Kenner schwer sein, sie mit Zuverlässigkeit voraus zu verkünden; doch

kann man hinterdrein wohl bemerken, was auf ein Künftiges hingedeutet hat.

Keineswegs gedenke ich daher in diesen ersten Büchern meine Jugendgeschichten völlig abzuschließen, sondern ich werde vielmehr noch späterhin manchen Faden aufnehmen und fortleiten, der sich unbemerkt durch die ersten Jahre schon hindurchzog. Hier muß ich aber bemerken, welchen stärkeren Einfluß nach und nach die Kriegsbegebenheiten auf unsre Gesinnungen und unsre Lebensweise ausübten.

Der ruhige Bürger steht zu den großen Weltereignissen in einem wunderbaren Verhältniß. Schon aus der Ferne regen sie ihn auf und beunruhigen ihn, und er kann sich, selbst wenn sie ihn nicht berühren, eines Urtheils, einer Theilnahme nicht enthalten. Schnell ergreift er eine Partei, nachdem ihn sein Charakter oder äußere Anlässe bestimmen. Rücken so große Schicksale, so bedeutende Veränderungen näher, dann bleibt ihm bei manchen äußern Unbequemlichkeiten noch immer jenes innre Mißbehagen, verdoppelt und schärft das Uebel meistentheils und zerstört das noch mögliche Gute. Dann hat er von Freunden und Feinden wirklich zu leiden, oft mehr von jenen als von diesen, und er weiß weder, wie er seine Neigung, noch wie er seinen Vortheil wahren und erhalten soll.

Das Jahr 1757, das wir noch in völlig bürgerlicher Ruhe verbrachten, wurde demungeachtet in großer Gemüthsbewegung verlebt. Reicher an Begebenheiten als dieses war vielleicht kein anderes. Die Siege, die Großthaten, die Unglücksfälle, die Wiederherstellungen folgten auf einander, verschlangen sich und schienen sich aufzuheben; immer aber schwebte die Gestalt Friedrich's, sein Name, sein Ruhm in Kurzem wieder oben. Der Enthusiasmus seiner Verehrer ward immer größer und belebter, der Haß seiner Feinde bitterer, und die Verschiedenheit der Ansichten, welche selbst Familien zerspaltete, trug nicht wenig dazu bei, die ohnehin schon auf mancherlei Weise von einander getrennten Bürger noch mehr zu isoliren. Denn in einer Stadt wie Frankfurt, wo drei Religionen die Einwohner in drei ungleiche Massen theilen, wo nur wenige Männer, selbst von der herrschenden, zum Regiment gelangen können, muß es gar manchen Wohlhabenden und Unterrichteten geben, der sich auf sich zurückzieht und durch Studien und Liebhabereien sich eine eigne und abgeschlossene Existenz bildet. Von solchen wird gegenwärtig und auch künftig die Rede sein müssen, wenn

man sich die Eigenheiten eines Frankfurter Bürgers aus jener Zeit vergegenwärtigen soll.

Mein Vater hatte, sobald er von Reisen zurückgekommen, nach seiner eigenen Sinnesart den Gedanken gefaßt, daß er, um sich zum Dienste der Stadt fähig zu machen, eins der subalternen Aemter übernehmen und solches ohne Emolumente führen wolle, wenn man es ihm ohne Ballotage übergäbe. Er glaubte nach seiner Sinnesart, nach dem Begriffe, den er von sich selbst hatte, im Gefühl seines guten Willens eine solche Auszeichnung zu verdienen, die freilich weder gesetzlich noch herkömmlich war. Daher, als ihm sein Gesuch abgeschlagen wurde, gerieth er in Aerger und Mißmuth, verschwur jemals irgend eine Stelle anzunehmen, und um es unmöglich zu machen, verschaffte er sich den Charakter eines kaiserlichen Rathes, den der Schultheiß und die ältesten Schöffen als einen besondern Ehrentitel tragen. Dadurch hatte er sich zum Gleichen der Obersten gemacht und konnte nicht mehr von unten anfangen. Derselbe Beweggrund führte ihn auch dazu, um die älteste Tochter des Schultheißen zu werben, wodurch er auch auf dieser Seite von dem Rathe ausgeschlossen ward. Er gehörte nun unter die Zurückgezogenen, welche niemals unter sich eine Sozietät machen. Sie stehen so isolirt gegen einander wie gegen das Ganze, und um so mehr, als sich in dieser Abgeschiedenheit das Eigenthümliche der Charakter immer schroffer ausbildet. Mein Vater mochte sich auf Reisen und in der freien Welt, die er gesehen, von einer elegantern und liberalern Lebensweise einen Begriff gemacht haben, als sie vielleicht unter seinen Mitbürgern gewöhnlich war. Zwar fand er darin Vorgänger und Gesellen.

Der Name von Uffenbach ist bekannt. Ein Schöff von Uffenbach lebte damals in gutem Ansehen. Er war in Italien gewesen, hatte sich besonders auf Musik gelegt, sang einen angenehmen Tenor, und da er eine schöne Sammlung von Musikalien mitgebracht hatte, wurden Konzerte und Oratorien bei ihm aufgeführt. Weil er nun dabei selbst sang und die Musiker begünstigte, so fand man es nicht ganz seiner Würde gemäß, und die eingeladenen Gäste sowol als die übrigen Landsleute erlaubten sich darüber manche lustige Anmerkung.

Ferner erinnere ich mich eines Barons von Häckel, eines reichen Edelmanns, der verheirathet aber kinderlos ein schönes Haus in der Antoniusgasse bewohnte, mit allem Zubehör eines anständigen Lebens ausgestattet. Auch besaß er gute Gemälde,

Kupferstiche, Antiken und manches Andre, wie es bei Sammlern und Liebhabern zusammenfließt. Von Zeit zu Zeit lud er die Honoratioren zum Mittagessen und war auf eine eigne, achtsame Weise nobelthätig, indem er in seinem Hause die Armen kleidete, ihre alten Lumpen aber zurückbehielt und ihnen nur unter der Bedingung ein wöchentliches Almosen reichte, daß sie in jenen geschenkten Kleidern sich ihm jedesmal sauber und ordentlich vorstellten. Ich erinnere mich seiner nur dunkel als eines freundlichen, wohlgebildeten Mannes, desto deutlicher aber seiner Auktion, der ich vom Anfang bis zum Ende beiwohnte und theils auf Befehl meines Vaters, theils aus eigenem Antrieb Manches erstand, was sich noch unter meinen Sammlungen befindet.

Früher und von mir kaum noch mit Augen gesehen, machte Johann Michael von Loen in der literarischen Welt sowie in Frankfurt ziemliches Aufsehen. Nicht von Frankfurt gebürtig, hatte er sich daselbst niedergelassen und war mit der Schwester meiner Großmutter Textor, einer gebornen Lindheimer, verheirathet. Bekannt mit der Hof- und Staatswelt und eines erneuten Adels sich erfreuend, erlangte er dadurch einen Namen, daß er in die verschiedenen Regungen, welche in Kirche und Staat zum Vorschein kamen, einzugreifen den Muth hatte. Er schrieb den „Grafen von Rivera", einen didaktischen Roman, dessen Inhalt aus dem zweiten Titel: „oder der ehrliche Mann am Hofe" ersichtlich ist. Dieses Werk wurde gut aufgenommen, weil es auch von den Höfen, wo sonst nur Klugheit zu Hause ist, Sittlichkeit verlangte; und so brachte ihm seine Arbeit Beifall und Ansehen. Ein zweites Werk sollte dagegen desto gefährlicher für ihn werden. Er schrieb: „Die einzige wahre Religion", ein Buch, das die Absicht hatte, Toleranz, besonders zwischen Lutheranern und Calvinisten, zu befördern. Hierüber kam er mit den Theologen in Streit; besonders schrieb Dr. Benner in Gießen gegen ihn. Von Loen erwiderte, der Streit wurde heftig und persönlich, und die daraus entspringenden Unannehmlichkeiten veranlaßten den Verfasser, die Stelle eines Präsidenten zu Lingen anzunehmen, die ihm Friedrich der Zweite anbot, der in ihm einen aufgeklärten und den Neuerungen, die in Frankreich schon viel weiter gediehen waren, nicht abgeneigten, vorurtheilsfreien Mann zu erkennen glaubte. Seine ehemaligen Landsleute, die er mit einigem Verdruß verlassen, behaupteten, daß er dort nicht zufrieden sei, ja nicht zufrieden sein könne, weil sich ein Ort wie Lingen mit Frankfurt keines-

wegs messen dürfe. Mein Vater zweifelte auch an dem Behagen des Präsidenten und versicherte, der gute Oheim hätte besser gethan, sich mit dem Könige nicht einzulassen, weil es überhaupt gefährlich sei, sich demselben zu nähern, so ein außerordentlicher Herr er auch übrigens sein möge. Denn man habe ja gesehen, wie schmählich der berühmte Voltaire auf Requisition des preußischen Residenten Freitag in Frankfurt sei verhaftet worden, da er doch vorher so hoch in Gunsten gestanden und als des Königs Lehrmeister in der französischen Poesie anzusehen gewesen. Es mangelte bei solchen Gelegenheiten nicht an Betrachtungen und Beispielen, um vor Höfen und Herrendienst zu warnen, wovon sich überhaupt ein geborner Frankfurter kaum einen Begriff machen konnte.

Eines vortrefflichen Mannes, Doktor Orth, will ich hier nur dem Namen nach gedenken, indem ich verdienten Frankfurtern hier nicht sowol ein Denkmal zu errichten habe, vielmehr derselben nur insofern erwähne, als ihr Ruf oder ihre Persönlichkeit auf mich in den frühsten Jahren einigen Einfluß gehabt. Doktor Orth war ein reicher Mann und gehörte auch unter Die, welche niemals Theil am Regimente genommen, ob ihn gleich seine Kenntnisse und Einsichten wohl dazu berechtigt hätten. Die deutschen und besonders die Frankfurtischen Alterthümer sind ihm sehr viel schuldig geworden: er gab die „Anmerkungen" zu der sogenannten „Frankfurter Reformation" heraus, ein Werk, in welchem die Statuten der Reichsstadt gesammelt sind. Die historischen Kapitel desselben habe ich in meinen Jünglingsjahren fleißig studirt.

Von Ochsenstein, der ältere jener drei Brüder, deren ich oben als unserer Nachbarn gedacht, war bei seiner eingezogenen Art zu sein während seines Lebens nicht merkwürdig geworden, desto merkwürdiger aber nach seinem Tode, indem er eine Verordnung hinterließ, daß er Morgens früh, ganz im Stillen und ohne Begleitung und Geleit von Handwerksleuten zu Grabe gebracht sein wolle. Es geschah, und diese Handlung erregte in der Stadt, wo man an prunkhafte Leichenbegängnisse gewöhnt war, großes Aufsehn. Alle Diejenigen, die bei solchen Gelegenheiten einen herkömmlichen Verdienst hatten, erhoben sich gegen die Neuerung. Allein der wackre Patrizier fand Nachfolger in allen Ständen, und ob man schon dergleichen Begängnisse spottweise Ochsenleichen nannte, so nahmen sie doch zum Besten mancher wenig bemittelten Familien überhand, und

die Prunkbegängniſſe verloren ſich immer mehr. Ich führe dieſen Umſtand an, weil er eins der frühern Symptome jener Geſinnungen von Demuth und Gleichſtellung darbietet, die ſich in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts von oben herein auf ſo manche Weiſe gezeigt haben und in ſo unerwartete Wirkungen ausgeſchlagen ſind.

Auch fehlte es nicht an Liebhabern des Alterthums. Es fanden ſich Gemäldekabinette, Kupferſtichſammlungen, beſonders aber wurden vaterländiſche Merkwürdigkeiten mit Eifer geſucht und aufgehoben. Die älteren Verordnungen und Mandate der Reichsſtadt, von denen keine Sammlung veranſtaltet war, wurden in Druck und Schrift ſorgfältig aufgeſucht, nach der Zeitfolge geordnet und als ein Schatz vaterländiſcher Rechte und Herkommen mit Ehrfurcht verwahrt. Auch die Bildniſſe von Frankfurtern, die in großer Anzahl exiſtirten, wurden zuſammengebracht und machten eine beſondre Abtheilung der Kabinette.

Solche Männer ſcheint mein Vater ſich überhaupt zum Muſter genommen zu haben. Ihm fehlte keine der Eigenſchaften, die zu einem rechtlichen und angeſehnen Bürger gehören. Auch brachte er, nachdem er ſein Haus erbaut, ſeine Beſitzungen von jeder Art in Ordnung. Eine vortreffliche Landkartenſammlung der Schenkiſchen und anderer damals vorzüglicher geographiſchen Blätter, jene oberwähnten Verordnungen und Mandate, jene Bildniſſe, ein Schrank alter Gewehre, ein Schrank merkwürdiger Venetianiſcher Gläſer, Becher und Potale, Naturalien, Elfenbeinarbeiten, Bronzen und hundert andere Dinge wurden geſondert und aufgeſtellt, und ich verfehlte nicht, bei vorfallenden Auktionen mir jederzeit einige Aufträge zu Vermehrung des Vorhandenen zu erbitten.

Noch einer bedeutenden Familie muß ich gedenken, von der ich ſeit meiner frühſten Jugend viel Sonderbares vernahm und von einigen ihrer Glieder ſelbſt noch manches Wunderbare erlebte: es war die Senckenbergiſche. Der Vater, von dem ich wenig zu ſagen weiß, war ein wohlhabender Mann. Er hatte drei Söhne, die ſich in ihrer Jugend ſchon durchgängig als Sonderlinge auszeichneten. Dergleichen wird in einer beſchränkten Stadt, wo ſich Niemand weder im Guten noch im Böſen hervorthun ſoll, nicht zum Beſten aufgenommen. Spottnamen und ſeltſame, ſich lang im Gedächtniß erhaltende Märchen ſind meiſtens die Frucht einer ſolchen Sonderbarkeit. Der Vater wohnte an der Ecke der Hafengaſſe, die von dem Zeichen des

Hauses, das einen, wo nicht gar drei Hasen vorstellt, den Namen führte. Man nannte daher diese drei Brüder nur die drei Hasen, welchen Spitznamen sie lange Zeit nicht los wurden. Allein, wie große Vorzüge sich oft in der Jugend durch etwas Wunderliches und Unschickliches ankündigen, so geschah es auch hier. Der älteste war der nachher so rühmlich bekannte Reichshofrath von Senckenberg. Der zweite ward in den Magistrat aufgenommen und zeigte vorzügliche Talente, die er aber auf eine rabulistische, ja verruchte Weise, wo nicht zum Schaden seiner Vaterstadt, doch wenigstens seiner Kollegen in der Folge mißbrauchte. Der dritte Bruder, ein Arzt und ein Mann von großer Rechtschaffenheit, der aber wenig und nur in vornehmen Häusern praktizirte, behielt bis in sein höchstes Alter immer ein etwas wunderliches Aeußere. Er war immer sehr nett gekleidet, und man sah ihn nie anders auf der Straße als in Schuh und Strümpfen und einer wohlgepuderten Lockenperücke, den Hut unterm Arm. Er ging schnell, doch mit einem seltsamen Schwanken vor sich hin, so daß er bald auf dieser, bald auf jener Seite der Straße sich befand und im Gehen ein Zickzack bildete. Spottvögel sagten, er suche durch diesen abweichenden Schritt den abgeschiedenen Seelen aus dem Wege zu gehen, die ihn in grader Linie wol verfolgen möchten, und ahme Diejenigen nach, die sich vor einem Krokodil fürchten. Doch aller dieser Scherz und manche lustige Nachrede verwandelte sich zuletzt in Ehrfurcht gegen ihn, als er seine ansehnliche Wohnung mit Hof, Garten und allem Zubehör auf der Eschenheimer Gasse zu einer medizinischen Stiftung widmete, wo neben der Anlage eines blos für Frankfurter Bürger bestimmten Hospitals ein botanischer Garten, ein anatomisches Theater, ein chemisches Laboratorium, eine ansehnliche Bibliothek und eine Wohnung für den Direktor eingerichtet ward, auf eine Weise, deren keine Akademie sich hätte schämen dürfen.

Ein andrer vortrefflicher Mann, dessen Persönlichkeit nicht sowol als seine Wirkung in der Nachbarschaft und seine Schriften einen sehr bedeutenden Einfluß auf mich gehabt haben, war Karl Friedrich von Moser, der seiner Geschäftsthätigkeit wegen in unserer Gegend immer genannt wurde. Auch er hatte einen gründlich sittlichen Charakter, der, weil die Gebrechen der menschlichen Natur ihm wol manchmal zu schaffen machten, ihn sogar zu den sogenannten Frommen hinzog; und so wollte er, wie von Loen das Hofleben, ebenso das Geschäftsleben

einer gewiſſenhafteren Behandlung entgegenführen. Die große Anzahl der kleinen deutſchen Höfe ſtellte eine Menge von Herren und Dienern dar, wovon die erſten unbedingten Gehorſam verlangten und die andern meiſtentheils nur nach ihren Ueberzeugungen wirken und dienen wollten. Es entſtand daher ein ewiger Konflikt und ſchnelle Veränderungen und Exploſionen, weil die Wirkungen des unbedingten Handelns im Kleinen viel geſchwinder merklich und ſchätzlich werden als im Großen. Viele Häuſer waren verſchuldet und kaiſerliche Debit-Kommiſſionen ernannt; andre fanden ſich langſamer oder geſchwinder auf demſelben Wege, wobei die Diener entweder gewiſſenlos Vortheil zogen oder gewiſſenhaft ſich unangenehm und verhaßt machten. Moſer wollte als Staats- und Geſchäftsmann wirken, und hier gab ſein ererbtes, bis zum Metier ausgebildetes Talent ihm eine entſchiedene Ausbeute; aber er wollte auch zugleich als Menſch und Bürger handeln und ſeiner ſittlichen Würde ſo wenig als möglich vergeben. Sein „Herr und Diener“, ſein „Daniel in der Löwengrube“, ſeine „Reliquien“ ſchildern durchaus die Lage, in welcher er ſich zwar nicht geſeltert, aber doch immer geklemmt fühlte. Sie deuten ſämmtlich auf eine Ungeduld in einem Zuſtand, mit deſſen Verhältniſſen man ſich nicht verſöhnen und den man doch nicht los werden kann. Bei dieſer Art zu denken und zu empfinden mußte er freilich mehrmals andere Dienſte ſuchen, an welchen es ihm ſeine große Gewandtheit nicht fehlen ließ. Ich erinnere mich ſeiner als eines angenehmen, beweglichen und dabei zarten Mannes.

Aus der Ferne machte jedoch der Name Klopſtock auch ſchon auf uns eine große Wirkung. Im Anfang wunderte man ſich, wie ein ſo vortrefflicher Mann ſo wunderlich heißen könne; doch gewöhnte man ſich bald daran und dachte nicht mehr an die Bedeutung dieſer Silben. In meines Vaters Bibliothek hatte ich bisher nur die früheren, beſonders die zu ſeiner Zeit nach und nach heraufgekommenen und gerühmten Dichter gefunden. Alle dieſe hatten gereimt, und mein Vater hielt den Reim für poetiſche Werke unerläßlich. Canitz, Hagedorn, Drollinger, Gellert, Creuz, Haller ſtanden in ſchönen Franzbänden in einer Reihe. An dieſe ſchloſſen ſich Neukirch's „Telemach“, Koppens „Befreites Jeruſalem“ und andre Ueberſetzungen. Ich hatte dieſe ſämmtlichen Bände von Kindheit auf fleißig durchgeleſen und theilweiſe memorirt, weshalb ich denn zur Unterhaltung der Geſellſchaft öfters aufgerufen wurde. Eine

verdrießliche Epoche im Gegentheil eröffnete sich für meinen Vater, als durch Klopstock's „Messias" Verse, die ihm keine Verse schienen, ein Gegenstand der öffentlichen Bewunderung wurden. Er selbst hatte sich wohl gehütet, dieses Werk anzuschaffen; aber unser Hausfreund, Rath Schneider, schwärzte es ein und steckte es der Mutter und den Kindern zu.

Auf diesen geschäftsthätigen Mann, welcher wenig las, hatte der „Messias" gleich bei seiner Erscheinung einen mächtigen Eindruck gemacht. Diese so natürlich ausgedrückten und doch so schön veredelten frommen Gefühle, diese gefällige Sprache, wenn man sie auch nur für harmonische Prosa gelten ließ, hatten den übrigens trocknen Geschäftsmann so gewonnen, daß er die zehn ersten Gesänge — denn von diesen ist eigentlich die Rede — als das herrlichste Erbauungsbuch betrachtete und solches alle Jahre einmal in der Charwoche, in welcher er sich von allen Geschäften zu entbinden wußte, für sich im Stillen durchlas und sich daran fürs ganze Jahr erquickte. Anfangs dachte er seine Empfindungen seinem alten Freunde mitzutheilen; allein er fand sich sehr bestürzt, als er eine unheilbare Abneigung vor einem Werke von so köstlichem Gehalt wegen einer, wie es ihm schien, gleichgiltigen äußern Form gewahr werden mußte. Es fehlte, wie sich leicht denken läßt, nicht an Wiederholung des Gesprächs über diesen Gegenstand; aber beide Theile entfernten sich immer weiter von einander, es gab heftige Scenen, und der nachgiebige Mann ließ sich endlich gefallen, von seinem Lieblingswerke zu schweigen, damit er nicht zugleich einen Jugendfreund und eine gute Sonntagssuppe verlöre.

Proselyten zu machen, ist der natürlichste Wunsch eines jeden Menschen, und wie sehr fand sich unser Freund im Stillen belohnt, als er in der übrigen Familie für seinen Heiligen so offen gesinnte Gemüther entdeckte. Das Exemplar, das er jährlich nur eine Woche brauchte, war uns für die übrige Zeit gewidmet. Die Mutter hielt es heimlich, und wir Geschwister bemächtigten uns desselben, wann wir konnten, um in Freistunden, in irgend einem Winkel verborgen, die auffallendsten Stellen auswendig zu lernen und besonders die zartesten und heftigsten so geschwind als möglich ins Gedächtniß zu fassen.

Portia's Traum recitirten wir um die Wette, und in das wilde verzweifelnde Gespräch zwischen Satan und Adramelech, welche ins Todte Meer gestürzt worden, hatten wir uns getheilt. Die erste Rolle, als die gewaltsamste, war auf mein

Theil gekommen, die andere, um ein Wenig kläglicher, übernahm meine Schweſter. Die wechſelſeitigen, zwar gräßlichen, aber doch wohlklingenden Verwünſchungen floſſen nur ſo vom Munde, und wir ergriffen jede Gelegenheit, uns mit dieſen hölliſchen Redensarten zu begrüßen.

Es war ein Samſtagsabend im Winter — der Vater ließ ſich immer bei Licht raſiren, um Sonntags früh ſich zur Kirche beanemlich anziehen zu können —, wir ſaßen auf einem Schemel hinter dem Ofen und murmelten, während der Barbier einſeifte, unſere herkömmlichen Flüche ziemlich leiſe. Nun hatte aber Adramelech den Satan mit eiſernen Händen zu faſſen; meine Schweſter packte mich gewaltig an und rezitirte zwar leiſe genug, aber doch mit ſteigender Leidenſchaft:

Hilf mir! Ich flehe Dich an, ich bete, wenn Du es forderſt,
Ungeheuer, Dich an! . . . Verworfener, ſchwarzer Verbrecher,
Hilf mir! Ich leide die Pein des rächenden ewigen Todes!
Vormals konnt' ich mit heißem, mit grimmigem Haſſe Dich haſſen;
Izt vermag ich's nicht mehr! Auch dies iſt ſtechender Jammer!

Bisher war Alles leidlich gegangen; aber laut, mit fürchterlicher Stimme rief ſie die folgenden Worte:

O wie bin ich zermalmt! . . .

Der gute Chirurgus erſchrak und goß dem Vater das Seifenbecken in die Bruſt. Da gab es einen großen Aufſtand, und eine ſtrenge Unterſuchung ward gehalten, beſonders in Betracht des Unglücks, das hätte entſtehen können, wenn man ſchon im Raſiren begriffen geweſen wäre. Um allen Verdacht des Muthwillens von uns abzulehnen, bekannten wir uns zu unſern teufliſchen Rollen, und das Unglück, das die Hexameter angerichtet hatten, war zu offenbar, als daß man ſie nicht aufs Neue hätte verrufen und verbannen ſollen.

So pflegen Kinder und Volk das Große, das Erhabene in ein Spiel, ja in eine Poſſe zu verwandeln; und wie ſollten ſie auch ſonſt im Stande ſein, es auszuhalten und zu ertragen!

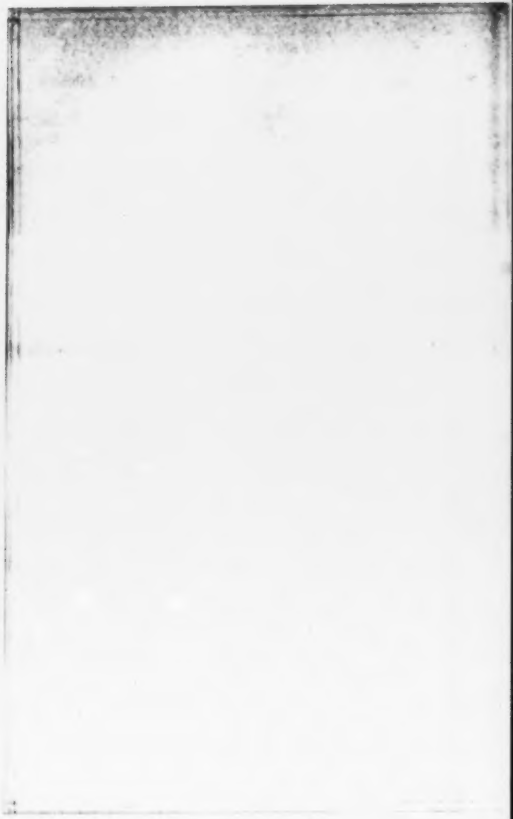

Drittes Buch.

Der Neujahrstag ward zu jener Zeit durch den allgemeinen Umlauf von persönlichen Glückwünschungen für die Stadt sehr belebend. Wer sonst nicht leicht aus dem Hause kam, warf sich in seine besten Kleider, um Gönnern und Freunden einen Augenblick freundlich und höflich zu sein. Für uns Kinder war besonders die Festlichkeit in dem Hause des Großvaters an diesem Tage ein höchst erwünschter Genuß. Mit dem frühsten Morgen waren die Enkel schon daselbst versammelt, um die Trommeln, die Hoboen und Klarinetten, die Posaunen und Zinken, wie sie das Militär, die Stadtmusici und wer sonst Alles ertönen ließ, zu vernehmen. Die versiegelten und überschriebenen Neujahrsgeschenke wurden von den Kindern unter die geringern Gratulanten ausgetheilt, und wie der Tag wuchs, so vermehrte sich die Anzahl der Honoratioren. Erst erschienen die Vertrauten und Verwandten, dann die untern Staatsbeamten; die Herren vom Rathe selbst verfehlten nicht, ihren Schultheiß zu begrüßen, und eine auserwählte Anzahl wurde Abends in Zimmern bewirthet, welche das ganze Jahr über kaum sich öffneten. Die Torten, Biscuitkuchen, Marzipane, der süße Wein übte den größten Reiz auf die Kinder aus, wozu noch kam, daß der Schultheiß sowie die beiden Burgemeister aus einigen Stiftungen jährlich etwas Silberzeug erhielten, welches denn den Enkeln und Pathen nach einer gewissen Abstufung verehrt ward; genug, es fehlte diesem Feste im Kleinen an nichts, was die größten zu verherrlichen pflegt.

Der Neujahrstag 1759 kam heran, für uns Kinder erwünscht und vergnüglich wie die vorigen, aber den ältern Personen bedenklich und ahnungsvoll. Die Durchmärsche der

Franzosen war man zwar gewohnt, und sie ereigneten sich öfters und häufig, aber doch am Häufigsten in den letzten Tagen des vergangenen Jahres. Nach alter reichsstädtischer Sitte posaunte der Thürmer des Hauptthurms, so oft Truppen heranrückten, und an diesem Neujahrstage wollte er gar nicht aufhören, welches ein Zeichen war, daß größere Heereszüge von mehreren Seiten in Bewegung seien. Wirklich zogen sie auch in größeren Massen an diesem Tage durch die Stadt; man ließ, sie vorbeipassiren zu sehen. Sonst war man gewohnt, daß sie nur in kleinen Partien durchmarschirten; diese aber vergrößerten sich nach und nach, ohne daß man es verhindern konnte oder wollte. Genug, am zweiten Januar, nachdem eine Kolonne durch Sachsenhausen über die Brücke durch die Fahrgasse bis an die Konstablerwache gelangt war, machte sie Halt, überwältigte das kleine, sie durchführende Kommando, nahm Besitz von gedachter Wache, zog die Zeil hinunter, und nach einem geringen Widerstand mußte sich auch die Hauptwache ergeben. Augenblicks waren die friedlichen Straßen in einen Kriegsschauplatz verwandelt. Dort verharrten und bivouakirten die Truppen, bis durch regelmäßige Einquartierung für ihr Unterkommen gesorgt wäre.

Diese unerwartete, seit vielen Jahren unerhörte Last drückte die behaglichen Bürger gewaltig, und Niemandem konnte sie beschwerlicher sein als dem Vater, der in sein kaum vollendetes Haus fremde militärische Bewohner aufnehmen, ihnen seine wohlaufgeputzten und meist verschlossenen Staatszimmer einräumen und das, was er so genau zu ordnen und zu regieren pflegte, fremder Willkür preisgeben sollte; er, obnehin preußisch gesinnt, sollte sich nun von Franzosen in seinen Zimmern belagert sehen: es war das Traurigste, was ihm nach seiner Denkweise begegnen konnte. Wäre es ihm jedoch möglich gewesen, die Sache leichter zu nehmen, da er gut Französisch sprach und im Leben sich wohl mit Würde und Anmuth betragen konnte, so hätte er sich und uns manche trübe Stunde ersparen mögen; denn man quartierte bei uns den Königslieutenant, der, obgleich Militärperson, doch nur die Civilvorfälle, die Streitigkeiten zwischen Soldaten und Bürgern, Schuldensachen und Händel zu schlichten hatte. Es war Graf Thorane, von Grasse in der Provence unweit Antibes gebürtig, eine lange, hagre, ernste Gestalt, das Gesicht durch die Blattern sehr entstellt, mit schwarzen feurigen Augen und von einem würdigen, zusammen-

genommenen Betragen. Gleich sein Eintritt war für den Hausbewohner günstig. Man sprach von den verschiedenen Zimmern, welche theils abgegeben werden, theils der Familie verbleiben sollten, und als der Graf ein Gemäldezimmer erwähnen hörte, so erbat er sich gleich, ob es schon Nacht war, mit Kerzen die Bilder wenigstens flüchtig zu besehen. Er hatte an diesen Dingen eine übergroße Freude, bezeigte sich gegen den ihn begleitenden Vater auf das Verbindlichste, und als er vernahm, daß die meisten Künstler noch lebten, sich in Frankfurt und in der Nachbarschaft aufhielten, so versicherte er, daß er nichts mehr wünsche, als sie baldigst kennen zu lernen und sie zu beschäftigen.

Aber auch diese Annäherung von Seiten der Kunst vermochte nicht, die Gesinnung meines Vaters zu ändern, noch seinen Charakter zu beugen. Er ließ geschehen, was er nicht verhindern konnte, hielt sich aber in unwirksamer Entfernung, und das Außerordentliche, was nun um ihn vorging, war ihm bis auf die geringste Kleinigkeit unerträglich.

Graf Therane indessen betrug sich musterhaft. Nicht einmal seine Landkarten wollte er an die Wände genagelt haben, um die neuen Tapeten nicht zu verderben. Seine Leute waren gewandt, still und ordentlich; aber freilich, da den ganzen Tag und einen Theil der Nacht nicht Ruhe bei ihm ward, da ein Klagender dem andern folgte, Arrestanten gebracht und fortgeführt, alle Offiziere und Adjutanten vorgelassen wurden, da der Graf noch überdies täglich offne Tafel hielt: so gab es in dem mäßig großen, nur für eine Familie eingerichteten Hause, das nur eine durch alle Stockwerke unverschlossen durchgehende Treppe hatte, eine Bewegung und ein Gesumme wie in einem Bienenkorbe, obgleich Alles sehr gemäßigt, ernsthaft und streng zuging.

Zum Vermittler zwischen einem verdrießlichen, täglich mehr sich hypochondrisch quälenden Hausherrn und einem zwar wohlwollenden, aber sehr ernsten und genauen Militärgast fand sich glücklicherweise ein behaglicher Dolmetscher, ein schöner, wohlbeleibter, heitrer Mann, der Bürger von Frankfurt war und gut Französisch sprach, sich in Alles zu schicken wußte und mit mancherlei kleinen Unannehmlichkeiten nur seinen Spaß trieb. Durch diesen hatte meine Mutter dem Grafen ihre Lage bei dem Gemüthszustande ihres Gatten vorstellen lassen; er hatte die Sache so klüglich ausgemalt, das neue, noch nicht einmal

ganz eingerichtete Haus, die natürliche Zurückgezogenheit des Besitzers, die Beschäftigung mit der Erziehung seiner Familie, und was sich Alles sonst noch sagen ließ, zu bedenken gegeben, so daß der Graf, der an seiner Stelle auf die höchste Gerechtigkeit, Unbestechlichkeit und ehrenvollen Wandel den größten Stolz setzte, auch hier sich als Einquartierter musterhaft zu betragen vornahm und es wirklich die einigen Jahre seines Ableibens unter mancherlei Umständen unverbrüchlich gehalten hat.

Meine Mutter besaß einige Kenntniß des Italienischen, welche Sprache überhaupt Niemandem von der Familie fremd war; sie entschloß sich daher, sogleich Französisch zu lernen, zu welchem Zweck der Dolmetscher, dem sie unter diesen stürmischen Ereignissen ein Kind aus der Taufe gehoben hatte, und der nun auch als Gevatter zu dem Hause eine doppelte Neigung spürte, seiner Gevatterin jeden abgemüssigten Augenblick schenkte (denn er wohnte gerade gegenüber) und ihr vor allen Dingen diejenigen Phrasen einlernte, welche sie persönlich dem Grafen vorzutragen habe, welches denn zum Besten gerieth. Der Graf war geschmeichelt von der Mühe, welche die Hausfrau sich in ihren Jahren gab, und weil er einen heitern, geistreichen Zug in seinem Charakter hatte, auch eine gewisse trockne Galanterie gern ausübte, so entstand daraus das beste Verhältniß, und die verbündeten Gevattern konnten erlangen, was sie wollten.

Wäre es, wie schon gesagt, möglich gewesen, den Vater zu erheitern, so hätte dieser veränderte Zustand wenig Drückendes gehabt. Der Graf übte die strengste Uneigennützigkeit; selbst Gaben, die seiner Stelle gebührten, lehnte er ab; das Geringste, was einer Bestechung hätte ähnlich sehen können, wurde mit Zorn, ja mit Strafe weggewiesen; seinen Leuten war aufs Strengste befohlen, dem Hausbesitzer nicht die mindesten Unkosten zu machen. Dagegen wurde uns Kindern reichlich vom Nachtische mitgetheilt. Bei dieser Gelegenheit muß ich, um von der Unschuld jener Zeiten einen Begriff zu geben, anführen, daß die Mutter uns eines Tages höchlich betrübte, indem sie das Gefrorene, das man uns von der Tafel sendete, wegwies, weil es ihr unmöglich vorkam, daß der Magen ein wahrhaftes Eis, wenn es auch noch so durchzuckert sei, vertragen könne.

Außer diesen Leckereien, die wir denn doch allmählig ganz gut genießen und vertragen lernten, däuchte es uns Kindern auch noch gar behaglich, [illegible] genauen Lehrstunden und strenger Zucht einigermaßen entbunden zu sein. Des Vaters üble Laune

nahm zu, er konnte ſich nicht in das Unvermeidliche ergeben. Wie ſehr ängſtete er ſich, die Mutter und den Gevatter, die Ratsherren, alle ſeine Freunde, nur um den Grafen los zu werden! Vergebens ſtellte man ihm vor, daß die Gegenwart eines ſolchen Mannes im Hauſe unter den gegebenen Umſtänden eine wahre Wohlthat ſei, daß ein ewiger Wechſel, es ſei nun von Offizieren oder Gemeinen, auf die Unquartierung des Grafen folgen würde. Keins von dieſen Argumenten wollte bei ihm greifen. Das Gegenwärtige ſchien ihm ſo unerträglich, daß ihn ſein Unmuth ein Schlimmeres, das folgen konnte, nicht gewahr werden ließ.

Auf dieſe Weiſe ward ſeine Thätigkeit gelähmt, die er ſonſt hauptſächlich auf uns zu wenden gewohnt war. Das, was er uns aufgab, forderte er nicht mehr mit der ſonſtigen Genauigkeit, und wir ſuchten, wie es nur möglich ſchien, unſere Neugierde an militäriſchen und andern öffentlichen Dingen zu befriedigen, nicht allein im Hauſe, ſondern auch auf den Straßen, welches um ſo leichter anging, da die Tag und Nacht unverſchloſſene Hausthüre von Schildwachen beſetzt war, die ſich um das Hin- und Wiederlaufen unruhiger Kinder nicht bekümmerten.

Die mancherlei Angelegenheiten, die vor dem Richterſtuhle des Königslieutenants geſchlichtet wurden, hatten dadurch noch einen ganz beſondern Reiz, daß er einen eigenen Werth darauf legte, ſeine Entſcheidungen zugleich mit einer witzigen, geiſtreichen, heitern Wendung zu begleiten. Was er befahl, war ſtreng gerecht; die Art, wie er es ausdrückte, war launig und pikant. Er ſchien ſich den Herzog von Oſſunna zum Vorbilde genommen zu haben. Es verging kaum ein Tag, daß der Dolmetſcher nicht eine oder die andere ſolche Anekdote uns und der Mutter zur Aufheiterung erzählte. Es hatte dieſer muntere Mann eine kleine Sammlung ſolcher Salomoniſchen Entſcheidungen gemacht; ich erinnere mich aber nur des Eindrucks im Allgemeinen, ohne im Gedächtniß ein Beſonderes wiederzufinden.

Den wunderbaren Charakter des Grafen lernte man nach und nach immer mehr kennen. Dieſer Mann war ſich ſelbſt ſeiner Eigenheiten aufs Deutlichſte bewußt, und weil er gewiſſe Zeiten haben mochte, wo ihn eine Art von Unmuth, Hypochondrie oder wie man den böſen Dämon nennen ſoll, überfiel, ſo zog er ſich in ſolchen Stunden, die ſich manchmal zu Tagen ver-

längerten, in sein Zimmer zurück, sah Niemanden als seinen Kammerdiener und war selbst in dringenden Fällen nicht zu bewegen, daß er Audienz gegeben hätte. Sobald aber der böse Geist von ihm gewichen war, erschien er nach wie vor mild, heiter und thätig. Aus den Reden seines Kammerdieners Saint Jean, eines kleinen, hagern Mannes von muntrer Gutmüthigkeit, konnte man schließen, daß er in frühern Jahren, von solcher Stimmung überwältigt, großes Unglück angerichtet und sich nun vor ähnlichen Abwegen bei einer so wichtigen, den Blicken aller Welt ausgesetzten Stelle zu hüten ernstlich vornehme.

Gleich in den ersten Tagen der Anwesenheit des Grafen wurden die sämmtlichen Frankfurter Maler, als Hirt, Schütz, Trautmann, Nothnagel, Junker, zu ihm berufen. Sie zeigten ihre fertigen Gemälde vor, und der Graf eignete sich das Verkäufliche zu. Ihm wurde mein hübsches, helles Giebelzimmer in der Mansarde eingeräumt und sogleich in ein Kabinet und Atelier umgewandelt; denn er war Willens, die sämmtlichen Künstler, vor allen aber Seekatz in Darmstadt, dessen Pinsel ihm besonders bei natürlichen und unschuldigen Vorstellungen höchlich gefiel, für eine ganze Zeit in Arbeit zu setzen. Er ließ daher von Grasse, wo sein älterer Bruder ein schönes Gebäude besitzen mochte, die sämmtlichen Maaße aller Zimmer und Kabinette herbeikommen, überlegte sodann mit den Künstlern die Wandabtheilungen und bestimmte die Größe der hiernach zu verfertigenden ansehnlichen Oelbilder, welche nicht in Rahmen eingefaßt, sondern als Tapetentheile auf die Wand befestigt werden sollten. Hier ging nun die Arbeit eifrig an. Seekatz übernahm ländliche Scenen, worin die Greise und Kinder, unmittelbar nach der Natur gemalt, ganz herrlich glückten; die Jünglinge wollten ihm nicht ebenso gerathen, sie waren meist zu hager, und die Frauen mißfielen aus der entgegengesetzten Ursache. Denn da er eine kleine, dicke, gute, aber unangenehme Person zur Frau hatte, die ihm außer sich selbst nicht wol ein Modell zuließ, so wollte nichts Gefälliges zu Stande kommen. Zudem war er genöthigt geweien, über das Maaß seiner Frauen hinauszugehen. Seine Bäume hatten Wahrheit, aber ein kleinliches Blätterwerk. Er war ein Schüler von Beinckmann, dessen Pinsel in Staffeleigemälden nicht zu schelten ist.

Schuu, der Landschaftmaler, fand sich vielleicht am Besten in die Sache. Die Abeingegenden hatte er ganz in seiner Gewalt, sowie den sonnigen Ton, der sie in der schönen Jahreszeit

belebt. Er war nicht ganz ungewohnt, in einem größern Maaßstabe zu arbeiten, und auch da ließ er es an Ausführung und Haltung nicht fehlen. Er lieferte sehr heitre Bilder.

Trautmann rembrandtisirte einige Auferweckungswunder des Neuen Testaments und zündete nebenher Dörfer und Mühlen an. Auch ihm war, wie ich aus den Aufrissen der Zimmer bemerken konnte, ein eigenes Kabinet zugetheilt worden. Hirt malte einige gute Eichen- und Buchenwälder. Seine Heerden waren lobenswerth. Juncker, an die Nachahmung der ausführlichsten Niederländer gewöhnt, konnte sich am Wenigsten in diesen Tapetenstil finden; jedoch bequemte er sich für gute Zahlung, mit Blumen und Früchten manche Abtheilung zu verzieren.

Da ich alle diese Männer von meiner frühsten Jugend an gekannt und sie oft in ihren Werkstätten besucht hatte, auch der Graf mich gern um sich leiden mochte, so war ich bei den Aufgaben, Berathschlagungen und Bestellungen, wie auch bei den Ablieferungen gegenwärtig und nahm mir, zumal wenn Skizzen und Entwürfe eingereicht wurden, meine Meinung zu eröffnen gar wohl heraus. Ich hatte mir schon früher bei Gemäldeliebhabern, besonders aber auf Auktionen, denen ich fleißig beiwohnte, den Ruhm erworben, daß ich gleich zu sagen wisse, was irgend ein historisches Bild vorstelle, es sei nun aus der biblischen oder der Profan-Geschichte oder aus der Mythologie genommen, und wenn ich auch den Sinn der allegorischen Bilder nicht immer traf, so war doch selten Jemand gegenwärtig, der es besser verstand als ich. So hatte ich auch öfters die Künstler vermocht, diesen oder jenen Gegenstand vorzustellen, und solcher Vortheile bediente ich mich gegenwärtig mit Lust und Liebe. Ich erinnere mich noch, daß ich einen umständlichen Aufsatz verfertigte, worin ich zwölf Bilder beschrieb, welche die Geschichte Joseph's darstellen sollten; einige davon wurden ausgeführt.

Nach diesen für einen Knaben allerdings löblichen Verrichtungen will ich auch einer kleinen Beschämung, die mir innerhalb dieses Künstlerkreises begegnete, Erwähnung thun. Ich war nämlich mit allen Bildern wohl bekannt, welche man nach und nach in jenes Zimmer gebracht hatte. Meine jugendliche Neugierde ließ nichts ungesehen und ununtersucht. Einst fand ich hinter dem Ofen ein schwarzes Kästchen; ich ermangelte nicht, zu forschen, was darin verborgen sei, und ohne mich lange

zu besinnen, zog ich den Schieber weg. Das darin enthaltene Gemälde war freilich von der Art, die man den Augen nicht auszustellen pflegt, und ob ich es gleich alsobald wieder zuzuschieben Anstalt machte, so konnte ich doch nicht geschwind genug damit fertig werden. Der Graf trat herein und ertappte mich. — „Wer hat Euch erlaubt, dieses Kästchen zu eröffnen?“ sagte er mit seiner Königslieutenantsmiene. Ich hatte nicht viel darauf zu antworten, und er sprach sogleich die Strafe sehr ernsthaft aus: „Ihr werdet in acht Tagen,“ sagte er, „dieses Zimmer nicht betreten!“ — Ich machte eine Verbeugung und ging hinaus. Auch gehorchte ich diesem Gebot aufs Pünktlichste, so daß es dem guten Seelatz, der eben in dem Zimmer arbeitete, sehr verdrießlich war; denn er hatte mich gern um sich, und ich trieb aus einer kleinen Tücke den Gehorsam so weit, daß ich Seelatzen seinen Kaffee, den ich ihm gewöhnlich brachte, auf die Schwelle setzte, da er denn von seiner Arbeit aufstehen und ihn holen mußte, welches er so übel empfand, daß er mir fast gram geworden wäre.

Nun aber scheint es nöthig, umständlicher anzuzeigen und begreiflich zu machen, wie ich mir in solchen Fällen in der französischen Sprache, die ich doch nicht gelernt, mit mehr oder weniger Bequemlichkeit durchgeholfen. Auch hier kam mir die angeborne Gabe zu Statten, daß ich leicht den Schall und Klang einer Sprache, ihre Bewegung, ihren Accent, den Ton und was sonst von äußern Eigenthümlichkeiten fassen konnte. Aus dem Lateinischen waren mir viele Worte bekannt, das Italienische vermittelte noch mehr, und so brachte ich in kurzer Zeit von Bedienten und Soldaten, Schildwachen und Besuchen so viel heraus, daß ich mich wo nicht ins Gespräch mischen, doch wenigstens einzelne Fragen und Antworten bestehen konnte. Aber dieses war Alles nur wenig gegen den Vortheil, den mir das Theater brachte. Von meinem Großvater hatte ich ein Freibillet erhalten, dessen ich mich mit Widerwillen meines Vaters, unter dem Beistand meiner Mutter täglich bediente. Hier saß ich nun im Parterre vor einer fremden Bühne und paßte um so mehr auf Bewegung, mimischen und Rede-Ausdruck, als ich wenig oder nichts von dem verstand, was da eben gesprochen wurde und also meine Unterhaltung nur vom Geberdenspiel und Sprachton nehmen konnte. Von der Komödie verstand ich am Wenigsten, weil sie geschwind gesprochen wurde und sich auf Dinge des gemeinen Lebens bezog, deren Ausdrücke mir

gar nicht bekannt waren. Die Tragödie kam ſeltner vor, und der gemeſſene Schritt, das Taktartige der Alexandriner, das Allgemeine des Ausdrucks machten ſie mir in jedem Sinne faßlicher. Es dauerte nicht lange, ſo nahm ich den Racine, den ich in meines Vaters Bibliothek antraf, zur Hand und deklamirte mir die Stücke nach theatraliſcher Art und Weiſe, wie ſie das Organ meines Ohrs und das ihm ſo genau verwandte Sprachorgan gefaßt hatte, mit großer Lebhaftigkeit, ohne daß ich noch eine ganze Rede im Zuſammenhang hätte verſtehen können. Ja, ich lernte ganze Stellen auswendig und rezitirte ſie wie ein eingelernter Sprachvogel, welches mir um ſo leichter ward, als ich früher die für ein Kind meiſt unverſtändlichen bibliſchen Stellen auswendig gelernt und ſie in dem Ton der proteſtantiſchen Prediger zu rezitiren mich gewöhnt hatte. Das verſifizirte franzöſiſche Luſtſpiel war damals ſehr beliebt; die Stücke von Destouches, Marivaux, La Chauſſée kamen häufig vor, und ich erinnere mich noch deutlich mancher charakteriſtiſchen Figuren. Von den Molièriſchen iſt mir weniger im Sinn geblieben. Was am Meiſten Eindruck auf mich machte, war die „Hypermneſtra“ von Lemierre, die als ein neues Stück mit Sorgfalt aufgeführt und wiederholt gegeben wurde. Höchſt anmuthig war der Eindruck, den der Devin du Village, Rose et Colas, Annette et Lubin auf mich machten. Ich kann mir die bebänderten Buben und Mädchen und ihre Bewegungen noch jetzt zurückrufen. Es dauerte nicht lange, ſo regte ſich der Wunſch bei mir, mich auf dem Theater ſelbſt umzuſehen, wozu ſich mir ſo mancherlei Gelegenheit darbot. Denn da ich nicht immer die ganzen Stücke auszuhören Geduld hatte und manche Zeit in den Korridors, auch wol bei gelinderer Jahrszeit vor der Thür, mit andern Kindern meines Alters allerlei Spiele trieb, ſo geſellte ſich ein ſchöner munterer Knabe zu uns, der zum Theater gehörte, und den ich in manchen kleinen Rollen, obwol nur beiläufig, geſehen hatte. Mit mir konnte er ſich am Beſten verſtändigen, indem ich mein Franzöſiſch bei ihm geltend zu machen wußte, und er knüpfte ſich um ſo mehr an mich, als kein Knabe ſeines Alters und ſeiner Nation beim Theater oder ſonſt in der Nähe war. Wir gingen auch außer der Theaterzeit zuſammen, und ſelbſt während der Vorſtellungen ließ er mich ſelten in Ruhe. Er war ein allerliebſter kleiner Aufſchneider, ſchwätzte ſcharmant und unaufhörlich und wußte ſo viel von ſeinen Abenteuern, Händeln und andern Sonderbar-

kelten zu erzählen, daß er mich außerordentlich unterhielt und ich von ihm, was Sprache und Mittheilung durch dieselbe betrifft, in vier Wochen mehr lernte, als man sich hätte vorstellen können, so daß Niemand wußte, wie ich auf einmal, gleichsam durch Inspiration, zu der fremden Sprache gelangt war.

Gleich in den ersten Tagen unserer Bekanntschaft zog er mich mit sich aufs Theater und führte mich besonders in die Foyers, wo die Schauspieler und Schauspielerinnen in der Zwischenzeit sich aufhielten und sich an- und auskleideten. Das Lokal war weder günstig noch bequem, indem man das Theater in einen Konzertsaal hineingezwängt hatte, so daß für die Schauspieler hinter der Bühne keine besonderen Abtheilungen stattfanden. In einem ziemlich großen Nebenzimmer, das ehedem zu Spielpartien gedient hatte, waren nun beide Geschlechter meist beisammen und schienen sich so wenig unter einander selbst als vor uns Kindern zu scheuen, wenn es beim Anlegen oder Verändern der Kleidungsstücke nicht immer zum Anständigsten berging. Mir war dergleichen niemals vorgekommen, und doch fand ich es bald durch Gewohnheit bei wiederholtem Besuch ganz natürlich.

Es währte nicht lange, so entspann sich aber für mich ein eignes und besondres Interesse. Der junge Derones, so will ich den Knaben nennen, mit dem ich mein Verhältniß immer fortsetzte, war außer seinen Ausschneidereien ein Knabe von guten Sitten und recht artigem Betragen. Er machte mich mit seiner Schwester bekannt, die ein paar Jahre älter als wir und ein gar angenehmes Mädchen war, gut gewachsen, von einer regelmäßigen Bildung, brauner Farbe, schwarzen Haaren und Augen; ihr ganzes Betragen hatte etwas Stilles, ja Trauriges. Ich suchte ihr auf alle Weise gefällig zu sein, allein ich konnte ihre Aufmerksamkeit nicht auf mich lenken. Junge Mädchen dünken sich gegen jüngere Knaben sehr weit vorgeschritten und nehmen, indem sie nach den Jünglingen hinschauen, ein tantenhaftes Betragen gegen den Knaben an, der ihnen seine erste Neigung zuwendet. Mit einem jüngern Bruder hatte ich kein Verhältniß.

Manchmal, wenn die Mutter auf den Proben oder in Gesellschaft war, fanden wir uns in ihrer Wohnung zusammen, um zu spielen oder uns zu unterhalten. Ich ging niemals hin, ohne der Schönen eine Blume, eine Frucht oder sonst etwas zu überreichen, welches sie zwar jederzeit mit sehr guter Art an-

nahm und auf das Höflichſte dankte; allein ich ſah ihren traurigen Blick ſich niemals erheitern und fand keine Spur, daß ſie ſonſt auf mich geachtet hätte. Endlich glaubte ich ihr Geheimniß zu entdecken. Der Knabe zeigte mir hinter dem Bette ſeiner Mutter, das mit eleganten ſeidnen Vorhängen aufgeputzt war, ein Paſtellbild, das Porträt eines ſchönen Mannes, und bemerkte zugleich mit ſchlauer Miene: das ſei eigentlich nicht der Papa, aber ebenſo gut wie der Papa; und indem er dieſen Mann rühmte und nach ſeiner Art umſtändlich und prahleriſch Manches erzählte, ſo glaubte ich herauszufinden, daß die Tochter wol dem Vater, die beiden andern Kinder aber dem Hausfreund angehören mochten. Ich erklärte mir nun ihr trauriges Anſehen und hatte ſie nur um deſto lieber.

Die Neigung zu dieſem Mädchen half mir die Schwindeleien des Bruders übertragen, der nicht immer in ſeinen Grenzen blieb. Ich hatte oft die weitläuftigen Erzählungen ſeiner Großthaten auszuhalten, wie er ſich ſchon einer geſchlagen, ohne jedoch dem Andern ſchaden zu wollen: es ſei Alles blos der Ehre wegen geſchehen. Stets habe er gewußt, ſeinen Widerſacher zu entwaffnen, und ihm alsdann verziehen; ja, er verſtehe ſich aufs Legiren ſo gut, daß er einſt ſelbſt in große Verlegenheit gerathen, als er den Degen ſeines Gegners auf einen hohen Baum geſchleudert, ſo daß man ihn nicht leicht wieder habhaft werden konnen.

Was mir meine Beſuche auf dem Theater ſehr erleichterte, war, daß mir mein Freibillet, als aus den Händen des Schultheißen, den Weg zu allen Plätzen eröffnete und alſo auch zu den Sitzen im Proſcenium. Dieſes war nach franzöſiſcher Art ſehr tief und an beiden Seiten mit Sitzen eingefaßt, die durch eine niedrige Barrière beſchränkt, ſich in mehreren Reihen hinter einander aufbauten und zwar dergeſtalt, daß die erſten Sitze nur wenig über die Bühne erhoben waren. Das Ganze galt für einen beſondern Ehrenplatz; nur Offiziere bedienten ſich gewöhnlich deſſelben, obgleich die Nähe der Schauſpieler, ich will nicht ſagen jede Illuſion, ſondern gewiſſermaßen jedes Gefallen aufhob. Sogar jenen Gebrauch oder Mißbrauch, über den ſich Voltaire ſo ſehr beſchwert, habe ich noch erlebt und mit Augen geſehen. Wenn bei ſehr vollem Hauſe und etwa zur Zeit von Durchmärſchen angeſehene Offiziere nach jenem Ehrenplatz ſtrebten, der aber gewöhnlich ſchon beſetzt war, ſo ſtellte man noch einige Reihen Bänke und Stühle ins Proſcenium auf die Bühne ſelbſt,

und es blieb den Helden und Heldinnen nichts übrig, als in einem sehr mäßigen Raume zwischen den Uniformen und Orden ihre Geheimnisse zu enthüllen. Ich habe die „Hypermnestra" selbst unter solchen Umständen aufführen sehen.

Der Vorhang fiel nicht zwischen den Akten, und ich erwähne noch eines seltsamen Gebrauchs, den ich sehr auffallend finden mußte, da mir als einem guten deutschen Knaben das Kunstwidrige daran ganz unerträglich war. Das Theater nämlich ward als das größte Heiligthum betrachtet, und eine vorfallende Störung auf demselben hätte als das größte Verbrechen gegen die Majestät des Publikums sogleich müssen gerügt werden. Zwei Grenadiere, das Gewehr beim Fuß, standen daher in allen Lustspielen ganz öffentlich zu beiden Seiten des hintersten Vorhangs und waren Zeugen von Allem, was im Innersten der Familie vorging. Da, wie gesagt, zwischen den Akten der Vorhang nicht niedergelassen wurde, so lösten bei einfallender Musik zwei andere dergestalt ab, daß sie aus den Coulissen ganz strack vor jene hintraten, welche sich dann ebenso gemessentlich zurückzogen. Wenn nun eine solche Anstalt recht dazu geeignet war, Alles, was man beim Theater Illusion nennt, aufzuheben, so fällt es um so mehr auf, daß dieses zu einer Zeit geschah, wo nach Diderot's Grundsätzen und Beispielen die natürlichste Natürlichkeit auf der Bühne gefordert und eine vollkommene Täuschung als das eigentliche Ziel der theatralischen Kunst angegeben wurde. Von einer solchen militärischen Polizeianstalt war jedoch die Tragödie entbunden, und die Helden des Alterthums hatten das Recht, sich selbst zu bewachen; die gedachten Grenadiere standen indeß nahe genug hinter den Coulissen.

So will ich denn auch noch anführen, daß ich Diderot's „Hausvater" und „Die Philosophen" von Palissot gesehen habe und mich im letztern Stück der Figur des Philosophen, der auf allen Vieren geht und in ein rohes Salatkraut beißt, noch wohl erinnre.

Alle diese theatralische Mannichfaltigkeit konnte jedoch uns Kinder nicht immer im Schauspielhause festhalten. Wir spielten bei schönem Wetter vor demselben und in der Nähe und begingen allerlei Thorheiten, welche besonders an Sonn- und Festtagen keineswegs zu unserm Aeußeren paßten; denn ich und Meinesgleichen erschienen alsdann angezogen, wie man mich in jenem Märchen gesehen, den Hut unterm Arm, mit einem kleinen Degen, dessen Bügel mit einer großen seidenen Bandschleife

geziert war. Einſt, als wir eine ganze Zeit unſer Weſen getrieben und Dervnes ſich unter uns gemiſcht hatte, fiel es Dieſem ein, mir zu betheuern, ich hätte ihn beleidigt und müſſe ihm Satisfaktion geben. Ich begriff zwar nicht, was ihm Anlaß geben konnte, ließ mir aber ſeine Aufforderung gefallen und wollte ziehen. Er verſicherte mir aber, es ſei in ſolchen Fällen gebräuchlich, daß man an einſame Oerter gehe, um die Sache deſto bequemer ausmachen zu können. Wir verfügten uns deshalb hinter einige Scheunen und ſtellten uns in gehörige Poſitur. Der Zweikampf erfolgte auf eine etwas theatraliſche Weiſe, die Klingen klirrten, und die Stöße gingen neben aus; doch im Feuer der Aktion blieb er mit der Spitze ſeines Degens an der Bandſchleife meines Bügels hangen. Sie ward durchbohrt, und er verſicherte mir, daß er nun die vollkommenſte Satisfaktion habe, umarmte mich ſodann, gleichfalls recht theatraliſch, und wir gingen in das nächſte Kaffeehaus, um uns mit einem Glaſe Mandelmilch von unſerer Gemüthsbewegung zu erholen und den alten Freundſchaftsbund nur deſto feſter zu ſchließen.

Ein andres Abenteuer, das mir auch im Schauſpielhauſe, obgleich ſpäter, begegnet, will ich bei dieſer Gelegenheit erzählen. Ich ſaß nämlich mit einem meiner Geſpielen ganz ruhig im Parterre, und wir ſahen mit Vergnügen einem Solotanze zu, den ein hübſcher Knabe ungefähr von unſerm Alter, der Sohn eines durchreiſenden franzöſiſchen Tanzmeiſters, mit vieler Gewandtheit und Anmuth aufführte. Nach Art der Tänzer war er mit einem knappen Wämmschen von rother Seide bekleidet, welches, in einen kurzen Reifrock ausgehend, gleich den Lauferſchürzen bis über die Kniee ſchwebte. Wir hatten dieſem angehenden Künſtler mit dem ganzen Publikum unſern Beifall gezollt, als mir, ich weiß nicht wie, einfiel, eine moraliſche Reflexion zu machen. Ich ſagte zu meinem Begleiter: „Wie ſchön war dieſer Knabe geputzt, und wie gut nahm er ſich aus! Wer weiß, in was für einem zerriſſenen Jächchen er heute Nacht ſchlafen mag!“ — Alles war ſchon aufgeſtanden, nur ließ uns die Menge noch nicht vorwärts. Eine Frau, die neben mir geſeſſen hatte und nun hart an mir ſtand, war zufälligerweiſe die Mutter dieſes jungen Künſtlers, die ſich durch meine Reflexion ſehr beleidigt fühlte. Zu meinem Unglück konnte ſie Deutſch genug, um mich verſtanden zu haben, und ſprach es gerade ſo viel, als nöthig war, um ſchelten zu können. Sie

machte mich gewaltig herunter: wer ich denn sei, meinte sie, daß ich Ursache hätte, an der Familie und an der Wohlhabenheit dieses jungen Menschen zu zweifeln. Auf alle Fälle dürfe sie ihn für so gut halten als mich, und seine Talente könnten ihm wol ein Glück bereiten, wovon ich mir nicht würde träumen lassen. Diese Strafpredigt hielt sie mir im Gedränge und machte die Umstehenden aufmerksam, welche Wunder dachten, was ich für eine Unart müßte begangen haben. Da ich mich weder entschuldigen, noch von ihr entfernen konnte, so war ich wirklich verlegen, und als sie einen Augenblick innehielt, sagte ich, ohne etwas dabei zu denken: „Nun, wozu der Lärm? Heute roth, morgen todt!“ — Auf diese Worte schien die Frau zu verstummen. Sie sah mich an und entfernte sich von mir, sobald es nur einigermaßen möglich war. Ich dachte nicht weiter an meine Worte. Nur einige Zeit hernach fielen sie mir auf, als der Knabe, anstatt sich nochmals sehen zu lassen, krank ward und zwar sehr gefährlich. Ob er gestorben ist, weiß ich nicht zu sagen.

Dergleichen Vordeutungen durch ein unzeitig, ja unschicklich ausgesprochenes Wort standen bei den Alten schon in Ansehen, und es bleibt höchst merkwürdig, daß die Formen des Glaubens und Aberglaubens bei allen Völkern und zu allen Zeiten immer dieselben geblieben sind.

Nun fehlte es von dem ersten Tage der Besinnehmung unserer Stadt, zumal Kindern und jungen Leuten, nicht an immerwährender Zerstreuung. Theater und Bälle, Paraden und Durchmärsche zogen unsere Aufmerksamkeit hin und her. Die letztern besonders nahmen immer zu, und das Soldatenleben schien uns ganz lustig und vergnüglich.

Der Aufenthalt des Königslieutenants in unserm Hause verschaffte uns den Vortheil, alle bedeutenden Personen der französischen Armee nach und nach zu sehen und besonders die Greise, deren Name schon durch den Ruf zu uns gekommen war, in der Nähe zu betrachten. So sahen wir von Treppen und Podesten, gleichsam wie von Galerien, sehr bequem die Generalität bei uns vorübergehn. Vor Allen erinnere ich mich des Prinzen Soubise als eines schönen, leutseligen Herrn, am Deutlichsten aber des Marschalls von Broglie als eines jungen, nicht großen, aber wohlgebauten, lebhaften, geistreich um sich blickenden, bebenden Mannes.

Er kam mehrmals zum Königslieutenant, und man merkte

wohl, daß von wichtigen Dingen die Rede war. Wir hatten uns im ersten Vierteljahr der Einquartierung kaum in diesen neuen Zustand gefunden, als schon die Nachricht sich dunkel verbreitete: die Alliirten seien im Anmarsch, und Herzog Ferdinand von Braunschweig komme, die Franzosen vom Main zu vertreiben. Man hatte von diesen, die sich keines besondern Kriegsglückes rühmen konnten, nicht die größte Vorstellung, und seit der Schlacht von Roßbach glaubte man sie verachten zu dürfen; auf den Herzog Ferdinand setzte man das größte Vertrauen, und alle preußisch Gesinnten erwarteten mit Sehnsucht ihre Befreiung von der bisherigen Last. Mein Vater war etwas heiterer, meine Mutter in Sorgen. Sie war klug genug, einzusehen, daß ein gegenwärtiges geringes Uebel leicht mit einem großen Ungemach vertauscht werden könne; denn es zeigte sich nur allzu deutlich, daß man dem Herzog nicht entgegengehen, sondern einen Angriff in der Nähe der Stadt abwarten werde. Eine Niederlage der Franzosen, eine Flucht, eine Vertheidigung der Stadt, wäre es auch nur, um den Rückzug zu decken und um die Brücke zu behalten, ein Bombardement, eine Plünderung, Alles stellte sich der erregten Einbildungskraft dar und machte beiden Parteien Sorge. Meine Mutter, welche Alles, nur nicht die Sorge ertragen konnte, ließ durch den Dolmetscher ihre Furcht bei dem Grafen anbringen, worauf sie die in solchen Fällen gebräuchliche Antwort erhielt: sie solle ganz ruhig sein, es sei nichts zu befürchten, sich übrigens still halten und mit Niemand von der Sache sprechen.

Mehrere Truppen zogen durch die Stadt; man erfuhr, daß sie bei Bergen Halt machten. Das Kommen und Gehen, das Reiten und Laufen vermehrte sich immer, und unser Haus war Tag und Nacht in Aufruhr. In dieser Zeit habe ich den Marschall Broglio öfter gesehen, immer heiter, ein wie das andre Mal an Geberden und Betragen völlig gleich, und es hat mich auch nachher gefreut, den Mann, dessen Gestalt einen so guten und dauerhaften Eindruck gemacht hatte, in der Geschichte rühmlich erwähnt zu finden.

So kam denn endlich nach einer unruhigen Charwoche 1759 der Charfreitag heran. Eine große Stille verkündigte den nahen Sturm. Uns Kindern war verboten, aus dem Hause zu gehen; der Vater hatte keine Ruhe und ging aus. Die Schlacht begann; ich stieg auf den obersten Boden, wo ich zwar die Gegend zu sehen verhindert war, aber den Donner

der Kanonen und das Massenfeuer des kleinen Gewehrs recht gut vernehmen konnte. Nach einigen Stunden sahen wir die ersten Zeichen der Schlacht an einer Reihe Wagen, auf welchen Verwundete in mancherlei traurigen Verstümmelungen und Geberden sachte bei uns vorbeigefahren wurden, um in das zum Lazareth umgewandelte Liebfrauenkloster gebracht zu werden. Sogleich regte sich die Barmherzigkeit der Bürger. Bier, Wein, Brod, Geld ward Denjenigen hingereicht, die noch etwas empfangen konnten. Als man aber einige Zeit darauf blessirte und gefangne Deutsche unter diesem Zug gewahr wurde, fand das Mitleid keine Grenze, und es schien, als wollte Jeder sich von Allem entblößen, was er nur Bewegliches besaß, um seinen bedrängten Landsleuten beizusteben.

Diese Gefangenen waren jedoch Anzeichen einer für die Alliirten unglücklichen Schlacht. Mein Vater, in seiner Parteilichkeit ganz sicher, daß diese gewinnen würden, hatte die leidenschaftliche Verwegenheit, den gehofften Siegern entgegenzugehen, ohne zu bedenken, daß die geschlagene Partei erst über ihn wegfliehen müßte. Erst bezab er sich in seinen Garten vor dem Friedberger Thore, wo er Alles einsam und ruhig fand; dann wagte er sich auf die Bornheimer Heide, wo er aber bald verschiedene zerstreute Nachzügler und Trobknechte ansichtig ward, die sich den Spaß machten, nach den Grenzsteinen zu schießen, so daß dem neugierigen Wandrer das abprallende Blei um den Kopf sauste. Er hielt es deshalb doch für gerathner, zurückzugehen, und erfuhr bei einiger Nachfrage, was ihm schon der Schall des Feuerns hätte klar machen sollen, daß Alles für die Franzosen gut stehe und an kein Weichen zu denken sei. Nach Hause gekommen, voll Unmuth, zerieth er beim Erblicken der verwundeten und gefangenen Landsleute ganz aus der gewöhnlichen Fassung. Auch er ließ den Vorbeiziehenden mancherlei Spende reichen; aber nur die Deutschen sollten sie erhalten, welches nicht immer möglich war, weil das Schicksal Freunde und Feinde zusammen aufgepackt hatte.

Die Mutter und wir Kinder, die wir schon früher auf des Grafen Wort gebaut und deshalb einen ziemlich beruhigten Tag hingebracht hatten, waren höchlich erfreut und die Mutter doppelt getröstet, da sie des Morgens, als sie das Orakel ihres Schauklüleins durch einen Nadelstich befragt, eine für die Gegenwart sowol als für die Zukunft sehr tröstliche Antwort erhalten hatte. Wir wünschten unserm Vater gleichen Glauben

und gleiche Geſinnung, wir ſchmeichelten ihm, was wir konnten, wir baten ihn, etwas Speiſe zu ſich zu nehmen, die er den ganzen Tag entbehrt hatte; er verweigerte unſre Liebkoſungen und jeden Genuß und begab ſich auf ſein Zimmer. Unſre Freude ward indeſſen nicht geſtört; die Sache war entſchieden; der Königslieutenant, der dieſen Tag gegen ſeine Gewohnheit zu Pferde geweſen, kehrte endlich zurück; ſeine Gegenwart zu Hauſe war nöthiger als je. Wir ſprangen ihm entgegen, küßten ſeine Hände und bezeigten ihm unſre Freude. Es ſchien ihm ſehr zu gefallen. „Wohl!“ ſagte er freundlicher als ſonſt, „ich bin auch um Euretwillen vergnügt, liebe Kinder!“ Er befahl ſogleich, uns Zuckerwerk, ſüßen Wein, überhaupt das Beſte zu reichen, und ging auf ſein Zimmer, ſchon von einer großen Maſſe Dringender, Fordernder und Bittender umgeben.

Wir hielten nun eine köſtliche Kollation, bedauerten den guten Vater, der nicht Theil daran nehmen mochte, und drangen in die Mutter, ihn herbeizurufen; ſie aber, klüger als wir, wußte wohl, wie unerfreulich ihm ſolche Gaben ſein würden. Indeſſen hatte ſie etwas Abendbrod zurecht gemacht und hätte ihm gern eine Portion auf das Zimmer geſchickt; aber eine ſolche Unordnung litt er nie, auch nicht in den äußerſten Fällen; und nachdem man die ſüßen Gaben bei Seite geſchafft, ſuchte man ihn zu bereden, herab in das gewöhnliche Speiſezimmer zu kommen. Endlich ließ er ſich bewegen, ungern, und wir ahneten nicht, welches Unheil wir ihm und uns bereiteten. Die Treppe lief frei durchs ganze Haus an allen Vorſälen vorbei. Der Vater mußte, indem er herabſtieg, unmittelbar an des Grafen Zimmer vorübergehn. Sein Vorſaal ſtand ſo voller Leute, daß der Graf ſich entſchloß, um Mehreres auf einmal abzuthun, herauszutreten; und dies geſchah leider in dem Augenblick, als der Vater herabkam. Der Graf ging ihm heiter entgegen, begrüßte ihn und ſagte: „Ihr werdet uns und Euch Glück wünſchen, daß dieſe gefährliche Sache ſo glücklich abgelaufen iſt.“ — „Keineswegs!“ verſetzte mein Vater mit Ingrimm; ‚ich wollte, ſie hätten Euch zum Teufel gejagt, und wenn ich hätte mitfahren ſollen.‘ — Der Graf hielt einen Augenblick inne, dann aber fuhr er mit Wuth auf: „Dieſes ſollt Ihr büßen!“ rief er, „Ihr ſollt nicht umſonſt der gerechten Sache und mir eine ſolche Beleidigung zugefügt haben!“

Der Vater war indeß gelaſſen heruntergeſtiegen, ſetzte ſich zu uns, ſchien heitrer als bisher und fing an zu eſſen. Wir

freuten uns darüber und wußten nicht, auf welche bedenkliche Weise er sich den Stein vom Herzen gewälzt hatte. Kurz darauf wurde die Mutter herausgerufen, und wir hatten große Lust, dem Vater auszuplaudern, was uns der Graf für Süßigkeiten verehrt habe. Die Mutter kam nicht zurück. Endlich trat der Dolmetscher herein. Auf seinen Wink schickte man uns zu Bette; es war schon spät, und wir gehorchten gern. Nach einer ruhig durchschlafenen Nacht erfuhren wir die gewaltsame Bewegung, die gestern Abend das Haus erschüttert hatte. Der Königslieutenant hatte sogleich befohlen, den Vater auf die Wache zu führen. Die Subalternen wußten wohl, daß ihm niemals zu widersprechen war; doch hatten sie sich manchmal Dank verdient, wenn sie mit der Ausführung zauderten. Diese Gesinnung wußte der Gevatter Dolmetsch, den die Geistesgegenwart niemals verließ, aufs Lebhafteste bei ihnen rege zu machen. Der Tumult war ohnedin so groß, daß eine Zögerung sich von selbst versteckte und entschuldigte. Er hatte meine Mutter herausgerufen und ihr den Adjutanten gleichsam in die Hände gegeben, daß sie durch Bitten und Vorstellungen nur einigen Aufschub erlangen möchte. Er selbst eilte schnell hinauf zum Grafen, der sich bei der großen Beherrschung seiner selbst sogleich ins innre Zimmer zurückgezogen hatte und das dringendste Geschäft lieber einen Augenblick stecken ließ, als daß er den einmal in ihm erregten bösen Muth an einem Unschuldigen gekühlt und eine seiner Würde nachtheilige Entscheidung gegeben hätte.

Die Anrede des Dolmetschers an den Grafen, die Führung des ganzen Gesprächs hat uns der dicke Gevatter, der sich auf den glücklichen Erfolg nicht wenig zu Gute that, oft genug wiederholt, so daß ich sie aus dem Gedächtniß wol noch aufzeichnen kann.

Der Dolmetsch hatte gewagt, das Kabinet zu eröffnen und hineinzutreten, eine Handlung, die recht verpönt war. „Was wollt Ihr?“ rief ihm der Graf zornig entgegen; „hinaus mit Euch! Hier hat Niemand das Recht hereinzutreten als Saint Jean.“

„So haltet mich einen Augenblick für Saint Jean!“ versetzte der Dolmetsch.

„Dazu gehört eine gute Einbildungskraft. Seiner Zwei machen noch nicht Einen, wie Ihr seid. Entfernt Euch!“

‚Herr Graf, Ihr habt eine große Gabe vom Himmel empfangen, und an die appellire ich!'

„Ihr denkt mir zu ſchmeicheln! Glaubt nicht, daß es Euch gelingen werde."

‚Ihr habt die große Gabe, Herr Graf, auch in Augenblicken der Leidenſchaft, in Augenblicken des Zorns die Geſinnungen Anderer anzuhören.'

„Wohl, wohl! Von Geſinnungen iſt eben die Rede, die ich zu lange angehört habe. Ich weiß mir zu gut, daß man uns hier nicht liebt, daß uns viele Bürger ſcheel anſehn."

‚Nicht alle!'

„Sehr viele! Was! Dieſe Städter, Reichsſtädter wollen ſie ſein? Ihren Kaiſer haben ſie wählen und krönen ſehen, und wenn dieſer, ungerecht angegriffen, ſeine Länder zu verlieren und einem Uſurpator zu unterliegen Gefahr läuft, wenn er glücklicherweiſe getreue Alliirte findet, die ihr Geld, ihr Blut zu ſeinem Vortheil verwenden, ſo wollen ſie die geringe Laſt nicht tragen, die zu ihrem Theil ſie trifft, daß der Reichsfeind gedemüthigt werde."

‚Freilich kennt Ihr dieſe Geſinnungen ſchon lange und habt ſie als ein weiſer Mann geduldet; auch iſt es nur die geringere Zahl. Wenige, verblendet durch die glänzenden Eigenſchaften des Feindes, den Ihr ja ſelbſt als einen außerordentlichen Mann ſchätzt, Wenige nur, Ihr wißt es!'

„Ja wohl! Zu lange habe ich es gewußt und geduldet, ſonſt hätte Dieſer ſich nicht unterſtanden, mir in den bedeutendſten Augenblicken ſolche Beleidigungen ins Geſicht zu ſagen. Es mögen ſein, ſo viel ihrer wollen, ſie ſollen in dieſem ihren kühnen Repräſentanten geſtraft werden und ſich merken, was ſie zu erwarten haben."

‚Nur Aufſchub, Herr Graf!'

„In gewiſſen Dingen kann man nicht zu geſchwind verfahren."

‚Nur einen kurzen Aufſchub!'

„Nachbar! Ihr denkt mich zu einem falſchen Schritt zu verleiten; es ſoll Euch nicht gelingen."

‚Weder verleiten will ich Euch zu einem falſchen Schritt, noch von einem falſchen zurückhalten; Euer Entſchluß iſt gerecht: er geziemt dem Franzoſen, dem Königslieutenant; aber bedenkt, daß Ihr auch Graf Thorane ſeid!'

„Der hat hier nicht mitzuſprechen."

‚Man sollte den braven Mann doch auch hören.‘

„Nun, was würde er denn sagen?“

‚Herr Königslieutenant, würde er sagen, Ihr habt so lange mit so viel dunklen, unwilligen, ungeschickten Menschen Geduld gehabt, wenn sie es Euch nur nicht gar zu arg machten. Dieser hat's freilich sehr arg gemacht; aber gewinnt es über Euch, Herr Königslieutenant, und Jedermann wird Euch deswegen loben und preisen!‘

„Ihr wißt, daß ich Eure Possen manchmal leiden kann; aber mißbraucht nicht mein Wohlwollen! Diese Menschen, sind sie denn ganz verblendet? Hätten wir die Schlacht verloren, in diesem Augenblick was würde ihr Schicksal sein? Wir schlagen uns bis vor die Thore, wir sperren die Stadt, wir halten, wir vertheidigen uns, um unsere Retirade über die Brücke zu decken. Glaubt Ihr, daß der Feind die Hände in den Schoß gelegt hätte? Er wirft Granaten und was er bei der Hand hat, und sie zünden, wo sie können. Dieser Hausbesitzer da, was will er? In diesen Zimmern hier platzte jetzt wol eine Feuerkugel, und eine andere folgte hinterdrein; in diesen Zimmern, deren vermaledeite Peking-Tapeten ich geschont, mich genirt habe, meine Landkarten nicht aufzunageln! Den ganzen Tag hätten sie auf den Knieen liegen sollen.“

‚Wie Viele haben das gethan!‘

„Sie hätten stellen den Segen für uns erflehen, den Generalen und Offizieren mit Ehren- und Freudenzeichen, den ermatteten Gemeinen mit Erquickung entgegengehen. Anstatt dessen verdirbt mir der Gift dieses Parteigeistes die schönsten, glücklichsten, durch so viel Sorgen und Anstrengungen erworbenen Augenblicke meines Lebens!“

‚Es ist ein Parteigeist; aber Ihr werdet ihn durch die Bestrafung dieses Mannes nur vermehren. Die mit ihm gleich Gesinnten werden Euch als einen Tyrannen, als einen Barbaren ausschreien; sie werden ihn als einen Märtyrer betrachten, der für die gute Sache gelitten hat, und selbst die anders Gesinnten, die jetzt seine Gegner sind, werden in ihm nur den Mitbürger sehen, werden ihn bedauern und, indem sie Euch Recht geben, dennoch finden, daß Ihr zu hart verfahren seid.‘

„Ich habe Euch schon zu lange angehört; macht, daß Ihr fortkommt!“

‚So hört nur noch dieses: bedenkt, daß es das Unerhörteste ist, was diesem Manne, was dieser Familie begegnen

könnte. Ihr hattet nicht Urſache, von dem guten Willen des Hausherrn erbaut zu ſein; aber die Hausfrau iſt allen Euren Wünſchen zuvorgekommen, und die Kinder haben Euch als ihren Theim betrachtet. Mit dieſem einzigen Schlag werdet Ihr den Frieden und das Glück dieſer Wohnung auf ewig zerſtoren. Ja, ich kann wol ſagen, eine Bombe, die ins Haus gefallen wäre, würde nicht größere Verwüſtungen darin angerichtet haben. Ich habe Euch ſo oft über Eure Faſſung bewundert, Herr Graf; gebt mir diesmal Gelegenheit, Euch anzubeten! Ein Krieger iſt ehrwürdig, der ſich wirft in Feindes Haus als einen Gaſtfreund betrachtet; hier iſt kein Feind, nur ein Verirrter. Gewinnt es über Euch, und es wird Euch zu ewigem Ruhme gereichen!"

„Das müßte wunderlich zugehen," verſetzte der Graf mit einem Lächeln.

„Nur ganz natürlich," erwiderte der Dolmetſcher. „Ich habe die Frau, die Kinder nicht zu Euren Füßen geſchickt; denn ich weiß, daß Euch ſolche Scenen verdrießlich ſind; aber ich will Euch die Frau, die Kinder ſchildern, wie ſie Euch danken; ich will ſie Euch ſchildern, wie ſie ſich zeitlebens von dem Tage der Schlacht bei Bergen und von Eurer Großmuth an dieſem Tage unterhalten, wie ſie es Kindern und Kindeskindern erzählen und auch Fremden ihr Intereſſe für Euch einzuflößen wiſſen; eine Handlung dieſer Art kann nicht untergehen!"

„Ihr trefft meine ſchwache Seite nicht, Dolmetſcher. An den Nachruhm pfleg' ich nicht zu denken; der iſt für Andere, nicht für mich; aber im Augenblick recht zu thun, meine Pflicht nicht zu verſäumen, meiner Ehre nichts zu vergeben, das iſt meine Sorge. Wir haben ſchon zu viel Worte gemacht; jetzt geht hin — und laßt Euch von den Undankbaren danken, die ich verſchone!"

Der Dolmetſch, durch dieſen unerwartet glücklichen Ausgang überraſcht und bewegt, konnte ſich der Thränen nicht enthalten und wollte dem Grafen die Hände küſſen; der Graf wies ihn ab und ſagte ſtreng und ernſt: „Ihr wißt, daß ich dergleichen nicht leiden kann!" Und mit dieſen Worten trat er auf den Vorſaal, um die andringenden Geſchäfte zu beſorgen und das Begehren ſo vieler wartenden Menſchen zu vernehmen. So ward die Sache beigelegt, und wir feierten den andern Morgen bei den Ueberbleibſeln der geſtrigen Zuckergeſchenke das

Vorübergehen eines Uebels, deſſen Androhen wir glücklich verſchlafen hatten.

Ob der Dolmetſch wirklich ſo weiſe geſprochen oder ob er ſich die Scene nur ſo ausgemalt, wie man es wol nach einer guten und glücklichen Handlung zu thun pflegt, will ich nicht entſcheiden; wenigſtens hat er bei Wiedererzählung derſelben niemals variirt. Genug, dieſer Tag dünkte ihm, ſo wie der ſorgenvollſte, ſo auch der glorreichſte ſeines Lebens.

Wie ſehr übrigens der Graf alles falſche Zeremoniel abgelehnt, keinen Titel, der ihm nicht gebührte, jemals angenommen und wie er in ſeinen heitern Stunden immer geiſtreich geweſen, davon ſoll eine kleine Begebenheit ein Zeugniß ablegen.

Ein vornehmer Mann, der aber auch unter die abſtruſen einſamen Frankfurter gehörte, glaubte ſich über ſeine Einquartierung beklagen zu müſſen. Er kam perſönlich, und der Dolmetſch bot ihm ſeine Dienſte an; Jener aber meinte derſelben nicht zu bedürfen. Er trat vor den Grafen mit einer anſtändigen Verbeugung und ſagte: ‚Excellenz!‘ Der Graf gab ihm die Verbeugung zurück, ſo wie die Excellenz. Betroffen von dieſer Ehrenbezeigung, nicht anders glaubend, als der Titel ſei zu gering, bückte er ſich tiefer und ſagte: ‚Monſeigneur!‘ — „Mein Herr,“ ſagte der Graf ganz ernſthaft, „wir wollen nicht weiter gehen, denn ſonſt könnten wir es leicht bis zur Majeſtät bringen.“ — Der Andere war äußerſt verlegen und wußte kein Wort zu ſagen. Der Dolmetſch, in einiger Entfernung ſtehend und von der ganzen Sache unterrichtet, war boshaft genug, ſich nicht zu rühren; der Graf aber, mit großer Heiterkeit, fuhr fort: „Zum Beiſpiel, mein Herr, wie heißen Sie?“ — ‚Spangenberg,‘ verſetzte Jener. — „Und ich,“ ſagte der Graf, „heiße Therane. Spangenberg, was wollt Ihr von Therane? Und nun ſehen wir uns, die Sache ſoll gleich abgethan ſein.“

Und ſo wurde die Sache auch gleich zu großer Zufriedenheit Desjenigen abgethan, den ich hier Spangenberg genannt habe, und die Geſchichte noch an ſelbigem Abend von dem ſchadenfrohen Dolmetſch in unſerm Familienkreiſe nicht nur erzählt, ſondern mit allen Umſtänden und Geberden aufgeführt.

Nach ſolchen Verwirrungen, Unruhen und Beängſtigungen fand ſich gar bald die vorige Sicherheit und der Leichtſinn wieder, mit welchem beſonders die Jugend von Tag zu Tage lebt, wenn es nur einigermaßen angehen will. Meine Leiden-

ſchaft zu dem franzöſiſchen Theater wuchs mit jeder Vorſtellung; ich verſäumte keinen Abend, ob ich gleich jedesmal, wenn ich nach dem Schauſpiel mich zur ſpeiſenden Familie an den Tiſch ſetzte und mich gar oft nur mit einigen Reſten begnügte, die ſteten Vorwürfe des Vaters zu dulden hatte: das Theater ſei zu gar nichts nütze und lonne zu gar nichts führen. Ich rief in ſolchem Falle gewöhnlich alle und jede Argumente hervor, welche den Vertheidigern des Schauſpiels zur Hand ſind, wenn ſie in eine gleiche Noth wie die meinige gerathen. Das Laſter im Glück, die Tugend im Unglück wurden zuletzt durch die poetiſche Gerechtigkeit wieder ins Gleichgewicht gebracht. Die ſchönen Beiſpiele von beſtraften Vergehungen: „Miß Sara Sampſon“ und „Der Kaufmann von London“, wurden ſehr lebhaft von mir hervorgehoben; aber ich zog dagegen öfters den kürzern, wenn die Schelmſtreiche Scapin's und dergleichen auf dem Zettel ſtanden und ich mir das Behagen mußte vorwerfen laſſen, das man über die Verrichtungen ränkevoller Knechte und über den guten Erfolg der Thorheiten ausgelaſſener Jünglinge im Publikum empfinde. Beide Parteien übereugten einander nicht; doch wurde mein Vater ſehr bald mit der Bühne ausgeſöhnt, als er ſah, daß ich mit unglaublicher Schnelligkeit in der franzöſiſchen Sprache zunahm.

Die Menſchen ſind nun einmal ſo, daß Jeder, was er thun ſieht, lieber ſelbſt vornähme, er habe nun Geſchick dazu oder nicht. Ich hatte nun bald den ganzen Kurſus der franzöſiſchen Bühne durchgemacht; mehrere Stücke kamen ſchon zum zweiten und dritten Mal; von der würdigſten Tragödie bis zum leichtfertigſten Nachſpiel war mir Alles vor Augen und Geiſt vorbeigegangen; und wie ich als Kind den Terenz nachzuahmen wagte, ſo verfehlte ich nunmehr nicht als Knabe, bei einem viel lebhafter dringenden Anlaß auch die franzöſiſchen Formen nach meinem Vermögen und Unvermögen zu wiederholen. Es wurden damals einige bald mythologiſche, bald allegoriſche Stücke im Geſchmack des Piron gegeben; ſie hatten etwas von der Parodie und gefielen ſehr. Dieſe Vorſtellungen zogen mich beſonders an: die goldnen Flügelchen eines heitern Merkur, der Donnerkeil des verkappten Jupiter, eine galante Danae oder wie eine von Göttern beſuchte Schöne heißen mochte, wenn es nicht gar eine Schäferin oder Jägerin war, zu der ſie ſich herunterließen. Und da mir dergleichen Elemente aus Ovid's Verwandlungen und Pomey's Pantheon Mythicum

sehr häufig im Kopfe herumsummten, so hatte ich bald ein solches Stückchen in meiner Phantasie zusammengestellt, wovon ich nur so viel zu sagen weiß, daß die Scene ländlich war, daß es aber doch darin weder an Königstöchtern, noch Prinzen, noch Göttern fehlte. Der Merkur besonders war mir dabei so lebhaft im Sinne, daß ich noch schwören wollte, ich hätte ihn mit Augen gesehen.

Eine von mir selbst sehr reinlich gefertigte Abschrift legte ich meinem Freunde Derones vor, welcher sie mit ganz besonderem Anstand und einer wahrhaften Gönnermiene aufnahm, das Manuskript flüchtig durchsah, mir einige Sprachfehler nachwies, einige Reden zu lang fand und zuletzt versprach, das Werk bei gelegener Muße näher zu betrachten und zu beurtheilen. Auf meine bescheidene Frage, ob das Stück wol aufgeführt werden könne, versicherte er mir, daß es gar nicht unmöglich sei. Sehr Vieles komme beim Theater auf Gunst an, und er beschütze mich von ganzem Herzen; nur müsse man die Sache geheim halten; denn er habe selbst einmal mit einem von ihm verfertigten Stück die Direktion überrascht, und es wäre gewiß aufgeführt worden, wenn man nicht zu früh entdeckt hätte, daß er der Verfasser sei. Ich versprach ihm alles mögliche Stillschweigen und sah schon im Geist den Titel meiner Piece an den Ecken der Straßen und Plätze mit großen Buchstaben angeschlagen.

So leichtsinnig übrigens der Freund war, so schien ihm doch die Gelegenheit, den Meister zu spielen, allzu erwünscht. Er las das Stück mit Aufmerksamkeit durch, und indem er sich mit mir hinsetzte, um einige Kleinigkeiten zu ändern, kehrte er im Laufe der Unterhaltung das ganze Stück um und um, so daß auch kein Stein auf dem andern blieb. Er strich aus, setzte an, nahm eine Person weg, substituirte eine andere, genug, er verfuhr mit der tollsten Willkür von der Welt, daß mir die Haare zu Berge standen. Mein Vortheil, daß er es doch verstehen müsse, sich ihn gewähren; denn er hatte mir schon öfters von den drei Einheiten des Aristoteles, von der Regelmäßigkeit der französischen Bühne, von der Wahrscheinlichkeit, von der Harmonie der Zeit und Alem, was daran hängt, so viel vorerzählt, daß ich ihn nicht nur für unterrichtet, sondern auch für begründet halten mußte. Er schalt auf die Engländer und verachtete die Deutschen; genug, er trug mir die ganze

dramaturgiſche Litanei vor, die ich in meinem Leben ſo oft mußte wiederholen hören.

Ich nahm wie der Knabe in der Fabel meine zerfetzte Geburt mit nach Hauſe und ſuchte ſie wiederherzuſtellen, aber vergebens. Weil ich ſie jedoch nicht ganz aufgeben wollte, ſo ließ ich aus meinem erſten Manuſkript nach wenigen Veränderungen eine ſaubere Abſchrift durch unſern Schreibenden anfertigen, die ich denn meinem Vater überreichte und dadurch ſoviel erlangte, daß er mich nach vollendetem Schauſpiel meine Abendkoſt eine Zeit lang ruhig verzehren ließ.

Dieſer mißlungene Verſuch hatte mich nachdenklich gemacht, und ich wollte nunmehr dieſe Theorien, dieſe Geſetze, auf die ſich Jedermann berief, und die mir beſonders durch die Unart meines anmaßlichen Meiſters verdächtig geworden waren, unmittelbar an den Quellen kennen lernen, welches mir zwar nicht ſchwer, doch mühſam wurde. Ich las zunächſt Corneille's Abhandlung über die drei Einheiten und erſah wol daraus, wie man es haben wollte; warum man es aber ſo verlangte, ward mir keineswegs deutlich, und, was das Schlimmſte war, ich gerieth ſogleich in noch größere Verwirrung, indem ich mich mit den Händeln über den Cid bekannt machte und die Vorreden las, in welchen Corneille und Racine ſich gegen Kritiker und Publikum zu vertheidigen genöthigt ſind. Hier ſah ich wenigſtens auf das Deutlichſte, daß kein Menſch wußte, was er wollte; daß ein Stück wie Cid, das die herrlichſte Wirkung hervorgebracht, auf Befehl eines allmächtigen Kardinals abſolut ſollte für ſchlecht erklärt werden; daß Racine, der Abgott der zu meiner Zeit lebenden Franzoſen, der nun auch mein Abgott geworden war (denn ich hatte ihn näher kennen lernen, als Scheſſ von Tleuſchlager durch uns Kinder den Britannicus aufführen ließ, worin mir die Rolle des Nero zu Theil ward), daß Racine, ſage ich, auch zu ſeiner Zeit weder mit Liebhabern noch Kunſtrichtern fertig werden können. Durch Alles dieſes ward ich verworrner als jemals, und nachdem ich mich lange mit dieſem Hin- und Herreden, mit dieſer theoretiſchen Salbaderei des vorigen Jahrhunderts gequält hatte, ſchüttete ich das Kind mit dem Bade aus und warf den ganzen Plunder deſto entſchiedener von mir, je mehr ich zu bemerken glaubte, daß die Autoren ſelbſt, welche vortreffliche Sachen hervorbrachten, wenn ſie darüber zu reden anfingen, wenn ſie den Grund ihres Handelns angaben, wenn ſie ſich vertheidigen, entſchuldigen,

beschönigen wollten, doch auch nicht immer den rechten Fleck zu treffen wußten. Ich eilte daher wieder zu dem lebendig Vorhandenen, besuchte das Schauspiel weit eifriger, las gewissenhafter und ununterbrochner, sodaß ich in dieser Zeit Racine und Molière ganz und von Corneille einen großen Theil durcharbeiten die Anhaltsamkeit hatte.

Der Königslieutenant wohnte noch immer in unserm Hause. Er hatte sein Betragen in nichts geändert, besonders gegen uns; allein es war merklich, und der Gevatter Dolmetsch wußte es uns noch deutlicher zu machen, daß er sein Amt nicht mehr mit der Heiterkeit, nicht mehr mit dem Eifer verwaltete wie anfangs, obgleich immer mit derselben Rechtschaffenheit und Treue. Sein Wesen und Betragen, das eher einen Spanier als einen Franzosen ankündigte, seine Launen, die doch mitunter Einfluß auf ein Geschäft hatten, seine Unbiegsamkeit gegen die Umstände, seine Reizbarkeit gegen Alles, was seine Person oder Charakter berührte, dieses zusammen mochte ihn doch zuweilen mit seinen Vorgesetzten in Konflikt bringen. Hiezu kam noch, daß er in einem Duell, welches sich im Schauspiel entsponnen hatte, verwundet wurde und man dem Königslieutenant übel nahm, daß er selbst eine verpönte Handlung als oberster Polizeimeister begangen. Alles dieses mochte, wie gesagt, dazu beitragen, daß er in sich gezogner lebte und hier und da vielleicht weniger energisch verfuhr.

Indessen war nun schon eine ansehnliche Partie der bestellten Gemälde abgeliefert. Graf Thorane brachte seine Freistunden mit der Betrachtung derselben zu, indem er sie in gedachtem Giebelzimmer Bane für Bane, breiter und schmäler, neben einander und, weil es an Plan mangelte, sogar über einander nageln, wieder abnehmen und aufrollen ließ. Immer wurden die Arbeiten aufs Neue untersucht, man erfreute sich wiederholt an den Stellen, die man für die gelungensten hielt; aber es fehlte auch nicht an Wünschen, dieses oder jenes anders geleistet zu sehen.

Hieraus entsprang eine neue und ganz wundersame Operation. Da nämlich der eine Maler Figuren, der andere die Hintergründe und Fernen, der dritte die Bäume, der vierte die Blumen am Besten arbeitete, so kam der Graf auf den Gedanken, ob man nicht diese Talente in den Bildern vereinigen und auf diesem Wege vollkommene Werke hervorbringen könne. Der Anfang ward sogleich damit gemacht, daß man

z. B. in eine fertige Landschaft noch schöne Heerden hineinmalen ließ. Weil nun aber nicht immer der gehörige Platz dazu da war, es auch dem Thiermaler auf ein paar Schafe mehr oder weniger nicht ankam, so war endlich die weiteste Landschaft zu enge. Nun hatte der Menschenmaler auch noch die Hirten und einige Wandrer hineinzubringen; diese nahmen sich wiederum einander gleichsam die Luft, und man war verwundert, wie sie nicht sämmtlich in der freiesten Gegend erstickten. Man konnte niemals voraussehen, was aus der Sache werden würde, und wenn sie fertig war, befriedigte sie nicht. Die Maler wurden verdrießlich. Bei den ersten Bestellungen hatten sie gewonnen, bei diesen Nacharbeiten verloren sie, obgleich der Graf auch diese sehr großmüthig bezahlte. Und da die von Mehrern auf einem Bilde durch einander gearbeiteten Theile bei aller Mühe keinen guten Effekt hervorbrachten, so glaubte zuletzt ein Jeder, daß seine Arbeit durch die Arbeiten der Andern verdorben und vernichtet worden; daher wenig fehlte, die Künstler hätten sich hierüber entzweit und wären in unversöhnliche Feindschaft gerathen. Dergleichen Veränderungen oder vielmehr Zuthaten wurden in gedachtem Atelier, wo ich mit den Künstlern ganz allein blieb, ausgefertiget, und es unterhielt mich, aus den Studien, besonders der Thiere, dieses und jenes Einzelne, diese oder jene Gruppe auszusuchen und sie für die Nähe oder die Ferne in Vorschlag zu bringen, worin man mir denn manchmal aus Ueberzeugung oder Geneigtheit zu willfahren pflegte.

Die Theilnehmenden an diesem Geschäft wurden also höchst muthlos, besonders Seekatz, ein sehr hypochondrischer und in sich gezogner Mann, der zwar unter Freunden durch eine unvergleichlich heitre Laune sich als den besten Gesellschafter bewies, aber wenn er arbeitete, allein, in sich gekehrt und völlig frei wirken wollte. Dieser sollte nun, wenn er schwere Aufgaben gelöst, sie mit dem größten Fleiß und der wärmsten Liebe, deren er immer fähig war, vollendet hatte, zu wiederholten Malen von Darmstadt nach Frankfurt reisen, um entweder an seinen eigenen Bildern etwas zu verändern oder fremde zu staffiren oder gar unter seinem Beistand durch einen Dritten seine Bilder ins Buntscheckige arbeiten zu lassen. Sein Mißmuth nahm zu, sein Widerstand entschied sich, und es brauchte großer Bemühungen von unserer Seite, um diesen Gevatter — denn auch er war's geworden — nach des Grafen Wünschen zu lenken. Ich erinnere mich noch, daß, als schon die Kasten bereit standen,

um die sämmtlichen Bilder in der Ordnung einzupacken, in welcher sie an dem Ort ihrer Bestimmung der Tapezirer ohne Weiteres aufbesten konnte, daß, sage ich, nur eine kleine, doch unumgängliche Nacharbeit erfordert wurde, Seelatz aber nicht zu bewegen war, herüberzukommen. Er hatte freilich noch zu guter Letzt das Beste gethan, was er vermochte, indem er die vier Elemente in Kindern und Knaben nach dem Leben in Thürstücken dargestellt und nicht allein auf die Figuren, sondern auch auf die Beiwerke den größten Fleiß gewendet hatte. Diese waren abgeliefert, bezahlt, und er glaubte auf immer aus der Sache geschieden zu sein; nun aber sollte er wieder herüber, um einige Bilder, deren Maaße etwas zu klein genommen worden, mit wenigen Pinselstrichen zu erweitern. Ein Anderer, glaubte er, könne das auch thun; er hatte sich schon zu neuer Arbeit eingerichtet; kurz, er wollte nicht kommen. Die Absendung war vor der Thüre, trocknen sollte es auch noch, jeder Verzug war mißlich; der Graf, in Verzweiflung, wollte ihn militärisch abholen lassen. Wir Alle wünschten die Bilder endlich fort zu sehen und fanden zuletzt keine Auskunft, als daß der Gevatter Dolmetsch sich in einen Wagen setzte und den Widerspenstigen mit Frau und Kind herüberholte, der dann von dem Grafen freundlich empfangen, wohl gepflegt und zuletzt reichlich beschenkt entlassen wurde.

Nach den fortgeschafften Bildern zeigte sich ein großer Friede im Hause. Das Giebelzimmer im Mansard wurde gereinigt und mir übergeben, und mein Vater, wie er die Kasten fortschaffen sah, konnte sich des Wunsches nicht erwehren, den Grafen hinterdrein zu schicken. Denn wie sehr die Neigung des Grafen auch mit der seinigen übereinstimmte; wie sehr es den Vater freuen mußte, seinen Grundsatz, für lebende Meister zu sorgen, durch einen Reicheren so fruchtbar befolgt zu sehen; wie sehr es ihn schmeicheln konnte, daß seine Sammlung Anlaß gegeben, einer Anzahl braver Künstler in bedrängter Zeit einen so ansehnlichen Erwerb zu verschaffen: so fühlte er doch eine solche Abneigung gegen den Fremden, der in sein Haus eingedrungen, daß ihm an dessen Handlungen nichts recht dünken konnte. Man solle Künstler beschäftigen, aber nicht zu Tapetenmalern erniedrigen; man solle mit dem, was sie nach ihrer Ueberzeugung und Fähigkeit geleistet, wenn es Einem auch nicht durchgängig behage, zufrieden sein und nicht immer daran markten und mäkeln; genug, es gab ungeachtet des Grafen

eigner liberaler Bemühung ein für allemal kein Verhältniß. Mein Vater besuchte jenes Zimmer blos, wenn sich der Graf bei Tafel befand, und ich erinnere mich nur ein einziges Mal, als Seekatz sich selbst übertroffen hatte und das Verlangen, diese Bilder zu sehen, das ganze Haus herbeitrieb, daß mein Vater und der Graf zusammentreffend an diesen Kunstwerken ein gemeinsames Gefallen bezeigten, das sie an einander selbst nicht finden konnten.

Kaum hatten also die Kisten und Kasten das Haus geräumt, als der früher eingeleitete, aber unterbrochne Betrieb, den Grafen zu entfernen, wieder angeknüpft wurde. Man suchte durch Vorstellungen die Gerechtigkeit, die Billigkeit durch Bitten, durch Einfluß die Neigung zu gewinnen und brachte es endlich dahin, daß die Quartierherren den Beschluß faßten: es solle der Graf umlegirt und unser Haus, in Betracht der seit einigen Jahren unausgesetzt Tag und Nacht getragnen Last, künftig mit Einquartierung verschont werden. Damit sich aber hierzu ein scheinbarer Vorwand finde, so solle man in eben den ersten Stock, den bisher der Königslieutenant besetzt gehabt, Miethleute einnehmen und dadurch eine neue Bequartierung gleichsam unmöglich machen. Der Graf, der nach der Trennung von seinen geliebten Gemälden kein besonderes Interesse mehr am Hause fand, auch ohnehin bald abgerufen und versetzt zu werden hoffte, ließ es sich ohne Widerrede gefallen, eine andere gute Wohnung zu beziehen, und schied von uns in Frieden und gutem Willen. Auch verließ er bald darauf die Stadt und erhielt stufenweise noch verschiedene Chargen, doch, wie man hörte, nicht zu seiner Zufriedenheit. Er hatte indeß das Vergnügen, jene so emsig von ihm besorgten Gemälde in dem Schlosse seines Bruders glücklich angebracht zu sehen, schrieb einige Male, sendete Maaße und ließ von den mehr genannten Künstlern Verschiedenes nacharbeiten. Endlich vernahmen wir nichts weiter von ihm, außer daß man uns nach mehreren Jahren versichern wollte, er sei in Westindien auf einer der französischen Kolonien als Gouverneur gestorben.

Viertes Buch.

So viel Unbequemlichkeit uns auch die französische Einquartierung mochte verursacht haben, so waren wir sie doch zu gewohnt geworden, als daß wir sie nicht hätten vermissen, daß uns Kindern das Haus nicht hätte tot scheinen sollen. Auch war es uns nicht bestimmt, wieder zur völligen Familieneinheit zu gelangen. Neue Miethleute waren schon besprochen, und nach einigem Kehren und Scheuern, Hobeln und Bohnen, Malen und Anstreichen war das Haus völlig wiederhergestellt. Der Kanzleidirektor Moritz mit den Seinigen, sehr werthe Freunde meiner Eltern, zogen ein. Dieser, kein geborner Frankfurter, aber ein tüchtiger Jurist und Geschäftsmann, besorgte die Rechtsangelegenheiten mehrerer kleinen Fürsten, Grafen und Herren. Ich habe ihn niemals anders als heiter und gefällig und über seinen Akten emsig gesehen. Frau und Kinder, sanft, still und wohlwollend, vermehrten zwar nicht die Geselligkeit in unserm Hause — denn sie blieben für sich — ; aber es war eine Stille, ein Friede zurückgekehrt, den wir lange Zeit nicht genossen hatten. Ich bewohnte nun wieder mein Mansardzimmer, in welchem die Gespenster der vielen Gemälde mir zuweilen vorschwebten, die ich denn durch Arbeiten und Studien zu verscheuchen suchte.

Der Legationsrath Moritz, ein Bruder des Kanzleidirektors, kam von jetzt an auch öfters in unser Haus. Er war schon mehr Weltmann, von einer ansehnlichen Gestalt und dabei von bequem gefälligem Betragen. Auch er besorgte die Angelegenheiten verschiedener Standespersonen und kam mit meinem Vater bei Anlaß von Konkursen und kaiserlichen Kommissionen mehrmals in Berührung. Beide hielten viel auf einander und standen gemeiniglich auf der Seite der Kreditoren, mußten aber zu ihrem

Verdruß gewöhnlich erfahren, daß die Mehrheit der bei solcher Gelegenheit Abgeordneten für die Seite der Debitoren gewonnen zu werden pflegt. Der Legationsrath theilte seine Kenntnisse gern mit, war ein Freund der Mathematik, und weil diese in seinem gegenwärtigen Lebensgange gar nicht vorkam, so machte er sich ein Vergnügen daraus, mir in diesen Kenntnissen weiter zu helfen. Dadurch ward ich in den Stand gesetzt, meine architektonischen Risse genauer als bisher auszuarbeiten und den Unterricht eines Zeichenmeisters, der uns jetzt auch täglich eine Stunde beschäftigte, besser zu nutzen.

Dieser gute alte Mann war freilich nur ein Halbkünstler. Wir mußten Striche machen und sie zusammensetzen, woraus denn Augen und Nasen, Lippen und Ohren, ja zuletzt ganze Gesichter und Köpfe entstehen sollten; allein es war dabei weder an natürliche noch künstliche Form gedacht. Wir wurden eine Zeit lang mit diesem Qui pro Quo der menschlichen Gestalt gequält, und man glaubte uns zuletzt sehr weit gebracht zu haben, als wir die sogenannten Affekten von Lebrun zur Nachzeichnung erhielten. Aber auch diese Zerrbilder förderten uns nicht. Nun schwankten wir zu den Landschaften, zum Baumschlag und zu allen den Dingen, die im gewöhnlichen Unterricht ohne Folge und ohne Methode geübt werden. Zuletzt fielen wir auf die genaue Nachahmung und auf die Zauberkeit der Striche, ohne uns weiter um den Werth des Originals oder dessen Geschmack zu bekümmern.

In diesem Bestreben ging uns der Vater auf eine musterhafte Weise vor. Er hatte nie gezeichnet, wollte nun aber, da seine Kinder diese Kunst trieben, nicht zurückbleiben, sondern ihnen selbst in seinem Alter ein Beispiel geben, wie sie in ihrer Jugend verfahren sollten. Er kopirte also einige Köpfe des Piazzetta, nach dessen bekannten Blättern in klein Oktav, mit englischem Bleistift auf das feinste holländische Papier. Er beobachtete dabei nicht allein die größte Reinlichkeit im Umriß, sondern ahmte auch die Schraffirung des Kupferstichs aufs Genauste nach, mit einer leichten Hand, nur allzu leise, da er denn, weil er die Härte vermeiden wollte, keine Haltung in seine Blätter brachte. Doch waren sie durchaus zart und gleichförmig. Sein anhaltender, unermüdlicher Fleiß ging so weit, daß er die ganze ansehnliche Sammlung nach allen ihren Nummern durchzeichnete, indessen wir Kinder von einem Kopf zum andern herangingen und uns nur die auswählten, die uns gefielen.

Um diese Zeit ward auch der schon längst in Berathung gezogene Vorsatz, uns in der Musik unterrichten zu lassen, ausgeführt; und zwar verdient der letzte Anstoß dazu wol einige Erwähnung. Daß wir das Klavier lernen sollten, war ausgemacht; allein über die Wahl des Meisters war man immer streitig gewesen. Endlich komme ich einmal zufälligerweise in das Zimmer eines meiner Gesellen, der eben Klavierstunde nimmt, und finde den Lehrer als einen ganz allerliebsten Mann. Für jeden Finger der rechten und linken Hand hat er einen Spitznamen, womit er ihn aufs Lustigste bezeichnet, wenn er gebraucht werden soll. Die schwarzen und weißen Tasten werden gleichfalls bildlich benannt, ja die Töne selbst erscheinen unter figürlichen Namen. Eine solche bunte Gesellschaft arbeitet nun ganz vergnüglich durch einander. Applikatur und Takt scheinen ganz leicht und anschaulich zu werden, und indem der Schüler zu dem besten Humor aufgeregt wird, geht auch Alles zum Schönsten von Statten.

Kaum war ich nach Hause gekommen, als ich den Eltern anlag, nunmehr Ernst zu machen und uns diesen unvergleichlichen Mann zum Klaviermeister zu geben. Man nahm noch einigen Anstand, man erkundigte sich; man hörte zwar nichts Uebles von dem Lehrer, aber auch nichts sonderlich Gutes. Ich hatte indessen meiner Schwester alle die lustigen Benennungen erzählt, wir konnten den Unterricht kaum erwarten und setzten es durch, daß der Mann angenommen wurde.

Das Notenlesen ging zuerst an, und als dabei kein Spaß vorkommen wollte, trösteten wir uns mit der Hoffnung, daß, wenn es erst ans Klavier gehen würde, wenn es an die Finger käme, das scherzhafte Wesen seinen Anfang nehmen würde. Allein weder Tastatur, noch Fingersetzung schien zu einigem Gleichniß Gelegenheit zu geben. So trocken wie die Noten mit ihren Strichen auf und zwischen den fünf Linien blieben auch die schwarzen und weißen Claves, und weder von einem Däumerling, noch Deuterling, noch Goldfinger war mehr eine Silbe zu hören; und das Gesicht verzog der Mann so wenig beim trocknen Unterricht, als er es vorher beim trocknen Spaß verzogen hatte. Meine Schwester machte mir die bittersten Vorwürfe, daß ich sie getäuscht habe, und glaubte wirklich, es sei nur Erfindung von mir gewesen. Ich war aber selbst betäubt und lernte wenig, eh der Mann gleich ordentlich genug zu Werke ging; denn ich wartete immer noch, die frühern Späße

sollten zum Vorschein kommen, und vertröstete meine Schwester von einem Tage zum andern. Aber sie blieben aus, und ich hätte mir dieses Räthsel niemals erklären können, wenn es mir nicht gleichfalls ein Zufall aufgelöst hätte.

Einer meiner Gespielen trat herein, mitten in der Stunde, und auf einmal eröffneten sich die sämmtlichen Röhren des humoristischen Springbrunnens; die Däumerlinge und Deuterlinge, die Krabbler und Zabbler, wie er die Finger zu bezeichnen pflegte, die Falchen und Galchen, wie er z. B. die Noten f und g, die Fielchen und Gielchen, wie er fis und gis benannte, waren auf einmal wieder vorhanden und machten die wundersamsten Männerchen. Mein junger Freund kam nicht aus dem Lachen und freute sich, daß man auf eine so lustige Weise so viel lernen könne. Er schwur, daß er seinen Eltern keine Ruhe lassen würde, bis sie ihm einen solchen vortrefflichen Mann zum Lehrer gegeben.

Und so war mir nach den Grundsätzen einer neuern Erziehungslehre der Weg zu zwei Künsten früh genug eröffnet, bloß auf gut Glück, ohne Ueberzeugung, daß ein angebornes Talent mich darin weiter fördern könne. Zeichnen müsse Jedermann lernen, behauptete mein Vater, und verehrte deshalb besonders Kaiser Maximilian, welcher dieses ausdrücklich solle befohlen haben. Auch hielt er mich ernstlicher dazu an als zur Musik, welche er dagegen meiner Schwester vorzüglich empfahl, ja dieselbe außer ihren Lehrstunden eine ziemliche Zeit des Tages am Klaviere festhielt.

Je mehr ich aber auf diese Weise zu treiben veranlaßt wurde, desto mehr wollte ich treiben, und selbst die Freistunden wurden zu allerlei wunderlichen Beschäftigungen verwendet. Schon seit meinen frühsten Zeiten fühlte ich einen Untersuchungstrieb gegen natürliche Dinge. Man hat es manchmal als eine Anlage zur Grausamkeit aus, daß Kinder solche Gegenstände, mit denen sie eine Zeit lang gespielt, die sie bald so, bald so gehandhabt, endlich zerstückten, zerreißen und zerfetzen. Doch pflegt sich auch die Neugierde, das Verlangen, zu erfahren, wie solche Dinge zusammenhängen, wie sie inwendig aussehen, auf diese Weise an den Tag zu legen. Ich erinnere mich, daß ich als Kind Blumen zerpflückt, um zu sehen, wie die Blätter in den Kelch, oder auch Vögel verputzt, um zu beobachten, wie die Federn in die Flügel eingefügt waren. Ist doch Kindern dieses nicht zu verdenken, da ja selbst Naturforscher öfter durch

Trennen und Sondern als durch Vereinigen und Verknüpfen, mehr durch Tödten als durch Beleben sich zu unterrichten glauben.

Ein bewaffneter Magnetstein, sehr zierlich in Scharlachtuch eingenäht, mußte auch eines Tages die Wirkung einer solchen Forschungslust erfahren. Denn diese geheime Anziehungskraft, die er nicht allein gegen das ihm angewachte Eisenmädchen ausübte, sondern die noch überdies von der Art war, daß sie sich verstärken und täglich ein größres Gewicht tragen konnte, diese geheimnißvolle Tugend hatte mich dergestalt zur Bewunderung hingerissen, daß ich mir lange Zeit blos im Anstaunen ihrer Wirkung gefiel. Zuletzt aber glaubte ich doch einige nähere Aufschlüsse zu erlangen, wenn ich die äußere Hülle wegtrennte. Dies geschah, ohne daß ich dadurch klüger geworden wäre; denn die nackte Armatur belehrte mich nicht weiter. Auch diese nahm ich herab und behielt nun den bloßen Stein in Händen, mit dem ich durch Feilspäne und Nähnadeln mancherlei Versuche zu machen nicht ermüdete, aus denen jedoch mein jugendlicher Geist außer einer mannichfaltigen Erfahrung keinen weitern Vortheil zog. Ich wußte die ganze Verrichtung nicht wieder zusammenzubringen, die Theile zerstreuten sich, und ich verlor das eminente Phänomen zugleich mit dem Apparat.

Nicht glücklicher ging es mir mit der Zusammensetzung einer Elektrisirmaschine. Ein Hausfreund, dessen Jugend in die Zeit gefallen war, in welcher die Elektrizität alle Geister beschäftigte, erzählte uns öfter, wie er als Knabe eine solche Maschine zu besitzen gewünscht, wie er sich die Hauptbedingungen abgesehen und mit Hilfe eines alten Spinnrades und einiger Arzneigläser ziemliche Wirkungen hervorgebracht. Da er dieses gern und oft wiederholte und uns dabei von der Elektrizität überhaupt unterrichtete, so fanden wir Kinder die Sache sehr plausibel und quälten uns mit einem alten Spinnrade und einigen Arzneigläsern lange Zeit herum, ohne auch nur die mindeste Wirkung hervorbringen zu können. Wir hielten demungeachtet am Glauben fest und waren sehr vergnügt, als zur Meßzeit unter andern Raritäten, Zauber- und Taschenspielerkünsten auch eine Elektrisirmaschine ihre Kunststücke machte, welche, sowie die magnetischen, für jene Zeit schon sehr vervielfältigt waren.

Das Mißtrauen gegen den öffentlichen Unterricht vermehrte sich von Tage zu Tage. Man sah sich nach Hauslehrern um, und weil einzelne Familien den Aufwand nicht bestreiten konnten, so traten mehrere zusammen, um eine solche Absicht zu erreichen.

Allein die Kinder vertrugen sich selten; der junge Mann hatte nicht Autorität genug, und nach oft wiederholtem Verdruß gab es nur gehässige Trennungen. Kein Wunder daher, daß man auf andere Anstalten dachte, welche sowol beständiger als vortheilhafter sein sollten.

Auf den Gedanken, Pensionen zu errichten, war man durch die Nothwendigkeit gekommen, welche Jedermann empfand, daß die französische Sprache lebendig gelehrt und überliefert werden müsse. Mein Vater hatte einen jungen Menschen erzogen, der bei ihm Bedienter, Kammerdiener, Sekretär, genug nach und nach Alles in Allem gewesen war. Dieser, Namens Pfeil, sprach gut Französisch und verstand es gründlich. Nachdem er sich verheirathet hatte und seine Gönner für ihn auf einen Zustand denken mußten, so fielen sie auf den Gedanken, ihn eine Pension errichten zu lassen, die sich nach und nach zu einer kleinen Schulanstalt erweiterte, in der man alles Nothwendige, ja zuletzt sogar Lateinisch und Griechisch lehrte. Die weitverbreiteten Konnexionen von Frankfurt gaben Gelegenheit, daß junge Franzosen und Engländer, um Deutsch zu lernen und sonst sich auszubilden, dieser Anstalt anvertraut wurden. Pfeil, der, ein Mann in seinen besten Jahren, von der wundersamsten Energie und Thätigkeit war, stand dem Ganzen sehr lebenswürdig vor, und weil er nie genug beschäftigt sein konnte, so warf er sich bei Gelegenheit, da er seinen Schülern Musikmeister halten mußte, selbst in die Musik und betrieb das Klavierspielen mit solchem Eifer, daß er, der niemals vorher eine Taste angerührt hatte, sehr bald recht fertig und brav spielte. Er schien die Maxime meines Vaters angenommen zu haben, daß junge Leute nichts mehr aufmuntern und anregen könne, als wenn man selbst schon in gewissen Jahren sich wieder zum Schüler erklärte und in einem Alter, worin man sehr schwer neue Fertigkeiten erlangt, dennoch durch Eifer und Anhaltsamkeit Zünftern, von der Natur mehr Begünstigten den Rang abzulaufen suche.

Durch diese Neigung zum klavierspielen ward Pfeil auf die Instrumente selbst getrieben, und indem er sich die besten zu verschaffen hoffte, kam er in Verhältnisse mit Friederici in Gera, dessen Instrumente weit und breit berühmt waren. Er nahm eine Anzahl davon in Kommission und hatte nun die Freude, nicht nur etwa einen Flügel, sondern mehrere in seiner Wohnung aufgestellt zu sehen, sich darauf zu üben und hören zu lassen.

Auch in unſer Haus brachte die Lebendigkeit dieſes Mannes einen größern Muſikbetrieb. Mein Vater blieb mit ihm, bis auf die ſtrittigen Punkte, in einem dauernden guten Verhältniſſe. Auch für uns ward ein großer Friederici'ſcher Flügel angeſchafft, den ich, bei meinem Klavier verweilend, wenig berührte, der aber meiner Schweſter zu deſto größerer Qual gedieh, weil ſie, um das neue Inſtrument gehörig zu ehren, täglich noch einige Zeit mehr auf ihre Uebungen zu wenden hatte, wobei mein Vater als Aufſeher, Pfeil aber als Muſterbild und antreibender Hausfreund abwechſelnd zur Seite ſtanden.

Eine beſondere Liebhaberei meines Vaters machte uns Kindern viel Unbequemlichkeit. Es war nämlich die Seidenzucht, von deren Vortheil, wenn ſie allgemeiner verbreitet würde, er einen großen Begriff hatte. Einige Bekanntſchaften in Hanau, wo man die Zucht der Würmer ſehr ſorgfältig betrieb, gaben ihm die nächſte Veranlaſſung. Von dorther wurden ihm zu rechter Zeit die Eier geſendet, und ſobald die Maulbeerbäume genugſames Laub zeigten, ließ man ſie ausſchlüpfen und wartete der kaum ſichtbaren Geſchöpfe mit großer Sorgfalt. In einem Manſardzimmer waren Tiſche und Geſtelle mit Brettern aufgeſchlagen, um ihnen mehr Raum und Unterhalt zu bereiten; denn ſie wuchſen ſchnell und waren nach der letzten Häutung ſo heißhungrig, daß man kaum Blätter genug herbeiſchaffen konnte, ſie zu nähren; ja, ſie mußten Tag und Nacht gefüttert werden, weil eben Alles darauf ankommt, daß ſie der Nahrung ja nicht zu einer Zeit ermangeln, wo die große und wunderſame Veränderung in ihnen vorgehen ſoll. War die Witterung günſtig, ſo konnte man freilich dieſes Geſchäft als eine luſtige Unterhaltung anſehen; trat aber Kälte ein, daß die Maulbeerbäume litten, ſo machte es große Noth. Noch unangenehmer aber war es, wenn in der letzten Epoche Regen einfiel; denn dieſe Geſchöpfe können die Feuchtigkeit gar nicht vertragen; und ſo mußten die benetzten Blätter ſorgfältig abgewiſcht und getrocknet werden, welches denn doch nicht immer ſo genau geſchehen konnte, und aus dieſer oder vielleicht auch einer andern Urſache kamen mancherlei Krankheiten unter die Heerde, wodurch die armen Kreaturen zu Tauſenden hingerafft wurden. Die daraus entſtehende Fäulniß erregte einen wirklich peſtartigen Geruch; und da man die todten und kranken wegſchaffen und von den geſunden abſondern mußte, um nur einige zu retten, ſo war es in der That ein äußerſt beſchwerliches und wider-

liches Geschäft, das uns Kindern manche böse Stunde verursachte.

Nachdem wir nun eines Jahrs die schönsten Frühlings- und Sommerwochen mit Wartung der Seidenwürmer hingebracht, mußten wir dem Vater in einem andern Geschäft beistehen, das, obgleich einfacher, uns dennoch nicht weniger beschwerlich ward. Die Römischen Prospekte nämlich, welche in dem alten Hause, in schwarze Stäbe oben und unten eingefaßt, an den Wänden mehrere Jahre gehangen hatten, waren durch Licht, Staub und Rauch sehr vergilbt und durch die Fliegen nicht wenig unscheinbar geworden. War nun eine solche Unreinlichkeit in dem neuen Hause nicht zulässig, so hatten diese Bilder für meinen Vater auch durch seine längere Entferntheit von den vorgestellten Gegenden an Werth gewonnen. Denn im Anfange dienen uns dergleichen Abbildungen, die erst kurz vorher empfangenen Eindrücke aufzufrischen und zu beleben. Sie scheinen uns gering gegen diese und meistens nur ein trauriges Surrogat. Verlischt hingegen das Andenken der Urgestalten immer mehr und mehr, so treten die Nachbildungen unvermerkt an ihre Stelle, sie werden uns so theuer, als es jene waren, und was wir anfangs mißachtet, erwirbt sich nunmehr unsre Schätzung und Neigung. So geht es mit allen Abbildungen, besonders auch mit Porträten. Nicht leicht ist Jemand mit dem Konterfei eines Gegenwärtigen zufrieden, und wie erwünscht ist uns jeder Schattenriß eines Abwesenden oder gar Abgeschiedenen!

Genug, in diesem Gefühl seiner bisherigen Verschwendung wollte mein Vater jene Kupferstiche soviel wie möglich wiederhergestellt wissen. Daß dieses durch Bleichen möglich sei, war bekannt, und diese bei großen Blättern immer bedenkliche Operation wurde unter ziemlich ungünstigen Lokalumständen vorgenommen. Denn die großen Bretter, worauf die angefeuchteten Kupfer beleuchtet und der Sonne ausgestellt wurden, standen vor Mansardenfenstern in den Dachtraufen an das Dach gelehnt und waren daher manchen Unfällen ausgesetzt. Dabei war die Hauptsache, daß das Papier niemals austrocknen durfte, sondern immer feucht gehalten werden mußte. Diese Obliegenheit hatte ich und meine Schwester, wobei uns denn wegen der langen Weile und Ungeduld, wegen der Aufmerksamkeit, die uns keine Zerstreuung zuließ, ein sonst so sehr erwünschter Müssiggang zur höchsten Qual gereichte. Die Sache ward gleichwol durchgesetzt,

und der Buchbinder, der jedes Blatt auf ſtarkes Papier aufzog, that ſein Beſtes, die hier und da durch unſre Fahrläſſigkeit zerriſſenen Ränder auszugleichen und herzuſtellen. Die ſämmtlichen Blätter wurden in einen Band zuſammengefaßt und waren für diesmal gerettet.

Damit es uns Kindern aber ja nicht an dem Allerlei des Lebens und Lernens fehlen möchte, ſo mußte ſich gerade um dieſe Zeit ein engliſcher Sprachmeiſter melden, welcher ſich anheiſchig machte, innerhalb vier Wochen einen Jeden, der nicht ganz rob in Sprachen ſei, die engliſche zu lehren und ihn ſo weit zu bringen, daß er ſich mit einigem Fleiß weiter helfen könne. Er nahm ein mäßiges Honorar; die Anzahl der Schüler in einer Stunde war ihm gleichgiltig. Mein Vater entſchloß ſich auf der Stelle, den Verſuch zu machen, und nahm mit mir und meiner Schweſter bei dem erwähnten Meiſter Lektion. Die Stunden wurden treulich gehalten, am Repetiren fehlte es auch nicht; man ließ die vier Wochen über eher einige andere Uebungen liegen; der Lehrer ſchied von uns und wir von ihm mit Zufriedenheit. Da er ſich länger in der Stadt aufhielt und viele Kunden fand, ſo kam er von Zeit zu Zeit, nachzuſehen und nachzuhelfen, dankbar, daß wir unter die Erſten gehörten, welche Zutrauen zu ihm gehabt, und ſtolz, uns den Uebrigen als Muſter anführen zu können.

In Gefolg von dieſem hegte mein Vater eine neue Sorgfalt, daß auch das Engliſche hübſch in der Reihe der übrigen Sprachbeſchäftigungen bliebe. Nun bekenne ich, daß es mir immer läſtiger wurde, bald aus dieſer, bald aus jener Grammatik oder Beiſpielſammlung, bald aus dieſem oder jenem Autor den Anlaß zu meinen Arbeiten zu nehmen und ſo meinen Antheil an den Gegenſtänden zugleich mit den Stunden zu verzetteln. Ich kam daher auf den Gedanken, Alles mit einmal abzuthun, und erfand einen Roman von ſechs bis ſieben Geſchwiſtern, die, von einander entfernt und in der Welt zerſtreut, ſich wechſelſeitig Nachricht von ihren Zuſtänden und Empfindungen mittheilen. Der älteſte Bruder giebt in gutem Deutſch Bericht von allerlei Gegenſtänden und Ereigniſſen ſeiner Reiſe. Die Schweſter, in einem frauenzimmerlichen Stil, mit lauter Punkten und in kurzen Sätzen, ungefähr wie nachher Siegwart geſchrieben wurde, erwidert bald ihm, bald den andern Geſchwiſtern, was ſie theils von häuslichen Verhältniſſen, theils von Herzensangelegenheiten zu erzählen hat. Ein Bruder ſtudirt

Theologie und schreibt ein sehr förmliches Latein, dem er manchmal ein griechisches Postskript hinzufügt. Einem folgenden, in Hamburg als Handlungsdiener angestellt, ward natürlich die englische Korrespondenz zu Theil, sowie einem jüngern, der sich in Marseille aufhielt, die französische. Zum Italienischen fand sich ein Mystikus auf seinem ersten Ausflug in die Welt, und der jüngste, eine Art von naseweisem Nestquackelchen, hatte, da ihm die übrigen Sprachen abgeschnitten waren, sich aufs Judendeutsch gelegt und brachte durch seine schrecklichen Chiffern die übrigen in Verzweiflung und die Eltern über den guten Einfall zum Lachen.

Für diese wunderliche Form suchte ich mir einigen Gehalt, indem ich die Geographie der Gegenden, wo meine Geschöpfe sich aufhielten, studirte und zu jenen trockenen Lokalitäten allerlei Menschlichkeiten hinzu erfand, die mit dem Charakter der Personen und ihrer Beschäftigung einige Verwandtschaft hatten. Auf diese Weise wurden meine Exercitienbücher viel voluminöser; der Vater war zufriedener, und ich ward eher gewahr, was mir an eigenem Verrath und an Fertigkeiten abging.

Wie nun dergleichen Dinge, wenn sie einmal im Gang sind, kein Ende und keine Grenzen haben, so ging es auch hier; denn indem ich mir das barocke Judendeutsch zuzueignen und es ebenso gut zu schreiben suchte, als ich es lesen kennte, fand ich bald, daß mir die Kenntniß des Hebräischen fehlte, woraus sich das moderne verderbte und verzerrte allein ableiten und mit einiger Sicherheit behandeln ließ. Ich eröffnete daher meinem Vater die Nothwendigkeit, Hebräisch zu lernen, und betrieb sehr lebhaft seine Einwilligung; denn ich hatte noch einen höhern Zweck. Ueberall hörte ich sagen, daß zum Verständniß des Alten Testaments sowie des Neuen die Grundsprachen nöthig wären. Das letzte las ich ganz bequem, weil die sogenannten Evangelien und Episteln, damit es ja auch Sonntags nicht an Uebung fehle, nach der Kirche repetirt, übersetzt und einigermaßen erklärt werden mußten. Ebenso dachte ich es nun auch mit dem Alten Testamente zu halten, das mir wegen seiner Eigenthümlichkeit ganz besonders von jeher zugesagt hatte.

Mein Vater, der nicht gern etwas halb that, beschloß, den Rektor unseres Gymnasiums, Doktor Albrecht, um Privatstunden zu ersuchen, die er mir wöchentlich so lange geben sollte, bis ich von einer so einfachen Sprache das Nöthigste gefaßt hätte;

denn er hoffte, sie werde, wo nicht so schnell, doch wenigstens in doppelter Zeit als die englische sich abthun lassen.

Der Rektor Albrecht war eine der originalsten Figuren von der Welt, klein, nicht dick, aber breit, uniformlich, ohne verwachsen zu sein, kurz ein Aesop mit Ehrenrock und Perücke. Sein übersiebzigjähriges Gesicht war durchaus zu einem sarkastischen Lächeln verzogen, wobei seine Augen immer groß blieben und, obgleich roth, doch immer leuchtend und geistreich waren. Er wohnte in dem alten Kloster zu den Barfüßern, dem Sitz des Gymnasiums. Ich hatte schon als Kind, meine Eltern begleitend, ihn manchmal besucht und die langen dunklen Gänge, die in Visitenzimmer verwandelten Kapellen, das unterbrochne treppen- und winkelhafte Lokal mit schaurigem Behagen durchstrichen. Ohne mir unbequem zu sein, examinirte er mich, so oft er mich sah, und lobte und ermunterte mich. Eines Tages, bei der Translokation nach öffentlichem Examen, sah er mich als einen auswärtigen Zuschauer, während er die silbernen praemia virtutis et diligentiae austheilte, nicht weit von seinem Katheder stehen. Ich mochte gar sehnlich nach dem Beutelchen blicken, aus welchem er die Schaumünzen hervorzog; er winkte mir, trat eine Stufe herunter und reichte mir einen solchen Silberling. Meine Freude war groß, obgleich Andre diese einem Nicht-Schulknaben gewährte Gabe außer aller Ordnung fanden. Allein daran war dem guten Alten wenig gelegen, der überhaupt den Sonderling und zwar in einer auffallenden Weise spielte. Er hatte als Schulmann einen sehr guten Ruf und verstand sein Handwerk, ob ihm gleich das Alter solches auszuüben nicht mehr ganz gestattete. Aber beinahe noch mehr als durch eigene Gebrechlichkeit fühlte er sich durch äußere Umstände gehindert, und wie ich schon früher wußte, war er weder mit dem Konsistorium, noch den Scholarchen, noch den Geistlichen, noch auch den Lehrern zufrieden. Seinem Naturell, das sich zum Auspassen auf Fehler und Mängel und zur Satire hinneigte, ließ er sowol in Programmen als in öffentlichen Reden freien Lauf, und wie Lucian fast der einzige Schriftsteller war, den er las und schätzte, so würzte er Alles, was er sagte und schrieb, mit beißenden Ingredienzien.

Glücklicherweise für Diejenigen, mit welchen er unzufrieden war, ging er niemals direkt zu Werke, sondern schraubte nur mit Bezügen, Anspielungen, klassischen Stellen und biblischen Sprüchen auf die Mängel hin, die er zu rügen gedachte. Da-

bei war sein mündlicher Vortrag (er las seine Reden jederzeit ab) unangenehm, unverständlich und über Alles dieses manchmal durch einen Husten, öfters aber durch ein hohles, bauchschütterndes Lachen unterbrochen, womit er die beißenden Stellen anzukündigen und zu begleiten pflegte. Diesen seltsamen Mann fand ich mild und willig, als ich anfing, meine Stunden bei ihm zu nehmen. Ich ging nun täglich Abends um sechs Uhr zu ihm und fühlte immer ein heimliches Behagen, wenn sich die Klingelthüre hinter mir schloß und ich nun den langen, düstern Klostergang durchzuwandeln hatte. Wir saßen in seiner Bibliothek an einem mit Wachstuch beschlagenen Tische; ein sehr durchlesener Lucian kam nie von seiner Seite.

Ungeachtet alles Wohlwollens gelangte ich doch nicht ohne Einstand zur Sache; denn mein Lehrer konnte gewisse spöttische Anmerkungen, und was es denn mit dem Hebräischen eigentlich solle, nicht unterdrücken. Ich verschwieg ihm die Absicht auf das Judendeutsch und sprach von besserem Verständniß des Grundtextes. Darauf lächelte er und meinte, ich solle schon zufrieden sein, wenn ich nur lesen lernte. Dies verdroß mich im Stillen, und ich nahm alle meine Aufmerksamkeit zusammen, als es an die Buchstaben kam. Ich fand ein Alphabet, das ungefähr dem griechischen zur Seite ging, dessen Gestalten faßlich, dessen Benennungen mir zum größten Theil nicht fremd waren. Ich hatte dies Alles sehr bald begriffen und behalten und dachte, es sollte nun ans Lesen gehen. Daß dieses von der rechten zur linken Seite geschehe, war mir wohl bewußt. Nun aber trat auf einmal ein neues Heer von kleinen Buchstäbchen und Zeichen hervor, von Punkten und Strichelchen aller Art, welche eigentlich die Vokale vorstellen sollten, worüber ich mich um so mehr verwunderte, als ich in dem größern Alphabete offenbar Vokale bekannt und die übrigen nur unter fremden Benennungen verborgen zu sein schienen. Auch ward gelehrt, daß die jüdische Nation, so lange sie geblüht, wirklich sich mit jenen ersten Zeichen begnügt und keine andere Art, zu schreiben und zu lesen, gekannt habe. Ich wäre nun gar zu gern auf diesem alterthümlichen, wie mir schien, bequemeren Wege gegangen; allein mein Alter erklärte etwas streng: man müsse nach der Grammatik verfahren, wie sie einmal beliebt und verfaßt worden. Das Lesen ohne diese Punkte und Striche sei eine sehr schwere Aufgabe und könne nur von Gelehrten und den Geübtesten geleistet werden. Ich mußte mich also bequemen, auch diese kleinen

Merkzeichen kennen zu lernen; aber die Sache ward mir immer verworrner. Nun sollten einige der ersten größern Urzeichen an ihrer Stelle gar nichts gelten, damit ihre kleinen Nachgebornen doch ja nicht umsonst dastehen möchten. Dann sollten sie einmal wieder einen leisen Hauch, dann einen mehr oder weniger harten Kehllaut andeuten, bald gar nur als Stütze und Unterlage dienen. Zuletzt aber, wenn man sich Alles wohl gemerkt zu haben glaubte, wurden einige der großen sowol als der kleinen Personnagen in den Ruhestand versetzt, so daß das Auge immer sehr viel und die Lippe sehr wenig zu thun hatte.

Indem ich nun dasjenige, was mir dem Inhalt nach schon bekannt war, in einem fremden kauderwälschen Idiom herstottern sollte, wobei mir denn ein gewisses Räseln und Gurgeln als ein Unerreichbares nicht wenig empfohlen wurde, so kam ich gewissermaßen von der Sache ganz ab und amüsirte mich auf eine kindische Weise an den seltsamen Namen dieser gehäuften Zeichen. Da waren Kaiser, Könige und Herzoge, die, als Accente hie und da dominirend, mich nicht wenig unterbielten. Aber auch diese schalen Späße verloren bald ihren Reiz. Doch wurde ich dadurch schadlos gehalten, daß mir beim Lesen, Uebersetzen, Wiederholen, Auswendiglernen der Inhalt des Buchs um so lebhafter entgegentrat, und dieser war es eigentlich, über welchen ich von meinem alten Herrn Aufklärung verlangte. Denn schon vorher waren mir die Widersprüche der Ueberlieferung mit dem Wirklichen und Möglichen sehr auffallend gewesen, und ich hatte meine Hauslehrer durch die Sonne, die zu Gibeon, und den Mond, der im Thal Ajalon still stand, in manche Noth versetzt, gewisser anderer Unwahrscheinlichkeiten und Inkongruenzen nicht zu gedenken. Alles dergleichen ward nun aufgeregt, indem ich mich, um von dem Hebräischen Meister zu werden, mit dem Alten Testament ausschließlich beschäftigte und solches nicht mehr in Luther's Uebersetzung, sondern in der wörtlichen beigedruckten Version des Sebastian Schmid, den mir mein Vater sogleich angeschafft hatte, durchstudirte. Hier fingen unsere Stunden leider an, was die Sprachübungen betrifft, lückenhaft zu werden. Lesen, Exponiren, Grammatik, Aufschreiben und Hersagen von Wörtern dauerte selten eine völlige halbe Stunde; denn ich fing sogleich an, auf den Sinn der Sache loszugehen und, ob wir gleich noch in dem ersten Buche Mosis befangen waren, mancherlei Dinge zur Sprache zu bringen, welche mir aus den spätern Büchern im Sinne lagen.

Anfangs suchte der gute Alte mich von solchen Abschweifungen zurückzuführen; zuletzt aber schien es ihn selbst zu unterhalten. Er kam nach seiner Art nicht aus dem Husten und Lachen, und wiewol er sich sehr hütete, mir eine Auskunft zu geben, die ihn hätte kompromittiren können, so ließ meine Zudringlichkeit doch nicht nach; ja, da mir mehr daran gelegen war, meine Zweifel vorzubringen, als die Auflösung derselben zu erfahren, so wurde ich immer lebhafter und kühner, wozu er mich durch sein Betragen zu berechtigen schien. Uebrigens konnte ich nichts aus ihm bringen, als daß er ein über das andre Mal mit seinem bauchschütternden Lachen ausrief: „Er närrischer Kerl! Er närrischer Junge!"

Indessen mochte ihm meine, die Bibel nach allen Seiten durchkreuzende kindische Lebhaftigkeit doch ziemlich ernsthaft und einiger Nachhilfe werth geschienen haben. Er verwies mich daher nach einiger Zeit auf das große englische Bibelwerk, welches in seiner Bibliothek bereit stand, und in welchem die Auslegung schwerer und bedenklicher Stellen auf eine verständige und kluge Weise unternommen war. Die Uebersetzung hatte durch die großen Bemühungen deutscher Gottesgelehrten Vorzüge vor dem Original erhalten. Die verschiedenen Meinungen waren angeführt und zuletzt eine Art von Vermittelung versucht, wobei die Würde des Buchs, der Grund der Religion und der Menschenverstand einigermaßen neben einander bestehen konnten. So oft ich nun gegen Ende der Stunde mit hergebrachten Fragen und Zweifeln auftrat, so oft deutete er auf das Repositorium; ich holte mir den Band, er ließ mich lesen, blätterte in seinem Lucian, und wenn ich über das Buch meine Anmerkungen machte, war sein gewöhnliches Lachen Alles, wodurch er meinen Scharfsinn erwiderte. In den langen Sommertagen ließ er mich sitzen, so lange ich lesen konnte, manchmal allein; nur dauerte es eine Weile, bis er mir erlaubte, einen Band nach dem andern mit nach Hause zu nehmen.

Der Mensch mag sich wenden, wohin er will, er mag unternehmen, was es auch sei, stets wird er auf jenen Weg wieder zurückkehren, den ihm die Natur einmal vorgezeichnet hat. So erging es auch mir im gegenwärtigen Falle. Die Bemühungen um die Sprache, um den Inhalt der heiligen Schriften selbst endigten zuletzt damit, daß von jenem schönen und vielgepriesenen Lande, seiner Umgebung und Nachbarschaft, sowie von den Völkern und Ereignissen, welche jenen Fleck der Erde durch

Jahrtausende hindurch verderblichten, eine lebhaftere Vorstellung in meiner Einbildungskraft derworging.

Dieser kleine Raum sollte den Ursprung und das Wachsthum des Menschengeschlechts sehen; von dorther sollten die ersten und einzigsten Nachrichten der Urgeschichte zu uns gelangen, und ein solches Lokal sollte zugleich so einfach und fasslich als mannichfaltig und zu den wundersamsten Wanderungen und Ansiedelungen geeignet vor unserer Einbildungskraft liegen. Hier, zwischen vier benannten Flüssen, war aus der ganzen zu bewohnenden Erde ein kleiner, höchst anmuthiger Raum dem jugendlichen Menschen ausgeeignet. Hier sollte er seine ersten Fähigkeiten entwickeln, und hier sollte ihn zugleich das Loos treffen, das seiner ganzen Nachkommenschaft beschieden war, seine Ruhe zu verlieren, indem er nach Erkenntniß strebte. Das Paradies war verscherzt; die Menschen mehrten und verschlimmerten sich; die an die Unarten dieses Geschlechts noch nicht gewohnten Elohim wurden ungeduldig und vernichteten es von Grund aus. Nur Wenige wurden aus der allgemeinen Ueberschwemmung gerettet, und kaum hatte sich diese gräuliche Fluth verlaufen, als der bekannte vaterländische Boden schon wieder vor den Blicken der dankbaren Geretteten lag. Zwei Flüsse von vieren, Euphrat und Tigris, flossen noch in ihren Betten. Der Name des ersten blieb; den andern schien sein Lauf zu bezeichnen. Genauere Spuren des Paradieses wären nach einer so großen Umwälzung nicht zu fordern gewesen. Das erneute Menschengeschlecht ging von hier zum zweiten Mal aus; es fand Gelegenheit, sich auf alle Arten zu nähren und zu beschäftigen, am Meisten aber, große Heerden zahmer Geschöpfe um sich zu versammeln und mit ihnen nach allen Seiten hinzuziehen.

Diese Lebensweise, sowie die Vermehrung der Stämme nöthigte die Völker bald, sich von einander zu entfernen. Sie konnten sich sogleich nicht entschließen, ihre Verwandten und Freunde für immer fahren zu lassen; sie kamen auf den Gedanken, einen hohen Thurm zu bauen, der ihnen aus weiter Ferne den Weg wieder zurückweisen sollte. Aber dieser Versuch mißlang wie jenes erste Bestreben. Sie sollten nicht zugleich glücklich und klug, zahlreich und einig sein. Die Elohim verwirrten sie, der Bau unterblieb, die Menschen zerstreuten sich; die Welt war bevölkert, aber entzweit.

Unser Blick, unser Antheil bleibt aber noch immer an diese

Gegenden gebettet. Endlich geht abermals ein Stammvater von hier aus, der so glücklich ist, seinen Nachkommen einen entschiedenen Charakter aufzuprägen und sie dadurch für ewige Zeiten zu einer großen und bei allem Glücks- und Ortswechsel zusammenhaltenden Nation zu vereinigen.

Vom Euphrat aus, nicht ohne göttlichen Fingerzeig, wandert Abraham gegen Westen. Die Wüste setzt seinem Zug kein entschiedenes Hinderniß entgegen; er gelangt an den Jordan, zieht über den Fluß und verbreitet sich in den schönen mittägigen Gegenden von Palästina. Dieses Land war schon früher in Besitz genommen und ziemlich bewohnt. Berge, nicht allzu hoch, aber steinig und unfruchtbar, waren von vielen bewässerten, dem Anbau günstigen Thälern durchschnitten. Städte, Flecken, einzelne Ansiedelungen lagen zerstreut auf der Fläche, auf Abhängen des großen Thals, dessen Wasser sich im Jordan sammeln. So bewohnt, so bebaut war das Land, aber die Welt noch groß genug, und die Menschen nicht auf den Grad sorgfältig, bedürfnißvoll und thätig, um sich gleich aller ihrer Umgebungen zu bemächtigen. Zwischen jenen Besitzungen erstreckten sich große Räume, in welchen weidende Züge sich beinem hin und her bewegen konnten. In solchen Räumen hält sich Abraham auf, sein Bruder Lot ist bei ihm; aber sie können nicht lange an solchen Orten verbleiben. Eben jene Verfassung des Landes, dessen Bevölkerung bald zu, bald abnimmt, und dessen Erzeugnisse sich niemals mit dem Bedürfniß im Gleichgewicht erhalten, bringt unversehens eine Hungersnoth hervor, und der Eingewanderte leidet mit dem Einheimischen, dem er durch seine zufällige Gegenwart die eigne Nahrung verkümmert hat. Die beiden chaldäischen Brüder ziehen nach Aegypten, und so ist uns der Schauplatz vorgezeichnet, auf dem einige tausend Jahre die bedeutendsten Begebenheiten der Welt vorgehen sollten. Vom Tigris zum Euphrat, vom Euphrat zum Nil sehen wir die Erde bevölkert und in diesem Raume einen bekannten, den Göttern geliebten, uns schon werth gewordenen Mann mit Heerden und Gütern hin und wieder ziehen und sie in kurzer Zeit aufs Reichlichste vermehren. Die Brüder kommen zurück; allein gewitzigt durch die ausgestandne Noth, fassen sie den Entschluß, sich von einander zu trennen. Beide verweilen zwar im mittägigen Kanaan; aber indem Abraham zu Hebron gegen dem Hain Mamre bleibt, zieht sich Lot nach dem Thale Siddim, das, wenn unsere Einbildungskraft kühn genug ist, dem Jordan einen unterirdischen

Ausfluß zu geben, um an der Stelle des gegenwärtigen Asphalt-Sees einen trocknen Boden zu gewinnen, uns als ein wüstes Paradies erscheinen kann und muß, um so mehr, weil die Bewohner und Umwohner desselben, als Weichlinge und Frevler berüchtigt, uns dadurch auf ein bequemes und üppiges Leben schließen lassen. Lot wohnt unter ihnen, jedoch abgesondert.

Aber Hebron und der Hain Mamre erscheinen uns als die wichtige Stätte, wo der Herr mit Abraham spricht und ihm alles Land verheißt, so weit sein Blick nur in vier Weltgegenden reichen mag. Aus diesen stillen Bezirken, von diesen Hirtenvölkern, die mit den Himmlischen umgehen dürfen, sie als Gäste bewirthen und manche Zwiesprache mit ihnen halten, werden wir genöthigt, den Blick abermals gegen Osten zu wenden und an die Verfassung der Nebenwelt zu denken, die im Ganzen wol der einzelnen Verfassung von Kanaan gleichen mochte.

Familien halten zusammen, sie vereinigen sich, und die Lebensart der Stämme wird durch das Lokal bestimmt, das sie sich zugeeignet haben oder zueignen. Auf den Gebirgen, die ihr Wasser nach dem Tigris hinunterwenden, finden wir kriegerische Völker, die schon sehr früh auf jene Weltereberer und Weltbeherrscher hindeuten und in einem für jene Zeiten ungeheuren Feldzug uns ein Vorspiel künftiger Großthaten geben. Kedor Laomor, König von Elam, wirft schon mächtig auf Verbündete. Er herrscht lange Zeit; denn schon zwölf Jahre vor Abraham's Ankunft in Kanaan hatte er bis an den Jordan die Völker zinsbar gemacht. Sie waren endlich abgefallen, und die Verbündeten rüsten sich zum Kriege. Wir finden sie unvermuthet auf einem Wege, auf dem wahrscheinlich auch Abraham nach Kanaan gelangte. Die Völker an der linken und untern Seite des Jordan werden bezwungen. Kedor Laomor richtet seinen Zug südwärts nach den Völkern der Wüste, sodann sich nordwärts wendend, schlägt er die Amalekiter, und als er auch die Amoriter überwunden, gelangt er nach Kanaan, überfällt die Könige des Thals Siddim, schlägt und zerstreut sie und zieht mit großer Beute den Jordan aufwärts, um seinen Siegerzug bis gegen den Libanon auszudehnen.

Unter den Gefangenen, Beraubten, mit ihrer Habe Fortgeschleppten befindet sich auch Lot, der das Schicksal des Landes

theilt, worin er als Gast sich befindet. Abraham vernimmt es, und hier sehen wir sogleich den Erzvater als Krieger und Helden. Er rafft seine Knechte zusammen, theilt sie in Haufen, fällt auf den beschwerlichen Beutetroß, verwirrt die Siegshaften, die im Rücken keinen Feind mehr vermuthen konnten, und bringt seinen Bruder und dessen Habe nebst Manchem von der Habe der überwundenen Könige zurück. Durch diesen kurzen Kriegszug nimmt Abraham gleichsam von dem Lande Besitz. Den Einwohnern erscheint er als Beschützer, als Retter und durch seine Uneigennützigkeit als König. Dankbar empfangen ihn die Könige des Thals, segnend Melchisedek, der König und Priester.

Nun werden die Weissagungen einer unendlichen Nachkommenschaft erneut, ja sie geben immer mehr ins Weite. Vom Wasser des Euphrat bis zum Fluß Aegyptens werden ihm die sämmtlichen Landstrecken versprochen; aber noch sieht es mit seinen unmittelbaren Leibeserben mißlich aus. Er ist achtzig Jahr alt und hat keinen Sohn. Sara, weniger den Göttern vertrauend als er, wird ungeduldig; sie will nach orientalischer Sitte durch ihre Magd einen Nachkommen haben. Aber kaum ist Hagar dem Hausherrn vertraut, kaum ist Hoffnung zu einem Sohne, so zeigt sich der Zwiespalt im Hause. Die Frau begegnet ihrer eignen Beschützten übel genug, und Hagar flieht, um bei andern Herden einen bessern Zustand zu finden. Nicht ohne höheren Wink kehrt sie zurück, und Ismael wird geboren.

Abraham ist nun neunundneunzig Jahr alt, und die Verheißungen einer zahlreichen Nachkommenschaft werden noch immer wiederholt, so daß am Ende beide Gatten sie lächerlich finden. Und doch wird Sara zuletzt guter Hoffnung und bringt einen Sohn, dem der Name Isaak zu Theil wird.

Auf gesetzmäßiger Fortpflanzung des Menschengeschlechts ruht größtentheils die Geschichte. Die bedeutendsten Begebenheiten ist man bis in die Geheimnisse der Familien zu verfolgen genöthigt; und so geben uns auch die Ehen der Erzväter zu eignen Betrachtungen Anlaß. Es ist, als ob die Gottheiten, welche das Schicksal der Menschen zu leiten beliebten, die ehelichen Ereignisse jeder Art hier gleichsam im Vorbilde hätten darstellen wollen. Abraham, so lange Jahre mit einer schönen, von Vielen umworbenen Frau in kinderloser Ehe, findet sich in seinem hundertsten als Gatte zweier Frauen, als Vater zweier Söhne, und in diesem Augenblick ist sein Hausfriede gestört. Zwei Frauen neben einander, sowie zwei Söhne von

zwei Müttern gegen einander über vertragen ſich unmöglich. Derjenige Theil, der durch Geſetze, Herkommen und Meinung weniger begünſtigt iſt, muß weichen. Abraham muß die Neigung zu Hagar, zu Ismael aufopfern; Beide werden entlaſſen und Hagar genöthigt, den Weg, den ſie auf einer freiwilligen Flucht eingeſchlagen, nunmehr wider Willen anzutreten, anfangs, wie es ſcheint, zu des Kindes und ihrem Untergang; aber der Engel des Herrn, der ſie früher zurückgewieſen, rettet ſie auch diesmal, damit Ismael auch zu einem großen Volk werde und die unwahrſcheinlichſte aller Verheißungen ſelbſt über ihre Grenzen hinaus in Erfüllung gehe.

Zwei Eltern in Jahren und ein einziger ſpätgeborner Sohn: hier ſollte man doch endlich eine häusliche Ruhe, ein irdiſches Glück erwarten! Keineswegs. Die Himmliſchen bereiten dem Erzvater noch die ſchwerſte Prüfung. Doch von dieſer können wir nicht reden, ohne vorher noch mancherlei Betrachtungen anzuſtellen.

Sollte eine natürliche allgemeine Religion entſpringen und ſich eine beſondere geoffenbarte daraus entwickeln, ſo waren die Länder, in denen bisher unſere Einbildungskraft verweilt, die Lebensweiſe, die Menſchenart wol am Geſchickteſten dazu; wenigſtens finden wir nicht, daß in der ganzen Welt ſich etwas ähnlich Günſtiges und Heiteres hervorgethan hätte. Schon zur natürlichen Religion, wenn wir annehmen, daß ſie früher in dem menſchlichen Gemüthe entſprungen, gehört viel Zartheit der Geſinnung; denn ſie ruht auf der Ueberzeugung einer allgemeinen Vorſehung, welche die Weltordnung im Ganzen leite. Eine beſondre Religion, eine von den Göttern dieſem oder jenem Volk geoffenbarte, führt den Glauben an eine beſondre Vorſehung mit ſich, die das göttliche Weſen gewiſſen begünſtigten Menſchen, Familien, Stämmen und Völkern zuſagt. Dieſe ſcheint ſich ſchwer aus dem Innern des Menſchen zu entwickeln. Sie verlangt Ueberlieferung, Herkommen, Bürgſchaft aus uralter Zeit.

Schön iſt es daher, daß die israelitiſche Ueberlieferung gleich die erſten Männer, welche dieſer beſondern Vorſehung vertrauen, als Glaubenshelden darſtellt, welche von jenem hohen Weſen, dem ſie ſich abhängig erkennen, alle und jede Gebote ebenſo blindlings befolgen, als ſie, ohne zu zweifeln, die ſpäten Erfüllungen ſeiner Verheißungen abzuwarten nicht ermüden.

So wie eine beſondere geoffenbarte Religion den Begriff

zum Grunde legt, daß Einer mehr von den Göttern begünstigt sein könne als der Andre, so entspringt sie auch vorzüglich aus der Absonderung der Zustände. Nahe verwandt schienen sich die ersten Menschen; aber ihre Beschäftigungen trennten sie bald. Der Jäger war der freieste von Allen; aus ihm entwickelte sich der Krieger und der Herrscher. Der Theil, der den Acker baute, sich der Erde verschrieb, Wohnungen und Scheuern aufführte, um das Erworbene zu erhalten, konnte sich schon etwas dünken, weil sein Zustand Dauer und Sicherheit versprach. Dem Hirten an seiner Stelle schien der ungemessenste Zustand sowie ein grenzenloser Besitz zu Theil geworden. Die Vermehrung der Heerden ging ins Unendliche, und der Raum, der sie ernähren sollte, erweiterte sich nach allen Seiten. Diese drei Stände scheinen sich gleich anfangs mit Verdruß und Verachtung angesehn zu haben, und wie der Hirte dem Städter ein Gräuel war, so sonderte er auch sich wieder von diesem ab. Die Jäger verlieren sich aus unsern Augen in die Gebirge und kommen nur als Eroberer wieder zum Vorschein.

Zum Hirtenstande gehörten die Erväter. Ihre Lebensweise auf dem Meere der Wüsten und Weiden gab ihren Gesinnungen Breite und Freiheit, das Gewölbe des Himmels, unter dem sie wohnten, mit allen seinen nächtlichen Sternen ihren Gefühlen Erhabenheit, und sie bedurften mehr als der thätige, gewandte Jäger, mehr als der kühne, sorgfältige hausbewohnende Ackersmann des unerschütterlichen Glaubens, daß ein Gott ihnen zur Seite stehe, daß er sie besuche, an ihnen Antheil nehme, sie führe und rette.

Zu noch einer andern Betrachtung werden wir genöthigt, indem wir zur Geschichtsfolge übergehen. So menschlich, schön und heiter auch die Religion der Erväter erscheint, so gehen doch Züge von Wildheit und Grausamkeit hindurch, aus welcher der Mensch herankommen oder worein er wieder versinken kann.

Daß der Haß sich durch das Blut, durch den Tod des überwundenen Feindes versöhne, ist natürlich; daß man auf dem Schlachtfelde zwischen den Reihen der Getödteten einen Frieden schließ, läßt sich wohl denken; daß man ebenso durch geschlachtete Thiere ein Bündniß zu bekräftigen glaubte, fließt aus dem Vorhergehenden; auch daß man die Götter, die man doch immer als Partei, als Widersacher oder als Beistand, ansah, durch Getödtetes herbeizieben, zu versöhnen, sie gewinnen könne, über diese Vorstellung hat man sich gleichfalls nicht zu ver-

wundern. Bleiben wir aber bei den Opfern ſtehen und betrachten die Art, wie ſie in jener Urzeit dargebracht wurden, ſo finden wir einen ſeltſamen, für uns ganz widerlichen Gebrauch, der wahrſcheinlich auch aus dem Kriege hergenommen, dieſen nämlich: die geopferten Thiere jeder Art, und wenn ihrer noch ſo viel gewidmet wurden, mußten in zwei Hälften zerhauen, an zwei Seiten gelegt werden, und in der Straße dazwiſchen befanden ſich Diejenigen, die mit der Gottheit einen Bund ſchließen wollten.

Wunderbar und ahnungsvoll geht durch jene ſchöne Welt noch ein anderer ſchrecklicher Zug: daß Alles, was geweiht, was verlobt war, ſterben mußte; wahrſcheinlich auch ein auf den Frieden übertragener Kriegsgebrauch. Den Bewohnern einer Stadt, die ſich gewaltſam wehrt, wird mit einem ſolchen Gelübde gedroht; ſie geht über, durch Sturm oder ſonſt: man läßt nichts am Leben, Männer keineswegs, und manchmal theilen auch Frauen, Kinder, ja das Vieh ein gleiches Schickſal. Uebereilter und abergläubiſcher Weiſe werden, beſtimmter oder unbeſtimmter, dergleichen Opfer den Göttern verſprochen; und ſo kommen Die, welche man ſchonen möchte, ja ſogar die Nächſten, die eigenen Kinder, in den Fall, als Sühnopfer eines ſolchen Wahnſinns zu bluten.

In dem ſanften, wahrhaft urväterlichen Charakter Abraham's konnte eine ſo barbariſche Anbetungsweiſe nicht entſpringen; aber die Götter, welche manchmal, um uns zu verſuchen, jene Eigenſchaften hervorzukehren ſcheinen, die der Menſch ihnen anzudichten geneigt iſt, befehlen ihm das Ungeheure. Er ſoll ſeinen Sohn opfern, als Pfand des neuen Bundes, und wenn es nach dem Hergebrachten geht, ihn nicht etwa nur ſchlachten und verbrennen, ſondern ihn in zwei Stücke theilen und zwiſchen ſeinen rauchenden Eingeweiden ſich von den gütigen Göttern eine neue Verheißung erwarten. Ohne Zaudern und blindlings ſchickt Abraham ſich an, den Befehl zu vollziehen: den Göttern iſt der Wille hinreichend. Nun ſind Abraham's Prüfungen vorüber; denn weiter konnten ſie nicht geſteigert werden. Aber Sara ſtirbt, und dies giebt Gelegenheit, daß Abraham von dem Lande Kanaan vorbildlich Beſitz nimmt. Er bedarf eines Grabes, und dies iſt das erſte Mal, daß er ſich nach einem Eigenthum auf dieſer Erde umſieht. Eine zweifache Höhle gegen dem Hain Mamre mag er ſich ſchon früher ausgeſucht haben. Dieſe kauft er mit dem daranſtoßenden Acker, und die Form Rechtens, die

er dabei beobachtet, zeigt, wie wichtig ihm dieser Besitz ist. Er war es auch, mehr als er sich vielleicht selbst denken konnte; denn er, seine Söhne und Enkel sollten daselbst ruhen und der nächste Anspruch auf das ganze Land, sowie die immerwährende Neigung seiner Nachkommenschaft, sich hier zu versammeln, dadurch am Eigentlichsten begründet werden.

Von nun an geben die mannichfaltigen Familienscenen abwechselnd vor sich. Noch immer hält sich Abraham streng abgesondert von den Einwohnern, und wenn Ismael, der Sohn einer Aegyptierin, auch eine Tochter dieses Landes geheirathet hat, so soll nun Isaak sich mit einer Blutsfreundin, einer Ebenbürtigen vermählen.

Abraham sendet seinen Knecht nach Mesopotamien zu den Verwandten, die er dort zurückgelassen. Der kluge Eleasar kommt unerkannt an, und um die rechte Braut nach Hause zu bringen, prüft er die Dienstfertigkeit der Mädchen am Brunnen. Er verlangt zu trinken für sich, und ungebeten tränkt Rebekka auch seine Kameele. Er beschenkt sie, er freiet um sie, die ihm nicht versagt wird. So führt er sie in das Haus seines Herrn, und sie wird Isaak angetraut. Auch hier muß die Nachkommenschaft lange Zeit erwartet werden. Erst nach einigen Prüfungsjahren wird Rebekka gesegnet, und derselbe Zwiespalt, der in Abraham's Doppelehe von zwei Müttern entstand, entspringt hier von einer. Zwei Knaben von entgegengesetztem Sinne balgen sich schon unter dem Herzen der Mutter. Sie treten ans Licht: der ältere lebhaft und mächtig, der jüngere zart und klug; jener wird des Vaters, dieser der Mutter Liebling. Der Streit um den Vorrang, der schon bei der Geburt beginnt, setzt sich immer fort. Esau ist rubig und gleichgültig über die Erstgeburt, die ihm das Schicksal zugetheilt; Jakob vergißt nicht, daß ihn sein Bruder zurückgedrängt. Aufmerksam auf jede Gelegenheit, den erwünschten Vortheil zu gewinnen, handelt er seinem Bruder das Recht der Erstgeburt ab und bevortheilt ihn um des Vaters Segen. Esau ergrimmt und schwört dem Bruder den Tod, Jakob entflieht, um in dem Lande seiner Vorfahren sein Glück zu versuchen.

Nun, zum ersten Mal in einer so edlen Familie, erscheint ein Glied, das kein Bedenken trägt, durch Klugheit und List die Vortheile zu erlangen, welche Natur und Zustände ihm versagten. Es ist oft genug bemerkt und ausgesprochen worden, daß die heiligen Schriften uns jene Erzväter und andere von

Gott begünſtigte Männer keineswegs als Tugendbilder aufſtellen wollen. Auch ſie ſind Menſchen von den verſchiedenſten Charaktern, mit mancherlei Mängeln und Gebrechen; aber eine Haupteigenſchaft darf ſolchen Männern nach dem Herzen Gottes nicht fehlen: es iſt der unerſchütterliche Glaube, daß Gott ſich ihrer und der Ihrigen beſonders annehme.

Die allgemeine, die natürliche Religion bedarf eigentlich keines Glaubens; denn die Ueberzeugung, daß ein großes, hervorbringendes, ordnendes und leitendes Weſen ſich gleichſam hinter der Natur verberge, um ſich uns faßlich zu machen, eine ſolche Ueberzeugung dringt ſich einem Jeden auf; ja, wenn er auch den Faden derſelben, der ihn durchs Leben führt, manchmal fahren ließe, ſo wird er ihn doch gleich und überall wieder aufnehmen können. Ganz anders verhält ſich's mit der beſondern Religion, die uns verkündigt, daß jenes große Weſen ſich eines Einzelnen, eines Stammes, eines Volkes, einer Landſchaft entſchieden und vorzüglich annehme. Dieſe Religion iſt auf den Glauben gegründet, der unerſchütterlich ſein muß, wenn er nicht ſogleich von Grund aus zerſtört werden ſoll. Jeder Zweifel gegen eine ſolche Religion iſt ihr tödtlich. Zur Ueberzeugung kann man zurückkehren, aber nicht zum Glauben. Daher die unendlichen Prüfungen, das Zaudern der Erfüllung ſo wiederholter Verheißungen, wodurch die Glaubensfähigkeit jener Ahnherren ins hellſte Licht geſetzt wird.

Auch in dieſem Glauben tritt Jakob ſeinen Zug an, und wenn er durch Liſt und Betrug unſere Neigung nicht erworben hat, ſo gewinnt er ſie durch die dauernde und unverbrüchliche Liebe zu Rahel, um die er ſelbſt aus dem Stegreife wirbt, wie Eleaſar für ſeinen Vater um Rebecca geworben hatte. In ihm ſollte ſich die Verheißung eines unermeßlichen Volkes zuerſt vollkommen entfalten; er ſollte viele Söhne um ſich ſehen, aber auch durch ſie und ihre Mütter manches Herzeleid erleben.

Sieben Jahre dient er um die Geliebte, ohne Ungeduld und ohne Wanken. Sein Schwiegervater, ihm gleich an Liſt, geſinnt wie er, um jedes Mittel zum Zweck für rechtmäßig zu halten, betriegt ihn, vergilt ihm, was er an ſeinem Bruder gethan: Jakob findet eine Gattin, die er nicht liebt, in ſeinen Armen. Zwar, um ihn zu beſänftigen, giebt Laban nach kurzer Zeit ihm die geliebte dazu, aber unter der Bedingung ſieben neuer Dienſtjahre, und ſo entſpringt nun Verdruß aus Verdruß. Die nicht geliebte Gattin iſt fruchtbar, die geliebte bringt

keine Kinder; diese will wie Sara durch eine Magd Mutter werden, jene mißgönnt ihr auch diesen Vortheil. Auch sie führt ihrem Gatten eine Magd zu, und nun ist der gute Erzvater der geplagteste Mann von der Welt: vier Frauen, Kinder von dreien, und keins von der geliebten! Endlich wird auch diese beglückt, und Joseph kommt zur Welt, ein Spätling der leidenschaftlichsten Liebe. Jakob's vierzehn Dienstjahre sind um; aber Laban will in ihm den ersten, treusten Knecht nicht entbehren. Sie schließen neue Bedingungen und theilen sich in die Heerden. Laban behält die von weißer Farbe, als die der Mehrzahl; die scheckigen, gleichsam nur den Ausschuß, läßt sich Jakob gefallen. Dieser weiß aber auch hier seinen Vortheil zu wahren, und wie er durch ein schlechtes Gericht die Erstgeburt und durch eine Vermummung den väterlichen Segen gewonnen, so versteht er nun durch Kunst und Sympathie den besten und größten Theil der Heerde sich zuzueignen und wird auch von dieser Seite der wahrhaft würdige Stammvater des Volkes Israel und ein Musterbild für seine Nachkommen. Laban und die Seinigen bemerken, wo nicht das Kunststück, doch den Erfolg. Es giebt Verdruß; Jakob flieht mit allen den Seinigen, mit aller Habe, und entkommt dem nachsetzenden Laban theils durch Glück, theils durch List. Nun soll ihm Rahel noch einen Sohn schenken; sie stirbt aber in der Geburt: der Schmerzenssohn Benjamin überlebt sie; aber noch größern Schmerz soll der Altvater bei dem anscheinenden Verlust seines Sohnes Joseph empfinden.

Vielleicht möchte Jemand fragen, warum ich diese allgemein bekannten, so oft wiederholten und ausgelegten Geschichten hier abermals umständlich vortrage. Diesem dürfte zur Antwort dienen, daß ich auf keine andere Weise darzustellen wüßte, wie ich bei meinem zerstreuten Leben, bei meinem zerstückelten Lernen dennoch meinen Geist, meine Gefühle auf einen Punkt zu einer stillen Wirkung versammelte; weil ich auf keine andere Weise den Frieden zu schildern vermöchte, der mich umgab, wenn es auch draußen noch so wild und wunderlich herging. Wenn eine stets geschäftige Einbildungskraft, wovon jenes Märchen ein Zeugniß ablegen mag, mich bald da, bald dorthin führte, wenn das Gemisch von Fabel und Geschichte, Mythe-

logie und Religion mich zu verwirren drohte: so flüchtete ich gern nach jenen morgenländischen Gegenden, ich versenkte mich in die ersten Bücher Mosis und fand mich dort unter den ausgebreiteten Hirtenstämmen zugleich in der größten Einsamkeit und in der größten Gesellschaft.

Diese Familienauftritte, ehe sie sich in eine Geschichte des israelitischen Volks verlieren sollten, lassen uns nun zum Schluß noch eine Gestalt sehen, an der sich besonders die Jugend mit Hoffnungen und Einbildungen gar artig schmeicheln kann: Joseph, das Kind der leidenschaftlichsten ehelichen Liebe. Zudig erscheint er uns und klar und prophezeit sich selbst die Vorzüge, die ihn über seine Familie erheben sollten. Durch seine Geschwister ins Unglück gestoßen, bleibt er standhaft und rechtlich in der Sklaverei, widersteht den gefährlichsten Versuchungen, rettet sich durch Weissagung und wird zu hohen Ehren nach Verdienst erhoben. Erst zeigt er sich einem großen Königreiche, sodann den Seinigen hilfreich und nützlich. Er gleicht seinem Urvater Abraham an Ruhe und Großheit, seinem Großvater Isaak an Stille und Ergebenheit. Den von seinem Vater ihm angestammten Gewerbsinn übt er im Großen: es sind nicht mehr Heerden, die man einem Schwiegervater, die man für sich selbst gewinnt; es sind Völker mit allen ihren Besitzungen, die man für einen König einzuhandeln versteht. Höchst anmuthig ist diese natürliche Erzählung, nur erscheint sie zu kurz, und man fühlt sich berufen, sie ins Einzelne auszumalen.

Ein solches Ausmalen biblischer, nur im Umriß angegebener Charaktere und Begebenheiten war den Deutschen nicht mehr fremd. Die Personen des Alten und Neuen Testaments hatten durch Klopstock ein zartes und gefühlvolles Wesen gewonnen, das dem Knaben sowie vielen seiner Zeitgenossen höchlich zusagte. Von den Bodmerischen Arbeiten dieser Art kam wenig oder nichts zu ihm; aber „Daniel in der Löwengrube" von Moser machte große Wirkung auf das junge Gemüth. Hier gelangt ein wohldenkender Geschäfts- und Hofmann durch mancherlei Trübsale zu hohen Ehren, und seine Frömmigkeit, durch die man ihn zu verderben drohte, ward früher und später sein Schild und seine Waffe. Die Geschichte Joseph's zu bearbeiten, war mir lange schon wünschenswerth gewesen; allein ich konnte mit der Form nicht zurechtkommen, besonders da mir keine Versart geläufig war, die zu einer solchen Arbeit gepaßt hätte. Aber nun fand ich eine prosaische Behandlung sehr be-

quem und legte mich mit aller Gewalt auf die Bearbeitung. Nun suchte ich die Charaktere zu sondern und auszumalen und durch Einschaltung von Incidenzien und Episoden die alte einfache Geschichte zu einem neuen und selbstständigen Werke zu machen. Ich bedachte nicht, was freilich die Jugend nicht bedenken kann, daß hiezu ein Gehalt nöthig sei und daß dieser uns nur durch das Gewahrwerden der Erfahrung selbst entspringen könne. Genug, ich vergegenwärtigte mir alle Begebenheiten bis ins kleinste Detail und erzählte sie mir der Reihe nach auf das Genauste.

Was mir diese Arbeit sehr erleichterte, war ein Umstand, der dieses Werk und überhaupt meine Autorschaft höchst voluminös zu machen drohte. Ein junger Mann von vielen Fähigkeiten, der aber durch Anstrengung und Dünkel blödsinnig geworden war, wohnte als Mündel in meines Vaters Hause, lebte ruhig mit der Familie und war sehr still und in sich gekehrt und, wenn man ihn auf seine gewohnte Weise verfahren ließ, zufrieden und gefällig. Dieser hatte seine akademischen Hefte mit großer Sorgfalt geschrieben und sich eine flüchtige leserliche Hand erworben. Er beschäftigte sich am liebsten mit Schreiben und sah es gern, wenn man ihm etwas zu kopiren gab, noch lieber aber, wenn man ihm diktirte, weil er sich alsdann in seine glücklichen akademischen Jahre versetzt fühlte. Meinem Vater, der seine expedite Hand schrieb, und dessen deutsche Schrift klein und ältrig war, konnte nichts erwünschter sein, und er pflegte daher bei Beförderung eigner sowol als fremder Geschäfte diesem jungen Manne gewöhnlich einige Stunden des Tags zu diktiren. Ich fand es nicht minder bequem, in der Zwischenzeit Alles, was mir flüchtig durch den Kopf ging, von einer fremden Hand auf dem Papier fixirt zu sehen, und meine Erfindungs- und Nachahmungsgabe wuchs mit der Leichtigkeit des Auffassens und Aufbewahrens.

Ein so großes Werk als jenes biblische ereaisch-epische Gedicht hatte ich noch nicht unternommen. Es war eben eine ziemlich ruhige Zeit, und nichts rief meine Einbildungskraft aus Palästina und Aegypten zurück. So quoll mein Manuskript täglich um so mehr auf, als das Gedicht streckenweise, wie ich es mir selbst gleichsam in die Luft erzählte, auf dem Papier stand und nur wenige Blätter von Zeit zu Zeit umgeschrieben zu werden brauchten.

Als das Werk fertig war — denn es kam zu meiner

eignen Verwunderung wirklich zu Stande —, bedachte ich, daß von den vorigen Jahren mancherlei Gedichte vorhanden seien, die mir auch jetzt nicht verwerflich schienen, welche, in ein Format mit Joseph zusammengeschrieben, einen ganz artigen Quartband ausmachen würden, dem man den Titel „Vermischte Gedichte" geben könnte, welches mir sehr wohl gefiel, weil ich dadurch im Stillen bekannte und berühmte Autoren nachzuahmen Gelegenheit fand. Ich hatte eine gute Anzahl sogenannter Anakreontischer Gedichte verfertigt, die mir wegen der Bequemlichkeit des Silbenmaaßes und der Leichtigkeit des Inhalts sehr wohl von der Hand gingen. Allein diese durfte ich nicht wohl aufnehmen, weil sie keine Reime hatten und ich doch vor Allem meinem Vater etwas Angenehmes zu erzeigen wünschte. Desto mehr schienen mir geistliche Oden hier am Platz, dergleichen ich zur Nachahmung des „Jüngsten Gerichtes" von Elias Schlegel sehr eifrig versucht hatte. Eine zur Feier der Höllenfahrt Christi geschriebene erhielt von meinen Eltern und Freunden viel Beifall, und sie hatte das Glück, mir selbst noch einige Jahre zu gefallen. Die sogenannten Texte der sonntägigen Kirchenmusiken, welche jedesmal gedruckt zu haben waren, studirte ich fleißig. Sie waren freilich sehr schwach, und ich durfte wohl glauben, daß die meinigen, deren ich mehrere nach der vorgeschriebenen Art verfertigt hatte, ebenso gut verdienten, komponirt und zur Erbauung der Gemeinde vorgetragen zu werden. Diese und mehrere dergleichen hatte ich seit länger als einem Jahre mit eigener Hand abgeschrieben, weil ich durch diese Privatübung von den Vorschriften des Schreibemeisters entbunden wurde. Nunmehr aber ward Alles redigirt und in gute Ordnung gestellt, und es bedurfte keines großen Zuredens, um solche von jenem schreibelustigen jungen Manne reinlich abgeschrieben zu sehen. Ich eilte damit zum Buchbinder, und als ich gar bald den saubern Band meinem Vater überreichte, munterte er mich mit besonderm Wohlgefallen auf, alle Jahre einen solchen Quartanten zu liefern, welches er mit desto größerer Ueberzeugung that, als ich das Alles nur in sogenannten Nebenstunden geleistet hatte.

Noch ein anderer Umstand vermehrte den Hang zu diesen theologischen oder vielmehr biblischen Studien. Der Senior des Ministeriums, Johann Philipp Fresenius, ein sanfter Mann von schönem, gefälligen Ansehen, welcher von seiner Gemeinde, ja von der ganzen Stadt als ein exemplarischer Geist-

licher und guter Kanzelredner verehrt ward, der aber, weil er gegen die Herrnhuter aufgetreten, bei den abgesonderten Frommen nicht im besten Ruf stand, vor der Menge hingegen sich durch die Bekehrung eines bis zum Tode blessirten freigeistischen Generals berühmt und gleichsam heilig gemacht hatte, dieser starb, und sein Nachfolger Plitt, ein großer, schöner, würdiger Mann, der jedoch vom Katheder (er war Professor in Marburg gewesen) mehr die Gabe zu lehren als zu erbauen mitgebracht hatte, kündigte sogleich eine Art von Religions-Kursus an, dem er seine Predigten in einem gewissen methodischen Zusammenhang widmen wolle. Schon früher, da ich doch einmal in die Kirche gehen mußte, hatte ich mir die Eintheilung gemerkt und konnte dann und wann mit ziemlich vollständiger Rezitation einer Predigt großthun. Da nun über den neuen Senior Manches für und wider in der Gemeinde gesprochen wurde und Viele kein sonderliches Zutrauen in seine angekündigten didaktischen Predigten setzen wollten, so nahm ich mir vor, sorgfältiger nachzuschreiben, welches mir um so eher gelang, als ich auf einem zum Hören sehr bequemen, übrigens aber verborgenen Sitz schon geringere Versuche gemacht hatte. Ich war höchst aufmerksam und behend; in dem Augenblick, daß er Amen sagte, eilte ich aus der Kirche und wendete ein paar Stunden daran, das, was ich auf dem Papier und im Gedächtniß fixirt hatte, eilig zu diktiren, so daß ich die geschriebene Predigt noch vor Tische überreichen konnte. Mein Vater war sehr gleriös über dieses Gelingen, und der gute Hausfreund, der eben zu Tische kam, mußte die Freude theilen. Dieser war mir ohnehin höchst günstig, weil ich mir seinen Messias so zu eigen gemacht hatte, daß ich ihm bei meinen öftern Besuchen, um Siegelabdrücke für meine Wappensammlung zu holen, große Stellen davon vortragen konnte, so daß ihm die Thränen in den Augen standen.

Den nächsten Sonntag setzte ich die Arbeit mit gleichem Eifer fort, und weil mich der Mechanismus derselben sogar unterhielt, so dachte ich nicht nach über das, was ich schrieb und aufbewahrte. Das erste Vierteljahr mochten sich diese Bemühungen ziemlich gleich bleiben; als ich aber zuletzt nach meinem Dünkel weder besondere Aufklärung über die Bibel selbst, noch eine freiere Ansicht des Dogmas zu finden glaubte, so schien mir die kleine Eitelkeit, die dabei befriedigt wurde, zu theuer erkauft, als daß ich mit gleichem Eifer das Geschäft

hätte fortſetzen ſollen. Die erſt ſo blätterreichen Kanzelreden wurden immer magerer, und ich hätte zuletzt dieſe Bemühung ganz abgebrochen, wenn nicht mein Vater, der ein Freund der Vollſtändigkeit war, mich durch gute Worte und Verſprechungen dahin gebracht, daß ich bis auf den letzten Sonntag Trinitatis aushielt, obgleich am Schluſſe kaum etwas mehr als der Text, die Propoſition und die Eintheilung auf kleine Blätter verzeichnet wurden.

Was das Vollbringen betrifft, darin hatte mein Vater eine beſondere Hartnäckigkeit. Was einmal unternommen ward, ſollte ausgeführt werden, und wenn auch inzwiſchen das Unbequeme, Langweilige, Verdrießliche, ja Unnütze des Begonnenen ſich deutlich offenbarte. Es ſchien, als wenn ihm das Vollbringen der einzige Zweck, das Beharren die einzige Tugend däuchte. Hatten wir in langen Winterabenden im Familienkreiſe ein Buch angefangen vorzuleſen, ſo mußten wir es auch durchbringen, wenn wir gleich ſämmtlich dabei verzweifelten und er mitunter ſelbſt der Erſte war, der zu gähnen anfing. Ich erinnere mich noch eines ſolchen Winters, wo wir Bower's Geſchichte der Päpſte ſo durcharbeiten hatten. Es war ein fürchterlicher Zuſtand, indem wenig oder nichts, was in jenen kirchlichen Verhältniſſen vorkommt, Kinder und junge Leute anſprechen kann. Indeſſen iſt mir bei aller Unachtſamkeit und allem Widerwillen doch von jener Vorleſung ſo viel geblieben, daß ich in ſpäteren Zeiten Manches daran zu knüpfen im Stande war.

Bei allen dieſen fremdartigen Beſchäftigungen und Arbeiten, die ſo ſchnell auf einander folgten, daß man ſich kaum beſinnen konnte, ob ſie zuläſſig und nützlich wären, verlor mein Vater ſeinen Hauptzweck nicht aus den Augen. Er ſuchte mein Gedächtniß, meine Gabe, etwas zu faſſen und zu kombiniren, auf juriſtiſche Gegenſtände zu lenken, und gab mir daher ein kleines Buch in Geſtalt eines Katechismus, von Hoppe, nach Form und Inhalt der Inſtitutionen gearbeitet, in die Hände. Ich lernte Fragen und Antworten bald auswendig und konnte ſo gut den Katecheten als den Katechumenen vorſtellen; und wie bei dem damaligen Religionsunterricht eine der Hauptübungen war, daß man auf das Behendeſte in der Bibel aufſchlagen lernte, ſo wurde auch hier eine gleiche Bekanntſchaft mit dem Corpus Juris für nöthig befunden, worin ich auch bald auf das Vollkommenſte bewandert war. Mein Vater wollte weiter gehen,

und der kleine Struve ward vorgenommen; aber hier ging es nicht so rasch. Die Form des Buches war für den Anfänger nicht so günstig, daß er sich selbst hätte aushelfen können, und meines Vaters Art zu dociren nicht so liberal, daß sie mich angesprochen hätte.

Nicht allein durch die kriegerischen Zustände, in denen wir uns seit einigen Jahren befanden, sondern auch durch das bürgerliche Leben selbst, durch Lesen von Geschichten und Romanen war es uns nur allzu deutlich, daß es sehr viele Fälle gebe, in welchen die Gesetze schweigen und dem Einzelnen nicht zu Hilfe kommen, der dann sehen mag, wie er sich aus der Sache zieht. Wir waren nun herangewachsen, und dem Schlendriane nach sollten wir auch neben andern Dingen fechten und reiten lernen, um uns gelegentlich unserer Haut zu wehren und zu Pferde kein schülerhaftes Ansehn zu haben. Was den ersten Punkt betrifft, so war uns eine solche Uebung sehr angenehm; denn wir hatten uns schon längst Haurappiere von Haselstöcken, mit Körben von Weiden sauber geflochten, um die Hand zu schützen, zu verschaffen gewußt. Nun durften wir uns wirklich stählerne Klingen zulegen, und das Gerassel, was wir damit machten, war sehr lebhaft.

Zwei Fechtmeister befanden sich in der Stadt: ein älterer ernster Deutscher, der auf die strenge und tüchtige Weise zu Werke ging, und ein Franzose, der seinen Vortheil durch Avanciren und Retiriren, durch leichte, flüchtige Stöße, welche stets mit einigen Ausrufungen begleitet waren, zu erreichen suchte. Die Meinungen, welche Art die beste sei, waren getheilt. Der kleinen Gesellschaft, mit welcher ich Stunde nehmen sollte, gab man den Franzosen, und wir gewöhnten uns bald, vorwärts und rückwärts zu gehen, auszufallen und uns zurückzuziehen und dabei immer in die herkömmlichen Schreilaute auszubrechen. Mehrere von unsern Bekannten aber hatten sich zu dem deutschen Fechtmeister gewendet und übten gerade das Gegentheil. Diese verschiedenen Arten, eine so wichtige Uebung zu behandeln, die Ueberzeugung eines Jeden, daß sein Meister der bessere sei, brachte wirklich eine Spaltung unter die jungen Leute, die ungefähr von einem Alter waren, und es fehlte wenig, so hätten die Fechtschulen ganz ernstliche Gefechte veranlaßt. Denn fast ward ebenso sehr mit Worten gestritten, als mit der Klinge gefochten, und um zuletzt der Sache ein Ende zu machen, ward ein Wettkampf zwischen beiden Meistern

veranſtaltet, deſſen Erfolg ich nicht umſtändlich zu beſchreiben brauche. Der Deutſche ſtand in ſeiner Poſitur wie eine Mauer, paßte auf ſeinen Vortheil und wußte mit Battiren und Legiren ſeinen Gegner ein über das andre Mal zu entwaffnen. Dieſer behauptete, das ſei nicht Raiſon, und fuhr mit ſeiner Beweglichkeit fort, den Andern in Athem zu ſetzen. Auch brachte er dem Deutſchen wol einige Stöße bei, die ihn aber ſelbſt, wenn es Ernſt geweſen wäre, in die andre Welt geſchickt hätten.

Im Ganzen ward nichts entſchieden, noch gebeſſert; nur wendeten ſich Einige zu dem Landsmann, worunter ich auch gehörte. Allein ich hatte ſchon zu viel von dem erſten Meiſter angenommen, daher eine ziemliche Zeit darüber hinging, bis der neue mir es wieder abgewöhnen konnte, der überhaupt mit uns Renegaten weniger als mit ſeinen Urſchülern zufrieden war.

Mit dem Reiten ging es mir noch ſchlimmer. Zufälligerweiſe ſchickte man mich im Herbſt auf die Bahn, ſo daß ich in der kühlen und feuchten Jahreszeit meinen Anfang machte. Die pedantiſche Behandlung dieſer ſchönen Kunſt war mir höchlich zuwider. Zum Erſten und Letzten war immer vom Schließen die Rede, und es konnte Einem doch Niemand ſagen, worin denn eigentlich der Schluß beſtehe, worauf doch Alles ankommen ſolle; denn man fuhr ohne Steigbügel auf dem Pferde hin und her. Uebrigens ſchien der Unterricht nur auf Prellerei und Beſchämung der Scholaren angelegt. Vergaß man die Kinnkette ein- oder auszuhängen, ließ man die Gerte fallen oder wol gar den Hut, jedes Verſäumniß, jedes Unglück mußte mit Geld gebüßt werden, und man ward noch obenein ausgelacht. Dies gab mir den allerſchlimmſten Humor, beſonders da ich den Uebungsort ſelbſt ganz unerträglich fand. Der garſtige, große, entweder feuchte oder ſtaubige Raum, die Kälte, der Modergeruch, Alles zuſammen war mir im höchſten Grade zuwider; und da der Stallmeiſter den Andern, weil ſie ihn vielleicht durch Frühſtücke und ſonſtige Gaben, vielleicht auch durch ihre Geſchicklichkeit beſtachen, immer die beſten Pferde, mir aber die ſchlechteſten zu reiten gab, mich auch wol warten ließ und mich, wie es ſchien, hintanſetzte, ſo brachte ich die allerverdrießlichſten Stunden über einem Geſchäft hin, das eigentlich das luſtigſte von der Welt ſein ſollte. Ja, der Eindruck von jener Zeit, von jenen Zuſtänden iſt mir ſo lebhaft geblieben, daß, ob ich gleich nachher leidenſchaftlich und verwegen zu reiten gewohnt war, auch

Tage und Wochen lang kaum vom Pferde kam, daß ich bedeckte Reitbahnen sorgfältig vermied und höchstens nur wenig Augenblicke darin verweilte. Es kommt übrigens der Fall oft genug vor, daß wenn die Anfänge einer abgeschlossenen Kunst uns überliefert werden sollen, dieses auf eine peinliche und abschreckende Art geschieht. Die Ueberzeugung, wie lästig und schädlich dieses sei, hat in spätern Zeiten die Erziehungsmaxime aufgestellt, daß Alles der Jugend auf eine leichte, lustige und bequeme Art beigebracht werden müsse, woraus denn aber auch wieder andere Uebel und Nachtheile entsprungen sind.

Mit der Annäherung des Frühlings ward es bei uns auch wieder ruhiger, und wenn ich mir früher das Anschauen der Stadt, ihrer göttlichen und weltlichen, öffentlichen und Privat-Gebäude zu verschaffen suchte und besonders an dem damals noch vorherrschenden Alterthümlichen das größte Vergnügen fand, so war ich nachher bemüht, durch die Lersner'sche Chronik und durch andre unter meines Vaters Francofurtensien befindliche Bücher und Hefte die Personen vergangner Zeiten mir zu vergegenwärtigen, welches mir denn auch durch große Aufmerksamkeit auf das Besondere der Zeiten und Sitten und bedeutender Individualitäten ganz gut zu gelingen schien.

Unter den alterthümlichen Resten war mir von Kindheit an der auf dem Brückenthurm aufgesteckte Schädel eines Staatsverbrechers merkwürdig gewesen, der von dreien oder vieren, wie die leeren eisernen Spitzen auswiesen, seit 1616 sich durch alle Unbilden der Zeit und Witterung erhalten hatte. So oft man von Sachsenhausen nach Frankfurt zurückkehrte, hatte man den Thurm vor sich, und der Schädel fiel ins Auge. Ich ließ mir als Knabe schon gern die Geschichte dieser Aufrührer, des Fettmilch und seiner Genossen, erzählen, wie sie mit dem Stadtregiment unzufrieden gewesen, sich gegen dasselbe empört, Meuterei angefangen, die Judenstadt geplündert und gräuliche Händel erregt, zuletzt aber gefangen und von kaiserlichen Abgeordneten zum Tode verurtheilt worden. Später lag mir daran, die nähern Umstände zu erfahren, und was es denn für Leute gewesen, zu vernehmen. Als ich nun aus einem alten gleichzeitigen, mit Holzschnitten versehenen Buche erfuhr, daß zwar diese Menschen zum Tode verurtheilt, aber zugleich auch viele Rathsherren abgesetzt worden, weil mancherlei Unordnung und sehr viel Unverantwortliches im Schwange gewesen, da ich nun die nähern Umstände vernahm, wie Alles hergegangen, so

bedauerte ich die unglücklichen Menſchen, welche man wol als Opfer, die einer künftigen beſſern Verfaſſung gebracht worden, anſehen dürfe; denn von jener Zeit ſchrieb ſich die Einrichtung her, nach welcher ſowol das adelige Haus Limpurg, das aus einem Klub entſprungene Haus Frauenſtein, ferner Juriſten, Kaufleute und Handwerker an einem Regimente Teil nehmen ſollten, das durch eine auf Venetianiſche Weiſe verwickelte Ballotage ergänzt, von bürgerlichen Kollegien eingeſchränkt, das Rechte zu thun berufen war, ohne zu dem Unrechten ſonderliche Freiheit zu behalten.

Zu den abnungsvollen Dingen, die den Knaben und auch wol den Jüngling bedrängten, gehörte beſonders der Zuſtand der Judenſtadt, eigentlich die Judengaſſe genannt, weil ſie kaum aus etwas mehr als einer einzigen Straße beſteht, welche in frühen Zeiten zwiſchen Stadtmauer und Graben wie in einen Zwinger mochte eingeklemmt worden ſein. Die Enge, der Schmutz, das Gewimmel, der Accent einer unerfreulichen Sprache, Alles zuſammen machte den unangenehmſten Eindruck, wenn man auch nur am Thore vorbeigehend hineinſah. Es dauerte lange, bis ich allein mich hineinwagte, und ich kehrte nicht leicht wieder dahin zurück, wenn ich einmal den Zudringlichkeiten ſo vieler, etwas zu ſchachern unermüdet fordernder oder anbietender Menſchen entgangen war. Dabei ſchwebten die alten Märchen von Grauſamkeit der Juden gegen die Chriſtenkinder, die wir in Gottfried's Chronik gräßlich abgebildet geſehen, düſter vor dem jungen Gemüth. Und ob man gleich in der neuern Zeit beſſer von ihnen dachte, ſo zeugte doch das große Spott- und Schandgemälde, welches unter dem Brückenthurm an einer Bogenwand zu ihrem Unglimpf noch ziemlich zu ſehen war, außerordentlich gegen ſie; denn es war nicht etwa durch einen Privatmuthwillen, ſondern aus öffentlicher Anſtalt verfertigt worden.

Indeſſen blieben ſie doch das auserwählte Volk Gottes und gingen, wie es nun mochte gekommen ſein, zum Andenken der älteſten Zeiten umher. Außerdem waren ſie ja auch Menſchen, thätig, gefällig, und ſelbſt dem Eigenſinn, womit ſie an ihren Gebräuchen hingen, konnte man ſeine Achtung nicht verſagen. Ueberdies waren die Mädchen hübſch und mochten es wohl leiden, wenn ein Chriſtenknabe, ihnen am Sabbath auf dem Fiſcherfelde begegnend, ſich freundlich und aufmerkſam bewies. Aeußerſt neugierig war ich daher, ihre Zeremonien

kennen zu lernen. Ich ließ nicht ab, bis ich ihre Schule öfters besucht, einer Beschneidung, einer Hochzeit beigewohnt und von dem Lauberhüttenfest mir ein Bild gemacht hatte. Ueberall war ich wohl aufgenommen, gut bewirthet und zur Wiederkehr eingeladen; denn es waren Personen von Einfluß, die mich entweder hinführten oder empfahlen.

So wurde ich denn als ein junger Bewohner einer großen Stadt von einem Gegenstand zum andern hin und wieder geworfen, und es fehlte mitten in der bürgerlichen Ruhe und Sicherheit nicht an gräßlichen Auftritten. Bald weckte ein näherer oder entfernter Brand uns aus unserm häuslichen Frieden, bald setzte ein entdecktes großes Verbrechen, dessen Untersuchung und Bestrafung die Stadt auf viele Wochen in Unruhe. Wir mußten Zeugen von verschiedenen Exekutionen sein, und es ist wohl werth, zu gedenken, daß ich auch bei Verbrennung eines Buchs gegenwärtig gewesen bin. Es war der Verlag eines französischen komischen Romans, der zwar den Staat, aber nicht Religion und Sitten schonte. Es hatte wirklich etwas Fürchterliches, eine Strafe an einem leblosen Wesen ausgeübt zu sehen. Die Ballen platzten im Feuer und wurden durch Ofengabeln aus einander geschürt und mit den Flammen mehr in Berührung gebracht. Es dauerte nicht lange, so flogen die angebrannten Blätter in der Luft herum, und die Menge haschte begierig darnach. Auch ruhten wir nicht, bis wir ein Exemplar auftrieben, und es waren nicht Wenige, die sich das verbotne Vergnügen gleichfalls zu verschaffen wußten. Ja, wenn es dem Autor um Publizität zu thun war, so hätte er selbst nicht besser dafür sorgen können.

Jedoch auch friedlichere Anlässe führten mich in der Stadt hin und wieder. Mein Vater hatte mich früh gewöhnt, kleine Geschäfte für ihn zu besorgen. Besonders trug er mir auf, die Handwerker, die er in Arbeit setzte, zu mahnen, da sie ihn gewöhnlich länger als billig aufhielten, weil er Alles genau wollte gearbeitet haben und zuletzt bei prompter Bezahlung die Preise zu mäßigen pflegte. Ich gelangte dadurch fast in alle Werkstätten, und da es mir angeboren war, mich in die Zustände Anderer zu finden, eine jede besondere Art des menschlichen Daseins zu fühlen und mit Gefallen daran Theil zu nehmen, so brachte ich manche vergnügliche Stunde durch Anlaß solcher Aufträge zu, lernte eines Jeden Verfahrungsart kennen und was die unerläßlichen Bedingungen dieser und jener Lebens-

weiſe für Freude, für Leid, Beſchwerliches und Günſtiges mit ſich führen. Ich näherte mich dadurch dieſer thätigen, das Untere und Obere verbindenden Klaſſe. Denn wenn an der einen Seite Diejenigen ſtehen, die ſich mit den einfachen und rohen Erzeugniſſen beſchäftigen, an der andern Solche, die ſchon etwas Verarbeitetes genießen wollen, ſo vermittelt der Gewerker durch Sinn und Hand, daß jene Beiden etwas von einander empfangen und Jeder nach ſeiner Art ſeiner Wünſche theilhaft werden kann. Das Familienweſen eines jeden Handwerks, das Gehalt und Farbe von der Beſchäftigung erhielt, war gleichfalls der Gegenſtand meiner ſtillen Aufmerkſamkeit, und ſo entwickelte, ſo befeſtigte ſich in mir das Gefühl der Gleichheit, wo nicht aller Menſchen, doch aller menſchlichen Zuſtände, indem mir das nackte Daſein als die Hauptbedingung, das Uebrige alles aber als gleichgiltig und zufällig erſchien.

Da mein Vater ſich nicht leicht eine Ausgabe erlaubte, die durch einen augenblicklichen Genuß ſogleich wäre aufgezehrt werden — wie ich mich denn kaum erinnre, daß wir zuſammen ſpazieren gefahren und auf einem Luſtorte etwas verzehrt hätten —, ſo war er dagegen nicht karg mit Anſchaffung ſolcher Dinge, die bei innerm Werth auch einen guten äußern Schein haben. Niemand konnte den Frieden mehr wünſchen als er, ob er gleich in der letzten Zeit vom Kriege nicht die mindeſte Beſchwerlichkeit empfand. In dieſen Geſinnungen hatte er meiner Mutter eine goldne, mit Diamanten beſetzte Doſe verſprochen, welche ſie erhalten ſollte, ſobald der Friede publizirt würde. In Hoffnung dieſes glücklichen Ereigniſſes arbeitete man ſchon einige Jahre an dieſem Geſchenk. Die Doſe ſelbſt von ziemlicher Größe ward in Hanau verfertigt; denn mit den dortigen Goldarbeitern, ſowie mit den Vorſtehern der Seidenanſtalt ſtand mein Vater in gutem Vernehmen. Mehrere Zeichnungen wurden dazu verfertigt; den Deckel zierte ein Blumenkorb, über welchem eine Taube mit dem Oelzweige ſchwebte. Der Raum für die Juwelen war gelaſſen, die theils an der Taube, theils an den Blumen, theils auch an der Stelle, wo man die Doſe zu öffnen pflegt, angebracht werden ſollten. Der Juwelier, dem die völlige Ausführung nebſt den dazu nöthigen Steinen übergeben ward, hieß Lautenſack und war ein geſchickter, muntrer Mann, der, wie mehrere geiſtreiche Künſtler, ſelten das Nothwendige, gewöhnlich aber das Willkürliche that, was ihm Vergnügen machte. Die Juwelen, in

der Figur, wie sie auf dem Dosendeckel angebracht werden sollten, waren zwar bald auf schwarzes Wachs gesetzt und nahmen sich ganz gut aus; allein sie wollten sich von da gar nicht ablösen, um aufs Gold zu gelangen. Im Anfange ließ mein Vater die Sache noch so anstehen; als aber die Hoffnung zum Frieden immer lebhafter wurde, als man zuletzt schon die Bedingungen, besonders die Erhebung des Erzherzogs Joseph zum römischen König, genauer wissen wollte, so ward mein Vater immer ungeduldiger, und ich mußte wöchentlich ein paar Mal, ja zuletzt fast täglich den saumseligen Künstler besuchen. Durch mein unablässiges Quälen und Zureden rückte die Arbeit, wiewol langsam genug, vorwärts; denn weil sie von der Art war, daß man sie bald vornehmen, bald wieder aus den Händen legen konnte, so fand sich immer etwas, wodurch sie verdrängt und bei Seite geschoben wurde.

Die Hauptursache dieses Benehmens indeß war eine Arbeit, die der Künstler für eigene Rechnung unternommen hatte. Jedermann wußte, daß Kaiser Franz eine große Neigung zu Juwelen, besonders auch zu farbigen Steinen hege. Lautensack hatte eine ansehnliche Summe, und wie sich später fand, größer als sein Vermögen, auf dergleichen Edelsteine verwandt und daraus einen Blumenstrauß zu bilden angefangen, in welchem jeder Stein nach seiner Form und Farbe künstig hervortreten und das ganze ein Kunststück geben sollte, werth, in dem Schatzgewölbe eines Kaisers aufbewahrt zu stehen. Er hatte nach seiner zerstreuten Art mehrere Jahre daran gearbeitet und eilte nun, weil man nach dem bald zu hoffenden Frieden die Ankunft des Kaisers zur Krönung seines Sohns in Frankfurt erwartete, es vollständig zu machen und endlich zusammenzubringen. Meine Lust, dergleichen Gegenstände kennen zu lernen, benutzte er sehr gewandt, um mich als einen Mahnboten zu zerstreuen und von meinem Vorsatz abzulenken. Er suchte mir die Kenntniß dieser Steine beizubringen, machte mich auf ihre Eigenschaften, ihren Werth aufmerksam, so daß ich sein ganzes Bouquet zuletzt auswendig wußte und es ebenso gut wie er einem Kunden hätte anpreisend vordemonstriren können. Es ist mir noch jetzt gegenwärtig, und ich habe wol kostbarere, aber nicht anmuthigere Schau- und Prachtstücke dieser Art gesehen. Außerdem besaß er noch eine hübsche Kupferstammlung und andere Kunstwerke, über die er sich gern unterhielt, und ich brachte viele Stunden nicht ohne Nutzen bei ihm zu. Endlich,

als wirklich der Kongreß zu Hubertsburg schon festgesetzt war, that er aus Liebe zu mir ein Uebriges, und die Taube zusammt den Blumen gelangte am Friedensfeste wirklich in die Hände meiner Mutter.

Manchen ähnlichen Auftrag erhielt ich denn auch, um bei den Malern bestellte Bilder zu betreiben. Mein Vater hatte bei sich den Begriff festgesetzt, und wenig Menschen waren davon frei, daß ein Bild auf Holz gemalt einen großen Vorzug vor einem andern habe, das nur auf Leinwand aufgetragen sei. Gute eichene Bretter von jeder Form zu besitzen, war deswegen meines Vaters große Sorgfalt, indem er wohl wußte, daß die leichtsinnigern Künstler sich gerade in dieser wichtigen Sache auf den Tischler verließen. Die ältesten Bohlen wurden aufgesucht, der Tischler mußte mit Leimen, Hobeln und Zurichten derselben aufs Genauste zu Werke gehen, und dann blieben sie Jahre lang in einem obern Zimmer verwahrt, wo sie genugsam austrocknen konnten. Ein solches köstliches Brett ward dem Maler Junder anvertraut, der einen verzierten Blumentopf mit den bedeutendsten Blumen nach der Natur in seiner künstlichen und zierlichen Weise darauf darstellen sollte. Es war gerade im Frühling, und ich versäumte nicht, ihm wöchentlich einigemal die schönsten Blumen zu bringen, die mir unter die Hand kamen, welche er denn auch sogleich einschaltete und das Ganze nach und nach aus diesen Elementen auf das Treulichste und Fleißigste zusammenbildete. Gelegentlich hatte ich auch wol einmal eine Maus gefangen, die ich ihm brachte und die er als ein gar so zierliches Thier nachzubilden Lust hatte, auch sie wirklich aufs Genauste vorstellte, wie sie am Fuße des Blumentopfes eine Kornähre benascht. Mehr dergleichen unschuldige Naturgegenstände, als Schmetterlinge und Käfer, wurden herbeigeschafft und dargestellt, so daß zuletzt, was Nachahmung und Ausführung betraf, ein höchst schätzbares Bild beisammen war.

Ich wunderte mich daher nicht wenig, als der gute Mann mir eines Tages, da die Arbeit bald abgeliefert werden sollte, umständlich eröffnete, wie ihm das Bild nicht mehr gefalle, indem es wol im Einzelnen ganz gut gerathen, im Ganzen aber nicht gut komponirt sei, weil es so nach und nach entstanden und er im Anfange das Versehen begangen, sich nicht wenigstens einen allgemeinen Plan für Licht und Schatten sowie für Farben zu entwerfen, nach welchem man die einzelnen Blumen hätte einordnen können. Er ging mit mir das während eines halben

Jahrs vor meinen Augen entstandene und mir theilweise gefällige Bild umständlich durch und wußte mich zu meiner Betrübniß vollkommen zu überzeugen. Auch hielt er die nachgebildete Maus für einen Mißgriff; „denn," sagte er, „solche Thiere haben für viele Menschen etwas Schauderhaftes, und man sollte sie da nicht anbringen, wo man Gefallen erregen will." Ich hatte nun, wie es Demjenigen zu gehen pflegt, der sich von einem Vorurtheile geheilt sieht und sich viel klüger dünkt, als er vorher gewesen, eine wahre Verachtung gegen dies Kunstwerk und stimmte dem Künstler völlig bei, als er eine andere Tafel von gleicher Größe verfertigen ließ, worauf er nach dem Geschmack, den er besaß, ein besser geformtes Gefäß und einen kunstreicher geordneten Blumenstrauß anbrachte, auch die lebendigen kleinen Beiwesen zierlich und erfreulich sowol zu wählen als zu vertheilen wußte. Auch diese Tafel malte er mit der größten Sorgfalt, doch freilich nur nach jener schon abgebildeten oder aus dem Gedächtniß, das ihm aber bei einer sehr langen und emsigen Praxis gar wohl zu Hülfe kam. Beide Gemälde waren nun fertig, und wir hatten eine entschiedene Freude an dem letzten, das wirklich kunstreicher und mehr in die Augen fiel. Der Vater ward anstatt mit einem mit zwei Stücken überrascht und ihm die Wahl gelassen. Er billigte unsere Meinung und die Gründe derselben, besonders auch den guten Willen und die Thätigkeit, entschied sich aber, nachdem er beide Bilder einige Tage betrachtet, für das erste, ohne über diese Wahl weiter viele Worte zu machen. Der Künstler, ärgerlich, nahm sein zweites, wohlgemeintes Bild zurück und konnte sich gegen mich der Bemerkung nicht enthalten, daß die gute eichne Tafel, worauf das erste gemalt stehe, zum Entschluß des Vaters gewiß das Ihrige beigetragen habe.

Da ich hier wieder der Malerei gedenke, so tritt in meiner Erinnerung eine große Anstalt hervor, in der ich viele Zeit zubrachte, weil sie uns deren Vorsteher mich besonders an sich zog. Es war die große Wachstuchfabrik, welche der Maler Nothnagel errichtet hatte, ein geschickter Künstler, der aber sowol durch sein Talent als durch seine Denkweise mehr zum Fabrikwesen als zur Kunst hinneigte. In einem sehr großen Raume von Höfen und Gärten wurden alle Arten von Wachstuch gefertigt, von dem rohesten an, das mit der Spatel aufgetragen wird und das man zu Rüstwagen und ähnlichem Gebrauch benutzte, durch die Tapeten hindurch, welche mit Formen

abgedruckt wurden, bis zu den feinsten und feinsten, auf welchen bald chinesische und phantastische, bald natürliche Blumen abgebildet, bald Figuren, bald Landschaften durch den Pinsel geschickter Arbeiter dargestellt wurden. Diese Mannichfaltigkeit, die ins Unendliche ging, ergetzte mich sehr. Die Beschäftigung so vieler Menschen von der gemeinsten Arbeit bis zu solchen, denen man einen gewissen Kunstwerth kaum versagen konnte, war für mich höchst anziehend. Ich machte Bekanntschaft mit dieser Menge in vielen Zimmern hinter einander arbeitenden jüngern und älteren Männern und legte auch wol selbst mitunter Hand an. Der Vertrieb dieser Waare ging außerordentlich stark. Wer damals baute oder ein Gebäude möblirte, wollte für seine Lebenszeit versorgt sein, und diese Wachstuchtapeten waren allerdings unverwüstlich. Rathnagel selbst hatte genug mit Leitung des Ganzen zu thun und saß in seinem Comptoir, umgeben von Faktoren und Handlungsdienern. Die Zeit, die ihm übrig blieb, beschäftigte er sich mit seiner Kunstsammlung, die vorzüglich aus Kupferstichen bestand, mit denen er, sowie mit Gemälden, die er besaß, auch wol gelegentlich Handel trieb. Zugleich hatte er das Radiren lieb gewonnen; er ätzte verschiedene Blätter und setzte diesen Kunstzweig bis in seine spätesten Jahre fort.

Da seine Wohnung nahe am Eschenheimer Thore lag, so führte mich, wenn ich ihn besucht hatte, mein Weg gewöhnlich zur Stadt hinaus und zu den Grundstücken, welche mein Vater vor den Thoren besaß. Das eine war ein großer Baumgarten, dessen Boden als Wiese benutzt wurde und worin mein Vater das Nachpflanzen der Bäume, und was sonst zur Erhaltung diente, sorgfältig beobachtete, obgleich das Grundstück verpachtet war. Noch mehr Beschäftigung gab ihm ein sehr gut unterhaltener Weinberg vor dem Friedberger Thore, woselbst zwischen den Reihen der Weinstöcke Spargelreihen mit großer Sorgfalt gepflanzt und gewartet wurden. Es verging in der guten Jahreszeit fast kein Tag, daß nicht mein Vater sich hinausbegab, da wir ihn denn meist begleiten durften und so von den ersten Erzeugnissen des Frühlings bis zu den letzten des Herbstes Genuß und Freude hatten. Wir lernten nun auch mit den Gartengeschäften umgehen, die, weil sie sich jährlich wiederholten, uns endlich ganz bekannt und geläufig wurden. Nach mancherlei Früchten des Sommers und Herbstes war aber doch zuletzt die Weinlese das Lustigste und am meisten Erwünschte; ja, es

ist keine Frage, daß, wie der Wein selbst den Orten und Gegenden, wo er wächst und getrunken wird, einen freiern Charakter giebt, so auch diese Tage der Weinlese, indem sie den Sommer schließen und zugleich den Winter eröffnen, eine unglaubliche Heiterkeit verbreiten. Lust und Jubel erstreckt sich über eine ganze Gegend. Des Tages hört man von allen Ecken und Enden Jauchzen und Schießen, und des Nachts verkünden bald da, bald dort Raketen und Leuchtkugeln, daß man noch überall wach und munter diese Feier gern so lange als möglich ausdehnen möchte. Die nachherigen Bemühungen beim Keltern und während der Gährung im Keller gaben uns auch zu Hause eine heitere Beschäftigung, und so kamen wir gewöhnlich in den Winter hinein, ohne es recht gewahr zu werden.

Dieser ländlichen Besitzungen erfreuten wir uns im Frühling 1763 um so mehr, als uns der funfzehnte Februar dieses Jahrs durch den Abschluß des Hubertsburger Friedens zum festlichen Tage geworden, unter dessen glücklichen Folgen der größte Theil meines Lebens verfließen sollte. Ehe ich jedoch weiter schreite, halte ich es für meine Schuldigkeit, einiger Männer zu gedenken, welche einen bedeutenden Einfluß auf meine Jugend ausgeübt.

Von Olenschlager, Mitglied des Hauses Frauenstein, Schöff und Schwiegersohn des eben erwähnten Doktor Orth, ein schöner, behaglicher, sanguinischer Mann. Er hätte in seiner bürgermeisterlichen Festtracht gar wohl den angesehensten französischen Prälaten vertreten können. Nach seinen akademischen Studien hatte er sich in Hof- und Staatsgeschäften umgethan und seine Reisen auch zu diesen Zwecken eingeleitet. Er hielt mich besonders werth und sprach oft mit mir von den Dingen, die ihn vorzüglich interessirten. Ich war um ihn, als er eben seine „Erläuterung der Guldenen Bulle" schrieb, da er mir denn den Werth und die Würde dieses Dokuments sehr deutlich herauszusehen wußte. Auch dadurch wurde meine Einbildungskraft in jene wilden und unruhigen Zeiten zurückgeführt, daß ich nicht unterlassen konnte, dasjenige, was er mir geschichtlich erzählte, gleichsam als gegenwärtig, mit Ausmalung der Charakter und Umstände und manchmal sogar mimisch darzustellen, woran er denn große Freude hatte und durch seinen Beifall mich zur Wiederholung aufregte.

Ich hatte von Kindheit auf die wunderliche Gewohnheit, immer die Anfänge der Bücher und Abtheilungen eines Werks auswendig zu lernen, zuerst der fünf Bücher Moses, sodann der

Aeneide und der Metamorphosen. So machte ich es nun auch mit der goldenen Bulle und reizte meinen Gönner oft zum Lächeln, wenn ich ganz ernsthaft unversehens austief: „Omne Regnum in se divisum desolabitur. Nam Principes ejus facti sunt socii furum.“ Der kluge Mann schüttelte lächelnd den Kopf und sagte bedenklich: „Was müssen das für Zeiten gewesen sein, in welchen der Kaiser auf einer großen Reichsversammlung seinen Fürsten dergleichen Worte ins Gesicht publiziren ließ!“

Von Olenschlager hatte viel Anmuth im Umgang. Man sah wenig Gesellschaft bei ihm, aber zu einer geistreichen Unterhaltung war er sehr geneigt, und er veranlaßte uns junge Leute, von Zeit zu Zeit ein Schauspiel aufzuführen; denn man hielt dafür, daß eine solche Uebung der Jugend besonders nützlich sei. Wir gaben den „Canut“ von Schlegel, worin mir die Rolle des Königs, meiner Schwester die Estritha und Ulfo dem jüngern Sohn des Hauses zugetheilt wurde. Sodann wagten wir uns an den „Britannicus“; denn wir sollten nebst dem Schauspielertalent auch die Sprache zur Uebung bringen. Ich erhielt den Nero, meine Schwester die Agrippine und der jüngere Sohn den Britannicus. Wir wurden mehr gelobt, als wir verdienten, und glaubten es noch besser gemacht zu haben, als wie wir gelobt wurden. So stand ich mit dieser Familie in dem besten Verhältniß und bin ihr manches Vergnügen und eine schnellere Entwicklung schuldig geworden.

Von Reineck, aus einem altadligen Hause, tüchtig, rechtschaffen, aber starrsinnig, ein hagrer, schwarzbrauner Mann, den ich niemals lächeln gesehen. Ihm begegnete das Unglück, daß seine einzige Tochter durch einen Hausfreund entführt wurde. Er verfolgte seinen Schwiegersohn mit dem heftigsten Prozeß, und weil die Gerichte in ihrer Förmlichkeit seiner Rachsucht weder schnell noch stark genug willfahren wollten, überwarf er sich mit diesen, und es entstanden Händel aus Händeln, Prozesse aus Prozessen. Er zog sich ganz in sein Haus und einen daranstoßenden Garten zurück, lebte in einer weitläuftigen, aber traurigen Unterstube, in die seit vielen Jahren kein Pinsel eines Tünchers, vielleicht kaum der Kehrbesen einer Magd gekommen war. Mich konnte er gar gern leiden und hatte mir seinen jüngern Sohn besonders empfohlen. Seine ältesten Freunde, die sich nach ihm zu richten wußten, seine Geschäftsleute, seine Sachwalter sah er manchmal bei Tische und unterließ dann niemals, auch mich einzuladen. Man aß sehr gut bei ihm und

trank noch besser. Den Gästen erregte jedoch ein großer, aus vielen Ritzen rauchender Ofen die ärgste Pein. Einer der vertrautesten wagte einmal, dies zu bemerken, indem er den Hausherrn fragte, ob er denn so eine Unbequemlichkeit den ganzen Winter aushalten könne. Er antwortete darauf, als ein zweiter Timon und Heautontimorumenos: „Wollte Gott, dies wäre das größte Uebel von denen, die mich plagen!“ Nur spät ließ er sich bereden, Tochter und Enkel wiederzusehen. Der Schwiegersohn durfte ihm nicht wieder vor Augen.

Auf diesen so braven als unglücklichen Mann wirkte meine Gegenwart sehr günstig; denn indem er sich gern mit mir unterhielt und mich besonders von Welt- und Staatsverhältnissen belehrte, schien er selbst sich erleichtert und erheitert zu fühlen. Die wenigen alten Freunde, die sich noch um ihn versammelten, gebrauchten mich daher oft, wenn sie seinen verdrießlichen Sinn zu mildern und ihn zu irgend einer Zerstreuung zu bereden wünschten. Wirklich fuhr er nunmehr manchmal mit uns aus und besah sich die Gegend wieder, auf die er so viele Jahre keinen Blick geworfen hatte. Er gedachte der alten Besitzer, erzählte von ihren Charaktern und Begebenheiten, wo er sich denn immer streng, aber doch öfters heiter und geistreich erwies. Wir suchten ihn nun auch wieder unter andere Menschen zu bringen, welches uns aber beinah übel gerathen wäre.

Von gleichem, wenn nicht noch von höherem Alter als er war ein Herr von Malapart, ein reicher Mann, der ein sehr schönes Haus am Roßmarkt besaß und gute Einkünfte von Salinen zog. Auch er lebte sehr abgesondert; doch war er Sommers viel in seinem Garten vor dem Bockenheimer Thore, wo er einen sehr schönen Nelkenflor wartete und pflegte.

Von Reineck war auch ein Nelkenfreund; die Zeit des Flors war da, und es geschahen einige Anregungen, ob man sich nicht wechselseitig besuchen wollte. Wir leiteten die Sache ein und trieben es so lange, bis endlich von Reineck sich entschloß, mit uns einen Sonntag Nachmittag hinauszufahren. Die Begrüßung der beiden alten Herren war sehr lakonisch, ja blos pantomimisch, und man ging mit wahrhaft diplomatischem Schritt an den langen Nelkengerüsten hin und her. Der Flor war wirklich außerordentlich schön, und die besondern Formen und Farben der verschiedenen Blumen, die Vorzüge der einen vor der andern und ihre Seltenheit machten denn doch zuletzt eine

Art von Geſpräch aus, welches ganz freundlich zu werden ſchien, worüber wir Andern uns um ſo mehr freuten, als wir in einer benachbarten Laube den koſtbarſten alten Rheinwein in geſchliffenen Flaſchen, ſchönes Obſt und andre gute Dinge aufgeſtellt ſahen. Leider aber ſollten wir ſie nicht genießen. Denn unglücklicherweiſe ſah von Reineck eine ſehr ſchöne Nelke vor ſich, die aber den Kopf etwas niederſenkte; er griff daher ſehr zierlich mit dem Zeige- und Mittelfinger vom Stengel herauf gegen den Kelch und hob die Blume von hinten in die Höhe, ſo daß er ſie wohl betrachten konnte. Aber auch dieſe zarte Berührung verdroß den Beſitzer. Von Malapart erinnerte zwar höflich, aber doch ſteif genug und eher etwas ſelbſtgefällig an das Oculis non manibus. Von Reineck hatte die Blume ſchon losgelaſſen, fing aber auf jenes Wort gleich Feuer und ſagte mit ſeiner gewöhnlichen Trockenheit und Ernſt: es ſei einem Kenner und Liebhaber wohl gemäß, eine Blume auf die Weiſe zu berühren und zu betrachten; worauf er denn jenen Geſt wiederholte und ſie noch einmal zwiſchen die Finger nahm. Die beiderſeitigen Hausfreunde — denn auch von Malapart hatte einen bei ſich — waren nun in der größten Verlegenheit. Sie ließen einen Haſen nach dem andern laufen (dies war unſre ſprichwörtliche Redensart, wenn ein Geſpräch ſollte unterbrochen und auf einen andern Gegenſtand gelenkt werden); allein es wollte nichts verfangen: die alten Herren waren ganz ſtumm geworden, und wir fürchteten jeden Augenblick, von Reineck möchte jenen Akt wiederholen; da wäre es denn um uns Alle geſchehen geweſen. Die beiden Hausfreunde hielten ihre Herren aus einander, indem ſie ſelbige bald da, bald dort beſchäftigten, und das Klügſte war, daß wir endlich aufzubrechen Anſtalt machten; und ſo mußten wir leider den reizenden Kredenztiſch ungenoſſen mit dem Rücken anſehen.

Hofrath Hüsgen, nicht von Frankfurt gebürtig, reformirter Religion und deswegen keiner öffentlichen Stelle noch auch der Advokatur fähig, die er jedoch, weil man ihm als vortrefflichen Juriſten viel Vertrauen ſchenkte, unter fremder Signatur ganz gelaſſen ſowol in Frankfurt als bei den Reichsgerichten zu führen wußte, war wol ſchon ſechzig Jahr alt, als ich mit ſeinem Sohne Schreibſtunde hatte und dadurch ins Haus kam. Seine Geſtalt war groß, lang, ohne hager, breit, ohne beleibt zu ſein. Sein Geſicht, nicht allein von den Blattern entſtellt, ſondern auch des einen Auges beraubt, ſah man die

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
GOETHE,J.W.
3-598-50924-3
FN. 16558/445

erste Zeit nur mit Apprehension. Er trug auf einem kahlen Haupte immer eine ganz weiße Glockenmütze, oben mit einem Bande gebunden. Seine Schlafröcke von Kalmank oder Damast waren durchaus sehr sauber. Er bewohnte eine gar heitre Zimmerflucht auf gleicher Erde an der Allee, und die Reinlichkeit seiner Umgebung entsprach dieser Heiterkeit. Die größte Ordnung seiner Papiere, Bücher, Landkarten machte einen angenehmen Eindruck. Sein Sohn, Henrich Sebastian, der sich durch verschiedene Schriften im Kunstfach bekannt gemacht, versprach in seiner Jugend wenig. Gutmütig, aber täppisch, nicht reb, aber doch geradezu und ohne besondere Neigung, sich zu unterrichten, suchte er lieber die Gegenwart des Vaters zu vermeiden, indem er von der Mutter Alles, was er wünschte, erhalten konnte. Ich hingegen näherte mich dem Alten immer mehr, je mehr ich ihn kennen lernte. Da er sich nur bedeutender Rechtsfälle annahm, so hatte er Zeit genug, sich auf andere Weise zu beschäftigen und zu unterhalten. Ich hatte nicht lange um ihn gelebt und seine Lehren vernommen, als ich wohl merken konnte, daß er mit Gott und der Welt in Opposition stehe. Eins seiner Lieblingsbücher war Agrippa de vanitate Scientiarum, das er mir besonders empfahl und mein junges Gehirn dadurch eine Zeit lang in ziemliche Verwirrung setzte. Ich war im Behagen der Jugend zu einer Art von Optimismus geneigt und hatte mich mit Gott oder den Göttern ziemlich wieder ausgesöhnt; denn durch eine Reihe von Jahren war ich zu der Erfahrung gekommen, daß es gegen das Böse manches Gleichgewicht gebe, daß man sich von den Uebeln wol wiederherstelle und daß man sich aus Gefahren rette und nicht immer den Hals breche. Auch was die Menschen thaten und trieben, sah ich täglich an und fand manches lebenswürdige, womit mein alter Herr keineswegs zufrieden sein wollte. Ja, als er einmal mir die Welt ziemlich von ihrer fratzenhaften Seite geschildert hatte, merkte ich ihm an, daß er noch mit einem bedeutenden Trumpfe zu schließen gedenke. Er drückte, wie in solchen Fällen seine Art war, das blinde linke Auge stark zu, blickte mit dem andern scharf hervor und sagte mit einer näselnden Stimme: „Auch in Gott entdeck' ich Fehler."

Mein Timonischer Mentor war auch Mathematiker; aber seine praktische Natur trieb ihn zur Mechanik, ob er gleich nicht selbst arbeitete. Eine, für damalige Zeiten wenigstens, wundersame Uhr, welche neben den Stunden und Tagen auch die Be-

wegungen von Sonne und Mond anzeigte, ließ er nach seiner Angabe verfertigen. Sonntags früh um Zehn zog er sie jedesmal selbst auf, welches er um so gewisser thun konnte, als er niemals in die Kirche ging. Gesellschaft oder Gäste habe ich nie bei ihm gesehen. Angezogen und aus dem Hause gehend erinnere ich mir ihn in zehn Jahren kaum zweimal.

Die verschiedenen Unterhaltungen mit diesen Männern waren nicht unbedeutend, und jeder wirkte auf mich nach seiner Weise. Für einen jeden hatte ich so viel, ein noch mehr Aufmerksamkeit als die eigenen Kinder, und jeder suchte an mir, als an einem geliebten Sohne, sein Wohlgefallen zu vermehren, indem er an mir sein moralisches Ebenbild herzustellen trachtete. Ofenschlager wollte mich zum Hofmann, Reinek zum diplomatischen Geschäftsmann bilden, Beide, besonders Letzterer, suchten mir Poesie und Schriftstellerei zu verleiden. Hüsgen wollte mich zum Timon seiner Art, dabei aber zum tüchtigen Rechtsgelehrten haben: ein nothwendiges Handwerk, wie er meinte, damit man sich und das Seinige gegen das Lumpenpack von Menschen regelmäßig vertheidigen, einem Unterdrückten beistehen und allenfalls einem Schelmen etwas am Zeuge flicken könne; letzteres jedoch sei weder besonders thulich noch rathsam.

Hielt ich mich gern an der Seite jener Männer, um ihren Rath, ihren Fingerzeig zu benutzen, so forderten jüngere, an Alter mir nur wenig vorausgeschrittene mich auf zum unmittelbaren Nacheifern. Ich nenne hier vor allen Andern die Gebrüder Schlosser, und Griesbach. Da ich jedoch mit diesen in der Folge in genauere Verbindung trat, welche viele Jahre ununterbrochen dauerte, so sage ich gegenwärtig nur so viel, daß sie uns damals als ausgezeichnet in Sprachen und andern, die akademische Laufbahn eröffnenden Studien gerieſen und zum Muster aufgestellt wurden, und daß Jedermann die gewisse Erwartung hegte, sie würden einst im Staat und in der Kirche etwas Ungemeines leisten.

Was mich betrifft, so hatte ich auch wol im Sinne, etwas Außerordentliches hervorzubringen; worin es aber bestehen könne, wollte mir nicht deutlich werden. Wie man jedoch eher an den Lohn denkt, den man erhalten möchte, als an das Verdienst, das man sich erwerben sollte, so leugne ich nicht, daß, wenn ich an ein wünschenswerthes Glück dachte, dieses mir am Reizendsten in der Gestalt des Lorbeerkranzes erschien, der den Dichter zu zieren geflochten ist.

Fünftes Buch.

Für alle Vögel giebt es Lockspeisen, und jeder Mensch wird auf seine eigene Art geleitet und verleitet. Natur, Erziehung, Umgebung, Gewohnheit hielten mich von allem Reden abgesondert, und ob ich gleich mit den untern Volksklassen, besonders den Handwerkern, öfters in Berührung kam, so entstand doch daraus kein näheres Verhältniß. Etwas Ungewöhnliches, vielleicht Gefährliches zu unternehmen, hatte ich zwar Verwegenheit genug und fühlte mich wol manchmal dazu aufgelegt; allein es mangelte mir die Handhabe, es anzugreifen und zu fassen.

Indessen wurde ich auf eine völlig unerwartete Weise in Verhältnisse verwickelt, die mich ganz nahe an große Gefahr und wenigstens für eine Zeit lang in Verlegenheit und Noth brachten. Mein früheres gutes Verhältniß zu jenem Knaben, den ich oben Pylades genannt, hatte sich bis ins Jünglingsalter fortgesetzt. Zwar sahen wir uns seltner, weil unsre Eltern nicht zum Besten mit einander standen; wo wir uns aber trafen, sprang immer sogleich der alte freundschaftliche Jubel hervor. Einst begegneten wir uns in den Alleen, die zwischen dem innern und äußern Sankt-Gallen-Thor einen sehr angenehmen Spaziergang darboten. Wir hatten uns kaum begrüßt, als er zu mir sagte: „Es geht mir mit Deinen Versen noch immer wie sonst. Diejenigen, die Du mir neulich mittheilest, habe ich einigen lustigen Gesellen vorgelesen, und keiner will glauben, daß Du sie gemacht habest.“ — ‚Laß es gut sein,‘ versetzte ich; ‚wir wollen sie machen, uns daran ergetzen, und die Andern mögen davon denken und sagen, was sie wollen!‘

„Da kommt eben der Ungläubige!“ sagte mein Freund. — ‚Wir wollen nicht davon reden,‘ war meine Antwort; ‚was

hilft's, man belehrt sie doch nicht.' — „Mit Nichten," sagte der Freund; „ich kann es ihm nicht so hingehen lassen."

Nach einer kurzen gleichgiltigen Unterhaltung konnte es der für mich nur allzu wohlgesinnte junge Gesell nicht lassen und sagte mit einiger Empfindlichkeit gegen Jenen: „Hier ist nun der Freund, der die hübschen Verse gemacht hat, und die Ihr ihm nicht zutrauen wollt." — ‚Er wird es gewiß nicht übel nehmen,' versetzte Jener; ‚denn es ist ja eine Ehre, die wir ihm erweisen, wenn wir glauben, daß weit mehr Gelehrsamkeit dazu gehöre, solche Verse zu machen, als er bei seiner Jugend besitzen kann.' — Ich erwiderte etwas Gleichgiltiges; mein Freund aber fuhr fort: „Es wird nicht viel Mühe kosten, Euch zu überzeugen. Gebt ihm irgend ein Thema auf, und er macht Euch ein Gedicht aus dem Stegreif." — Ich ließ es mir gefallen, wir wurden einig, und der Dritte fragte mich, ob ich mich wol getraue, einen recht artigen Liebesbrief in Versen aufzusetzen, den ein verschämtes junges Mädchen an einen Jüngling schriebe, um ihre Neigung zu offenbaren. — ‚Nichts ist leichter als das,' versetzte ich; ‚wenn wir nur ein Schreibzeug hätten!' — Jener brachte seinen Taschenkalender hervor, worin sich weiße Blätter in Menge befanden, und ich setzte mich auf eine Bank, zu schreiben. Sie gingen indeß auf und ab und ließen mich nicht aus den Augen. Sogleich faßte ich die Situation in den Sinn und dachte mir, wie artig es sein müßte, wenn irgend ein hübsches Kind mir wirklich gewogen wäre und es mir in Prosa oder in Versen entdecken wollte. Ich begann daher ohne Anstand meine Erklärung und führte sie in einem, zwischen dem Knüttelvers und Madrigal schwebenden Silbenmaaße mit möglichster Naivität in kurzer Zeit dergestalt aus, daß, als ich dies Gedichtchen den Beiden vorlas, der Zweifler in Verwunderung und mein Freund in Entzücken versetzt wurde. Jenem konnte ich auf sein Verlangen das Gedicht um so weniger verweigern, als es in seinen Kalender geschrieben war und ich das Dokument meiner Fähigkeiten gern in seinen Händen sah. Er schied unter vielen Versicherungen von Bewunderung und Neigung und wünschte nichts mehr, als uns öfter zu begegnen, und wir machten aus, bald zusammen aufs Land zu gehen.

Unsre Partie kam zu Stande, zu der sich noch mehrere junge Leute von jenem Schlage gesellten. Es waren Menschen aus dem mittlern, ja, wenn man will, aus dem niedern Stande, denen es an Kopf nicht fehlte, und die auch, weil sie durch die

Schule gelaufen, manche Kenntniß und eine gewiſſe Bildung hatten. In einer großen reichen Stadt giebt es vielerlei Erwerbszweige. Sie halfen ſich durch, indem ſie für die Advokaten ſchrieben, Kinder der geringern Klaſſe durch Hausunterricht etwas weiter brachten, als es in Trivialſchulen zu geſchehen pflegt. Mit erwachſenern Kindern, welche konfirmirt werden ſollten, repetirten ſie den Religionsunterricht, liefen dann wieder den Maklern oder Kaufleuten einige Wege und thaten ſich Abends, beſonders aber an Sonn- und Feiertagen, auf eine frugale Weiſe etwas zu Gute.

Indem ſie nun unterwegs meine Liebesepiſtel auf das Beſte herausſtrichen, geſtanden ſie mir, daß ſie einen ſehr luſtigen Gebrauch davon gemacht hätten; ſie ſei nämlich mit verſtellter Hand abgeſchrieben und mit einigen nähern Beziehungen einem eingebildeten jungen Manne zugeſchoben worden, der nun in der feſten Ueberzeugung ſtehe, ein Frauenzimmer, dem er von fern den Hof gemacht, ſei in ihn aufs Aeußerſte verliebt und ſuche Gelegenheit, ihm näher bekannt zu werden. Sie vertrauten mir dabei, er wünſche nichts mehr, als ihr auch in Verſen antworten zu können; aber weder bei ihm noch bei ihnen finde ſich Geſchick dazu, weshalb ſie mich inſtändig bäten, die gewünſchte Antwort ſelbſt zu verfaſſen.

Myſtifikationen ſind und bleiben eine Unterhaltung für müſſige, mehr oder weniger geiſtreiche Menſchen. Eine läßliche Bosheit, eine ſelbſtgefällige Schadenfreude ſind ein Genuß für Diejenigen, die ſich weder mit ſich ſelbſt beſchäftigen, noch nach außen heilſam wirken können. Kein Alter iſt ganz frei von einem ſolchen Kitzel. Wir hatten uns in unſern Knabenjahren einander oft angeführt; viele Spiele beruhen auf ſolchen Myſtifikationen und Attrapen; der gegenwärtige Scherz ſchien mir nicht weiter zu gehen: ich willigte ein; ſie theilten mir manches Beſondere mit, was der Brief enthalten ſollte, und wir brachten ihn ſchon fertig mit nach Hauſe.

Kurze Zeit darauf wurde ich durch meinen Freund dringend eingeladen, an einem Abendfeſte jener Geſellſchaft Theil zu nehmen. Der Liebhaber wolle es diesmal ausſtatten und verlange dabei ausdrücklich, dem Freunde zu danken, der ſich ſo vortrefflich als poetiſcher Sekretär erwieſen.

Wir kamen ſpät genug zuſammen; die Mahlzeit war die frugalſte, der Wein trinkbar, und was die Unterhaltung betraf, ſo drehte ſie ſich faſt gänzlich um die Verhöhnung des gegen-

wärtigen, freilich nicht sehr aufgeweckten Menschen, der nach wiederholter Lesung des Briefes nicht weit davon war, zu glauben, er habe ihn selbst geschrieben.

Meine natürliche Gutmüthigkeit ließ mich an einer solchen boshaften Verstellung wenig Freude finden, und die Wiederholung desselben Themas ekelte mich bald an. Gewiß, ich brachte einen verdrießlichen Abend hin, wenn nicht eine unerwartete Erscheinung mich wieder belebt hätte. Bei unserer Ankunft stand bereits der Tisch reinlich und ordentlich gedeckt, hinreichender Wein aufgestellt; wir setzten uns und blieben allein, ohne Bedienung nöthig zu haben. Als es aber doch zuletzt an Wein gebrach, rief Einer nach der Magd; allein statt derselben trat ein Mädchen herein von ungemeiner, und wenn man sie in ihrer Umgebung sah, von unglaublicher Schönheit. — „Was verlangt Ihr?“ sagte sie, nachdem sie auf eine freundliche Weise guten Abend geboten; „die Magd ist krank und zu Bette. Kann ich Euch dienen?“ — ‚Es fehlt an Wein,‘ sagte der Eine. ‚Wenn Du uns ein paar Flaschen holtest, so wäre es sehr hübsch.‘ — ‚Du es, Gretchen!‘ sagte der Andre; ‚es ist ja nur ein Katzensprung.‘ — „Warum nicht?“ versetzte sie, nahm ein paar leere Flaschen vom Tisch und eilte fort. Ihre Gestalt war von der Rückseite fast noch zierlicher. Das Häubchen saß so nett auf dem kleinen Kopfe, den ein schlanker Hals gar anmuthig mit Nacken und Schultern verband. Alles an ihr schien auserlesen, und man konnte der ganzen Gestalt um so ruhiger folgen, als die Anmerksamkeit nicht mehr durch die stillen, treuen Augen und den lieblichen Mund allein angezogen und gefesselt wurde. Ich machte den Gesellen Vorwürfe, daß sie das Kind in der Nacht allein ausschickten; sie lachten mich aus, und ich war bald getröstet, als sie schon wieder kam; denn der Schenkwirth wohnte nur über die Straße. — ‚Setze Dich dafür auch zu uns!‘ sagte der Eine. Sie that es; aber leider kam sie nicht neben mich. Sie trank ein Glas auf unsre Gesundheit und entfernte sich bald, indem sie uns rieth, nicht gar lange beisammen zu bleiben und überhaupt nicht so laut zu werden; denn die Mutter wolle sich eben zu Bette legen. Es war nicht ihre Mutter, sondern die unserer Wirthe.

Die Gestalt dieses Mädchens verfolgte mich von dem Augenblick an auf allen Wegen und Stegen: es war der erste bleibende Eindruck, den ein weibliches Wesen auf mich gemacht hatte; und da ich einen Vorwand, sie im Hause zu sehen, weder

finden konnte, noch suchen mochte, ging ich ihr zu Liebe in die Kirche und hatte bald ausgespürt, wo sie saß; und so konnte ich während des langen protestantischen Gottesdienstes mich wohl satt an ihr sehen. Beim Herausgehen getraute ich mich nicht, sie anzureden, noch weniger sie zu begleiten, und war schon selig, wenn sie mich bemerkt und gegen einen Gruß geneigt zu haben schien. Doch ich sollte das Glück, mich ihr zu nähern, nicht lange entbehren. Man hatte jenen Liebenden, deren poetischer Sekretär ich geworden war, glauben gemacht, der in seinem Namen geschriebene Brief sei wirklich an das Frauenzimmer abgegeben worden, und zugleich seine Erwartung aufs Aeußerste gespannt, daß nun bald eine Antwort darauf erfolgen müsse. Auch diese sollte ich schreiben, und die schalkische Gesellschaft ließ mich durch Pylades aufs Inständigste ersuchen, allen meinen Witz aufzubieten und alle meine Kunst zu verwenden, daß dieses Stück recht zierlich und vollkommen werde.

In Hoffnung, meine Schöne wiederzusehen, machte ich mich sogleich ans Werk und dachte mir nun Alles, was mir höchst wohlgefällig sein würde, wenn Gretchen es mir schriebe. Ich glaubte Alles so aus ihrer Gestalt, ihrem Wesen, ihrer Art, ihrem Sinn heraus geschrieben zu haben, daß ich mich des Wunsches nicht enthalten konnte, es möchte wirklich so sein, und mich in Entzücken verlor, nur zu denken, daß etwas Aehnliches von ihr an mich könnte gerichtet werden. So mystifizirte ich mich selbst, indem ich meinte, einen Andern zum Besten zu haben, und es sollte mir daraus noch manche Freude und manches Ungemach entspringen. Als ich abermals gemahnt wurde, war ich fertig, versprach zu kommen und fehlte nicht zur bestimmten Stunde. Es war nur einer von den jungen Leuten zu Hause; Gretchen saß am Fenster und spann; die Mutter ging ab und zu. Der junge Mensch verlangte, daß ich's ihm vorlesen sollte; ich that es und las nicht ohne Rührung, indem ich über das Blatt weg nach dem schönen Kinde hinschielte, und da ich eine gewisse Unruhe ihres Wesens, eine leichte Röthe ihrer Wangen zu bemerken glaubte, drückte ich nur besser und lebhafter aus, was ich von ihr zu vernehmen wünschte. Der Vetter, der mich oft durch Lobeserhebungen unterbrochen hatte, ersuchte mich zuletzt um einige Abänderungen. Sie betrafen einige Stellen, die freilich mehr auf Gretchen's Zustand als auf den jenes Frauenzimmers paßten, das von gutem Hause, wohlhabend, in der Stadt bekannt und angesehen war. Nachdem der junge Mann mir die

gewünschten Aenderungen artikulirt und ein Schreibzeug herbeigeholt hatte, sich aber wegen eines Geschäfts auf kurze Zeit beurlaubte, blieb ich auf der Wandbank hinter dem großen Tische sitzen und probirte die zu machenden Veränderungen auf der großen, fast den ganzen Tisch einnehmenden Schieferplatte mit einem Griffel, der stets im Fenster lag, weil man auf dieser Steinfläche oft rechnete, sich Mancherlei notirte, ja die Gehenden und Kommenden sich sogar Notizen dadurch mittheilten.

Ich hatte eine Zeit lang Verschiedenes geschrieben und wieder ausgelöscht, als ich ungeduldig ausrief: ‚Es will nicht gehen!‘ — „Desto besser!“ sagte das liebe Mädchen mit einem gesetzten Tone; „ich wünschte, es ginge gar nicht. Sie sollten sich mit solchen Händeln nicht befassen!“ — Sie stand vom Spinnrocken auf, und zu mir an den Tisch tretend, hielt sie mir mit viel Verstand und Freundlichkeit eine Strafpredigt. „Die Sache scheint ein unschuldiger Scherz; es ist ein Scherz, aber nicht unschuldig. Ich habe schon mehrere Fälle erlebt, wo unsere jungen Leute wegen eines solchen Frevels in große Verlegenheit kamen.“ — ‚Was soll ich aber thun?‘ versetzte ich; ‚der Brief ist geschrieben, und sie verlassen sich drauf, daß ich ihn umändern werde.‘ — „Glauben Sie mir,“ versetzte sie, „und ändern ihn nicht um; ja, nehmen Sie ihn zurück, stecken Sie ihn ein, gehen Sie fort und suchen die Sache durch Ihren Freund ins Gleiche zu bringen! Ich will auch ein Wörtchen mitreden; denn, sehen Sie, so ein armes Mädchen, als ich bin, und abhängig von diesen Verwandten, die zwar nichts Böses thun, aber doch oft um der Lust und des Gewinns willen manches Wagehalsige vornehmen, ich habe widerstanden und den ersten Brief nicht abgeschrieben, wie man von mir verlangte; sie haben ihn mit verstellter Hand kopirt, und so mögen sie auch, wenn es nicht anders ist, mit diesem thun. Und Sie, ein junger Mann aus gutem Hause, wohlhabend, unabhängig, warum wollen Sie sich zum Werkzeug in einer Sache gebrauchen lassen, aus der gewiß nichts Gutes und vielleicht manches Unangenehme für Sie entspringen kann?“ — Ich war glücklich, sie in einer Folge reden zu hören; denn sonst gab sie nur wenige Worte in das Gespräch. Meine Neigung wuchs unglaublich, ich war nicht Herr von mir selbst und erwiderte: ‚Ich bin so unabhängig nicht, als Sie glauben; und was hilft mir, wohlhabend zu sein, da mir das Köstlichste fehlt, was ich wünschen dürfte!‘

Sie hatte mein Konzept der poetischen Epistel vor sich hingezogen und las es halb laut, gar hold und anmuthig. „Das ist recht hübsch," sagte sie, indem sie bei einer Art naiver Pointe innehielt; „nur Schade, daß es nicht zu einem bessern, zu einem wahren Gebrauch bestimmt ist!" — ‚Das wäre freilich sehr wünschenswerth,' rief ich aus; ‚wie glücklich müßte Der sein, der von einem Mädchen, das er unendlich liebt, eine solche Versicherung ihrer Neigung erhielte!' — „Es gehört freilich viel dazu," versetzte sie, „und doch wird Manches möglich." — ‚Zum Beispiel,' fuhr ich fort, ‚wenn Jemand, der Sie kennt, schätzt, verehrt und anbetet, Ihnen ein solches Blatt vorlegte und Sie recht dringend, recht herzlich und freundlich bäte, was würden Sie thun?' — Ich schob ihr das Blatt näher hin, das sie schon wieder mir zugeschoben hatte. Sie lächelte, besann sich einen Augenblick, nahm die Feder und unterschrieb. Ich konnte mich nicht vor Entzücken, sprang auf und wollte sie umarmen. — „Nicht küssen!" sagte sie; „das ist so was Gemeines, aber lieben, wenn's möglich ist!" Ich hatte das Blatt zu mir genommen und eingesteckt. ‚Niemand soll es erhalten,' sagte ich, ‚und die Sache ist abgethan! Sie haben mich gerettet.' — „Nun vollenden Sie die Rettung," rief sie aus, „und eilen fort, ehe die Andern kommen und Sie in Pein und Verlegenheit gerathen!" Ich konnte mich nicht von ihr losreißen; sie aber bat mich so freundlich, indem sie mit beiden Händen meine Rechte nahm und liebevoll drückte. Die Thränen waren mir nicht weit: ich glaubte ihre Augen feucht zu sehen; ich drückte mein Gesicht auf ihre Hände und eilte fort. In meinem Leben hatte ich mich nicht in einer solchen Verwirrung befunden.

Die ersten Liebesneigungen einer unverdorbenen Jugend nehmen durchaus eine geistige Wendung. Die Natur scheint zu wollen, daß ein Geschlecht in dem andern das Gute und Schöne sinnlich gewahr werde. Und so war auch mir durch den Anblick dieses Mädchens, durch meine Neigung zu ihr eine neue Welt des Schönen und Vortrefflichen aufgegangen. Ich las meine poetische Epistel hundertmal durch, beschaute die Unterschrift, küßte sie, drückte sie an mein Herz und freute mich dieses liebenswürdigen Bekenntnisses. Je mehr sich aber mein Entzücken steigerte, desto weher that es mir, sie nicht unmittelbar besuchen, sie nicht wiedersehen und sprechen zu können; denn ich fürchtete die Vorwürfe der Vettern und ihre Zudringlich-

keit. Den guten Pylades, der die Sache vermitteln konnte, wußte ich nicht anzutreffen. Ich machte mich daher den nächsten Sonntag auf nach Niederrad, wohin jene Gesellen gewöhnlich zu gehen pflegten, und fand sie auch wirklich. Sehr verwundert war ich jedoch, da sie mir, anstatt verdrießlich und fremd zu thun, mit frohem Gesicht entgegenkamen. Der Jüngste besonders war sehr freundlich, nahm mich bei der Hand und sagte: „Ihr habt uns neulich einen schelmischen Streich gespielt, und wir waren auf Euch recht böse; doch hat uns Euer Entweichen und das Entwenden der poetischen Epistel auf einen guten Gedanken gebracht, der uns vielleicht sonst niemals aufgegangen wäre. Zur Versöhnung möget Ihr uns heute bewirthen, und dabei sollt Ihr erfahren, was es denn ist, worauf wir uns etwas einbilden, und was Euch gewiß auch Freude machen wird." Diese Anrede setzte mich in nicht geringe Verlegenheit; denn ich hatte ungefähr so viel Geld bei mir, um mir selbst und einem Freunde etwas zu Gute zu thun; aber eine Gesellschaft und besonders eine solche, die nicht immer zur rechten Zeit ihre Grenzen fand, zu gastiren, war ich keineswegs eingerichtet; ja, dieser Antrag verwunderte mich um so mehr, als sie sonst durchaus sehr ehrenvoll darauf hielten, daß Jeder nur seine Zeche bezahlte. Sie lächelten über meine Verlegenheit, und der Jüngere fuhr fort: „Laßt uns erst in die Laube sitzen, und dann sollt Ihr das Weitre erfahren." Wir saßen, und er sagte: „Als Ihr die Liebesepistel neulich mitgenommen hattet, sprachen wir die ganze Sache noch einmal durch und machten die Betrachtung, daß wir so ganz umsonst, Andern zum Verdruß und uns zur Gefahr, aus bloßer leidiger Schadenfreude Euer Talent mißbrauchen, da wir es doch zu unser Aller Vortheil benutzen könnten. Seht, ich habe hier eine Bestellung auf ein Hochzeitgedicht, sowie auf ein Leichenkarmen. Das zweite muß gleich fertig sein, das erste hat noch acht Tage Zeit. Macht Ihr sie machen, welches Euch ein Leichtes ist, so traktirt Ihr uns zweimal, und wir bleiben auf lange Zeit Eure Schuldner." — Dieser Vorschlag gefiel mir von allen Seiten; denn ich hatte schon von Jugend auf die Gelegenheitsgedichte, deren damals in jeder Woche mehrere zirkulirten, ja besonders bei ansehnlichen Verheirathungen dutzendweise zum Vorschein kamen, mit einem gewissen Neid betrachtet, weil ich solche Dinge ebenso gut, ja noch besser zu machen glaubte. Nun ward mir die Gelegenheit angeboten, mich zu zeigen, und besonders, mich

gedruckt zu sehen. Ich erwies mich nicht abgeneigt. Man machte mich mit den Personalien, mit den Verhältnissen der Familie bekannt; ich ging etwas abseits, machte meinen Entwurf und führte einige Strophen aus. Da ich mich jedoch wieder zur Gesellschaft begab und der Wein nicht gesichont wurde, so fing das Gedicht an zu stocken, und ich konnte es diesen Abend nicht abliefern. „Es hat noch bis morgen Abend Zeit," sagten sie, „und wir wollen Euch nur gestehen: das Honorar, welches wir für das Leichenkarmen erhalten, reicht hin, uns morgen noch einen lustigen Abend zu verschaffen. Kommt zu uns; denn es ist billig, daß Gretchen auch mit genieße, die uns eigentlich auf diesen Einfall gebracht hat." — Meine Freude war unsäglich. Auf dem Heimwege hatte ich nur die noch fehlenden Strophen im Sinne, schrieb das Ganze noch vor Schlafengehn nieder und den andern Morgen sehr sauber ins Reine. Der Tag ward mir unendlich lang, und kaum war es dunkel geworden, so fand ich mich wieder in der kleinen engen Wohnung neben dem allerliebsten Mädchen.

Die jungen Leute, mit denen ich auf diese Weise immer in nähere Verbindung kam, waren nicht eigentlich gemeine, aber doch gewöhnliche Menschen. Ihre Thätigkeit war lobenswürdig, und ich hörte ihnen mit Vergnügen zu, wenn sie von den vielfachen Mitteln und Wegen sprachen, wie man sich etwas erwerben könne; auch erzählten sie am Liebsten von gegenwärtig sehr reichen Leuten, die mit nichts angefangen. Andere hätten als arme Handlungsdiener sich ihren Patronen nothwendig gemacht und wären endlich zu ihren Schwiegersöhnen erhoben worden; noch Andre hätten einen kleinen Kram mit Schwefelfaden und dergleichen so erweitert und veredelt, daß sie nun als reiche Kauf- und Handelsmänner erschienen. Besonders sollte jungen Leuten, die gut auf den Beinen wären, das Beiläufer- und Mäklerhandwerk und die Uebernahme von allerlei Aufträgen und Besorgungen für unbehilfliche Wohlhabende durchaus ernährend und einträglich sein. Wir Alle hörten das gern, und Jeder dünkte sich etwas, wenn er sich in dem Augenblick vorstellte, daß in ihm selbst so viel vorhanden sei, nicht nur, um in der Welt fortzukommen, sondern sogar ein außerordentliches Glück zu machen. Niemand jedoch schien dies Gespräch ernstlicher zu führen als Pylades, der zuletzt gestand, daß er ein Mädchen außerordentlich liebe und sich wirklich mit ihr versprochen habe. Die Vermögensumstände

seiner Eltern litten nicht, daß er auf Akademien gehe; er habe sich aber einer schönen Handschrift, des Rechnens und der neuern Sprachen befleißigt und wolle nun in Hoffnung auf jenes häusliche Glück sein Möglichstes versuchen. Die Vettern lobten ihn deshalb, ob sie gleich das frühzeitige Versprechen an ein Mädchen nicht billigen wollten, und setzten hinzu, sie müßten ihn zwar für einen braven und guten Jungen anerkennen, hielten ihn aber weder für thätig noch für unternehmend genug, etwas Außerordentliches zu leisten. Indem er nun zu seiner Rechtfertigung umständlich auseinandersetzte, was er sich zu leisten getraue und wie er es anzufangen gedenke, so wurden die Uebrigen auch angereizt, und Jeder fing nun an zu erzählen, was er schon vermöge, thue, treibe, welchen Weg er zurückgelegt und was er zunächst vor sich sehe. Die Reihe kam zuletzt an mich. Ich sollte nun auch meine Lebensweise und Aussichten darstellen, und indem ich mich besann, sagte Pylades: „Das Einzige halte ich mir aus, damit wir nicht gar zu kurz kommen, daß er die äußern Vortheile seiner Lage nicht mit in Anrechnung bringe. Er mag uns lieber ein Märchen erzählen, wie er es anfangen würde, wenn er in diesem Augenblick, so wie wir, ganz auf sich selbst gestellt wäre."

Gretchen, die bis diesen Augenblick fortgesponnen hatte, stand auf und setzte sich wie gewöhnlich ans Ende des Tisches. Wir hatten schon einige Flaschen geleert, und ich fing mit dem besten Humor meine hypothetische Lebensgeschichte zu erzählen an. „Zuvörderst also empfehle ich mich Euch," sagte ich, „daß Ihr mir die Aussicht erhaltet, welche mir zuzuweisen Ihr den Anfang gemacht habt. Wenn Ihr mir nach und nach den Verdienst der sämmtlichen Gelegenheitsgedichte zuwendet und wir ihn nicht blos verschmausen, so will ich schon zu etwas kommen. Alsdann müßt Ihr mir nicht übel nehmen, wenn ich auch in Euer Handwerk pfusche." Worauf ich ihnen denn vererzählte, was ich mir aus ihren Beschäftigungen gemerkt hatte und zu machen ich mich allenfalls fähig hielt. Ein Jeder hatte vorher sein Verdienst zu Gelde angeschlagen, und ich ersuchte sie, mir auch zu Fertigung meines Etats behilflich zu sein. Gretchen hatte alles Bisherige sehr aufmerksam mitangehört, und zwar in der Stellung, die sie sehr gut kleidete, sie mochte nun zuhören oder sprechen. Sie faßte mit beiden Händen ihre übereinander geschlagenen Arme und legte sie auf den Rand des Tisches. So konnte sie lange sitzen, ohne etwas An-

ders als den Kopf zu bewegen, welches niemals ohne Anlaß oder Bedeutung geschah. Sie hatte manchmal ein Wörtchen mit eingeworfen und über dieses und jenes, wenn wir in unsern Einrichtungen stockten, nachgeholfen; dann war sie aber wieder still und ruhig wie gewöhnlich. Ich ließ sie nicht aus den Augen, und daß ich meinen Plan nicht ohne Bezug auf sie gedacht und ausgesprochen, kann man sich leicht denken, und die Neigung zu ihr gab dem, was ich sagte, einen Anschein von Wahrheit und Möglichkeit, daß ich mich selbst einen Augenblick täuschte, mich so abgesondert und hilflos dachte, wie mein Märchen mich versetzte, und mich dabei in der Aussicht, sie zu besitzen, doch glücklich fühlte. Pylades hatte seine Konfession mit der Heirath geendigt, und bei uns Andern war nun auch die Frage, ob wir es in unsern Planen so weit gebracht hätten. „Ich weiß ganz und gar nicht daran," sagte ich; „denn eigentlich ist einem Jeden von uns eine Frau nöthig, um das im Hause zu bewahren und uns im Ganzen genießen zu lassen, was wir von außen auf eine so wunderliche Weise zusammentreiben." Ich machte die Schilderung von einer Gattin, wie ich sie wünschte, und es müßte seltsam zugegangen sein, wenn sie nicht Gretchens vollkommnes Ebenbild gewesen wäre.

Das Leichenlarmen war verzehrt, das Hochzeitgedicht stand nun auch wohlthätig in der Nähe; ich überwand alle Furcht und Sorge und wußte, weil ich viel Bekannte hatte, meine eigentlichen Abendunterhaltungen vor den Meinigen zu verbergen. Das liebe Mädchen zu sehen und neben ihr zu sein, war nun bald eine unerläßliche Bedingung meines Wesens. Jene hatten sich ebenso an mich gewöhnt, und wir waren fast täglich zusammen, als wenn es nicht anders sein könnte. Pylades hatte indessen seine Schöne auch in das Haus gebracht, und dieses Paar verlebte manchen Abend mit uns. Sie als Brautleute, obgleich noch sehr im Keime, verbargen doch nicht ihre Zärtlichkeit; Gretchens Betragen gegen mich war nur geschickt, mich in Entfernung zu halten. Sie gab Niemandem die Hand, auch nicht mir; sie litt keine Berührung; nur setzte sie sich manchmal neben mich, besonders wenn ich schrieb oder verlas, und dann legte sie mir vertraulich den Arm auf die Schulter, sah mir ins Buch oder aufs Blatt; wollte ich mir aber eine ähnliche Freiheit gegen sie herausnehmen, so wich sie und kam so bald nicht wieder. Doch wiederholte sie oft diese Stellung, sowie alle ihre Gesten und Bewegungen sehr ein-

förmig waren, aber immer gleich gehörig, schön und reizend. Allein jene Vertraulichkeit habe ich sie gegen Niemanden weiter ausüben sehen.

Eine der unschuldigsten und zugleich unterhaltendsten Lustpartien, die ich mit verschiedenen Gesellschaften junger Leute unternahm, war, daß wir uns in das Höchster Marktschiff setzten, die darin eingepackten seltsamen Passagiere beobachteten und uns bald mit diesem bald mit jenem, wie uns Lust oder Muthwille trieb, scherzhaft und neckend einließen. Zu Höchst stiegen wir aus, wo zu gleicher Zeit das Marktschiff von Mainz eintraf. In einem Gasthofe fand man eine gut besetzte Tafel, wo die Besseren der Auf- und Abfahrenden mit einander speisten und alsdann Jeder seine Fahrt weiter fortsetzte; denn beide Schiffe gingen wieder zurück. Wir fuhren dann jedesmal nach eingenommenem Mittagessen hinauf nach Frankfurt und hatten in sehr großer Gesellschaft die wohlfeilste Wasserfahrt gemacht, die nur möglich war. Einmal hatte ich auch mit Gretchens Vettern diesen Zug unternommen, als am Tisch in Höchst sich ein junger Mann zu uns gesellte, der etwas älter als wir sein mochte. Jene kannten ihn, und er ließ sich mir vorstellen. Er hatte in seinem Wesen etwas sehr Gefälliges, ohne sonst ausgezeichnet zu sein. Von Mainz heraufgekommen, fuhr er nun mit uns nach Frankfurt zurück und unterhielt sich mit mir von allerlei Dingen, welche das innere Stadtwesen, die Aemter und Stellen betrafen, worin er mir ganz wohl unterrichtet schien. Als wir uns trennten, empfahl er sich mir und fügte hinzu: er wünsche, daß ich gut von ihm denken möge, weil er sich gelegentlich meiner Empfehlung zu erfreuen hoffe. Ich wußte nicht, was er damit sagen wollte; aber die Vettern klärten mich nach einigen Tagen auf; sie sprachen Gutes von ihm und ersuchten mich um ein Vorwort bei meinem Großvater, da jetzt eben eine mittlere Stelle offen sei, zu welcher dieser Freund gern gelangen möchte. Ich entschuldigte mich anfangs, weil ich mich niemals in dergleichen Dinge gemischt hatte; allein sie setzten mir so lange zu, bis ich mich es zu thun entschloß. Hatte ich doch schon manchmal bemerkt, daß bei solchen Aemtervergebungen, welche leider oft als Gnadensachen betrachtet werden, die Vorsprache der Großmutter oder einer Tante nicht ohne Wirkung gewesen. Ich war so weit herangewachsen, um mir auch einigen Einfluß anzumaßen. Deshalb überwand ich, meinen Freunden zu Lieb, welche sich auf alle Weise für eine

solche Gefälligkeit verbunden erklärten, die Schüchternheit eines Enkels und übernahm es, ein Bittschreiben, das mir eingehändigt wurde, zu überreichen.

Eines Sonntags nach Tische, als der Großvater in seinem Garten beschäftigt war, um so mehr, als der Herbst herannahte, und ich ihm allenthalben behülflich zu sein suchte, rückte ich nach einigem Zögern mit meinem Anliegen und dem Bittschreiben hervor. Er sah es an und fragte mich, ob ich den jungen Menschen kenne. Ich erzählte ihm im Allgemeinen, was zu sagen war, und er ließ es dabei bewenden. „Wenn er Verdienst und sonst ein gutes Zeugniß hat, so will ich ihm um seinet- und Deinetwillen günstig sein.“ Mehr sagte er nicht, und ich erfuhr lange nichts von der Sache.

Seit einiger Zeit hatte ich bemerkt, daß Gretchen nicht mehr spann und sich dagegen mit Nähen beschäftigte und zwar mit sehr feiner Arbeit, welches mich um so mehr wunderte, da die Tage schon abgenommen hatten und der Winter herankam. Ich dachte darüber nicht weiter nach, nur beunruhigte es mich, daß ich sie einigemal des Morgens nicht wie sonst zu Hause fand und ohne Zudringlichkeit nicht erfahren konnte, wo sie hingegangen sei. Doch sollte ich eines Tages sehr wunderlich überrascht werden. Meine Schwester, die sich zu einem Balle vorbereitete, bat mich, ihr bei einer Galanterie-Händlerin sogenannte italienische Blumen zu holen. Sie wurden in Klöstern gemacht, waren klein und niedlich. Myrten besonders, Zwergrösslein und dergleichen fielen gar schön und natürlich aus. Ich that ihr die Liebe und ging in den Laden, in welchem ich schon öfter mit ihr gewesen war. Kaum war ich hineingetreten und hatte die Eigenthümerin begrüßt, als ich im Fenster ein Frauenzimmer sitzen sah, das mir unter einem Spitzenhäubchen gar jung und hübsch und unter einer seidnen Mantille sehr wohl gebaut schien. Ich konnte leicht an ihr eine Gehülfin erkennen, denn sie war beschäftigt, Band und Federn auf ein Hütchen zu stecken. Die Putzhändlerin zeigte mir den langen Kasten mit einzelnen mannichfaltigen Blumen vor; ich besah sie und blickte, indem ich wählte, wieder nach dem Frauenzimmerchen im Fenster; aber wie groß war mein Erstaunen, als ich eine unglaubliche Aehnlichkeit mit Gretchen gewahr wurde, ja zuletzt mich überzeugen mußte, es sei Gretchen selbst. Auch blieb mir kein Zweifel übrig, als sie mir mit den Augen winkte und ein Zeichen gab, daß ich unsre Bekanntschaft nicht

verrathen sollte. Nun brachte ich mit Wählen und Verwerfen die Putzhändlerin in Verzweiflung, mehr als ein Frauenzimmer selbst hätte thun können. Ich hatte wirklich keine Wahl; denn ich war aufs Aeußerste verwirrt, und zugleich liebte ich mein Zaudern, weil es mich in der Nähe des Kindes hielt, dessen Maske mich verdroß, und das mir doch in dieser Maske reizender vorkam als jemals. Endlich mochte die Putzhändlerin alle Geduld verlieren und suchte mir eigenhändig einen ganzen Pappenkasten voll Blumen aus, den ich meiner Schwester vorstellen und sie selbst sollte wählen lassen. So wurde ich zum Laden gleichsam hinausgetrieben, indem sie den Kasten durch ihr Mädchen voranschickte.

Kaum war ich zu Hause angekommen, als mein Vater mich berufen ließ und mir die Eröffnung that, es sei nun ganz gewiß, daß der Erzherzog Joseph zum römischen König gewählt und gekrönt werden solle. Ein so höchst bedeutendes Ereigniß müsse man nicht unvorbereitet erwarten und etwa nur gaffend und staunend an sich vorbeigehen lassen. Er wolle daher die Wahl- und Krönungsdiarien der beiden letzten Krönungen mit mir durchgehen, nicht weniger die letzten Wahlkapitulationen, um alsdann zu bemerken, was für neue Bedingungen man im gegenwärtigen Falle hinzufügen werde. Die Diarien wurden aufgeschlagen, und wir beschäftigten uns den ganzen Tag damit bis tief in die Nacht, indessen mir das zierliche Mädchen, bald in ihrem alten Hauskleide, bald in ihrem neuen Kostüm, immer zwischen den höchsten Gegenständen des heiligen römischen Reichs hin und wieder schwebte. Für diesen Abend war es unmöglich, sie zu sehen, und ich durchwachte eine sehr unruhige Nacht. Das gestrige Studium wurde den andern Tag eifrig fortgesetzt, und nur gegen Abend machte ich es möglich, meine Schöne zu besuchen, die ich wieder in ihrem gewöhnlichen Hauskleide fand. Sie lächelte, indem sie mich ansah, aber ich getraute mich nicht, vor den Andern etwas zu erwähnen. Als die ganze Gesellschaft wieder ruhig zusammensaß, fing sie an und sagte: „Es ist unbillig, daß Ihr unserm Freunde nicht vertrauet, was in diesen Tagen von uns beschlossen worden." Sie fuhr darauf fort zu erzählen, daß nach unserer neulichen Unterhaltung, wo die Rede war, wie ein Jeder sich in der Welt wolle geltend machen, auch unter ihnen zur Sprache gekommen, auf welche Art ein weibliches Wesen seine Talente und Arbeiten steigern und seine Zeit vortheilhaft

anwenden könne. Darauf habe der Vetter vorgeschlagen, sie solle es bei einer Putzmacherin versuchen, die jetzt eben eine Gehilfin brauche. Man sei mit der Frau einig geworden, sie gebe täglich so viele Stunden hin, werde gut gelohnt; nur müsse sie dort um des Anstands willen sich zu einem gewissen Anputz bequemen, den sie aber jederzeit zurücklasse, weil er zu ihrem übrigen Leben und Wesen sich gar nicht schicken wolle. Durch diese Erklärung war ich zwar beruhigt, nur wollte es mir nicht recht gefallen, das hübsche Kind in einem öffentlichen Laden und an einem Orte zu wissen, wo die galante Welt gelegentlich ihren Sammelplatz hatte. Doch ließ ich mir nichts merken und suchte meine eifersüchtige Sorge im Stillen bei mir zu verarbeiten. Hierzu gönnte mir der jüngere Vetter nicht lange Zeit, der alsbald wieder mit dem Auftrag zu einem Gelegenheitsgedicht hervortrat, mir die Personalien erzählte und sogleich verlangte, daß ich mich zur Erfindung und Disposition des Gedichtes anschicken möchte. Er hatte schon einigemal über die Behandlung einer solchen Aufgabe mit mir gesprochen, und wie ich in solchen Fällen sehr redselig war, gar leicht von mir erlangt, daß ich ihm, was an diesen Dingen rhetorisch ist, umständlich auslegte, ihm einen Begriff von der Sache gab und meine eigenen und fremden Arbeiten dieser Art als Beispiele benutzte. Der junge Mensch war ein guter Kopf, obgleich ohne Spur von poetischer Ader, und nun ging er so sehr ins Einzelne und wollte von Allem Rechenschaft haben, daß ich mit der Bemerkung laut ward: „Sieht es doch aus,' als wollte Ihr mir ins Handwerk greifen und mir die Kundschaft entziehen." — ‚Ich will es nicht leugnen,' sagte Jener lächelnd; ‚denn ich thue Euch dadurch keinen Schaden. Wie lange wird's währen, so geht Ihr auf die Akademie, und bis dahin laßt mich noch immer etwas bei Euch profitiren!' — „Herzlich gern," versetzte ich und munterte ihn auf, selbst eine Disposition zu machen, ein Silbenmaaß nach dem Charakter des Gegenstandes zu wählen, und was etwa sonst noch nöthig scheinen mochte. Er ging mit Ernst an die Sache; aber es wollte nicht glücken. Ich mußte zuletzt immer daran so viel umschreiben, daß ich es leichter und besser von vorn herein selbst geleistet hätte. Dieses Lehren und Lernen jedoch, dieses Mittheilen, diese Wechselarbeit gab uns eine gute Unterhaltung; Gretchen nahm Theil daran und hatte manchen artigen Einfall, so daß wir Alle vergnügt, ja man darf sagen glücklich waren. Sie arbeitete des Tags

bei der Putzmacherin; Abends kamen wir gewöhnlich zusammen, und unsere Zufriedenheit ward selbst dadurch nicht gestört, daß es mit den Bestellungen zu Gelegenheitsgedichten endlich nicht recht mehr fort wollte. Schmerzlich jedoch empfanden wir es, daß uns eins einmal mit Protest zurückkam, weil es dem Besteller nicht gefiel. Indeß trösteten wir uns, weil wir es gerade für unsere beste Arbeit hielten und Jenen für einen schlechten Kenner erklären durften. Der Vetter, der ein- für allemal etwas lernen wollte, veranlaßte nunmehr fingirte Aufgaben, bei deren Auflösung wir uns zwar noch immer gut genug unterhielten, aber freilich, da sie nichts einbrachten, unsre kleinen Gelage viel mäßiger einrichten mußten.

Mit jenem großen staaterechtlichen Gegenstande, der Wahl und Krönung eines römischen Königs, wollte es nun immer mehr Ernst werden. Der anfänglich auf Augsburg im October 1763 ausgeschriebene kurfürstliche Kollegialtag ward nun nach Frankfurt verlegt, und sowol zu Ende dieses Jahrs als zu Anfang des folgenden regten sich die Vorbereitungen, welche dieses wichtige Geschäft einleiten sollten. Den Anfang machte ein von uns noch nie gesehener Aufzug. Eine unserer Kanzleipersonen zu Pferde, von vier gleichfalls berittenen Trompetern begleitet und von einer Fußwache umgeben, verlas mit lauter und vernehmlicher Stimme an allen Ecken der Stadt ein weitläuftiges Edikt, das uns von dem Bevorstehenden benachrichtigte und den Bürgern ein gesetzendes und den Umständen angemessenes Betragen einschärfte. Bei Rath wurden große Ueberlegungen gepflogen, und es dauerte nicht lange, so zeigte sich der Reichsquartiermeister, vom Erbmarschall abgesendet, um die Wohnungen der Gesandten und ihres Gefolges nach altem Herkommen anzuordnen und zu bezeichnen. Unser Haus lag im kurfürstlichen Sprengel, und wir hatten uns einer neuen, obgleich erleichterten Einquartierung zu versehen. Der mittlere Stock, welchen einmals Graf Oberamt innegehabt, wurde einem kurfürstlichen Kavalier eingeräumt, und da Baron von Rotenhan, Nürnbergischer Geschäftsträger, den oberen Stock eingenommen hatte, so waren wir noch mehr als zur Zeit der Franzosen zusammengedrängt. Dieses diente mir zu einem neuen Vorwand, außer dem Hause zu sein und die meiste Zeit des Tages auf der Straße zuzubringen, um das, was öffentlich zu sehen war, ins Auge zu fassen.

Nachdem uns die vorhergegangene Veränderung und Ein-

richtung der Zimmer auf dem Rathhause sehenswerth geschienen, nachdem die Ankunft der Gesandten eines nach dem andern und ihre erste solenne Gesammtauffahrt den sechsten Februar stattgefunden, so bewunderten wir nachher die Ankunft der kaiserlichen Kommissarien und deren Auffahrt, ebenfalls auf den Römer, welche mit großem Pomp geschah. Die würdige Persönlichkeit des Fürsten von Liechtenstein machte einen guten Eindruck; doch wollten Kenner behaupten, die prächtigen Livreen seien schon einmal bei einer andern Gelegenheit gebraucht worden und auch diese Wahl und Krönung werde schwerlich an Glanz jener von Karl dem Siebenten gleichkommen. Wir Jungern ließen uns das gefallen, was wir vor Augen hatten; uns däuchte Alles sehr gut, und Manches setzte uns in Erstaunen.

Der Wahlkonvent war endlich auf den dritten März anberaumt. Nun kam die Stadt durch neue Förmlichkeiten in Bewegung, und die wechselseitigen Zeremonielfuche der Gesandten hielten uns immer auf den Beinen. Auch mußten wir genau aufpassen, weil wir nicht nur gaffen, sondern Alles wohl bemerken sollten, um zu Hause gehörig Rechenschaft zu geben, ja manchen kleinen Aufsatz auszufertigen, worüber sich mein Vater und Herr von Konigstdal, theils zu unserer Uebung, theils zu eigner Nutz, beredet hatten. Und wirklich gereichte mir dies zu besondrem Vortheil, indem ich über das Aeußerliche so ziemlich ein lebendiges Wahl- und Krönungsdiarium vorstellen konnte.

Die Persönlichkeiten der Abgeordneten, welche auf mich einen bleibenden Eindruck gemacht haben, waren zunächst die des kurmainzischen ersten Botschafters, Barons von Erthal, nachmaligen Kurfürsten. Ohne irgend etwas Auffallendes in der Gestalt zu haben, wollte er mir in seinem schwarzen, mit Spitzen besetzten Talar immer gar wohl gefallen. Der zweite Botschafter, Baron von Groschlag, war ein wohlgebauter, im Aeußern bequem, aber höchst anständig sich betragender Weltmann. Er machte überhaupt einen sehr behaglichen Eindruck. Fürst Esterhazy, der böhmische Gesandte, war nicht groß, aber wohlgebaut, lebhaft und zugleich vornehm anständig, ohne Stolz und Kälte. Ich hatte eine besondre Neigung zu ihm, weil er mich an den Marschall von Broglio erinnerte. Doch verschwand gewissermaßen die Gestalt und Würde dieser trefflichen Personen über dem Vorurtheil, das man für den brandenburgischen Gesandten, Baron von Plotho, gefaßt hatte. Dieser Mann,

der durch eine gewisse Spärlichkeit sowol in eigner Kleidung als in Livreen und Equipagen sich auszeichnete, war vom siebenjährigen Kriege her als diplomatischer Held berühmt, hatte zu Regensburg den Notarius Aprill, der ihm die gegen seinen König ergangene Achtserklärung, von einigen Zeugen begleitet, zu insinuiren gedachte, mit der lakonischen Gegenrede: „Was! Er insinuiren?“ die Treppe hinuntergeworfen oder werfen lassen. Das Erste glaubten wir, weil es uns besser gefiel und wir es auch dem kleinen, gedrungnen, mit schwarzen Feueraugen hin und wieder blickenden Manne gar wohl zutrauten. Aller Augen waren auf ihn gerichtet, besonders wo er ausstieg. Es entstand jederzeit eine Art von frohem Zischeln, und wenig fehlte, daß man ihm applaudirt, Vivat oder Brave zugerufen hätte. So hoch stand der König und Alles, was ihm mit Leib und Seele ergeben war, in der Gunst der Menge, unter der sich außer den Frankfurtern schon Deutsche aus allen Gegenden befanden.

Einerseits hatte ich an diesen Dingen manche Lust, weil Alles, was vorging, es mochte sein, von welcher Art es wollte, doch immer eine gewisse Deutung verbarg, irgend ein inneres Verhältniß anzeigte und solche symbolische Zeremonien das durch so viele Pergamente, Papiere und Bücher beinah verschüttete deutsche Reich wieder für einen Augenblick lebendig darstellten; andrerseits aber konnte ich mir ein geheimes Mißfallen nicht verbergen, wenn ich nun zu Hause die innern Verhandlungen zum Behuf meines Vaters abschreiben und dabei bemerken mußte, daß hier mehrere Gewalten einander gegenüberstanden, die sich das Gleichgewicht hielten und nur insofern einig waren, als sie den neuen Regenten noch mehr als den alten zu beschränken gedachten; daß Jedermann sich nur insofern seines Einflusses freute, als er seine Privilegien zu erhalten und zu erweitern und seine Unabhängigkeit mehr zu sichern hoffte. Ja, man war diesmal noch aufmerksamer als sonst, weil man sich vor Joseph dem Zweiten, vor seiner Heftigkeit und seinen problematischen Planen zu fürchten anfing.

Bei meinem Großvater und den übrigen Rathsverwandten, deren Häuser ich zu besuchen pflegte, war es auch keine gute Zeit: denn sie hatten so viel mit Einbolen der vornehmen Gäste, mit Bekomplimentiren, mit Ueberreichung von Geschenken zu thun. Nicht weniger hatte der Magistrat im Ganzen wie im Einzelnen sich immer zu wehren, zu widerstehn und zu prote-

stiren, weil bei solchen Gelegenheiten ihm Jedermann etwas abzwacken oder aufbürden will und ihm Wenige von Denen, die er anspricht, beistehen oder zu Hilfe kommen. Genug, mir trat Alles nunmehr lebhaft vor Augen, was ich in der Lersner'schen Chronik von ähnlichen Vorfällen bei ähnlichen Gelegenheiten, mit Bewunderung der Geduld und Ausdauer jener guten Rathsmänner, gelesen hatte.

Mancher Verdruß entspringt auch daher, daß sich die Stadt nach und nach mit nothigen und unnothigen Personen anfüllt. Vergebens werden die Höfe von Seiten der Stadt an die Vorschriften der freilich veralteten goldnen Bulle erinnert. Nicht allein die zum Geschäft Verordneten und ihre Begleiter, sondern manche Standes- und andre Personen, die aus Neugier oder zu Privatzwecken herankommen, stehen unter Protektion, und die Frage, wer eigentlich einquartiert wird und wer selbst sich eine Wohnung miethen soll, ist nicht immer sogleich entschieden. Das Getümmel wächst, und selbst Diejenigen, die nichts dabei zu leisten oder zu verantworten haben, fangen an, sich unbehaglich zu fühlen.

Selbst wir jungen Leute, die wir das Alles wohl mit ansehen konnten, fanden doch immer nicht genug Befriedigung für unsre Augen, für unsre Einbildungskraft. Die spanischen Mantelkleider, die großen Federbüte der Gesandten und die und da noch einiges Andere gaben wol ein ächt alterthümliches Ansehen; Manches dagegen war wieder so bald neu oder ganz modern, daß überall nur ein buntes, unbefriedigendes, öfter sogar geschmackloses Wesen hervortrat. Sehr glücklich machte es uns daher, zu vernehmen, daß wegen der Herreise des Kaisers und des künftigen Königs große Anstalten gemacht wurden, daß die kurfürstlichen Kollegialhandlungen, bei welchen die letzte Wahlkapitulation zum Grunde lag, eifrig vorwärts gingen und daß der Wahltag auf den siebenundzwanzigsten März festgesetzt sei. Nun ward an die Herbeischaffung der Reichsinsignien von Nürnberg und Aachen gedacht, und man erwartete zunächst den Einzug des Kurfürsten von Mainz, während mit seiner Gesandtschaft die Irrungen wegen der Quartiere immer fortdauerten.

Indessen betrieb ich meine Kanzellistenarbeit zu Hause sehr lebhaft und wurde dabei freilich mancherlei kleinliche Monita gewahr, die von vielen Seiten einliefen und bei der neuen Kapitulation berücksichtigt werden sollten. Jeder Stand

wollte in diesem Dokument seine Gerechtsame gewahrt und sein Ansehen vermehrt wissen. Gar viele solcher Bemerkungen und Wünsche wurden jedoch bei Seite geschoben; Vieles blieb, wie es gewesen war; gleichwol erhielten die Monenten die bündigsten Versicherungen, daß ihnen jene Uebergebung keineswegs zum Präjudiz gereichen solle.

Sehr vielen und beschwerlichen Geschäften mußte sich indessen das Reichsmarschallamt unterziehen: die Masse der Fremden wuchs, es wurde immer schwieriger, sie unterzubringen. Ueber die Grenzen der verschiedenen kurfürstlichen Bezirke war man nicht einig. Der Magistrat wollte von den Bürgern die Lasten abhalten, zu denen sie nicht verpflichtet schienen, und so gab es bei Tag und bei Nacht stündlich Beschwerden, Rekurse, Streit und Mißhelligkeiten.

Der Einzug des Kurfürsten von Mainz erfolgte den einundzwanzigsten März. Hier fing nun das Kanoniren an, mit dem wir auf lange Zeit mehrmals betäubt werden sollten. Wichtig in der Reihe der Zeremonien war diese Festlichkeit; denn alle die Männer, die wir bisher auftreten sahen, waren, so hoch sie auch standen, doch immer nur Untergeordnete; hier aber erschien ein Souverän, ein selbständiger Fürst, der erste nach dem Kaiser, von einem großen, seiner würdigen Gefolge eingeführt und begleitet. Von dem Pompe dieses Einzugs würde ich hier Manches zu erzählen haben, wenn ich nicht später wieder darauf zurückzukommen gedächte, und zwar bei einer Gelegenheit, die Niemand leicht errathen sollte.

An demselben Tage nämlich kam Lavater, auf seinem Rückwege von Berlin nach Hause begriffen, durch Frankfurt und sah diese Feierlichkeit mit an. Ob nun gleich solche weltliche Aeußerlichkeiten für ihn nicht den mindesten Werth hatten, so mochte doch dieser Zug mit seiner Pracht und allem Beiwesen deutlich in seine sehr lebhafte Einbildungskraft sich eingedrückt haben; denn nach mehreren Jahren, als mir dieser vorzügliche, aber eigene Mann eine poetische Paraphrase, ich glaube der Offenbarung Sankt Johannis, mittheilte, fand ich den Einzug des Antichrist Schritt vor Schritt, Gestalt vor Gestalt, Umstand vor Umstand dem Einzug des Kurfürsten von Mainz in Frankfurt nachgebildet, dergestalt, daß sogar die Quasten an den Köpfen der Isabellpferde nicht fehlten. Es wird sich mehr davon sagen lassen, wenn ich zur Epoche jener wunderlichen Dichtungsart gelange, durch welche man die alt- und neu-

teſtamentlichen Mythen dem Anſchauen und Gefühl näher zu bringen glaubte, wenn man ſie völlig ins Moderne traveſtirte und ihnen aus dem gegenwärtigen Leben, es ſei nun gemeiner oder vornehmer, ein Gewand umhinge. Wie dieſe Behandlungsart ſich nach und nach beliebt gemacht, davon muß gleichfalls kunftig die Rede ſein; doch bemerke ich hier ſo viel, daß ſie weiter als durch Lavater und ſeine Nacheiferer wol nicht getrieben worden, indem Einer derſelben die heiligen drei Könige, wie ſie zu Bethlehem einreiten, ſo modern ſchilderte, daß die Fürſten und Herren, welche Lavatern zu beſuchen pflegten, perſönlich darin nicht zu verkennen waren.

Wir laſſen alſo für diesmal den Kurfürſten Emmerich Joſeph ſo zu ſagen incognito im Kompoſtell eintreffen und wenden uns zu Gretchen, die ich, eben als die Volksmenge ſich verlief, von Pylades und ſeiner Schönen begleitet (denn dieſe Drei ſchienen nun unzertrennlich zu ſein) im Getümmel erblickte. Wir hatten uns kaum erreicht und begrüßt, als ſchon ausgemacht war, daß wir dieſen Abend zuſammen zubringen wollten, und ich fand mich bei Zeiten ein. Die gewöhnliche Geſellſchaft war beiſammen, und Jedes hatte etwas zu erzählen, zu ſagen, zu bemerken, wie denn dem Einen dies, dem Andern jenes am Meiſten aufgefallen war. „Eure Reden," ſagte Gretchen zuletzt, „machen mich faſt noch verworrner als die Begebenheiten dieſer Tage ſelbſt. Was ich geſehen, kann ich nicht zuſammenreimen und möchte von Manchem gar zu gern wiſſen, wie es ſich verhält." Ich verſetzte, daß es mir ein Leichtes ſei, ihr dieſen Dienſt zu erzeigen. Sie ſolle nur ſagen, wofür ſie ſich eigentlich intereſſire. Dies that ſie, und indem ich ihr Einiges erklären wollte, fand ſich's, daß es beſſer wäre, in der Ordnung zu verfahren. Ich verglich nicht unſchicklich dieſe Feierlichkeiten und Funktionen mit einem Schauſpiel, wo der Vorhang nach Belieben heruntergelaſſen würde, indeſſen die Schauſpieler fortſpielten; dann werde er wieder aufgezogen und der Zuſchauer könne an jenen Verhandlungen einigermaßen wieder Theil nehmen. Weil ich nun ſehr redſelig war, wenn man mich gewähren ließ, ſo erzählte ich Alles von Anfang an bis auf den heutigen Tag in der beſten Ordnung und verſäumte nicht, um meinen Vortrag anſchaulicher zu machen, mich des vorhandenen Griffels und der großen Schieferplatte zu bedienen. Nur durch einige Fragen und Rechthabereien der Andern wenig geſtört, brachte ich meinen Vortrag zu allgemeiner

Zufriedenheit ans Ende, indem mich Gretchen durch ihre fortgesetzte Aufmerksamkeit höchlich erauntert hatte. Sie dankte mir zuletzt und beneidete, nach ihrem Ausdruck, alle Diejenigen, die von den Sachen dieser Welt unterrichtet seien und wüßten, wie dieses und jenes zugehe und was es zu bedeuten habe. Sie wünschte sich, ein Knabe zu sein, und wußte mit vieler Freundlichkeit anzuerkennen, daß sie mir schon manche Belehrung schuldig geworden. „Wenn ich ein Knabe wäre," sagte sie, „so wollten wir auf Universitäten zusammen etwas Rechtes lernen." Das Gespräch ward in der Art fortgeführt; sie setzte sich bestimmt vor, Unterricht im Französischen zu nehmen, dessen Unerläßlichkeit sie im Laden der Putzhändlerin wohl gewahr worden. Ich fragte sie, warum sie nicht mehr dorthin gehe; denn in der letzten Zeit, da ich des Abends nicht viel abkommen konnte, war ich manchmal bei Tage ihr zu Gefallen am Laden vorbeigegangen, um sie nur einen Augenblick zu sehen. Sie erklärte mir, daß sie in dieser unruhigen Zeit sich dort nicht hätte aussetzen wollen. Befände sich die Stadt wieder in ihrem vorigen Zustande, so denke sie auch wieder hinzugehen.

Nun war von dem nächst bevorstehenden Wahltag die Rede. Was und wie es vorgehe, wußte ich weitläufig zu erzählen und meine Demonstration durch umständliche Zeichnungen auf der Tafel zu unterstützen; wie ich denn den Raum des Kentlave mit seinen Altären, Thronen, Sesseln und Sitzen vollkommen gegenwärtig hatte. — Wir schieden zu rechter Zeit und mit sonderlichem Wohlbehagen.

Denn einem jungen Paare, das von der Natur einigermaßen harmonisch gebildet ist, kann nichts zu einer schönern Vereinigung gereichen, als wenn das Mädchen lehrbegierig und der Jüngling lehrhaft ist. Es entsteht daraus ein so gründliches als angenehmes Verhältniß. Sie erblickt in ihm den Schöpfer ihres geistigen Daseins und er in ihr ein Geschöpf, das nicht der Natur, dem Zufall oder einem einseitigen Wollen, sondern einem beiderseitigen Willen seine Vollendung verdankt, und diese Wechselwirkung ist so süß, daß wir uns nicht wundern dürfen, wenn seit dem alten und neuen Abälard aus einem solchen Zusammentreffen zweier Wesen die gewaltsamsten Leidenschaften und so viel Glück als Unglück entsprungen sind.

Gleich den nächsten Tag war große Bewegung in der Stadt wegen der Büsten und Gegenbüsten, welche nunmehr mit dem größten Zeremoniel abgestattet wurden. Was mich

aber als einen Frankfurter Bürger besonders interessirte und zu vielen Betrachtungen veranlaßte, war die Ablegung des Sicherheitseides, den der Rath, das Militär, die Bürgerschaft nicht etwa durch Repräsentanten, sondern persönlich und in Masse leisteten: erst auf dem großen Römersaale der Magistrat und die Stabsoffiziere, dann auf dem großen Platze, dem Römerberg, die sämmtliche Bürgerschaft nach ihren verschiedenen Graden, Abstufungen und Quartieren, und zuletzt das übrige Militär. Hier konnte man das ganze Gemeinwesen mit einem Blick überschauen, versammelt zu dem ehrenvollen Zweck, dem Haupt und den Gliedern des Reichs Sicherheit und bei dem bevorstehenden großen Werke unverbrüchliche Ruhe anzugeloben. Nun waren auch Kur-Trier und Kur-Köln in Person angekommen. Am Vorabend des Wahltags werden alle Fremden aus der Stadt gewiesen, die Thore sind geschlossen, die Juden in ihrer Gasse eingesperrt, und der Frankfurter Bürger dünkt sich nicht wenig, daß er allein Zeuge einer so großen Feierlichkeit bleiben darf.

Bisher war Alles noch ziemlich modern hergegangen; die höchsten und hohen Personen bewegten sich nur in Kutschen hin und wieder; nun aber sollten wir sie nach uralter Weise zu Pferde sehen. Der Zulauf und das Gedränge war außerordentlich. Ich wußte mich in dem Römer, den ich, wie eine Maus den heimischen Kornboden, genau kannte, so lange herumzuschmiegen, bis ich an den Haupteingang gelangte, vor welchem die Kurfürsten und Gesandten, die zuerst in Prachtkutschen herangefahren und sich oben versammelt hatten, nunmehr zu Pferde steigen sollten. Die stattlichsten, wohlgeritteinen Rosse waren mit reich gestickten Waldrappen überhangen und auf alle Weise geschmückt. Kurfürst Emmerich Joseph, ein schöner, behaglicher Mann, nahm sich zu Pferde gut aus. Der beiden Andern erinnere ich mich weniger, als nur überhaupt, daß uns diese rothen, mit Hermelin ausgeschlagenen Fürstenmäntel, die wir sonst nur auf Gemälden zu sehen gewohnt waren, unter freiem Himmel sehr romantisch vorkamen. Auch die Botschafter der abwesenden weltlichen Kurfürsten in ihren goldstoffnen, mit Gold überstickten, mit goldnen Spitzentressen reich besetzten spanischen Kleidern thaten unsern Augen wohl; besonders wehten die großen Federn von den alterthümlich aufgekrempten Hüten aufs Prächtigste. Was mir aber gar nicht dabei gefallen wollte, waren die kurzen modernen Beinkleider,

die weißseidenen Strümpfe und modischen Schuhe. Wir hätten Halbstiefelchen, so golden als man gewollt, Sandalen oder dergleichen gewünscht, um nur ein etwas konsequenteres Kostüm zu erblicken.

Im Betragen unterschied sich auch hier der Gesandte von Plotho wieder vor allen Andern. Er zeigte sich lebhaft und munter und schien vor der ganzen Zeremonie nicht sonderlichen Respekt zu haben. Denn als sein Vordermann, ein ältlicher Herr, sich nicht sogleich aufs Pferd schwingen konnte und er deshalb eine Weile an dem großen Eingang warten mußte, enthielt er sich des Lachens nicht, bis sein Pferd auch vorgeführt wurde, auf welches er sich denn sehr behend hinaufschwang und von uns abermals als ein würdiger Abgesandter Friedrich's des Zweiten bewundert wurde.

Nun war für uns der Vorhang wieder gefallen. Ich hatte mich zwar in die Kirche zu drängen gesucht; allein es fand sich auch dort mehr Unbequemlichkeit als Lust. Die Wählenden hatten sich ins Allerheiligste zurückgezogen, in welchem weitläuftige Zeremonien die Stelle einer bedächtigen Wahlüberlegung vertraten. Nach langem Harren, Drängen und Wogen vernahm denn zuletzt das Volk den Namen Joseph's des Zweiten, der zum römischen König ausgerufen wurde.

Der Zudrang der Fremden in die Stadt ward nun immer stärker. Alles fuhr und ging in Galakleidern, so daß man zuletzt nur die ganz goldnen Anzüge bemerkenswerth fand. Kaiser und König waren schon in Heusenstamm, einem gräflich Schönbornischen Schlosse, angelangt und wurden dort herkömmlich begrüßt und willkommen geheißen; die Stadt aber feierte diese wichtige Epoche durch geistliche Feste sämmtlicher Religionen, durch Hochämter und Predigten, und von weltlicher Seite, zu Begleitung des Te-Deum, durch unablässiges Kanoniren.

Hätte man alle diese öffentlichen Feierlichkeiten von Anfang bis hieher als ein überlegtes Kunstwerk angesehen, so würde man nicht viel daran auszusetzen gefunden haben. Alles war gut vorbereitet; sachte fingen die öffentlichen Auftritte an und wurden immer bedeutender; die Menschen wuchsen an Zahl, die Personen an Würde, ihre Umgebungen wie sie selbst an Pracht, und so stieg es mit jedem Tage, so daß zuletzt auch ein vorbereitetes, gefaßtes Auge in Verwirrung gerieth.

Der Einzug des Kurfürsten von Mainz, welchen ausführlicher zu beschreiben wir abgelehnt, war prächtig und imposant

genug, um in der Einbildungskraft eines vorzüglichen Mannes die Ankunft eines großen geweissagten Weltherrschers zu bedeuten. Auch wir waren dadurch nicht wenig geblendet worden. Nun aber spannte sich unsere Erwartung aufs Höchste, als es hieß, der Kaiser und der künftige König näherten sich der Stadt. In einiger Entfernung von Sachsenhausen war ein Zelt errichtet, in welchem der ganze Magistrat sich aufhielt, um dem Oberhaupte des Reichs die gehörige Verehrung zu bezeigen und die Stadtschlüssel anzubieten. Weiter hinaus auf einer schönen geräumigen Ebene stand ein anderes, ein Prachtzelt, wohin sich die sämmtlichen Kurfürsten und Wahlbotschafter zum Empfang der Majestäten verfügten, indessen ihr Gefolge sich den ganzen Weg entlang erstreckte, um nach und nach, wie die Reihe an sie käme, sich wieder gegen die Stadt in Bewegung zu setzen und gehörig in den Zug einzutreten. Nunmehr fuhr der Kaiser bei dem Zelt an, betrat solches, und nach ehrfurchtsvollem Empfange beurlaubten sich die Kurfürsten und Gesandten, um ordnungsgemäß dem höchsten Herrscher den Weg zu bahnen.

Wir Andern, die wir in der Stadt geblieben, um diese Pracht innerhalb der Mauern und Straßen noch mehr zu bewundern, als es auf freiem Felde hätte geschehen können, wir waren durch das von der Bürgerschaft in den Gassen aufgestellte Spalier, durch den Zudrang des Volks, durch mancherlei dabei vorkommende Späße und Unschicklichkeiten einstweilen gar wohl unterhalten, bis uns das Geläute der Glocken und der Kanonendonner die unmittelbare Nähe des Herrschers ankündigten. Was einem Frankfurter besonders wohlthun mußte, war, daß bei dieser Gelegenheit, bei der Gegenwart so vieler Souveräne und ihrer Repräsentanten die Reichsstadt Frankfurt auch als ein kleiner Souverän erschien; denn ihr Stallmeister eröffnete den Zug, Reitpferde mit Wappendecken, worauf der weiße Adler im rothen Felde sich gar gut ausnahm, folgten ihm, Bediente und Offizianten, Pauker und Trompeter, Deputirte des Raths, von Rathsbedienten in der Stadtlivree zu Fuße begleitet. Hieran schlossen sich die drei Kompagnien der Bürgerkavallerie, sehr wohl beritten, dieselbigen, die wir von Jugend auf bei Einholung des Geleites und andern öffentlichen Gelegenheiten gekannt hatten. Wir erfreuten uns an dem Mitgefühl dieser Ehre und an dem Hunderttausend-Theilchen einer Souveränetät, welche gegenwärtig in ihrem vollen Glanz erschien. Die verschiedenen Ge-

folge des Reichserbmarschalls und der von den sechs weltlichen Kurfürsten abgeordneten Wahlgesandten zogen sodann schrittweise daher. Keins derselben bestand aus weniger denn zwanzig Bedienten und zwei Staatswagen, bei einigen aus einer noch größern Anzahl. Das Gefolge der geistlichen Kurfürsten war nun immer im Steigen; die Bedienten und Hausoffizianten schienen unzählig, Kur-Köln und Kur-Trier hatten über zwanzig Staatswagen, Kur-Mainz allein eben so viel. Die Dienerschaft zu Pferde und zu Fuß war durchaus aufs Prächtigste gekleidet, die Herren in den Equipagen, geistliche und weltliche, hatten es auch nicht fehlen lassen, reich und ehrwürdig angethan und geschmückt mit allen Ordenszeichen zu erscheinen. Das Gefolg der kaiserlichen Majestät übertraf nunmehr wie billig die übrigen. Die Bereiter, die Handpferde, die Reitzeuge, Schabracken und Decken zogen Aller Augen auf sich, und sechzehn sechsspännige Galawagen der kaiserlichen Kammerherren, Geheimenräthe, des Oberkämmerers, Oberhofmeisters, Oberstallmeisters beschlossen mit großem Prunk diese Abtheilung des Zugs, welche ungeachtet ihrer Pracht und Ausdehnung doch nur der Vortrab sein sollte.

Nun aber konzentrirte sich die Reihe, indem sich Würde und Pracht steigerten, immer mehr. Denn unter einer ausgewählten Begleitung eigener Hausdienerschaft, die meisten zu Fuß, wenige zu Pferde, erschienen die Wahlbotschafter sowie die Kurfürsten in Person nach aufsteigender Ordnung, Jeder in einem prächtigen Staatswagen. Unmittelbar hinter Kur-Mainz kündigten zehn kaiserliche Laufer, einundvierzig Lakaien und acht Heiduken die Majestäten selbst an. Der prächtigste Staatswagen, auch im Rücken mit einem ganzen Spiegelglas versehen, mit Malerei, Lackirung, Schnitzwerk und Vergoldung ausgeziert, mit rothem gestickten Sammt ebenher und inwendig bezogen, ließ uns ganz bequem Kaiser und König, die längst erwünschten Häupter, in aller ihrer Herrlichkeit betrachten. Man hatte den Zug einen weiten Umweg geführt, theils aus Nothwendigkeit, damit er sich nur entfalten könne, theils um ihn der großen Menge Menschen sichtbar zu machen. Er war durch Sachsenhausen, über die Brücke, die Fahrgasse, sodann die Zeil hinunter gegangen und wendete sich nach der innern Stadt durch die Katharinenpforte, ein ehmaliges Thor und seit Erweiterung der Stadt ein offner Durchgang. Hier hatte man glücklich bedacht, daß die äußere Herrlichkeit der Welt seit einer Reihe von

Jahren sich immer mehr in die Höhe und Breite ausgedehnt. Man hatte gemessen und gefunden, daß durch diesen Thorweg, durch welchen so mancher Fürst und Kaiser aus- und eingezogen, der jetzige kaiserliche Staatswagen, ohne mit seinem Schnitzwerk und andern Aeußerlichkeiten anzustoßen, nicht hindurchkommen könne. Man berathschlagte, und zu Vermeidung eines unbequemen Umwegs entschloß man sich, das Pflaster aufzubeben und eine sanfte Ab- und Auffahrt zu veranstalten. In eben dem Sinne hatte man auch alle Wetterdächer der Läden und Buden in den Straßen ausgehoben, damit weder die Krone, noch der Adler, noch die Genien Anstoß und Schaden nehmen möchten.

So sehr wir auch, als dieses kostbare Gefäß mit so kostbarem Inhalt sich uns näherte, auf die hohen Personen unsere Augen gerichtet hatten, so konnten wir doch nicht umhin, unsern Blick auf die herrlichen Pferde, das Geschirr und dessen Diamentschmuck zu wenden; besonders aber fielen uns die zierlichen, beide auf den Pferden sitzenden Kutscher und Vorreiter auf. Sie sahen wie aus einer andern Nation, ja wie aus einer andern Welt, in langen schwarz- und gelbsammtnen Röcken und Kappen mit großen Federbüschen, nach kaiserlicher Hofsitte. Nun drängte sich so viel zusammen, daß man wenig mehr unterscheiden konnte. Die Schweizergarde zu beiden Seiten des Wagens, der Erbmarschall, das sächsische Schwert aufwärts in der rechten Hand haltend, die Feldmarschälle als Anführer der kaiserlichen Garden hinter dem Wagen reitend, die kaiserlichen Edelknaben in Masse und endlich die Hatschiergarde selbst, in schwarzsammtnen Flügelröcken, alle Nähte reich mit Gold galonnirt, darunter rothe Leibröcke und lederfarbne Kamisole, gleichfalls reich mit Gold besetzt. Man kam vor lauter Sehen, Deuten und Hinweisen gar nicht zu sich selbst, so daß die nicht minder prächtig gekleideten Leibgarden der Kurfürsten kaum beachtet wurden; ja, wir hätten uns vielleicht von den Fenstern zurückgezogen, wenn wir nicht noch unsern Magistrat, der in funfzehn weispännigen Kutschen den Zug beschloß, und besonders in der letzten den Rathsschreiber mit den Stadtschlüsseln auf rothsammtnem Kissen hätten in Augenschein nehmen wollen. Daß unsere Stadtgrenadier-Kompagnie das Ende deckte, däuchte uns auch ehrenvoll genug, und wir fühlten uns als Deutsche und als Frankfurter von diesem Ehrentag doppelt und höchlich erbaut.

Wir hatten in einem Hause Platz genommen, wo der Aufzug, wenn er aus dem Dom zurückkam, ebenfalls wieder an uns vorbei mußte. Des Gottesdienstes, der Musik, der Zeremonien und Feierlichkeiten, der Anreden und Antworten, der Vorträge und Vorlesungen waren in Kirche, Chor und Konklave so viel, bis es zur Beschwörung der Wahlkapitulation kam, daß wir Zeit genug hatten, eine vortreffliche Kollation einzunehmen und auf die Gesundheit des alten und jungen Herrschers manche Flasche zu leeren. Das Gespräch verlor sich indeß, wie es bei solchen Gelegenheiten zu geben pflegt, in die vergangene Zeit, und es fehlte nicht an bejahrten Personen, welche jener vor der gegenwärtigen den Vorzug gaben, wenigstens in Absicht auf ein gewisses menschliches Interesse und einer leidenschaftlichen Theilnahme, welche dabei vorgewaltet. Bei Franz' des Ersten Krönung war noch nicht Alles so ausgemacht wie gegenwärtig; der Friede war noch nicht abgeschlossen, Frankreich, Kur-Brandenburg und Kur-Pfalz widersetzten sich der Wahl; die Truppen des künftigen Kaisers standen bei Heidelberg, wo er sein Hauptquartier hatte, und fast wären die von Aachen heraufkommenden Reichsinsignien von den Pfälzern weggenommen worden. Indessen unterhandelte man doch und nahm von beiden Seiten die Sache nicht aufs Strengste. Maria Theresia selbst, obgleich in gesegneten Umständen, kommt, um die endlich durchgesetzte Krönung ihres Gemahls in Person zu sehen. Sie traf in Aschaffenburg ein und bestieg eine Jacht, um sich nach Frankfurt zu begeben. Franz, von Heidelberg aus, denkt seiner Gemahlin zu begegnen; allein er kommt zu spät, sie ist schon abgefahren. Ungenannt wirft er sich in einen kleinen Nachen, eilt ihr nach, erreicht ihr Schiff, und das liebende Paar erfreut sich dieser überraschenden Zusammenkunft. Das Märchen davon verbreitet sich sogleich, und alle Welt nimmt Theil an diesem zärtlichen, mit Kindern reich gesegneten Ehepaar, das seit seiner Verbindung so unzertrennlich gewesen, daß sie schon einmal auf einer Reise von Wien nach Florenz zusammen an der venetianischen Grenze Quarantäne halten müssen. Maria Theresia wird in der Stadt mit Jubel bewillkommt, sie betritt den Gasthof „Zum Römischen Kaiser", indessen auf der Bornheimer Heide das große Zelt zum Empfang ihres Gemahls errichtet ist. Dort findet sich von den geistlichen Kurfürsten nur Mainz allein, von den Abgeordneten der weltlichen nur Sachsen, Böhmen und Hannover. Der Einzug beginnt, und was ihm an Vell-

ständigkeit und Pracht abgehen mag, ersetzt reichlich die Gegenwart einer schönen Frau. Sie steht auf dem Balken des wohlgelegnen Hauses und begrüßt mit Vivatruf und Händeklatschen ihren Gemahl; das Volk stimmt ein, zum größten Enthusiasmus aufgeregt. Da die Großen nun auch einmal Menschen sind, so denkt sie der Bürger, wenn er sie lieben will, als Seinesgleichen, und das kann er am füglichsten, wenn er sie als liebende Gatten, als zärtliche Eltern, als anhängliche Geschwister, als treue Freunde sich vorstellen darf. Man hatte damals alles Gute gewünscht und verheißen, und heute sah man es erfüllt an dem ererbten Sehne, dem Jedermann wegen seiner schönen Jünglingsgestalt geneigt war, und auf den die Welt bei den hohen Eigenschaften, die er ankündigte, die größten Hoffnungen setzte.

Wir hatten uns ganz in die Vergangenheit und Zukunft verloren, als einige hereintretende Freunde uns wieder in die Gegenwart zurückriefen. Sie waren von Denen, die den Werth einer Neuigkeit einsehen und sich deswegen beeilen, sie zuerst zu verkündigen. Sie wußten auch einen schönen menschlichen Zug dieser hohen Personen zu erzählen, die wir so eben in dem größten Prunk vorbeiziehen gesehn. Es war nämlich verabredet worden, daß unterwegs, zwischen Heusenstamm und jenem großen Gezelte, Kaiser und König den Landgrafen von Darmstadt im Wald antreffen sollten. Dieser alte, dem Grabe sich nähernde Fürst wollte noch einmal den Herrn sehen, dem er in früherer Zeit sich gewidmet. Beide mochten sich jenes Tages erinnern, als der Landgraf das Dekret der Kurfürsten, das Franzen zum Kaiser erwählte, nach Heidelberg überbrachte und die erhaltenen kostbaren Geschenke mit Betheurung einer unverbrüchlichen Anhänglichkeit erwiderte. Diese hohen Personen standen in einem Tannicht, und der Landgraf, vor Alter schwach, hielt sich an eine Fichte, um das Gespräch noch länger fortsetzen zu können, das von beiden Theilen nicht ohne Rührung geschah. Der Platz ward nachher auf eine unschuldige Weise bezeichnet, und wir jungen Leute sind einigemal hingewandert.

So hatten wir mehrere Stunden mit Erinnerung des Alten, mit Erwägung des Neuen hingebracht, als der Zug abermals, jedoch abgekürzt und gedrängter, vor unsern Augen vorbeiwogte, und wir konnten das Einzelne näher beobachten, bemerken und uns für die Zukunft einprägen.

Von dem Augenblick an war die Stadt in ununterbrochener Bewegung; denn bis Alle und Jede, denen es zukommt und von denen es gefordert wird, den höchsten Häuptern ihre Aufwartung gemacht und sich einzeln denselben dargestellt hatten, war des Hin- und Wiederziehens kein Ende, und man konnte den Hofstaat eines jeden der hohen Gegenwärtigen ganz bequem im Einzelnen wiederholen.

Nun kamen auch die Reichsinsignien heran. Damit es aber auch hier nicht an hergebrachten Händeln fehlen möge, so mußten sie auf freiem Felde den halben Tag bis in die späte Nacht zubringen wegen einer Territorial- und Geleitsstreitigkeit zwischen Kur-Mainz und der Stadt. Die letzte gab nach, die Mainzischen geleiteten die Insignien bis an den Schlagbaum, und somit war die Sache für diesmal abgethan.

In diesen Tagen kam ich nicht zu mir selbst. Zu Hause gab es zu schreiben und zu kopiren; sehen wollte und sollte man Alles, und so ging der März zu Ende, dessen zweite Hälfte für uns so festreich gewesen war. Von dem, was zuletzt vorgegangen und was am Krönungstag zu erwarten sei, hatte ich Gretchen eine treuliche und ausführliche Belehrung versprochen. Der große Tag nahte heran; ich hatte mehr im Sinne, wie ich es ihr sagen wollte, als was eigentlich zu sagen sei; ich verarbeitete Alles, was mir unter die Augen und unter die Kanzleifeder kam, nur geschwind zu diesem nächsten und einzigen Gebrauch. Endlich erreichte ich noch eines Abends ziemlich früh ihre Wohnung und that mir schon im Voraus nicht wenig darauf zu Gute, wie mein diesmaliger Vortrag noch viel besser als der erste unvorbereitete gelingen sollte. Allein gar oft bringt uns selbst, und Andern durch uns, ein augenblicklicher Anlaß mehr Freude, als der entschiedenste Vorsatz nicht gewähren kann. Zwar fand ich ziemlich dieselbe Gesellschaft, allein es waren einige Unbekannte darunter. Sie setzten sich hin zu zwielen; nur Gretchen und der junge Vetter hielten sich zu mir und der Schiefertafel. Das liebe Mädchen äußerte gar anmuthig ihr Behagen, daß sie, als eine Fremde, am Wahltage für eine Bürgerin gegolten habe und ihr dieses einzige Schauspiel zu Theil geworden sei. Sie dankte mir aufs Verbindlichste, daß ich für sie zu sorgen gewußt und ihr zeither durch Polacos allerlei Einlässe mittels Billette, Anweisungen, Freunde und Fürsprache zu verschaffen die Aufmerksamkeit gehabt.

Von den Reichskleinodien hörte sie gern erzählen. Ich

versprach ihr, daß wir diese wo möglich zusammen sehen wollten. Sie machte einige scherzhafte Anmerkungen, als sie erfuhr, daß man Gewänder und Krone dem jungen König anprobirt habe. Ich wußte, wo sie den Feierlichkeiten des Krönungstages zusehen würde, und machte sie aufmerksam auf Alles, was bevorstand und was besonders von ihrem Platze genau beobachtet werden konnte.

So vergaßen wir an die Zeit zu denken; es war schon über Mitternacht geworden, und ich fand, daß ich unglücklicherweise den Hausschlüssel nicht bei mir hatte. Ohne das größte Aufsehen zu erregen, konnte ich nicht ins Haus. Ich theilte ihr meine Verlegenheit mit. „Am Ende," sagte sie, „ist es das Beste, die Gesellschaft bleibt beisammen." Die Vettern und jene Fremden hatten schon den Gedanken gehabt, weil man nicht wußte, wo man diese für die Nacht unterbringen sollte. Die Sache war bald entschieden; Gretchen ging, um Kaffee zu kochen, nachdem sie, weil die Lichter auszubrennen drohten, eine große messingene Familienlampe mit Docht und Oel versehen und angezündet hereingebracht hatte.

Der Kaffee diente nur einige Stunden zur Ermunterung; nach und nach aber ermattete das Spiel, das Gespräch ging aus; die Mutter schlief im großen Sessel, die Fremden, von der Reise müde, nickten da und dort, Pylades und seine Schöne saßen in einer Ecke. Sie hatte ihren Kopf auf seine Schulter gelegt und schlief, auch er wachte nicht lange. Der jüngere Vetter, gegen uns über am Schiefertische sitzend, hatte seine Arme vor sich übereinandergeschlagen und schlief mit aufliegendem Gesichte. Ich saß in der Fensterecke hinter dem Tische und Gretchen neben mir. Wir unterhielten uns leise; aber endlich übermannte auch sie der Schlaf, sie lehnte ihr Köpfchen an meine Schulter und war gleich eingeschlummert. So saß ich nun allein wachend, in der wunderlichsten Lage, in der auch mich der freundliche Bruder des Todes zu beruhigen wußte. Ich schlief ein, und als ich wieder erwachte, war es schon heller Tag. Gretchen stand vor dem Spiegel und rückte ihr Häubchen zurechte; sie war liebenswürdiger als je und drückte mir, als ich schied, gar herzlich die Hände. Ich schlich durch einen Umweg nach unserm Hause; denn an der Seite nach dem kleinen Hirschgraben zu hatte sich mein Vater in der Mauer ein kleines Guckfenster, nicht ohne Widerspruch des Nachbarn, angelegt. Diese Seite vermieden wir, wenn wir nach Hause kommend

von ihm nicht bemerkt sein wollten. Meine Mutter, deren Vermittelung uns immer zu Gute kam, hatte meine Abwesenheit des Morgens beim Thee durch ein frühzeitiges Ausgehen meiner zu beschönigen gesucht, und ich empfand also von dieser unschuldigen Nacht keine unangenehmen Folgen.

Ueberhaupt und im Ganzen genommen machte diese unendlich mannichfaltige Welt, die mich umgab, auf mich nur sehr einfachen Eindruck. Ich hatte kein Interesse, als das Aeußere der Gegenstände genau zu bemerken, kein Geschäft, als das mir mein Vater und Herr von Königsthal auftrugen, wodurch ich freilich den innern Gang der Dinge gewahr ward. Ich hatte keine Neigung als zu Gretchen und keine andre Absicht, als nur Alles recht gut zu sehen und zu fassen, um es mit ihr wiederholen und ihr erklären zu können. Ja, ich beschrieb oft, indem ein solcher Zug vorbeiging, diesen Zug halb laut vor mir selbst, um mich alles Einzelnen zu versichern und dieser Aufmerksamkeit und Genauigkeit wegen von meiner Schönen gelobt zu werden, und nur als eine Zugabe betrachtete ich den Beifall und die Anerkennung der Andern.

Zwar ward ich manchen hohen und vornehmen Personen vorgestellt; aber theils hatte Niemand Zeit, sich um Andere zu bekümmern, und theils wissen auch Aeltere nicht gleich, wie sie sich mit einem jungen Menschen unterhalten und ihn prüfen sollen. Ich von meiner Seite war auch nicht sonderlich geschickt, mich den Leuten beaucm darzustellen. Gewöhnlich erwarb ich ihre Gunst, aber nicht ihren Beifall. Was mich beschäftigte, war mir vollkommen gegenwärtig; aber ich fragte nicht, ob es auch Andern gemäß sein könne. Ich war meist zu lebhaft oder zu still und schien entweder zudringlich oder steckig, je nachdem die Menschen mich anzogen oder abstießen; und so wurde ich zwar für hoffnungsvoll gehalten, aber dabei für wunderlich erklärt.

Der Krönungstag brach endlich an, den dritten April 1764; das Wetter war günstig und alle Menschen in Bewegung. Man hatte mir nebst mehrern Verwandten und Freunden in dem Römer selbst, in einer der obern Etagen, einen guten Platz angewiesen, wo wir das Ganze vollkommen übersehen konnten. Mit dem Frühsten begaben wir uns an Ort und Stelle und beschauten nunmehr von oben wie in der Vogelperspektive die Anstalten, die wir Tags vorher in nähern Augenschein genommen hatten. Da war der neuerrichtete Spring-

brunnen mit zwei großen Kufen rechts und links, in welche der Doppeladler auf dem Ständer weißen Wein hüben und rothen Wein drüben aus seinen zwei Schnäbeln ausgießen sollte. Aufgeschüttet zu einem Haufen lag dort der Hafer, hier stand die große Bretterbütte, in der man schon einige Tage den ganzen fetten Ochsen an einem ungeheuren Spieße bei Kohlenfeuer braten und schmoren sah. Alle Zugänge, die vom Römer aus dahin und von andern Straßen nach dem Römer führen, waren zu beiden Seiten durch Schranken und Wachen gesichert. Der große Platz füllte sich nach und nach, und das Wogen und Drängen ward immer stärker und bewegter, weil die Menge wo möglich immer nach der Gegend hinstrebte, wo ein neuer Auftritt erschien und etwas Besonderes angekündigt wurde.

Bei alle dem herrschte eine ziemliche Stille, und als die Sturmglocke geläutet wurde, schien das ganze Volk von Schauer und Erstaunen ergriffen. Was nun zuerst die Aufmerksamkeit Aller, die von oben herab den Platz übersehen konnten, erregte, war der Zug, in welchem die Herren von Aachen und Nürnberg die Reichskleinodien nach dem Dome brachten. Diese hatten als Schutzbeiligthümer den ersten Platz im Wagen eingenommen, und die Deputirten saßen vor ihnen in anständiger Verehrung auf dem Rücksitz. Nunmehr begeben sich die drei Kurfürsten in den Dom. Nach Ueberreichung der Insignien an Kur-Mainz werden Krone und Schwert sogleich nach dem kaiserlichen Quartier gebracht. Die weiteren Anstalten und mancherlei Zeremoniel beschäftigen mittlerweile die Hauptpersonen sowie die Zuschauer in der Kirche, wie wir andern Unterrichteten uns wohl denken konnten.

Vor unsern Augen fuhren indessen die Gesandten auf den Römer, aus welchem der Baldachin von Unteroffizieren in das kaiserliche Quartier getragen wird. Sogleich besteigt der Erbmarschall Graf von Pappenheim sein Pferd, ein sehr schöner, schlankgebildeter Herr, den die spanische Tracht, das reiche Wamms, der goldne Mantel, der hohe Federhut und die gestrählten fliegenden Haare sehr wohl kleideten. Er setzt sich in Bewegung, und unter dem Geläute aller Glocken folgen ihm zu Pferde die Gesandten nach dem kaiserlichen Quartier in noch größerer Pracht als am Wahltage. Dort hätte man auch sein mögen, wie man sich an diesem Tage durchaus zu vervielfältigen wünschte. Wir erzählten einander indessen, was dort vorgehe. Nun zieht der Kaiser seinen Hausornat an, sagten wir,

eine neue Bekleidung nach dem Muster der alten karolingischen verfertigt. Die Erbämter erhalten die Reichsinsignien und setzen sich damit zu Pferde. Der Kaiser im Ornat, der römische König im spanischen Habit besteigen gleichfalls ihre Rosse, und indem dieses geschieht, hat sie uns der vorausgeschrittene unendliche Zug bereits angemeldet.

Das Auge war schon ermüdet durch die Menge der reichgekleideten Dienerschaft und der übrigen Behörden, durch den stattlich einherwandelnden Adel; und als nunmehr die Wahlbotschafter, die Erbämter und zuletzt unter dem reichgestickten, von zwölf Schöffen und Rathsherrn getragenen Baldachin der Kaiser in romantischer Kleidung, zur Linken etwas hinter ihm sein Sohn in spanischer Tracht langsam auf prächtig geschmückten Pferden einherschwebten, war das Auge nicht mehr sich selbst genug. Man hätte gewünscht, durch eine Zauberformel die Erscheinung nur einen Augenblick zu fesseln; aber die Herrlichkeit zog unaufhaltsam vorbei, und den kaum verlassenen Raum erfüllte sogleich wieder das hereinwogende Volk.

Nun aber entstand ein neues Gedränge; denn es mußte ein anderer Zugang von dem Markte her nach der Römerthüre eröffnet und ein Bretterweg aufgebrückt werden, welchen der aus dem Dom zurückkehrende Zug beschreiten sollte.

Was in dem Dome vorgegangen, die unendlichen Zeremonien, welche die Salbung, die Krönung, den Ritterschlag vorbereiten und begleiten, Alles dieses ließen wir uns in der Folge gar gern von Denen erzählen, die manches Andere aufgeopfert hatten, um in der Kirche gegenwärtig zu sein.

Wir Andern verzehrten mittlerweile auf unsern Plätzen eine frugale Mahlzeit; denn wir mußten an dem festlichsten Tage, den wir erlebten, mit kalter Küche vorlieb nehmen. Dagegen aber war der beste und älteste Wein aus allen Familienkellern herangebracht worden, so daß wir von dieser Seite wenigstens dies alterthümliche Fest alterthümlich feierten.

Auf dem Platze war jetzt das Sehenswürdigste die fertig gewordene und mit rothgelb- und weißem Tuch überlegte Brücke, und wir sollten den Kaiser, den wir zuerst im Wagen, dann zu Pferde sitzend angestaunt, nun auch zu Fuße wandelnd bewundern; und sonderbar genug, auf das Letzte freuten wir uns am Meisten; denn uns däuchte diese Weise sich darzustellen sowie die natürlichste, so auch die würdigste.

Aeltere Personen, welche der Krönung Franz' des Ersten beigewohnt, erzählten: Maria Theresia, über die Maaßen schön, habe jener Feierlichkeit an einem Balkonfenster des Hauses Frauenstein, gleich neben dem Römer, zugesehen. Als nun ihr Gemahl in der seltsamen Verkleidung aus dem Dome zurückgekommen und sich ihr so zu sagen als ein Geyerait Karl's des Großen dargestellt, habe er wie zum Scherz beide Hände erhoben und ihr den Reichsapfel, den Zepter und die wundersamen Handschuh' hingewiesen, worüber sie in ein unendliches Lachen ausgebrochen, welches dem ganzen zuschauenden Volke zur größten Freude und Erbauung gedient, indem es darin das gute und natürliche Ehegatten-Verhältniß des allerhöchsten Paares der Christenheit mit Augen zu sehen gewürdiget worden. Als aber die Kaiserin, ihren Gemahl zu begrüßen, das Schnupftuch geschwungen und ihm selbst ein lautes Vivat zugerufen, sei der Enthusiasmus und der Jubel des Volks aufs Höchste gestiegen, so daß das Freudengeschrei gar kein Ende finden können.

Nun verkündigte der Glockenschall und nun die Vordersten des langen Zuges, welche über die bunte Brücke ganz sachte einherschritten, daß Alles gethan sei. Die Aufmerksamkeit war größer denn je, der Zug deutlicher als vorher, besonders für uns, da er jetzt gerade nach uns zu ging. Wir sahen ihn sowie den ganzen volkserfüllten Platz beinah im Grundriß. Nur zu sehr drängte sich am Ende die Pracht; denn die Gesandten, die Erbämter, Kaiser und König unter dem Baldachin, die drei geistlichen Kurfürsten, die sich anschlossen, die schwarz gekleideten Schöffen und Rathsherren, der goldgestickte Himmel, Alles schien nur eine Masse zu sein, die nur von einem Willen bewegt, prächtig harmonisch, und so eben unter dem Geläute der Glocken aus dem Tempel tretend, als ein Heiliges uns entgegenstrahlte.

Eine politisch religiöse Feierlichkeit hat einen unendlichen Reiz. Wir sehen die irdische Majestät vor Augen, umgeben von allen Symbolen ihrer Macht; aber indem sie sich vor der himmlischen beugt, bringt sie uns die Gemeinschaft beider vor die Sinne. Denn auch der Einzelne vermag seine Verwandtschaft mit der Gottheit nur dadurch zu bethätigen, daß er sich unterwirft und anbetet.

Der von dem Markt her ertönende Jubel verbreitete sich nun auch über den großen Platz, und ein ungestümes Vivat erscholl aus tausend und abertausend Kehlen und gewiß auch aus den Herzen. Denn dieses große Fest sollte ja das Pfand

eines dauerhaften Friedens werden, der auch wirklich lange Jahre hindurch Deutschland beglückte.

Mehrere Tage vorher war durch öffentlichen Ausruf bekannt gemacht, daß weder die Brücke noch der Adler über dem Brunnen preisgegeben und also nicht vom Volke wie sonst angetastet werden solle. Es geschah dies, um manches bei solchem Anstürmen unvermeidliche Unglück zu verhüten. Allein um doch einigermaßen dem Genius des Pöbels zu opfern, gingen eigens bestellte Personen hinter dem Zuge her, lösten das Tuch von der Brücke, wickelten es bahnenweise zusammen und warfen es in die Luft. Hiedurch entstand nun zwar kein Unglück, aber ein lächerliches Unheil; denn das Tuch entrollte sich in der Luft und bedeckte, wie es niederfiel, eine größere oder geringere Anzahl Menschen. Diejenigen nun, welche die Enden faßten und solche an sich zogen, rissen alle die Mittleren zu Boden, umhüllten und ängstigten sie so lange, bis sie sich durchgerissen oder durchgeschnitten und Jeder nach seiner Weise einen Zipfel dieses durch die Fußtritte der Majestäten geheiligten Gewebes davongetragen hatte.

Dieser wilden Belustigung sah ich nicht lange zu, sondern eilte von meinem hohen Standorte durch allerlei Treppchen und Gänge hinunter an die große Römerstiege, wo die aus der Ferne angestaunte so vornehme als herrliche Masse heraufwallen sollte. Das Gedräng war nicht groß, weil die Zugänge des Raabhauses wohl besetzt waren, und ich kam glücklich unmittelbar oben an das eiserne Geländer. Nun stiegen die Hauptpersonen an mir vorüber, indem das Gefolge in den untern Gewölbgängen zurückblieb, und ich konnte sie auf der dreimal gebrochnen Treppe von allen Seiten und zuletzt ganz in der Nähe betrachten.

Endlich kamen auch die beiden Majestäten herauf. Vater und Sohn waren wie Menächmen übereinander gekleidet. Des Kaisers Hausornat von purpurfarbner Seide, mit Perlen und Steinen reich geziert, sowie Krone, Zepter und Reichsapfel fielen wohl in die Augen; denn Alles war neu daran und die Nachahmung des Alterthums geschmackvoll. So bewegte er sich auch in seinem Anzuge ganz bequem, und sein treuherzig würdiges Gesicht gab zugleich den Kaiser und den Vater zu erkennen. Der junge König hingegen schleppte sich in den ungeheuren Gewandstücken mit den Kleinodien Karl's des Großen wie in einer Verkleidung einher, so daß er selbst, von Zeit zu

Zeit seinen Vater ansehend, sich des Lächelns nicht enthalten konnte. Die Krone, welche man sehr hatte füttern müssen, stand wie ein übergreifendes Dach vom Kopf ab. Die Dalmatika, die Stola, so gut sie auch angepaßt und eingenäht worden, gewährte doch keineswegs ein vortheilhaftes Ansehen. Zepter und Reichsapfel setzten in Verwunderung; aber man konnte sich nicht leugnen, daß man lieber eine mächtige, dem Anzuge gewachsene Gestalt um der günstigern Wirkung willen damit bekleidet und ausgeschmückt gesehen hätte.

Kaum waren die Pferden des großen Saales hinter diesen Gestalten wieder geschlossen, so eilte ich auf meinen vorigen Platz, der, von Andern bereits eingenommen, nur mit einiger Noth mir wieder zu Theil wurde.

Es war eben die rechte Zeit, daß ich von meinem Fenster wieder Besitz nahm; denn das Merkwürdigste, was öffentlich zu erblicken war, sollte eben vorgehen. Alles Volk hatte sich gegen den Römer zu gewendet, und ein abermaliges Vivatschreien gab uns zu erkennen, daß Kaiser und König an dem Balkenfenster des großen Saales in ihrem Ornate sich dem Volke zeigten. Aber sie sollten nicht allein zum Schauspiel dienen, sondern vor ihren Augen sollte ein seltsames Schauspiel vorgehen. Vor Allen schwang sich nun der schöne schlanke Erbmarschall auf sein Roß; er hatte das Schwert abgelegt, in seiner Rechten hielt er ein silbernes gehenkeltes Gemäß und ein Streichblech in der Linken. So ritt er in den Schranken auf den großen Haferhaufen zu, sprengte hinein, schöpfte das Gefäß übervoll, strich es ab und trug es mit großem Anstande wieder zurück. Der kaiserliche Marstall war nunmehr versorgt. Der Erbkämmerer ritt sodann gleichfalls auf jene Gegend zu und brachte ein Handbecken nebst Gießfaß und Handdueble zurück. Unterhaltender aber für die Zuschauer war der Erbtruchseß, der ein Stück von dem gebratnen Ochsen zu holen kam. Auch er ritt mit einer silbernen Schüssel durch die Schranken bis zu der großen Bretterlücke und kam bald mit verdecktem Gericht wieder hervor, um seinen Weg nach dem Römer zu nehmen. Die Reihe traf nun den Erbschenken, der zu dem Springbrunnen ritt und Wein holte. So war nun auch die kaiserliche Tafel bestellt, und Aller Augen warteten auf den Erbschatzmeister, der das Geld auswerfen sollte. Auch er bestieg ein schönes Roß, dem zu beiden Seiten des Sattels anstatt der Pistolenhalftern ein Paar prächtige, mit dem kurpfälzischen Wappen gestickte

Beutel befestigt hingen. Kaum hatte er sich in Bewegung gesetzt, als er in diese Taschen griff und rechts und links Gold- und Silbermünzen freigebig ausstreute, welche jedesmal in der Luft als ein metallner Regen gar lustig glänzten. Tausend Hände zappelten augenblicklich in der Höhe, um die Gaben aufzufangen; kaum aber waren die Münzen niedergefallen, so wühlte die Masse in sich selbst gegen den Boden und rang gewaltig um die Stücke, welche zur Erde mochten gekommen sein. Da nun diese Bewegung von beiden Seiten sich immer wiederholte, wie der Geber vorwärts ritt, so war es für die Zuschauer ein sehr belustigender Anblick. Zum Schlusse ging es am Allerlebhaftesten her, als er die Beutel selbst auswarf und ein Jeder noch diesen höchsten Preis zu erhaschen trachtete.

Die Majestäten hatten sich vom Balkon zurückgezogen, und nun sollte dem Pöbel abermals ein Opfer gebracht werden, der in solchen Fällen lieber die Gaben rauben, als sie gelassen und dankbar empfangen will. In rohern und derberen Zeiten herrschte der Gebrauch, den Hafer, gleich nachdem der Erbmarschall das Theil weggenommen, den Springbrunnen, nachdem der Erbschenk, die Küche, nachdem der Erbtruchseß sein Amt verrichtet, auf der Stelle preiszugeben. Diesmal aber hielt man, um alles Unglück zu verhüten, soviel es sich thun ließ, Ordnung und Maaß. Doch fielen die alten schadenfrohen Späße wieder vor, daß, wenn Einer einen Sack Hafer aufgeladen hatte, der Andere ihm ein Loch hineinschnitt, und was dergleichen Artigkeiten mehr waren. Um den gebratnen Ochsen aber wurde diesmal wie sonst ein ernsterer Kampf geführt. Man konnte sich denselben nur in Masse streitig machen. Zwei Innungen, die Metzger und Weinschröter, hatten sich hergebrachtermaßen wieder so postirt, daß einer von beiden dieser ungeheure Braten zu Theil werden mußte. Die Metzger glaubten das größte Recht an einen Ochsen zu haben, den sie unzerstückt in die Küche geliefert; die Weinschröter dagegen machten Anspruch, weil die Küche in der Nähe ihres zunftmäßigen Aufenthalts erbaut war, und weil sie das letzte Mal obgesiegt hatten; wie denn aus dem vergitterten Giebelfenster ihres Zunft- und Versammlungshauses die Hörner jenes erbeuteten Stiers als Siegeszeichen hervorstarrend zu sehen waren. Beide zahlreichen Innungen hatten sehr kräftige und tüchtige Mitglieder; wer aber diesmal den Sieg davongetragen, ist mir nicht mehr erinnerlich.

Wie nun aber eine Feierlichkeit dieser Art mit etwas Ge-

König in ihren Ornaten; Krone und Zepter aber lagen auf goldnen Kissen rückwärts in einiger Entfernung. Die drei geistlichen Kurfürsten hatten, ihre Büffete hinter sich, auf einzelnen Estraden Platz genommen: Kur-Mainz den Majestäten gegenüber, Kur-Trier zur Rechten und Kur-Köln zur Linken. Dieser obere Theil des Saals war würdig und erfreulich anzusehen und erregte die Bemerkung, daß die Geistlichkeit sich so lange als möglich mit dem Herrscher halten mag. Dagegen ließen die zwar prächtig aufgeputzten, aber herrenleeren Büffete und Tische der sämmtlichen weltlichen Kurfürsten an das Mißverhältniß denken, welches zwischen ihnen und dem Reichsoberhaupt durch Jahrhunderte allmählig entstanden war. Die Gesandten derselben hatten sich schon entfernt, um in einem Seitenzimmer zu speisen; und wenn dadurch der größte Theil des Saales ein gespensterhaftes Ansehn bekam, daß so viele unsichtbare Gäste auf das Prächtigste bedient wurden, so war eine große unbesetzte Tafel in der Mitte noch betrübter anzusehen; denn hier standen auch so viele Couverte leer, weil alle Die, welche allenfalls ein Recht hatten, sich daran zu setzen, Anstands halber, um an dem größten Ehrentage ihrer Ehre nichts zu vergeben, ausblieben, wenn sie sich auch dermalen in der Stadt befanden.

Viele Betrachtungen anzustellen, erlaubten mir weder meine Jahre noch das Gedräng der Gegenwart. Ich bemühte mich, Alles möglichst ins Auge zu fassen, und wie der Nachtisch aufgetragen wurde, da die Gesandten, um ihren Hof zu machen, wieder hereintraten, suchte ich das Freie und wußte mich bei guten Freunden in der Nachbarschaft nach dem heutigen Halbfasten wieder zu erquicken und zu den Illuminationen des Abends vorzubereiten.

Diesen glänzenden Abend gedachte ich auf eine gemüthliche Weise zu feiern; denn ich hatte mit Gretchen, mit Belazes und der Seinigen abgeredet, daß wir uns zur nächtigen Stunde irgendwo treffen wollten. Schon leuchtete die Stadt an allen Ecken und Enden, als ich meine Geliebten antraf. Ich reichte Gretchen den Arm, wir zogen von einem Quartier zum andern und befanden uns zusammen sehr glücklich. Die Vettern waren anfangs auch bei der Gesellschaft, verloren sich aber nachher unter der Masse des Volks. Vor den Häusern einiger Gesandten, wo man prächtige Illuminationen angebracht hatte (die kurpfälzische zeichnete sich vorzüglich aus), war es so hell, wie

es am Tage nur sein kann. Um nicht erkannt zu werden, hatte ich mich einigermaßen vermummt, und Gretchen fand es nicht übel. Wir bewunderten die verschiedenen glänzenden Darstellungen und die feenmäßigen Flammengebäude, womit immer ein Gesandter den andern zu überbieten gedacht hatte. Die Anstalt des Fürsten Esterhazy jedoch übertraf alle die übrigen. Unsere kleine Gesellschaft war von der Erfindung und Ausführung entzückt, und wir wollten eben das Einzelne recht genießen, als uns die Bettern wieder begegneten und von der herrlichen Erleuchtung sprachen, womit der brandenburgische Gesandte sein Quartier ausgeschmückt habe. Wir ließen uns nicht verdrießen, den weiten Weg von dem Roßmarkte bis zum Saalhof zu machen, fanden aber, daß man uns auf eine frevle Weise zum Besten gehabt hatte.

Der Saalhof ist nach dem Main zu ein regelmäßiges und ansehnliches Gebäude, dessen nach der Stadt gerichteter Theil aber uralt, unregelmäßig und unscheinbar. Kleine, weder in Form noch Größe übereinstimmende, noch auf eine Linie, noch in gleicher Entfernung gesetzte Fenster, unsymmetrisch angebrachte Thore und Thüren, ein meist in Kramläden verwandeltes Untergeschoß bilden eine verworrene Außenseite, die von Niemand jemals betrachtet wird. Hier war man nun der zufälligen, unregelmäßigen, unzusammenhängenden Architektur gefolgt und hatte jedes Fenster, jede Thüre, jede Oeffnung für sich mit Lampen umgeben, wie man es allenfalls bei einem wohlgebauten Hause thun kann, wodurch aber hier die schlechteste und mißgebildetste aller Façaden ganz unglaublich in das hellste Licht gesetzt wurde. Hatte man sich nun hieran wie etwa an den Späßen des Pagliasso ergetzt, obgleich nicht ohne Bedenklichkeiten, weil Jedermann etwas Vorsätzliches darin erkennen mußte, wie man denn schon vorher über das sonstige äußre Benehmen des übrigens sehr geschätzten Plotho gloßirt, und da man ihm nun einmal gewogen war, auch den Schalk in ihm bewundert hatte, der sich über alles Zeremoniel wie sein König hinauszusetzen pflege: so ging man doch lieber in das Esterhazy'sche Feenreich wieder zurück.

Dieser hohe Botschafter hatte, diesen Tag zu ehren, sein ungünstig gelegenes Quartier ganz übergangen und dafür die große Linden-Esplanade am Roßmarkt vorn mit einem farbig erleuchteten Portal, im Hintergrund aber mit einem viel noch prächtigern Prospekte verzieren lassen. Die ganze Einfassung

bezeichneten Lampen. Zwischen den Bäumen standen Lichtpyramiden und Kugeln auf durchscheinenden Piedestalen; von einem Baum zum andern zogen sich leuchtende Guirlanden, an welchen Hängeleuchter schwebten. An mehreren Orten vertheilte man Brod und Würste unter das Volk und ließ es an Wein nicht fehlen.

Hier gingen wir nun zu Vieren aneinandergeschlossen höchst behaglich auf und ab, und ich an Gretchens Seite däuchte mir wirklich in jenen glücklichen Gefilden Elysiums zu wandeln, wo man die krystallnen Gefäße vom Baume bricht, die sich mit dem gewünschten Wein sogleich füllen, und wo man Früchte schüttelt, die sich in jede beliebige Speise verwandeln. Ein solches Bedürfniß fühlten wir denn zuletzt auch, und geleitet von Pylades fanden wir ein ganz artig eingerichtetes Speisehaus; und da wir keine Gäste weiter antrafen, indem Alles auf den Straßen umherzog, ließen wir es uns um so wohler sein und verbrachten den größten Theil der Nacht im Gefühl von Freundschaft, Liebe und Neigung auf das Heiterste und Glücklichste. Als ich Gretchen bis an ihre Thüre begleitet hatte, küßte sie mich auf die Stirn. Es war das erste und letzte Mal, daß sie mir diese Gunst erwies; denn leider sollte ich sie nicht wiedersehen.

Den andern Morgen lag ich noch im Bette, als meine Mutter verstört und ängstlich hereintrat. Man konnte es ihr gar leicht ansehen, wenn sie sich irgend bedrängt fühlte. — „Steh auf," sagte sie, „und mache Dich auf etwas Unangenehmes gefaßt! Es ist herausgekommen, daß Du sehr schlechte Gesellschaft besuchst und Dich in die gefährlichsten und schlimmsten Händel verwickelt hast. Der Vater ist außer sich, und wir haben nur so viel von ihm erlangt, daß er die Sache durch einen Dritten untersuchen will. Bleib auf Deinem Zimmer und erwarte, was bevorsteht! Der Rath Schneider wird zu Dir kommen; er hat sowol vom Vater als von der Obrigkeit den Auftrag; denn die Sache ist schon anhängig und kann eine sehr böse Wendung nehmen."

Ich sah wohl, daß man die Sache viel schlimmer nahm, als sie war; doch fühlte ich mich nicht wenig beunruhigt, wenn auch nur das eigentliche Verhältniß entdeckt werden sollte. Der alte Messianische Freund trat endlich herein, die Thränen standen ihm in den Augen; er faßte mich beim Arm und sagte: „Es thut mir herzlich leid, daß ich in solcher Angelegenheit zu Ihnen komme. Ich hätte nicht gedacht, daß Sie sich so weit verirren

konnten. Aber was tut nicht schlechte Gesellschaft und böses Beispiel! Und so kann ein junger, unerfahrner Mensch Schritt vor Schritt bis zum Verbrechen geführt werden." — „Ich bin mir keines Verbrechens bewußt,' versetzte ich darauf, ‚so wenig, als schlechte Gesellschaft besucht zu haben.' — „Es ist jetzt nicht von einer Vertheidigung die Rede," fiel er mir ins Wort, „sondern von einer Untersuchung und Ihrerseits von einem aufrichtigen Bekenntniß." — ‚Was verlangen Sie zu wissen?' sagte ich dagegen. Er setzte sich und zog ein Blatt hervor und fing zu fragen an: „Haben Sie nicht den N. N. Ihrem Großvater als einen Klienten zu einer *** Stelle empfohlen?" ‚Ich antwortete: „Ja.' — „Wo haben Sie ihn kennen gelernt?" — ‚Auf Spaziergängen.' — „In welcher Gesellschaft?" — Ich stutzte; denn ich wollte nicht gern meine Freunde verrathen. — „Das Verschweigen wird nichts helfen," fuhr er fort; „denn es ist Alles schon genugsam bekannt." — ‚Was ist denn bekannt?' sagte ich. — „Daß Ihnen dieser Mensch durch Andere seinesgleichen ist vorgeführt worden und zwar durch ***". Hier nannte er die Namen von drei Personen, die ich niemals gesehen noch gekannt hatte, welches ich dem Fragenden denn auch sogleich erklärte. — „Sie wollen," fuhr Jener fort, „diese Menschen nicht kennen und haben doch mit ihnen öftere Zusammenkünfte gehabt!" — ‚Auch nicht die geringste,' versetzte ich; ‚denn wie gesagt, außer dem Ersten kenne ich Keinen und habe auch Den niemals in einem Hause gesehen.' — „Sind Sie nicht oft in der *** Straße gewesen?" — ‚Niemals,' versetzte ich. Dies war nicht ganz der Wahrheit gemäß. Ich hatte Pylades einmal zu seiner Geliebten begleitet, die in der Straße wohnte; wir waren aber zur Hinterthüre hereingegangen und im Gartenhause geblieben. Daher glaubte ich mir die Ausflucht erlauben zu können, in der Straße selbst nicht gewesen zu sein.

Der gute Mann that noch mehr Fragen, die ich alle verneinen konnte; denn es war mir von alle dem, was er zu wissen verlangte, nichts bekannt. Endlich schien er verdrießlich zu werden und sagte: „Sie belohnen mein Vertrauen und meinen guten Willen sehr schlecht; ich komme, um Sie zu retten. Sie können nicht leugnen, daß Sie für diese Leute selbst oder für ihre Mitschuldigen Briefe verfaßt, Aufsätze gemacht und so zu ihren schlechten Streichen behilflich gewesen. Ich komme, um Sie zu retten; denn es ist von nichts Geringerem als nachge-

machten Handschriften, falschen Testamenten, untergeschobenen Schuldscheinen und ähnlichen Dingen die Rede. Ich komme nicht allein als Hausfreund; ich komme im Namen und auf Befehl der Obrigkeit, die in Betracht Ihrer Familie und Ihrer Jugend Sie und einige andre Jünglinge verschonen will, die gleich Ihnen in Netz gelockt worden." — Es war mir auffallend, daß unter den Personen, die er nannte, sich gerade die nicht fanden, mit denen ich Umgang gepflogen. Die Verhältnisse trafen nicht zusammen, aber sie berührten sich, und ich konnte noch immer hoffen, meine jungen Freunde zu schonen. Allein der wackre Mann ward immer dringender. Ich konnte nicht leugnen, daß ich manche Nächte spät nach Hause gekommen war, daß ich mir einen Hausschlüssel zu verschaffen gewußt, daß ich mit Personen von geringem Stand und verdächtigem Aussehen an Lustorten mehr als einmal bemerkt worden, daß Mädchen mit in die Sache verwickelt seien; genug, Alles schien entdeckt bis auf die Namen. Dies gab mir Muth, standhaft im Schweigen zu sein. — „Lassen Sie mich," sagte der brave Freund, „nicht von Ihnen weggehen! Die Sache leidet keinen Aufschub; unmittelbar nach mir wird ein Andrer kommen, der Ihnen nicht so viel Spielraum läßt. Verschlimmern Sie die ohnehin böse Sache nicht durch Ihre Hartnäckigkeit!"

Nun stellte ich mir die guten Vettern und Gretchen besonders recht lebhaft vor; ich sah sie gefangen, verhört, bestraft, geschmäht, und mir fuhr wie ein Blitz durch die Seele, daß die Vettern denn doch, ob sie gleich gegen mich alle Rechtlichkeit beobachtet, sich in so böse Händel konnten eingelassen haben, wenigstens der älteste, der mir niemals recht gefallen wollte, der immer später nach Hause kam und wenig Heiteres zu erzählen wußte. Noch immer hielt ich mein Bekenntniß zurück. — Ich bin mir,' sagte ich, ‚persönlich nichts Böses bewußt und kann von der Seite ganz ruhig sein; aber es wäre nicht unmöglich, daß Diejenigen, mit denen ich umgegangen bin, sich einer verwegenen oder gesetzwidrigen Handlung schuldig gemacht hätten. Man mag sie suchen, man mag sie finden, sie überführen und bestrafen: ich habe mir bisher nichts vorzuwerfen, und will auch gegen Die nichts verschulden, die sich freundlich und gut gegen mich benommen haben.' — Er ließ mich nicht ausreden, sondern rief mit einiger Bewegung: „Ja, man wird sie finden. In drei Häusern kamen diese Bösewichter zusammen. (Er nannte die Straßen, er bezeichnete die Häuser, und zum Unglück befand

sich auch das darunter, wohin ich zu gehen pflegte.) Das erste Nest ist schon ausgehoben," fuhr er fort, „und in diesem Augenblick werden es die beiden andern. In wenig Stunden wird Alles im klaren sein. Entziehen Sie sich durch ein redliches Bekenntniß einer gerichtlichen Untersuchung, einer Konfrontation und wie die garstigen Dinge alle heißen!" — Das Haus war genannt und bezeichnet. Nun hielt ich alles Schweigen für unnütz; ja, bei der Unschuld unsrer Zusammenkünfte konnte ich hoffen, Jenen noch mehr als mir nützlich zu sein. — ‚Setzen Sie sich,' rief ich aus und holte ihn von der Thüre zurück; ‚ich will Ihnen Alles erzählen und zugleich mir und Ihnen das Herz erleichtern; nur das Eine bitte ich: von nun an keine Zweifel in meine Wahrhaftigkeit!'

Ich erzählte nun dem Freunde den ganzen Hergang der Sache, anfangs ruhig und gefaßt; doch je mehr ich mir die Personen, Gegenstände, Begebenheiten ins Gedächtniß rief und vergegenwärtigte und so manche unschuldige Freude, so manchen heitern Genuß gleichsam vor einem Kriminalgericht deponiren sollte, desto mehr wuchs die schmerzlichste Empfindung, so daß ich zuletzt in Thränen ausbrach und mich einer unbändigen Leidenschaft überließ. Der Hausfreund, welcher hoffte, daß eben jetzt das rechte Geheimniß auf dem Wege sein möchte, sich zu offenbaren (denn er hielt meinen Schmerz für ein Symptom, daß ich im Begriff stehe, mit Widerwillen ein Ungeheures zu bekennen), suchte mich, da ihm an der Entdeckung Alles gelegen war, aufs Beste zu beruhigen, welches ihm zwar nur zum Theil gelang, aber doch insofern, daß ich meine Geschichte nothdürftig auserzählen konnte. Er war, obgleich zufrieden über die Unschuld der Vorgänge, doch noch einigermaßen zweifelhaft und erließ neue Fragen an mich, die mich abermals aufregten und in Schmerz und Wuth versetzten. Ich versicherte endlich, daß ich nichts weiter zu sagen habe und wohl wisse, daß ich nichts zu fürchten brauche: denn ich sei unschuldig, von gutem Hause und wohl empfohlen; aber Jene könnten ebenso unschuldig sein, ohne daß man sie dafür anerkenne oder sonst begünstige. Ich erklärte zugleich, daß wenn man Jene nicht wie mich schonen, ihren Thorheiten nachsehen und ihre Fehler verzeihen wolle, wenn ihnen nur im Mindesten hart und unrecht geschehe, so würde ich mir ein Leids anthun, und daran solle mich Niemand hindern. Auch hierüber suchte mich der Freund zu beruhigen; aber ich traute ihm nicht und war, als er mich zuletzt

verließ, in der entsetzlichsten Lage. Ich machte mir nun doch Vorwürfe, die Sache erzählt und alle die Verhältnisse ans Licht gebracht zu haben. Ich sah voraus, daß man die kindlichen Handlungen, die jugendlichen Neigungen und Vertraulichkeiten ganz anders auslegen würde, und daß ich vielleicht den guten Pylades mit in diesen Handel verwickeln und sehr unglücklich machen könnte. Alle diese Vorstellungen drängten sich lebhaft hinter einander vor meiner Seele, schärften und spornten meinen Schmerz, so daß ich mir vor Jammer nicht zu heißen wußte, mich die Länge lang auf die Erde warf und den Fußboden mit meinen Thränen benetzte.

Ich weiß nicht, wie lange ich mochte gelegen haben, als meine Schwester hereintrat, über meine Geberde erschrak und alles Mögliche that, mich aufzurichten. Sie erzählte mir, daß eine Magistratspersonen unten beim Vater die Rückkunft des Hausfreundes erwartet, und nachdem sie sich eine Zeit lang eingeschlossen gehalten, seien die beiden Herren weggegangen und hätten unter einander sehr zufrieden, ja mit Lachen geredet, und sie glaube, die Worte verstanden zu haben: „Es ist recht gut, die Sache hat nichts zu bedeuten". — ‚Freilich,' fuhr ich auf, ‚hat die Sache nichts zu bedeuten, für mich, für uns; denn ich habe nichts verbrochen, und wenn ich es hätte, so würde man mir durchzuhelfen wissen; aber Jene, Jene,' rief ich aus, ‚wer wird ihnen beistehen!' — Meine Schwester suchte mich umständlich mit dem Argumente zu trösten, daß, wenn man die Vornehmeren retten wolle, man auch über die Fehler der Geringern einen Schleier werfen müsse. Das alles half nichts. Sie war kaum weggegangen, als ich mich wieder meinem Schmerz überließ und sowol die Bilder meiner Neigung und Leidenschaft als auch des gegenwärtigen und möglichen Unglücks immer wechselsweise hervorrief. Ich erzählte mir Märchen auf Märchen, sah nur Unglück auf Unglück und ließ es besonders daran nicht fehlen, Gretchen und mich recht elend zu machen.

Der Hausfreund hatte mir geboten, auf meinem Zimmer zu bleiben und mit Niemand mein Geschäft zu pflegen, außer den Unsrigen. Es war mir ganz recht, denn ich befand mich am Liebsten allein. Meine Mutter und Schwester besuchten mich von Zeit zu Zeit und ermangelten nicht, mir mit allerlei gutem Trost auf das Kräftigste beizustehen; ja, sie kamen sogar schon den zweiten Tag, im Namen des nun besser unterrichteten Vaters mir eine völlige Amnestie anzubieten, die ich zwar dankbar

annahm, allein den Antrag, daß ich mit ihm ausgehen und die Reichsinsignien, welche man nunmehr den Neugierigen vorzeigte, beschauen sollte, hartnäckig ablehnte und versicherte, daß ich weder von der Welt noch von dem römischen Reiche etwas weiter wissen wolle, bis mir bekannt geworden, wie jener verdrießliche Handel, der für mich weiter keine Folgen haben würde, für meine armen Bekannten ausgegangen. Sie wußten hierüber selbst nichts zu sagen und ließen mich allein. Doch machte man die folgenden Tage noch einige Versuche, mich aus dem Hause und zur Theilnahme an den öffentlichen Feierlichkeiten zu bewegen. Vergebens; weder der große Galatag, noch was bei Gelegenheit so vieler Standeserhebungen vorfiel, noch die öffentliche Tafel des Kaisers und Königs, nichts konnte mich rühren. Der Kurfürst von der Pfalz mochte kommen, um den beiden Majestäten aufzuwarten, diese mochten die Kurfürsten besuchen, man mochte zur letzten kurfürstlichen Sitzung zusammenfahren, um die rückständigen Punkte zu erledigen und den Kurverein zu erneuern, nichts konnte mich aus meiner leidenschaftlichen Einsamkeit hervorrufen. Ich ließ am Dankfeste die Glocken läuten, den Kaiser sich in die Kapuzinerkirche begeben, die Kurfürsten und den Kaiser abreisen, ohne deshalb einen Schritt von meinem Zimmer zu thun. Das letzte Kanoniren, so unmäßig es auch sein mochte, regte mich nicht auf, und wie der Pulverdampf sich verzog und der Schall verhallte, so war auch alle diese Herrlichkeit vor meiner Seele weggeschwunden.

Ich empfand nun keine Zufriedenheit als im Wiederkäuen meines Elends und in der tausendfachen imaginären Vervielfältigung desselben. Meine ganze Erfindungsgabe, meine Poesie und Rhetorik hatten sich auf diesen kranken Fleck geworfen und drohten, gerade durch diese Lebensgewalt, Leib und Seele in eine unheilbare Krankheit zu verwickeln. In diesem traurigen Zustande kam mir nichts mehr wünschenswerth, nichts begehrenswerth mehr vor. Zwar ergriff mich manchmal ein unendliches Verlangen zu wissen, wie es meinen armen Freunden und Geliebten ergehe, was sich bei näherer Untersuchung ergeben, inwiefern sie mit in jene Verbrechen verwickelt oder unschuldig möchten erfunden sein. Auch dies malte ich mir auf das Mannichfaltigste umständlich aus und ließ es nicht fehlen, sie für unschuldig und recht unglücklich zu halten. Bald wünschte ich mich von dieser Ungewißheit befreit zu sehen und schrieb heftig drohende Briefe an den Hausfreund, daß er mir den weitern Gang der Sache

nicht vorenthalten sollte. Bald zerriß ich sie wieder, aus Furcht, mein Unglück recht deutlich zu erfahren und des phantastischen Trostes zu entbehren, mit dem ich mich bis jetzt wechselsweise gequält und aufgerichtet hatte.

So verbrachte ich Tag und Nacht in großer Unruhe, in Rasen und Ermattung, so daß ich mich zuletzt glücklich fühlte, als eine körperliche Krankheit mit ziemlicher Heftigkeit eintrat, wobei man den Arzt zu Hilfe rufen und darauf denken mußte, mich auf alle Weise zu beruhigen. Man glaubte es im Allgemeinen thun zu können, indem man mir heilig versicherte, daß alle in jene Schuld mehr oder weniger Verwickelte mit der größten Schonung behandelt worden, daß meine nächsten Freunde, so gut wie ganz schuldlos, mit einem leichten Verweise entlassen worden und daß Gretchen sich aus der Stadt entfernt habe und wieder in ihre Heimath gezogen sei. Mit dem Letztern zauderte man am Längsten, und ich nahm es auch nicht zum Besten auf; denn ich konnte darin keine freiwillige Abreise, sondern nur eine schmähliche Verbannung entdecken. Mein körperlicher und geistiger Zustand verbesserte sich dadurch nicht; die Noth ging nun erst recht an, und ich hatte Zeit genug, mir den seltsamsten Roman von traurigen Ereignissen und einer unvermeidlichen tragischen Katastrophe selbstquälerisch auszumalen.

Zur Revision des Textes.

Verglichen sind folgende Drucke:

A. **Aus meinem Leben. Dichtung und Wahrheit.** Von Goethe. Erster Theil.

Ὁ μὴ δαρεὶς ἄνθρωπος οὐ πεπαίδευται.

Tübingen, in der J. G. Cottaischen Buchhandlung 1811. 8. XII und 515 S.

5. **Goethe's Werke.** Siebenzehnter Band. Stuttgart und Tübingen, bei 1818. Groß 8.

Zweiter Titel: Aus meinem Leben. Dichtung und Wahrheit. Erster Theil. (Motto wie bei A.)

6a. Desgleichen. XVII. Band. Original-Ausgabe. Wien und Stuttgart. 1818. (Mit Goethe's Porträt.) Zweiter Titel wie bei 5. 8. 387 S.

6. Desgleichen. Vollständige Ausgabe letzter Hand. Vierundzwanzigster Band. Unter des durchlauchtigsten deutschen Bundes schützenden Privilegien. Stuttgart und Tübingen, in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung 1829. 16. 342 S. Zweiter Titel wie bei 5.

6a. Dieselbe Ausgabe. 1830. 8. 342 S.

8. **Goethe's poetische und prosaische Werke** in zwei Bänden. Zweiter Band. Stuttgart und Tübingen. Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung 1837. Zweite Abtheilung. Lexikon-Format. 1 bis 67. (Verzeichniß des Inhalts: Aus meinem Leben. Wahrheit und Dichtung. Erster Theil, gedr. 1811.)

8a. Dieselbe Ausgabe 1846. Zweiter Band. Zweite Abtheilung. S. 613 bis 675.

9. **Goethe's sämmtliche Werke** in vierzig Bänden. Vollständige, neugeordnete Ausgabe. Zwanzigster Band. Unter des rc. (wie zu 6). Stuttgart und Tübingen. J. G. Cotta'scher Verlag. 1840. Schillerformat. Zweiter Titel: Aus meinem Leben. Wahrheit und Dichtung von Goethe. (Das Motto wie in A.) Erster Theil. 260 S.

11a. Dasselbe in dreißig Bänden. Vollständige, neugeordnete Ausgabe. Siebenzehnter Band. Daf. 1851.

Zweiter Titel: Aus meinem Leben. Wahrheit und Dichtung. Erster Theil. (Das Motto wie in A.) Groß 8. S. 1 bis 194.

14 a. Dasſelbe in vierzig Bänden. Zweiundzwanzigſter Band. Stuttgart. Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. 1869. (Schillerformat.) 169 S.

15. Dasſelbe. Vollſtändige Ausgabe in fünfzehn Bänden. Mit Einleitungen von Karl Goedeke. Neunter Band. Das. 1872. S. VI. S. 1 bis 169.

K. Bibliothek der deutſchen Nationalliteratur. Herausgegeben von Heinrich Kurz. Goethe's Werke. Neunter Band. Hildburghauſen. Verlag des Bibliographiſchen Inſtituts. 1858.
Zweiter Titel: Aus meinem Leben. Dichtung und Wahrheit. Erſter Theil. (Das Weitere wie in A.) S. S. 1 bis 195.

Die Titel der in der Einleitung, der Textrevision und in den Anmerkungen wiederholt angeführten Schriften ſind in nachſtehender Weiſe abgekürzt:

Adelung: Deſſen Verſuch eines vollſtändigen grammatiſch-kritiſchen Wörterbuchs der Hochdeutſchen Mundart. 4 Thle. 1774 bis 1801.

Archiv: Das für Frankfurt's Geſchichte und Kunſt. I. (Heft 1—4) und II. (Heft 5—8). 1838—1858.

Archiv N. F.: Daſſelbe Neue Folge. I. 1860; II. 1862; III. 1865; IV. 1869; V. 1875.

Battonn, L.: Deſſen Oertliche Beſchreibung der Stadt Frankfurt a. M.; herausgegeben von D. Euler. 6 Hefte, 1861—71.

Belli-G., Leben oder nur **Belli:** Leben in Frankfurt a. M. Ausſüge der Frag- und Anzeigungs-Nachrichten 1722 bis 1821. Geſammelt u. ſ. w. von Maria Belli geb. Gontard. 10 Bde. 1850.

Belli-G., Erinnerungen: Deren Lebens-Erinnerungen. Frankfurt a. M. 1874.

Bernays: Deſſen Kritik und Geſchichte des Goethe'ſchen Textes. Berlin. 1866.

Ehrengedächtniß: Das der römiſchen Krönungswahl und Krönung Joſeph's des Zweiten. Augsburg. 1765.

Fries: Deſſen Abhandlung vom ſogenannten Pfeifer-Gericht, ſo in ... Frankfurt a. M. von uralten Zeiten her ... gehalten zu werden pflegt. Frankfurt a. M. 1752.

Glover: Goethe als Menſch und Schriftſteller von Friedrich Glover (Pſeudonym von Bogler). Halberſtadt. 1824.

Goedeke, Grundr.: Deſſen Grundriß zur Geſchichte der deutſchen Dichtung. I. u. II. 1859. III.

Görres, Volksb.: Deſſen die teutſchen Volksbücher. Heidelberg. 1807.

Grimm's Wörterb. oder nur **Grimm:** Deutſches Wörterbuch von Jakob Grimm und Wilhelm Grimm. Leipzig. Seit 1854.

Gwinner, Kunst oder nur Gwinner: Dessen Kunst und Künstler in Frankfurt a. M. 1862.

Gwinner, Zusätze: Dessen Zusätze und Berichtigungen zu Kunst und Künstler in Frankfurt a. M. 1867.

Heyden, Galleria: Dessen Galleria historica und merkwürdiger Frankfurter. 1861.

Hüsgen: Dessen Nachrichten von Frankfurter Künstlern und Kunstsachen. 1790.

Jöcher: Dessen Allgemeines Gelehrten-Lexikon. Leipzig. 1750—1751.

Jördens: Dessen Lexikon deutscher Dichter und Prosaisten. 6 Bde. Leipzig. 1806 bis 1811.

Kalender: Des Heil. Röm. Reichs Freie Wahl- und Handelsstadt Frankfurt a. M. verbesserter Raths- und Stadt-Kalender auf das Jahr 1757 bis 1765.

Kriegk's Frankfurt: Dessen Geschichte von Frankfurt a. M. 1871.

Kriegk's Senckenberg: Desselben Die Brüder Senckenberg. Nebst einem Anhang über Goethe's Jugendzeit. Frankfurt a. M. 1869.

Lehmann, Goethe's Sprache: Dessen Goethe's Sprache und ihr Geist. Berlin. 1852.

Lehmann, Luther: Desselben Luther's Sprache in seiner Uebersetzung des Neuen Testaments. Halle. 1873.

Lersner: Dessen (Achilles Augustus von L.) Der weitberühmten freien Reichs-, Wahl- und Handelsstadt Frankfurt am Mayn Chronica oder Ordentliche Beschreibung u. s. w. I. 1706. II. 1734.

Mittheilungen oder Mitth.: Mittheilungen an die Mitglieder des Vereins für Geschichte und Alterthumskunde in Frankfurt a. M. I. 1860; II. 1864; III. 1868. IV. 1873.

Nuculus: Dessen Alphabetisches Namen-Register der in Goethe's Werken erwähnten Personen u. s. w. Stuttg. u. Tüb. 1842.

Nagler: Neues allgemeines Künstler-Lexikon u. s. w. München. 1841.

Olenschlager, G. B.: Dessen Neue Erläuterung der Guldenen Bulle Kayserr Carls des IV. Frankfurt a. M. und Leipzig. 1766.

Pierer: Dessen Universal-Lexikon der Vergangenheit und Gegenwart. 3. Aufl. Altenburg.

Riemer, Mittheilungen: Dessen Mittheilungen über Goethe. 2 Bde. Berlin. 1841.

Römer-B., Wahl: Die Wahl und Krönung der deutschen Kaiser zu Frankfurt a. M. von Römer-Büchner. Frankfurt a. M. 1858.

Sanders, Fremdw.: Dessen Fremdwörterbuch. 2 Bde. Leipzig. 1871.

Sanders, Hauptschw.: Dessen fasslichstes Wörterbuch der Hauptschwierigkeiten in der deutschen Sprache. Berlin. 1872.

Sanders, Wörterb. oder nur **Sanders:** Dessen Wörterbuch der deutschen Sprache. Leipzig. I. 1860. II. 1865.

Sanders, Rechtschr.: Dessen Vorschläge zur Feststellung einer einheitlichen Rechtschreibung für Süddeutschland. Berlin. 1873.

Stricker, Bez. oder **Beziehungen** oder nur **Stricker:** Dessen Goethe's Beziehungen zu seiner Vaterstadt. Ein Kommentar zu Wahrheit und Dichtung. Frankfurt a. M. 1862.

Volger, Haus oder nur **Volger:** Dessen **Goethe's Vaterhaus.** Frankfurt a. M. 1863.

Weismann, Knabenzeit: Dessen Aus Goethe's Knabenzeit 1757 bis 1759. Frankfurt a. M. 1848.

Werke oder Goethe's Werke, ohne weitern Zusatz bezeichnen stets **Goethe's Werke** in der vorliegenden Berliner Ausgabe von **G. Hempel.**

Zur Revision des Textes.

Varianten, Druckfehler und andre sprachliche Bemerkungen.

Seite Zeile

1. 2 v. o. **Dichtung und Wahrheit** A, 5, 5a, 6, 6a und K; **Wahrheit und Dichtung** von 8 bis einschl. 15.
Die Umstellung ist erst nach Goethe's Tode erfolgt, ohne daß Riemer und Edermann, welche sie 1836 vornahmen, behauptet hätten, Goethe habe sie angeordnet. Letzteres hätte auch erst nach 1830 (63) geschehen sein können. Was Beide als berechtigte Herausgeber des Goethischen Nachlasses in solcher Art vorschrieben, verpflichtete allerdings den Verleger Cotta, nicht aber andere Herausgeber, welche an den ursprünglichen und ächten Goethischen Text gebunden sind. Die Sache ist ganz klar; denn Riemer (Mittheilungen, I. S. 39) berichtet: „Auf ähnliche Weise hatte er, nach meinem Vorschlag, für diese Biographie den Titel **Aus meinem Leben und Wahrheit und Dichtung** beifällig aufgenommen, mit der kleinen Umstellung von **Dichtung und Wahrheit** aus euphonischen Gründen, weil in jener Verbindung zwei gleiche Buchstaben sich stoßen" (zwei d). Zwar hat Goethe selbst in den Annalen vom Jahr 1811 (zuerst 1830, Bd. XXII. S. 63 der Ausg. letzter Hand), in den Gedichten (Werke, II. S. 423; zuerst 1815) und in dem Briefe an Zelter Nr. 711 die Form **Wahrheit und Dichtung** gebraucht, aber niemals als Titel in den Werken, selbst nicht in dem postumen vierten Bande seiner Lebensbeschreibung.
3. 1 v. o. **Vorwort** als Ueberschrift ist unser Zusatz.
4. letzte. **andern Künsten, im Unterschiede von der Poesie.**
5. 10 v. o. **Hierzu** nach 6; **Hiezu** A.

Erstes Buch.

7. 8 v. u. **Zweimaliger Wechsel von man mit uns (wir), der dritten mit der ersten Person; so oft, z. B. im folgenden Theil S. 19. Z. 9 v. u.; der Lesarten sind gleichwerthig.**
9. 2 v. o. **die** wie 6; **der** A und 5. Vgl. S. 9. Z. 10, wo schon in A die weibliche Form.
6 v. o. **welche** nach 6 und 11a mit K; **auf Hausflur** bezüglich, da diese Thür und Gitterwerk hatte; **welcher** früherhin in 14a und 15 nach A, wo jedoch **Hausflur** an dieser Stelle männlich.
9 v. o. **Geräms**; s. Sanders' Wörterb. **nach Rahmen: Rähmig, Gerähme, Ein-, Umrahmung, Gitterwerk, Beischlag; Hängeräms** (Kurz), **Eisenkrems** (B. Auerbach).
9. 11 v. o. **erinnere** A, 15, K; **erinnerte** Fehler in 6, 9 und 9.
10 v. o. **bewahrt** A und 15; **aufbewahrt** 5 und flgd. **nach K.** Die erste Lesart verdient den Vorzug, weil das bewahren =

Seite Zeile

custodire (vergl. Grimm's Wörterb. und Sanders unter „wahren") vom Bewachen des Mittels östlich und hier sich mit dem Kätzern gut verbindet, was bei aufbewahren weniger der Fall sein würde. Vgl. Werke, VIII. S. 372 Z. 1: „so bewahrt er die Landstraße".

10. 8 v. o. Sommerszeit, adverbiales Akkusativ, wie Zeitlebens (Zeit seines Lebens), die erste Zeit, S. 13. Z. 10, und die im Akkusativ stehenden Wochentage in Die Lustigen von Weimar (Werke, I. S. 95). Sanders (Wörterb.) führt an Bahrdt (I. 87): „Nur Sommerszeit wurden sie auf den freien Platz geführt" und Hinkgräff (2. 58): „Ein Schaff ging Winterszeit über die Gass." Sonst bei Goethe adverbiale Genitive, z. B. S. 14 Marktages und Bd. XXI. S. 51 Messenzeit.

9 v. u. doppeltes Furchtbare A, danach 15; doppelt Furchtbares seit 5, danach K. Es sind zwei Furchtbarkeiten gemeint, während die zweite Lesart eine einzige, verstärkte, bedeuten könnte.

11. 3 v. o. Nadel, d. i. Nadelnadel, bildl. für Stich.

11 v. o. ausgesprochen, Verdeutschung von pronomcirt.

20 v. o. Solitario bosco, im italienischen Original Solitario e bosco (s. Anm. Nr. 14).

13. 15 v. o. dazu; nicht zum Ueberlassen, sondern zur Aufnahme.

16 v. o. auf eine Zeit lang; andere Ausgaben z. B. 9 auf eine Zeitlang. Wohe braucht, wie sein Lebelang, auch das Substantiv Zeitlang (s. Sanders unter lang 2 b). Vergl. S. 101. Z. 10 v. u. „eine Zeit lang" und unten zu S. 153. Z. 14 „für eine Zeit lang".

22 v. o. Gemeine, Schlechte, ja Niederträchtige; vgl. Tiwan, S. 98.

28 v. o. ab wandelte seit 9; abwandelte A, 5, 6.

14. 9 v. o. sich verlieren in die und in dem.

16 v. o. Pfarreisen A, 5, 15; Pfarreisens 6 und flgd., K. Alte Name eines Platzes unverständlich (s. Anmerkung Nr. 15a).

24 v. o. Neue Kräme nach der Benennung als Straße, auch in ältern Schriften; das Neue Kräm der Ausgaben nicht schriftgemäß.

26 v. o. Zeit; hier ist umgekehrt die apostrophirte Form zugleich die schriftgemäße, welche sich so seit dem 16. Jahrhundert, in welchem die Zeil noch Viehmarkt hieß, in Urkunden und Plänen bis heute findet; s. Mittheilungen, I. 98 u. 99 und Kriegk's Gesch. von Frankfurt a. M., S. 487 „Darmstädter Hof auf der Zeil". Frau Bell-Gontard schreibt allerdings einmal Zeile (Leben in Frankfurt, IV. 26), ebenso mit allen übrigen Ausgaben auch K und 15.

„ „ zu ging besser als zuging A, 6, 15, K; wie S. 9. Z. 6 v. u. zu lagen, S. 53. Z. 19 auf die wir zu gingen u. sonst.

9 v. u. Stallburg; nach den Stadtkalendern 1757 ff. richtiger Stallburg (s. Anm. 19).

15. 8 v. o. Grav'schen; alle Ausgaben Grave'schen. Es war jedoch der Formschneider Hans Brav aus Amterdam, der den Plan i. J. 1552 in Holz schnitt (Meixner, Kunst- und Künstler, S. 66; Mitth., III. S. 404 flgd.; Archiv, N. F. I. 277 und 278).

13 v. o. herumspazieren 6 flgd., 15, K; herspazieren A, 5.

16. 2 v. o. Manns A, K, 14a, 15; Mannes 5 und danach bis 11a. S. den Spruch in Anm. Nr. 23.

19 v. o. burgermeisterlichen A, 11a, 14a, 15, K; burgermeisterlichen 5, 6, 8, 9.

20 v. o. Thürstücke; nämlich die Gemälde über den fünf Thüren; in der englischen Uebersetzung richtig: the paintings over the doors; Thürstücke Druckfehler in 5 u. 6, durch 8 beseitigt. Vgl. unten zu S. 104. Z. 8.

Seite Zeile

16. 11 v. u. **mit Augen zu erleben, d. h. in mit eigenen Augen gesehener, selbsterlebter Wirklichkeit.** Fr. Glover, S. 13, bemerkt hierzu: „**Warum nicht auch mit den Ohren!**“ Der Gegensatz ruht zwischen der im **Bilde** dargestellten und der in **Wirklichkeit** zu schauenden, als Zuschauer zu erlebenden Krönung; die Vorstellung des **Hörens** ist nirgends erweckt. Der Ausdruck ist ebenso anschaulich als richtig. Vergl. unten S. 87 „mit Augen sehen“.

9 v. u. **wahrsten Freund;** Glover ebenda bemerkt: „Ist unbeutsch, es sollte heißen: **besten Freund**“. Aber in Grimm's Wörterb. findet man (unter „Freund“, I. 1) auch „**wahrer Freund**“; vergl. bei Sanders (unter „wahr“, I. 2) Logau's Vers: „bei welchem treu's **Wahre**, der **Freundschaft Seele** wohnt.“ Dem falschen, dem Scheinfreunde steht der wahre gegenüber.

17. 2 v. o. **den Frankfurtern ... entgelten ließ;** viele Konstruktion mit dem Dativ, minder korrekt als mit dem Akkusativ, kommt auch bei Lessing vor (I. 511): „Warum soll ich meiner Gesundheit seine Grobheit entgelten lassen“ (Citat bei Sanders). Grimm führt ein Beispiel von Thümmel (IV. 331) an: „den Enkeln entgelten lassen“.

17 v. o. **von Freund- und Feinden;** in den Ausgaben **von Freund und Feinden.** Ein Livis ist hier nothwendig; anders, wenn gefolgt wäre: von Freund und Feind.

13 v. u. **Gesperr = Sperrung, Sperr-Wert** oder -Zeug, **Gerümpel;** s. Sanders unter **Sperr** 2d und e.

5 v. u. **gefolgten** (franz. suivi, wie voll. gevolgt van, ofschon folgen ein Imrumktivum. Sanders (Rechtschreibung, S. 19) weist den Gebrauch eines solchen Partizips schon für d. J. 1725 nach, ebenso (im Wörterbuch) bei Möser, Wieland, Schiller, Immermann, Rückert u. s. w.

19. 12 v. o. **plagen und placken,** verstärkend, alliterirend wie „biegen und brücken“ und ähnliche Formeln; beide Verba von demselben Stamm.

10 v. o. **Einritt A, K; Einritt die Cotta'schen Ausgaben seit 5, auch 15.** Das Folgende spricht für die erste Lesart: es waren eben Reisige; ihnen war nur der **feierliche Einritt** in corpore **verboten,** keineswegs der Einritt, wenigstens nicht den Einzelnen.

3 v. u. **Reiter A, 5a, 11a, 14, 15, K; Ritter,** Druckfehler in 5, fortgepflanzt in 6, 8, 9. Die Bezeichnung „bürgerliche Reiter“ ist die herkömmliche, entsprechend dem obigen „bürgerliche Kavallerie“ (S. 10 v. u.); s. S. 177. **Verschieden davon das eigentliche Militair, das Reichskontingent.**

20. 8 v. u. **Urtheile, d. i. Urtel, gerichtliche Erkenntnisse.**

21. 1 v. o. **Bas = Jugelt** (franz. basson). Goethe entnahm die Bezeichnungen der Instrumente wörtlich Fries' Pfeifergericht, S. 138: „der eine bläset eine sogenannte **alte Schalmei,** der andere einen **Bas,** und der dritte einen **Pommer** oder **Oboe,** Instrumenten, so dermal (1787) wenig oder gar nicht mehr im Gebrauch sind“.

letzte. **Stäbchen;** davor zu ergänzen: **ein.** Vergl. Faust (Werke, XII. S. 150. B. 3): „**das Stäbchen breche.**“

22. 8 v. o. **Altvordern;** „**für Vorfahren**“ bemerkt Glover (S. 17) tadelnd. Es ist ein von Goethe oft gebrauchtes, auch bei Wieland und Platen vorkommendes alt- und **mittelhochdeutsches** Wort; s. Grimm, I. 275.

15 v. o. **Quelle A, 8, 15, K;** Quellen Druckfehler in 6, 9, 11a.

11 v. u. **verfehlten A, 5a; verfehlen** Druck in 5, 6, beseitigt in 8.

Seite Zeile

22. 7 v. u. erinnern seit 5; erinneren A.

23. 9 v. o. lustig mit 14a; lustig die körigen Aus[illegible]; es ist aber unsers Erachtens ein Druckfehler, da die Freiheit und Weite der die Hinterfront des Hauses einnehmenden offnen Flurräume sachlich und gleichsam architektonisch gefordert werden soll. Boisserée (Goethe's Wohnhaus, S. 87 u. 116) schreibt aus genauester Anschauung der Lokalität heraus ohne Weiteres „lustig". Die mehreren Fenster (Z. 4) sind eben die an der Hinterseite des Hauses angebrachten Fenster der Flurräume, der „Vorsäle", und sowol wegen der freien Lage an der Treppe, als wegen dieser Fenster (drei nach Boisserée, S. 101) werden diese Vorsäle, mit dem Ausblick auf weite offne Gärten, im Gegensatz zu den dunklern Zimmern der Straßenfront, „lustig" genannt, eine Bezeichnung, welcher sich an die vorhergehenden hell, heiter und frei eng anschließt. „Lustige Vorsäle" geben dagegen kein Bild der Räumlichkeit. Die Bezeichnung der Flurräume als „Vorsäle" ist thüringisch, nicht frankfurtisch.

19 v. o. Keyßler (A bis 15 u. K) nennt sich der Verfasser selbst auf dem Titelblatt seiner Reisen (s. unten Anmerk. Nr. 33); in Kayser's Bücherlexikon ungenau Keysler.

„ „ Remeij (6 bis 15 u. K) gleichfalls nach dem Titelblatt seiner Schriften; auch von Loen (Kleine Schriften, 1; Moral. Schilderungen, Abschn. 3. S. 122) schreibt ihn ebenso; A dagegen Remeij.

19 v. u. Raths erholen; s. Werke, Bd. XIX. S. 272, und Grimm's Wörterb., III. S. 854, 7b.

24 6 v. o. bestätigen = bestärken; nach dem italienischen confermarsi.

„ 9 v. o. weil; man erwartet daß.

25 v. o. Hirt A, nach Hüsgen's Nachrichten, S. 162 bis 166, beibehalten in 5 nach 6; Hirth seit 8 auch in 9, 11, 14a, 15 und K, nach Musculus' Namen-Register und Herbst's Gallerie, S. 369. Die Richtigkeit der ersten Schreibart bestätigen Gwinner, Kunst, S. 525, Hirt's daselbst angezeigte, ohne Ehiffre v. J. 1750, 1755 und 1764 und seine Todesanzeige bei Bell-Gontard, Leben, VI. 13.

28 v. o. Schütz ist richtige Schreibart, obwol die Chiffre des Malers bisweilen auch Schüz lautet (unter einer Kreidebezeichnung der Huldigung zu Frankfurt v. J. 1766: Schüz fecit).

29 v. o. Sachtleben A und 5, nach Hüsgen S. 184; ebenso in 14 u. 15; Sachtlebens seit 6 bis 11; K dagegen die niederländische Form Sachtleeven, die jedoch Saftleven oder Zachtleeven lauter (s. Bezeichnis der Dresdn. Gemälde-Gallerie, S. 236 und 243, Nagler's Kunstgeschichte und Nagler's Künstlerlexikon). Die hochdeutsche Form des Namens kommt bei Goethe auch Bd XXVI. S. 241 (Hedw. Ausg. v. 1840) vor. Sanders, und er sicherlich nicht allein, hat in dem Namen eine Bezeichnung gewisser Gemälde, einer Nebenart der Stilleben, zu erblicken gemeint (s. dessen Wörterb. unter den Zusammensetzungen von Leben). Aber „auf dem Zeger" heißt hier in der Manier des (s. Hüsgen, S. 184).

31 v. o. Junker nach Hüsgen, S. 167, Gwinner, S. 281 f., seiner dort angegebenen Namens-Chiffre, Heyden, Gallerie, S. 371, und nach den Familien-Anzeigen bei Bell-Gontard, Leben, II. 64, und VI. 106; Junkee in allen Ausgaben und bei Musculus.

32 v. o. Stilleben nach der schon Werke, Bd IV. S. 268 eingeführten Schreibart; sonst Stillleben.

Seite Zeile

24. 12 v. u. **Seekatz** seit 8, ebenso bei Musculus, Strieder's Beziehungen, S. 29, Nagler u. Bell-Gentard, Leben, VI. 51; **Seekatz** bis 6, ebenso bei Gwinner (S. 293 Nr. 19 u. 49 unten, S. 413 und passim). **Brinckmann** 8, 11 a. 15, K, nach Musculus und Nagler; Brinkmann A, 5, 6, 9.

26. 17 v. o. **Donner und Blitzen**; auch **Donner** steht in dieser Verbindung in der Mehrheit; vergl. oben S. 17, 8. 17 „Freund- und Feinden".

27. 5 v. u. **Oder-Yssel**; nach dem Ysel-Fluß: Over-Yssel (s. Kiepert's Hand-Atlas, Karte Nr. 20).

3 v. u. **Wendungen**, d. h. Sprach-, Redewendungen, Phrasen. Deshalb ist der in den übrigen Ausgaben fehlende Dativ nothwendig.

28. 13 v. o. **Frühzeitigkeiten**, Verdeutschung von precocitas, précocité.

11 v. u. **Sein sonstiger Ernst und Trockenheit schien** A, danach 14 u. 15; **Sein sonstiger Ernst und seine Trockenheit schienen** b, und danach 6, 8, 9 bis 11 a und K. Die erste Lesart war wiederherzustellen; Goethe liebt es, nah verwandte Begriffe als eine Einheit zu behandeln, wie dies der Sprachgebrauch in gewissen Fällen gestattet (z. B. der Grund und Boden ist theuer), so S. 35: „Wohnung und Laden lag", und Werke, XXI. S. 87: „bei dem wenigen Glaube, Liebe und Hoffnung". Unserem Fall entspricht die Stelle S. 149, Z. 11 und 15: „mit seiner gewöhnlichen Trockenheit und Ernst".

29. 10 v. u. **Nach belehen ist zu ergänzen**: „sobald von Italien die Rede war".

11 v. o. **lange** A, 5a; **lang** 5, 6, K.

14 v. o. **Mitwerber**, Verdeutschung von Concurrenten; bei Goethe auch Mitbewerber; s. Sanders unter Werber.

30. 12 v. o. **Alterthümlichkeiten**, Verdeutschung von Antiquitäten.

31. 2 v. u. **Vetter** im ältern Sinne für **Neffe**; eigentlich nur von väterlichen Verwandten.

32. 3 v. o. **öfter** A, 5, 14, 15a; **öfters** 6, 8, 9, 11a u. K.

5 v. u. **Großeltern**; **Großvätern** Druckfehler in 5 und 6, beseitigt in 8.

33. 6 v. o. **Rebgeländer**; **Nebengeländer** s. Werke, Bd. I. S. 54.

9 v. o. **die Rabatten** sowie **die Beete**; die ersteren sind die kleineren Schmalbeete (vom ital. rabbattere, verkürzen, verkleinern) zur Einfassung der Gartenwege, wie franz. plates-bandes, engl. plat-bands. Sanders (Wörterb. und Fremdwörterb.) allegirt Goethe's Wahlverw. (Werke, XV. 187) und Jean Paul's Fix., I. 125 „Blumenrabatten der Freude".

34, 17 v. o. **Reihe.... bäsche.... erdfluete**, ein Kollektiv-Hauptwort mit einem abhängigen Plural, während das Verbum im Singular steht, (s. Sanders, Hauptschwier., S. 199). Dagegen Werke, XXI. S. 113, 8. 10: „ein Dutzend junge Leute gingen"; s. unten zu S. 145, 8. 9. u. 10.

17, 18 v. o. **einen schönen Nelkenflor** nach 6, 8 fgd. bis 15; **eine schöne Nelkenflor** A u. 5, und danach K. Auch unten S. 148 haben die letzten drei Ausgaben die weibliche Form: „eine sehr schöne Nelkenflor", während unmittelbar darauf folgt: „des Flors, der Flor. Goethe wendet sonst stets die männliche Form an, z. B. Werke, XVIII. S. 274, „die auf jahrelange Nelkenstöcke verwendete Sorgfalt versprach den mannichfaltigsten Flor" (citirt von Sanders). Heyse's Fremdwörterb.

Seite Zeile

buch, kennt gleichfalls flos nur als Maskulinum. Diese Form, nach Grimm's Wörterb. erst im 18. Jahrhundert aufgekommen (Günther, Kant), ist bei Goethe sehr häufig. Zu Grunde liegt bald lat. flos, bald fl. fiore. Die weibliche Form ist begreiflich gerechtfertigt, wo im botanischen Sinne die Flora gemeint ist; s. Humboldt's Kosmos, I. 275 „die Pflanzenflor".

33. 11 v. u. **Nachhilfum** mündlich, aber auch schriftlich; s. B. 66, 3. 10 v. u.

12 v. u. **verwandter Gewächse** A und danach 14a und 15: Genitiv abhängig von Zwiebeln, Wechsel der Präposition von und des Genitivs; **verwandten Gewächse**, Aenderung in B und danach 6, 8, 9: Genitiv abhängig von Societäten der, nicht dem Sinne entsprechend; **verwandten Gewächsen** abhängig vom vorhergegangenen von („Zwiebeln von"), grammatische Aenderung in 11a und K. Zu dieser Aenderung hatte jedoch ein Grund, da die ursprüngliche Lesart, bei richtiger Konstruktion, den beabsichtigten Sinn vollkommen und richtig ausdrückt.

4 v. u. **Sammtmütze** A, 15, K; **Sammetmütze** 6, 11a.

34. 4 v. o. **Großkuhl** = Großvaterstuhl.

" " **und so** A, 5a, 11a, 14a, 15, K; und 5, 6, 9.

10 v. o. **Seefahrten und Länderentdeckungen**, d. i. Bücher darüber.

12 v. o. **Empfang** A; **Empfange** 6.

35. 17 v. o. **Fähigkeit**; **Fähigkeiten** Druckfehler in 14a und 15.

7 v. u. **Materialhändler** A u. 5; **Materialienhändler** seit 6 bis 15 und K. Zur Aenderung liegt jedoch kein Grund vor; das Bestimmungswort (Material) braucht nicht im Plural zu stehen, wenn auch der Waaren mehrere sind (z. B. Knopfhändler). Sanders' Fremdwörterbuch kennt: **Materialgeschäft** und **Materialhändler**.

6 v. u. **Melber** seit 8; **Melbert** A, 5, 6 und danach irrig in K. Der Name lautet Melber in den Familien-Nachrichten der Bell-Gontard, namentlich Leben, III. 132 u. 133, sowie in der Korrespondenz Goethe's mit seinem Vetter, dem Arzt Joh. Georg David Melber; s. Aug. Allg. Zeitung vom 17. Oktober 1875, S. 1400. In sämtlichen Familienbriefen bei Goethe'schen Hauses an die Frankfurter Verwandten wird der Name gleichfalls irrtümlich **Melbert** geschrieben (Privatmittheilung); s. auch Strider's Beziehungen, S. 28. Melber heißt der Mühlenbesitzer noch heute in Nürnberg und München, **Melberei** die Handlung.

4 v. u. **lag**; s. oben zu S. 28, 3. 11 v. u.

3 v. u. **und scheuten zu verlieren**; **bedurft** gehört zu verlieren, und scheuen ist unrichtig gebraucht, wie im Divan (Werke, Ausg. IV), II. 2. B. 6, und Werke, XIX. Nr. 368; Vgl. Chezy, VI. B. 60.

letzte. **Gäuhol** s. s. Lustspiel.

36. 1 v. o. **Zeltlein** die Lustfeuerungen; Zeltchen sind Zuckerplätzchen, Konfekt. Der Pfefferküchler heißt auch Lebzelter.

2 v. o. **allmählich**. Die Schreibung **allmählig** in 14a und 15 erklärt J. Grimm für durchaus „falsch" und Sanders für „verwerflich". Analogie von „gemächlich".

20 v. o. **Prallstein** so auch in Riemer's Briefe (Werke, XXXI. 87) = borne, Prell-, Schleine. In Frankfurt heißen sie Schutzsteine (Bolger, S. 66 u. 89) oder Schweinsteine (Kriegk, Senckenberg, S. 390).

14 v. u. **Stard**; so bei Kriegk, Gemälde S. 347; in Leben der Brüder, II. 66. III. 15, 63 u. 130. IV. 96 u. 97; Strider's Beziehungen,

Seite Zeile

S. 28, im Kalender 1775 ff. und in einer Buchanzeige S. 280 Bd. II der Mittheilungen; Stark dagegen in A. 6, den übrigen Ausgaben, bei Musculus, Gwinner's Kunz. S. 256, u. sonst (z. B. S. 504 des Archivs N. F. Bd. III).

37 22 v. o. Tugenden und ihren Aeußerungen. Bezieht sich ihren auf die Tugenden oder auf die Abgesondertere Obgleich zunächst eine Antwort, also eine Aeußerung eines solchen Separatisten mitgetheilt wird, möchten doch Aeußerungen der Tugenden dieser Leute gemeint sein, so daß ihren als deren zu verstehen ist. Denn auch jene Antwort war Aeußerung einer Tugend, des „Vertrauens auf die gute Sache".

14 v. u. geringeres nach A u. 6; Geringeres S verdient den Vorzug.

38 11 v. o. Stufen d. i. Metall-, Mineral-, Steinstufen.

6 v. u. ihm d. h. dem Knaben, dem jungen Priester, der zwar mehrere Säge vorher, aber zunächst nicht genannt war. Er liegt aber der ganzen Darstellung, wenn auch nicht stets genannt, als handelndes Subjekt zu Grunde.

39 5 v. o. Kerzen A u. 5; Kerzchen seit 6, ohne Grund, da auch vorher (S. 38) zwischen der Form „Räucherkerzen" und „-kerzchen" abgewechselt wird.

Zweites Buch.

41. 13 v. o. Theilnahmen. Die seltene, aber auch sonst bei Goethe, Schiller und Varnhagen von Sanders (unter den Komposita von „Nahme") nachgewiesene Mehrzahl zur Uebereinstimmung mit dem vorhergehenden „Unternehmungen"; sonst hätte „Theilnehmungen" näher gelegen.

2 v. u. Krönungshimmel = Baldachin, wie S. 197, Z. 27, und in „Himmelbett".

42. 11 v. o. tuschen, wofür tuschen üblicher; beide Formen belegt bei Sanders, II. 1404. Vergl. Werther (Werke, XIV. S. 128): „seine Anstalten tuschten einen Anstauf", und vertuschen.

17 v. o. Agitation, wie Aufregung, im passiven Sinne = Aufgeregtheit.

41. 14 v. u. Anmaßung A u. 5, weiterhergestellt in 14a und 15; es ist die Anmaßung gemeint, mit dem Puppenspiel Stücke aufführen zu wollen, für welche es nicht berechnet war; Anmaßungen 6, 8, 9, 11a und K.

47. 9 v. o. Sarsche, Serche, Serge, ein geköperter Wollenstoff. (Sanders.)

„ „ Berkan, Perkan, Barakan, eine Art Kamlott (bat.).

10 v. o. Ballette, gold- oder silberbewickelte Pergamentstreifen zur Verzierung der Knopflöcher (bat.), Deminutiv von balle, Kugel.

2 v. u. lächelnde Antwort, d. i. lächelnd ertheilte.

48. 5 v. o. Sachen A, 6, 8, 9, 11a u. K; Sache in 14a und 15; an sich wäre die Einzahl plausibler, da eine bestimmte Angelegenheit zu behandeln ist; aber worauf gründet sich diese Lesart? Vergl. im Faust (Werke, XII. S. 139): „Macht Deine Sachen schlecht".

49. 10, 11 v. u. ein sonst ich weiß nicht was; Galligänsmus: un je ne sais quoi, oder Italianismus: un non so che.

4 v. u. großen beschnittenen A u. 5a; weggeblieben in 6 und dadurch in 8 u. folgde. bis 11a; restituirt in 14a, 15 u. K.

50. 13, 12 v. u. bedeutendern; nicht im Sinne von größer, da ja der innere Raum kleiner sein muß, sondern von interessanter, wichtiger, bedeutungsvoller (belangreich im Holländischen), wie oft, z. B. S. 14, Z. 4 v. u.

Seite Zeile

31. 11, 12 v. o. auf einen Zwischenraum A und 5, danach 14, 15 u. K; auf einem Zwischenraum Druckfehler in 6 bis 11a.

12 v. u. daß ich mich nicht ... konnte. Dieser Schluß nicht abhängig von „hinderte", sondern von „schwieg" (so, daß ich).

53. 12 v. u. unter; 14a in, Druckfehler.

8 v. u. Spielen mit 11a, 14a, 15 u. K; spielen A, 5, 6, 9 u. 2. Spielen ist hier Zeitwort, was allerdings bei der ursprünglichen Schreibweise mehr hervortritt.

55. 10 v. o. Wohnstuben; Wochenstuben Druckfehler in A.

11 v. o. gesehen hätte A, 5a, 14a, 15; richtig als abhängig von „bekommen", d. h. denken, sich setzen; gesehen hatte 5–6 u. sind auch K. Vergl. S. 54. Z. 23 v. o. „begriff ich wohl, daß ich keine Ursache hätte", und bei Z. 5 u. 6 v. u. „vergessen, daß ... in der Welt wäre".

56. 1 v. o. Kasten zur Uebereinstimmung mit S. 55. Z. 19 v. o., obwol A Kästen liest.

10 v. u. übrig gebliebene nach A u. 6; übrig gebliebenen Druckfehler in 9.

57. 4 v. o. solchen ... der oder so ... daß er (talem ... qualis).

6 v. u. und dachte A u. 5a, wonach 14a und 15; und ich dachte 5 ohne Grund, beibehalten in 6 bis 11a u. K.

5 v. u. verkühlte sich; Glover bemerkt (S. 13) für: „kühlte sich ab"; er scheint die Verse in Schiller's Glocke nicht gekannt zu haben: „Bis die Glocke sich verkühlet, Laßt die fromme Arbeit ruhen".

58. 4 v. o daß ich nicht, pleonastische Verneinung, wovon Sanders unter hindern mehrere Beispiele von Wieland, Tieck, Stolze u. A. giebt. Die Verneinung nach den Zeitwörtern verbieten, verhindern, warnen, u. s. w. entspricht ganz der Luther'schen Sprache, vergl. Matth. 9, 9: „verbot ihnen Jesus, daß sie Niemand sagen sollten", ebenso 16, 20, u. Marc. 3, 45 u. 9, 9. Siehe Lehmann, Luther's Sprache, S. 101.

11 v. o. trotzig nach A u. 5 restituirt, da das Wort hier poetisch-humoristisch gebraucht ist und den naiven Vortrag charakterisirt. Seit 6 sonst trotzig, welche Form wir im Allgemeinen (z. B. S. 61. Z. 15 v. u. Heldentrotz) beibehalten.

2 v. u. wie einen kleinen Teich, Gallicismus: former comme un petit étang.

63. 11 v. o. ein Leibs oder Leibes, das Neutrum des Eigenschaftswortes als Hauptwort; Sanders führt Beispiele aus der neuesten Zeit (von Gustow und Hackländer) an. Bekannt ist der Vers im Erlkönig: „Erlkönig hat mir ein Leids getan".

18 v. o. die Charakter nach A u. 6; Charaktere 5a, 11a. Ebenso S. 68. Z. 15 v. u. Goethe braucht beide Formen, wie auch Wieland (s. Sanders' Fremdw., und unten zu S. 139 u. 149).

19 v. o. eine Zeit lang seit 6; A u. 5 eine Zeitlang; s. oben zu S. 13. Z. 16.

64. 2 v. o. Thronen mit schwacher Flexion zur Uebereinstimmung mit Kronen, während die starke (Throne) jetzt üblicher ist. Becker (Schulgrammatik, 7. Aufl., S. 130 d) bezeichnet erstere jedoch als die Regel. Im 2. Verse des Kirchenliedes des Frankfurter Schöffen „Sei Lob und Ehr' dem höchsten Gut" steht:

„O Herrscher aller Thronen"!

Bei Klopstock am Schlusse des 20. Gesanges des Messias: „wer's

Seite Zeile

selber der Thronen Erbe nicht"; dieselbe Form braucht Schlegel in der Uebersetzung von Shakespeare's „Was Ihr wollt" (I, 1).

64. 11 v. o. forderte seit 6: foderte (niederdeutsche, dialektische Form) A und b.

8 v. u. sein; das; in den Ausgaben: sein. Das

65. 5 v. o. Aufgaben Jener, nicht etwa die der Einbildungskraft und des Scharfsinnes, sondern jener Knaben; Aufgabe giebt J. Grimm (Wörterb. I.) mit Proposition, Problem, Pensum wieder; jene Knaben hatten dem kleinen Wolfgang ein Räthsel zu lösen aufgegeben; Aufgaben wäre flacher. Jener 5 u. K; jener A, 5 bis 15. Erste Schreibart vorzuziehen wegen der Beziehung auf Personen, die vorgedachten Knaben.

66. 10 v. u. Vor Aber ein Punkt in A u. 5; seit 6 ein Semikolon. Es fehlt an einem durchgreifenden Grunde zur Aenderung; S. 68. Z. 14 v. u. fängt auch ein selbstständiger Satz mit Zwar an.

67. 13 v. o. Vor „verdoppelt und schärft" ein dasselbe zu suppliren; das Subjekt bleibt

23 v. o. in völlig bürgerlicher Ruhe, d. h. in völliger d. R. (in völlig-bürgerlicher; oder völlig in d. R.

7 v. u. drei Religionen; einzelne Ausgaben (14a) irrig die R.

68. 4 v. u. Hädel; alle Ausgaben Häfel, auch Musculus; Hützen (S. 180) und Gessner's Kunst, S. 281, schreiben Heckel. Hädel lautet aber der Name bei Belli-Gontard, Leben, IV. 36 u. 170 (seine und seiner Frau Todes-Anzeigen) und in Siebmacher's Wappenbuch v. J. 1734, sowie auch in Stricker's Beziehungen, S. 28. Es existirt gegenwärtig auch eine Familie von Heckel und ein Maler dieses Namens.

2 v. u. Antoniusgasse; üblicher ist Dönges- oder Tönges-Gasse.

69. 2 v. o. eine (A) fehlt in 6, 8, 9, 11a, restituirt in 14a, 15 u. K.

10 v. o. vom Anfang bis zum Ende 6, 6a, 8a, 9 und K; vom Anfang bis zu Ende A, 5, 5a, 14a und 15; von Anfang bis zu Ende 11a. Nur die erste und die dritte Lesart erscheinen korrekt, die letzte an sich vorzüglicher, doch fehlt ihr das Zeugniß einer maßgebenden Ausgabe.

17 v. o. Rindheimer seit 8; Rindheim bis 6, welche verkürzte Form der Name jedoch erst bei der Nobilitirung der Familie erhielt. Vergl. Belli-Gontard, Leben, IV. 20, und II. 50.

70. 6 v. o. in Gunsten, nach Analogie von mit Gunsten, zu Gunsten; der Plural von Gunst nur in diesen Formen.

14 v. o. hier A, 5; fehlt in 6, 8, 9 u. K; restituirt in 11a, 14a, 15. In 6 wollte man offenbar das unmittelbare Aufeinanderfolgen von zwei hier vermeiden.

5 v. u. Verdienst männlich, im Sinne von erworbenem Gute oder sonstigem zeitlichen Gut. Sanders führt u. a. Lessing an (12, 19): „daß ich diesen Verdienst auch in Göttingen beibehalten könnte", und Galater 2, 3. S. unten zu S. 162. Z. 14 v. u.

71. 22 v. o. vorzüglicher geographischen nach A und 6.

14 v. u. zu nach A, 5 bis 11a u. K; zur ohne Autorität 14a u. 15.

9 v. u. Genckenberg seit 8 richtig; s. Die Brüder Genckenberg, von Kriegk, und Belli-Gontard, Leben, III. 14. 47. IV. 57 und sonst; Genkenberg A, 5, 6 u. K.

5 v. u. lang A, 5 bis 14a u. K.; lange ohne Autorität 15.

72. 11 v. o. Aeußere A u. 15; ebenso im nächsten Theil S. 66. Z. 9; Aeußeres 5 und darnach 6 bis 14a u. K.

Seite Zeile

72. 10 v. u. anatomisches } seit A. anatomisch }
11 v. u. chemisches chemisch } A.
letzte. ebenso (s. Sanders' Hauptschwierigkeiten, S. 160a oben); eben so A u. G.

73. 6 v. u. Creuz seit 8, richtig auch Jördens, I. 347, u. Gerbele, Grumbr., II. 363; Kreuz A u. G; Kreuz S.

74. 1 v. o. im Gegentheil — dagegen, im Gegensatz zu der frühern, dem Vater angenehmern Epoche.
4 v. u. Portia nach Klopstock (Ausg. des Messias 1780 u. letzter Hand, schöner und siebenter Gesang: „Portia, jugendlich schön, das Weib Plutus des Römers"); Porcia alle Ausgaben nach dem lateinischen Porcia (Porcius); Shakspeare im „Kaufmann von Venedig": Porzia.
2 v. u. Todte Meer; in diesen, als das Meer der Verdammniß, auf die Trümmer von Gomorra, bei Eloa die Feinde Gottes geärnet, nicht in das Rothe Meer, wie alle übrigen Ausgaben lesen (s. den neunten und zehnten Gesang des Messias).

75. 11 v. o. nach der zu Anfang des zehnten Gesangs prosichen: „Dich an!" und „Vermorfner" ausgefallenen Stelle:
„Er faßt', indem er es brüllte,
Satan mit eisernem Arm!"

10 v. o. Vor „Vermorfner" müssen Punkte stehn, um anzudeuten, daß hier die eben angeführten zwei Verse sind; sie fehlen in allen Ausgaben.
19 v. o. Nach „Todes" sind die in allen Ausgaben angewandten Punkte zu streichen.
22 v. o. Itzt nach 11a, übereinstimmend mit Klopstock's früherer Lesart (1750); Jetzt A bis 9, 14, 15 u. K.
„ „ Für stechender lautet die spätere Lesart im Messias: herrschender.

Drittes Buch.

77. letzte. ahnungsvoll, d. h. voll böser Ahnungen.
78. 1 v. o. öfters, zeitlich wiederholt;
2 v. o. und häufig, in Masse, in großen Haufen.
17 v. o. Augenblicks, bei Goethe beliebte, in Thüringen angenommene Form.
22 v. o. Niemandem; Niemanden A; Niemand 15, dagegen im gleichen Fall S. 80. Z. 10. v. o. mit A Niemanden.
80. 7 v. o. die einigen Jahre ein Gallizismus: les quelques années.
81. 2 v. o. Königslieutenants nach 6; A Königslieutenant.
14 v. u. Offunna; doppelt n, zur Wiedergabe des spanischen n con tilde (Offuna); die übrigen Ausgaben: Offuna (wie auch franz. Oeuvre).
82. 4 v. u. Pinsel... nicht zu scheltren; Glover (S. 14) bemerkt hierzu: „wer wird einen Pinsel scheltren? Es sollte heißen: verachten." Scheltren, als verwandt mit tadeln, verdient aber den Vorzug. Vergl. Werke, Bd. III. S. 309, von einem Buch: „Es ist nicht zu scheltren".
84. 18 v. o. wäre A; wär' 5 u. 6.
17 v. u. Fragen und Antworten bestehen, wie ein Examen.
85. 10 v. o. Marivaux richtig seit 8; vorher Marivaux.
18 v. o. Molierischen richtig nach A; 5 Molier ischen; 6 und danach 15

Seite Zeile

u. K: **Molièreſchen**; die Endung **ſch** iſt hier dem Stamm des Namens anzufügen (Halle — Hallſch; Heine — Heinſch; Goethe — Goethſch).

85. 20 v. o. **Lemierre** ſeit 8; vorher **Lemière**.
9 v. u. **ſchwätzte** A; **ſchwatte** f.
86. 8 v. o. **Foyers**, d. i. die **Konverſations- und Kaffeezimmer der Schauſpieler.**
87. 11 v. o. **Legiren** oder **Ligiren** (lat. ligare, ital. legare) bedeutet in der Fechtkunſt: die eigne Waffe an die des Gegners legen, ſie **binden**, um ſie ihm aus der Hand zu ſchlagen (battiren); ſ. unten zu S. 137. Z. 3 v. u.
2 v. o. **ihn habhaft werden** ſtatt des üblichen Genitivs; Zander hat Beiſpiele der Konſtruktion mit dem Akkuſativ von Leſſing, Forſter, Maler Müller, A. v. Schlegel u. A.
5 v. u. **mit Augen geſehen**; ſ. oben S. 16 **mit Augen erleben.**
88. 21 v. o. **daß** nach A auch in 15; **da** nach 6 ſkpd. bei K. Beides an ſich zuläſſig.
89. 8 v. u. **Nacht** A u. 5; fehlt in 6, 8, 9, 11a; reſtituirt in 14a, 15 und K.
7 v. u. **ſchon** A, 5 bis 11a u. K; fehlt in 14a, 15 u. K.
6 v. u. **noch** A u. 5; fehlt in 6 bis 11a; reſtituirt in 14a, 15 u. K. Sowol **ſchon** als **noch** hat daher nach A u. 5 mit und nur K. Beide Zeitbeſtimmungen können ſehr wohl zugleich gebraucht werden, zumal „nur" die zeitliche Beziehung fehlt. (A war ſchon gegangen, als B noch nicht gekommen war.)
90. 17 v. o. iſt ohne Grund ausgefallen in 14a u. 15.
7 v. u. **Pedeſt**, der Abſatz (Perron), auf welchen eine Frei- namentlich Doppel-Treppe führt; wol auf **Podium** (ποδεῖον, ποεῖν) zurückzuführen; in demſelben Sinne **Pedeſt** (pes).
91. 19 v. d. letzte. **behalten**; militäriſch-techniſch: halten.
verhindert nach A u. 5 mit 15; K nach 6 ſkpd. gehindert. **Bei verhindert iſt zu ergänzen etwa:** durch höhere Häuſer.
92. 14 v. o. **Dieſe** nach A u. 5a mit K, 14a u. 15; **Die** 5 bis 11a.
93. 5 v. o. **Freude ward**; **Freude war** Druckfehler in 6, 8, 9, 11a.
9 v. u. **indeß** nach A; **indeſſen** kakophoniſch wegen des folgenden gelaſſen 6 bis 15; K **indeß**.
96. 11, 12 v. o. **in dieſem Augenblick zum Nachteil gehörig.**
98. 12 v. u. **Zum Beiſpiel**, deutſchtümelnder Galliſismus: **par exemple.**
99. 7 v. o. **gewöhnlich** A, 5, 6, K; fehlt in 14a u. 15.
11 v. u. **lebhafter bringenden** A, 6, K; **lebhafter bringenden**, Druckfehler in 14a u. 15.
100. 7 v. u. **einen gewährten laſſen, eine der Goethiſchen Lieblingswendungen, wie auch im nächſten Band, S. 79; Wiederbelebung eines ältern Gebrauchs, ſo z. B. im Volksliede „Vom verliebten Grafen":**

„Ach Papa, lieber Papa mein,
Laß mich nur Beides gewähren!"

(ſ. Schöll, Briefe und Aufſ., S. 127.)

101. 22 v. u. **abſolut** A; **weggefallen** in 5 (nicht in 5a) und danach in 6, 8, 9; in den neueren Ausgaben wiederhergeſtellt.
102. 1 v. o. **wollten** A; in 5 (nicht in 5a) **wollen**, danach in 6; erſte Lesart reſtituirt ſeit 8.
18 v. o. **ein** nach A u. 5; **ſein** in 5a u. danach in 6, 8, 9; **ein** reſtituirt ſeit 11a; es iſt nicht ſein Amt, ſondern eine einzelne Geſchäftsſache gemeint.

Erste Hälfte

102. 14, 10 v. u. in gebachtem nach A u. 5a; im gebachten 5 bis 15 u. K, während dieselben Ausgaben, S. 103, Z. 12, in gebachtem beibehalten, nach dem in Betreff des gleichen Ausdrucks.

14 v. u. Bann, wie S. 199, Z. 10 v. o. s. bannenweise: von Grimm unter Bahn Nr. 13 (I. 1013) als Streif und breites Gebiet eines Feldes, und von Sanders unter Bahn Nr. 3 (I. 69a) als die bestimmte Breite eines Zeugs erklärt. Ebenso braucht Goethe das Wort (Bahn Papier) zur selben Zeit in der Farbenlehre (Werke, 40bänd. Ausg., Bd. XXXVIII, S. 224). Herangezogen ist im franz. la bande, Schwadron, Leinwand, und das lateinische pannus, Tuch.

103. 11 v. o. gearbeiteten A u. 5a; verarbeiteten irrig in 5, danach in 6 bis 11a u. K; die richtige Lesart in 14a u. 15.

4 v. u. großer A u. 5a; große in 5, seitdem beibehalten bis 11a u. K der Genitiv wieder in 14a u. 15.

104. 8 v. o. Thierstücken l. oben zu S. 16, Z. 26; Thierstücken Druck in 15 (nicht in 14a).

17 v. u. im Mansard, vorher S. 82, Z. 16 v. o. in der Manfarde, nach dem franz. Baumeister Mansard. Heyse (Fremdw.) kennt nur die weibliche Form (entstanden aus dem franz. à la Mansarde, auf Mansard's Art), Sanders (Fremdw.) dagegen beide Formen. Die männliche entspricht der im Deutschen üblichen Uebertragung des Namens des Erfinders oder Künstlers auf seine Erfindung oder auf das Kunstwerk (einen Raphael kaufen). Deutsch wiedergegeben mit Zwerchhaus.

12 v. u. ihn schmeicheln nach A mit 14a u. 15; ihm schmeicheln seit 5 bis 11a u. K; Beispiele der Konstruktion mit dem Akkusativ bei Lessing u. Andern bietet Sanders unter schmeicheln 2b.

105. 6 v. o. zusammentreffend A, 5, 5a, K, 14a u. 15; zusammentretend 6 bis 11a. Der Vorzug der ersten Lesart dürfte schwer zu beweisen sein; es soll ein Rencontre geschildert werden.

Viertes Buch.

107. 10 v. o. Moritz nach S, Nicolai und Bell-Gontard, Leben, V. 142 und 161; Moritz A bis 6.

11, 12 v. o. kein geborner Frankfurter, aber ein tüchtiger Jurist; der Gegensatz ist verstärkt, obgleich Moritz, weil kein geborner Frankfurter, zur Advokatur nicht berechtigt war, übertrugen mehrere kleine Fürsten ihm als tüchtigem Juristen und Geschäftsmann dennoch die Besorgung ihrer Rechtsangelegenheiten.

108. 18 v. o. Lebrun; Charles Lebrun und Le Brun der Maler: allerdings ist die letzte Form (A) die ältere.

11 v. u. Piazzetta nach A mit 15; andere Ausg. Piazetta (auch K), wie auch im Katalog der [illegible]. Galerie, S. 133, u. bei Nagler.

109. 12 v. o. benannt nach A, 5, 6, 5[illegible] u. K; genannt ohne Autorität 14a u. 15.

14 v. o. Applikatur, d. i. der Fingersatz.

110. 8 v. o. Krabbler und Jahbler; die Ausgaben Krabler und Jahler. Wir folgen K. Hildebrand in Grimm's Wörterb., V. 1911 unter ‚Krabeln' 1b. Dort werden krabbeln und krabeln zwar als zwei besondere Worte nachgewiesen, jedoch mit dem Zusatze: doch können sie nicht getrennt werden, da sie im neuhochdeutschen Sprachgefühle sich vermischt haben, wie denn Goethe für sein

Seite Zeile

urſpr. krabeln ſpäter krabbeln' annahm. Letzteres trug den Sieg davon, weil es zugleich in mitteldeutſcher Rede gilt; übrigens begegnen ſich auf mitteldeutſchem Boden niederdeutſch krabbeln und hochdeutſch krappeln." S. auch Sanders, I. 1005 (krabbeln), und II. 1639 zappeln und zappeln. Danach ſchrieben wir Werke, Bd. III. S. 182: krabblig und zabblig.

110. 9 v. o. er A; aufgefallen in 5 nicht in 5a) und danach in 6, 8, 9, 11a; in den neuern Ausgaben reſtituirt.

9 v. u. ſolle A u. 5 als indirekte Rede, in der Goethe das Präſens vorzieht; in den neuern Ausg. ſeit 11a; ſollte 6 bis 9. Vergl. unten zu S. 134, 3. 11.

8 v. u. zerfreſſen; zerfreſſen Druckfehler aus 5 (nicht 5a) hinübergegangen auf 6, 8 u. 9.

112. 13, 14 v. o. Zuſtand = Stand, dem franz. état entſprechend; ſelten in dieſer Bedeutung (ſchweizeriſch offiziell wiedergegeben mit: Bezugsgenoſſenſchaft). Anders S. 126, 3. 10: Der ungemeſſenſte Zuſtand des Hirten.

13 v. u. brav, im Kunſtſinne, con bravura.

11 v. u. erklärte, wo das Präſens erwartet werden müßte.

6 v. u. Friederici mit 14a u. 15; die Ausgaben vielfach (A. 6, K mit Recht auch) Friderici. Erſtere bekam beſtätigt das Bürgerrecht des Magiſtrats zu Gera.

113. 2, 3 v. o. todten, kranken, geſunden d. i. Würmer, Kreaturen; die übrigen Ausgaben mit Majuskel; aber ein Todter, ein Kranker, ein Geſunder bezeichnet nur einen Menſchen, nicht Thiere.

114. 15 v. u. Verſchwendung, nicht etwa Vernachläſſigung oder Verſäumniß; Gegenſtand der Verſchwendung ſind die Proſpekte ſelbſt, deren vergeudeter Werth

5 v. u. hatte, da das letzte der beiden Subjekte im Singular ſteht; vergl. S. 144, 3. 8 u. 9 v. u. („ihn").

115. 4 v. o. einen A, 5 u. 15; einem 6, 8, 9, 11a u. K.

3, 2 v. o. einen Jeden lehren; vergl. Agricola's Sprichwörter (1529) Nr. 879: „Was einer kann, das kann er einen andern auch leren."

116. 7 v. o. Roſenadelchen, ſ. Werther's Leiden (Werke, Bd. XIV. S. 39): „Das Roſenfleiſch ſeines Alters", „Roſenaas" bei Friſch Roſenfleiſch, Roſenfleiſchlein, Roſenfaden.

10 v. o. übrigen d. i. Brüder, Geſchwiſter.

117. 12 v. u. äußere A u. 5a; der Druckfehler größere in 5 beibehalten in 6, 8 u. 9, beſeitigt ſeit 11a.

118. 14 v. o. Einkauf, wie im folgenden Theil, S. 27, u. ſonſt: das zu zahlende Lehrgeld, der Einkauf, die Einbuße beim Eintritt in neue Verhältniſſe; ſ. Grimm, III. 307, wo ſich Beiſpiele außer von Goethe, auch von Wieland und auch dem Simpliciſſimus finden, beſgl. Sanders unter den Kompoſitis von „Stand".

119. 9 v. o. erſten A u. 5; erſtern 6 u. flgd., ſowie K; 14a und 15 erſten.

9 v. o. Perſonnagen, nach der franz. Schreibung; die Ausgaben (A, 6, K u. 15) Perſonagen.

18 v. o. ſonderwillich, wie Werke, Bd. III. S. 189 „wilkür"; ſonſt ſonderweiſch (A, 6, K u. 15). Vergl. das a in Mutes, Wallis, Valais, Maienfrahe (in Regensburg).

23 v. u. Schmid nach Jöcher u. Musculus mit 14a, 15 u. K; Schmidt A, 5 u. flgd., ſowie bei Porter und Leſſing, Literaturbriefe 109.

Seine Zeile

1.20. 16 v. o. **seinem; 6 seinen** } Druckf., fortgesetzt bis 9.
13 v. u. **Anmerkungen; 6 Anmerkung**
121. 3 v. o. **einzigsten; diese Steigerung des Begriffs durch die superlativische Form, obschon unlogisch, tilt bei vollkommen u. s. w.,** findet sich häufig bei Goethe. Sanders führt außerdem nur noch Rank an, während den Komparativ auch Lessing u. Wieland brauchen.
24 v. o. **Mit Zwei seit 5 ein Absatz,** der in A u. 5a nicht vorkommt. Wir folgen der ursprünglichen Anordnung, da die Schilderung von den Folgen der Sündflut im Zusammenhange fortgeführt wird und bei von den Flüssen Gesagte an bei Vorhergehende von den „vier benannten Flüssen" unmittelbar sich anschließt.
122. 8 v. u. **gegen dem im Sinne von gegenüber;** Luther braucht wool Dativ als Akkusativ, s. Lehmann, Luther's Sprache, S. 104; schon Adelung (Wörterb.) bezeichnet die Konstruktion mit dem Dativ als veraltet; ebenso S. 127. § 3 v. u.
123. 18 v. u. **rühen** nach A u. 5, auch K; Anfang der Präsensdarstellung im Anschluß an § 18 v. u.; **rüheten** die Ausg. seit 6, auch 15.
10 v. u. **werden** A, 15 u. K; **wurden** 6 bis 9.
125. 4 v. u. **dem ... abhängig** = unterworfen (Grimm), statt **von dem;** Sanders (unter „hängig") führt ein ähnliches Beispiel aus Voß' Shakespeare-Uebersetzung an (II. 180): „Ein Hauch bist Du, abhängig aller Aenderung der Luft".
126. 7 v. o. **sich der Erde verschrieb** als die globae adscripti.
13 v. o. **scheinen** nach A mit 15 u. K; **schienen** 6 bis 9.
10 v. u. **herankommen** an die vier Zeilen vorher geschilderte menschlich-schöne Religion.
127. 12 v. o. **verlobt,** durch ein Gelübde versprochen, in Luther's Sprache: „Das ist das Gesetz des Verlobten, der sein Opfer dem Herrn gelobt durch sein Gelübde" (4 Mos., 6. 21).
19 v. o. **übertragener** nach 6 bis 11a; **übergetragener** nach A, 14a und 15, allerdings übereinstimmend mit Werke. Bd. XXI. S. 65. § 4 v. u.
3 v. u. **dem,** wie S. 122. § 2 v. u.
129. 2,3 v. o. **Charaktern** nach A u. 5; **Charakteren** nach 6, K u. 15, während dieselben Ausgaben S. 146. § 7 v. u. **der Charakter** und S. 148. § 20 v. o. **den Charakteren** lesen. Beide Formen üblich, wenn auch die erste selten. S. oben zu S. 63 u. 148.
7 v. u. **jedes** nach A u. 5a; dieses Druckfehler in 5, beibehalten in 6 bis 9.
3 v. u. **geliebte** nach A, 5, 6 bis 15; **Geliebte** 5a und K. Die „geliebte" erscheint hier wie in der letzten Zeile gegenüber gestellt der „Gattin, die er nicht liebt"; es dürfte daher Gattin (in Voraussetzung) zu ergänzen, und geliebte hier substantivisch, und nur § 9 v. u. substantivisch gebraucht sein. Nicht die Geliebte nahm Anteil, sondern die geliebte Frau nur ungeliebten.
132. 10 v. u. **Auffassens d. i. Fixiren durch die Schrift.**
133. 17, 19 v. u. **zuredend, zu solche ... abgeschrieben zu sehen;** das vermittelnde u. zu subordinirende „um solche ... abschreiben zu lassen" ist bei der Lebhaftigkeit des aufs Ziel drängenden Vortrags übersprungen.
134. 11 v. o. **wolle** nach A u. 5 mit 15; **wollte** zuerst in 5a und danach in 6 bis 11a u. K.; der indirekte Rede (abhängig von „anklindigen") ist bei der ersten Lesart deutlicher. Vergl. oben zu S. 110. § 20 v. u.

Seite Zeile

135. 9 v. u. **Hoppe; die übrigen Ausg. Hopp**; der Name wurde nach dem lateinischen Joachimus Hoppius so abgekürzt; der deutsche Name lautet aber (z. B. unter seinem Bilde) **Joachim Hoppe.**

136. 1 v. o. **Strube** mit A, 6, K u. 15; in einigen Ausgaben (11a) mit Glover fälschlich **Struve.** Vergl. Hugo, Lit.-Gesch., 2. Aufl. S. 345.

137. 8 v. o. **Battiren** dem Gegner die Waffe aus der Hand schlagen (mittelst der Battuta). **Negiren** s. oben zu S. 87.

9 v. u. **auch** nach „vielleicht" in 6 aus der folgenden Zeile eingedrungen, beibehalten in 9 u. 9

138. 1 v. o. **Das daß** anscheinend zu viel, da S. 137, Z. 2 v. u. bereits das den Satz regierende **daß** steht; das zweite nimmt jedoch das erste wieder auf („daß, daß ich").

139. 4 v. o. **Limpurg** A, 3 bis 15; **Limburg** K. Der Name kommt von der Stadt **Limburg** an der Lahn, **deren Mollenweber sich** zur Messezeit da versammelten, wo später das Ganerbenhaus lag und noch heute die Limpurger Gasse existirt. Limburg wurde aber bis ins vorige Jahrhundert hinein **Limpurg** geschrieben (ebenso Regenspurg, Haus Habspurg, Marpurg, wie auch Goethe oben S. 134 in A und 5 schrieb). In Lersner's Chronik (I. 256 u. 263) liest man daher „das Haus Limpurg" und in den Frankfurter Akten über die Krönung Kaiser Joseph II. „die Herrn Gines Hochadelichen Hauses von alten Limpurg". Demgemäß ist die Gesellschaft in dem officiellen Staatshandbuch der freien Stadt Frankfurt, auch dem letzten auf das Jahr 1866, wie auch in den früheren Adreßbüchern, stets aufgeführt als „die hochadelige Ganerbschaft des Hauses Alten-Limpurg" (s. auch Bell-Gontard, Leben, IV. 35). Dagegen schreiben die Mittheilungen, I. 93, III. 35 bis 37, und sonst **Limburg**, die heutige Form des Stadtnamens auf die Gesellschaft übertragend.

14 v. o. **etwas** ausgefallen in 14a und 15.

140. 12 v. o. **Verlag**, Kollektivbezeichnung für die verlegten Exemplare.

141. 14 v. o. **das Uebrige alles mit K; das übrige Alles** 15. **Das Uebrige** möchte jedoch als Substantiv aufzufassen sein, nicht **das Alles**; gemeint ist alles Uebrige, tout le reste; doch sind beide Schreibweisen berechtigt.

9 v. u. **Oelzweige** nach 6; **Oelzweig** A.

7 v. u. **theils an den Blumen** (A u. 5a), ausgefallen in 5 beim Uebergang auf eine neue Seite, und danach in 6 bis 11a; restituirt in 14a, 15 u. K.

6 v. u. **Lautensack** seit 8 (nach Rudolf H. Lautensack); in den älteren Ausgaben bis 6 **Lautensal.**

5 v. u. **geistreiche** (A u. 5), ausgefallen in 6 und danach in 6 bis 11a; anderwärts restituirt.

143. 9 v. o. **Tischer**, die ältere, Goethe gallisirte Form mit A, 5, 6, 14a, 15 u. K; **Tischler** 8, 9 u. 11a. Vgl. Werke, Bd. IV. S. 89:

„Brauchte dem gewandten Tischer
Denkmals nicht einzuschärfen".

2 v. u. **einigemal** A bis 11a und K; **ein Mal** Druckfehler in 14a und 15.

144. 5 v. o. **theilweise**, nicht im Sinne von zum Theil, halb, sondern eigentlich: in seinen einzelnen, in allen seinen Theilen.

2 v. u. **noch kunstreicher** zu ergänzen: war.

1 v. u. **Vorsteher** in Einzahl. Vergl. oben zu S. 114, Z. 5 v. u.

1 v. u. **Wachstuchfabrik** A.

Seite Zeile

144. 6 v. u. sowol durch sein Talent als durch seine Denkweise nach A seit 11a; durch sein Talent war in b (nicht in ba) aufgefallen, in Folge dessen las 6 wol durch seine Denkweise, ebenso 8 u. 9.

3 v. u. Spate‹ ...eberd unter „Spate“), teutlich und männlich; Reiser Spatenst...‹e› Werkzeug zum Streichen u. Fahren; Furchenspatel.

145. 6 v. o. Arbeit; in einigen Ausgaben fälschlich Art.

8 v. o. Mit Ich ein Absatz in 14a und 15 ohne Autorität.

9, 10 v. o. Menge ... jüngern und ältern Männern, nicht jüngerer und älterer Männer; also Menge objektivirt = vielen, wie im nächsten Theil S. 106. 8. 4: paar außerordentliche (nicht: Paar außerordentlicher), und bes. S. 113. Z. 10 v. u. ein Dutzend junge Leute gingen.

2 v. u. Früchten; im Zusammenhange für Fruchtlesen, Fruchternten.

146. 12 v. u. Guldenen nach dem Buchtitel des Olenschlager'schen Werks: Neue Erläuterung der Guldenen Bulle; güldnen sämmtliche Ausg. von A bis 15 u. K.

147. 4, 5 v. o. Die Interpunktion nach dem Texte der Goldenen Bulle bei Olenschlager.

11 v. o. Kannt nach Joh. Elias Schlegel's Werken, I (171); die Ausg. Kannt.

13 v. o. Eh litze; alle Ausg. von A bis 15 u. K Elfriede oder Elfride. Die Schwester Kanut's des Großen heißt aber Estrithe; s. das Schlegel'sche Trauerspiel, sowie Hördenß (unter Z. Elias Schlegel); eine Elfriede kömmt in dem Stücke überhaupt nicht vor. Vermuthlich wurde bereits bei der ersten Korrektur der seltne Name aus Unkenntniß in den bekannteren Elfriede verwandelt.

148. 12 v. o. Nach Welt ein Divis in A, 6, u. K; fehlend in 14a u. 15.

20 v. o. Charaktern, nach A flgd.; nur 5a Charakteren; s. oben zu S. 63 u. 129.

15 v. u. einen ... schönen seit 5 u. 6 bis 15; eine ... schöne A, 5a u. K, welche Ausgaben jedoch unmittelbar darauf Z. 11 v. u. des Flors u. 4 v. u. der Flor lesen; vgl. oben zu S. 33. Z. 18 v. u.

149. 15 v. o. seiner ... Trockenheit und Ernst; s. oben sein .... Ernst und Trockenheit, zu S. 28. Z. 11 v. u.

20, 19 v. o. ließen einen Hasen ...laufen; üblich von närrischen Geschichten, Schnurren; W. Heyne theilt in Grimm's Wörterb. (unter Hase Nr. 3) aus Siegfried von Lindenberg (4, 192) die Stelle mit: „Aus Furcht vor der Pestilenz ließ er immer seltner einen von den Hasen springen, deren sein Korb voll war“; und Sanders (Wörterb., I. 699) verweist bei Anführung unserer Stelle sehr richtig auf den Wechselhasen, d. i. ein neu aufgejagter Hase, der die Aufmerksamkeit von dem erst gejagten ablenkt; solche Wechselhasen also ließen die Hausfreunde in Goethe's Erzählung laufen.

10 v. u. Hutzgen seit 8 nach der Angabe in den Schriften des Sohnes; Hutzgen A bis 6, ältere niederrheinische Schreibart, wie Duisburg, Kalmank; nach Grimm ein gemustertes wollenes Zeug (Lastina); im mittelalterlichen Latein: calamancum; I. Voß' Siebzigster Geburtstag (112): „in gestreifter kalmankener Jacke“, Nicolai's Reisebeschr. (2, 240): „ihre neuen kalmankenen Schuhe“; nach Pelt-Gerhard's Leben (IV. 123) wurden unter dem 28. Juli 1758 in Frankfurt feilgeboten: „mittelfeine Sammet oder Damast, Calamang, anstatt 15 à 16 Batzen, à 14 Batzen der Stab.“

Seite Zeile

150. 9 v. o. **Heinrich** nennt er sich selbst in seinen Schriften; **Heinrich** die übrigen Ausgaben.

151. 2 v. o. Zehn nach A, 5, 5a, 11a bis 15 u. K; zehn Uhr 6 bis 9. „Eine Uhr um zehn Uhr aufstehn" ist jedoch kein gutes Deutsch.

6 v. o. erinnre ich mir ihn. Von dieser seltenen Konstruktion führt Sanders (s. 858 c) ein paar Beispiele an, namentlich Schlegel (Sturm, 3. 1): „erinnere nur kein weibliches Gesicht als meines nur im Spiegel" (gleichsam sich etwas innerlich machen, verinnerlichen oder sich etwas zurückrufen, revocare sibi aliquid).

21 v. o. thulich nach A mit 14a u. 15; thumlich 5 bis 11a u. K. Goethe braucht beide Formen, doch überwiegend die erste (s. Sanders, II 316).

Fünftes Buch.

153. 14 v. o. für eine Zeit lang, s. oben zu S. 13. Z. 16.

16 v. o. sich A u. 5; ich 6 und danach festgehalten bis 11a, erst beseitigt durch Bernays, S. 176.

154. 4, 3 v. o. und sagte für zu sagen, wie: „sei so gut und gieb"

14 v. o. Stegereif nach 5a und 6 flgd.; Stegereif A u. 5, und danach K, 14a und 15; s. S. 129 aus dem Stegreife und sonst. Schlegel braucht allerdings im Hamlet (2, 2) die Form „Stegereif"; das erscheint aber überflüssig wie in dem gleichbedeutenden „Steigbügel" und ähnlichen Zusammensetzungen.

6 v. u. uns öfter zu begegnen; unter uns sind nicht Goethe und Palades, sondern Goethe und jener Dritte zu verstehn; = einander öfter zu begegnen.

155. 3 v. o. Erwerbszweige mit 14a u. 15; Erwerbszweige A, 6 flgd. u. K. Aber Goethe hat sich wiederholt gegen den Begriff des Binde-s erklärt, s. Werke, Bd. II. S. 271, das ironisch gemeinte „Befrei uns Gott vom s und ung" ꝛc. und Bd. III. S. 305 Dem Buchstabensparer.

9 v. o. oder Kaufleuten A u. 5; und Kaufleuten in 5a, die vergangen in 6 bis 11a; oder wieder in K, 14a u. 15.

24 v. o. Eine lästliche Bosheit = verderbliche, zu erlassende; die Lastsünde (sechs venial), steht im Gegensatz zur Todsünde. Mehrere Beispiele bei Sanders (Lästlich, 1).

156. 12 v. u. war A, 6 u. K; ward Fehler in 14a u. 15.

11 v. u. wohnte nur über die Straße; elliptische Zusammenziehung zweier Sätze, die, wie im Griechischen, auch im Deutschen bei den Verben der Bewegung vielfache Anwendung findet; Lehmann (Luther's Sprache, S. 109) führt Wendungen an wie: in's Grab liegen, an den Tisch sitzen (Ulands), willkommen in's Haus (Bürger), und von Luther: sein ein Diener Christi näher die Hebern (Römer 15, 16), der Hohepriester stand auf unter sie (Marcus 14, 60). In unsrer Stelle sind in ähnlicher Art der Zustand des Wohnens auf der andern Seite der Straße und die Bewegung des Gehens über die Straße in einer elliptischen Konstruktion zugleich ausgedrückt. Die lebendige Darstellung will nur die Kürze des Weges hervorheben und sagt nicht die Zeit, welche verbundene Lüge ganz zu entfallen: er wohnte so nah, daß man nur über die Straße zu gehen brauchte.

159. 4, 3 v. o. zu einem bessern A u. 5; ausgelassen in 6 flgd.; nach Bernays wiederhergestellt in 14a, 15 u. K.

Seite Zeile

169. 8, 10 u. u. **in die Laube sitzen** A, 11a, 14a, 15 u. K, einer der oben zu S. 156, Z. 11 b. u. berührten Fälle; **in der Laube sitzen** in 5 bis 9, die Besserung der Sprache, einer rein äußerlichen, werthlosen Correctheit zu Liebe, abscheulich.

11 v. u. **ein A; einen** d. Aber **Karmen** ist deutsch wie lateinisch sächlich (s. Sanders' Fremdwörterb.) wie auch S. 161, Z. 9 v. o.

9 v. u. **Eure** (Plural) seit 11a, 14a u. 15; **Euer** (Sing.) A, 6 fgd. u. K. Der Plural ist nothwendig.

161. 13 v. o. **nur die noch** A, 6 fgd.; **nur noch die** Druckfehler in 14a u. 15.

19, 20 v. o. **immer in nähere; genauer mehr: in immer nähere.**

162. 1 v. o. **litten nicht** A, 5, 14a, 15 u. K; **litten es nicht** 6 bis 11a, unmotivirte Aenderung.

2 v. o. **schönen** A, 5, 8 u. 15; **sehr schönen** 6, 8, 9, 11a, 14a u. K. Wir halten die Rückkehr zur ersten Lesart für geboten; denn die Kunst ist das Schönschreiben, nicht das Sehrschönschreiben, wenn auch das Resultat eine sehr schöne Handschrift sein kann; hier werden aber nur die Lehrgegenstände Schönschreiben, Rechnen, neuere Sprachen einfach benannt.

17 v. o. **halte ich mir aus = mache ich mir aus,** A, 11a, 14a, 15 u. K; **behalte ich mir vor** seit 5, festgehalten bis 9; die Aenderung ist unmotivirt und nicht glücklich. J. Grimm erklärt dies „aushalten" (Nr. 9 dieses Worts) als **vorbehalten, ausbedingen** (mundartlich nach Sanders). Von diesen beiden Bedeutungen würde nur die zweite in unserem Falle passen.

14 v. u. **der Verdienst = Gelderwerb.**

7 v. u. **das Verdienst = Erwerbsfähigkeit, Talent.** S. oben zu S. 70, Z. 5 v. u.

164. 19, 20 u. u. **fuhr er mit uns; genauer: fuhren wir mit ihm.**

166. 14 v. o. **mich berufen ließ;** das Wort bezeichnet die Autorität des Rufenden, wie entbieten. Auch Jakob berief seine Söhne (1. Mos. 49, 1). Beispiele der Anwendung dieses früher, namentlich von Luther für das Simplum gebrauchten Worts bei Sanders (s. Composita von rufen).

167. 11 v. o. **doch ließ ich mir nichts merken:** ich machte es so, daß man mir nichts anmerke (s. Sanders, II. 31 c unter „lassen").

168. 10 v. o. **genug** ausgefallen in 14a.

10 v. u. **erfreulichern** A u. 5; **erfreulichen** Fehler in 6, verbessert auf 8 u. 9.

169. 7 v. o. **Liechtenstein;** so lautet der Name im Gothaischen Kalender u. in 6 bis 15; **Lichtenstein** A u. K, und so auch in den Akten der Stadt Frankfurt v. J. 1764. Der Familienname scheint erst seitdem in der jetzigen Form fixirt zu sein.

11 v. o. **wir Jüngern,** als Beispiel der schwachen Flexion bei Sanders, Hauptschwierigkeiten, S. 46a unter *y*.

14 v. u. **Erthal** richtige Schreibart; **ihre könnte machen,** daß der Name in dem „Diarium der Wahl und Krönung Joseph's des Andern" Oberthal lautet; alle andern Quellen und auch die Akten des Frankfurter Magistrats von jener Krönung bestätigen dagegen die von Goethe gebrauchte Form des Namens.

11 v. u. **gar wohl gefallen** (3 Worte); **gar wohlgefallen** (2 Worte) A, 6, K u. 15. Wer das gar ist doch auf wohl allein zu beziehen; vgl. S. 170, Z. 10 v. o. **gar wohl zutrauen.**

170. 4 v. o. **April,** so lautet der Name in allen Quellen (s. Preuß, Friedrich der Große, Berlin 1833, II. 397, und Carlyle, History of

Seite Zeile

Friedrich II. of Prussia, XVIII, 7); es war der öffentliche kaiserliche Notar Georg Mathias Joseph April; April alle übrigen Ausgaben.

170. 13 v. o. ihm applaudirt, nach dem Lateinischen, A u. S; ihn 6 Fgh., nach dem Französischen, wo jedoch beide Kasus zulässig sind.

172. 7 v. o. beschwerlichen A u. S; gefährlichen 6 bis 9; erste Lesart wieder seit 11.

175. 8, 10 v. o. das übrige Militär, d. h. mit Ausnahme der Stabsoffiziere.

16 v. o. ihrer A, b u. 15; ihre sen 6 bis 11a u. K.

12 v. u. Waldrappen, seltnes Wort für Schabrack, festware Pferde-Satteldecke (Sanders' Fremdw.), nach ital. gualdrappa; s. Diez' Etymol. Wörterb. der roman. Sprachen, 1853, S. 187, Schmeller, Bayr. Wörterb., 1827, Bd. 4, S. 74 (Waltrab), und Schmid's Schwäbisches Wörterb., 1831, S. 515, wo das Wort belegt wird. In caval (Pferd) und drappa (Tuchdecke). Das wol nur in Süddeutschland nachzuweisende Wort scheint zu Frankfurt in Goethe's Jugend im Gebrauch gewesen zu sein, da es in einer öffentlichen Anzeige der dortigen „Frage- und Anzeigungs-Nachrichten" vom 22. Oktober 1756 vorkommt: „Es ist allhier in einem vornehmen Haus eine Waltrap gestohlen worden" u. s. w. (sogar verdruckt: Waltrad). s. Weil-Gontard, Leben, IV, 91. Goethe's Quelle war das zu Augsburg geschriebene Buch Ehrenerbeutz der römischen Krönungswahl Joseph II., welches bei Beschreibung des turnamentischen Einzugs das Wort Waltrappen und Wallitrappen wiederholt zur Bezeichnung der mit Gold und Silber gestickten Pferdedecken vorkommt (S. 146, 147, 148). — Nach seinem Ursprung ist dasselbe zu schreiben: Wal-drappe und nicht Wald-rappe.

8 v. u. goldstoffnen; Sanders unter „Stoff" citirt Platen (4, 342) „der silberstoffne Mantel" und Schücking (Mark. I, 155), schwarzstoffne Kniehosen." In einem Steckbrief vom 16. Oktober 1761 in den Frankfurter Nachrichten wird ein „rothstoffnes Kamisol" erwähnt; s. Weil a. a. O., IV, 180.

176. 6 v. o. vor, wo man von erwartet; auch dies ist ein Fall der oben zu S. 156, Z. 11 v. u. erwähnten Ellipse; denn auch hier tritt zum Begriff des Unterscheidens noch die verwandte Vorstellung der Auszeichnung, des Sichervortuns.

9 v. u. in Verwirrung gerieth. Diese Folge widerspricht der aufgestellten These, zu deren Beweis die Vorderssätze gereichen zu sollen scheinen, daß nämlich das Ganze wie ein überlegtes Kunstwerk anzusehen gewesen. Aber am Schlusse des Satzes wird zu etwas Neuem, von dem aufgestellten Bezgleich zu den davon abhängigen, andersartigen Wirkungen der Wirklichkeit übergegangen.

177. 10 v. u. (4 vom Absatz) wir nach A, b u. K; in 6 Fgh. ausgefallen, auch in 15. Die ursprünglich beabsichtigte Wiederholung des wir, wenn auch entbehrlich, trägt doch zur Klarheit bei.

178. 12, 10 v. u. (3 u. 4 vom Absatz) die meisten, wenige, d. i. Hausdiener.

179. 10 v. o. (7 vom Absatz) sahen; ohne aus, nach älteren, besonders Luther'schen Gebrauch; s. Wortregist. 17, 10v. „Es sprach, als wollte er neue Götter vertilgen." Schiller, Kab. u. Liebe: „Louise, Du sprichst blaß."

14 v. u. Flügelrosen, mit überwunden gelegten vielfachen Kragen, wie noch zu Anfang dieses Jahrhunderts die Flügel-Redelor.

Seite Zeile

190. 7 v. o. **Kollation, nach dem Italienischen una collazione, von Goethe mit Vorliebe gebraucht für Zwischenmahlzeit, Hallenspeise, Frühstück (conforre dopo); s. Heyse, Fremdwörterb.**

13 v. o. **einer, Genitiv, abhängig von Absicht.**

191. 4 v. o. **stimmt nach A, 5 mit K u. 15; stimmte 6 bis 9.**

9 v. u. **das auf Gespräch zu beziehen (geschah = geführt wurde), nicht auf fortstehen zu können.**

192. 7 v. o. **wiederholen = wiederholt sehen, rekapituliren.**

6 v. o. **wollte A, 5, 15 u. K; sollte Druckfehler in 6 bis 11 a.**

3 v. u. **nicht, pleonastisch, nach einem Komparativ, jedoch dem Sinne entsprechend, daß nämlich der Vorsatz die Freude nicht gewähren kann; besonders nach Luther und Lessing; Letzterer schreibt: „ich mache Dich unruhiger, als Du bei meinem gänzlichen Stillschweigen nicht gewesen sein würdest" (12, 377); Luther (Ebeler 4, 12): „schärfer denn kein zweischneidig Schwert"; s. Lehmann, Luther's Sprache, S. 100 flgd., woselbst in der Note 2 sprechende Beispiele aus Lessing's Schriften. Desgleichen häufig bei Goethe, z. B. im folgenden Theil, S. 108, 109: „eine größere Heiterkeit ... als ich lange nicht gekannt."**

4 v. u. **zeither, neben seither, wie Werke, Bd. XIX. S. 43. Nr. 152. Sanders citirt für zeither auch Goethe Bd. XL. S. 344 (40 bdg. Ausg.) und Wieland, Bd. XI. S. 213.**

3 v. u. **mittels A; mittelst durch 5 u. 5a eingeführt und seitdem von allen Ausgaben beibehalten. Die erstere Form (adverbialer Genitiv von Mittel wie ähnlich längs) ist aber durchaus berechtigt, wenn auch die zweite die üblichere.**

193. 18 v. o. **Familienlampe A, 5 u. 5a; Lampe 6 bis 9. Die erste Lesart wiederhergestellt seit 11 a.**

194. 13 v. u. **städig, nicht verstockt, hartnäckig, sondern hölzern, steif, mit stockender Bewegung oder Unterhaltung.**

196. 5, 4 v. o. **unendliche; 14 a endliche.**

2 v. o. **beschreiten; 14 a beschreiben.**

12 v. u. **festlichsten A; festlichen Druck. in 5, übertragen nach 6 bis 9; die erste Lesart wieder seit 11 a.**

197. 22 v. o. **nach uns zu ging; s. oben zu S. 14. Z. 26 v. o., und S. 53. Z. 19 v. o.**

198. 16 v. o. **baumweise, s. oben zu S. 102, Z. 14 v. u.**

10 v. o. **Majestäten A, 5, 6 bis 11 a u. K; Majestät Druck. in 14 a u. 15.**

10 v. u. **Menächmen, nach dem Lustspiel des Plautus Menaechmi (griech. Eigenname) von zwei wegen ihres gleichen Aussehens nicht zu unterscheidenden Brüdern.**

199. 12 v. u. **Handquehle. In den Ausgaben Handquele, wie auch in Goethe's Quelle (Ehrengedächtniß, S. 187): „Das silberne Handbecken und Gießfaß, samt der Handquele". M. Heyne (in Grimm's Wörterb., IV. 2. S. 411) und Sanders schreiben Luehle, Letzterer mit dem Zusatze: „Die Fortlassung des stummhaften h ist nicht zu billigen". Heyne citirt aus Comenius' Sprachenthür v. Docemius §. 556: „Und wenn sie über dem Handbecken aus dem Handfaß oder über einem Gießbecken aus dem Gießfaß sich gewaschen und sich mit dem Handquel abgetrocknet haben, setzen sie sich."**

122 9 v. u. **nächtigen A, 15; nächtlichen 6 flgd. u. K. Goethe bevorzugt die erstere Form.**

193. 13 v. u. **Pagliasso = Bajazzo; ital. pagliaccio; franz. paillasse.**

Seite Zeile

196. 8 v. u. (3 vom mittleren Absatz) irgend; wirklich Druckf. in 14a u. 15.
195. 8 v. u. alle dem wie öfter, = allem dem; alle ist veralteter Dativ (s. Becker's Schulgramm., §. 183. Anm.).
198. 10 v. u. Mit den Worten: Meine Schwester ohne Grund und Autorität ein Absatz in 14a und 15.
199. 6 v. u. weiter A u. 5, ausgefallen in 6 Kgb. bis 11a, (wol absichtlich wegen des unmittelbar folgenden „weiter"), restituirt in 14a, 15a u. K.
14 v. o. von der Pfalz nach 5 Kgb. u. K; von Pfalz nach A in 14a u. 15. Die Auslassung bei der Klaft aber dem Sprachgebrauch zuwider und war in A jedenfalls nicht beabsichtigt. Goethe's Quelle (Ehrengedächtniß u. s. w.) liest S. 196 u. 197 von der Pfalz.
9 v. o. ließ läuten } passiv.
10,11 v. o. begeben und abreisen } aktiv.
200. 11 v. o. Verwickelte nach A u. 5; Verwickelten K u. 15 nach 6.

Anmerkungen

zum

Erſten Theil

von

Goethe's

Dichtung und Wahrheit.

Anmerkungen.

1. Wegen des Titels: Dichtung und Wahrheit (S. 1) ſ. die Einleitung und die Textrevision S. 205.

2. Das Motto (S. 1). Dieſer griechiſche Vers iſt des Luſtſpieldichters Menander Monoſtichen entnommen (Vers 422, S. 352, Bd. IV der Fragmenta Comicorum Graecorum von Aug. Meineke, 1841) und lautet in der lateiniſchen Ueberſetzung des H. Grotius (daſ. S. 811): Male eruditur ille qui non vapulat (Schläge kriegt); in der deutſchen von Göſchel: Kein Menſch wird ohne Prügel groß gezogen (Unterhaltungen zur Schilderung Goethe'ſcher Dicht- und Denkweiſe, 1834, Bd. I, S. 12). Dieſer Uebertragung entſpricht noch mehr ein andrer Spruch Menander's (daſ. S. 652): *Βακτηρία γὰρ ἐστι παιδεία σοφόν*, wörtlich: „Denn die Fuchtel iſt die Schule des Lebens" (nach H. Grotius, Doctrina Baculus dicier vitae potest). Goethe ſelbſt ſagt in den „Vögeln" (Werke, Bd. VIII, S. 384): **„Und wenn Du Schläge kriegſt, ſo denke, daß ſie dem Tapfern wie dem Feigen von den Göttern zugemeſſen ſind."**

3. (S. 3 bis 5.) **Der Freund Goethe's, von welchem der den erſten Theil des Vorworts ausmachende Brief herrührt, iſt nicht ermittelt, und man iſt verſucht, Goethe ſelbſt für den Verfaſſer deſſelben zu halten, wenn auch nur inſoweit, daß er von vielen Seiten ihm geäußerte Wünſche in dieſer Geſtalt zu Papier brachte. Der Stil des Briefs iſt durch und durch Goethiſch, nicht minder ſind es die Gedanken; und welcher ſeiner Freunde, Wilhelm von Humboldt und F. A. Wolf miteingeſchloſſen, würde zur Zeit des Erſcheinens des „Fauſt" und der „Wahlverwandtſchaften" dem Dichter Zweifel an ſeiner Fähigkeit, „mit unerwarteten, mächtig wirkſamen Erzeugniſſen von Neuem aufzutreten", zu äußern gewagt haben!**

Die zwölf Theile der dichterischen Werke Goethe's (S. 4) bildeten die erste Gesammt-Ausgabe derselben, welche in den Jahren 1806 bis 1808 erschienen waren (Goedeke's Grundriß, II. 873). Als dreizehnter Band schlossen sich 1810 die „Wahlverwandtschaften" an.

Erstes Buch (S. 7 bis 39).

4. Goethe's biographisches Schema aus dem Jahre 1809, nach dem ersten Druck bei Goedeke, II. S. 874 flgd. S. 235, enthält für die Zeit bis 1755 folgende Stellen:

1742. Karl VII. gekrönt 24. Jan., residirt zu Frankfurt. — Mein Vater zum kaiserl. Rath ernannt 16. Mai.
1745. Karl der VII. stirbt 20. Jan. Franz d. I. gekrönt d. 13. S.
1747. Aachner Friede.
1748. Heirath meiner Eltern.
1749. Geb. den 28. Aug. mit dem Schlag 12 Mittag.
1751. Klopstock's Messias. — 1751 erste Bände.
1752. Brief von Klopstock vom 9. Apr. Gefühl persönlicher Würde des Dichters. Morgenbl. 311. 1809.
1753. Voltaire geht durch Frankfurt. — Hält sich vorher in Gotha auf, um seine Rückkehr nach Frankreich vorzubereiten. Annales de l'Empire.
1754. Inoculation.
1755. Erdbeben von Lissabon. — Großer Effekt in der kultivirten Welt. — Voltaire und Rousseau über dieses Naturereigniß. — Jesuiten in Paraguay.

---

5. (S. 7.) In Nr. LXX der „Wöchentlichen Frankfurter Frag und Anzeigungs-Nachrichten" lautete die Anzeige der Taufe des an einem Donnerstag Gebornen:

„Dienstag, 2. Sept. 1749.
Getaufte hierüben in Frankfurt
Freytags, den 29. August 1749.
S. T. Hr. Joh. Caspar Goethe, Ihro Röm. Kayserl. Majestät würcklicher Rath, einen Sohn, Joh. Wolffgang."

(Vgl. Belli-Gontard, Leben, III. 106.)

Goethe war das erste Kind seiner Eltern, deren Ehe ein Jahr

vorher geschlossen war. Nach den „Wöchentlichen Frag- und Anzeigungs-Nachrichten" wurden sie „S. T. Hr. Joh. Caspar Goethe, Kayserl. würcklicher Rath, und S. T. Jungfer Catharina Elisabetha Textorin" am siebenten Sonntage nach Trinitatis den 28. Juli 1748 aufgeboten und Dienstags den 20. August darauf vermählt, er im neununddreißigsten, sie im achtzehnten Jahre ihres Lebens (Beil.-G. a. a. O., S. 91 u. 92). Das Kind erhielt die Taufnamen seines mütterlichen Großvaters Johann Wolfgang Textor (Latinisirung des Namens Weber), welcher seit zwei Jahren (10. August 1747) die höchste Würde der Stadt, die des lebenslänglichen Schultheißen, bekleidete. Der Name Wolfgang hat aber noch ältern Ursprung; denn schon der Großvater des Schultheißen, der gelehrte Jurist und Syndikus primarius der Stadt Frankfurt (seit 1691) Joh. Wolfg. Textor hatte denselben bei seiner Taufe (Januar 1638) als den seines Vaters (Wolfgang Textor) erhalten (Kriegk, Senckenberg, S. 336); noch Savigny (System, I. 73) erwähnt des Joh. Wolfg. Textor Decisiones electorales Palatinae, 1693. 4. Goethe's Rufname läßt sich daher bis ans Ende des 16. Jahrhunderts verfolgen.

Ueber seine Geburt besitzen wir zwei authentische Berichte, einen spätern, welcher sich jedoch auf die Erinnerungen seiner Mutter stützt, und einen gleichzeitigen, den Kriegk in dem Tagebuche des Arztes Joh. Christian Senckenberg gefunden hat. Beide bestätigen Goethe's Angaben.

An ihn schreibt Bettina den 4. November 1810:

„Nur erst, wenn Alles begriffen ist, kann das Etwas seinen vollen Werth erweisen, und somit begreifst Du mich, wenn ich Dir erzähle, daß das Wochenbett Deiner Mutter, wie sie Dich zur Welt brachte, blaugewürfelte Vorhänge hatte. Sie war damals achtzehn Jahre alt und ein Jahr verheirathet; hier bemerkte sie, Du würdest wol ewig jung bleiben, und Dein Herz würde nie verolten, da Du die Jugend der Mutter mit in den Kauf habest. Drei Tage bedachtest Du Dich, eh Du ans Weltlicht kamst und machtest der Mutter schwere Stunden. Aus Zorn, daß Dich die Noth aus dem eingebornen Wohnort trieb, und durch die Mißhandlung der Amme kamst Du ganz schwarz und ohne Lebenszeichen. Sie legten Dich in einen sogenannten Fleischarden und bäheten Dir die Herzgrube mit Wein, ganz an Deinem Leben verzweifelnd. Deine Großmutter stand hinter dem Bett; als Du die Augen aufschlugst, rief sie hervor: Räthin, er lebt! Da erwachte mein mütterliches Herz und lebte seit-

dem in fortwährender Begeisterung bis zu dieser Stunde,' sagte sie mir in ihrem fünfundsiebzigsten Jahre. Dein Großvater, der der Stadt ein herrlicher Bürger und damals Syndikus war, wendete stets Zufall und Unfall zum Wohl der Stadt an, und so wurde auch Deine schwere Geburt die Veranlassung, daß man einen Geburtshelfer für die Armen einsetzte" (Goethe's Briefw. mit e. Kinde. II. 241).

Damit stimmt Senckenberg überein: „Die Stadtschultheißin Textorin ist guten Theils Schuld an dem Bestellen des Accoucheurs, da ihre Tochter Goethin unter Hebamme Müller lang in der Geburt ausgehalten, und das Kind vom langen Anstehn ohne Wendung wegen Verzögerung der Blut-Circulation schwarz im Gesicht kam. Dies sah sie auch in andern Fällen; da ward Schlicht Chirurgus Accoucheur." Schlicht hatte sich schon im Februar 1747 um die Stelle beworben, die er nun durch die Verwendung des Schultheißen erhielt. Die Müller starb 1758; nach einem poetischen Nachruf bei der Anzeige ihres Todes hatte sie ihr Amt 41 Jahre lang verwaltet und 10,000 Kinder zur Welt befördert (Belli-G., IV. 132; Kriegk, Senckenberg, S. 319, u. Kalender 1758, S. 26).

6. Die Verzögerung der Geburt (S. 7) verschuldeten die Gestirne. — Als Beispiel einer Nativität diene diejenige, welche Kepler 1608 Wallenstein ausstellte. Im ersten Hause, dem des Lebens (dem ersten der zwölf Dreiecke des Horoskops, welchem zwölf Räume des Himmels entsprechen), war eine große Konjunktion von Saturn und Jupiter im Zeichen der Fische; aber Saturn überwog: so war der düstere, böswillige, lichtscheue Saturn der Regent des ganzen Lebens. „Dieser Herr," sagte Kepler von Wallenstein, „wird also ein unruhiges Gemüth haben, nach allerhand Neuerungen begierig; ihm gefällt nicht gemeines menschliches Wesen und Handeln; er trachtet nach neuen, unversuchten und seltsamen Mitteln. Er wird für einen einsamen, lichtscheuen Unmenschen gehalten werden. Als Gehilfe und Remedur ist aber dem Saturn der glänzende, prachtvolle, gebietende Jupiter beigegeben. Jupiter's Einfluß begründet die Hoffnung, daß ihn sein ungewöhnliches Naturell zu hohen, gewaltigen Dingen befähigen werde."

Aber schon Kepler hatte bei Stellung dieses Prognostikon hinzugefügt: „Seine Natur und Neigung gilt bei mir mehr als jeder Stern."

Goethen hatten günstigere Sterne geleuchtet. Regent im Hause des Lebens war die Sonne, die Spenderin des Lichts,

in Konjunktion mit dem erſten Planeten, dem Sterne Chriſti und Cäſar's, und mit dem Sterne der Liebe, der nach der ältern Aſtrologie einen natürlichen Tod weisſagte, wogegen Saturn und Mars, der Verkünder eines gewaltſamen Todes, unwirkſam und die Oppoſition des Nachtgeſtirns nur vorübergehend war. Denn auch Sonne und Mond gehören aſtrologiſch zu den Planeten (ſ. Werke, Bd. XI. u. S. 294).

Das Nativitätsprognoſtikon ſeiner Lebensgeſchichte voranzuſtellen, wurde Goethe durch Bettina's Erzählung bewogen: „Oft ſah er nach den Sternen, von denen man ihm ſagte, daß ſie bei ſeiner Geburt eingeſtanden haben; hier mußte die Einbildungskraft der Mutter oft das Unmögliche thun, um ſeinen Forſchungen Genüge zu leiſten, und ſo hatte er bald heraus, daß Jupiter und Venus die Regenten und Beſchützer ſeiner Geſchicke ſein würden" (a. a. O., S. 250).

7. (S. 8.) Eine jüngere Schweſter, geboren am 7. Dezember 1750, den Tag darauf getauft: Cornelia Friederica Chriſtiana (Belli-G., Leben, III. 123). Zu uns Kindern wäre auch der 1752 geborne Bruder Jakob zu rechnen (ſ. S. 32).

Das hier erwähnte Geräms wurde ſpäter (1. Mai 1758) mit anderm Hausrath verkauft (Belli-G., IV. 121).

8. Der Stadtſchultheiß von Ochſenſtein (S. 8) war am 10. Aug. 1747 (Belli-G., III. 83) verſtorben, ſeine drei Söhne bewohnten das dem Goethiſchen gegenüberſtehende Haus „Zum rothen Engel", jetzt, im Aeußern ganz unverändert, das Haus Großer Hirſchgraben Nr. 18. Die beiden älteren waren unverheirathet (Kriegk, Senckenberg, S. 350 flgd.; Stricker, Beziehungen, S. 22, und Volger, Vaterh., S. 21 u. 39).

9. Bettina erzählt den Vorfall, zu welchem dieſe Brüder Ochſenſtein Anlaß gaben (S. 8 u. 9), folgendermaßen:

„Die Küche im Haus ging auf die Straße; an einem Sonntag-Morgen, da Alles in der Kirche war, geriethen der kleine Wolfgang hinein und warf alles Geſchirr nach einander zum Fenſter hinaus, weil ihn das Rappeln freute und die Nachbarn, die es ergetzte, ihn dazu aufmunterten. Die Mutter, die aus der Kirche kam, war ſehr erſtaunt, die Schüſſeln alle herausfliegen zu ſehen; da war er eben fertig und lachte ſo herzlich mit den Leuten auf der Straße, und die Mutter lachte mit."

(Briefw. m. e. Kinde, II. 249.)

Volger (Vaterh., S. 40) bemerkt zu dergleichen Geschirr im Kleinen (S. 8): „Dergleichen irdenes Küchengeschirr in kleinem Maßstabe wird noch jetzt zu jeder Meß- und Weihnachtszeit, das Stück zu einem Kreuzer, in Frankfurt feilgehalten, und ganz gewiß sind die Plätze der Verkäuferinnen auch noch genau dieselben wie zu Goethe's Zeit."

10. Goethe's Großmutter väterlicherseits (S. 9), Cornelia, geb. Walter, der das Haus auf dem Hirschgraben gehörte (s. unten Nr. 16), war zur Zeit von Goethe's Geburt bereits 81 Jahr alt.

11. Der Große Hirschgraben (S. 9), die Straße, wo Goethe's Geburtshaus (jetzt Nr. 23) steht, bildete ursprünglich einen Theil des die erste Erweiterung der Stadt vom 12. Jahrhundert bezeichnenden Burggrabens, welcher in Folge der zweiten Stadterweiterung v. J. 1333 trocken gelegt und zu Wiesen und Gärten benutzt wurde (Kriegk, Frankfurt, S. 97, u. Dr. Lucae, im Frankfurter Conversations-Bl., 1858. S. 491). In dem Theil dieses Wiesengrundes von der Katharinenpforte bis zum Weißfrauen-Kloster, welcher nach dem Grav'schen Plan von 1552 dicht mit Nußbäumen bepflanzt war, unterhielt der Rath Hirsche in großer Anzahl, und sie gaben diesem Theile den Namen Hirtzengraben, später Hirschgraben. Auf dem gedachten Plan (von welchem ein schön erhaltenes Exemplar jetzt im Goethe-Hause gezeigt wird) weiden Hirsche unter den Bäumen hinter dem genannten, unmittelbar an der Befestigungs-Mauer liegenden Kloster, und das an dieser Stelle jetzt gelegene Gehöft (Gr. Hirschgr. Nr. 3) heißt noch heute „Zum weißen Hirsch" (Belli-G., Leben, IV. 82). Das von Goethe erwähnte alte Herkommen, wonach der Senat alle Jahre einen Hirsch öffentlich verspeiset, war schon i. J. 1406 eine alte Gewohnheit. An diesem jährlichen Hirschessen nahm die ganze offizielle Stadt Antheil, außer den Rathsmitgliedern mit ihrer Sippschaft die Haupt- und Amtleute, die Richter und Advokaten, der Stadt- und Gerichtsschreiber, die Aerzte, die Prälaten, Priester, Mönche, ja selbst (bis 1529) die „gemeinen Frauen", festlich mit Blumen geschmückt. Der Hirsch lieferte im Mittelalter den Hauptfestbraten. Diesen erhielten in Frankfurt die Vornehmern zu ihren Hochzeiten u. dgl. aus dem Hirschgraben. Als im Jahre 1556 einige der Thiere wegen Wassermangels verkommen waren, gab dies den Anstoß, sie ganz abzuschaffen, und mit dem Ende des sechzehnten Jahr-

hunderts (seit 1583) begann, in Folge der neuen Befestigung der Stadt, die Ausfüllung des Hirschgrabens und die Bebauung des dadurch gewonnenen und des anstoßenden Raums (das Genauere über diese Verhältnisse findet sich in Lersner's Chronik. I. 472. II. 669 und 470; bei Battonn, I. S. 91 sqd.; Volger, Vaterh., 1 bis 13, und Stricker, Bezieh., S. 15 u. 16). Volger (a. a. O., S. 2) erinnert daran, daß der Geschwister Goethe Wunsch im Jahre 1856 der Frankfurter Jugend erfüllt worden sei, welche täglich im „Zoologischen Garten" eine solche zahme Wildbahn sehen könne.

Die bis an die Stadtmauern sich verbreitenden Nachbargärten (S. 9) sieht man auf dem Grav'schen Plan jenseits des alten Hirschgrabens in großer Ausdehnung hinter den Höfen der „Galgen-Gaß" und des Roßmarkts, ebenso die Mauer, welche die Höfe der schon vorhandenen Straße auf dem Hirschgraben abgrenzte. Die Gegend zwischen dieser Straße und dem Roßmarkt hieß im 15. Jahrhundert das Rosenthal; dort lagen auch die Frauenhäuser und die öffentlichen Bäder (Volger, Vaterh., S. 10 u. 11, u. Dr. Euler, Mitth., III. 213).

12. Das Gartenzimmer (S. 10) nahm im alten, 1755 umgebauten Hause die drei Fenster des Mittelbaues im zweiten Stock ein, wo jetzt sich die Hausflur befindet, wie man überhaupt damals die Wohnzimmer nicht nach der Straße, sondern nach der stilleren Hof- und Gartenseite hinaus zu legen liebte. Wenn Goethe sagt, dort sei, wie er heranwuchs, sein liebster Aufenthalt gewesen, so bezieht sich dies eben nur auf seine Kinderzeit bis zum sechsten Jahre (s. Volger a. a. O., S. 49). Man blickte von da in das Hügelland der südlichen Wetterau nach Höchst und Mainz zu; der Taunus bildete den Hintergrund, „das Gebirge, das von Kindheit auf so fern und ernsthaft vor mir gestanden hatte" (Werke, Bd. XXI. S. 13; vergl. Volger a. a. O., S. 50, und Kriegk, „Beschreibung der Umgegend von Frankfurt" im Archiv, I. S. 9, 14, 83).

13. (S. 11.) Goethe's Vater hatte i. J. 1740 eine längere Reise nach Italien gemacht. Ein Brief bei Beginn derselben zu ‚Palmada ex contumacia' (in Friaul) geschrieben, vom 20. Jan. 1740, findet sich abgedruckt bei Wagner, Briefe an und von Merck (1838), S. 1 bis 3, und ein zweiter, einige Monate später zu Venedig nach der Rückkehr von Rom und Neapel verfaßt, S. 1 bis 4 der zweiten Folge jener Briefe (1847). Der

Römische Maler Giambattista Piranesi (oder Piranese) hatte das Prachtwerk Le Antichità Romane (Roma 1756. 4 Voll. Groß Folio) mit Plänen Römischer Bauwerke und Denkmäler sowie deren Erklärung herausgegeben. — Die Naturaliensammlung des Vaters machte Goethe später (1795) seinem Amtsgenossen, dem Minister Voigt in Weimar, zum Geschenk (nach einem ungedr. Briefe des Erstern).

14. Von dem italienischen Sprachmeister Giovinazzi (S. 11) hat sich bis jetzt keine anderweitige Nachricht gefunden. Andre Namen italienischer Musiker kommen in den Frankfurter Urkunden jener Zeit mehrfach vor. Der Text der angeführten Arie Solitario bosco ombroso ist von Metastasio. Die Strophe lautet vollständig:

Solitario, o bosco ombroso,
A te vien l'afflitto cor,
Per trovar qualche riposo
Nel silenzio e nell' orror.

Für eine oder zwei Stimmen sehr ausdrucksvoll in Musik gesetzt (Andante sostenuto) von dem ital. Komponisten Corri, hatte diese Arie im vorigen Jahrhundert weite Verbreitung gefunden. Man findet sie in dem Sammelwerk: Corri's Works. Volume III. consisting of National Airs, Notturni, Duetts, Terzetts, Canzonets, Rondos, Catches & Glees. In the Italian, French, English, Scotch and Irish Languages. J. Johnson. Edinburgh. Folio. — sowie in: Trois volumes de chansons anglaises. Londres. 1788. Goethe hatte aber wol eine noch ältere Komposition im Sinne, da Corri's Laufbahn erst in den sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts beginnt.

15. Der Vater war von Geschäften entfernt (S. 11), d. h. er war nicht nur durch seinen Schwiegervater, den Schultheiß, sondern auch durch seinen Stiefbruder, den Zinngießermeister Hermann Jakob Goethe, der den 8. Mai 1747 in den Rath gelangt war, von Rathsstellen ausgeschlossen. Denn die kaiserliche Resolution vom 22. November 1725 machte dem zu Erwählenden zur Bedingung, „daß nicht schon sein Vater, Sohn, Bruder, Geschwisterkind, Schwiegervater, Tochtermann, Gegenschwäher, leiblicher Schwager oder Schwestermann sich im Rath befindet" (Mittheilungen, I. S. 186). Ins Bürgerrecht war

Johann Kaspar erſt am 25. Juni 1749 gegen Erlegung von 1 Gulden 40 Kreuzer eingetreten als „Ihro röm. kaiſerl. Maj. wirklicher Rath und beider Rechten Doctor“ (Kriegk, Senckenberg, S. 318), jedoch nicht in die Reihe der Advokaten.

16. Nach Volger's Forſchungen lag das geräumige Wohnzimmer der Großmutter (S. 11) im Erdgeſchoß links vom Eingange des alten Hauſes und neben der Küche. Außerdem enthielt dies Geſchoß nur eine große Hausflur, welche in Verbindung mit jenem Wohnzimmer, deſſen drei Fenſter auf den Hof gingen, den Kindern den günſtigſten Spielplatz gewährte (Volger, Vaterh., S. 42 flgd.). „In der Stube wenige Geräthe, etwa, außer dem Bette und dem Armſeſſel, ein Tiſch, ein Schub mit Meſſingbeſchlägen und einige Seſſel mit geraden Rücklehnen, an den Fenſtern kleine weiße Vorhänge auf Zugſchnüren oder Meſſingdrähten — ſo haben wir uns wol die Umgebung zu denken, in welcher Wolfgang die gute Großmutter ſah“ (Derſelbe, a. a. O.).

Das Puppenſpiel erhielten die Kinder am Weihnachtsabend 1753, dem letzten, den die Großmutter erlebte. Die Ueberreſte deſſelben befinden ſich noch auf der Stadtbibliothek zu Frankfurt. Mit Recht hat Volger die Erzählung in „Dichtung und Wahrheit“ hier (S. 11 u. 12) und unten S. 44 mit der zu Anfang des Romans „Wilhelm Meiſter's Lehrjahre“ (Werke, Bd. XVII. S. 28 bis 46) in Verbindung gebracht und daraus den Schluß gezogen, „daß die Geſchichte von Goliath und David aufgeführt wurde und daß, außer einem zwergenhaften David und einem rieſenmäßigen Goliath, König Saul und der Hoheprieſter Samuel nebſt Jonathan als Puppen vorhanden waren, welche an langen Drähten hangend auf der kleinen Bühne umherſtolzirten.“ Wir kommen unter Nr. 48 darauf zurück.

Ein Vierteljahr darauf, Donnerſtags den 28. März 1754, ward die Großmutter beerdigt, „Herrn Friedrich Georg Goethe, geweſenen Gaſthalters, hinterlaſſene Wittib, Frau Cornelia, alt 86 Jahr“ (Belli-G., Leben, IV. 56). Da ſie Ende September 1668 geboren war, ſo hatte ſie ein Alter von 85 Jahren 6 Monaten erreicht. Der Arzt Senckenberg trug den Fall im April 1754 mit folgenden Worten in ſein Tagebuch ein:

„Dienſtag den 26. März 1754 ſtarb plötzlich beim Schlafengehn Frau Goethe, 86 Jahre alt, die Mutter des kaiſerlichen Rathes und Schwiegerſohnes des Schultheißen Textor, indem ſie

aus Marasmus zu leben aufhörte. Hatte etliche Wochen viele Schläfrigkeit, glaubte, ihr Schnupfen und Husten komme, der gewöhnlich zur Frühlingszeit war. Sie geht schlafen, schnell hört sie auf zu sprechen, und als man nach ihr sah, war sie schon ohne Bewegung und ohne Laut. Sie lebte sanft, und so starb sie ruhig, wie wenn sie Anderes thue, immer die Nämliche. Immer arbeitsam, in ihrer Art wohlthätig, sparsam, von einfacher und geringer Lebensweise, nicht stolz. Sie starb nicht sowol am Marasmus als am Versagen der Kräfte, an der Unfähigkeit des Körpers, sich zu bewegen, eines Todes ohne Krankheit, oder am Alter. War nie sehr fett. Betrübte und erfreute sich über nichts. Immer dieselbe, von etwas langsamer, aber im Arbeiten fleißiger Natur" (Kriegk, Sendenberg, S. 317 u. 318).

Diese Charakteristik widerspricht nicht der ihres Enkels (oben S. 9). Noch später lebte die Erinnerung an sie wieder auf.

Der Maler Kniep, in dessen Begleitung Goethe im Jahre 1787 Sizilien bereiste, erzählte an Zacharias Werner 1810, daß Goethe, als er bei der Ueberfahrt von Neapel nach Sizilien erkrankte, im Phantasiren das Gehen der Matrosen auf dem Verdeck für den Gang seiner Großmutter gehalten habe (Düntzer, Zwei Bekehrte, 1873, S. 195).

17. Der Haupthau (S. 12) wurde nicht sogleich, sondern erst im April 1755 vorgenommen, nachdem inzwischen am 8. September 1754 dem Rath Goethe ein viertes Kind, die Tochter Katharina Elisabeth, geboren war (Velli-G., IV. 58). In Dr. Volger's schon oft erwähnter, ausgezeichneter Quellenschrift „Goethe's Vaterhaus" (1863) sind die nähern Umstände des Umbaues nach den Akten des Bau-Amts ausführlich dargelegt. Am 7. März 1755 hatte der Rath Goethe dieser Behörde den Bauriß eingereicht und am 14. angezeigt, daß er sein Nebenhaus abbrechen und „solches seinem daneben stehenden Hauß gleich machen" wolle. Es blieb mithin das Haupthaus intakt, nur das Nebenhaus wurde abgerissen und an seiner Stelle ein Neubau in gleicher Höhe und sonst in Uebereinstimmung mit dem Haupthause aufgeführt. Auch dieses erhielt im Erdgeschoß zum Theil (nämlich an der Ost- und Nordseite) neue Umfassungswände, wobei die weggenommenen Theile nach und nach eingeschaltet wurden. Dies Verfahren machte es nöthig, die verbleibenden Außenwände der obern Stockwerke inzwischen durch Balken zu stützen (S. 13). Außerdem mußte ein Theil des Daches, welches sich gleichmäßig über beide nun-

mehr verbundenen Häuser erstrecken sollte, theilweise abgenommen und neu aufgerichtet werden. Dann wurden die Fenster neu und regelmäßig, sowie die Hausthür genau in die Mitte der vereinigten Häuser eingefügt. Diesen Bau führten unter des Raths Goethe eigner Leitung der Maurermeister Springer und der Zimmermeister Muntzer aus. Darf man auch in diesem Falle mit Volger (a. a. O., S. 58) auf „Wilhelm Meister's Lehrjahre" zurückgreifen, so hätte ein Lieutenant von der Bürger-Artillerie, ein „mit vielen Talenten begabter, besonders in mechanischen Arbeiten geschickter, junger Mann" (das., Buch, I, Kap. 4) dem Vater bei dem Bau „viele wesentliche Dienste geleistet." Die Stockwerke des Haupthauses springen nach alter reichsstädtischer Bauart um einige Zoll nach der Straße zu hervor. Solche Ueberhänge durften nach der Bauordnung vom 27. Juli 1719, die am 6. Mai 1749 noch neu eingeschärft war (Stricker, Beziehungen, S. 22), im zweiten Stock nicht mehr neu angebracht werden. Hinsichtlich des Nebenhauses erhielt der Vater hiezu jedoch ausnahmsweise die Erlaubniß des Bau-Amts, da die Straße genügend breit sei und andernfalls die Ungleichheit der Häuserfront einen Mißstand bewirken würde („in diesem neuen Haus den 2. Ueberhang wegen der Breitung und Evitirung des Mißstandes dieser Straße dessen daneben stehendem gleich machen zu lassen"; Resolut vom 4. April 1755). Im Mai ward das Nebenhaus abgebrochen und der Grundstein des an seiner Stelle nun neu zu bauenden nördlichen Flügels des Haupthauses in feierlicher Weise gelegt, wobei der noch nicht sechsjährige Wolfgang, mit dem Maurerschurz angethan, die Kelle führte. Dies ergiebt sich aus dem auf der Frankfurter Stadtbibliothek aufbewahrten Original-Manuskript Goethe's aus seiner Kinderzeit. In dem darin enthaltenen Gespräch zwischen „Vater und Sohn" vom Januar 1757 wird an jene Grundsteinlegung in folgender Art erinnert. Der Sohn wünscht den Vater in den Weinkeller zu begleiten und giebt als Grund an: „Den Grund- und Schlußstein habe ich Lust einmal wiederzusehn." Sie begeben sich in den Keller.

„Vater. Wo glaubest Du nun das Gesuchte zu finden?
Sohn. Den Schlußstein sehe ich wohl über meinem Kopf; aber den Grundstein kann ich nicht antreffen.
Vater. Siehe da, in diesem Winkel ist er eingemauert.
Sohn. Nunmehr sehe ich ihn wohl und erinnere mich,

daß ich ihn unter vielen Feierlichkeiten mit eigener Hand eingemauert habe.

Vater. Kannst Du Dich noch mehrer Umstände, die dabei vorgefallen, erinnern?

Sohn. Warum nicht! Ich sehe mich nämlich in der Tiefe als einen Maurer gekleidet, mit der Kelle in der Hand, mit vielen Maurergesellen, und hatte den Steinmetzmeister zur Seite.

Vater. Wurde denn dabei sonst nichts geredet?

Sohn. Ja wohl. Es fing der Obergeselle zwar nach Gewohnheit eine Rede an, konnte sie aber nicht ausführen und unterließ nicht, sich die Haare auszuraufen, da er von so vielen Zuschauern inzwischen ausgelacht wurde."

Auch an das Stützen der Mauern wird erinnert. Vater und Sohn gehn aus dem Keller des Anbaues in den größern Keller des Haupthauses. Zur Verbindung beider hatte die Grundmauer des letztern durchbrochen werden müssen.

„Sohn. Es muß viel Mühe und Oel gekostet haben, bis diese Oeffnung zu Stande kommen.

Vater. Du hast's getroffen. Setze bei: viele Gefahr, welche die Handwerksleute gehabt, vornehmlich in Erbauung der Haupttreppe, wie Du hier siehst, da das ganze Gewölbe fast mit unzähligen Stützen unterbauet wurde.

Sohn. Und wir sind bei aller der Gefahr dennoch wohnen geblieben. Es ist gut, wenn man nicht Alles weiß; ich hätte gewiß nicht so ruhig geschlafen, als geschehen."

(Weismann, Knabenzeit, S. 27 flgd.)

Dieser Grundstein, ein großer rother Sandstein im Keller des ehemaligen Nebenhauses, mit der Jahreszahl 1755, giebt noch heute Zeugniß von jenem Bau (Volger a. a. O., S. 74). Auch Bettina schreibt davon nach den Mittheilungen von Goethe's Mutter: „Von einem großen Hausbau, den Dein Vater unternahm, erzählte die Mutter auch, und wie sie Dich da als junges Kind oft mit großen Sorgen habe auf den Gerüsten herumklettern sehn" (Briefw. mit e. Kinde, II. S. 279 u. 280).

Noch vor dem Winter (auf 1756) stand der Neubau vollendet da, in welchem die Familie jedoch kurz vor Weihnachten einen Todesfall erleben sollte (s. unten Anm. 42 b).

18. Die von Goethe hervorgehobenen denkwürdigen Stätten und Baulichkeiten ſeines Geburtsortes:

a. Die große Mainbrücke (S. 13), Frankfurt mit Sachſenhauſen verbindend, i. J. 1035 aus Holz, in der Mitte des 14. Jahrhunderts nach der großen Ueberſchwemmung des Jahres 1342 auf 14 gewölbten Bogen in einer Länge von 945 und einer Breite von 27½ Fuß aus rothem Sandſtein neu erbaut (Archiv, I. S. 36; Stricker, Beziehungen, S. 23).

Dem goldnen Hahn auf dem Brückenkreuz iſt in Kriegk's Geſchichte von Frankfurt a. M. ein eignes Kapitel gewidmet (S. 442 bis 448); der Verfaſſer hält den Platz für die ehemalige Richtſtätte der zu ertränkenden Verbrecher, worauf das Kruzifix in Verbindung mit der ſtarken Strömung des Mains unter dem Brückenbogen, dem ſ. g. Kreuzbogen, deute. Der Hahn iſt nicht beweglich, konnte daher nie als Wetterfahne dienen, hatte vielmehr eine ſymboliſche Bedeutung als Sinnbild der wachenden Gerechtigkeit. Das Kruzifix mit dem Hahn findet ſich ſchon auf einem Bilde der Brücke v. J. 1405; beides wurde aber wiederholt zerſtört und wieder erneuert. Derjenige Hahn, den der junge Goethe bewunderte, von reich vergoldetem Kupfer, — der Goldſchmied erhielt für die Vergoldung 200 Gulden — war erſt 1750 aufgeſtellt; er ſteht noch heute, nachdem er aus dem Brückengefechte zwiſchen Franzoſen und Baiern vom 31. Oktober 1813 unverletzt hervorgegangen. Viele Volksſagen und Lokalſcherze knüpfen ſich an den Hahn, z. B. daß er krähe, wenn er einen Juden vorbeigehn ſehe oder die Domuhr Zwölf ſchlagen höre. Das Standbild Karl's des Gr. auf der Brücke iſt ſpätern Urſprungs.

b. Der Weinmarkt (S. 14) vor dem S. Leonhard's Thor, unmittelbar am Main, nach Lersner's Chronik (I. S. 434) „ein ſchöner, mit vielen Bäumen beſetzter Platz, an welchem Ort man täglich Wein haben kann, und ſiehet man ſtündlich Wein probiren allvorten“ (vgl. Battonn, I. S. 57 flgd. u. S. 152). So mit Bäumen bepflanzt, kannte den Platz im erſten Jahrzehnd unſers Jahrhunderts noch Frau Belli-Gontard (Erinnerungen, S. 129). Einen Krahn, wie ihn Goethe (S. 14) erwähnt, erblickt man dort auch auf den Merian'ſchen Plänen der Stadt. — Die Abfahrt des Mainzer Marktſchiffs war vom Fahrthor (Belli-G. a. a. O., S. 130).

c. Der Saalhof (S. 14), die alte Sala (ſ. S. 245), die königliche Gerichtsſtätte (Olenſchlager, G. B., S. 20), ſpäter die königliche Pfalz, in welcher dann die erſtre ſich

befand (Battonn, I. S. 29). Ludwig der Fromme, der Erbauer, brachte darin den Winter 823 zu, und Karl der Kahle erblickte hier das Licht der Welt. Der Saalhof (Quartier J) liegt am Mainquai (zwischen Geistpforte und Fahrthor) auf der einen und an der Saalgasse auf der andern Seite (Nr. 53 der Karte des Verlepsch'schen Reisebuchs). Aus kaiserlichem Besitz gelangte diese von den Karolingern, den sächsischen Kaisern und den Hohenstaufen viel besuchte Pfalz lehnweise an Frankfurter Bürger und 1697 frei an die Gebrüder Bernus, welche die Wasserseite im reichsten und zierlichsten Stile der Zeit 1717 neu aufbauten (s. v. Radowitz über den Saalhof, im Archiv, Bd. I. Heft 1. S. 117 bis 123, und unten die Anmerkungen zu Buch V. S. 193).

d. Die Bartholomäuskirche (S. 14), nach Cap. II der Goldnen Bulle: Ecclesia sancti Bartholomaei Apostoli, der (katholische) Dom, nahe der Fahrgasse gelegen (vgl. G. Fr. Mylius, die Wahl- und Krönungskirche der deutschen Kaiser St. Bartholomäi zu Frankf. a. M., photographirt, mit Text von Kelchner, Folio, u. Mittheil., I. S. 74 u. 75). Ein großes Brandunglück suchte das erst kurz vorher restaurirte, sechshundertjährige, ehrwürdige Gebäude am 15. August 1867 nebst dem Pfarrthurm heim (darüber Euler in Mittheilungen, III. S. 328 bis 332, und Stricker in der Festschrift z. Juristentag in Frankf. a. M. 1872. S. 80). Die Schrannen (Schirnen), welche den Dom umgaben, besonders die des Weckmarkts und des Garküchenplatzes, sind zum Theil unterbrannt, zum Theil seitdem abgebrochen, so daß derselbe jetzt fast ganz inmitten freier Plätze steht.

e. Das Pfarreisen (S. 14), ferrum portae cimiterii, (Mitth., I. S. 76, Note 29, u. S. 79. Z. 5) lag auf der der innern Stadt zugewandten Langseite des Doms, ursprünglich nur ein durch eine eiserne Pforte (oder einen für das Vieh nicht zu betretenden Eisenrost) geschlossener und geschützter Fußweg über den die Kirche umgebenden Friedhof: da die öffentlichen Beamten keine Amtsgewalt auf kirchlichem Boden besaßen, so war das Pfarreisen von deren Eintritt befreit (immunitas absque introitu judicum). Am Niederrhein kommt solche Einfriedung als Kircheisen vor. Die hinter dem Pfarreisen belegenen Buden der Buchhändler, Antiquitätenverkäufer, Gerümpler, Spengler u. s. w. sind mit dem historischen Namen der Oertlichkeit längst verschwunden. Alles ist jetzt Domplatz und der einstige Fußweg schon seit dem Jahr 1829 allen Fuhrwerken geöffnet. Dorthin, und zwar in den Carl'schen, besonders wol in den Hutter'schen

(früher Walther'schen), seit 1762 Jäger'schen Buchladen, hat Goethe manche Batzen oder Kreuzer hingetragen (S. 14 u. 30). Der Gulden zerfiel in 15 Batzen, der Batzen in 4 Kreuzer. Die letztgedachte Buchhandlung feierte 1862 ihr hundertjähriges Bestehen, und dieser Veranlassung verdanken wir die Mittheilung eines Bildes des Pfarreisens, wenigstens eines Theiles, vom Jahre 1762, also von der Zeit, welche Goethe's Darstellung zurückrufen will (vor der als Manuskript gedruckten Schrift: Zur Einhundertjährigen Jubelfeier der Jäger'schen Buch-, Papier- und Landkarten-Handlung 22. März 1862. 4°. 12 S.). Beide genannte Buchladen auf dem Pfarreisen sind erwähnt bei Bolli-G., Leben, VI. 7, 71, und X. 133. In den dreißiger Jahren wohnte hier der Frankfurter F. Hiller, und dort verkehrte mit ihm Mendelssohn-Bartholdy (s. Hiller's F. Mendelssohn-B., 1874, S. 46, und Mendelssohn's Briefe daselbst S. 54, 56, 61, 68, 70).

f. Der Marktplatz (S. 14) erstreckt sich vom Pfarreisen, am Pfarrthurm vorbei, nach dem Römerberg. Die Fleischbänke, Schirnen genannt, finden sich noch heute dort. Die Gasse rechter Hand heißt die lange Schirn, von wo man durch einen mit Buden wenig gezierten Durchgang zum Nürnberger Hof gelangt (s. Nr. 19a).

g. Die Neue Kräme führt vom Römerberg nach dem Liebfrauenberg. Der Wunsch Goethe's, den Umweg nach der Zeil durch die Katharinenpforte (linker Hand) an der Kirche gleichen Namens vorbei zur neuen Wache oder durch die Döngesgasse (rechter Hand) und die auf die Zeil mündende Hasengasse vermieden zu sehn, ist erst 1855 nach dem Abbruch zweier Häuser erfüllt worden (Stricker, Bez., S. 25). Die alten Kräme lagen am Markt.

19. Burgartige Räume (S. 14):

a. Der Nürnberger Hof, zwischen dem Markt (s. vorstehend) und der Schnurgasse, einst Herberge der Nürnberger Kaufleute.

b. Das Kompostell (im Volksmunde Kumpenstell) oder der Frohnhof, das berühmte kurmainzische alte Reichs-Quartier (Olenschlager, G. B., S. 286. Note 3; Mitth., I. 56). Nr. 21 auf dem Merian'schen Plan, in der Nähe des Doms gelegen (daher noch heute die Frohnhofstraße). Damit war verbunden der Arnsburger Hof. Nach dem heiligen Jakob (S. Jago di Compostella) wurde der spanische Name (von campus stellae) auf den Mainzer Hof übertragen. Diese Herleitung des Namens ist jedoch nur unsre Vermuthung, die sich lediglich auf die Ver-

bindung des Arnsburger Hofes mit einer St. Jakobs-Kapelle stützt (Mitth., I. S. 78, und Archiv, N. F., I. S. 351). Jetzt befindet sich im Kompostell eine israelitische Real- und Volksschule und im Arnsburger Hof das Gymnasium.

e. Das Braunfels (S. 14) in der Neuen Kräme (Nr. 29) und auf dem Liebfrauenberg (Nr. 22); dort hatte im Februar 1496 Graf Friedrich von Hohenzollern, mit dem Zepter Maximilian's I. ausgerüstet, nach Veröffentlichung des ewigen Landfriedens (Reichstag zu Worms) die erste Acht gegen die Friedensbrecher verhängt (Ranke, Deutsche Gesch., I. S. 92; Souchay, Gesch. d. deutschen Monarchie, 1862, IV. S. 442), und 1632 war daselbst „in dem Braunenfels" Gustav Adolf eingekehrt (Kerößner, I. 299). Zu Goethe's Zeit war es Sitz der Gesellschaft (Ganerbschaft) Frauenstein (bis 1859). Im Jahre 1814 sah Goethe das Haus wieder in Gesellschaft des spätern Koblenzer Gymnasialdirektors Schlosser und des bekannten Gerd Eilers (Dessen Wanderung durchs Leben, 1858, III. S. 366).

d. Das Stalburg'sche Stammhaus, 1496 erbaut, lag auf dem Kornmarkt (Alte Kornmarkt, jetzt Buchgasse) an der Stelle der zu Ende vor. Jahrh. errichteten deutsch-reformirten Kirche (Kerößner, I. S. 299; Battonn, I. S. 251; Pelli-G., Leben, V. S. 25, Note, und Stricker, Bez., S. 25). Die Familie der Stalburg, die der Stadt noch 1758 in Goethe's Knabenzeit einen Bürgermeister schenkte, erlosch 1808 (s. Dr. Henden, das Frankfurter Patriciergeschlecht von Stalburg, im Frkf. Conv.-Bl., 1862, S. 190).

20. Pforten und Thürme (S. 14 unten). Die erste Stadterweiterung hatte im 12. Jahrhundert, die zweite im 14., im Jahre 1333, stattgefunden (Kriegk, Senckenberg, S. 97; Mittheilungen, III. 118; A. Ravenstein, die Stadterweiterungen ꝛc., 3 Hefte, 1852). Die vielen Thürme und Thore der Stadt, von denen jedoch die Bornheimer Pforte schon 1765 abgebrochen wurde, gaben nach dem Ausdrucke der Frau Pelli „ein Gefühl von Ehrfurcht und Reichthum, wie es für eine Krönungs- und freie Reichs-Stadt sich zieme" (Erinnerungen, S. 129). Als Goethe 1797 seine Vaterstadt nach längerer Abwesenheit wiedersah, waren die alten Wälle und damit die meisten Thürme und Pforten niedergelegt. Doch erinnern noch heute das Eschenheimer Thor und die durch Stüber's Verwendung geretteten vier Warten im Stadtgebiet an die alte feudale Zeit.

21. Der berühmte Plan des Niederländers Hans Grov v. J. 1552 (s. Battonn, I. S. 92, und Textrev. zu S. 15) ist bei A. Kruthoffer in Frankfurt 1861 neu aufgelegt; ein ächtes Exemplar hängt im Goethehause. Wegen der ältern Frankfurter Stadtpläne s. Archiv, N. F., I. S. 286, u. III. S. 236 flgd.

22. Gang der Stadtmauer (S. 15), d. h. oben auf der mit Schießscharten versehenen, überdeckten Mauer.

Der bekannte hinkende Teufel, in dem französischen Roman Le diable boiteux von Le Sage (1707), auf den Goethe auch sonst, z. B. in den „Vögeln" (Werke, Bd. VIII. S. 375) und Bd. XXIX. S. 204 und 727, anspielt.

Oberst von Cohausen sagt in seiner Abhandlung über das Eschenheimer Thor: „Von dem Thurm aus liefen die gedeckten Wehrgänge auf der Stadtmauer nach dem Rödelheimer und Friedberger Thor hin und gewährten den Einblick in Höfe und Gärten, welche Goethe so reizend beschreibt und aus dem das Knabenmärchen entstand, das hinter der nahen schlimmen Mauer spielt" (Archiv, N. F., IV. S. 27). Grade nach dieser Richtung lagen Bleichplätze (S. 15), deren Erinnerung in der von dem Eschenheimer Thor ausgehenden Bleichstraße bewahrt ist.

23. Das Rathhaus, der Römer (S. 15). Der Ursprung des Namens ist nicht aufgeklärt. In Olenschlager's Urkundenbuch zur Goldnen Bulle (S. 1) sind sowol dies Gebäude, der große Römer, als der auf dem Klapperfeld belegene kleine als Römische Kastelle abgebildet. Gleichwol scheint keine Erinnerung an die Römerzeit, wie bei der Saalburg bei Homburg, sondern die Uebertragung des Beinamens früherer Besitzer dieser Gebäude, welche in irgend einer Beziehung zu Rom und Italien gestanden sein mochten, auf die Gebäude selbst vorzuliegen (Kriegk, Frankfurt, Kap. 22). Der Geschlechtsname Römer findet sich noch heute mehrfach in Frankfurt wie auch sonst in Deutschland. Als das ältere Rathhaus neben der Bartholomäuskirche, an der Stelle des jetzigen Pfarrthurms, baufällig geworden, erwarb der Rath im Jahre 1405 den Römer am Samstagsberge sowie das anstoßende Haus „Zum goldnen Schwan" und bestimmte beide Häuser zum neuen Rath- und Kaufhause. Jener Berg, ein Rest des Vorplatzes vor der ehemaligen Kaiserpfalz, dem Saalhofe, erhielt dann später den Namen Römerberg. In den untern gewölb-

ähnlichen Hallen (S. 15 unten) errichtete man zahlreiche Kramläden und Buden, die den Raum, zumal in der Messenzeit, in eine belebte Markthalle verwandelten. Die letzte der dortigen Buden ist erst i. J. 1846 verschwunden.

Die von Goethe mitgetheilte Inschrift der Rathsstube (S. 16) wurde schon i. J. 1442 auf einer Tafel angebracht (Kriegk, a. a. O., S. 193) und lautet nach der von uns an Ort und Stelle (jetzt Vorsaal des neuen Rathszimmers) genommenen Abschrift:

Cyns mans redde ein halbe redde
man sal sie billich verhören bede.

Das Audiatur et altera pars über der Thür des großen Rathhaussaales zu Nürnberg lautet fast ebenso:

„Eines Mannes Red' ist halbe Rede,
Vernehmt drum der Parteien jede!"

(Hagen, Norica, 2. A. 1865, S. 192.)

„Eines Mannes Rede ist keine Rede" ist alter deutscher Rechtsspruch (Agricola, 1529, Sprichw. 43, 69; Simrock, Sprichw. Nr. 9184, und Graf u. Diether, Deutsche Rechtssprichw., Nördl. 1864, S. 433). Ebenso bringt Lehmann im Jahre 1642 die Reime:

Richt' nicht nach eines Mannes Klag',
Hör' vor wohl, was der Ander sag'.

und

Mit Urtheilfällen gar nicht eil',
Du hast denn gehört beide Theil'.

(Dessen Florilegium politicum unter: Obrigkeit Nr. 17, 34, 39, 96, 101, und Addita Nr. 6.)

Wegen der Eintheilung des Senats in Bänke (S. 16) i. Lersner, I. S. 256 flgd. Die erste Bank bilden die vierzehn Schöffen, die zweite die vierzehn Rathsherren, nämlich sieben vom Hause Limpurg und sieben vom Hause Frauenstein sowie von der übrigen Bürgerschaft; die letztern bestehen theils aus Doctoribus, vornehmen Kaufleuten und Rentenirern; die dritte Bank nehmen vierzehn vom Handwerkerstande ein; es sind also zweiundvierzig Mitglieder im Ganzen.

Die neue Kaisertreppe wurde erst 1742, an Stelle der vom Römerberg aus unmittelbar in den Kaisersaal geleiteten alten Treppe, von den untern Hallen aus angelegt, auch die

Decke mit Bildern in Fresko verziert (Kriegk's Frankfurt a. M., S. 199).

Das Wahlzimmer (S. 16), nämlich das Wahl- und Konferenzzimmer der zur Kaiserwahl versammelten Kurfürsten und ihrer Gesandten, war auch erst kurze Zeit vor Goethe's Geburt, 1732 und 1733, neu hergestellt und ausgeschmückt. Die Purpurtapeten und die Goldleisten des bronzenen Frieses über der Decke sind noch heute zu sehn, ebenso die humoristischen, an Kaulbach's neckische Kinderdarstellungen erinnernden Gemälde über den fünf Thüren: diese Kinderengel spielen auf dem ersten mit der Krone, auf dem zweiten mit dem Schwerte, auf dem dritten mit dem Reichsapfel, auf dem vierten mit den Pantoffeln und auf dem letzten mit dem Krönungsrocke; jedem Bilde ist eine bezügliche lateinische Inschrift beigefügt (s. dieselben bei Kriegk a. a. O., S. 194).

Dieses Zimmer ist durch eine Thür mit dem großen Kaisersaal (S. 16) verbunden, dem Schauplatz der feierlichsten Reichs- und Staatsakte, welche Frankfurt's Mauern gesehn. Ein Reichstag wurde dort zwar nur einmal unter Karl VII. gehalten; aber bei allen Kaiserwahlen diente er als Speisesaal für Kaiser, König und Fürsten (s. unten zu S. 191), und der gesammte Rath huldigte hier dem neuen Reichsoberhaupt. Außerdem fanden hier die öffentlichen Gerichtssitzungen, namentlich das Pfeifergericht, regelmäßig statt. Noch 1863 gab der Rath hier dem Kaiser von Oestreich und den übrigen, wenn auch nicht vollzählig, versammelten deutschen Fürsten ein Festmahl. Die Kaiserbilder, welche der Knabe Goethe bewunderte, stammten aus dem Ende des sechzehnten Jahrhunderts, die der Kaiser von Konrad I. an sogar erst aus dem Jahre 1711. Bei der Restauration des Saales in den Jahren 1838 bis 1853 sind jene alten Brustbilder durch neue ersetzt oder doch verdeckt (s. das Nähere in Kriegk's Frankfurt, Abschnitt „Der Kaisersaal", S. 197 bis 207, auch 1863 besonders erschienen u. d. T. „Der Römer und der Kaisersaal in Frankfurt a. M."). Es ist richtig, daß in Goethe's Knabenzeit nur noch Platz für Joseph II. (S. 17) übrig blieb. Um auch für das Bildniß des folgenden Kaisers Leopold II. Raum zu gewinnen, mußte später (1827) eine zwischen zwei Fenstern angebrachte Uhr entfernt werden (das., S. 199), und auch für Franz II. wurde noch eine freie Stelle ermittelt.

Nur die Goldne Bulle (S. 17), von welcher ein Exemplar sich im Besitz der alten Krönungsstadt befindet, ist von Karl IV.

erlassen (i. J. 1356) und auf den Reichstagen zu Nürnberg und Metz in demselben Jahre verkündigt, nicht aber die um beinah zwei Jahrhunderte jüngere Kriminalordnung Kaiser Karl's V. Beide Reichsgesetze wurden nach ihren Urhebern gleichmäßig die Carolina genannt. „Kayser's Karl peinliche Hals-Gerichts-Ordnung" enthielt das für Frankfurt giltige Kriminalrecht (Lersner, I. S. 259), mit dem sowol der Frankfurter Advokat als der später Weimarische Geheime Rath Goethe sich bekannt machen mußte. So schrieb er einmal in der ersten Weimarischen Zeit an seinen Freund Einsiedel: „Schick mir doch, Bruder, die peinliche Halsgerichts-Ordnung, etwa mit Kressens Kommentar und was Du sonst Kriminalzeug hast" (Grenzboten, 1873. Nr. 34. S. 297; vgl. auch Dr. Kriegk, die goldne Bulle der Stadt Frankfurt a. M., 1867).

24. Dem 1349 von einigen Kurfürsten gewählten, dem Kaiser Karl IV. als Kaiser entgegengestellten Grafen Günther von Schwarzburg (S. 17) hatte Frankfurt Huldigung geleistet; dort starb er jedoch bereits am 18. Juni desselben Jahres, nachdem er vorher seinen Ansprüchen auf das Reich entsagt hatte. Sein Grabmal wurde in der Mitte des Chors der Bartholomäuskirche errichtet, von achtzehn Wappen umgeben. Goethe sah den Grabstein jedoch nicht hier, sondern an der Seite des Chors neben der zur Wahlkapelle (dem Konklave) führenden Thür, wohin ihn i. J. 1743 Kaiser Karl VII., um in der Kirche mehr Platz zu gewinnen, hatte versetzen lassen. Die Fürsten von Schwarzburg erneuerten das bei der Umsetzung beschädigte Denkmal im Jahre 1856. Ueber dieses, bei Lersner (I. 2. S. 107) abgebildete Grabmal ist eine weitläufige Literatur vorhanden (s. besonders Dr. Usener über dasselbe im Archiv, Heft 8. S. 73 bis 80, u. in d. Mitthl., I. S. 127 flgd.).

25. Die letzten Krönungen (S. 17 u. 18). Diejenige Karl's des Siebenten vom 12. Februar 1742 hat Goethe's Großoheim von Loen in seinen „Kleinen Staatsschriften" ausführlich beschrieben (dessen kleine Schriften, Thl. II. S. 210 bis 229. Brief XVII. 2. A. 1751). Auch er hebt unter den „Abendbeleuchtungen" die des französischen Gesandten, des bekannten Marschalls von Belleisle, hervor: „Doch muß ich Ihnen sagen, daß sich darunter die französische, welche den ganzen Roßmarkt (sic) mit den zierlichsten Arkaden umstellet hatte, besonders ausgezeichnet

hatte." Auch Friedrich's des Großen Schwester, die Markgräfin von Baireuth, wohnte den Feierlichkeiten bei (ſ. ihre Memoiren, II. S. 309 bis 322). Sie ſagt jedoch vom Kaiſer: Il était mourant de la goutte et de la gravelle, et pouvait à peine se soutenir, und nennt ihn le pauvre Empereur.

Die Krönung des am 13. Septe[illegible]er 1745 gewählten Franz des Erſten fand am 4. des folgenden Monats ſtatt. Das Nähere zu S. 180 u. 181. In dem Schema (oben Nr. 4) hat Goethe ſowol bei Karl VII. als bei Franz I. die Wahltage als Krönungstage bezeichnet.

26. **Die Schlacht bei Dettingen (S. 18) vom 27. Juni 1743**, in welcher die alliirten Oeſtreicher und Engländer, letztere unter der Führung König Georg's II., die Karl VII. unterſtützenden Franzoſen unter Marſchall Noailles zwiſchen Seligenſtadt und Hanau ſchlugen, hat Loen gleichfalls (a. a. O., S. 302 bis 314) geſchildert und eingehend beurtheilt. Karl VII. nahm nach der verlornen Schlacht ſeinen Aufenthalt in Frankfurt; „denn," ſetzt Loen hinzu, „man ſiehet nicht, wohin der gute Kaiſer weiter ſeine Zuflucht nehmen will" (ſ. oben S. 18, Z. 3 u. 4). Am 8. Juni hatten ihn die Oeſtreicher zum zweiten Male zur Flucht aus ſeiner Reſidenz München gezwungen. Dorthin kehrte er erſt im Oktober 1744 aus Frankfurt zurück, um am 20. Januar 1745 ſeinem Gichtleiden zu erliegen.

27. **Der Aachner Friede (S. 18) vom 18. Oktober 1747** beendigte den öſtreichiſchen Erbfolgekrieg. Er eröffnete für Europa diejenige lange Epoche ungetrübten Friedens, in welche Goethe's Geburt und ſeine Kinderzeit fallen ſollte. Im Précis du siècle de Louis XV. (Ch. 31) rühmt Voltaire dieſe Zeit: „L'Europe entière ne vit guère luire de plus beaux jours que depuis la paix d'Aix-la-Chapelle en 1748 (richtiger 1747) jusque vers l'an 1755" (richtiger bis zum Sommer 1756, dem Ausbruch des ſiebenj. Krieges). Vergl. den Anfang des zweiten Buchs, hier S. 41.

28. **Die Frankfurter Meſſen (Nundinae Francofurtenses) wurden zu den ſieben Wundern Deutſchlands gerechnet (der Chor in Köln, die Uhr in Straßburg, die Orgel in Ulm, die Kunſt (Mechanica) in Nürnberg, die Baukunſt (Structura) in Augsburg und die Bibliothek in Mainz).** Der Urſprung dieſer alten Reichs-Jahrmärkte läßt ſich bis auf Ludwig den Frommen verfolgen;

die Herbstmesse fiel auf die Zeit von Mariä Himmelfahrt bis zu Mariä Geburt und fand neben dem Dom statt, der jedoch nicht Unsrer lieben Frau gewidmet war. Die neue oder die Ostermesse ordnete erst Ludwig der Baier an und legte sie auf die Zeit vom Sonntag Oculi bis Judica; doch sind die Zeiten vielfach verändert und zuletzt der Anfang der Herbstmesse auf Mariä Geburt (8. Sept.) und der der Ostermesse auf den Oster-Dienstag gesetzt worden (s. Olenschlager, G. B., S. 24; Kriegk, Frankfurter Bürgerzwiste und Zustände im Mittelalter, Frankf. 1862, S. 294; W. Stricker, die Frankfurter Messen in „Im Neuen Reich", 1872. Nr. 36; Fries, Pfeifer-Gericht u. s. w., 1752, S. 38 flgd.).

29. Der Geleitstag (S. 19) fällt stets auf den Donnerstag nach Aegidi (1. Sept.), und die Herbstmesse beginnt dann am darauf folgenden Montag (Lersner, I. S. 262, u. Fries a. a. O., S. 51). Ebenso ging der Ostermesse ein Geleitstag voran. „Die beiden Frankfurter Messen haben," wie Fries ebenda S. 102 bemerkt, „wenigstens darinnen vor allen andern den sonderbaren Vorzug, daß die dahin reisenden Kauf- und Handelsleute seit Friedrich's des Zweiten Zeiten, mithin über fünfhundert Jahre, unter einem so besondern kaiserlichen Schutz gestanden, daß die daher fast im ganzen Reich, in so vielen kur- und fürstlichen, auch andern Ländern, gleich einer an einander hangenden Kette etablirte Begleitung denenselben bis anher vollkommene Sicherheit verschaffet haben, wie dann auch das ausnehmende Gepränge, womit zu Frankfurt an den Geleitstagen diese und verschiedene kur- und fürstliche Geleiter selbst bis in die Stadt von den hierzu best-unten bürgerlichen Kavallerie-Kompagnien unter dem Zuschauen und Zulauf einer unzähligen Menge vornehm- und geringer, fremd- und einheimischer Standespersonen eingeholt zu werden pflegen, schwerlich anderswo seinesgleichen finden wird." „Erfreuliche Gedanken über den prächtigen und solennen Geleitstag in Frankfurt a. M." hieß eine 1747 erschienene Flugschrift. Die Geleitsreiter, geführt von ihren Offizieren und begleitet von einem Deputirten des Raths, dem Geleitshauptmann, empfingen die von Nürnberg, Augsburg, Worms, Straßburg, Köln und andern großen Handelsstädten ankommenden Kaufleute und deren Geleite an der Grenze des Stadtgebiets. Hieronymus Peter Schlosser, Goethe's Freund, an den er das Gedicht (Werke, Bd. III. S. 316) richtete, später Bürger-

meister und Schöff, war 1778 Geleitshauptmann und hat eine ausführliche Denkschrift über seine Verrichtung als solcher hinterlassen, welche im 3. Bande der Mittheilungen des Frankf. Vereins für Geschichte und Alterthumskunde (S. 268 bis 281) abgedruckt ist. Dieser Dienst war danach mit großen Ausgaben verknüpft, die durch eine nur handschriftlich vorhandene „Geleitsordnung" geregelt waren. „Denn," heißt es in jener Denkschrift, „das Vornehmste dieser Feierlichkeit ist Wein und Bretzeln" (S. 272). Die Geleitsbretzeln sieht man noch heute in Frankfurt. Auch wurden bei dem Vortrage jener Denkschrift im Verein (am 8. April 1867) Abbildungen von Geleitsreitern in officiellem Kostüm und eines Bäckerknechts mit Geleitsbretzeln vorgelegt.

Dem von Goethe (S. 20, Z. 4) erwähnten Herkommen trat nach Schlosser's Bemerkung noch das hinzu, daß es „der Geleitstag so hergebracht zu haben scheine, daß es an demselben, sollten es auch nur einige Tropfen sein, regnet."

Auch Frau Belli-Gontard gedenkt des Geleitstags in ihren „Lebens-Erinnerungen" (S. 75): „Ich sah den letzten Einzug der Geleitsreiter; sie wurden von den Bürgermeistern an der Ziegelhütte empfangen, bekamen Pfeffer und Salz nebst der Erlaubniß, unter Trompetenschall und dem Geläute der Glocken in die Stadt zu reiten. Der Geleitstag ist geblieben mit seinen sonderbar geformten Bretzeln, allein die Reiter! —" Diese Reiter nämlich „in ihrer dunkelblauen, gold- und silberverbrämten Uniform nach altem Schnitt, gelbledernen Beinkleidern, Stiefelmanschetten und goldbetreßten dreieckigen Hüten" wurden zu Ende des Jahres 1813 aufgelöst und durch freiwillige Kavallerie in grünen Uniformen mit Czakos 1814 ersetzt (Mitth., III. S. 123).

Mit den Worten S. 19, Z. 10, sind die Verse Werke, Bd. XI., S. 341, über „Götz von Berlichingen" zu vergleichen, namentlich:

„Bei manchen Zügen, die er unternahm,
Er half und schadete, so wie es kam;
Bald gab er selbst, bald brach er das Geleit,
That Recht und Unrecht in Verworrenheit" u. s. w.

30. Das Pfeifergericht (S. 20 bis 22), d. i. die Bestätigung der Zollfreiheit der Städte Worms, Bamberg und Nürnberg (früher auch Straßburg, Köln und einiger niederländischen Städte) seitens des Schultheißen in feierlicher Gerichtssitzung. Goethe's Darstellung beruht wesentlich auf der schon

oft angeführten Abhandlung von Fries „Vom sogenannten Pfeifer-Gericht“ (1752). Das Pfeifergericht wurde am letzten Sitzungstage vor der Herbstmesse gehalten; unmittelbar darauf folgten Gerichtsferien. „An diesem Gerichtstag erschienen in den ersten Zeiten die fremde Kaufleute der befreiten Orte, welche kurz zuvor mit dem Geleite aufgeholt worden. — Keine Gesellschaft in Teutschland, sie mochte Namen haben, wie sie wollte, konnte einen publiken Actum ohne Pfeifer und Trompeter thun, und ginge dieses bei allen publiken Actibus nicht anders, von dem Reichstag an bis auf den geringsten Handwerker-Aufzug. — Weil nun ersagte Kaufleute einen Stadtboten mit sich brachten und der Zug nomine publico geschah, durften nothwendig keine andre Pfeifer als die Stadtpfeifer jedes Orts genommen werden. Daß die Aufholung bei Gericht geschieht, ereignete sich accidentaliter, weil Schultheiß und Schöffen ohnehin auf diesen Tag beisammen waren und ihre letzte solenne Publikation ante ferias nundinarum hatten. Der Schultheiß war eigentlich Derjenige, von dem der Zoll Namens des Kaisers und Reichs gehandhabt wurde. — Außer allem Zweifel haben die Kaiser selbsten annoch, als der Frankfurtische große Zoll ihnen gehörte, die Städte Worms, Bamberg und Nürnberg von demselben befreit. Eine dergleichen kaiserliche Zollbefreiung geschah mündlich nur vor ein Jahr; mußte demnach die Renovation alljährlich geschehn“ (Fries, S. 3 bis 6). Der Schluß des ersten Absatzes S. 20 ist Fries, Kap. 15. S. 113, sowie der zweite Absatz S. 20 unten und das Weitere S. 21 fast wörtlich Fries, Kap. 17. u. 18. S. 138 figd., entnommen (s. auch oben Textkritik zu S. 21). Auch die Musik jedes der drei Instrumente hat uns Fries auf einem besondern Blatt aufbewahrt, nebst einer Abbildung der Geschenke, welcher Goethe's Beschreibung genau folgt. Die Handschuhe galten (nach dem Sachsenspiegel) als symbolische Bezeichnung eines vom Kaiser mündlich erklärten Willens, der Pfeffer als die des Zolls, da die Zölle zu Pfeffer angeschlagen und in Pfeffer, statt Geldes sowie statt der Waaren bis zum Werthe eines Guldens, entrichtet wurden; ebenso kamen die kleinen Silbermünzen (S. 21), nämlich ein Räderalbus in Silber und ein Gulden in Gold, als die Geldspezies in Betracht, worin der Zoll zu bezahlen war, das weiße Stäbchen als Zeichen der Gerichtsbarkeit der betreffenden Stadt, endlich der Hut als eine für den Handel der Stadt Worms besonders bezeichnende Waare (a. a. O., S. 6 bis 9). Den „bibern Filzhut“ nahm der Abgeordnete von Worms

gegen jedesmalige Erlegung eines Goldguldens, wieder zurück. Jede Stadt lieferte dieselben Gaben, aber der Nürnberger Becher war immer der schönste (a. a. O., S. 147 u. 148). Wenn Goethe S. 20 „Alt-Bamberg" unter den drei Städten nennt, so ist das ganz richtig, da eine alte Nachricht aus dem 15. Jahrhundert (Fries, S. 148) besagt: „Die alde Statt unnd nit die neuere von Bebenberg" solle die gedachten Gaben „mit eine Pfiffen an das Gerichte brengen." Die auf solche Weise alljährlich anerkannte Zollfreiheit kam jedem Bürger der drei Städte, wenn er Waaren nach Frankfurt brachte, gegen Vorlegung seines Bürgerbriefs zu Statten, nur ward er von solchen Abgaben, welche Frankfurter Bürger selbst trafen, nicht befreit. Das letzte Pfeifergericht wurde i. J. 1802 abgehalten (Kriegk, Frankfurt, S. 197).

Ein Weißpfennig, Weißling oder Albus (S. 22 oben) betrug 2 Kreuzer und 8 Heller; also machten 30 Weißpfennige 1 Gulden (vgl. über die Frankfurter Münzen: Mitth., I. S. 44).

31. Der Schwefelbrunnen (S. 22) ist der am rechten Mainufer, vor dem Galgenthor und an den Weingärten des Galgenfeldes belegene Grindbrunnen (s. W. Strider, über die Heilquellen des Frankfurter Gebiets, ins Besondere den Grindbrunnen und die Riedhöfer Quelle; Mitth., I. S. 118). „Die Lindengruppe am Grindbrunnen war weithin sichtbar, bis der Sturm die alten Bäume zusammenriß" (F. Scharff, „Die alten Bäume unsrer Gegend", Mitth., III. S. 143). Weiter abwärts am Main, Niederrad gegenüber, folgt dann der Gutleuthof und das Gutleuthöfer Gelände. Auf dem durch die Galgenwarte abgeschlossenen Galgenfeld daneben wurden die gerichteten Verbrecher verscharrt (Archiv, II. Heft 8. S. 257, Anm.). Die Aussicht nach Höchst hin, welche man von den Hinterzimmern des Goethischen Hauses genoß (oben S. 10 u. S. 23) umfaßte diese Oertlichkeit: „den Gutleuthof, die Gallenwarte, die Thürme von Höchst und die wunderschönen Linden auf der Wiese am Grindbrunnen" (Belli-G., Erinnerungen, S. 129). Goethe scheint letzteren Namen als unästhetisch vermieden zu haben.

Die Pfingstweide lag in der entgegengesetzten Richtung vor dem Allerheiligen-Thor. „Auf der Pfingstweide draußen stehen sie (die alten Linden) noch um das alte Pfingstbrünnchen her; wenn das Pfingstfest gekommen, wurden dort die Waisenkinder mit Reisbrei und Kalbsbraten gespeist" (Scharff a. a. O. vom Jahr 1865; Anzeigen des Frankfurter

„Armen-, Waysen- und Arbeits-Hauses" aus den Jahren 1753 u. 1754 bei Belli-G., Leben, IV. S. 27, 28, 46). Das von Goethe erwähnte ländliche Fest hieß der Kühtanz; nach der Bemerkung der Frau Belli-Gontard (a. a. O., S. 122, Note) bewirtheten am Pfingst-Dienstage die Bäcker die Milchmädchen, welche ihnen das Jahr hindurch die Milch zur Stadt gebracht, während Brauer und Metzger zum Walde zogen. Im Jahre 1758 wurde jedoch das ländliche Fest verboten, wol wegen der dabei vorgefallenen Ungezogenheit, die Goethe (S. 22) neben der Lust hervorhebt, oder wegen der Kriegszeit, wie Frau Belli-G. vermuthet. Das charakteristische Verbot des Ackergerichts vom 12. Mai 1758 lautet: „Vermöge hochreipektirlichen Raths-Conclusi vom gestrigen Dato wird hierdurch bekannt gemacht, daß der sonst gewöhnliche Kühtanz vor diesesmal eingestellet bleiben und weder an dem Grindbrunnen, noch auf der Pfingstweide einige Wein- oder Bierzapferei, Spieltische oder Musik bei ohnausbleiblicher Strafe gehalten werden solle." Im „Faust", in „Werther's Leiden", in „Hermann und Dorothea" und sonst lassen sich Erinnerungen an jene Feste und an die Linden-Brunnen in Goethe's Schriften verfolgen; vergl. z. B. die Verse im letzten Gedicht (Werke, Bd. II. S. 93): „Von dem würdigen Dunkel erhabener Linden umschattet, . . .
War, mit Rasen bedeckt, ein weiter grünender Anger
Vor dem Dorfe, den Bauern und nahen Städtern ein Lustort.
Flach gegraben befand sich unter den Bäumen ein Brunnen."
Eine andere Erinnerung an jene Pfingst-Dienstage möchte man in den Wanderjahren (Werke, Bd. XVIII. S. 271) finden.

32. Der Hausbau (S. 22) war im Herbst 1755 beendigt (s. oben zu S. 12 u. 13). Wegen der luftigen oder lustigen Vorsäle s. die Textrevision oben zu S. 23.

33. Die holländischen Ausgaben der lateinischen Schriftsteller in des Vaters Bücherſammlung (S. 23) waren wol vorzüglich Elzevire, wenigstens kamen am 1. Mai 1758 Elzevire und juristische Dissertationen in die bei ihm veranstaltete öffentliche Auction (s. Belli-G., Leben, IV. S. 121). Keyßler und Reineß sind jetzt sehr verschollen. Ersterer war der Verfasser der „Neuesten Reisen durch Deutschland, Böhmen, Ungarn" u. s. w. 2 Thle. 2. A. Hannover 1751. 4°; Letzterer der einer „Reise nach Paris" (Sejour de Paris oder Anleitung, wie Reisende sich in Paris zu verhalten haben. 1717. 4. A. 1750). Loen nennt

im Anhang des ersten Theils seiner kleinen Schriften (S. 129) den Hofrath von Remeiß einen seiner Freunde und Verfasser der „Vernünftigen Gedanken", in deren drittem Theile sich eine Beschreibung von Holland befinde. Holland und Frankreich wollte Goethe's Vater nach Italien bereisen, woher sich das Vorhandensein der genannten Reisebücher erklärt (vergl. den zweiten der oben in Nr. 13 erwähnten Briefe).

34. Bei der Charakterisirung der Frankfurter Maler (S. 24) hat Goethe vorzugsweise die Schrift seines Jugendfreundes Hüsgen: „Nachrichten von Frankfurter Künstlern und Kunst-Sachen" (1780), zu Rathe gezogen. Von Hirt bemerkt Hüsgen (S. 165): „Oefters malte auch der berühmte alte Schütz die Landschaften, und Hirt staffirte sie mit seinem schönen Vieh"; von Trautmann (S. 171): „sein hauptsächlichstes Talent bestand in Vorstellung nächtlicher Feuersbrünste", und „in Rembrandt's Manier siehet man viele lebensgroße und auch kleine Köpfe von ihm"; von Schütz (S. 184): „Das Maleréi-Kabinet dieses Herrn (des Barons Häckel) enthielte schöne Bilder von Hermann Sachtleben, und Schütz, dessen Manier ohnedem schon dahin einschlug, bediente sich nur dieser" u. s. w. Sachtleben (Saftleven) aus Rotterdam ist berühmt durch seine niederländischen Rheingegenden (s. Nagler); Juncker malte (Hüsgen, S. 168) „schöne Blumen- und Früchten-Stücke nach David de Heem und Hunsum." Wegen Seekatz und Brinckmann s. unten zu S. 82.

35. Runde Fensterscheiben (S. 24) waren in dem Frankfurt der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts die Regel. Reiffenstein berichtet, allerdings von einer noch ältern Zeit: „Ferner denke man sich die Häuser schmal mit kleinen Fenstern und in denselben durchweg runde Scheiben" (Archiv, II. Heft 6. S. 182). Nach Volger's Beschreibung (Vaterh., S. 84) bestand jedes der neuen Fenster aus vier Flügeln, in welche oben vier und unten sechs Glastafeln, paarweise gestellt, eingelassen und in Blei gefaßt waren, jede Tafel 6 Zoll breit und 9 Zoll 6 Linien hoch, „in damaliger Zeit eine Pracht, während unser verwöhnter Geschmack sie bereits unerträglich finden will."

36. Das Erdbeben vom 1. November 1755 (S. 25) fand die Familie schon in dem umgebauten Hause, nachdem kurz vorher am 28. September die zweite Säkularfeier des Augsburger Religionsfriedens gefeiert worden war. Glover (S. 3 bis 7) hat

versucht, Goethe's Darstellung dieses Naturereignisses ins Lächerliche zu ziehen. Goethe hat das Erdbeben jedoch nicht nach seiner Einsicht vom Jahre 1811, noch überhaupt als Naturforscher, sondern so geschildert, wie er annahm, daß er die Kunde einst in seiner kindlichen Phantasie aufgefaßt habe. Durch Bettina war er zwar nicht erst daran erinnert worden; aber er benutzte doch, was sie ihm darüber schrieb. „Der kleine Wolfgang hatte keine Ruhe mehr! das brausende Meer, das in einem Nu alle Schiffe niederschluckte und dann hinaufstieg am Ufer, um den ungeheuern königlichen Palast zu verschlingen, die hohen Thürme, die zuvörderst unter dem Schutt der kleinern Häuser begraben werden, die Flammen, die überall aus den Ruinen heraus, endlich zusammenschlagen und ein großes Feuermeer verbreiten, während eine Schaar von Teufeln aus der Erde hervorsteigt, um allen bösen Unfug an den Unglücklichen auszuüben, die von vielen tausend zu Grunde Gegangenen noch übrig waren — machten ihm einen ungeheuren Eindruck" (Briefw. m. e. Kinde, II. S. 253). Goethe hat diese Schilderung nur wenig gemildert und mehrere übertreibende Einzelnheiten (Volger, Vaterhaus, S. 101, Note) absichtlich beibehalten, um den Eindruck, den er als Kind erfuhr, voll wiederzugeben.

Es ist schwer, sich heute zu vergegenwärtigen, wie gewaltig die Gemüther der Menschen durch das Erdbeben erschüttert wurden. Goethe hat in seinem biographischen Schema (oben Nr. 4) „Voltaire und Rousseau über dies Naturereigniß" angeführt. Zahlreich sind die Erörterungen des Ersteren über das Erdbeben, da es ihm ein sehr brauchbares Argument ad hominem gegen den von ihm bald darauf im Candide verspotteten Optimismus Leibniz', Pope's, Shaftesbury's, Bolingbroke's u. A. darbot. Ausführlich schildert Voltaire das Ereigniß im Précis du Siècle de Louis XV. (Chap. XXXI): Un grand tiers de cette ville (Lisbonne) fut renversé sur ses habitants; il y périt près de 30,000 personnes (nach der spätern Note in l'Art de vérifier les dates nur 15,000); ce fléau s'étendit en Espagne, la petite ville de Sétubal fut presque détruite, d'autres endommagées; la mer, s'élevant au-dessus de la chaussée de Cadix, engloutit tout ce qui se trouva sur le chemin u. s. w. Er verfaßte das 12 Seiten lange Poème sur le désastre de Lisbonne ou examen de cet axiome: Tout est bien (Oeuvres, Tome XIII), mit Stellen wie:

Philosophes trompés qui criez: „Tout est bien",
Accourez, contemplez ces ruines affreuses,

Ces débris, ces lambeaux, ces cendres malheureuses....
Cent mille infortunés que la terre dévore....
Direz-vous: C'est l'effet des éternelles lois
Qui d'un Dieu libre et bon nécessitent le choix?

Dieses Gedicht gab Rousseau den Anlaß, in dem eine vollständige Abhandlung bildenden Briefe an Voltaire vom 18. August 1756 die Vertheidigung von Leibniz und Pope zu übernehmen. Die Theodicee des Ersteren und Pope's Essay on Man sind hauptsächlich gemeint. Rousseau schreibt: „Tous mes griefs sont donc contre votre Poème sur le Désastre de Lisbonne, parceque j'en attendais des effets plus dignes de l'humanité qui paraît vous l'avoir inspiré. Vous reprochez à Pope et à Leibnitz d'insulter à nos maux en soutenant que tout est bien, et vous chargez tellement le tableau de nos misères, que vous en aggravez le sentiment: au lieu des consolations que j'espérais, vous ne faites que m'affliger." Und weiterhin: „De quelques maux que soit semée la vie humaine, elle n'est pas, à tout prendre, un mauvais présent; et si ce n'est pas toujours un mal de mourir, c'en est fort rarement un de vivre." Dann betont Rousseau den Zusammenhang der Leiden des Einzelnen mit der Zweckmäßigkeit des Ganzen und korrigirt den Satz ‚tout est bien' dahin: ‚le tout est bien' oder ‚tout est bien pour le tout.' Er schließt mit der Hoffnung, die dem Unglücklichen bleibe und Alles verschönere. Dieser Brief führte zum Bruch zwischen beiden Dichtern. In seiner Korrespondenz äußert Voltaire sich ähnlich wie in obigen Stellen, namentlich in den Briefen vom 28. November 1755 (No. 2295, Tome VI der Correspondance): „Si Pope avait été à Lisbonne, aurait-il osé dire tout est bien?"; vom 30. (No. 2296): „cent mille âmes ensevelies sous les ruines, — voilà un terrible argument contre l'Optimisme"; vom 1. Dezember 1755 (No. 2297): „L'Europe est dans la consternation du jugement dernier arrivé dans le Portugal", und in No. 2308: „On n'est pas sûr de coucher dans son lit."

Auch Friedrich der Große erwähnt das Ereigniß im zweiten Kapitel seiner Geschichte des siebenjährigen Krieges, als dessen Vorboten es auch Voltaire im Précis (oben) geschildert, und in Briefen an seine Schwester von Baireuth vom 18. und 26. Dezember 1755 (Oeuvres de Fréd. le Gr., IV. p. 29 u. 30, und XXVII. 1. p. 320 u. 322).

Wichtiger sind Kant's Aeußerungen, zuerst in Nr. 4 u. 5 der Königsberger Frage- und Anzeigungs-Nachrichten von 1756, dann in der berühmten Schrift: „Geschichte und Naturbeschreibung der merkwürdigsten Vorfälle des Erdbebens, welches an dem Ende des 1755sten Jahres einen großen Theil der Erde erschüttert hat. Königsberg 1756" (40 S. 4°). Das Buch ist streng wissenschaftlich, aber S. 34 erörtert Kant auch den Nutzen der Erdbeben, den Voltaire unerwähnt läßt, und in der Schlußbetrachtung (S. 38) weist er auf das höhere Ziel des Menschengeschlechts überhaupt hin, auf welches jene Verheerungen der Natur aufmerksam machen, die nicht als Strafgerichte der Menschen anzusehn, vielmehr in der Oekonomie der Natur unabhängig von den Menschen begründet seien. In den Schlußworten deutet auch er auf den bevorstehenden Krieg.

Aus damaliger Zeit erwähnen wir nur noch eine Geschichte jener vom 1. November 1755 bis 20. Februar 1756 fortdauernden Erdbeben, welche Kühelin 1756 in fünf Theilen herausgab, und eine dänische von Pontoppidan (deutsch von Mengel 1757).

Humboldt hat im „Kosmos" das Erdbeben von Lissabon mehrfach berührt. Die Hauptstelle im I. Bande (v. J. 1845, S. 217) lautet: „Das große Erdbeben, welches am 1. November 1755 Lissabon zerstörte, wurde in den Alpen, an den schwedischen Küsten, in den antillischen Inseln, in den großen Seen von Kanada, wie in Thüringen und in dem nördlichen Flachlande von Deutschland, in kleinen Binnenwassern der baltischen Ebene empfunden. Ferne Quellen wurden in ihrem Lauf unterbrochen. — Die Teplitzer Thermen versiegten. — Man hat berechnet, daß am 1. Nov. 1755 ein Erdraum gleichzeitig erbebte, welcher an Größe viermal die Oberfläche von Europa übertraf" (vgl. auch O. Volger, Untersuchungen über das Phänomen der Erdbeben, I. S. 193 flgd. Gotha 1855).

Goethe selbst gedenkt des für ihn epochemachenden Ereignisses sehr oft, z. B. unausgesprochen 1772 bei Beurtheilung einer Sulzer'schen Schrift: „Was würde Herr Sulzer zu der liebreichen Mutter Natur sagen, wenn sie ihm eine Metropolis, die er mit allen schönen Künsten als Handlangerinnen erbaut und bevölkert hätte, in ihren Bauch hinunterschlänge?" (Werke, Bd. XXIX. S. 69). Im Jahre 1830 verglich er die Juli-Revolution mit jener von 1755: „Wie das Erdbeben von Lissabon fast im Augenblick seine Wirkungen auf die ent-

fernteſten Seen und Quellen ſpüren ließ, ſo ſind auch wir von jener weſtlichen Exploſion, wie vor vierzig Jahren, unmittelbar erſchüttert worden" (An Wilh. Humboldt, d. 19. Okt. 1830, in Nr. 124 der Greizer Zeitung 1873). Den Anſtoß zu den politiſchen Umwälzungen ſeiner Zeit glaubte Goethe im Alter (1826) in einem andern Ereigniß ſeiner Jugend zu finden, der Losreißung Korſika's unter dem Baron Theodor von Neuhof und ſpäter unter Paoli. Bei Beſprechung von Varnhagen's biographiſchen Denkmalen bemerkt er: „Theodor's Tod [1756] fiel mit dem Erdbeben von Liſſabon, das mir ſo viel zu denken und der Welt zu reden gab, nah zuſammen; auch er mußte im Tagsgeſpräch eher ſeltſam als bedeutend erſcheinen, und Niemand ahnete, daß funfzig Jahre nach ſeinem Tode die Wirkungen, zu denen er den erſten Anſtoß gegeben hatte, über die ganze Welt ſich aufrollen würden" (Werke, Bd. XXIX. S. 182). Als gleichzeitig notirt Goethe im biographiſchen Schema (oben Nr. 4) auch „Jeſuiten in Paraguay"; darunter kann aber nur deren Vertreibung aus Paraguay wie überhaupt aus dem ſpaniſchen und portugieſiſchen Amerika gemeint ſein, welche in den funfziger und ſechziger Jahren vollzogen wurde.

Die Erwähnung der Strafpredigten (S. 25) iſt auch wol durch Bettina's Mittheilungen hervorgerufen. Dieſelbe ſchreibt nämlich ferner (a. a. O., S. 254): „In den Kirchen hielt man Bußpredigten, der Papſt ſchrieb ein allgemeines Faſten aus, in den katholiſchen Kirchen waren Requiem für die vom Erdbeben Verſchlungenen. Die Bibel wurde aufgeſchlagen, Gründe für und wider behauptet: das Alles beſchäftigte den Wolfgang tiefer, als Einer ahnen konnte, und er machte am Ende eine Auslegung davon, die alle an Weisheit übertraf. Nachdem er mit dem Großvater aus einer Predigt kam, in welcher die Weisheit des Schöpfers gleichſam gegen die betroffne Menſchheit vertheidigt wurde, und der Vater ihn fragte, wie er die Predigt verſtanden habe, ſagte er: Am Ende mag Alles noch viel einfacher ſein, als der Prediger meint. Gott wird wohl wiſſen, daß der unſterblichen Seele durch böſes Schickſal kein Schaden geſchehen kann." Dieſe Reflexion machte der Knabe, der in der Einleitung von Gottfried's Chronik belehrt worden war, „wie die Tugend belohnt, die Laſter geſtraft, es den Frommen zuletzt wohl, den Böſen aber übel gangen." Wir ſchließen dieſen ſchon zu langen Exkurs mit Verſen des Neujahrswunſches, welchen der

Knabe Goethe in Nr. 1 der Frankfurter Nachrichten Freitags den 2. Januar 1756 lesen konnte:

Wie schnell, wie plötzlich ist das alte Jahr verschwunden?
Sein Ende, sein Beschluß gleicht einem Trauerspiel;
Ein prächtig Lissabon ward dort des Jammers Ziel;
Im Elementenkampf hat sie das Grab gefunden,
Noch weint so manches Königreich,
Und auf den sonst beglückten Fluren
Sieht man der Wasserfluth und der Verwüstung Spuren u. s. w.
(Belli-G., Leben, IV. S. 80.)

37. Das Hagelwetter vom Sommer 1756 (S. 26). Vergl. das Schema unten in Nr. 46. Den dunkeln Gang, in den das Gesinde die Kinder mit fortriß, hat Volger (Vaterh., S. 95 unten u. S. 102) in einem dunkeln Vorplatz oder Korridor zwischen der Küche und der Speisekammer des Erdgeschosses (an der Stelle des ehemaligen Wohnzimmers der Großmutter) nachgewiesen. Bei starken Gewittern, welche Frankfurt jedoch nur selten treffen, wurde mit den Kirchenglocken geläutet und in den Häusern gebetet (Böhmer, fontes rerum germanicarum, IV. S. 394 u. 395. Stuttg. 1868; Archiv, I. S. 63; „Lage Frankfurt's" von Kriegk).

38. Das Gymnasium zu Koburg (S. 26), das 1605 gegründete Illustre Gymnasium Casimirianum Saxonicum, genoß unter Verpoorten, Direktor seit 1724 und Professor der Theologie, eines vorzüglichen Rufs. Der spätere Direktor dieser Schule Briegleb (1796 bis 1805) sagt in einer 1793 erschienenen Gratulationsschrift von seinem Amtsvorgänger Bartenstein, Letzterer sei i. J. 1726 in jenes Gymnasium eingetreten, „quod tum praeclaris floruit divinae humanaeque sapientiae magistris: cum aliis, tum Verpoortennio, Schwartzio, Ehrenbergero, Meuschenio, Gihnleinio," und hebt im weitern Verlauf besonders Verpoorten's günstige Einwirkung auf die Jugend hervor. Ein Jahr vorher war auch Joh. Kaspar Goethe aufgenommen. Die Inskription (1725, Alberto Menone Verpoortennio Directore) lautet wörtlich: „Jo. Caspar Goethe, Francofurtensis ad Moenum, Cauponis F. ann. 14. introd. in Paedag. d. 24 Maji 1725." Von späterer Hand ist hinzugesetzt: „D. Juris", und von noch späterer: „Pater poetae inclyti".

Von den genannten Lehrern war Schwartz Professor der Eloquenz und der lateinischen Grammatik (seit 1732 Direktor), auch Verfasser einer seiner Zeit sehr geschätzten lateinischen Grammatik, Ehrenberger Professor der Mathematik und Metaphysik, Meusches General-Superintendent und Scholarch, Gihnlein Professor der Jurisprudenz; dazu kamen Schubart, Professor der Poesie, der französische Professor de Fort und Andre. Das Kasimirianum zerfiel in ein Pädagogium, nach Art eines Gymnasiums, und ein Publicum, nach Art einer Universität. Dieser halb akademische Charakter der Schule zog gewiß Viele an. Wie lange Goethe's Vater dort verweilt, erhellt nicht aus den dortigen Papieren. Vorstehende Nachrichten verdankt der Herausgeber der Güte des gegenwärtigen Direktors des Kasimirianum, Dr. K. Weismann, der ihn zugleich auf Ludwig's „Ehren des hochfürstlichen Casimiriani Academici in Koburg" (I. Theil 1725, II. Theil, von Verpoorten, 1729) aufmerksam gemacht hat. Während des Aufenthalts auf jener Anstalt verlor Joh. Kaspar nicht nur seinen einzigen vollbürtigen Bruder Joh. Friedrich, welcher, 19 Jahr alt, am 31. Oktober 1727 verstarb (Mitth., I. S. 186), sondern auch am 13. Februar 1730 seinen Vater. In diesem Jahre finden wir ihn jedoch wieder in Frankfurt.

Die Dissertation (S. 26 unten), mit welcher Joh. Kaspar in Gießen pro gradu doctorali promovirte, ist vom Oktober 1738. Der Titel lautet: „Electa de aditione hereditatis ex jure Rom. et patrio illustrata sistens" (10 u. 178 S. fl. 4°). Sie ist ein außerordentlich fleißig und gründlich gearbeitetes Werk, das in Hellfeld's praktischem Kommentar über die Pandekten (Leipzig 1796 bis 1804), in Thibaut's System des Pandekten-Rechts 1805 (II. S. 145) und andern juristischen Schriften noch in diesem Jahrhundert lobend genannt wird. In Thibaut's Pandekten fand sie Goethe im Juli 1811, als der erste Theil von „Dichtung und Wahrheit" schon gedruckt war, unter einer falschen Jahreszahl aufgeführt und schrieb deswegen an Eichstädt: „Es scheint mir die Dissertation meines Vaters zu sein, welche in das zweite Viertel des vorigen Jahrhunderts fällt" (Goethe's Briefe an Eichstädt, herausg. von v. Biedermann, 1872, S. 175, 176 u. 312). Goethe's Vater hatte 1730 bei dem Advokat Senckenberg, seinem Jugendfreunde, den ersten juristischen Unterricht genossen, sich nach Beendigung der Studien zu Leipzig, in den ersten dreißiger Jahren, dann zu Gießen, der richterlichen Praxis beim Reichskammergericht zu Wetzlar

gewidmet und dann erst promovirt (S. 174 der erwähnten Dissertation; vergl. unten Nr. 64).

39. Zu seinen ersten kindlichen Studien und Chrien (d. i. Schulübungen über eine Sentenz, von χρεία, Gemeinplatz) benutzte Goethe nach seiner Erzählung S. 27 bis 30:

a. Cellarius (Keller). In Betracht kommt sowol dessen lateinisch-deutsches und deutsch-lateinisches Wörterbuch, der Latinitatis liber memorialis, der s. g. „Angehende Lateiner" (S. 27), und dessen Erleichterte lateinische Grammatika (beide Berlin 1724) als auch dessen Ausgabe des Cornelius Nepos mit Noten. Cellarius verdrängte den Donat, das Hauptschulbuch des Lateinischen im Mittelalter, mit dem z. B. Hamann noch aufing (dessen „Gedanken über meinen Lebenslauf").

b. Pasor. Es wird dessen griechisch-lateinisches Lexikon zum Neuen Testament aus dem 17ten Jahrhundert und später (1735) von Schöttgen neu herausgegeben, oder desselben Manuale zum Neuen Testament gemeint sein. Bei Jöcher, Pierer und im Kayser'schen Buchhändlerkatalog wird von Pasor's Schriften sonst nur noch eine Ausgabe des Hesiod erwähnt.

c. Den Orbis pictus des Amos Comenius (S. 29 unten). Der Name ist latinisirt aus Komensky. Der Titel dieses unvergleichlichen, eine ganze Encyklopädie für Kinder enthaltenden Buchs lautet vollständig: „Orbis sensualium pictus von Joh. Amos Comenius. Hoc est, omnium fundamentalium in mundo rerum et in vita actionum pictura et nomenclatura." Nürnberg 1658. Diese „sichtbare Welt" begründete ebenso wie seine frühere Janua linguarum reserata (1631) zuerst den s. g. Anschauungs-Unterricht, der in unserer Zeit, namentlich in den Schulen Nord-Amerika's eine so große Bedeutung erlangt hat. Die Elemente des realen Wissens sind hier deutsch und lateinisch bezeichnet und zugleich bildlich dargestellt. Dies Buch hätte nie aus den deutschen Schulen verschwinden sollen, so wenig wie

d. Gottfried's Chronik (S. 29 unten), das noch berühmtere Geschichtswerk desselben Jahrhunderts, nach dem Titelblatt: „Jo. Ludovici | Gottfridi | Historische | Chronica | Oder | Beschreibung der Fürnem- | sten Geschichten, so sich von Anfang der Welt, biß | auff unsere Zeiten zugetragen: | Nach Außtheilung der vier Monarchien, und beige- | fügter Jahrrechnung, auffs fleissigste in Ordnung gebracht, | und in Acht Theile abgetheilet; |

mit viel schönen Contrafaicturen und Geschichtmäßigen Kupffer- | stücken, zur Anweisung der Historien, gezieret, an Tag | gegeben und verlegt, | durch | Mathaeum Merianum. Gedruckt zu Frankfurt an Mayn, In Wolffgang Hoffmannes Buch- | druckerei. Im Jahr nach Christi Geburt. | M. DC. XXXXII." (Folio). Außerdem auf dem Titelblatt der Merianische Storch mit der Ueberschrift: „Ciconia Meriani" und der Legende: „Pietas contento Increatur". Es ist dies eins der Bücher, an dem Goethe wie an der Bibel lesen gelernt; es hat auf seinen prosaischen Stil wahrnehmbar eingewirkt (vergl. auch Werke, Bd. XVII. S. 522).

e. Die „Acerra philologica" (S. 30) von Peter Lauremberg, d. i. „200 auserlesene, nützliche, lustige und denkwürdige Historien und Discurse aus den berühmtesten griechischen und lateinischen Scribenten zusammengebracht." Rostock. 1633, in den spätern Ausgaben erweitert bis zu 700 Historien. Denselben Titel führten aber spätere ähnliche Sammlungen, und zwar die Acerra philologica von Ursinus aus der Mitte des 17. Jahrh. und die Neue Acerra philologica von Boysen, Halle 1715 bis 1723, in 2 Bänden oder 12 Stücken. Acerra, eigentlich Weihrauchkästchen, war, wie Thuribulum, als Titel derartiger Sammelwerke beliebt; vergl. z. B. des berühmten Erasmus Franciści Acerra exoticorum oder historisches Rauchfaß, gleichfalls aus der Mitte des 17. Jahrhunderts. Welche dieser Sammlungen Goethe benutzt, ist fraglich; die Vermuthung spräche für die erstgedachte (s. auch bei Lessing, Literaturbrief Nr. 127), bezeichnete er nicht selbst „die Alterthümlichkeiten mitunter roh und gefährlich", was auf die Neue Acerra von Boysen („oder gründliche Nachrichten aus der Philologie und den Römischen und Griechischen Antiquitäten, darinn die schwersten Stellen aller Autorum classicorum der studirenden Jugend zum Besten, in einer angenehmen Erzählung kürzlich und gründlich erkläret werden") besser paßt, indem diese vieles für die Jugend Ungeeignete, selbst aus Petron, enthält, während andererseits die Form ansprechender und moderner ist.

f. Fenelon's Telemach in der Neukirchischen Uebersetzung (S. 30) d. i. „Begebenheiten des Prinzen von Ithaka, aus dem Französischen des Fenelon in deutsche Verse gebracht" (drei Bände, zuerst Ansbach 1727 bis 1739, Folio, dann Berlin und Potsdam 1738 und 1739, 8°). Daran reihte sich auch wol Loen's Uebersetzung von Fenelon's „geistlichen Schriften" (2 Theile. Frankfurt a. M. 1737 u. 1743).

g. **Robinson Crusoe** (Life and strange surprising adventures of), zuerst 1714 von de Foe, in deutscher Uebertragung seit 1720: „Das Leben und die ganz ungemeine Begebenheiten des Robinson Crusoe. Von ihm selbst beschrieben und um seiner Fürtrefflichkeit willen aus dem Englischen in's Teutsche übersetzt." Goedeke (Grundr., II. S. 511) führt für die Zeit bis 1755 an funfzig deutsche Robinsonaden an. Dahin gehört:

h. die **Insel Felsenburg**, d. i. „Wunderliche Fata einiger Seefahrer, absonderlich Alberti Julii, eines gebornen Sachsens, entworfen von Eberhard Julio, dem Druck übergeben von Gisandern", Nordhausen 1731 bis 1743, 1828 von Tieck neu herausgegeben. Eine späte Erinnerung Goethe's an diese Kinderlektüre findet sich in der, 1829 zuerst gedruckten Nr. 876 der „Sprüche in Prosa" (Werke, Bd. XIX. S. 190).

i. **Anson's Reise um die Welt** (1740 bis 1744) erschien zu London (bearbeitet von Walter und Robins) 1748, deutsch von Stolpe, Göttingen 1763. Sofern nicht schon eine frühere deutsche Uebersetzung nachzuweisen, würden die Kinder des Goethischen Hauses dies Buch erst in viel späterer Zeit gelesen haben.

Nach den Labores juveniles befand sich 1757 in Goethe's Händen außer dem „Angehenden Lateiner" und des Comenius Orbis pictus (und zwar dem renovatus und quadrilinguis) auch des Speccius Praxis declinationum et conjugationum (Weismann, Knabenzeit, S. 38, 39 u. 40). Ob der S. 27 erwähnte Reim Hübner's „Kurzen Fragen aus der alten und neuen Geographie" entnommen ist (s. Wagner, Briefe aus dem Freundeskreise von Goethe ꝛc., 1847, S. 32. Note), lassen wir dahingestellt sein. Eine solche „singende" Geographie aus späterer Zeit erwähnt auch Schütz in „Goethe's Philosophie", Bd. VII., 1826, S. 18. Noch später gedenkt Goethe der „Denkweise der ältern Pädagogen" (Werke, Bd. XXIX. S. 227). Die angeführten Schulbücher von Speccius und Hübner waren im vorigen Jahrhundert weit verbreitet, letzterer schon bis 1731 in 36 Auflagen (Jöcher, II. 1750).

40. **Volksschriften** (S. 30). Goethe hat die „verdienstliche Schrift über die deutschen Volksbücher von unserm Görres" (Werke, Bd. IV. S. 331), welche 1807 erschienen war, im Sinne. Görres behandelt darin achtundvierzig jener Schriften, welche seit dem 16. Jahrhundert vorzüglich in Nürnberg, Augsburg (Steiner), Köln, Wien, Straßburg und Frank-

furt herauskamen. Johann Spies in Frankfurt war zu Ende des 16. Jahrhunderts als Verleger ſolcher Schriften berühmt. „Viele Jahrhunderte hindurch haben ſie Hunderttauſende, ein ungemeſſenes Publikum beſchäftigt, nie veraltend, tauſend und tauſendmal wiederkehrend, ſtets willkommen; unermüdlich durch alle Stände durchpulſirend und von unzählbaren Geiſtern aufgenommen ..... bilden ſie gewiſſermaßen den ſtammhafteſten Theil der ganzen Literatur, den Kern ihres eigenthümlichen Lebens" (Görres, daſ. S. 1 u. 2). Hier nahm Goethe zuerſt die Fauſtſage in ſich auf, obwol er das Fauſtbuch (Nr. 35 bei Görres) nicht nennt, ſo wenig wie den „gehörnten Siegfried" und andre hieher gehörige Sagen und Märchen. Die Titel der genannten lauten bei Görres:

a. Der wiedererſtandene Eulenſpiegel, das iſt wunderbare doch ſeltſame Hiſtorien Tyll Eulenſpiegels, eines Bauern Sohn, gebürtig aus dem Land zu Braunſchweig, aus ſächſiſcher Sprache auf gut hochdeutſch verdollmetſcht u. ſ. w. (Görres, Nr. 33). Vergl. Werke, Bd. XIX. Nr. 613.

b. Schöne Hiſtorie von den vier Heymonskindern Adelhart, Ritzart, Writzart und Reinold ſamt ihrem Roß Bayart, was ſie für ritterliche Thaten gegen die Heiden zu Zeiten Caroli magni König in Frankreich und erſten römiſchen Kayſer begangen haben (Görres, Nr. 16). S. die Anſpielung auf die „Kinder Heyemann" im „Jahrmarktsfeſt zu Plundersweilern" (Werke, Bd. VIII. S. 449).

c. Wunderbare Geſchichte von der edeln und ſchönen Meluſina, welche eine Tochter des Königs Helmus und ein Meerwunder geweſen iſt (Görres, Nr. 40). Vergl. Goethe's Märchen „Die neue Meluſine" (Werke, Bd. XVIII. S. 323).

d. Kayſer Octavianus, das iſt eine ſchöne und anmuthige Hiſtory, wie Kayſer Octavianus ſein Ehegemahl ſamt zwey Söhnen in das Elend verſchicket hat. Und wie ſelbige wunderbarlicher Weiß bey dem frommen König Dagoberto wiederum zuſammen kommen ſeynd (Nr. 17 bei Görres, ſpäter bekanntlich von Tieck bearbeitet, ſowie die Genovefa).

e. Hiſtoria von der ſchönen Magelone, eines Königs Tochter von Neapolis, und einem Ritter genannt Peter mit den ſilbern Schlüſſelen, eines Grafen Sohn von Provincia (Görres, Nr. 21).

f. Fortunatus mit seinem Seckel und Wünschhütlein, wie er dasselbe bekommen, und ihm damit ergangen (das., Nr. 11).

g. Der Ewige Jude, d. i. gründliche und wahrhaftige Relation, so hiebevor auch französisch, lateinisch und niederländisch ausgegangen, von einem Juden, Namens Ahasvero von Jerusalem, der von der Zeit des gecreuzigten Herrn J. C. durch sonderbare Schickung zu einem lebendigen Zeugniß herumgehen muß (das., Nr. 33), eine Sage, die Goethe später zu dem Gedicht gleichen Namens begeisterte (Werke, Bd. III. S. 181).

Die ganze Sippschaft (S. 30 unten) bedeutet nicht einen sich um den Fortunatus gruppirenden Sagenkreis, sondern allgemein: die übrigen Volkssagen, wie auch der Ewige Jude dem Fortunatus in keiner Weise verwandt ist (Simrock, die deutschen Volksbücher. 10 Bde. Frankf. 1845—1864).

Wegen der Buchläden auf dem Pfarreisen s. oben Anmerkung 18e; andre Buchläden waren im Römer. Das erste Geschäft war wol das von Varrentrapp.

41. Die Einimpfung der Pocken (S. 31), d. i. der Menschenpocken. Dies von Alters her im Orient, namentlich in Griechenland verbreitete Verfahren hatte Lady Montague zuerst im Jahre 1717 in England genauer bekannt gemacht (s. deren Briefe, besonders den aus Adrianopel vom 1. April jenes Jahres To Mrs. S. C.: „The small-pox, so fatal and so general amongst us, is here entirely harmless by the invention of ingrafting, which is the term they give it“).

Voltaire (Oeuvres, Tome XXXVII. P. 162, la XIe des lettres philosophiques) empfahl das Verfahren in Frankreich, erfuhr deswegen aber arge Verunglimpfung; in einer französischen Gegenschrift hieß es von ihm: „Nur ein von den englischen Thorheiten angesteckter Gottesleugner kann uns ein sichres Uebel an Stelle eines ungewissen Gutes anrathen.“ Auch in den „Wanderjahren“ (Werke, Bd. XVIII. S. 278, und auch Bd. XXIX. S. 153) berührt Goethe „die großen Hindernisse, welche der Einimpfung der Blattern anfangs entgegenstanden.“ Die von Jenner seit 1796 angewandte Vaccination (Einimpfung der Kuhpocken) brach sich schneller Bahn, auch in Frankfurt, wo Sömmerring und Dr. Lehr, nach versuchsweiser Impfung von vier Judenkindern im März 1801 in vier Monaten bereits an mehr als dreihundert

Personen die Operation glücklich vorgenommen hatten (Mitth., III. S. 67).

Wegen der lebhaften Tante (S. 31 unten) ſ. die Anmerkung Nr. 44.

42. Goethe hat (S. 32) im Ganzen fünf Geſchwiſter gehabt und zwar außer der ſchon unter Nr. 7 gedachten Kornelia noch folgende:

a. Hermann Jakob, Montags den 27. November 1752 getauft; er erhielt die Vornamen des Stiefbruders des Vaters, des Ratsherrn und Zinngießermeiſters, ſowie einer von deſſen Söhnen die von Goethe's Vater; der kleine Jakob erreichte ein Alter von 6 Jahren und 6 Wochen; ſeine Beerdigung erfolgte Samſtags den 13. Januar 1759 (Pelli-G., Leben, IV. S. 121 u. 153). Bettina erzählt (Briefw., II. S. 250) eine Anekdote über Goethe's Benehmen bei dem Tode ſeines Bruders und Spielkameraden, für den er in kindlicher Lehrhaftigkeit habe „Lektionen und Geſchichtchen" geſchrieben gehabt.

b. Katharina Eliſabetha, getauft Montags den 9. September 1754, beerdigt Donnerſtags den 22. Dezember 1755 (alt 1 Jahr 4 Monat. Pelli-G., a. a. O. S. 58 u. 92).

c. Johanna Maria, getauft Dienſtags den 29. März 1757 und beerdigt Samſtags den 11. Auguſt 1759 (alt 2 Jahr 4 Monate; Pelli-G., a. a. O. S. 114 u. 157). Dies war jedenfalls das von ihrem Bruder gerühmte ſehr ſchöne und angenehme Mädchen.

d. Georg Adolph, getauft Sonntags den 15. Juni 1760, beerdigt, 8 Monat alt, Mittwochs den 18. Februar 1761 (Pelli-G., a. a. O. S. 175 u. 190).

Man ſieht, drei dieſer frühen Todesfälle (Nr. a, c u. d) tragen ſich während des ſiebenjährigen Krieges zu, in welcher Zeit als Folge der Truppenanhäufung verheerende Kinderkrankheiten, beſonders die Pocken (ſ. vor. Note) und die Ruhr in der Stadt herrſchten (Archiv, I. Hft. 4. S. 158 u. 159: W. Stricker, Geſchichte der Volkskrankheiten der Stadt Frankfurt a. M., und Pelli-G., Leben, IV. 157. Note).

43. Die Wohnung des „Herrn Reichs-Stadt- und Gerichts-Schultheiß Textor Excellenz" (S. 32 unten) lag in der Großen Friedberger Gaſſe, „gegen dem fröhlichen Mann über" (Pelli-G.,

Leben, IV. S. 42), wo jetzt, zum Theil wenigstens, das Hôtel Drexel liegt; an der Stelle des ehemaligen Gartens in der kleinen Friedberger Gasse sind jetzt, wo dort belegenen Pfarrwohnungen gegenüber, Häuser errichtet. Wegen Goethe's Bezeichnung „auf der Friedberger Gasse" vergl. „Die historische Verbindung verschiedener Präpositionen mit bestimmten Straßen" (wie auf der Zeil, in der Fahrgasse, unter den Neuen Krämen u. s. w.) von Dr. Finger, in Mittheilungen, II. S. 246. Bettina schildert (Briefw., II. S. 254 bis 256) ein in jenem Garten gefeiertes Kinderfest, bei welchem Goethe als Schäfer gekleidet Reden gehalten und die Kindergesellschaft sich mit Seifenblasen vergnügt. Einen Birnbaum dieses Gartens habe der Großvater bei Goethe's Geburt gepflanzt (s. auch Stricker, Beş., S. 21).

Der Großvater stand in der Mitte (S. 33 unten) zwischen Alcinous, dem König der Phäaken, und Laertes, dem getrennt von der Stadt auf dem Lande lebenden Vater des Odysseus, indem er sowol die Stadt beherrschte, als auch die ländliche Zurückgezogenheit liebte. Die Handschuhe führten auf den Vergleich; denn auch Laertes wappnete sich mit solchen gegen die Dornen (Odyssee, XXIV. 230: *χερσίδας τ' ἐπὶ χερσὶ βαλὼν ἕνεκ' ἀκριδόεσσαν*, nach Voß: „Handschuh' auch an den Händen vor Stachelgewächse"). Auch der in seinem Garten vor der Stadt wohnende Kotzebue erschien Goethe, jedoch in andrer Beziehung, als ein zweiter Alcinous (Werke, Bd. III, S. 289).

Die Mittheilungen Kriegk's über Goethe's Großvater, zum Theil nach den Aufzeichnungen des ihm allerdings sehr feindlich gesinnten Arztes Senckenberg (die Brüder Senckenberg, S. 335 bis 347), bestätigen Goethe's Angaben von dessen großer Geschäftspünktlichkeit (S. 34 oben). Das Stadtarchiv bewahrt noch ein von ihm eigenhändig geführtes Repertorium aller Rathsverhandlungen aus den Jahren 1727 bis 1768 und andrer Vorfälle. Doch im Widerspruch mit Goethe's Schilderung bezeichnet ihn Senckenberg, wenigstens hinsichtlich der früheren Zeit, als einen derjenigen Rathsglieder, welche dem Zeitgeiste gehuldigt und das Altherkömmliche durch neue Formen zu ersetzen gesucht; 1751 klagt Senckenberg, daß der Rathsschultheiß Textor ohne Krägelchen im Rathe erscheine und Plaisanterie liebe.

Im Jahre 1731 war der am 16. Dezember 1727 abwesend zum Rathsherrn erwählte Textor auf die Schöffenbank vorgerückt. Den die letzte Wahl vorbereitenden Traum, den Goethe (S. 34) erzählt, hat Textor zwar nicht in das erwähnte Reper-

torium eingetragen, wol aber einen andern aus dem Jahre 1734. Frankfurt drohte damals die Besetzung durch französische Truppen; das Repertorium sagt mit Bezug hierauf: „10. Mai 1734 habe ich frühe gegen Morgen, in Ansehung der damahligen großen Gefahr, welche hiesiger Stadt von der französischen Armee bevorgestanden, einen sehr merkwürdigen Traum gehabt, welcher, Gott sei Dank, auch eingetroffen" (Kriegk, a. a. O. S. 342; vergl. auch Bettina, Briefw., II. S. 264 bis 268).

Die Wahl zum Schultheißen erfolgte am 10. August 1747. Goethe's Angaben (S. 34 u. 35) werden von Kriegk (a. a. O. S. 338) bestätigt: „Kaum hatte der bisherige Schultheiß, Ochs von Ochsenstein, die Augen geschlossen, als man in der Nacht die Rathsglieder zu einer außerordentlichen Sitzung am nächsten Morgen zusammenrufen ließ, um einer Ernennung des in Wien sehr beliebten Reichshofraths von Barckhausen durch den Kaiser zuvorzukommen" (S. 34 unten). In dieser Sitzung wurde Textor gewählt. Es geschah damals zum ersten Male, daß man einen Schultheißen wählte und einsetzte, ehe sein Vorgänger beerdigt war; die Leute sagten deshalb, man habe am 10. und 11. August zwei Schultheißen, einen todten und einen lebendigen, gehabt." Ochsenstein's Beerdigung erfolgte Sonnabends den 12. August (Belli-G., Leben, III. 83).

44. Des Schultheißen zweite Tochter (S. 35 u. 36), die im Februar 1734 geborne Johanna Maria, war seit dem November 1751 an den „Handelsmann Melber" verheirathet (Belli-G., III. 92. 132 und 133). Wie Goethe seine Tante schildert, lebhaft und thätig, so erscheint sie auch in den Aufzeichnungen des Arztes Senckenberg, der dagegen ihren Gatten als einen Mann ohne hervorstechende Eigenschaften darstellt (Kriegk, Senckenberg, S. 347). Der Melber'sche Laden am Markt (Nr. 28) lag den Fleischbänken der „Langen Schirn" gegenüber; diese Stadtgegend und Wohnung und Laden selbst (S. 35) sind heute noch ziemlich unverändert. Das Schild des Ladens lautet jetzt: „Heinrich Mettenheimer. Material- und Farbwaaren." Die S. 31 erwähnte Tante starb erst im Jahre 1823, und Goethe blieb bis zuletzt mit ihr und ihrer Familie in Verbindung (vergl. Textrevision oben S. 210). Nach einer Notiz des Raths Schlosser wäre als die muntre und etwas wilde „Tochter des Hauses" in den „Bekenntnissen einer schönen Seele" (Werke, Bd. XVII. S. 348) jene Tante zu denken.

45. Die i. J. 1738 geborne zweite Tante (S. 36) Anna Maria war seit dem Oktober 1756 an den „evangelisch-lutherischen Prediger, philosophiae magister" Starck verheirathet. Er war wenige Monate vorher als Prediger für den Gutleuthof (s. oben Nr. 31) und für das Dorf Niederrad berufen; in welches jenes Spital eingepfarrt war, zugleich aber auch als dritter Prediger für Sachsenhausen und als Mitglied des geistlichen Ministeriums. Seit 1758 figurirt er als Sonntagsprediger zu St. Katharinen, seit 1764 auch als theologiae magister. Goethe bezeichnet die Tante Starck als ruhig, während sie nach Senckenberg's Aufzeichnungen eine feurige Natur besaß und ihren Gatten beherrschte. Sie starb i. J. 1794 (Kalender 1757, S. 19; 1759 u. 1765, S. 18; Kriegk's Senckenberg, S. 347; Belli-G., III. 97 und 98, und Strieder, Beziehungen, S. 28). — Das Nähere wegen Loen und seiner Schriften (S. 36) s. unten in Nr. 61.

Zweites Buch (S. 41 bis 75).

46. Goethe's biographisches Schema (Fortsetzung von Nr. 4, oben S. 230):

1756. Anfang des siebenjährigen Krieges 29. Aug. — Hagelwetter. Winterisches Kriegszaudern. — Controvers.

1757. 6. Mai Schlacht bei Prag. — 18. Jun. Schlacht bei Collin. — Manifeste und Gegenmanifeste. — 5. Nov. Schlacht bei Roßbach. Geringschätzung der fr. Nation nach dieser Schlacht und weiterhin in diesem Kriege. Siehe Voltaire's Korresp. der Jahre 53—60 f. — 5. Dez. Schlacht bei Leuthen.

1758. [Von Riemer's Hand.] Neigung meines Vaters zu den reimenden Dichtern. Hagedorn, Canitz, Gellert, Drollinger, von Creuz, Haller waren alle in seiner Bibliothek schön in Franzband eingebunden. Hier fand ich meine erste Lektüre. Dagegen war mein Vater ein abgesagter Feind der Hexameter. Durch einen Hausfreund, der alle Sonntage mit uns aß, kam die Messiade an meine Mutter und von da an die Kinder. Wir erfreuten uns daran unsäglich. Die auffallendsten

Stellen, ſowol die zarten als heftigen, waren geſchwind auswendig gelernt. Portia's Traum, beſonders aber das wilde Geſpräch von Satan und Adramalech im Rothen Meere. Letzteres deklamirte ich mit meiner Schweſter wechſelweiſe. Komiſche Geſchichte von dem darüber erſchreckenden Barbier. Abermalige Verbannung der Meſſiade.

---

47. (S. 41 bis 44.) Während das erſte Buch die ſieben Friedensjahre vom 28. Auguſt 1749 bis dahin 1756 umfaßt, nehmen die folgenden ſieben Kriegsjahre die vier nächſten Bücher faſt ausſchließlich ein, und davon kommen die vier letzten Monate des Jahrs 1756 und die Jahre 1757 und 1758 auf das zweite Buch.

Freitags den 28. Auguſt 1756 hielt Friedrich d. Gr. die letzte Truppenſchau zu Potsdam und ſchon am 9. September ſeinen Einzug in Dresden. „So rücken 60,000 Preußen den 29. Auguſt in Sachſen ein, wo noch keine Seele an Feldgeſchrei dachte" (Preuß, Friedrich der Große, II. S. 6 bis 9).

Der Großvater Textor, „1745 nebſt den übrigen Mitgliedern der größeren Rathsdeputation von der Kaiſerin Maria Thereſia mit einer goldenen Gnadenkette beehrt" (Kriegk's Senckenberg, S. 338) und kaiſerlicher wirklicher Rath, war das Haupt der herrſchenden öſtreichiſchen Partei, welche an dem Aelteſten der Brüder Senckenberg, dem Reichshofrathe Heinrich Chriſtian zu Wien, ihre Hauptſtütze hatte (daſ. S. 34). Wie ſtreng kaiſerlich der Schultheiß war, geht aus ſeinem noch erhaltenen amtlichen Verzeichniſſe hervor, worin er den öſtreichiſch-preußiſchen Krieg nicht als ſolchen, ſondern als „die dermalige preußiſche Empörung" bezeichnet (daſ. S. 135). Sein Schwiegerſohn, der durch ihn ungewöhnlich beförderte Pfarrer Starck, war ganz ſeiner Partei angehörig, und gerade in deſſen Hauſe kam es, wenn auch erſt in der Mitte des Kriegs im Jahre 1760, zu einer der ſchlimmen Scenen, auf welche Goethe S. 42 anſpielt. Die dort erwähnte Tante kann nur die, demnach preußiſch geſinnte, Frau Melber geweſen ſein, welche ſich ſchon als Kind (ſ. oben S. 36) für den von Preußen unterſtützten Kaiſer Karl VII. aus dem bairiſchen Hauſe begeiſtert hatte. Daß derſelbe Goethe's Vater zum Rath im Jahre 1742 ernannt hatte, geht aus dem biographiſchen Schema (Anm. Nr. 4) hervor.

Die Mittheilung jener Scene zwischen Schwiegervater und Schwiegersohn verdanken wir dem Tagebuch des Arztes Senckenberg, welcher unter dem 1. April 1760 bemerkt, es habe unlängst der Schultheiß eine Beschwerde des Rathe Goethe wegen der französischen Einquartierung abgelehnt, und dann fortfährt: „Bald darauf hielte Textoris Tochter, Pfarrin Starckin, Kindbett, und waren bei der Mahlzeit in Pastoris Hause Textor et goner Goethe. Da redeten sie von dieser Materie, und Textor gab Goethen keine guten Worte. Dieser wild sagte: er verfluche das Geld, so Textor die Stadt den Franzosen zu verrathen genommen habe, wolle nichts davon, und verfluche Die, so sie hereingelassen. Textor warf ein Messer nach ihm, Goethe zog den Degen. Pastor Starck wurde über diese Begebenheit damahl aus Schrecken krank. Pfarrer Claudi, so dabei war, stiftete Frieden. Vera est historia, und Herr von Rhost hat mir sie mit allen Umständen erzählt. Die Stadtschultheißin soll sich hernach alle Mühe gegeben haben, socerum und generum wieder zu vereinigen" (Kriegk's Senckenberg, S. 136).

Wegen der Parteiungen in der Stadt erließ der Rath bald nach Ausbruch des Krieges am 23. Sept. 1756 ein Edikt, worin der Druck anstößiger Parteischriften verboten und die Aufforderung erlassen wurde, „daß ein Jeder seines Amts und Berufs abwarte, sich aber alles Discurrirens und Judicirens enthalte" (im Kalender a. d. J. 1757, S. 37, und bei Bekk, IV. 90).

Die in den Frag- und Anzeigungs-Nachrichten abgedruckten Neujahrswünsche sind ausschließlich gut kaiserlich und antipreußisch; der zu Neujahr 1757 läßt Frankfurt sagen:

„Verkläre stets Oestreich! Verbreite dies Haus
Gleich Sternen des Himmels in Ewigkeit aus.
Es lebe Franciscus, des Kaiserthums Sonne!
Theresia lebe den Völkern zur Wonne!
Ihr Helden, Ihr Erben von Rudolf's Geschlecht,
Euch krönet die Vorsicht aus erblichem Recht.
Gott, der Du so herrlich hast Oestreich vermehret,
Und neulich den fünften Erzherzog beschecret,
Beschirme, beschütze die prächtige Schaar,
Und stell' Sie der Nachwelt zum Wunder einst dar."

Unter den noch erhaltenen deutsch-lateinischen Uebungen Goethe's aus dem Jahre 1758 finden sich zwei, welche seine und seines Vaters Parteinahme für den „König in Preußen" bezeugen;

es sind zwei Briefe des Königs, in deren erstem er dem bei Roßbach gefangenen französischen General de Mailly Urlaub bewilligt; die Erzählung trägt die Ueberschrift: „Vortreffliches königliches Denkmal der Menschenliebe". Der zweite ist eine Antwort auf einen Brief des Fürstbischofs von Breslau vom 30. Januar 1758 (Weismann, Knabenzeit, S. 14 bis 18). Diese Schreiben fehlen in der großen Ausgabe der Werke des Königs.

Außer den Gleim'schen Kriegsliedern erschienen, besonders in den ersten Jahren des Krieges, in fliegenden Blättern und Zeitschriften Siegslieder und Spottlieder (S. 42), deren einige der erste Band von „Des Knaben Wunderhorn" (1806) und die Sammlung von Kühn „Preußische Soldatenlieder" (Berlin 1852) enthalten. Wir notiren beispielsweise aus dem in letzterer (S. 43) mitgetheilten „poetischen Schreiben eines preußischen Husaren" 1757, aus der Zeit nach der Schlacht bei Roßbach die Verse:

„Was jüngstens der Höchste im Himmel gethan,
Das zeigt die Bataille bei Merseburg an.
Noch dreimal größer war des Feindes grimm'ger Haufen,
Sie mußten aber all' vor Friedrich's Arm entlaufen.
Reichsvölker, Franzosen, ein häßlicher Trupp,
Durch Preußisch Gepraßle in die Saal' hinein stob,
Sie flohen verwirret, erschrocken in Haufen,
Daß einer fast über den andern gelaufen.
Wir machten viel Beute, erhielten das Feld,
Und rufften: Es lebe der tapfere Held!"

Schütz führt zu dieser Stelle als Beispiel der platten Spottlieder die Strophe aus einem im Berliner Dialekt verfaßten, von den preußischen Soldaten zu einer marschartigen Melodie damals viel gesungenen Liede an:

„Laudon! Was ist Dein Begehr,
Daß Du kommst so stolz hieher?
Laudon! Steck' man ein den Sabel,
Laudon! Wisch' Dich man den Schnabel
Und kehr' wieder um nach Wien;
Vater Fritz thut mit uns ziehn!"
(Goethe's Philosophie, Bd. VII. S. 87.)

48. Des hier (S. 44) erwähnten alten volksthümlichen Puppenspiels Goliath und David ist schon oben in Anm. 16 gedacht.

Auch hat Goethe schon oben S. 12 bemerkt, daß man dasselbe den Kindern „nachher zu eigner Uebung und dramatischer Belebung übergab". Dies wird hier nun näher ausgeführt. Da die Wiederbelebung des Puppentheaters im neuen Hause erfolgte und die Schilderung in „Wilhelm Meister" (Lehrjahre, I. Buch. 2. Kap.) darauf schließen läßt, daß das Theater ein Christgeschenk für die Kinder bildete, so wird die Aufführung entweder zu Weihnachten 1755 oder, was wahrscheinlicher, zu Weihnachten 1756 erfolgt sein. Letzteren Zeitpunkt nimmt Volger an (Vaterh., S. 105), der auch die Worte Wilhelm's: „es waren die ersten vergnügten Augenblicke, die ich in dem neuen leeren Hause genoß" (a. a. O.), auf das umgebaute Goethische Haus bezieht. Auch in der Schilderung, wie der Knabe Wilhelm das Puppenspiel zuerst in der Speisekammer auffand und das Textbuch mit sich nahm, um es sofort auswendig zu lernen (a. a. O., Kap. 5), darf man sicherlich mit Volger (Vaterh., S. 97 flgd.) wahrheitsgetreu erzählte kleine Vorfälle aus dem Leben des Knaben Wolfgang erblicken. Folgt man weiter dem Roman, so hätte der Lieutenant von der Artillerie, der dem Vater bei dem Hausbau beigestanden (nach dem Kalender 1857, S. 15, Steller oder von Adlersberg), der Familie „seines Gönners ein Geschenk mit diesem ganz eingerichteten Theater gemacht, das er ehemals in müssigen Stunden zusammengebaut, geschnitzt und gemalt hatte." „Er war es," heißt es im 4. Kap. Buch I des Romans weiter, „der mit Hilfe eines Bedienten selbst die Puppen regierte und mit verstellter Stimme die verschiedenen Rollen hersagte. Ihm ward nicht schwer, den Vater zu bereden, der einem Freunde aus Gefälligkeit zugestand, was er seinen Kindern aus Ueberzeugung abgeschlagen hatte. Genug, das Theater ward wieder aufgestellt, einige Nachbarskinder gebeten und das Stück wiederholt." Von der Abneigung des Vaters gegen das Theater ist später im Dritten Buch von „Dichtung und Wahrheit" ausführlich die Rede. Den Bedienten erwähnt Goethe auch hier S. 45.

Das Giebelzimmer (S. 44) liegt in der Mansarde, im Zwerghause des Dachstocks vorn hinaus; es ist dreifenstrig, an jeder Seite mit einem zweifenstrigen Nebenzimmer (s. Volger, Vaterh., S. 84 oben).

Hier (S. 45) erscheint zuerst unter Goethe's Gespielen, deren wir in dieser und in den drei nächstfolgenden Anmerkungen zu gedenken haben, ein Knabe mit dem unverbrüchliche Freundschaft bezeichnenden Namen Pylades, ebenso später besonders im Fünften Buch, während in allen folgenden seiner nicht weiter

Erwähnung geschieht. Indem Goethe ihn nicht unter seinem wirklichen Namen, — der also für ihn gleichgiltig gewesen sein muß, — sondern unter einem bildlichen einführte, galt er ihm als Einer für Viele, und so mögen auch in diesem Bilde mehrere Knabenfreundschaften verschmolzen sein. Dürfen wir eine Vermuthung wagen, so wäre Max Moors das wahre oder doch das vornehmlichste Substrat jenes Pyladeс, der Sohn des Senators Moors, dessen Wohnung ganz in der Nähe der Goethischen lag, mit dem der Knabe Wolfgang gemeinschaftlichen Unterricht bei Scherbius genossen zu haben scheint und das freundschaftliche Verhältniß bis zum Jahre 1765 (s. das Gedicht, Werke, Bd. III. S. 313) fortsetzte, dessen Spuren sich aber später in Goethe's wirklichem Leben ebenso verlieren wie in den folgenden Theilen von „Dichtung und Wahrheit".

49. Märchen zu erzählen (S. 45), hatte Goethe von seiner Mutter gelernt. Sie konnte nicht ermüden zu „fabuliren", wie er nicht ermüdete zuzuhören, wobei er bald anfing, die abgebrochenen Erzählungen auf eigne Hand weiterzuführen und neue zu erfinden. „Luft, Feuer, Waſſer und Erde," ſagte die Mutter, „ſtellte ich ihm unter ſchönen Prinzeſſinnen vor, und Alles, was in der ganzen Natur vorging, dem ergab ſich eine Bedeutung, an die ich bald ſelbſt feſter glaubte als meine Zuhörer. — Da ſaß ich, und da verſchlang er mich bald mit ſeinen großen ſchwarzen Augen, und wenn das Schickſal irgend eines Lieblings nicht recht nach ſeinem Sinn ging, da ſah ich, wie die Zornader an der Stirn ſchwoll und wie er die Thränen verbiß. Manchmal griff er ein" u. ſ. w. (Bettina, Briefw., II. S. 231 flgd.). Der Märchenſtuhl der Mutter bildete den Mittelpunkt eines Kinderfeſtes im Garten des Großvaters (ebenda, S. 255). Die von der Mutter ererbte Gabe begleitete den Dichter durchs Leben; aber geſchriebene Märchen ſind erſt aus ſeiner ſpätern Zeit (ſeit 1795) vorhanden, nicht in großer Zahl, dieſe wenigen aber die höchſten Muſterſtücke der Gattung überhaupt. Dieſen iſt auch das hier erzählte Knabenmärchen beizuzählen. Die ſolche Darſtellungen ins Leben rufende dichteriſche Anmaßung (S. 45 letzte Zeile) drückt Goethe's Motto aus: „Märchen, noch ſo wunderbar, Dichterkünſte machen's wahr" (Werke, I. 225).

50. Der neue Paris, Knabenmärchen (S. 47—59). Göſchel ſagte davon in Goethe's Todesjahr: „Das Knabenmärchen

zeigt und unverkennbar die erste Weihe des Kindes; es erzählt ohne hohe Worte in einfacher Weise ernst- und scherzhaft die Initiation zu einem hohen, aber schwierigen und gefährlichen Lebensberufe. — Jetzt wird die Kindesweihe unwillkürlich zur Todtenfeier" (Unterhaltungen zur Schilderung Goethe'scher Dicht- und Denkweise, Schleusingen 1834. I. S. 1 bis 17). Das Vorgefühl seines Dichterberufs läßt Goethe den Knaben in der Form dieses Märchens aussprechen, in welchem Bestandtheile derjenigen romantischen und klassischen Dichtungen, die ihn zuerst berührt, sich auf die natürlichste Weise in seinem Innern zu einem neuen Ganzen, sowol unter einander als auch mit der ihn umgebenden Wirklichkeit, verbinden. Die nur dem dichterisch erregten Gemüth sich öffnende und schwer wiederzufindende Pforte, welche aus der Tageswelt in das Reich der Dichtung führt, erschließt sich ihm. Die Märchenpoesie liebt räumlich abgesonderte Reviere. Der Verfasser des Romans von der Rose (13. Jahrh.) findet so auf einem Spaziergange die Pforte zum Garten der Freude, der Müssiggang öffnet ihm und stellt ihn dem Herrn des Zaubergartens vor. Goethe führt in dies romantische Gebiet einen der Lieblingsstoffe des spätern Mittelalters ein, die Geschichte des Trojanischen Paris; nur ist die Fabel verkehrt; denn nicht die Göttinnen erhalten den Apfel, sondern vermittelst dieses Symbols sollen Jene selbst, unter denen wir jedoch nicht mit Göschel Juno, Venus und Minerva, sondern verzauberte Prinzessinnen verstehen, als Gattinnen vergeben werden. Solche der Erlösung harrende verzauberte Schönen fehlten so wenig in den Märchen der Mutter, wie in den Volksbüchern auf dem Pfarreisen (Anm. 40 u. 49), und die Geschichte des Paris war bekannt aus der Loen'schen Homer-Uebersetzung (S. 36). So sind die Bestandtheile des Märchens, wie sie weiter unten im Dritten Buch (S. 100) aufgezählt werden: Königstöchter, Prinzen, Götter und besonders Jupiter's Bote, der Merkur, beisammen. Aletie, die kindliche Muse des Knaben, leitet ihn, der Zeit und seinem Alter entsprechend, zum Soldatenspiel, in welchem zwar nicht Griechen mit Trojanern, aber doch die Griechen unter Achill mit den die Trojaner unterstützenden Amazonen unter ihrer Königin Penthesilea kämpfen. Dies Motiv lag wol dem spätern Dichter näher als dem Knaben. Kleist's Penthesilea (1808) war eben erst erschienen, und Goethe selbst hatte seine Achilleis nur einige Jahre vorher zum vorläufigen Abschluß gebracht (s. Strehlke's Vorbemerkung, Werke, Bd. V. S. 189 flgd.).

Diese griechischen Motive und die allgemeinen sinnbildlichen Beziehungen sind mit unerreichter Kunst an das Nächstliegende, Konkreteste, Oertlichste angeknüpft.

Die Schlimme Mauer (S. 48), in die Zeil mündend, hat ihren Namen, der im Reich der Dichtung nicht untergehen wird, als Straße verloren. Sie heißt jetzt die Stiftsstraße, weil sie an den Grundstücken der Senckenberg'schen Stiftung hinführt. Hinter der Schlimmen Mauer oder in der Schlimmen Gasse war es zwar nie ganz geheuer, wie Goethe bemerkt; wir glauben sogar, daß sie die Katastrophe in Horn's Heldengedicht, von dem Goethe im Sechsten Buch erzählt, verschuldete. Aber die Lokalforschung hat längst ermittelt, daß der Name eine ganz unschuldige Bedeutung hatte, da die Straße nach einem Stymme oder Stymmer, welcher hier von Frosch ein Grundstück erworben, seit etwa 1382 aus einer Frosch- in eine Stymmengasse umgetauft worden war (Archiv, II. Hft. 6. S. 181; Mitth., I. 110 am Schluß, u. Stricker, Bez., S. 29). Eine Abbildung der alten Gasse mit dem Garten jenseits der Mauer findet sich im Neujahrsblatt des Frankfurter Vereins ꝛc., 1867.

Der Schlag (S. 48) entspricht ganz dem im Zauberreich geltenden Herkommen. Vergl. Werke, Bd. XIII. S. 60 u. 165.

51. Im Folgenden (S. 60 bis 62) berührt Goethe seine Schulzeit und Schulgenossen. Schon im Ersten Buch war erzählt, daß die Kinder während des Hausbaues in „eine öffentliche Schule" (S. 13) geschickt worden. Das wäre also im Sommer 1755 gewesen. Diese Schulen wurden zunftmäßig betrieben (Lersner, I. 258); es gab um 1755 deren 21 mit 1547 Schülern, welche sehr ungleich vertheilt waren, so daß eine Schule 145, fünf über 100, zwei dagegen weniger als 25 Schüler zählten. Die Kinder wurden im Lesen, Schreiben, Rechnen und in der Religion unterrichtet (Stricker, Bez., S. 29 u. 30). Bei „dem Mißtrauen des Vaters gegen die damaligen Lehrer" (S. 27) wird Goethe diesen Unterricht nicht lange, und statt dessen vorzugsweise „Privatstunden" gemeinschaftlich mit „Nachbarskindern" (S. 28) genommen haben, an welche sich dann wol die oben S. 29 geschilderten „sonntäglichen Zusammenkünfte" anschlossen. Die in dem schon (Anm. 47) erwähnten Hefte der Goethischen Labores juveniles enthaltenen dreizehn Blätter Probeschriften zeigen, daß sie Goethe zugleich mit mehr als zwanzig Knaben anfertigte, welche darüber je nach dem Ausfall eine Nummer

erhielten. Sie certirten also, nach dem heutigen Kunstausdruck, während man damals diese Arbeiten Stechschriften nannte, indem eine Arbeit wie eine bessere Karte die weniger gute stach, überholte. Diese Stechschriften fallen in die Jahre 1757 und 1758, also in die Zeit unsers Buchs. Die Nummern wurden jedoch nicht von dem Schreiblehrer, dem die Schüler bereits entwachsen waren, sondern von deren Eltern bestimmt. Zweimal erscheint der Schöff Olenschlager, mit dessen jüngerm Sohne Wolfgang und Kornelia später Theaterstücke aufführten (oben S. 147), als Preisrichter. Wolfgang erhielt meist gute Nummern, wenn auch nur einmal die erste (Weismann. Knabenzeit, S. 9 bis 13). Auch im Hause des Hofraths Hüsgen war ein gemeinschaftlicher Schreibunterricht ertheilt worden (oben S. 149), vielleicht von dem Schreib- und Rechenmeister Schirmer. Wenigstens nennt ihn Frau Belli (Leben, IV. 106) „den Lehrer der ganzen von 1750 bis 1766 gebornen Generation".

Die „Schläge und Püffe" (S. 61), welche Goethe von den Lehrern erhalten, können wir nicht unerörtert lassen, einmal, weil Glover (S. 12) an dem Ausdruck als „gemein und pöbelhaft", zweitens, weil einst Zelter (Briefw. Nr. 709) an der Sache Anstoß genommen und zwölf Flaschen Champagner gewettet hatte, daß Goethe von seinen Lehrern nicht mit dem Stocke geschlagen worden sei. Unter dem 15. Februar 1830 (daf. Nr. 711) wiederholte Dieser aber die Angabe: „daß unser Schulmeister ein schwankes Lineal, als ein sonst nicht unbrauchbares Majestätszeichen, zu führen pflegte; hiemit gab es zu Zeiten strafende und aufmunternde Klapse. Jedoch war in jenen Tagen kräftiger Pädagogik schon ein milderndes Auskunftsmittel gefunden und deutete auf das, was nachher in unsrer Kriminaljustiz seit Beccaria so anmuthig einwirkte: die zu Strafenden waren nämlich genöthigt, ein Pfötchen hinzuhalten und mehr oder weniger stärkere und wiederholte Klapse auszudauern. Dies gab Gelegenheit, wie Mucius Scaevola die Hand kühn auszustrecken und mit unverwandtem Gesichte einen heroischen Märtyrerdranz zu erwerben. — Wie es nun mit den zu gewinnenden oder zu verlierenden Flaschen Champagner auch aussehen mag, so hab' ich solches nach möglichster Erinnerung, scheinbarster Wahrheit und vermiedener Dichtung hiedurch bezeugen und vorlegen wollen." Die alte Frau Grunelius litt in Folge eines solchen von einem Volksschullehrer erhaltenen Schlages Zeitlebens an einem steifen Finger. Daß der Knabe über eine gewisse Würde berufen worden,

erzählt auch Bettina: „Sie bemerkten, daß Du sehr gravitätisch einherschrittst und hielten Dir vor, daß Du Dich mit Deinem Gradhalten sehr sonderbar von den andern Knaben auszeichnetest. — Mit diesem mache ich den Anfang,' sagtest Du, ‚später werd' ich mich noch mit Allerlei auszeichnen'".

Wichtig wurde die Verbindung mit dem Rektor des Barfüßer-Gymnasiums, Dr. Albrecht, von dem unten im Vierten Buch (S. 116 flgd.) umständlich die Rede ist. Dieser scheint Goethe's Vater, seinen Freund, bei der Erziehung des begabten Sohns mit Rath und That unterstützt zu haben. Die erwähnten Labores juveniles ergeben Beziehungen zu noch zwei andern Lehrern jener Schule, Scherbius und Reinhard. Ersterer, der Lehrer für Tertia, seit 1758 für Sekunda (Kaldr., 1759. S. 10, und Belli-S., Leben, IV. 133), unterrichtete Goethe im Lateinischen und Griechischen, wie Letzteres die aus dem Januar 1759 erhaltenen Uebersetzungen aus diesen Sprachen ins Deutsche erweisen (Liber exercitiorum Germanico-Graecorum atque Latinorum, quae a Domino Scherbio Praeceptore meo aestimatissimo dictata et a me Jo. Wolfg. Goethe versa sunt. Anno Christi Mens. Jan. 1759, bei Weismann, Knabenz., S. 72). Wie aus dieser selben Schrift zu entnehmen, sollte Scherbius später der Frankfurter Lokalposse als „Prorektor" zur Zielscheibe dienen. Von Reinhard, dem hochbejahrten Konrektor des Gymnasiums und Lehrer für Prima und Sekunda (Kaldr. 1757, S. 10) erhielt der Knabe zwar nicht Unterricht; aber er übertrug Uebungen aus dem Deutschen ins Lateinische, welche Reinhard den Primanern des Gymnasiums zu gleichem Zweck diktirt hatte. Die Uebungen behandeln interessante geschichtliche, besonders kirchengeschichtliche Stoffe in bestimmter Anlehnung an Justin. Goethe's Arbeit datirt vom März 1758; er wagte sich also im Alter von 8½ Jahren schon an Aufgaben, welche Primanern eines geehrten Gymnasiums gestellt waren (Weismann, Knabenz., S. 50).

Ein nach seiner Stelle in den Labores juveniles noch dem Jahre 1757 zuzuweisendes, lateinisch und deutsch abgefaßtes Gespräch zwischen Wolfgang und Maximilian (zuerst im Morgenblatt 1838, Nr. 200, dann bei Weismann a. a. O., S. 35 bis 42) schildert die beiden so benannten Knaben, wie sie ihren gemeinschaftlichen Lehrer in der Wohnung Maximilian's erwarten, nachdem Wolfgang in Folge der Vorbereitungen zu einem Gastmahl in seinem väterlichen Hause, an dem er selbst jedoch nicht

theilnehmen darf, sich verspätet. Wir finden nirgends eine Andeutung oder auch nur Vermuthung darüber, wer dieser Maximilian gewesen sein könne. An Max Klinger, den Konstablersohn, ist nicht zu denken, eher dagegen an Max Moors. Der Schöff und spätere Bürgermeister Moors wohnte in nächster Nachbarschaft des Raths Goethe (Kalender 1763, und Volger, Vaterh., S. 60); sein Sohn Max gehörte zu Goethe's Jugendfreunden (vergl. das oben unter Nr. 48 Gesagte) und scheint auch, da er noch 1765 das Gymnasium besuchte und 1770 als Dr. juris zu Göttingen promovirte, mit ihm gleichen Alters gewesen zu sein. In dem Gespräch tritt Wolfgang als der Aeltere, Verständigere auf. Moors wird als äußerst talentvoll, als Sänger, Klavierspieler und Zeichner, sowie als gewandt in körperlichen Uebungen geschildert (Mitth., III. 71, u. Frankfurter Didaskalia, 1873. Nr. 137).

52. Die ausführliche Erzählung (S. 63 bis 66), wie in dem Knaben Zweifel an die legitime Herkunft seines Vaters erweckt worden und er Versuche zu deren Lösung angestellt, hat mehrfach Anstoß erregt. Am Herbsten hat sich Börne darüber ausgesprochen. Aber die Darstellung läßt auf Goethe's Großeltern keinen Makel haften und bezeichnet den Vorwurf „als ein durchaus leeres Märchen" (S. 66). Dies war er gewiß nach Allem, was von jenen ehrsamen Leuten bekannt geworden (vergl. das oben über die Frau Gesagte und Kriegk's Senckenberg, S. 315 bis 318). Der Vorfall ist aber charakteristisch für des Knaben frühreife und ausschweifende Phantasie, wie für die sittlichen Zustände des vorigen Jahrhunderts, auf welche Goethe's Darstellung wiederholt ein dunkles Streiflicht fallen läßt. Grade das zuletzt angeführte Buch stellt denselben das ungünstigste Zeugniß aus. Auch der sittliche Lebenswandel von Goethe's mütterlichen Großeltern wurde angefochten.

Im Einzelnen ist noch zu bemerken:

a. Die Redensart „wie der Pfau auf seine Füße sehn" (S. 63) weist Sanders (unter „Pfau") in verschiedenen Beispielen nach, wie: „An der Pfaue sieht man nichts Häßliches als ihre Füße" (Olearius, Baumgarten, 85 a) und „Der große Prophet, der auch seinen Pfauenfuß und Fehltritt hatte" (Mathesius, Luther's Anfang, 75 a).

b. Die Friedberger Seitenverwandten (S. 64). Ein Thilemann Goethe war bereits 1598 Syndikus der Stadt Friedberg in der Wetterau, woselbst die Familie noch im vorigen

Jahrhundert das Haus „Zum Ritter“ besaß (Mittheilung von Dieffenbach zu Friedberg im Frankfurter Conversationsbl., Nr. 19 vom 22. Januar 1859).

Zu den sonstigen Seitenverwandten gehörte auch der bereits in Nr. 15 erwähnte Stiefonkel in der Schnurgasse.

c. Daß die Großmutter von gleichem Alter mit ihrem Manne gewesen (S. 65), trifft nicht zu, da Letzterer 1658, die Großmutter aber 1668 (s. oben Anm. 16) geboren, diese also um zehn Jahr jünger war. Der Arzt Senckenberg bezeichnet ihn als artig, sehr hochmüthig und der Musik ergeben (Kriegk, Senckenb., S. 316). Noch 1758 verkaufte sein Sohn, der Rath, eine Geige und eine Flöte von Ebenholz (Belli-G., IV. 121), die, ebenso wie das so übel von seinem Enkel zugerichtete „rothlackirte, goldbeblümte Musikpult“ (oben S. 38), unzweifelhaft aus seinem Nachlaß herrührten.

53. Der Rath Schneider (S. 65), der treue Hausfreund der Goethischen Familie, eine von dem Dichter mit Vorliebe gezeichnete typische Gestalt, verdiente mehr Berücksichtigung, als ihr seitens der Frankfurter Lokalforschung bisher zu Theil geworden. Einen „Jugendfreund“ seines Vaters, — ihre Vornamen waren die gleichen — nennt ihn Goethe selbst (S. 74). Wie Jener und vielleicht zusammen mit ihm hatte er in Leipzig studirt, zur Zeit als Gottsched mit der Neuberin das deutsche Theater beherrschte (Loebell, Entwicklung d. deutschen Poesie, III. 165 flgd.). In einem Briefe an ihren Freund, den Schauspieler Großmann, vom 4. Februar 1781 gedachte Goethe's Mutter seiner anläßlich einer Aeußerung Großmann's mit den Worten: „schon vor vierzig Jahren, sagte mein alter Agent Schneider, hätte Madame Neuberin beinah eben das gesagt“ (Archiv f. Lit.-Gesch., Bd. III. S. 120. Leipz. 1873). Auch der Loen'schen Familie muß er nahe gestanden haben; denn er gab Loen's Kleine Schriften zu Frankfurt bei Hutter (s. oben Anm. 18e) 1749 heraus und begleitete den zweiten Theil mit einem zu „Frankfurt in der Ostermesse 1750“ sehr gut geschriebenen „Vorbericht“. Er legt sich hier keinen Titel bei, und in den Frankfurter Stadtkalendern wird er in der Liste der „Räthe und Residenten“, erst von 1758 an als „Ihrer kurfürstlichen Durchlaucht in Bayern, wie auch verschiedener Fürsten und Ständen des Reiche Agent“ verzeichnet. Den Rathstitel muß er erst später erhalten haben. Nicht zu verwechseln ist mit ihm der Advokat und Dr. juris Benjamin

Schneider (Kaldr. 1759, S. 3). Vielleicht findet man in ihnen die bei Volger (Vaterh., S. 30) genannten Minorennen des Jahres 1716 wieder.

Wie sehr grade der Südwesten Deutschlands zersplittert war — zu den Worten: „keine geringe Anzahl am Rhein und Main“ (S. 65) — macht ein Blatt in Spruner's historischem Atlas besonders anschaulich.

54. Die verschiednen organischen Systeme des Menschen (S. 66) erinnern an die Zeiten der Naturphilosophie, und man glaubt Oken zu hören. Auch unten (Bd. XXI. S. 108) spricht Goethe von den in seinem Organismus „enthaltenen besondern Systemen“. Den Ausdruck an unsrer Stelle kann der Vergleich mit einem Baume erklären: die vielen Seitenzweige, die er anfangs zu treiben Lust hat, müssen fallen, damit der Stamm die Kraft gewinnt, sich in die Höhe, starke, wenn auch nur wenige Aeste und eine Krone zu entwickeln.

55. Die Stelle (S. 67) von dem Wiederaufnehmen und Fortleiten der Fäden der Erzählung soll den Unterschied zwischen einer geschichtlichen, die Ereignisse nach ihrem Zusammenhange ordnenden und kunstvoll gruppirenden, und einer streng chronologischen oder gar annalistischen Darstellung (wie in Goethe's „Annalen“) dem Leser klar machen. Ganz denselben Zweck hat das kurze „Vorwort“ zum Vierten Theil. — Einer der später aufgenommenen Fäden ist z. B. die Geschichte von Goethe's Einsegnung (Konfirmation), welche chronologisch ins Vierte Buch gehörte, aber erst am Schlusse des Siebenten vorgetragen wird.

56. Die Schlachten des Jahres 1757 (S. 67) sind in dem biographischen Schema (oben Nr. 46) einzeln angeführt. In die Unglücksfälle der Reichsarmee zu Ende des Jahres wurde das Frankfurtische, aus den sieben Kreiskompagnien bestehende Reichscontingent (Kaldr. 1759, S. 14) mitverwickelt; am 6. Juni 1757 war es zum Allerheiligenthor hinaus auf das große Fischerfeld gezogen, um dort vier Wochen lang im Lager zu kampiren und sich durch andre (nassauische) Kreisvölker zu vervollständigen, worauf die Truppen wieder denselben Weg in die Stadt hinein, dann „durch die Fahrgaß und über die Sachsenhäuser Brück und zum Affenthor hinaus“ zur Reichsarmee abmarschirten und erst nach dem Hubertsburger Frieden zurückkehrten (nach einer Familienchronik, Mitth., I. 149).

57. Von den drei Religionen (S. 67) herrschte das Luther'sche (Augsburger) Bekenntniß. Neben den deutschen Gemeinden dieser Konfession gab es auch eine niederländische, und ebenso zerfielen die Reformirten in eine deutsche und eine französische Gemeinde. In letzterer finden sich die bekannten Namen d'Orville, Gontard, de Saussure (Kalender für 1765, S. 24). Der Bau einer Kirche innerhalb der Stadt war den Reformirten nicht gestattet. Erst 1755 durften sie eine solche vor einem Stadtthore errichten (Kriegk, Senckenberg, S. 331 u. S. 368). Daß sich aber von der „gesetzlichen Kirche" (nach dem Grundsatze cujus regio, illius religio) Viele absonderten, „Separatisten, Pietisten, Herrnhuter", ist bereits (S. 37) hervorgehoben; Goethe's Fragment „Der ewige Jude" (Werke, Bd. III. 181) ist auf diesem Boden entstanden. Der fromme Schuster dort ist „halb Eisener, halb Methodist, Herrnhuter, mehr Separatist" (vergl. auch Kriegk a. a. O., S. 366).

58. Goethe's Vater wird im Herbst oder Winter 1740 von Reisen zurückgekommen sein (S. 68). Die oben zu Nr. 13 erwähnten Briefe desselben bieten hierfür einigen Anhalt, besonders der zweite, „Venedig 1740". Am 6. Februar dieses Jahres war Papst Klemens XII. verstorben, und die Wahl des neuen Papstes Benedikt XIV. (Lambertini) kam erst am 17. August zu Stande. In die papstlose Zwischenzeit fällt Joh. Kaspar's Reise nach Rom und Neapel, über welche er sich in jenem Briefe sehr unzufrieden und philisterhaft äußert. Sein Aufenthalt dort kann auch nur kurz gewesen sein, obschon er in Rom zehn Tage länger verblieb, als er beabsichtigt hatte, indem er nach der Rückkehr in Venedig die Vermuthung ausspricht, es werde „die römische Kirche noch lange eine Wittwe bleiben." Der Brief muß also einige Zeit vor dem August 1740 geschrieben sein. Zu Anfang des Briefs heißt es: „Unterdessen ist meine italienische Reise in so weit vollendet, daß ich nur noch den Obertheil desselben (also Ober-Italien) zu besuchen vor mir habe, von dar ich vermuthlich durch Frankreich und Holland nacher Hause gehen werde." Das Gesuch um eine Stelle mag dann in das Jahr 1741 fallen; denn schon im Mai 1742 erhielt er den Charakter als kaiserlicher Rath, anläßlich der kurz vorher erfolgten Wahl und Krönung Karl's VII. Denselben Ehrentitel legte der Kaiser am 6. August 1743 dem jedesmaligen Stadtschultheiß, den sieben ältesten Schöffen und dem ältesten Syndikus bei (Kalender 1763).

59. Der Schöff von Uffenbach (S. 68) war Schriftsteller und Dichter (Goedeke, Grundr., II. S. 533). Goethe kann ihn nur als ganz alten Mann gekannt haben, da er 1757 bereits das siebzigste Jahr erreicht hatte und bald nach Goethe's Rückkehr aus Leipzig, fast 83 Jahr alt, verstarb. Die Stelle hier (S. 68) ist fast wörtlich dem biographischen Schema von 1762, in welchem Jahre Uffenbach die Stelle des ältern Bürgermeisters bekleidete, entnommen (s. unten zu S. 107). Seine erste Frau war eine geborne Lindheimer, er stand daher wol in verwandtschaftlichen Beziehungen zum Goethischen Hause. Im Jahre 1755 vermählte er sich zum zweiten Mal. Seine Sammlungen und Korrespondenzen sowie die Bibliothek des Bruders wurden nach dem Tode der Wittwe zerstreut (s. Gwinner, Kunst, S. 281, und Belli-G., Leben, V. S. 143 u. 144 die Note, und wegen der übrigen Lebensnachrichten: Kriegk, Senckenberg, S. 16 u. 356, die Stadtkalender, Belli-G. a. a. O., IV. 20 u. 77; Mitth., III. S. 504, u. Stricker, Bez., S. 32).

60. Auch das über den Baron von Häckel (S. 68 u. 69) Gesagte ist fast wörtlich im biographischen Schema v. J. 1762 (s. unten zu S. 107) zu finden, nur daß hier (S. 69. Z. 4 bis 8) die Stelle über die Ausübung seiner Wohlthätigkeit hinzugefügt ist. Eine ausführliche Biographie von Häckel hat neuerdings Kriegk gegeben (Senckenberg, S. 356 bis 362) und darin seine Mildthätigkeit besonders hervorgehoben: „Er fragte dabei nicht nach dem Verhältniß seiner Spenden zu seinen Einnahmen und sagte, er habe immer genug gehabt und Gott werde ihn auch fernerhin nicht verlassen, im äußersten Falle aber wolle er lieber ein paar seine Kleider weniger haben, als daß er aufhöre, ein Verschwender zum Besten der Armen zu sein.“ Goethe nennt ihn im Schema einen hessischen Edelmann, vermuthlich, weil er sich einer Verbindung desselben mit dem Landgrafen von Hessen-Kassel erinnerte. Doch soll Häckel nach Hüsgen (Nachr., S. 183, Note) und Kriegk (Senckenb., S. 357) aus Holstein gebürtig gewesen sein. Er hatte in verschiedenen Ländern Kriegsdienste genommen und den Titel eines östreichischen Obristwachtmeisters erworben. Durch Verheirathung mit der bejahrten reichen Wittwe des kaiserlichen Rathes Rhost von Eisenbard 1744 gelangte er in den Besitz des Hauses Zu den Zwei Bären (jetzt Nr. 40) in der durch eine historische Novelle von H. Oelbermann „Der Lebkuchler aus der Töngesgasse“ (Frankf. 1868) bekannten, oben in Nr. 18 g er-

wähnten Antoniusgasse, und in den eines großen Vermögens, dessen Disposition ihm nach dem Tode der Frau 1758 allein verblieb (Belli-G., Leben, IV. 36). Er war eine hochgeachtete Persönlichkeit. Der Arzt Senckenberg, von Reineck und der Hauptmann Klenck gehörten zu seinen nächsten Freunden. Er war der Mäcen des Malers Schütz (oben S. 24), der in Häckel's Gemäldesammlung die Bilder Sachtleben's kennen lernte, welche seinen Stil bestimmten, und ebenso mögen die aus der Häckel'schen Versteigerung, frühestens im Jahre 1760, erstandenen Gegenstände, welche Goethe bei Abfassung seiner Lebensgeschichte noch besessen haben will, in Bildern dieses Niederländers bestanden haben. Denn Schuchardt verzeichnet in „Goethe's Kunstsammlungen" (Jena 1848. Thl. I. S. 184) sechs Radirungen jenes Malers. Um Mißverständnisse zu beseitigen, bemerken wir, daß von einer Verbindung zwischen Häckel und Gellert nichts bekannt ist; das Gedicht des Letzteren „Der Menschenfreund", zu Ende des ersten Bandes seiner „Fabeln und Erzählungen" (1751), welches Hüsgen (a. a. O.) auf Häckel bezieht, gilt ihm keineswegs persönlich, wie Frau Belli (Leben, IV. 170) und Andre annehmen.

61. Johann Michael von Loen (S. 69) ist als vielseitiger Schriftsteller bekannt. Seine in klarer und geschmackvoller Prosa abgefaßten, wenn auch nicht besonders tiefen historischen, ästhetischen, moralischen, politischen und religiösen Essays, um eine moderne Bezeichnung zu gebrauchen, lesen sich noch heute besser als z. B. manches Verwandte aus Moser's Schriften. Die Familie stammt aus den Niederlanden und war von da nach Köln ausgewandert; gleichwol war Joh. Michael allerdings von Frankfurt gebürtig, da er dort am 21. Dezember 1694 das Licht der Welt erblickte. Seine Mutter war eine Passavant. Nachdem er in Marburg Jura studirt und seit 1712 in Halle zu Thomasius' und Gundling's Füßen gesessen und sich dann auf Reisen in der Welt umgesehen, kehrte er 1720 nach Frankfurt zurück und bildete dort, im Besitze eines großen Vermögens und großer Kunst- und Büchersammlungen, den Mittelpunkt der höher gebildeten Kreise. J. M. Lappenberg (in „Reliquien des Fräulein Susanne von Klettenberg", 1848) erblickt in ihm das Urbild des „Oheims" der „Bekenntnisse einer schönen Seele" (Werke, Bd. XVII. S. 362 flgd.). In dem didaktischen Roman „Der redliche Mann am Hofe oder die Begebenheiten des Grafen von Rivera" (1740) gab er seinem Lebensideale Ausdruck. Er habe

darin, sagt er, „eine vollkommene, mit aller Weisheit und Tugend begabte Standesperson unter dem Namen des Grafen Rivera eingeführet, ... als ein junger Herr, der in sich alle Naturgaben mit einer glücklichen Erziehung und Erkenntniß der Wissenschaften verbindet. Er widmet sich, bei der angenehmsten Lebensart auf seiner Herrschaft, der Weisheit und der Tugend" u. s. w. (Kleine Schriften, Bd. III. S. 397. Wegen Loen's Reisen das. Bd. IV. S. 347 bis 471. Auch findet sich darin Bd. III. S. 26 bis 40 eine lateinisch verfaßte Familiengeschichte.) Im Jahre 1750 erschien seine „einzige wahre Religion, allgemein in ihren Grundsätzen, verwirrt durch die Zänkereyen der Schriftgelehrten, zertheilet in allerhand Secten, vereiniget in Christo". Dr. Benner in Gießen (S. 69) trat Loen's Unionsbestrebungen in seiner „Antwort auf Loen's Sendschreiben über seine einzig wahre Religion" und in „Entdeckter Ungrund der sog. einzig wahren Religion des von Loen" (beide 1751) entgegen. Später gerieth Benner in ähnliche Fehden mit Hausen (Allg. D. Bibl., XI. 1. 322 flgd., 1769) und mit Semler (in Suffragium pro gloria Christi etc. contra Semmlerum 1771). Durch seine Mémoires d'un gentilhomme au sujet de ce qui se passe de plus remarquable à la diète de Francfort (1741) hatte Loen Friedrich's Aufmerksamkeit auf sich gelenkt, der ihn auf den Vorschlag des Loen befreundeten Großkanzlers Cocceji 1753 zum Geheimen Rath und Regierungs-Präsidenten zu Lingen ernannte. Einen sechs Jahre früher an ihn ergangenen Ruf als Präsident des Oberkonsistoriums zu Berlin mit einem Gehalte von 2000 Thalern hatte er abgelehnt. Jetzt verließ er Frankfurt für immer. Das Nähere über Loen unter Angabe der Quellen findet man im Frankfurter Archiv (N. F. III. S. 534 bis 562). Hier sind seine Schriften unter 37 Nummern aufgeführt, wonach man die etwas spärlichen Angaben bei Goedeke (Grundr., II. S. 535. Nr. 405) ergänzen und berichtigen kann.

Bei den Besuchen, die Goethe später von Weimar aus am Dessauer Hofe abstattete, lernte er dort den mit der Prinzessin Agnes von Anhalt vermählten zweiten Sohn Loen's, Johann Gott, den Begründer der jetzt in Preußen blühenden Familie v. L., kennen. Er schreibt in seinen Annalen v. J. 1797: „In Dessau ergetzte uns die Erinnerung früherer Zeiten; die Familie von Loen zeigte sich als eine angenehme, zutrauliche Verwandtschaft, und man konnte sich der frühsten Frankfurter Tage und

Stunden zusammen erinnern." Doch war dieser Loen um zwölf Jahre älter als Goethe.

Die Befürchtung, welche Goethe's Vater gehegt (S. 70), Loen werde mit Friedrich dem Großen in Konflikt gerathen, verwirklichte sich nicht; aber Loen ging doch großen Leiden entgegen, indem er nach Ausbruch des Kriegs von den Franzosen von 1757 bis 1761 zu Wesel als Geisel festgehalten wurde. Wie Goethe's Vater hatte Loen selbst vor Herrendienst gewarnt, es sei eine Thorheit, sich bei Fürsten in Dienste zu begeben, wenn man sein eigner Herr sein könne.

Die Verhaftung Voltaire's hatte bekanntlich i. J. 1753 stattgefunden. Im Funfzehnten Buch (unten Theil IV) hat Goethe die hier gemachten Andeutungen über diesen Vorfall sowie über die Schattenseiten des „Herrendienstes" weiter entwickelt, weshalb wir auf die Anmerkungen zu jenem Buch verweisen.

62. Dr. Orth (S. 70). Das biographische Schema (unten v. J. 1762) enthält noch den hier übergangenen Zug: „sah außer den Seinigen wenig Personen". Zu den „Seinigen" gehörte Olenschlager, der Verfasser der Erläuterung der Goldenen Bulle, sein Schwiegersohn, von dem oben S. 146 die Rede ist. Als „sittlich ernster, geregelt thätiger und sparsamer Mann" bildete Orth jedoch einen Gegensatz gegen seinen, dem französischen Geschmack huldigenden Schwiegersohn (Kriegk, Senckenberg, S. 364 u. 16). Nur als Mitglied des Hauses Frauenstein und Doctor juris, jedoch nicht als Advokat, ist Orth in den Frankfurter Kalendern jener Zeit vermerkt. Die von ihm in sechs Bänden (1731 bis 1774) kommentirte Frankfurter Reformation ist das statutarische Recht der Stadt, in dessen Ermangelung nur das Gemeine Recht zur Anwendung gelangt. Die erste Kodifikation der Statuten: „Reformacion der Stat Franckenfort am Meine des heiligen Romischen Richs Cammer, Ao 1509" (Lersner, I. 260, und Euler, im Archiv, II. Heft 7. S. 118) ist später mehrmals in vervollständigter Form veröffentlicht worden. Orth's Anmerkungen bezogen sich auf die erneuerte Reformation v. J. 1611. Andre Schriften Orth's hat Stricker (Beziehungen, S. 33) angeführt, darunter die „Von den berühmten zwoen Reichsmessen in Frankfurt a. M." (1765), auf deren Erscheinen Fries bereits in der Einleitung seines Buchs über das Pfeifergericht hingewiesen, sowie später die Allg. Deutsche Bibliothek (Anh. z. Bd. XII. S. 875).

63. Wegen der Brüder von Ochsenstein s. oben Anm. 8 zu S. 8. Kriegk hat nach gleichzeitigen Quellen den wenig anziehenden Charakter des 1756 verstorbenen Advokaten Ochsenstein geschildert (Senckenberg, S. 350 bis 356). Hinsichtlich seiner Beerdigung heißt es daselbst: „Er war ein Feind des eitlen Prunkens, welches damals bei Bestattungen gebräuchlich war, und verfügte in Betreff der seinigen das Entgegengesetzte. In der schriftlichen Anordnung darüber soll er, der den Scherz liebte, auch gesagt haben: er werde es damit nicht allen Leuten recht machen, aber er sei eben kein Hutmacher und könne sich daher nicht allen Köpfen akkommodiren. Er verbot das Aufhängen schwarzer Tücher im Hause, das Ansagen des Leides und die gebräuchliche Kondolenz, das Nachfahren von Kutschen und den Gebrauch des sog. Himmelwagens, indem er durch Handwerker und Kopisten auf den Friedhof getragen werden wollte. Auch einen besonderen Talar sowie das übliche Singen der Chorschüler des Gymnasiums vor dem Hause und vor dem Leichenzug verbat er sich, doch sollte den letzteren das herkömmliche Geld dafür bezahlt werden u. s. w. Das gemeine Volk sowie die Leichenbitter und Andere waren über dies Alles sehr aufgebracht, weil sie darin einen Vorgang erkannten, welcher nachgeahmt werden könnte und ihnen dann ihre gewöhnlichen Einkünfte schmälerte. Sie benannten daher, als wirklich nachher andere Leute ebenfalls zur Einfachheit zurückkehrten, solche Beerdigungen spottend Ochsenleichen." Der Baron Häckel (s. oben S. 68) bedachte Ochsenstein mit folgender nicht eben schmeichelhaften Grabschrift:

„Es liegt Sebastian in diese Gruft versenkt;
O Schade, daß man ihn nicht eher hat gehenkt!"

Im Archiv (II. Heft 6. S. 197 flgd.) sind als Beispiel die Ausgaben bei der Beerdigung eines mittleren Kaufmanns zu Frankfurt vom Jahre 1788 mitgetheilt; sie betrugen in diesem Falle 425 Gulden 28 Kreuzer, wozu noch 300 Gulden Geschenke an milde Stiftungen traten (vergl. Stricker, Bez., S. 33 u. 34).

64. Als Sammler und Bearbeiter der älteren Verordnungen (S. 71) ist außer Orth (vorstehend Nr. 62) und Fries (s. oben Nr. 30), von welchem 1752 „das erste Dutzend Frankfurter Verordnungen" erschien, besonders J. A. Senckenberg, der Verfasser der „Selecta juris et historiarum" (1734), zu nennen.

Kriegk hat den „Brüdern Senckenberg“ eine bereits oft citirte „biographische Darstellung“ (Frankf. a. M. 1869. 312 S.) gewidmet, ein Buch von hervorragender kulturgeschichtlicher Bedeutung. Auch abgesehen von dem „Anhang über Goethe's Familie und einige seiner Jugendbekannten“ (S. 315 bis 380), bildet es einen wegen seiner Quellenmäßigkeit unschätzbaren Kommentar zu Goethe's „Dichtung und Wahrheit“. Indem Kriegk seinem Buche Goethe's Urtheil über die drei Brüder (hier S. 71 u. 72) voranschickt, bemerkt er, dasselbe sei „treffend und für Goethe's genialen Blick selbst um so mehr bezeichnend, da er mit keinem der drei Brüder in Verkehr gekommen war und blos das Wirken eines derselben ein unmittelbares Interesse bei ihm erregte“ (a. a. O. S. 2).

Der Vater (S. 71), aus Friedberg in der Wetterau stammend, Arzt und Bürgermeister daselbst, siedelte um 1688, nachdem er eine Frankfurterin geheirathet, in deren Geburtsort über und erwarb hier das in der Hasengasse belegene Haus „Zum Hasen“ (jetzt Nr. 3), das zum Unterschied von den beiden anstoßenden Häusern („Zum Hasenneck“ und „Zum alten Hasen“) auch „Zu den drei kleinen Hasen“ genannt wurde (s. Goethe, S. 72 oben). Er war ein tüchtiger und beliebter praktischer Arzt, nach dem Zeugniß seines ältesten Sohnes mit Goethe's väterlichem Großvater befreundet. Beide starben in demselben Jahre, 1730. Der zweite Sohn stand jedoch auch nachher Goethe's Großmutter bis zu ihrem Tode als Arzt zur Seite (s. oben Anm. 10). Die Freundschaft der Eltern ging auf die Söhne über, auf Goethe's Vater und den ältesten Senckenberg, den spätern Reichshofrath, der Jenen in das juristische Studium einführte. Dies ergeben die Worte, mit welchen er den Joh. Kaspar bei dessen Promotion zum Doktor 1738 anredet: „Floruit inter parentes nostros amicitia, in me jure quasi hereditario transscripta; ad haec, quod maxime me allicit, prima studiorum juris tyrocinia ex me hausisti“ (S. 173 flgd. der Inaugural-Dissertation des Joh. Kaspar Goethe, im Anhang; vergl. oben Nr. 38). Diese Verbindung Beider muß in das Jahr 1730 gefallen sein, ehe der 1729 in die Zahl der Frankfurter Advokaten aufgenommene Senckenberg einem Rufe als erster Rath des Reichsgrafen von Dhaun folgte, was im November jenes Jahres geschah. Darauf beziehen sich die ferneren Worte obiger Gratulation: „Scio haec non admodum ad te pertinere, cum me Francovadum nostrum cum domicilio Dhunensi commutante, me

longe meliores Lipsiae et alibi andiveris." Was Goethe dann von dem zweiten Bruder mittheilt, bezieht sich auf den dritten, und das weiterhin von dem dritten Bruder Gesagte auf den zweiten. Der Arzt also, Johann Christian, der zweite der Brüder, ist der Gründer der berühmten Senckenberg'schen Stiftung, einer Wohlthätigkeitsanstalt, „deren Wirkung, nach menschlicher Einsicht, durch alle Zeiten hindurch fortdauern und nicht leicht durch die einer ähnlichen Stiftung überboten werden wird" (Kriegk, a. a. O. S. 213). Diesen Wohlthäter Frankfurt's hat Kriegk in einem mit Vorliebe ausgeführten Bilde gezeichnet. Er war, wie die Mehrzahl seiner Mitbürger, Lutheraner, ging aber dabei seinen eigenen Weg, verkehrte mit den Separatisten (s. oben Nr. 57) und galt selbst als solcher, wie überhaupt als Sonderling, vorzüglich weil er nach dem Lessing'schen Grundsatze verfuhr, das Gute nur um des Guten willen zu thun. Daß er wenig und nur in vornehmen Häusern praktizirt (S. 72), ist nicht richtig, da er bei einer sehr ausgebreiteten Praxis zwischen Armen und Reichen keinen Unterschied machte, es sei denn, daß er nur die Ersteren auf seine Kosten mit Arznei und Nahrungsmitteln versah (Kriegk, a. a. O. S. 239). Er war indessen auch fürstlicher Leibarzt (des Landgrafen von Hessen-Kassel) und hatte schon früh den Kaiser Karl VII. behandelt. Klein von Statur und von großer Raschheit der Bewegung, nannte er sich selbst einen Läufer von Profession, wenn auch nicht aus dem von Goethe angeführten, von seinen Gegnern ersonnenen Grunde, vielmehr, im Gegentheil, weil er ein gutes Gewissen und also Luft um die Brust habe. Bis zuletzt verschmähte er Wagen und Pferde, lief unermüdlich von einem Kranken zum andern und meinte, den Hafer, den seine Pferde fressen würden, verzehre er lieber selbst. Er nannte sich wol, mit Bezug auf sein Haus in der Hasengasse, den Hasendoktor, meinte aber, die ganze Welt sei eine Hasengasse (Kriegk, a. a. O. S. 274, 275, 286). Zum dritten Male Wittwer und kinderlos, widmete er sein großes Vermögen, Grundstücke und Gebäude und ein Kapital von 117,000 Gulden einer medizinischen Stiftung (S. 72), für die er schon anfangs 1766 die erforderlichen Grundstücke in der Eichenheimer Gasse und an der Schlimmen Mauer erwarb. Der Ausbau erfolgte während Goethe's Abwesenheit in Leipzig (s. Mitth., II. 157); aber nach seiner Rückkehr besuchte Dieser das Institut, und es ist uns die Nachricht erhalten, daß er dorthin am 22. Oktober 1768 den nach Straßburg reisenden Danziger

Dr. Kulmus begleitete (Kriegk, a. a. O. S. 268). An die Herstellung eines Anatomiegebäudes (theatrum anatomicum im Stiftungsbriefe, wonach Goethe), eines chemischen Laboratoriums, eines botanischen Gartens und Gewächshauses, einer naturwissenschaftlichen Bibliothek und anderer Sammlungen schloß sich der Bau eines blos für Frankfurter Bürger bestimmten Hospitals (S. 72). Die Gründung des letzteren befriedigte deshalb ein besonders dringendes Bedürfniß für Frankfurt, weil das vorhandene reich dotirte Spital „Zum heiligen Geist" ursprünglich für Pilger, daher nur für Fremde, nicht für Bürger und Beisassen bestimmt war (Kriegk, a. a. O. S. 257). Senckenberg's Schöpfung, welche vielfache Unterstützung von anderen Seiten und in dem Städel'schen Institut auf einem anderen Gebiete Nachfolge fand, war aus den edelsten Triebfedern hervorgegangen. „Sie war" — um Kriegk's Worte zu wiederholen (S. 243) — „ein Werk inniger Menschenliebe, ächten Bürgersinnes, reiner Liebe zur Wissenschaft, uneigennütziger Hingebung für die sittlichen Zwecke des Lebens, wahrer Frömmigkeit und Gottbegeisterung. Man kann und muß dies, so hochtönend es auch lautet, mit bestimmten Worten und ohne Einschränkung aussprechen; man ist dabei zugleich dem Andenken des Schöpfers jener Stiftung schuldig, unbedingt zu erklären, daß derselbe einer der edelsten Männer seiner Zeit, sowie ein Bürger war, auf welchen seine Vaterstadt wie auf wenige andere ewig stolz sein kann."

Unerwartet fand Senckenberg am 15. November 1772 seinen Tod, indem er von einer Leiter, welche zu dem Tags vorher fertig gewordenen Thürmchen seines Spitals führte, von Schwindel ergriffen, herabstürzte und das Genick brach. Seine Beerdigung erfolgte auf Ochsenstein's Art (s. oben S. 70, und Kriegk, a. a. O. S. 271). Der Hauptstiftungsbrief vom 18. August 1763 ist abgedruckt in Stricker's „Geschichte der Heilkunde" ꝛc. 1847. S. 352. Vollständiges Material enthält die vorzügliche Quellenschrift „Geschichte der Senckenberg'schen Stiftshäuser" von Seb. Alex. Scheidel. Mit fünf Tafeln. Frankfurt a. M. 1867. 4°. 119 S. (Neujahrsblatt des Vereins f. Gesch. u. Alterthumskunde). Goethe selbst hat die Stiftung nach seinen Reisen in die Heimath 1814 u. 1815 ausführlich beschrieben und beurtheilt (Werke, 40bdge A. Bd. XXVI. S. 287 flgd.).

Was den dritten der Brüder Senckenberg, Joh. Erasmus, anbetrifft, den Rathsherrn zweiter Bank, so deutet Goethe (S. 72) nur dessen Kampf gegen das städtische Patriziat an, nicht aber die Laster

und Verbrechen, deren er sich schuldig machte und die seine Absetzung und langjährige Gefangenschaft zur Folge hatten (s. Kriegk's Senckenberg, S. 36 bis 212).

65. **Friedrich Karl von Moser** (S. 72 u. 73), nach dem Frankfurter Kalender von 1763 (S. 22) „Hochfürstlich Hessisch-Darmstädtischer und anderer Fürsten und Stände Geheimer Legationsrath und Kreis-Gesandter", die bedeutendste Persönlichkeit unter den bisher Genannten. Auch er gehört in den einst um die Klettenberg versammelten frommen Kreis, welcher in den „Bekenntnissen einer schönen Seele" durchscheint. Nach Lappenberg (Reliquien ꝛc., S. 205) tritt er darin als „Philo" auf (Werke, Bd. XVII, S. 369 f.). In der Zeit, von welcher hier die Rede ist, im Jahre 1758, schrieb er zu Frankfurt sein berühmtestes Buch: „Der Herr und der Diener, geschildert mit patriotischer Freiheit" (Frankfurt, 1759). Von diesem Werke und den verwandten, namentlich den „Politischen Wahrheiten" (1796) urtheilt R. v. Mohl: „Solche grelle Streiflichter, geworfen nach allen Seiten der gesellschaftlichen Ordnung, namentlich aber nach deren Spitzen; eine solche rücksichtslose Bloßlegung der staatlichen Unfähigkeit und Pflichtwidrigkeit jeder Art in allen Ständen bis zu den höchsten; eine solche sichere und unerschrockene Untersuchung der Herzen und Nieren der Fürsten; eine so naive Preisgebung der in einem reichen und vielbewegten Leben theuer erkauften Erfahrungen im Geschäftsleben und in der Menschenkenntniß: solche Eigenschaften sind in der Literatur aller Völker sehr seltene Erscheinungen, in der deutschen waren sie ohne Vorgang" (Gesch. u. Lit. der Staatswissenschaften, II. S. 421. 1856). „Unzweifelhaft gehört er zu der Konstellation glänzender Geister, welche seit der Mitte des 18ten Jahrhunderts an Deutschlands Himmel aufflammten und denselben in einer kurzen Zeit und für immer erhellten" (das. S. 405). Seine Wirkung in der Nachbarschaft (Goethe, S. 72) bezieht sich sowol auf Homburg, wo Moser anfangs 1746 bis 1749 die Regierungsgeschäfte leitete (Jördens, I. 348), als auch auf Darmstadt, die Stätte seines spätern, mit einem plötzlichen Sturze endigenden Wirksamkeit als Minister. Goethe's Freund Merck gehörte zu seinen entschiedensten Gegnern (s. die dritte Sammlung des Merck'schen Briefw. von Wagner, S. 200 f.), ebenso der Herzog Karl August von Weimar; ihrem Urtheil schloß sich im Wesentlichen auch Goethe an. Aber hier erhebt er sich über

jene Eindrücke zu einer höhern Ansicht, zu der auch Moser's Enkel Mohl hinführt: „Nichts begreiflicher in der That, als daß ein Mann wie F. K. Moser, dem es um das Recht, um Zucht und Sitte, um das Glück der Unterthanen, um eine kräftige, hochgesinnte, thätige Regierung, um gesetzliche Freiheit zu thun war, sein ganzes Leben hindurch von heiligem Ingrimm erfüllt war und mit dem scharfen Schwerte seines Witzes . . . dazwischenschlug. Freilich aber auch kein Wunder, daß er . . . als ein boccartiger Satiriker, als ein Mensch, mit dem kein Auskommen sei, tödtlich gehaßt wurde" (a. a. O. S. 415). Hinzuzusetzen ist jedoch, daß Moser, um der Despotie zu wehren, selbst in Despotenart verfiel. Der Kuriosität wegen führen wir als Seitenstück von Moser's „Herr und Diener" das im ultramontanen Lager 1873 zu Mainz erschienene Pamphlet „Der Herr und sein Diener, von Hans am See" an; es hat sich aber kaum Jemand bitterer und feindseliger über die katholische Kirche ausgesprochen als gerade Moser. Hier sind dem Reichskanzler Fürst Bismarck und dem modernen „Liberalismus" die von Moser ernst und ehrlich behandelten Rollen des Herrn und des Dieners zugetheilt. Wie Moser heute stehen würde, ist nicht zweifelhaft; in den damaligen Parteiungen des Reichs und der Reichsstadt gehörte er zu den heftigsten Gegnern Preußens (s. seine „Beherzigungen" u. die Allg. D. Bibl., IX. 1. S. 227 flgd., in der Recension der von Goethe erwähnten Reliquien von 1764, u. VI. 2. S. 304). Mit seinem Heldengedicht in Prosa „Daniel in der Löwengrube" (S. 73) und seinen „Geistlichen Gedichten, Psalmen und Liedern" (beide 1763) betheiligte er sich an der religiösen Zeitdichtung. Diese Schriften, sowie „Der Herr und der Diener" fanden eine wenig wohlwollende Beurtheilung in den Literaturbriefen (Nr. 299 u. 88 von Nicolai selbst). Ein großer Theil der Denkverse (unten Theil IV. Buch 17) ist Moser's „Mannichfaltigkeiten" entnommen. Von Goethe's späteren persönlichen Berührungen mit Moser finden sich in den „Annalen" v. J. 1795 Andeutungen. — Ererbt war Moser's Talent (S. 73) von seinem Vater, dem ehrwürdigen J. J. Moser.

66. Canitz und Neukirch (s. oben S. 30 u. Anm. 39 f) sind nach Goethe's Beurtheilung der Varnhagen'schen „Biographischen Denkmale" (Werke, Bd. XXIX. S. 183) noch Paul Fleming und Besser anzureihen: „Die Werke genannter Dichter standen in Franzband ehrenvoll, mit goldverziertem

Rücken, in meines Vaters Büchersammlung. Ich lernte darin lesen mehr, als daß ich sie las." Weiterhin gedenkt Goethe der Tage, wo er sich „weder mit solcherlei Lieb- und Hofschaften (Ganitz und Besser), noch mit derlei gestaltlosem und doch blumenreichem Inhalt, mit dem halbgewandten und meist gehaltleeren Ausdruck, mit der unerquicklichen Dogmatik des protestantischen Kirchenliedes (Fleming, Ad. Schlegel, Moser u. A.) in keinem Sinn befreunden konnte."

Die übrigen hier (S. 73) genannten Dichter folgten den Schweizern im Kampfe gegen Gottsched. Kopp's Uebersetzung von Tasso's epischem Gedicht war auch ein Lieblingswerk des jungen Wilhelm Meister (Werke, Bd. XVII. S. 41 flgd.); es gab seinen „herumschweifenden Gedanken endlich eine bestimmte Richtung"; Chlorinde und Armide, Rinaldo und Tankred bemächtigten sich seiner Einbildungskraft, die Verse vom Zweikampf des Letzteren mit Chlorinde erfüllten sein Gemüth, und er versuchte die Geschichte auf dem Kindertheater darzustellen. Das ganze siebente Kapitel des ersten Buchs der „Lehrjahre" kann den ersten Büchern von „Dichtung und Wahrheit" ohne Weiteres eingefügt werden. Was dort von Tasso's Gedicht aus noch ungeschwächter Erinnerung erzählt ist, bildet eine nothwendige Ergänzung der nun folgenden Darstellung der Wirkungen des berühmten vaterländischen Epos. Wenn im „Wilhelm Meister" kurz vorher (S. 38) Gottsched's „Deutsche Schaubühne nach den Regeln der alten Griechen und Römer" genannt wird, so wird man auch dies Werk Joh. Kaspar's Büchersammlung einverleiben müssen. Daß Goethe früh auch Ariost's „Rasenden Roland" und den „Theuerdank" in sich aufgenommen, beweist eine Spur im „Götz" (dessen erste Gestalt, Werke, Bd. XI. 2. S. 50 u. 56); ebenso ergiebt der in den Labores juveniles mitgetheilte Dialog zwischen Vater und Sohn (Weizmann, S. 44), daß Goethe zu dieser Zeit eine Stadt- und eine Feldmaus, wie er solche bei Drollinger in Knittelversen beschrieben fand, neben anderen Figuren in Wachs bossirte, eine frühe Kunstübung, deren er in seiner Lebensbeschreibung trotz Bettina nirgend gedenkt. Auch Racine's Trauerspiele befanden sich in der väterlichen Bibliothek (siehe Note 68).

67. In dem biographischen Schema nennt Goethe unter den in seine erste Lebenszeit fallenden Ereignissen das Erscheinen der ersten Bände von Klopstock's Messias 1751 (oben Anm. 4).

Es sind die in diesem Jahre in einem Bande herausgegebenen fünf ersten Gesänge des Gedichts gemeint. Der unter dem folgenden Jahre ebenda erwähnte Brief Klopstock's im Morgenbl. v. 29. Dezember 1809, Nr. 311, ist aus Kopenhagen an Gleim gerichtet (vom 9. und 11. April 1752); es ist ein ächter Freundschaftsbrief des vorigen Jahrhunderts; die Stelle, auf welche Goethe's Bemerkung über Klopstock's Gefühl persönlicher Würde hinzielt, möchte die Aeußerung des noch ganz jungen Dichters sein, es würde ihm nicht schwer fallen, in Kopenhagen alle Gesandten der fremden Höfe kennen zu lernen, „wenn ich diese Bekanntschaften nicht vielmehr erwartete als suchte." Die unter dem Jahr 1758 (Anm. 46 u. S. 74) genannte Messiade kann nur die „Neue verbesserte Ausgabe" des Messias gewesen sein, welche in zwei Bänden (1755 und 1756) die zehn ersten Gesänge (S. 74) enthielt. Die Schlußscene unsers Buchs ist daher in den Winter von 1756 auf 1757 zu setzen, wenigstens nicht früher; denn Portia's Traum und das Gespräch der Teufel im Todten Meere fallen in die letzten Gesänge (7 und 10; vergl. Textrevision).

Der Konflikt, den der Messias im Goethischen Hause hervorrief, war nur ein Bild im Kleinen des Kampfes, der in ganz Deutschland entbrannte. Die Belege dieser literarischen Fehde Gottsched's und seiner Anhänger mit Klopstock und Bodmer finden sich in Goedeke's Grundr., II. S. 598, verzeichnet. Vergl. das. sub 1a. Gottsched's „Gutachten von der heroischen Versart unserer biblischen Epopeen" 1752, sub b. Triller's „Der Wurmsamen, ein Heldengedicht" 1751, und die Gegenschrift „Der Wurmdoktor" 1752, ferner S. 555 die vielen Schriften gegen Klopstock vom Frhrn v. Schönaich, dem Laureatus der Gottsched'schen Schule, namentlich die 1754 erschienene „ganze Aesthetik in einer Nuß oder Neologisches Wörterbuch, als ein sicherer Kunstgriff, in 24 Stunden ein geistvoller Dichter und Redner zu werden und sich über alle schale und hirnlose Reimer zu schwingen. Alles aus den Accenten der heil. Männer und Barden des itzigen überreichlich begeisterten Jahrhunderts zusammengetragen, und den größten Wortschöpfern unter denselben aus dunkler Ferne geheiliget von einigen demüthigen Verehrern der sehr affischen Dichtkunst." Dieser Kampf erhärtet Goethe's Behauptung, daß die literarische Epoche, in der er geboren sei, sich aus der vorhergehenden durch Widerspruch entwickelt habe (Hillebrand, Nationalliterat., II. 77). In der Reimfrage konzentrirte sich die

Bewegung gegen Gottsched. Lessing verwarf Gottsched, aber nicht den Reim; er vertrat Klopstock, fragte aber doch: „Sind schweizerische Hexameter nicht auch Prosa?“ (Literaturbr. Nr. 39 v. J. 1759). „Der Reim ist es, gegen welchen diese Herren am Unerbittlichsten sind. Sie wollen sich vielleicht rächen, daß er ihnen niemals hat zu Willen sein wollen“ (Werke, Bd. VIII. S. 47, v. J. 1751; vergl. die erste Note daselbst, S. 23 der Vorbemerkung und die Stelle von Triller S. 56). Andrerseits steht er bei Beurtheilung von Klopstock's Abhandlung „Von der Nachahmung des griechischen Sylbenmaßes im Deutschen“ ganz auf dessen Seite (Literaturbr. Nr. 18). Auch Weiße verhielt sich in seinen „Poeten nach der Mode“ (1751) neutral, die Einen wie die Andern geißelnd.

Goethe's Vater hatte einen Gesinnungsgenossen an Loen, der Klopstock's Reimfreiheit verwarf, obwol er die der Alten anerkannte. „Meine Ohren“, sagte er, „sind einmal an den süßen Klang der Reimart gewöhnt“ (1752 „Von der Dichtkunst“, Bd. IV. S. 53 der Kleinen Schriften). Bei dem jüngern Geschlecht überwog dagegen die Begeisterung, wie im Goethischen Hause so überall. Als den Schauplatz der „komischen Geschichte“, welche der Messias in diesem veranlaßte (S. 75), hat man nach Volger (Vaterh., S. 94), das im Erdgeschoß, links vom Eingange belegene Speisezimmer anzunehmen.

Drittes Buch (S. 77 bis 105).

68. Goethe's biographisches Schema (Fortsetzung von Nr. 4 u. 46).

1759 den 2. Jan. Neuj.-Tag betr. — Franzosen in Frankfurt. — Schlacht von Bergen am Charfreitag 13. Ap. (Von Riemer's Hand: Einquartierung. — Verdruß des Vaters. — Graf Thorane, Königs-Lieutenant, von Grasse ohnweit Antibes. Gestalt desselben. Charakter. Malerei-Liebhaber; beschäftigt die Frankfurter und benachbarten Künstler, indem er sich die Maße eines Schlosses, das seinem Bruder gehört, kommen läßt und nach diesen Oelgemälde zu gewissen Wandabtheilungen bestellt. — Schütz, Hirt, See-

katz und Andere. — Atelier im Hause. — Einwirkung auf mich. — Vortheil, diesen Mann die ganze Zeit und also keinen Einquartierungswechsel gehabt zu haben.) —

Französisches Theater. — Freibillet. — Alle Abend im Schauspiel, ohne anfangs ein Wort zu verstehen. — Abgehorchter Ton, besonders der Verse. Ich las Racine's Trauerspiele, die in meines Vaters Bibliothek sich befanden, in der Art, wie die Schauspieler sie deklamirten, und verstand kein Wort davon. Die Vorstellung selbst war eine Art von Pantomime für mich, wozu ich nach und nach die erklärenden Worte auch verstehen lernte. — Bediente, Kammerdiener, Köche, zu denen wir Kinder uns hielten, verstanden kein Wort Deutsch, und wir mußten ihnen ihre Sprache ablernen; dafür uns denn mancher guter Bissen zu Theil ward. — Vorurtheil meiner Mutter gegen das erste Gefrorne. — Umgang mit den Kindern der Schauspieler. Kinder der Madame Deronee, Tochter, Sohn. Neckische Knabengeschichten.

1760. Ich schrieb sogleich ein französisches Nachspiel. Deronee korrigirte es und versprach, es aufführen zu lassen. Aufschneidereien des Knaben von allerlei Art. Komischer Zweikampf. Wunderbarer Eindruck des Privatlebens der französischen Theaterleute, besonders aber der Foyers, in denen ich immer mit anderen Knaben stak. — Zustand in Frankr. — Finanzen. — Billets de confession. — Les convulsions. — La Comédie les Philosophes. — Vorher die Encyclopädie. — Der Deism. — Jesuiten. — Jansenisten.

1761. Französische Theaterstücke gelesen, besonders die Vorreden, die Entschuldigungen der Autoren, ihre Controvers mit dem Publikum. Corneille's Abhandlung über die drei Einheiten. Famose Kritik des Cid. — Nach diesem, was ich sowol in der Aufführung gesehen, als auch was ich hier theoretisch vernahm und mir eigen machte, bildete sich in mir der französische theatralische Typus, nach

welchem viele untergegangene Stücke, von den überbliebenen später Die Laune des Verliebten und Die Mitschuldigen gebildet worden. Ich fing sogar ein französisches Trauerspiel in Alexandrinern an, das freilich nicht zu Stande kam. — Nouvelle Héloise kommt heraus — ich las sie später.

---

69. Das Dritte Buch umfaßt zwar, dem vorstehenden Schema zufolge, die Kriegsjahre 1759 bis 1761; jedoch wurzeln bei der überwiegend sachlichen Anordnung des Stoffs die hier mitgetheilten Theatereindrücke nicht nur in diesen, sondern auch in den folgenden, bis zum Abgange Goethe's nach Leipzig verlaufenden Jahren. Ebenso enthält das Vierte Buch eine Menge Vorfälle und Personalien, denen mit gleichem Recht schon in unserem Buche eine Stelle hätte angewiesen werden können.

Goethe beginnt mit der Ueberrumpelung Frankfurt's durch die Franzosen am 2. Januar 1759 (S. 77 u. 78). Ueber diesen mit historischer Treue wiedergegebenen Vorfall sind wir durch Kriegk's, Stricker's u. A. Detailforschungen genau unterrichtet. Die Franzosen, als Oestreichs und des Reichs Verbündete, hatten, wie i. J. 1757 die Schlappe bei Roßbach, so im folgenden Jahre unter Clermont die größten Verluste gegen den sie von Hannover bis über den Rhein vor sich hertreibenden Herzog Ferdinand von Braunschweig erlitten und hier bei Krefeld am 23. Juni eine größere Schlacht verloren. Weniger wichtig war die Stellung der Franzosen an der Lahn und am Oberrhein, und von hier aus war es dem unter dem Prinzen Soubise befehligenden Herzog Broglio gelungen, die ihm entgegengeschickten geringen Truppen Ferdinand's in den Gefechten bei Sandershausen am 23. Juli und bei Luterberg unweit Münden am 10. Oktober zu schlagen. Broglio behauptete somit Ende 1758 siegreich die Position Hanau und Frankfurt, ohne daß die letztere Stadt selbst in seinen Besitz gelangt wäre. Während die einflußreichsten Mitglieder des Frankfurter Raths auf Oestreichs Seite standen, war die Bürgerschaft überwiegend preußisch oder doch neutral gesinnt. „Jener Krieg," sagt Kriegk, „war als ein Kampf begonnen worden, welcher dem Beherrscher Oestreichs ... zur Oberherrschaft in Deutschland verhelfen sollte; es wurden von drei Seiten her durch den Kaiser fremde Kriegsheere auf deutschen

Boden herbeigerufen, um diesen Plan verwirklichen zu helfen. Preußen vertrat also damals die Sache des Rechtes und der nationalen Freiheit, sowie zugleich des Protestantismus, und deshalb standen Frankfurt's Bürger, welche sonst dem Kaiser treu ergeben waren, auf Seiten Friedrich's des Großen" (Senckenberg, S. 123).

Die Einnahme der Stadt durch die Franzosen erfolgte daher wider den Willen der Bürger durch Zulassung der regierenden Herren, also namentlich des Oestreich ganz ergebenen Schultheißen Textor, des Bürgermeisters von Stalburg und mehrerer Rathsmitglieder. Der Plan der Ueberrumpelung, die schon seit dem Herbst 1758 eine beschlossene Sache war, scheint von dem Senator Senckenberg, einem entschiedenen Gegner der preußischen Sache, ausgegangen zu sein (a. a. O. S. 126). Das von den Franzosen vorher oft ausgeübte Recht, als Verbündete des Kaisers Truppen bis zu einem Bataillon oder einer Schwadron durch die Stadt marschiren zu lassen, war zu dem Zweck bequem zu benutzen. Es brauchten nur statt des angesagten einen Bataillons deren mehrere nach einander einzurücken, und hiezu wurde der Anfang des neuen Jahres ausgewählt; wie der Arzt Senckenberg in seinen Aufzeichnungen angiebt, hatte Stalburg darauf bestanden, „daß sein mit dem alten Jahr abgelaufenes Bürgermeister-Jahr nicht durch den Vorgang verunehrt werde". Es geschah genau so, wie Goethe erzählt, nur daß der Thürmer des Pfarrthurms, mit dem Einsammeln der Neujahrsgeschenke in der Stadt beschäftigt, selbst verhindert war, das Herannahen der Franzosen durch Blasen anzuzeigen, seine im Thurm verbliebene Frau diese Kunst aber nicht verstand, das Blasen mithin ganz unterblieben war. Es rückten 7000 Mann, Fußvolk und Reiter, ein, von Darmstadt und Offenbach aus. Das Regiment Nassau überfiel zuerst die Wache am Affenthor. Der Bruder des Schultheißen, der Major Textor, als Platzmajor, wurde hierauf noch vor der Konstablerwache am Bornheimer Thurm nebst seinen Leuten überwältigt, dann diese selbst und die Hauptwache unter dem Oberstlieutenant v. Kleitenberg (s. die Rapporte bei Stricker, Mittheilungen, I. 272—276). Daß man diese Vergewaltigung nicht „verhindern konnte oder wollte", deutet auch Goethe an. Der Aufruf des Landamts vom 21. Dezember 1758 (Belli, Leben, IV. 126) sieht aus wie eine Vorbereitung darauf. Daß von Bestechungen der Väter der Stadt und auch Textor's gesprochen wurde, geht aus den Beschuldigungen hervor, die in der oben (Anm. 47) be-

richteten Scene Goethe's Vater gegen Textor erhob. Ebenso glaubte der Arzt Senckenberg, daß theils „der Junker Hoheit, theils das Geld" dazu geführt habe (Kriegk, Senckenb., S. 131). Auch Goethe's Oheim, der von ihm, wol wegen seines frühen Heimgangs 1761, nie erwähnte Rathsherr Goethe, war gleicher Gesinnung, sprach diese ebenso unverholen aus wie sein Bruder in jener Scene und wich, als in sein Haus Einquartierung gelegt werden sollte, nur der Gewalt (das. S. 133). Heißt es daher auch in dem offiziellen Neujahrswunsch, Dienstag den 2. Januar 1759 (in den Anz.-Nachr.):

„Ewig herrsche größter Kaiser!
Lebe lang Theresia!
Gottheit, Oestreichs Heldenjugend
Prange stets im Glück der Tugend,
Trostreich für Germania!
Dankbar flammen Deiner Ehre
Herzen, die Dir als Altäre
Teutschlands Patrioten weihn —"

so drückte diese Sprache nicht die Gefühle der Mehrzahl der Frankfurter Bürger aus. Glücklicherweise ahnte Niemand, daß die Besetzung über vier Jahre dauern würde. Mit ihr zog große Theuerung der Lebensmittel, Krankheit und Noth aller Art ein, besonders in dem kalten Winter 1760 (Archiv, I. S. 50), aber auch größerer städtischer Luxus und manche heilsame Neuerung; schon 1760 wurde die Straßenbezeichnung nach den Quartieren eingeführt, wobei das Goethische Haus die Nummer F. 74 erhielt (Volger, Vaterh., S. 168), und im folgenden Jahr die Straßenbeleuchtung (Battonn, I. 178; Archiv, II. 6. S. 204; Mitth., I. 150 flgd.). Gegenstand monographischer Bearbeitung ist jene französische Besetzung geworden, besonders in den Säkularschriften: Der Ueberfall der Reichsstadt Frankfurt durch die Franzosen ꝛc. und die vier ersten Monate der franz. Besetzung. Ein Beitrag ꝛc. Frkft. 1859 (von Stricker) und: Die Ueberrumpelung der Reichsstadt Frankfurt ꝛc. und die Schlacht bei Bergen in Kurhessen ꝛc. vom Pfarrer Gollhard, Bilbel 1859 (s. auch Blätter f. lit. Unterh., 1861. Nr. 15; W. Stricker, Frankfurt a. M. und die Franzosen 1759 bis 1814, in Hassel's Zeitschr. f. Pr. Gesch. und Landesk., Okt. 1869, und Derselbe, Im Neuen Reich, 1873. Nr. 27, der Ueberfall ꝛc. ꝛc.).

70. Graf Thorane (S. 78 flgd.) — der Rath der Stadt verschaffte ihm auf seinen Wunsch in Wien den Reichsgrafentitel — ist ein mit Liebe ausgeführtes Porträt. Goethe hat das Wort des Gevatter Dolmetsch (S. 97) von dem Interesse das auch Fremden für ihn werde eingeflößt werden, wahr gemacht. Bekanntlich hat Gutzkow auf Goethe's Darstellung sein Lustspiel „Der Königslieutenant" gegründet, das noch immer gern gesehen und gelesen wird, so wenig auch das deutsche Nationalgefühl darin zur Geltung gelangt.

Einen der von Thorane geschlichteten Civilvorfälle (S. 78), nämlich eine Streitigkeit zwischen dem Neffen des Marschalls Broglio, Obersten Grafen de la Luzerne, und dem Buchhändler Franz Varrentrapp, welche in Thätlichkeiten ausartete, berichtet Kriegk im 11. Abschnitt seiner „Deutschen Kulturbilder aus dem 18ten Jahrh. 1874" und schon früher in der „Frankfurter Presse" 1873. Nr. 23 u. 24. Dieser Vorfall aus dem Mai 1760 führte zu langen Verhandlungen zwischen dem auf der Seite des Grafen Luzerne stehenden Königslieutenant und dem Rathe; Thorane, welchem über die Frankfurter Bürger keine Jurisdiktion zustand, hatte seine Befugnisse, wie solche in einer zwischen dem Prinzen Soubise und dem Rathe abgeschlossenen Konvention festgestellt waren, erheblich überschritten. Der Rath setzte die Aufrechthaltung der Konvention in diesem Falle jedoch durch.

Thorane hatte den ersten Stock des Goethe-Hauses bezogen. Als das Gemäldezimmer (S. 79) ist nach Volger (Baterh., S. 117 flgd.) das dreifenstrige Mittelzimmer des zweiten, von der Familie bewohnten Stockwerks anzusehn.

Die neuen Tapeten (S. 79), weiter unten von Thorane „vermalebeite Peking-Tapeten" genannt (S. 96), waren von dem Kunst- und Tapetenmaler Nothnagel (s. Buch 4) angefertigt, der in den Anzeigungs-Nachrichten „alle Sorten von gemalten Tapeten, als Façon Pecquin in Oelfarbe und auf feine Leinwand" feilbot (Belli, Leben. V. 44). Eine spätere Beschreibung der Zimmer des ersten Stockwerks, in welchen 1779 der Herzog Karl August logirte, findet sich in den Briefen Goethe's an seine Mutter aus diesem Jahr (Keil's „Frau Rath", S. 148).

71. Hier (S. 79) führt der Dichter zuerst die Persönlichkeit des behaglichen Dolmetschers ein, um sie durch das ganze Dritte Buch (s. S. 104) festzuhalten. Es war der dem Goethischen Hause gegenüber, also wol in dem Ochsenstein'schen

Hause wohnende, verheirathete Frankfurter Bürger Diene, amtlicher „Dolmetscher bei Mr. de Thorane, Königl. Lieutenant allhier." So wird er bezeichnet S. 63 der in den „Mittheilungen" (I. S. 272, Note 1) genauer benannten, zu Frankfurt 1759 auf 140 Folioseiten gedruckten Beschwerdeschrift: „Copia des u. s. w. an Ihro Kayserlichen Majestät unterm 31. Januarii 1759 erlassenen Schreibens" u. s. w. (nach W. Stricker; vergl. S. 26 der hier S. 300 citirten Säkularschrift Desselben). Der Rath Schneider, der Freund der Poesie, und der Gevatter Dolmetsch sind zwei ganz verschiedene Personen (zu Volger, Vaterh., S. 114). Diene erhielt von der Stadt einen Sold von wöchentlich vier Gulden.

72. Wenn Goethe (S. 80) sagt, Thorane habe Alles abgelehnt, „was einer Bestechung hätte ähnlich sehen können", so bestätigt dies die von Kriegk (Senckenberg. S. 322—324) mitgetheilte Korrespondenz zwischen dem Grafen und dem Magistrate aus dem Juni 1759. Thorane war zum Gebrauch einer Kur nach Wiesbaden gereist, und der Magistrat glaubte, seines leidenden Zustands wegen, ihm funfzig Flaschen Rheinwein als Geschenk anbieten zu dürfen. Aber Thorane lehnte sie beharrlich ab. Die von ihm aus Wiesbaden geschriebenen beiden Briefe „setzen den Charakter dieses Mannes in das schönste Licht" (das. S. 322).

73. Unter dem Herzog von Ossunna (S. 81), Thorane's angeblichem „Vorbilde", dürfte Goethe Niemand Anderes gemeint haben als den Vizekönig von Sizilien und Neapel dieses Namens, der wegen seiner Bonmots und beißenden Bemerkungen an den Höfen Philipp's II. und III. von Spanien und Heinrich's IV. von Frankreich mehr gefürchtet als beliebt war und in der französischen Memoirenliteratur des 16. und 17. Jahrhunderts eine Art Rolle spielt. Schiller erwähnt ihn oft in seiner „Verschwörung des Marquis von Bedemar" (1618) nach St. Réal (Werke, Bd. XIV. S. 373 flgd.); da heißt er „ein unruhiger Kopf" (S. 387) und „der bekannte Charakter, die Launen des Herzogs" (S. 389 u. 397) werden wiederholt erwähnt. Goethe vergleicht Thorane auch später (S. 102) mit einem Spanier und hebt daselbst seine Launen hervor.

74. Von den hier (S. 82) genannten Malern bedürfen im Hinblick auf das zu S. 24 in Nr. 34, sowie, was Nothnagel anbetrifft, auf das in Nr. 70 und im Vierten Buch zu S. 114 flgd.

Gesagte, nur noch Seekatz und Brinckmann einer Bemerkung. Letzterer, ein Nachahmer Rembrandt's, Landschafts- und Historienmaler zu Mannheim, Ersterer sein Schüler, gleich ihm ein Pfälzer, seit 1753 Hofmaler zu Darmstadt, Landschafts- und Genremaler. Nach Nagler malte Seekatz vorzüglich „Scharmützel, Plünderungen, Bauern- und Zigeunerstücke, sowie Landschaften mit Figuren und Thieren". Der Thüringer Morgenstern, ein Schüler von Schütz, begab sich 1771 nach Darmstadt zu Seekatz' Wittwe, um dessen Bilder zu kopiren. — Rheinlandschaften von Schütz (S. 82 unten) befanden sich noch später in Goethe's Sammlungen (Schuchardt, I). — Das eigene Kabinet (S. 83. Z. 7) erhielt Trautmann selbstverständlich in dem Schlosse zu Grasse.

75. Die Geschichte des französischen Theaters zu Frankfurt in der Zeit des siebenjährigen Krieges (S. 84 flgd.) soll noch geschrieben werden. Die genaueren Daten dieser Vorstellungen, der Name der Unternehmer, die Schauspieler und die gegebenen Stücke sind nicht bekannt, die Theaterzettel aus jener Zeit, wie es scheint, fast ganz verschwunden. Nur aus lückenhaften Nachrichten ist Goethe's Darstellung, sofern sie überhaupt einer Ergänzung bedarf, zu vervollständigen. Am Besten ist man von der Oertlichkeit unterrichtet: die Vorstellungen fanden in dem nothdürftig zum Theater eingerichteten Saale des Junghofes am Roßmarkt statt. An diesem Platze wohnte Thoranc, nachdem er das Goethische Haus verlassen; seine Wohnung wurde daher bezeichnet: proche la comédie (Belli-G., Leben, V. 4). Der Senator von Oven hat in dem Neujahrsblatt des Frankfurter Alterthum-Vereins, 1872, eine aktenmäßige Geschichte des Frankfurter Theaters seit 1751 geliefert (4°. 120 S.) und dem Hefte eine „Ansicht des Junghofes und des dortigen Theatersaals" beigefügt. Das Gebäude ist seit 1859 abgebrochen. Nach Stricker (Beg., S. 39) gab man hier abwechselnd deutsche und französische Stücke. Der erste Platz kostete einen Gulden, der zweite vierzig Kreuzer. Was den Knaben Goethe anbetrifft, so hatte er schon vor dem Einzuge der Franzosen Gelegenheit gehabt, Theateraufführungen beizuwohnen, namentlich in der jährlich zweimal wiederkehrenden Meßzeit. So hatten sowol in der Oster- als in der Michaelismesse 1755 die „Chur-Bayerschen Hof-Akteurs" auf dem Roßmarkt Theaterstücke gegeben, darunter das „Trauerspiel Baniſe" von Grimm (s. Werke, Bd. XVII. S. 38), das Lustspiel „Die Probe verliebter Neigung oder Chlorinde" noch mit „Hanß-

Wurst", trotz Gottsched's Verbot, und das „Haupt- und Staats-Schauspiel Pyrrhus und Andromache." Außerdem ergeben die wenigen erhaltenen Theaterzettel jenes Jahres, daß unter der Direktion des „Monsieur Bon" italienische und französische Operetten und Lustspiele vorgestellt wurden. Als solche haben wir nach den Zetteln notirt: das Lustspiel Lo Spirito Folletto oder Angola, die opéra comique Le Philosophe (nicht Palissot's Lustspiel, S. 88), den Don Juan nach Molière mit Hans Wurst und die Opern I Quattro Amanti und Il Calandrano von Hasse. Der Anfang der Theatereindrücke, welche in unserm Buch zusammengefaßt sind, ist daher sicherlich auf mehrere Jahre vor 1759 zurückzuverlegen. Von den Vorstellungen des ebengedachten Jahres finden wir dagegen nur zwei bemerkt. Es gaben die „französischen Schauspieler des Allerchristlichsten Königs von Frankreich in ihrem Schauplatz in dem großen Concertsaal zum Junghof die erste Vorstellung der Uebelbewahrung der Tochter, Fille mal gardée" (von Favart, 1758) und zwar Par permission de Monseigneur le Maréchal Duc de Broglio et de Messieurs les magistrats de la ville libre de Francfort (Stricker, a. a. O. S. 39). Und ferner besagt eine von Oven (s. Belli, IV. 142) mitgetheilte Anzeige des Nachrichtsblatts: „Den 31. Mai 1759 wird auf dem französischen Theater im Junghof eine italienische in 3 Aufzügen bestehende Opera: Der Spieler, mit einer vortrefflichen Musik aufgeführt werden." Zum Schluß ein „Kunstfeuer von Herrn Moretti." Das Stück war wol von Riccoboni (Lessing, Theatr. Biblioth., Nr. XIV). In demselben Winter hatte man auch in Dresden französisches Theater, und Prinz Heinrich von Preußen trat selbst in der Rolle des enfant prodigue in dem gleichnamigen Lustspiele von Voltaire auf.

Später, im Winter 1761 auf 1762, spielte die Ackermann'sche Truppe in Frankfurt, räumte aber bei Beginn der Messe wiederum einer französischen Gesellschaft das Feld. In jener deutschen Gesellschaft sah Goethe damals zuerst Karoline Schulze, die spätere Kummerfeld, um ihr in Leipzig und lange darauf in Weimar wieder zu begegnen. Sie schreibt vom Winter 1762: „Hier (in Frankfurt) war der Unterhalt ebenso theuer, wie in Mainz billig; zum Glück für meine Kasse mußten wir bald französischen Schauspielern Platz machen, welche in der Messe zu spielen kamen. Die Franzosen hatten damals in Frankfurt zu befehlen; es war ja noch Krieg" (Histor. Taschenb. von Riehl. Brockhaus 1873. „Aus dem Komödiantenleben des vorigen Jahrhunderts", S. 390).

Später, 1764, war Barizon der Direktor der französischen Schauspieler. Fering, „Directeur der Italienischen Opera", wird 1760 nur als Veranstalter eines Konzerts genannt (Pelli, IV. 163).

76. Von französischen Theaterstücken nennt Goethe:

a. Die versifizirten Lustspiele des Destouches, Marivaux und La Chaussée (S. 85).

Gellert faßt in seiner „Abhandlung für das rührende Lustspiel" diese drei Dichter zusammen mit Voltaire und Fagan (in Lessing's Theatr. Bibl., 1). Destouches' „Theatralische Werke" waren 1756 bei Nicolai in vier Theilen erschienen, aber schon vorher (1748) „Der verehlichte Philosoph", übersetzt von Krüger, „Der unbesonnene Vorwitzige" (1750) und andere seiner besseren Stücke, wie „Die verliebten Philosophen" und „Der poetische Dorfjunker" (vergl. Lessing's Dramaturgie, 12. St., und Goedeke, Grundr., II. S. 547. Nr. 453. S. 550, Nr. 491. I, 3 und S. 551. Nr. 494. 1). In Straßburg lernte Goethe seine Vorliebe für die französische Komödie beschränken. „Die Sittenschilderungen des Destouches, an denen ich mich als Knabe so oft ergetzt, hieß man schwach" u. s. w. (Dicht. u. Wahrh., Theil III. Buch 11). In seinem „Leben des Herrn Nericault Destouches" (Theatr. Bibl., I. 1754) hat Lessing dessen sämmtliche Stücke angeführt und beurtheilt, und mehrere im 10. St. der Dramaturgie; Frau Gottsched, Weiße, Gotter bildeten sie nach.

Marivaux hat Goethe ausführlich in seinen Anmerkungen zu „Rameau's Neffe" (Werke, XXXI. S. 119) behandelt. Lessing in der Dramaturgie rühmt „Die falschen Vertraulichkeiten" und „Der Bauer mit der Erbschaft" (St. 18 und 28), und Goedeke weist mehrere seiner Stücke, z. B. „Die falschen Bedienten", „Die vertraute Mutter" (a. a. O. S. 550. Nr. 492. I. 4 und S. 552. Nr. 503. II. 9) in deutschen Uebertragungen nach. Vergl. die Recension der Lustspiele von Marivaux und La Chaussée in der Bibl. der schönen Wissenschaften (I. 188 flgd.) und Gosche's Jahrbuch (1865. I. S. 307). Beide traten der leichtfertigen Crébillon'schen Richtung entgegen, englischen Einwirkungen folgend.

La Chaussée gilt als Begründer der rührenden, weinerlichen Komödie (le comique-larmoyant), mit deren Erörterung Lessing seine „Theatralische Bibliothek" (1754) eröffnete (vergl. Löbell, „Entwicklung der Deutschen Poesie", III. 174). Wir nennen von seinen Stücken nur „Die Melanide", „Die Schule

der Freunde" (Goedeke, a. a. O. S. 548. Nr. 469) und „Die Mütterschule" (Lessing, Dramat., St. 21).

b. Lemierre's Hypermnestra (S. 85 u. 88) war in Paris erst 1758 erschienen, also in Frankfurt noch eine Neuigkeit. Vergl. die Verwechslung der Sängerin gleichen Namens mit dem Dichter im Briefw. mit Schiller, Nr. 997 (zu Werke, Bd. XXXI. S. 42). Lemierre's „Wilhelm Tell" ist aus späterer Zeit.

c. Le Devin du Village (S. 85), Rousseau's berühmte Oper. Unter dem 11. August 1781 bescheinigte Goethe seiner Mutter den Empfang des Stücks in Weimar („Frau Rath", S. 171), und zu Paris wurde es noch 1815 in Gegenwart der fremden Monarchen (16. Aug.) in der Oper aufgeführt (Gentz, Tageb., I. S. 400).

d. Rose et Colas (S. 85) ist verfaßt von Sedaine, in Musik gesetzt von Monsigny und Gretry. Da das Singspiel 1764 zuerst in Paris gegeben wurde (deutsch 1772), so muß sich Goethe's Erinnerung auf eine spätere Zeit beziehen.

e. Annette et Lubin (S. 85), Operette von Madame Favart, der Frau des beliebten Lustspieldichters (und Harny), Comédie en un acte et en vers libres, mêlée d'Ariettes et de Vaudevilles, in Paris zuerst am 15. Februar 1762 aufgeführt, in Frankfurt daher auch jedenfalls nicht vor 1763, findet sich in Favart's Théâtre choisi, Tome I. S. 205 bis 267. Das heitere, anmuthige Stück fand in Deutschland viel Nachahmer. Weiße schrieb danach seine „Liebe auf dem Lande" (Jördens, V. 262), Eschenburg „Lukas und Hannchen" (Allg. D. Bibl., XI. 2. S. 5) und Löwen die Romanze „Junker Veit" (Jördens, III. 427; vergl. Lessing, Dramat., 53. St.).

f. Diderot's Hausvater (S. 88) a. d. J. 1758, von Lessing 1760 ins Deutsche übersetzt („Das Theater des Herrn Diderot", II), eigentlich: Der Familienvater, nach dem gleichnamigen Stück von Goldoni, ward tonangebend für die ernste Komödie, das genre sérieux, namentlich für die spätern Iffland'schen Lustspiele (s. Löbell, a. a. O. III. 187). Lessing nennt es „ein vortreffliches Stück" (Dramat., St. 84).

g. Die Philosophen, von Palissot (S. 88), in Paris zuerst am 2. Mai 1760 aufgeführt; Goethe muß das Stück sehr bald darauf als interessante Neuigkeit gesehen haben. Diese literarische Satire, hauptsächlich gegen Diderot und Rousseau und dessen Naturevangelium gerichtet, ist von Goethe später (1805) in seinen Anmerkungen zu „Rameau's Neffe" (Werke, Bd. XXXI. S. 126 flgd.)

nach ſeinem Inhalte, ſeiner Bedeutung und im Zuſammenhange mit Paliſſot's älterem Luſtſpiele Le Cercle beurtheilt worden (beide Stücke in: Théâtre et oeuvres diverses de M. Palissot de Montenoy. Londres 1763. Tome II). Die Scene, deren Goethe ſich noch erinnerte (S. 88), iſt die neunte des 3. Akts. Hier erſcheint Crispin-Rouſſeau allant à quatre pattes und ſpricht:

„En nous civilisant, nous avons tout perdu,
La santé, le bonheur, et même la vertu.
Je me renferme donc dans la vie animale;
Vous voyez ma cuisine, elle est simple et frugale."
Il tire une laitue de sa poche.

Jenes Stück, welches Goethe 1805 mit Recht einen „Appell an die Gemeinheit" nannte, ſcheint ihm jedoch Motive zu ſeinem Rouſſeau's deutſche Nachahmer parodirenden „Satyros" gegeben zu haben:

„Der Baum wird zum Zelte,
Zum Teppich das Gras,
Und rohe Kaſtanien
Ein herrlicher Fraß!" (Werke, Bd. VIII. S. 226.)

Vergl. auch das 86. Stück von Leſſing's „Hamburgiſche Dramaturgie". Das von Goedeke (Grundr., II. 547) angeführte Luſtſpiel „Die Philoſophen" v. J. 1744 war ein anderes Stück, wahrſcheinlich das gleichnamige Luſtſpiel von Destouches.

Nach dem biographiſchen Schema von 1760 (oben Nr. 68) ſollten Paliſſot's „Philoſophen" in Verbindung mit den geſammten religiöſen, literariſchen und finanziellen Zuſtänden Frankreichs dargeſtellt werden. Leider hat Goethe den Plan aufgegeben, deſſen Ausführung an dieſer Stelle allerdings verfrüht geweſen wäre. Voltaire's Korreſpondenz, die ihn in jener Zeit (1809) viel beſchäftigte, wie auch das biographiſche Schema beweiſt, ſollte zu der Schilderung wol hauptſächlich benutzt werden. So erklären ſich auch die unter dem Jahr 1760 angeführten billets de confession aus Voltaire's Briefen, vom 25. Nov. 1752: — „Quel siècle que celui où un théatin imbécile (Boyer) — imagine des billets de confession qui auroient opéré autant de mal que de ridicule sans la prudence du roi!" — und vom 11. Nov. 1753: „Ne viendrez-vous pas à Paris cet hiver? Probablement la querelle des billets de confession y sera assoupie. Ces maladies épidémiques ne durent guère qu'une année" (Corresp., Tome VI. p. 239 u. p. 368). Solchen „epidemiſchen

Krankheiten" wären auch die zu religiösen Zwecken veranstalteten convulsions (Schema, 1760) beizuzählen.

77. Die Bemerkung Goethe's (S. 84), daß er die französische Sprache doch nicht gelernt, ist cum grano salis aufzunehmen. Den gewöhnlichen Schulunterricht hatte er allerdings auch im Französischen erhalten, wie solchen Henri Deschostes (Belli, Leben, III. 87) ertheilte; die in den Labores juveniles enthaltenen Uebungen in dieser Sprache, ebenso die Benutzung des viersprachigen Orbis pictus von Comenius lassen auf Goethe's frühe Kenntniß derselben schließen (oben Anm. Nr. 39 zu Ende). Die Zunge wurde ihm aber erst jetzt gelöst, besonders durch den Umgang mit dem jungen

78. Derones (S. 86). Ist der Name fingirt oder wahr? Die Existenz der Familie ist bis jetzt nicht nachgewiesen. Aber der Umstand, daß Goethe auch in dem doch nur zum eignen Gebrauch entworfnen Schema der Thatsachen die „Kinder der Madame Derones" (1759 zu Ende) aufführt, berechtigt zu dem Schlusse, der ungewöhnliche Name und die Personen seien nicht erfunden. Der Name müßte franz. Dérones, dreisilbig, ausgesprochen werden oder zweisilbig de Ronnes lauten.

79. Die Stelle, in welcher sich Voltaire über den (S. 87) gerügten Mißbrauch so sehr beschwert, hat Lessing im 80. Stück seiner „Dramaturgie" (5. Febr. 1768) übersetzt: „Noch fand sich aber auch eine andere Ursache, die das hohe Pathetische von unserer Scene zurückhielt und die Handlung wirklich tragisch zu machen verhinderte: und diese war das enge schlechte Theater mit seinen armseligen Verzierungen. — Was ließ sich auf einem paar Dutzend Brettern, die noch dazu mit Zuschauern angefüllt waren, machen? Mit welchem Pomp, mit welchen Zurüstungen konnte man da die Augen der Zuschauer bestechen, fesseln, täuschen? Welche große tragische Aktion ließ sich da aufführen? Welche Freiheit konnte die Einbildungskraft des Dichters da haben?" In Paris wurde der Uebelstand zu Gunsten von Voltaire's „Semiramis" (1748) beseitigt. Aber „in den Provinzen bleibt man vorläufig bei der alten Mode und will lieber aller Illusion als dem Vorrechte entsagen, den Zairen und Meropen auf die Schleppe treten zu können" (Lessing, Dram., 10. St. v. 2. Juni 1767).

80. Der Spruch: **heute roth, morgen todt** (S. 90) kommt nach Wander (Sprichw.-Lex.) bereits 1588 in „Steinrück, Leichenpredigt auf den Grafen Jonas", und 1605 in „Petri, der Teutschen Weisheit" vor. Der zweite Fundort konnte von uns beglaubigt werden. Hinsichtlich derartiger Vordeutungen (daf.) vergl. Cicero, De divinatione, I. cap. 45, besonders die Beispiele dort und im folgenden Kapitel. „Neque solum deorum voces Pythagorei observitaverunt, sed etiam hominum quae vocant omina."

81. **Broglio**, den Goethe hier (90 u. 91) mit Vorliebe nennt, sowie noch später (S. 169), hatte unter Soubise, kurz vor der von Letzterem bekanntlich verlorenen Schlacht bei Roßbach, durch rechtzeitige Zerstörung der Saalbrücke bei Merseburg Friedrich's Anmarsch aufgehalten (Preuß, II. 89). Wie Goethe seiner rühmlich gedenkt, so auch der Preußen feindliche Fr. C. v. Moser (Reliquien, S. 134): „Man glaubte, Broglio sei der Einzige, der die Ehre der französischen Waffen im siebenjährigen Kriege gerettet haben würde, hätte er die ganze Armee kommandirt." Broglio blieb drei Jahre in Frankfurt; denn nach dem Anzeigeblatt fand die Versteigerung seiner Equipagen ꝛc. erst am 23. März 1762 dort statt (Belli-G., Leben, IV. 185, und V. 5). Unter ihm befehligte in der Stadt der General du Mesnil (Kriegk's Frankfurt, S. 516). Broglio **wohnte auf der Zeil Litt. D. Nr. 214** (Belli, IV. 165). Den Vorschlag Thorane's, ihm ein öffentliches Denkmal zu setzen, lehnte die Stadt beharrlich ab.

82. **Die Schlacht bei Bergen** (S. 91 u. 92) eröffnete den Feldzug von 1759 für Preußen unglücklich; der Herzog Ferdinand hatte sich mit dem Angriff auf Frankfurt zu weit von seiner Operationsbasis entfernt. Friedrich der Große giebt zu Anfang des 10. Kapitels seiner Geschichte des siebenjährigen Krieges eine Schilderung der Schlacht. Das Kapitel beginnt: „Les premières ouvertures de cette campagne (1759) se firent par les armées du prince Ferdinand de Brunswic et par celle de S. A. R. le prince Henri." Die Waffen Beider waren im März in Hessen und Thüringen siegreich gegen die Oestreicher und die Reichstruppen. „Alors le prince Ferdinand rassembla tous ses détachemens à Fulde; son dessein était de détruire les magasins que les Français avaient à Fritzlar, à Hanau et

dans ces environs, pour retarder et peut-être même empêcher les opérations qu'ils méditaient de faire en Hesse; il prit le chemin de Francfort, et surprit en marche plusieurs détachements français qui, ne pouvant se sauver, se rendirent prisonniers de guerre. En approchant de Bergen, il crut n'y trouver que quelques bataillons, qui, trop faibles pour lui résister, seraient obligés de se retirer ou de mettre les armes bas s'ils étaient assez téméraires pour l'attendre. Dans le temps qu'il les faisait charger, M. de Broglie parut sur la hauteur derrière ce village avec les brigades qu'il avait rassemblées des quartiers les plus voisins. L'attaque des alliés fut repoussée. Le prince d'Ysenbourg, qui la commandait, y perdit la vie. Le prince Ferdinand se trouva dans la nécessité de soutenir une affaire qui était une fois engagée; il emporta à la vérité le bas du village de Bergen, mais la partie supérieure, bien fortifiée, lui opposa des obstacles insurmontables. Les troupes françaises chargèrent en même temps les alliés à propos, et les contraignirent de lâcher prise. Les Saxons qui se trouvaient dans cette armée de M. de Broglie, voulurent poursuivre les troupes qui se retiraient; le prince Ferdinand s'en aperçut; il les fit attaquer par sa cavalerie qui en détruisit une partie, et leur fit quelques centaines de prisonniers; et le reste de la journée se passa à se canonner réciproquement. Le prince Ferdinand, voyant que son coup était manqué, se retira la même nuit vers la Hesse, sans que M. de Broglie l'inquiétât" (Oeuvres de Fr. le Gr., Tome V. p. 1—3).

Die Schlacht wurde am Charfreitag, dem 13. April 1759 auf hessischem Gebiete geliefert, im Hanauischen Amte Bergen, zu welchem auch der durch den Frankfurter Thorthurm bekannte Ort Eschersheim gehörte (Mitth., III. 319 flgd.), besonders an der Berger Warte, da, wo das Wetterauische Hügelplateau zur Ebene abfällt.

Goethe's Schilderung der Verwundeten-Transporte (S. 92) stimmt genau überein mit der einer gleichzeitigen Familienchronik: „Anno 1759 ist die Bataillien bei Bergen zwischen den Franzosen und Alliirten des Morgens als nehmlich auf den heil. Charfreitag mit anbrechendem Tag angegangen, gegen Mittag aber viele hundert Wagen mit Blessirten herein in die Stadt kommen und haben die Wagen mit den Blessirten gedauert bis 3:4 Uhr, da haben sich die Alliirten etwas zurückgezogen,

die Stadt hat damahls in grausamen Aengsten geschwebt, die Blessirten aber sind nach und nach in die Spitäler gebracht worden. Ein Spital ist gewesen in dem Pestilenzhaus gegen dem Armenhaus über. Der andere nahe am Galgenthor, der dritte in der Mayntzergaß im Carmeliterkloster, der vierte auf der Eschenheimergaß und so fort an; es sind nachgehends viele Tausend allhier gestorben und haben sie einen Karr'n und Pferd gehabt, damit haben sie sie hinausgeführt auf die Bornheimer Heid, da liegen sie begraben, oft manchen Tag 12 bis 16, und hat die Stadt viel Beschwerung gehabt, — bis sie endlich Anno 1763 um Ostern hin die Stadt wiederum verlassen haben" (Mitth., I. 149 u. 150).

Das von Goethe als Lazareth bezeichnete Liebfrauenkloster (S. 92) existirte jedoch nicht; es ist jedenfalls das nahe seinem väterlichen Hause belegene Karmeliterkloster gemeint.

Abgesehen von den blessirten Preußen gehörten auch zu den auf französischer Seite Verwundeten viele Deutsche, da solche aus „aller Herren Ländern" sich unter die Fahnen der französischen Regimenter Royal Suédois (Nr. 92) und Royal Deux-Ponts (Nr. 54) begeben hatten. Dazu kamen mehrere Regimenter der oben von Friedrich dem Großen erwähnten Sachsen. Diese hatten zu den von ihm bei Pirna gefangenen und unter die preußischen Truppen gesteckten sächsischen Truppen gehört, welche später in großen Massen davonliefen, in Ungarn sich neu bildeten und dann unter dem Prinz Xaver von Sachsen zu den Franzosen am Oberrhein stießen, um von hier aus den Feind ihres unglücklichen Landes zu bekämpfen. Ferner befehligte Broglio die schweizer Regimenter Planta und Waldner (Nr. 72). Die deutschen Generale Wurmser und Clofen fielen auf französischer Seite (s. die beiden oben zu Nr. 69 angezogenen Säkularschriften und die Didaskalia vom 28. Sept. 1872. Nr. 270: „Frhr. v. Wurmbser sei fünf Tage nach der Schlacht zu Frankfurt verstorben").

83. Vater und Sohn waren bemüht, die Vorgänge unmittelbar zu beobachten, Letzterer von dem von Volger (Vaterh., S. 165) beschriebenen obersten Dachboden, Ersterer von seinem Garten aus vor dem Friedberger Thore (S. 92). Diesen hatte er von seinem Vater ererbt, der ihn seit 1725 besessen. „Noch heute zeigt das steinerne Thürgestäck des Gartens am Kappensteine die Inschrift: 17 F. G. 25" (Volger, a. a. O. S. 99, Note). Der Garten, Am Heideweg Nr. 32, wurde erst nach dem Tode der

Frau Rath, 1808, versteigert (Bolli, Leben, IX. 90; Neues Frankf. Museum, 1861. S. 556, u. Mittheil., IV. 139).

Die Bornheimer Heide (S. 92), in die der Vater sich wagte, liegt in der Richtung auf Bergen zu, welches Amt früher selbst „Amt Bornheimerberg" genannt wurde (Mittheil., III. 320).

84. Die damalige Sitte frommer Leute, das Orakel ihres Schatzkästleins durch einen Nadelstich zu befragen (S. 92), erklärt Goethe näher in den Noten zum „West-östlichen Divan" (Werke, Bd. IV. S. 293 unter „Buch-Orakel") als die „überall herkömmliche Orakelfrage an irgend ein bedeutendes Buch, zwischen dessen Blätter man eine Nadel versenkt und die dadurch bezeichnete Stelle beim Aufschlagen gläubig beachtet. Wir waren früher mit Personen — wie seine Mutter und Frl. v. Klettenberg — genau verbunden, welche sich auf diese Weise bei der Bibel, dem Schatzkästlein und ähnlichen Erbauungswerken zutraulich Raths erholten und mehrmals in den größten Nöthen [z. B. bei Goethe's Krankheit 1768] Trost, ja Bestärkung fürs ganze Leben gewannen." Das bei jener Krankheit in der Bibel gefundene Orakel durchzieht Goethe's gesammten Briefwechsel mit seiner Mutter, namentlich den der letzten Lebensjahre (s. „Frau Rath" von Keil, Nr. 34, 55 u. 155). Frau Goethe mag das seiner Zeit sehr verbreitete „Güldne Schatzkästlein" (1718) des der pietistischen Richtung Francke's angehörigen Bogatzky benutzt haben. Später war das „Schatzkästlein der Kinder Gottes" von Jüdder (Basel 1790) berühmt, wie jetzt das Goßner'sche und das profane von Hebel (Schatzk. des rhein. Hausfreundes). Vergl. auch die „Stechbüchlein" in Görres' Volksbüchern, S. 177.

85. Wenn der Graf Thorane in dem von Goethe mit ebenso viel innerer Wahrheit als Humor wiedergegebenen Gespräche mit dem „dicken Gevatter" die Last der Stadt als gering (S. 95) bezeichnet, so ist zu entgegnen, daß die außerordentlichen Ausgaben, welche derselben durch die Besatzung nur für das erste Vierteljahr erwuchsen, nach Stricker (Bez., S. 38) sich auf 320,000 Gulden beliefen. Die Franzosen wollten aber nicht nur als getreue Alliirte des Kaisers (S. 95), sondern auch als Beschützer der Stadt gelten. In einer Münz-Streitigkeit des Kaisers mit der Stadt im folgenden Jahre trat der General du Mesnil (oben Nr. 81) auf die Seite der letztern, „da sein

König gleich bei der Sendung seiner Truppen nach Deutschland den Hauptzweck dahin gerichtet habe, als Garant des westphälischen Friedens dem deutschen Reich überhaupt, sowie der Stadt Frankfurt ins Besondere seinen Schutz und die Erhaltung der gesetzlichen Freiheiten angedeihen zu lassen" (Kriegk's Frankf., S. 517). Ebenso hatte auch Ludwig XV. in der am 20. März 1757 zu Regensburg übergebenen Denkschrift die Garantie jenes Friedens vorgeschützt.

Die Worte des Grafen Thorane: „Ich bin auch um Euretwillen vergnügt" (S. 93), lassen sich auf den Wegfall jenes Schutzes beziehen, wenn die Würfel des Krieges am 13. April anders gefallen wären. Die nächsten Verwandten der Kinder, namentlich die Großeltern, waren wegen ihrer ausgesprochnen Parteinahme für Oestreich und der durch sie herbeigeführten Uebergabe der Stadt an die Franzosen ernstlich gefährdet, und zwar nicht allein den Siegern, sondern mehr noch ihren auf sie erbitterten Mitbürgern gegenüber. „So oft vom Kriegsschauplatze eine für Preußen günstige Nachricht einlief, geriethen sie in Angst und Schrecken. Frau Melber [preußisch] pflegte dann zu ihren Freundinnen zu sagen: ‚Jetzt wird mein Vater wieder untröstbar sein'" (Kriegk's Senckenb., S. 137 flgd.).

Die kais. Reichsoberpostamts-Zeitung vom 4. Mai 1759 brachte daher Gedichte zum Preise des französischen Sieges, aus welchen wir mit Stricker (Bez., S. 39) die Verse anführen:

„Am Tag, da Gottes Sohn am Kreuz für uns gestorben,
Hat Ludwig's tapfres Heer die Rettung uns erworben."

86. Der vornehme und abstruse einsame Frankfurter (S. 98) könnte sehr wohl der im Vierten Buch (S. 147) geschilderte v. Reineck gewesen sein, nicht nur weil jene Prädikate auf ihn vorzüglich passen, sondern auch weil die Akten des Frankfurter Magistrats ergeben, daß sein Haus stark mit Einquartierung belastet war („zumalen gedachter v. Reineck zu Zeiten der französischen Bequartierung weit mehrere Zimmer hergegeben").

87. Den unter Nr. 76 genannten Theaterstücken treten hier (S. 99) noch hinzu:

a. Miß Sara Sampson, Lessing's bürgerliches Trauerspiel, auch damals noch neu, da es erst 1755 erschienen war, jedoch längst ein Liebling des Publikums. Die Ackermann'sche Gesellschaft rechnete es in den sechziger Jahren zu ihren Zugstücken.

der berühmte Eckhof als Mellefont, die Hensel oder Karoline Schulze als Sara (ſ. die Erinnerungen der Letztern in Riehl's hiſt. Taſchenb. 1873, und Leſſing's Dramat.).

b. Der Kaufmann von London oder die Geſchichte George Barnwell's von Lillo (The London Merchant), gleichfalls ein bürgerliches Trauerſpiel, ſeit 1755 in deutſcher Ueberſetzung (Goedeke, Grundr., II. S. 549. Nr. 485, wo jedoch Tillo Druckfehler iſt für Lillo), eines der verbreitetſten Bühnenſtücke damaliger Zeit.

c. Die Schelmſtreiche Scapin's, Molière's Fourberies de Scapin, in welcher Art Goethe ſelbſt noch ſpäter ſein Singſpiel „Scherz, Liſt und Rache“ (Werke, Bd. IX. S. 199) dichtete.

88. Daß er als Kind den Terenz nachgeahmt (S. 99), iſt in den erſten beiden Büchern nirgends geſagt, ebenſo wenig werden Terenz' Luſtſpiele unter den Stücken genannt, welche Goethe oder der junge Wilhelm Meiſter (Lehrj., I) für die Kinderbühne bearbeiteten. Aber es wird damit ſeine Richtigkeit haben, wie auch die „Zahme Xenie“ darauf hindeutet:

„Anders leſen Knaben den Terenz,
Anders Gratius.“
Mich Knaben ärgerte die Sentenz,
Die ich nun gelten laſſen muß.
(Werke, Bd. II. S. 369.)

Ebenſo ſchrieb Goldoni im achten Jahre ſeine erſte Komödie (ſ. Schiller's Werke, Bd. XIV. S. 490). Nicht minder finden ſich von der Kenntniß des Plautus in Goethe's Stücken hie und da Spuren (vergl. Bd. VIII. S. 389 und die Note daſ.).

89. Pomey's Pantheon Mythicum (S. 99 unten) erſchien zu Lyon 1659 und ſeitdem öfter. — Piron's Stücke (ebenda) hat Goethe in den Anmerkungen zum Rameau (Werke, XXXI. S. 131 u. 132; vergl. auch Goſche's Jahrb. 1865. S. 107) ausführlich erörtert. Zu den hier angegebenen Quellen ſeiner mythologiſchen und romantiſchen Stoffe könnte man noch die Texte „verſchiedener italieniſch-deutſcher Opern“ rechnen, welche dem jungen Wilhelm Meiſter in die Hände fielen. „Auch war es natürlich,“ ſagt Dieſer (Werke, Bd. XVII. S. 38), „daß mich die Oper mit ihren mannichfaltigen Veränderungen und Abenteuern mehr als Alles anziehen mußte. Ich fand darin für-

miſche Meere, Götter, die in Wolken herabkommen, und was mich vorzüglich glücklich machte, Blitz und Donner."

90. Wie der Knabe in der Fabel (S. 101), bezieht ſich auf Goethe's eigne Parabel „Dilettant und Kritiker": „Es hett' ein Knab' eine Taube zart", welche Taube er dem Freund Fuchs vorzeigt, aber „als Mißgeburt und in Fetzen" zurückempfängt (Werke, Bd. II. S. 280 u. 281).

91. Wegen des Theaterſpiels beim Schöff von Ochſenſchlager (S. 101) ſ. unten die Anm. zum Vierten Buch, S. 147.

92. Den Grundſatz der drei Einheiten (S. 101), die „theoretiſche Salbaderei des vorigen Jahrhunderts", d. h. des 17ten, hat Boileau im dritten Geſang ſeiner Art poëtique folgendermaßen hingeſtellt:

Qu'en un lieu, qu'en un jour, un seul fait accompli
Tienne jusqu' à la fin le théâtre rempli.

Goethe's biographiſches Schema v. J. 1763 (ſ. die erſte Anm. zum Fünften Buch) erwähnt die „Abhandlung vom Trauerſpiele" im I. Bde der Bibl. der ſchönen Wiſſenſchaften (S. 17 bis 68 v. J. 1757). Darin wird der Second Discours sur la Tragédie von Corneille erörtert und S. 32 gegen die drei Einheiten polemiſirt. Leſſing hat jedoch (im 81. St. der Dramat.) zuerſt das Anſehn Corneille's und Racine's erſchüttert: „Von Beiden aber iſt es Corneille, welcher den meiſten Schaden geſtiftet und auf ihre tragiſchen Dichter den verderblichſten Einfluß gehabt hat. Denn Racine hat nur durch ſeine Muſter verführt, Corneille aber durch ſeine Muſter und Lehren zugleich. Dieſe letztern beſonders, von der ganzen Nation ... als Orakelſprüche angenommen, von allen nachherigen Dichtern befolgt, haben ... nichts Anders als das kahlſte, wäſſrigſte, untragiſchſte Zeug hervorbringen können." Im Folgenden geht Leſſing auf die Ariſtoteliſche Katharſis näher ein, im 44. St. aber unter Nr. 1 auf die Einheit des Orts, im 45. St. Nr. 2 auf die der Zeit, welche auf Ariſtoteles' Poetik, Kap. 5 (ἡ τραγῳδία ὅτι μάλιστα πειρᾶται ὑπὸ μίαν περίοδον ἡλίου εἶναι ἢ μικρὸν ἐξαλλάττειν) geſtützt wird und im 46. St. auf die Einheit der Handlung, für welche die Franzoſen Horaz' Brief an

die Pisonen (23.152) vorzüglich anrufen. Hier sagt Lessing: „Die Einheit der Handlung war das erste dramatische Gesetz der Alten; die Einheit der Zeit und die Einheit des Ortes waren gleichsam nur Folgen aus jener ... Die Franzosen hingegen, die an der wahren Einheit der Handlung keinen Geschmack fanden, ... betrachteten die Einheiten der Zeit und des Orts nicht als Folgen jener Einheit, sondern als für sich zur Vorstellung einer Handlung unumgängliche Erfordernisse." Corneille aber (seit 1634) fand sich ab mit diesen Einheiten, ohne sie wirklich zu beobachten, indem er die Zeit auf fünf Tage (den fünf Akten entsprechend) und den einen Ort auf eine größere Räumlichkeit, eine Stadt, einen Palast u. s. w. ausdehnte. Die Vorreden, auf welche Goethe (S. 101) hinweist, sind hauptsächlich, neben Corneille's „Abhandlung von den drei Einheiten" v. J. 1660 (Werke, in 12 Bdn., I. 16), der Avis au lecteur vor seiner La Veuve (I. 377) und vor der Galérie du Palais (II. 14), die Epistel vor La Suivante (II. 119), das Examen seines Heraclius (V. 153) u. a. m. Racine bekennt sich zu Corneille's Regeln unbedingt in der Vorrede zur Andromaque (vergl. F. Arnd, Gesch. der franz. Nationallitteratur, I. 225 flgd. und Brennecke, „Nachahmung der Alten", im Archiv f. Lit.-gesch. von Schnorr v. Carolsfeld, III. S. 225 flgd. 1873).

93. Die „despotische Unvernunft" Richelieu's gegen Corneille hebt Goethe in den „Sprüchen in Prosa" (Werke, Bd. XIX. Nr. 93) hervor. Vergl. Bd. XXIX. S. 667: „Aber wir bemerken leider, was die französische Akademie gegen den Cid gethan hat" (zu S. 101). Richelieu, der auf dem Parnaß wie im Kabinet herrschen wollte, ließ unter andern Dichtern auch Corneille an seinen Arbeiten Theil nehmen; aber bald mußte Corneille Paris mit Rouen vertauschen (1635). Richelieu trat seinem Cid entgegen, und die Akademie, zur Schiedsrichterin bestellt, nahm in vielen Punkten Partei gegen Corneille. Nach drei Jahren der Anfeindung schrieb er die „Horazier", „Cinna" und in steigender Progression 1640 „Polyeucte."

94. Aus den Worten (S. 104): Wir Alle wünschten die Bilder endlich fort zu sehen — ist auf die große Belästigung zu schließen, welche die Liebhaberei des Grafen der Familie verursachte. Hierin lag auch der Grund der Beschwerde des Raths Goethe, deren wir schon oben unter Nr. 47 gedacht. Denn der

Arzt Senckenberg schreibt am 1. April 1760: „Ohnlängst passirte, daß Mr. Thorane, lieutenant du roi, der bei Rath Goethe, genero sculteti Textoris, im Hause liegt, demselben mit Gemälden alle Zimmer wegnahm und sie sehr einschränkte. Er beschwerte sich gegen socerum Textorem, der ihn aber nicht hörte und sagte, er solle es hinnehmen." Dann folgte die unter Nr. 47 berichtete Scene zwischen socerum und generum. Letzteres kräftiger Wunsch (S. 104. Zeile 4 vom Absatz) ist dem früheren, noch energischeren (S. 93 unten) nah verwandt.

Thorane war über drei Jahre in seiner Stellung zu Frankfurt verblieben; denn nach einer Anzeige vom 5. Februar 1762 (Pelli-G., V. 4) war seine Adresse noch: Mr. de Thorane, Lieutenant du Roy en la dite ville, proche la Comédie. Wann er jedoch das Goethische Haus verlassen, läßt sich nur vermuthen. Im Sommer 1761 wird die Familie Moritz schon eingezogen gewesen sein, da der Rath Goethe und die Brüder Moritz im August dieses Jahres schon gemeinschaftlich auftreten (s. unten Nr. 96). Auch bemerkt Kriegk (Senckenb., S. 324), daß Thorane im Juni 1761 Frankfurt — jedenfalls nur vorübergehend und ohne seine Stellung aufzugeben, — verlassen habe. Dort finden wir ihn sogar noch später in der Zeit vom 23. Januar bis 26. Februar 1763 wieder.

Viertes Buch (S. 107 bis 151).

95. Goethe's biographisches Schema (Forts. von Nr. 4, 46 u. 68):

1750 (sic). Roman in mehreren Sprachen. Einleitung. Englisch. Judendeutsch. — Hebräisch. Alter Rektor.

1762. **Männer, die als Dilettanten, Kunstkenner, Liebhaber und Sammler und folgl. auch als reiche Leute Ansehen hatten. — Von Uffenbach, Schöff zu Frankfurt, hat[te] eine Reise nach Italien gemacht, und sich besonders der Musikliebhaberei ergeben; daher auch eine schöne Sammlung Musikalien mitgebracht. Es wurden Oratorien bei ihm aufgeführt, worin er selbst sang, auch übrigens die Musik protegirte; worüber sich denn, wie billig,**

die eingeladenen Gäste und seine übrigen Mitbürger lustig machten. Von Hackel, ein hessischer reicher Edelmann, verheirathet, ohne Kinder. Besaß Gemälde, Kupferstiche, Antiken und manches Andre, was bei einem Liebhaber zusammenfließt. Er lebte sehr eingezogen, in einem schönen großen, nach damaliger Art wohlmöblirten Hause, gab den Honoratioren von Zeit zu Zeit ein Mittagessen, war übrigens sehr wohlthätig. Ich erinnere mich seiner kaum, aber doch dunkel, als eines freundlichen, wohlgebildeten Mannes, desto deutlicher aber seiner Auktion, der ich beiwohnte und theils auf Befehl meines Vaters, theils aus eigenem Antriebe Manches erstand.

Männer, die wegen Gelehrsamkeit, mehr aber noch wegen ihres besondern Charakters merkwürdig, geschätzt und viel beredet wurden: Doktor Orth, reich, Kapitalist, in sich gezogen, trefflicher Jurist, Verfasser des Kommentars über die Frankfurter Reformation, sah außer den Seinigen wenig Personen, hatte keine Stelle im Rath angenommen. Von Olenschlager, sein Schwiegersohn, Kommentator der goldenen Bulle, ein schöner, behaglicher, sanguinischer Mann. Von Reineck, aus einem altadligen Hause, tüchtig, rechtschaffen, aber starrsinnig. Das Unglück, daß ihm seine Tochter durch einen Hausfreund entführt wurde, den er mit dem heftigsten Prozeß verfolgte, zerstörte seine ganze Existenz. Er lebte auf eine Timonisch-Heautontimorumenische Weise und ließ sich erst spät bereden, seine Tochter und seine Enkel wieder zu sehen. — — Hofrath Hüsgen, kein gebürtiger Frankfurter; seltsame Gestalt desselben. Lebensart. Beschäftigung. Advocirte, aber nur in bedeutenden Rechtsfällen, lebte in Opposition mit Gott und der Welt. Er war Vater des Hüsgen, der sich durch verschiedene Schriften im Kunstfach bekannt gemacht, und mit dem ich erzogen worden. Des Vaters Lieblingsbuch war Agrippa de vanitate Scientiarum, welches er mir als Knaben besonders empfahl und dadurch freilich nicht viel Gutes

stiftete. Er liebte mich sehr; ich hatte sein großes Vertrauen, indessen ihm sein Sohn, obgleich der einzige, mißfiel. Dieser bildete sich auch wirklich erst in späteren Jahren, und der Vater erlebte seine gute Zeit nicht. Der Alte sagte mir einmal im Vertrauen, als er versicherte, wie wunderlich und schlecht es in der Welt aussehe, mit seinem näselnden, schnarrenden und energischen Tone: „Auch in Gott entdecke ich Fehler.“ Das Detail, auf wie verschiedene Weise ich mit diesen drei Männern gut stand, ist interessant genug. Sie haben großen Einfluß auf mich gehabt. Und weil nun Jeder mich lieber als seine Kinder hatte, so suchte Jeder in mir sein moralisches Ebenbild herzustellen. Dr. Olenschlager wollte mich zum Hofmann, Reineck zum diplomatischen Geschäftemann bilden; Beide redeten mir mit Lebhaftigkeit Poesie und Schriftstellerei, Jeder auf seine Weise, aus; Hüsgen aber wollte mich zum Timon seiner Art, dabei aber zum tüchtigen Rechtsgelehrten haben, welches nothwendig sei, damit man sich und das Seinige gegen das Lumpenpack von Menschen regelmäßig vertheidigen, einem Unterdrückten beistehen und allenfalls einem Schelmen etwas am Zeuge flicken könne, welches Letztere jedoch weder besonders räthlich noch thunlich sei. Er war Mathematiker, und ich verdanke ihm meine elementaren Kenntnisse; hatte Freude an der Mechanik, ob er gleich nicht selbst arbeitete. Eine wundersame Uhr, die es wenigstens für die damaligen Zeiten war und sowol die Zeit als die Bewegung von Sonn' und Mond andeutete, ließ er nach seiner Angabe verfertigen, zog sie selbst auf und hielt sie in der Ordnung. In seinem Hause war Alles sehr reinlich. Er sah keine Gesellschaft. Angezogen aus dem Hause gehend, erinnere ich mich ihn in zehn Jahren kaum zweimal (Alles von Riemer's Hand; s. Goedeke's Grundr., II. S. 875 bis 877).

96. Die Verbindung Joh. Kaspar's mit den Brüdern Moritz (S. 107) erhellt aus einer durch Kriegk (Senckenb., S. 324) aufgefundenen, von dem Erstern eigenhändig geschriebenen Eingabe vom 27. August 1761, worin die drei Freunde die Theilnahme des Rathes an dem Ankauf von Brennholz, welches sie zur Steuer der Noth beschaffen wollten, vergebens nachsuchen. Nach seiner Todesanzeige vom Februar 1769 (Belli-G., Leben, V. 142) war der Aeltere, beider Rechte Licentiat, „Hochfürstl. Baden-Durlachischer wirklicher Hofrath, hochgräflich Solms-Rödelheimischer Kanzlei-Direktor, verschiedener hohen Reichsstände Kreisgesandter, auch Konsulent des hies. löbl. burgerlichen Ausschusses", der Jüngere dagegen nach dem Stadtkalender von 1763 (S. 22) „k. dänischer Legationsrath, verschiedener Fürsten und Stände Hofrath, Resident und Kreisgesandter". Er gehörte zu dem frommen Kreise der Klettenberg (Lappenberg, a. a. O. S. 236). Die Mutter von Charitas Meixner in Worms, einer Freundin von Kornelia und Wolfgang, mit der Dieser auch von Leipzig aus korrespondirte, war gleichfalls eine geborne Moritz. Mit den Nachkommen des ältern Moritz stand Goethe später noch in Verbindung; an sie empfahl er seine Frau, als diese sich 1808 allein zur Ordnung der mütterlichen Erbschaft nach Frankfurt begab, und richtete darauf an jene dankende Verse, die ungedruckt geblieben sind (Mittheilung des Professor Creizenach).

Der Legationsrath half Goethe in seinen mathematischen Kenntnissen weiter (S. 108). Nach dem biographischen Schema (1762) verdankte er jedoch die Anfänge dieser Wissenschaft dem Hofrath Hüsgen, während oben S. 150 dies nicht gesagt, sondern Hüsgen nur allgemein als Mathematiker bezeichnet ist. Später in Weimar fühlte Goethe das Bedürfniß, sich auch hierin fortzubilden, und er nahm in Jena Unterricht in der Algebra.

Zu Zeile 11 u. 12. S. 107 f. die Textrevision.

97. Bei Gelegenheit der Zeichenstunden (S. 108) hört man hier zuerst von architektonischen Rissen. Dieselben deuten auf Unterricht im Planzeichnen. — Die als Vorlegeblätter benutzten „Affekten von Lebrun" erwähnt Lessing. Er citirt in einer seiner Untersuchungen über den Unterschied zwischen Tragödie und Komödie das Urtheil eines Engländers, Hurd, der meint, „Le Brun's Buch von den Leidenschaften würde eine Folge der besten und richtigsten moralischen Porträte enthalten", sofern durch Anstrengung jeder Muskel und jeden Zugs, durch

Verzerrung und Ueberladung der Begriff eines charakteristischen Porträts erreicht würde (Dramat., 93. St.). So nennt sie auch Goethe Zerrbilder, obschon er später „die Wahrheit eines Lebrun" anerkennt (Werke, Bd. XXIX. S. 56).

Wer jenen Unterricht ertheilte, ist nicht bekannt. Wäre es mit bloßem Rathen gethan, so würden wir Mund nennen, „Burger und Kunstmaler allhier, auf der Zeil neben dem Viehhof wohnhaft ... gesonnen, sowohl im Zeichnen und Freizeichnen, als auch der Architektur und wie alle Dinge in das Perspectiv zu bringen ... Lectionen zu geben" (Frankf. Anzeige v. 10. Sept. 1754).

Des Venetianischen Malers Piazzetta gedenkt Goethe auch zu Anfang seiner Italienischen Reise in dem Brief aus Padua v. 27. Sept. 1786.

Daß Maximilian I. das Zeichnen Jedermann für nützlich gehalten (S. 110), ist wohl anzunehmen, da er so lebhaften Antheil an den großen Malern seiner Zeit, Albrecht Dürer und Holbein, bezeigt hat. Wo aber findet sich ein solches Wort von ihm überliefert?

98. Goethe sagt (S. 109), um diese Zeit habe er den ersten Musikunterricht erhalten. Es möchte dies in der Zeit zwischen Thorane's Auszug aus dem Hause und dem Ende des Krieges geschehen sein, also in den Jahren 1761 und 1762. Der scherzhafte Klaviermeister ist unbekannt. In den Frankfurter Nachrichten bietet unter dem 7. Mai 1762 ein Schöneck Klavierstunden an. Die Anzeige ist etwas charlatanmäßig, und der Mann war ursprünglich Zuckerbäcker. Ob er es ist, der sich an den Goethischen Kindern versucht, wissen wir jedoch nicht zu sagen. Von ähnlichen Klavierscherzen wie den hier erzählten (S. 110) berichtet auch Grillparzer in seiner Lebensgeschichte (Werke, Bd. X). Goethe wandte sich in seiner Jünglingszeit mehr dem Violoncell zu, während seine Schwester sich zu einem höheren Grade der Kunstfertigkeit auf dem Flügel ausbildete, wozu das später angeschaffte Instrument aus Friederici's Fabrik (S. 113) förderlich wurde. Die Friederici'schen Flügel hatten die hochberühmten Silbermann'schen verdrängt. Kornelia selbst giebt in ihrem von Jahn mitgetheilten Tagebuch eine Unterhaltung vom 27. Oktober 1768 wieder, in der ein Verwandter sie zum Klavierspielen einladet und dabei sagt: „Comment va donc la musique? Vous excellies déjà l'hiver passé, que

ne sera-ce maintenant!" (Jahn, Goethe's Briefe an Leipziger Freunde, S. 264).

99. Von den (S. 110) angeführten natürlichen Dingen werden, wenn wir über die S. 111 oben berührte Vivisektion hinweggehn, die Phänomene des Magnetismus und der Elektrizität genannt. Die Armatur des Magnetsteins erklärt folgende Stelle: „Durch verschiedene Umstände kann ein Magnet nach und nach seine Kraft verlieren. Um dies zu verhindern, wendet man die sog. Armaturen an; mit diesem Namen bezeichnet man Stücke von weichem Eisen, welche man mit den Magneten in Berührung bringt, um sie selbst durch die im weichen Eisen hervorgebrachte magnetische Zersetzung in Thätigkeit zu erhalten" (Dr. Joh. Müller, Physik, S. 282).

Die Jugend des Hausfreunds, der sich mit elektrischen Versuchen abgab, wird in die Vierziger Jahre gefallen sein, da die Anfertigung von Elektrisirmaschinen, d. h. solchen, die Reiber, Reibzeug und Konduktor hatten, mit dem Jahre 1744 beginnt, während Vorrichtungen zum Drehen einer Kugel von Schwefel oder Glas, die an der Hand gerieben wurde, ohne Konduktor, schon früher im Gebrauch waren (K. Koppe, Anfangsgr. d. Physik, 6. A., Essen 1858, S. 159 u. 247). In einer Anzeige vom 9. April 1754 wurden Elektrisirmaschinen, auch bereits zu Heilungen, in Frankfurt von einem Schweizer feil geboten, und anfangs 1757 zeigte ein Bianchi Vorlesungen über Experimental-Physik im großen Hörsaale des Gymnasiums an; unter den dabei vorzuzeigenden „Instrumenten und Maschinen" befanden sich unzweifelhaft auch Elektrisirmaschinen.

In dem langen Briefe an Friederike Oeser v. 8. April 1769 zeigt folgende Stelle Goethe's Vertrautheit mit den elektrischen Erscheinungen: „Freudigkeit der Seele und Heroismus ist so kommunikabel wie die Elektrizität, und Sie haben so viel davon, als die elektrische Maschine Feuerfunken in sich enthält" (Jahn, a. a. O., S. 150, u. Belli, Leben, IV. 44 u. 110).

100. Die Aeußerung S. 111 unten und 112 oben von den Hauslehrern dürfte sich nicht auf den in Nr. 51 erwähnten Scherbius beziehen, der Goethen im Jahre 1759 unterrichtete; derselbe, zwar im Juli 1758 erst verheirathet (Belli, a. a. O. S. 134), hätte als Gymnasiallehrer für Tertia den „Kindern" gegenüber wol nicht der erforderlichen Autorität entbehrt.

101. Zu den Engländern (S. 112), welche in der Pfeil'ſchen Penſion ſich zu ihrer Ausbildung aufhielten, gehörte auch Korneliens Freund Harry; er zeichnete ſich durch ſein Violinſpiel aus, und für dieſes war jene Penſion, nach dem, was Goethe darüber erzählt, gewiß der günſtigſte Ort (ſ. im folgenden Theil, S. 17). Schon Lerſner führt franzöſiſche Schulhalter an (I. 258).

Die ſtrittigen Punkte (S. 113) ſind nicht weiter erklärt: die Seite vorher war umgekehrt in einem Punkte die Uebereinſtimmung der Maximen Beider, Joh. Kaspar's und Pfeil's, geltend gemacht. Daß aber ihre ganze Lebensanſchauung verſchieden ſein mußte, wird jedem Leſer einleuchten, ohne daß es nöthig geweſen wäre, die Unterſchiede klar zu legen.

102. Das Manſardzimmer (S. 113), wo die Seidenwürmer hauſten, weiſt Volger (Baterh., S. 124) als das gegen Süden gelegene Dachſtübchen nach, welches lange für das Goethe-Zimmer gehalten wurde.

Seidenzucht in Hanau wird noch ſpäter (S. 141) erwähnt.

In jener Dachſtube fand das Bleichen der Römiſchen Proſpekte (S. 114) gleichfalls ſtatt. Dieſe Bilder ſind beſchrieben oben S. 10 f., wozu Anm. Nr. 13. Die dort erwähnten Antichità Romane beſaß Goethe ſpäter ſelbſt (Schuchardt, Kunſtſamml., I. S. 221. Nr. 70).

103. Wegen der ſpätern Uebung im Engliſchen (zu S. 115) ſ. das Sechſte Buch. Goethe erlernte auch dieſe Sprache hinreichend, um ſelbſt ſchwerere Dichter wie Lord Byron überſetzen und gelegentlich in ihr Briefe ſchreiben zu können (ſ. Düntzer, Zwei Bekehrte, 1873, S. 291).

104. Der ſiebenſprachige Roman (S. 115) wird im biographiſchen Schema unter d. J. 1760 aufgeführt. Die Jahreszahl muß aber, wie auch die weiter darunter begriffenen Angaben zeigen, auf einem Schreib- oder Druckfehler beruhen; vielleicht iſt dafür 1760 zu leſen.

Siegwart (S. 115 unten), Miller's Roman (1777), liebt allerdings die kurzen Sätze, um naive Menſchen ſich ausſprechen zu laſſen, z. B. Franz (I. 69) und den Junker Veit (I. 222). Vorzüglich aber hatte Goethe wol die Briefe Thereſens an ihren Bruder Siegwart im Auge.

Goethe's Labores juveniles enthalten eine Uebung im Judendeutsch schon aus dem Jahre 1758 (Weismann, S. 69 u. Facsimile 4 u. 5).

105. Doktor Albrecht (S. 117) war seit 1748 Rektor des Gymnasiums und Lehrer in Prima (Kaldr. 1757 flgd.). Das Gymnasium (bis 1838) lag im Barfüßerkloster neben der jetzigen Paulskirche, ehemals der Barfüßerkirche. Eine Abbildung und Beschreibung des alten Gebäudes von W. Stricker findet sich im Neujahrsbl. des Frankfurter Vereins ꝛc. ꝛc. 1870. Die Rektorwohnung (das. S. 31) hat in der Abbildung noch das alte Klosterdach. Von dem Haupteingang (S. 32, rechts vom Beschauer) gelangte man links zu den Klosterräumen, rechts zur Rektorwohnung. Die meisten Fenster des ersten Stocks, sowol des Gebäudes S. 31 (Nr. 11 des Plans der Paulskirche, S. 5) als des S. 32 (Nr. 7 desselben Plans) führen auf Gänge (S. 117) und Korridore, von welchen aus man zu den Klassenzimmern und zu der Wohnung des Rektors gelangte. Alle diese Räume lagen hinten hinaus, nach den stillen Höfen und Hintergebäuden der Neuen Kräme (oben S. 14). Von der Haupttreppe aus führten ebensowol zu den Klassen als zu der Rektorwohnung Seitentreppen auf und ab (W. Stricker).

Einen Aesop mit Chorrock und Perücke (S. 117) nennt Goethe seinen ehemaligen Lehrer mit Rücksicht auf die herkömmliche Amtstracht des Gymnasial-Direktors. Auch die der Rathsherren bestand in einem langen Talar und einer Quarré-Perücke; so kostümirt waren dieselben in corpore auf dem Bal paré erschienen, mit welchem Prinz Soubise die Einnahme Frankfurt's 1759 gefeiert hatte (Nicolai's Reise durch Deutschland, 3. A., 1788, I. S. 263; Stricker, Im N. Reich, 1873. Nr. 31. S. 28). Uebrigens war Albrecht noch unter 70 Jahren.

Goethe's Vater war mit Albrecht eng befreundet, und der Arzt Senckenberg erzählt, daß, als Letzterer im Jahre 1762 erkrankt war, Joh. Kaspar mit ihm lateinisch korrespondirte (Kriegk, a. a. O. S. 325). Diese Freundschaft und der Umstand, daß Wolfgang, obwol kein Schüler des Gymnasiums, von den Lehrern seine Ausbildung empfing und denselben daher gleichsam affiliirt war, erklären hinlänglich die ihm widerfahrne Auszeichnung (S. 117, Mitte). Die Preisträger renuntiirte, d. h. verkündigte, bei der Progression oder Translokation, d. h. der Versetzung in eine höhere Klasse, einer der vertrauens-

würdigeren Schüler; diese Verrichtung lag zu Anfang der Sechziger Jahre in Quarta Max von Lersner ob, in welchem man auch den Maximilian der Labores juveniles (oben Nr. 51) erblicken könnte. Fast zwei Drittel der Schüler erhielten Prämien.

Das Konsistorium (S. 117) übte zugleich die Funktion des auch bei Lersner (I. 257) erwähnten Scholarchats aus, und die Geistlichen der Barfüßerkirche waren ständige Mitglieder des Konsistoriums. Es ist bezeugt, daß Fresenius, der Senior des Ministeriums bis 1761, zu den Gegnern Albrecht's und des diesem nah befreundeten Arztes Senckenberg zählte (Kriegk, a. a. O. S. 367) und daß die Lehrer des Gymnasiums über ihren Rektor wiederholt Beschwerde führten.

Ein Lucian (S. 117, 118, 120) in zwei Bänden, holländische Ausgabe in Quarto, den Albrecht's Wittwe aus seinem Nachlasse dem Arzt Senckenberg geschenkt hatte, befindet sich noch in der Senckenberg'schen Bibliothek zu Frankfurt (Mittheilung von W. Stricker).

In den Frankfurter Nachrichten (Belli-G., Leben, V. 19) finden wir eine öffentliche Danksagung Albrecht's an einen ungenannten Wohlthäter, der zur Feier des Friedensschlusses 1763 ein Geschenk von 110 Gulden für arme Schüler gespendet hatte. Die charakteristische Anzeige Albrecht's vom 8. März 1763 lautet nach Mittheilung des anonymen Schreibens:

„Ich halte mich verbunden, diese rühmliche Vorsorge vor die arme Schuljugend zur Nachahmung öffentlich bekannt zu machen, und zugleich dem unbekannten Gönner meine ergebenste Danksagung abzustatten. Da aber Dieselben Dero Gütigkeit und Freundlichkeit gegen dürftige und fromme Schüler auf eine so ausnehmende Art zu offenbaren sich gefallen lassen, so wünsche, daß Ihnen auch der Höchste wolle zu schmecken geben, wie gütig und freundlich Er ist, und Sie in der That erfahren lassen, daß seine Güte besser ist denn leben. Frankfurt a. M. den 7. März 1763. J. G. A. G. B."

106. Die von Goethe (S. 118 u. 119) angedeuteten Eigenthümlichkeiten der hebräischen Buchstaben und Accente bedürfen nur geringer Erläuterung.

Das Alphabet besteht aus Konsonanten, von welchen jedoch drei zugleich als Vokale stehn; werden sie in diesem Falle nicht ausgesprochen, so heißen sie literae quiescibiles (in den Ruhestand versetzt, S. 119) oder fulcra lectionis (Lese-

stützen; als Stütze und Widerlage bei Goethe). Aleph und Ajin sind Kehllaute. Die Vokale werden als Punkte oder Striche (S. 118) den Konsonanten über-, unter- oder beigeschrieben (Punktation). Die Accente endlich zerfallen in domini (oder distinctivi) und servi (oder conjunctivi), je nach ihrer größern oder geringern Geltung, und die ersteren wiederum in Imperatores, Reges, Duces und Comites, in unserm Text (S. 119): Kaiser, Könige und Herzöge.

Goethe hat übrigens sein Hebräisch im Laufe des Lebens nicht ganz vergessen. Der Herausgeber besitzt ein Blatt aus seinen letzten zehn Jahren mit eigenhändig von ihm, unter andern auch hebräisch geschriebenen Wörtern.

107. Die Sonne, die zu Gibeon, und der Mond, der im Thal Ajalon still stand (S. 119). Die Stelle bezieht sich auf das Buch Josua, Kap. 10. V. 12 u. 13:

„Da redete Josua mit dem Herrn des Tages, da der Herr die Amoriter übergab vor den Kindern Israel, und sprach vor gegenwärtigem Israel: Sonne, stehe stille zu Gibeon, und Mond im Thal Ajalon!

„Da stand die Sonne und der Mond stille, bis daß sich das Volk an seinen Feinden rächete. Ist dies nicht geschrieben im Buch des Frommen? Also stund die Sonne mitten am Himmel und verzog unterzugehen einen ganzen Tag."

Andre Inkongruenzen hat Goethe später in seinem Aufsatz „Israel in der Wüste" (Werke, Bd. IV. S. 312 flgd.) auszugleichen gesucht.

Nach Jöcher (IV. 301) übersetzte Seb. Schmid die Bibel von Neuem lateinisch „und erläuterte dieselbe fast ganz mit seinen gelehrten Anmerkungen und Erklärungen"; er nennt im Einzelnen den Commentarium in Genesin, librum Judicum, in VIII priora Josuae capita et epistolam ad Hebraeos; in Hoseam, Jobum, Esaiam, Jeremiam, Ecclesiasten, priora XI capita Epist. ad Romanos, priora ad Corinthios, Galatas, Philipp., Coloss., Thessal., priora ad Timotheum, Philemonem, priora Joannis, Jacobi etc.

Auch im Elften Buch gedenkt Goethe jener Bibelübersetzung.

Das große, exegetische, englische Bibelwerk (S. 120), herausgegeben von deutschen Gottesgelehrten, erschien zu Leipzig in 19 Bänden von 1749 bis 1770, unter dem Titel: „Die Heilige Schrift des Alten und Neuen Testaments, mit einer

vollständigen Erklärung derselben, welche aus den auserlesensten Anmerkungen verschiedner Engländischen Schriftsteller zusammengetragen ... nunmehr in dieser Deutschen Uebersetzung auf das Neue durchgesehen und mit vielen Anmerkungen" u. s. w. Die ersten neun Bände schlossen 1760 ab mit dem Propheten Jeremias, herausgegeben von Teller, Baumgarten, Dietelmair u. A. m.; der zehnte Band 1763, mit Daniel abschließend, jedenfalls aber der elfte 1766 mit den kleinen Propheten, und alle fernern fallen in die spätere Zeit, als Brucker das Unternehmen leitete. Bei Albrecht kann Goethe daher nur die ersten neun oder zehn Bände gesehen haben.

108. Seite 120 bis 130 ein Abriß der biblischen Anfänge. Auch Gottfried's Chronik fängt mit der Schöpfung und weitern biblischen Geschichte an, der Grundlage jeder damaligen allgemeinen historischen Darstellung. Diesen Weg hatte jedoch bereits Herder verlassen, der in seinen „Ideen" nur gelegentlich an die Bibel als „die älteste Schrifttradition über den Anfang der Menschengeschichte" (Buch 10. Kap. 5—7) anknüpft, auch im 12. Buch in der Geschichte der Hebräer (Kap. 3) von Abraham sogleich zur Auswanderung der Juden nach Aegypten und zu Moses übergeht.

Goethe scheint sich nicht an einen bestimmten Vorgänger mit seiner Darstellung anzulehnen, die unmittelbar aus der Bibel geschöpft ist und sich eben so weit von der rationalistischen Auffassung des 18ten Jahrhunderts entfernt, als sie es vermeidet, die thatsächlichen Ereignisse nur symbolisch, die Erzväter und deren Frauen als Repräsentanten ganzer Völkerschaften und das Ganze als einen späten Niederschlag großer Sagenkreise und Dichtungen aufzunehmen. Deutet Goethe daher die weiten Uebersichten und die reichen ethnographischen Gesichtspunkte, welche Ewald's spekulative „Geschichte des Volks Israel" auszeichnen, auch nicht einmal an, verzichtet er auf jede eigentliche Kritik und wissenschaftliche Durchdringung des berührten Abschnitts der Bibel, so entschädigt er dafür durch dessen warme und poetische Wiedergabe. Alles ist positiv, thatsächlich und konkret belassen, und er ist nur bemüht, die Erzählung durch Beziehung auf die Eigenthümlichkeiten des Hirtenstandes, des von den Erzvätern bewohnten Landes und des in solchen Umgebungen ihnen geoffenbarten Glaubens begreiflicher, anschaulicher und wirksamer zu machen. Was durch Eichhorn, Reiske, Niebuhr über das primitive Leben

jener Länder und Zeiten bekannt geworden war, gewährte Goethe neue poetische und religiöse Motive, statt, wie wol seine Zeitgenossen pflegten, auf Grund der Resultate der neuen Forschungen und Reisen die Wahrheit der biblischen Geschichte anzufechten. Goethe's Darstellung gewinnt daher das Gepräge einer unbefangenen Orthodoxie, vergleicht man sie mit gleichzeitigen Werken, und in diesem Lichte erschien sie besonders bei der ersten Veröffentlichung. Zur Vergleichung ziehen wir ein älteres populäres und das Ewald'sche Geschichtswerk an. Während Goethe S. 127 die Opferung Isaak's als von den Göttern befohlen, die Ausführung als von ihnen gehindert darstellt und den Charakter Abraham's als Glaubenshelden ins hellste Licht setzt, ist dieser Charakter in dem beliebtesten Geschichtswerk der Zeit für die Jugend völlig verwischt. Der Entschluß Abraham's, den Knaben zu opfern, ist hier sein eigner Einfall; daß „eine Stimme vom Himmel" ihm Schonung des Knaben anbefohlen, wird zwar erzählt, aber mit der Erläuterung: „Daß die Stimme vom Himmel ein dichterischer Zusatz ist, sieht man leicht; auch ist in der Urkunde selbst die Sache so vorgestellt, als sei der ganze Einfall Abraham's eine Eingebung von Gott gewesen, der seinen Gehorsam habe auf die Probe stellen wollen" (Becker's Weltgesch., 2. A. I. 1804 S. 54.).

Dagegen Ewald (a. a. O., I. S. 383): „Schon hat er das Messer erhoben, ja ihn schon so gut als geopfert, da trifft ihn ... eine Stimme von oben, nicht mehr wie jene Nacht- und Traumstimme, sondern eine helle und laute am vollen Tage, ihn abzuhalten von der wirklichen That, da die Gesinnung, der ächte Glaube bewährt sei. Die höchste Glaubensprüfung ist mit dem Gewinn einer neuen erhabenen Wahrheit vollendet" (daß nämlich Jehovah das semitische Menschenopfer, den Molochdienst, nicht wolle).

Goethe's Stellung zur Bibel wurzelt hier, wie bei Herder, in dem Antheil des Gemüths und in dem Sinn für die in ihr enthaltene Urpoesie. Er beschränkt sich auf die Geschichte von den drei Erzvätern. „Abraham, Isaak, Jakob-Israel sind nach dem ächten Volksbewußtsein allein die drei großen Namen der Anfänger und Vorbilder des kanaanäisch-hebräischen Volkes; erst einer sehr späten Betrachtung gehört es, ihnen auch nur Joseph beizugesellen. Im ganzen Zusammenhange aber der alten Sage scheidet sich ihr Gebiet von dem vorigen dadurch, daß sie erst den heiligen Boden betreten und so mit ihnen erst die Erzählung ihre rechte Mosaische Ausdehnung und Wärme empfängt,

von dem folgenden aber dadurch, daß sogar Joseph bereits in die Stufe des den Spätern gewöhnlichern Lebens herabfällt, während jene Drei alle auf der höhern Stufe des noch wenig geschwächten Heldenlebens stehen bleiben" (Ewald, a. a. O., I. S. 338 flgd. u. 341). Vieles, was Goethe hier andeutet, fand wenige Jahre darauf in seinem „Divan" poetischen Ausdruck, namentlich in dessen Eingangsgedicht. Eine genauere Vergleichung würde hier zu weit führen.

Das Einzelne nach dem Ersten Buch Mose (Genesis):

a. Die vier benannten Flüsse (S. 121) heißen im Kap. 2, V. 11—14. Pison, nach Herder der Ganges; Gihon, nach demselben und Eichhorn (Einl. in das Alte Test., §. 412) der Orus; Hidekel, der Tigris, nach Herder ursprünglich der Indus, und der Phrath, Euphrat (Herder, Ideen, Buch 10. Kap. 6). Die ersten beiden Flüsse kommen in der Bibel nachher nicht weiter vor. Daß den Tigris sein Lauf zu bezeichnen schien, ist von seinen mäandrischen, eine getigerte Zeichnung wiedergebenden Windungen zu verstehn.

Genauere Spuren des Paradieses aufzusuchen, hielt auch Herder (Briefe, 2 und a. a. O.) für vergeblich. Doch unterläßt er nicht, an zweiter Stelle zu fragen: „Wie nun? Wenn ein glückliches Thal wie Kaschmire, beinah im Mittelpunkt dieser Ströme gelegen, ringsum von Bergen ummauert, ... noch bis jetzt wegen seines schönen Menschenstammes als das **Paradies des Paradieses gepriesen, wenn ein solches der Ursitz unsers Geschlechts gewesen wäre?**"

Der Thurmbau, Kap. 11, V. 1—9. Wegen der Elohim s. unten sub d.

b. Abraham (S. 122 bis 128), mit besonderer Liebe und Ausführlichkeit behandelt, nach Eichhorn „der Mittelpunkt, von dem die Geschichte vor- und rückwärts ausgeht; rückwärts in zwei genealogischen Ketten, die unmittelbar auf ihn herablaufen —, und vorwärts sind seine Nachkommen die einzigen Helden der Geschichte" (Einl. zum A. Test., III. S. 172. §. 420).

Abraham's Auswanderung nach Kanaan und ferner nach Aegypten im 12. Kap., die Verheißung im 13. Kap. V. 14—17, die Bewirthung der Himmlischen im 18. Kap., der erst siegreiche, dann unglückliche Feldzug Kedor Laomor's bis zur Ertheilung des Segens durch Melchisedek (S. 124) im 14. Kapitel.

Goethe nennt Lot, den Sohn von Abraham's Bruder Haran,

stets Abraham's Bruder, worunter biblisch allgemein die nächsten Seitenverwandten im Mannesstamme bezeichnet werden, z. B. Kap. 13, V. 8: „Gebrüder", und V. 11: „Also schied sich ein Bruder von dem andern" (s. Ewald. I. S. 367, Note 2).

c. S. 124 betont Goethe den Zusammenhang der Weltgeschichte mit der Familiengeschichte, ein historisches Legitimitäts-Prinzip noch einige Jahre vor der Entdeckung des politischen aufstellend. Die neuere ethnographische Behandlung der Mosaischen Geschichte erblickt in der Familiengeschichte dieser Bücher wesentlich Erinnerungen an alte Volksbildungen. So erscheint Hagar bei Ewald als Ausdruck des Zusammenhangs der Wüsten-Araber mit Abraham (Goethe, S. 125). Hagräer kommen bei ihnen vor: „Wie diese Völker der Israelitischen Sage als Söhne Abraham's von Kebsweibern, d. i. als niedriger stehende, halbentartete gelten, so gingen sie gewiß auch in der Geschichte sehr frühe mehr in das arabische Wüstenleben über, zerstreuten sich in den weiten Flächen und trennten sich stärker von den stets mehr zum Landbau sich haltenden Völkerschaften verwandten Blutes" (a. a. O., I. S. 369). Auch Ewald erblickt hier die ehelichen Ereignisse jeder Art im Vorbilde (S. 124). Ihm ist Sara das Vorbild der Hausmutter, Hagar das des Kebsweibes, Rebekka (S. 128) mit Isaak das Vorbild der rechten Verlobung und Ehe, Deborah, von Goethe nicht genannt, Vorbild der Heldenamme, Lea und Rahel (S. 129) — denen bereits die Scholastik ganz symbolische Bedeutung beigelegt (Goethe's Werke, Bd. XIX. Nr. 434) — „Vorbilder der gerade in den Vorzeiten häufigen Stellung eines Weibes neben dem andern gleichberechtigten und doch oft mindergeliebten" (a. a. O., I. S. 342—344).

Zu zwei Frauen neben einander (S. 124 letzte Zeile) und zu Jakob's vier Frauen (S. 130) vergl. im Divan (IV. S. 107) die Sprüche:

„Ein Haus, worin zwei Weiber sind,
Es wird nicht rein gefegt;"

und als Gegenstück (das. S. 206):

„Viele Frauen hast und Kuh im Hause,
Werth, daß man darob das Paradies gewinnt."

d. Der wissenschaftlich jetzt überwundne Gegensatz natürlicher und geoffenbarter Religion gehört dem Deismus des

vorigen Jahrhunderts an und beherrſchte beſonders die Dogmatik der von Michaelis in Göttingen ausgehenden theologiſchen Schule, während deſſen Gegner Herder alle Offenbarung als Naturoffenbarung auffaßte, jenen Gegenſatz daher nicht zuließ (vergl. Werner, Herder als Theologe, 1871, S. 51). Andrerſeits nimmt Goethe hier (S. 125 u. S. 129) den Begriff der geoffenbarten Religion enger, als den einer Hausreligion, in Uebereinſtimmung mit den Reſultaten der Bibelexegeſe, welche zwiſchen dem Nationalgotte, der ſich Moſes offenbarte, Jehovah (Jahve), den Moſaiſchen Elohim (S. 121) und den Hausgöttern der Erzväter unterſcheidet. Vergl. Ewald a. a. O., S. 371: „In dieſem Sinne konnte jeder der drei Erzväter deſto leichter einen Gott feſthalten, je mehr ihre Herrſchaft noch die rein häusliche war, ihr Gott alſo weſentlich ein einzelner Hausgott blieb ... Allein ein ſolcher Hausgott, würde er auch ſchon erhaben aufgefaßt, erlaubt doch neben ſich für andere Häuſer und Menſchen andere Götter, ſichert alſo, zumal da dieſe leicht irgendwie ihm beigeordnet werden können, keineswegs vor Vielgötterei; und daß Gott in der vormoſaiſchen Zeit mit dieſem Begriffe der unbeſtimmten Ausdehnung und möglichen Theilbarkeit aufgefaßt wurde, beweiſt ſchon der ſtehende Gebrauch des Plurals „Elohim“ (über deſſen Etymologie ſ. Bunſen, Bibel, I. Abth. 1. S. 88). Auch „Islam“ bedeutet unerſchütterlichen Glauben (S. 129). Vergl. Goethe's „In Islam leben und ſterben wir Alle“ (Werke, Bd. IV. S. 108). In aller Unbefangenheit ſpricht Goethe hier das allgemeine Gottesbewußtſein theiſtiſch, nicht pantheiſtiſch aus. Der Gott, der ſich gleichſam hinter der Natur verbirgt, (S. 128), iſt zwar deshalb nicht ſchon der deiſtiſche Gott, „der nur von außen ſtieße“ (Werke, Bd. II. S. 223), aber auch nicht der pantheiſtiſche, dem es ziemt, „die Welt im Innern zu bewegen, Natur in Sich, Sich in Natur zu hegen.“ Hier bezeichnet ihn Goethe faſt mit denſelben Worten und zur ſelben Zeit (Ende 1811) wie Jacobi in der Schrift „Von den göttlichen Dingen und ihrer Offenbarung“: „Die Natur verbirgt Gott, weil ſie überall nur Schickſal, eine unberechenbare Kette von lauter wirkenden Urſachen ohne Anfang und Ende offenbart,“ obgleich Goethe ſpäter, die philoſophiſche Tragweite dieſer Ausdrucksweiſe überſchauend, in den „Annalen“ v. J. 1811 dagegen reagirte und ſeine Anſchauungsweiſe, „Gott in der Natur, die Natur in Gott zu ſehen“, betonte. Schelling in ſeiner Gegenſchrift („Denkmal der Schrift von den göttl. Dingen“, noch aus dem Dezember

1811) bemerkte dagegen (S. 87), die Gott verbergende Natur könne demnach nur der verborgene Gott sein, d. h. der Goethische, der sich verbirgt, um sich durch die Natur zu offenbaren (vgl. Düntzer, Freundesbilder, 1853, S. 267).

a. In den hier (S. 126 u. 127) der Heiterkeit der Hirtenwelt (S. 126 heitre Religion, S. 125 ähnlich Günstiges und Heitres) gegenübergestellten Opfergebräuchen bezieht sich die Bundesschließung zwischen den Thierhälften hauptsächlich auf Kapitel 15, Vers 17 u. 18, wo Jehovah durch die Opferstücke schreitet, und die Opferung des Verlobten auf Jephta's Tochter (Richter, Kap. 11). „Sichtbar meinten auch seine an die Verwilderung (bei Goethe „Wahnsinn") gewöhnten Zeitgenossen, das theure Opfer sei durch eine höhere Nothwendigkeit bestimmt gewesen, für die Sünden des Vaterlandes zu fallen" (Ewald, a. a. O. II. 400). Ewald erinnert hierbei, namentlich bei Isaak, an die Aehnlichkeit der griechischen Sage von der Iphigenie und anderer, deren „Ursprünglichkeit" jedoch auf hebräischer Seite zu suchen sei. Nach Goedeke's scharfsinniger Entdeckung rührt die schöne Opferscene in Lavater's „Abraham und Isaak" (1776) von Goethe selbst her (Allgem. Ztg., 1874, Nr. 8). Die Eigenschaften, die der Mensch den Göttern anzudichten geneigt ist (S. 127) erinnern hier an die Worte der Iphigenie:

„Der mißversteht die Himmlischen, der sie
Blutgierig wähnt; er dichtet ihnen nur
Die eignen grausamen Begierden an."

f. Auf Isaak, nicht den Lächerlichen wegen seiner Verspätung (S. 124), sondern den Lachenden, d. h. den Sanften und Freundlichen (Ewald, I. 387), folgt Jakob (S. 128), „der Listige", nach seiner menschlich niedrigen Seite, oder Israel, „der Gotteskämpfer", nach seinem endlichen göttlichen Siege (daf. S. 350). Er ist der Odysseus der Hebräer; auf Beide häufte die Sage ihre Schätze mit Vorliebe (daf. S. 392). Das Sich Balgen (S. 128) ist aus Vers 22 des 25. Kapitels (I. Mose) genommen.

Die Bemerkung oben S. 129 von den Gebrechen der jüdischen Glaubenshelden wiederholt auch Ewald (S. 130), indem er Jakob „das entsprechendste Bild aller Tugenden, aber auch aller Gebrechen des Volks im höhern Glanze abspiegeln" läßt, ferner den Wettstreit zwischen Jakob und Laban zwar auf alte Stammrivalitäten zurückführt (S. 393), ihn aber zugleich als

„ein ächthebräisches Lustspiel der Irrungen" wiederholt bezeichnet (S. 393, 397, 404).

„Jene bessere Zeit," sagt Ewald S. 340, „wo diese Helden lebten, wird der heilige Raum, in welchem sich das Volk als Haus oder Familie erst recht heimisch fühlt und um dessen Herd es die einzelnen geschichtlichen Gestalten in Reihe und Glied stellt, zu welchen es als zu den Vorbildern aller mannichfaltigen Glieder seines jetzigen niedern Hauses emporblickt."

g. In Joseph sieht Goethe dann (S. 131) einen Atavismus höchster Art, eine Verschmelzung aller Haupteigenschaften von drei Vorfahren. Der Urgroßvater Abraham heißt hier Urvater, wie Jakob vorher (S. 130) Altvater. Ueberhaupt braucht Goethe die Zusammensetzungen von „Vater" aufs Freieste und Sinnigste, z. B. auch im folgenden Theil, S. 74.

109. Von den biblischen Dichtern der Zeit (S. 131) sind Moser mit „Daniel in der Löwengruben" (sic) bereits unter Nr. 65 und Klopstock unter Nr. 67 besprochen; auch hat Goethe schon S. 83 einen ältern Aufsatz von der Geschichte Joseph's in zwölf Bildern angeführt. Die Bodmerischen Arbeiten (S. 131) bevorzugten gleichfalls Joseph in den epischen Gedichten: „Jakob und Joseph" (1751) und „Joseph und Zulika" (1753) und in den Tragödien: „Der erkannte Joseph" und „Der keusche Joseph" (1754). Den Verdacht, diese Stücke nachgeahmt zu haben, will Goethe von sich ablehnen.

110. Der blödsinnige junge Mann, Mündel des Vaters (S. 132), durch den Goethe so früh die Gewohnheit des Diktirens annahm, war der Rechtskandidat Clauer. Er hatte zur Miethe in dem Goethischen Hause vor dessen Umbau im Jahre 1755 gewohnt, war aber nach dem gezwungenen Verlassen desselben geisteskrank geworden. Nach Senckenberg's Aufzeichnungen hätte ihn der Stadtschultheiß Textor zum Gatten seiner dritten Tochter ausersehn gehabt. Er war der Sohn eines Stadtarchivars (Kriegk, Senckenberg, S. 320). So lebte er nur noch von der Erinnerung seiner glücklichen akademischen Jahre, die der junge Wolfgang zum Vortheil Beider verwerthete. Die mehrgedachten Labores juveniles sind den S. 133 aufgeführten Privatübungen beizuzählen. Der hier (S. 133) erwähnte Quartband konnte nach Mylius', von Lessing 1754 herausgegebenen „Vermischten Schriften" oder auch den freilich viel späteren

„Vermischten Gedichten" Ad. Schlegel's benannt werden, auf welche wir zunächst gelenkt werden. Das Erscheinen derartiger „Vermischter Gedichte" wie Gellert's, Lavater's, Rost's u. A. fällt überhaupt etwas später.

111. Das Gedicht „über die Höllenfahrt Christi" (S. 133) kann als Beispiel dienen, wie Goethe das Verwandte in seiner Lebensgeschichte aus mehreren Jahren zusammenfaßt; denn während dieses erst 1765 entstand, nennt er damit in einem Athem die um ein Jahrzehnd früher zu setzenden Vorschriften des Schreibemeisters. Die „Höllenfahrt" ist neben den Versen auf Moors das älteste der erhaltenen Goethischen Gedichte (Werke, Bd. III. S. 177 bis 181, u. S. 313). Merkwürdig ist Eckermann's Erzählung (Gespräche mit Goethe, I. S. 245), daß der Dichter, der 1811 das Gedicht aus dem Gedächtniß angeführt, sich dessen bei der Ankündigung Eckermann's nicht erinnerte, dem seinerseits unsre Stelle nicht vorschwebte. Die Zeitschrift, in welcher das Gedicht, nach Goethe's Abgang, Anfangs 1766 erschien, ist jedoch bei Eckermann richtig „Die Sichtbaren", bei Goedeke (Grundr., §. 236. S. 878) dagegen ungenau angegeben. Dem Herausgeber liegen „Die Sichtbaren. Das drey und dreyßigste Stück. 1766" vom 14. Mai vor, 2 Quartblätter, enthaltend eine Ode von Schäl auf die Huldigung Joseph's II. Darunter ist gesagt: „Diese Blätter werden die Woche zwei Mal, Mittwochs und Sonnabends, bei dem Buchdrucker Johannes Payrhoffer, dem Jüngern, gerade gegen der kleinen Gallen Gaß über, ausgegeben. Die Vorausbezahlung für ein halbes Jahr, ist 1 fl. Einzeln aber kostet das Stück 2 kr."

In der Erinnerung an sein Vorbild muß sich Goethe jedoch geirrt haben. Denn ein Jüngstes Gericht von Elias Schlegel (S. 133) ist nicht aufzufinden. Dieser Schlegel, Dramatiker und Anakreontiker, früh verstorben (1747, noch vor Klopstock's Auftreten), dessen Arbeiten brüderliche Sorgfalt bis auf das letzte Blatt in 5 Bänden vereinigt hat, worunter nicht ein geistliches Gedicht, muß mit seinem jüngern Bruder Adolf verwechselt sein. Aber auch dieser weniger begabte, obschon frommere Vater der sog. beiden Schlegel ist nicht der Verfasser eines „Jüngsten Gerichts". Es ist dies an sich durchaus unwesentlich. Denn mit Dichter und Gedicht soll hier nur eine Gattung bezeichnet werden. Ist daher auch in Adolf Schlegel's drei Bänden geistlicher Lieder (1765, 1769 und 1772) und in den

geistlichen Oden seiner zu Ende voriger Anmerkung gedachten „Vermischten Gedichte“ (2 Bde, 1787) kein solches Gedicht enthalten, noch sonst nachweisbar, so nehme man statt dessen das dritte dieser Gedichte (I. S. 30) „Ueber die Strafgerechtigkeit Gottes“, welches neun Strophen in dem jambischen Versmaße und hie und da auch im Stil des Goethischen Gedichts umfaßt. Wir setzen die letzte Strophe der dem Jahr 1746 zuzuweisenden Ode her:

„Wenn alle Todten nun erwachen;
Der Mond erbleicht, die Sonn' erlischt,
Und in der Elemente Krachen
Sich Heulen der Verzweiflung mischt:
Wie werdet ihr dann muthlos zagen;
Bedeckt uns! zu den Bergen sagen;
Verzehrt uns! zu den Flammen flehn!
Umsonst! Ihr müßt das Urtheil hören.
Jetzt könnt ihr noch der Rache wehren.
Jetzt sorgt, dereinst ihr zu entgehn.“

Die „Höllenfahrt Christi“ und das „Jüngste Gericht“ waren überhaupt geeignetere Vorwürfe für das unglückliche 17te als für das aufgeklärte und aufstrebende 18te Jahrhundert (s. Beispiele aus ersterem bei Goedeke, Grundr., §. 185. Nr. 63.5, §. 187. Nr. 118, u. a.).

112. **Fresenius** (S. 133), **Prediger an der Barfüßerkirche und Konsistorialrath, starb am 4. Juli 1761, nachdem er zuletzt am fünften Sonntage nach Trinitatis gepredigt. Griesbach**, der Vater, hielt in derselben Kirche die Beerdigungsrede (sie erschien gedruckt, Folio, 57 Seiten). Unzweifelhaft war es Ersteres Bußpredigt, über die sich Wolfgang nach Bettina's Erzählung so frühreif geäußert hatte (s. oben Anm. Nr. 36). Denn wie zu dem Barfüßergymnasium, hielt sich Goethe's Vater mit der Familie auch zu der Barfüßerkirche, an welcher der Hauptgeistliche der Stadt fungirte, und hier hatte Fresenius seine (Frankf. 1756. 8°) gedruckt erschienenen „Busgedancken bey den grosen Erschütterungen, die Gott im Reich der Natur entstehen lässet; an dem auserordentlichen Bus- und Bet-Tage wegen des grosen Erdbebens, den 16. Jan. 1756“ vorgetragen. **Daß er gegen die Herrnhuter aufgetreten** (S. 134), zeigt seine „Vorläufige Antwort, welche er denjenigen zu ertheilen pfleget, die ihn fragen, ob sie zu der Herrnhutischen Gemeine übergehen

oder in derselben bleiben sollen?" (Frankf. a. M. 1745; 2. A. Leipzig und Görlitz 1746).

Die Bekehrung (S. 134) betraf den sächsischen, bei Bergen tödtlich verwundeten Generallieutenant von Dyhern. Eine frühere Bekehrung, die eines Barons von Wunsch, führt Goethe nicht an. Frisenius ließ über letztere 1750 die „Merkwürdige Nachricht von der Bekehrung eines Naturalisten, welcher darauf als ein gläubiger Christ gestorben" und über erstere 1759 seine „Merkwürdige Nachricht von der wunderbaren Bekehrung eines großen Naturalisten" u. s. w. besonders ausgehn. Beide Fälle, sowie die Bekehrung eines „in Zweifeln verwirrten Beamten" und „verführter Bauern", feierte sein, auch in der Allg. Deutschen Bibl. (VII. 1. 259) — unter Verwechselung seiner Vornamen mit denen seines Bruders — beurtheilter „Sieg der Wahrheit über den Unglauben, den die Barmherzigkeit Gottes offenbar werden lassen" u. s. w. Frankf. 1760. Ein Gedicht auf seinen Tod von Fräulein von Klettenberg läßt ihn im Jenseits daher von Wunsch und Dyhern empfangen werden (Lappenberg, a. a. O. S. 128):

„Wie froh stimmt Wunschen's Geist, wie englisch Dyhern ein:
Wir sind die Dir vom Herrn geschenkte große Beute."

Frisenius war nach Lappenberg (S. 227) das Urbild des „Oberhofpredigers" in den „Bekenntnissen einer schönen Seele" (Werke, Bd. XVII. S. 378). Vergl. über ihn Henden's Gallerie, S. 362—367; Mitth., III. 444; Kriegk, Senckenb., S. 365—368; Pelli-G., Leben, IV. 193 u. VI. 33, und unten die Anm. zu Bd. XXI. S. 74.

113. Sein Nachfolger im Ministerium, Konsistorium und bei den Barfüßern ward Plitt (S. 134): er trat 1762 (Stadt-Kalender) im Alter von fünfundvierzig Jahren sein Amt an. Wolfgang's reger Kirchenbesuch fiel daher in den Sommer und Herbst 1762 bis zum Beginn der Adventszeit. Nach Strieder (Bez., S. 41) wurde Plitt jedoch nicht aus Marburg berufen, sondern aus Rinteln, wo er seit 1745 als Professor docirt hatte. Mit dem von Goethe accentuirten Professorhabitus hatte es daher jedenfalls seine Richtigkeit.

114. Bower's Geschichte der Päpste (S. 135) oder, wie der Titel in der deutschen Uebertragung von den beiden Raubach lautet, seine „Unpartheyische Historie der römischen

Päpste" bildete von 1751 bis 1780 zehn Bände. Der sechste Theil, der 1765 erschien, beginnt erst mit dem Jahre 838 (s. Allg. D. Bibl., XII, 1, 171). Sollte die Familie auch nur die ersten zwei oder drei Theile durchgearbeitet haben, so war das schon immer ein starkes Stück.

Bower, aus Dundee in Schottland gebürtig, Jesuit zu Rom, hatte sich 1726 zum evangelischen Glauben bekehrt. Das Nähere über diese Bekehrung ergiebt der Brief von Schiller an Goethe vom 10. März 1802, und zwar die Stelle: „Ich lese jetzt eine Geschichte der Päpste von einem Engländer, der selbst Jesuit war und der, indem er sich von den Grundfesten des Papstthums aus den Quellen zu unterrichten suchte, auf diesem Wege, wo er sich in seinem Glauben zu befestigen meinte, das Gegentheil gefunden hat, und der nun seine Gelehrsamkeit gegen das Papstthum anwendet. Es ist, ungeachtet der flachen Behandlung, eine durch ihre Konsequenz sehr anziehende Geschichte, unendlich mannichfaltig, weil sie sich mit Allem verschlingt, und doch wieder auf eine furchtbare Art identisch, weil alles Individuelle selbst in der idealen Einheit sich verliert" (Briefw., II, S. 355. Vergl. Düntzer, Schiller und Goethe, Uebersichten zu ihrem Briefw. 1859, S. 243 zu Nr. 847). Schiller's durchdringendes Urtheil, besonders im letzten Satze, rechtfertigt die Verzweiflung der Goethischen Familie zur Genüge.

115. Das hier (S. 135) gemeinte Buch von Hoppe (der sog. kleine Hopp') ist dessen Examen institutionum imperialium 1684, das in stets erneuerten Auflagen 1696, 1708, 1711 flg. und auch 1764 zu Frankfurt a. M. (12°), sowie als „Verdeutschtes Examen der institutionum Kaysers Justiniani nebst einem Memorial aller in jure vorkommenden actionum" (Francof. 1711) die Köpfe der angehenden Rechtsgelehrten ein Jahrhundert lang gequält hat. Den Gegensatz bildete der große Hopp', nämlich: Hoppii Commentatio succincta ad institut. Justin. 1683, später 1772 bei Varrentrapp zu Frankfurt in 2 Quartbänden wieder aufgelegt und hier in Nr. 64 der Gelehrten Anzeigen vom 10. August 1773 S. 529 beurtheilt (vergl. Jöcher, Bd. II). Spuren noch viel früherer juristischer Beschäftigung Goethe's finden sich bei Weismann, S. 23.

116. Auch Struve (S. 136) hatte ein als groß und ein als klein bezeichnetes Lehrbuch verfaßt, ersteres das Syn-

tagma juris civilis, letzteres, das hier gemeinte, die Jurisprudentia Romano-Germanica forensis (seit 1670), also ein nicht theoretisches, zum Gerichtsgebrauch bestimmtes Handbuch (Hugo, Lit.-Gesch. 2. A. S. 345, und Glover, S. 73).

Auch Struve, ganz dem 17ten Jahrhundert angehörig, behauptete seine Autorität weit in das folgende hinein.

Im Divan (Abschnitt „Chiffer") hebt Goethe mehr als hier (S. 135) die Bibelfestigkeit der frühern Generationen hervor.

117. Der Fecht- und Reitunterricht (S. 136 bis 138), den Goethe herangewachsen genommen haben will, wird wol einer späteren Zeit, dem letzten beiden Jahren vor dem Abgange auf die Universität, und zwar als Vorbereitung für diese, zuzuweisen sein, und nicht schon dem Winter 1762 auf 1763, wie man nach der Stelle im Vierten Buch anzunehmen verleitet werden könnte.

Durch die Verbindung mit Jena war Goethe mit den verschiedenen Fechtmethoden vertraut geblieben, zuletzt noch in der Zeit der französischen Unterdrückung durch Vermittlung seines dort studirenden Sohnes. Dessen Freund Fr. Förster, ein überaus gewandter Schläger, wußte ihm davon zu erzählen.

War der Reitlehrer der Stadtstallmeister Runckel, den der Kalender von 1763 (S. 26), sowie die Frankfurter Archiv-Akten über die Krönung Joseph's II. nachweisen, so muß die Vernachlässigung des Schultheißen-Großsohns seitens des Lehrers einen absonderlichen Grund gehabt haben. Im „Reithaus auf dem Marstall" veranstaltete der Fürst Esterhazy 1764 Bälle. Diese Reithahn war Anfangs der funfziger Jahre hinter dem „Weißen Hause", dem spätern Theatergebäude, neu angelegt worden. In letzterem befand sich auch der Fechtboden nach der Anzeige vom 26. Mai 1772: „Der Fechtsaal im weißen Haus neben dem Marstall wird aufgethan Morgens um 7 Uhr und Abends um 6 Uhr" (Beltz, Leben, VI. 8, und Battonn, VI. S. 212).

Goethe wollte das fare il latino a cavallo vermeiden (S. 136), ein Ansehn, das er sich bei seinem ersten Besuche in Sesenheim nur zum Scherze gab. In der ersten Weimarischen Zeit pflegte er die Reitkunst mit Passion, zusammen mit dem Herzoge, und kam auf der Reise nach der Schweiz 1779 und sonst Tage und Wochen kaum vom Pferde (S. 138 oben). In den „Wanderjahren" (II, 9) machte er den Reitunterricht im Freien für die Zöglinge der pädagogischen Provinz obligatorisch.

118. Die bei der Annäherung des Frühlings eintretende größere Ruhe (S. 138) ist auf die Befreiung der Stadt von der Besatzung zu beziehen. Der Frühling, welcher auf den S. 135 erwähnten letzten Sonntag Trinitatis folgte, war der von 1763. Mit dem Ende Februar rückte das letzte fremde Regiment, Elsaß, aus, am 23sten die zwei ersten, am 25sten die beiden letzten Bataillone, welchen am 26sten Thorane und am 27sten der Stadtkommandant Marquis de Salles folgten. Am 18. März verkaufte das Bau-Amt die in den Straßen aufgeschlagenen und die Stadt in ein Kriegslager verwandelnden Ställe, Hütten, Wachthäuser und Baulichkeiten aller Art auf der Bockenheimer Gasse, dem Roßmarkt, der Stadtallee, dem Klapperfeld, dem Liebfrauenberge u. s. w. auf den Abbruch, und so hatte Alles wieder ein friedliches Ansehn gewonnen.

Nachdem Goethe die glückliche Epoche des Frühlings 1763 auf Seite 138 nur vorübergehend und unbestimmt angekündigt, läßt er uns S. 146 über das gemeinte Jahr nicht in Zweifel.

119. „Im Jahre 1616 waren Vincenz Fettmilch und sechs andere Bürger als Häupter der Empörung hingerichtet und die Köpfe von vier derselben zum abschreckenden Beispiele auf dem Brückenthurme aufgesteckt worden. Die Köpfe fielen später in den Main hinab, bis auf einen, welcher zu Goethe's Zeit noch vorhanden war und erst 1801 beim Abbruch des Brückenthurms verschwunden ist. Goethe redet bekanntlich im Vierten Buch von Dichtung und Wahrheit von diesem Kopfe und spricht dabei über jene Empörung ein unbedingt richtiges Urtheil aus" (Kriegk, Senckenb., S. 136 f.). Ausführlich ist der Aufstand in Kriegk's Frankfurt (S. 237 bis 417) geschildert, er ist aber auch als Roman behandelt von Franck („V. Fettmilch"; s. Neues Frankf. Mus. 1861. S. 401). Lersner's Chronik, die Goethe S. 138 nennt, behandelt den Gegenstand S. 258, und Gottfried's Chronik sehr umständlich S. 1039 bis 1042, neben einer bildlichen Darstellung der Plünderung der Judengasse vom 22. August 1614.

„Mit Recht" — sagt Kriegk in seinem zuletzt angeführten Buche (S. 416) rekapitulirend — „schreibt Goethe den unglücklichen Opfern der Fettmilchischen Revolution das Verdienst zu, die Grundlage zu der im 18ten Jahrhundert entstandenen Verfassungs-Einrichtung gelegt zu haben". Nach der Revolution wurden nämlich, abgesehen von der Wiederein-

setzung der Juden in ihre Gasse unter „Römisch kaiserlicher Majestät und des heiligen Reichs Schutz", alle Zünfte und selbstständigen Korporationen aufgehoben, letztere mit Ausnahme der Häuser Limpurg und Frauenstein und des Graduirten-Kollegiums. Die Zünfte bestanden fort als unpolitische Gewerbsvereine, in unbedingter Abhängigkeit vom Rathe und mit beschränkter Berechtigung zur dritten Rathsbank. Der Artikel des ältern Bürgervertrages, welcher allen Bürgern gleiche Rechte und gleichen Schutz zugesagt hatte, verlor mit dieser aristokratischen Regierungsform seine Geltung (vgl. Mitth., I. 27, u. Kirchner, Anf., I. 143).

120. Die Judengasse (S. 139) ist neuerdings von W. Stricker historisch geschildert (Im N. Reich, 1872. I. S. 611—621). Sie lag früher zwischen der Schmiedegasse und der südlichen Ecke des Domkirchhofs und dem Heiligen-Geist-Hospital; erst 1462 wurde den Juden, sehr wider ihren Willen, ein wüster Platz auf dem Wollgraben, dessen Eigenthum jedoch der Stadt verblieb, — die jetzige Judengasse — überwiesen (Mitth., I. 73). Gottfried's Chronik enthält S. 610 und S. 719 (Thl. 6) die Abbildungen, welche Goethe (S. 139) im Sinne hat, die erstere v. J. 1250 eine solche Marter zu Saragossa, die zweite die Peinigung eines Christenkindes durch Juden zu Trient 1475 darstellend. Auch sonst ist diese Chronik angefüllt von Hexen-, Teufels- und Ketzergeschichten und allerlei Wunder- und Aberglauben. Der im zuletzt angeführten Bilde behandelte Vorfall soll den Anlaß zu dem großen Spott- und Schandgemälde unter dem Brückenthurm (S. 139) gegeben haben. Eine Beschreibung dieses, der „Kreuzigung Christi" gegenüber angebrachten Bildes aus dem 16ten Jahrhundert findet sich bei Battonn, I. S. 41. Man ließ das Bild in der letzten Zeit durch Staub unkenntlich werden, bis es mit dem Abbruche des Thurmes 1801 verschwand.

Das wenig angebaute und „wenig zugängliche wasserreiche Fischerfeld" (Archiv, N. F., IV. S. 39) braucht hier Goethe sehr charakteristisch als jüdisches Rendezvous, da — worüber Börne seine Lauge ergoß (Schriften, VI. S. 67) — der Rath den Juden an Sonn- und Festtagen alles Spazierengehen in der Stadt strengstens untersagte; ins Besondere sollten nach dem Edikt vom 23. Februar 1756 „alle Juden und Jüdinnen sich des Spazierengehns in der Allee auf dem Roßmarkt zu allen Zeiten schlechterdings enthalten." Denn dort sah sich die vornehme Welt. So blieb den Jüdinnen nur der Weg durch das „Fischerfeld-

Thürgen" (Belli, III. 89) zu dem, einsame Alleen und Gärten darbietenden Fischerfelde. Es umfaßte die Gegend zwischen dem Niederbruch und dem Mainwasen. Schon seit 1788 bildete sich dort ein neuer Stadttheil, anfangs die Neue Anlage oder die Neustadt genannt (Mitth., I. S. 108), jetzt Rechneistraße, Fischerfeldstraße, Schöne Aussicht, Langestraße, Schützenstraße u. s. w.

121. Von Bränden (S. 140) wurde Frankfurt viel heimgesucht; gleichwol kam eine 1771 die 1775 beabsichtigte Feuerversicherung nicht zu Stande. Weiterhin erzählt Goethe von seiner Hilfeleistung bei Feuersbrünsten (Mitth., III. S. 292 u. 293, und „Dichtung und Wahrheit", Anfang des 16. Buchs).

Von Hinrichtungen (S. 140) erlebte Goethe als Knabe die einer Kindsmörderin: „Anno 1758 in der Herbstmeß ist die Fröhlichin, welche ihr Kind um's Leben gebracht hat, als Dienstmagd, dahier zum Bockenheimer Thor hinausgeführet . . . und unter Zuschauung vieler Tausend Menschen durch das Schwerd vom Leben zum Tode hingerichtet worden." Um Material zur Kerkerscene im „Faust" zu sammeln, konnte Goethe dem blutigen Schauspiel Dienstags den 14. Januar 1772 bei reiferen Jahren noch einmal beiwohnen; denn an diesem Tage „ist die Brandin, welche ihr Kind umgebracht hat, auf der Zeil an der Röhr auf einem erbauten Schaffot durch das Schwerd von dem Leben zum Tod gebracht worden" (Mitth., I. S. 149 und 154, sowie auch Archiv, II. S. 156 f., Anm.).

Wie es bei der Verbrennung eines Buchs (S. 140) zu Frankfurt herging, zeigt eine frühere Exekution, zwar nicht eines lasciven französischen Romans, sondern der Schriften Edelmann's, welche zu Frankfurt am 9. Mai 1750, „Andern zum Abscheu und Exempel" vollstreckt wurde. Der offizielle Bericht über den Akt ist im Frankf. Conversbl. v. J. 1862 (S. 1191) und danach in den Mitth., II. S. 248 abgedruckt. Derselbe dauerte anderthalb Stunden. Zuerst wurde durch acht Trommelschläger „von der Schwanenapothek bis an's Fahrthor" Appell geschlagen, nach einem zweiten Appell das Proklama verlesen, dann der Scheiterhaufen von Buchenholz mittelst Fackeln und Pechkränzen angezündet und die Bücher in die Holzfächer mit Gabeln und Haken gesteckt. „Vor der Römerthür rechter Hand über ist der Scheiterhaufen sechszehn Gänge weit gelegt und der Kreis von der Römerthür an bis an das Floß gemacht worden; vor der Römerthür stunden ex officio die zwei Herren Burgermeister

und im Kreis die Notarii als Zeugen." An derselben Stelle erlebte Goethe unzweifelhaft ganz denselben Hergang.

122. Die Verbindung Johann Kaspar's mit Hanau (S. 141) kennen wir schon von oben Nr. 102. — Der am 15. Februar 1763 geschlossene Hubertsburger Friede wurde (S. 143) zu Frankfurt a. M. Sonntag den 20. März gefeiert (Mitth., II. S. 252). Dazu kam am 29. März ein geistliches Konzert mit dem Oratorium „Isaak's Opfer" von Jomelli und Pergolese's „Stabat Mater" (Belli-G., V. 20).

Unter den glücklichen Folgen jenes Friedens sah Goethe den größten Theil seines Lebens verfließen (S. 146), d. h. die neunundzwanzig Jahre bis 1792; oder meinte er die dreiundvierzig Jahre bis 1806, oder nur die sechsundzwanzig Jahre bis 1789? Der längste Abschnitt seines Lebens bis 1811 war es jedenfalls gewesen.

123. Wegen Nothnagel (S. 144) vergl. oben Nr. 70 und Belli-Gontard, „Erinnerungen", S. 137, wo die Verfasserin eine Geschichte erzählt, die Nothnagel als Kunstkenner Ehre macht.

124. Der Garten vor dem Friedberger Thore ist schon in Nr. 83 erwähnt. Der Weinlese (S. 146) gedachte auch Goethe's Mutter in ihren Unterhaltungen mit Bettina und des Irrlichter-Tanzes, den ihr Sohn mit seinen Kameraden bei einem solchen Feste zum Schrecken der ehrsamen Bürger ausführte (Briefw., II. 258, und K. Enslin, Frankfurter Sagenbuch 1856). Frau Belli schildert die Frankfurter Herbstfreude aus einer späteren Zeit: „Ein Vergnügen für Alt und Jung waren die drei Herbsttage. Wer einen Garten besaß oder bewohnte, lud seine Bekannten dahin ein ... Die geladenen Herren brachten das Feuerwerk mit, dabei ward tüchtig mit Pistolen und kleinen Kanonen geknallt" (Erinnerungen, S. 101 und 133). Ebenso schildert Goethe „der Ernten schönste" in „Hermann und Dorothea" (Euterpe; s. Viehoff, Goethe's Leb., I. 117). Das schon oben in Nr. 17 mitgetheilte Gespräch zwischen Vater und Sohn aus dem Jahre 1757 (Weizmann, Knabenzeit, S. 27—35) zeigt die frühe Theilnahme Wolfgang's an der Weinbereitung.

125. Der Schöff und jüngere Bürgermeister (1761) Olen-

schlager (S. 146) ist oben unter Nr. 62 als Schwiegersohn Orth's und als Herausgeber der Goldenen Bulle genannt. Dem Hause Frauenstein gehörte er seit 1771 an. Auch er hielt zur östreichischen Partei, und seine „Neue Erläuterung" des genannten Reichsgesetzes hat eine antipreußische Tendenz, indem er sie im Gegensatz gegen die „Vollständige Erläuterung" desselben Gesetzes verfaßte, welche aus preußischen Rechtsanschauungen heraus der Kanzler Ludewig zu Halle veröffentlicht hatte. Das Buch erschien 1766 in der Fleischer'schen Buchhandlung, also nach Goethe's Abgang zur Universität. Die Vorrede ist am 3. April genannten Jahres zur Erinnerung an die Krönung Joseph's II. geschrieben, „der wie die an einem heitern Morgen aufgehende Sonne dem frohlockenden Erdkreise nur Segen und Wonne verspricht." Mit der Morgensonne verglich in ähnlichen Worten Goethe später selbst Joseph's Regierungsantritt (Werke, Bd. V. S. 271). Ist Olenschlager's Buch auch erst nach Goethe's Abgang beendigt worden, so ist des Letztern Theilnahme an dem Werke damit nicht ausgeschlossen, die jedoch vorzugsweise in die Jahre 1764 und 1765 fiel. Senckenberg sagt von dem Verfasser in seinem Tagebuch: „Schöff von Olenschlager, vento us Narcissus, ventosus ventre et spiritu, trägt jetzt eine runde Perücke, wie der französische General du Mesnil getragen [statt einer ehrsamen viereckigen; wegen du Mesnil s. oben Nr. 81]; so nennt man ihn jetzt den du Mesnil" (Kriegk, Senckenberg, S. 365). Ebenso führt Olenschlager als Verlobter der „schönen Seele" in deren „Bekenntnissen" den bezeichnenden Namen Narziß (Lappenberg, Reliquien, S. 184). Auf den Reisen, welche Goethe anführt, hatte Olenschlager um 1736 und 1737 Italien und Frankreich gesehen, und von den gleichfalls (S. 146) erwähnten Hof- und Staatsgeschäften finden sich Spuren in den ihm verliehenen Titeln als sächsisch-polnischer Hofrath (1738) und als kaiserlicher Freiherr (1748. Vergl. Stricker, Bez., S. 41 und 42, u. Lappenberg, a. a. O.).

Daß Goethe als Kind in seinem Hause viel verkehrt, zeigen die oben in Nr. 51 erwähnten Stechschriften, als deren Ordner Olenschlager wiederholt genannt wird. Die bei ihm später aufgeführten Stücke, der Canut von Elias Schlegel (1748), in Alexandrinern, eine Nachahmung des französischen Trauerspiels, damals dem besseren Bühnen-Repertoire angehörig, z. B. dem der Ackermann'schen Gesellschaft in Hamburg 1765, und Racine's Britannicus, beide Stücke sind charakteristisch

für Olenschlager's Richtung und den Zeitgeschmack überhaupt. Vergl. wegen Canut die Bibl. d. sch. Wissensch., 1757. S. 51 u. 57, Löbell, III. 167, und die mehrgedachten Erinnerungen der Kummerfeld; wegen Britannicus oben S. 101 u. Goedeke, II, 550. Nr. 492. Der jüngere Sohn des Hauses (S. 147), der an jenen Uebungen Theil nahm, Joh. Nicolaus, war um zwei Jahre jünger als Goethe (Stricker, a. a. O.). Olenschlager ward 1771 älterer Bürgermeister, und in dieser Stellung vereidigte und rezipirte er am 3. September dieses Jahres Goethen als Bürger und Advokaten (Kriegk, a. a. O. S. 329).

126. In der Liste der Frankfurter Räthe und Residenten jener Jahre wird von Reineck (S. 147) als „königlich polnischer, kurfürstlich sächsischer wirklicher geheimder Kriegsrath" geführt. Derselbe, nach Kriegk (Senckenb., S. 369) einer altadeligen Familie angehörig, hatte 1729 von Kaiser Karl VI. einen erneuten Adelsbrief erhalten. Die Geschichte der Entführung seiner einzigen Tochter erster Ehe (er hinterließ aus zwei Ehen je einen Sohn und eine Tochter) durch seinen Hausfreund, den Frankfurter Hauptmann Klenck im Jahre 1753 ist wiederholt Gegenstand ausführlicher Darstellung geworden. Wir verweise deshalb auf Stricker, Beziehungen, S. 42 bis 47, sowie „Im Neuen Reich", 1872. I. S. 376 bis 381, und auf Kriegk's Senckenberg, S. 369 bis 377. Der Kaiser und der Reichshofrath, bei welchem Reineck den Frankfurter Rath verklagte, wurden in die Sache gezogen. Nachdem der Schwiegersohn Klenck vier Jahre in Haft zugebracht, schlug die Tübinger Fakultät den Prozeß zu seinen Gunsten nieder. Auch das Publikum im Allgemeinen und Reineck's Freund Häckel (oben S. 68) nahmen von Anfang an für das Paar und gegen den Vater und die Stiefmutter des Mädchens Partei. Da nun der Vater Reineck noch außerdem eine ganze Zahl von Rechtsstreitigkeiten zu bestehen hatte, „nämlich wegen seines Bürgerrechts, wegen seiner Abgaben, wegen dessen, was Schuldner ihm zu zahlen hatten, er auch mit den einst von ihm zu Schwiegersöhnen ausersehenen Herren von Wallbrunn und von Enderlin in Prozeß gerieth" (Kriegk, a. a. O. S. 377), so ist nicht zu verwundern, daß ihm im Vergleich mit diesen Leiden ein rauchender Ofen nur als ein geringes Uebel erschien. Das Haus (S. 147) liegt in der Hasengasse (Nr. 6), dem Senckenbergischen Stammhause gegenüber. Der jüngere Sohn, Adalbert, war gleichen Alters

mit Goethe. Timon von Athen (S. 148, 150 und 151) ist aus Plutarch und Shakespeare bekannt und der Heautontimorumenos (Selbstquäler) durch die gleichlautenden Komödien des Menander und Terenz. Goethe liebt Bildungen wie Heautontimorumenie und heautontimorumenisch in Scherz und Spott (Werke, Bd. III. S. 277, XIX. S. 99, und oben S. 318).

127. Der hessen-kasselsche und schwedische Major von Malapart (S. 148), 1700 geboren, war — worauf Goethe sich nicht mehr genau besann — um sieben Jahre älter als Reineck. Das Geschlecht ist italienischen Ursprungs, jedoch schon im 16. Jahrh. nach Deutschland verpflanzt (Dr. Römer-Büchner, Mitth., I. S. 45 und 46). Seit 1657 befanden sich die Salinen (S. 148) zu Soden im Besitze der von Venedig nach Flandern und von da nach Frankfurt ausgewanderten Familie. Der Garten vor dem Bockenheimer Thore ist das jetzt zertheilte Grundstück auf der Bockenheimer Landstraße Nr. 62, 64 u. 66 (W. Stricker, Bez., S. 47, u. Belli, Erinn., S. 20). Hier trug sich die Begegnung mit Reineck zu (S. 149). Das oculis non manibus erinnert an das bekanntere manum de tabula des Plinius (Hist. nat., 35, 36). Vergl. auch Goethe's Spruch Nr. 737 (Bd. XIX. S. 157). Wegen der Redensart einen Hasen laufen lassen s. Textrevision.

Die Freiherren von Malapert, wie sie sich später nannten, blühen noch jetzt zu Frankfurt.

128. Der Dritte in der Reihe dieser Männer, die auf Goethe als Knaben „großen Einfluß gehabt" (S. 319), war Hüsgen (S. 149), unter den Räthen des Stadtkalenders aufgeführt (1763. S. 21) als „verschiedener Reichsfürsten resp. akkreditirter Hofrath und Rath." Der Hofrathstitel war ein brandenburg-ansbachischer. Hüsgen scheint erst Anfangs der vierziger Jahre sich in Frankfurt niedergelassen zu haben.

Sein Sohn Henrich Sebastian (S. 150), um fast vier Jahre älter als Goethe, ist der Verfasser der von uns öfter angezogenen „Nachrichten von Frankfurter Künstlern und Kunstsachen" (1780).

Näheres über ihn, seine Schriften und seine reichen Sammlungen bei Gwinner (Kunst, S. 535 bis 589). Sein „Artistisches Magazin, Leben und Werke Frankfurter Künstler" (1790) widmete er seinem Jugendfreund Goethe.

Der Titel der S. 150 angeführten Schrift des Agrippa von Nettesheim lautet vollständig: Henrici Cornelii Agrippae ab Nettesheym, de incertitudine et vanitate omnium scientiarum et artium liber, lectu plane jucundus et elegans (erschien zuerst 1527). Das Buch durchschreitet den ganzen Kreis des damaligen Wissens, wenn auch nur obenhin, verweilt aber mit besonderer Vorliebe bei den Kapiteln von der Astrologie, der Chiromantie, der Geomantie, der Opferschau (de aruspicia), dem Traumdeuten, der mathematischen Magie, der heilenden Magie, der Nekromantie, der Theurgie, der Kabbala, dem Zaubern u. s. w.

129. Zu Ende (S. 151) gedenkt Goethe nur beiläufig der Gebrüder Schlosser als auf dem Gebiete des Staats, und Griesbach's, des späteren Professors der Theologie zu Jena, als auf dem Gebiete der Kirche zu den größten Erwartungen berechtigend. Die beiden Ersteren waren damals (1763) bereits unter die Frankfurter Advokaten aufgenommen, der ältere Schlosser, der spätere Schöff, schon seit dem Jahre 1757 (15. Dezember) Doktor beider Rechte, der jüngere, später Goethe's Schwager, seit 1762 (24. Mai). Diesen finden wir zunächst in Leipzig wieder.

Fünftes Buch (S. 153 bis 200).

130. Goethe's biographisches Schema (Fortsetzung von Nr. 4. 46. 68 u. 95):

1763. Hubertsburger Friede. 15. Febr. — Krönung. — Ungeheuer zurück in der Dichtk. — Abhandl. über die Trag. — Berliner Bibl. — Codrus Groneck. — Freigeist Brave. — Nicolai's Preis 1756

1764. Krönung Joseph des II. — Klopstock's Salomo. (Goedeke, Grundr. S. 877).

131. Die Vögel, die Gimpel werden allerdings durch Lockspeisen gefangen (S. 153), geködert, mehr aber noch durch Lockpfeifen, wie Lessing's Derwisch, dem „so lieblich

klang des Voglers Pfeife" (Nathan, I. 3), und Goethe's „Vögel", denen Hoffegut und Treufreund gleichfalls pfeifen (Werke, Bd. VIII. S. 386 u. 395).

132. Die Namen Gallen-Thor (S. 153) und Gallen-Gasse sind korrumpirt aus Galgen-Thor und Galgen-Gasse; Thor und Gasse, wie auch Galgenfeld, Galgenwarte, Galgenwall sind erst später dem heiligen Gallus gleichsam aufgetragen. Aber jener Umbildungsprozeß hatte schon in Goethe's Knabenzeit sich vollzogen, und wir fanden schon in der Anzeige v. J. 1766 (oben S. 334) eine „kleine Gallen Gaß." Die alte Form war jedoch nicht völlig verdrängt. Vgl. Berl. G., V. 25, „Gallenthor"; Archiv, I. Heft 8. S. 158 u. 159, v. J. 1764. „Gallenwart", „Gallenthor", aber „Galgen-Wall"; Mitth., I. 101: Gallen- und Galgengasse, und III. 451: Gallusstraße und Galgenstraße; auch besonders häufig „Gallusthor". Heute ist der Galgen aus jenen örtlichen Bezeichnungen völlig verschwunden. Aehnlich ist es in Halle. Auch dort sucht man die an Erinnerungen reiche ehemalige Galgstraße und das Galgthor vergebens.

133. Das Wort Gesell (S. 153 einigen lustigen Gesellen; S. 154 wohlgesinnte junge Gesell; S. 156 ich machte den Gesellen Vorwürfe) braucht Goethe hier wiederholt in dem eigentlichen Sinne von Genosse, Kamerad, entsprechend den Begriffen: sich gesellen, Gesellschaft. So nannte Walther von der Vogelweide seinen Freund „sîn Trutgeselle", und Kaiser Maximilian I. redete die Leute gemeinhin an: „Lieber Gesell", was dem heutigen „lieber Freund" entspräche. Auch Gellert nennt in dem Gedichte: „Der süße Traum" den Schlafgenossen einen „Schlafgesellen". Mit dem Wiedereinführen oder Festhalten jenes richtigen Gebrauchs ist Goethe jedoch nicht durchgedrungen.

134. S. 156 erscheint nun die erste der Frauengestalten, welche Wolfgang's jugendliche Neigung gefesselt, Gretchen, von der, außer dem Namen, kaum etwas an ihre Schwester im „Faust" erinnert. Im biographischen Schema ist sie nicht erwähnt und die Oertlichkeiten und Personen, welche zugleich mit ihr uns vorgeführt werden, sind so unbestimmt gehalten, so wenig zu weitern Nachforschungen geeignet, daß grade in diesem Theile unserer Biographie sich Dichtung und Wahrheit am Wenigsten

sondern lassen. Der Charakter des Werks jedoch, wie ihn unsere Erläuterung der ersten vier Bücher klar erkennen läßt, verbietet es, für dieses Buch eine ganz abweichende Methode der Darstellung und in der Episode mit Gretchen reine Erfindung des Dichters anzunehmen. Die Grundzüge des Dargestellten sind gewiß thatsächlicher Natur und aus der Jugenderinnerung des Erzählenden geschöpft, die ihm, wenn auch in verblaßten Farben, Stoff in Fülle darbot und ihn der Mühe enthob, etwa aus künstlerischen Gründen eine Knabenliebschaft zu erdichten. Zur Gewinnung eines richtigen Abschlusses der Knabenzeit wollte Goethe zwar an dieser Stelle das Erwachen einer ersten Liebe schildern und deren Höhepunkt mit den äußerlich glänzendsten Tagen jener Zeit zusammenfallen lassen; aber seine Jugendzeit war ihm zu werth und sein Antheil an den Jugenderinnerungen zu lebendig, als daß er auf den ganz realen Boden seiner Geschichte Luftgebilde gerade da hätte einführen sollen, wo sein Herz mehr als bisher betheiligt war. Ausgebildet, ausgeschmückt, gleichsam neu in Scene gesetzt — willkürlich umgemodelt sicherlich nur in ganz unwesentlichen Dingen — hat Goethe unzweifelhaft jene Liebesgeschichte, wenn man sie überhaupt so nennen darf, und hiezu war er genöthigt, wenn er eine vollständige und zusammenhängende Darstellung geben wollte, während seiner Erinnerung einige Einzelnheiten vielleicht in größter Bestimmtheit und Genauigkeit vorschwebten, Anderes, was vorhergegangen oder sich angeschlossen, dagegen im Lethestrom völlig versunken war. Um dies Fehlende zu ergänzen, mußte er Vorgänge erfinden, aber dies doch wieder so aus dem Gegebenen heraus, daß auch hier dichterische Erfindung nur ein anderer Name für Erinnerung sein kann. Dem widerspricht nicht, daß Goethe gelegentlich, auch wol, um ihm unbequemen Fragern den Mund zu schließen, das Ganze als freie Erfindung bezeichnet hat, z. B. noch in seinen letzten Jahren dem Münchner Maler Stieler gegenüber. (Privatmittheilung.)

Nach Bettina (Briefw., II. S. 260) hatte Goethe's Mutter eines Tages Kieselsteine und Sand in des Sohnes Weste gefunden, die dieser nach der Annahme der Mutter „von seinem Schatz bekommen haben“ mußte; „den Tag vorher war er in Offenbach gewesen, da war ein Wirthshaus Zur Rose, die Tochter hieß das schöne Gretchen, er hatte sie sehr gerne, das war die Erste, von der ich weiß, daß er sie lieb hatte“. Seine „funkelnden Augen, pochend Herz, rothe Wangen“ u. s. w., welche die Mutter bei diesem Anlasse bemerkte, ergetzten sie noch in

später Zeit. Möglich, daß diese Mittheilung die Erinnerung an jene Jugendliebe bei Goethe zuerst wieder wach rief.

Das Offenbacher Gretchen soll in Frankfurt als Kellnerin im Bierhause zum Puppenschränkelchen in der Weißadlergasse Nr. 29, welches noch lange nachher bestand, gedient haben (so Belli-G., Leben, III. S. 106 Note, und danach auch Scherr, in der Gartenlaube 1873 über Goethe's Leben). Jene Schenke zum „Puppenschränkchen" (nach Frankfurter Mundart „Bobbeschänkelche") ist 1860 niedergerissen. W. Stricker, dem wir diese Notiz entnehmen (Bez., S. 48), macht mit Recht darauf aufmerksam, daß dem Hause, in welchem Goethe mit Gretchen zusammentraf, zwar ein Schankwirth gegenüber wohnte, dieses selbst aber nicht als Bierhaus, Gretchen nicht als Bierkellnerin geschildert ist. Wir erwähnen Alles dies nur um des negativen Resultates willen, daß die thatsächlichen Verhältnisse, welche Goethe's Erzählung zur Grundlage dienten, bis jetzt nicht aufgedeckt sind.

135. Nach dem, was S. 161 und flgd. von Pylades' Lebensumständen gesagt wird, muß man annehmen, daß er die Universität nicht habe besuchen können. Dies würde auf die bekannteren von Goethe's Frankfurter Freunden, namentlich auf Max Moors, Riese, Horn, v. Schweizer u. s. w. nicht passen. Ueber Andre, wie Kehr und Müller (Jahn, Briefe an Leipz. Freunde, S. 61 und 279), sind wir nicht genügend unterrichtet. In der Zeit, von welcher Goethe spricht, also 1763, scheint Pylades es nur auf eine Kanzlisten-, Kalkulator- oder sonst eine Subalternstelle abgesehen zu haben.

136. Die Wasserfahrten (S. 164) weisen auf den Sommer 1763. Das Marktschiff ging am Fahrthor „nächst dem Zoll" (Belli-G., IV. S. 3) Vormittags um 10 Uhr ab, und in anderes traf dort um 4 Uhr Nachmittags von Höchst wieder ein. In der Zwischenzeit konnte man daher, wie es Goethe beschreibt, zu Höchst bequem zu Mittag speisen. Da das Schiff von Höchst nach Frankfurt zu Berg fuhr, mußte es zurück von Pferden gezogen werden. Der Nikolaithürmer signalisirte, wenigstens in späterer Zeit, sowol die Abfahrt als die Rückkehr des Schiffs mit seinem Horne oder seiner Posaune (Belli, Erinnerungen, S. 142).

In diesem Sommer, und zwar Ende Augusts, wohnte Goethe „im Scharffischen Saale auf dem Liebfrauenberge" einem

Konzerte des siebenjährigen Mozart und der Schwester desselben bei (Belli-S., Leben, V. S. 26, Anzeige vom 30. August 1763). Noch am 3. Februar 1830 erinnerte sich Goethe dieses Konzerts: „Ich habe ihn [Mozart] als siebenjährigen Knaben gesehen, wo er auf einer Durchreise ein Konzert gab. Ich selber war etwa vierzehn Jahre alt, und ich erinnere mich des kleinen Mannes in seiner Frisur und Degen noch ganz deutlich" (Eckermann, Gespräche, II. 180).

137. Die Wahl eines römischen Königs und künftigen Kaisers (S. 166) mußte nach alter Reichsordnung zu Frankfurt am Main auf „Fränkischer Erde" geschehen, wo noch zu Ludwig des Bayern Zeiten der vornehmste Palast des Ostfränkischen Reichs gestanden, während die Krönung in Aachen's Mauern vollzogen und der erste königliche Hof- und Reichstag zu Nürnberg gehalten werden sollte (Olenschlager, G. B., S. 12 u. 382).

Das erste Kapitel der Goldenen Bulle Karl's IV. ordnet an: ut a die in literis ipsis expressa, infra tres menses continuos omnes et singuli principes Electores in Frankenford super Moganum esse debeant constituti, vel suos legales ad eundem terminum atque locum Nuncios destinare. Daher sind die Quartiere der Kurfürsten in den drei genannten Reichsstädten, ins Besondere in Frankfurt, wo man seit 1562 mit der Wahl die Krönung zu verbinden pflegte, vorher genau bestimmt (a. a. O., S. 286 flgd.). Wurden einzelne Kaiser, wie Maximilian II., Ferdinand II. und III. und Leopold I. anderswo gewählt, so sicherten Reversalien der Kurfürsten Frankfurt vor jedem Präjudiz (Archiv, N. F., I. S. 86 flgd.).

Im Artikel 19 des zwischen Oestreich und Preußen am 15. Februar 1763 zu Hubertsburg geschlossenen Friedens wurde das deutsche Reich ausdrücklich in denselben miteinbegriffen und dem Erzherzog Joseph in Separatartikeln Friedrich's Kurstimme zur Königswahl zugesichert (Preuß, II. 341).

Im Oktober 1763 — wie Goethe S. 168 richtig anführt — wurde daher, und zwar durch kaiserliches Schreiben an den Kurfürsten von Mainz vom 3ten und durch Schreiben des Letztern an die übrigen Kurfürsten vom 16ten und an die Stadt Augsburg vom 22. Oktober der kurfürstliche Kollegialtag auf den 15. Dezember 1763 in genannter Stadt „als dem hiezu bequemsten und gelegensten Ort" angesetzt. Die Kurfürsten sollen an solchem Tage Gelegenheit finden, sich über die vorzuneh-

mende Wahl „collegialiter zu besprechen." Augsburg war jedoch nicht zur Aufnahme eingerichtet, und so wurde auf „allermildeste" Veranlassung des Kaisers und des Kurfürsten von Mainz Frankfurt im November auserwählt. Mittelst kurfürstlichen Notifikationsschreibens vom 30. November und Antwortschreibens des Frankfurter Raths vom 6. Dezember wurde der kurfürstliche Kollegialtag auf den 7. Januar 1764 festgesetzt, dieser Termin aber nachher nicht eingehalten. Vielmehr trafen die kurfürstlichen Botschafter zuerst am 6. Februar zusammen. Das Studium der von Freund Olenschlager mit Vorreden herausgegebenen Wahl- und Krönungsdiarien von 1742 u. 1745 (S. 166) wird hienach in den Anfang Dezember 1763 zu setzen sein.

138. Die Verkündigung des Edikts (S. 168) erfolgte auf Beschluß des Raths Montag, den 12. Dezember durch den Stadt-Kanzlei-Ingrossisten Horn in der von Goethe angegebenen Begleitung unter Trompetenschall an einundzwanzig Stellen der Stadt, u. a. auch „auf dem großen Hirschgraben an der guldenen Federgaß". Darin wurden alle Miethevertrage mit Fremden über Wohnungen in der Stadt für nichtig erklärt und die Einwohner angewiesen, diese dem Quartieramt des Raths zur Verfügung zu stellen (Diarium von der Wahl und Krönung Joseph des Andern. Erster Abschnitt, durch Seeger. Mainz 1767, 18 flgd.).

139. Der älteste Reichs-Erbmarschall (S. 168) Graf von Pappenheim sandte den ihm untergebenen Reichsquartiermeister von Lang Mitte Dezembers nach Frankfurt ab. Wenigstens ist die erste Eingabe des Letzteren an den Rath vom 20. Dezember datirt (a. a. O., S. 27). Der höchste Grad dieser Würden stand dem Kurfürsten von Sachsen als dem Reichs-Erzmarschall zu.

Von kurpfälzischen Kavalieren werden, außer dem ersten Botschafter Minister Freih. von Zettwitz und dem zweiten Botschafter von Reibold, der Regierungsrath Franz v. Brentano und der Hofgerichtsrath Belli genannt (a. a. O., S. 57). Diese Kavaliere trafen schon im Januar 1764 ein, der Nürnbergische Konsulent König von Königsthal dagegen erst Anfangs Februar, indem sein Kreditiv zu Nürnberg den 30. Januar ausgestellt ist und der Rath sein Eintreffen erst am 8. Februar aktenmäßig erfuhr.

140. Die Einrichtung der Zimmer auf dem Römer (S. 169) geschah auf Veranlassung des Schöff von Olenschlager, als des Seniors des Bauamts, durch Rathsbeschluß vom 19. Januar. Außerdem mußten in der Stadt viele bauliche Vorkehrungen getroffen, Häuser und Mauern durchbrochen und Küchen für das Gefolge der verschiedenen Botschaften im Freien errichtet werden. Vgl. das bei Goethe S. 179 Gesagte, u. Battonn, I. 83.

Montag den 6. Februar fand die erste solenne Gesammtauffahrt (S. 169) der kurfürstlichen Botschafter auf den Römer statt und nach derselben die erste Konsultation von 10 Uhr Vormittags bis nach 3 Uhr. Jede Botschaft fuhr in einem Sechsspänner, begleitet von den Subalternen in Zweispännern.

Die kaiserlichen Kommissarien, nämlich der regierende Fürst von Liechtenstein und der Reichshofrath Freih. von Bartenstein, trafen am Samstag, dem 11. Februar ein, am Riedhofe von einer Deputation des Raths und drei Bürger-Kavallerie-Kompagnien feierlichst eingeholt und beim Schall von hundert Kanonen nach ihrem Quartier, dem Braunfels (oben S. 14), geleitet. Am 12ten machten dann die Botschafter der drei geistlichen, am 13ten die der weltlichen Kurfürsten den kaiserlichen Kommissarien ihren Besuch, welchen diese am 14ten und 15ten erwiderten, worauf am 16ten die Auffahrt der Kommissarien ebenfalls auf den Römer und dort die erste Konferenz mit den Botschaftern folgte.

Von dem Glanz der Wahl Karl's des Siebenten (S. 169) ist schon oben S. 17 (wozu Anm. Nr. 25) die Rede gewesen. Doch fanden nach Loen die laudatores temporis acti einst bei dieser, daß die Krönung Karl's VI. viel prächtiger gewesen sei.

Nach Bekanntmachung vom 24. Februar erfolgte die Eröffnung des Wahlkonvents am 3. März. In demselben ward die Frage, „ob ein römischer König zu erwählen sei, durchgehends mit Ja entschieden und die zweite Frage: wann? — auf den 27. März bestimmt" (oben S. 171, u. Ehrengedächtniß, S. 137). Wegen des Wahlzimmers s. oben S. 247.

141. Von den Botschaftern nennt Goethe hier (S. 169) nur wenige, die beiden ersten kurmainzischen (der dritte war Freiherr von Forster), den Vorstand der kurböhmischen Botschaft, welche Maria Theresia als Kurfürst von Böhmen und Reichs-

Erzschenk vertrat, und den Freiherrn von Plotho als ersten Gesandten des Kurfürsten von Brandenburg; ihn begleitete Graf Schulenburg als zweiter Gesandter und Graf Podewils als Gesandtschaftsmarschall.

„Das Dokument des Dr. Aprill, wie er dem Freiherrn von Plotho in Regensburg die kaiserliche Citation übergeben wollen und von demselben schlimm abgefertigt worden" (zu S. 170) ist in Preuß' „Friedrich der Große" (II. S. 397 figd.) abgedruckt. Der Vorgang trug sich Freitag den 14. Oktober 1757 zu. Als der kaiserliche Notar Aprill dem Freiherrn von Plotho die Citatio ad videndum et audiendum, se declarari in poenam Banni Imperii u. s. w. insinuiren wollte, war Dieser, nach Aprill's Bericht: „in diese Formalia wider mich ausgebrochen: ‚Was! Du Flegel, insinuiren!' Ich antwortete hierauf: ‚Dieses ist mein Notariat Amt, deme ich nachkommen muß.'

„Dessen aber ohngeacht fallete mich er. Freih. v. P., mit allem Grimme an, ergriffe mich bei denen vordersten Theilen meines Mantels, mit dem Vermelden:

„‚Willst Du es zurücknehmen?'

„Da mich nun dessen geweigert, stoßete und schube er sothane Citation benebst dem opponendo vorwärts zwischen meinen Rock . . . und, da er mich annoch bei dem Mantel haltend zum Zimmer hinausgedrucket, ruffete er zu denen zwei vorhanden gewesenen Bedienten:

„‚Werfet ihn über den Gang hinunter!' welche aber . . . mich sambt denen Zeugen zurückbegleitet und aus dem Haus uns zu verfügen genöthiget."

Vergl. Carlyle's History of Friedrich II. of Prussia, Book XVIII. ch. 7. Vorher im 1. Kap. desselben Buchs schildert Carlyle den Gesandten Plotho in seiner drastischen Weise, die durch Uebersetzung so sehr verlieren würde, daß wir die Stelle im Originale mitzutheilen vorziehn:

Friedrichs own delegate at Regensburg, a Baron von Plotho, come of old Brandenburg kindred, is a resolute, ready-tongued, very undaunted gentleman; learned in Diplomacies and Reichs Law; carries his head high, and always has his story at hand . . . proud, deep-voiced, ruggedly logical; fairly beyond the Austrian quality in many cases — and always far briefer, which is another high merit.

Merkwürdig ist Gfrörer's Reizbarkeit, der Goethe noch nach so langer Zeit schmäht, weil er über die dem Notar April widerfahrene Behandlung „mitgelacht" habe (Dessen Gesch. des 18ten Jahrh., herausgegeben von Weiß. Schaffhausen 1873).

Uebrigens gerieth Plotho persönlich mit der Stadt in Konflikt, und zwar im April wegen Verhaftung seines „bei der Nacht auf der Straße bei Schlaghändeln ergriffenen" Kammerdieners Garreisen; obgleich Letzteres Schuld keinem Zweifel unterlag, mußte der Rath doch nicht nur Garreisen's Strafe aufheben, sondern auch Plotho anderweitige Genugthuung gewähren. Die Sache wurde erst im Mai beigelegt (nach den Akten des Frankfurter Archiv's). Joseph erschien Plotho, der sich auch mit dem böhmischen Botschafter Borié überwarf, etwas als Pedant (Arneth, Maria Theresia und Joseph II, Wien 1867, I. 21 u. 58).

Goethe bemerkt, daß Derselbe durch eine gewisse Spärlichkeit sich auszeichnete (S. 170) und dieser Vorzug seinen Einfluß nur erhöhte. Eine ähnliche Bemerkung machte Loen von den Vertretern Friedrich's bei der Krönung v. J. 1742. Schon damals hatte die kurbrandenburgische Gesandtschaft die wenigste Pracht. „Allein ihr einziger Gesandtschafts-Secretarius, der Hofrath Menzel, hatte mehr zu bedeuten als Diejenigen, die unter den andern Gefolgen drei bis vier Kutschen ausfülleten" (Kl. Schr., II. S. 119 u. 213).

Erthal (S. 169), Kurfürst von Mainz von 1774 bis 1802, spielte später im „Fürstenbunde" eine große Rolle. Joh. v. Müller und Forster traten in seine Dienste. Von Groschlag schreibt Joseph II: C'est le comte de Kaunitz en petit, parlant bien, mais pas avec tant d'esprit (Arneth, I. 82).

142. Die Verhandlungen der Kurfürsten und übrigen Reichsstände füllten hauptsächlich die Zeit vom 3. zum 27. März aus (zu S. 170 und 171). Diejenigen über die neue Wahlkapitulation mit den kaiserlichen Kommissarien waren jedoch schon so früh beendigt, daß diese am 9. März Frankfurt mit denselben Feierlichkeiten, mit welchen sie eingezogen waren, verließen. Sie kehrten folgenden Tags, jedoch „ohne Charakteur", dahin zurück. Nach der Goldnen Bulle, auf deren veraltete Vorschriften Goethe S. 171 verweist, darf ein Kurfürst nicht mehr als zweihundert Reisige und funfzig Bewaffnete in die Stadt bringen (Kap. I). Jetzt betrug das Gefolge Jedes weit über Tausend.

Inzwischen hatte die Stadt den Charakter angenommen,

welchen in dem „Ehrengedächtniß der römischen Krönungswahl" (S. 138) die Worte kennzeichnen: „Nunmehro sah man allhier bald ganz Paris, London und Wien zusammen in einem Bezirk versammelt" (wörtlich entnommen Loen's Beschreibung der Krönung Karl's VII., Kl. Schr., II. 190). Der päpstliche Nuntius, der französische, spanische, portugiesische, holländische Gesandte waren eingetroffen, dazu eine Menge kleinerer deutscher Fürsten und Prinzessinnen und die höchsten östreichischen Würdenträger. Unter Letzteren befanden sich auch der berühmte Kaunitz, sowie ein geborener Frankfurter, der Reichshofrath Freiherr von Senckenberg (s. oben S. 72), der wol zu denjenigen Personen gehörte, denen der junge Goethe damals vorgestellt wurde (zu S. 184). Auch rückten die kursächsische Schweizergarde, die kaiserlich-königliche Nobelgarde, östreichische Kürassiere und andere Elitetruppen ein.

Wenn Loen (a. a. O. S. 192) vom Jahre 1742 sagt: „man siehet nichts als Schauspiele, Bankette und Komödianten", so war es 1764 nicht anders. Der italienische Konzertmeister Maggiore gab wöchentlich drei Opern, der Schauspieldirektor Barizon seit Mitte Februar im Junghof französische Komödie, Koberwein und Ludwig deutsches Schauspiel, Babel „Schattenspiele" und Breitenbach, Gasthalter zum König von England, öffentliche Maskenbälle. Scharff wurde gestattet, „der schon einmal hier gewesenen Türkin ihre Exercitien" machen zu lassen, und Pierre de Coq, mathematische Kunststücke zu zeigen, doch ward die Erlaubniß zur Veranstaltung öffentlicher Bälle für die „herrschaftlichen Bedienten" vom Rathe verweigert.

Der vornehmen Welt hatte Fürst Liechtenstein bereits am 16. Februar einen Ball im „König von England" gegeben, und dasselbe geschah später wiederholt seitens des Fürsten Esterhazy im Reithaus auf dem Marstall (1873 abgebrochen).

143. Den 21. März erfolgte der feierliche Einzug des Kurfürsten Emmerich von Mainz von dem „Sammelplatz unweit der sog. Frankfurter Warte" nach dem Kompostell (S. 173) unter dem Donner von 125 Kanonenschlägen. Die gesammte Garnison war in den Straßen aufgestellt. Den Zug eröffneten Deputirte des Magistrats mit Gefolge (11 Gruppen), dann der Reichserbmarschall Graf Pappenheim mit Gefolge (8 Gruppen), und dann erst kam der kurmainzische Zug mit 28 Sechsspännern und anderen Wagen, Lakaien und Militär, im Ganzen 100 Grup-

pen (Ehrenged., S. 142 bis 150), unter Nr. 74 des Kurfürsten ganz vergoldeter Leibwagen, „worinnen Se. kurfürstliche Gnaden in langem schwarzen Talar und Mantel mit bedecktem Haupte."

Diesen zum Theil kriegerischen Aufzug sah der erst zweiundzwanzigjährige Lavater auf der Rückkehr von seiner ersten Rundreise durch Deutschland, die er bis jenseits Berlin zu dem zu Barth in Pommern als Prediger angestellten Spalding ausgedehnt hatte, mit an. Seine Reise ist auch unten im Vierzehnten Buch erwähnt. In Frankfurt suchte Lavater vorzüglich Moser auf (Jördens, III. S. 165, u. oben S. 72).

Die Verse, in welchen Goethe bei dieser Gelegenheit empfangene Eindrücke wiederzufinden geglaubt, möchten im 19. Gesange von Lavater's „Jesus Messias oder die Zukunft des Herrn. Nach der Offenbarung Johannes" (1780) stehen. Hauptsächlich dürften Goethe folgende vorgeschwebt haben (S. 172):

Und nun öffneten sich die breiten goldenen Pforten
An des Fürsten der Fürsten Palast; der schimmernde Wagen
Mit zwölf prächtigen Pferden bespannt harrt Seiner im Vorhof.
Ha! Wie schüttelten stolz die Silberquasten die Pferde!
Stampften mit stählernem Hufe die Marmorpflaster! Die Funken
Kneisteten (sic) prächtig zu tausend bei jedem tönenden Hufschlag.
Alle Magnaten des Reichs umstaunten ringsum den Wagen —
Saßen wie gegossen auf hohen Pferden, wie Mauren;
Panzer an Panzer! Es weheten Büsch' auf den blitzenden Helmen!
Prächtige Fahnen, gestickt mit den Waafen (sic) und Namen des Abgotts,
Schwanderten unaufhaltsam am Hauche des schimmernden Morgens.
Und der Gewaltige trat, mit strahlenwerfender Krone,
Blendender Herrlichkeit voll, wie ein tausendseitiger Demant,
Unter die hohe Thür des Palastes.
Stieg die sammtenen Stufen des silbernen Schemels am Wagen;
Satzt' aufs weiche Polster — sich nieder.
Strömender strömte der Schall von den zehenmal zehen Trompeten,
Und die Läufer liefen. Es flogen die reitenden Rotten
Wegbereiter vorher — Da trabten die wiehernden Pferde!
Und der goldne Wagen erklang — und rollte wie Sturmwind

Ueber den hallenden Boden — und hinter ihm Fürſten und Helden;
Hinter den Fürſten und Helden Heere von Kriegern und Mengen
Unabſehlicher Wagen — Und immer begegneten neue
Heere dem Heere des Fürſten und ſchloſſen ſich hinten an ſeines,
Daß dem Monarchen ſein Herz bei der Menge der Mengen emporſchwoll.

Vergl. Goethe's Brief an Lavater vom 7. Februar 1780, und Düntzer, Freundesbilder, S. 8.

Den Racheiferer Lavater's, welchem Goethe (S. 173) die neuernde Schilderung der heiligen drei Könige zum Vorwurf macht, wüßten wir nicht nachzuweiſen. In Lavater's eignem „Jeſus Meſſias oder die Evangelien und Apoſtelgeſchichte in Geſängen" (1783) ſind die Magier in Bethlehem (Bd. I, Geſang XVII) nicht gerade über Gebühr moderniſirt.

144. Wie Rouſſeau ſeine Julie die neue Heloiſe genannt, ſo bezeichnet Goethe hier (S. 174) analog ihren Geliebten St. Preux als den neuen Abälard.

145. Die Ablegung des Sicherheitseides (S. 175) erfolgte in der angegebenen Art am 23. März, zunächſt ſeitens des Raths und der Stabsoffiziere und Kapitäne im Römer vor dem Kurfürſten von Mainz, dann im Freien auf dem Römerplatz ſeitens der Bürgerſchaft und der Garniſon. Dieſer Eid iſt im erſten Kapitel der Goldenen Bulle vorgeſchrieben. Loen hat die Zeremonie umſtändlich geſchildert (Kl. Schr., II. S. 173 flgd.).

Den 24. März trafen der Kurfürſt von Trier und Tages darauf der Kurfürſt von Köln (S. 175) zu Frankfurt ein, jeder mit einer Salve von 125 Kanonenſchüſſen empfangen.

Am 25. März wurde auf 21 Plätzen der Stadt das Edikt veröffentlicht, wonach, wegen der Dienſtag den 27. bevorſtehenden Wahl, alle Fremden ſich ſchon am 26. aus der Stadt zu entfernen und die Juden am Wahltage in ihrer Gaſſe zu verbleiben hatten. Auch mußten die Thore am 26. nicht nur „frühzeitig geſchloſſen werden, ſondern auch der ſonſt gewöhnliche nächtliche Einlaß an ermeldetem Montag gänzlich unterbleiben." Für

gewöhnlich wurden die Thore im März und April um 7 Uhr geschlossen, aber bis 10 Uhr noch Einlaß gewährt (Stadtkalender). Am Wahltag blieben sie ganz verschlossen. Jene Maßregeln beruhten gleichfalls auf der Goldenen Bulle, welche vorschreibt: Cives insuper antedicti de Frankenford per omne tempus illud, quo super electione praedicta tractari et agi contigerit, neminem in praefatam Civitatem cujuscunque dignitatis, conditionis, vel status exstiterit, intromittant, vel intrare quovis modo permittant.

146. Wir sollten die höchsten Personen nach uralter Weise zu Pferde sehen (S. 175), d. h. am Wahltage, dem 27. März. Im Römer legten die Kurfürsten „den kurfürstlichen Ornat" an (Römer-B., Wahl, S. 18, Note 2) und begaben sich kurz nach 11 Uhr in feierlicher Prozession nach dem Dom. Jedem trug sein Erbmarschall entblößten Hauptes das kurfürstliche Schwert in der Scheide vor. Vom Kurfürsten von Mainz wird erwähnt, daß „Seine kurfürstliche Gnaden einen muthigen und herrlich aufgeschmückten Schimmel ritten." Im Dom folgte Gottesdienst, Messe, der Gesang Veni Creator Spiritus und die Vereidigung der Kurfürsten und Botschafter. Dann die Wahl selbst im Konklave, bei verschlossenen Thüren; dahin waren auch die Schlüssel der Stadtthore gebracht worden. Nachdem der Fürst Liechtenstein die väterliche Einwilligung zur Wahl Namens des Kaisers ertheilt, wurde diese verkündigt unter dem Abfeuern der Kanonen und dem Vivatrufen des Volks. „Die allgemeine Freude, das Jubeln und Jauchzen über dies höchst erwünschte Ereigniß ist hier so wenig zu beschreiben möglich als die Schönheit, die Pracht und der Reichthum, welche die große Feierlichkeit dieser itzigen römischen Königswahl den Augen darstellete. Desselbigen Abends, ganz spät, kamen bereits des Erzherzogs Leopold königliche Hoheit incognito in dieser beglückten Wahlstadt an" (Ehrengedächtniß, S. 164).

147. Schon den 23. März war Kaiser Franz mit seinen beiden ältesten Söhnen, Joseph und Leopold, in Heusenstamm (S. 176) auf darmstädtischem Gebiete nach zwölftägiger Reise von Wien eingetroffen. Dort hatten sie den Besuch der Kurfürsten u. s. w. und am 27. Abends durch den Reichserbmarschall Graf Pappenheim die Nachricht von der getroffenen Wahl erhalten. Am 29. März erfolgte dann der S. 177 bis 180 beschriebene

Einzug der Majeſtäten von Heuſenſtamm nach Riedhof, Sachſenhauſen, über die Brücke, durch die Fahrgaſſe, die Zeil, durch die Katharinenpforte, über die Neue Kräme, den Römerberg und den Markt nach der Domkirche, wo der neu erwählte König die Wahlkapitulation beſchwören mußte, unter Abfeuerung von 300 Kanonen von den Wällen und ſtätem Läuten der Glocken. Der von Goethe treu geſchilderte Zug zerfiel in 71 Unterabtheilungen. In dem kaiſerlichen Staatswagen ſaß Kaiſer Franz vorwärts und König Joſeph rückwärts; die ſächſiſche Schweizergarde (ſ. oben S. 355) ging voran, und der Erbmarſchall Graf Pappenheim trug das ſächſiſche Schwert (S. 179), da der Kurfürſt von Sachſen die Reichserzmarſchallwürde bekleidete.

Joſeph ſelbſt ſchreibt darüber an ſeine Mutter: L'entrée a été, à ce que dit tout le monde, quelque chose de magnifique. Le peuple a fait paraître beaucoup de joie, car les cris étaient continuels. — J'ai été surpris de la quantité de jolies personnes, qu'on a vues, et l'on dit que toutes les beautés d'Allemagne sont rassemblées (Arneth, I. 57—61).

148. Der (S. 180) erzählte Vorfall hatte ſich nicht unterhalb Aſchaffenburg, ſondern unterhalb Bettingen bei Wertheim am 21. September 1745 zugetragen (Mitth., III. S. 125).

149. Der bereits 74jährige Landgraf Ludwig VIII. von Heſſen-Darmſtadt (S. 181) hatte ſich von ſeinem Jagdſchloß Kranichſtein bei Darmſtadt auf eine Waldſtelle zwiſchen Heuſenſtamm und dem großen Kurfürſtenzelt (S. 177) begeben und hier in und vor dem Forſthauſe den Kaiſer in der rührendſten Weiſe begrüßt. Der Landgraf ließ auf das Ereigniß eine Denkmünze ſchlagen mit der Inſchrift: Franciscum I. Rom. Imp. Josephum II. Regem elect. adventantes Ludovicus VIII. Hass. Land. adventans salutat, und auf der Rückſeite: Clementiae comitatis obsequii et amoris vix visum certamen. Ad Francof. D. 29. Mart. MDCC. L. XIV. (ſ. Frankf. Didaskalia. 1873. Nr. 235, 236 und 246, u. beſonders die Briefe Joſeph's und Leopold's bei Arneth, I. 58).

150. Die Nürnberger Reichsinſignien (S. 182) trafen den 28. März Abends mit kurmainziſchem Geleite ein. Ueber den Ort der Uebergabe der Inſignien an den Deputirten des Raths und die ihn begleitende Kompagnie der Bürger-Kavallerie

war zwischen der Stadt und Kurmainz ein heftiger Streit ausgebrochen. Die Stadt gab schon erheblich nach, wenn sie das Mainzische Geleit, zwar nicht bis an das Affenthor, wie verlangt wurde, so doch bis an den „äußersten Schlag vor dem Steinweg, ohnweit des sog. Bettelbrunnens, als woselbst auch ehemals die Quirini-Pforte gestanden", heranzukommen verstattete. Ebenda erfolgte im April auch die Rückgabe der Insignien, welche unten in Nr. 153 beschrieben sind.

151. Das kleine Guckfenster (S. 183), welches sich der Vater an der Seite nach dem Kleinen Hirschgraben zu hatte anbringen lassen, ist noch heute vorhanden.

152. Nachdem am 1. April ein Dank- und Freudenfest wegen der glücklich vollzogenen Wahl gefeiert worden mit Gottesdienst, Lösen von 300 Kanonen und Läuten aller Glocken, auch die Aachener Reichskleinodien eingetroffen, „erschien endlich den 3. April dieser große Tag, an welchem die Krönung des allertheuersten Joseph's des Zweiten vor sich gehen sollte, und an welchem man Alles sah, was die Einbildung sich Herrliches und Majestätisches vorstellen kann. Der aufgeklärte Himmel begünstigte diesen Krönungstag mit angenehmer Witterung" (Ehrengedächtniß, S. 180). Auch Joseph hebt wiederholt le temps admirable hervor. Doch trat am 1. April eine Sonnenfinsterniß ein (Arneth, I. 45, 69 u. 94).

153. Die Nürnberger Reichskleinodien (S. 185) bestehen in einer geschlossenen, mit Perlen und Edelsteinen gezierten Kaiserkrone von gediegenem Golde, dem Reichszepter, dem Reichsapfel, dem Schwerte Kaiser Karl's des Großen, dem Schwerte des heiligen Mauritius, der Dalmatika, der Alba, der Stola, dem Pluvial oder Chormantel, Handschuhen, Strümpfen, Schuhen, Sandalen und zwei Gürteln — Alles farbig abgebildet bei Römer-Büchner. Dazu die Aachener Kleinodien, nämlich: das alte, mit goldenen Buchstaben geschriebene Evangelienbuch aus der Gruft Karl's des Großen, dessen Säbel und das Kästlein mit der Erde, auf welche das Blut des Märtyrers Stephan geflossen ist.

Das erste Zeichen mit der Sturmglocke (S. 185) wurde Morgens um 6 Uhr gegeben, und um 9 Uhr verfügten sich die drei geistlichen Kurfürsten in den Dom, woselbst sie ihre Pontifikalien anlegten. Die ganze Bürgerschaft in ihren 14 Quartieren, so-

wie die gesammte Garnison der Stadt war auf dem Römerplatz aufgestellt.

„Unterdessen hatten sich der höchsten weltlichen Herren Kurfürsten erste vortreffliche Herren Botschafter in (so) prächtiger Mantelkleidung ... auf den Römer begeben, und dero reich geschmückte Pferde, worauf nachher Ihre Excellenzen ritten, wurden mit dahin geführet. Der Baldachin von gelbem Damast, worauf oben und unten der kaiserliche doppelte Adler künstlich gestickt, und dessen Kranz rings umher mit silbernen Franzen besetzt war, wurde durch 10 wohlmontirte Unteroffiziers von der Besatzung aus dem Römer nach dem kaiserlichen Palast getragen, und die 10 Herren Rathsdeputirten, welche denselben nachmals selbst getragen, folgten in schwarzen sammtnen Kleidern und seidnen Mänteln, die Hüte unter m Arme, nach." Um 11 Uhr nahm von dem kaiserlichen Quartier, dem Cronstettischen Hause am Roßmarkt, der Zug seinen Anfang. Auf die Gesandtschaftskavaliere, die Minister, Kammerherren, die Reichsgrafen und Reichsfürsten zu Fuß folgten die ersten Botschafter der sechs weltlichen Kurfürsten „in reichster spanischer Manteltracht und Stutzfedern auf den Hüten" auf prächtig geschmückten Pferden, darauf ebenso zu Pferde die erblichen Reichswürdenträger mit den Reichsembleмen, und dann ritten „das allerhöchste Reichsoberhaupt, Seine Maj. der Kaiser, und nach Höchstdenenselben des römischen Königs Majestät, mit Hauskronen auf den Häuptern in majestätischer Pracht, unter vorbemeldetem Himmel oder Baldachin."

154. Statt des Hauses Frauenstein (S. 167) wird das Haus Limpurg, als an den Römer anstoßend, gemeint sein. Dies nennt auch Frau Belli (Leben, III. S. 58) bei der Schilderung derselben Scene.

155. Vater und Sohn waren wie Menächmen übereinkleidet (S. 188), indem Joseph den oben in Nr. 153 bezeichneten wirklichen Krönungsanzug trug, der Kaiser Franz dagegen einen neuen Ornat, welcher, abgesehen von den zwei Nürnbergischen Schwertern und der Reichskrone, ganz genau nach dem alten angefertigt war (Ehrenged., S. 93).

Das Gewicht des ganzen Ornats mag, wie die Nürnberger Abgeordneten Joseph II. selbst mitgetheilt hatten, mehr als 130 Pfund, die Krone allein 14 Pfund. Diese Last war acht und eine halbe Stunde zu tragen, so daß, wie nicht zu verwun-

dern, Joseph darunter sehr heiß wurde und sein Vater Kreuzschmerzen und zwei rothe Flecke auf der Stirn davontrug. Dies ergeben Joseph's Briefe an Maria Theresia (bei Arneth, I. 73 u. 74), woraus W. Stricker, „Im N. Reich", 1873 Nr. 31, interessante „Randbemerkungen" zu unserer Krönungsgeschichte mittheilt.

156. Die S. 189 u. 190 beschriebenen Verrichtungen der Erbwürdenträger, welche die Erzwürdenträger vertraten, beruhen auf den Bestimmungen der Goldenen Bulle, Kap. 27, (vergl. Faust, II. Theil, Akt 4). Wir fügen nur noch die Namen hinzu. Der Erbmarschall Graf Pappenheim ist schon oft genannt. Erbkämmerer war der Fürst von Hohenzollern in Vertretung Friedrich's des Großen als des abwesenden Reichs-Erzkämmerers. Auf jene Gegend zu, d. h. zu dem unweit des Springbrunnens aufgestellten, mit weißen Linnen bedeckten Tische. Den Erbtruchseß bezeichnete sein Name: Graf von Truchseß. Erbschenk war Graf von Althan und Erbschatzmeister Graf von Sinzendorf. Der Erbschenk ritt nicht grade zu dem Springbrunnen, sondern zu dem neben demselben stehenden Tische und entnahm diesem den Becher mit Wein (Römer-B., Wahl, S. 80, und Ehrengedächtniß, S. 188).

Von den ausgeworfenen Denkmünzen (S. 190) ist eine mit dem Motto: Virtute et exemplo in dem Krönungswerke (Ehrengedächtniß, S. 188 u. 189) beschrieben. Eine andere befand sich später in Goethe's Münzsammlung mit dem Brustbild Joseph's im Krönungsornate und der Inschrift: Imperium regat hoc cum seniore senex. Ebenso besaß Goethe eine Medaille auf Joseph's Wahl vom 27. März, der Revers mit einer aufgehenden Sonne und der Inschrift: Procedendo salutifer crescet (Schuchardt, Goethe's Kunstsamml., II. S. 161, Nr. 1318, und S. 162, Nr. 1327a).

157. Goethe erinnerte sich nicht mehr, wer den Sieg davongetragen (S. 190), ob die Metzger oder die Weinschröter. In „Ehrengedächtniß" (S. 189) und bei Belli (Leben, V. 42) werden aber die Letztern als Sieger bezeichnet: „Den gebratenen Ochsen erbeuteten die Weinschröter und trugen ihn davon." Nach Loen hatten bei der Krönung Karl's VII. die Metzger gesiegt (Kl. Schr., II. S. 223).

Wegen des gebratenen Ochsen kam es zwischen den Gewerken und den Truppen zum Kampf, wobei nach den Briefen

Joſeph's II. an ſeine Mutter (bei Arneth, I. S. 76) an fünf Perſonen gefallen wären, darunter ein neunzehnjähriges Mädchen. Der Tod der Letzteren iſt verbürgt. Es war des Schuhkärchers Letter Tochter, welche den 6. April beerdigt wurde (Belli-G., Leben, V. 55).

Die Stelle der Ochſenküche (S. 191) wird noch heute durch vier Steine des Römerbergs, nahe der Nikolaikirche, bezeichnet, auf welchen die Buchſtaben O. K. zu leſen ſind (Stricker, Beſ., S. 50).

158. Die Krönungsmahlzeit iſt im 28. Kapitel der Goldnen Bulle angeordnet. Die große unbeſetzte Tafel in der Mitte (S. 192) war für die übrigen Fürſten, die Grafen und die Abgeordneten der Reichsſtädte beſtimmt (Olenſchlager, G. B., S. 381); aber die Berechtigten blieben Anſtands halber aus weil diejenige Repräſentation, welche ſie ihrem Range für geziemend erachteten, theils Widerſpruch erfahren, theils ihnen zu große Geldopfer auferlegt haben würde. Joſeph klagte über die lange Dauer der Mahlzeit und die Hitze, welche dabei herrſchte

159. Von den Illuminationen des 3. April (S. 192 bis 194) hebt der Verfaſſer des „Ehrengedächtniß ꝛc." (S. 195) gleichfalls die kurpfälziſche „in Anſehung des guten Geſchmacks, der Koſtbarkeit und der verſchiedenen ſehr wohl angebrachten Farben" hervor, außerdem aber die des Fürſten Liechtenſtein, des fürſtl. Taxiſchen Palais und des kaiſerl. Oberpoſtamts, vor allen aber die des Fürſten Eſterhazy, welche auch Joſeph als „ſehr ſchön" bezeichnet. Die Beſchreibung nimmt vier Seiten ein. Es heißt dort: „An den 64 Bäumen der Linden-Alleen, dem kaiſerlichen Quartiere gegenüber, waren oben durchaus grüne Fichtenäſte befeſtigt und unten herum waren Geländer. Zwiſchen den Bäumen, längs des mittlern Gangs, waren Guirlanden und an denſelben hingen Lüſtres. Auf beiden äußern Seiten der Alleen waren wechſelsweiſe Pyramiden und Armleuchter, Alles mit unzähligen kleinen Lampen erleuchtet. Am Vordertheile der Alleen war ein aus allen Ordnungen zuſammengeſetzter Säulengang vorgeſtellt, durch deſſen mittlern Bogen und die beiden an den Seiten man durch die Gänge der Allee die ſchönen Erleuchtungen an dem obern Ende derſelben ſehen konnte." Dann folgt die Beſchreibung der verſchiedenen allegoriſchen Figuren und Emblème. „An den Seiten der Alle waren vier Behälter,

wo Wein und Speise für das Volk frei und endlich preisgegeben wurde. Dieser weite und einem erleuchteten Garten ähnliche Platz, wo Jedermann herumspazieren konnte, gab einen überaus lustigen, erquickenden und prächtigen Anblick."

Die Illumination des Saalhofs (s. oben Nr. 18e) durch Plotho finden wir weder im „Ehrengedächtniß" noch sonst erwähnt. In Betreff ihrer scheint Goethe lediglich aus seiner Erinnerung geschöpft zu haben.

160. An Gretchens Seite glaubte Goethe in jenen glücklichen Gefilden Elysiums zu wandeln, wo man die krystallnen Gefäße vom Baume bricht, die sich mit dem gewünschten Wein sogleich füllen, und wo man Früchte schüttelt, die sich in jede beliebige Speise verwandeln (S. 194).

Goethe erinnert hier an ganz bestimmte poetische Vorstellungen. Diese glücklichen Gefilde Elysiums sind weder in dem Eden der Genesis noch in dem Mahometanischen Paradiese, wie Goethe solches im Diwan (Buch XII, Nr. 2) beschrieben, noch in Virgil's „Baumgarten", worin „täglich Früchte reiften" (Görres, Volksb., S. 227), oder in Armidens Zaubergärten zu suchen. Goethe hatte eine Quelle des Alterthums im Sinne. In dem zweiten Buch von Lucian's „Wahrer Geschichte" (Kap. 14) heißt es von den Bewohnern der Insel der Seligen:

„Der Ort, wo sie beisammen speisen, liegt außerhalb der Stadt in dem sogenannten Elysischen Gefilde; es ist eine wunderschöne Wiese, ringsum mit einem dichten Wald von allerhand hohen Bäumen umgeben, die ihren Schatten auf die zu Tische Liegenden werfen. Sie liegen statt der Decken auf Blumen und werden von Zephyren bedient, die ihnen Alles bringen, was sie verlangen, außer daß sie ihnen keinen Wein einschenken. Die Ursache hiervon ist, weil dicht an dem Platze, wo sie speisen, große gläserne Bäume vom reinsten durchsichtigsten Glase stehen, die statt der Früchte Trinkgefäße von allen Formen und Größen tragen. Wenn nun Einer zum Essen kommt, so bricht er sich ein oder zwei Trinkgläser ab und stellt sie vor sich hin; sogleich füllen sie sich mit Wein, und er trinkt nach Belieben" (In Wieland's Uebersetzung Lucian's, IV. S. 196 u. 197, 1789). R. Köhler zu Weimar verweist uns zugleich auf die Schilderung des Schlaraffenlandes in den Predigten Geiler's von Kaisersberg über

Brant's Narrenſchiff: „ubi albi panes tritici in arboribus pendent cum phialis vino optimo plenis (Ausg. des Narrenſchiffs von Zarncke, S. 457).

Die Verwandlung der Früchte in jede beliebige Speiſe bezieht ſich auf das bibliſche Manna. „Die Rabbinen hegen die Meinung, es habe das Manna einen Geſchmack von ſich gegeben, wie es Jeder nach ſeiner Phantaſie hat haben wollen. Wer da z. E. Zitronen-Geſchmack begehrt, der hätte ihn daran gefunden, wer da Feigengeſchmack verlanget, dem wäre er geworden; Denen, die Fleiſch eſſen wollen, wäre es gleichſam zu Fleiſch, und zu Fiſchen Denen, die Fiſche genießen wollen, geworden und ſo ferner" (Zedler's Universal-Lex., XIX., S. 1010. Gleichfalls Nachweis Köhler's).

161. Von den ſchlimmen Händeln (S. 194), in die ſich zwar nicht Goethe, aber doch die jungen Leute ſeiner Bekanntſchaft eingelaſſen, hat bisher nichts ermittelt werden können. Profeſſor Kriegk hat als Stadt-Archivar zu Frankfurt über jene Verhältniſſe Nachforſchungen angeſtellt, deren Reſultat er wie folgt angiebt:

„Was das Verhältniß des jungen Dichters zu Gretchen und die damit zuſammenhängende Kriminalunterſuchung von 1764 betrifft, ſo ſind mir darüber weder Akten noch Privatnachrichten zu Geſicht gekommen, obgleich ich mich keine Mühe habe verdrießen laſſen, beide aufzuſuchen. Da es ſich in dieſem Fall um eine wirkliche Kriminalunterſuchung handelte, ſo ſetzt es billig in Erſtaunen, daß keine Akten darüber vorhanden ſind. Ich habe die ſämmtlichen Kriminalunterſuchungen der Jahre 1764 und 1765 (es ſind deren aus dem erſteren allein 113) durchgegangen, ſowie das Verzeichniß derer aus den beiden nächſten Jahren; unter ihnen findet ſich jedoch keine einzige, die ſich mit der von Goethe 1764 gepflogenen Geſellſchaft beſatzt hätte oder auch nur auf dieſelbe hindeutete. Ebenſowenig iſt in den Rathsprotokollen irgend etwas darauf Bezügliches zu finden, und doch hatte damals in Kriminalſachen der Rath das Urtheil zu ſprechen. Zwar fehlt in den Faszikeln, welche die Kriminal-Akten von 1764 enthalten, eine Nummer; allein nach dem Katalog über dieſelben betraf dieſe Nummer nur eine Zeugenausſage über verdächtige Burſche, welche mit Straßenräubern im Speier'ſchen eine Verbindung gehabt hatten: auch ſie gehört alſo nicht hierher. Nur Eines in den Kriminalakten ſcheint mir mit

dieser Angelegenheit in Beziehung zu stehen: es ist eine Untersuchung gegen den Gerichts-Substituten Joh. Adolf Wagner und den Oberstrichter Raab wegen einiger Unterschleife in der Gerichtskanzlei. Sie wurde am 14. Mai 1764, also fast zu gleicher Zeit mit der von Goethe erwähnten Untersuchung, auf den Antrag zweier Schöffen begonnen, welche sich auf die unter der Hand geschehene Anzeige bezogen, daß in jener Kanzlei Gelder unterschlagen würden und andere Mißbräuche sich eingeschlichen hätten. Die darüber vorhandenen Akten beziehen sich jedoch lediglich auf gewisse Pflichtwidrigkeiten, welche bei einigen Konkurssachen vorgekommen waren. Die Untersuchung endigte mit dem durch eine Universität ertheilten Spruche, daß beide Beklagte in die Kosten und in den Empfang eines ernstlichen Verweises verurtheilt seien. Eine Beziehung zur Goethe'schen Angelegenheit zeigt diese Sache nur insofern, als Wagner der einzige von den 1762 und 1763 angestellten Beamten ist, welcher 1764 in Untersuchung kam, gerade in einem jener beiden Jahre aber das am Meisten gravirte Mitglied der damaligen Goethe'schen Gesellschaft durch Goethe's Empfehlung beim Stadtschultheißen angestellt worden war.

„Außer diesem Manne kommen in den Kriminalakten von 1764 keine Leute vor, bei denen auf Dinge hin untersucht worden wäre, welche Goethe als die seinen damaligen Bekannten vorgeworfenen Vergehungen bezeichnet hat. Es scheint also mit dieser Untersuchung folgendermaßen gegangen zu sein. Man beauftragte mit derselben, soweit sie Goethe und andere junge Leute von Stand betraf, nicht eine Magistratsperson oder einen Beamten, sondern einen Goethe'schen Hausfreund, den Rath Schneider; man warf nachher, wie Goethe's Schwester vorausgesagt hatte, um jener Vornehmeren willen auch über die Fehler der Anderen einen Schleier; man verfolgte schließlich die Sache nur bei einem der Betreffenden weiter, nämlich bei dem auf Goethe's Empfehlung mit einem Amte Betrauten, jedoch auch bei diesem nur, soweit sie seine Amtshandlungen betraf; man veranlaßte endlich Gretchen zur Heimkehr in ihre Vaterstadt. Die Untersuchung war, da Goethe von geheimen Akten darüber redet, allerdings niedergeschrieben worden; man hatte aber die Akten geheim gehalten und, als die ganze Sache klar geworden war, weder bei Rath vorgelegt noch registrirt, sondern offenbar sofort vernichtet. An dasjenige also, was bei dieser Sache das Interessanteste sein würde, die Erforschung des Familiennamens von

Gretchen und die dadurch ermöglichte Erkennung ihrer Verhältnisse und ihres Wesens, ist vermittelst der öffentlichen Aktenstücke nicht zu denken; man wird hierüber im Unklaren bleiben, wenn nicht vielleicht einmal irgend ein Tagebuch oder andere Papiere einen Aufschluß gewähren. Privatpapiere, welche sich auf jene Angelegenheit bezogen, sind wahrscheinlich noch vor etwa dreißig Jahren vorhanden gewesen, damals aber verschwunden. Im Goethe'schen Hause war nämlich zu Goethe's Jugendzeit der 1775 gestorbene Hofrath Burggrave Arzt gewesen, und die von demselben hinterlassenen Papiere waren in den Besitz eines Frankfurter Handelshauses gekommen, bei diesem noch um 1840, wiewol ungeordnet, aufbewahrt, damals aber, ohne daß man ihren Inhalt geprüft hatte, als Makulatur verkauft worden. Sie enthielten u. A. auch Mittheilungen über den jungen Dichter, wie daraus hervorgeht, daß ein noch lebender Kommis jenes Handlungshauses einst unter ihnen zwei Briefe des Raths Goethe und des Dr. Burggrave gesehen hat, in welchen vom jungen Wolfgang die Rede war. Auch diese beiden Briefe sind leider nicht mehr vorhanden" (Die Brüder Senckenberg, S. 325 bis 328).

Nach dem Stadtkalender von 1763 (S. 7) war Wagner einer der vier Gerichtskanzlisten, obschon nicht der älteste; nach dem von 1765 (S. 6) war derselbe in die 1763 noch vakante höhere Stelle eines Substituten des Gerichtsschreibers eingerückt. Raab war nach diesen Kalendern (1762 bis 1765) Obrist-Richter und Fiskal.

162. Von den Standeserhöhungen (S. 199) erwähnen wir nur die des Grafen Kaunitz in den Fürstenstand. — Der Kurfürst von der Pfalz, der einzige weltliche, traf am 4. April ein und besuchte andern Tages die Majestäten. — Es folgten nach dem 3. noch Konferenzen der Kurfürsten auf dem Römer, in deren letzter am 7. der sog. Kurfürsten-Verein (gegründet 1338 zu Rense) von den Kurfürsten von Mainz, Trier und der Pfalz (Köln fehlte) von Neuem beschworen wurde. — Das Dankfest fand am Sonntag dem 8. April statt, und Plitt hielt in der Barfüßerkirche die Krönungspredigt. — Die Abreise der Majestäten erfolgte am 10. April unter Lösung von 300, und an demselben Tage die des Kurfürsten von Köln unter Lösung von 125 Kanonen. Mit gleichen

Ehren verließen die Krönungsstadt Kur-Trier den 11. und Kur-Mainz den 12. April.

163. Der Arzt (S. 200) ist vorstehend (S. 367) genannt; es war der bereits bejahrte kurmainzische Leib-Medikus Dr. Burggrave, Hausarzt der Goethischen Familie (Stadt-Kal., 1765. S. 17).

164. Wir schließen mit Auszügen aus den Briefen Joseph's II. und Leopold's II., welche den unmittelbaren Eindruck der Krönungsfeierlichkeit vom 3. April 1764 treu wiedergeben. Joseph, noch in tiefer Trauer über den vier Monate vorher erlittenen Verlust seiner ersten Gemahlin, schreibt am 4. April an Maria Theresia: La cérémonie d'hier, je doig avouer qu'elle est superbe et auguste. J'ai tâché de la faire avec décence, mais sans embarras. Sa M. L'Empereur nous a avoué qu'il n'a pas pu retenir les larmes; on dit, que cela est presqu' arrivé à toute l'église. L'Electeur de Mayence a fait la cérémonie très-bien et on lui voyait que cela partait du coeur. Il a une très-belle voix pour chanter. Le coup d'oeil à voir le Römer, comme il était rempli, était quelque chose d'unique.

Und Leopold schreibt an den Grafen Thurn, seinen ehemaligen Erzieher: J'ai vu toutes les fonctions tant sur la place qu' à l'église; elles sont vraiment grandes et augustes. La foule du peuple sur le Römer était incroyable, toutes les fenêtres, les tours et jusqu' aux gouttières, tout était rempli de spectateurs (Arneth, I. S. 75).

Goethe's Werke.

Nach den vorzüglichsten Quellen revidirte Ausgabe.

Einundzwanzigster Theil.

Dichtung und Wahrheit.

Mit Einleitung und Anmerkungen von

H. von Loeper.

Zweiter Theil.

Berlin.
Gustav Hempel.

Aus meinem Leben.

Dichtung und Wahrheit.

Zweiter Theil.

Was man in der Jugend wünscht, hat man im Alter die Fülle.

Sechstes Buch.

So trieb es mich wechselsweise, meine Genesung zu befördern und zu verbindern, und ein gewisser heimlicher Aerger gesellte sich noch zu meinen übrigen Empfindungen; denn ich bemerkte wohl, daß man mich beobachtete, daß man mir nicht leicht etwas Versiegeltes zustellte, ohne darauf Acht zu haben, was es für Wirkungen hervorbringe, ob ich es geheim hielt oder ob ich es offen hinlegte, und was dergleichen mehr war. Ich vermuthete daher, daß Pylades, ein Vetter oder wol gar Gretchen selbst den Versuch möchte gemacht haben, mir zu schreiben, um Nachricht zu geben oder zu erhalten; ich war nun erst recht verdrießlich neben meiner Bekümmerniß und hatte wieder neue Gelegenheit, meine Vermuthungen zu üben und mich in die seltsamsten Verknüpfungen zu verirren.

Es dauerte nicht lange, so gab man mir noch einen besondern Aufseher. Glücklicherweise war es ein Mann, den ich liebte und schätzte; er hatte eine Hofmeisterstelle in einem befreundeten Hause bekleidet; sein bisheriger Zögling war allein auf die Akademie gegangen. Er besuchte mich öfters in meiner traurigen Lage, und man fand zuletzt nichts natürlicher, als ihm ein Zimmer neben dem meinigen einzuräumen, da er mich denn beschäftigen, beruhigen und, wie ich wohl merken konnte, im Auge behalten sollte. Weil ich ihn jedoch von Herzen schätzte und ihm auch früher gar Manches, nur nicht die Neigung zu Gretchen, vertraut hatte, so beschloß ich um so mehr, ganz offen und gerade gegen ihn zu sein, als es mir unerträglich war, mit Jemand täglich zu leben und auf einem unsicheren, gespannten Fuß mit ihm zu stehen. Ich säumte

daher nicht lange, sprach ihm von der Sache, erquickte mich in Erzählung und Wiederholung der kleinsten Umstände meines vergangenen Glücks und erreichte dadurch so viel, daß er als ein verständiger Mann einsah, es sei besser, mich mit dem Ausgang der Geschichte bekannt zu machen, und zwar im Einzelnen und Besonderen, damit ich klar über das Ganze würde und man mir mit Ernst und Eifer zureden könne, daß ich mich fassen, das Vergangene hinter mich werfen und ein neues Leben anfangen müsse. Zuerst vertraute er mir, wer die anderen jungen Leute von Stande gewesen, die sich anfangs zu verwegenen Mystifikationen, dann zu possenhaften Polizeiverbrechen, ferner zu lustigen Geldschneidereien und anderen solchen verfänglichen Dingen hatten verleiten lassen. Es war dadurch wirklich eine kleine Verschwörung entstanden, zu der sich gewissenlose Menschen gesellten, durch Verfälschung von Papieren, Nachbildung von Unterschriften manches Strafwürdige begingen und noch Strafwürdigeres vorbereiteten. Die Vettern, nach denen ich zuletzt ungeduldig fragte, waren ganz unschuldig, nur im Allgemeinsten mit jenen Andern bekannt, keineswegs aber vereinigt befunden worden. Mein Klient, durch dessen Empfehlung an den Großvater man mir eigentlich auf die Spur gekommen, war einer der Schlimmsten und bewarb sich um jenes Amt hauptsächlich, um gewisse Bubenstücke unternehmen oder bedecken zu können. Nach Allem diesem konnte ich mich zuletzt nicht halten und fragte, was aus Gretchen geworden sei, zu der ich ein- für allemal die größte Neigung bekannte. Mein Freund schüttelte den Kopf und lächelte: „Beruhigen Sie sich!“ versetzte er; „dieses Mädchen ist sehr wohl bestanden und hat ein herrliches Zeugniß davongetragen. Man konnte nichts als Gutes und Liebes an ihr finden; die Herren Examinatoren selbst wurden ihr gewogen und haben ihr die Entfernung aus der Stadt, die sie wünschte, nicht versagen können. Auch das, was sie in Rücksicht auf Sie, mein Freund, bekannt hat, macht ihr Ehre; ich habe ihre Aussage in den geheimen Akten selbst gelesen und ihre Unterschrift gesehen.“ ‚Die Unterschrift,‘ rief ich aus, ‚die mich so glücklich und so unglücklich macht! Was hat sie denn bekannt, was hat sie unterschrieben?‘ Der Freund zauderte zu antworten; aber die Heiterkeit seines Gesichts zeigte mir an, daß er nichts Gefährliches verberge. „Wenn Sie's denn wissen wollen,“ versetzte er endlich: „als von Ihnen und Ihrem Umgang mit ihr die Rede war, sagte sie ganz freimüthig:

ich kann es nicht leugnen, daß ich ihn oft und gern gesehen habe; aber ich habe ihn immer als ein Kind betrachtet, und meine Neigung zu ihm war wahrhaft schwesterlich. In manchen Fällen habe ich ihn gut berathen, und anstatt ihn zu einer zweideutigen Handlung aufzuregen, habe ich ihn verhindert, an muthwilligen Streichen Theil zu nehmen, die ihm hätten Verdruß bringen können."

Der Freund fuhr noch weiter fort, Gretchen als eine Hofmeisterin reden zu lassen; ich hörte ihm aber schon lange nicht mehr zu; denn daß sie mich für ein Kind zu den Alten erklärt, nahm ich ganz entsetzlich übel und glaubte mich auf einmal von aller Leidenschaft für sie geheilt; ja, ich versicherte dastig meinen Freund, daß nun Alles abgethan sei. Auch sprach ich nicht mehr von ihr, nannte ihren Namen nicht mehr; doch konnte ich die böse Gewohnheit nicht lassen, an sie zu denken, mir ihre Gestalt, ihr Wesen, ihr Betragen zu vergegenwärtigen, das mir denn nun freilich jetzt in einem ganz anderen Lichte erschien. Ich fand es unerträglich, daß ein Mädchen, höchstens ein paar Jahre älter als ich, mich für ein Kind halten sollte, der ich doch für einen ganz gescheiten und geschickten Jungen zu gelten glaubte. Nun kam mir ihr kaltes, abstoßendes Wesen, das mich sonst so angereizt hatte, ganz widerlich vor; die Familiaritäten, die sie sich gegen mich erlaubte, mir aber zu erwidern nicht gestattete, waren mir ganz verhaßt. Das Alles wäre jedoch noch gut gewesen, wenn ich sie nicht wegen des Unterschreibens jener poetischen Liebesepistel, wodurch sie mir denn doch eine förmliche Neigung erklärte, für eine verschmitzte und selbstsüchtige Kokette zu halten berechtigt gewesen wäre. Auch maskirt zur Putzmacherin kam sie mir nicht mehr so unschuldig vor, und ich kehrte diese ärgerlichen Betrachtungen so lange bei mir hin und wieder, bis ich ihr alle liebenswürdigen Eigenschaften sämmtlich abgestreift hatte. Dem Verstande nach war ich überzeugt und glaubte sie verwerfen zu müssen: nur ihr Bild! ihr Bild strafte mich Lügen, so oft es mir wieder vorschwebte, welches freilich noch oft genug geschah.

Indessen war denn doch dieser Pfeil mit seinen Widerhaken aus dem Herzen gerissen, und es fragte sich, wie man der inneren jugendlichen Heilkraft zu Hilfe käme. Ich ermannte mich wirklich, und das Erste, was sogleich abgethan wurde, war das Weinen und Rasen, welches ich nun für höchst kindisch ansah. Ein großer Schritt zur Besserung! Denn ich hatte oft halbe

Nächte durch mich mit dem größten Ungestüm diesen Schmerzen überlassen, so daß es durch Thränen und Schluchzen zuletzt dahin kam, daß ich kaum mehr schlingen konnte und der Genuß von Speise und Trank mir schmerzlich ward, auch die so nah verwandte Brust zu leiden schien. Der Verdruß, den ich über jene Entdeckung immerfort empfand, ließ mich jede Weichlichkeit verbannen; ich fand es schrecklich, daß ich um eines Mädchens willen Schlaf und Ruhe und Gesundheit aufgeopfert hatte, die sich darin gefiel, mich als einen Säugling zu betrachten und sich höchst ammenhaft weise gegen mich zu dünken.

Diese kränkenden Vorstellungen waren, wie ich mich leicht überzeugte, nur durch Thätigkeit zu verbannen; aber was sollte ich ergreifen? Ich hatte in gar vielen Dingen freilich Manches nachzuholen und mich in mehr als einem Sinne auf die Akademie vorzubereiten, die ich nun beziehen sollte; aber nichts wollte mir schmecken noch gelingen. Gar Manches erschien mir bekannt und trivial; zu mehrerer Begründung fand ich weder eigne Kraft noch äußere Gelegenheit und ließ mich daher durch die Liebhaberei meines braven Stubennachbarn zu einem Studium bewegen, das mir ganz neu und fremd war und für lange Zeit ein weites Feld von Kenntnissen und Betrachtungen darbot. Mein Freund fing nämlich an, mich mit den philosophischen Geheimnissen bekannt zu machen. Er hatte unter Daries in Jena studirt und als ein sehr wohlgeordneter Kopf den Zusammenhang jener Lehre scharf gefaßt, und so suchte er sie auch mir beizubringen. Aber leider wollten diese Dinge in meinem Gehirn auf eine solche Weise nicht zusammenhängen. Ich that Fragen, die er später zu beantworten, ich machte Forderungen, die er künftig zu befriedigen versprach. Unsere wichtigste Differenz war jedoch diese, daß ich behauptete, eine abgesonderte Philosophie sei nicht nöthig, indem sie schon in der Religion und Poesie vollkommen enthalten sei. Dieses wollte er nun keineswegs gelten lassen, sondern suchte mir vielmehr zu beweisen, daß erst diese durch jene begründet werden müßten, welches ich hartnäckig leugnete und im Fortgange unserer Unterhaltung bei jedem Schritt Argumente für meine Meinung fand. Denn da in der Poesie ein gewisser Glaube an das Unmögliche, in der Religion ein eben solcher Glaube an das Unergründliche stattfinden muß, so schienen mir die Philosophen in einer sehr üblen Lage zu sein, die auf ihrem Felde Beides beweisen und erklären wollten; wie sich denn auch aus der

Geſchichte der Philoſophie ſehr geſchwind darthun ließ, daß immer Einer einen andern Grund ſuchte als der Andre und der Skeptiker zuletzt Alles für grund- und bodenlos anſprach.

Eben dieſe Geſchichte der Philoſophie jedoch, die mein Freund mit mir zu treiben ſich genöthigt ſah, weil ich dem dogmatiſchen Vortrag gar nichts abgewinnen konnte, unterhielt mich ſehr, aber nur in dem Sinne, daß mir eine Lehre, eine Meinung ſo gut wie die andre vorkam, inſofern ich nämlich in dieſelbe einzudringen fähig war. An den älteſten Männern und Schulen geſiel mir am Beſten, daß Poeſie, Religion und Philoſophie ganz in Eins zuſammenfielen, und ich behauptete jene meine erſte Meinung nur um deſto lebhafter, als mir das Buch Hiob, das Hohe Lied und die Sprichwörter Salomonis ebenſo gut als die Orphiſchen und Heſiodiſchen Geſänge dafür ein giltiges Zeugniß abzulegen ſchienen. Mein Freund hatte den kleinen Brucker zum Grunde ſeines Vortrags gelegt, und je weiter wir vorwärts kamen, je weniger wußte ich daraus zu machen. Was die erſten griechiſchen Philoſophen wollten, konnte mir nicht deutlich werden. Sokrates galt mir für einen trefflichen weiſen Mann, der wohl im Leben und Tod ſich mit Chriſto vergleichen laſſe. Seine Schüler hingegen ſchienen mir große Aehnlichkeit mit den Apoſteln zu haben, die ſich nach des Meiſters Tode ſogleich entzweiten und offenbar jeder nur eine beſchränkte Sinnesart für das Rechte erkannte. Weder die Schärfe des Ariſtoteles noch die Fülle des Plato fruchteten bei mir im Mindeſten. Zu den Stoikern hingegen hatte ich ſchon früher einige Neigung gefaßt und ſchaffte nun den Epiktet herbei, den ich mit vieler Theilnahme ſtudirte. Mein Freund ließ mich ungern in dieſer Einſeitigkeit hingehen, von der er mich nicht abzuziehen vermochte; denn ungeachtet ſeiner mannichfaltigen Studien wußte er doch die Hauptfrage nicht ins Enge zu bringen. Er hätte mir nur ſagen dürfen, daß es im Leben blos aufs Thun ankomme, das Genießen und Leiden finde ſich von ſelbſt. Indeſſen darf man die Jugend nur gewähren laſſen: nicht ſehr lange haftet ſie an falſchen Maximen, das Leben reißt oder lockt ſie bald davon wieder los.

Die Jahrszeit war ſchön geworden; wir gingen oft zuſammen ins Freie und beſuchten die Luſtörter, die in großer Anzahl um die Stadt umherliegen. Aber gerade hier konnte es mir am Wenigſten wohl ſein; denn ich ſah noch die Geſpenſter der Vettern überall und fürchtete bald da, bald dort einen her-

vortreten zu sehen. Auch waren mir die gleichgiltigsten Blicke der Menschen beschwerlich. Ich hatte jene bewußtlose Glückseligkeit verloren, unbekannt und unbescholten umherzugehen und in dem größten Gewühle an keinen Beobachter zu denken. Jetzt fing der hypochondrische Dünkel an, mich zu quälen, als erregte ich die Aufmerksamkeit der Leute, als wären ihre Blicke auf mein Wesen gerichtet, es festzuhalten, zu untersuchen und zu tadeln.

Ich zog daher meinen Freund in die Wälder, und indem ich die einförmigen Fichten floh, sucht' ich jene schönen belaubten Haine, die sich zwar nicht weit und breit in der Gegend erstrecken, aber doch immer von solchem Umfange sind, daß ein armes verwundetes Herz sich darin verbergen kann. In der größten Tiefe des Waldes hatte ich mir einen ernsten Platz ausgesucht, wo die ältesten Eichen und Buchen einen herrlich großen, beschatteten Raum bildeten. Etwas abhängig war der Boden und machte das Verdienst der alten Stämme nur desto bemerkbarer. Rings an diesen freien Kreis schlossen sich die dichtesten Gebüsche, aus denen bemooste Felsen mächtig und würdig hervorblickten und einem wasserreichen Bach einen raschen Fall verschafften.

Kaum hatte ich meinen Freund, der sich lieber in freier Landschaft am Strom unter Menschen befand, hierher genöthiget, als er mich scherzend versicherte, ich erweise mich wie ein wahrer Deutscher. Umständlich erzählte er mir aus dem Tacitus, wie sich unsere Urväter an den Gefühlen begnügt, welche uns die Natur in solchen Einsamkeiten mit ungekünstelter Bauart so herrlich vorbereitet. Er hatte mir nicht lange davon erzählt, als ich ausrief: „O, warum liegt dieser köstliche Platz nicht in tiefer Wildniß, warum dürfen wir nicht einen Zaun umher führen, ihn und uns zu heiligen und von der Welt abzusondern! Gewiß, es ist keine schönere Gottesverehrung als die, zu der man kein Bild bedarf, die blos aus dem Wechselgespräch mit der Natur in unserem Busen entspringt!" — Was ich damals fühlte, ist mir noch gegenwärtig; was ich sagte, wüßte ich nicht wiederzufinden. So viel ist aber gewiß, daß die unbestimmten, sich weit ausdehnenden Gefühle der Jugend und ungebildeter Völker allein zum Erhabenen geeignet sind, das, wenn es durch äußere Dinge in uns erregt werden soll, formlos oder zu unfaßlichen Formen gebildet, uns mit einer Größe umgeben muß, der wir nicht gewachsen sind.

Eine ſolche Stimmung der Seele empfinden mehr oder weniger alle Menſchen, ſowie ſie dieſes edle Bedürfniß auf mancherlei Weiſe zu befriedigen ſuchen. Aber wie das Erhabene von Dämmerung und Nacht, wo ſich die Geſtalten vereinigen, gar leicht erzeugt wird, ſo wird es dagegen vom Tage verſcheucht, der Alles ſondert und trennt, und ſo muß es auch durch jede wachſende Bildung vernichtet werden, wenn es nicht glücklich genug iſt, ſich zu dem Schönen zu flüchten und ſich innig mit ihm zu vereinigen, wodurch denn beide gleich unſterblich und unverwüſtlich ſind.

Die kurzen Augenblicke ſolcher Genüſſe verkürzte mir noch mein denkender Freund; aber ganz umſonſt verſuchte ich, wenn ich heraus an die Welt trat, in der lichten und mageren Umgebung ein ſolches Gefühl bei mir wieder zu erregen; ja, kaum die Erinnerung davon vermochte ich zu erhalten. Mein Herz war jedoch zu verwöhnt, als daß es ſich hätte beruhigen können: es hatte geliebt, der Gegenſtand war ihm entriſſen, es hatte gelebt, und das Leben war ihm verkümmert. Ein Freund, der es zu deutlich merken läßt, daß er an Euch zu bilden gedenkt, erregt kein Behagen, indeſſen eine Frau, die Euch bildet, indem ſie Euch zu verwöhnen ſcheint, wie ein himmliſches, freudebringendes Weſen angebetet wird. Aber jene Geſtalt, an der ſich der Begriff des Schönen mir hervorthat, war in die Ferne weggeſchwunden; ſie beſuchte mich oft unter dem Schatten meiner Eichen, aber ich konnte ſie nicht feſthalten und ich fühlte einen gewaltigen Trieb, etwas Aehnliches in der Weite zu ſuchen.

Ich hatte meinen Freund und Aufſeher unvermerkt gewöhnt, ja genöthigt, mich allein zu laſſen; denn ſelbſt in meinem heiligen Walde thaten mir jene unbeſtimmten, rieſenhaften Gefühle nicht genug. Das Auge war vor allen anderen das Organ, womit ich die Welt faßte. Ich hatte von Kindheit auf zwiſchen Malern gelebt und mich gewöhnt, die Gegenſtände wie ſie in Bezug auf die Kunſt anzuſehen. Jetzt, da ich mir ſelbſt und der Einſamkeit überlaſſen war, trat dieſe Gabe, halb natürlich, halb erworben, hervor; wo ich hinſah, erblickte ich ein Bild, und was mir auffiel, was mich erfreute, wollte ich feſthalten und ich fing an, auf die ungeſchickteſte Weiſe nach der Natur zu zeichnen. Es fehlte mir hierzu nichts weniger als Alles; doch blieb ich hartnäckig daran, ohne irgend ein techniſches Mittel das Herrlichſte nachbilden zu wollen, was ſich meinen Augen darſtellte. Ich gewann freilich dadurch eine

große Aufmerksamkeit auf die Gegenstände; aber ich faßte sie nur im Ganzen, insofern sie Wirkung thaten, und so wenig mich die Natur zu einem deskriptiven Dichter bestimmt hatte, ebenso wenig wollte sie mir die Fähigkeit eines Zeichners fürs Einzelne verleihen. Da jedoch nur dies allein die Art war, die mir übrig blieb, mich zu äußern, so hing ich mit ebenso viel Hartnäckigkeit, ja mit Trübsinn daran, daß ich immer eifriger meine Arbeiten fortsetzte, je weniger ich etwas dabei herauskommen sah.

Leugnen will ich jedoch nicht, daß sich eine gewisse Schelmerei mit einmischte; denn ich hatte bemerkt, daß, wenn ich einen halbbeschatteten alten Stamm, an dessen mächtig gekrümmte Wurzeln sich wohlbeleuchtete Farrenkräuter anschmiegten, von blinkenden Graslichtern begleitet, mir zu einem qualreichen Studium ausgesucht hatte, mein Freund, der aus Erfahrung wußte, daß unter einer Stunde da nicht loszukommen sei, sich gewöhnlich entschloß, mit einem Buche ein anderes gefälliges Plätzchen zu suchen. Nun störte mich nichts, meiner Liebhaberei nachzuhängen, die um desto emsiger war, als nur meine Blätter dadurch lieb wurden, daß ich mich gewöhnte, an ihnen nicht sowol das zu sehen, was darauf stand, als dasjenige, was ich zu jeder Zeit und Stunde dabei gedacht hatte. So können uns Kräuter und Blumen der gemeinsten Art ein liebes Tagebuch bilden, weil nichts, was die Erinnerung eines glücklichen Moments zurückruft, unbedeutend sein kann; und noch jetzt würde es mir schwer fallen, manches dergleichen, was mir aus verschiedenen Epochen übriggeblieben, als wertlos zu vertilgen, weil es mich unmittelbar in jene Zeiten versetzt, deren ich mich zwar mit Wehmuth, doch nicht ungern erinnere.

Wenn aber solche Blätter irgend ein Interesse an und für sich haben könnten, so wären sie diesen Vorzug der Theilnahme und Aufmerksamkeit meines Vaters schuldig. Dieser, durch meinen Aufseher benachrichtiget, daß ich mich nach und nach in meinen Zustand finde und besonders mich leidenschaftlich auf das Zeichnen nach der Natur gewendet habe, war damit gar wohl zufrieden, theils weil er selbst sehr viel auf Zeichnung und Malerei hielt, theils weil Gevatter Seekatz ihm einigemal gesagt hatte, es sei Schade, daß ich nicht zum Maler bestimmt sei. Allein hier kamen die Eigenheiten des Vaters und Sohns wieder zum Konflikt; denn es war mir fast unmöglich, bei meinen Zeichnungen ein gutes weißes, völlig reines Papier zu ge-

brauchen: graue, veraltete, ja ſchon von einer Seite beſchriebene Blätter reizten mich am Meiſten, eben als wenn meine Unfähigkeit ſich vor dem Prüfſtein eines weißen Grundes gefürchtet hätte. So war auch keine Zeichnung ganz ausgefüllt; und wie hätte ich denn ein Ganzes leiſten ſollen, das ich wol mit Augen ſah, aber nicht begriff, und wie ein Einzelnes, das ich zwar kannte, aber dem zu folgen ich weder Fertigkeit noch Geduld hatte! Wirklich war auch in dieſem Punkte die Pädagogik meines Vaters zu bewundern. Er fragte wohlwollend nach meinen Verſuchen und zog Linien um jede unvollkommene Skizze: er wollte mich dadurch zur Vollſtändigkeit und Ausführlichkeit nöthigen; die unregelmäßigen Blätter ſchnitt er zurechte und machte damit den Anfang zu einer Sammlung, in der er ſich dereinſt der Fortſchritte ſeines Sohnes freuen wollte. Es war ihm daher keineswegs unangenehm, wenn mich mein wildes unſtätes Weſen in der Gegend umhertrieb; vielmehr zeigte er ſich zufrieden, wenn ich nur irgend ein Heft zurückbrachte, an dem er ſeine Geduld üben und ſeine Hoffnungen einigermaßen ſtärken konnte.

Man ſorgte nicht mehr, daß ich in meine früheren Neigungen und Verhältniſſe zurückfallen könnte, man ließ mir nach und nach vollkommene Freiheit. Durch zufällige Anregung, ſowie in zufälliger Geſellſchaft ſtellte ich manche Wanderungen nach dem Gebirge an, das von Kindheit auf ſo fern und ernſthaft vor mir geſtanden hatte. So beſuchten wir Homburg, Kroneburg, beſtiegen den Feldberg, von dem uns die weite Ausſicht immer mehr in die Ferne lockte. Da blieb denn Königſtein nicht unbeſucht; Wiesbaden, Schwalbach mit ſeinen Umgebungen beſchäftigten uns mehrere Tage; wir gelangten an den Rhein, den wir von den Höhen herab weit hin ſchlängeln geſehen. Mainz ſetzte uns in Verwunderung, doch konnte es den jugendlichen Sinn nicht feſſeln, der ins Freie ging; wir erheiterten uns an der Lage von Biberich und nahmen zufrieden und froh unſeren Rückweg.

Dieſe ganze Tour, von der ſich mein Vater manches Blatt verſprach, wäre beinahe ohne Frucht geweſen; denn welcher Sinn, welches Talent, welche Uebung gehört nicht dazu, eine weite und breite Landſchaft als Bild zu begreifen! Unmerklich wieder zog es mich jedoch ins Enge, wo ich einige Ausbeute fand; denn ich traf kein verfallenes Schloß, kein Gemäuer, das auf die Vorzeit hindeutete, daß ich es nicht für einen würdigen

Gegenstand gehalten und so gut als möglich nachgebildet hätte. Selbst den Drusenstein auf dem Walle zu Mainz zeichnete ich mit einiger Gefahr und mit Unstatten, die ein Jeder erleben muß, der sich von Reisen einige bildliche Erinnerungen mit nach Hause nehmen will. Leider hatte ich abermals nur das schlechteste Konzeptpapier mitgenommen und mehrere Gegenstände unschicklich auf ein Blatt gebäuft; aber mein väterlicher Lehrer ließ sich dadurch nicht irre machen: er schnitt die Blätter aus einander, ließ das Zusammenpassende durch den Buchbinder aufziehen, faßte die einzelnen Blätter in Linien und nöthigte mich dadurch wirklich, die Umrisse verschiedener Berge bis an den Rand zu ziehen und den Vordergrund mit einigen Kräutern und Steinen auszufüllen.

Konnten seine treuen Bemühungen auch mein Talent nicht steigern, so hatte doch dieser Zug seiner Ordnungsliebe einen geheimen Einfluß auf mich, der sich späterhin auf mehr als eine Weise lebendig erwies.

Von solchen halb lebenslustigen, halb künstlerischen Streifpartien, welche sich in kurzer Zeit vollbringen und öfters wiederholen ließen, ward ich jedoch wieder nach Hause gezogen, und zwar durch einen Magnet, der von jeher stark auf mich wirkte: es war meine Schwester. Sie, nur ein Jahr jünger als ich, hatte mein ganzes bewußtes Leben mit mir herangelebt und sich dadurch mit mir aufs Innigste verbunden. Zu diesen natürlichen Anlässen gesellte sich noch ein aus unserer häuslichen Lage hervorgehender Drang: ein zwar liebevoller und wohlgesinnter, aber ernster Vater, der, weil er innerlich ein sehr zartes Gemüth hegte, äußerlich mit unglaublicher Konsequenz eine eherne Strenge vorbildete, damit er zu dem Zwecke gelangen möge, seinen Kindern die beste Erziehung zu geben, sein wohlgegründetes Haus zu erbauen, zu ordnen und zu erhalten; dagegen eine Mutter, fast noch Kind, welche erst mit und in ihren beiden Aeltesten zum Bewußtsein heranwuchs; diese Drei, wie sie die Welt mit gesundem Blicke gewahr wurden, lebensfähig und nach gegenwärtigem Genuß verlangend. Ein solcher in der Familie schwebender Widerstreit vermehrte sich mit den Jahren. Der Vater verfolgte seine Absicht unerschüttert und ununterbrochen; Mutter und Kinder konnten ihre Gefühle, ihre Anforderungen, ihre Wünsche nicht aufgeben.

Unter diesen Umständen war es natürlich, daß Bruder und Schwester sich fest an einander schlossen und sich zur Mutter

bielten, um die im Ganzen verfagten Freuden wenigstens einzeln zu erhaschen. Da aber die Stunden der Eingezogenheit und Mühe sehr lang und weit waren gegen die Augenblicke der Erholung und des Vergnügens, besonders für meine Schwester, die das Haus niemals auf so lange Zeit als ich verlassen konnte, so ward ihr Bedürfniß, sich mit mir zu unterhalten, noch durch die Sehnsucht geschärft, mit der sie mich in die Ferne begleitete.

Und so wie in den ersten Jahren Spiel und Lernen, Wachsthum und Bildung den Geschwistern völlig gemein war, so daß sie sich wohl für Zwillinge halten konnten, so blieb auch unter ihnen diese Gemeinschaft, dieses Vertrauen bei Entwickelung physischer und moralischer Kräfte. Jenes Interesse der Jugend, jenes Erstaunen beim Erwachen sinnlicher Triebe, die sich in geistige Formen, geistiger Bedürfnisse, die sich in sinnliche Gestalten einkleiden, alle Betrachtungen darüber, die uns eher verdüstern als aufklären, wie ein Nebel das Thal, woraus er sich emporheben will, zudeckt und nicht erhellt, manche Irrungen und Verirrungen, die daraus entspringen, theilten und bestanden die Geschwister Hand in Hand und wurden über ihre seltsamen Zustände um desto weniger aufgeklärt, als die heilige Scheu der nahen Verwandtschaft sie, indem sie sich einander mehr nähern, ins Klare treten wollten, nur immer gewaltiger aus einander hielt.

Ungern spreche ich dies im Allgemeinen aus, was ich vor Jahren darzustellen unternahm, ohne daß ich es hätte ausführen können. Da ich dieses geliebte, unbegreifliche Wesen nur zu bald verlor, fühlte ich genugsamen Anlaß, mir ihren Werth zu vergegenwärtigen, und so entstand bei mir der Begriff eines dichterischen Ganzen, in welchem es möglich gewesen wäre, ihre Individualität darzustellen; allein es ließ sich dazu keine andere Form denken als die der Richardson'schen Romane. Nur durch das genauste Detail, durch unendliche Einzelnheiten, die lebendig alle den Charakter des Ganzen tragen und, indem sie aus einer wundersamen Tiefe hervorspringen, eine Ahnung von dieser Tiefe geben, nur auf solche Weise hätte es einigermaßen gelingen können, eine Vorstellung dieser merkwürdigen Persönlichkeit mitzutheilen; denn die Quelle kann nur gedacht werden, insofern sie fließt. Aber von diesem schönen und frommen Vorsatz zog mich, wie von so vielen anderen, der Tumult der Welt zurück, und nun bleibt mir nichts übrig, als den Schatten jenes

seligen Geistes nur wie durch Hilfe eines magischen Spiegels auf einen Augenblick heranzurufen.

Sie war groß, wohl- und zart gebaut und hatte etwas Natürlichwürdiges in ihrem Betragen, das in eine angenehme Weichheit verschmolz. Die Züge ihres Gesichts, weder bedeutend noch schön, sprachen von einem Wesen, das weder mit sich einig war, noch werden konnte. Ihre Augen waren nicht die schönsten, die ich jemals sah, aber die tiefsten, hinter denen man am Meisten erwartete, und wenn sie irgend eine Neigung, eine Liebe ausdrückten, einen Glanz hatten ohne Gleichen; und doch war dieser Ausdruck eigentlich nicht zärtlich, wie der, der aus dem Herzen kommt und zugleich etwas Sehnsüchtiges und Verlangendes mit sich führt; dieser Ausdruck kam aus der Seele, er war voll und reich, er schien nur geben zu wollen, nicht des Empfangens zu bedürfen.

Was ihr Gesicht aber ganz eigentlich entstellte, so daß sie manchmal wirklich häßlich aussehen konnte, war die Mode jener Zeit, welche nicht allein die Stirn entblößte, sondern auch Alles that, um sie scheinbar oder wirklich, zufällig oder vorsätzlich zu vergrößern. Da sie nun die weibischste, reingewölbteste Stirn hatte und dabei ein Paar starke schwarze Augenbrauen und vorliegende Augen, so entstand aus diesen Verhältnissen ein Kontrast, der einen jeden Fremden für den ersten Augenblick wo nicht abstieß, doch wenigstens nicht anzog. Sie empfand es früh, und dies Gefühl ward immer peinlicher, je mehr sie in die Jahre trat, wo beide Geschlechter eine unschuldige Freude empfinden, sich wechselseitig angenehm zu werden.

Niemandem kann seine eigne Gestalt zuwider sein: der Häßlichste wie der Schönste hat das Recht, sich seiner Gegenwart zu freuen; und da das Wohlwollen versöhnt und sich Jedermann mit Wohlwollen im Spiegel beliebt, so kann man behaupten, daß Jeder sich auch mit Wohlgefallen erblicken müsse, selbst wenn er sich dagegen sträuben wollte. Meine Schwester hatte jedoch eine so entschiedene Anlage zum Verstand, daß sie hier unmöglich blind und albern sein konnte; sie wußte vielmehr, vielleicht deutlicher als billig, daß sie hinter ihren Gespielinnen an äußerer Schönheit sehr weit zurückstehe, ohne zu ihrem Troste zu fühlen, daß sie ihnen an inneren Vorzügen unendlich überlegen sei.

Kann ein Frauenzimmer für den Mangel von Schönheit entschädigt werden, so war sie es reichlich durch das unbegrenzte

Vertrauen, die Achtung und Liebe, welche ſämmtliche Freundinnen zu ihr trugen; ſie mochten älter oder jünger ſein, alle beaten die gleichen Empfindungen. Eine ſehr angenehme Geſellſchaft hatte ſich um ſie verſammelt, es fehlte nicht an jungen Männern, die ſich einzuſchleichen wußten; ja ſo jedes Mädchen fand einen Freund, nur ſie war ohne Hälfte geblieben. Freilich, wenn ihr Aeußeres einigermaßen abſtoßend war, ſo wirkte das Innere, das hindurchblickte, mehr ablehnend als anziehend; denn die Gegenwart einer jeden Würde weiſt den Andern auf ſich ſelbſt zurück. Sie fühlte es lebhaft, ſie verbarg mir's nicht, und ihre Neigung wendete ſich deſto kräftiger zu mir. Der Fall war eigen genug. So wie Vertraute, denen man ein Liebesverſtändniß offenbart, durch aufrichtige Theilnahme wirklich Mitliebende werden, ja zu Rivalen heranwachſen und die Neigung zuletzt wol auf ſich ſelbſt hinziehen, ſo war es mit uns Geſchwiſtern; denn indem mein Verhältniß zu Gretchen zerriß, tröſtete mich meine Schweſter um deſto ernſtlicher, als ſie heimlich die Zufriedenheit empfand, eine Nebenbuhlerin los geworden zu ſein; und ſo mußte auch ich mit einer ſtillen Halbſchadenfreude empfinden, wenn ſie mir Gerechtigkeit widerfahren ließ, daß ich der Einzige ſei, der ſie wahrhaft liebe, ſie kenne und ſie verehre. Wenn ſich nun bei mir von Zeit zu Zeit der Schmerz über Gretchens Verluſt erneuerte und ich aus dem Stegreife zu weinen, zu klagen und mich unzeberdig zu ſtellen anfing, ſo erregte meine Verzweiflung über das Verlorene bei ihr eine gleichfalls verzweifelnde Ungeduld über das Niebeſeſſene, Mißlungene und Vorübergeſtrichene ſolcher jugendlichen Neigungen, daß wir uns Beide grenzenlos unglücklich hielten, und um ſo mehr, als in dieſem ſeltſamen Falle die Vertrauenden ſich nicht in Liebende umwandeln durften.

Glücklicherweiſe miſchte ſich jedoch der wunderliche Liebesgott, der ohne Noth ſo viel Unheil anrichtet, hier einmal wohlthätig mit ein, um uns aus aller Verlegenheit zu ziehen. Mit einem jungen Engländer, der ſich in der Pleiliſchen Penſion bildete, hatte ich viel Verkehr. Er konnte von ſeiner Sprache gute Rechenſchaft geben, ich übte ſie mit ihm und erfuhr dabei Manches von ſeinem Lande und Volke. Er ging lange genug bei uns aus und ein, ohne daß ich eine Neigung zu meiner Schweſter an ihm bemerkte, doch mochte er ſie im Stillen bis zur Leidenſchaft genährt haben; denn endlich erklärte ſich's unverſehens und auf einmal. Sie kannte ihn, ſie ſchätzte ihn, und er verdiente

es. Sie war oft bei unseren englischen Unterhaltungen die Dritte gewesen, wir hatten aus seinem Munde uns Beide die Wunderlichkeiten der englischen Aussprache anzueignen gesucht und uns dadurch nicht nur das Besondere ihres Tones und Klanges, sondern sogar das Besonderste der persönlichen Eigenheiten unseres Lehrers angewöhnt, so daß es zuletzt seltsam genug klang, wenn wir zusammen wie aus einem Munde zu reden schienen. Seine Bemühung, von uns auf gleiche Weise so viel vom Deutschen zu lernen, wollte nicht gelingen, und ich glaube bemerkt zu haben, daß auch jener kleine Liebeshandel sowol schriftlich als mündlich in englischer Sprache durchgeführt wurde. Beide junge Personen schickten sich recht gut für einander: er war groß und wohlgebaut wie sie, nur noch schlanker; sein Gesicht, klein und eng beisammen, hätte wirklich hübsch sein können, wäre es durch die Blattern nicht allzu sehr entstellt gewesen; sein Betragen war ruhig, bestimmt, man durfte es wol manchmal trocken und kalt nennen; aber sein Herz war voll Güte und Liebe, seine Seele voll Edelmuth und seine Neigungen so dauernd als entschieden und gelassen. Nun zeichnete sich dieses ernste Paar, das sich erst neuerlich zusammengefunden hatte, unter den anderen ganz eigen aus, die schon mehr mit einander bekannt, von leichteren Charakteren, sorglos wegen der Zukunft, sich in jenen Verhältnissen leichtsinnig herumtrieben, die gewöhnlich nur als ein fruchtloses Vorspiel künftiger ernsterer Verbindungen vorübergehen und sehr selten eine dauernde Folge auf das Leben bewirken.

Die gute Jahreszeit, die schöne Gegend blieb für eine so muntere Gesellschaft nicht unbenutzt: Wasserfahrten stellte man häufig an, weil diese die geselligsten von allen Lustpartien sind. Wir mochten uns jedoch zu Wasser oder zu Lande bewegen, so zeigten sich gleich die einzelnen anziehenden Kräfte; jedes Paar schloß sich zusammen, und für einige Männer, die nicht versagt waren, worunter ich auch gehörte, blieb entweder gar keine weibliche Unterhaltung oder eine solche, die man an einem lustigen Tage nicht würde gewählt haben. Ein Freund, der sich in gleichem Falle befand und dem es an einer Hälfte hauptsächlich deswegen ermangeln mochte, weil es ihm bei dem besten Humor an Zärtlichkeit und bei viel Verstand an jener Aufmerksamkeit fehlte, ohne welche sich Verbindungen solcher Art nicht denken lassen, dieser, nachdem er öfters seinen Zustand launig und geistreich beklagt, versprach, bei der nächsten Ver-

ſammlung einen Vorſchlag zu thun, wodurch ihm und dem Ganzen geholfen werden ſollte. Auch verfehlte er nicht, ſein Verſprechen zu erfüllen; denn als wir nach einer glänzenden Waſſerfahrt und einem ſehr anmuthigen Spaziergang, zwiſchen ſchattigen Hügeln gelagert im Gras oder ſitzend auf bemoosten Felſen und Baumwurzeln, heiter und froh ein ländliches Mahl verzehrt hatten und uns der Freund Alle heiter und guter Dinge ſah, gebot er mit ſchalkhafter Würde, einen Halbkreis ſitzend zu ſchließen, vor den er hintrat und folgendermaßen emphatiſch zu peroriren anfing:

„Hoch werthe Freunde und Freundinnen, Gepaarte und Ungepaarte! — Schon aus dieſer Anrede erhellet, wie nöthig es ſei, daß ein Bußprediger auftrete und der Geſellſchaft das Gewiſſen ſchärfe. Ein Theil meiner edlen Freunde iſt gepaart und mag ſich dabei ganz wohl befinden, ein anderer ungepaart, der befindet ſich höchſt ſchlecht, wie ich aus eigner Erfahrung verſichern kann; und wenn nun gleich die lieben Gepaarten hier die Mehrzahl ausmachen, ſo gebe ich ihnen doch zu bedenken, ob es nicht eben geſellige Pflicht ſei, für Alle zu ſorgen. Warum vereinigen wir uns zahlreich, als um an einander wechſelſeitig Theil zu nehmen? Und wie kann das geſchehen, wenn ſich in unſerem Kreiſe wieder ſo viele kleine Abſonderungen bemerken laſſen? Weit entfernt bin ich, etwas gegen ſo ſchöne Verhältniſſe meinen oder nur daran rühren zu wollen; aber Alles hat ſeine Zeit! — ein ſchönes, großes Wort, woran freilich Niemand denkt, wenn ihm für Zeitvertreib hinreichend geſorgt iſt.“

Er fuhr darauf immer lebhafter und luſtiger fort, die geſelligen Tugenden den zärtlichen Empfindungen gegenüberzuſtellen. „Dieſe,“ ſagte er, „können uns niemals fehlen, wir tragen ſie immer bei uns, und Jeder wird darin leicht ohne Uebung ein Meiſter; aber jene müſſen wir aufſuchen, wir müſſen uns um ſie bemühen, und wir mögen darin ſo viel wir wollen fortſchreiten, ſo lernt man ſie doch niemals ganz aus.“ — Nun ging er ins Beſondere. Mancher mochte ſich getroffen fühlen, und man konnte nicht unterlaſſen, ſich unter einander anzuſehen; doch hatte der Freund das Privilegium, daß man ihm nichts übel nahm, und ſo konnte er ungeſtört fortfahren:

„Die Mängel aufdecken iſt nicht genug; ja, man hat Unrecht ſolches zu thun, wenn man nicht zugleich das Mittel zu dem beſſeren Zuſtande anzugeben weiß. Ich will Euch, meine Freunde, daher nicht etwa wie ein Charwochenprediger zur

Buße und Besserung im Allgemeinen ermahnen, vielmehr wünsche ich sämmtlichen liebenswürdigen Paaren das längste und dauerhafteste Glück, und um hiezu selbst auf das Sicherste beizutragen, thue ich den Vorschlag, für unsere geselligen Stunden diese kleinen allerliebsten Absonderungen zu trennen und aufzuheben. Ich habe," fuhr er fort, „schon für die Ausführung gesorgt, wenn ich Beifall finden sollte. Hier ist ein Beutel, in dem die Namen der Herren befindlich sind; ziehen Sie nun, meine Schönen, und lassen Sie sich's gefallen, Denjenigen auf acht Tage als Diener zu begünstigen, den Ihnen das Loos zuweist. Dies gilt nur innerhalb unseres Kreises; sobald er aufgehoben ist, sind auch diese Verbindungen aufgehoben, und wer Sie nach Hause führen soll, mag das Herz entscheiden."

Ein großer Theil der Gesellschaft war über diese Anrede und die Art, wie er sie vortrug, froh geworden und schien den Einfall zu billigen; einige Paare jedoch sahen vor sich hin, als glaubten sie dabei nicht ihre Rechnung zu finden; deshalb rief er mit launiger Heftigkeit:

„Fürwahr, es überrascht mich, daß nicht Jemand aufspringt und, obgleich noch Andere zaudern, meinen Vorschlag anpreist, dessen Vortheile auseinandersetzt und mir erspart, mein eigner Lobredner zu sein. Ich bin der Aelteste unter Ihnen, das wir Gott verstehe! Schon habe ich eine Glatze; daran ist mein großes Nachdenken Schuld." —

Hier nahm er den Hut ab —

„Aber ich würde sie mit Freuden und Ehren zur Schau stellen, wenn meine eignen Ueberlegungen, die mir die Haut austrocknen und mich des schönsten Schmucks berauben, nur auch mir und Anderen einigermaßen förderlich sein könnten. Wir sind jung, meine Freunde, das ist schön, wir werden älter werden, das ist dumm; wir nehmen uns unter einander Manches übel, das ist hübsch und der Jahreszeit gemäß. Aber bald, meine Freunde, werden die Tage kommen, wo wir uns selbst Manches übel zu nehmen haben: da mag denn Jeder sehen, wie er mit sich zurechte kommt; aber zugleich werden uns Andre Manches übel nehmen, und zwar, wo wir es gar nicht begreifen; darauf müssen wir uns vorbereiten, und dieses soll nunmehr geschehen."

Er hatte die ganze Rede, besonders aber die letzte Stelle mit Ton und Geberden eines Kapuziners vorgetragen; denn da

er katholisch war, so mochte er genugsame Gelegenheit gehabt haben, die Redekunst dieser Väter zu studiren. Nun schien er unter Athem, trocknete sein jungfräuliches Haupt, das ihm wirklich das Ansehen eines Pfaffen gab, und leitete durch diese Possen die leichtgesinnte Gesellschaft in so gute Laune, daß Jedermann begierig war, ihn weiter zu hören. Allein anstatt fortzufahren, zog er den Beutel und wendete sich zur nächsten Dame: „Es kommt auf einen Versuch an!“ rief er aus, „das Werk wird den Meister loben. Wenn es in acht Tagen nicht gefällt, so geben wir es auf, und es mag bei dem Alten bleiben!“

Halb willig, halb genöthigt zogen die Damen ihre Roschen, und gar leicht bemerkte man, daß bei dieser geringen Handlung mancherlei Leidenschaften im Spiel waren. Glücklicherweise traf sich's, daß die Heitergesinnten getrennt wurden, die Ernsteren zusammenblieben; und so behielt auch meine Schwester ihren Engländer, welches sie beiderseits dem Gott der Liebe und des Glücks sehr gut aufnahmen. Die neuen Zufallspaare wurden sogleich von dem Antinous zusammengegeben, auf ihre Gesundheit getrunken und allen um so mehr Freude gewünscht, als ihre Dauer nur kurz sein sollte. Gewiß aber war dies der heiterste Moment, den unsre Gesellschaft seit langer Zeit genossen. Die jungen Männer, denen kein Frauenzimmer zu Theil geworden, erhielten nunmehr das Amt, diese Woche über für Geist, Seele und Leib zu sorgen, wie sich unser Redner ausdrückte, besonders aber, meinte er, für die Seele, weil die beiden anderen sich schon eher selbst zu helfen wüßten.

Die Vorsteher, die sich gleich Ehre machen wollten, brachten ganz artige neue Spiele schnell in Gang, bereiteten in einiger Ferne eine Abendkost, auf die man nicht gerechnet hatte, illuminirten bei unserer nächtlichen Rückkehr die Jacht, ob es gleich bei dem hellen Mondschein nicht nöthig gewesen wäre; sie entschuldigten sich aber damit, daß es der neuen geselligen Einrichtung ganz gemäß sei, die zärtlichen Blicke des himmlischen Mondes durch irdische Lichter zu überscheinen. In dem Augenblick, als wir ans Land stiegen, rief unser Solon: „Ite, missa est!“ Ein Jeder führte die ihm durchs Loos zugefallene Dame noch aus dem Schiffe und übergab sie alsdann ihrer eigentlichen Hälfte, wogegen er sich wieder die seinige eintauschte.

Bei der nächsten Zusammenkunft ward diese wöchentliche Einrichtung für den Sommer festgesetzt und die Verloosung abermals vorgenommen. Es war keine Frage, daß durch diesen

Scherz eine neue und unerwartete Wendung in die Gesellschaft kam und ein Jeder angeregt ward, was ihm von Geist und Anmuth beiwohnte, an den Tag zu bringen und seiner augenblicklichen Schönen auf das Verbindlichste den Hof zu machen, indem er sich wohl zutraute, wenigstens für eine Woche genugsamen Vorrath zu Gefälligkeiten zu haben.

Man hatte sich kaum eingerichtet, als man unserem Redner, statt ihm zu danken, den Vorwurf machte, er habe das Beste seiner Rede, den Schluß, für sich behalten. Er versicherte darauf, das Beste einer Rede sei die Ueberredung, und wer nicht zu überreden gedenke, müsse gar nicht reden; denn mit der Ueberzeugung sei es eine mißliche Sache. Als man ihm demungeachtet keine Ruhe ließ, begann er sogleich eine Kapuzinade, fratzenhafter als je, vielleicht gerade darum, weil er die ernsthaftesten Dinge zu sagen gedachte. Er führte nämlich mit Sprüchen aus der Bibel, die nicht zur Sache paßten, mit Gleichnissen, die nicht trafen, mit Anspielungen, die nichts erläuterten, den Satz aus, daß wer seine Leidenschaften, Neigungen, Wünsche, Vorsätze, Plane nicht zu verbergen wisse, in der Welt zu nichts komme, sondern aller Orten und Enden gestört und zum Besten gehabt werde; vorzüglich aber, wenn man in der Liebe glücklich sein wolle, habe man sich des tiefsten Geheimnisses zu befleißigen.

Dieser Gedanke schlang sich durch das Ganze durch, ohne daß eigentlich ein Wort davon wäre ausgesprochen worden. Will man sich einen Begriff von diesem seltsamen Menschen machen, so bedenke man, daß er mit viel Anlage geboren, seine Talente und besonders seinen Scharfsinn in Jesuitenschulen ausgebildet und eine große Welt- und Menschenkenntniß, aber nur von der schlimmen Seite, zusammengewonnen hatte. Er war etwa zweiundzwanzig Jahr alt und hätte mich gern zum Proselyten seiner Menschenverachtung gemacht; aber es wollte nicht bei mir greifen, denn ich hatte noch immer große Lust, gut zu sein und Andere gut zu finden. Indessen bin ich durch ihn auf Vieles aufmerksam geworden.

Das Personal einer jeden heiteren Gesellschaft vollständig zu machen, gehört nothwendig ein Acteur, welcher Freude daran hat, wenn die Uebrigen, um so manchen gleichgiltigen Moment zu beleben, die Pfeile des Witzes gegen ihn richten mögen. Ist er nicht blos ein ausgestopfter Sarazene wie derjenige, an dem bei Lustkämpfen die Ritter ihre Lanzen übten, sondern versteht

er selbst zu scharmuziren, zu necken und aufzufordern, leicht zu verwunden und sich zurückzuziehen und, indem er sich preiszugeben scheint, Anderen Eins zu versetzen, so kann nicht wohl etwas Anmuthigeres gefunden werden. Einen solchen besaßen wir an unserem Freund Horn, dessen Name schon zu allerlei Scherzen Anlaß gab, und der wegen seiner kleinen Gestalt immer nur Hörnchen genannt wurde. Er war wirklich der Kleinste in der Gesellschaft, von derben, aber gefälligen Formen: eine Stumpfnase, ein etwas aufgeworfener Mund, kleine funkelnde Augen bildeten ein schwarzbraunes Gesicht, das immer zum Lachen aufzufordern schien. Sein kleiner gedrungener Schädel war mit krausen schwarzen Haaren reich besetzt, sein Bart frühzeitig blau, den er gar zu gern hätte wachsen lassen, um als komische Maske die Gesellschaft immer im Lachen zu erhalten. Uebrigens war er nett und behend, behauptete aber krumme Beine zu haben, welches man ihm zugab, weil er es gern so wollte, worüber denn mancher Scherz entstand; denn weil er als ein sehr guter Tänzer gesucht wurde, so rechnete er es unter die Eigenheiten des Frauenzimmers, daß sie die krummen Beine immer auf dem Plane sehen wollten. Seine Heiterkeit war unverwüstlich und seine Gegenwart bei jeder Zusammenkunft unentbehrlich. Wir Beide schlossen uns um so enger an einander, als er mir auf die Akademie folgen sollte, und er verdient wohl, daß ich seiner in allen Ehren gedenke, da er viele Jahre mit unendlicher Liebe, Treue und Geduld an mir gehalten hat.

Durch meine Leichtigkeit, zu reimen und gemeinen Gegenständen eine poetische Seite abzugewinnen, hatte er sich gleichfalls zu solchen Arbeiten verführen lassen. Unsere kleinen geselligen Reisen, Lustpartien und die dabei vorkommenden Zufälligkeiten stutzten wir poetisch auf, und so entstand durch die Schilderung einer Begebenheit immer eine neue Begebenheit. Weil aber gewöhnlich dergleichen gesellige Scherze auf Verspottung hinauslaufen und Freund Horn mit seinen burlesken Darstellungen nicht immer in den gehörigen Grenzen blieb, so gab es manchmal Verdruß, der aber bald wieder gemildert und getilgt werden konnte.

So versuchte er sich auch in einer Dichtungsart, welche sehr an der Tagesordnung war, im komischen Heldengedicht. Pope's „Lockenraub" hatte viele Nachahmungen erweckt; Zachariä kultivirte diese Dichtart auf deutschem Grund und Boden, und Jedermann gefiel sie, weil der gewöhnliche Gegenstand derselben

irgend ein täppischer Mensch war, den die Genien zum Besten hatten, indem sie den besseren begünstigten.

Es ist nicht wunderbar, aber es erregt doch Verwunderung, wenn man bei Betrachtung einer Literatur, besonders der deutschen, beobachtet, wie eine ganze Nation von einem einmal gegebenen und in einer gewissen Form mit Glück behandelten Gegenstand nicht wieder loskommen kann, sondern ihn auf alle Weise wiederholt haben will; da denn zuletzt unter den angehäuften Nachahmungen das Original selbst verdeckt und erstickt wird.

Das Heldengedicht meines Freundes war ein Beleg zu dieser Bemerkung. Bei einer großen Schlittenfahrt wird einem täppischen Menschen ein Frauenzimmer zu Theil, das ihn nicht mag; ihm begegnet neckisch genug ein Unglück nach dem andern, das bei einer solchen Gelegenheit sich ereignen kann, bis er zuletzt, als er sich das Schlittenrecht erbittet, von der Pritsche fällt, wobei ihm denn, wie natürlich, die Geister ein Bein gestellt haben. Die Schöne ergreift die Zügel und fährt allein nach Hause; ein begünstigter Freund empfängt sie und triumphirt über den anmaßlichen Nebenbuhler. Uebrigens war es sehr artig ausgedacht, wie ihn die vier verschiedenen Geister nach und nach beschädigen, bis ihn endlich die Gnomen gar aus dem Sattel heben. Das Gedicht, in Alexandrinern geschrieben, auf eine wahre Geschichte gegründet, ergetzte unser kleines Publikum gar sehr, und man war überzeugt, daß es sich mit der „Walpurgisnacht" von Löwen oder dem „Renommisten" von Zacharia gar wohl messen könne.

Indem nun unsere geselligen Freuden nur einen Abend und die Vorbereitungen dazu wenige Stunden erforderten, so hatte ich Zeit genug zu lesen und, wie ich glaubte, zu studiren. Meinem Vater zu Liebe repetirte ich fleißig den kleinen Heppe und konnte mich vorwärts und rückwärts darin examiniren lassen, wodurch ich mir denn den Hauptinhalt der Institutionen vollkommen zu eigen machte. Allein unruhige Wißbegierde trieb mich weiter, ich gerieth in die Geschichte der alten Literatur und von da in einen Encyklopädismus, indem ich Gesner's „Isagoge" und Merkel's „Polybister" durchlief und mir dadurch einen allgemeinen Begriff erwarb, wie manches Wunderliche in Lehr- und Leben schon mochte vorgekommen sein. Durch diesen anhaltenden und hastigen, Tag und Nacht fortgesetzten Fleiß verwirrte ich mich eher, als ich mich bildete; ich verlor

mich aber in ein noch größeres Labyrinth, als ich Baylen in meines Vaters Bibliothek fand und mich in denselben vertiefte.

Eine Hauptüberzeugung aber, die sich immer in mir erneuerte, war die Wichtigkeit der alten Sprachen; denn soviel drängte sich mir aus dem literarischen Wirrwarr immer wieder entgegen, daß in ihnen alle Muster der Redekunste und zugleich alles andere Würdige, was die Welt jemals besessen, aufbewahrt sei. Das Hebräische sowie die biblischen Studien waren in den Hintergrund getreten, das Griechische gleichfalls, da meine Kenntnisse desselben sich nicht über das Neue Testament hinaus erstreckten. Desto ernstlicher hielt ich mich ans Lateinische, dessen Musterwerke uns näher liegen und das uns nebst so herrlichen Originalproduktionen auch den übrigen Erwerb aller Zeiten in Uebersetzungen und Werken der größten Gelehrten darbietet. Ich las daher viel in dieser Sprache mit großer Leichtigkeit und durfte glauben, die Autoren zu verstehen, weil mir am buchstäblichen Sinne nichts abging. Ja, es verdroß mich gar sehr, als ich vernahm, Grotius habe übermüthig geäußert, er lese den Terenz anders als die Knaben. Glückliche Beschränkung der Jugend, ja der Menschen überhaupt, daß sie sich in jedem Augenblicke ihres Daseins für vollendet halten können und weder nach Wahrem noch Falschem, weder nach Hohem noch Tiefem fragen, sondern blos nach dem, was ihnen gemäß ist!

So hatte ich denn das Lateinische gelernt wie das Deutsche, das Französische, das Englische, nur aus dem Gebrauch, ohne Regel und ohne Begriff. Wer den damaligen Zustand des Schulunterrichts kennt, wird nicht seltsam finden, daß ich die Grammatik übersprang sowie die Redekunst; mir schien Alles natürlich zuzugehen, ich behielt die Worte, ihre Bildungen und Umbildungen in Ohr und Sinn und bediente mich der Sprache mit Leichtigkeit zum Schreiben und Schwätzen.

Michael, die Zeit, da ich die Akademie besuchen sollte, rückte heran, und mein Inneres ward eben so sehr vom Leben als von der Lehre bewegt. Eine Abneigung gegen meine Vaterstadt ward mir immer deutlicher. Durch Gretchens Entfernung war der Knaben- und Jünglingspflanze das Herz ausgebrochen; sie brauchte Zeit, um an den Seiten wieder auszuschlagen und den ersten Schaden durch neues Wachsthum zu überwinden. Meine Wanderungen durch die Straßen hatten aufgehört, ich ging nur, wie Andere, die nothwendigen Wege. Nach Gretchens Viertel kam ich nie wieder, nicht einmal in die

Gegend, und wie mir meine alten Mauern und Thürme nach und nach verleideten, ſo mißfiel mir auch die Verfaſſung der Stadt; Alles, was mir ſonſt ſo ehrwürdig vorkam, erſchien mir in verſchobenen Bildern. Als Enkel des Schultheißen waren mir die heimlichen Gebrechen einer ſolchen Republik nicht unbekannt geblieben, um ſo weniger, als Kinder ein ganz eignes Erſtaunen fühlen und zu emſigen Unterſuchungen angereizt werden, ſobald ihnen etwas, das ſie bisher unbedingt verehrt, einigermaßen verdächtig wird. Der vergebliche Verdruß rechtſchaffener Männer im Widerſtreit mit ſolchen, die von Parteien zu gewinnen, wol gar zu beſtechen ſind, war mir nur zu deutlich geworden, ich haßte jede Ungerechtigkeit über die Maßen; denn die Kinder ſind alle moraliſche Rigoriſten. Mein Vater, in die Angelegenheiten der Stadt nur als Privatmann verflochten, äußerte ſich im Verdruß über manches Mißlungene ſehr lebhaft. Und ſah ich ihn nicht nach ſo viel Studien, Bemühungen, Reiſen und mannichfaltiger Bildung endlich zwiſchen ſeinen Brandmauern ein einſames Leben führen, wie ich mir es nicht wünſchen konnte? Dies zuſammen lag als eine entſetzliche Laſt auf meinem Gemüthe, von der ich mich nur zu befreien wußte, indem ich mir einen ganz anderen Lebensplan als den mir vorgeſchriebenen zu erſinnen trachtete. Ich warf in Gedanken die juriſtiſchen Studien weg und widmete mich allein den Sprachen, den Alterthümern, der Geſchichte und Allem, was daraus hervorquillt.

Zwar machte mir jederzeit die poetiſche Nachbildung deſſen, was ich an mir ſelbſt, an Anderen und an der Natur gewahr geworden, das größte Vergnügen. Ich that es mit immer wachſender Leichtigkeit, weil es aus Inſtinkt geſchah und keine Kritik mich irre gemacht hatte; und wenn ich auch meinen Produktionen nicht recht traute, ſo konnte ich ſie wol als fehlerhaft, aber nicht als ganz verwerflich anſehen. Ward mir dieſes oder jenes daran getadelt, ſo blieb es doch im Stillen meine Ueberzeugung, daß es nach und nach immer beſſer werden müßte und daß ich wol einmal neben Hagedorn, Gellert und anderen ſolchen Männern mit Ehre dürfte genannt werden. Aber eine ſolche Beſtimmung allein ſchien mir allzu leer und unzulänglich; ich wollte mich mit Ernſt zu jenen gründlichen Studien bekennen, und indem ich bei einer vollſtändigeren Anſicht des Alterthums in meinen eigenen Werken raſcher vorzuſchreiten dachte, mich zu einer akademiſchen Lehrſtelle fähig

machen, welche mir das Wünschenswertheste schien für einen jungen Mann, der sich selbst auszubilden und zur Bildung Anderer beizutragen gedachte.

Bei diesen Gesinnungen hatte ich immer Göttingen im Auge. Auf Männern, wie Heyne, Michaelis und so manchem Anderen ruhte mein ganzes Vertrauen; mein sehnlichster Wunsch war, zu ihren Füßen zu sitzen und auf ihre Lehren zu merken. Aber mein Vater blieb unbeweglich. Was auch einige Hausfreunde, die meiner Meinung waren, auf ihn zu wirken suchten, er bestand darauf, daß ich nach Leipzig gehen müsse. Nun hielt ich den Entschluß, daß ich gegen seine Gesinnungen und Willen eine eigne Studien- und Lebensweise ergreifen wollte, erst recht für Nothwehr. Die Hartnäckigkeit meines Vaters, der, ohne es zu wissen, sich meinen Planen entgegensetzte, bestärkte mich in meiner Impietät, daß ich mir gar kein Gewissen daraus machte, ihm Stunden lang zuzuhören, wenn er mir den Kursus der Studien und des Lebens, wie ich ihn auf Akademien und in der Welt zu durchlaufen hätte, vorerzählte und wiederholte.

Da mir alle Hoffnung nach Göttingen abgeschnitten war, wendete ich nun meinen Blick nach Leipzig. Dort erschien mir Ernesti als ein helles Licht, auch Morus erregte schon viel Vertrauen. Ich ersann mir im Stillen einen Gegenkursus, oder vielmehr ich baute ein Luftschloß auf einen ziemlich soliden Grund, und es schien mir sogar romantisch ehrenvoll, sich seine eigne Lebensbahn vorzuzeichnen, die mir um so weniger phantastisch vorkam, als Griesbach auf dem ähnlichen Wege schon große Fortschritte gemacht hatte und deshalb von Jedermann gerühmt wurde. Die heimliche Freude eines Gefangenen, wenn er seine Ketten abgelöst und die Kerkergitter bald durchgefeilt hat, kann nicht größer sein, als die meine war, indem ich die Tage schwinden und den Oktober herannahen sah. Die unfreundliche Jahreszeit, die bösen Wege, von denen Jedermann zu erzählen wußte, schreckten mich nicht. Der Gedanke, an einem fremden Orte zu Winterszeit Einstand geben zu müssen, machte mich nicht trübe; genug, ich sah nur meine gegenwärtigen Verhältnisse düster und stellte mir die übrige unbekannte Welt licht und heiter vor. So bildete ich mir meine Träume, denen ich ausschließlich nachhing, und versprach mir in der Ferne nichts als Glück und Zufriedenheit.

So sehr ich auch gegen Jedermann von diesen meinen Versätzen ein Geheimniß machte, so konnte ich sie doch meiner

Schwester nicht verbergen, die, nachdem sie anfangs darüber sehr erschrocken war, sich zuletzt beruhigte, als ich ihr versprach, sie nachzuholen, damit sie sich meines erworbenen glänzenden Zustandes mit mir erfreuen und an meinem Wohlbehagen Theil nehmen könnte.

Michael kam endlich, sehnlich erwartet, heran, da ich denn mit dem Buchhändler Fleischer und dessen Gattin, einer geborenen Triller, welche ihren Vater in Wittenberg besuchen wollte, mit Vergnügen abfuhr und die werthe Stadt, die mich geboren und erzogen, gleichgiltig hinter mir ließ, als wenn ich sie nie wieder betreten wollte.

So lösen sich in gewissen Epochen Kinder von Eltern, Diener von Herren, Begünstigte von Gönnern los, und ein solcher Versuch, sich auf seine Füße zu stellen, sich unabhängig zu machen, für sein eigen Selbst zu leben, er gelinge oder nicht, ist immer dem Willen der Natur gemäß.

Wir waren zur Allerheiligenpforte hinausgefahren und hatten bald Hanau hinter uns, da ich denn zu Gegenden gelangte, die durch ihre Neuheit meine Aufmerksamkeit erregten, wenn sie auch in der jetzigen Jahreszeit wenig Erfreuliches darboten. Ein anhaltender Regen hatte die Wege äußerst verdorben, welche überhaupt noch nicht in den guten Stand gesetzt waren, in welchem wir sie nachmals finden, und unsere Reise war daher weder angenehm noch glücklich. Doch verdankte ich dieser feuchten Witterung den Anblick eines Naturphänomens, das wol höchst selten sein mag; denn ich habe nichts Aehnliches jemals wieder gesehen, noch auch von Anderen, daß sie es gewahrt hätten, vernommen. Wir fuhren nämlich zwischen Hanau und Gelnhausen bei Nachtzeit eine Anhöhe hinauf und wollten, ob es gleich finster war, doch lieber zu Fuße gehen, als uns der Gefahr und Beschwerlichkeit dieser Wegstrecke aussetzen. Auf einmal sah ich an der rechten Seite des Wegs in einer Tiefe eine Art von wundersam erleuchtetem Amphitheater. Es blinkten nämlich in einem trichterförmigen Raume unzählige Lichtchen stufenweise über einander und leuchteten so lebhaft, daß das Auge davon geblendet wurde. Was aber den Blick noch mehr verwirrte, war, daß sie nicht etwa still saßen, sondern hin und wieder hüpften, sowol von oben nach unten, als umgekehrt und nach allen Seiten. Die meisten jedoch blieben ruhig und flimmerten fort. Nur höchst ungern ließ ich mich von diesem Schauspiel abrufen, das ich genauer zu beobachten gewünscht

hätte. Auf Befragen wollte der Postillon zwar von einer solchen Erscheinung nichts wissen, sagte aber, daß in der Nähe sich ein alter Steinbruch befinde, dessen mittlere Vertiefung mit Wasser angefüllt sei. Ob dieses nun ein Pandämonium von Irrlichtern oder eine Gesellschaft von leuchtenden Geschöpfen gewesen, will ich nicht entscheiden.

Durch Thüringen wurden die Wege noch schlimmer, und leider blieb unser Wagen in der Gegend von Auerstädt bei einbrechender Nacht stecken. Wir waren von allen Menschen entfernt und thaten das Mögliche, uns los zu arbeiten. Ich ermangelte nicht, mich mit Eifer anzustrengen, und mochte mir dadurch die Bänder der Brust übermäßig ausgedehnt haben; denn ich empfand bald nachher einen Schmerz, der verschwand und wiederkehrte und erst nach vielen Jahren mich völlig verließ.

Doch sollte ich noch in derselbigen Nacht, als wenn sie recht zu abwechselnden Schicksalen bestimmt gewesen wäre, nach einem unerwartet glücklichen Ereigniß einen nichtigen Verdruß empfinden. Wir trafen nämlich in Auerstädt ein vornehmes Ehepaar, das, durch ähnliche Schicksale verpätet, eben auch erst angekommen war, einen ansehnlichen würdigen Mann in den besten Jahren mit einer sehr schönen Gemahlin. Zuvorkommend veranlaßten sie uns, in ihrer Gesellschaft zu speisen, und ich fand mich sehr glücklich, als die treffliche Dame ein freundliches Wort an mich wenden wollte. Als ich aber hinausgesandt ward, die gehoffte Suppe zu beschleunigen, überfiel mich, der ich freilich des Wachens und der Reisebeschwerden nicht gewohnt war, eine so unüberwindliche Schlafsucht, daß ich ganz eigentlich im Gehen schlief, mit dem Hut auf dem Kopfe wieder in das Zimmer trat, mich, ohne zu bemerken, daß die Anderen ihr Tischgebet verrichteten, bewußtlos gelassen gleichfalls hinter den Stuhl stellte und mir nicht träumen ließ, daß ich durch mein Betragen ihre Andacht auf eine sehr lustige Weise zu stören gekommen sei. Madame Fleischer, der es weder an Geist und Witz noch an Zunge fehlte, ersuchte die Fremden, noch ehe man sich setzte, sie möchten nicht auffallend finden, was sie hier mit Augen sähen; der junge Reisegefährte habe große Anlage zum Quäker, welche Gott und den König nicht besser zu verehren glaubten als mit bedecktem Haupte. Die schöne Dame, die sich des Lachens nicht enthalten konnte, ward dadurch nur noch schöner, und ich hätte Alles in der Welt darum gegeben, nicht Ursache an einer Heiterkeit gewesen zu

sein, die ihr so fürtrefflich zu Gesicht stand. Ich hatte jedoch den Hut kaum bei Seite gebracht, als die Personen nach ihrer Weltsitte den Scherz sogleich fallen ließen und durch den besten Wein aus ihrem Flaschenkeller Schlaf, Mißmuth und das Andenken an alle vergangenen Uebel völlig auslöschten.

Als ich in Leipzig ankam, war es gerade Meßzeit, woraus mir ein besonderes Vergnügen entsprang; denn ich sah hier die Fortsetzung eines vaterländischen Zustandes vor mir, bekannte Waaren und Verkäufer, nur an anderen Plätzen und in einer anderen Folge. Ich durchstrich den Markt und die Buden mit vielem Antheil; besonders aber zogen meine Aufmerksamkeit an sich, in ihren seltsamen Kleidern, jene Bewohner der östlichen Gegenden, die Polen und Russen, vor allen aber die Griechen, deren ansehnlichen Gestalten und würdigen Kleidungen ich gar oft zu Gefallen ging.

Diese lebhafte Bewegung war jedoch bald vorüber, und nun trat mir die Stadt selbst mit ihren schönen, hohen und unter einander gleichen Gebäuden entgegen. Sie machte einen sehr guten Eindruck auf mich, und es ist nicht zu leugnen, daß sie überhaupt, besonders aber in stillen Momenten der Sonn- und Feiertage etwas Imposantes hat, sowie denn auch im Mondschein die Straßen, halb beschattet, halb erleuchtet, mich oft zu nächtlichen Promenaden einluden.

Indessen genügte mir gegen das, was ich bisher gewohnt war, dieser neue Zustand keineswegs. Leipzig ruft dem Beschauer keine alterthümliche Zeit zurück; es ist eine neue, kurz vergangene, von Handelsthätigkeit, Wohlhabenheit, Reichthum zeugende Epoche, die sich uns in diesen Denkmalen ankündet. Jedoch ganz nach meinem Sinn waren die mir ungeheuer scheinenden Gebäude, die, nach zwei Straßen ihr Gesicht wendend, in großen, himmelhoch umbauten Hofräumen eine bürgerliche Welt umfassend, großen Burgen, ja Halbstädten ähnlich sind. In einem dieser seltsamen Räume quartierte ich mich ein, und zwar in der Feuerkugel zwischen dem Alten und Neuen Neumarkt. Ein paar artige Zimmer, die in den Hof sahen, der wegen des Durchgangs nicht unbelebt war, bewohnte der Buchhändler Fleischer während der Messe und ich für die übrige Zeit um einen leidlichen Preis. Als Stubennachbarn fand ich einen Theologen, der in seinem Fache gründlich unterrichtet, wohldenkend, aber arm war und, was ihm große Sorge für die Zukunft machte, sehr an den Augen litt. Er hatte sich

dieſes Uebel durch übermäßiges Leſen bis in die tiefſte Dämmerung, ja ſogar, um das wenige Oel zu erſparen, bei Mondſchein, zugezogen. Unſre alte Wirthin erzeigte ſich wohlthätig gegen ihn, gegen mich jederzeit freundlich und gegen Beide ſorgſam.

Nun eilte ich mit meinem Empfehlungsſchreiben zu Hofrath Böhme, der, ein Zögling von Mascov, nunmehr ſein Nachfolger, Geſchichte und Staatsrecht lehrte. Ein kleiner, unterſetzter, lebhafter Mann empfing mich freundlich genug und ſtellte mich ſeiner Gattin vor. Beide, ſowie die übrigen Perſonen, denen ich aufwartete, gaben mir die beſte Hoffnung wegen meines künftigen Aufenthaltes; doch ließ ich mich anfangs gegen Niemand merken, was ich im Schilde führte, ob ich gleich den ſchicklichen Moment kaum erwarten konnte, wo ich mich von der Jurisprudenz frei und dem Studium der Alten verbunden erklären wollte. Vorſichtig wartete ich ab, bis Fleiſchers wieder abgereiſt waren, damit mein Vorſatz nicht allzu geſchwind den Meinigen verrathen würde. Sodann aber ging ich ohne Anſtand zu Hofrath Böhmen, dem ich vor Allen die Sache glaubte vertrauen zu müſſen, und erklärte ihm mit vieler Konſequenz und Parrheſie meine Abſicht. Allein ich fand keineswegs eine gute Aufnahme meines Vortrags. Als Hiſtoriker und Staatsrechtler hatte er einen erklärten Haß gegen Alles, was nach ſchönen Wiſſenſchaften ſchmeckte. Unglücklicherweiſe ſtand er mit Denen, welche ſie kultivirten, nicht im beſten Vernehmen, und Gellerten beſonders, für den ich ungeſchickt genug viel Zutrauen geäußert hatte, konnte er nun gar nicht leiden. Jenen Männern alſo einen treuen Zuhörer zuzuweiſen, ſich ſelbſt aber einen zu entziehen, und noch dazu unter ſolchen Umſtänden, ſchien ihm ganz und gar unzuläſſig. Er hielt mir daher aus dem Stegreif eine gewaltige Strafpredigt, worin er betheuerte, daß er ohne Erlaubniß meiner Eltern einen ſolchen Schritt nicht zugeben könne, wenn er ihn auch, wie hier der Fall nicht ſei, ſelbſt billigte. Er verunglimpfte darauf leidenſchaftlich Philologie und Sprachſtudien, noch mehr aber die poetiſchen Uebungen, die ich freilich im Hintergrunde hatte durchblicken laſſen. Er ſchloß zuletzt, daß, wenn ich ja dem Studium der Alten mich nähern wolle, ſolches viel beſſer auf dem Wege der Jurisprudenz geſchehen könne. Er brachte mir ſo manchen eleganten Juriſten, Eberhard Otto und Heineccius, ins Gedächtniß, verſprach mir von den römiſchen Alterthümern und der

Rechtsgeschichte goldne Berge und zeigte mir sonnenklar, daß ich hier nicht einmal einen Umweg mache, wenn ich auch späterhin noch jenen Vorsatz nach reiferer Ueberlegung und mit Zustimmung meiner Eltern auszuführen gedächte. Er ersuchte mich freundlich, die Sache nochmals zu überlegen und ihm meine Gesinnungen bald zu eröffnen, weil es nöthig sei, wegen bevorstehenden Anfangs der Kollegien sich zunächst zu entschließen.

Es war noch ganz artig von ihm, nicht auf der Stelle in mich zu dringen. Seine Argumente und das Gewicht, womit er sie vortrug, hatten meine biegsame Jugend schon überzeugt, und ich sah nun erst die Schwierigkeiten und Bedenklichkeiten einer Sache, die ich mir im Stillen so thulich ausgebildet hatte. Frau Hofrath Böhme ließ mich kurz darauf zu sich einladen. Ich fand sie allein. Sie war nicht mehr jung und sehr kränklich, unendlich sanft und zart und machte gegen ihren Mann, dessen Gutmüthigkeit sogar polterte, einen entschiedenen Kontrast. Sie brachte mich auf das von ihrem Manne neulich geführte Gespräch und stellte mir die Sache nochmals so freundlich, liebevoll und verständig im ganzen Umfange vor, daß ich mich nicht enthalten konnte, nachzugeben; die wenigen Reservationen, auf denen ich bestand, wurden von jener Seite denn auch bewilligt.

Der Gemahl regulirte darauf meine Stunden: da sollte ich denn Philosophie, Rechtsgeschichte und Institutionen und noch einiges Andere hören. Ich ließ mir das gefallen; doch setzte ich durch, Gellert's Literargeschichte über Stockhausen und außerdem sein Praktikum zu frequentiren.

Die Verehrung und Liebe, welche Gellert von allen jungen Leuten genoß, war außerordentlich. Ich hatte ihn schon besucht und war freundlich von ihm aufgenommen worden. Nicht groß von Gestalt, zierlich, aber nicht hager, sanfte, aber traurige Augen, eine sehr schöne Stirn, eine nicht übertriebene Habichtsnase, einen feinen Mund, ein gefälliges Oval des Gesichts: Alles machte seine Gegenwart angenehm und wünschenswerth. Es kostete einige Mühe, zu ihm zu gelangen. Seine zwei Famuli schienen Priester, die ein Heiligthum bewahren, wozu nicht Jedem, noch zu jeder Zeit der Zutritt erlaubt ist; und eine solche Vorsicht war wol nothwendig; denn er würde seinen ganzen Tag aufgeopfert haben, wenn er alle die Menschen, die sich ihm vertraulich zu nähern gedachten, hätte aufnehmen und befriedigen wollen.

Meine Kollegia beſuchte ich anfangs emſig und treulich; die Philoſophie wollte mich jedoch keineswegs aufklären. In der Logik kam es mir wunderlich vor, daß ich diejenigen Geiſtesoperationen, die ich von Jugend auf mit der größten Bequemlichkeit verrichtete, ſo auseinanderzerren, vereinzeln und gleichſam zerſtören ſollte, um den rechten Gebrauch derſelben einzuſehen. Von dem Dinge, von der Welt, von Gott glaubte ich ungefähr ſo viel zu wiſſen als der Lehrer ſelbſt, und es ſchien mir an mehr als einer Stelle gewaltig zu hapern. Doch ging Alles noch in ziemlicher Folge bis gegen Faſtnacht, wo in der Nähe des Profeſſor Winkler auf dem Thomasplan gerade um die Stunde die köſtlichſten Krapfen heiß aus der Pfanne kamen, welche uns denn dergeſtalt verſpäteten, daß unſere Hefte locker wurden und das Ende derſelben gegen das Frühjahr mit dem Schnee zugleich verſchmolz und ſich verlor.

Mit den juriſtiſchen Kollegien ward es bald ebenſo ſchlimm; denn ich wußte gerade ſchon ſo viel, als uns der Lehrer zu überliefern für gut fand. Mein erſt hartnäckiger Fleiß im Nachſchreiben wurde nach und nach gelähmt, indem ich es höchſt langweilig fand, dasjenige nochmals aufzuzeichnen, was ich bei meinem Vater, theils fragend, theils antwortend, oft genug wiederholt hatte, um es für immer im Gedächtniß zu behalten. Der Schaden, den man anrichtet, wenn man junge Leute auf Schulen in manchen Dingen zu weit führt, hat ſich ſpäterhin noch mehr ergeben, da man den Sprachübungen und der Begründung in dem, was eigentliche Vorkenntniſſe ſind, Zeit und Aufmerkſamkeit abbrach, um ſie an ſogenannte Realitäten zu wenden, welche mehr zerſtreuen als bilden, wenn ſie nicht methodiſch und vollſtändig überliefert werden.

Noch ein anderes Uebel, wodurch Studirende ſehr bedrängt ſind, erwähne ich hier beiläufig. Profeſſoren, ſo gut wie andere in Aemtern angeſtellte Männer, können nicht alle von einem Alter ſein; da aber die jüngeren eigentlich nur lehren, um zu lernen, und noch dazu, wenn ſie gute Köpfe ſind, dem Zeitalter voreilen, ſo erwerben ſie ihre Bildung durchaus auf Unkoſten der Zuhörer, weil dieſe nicht in dem unterrichtet werden, was ſie eigentlich brauchen, ſondern in dem, was der Lehrer für ſich zu bearbeiten nöthig findet. Unter den älteſten Profeſſoren dagegen ſind manche ſchon lange Zeit ſtationär; ſie überliefern im Ganzen nur fixe Anſichten, und was das Einzelne betrifft, Vieles, was die Zeit ſchon als unnütz und falſch verurtheilt

hat. Durch Beides entsteht ein trauriger Konflikt, zwischen welchem junge Geister hin und her gezerrt werden, und welcher kaum durch die Lehrer des mittleren Alters, die, obschon genugsam unterrichtet und gebildet, doch immer noch ein thätiges Streben zum Wissen und Nachdenken bei sich empfinden, ins Gleiche gebracht werden kann.

Wie ich nun auf diesem Wege viel Mehreres kennen als zurechte legen lernte, wodurch sich ein immer wachsendes Mißbehagen in mir hervordrang, so hatte ich auch vom Leben manche kleine Unannehmlichkeiten; wie man denn, wenn man den Ort verändert und in neue Verhältnisse tritt, immer Einstand geben muß. Das Erste, was die Frauen an mir tadelten, bezog sich auf die Kleidung; denn ich war vom Hause freilich etwas wunderlich equipirt auf die Akademie gelangt.

Mein Vater, dem nichts so sehr verhaßt war, als wenn etwas vergeblich geschah, wenn Jemand seine Zeit nicht zu brauchen wußte oder sie zu benutzen keine Gelegenheit fand, trieb seine Oekonomie mit Zeit und Kräften so weit, daß ihm nichts mehr Vergnügen machte, als zwei Fliegen mit einer Klappe zu schlagen. Er hatte deswegen niemals einen Bedienten, der nicht im Hause zu noch etwas nützlich gewesen wäre. Da er nun von je her Alles mit eigener Hand schrieb und später die Bequemlichkeit hatte, jenem jungen Hausgenossen in die Feder zu diktiren, so fand er am Vortheilhaftesten, Schneider zu Bedienten zu haben, welche die Stunden gut anwenden mußten, indem sie nicht allein ihre Livreen, sondern auch die Kleider für Vater und Kinder zu fertigen, nicht weniger alles Flickwerk zu besorgen hatten. Mein Vater war selbst um die besten Tücher und Zeuge bemüht, indem er auf den Messen von auswärtigen Handelsherren seine Waare bezog und sie in seinen Vorrath legte; wie ich mich denn noch recht wohl erinnere, daß er die Herren von Löwenich von Aachen jederzeit besuchte und mich von meiner frühesten Jugend an mit diesen und anderen vorzüglichen Handelsherren bekannt machte.

Für die Tüchtigkeit des Zeugs war also gesorgt und genugsamer Vorrath verschiedener Sorten Tücher, Sarschen, Gettinger Zeug, nicht weniger das nöthige Unterfutter vorhanden, so daß wir dem Stoff nach uns wohl hätten dürfen sehen lassen; aber die Form verdarb meist Alles; denn wenn ein solcher Hausschneider allenfalls ein guter Geselle gewesen wäre, um einen meisterhaft zugeschnittenen Rock wohl zu nähen und zu

fertigen, ſo ſollte er nun auch das Kleid ſelbſt zuſchneiden, und dieſes gerieth nicht immer zum Beſten. Hiezu kam noch, daß mein Vater Alles, was zu ſeinem Anzuge gehörte, ſehr gut und reinlich hielt und viele Jahre mehr bewahrte als benutzte, daher eine Vorliebe für gewiſſen alten Zuſchnitt und Verzierungen trug, wodurch unſer Putz mitunter ein wunderliches Anſehen bekam.

Auf eben dieſem Wege hatte man auch meine Garderobe, die ich mit auf die Akademie nahm, zu Stande gebracht; ſie war recht vollſtändig und anſehnlich und ſogar ein Treſſenkleid darunter. Ich, dieſe Art von Aufzug ſchon gewohnt, hielt mich für geputzt genug; allein es währte nicht lange, ſo überzeugten mich meine Freundinnen, erſt durch leichte Neckereien, dann durch vernünftige Vorſtellungen, daß ich wie aus einer fremden Welt hereingeſchneit ausſehe. So viel Verdruß ich auch hierüber empfand, ſah ich doch anfangs nicht, wie ich mir helfen ſollte. Als aber Herr von Maſuren, der ſo beliebte poetiſche Dorfjunker, einſt auf dem Theater in einer ähnlichen Kleidung auftrat und mehr wegen ſeiner äußeren als inneren Abgeſchmacktheit herzlich belacht wurde, faßte ich Muth und wagte, meine ſämmtliche Garderobe gegen eine neumodiſche, dem Ort gemäße auf einmal umzutauſchen, wodurch ſie aber freilich ſehr zuſammenſchrumpfte.

Nach dieſer überſtandenen Prüfung ſollte abermals eine neue eintreten, welche mir weit unangenehmer auffiel, weil ſie eine Sache betraf, die man nicht ſo leicht ablegt und umtauſcht.

Ich war nämlich in dem oberdeutſchen Dialekt geboren und erzogen, und obgleich mein Vater ſich ſtets einer gewiſſen Reinheit der Sprache befliß und uns Kinder auf das, was man wirklich Mängel jenes Idioms nennen kann, von Jugend an aufmerkſam gemacht und zu einem beſſeren Sprechen vorbereitet hatte, ſo blieben mir doch gar manche tiefer liegende Eigenheiten, die ich, weil ſie mir ihrer Naivität wegen gefielen, mit Behagen hervorhob und mir dadurch von meinen neuen Mitbürgern jedesmal einen ſtrengen Verweis zuzog. Der Oberdeutſche nämlich, und vielleicht vorzüglich derjenige, welcher dem Rhein und Main anwohnt (denn große Flüſſe haben wie das Meeresufer immer etwas Belebendes), drückt ſich viel in Gleichniſſen und Anſpielungen aus, und bei einer inneren, menſchenverſtändigen Tüchtigkeit bedient er ſich ſprichwörtlicher Redens-

arten. In beiden Fällen ist er öfters derb, doch, wenn man auf den Zweck des Ausdruckes sieht, immer gehörig; nur mag freilich manchmal etwas mit unterlaufen, was gegen ein zarteres Ohr sich anstößig erweist.

Jede Provinz liebt ihren Dialekt; denn er ist doch eigentlich das Element, in welchem die Seele ihren Athem schöpft. Mit welchem Eigensinn aber die meißnische Mundart die übrigen zu beherrschen, ja eine Zeit lang auszuschließen gewußt hat, ist Jedermann bekannt. Wir haben viele Jahre unter diesem pedantischen Regimente gelitten, und nur durch vielfachen Widerstreit haben sich die sämmtlichen Provinzen in ihre alten Rechte wieder eingesetzt. Was ein junger lebhafter Mensch unter diesem beständigen Hofmeistern ausgestanden habe, wird Derjenige leicht ermessen, der bedenkt, daß nun mit der Aussprache, in deren Veränderung man sich endlich wol ergäbe, zugleich Denkweise, Einbildungskraft, Gefühl, vaterländischer Charakter sollten aufgeopfert werden. Und diese unerträgliche Forderung wurde von gebildeten Männern und Frauen gemacht, deren Ueberzeugung ich mir nicht zueignen konnte, deren Unrecht ich zu empfinden glaubte, ohne mir es deutlich machen zu können. Mir sollten die Anspielungen auf biblische Kernstellen untersagt sein, sowie die Benutzung treuherziger Chronikenausdrücke. Ich sollte vergessen, daß ich den Geiler von Kaisersberg gelesen hatte und des Gebrauchs der Sprichwörter entbehren, die doch statt vieles Hin- und Herfackelns den Nagel gleich auf den Kopf treffen; Alles dies, das ich mir mit jugendlicher Heftigkeit angeeignet, sollte ich missen, ich fühlte mich in meinem Innersten paralysirt und wußte kaum mehr, wie ich mich über die gemeinsten Dinge zu äußern hatte. Daneben hörte ich, man solle reden, wie man schreibt, und schreiben, wie man spricht, da mir Reden und Schreiben ein- für allemal zweierlei Dinge schienen, von denen jedes wol seine eignen Rechte behaupten möchte. Und hatte ich doch auch im meißner Dialekt Manches zu hören, was sich auf dem Papier nicht sonderlich würde ausgenommen haben.

Jedermann, der hier vernimmt, welchen Einfluß auf einen jungen Studirenden gebildete Männer und Frauen, Gelehrte und sonst in einer feinen Sozietät sich gefallende Personen so entschieden ausüben, würde, wenn es auch nicht ausgesprochen wäre, sich sogleich überzeugt halten, daß wir uns in Leipzig befinden. Jede der deutschen Akademien hat eine besondere Ge-

ſtalt; denn weil in unſerem Vaterlande keine allgemeine Bildung durchdringen kann, ſo beharrt jeder Ort auf ſeiner Art und Weiſe und treibt ſeine charakteriſtiſchen Eigenheiten bis aufs Letzte; eben dieſes gilt von den Akademien. In Jena und Halle war die Roheit aufs Höchſte geſtiegen; körperliche Stärke, Fechtergewandtheit, die wildeſte Selbſthilfe war dort an der Tagesordnung, und ein ſolcher Zuſtand kann ſich nur durch den gemeinſten Saus und Braus erhalten und fortpflanzen. Das Verhältniß der Studirenden zu den Einwohnern jener Städte, ſo verſchieden es auch ſein mochte, kam doch darin überein, daß der wilde Fremdling keine Achtung vor dem Bürger hatte und ſich als ein eignes, zu aller Freiheit und Frechheit privilegirtes Weſen anſah. Dagegen konnte in Leipzig ein Student kaum anders als galant ſein, ſobald er mit reichen, wohl und genau geſitteten Einwohnern in einigem Bezug ſtehen wollte.

Alle Galanterie freilich, wenn ſie nicht als Blüthe einer großen und weiten Lebensweiſe hervortritt, muß beſchränkt, ſtationär und aus gewiſſen Geſichtspunkten vielleicht albern erſcheinen; und ſo glaubten jene wilden Jäger von der Saale über die zahmen Schäfer an der Pleiße ein großes Uebergewicht zu haben. Zachariä's „Renommiſt" wird immer ein ſchätzbares Dokument bleiben, woraus die damalige Lebens- und Sinnesart anſchaulich hervortritt, wie überhaupt ſeine Gedichte Jedem willkommen ſein müſſen, der ſich einen Begriff von dem zwar ſchwachen, aber wegen ſeiner Unſchuld und Kindlichkeit liebenswürdigen Zuſtande des damaligen geſelligen Lebens und Weſens machen will.

Alle Sitten, die aus einem gegebenen Verhältniß eines gemeinen Weſens entſpringen, ſind unverwüſtlich, und zu meiner Zeit erinnerte noch Manches an Zachariä's Heldengedicht. Ein einziger unſerer akademiſchen Mitbürger hielt ſich für reich und unabhängig genug, der öffentlichen Meinung ein Schnippchen zu ſchlagen. Er trank Schwägerſchaft mit allen Lohnkutſchern, die er, als wären's die Herren, ſich in die Wagen ſetzen ließ und ſelbſt vom Bocke fuhr, ſie einmal umzuwerfen für einen großen Spaß hielt, die zerbrochenen Halbchaiſen ſowie die zufälligen Beulen zu vergüten wußte, übrigens aber Niemanden beleidigte, ſondern nur das Publikum in Maſſe zu verhöhnen ſchien. Einſt bemächtigte er und ein Spießgeſell ſich am ſchönſten Promenadentage der Eſel des Thomasmüllers; ſie

ritten wohlgekleidet, in Schuhen und Strümpfen mit dem größten Ernst um die Stadt, angestaunt von allen Spaziergängern, von denen das Glacis wimmelte. Als ihm einige Wohldenkende hierüber Vorstellungen thaten, versicherte er ganz unbefangen, er habe nur sehen wollen, wie sich der Herr Christus in einem ähnlichen Falle möchte ausgenommen haben. Nachahmer fand er jedoch keinen und wenig Gesellen.

Denn der Studirende von einigem Vermögen und Ansehen hatte alle Ursache, sich gegen den Handelsstand ergeben zu erweisen und sich um so mehr schicklicher äußerer Formen zu befleißigen, als die Kolonie ein Musterbild französischer Sitten darstellte. Die Professoren, wohlhabend durch eignes Vermögen und gute Pfründen, waren von ihren Schülern nicht abhängig, und der Landeskinder mehrere, auf den Fürstenschulen oder sonstigen Gymnasien gebildet und Beförderung hoffend, wagten es nicht, sich von der herkömmlichen Sitte loszusagen. Die Nähe von Dresden, die Aufmerksamkeit von da her, die wahre Frömmigkeit der Oberaufseher des Studienwesens konnte nicht ohne sittlichen, ja religiösen Einfluß bleiben.

Mir war diese Lebensart im Anfange nicht zuwider; meine Empfehlungsbriefe hatten mich in gute Häuser eingeführt, deren verwandte Zirkel mich gleichfalls wohl aufnahmen. Da ich aber bald empfinden mußte, daß die Gesellschaft gar Manches an mir auszusetzen hatte und ich, nachdem ich mich ihrem Sinne gemäß gekleidet, ihr nun auch nach dem Munde reden sollte und dabei doch deutlich sehen konnte, daß mir dagegen von alle dem wenig geleistet wurde, was ich mir von Unterricht und Sinnesförderung bei meinem akademischen Aufenthalt versprochen hatte: so fing ich an lässig zu werden und die geselligen Pflichten der Besuche und sonstigen Attentionen zu versäumen, und ich wäre noch früher aus allen solchen Verhältnissen herausgetreten, hätte mich nicht an Hofrath Böhmen Schen und Achtung und an seine Gattin Zutrauen und Neigung festgeknüpft. Der Gemahl hatte leider nicht die glückliche Gabe, mit jungen Leuten umzugehen, sich ihr Vertrauen zu erwerben und sie für den Augenblick nach Bedürfniß zu leiten. Ich fand niemals Gewinn davon, wenn ich ihn besuchte; seine Gattin dagegen zeigte ein aufrichtiges Interesse an mir. Ihre Kränklichkeit hielt sie stets zu Hause. Sie lud mich manchen Abend zu sich und wußte mich, der ich zwar gesittet war, aber doch eigentlich, was man Lebensart nennt, nicht besaß, in manchen kleinen Aeußerlich-

keiten zurechtzuführen und zu verbessern. Nur eine einzige Freundin brachte die Abende bei ihr zu; diese war aber schon herrischer und schulmeisterlicher, deswegen sie mir äußerst mißfiel und ich ihr zum Trutz öfters jene Unarten wieder annahm, welche mir die Andere schon abgewöhnt hatte. Sie übten unterdessen noch immer Geduld genug an mir, lehrten mich Piquet, l'Hombre und was andere dergleichen Spiele sind, deren Kenntniß und Ausübung in der Gesellschaft für unerläßlich gehalten wird.

Worauf aber Madame Böhme den größten Einfluß bei mir hatte, war auf meinen Geschmack, freilich auf eine negative Weise, worin sie jedoch mit den Kritikern vollkommen übereintraf. Das Gottschedische Gewässer hatte die deutsche Welt mit einer wahren Sündfluth überschwemmt, welche sogar über die höchsten Berge hinaufzusteigen drohte. Bis sich eine solche Fluth wieder verläuft, bis der Schlamm austrocknet, dazu gehört viele Zeit, und da es der nachäffenden Poeten in jeder Epoche eine Unzahl giebt, so brachte die Nachahmung des Seichten, Wässrigen einen solchen Wust hervor, von dem gegenwärtig kaum ein Begriff mehr geblieben ist. Das Schlechte schlecht zu finden, war daher der größte Spaß, ja der Triumph damaliger Kritiker. Wer nur einigen Menschenverstand besaß, oberflächlich mit den Alten, etwas näher mit den Neueren bekannt war, glaubte sich schon mit einem Maßstabe versehen, den er überall anlegen könne. Madame Böhme war eine gebildete Frau, welcher das Unbedeutende, Schwache und Gemeine widerstand; sie war noch überdies Gattin eines Mannes, der mit der Poesie überhaupt in Unfrieden lebte und dasjenige nicht gelten ließ, was sie allenfalls noch gebilligt hätte. Nun hörte sie mir zwar einige Zeit mit Geduld zu, wenn ich ihr Verse oder Prose von namhaften, schon in gutem Ansehen stehenden Dichtern zu rezitiren mir herausnahm; — denn ich behielt nach wie vor Alles auswendig, was mir nur einigermaßen gefallen mochte; — allein ihre Nachgiebigkeit war nicht von langer Dauer. Das Erste, was sie mir ganz entsetzlich herunterm achte, waren die „Poeten nach der Mode" von Weiße, welche so eben mit großem Beifall öfters wiederholt wurden und mich ganz besonders ergetzt hatten. Besah ich nun freilich die Sache näher, so konnte ich ihr nicht Unrecht geben. Auch einigemal hatte ich gewagt, ihr etwas von meinen eigenen Gedichten, jedoch anonym vorzutragen, denen es denn nicht besser ging als der übrigen Ge-

sellschaft. Und so waren mir in kurzer Zeit die schönen bunten Wiesen in den Gründen des deutschen Parnasses, wo ich so gern lustwandelte, unbarmherzig niedergemäht und ich sogar genöthigt, das trocknende Heu selbst mit umzuwenden und dasjenige als todt zu verspotten, was mir kurz vorher eine so lebendige Freude gemacht hatte.

Diesen ihren Lehren kam, ohne es zu wissen, der Professor Morus zu Hilfe, ein ungemein sanfter und freundlicher Mann, den ich an dem Tische des Hofraths Ludwig kennen lernte und der mich sehr gefällig aufnahm, wenn ich mir die Freiheit ausbat, ihn zu besuchen. Indem ich mich nun bei ihm um das Alterthum erkundigte, so verbarg ich ihm nicht, was mich unter den Neuern ergetzte; da er denn mit mehr Ruhe als Madame Böhme, was aber noch schlimmer war, mit mehr Gründlichkeit über solche Dinge sprach und mir, anfangs zum größten Verdruß, nachher aber doch zum Erstaunen und zuletzt zur Erbauung die Augen öffnete.

Hiezu kamen noch die Jeremiaden, mit denen uns Gellert in seinem Praktikum von der Poesie abzumahnen pflegte. Er wünschte nur prosaische Aufsätze und beurtheilte auch diese immer zuerst. Die Verse behandelte er nur als eine traurige Zugabe, und was das Schlimmste war, selbst meine Prose fand wenig Gnade vor seinen Augen; denn ich pflegte nach meiner alten Weise immer einen kleinen Roman zum Grunde zu legen, den ich in Briefen ausführen liebte. Die Gegenstände waren leidenschaftlich, der Stil ging über die gewöhnliche Prose hinaus, und der Inhalt mochte freilich nicht sehr für eine tiefe Menschenkenntniß des Verfassers zeugen; und so war ich denn von unserem Lehrer sehr wenig begünstigt, ob er gleich meine Arbeiten so gut als die der Andern genau durchsah, mit rother Tinte korrigirte und hie und da eine sittliche Anmerkung hinzufügte. Mehrere Blätter dieser Art, welche ich lange Zeit mit Vergnügen bewahrte, sind leider endlich auch im Lauf der Jahre aus meinen Papieren verschwunden.

Wenn ältere Personen recht pädagogisch verfahren wollten, so sollten sie einem jungen Manne etwas, was ihm Freude macht, es sei von welcher Art es wolle, weder verbieten noch verleiden, wenn sie nicht zu gleicher Zeit ihm etwas Anderes dafür einzuflößen hätten oder unterzuschieben wüßten. Jedermann protestirte gegen meine Liebhabereien und Neigungen, und das, was man mir dagegen anwies, lag theils so weit von mir ab,

daß ich ſeine Vorzüge nicht erkennen konnte, oder es ſtand mir ſo nah, daß ich es eben nicht für beſſer hielt als das Geſcholtene. Ich kam darüber durchaus in Verwirrung und hatte mir aus einer Vorleſung Ernesti's über Cicero's Orator das Beſte verſprochen; ich lernte wol auch etwas in dieſem Kollegium, jedoch über das, woran mir eigentlich gelegen war, wurde ich nicht aufgeklärt. Ich forderte einen Maßſtab des Urtheils und glaubte gewahr zu werden, daß ihn gar Niemand beſitze; denn Keiner war mit dem Andern einig, ſelbſt wenn ſie Beiſpiele vortrachten; und wo ſollten wir ein Urtheil vernehmen, wenn man einem Manne wie Wieland ſo manches Tadelhafte in ſeinen liebenswürdigen, uns Jüngere völlig einnehmenden Schriften aufzuzählen wußte!

In ſolcher vielfachen Zerſtreuung, ja Zerſtückelung meines Weſens und meiner Studien naſ ſich's, daß ich bei Hofrath Ludwig den Mittagstiſch hatte. Er war Medikus, Botaniker, und die Geſellſchaft beſtand außer Merus in lauter angehenden oder der Vollendung näheren Aerzten. Ich hörte nun in dieſen Stunden gar kein ander Geſpräch als von Medizin oder Naturhiſtorie, und meine Einbildungskraft wurde in ein ganz ander Feld hinübergezogen. Die Namen Haller, Linné, Buffon hörte ich mit großer Verehrung nennen, und wenn auch manchmal wegen Irrthümer, in die ſie gefallen ſein ſollten, ein Streit entſtand, ſo kam doch zuletzt dem anerkannten Uebermaß ihrer Verdienſte zu Ehren Alles wieder ins Gleiche. Die Gegenſtände waren unterhaltend und bedeutend und ſpannten meine Aufmerkſamkeit. Viele Benennungen und eine weitläuftige Terminologie wurden mir nach und nach bekannt, die ich um ſo lieber auffaßte, weil ich mich fürchtete, einen Reim niederzuſchreiben, wenn er ſich mir auch noch ſo freiwillig darbot, oder ein Gedicht zu leſen, indem mir bange war, es möchte mir gegenwärtig gefallen, und ich müſſe es denn doch wie ſo manches Andere vielleicht nächſtens für ſchlecht erklären.

Dieſe Geſchmacks- und Urtheilsungewißheit beunruhigte mich täglich mehr, ſo daß ich zuletzt in Verzweiflung gerieth. Ich hatte von meinen Jugendarbeiten, was ich für das Beſte hielt, mitgenommen, theils weil ich mir denn doch einige Ehre dadurch zu verſchaffen hoffte, theils um meine Fortſchritte deſto ſicherer prüfen zu können; aber ich befand mich in dem ſchlimmen Falle in den man geſetzt iſt, wenn eine vollkommene Sinnesänderung verlangt wird, eine Entſagung alles deſſen, was man

bisher geliebt und für gut befunden hat. Nach einiger Zeit und nach manchem Kampfe warf ich jedoch eine so große Verachtung auf meine begonnenen und geendigten Arbeiten, daß ich eines Tags Poesie und Prose, Pläne, Skizzen und Entwürfe sämmtlich zugleich auf dem Küchenherd verbrannte und durch den das ganze Haus erfüllenden Rauchqualm unsre gute alte Wirthin in nicht geringe Furcht und Angst versetzte.

Siebentes Buch.

Ueber den Zustand der deutschen Literatur jener Zeit ist so Vieles und Ausreichendes geschrieben worden, daß wol Jedermann, der einigen Antheil hieran nimmt, vollkommen unterrichtet sein kann, wie denn auch das Urtheil darüber wol ziemlich übereinstimmen dürfte; und was ich gegenwärtig stückund sprungweise davon zu sagen gedenke, ist nicht sowol, wie sie an und für sich beschaffen sein mochte, als vielmehr, wie sie sich zu mir verhielt. Ich will deshalb zuerst von solchen Dingen sprechen, durch welche das Publikum besonders aufgeregt wird, von den beiden Erbfeinden alles behaglichen Lebens und aller heiteren, selbstgenügsamen, lebendigen Dichtkunst: von der Satire und der Kritik.

In ruhigen Zeiten will Jeder nach seiner Weise leben, der Bürger sein Gewerb, sein Geschäft treiben und sich nachher vergnügen: so mag auch der Schriftsteller gern etwas verfassen, seine Arbeiten bekannt machen und wo nicht Lohn, doch Lob dafür hoffen, weil er glaubt, etwas Gutes und Nützliches gethan zu haben. In dieser Ruhe wird der Bürger durch den Satiriker, der Autor durch den Kritiker gestört und so die friedliche Gesellschaft in eine unangenehme Bewegung gesetzt.

Die literarische Epoche, in der ich geboren bin, entwickelte sich aus der vorhergehenden durch Widerspruch. Deutschland, so lange von auswärtigen Völkern überschwemmt, von andern Nationen durchdrungen, in gelehrten und diplomatischen Verhandlungen an fremde Sprachen gewiesen, konnte seine eigne unmöglich ausbilden. Es drangen sich ihr zu so manchen neuen Begriffen auch unzählige fremde Worte nöthiger und unnöthiger Weise mit auf, und auch für schon bekannte Gegenstände ward man veranlaßt, sich ausländischer Ausdrücke und

Wendungen zu bedienen. Der Deutsche, seit beinahe zwei Jahrhunderten in einem unglücklichen tumultuarischen Zustande verwildert, begab sich bei den Franzosen in die Schule, um lebensartig zu werden, und bei den Römern, um sich würdig auszudrücken. Dies sollte aber auch in der Muttersprache geschehen, da denn die unmittelbare Anwendung jener Idiome und deren Halbverdeutschung sowol den Welt- als Geschäftsstil lächerlich machte. Ueberdies faßte man die Gleichnißreden der südlichen Sprachen unmäßig auf und bediente sich derselben höchst übertrieben. Ebenso zog man den vornehmen Anstand der fürstengleichen Römischen Bürger auf deutsche kleinstädtische Gelehrtenverhältnisse herüber und war eben nirgends, am Wenigsten bei sich zu Hause.

Wie aber schon in dieser Epoche genialische Werke entsprangen, so regte sich auch hier der deutsche Frei- und Frohsinn. Dieser, begleitet von einem aufrichtigen Ernste, drang darauf, daß rein und natürlich, ohne Einmischung fremder Worte und wie es der gemeine, verständliche Sinn gab, geschrieben würde. Durch diese löblichen Bemühungen ward jedoch der vaterländischen breiten Plattheit Thür und Thor geöffnet, ja der Damm durchstochen, durch welchen das große Gewässer zunächst eindringen sollte. Indessen hielt ein steifer Pedantismus in allen vier Fakultäten lange Stand, bis er sich endlich viel später aus einer in die andere flüchtete.

Gute derbe, freiauflebende Naturkinder hatten daher zwei Gegenstände, an denen sie sich übten, gegen die sie wirkten und, da die Sache von keiner großen Bedeutung war, ihren Muthwillen auslassen konnten: diese waren eine durch fremde Worte, Wortbildungen und Wendungen verunzierte Sprache und sodann die Werthlosigkeit solcher Schriften, die sich von jenem Fehler frei zu erhalten besorgt waren, wobei Niemandem einfiel, daß, indem man ein Uebel bekämpfte, das andere zu Hilfe gerufen ward.

Liscov, ein junger kühner Mensch, wagte zuerst, einen seichten, albernen Schriftsteller persönlich anzufallen, dessen ungeschicktes Benehmen ihm bald Gelegenheit gab, heftiger zu verfahren. Er griff sodann weiter um sich und richtete seinen Spott immer gegen bestimmte Personen und Gegenstände, die er verachtete und verächtlich zu machen suchte, ja mit leidenschaftlichem Haß verfolgte. Allein seine Laufbahn war kurz; er starb gar bald, verschollen als ein unruhiger, unregelmäßiger

Jüngling. In dem, was er gethan, ob er gleich wenig geleistet, mochte seinen Landsleuten das Talent, der Charakter schätzenswerth vorkommen, wie denn die Deutschen immer gegen frühabgeschiedene, Gutes versprechende Talente eine besondere Frömmigkeit bewiesen haben; genug, uns ward Liscow sehr früh als ein vorzüglicher Satiriker, der sogar den Rang vor dem allgemein beliebten Rabener verlangen konnte, gepriesen und anempfohlen. Hierbei haben wir uns freilich nicht gefordert; denn wir konnten in seinen Schriften weiter nichts erkennen, als daß er das Alberne albern gefunden habe, welches uns eine ganz natürliche Sache schien.

Rabener, wohl erzogen, unter gutem Schulunterricht aufgewachsen, von heiterer und keineswegs leidenschaftlicher oder gehässiger Natur, ergriff die allgemeine Satire. Sein Tadel der sogenannten Laster und Thorheiten entspringt aus reinen Ansichten des ruhigen Menschenverstandes und aus einem bestimmten sittlichen Begriff, wie die Welt sein sollte. Die Rüge der Fehler und Mängel ist harmlos und heiter; und damit selbst die geringe Kühnheit seiner Schriften entschuldigt werde, so wird vorausgesetzt, daß die Besserung der Thoren durchs Lächerliche kein fruchtloses Unternehmen sei.

Rabener's Persönlichkeit wird nicht leicht wieder erscheinen. Als tüchtiger, genauer Geschäftsmann thut er seine Pflicht und erwirbt sich dadurch die gute Meinung seiner Mitbürger und das Vertrauen seiner Oberen; nebenher überläßt er sich zur Erholung einer heiteren Nichtachtung alles dessen, was ihn zunächst umgiebt. Pedantische Gelehrte, eitle Jünglinge, jede Art von Beschränktheit und Dünkel bescherzt er mehr, als daß er sie bespottete, und selbst sein Spott drückt keine Verachtung aus. Ebenso spaßt er über seinen eignen Zustand, über sein Unglück, sein Leben und seinen Tod.

Die Art, wie dieser Schriftsteller seine Gegenstände behandelt, hat wenig Aesthetisches. In den äußeren Formen ist er zwar mannichfaltig genug, aber durchaus bedient er sich der direkten Ironie zu viel, daß er nämlich das Tadelnswürdige lobt und das Lobenswürdige tadelt, welches rednerische Mittel nur höchst selten angewendet werden sollte; denn auf die Dauer fällt es einsichtigen Menschen verdrießlich, die schwachen macht es irre und behagt freilich der großen Mittelklasse, welche ohne besonderen Geistesaufwand sich klüger dünken kann als Andere. Was er aber und wie er es auch vorbringt, zeugt von seiner

Rechtlichkeit, Heiterkeit und Gleichmüthigkeit, wodurch wir uns immer eingenommen fühlen; der unbegrenzte Beifall seiner Zeit war eine Folge solcher sittlichen Vorzüge.

Daß man zu seinen allgemeinen Schilderungen Musterbilder suchte und fand, war natürlich; daß Einzelne sich über ihn beschwerten, folgte daraus; seine allzu langen Vertheidigungen, daß seine Satire keine persönliche sei, zeugen von dem Verdruß, den man ihm erregt hat. Einige seiner Briefe setzen ihm als Menschen und Schriftsteller den Kranz auf. Das vertrauliche Schreiben, worin er die Dresdner Belagerung schildert, wie er sein Haus, seine Habseligkeiten, seine Schriften und Perücken verliert, ohne auch im Mindesten seinen Gleichmuth erschüttert, seine Heiterkeit getrübt zu sehen, ist höchst schätzenswerth, ob ihm gleich seine Zeit- und Stadtgenossen diese glückliche Gemüthsart nicht verzeihen konnten. Der Brief, wo er von der Abnahme seiner Kräfte, von seinem nahen Tode spricht, ist äußerst respektabel, und Rabener verdient, von allen heiteren, verständigen, in die irdischen Ereignisse froh ergebenen Menschen als Heiliger verehrt zu werden.

Ungern reiße ich mich von ihm los, nur das bemerke ich noch: seine Satire bezieht sich durchaus auf den Mittelstand; er läßt hie und da vermerken, daß er die höheren auch wohl kenne, es aber nicht für räthlich halte, sie zu berühren. Man kann sagen, daß er keinen Nachfolger gehabt, daß sich Niemand gefunden, der sich ihm gleich oder ähnlich hätte halten dürfen.

Nun zur Kritik, und zwar vorerst zu den theoretischen Versuchen! Wir dolen nicht zu weit aus, wenn wir sagen, daß damals das Ideelle sich aus der Welt in die Religion geflüchtet hatte, ja sogar in der Sittenlehre kaum zum Vorschein kam; von einem höchsten Prinzip der Kunst hatte Niemand eine Ahnung. Man gab uns Gottsched's „Critische Dichtkunst" in die Hände; sie war brauchbar und belehrend genug; denn sie überlieferte von allen Dichtungsarten eine historische Kenntniß, sowie vom Rhythmus und den verschiedenen Bewegungen desselben; das poetische Genie ward vorausgesetzt! Uebrigens aber sollte der Dichter Kenntnisse haben, ja gelehrt sein, er sollte Geschmack besitzen, und was dergleichen mehr war. Man wies uns zuletzt auf Horazens Dichtkunst; wir staunten einzelne Goldsprüche dieses unschätzbaren Werks mit Ehrfurcht an, wußten aber nicht

im Geringſten, was wir mit dem Ganzen machen, noch wie wir es nutzen ſollten.

Die Schweizer traten auf als Gottſched's Antagoniſten, ſie mußten doch alſo etwas Anderes thun, etwas Beſſeres leiſten wollen; ſo hörten wir denn auch, daß ſie wirklich vorzüglicher ſeien. Breitinger's „Critiſche Dichtkunſt" ward vorgenommen. Hier gelangten wir nun in ein weiteres Feld, eigentlich aber nur in einen größeren Irrgarten, der deſto ermüdender war, als ein tüchtiger Mann, dem wir vertrauten, uns darin herumtrieb. Eine kurze Ueberſicht rechtfertige dieſe Worte.

Für die Dichtkunſt an und für ſich hatte man keinen Grundſatz finden können; ſie war zu geiſtig und flüchtig. Die Malerei, eine Kunſt, die man mit den Augen feſthalten, der man mit den äußeren Sinnen Schritt vor Schritt nachgehen konnte, ſchien zu ſolchem Ende günſtiger; Engländer und Franzoſen hatten ſchon über bildende Kunſt theoretiſirt, und man glaubte nun durch ein Gleichniß von daher die Poeſie zu begründen. Jene ſtellte Bilder vor die Augen, dieſe vor die Phantaſie; die poetiſchen Bilder alſo waren das Erſte, was in Betrachtung gezogen wurde. Man fing von den Gleichniſſen an, Beſchreibungen folgten, und was nur immer den äußeren Sinnen darſtellbar geweſen wäre, kam zur Sprache.

Bilder alſo! Wo ſollte man nun aber dieſe Bilder anders hernehmen als aus der Natur? Der Maler ahmte die Natur offenbar nach; warum der Dichter nicht auch? Aber die Natur, wie ſie vor uns liegt, kann doch nicht nachgeahmt werden: ſie enthält ſo vieles Unbedeutende, Unwürdige, man muß alſo wählen; was beſtimmt aber die Wahl? Man muß das Bedeutende aufſuchen; was iſt aber bedeutend?

Hierauf zu antworten, mögen ſich die Schweizer lange bedacht haben; denn ſie kommen auf einen zwar wunderlichen, doch artigen, ja luſtigen Einfall, indem ſie ſagen, am Bedeutendſten ſei immer das Neue; und nachdem ſie dies eine Weile überlegt haben, ſo finden ſie, das Wunderbare ſei immer neuer als alles Andere.

Nun hatten ſie die poetiſchen Erforderniſſe ziemlich beiſammen; allein es kam noch zu bedenken, daß ein Wunderbares auch leer ſein könne und ohne Bezug auf den Menſchen. Ein ſolcher nothwendig geforderter Bezug müſſe aber moraliſch ſein, woraus denn offenbar die Beſſerung des Menſchen folge, und ſo habe ein Gedicht das letzte Ziel erreicht, wenn es außer

allem anderen Geleisteten noch nützlich werde. Nach diesen sämmtlichen Erfordernissen wollte man nun die verschiedenen Dichtungsarten prüfen, und diejenige, welche die Natur nachahmte, sodann wunderbar und zugleich auch von sittlichem Zweck und Nutzen sei, sollte für die erste und oberste gelten. Und nach vieler Ueberlegung ward endlich dieser große Vorrang mit höchster Ueberzeugung der Aesopischen Fabel zugeschrieben.

So wunderlich uns jetzt eine solche Ableitung vorkommen mag, so hatte sie doch auf die besten Köpfe den entschiedensten Einfluß. Daß Gellert und nachher Lichtwer sich diesem Fache widmeten, daß selbst Lessing dahin zu arbeiten versuchte, daß so viele Andere ihr Talent dahin wendeten, spricht für das Zutrauen, welches sich diese Gattung erworben hatte. Theorie und Praxis wirken immer auf einander; aus den Werken kann man sehen, wie es die Menschen meinen, und aus den Meinungen voraussagen, was sie thun werden.

Doch wir dürfen unsere Schweizertheorie nicht verlassen, ohne daß ihr von uns auch Gerechtigkeit widerfahre. Bodmer, soviel er sich auch bemüht, ist theoretisch und praktisch zeitlebens ein Kind geblieben. Breitinger war ein tüchtiger, gelehrter, einsichtsvoller Mann, dem, als er sich recht umsah, die sämmtlichen Erfordernisse einer Dichtung nicht entgingen; ja, es läßt sich nachweisen, daß er die Mängel seiner Methode dunkel fühlen mochte. Merkwürdig ist z. B. seine Frage, ob ein gewisses beschreibendes Gedicht von König auf das Lustlager August's des Zweiten wirklich ein Gedicht sei, sowie die Beantwortung derselben guten Sinn zeigt. Zu seiner völligen Rechtfertigung aber mag dienen, daß er, von einem falschen Punkte ausgehend, nach beinahe schon durchlaufenem Kreise doch noch auf die Hauptsache stößt und die Darstellung der Sitten, Charaktere, Leidenschaften, kurz, des inneren Menschen, auf den die Dichtkunst doch wol vorzüglich angewiesen ist, am Ende seines Buchs gleichsam als Zugabe anzurathen sich genöthigt findet.

In welche Verwirrung junge Geister durch solche ausgerenkte Maximen, halb verstandene Gesetze und zersplitterte Lehren sich versetzt fühlten, läßt sich wohl denken. Man hielt sich an Beispiele und war auch da nicht gebessert; die ausländischen standen zu weit ab, so sehr wie die alten, und aus den besten inländischen blickte jedesmal eine entschiedene Individualität hervor, deren Tugenden man sich nicht anmaßen

konnte, und in deren Fehler zu fallen, man fürchten mußte. Für Den, der etwas Produktives in ſich fühlte, war es ein verzweiflungsvoller Zuſtand.

Betrachtet man genau, was der deutſchen Poeſie fehlte, ſo war es ein Gehalt, und zwar ein nationeller; an Talenten war niemals Mangel. Hier gedenken wir nur Günther's, der ein Poet im vollen Sinne des Worts genannt werden darf. Ein entſchiedenes Talent, begabt mit Sinnlichkeit, Einbildungskraft, Gedächtniß, Gabe des Faſſens und Vergegenwärtigens, fruchtbar im höchſten Grade, rhythmiſch bewegt, geiſtreich, witzig und dabei vielfach unterrichtet: genug, er beſaß Alles, was dazu gehört, im Leben ein zweites Leben durch Poeſie hervorzubringen, und zwar in dem gemeinen wirklichen Leben. Wir bewundern ſeine große Leichtigkeit, in Gelegenheitsgedichten alle Zuſtände durchs Gefühl zu erhöhen und mit paſſenden Geſinnungen, Bildern, hiſtoriſchen und fabelhaften Ueberlieferungen zu ſchmücken. Das Rohe und Wilde daran gehört ſeiner Zeit, ſeiner Lebensweiſe und beſonders ſeinem Charakter oder, wenn man will, ſeiner Charakterloſigkeit. Er wußte ſich nicht zu zähmen, und ſo zerrann ihm ſein Leben wie ſein Dichten.

Durch ein unfertiges Betragen hatte ſich Günther das Glück verſcherzt, an dem Hofe Auguſt's des Zweiten angeſtellt zu werden, wo man zu allem übrigen Prunk ſich auch nach einem Hofpoeten umſah, der den Feſtlichkeiten Schwung und Zierde geben und eine vorübergehende Pracht verewigen könnte. Von König war geſitteter und glücklicher, er bekleidete dieſe Stelle mit Würde und Beifall.

In allen ſouveränen Staaten kommt der Gehalt für die Dichtkunſt von oben herunter, und vielleicht war das Luſtlager bei Mühlberg der erſte würdige, wo nicht nationelle, doch provinzielle Gegenſtand, der vor einem Dichter auftrat. Zwei Könige, die ſich in Gegenwart eines großen Heers begrüßen, ihr ſämmtlicher Hof- und Kriegsſtaat um ſie her, wohlgehaltene Truppen, ein Scheinkrieg, Feſte aller Art: Beſchäftigung genug für den äußeren Sinn und überfließender Stoff für ſchildernde und beſchreibende Poeſie.

Freilich hatte dieſer Gegenſtand einen inneren Mangel, eben daß es nur Prunk und Schein war, aus dem keine That hervortreten konnte. Niemand außer den Erſten machte ſich bemerkbar, und wenn es ja geſchehen wäre, durfte der Dichter den Einen nicht hervorheben, um Andere nicht zu verletzen. Er

mußte den Hof- und Staatskalender zu Rathe ziehen, und die Zeichnung der Personen lief daher ziemlich trocken ab; ja, schon die Zeitgenossen machten ihm den Vorwurf, er habe die Pferde besser geschildert als die Menschen. Sollte dies aber nicht gerade zu seinem Lobe gereichen, daß er seine Kunst gleich da bewies, wo sich ein Gegenstand für dieselbe darbot? Auch scheint die Hauptschwierigkeit sich ihm bald offenbart zu haben; denn das Gedicht hat sich nicht über den ersten Gesang hinaus erstreckt.

Unter solchen Studien und Betrachtungen überraschte mich ein unvermuthetes Ereigniß und vereitelte das löbliche Vorhaben, unsere neuere Literatur von vorne herein kennen zu lernen. Mein Landsmann Johann Georg Schlosser hatte, nachdem er seine akademischen Jahre mit Fleiß und Anstrengung zugebracht, sich zwar in Frankfurt am Main auf den gewöhnlichen Weg der Advokatur begeben; allein sein strebender und das Allgemeine suchender Geist konnte sich aus mancherlei Ursachen in diese Verhältnisse nicht finden. Er nahm eine Stelle als Geheimsekretär bei dem Herzog Friedrich Eugen von Württemberg, der sich in Treptow aufhielt, ohne Bedenken an; denn der Fürst war unter denjenigen Großen genannt, die auf eine edle und selbstständige Weise sich, die Ihrigen und das Ganze aufzuklären, zu bessern und zu höheren Zwecken zu vereinigen gedachten. Dieser Fürst Friedrich ist es, welcher, um sich wegen der Kinderzucht Raths zu erholen, an Rousseau geschrieben hatte, dessen bekannte Antwort mit der bedenklichen Phrase anfängt: „Si j'avais le malheur d'être né prince." —

Den Geschäften des Fürsten nicht allein, sondern auch der Erziehung seiner Kinder sollte nun Schlosser wo nicht vorstehen, doch mit Rath und That willig zu Handen sein. Dieser junge, edle, den besten Willen hegende Mann, der sich einer vollkommenen Reinigkeit der Sitten befliß, hätte durch eine gewisse trockne Strenge die Menschen leicht von sich entfernt, wenn nicht eine schöne und seltene literarische Bildung, seine Sprachkenntnisse, seine Fertigkeit, sich schriftlich sowol in Versen als in Prosa auszudrücken, Jedermann angezogen und das Leben mit ihm erleichtert hätte. Daß dieser durch Leipzig kommen würde, war mir angekündigt, und ich erwartete ihn mit Sehnsucht. Er kam und trat in einem kleinen Gast- oder Weinhause ab, das im Brühl lag und dessen Wirth Schonkopf hieß. Dieser hatte eine Frankfurterin zur Frau, und ob er gleich die übrige

Zeit des Jahres wenig Perſonen bewirthete und in das kleine Haus keine Gäſte aufnehmen konnte, ſo war er doch Meſſenzeits von vielen Frankfurtern beſucht, welche dort zu ſpeiſen und im Nothfall auch wol Quartier zu nehmen pflegten. Dorthin eilte ich, um Schloſſern aufzuſuchen, als er mir ſeine Ankunft melden ließ. Ich erinnerte mich kaum, ihn früher geſehen zu haben, und fand einen jungen, wohlgebauten Mann mit einem runden zuſammengefaßten Geſicht, ohne daß die Züge deshalb ſtumpf geweſen wären. Die Form ſeiner gerundeten Stirn zwiſchen ſchwarzen Augenbrauen und Locken deutete auf Ernſt, Strenge und vielleicht Eigenſinn. Er war gewiſſermaßen das Gegentheil von mir, und eben dies begründete wol unſere dauerhafte Freundſchaft. Ich hatte die größte Achtung für ſeine Talente, um ſo mehr, als ich gar wohl bemerkte, daß er mir in der Sicherheit deſſen, was er that und leiſtete, durchaus überlegen war. Die Achtung und das Zutrauen, das ich ihm bewies, beſtätigten ſeine Neigung und vermehrten die Nachſicht, die er mit meinem lebhaften, fabrigen und immer regſamen Weſen, im Gegenſatz mit dem ſeinigen, haben mußte. Er ſtudirte die Engländer fleißig, Pope war, wo nicht ſein Muſter, doch ſein Augenmerk, und er hatte im Widerſtreit mit dem „Verſuch über den Menſchen" jenes Schriftſtellers ein Gedicht in gleicher Form und Silbenmaß geſchrieben, welches der chriſtlichen Religion über jenen Deismus den Triumph verſchaffen ſollte. Aus dem großen Vorrath von Papieren, die er bei ſich führte, ließ er mir ſodann poetiſche und proſaiſche Aufſätze in allen Sprachen ſehen, die, indem ſie mich zur Nachahmung aufriefen, mich abermals unendlich beunruhigten. Doch wußte ich mir durch Thätigkeit ſogleich zu helfen. Ich ſchrieb an ihn gerichtete deutſche, franzöſiſche, engliſche, italieniſche Gedichte, wozu ich den Stoff aus unſeren Unterhaltungen nahm, welche durchaus bedeutend und unterrichtend waren.

Schloſſer wollte nicht Leipzig verlaſſen, ohne die Männer, welche Namen hatten, von Angeſicht zu Angeſicht geſehen zu haben. Ich führte ihn gern zu den mir bekannten; die von mir noch nicht beſuchten lernte ich auf dieſe Weiſe ehrenvoll kennen, weil er als ein unterrichteter, ſchon charakteriſirter Mann mit Auszeichnung empfangen wurde und den Aufwand des Geſprächs recht gut zu beſtreiten wußte. Unſern Beſuch bei Gottſched darf ich nicht übergehen, indem die Sinnes- und Sittenweiſe dieſes Mannes daraus hervortritt. Er wohnte ſehr

anständig in dem ersten Stock des goldenen Bären, wo ihm der ältere Breitkopf wegen des großen Vortheils, den die Gottschedischen Schriften, Uebersetzungen und sonstigen Assistenzen der Handlung gebracht, eine lebenslängliche Wohnung zugesagt hatte.

Wir ließen uns melden. Der Bediente führte uns in ein großes Zimmer, indem er sagte, der Herr werde gleich kommen. Ob wir nun eine Geberde, die er machte, nicht recht verstanden, wüßte ich nicht zu sagen; genug, wir glaubten, er habe uns in das anstoßende Zimmer gewiesen. Wir traten hinein zu einer sonderbaren Scene; denn in dem Augenblick trat Gottsched, der große, breite, riesenhafte Mann, in einem gründamastnen, mit rothem Taffet gefütterten Schlafrock zur entgegengesetzten Thüre herein; aber sein ungeheures Haupt war kahl und ohne Bedeckung. Dafür sollte jedoch sogleich gesorgt sein; denn der Bediente sprang mit einer großen Allongeperücke auf der Hand (die Locken fielen bis an den Ellenbogen) zu einer Seitenthüre herein und reichte den Hauptschmuck seinem Herrn mit erschrockner Geberde. Gottsched, ohne den mindesten Verdruß zu äußern, hob mit der linken Hand die Perücke von dem Arme des Dieners, und indem er sie sehr geschickt auf den Kopf schwang, gab er mit seiner rechten Tatze dem armen Menschen eine Ohrfeige, so daß dieser, wie es im Lustspiel zu geschehen pflegt, sich zur Thüre hinaus wirbelte, worauf der ansehnliche Alteator uns ganz gravitätisch zu sitzen nöthigte und einen ziemlich langen Diskurs mit gutem Anstand durchführte.

So lange Schlosser in Leipzig blieb, speiste ich täglich mit ihm und lernte eine sehr angenehme Tischgesellschaft kennen. Einige Livländer und der Sohn des Oberhofpredigers Hermann in Dresden, nach erlangter Baccalaureus zu Leipzig, und ihre Hofmeister, Hofrath Pfeil, Verfasser des „Grafen von P.", eines Pendants zu Gellert's „Schwedischer Gräfin", Zacharia, ein Bruder des Dichters, und Krebel, Redacteur geographischer und genealogischer Handbücher, waren gesittete, heitre und freundliche Menschen. Zacharia der Stillste, Pfeil ein feiner, beinahe etwas Diplomatisches an sich habender Mann, doch ohne Ziererei und mit großer Gutmüthigkeit, Krebel ein wahrer Falstaff, groß, wohlbeleibt, blond, verliebend, heitere, himmelhelle Augen, immer froh und guter Dinge. Diese Personen begegneten mir sämmtlich theils wegen Schlosser's, theils auch wegen meiner eigenen offenen Gutmüthigkeit und Zutraulichkeit auf das Allerartigste, und es brauchte kein großes Zureden,

künftig mit ihnen den Tiſch zu theilen. Ich blieb wirklich nach Schloſſer's Abreiſe bei ihnen, gab den Ludwigiſchen Tiſch auf und befand mich in dieſer geſchloſſenen Geſellſchaft um ſo wohler, als mir die Tochter vom Hauſe, ein gar hübſches, nettes Mädchen, ſehr wohl gefiel und mir Gelegenheit ward, freundliche Blicke zu wechſeln, ein Behagen, das ich ſeit dem Unfall mit Gretchen weder geſucht noch zufällig gefunden hatte. Die Stunden des Mittageſſens brachte ich mit meinen Freunden heiter und nützlich zu. Krebel hatte mich wirklich lieb und wußte mich mit Maßen zu necken und anzuregen; Weil hingegen bewies mir eine ernſte Neigung, indem er mein Urtheil über Manches zu leiten und zu beſtimmen ſuchte.

Bei dieſem Umgange wurde ich durch Geſpräche, durch Beiſpiele und durch eignes Nachdenken gewahr, daß der erſte Schritt, um aus der wäſſrigen, weitſchweifigen, nullen Epoche ſich herauszuretten, nur durch Beſtimmtheit, Präziſion und Kürze gethan werden konne. Bei dem bisherigen Stil konnte man das Gemeine nicht vom Beſſeren unterſcheiden, weil Alles unter einander ins Flache gezogen wird. Schon hatten Schriftſteller dieſem breiten Unheil zu entgehen geſucht, und es gelang ihnen mehr oder weniger. Haller und Ramler waren von Natur zum Gedrängten geneigt; Leſſing und Wieland ſind durch Reflexion dazu geführt worden. Der Erſte wurde nach und nach ganz epigrammatiſch in ſeinen Gedichten, knapp in der „Minna", lakoniſch in „Emilia Galotti", ſpäter kehrte er erſt zu einer heiteren Naivität zurück, die ihn ſo wohl kleidet im „Nathan". Wieland, der noch im „Agathon", „Don Sylvio", den „Komiſchen Erzählungen" mitunter prolix geweſen war, wird in „Muſarion" und „Idris" auf eine wunderſame Weiſe gefaßt und genau, mit großer Anmuth. Klopſtock, in den erſten Geſängen der Meſſiade, iſt nicht ohne Weitſchweifigkeit; in den Oden und anderen kleinen Gedichten erſcheint er gedrängt, ſo auch in ſeinen Tragödien. Durch ſeinen Wettſtreit mit den Alten, beſonders dem Tacitus, ſieht er ſich immer mehr ins Enge genöthigt, wodurch er zuletzt unverſtändlich und ungenießbar wird. Gerſtenberg, ein ſchönes, aber bizarres Talent, nimmt ſich auch zuſammen, ſein Verdienſt wird geſchätzt, macht aber im Ganzen wenig Freude. Gleim, weitſchweifig, behaglich von Natur, wird kaum einmal konzis in den Kriegsliedern. Ramler iſt eigentlich mehr Kritiker als Poet. Er fängt an, was Deutſche im Lyriſchen geleiſtet, zu ſammeln. Nun findet er, daß ihm

kaum ein Gedicht völlig genugthut; er muß auslassen, redigiren, verändern, damit die Dinge nur einige Gestalt bekommen. Hierdurch macht er sich fast so viel Feinde, als es Dichter und Liebhaber giebt, da sich Jeder eigentlich nur an seinen Mängeln wiedererkennt und das Publikum sich eher für ein fehlerhaftes Individuelle interessirt als für das, was nach einer allgemeinen Geschmacksregel hervorgebracht oder verbessert wird. Die Rhythmik lag damals noch in der Wiege, und Niemand wußte ein Mittel, ihre Kindheit zu verkürzen. Die poetische Prosa nahm überhand. Geßner und Klopstock erregten manche Nachahmer; Andere wieder forderten doch ein Silbenmaß und übersetzten diese Prose in faßliche Rhythmen. Aber auch Diese machten es Niemand zu Dank; denn sie mußten auslassen und zusetzen, und das prosaische Original galt immer für das Bessere. Je mehr aber bei allem diesem das Gedrungene gesucht wird, desto mehr wird Beurtheilung möglich, weil das Bedeutende, enger zusammengebracht, endlich eine sichere Vergleichung zuläßt. Es ergab sich auch zugleich, daß mehrere Arten von wahrhaft poetischen Formen entstanden; denn indem man von einem jeden Gegenstande, den man nachbilden wollte, nur das Nothwendige darzustellen suchte, so mußte man einem jeden Gerechtigkeit widerfahren lassen, und auf diese Weise, ob es gleich Niemand mit Bewußtsein that, vermannichfaltigten sich die Darstellungsweisen, unter welchen es freilich auch fratzenhafte gab und mancher Versuch unglücklich ablief.

Ganz ohne Frage besaß Wieland unter Allen das schönste Naturell. Er hatte sich früh in jenen ideellen Regionen ausgebildet, wo die Jugend so gern verweilt; da ihm aber diese durch das, was man Erfahrung nennt, durch Begegnisse an Welt und Weibern verleidet wurden, so warf er sich auf die Seite des Wirklichen und gefiel sich und Andern im Widerstreit beider Welten, wo sich zwischen Scherz und Ernst im leichten Gefecht sein Talent am Allerschönsten zeigte. Wie manche seiner glänzenden Produktionen fallen in die Zeit meiner akademischen Jahre! „Musarion“ wirkte am Meisten auf mich, und ich kann mich noch des Ortes und der Stelle erinnern, wo ich den ersten Ausbängebogen zu Gesicht bekam, welchen mir Oeser mittheilte. Hier war es, wo ich das Antike lebendig und neu wieder zu sehen glaubte. Alles, was in Wieland's Genie plastisch ist, zeigte sich hier aufs Vollkommenste, und da jener zur unglücklichen Nüchternheit verdammte Phanias-Timon sich

zuletzt wieder mit ſeinem Mädchen und der Welt verſöhnt, ſo mag man die menſchenfeindliche Epoche wol auch mit ihm durchleben. Uebrigens gab man dieſen Werken ſehr gern einen heiteren Widerwillen gegen erhöhte Geſinnungen zu, welche bei leicht verfehlter Anwendung aufs Leben öfters der Schwärmerei verdächtig werden. Man verzieh dem Autor, wenn er das was man für wahr und ehrwürdig hielt, mit Spott verfolgte um ſo eher, als er dadurch zu erkennen gab, daß es ihm ſelbſt immerfort zu ſchaffen mache.

Wie kümmerlich die Kritik ſolchen Arbeiten damals entgegenkam, läßt ſich aus den erſten Bänden der „Allgemeinen deutſchen Bibliothek“ erſehen. Der „komiſchen Erzählungen“ geſchieht ehrenvolle Erwähnung; aber hier iſt keine Spur von Einſicht in den Charakter der Dichtart ſelbſt. Der Rezenſent hatte ſeinen Geſchmack, wie damals alle, an Beiſpielen gebildet. Hier iſt nicht bedacht, daß man vor allen Dingen bei Beurtheilung ſolcher parodiſtiſchen Werke den originalen edlen, ſchönen Gegenſtand vor Augen haben müſſe, um zu ſehen, ob der Parodiſt ihm wirklich eine ſchwache und komiſche Seite abgewonnen, ob er ihm etwas geborgt oder unter dem Schein einer ſolchen Nachahmung vielleicht gar ſelbſt eine treffliche Erfindung geliefert. Von allem dem ahnet man nichts, ſondern die Gedichte werden ſtellenweis gelobt und getadelt. Der Rezenſent hat, wie er ſelbſt geſteht, ſo viel, was ihm gefallen, angeſtrichen, daß er nicht einmal im Druck Alles anführen kann. Kommt man nun gar der höchſt verdienſtlichen Ueberſetzung Shakeſpeare's mit dem Ausruf entgegen: „Von Rechts wegen ſollte man einen Mann wie Shakeſpeare gar nicht überſetzt haben,“ ſo begreift ſich ohne Weiteres, wie unendlich weit die „Allgemeine deutſche Bibliothek“ in Sachen des Geſchmacks zurück war, und daß junge Leute, von wahrem Gefühl belebt, ſich nach anderen Leitſternen umzuſehen hatten.

Den Stoff, der auf dieſe Weiſe mehr oder weniger die Form beſtimmte, ſuchten die Deutſchen überall auf. Sie hatten wenig oder keine Nationalgegenſtände behandelt. Schlegel's „Herrmann“ deutete nur darauf hin. Die idylliſche Tendenz verbreitete ſich unendlich. Das Charakterloſe der Geßner'ſchen, bei großer Anmuth und kindlicher Herzlichkeit, machte Jeden glauben, daß er etwas Aehnliches vermöge. Ebenſo blos aus dem Allgemeinmenſchlichen gegriffen waren jene Gedichte, die ein Fremdnationelles darſtellen ſollten, z. B. die jüdiſchen

Schäfergedichte, überhaupt die patriarchalischen und was sich sonst auf das Alte Testament bezog. Bodmer's „Noachide" war ein vollkommenes Symbol der um den deutschen Parnaß angeschwollenen Wasserfluth, die sich nur langsam verlief. Das Anakreontische Gegängel ließ gleichfalls unzählige mittelmäßige Köpfe im Breiten herumschwanken. Die Präzision des Horaz nöthigte die Deutschen, doch nur langsam, sich ihm gleichzustellen. Komische Heldengedichte, meist nach dem Vorbild von Pope's „Lockenraub", dienten auch nicht, eine bessere Zeit herbeizuführen.

Noch muß ich hier eines Wahnes gedenken, der so ernsthaft wirkte, als er lächerlich sein muß, wenn man ihn näher beleuchtet. Die Deutschen hatten nunmehr genugsam historische Kenntniß von allen Dichtarten, worinne sich die verschiedenen Nationen ausgezeichnet hatten. Von Gottsched war schon dieses Fächerwerk, welches eigentlich den inneren Begriff von Poesie zu Grunde richtet, in seiner „Critischen Dichtkunst" ziemlich vollständig zusammengezimmert und zugleich nachgewiesen, daß auch schon deutsche Dichter mit vortrefflichen Werken alle Rubriken auszufüllen gewußt. Und so ging es denn immer fort. Jedes Jahr wurde die Kollektion ansehnlicher; aber auch jedes Jahr vertrieb eine Arbeit die andere aus dem Lokal, in dem sie bisher geglänzt hatte. Wir besaßen nunmehr, wo nicht Homere, doch Virgile und Miltone, wo nicht einen Pindar, doch einen Horaz; an Theokriten war kein Mangel, und so wiegte man sich mit Vergleichungen nach außen, indem die Masse poetischer Werke immer wuchs, damit auch endlich eine Vergleichung nach innen stattfinden konnte.

Stand es nun mit den Sachen des Geschmacks auf einem sehr schwankenden Fuße, so konnte man jener Epoche auf keine Weise streitig machen, daß innerhalb des protestantischen Theils von Deutschland und der Schweiz sich dasjenige gar lebhaft zu regen anfing, was man Menschenverstand zu nennen pflegt. Die Schulphilosophie, welche jederzeit das Verdienst hat, alles dasjenige, wornach der Mensch nur fragen kann, nach angenommenen Grundsätzen, in einer beliebten Ordnung, unter bestimmten Rubriken vorzutragen, hatte sich durch das oft Dunkle und Unnützscheinende ihres Inhalts, durch unzeitige Anwendung einer an sich respektablen Methode und durch die allzu große Verbreitung über so viele Gegenstände der Menge fremd, ungenießbar und endlich entbehrlich gemacht. Mancher gelangte zur

Ueberzeugung, daß ihm wol die Natur ſo viel guten und geraden Sinn zur Ausſtattung gegönnt habe, als er ungefähr bedürfe, ſich von den Gegenſtänden einen ſo deutlichen Begriff zu machen, daß er mit ihnen fertig werden und zu ſeinem und Anderer Nutzen damit gebahren könne, ohne gerade ſich um das Allgemeinſte mühſam zu bekümmern und zu forſchen, wie doch die entfernteſten Dinge, die uns nicht ſonderlich berührten, wol zuſammenhangen möchten. Man machte den Verſuch, man that die Augen auf, ſah gerade vor ſich hin, war aufmerkſam, fleißig, thätig und glaubte, wenn man in ſeinem Kreis richtig urtheile und handle, ſich auch wol herausnehmen zu dürfen, über Anderes, was entfernter lag, mitzuſprechen.

Nach einer ſolchen Vorſtellung war nun Jeder berechtiget, nicht allein zu philoſophiren, ſondern ſich auch nach und nach für einen Philoſophen zu halten. Die Philoſophie war alſo ein mehr oder weniger geſunder und geübter Menſchenverſtand, der es wagte, ins Allgemeine zu geben und über innere und äußere Erfahrungen abzuſprechen. Ein heller Scharfſinn und eine beſondere Mäßigkeit, indem man durchaus die Mittelſtraße und Billigkeit gegen alle Meinungen für das Rechte hielt, verſchaffte ſolchen Schriften und mündlichen Aeußerungen Anſehen und Zutrauen, und ſo fanden ſich zuletzt Philoſophen in allen Fakultäten, ja in allen Ständen und Hantirungen.

Auf dieſem Wege mußten die Theologen ſich zu der ſogenannten natürlichen Religion hinneigen, und wenn zur Sprache kam, inwiefern das Licht der Natur uns in der Erkenntniß Gottes, der Verbeſſerung und Veredlung unſerer ſelbſt zu fördern hinreichend ſei, ſo wagte man gewöhnlich, ſich zu deſſen Gunſten ohne viel Bedenken zu entſcheiden. Aus jenem Mäßigkeitsprinzip gab man ſodann ſämmtlichen poſitiven Religionen gleiche Rechte, wodurch denn eine mit der andern gleichgiltig und unſicher wurde. Uebrigens ließ man denn doch aber Alles beſtehen, und weil die Bibel ſo voller Gehalt iſt, daß ſie mehr als jedes andere Buch Stoff zum Nachdenken und Gelegenheit zu Betrachtungen über die menſchlichen Dinge darbietet, ſo konnte ſie durchaus nach wie vor bei allen Kanzelreden und ſonſtigen religiöſen Verhandlungen zum Grunde gelegt werden.

Allein dieſem Werke ſtand, ſowie den ſämmtlichen Profanſchriften, noch ein eigenes Schickſal bevor, welches im Laufe der Zeit nicht abzuwenden war. Man hatte nämlich bisher auf Treu und Glauben angenommen, daß dieſes Buch der

Bücher in einem Geiste verfaßt, ja daß es von dem göttlichen Geiste eingehaucht und gleichsam diktirt sei. Doch waren schon längst von Gläubigen und Ungläubigen die Ungleichheiten der verschiedenen Theile desselben bald gerügt, bald vertheidigt worden. Engländer, Franzosen, Deutsche hatten die Bibel mit mehr oder weniger Heftigkeit, Scharfsinn, Frechheit, Muthwillen angegriffen, und ebenso war sie wieder von ernsthaften, wohldenkenden Menschen einer jeden Nation in Schutz genommen worden. Ich für meine Person hatte sie lieb und werth; denn fast ihr allein war ich meine sittliche Bildung schuldig, und die Begebenheiten, die Lehren, die Symbole, die Gleichnisse, Alles hatte sich tief bei mir eingedrückt und war auf eine oder die andere Weise wirksam gewesen. Mir mißfielen daher die ungerechten, spöttlichen und verdrehenden Angriffe; doch war man damals schon so weit, daß man theils als einen Hauptvertheidigungsgrund vieler Stellen sehr willig annahm, Gott habe sich nach der Denkweise und Fassungskraft der Menschen gerichtet, ja die vom Geiste Getriebenen hätten doch deswegen nicht ihren Charakter, ihre Individualität verleugnen können, und Amos als Kuhhirte führe nicht die Sprache Jesaia's, welcher ein Prinz solle gewesen sein.

Aus solchen Gesinnungen und Ueberzeugungen entwickelte sich, besonders bei immer wachsenden Sprachkenntnissen, gar natürlich jene Art des Studiums, daß man die orientalischen Lokalitäten, Nationalitäten, Naturprodukte und Erscheinungen genauer zu studiren und sich auf diese Weise jene alte Zeit zu vergegenwärtigen suchte. Michaelis legte die ganze Gewalt seines Talents und seiner Kenntnisse auf diese Seite. Reisebeschreibungen wurden ein kräftiges Hilfsmittel zu Erklärung der heiligen Schriften, und neuere Reisende, mit vielen Fragen ausgerüstet, sollten durch Beantwortung derselben für die Propheten und Apostel zeugen.

Indessen aber man von allen Seiten bemüht war, die heiligen Schriften zu einem natürlichen Anschauen heranzuführen und die eigentliche Denk- und Vorstellungsweise derselben allgemeiner faßlich zu machen, damit durch diese historisch-kritische Ansicht mancher Einwurf beseitigt, manches Anstößige getilgt und jede schale Spötterei unwirksam gemacht würde, so trat in einigen Männern gerade die entgegengesetzte Sinnesart hervor, indem solche die dunkelsten, geheimnißvollsten Schriften zum Gegenstand ihrer Betrachtungen wählten und solche aus sich

ſelbſt durch Konjekturen, Rechnungen und andere geiſtreiche und ſeltſame Kombinationen zwar nicht aufhellen, aber doch bekräftigen und, inſofern ſie Weisſagungen enthielten, durch den Erfolg begründen und dadurch einen Glauben an das Nächſtzuerwartende rechtfertigen wollten.

Der ehrwürdige Bengel hatte ſeinen Bemühungen um die Offenbarung Johannis dadurch einen entſchiedenen Eingang verſchafft, daß er als ein verſtändiger, rechtſchaffener, gottesfürchtiger, als ein Mann ohne Tadel bekannt war. Tiefe Gemüther ſind genöthigt, in der Vergangenheit ſowie in der Zukunft zu leben. Das gewöhnliche Treiben der Welt kann ihnen von keiner Bedeutung ſein, wenn ſie nicht in dem Verlauf der Zeiten bis zur Gegenwart enthüllte Prophezeiungen und in der nächſten wie in der fernſten Zukunft verhüllte Weisſagungen verehren. Hierdurch entſpringt ein Zuſammenhang, der in der Geſchichte vermißt wird, die uns nur ein zufälliges Hin- und Wiederſchwanken in einem nothwendig geſchloſſenen Kreiſe zu überliefern ſcheint. Doktor Cruſius gehörte zu Denen, welchen der prophetiſche Theil der heiligen Schriften am Meiſten zuſagte, indem er die zwei entgegengeſetzteſten Eigenſchaften des menſchlichen Weſens zugleich in Thätigkeit ſetzt, das Gemüth und den Scharfſinn. Dieſer Lehre hatten ſich viele Jünglinge gewidmet und bildeten ſchon eine anſehnliche Maſſe, die um deſto mehr in die Augen fiel, als Erneſti mit den Seinigen das Dunkel, in welchem Jene ſich gefielen, nicht aufzuhellen, ſondern völlig zu vertreiben drohte. Daraus entſtanden Händel, Haß und Verfolgung und manches Unannehmliche. Ich hielt mich zur klaren Partei und ſuchte mir ihre Grundſätze und Vortheile zuzueignen, ob ich mir gleich zu ahnen erlaubte, daß durch dieſe höchſt löbliche, verſtändige Auslegungsweiſe zuletzt der poetiſche Gehalt jener Schriften mit dem prophetiſchen verloren gehen müſſe.

Näher aber lag Denen, welche ſich mit deutſcher Literatur und ſchönen Wiſſenſchaften abgaben, die Bemühung ſolcher Männer, die, wie Jeruſalem, Zollikofer, Spalding, in Predigten und Abhandlungen durch einen guten und reinen Stil der Religion und der ihr ſo nah verwandten Sittenlehre auch bei Perſonen von einem gewiſſen Sinn und Geſchmack Beifall und Anhänglichkeit zu erwerben ſuchten. Eine gefällige Schreibart fing an durchaus nöthig zu werden, und weil eine ſolche vor allen Dingen faßlich ſein muß, ſo ſtanden von vielen Seiten Schriftſteller auf, welche von ihren Studien, ihrem Metier klar,

deutlich, eindringlich und sowol für die Kenner als für die Menge zu schreiben unternahmen.

Nach dem Vorgange eines Ausländers, Tissot, fingen nunmehr auch die Aerzte mit Eifer an, auf die allgemeine Bildung zu wirken. Sehr großen Einfluß hatten Haller, Unzer, Zimmermann, und was man im Einzelnen gegen sie, besonders gegen den Letzten auch sagen mag, sie waren zu ihrer Zeit sehr wirksam. Und davon sollte in der Geschichte, vorzüglich aber in der Biographie die Rede sein; denn nicht insofern der Mensch etwas zurückläßt, sondern insofern er wirkt und genießt und Andere zu wirken und zu genießen anregt, bleibt er von Bedeutung.

Die Rechtsgelehrten, von Jugend auf gewöhnt an einen abstrusen Stil, welcher sich in allen Expeditionen, von der Kanzellei des unmittelbaren Ritters bis auf den Reichstag zu Regensburg auf die barockste Weise erhielt, konnten sich nicht leicht zu einer gewissen Freiheit erheben, um so weniger, als die Gegenstände, welche sie zu behandeln hatten, mit der äußeren Form und folglich auch mit dem Stil aufs Genaueste zusammenhingen. Doch hatte der jüngere von Moser sich schon als ein freier und eigenthümlicher Schriftsteller bewiesen und Pütter durch die Klarheit seines Vortrags auch Klarheit in seinen Gegenstand und den Stil gebracht, womit er behandelt werden sollte. Alles, was aus seiner Schule hervorging, zeichnet sich dadurch aus. Und nun fanden die Publicisten selbst sich genöthigt, um popular zu sein, auch deutlich und faßlich zu schreiben. Mendelssohn, Garve traten auf und erregten allgemeine Theilnahme und Bewunderung.

Mit der Bildung der deutschen Sprache und des Stils in jedem Fache wuchs auch die Urtheilsfähigkeit, und wir bewundern in jener Zeit Rezensionen von Werken über religiöse und sittliche Gegenstände, sowie über ärztliche, wenn wir dagegen bemerken, daß die Beurtheilungen von Gedichten und was sich sonst auf schöne Literatur beziehen mag, wo nicht erbärmlich, doch wenigstens sehr schwach befunden werden. Dieses gilt sogar von den Literaturbriefen und von der „Allgemeinen deutschen Bibliothek“ wie von der „Bibliothek der schönen Wissenschaften“, wovon man gar leicht bedeutende Beispiele anführen könnte.

Dieses Alles mochte jedoch so bunt durcheinandergehen, als es wollte, so blieb einem Jeden, der etwas aus sich zu produziren gedachte, der nicht seinen Vorgängern die Worte und

Phrasen nur aus dem Munde nehmen wollte, nichts weiter übrig, als sich früh und spät nach einem Stoffe umzusehen, den er zu benutzen gedächte. Auch hier wurden wir sehr in der Irre herumgeführt. Man trug sich mit einem Worte von Kleist, das wir oft genug hören mußten. Er hatte nämlich gegen Diejenigen, welche ihn wegen seiner öftern einsamen Spaziergänge beriefen, scherzhaft, geistreich und wahrhaft geantwortet: er sei dabei nicht müssig, er gehe auf die Bilderjagd. Einem Edelmann und Soldaten ziemte dies Gleichniß wohl, der sich dadurch Männern seines Standes gegenüberstellte, die mit der Flinte im Arm auf die Hasen- und Hühnerjagd, so oft sich nur Gelegenheit zeigte, auszugehen nicht versäumten. Wir finden daher in Kleistens Gedichten von solchen einzelnen, glücklich aufgehaschten, obgleich nicht immer glücklich verarbeiteten Bildern gar Manches, was uns freundlich an die Natur erinnert. Nun aber ermahnte man uns auch ganz ernstlich, auf die Bilderjagd auszugehen, die uns denn doch zuletzt nicht ganz ohne Frucht ließ, obgleich Apel's Garten, die Kuchengärten, das Rosenthal, Goblis, Raschwitz und Kennewitz das wunderlichste Revier sein mochte, um poetisches Wildpret darin aufzusuchen. Und doch ward ich aus jenem Anlaß öfters bewogen, meinen Spaziergang einsam anzustellen, und weil weder von schönen noch erhabenen Gegenständen dem Beschauer viel entgegentrat und in dem wirklich herrlichen Rosenthale zur besten Jahrszeit die Mücken keinen zarten Gedanken aufkommen ließen, so ward ich bei unermüdet fortgesetzter Bemühung auf das Kleinleben der Natur (ich möchte dieses Wort nach der Analogie von Stilleben gebrauchen) höchst aufmerksam, und weil die zierlichen Begebenheiten, die man in diesem Kreise gewahr wird, an und für sich wenig vorstellen, so gewöhnte ich mich, in ihnen eine Bedeutung zu sehen, die sich bald gegen die symbolische, bald gegen die allegorische Seite hinneigte, je nachdem Anschauung, Gefühl oder Reflexion das Uebergewicht behielt. Ein Ereigniß statt vieler gedenke ich zu erzählen.

Ich war nach Menschenweise in meinen Namen verliebt und schrieb ihn, wie junge und ungebildete Leute zu thun pflegen, überall an. Einst hatte ich ihn auch sehr schön und genau in die glatte Rinde eines Lindenbaums von mäßigem Alter geschnitten. Den Herbst darauf, als meine Neigung zu Annetten in ihrer besten Blüthe war, gab ich mir die Mühe, den übrigen oben darüber zu schneiden. Indessen hatte ich gegen Ende des

Winters, als ein launischer Liebender, manche Gelegenheit vom Zaune gebrochen, um sie zu quälen und ihr Verdruß zu machen; Frühjahrs besuchte ich zufällig die Stelle, und der Saft, der mächtig in die Bäume trat, war durch die Einschnitte, die ihren Namen bezeichneten und die noch nicht verharscht waren, hervorgequollen und benetzte mit unschuldigen Pflanzenthränen die schon hart gewordenen Züge des meinigen. Sie also hier über mich weinen zu sehen, der ich oft ihre Thränen durch meine Unarten hervorgerufen hatte, setzte mich in Bestürzung. In Erinnerung meines Unrechts und ihrer Liebe kamen mir selbst die Thränen in die Augen, ich eilte, ihr Alles doppelt und dreifach abzubitten, verwandelte dies Ereigniß in eine Idylle, die ich niemals ohne Neigung lesen und ohne Rührung Anderen vortragen konnte.

Indem ich nun als ein Schäfer an der Pleiße mich in solche zarte Gegenstände kindlich genug vertiefte und immer nur solche wählte, die ich geschwind in meinen Busen zurückführen konnte, so war für deutsche Dichter von einer größeren und wichtigeren Seite her längst gesorgt gewesen.

Der erste wahre und höhere eigentliche Lebensgehalt kam durch Friedrich den Großen und die Thaten des siebenjährigen Kriegs in die deutsche Poesie. Jede Nationaldichtung muß schal sein oder schal werden, die nicht auf dem Menschlich-Ersten ruht, auf den Ereignissen der Völker und ihrer Hirten, wenn beide für *einen* Mann stehn. Könige sind darzustellen in Krieg und Gefahr, wo sie eben dadurch als die Ersten erscheinen, weil sie das Schicksal des Allerletzten bestimmen und theilen und dadurch viel interessanter werden als die Götter selbst, die, wenn sie Schicksale bestimmt haben, sich der Theilnahme derselben entziehen. In diesem Sinne muß jede Nation, wenn sie für irgend etwas gelten will, eine Epopöe besitzen, wozu nicht gerade die Form des epischen Gedichts nöthig ist.

Die Kriegslieder, von Gleim angestimmt, behaupten deswegen einen so hohen Rang unter den deutschen Gedichten, weil sie mit und in der That entsprungen sind, und noch überdies, weil an ihnen die glückliche Form, als hätte sie ein Mitstreitender in den höchsten Augenblicken hervorgebracht, uns die vollkommenste Wirksamkeit empfinden läßt.

Ramler singt auf eine andere, höchst würdige Weise die Thaten seines Königs. Alle seine Gedichte sind gehaltvoll, de

schäftigen uns mit großen, herzerbebenden Gegenständen und behaupten schon dadurch einen unzerstörlichen Werth.

Denn der innere Gehalt des bearbeiteten Gegenstandes ist der Anfang und das Ende der Kunst. Man wird zwar nicht leugnen, daß das Genie, das ausgebildete Kunsttalent durch Behandlung aus Allem Alles machen und den widerspänstigsten Stoff bezwingen könne. Genau besehen entsteht aber alsdann immer mehr ein Kunststück als ein Kunstwerk, welches auf einem würdigen Gegenstande ruhen soll, damit uns zuletzt die Behandlung durch Geschick, Mühe und Fleiß die Würde des Stoffes nur desto glücklicher und herrlicher entgegenbringe.

Die Preußen und mit ihnen das protestantische Deutschland gewannen also für ihre Literatur einen Schatz, welcher der Gegenpartei fehlte und dessen Mangel sie durch keine nachherige Bemühung hat ersetzen können. An dem großen Begriff, den die preußischen Schriftsteller von ihrem König hegen durften, bauten sie sich erst heran, und um desto eifriger, als Derjenige, in dessen Namen sie Alles thaten, ein- für allemal nichts von ihnen wissen wollte. Schon früher war durch die französische Kolonie, nachher durch die Vorliebe des Königs für die Bildung dieser Nation und für ihre Finanzanstalten eine Masse französischer Kultur nach Preußen gekommen, welche den Deutschen höchst förderlich ward, indem sie dadurch zu Widerspruch und Widerstreben aufgefordert wurden; ebenso war die Abneigung Friedrich's gegen das Deutsche für die Bildung des Literarwesens ein Glück. Man that Alles, um sich von dem König bemerken zu machen, nicht etwa, um von ihm geachtet, sondern nur beachtet zu werden; aber man that's auf deutsche Weise, nach innerer Ueberzeugung, man that, was man für recht erkannte, und wünschte und wollte, daß der König dieses deutsche Rechte anerkennen und schätzen solle. Dies geschah nicht und konnte nicht geschehen; denn wie kann man von einem König, der geistig leben und genießen will, verlangen, daß er seine Jahre verliere, um das, was er für barbarisch hält, nur allzu spät entwickelt und genießbar zu sehen? In Handwerks- und Fabrikſachen mochte er wol sich, besonders aber seinem Volke statt fremder vortrefflicher Waaren sehr mäßige Surrogate aufnöthigen; aber hier geht Alles geschwinder zur Vollkommenheit, und es braucht kein Menschenleben, um solche Dinge zur Reife zu bringen.

Eines Werks aber, der wahrsten Ausgeburt des siebenjäh-

rigen Krieges, vom vollkommenem norddeutschen Nationalgehalt muß ich hier vor allen ehrenvoll erwähnen; es ist die erste aus dem bedeutenden Leben gegriffene Theaterproduktion von spezifisch temperärem Gehalt, die deswegen auch eine nie zu berechnende Wirkung that: „Minna von Barnhelm“. Lessing, der im Gegensatze von Klopstock und Gleim die persönliche Würde gern wegwarf, weil er sich zutraute, sie jeden Augenblick wieder ergreifen und aufnehmen zu können, gefiel sich in einem zerstreuten Wirthshaus- und Weltleben, da er gegen sein mächtig arbeitendes Innere stets ein gewaltiges Gegengewicht brauchte, und so hatte er sich auch in das Gefolge des Generals Tauentzien begeben. Man erkennt leicht, wie genanntes Stück zwischen Krieg und Frieden, Haß und Neigung erzeugt ist. Diese Produktion war es, die den Blick in eine höhere, bedeutendere Welt aus der literarischen und bürgerlichen, in welcher sich die Dichtkunst bisher bewegt hatte, glücklich eröffnete.

Die gehässige Spannung, in welcher Preußen und Sachsen sich während dieses Kriegs gegen einander befanden, konnte durch die Beendigung desselben nicht aufgehoben werden. Der Sachse fühlte nun erst recht schmerzlich die Wunden, die ihm der übermüthig gewordene Preuße geschlagen hatte. Durch den politischen Frieden konnte der Friede zwischen den Gemüthern nicht sogleich hergestellt werden. Dieses aber sollte gedachtes Schauspiel im Bilde bewirken. Die Anmuth und Liebenswürdigkeit der Sächsinnen überwindet den Werth, die Würde, den Starrsinn der Preußen, und sowol an den Hauptpersonen als den Subalternen wird eine glückliche Vereinigung bizarrer und widerstrebender Elemente kunstgemäß dargestellt.

Habe ich durch diese kursorischen und desultorischen Bemerkungen über deutsche Literatur meine Leser in einige Verwirrung gesetzt, so ist es mir geglückt, eine Vorstellung von jenem chaotischen Zustande zu geben, in welchem sich mein armes Gehirn befand, als im Neujahr zweier für das literarische Vaterland so bedeutender Epochen so viel Neues auf mich eindrängte, ehe ich mich mit dem Alten hatte abfinden können, so viel Altes sein Recht noch über mich gelten machte, da ich schon Ursache zu haben glaubte, ihm völlig entsagen zu dürfen. Welchen Weg ich einschlug, mich aus dieser Noth, wenn auch nur Schritt vor Schritt zu retten, will ich gegenwärtig möglichst zu überliefern suchen.

Die weitschweifige Periode, in welche meine Jugend ge-

ſollen war, hatte ich treufleißig in Geſellſchaft ſo vieler würdigen Männer durchgearbeitet. Die mehreren Quartbände Manuſkript, die ich meinem Vater zurückließ, kennten zum genugſamen Zeugniſſe dienen, und welche Maſſe von Verſuchen, Entwürfen, bis zur Hälfte ausgeführten Partien war mehr aus Mißmuth als aus Ueberzeugung in Rauch aufgegangen! Nun lernte ich durch Unterredung überhaupt, durch Lehre, durch ſo manche widerſtreitende Meinung, beſonders aber durch meinen Tiſchgenoſſen, den Hofrath Pfeil, das Bedeutende des Stoffs und das Konziſe der Behandlung mehr und mehr ſchätzen, ohne mir jedoch klar machen zu können, wo jenes zu ſuchen und wie dieſes zu erreichen ſei. Denn bei der großen Beſchränktheit meines Zuſtandes, bei der Gleichgiltigkeit der Geſellen, dem Zurückhalten der Lehrer, der Abgeſondertheit gebildeter Einwohner, bei ganz unbedeutenden Naturgegenſtänden war ich genöthigt, Alles in mir ſelbſt zu ſuchen. Verlangte ich nun zu meinen Gedichten eine wahre Unterlage, Empfindung oder Reflexion, ſo mußte ich in meinen Buſen greifen; forderte ich zu poetiſcher Darſtellung eine unmittelbare Anſchauung des Gegenſtandes, der Begebenheit, ſo durfte ich nicht aus dem Kreiſe heraustreten, der mich zu berühren, mir ein Intereſſe einzuflößen geeignet war. In dieſem Sinne ſchrieb ich zuerſt gewiſſe kleine Gedichte in Liederform oder reiterem Silbenmaß; ſie entſpringen aus Reflexion, handeln vom Vergangenen und nehmen meiſt eine epigrammatiſche Wendung.

Und ſo begann diejenige Richtung, von der ich mein ganzes Leben über nicht abweichen konnte, nämlich dasjenige, was mich erfreute oder quälte oder ſonſt beſchäftigte, in ein Bild, ein Gedicht zu verwandeln und darüber mit mir ſelbſt abzuſchließen, um ſowol meine Begriffe von den äußeren Dingen zu berichtigen, als mich im Innern deshalb zu beruhigen. Die Gabe hierzu war wol Niemand nöthiger als mir, den ſeine Natur immerfort aus einem Extreme in das andere warf. Alles, was daher von mir bekannt geworden, ſind nur Bruchſtücke einer großen Konfeſſion, welche vollſtändig zu machen dieſes Büchlein ein gewagter Verſuch iſt.

Meine frühere Neigung zu Gretchen hatte ich nun auf ein Aennchen übergetragen, von der ich nicht mehr zu ſagen wüßte, als daß ſie jung, hübſch, munter, liebevoll und ſo angenehm war, daß ſie wohl verdiente, in dem Schrein des Herzens eine Zeit lang als eine kleine Heilige aufgeſtellt zu werden,

um ihr jede Verehrung zu widmen, welche zu ertheilen oft mehr Behagen erregt als zu empfangen. Ich sah sie täglich ohne Hindernisse, sie half die Speisen bereiten, die ich genoß, sie brachte mir wenigstens Abends den Wein, den ich trank, und schon unsere mittägige abgeschlossene Tischgesellschaft war Bürge, daß das kleine, von wenig Gästen außer der Messe besuchte Haus seinen guten Ruf wohl verdiente. Es fand sich zu mancherlei Unterhaltung Gelegenheit und Lust. Da sie sich aber aus dem Hause wenig entfernen konnte noch durfte, so wurde denn doch der Zeitvertreib etwas mager. Wir sangen die Lieder von Zachariä, spielten den „Herzog Michel" von Krüger, wobei ein zusammengeknüpftes Schnupftuch die Stelle der Nachtigall vertreten mußte, und so ging es eine Zeit lang noch ganz leidlich. Weil aber dergleichen Verhältnisse, je unschuldiger sie sind, desto weniger Mannichfaltigkeit auf die Dauer gewähren, so ward ich von jener bösen Sucht befallen, die uns verleitet, aus der Quälerei der Geliebten eine Unterhaltung zu schaffen und die Ergebenheit eines Mädchens mit willkürlichen und tyrannischen Grillen zu beherrschen. Die böse Laune über das Mißlingen meiner poetischen Versuche, über die anscheinende Unmöglichkeit, hierüber ins Klare zu kommen, und über Alles, was mich hie und da sonst kneipen mochte, glaubte ich an ihr auslassen zu dürfen, weil sie mich wirklich von Herzen liebte und, was sie nur immer konnte, mir zu Gefallen that. Durch ungegründete und abgeschmackte Eifersüchteleien verdarb ich mir und ihr die schönsten Tage. Sie ertrug es eine Zeit lang mit unglaublicher Geduld, die ich grausam genug war aufs Aeußerste zu treiben. Allein zu meiner Beschämung und Verzweiflung mußte ich endlich bemerken, daß sich ihr Gemüth von mir entfernt habe und daß ich nun wol zu den Tollheiten berechtigt sein möchte, die ich mir ohne Noth und Ursache erlaubt hatte. Es gab auch schreckliche Scenen unter uns, bei welchen ich nichts gewann; und nun fühlte ich erst, daß ich sie wirklich liebte und daß ich sie nicht entbehren könne. Meine Leidenschaft wuchs und nahm alle Formen an, deren sie unter solchen Umständen fähig ist, ja zuletzt trat ich in die bisherige Rolle des Mädchens. Alles Mögliche suchte ich hervor, um ihr gefällig zu sein, ihr sogar durch Andere Freude zu verschaffen; denn ich konnte mir die Hoffnung, sie wiederzugewinnen, nicht versagen. Allein es war zu spät, ich hatte sie wirklich verloren, und die Tollheit, mit der ich meinen Fehler an mir selbst rächte, indem ich auf

mancherlei unſinnige Weiſe in meine phyſiſche Natur ſtürmte, um der ſittlichen etwas zu Leide zu thun, hat ſehr viel zu den körperlichen Uebeln beigetragen, unter denen ich einige der beſten Jahre meines Lebens verlor; ja, ich wäre vielleicht an dieſem Verluſt völlig zu Grunde gegangen, hätte ſich nicht hier das poetiſche Talent mit ſeinen Heilkräften beſonders hilfreich erwieſen.

Schon früher hatte ich in manchen Intervallen meine Unart deutlich genug wahrgenommen. Das arme Kind dauerte mich wirklich, wenn ich ſie ſo ganz ohne Noth von mir verlent ſah. Ich ſtellte mir ihre Lage, die meinige und dagegen den zufriedenen Zuſtand eines anderen Paares aus unſerer Geſellſchaft ſo oft und ſo umſtändlich vor, daß ich endlich nicht laſſen konnte, dieſe Situation zu einer quälenden und belehrenden Buße dramatiſch zu behandeln. Daraus entſprang die älteſte meiner überbliebenen dramatiſchen Arbeiten, das kleine Stück „Die Laune des Verliebten“, an deſſen unſchuldigem Weſen man zugleich den Drang einer ſiedenden Leidenſchaft gewahr wird.

Allein mich hatte eine tiefe, bedeutende, drangvolle Welt ſchon früher angeſprochen. Bei meiner Geſchichte mit Gretchen und an den Folgen derſelben hatte ich zeitig in die ſeltſamen Irrgänge geblickt, mit welchen die bürgerliche Sozietät unterminirt iſt. Religion, Sitte, Geſetz, Stand, Verhältniſſe, Gewohnheit, Alles beherrſcht nur die Oberfläche des ſtädtiſchen Daſeins. Die von herrlichen Häuſern eingefaßten Straßen werden reinlich gehalten, und Jedermann beträgt ſich daſelbſt anſtändig genug; aber im Innern ſieht es öfters um deſto wüſter aus, und ein glattes Aeußere übertüncht als ein ſchwacher Bewurf manches morſche Gemäuer, das über Nacht zuſammenſtürzt und eine deſto ſchrecklichere Wirkung hervorbringt, als es mitten in den friedlichen Zuſtand hereinbricht. Wie viele Familien hatte ich nicht ſchon näher und ferner durch Bankerotte, Eheſcheidungen, verführte Töchter, Morde, Hausdiebſtähle, Vergiftungen entweder ins Verderben ſtürzen oder auf dem Rande kümmerlich erhalten ſehen und hatte, ſo jung ich war, in ſolchen Fällen zu Rettung und Hilfe öfters die Hand geboten; denn da meine Offenheit Zutrauen erweckte, meine Verſchwiegenheit erprobt war, meine Thätigkeit keine Opfer ſcheute und in den gefährlichſten Fällen am Liebſten wirken mochte, ſo fand ich oft genug Gelegenheit, zu vermitteln, zu vertuſchen, den Wetterſtrahl abzuleiten, und was ſonſt nur Alles geleiſtet werden kann, wobei

es nicht fehlen konnte, daß ich sowol an mir selbst als durch Andere zu manchen kränkenden und demüthigenden Erfahrungen gelangen mußte. Um mir Luft zu verschaffen, entwarf ich mehrere Schauspiele und schrieb die Expositionen von den meisten. Da aber die Verwicklungen jederzeit ängstlich werden mußten und fast alle diese Stücke mit einem tragischen Ende drohten, ließ ich eins nach dem anderen fallen. „Die Mitschuldigen" sind das einzige fertig gewordene, dessen heiteres und burleskes Wesen auf dem düsteren Familiengrunde als von etwas Bänglichem begleitet erscheint, so daß es bei der Vorstellung im Ganzen ängstiget, wenn es im Einzelnen ergetzt. Die hart ausgesprochenen widergesetzlichen Handlungen verletzen das ästhetische und moralische Gefühl, und deswegen konnte das Stück auf dem deutschen Theater keinen Eingang gewinnen, obgleich die Nachahmungen desselben, welche sich fern von jenen Klippen gehalten, mit Beifall aufgenommen worden.

Beide genannte Stücke jedoch sind, ohne daß ich mir dessen bewußt gewesen wäre, in einem höheren Gesichtspunkt geschrieben. Sie deuten auf eine vorsichtige Duldung bei moralischer Zurechnung und sprechen in etwas herben und derben Zügen jenes höchst christliche Wort spielend aus: „Wer sich ohne Sünde fühlt, der hebe den ersten Stein auf!"

Ueber diesen Ernst, der meine ersten Stücke verdüsterte, bezog ich den Fehler, sehr günstige Motive zu versäumen, welche ganz entschieden in meiner Natur lagen. Es entwickelte sich nämlich unter jenen ernsten, für einen jungen Menschen fürchterlichen Erfahrungen in mir ein verwegener Humor, der sich dem Augenblick überlegen fühlt, nicht allein keine Gefahr scheut, sondern sie vielmehr muthwillig herbeilockt. Der Grund davon lag in dem Uebermuthe, in welchem sich das kräftige Alter so sehr gefällt, und der, wenn er sich possenhaft äußert, sowol im Augenblick als in der Erinnerung viel Vergnügen macht. Diese Dinge sind so gewöhnlich, daß sie in dem Wörterbuche unserer jungen akademischen Freunde Suiten genannt werden, und daß man wegen der nahen Verwandtschaft ebenso gut Suiten reißen sagt, als Possen reißen.

Solche humoristische Kühnheiten, mit Geist und Sinn auf das Theater gebracht, sind von der größten Wirkung. Sie unterscheiden sich von der Intrigue dadurch, daß sie momentan sind und daß ihr Zweck, wenn sie ja einen haben sollten, nicht in der Ferne liegen darf. Beaumarchais hat ihren ganzen

Werth gefaßt, und die Wirkungen seiner Figaro's entspringen vorzüglich daher. Wenn nun solche gutmüthige Schalks- und Halbschelmenstreiche zu edlen Zwecken mit persönlicher Gefahr ausgeübt werden, so sind die daraus entspringenden Situationen, ästhetisch und moralisch betrachtet, für das Theater von dem größten Werth; wie denn z. B. die Oper „Der Wasserträger" vielleicht das glücklichste Sujet behandelt, das wir je auf dem Theater gesehen haben.

Um die unendliche Langeweile des täglichen Lebens zu erheitern, übte ich unzählige solcher Streiche, theils ganz vergeblich, theils zu Zwecken meiner Freunde, denen ich gern gefällig war. Für mich selbst wüßte ich nicht, daß ich ein einzig Mal hiebei absichtlich gehandelt hätte; auch kam ich niemals darauf, ein Unternehmen dieser Art als einen Gegenstand für die Kunst zu betrachten; hätte ich aber solche Stoffe, die mir so nahe zur Hand lagen, ergriffen und ausgebildet, so wären meine ersten Arbeiten heiterer und brauchbarer gewesen. Einiges, was hierher gehört, kommt zwar später bei mir vor, aber einzeln und absichtlos.

Denn da uns das Herz immer näher liegt als der Geist und uns dann zu schaffen macht, wenn dieser sich wohl zu helfen weiß, so waren mir die Angelegenheiten des Herzens immer als die wichtigsten erschienen. Ich ermüdete nicht, über Flüchtigkeit der Neigungen, Wandelbarkeit des menschlichen Wesens, sittliche Sinnlichkeit und über alle das Hohe und Tiefe nachzudenken, dessen Verknüpfung in unserer Natur als das Räthsel des Menschenlebens betrachtet werden kann. Auch hier suchte ich das, was mich quälte, in einem Lied, einem Epigramm, in irgend einem Reim loszuwerden, die, weil sie sich auf die eigensten Gefühle und auf die besondersten Umstände bezogen, kaum jemand Anderes interessiren konnten als mich selbst.

Meine äußeren Verhältnisse hatten sich indessen nach Verlauf weniger Zeit gar sehr verändert. Madame Böhme war nach einer langen und traurigen Krankheit endlich gestorben; sie hatte mich zuletzt nicht mehr vor sich gelassen. Ihr Mann konnte nicht sonderlich mit mir zufrieden sein; ich schien ihm nicht fleißig genug und zu leichtsinnig. Besonders nahm er es mir sehr übel, als ihm verrathen wurde, daß ich im deutschen Staatsrechte, anstatt gehörig nachzuschreiben, die darin aufgeführten Personen, als den Kammerrichter, die Präsidenten und Beisitzer mit seltsamen Perücken an dem Rand meines Heftes

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
GOETHE,J.W.
3-598-50924-3
FN. 16597/46

abgebildet und durch diese Possen meine aufmerksamen Nachbarn zerstreut und zum Lachen gebracht hatte. Er lebte nach dem Verlust seiner Frau noch eingezogener als vorher, und ich vermied ihn zuletzt, um seinen Vorwürfen auszuweichen. Besonders aber war es ein Unglück, daß Gellert sich nicht der Gewalt bedienen wollte, die er über uns hätte ausüben können. Freilich hatte er nicht Zeit, den Beichtvater zu machen und sich nach der Sinnesart und den Gebrechen eines Jeden zu erkundigen; daher nahm er die Sache sehr im Ganzen und glaubte uns mit den kirchlichen Anstalten zu bezwingen, deswegen er gewöhnlich, wenn er uns einmal vor sich ließ, mit gesenktem Köpfchen und der weinerlich angenehmen Stimme zu fragen pflegte, ob wir denn auch fleißig in die Kirche gingen, wer unser Beichtvater sei und ob wir das heilige Abendmahl genössen. Wenn wir nun bei diesem Examen schlecht bestanden, so wurden wir mit Wehklagen entlassen; wir waren mehr verdrießlich als erbaut, konnten aber doch nicht umhin, den Mann herzlich lieb zu haben.

Bei dieser Gelegenheit kann ich nicht unterlassen, aus meiner früheren Jugend etwas nachzuholen, um anschaulich zu machen, wie die großen Angelegenheiten der kirchlichen Religion mit Folge und Zusammenhang behandelt werden müssen, wenn sie sich fruchtbar, wie man von ihr erwartet, beweisen soll. Der protestantische Gottesdienst hat zu wenig Fülle und Konsequenz, als daß er die Gemeine zusammenhalten könnte; daher geschieht es leicht, daß Glieder sich von ihr absondern und entweder kleine Gemeinen bilden oder ohne kirchlichen Zusammenhang neben einander geruhig ihr bürgerliches Wesen treiben. So klagte man schon vor geraumer Zeit, die Kirchgänger verminderten sich von Jahr zu Jahr und in eben dem Verhältniß die Personen, welche den Genuß des Nachtmahls verlangten. Was Beides, besonders aber das Letztere betrifft, liegt die Ursache sehr nah; doch wer wagt sie auszusprechen? Wir wollen es versuchen.

In sittlichen und religiosen Dingen, ebensowol als in physischen und bürgerlichen, mag der Mensch nicht gern etwas aus dem Stegreife thun: eine Folge, woraus Gewohnheit entspringt, ist ihm nöthig; das, was er lieben und leisten soll, kann er sich nicht einzeln, nicht abgerissen denken, und um etwas gern zu wiederholen, muß es ihm nicht fremd geworden sein. Fehlt es dem protestantischen Kultus im Ganzen an Fülle, so

untersuche man das Einzelne, und man wird finden, der Protestant hat zu wenig Sakramente, ja er hat nur eins, bei dem er sich thätig erweist, das Abendmahl; denn die Taufe sieht er nur an Anderen vollbringen, und es wird ihm nicht wohl dabei. Die Sakramente sind das Höchste der Religion, das sinnliche Symbol einer außerordentlichen göttlichen Gunst und Gnade. In dem Abendmahle sollen die irdischen Lippen ein göttliches Wesen verkörpert empfangen und unter der Form irdischer Nahrung einer himmlischen theilhaftig werden. Dieser Sinn ist in allen christlichen Kirchen derselbe, es werde nun das Sakrament mit mehr oder weniger Ergebung in das Geheimniß, mit mehr oder weniger Akkommodation an das, was verständlich ist, genossen; immer bleibt es eine heilige, große Handlung, welche sich in der Wirklichkeit an die Stelle des Möglichen oder Unmöglichen, an die Stelle desjenigen setzt, was der Mensch weder erlangen noch entbehren kann. Ein solches Sakrament dürfte aber nicht allein stehen; kein Christ kann es mit wahrer Freude, wozu es gegeben ist, genießen, wenn nicht der symbolische oder sakramentliche Sinn in ihm genährt ist. Er muß gewohnt sein, die innere Religion des Herzens und die der äußeren Kirche als vollkommen eins anzusehen, als das große allgemeine Sakrament, das sich wieder in so viel andere zergliedert und diesen Theilen seine Heiligkeit, Unzerstörlichkeit und Ewigkeit mittheilt.

Hier reicht ein jugendliches Paar sich einander die Hände, nicht zum vorübergehenden Gruß oder zum Tanze: der Priester spricht seinen Segen darüber aus, und das Band ist unauflöslich. Es währt nicht lange, so bringen diese Gatten ein Ebenbild an die Schwelle des Altars: es wird mit heiligem Wasser gereinigt und der Kirche dergestalt einverleibt, daß es diese Wohlthat nur durch den ungeheuersten Abfall verscherzen kann. Das Kind übt sich im Leben an den irdischen Dingen selbst heran, in himmlischen muß es unterrichtet werden. Zeigt sich bei der Prüfung, daß dies vollständig geschehen sei, so wird es nunmehr als wirklicher Bürger, als wahrhafter und freiwilliger Bekenner in den Schooß der Kirche aufgenommen, nicht ohne äußere Zeichen der Wichtigkeit dieser Handlung. Nun ist er erst entschieden ein Christ, nun kennt er erst die Vortheile, jedoch auch die Pflichten. Aber inzwischen ist ihm als Menschen manches Wunderliche begegnet, durch Lehren und Strafen ist ihm aufgegangen, wie bedenklich es mit seinem Innern aussehe,

und immerfort wird noch von Lehren und von Uebertretungen die Rede sein; aber die Strafe soll nicht mehr stattfinden. Hier ist ihm nun in der unendlichen Verworrenheit, in die er sich bei dem Widerstreit natürlicher und religiöser Forderungen verwickeln muß, ein herrliches Auskunftsmittel gegeben, seine Thaten und Unthaten, seine Gebrechen und seine Zweifel einem würdigen, eigens dazu bestellten Manne zu vertrauen, der ihn zu beruhigen, zu warnen, zu stärken, durch gleichfalls symbolische Strafen zu züchtigen und ihn zuletzt durch ein völliges Auslöschen seiner Schuld zu beseligen und ihm rein und abgewaschen die Tafel seiner Menschheit wieder zu übergeben weiß. So durch mehrere sakramentliche Handlungen, welche sich wieder bei genauerer Ansicht in sakramentliche kleinere Züge verzweigen, vorbereitet und rein beruhigt, kniet er hin, die Hostie zu empfangen; und daß ja das Geheimniß dieses hohen Akts noch gesteigert werde, sieht er den Kelch nur in der Ferne: es ist kein gemeines Essen und Trinken, was befriedigt, es ist eine Himmelsspeise, die nach himmlischem Tranke dürstig macht.

Jedoch glaube der Jüngling nicht, daß es damit abgethan sei; selbst der Mann glaube es nicht! Denn wol in irdischen Verhältnissen gewöhnen wir uns zuletzt, auf uns selber zu stehen, und auch da wollen nicht immer Kenntnisse, Verstand und Charakter hinreichen; in himmlischen Dingen dagegen lernen wir nie aus. Das höhere Gefühl in uns, das sich oft selbst nicht einmal recht zu Hause findet, wird noch überdies von so viel Aeußerem bedrängt, daß unser eignes Vermögen wol schwerlich Alles darreicht, was zu Rath, Trost und Hilfe nöthig wäre. Dazu aber verordnet findet sich nun auch jenes Heilmittel für das ganze Leben, und stets harrt ein einsichtiger, frommer Mann, um Irrende zurechtzuweisen und Gequälte zu erledigen.

Und was nun durch das ganze Leben so erworben worden, soll an der Pforte des Todes alle seine Heilkräfte zehnfach thätig erweisen. Nach einer von Jugend auf eingeleiteten, zutraulichen Gewohnheit nimmt der Hinfällige jene symbolischen, deutsamen Versicherungen mit Inbrunst an, und ihm wird da, wo jede irdische Garantie verschwindet, durch eine himmlische für alle Ewigkeit ein seliges Dasein zugesichert. Er fühlt sich entschieden überzeugt, daß weder ein feindseliges Element, noch ein mißwollender Geist ihn hindern könne, sich mit einem verklärten Leibe zu umgeben, um in unmittelbaren Verhältnissen

zur Gottheit an den unermeßlichen Seligkeiten Theil zu nehmen, die von ihr ausfließen.

Zum Schlusse werden sodann, damit der ganze Mensch geheiligt sei, auch die Füße gesalbt und gesegnet. Sie sollen, selbst bei möglicher Genesung, einen Widerwillen empfinden, diesen irdischen, harten, undurchdringlichen Boden zu berühren. Ihnen soll eine wundersame Schnellkraft mitgetheilt werden, wodurch sie den Erdschollen, der sie bisher anzog, unter sich abstoßen. Und so ist durch einen glänzenden Zirkel gleichwürdig heiliger Handlungen, deren Schönheit von uns nur kurz angedeutet worden, Wiege und Grab, sie mögen zufällig noch so weit aus einander gerückt liegen, in einem steigen Kreise verbunden.

Aber alle diese geistigen Wunder entsprießen nicht, wie andere Früchte, dem natürlichen Boden; da können sie weder gesäet noch gepflanzt noch gepflegt werden. Aus einer anderen Region muß man sie herüberflehen, welches nicht Jedem, noch zu jeder Zeit gelingen würde. Hier entgegnet uns nun das höchste dieser Symbole aus alter frommer Ueberlieferung. Wir hören, daß ein Mensch vor dem andern von oben begünstigt, gesegnet und geheiligt werden könne. Damit aber dies ja nicht als Naturgabe erscheine, so muß diese große, mit einer schweren Pflicht verbundene Gunst von einem Berechtigten auf den anderen übergetragen und das größte Gut, was ein Mensch erlangen kann, ohne daß er jedoch dessen Besitz von sich selbst weder erringen, noch ergreifen könne, durch geistige Erbschaft auf Erden erhalten und verewigt werden. Ja, in der Weihe des Priesters ist Alles zusammengefaßt, was nöthig ist, um diejenigen heiligen Handlungen wirksam zu begehen, wodurch die Menge begünstigt wird, ohne daß sie irgend eine andere Thätigkeit dabei nöthig hätte als die des Glaubens und des unbedingten Zutrauens. Und so tritt der Priester in der Reihe seiner Vorfahren und Nachfolger, in dem Kreise seiner Mitgesalbten, den höchsten Segnenden darstellend, um so herrlicher auf, als es nicht er ist, den wir verehren, sondern sein Amt, nicht sein Wink, vor dem wir die Kniee beugen, sondern der Segen, den er ertheilt, und der um desto heiliger, unmittelbarer vom Himmel zu kommen scheint, weil ihn das irdische Werkzeug nicht einmal durch sündhaftes, ja lasterhaftes Wesen schwächen oder gar entkräften könnte.

Wie ist nicht dieser wahrhaft geistige Zusammenhang im

Protestantismus zersplittert, indem ein Theil gedachter Symbole für apokryphisch und nur wenige für kanonisch erklärt werden; und wie will man uns durch das Gleichgiltige der einen zu der hohen Würde der anderen vorbereiten?

Ich ward zu meiner Zeit bei einem guten, alten, schwachen Geistlichen, der aber seit vielen Jahren der Beichtvater des Hauses gewesen, in den Religionsunterricht gegeben. Den Katechismus, eine Paraphrase desselben, die Heilsordnung wußte ich an den Fingern herzuerzählen, von den kräftig beweisenden biblischen Sprüchen fehlte mir keiner; aber von alle dem erntete ich keine Frucht; denn als man mir versicherte, daß der brave alte Mann seine Hauptprüfung nach einer alten Formel einrichte, so verlor ich alle Lust und Liebe zur Sache, ließ mich die letzten acht Tage in allerlei Zerstreuungen ein, legte die von einem älteren Freund erborgten, dem Geistlichen abgewonnenen Blätter in meinen Hut und las gemüth- und sinnlos Alles dasjenige her, was ich mit Gemüth und Ueberzeugung wol zu äußern gewußt hätte.

Aber ich fand meinen guten Willen und mein Aufstreben in diesem wichtigen Falle durch trocknen, geistlosen Schlendrian noch schlimmer paralysirt, als ich mich nunmehr dem Beichtstuhle nahen sollte. Ich war mir wol mancher Gebrechen, aber doch keiner großen Fehler bewußt, und gerade das Bewußtsein verringerte sie, weil es mich auf die moralische Kraft wies, die in mir lag und die mit Vorsatz und Beharrlichkeit doch wol zuletzt über den alten Adam Herr werden sollte. Wir waren belehrt, daß wir eben darum viel besser als die Katholiken seien, weil wir im Beichtstuhl nichts Besonderes zu bekennen brauchten, ja, daß es auch nicht einmal schicklich wäre, selbst wenn wir es thun wollten. Dieses Letzte war mir gar nicht recht; denn ich hatte die seltsamsten religiösen Zweifel, die ich gern bei einer solchen Gelegenheit berichtiget hätte. Da nun dieses nicht sein sollte, so verfaßte ich mir eine Beichte, die, indem sie meine Zustände wohl ausdrückte, einem verständigen Manne dasjenige im Allgemeinen bekennen sollte, was mir im Einzelnen zu sagen verboten war. Aber als ich in das alte Barfüßerchor hineintrat, mich den wunderlichen vergitterten Schränken näherte, in welchen die geistlichen Herren sich zu diesem Akte einzufinden pflegten, als mir der Glöckner die Thüre eröffnete und ich mich nun gegen meinen geistlichen Großvater in dem engen Raume eingesperrt sah und er mich mit seiner schwachen, näselnden

Stimme willkommen hieß, erlosch auf einmal alles Licht meines Geistes und Herzens; die wohl memorirte Beichtrede wollte mir nicht über die Lippen, ich schlug in der Verlegenheit das Buch auf, das ich in Händen hatte, und las daraus die erste beste kurze Formel, die so allgemein war, daß ein Jeder sie ganz geruhig hätte aussprechen können. Ich empfing die Absolution und entfernte mich weder warm noch kalt, ging den andern Tag mit meinen Eltern zu dem Tische des Herrn und betrug mich ein paar Tage, wie es sich nach einer so heiligen Handlung wohl ziemte.

In der Folge trat jedoch bei mir das Uebel hervor, welches aus unserer durch mancherlei Dogmen komplizirten, auf Bibelsprüche, die mehrere Auslegungen zulassen, gegründeten Religion bedenkliche Menschen dergestalt anfällt, daß es hypochondrische Zustände nach sich zieht und diese bis zu ihrem höchsten Gipfel, zu fixen Ideen steigert. Ich habe mehrere Menschen gekannt, die bei einer ganz verständigen Sinnes- und Lebensweise sich von dem Gedanken an die Sünde in den heiligen Geist und von der Angst, solche begangen zu haben, nicht losmachen konnten. Ein gleiches Unheil drohte mir in der Materie von dem Abendmahl. Es hatte nämlich schon sehr früh der Spruch, daß Einer, der das Sakrament unwürdig genieße, sich selbst das Gericht esse und trinke, einen ungeheueren Eindruck auf mich gemacht. Alles Furchtbare, was ich in den Geschichten der Mittelzeit von Gottesurtheilen, den seltsamsten Prüfungen durch glühendes Eisen, flammendes Feuer, schwellendes Wasser gelesen hatte, selbst was uns die Bibel von der Quelle erzählt, die dem Unschuldigen wohl bekommt, den Schuldigen aufbläht und bersten macht, das Alles stellte sich meiner Einbildungskraft dar und vereinigte sich zu dem höchsten Furchtbaren, indem falsche Zusage, Heuchelei, Meineid, Gotteslästerung, Alles bei der heiligsten Handlung auf dem Unwürdigen zu lasten schien, welches um so schrecklicher war, als ja Niemand sich für würdig erklären durfte und man die Vergebung der Sünden, wodurch zuletzt Alles ausgeglichen werden sollte, doch auf so manche Weise bedingt fand, daß man nicht sicher war, sie sich mit Freiheit zueignen zu dürfen.

Dieser düstre Skrupel quälte mich dergestalt, und die Auskunft, die man mir als hinreichend vorstellen wollte, schien mir so kahl und schwach, daß jenes Schreckbild nur an furchtbarem Ansehen dadurch gewann und ich mich, sobald ich Leipzig er-

reicht hatte, von der kirchlichen Verbindung ganz und gar loszuwinden suchte. Wie drückend mußten mir daher Gellert's Ermahnungen werden, den ich, bei seiner ohnehin lakonischen Behandlungsart, womit er unsere Zudringlichkeit abzulehnen genöthigt war, mit solchen wunderlichen Fragen nicht belästigen wollte, um so weniger, als ich mich derselben in heiteren Stunden selbst schämte und zuletzt diese seltsame Gewissensangst mit Kirche und Altar völlig hinter mir ließ.

Gellert hatte sich nach seinem frommen Gemüth eine Moral aufgesetzt, welche er von Zeit zu Zeit öffentlich ablas und sich dadurch gegen das Publikum auf eine ehrenvolle Weise seiner Pflicht entledigte. Gellert's Schriften waren so lange Zeit schon das Fundament der deutschen sittlichen Kultur, und Jedermann wünschte sehnlich, jenes Werk gedruckt zu sehen, und da dieses nur nach des guten Mannes Tode geschehen sollte, so hielt man sich sehr glücklich, es bei seinem Leben von ihm selbst vortragen zu hören. Das philosophische Auditorium war in solchen Stunden gedrängt voll, und die schöne Seele, der reine Wille, die Theilnahme des edlen Mannes an unserem Wohl, seine Ermahnungen, Warnungen und Bitten, in einem etwas hohlen und traurigen Tone vorgebracht, machten wol einen augenblicklichen Eindruck; allein er hielt nicht lange nach, um so weniger, als sich doch manche Spötter fanden, welche diese weiche und, wie sie glaubten, entnervende Manier uns verdächtig zu machen wußten. Ich erinnere mich eines durchreisenden Franzosen, der sich nach den Maximen und Gesinnungen des Mannes erkundigte, welcher einen so ungeheueren Zulauf hatte. Als wir ihm den nöthigen Bericht gegeben, schüttelte er den Kopf und sagte lächelnd: „Laissez-le faire, il nous forme des dupes."

Und so wußte denn auch die gute Gesellschaft, die nicht leicht etwas Würdiges in ihrer Nähe dulden kann, den sittlichen Einfluß, welchen Gellert auf uns haben mochte, gelegentlich zu verkümmern. Bald wurde es ihm übel genommen, daß er die vornehmen und reichen Dänen, die ihm besonders empfohlen waren, besser als die übrigen Studirenden unterrichte und eine ausgezeichnete Sorge für sie trage; bald wurde es ihm als Eigennutz und Nepotismus angerechnet, daß er eben für diese jungen Männer einen Mittagstisch bei seinem Bruder einrichten lassen. Dieser, ein grober, unliebenswürdiger, derber, kurz gebundener, etwas roher Mann sollte Fechtmeister gewesen sein und bei

allzu großer Nachsicht seines Bruders die edlen Tischgenossen manchmal hart und rauh behandeln; daher glaubte man nun wieder sich dieser jungen Leute annehmen zu müssen und zerrte so den guten Namen des trefflichen Gellert dergestalt hin und wieder, daß wir zuletzt, um nicht irre an ihm zu werden, gleichgiltig gegen ihn wurden und uns nicht mehr vor ihm sehen ließen; doch grüßten wir ihn immer auf das Beste, wenn er auf seinem zahmen Schimmel einhergeritten kam. Dieses Pferd hatte ihm der Kurfürst geschenkt, um ihn zu einer seiner Gesundheit so nachtheiligen Bewegung zu verbinden, eine Auszeichnung, die ihm nicht leicht zu verzeihen war.

Und so rückte nach und nach der Zeitpunkt heran, wo mir alle Autorität verschwinden und ich selbst an den größten und besten Individuen, die ich gekannt oder mir gedacht hatte, zweifeln, ja verzweifeln sollte.

Friedrich der Zweite stand noch immer über allen vorzüglichen Männern des Jahrhunderts in meinen Gedanken, und es mußte mir daher sehr befremdend vorkommen, daß ich ihn so wenig vor den Einwohnern von Leipzig als sonst in meinem großväterlichen Hause loben durfte. Sie hatten freilich die Hand des Krieges schwer gefühlt, und es war ihnen deshalb nicht zu verargen, daß sie von Demjenigen, der ihn begonnen und fortgesetzt, nicht das Beste dachten. Sie wollten ihn daher wol für einen vorzüglichen, aber keineswegs für einen großen Mann gelten lassen. Es sei keine Kunst, sagten sie, mit großen Mitteln Einiges zu leisten; und wenn man weder Länder, noch Geld, noch Blut schone, so könne man zuletzt schon seinen Vorsatz ausführen. Friedrich habe sich in keinem seiner Plane und in nichts, was er sich eigentlich vorgenommen, groß bewiesen. So lange es von ihm abgehangen, habe er nur immer Fehler gemacht, und das Außerordentliche sei nur alsdann zum Vorschein gekommen, wenn er genöthigt gewesen, eben diese Fehler wieder gut zu machen; und blos daher sei er zu dem großen Rufe gelangt, weil jeder Mensch sich dieselbe Gabe wünsche, die Fehler, die man häufig begeht, auf eine geschickte Weise wieder ins Gleiche zu bringen. Man dürfe den siebenjährigen Krieg nur Schritt vor Schritt durchgehen, so werde man finden, daß der König seine treffliche Armee ganz unnützerweise aufgeopfert und selbst Schuld daran gewesen, daß diese verderbliche Fehde sich so sehr in die Länge gezogen. Ein wahrhaft großer Mann und Heerführer wäre mit seinen Feinden viel geschwinder fertig geworden. Sie

hatten, um diese Gesinnungen zu behaupten, ein unendliches Detail anzuführen, welches ich nicht zu leugnen wußte und nach und nach die unbedingte Verehrung erkalten fühlte, die ich diesem merkwürdigen Fürsten von Jugend auf gewidmet hatte.

Wie mich nun die Einwohner von Leipzig um das angenehme Gefühl brachten, einen großen Mann zu verehren, so verminderte ein neuer Freund, den ich zu der Zeit gewann, gar sehr die Achtung, welche ich für meine gegenwärtigen Mitbürger hegte. Dieser Freund war einer der wunderlichsten Käuze, die es auf der Welt geben kann. Er hieß Behrisch und befand sich als Hofmeister bei dem jungen Grafen Lindenau. Schon sein Aeußeres war sonderbar genug. Hager und wohlgebaut, weit in den Dreißigen, eine sehr große Nase und überhaupt markirte Züge; eine Haartour, die man wohl eine Perücke hätte nennen können, trug er vom Morgen bis in die Nacht, kleidete sich sehr nett und ging niemals aus, als den Degen an der Seite und den Hut unter dem Arm. Er war einer von den Menschen, die eine ganz besondere Gabe haben, die Zeit zu verderben, oder vielmehr die aus nichts etwas zu machen wissen, um sie zu vertreiben. Alles, was er that, mußte mit Langsamkeit und einem gewissen Anstand geschehen, den man affektirt hätte nennen können, wenn Behrisch nicht schon von Natur etwas Affektirtes in seiner Art gehabt hätte. Er ähnelte einem alten Franzosen, auch sprach und schrieb er sehr gut und leicht Französisch. Seine größte Lust war, sich ernsthaft mit possenhaften Dingen zu beschäftigen und irgend einen albernen Einfall bis ins Unendliche zu verfolgen. So trug er sich beständig grau, und weil die verschiedenen Theile seines Anzugs von verschiedenen Zeugen und also auch Schattirungen waren, so konnte er Tage lang darauf sinnen, wie er sich noch ein Grau mehr auf den Leib schaffen wollte, und war glücklich, wenn ihm das gelang und er uns beschämen konnte, die wir daran gezweifelt oder es für unmöglich erklärt hatten. Alsdann hielt er uns lange Strafpredigten über unseren Mangel an Erfindungskraft und über unsern Unglauben an seine Talente.

Uebrigens hatte er gute Studien, war besonders in den neueren Sprachen und ihren Literaturen bewandert und schrieb eine vortreffliche Hand. Mir war er sehr gewogen, und ich, der ich immer gewohnt und geneigt war, mit ältern Personen umzugehen, attachirte mich bald an ihn. Mein Umgang diente

auch ihm zur besonderen Unterhaltung, indem er Vergnügen daran fand, meine Unruhe und Ungeduld zu zähmen, womit ich ihm dagegen auch genug zu schaffen machte. In der Dichtkunst hatte er dasjenige, was man Geschmack nannte, ein gewisses allgemeines Urtheil über das Gute und Schlechte, das Mittelmäßige und Zuläßige; doch war sein Urtheil mehr tadelnd, und er zerstörte noch den wenigen Glauben, den ich an gleichzeitige Schriftsteller bei mir hegte, durch lieblose Anmerkungen, die er über die Schriften und Gedichte dieses und jenes mit Witz und Laune vorzubringen wußte. Meine eigenen Sachen nahm er mit Nachsicht auf und ließ mich gewähren, nur unter der Bedingung, daß ich nichts sollte drucken lassen. Er versprach mir dagegen, daß er diejenigen Stücke, die er für gut hielt, selbst abschreiben und in einem schönen Bande mir verehren wolle. Dieses Unternehmen gab nun Gelegenheit zu dem größtmöglichsten Zeitverderb. Denn eh er das rechte Papier finden, ehe er mit sich über das Format einig werden konnte, ehe er die Breite des Randes und die innere Form der Schrift bestimmt hatte, ehe die Rabenfedern herbeigeschafft, geschnitten und Tusche eingerieben war, vergingen ganze Wochen, ohne daß auch das Mindeste geschehen wäre. Mit eben solchen Umständen begab er sich denn jedesmal ans Schreiben und brachte wirklich nach und nach ein allerliebstes Manuskript zusammen. Die Titel der Gedichte waren Fraktur, die Verse selbst von einer stehenden sächsischen Handschrift, an dem Ende eines jeden Gedichtes eine analoge Vignette, die er entweder irgendwo ausgewählt oder auch wol selbst erfunden hatte, wobei er die Schraffuren der Holzschnitte und Druckerstöcke, die man bei solcher Gelegenheit braucht, gar zierlich nachzuahmen wußte. Mir diese Dinge, indem er fortrückte, vorzuzeigen, mir das Glück auf eine komisch-pathetische Weise vorzurühmen, daß ich mich in so vortrefflicher Handschrift verewigt sah, und zwar auf eine Art, die keine Druckerpresse zu erreichen im Stande sei, gab abermals Veranlassung, die schönsten Stunden durchzubringen. Indessen war sein Umgang wegen der schönen Kenntnisse, die er besaß, doch immer im Stillen lehrreich und, weil er mein unruhiges, heftiges Wesen zu dämpfen wußte, auch im sittlichen Sinne für mich ganz heilsam. Auch hatte er einen ganz besonderen Widerwillen gegen alles Rohe, und seine Späße waren durchaus barock, ohne jemals ins Derbe oder Triviale zu fallen. Gegen seine Landsleute erlaubte er sich eine fratzen-

hafte Abneigung und schilderte, was sie auch vornehmen mochten, mit lustigen Zügen. Besonders war er unerschöpflich, einzelne Menschen komisch darzustellen, wie er denn an dem Aeußeren eines Jeden etwas auszusetzen fand. So konnte er sich, wenn wir zusammen am Fenster lagen, Stunden lang beschäftigen, die Vorübergehenden zu rezensiren und, wenn er genuglam an ihnen getadelt, genau und umständlich anzuzeigen, wie sie sich eigentlich hätten kleiden sollen, wie sie gehen, wie sie sich betragen müßten, um als ordentliche Leute zu erscheinen. Dergleichen Vorschläge liefen meistentheils auf etwas Ungehöriges und Abgeschmacktes hinaus, so daß man nicht sowol lachte über das, wie der Mensch aussah, sondern darüber, wie er allenfalls hätte aussehen können, wenn er verrückt genug gewesen wäre, sich zu verbilden. In allen solchen Dingen ging er ganz unbarmherzig zu Werk, ohne daß er nur im Mindesten bosshaft gewesen wäre. Dagegen wußten wir ihn von unserer Seite zu quälen, wenn wir versicherten, daß man ihn nach seinem Aeußeren wo nicht für einen französischen Tanzmeister, doch wenigstens für den akademischen Sprachmeister ansehen müsse. Dieser Vorwurf war denn gewöhnlich das Signal zu stundenlangen Abhandlungen, worin er den himmelweiten Unterschied herauszusetzen pflegte, der zwischen ihm und einem alten Franzosen obwalte. Hierbei bürdete er uns gewöhnlich allerlei ungeschickte Vorschläge auf, die wir ihm zu Veränderung und Modifizirung seiner Garderobe hätten thun können.

Die Richtung meines Dichtens, das ich nur um desto eifriger trieb, als die Abschrift schöner und sorgfältiger vorrückte, neigte sich nunmehr gänzlich zum Natürlichen, zum Wahren; und wenn die Gegenstände auch nicht immer bedeutend sein konnten, so suchte ich sie doch immer rein und scharf auszudrücken, um so mehr, als mein Freund mir öfters zu bedenken gab, was das heißen wolle, einen Vers mit der Rabenfeder und Tusche auf holländisch Papier schreiben, was dazu für Zeit, Talent und Anstrengung gehöre, die man an nichts Leeres und Ueberflüssiges verschwenden dürfe. Dabei pflegte er gewöhnlich ein fertiges Heft aufzuschlagen und umständlich auseinanderzusetzen, was an dieser oder jener Stelle nicht stehen dürfe, und uns glücklich zu preisen, daß es wirklich nicht da stehe. Er sprach hierauf mit großer Verachtung von der Buchdruckerei, ägirte den Setzer, spottete über dessen Geberden, über das eilige Hin- und Wiedergreifen, und leitete aus diesem

Manöver alles Unglück der Literatur her. Dagegen erhob er den Anstand und die edle Stellung eines Schreibenden und setzte sich sogleich hin, um sie uns vorzuzeigen, wobei er uns denn freilich ausschalt, daß wir uns nicht nach seinem Beispiel und Muster ebenso am Schreibtisch betrügen. Nun kam er wieder auf den Kontrast mit dem Setzer zurück, kehrte einen angefangenen Brief das Oberste zu unterst und zeigte, wie unanständig es sei, etwa von unten nach oben oder von der Rechten zur Linken zu schreiben, und was dergleichen Dinge mehr waren, womit man ganze Bände anfüllen könnte.

Mit solchen unschädlichen Thorheiten vergeudeten wir die schöne Zeit, wobei Keinem eingefallen wäre, daß aus unserem Kreis zufällig etwas ausgeben würde, welches allgemeine Sensation erregen und uns nicht in den besten Leumund bringen sollte.

Gellert mochte wenig Freude an seinem Praktikum haben, und wenn er allenfalls Lust empfand, einige Anleitung im prosaischen und poetischen Stil zu geben, so that er es privatissime nur Wenigen, unter die wir uns nicht zählen durften. Die Lücke, die sich dadurch in dem öffentlichen Unterricht ergab, gedachte Professor Clodius auszufüllen, der sich im Literarischen, Kritischen und Poetischen einigen Ruf erworben hatte und als ein junger, munterer, zuthätiger Mann sowol bei der Akademie als in der Stadt viel Freunde fand. An die nunmehr von ihm übernommene Stunde wies uns Gellert selbst, und was die Hauptsache betraf, so merkten wir wenig Unterschied. Auch er kritisirte nur das Einzelne, korrigirte gleichfalls mit rother Tinte, und man befand sich in Gesellschaft von lauter Fehlern, ohne eine Aussicht zu haben, worin das Rechte zu suchen sei. Ich hatte ihm einige von meinen kleinen Arbeiten gebracht, die er nicht übel behandelte. Allein gerade zu jener Zeit schrieb man mir von Hause, daß ich auf die Hochzeit meines Oheims nothwendig ein Gedicht liefern müsse. Ich fühlte mich so weit von jener leichten und leichtfertigen Periode entfernt, in welcher mir ein Aehnliches Freude gemacht hätte, und da ich der Lage selbst nichts abgewinnen konnte, so dachte ich meine Arbeit mit äußerlichem Schmuck auf das Beste herauszustutzen. Ich versammelte daher den ganzen Olymp, um über die Heirath eines Frankfurter Rechtsgelehrten zu rathschlagen, und zwar ernsthaft genug, wie es sich zum Feste eines solchen Ehrenmanns wol schickte. Venus und Themis hatten sich um seinetwillen überworfen;

doch ein schelmischer Streich, den Amor der Letzteren spielte, ließ Jene den Prozeß gewinnen, und die Götter entschieden für die Heirath.

Die Arbeit mißfiel mir keineswegs. Ich erhielt von Hause darüber ein schönes Belobungsschreiben, bemühte mich mit einer nochmaligen guten Abschrift und hoffte meinem Lehrer doch auch einigen Beifall abzunöthigen. Allein hier hatte ich's schlecht getroffen. Er nahm die Sache streng, und indem er das Parodistische, was denn doch in dem Einfall lag, gar nicht beachtete, so erklärte er den großen Aufwand von göttlichen Mitteln zu einem so geringen menschlichen Zweck für äußerst tadelnswerth, verwies den Gebrauch und Mißbrauch solcher mythologischen Figuren als eine falsche, aus pedantischen Zeiten sich herschreibende Gewohnheit, fand den Ausdruck bald zu hoch, bald zu niedrig und hatte zwar im Einzelnen der rothen Tinte nicht geschont, versicherte jedoch, daß er noch zu wenig gethan habe.

Solche Stücke wurden zwar anonym vorgelesen und rezensirt; allein man paßte einander auf, und es blieb kein Geheimniß, daß diese verunglückte Götterversammlung mein Werk gewesen sei. Da mir jedoch seine Kritik, wenn ich seinen Standpunkt annahm, ganz richtig zu sein schien und jene Gottheiten, näher besehen, freilich nur hohle Scheingestalten waren, so verwünschte ich den gesammten Olymp, warf das ganze mythische Pantheon weg, und seit jener Zeit sind Amor und Luna die einzigen Gottheiten, die in meinen kleinen Gedichten allenfalls auftreten.

Unter den Personen, welche sich Behrisch zu Zielscheiben seines Witzes erlesen hatte, stand gerade Clodius obenan; auch war es nicht schwer, ihm eine komische Seite abzugewinnen. Als eine kleine, etwas starke, gedrängte Figur war er in seinen Bewegungen heftig, etwas fahrig in seinen Aeußerungen und unstät in seinem Betragen. Durch Alles dies unterschied er sich von seinen Mitbürgern, die ihn jedoch wegen seiner guten Eigenschaften und der schönen Hoffnungen, die er gab, recht gern gelten ließen.

Man übertrug ihm gewöhnlich die Gedichte, welche sich bei feierlichen Gelegenheiten nothwendig machten. Er folgte in der sogenannten Ode der Art, deren sich Ramler bediente, den sie aber auch ganz allein kleidete. Clodius aber hatte sich als Nachahmer besonders die fremden Worte gemerkt, wodurch jene Ramler'schen Gedichte mit einem majestätischen Pompe auftreten,

der, weil er der Größe seines Gegenstandes und der übrigen poetischen Behandlung gemäß ist, auf Ohr, Gemüth und Einbildungskraft eine sehr gute Wirkung thut. Bei Clodius hingegen erschienen diese Ausdrücke fremdartig, indem seine Poesie übrigens nicht geeignet war, den Geist auf irgend eine Weise zu erheben.

Solche Gedichte mußten wir nun oft schön gedruckt und höflich gelebt vor uns sehen, und wir fanden es höchst anstößig, daß er, der uns die heimischen Götter verkümmert hatte, sich nun eine andere Leier auf den Parnaß aus griechischen und römischen Wortypressen zusammenzimmern wollte. Diese oft wiederkehrenden Ausdrücke prägten sich fest in unser Gedächtniß, und zu lustiger Stunde, da wir in den Kohlgärten den trefflichsten Kuchen verzehrten, fiel mir auf einmal ein, jene Kraft- und Machtworte in ein Gedicht an den Kuchenbäcker Händel zu versammeln. Gedacht, gethan! Und so stehe es denn auch hier, wie es an eine Wand des Hauses mit Bleistift angeschrieben wurde:

O Händel, dessen Ruhm vom Süd zum Norden reicht,
Vernimm den Päan, der zu Deinen Ohren steigt!
Du bäckst, was Gallier und Briten emsig suchen,
Mit schöpfrischem Genie originelle Kuchen.
Des Kaffee's Ocean, der sich vor Dir ergießt,
Ist süßer als der Saft, der vom Hymettus fließt.
Dein Haus, ein Monument, wie wir den Künsten lohnen,
Umhangen mit Trophä'n, erzählt den Nationen:
Auch ohne Diadem fand Händel hier sein Glück
Und raubte dem Kothurn gar manch Achtgroschenstück.
Glänzt Deine Urn' dereinst in majestät'schem Pompe,
Dann weint der Patriot an Deiner Katakombe.
Doch leb! Dein Torus sei von edler Brut ein Nest,
Steh hoch wie der Olymp, wie der Parnassus fest!
Kein Phalanx Griechenlands mit römischen Ballisten
Vermög' Germanien und Händeln zu verwüsten.
Dein Wohl ist unser Stolz, Dein Leiden unser Schmerz,
Und Händel's Tempel ist der Musensöhne Herz.

Dieses Gedicht stand lange Zeit unter so vielen anderen, welche die Wände jener Zimmer verunzierten, ohne bemerkt zu werden, und wir, die wir uns genugsam daran ergetzt hatten, vergaßen es ganz und gar über anderen Dingen. Geraume Zeit hernach trat Clodius mit seinem „Medon" hervor, dessen

Weisheit, Großmuth und Tugend wir unendlich lächerlich fanden, so sehr auch die erste Vorstellung des Stücks beklatscht wurde. Ich machte gleich Abends, als wir zusammen in unser Weinhaus kamen, einen Prolog in Knittelversen, wo Arlekin mit zwei großen Säcken auftritt, sie an beide Seiten des Proscheniums stellt und nach verschiedenen vorläufigen Späßen den Zuschauern vertraut, daß in den beiden Säcken moralisch-ästhetischer Sand befindlich sei, den ihnen die Schauspieler sehr häufig in die Augen werfen würden. Der eine sei nämlich mit Wohlthaten gefüllt, die nichts kosteten, und der andere mit prächtig ausgedrückten Gesinnungen, die nichts hinter sich hätten. Er entfernte sich ungern und kam einigemal wieder, ermahnte die Zuschauer ernstlich, sich an seine Warnung zu kehren und die Augen zuzumachen, erinnerte sie, wie er immer ihr Freund gewesen und es gut mit ihnen gemeint, und was dergleichen Dinge mehr waren. Dieser Prolog wurde auf der Stelle von Freund Horn im Zimmer gespielt; doch blieb der Spaß ganz unter uns, es ward nicht einmal eine Abschrift genommen und das Papier verlor sich bald. Horn jedoch, der den Arlekin ganz artig vorgestellt hatte, ließ sich's einfallen, mein Gedicht an Händel um mehrere Verse zu erweitern und es zunächst auf den „Medon" zu beziehen. Er las es uns vor, und wir konnten keine Freude daran haben, weil wir die Zusätze nicht eben geistreich fanden und das erste, in einem ganz anderen Sinn geschriebene Gedicht uns entstellt vorkam. Der Freund, unzufrieden über unsere Gleichgiltigkeit, ja unseren Tadel, mochte es Anderen vorgezeigt haben, die es neu und lustig fanden. Nun machte man Abschriften davon, denen der Ruf des Clodius'schen Medon's sogleich eine schnelle Publizität verschaffte. Allgemeine Mißbilligung erfolgte hierauf, und die Urheber (man hatte bald erfahren, daß es aus unserer Clique hervorgegangen war) wurden höchlich getadelt; denn seit Cronegk's und Rost's Angriffen auf Gottsched war dergleichen nicht wieder vorgekommen. Wir hatten uns ohnehin früher schon zurückgezogen, und nun befanden wir uns gar im Falle der Schuhu gegen die übrigen Vögel. Auch in Dresden mochte man die Sache nicht gut finden, und sie hatte für uns wo nicht unangenehme, doch ernste Folgen. Der Graf Lindenau war schon eine Zeit lang mit dem Hofmeister seines Sohns nicht ganz zufrieden. Denn obgleich der junge Mann keineswegs vernachlässigt wurde und Behrisch sich entweder in dem Zimmer des jungen Grafen oder

wenigstens daneben hielt, wenn die Lehrmeister ihre täglichen Stunden gaben, die Kollegia mit ihm sehr ordentlich frequentirte, bei Tage nicht ohne ihn ausging, auch denselben auf allen Spaziergängen begleitete, so waren wir Andern doch auch immer in Arel's Hause zu finden und zogen mit, wenn man lustwandelte; das machte schon einiges Aufsehen. Behrisch gewöhnte sich auch an uns, gab zuletzt meistentheils Abends gegen neun Uhr seinen Zögling in die Hände des Kammerdieners und suchte uns im Weinhause auf, wohin er jedoch niemals anders als in Schuhen und Strümpfen, den Degen an der Seite und gewöhnlich den Hut unterm Arm zu kommen pflegte. Die Späße und Thorheiten, die er insgemein angab, gingen ins Unendliche. So hatte zum Beispiel einer unserer Freunde die Gewohnheit, Punkt Zehne wegzugehen, weil er mit einem hübschen Kinde in Verbindung stand, mit welchem er sich nur um diese Zeit unterhalten konnte. Wir vermißten ihn ungern, und Behrisch nahm sich eines Abends, wo wir sehr vergnügt zusammen waren, im Stillen vor, ihn diesmal nicht wegzulassen. Mit dem Schlage Zehn stand Jener auf und empfahl sich. Behrisch rief ihn an und bat, einen Augenblick zu warten, weil er gleich mitgehen wolle. Nun begann er auf die anmuthigste Weise erst nach seinem Degen zu suchen, der doch ganz vor den Augen stand, und geberdete sich beim Anschnallen desselben so ungeschickt, daß er damit niemals zu Stande kommen konnte. Er machte es auch anfangs so natürlich, daß Niemand ein Arges dabei hatte. Als er aber, um das Thema zu variiren, zuletzt weiter ging, daß der Degen bald auf die rechte Seite, bald zwischen die Beine kam, so entstand ein allgemeines Gelächter, in das der Forteilende, welcher gleichfalls ein lustiger Geselle war, mit einstimmte und Behrisch so lange gewähren ließ, bis die Schäferstunde verüber war, da denn nun erst eine gemeinsame Lust und vergnügliche Unterhaltung bis tief in die Nacht erfolgte.

Unglücklicherweise hatte Behrisch, und wir durch ihn, noch einen gewissen anderen Hang zu einigen Mädchen, welche besser waren als ihr Ruf, wodurch denn aber unser Ruf nicht gefördert werden konnte. Man hatte uns manchmal in ihrem Garten gesehen, und wir lenkten auch wol unsern Spaziergang dahin, wenn der junge Graf dabei war. Dieses Alles mochte zusammen aufgespart und dem Vater zuletzt berichtet worden sein: genug, er suchte auf eine glimpfliche Weise den Hofmeister

los zu werden, dem es jedoch zum Glück gereichte. Sein gutes Aeußere, seine Kenntnisse und Talente, seine Rechtschaffenheit, an der Niemand etwas auszusetzen wußte, hatten ihm die Neigung und Achtung vorzüglicher Personen erworben, auf deren Empfehlung er zu dem Erbprinzen von Dessau als Erzieher berufen wurde und an dem Hofe eines in jeder Rücksicht trefflichen Fürsten ein solides Glück fand.

Der Verlust eines Freundes wie Behrisch war für mich von der größten Bedeutung. Er hatte mich verzogen, indem er mich bildete, und seine Gegenwart war nöthig, wenn das einigermaßen für die Sozietät Frucht bringen sollte, was er an mich zu wenden für gut gefunden hatte. Er wußte mich zu allerlei Artigem und Schicklichem zu bewegen, was gerade am Platz war, und meine geselligen Talente herauszusetzen. Weil ich aber in solchen Dingen keine Selbstständigkeit erworben hatte, so fiel ich gleich, da ich wieder allein war, in mein wirriges, störrisches Wesen zurück, welches immer zunahm, je unzufriedener ich über meine Umgebung war, indem ich mir einbildete, daß sie nicht mit mir zufrieden sei. Mit der willkürlichsten Laune nahm ich übel auf, was ich mir hätte zum Vortheil rechnen können, entfernte Manchen dadurch, mit dem ich bisher in leidlichem Verhältniß gestanden hatte, und mußte bei mancherlei Widerwärtigkeiten, die ich mir und Anderen, es sei nun im Thun oder Unterlassen, im Zuviel oder Zuwenig, zugezogen hatte, von Wohlwollenden die Bemerkung hören, daß es mir an Erfahrung fehle. Das Gleiche sagte mir wol irgend ein Gutdenkender, der meine Produktionen sah, besonders wenn sie sich auf die Außenwelt bezogen. Ich beobachtete diese, so gut ich konnte, fand aber daran wenig Erbauliches und mußte noch immer genug von dem Meinigen hinzuthun, um sie nur erträglich zu finden. Auch meinem Freunde Behrisch hatte ich manchmal zugesetzt, er solle mir deutlich machen, was Erfahrung sei. Weil er aber voller Thorheiten steckte, so vertröstete er mich von einem Tage zum andern und eröffnete mir zuletzt nach großen Verbereitungen: die wahre Erfahrung sei ganz eigentlich, wenn man erfahre, wie ein Erfahrner die Erfahrung erfahrend erfahren müsse. Wenn wir ihn nun hierüber äußerst ausschalten und zur Rede setzten, so versicherte er, hinter diesen Worten stecke ein großes Geheimniß, das wir alsdann erst begreifen würden, wenn wir erfahren hätten, — und immer so weiter; denn es kostete ihm nichts, Viertelstunden lang so fort-

zusprechen, — da denn das Erfahren immer erfahrner und zuletzt zur wahrhaften Erfahrung werden würde. Wollten wir über solche Possen verzweifeln, so betheuerte er, daß er diese Art, sich deutlich und eindrücklich zu machen, von den neusten und größten Schriftstellern gelernt, welche uns aufmerksam gemacht, wie man eine ruhige Ruhe ruhen und wie die Stille im Stillen immer stiller werden könnte.

Zufälligerweise rühmte man in guter Gesellschaft einen Offizier, der sich unter uns auf Urlaub befand, als einen vorzüglich wohldenkenden und erfahrnen Mann, der den siebenjährigen Krieg mitgefochten und sich ein allgemeines Zutrauen erworben habe. Es fiel nicht schwer, mich ihm zu nähern, und wir spazierten öfters mit einander. Der Begriff von Erfahrung war beinah für in meinem Gehirne geworden und das Bedürfniß, mir ihn klar zu machen, leidenschaftlich. Offenmüthig, wie ich war, entdeckte ich ihm die Unruhe, in der ich mich befand. Er lächelte und war freundlich genug, mir im Gefolg meiner Fragen etwas von seinem Leben und von der nächsten Welt überhaupt zu erzählen, wobei freilich zuletzt wenig Besseres herauskam, als daß die Erfahrung uns überzeuge, daß unsere besten Gedanken, Wünsche und Vorsätze unerreichbar seien und daß man Denjenigen, welcher dergleichen Grillen hege und sie mit Lebhaftigkeit äußere, vornehmlich für einen unerfahrnen Menschen halte.

Da er jedoch ein wackerer, tüchtiger Mann war, so versicherte er mir, er habe diese Grillen selbst noch nicht ganz aufgegeben und befinde sich bei dem wenigen Glaube, Liebe und Hoffnung, was ihm übrig geblieben, noch ganz leidlich. Er mußte mir darauf Vieles vom Krieg erzählen, von der Lebensweise im Feld, von Scharmützeln und Schlachten, besonders insofern er Antheil daran genommen, da denn diese ungeheueren Ereignisse, indem sie auf ein einzelnes Individuum bezogen wurden, ein gar wunderliches Ansehen gewannen. Ich bewog ihn alsdann zu einer offenen Erzählung der kurz vorher bestandenen Hofverhältnisse, welche ganz märchenhaft zu sein schienen. Ich hörte von der körperlichen Stärke August's des Zweiten, den vielen Kindern desselben und seinem ungeheueren Aufwand, sodann von des Nachfolgers Kunst- und Sammlungslust, vom Grafen Brühl und dessen grenzenloser Prunkliebe, deren Einzelnes beinahe abgeschmackt erschien, von so viel Festen und Prachtergetzungen, welche sämmtlich durch den Einfall Friedrich's

in Sachsen abgeschnitten worden. Nun lagen die königlichen Schlösser zerstört, die Brühl'schen Herrlichkeiten vernichtet, und es war von Allem nur ein sehr beschädigtes herrschaftliches Land übrig geblieben.

Als er mich über jenen unsinnigen Genuß des Glücks verwundert und sodann über das erfolgte Unglück betrübt sah und mich bedeutete, wie man von einem erfahrnen Manne geradezu verlange, daß er über keins von beiden erstaunen, noch daran einen zu lebhaften Antheil nehmen solle, so fühlte ich große Lust, in meiner bisherigen Unerfahrenheit noch eine Weile zu verharren, worin er mich denn bestärkte und recht angelegentlich bat, ich möchte mich bis auf Weiteres immer an die angenehmen Erfahrungen halten und die unangenehmen so viel als möglich abzulehnen suchen, wenn sie sich mir aufdringen sollten. Einst aber, als wieder im Allgemeinen die Rede von Erfahrung war und ich ihm jene possenhaften Phrasen des Freundes Behrisch erzählte, schüttelte er lächelnd den Kopf und sagte: „Da sieht man, wie es mit Worten geht, die nur einmal ausgesprochen sind! Diese da klingen so neckisch, ja so albern, daß es fast unmöglich scheinen dürfte, einen vernünftigen Sinn hineinzulegen; und doch ließe sich vielleicht ein Versuch machen."

Und als ich in ihn drang, versetzte er mit seiner verständig heiteren Weise: „Wenn Sie mir erlauben, indem ich Ihren Freund kommentire und supplire, in seiner Art fortzufahren, so dünkt mich, er habe sagen wollen, daß die Erfahrung nichts Anderes sei, als daß man erfährt, was man nicht zu erfahren wünscht, worauf es wenigstens in dieser Welt meistens hinausläuft."

Achtes Buch.

Ein anderer Mann, obgleich in jedem Betracht von Bertuch unendlich verschieden, konnte doch in einem gewissen Sinne mit ihm verglichen werden: ich meine Oesern, welcher auch unter diejenigen Menschen gehörte, die ihr Leben in einer bequemen Geschäftigkeit hinträumen. Seine Freunde selbst bekannten im Stillen, daß er bei einem sehr schönen Naturell seine jungen Jahre nicht in genügsamer Thätigkeit verwendet, deswegen er auch nie dahin gelangt sei, die Kunst mit vollkommner Technik auszuüben. Doch schien ein gewisser Fleiß seinem Alter vorbehalten zu sein, und es fehlte ihm die vielen Jahre, die ich ihn kannte, niemals an Erfindung noch Arbeitsamkeit. Er hatte mich gleich den ersten Augenblick sehr an sich gezogen; schon seine Wohnung, wundersam und ahnungsvoll, war für mich höchst reizend. In dem alten Schlosse Pleißenburg ging man rechts in der Ecke eine erneute, heitre Wendeltreppe hinauf. Die Säle der Zeichenakademie, deren Direktor er war, fand man sodann links hell und geräumig; aber zu ihm selbst gelangte man nur durch einen engen, dunklen Gang, an dessen Ende man erst den Eintritt zu seinen Zimmern suchte, zwischen deren Reihe und einem weitläuftigen Kornboden man so eben hergegangen war. Das erste Gemach war mit Bildern geschmückt aus der späteren italienischen Schule, von Meistern, deren Anmuth er höchlich zu preisen pflegte. Da ich Privatstunden mit einigen Edelleuten bei ihm genommen hatte, so war uns erlaubt, hier zu zeichnen, und wir gelangten auch manchmal in sein daran stoßendes inneres Kabinet, welches zugleich seine wenigen Bücher, Kunst- und Naturaliensammlungen und was ihn sonst zunächst interessiren mochte, enthielt. Alles

war mit Geschmack, einfach und dergestalt geordnet, daß der kleine Raum sehr Vieles umfaßte. Die Möbeln, Schränke, Portefeuilles elegant ohne Ziererei oder Ueberfluß. So war auch das Erste, was er uns empfahl und worauf er immer wieder zurückkam, die Einfalt in Allem, was Kunst und Handwerk vereint hervorzubringen berufen sind. Als ein abgesagter Feind des Schnörkel- und Muschelwesens und des ganzen barocken Geschmacks zeigte er uns dergleichen in Kupfer gestochne und gezeichnete alte Muster im Gegensatz mit besseren Verzierungen und einfacheren Formen der Möbel sowol als anderer Zimmerumgebungen, und weil Alles um ihn her mit diesen Maximen übereinstimmte, so machten die Worte und Lehren auf uns einen guten und dauernden Eindruck. Auch außerdem hatte er Gelegenheit, uns seine Gesinnungen praktisch sehen zu lassen, indem er sowol bei Privat- als Regimentspersonen in gutem Ansehen stand und bei neuen Bauten und Veränderungen um Rath gefragt wurde. Ueberhaupt schien er geneigter zu sein, etwas gelegentlich, zu einem gewissen Zweck und Gebrauch zu verfertigen, als daß er für sich bestehende Dinge, welche eine größere Vollendung verlangen, unternommen und ausgearbeitet hätte: deshalb er auch immer bereit und zur Hand war, wenn die Buchhändler größere und kleinere Kupfer zu irgend einem Werk verlangten, wie denn die Vignetten zu Windelmann's ersten Schriften von ihm radirt sind. Oft aber machte er nur sehr skizzenhafte Zeichnungen, in welche sich Geyser ganz gut zu schicken verstand. Seine Figuren hatten durchaus etwas Allgemeines, um nicht zu sagen Ideelles. Seine Frauen waren angenehm und gefällig, seine Kinder naiv genug; nur mit den Männern wollte es nicht fort, die bei seiner zwar geistreichen, aber doch immer nebulistischen und zugleich abbreviirenden Manier meistentheils das Ansehn von Lazaroni erhielten. Da er seine Kompositionen überhaupt weniger auf Form als auf Licht, Schatten und Massen berechnete, so nahmen sie sich im Ganzen gut aus, wie denn Alles, was er that und hervorbrachte, von einer eignen Grazie begleitet war. Weil er nun dabei eine eingewurzelte Neigung zum Bedeutenden, Allegorischen, einen Nebengedanken Erregenden nicht bezwingen konnte noch wollte, so gaben seine Werke immer etwas zu sinnen und wurden vollständig durch einen Begriff, da sie es der Kunst und der Ausführung nach nicht sein konnten. Diese Richtung, welche immer gefährlich ist, führte ihn manchmal bis an die Grenze

des guten Geschmacks, wo nicht gar darüber hinaus. Seine Absichten suchte er oft durch die wunderlichsten Einfälle und durch grillenhafte Scherze zu erreichen; ja, seinen besten Arbeiten ist stets ein humoristischer Anstrich verliehen. War das Publikum mit solchen Dingen nicht immer zufrieden, so rächte er sich durch eine neue, noch wunderlichere Schnurre. So stellte er später in dem Vorzimmer des großen Konzertsaales eine ideale Frauenfigur seiner Art vor, die eine Lichtschere nach einer Kerze hin bewegte, und er freute sich außerordentlich, wenn er veranlassen konnte, daß man über die Frage stritt, ob diese seltsame Muse das Licht zu putzen oder auszulöschen gedenke, wo er denn allerlei neckische Beigedanken schelmisch hervorblicken ließ.

Doch machte die Erbauung des neuen Theaters zu meiner Zeit das größte Aufsehen, in welchem sein Vorhang, da er noch ganz neu war, gewiß eine außerordentlich liebliche Wirkung that. Oefer hatte die Musen aus den Wolken, auf denen sie bei solchen Gelegenheiten gewöhnlich schweben, auf die Erde versetzt. Einen Vorhof zum Tempel des Ruhms schmückten die Statuen des Sophokles und Aristophanes, um welche sich alle neueren Schauspieldichter versammelten. Hier nun waren die Göttinnen der Künste gleichfalls gegenwärtig und Alles würdig und schön. Nun aber kommt das Wunderliche. Durch die freie Mitte sah man das Portal des fernstehenden Tempels, und ein Mann in leichter Jacke ging zwischen beiden obgedachten Gruppen, ohne sich um sie zu bekümmern, hindurch, gerade auf den Tempel los; man sah ihn daher im Rücken, er war nicht besonders ausgezeichnet. Dieser nun sollte Shakespearen bedeuten, der ohne Vorgänger und Nachfolger, ohne sich um die Muster zu bekümmern, auf seine eigne Hand der Unsterblichkeit entgegengehe. Auf dem großen Boden über dem neuen Theater ward dieses Werk vollbracht. Wir versammelten uns dort oft um ihn, und ich habe ihm daselbst die Aushängebogen von „Musarion" vorgelesen.

Was mich betraf, so rückte ich in Ausübung der Kunst keineswegs weiter. Seine Lehre wirkte auf unsern Geist und unsern Geschmack; aber seine eigne Zeichnung war zu unbestimmt, als daß sie mich, der ich an den Gegenständen der Kunst und Natur auch nur hindämmerte, hätte zu einer strengen und entschiedenen Ausübung anleiten sollen. Von den Gesichtern und Körpern selbst überlieferte er uns mehr die An-

sichten als die Formen, mehr die Geberden als die Proportionen. Er gab uns die Begriffe von den Gestalten und verlangte, wir sollten sie in uns lebendig werden lassen. Das wäre denn auch schön und recht gewesen, wenn er nicht blos Anfänger vor sich gehabt hätte. Konnte man ihm daher ein vorzügliches Talent zum Unterricht wol absprechen, so mußte man dagegen bekennen, daß er sehr gescheit und weltklug sei und daß eine glückliche Gewandtheit des Geistes ihn in einem höhern Sinne recht eigentlich zum Lehrer qualifizire. Die Mängel, an denen Jeder litt, sah er recht gut ein; er verschmähte jedoch, sie direkt zu rügen, und deutete vielmehr Lob und Tadel indirekt sehr lakonisch an. Nun mußte man über die Sache denken und kam in der Einsicht schnell um Vieles weiter. So hatte ich zum Beispiel auf blaues Papier einen Blumenstrauß nach einer vorhandenen Vorschrift mit schwarzer und weißer Kreide sehr sorgfältig ausgeführt und theils mit Wischen, theils mit Schraffiren das kleine Bild hervorzuheben gesucht. Nachdem ich mich lange dergestalt bemüht, trat er einstens hinter mich und sagte: „Mehr Papier!“ worauf er sich sogleich entfernte. Mein Nachbar und ich zerbrachen uns den Kopf, was das heißen könne; denn mein Bouquet hatte auf einem großen halben Bogen Raum genug um sich her. Nachdem wir lange nachgedacht, glaubten wir endlich seinen Sinn zu treffen, wenn wir bemerkten, daß ich durch das Ineinanderarbeiten des Schwarzen und Weißen den blauen Grund ganz zugedeckt, die Mitteltinte zerstört und wirklich eine unangenehme Zeichnung mit großem Fleiß hervorgebracht hatte. Uebrigens ermangelte er nicht, uns von der Perspektive, von Licht und Schatten zwar genugsam, doch immer nur so zu unterrichten, daß wir uns anzustrengen und zu quälen hatten, um eine Anwendung der überlieferten Grundsätze zu treffen. Wahrscheinlich war seine Absicht, an uns, die wir doch nicht Künstler werden sollten, nur die Einsicht und den Geschmack zu bilden und uns mit den Erfordernissen eines Kunstwerks bekannt zu machen, ohne gerade zu verlangen, daß wir es hervorbringen sollten. Da nun der Fleiß ohnehin meine Sache nicht war — denn es machte mir nichts Vergnügen, als was mich anflog —, so wurde ich nach und nach wo nicht lässig, doch mißmuthig, und weil die Kenntniß bequemer ist als das Thun, so ließ ich mir gefallen, wohin er uns nach seiner Weise zu führen gedachte.

Zu jener Zeit war das „Leben der Maler“ von d'Argen-

ville ins Deutsche übersetzt; ich erhielt es ganz frisch und studirte es emsig genug. Dies schien Oesern zu gefallen, und er verschaffte uns Gelegenheit, aus den großen Leipziger Sammlungen manches Portefeuille zu sehen, und leitete uns dadurch zur Geschichte der Kunst ein. Aber auch diese Uebungen brachten bei mir eine andere Wirkung hervor, als er im Sinn haben mochte. Die mancherlei Gegenstände, welche ich von den Künstlern behandelt sah, erweckten das poetische Talent in mir, und wie man ja wol ein Kupfer zu einem Gedicht macht, so machte ich nun Gedichte zu den Kupfern und Zeichnungen, indem ich mir die darauf vorgestellten Personen in ihrem vorhergehenden und nachfolgenden Zustande zu vergegenwärtigen, bald auch ein kleines Lied, das ihnen wol geziemt hätte, zu dichten wußte und so mich gewöhnte, die Künste in Verbindung mit einander zu betrachten. Ja, selbst die Fehlgriffe, die ich that, daß meine Gedichte manchmal beschreibend wurden, waren mir in der Folge, als ich zu mehrerer Besinnung kam, nützlich, indem sie mich auf den Unterschied der Künste aufmerksam machten. Von solchen kleinen Dingen standen mehrere in der Sammlung, welche Behrisch veranstaltet hatte; es ist aber nichts davon übrig geblieben.

Das Kunst- und Geschmackselement, worin Oeser lebte, und auf welchem man selbst, insofern man ihn fleißig besuchte, getragen wurde, ward auch dadurch immer würdiger und erfreulicher, daß er sich gern abgeschiedener oder abwesender Männer erinnerte, mit denen er in Verhältniß gestanden hatte, oder solches noch immerfort erhielt, wie er denn, wenn er Jemandem einmal seine Achtung geschenkt, unveränderlich in dem Betragen gegen denselben blieb und sich immer gleich geneigt erwies.

Nachdem wir unter den Franzosen vorzüglich Carlus hatten rühmen hören, machte er uns auch mit deutschen in diesem Fache thätigen Männern bekannt. So erfuhren wir, daß Professor Christ als Liebhaber, Sammler, Kenner, Mitarbeiter der Kunst schöne Dienste geleistet und seine Gelehrsamkeit zu wahrer Förderung derselben angewendet habe. Heinecke dagegen durfte nicht wohl genannt werden, theils weil er sich mit den allzu kindlichen Anfängen der deutschen Kunst, welche Oeser wenig schätzte, gar zu emsig abgab, theils weil er einmal mit Winckelmann unsauberlich verfahren war, welches ihm denn niemals verziehen werden konnte. Auf Lippert's Bemühungen jedoch ward unsere Aufmerksamkeit kräftig hingeleitet, indem

unser Lehrer das Verdienst derselben genugsam herauszusetzen wußte. Denn obgleich, sagte er, die Statuen und größeren Bildwerke Grund und Gipfel aller Kunstkenntniß blieben, so seien sie doch sowol im Original als Abguß selten zu sehen, dahingegen durch Lippert eine kleine Welt von Gemmen bekannt werde, in welcher der Alten faßlicheres Verdienst, glückliche Erfindung, zweckmäßige Zusammenstellung, geschmackvolle Behandlung, auffallender und begreiflicher werde, auch bei so großer Menge die Vergleichung eher möglich sei. Indem wir uns nun damit so viel, als erlaubt war, beschäftigten, so wurde auf das hohe Kunstleben Winckelmann's in Italien hingedeutet, und wir nahmen dessen erste Schriften mit Andacht in die Hände; denn Oeser hatte eine leidenschaftliche Verehrung für ihn, die er uns gar leicht einzuflößen vermochte. Das Problematische jener kleinen Aufsätze, die sich noch dazu durch Ironie selbst verwirren und sich auf ganz spezielle Meinungen und Ereignisse beziehen, vermochten wir zwar nicht zu entziffern; allein weil Oeser viel Einfluß darauf gehabt und er das Evangelium des Schönen, mehr noch des Geschmackvollen und Angenehmen auch uns unablässig überlieferte, so fanden wir den Sinn im Allgemeinen wieder und dünkten uns bei solchen Auslegungen um desto sicherer zu gehen, als wir es für kein geringes Glück achteten, aus derselben Quelle zu schöpfen, aus der Winckelmann seinen ersten Durst gestillt hatte.

Einer Stadt kann kein größeres Glück begegnen, als wenn mehrere im Guten und Rechten gleichgesinnte, schon gebildete Männer daselbst neben einander wohnen. Diesen Vorzug hatte Leipzig und genoß ihn um so friedlicher, als sich noch nicht so manche Entzweiungen des Urtheils hervorgethan hatten. Huber, Kupferstichsammler und wohlgeübter Kenner, hatte noch außerdem das dankbar anerkannte Verdienst, daß er den Werth der deutschen Literatur auch den Franzosen bekannt zu machen gedachte; Kreuchauff, Liebhaber mit geübtem Blick, der als Freund der ganzen Kunstsozietät alle Sammlungen für die seinigen ansehen konnte; Winkler, der die einsichtsvolle Freude, die er an seinen Schätzen hegte, sehr gern mit Anderen theilte, mancher Andere, der sich anschloß, Alle lebten und wirkten nur in einem Sinne, und ich wüßte mich nicht zu erinnern, so oft ich auch, wenn sie Kunstwerke durchsahen, beiwohnen durfte, daß jemals ein Zwiespalt entstanden wäre; immer kam billigerweise die Schule in Betracht, aus welcher der Künstler hervorgegangen,

die Zeit, in der er gelebt, das besondere Talent, das ihm die Natur verliehen, und der Grad, auf welchen er es in der Ausführung gebracht. Da war keine Vorliebe weder für geistliche noch für weltliche Gegenstände, für ländliche oder für städtische, lebendige oder leblose: die Frage war immer nach dem Kunstgemäßen.

Ob sich nun gleich diese Liebhaber und Sammler nach ihrer Lage, Sinnesart, Vermögen und Gelegenheit mehr gegen die niederländische Schule richteten, so ward doch, indem man sein Auge an den unendlichen Verdiensten der nordwestlichen Künstler übte, ein sehnsuchtsvoll verehrender Blick nach Südosten immer offen gehalten.

Und so mußte die Universität, wo ich die Zwecke meiner Familie, ja meine eignen versäumte, mich in demjenigen begründen, worin ich die größte Zufriedenheit meines Lebens finden sollte; auch ist mir der Eindruck jener Lokalitäten, in welchen ich so bedeutende Anregungen empfangen, immer höchst lieb und werth geblieben. Die alte Pleißenburg, die Zimmer der Akademie, vor allen aber Oeser's Wohnung, nicht weniger die Winkler'sche und Richter'sche Sammlungen habe ich noch immer lebhaft gegenwärtig.

Ein junger Mann jedoch, der, indem sich ältere unter einander von schon bekannten Dingen unterhalten, nur beiläufig unterrichtet wird und welchem das schwerste Geschäft, das Alles zurechtzulegen, dabei überlassen bleibt, muß sich in einer sehr peinlichen Lage befinden. Ich sah mich daher mit Anderen sehnsuchtsvoll nach einer neuen Erleuchtung um, die uns denn auch durch einen Mann kommen sollte, dem wir schon so viel schuldig waren.

Auf zweierlei Weise kann der Geist höchlich erfreut werden: durch Anschauung und Begriff. Aber jenes erfordert einen würdigen Gegenstand, der nicht immer bereit, und eine verhältnißmäßige Bildung, zu der man nicht gerade gelangt ist. Der Begriff hingegen will nur Empfänglichkeit, er bringt den Inhalt mit und ist selbst das Werkzeug der Bildung. Daher war uns jener Lichtstrahl höchst willkommen, den der vortrefflichste Denker durch düstre Wolken auf uns herableitete. Man muß Jüngling sein, um sich zu vergegenwärtigen, welche Wirkung Lessing's „Laokoon" auf uns ausübte, indem dieses Werk uns aus der Region eines kümmerlichen Anschauens in die freien Gefilde des Gedankens hinriß. Das so lange mißverstandene Ut pictura

poesis' war auf einmal beseitigt, der Unterschied der bildenden und Rede-Künste klar, die Gipfel beider erschienen nun getrennt, wie nah ihre Basen auch zusammenstoßen mochten. Der bildende Künstler sollte sich innerhalb der Grenze des Schönen halten, wenn dem redenden, der die Bedeutung jeder Art nicht entbehren kann, auch darüber hinauszuschweifen vergönnt wäre. Jener arbeitet für den äußeren Sinn, der nur durch das Schöne befriedigt wird, dieser für die Einbildungskraft, die sich wol mit dem Häßlichen noch abfinden mag. Wie vor einem Blitz erleuchteten sich uns alle Folgen dieses herrlichen Gedankens, alle bisherige anleitende und urtheilende Kritik ward wie ein abgetragener Rock weggeworfen, wir hielten uns von allem Uebel erlöst und glaubten mit einigem Mitleid auf das sonst so herrliche sechzehnte Jahrhundert herabblicken zu dürfen, wo man in deutschen Bildwerken und Gedichten das Leben nur unter der Form eines schellenbehangenen Narren, den Tod unter der Unform eines klappernden Gerippes, sowie die nothwendigen und zufälligen Uebel der Welt unter dem Bilde des fratzenhaften Teufels zu vergegenwärtigen wußte.

Am Meisten entzückte uns die Schönheit jenes Gedankens, daß die Alten den Tod als den Bruder des Schlafs anerkannt und beide, wie es Menächmen geziemt, zum Verwechseln gleich gebildet. Hier konnten wir nun erst den Triumph des Schönen höchlich feiern und das Häßliche jeder Art, da es doch einmal aus der Welt nicht zu vertreiben ist, im Reiche der Kunst nur in den niedrigen Kreis des Lächerlichen verweisen.

Die Herrlichkeit solcher Haupt- und Grundbegriffe erscheint nur dem Gemüth, auf welches sie ihre unendliche Wirksamkeit ausüben, erscheint nur der Zeit, in welcher sie ersehnt im rechten Augenblick hervortreten. Da beschäftigen sich Die, welchen mit solcher Nahrung gedient ist, liebevoll ganze Epochen ihres Lebens damit und erfreuen sich eines überschwänglichen Wachsthums, indessen es nicht an Menschen fehlt, die sich auf der Stelle einer solchen Wirkung widersetzen, und nicht an andern, die in der Folge an dem hohen Sinne markten und mäkeln.

Wie sich aber Begriff und Anschauung wechselsweise fordern, so konnte ich diese neuen Gedanken nicht lange verarbeiten, ohne daß ein unendliches Verlangen bei mir entstanden wäre, doch einmal bedeutende Kunstwerke in größerer Masse zu erblicken. Ich entschied mich daher, Dresden ohne Aufenthalt zu besuchen. An der nöthigen Baarschaft fehlte es mir nicht;

aber es waren andere Schwierigkeiten zu überwinden, die ich durch mein grillenhaftes Wesen noch ohne Noth vermehrte; denn ich hielt meinen Vorsatz vor Jedermann geheim, weil ich die dortigen Kunstschätze ganz nach eigner Art zu betrachten wünschte und, wie ich meinte, mich von Niemand wollte irre machen lassen. Außer diesem ward durch noch eine andre Wunderlichkeit eine so einfache Sache verwickelter.

Wir haben angeborne und anerzogene Schwächen, und es möchte noch die Frage sein, welche von beiden uns am Meisten zu schaffen geben. So gern ich mich mit jeder Art von Zuständen bekannt machte und dazu manchen Anlaß gehabt hatte, war mir doch von meinem Vater eine äußerste Abneigung gegen alle Gasthöfe eingeflößt worden. Auf seinen Reisen durch Italien, Frankreich und Deutschland hatte sich diese Gesinnung fest bei ihm eingewurzelt. Ob er gleich selten in Bildern sprach und dieselben nur, wenn er sehr heiter war, zu Hilfe rief, so pflegte er doch manchmal zu wiederholen: in dem Thore eines Gasthofs glaube er immer ein großes Spinnengewebe ausgespannt zu sehen, so künstlich, daß die Insekten zwar hineinwärts, aber selbst die privilegirten Wespen nicht ungerupft heraus fliegen könnten. Es schien ihm etwas Erschreckliches, dafür, daß man seinen Gewohnheiten und Allem, was Einem lieb im Leben wäre, entsagte und nach der Weise des Wirths und der Kellner lebte, noch übermäßig bezahlen zu müssen. Er pries die Hospitalität alter Zeiten, und so ungern er sonst auch etwas Ungewohntes im Hause duldete, so übte er doch Gastfreundschaft, besonders an Künstlern und Virtuosen; wie denn Gevatter Seekatz immer sein Quartier bei uns behielt und Abel, der letzte Musiker, welcher die Gambe mit Glück und Beifall behandelte, wohl aufgenommen und bewirthet wurde. Wie hätte ich mich nun mit solchen Jugendeindrücken, die bisher durch nichts ausgelöscht worden, entschließen können, in einer fremden Stadt einen Gasthof zu betreten? Nichts wäre leichter gewesen, als bei guten Freunden ein Quartier zu finden; Hofrath Krebel, Assessor Hermann und Andere hatten mir schon oft davon gesprochen; allein auch Diesen sollte meine Reise ein Geheimniß bleiben, und ich gerieth auf den wunderlichsten Einfall. Mein Stubennachbar, der fleißige Theolog, dem seine Augen leider immer mehr ablegten, hatte einen Verwandten in Dresden, einen Schuster, mit dem er von Zeit zu Zeit Briefe wechselte. Dieser Mann war mir wegen seiner Aeußerungen

schon längst höchst merkwürdig geworden, und die Ankunft eines seiner Briefe ward von uns immer festlich gefeiert. Die Art, womit er die Klagen seines die Blindheit befürchtenden Vetters erwiderte, war ganz eigen; denn er bemühte sich nicht um Trostgründe, welche immer schwer zu finden sind, aber die heitere Art, womit er sein eignes enges, armes, mühseliges Leben betrachtete, der Scherz, den er selbst den Uebeln und Unbequemlichkeiten abgewann, die unverwüstliche Ueberzeugung, daß das Leben an und für sich ein Gut sei, theilte sich Demjenigen mit, der den Brief las, und versetzte ihn, wenigstens für Augenblicke, in eine gleiche Stimmung. Enthusiastisch, wie ich war, hatte ich diesen Mann öfters verbindlich grüßen lassen, seine glückliche Naturgabe gerühmt und den Wunsch, ihn kennen zu lernen, geäußert. Dieses Alles vorausgesetzt, schien mir nichts natürlicher, als ihn aufzusuchen, mich mit ihm zu unterhalten, ja bei ihm zu wohnen und ihn recht genau kennen zu lernen. Mein guter Kandidat gab mir nach einigem Widerstreben einen mühsam geschriebenen Brief mit, und ich fuhr, meine Matrikel in der Tasche, mit der gelben Kutsche sehnsuchtsvoll nach Dresden.

Ich suchte nach meinem Schuster und fand ihn bald in der Vorstadt. Auf seinem Schemel sitzend, empfing er mich freundlich und sagte lächelnd, nachdem er den Brief gelesen: „Ich sehe hieraus, junger Herr, daß Ihr ein wunderlicher Christ seid.“ „Wie das, Meister?“ versetzte ich. „Wunderlich ist nicht übel gemeint,“ fuhr er fort; „man nennt Jemand so, der sich nicht gleich ist, und ich nenne Sie einen wunderlichen Christen, weil Sie sich in einem Stück als den Nachfolger des Herrn bekennen, in dem anderen aber nicht.“ Auf meine Bitte, mich aufzuklären, sagte er weiter: „Es scheint, daß Ihre Absicht ist, eine fröhliche Botschaft den Armen und Niedrigen zu verkündigen; das ist schön, und diese Nachahmung des Herrn ist löblich: Sie sollten aber dabei bedenken, daß er lieber bei wohlhabenden und reichen Leuten zu Tische saß, wo es gut herging, und daß er selbst den Wohlgeruch des Balsams nicht verschmähte, wovon Sie wol bei mir das Gegentheil finden könnten.“

Dieser lustige Anfang setzte mich gleich in guten Humor, und wir neckten einander eine ziemliche Weile herum. Die Frau stand bedenklich, wie sie einen solchen Gast unterbringen und bewirthen solle. Auch hierüber hatte er sehr artige Einfälle, die sich nicht allein auf die Bibel, sondern auch

auf Gottfried's Chronik bezogen, und als wir einig waren, daß ich bleiben solle, so gab ich meinen Beutel, wie er war, der Wirthin zum Aufheben und ersuchte sie, wenn etwas nöthig sei, sich daraus zu versehen. Da er es ablehnen wollte und mit einiger Schalkheit zu verstehen gab, daß er nicht so abgebrannt sei, als es aussehen möchte, so entwaffnete ich ihn dadurch, daß ich sagte: und wenn es auch nur wäre, um das Wasser in Wein zu verwandeln, so würde wol, da heut zu Tage keine Wunder mehr geschehen, ein solches erprobtes Hausmittel nicht am unrechten Orte sein. Die Wirthin schien mein Reden und Handeln immer weniger seltsam zu finden, wir hatten uns bald in einander geschickt und brachten einen sehr heiteren Abend zu. Er blieb sich immer gleich, weil Alles aus einer Quelle floß. Sein Eigenthum war ein tüchtiger Menschenverstand, der auf einem heiteren Gemüth ruhte und sich in der gleichmäßigen hergebrachten Thätigkeit gefiel. Daß er unablässig arbeitete, war sein Erstes und Nothwendigstes; daß er alles Uebrige als zufällig ansah, dies bewahrte sein Behagen, und ich mußte ihn vor vielen Andern in die Klasse Derjenigen rechnen, welche praktische Philosophen, bewußtlose Weltweisen genannt wurden.

Die Stunde, wo die Galerie eröffnet werden sollte, mit Ungeduld erwartet, erschien. Ich trat in dieses Heiligthum, und meine Verwunderung überstieg jeden Begriff, den ich mir gemacht hatte. Dieser in sich selbst wiederkehrende Saal, in welchem Pracht und Reinlichkeit bei der größten Stille herrschten, die blendenden Rahmen, alle der Zeit nach näher, in der sie vergoldet wurden, der gebohnte Fußboden, die mehr von Schauenden betretenen als von Arbeitenden benutzten Räume gaben ein Gefühl von Feierlichkeit, einzig in seiner Art, das um so mehr der Empfindung ähnelte, womit man ein Gotteshaus betritt, als der Schmuck so manches Tempels, der Gegenstand so mancher Anbetung hier abermals, nur zu heiligen Kunstzwecken aufgestellt erschien. Ich ließ mir die kursorische Demonstration meines Führers gar wohl gefallen, nur erbat ich mir, in der äußeren Galerie bleiben zu dürfen. Hier fand ich mich zu meinem Behagen wirklich zu Hause. Schon hatte ich Werke mehrerer Künstler gesehn, andere kannte ich durch Kupferstiche, andere dem Namen nach; ich verhehlte es nicht und flößte meinem Führer dadurch einiges Vertrauen ein, ja ihn ergetzte das Entzücken, das ich bei Stücken äußerte, wo der Pin-

sei über die Natur den Sieg davontrug; denn solche Dinge waren es vorzüglich, die mich an sich zogen, wo die Vergleichung mit der bekannten Natur den Werth der Kunst nothwendig erhöhen mußte.

Als ich bei meinem Schuster wieder eintrat, um das Mittagsmahl zu genießen, traute ich meinen Augen kaum; denn ich glaubte ein Bild von Ostade vor mir zu sehen, so vollkommen, daß man es nur auf die Galerie hätte hängen dürfen. Stellung der Gegenstände, Licht, Schatten, bräunlicher Teint des Ganzen, magische Haltung, Alles, was man in jenen Bildern bewundert, sah ich hier in der Wirklichkeit. Es war das erste Mal, daß ich auf einen so hohen Grad die Gabe gewahr wurde, die ich nachher mit mehrerem Bewußtsein übte, die Natur nämlich mit den Augen dieses oder jenes Künstlers zu sehen, dessen Werken ich so eben eine besondere Aufmerksamkeit gewidmet hatte. Diese Fähigkeit hat mir viel Genuß gewährt, aber auch die Begierde vermehrt, der Ausübung eines Talents, das mir die Natur versagt zu haben schien, von Zeit zu Zeit eifrig nachzuhängen.

Ich besuchte die Galerie zu allen vergönnten Stunden und fuhr fort, mein Entzücken über manche köstliche Werke vorlaut auszusprechen. Ich vereitelte dadurch meinen löblichen Vorsatz, unbekannt und unbemerkt zu bleiben; und da sich bisher nur ein Unteraufseher mit mir abgegeben hatte, nahm nun auch der Galerie-Inspektor, Rath Riedel, von mir Notiz und machte mich auf gar Manches aufmerksam, welches vorzüglich in meiner Sphäre zu liegen schien. Ich fand diesen trefflichen Mann damals eben so thätig und gefällig, als ich ihn nachher mehrere Jahre hindurch gesehen und wie er sich noch heute erweist. Sein Bild hat sich mir mit jenen Kunstschätzen so in Eins verwoben, daß ich beide niemals gesondert erblicke, ja, sein Andenken hat mich nach Italien begleitet, wo mir seine Gegenwart in manchen großen und reichen Sammlungen sehr wünschenswerth gewesen wäre.

Da man auch mit Fremden und Unbekannten solche Werke nicht stumm und ohne wechselseitige Theilnahme betrachten kann, ihr Anblick vielmehr am Ersten geeignet ist, die Gemüther gegen einander zu eröffnen, so kam ich auch daselbst mit einem jungen Manne ins Gespräch, der sich in Dresden aufzuhalten und einer Legation anzugehören schien. Er lud mich ein, Abends in einen Gasthof zu kommen, wo sich eine muntere Gesellschaft

versammle, und wo man, indem Jeder eine mäßige Zeche bezahle, einige ganz vergnügte Stunden zubringen könne.

Ich fand mich ein, ohne die Gesellschaft anzutreffen, und der Kellner setzte mich einigermaßen in Verwunderung, als er mir von dem Herrn, der mich bestellt, ein Kompliment ausrichtete, wodurch dieser eine Entschuldigung, daß er etwas später kommen werde, an mich gelangen ließ, mit dem Zusatze, ich sollte mich an nichts stoßen, was vorgehe, auch werde ich nichts weiter als meine eigne Zeche zu bezahlen haben. Ich wußte nicht, was ich aus diesen Worten machen sollte; aber die Spinnenweben meines Vaters fielen mir ein, und ich faßte mich, um zu erwarten, was da kommen möchte. Die Gesellschaft versammelte sich, mein Bekannter stellte mich vor, und ich durfte nicht lange aufmerken, so fand ich, daß es auf Mystifikation eines jungen Menschen hinausgehe, der als ein Neuling sich durch ein vorlautes, anmaßliches Wesen auszeichnete; ich nahm mich daher gar sehr in Acht, daß man nicht etwa Lust finden möchte, mich zu seinem Gefährten auszuersehen. Bei Tische ward jene Absicht Jedermann deutlicher, nur nicht ihm. Man zechte immer stärker, und als man zuletzt seiner Geliebten zu Ehren gleichfalls ein Vivat angestimmt, so schwur Jeder hoch und theuer, aus diesen Gläsern dürfe nun weiter kein Trunk geschehen: man warf sie hinter sich, und dies war das Signal zu weit größeren Thorheiten. Endlich entzog ich mich ganz sachte, und der Kellner, indem er mir eine sehr billige Zeche abforderte, ersuchte mich, wiederzukommen, da es nicht alle Abende so bunt hergehe. Ich hatte weit in mein Quartier, und es war nah an Mitternacht, als ich es erreichte. Die Thüren fand ich unverschlossen, Alles war zu Bette, und eine Lampe erleuchtete den enghäuslichen Zustand, wo denn mein immer mehr geübtes Auge sogleich das schönste Bild von Schalken erblickte, von dem ich mich nicht losmachen konnte, so daß es mir allen Schlaf vertrieb.

Die wenigen Tage meines Aufenthalts in Dresden waren allein der Gemäldegalerie gewidmet. Die Antiken standen noch in den Pavillons des Großen Gartens; ich lehnte ab, sie zu sehen, sowie alles Uebrige, was Dresden Köstliches enthielt, nur zu voll von der Ueberzeugung, daß in und an der Gemäldesammlung selbst mir noch Vieles verborgen bleiben müsse. So nahm ich den Werth der italienischen Meister mehr auf Treu und Glauben an, als daß ich mir eine Einsicht in denselben

hätte anmaßen können. Was ich nicht als Natur ansehen, an die Stelle der Natur setzen, mit einem bekannten Gegenstand vergleichen konnte, war auf mich nicht wirksam. Der materielle Eindruck ist es, der den Anfang selbst zu jeder höheren Liebhaberei macht.

Mit meinem Schuster vertrug ich mich ganz gut. Er war geistreich und mannichfaltig genug, und wir überboten uns manchmal an neckischen Einfällen; jedoch ein Mensch, der sich glücklich preist und von Andern verlangt, daß sie das Gleiche thun sollen, versetzt uns in ein Mißbehagen, ja die Wiederholung solcher Gesinnungen macht uns Langeweile. Ich fand mich wol beschäftigt, unterhalten, aufgeregt, aber keineswegs glücklich, und die Schuhe nach seinem Leisten wollten mir nicht passen. Wir schieden jedoch als die besten Freunde, und auch meine Wirthin war beim Abschiede nicht unzufrieden mit mir.

So sollte mir denn auch noch kurz vor meiner Abreise etwas sehr Angenehmes begegnen. Durch die Vermittelung jenes jungen Mannes, der sich wieder bei mir in einigen Kredit zu setzen wünschte, ward ich dem Direktor von Hagedorn vorgestellt, der mir seine Sammlung mit großer Güte vorwies und sich an dem Enthusiasmus des jungen Kunstfreundes höchlich ergetzte. Er war, wie es einem Kenner geziemt, in die Bilder, die er besaß, ganz eigentlich verliebt und fand daher selten an Anderen eine Theilnahme, wie er sie wünschte. Besonders machte es ihm Freude, daß mir ein Bild von Swanevelt ganz übermäßig gefiel, daß ich dasselbe in jedem einzelnen Theile zu preisen und zu erheben nicht müde ward; denn gerade Landschaften, die mich an den schönen heiteren Himmel, unter welchem ich herangewachsen, wieder erinnerten, die Pflanzenfülle jener Gegenden, und was sonst für Gunst ein wärmeres Klima den Menschen gewährt, rührten mich in der Nachbildung am Meisten, indem sie eine sehnsüchtige Erinnerung in mir aufregten.

Diese köstlichen, Geist und Sinn zur wahren Kunst vorbereitenden Erfahrungen wurden jedoch durch einen der traurigsten Anblicke unterbrochen und gedämpft, durch den zerstörten und verödeten Zustand so mancher Straße Dresden's, durch die ich meinen Weg nahm. Die Mohrenstraße im Schutt, sowie die Kreuzkirche mit ihrem geborstenen Thurm drückten sich mir tief ein und stehen noch wie ein dunkler Fleck in meiner Einbildungskraft. Von der Kuppel der Frauenkirche sah ich diese leidigen Trümmer zwischen die schöne städtische Ordnung

hineingesäet; da rühmte mir der Küster die Kunst des Baumeisters, welcher Kirche und Kuppel auf einen so unerwünschten Fall schon eingerichtet und bombenfest erbaut hatte. Der gute Sakristan deutete mir alsdann auf Ruinen nach allen Seiten und sagte bedenklich lakonisch: „Das hat der Feind gethan!“

So kehrte ich nun zuletzt, obgleich ungern, nach Leipzig zurück und fand meine Freunde, die solche Abschweifungen von mir nicht gewohnt waren, in großer Verwunderung, beschäftigt mit allerlei Konjekturen, was meine geheimnißvolle Reise wol habe bedeuten sollen. Wenn ich ihnen darauf meine Geschichte ganz ordentlich erzählte, erklärten sie mir solche für ein Märchen und suchten scharfsinnig hinter das Räthsel zu kommen, das ich unter der Schusterherberge zu verhüllen muthwillig genug sei.

Hätten sie mir aber ins Herz sehen können, so würden sie keinen Muthwillen darin entdeckt haben; denn die Wahrheit jenes alten Worts: Zuwachs an Kenntniß ist Zuwachs an Unruhe, hatte mich mit ganzer Gewalt getroffen, und je mehr ich mich anstrengte, dasjenige, was ich gesehn, zu ordnen und mir zuzueignen, je weniger gelang es mir; ich mußte mir zuletzt ein stilles Nachwirken gefallen lassen. Das gewöhnliche Leben ergriff mich wieder, und ich fühlte mich zuletzt ganz behaglich, wenn ein freundschaftlicher Umgang, Zunahme an Kenntnissen, die mir gemäß waren, und eine gewisse Uebung der Hand mich auf eine weniger bedeutende, aber meinen Kräften mehr proportionirte Weise beschäftigten.

Eine sehr angenehme und für mich heilsame Verbindung, zu der ich gelangte, war die mit dem Breitkopfischen Hause. Bernhard Christoph Breitkopf, der eigentliche Stifter der Familie, der als ein armer Buchdruckergesell nach Leipzig gekommen war, lebte noch und bewohnte den Goldenen Bären, ein ansehnliches Gebäude auf dem Neuen Neumarkt, mit Gottsched als Hausgenossen. Der Sohn, Johann Gottlob Immanuel, war auch schon längst verheirathet und Vater mehrerer Kinder. Einen Theil ihres ansehnlichen Vermögens glaubten sie nicht besser anwenden zu können, als indem sie ein großes neues Haus, Zum silbernen Bären, dem ersten gegenüber errichteten, welches höher und weitläuftiger als das Stammhaus selbst angelegt ward. Gerade zu der Zeit des Baues ward ich mit der Familie bekannt. Der älteste Sohn mochte einige Jahre mehr haben als ich, ein wohlgestalteter junger Mann, der Musik ergeben und geübt, sowol den Flügel als die Violine fertig zu

behandeln. Der zweite, eine treue gute Seele, gleichfalls musikalisch, belebte nicht weniger als der älteste die Konzerte, die öfters veranstaltet wurden. Sie waren mir beide, sowie auch Eltern und Schwestern, gewogen; ich ging ihnen beim Auf- und Ausbau, beim Möbliren und Einziehen zur Hand und begriff dadurch Manches, was sich auf ein solches Geschäft bezieht; auch hatte ich Gelegenheit, die Oeserischen Lehren angewendet zu sehn. In dem neuen Hause, das ich also entstehen sah, war ich oft zum Besuch. Wir trieben Manches gemeinschaftlich, und der älteste komponirte einige meiner Lieder, die, gedruckt, seinen Namen, aber nicht den meinigen führten und wenig bekannt geworden sind. Ich habe die besseren ausgezogen und zwischen meine übrigen kleinen Poesien eingeschaltet. Der Vater hatte den Notendruck erfunden oder vervollkommnet. Von einer schönen Bibliothek, die sich meistens auf den Ursprung der Buchdruckerei und ihr Wachsthum bezog, erlaubte er mir den Gebrauch, wodurch ich mir in diesem Fache einige Kenntniß erwarb. Ingleichen fand ich daselbst gute Kupferwerke, die das Alterthum darstellten, und setzte meine Studien auch von dieser Seite fort, welche dadurch noch mehr gefördert wurden, daß eine ansehnliche Schwefelsammlung beim Umziehen in Unordnung gerathen war. Ich brachte sie, so gut ich konnte, wieder zurechte und war genöthigt, dabei mich im Lippert und Anderen umzusehen. Einen Arzt, Doktor Reichel, gleichfalls einen Hausgenossen, konsultirte ich von Zeit zu Zeit, da ich mich, wo nicht krank, doch unmustern fühlte, und so führten wir zusammen ein stilles, anmuthiges Leben.

Nun sollte ich in diesem Hause noch eine andere Art von Verbindung eingehen. Es zog nämlich in die Mansarde der Kupferstecher Stock. Er war aus Nürnberg gebürtig, ein sehr fleißiger und in seinen Arbeiten genauer und ordentlicher Mann. Auch er stach, wie Geyser, nach Oeserischen Zeichnungen größere und kleinere Platten, die zu Romanen und Gedichten immer mehr in Schwung kamen. Er radirte sehr sauber, so daß die Arbeit aus dem Aetzwasser beinahe vollendet herauskam und mit dem Grabstichel, den er sehr gut führte, nur Weniges nachzubessern blieb. Er machte einen genauen Ueberschlag, wie lange ihn eine Platte beschäftigen würde, und nichts war vermögend, ihn von seiner Arbeit abzurufen, wenn er nicht sein täglich vorgesetztes Pensum vollbracht hatte. So saß er an einem breiten Arbeitstisch am großen Giebelfenster, in einer

ſehr ordentlichen und reinlichen Stube, wo ihm Frau und zwei Töchter häusliche Geſellſchaft leiſteten. Von dieſen letzten iſt die eine glücklich verheirathet und die andere eine vorzügliche Künſtlerin; ſie ſind lebenslänglich meine Freundinnen geblieben. Ich theilte nun meine Zeit zwiſchen den obern und untern Stockwerken und attachirte mich ſehr an den Mann, der bei ſeinem anhaltenden Fleiße einen herrlichen Humor beſaß und die Gutmüthigkeit ſelbſt war.

Mich reizte die reinliche Technik dieſer Kunſtart, und ich geſellte mich zu ihm, um auch etwas dergleichen zu verfertigen. Meine Neigung hatte ſich wieder auf die Landſchaft gelenkt, die mir bei einſamen Spaziergängen unterhaltend, an ſich erreichbar und in den Kunſtwerken faßlicher erſchien als die menſchliche Figur, die mich abſchreckte. Ich radirte daher unter ſeiner Anleitung verſchiedene Landſchaften nach Thiele und Andern, die, obgleich von einer ungeübten Hand verfertigt, doch einigen Effekt machten und gut aufgenommen wurden. Das Grundiren der Platten, das Weißanſtreichen derſelben, das Radiren ſelbſt und zuletzt das Aetzen gab mannichfaltige Beſchäftigung, und ich war bald dahin gelangt, daß ich meinem Meiſter in manchen Dingen beiſtehen konnte. Mir fehlte nicht die beim Aetzen nöthige Aufmerkſamkeit, und ſelten, daß mir etwas mißlang; aber ich hatte nicht Vorſicht genug, mich gegen die ſchädlichen Dünſte zu verwahren, die ſich bei ſolcher Gelegenheit zu entwickeln pflegen, und ſie mögen wol zu den Uebeln beigetragen haben, die mich nachher eine Zeit lang quälten. Zwiſchen ſolchen Arbeiten wurde auch manchmal, damit ja Alles verſucht würde, in Holz geſchnitten. Ich verfertigte verſchiedene kleine Druckerſtöcke nach franzöſiſchen Muſtern, und Manches davon ward brauchbar gefunden.

Man laſſe mich hier noch einiger Männer gedenken, welche ſich in Leipzig aufhielten oder daſelbſt auf kurze Zeit verweilten. Kreisſteuereinnehmer Weiße, in ſeinen beſten Jahren, heiter, freundlich und zuvorkommend, ward von uns geliebt und geſchätzt. Zwar wollten wir ſeine Theaterſtücke nicht durchaus für muſterhaft gelten laſſen, ließen uns aber doch davon hinreißen, und ſeine Opern, durch Hillern auf eine leichte Weiſe belebt, machten uns viel Vergnügen. Schiebeler von Hamburg betrat dieſelbige Bahn, und deſſen „Lituart und Dariolette“ ward von uns gleichfalls begünſtigt. Eſchenburg, ein ſchöner junger Mann, nur um Weniges älter als wir, zeichnete ſich unter

den Studirenden vortheilhaft aus. Zacharia ließ sich's einige Wochen bei uns gefallen und speiste, durch seinen Bruder eingeleitet, mit uns an einem Tische. Wir schätzten es, wie billig, für eine Ehre, wechselsweise durch ein paar außerordentliche Gerichte, reichlicheren Nachtisch und ausgesuchteren Wein unserm Gast zu willfahren, der, als ein großer, wohlgestalteter, behaglicher Mann, seine Neigung zu einer guten Tafel nicht verhehlte. Lessing traf zu einer Zeit ein, wo wir, ich weiß nicht was, im Kopf hatten; es beliebte uns, ihm nirgends zu Gefallen zu gehen, ja die Orte, wo er hinkam, zu vermeiden, wahrscheinlich weil wir uns zu gut dünkten, von ferne zu stehen, und keinen Anspruch machen konnten, in ein näheres Verhältniß mit ihm zu gelangen. Diese augenblickliche Albernheit, die aber bei einer anmaßlichen und grillenhaften Jugend nichts Seltenes ist, bestrafte sich freilich in der Folge, indem ich diesen so vorzüglichen und von mir aufs Höchste geschätzten Mann niemals mit Augen gesehen.

Bei allen Bemühungen jedoch, welche sich auf Kunst und Alterthum bezogen, hatte Jeder stets Winckelmann vor Augen, dessen Tüchtigkeit im Vaterlande mit Enthusiasmus anerkannt wurde. Wir lasen fleißig seine Schriften und suchten uns die Umstände bekannt zu machen, unter welchen er die ersten geschrieben hatte. Wir fanden darin manche Ansichten, die sich von Oefern herumtreiben schienen, ja sogar Scherz und Grillen nach seiner Art, und ließen nicht nach, bis wir uns einen ungefähren Begriff von der Gelegenheit gemacht hatten, bei welcher diese merkwürdigen und doch mitunter so räthselhaften Schriften entstanden waren, ob wir es gleich dabei nicht sehr genau nahmen; denn die Jugend will lieber angeregt als unterrichtet sein, und es war nicht das letzte Mal, daß ich eine bedeutende Bildungsstufe sibyllinischen Blättern verdanken sollte.

Es war damals in der Literatur eine schöne Zeit, wo vorzüglichen Menschen noch mit Achtung begegnet wurde, obgleich die Klotzischen Händel und Lessing's Controversen schon darauf hindeuteten, daß diese Epoche sich bald schließen werde. Winckelmann genoß einer solchen allgemeinen, unangetasteten Verehrung, und man weiß, wie empfindlich er war gegen irgend etwas Oeffentliches, das seiner wohlgefühlten Würde nicht gemäß schien. Alle Zeitschriften stimmten zu seinem Ruhme überein, die besseren Reisenden kamen belehrt und entzückt von ihm zurück, und die neuen Ansichten, die er gab, verbreiteten sich

über Wissenschaft und Leben. Der Fürst von Dessau hatte sich zu einer gleichen Achtung emporgeschwungen. Jung, wohl- und edeldenkend, hatte er sich auf seinen Reisen und sonst recht wünschenswerth erwiesen. Winckelmann war im höchsten Grade von ihm entzückt und belegte ihn, wo er seiner gedachte, mit den schönsten Beinamen. Die Anlage eines damals einzigen Parks, der Geschmack zur Baukunst, welchen von Erdmannsdorf durch seine Thätigkeit unterstützte, Alles sprach zu Gunsten eines Fürsten, der, indem er durch sein Beispiel den übrigen vorleuchtete, Dienern und Unterthanen ein goldnes Zeitalter versprach. Nun vernahmen wir jungen Leute mit Jubel, daß Winckelmann aus Italien zurückkehren, seinen fürstlichen Freund besuchen, unterwegs bei Oesern eintreten und also auch in unsern Gesichtskreis kommen würde. Wir machten keinen Anspruch, mit ihm zu reden; aber wir hofften, ihn zu sehen, und weil man in solchen Jahren einen jeden Anlaß gern in eine Lustpartie verwandelt, so hatten wir schon Ritt und Fahrt nach Dessau verabredet, wo wir in einer schönen, durch Kunst verherrlichten Gegend, in einem wohl administrirten und zugleich äußerlich geschmückten Lande bald da, bald dort aufzupassen dachten, um die über uns so weit erhabenen Männer mit eigenen Augen umherwandeln zu sehen. Oeser war selbst ganz exaltirt, wenn er daran nur dachte, und wie ein Donnerschlag bei klarem Himmel fiel die Nachricht von Winckelmann's Tode zwischen uns nieder. Ich erinnere mich noch der Stelle, wo ich sie zuerst vernahm: es war in dem Hofe der Pleißenburg, nicht weit von der kleinen Pforte, durch die man zu Oeser hinaufzusteigen pflegte. Es kam mir ein Mitschüler entgegen, sagte mir, daß Oeser nicht zu sprechen sei, und die Ursache, warum. Dieser ungeheure Verfall that eine ungeheure Wirkung; es war ein allgemeines Jammern und Wehklagen, und sein frühzeitiger Tod schärfte die Aufmerksamkeit auf den Werth seines Lebens. Ja, vielleicht wäre die Wirkung seiner Thätigkeit, wenn er sie auch bis in ein höheres Alter fortgesetzt hätte, nicht so groß gewesen, als sie jetzt werden mußte, da er, wie mehrere außerordentliche Menschen, auch noch durch ein seltsames und widerwärtiges Ende vom Schicksal ausgezeichnet worden.

Indem ich nun aber Winckelmann's Abscheiden grenzenlos beklagte, so dachte ich nicht, daß ich mich bald in dem Falle befinden würde, für mein eignes Leben besorgt zu sein; denn unter allem Diesen hatten meine körperlichen Zustände nicht die

beste Wendung genommen. Schon von Hause hatte ich einen gewissen hypochondrischen Zug mitgebracht, der sich in dem neuen sitzenden und schleichenden Leben eher verstärkte als verschwächte. Der Schmerz auf der Brust, den ich seit dem Auerstädter Unfall von Zeit zu Zeit empfand und der nach einem Sturz mit dem Pferde merklich gewachsen war, machte mich mißmuthig. Durch eine unglückliche Diät verdarb ich mir die Kräfte der Verdauung; das schwere Merseburger Bier verdüsterte mein Gehirn, der Kaffee, der mir eine ganz eigne triste Stimmung gab, besonders mit Milch nach Tische genossen, paralysirte meine Eingeweide und schien ihre Funktionen völlig aufzuheben, so daß ich deshalb große Beängstigungen empfand, ohne jedoch den Entschluß zu einer vernünftigeren Lebensart fassen zu können. Meine Natur, von hinlänglichen Kräften der Jugend unterstützt, schwankte zwischen den Extremen von ausgelassener Lustigkeit und melancholischem Unbehagen. Ferner war damals die Epoche des Kaltbadens eingetreten, welches unbedingt empfohlen ward. Man sollte auf hartem Lager schlafen, nur leicht zugedeckt, wodurch denn alle gewohnte Ausdünstung unterdrückt wurde. Diese und andere Thorheiten in Gefolg von mißverstandenen Anregungen Rousseau's würden uns, wie man versprach, der Natur näher führen und uns aus dem Verderbnisse der Sitten retten. Alles Obige nun, ohne Unterscheidung mit unvernünftigem Wechsel angewendet, empfanden Meinere als das Schädlichste, und ich verbesserte meinen glücklichen Organismus dergestalt, daß die darin enthaltenen besondern Systeme zuletzt in eine Verschwörung und Revolution ausbrechen mußten, um das Ganze zu retten.

Eines Nachts wachte ich mit einem heftigen Blutsturz auf und hatte noch so viel Kraft und Besinnung, meinen Stubennachbar zu wecken. Doktor Reichel wurde gerufen, der mir aufs freundschaftlichste hilfreich ward, und so schwankte ich mehrere Tage zwischen Leben und Tod, und selbst die Freude an einer erfreulichen Besserung wurde dadurch verkümmert, daß sich bei jener Eruption zugleich ein Geschwulst an der linken Seite des Halses gebildet hatte, den man jetzt erst nach vorübergegangner Gefahr zu bemerken Zeit fand. Genesung ist jedoch immer angenehm und erfreulich, wenn sie auch langsam und kümmerlich von Statten geht, und da bei mir sich die Natur geholfen, so schien ich auch nunmehr ein anderer Mensch geworden zu sein; denn ich hatte eine größere Heiterkeit des Geistes gewonnen, als ich mir

lange nicht gekannt, ich war froh, mein Inneres frei zu fühlen, wenn mich gleich äußerlich ein langwieriges Leiden bedrohte.

Was mich aber in dieser Zeit besonders aufrichtete, war, zu sehen, wie viel vorzügliche Männer mir unverdient ihre Neigung zugewendet hatten. Unverdient, sage ich; denn es war keiner darunter, dem ich nicht durch widerliche Launen beschwerlich gewesen wäre, keiner, den ich nicht durch krankhaften Widersinn mehr als einmal verletzt, ja, den ich nicht im Gefühl meines eignen Unrechts eine Zeit lang störrisch gemieden hätte. Dies Alles war vergessen, sie behandelten mich aufs Liebreichste und suchten mich theils auf meinem Zimmer, theils sobald ich es verlassen konnte, zu unterhalten und zu zerstreuen. Sie fuhren mit mir aus, bewirtheten mich auf ihren Landhäusern, und ich schien mich bald zu erholen.

Unter diesen Freunden nenne ich wol zuförderst den damaligen Rathsherrn, nachherigen Burgemeister von Leipzig, Doktor Hermann. Er war unter denen Tischgenossen, die ich durch Schlosser kennen lernte, derjenige, zu dem sich ein immer gleiches und dauerndes Verhältniß bewährte. Man konnte ihn wohl zu den fleißigsten der akademischen Mitbürger rechnen. Er besuchte seine Kollegien auf das Regelmäßigste, und sein Privatfleiß blieb sich immer gleich. Schritt vor Schritt, ohne die mindeste Abweichung, sah ich ihn den Doktorgrad erreichen, dann sich zur Assessur emporheben, ohne daß ihm hiebei etwas mühsam geschienen, daß er im Mindesten etwas übereilt oder verspätet hätte. Die Sanftheit seines Charakters zog mich an, seine lehrreiche Unterhaltung hielt mich fest; ja, ich glaube wirklich, daß ich mich an seinem geregelten Fleiß vorzüglich deswegen erfreute, weil ich mir von einem Verdienste, dessen ich mich keineswegs rühmen konnte, durch Anerkennung und Hochschätzung wenigstens einen Theil zuzueignen meinte.

Ebenso regelmäßig als in seinen Geschäften war er in Ausübung seiner Talente und im Genuß seiner Vergnügungen. Er spielte den Flügel mit großer Fertigkeit, zeichnete mit Gefühl nach der Natur und regte mich an, das Gleiche zu thun; da ich denn in seiner Art auf grau Papier mit schwarzer und weißer Kreide gar manches Weidicht der Pleiße und manchen lieblichen Winkel dieser stillen Wasser nachzubilden und dabei immer sehnsüchtig meinen Grillen nachzuhängen pflegte. Er wußte mein mitunter komisches Wesen durch heitere Scherze zu erwidern, und ich erinnere mich mancher vergnügten Stunde,

die wir zusammen zubrachten, wenn er mich mit scherzhafter Feierlichkeit zu einem Abendessen unter vier Augen einlud, wo wir mit eignem Anstand bei angezündeten Wachslichtern einen sogenannten Rathshasen, der ihm als Deputat seiner Stelle in die Küche gelaufen war, verzehrten und mit gar manchen Späßen in Behrischens Manier das Essen zu würzen und den Geist des Weines zu erhöhen beliebten. Daß dieser treffliche und noch jetzt in seinem ansehnlichen Amte immerfort wirksame Mann mir bei meinem zwar geahneten, aber in seiner ganzen Größe nicht vorausgesehenen Uebel den treulichsten Beistand leistete, mir jede freie Stunde schenkte und durch Erinnerung an frühere Heiterkeiten den trüben Augenblick zu erhellen wußte, erkenne ich noch immer mit dem aufrichtigsten Dank und freue mich, nach so langer Zeit ihn öffentlich abstatten zu können.

Außer diesem werthen Freunde nahm sich Gröning von Bremen besonders meiner an. Ich hatte erst kurz vorher seine Bekanntschaft gemacht, und sein Wohlwollen gegen mich ward ich erst bei dem Unfalle gewahr; ich fühlte den Werth dieser Gunst um so lebhafter, als Niemand leicht eine nähere Verbindung mit Leidenden sucht. Er sparte nichts, um mich zu ergetzen, mich aus dem Nachsinnen über meinen Zustand herauszuziehen und mir Genesung und gesunde Thätigkeit in der nächsten Zeit vorzuzeigen und zu versprechen. Wie oft habe ich mich gefreut, in dem Fortgange des Lebens zu hören, wie sich dieser vorzügliche Mann in den wichtigsten Geschäften seiner Vaterstadt nützlich und heilbringend erwiesen!

Hier war es auch, wo Freund Horn seine Liebe und Aufmerksamkeit ununterbrochen wirken ließ. Das ganze Breitkopfische Haus, die Steckische Familie, manche Andere behandelten mich als einen nahen Verwandten, und so wurde mir durch das Wohlwollen so vieler freundlicher Menschen das Gefühl meines Zustandes auf das Zarteste gelindert.

Umständlicher muß ich jedoch hier eines Mannes erwähnen, den ich erst in dieser Zeit kennen lernte und dessen lehrreicher Umgang mich über die traurige Lage, in der ich mich befand, dergestalt verblendete, daß ich sie wirklich vergaß. Es war Langer, nachheriger Bibliothekar in Wolfenbüttel. Vorzüglich gelehrt und unterrichtet, freute er sich an meinem Heißhunger nach Kenntnissen, der sich nun bei der krankhaften Reizbarkeit völlig fieberhaft äußerte. Er suchte mich durch deutliche Uebersichten zu beruhigen, und ich bin seinem obwol kurzen Umgange

fichkeit gegründet, wiederum die Moral begründen sollte. Die Verschiedenheit der Charaktere und Denkweisen zeigte sich hier in unendlichen Abstufungen, besonders da noch ein Hauptunterschied mit einwirkte, indem die Frage entstand, wie viel Antheil die Vernunft, wie viel die Empfindung an solchen Ueberzeugungen haben könne und dürfe. Die lebhaftesten und geistreichsten Männer erwiesen sich in diesem Falle als Schmetterlinge, welche, ganz uneingedenk ihres Raupenstandes, die Puppenhülle wegwerfen, in der sie zu ihrer organischen Vollkommenheit gediehen sind. Andere, treuer und bescheidner gesinnt, konnte man den Blumen vergleichen, die, ob sie sich gleich zur schönsten Blüthe entfalten, sich doch von der Wurzel, von dem Mutterstamme nicht losreißen, ja vielmehr durch diesen Familienzusammenhang die gewünschte Frucht erst zur Reife bringen. Von dieser letztern Art war Langer; denn obgleich Gelehrter und vorzüglich Bücherkenner, so mochte er doch der Bibel vor anderen überlieferten Schriften einen besondern Vorzug gönnen und sie als ein Dokument ansehen, woraus wir allein unsern sittlichen und geistigen Stammbaum darthun könnten. Er gehörte unter Diejenigen, denen ein unmittelbares Verhältniß zu dem großen Weltgeiste nicht in den Sinn will; ihm war daher eine Vermittelung nothwendig, deren Analogen er überall in irdischen und himmlischen Dingen zu finden glaubte. Sein Vortrag, anziehend und konsequent, fand bei einem jungen Menschen Ohr, Gehör, der, durch eine verdrießliche Krankheit von irdischen Dingen abgesondert, die Lebhaftigkeit seines Geistes gegen die himmlischen zu wenden höchst erwünscht fand. Bibelfest, wie ich war, kam es blos auf den Glauben an, das, was ich menschlicherweise zeither gedacht, nunmehr für göttlich zu erklären, welches mir um so leichter fiel, da ich die erste Bekanntschaft mit diesem Buche als einem göttlichen gemacht hatte. Einem Duldenden, sagt, ja schwächlich Fühlenden war daher das Evangelium nicht zu benehmen, und wenn auch Langer bei seinem Glauben zugleich ein sehr verständiger Mann war und fest darauf hielt, daß man die Empfindung nicht solle vorherrschen, sich nicht zur Schwärmerei solle verleiten lassen, so hätte ich doch nicht recht gewußt, mich ohne Gefühl und Enthusiasmus mit dem Neuen Testament zu beschäftigen.

Mit solchen Unterhaltungen verbrachten wir manche Zeit, und er gewann mich als einen getreuen und wohl vorbereiteten Proselyten dergestalt lieb, daß er manche seiner Schönen zuge-

dachte Stunde mir aufzuopfern nicht anſtand, ja ſogar Gefahr lief, verrathen und wie Bebrich von ſeinem Patron übel angeſehen zu werden. Ich erwiderte ſeine Neigung auf das Dankbarſte, und wenn dasjenige, was er für mich that, zu jeder Zeit wäre ſchätzenswerth geweſen, ſo mußte es mir in meiner gegenwärtigen Lage doppelt verehrlich ſein.

Da nun aber gewöhnlich, wenn unſer Seelenkonzert am Geiſtigſten geſtimmt iſt, die rohen, kreiſchenden Töne des Weltweſens am Gewaltſamſten und Unacceptabelſten einfallen und der insgeheim immer fortwaltende Kontrapunkt, auf einmal hervortretend, nur deſto empfindlicher wirkt, ſo ſollte ich auch nicht aus der peripatetiſchen Schule meines Langer's entlaſſen werden, ohne vorher noch ein, für Leipzig wenigſtens, ſeltſames Ereigniß erlebt zu haben, einen Tumult nämlich, den die Studirenden erregten, und zwar aus folgendem Anlaſſe. Mit den Stadtſoldaten hatten ſich junge Leute vereinigt, es war nicht ohne Thätlichkeiten abgelaufen. Mehrere Studirende verbanden ſich, die zugefügten Beleidigungen zu rächen. Die Soldaten widerſtanden hartnäckig, und der Vortheil war nicht auf der Seite der ſehr unzufriedenen akademiſchen Bürger. Nun ward erzählt, es hätten angeſehene Perſonen wegen tapferen Widerſtands die Obſiegenden gelobt und belohnt, und hierdurch ward nun das jugendliche Ehr- und Rachgefühl mächtig aufgefordert. Man erzählte ſich öffentlich, daß den nächſten Abend Fenſter eingeworfen werden ſollten, und einige Freunde, welche mir die Nachricht brachten, daß es wirklich geſchehe, mußten mich hinführen, da Jugend und Menge wol immer durch Gefahr und Tumult angezogen wird. Es begann wirklich ein ſeltſames Schauſpiel. Die übrige freie Straße war an der einen Seite von Menſchen beſetzt, welche ganz ruhig ohne Lärm und Bewegung abwarteten, was geſchehen ſolle. Auf der leeren Bahn gingen etwa ein Dutzend junge Leute einzeln hin und wieder, in anſcheinender größter Gelaſſenheit; ſobald ſie aber gegen das bezeichnete Haus kamen, ſo warfen ſie im Vorbeigehn Steine nach den Fenſtern, und dies zu wiederholten Malen hin- und wiederkehrend, ſo lange die Scheiben noch klirren wollten. Ebenſo ruhig, wie dieſes vorging, verlief ſich auch endlich Alles, und die Sache hatte keine weiteren Folgen.

Mit einem ſo gellenden Nachklange akademiſcher Großthaten fuhr ich im September 1768 von Leipzig ab, in dem bequemen Wagen eines Hauderers und in Geſellſchaft einiger mir be-

kannten zuverlässigen Personen. In der Gegend von Auerstadt gedachte ich jenes früheren Unfalls; aber ich konnte nicht ahnen, was viele Jahre nachher mich von dorther mit größerer Gefahr bedrohen würde, ebenso wenig als in Gotha, wo wir uns das Schloß zeigen ließen, ich in dem großen mit Stuckaturbildern verzierten Saale denken durfte, daß mir an eben der Stelle so viel Gutdiges und Liebes widerfahren sollte.

Je mehr ich mich nun meiner Vaterstadt näherte, desto mehr rief ich mir bedenklicherweise zurück, in welchen Zuständen, Aussichten, Hoffnungen ich von Hause weggegangen, und es war ein sehr niederschlagendes Gefühl, daß ich nunmehr gleichsam als ein Schiffbrüchiger zurückkehrte. Da ich mir jedoch nicht sonderlich viel vorzuwerfen hatte, so wußte ich mich ziemlich zu beruhigen; indessen war der Willkommen nicht ohne Bewegung. Die große Lebhaftigkeit meiner Natur, durch Krankheit gereizt und erhöht, verursachte eine leidenschaftliche Scene. Ich mochte übler aussehen, als ich selbst wußte; denn ich hatte lange keinen Spiegel zu Rath gezogen, und wer wird sich denn nicht selbst gewohnt! Genug, man kam stillschweigend überein, mancherlei Mittheilungen erst nach und nach zu bewirken und vor allen Dingen sowol körperlich als geistig einige Beruhigung eintreten zu lassen.

Meine Schwester gesellte sich gleich zu mir, und wie vorläufig aus ihren Briefen, so konnte ich nunmehr umständlicher und genauer die Verhältnisse und die Lage der Familie vernehmen. Mein Vater hatte nach meiner Abreise seine ganze didaktische Liebhaberei der Schwester zugewendet und ihr bei einem völlig geschlossenen, durch den Frieden gesicherten und selbst von Miethleuten geräumten Hause fast alle Mittel abgeschnitten, sich auswärts einigermaßen umzuthun und zu erholen. Das Französische, Italienische, Englische mußte sie abwechselnd treiben und bearbeiten, wobei er sie einen großen Theil des Tags sich an dem Klaviere zu üben nöthigte. Das Schreiben durfte auch nicht versäumt werden, und ich hatte wol schon früher gemerkt, daß er ihre Korrespondenz mit mir dirigirt und seine Lehren durch ihre Feder mir hatte zukommen lassen. Meine Schwester war und blieb ein indefinibles Wesen, das sonderbarste Gemisch von Strenge und Weichheit, von Eigensinn und Nachgiebigkeit, welche Eigenschaften bald vereint, bald durch Launen und Neigung vereinzelt wirkten. So hatte sie auf eine Weise, die mir fürchterlich erschien, ihre Härte gegen den Vater gewendet, dem sie nicht verzieh, daß er ihr diese drei Jahre

lang so manche unschuldige Freude verhindert oder vergällt, und von dessen guten und trefflichen Eigenschaften sie auch ganz und gar keine anerkennen wollte. Sie that Alles, was er befahl oder anordnete, aber auf die unliebsichste Weise von der Welt. Sie that es in hergebrachter Ordnung, aber auch nichts drüber und nichts drunter. Aus Liebe oder Gefälligkeit bequemte sie sich zu nichts, so daß dies eins der ersten Dinge war, über die sich die Mutter in einem geheimen Gespräch mit mir beklagte. Da nun aber meine Schwester so liebebedürftig war als irgend ein menschliches Wesen, so wendete sie nun ihre Neigung ganz auf mich. Ihre Sorge für meine Pflege und Unterhaltung verschlang alle ihre Zeit; ihre Gespielinnen, die von ihr beherrscht wurden, ohne daß sie daran dachte, mußten gleichfalls allerlei aussinnen, um mir gefällig und trostreich zu sein. Sie war erfinderisch, mich zu erheitern, und entwickelte sogar einige Keime von possenhaftem Humor, den ich an ihr nie gekannt hatte, und der ihr sehr gut ließ. Es entspann sich bald unter uns eine Koterie-Sprache, wodurch wir vor allen Menschen reden konnten, ohne daß sie uns verstanden, und sie bediente sich dieses Rothwälsches öfters mit vieler Keckheit in Gegenwart der Eltern.

Persönlich war mein Vater in ziemlicher Behaglichkeit. Er befand sich wohl, brachte einen großen Theil des Tags mit dem Unterrichte meiner Schwester zu, schrieb an seiner Reisebeschreibung und stimmte seine Laute länger, als er darauf spielte. Er verhehlte dabei, so gut er konnte, den Verdruß, anstatt eines rüstigen, thätigen Sohns, der nun promoviren und jene vorgeschriebene Lebensbahn durchlaufen sollte, einen Kränkling zu finden, der noch mehr an der Seele als am Körper zu leiden schien. Er verbarg nicht seinen Wunsch, daß man sich mit der Kur expediren möge; besonders aber mußte man sich mit hypochondrischen Aeußerungen in seiner Gegenwart in Acht nehmen, weil er alsdann heftig und bitter werden konnte.

Meine Mutter, von Natur sehr lebhaft und heiter, brachte unter diesen Umständen sehr langweilige Tage zu. Die kleine Haushaltung war bald besorgt. Das Gemüth der guten, innerlich niemals unbeschäftigten Frau wollte auch einiges Interesse finden, und das nächste begegnete ihr in der Religion, das sie um so lieber ergriff, als ihre vorzüglichsten Freundinnen gebildete und herzliche Gottesverehrerinnen waren. Unter diesen stand Fräulein von Klettenberg obenan. Es ist Dieselbe, aus deren Unterhaltungen und Briefen die Bekenntnisse der schönen

Seele entstanden sind, die man in „Wilhelm Meister“ eingeschaltet findet. Sie war zart gebaut, von mittlerer Größe; ein herzliches, natürliches Betragen war durch Welt- und Hofart noch gefälliger geworden. Ihr sehr netter Anzug erinnerte an die Kleidung Herrnhutischer Frauen. Heiterkeit und Gemüthsruhe verließen sie niemals. Sie betrachtete ihre Krankheit als einen nothwendigen Bestandtheil ihres vorübergehenden irdischen Seins; sie litt mit der größten Geduld, und in schmerzlosen Intervallen war sie lebhaft und gesprächig. Ihre liebste, ja vielleicht einzige Unterhaltung waren die sittlichen Erfahrungen, die der Mensch, der sich beobachtet, an sich selbst machen kann, woran sich denn die religiosen Gesinnungen anschlossen, die auf eine sehr anmuthige, ja genialе Weise bei ihr als natürlich und übernatürlich in Betracht kamen. Mehr bedarf es kaum, um jene ausführliche, in ihre Seele verfaßte Schilderung den Freunden solcher Darstellungen wieder ins Gedächtniß zu rufen. Bei dem ganz eignen Gange, den sie von Jugend auf genommen hatte, und bei dem vornehmeren Stande, in dem sie geboren und erzogen war, bei der Lebhaftigkeit und Eigenheit ihres Geistes vertrug sie sich nicht zum Besten mit den übrigen Frauen, welche den gleichen Weg zum Heil eingeschlagen hatten. Frau Griesbach, die vorzüglichste, schien zu streng, zu trocken, zu gelehrt; sie wußte, dachte, umfaßte mehr als die andern, die sich daher lästig, weil nicht jede einen so großen Apparat auf dem Wege zur Seligkeit mit sich führen konnte noch wollte. Dafür aber wurden denn die meisten freilich etwas eintönig, indem sie sich an eine gewisse Terminologie hielten, die man mit jener der späteren Empfindsamen wohl vergleichen hätte. Fräulein von Klettenberg führte ihren Weg zwischen beiden Extremen durch und schien sich mit einiger Selbstgefälligkeit in dem Bilde des Grafen Zinzendorf zu spiegeln, dessen Gesinnungen und Wirkungen Zeugniß einer höheren Geburt und eines vornehmeren Standes ablegten. Nun fand sie an mir, was sie bedurfte, ein junges lebhaftes, auch nach einem unbekannten Heile strebendes Wesen, das, ob es sich gleich nicht für außerordentlich sündhaft halten konnte, sich doch in keinem behaglichen Zustand befand und weder an Leib noch Seele ganz gesund war. Sie erfreute sich an dem, was mir die Natur gegeben, sowie an Manchem, was ich mir erworben hatte. Und wenn sie mir viele Vorzüge zugestand, so war es keineswegs demüthigend für sie; denn erst-

lich gedachte sie nicht mit einer Mannsperson zu wetteifern, und zweitens glaubte sie, in Absicht auf religiöse Bildung sehr viel vor mir voraus zu haben. Meine Unruhe, meine Ungeduld, mein Streben, mein Suchen, Forschen, Sinnen und Schwanken legte sie auf ihre Weise aus und verhehlte mir ihre Ueberzeugung nicht, sondern versicherte mir unbewunden, das Alles komme daher, weil ich keinen versöhnten Gott habe. Nun hatte ich von Jugend auf geglaubt, mit meinem Gott ganz gut zu stehen, ja ich bildete mir nach mancherlei Erfahrungen wol ein, daß er gegen mich sogar im Rest stehen könne, und ich war kühn genug zu glauben, daß ich ihm Einiges zu verzeihen hätte. Dieser Dünkel gründete sich auf meinen unendlich guten Willen, dem er, wie mir schien, besser hätte zu Hilfe kommen sollen. Es läßt sich denken, wie oft ich und meine Freundin hierüber in Streit geriethen, der sich doch immer auf die freundlichste Weise und manchmal, wie meine Unterhaltung mit dem alten Rektor, damit endigte, daß ich ein närrischer Bursche sei, dem man Manches nachsehen müsse.

Da ich mit der Geschwulst am Halse sehr geplagt war, indem Arzt und Chirurgus diese Excrescenz erst vertreiben, hernach, wie sie sagten, zeitigen wollten und sie zuletzt aufzuschneiden für gut befanden, so hatte ich eine geraume Zeit mehr an Unbequemlichkeit als an Schmerzen zu leiden, obgleich gegen das Ende der Heilung das immer fortdauernde Betupfen mit Höllenstein und andern ätzenden Dingen höchst verdrießliche Aussichten auf jeden neuen Tag geben mußte. Arzt und Chirurgus gehörten auch unter die abgesonderten Frommen, obgleich Beide von höchst verschiedenem Naturell waren. Der Chirurgus, ein schlanker, wohlgebildeter Mann von leichter und geschickter Hand, der, leider etwas hektisch, seinen Zustand mit wahrhaft christlicher Geduld ertrug und sich in seinem Berufe durch sein Uebel nicht irre machen ließ. Der Arzt, ein unerklärlicher, schlau blickender, freundlich sprechender, übrigens abstruser Mann, der sich in dem frommen Kreise ein ganz besonderes Zutrauen erworben hatte. Thätig und aufmerksam, war er den Kranken tröstlich; mehr aber als durch Alles erweiterte er seine Kundschaft durch die Gabe, einige geheimnißvolle selbstbereitete Arzneien im Hintergrunde zu zeigen, von denen Niemand sprechen durfte, weil bei uns den Aerzten die eigene Dispensation streng verboten war. Mit gewissen Pulvern, die irgend ein Digestiv sein mochten, that er nicht so geheim; aber

von jenem wichtigen Salze, das nur in den größten Gefahren angewendet werden durfte, war nur unter den Gläubigen die Rede, ob es gleich noch Niemand gesehen oder die Wirkung davon gespürt hatte. Um den Glauben an die Möglichkeit eines solchen Universalmittels zu erregen und zu stärken, hatte der Arzt seinen Patienten, wo er nur einige Empfänglichkeit fand, gewisse mystische chemisch-alchemische Bücher empfohlen und zu verstehen gegeben, daß man durch eignes Studium derselben gar wohl dahin gelangen könne, jenes Kleinod sich selbst zu erwerben, welches um so nothwendiger sei, als die Bereitung sich sowol aus physischen als besonders aus moralischen Gründen nicht wohl überliefern lasse, ja daß man, um jenes große Werk einzusehen, hervorzubringen und zu benutzen, die Geheimnisse der Natur im Zusammenhang kennen müsse, weil es nichts Einzelnes, sondern etwas Universelles sei, und auch wol gar unter verschiedenen Formen und Gestalten hervorgebracht werden könne. Meine Freundin hatte auf diese lockenden Worte gehorcht. Das Heil des Körpers war zu nahe mit dem Heil der Seele verwandt; und könnte je eine größere Wohlthat, eine größere Barmherzigkeit auch an Andern ausgeübt werden, als wenn man sich ein Mittel zu eigen machte, wodurch so manches Leiden gestillt, so manche Gefahr abgelehnt werden könnte? Sie hatte schon insgeheim Welling's Opus mago-cabbalisticum studirt, wobei sie jedoch, weil der Autor das Licht, was er mittheilt, sogleich wieder selbst verfinstert und aufhebt, sich nach einem Freunde umsah, der ihr in diesem Wechsel von Licht und Finsterniß Gesellschaft leistete. Es bedurfte nur einer geringen Anregung, um auch mir diese Krankheit zu inokuliren. Ich schaffte das Werk an, das wie alle Schriften dieser Art seinen Stammbaum in gerader Linie bis zur Neuplatonischen Schule verfolgen konnte. Meine vorzüglichste Bemühung an diesem Buche war, die dunklen Hinweisungen, wo der Verfasser von einer Stelle auf die andere deutet und dadurch das, was er verbirgt, zu enthüllen verspricht, aufs Genauste zu bemerken und am Rande die Seitenzahlen solcher sich einander aufklärenden sollenden Stellen zu bezeichnen. Aber auch so blieb das Buch noch dunkel und unverständlich genug, außer daß man sich zuletzt in eine gewisse Terminologie hineinstudirte, und indem man mit derselben nach eignem Belieben gebahrte, etwas, wo nicht zu verstehen, doch wenigstens zu sagen glaubte. Gedachtes Werk erwähnt seiner Vorgänger mit vielen Ehren, und wir

wurden daher angeregt, jene Quellen selbst aufzusuchen. Wir wendeten uns nun an die Werke des Theophrastus Paracelsus und Basilius Valentinus, nicht weniger an Helmont, Starckey und Andere, deren mehr oder weniger auf Natur und Einbildung beruhende Lehren und Vorschriften wir einzusehen und zu befolgen suchten. Mir wollte besonders die „Aurea Catena Homeri“ gefallen, wodurch die Natur, wenn auch vielleicht auf phantastische Weise, in einer schönen Verknüpfung dargestellt wird; und so verwendeten wir theils einzeln, theils zusammen viele Zeit an diese Seltsamkeiten und brachten die Abende eines langen Winters, während dessen ich die Stube hüten mußte, sehr vergnügt zu, indem wir zu Dreien, meine Mutter mit eingeschlossen, uns an diesen Geheimnissen mehr ergetzten, als die Offenbarung derselben hätte thun können.

Mir war indeß noch eine sehr harte Prüfung vorbereitet; denn eine gestörte und man dürfte wol sagen für gewisse Momente vernichtete Verdauung brachte solche Symptome hervor, daß ich unter großen Beängstigungen das Leben zu verlieren glaubte und keine angewandten Mittel weiter etwas fruchten wollten. In diesen letzten Nöthen zwang meine bedrängte Mutter mit dem größten Ungestüm den verlegnen Arzt, mit seiner Universal-Medizin hervorzurücken; nach langem Widerstande eilte er tief in der Nacht nach Hause und kam mit einem Gläschen krystallisirten trocknen Salzes zurück, welches, in Wasser aufgelöst, von dem Patienten verschluckt wurde und einen entschieden alkalischen Geschmack hatte. Das Salz war kaum genommen, so zeigte sich eine Erleichterung des Zustandes, und von dem Augenblick an nahm die Krankheit eine Wendung, die stufenweise zur Besserung führte. Ich darf nicht sagen, wie sehr dieses den Glauben an unsern Arzt und den Fleiß, uns eines solchen Schatzes theilhaftig zu machen, stärkte und erhöhte.

Meine Freundin, welche eltern- und geschwisterlos in einem großen wohlgelegnen Hause wohnte, hatte schon früher angefangen, sich einen kleinen Windofen, Kolben und Retorten von mäßiger Größe anzuschaffen, und operirte nach Wellingischen Fingerzeigen und nach bedeutenden Winken des Arztes und Meisters besonders auf Eisen, in welchem die heilsamsten Kräfte verborgen sein sollten, wenn man es aufzuschließen wisse; und weil in allen uns bekannten Schriften das Luftsalz, welches herbeigezogen werden mußte, eine große Rolle spielte, so wurden zu diesen Operationen Alkalien erfordert, welche, indem sie an

der Luft zerfließen, sich mit jenen überirdischen Dingen verbinden und zuletzt ein geheimnißvolles, treffliches Mittelsalz per se hervorbringen sollten.

Kaum war ich einigermaßen wiederhergestellt und konnte mich, durch eine bessere Jahrszeit begünstigt, wieder in meinem alten Giebelzimmer aufhalten, so fing auch ich an, mir einen kleinen Apparat zuzulegen; ein Windöfchen mit einem Sandbade war zubereitet, ich lernte sehr geschwind mit einer brennenden Lunte die Glaskolben in Schalen verwandeln, in welchen die verschiedenen Mischungen abgeraucht werden sollten. Nun wurden sonderbare Ingredienzien des Makrokosmus und Mikrokosmus auf eine geheimnißvolle wunderliche Weise behandelt, und vor Allem suchte man Mittelsalze auf eine unerhörte Art hervorzubringen. Was mich aber eine ganze Weile am Meisten beschäftigte, war der sogenannte Liquor Silicum (Kieselsaft), welcher entsteht, wenn man reine Quarzkiesel mit einem gehörigen Antheil Alkali schmilzt, woraus ein durchsichtiges Glas entspringt, welches an der Luft zerschmilzt und eine schöne klare Flüssigkeit darstellt. Wer dieses einmal selbst verfertigt und mit Augen gesehen hat, der wird Diejenigen nicht tadeln, welche an eine jungfräuliche Erde und an die Möglichkeit glauben, auf und durch dieselbe weiter zu wirken. Diesen Kieselsaft zu bereiten, hatte ich eine besondere Fertigkeit erlangt; die schönen weißen Kiesel, welche sich im Main finden, gaben dazu ein vollkommenes Material, und an dem Uebrigen, sowie an Fleiß ließ ich es nicht fehlen; nur ermüdete ich doch zuletzt, indem ich bemerken mußte, daß das Kieselhafte keineswegs mit dem Salze so innig vereint sei, wie ich philosophischerweise geglaubt hatte; denn es schied sich gar leicht wieder aus, und die schönste mineralische Flüssigkeit, die mir einigemal zu meiner größten Verwunderung in Form einer animalischen Gallert erschienen war, ließ doch immer ein Pulver fallen, das ich für den feinsten Kieselstaub ansprechen mußte, der aber keineswegs irgend etwas Produktives in seiner Natur spüren ließ, woraus man hätte hoffen können, diese jungfräuliche Erde in den Mutterstand übergehen zu sehen.

So wunderlich und unzusammenhängend auch diese Operationen waren, so lernte ich doch dabei Mancherlei. Ich gab genau auf alle Krystallisationen Acht, welche sich zeigen mochten, und ward mit den äußern Formen mancher natürlichen Dinge bekannt, und indem mir wohl bewußt war, daß man in der

neueren Zeit die chemischen Gegenstände methodischer aufgeführt, so wollte ich mir im Allgemeinen davon einen Begriff machen, ob ich gleich als Halbadept vor den Apothekern und allen Denjenigen, die mit dem gemeinen Feuer operirten, sehr wenig Respect hatte. Indessen zog mich doch das chemische Kompendium des Beerhave gewaltig an und verleitete mich, mehrere Schriften dieses Mannes zu lesen, wodurch ich denn, da ohnehin meine langwierige Krankheit mich dem Aerztlichen näher gebracht hatte, eine Anleitung fand, auch die Arbeitsamen dieses trefflichen Mannes zu studiren, die ich mir gern in den Sinn und ins Gedächtniß einprägen mochte.

Eine andere, etwas mehrlichere und bei Weitem für die augenblickliche Bildung nützlichere Beschäftigung war, daß ich die Briefe durchlas, welche ich von Leipzig aus nach Hause geschrieben hatte. Nichts giebt uns mehr Aufschluß über uns selbst, als wenn wir das, was vor einigen Jahren von uns ausgegangen ist, wieder vor uns sehen, so daß wir uns selbst nunmehr als Gegenstand betrachten können. Allein freilich war ich damals noch zu jung und die Epoche noch zu nahe, welche durch diese Papiere dargestellt ward. Ueberhaupt da man in jungen Jahren einen gewissen selbstgefälligen Dünkel nicht leicht ablegt, so äußert sich dieser besonders darin, daß man sich im kurz Vorbergegangenen verachtet; denn indem man freilich von Stufe zu S[illegible] gewahr wird, daß Dasjenige, was man an sich sowie an [illegible] für gut und vortrefflich achtet, nicht Stich hält, so glaubt man über diese Verlegenheit am Besten hinauszukommen, wenn man das selbst wegwirft, was man nicht retten kann. So ging es auch mir. Denn wie ich in Leipzig nach und nach meine kindlichen Bemühungen geringschätzen lernte, so kam mir nun meine akademische Laufbahn gleichfalls geringschätzig vor, und ich sah nicht ein, daß sie eben darum vielen Werth für mich haben müßte, weil sie mich auf eine höhere Stufe der Betrachtung und Einsicht gehoben. Der Vater hatte meine Briefe sowol an ihn als an meine Schwester sorgfältig gesammelt und geheftet; ja, er hatte sie sogar mit Aufmerksamkeit korrigirt und sowol Schreib- als Sprachfehler verbessert.

Was mir zuerst an diesen Briefen auffiel, war das Aeußere; ich erschrak vor einer unglaublichen Vernachlässigung der Handschrift, die sich vom Oktober 1765 bis in die Hälfte des folgenden Januars erstreckte. Dann erschien aber auf einmal in der Hälfte des Märzes eine ganz gefaßte, geordnete Hand, wie

ich sie sonst bei Preisbewerbungen anzuwenden pflegte. Meine Verwunderung darüber löste sich in Dank gegen den guten Gellert auf, welcher, wie ich mich nun wohl erinnerte, uns bei den Aufsätzen, die wir ihm einreichten, mit seinem herzlichen Tone zur heiligen Pflicht machte, unsere Hand so sehr, ja mehr als unsern Stil zu üben. Dieses wiederholte er so oft, als ihm eine krizliche, nachlässige Schrift zu Gesicht kam, wobei er mehrmals äußerte, daß er sehr gern die schöne Handschrift seiner Schüler zum Hauptzweck seines Unterrichts machen möchte, um so mehr, weil er oft genug bemerkt habe, daß eine gute Hand einen guten Stil nach sich ziehe.

Sonst konnte ich auch bemerken, daß die französischen und englischen Stellen meiner Briefe obgleich nicht fehlerlos, doch mit Leichtigkeit und Freiheit geschrieben waren. Diese Sprachen hatte ich auch in meiner Korrespondenz mit Georg Schlosser, der sich noch immer in Treptow befand, zu üben fortgefahren und war mit ihm in beständigem Zusammenhang geblieben, wodurch ich denn von manchen weltlichen Zuständen (denn immer ging es ihm nicht ganz so, wie er gehofft hatte) unterrichtet wurde und zu seiner ernsten, edlen Denkweise immer mehr Zutrauen faßte.

Eine andre Betrachtung, die mir beim Durchsehen jener Briefe nicht entgehen konnte, war, daß der gute Vater mit der besten Absicht mir einen bedeutenden Schaden zugefügt und mich zu der wunderlichen Lebensart veranlaßt hatte, in die ich zuletzt gerathen war. Er hatte mich nämlich wiederholt vom Kartenspiel abgemahnt; allein Frau Hofrath Böhme, so lange sie lebte, wußte mich nach ihrer Weise zu bestimmen, indem sie die Abmahnung meines Vaters nur von dem Mißbrauch erklärte. Da ich nun auch die Vortheile davon in der Sozietät einsah, so ließ ich mich gern durch sie regieren. Ich hatte wol den Spielsinn, aber nicht den Spielgeist; ich lernte alle Spiele leicht und geschwind; aber niemals konnte ich die gehörige Aufmerksamkeit einen ganzen Abend zusammenhalten. Wenn ich also recht gut anfing, so verfehlte ich's doch immer am Ende und machte mich und Andre verlieren, wodurch ich denn jederzeit verdrießlich entweder zur Abendtafel oder aus der Gesellschaft ging. Kaum war Madame Böhme verschieden, die mich ohnedem während ihrer langwierigen Krankheit nicht mehr zum Spiel angehalten hatte, so gewann die Lehre meines Vaters Kraft; ich entschuldigte mich erst von den Partien, und weil

man nun nichts mehr mit mir anzufangen wußte, so ward ich mir noch mehr als Andern lästig, schlug die Einladungen aus, die denn sparsamer erfolgten und zuletzt ganz aufhörten. Das Spiel, das jungen Leuten, besonders denen, die einen praktischen Sinn haben und sich in der Welt umthun wollen, sehr zu empfehlen ist, konnte freilich bei mir niemals zur Liebhaberei werden, weil ich nicht weiter kam, ich mochte spielen, so lange ich wollte. Hätte mir Jemand einen allgemeinen Blick darüber gegeben und mich bemerken lassen, wie hier gewisse Zeichen und mehr oder weniger Zufall eine Art von Steff bilden, woran sich Urtheilskraft und Thätigkeit üben können, hätte man mich mehrere Spiele auf einmal einleiten lassen, so hätte ich mich wohl eher damit befreunden können. Bei alle dem war ich durch jene Betrachtungen in der Epoche, von welcher ich hier spreche, zu der Ueberzeugung gekommen, daß man die gesellschaftlichen Spiele nicht meiden, sondern sich eher nach einer Gewandtheit in denselben bestreben müsse. Die Zeit ist unendlich lang und ein jeder Tag ein Gefäß, in das sich sehr viel eingießen läßt, wenn man es wirklich ausfüllen will.

So vielfach war ich in meiner Einsamkeit beschäftigt, um so mehr, als die verschiedenen Geister der mancherlei Liebhabereien, denen ich mich nach und nach gewidmet, Gelegenheit hatten, wieder hervorzutreten. So kam es auch wieder ans Zeichnen, und da ich immer unmittelbar an der Natur oder vielmehr am Wirklichen arbeiten wollte, so bildete ich mein Zimmer nach mit seinen Modeln, die Personen, die sich darin befanden, und wenn mich das nicht mehr unterhielt, stellte ich allerlei Stadtgeschichten dar, die man sich eben erzählte und woran man Interesse fand. Das Alles war nicht ohne Charakter und nicht ohne einen gewissen Geschmack; aber leider fehlte den Figuren die Proportion und das eigentliche Mark, so wie denn auch die Ausführung höchst nebulistisch war. Mein Vater, dem diese Dinge Vergnügen zu machen fortfuhren, wollte sie deutlicher haben; auch sollte Alles fertig und abgeschlossen sein. Er ließ sie daher ausziehen und mit Linien einfassen; ja der Maler Morgenstern, sein Hauskünstler — es ist derselbe, der sich später durch Kirchenprospekte bekannt, ja berühmt gemacht — mußte die perspektivischen Linien der Zimmer und Räume hineinziehen, die sich denn freilich ziemlich grell gegen die nebulistisch angedeuteten Figuren verhielten. Er glaubte mich dadurch immer mehr zur Bestimmtheit zu nöthigen,

und um ihm gefällig zu sein, zeichnete ich mancherlei Stilleben, wo ich, indem das Wirkliche als Muster vor mir stand, deutlicher und entschiedener arbeiten konnte. Endlich fiel mir auch wieder einmal das Radiren ein. Ich hatte mir eine ziemlich interessante Landschaft komponirt und fühlte mich sehr glücklich, als ich meine alten, von Stock überlieferten Rezepte versuchen und mich jener vergnüglichen Zeiten bei der Arbeit erinnern konnte. Ich ätzte die Platte bald und ließ mir Probeabdrücke machen. Unglücklicherweise war die Komposition ohne Licht und Schatten, und ich quälte mich nun, beides hineinzubringen; weil es mir aber nicht ganz deutlich war, worauf es ankam, so konnte ich nicht fertig werden. Ich befand mich zu der Zeit nach meiner Art ganz wohl; allein in diesen Tagen befiel mich ein Uebel, das mich noch nie gequält hatte. Die Kehle nämlich war mir ganz wund geworden und besonders das, was man den Zapfen nennt, sehr entzündet; ich konnte nur mit großen Schmerzen etwas schlingen, und die Aerzte wußten nicht, was sie daraus machen sollten. Man quälte mich mit Gurgeln und Pinseln und konnte mich von dieser Noth nicht befreien. Endlich ward ich wie durch eine Eingebung gewahr, daß ich bei dem Aetzen nicht vorsichtig genug gewesen und daß ich, indem ich es öfters und leidenschaftlich wiederholt, mir dieses Uebel zugezogen und solches immer wieder erneuert und vermehrt. Den Aerzten war die Sache plausibel und gar bald gewiß, indem ich das Radiren und Aetzen um so mehr unterließ, als der Versuch keineswegs gut ausgefallen war und ich eher Ursache hatte, meine Arbeit zu verbergen als vorzuzeigen, worüber ich mich um so leichter tröstete, als ich mich von dem beschwerlichen Uebel sehr bald befreit sah. Dabei konnte ich mich doch der Betrachtung nicht enthalten, daß wol die ähnlichen Beschäftigungen in Leipzig Manches möchten zu jenen Uebeln beigetragen haben, an denen ich so viel gelitten hatte. Freilich ist es eine langweilige und mitunter traurige Sache, zu sehr auf uns selbst und was uns schadet und nutzt, Acht zu haben; allein es ist keine Frage, daß bei der wunderlichen Idiosynkrasie der menschlichen Natur von der einen, und bei der unendlichen Verschiedenheit der Lebensart und Genüsse von der andern Seite es noch ein Wunder ist, daß das menschliche Geschlecht sich nicht schon lange aufgerieben hat. Es scheint die menschliche Natur eine eigne Art von Zähigkeit und Vielseitigkeit zu besitzen, da sie Alles, was an sie herankommt oder was sie in sich aufnimmt,

überwindet und, wenn sie sich es nicht assimiliren kann, wenigstens gleichgiltig macht. Freilich muß sie bei einem großen Exzeß trotz alles Widerstandes den Elementen nachgeben, wie uns so viele endemische Krankheiten und die Wirkungen des Branntweins überzeugen. Könnten wir, ohne ängstlich zu werden, auf uns Acht geben, was in unserem komplizirten bürgerlichen und geselligen Leben auf uns günstig oder ungünstig wirkt, und möchten wir das, was uns als Genuß freilich behaglich ist, um der üblen Folgen willen unterlassen, so würden wir gar manche Unbequemlichkeit, die uns bei sonst gesunden Konstitutionen oft mehr als eine Krankheit selbst quält, leicht zu entfernen wissen. Leider ist es im Diätetischen wie im Moralischen; wir können einen Fehler nicht eher einsehen, als bis wir ihn los sind, wobei denn nichts gewonnen wird, weil der nächste Fehler dem vorhergehenden nicht ähnlich sieht und also unter derselben Form nicht erkannt werden kann.

Beim Durchlesen jener Briefe, die von Leipzig aus an meine Schwester geschrieben waren, konnte mir unter andern auch diese Bemerkung nicht entgehen, daß ich mich sogleich bei dem ersten akademischen Unterricht für sehr klug und weise gehalten, indem ich mich, sobald ich etwas gelernt, dem Professor substituirte und daher auch auf der Stelle didaktisch ward. Mir war es lustig genug, zu sehen, wie ich dasjenige, was Gellert uns im Kollegium überliefert oder gerathen, sogleich wieder gegen meine Schwester gewendet, ohne einzusehen, daß sowol im Leben als im Lesen etwas dem Jüngling gemäß sein könne, ohne sich für ein Frauenzimmer zu schicken, und wir scherzten gemeinschaftlich über diese Nachäfferei. Auch waren mir die Gedichte, die ich in Leipzig verfaßt hatte, schon zu gering, und sie schienen mir kalt, trocken und in Absicht dessen, was die Zustände des menschlichen Herzens oder Geistes ausdrücken sollte, allzu oberflächlich. Dieses bewog mich, als ich nun abermals das väterliche Haus verlassen und auf eine zweite Akademie ziehen sollte, wieder ein großes Haupt-Autodafé über meine Arbeiten zu verhängen. Mehrere angefangene Stücke, deren einige bis zum dritten oder vierten Akt, andere aber nur bis zu vollendeter Exposition gelangt waren, nebst vielen andern Gedichten, Briefen und Papieren wurden dem Feuer übergeben, und kaum blieb etwas verschont außer dem Manuskript von Behrisch, „Die Laune des Verliebten" und „Die Mitschuldigen", an welchem letzteren ich immerfort mit besonderer Liebe besserte, und da das

Stück schon fertig war, die Exposition nochmals durcharbeitete, um sie zugleich bewegter und klarer zu machen. Lessing hatte in den zwei ersten Akten der „Minna" ein unerreichbares Muster aufgestellt, wie ein Drama zu exponiren sei, und es war mir nichts angelegner, als in seinen Sinn und seine Absichten einzudringen.

Umständlich genug ist zwar schon die Erzählung von dem, was mich in diesen Tagen berührt, aufgeregt und beschäftigt; allein ich muß demungeachtet wieder zu jenem Interesse zurückkehren, das mir die übersinnlichen Dinge eingeflößt hatten, von denen ich ein- für allemal, insofern es möglich wäre, mir einen Begriff zu bilden unternahm.

Einen großen Einfluß erfuhr ich dabei von einem wichtigen Buche, das mir in die Hände gerieth: es war Arnold's Kirchen- und Ketzergeschichte. Dieser Mann ist nicht ein blos reflektirender Historiker, sondern zugleich fromm und fühlend. Seine Gesinnungen stimmten sehr zu den meinigen, und was mich an seinem Werk besonders ergetzte, war, daß ich von manchen Ketzern, die man mir bisher als toll oder gottlos vorgestellt hatte, einen vortheilhaftern Begriff erhielt. Der Geist des Widerspruchs und die Lust zum Paradoxen steckt in uns Allen. Ich studirte fleißig die verschiedenen Meinungen, und da ich oft genug hatte sagen hören, jeder Mensch habe am Ende doch seine eigene Religion, so kam mir nichts natürlicher vor, als daß ich mir auch meine eigene bilden könne, und dieses that ich mit vieler Behaglichkeit. Der neue Platonismus lag zum Grunde; das Hermetische, Mystische, Kabbalistische gab auch seinen Beitrag her, und so erbaute ich mir eine Welt, die seltsam genug aussah.

Ich mochte mir wol eine Gottheit vorstellen, die sich von Ewigkeit her selbst produzirt; da sich aber Production nicht ohne Mannichfaltigkeit denken läßt, so mußte sie sich nothwendig sogleich als ein Zweites erscheinen, welches wir unter dem Namen des Sohns anerkennen; diese Beiden mußten nun den Akt des Hervorbringens fortsetzen und erschienen sich selbst wieder im Dritten, welches nun eben so bestehend, lebendig und ewig als das Ganze war. Hiermit war jedoch der Kreis der Gottheit geschlossen, und es wäre ihnen selbst nicht möglich gewesen, abermals ein ihnen völlig Gleiches hervorzubringen. Da jedoch der Produktionstrieb immer fortging, so erschufen sie ein Viertes, das aber schon in sich einen Widerspruch hegte, indem es, wie sie, unbedingt und doch zugleich in ihnen enthalten und durch

sie begrenzt sein sollte. Dieses war nun Lucifer, welchem von nun an die ganze Schöpfungskraft übertragen war und von dem alles übrige Sein ausgehen sollte. Er bewies sogleich seine unendliche Thätigkeit, indem er die sämmtlichen Engel erschuf, alle wieder nach seinem Gleichniß, unbedingt, aber in ihm enthalten und durch ihn begrenzt. Umgeben von einer solchen Glorie, vergaß er seines höhern Ursprungs und glaubte ihn in sich selbst zu finden, und aus diesem ersten Undank entsprang Alles, was uns nicht mit dem Sinne und den Absichten der Gottheit übereinzustimmen scheint. Je mehr er sich nun in sich selbst konzentrirte, je unwohler mußte es ihm werden, sowie allen den Geistern, denen er die süße Erhebung zu ihrem Ursprung verkümmerte. Und so ereignete sich das, was uns unter der Form des Abfalls der Engel bezeichnet wird. Ein Theil derselben konzentrirte sich mit Lucifer, der andere wendete sich wieder gegen seinen Ursprung. Aus dieser Konzentration der ganzen Schöpfung — denn sie war von Lucifer ausgegangen und mußte ihm folgen — entsprang nun Alles das, was wir unter der Gestalt der Materie gewahr werden, was wir uns als schwer, fest und finster vorstellen, welches aber, indem es, wenn auch nicht unmittelbar, doch durch Filiation vom göttlichen Wesen herstammt, ebenso unbedingt mächtig und ewig ist als der Vater und die Großeltern. Da nun das ganze Unheil, wenn wir es so nennen dürfen, blos durch die einseitige Richtung Lucifer's entstand, so fehlte freilich dieser Schöpfung die bessere Hälfte; denn Alles, was durch Konzentration gewonnen wird, besaß sie, aber es fehlte ihr Alles, was durch Expansion allein bewirkt werden kann; und so hätte die sämmtliche Schöpfung durch immerwährende Konzentration sich selbst aufreiben, sich mit ihrem Vater Lucifer vernichten und alle ihre Ansprüche an eine gleiche Ewigkeit mit der Gottheit verlieren können. Diesem Zustand sahen die Elohim eine Weile zu, und sie hatten die Wahl, jene Aeonen abzuwarten, in welchen das Feld wieder rein geworden und ihnen Raum zu einer neuen Schöpfung geblieben wäre, oder ob sie in das Gegenwärtige eingreifen und dem Mangel nach ihrer Unendlichkeit zu Hilfe kommen wollten. Sie erwählten nun das Letztere und supplirten durch ihren bloßen Willen in einem Augenblick den ganzen Mangel, den der Erfolg von Lucifer's Beginnen an sich trug. Sie gaben dem unendlichen Sein die Fähigkeit, sich auszudehnen, sich gegen sie zu bewegen; der eigentliche Puls des Lebens war

wiederhergestellt, und Lucifer selbst konnte sich dieser Einwirkung nicht entziehen. Dieses ist die Epoche, wo dasjenige hervortrat, was wir als Licht kennen, und wo dasjenige begann, was wir mit dem Worte Schöpfung zu bezeichnen pflegen. So sehr sich auch nun diese durch die immer fortwirkende Lebenskraft der Elohim stufenweise vermannichfaltigte, so fehlte es doch noch an einem Wesen, welches die ursprüngliche Verbindung mit der Gottheit wiederherzustellen geschickt wäre, und so wurde der Mensch hervorgebracht, der in Allem der Gottheit ähnlich, ja gleich sein sollte, sich aber freilich dadurch abermals in dem Falle Lucifer's befand, zugleich unbedingt und beschränkt zu sein; und da dieser Widerspruch durch alle Kategorien des Daseins sich an ihm manifestiren und ein vollkommenes Bewußtsein sowie ein entschiedener Wille seine Zustände begleiten sollte, so war vorauszusehen, daß er zugleich das vollkommenste und unvollkommenste, das glücklichste und unglücklichste Geschöpf werden müsse. Es währte nicht lange, so spielte er auch völlig die Rolle des Lucifer. Die Absonderung vom Wohlthäter ist der eigentliche Undank, und so ward jener Abfall zum zweiten Mal eminent, obgleich die ganze Schöpfung nichts ist und nichts war als ein Abfallen und Zurückkehren zum Ursprünglichen.

Man sieht leicht, wie hier die Erlösung nicht allein von Ewigkeit her beschlossen, sondern als ewig nothwendig gedacht wird, ja daß sie durch die ganze Zeit des Werdens und Seins sich immer wieder erneuern muß. Nichts ist in diesem Sinne natürlicher, als daß die Gottheit selbst die Gestalt des Menschen annimmt, die sie sich zu einer Hülle schon vorbereitet hatte, und daß sie die Schicksale desselben auf kurze Zeit theilt, um durch diese Verähnlichung das Erfreuliche zu erheben und das Schmerzliche zu mildern. Die Geschichte aller Religionen und Philosophien lehrt uns, daß diese große, den Menschen unentbehrliche Wahrheit von verschiedenen Nationen in verschiedenen Zeiten auf mancherlei Weise, ja in seltsamen Fabeln und Bildern der Beschränktheit gemäß überliefert werden; genug, wenn nur anerkannt wird, daß wir uns in einem Zustande befinden, der, wenn er uns auch niederzuziehen und zu drücken scheint, dennoch Gelegenheit giebt, ja zur Pflicht macht, uns zu erheben und die Absichten der Gottheit dadurch zu erfüllen, daß wir, indem wir von einer Seite uns zu verselbsten genöthiget sind, von der andern in regelmäßigen Pulsen uns zu entselbstigen nicht versäumen.

Neuntes Buch.

„Das Herz wird ferner öfters zum Vortheil verschiedener, besonders geselliger und feiner Tugenden geübt, und die zarteren Empfindungen werden in ihm erregt und entwickelt werden. Besonders werden sich viele Züge eindrücken, welche dem jungen Leser eine Einsicht in den verborgenern Winkel des menschlichen Herzens und seiner Leidenschaften geben, eine Kenntniß, die mehr als alles Latein und Griechisch werth ist, und von welcher Ovid ein gar vortrefflicher Meister war. Aber dies ist es noch nicht, warum man eigentlich der Jugend die alten Dichter und also auch den Ovid in die Hände giebt. Wir haben von dem gütigen Schöpfer eine Menge Seelenkräfte, welchen man ihre gehörige Kultur, und zwar in den ersten Jahren gleich zu geben nicht verabsäumen muß, und die man doch weder mit Logik noch Metaphysik, Latein oder Griechisch kultiviren kann: wir haben eine Einbildungskraft, der wir, wofern sie sich nicht der ersten besten Vorstellungen selbst bemächtigen soll, die schicklichsten und schönsten Bilder vorlegen und dadurch das Gemüth gewöhnen und üben müssen, das Schöne überall und in der Natur selbst unter seinen bestimmten, wahren und auch in den feineren Zügen zu erkennen und zu lieben. Wir haben eine Menge Begriffe und allgemeine Kenntnisse nöthig, sowol für die Wissenschaften als für das tägliche Leben, die sich in keinem Compendio erlernen lassen. Unsere Empfindungen, Neigungen, Leidenschaften sollen mit Vortheil entwickelt und gereinigt werden."

Diese bedeutende Stelle, welche sich in der „Allgemeinen Deutschen Bibliothek" vorfand, war nicht die einzige in ihrer

Art. Von gar vielen Seiten her offenbarten sich ähnliche Grundsätze und gleiche Gesinnungen. Sie machten auf uns rege Jünglinge sehr großen Eindruck, der um desto entschiedener wirkte, als er durch Wieland's Beispiel noch verstärkt wurde; denn die Werke seiner zweiten glänzenden Epoche bewiesen klärlich, daß er sich nach solchen Maximen gebildet hatte. Und was konnten wir mehr verlangen? Die Philosophie mit ihren abstrusen Forderungen war beseitigt, die alten Sprachen, deren Erlernung mit so viel Mühseligkeit verknüpft ist, sah man in den Hintergrund gerückt, die Kompendien, über deren Zulänglichkeit uns Hamlet schon ein bedenkliches Wort ins Ohr geraunt hatte, wurden immer verdächtiger; man wies uns auf die Betrachtung eines bewegten Lebens hin, das wir so gerne führten, und auf die Kenntniß der Leidenschaften, die wir in unserem Busen theils empfanden, theils ahneten, und die, wenn man sie sonst gescholten hatte, uns nunmehr als etwas Wichtiges und Würdiges vorkommen mußten, weil sie der Hauptgegenstand unserer Studien sein sollten und die Kenntniß derselben als das vorzüglichste Bildungsmittel unserer Geisteskräfte angerühmt ward. Ueberdies war eine solche Denkweise meiner eignen Ueberzeugung, ja meinem poetischen Thun und Treiben ganz angemessen. Ich fügte mich daher ohne Widerstreben, nachdem ich so manchen guten Versatz vereitelt, so manche redliche Hoffnung verschwinden sehn, in die Absicht meines Vaters, mich nach Straßburg zu schicken, wo man mir ein besseres, lustiges Leben versprach, indessen ich meine Studien weiter fortsetzen und am Ende promoviren sollte.

Im Frühjahre fühlte ich meine Gesundheit, noch mehr aber meinen jugendlichen Muth wiederhergestellt und sehnte mich abermals aus meinem väterlichen Hause, obgleich aus ganz andern Ursachen als das erste Mal; denn es waren mir diese hübschen Zimmer und Räume, wo ich so viel gelitten hatte, unerträglich geworden, und mit dem Vater selbst konnte sich kein angenehmes Verhältniß aufnisten; ich konnte ihm nicht ganz verzeihen, daß er bei den Reizungen meiner Krankheit und bei dem langsamen Genesen mehr Ungeduld als billig sehen lassen, ja daß er, anstatt durch Nachsicht mich zu trösten, sich oft auf eine grausame Weise über das, was in keines Menschen Hand lag, geäußert, als wenn es nur vom Willen abhinge. Aber auch er ward auf mancherlei Weise durch mich verletzt und beleidigt.

Denn junge Leute bringen von Akademien allgemeine Begriffe zurück, welches zwar ganz recht und gut ist; allein weil sie sich darin sehr weise dünken, so legen sie solche als Maßstab an die vorkommenden Gegenstände, welche denn meistens dabei verlieren müssen. So hatte ich von der Baukunst, der Einrichtung und Verzierung der Häuser eine allgemeine Vorstellung gewonnen und wendete diese nun unversüchts im Gespräch auf unser eigen Haus an. Mein Vater hatte die ganze Einrichtung desselben ersonnen und den Bau mit großer Standhaftigkeit durchgeführt, und es ließ sich auch, insofern es eine Wohnung für ihn und seine Familie ausschließlich sein sollte, nichts dagegen einwenden; auch waren in diesem Sinne sehr viele Häuser von Frankfurt gebaut. Die Treppe ging frei hinauf und berührte große Vorsäle, die selbst recht gut hätten Zimmer sein können, wie wir denn auch die gute Jahreszeit immer daselbst zubrachten. Allein dieses anmutige heitere Dasein einer einzelnen Familie, diese Kommunikation von oben bis unten ward zur größten Unbequemlichkeit, sobald mehrere Partien das Haus bewohnten, wie wir bei Gelegenheit der französischen Einquartierung nur zu sehr erfahren hatten. Denn jene ängstliche Scene mit dem Königslieutenant wäre nicht vorgefallen, ja mein Vater hätte weniger von allen Unannehmlichkeiten empfunden, wenn unsere Treppe nach der Leipziger Art an die Seite gedrängt und jedem Steckwerk eine abgeschlossene Thüre zugeteilt gewesen wäre. Diese Bauart rühmte ich einst höchlich und setzte ihre Vorteile heraus, zeigte dem Vater die Möglichkeit, auch seine Treppe zu verlegen, worüber er in einen unglaublichen Zorn gerieth, der um so heftiger war, als ich kurz vorher einige schnörkelhafte Spiegelrahmen getadelt und gewisse chinesische Tapeten verworfen hatte. Es gab eine Scene, welche, zwar wieder getuscht und ausgeglichen, doch meine Reise nach dem schönen Elsaß beschleunigte, die ich denn auch auf der neu eingerichteten bequemen Diligence ohne Aufhalt und in kurzer Zeit vollbrachte.

Ich war im Wirthshaus „Zum Geist" abgestiegen und eilte sogleich, das sehnlichste Verlangen zu befriedigen und mich dem Münster zu nähern, welcher durch Mitreisende mir schon lange gezeigt und eine ganze Strecke her im Auge geblieben war. Als ich nun erst durch die schmale Gasse diesen Koloß gewahrte, sodann aber auf dem freilich sehr engen Platz allzu nah vor ihm stand, machte derselbe auf mich einen Eindruck ganz eigner Art,

den ich aber auf der Stelle zu entwickeln unfähig, für diesmal nur dunkel mit mir nahm, indem ich das Gebäude eilig bestieg, um nicht den schönen Augenblick einer hohen und heitern Sonne zu versäumen, welche mir das weite, reiche Land auf einmal offenbaren sollte.

Und so sah ich denn von der Plattform die schöne Gegend vor mir, in welcher ich eine Zeit lang wohnen und hausen durfte: die ansehnliche Stadt, die weitumherliegenden, mit herrlichen dichten Bäumen besetzten und durchflochtenen Auen, diesen auffallenden Reichthum der Vegetation, der, dem Laufe des Rheins folgend, die Ufer, Inseln und Werder bezeichnet. Nicht weniger mit mannichfaltigem Grün geschmückt ist der von Süden herab sich ziehende flache Grund, welchen die Iller bewässert; selbst westwärts nach dem Gebirge zu finden sich manche Niederungen, die einen eben so reizenden Anblick von Wald und Wiesenwuchs gewähren, so wie der nördliche, mehr hügelige Theil von unendlichen kleinen Bächen durchschnitten ist, die überall ein schnelles Wachsthum begünstigen. Denkt man sich nun zwischen diesen üppig ausgestreckten Matten, zwischen diesen fröhlich ausgesäeten Hainen alles zum Fruchtbau schicklich Land trefflich bearbeitet, grünend und reifend und die besten und reichsten Stellen desselben durch Dörfer und Meierhöfe bezeichnet und eine solche große und unübersehliche, wie ein neues Paradies für den Menschen recht vorbereitete Fläche näher und ferner von theils angebauten, theils waldbewachsenen Bergen begrenzt, so wird man das Entzücken begreifen, mit dem ich mein Schicksal segnete, das mir für einige Zeit einen so schönen Wohnplatz bestimmt hatte.

Ein solcher frischer Anblick in ein neues Land, in welchem wir uns eine Zeit lang aufhalten sollen, hat noch das Eigne, so Angenehme als Ahnungsvolle, daß das Ganze wie eine unbeschriebene Tafel vor uns liegt. Noch sind keine Leiden und Freuden, die sich auf uns beziehen, darauf verzeichnet; diese heitre, bunte, belebte Fläche ist noch stumm für uns; das Auge haftet nur an den Gegenständen, insofern sie an und für sich bedeutend sind, und noch haben weder Neigung noch Leidenschaft diese oder jene Stelle besonders herauszuheben; aber eine Ahnung dessen, was kommen wird, beunruhigt schon das junge Herz, und ein unbefriedigtes Bedürfniß fordert im Stillen dasjenige, was kommen soll und mag und welches auf alle Fälle,

es sei nun Wohl oder Weh, unmerklich den Charakter der Gegend, in der wir uns befinden, annehmen wird.

Herabgestiegen von der Höhe, verweilte ich noch eine Zeit lang vor dem Angesicht des ehrwürdigen Gebäudes; aber was ich mir weder das erste Mal noch in der nächsten Zeit ganz deutlich machen konnte, war, daß ich dieses Wunderwerk als ein Ungeheures gewahrte, das mich hätte erschrecken müssen, wenn es mir nicht zugleich als ein Geregeltes faßlich und als ein Ausgearbeitetes sogar angenehm vorzukommen wäre. Ich beschäftigte mich doch keineswegs, diesem Widerspruch nachzudenken, sondern ließ ein so erhabliches Denkmal durch seine Gegenwart ruhig auf mich fortwirken.

Ich bezog ein kleines, aber wohlgelegenes und anmuthiges Quartier an der Sommerseite des Fischmarkts, einer schönen langen Straße, wo immerwährende Bewegung jedem unbeschäftigten Augenblick zu Hilfe kam. Dann gab ich meine Empfehlungsschreiben ab und fand unter meinen Gönnern einen Handelsmann, der mit seiner Familie jenen frommen, mir genugsam bekannten Gesinnungen ergeben war, ob er sich gleich, was den äußeren Gottesdienst betrifft, nicht von der Kirche getrennt hatte. Er war dabei ein verständiger Mann und keineswegs kopfhängerisch in seinem Thun und Lassen. Die Tischgesellschaft, die man mir und der man mich empfahl, war sehr angenehm und unterhaltend. Ein Paar alte Jungfrauen hatten diese Pension schon lange mit Ordnung und gutem Erfolg geführt; es konnten ungefähr zehen Personen sein, ältere und jüngere. Von diesen letztern ist mir am Gegenwärtigsten einer, genannt Meyer, von Lindau gebürtig. Man hätte ihn seiner Gestalt und seinem Gesicht nach für den schönsten Menschen halten können, wenn er nicht zugleich etwas Schlottriges in seinem ganzen Wesen gehabt hätte. Ebenso wurden seine herrlichen Naturgaben durch einen unglaublichen Leichtsinn und sein köstliches Gemüth durch eine unbändige Liederlichkeit verunstaltet. Er hatte ein mehr rundes als ovales, offnes, frohes Gesicht; die Werkzeuge der Sinne, Augen, Nase, Mund, Ohren, konnte man reich nennen: sie zeugten von einer entschiedenen Fülle, ohne übertrieben groß zu sein. Der Mund besonders war allerliebst durch übergeschlagene Lippen, und seiner ganzen Physiognomie gab es einen eigenen Ausdruck, daß er ein Räzel war, d. h. daß seine Augenbrauen über der Nase zusammenstießen, welches bei einem schönen Gesichte immer einen

angenehmen Ausdruck von Sinnlichkeit hervorbringt. Durch Jovialität, Aufrichtigkeit und Gutmüthigkeit machte er sich bei allen Menschen beliebt; sein Gedächtniß war unglaublich, die Aufmerksamkeit in den Kollegien kostete ihm nichts; er behielt Alles, was er hörte, und war geistreich genug, an Allem einiges Interesse zu finden, und um so leichter, da er Medizin studirte. Alle Eindrücke blieben ihm lebhaft, und sein Muthwille in Wiederholung der Kollegien und Nachäffen der Professoren ging manchmal so weit, daß, wenn er drei verschiedene Stunden des Morgens gehört hatte, er Mittags bei Tische paragraphenweis, ja manchmal noch abgebrochener, die Professoren mit einander abwechseln ließ: welche buntscheckige Vorlesung uns oft unterhielt, oft aber auch beschwerlich fiel.

Die Uebrigen waren mehr oder weniger feine, gesetzte, ernsthafte Leute. Ein pensionirter Ludwigsritter befand sich unter denselben; doch waren Studirende die Ueberzahl, alle wirklich gut- und wohlgesinnt, nur mußten sie ihr gewöhnliches Weindeputat nicht überschreiten. Daß dieses nicht leicht geschah, war die Sorge unseres Präsidenten, eines Doktor Salzmann. Schon in den Sechzigen, unverheirathet, hatte er diesen Mittagstisch seit vielen Jahren besucht und in Ordnung und Ansehen erhalten. Er besaß ein schönes Vermögen; in seinem Aeußeren hielt er sich knapp und nett, ja er gehörte zu Denen, die immer in Schuh und Strümpfen und den Hut unter dem Arm gehen. Den Hut aufzusetzen, war bei ihm eine außerordentliche Handlung. Einen Regenschirm führte er gewöhnlich mit sich, wohl eingedenk, daß die schönsten Sommertage oft Gewitter und Streifschauer über das Land bringen.

Mit diesem Manne beredete ich meinen Vorsatz, mich hier in Straßburg der Rechtswissenschaft ferner zu befleißigen, um baldmöglichst promoviren zu können. Da er von Allem genau unterrichtet war, so befragte ich ihn über die Kollegia, die ich zu hören hätte, und was er allenfalls von der Sache denke. Darauf erwiderte er mir, daß es sich in Straßburg nicht etwa wie auf deutschen Akademien verhalte, wo man wol Juristen im weiten und gelehrten Sinne zu bilden suche. Hier sei Alles, dem Verhältniß gegen Frankreich gemäß, eigentlich auf das Praktische gerichtet und nach dem Sinne der Franzosen eingeleitet, welche gern bei dem Gegebnen verharren. Gewisse allgemeine Grundsätze, gewisse Vorkenntnisse suche man einem Jeden beizubringen, man fasse sich so kurz wie möglich und

überliefere nur das Nothwendigste. Er machte mich darauf mit einem Manne bekannt, zu dem man als Repetenten ein großes Vertrauen hegte, welches dieser sich auch bei mir sehr bald zu erwerben wußte. Ich fing an, mit ihm zur Einleitung über Gegenstände der Rechtswissenschaft zu sprechen, und er wunderte sich nicht wenig über mein Schwatzreniren; denn mehr, als ich in meiner bisherigen Darstellung aufzuführen Gelegenheit nahm, hatte ich bei meinem Aufenthalte in Leipzig an Einsicht in die Rechtserfordernisse gewonnen, obgleich mein ganzer Erwerb nur als ein allgemeiner encyklopädischer Ueberblick und nicht als eigentliche bestimmte Kenntniß gelten konnte. Das akademische Leben, wenn wir uns auch bei demselben des eigentlichen Fleißes nicht zu rühmen haben, gewährt doch in jeder Art von Ausbildung unendliche Vortheile, weil wir stets von Menschen umgeben sind, welche die Wissenschaft besitzen oder suchen, so daß wir aus einer solchen Atmosphäre, wenn auch unbewußt, immer einige Nahrung ziehen.

Mein Repetent, nachdem er mit meinem Umhervagiren im Discurse einige Zeit Geduld gehabt, machte mir zuletzt begreiflich, daß ich vor allen Dingen meine nächste Absicht im Auge behalten müsse, die nämlich, mich examiniren zu lassen, zu promoviren und alsdann allenfalls in die Praxis überzugehen. Um bei dem Ersten stehen zu bleiben, sagte er, so wird die Sache keineswegs im Weiten gesucht. Es wird nicht nachgefragt, wie und wo ein Gesetz entsprungen, was die innere oder äußere Veranlassung dazu gegeben; man untersucht nicht, wie es sich durch Zeit und Gewohnheit abgeändert, so wenig als inwiefern es sich durch falsche Auslegung oder verkehrten Gerichtsbrauch vielleicht gar umgewendet. In solchen Forschungen bringen gelehrte Männer ganz eigens ihr Leben zu; wir aber fragen nach dem, was gegenwärtig besteht: dies prägen wir unserm Gedächtniß fest ein, daß es uns stets gegenwärtig sei, wenn wir uns dessen zu Nutz und Schutz unsrer Klienten bedienen wollen. So statten wir unsre jungen Leute fürs nächste Leben aus, und das Weitere findet sich nach Verhältniß ihrer Talente und ihrer Thätigkeit. Er übergab mir hierauf seine Hefte, welche in Fragen und Antworten geschrieben waren, und woraus ich mich sogleich ziemlich konnte examiniren lassen, weil Hoppe's kleiner juristischer Katechismus mir noch vollkommen im Gedächtniß stand; das Uebrige supplirte ich mit einigem Fleiße und qualificirte mich wider meinen Willen auf die leichteste Art zum Kandidaten.

Da mir aber auf diesem Wege jede eigne Thätigkeit in dem Studium abgeschnitten ward — denn ich hatte für nichts Positives einen Sinn, sondern wollte Alles wo nicht verständig, doch historisch erklärt haben —, so fand ich für meine Kräfte einen größern Spielraum, den ich auf die wunderlichste Weise benutzte, indem ich einem Interesse nachgab, das mir zufällig von außen gebracht wurde.

Die meisten meiner Tischgenossen waren Mediziner. Diese sind, wie bekannt, die einzigen Studirenden, die sich von ihrer Wissenschaft, ihrem Metier auch außer den Lehrstunden mit Lebhaftigkeit unterhalten. Es liegt dieses in der Natur der Sache. Die Gegenstände ihrer Bemühungen sind die sinnlichsten und zugleich die höchsten, die einfachsten und die komplizirtesten. Die Medizin beschäftigt den ganzen Menschen, weil sie sich mit dem ganzen Menschen beschäftigt. Alles, was der Jüngling lernt, deutet sogleich auf eine wichtige, zwar gefährliche, aber doch in manchem Sinn belohnende Praxis. Er wirft sich daher mit Leidenschaft auf das, was zu erkennen und zu thun ist, theils weil es ihn an sich interessirt, theils weil es ihm die frohe Aussicht von Selbstständigkeit und Wohlhaben eröffnet.

Bei Tische also hörte ich nichts Anderes als medizinische Gespräche, eben wie vormals in der Pension des Hofraths Ludwig. Auf Spaziergängen und bei Lustpartien kam auch nicht viel Anderes zur Sprache; denn meine Tischgesellen, als gute Kumpane, waren mir auch Gesellen für die übrige Zeit geworden, und an sie schlossen sich jedesmal Gleichgesinnte und Gleiches Studirende von allen Seiten an. Die medizinische Fakultät glänzte überhaupt vor den übrigen sowol in Absicht auf die Berühmtheit der Lehrer als die Frequenz der Lernenden, und so zog mich der Strom dahin, um so leichter, als ich von allen diesen Dingen gerade so viel Kenntniß hatte, daß meine Wissenslust bald vermehrt und angefeuert werden konnte. Beim Eintritt des zweiten Semesters besuchte ich daher Chemie bei Spielmann, Anatomie bei Loblein und nahm mir vor, recht fleißig zu sein, weil ich bei unserer Sozietät durch meine wunderlichen Vor- oder vielmehr Ueberkenntnisse schon einiges Ansehen und Zutrauen erworben hatte.

Doch es war an dieser Zerstreuung und Zerstückelung meiner Studien nicht genug, sie sollten abermals bedeutend gestört werden; denn eine merkwürdige Staatsbegebenheit setzte Alles in Bewegung und verschaffte uns eine ziemliche Reihe

Feiertage. Marie Antoinette, Erzherzogin von Oesterreich, Königin von Frankreich, sollte auf ihrem Wege nach Paris über Straßburg gehen. Die Feierlichkeiten, durch welche das Volk aufmerksam gemacht wird, daß es Große in der Welt giebt, wurden emsig und häufig verbreitet, und mir besonders war dabei das Gebäude merkwürdig, das zu ihrem Empfang und zur Uebergabe in die Hände der Abgesandten ihres Gemahls auf einer Rheininsel zwischen den beiden Brücken aufgerichtet stand. Es war nur wenig über den Boden erhoben, hatte in der Mitte einen großen Saal, an beiden Seiten kleinere, dann folgten andere Zimmer, die sich noch etwas hinterwärts erstreckten; genug, es hätte, dauerhafter gebaut, gar wohl für ein Lusthaus hoher Personen gelten können. Was mich aber daran besonders interessirte und weswegen ich manches Büsel (ein kleines damals kurrentes Silberstück) nicht schonte, um mir von dem Pförtner einen wiederholten Eintritt zu verschaffen, waren die gewirkten Tapeten, mit denen man das Ganze inwendig ausgeschlagen hatte. Hier sah ich zum ersten Mal ein Exemplar jener nach Raphael's Cartonen gewirkten Teppiche, und dieser Anblick war für mich von ganz entschiedener Wirkung, indem ich das Rechte und Vollkommene, obgleich nur nachgebildet, in Masse kennen lernte. Ich ging und kam und kam und ging und konnte mich nicht satt sehen; ja, ein vergebliches Streben quälte mich, weil ich das, was mich so außerordentlich ansprach, auch gern begriffen hätte. Höchst erfreulich und erquicklich fand ich diese Nebensäle, desto schrecklicher aber den Hauptsaal. Diesen hatte man mit viel größern, glänzendern, reichern und von gedrängten Zierrathen umgebenen Hautelissen behängt, die nach Gemälden neuerer Franzosen gewirkt waren.

Nun hätte ich mich wol auch mit dieser Manier befreundet, weil meine Empfindung wie mein Urtheil nicht leicht etwas völlig ausschloß; aber äußerst empörte mich der Gegenstand. Diese Bilder enthielten die Geschichte von Jason, Medea und Kreusa und also ein Beispiel der unglücklichsten Heirath. Zur Linken des Throns sah man die mit dem grausamsten Tode ringende Braut, umgeben von jammervollen Theilnehmenden; zur Rechten entsetzte sich der Vater über die ermordeten Kinder zu seinen Füßen, während die Furie auf dem Drachenwagen in die Luft zog. Und damit ja dem Grausamen und Abscheulichen nicht auch ein Abgeschmacktes fehle, so ringelte sich hinter dem rothen Sammt des goldgestickten Thronrückens rechter Hand der

weiße Schweif jenes Zauberstiers hervor, inzwischen die feuerspeiende Bestie selbst und der sie bekämpfende Jason von jener kostbaren Draperie gänzlich bedeckt waren.

Hier nun wurden alle Maximen, welche ich in Oeser's Schule mir zu eigen gemacht, in meinem Busen rege. Daß man Christum und die Apostel in die Seitensäle eines Hochzeitgebäudes gebracht, war schon ohne Wahl und Einsicht geschehen, und ohne Zweifel hatte das Maß der Zimmer den königlichen Teppichverwahrer geleitet; allein das verzieh ich gern, weil es mir zu so großem Vortheil gereichte; nun aber ein Mißgriff wie der im großen Saale brachte mich ganz aus der Fassung, und ich forderte lebhaft und heftig meine Gefährten zu Zeugen auf eines solchen Verbrechens gegen Geschmack und Gefühl. — „Was!" rief ich aus, ohne mich um die Umstehenden zu bekümmern, „ist es erlaubt, einer jungen Königin das Beispiel der gräßlichsten Hochzeit, die vielleicht jemals vollzogen worden, bei dem ersten Schritt in ihr Land so unbesonnen vors Auge zu bringen! Giebt es denn unter den französischen Architekten, Dekorateuren, Tapezierern gar keinen Menschen, der begreift, daß Bilder etwas vorstellen, daß Bilder auf Sinn und Gefühl wirken, daß sie Eindrücke machen, daß sie Ahnungen erregen! Ist es doch nicht anders, als hätte man dieser schönen und, wie man hört, lebenslustigen Dame das abscheulichste Gespenst bis an die Grenze entgegengeschickt." Ich weiß nicht, was ich noch Alles weiter sagte; genug, meine Gefährten suchten mich zu beschwichtigen und aus dem Hause zu schaffen, damit es nicht Verdruß setzen möchte. Alsdann versicherten sie mir, es wäre nicht Jedermanns Sache, Bedeutung in den Bildern zu suchen; ihnen wenigstens wäre nichts dabei eingefallen, und auf dergleichen Grillen würde die ganze Population Straßburg's und der Gegend, wie sie auch herbeiströmen sollte, so wenig als die Königin selbst mit ihrem Hofe jemals gerathen.

Der schönen und vornehm, so heiter als imposanten Miene dieser jungen Dame erinnere ich mich noch recht wohl. Sie schien in ihrem Glaswagen, uns Allen vollkommen sichtbar, mit ihren Begleiterinnen in vertraulicher Unterhaltung über die Menge, die ihrem Zug entgegenströmte, zu scherzen. Abends zogen wir durch die Straßen, um die verschiedenen illuminirten Gebäude, besonders aber den brennenden Giebel des Münsters zu sehen, an dem wir sowol in der Nähe als in der Ferne unsere Augen nicht genugsam weiden konnten.

Die Königin verfolgte ihren Weg; das Landvolk verlief sich, und die Stadt war bald ruhig wie vorher. Vor Ankunft der Königin hatte man die ganz vernünftige Anordnung gemacht, daß sich keine mißgestalteten Personen, keine Krüppel und ekelhafte Kranke auf ihrem Wege zeigen sollten. Man scherzte hierüber, und ich machte ein kleines französisches Gedicht, worin ich die Ankunft Christi, welcher besonders der Kranken und Lahmen wegen auf der Welt zu wandeln schien, und die Ankunft der Königin, welche diese Unglücklichen verscheuchte, in Vergleichung brachte. Meine Freunde ließen es passiren; ein Franzose hingegen, der mit uns lebte, kritisirte sehr unbarmherzig Sprache und Versmaß, obgleich, wie es schien, nur allzu gründlich, und ich erinnere mich nicht, nachher je wieder ein französisches Gedicht gemacht zu haben.

Kaum erscholl aus der Hauptstadt die Nachricht von der glücklichen Ankunft der Königin, als eine Schreckenspost ihr folgte: bei dem festlichen Feuerwerke sei durch ein Polizeiversehen in einer von Baumaterialien versperrten Straße eine Unzahl Menschen mit Pferden und Wagen zu Grunde gegangen und die Stadt bei diesen Hochzeitfeierlichkeiten in Trauer und Leid versetzt worden. Die Größe des Unglücks suchte man sowol dem jungen königlichen Paare als der Welt zu verbergen, indem man die umgekommenen Personen heimlich begrub, so daß viele Familien nur durch das völlige Außenbleiben der Ihrigen überzeugt wurden, daß auch diese von dem schrecklichen Ereigniß mit hingerafft seien. Daß mir lebhaft bei dieser Gelegenheit jene gräßlichen Bilder des Hauptsaales wieder vor die Seele traten, brauche ich kaum zu erwähnen; denn Jedem ist bekannt, wie mächtig gewisse sittliche Eindrücke sind, wenn sie sich an sinnlichen gleichsam verkörpern.

Diese Begebenheit sollte jedoch auch die Meinigen durch eine Posse, die ich mir erlaubte, in Angst und Noth versetzen. Unter uns jungen Leuten, die wir in Leipzig zusammen waren, hatte sich auch nachher ein gewisser Kitzel erhalten, einander etwas aufzubinden und wechselsweise zu mystifiziren. In solchem frevelhaften Muthwillen schrieb ich an einen Freund in Frankfurt (es war derselbe, der mein Gedicht an den Kuchenbäcker Händel amplifizirt auf Medon angewendet und dessen allgemeine Verbreitung verursacht hatte) einen Brief, von Versailles aus datirt, worin ich ihm meine glückliche Ankunft daselbst, meine Theilnahme an den Feierlichkeiten und was dergleichen mehr

war, vermeldete, ihm zugleich aber das strengste Stillschweigen gebot. Dabei muß ich noch bemerken, daß unsere kleine Leipziger Sozietät von jenem Streich an, der uns so manchen Verdruß gemacht, sich angewöhnt hatte, ihn von Zeit zu Zeit mit Mystifikationen zu verfolgen, und [illegible] um so mehr, da er der drolligste Mensch von der Welt [illegible] und niemals liebenswürdiger, als wenn er den Irrthum entdeckte, in den man ihn vorsätzlich hineingeführt hatte. Kurz darauf, als ich diesen Brief geschrieben, machte ich eine kleine Reise und blieb wohl vierzehn Tage aus. Indessen war die Nachricht jenes Unglücks nach Frankfurt gekommen; mein Freund glaubte mich in Paris, und seine Neigung ließ ihn besorgen, ich sei in jenes Unglück mit verwickelt. Er erkundigte sich bei meinen Eltern und andern Personen, an die ich zu schreiben pflegte, ob keine Briefe angekommen, und weil eben jene Reise mich verhinderte, dergleichen abzulassen, so fehlten sie überall. Er ging in großer Angst umher und vertraute es zuletzt unsern nächsten Freunden, die sich nun in gleicher Sorge befanden. Glücklicherweise gelangte diese Vermuthung nicht eher zu meinen Eltern, als bis ein Brief angekommen war, der meine Rückkehr nach Straßburg meldete. Meine jungen Freunde waren zufrieden, mich lebendig zu wissen, blieben aber völlig überzeugt, daß ich in der Zwischenzeit in Paris gewesen. Die herzlichen Nachrichten von den Sorgen, die sie um meinetwillen gehabt, rührten mich dermaßen, daß ich dergleichen Possen auf ewig verschwor, mir aber doch leider in der Folge manchmal etwas Aehnliches habe zu Schulden kommen lassen. Das wirkliche Leben verliert oft dergestalt seinen Glanz, daß man es manchmal mit dem Firniß der Fiktion wieder auffrischen muß.

Jener gewaltige Hof- und Prachtstrom war nunmehr vorübergeronnen und hatte mir keine andre Sehnsucht zurückgelassen als nach jenen Raphaelischen Teppichen, welche ich gern jeden Tag und Stunde betrachtet, verehrt, ja angebetet hätte. Glücklicherweise gelang es meinen leidenschaftlichen Bemühungen, mehrere Personen von Bedeutung dafür zu interessiren, so daß sie erst so spät als möglich abgenommen und eingepackt wurden. Wir überließen uns nunmehr wieder unserm stillen gemächlichen Universitäts- und Gesellschaftsgang, und bei dem letzten blieb Aktuarius Salzmann, unser Tischpräsident, der allgemeine Pädagog. Sein Verstand, seine Nachgiebigkeit, seine Würde, die er bei allem Scherz und selbst manchmal bei kleinen Aus-

schweifungen, die er uns erlaubte, immer zu erhalten wußte, machten ihn der ganzen Gesellschaft lieb und werth, und ich wüßte nur wenige Fälle, wo er sein ernstliches Mißfallen bezeigt oder mit Autorität zwischen kleine Händel und Streitigkeiten eingetreten wäre. Unter Allen jedoch war ich Derjenige, der sich am Meisten an ihn anschloß, und er nicht weniger geneigt, sich mit mir zu unterhalten, weil er mich mannichfaltiger gebildet fand als die Uebrigen und nicht so einseitig im Urtheil. Auch richtete ich mich im Aeußern nach ihm, damit er mich für seinen Gesellen und Genossen öffentlich ohne Verlegenheit erklären konnte; denn ob er gleich nur eine Stelle bekleidete, die von geringem Einfluß zu sein scheint, so versah er sie doch auf eine Weise, die ihm zur größten Ehre gereichte. Er war Aktuarius beim Pupillen-Kollegium und hatte freilich daselbst, wie der perpetuirliche Sekretär einer Akademie, eigentlich das Heft in Händen. Indem er nun dieses Geschäft viele Jahre lang auf das Genaueste besorgte, so gab es keine Familie von der ersten bis zu der letzten, die ihm nicht Dank schuldig gewesen wäre; wie denn beinahe in der ganzen Staatsverwaltung kaum Jemand mehr Segen oder Fluch ernten kann als Einer, der für die Waisen sorgt oder ihr Hab und Gut vergeudet oder vergeuden läßt.

Die Straßburger sind leidenschaftliche Spaziergänger, und sie haben wol Recht, es zu sein. Man mag seine Schritte hinwenden, wohin man will, so findet man theils natürliche, theils in alten und neuern Zeiten künstlich angelegte Lustörter, einen wie den andern besucht und von einem heitern, lustigen Völkchen genossen. Was aber hier den Anblick einer großen Masse Spazierender noch erfreulicher machte als an andern Orten, war die verschiedene Tracht des weiblichen Geschlechts. Die Mittelklasse der Bürgermädchen behielt noch die aufgewundenen, mit einer großen Nadel festgesteckten Zopfe bei, nicht weniger eine gewisse knappe Kleidungsart, woran jede Schleppe ein Mißstand gewesen wäre, und was das Angenehme war, diese Tracht schnitt sich nicht mit den Ständen scharf ab; denn es gab noch einige wohlhabende vornehme Häuser, welche den Töchtern sich von diesem Kostüm zu entfernen nicht erlauben wollten. Die Uebrigen gingen französisch, und diese Partie machte jedes Jahr einige Proselyten. Salzmann hatte viel Bekanntschaften und überall Zutritt; eine große Annehmlichkeit für seinen Begleitenden, besonders im Sommer, weil man überall in Gärten nah und

fern gute Aufnahme, gute Gesellschaft und Erfrischung fand, auch zugleich mehr als eine Einladung zu diesem oder jenem frohen Tage erhielt. In einem solchen Falle traf ich Gelegenheit, mich einer Familie, die ich erst zum zweiten Male besuchte, sehr schnell zu empfehlen. Wir waren eingeladen und stellten uns zur bestimmten Zeit ein. Die Gesellschaft war nicht groß, Einige spielten, und Einige spazierten wie gewöhnlich. Späterhin, als es zu Tische gehen sollte, sah ich die Wirthin und ihre Schwester lebhaft und wie in einer besondern Verlegenheit mit einander sprechen. Ich begegnete ihnen eben und sagte: „Zwar habe ich kein Recht, meine Frauenzimmer, in Ihre Geheimnisse einzudringen; vielleicht bin ich aber im Stande, einen guten Rath zu geben oder wol gar zu dienen." Sie eröffneten mir hierauf ihre peinliche Lage, daß sie nämlich zwölf Personen zu Tische gebeten, und in diesem Augenblick sei ein Verwandter von der Reise zurückgekommen, der nun als der Dreizehnte, wo nicht sich selbst, doch gewiß einigen der Gäste ein fatales Memento mori werden würde. — „Der Sache ist sehr leicht abzuhelfen," versetzte ich; „Sie erlauben mir, daß ich mich entferne und mir die Entschädigung vorbehalte." Da es Personen von Ansehen und guter Lebensart waren, so wollten sie es keineswegs zugeben, sondern schickten in der Nachbarschaft umher, um den Vierzehnten aufzufinden. Ich ließ es geschehen; doch da ich den Bedienten unverrichteter Sache zur Gartenthüre hereinkommen sah, entwichte ich und brachte meinen Abend vergnügt unter den alten Linden der Wanzenau hin. Daß mir diese Entsagung reichlich vergolten worden, war wol eine natürliche Folge.

Eine gewisse allgemeine Geselligkeit läßt sich ohne das Kartenspiel nicht mehr denken. Salzmann erneuerte die guten Lehren der Madam Böhme, und ich war um so folgsamer, als ich wirklich eingesehen hatte, daß man sich durch diese kleine Aufopferung, wenn es ja eine sein sollte, manches Vergnügen, ja sogar eine größere Freiheit in der Societät verschaffen könne, als man sonst genießen würde. Das alte eingeschlafene Piquet wurde daher hervorgesucht; ich lernte Whist, richtete mir nach Anleitung meines Mentors einen Spielbeutel ein, welcher unter allen Umständen unantastbar sein sollte; und nun fand ich Gelegenheit, mit meinem Freunde die meisten Abende in den besten Zirkeln zuzubringen, wo man mir meistens wohlwollte und

manche kleine Unregelmäßigkeit verzieh, auf die mich jedoch der Freund, wiewol milde genug, aufmerksam zu machen pflegte.

Damit ich aber dabei symbolisch erführe, wie sehr man sich auch im Aeußern in die Gesellschaft zu schicken und nach ihr zu richten hat, so ward ich zu etwas genöthigt, welches mir das Unangenehmste von der Welt schien. Ich hatte zwar sehr schöne Haare, aber mein Straßburger Friseur verwöhnte mir sogleich, daß sie viel zu tief nach hinten hin verschnitten seien und daß es ihm unmöglich werde, daraus eine Frisur zu bilden, in welcher ich mich produziren dürfe, weil nur wenig kurze und gekrauste Vorderhaare stationirt würden, alles Uebrige vom Scheitel an in den Zopf oder Haarbeutel gebunden werden müsse. Hierbei bleibe nun nichts übrig, als mir eine Haarteur gefallen zu lassen, bis der natürliche Wachsthum sich wieder nach den Erfordernissen der Zeit hergestellt habe. Er versprach mir, daß Niemand diesen unschuldigen Betrug, gegen den ich mich erst sehr ernstlich wehrte, jemals bemerken solle, wenn ich mich sogleich dazu entschließen könnte. Er hielt Wort, und ich galt immer für den bestfrisirten und bestbehaarten jungen Mann. Da ich aber vom frühen Morgen an so aufgeputzt und gepudert bleiben und mich zugleich in Acht nehmen mußte, nicht durch Erhitzung und heftige Bewegung den falschen Schmuck zu verrathen, so trug dieser Zwang wirklich viel bei, daß ich mich eine Zeit lang ruhiger und gesitteter benahm, mir angewöhnte, mit dem Hut unterm Arm und folglich auch in Schuh und Strümpfen zu gehen; doch durfte ich nicht versäumen, feinlederne Unterstrümpfe zu tragen, um mich gegen die Rheinschnaken zu sichern, welche sich an schönen Sommerabenden über die Auen und Gärten zu verbreiten pflegen. War mir nun unter diesen Umständen eine heftige körperliche Bewegung versagt, so entfalteten sich unsere geselligen Gespräche immer lebhafter und leidenschaftlicher, ja sie waren die interessantesten, die ich bis dahin jemals geführt hatte.

Bei meiner Art zu empfinden und zu denken kostete es mich gar nichts, einen Jeden gelten zu lassen für das, was er war, ja sogar für das, was er gelten wollte, und so machte die Offenheit eines frischen jugendlichen Muthes, der sich fast zum ersten Mal in seiner vollen Blüthe hervorthat, mir sehr viele Freunde und Anhänger. Unsere Tischgesellschaft vermehrte sich wol auf zwanzig Personen, und weil unser Salzmann bei seiner hergebrachten Methode beharrte, so blieb Alles im alten Gange,

ja die Unterhaltung ward beinahe schicklicher, indem sich ein Jeder vor Mehreren in Acht zu nehmen hatte. Unter den neuen Ankömmlingen befand sich ein Mann, der mich besonders interessirte: er hieß Jung und ist Derselbe, der nachher unter dem Namen Stilling zuerst bekannt geworden. Seine Gestalt, ungeachtet einer veralteten Kleidungsart, hatte bei einer gewissen Derbheit etwas Zartes. Eine Haarbeutel-Perücke entstellte nicht sein bedeutendes und gefälliges Gesicht. Seine Stimme war sanft, ohne weich und schwach zu sein, ja sie wurde wohltönend und stark, sobald er in Eifer gerieth, welches sehr leicht geschah. Wenn man ihn näher kennen lernte, so fand man an ihm einen gesunden Menschenverstand, der auf dem Gemüth ruhte und sich deswegen von Neigungen und Leidenschaften bestimmen ließ, und aus eben diesem Gemüth entwrang ein Enthusiasmus für das Gute, Wahre, Rechte in möglichster Reinheit. Denn der Lebensgang dieses Mannes war sehr einfach gewesen und doch gedrängt an Begebenheiten und mannichfaltiger Thätigkeit. Das Element seiner Energie war ein unverwüstlicher Glaube an Gott und an eine unmittelbar von daher fließende Hilfe, die sich in einer ununterbrochenen Vorsorge und in einer unfehlbaren Rettung aus aller Noth, von jedem Uebel augenscheinlich bestätige. Jung hatte dergleichen Erfahrungen in seinem Leben so viele gemacht, sie hatten sich selbst in der neuern Zeit, in Straßburg, öfters wiederholt, so daß er mit der größten Freudigkeit ein zwar mäßiges, aber doch sorgloses Leben führte und seinen Studien aufs Ernstlichste oblag, wiewol er auf kein sicheres Auskommen von einem Vierteljahre zum andern rechnen konnte. In seiner Jugend, auf dem Wege Kohlenbrenner zu werden, ergriff er das Schneiderhandwerk, und nachdem er sich nebenher von höheren Dingen selbst belehrt, so trieb ihn sein lehrlustiger Sinn zu einer Schulmeisterstelle. Dieser Versuch mißlang, und er kehrte zum Handwerk zurück, von dem er jedoch zu wiederholten Malen, weil Jedermann für ihn leicht Zutrauen und Neigung faßte, abgerufen ward, um abermals eine Stelle als Hauslehrer zu übernehmen. Seine innerlichste und eigentlichste Bildung aber hatte er jener ausgebreiteten Menschenart zu danken, welche auf ihre eigne Hand ihr Heil suchten, und indem sie sich durch Lesung der Schrift und wohlgemeinter Bücher, durch wechselseitiges Ermahnen und Bekennen zu erbauen trachteten, dadurch einen Grad von Kultur erhielten, der Bewunderung erregen mußte. Denn indem das Interesse, das

sie stets begleitete und das sie in Gesellschaft unterhielt, auf dem einfachsten Grunde der Sittlichkeit, des Wohlwollens und Wohlthuns ruhte, auch die Abweichungen, welche bei Menschen von so beschränkten Zuständen vorkommen können, von geringer Bedeutung sind und daher ihr Gewissen meistens rein und ihr Geist gewöhnlich heiter blieb, so entstand keine künstliche, sondern eine wahrhaft natürliche Kultur, die noch darin vor andern den Vorzug hatte, daß sie allen Altern und Ständen gemäß und ihrer Natur nach allgemein gesellig war; deshalb auch diese Personen in ihrem Kreise wirklich beredt und fähig waren, über alle Herzensangelegenheiten, die zartesten und tüchtigsten, sich gehörig und gefällig auszudrücken. In demselben Falle nun war der gute Jung. Unter wenigen, wenn auch nicht gerade Gleichgesinnten, doch Solchen, die sich seiner Denkweise nicht abgeneigt erklärten, fand man ihn nicht allein redselig, sondern beredt; besonders erzählte er seine Lebensgeschichte auf das Anmuthigste und wußte dem Zuhörer alle Zustände deutlich und lebendig zu vergegenwärtigen. Ich trieb ihn, solche aufzuschreiben, und er versprach's. Weil er aber in seiner Art sich zu äußern einem Nachtwandler glich, den man nicht anrufen darf, wenn er nicht von seiner Höhe herabfallen, einem sanften Strom, dem man nichts entgegenstellen darf, wenn er nicht brausen soll, so mußte er sich in größerer Gesellschaft oft unbehaglich fühlen. Sein Glaube duldete keinen Zweifel und seine Ueberzeugung keinen Spott. Und wenn er in freundlicher Mittheilung unerschöpflich war, so stockte gleich Alles bei ihm, wenn er Widerspruch erlitt. Ich half ihm in solchen Fällen gewöhnlich über, wofür er mich mit aufrichtiger Neigung belohnte. Da mir seine Sinnesweise nichts Fremdes war und ich dieselbe vielmehr an meinen besten Freunden und Freundinnen schon genau hatte kennen lernen, sie mir auch in ihrer Natürlichkeit und Naivität überhaupt wohl zusagte, so konnte er sich mit mir durchaus am Besten finden. Die Richtung seines Geistes war mir angenehm, und seinen Wunderglauben, der ihm so wohl zu Statten kam, ließ ich unangetastet. Auch Salzmann betrug sich schonend gegen ihn; schonend, sage ich, weil Salzmann seinem Charakter, Wesen, Alter und Zuständen nach auf der Seite der vernünftigen oder vielmehr verständigen Christen stehen und halten mußte, deren Religion eigentlich auf der Rechtschaffenheit des Charakters und auf einer männlichen Selbstständigkeit beruhte, und die sich daher nicht gern mit Empfindungen, die sie leicht

ins Trübe, und Schwärmerei, die sie bald ins Dunkle hätte führen können, abgaben und vermengten. Auch diese Klasse war respektabel und zahlreich; alle ehrliche, tüchtige Leute verstanden sich und waren von gleicher Ueberzeugung sowie von gleichem Lebensgang.

Lerse, ebenmäßig unser Tischgeselle, gehörte auch zu dieser Zahl: ein vollkommen rechtlicher und bei beschränkten Glücksgütern mäßiger und genauer junger Mann. Seine Lebens- und Haushaltungsweise war die knappste, die ich unter Studirenden je kannte. Er trug sich am Saubersten von uns Allen, und doch erschien er immer in denselben Kleidern; aber er behandelte auch seine Garderobe mit der größten Sorgfalt, er hielt seine Umgebung reinlich, und so verlangte er auch nach seinem Beispiel Alles im gemeinen Leben. Es begegnete ihm nicht, daß er sich irgendwo angelehnt oder seinen Ellbogen auf den Tisch gestemmt hätte; niemals vergaß er seine Serviette zu zeichnen, und der Magd gerieth es immer zum Unheil, wenn die Stühle nicht höchst sauber gefunden wurden. Bei allem Diesen hatte er nichts Steifes in seinem Aeußeren. Er sprach treuherzig, bestimmt und trocken lebhaft, wobei ein leichter ironischer Scherz ihn gar wohl kleidete. An Gestalt war er gut gebildet, schlank und von ziemlicher Größe, sein Gesicht pockennarbig und unscheinbar, seine kleinen blauen Augen heiter und durchdringend. Wenn er uns nun von so mancher Seite zu hofmeistern Ursache hatte, so ließen wir ihn auch noch außerdem für unsern Fechtmeister gelten; denn er führte ein sehr gutes Rapier, und es schien ihm Spaß zu machen, bei dieser Gelegenheit alle Pedanterie dieses Metiers an uns auszuüben. Auch prestirten wir bei ihm wirklich und mußten ihm dankbar sein für manche gesellige Stunde, die er uns in guter Bewegung und Uebung verbringen hieß.

Durch alle diese Eigenschaften qualifizirte sich nun Lerse völlig zu der Stelle eines Schieds- und Kampfrichters bei allen kleinen und größern Händeln, die in unserm Kreise, wiewol selten, vorfielen und welche Salzmann auf seine väterliche Art nicht beschwichtigen konnte. Ohne die äußeren Formen, welche auf Akademien so viel Unheil anrichten, stellten wir eine durch Umstände und guten Willen geschlossene Gesellschaft vor, die wol mancher Andere zufällig berühren, aber sich nicht in dieselbe eindrängen konnte. Bei Beurtheilung nun innerer Verdrießlichkeiten zeigte Lerse stets die größte Unparteilichkeit und

wußte, wenn der Handel nicht mehr mit Worten und Erklärungen ausgemacht werden konnte, die zu erwartende Genugthuung auf ehrenvolle Weise ins Unschädliche zu leiten. Hiezu war wirklich kein Mensch geschickter als er; auch pflegte er oft zu sagen, da ihn der Himmel weder zu einem Kriegs- noch Liebeshelden bestimmt habe, so wolle er sich im Romanen- und Fechtersinn mit der Rolle des Sekundanten begnügen. Da er sich nun durchaus gleich blieb und als ein rechtes Muster einer guten und beständigen Sinnesart angesehen werden konnte, so prägte sich der Begriff von ihm so tief als liebenswürdig bei mir ein, und als ich den Götz von Berlichingen schrieb, fühlte ich mich veranlaßt, unserer Freundschaft ein Denkmal zu setzen und der wackern Figur, die sich auf so eine würdige Art zu subordiniren weiß, den Namen Franz Lerse zu geben.

Indeß er nun mit seiner fortgesetzten humoristischen Trockenheit uns immer zu erinnern wußte, was man sich und Andern schuldig sei und wie man sich einzurichten habe, um mit den Menschen so lange als möglich in Frieden zu leben und sich deshalb gegen sie in einige Positur zu setzen, so hatte ich innerlich und äußerlich mit ganz andern Verhältnissen und Gegnern zu kämpfen, indem ich mit mir selbst, mit den Gegenständen, ja mit den Elementen im Streit lag. Ich befand mich in einem Gesundheitszustand, der mich bei Allem, was ich unternehmen wollte und sollte, hinreichend förderte; nur war mir noch eine gewisse Reizbarkeit übrig geblieben, die mich nicht immer im Gleichgewicht ließ. Ein starker Schall war mir zuwider, krankhafte Gegenstände erregten mir Ekel und Abscheu. Besonders aber ängstigte mich ein Schwindel, der mich jedesmal befiel, wenn ich von einer Höhe herunterblickte. Allen diesen Mängeln suchte ich abzuhelfen, und zwar, weil ich keine Zeit verlieren wollte, auf eine etwas heftige Weise. Abends beim Zapfenstreich ging ich neben der Menge Trommeln her, deren gewaltsame Wirbel und Schläge das Herz im Busen hätten zersprengen mögen. Ich erstieg ganz allein den höchsten Gipfel des Münsterthurms und saß in dem sogenannten Hals unter dem Knopf oder der Krone, wie man's nennt, wol eine Viertelstunde lang, bis ich es wagte, wieder heraus in die freie Luft zu treten, wo man auf einer Platte, die kaum eine Elle ins Gevierte haben wird, ohne sich sonderlich anhalten zu können, stehend das unendliche Land vor sich sieht, indessen die nächsten Umgebungen und Zierrathen die Kirche und Alles, worauf und worüber man

steht, verbergen. Es ist völlig, als wenn man sich auf einer Montgolfière in die Luft erhoben sähe. Dergleichen Angst und Qual wiederholte ich so oft, bis der Eindruck mir ganz gleichgiltig ward, und ich habe nachher bei Bergreisen und geologischen Studien, bei großen Bauten, wo ich mit den Zimmerleuten um die Wette über die freiliegenden Balken und über die Gesimse des Gebäudes herlief, ja in Rom, wo man eben dergleichen Wagstücke ausüben muß, um bedeutende Kunstwerke näher zu sehen, von jenen Vorübungen großen Vortheil gezogen. Die Anatomie war mir auch deshalb doppelt werth, weil sie mich den widerwärtigsten Anblick ertragen lehrte, indem sie meine Wißbegierde befriedigte. Und so besuchte ich auch das Klinikum des ältern Doktor Ehrmann, sowie die Lektionen der Entbindungskunst seines Sohns, in der doppelten Absicht, alle Zustände kennen zu lernen und mich von aller Apprehension gegen widerwärtige Dinge zu befreien. Ich habe es auch wirklich darin so weit gebracht, daß nichts dergleichen mich jemals aus der Fassung setzen konnte. Aber nicht allein gegen diese sinnlichen Eindrücke, sondern auch gegen die Anfechtungen der Einbildungskraft suchte ich mich zu stählen. Die ahnungs- und schauervollen Eindrücke der Finsterniß, der Kirchhöfe, einsamer Oerter, nächtlicher Kirchen und Kapellen und was hiemit verwandt sein mag, wußte ich mir ebenfalls gleichgiltig zu machen; und auch darin brachte ich es so weit, daß mir Tag und Nacht und jedes Lokal völlig gleich war, ja daß, als in später Zeit mich die Lust ankam, wieder einmal in solcher Umgebung die angenehmen Schauer der Jugend zu fühlen, ich diese in mir kaum durch die seltsamsten und fürchterlichsten Bilder, die ich hervorrief, wieder einigermaßen erzwingen konnte.

Dieser Bemühung, mich von dem Drang und Druck des Allzuernsten und Mächtigen zu befreien, was in mir fortwaltete und mir bald als Kraft, bald als Schwäche erschien, kam durchaus jene freie, gesellige, bewegliche Lebensart zu Hülfe, welche mich immer mehr anzog, an die ich mich gewöhnte und zuletzt derselben mit voller Freiheit genießen lernte. Es ist in der Welt nicht schwer zu bemerken, daß sich der Mensch am Freisten und am Völligsten von seinen Gebrechen los und ledig fühlt, wenn er sich die Mängel Anderer vergegenwärtigt und sich darüber mit behaglichem Tadel verbreitet. Es ist schon eine ziemlich angenehme Empfindung, und durch Mißbilligung und Mißreden über Unsersgleichen hinauszusetzen, weswegen auch

hierin die gute Gesellschaft, sie bestehe aus Wenigen oder Mehreren, sich am Liebsten ergeht. Nichts aber gleicht der behaglichen Selbstgefälligkeit, wenn wir uns zu Richtern der Obern und Vorgesetzten, der Fürsten und Staatsmänner erheben, öffentliche Anstalten ungeschickt und zweckwidrig finden, nur die möglichen und wirklichen Hindernisse beachten und weder die Größe der Talente noch die Mitwirkung anerkennen, die bei jedem Unternehmen von Zeit und Umständen zu erwarten ist.

Wer sich der Lage des französischen Reichs erinnert und sie aus späteren Schriften genau und umständlich kennt, wird sich leicht vergegenwärtigen, wie man damals in dem elsässischen Halbfrankreich über König und Minister, über Hof und Günstlinge sprach. Für meine Lust, mich zu unterrichten, waren es neue und für Naseweisheit und jugendlichen Dünkel sehr willkommne Gegenstände; ich merkte mir Alles genau, schrieb fleißig auf und sehe jetzt an dem wenigen Uebriggebliebenen, daß solche Nachrichten, wenngleich nur aus Hören und unzuverlässigen allgemeinen Gerüchten im Augenblick aufgefaßt, doch immer in der Folge einen gewissen Werth haben, weil sie dazu dienen, das endlich bekannt gewordene Geheime mit dem damals schon Aufgedeckten und Oeffentlichen, das von Zeitgenossen richtig oder falsch Geurtheilte mit den Ueberzeugungen der Nachwelt zusammenzuhalten und zu vergleichen.

Auffallend und uns Pflastertretern täglich vor Augen war das Projekt zu Verschönerung der Stadt, dessen Ausführung von den Rissen und Planen auf die seltsamste Weise in die Wirklichkeit überzugehen anfing. Intendant Gayot hatte sich vorgenommen, die winkligen und ungleichen Gassen Straßburg's umzuschaffen und eine wohl nach der Schnur geregelte, ansehnliche, schöne Stadt zu gründen. Blondel, ein Pariser Baumeister, zeichnete darauf einen Vorschlag, durch welchen hundertundvierzig Hausbesitzer an Raum gewannen, achtzig verloren und die übrigen in ihrem vorigen Zustande blieben. Dieser genehmigte, aber nicht auf einmal in Ausführung zu bringende Plan sollte nun durch die Zeit seiner Vollständigkeit entgegenwachsen, indessen die Stadt wunderlich genug zwischen Form und Unform schwankte. Sollte zum Beispiel eine eingebogene Straßenseite gerad werden, so rückte der erste Baulustige auf die bestimmte Linie vor, vielleicht sein nächster Nachbar, vielleicht aber auch der dritte, vierte Besitzer von da, durch welche Vorsprünge die ungeschicktesten Vertiefungen als Vorhöfe der hin-

terliegenden Häuser zurückblieben. Gewalt wollte man nicht brauchen, aber ohne Nöthigung wäre man gar nicht vorwärts gekommen; deswegen durfte Niemand an seinem einmal verurtheilten Hause etwas bessern oder herstellen, was sich auf die Straße bezog. Alle die seltsamen zufälligen Unschicklichkeiten gaben uns wandelnden Müssiggängern den willkommensten Anlaß, unsern Spott zu üben, Vorschläge zu Beschleunigung der Vollendung nach Behrischens Art zu thun und die Möglichkeit derselben immer zu bezweifeln, ob uns gleich manches neu entstehende schöne Gebäude hätte auf andere Gedanken bringen sollen. Inwieweit jener Vorsatz durch die lange Zeit begünstigt worden, wüßte ich nicht zu sagen.

Ein anderer Gegenstand, woran sich die protestantischen Straßburger gern unterhielten, war die Vertreibung der Jesuiten. Diese Väter hatten, sobald als die Stadt den Franzosen zu Theil geworden, sich gleichfalls eingefunden und um ein Domicilium nachgesucht. Bald breiteten sie sich aber aus und bauten ein herrliches Collegium, das an den Münster dergestalt anstößt, daß das Hintertheil der Kirche ein Drittheil seiner Face bedeckt. Es sollte ein völliges Viereck werden und in der Mitte einen Garten haben; drei Seiten davon waren fertig geworden. Es ist von Steinen, solid, wie alle Gebäude dieser Väter. Daß die Protestanten von ihnen gedrängt, wo nicht bedrängt wurden, lag in dem Plane der Gesellschaft, welche die alte Religion in ihrem ganzen Umfange wiederherzustellen sich zur Pflicht machte. Ihr Fall erregte daher die größte Zufriedenheit des Gegentheils, und man sah nicht ohne Behagen, wie sie ihre Weine verkauften, ihre Bücher wegschafften und das Gebäude einem andern, vielleicht weniger thätigen Orden bestimmt ward. Wie froh sind die Menschen, wenn sie einen Widersacher, ja nur einen Hüter los sind, und die Heerde bedenkt nicht, daß da, wo der Hirte fehlt, sie den Wölfen ausgesetzt ist.

Weil denn nun auch jede Stadt ihre Tragedie haben muß, worüber sich Kinder und Kindeskinder entsetzen, so ward in Straßburg oft des unglücklichen Präters Klinglin gedacht, der, nachdem er die höchste Stufe irrdischer Glückseligkeit erstiegen, Stadt und Land fast unumschränkt beherrscht und Alles genossen, was Vermögen, Rang und Einfluß nur gewähren können, endlich die Hofgunst verloren habe und wegen alles Dessen, was man ihm bisher nachgesehen, zur Verantwortung

gezogen worden, ja sogar in den Kerker gebracht, wo er, über siebenzig Jahre alt, eines zweideutigen Todes verblichen.

Diese und andere Geschichten wußte jener Ludwigsritter, unser Tischgenosse, mit Leidenschaft und Lebhaftigkeit zu erzählen, deswegen ich auch gern auf Spaziergängen mich zu ihm gesellte, anders als die Uebrigen, die solchen Einladungen auswichen und mich mit ihm allein ließen. Da ich mich bei neuen Bekanntschaften meistentheils eine Zeit lang gehen ließ, ohne viel über sie, noch über die Wirkung zu denken, die sie auf mich ausübten, so merkte ich erst nach und nach, daß seine Erzählungen und Urtheile mich mehr beunruhigten und verwirrten, als unterrichteten und aufklärten. Ich wußte niemals, woran ich mit ihm war, obgleich das Räthsel sich leicht hätte entziffern lassen. Er gehörte zu den Vielen, denen das Leben keine Resultate giebt, und die sich daher im Einzelnen vor wie nach abmühen. Unglücklicherweise hatte er dabei eine entschiedne Lust, ja Leidenschaft zum Nachdenken, ohne zum Denken geschickt zu sein, und in solchen Menschen setzt sich leicht ein gewisser Begriff fest, den man als eine Gemüthskrankheit ansehen kann. Auf eine solche fixe Ansicht kam auch er immer wieder zurück und ward dadurch auf die Dauer höchst lästig. Er pflegte sich nämlich bitter über die Abnahme seines Gedächtnisses zu beklagen, besonders was die nächsten Ereignisse betraf, und behauptete nach einer eignen Schlußfolge, alle Tugend komme von dem guten Gedächtniß her, alle Laster hingegen aus der Vergessenheit. Diese Lehre wußte er mit vielem Scharfsinn durchzusetzen; wie sich denn Alles behaupten läßt, wenn man sich erlaubt, die Worte ganz unbestimmt, bald in weiterm, bald engerm, in einem näher oder ferner verwandten Sinne zu gebrauchen und anzuwenden.

Die ersten Male unterhielt es wol, ihn zu hören, ja seine Suade setzte in Verwunderung. Man glaubte vor einem renerischen Sophisten zu stehen, der zu Scherz und Uebung den seltsamsten Dingen einen Schein zu verleihen weiß. Leider stumpfte sich dieser erste Eindruck nur allzu bald ab; denn am Ende jedes Gesprächs kam der Mann wieder auf dasselbe Thema, ich mochte mich auch anstellen, wie ich wollte. Er war bei älteren Begebenheiten nicht festzuhalten, ob sie ihn gleich selbst interessirten, ob er sie schon mit den kleinsten Umständen gegenwärtig hatte. Vielmehr ward er öfters durch einen geringen Umstand mitten aus einer weltgeschichtlichen Erzählung heraus-

gerissen und auf seinen feindseligen Lieblingsgedanken hingestoßen.

Einer unserer nachmittägigen Spaziergänge war hierin besonders unglücklich; die Geschichte desselben stehe hier statt ähnlicher Fälle, welche den Leser ermüden, wo nicht gar betrüben könnten.

Auf dem Wege durch die Stadt begegnete uns eine bejahrte Bettlerin, die ihn durch Bitten und Andringen in seiner Erzählung störte. — „Pack Dich, alte Hexe!“ sagte er und ging vorüber. Sie rief ihm den bekannten Spruch hinterdrein, nur etwas verändert, da sie wohl bemerkte, daß der unfreundliche Mann selbst alt sei: ‚Wenn Ihr nicht alt werden wolltet, so hättet Ihr Euch in der Jugend sollen hängen lassen!‘ Er kehrte sich heftig herum, und ich fürchtete einen Auftritt. — „Hängen lassen!“ rief er, „mich hängen lassen! Nein, das wäre nicht gegangen, dazu war ich ein zu braver Kerl; aber mich hängen, mich selbst aufhängen, das ist wahr, das hätte ich thun sollen; einen Schuß Pulver sollt' ich an mich wenden, um nicht zu erleben, daß ich keinen mehr werth bin.“ Die Frau stand wie versteinert, er aber fuhr fort: „Du hast eine große Wahrheit gesagt, Hexenmutter, und weil man Dich noch nicht ersäuft oder verbrannt hat, so sollst Du für Dein Sprüchlein belohnt werden.“ Er reichte ihr ein Büsel, das man nicht leicht an einen Bettler zu wenden pflegte.

Wir waren über die erste Rheinbrücke gekommen und gingen nach dem Wirthshause, wo wir einzukehren gedachten, und ich suchte ihn auf das vorige Gespräch zurückzuführen, als unerwartet auf dem angenehmen Fußpfad ein sehr hübsches Mädchen uns entgegenkam, vor uns stehen blieb, sich artig verneigte und ausrief: ‚Ei, ei, Herr Hauptmann, wohin?‘ und was man sonst bei solcher Gelegenheit zu sagen pflegt. — „Mademoiselle,“ versetzte er etwas verlegen, „ich weiß nicht . . .“ ‚Wie?‘ sagte sie mit anmuthiger Verwunderung, ‚vergessen Sie Ihre Freunde so bald?‘ Das Wort vergessen machte ihn verdrießlich; er schüttelte den Kopf und erwiderte mürrisch genug: ‚Wahrhaftig, Mademoiselle, ich wüßte nicht!‘ — Nun versetzte sie mit einigem Humor, doch sehr gemäßigt: ‚Nehmen Sie sich in Acht, Herr Hauptmann, ich dürfte Sie ein andermal auch verkennen!‘ Und so eilte sie an uns vorbei, stark zuschreitend, ohne sich umzusehen. Auf einmal schlug sich mein Weggesell mit den beiden Fäusten heftig vor den Kopf: „O ich Esel,“

rief er aus, „ich alter Esel! Da seht Ihr's nun, ob ich Recht habe oder nicht.“ Und nun erging er sich auf eine sehr heftige Weise in seinem gewohnten Reden und Meinen, in welchem ihn dieser Fall nur noch mehr bestärkte. Ich kann und mag nicht wiederholen, was er für eine Philippische Rede wider sich selbst hielt. Zuletzt wendete er sich zu mir und sagte: „Ich rufe Euch zum Zeugen an! Erinnert Ihr Euch jener Krämerin an der Ecke, die weder jung noch hübsch ist? Jedesmal grüße ich sie, wenn wir vorbeigehen, und rede manchmal ein paar freundliche Worte mit ihr; und doch sind schon dreißig Jahre vorbei, daß sie mir günstig war. Nun aber, nicht vier Wochen, schwör' ich, sind's, da erzeigte sich dieses Mädchen gegen mich gefälliger als billig, und nun will ich sie nicht kennen und beleidige sie für ihre Artigkeit! Sage ich es nicht immer, Undank ist das größte Laster, und kein Mensch wäre undankbar, wenn er nicht vergeßlich wäre!“

Wir traten ins Wirthshaus, und nur die zechende, schwärmende Menge in den Versalen hemmte die Invektiven, die er gegen sich und seine Altersgenossen ausstieß. Er war still und ich hoffte ihn begütigt, als wir in ein oberes Zimmer traten, wo wir einen jungen Mann allein auf- und abgehend fanden, den der Hauptmann mit Namen begrüßte. Es war mir angenehm, ihn kennen zu lernen; denn der alte Gesell hatte mir viel Gutes von ihm gesagt und mir erzählt, daß dieser, beim Kriegsbureau angestellt, ihm schon manchmal, wenn die Pensionen gestockt, uneigennützig sehr gute Dienste geleistet habe. Ich war froh, daß das Gespräch sich ins Allgemeine lenkte, und wir tranken eine Flasche Wein, indem wir es fortsetzten. Hier entwickelte sich aber zum Unglück ein anderer Fehler, den mein Ritter mit starrsinnigen Menschen gemein hatte. Denn wie er im Ganzen von jenem fixen Begriff nicht loskommen konnte, eben so sehr hielt er an einem augenblicklichen unangenehmen Eindruck fest und ließ seine Empfindungen dabei ohne Mäßigung abschmurren. Der letzte Verdruß über sich selbst war noch nicht verklungen, und nun trat abermals etwas Neues hinzu, freilich von ganz anderer Art. Er hatte nämlich nicht lange die Augen hin- und hergewandt, so bemerkte er auf dem Tische eine doppelte Portion Kaffee und zwei Tassen; daneben mochte er auch, er, der selbst ein feiner Zeisig war, irgend sonst eine Andeutung aufgespürt haben, daß dieser junge Mann sich nicht eben immer so allein befunden. Und kaum war die Vermuthung

in ihm aufgestiegen und zur Wahrscheinlichkeit geworden, das hübsche Mädchen habe einen Besuch hier abgestattet, so gesellte sich zu jenem ersten Verdruß noch die wunderlichste Eifersucht, um ihn vollends zu verwirren.

Ehe ich nun irgend etwas ahnen konnte — denn ich hatte mich bisher ganz harmlos mit dem jungen Mann unterhalten —, so fing der Hauptmann mit einem unangenehmen Ton, den ich an ihm wohl kannte, zu sticheln an, auf das Tassenpaar und auf dieses und jenes. Der Jüngere, betroffen, suchte heiter und verständig auszuweichen, wie es unter Menschen von Lebensart die Gewohnheit ist; allein der Alte fuhr fort, schonungslos unartig zu sein, daß dem Andern nichts übrig blieb, als Hut und Stock zu ergreifen und beim Abschiede eine ziemlich unzweideutige Ausforderung zurückzulassen. Nun brach die Furie des Hauptmanns und um desto heftiger los, als er in der Zwischenzeit noch eine Flasche Wein beinahe ganz allein ausgetrunken hatte. Er schlug mit der Faust auf den Tisch und rief mehr als einmal: „Den schlag' ich todt." Es war aber eigentlich so bös nicht gemeint; denn er gebrauchte diese Phrase mehrmals, wenn ihm Jemand widerstand oder sonst mißfiel. Ebenso unerwartet verschlimmerte sich die Sache auf dem Rückweg; denn ich hatte die Unvorsichtigkeit, ihm seinen Undank gegen den jungen Mann vorzuhalten und ihn zu erinnern, wie sehr er mir die zuvorkommende Dienstfertigkeit dieses Angestellten gerühmt habe. Nein, solche Wuth eines Menschen gegen sich selbst ist mir nie wieder vorgekommen; es war die leidenschaftlichste Schlußrede zu jenen Anfängen, wenn das hübsche Mädchen Anlaß gegeben hatte. Hier sah ich Reue und Buße bis zur Karrikatur getrieben und, wie alle Leidenschaft das Gemeine ersetzt, wirklich genialisch. Denn er nahm die sämmtlichen Vorfallenheiten unserer Nachmittagswanderung wieder auf, benutzte sie rednerisch zur Selbstpeinigung, ließ zuletzt die Hexe nochmals gegen sich auftreten und verwirrte sich dergestalt, daß ich fürchten mußte, er werde sich in den Rhein stürzen. Wäre ich sicher gewesen, ihn wie Mentor seinen Telemach schnell wieder aufzufischen, so möchte er springen, und ich hätte ihn für diesmal abgekühlt nach Hause gebracht.

Ich vertraute freilich die Sache Lersen, und wir gingen des andern Morgens zu dem jungen Manne, den mein Freund mit seiner Trockenheit zum Lachen brachte. Wir wurden eins, ein ungefähres Zusammentreffen einzuleiten, wo eine Ausgleichung

vor sich gehen sollte. Das Lustigste dabei war, daß der Hauptmann auch diesmal seine Unart verschlafen hatte und zur Begütigung des jungen Mannes, dem auch an keinen Händeln gelegen war, sich bereit finden ließ. Alles war an einem Morgen abgethan, und da die Begebenheit nicht ganz verschwiegen blieb, so entging ich nicht den Scherzen meiner Freunde, die mir aus einiger Erfahrung hätten voraussagen können, wie lästig mir gelegentlich die Freundschaft des Hauptmanns werden dürfte.

Indem ich nun aber darauf sinne, was wol zunächst weiter mitzutheilen wäre, so kommt mir durch ein seltsames Spiel der Erinnerung das ehrwürdige Münstergebäude wieder in die Gedanken, dem ich gerade in jenen Tagen eine besondere Aufmerksamkeit widmete und welches überhaupt in der Stadt sowol als auf dem Lande sich den Augen beständig darbietet.

Je mehr ich die Façade desselben betrachtete, desto mehr bestärkte und entwickelte sich jener erste Eindruck, daß hier das Erhabene mit dem Gefälligen in Bund getreten sei. Soll das Ungeheure, wenn es uns als Masse entgegentritt, nicht erschrecken, soll es nicht verwirren, wenn wir sein Einzelnes zu erforschen suchen, so muß es eine unnatürliche, scheinbar unmögliche Verbindung eingehen, es muß sich das Angenehme zugesellen. Da uns nun aber allein möglich wird, den Eindruck des Mannigfaltigen auszusprechen, wenn wir uns jene beiden unverträglichen Eigenschaften vereinigt denken, so sehen wir schon hieraus, in welchem hohen Werth wir dieses alte Denkmal zu halten haben, und beginnen mit Ernst eine Darstellung, wie so widersprechende Elemente sich friedlich durchdringen und verbinden konnten.

Vor Allem widmen wir unsere Betrachtungen, ohne noch an die Thürme zu denken, allein der Façade, die als ein aufrecht gestelltes längliches Viereck unsern Augen mächtig entgegentritt. Nähern wir uns derselben in der Dämmerung, bei Mondschein, bei sternheller Nacht, wo die Theile mehr oder weniger undeutlich werden und zuletzt verschwinden, so sehen wir nur eine kolossale Wand, deren Höhe zur Breite ein wohlthätiges Verhältniß hat. Betrachten wir sie bei Tage und abstrahiren durch Kraft unseres Geistes vom Einzelnen, so erkennen wir die Vorderseite eines Gebäudes, welche dessen innere Räume nicht allein zuschließt, sondern auch manches Danebenliegende verdeckt. Die Oeffnungen dieser ungeheueren Fläche deuten auf innere Bedürfnisse, und nach diesen können wir sie sogleich in

neun Felder abtheilen. Die große Mittelthüre, die auf das Schiff der Kirche gerichtet ist, fällt uns zuerst in die Augen. Zu beiden Seiten derselben liegen zwei kleinere, den Kreuzgängen angehörig. Ueber der Hauptthüre trifft unser Blick auf das radförmige Fenster, das in die Kirche und deren Gewölbe ein ahnungsvolles Licht verbreiten soll. An den Seiten zeigen sich zwei große senkrechte, länglichviereckte Oeffnungen, welche mit der mittelsten bedeutend kontrastiren und darauf hindeuten, daß sie zu der Base emporstrebender Thürme gehören. In dem dritten Stockwerke reihen sich drei Oeffnungen an einander, welche zu Glockenstühlen und sonstigen kirchlichen Bedürfnissen bestimmt sind. Zu oberst sieht man das Ganze durch die Balustrade der Galerie, anstatt eines Gesimses, horizontal abgeschlossen. Jene beschriebenen neun Räume werden durch vier vom Boden aufstrebende Pfeiler gestützt, eingefaßt und in drei große perpendikulare Abtheilungen getrennt.

Wie man nun der ganzen Masse ein schönes Verhältniß der Höhe zur Breite nicht absprechen kann, so erhält sie auch durch diese Pfeiler, durch die schlanken Eintheilungen dazwischen, im Einzelnen etwas gleichmäßig Leichtes.

Verharren wir aber bei unserer Abstraktion und denken uns diese ungeheuere Wand ohne Zierrathen mit festen Strebepfeilern, in derselben die nöthigen Oeffnungen, aber auch nur insofern sie das Bedürfniß fordert, gestehn wir auch diesen Haupteintheilungen gute Verhältnisse zu: so wird das Ganze zwar ernst und würdig, aber doch immer noch lästig, unerfreulich und, als zierdeloses, unkünstlich erscheinen. Denn ein Kunstwerk, dessen Ganzes in großen, einfachen, harmonischen Theilen begriffen wird, macht wol einen edlen und würdigen Eindruck, aber der eigentliche Genuß, den das Gefallen erzeugt, kann nur bei Uebereinstimmung aller entwickelten Einzelnheiten stattfinden.

Hierin aber gerade befriedigt uns das Gebäude, das wir betrachten, im höchsten Grade; denn wir sehen alle und jede Zierrathen jedem Theil, den sie schmücken, völlig angemessen, sie sind ihm untergeordnet, sie scheinen aus ihm entsprungen. Eine solche Mannichfaltigkeit giebt immer ein großes Behagen, indem sie sich aus dem Gehörigen herleitet und deshalb zugleich das Gefühl der Einheit erregt, und nur in solchem Falle wird die Ausführung als Gipfel der Kunst gepriesen.

Durch solche Mittel sollte nun eine feste Mauer, eine undurchdringliche Wand, die sich noch dazu als Base zweier

himmelhohen Thürme anzukündigen hatte, dem Auge zwar als auf sich selbst ruhend, in sich selbst bestehend, aber auch dabei leicht und zierlich erscheinen und, obgleich tausendfach durchbrochen, den Begriff von unerschütterlicher Festigkeit geben.

Dieses Rätsel ist auf das Glücklichste gelöst. Die Oeffnungen der Mauer, die soliden Stellen derselben, die Pfeiler, jedes hat seinen besonderen Charakter, der aus der eignen Bestimmung hervortritt; dieser kommunizirt sich stufenweis den Unterabtheilungen, daher Alles im gemäßen Sinne verziert ist, das Große wie das Kleine sich an der rechten Stelle befindet, leicht gefaßt werden kann und so das Angenehme im Ungeheuren sich darstellt. Ich erinnere nur an die perspektivisch in die Mauerdicke sich einsenkenden, bis ins Unendliche an ihren Pfeilern und Spitzbogen verzierten Thüren, an das Fenster und dessen aus der runden Form entspringende Kunstrose, an das Profil ihrer Stäbe, sowie an die schlanken Rohrsäulen der perpendikularen Abtheilungen. Man vergegenwärtige sich die stufenweis zurücktretenden Pfeiler, von schlanken, gleichfalls in die Höhe strebenden, zum Schutz der Heiligenbilder baldachinartig bestimmten, leichtäuligen Spitzgebäuchen begleitet, und wie zuletzt jede Rippe, jeder Knauf als Blumenknauf und Blattreihe oder als irgend ein anderes im Steinsinn umgeformtes Naturgebilde erscheint. Man vergleiche das Gebäude, wo nicht selbst, doch Abbildungen des Ganzen und des Einzelnen, zu Beurtheilung und Belebung meiner Aussage. Sie könnte Manchem übertrieben scheinen; denn ich selbst, zwar im ersten Anblicke zur Neigung gegen dieses Werk hingerissen, brauchte doch lange Zeit, mich mit seinem Werth innig bekannt zu machen.

Unter Tadlern der gothischen Baukunst aufgewachsen, nährte ich meine Abneigung gegen die vielfach überladenen, verworrenen Zierrathen, die durch ihre Willkürlichkeit einen religiös düsteren Charakter höchst widerwärtig machten; ich bestärkte mich in diesem Unwillen, da mir nur geistlose Werke dieser Art, an denen man weder gute Verhältnisse, noch eine reine Konsequenz gewahr wird, vors Gesicht gekommen waren. Hier aber glaubte ich eine neue Offenbarung zu erblicken, indem mir jenes Tadelnswerthe keineswegs erschien, sondern vielmehr das Gegentheil davon sich aufdrang.

Wie ich nun aber immer länger sah und überlegte, glaubte ich über das Vorgesagte noch größere Verdienste zu entdecken. Herausgefunden war das richtige Verhältniß der größeren Ab-

theilungen, die so sinnige als reiche Verzierung bis in Kleinste; nun aber erkannte ich noch die Verknüpfung dieser mannichfaltigen Zierrathen unter einander, die Hinleitung von einem Haupttheile zum andern, die Verschränkung zwar gleichartiger, aber doch an Gestalt höchst abwechselnder Einzelnheiten vom Heiligen bis zum Ungeheuer, vom Blatt bis zum Zacken. Je mehr ich untersuchte, desto mehr gerieth ich in Erstaunen; je mehr ich mich mit Messen und Zeichnen unterhielt und abmüdete, desto mehr wuchs meine Anhänglichkeit, so daß ich viele Zeit darauf verwendete, theils das Vorhandene zu studiren, theils das Fehlende, Unvollendete, besonders der Thürme, in Gedanken und auf dem Blatte wiederherzustellen.

Da ich nun an alter deutscher Stätte dieses Gebäude gegründet und in ächter deutscher Zeit so weit gediehen fand, auch der Name des Meisters auf dem bescheidenen Grabstein gleichfalls vaterländischen Klanges und Ursprungs war, so wagte ich die bisher verrufene Benennung gothische Bauart, aufgefordert durch den Werth dieses Kunstwerks, abzuändern und sie als deutsche Baukunst unserer Nation zu vindiziren; sodann aber verhehlte ich nicht, erst mündlich und hernach in einem kleinen Aufsatz, D. M. Ervini a Steinbach gewidmet, meine patriotischen Gesinnungen an den Tag zu legen.

Gelangt meine biographische Erzählung zu der Epoche, in welcher gedachter Bogen im Druck erschien, den Herder sodann in sein Heft „Von deutscher Art und Kunst" aufnahm, so wird noch Manches über diesen wichtigen Gegenstand zur Sprache kommen. Ehe ich mich aber diesmal von demselben abwende, so will ich die Gelegenheit benutzen, um das dem gegenwärtigen Bande vorgesetzte Motto bei Denjenigen zu rechtfertigen, welche einigen Zweifel daran hegen sollten. Ich weiß zwar recht gut, daß gegen das brave und hoffnungsreiche altdeutsche Wort: „Was Einer in der Jugend wünscht, hat er im Alter genug!" manche umgekehrte Erfahrung anzuführen, Manches daran zu deuteln sein möchte; aber auch viel Günstiges spricht dafür, und ich erkläre, was ich dabei denke.

Unsere Wünsche sind Vorgefühle der Fähigkeiten, die in uns liegen, Verheißungen desjenigen, was wir zu leisten im Stande sein werden. Was wir können und möchten, stellt sich unserer Einbildungskraft außer uns und in der Zukunft dar, wir fühlen eine Sehnsucht nach dem, was wir schon im Stillen besitzen. So verwandelt ein leidenschaftliches Vorausergreifen das wahr-

haft Mögliche in ein erträumtes Wirkliche. Liegt nun eine solche Richtung entschieden in unserer Natur, so wird mit jedem Schritt unserer Entwickelung ein Theil des ersten Wunsches erfüllt, bei günstigen Umständen auf dem geraden Wege, bei ungünstigen auf einem Umwege, von dem wir immer wieder nach jenem einlenken. So sieht man Menschen durch Bedarflichkeit zu irdischen Gütern gelangen, sie umgeben sich mit Reichthum, Glanz und äußerer Ehre. Andere streben noch sicherer nach geistigen Vortheilen, erwerben sich eine klare Uebersicht der Dinge, eine Beruhigung des Gemüths und eine Sicherheit für die Gegenwart und Zukunft.

Nun giebt es aber eine dritte Richtung, die aus beiden gemischt ist und deren Erfolg am Sichersten gelingen muß. Wenn nämlich die Jugend des Menschen in eine prägnante Zeit trifft, wo das Hervorbringen das Zerstören überwiegt und in ihm das Vorgefühl bei Zeiten erwacht, was eine solche Epoche fordre und verspreche, so wird er, durch äußere Anlässe zu thätiger Theilnahme gedrängt, bald da-, bald dorthin greifen, und der Wunsch, nach vielen Seiten wirksam zu sein, wird in ihm lebendig werden. Nun gesellen sich aber zur menschlichen Beschränktheit noch so viele zufällige Hindernisse, daß hier ein Begonnenes liegen bleibt, dort ein Ergriffenes aus der Hand fällt und ein Wunsch nach dem andern sich verzettelt. Waren aber diese Wünsche aus einem reinen Herzen entsprungen, dem Bedürfniß der Zeit gemäß, so darf man ruhig rechts und links liegen und fallen lassen, und kann versichert sein, daß nicht allein dieses wieder aufgefunden und aufgehoben werden muß, sondern daß auch noch gar manches Verwandte, das man nie berührt, ja woran man nie gedacht hat, zum Vorschein kommen werde. Sehen wir nun während unseres Lebensganges dasjenige von Andern geleistet, wozu wir selbst früher einen Beruf fühlten, ihn aber mit manchem Andern aufgeben mußten, dann tritt das schöne Gefühl ein, daß die Menschheit zusammen erst der wahre Mensch ist und daß der Einzelne nur froh und glücklich sein kann, wenn er den Muth hat, sich im Ganzen zu fühlen.

Diese Betrachtung ist hier recht am Platze; denn wenn ich die Neigung bedenke, die mich zu jenen alten Bauwerken hinzog, wenn ich die Zeit berechne, die ich allein dem Straßburger Münster gewidmet, die Aufmerksamkeit, mit der ich späterhin den Dom zu Köln und den zu Freiburg betrachtet und den

Werth dieser Gebäude immer mehr empfunden, so konnte ich mich tadeln, daß ich sie nachher ganz aus den Augen verloren, ja, durch eine entwickeltere Kunst angezogen, völlig im Hintergrunde gelassen. Sehe ich nun aber in der neusten Zeit die Aufmerksamkeit wieder auf jene Gegenstände hingelenkt, Neigung, ja Leidenschaft gegen sie hervortreten und blühen, sehe ich tüchtige junge Leute, von ihr ergriffen, Kräfte, Zeit, Sorgfalt, Vermögen diesen Denkmalen einer vergangenen Welt rücksichtslos widmen, so werde ich mit Vergnügen erinnert, daß das, was ich sonst wollte und wünschte, einen Werth hatte. Mit Zufriedenheit sehe ich, wie man nicht allein das von unsern Vorvordern Geleistete zu schätzen weiß, sondern wie man sogar aus vorhandenen unausgeführten Anfängen, wenigstens im Bilde, die erste Absicht darzustellen sucht, um uns dadurch mit dem Gedanken, welcher doch das Erste und Letzte alles Vornehmens bleibt, bekannt zu machen und eine verworren scheinende Vergangenheit mit besonnenem Ernst aufzuklären und zu beleben strebt. Vorzüglich belobe ich hier den wackern Sulpiz Boisserée, der unermüdet beschäftigt ist, in einem prächtigen Kupferwerke den Kölnischen Dom aufzustellen als Musterbild jener ungeheuren Konzeptionen, deren Sinn babylonisch in den Himmel strebte, und die zu den irdischen Mitteln dergestalt außer Verhältniß waren, daß sie nothwendig in der Ausführung stecken mußten. Haben wir bisher gekannt, daß solche Baumerke nur so weit gediehen, so werden wir mit der größten Bewunderung erfahren, was eigentlich zu leisten die Absicht war.

Möchten doch literarisch-artistische Unternehmungen dieser Art durch Alle, welche Kraft, Vermögen und Einfluß haben, gebührend befördert werden, damit uns die große und riesenmäßige Gesinnung unserer Vorfahren zur Anschauung gelange und wir uns einen Begriff machen können von dem, was sie wollen durften. Die hieraus entspringende Einsicht wird nicht unfruchtbar bleiben und das Urtheil sich endlich einmal mit Gerechtigkeit an jenen Werken zu üben im Stande sein. Ja, dieses wird auf das Gründlichste geschehen, wenn unser thätiger junger Freund außer der dem Kölnischen Dome gewidmeten Monographie die Geschichte der Baukunst unserer Mittelzeit bis ins Einzelne verfolgt. Wird ferner an den Tag gefördert, was irgend über werkmäßige Ausübung dieser Kunst zu erfahren ist, wird sie durch Vergleichung mit der griechisch-römischen und der orientalisch-ägyptischen in allen Grundzügen

dargestellt, so kann in diesem Fache wenig zu thun übrig bleiben. Ich aber werde, wenn die Resultate solcher vaterländischen Bemühungen öffentlich vorliegen, so wie jetzt bei freundlichen Privatmittheilungen, mit wahrer Zufriedenheit jenes Wort im besten Sinne wiederholen können: „Was man in der Jugend wünscht, hat man im Alter genug."

Kann man aber bei solchen Wirkungen, welche Jahrhunderten angehören, sich auf die Zeit verlassen und die Gelegenheit erharren, so giebt es dagegen andere Dinge, die in der Jugend frisch wie reife Früchte weggenossen werden müssen. Es sei mir erlaubt, mit dieser raschen Wendung des Tanzes zu erwähnen, an den das Ohr, so wie das Auge an den Münster, jeden Tag, jede Stunde in Straßburg, im Elsaß erinnert wird. Von früher Jugend an hatte mir und meiner Schwester der Vater selbst im Tanzen Unterricht gegeben, welches einen so ernsthaften Mann wunderlich genug hätte kleiden sollen; allein er ließ sich auch dabei nicht aus der Fassung bringen, unterwies uns auf das Bestimmteste in den Positionen und Schritten, und als er uns weit genug gebracht hatte, um eine Menuet zu tanzen, so blies er auf einer Flöte douce uns etwas Faßliches im Dreiviertel-Takt vor, und wir bewegten uns darnach, so gut wir konnten. Auf dem französischen Theater hatte ich gleichfalls von Jugend auf wo nicht Ballette, doch Soles und Pas-de-deux gesehen und mir davon mancherlei wunderliche Bewegungen der Füße und allerlei Sprünge gemerkt. Wenn wir nun der Menuet genug hatten, so ersuchte ich den Vater um andere Tanzmusiken, dergleichen die Notenbücher in ihren Gigues und Murkis reichlich darboten, und ich erfand mir sogleich die Schritte und übrigen Bewegungen dazu, indem der Takt meinen Gliedern ganz gemäß und mit denselben geboren war. Dies belustigte meinen Vater bis auf einen gewissen Grad, ja, er machte sich und uns manchmal den Spaß, die Affen auf diese Weise tanzen zu lassen. Nach meinem Unfall mit Gretchen und während meines ganzen Aufenthalts in Leipzig kam ich nicht wieder auf den Plan; vielmehr weiß ich noch, daß, als man mich auf einem Balle zu einer Menuet nöthigte, Takt und Bewegung aus meinen Gliedern gewichen schien und ich mich weder der Schritte noch der Figuren mehr erinnerte, so daß ich mit Schimpf und Schanden bestanden wäre, wenn nicht der größere Theil der Zuschauer behauptet hätte, mein ungeschicktes Betragen sei bloßer Eigensinn, in der Absicht, den

Frauenzimmern alle Lust zu benehmen, mich wider Willen aufzufordern und in ihre Reihen zu ziehen.

Während meines Aufenthalts in Frankfurt war ich von solchen Freuden ganz abgeschnitten; aber in Straßburg regte sich bald mit der übrigen Lebenslust die Taktfähigkeit meiner Glieder. An Sonn- und Werkeltagen schlenderte man keinen Lustort vorbei, ohne daselbst einen fröhlichen Haufen zum Tanze versammelt und zwar meistens im Kreise drehend zu finden. Ingleichen waren auf den Landhäusern Privatbälle, und man sprach schon von den brillanten Redouten des zukommenden Winters. Hier wäre ich nun freilich nicht an meinem Platz und der Gesellschaft unnütz gewesen; da rieth mir ein Freund, der sehr gut walzte, mich erst in minder guten Gesellschaften zu üben, damit ich hernach in der besten etwas gelten könnte. Er brachte mich zu einem Tanzmeister, der für geschickt bekannt war; dieser versprach mir, wenn ich nur einigermaßen die ersten Anfangsgründe wiederholt und mir zu eigen gemacht hätte, mich dann weiter zu leiten. Er war eine von den trockenen, gewandten französischen Naturen und nahm mich freundlich auf. Ich zahlte ihm den Monat voraus und erhielt zwölf Billette, gegen die er mir gewisse Stunden Unterricht zusagte. Der Mann war streng, genau, aber nicht pedantisch; und da ich schon einige Vorübung hatte, so machte ich es ihm bald zu Danke und erhielt seinen Beifall.

Den Unterricht dieses Lehrers erleichterte jedoch ein Umstand gar sehr: er hatte nämlich zwei Töchter, beide hübsch und noch unter zwanzig Jahren. Von Jugend auf in dieser Kunst unterrichtet, zeigten sie sich darin sehr gewandt und hätten als Mettis auch dem ungeschicktesten Scholaren bald zu einiger Bildung verhelfen können. Sie waren beide sehr artig, sprachen nur Französisch, und ich nahm mich von meiner Seite zusammen, um vor ihnen nicht linkisch und lächerlich zu erscheinen. Ich hatte das Glück, daß auch sie mich lehrten, immer willig waren, nach der kleinen Geige des Vaters eine Menuet zu tanzen, ja sogar, was ihnen freilich beschwerlicher ward, mir nach und nach das Walzen und Drehen einzulernen. Uebrigens schien der Vater nicht viele Kunden zu haben, und sie führten ein einsames Leben. Deshalb ersuchten sie mich manchmal, nach der Stunde bei ihnen zu bleiben und die Zeit ein Wenig zu verschwätzen, das ich denn auch ganz gerne that, um so mehr, als die Jüngere mir wohl gefiel und sie sich überhaupt sehr anständig betrugen. Ich

las manchmal aus einem Roman etwas vor, und sie thaten das Gleiche. Die Aeltere, die so hübsch, vielleicht noch hübscher war als die Zweite, mir aber nicht so gut wie diese zusagte, betrug sich durchaus gegen mich verbindlicher und in Allem gefälliger. Sie war in der Stube immer bei der Hand und zog sie manchmal in die Länge, daher ich mich einigemal verpflichtet glaubte, dem Vater zum Billette anzubieten, die er jedoch nicht annahm. Die Jüngere hingegen, ob sie gleich nicht unfreundlich gegen mich that, war doch eher still für sich und ließ sich durch den Vater herbeirufen, um die Aeltere abzulösen.

Die Ursache davon ward mir eines Abends deutlich. Denn als ich mit der Aeltesten nach vollendetem Tanz in das Wohnzimmer gehen wollte, hielt sie mich zurück und sagte: „Bleiben wir noch ein Wenig hier; denn ich will es Ihnen nur gestehen, meine Schwester hat eine Kartenschlägerin bei sich, die ihr eigentlich soll, wie es mit einem auswärtigen Freund beschaffen ist, an dem ihr ganzes Herz hängt, auf den sie alle ihre Hoffnung gesetzt hat. Das meinige ist frei," fuhr sie fort, „und ich werde mich gewöhnen müssen, es verschmäht zu sehen." Ich sagte ihr darauf einige Artigkeiten, indem ich versicherte, daß sie sich, wie es damit stehe, am Ersten überzeugen könne, wenn sie die weise Frau gleichfalls befragte; ich wolle es auch thun, denn ich hätte schon längst so etwas zu erfahren gewünscht, woran mir bisher der Glaube gefehlt habe. Sie tadelte mich deshalb und betheuerte, daß nichts in der Welt schrer sei, als die Aussprüche dieses Orakels, nur müsse man es nicht aus Scherz und Frevel, sondern nur in wahren Anliegenheiten befragen. Ich nöthigte sie jedoch zuletzt, mit mir in jenes Zimmer zu gehen, sobald sie sich versichert hatte, daß die Funktion vorbei sei. Wir fanden die Schwester sehr aufgeräumt, und auch gegen mich war sie zuthulicher als sonst, scherzhaft und beinahe geistreich; denn da sie eines abwesenden Freundes sicher geworden zu sein schien, so mochte sie es für unverfänglich halten, mit einem gegenwärtigen Freund ihrer Schwester — denn dafür hielt sie mich — ein Wenig artig zu thun.

Der Alten wurde nun geschmeichelt und ihr gute Bezahlung zugesagt, wenn sie der älteren Schwester und auch mir das Wahrhafte sagen wollte. Mit den gewöhnlichen Vorbereitungen und Zeremonien legte sie nun ihren Kram aus, und zwar, um der Schönen zuerst zu weissagen. Sie betrachtete die Lage der Karten sorgfältig, schien aber zu stocken und wollte

mit der Sprache nicht heraus. — „Ich sehe schon," sagte die Jüngere, die mit der Auslegung einer solchen magischen Tafel schon näher bekannt war, „Ihr zaudert und wollt meiner Schwester nichts Unangenehmes eröffnen; aber das ist eine verwünschte Karte!" Die Aeltere wurde blaß, doch faßte sie sich und sagte: „So sprecht nur; es wird ja den Kopf nicht kosten!" Die Alte, nach einem tiefen Seufzer, zeigte ihr nun an, daß sie liebe, daß sie nicht geliebt werde, daß eine andere Person dazwischen stehe, und was dergleichen Dinge mehr waren. Man sah dem guten Mädchen die Verlegenheit an. Die Alte glaubte die Sache wieder etwas zu verbessern, indem sie auf Briefe und Geld Hoffnung machte. — „Briefe," sagte das schöne Kind, „erwarte ich nicht, und Geld mag ich nicht. Wenn es wahr ist, wie Ihr sagt, daß ich liebe, so verdiene ich ein Herz, das mich wieder liebt." — „Wir wollen sehen, ob es nicht besser wird," versetzte die Alte, indem sie die Karten mischte und zum zweiten Mal auflegte; allein es war vor unser Aller Augen nur noch schlimmer geworden. Die Schöne stand nicht allein einsamer, sondern auch mit mancherlei Verdruß umgeben; der Freund war etwas weiter und die Zwischenfiguren näher gerückt. Die Alte wollte zum dritten Mal auslegen, in Hoffnung einer bessern Ansicht; allein das schöne Kind hielt sich nicht länger, sie brach in unbändiges Weinen aus, ihr heftig Busen bewegte sich auf eine gewaltsame Weise, sie wandte sich um und rannte zum Zimmer hinaus. Ich wußte nicht, was ich thun sollte. Die Neigung hielt mich bei der Gegenwärtigen, das Mitleid trieb mich zu Jener; meine Lage war peinlich genug. — „Trösten Sie Lucinden," sagte die Jüngere, „geben Sie ihr nach!" Ich zauderte; wie durfte ich sie trösten, ohne sie wenigstens einer Art von Neigung zu versichern, und konnte ich das wol in einem solchen Augenblick auf eine kalte, mäßige Weise! — „Lassen Sie uns zusammen gehn!" sagte ich zu Emilien. — „Ich weiß nicht, ob ihr meine Gegenwart wohlthun wird," versetzte Diese. Doch gingen wir, fanden aber die Thür verriegelt. Lucinde antwortete nicht, wir mochten pochen, rufen, bitten, wie wir wollten. — „Wir müssen sie gewähren lassen," sagte Emilie, „sie will nun nicht anders!" Und wenn ich mir freilich ihr Wesen von unserer ersten Bekanntschaft an erinnerte, so hatte sie immer etwas Heftiges und Ungleiches, und ihre Neigung zu mir zeigte sie am Meisten dadurch, daß sie ihre Unart nicht an mir bewies. Was wollte ich thun! Ich bezahlte die Alte reichlich für

das Unheil, das sie gestiftet hatte, und wollte gehen, als Emilie sagte: „Ich bedinge mir, daß die Karte nun auch auf Sie geschlagen werde.“ Die Alte war bereit. — „Lassen Sie mich nicht dabei sein!“ rief ich und eilte die Treppe hinunter.

Den andern Tag hatte ich nicht Muth hinzugehen. Den dritten ließ mir Emilie durch einen Knaben, der mir schon manche Botschaft von den Schwestern gebracht und Blumen und Früchte dagegen an sie getragen hatte, in aller Frühe sagen, ich möchte heute ja nicht fehlen. Ich kam zur gewöhnlichen Stunde und fand den Vater allein, der an meinen Tritten und Schritten, an meinem Gehen und Kommen, an meinem Tragen und Behaben noch manches ausbesserte und übrigens mit mir zufrieden schien. Die Jüngste kam gegen das Ende der Stunde und tanzte mit mir eine sehr graziöse Menuet, in der sie sich außerordentlich angenehm bewegte, und der Vater versicherte, nicht leicht ein hübscheres und gewandteres Paar auf seinem Plane gesehen zu haben. Nach der Stunde ging ich wie gewöhnlich ins Wohnzimmer; der Vater ließ uns allein, ich vermißte Lucinden. — „Sie liegt im Bette,“ sagte Emilie, „und ich sehe es gern; haben Sie deshalb keine Sorge! Ihre Seelenkrankheit lindert sich am Ersten, wenn sie sich körperlich für krank hält; sterben mag sie nicht gern, und so thut sie alsdann, was wir wollen. Wir haben gewisse Hausmittel, die sie zu sich nimmt und ausruht, und so legen sich nach und nach die tobenden Wellen. Sie ist gar zu gut und liebenswürdig bei so einer eingebildeten Krankheit, und da sie sich im Grunde recht wohl befindet und nur von Leidenschaft angegriffen ist, so sinnt sie sich allerhand romanenhafte Todesarten aus, vor denen sie sich auf eine angenehme Weise fürchtet, wie Kinder, denen man von Gespenstern erzählt. So hat sie mir gestern Abend noch mit großer Heftigkeit erklärt, daß sie diesmal gewiß sterben würde, und man sollte den undankbaren falschen Freund, der ihr erst so schön gethan und sie nun so übel behandle, nur dann wieder zu ihr führen, wenn sie wirklich ganz nahe am Tode sei; sie wolle ihm recht bittre Vorwürfe machen und auch sogleich den Geist aufgeben.“ — ‚Ich weiß mich nicht schuldig,‘ rief ich aus, ‚daß ich irgend eine Neigung zu ihr geäußert! Ich kenne Jemand, der mir dieses Zeugniß am Besten ertheilen kann.‘ Emilie lächelte und versetzte: „Ich verstehe Sie, und wenn wir nicht klug und entschlossen sind, so kommen wir Alle zusammen in eine üble Lage. Was werden Sie sagen, wenn

ich Sie ersuche, Ihre Stunden nicht weiter fortzusetzen? Sie haben von dem letzten Monat allenfalls noch vier Billette, und mein Vater äußerte schon, daß er es unverantwortlich finde, Ihnen noch länger Geld abzunehmen, es müßte denn sein, daß Sie sich der Tanzkunst auf eine ernstlichere Weise widmen wollten; was ein junger Mann in der Welt brauchte, besäßen Sie nun." — „Und diesen Rath, Ihr Haus zu meiden, geben Sie mir, Emilie?" versetzte ich. — „Eben ich," sagte sie, „aber nicht aus mir selbst. Hören Sie nur! Als Sie vorgestern wegeilten, ließ ich die Karte auf Sie schlagen, und derselbe Ausspruch wiederholte sich dreimal und immer stärker. Sie waren umgeben von allerlei Gutem und Vergnüglichem, von Freunden und großen Herren, an Geld fehlte es auch nicht. Die Frauen bieten sich in einiger Entfernung. Meine arme Schwester besonders stand immer am Weitesten; eine Andere rückte Ihnen immer näher, kam aber nie an Ihre Seite; denn es stellte sich ein Dritter dazwischen. Ich will Ihnen nur gestehen, daß ich mich unter der zweiten Dame gedacht hatte, und nach diesem Bekenntnisse werden Sie meinen wohlmeinenden Rath am Besten begreifen. Einem entfernten Freund habe ich mein Herz und meine Hand zugesagt, und bis jetzt liebt' ich ihn über Alles; doch es wäre möglich, daß Ihre Gegenwart mir bedeutender würde als bisher, und was würden Sie für einen Stand zwischen zwei Schwestern haben, davon Sie die eine durch Neigung und die andere durch Kälte unglücklich gemacht hätten, und alle diese Qual um nichts und auf kurze Zeit! Denn wenn wir nicht schon wüßten, wer Sie sind und was Sie zu hoffen haben, so hätte mir es die Karte aufs Deutlichste vor Augen gestellt. Leben Sie wohl," sagte sie und reichte mir die Hand. Ich zauderte. — „Nun", sagte sie, indem sie mich gegen die Thüre führte, „damit es wirklich das letzte Mal sei, daß wir uns sprechen, so nehmen Sie, was ich Ihnen sonst versagen würde." Sie fiel mir um den Hals und küßte mich aufs Zärtlichste. Ich umfaßte sie und drückte sie an mich.

In diesem Augenblicke flog die Seitenthür auf, und die Schwester sprang in einem leichten, aber anständigen Nachtkleide hervor und rief: „Du sollst nicht allein von ihm Abschied nehmen!" Emilie ließ mich fahren, und Lucinde ergriff mich, schloß sich fest an mein Herz, drückte ihre schwarzen Locken an meine Wangen und blieb eine Zeit lang in dieser Lage. Und so fand ich mich denn in der Klemme zwischen beiden Schwestern,

wie mir's Emilie einen Augenblick vorher geweisſagt hatte. Lucinde ließ mich los und ſah mir ernſt ins Geſicht. Ich wollte ihre Hand ergreifen und ihr etwas Freundliches ſagen; allein ſie wandte ſich weg, ging mit ſtarken Schritten einigemal im Zimmer auf und ab und warf ſich dann in die Ecke des Sopha's. Emilie trat zu ihr, ward aber ſogleich weggewieſen, und hier entſtand eine Scene, die mir noch in der Erinnerung peinlich iſt, und die, ob ſie gleich in der Wirklichkeit nichts Theatraliſches hatte, ſondern einer lebhaften jungen Franzöſin ganz angemeſſen war, dennoch nur von einer guten empfindenden Schauſpielerin auf dem Theater würdig wiedergeboren werden könnte.

Lucinde überhäufte ihre Schweſter mit tauſend Vorwürfen. „Es iſt nicht das erſte Herz," rief ſie aus, „das ſich zu mir neigt, und das Du mir entwendeſt. War es doch mit dem Abweſenden ebenſo, der ſich zuletzt unter meinen Augen mit Dir verlobte. Ich mußte es anſehen, ich ertrug's; ich weiß aber, wie viele tauſend Thränen es mich gekoſtet hat! Dieſen haſt Du mir nun auch weggefangen, ohne Jenen fahren zu laſſen, und wie Viele verſtehſt Du nicht auf einmal zu halten! Ich bin offen und gutmüthig, und Jedermann glaubt mich bald zu kennen und mich vernachläſſigen zu dürfen; Du biſt verſteckt und ſtill, und die Leute glauben Wunder, was hinter Dir verborgen ſei. Aber es iſt nichts dahinter als ein kaltes, ſelbſtiſches Herz, das ſich Alles aufzuopfern weiß; das aber kennt Niemand ſo leicht, weil es tief in Deiner Bruſt verborgen liegt, ſo wenig als mein warmes, treues Herz, das ich offen trage wie mein Geſicht."

Emilie ſchwieg und hatte ſich neben ihre Schweſter geſetzt, die ſich im Reden immer mehr erhitzte und ſich über gewiſſe beſondere Dinge herausließ, die mir zu wiſſen eigentlich nicht frommte. Emilie dagegen, die ihre Schweſter zu begütigen ſuchte, gab mir hinterwärts ein Zeichen, daß ich mich entfernen ſollte; aber wie Eiferſucht und Argwohn mit tauſend Augen ſehen, ſo ſchien auch Lucinde es bemerkt zu haben. Sie ſprang auf und ging auf mich los, aber nicht mit Heftigkeit. Sie ſtand vor mir und ſchien auf etwas zu ſinnen. Drauf ſagte ſie: „Ich weiß, daß ich Sie verloren habe; ich mache keine weitern Anſprüche auf Sie. Aber Du ſollſt ihn auch nicht haben, Schweſter!" Sie faßte mich mit dieſen Worten ganz eigentlich beim Kopf, indem ſie mir mit beiden Händen in die Locken fuhr, mein Geſicht an das ihre drückte und mich

zu wiederholten Malen auf den Mund küßte. „Nun,“ rief sie aus, „fürchte meine Verwünschung! Unglück über Unglück für immer und immer auf Diejenige, die zum ersten Male nach mir diese Lippen küßt! Wage es nun, wieder mit ihm anzubinden; ich weiß, der Himmel erhört mich diesmal. Und Sie, mein Herr, eilen Sie nun, eilen Sie, was Sie können!“

Ich flog die Treppe hinunter mit dem festen Vorsatze, das Haus nie wieder zu betreten.

Zehntes Buch.

Die deutschen Dichter, da sie nicht mehr als Gildeglieder für einen Mann standen, genossen in der bürgerlichen Welt nicht der mindesten Vortheile. Sie hatten weder Halt, Stand noch Ansehn, als insofern sonst ein Verhältniß ihnen günstig war, und es kam daher blos auf den Zufall an, ob das Talent zu Ehren oder Schanden geboren sein sollte. Ein armer Erdensohn im Gefühl von Geist und Fähigkeiten mußte sich kümmerlich ins Leben hineinschleppen und die Gabe, die er allenfalls von den Musen erhalten hatte, von dem augenblicklichen Bedürfniß gedrängt, vergeuden. Das Gelegenheitsgedicht, die erste und ächteste aller Dichtarten, ward verächtlich auf einen Grad, daß die Nation noch jetzt nicht zu einem Begriff des hohen Werthes desselben gelangen kann, und ein Poet, wenn er nicht gar den Weg Günther's einschlug, erschien in der Welt auf die traurigste Weise subordinirt als Spaßmacher und Schmarotzer, so daß er sowol auf dem Theater als auf der Lebensbühne eine Figur vorstellte, der man nach Belieben mitspielen konnte.

Gesellte sich hingegen die Muse zu Männern von Ansehen, so erhielten diese dadurch einen Glanz, der auf die Geberin zurückfiel. Lebensgewandte Edelleute, wie Hagedorn, stattliche Bürger, wie Brockes, entschiedene Gelehrte, wie Haller, erschienen unter den Ersten der Nation, den Vornehmsten und Geschätztesten gleich. Besonders wurden auch solche Personen verehrt, die neben jenem angenehmen Talente sich noch als emsige, treue Geschäftsmänner auszeichneten. Deshalb erfreuten sich Uz, Rabener, Weiße einer Achtung ganz eigner Art, weil man die

heterogensten, selten mit einander verbundenen Eigenschaften hier vereint zu schätzen hatte.

Nun sollte aber die Zeit kommen, wo das Dichtergenie sich selbst gewahr würde, sich seine eignen Verhältnisse selbst schüfe und den Grund zu einer unabhängigen Würde zu legen verstünde. Alles traf in Klopstock zusammen, um eine solche Epoche zu begründen. Er war, von der sinnlichen wie von der sittlichen Seite betrachtet, ein reiner Jüngling. Ernst und gründlich erzogen, legt er von Jugend an einen großen Werth auf sich selbst und auf Alles, was er thut, und indem er die Schritte seines Lebens bedächtig vorausmißt, wendet er sich im Vorgefühl der ganzen Kraft seines Innern gegen den höchsten denkbaren Gegenstand. Der Messias, ein Name, der unendliche Eigenschaften bezeichnet, sollte durch ihn aufs Neue verherrlicht werden. Der Erlöser sollte der Held sein, den er durch irdische Gemeinheit und Leiden zu den höchsten himmlischen Triumphen zu begleiten gedachte. Alles, was Göttliches, Englisches, Menschliches in der jungen Seele lag, ward hier in Anspruch genommen. Er, an der Bibel erzogen und durch ihre Kraft genährt, lebt nun mit Erzvätern, Propheten und Vorläufern als Gegenwärtigen; doch Alle sind seit Jahrhunderten nur dazu berufen, einen lichten Kreis um den Einen zu ziehn, dessen Erniedrigung sie mit Staunen beschauen und an dessen Verherrlichung sie gleichreich Theil nehmen sollen. Denn endlich nach trüben und schrecklichen Stunden wird der ewige Richter sein Antlitz entwölken, seinen Sohn und Mitgott wieder anerkennen, und dieser wird ihm dagegen die abgewendeten Menschen, ja sogar einen abgefallenen Geist wieder zuführen. Die lebendigen Himmel jauchzen in tausend Engelstimmen um den Thron, und ein Liebesglanz übergießt das Weltall, das seinen Blick kurz vorher auf eine gräuliche Opferstätte gesammelt hielt. Der himmlische Friede, welchen Klopstock bei Konzeption und Ausführung dieses Gedichtes empfunden, theilt sich noch jetzt einem Jeden mit, der die ersten zehn Gesänge liest, ohne die Forderungen bei sich laut werden zu lassen, auf die eine fortrückende Bildung nicht gerne Verzicht thut.

Die Würde des Gegenstands erhebte dem Dichter das Gefühl eigner Persönlichkeit. Daß er selbst dereinst zu diesen Chören eintreten, daß der Gottmensch ihn auszeichnen, ihm von Angesicht zu Angesicht den Dank für seine Bemühungen abtragen würde, den ihm schon hier jedes gefühlvolle, fromme

Herz durch manche reine Zähre lieblich genug entrichtet hatte: dies waren so unschuldige, kindliche Gesinnungen und Hoffnungen, als sie nur ein wohlgeschaffenes Gemüth haben und hegen kann. So erwarb nun Klopstock das völlige Recht, sich als eine geheiligte Person anzusehn, und so befliß er sich auch in seinem Thun der aufmerksamsten Reinigkeit. Noch in spätem Alter beunruhigte es ihn ungemein, daß er seine erste Liebe einem Frauenzimmer zugewendet hatte, die ihn, da sie einen Andern heirathete, in Ungewißheit ließ, ob sie ihn wirklich geliebt habe, ob sie seiner werth gewesen sei. Die Gesinnungen, die ihn mit Meta verbanden, diese innige, ruhige Neigung, der kurze, heilige Ehestand, des überbliebenen Gatten Abneigung vor einer zweiten Verbindung, Alles ist von der Art, um sich desselben einst im Kreise der Seligen wohl wieder erinnern zu dürfen.

Dieses ehrenhafte Verfahren gegen sich selbst ward noch dadurch erhöht, daß er in dem wohlgesinnten Dänemark, in dem Hause eines großen und, auch menschlich betrachtet, fürtrefflichen Staatsmanns eine Zeit lang wohl aufgenommen war. Hier, in einem höheren Kreise, der zwar in sich abgeschlossen, aber auch zugleich der äußeren Sitte, der Aufmerksamkeit gegen die Welt gewidmet war, entschied sich seine Richtung noch mehr. Ein gefaßtes Betragen, eine abgemessene Rede, ein Lakonismus, selbst wenn er offen und entscheidend sprach, gaben ihm durch sein ganzes Leben ein gewisses diplomatisches, ministerielles Ansehn, das mit jenen zarten Naturgesinnungen im Widerstreit zu liegen schien, obgleich beide aus einer Quelle entsprangen. Von allem Diesen geben seine ersten Werke ein reines Ab- und Vorbild, und sie mußten daher einen unglaublichen Einfluß gewinnen. Daß er jedoch persönlich andere Strebende im Leben und Dichten gefördert, ist kaum als eine seiner entschiedenen Eigenschaften zur Sprache gekommen.

Aber eben ein solches Förderniß junger Leute im literarischen Thun und Treiben, eine Lust, hoffnungsvolle, vom Glück nicht begünstigte Menschen vorwärts zu bringen und ihnen den Weg zu erleichtern, hat einen deutschen Mann verherrlicht, der in Absicht auf Würde, die er sich selbst gab, wohl als der Zweite, in Absicht aber auf lebendige Wirkung als der Erste genannt werden darf. Niemandem wird entgehen, daß hier Gleim gemeint sei. Im Besitz einer zwar dunkeln, aber einträglichen Stelle, wohnhaft an einem wohlgelegenen, nicht allzu

großen, durch militärische, bürgerliche, literarische Betriebsamkeit belebten Orte, von wo die Einkünfte einer großen und reichen Stiftung ausgingen, nicht ohne daß ein Theil derselben zum Vortheil des Platzes zurückblieb, fühlte er einen lebhaften productiven Trieb in sich, der jedoch bei aller Stärke ihm nicht ganz genügte, deswegen er sich einem andern, vielleicht mächtigern Triebe hingab, dem nämlich, Andere etwas hervorbringen zu machen. Beide Thätigkeiten flochten sich während seines ganzen langen Lebens unablässig durch einander. Er hätte ebensowol des Athemholens entbehrt als des Dichtens und Schenkens, und indem er bedürftigen Talenten aller Art über frühere oder spätere Verlegenheiten hinaus- und dadurch wirklich der Literatur zu Ehren half, gewann er sich so viele Freunde, Schuldner und Abhängige, daß man ihm seine breite Poesie gerne gelten ließ, weil man ihm für die reichlichen Wohlthaten nichts zu erwidern vermochte als Duldung seiner Gedichte.

Jener hohe Begriff nun, den sich beide Männer von ihrem Werth bilden durften und wodurch Andere veranlaßt wurden, sich auch für etwas zu halten, hat im Oeffentlichen und Geheimen sehr große und schöne Wirkungen hervorgebracht. Allein dieses Bewußtsein, so ehrwürdig es ist, führte für sie selbst, für ihre Umgebungen, ihre Zeit ein eignes Uebel herbei. Darf man beide Männer nach ihren geistigen Wirkungen unbedenklich groß nennen, so bleiben sie gegen die Welt doch nur klein, und gegen ein bewegteres Leben betrachtet, waren ihre äußeren Verhältnisse nichtig. Der Tag ist lang und die Nacht dazu; man kann nicht immer dichten, thun oder geben; ihre Zeit konnte nicht ausgefüllt werden wie die der Weltleute, Vornehmen und Reichen; sie legten daher auf ihre besondern engen Zustände einen zu hohen Werth, in ihr tägliches Thun und Treiben eine Wichtigkeit, die sie sich nur unter einander zugestehn mochten; sie freuten sich mehr als billig ihrer Scherze, die, wenn sie den Augenblick anmuthig machten, doch in der Folge keineswegs für bedeutend gelten konnten. Sie empfingen von Andern Lob und Ehre, wie sie verdienten, sie gaben solche zurück, wol mit Maß, aber doch immer zu reichlich, und eben weil sie fühlten, daß ihre Neigung viel werth sei, so gefielen sie sich, dieselbe wiederholt auszudrücken, und schonten hierbei weder Papier noch Tinte. So entstanden jene Briefwechsel, über deren Gehaltsmangel die neuere Welt sich verwundert, der man nicht verargen kann, wenn sie kaum die Möglichkeit einsieht, wie vor-

zügliche Menschen sich an einer solchen Wechselnichtigkeit ergetzen konnten, wenn sie den Wunsch laut werden läßt, dergleichen Blätter möchten ungedruckt geblieben sein. Allein man lasse jene wenigen Bände doch immer neben so viel andern auf dem Bücherbrette stehn, wenn man sich daran belehrt hat, daß der vorzüglichste Mensch auch nur vom Tage lebt und nur kümmerlichen Unterhalt genießt, wenn er sich zu sehr auf sich selbst zurückwirft und in die Fülle der äußeren Welt zu greifen versäumt, wo er allein Nahrung für sein Wachsthum und zugleich einen Maßstab desselben finden kann.

Die Thätigkeit jener Männer stand in ihrer schönsten Blüthe, als wir jungen Leute uns auch in unserem Kreise zu regen anfingen, und ich war so ziemlich auf dem Wege, mit jüngeren Freunden, wo nicht auch mit älteren Personen, in ein solches wechselseitiges Schonenbun, Gelten lassen, Heben und Tragen zu gerathen. In meiner Sphäre konnte das, was ich hervorbrachte, immer für gut gehalten werden. Frauenzimmer, Freunde, Gönner werden nicht schlecht finden, was man ihnen zu Liebe unternimmt und dichtet; aus solchen Verbindlichkeiten entspringt zuletzt der Ausdruck eines leeren Behagens an einander, in dessen Phrasen sich ein Charakter leicht verliert, wenn er nicht von Zeit zu Zeit zu höherer Tüchtigkeit gestählt wird.

Und so hatte ich von Glück zu sagen, daß durch eine unerwartete Bekanntschaft Alles, was in mir von Selbstgefälligkeit, Bespiegelungslust, Eitelkeit, Stolz und Hochmuth ruhen oder wirken mochte, einer sehr harten Prüfung ausgesetzt ward, die in ihrer Art einzig, der Zeit keineswegs gemäß und nur desto eindringender und empfindlicher war.

Denn das bedeutendste Ereigniß, was die wichtigsten Folgen für mich haben sollte, war die Bekanntschaft und die daran sich knüpfende nähere Verbindung mit Herder. Er hatte den Prinzen von Holstein-Eutin, der sich in traurigen Gemüthszuständen befand, auf Reisen begleitet und war mit ihm bis Straßburg gekommen. Unsere Societät, sobald sie seine Gegenwart vernahm, trug ein großes Verlangen, sich ihm zu nähern, und mir begegnete dies Glück zuerst ganz unvermuthet und zufällig. Ich war nämlich in den Gasthof Zum Geist gegangen, ich weiß nicht welchen bedeutenden Fremden aufzusuchen. Gleich unten an der Treppe fand ich einen Mann, der eben auch hinaufzureisen im Begriff war und den ich für einen Geistlichen halten konnte. Sein gepudertes Haar war in eine runde Locke

aufgesteckt, das schwarze Kleid bezeichnete ihn gleichfalls, mehr noch aber ein langer, schwarzer seidner Mantel, dessen Ende er zusammengenommen und in die Tasche gesteckt hatte. Dieses einigermaßen auffallende, aber doch im Ganzen galante und gefällige Wesen, wovon ich schon hatte sprechen hören, ließ mich keineswegs zweifeln, daß er der berühmte Ankömmling sei, und meine Anrede mußte ihn sogleich überzeugen, daß ich ihn kenne. Er fragte nach meinem Namen, der ihm von keiner Bedeutung sein konnte; allein meine Offenheit schien ihm zu gefallen, indem er sie mit großer Freundlichkeit erwiderte, und als wir die Treppe hinaufstiegen, sich sogleich zu einer lebhaften Mittheilung bereit finden ließ. Es ist mir entfallen, wen wir damals besuchten; genug, beim Scheiden bat ich mir die Erlaubniß aus, ihn bei sich zu sehen, die er mir denn auch freundlich genug ertheilte. Ich versäumte nicht, mich dieser Vergünstigung wiederholt zu bedienen, und ward immer mehr von ihm angezogen. Er hatte etwas Weiches in seinem Betragen, das sehr schicklich und anständig war, ohne daß es eigentlich adrett gewesen wäre. Ein rundes Gesicht, eine bedeutende Stirn, eine etwas stumpfe Nase, einen etwas aufgeworfenen, aber höchst individuell angenehmen, liebenswürdigen Mund. Unter schwarzen Augenbrauen ein Paar kohlschwarze Augen, die ihre Wirkung nicht verfehlten, obgleich das eine roth und entzündet zu sein pflegte. Durch mannichfaltige Fragen suchte er sich mit mir und meinem Zustande bekannt zu machen, und seine Anziehungskraft wirkte immer stärker auf mich. Ich war überhaupt sehr zutraulicher Natur, und vor ihm besonders hatte ich gar kein Geheimniß. Es währte jedoch nicht lange, als der abstoßende Puls seines Wesens eintrat und mich in nicht geringes Mißbehagen versetzte. Ich erzählte ihm mancherlei von meinen Jugendbeschäftigungen und Liebhabereien, unter andern von einer Siegelsammlung, die ich hauptsächlich durch des korrespondenzreichen Hausfreundes Theilnahme zusammengebracht. Ich hatte sie nach dem Staatskalender eingerichtet und war bei dieser Gelegenheit mit sämmtlichen Potentaten, großern und geringern Mächten und Gewalten bis auf den Adel herunter wohl bekannt geworden, und meinem Gedächtniß waren diese heraldischen Zeichen gar oft und vorzüglich bei der Krönungsfeierlichkeit zu Statten gekommen. Ich sprach von diesen Dingen mit einiger Behaglichkeit; allein er war anderer Meinung, verwarf nicht allein dieses ganze Interesse, sen-

dern wußte es mir auch lächerlich zu machen, ja beinahe zu verleiden.

Von diesem seinem Widersprechungsgeiste sollte ich noch gar Manches ausstehen; denn er entschloß sich, theils weil er sich vom Prinzen abzusondern gedachte, theils eines Augenübels wegen, in Straßburg zu verweilen. Dieses Uebel ist eins der beschwerlichsten und unangenehmsten und um desto lästiger, als es nur durch eine schmerzliche, höchstverdrießliche und unsichere Operation geheilt werden kann. Das Thränensäckchen nämlich ist nach unten zu verschlossen, so daß die darin enthaltene Feuchtigkeit nicht nach der Nase hin und um so weniger abfließen kann, als auch dem benachbarten Knochen die Oeffnung fehlt, wodurch diese Sekretion naturgemäß erfolgen sollte. Der Boden des Säckchens muß daher aufgeschnitten und der Knochen durchbohrt werden; da denn ein Pferdehaar durch den Thränenpunkt, ferner durch das eröffnete Säckchen und durch den damit in Verbindung gesetzten neuen Kanal gezogen und täglich hin und wieder bewegt wird, um die Kommunikation zwischen beiden Theilen herzustellen, welches Alles nicht gethan noch erreicht werden kann, wenn nicht erst in jener Gegend äußerlich ein Einschnitt gemacht worden.

Herder war nun vom Prinzen getrennt, in ein eignes Quartier gezogen; der Entschluß war gefaßt, sich durch Lobstein operiren zu lassen. Hier kamen mir jene Uebungen gut zu Statten, durch die ich meine Empfindlichkeit abzustumpfen versucht hatte; ich konnte der Operation beiwohnen und einem so werthen Manne auf mancherlei Weise dienstlich und behülflich sein. Hier fand ich nun alle Ursache, seine große Standhaftigkeit und Geduld zu bewundern; denn weder bei den vielfachen chirurgischen Verwundungen, noch bei dem oftmals wiederholten schmerzlichen Verbande bewies er sich im Mindesten verdrießlich, und er schien Derjenige von uns zu sein, der am Wenigsten litt; aber in der Zwischenzeit hatten wir freilich den Wechsel seiner Laune vielfach zu ertragen. Ich sage „wir“: denn es war außer mir ein behaglicher Russe, Namens Peglow, meistens um ihn. Dieser war ein früherer Bekannter von Herder in Riga gewesen und suchte sich, obgleich kein Jüngling mehr, noch in der Chirurgie unter Lobstein's Anleitung zu vervollkommnen. Herder konnte allerliebst einnehmend und geistreich sein, aber eben so leicht eine verdrießliche Seite hervorkehren. Dieses Anziehen und Abstoßen haben zwar alle Menschen ihrer

Natur nach, einige mehr, einige weniger, einige in langsamern, andere in schnelleren Pulsen; wenige können ihre Eigenheiten hierin wirklich bezwingen, viele zum Schein. Was Herdern betrifft, so schrieb sich das Uebergewicht seines widersprechenden, bittern, bissigen Humors gewiß von seinem Uebel und den daraus entspringenden Leiden her. Dieser Fall kommt im Leben öfters vor, und man beachtet nicht genug die moralische Wirkung krankhafter Zustände und beurtheilt daher manche Charaktere sehr ungerecht, weil man alle Menschen für gesund nimmt und von ihnen verlangt, daß sie sich auch in solcher Maße betragen sollen.

Die ganze Zeit dieser Kur besuchte ich Herdern Morgens und Abends; ich blieb auch wol ganze Tage bei ihm und gewöhnte mich in Kurzem um so mehr an sein Schelten und Tadeln, als ich seine schönen und großen Eigenschaften, seine ausgebreiteten Kenntnisse, seine tiefen Einsichten täglich mehr schätzen lernte. Die Einwirkung dieses gutmüthigen Polterers war groß und bedeutend. Er hatte fünf Jahre mehr als ich, welches in jüngeren Tagen schon einen großen Unterschied macht; und da ich ihn für das anerkannte, was er war, da ich dasjenige zu schätzen suchte, was er schon geleistet hatte, so mußte er eine große Superiorität über mich gewinnen. Aber behaglich war der Zustand nicht; denn ältere Personen, mit denen ich bisher umgegangen, hatten mich mit Schonung zu lieben gesucht, vielleicht auch durch Nachgiebigkeit verzogen; von Herdern aber konnte man niemals eine Billigung erwarten, man mochte sich anstellen, wie man wollte. Indem nun also auf der einen Seite meine große Neigung und Verehrung für ihn und auf der andern das Mißbehagen, das er in mir erweckte, beständig mit einander im Streit lagen, so entstand ein Zwiespalt in mir, der erste in seiner Art, den ich in meinem Leben empfunden hatte. Da seine Gespräche jederzeit bedeutend waren, er mochte fragen, antworten oder sich sonst auf eine Weise mittheilen, so mußte er mich zu neuen Ansichten täglich, ja stündlich befördern. In Leipzig hatte ich mir eher ein enges und abgezirkeltes Wesen angewöhnt, und meine allgemeinen Kenntnisse der deutschen Literatur konnten durch meinen Frankfurter Zustand nicht erweitert werden; ja, mich hatten jene mystisch-religiösen chemischen Beschäftigungen in dunkle Regionen geführt, und was seit einigen Jahren in der weiten literarischen Welt vorgegangen, war mir meistens fremd geblieben. Nun wurde

ich auf einmal durch Herder mit allem neuen Streben und mit allen den Richtungen bekannt, welche daſſelbe zu nehmen ſchien. Er ſelbſt hatte ſich ſchon genugſam berühmt gemacht und durch ſeine „Fragmente“, die „Kritiſchen Wälder“ und Anderes unmittelbar an die Seite der vorzüglichſten Männer geſetzt, welche ſeit längerer Zeit die Augen des Vaterlands auf ſich zogen. Was in einem ſolchen Geiſte für eine Bewegung, was in einer ſolchen Natur für eine Gährung müſſe geweſen ſein, läßt ſich weder faſſen noch darſtellen. Groß aber war gewiß das eingehüllte Streben, wie man leicht einſehen wird, wenn man bedenkt, wie viele Jahre nachher und was er Alles gewirkt und geleiſtet hat.

Wir hatten nicht lange auf dieſe Weiſe zuſammen gelebt, als er mir vertraute, daß er ſich um den Preis, welcher auf die beſte Schrift über den Urſprung der Sprachen von Berlin ausgeſetzt war, mit zu bewerben gedenke. Seine Arbeit war ſchon ihrer Vollendung nahe, und wie er eine ſehr reinliche Hand ſchrieb, ſo konnte er mir bald ein lesbares Manuſkript beſtweiſe mittheilen. Ich hatte über ſolche Gegenſtände niemals nachgedacht; ich war noch zu ſehr in der Mitte der Dinge befangen, als daß ich hätte an Anfang und Ende denken ſollen. Auch ſchien mir die Frage einigermaßen müſſig; denn wenn Gott den Menſchen als Menſchen erſchaffen hatte, ſo war ihm ja ſo gut die Sprache als der aufrechte Gang anerſchaffen; ſo gut er gleich merken mußte, daß er geben und greifen könne, ſo gut mußte er auch gewahr werden, daß er mit der Kehle zu ſingen und dieſe Töne durch Zunge, Gaumen und Lippen noch auf verſchiedene Weiſe zu modifiziren vermöge. War der Menſch göttlichen Urſprungs, ſo war es ja auch die Sprache ſelbſt, und war der Menſch, in dem Umkreis der Natur betrachtet, ein natürliches Weſen, ſo war die Sprache gleichfalls natürlich. Dieſe beiden Dinge konnte ich wie Seel' und Leib niemals aus einander bringen. Süßmilch, bei einem truden Realismus doch etwas phantaſtiſch geſinnt, hatte ſich für den göttlichen Urſprung entſchieden, das heißt, daß Gott den Schulmeiſter bei den erſten Menſchen geſpielt habe. Herder's Abhandlung ging darauf hinaus, zu zeigen, wie der Menſch als Menſch wohl aus eignen Kräften zu einer Sprache gelangen könne und müſſe. Ich las die Abhandlung mit großem Vergnügen und zu meiner beſondern Kräftigung; allein ich ſtand nicht hoch genug weder im Wiſſen noch

im Denken, um ein Urtheil darüber zu begründen. Ich bezeigte dem Verfasser daher meinen Beifall, indem ich nur wenige Bemerkungen, die aus meiner Sinnesweise herflossen, hinzufügte. Eins aber wurde wie das Andre aufgenommen; man wurde geschulten und getadelt, man mochte nun bedingt oder unbedingt zustimmen. Der dicke Chirurgus hatte weniger Geduld als ich; er lehnte die Mittheilung dieser Preisschrift humoristisch ab und versicherte, daß er gar nicht eingerichtet sei, über so abstrakte Materien zu denken. Er drang vielmehr auf l'Hombre, welches wir gewöhnlich Abends zusammen spielten.

Bei einer so verdrießlichen und schmerzhaften Kur verlor unser Herder nicht an seiner Lebhaftigkeit; sie ward aber immer weniger wohlthätig. Er konnte nicht ein Billet schreiben, um etwas zu verlangen, das nicht mit irgend einer Verhöhnung gewürzt gewesen wäre. So schrieb er mir zum Beispiel einmal:

„Wenn des Brutus Briefe Dir sind in Cicero's Briefen,
Dir, den die Tröster der Schulen von wohlgehobelten Brettern,
Prachtgerüstete, trösten, doch mehr von außen als innen,
Der von Göttern Du stammst, von Gothen oder vom Kothe,
Goethe, sende mir sie!"

Es war freilich nicht fein, daß er sich mit meinem Namen diesen Spaß erlaubte; denn der Eigenname eines Menschen ist nicht etwa wie ein Mantel, der blos um ihn her hängt und an dem man allenfalls noch zupfen und zerren kann, sondern ein vollkommen passendes Kleid, ja wie die Haut selbst ihm über und über angewachsen, an der man nicht schaben und schinden darf, ohne ihn selbst zu verletzen.

Der erste Vorwurf hingegen war gegründeter. Ich hatte nämlich die von Langern eingetauschten Autoren und dazu noch verschiedene schöne Ausgaben aus meines Vaters Sammlung mit nach Straßburg genommen und sie auf einem reinlichen Bücherbrett aufgestellt, mit dem besten Willen, sie zu benutzen. Wie sollte aber die Zeit zureichen, die ich in hunderterlei Thätigkeiten zersplitterte! Herder, der auf Bücher höchst aufmerksam war, weil er deren jeden Augenblick bedurfte, gewahrte beim ersten Besuch meine schöne Sammlung, aber auch bald, daß ich mich derselben gar nicht bediente; deswegen er als der größte

Feind alles Scheins und aller Ostentation bei Gelegenheit mich damit aufzuziehen pflegte.

Noch ein anderes Spottgedicht fällt mir ein, das er mir Abends nachsendete, als ich ihm von der Dresdner Galerie viel erzählt hatte. Freilich war ich in den höhern Sinn der italienischen Schule nicht eingedrungen; aber Domenico Feti, ein trefflicher Künstler, wiewol Humorist und also nicht vom ersten Range, hatte mich sehr angesprochen. Geistliche Gegenstände mußten gemalt werden. Er hielt sich an die neutestamentlichen Parabeln und stellte sie gern dar, mit viel Eigenheit, Geschmack und guter Laune. Er führte sie dadurch ganz ans gemeine Leben heran, und die so geistreichen als naiven Einzelnheiten seiner Kompositionen, durch einen freien Pinsel empfohlen, hatten sich mir lebendig eingedrückt. Ueber diesen meinen kindlichen Kunstenthusiasmus spottete Herder folgendergestalt:

„Aus Sympathie
Behagt mir besonders ein Meister,
Domenico Feti heißt er.
Der parodirt die biblische Parabel
So hübsch zu einer Narrenfabel,
Aus Sympathie. — Du närrische Parabel!"

Dergleichen mehr oder weniger heitre oder abstruse, muntre oder bittre Späße könnte ich noch manche anführen. Sie verdrossen mich nicht, waren mir aber unbequem. Da ich jedoch Alles, was zu meiner Bildung beitrug, höchlich zu schätzen wußte und ich ja mehrmals frühere Meinungen und Neigungen aufgegeben hatte, so fand ich mich gar bald darein und suchte nur, soviel mir auf meinem damaligen Standpunkte möglich war, gerechten Tadel von ungerechten Invektiven zu unterscheiden. Und so war denn auch kein Tag, der nicht auf das Fruchtbarste lehrreich für mich gewesen wäre.

Ich ward mit der Poesie von einer ganz andern Seite, in einem andern Sinne bekannt als bisher, und zwar in einem solchen, der mir sehr zusagte. Die hebräische Dichtkunst, welche er nach seinem Vorgänger Lowth geistreich behandelte, die Volkspoesie, deren Ueberlieferungen im Elsaß aufzusuchen er uns antrieb, die ältesten Urkunden als Poesie, gaben das Zeugniß, daß die Dichtkunst überhaupt eine Welt- und Völkergabe sei, nicht ein Privateigenthum einiger feinen, gebildeten Männer.

Ich verschlang das Alles, und je heftiger ich im Empfangen, desto freigebiger war er im Geben, und wir brachten die interessantesten Stunden zusammen zu. Meine übrigen angefangenen Naturstudien suchte ich fortzusetzen, und da man immer Zeit genug hat, wenn man sie gut anwenden will, so gelang mir mitunter das Doppelte und Dreifache. Was die Fülle dieser wenigen Wochen betrifft, welche wir zusammen lebten, kann ich wol sagen, daß Alles, was Herder nachher allmählich ausgeführt hat, im Keim angedeutet ward, und daß ich dadurch in die glückliche Lage gerieth, Alles, was ich bisher gedacht, gelernt, mir zugeeignet hatte, zu kompletiren, an ein Höheres anzuknüpfen, zu erweitern. Wäre Herder methodischer gewesen, so hätte ich auch für eine dauerhafte Richtung meiner Bildung die köstlichste Anleitung gefunden; aber er war mehr geneigt zu prüfen und anzuregen, als zu führen und zu leiten. So machte er mich zuerst mit Hamann's Schriften bekannt, auf die er einen sehr großen Werth setzte. Anstatt mich aber über dieselben zu belehren und mir den Hang und Gang dieses außerordentlichen Geistes begreiflich zu machen, so diente es ihm gewöhnlich nur zur Belustigung, wenn ich mich, um zu dem Verständniß solcher sibyllinischen Blätter zu gelangen, freilich wunderlich genug geberdete. Indessen fühlte ich wohl, daß mir in Hamann's Schriften etwas zusagte, dem ich mich überließ, ohne zu wissen, woher es komme und wohin es führe.

Nachdem die Kur länger als billig gedauert, Lobstein in seiner Behandlung zu schwanken und sich zu wiederholen anfing, so daß die Sache kein Ende nehmen wollte, auch Pezlow mir schon heimlich anvertraut hatte, daß wol schwerlich ein guter Ausgang zu hoffen sei, so trübte sich das ganze Verhältniß: Herder ward ungeduldig und mißmuthig, es wollte ihm nicht gelingen, seine Thätigkeit wie bisher fortzusetzen, und er mußte sich um so mehr einschränken, als man die Schuld des mißrathenen chirurgischen Unternehmens auf Herder's allzu große geistige Anstrengung und seinen ununterbrochenen lebhaften, ja lustigen Umgang mit uns zu schieben anfing. Genug, nach so viel Qual und Leiden wollte die künstliche Thränenzinne sich nicht bilden und die beabsichtigte Kommunikation nicht zu Stande kommen. Man sah sich genöthigt, damit das Uebel nicht ärger würde, die Wunde zuheilen zu lassen. Wenn man nun bei der Operation Herder's Standhaftigkeit unter solchen Schmerzen bewundern mußte, so hatte seine melancholische, ja grimmige

Resignation in den Gedanken, zeitlebens einen solchen Makel tragen zu müssen, etwas wahrhaft Erhabenes, wodurch er sich die Verehrung Derer, die ihn schauten und liebten, für immer zu eigen machte. Dieses Uebel, das ein so bedeutendes Angesicht entstellte, mußte ihm um so ärgerlicher sein, als er ein vorzügliches Frauenzimmer in Darmstadt kennen gelernt und sich ihre Neigung erworben hatte. Hauptsächlich in diesem Sinne mochte er sich jener Kur unterwerfen, um bei der Rückreise freier, fröhlicher, wohlgebildeter vor seine Halbverlobte zu treten und sich gewisser und unverbrüchlicher mit ihr zu verbinden. Er eilte jedoch, sobald als möglich von Straßburg wegzukommen, und weil sein bisheriger Aufenthalt so kostbar als unangenehm gewesen, erborgte ich eine Summe Geldes für ihn, die er auf einen bestimmten Termin zu erstatten versprach. Die Zeit verstrich, ohne daß das Geld ankam. Mein Gläubiger mahnte mich zwar nicht, aber ich war doch mehrere Wochen in Verlegenheit. Endlich kam Brief und Geld, und auch hier verleugnete er sich nicht; denn anstatt eines Dankes, einer Entschuldigung enthielt sein Schreiben lauter fröhliche Dinge in Knittelversen, die einen Andern irre oder gar abwendig gemacht hätten; mich aber rührte das nicht weiter, da ich von seinem Werth einen so großen und mächtigen Begriff gefaßt hatte, der alles Widerwärtige verschlang, was ihm hätte schaden können.

Man soll jedoch von eignen und fremden Fehlern niemals, am Wenigsten öffentlich reden, wenn man nicht dadurch etwas Nützliches zu bewirken denkt; deshalb will ich hier gewisse zudringende Bemerkungen einschalten.

Dank und Undank gehören zu denen in der moralischen Welt jeden Augenblick hervortretenden Ereignissen, worüber die Menschen sich unter einander niemals beruhigen können. Ich pflege einen Unterschied zu machen zwischen Nichtdankbarkeit, Undank und Widerwillen gegen den Dank. Jene erste ist dem Menschen angeboren, ja anerschaffen; denn sie entspringt aus einer glücklichen, leichtsinnigen Vergessenheit des Widerwärtigen wie des Erfreulichen, wodurch ganz allein die Fortsetzung des Lebens möglich wird. Der Mensch bedarf so unendlich vieler äußeren Vor- und Mitwirkungen zu einem leidlichen Dasein, daß, wenn er der Sonne und der Erde, Gott und der Natur, Vorvordern und Eltern, Freunden und Gesellen immer den gebührenden Dank abtragen wollte, ihm weder Zeit noch Gefühl übrig bliebe, um neue Wohlthaten zu empfangen und zu ge-

nießen. Läßt nun freilich der natürliche Mensch jenen Leichtsinn in und über sich walten, so nimmt eine kalte Gleichgiltigkeit immer mehr überhand und man sieht den Wohlthäter zuletzt als einen Fremden an, zu dessen Schaden man allenfalls, wenn es uns nützlich wäre, auch etwas unternehmen dürfte. Dies allein kann eigentlich Undank genannt werden, der aus der Rohheit entspringt, worin die ungebildete Natur sich am Ende nothwendig verlieren muß. Widerwille gegen das Danken jedoch, Erwiderung einer Wohlthat durch unmuthiges und verdrießliches Wesen ist sehr selten und kommt nur bei vorzüglichen Menschen vor: solchen, die mit großen Anlagen und dem Vorgefühl derselben, in einem niederen Stande oder in einer hilflosen Lage geboren, sich von Jugend auf Schritt vor Schritt durchdrängen und von allen Orten der Hilfe und Beistand annehmen müssen, die ihnen denn manchmal durch Plumpheit der Wohlthäter vergällt und widerwärtig werden, indem das, was sie empfangen, irdisch, und das, was sie dagegen leisten, höherer Art ist, so daß eine eigentliche Kompensation nicht gedacht werden kann. Lessing hat bei dem schönen Bewußtsein, das ihm in seiner besten Lebenszeit über irdische Dinge zu Theil ward, sich hierüber einmal derb, aber heiter ausgesprochen. Herder hingegen vergällte sich und Andern immerfort die schönsten Tage, da er jenen Unmuth, der ihn in der Jugend nothwendig ergriffen hatte, in der Folgezeit durch Gotteskraft nicht zu mäßigen wußte.

Diese Forderung kann man gar wohl an sich machen; denn der Bildungsfähigkeit eines Menschen kommt das Licht der Natur, welches immer thätig ist, ihn über seine Zustände aufzuklären, auch hier gar freundlich zu Statten; und überhaupt sollte man in manchen sittlichen Bildungsfällen die Mängel nicht zu schwer nehmen und sich nicht nach allzu ernsten, weitliegenden Mitteln umsehen, da sich gewisse Fehler sehr leicht, ja spielend abthun lassen. So können wir zum Beispiel die Undankbarkeit in uns durch bloße Gewohnheit erregen, lebendig erhalten, ja zum Bedürfniß machen.

In einem biographischen Versuch ziemt es wohl, von sich selbst zu reden. Ich bin von Natur so wenig dankbar als irgend ein Mensch, und beim Vergessen empfangenes Guten konnte das heftige Gefühl eines augenblicklichen Mißverhältnisses mich sehr leicht zum Undank verleiten.

Diesem zu begegnen, gewöhnte ich mich zuvörderst bei Allem, was ich besitze, mich gern zu erinnern, wie ich dazu ge-

langt, von wem ich es erhalten, es sei durch Geschenk, Tausch oder Kauf oder auf irgend eine andre Art. Ich habe mich gewöhnt, beim Vorzeigen meiner Sammlungen der Personen zu gedenken, durch deren Vermittelung ich das Einzelne erhielt, ja der Gelegenheit, dem Zufall, der entferntesten Veranlassung und Mitwirkung, wodurch mir Dinge geworden, die mir lieb und werth sind, Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Das, was uns umgiebt, erhält dadurch ein Leben, wir sehen es in geistiger, liebevoller, genetischer Verknüpfung, und durch das Vergegenwärtigen vergangener Zustände wird das augenblickliche Dasein erhöht und bereichert: die Urheber der Gaben steigen wiederholt vor der Einbildungskraft hervor, man verknüpft mit ihrem Bilde eine angenehme Erinnerung, macht sich den Undank unmöglich und ein gelegentliches Erwidern leicht und wünschenswerth. Zugleich wird man auf die Betrachtung desjenigen geführt, was nicht sinnlicher Besitz ist, und man rekapitulirt gar gern, woher sich unsere höheren Güter schreiben und datiren.

Ehe ich nun von jenem für mich so bedeutenden und folgereichen Verhältnisse zu Herdern den Blick hinwegwende, finde ich noch Einiges nachzubringen. Es war nichts natürlicher, als daß ich nach und nach in Mittheilung dessen, was bisher zu meiner Bildung beigetragen, besonders aber solcher Dinge, die mich noch in dem Augenblicke ernstlich beschäftigten, gegen Herdern immer karger und karger ward. Er hatte mir den Spaß an so Manchem, was ich früher geliebt, verdorben und mich besonders wegen der Freude, die ich an Ovid's Metamorphosen gehabt, aufs Strengste getadelt. Ich mochte meinen Liebling in Schutz nehmen, wie ich wollte, ich mochte sagen, daß für eine jugendliche Phantasie nichts erfreulicher sein könne, als in jenen heitern und herrlichen Gegenden mit Göttern und Halbgöttern zu verweilen und ein Zeuge ihres Thuns und ihrer Leidenschaften zu sein; ich mochte jenes oben erwähnte Gutachten eines ernsthaften Mannes umständlich beibringen und solches durch meine eigne Erfahrung bekräftigen: das Alles sollte nicht gelten, es sollte sich keine eigentliche unmittelbare Wahrheit in diesen Gedichten finden; hier sei weder Griechenland noch Italien, weder eine Urwelt noch eine gebildete, Alles vielmehr sei Nachahmung des schon Dagewesenen und eine manierirte Darstellung, wie sie sich nur von einem Uebercultivirten erwarten lasse. Und wenn ich denn zuletzt behaupten wollte, was ein vorzügliches Individuum hervorbringe, sei doch auch Natur,

und unter allen Völkern, frühern und spätern, sei doch immer nur der Dichter Dichter gewesen, so wurde mir dies nun gar nicht gut gehalten, und ich mußte Manches deswegen ausstehen, ja, mein Ovid war mir beinah dadurch verleidet; denn es ist keine Neigung, keine Gewohnheit so stark, daß sie gegen die Mißreden vorzüglicher Menschen, in die man Vertrauen setzt, auf die Länge sich erhalten könnte. Immer bleibt etwas hängen, und wenn man nicht unbedingt lieben darf, sieht es mit der Liebe schon mißlich aus.

Am Sorgfältigsten verbarg ich ihm das Interesse an gewissen Gegenständen, die sich bei mir eingewurzelt hatten und sich nach und nach zu poetischen Gestalten ausbilden wollten. Es war Götz von Berlichingen und Faust. Die Lebensbeschreibung des Erstern hatte mich im Innersten ergriffen. Die Gestalt eines rohen, wohlmeinenden Selbsthelfers in wilder, anarchischer Zeit erregte meinen tiefsten Antheil. Die bedeutende Puppenspielfabel des Andern klang und summte gar vieltönig in mir wieder. Auch ich hatte mich in allem Wissen umhergetrieben und war früh genug auf die Eitelkeit desselben hingewiesen worden. Ich hatte es auch im Leben auf allerlei Weise versucht und war immer unbefriedigter und gequälter zurückgekommen. Nun trug ich diese Dinge, sowie manche andre, mit mir herum und ergetzte mich daran in einsamen Stunden, ohne jedoch etwas davon aufzuschreiben. Am Meisten aber verbarg ich vor Herdern meine mystisch-kabbalistische Chemie und was sich darauf bezog, ob ich mich gleich noch sehr gern heimlich beschäftigte, sie konsequenter auszubilden, als man sie mir überliefert hatte. Von poetischen Arbeiten glaube ich ihm „Die Mitschuldigen" vorgelegt zu haben, doch erinnere ich mich nicht, daß mir irgend eine Zurechtweisung oder Aufmunterung von seiner Seite hierüber zu Theil geworden wäre. Aber bei diesem Allen blieb er der er war; was von ihm ausging, wirkte, wenn auch nicht erfreulich, doch bedeutend; ja seine Handschrift sogar übte auf mich eine magische Gewalt aus. Ich erinnere mich nicht, daß ich eins seiner Blätter, ja nur ein Couvert von seiner Hand, zerrissen oder verschleudert hätte; dennoch ist mir bei den so mannichfaltigen Orts- und Zeitwechseln kein Dokument jener wunderbaren, ahnungsvollen und glücklichen Tage übrig geblieben.

Daß übrigens Herders Anziehungskraft sich so gut auf Andre als auf mich wirksam erwies, wurde ich kaum erwähnen,

hätte ich nicht zu bemerken, daß sie sich besonders auf Jung, genannt Stilling, erstreckt habe. Das treue, redliche Streben dieses Mannes mußte Jeden, der nur irgend Gemüth hatte, höchlich interessiren, und seine Empfänglichkeit Jeden, der etwas mitzutheilen im Stande war, zur Offenheit reizen. Auch betrug sich Herder gegen ihn nachsichtiger als gegen uns Andre; denn seine Gegenwirkung schien jederzeit mit der Wirkung, die auf ihn geschah, im Verhältniß zu stehn. Jung's Unbefangenheit war von so viel gutem Willen, sein Vordringen von so viel Sanftheit und Ernst begleitet, daß ein Verständiger gewiß nicht hart gegen ihn sein und ein Wohlwollender ihn nicht verhöhnen, noch zum Besten haben konnte. Auch war Jung durch Herdern dergestalt exaltirt, daß er sich in allem seinem Thun gestärkt und gefördert fühlte, ja seine Neigung gegen mich schien in eben diesem Maße abzunehmen; doch blieben wir immer gute Gesellen, wir trugen einander vor wie nach und erzeigten uns wechselseitig die freundlichsten Dienste.

Entfernen wir uns jedoch nunmehr von der freundschaftlichen Krankenstube und von den allgemeinen Betrachtungen, welche eher auf Krankheit als auf Gesundheit des Geistes deuten; begeben wir uns in die freie Luft, auf den hohen und breiten Altan des Münsters, als wäre die Zeit noch da, wo wir junge Gesellen uns öfters dorthin auf den Abend beschieden, um mit gefüllten Römern die scheidende Sonne zu begrüßen. Hier verlor sich alles Gespräch in die Betrachtung der Gegend, alsdann wurde die Schärfe der Augen geprüft, und Jeder bestrebte sich, die entferntesten Gegenstände gewahr zu werden, ja deutlich zu unterscheiden. Gute Fernröhre wurden zu Hilfe genommen, und ein Freund nach dem andern bezeichnete genau die Stelle, die ihm die liebste und werthste geworden, und schon fehlte es auch mir nicht an einem solchen Plätzchen, das, ob es gleich nicht bedeutend in der Landschaft hervortrat, mich doch mehr als alles Andere mit einem lieblichen Zauber an sich zog. Bei solchen Gelegenheiten ward nun durch Erzählung die Einbildungskraft angeregt und manche kleine Reise verabredet, ja oft aus dem Stegreife unternommen, von denen ich nur eine statt vieler umständlich erzählen will, da sie in manchem Sinne für mich folgereich gewesen.

Mit zwei werthen Freunden und Tischgenossen, Engelbach und Weyland, Beide aus dem untern Elsaß gebürtig, begab ich mich zu Pferde nach Zabern, wo uns bei schönem Wetter der

kleine freundliche Ort gar anmuthig anlachte. Der Anblick des bischöflichen Schlosses erregte unsere Bewunderung; eines neuen Stalles Weitläuftigkeit, Größe und Pracht zeugten von dem übrigen Wohlbehagen des Besitzers. Die Herrlichkeit der Treppe überraschte uns, die Zimmer und Säle betraten wir mit Ehrfurcht, nur kontrastirte die Person des Kardinals, ein kleiner zusammengefallener Mann, den wir speisen sahen. Der Blick in den Garten ist herrlich, und ein Kanal, drei Viertelstunden lang, schnurgerade auf die Mitte des Schlosses gerichtet, giebt einen hohen Begriff von dem Sinn und den Kräften der vorigen Besitzer. Wir spazierten daran hin und wieder und genossen mancher Partien dieses schön gelegenen Ganzen zu Ende der herrlichen Elsaßer Ebene, am Fuße der Vogesen.

Nachdem wir uns nun an diesem geistlichen Vorposten einer königlichen Macht erfreut und es uns in seiner Region wohl sein lassen, gelangten wir früh den andern Morgen zu einem öffentlichen Werk, das höchst würdig den Eingang in ein mächtiges Königreich eröffnet. Von der aufgehenden Sonne beschienen, erhob sich vor uns die berühmte Zaberner Steige, ein Werk von unüberdenklicher Arbeit. Schlangenweis, über die fürchterlichsten Felsen aufgemauert, führt eine Chaussee, für drei Wagen neben einander breit genug, so leise bergauf, daß man es kaum empfindet. Die Härte und Glätte des Wegs, die gepflasterten Erhöhungen an beiden Seiten für die Fußgänger, die steinernen Rinnen zum Ableiten der Bergwasser, Alles ist so reinlich als künstlich und dauerhaft hergerichtet, daß es einen genügenden Anblick gewährt. So gelangt man allmählich nach Pfalzburg, einer neueren Festung. Sie liegt auf einem mäßigen Hügel; die Werke sind elegant auf schwärzlichen Felsen von gleichem Gestein erbaut, die mit Kalk weiß ausgestrichenen Fugen bezeichnen genau die Größe der Quadern und geben von der reinlichen Arbeit ein auffallendes Zeugniß. Den Ort selbst fanden wir wie sich's für eine Festung geziemt, regelmäßig, von Steinen gebaut, die Kirche geschmackvoll. Als wir durch die Straßen wandelten — es war Sonntags früh um Neun —, hörten wir Musik; man walzte schon im Wirthshause nach Herzensluft, und da sich die Einwohner durch die große Theurung, ja durch die drohende Hungersnoth in ihren Vergnügen nicht irre machen ließen, so ward auch unser jugendlicher Frohsinn keineswegs getrübt, als uns der Bäcker einiges

Brod auf die Reiſe verſagte und uns in den Gaſthof verwies, wo wir es allenfalls an Ort und Stelle verzehren dürften.

Sehr gern ritten wir nun wieder die Steige hinab, um dieſes architektoniſche Wunder zum zweiten Male anzuſtaunen und uns der erquickenden Ausſicht über das Elſaß nochmals zu erfreuen. Wir gelangten bald nach Buchsweiler, wo uns Freund Wieland eine gute Aufnahme vorbereitet hatte. Dem friſchen jugendlichen Sinne iſt der Zuſtand einer kleinen Stadt ſehr gemäß; die Familienverhältniſſe ſind näher und fühlbarer, das Hausweſen, das zwiſchen läßlicher Amtsbeſchäftigung, ſtädtiſchem Gewerk, Feld- und Gartenbau mit mäßiger Thätigkeit ſich hin und wieder bewegt, lädt uns ein zu freundlicher Theilnahme, die Geſelligkeit iſt nothwendig, und der Fremde befindet ſich in den beſchränkten Kreiſen ſehr angenehm, wenn ihn nicht etwa die Mißhelligkeiten der Einwohner, die an ſolchen Orten fühlbarer ſind, irgendwo berühren. Dieſes Städtchen war der Hauptplatz der Grafſchaft Hanau-Lichtenberg, dem Landgrafen von Darmſtadt unter franzöſiſcher Hoheit gehörig. Eine daſelbſt angeſtellte Regierung und Kammer machten den Ort zum bedeutenden Mittelpunkt eines ſehr ſchönen und wünſchenswerthen fürſtlichen Beſitzes. Wir vergaßen leicht die ungleichen Straßen, die unregelmäßige Bauart des Orts, wenn wir heraustraten, um das alte Schloß und die an einem Hügel vortrefflich angelegten Gärten zu beſchauen. Mancherlei Luſtwäldchen, eine zahme und wilde Faſanerie und die Reſte mancher ähnlichen Anſtalten zeigten, wie angenehm dieſe kleine Reſidenz ehemals müſſe geweſen ſein.

Doch alle dieſe Betrachtungen übertraf der Anblick, wenn man von dem nahgelegenen Baſtberg die völlig paradieſiſche Gegend überſchaute. Dieſe Höhe, ganz aus verſchiedenen Muſcheln zuſammengehäuft, machte mich zum erſten Male auf ſolche Dokumente der Vorwelt aufmerkſam; ich hatte ſie noch niemals in ſo großer Maſſe beiſammen geſehn. Doch wendete ſich der ſchauluſtige Blick bald ausſchließlich in die Gegend. Man ſteht auf dem letzten Vorgebirge nach dem Lande zu; gegen Norden liegt eine fruchtbare, mit kleinen Wäldchen durchzogene Fläche, von einem ernſten Gebirge begrenzt, das ſich gegen Abend nach Zabern hin erſtreckt, wo man den biſchöflichen Palaſt und die eine Stunde davon liegende Abtei St. Johann deutlich erkennen mag. Von da verfolgt das Auge die immer mehr ſchwindende Bergkette der Vogeſen bis nach Süden hin. Wendet man ſich

gegen Nordost, so sieht man das Schloß Lichtenberg auf einem Felsen, und gegen Südost hat das Auge die unendliche Fläche des Elsaßes zu durchforschen, die sich in immer mehr abduftenden Landschaftsgründen dem Gesicht entzieht, bis zuletzt die schwäbischen Gebirge schattenweis in den Horizont verfließen.

Schon bei meinen wenigen Wanderungen durch die Welt hatte ich bemerkt, wie bedeutend es sei, sich auf Reisen nach dem Laufe der Wasser zu erkundigen, ja bei dem kleinsten Bache zu fragen, wohin er denn eigentlich laufe. Man erlangt dadurch eine Uebersicht von jeder Flußregion, in der man eben befangen ist, einen Begriff von den Höhen und Tiefen, die auf einander Bezug haben, und windet sich am Sichersten an diesen Leitfäden, welche sowol dem Anschauen als dem Gedächtniß zu Hilfe kommen, aus geologischem und politischem Ländergewirre. In dieser Betrachtung nahm ich feierlichen Abschied von dem theuren Elsaß, da wir uns den andern Morgen nach Lothringen zu wenden gedachten.

Der Abend ging hin in vertraulichen Gesprächen, wo man sich über eine unerfreuliche Gegenwart durch Erinnerung an eine bessere Vergangenheit zu erheitern suchte. Vor allem Andern war hier wie im ganzen Ländchen der Name des letzten Grafen Reinhard von Hanau in Segen, dessen großer Verstand und Tüchtigkeit in allem seinem Thun und Lassen hervortrat und von dessen Dasein noch manches schöne Denkmal übrig geblieben war. Solche Männer haben den Vorzug, doppelte Wohlthäter zu sein, einmal für die Gegenwart, die sie beglücken, und sodann für die Zukunft, deren Gefühl und Muth sie nähren und aufrecht erhalten.

Als wir nun uns nordwestwärts in das Gebirg wendeten und bei Lützelstein, einem alten Bergschloß in einer sehr hügelvollen Gegend, vorbeizogen und in die Region der Saar und Mosel hinabstiegen, fing der Himmel an sich zu trüben, als wollte er uns den Zustand des rauheren Bestriches noch fühlbarer machen. Das Thal der Saar, wo wir zuerst Bockenheim, einen kleinen Ort, antrafen und gegenüber Neu-Saarwerden, gut gebaut, mit einem Lustschloß, erblickten, ist zu beiden Seiten von Bergen begleitet, die traurig heißen konnten, wenn nicht an ihrem Fuß eine unendliche Folge von Wiesen und Matten, die Bonau genannt, sich bis Saaralbe und weiter hin unübersehlich erstreckte. Große Gebäude eines ehmaligen Gestütes der Herzoge von Lothringen ziehen hier den Blick an; sie dienen

gegenwärtig, zu solchen Zwecken freilich sehr wohl gelegen, als Meierei. Wir gelangten über Saargemünd nach Saarbrück, und diese kleine Residenz war ein lichter Punkt in einem so felsig waldigen Lande. Die Stadt, klein und hübsch, aber durch den letzten Fürsten wohl ausgeziert, macht sogleich einen angenehmen Eindruck, weil die Häuser alle grauweiß angestrichen sind und die verschiedene Höhe derselben einen mannichfaltigen Anblick gewährt. Mitten auf einem schönen, mit ansehnlichen Gebäuden umgebenen Platze steht die Lutherische Kirche, in einem kleinen, aber dem Ganzen entsprechenden Maßstabe. Die Vorderseite des Schlosses liegt mit der Stadt auf ebenem Boden, die Hinterseite dagegen am Abhange eines steilen Felsens. Diesen hat man nicht allein terrassenweis abgearbeitet, um bequem in das Thal zu gelangen, sondern man hat sich auch unten einen länglich-viereckten Gartenplatz durch Verdrängung des Flusses an der einen und durch Abschroten des Felsens an der andern Seite verschafft, worauf denn dieser ganze Raum erst mit Erde ausgefüllt und bepflanzt worden. Die Zeit dieser Unternehmung fiel in die Epoche, da man bei Gartenanlagen den Architekten zu Rathe zog, wie man gegenwärtig das Auge des Landschaftsmalers zu Hilfe nimmt. Die ganze Einrichtung des Schlosses, das Kostbare und Angenehme, das Reiche und Zierliche deuteten auf einen lebenslustigen Besitzer, wie der verstorbene Fürst gewesen war; der gegenwärtige befand sich nicht am Orte. Präsident von Günderode empfing uns aufs Verbindlichste und bewirthete uns drei Tage besser, als wir es erwarten durften. Ich benutzte die mancherlei Bekanntschaften, zu denen wir gelangten, um mich vielseitig zu unterrichten. Das genußreiche Leben des vorigen Fürsten gab Stoff genug zur Unterhaltung, nicht weniger die mannichfaltigen Anstalten, die er getroffen, um Vortheile, die ihm die Natur seines Landes darbot, zu benutzen. Hier wurde ich nun eigentlich in das Interesse der Berggegenden eingeweiht, und die Lust zu ökonomischen und technischen Betrachtungen, welche mich einen großen Theil meines Lebens beschäftigt haben, zuerst erregt. Wir hörten von den reichen Duttweiler Steinkohlengruben, von Eisen- und Alaunwerken, ja sogar von einem brennenden Berge, und rüsteten uns, diese Wunder in der Nähe zu beschauen.

Nun zogen wir durch waldige Gebirge, die Demjenigen, der aus einem herrlichen, fruchtbaren Lande kommt, wüst und traurig erscheinen müssen und die nur durch den innern Gehalt

ihres Schooßes uns anziehen können. Kurz hinter einander wurden wir mit einem einfachen und einem komplizirten Maschinenwerke bekannt, mit einer Sensenschmiede und einem Drahtzug. Wenn man sich an jener schon erfreut, daß sie sich an die Stelle gemeiner Hände setzt, so kann man diesen nicht genug bewundern, indem er in einem höheren organischen Sinne wirkt, von dem Verstand und Bewußtsein kaum zu trennen sind. In der Alaunhütte erkundigten wir uns genau nach der Gewinnung und Reinigung dieses so nöthigen Materials, und als wir große Haufen eines weißen, fetten, lockeren, erdigen Wesens bemerkten und dessen Nutzen erforschten, antworteten die Arbeiter lächelnd, es sei der Schaum, der sich beim Alaunsieden obenauf werfe, und den Herr Stauf sammeln lasse, weil er denselben gleichfalls hoffe zu Gute zu machen. — „Lebt Herr Stauf noch?“ rief mein Begleiter verwundert aus. Man bejahte es und versicherte, daß wir nach unserm Reiseplan nicht weit von seiner einsamen Wohnung vorbeikommen würden.

Unser Weg ging nunmehr an den Rinnen hinauf, in welchen das Alaunwasser heruntergeleitet wird, und an dem vornehmsten Stellen vorbei, den sie die Landgrube nennen, woraus die berühmten Duttweiler Steinkohlen gezogen werden. Sie haben, wenn sie trocken sind, die blaue Farbe eines dunkel angelaufenen Stahls, und die schönste Irisfolge spielt bei jeder Bewegung über die Oberfläche hin. Die finsteren Stollenschlünde zogen uns jedoch um so weniger an, als der Gehalt derselben reichlich um uns her ausgeschüttet lag. Nun gelangten wir zu offnen Gruben, in welchen die gerösteten Alaunschiefer ausgelaugt werden, und bald darauf überraschte uns, obgleich vorbereitet, ein seltsames Begegniß. Wir traten in eine Klamme und fanden uns in der Region des brennenden Berges. Ein starker Schwefelgeruch umzog uns; die eine Seite der Höhle war nahezu glühend, mit rothlichem, weißgebranntem Stein bedeckt; ein dicker Dampf stieg aus den Klüften hervor, und man fühlte die Hitze des Bodens auch durch die starken Sohlen. Ein so zufälliges Ereigniß — denn man weiß nicht, wie diese Strecke sich entzündete — gewährt der Alaunfabrikation den großen Vortheil, daß die Schiefer, woraus die Oberfläche des Berges besteht, vollkommen geröstet daliegen und nur kurz und gut ausgelaugt werden dürfen. Die ganze Klamme war entstanden, daß man nach und nach die calcinirten Schiefer abgeräumt und verbraucht hatte. Wir kletterten aus dieser Tiefe hervor und

waren auf dem Gipfel des Berges. Ein anmuthiger Buchenwald umgab den Platz, der auf die Höhle folgte und sich ihr zu beiden Seiten verbreitete. Mehrere Bäume standen schon verdorrt, andere welkten in der Nähe von andern, die, noch ganz frisch, jene Gluth nicht ahneten, welche sich auch ihren Wurzeln bedrohend näherte.

Auf dem Platze dampften verschiedene Oeffnungen, andere hatten schon ausgeraucht, und so glomm dieses Feuer bereits zehen Jahre durch alte verbrochene Stollen und Schächte, mit welchen der Berg unterminirt ist. Es mag sich auch auf Klüften durch frische Kohlenlager durchziehn; denn einige hundert Schritte weiter in den Wald gedachte man bedeutende Merkmale von ergiebigen Steinkohlen zu verfolgen; man war aber nicht weit gelangt, als ein starker Dampf den Arbeitern entgegendrang und sie vertrieb. Die Oeffnung ward wieder zugeworfen; allein wir fanden die Stelle noch rauchend, als wir daran vorbei den Weg zur Residenz unseres einsiedlerischen Chemikers verfolgten. Sie liegt zwischen Bergen und Wäldern; die Thäler nehmen daselbst sehr mannichfaltige und angenehme Krümmungen, rings umher ist der Boden schwarz und kohlenartig, die Lager gehen häufig zu Tage aus. Ein Kohlenphilosoph — Philosophus per ignem, wie man sonst sagte — hätte sich wol nicht schicklicher ansiedeln können.

Wir traten vor ein kleines, zur Wohnung nicht übel dienliches Haus und fanden Herrn Stauf, der meinen Freund sogleich erkannte und mit Klagen über die neue Regierung empfing. Freilich konnten wir aus seinen Reden vermerken, daß das Alaunwerk sowie manche andre wohlgemeinte Anstalt wegen äußerer, vielleicht auch innerer Umstände die Unkosten nicht trage, und was dergleichen mehr war. Er gehörte unter die Chemiker jener Zeit, die, bei einem innigen Gefühl dessen, was mit Naturprodukten Alles zu leisten wäre, sich in einer abstrusen Betrachtung von Kleinigkeiten und Nebensachen gefielen und bei unzulänglichen Kenntnissen nicht fertig genug dasjenige zu leisten verstanden, woraus eigentlich ökonomischer und merkantilischer Vortheil zu ziehn ist. So lag der Nutzen, den er sich von jenem Schaum versprach, sehr im Weiten; so zeigte er nichts als einen Kuchen Salmiak, den ihm der brennende Berg geliefert hatte.

Bereitwillig und froh, seine Klagen einem menschlichen Ohre mitzutheilen, schleppte sich das hagere, abgelebte Männchen

in einem Schuh und einem Pantoffel, mit herabhängenden, vergebens wiederholt von ihm heraufgezogenen Strümpfen den Berg hinauf, wo die Harzhütte steht, die er selbst errichtet hat und nun mit großem Leidwesen verfallen sieht. Hier fand sich eine zusammenhangende Ofenreihe, wo Steinkohlen abgeschwefelt und zum Gebrauch bei Eisenwerken tauglich gemacht werden sollten; allein zu gleicher Zeit wollte man Oel und Harz auch zu Gute machen, ja sogar den Ruß nicht missen, und so unterlag den vielfachen Absichten Alles zusammen. Bei Lebzeiten des vorigen Fürsten trieb man das Geschäft aus Liebhaberei, auf Hoffnung; jetzt fragte man nach dem unmittelbaren Nutzen, der nicht nachzuweisen war.

Nachdem wir unsern Adepten seiner Einsamkeit überlassen, eilten wir — denn es war schon spät geworden — der Friedrichsthaler Glashütte zu, wo wir eine der wichtigsten und wunderbarsten Werkthätigkeiten des menschlichen Kunstgeschickes im Vorübergehen kennen lernten.

Doch fast mehr als diese bedeutenden Erfahrungen interessirten uns junge Bursche einige lustige Abenteuer und bei einbrechender Finsterniß unweit Neukirch ein überraschendes Feuerwerk. Denn wie vor einigen Nächten an den Ufern der Saar leuchtende Wolken Johanniswürmer zwischen Fels und Busch um uns schwebten, so frischten uns nun die funkenwerfenden Essen ihr lustiges Feuerwerk entgegen. Wir betraten bei tiefer Nacht die im Thalgrunde liegenden Schmelzhütten und vergnügten uns an dem seltsamen Halbdunkel dieser Bretterhöhlen, die nur durch des glühenden Ofens geringe Oeffnung kümmerlich erleuchtet werden. Das Geräusch des Wassers und der von ihm getriebenen Blasbälge, das fürchterliche Sausen und Pfeifen des Windstroms, der, in das geschmolzene Erz wüthend, die Ohren betäubt und die Sinne verwirrt, trieb uns endlich hinweg, um in Neukirch einzukehren, das an dem Berg hinaufgebaut ist.

Aber ungeachtet aller Mannichfaltigkeit und Unruhe des Tags konnte ich hier noch keine Rast finden. Ich überließ meinen Freund einem glücklichen Schlafe und suchte das höher gelegene Zaubichleh. Es blickt weit über Berg und Wälder hin, deren Umrisse nur an dem heitern Nachthimmel zu erkennen, deren Seiten und Tiefen aber meinem Blick undurchdringlich waren. So leer als einsam stand das wohlerhaltene Gebäude: kein Kastellan, kein Jäger war zu finden. Ich saß

vor den großen Glasthüren auf den Stufen, die um die ganze Terrasse hergehn. Hier, mitten im Gebirg, über einer waldbewachsenen finsteren Erde, die gegen den heitern Horizont einer Sommernacht nur noch finsterer erschien, das brennende Sterngewölbe über mir, saß ich an der verlassenen Stätte lange mit mir selbst und glaubte niemals eine solche Einsamkeit empfunden zu haben. Wie lieblich überraschte mich daher aus der Ferne der Ton von ein paar Waldhörnern, der auf einmal wie ein Balsamduft die ruhige Atmosphäre belebte. Da erwachte in mir das Bild eines holden Wesens, das vor den bunten Gestalten dieser Festtage in den Hintergrund gewichen war; es enthüllte sich immer mehr und mehr und trieb mich von meinem Platze nach der Herberge, wo ich Anstalten traf, mit dem Frühsten abzureisen.

Der Rückweg wurde nicht benutzt wie der Herweg. So eilten wir durch Zweibrücken, das als eine schöne und merkwürdige Residenz wol auch unsere Aufmerksamkeit verdient hätte. Wir warfen einen Blick auf das große, einfache Schloß, auf die weitläuftigen, regelmäßig mit Lindenstämmen bepflanzten, zum Tressiren der Parforcepferde wohleingerichteten Esplanaden, auf die großen Ställe, auf die Bürgerhäuser, welche der Fürst baute, um sie ausspielen zu lassen. Alles dieses, sowie Kleidung und Betragen der Einwohner, besonders der Frauen und Mädchen, deutete auf ein Verhältniß in die Ferne und machte den Bezug auf Paris anschaulich, dem alles Ueberrheinische seit geraumer Zeit sich nicht entziehen konnte. Wir besuchten auch den vor der Stadt liegenden herzoglichen Keller, der weitläuftig ist, mit großen und künstlichen Fässern versehn. Wir zogen weiter und fanden das Land zuletzt wie im Saarbrückischen. Zwischen wilden und rauhen Bergen wenig Dörfer; man verlernt hier, sich nach Getreide umzusehn. Den Hornbach zur Seite stiegen wir nach Bitsch, das an dem bedeutenden Platze liegt, wo die Gewässer sich scheiden und ein Theil in die Saar, ein Theil dem Rheine zufällt; diese letztern sollten uns bald nach sich ziehn. Doch konnten wir dem Städtchen Bitsch, das sich sehr malerisch um einen Berg herumschlingt, und der oben liegenden Festung unsere Aufmerksamkeit nicht versagen. Diese ist theils auf Felsen gebaut, theils in Felsen gehauen. Die unterirdischen Räume sind besonders merkwürdig; hier ist nicht allein hinreichender Platz zum Aufenthalt einer Menge Menschen und Vieh, sondern man trifft sogar große Gewölbe zum Exer-

ziren, eine Mühle, eine Kapelle und was man unter der Erde sonst fordern könnte, wenn die Oberfläche beunruhigt würde.

Den hinabstürzenden Bächen folgten wir nunmehr durchs Bärenthal. Die dicken Wälder auf beiden Höhen sind unbenutzt. Hier faulen Stämme zu Tausenden über einander, und junge Sprößlinge keimen in Unzahl auf halbvermoderten Vorfahren. Hier kam uns durch Gespräche einiger Fußbegleiter der Name von Dietrich wieder in die Ohren, den wir schon öfter in diesen Waldgegenden ehrenvoll hatten aussprechen hören. Die Thätigkeit und Gewandtheit dieses Mannes, sein Reichthum, die Benutzung und Anwendung desselben, Alles erschien im Gleichgewicht; er konnte sich mit Recht des Erworbenen erfreuen, das er vermehrte, und das Verdiente genießen, das er sicherte. Je mehr ich die Welt sah, je mehr erfreute ich mich, außer den allgemein berühmten Namen, auch besonders an denen, die in einzelnen Gegenden mit Achtung und Liebe genannt wurden; und so erfuhr ich auch hier bei einiger Nachfrage gar leicht, daß von Dietrich früher als Andre sich der Gebirgsschätze, des Eisens, der Kohlen und des Holzes mit gutem Erfolg zu bedienen gewußt und sich zu einem immer wachsenden Wohlhaben herangearbeitet habe.

Niederbronn, wohin wir gelangten, war ein neues Zeugniß hiervon. Er hatte diesen kleinen Ort den Grafen von Leiningen und andern Theilbesitzern abgekauft, um in der Gegend bedeutende Eisenwerke einzurichten.

Hier in diesen von den Römern schon angelegten Bädern umspülte mich der Geist des Alterthums, dessen ehrwürdige Trümmer in Resten von Basreliefs und Inschriften, Säulenknäufen und -Schäften mir aus Bauerhöfen zwischen wirthschaftlichem Wust und Geräthe gar wundersam entgegenleuchteten.

So verehrte ich auch, als wir die nahe gelegene Wasenburg bestiegen, an der großen Felsmasse, die den Grund der einen Seite ausmacht, eine gut erhaltene Inschrift, die dem Merkur ein dankbares Gelübd abstattet. Die Burg selbst liegt auf dem letzten Berge von Bitsch her gegen das Land zu. Es sind die Ruinen eines deutschen, auf römische Reste gebauten Schlosses. Von dem Thurm übersah man abermals das ganze Elsaß, und des Münsters deutliche Spitze bezeichnete die Lage von Straßburg. Zunächst jedoch verbreitete sich der große Hagenauer Forst, und die Thürme dieser Stadt ragten dahinter ganz deutlich hervor. Dorthin wurde ich gezogen. Wir ritten durch

Reichshofen, wo von Dietrich ein bedeutendes Schloß erbauen ließ, und nachdem wir von den Hügeln bei Nieder-Modern den angenehmen Lauf des Moderflüßchens am Hagenauer Wald her betrachtet hatten, ließ ich meinen Freund bei einer lächerlichen Steinkohlengruben-Visitation, die zu Duttweiler freilich etwas ernsthafter würde gewesen sein, und ritt durch Hagenau, auf Nichtwegen, welche mir die Neigung schon andeutete, nach dem geliebten Sesenheim.

Denn jene sämmtlichen Aussichten in eine wilde Gebirgsgegend und sodann wieder in ein heiteres, fruchtbares, frohliches Land konnten meinen innern Blick nicht fesseln, der auf einen liebenswürdigen, anziehenden Gegenstand gerichtet war. Auch diesmal erschien mir der Herweg reizender als der Hinweg, weil er mich wieder in die Nähe eines Frauenzimmers brachte, der ich von Herzen ergeben war und welche so viel Achtung als Liebe verdiente. Mir sei jedoch, ehe ich meine Freunde zu ihrer ländlichen Wohnung führe, vergönnt, eines Umstandes zu erwähnen, der sehr viel beitrug, meine Neigung und die Zufriedenheit, welche sie mir gewährte, zu beleben und zu erhöhen.

Wie sehr ich in der neuern Literatur zurück sein mußte, läßt sich aus der Lebensart schließen, die ich in Frankfurt geführt, aus den Studien, denen ich mich gewidmet hatte, und mein Aufenthalt in Straßburg konnte mich darin nicht fördern. Nun kam Herder und brachte neben seinen großen Kenntnissen noch manche Hilfsmittel und überdies auch neuere Schriften mit. Unter diesen kündigte er uns den „Landpriester von Wakefield" als ein fürtreffliches Werk an, von dem er uns die deutsche Uebersetzung durch selbsteigne Vorlesung bekannt machen wolle.

Seine Art zu lesen war ganz eigen; wer ihn predigen gehört hat, wird sich davon einen Begriff machen können. Er trug Alles und so auch diesen Roman ernst und schlicht vor; völlig entfernt von aller dramatisch-mimischen Darstellung, vermied er sogar jene Mannichfaltigkeit, die bei einem epischen Vortrag nicht allein erlaubt ist, sondern wohl gefordert wird: eine geringe Abwechselung des Tons, wenn verschiedene Personen sprechen, wodurch das, was eine jede sagt, herausgehoben und der Handelnde von dem Erzählenden abgesondert wird. Ohne monoton zu sein, ließ Herder Alles in einem Ton hinter einander folgen, eben als wenn nichts gegenwärtig, sondern Alles nur historisch wäre, als wenn die Schatten dieser poetischen

Wesen nicht lebhaft vor ihm wirkten, sondern nur sanft vorübergeleiteten. Doch hatte diese Art des Vortrags aus seinem Munde einen unendlichen Reiz; denn weil er Alles aufs Tiefste empfand und die Mannichfaltigkeit eines solchen Werks hochzuschätzen wußte, so trat das ganze Verdienst einer Produktion rein und um so deutlicher hervor, als man nicht durch scharf ausgesprochene Einzelnheiten gestört und aus der Empfindung gerissen wurde, welche das Ganze gewähren sollte.

Ein protestantischer Landgeistlicher ist vielleicht der schönste Gegenstand einer modernen Idylle; er erscheint, wie Melchisedek, als Priester und König in einer Person. An den unschuldigsten Zustand, der sich auf Erden denken läßt, an den des Ackermanns, ist er meistens durch gleiche Beschäftigung, sowie durch gleiche Familienverhältnisse geknüpft; er ist Vater, Hausherr, Landmann und so vollkommen ein Glied der Gemeine. Auf diesem reinen, schönen, irdischen Grunde ruht sein höherer Beruf; ihm ist übergeben, die Menschen ins Leben zu führen, für ihre geistige Erziehung zu sorgen, sie bei allen Hauptepochen ihres Daseins zu segnen, sie zu belehren, zu kräftigen, zu trösten und, wenn der Trost für die Gegenwart nicht ausreicht, die Hoffnung einer glücklicheren Zukunft heranzurufen und zu verbürgen. Denke man sich einen solchen Mann, mit rein menschlichen Gesinnungen, stark genug, um unter seinen Umständen davon zu weichen, und schon dadurch über die Menge erhaben, von der man Reinheit und Festigkeit nicht erwarten kann; gebe man ihm die zu seinem Amte nöthigen Kenntnisse, sowie eine heitere, gleiche Thätigkeit, welche sogar leidenschaftlich ist, indem sie keinen Augenblick versäumt, das Gute zu wirken — und man wird ihn wohl ausgestattet haben. Zugleich aber füge man die nöthige Beschränktheit hinzu, daß er nicht allein in einem kleinen Kreise verharren, sondern auch allenfalls in einen kleineren übergehen möge; man verleihe ihm Gutmüthigkeit, Versöhnlichkeit, Standhaftigkeit und was sonst noch aus einem entschiedenen Charakter Lobliches hervorspringt, und über dies Alles eine heitere Nachgiebigkeit und lächelnde Duldung eigner und fremder Fehler: so hat man das Bild unseres trefflichen Wakefield so ziemlich beisammen.

Die Darstellung dieses Charakters auf seinem Lebensgange durch Freuden und Leiden, das immer wachsende Interesse der Fabel durch Verbindung des ganz Natürlichen mit dem Sonderbaren und Seltsamen macht diesen Roman zu einem der

besten, die je geschrieben worden, der noch überdies den großen Vorzug hat, daß er ganz sittlich, ja im reinen Sinne christlich ist, die Belohnung des guten Willens, des Beharrens bei dem Rechten darstellt, das unbedingte Zutrauen auf Gott bestätigt und den endlichen Triumph des Guten über das Böse beglaubigt, und dies Alles ohne eine Spur von Frömmelei oder Pedantismus. Vor beiden hatte den Verfasser der hohe Sinn bewahrt, der sich hier durchgängig als Ironie zeigt, wodurch dieses Werkchen uns eben so weise als liebenswürdig entgegenkommen muß. Der Verfasser, Doctor Goldsmith, hat ohne Frage große Einsicht in die moralische Welt, in ihren Werth und in ihre Gebrechen; aber zugleich mag er nur dankbar anerkennen, daß er ein Engländer ist, und die Vortheile, die ihm sein Land, seine Nation darbietet, hoch anrechnen. Die Familie, mit deren Schilderung er sich beschäftigt, steht auf einer der letzten Stufen des bürgerlichen Behagens, und doch kommt sie mit dem Höchsten in Berührung; ihr enger Kreis, der sich noch mehr verengt, greift durch den natürlichen und bürgerlichen Lauf der Dinge in die große Welt mit ein; auf der reichen, bewegten Woge des englischen Lebens schwimmt dieser kleine Kahn, und in Wohl- und Weh hat er Schaden oder Hilfe von der ungeheueren Flotte zu erwarten, die um ihn hersegelt.

Ich kann voraussehen, daß meine Leser dieses Werk kennen und im Gedächtniß haben; wer es zuerst hier nennen hört, so wie Der, welcher aufgeregt wird, es wieder zu lesen, Beide werden mir danken. Für Jene bemerke ich nur im Vorübergehn, daß des Landgeistlichen Hausfrau von der thätigen, guten Art ist, die es sich und den Ihrigen an nichts fehlen läßt, aber auch dafür auf sich und die Ihrigen etwas einbildisch ist. Zwei Töchter, Olivie, schön und mehr nach außen, Sophie, reizend und mehr nach innen gesinnt; einen fleißigen, dem Vater nacheifernden, etwas herben Sohn, Moses, will ich zu nennen nicht unterlassen.

Wenn Herder bei seiner Vorlesung eines Fehlers beschuldigt werden konnte, so war es der Ungeduld; er wartete nicht ab, bis der Zuhörer einen gewissen Theil des Verlaufs vernommen und gefaßt hätte, um richtig dabei empfinden und gehörig denken zu können; voreilig wollte er sogleich Wirkungen sehen, und doch war er auch mit diesen unzufrieden, wenn sie hervortraten. Er tadelte das Uebermaß von Gefühl, das bei mir von Schritt zu Schritt mehr überfloß. Ich empfand als Mensch,

als junger Mensch; mir war Alles lebendig, wahr, gegenwärtig. Er, der blos Gehalt und Form beachtete, sah freilich wohl, daß ich vom Stoff überwältigt ward, und das wollte er nicht gelten lassen. Peglow's Reflexionen zunächst, die nicht von den feinsten waren, wurden noch übler aufgenommen; besonders aber erzürnte er sich über unsern Mangel an Scharfsinn, daß wir die Kontraste, deren sich der Verfasser oft bedient, nicht voraussahen, uns davon rühren und hinreißen ließen, ohne den öfters wiederkehrenden Kunstgriff zu merken. Daß wir aber gleich zu Anfang, wo Burchell, indem er bei einer Erzählung aus der dritten Person in die erste übergeht, sich zu verrathen im Begriff ist, daß wir nicht gleich eingesehn oder wenigstens gemuthmaßt hatten, daß er der Lord, von dem er spricht, selbst sei, verzieh er uns nicht, und als wir zuletzt bei Entdeckung und Verwandlung des armen, kümmerlichen Wanderers in einen reichen, mächtigen Herrn uns kindlich freuten, rief er erst jene Stelle zurück, die wir nach der Absicht des Autors überhört hatten, und hielt über unsern Stumpfsinn eine gewaltige Strafpredigt. Man sieht hieraus, daß er das Werk blos als Kunstprodukt ansah und von uns das Gleiche verlangte, die wir noch in jenen Zuständen wandelten, wo es wohl erlaubt ist, Kunstwerke wie Naturerzeugnisse auf sich wirken zu lassen.

Ich ließ mich durch Herder's Zuwerfen keineswegs irre machen; wie denn junge Leute das Glück oder Unglück haben, daß, wenn einmal etwas auf sie gewirkt hat, diese Wirkung in ihnen selbst verarbeitet werden muß, woraus denn manches Gute sowie manches Uebel entsteht. Gedachtes Werk hatte bei mir einen großen Eindruck zurückgelassen, von dem ich mir selbst nicht Rechenschaft geben konnte; eigentlich fühlte ich mich aber in Uebereinstimmung mit jener ironischen Gesinnung, die sich über die Gegenstände, über Glück und Unglück, Gutes und Böses, Tod und Leben erhebt und so zum Besitz einer wahrhaft poetischen Welt gelangt. Freilich konnte dieses nur später bei mir zum Bewußtsein kommen, genug, es machte mir für den Augenblick viel zu schaffen; keineswegs aber hätte ich erwartet, alsobald aus dieser fingirten Welt in eine ähnliche wirkliche versetzt zu werden.

Mein Tischgenosse Wieland, der sein stilles fleißiges Leben dadurch erheiterte, daß er, aus dem Elsaß gebürtig, bei Freunden und Verwandten in der Gegend von Zeit zu Zeit einsprach, leistete mir auf meinen kleinen Exkursionen manchen Dienst,

indem er mich in verschiedenen Ortschaften und Familien theils persönlich, theils durch Empfehlungen einführte. Dieser hatte mir öfters von einem Landgeistlichen gesprochen, der nahe bei Truſenheim, ſechs Stunden von Straßburg, im Beſitz einer guten Pfarre mit einer verſtändigen Frau und ein paar liebenswürdigen Töchtern lebe. Die Gaſtfreiheit und Anmuth dieſes Hauſes ward immer dabei höchlich gerühmt. So viel bedurfte es kaum, um einen jungen Ritter anzureizen, der ſich ſchon angewöhnt hatte, alle abzumüſſigenden Tage und Stunden zu Pferde und in freier Luft zuzubringen. Alſo entſchloſſen wir uns auch zu dieſer Partie, wobei mir mein Freund verſprechen mußte, daß er bei der Einführung weder Gutes noch Böſes von mir ſagen, überhaupt aber mich gleichgiltig behandeln wolle, ſogar erlauben, wo nicht ſchlecht, doch etwas ärmlich und nachläſſig gekleidet zu erſcheinen. Er willigte darein und verſprach ſich ſelbſt einigen Spaß davon.

Es iſt eine verzeihliche Grille bedeutender Menſchen, gelegentlich einmal äußere Vorzüge ins Verborgene zu ſtellen, um den eignen innern menſchlichen Gehalt deſto reiner wirken zu laſſen; deswegen hat das Inkognito der Fürſten und die daraus entſpringenden Abenteuer immer etwas höchſt Angenehmes; es erſcheinen verkleidete Gottheiten, die alles Gute, was man ihrer Perſönlichkeit erweiſt, doppelt hoch anrechnen dürfen und im Fall ſind, das Unerfreuliche entweder leicht zu nehmen oder ihm ausweichen zu können. Daß Jupiter bei Philemon und Baucis, Heinrich der Vierte nach einer Jagdpartie unter ſeinen Bauern ſich in ihrem Inkognito wohlgefallen, iſt ganz der Natur gemäß, und man mag es gern; daß aber ein junger Menſch ohne Bedeutung und Namen ſich einfallen läßt, aus dem Inkognito einiges Vergnügen zu ziehen, möchte Mancher für einen unverzeihlichen Hochmuth auslegen. Da aber hier die Rede nicht iſt von Geſinnungen und Handlungen, inwiefern ſie lobens- oder tadelnswürdig, ſondern wiefern ſie ſich offenbaren und ereignen können, ſo wollen wir für diesmal unſerer Unterhaltung zu Liebe dem Jüngling ſeinen Dünkel verzeihen, um ſo mehr, als ich hier anführen muß, daß von Jugend auf in mir eine Luſt, mich zu verkleiden, ſelbſt durch den ernſten Vater erregt worden.

Auch diesmal hatte ich mich theils durch eigne ältere, theils durch einige geborgte Kleidungsſtücke und durch die Art, die Haare zu kämmen, wo nicht entſtellt, doch wenigſtens ſo

wunderlich zugestutzt, daß mein Freund unterwegs sich des Lachens nicht erwehren konnte, besonders wenn ich Haltung und Geberde solcher Figuren, wenn sie zu Pferde sitzen und die man lateinische Reiter nennt, vollkommen nachzuahmen wußte. Die schöne Chaussee, das herrlichste Wetter und die Nähe des Rheins gaben uns den besten Humor. In Drusenheim hielten wir einen Augenblick an, er, um sich nett zu machen, und ich, um mir meine Rolle zurückzurufen, aus der ich gelegentlich zu fallen fürchtete. Die Gegend hier hat den Charakter des ganz freien ebenen Elsaßes. Wir ritten einen anmuthigen Fußpfad über Wiesen, gelangten bald nach Sesenheim, ließen unsere Pferde im Wirthshause und gingen gelassen nach dem Pfarrhofe. — „Laß Dich," sagte Wepland, indem er mir das Haus von Weitem zeigte, „nicht irren, daß es einem alten und schlechten Bauernhause ähnlich sieht; inwendig ist es desto jünger." — Wir traten in den Hof; das Ganze gefiel mir wohl; denn es hatte gerade das, was man malerisch nennt und was mich in der niederländischen Kunst so zauberisch angesprochen hatte. Jene Wirkung war gewaltig sichtbar, welche die Zeit über alles Menschenwerk ausübt. Haus und Scheune und Stall befanden sich in dem Zustande des Verfalls gerade auf dem Punkte, wo man unschlüssig, zwischen Erhalten und Neuaufrichten zweifelhaft, das Eine unterläßt, ohne zu dem Andern gelangen zu können.

Alles war still und menschenleer, wie im Dorfe, so im Hofe. Wir fanden den Vater, einen kleinen, in sich gekehrten, aber doch freundlichen Mann, ganz allein; denn die Familie war auf dem Felde. Er hieß uns willkommen, bot uns eine Erfrischung an, die wir ablehnten. Mein Freund eilte, die Frauenzimmer aufzusuchen, und ich blieb mit unserem Wirth allein. — „Sie wundern sich vielleicht," sagte er, „daß Sie mich in einem reichen Dorfe und bei einer einträglichen Stelle so schlecht angetroffen finden; das kommt aber," fuhr er fort, „von der Unentschlossenheit. Schon lange ist mir's von der Gemeine, ja von den oberen Stellen angesagt, daß das Haus neu aufgerichtet werden soll; mehrere Risse sind schon gemacht, gerügt, verändert, keiner ganz verworfen und keiner ausgeführt worden. Es hat so viele Jahre gedauert, daß ich mich vor Ungeduld kaum zu fassen weiß." — Ich erwiderte ihm, was ich für schicklich hielt, um seine Hoffnung zu nähren und ihn aufzumuntern, daß er die Sache stärker betreiben möchte. Er fuhr darauf fort, mir

Vertrauen die Personen zu schildern, von denen solche Sachen abhingen, und obgleich er kein sonderlicher Charakterzeichner war, so konnte ich doch recht gut begreifen, wie das ganze Geschäft stocken mußte. Die Zutraulichkeit des Mannes hatte was Eignes; er sprach zu mir, als wenn er mich zehen Jahre gekannt hätte, ohne daß irgend etwas in seinem Blick gewesen wäre, woraus ich einige Aufmerksamkeit auf mich hätte muthmaßen können. Endlich trat mein Freund mit der Mutter herein. Diese schien mich mit ganz andern Augen anzusehn. Ihr Gesicht war regelmäßig und der Ausdruck desselben verständig; sie mußte in ihrer Jugend schön gewesen sein. Ihre Gestalt war lang und hager, doch nicht mehr, als solchen Jahren geziemt; sie hatte vom Rücken her noch ein ganz jugendliches, angenehmes Ansehen. Die älteste Tochter kam darauf lebhaft hereingestürmt; sie fragte nach Friedriken, sowie die andern Beiden auch nach ihr gefragt hatten. Der Vater versicherte, sie nicht gesehen zu haben, seitdem alle Drei fortgegangen. Die Tochter fuhr wieder zur Thüre hinaus, um die Schwester zu suchen; die Mutter brachte uns einige Erfrischungen, und Wenland setzte mit den beiden Garten das Gespräch fort, das sich auf lauter bewußte Personen und Verhältnisse bezog, wie es zu geschehn pflegt, wenn Bekannte nach einiger Zeit zusammenkommen, von den Gliedern eines großen Zirkels Erkundigung einziehn und sich wechselsweise berichten. Ich hörte zu und erfuhr nunmehr, wie viel ich mir von diesem Kreise zu versprechen hatte.

Die älteste Tochter kam wieder hastig in die Stube, unruhig, ihre Schwester nicht gefunden zu haben. Man war besorgt um sie und schalt auf diese oder jene böse Gewohnheit; nur der Vater sagte ganz ruhig: „Laßt sie immer gehn, sie kommt schon wieder!“ In diesem Augenblick trat sie wirklich in die Thüre; und da ging fürwahr an diesem ländlichen Himmel ein allerliebster Stern auf. Beide Töchter trugen sich noch deutsch, wie man es zu nennen pflegte, und diese fast verdrängte Nationaltracht kleidete Friedriken besonders gut. Ein kurzes, weißes, rundes Röckchen mit einer Falbel, nicht länger, als daß die nettsten Füßchen bis an die Knöchel sichtbar blieben, ein knappes weißes Mieder und eine schwarze Taffetschürze — so stand sie auf der Grenze zwischen Bäuerin und Städterin. Schlank und leicht, als wenn sie nichts an sich zu tragen hätte, schritt sie, und beinahe schien für die gewaltigen blonden Zöpfe des nied-

lichen Köpfchens der Hals zu zart. Aus heiteren blauen Augen blickte sie sehr deutlich umher, und das artige Stumpfnäschen forschte so frei in die Luft, als wenn es in der Welt keine Sorge geben könnte; der Strehhut hing ihr am Arm, und so hatte ich das Vergnügen, sie beim ersten Blick auf einmal in ihrer ganzen Anmuth und Lieblichkeit zu sehn und zu erkennen.

Ich fing nun an, meine Rolle mit Mäßigung zu spielen, bald beschämt, so gute Menschen zum Besten zu haben, die zu beobachten es mir nicht an Zeit fehlte; denn die Mädchen setzten jenes Gespräch fort und zwar mit Leidenschaft und Laune. Sämmtliche Nachbarn und Verwandte wurden abermals vorgeführt, und es erschien meiner Einbildungskraft ein solcher Schwarm von Onkeln und Tanten, Vettern, Basen, Kommenden, Gebenden, Gevattern und Gästen, daß ich in der belebtesten Welt zu hausen glaubte. Alle Familienglieder hatten einige Worte mit mir gesprochen, die Mutter betrachtete mich jedesmal, so oft sie kam oder ging, aber Friedrike ließ sich zuerst mit mir in ein Gespräch ein, und indem ich umherliegende Noten aufnahm und durchsah, fragte sie, ob ich auch spiele. Als ich es bejahte, ersuchte sie mich, etwas vorzutragen; aber der Vater ließ mich nicht dazu kommen; denn er behauptete, es sei schicklich, dem Gaste zuerst mit irgend einem Musikstück oder einem Liede zu dienen.

Sie spielte Verschiedenes mit einiger Fertigkeit, in der Art, wie man es auf dem Lande zu hören pflegt, und zwar auf einem Klavier, das der Schulmeister schon längst hätte stimmen sollen, wenn er Zeit gehabt hätte. Nun sollte sie auch ein Lied singen, ein gewisses zärtlich-trauriges; das gelang ihr nun gar nicht. Sie stand auf und sagte lächelnd, oder vielmehr mit dem auf ihrem Gesicht immerfort ruhenden Zuge von heiterer Freude: „Wenn ich schlecht singe, so kann ich die Schuld nicht auf das Klavier und den Schulmeister werfen; lassen Sie uns aber nur hinauskommen, dann sollen Sie meine Elsäßer- und Schweizerlieder hören, die klingen schon besser.“

Beim Abendessen beschäftigte mich eine Vorstellung, die mich schon früher überfallen hatte, dergestalt, daß ich nachdenklich und stumm wurde, obgleich die Lebhaftigkeit der älteren Schwester und die Anmuth der jüngern mich oft genug aus meinen Betrachtungen schütteltrn. Meine Verwunderung war über allen Ausdruck, mich so ganz leibhaftig in der Wakefield-

schen Familie zu finden. Der Vater konnte freilich nicht mit jenem trefflichen Manne verglichen werden; allein wo gäbe es auch Seinesgleichen! Dagegen stellte sich alle Würde, welche jenem Ehegatten eigen ist, hier in der Gattin dar. Man konnte sie nicht ansehen, ohne sie zugleich zu ehren und zu scheuen. Man bemerkte bei ihr die Folgen einer guten Erziehung; ihr Betragen war ruhig, frei, heiter und einladend.

Hatte die ältere Tochter nicht die gerühmte Schönheit Oliviens, so war sie doch wohlgebaut, lebhaft und eher heftig; sie zeigte sich überall thätig und ging der Mutter in Allem an Handen. Friedriken an die Stelle von Primroseens Sophie zu setzen, war nicht schwer; denn von Jener ist wenig gesagt, man giebt nur zu, daß sie liebenswürdig sei; Diese war es wirklich. Wie nun dasselbe Geschäft, derselbe Zustand überall, wo er vorkommen mag, ähnliche, wo nicht gleiche Wirkungen hervorbringt, so kann auch hier Manches zur Sprache, es geschah gar Manches, was in der Wakefield'schen Familie sich auch schon ereignet hatte. Als nun aber gar zuletzt ein längst angekündigter und von dem Vater mit Ungeduld erwarteter jüngerer Sohn ins Zimmer sprang und sich dreist zu uns setzte, indem er von den Gästen wenig Notiz nahm, so enthielt ich mich kaum auszurufen: „Moses, bist Du auch da!"

Die Unterhaltung bei Tische erweiterte die Ansicht jenes Land- und Familienkreises, indem von mancherlei lustigen Begebenheiten, die bald da, bald dort vorgefallen, die Rede war. Friedrike, die neben mir saß, nahm daher Gelegenheit, mir verschiedene Ortschaften zu beschreiben, die es wohl zu besuchen der Mühe werth sei. Da immer ein Geschichtchen das andere hervorruft, so konnte ich nun auch mich desto besser in das Gespräch mischen und ähnliche Begebenheiten erzählen, und weil dabei ein guter Landwein keineswegs geschont wurde, so stand ich in Gefahr, aus meiner Rolle zu fallen, weshalb der vorsichtigere Freund den schönen Mondschein zum Vorwand nahm und auf einen Spaziergang antrug, welcher denn auch sogleich beliebt wurde. Er bot der Aeltesten den Arm, ich der Jüngsten, und so zogen wir durch die weiten Fluren, mehr den Himmel über uns zum Gegenstande habend als die Erde, die sich neben uns in der Breite verlor. Friedrikens Reden jedoch hatten nichts Mondscheinhaftes; durch die Klarheit, womit sie sprach, machte sie die Nacht zum Tage, und es war nichts darin, was eine Empfindung angedeutet oder erweckt hätte; nur bezogen sich ihre

Aeußerungen mehr als bisher auf mich, indem sie sowol ihren Zustand als die Gegend und ihre Bekannten mir von der Seite vorstellte, wiefern ich sie würde kennen lernen; denn sie hoffe, setzte sie hinzu, daß ich keine Ausnahme machen und sie wieder besuchen würde, wie jeder Fremde gern gethan, der einmal bei ihnen eingekehrt sei.

Es war mir sehr angenehm, stillschweigend der Schilderung zuzuhören, die sie von der kleinen Welt machte, in der sie sich bewegte, und von denen Menschen, die sie besonders schätzte. Sie brachte mir dadurch einen klaren und zugleich so liebenswürdigen Begriff von ihrem Zustande bei, der sehr wunderlich auf mich wirkte; denn ich empfand auf einmal einen tiefen Verdruß, nicht früher mit ihr gelebt zu haben, und zugleich ein recht peinliches, neidisches Gefühl gegen Alle, welche das Glück gehabt hatten, sie bisher zu umgeben. Ich paßte sogleich, als wenn ich ein Recht dazu gehabt hätte, genau auf alle ihre Schilderungen von Männern, sie mochten unter den Namen von Nachbarn, Vettern oder Gevattern auftreten, und lenkte bald da-, bald dorthin meine Vermuthung; allein, wie hätte ich etwas entdecken sollen in der völligen Unbekanntschaft aller Verhältnisse! Sie wurde zuletzt immer redseliger und ich immer stiller. Es hörte sich ihr gar so gut zu, und da ich nur ihre Stimme vernahm, ihre Gesichtsbildung aber sowie die übrige Welt in Dämmerung schwebte, so war es mir, als ob ich in ihr Herz sähe, das ich höchst rein finden mußte, da es sich in so unbefangener Geschwätzigkeit vor mir eröffnete.

Als mein Gefährte mit mir in das für uns zubereitete Gastzimmer gelangte, brach er sogleich mit Selbstgefälligkeit in behaglichen Scherz aus und that sich viel darauf zu Gute, mich mit der Aehnlichkeit der Primrosischen Familie so sehr überrascht zu haben. Ich stimmte mit ein, indem ich mich dankbar erwies. — „Fürwahr!“ rief er aus, „das Märchen ist ganz beisammen. Diese Familie verzeiht sich jener sehr gut, und der verkappte Herr da mag sich die Ehre anthun, für Herrn Burchell gelten zu wollen; ferner, weil wir im gemeinen Leben die Bösewichter nicht so nöthig haben als in Romanen, so will ich für diesmal die Rolle des Neffen übernehmen und mich besser aufführen als er.“ Ich verließ jedoch sogleich dieses Gespräch, so angenehm es mir auch sein mochte, und fragte ihn vor allen Dingen auf sein Gewissen, ob er mich wirklich nicht verrathen habe. Er betheuerte nein, und ich durfte ihm glauben. Sie

hätten sich vielmehr, sagte er, nach dem lustigen Tischgesellen erkundigt, der in Straßburg mit ihm in einer Pension speise und von dem man ihnen allerlei verkehrtes Zeug erzählt habe. Ich schritt nun zu andern Fragen: ob sie geliebt habe; ob sie liebe; ob sie versprochen sei. Er verneinte das Alles. — ‚Fürwahr,' versetzte ich, ‚eine solche Heiterkeit von Natur aus ist mir unbegreiflich. Hätte sie geliebt und verloren und sich wieder gefaßt, oder wäre sie Braut, in beiden Fällen wollte ich es gelten lassen.'

So schwatzten wir zusammen tief in die Nacht, und ich war schon wieder munter, als es tagte. Das Verlangen, sie wiederzusehen, schien unüberwindlich; allein indem ich mich anzog, erschrak ich über die verwünschte Garderobe, die ich mir so freventlich ausgesucht hatte. Je weiter ich kam, meine Kleidungsstücke anzulegen, desto niederträchtiger erschien ich mir; denn Alles war ja auf diesen Effekt berechnet. Mit meinen Haaren wäre ich allenfalls noch fertig geworden; aber wie ich mich zuletzt in den geborgten, abgetragenen grauen Rock einzwängte und die kurzen Aermel mir das abgeschmackteste Ansehen gaben, fiel ich desto entschiedener in Verzweiflung, als ich mich in einem kleinen Spiegel nur theilweise betrachten konnte, da denn immer ein Theil lächerlicher aussah als der andre.

Ueber dieser Toilette war mein Freund aufgewacht und blickte, mit der Zufriedenheit eines guten Gewissens und im Gefühl einer freudigen Hoffnung für den Tag, aus der gestopften seidenen Decke. Ich hatte schon seine hübschen Kleider, wie sie über den Stuhl hingen, längst beneidet, und wäre er von meiner Taille gewesen, ich hätte sie ihm vor den Augen weggetragen, mich draußen umgezogen und ihm meine verwünschte Hülle, in den Garten eilend, zurückgelassen; er hätte guten Humor genug gehabt, sich in meine Kleider zu stecken, und das Märchen wäre bei frühem Morgen zu einem lustigen Ende gelangt. Daran war aber nun gar nicht zu denken, so wenig als wie an irgend eine schickliche Vermittelung. In der Figur, in der mich mein Freund für einen zwar fleißigen und geschickten, aber armen Studiosen der Theologie ausgeben konnte, wieder vor Friedriken hinzutreten, die gestern Abend an mein verkleidetes Selbst so freundlich gesprochen hatte, das war mir ganz unmöglich. Aergerlich und sinnend stand ich da und bot all mein Erfindungsvermögen auf; allein es verließ mich. Als nun aber gar der behaglich Ausgestreckte, nachdem er mich

eine Welle fixirt hatte, auf einmal in ein lautes Lachen ausbrach und ausrief: „Nein, es ist wahr, Du siehst ganz verwünscht aus!“ versetzte ich heftig: „Und ich weiß, was ich thue, leb wohl und entschuldige mich!“ — „Bist Du toll!“ rief er, indem er aus dem Bette sprang und mich aufhalten wollte. Ich war aber schon zur Thüre hinaus, die Treppe hinunter, aus Haus und Hof, nach der Schenke; im Nu war mein Pferd gesattelt, und ich eilte in rasendem Unmuth galoppirend nach Drusenheim, den Ort hindurch und immer weiter.

Da ich mich nun in Sicherheit glaubte, ritt ich langsamer und fühlte nun erst, wie unendlich ungern ich mich entfernte. Ich ergab mich aber in mein Schicksal, vergegenwärtigte mir den Spaziergang von gestern Abend mit der größten Ruhe und nährte die stille Hoffnung, sie bald wiederzusehn. Doch verwandelte sich dieses stille Gefühl bald wieder in Ungeduld, und nun beschloß ich, schnell in die Stadt zu reiten, mich umzuziehen, ein gutes frisches Pferd zu nehmen, da ich denn wol allenfalls, wie mir die Leidenschaft vorspiegelte, noch vor Tische oder, wie es wahrscheinlicher war, zum Nachtische oder gegen Abend gewiß wieder eintreffen und meine Vergebung erbitten konnte.

Eben wollte ich meinem Pferde die Sporen geben, um diesen Vorsatz auszuführen, als mir ein anderer und, wie mich däuchte, sehr glücklicher Gedanke durch den Geist fuhr. Schon gestern hatte ich im Gasthofe zu Drusenheim einen sehr sauber gekleideten Wirthssohn bemerkt, der auch heute früh, mit ländlichen Anordnungen beschäftigt, mich aus seinem Hofe begrüßte. Er war von meiner Gestalt und hatte mich flüchtig an mich selbst erinnert. Gedacht, gethan! Mein Pferd war kaum umgewendet, so befand ich mich in Drusenheim; ich brachte es in den Stall und machte dem Burschen kurz und gut den Vortrag: er solle mir seine Kleider borgen, weil ich in Seesenheim etwas Lustiges vorhabe. Da brauchte ich nicht auszureden; er nahm den Vorschlag mit Freuden an und lobte mich, daß ich den Mamsells einen Spaß machen wolle; sie wären so brav und gut, besonders Mamsell Riekchen, und auch die Eltern sähen gerne, daß es immer lustig und vergnügt zuginge. Er betrachtete mich aufmerksam, und da er mich nach meinem Aufzug für einen armen Schlucker halten mochte, so sagte er: „Wenn Sie sich insinuiren wollen, so ist das der rechte Weg.“ Wir waren indessen schon weit in unserer Umkleidung gekommen, und eigentlich sollte er mir seine Festtagskleider gegen die

meinigen nicht anvertrauen; doch er war treuherzig und hatte ja mein Pferd im Stalle. Ich stand bald und recht schmuck da, warf mich in die Brust, und mein Freund schien sein Ebenbild mit Behaglichkeit zu betrachten. — „Topp, Herr Bruder!“ sagte er, indem er mir die Hand hinreichte, in die ich wader einschlug, „komme Er meinem Mädel nicht zu nah, sie möchte sich vergreifen!“

Meine Haare, die nunmehr wieder ihren völligen Wuchs hatten, konnte ich ungefähr wie die seinigen scheiteln, und da ich ihn wiederholt betrachtete, so fand ich's lustig, seine dichteren Augenbrauen mit einem gebrannten Kerkstiefel mäßig nachzuahmen und sie in der Mitte näher zusammenzuziehen, um mich bei meinem räthselhaften Vornehmen auch äußerlich zum Räsel zu bilden. „Hatt Ihr nun,“ sagte ich, als er mir den bedänderten Hut reichte, „nicht irgend etwas in der Pfarre auszurichten, daß ich mich auf eine natürliche Weise dort anmelden könnte?“ — „Gut!“ versetzte er, „aber da müssen Sie noch zwei Stunden warten. Bei uns ist eine Wöchnerin; ich will mich erbieten, den Kuchen der Frau Pfarrin zu bringen, den mögen Sie dann hinübertragen. Hoffart muß Noth leiden und der Spaß denn auch.“ — Ich entschloß mich zu warten; aber diese zwei Stunden wurden mir unendlich lang, und ich verging vor Ungeduld, als die dritte verfloß, ehe der Kuchen aus dem Ofen kam. Ich empfing ihn endlich ganz warm und eilte bei dem schönsten Sonnenschein mit meinem Kreditiv davon, noch eine Strecke von meinem Ebenbild begleitet, welches gegen Abend nachzukommen und mir meine Kleider zu bringen versprach, die ich aber lebhaft ablehnte und mir vorbehielt, ihm die seinigen wieder zuzustellen.

Ich war nicht weit mit meiner Gabe gesprungen, die ich in einer sauberen zusammengeknüpften Serviette trug, als ich in der Ferne meinen Freund mit den beiden Frauenzimmern mir entgegenkommen sah. Mein Herz war beklommen, wie sich's eigentlich unter dieser Jacke nicht ziemte. Ich blieb stehen, holte Athem und suchte zu überlegen, was ich beginnen solle, und nun bemerkte ich erst, daß das Terrain mir sehr zu Statten kam; denn sie gingen auf der andern Seite des Baches, der, sowie die Wiesenstreifen, durch die er hinlief, zwei Fußpfade ziemlich aus einander hielt. Als sie gegen mir über waren, rief Friedrike, die mich schon lange gewahrt hatte: „George, was bringst Du?“ Ich war klug genug, das Gesicht mit dem Hute,

den ich abnahm, zu bedecken, indem ich die beladene Serviette hoch in die Höhe hielt. — „Ein Kindtaufkuchen!“ rief sie dagegen; „wie geht's der Schwester?“ — ‚Gut,‘ sagte ich, indem ich wo nicht Elsaßisch, doch fremd zu reden suchte. — „Trag ihn nach Hause!“ sagte die Aelt:ste, „und wenn Du die Mutter nicht findest, gieb ihn der Magd; aber wart auf uns, wir kommen bald wieder, hörst Du!“ — Ich eilte meinen Pfad hin, im Frohgefühl der besten Hoffnung, daß Alles gut ablaufen müsse, da der Anfang glücklich war, und hatte bald die Pfarrwohnung erreicht. Ich fand Niemand, weder im Haus noch in der Küche; den Herrn, den ich beschäftigt in der Studirstube vermuthen konnte, wollte ich nicht aufregen, ich setzte mich deshalb auf die Bank vor der Thüre, den Kuchen neben mich und drückte den Hut ins Gesicht.

Ich erinnere mich nicht leicht einer angenehmern Empfindung. Hier an dieser Schwelle wieder zu sitzen, über die ich vor Kurzem in Verzweiflung hinausgestolpert war; sie schon wieder gesehn, ihre liebe Stimme schon wieder gehört zu haben, kurz nachdem mein Unmuth mir eine lange Trennung vorgespiegelt hatte; jeden Augenblick sie selbst und eine Entdeckung zu erwarten, vor der mir das Herz klopfte, und doch, in diesem zweideutigen Falle, eine Entdeckung ohne Beschämung; dann gleich zum Eintritt einen so lustigen Streich als keiner derjenigen, die gestern belacht worden waren! Liebe und Noth sind doch die besten Meister; hier wirkten sie zusammen, und der Lehrling war ihrer nicht unwerth geblieben.

Die Magd kam aber aus der Scheune getreten. — „Nun, sind die Kuchen gerathen?“ rief sie mich an, „wie geht's der Schwester?“ — ‚Alles gut,‘ sagte ich und deutete auf den Kuchen, ohne aufzusehen. Sie faßte die Serviette und murrte: „Nun, was hast Du heute wieder? Hat Bärbchen wieder einmal einen Andern angesehn? Laß es uns nicht entgelten! Das wird eine saubere Ehe werden, wenn's so fortgeht.“ Da sie ziemlich laut sprach, kam der Pfarrer ans Fenster und fragte, was es gebe. Sie bedeutete ihn; ich stand auf und kehrte mich nach ihm zu, doch hielt ich den Hut wieder übers Gesicht. Als er etwas Freundliches gesprochen und mich zu bleiben geheißen hatte, ging ich nach dem Garten und wollte eben hineintreten, als die Pfarrin, die zum Hofthore hereinkam, mich anrief. Da mir die Sonne gerade ins Gesicht schien, so bediente ich mich abermals des Vortheils, den mir der Hut gewährte, grüßte sie mit

einem Scharrfuß, sie aber ging in das Haus, nachdem sie mir zugesprochen hatte, ich möchte nicht weggehen, ohne etwas genossen zu haben. Ich ging nunmehr in dem Garten auf und ab; Alles hatte bisher den besten Erfolg gehabt, doch holte ich tief Athem, wenn ich dachte, daß die jungen Leute nun bald herankommen würden. Aber unvermuthet trat die Mutter zu mir und wollte eben eine Frage an mich thun, als sie mir ins Gesicht sah, das ich nicht mehr verbergen konnte, und ihr das Wort im Munde stockte. — „Ich suche Georgen," sagte sie nach einer Pause, „und wen finde ich! Sind Sie es, junger Herr? Wie viel Gestalten haben Sie denn?" — „Im Ernst nur eine,' versetzte ich, ‚zum Scherz so viel Sie wollen.' — „Den will ich nicht verderben," lächelte sie; „gehen Sie hinten zum Garten hinaus und auf der Wiese hin, bis es Mittag schlägt, dann kehren Sie zurück, und ich will den Spaß schon eingeleitet haben." Ich that's; allein da ich aus den Hecken der Dorfgärten heraus war und die Wiesen hingehen wollte, kamen gerade einige Landleute den Fußpfad her, die mich in Verlegenheit setzten. Ich lenkte deßhalb nach einem Wäldchen, das ganz nah eine Erderhöhung bekrönte, um mich darin bis zur bestimmten Zeit zu verbergen. Doch wie wunderlich ward mir zu Muthe, als ich hineintrat; denn es zeigte sich mir ein reinlicher Platz mit Bänken, von deren jeder man eine hübsche Aussicht in die Gegend gewann. Hier war das Dorf und der Kirchthurm, hier Trutzenheim und dahinter die waldigen Rheininseln, gegenüber die Vogesischen Gebirge und zuletzt der Straßburger Münster. Diese verschiedenen himmelhellen Gemälde waren durch buschige Rahmen eingefaßt, so daß man nichts Erfreulicheres und Angenehmeres sehen konnte. Ich setzte mich auf eine der Bänke und bemerkte an dem stärksten Baum ein kleines längliches Brett mit der Inschrift: Friedrikens Ruhe. Es fiel mir nicht ein, daß ich gekommen sein könnte, diese Ruhe zu stören; denn eine aufkeimende Leidenschaft hat das Schöne, daß, wie sie sich ihres Ursprungs unbewußt ist, sie auch keinen Gedanken eines Endes haben und, wie sie sich froh und heiter fühlt, nicht ahnen kann, daß sie wol auch Unheil stiften dürfte.

Kaum hatte ich Zeit gehabt, mich umzusehn, und verlor mich eben in süße Träumereien, als ich Jemand kommen hörte; es war Friedrike selbst. — „George, was machst Du hier?" rief sie von Weitem. — „Nicht George!" rief ich, indem ich ihr entgegenlief; ‚aber Einer, der tausendmal um Verzeihung

bittet.' Sie betrachtete mich mit Erstaunen, nahm sich aber gleich zusammen und sagte nach einem tieferen Athemholen: „Garstiger Mensch, wie erschrecken Sie mich!" — ‚Die erste Maske hat mich in die zweite getrieben,' rief ich aus; ‚jene wäre unverzeiblich gewesen, wenn ich nur einigermaßen gewußt hätte, zu wem ich ging; diese vergeben Sie gewiß; denn es ist die Gestalt von Menschen, denen Sie so freundlich begegnen.' — Ihre bläßlichen Wangen hatten sich mit dem schönsten Rosenrothe gefärbt. — „Schlimmer sollen Sie's wenigstens nicht haben als George! Aber lassen Sie uns sitzen! Ich gestehe es, der Schreck ist mir in die Glieder gefahren." — Ich setzte mich zu ihr, äußerst bewegt. — „Wir wissen Alles bis heute früh durch Ihren Freund," sagte sie; „nun erzählen Sie mir das Weitere." Ich ließ mir das nicht zweimal sagen, sondern beschrieb ihr meinen Abscheu vor der gestrigen Figur, mein Fortstürmen aus dem Hause so komisch, daß sie herzlich und anmuthig lachte; dann ließ ich das Uebrige folgen, mit aller Bescheidenheit zwar, doch leidenschaftlich genug, daß es gar wohl für eine Liebeserklärung in bitterischer Form hätte gelten können. Das Vergnügen, sie wiederzufinden, feierte ich zuletzt mit einem Kusse auf ihre Hand, die sie in den meinigen ließ. Hatte sie bei dem gestrigen Mondscheingang die Unkosten des Gespräches übernommen, so erstattete ich die Schuld nun reichlich von meiner Seite. Das Vergnügen, sie wiederzusehn und ihr Alles sagen zu können, was ich gestern zurückhielt, war so groß, daß ich in meiner Redseligkeit nicht bemerkte, wie sie selbst nachdenkend und schweigend war. Sie holte einigemal tief Athem, und ich bat sie aber- und abermal um Verzeihung wegen des Schrecks, den ich ihr verursacht hatte. Wie lange wir mögen gesessen haben, weiß ich nicht; aber auf einmal hörten wir „Rickchen! Rickchen!" rufen. Es war die Stimme der Schwester. — „Das wird eine schöne Geschichte geben," sagte das liebe Mädchen, in ihrer volligen Heiterkeit wiederhergestellt. „Sie kommt an meiner Seite her," fuhr sie hinzu, indem sie sich verbog, mich halb zu verbergen; „wenden Sie sich weg, damit man Sie nicht gleich erkennt." Die Schwester trat in den Platz, aber nicht allein, Wenland ging mit ihr, und Beide, da sie uns erblickten, blieben wie versteinert.

Wenn wir auf einmal aus einem ruhigen Dache eine Flamme gewaltsam ausbrechen sähen oder einem Ungeheuer begegneten, dessen Mißgestalt zugleich empörend und fürchterlich wäre, so

würden wir von keinem so grimmigen Entsetzen befallen werden, als dasjenige ist, das uns ergreift, wenn wir etwas unerwartet mit Augen sehen, das wir moralisch unmöglich glaubten. — ‚Was heißt das?' rief Jene mit der Hastigkeit eines Erschrockenen, ‚was ist das? Du mit Georgen' Hand in Hand! Wie begreif' ich das?' — „Liebe Schwester," versetzte Friedrike ganz bedenklich, „der arme Mensch, er bittet mir was ab, er bat Dir auch was abzubitten, Du mußt ihm aber zum Voraus verzeihen." — ‚Ich verstehe nicht, ich begreife nicht,' sagte die Schwester, indem sie den Kopf schüttelte und Wielanden anfah, der nach seiner stillen Art ganz ruhig dastand und die Scene ohne irgend eine Aeußerung betrachtete. Friedrike stand auf und zog mich nach sich. „Nicht gezaudert!" rief sie, „Pardon gebeten und gegeben!" — ‚Nun ja!' sagte ich, indem ich der Aeltesten ziemlich nahe trat, ‚Pardon habe ich von Rothen!' Sie fuhr zurück, that einen lauten Schrei und wurde roth über und über; dann warf sie sich aufs Gras, lachte überlaut und wollte sich gar nicht zufrieden geben. Wieland lächelte behaglich und rief: „Du bist ein excellenter Junge!" Dann schüttelte er meine Hand in der seinigen. Gewöhnlich war er mit Liebkosungen nicht freigebig, aber sein Händedruck hatte etwas Herzliches und Belebendes; doch war er auch mit diesem sparsam.

Nach einiger Erholung und Sammlung traten wir unsern Rückweg nach dem Dorfe an. Unterwegs erfuhr ich, wie dieses wunderbare Zusammentreffen veranlaßt worden. Friedrike hatte sich von dem Spaziergange zuletzt abgesondert, um auf ihrem Plätzchen noch einen Augenblick vor Tische zu ruhen, und als jene Beiden nach Hause gekommen, hatte die Mutter sie abgeschickt, Friedriken eiligst zu holen, weil das Mittagsessen bereit sei.

Die Schwester zeigte den ausgelassensten Humor, und als sie erfuhr, daß die Mutter das Geheimniß schon entdeckt habe, rief sie aus: „Nun ist noch übrig, daß Vater, Bruder, Knecht und Magd gleichfalls angeführt werden." Als wir uns an dem Gartenzaun befanden, mußte Friedrike mit dem Freund voraus nach dem Hause gehen. Die Magd war im Hausgarten beschäftigt, und Olivie (so mag auch hier die ältere Schwester heißen) rief ihr zu: ‚Warte, ich habe Dir was zu sagen!' Mich ließ sie an der Hecke stehn und ging zu dem Mädchen. Ich sah, daß sie sehr ernsthaft sprachen. Olivie bildete ihr ein, George habe sich mit Bärden überworfen und schiene Lust zu haben, sie zu heirathen.

Das gefiel der Dirne nicht übel; nun ward ich gerufen und sollte das Gesagte bekräftigen. Das hübsche, derbe Kind senkte die Augen nieder und blieb so, bis ich ganz nahe vor ihr stand. Als sie aber auf einmal das fremde Gesicht erblickte, that auch sie einen lauten Schrei und lief davon. Olivie hieß mich ihr nachlaufen und sie festhalten, daß sie nicht ins Haus gerieth und Lärm machte; sie aber wolle selbst hingehen und sehen, wie es mit dem Vater stehe. Unterwegs traf Olivie auf den Knecht, welcher der Magd gut war; ich hatte indessen das Mädchen ereilt und hielt sie fest. — ‚Denk einmal, welch ein Glück!' rief Olivie. ‚Mit Barben ist's aus, und George heirathet Liesen.' — „Das habe ich lange gedacht," sagte der gute Kerl und blieb verdrießlich stehen.

Ich hatte dem Mädchen begreiflich gemacht, daß es nur darauf ankomme, den Papa anzuführen. Wir gingen auf den Burschen los, der sich umkehrte und sich zu entfernen suchte; aber Liese holte ihn herbei, und auch er machte, indem er enttäuscht ward, die wunderlichsten Geberden. Wir gingen zusammen nach dem Hause. Der Tisch war gedeckt und der Vater schon im Zimmer. Olivie, die mich hinter sich hielt, trat an die Schwelle und sagte: ‚Vater, es ist Dir doch recht, daß George heute mit uns ißt? Du mußt ihm aber erlauben, daß er den Hut aufbehält.' — „Meinetwegen!" sagte der Alte, „aber warum so was Ungewöhnliches? Hat er sich beschädigt?" Sie zog mich vor, wie ich stand und den Hut aufhatte. ‚Nein!' sagte sie, indem sie mich in die Stube führte, ‚aber er hat eine Vogelbecke darunter, die möchten hervorfliegen und einen verteufelten Spuk machen; denn es sind lauter lose Vögel.' Der Vater ließ sich den Scherz gefallen, ohne daß er recht wußte, was es heißen sollte. In dem Augenblick nahm sie mir den Hut ab, machte einen Scharrfuß und verlangte von mir das Gleiche. Der Alte sah mich an, erkannte mich, kam aber nicht aus seiner priesterlichen Fassung. „Ei, ei! Herr Kandidat!" rief er aus, indem er einen drohenden Finger aufhob, „Sie haben geschwind umgesattelt, und ich verliere über Nacht einen Gehilfen, der mir erst gestern so treulich zusagte, manchmal die Wochenkanzel für mich zu besteigen." Darauf lachte er von Herzen, hieß mich willkommen, und wir setzten uns zu Tische. Mehres kam um Vieles später; denn er hatte sich als der verzogene Jüngste angewöhnt, die Mittagsglocke zu verhören. Außerdem gab er wenig Acht auf die Gesellschaft, auch kaum,

wenn er widersprach. Man hatte mich, um ihn sicherer zu machen, nicht zwischen die Schwestern, sondern an das Ende des Tisches gesetzt, wo George manchmal zu sitzen pflegte. Als er mir im Rücken zur Thür hereingekommen war, schlug er mir derb auf die Achsel und sagte: „George, gesegnete Mahlzeit!“ — „Schönen Dank, Junker!“ erwiderte ich. — Die fremde Stimme, das fremde Gesicht erschreckten ihn. — „Was sagst Du?“ rief Olivie, „sieht er seinem Bruder nicht recht ähnlich?“ — „Ja wohl, von hinten,“ versetzte Meier, der sich gleich wieder zu fassen wußte, „wie allen Leuten.“ Er sah mich gar nicht wieder an und beschäftigte sich blos, die Gerichte, die er nachzuholen hatte, eifrig hinunterzuschlingen. Dann beliebte es ihm auch, gelegentlich aufzustehen und sich in Hof und Garten etwas zu schaffen zu machen. Zum Nachtische trat der wahrhafte George herein und belebte die ganze Scene noch mehr. Man wollte ihn wegen seiner Eifersucht aufziehen und nicht billigen, daß er sich an mir einen Rival geschaffen hätte; allein er war bescheiden und gewandt genug und mischte auf eine halb dusselige Weise sich, seine Braut, sein Ebenbild und die Mamiells dergestalt durch einander, daß man zuletzt nicht mehr wußte, von wem die Rede war, und daß man ihm das Glas Wein und ein Stück von seinem eignen Kuchen in Ruhe gar zu gern verzehren ließ.

Nach Tische war die Rede, daß man spazieren gehen wolle, welches doch in meinen Bauerkleidern nicht wohl anging. Die Frauenzimmer aber hatten schon heute früh, als sie erfuhren, wer so übereilt fortgelaufen war, sich erinnert, daß eine schöne Pelesche eines Vettern im Schrank hänge, mit der er bei seinem Hierlein auf die Jagd zu gehen pflege. Allein ich lehnte es ab, äußerlich zwar mit allerlei Späßen, aber innerlich mit dem eitlen Gefühl, daß ich den guten Eindruck, den ich als Bauer gemacht, nicht wieder durch den Vetter zerstören wolle. Der Vater hatte sich entfernt, sein Mittagsschläfchen zu halten, die Mutter war in der Haushaltung beschäftigt wie immer. Der Freund aber that den Vorschlag, ich solle etwas erzählen, worein ich sogleich willigte. Wir begaben uns in eine geräumige Laube, und ich trug ein Märchen vor, das ich hernach unter dem Titel „Die neue Melusine“ aufgeschrieben habe. Es verhält sich zum „Neuen Paris“ wie ungefähr der Jüngling zum Knaben, und ich würde es hier einrücken, wenn ich nicht der ländlichen Wirklichkeit und Einfalt, die uns hier gefällig

umgiebt, durch wunderliche Spiele der Phantasie zu schaden fürchtete. Genug, mir gelang, was den Erfinder und Erzähler solcher Produktionen belohnt, die Neugierde zu erregen, die Aufmerksamkeit zu fesseln, zu voreiliger Auflösung undurchdringlicher Räthsel zu reizen, die Erwartungen zu täuschen, durch das Seltsamere, das an die Stelle des Seltsamen tritt, zu verwirren, Mitleid und Furcht zu erregen, besorgt zu machen, zu rühren und endlich durch Umwendung eines scheinbaren Ernstes in geistreichen und heitern Scherz das Gemüth zu befriedigen, der Einbildungskraft Stoff zu neuen Bildern und dem Verstande zu fernerm Nachdenken zu hinterlassen.

Sollte Jemand künftig dieses Märchen gedruckt lesen und zweifeln, ob es eine solche Wirkung habe hervorbringen können, so bedenke derselbe, daß der Mensch eigentlich nur berufen ist, in der Gegenwart zu wirken. Schreiben ist ein Mißbrauch der Sprache, stille für sich lesen ein trauriges Surrogat der Rede. Der Mensch wirkt Alles, was er vermag, auf den Menschen durch seine Persönlichkeit, die Jugend am Stärksten auf die Jugend, und hier entspringen auch die reinsten Wirkungen. Diese sind es, welche die Welt beleben und weder moralisch noch physisch aussterben lassen. Mir war von meinem Vater eine gewisse lehrhafte Redseligkeit angeerbt, von meiner Mutter die Gabe, Alles, was die Einbildungskraft hervorbringen, fassen kann, heiter und kräftig darzustellen, bekannte Märchen aufzufrischen, andere zu erfinden und zu erzählen, ja im Erzählen zu erfinden. Durch jene väterliche Mitgift wurde ich der Gesellschaft mehrentheils unbequem; denn wer mag gern die Meinungen und Gesinnungen des Andern hören, besonders eines Jünglings, dessen Urtheil bei lückenhafter Erfahrung immer unzulänglich erscheint! Meine Mutter hingegen hatte mich zur gesellschaftlichen Unterhaltung eigentlich recht ausgestattet. Das leerste Märchen hat für die Einbildungskraft schon einen hohen Reiz, und der geringste Gehalt wird vom Verstande dankbar aufgenommen.

Durch solche Darstellungen, die mich gar nichts kosteten, machte ich mich bei Kindern beliebt, erregte und ergetzte die Jugend und zog die Aufmerksamkeit älterer Personen auf mich. Nur mußte ich in der Sozietät, wie sie gewöhnlich ist, solche Uebungen gar bald einstellen, und ich habe nur zu sehr an Lebensgenuß und freier Geistesförderung dadurch verloren; doch begleiteten mich jene beiden elterlichen Gaben durchs ganze

Leben, mit einer dritten verbunden, mit dem Bedürfniß, mich bäurlich und gleichnißweise auszudrücken. In Rücksicht dieser Eigenschaften, welche der so einsichtige als geistreiche Doktor Gall nach seiner Lehre an mir anerkannte, bedeutete derselbe, ich sei eigentlich zum Volksredner geboren. Ueber diese Eröffnung erschrak ich nicht wenig; denn hätte sie wirklich Grund, so wäre, da sich bei meiner Nation nichts zu reden fand, alles Uebrige, was ich vernehmen konnte, leider ein verfehlter Beruf gewesen.

Zur Reviſion des Textes.

Verglichen sind folgende Drucke:

4. **Aus meinem Leben. Dichtung und Wahrheit. Von Goethe. Zweyter Theil.**
   Was man in der Jugend wünscht, hat man im Alter die Fülle.
   Tübingen, in der J. G. Cottaischen Buchhandlung. 1812. 8. 573 S.

5. Goethe's Werke. Achtzehnter Band. Stuttgart und Tübingen, bey 1818. Groß 8. Zweiter Titel: Aus meinem Leben. Dichtung und Wahrheit. Zweyter Theil. 374 S. Motto wie bei 4.

5a. Desgleichen. XVIII. Band. Original-Ausgabe. Wien und Stuttgart. 1819. (Mit einem Kupfer.) 8. 420 S. Zweiter Titel wie bei 5.

6. Desgleichen. Vollständige Ausgabe letzter Hand. Fünfundzwanzigster Band. **Unter des durchlauchtigsten deutschen Bundes schützenden Privilegien.** Stuttgart und Tübingen, in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung 1829. 16. 366 S. Zweiter Titel wie bei 5.

6a. Dieselbe Ausgabe 1830. 8. 371 S.

8. Goethe's poetische und prosaische Werke in zwei Bänden. Zweiter Band. Stuttgart und Tübingen. Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung 1807. Zweite Abtheilung. Lexikon-Format. S. 69 bis 141. Verzeichniß des Inhalts: Aus meinem Leben. Wahrheit und Dichtung. Zweiter Theil, gedr. 1812.)

8a. Dieselbe Ausgabe 1840. Zweiter Band. Zweite Abtheilung. S. 676 bis 745.

9. Goethe's sämmtliche Werke in vierzig Bänden. Vollständige, neu geordnete Ausgabe. Einundzwanzigster Band. Unter des rc. wie in 6. Stuttgart und Tübingen. J. G. Cotta'scher Verlag. 1840. Schillerformat. Zweiter Titel: Aus meinen Leben. Wahrheit und Dichtung von Goethe. Zweiter Theil. 288 S. Das Motto wie in A.

11a. Dieselben in zwölf Bänden. Vollständige, neugeordnete Ausgabe. Siebenzehnter Band. Taf. 1851. Zweiter Titel: Aus meinem Leben. Wahrheit und Dichtung. Zweiter Theil. Groß 8. S. 195 bis 404. Das Motto wie in A.

14a. Dieselben in vierzig Bänden. Stuttgart. Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. 1869. Zweiundzwanzigster Band. S. 142 bis 169, und Dreiundzwanzigster Band. S. 1 bis 127. Schillerformat.

15. Dieselben. Vollständige Ausgabe in funfzehn Bänden. Mit Einleitungen von Karl Goedeke. Neunter Band. Taf. 1872. 8. S. 179 bis 358.

K. Bibliothek der deutschen Nationalliteratur. Herausgegeben von Heinrich Kurz. Goethe's Werke. Neunter Band. Hildburghausen. Verlag des Bibliographischen Instituts. 1868. Zweiter Titel: Aus meinem Leben. Wahrheit und Dichtung. Zweiter Theil. S. S. 187 bis 384. Das Motto wie in A.

Die Titel der in der Textrevision und in den Anmerkungen dieses Theils wiederholt angeführten Schriften sind in nachstehender Weise abgekürzt:

Adelung: Dessen Versuch eines vollständigen grammatisch-kritischen Wörterbuchs der Hochdeutschen Mundart. 4 Thle. 1774 bis 1801.

Alsatia: Jahrbuch für elsässische Geschichte, herausgegeben von Aug. Stöber. 1850 bis 1857, und Neue Reihenfolge, 1858 bis 1873. Mülhausen.

Archiv: Das für Frankfurt's Geschichte und Kunst. I (Heft 1—4) und II. (Heft 5—8). 1838—1858.

Archiv, N. F.: Dasselbe, Neue Folge. I. 1860; II. 1862; III. 1865; IV. 1869; V. 1872.

Belli-G., Leben, oder nur Belli: Leben in Frankfurt a. M. Auszüge der Frag- und Anzeigungs-Nachrichten, 1722 bis 1821. Gesammelt u. s. w. von Maria Belli geb. Gontard. 10 Bde. 1850.

Belli-G., Erinnerungen: Deren Lebens-Erinnerungen. Frankfurt a. M. 1852.

Belli-G., Vor mehr als hundert Jahren: Merkwürdige und interessante Abdrücke aus den in ganz Deutschland zuerst erschienenen Zeitungen. Frankfurt a. M. 1870.

Bernays: Dessen Kritik und Geschichte des Goethe'schen Textes. Berlin. 1866.

v. Biedermann's Leipzig: Dessen Goethe und Leipzig. Zur hundertjährigen Wiederkehr des Tages von Goethe's Aufnahme auf Leipzig's Hochschule. Zwei Theile. Leipzig. 1865.

Brandstäter, Gallicismen: Die Gallicismen in der deutschen Schriftsprache u. s. w. von Dr. C. A. Brandstäter. Leipzig. 1874.

Dresdner Katalog: Verzeichniß der Dresdner Gemälde-Gallerie, mit einer historischen Einleitung von Julius Hübner. Dresden (1856).

Düntzer's Frauenbilder: Frauenbilder aus Goethe's Jugendzeit. Studien zum Leben des Dichters. Von H. Düntzer. Stuttgart 1852.

Eckermann's Gespräche: Gespräche mit Goethe in den letzten Jahren seines Lebens von Johann Peter Eckermann. Drei Theile. 1837 und 1848.

Glover: Goethe als Mensch und Schriftsteller von Friedrich Glover (Pseudonym von Vogler). Halberstadt. 1824.

Goedeke, Grundr.: Dessen Grundriß zur Geschichte der deutschen Dichtung. I. u. II. 1859. III.

Grimm's Wörterb., oder nur Grimm: Deutsches Wörterbuch von Jakob Grimm und Wilhelm Grimm. Leipzig. Seit 1854.

Heyden, Gallerie: Dessen Gallerie berühmter und merkwürdiger Frankfurter. 1861.

Jahn's Leipziger Freunde: Goethe's Briefe an Leipziger Freunde. Herausgegeben von Otto Jahn. Leipzig. 1849.

Jöcher: Dessen Allgemeines Gelehrten-Lexikon. Leipzig. 1750—1751.

Jördens: Dessen Lexikon deutscher Dichter und Prosaisten. 6 Bde. Leipzig 1806 bis 1811.

Kalender: Des Heil. Röm. Reichs freier Wahl- und Handelsstadt Frankfurt a. M. verbesserter Raths- und Gesellschafts-Kalender auf die Jahre 1757—1765.

Kayser's Bücher-Lexicon: Vollständiges Bücher-Lexicon, enth. alle von 1750 bis 1832 in Deutschland gedruckten Bücher ꝛc. von Christian Gottlob Kayser. 6 Bände. Leipzig. 1833—1836.

Lappenberg's Reliquien: Reliquien der Fräulein Susanna Katharina von Klettenberg nebst Erläuterungen von J. M. Lappenberg. Hamburg. 1849.

Lehmann's Liebesgeschichte: Goethe's Liebe und Liebesgedichte von Prof. Dr. Lehmann. Berlin. 1852.

Lehmann, Goethe's Sprache: Dessen Goethe's Sprache und ihr Geist. Berlin. 1852.

Lehmann, Luther: Desselben Luther's Sprache in seiner Uebersetzung des Neuen Testaments. Halle. 1873.

Lewes Life: The Life of Goethe by George Henry Lewes. 2 Vol. 2. ed. Leipzig. 1864.

Lepser's Goethe: Goethe zu Straßburg. Ein Beitrag zur Entwicklungsgeschichte des Dichters von J. Lepser. Neustadt a. d. H. 1871.

Loebell's Lessing: Die Entwicklung der deutschen Poesie u. s. w. von Joh. Wilh. Loebell. Dritter Band. Lessing. Braunschweig. 1865.

Mittheilungen oder Mitth.: Mittheilungen an die Mitglieder des Vereins für Geschichte und Alterthumskunde in Frankfurt a. M. I. 1860; II. 1864; III. 1868; IV. 1873.

Musculus: Dessen Alphabetisches Namen-Register der in Goethe's Werken erwähnten Personen u. s. w. Stuttg. u. Tüb. 1842.

Nagler: Neues allgemeines Künstler-Lexikon u. s. w. München. 1841.

Pierer: Dessen Universal-Lexikon der Vergangenheit und Gegenwart. 5. Aufl. Altenburg.

Reidt's Frauenbilder: Frauenbilder aus Goethe's Leben von Heinrich Reidt. Bremen. 1870.

Riemer, Mittheilungen: Dessen Mittheilungen über Goethe 2 Bde. Berlin. 1841.

Rittelhauer's Elsaß: L'Alsace ancienne et moderne ou Dictionnaire topographique, historique et statistique du Haut- et du Bas-Rhin par Raquol. Trois. édition entièrement refondue par F. Rittelhauer. Strasbourg. 1865.

Sanders, Fremdw.: Dessen Fremdwörterbuch. 2 Bde. Leipzig. 1871.

Sanders, Wörterb. oder nur **Sanders:** Dessen Wörterbuch der deutschen Sprache. Leipzig. I. 1860. II. 1865.

Saupe's Chronologie: Goethe's Leben und Werke in chronologischen Tafeln u. s. w. von Ernst Julius Saupe. Gera. 1854.

Schaefer's Leben: Goethe's Leben von J. W. Schaefer. 2 Bände. Bremen. 1851.

Schöll's Aufsätze: Briefe und Aufsätze von Goethe aus den Jahren 1766 bis 1796. Zum ersten Mal herausgegeben von A. Schöll. 2 A. Weimar. 1857.

Schütz' Philosophie: Goethe's Philosophie. Eine vollständige systematisch geordnete Zusammenstellung seiner Ideen u. s. w. Herausgegeben von Fr. K. Jul. Schütz. Band VII. Hamburg. 1828.

Stöber's Salzmann: Der Altmeister Salzmann. Eine Lebens-Skizze nebst Briefen von Goethe u. s. w. Herausg. von August Stöber. Frankf. a. M. 1865.

Viehoff's Leben: Goethe's Leben von Heinrich Viehoff. 2 Thle. 3. A. Stuttgart. 1864.

Virchow: Goethe als Naturforscher in besonderer Beziehung auf Schiller. Eine Rede nebst Erläuterungen von Rudolf Virchow. Berlin. 1861.

Werke oder Goethe's Werke, ohne weitern Zusatz, bezeichnet stets Goethe's Werke in der vorliegenden Berliner Ausgabe von G. Hempel.

Zur Revision des Textes.

Varianten, Druckfehler und andre sprachliche Bemerkungen.

Seite Zeile

1 u. 3. Der Titel: Dichtung und Wahrheit A bis 6a: Wahrheit und Dichtung 7 bis 15 u. K. Vergl. Tgl. I. S. 205.

3. Tod Motto. Verändert S. 158. H. 10 u. 9 v. u. „Was Einer in der Jugend wünscht, hat er im Alter genug", und S. 161 H. 5 u. 6 v. o.: „Was man in der Jugend wünscht, hat man im Alter genug".

Sechstes Buch.

7. 6 v. u. Pfeil mit seinen Widerhaken s. Werke, Band XVIII. S. 294.

9. 10 v. o. immerfort; die andern Ausgaben immer fort.

10 v. o. Tarieb A, 6, K mit Pierer und Kayser's Bücher-Lexicon; Tarjes 8 bis 15 mit Museulus.

9. 23 v. o. vor offenbar jeder, als schon im Relativsatze stehend, konnte von welchen wegbleiben.

11. 18 v. u. dem Schatten, nach 6, 8, 9, 11a u. K; den Schatten A, 5, 14a u. 15. Die Verbindung des Schattens ist hier eine einheitliche, wenn auch der Bäume, die ihn werfen, mehrere sind; wie folgen daher der Ausgabe letzter Hand.

13. 14 v. u. **Kroneburg**, d. i. **Cronberg** oder **Cronenberg**, ausgesprochen: **Croneberg**.

14. 2 v. o. **mit Unstatten, als Gegensatz des von Statten Gehns**, ein Lieblingsausdruck Goethe's, wie auch nicht ohne Unstatten, s. Sanders unter I. Statt.

21 v. o. Magnet 5, 6 bis 11a u. K; Magneten A, 14a u. 15, veraltete Ableitung, die aber z. B. noch Joh. Müller 1843 in Pouillet's Lehrbuch der Physik neben der usuellen Form anwendet.

17 v. u. möge nach A u. 5 mit 15; möchte K nach 6, zur Uebereinstimmung mit den vorangehenden Präteritis. Der Wechsel der Zeitform in abhängigen Sätzen ist aber eine Eigenheit des Goethischen Stils, welche die Ausg. letzter Hand in andern Fällen unberührt gelassen, z. B. C. 10, Z. 5 u. 3 v. u., und S. 39 med. ändert.

16. 18 v. o. **jener Zeit**; jeder Druckfehler in 5 (nicht in 5a) u. 6 (nicht 6a).

21 v. o. **Augenbrauen** nach A mit 15 u. K (brä); **Augenbraunen** 6 bis 11a.

17. 19 v. u. **Verzweiflung** nach 5a u. 6ff; **Verzweifelung** A u. K.

18. 12 v. u. **ein** nach A u. 5a, ausgelassen in 5 und danach in 6 bis 14a; wiederhergestellt in 15 u. K.

22. letzte. **Lanzen** A bis 6 und 11a bis 15 u. K; **Lanze** 8 u. 9.

23. 1 v. o. **scharmuzirten**; so Bd. VIII. S. 394, Z. 7.

11 6 v. u. und Freund A, 5 und 11a Lsk., bis unten S. 84, Z. 14 v. o. u. S. 110, Z. 15 v. u.; und mein Freund C, 8 u. 9; vgl. Grimm, Gebrauch von Freund vor Eigennamen Nr. 6, IV, Spalte 163.

24. 10 v. u. Löwen richtig seit 6a; Löben A bis 6.
11 v. u. Hoppe s. Thl. I. S. 210 zu S. 190.
4 v. u. Gebner's nach den Titeln seiner Werke und Pierer (Gesner, Primae lineae isagoges u. s. w.); Geßner's die übr. Ausgaben und Musculus. Der Name des Dichters Salomon G. hat letztere Form.

9 v. u. Morhof's richtig seit 8; Morhob's A bis 6.

25. 4 v. o. die Wichtigkeit, vollständiger die von der Wichtigkeit.

27. 20 v. o. Falschem, Tiefem seit 5a u. 6; Falschen, Tiefen A u. K.

26. 2 v. o. verleideten intransitiv; so bei Luther, Jesaia Strach 33, 12 und bei den süddeutschen und schweizerischen Schriftstellern Keller, Mörike, Gotthelf u. A. m.
6 v. u. Ehre; Ehren Druckfehler in 14a und 15.

27. 9 v. u. zu Winterszeit nach A u. 6 mit 15 u. K; zur W. 8 u. 9.
„ „ Einstand s. Thl. I. S. 217 zu S. 118.

28. 10 v. o. mir, weggefallen in 5 u. 6 (nicht in 5a u. 6a).
13 v. u. Geinhausen seit 6a, die südliche Form, Geginhusen im ersten Kapitel der Goldnen Bulle; Gellenhausen A bis 6.

29. 8 v. o. mittlere, ausgefallen in 5 (nicht in 5a) und danach in 6 bis 11a.
2 v. u. nur, ausgefallen in 5 (nicht in 5a) und danach in 6 bis 9.

30. 22 v. o. erleuchtet nach A u. 5a mit 14a und 15; beleuchtet 5 bis 11a u. K. An sich erscheint die zweite Form nicht fehlerhaft.
4 v. u. Stubennachbarn nach A und 5a mit 14a, 15 u. K; Stubennachbar 5 bis 11a.

31. 7 v. o. Mascov mit Jöcher und Kayser seit 8; Maskow A bis 6; Mascow K.
21 v. o. Parrhesie, vom griechischen παρρησία, freies Reden, Freimüthigkeit, Rückhaltlosigkeit.

32. 13 v. o. thulich mit den übr. Ausg.; vgl. Thl. I. S. 221 zu S. 151.
9 v. u. einen seinen Mund nach A bis 6 mit K, 14a u. 15, gewagt elliptisch; ein feiner Mund, korrekter, 8 bis 11a.

33. 5 v. o. vereinzeln mit 11a und Bd. VIII. S. 394, Z. 16, zusammengezogene Form des vereinzelnen in 5 bis 9; vereinzelnen nach A und 5a, K, 14a u. 15. Diese ungewöhnliche Wortbildung dürfte nicht beabsichtigt sein. Derselben würden Mißbildungen entsprechen wie verschüchternen s. verschüchtern und verhärternen s. verhärtern. Vergl. auch Werke, Bd XII. S. 126, Z 29.
11 v. o. Professor nach A und 5a; Professors eingeführt in 5 und seitdem beibehalten bis 15 u. K.
„ „ Winckler seit 8, wie auch in den Werken, 40bdge A., Bd. XXXIX, S. 445, bei Musculus und in v. Biedermann's Leipzig; Winkler A bis 6 u. K.

34. 5 v. o. zum Wissen nach A u. 5a; zu Wissen Fehler in 5, beibehalten bis 11a, beseitigt seit 14a.
11 v. o. Einstand s. Thl. I. S. 217 zu S. 118.

35. 17 v. u. eintreten A u. 5; auftreten 6 bis 11a, beeinflußt durch das folgende auftief; erste Lesart hergestellt seit 14a.
2 v. u. menschenverständigen Tüchtigkeit, wie Werke, 40bdge A., Bd. XXVII. S. 215 menschenverständigen Anschauung, vgl. unten S. 44 der gemeine verständliche Sinn und S. 45 Ansichten des ruhigen Menschenverstandes.

26. 7 v. u. Anſpielungen; Anſpiegelungen Druckfehler in S.
10 v. u. Geiler von Kaiſersberg ſeit 11a; Kaiſer von Kaiſersberg A bis 6; Geiler von Keiſersberg S und 9
40 12 v. u. die der Andern nach A und 5 mit K u. 15; die andern 6 bis 9; die der andern 11a u. 14a.

Siebentes Buch.

44. 2 v. o. lebensartig werden, das Adjektivum freizubilden; für Lebensart annehmen, lernen, d. h. die gute Lebensart, das savoir vivre.
8 v. u. Liscow nach Jördens, III. S. 392 flgd. u. den Titeln ſeiner Bücher; Liskow A bis 6, 14a, 15 u. K; Liscow S bis 11a.
47. 10 v. o. über bildende Kunſt nach A u. 5, mit K u. 15; über die bildende Kunſt 6 bis 11a.
50. 22 v. u. Friedrich Eugen
18 v. u. Friedrich } ſeit S bis 15; Ludwig A bis 6 u. K; von den Brüdern des regierenden Herzogs von Württemberg Karl Eugen ſtand der ältere, Ludwig Eugen, in franzöſiſchen, der jüngere, Friedrich Eugen, in preußiſchen Dienſten. Der Letztere iſt hier gemeint.
17 v. u. Raths zu erbolen ſ. Werke, Bd. XIX. S. 64, Sanders, I. S. 780a, und Grimm, III., Spalte 854, 7 b.
51. 5 v. o. Meſſenseits; Meſſenseits 14a. Vgl. Thl. I. S. 206 zu S. 10, u. Badener II, 44: „Perſonen, welche Zeit ſeines Amts geſtorben".
16 v. u. mir A bis 6 u. 15; mich S bis 14a u. K.
7 v. u. gern A u. 6; gerne ohne Grund 15.
„ „ zu den mir ſeit 11a; zu denen mir A bis S, in Goethe's Werken beſeitigte ältere Pronominalform.
52. 14 v. u. Livländer nach richtiger Schreibung; ſ. z. B. die Kiepert'ſchen Karten; Liefländer K mit 6; Liefländer 15 mit A u. S flgd. (ſo auch Goedeke, Grundr., II. 666).
„ „ Herrmann S bis 15, richtig nach Musculus und v. Biedermann's Leipzig; Herrmann A bis 6. Auch in Goethe's Widmung einer Rabirung aus jener Zeit an dieſen Dr. Herrmann wird der Name, wie eben angegeben, geſchrieben.
12 v. u. Burgemeiſter, die Goethe geläufige ältere Form, ſ. Thl. I. S. 16 u. ſonſt; dieſelbe kommt in amtlichen Erlaſſen ſeiner Vaterſtadt wiederholt vor (Kal. 1765, S. 37 u. 38), ebenſo in den Briefen der Herzogin von Orleans v. J. 1701 (88ſte Publik. des Lit. Ver. zu Stuttg. 1867. S. 241). Andre Beiſpiele bei Grimm.
„ „ zu Leipzig nach A u. 5 mit 15; in L. K u. 6 bis 11a; aber zu iſt bezeichnender, da es das Berufsbemühl ausdrückt, während in nur allgemein den Wohnort. Auch ſteht in ſchon in derſelben Zeile.
4 v. u. Augen mit haben, froh und guter Dinge mit ſein an das Subjekt zu knüpfen.
53. 19 v. o. wird nach A und 5 mit 15; inſofern die gemeinten Schriften fortexiſtiren, iſt die darin enthaltene Verſtachung noch eine gegenwärtige; ward 6 bis 14a u. K.
54. 11 v. o. einem jeden, d. i. Gegenſtande, mit A u. K; Jedem in 15 bemerklich, weil darunter Perſonen verſtanden werden könnten.
56. 8 v. o. Gegängel, die Mattigkeit und Abgeſtandenheit der Poeſie auszudrücken; in der diminutiven Form gängeln (intr.) iſt das Herabſetzende enthalten, das Kleinliche, aber auch das Triviale, welches in dem Hin- und Hergehen, in dem Iterativum liegt.

56. 10 v. u. **Lokat nach A u. 5a; Lokal Druckfehler in 5, festgehalten bis 11a und bei K, wo das in 14a u. 15 wiederhergestellte Lokat nicht einmal in das Verzeichniß der Lesarten aufgenommen ist. Lokal gäbe einen schiefen Sinn: Lokat schließt sich an das kurz vorher erwähnte Gottsched'sche Fächerwerk an und bedeutet gleichfalls Fach, das „Fach für Schriften" (Sanders' Fremdwörterb.), die Stelle, wo die Dichtarten zu lociren, wie die Gläubiger im Concurse; auch Herder braucht den Ausdruck in diesem Sinne: „die Schrift ist kein Lokat dogmatischer Beweisstellen" (Werner, Herder als Theologe, S. 148); in Heyse's und Mahn's Fremdwörterbuch ist das Wort erklärt: Fächer, Schreibfächer (locata).**

57. 8 v. o. **zusammenhangen nach A und K; zusammenhängen 15 nach 6 u. 8.**

58. 15 v. u. **theils, d. i. von einem Theile des Publikums.**
20 v. o. **Jesaia's, da der Prophet Jesaia heißt; Jesaias die ältere Ausgaben.**
23 v. o. **sollte nach A mit 15 u. K; soll Fehler in 5 u. 5a, festgehalten in 6, 8 u. 9.**

59. 7 v. u. **und nach „guten" ausgefallen in 8, 9 u. 11a.**

61. 12 v. u. **Kleinleben, von Goethe an dieser Stelle zuerst eingeführt, seitdem nach J. Hildebrand (Grimm, V) gebraucht von Immermann und Gocbele, außerdem von Börne, Auerbach, F. Lewald (s. Sanders) u. A. m.; ebenso kleinlebig (Gervinus).**
14 v. u. **Stilleben s. Thl. I. S. 208 zu S. 24.**

62. 12 v. o. **vor verwandelte setzt ein abschließendes und.**
10 v. u. **Menschlich-Ersten mit 15; A u. 5a Menschlicherstes; 5 Menschlichenten, in Folge welchen Druckfehlers 6 bis 11a u. K Menschlichsten. Vgl. Bernays, S. 76.**

63. 15 v. u. **sich bemerken zu machen, Gallicismus u. Italicismus (se faire remarquer, farsi vedere).**

64. 11 v. o. **Tauentzien, mit A nach der Rangliste der preußischen Armee; Tauentzien K u. 15 ungenau.**
6 v. u. **selten machte, Gallicismus: faire valoir; vgl XIX 69, Nr 304.**

65. 4 v. u. **übergetragen, nicht übertragen, wie 5a lieft; f. Thl. I. 21a zu S. 127.**

67. 1 v. o. **nicht hier nach A, 5 u. 15; hier nicht 6 bis 11a und K.**
4 v. u. **keine Opfer A bis 11a u. K; kein Opfer ohne Autorität 14a und 15.**

68. 18 v. o. **Gesichtspunkt A u. 5a; Gesichtspunkte seit 5.**
8 v. u. **Suiten reißen, wie Bige, Zoten, selbst Reime reißen (Sanders unter „reißen" 4); auch Schweten, schwetiken; Hebel, 2, 223: „Leicht meinen Schweitzern zuer Ehr"; derf.: Schwietier = entlier. Vgl. Goethe's Werke, Bd. XVIII. S. 345 Suiten reißen und Ehrentitel eines großen Suitiers.**

71. 10 v. o. **sakramentliche Sinn A, 5a, 14a, 15 u. K, übereinstimmend mit S. 72, Z. 12 u. 13; sakramentalische Sinn 5, beibehalten bis 11a. Die Aenderung war unmotivirt.**
3 v. u. **Menschen A, 5a, 11a, 14a, 15 u. K; Mensch 5, beibehalten bis 9. Vgl. Thl. I. S. 62: „widerfahre ihm als Menschen".**

72. 1 v. o. **und von Uebertretungen; und Uebertretungen ohne Autorität 14a u. 15.**
4 v. o. **und seine Zweifel nach A u. 5a; und Zweifel 5, beibehalten bis 15 u. K. Die Wiederholung des Possessivum ist zwar nicht nothwendig, aber doch wünschenswerth, damit „Gedrechen und Zweifel" nicht als Einheit aufgefaßt werden, wie kurz vorher „Thaten und Unthaten".**

75. 15 v. o. Sünde in den heiligen Geist. Glover S. 14 tadelt dies in und legt damit nur seine Unwissenheit an den Tag; denn in ist an dieser Stelle eine bezeichnende, aus dem lateinischen (in) herübergenommene kirchliche und besonders Lutherische Form neben wider.

76. 17. 18 v. o. lange Zeit schon A, 5a, 11a bis 15 u. K; lange schon in 5, teilweise bis 9.

78. 5 v. u. hatte er gute Studien; Studien im Sinne von Kenntnissen (s. S. 79, Z. 7 v. u. und S. 86, Z. 2 v. o.); das Haben von den Resultaten der Studien, wie: er hat eine gute Schule. S. Rabener III, 25: „Ein; Mensch, der [illegible] alt, hat ziemliche Studia".

79. 2 v. u. alles Rohe A, 5a, 14a, 15 u. K; das Rohe in 5. beinahalten bis 11a.

80. 12 v. u. zu A bis 5 u. 11a bis 15 u. K; zur 6 bis 9.

81. 7 v. o. das Oberste zu unterst; „das Oberste", Apposition zu „Brief", dem Sinne nach: „das Oberste des Briefs"; ebenso Schiller (1224): „soll ich diesen Keil das Oberst zu unterst — wie einen Kegel aufsetzen?" (Citat bei Sanders unter „Ober, 3a).

10 v. u. viel; viele ohne Autorität 14a u. 15.

82. 12 v. u. Zielscheiben; Plural in diesem figürlichen Sinne selten und nicht nothwendig.

9 v. u. fremden Worte; Glover S. 16 bemängelt diesen Plural (wie oben S. 44, Z. 17 u. 18), und der neuere Sprachgebrauch verlangt allerdings hier die Form Wörter; unsere klassischen Schriftsteller befolgen diesen, ja auch im bildlichen Gebrauch jedoch nicht streng; s. zahlreiche Beispiele bei Sanders (Wort. 1b) von Klopstock, Lessing, Wieland, Kinzer, Joh. v. Müller und Schiller („könnte man sich bei den unanständigen Worten mit den Anfangsbuchstaben begnügen"; wogegen Goethe, Werke, III. S. 142: „Mußt all die garstigen Wörter lindern").

83. 15 v. o. Händel seit 8, s. v. Biedermann's Leipzig u. Musculus, Hendel A bis 6, auch 11a; Händel im ersten Druck des Gedichts Z. 19 flgd. bei Kost, Vermischte Gedichte, 1769. Bl. 7 u. 8.

10 v. u. Ihr süßer als der Saft, der von dem Hybla fließt.
Dich ehrt die Nation, abwechselnd sanft in Moden,
Ihr Tribunal verdammt dich zu den Antipoden,
In trauriges Exil, den Kopf leer von Verstand
Der kein Elysium in deinen (sie) Garten sand.

17—6 v. u. Dein Haus ist ein Trophä von Spolien unsrer Beutel,
Strahlt gleich kein Diadem dir um den hohen Scheitel,
Gehst zu deinen (sie) Ruhm sich gleich kein Monument:
Auch ohne Purpur ehrt dich dennoch der Student —
Glänzt deine Urn dereinst im majestätischem Pompe,
Dann weint der Patriot an deiner Katakombe;
Wann dann ein Autor dich uns im Kothurne zeigt,
Und du Sentenzen sprichst, wird unser Herz erweicht.
Wärst du ein Marmor gleich, so erst du nur erscheinen,
Wie Niobe und erschien, und Myriaden weinen!
Doch lebst Dein Torus sey von edler Brut ein Nest,
Steh hoch, wie der Olymp, wie der Hymettus fest;
Kein Phalanx Griechenlands, nicht Römische Balisten
Vermögen je dein Glück, o Händel, zu verwüsten!
Dein Wohl ist unser Wohl, dein Leiden unser Schmerz,
Und Händels Tempel ist der Musensöhne Herz!
Nach Kost a. a. O.; s. Werke, Bd. III. S. 56.

84. 4 v. o. Arlekin, dem ital. Arlecchino (fr. Arlequin) konform, während „Harlekin" gebräuchlicher.
14 v. u. Globus'schen mit 6, 15, u. K; Globusischen A.
11 v. u. Cilque mit 8, 15, K; Cilte A bis 8.
7 v. u. Schuhu nach 6, 8 u. 9; Schuhu A u. 5 mit K u. 15, seine korrekte Pluralform.
85. 3 v. o. Tage A, 6, 8, K; Tag ohne Autorität 14 a u. 15.
86. 3 v. u. alsdann seit 6; alsdenn A u. 5.
87. 15 v. u. dem wenigen Glaube, Liebe und Hoffnung als eine Einheit, wie „Treu und Glaube", „Leib und Leben", „Grund und Boden" u. a. m.; s. Thl. I. S. 209 zu S. 128. Da A Wenigen liest, so wäre zu ergänzen an oder von Gl., L. und H., dem dann was entspräche.
4 v. u. Kunst- und Sammlungslust; „Kunstlust" allein würde Goethe wol nicht gebraucht haben; es ist zugleich eine versteckte Hendiadys: Lust an der Kunst und am Kunstsammeln.
88. 9 v. u. ließe seit 6; ließ A u. 5.

Achtes Buch.

91. 11 v. u. neueren seit 6 mit K u. 15; neuere A.
93. 7 v. u. Heinecke A bis 6 u. K.; Heinecken seit 8, nach Musculus, auch 15; der Katalog der Dresdner Galleria (S. XVII) liest Heinecke unter Benutzung auf die Akten der Verwaltung. Die erstere Form ist daher als die richtige angesehen.
15 v. u. timmerfort wie oben S. 8, Z. 6 v. o.; die Ausg. immer fort; zulässig wäre auch immer forterbielt.
94. 14 v. u. gleichgestimmte seit 9; Gleichgestimmte A bis 8.
9 v. u. Kreuchauff mit 14a und 15 und v. Biedermann's Leipzig; Kreuchauf A bis 13a nach Musculus.
95. 10 v. u. Winkler'sche und Richter'sche Sammlungen A bis 9 u. K; Winklerischen und Richterischen S. 13 bis 15.
96. 18 v. o. schellenbehangenen Narren, wie „schellenlauter Thor" im „Faust" (XII. S. 270).
97. 15 v. o. Spinnengewebe; S. 101, 10 v. o. Spinnewehen.
2 v. u. ablegten, im Sinne von verlieren, vergehen, schwinden. J. Grimm führt an Lessing, 2, 527, „da Ihnen der Gedächtnis ihrer hin so sehr ablegt", und Tieck, 8, 216: „Du weißt, daß bei Licht meine Augen ablegen"; Glover (S. 134) zeigt auch bei dieser Stelle die Beschränktheit seines Sprachsinnes.
99. 6 v. o. als es nach A mit 14a, 15 u. K.; als er in 5 u. 5a und danach bis 11a.
20 v. o. Weltweisen nach A u. 6 mit 15 u. K; Weltweise 14a.
100. 8 v. o. hätte nach A und 5a seit 11a; hätt in 5 und danach bis 9. Vgl. S. 102, Z. 1.
101. 2 v. o. bezahle nach 6 mit K.; bezahlte A u. 15. Beide Formen sind berechtigt.
8 v. o. Tempuswechsel wie oft, z. B. Thl. I. S. 110, Z. 20 v. u., S. 111, Z. 11 v. u. und S. 134, Z. 11 v. o. (Textrev. S. 217 u. 218).
6 v. u. Großer Garten als Ortsname: großer ob. die übr. Ausgaben.
3 v. u. selbst schon allein: auf Gemäldesammlung, nicht auf mir zu beziehen.
102. 17 v. u. Swanenelt; so lautet der Name im Niederländischen, im Dresdner Katalog, im Pierer und in unserer Ausg. von Goethe's Werken, Bd. XXXII. S. 29. Die deutsche Form Schwanenfeld A, K u. 15, bei Musculus Schwanenfeld

102. letzte. Trümmer mit 15; Trümmern A.
104. 12 v. o. meine nach A mit K u. 15; meinen 6 bis 9.
16 v. u. unmustern, heißen; für unnah, unwohl; Sanders führt ein Beispiel aus Immermann's Münchhausen (2. 46) an; wir begegneten dem Worte in Rahel's Tagebuche „Gemüthsverfassung unmuthern", wol vorzugsweise thüringisch.
105. 2 v. o. in die andere ist e contrario zu kurpfuschen; unverheirathet gebliebene.
9 v. o. reinliche; reine Druck. in 14a.
9 v. u. laffen, ließen, fakedonische Polac.
4 v. u. Schiebeler mit K u. 15; Schiebler A. Vgl. Werke, Bd. III S. 136.
3 v. u. Liswart nach dem Titelblatt und der Personenangabe der Hiller'schen Operette, ebenso die Textbuch; Lilvard 15 u. 6, nach 3 Hdr. Lisowart in den Memoiren der Schütz-Kummerfeld (S. 413 bei 816. Taschenb. von Riedl, 1873).
106. 4 v. o. paar außerordentliche mit 15 nach A; Paar außerordentlicher 6 bis 9 u. K; paar bedeutet aber hier eine unbestimmte geringe Zahl. Vgl. Thl. I. S. 220 zu S. 145.
17 v. o. mit Augen gesehen, pleonastisch wie S. 107, Z 20 v. u. Vgl. Thl. I. S. 87 u. S. 100.
4 v. u. wohlgefühlten mit 15; zwei Worte K nach A u. 6.
107. 2 v. o. wohl- und edeldenkend ist o; ohne Trieb A u. 3.
3 v. o. auf; an Druck in 6 u. 9, verstanden durch ungenauen Druck des auf in 5; in 8 u. 11a beseitigt.
5 v. u. auszeichnet, nicht im Sinne der Vorzüglichkeit, sondern eigentlich, im Sinne von stigmatisirt, bezeichnet, unter Vielen heraus.
3 v. u. Falle nach A; Fall 6.
letzte. allem Tiefen; K allem Tiefem; 15 Allem tiefen; A allem biefen; 6 allem tiefem. Eins der beiden Wörter muß substantivisch gedacht sein, die Frage ist nur: ob das erste oder das zweite. Vgl. S. 108 med. Alles Obige, u. S. 109, Z. 10 dies Alles. Vgl. Thl. I. S. 219 zu S. 141, Z. 14 v. o.
108. 3 u. o. verschwächte zur Anähnlichung mit verstärkte.
7 v. u. ein Geschwulst nach A, 6 u. K; eine G. 9 bis 15, doch ohne Autorität, wenn auch später S. 117 die Geschwulst.
letzte. mir } Gallicismus.
109. 1 v. o. nicht gekannt } Pleonasmus. Vgl. Thl. I. S. 224 zu S. 182, Z. 12 v. u.
8 v. o. Widersinn, im Sinne von Widerspruch, Trotz, Opposition; doch könnte auch Unverständigkeit gemeint sein.
12 v. o. nach verlassen konnte ist hinzuzudenken: außerhalb des Zimmers oder im Freien.
16 v. o. Burgemeister } s. oben zu S. 89.
17 v. o. Hermann }
" " denen nach A Hdr. beibehalten mit K u. 15. Besser wäre den.
110. 13 v. u. der Plural behandelten berechtigt zur Annahme, daß unter manche Andre einzelne, einzelne Personen (eine Mehrzahl) und nicht manche andere Familie zu verstehen. Schon A schreibt Andere. Vgl. Thl. I. S. 209 zu S. 38, Z. 11 v. u.
111. 11 v. o. Nachtzeit; Nachtzeit die übrigen Ausgaben; doch ist die Bildung ungewöhnlich wie eine Mahlzeit.
11 v. u. zugleich A, 15, K; zuletzt Druckfehler im 5, fortgepflanzt nach 6, beseitigt in 8.

111. 8 v. u. religiosen mit A, 15 u. K; religiösen andre Ausgaben.
112. 16 v. o. vorzüglich Bücherkenner nach 5 u. 6 bis 11a; vorzüglicher B. A, K, 14a u. 15. Bei der ersten Lesart erscheint Langer's Bücherkenntniß als nähere Bestimmung seiner Gelehrsamkeit, was mol dem Sinne am Besten entspricht, bei der zweiten als eine neue, für sich bestehende Kenntniß.
113. 8 v. o. gestimmt; bestimmt Druckf. in 6.
10 v. o. ingeheim wie Werke, Bd. VII. S. 234, Z. 4 v. u.; in Geheim A, 5 u. K; in geheim 6 bis 13.
23 v. o. aufgefordert, wie herausgefordert, provozirt.
27 v. o. Jugend und Menge ... wird s. Thl. I. S. 309 zu S. 99, Z. 11 v. u.
10 v. u. gingen ... ein Dutzend junge Leute, s. Thl. I. S. 220 zu S. 145. Z. 10 v. o.
9 v. u. anscheinender größter; doch wohl anscheinend größter?
114. 18 v. u. die Verhältnisse und die Lage ... vernehmen; genauer: den Bericht darüber.
115. 4 v. o. oder A, 5, 14a u. 15; und 6 bis 11a u. K.
116. 20 v. u. Griesbach, wie Thl. I. S. 151, Z. 16 v. u., mit A u. 6; Grießbach K.
16 v. u. zur A, 5, 13 u. K; der 6 bis 11a.
117. 9 v. u. schlau blickender; die übr. Ausgaben schlaublickender.
2 v. u. Dispensation = Austheilung der Arzneien, welche von den Apothekern dispensirt, d. h. bereitet und vertheilt werden; s. Zaubers' Fremdw.
118. 7 v. o. chemisch-alchemische A u. 5;
" alchimische 6 bis 9;
" Falchymistische 11a;
" alchymische 14a, 15 u. K. Die erste Lesart konnte nicht verlassen werden, da der Gleichklang beider, ja auch ursprünglich identischer Wörter offenbar beabsichtigt ist.
8 v. u. sollenden A u. 15; sollender 6 u. 8.
119. 3 v. o. Starken A u. 5; Starcke seit 6.
120. 3 v. o. Mittel als seit 5; Mittelsalz A.
11 v. u. Gallert weinlich, daher muß Gallerte stehn.
122. 20 v. o. ernsten A, 5, 11a bis 15 u. K; ernstern 6 bis 9.
124. 5 v. u. Seite seit 11a, fehlt in A bis 9.
125. 6 v. o. auf uns scheint Versehn in Folge des auf uns der nächsten Zeile, statt darauf.
10 v. u. genug A, ausgelassen in 5, und danach in 6 bis 9, wiederhergestellt seit 11a.
126. 17 v. u. neue Platonismus s. Neuplatonismus wie S. 118, Z. 12 v. u.
10 v. u. ihnen, d. h. den drei Erscheinungen der Gottheit.
127. 17 v. o. Gedankenstriche mit 11a, in der andern Ausgaben Kommata.
21 v. o. unmittelbar A, 5 und Sit 11a; mittelbar Druckfehler in 6 bis 9.
3. 7 v. u. Mahl — zu — oder ob; man erwartet beide Male zu oder beide Male ob.
2 v. u. nach superlativen in 6 bis 9 ein überflüssiges nun.
128. 21. 20 v. u. ward eminent, eminenz, trat hervor, nicht etwa immanent.
12 v. u. sie A, ausgelassen in 5, danach in 6 bis 9, wiederhergestellt seit 11a.

Neuntes Buch.

129. 3 v. o. **gerührt; gerühret**
" " **zarteren; zärtern**
4 v. o. **erregt; erreget**
10 v. o. **giebt; giebet**
11 v. o. **Griechisch; Griechischem**
8 v. u. **feineren; feinern**
3 v. u. in nach der Allg. d. Bibl. a. a. O.; aus nach A alle übrigen Ausgaben. An die Schreibweise eines Allegats wird man sich nicht zu binden haben, wol aber an die Worte selbst.

} Allgemeine deutsche Bibliothek, I. Band, 1. Stück, S. 129 f.

2 v. u. **gereinigt; gereiniget** die Allg. d. Bibl. a. a. O.
131. 8 v. o. **eigen** nach A u. 5 mit 15 u. K; **eigenes** 6 u. b.
11 v. o. **Vorfälle = Vorräthe**, Würzburg. Provinzialism.; die Anführung in Verbindung mit Vorfälle, 4 Bde. I. S. 208 in S. 23, u. Bd. XVII. S. 348, S. 8; der Ausdruck ist hier, in den „Bekenntnissen e. sch. S." ein Kennzeichen des ursprünglichen Manuskripts. Vergl. Saal, Bd. I. S. 176, im Sinne von Hausflur.
9 v. u. **Aufhalt** nach A und 5a mit 15 u. K; **Aufenthalt** 5 und danach 6 bis 11a. Aufhalt ist aber die ursprüngliche Form, belegt bei J. Grimm mit Beispielen aus Luther, Klopstock, Herder, Stolberg („ohne weitern Aufhalt an unser Geschäft gehen"); in derselben Bedeutung Aufenthalt (vgl. unter 5) erst später und jetzt die üblichere Form. Aufhalt auch sonst bei Goethe, z. B. Werke, 40 bdge Ausg. Bd. XXV. S. 17 und 107.
132. 11 v. o. **den**, zugleich Objekt von entwickeln und nahm.
7 v. o. **wohnen und hausen** formelhaft wie das alte: Jemand bergen und hausen.
10 v. o. **Riesenwuchs**, neben Wiesenwachs, wie „Wunderwuchs" und „Wunderwachs" (Werke, II. S. 450).
16 v. o. **unendlichen**; Steigerung der Zahl, nicht der Ausdehnung.
12 v. u. **Anblick in ein Land**, statt eines Landes oder Einblick in e. L.
10 v. u. **so Angenehme als Ahnungsvolle mit K; so angenehme als ahnungsvolle A u. 15.**
133. 10 v. o. **diesem Widerspruch nachzudenken, ihm denkend nachzuhängen; über nachdenken mit dem Dativ** s. Sanders' Wörterb., I.
12 v. u. **Schlotterigen** s. „Faust" (Werke, XIII. S. 222) „schlotternden Lemuren" und „Hamlet" (übers. v. Schlegel, II. 2) „schlotterichte Königin".
2 v. u. **Nägel** nach A u. 6 mit K u. 15; **Räthsel** 5a, ebenso bei Tieck, s. Sanders, II. 652a unten; vielleicht von Rad abzuleiten, es findet sich die Form Rädselbrauen (Werner, Vertraut. Briefe, S. 112).
134. 12 v. o. **gut- und wohlgesinnt**; die übr. Ausgaben ohne Trivis.
135. 7 v. o. **aufzuführen = anzuführen**, doch mag **aufzuführen** beabsichtigt gewesen sein.
3 v. o. **stehen A, 5 u. 5a; weggefallen in 6 bis 11a.**
2 v. o. **nicht A u. 5a, weggefallen in 5 und danach in 6.**
14 v. u. **Gerichtsbrauch A, 6, 8 u. K; Gerichtsgebrauch** ohne Grund in 9 und danach 11a, 14a u. 15.
3 v. u. **Trutz und Schutz, formelhafte wie Trutz und Schutz.**
138. 1 v. o. **inzwischen als Bindewort = während, indeß**, wie öfter bei Goethe mit oder ohne **daß**, und auch bei Thümmel, Helmr. von Kleist, Fischer, Barnhagen u. A. m.
141. 10 v. u. **viel A u. 6; viele 8.**
142. 13 v. o. **Augenblick A; Augenblicke 6 u. 8.**
10 v. u. **keineswegs A; keineswegs 6 u. 8.**
7 v. u. **Gartenthüre A; Gartenthür 6 u. 8.**

142. 17 v. u. **Geselligkeit** A u. 5a, danach K, 14a u. 15; **Gesellschaft** Druck. in 5, beibehalten bis 11a.

143. 15 v. u. **Rheinschnaken** mit A, K u. 15; **Rheinschnacken** 6, 8 u. 9. Wir unterscheiden mit Sanders **Schnack** (kurz a) Geplauder, (s. Werke, XII. S. 138 u. XIII. S. 61) und **Schnake** (lang a) als Insekt, Mücke.

146. 15 v. o. **Ellbogen** nach A; **Ellenbogen** 8.
13 v. u. **Kappier** mit A, 6 u. K, ebenso Tbl. I. S. 138. Z. 17; **Papier** die Cotta'schen Ausg. seit 8; **jedoch auf** das neulateinische **rapperia**, stammverwandt mit **raffen, raspeln**, zurückführen (Schuster u. Regnier).

147. 9 v. u. **zersprengen**; **zerspringen** Druck. in 14a u. 15.

148. 2 v. o. **Monigolfière** die richtige Form mit K u. 15; **Mongolfiere** A bis 8.

150. 7 v. o. **in Beschleunigung** A, 6, 15 u. K; zur B. 8.
10 v. u. **Rüde**, nach Adelung das Männchen von Hunden, Füchsen, Wölfen; ins Besondere von den Schäferhunden (Sanders, Zus).
6 v. u. **Klinglin** seit 8, s. Musculus und Rittelhuber's Elsaß, S. 510 u. 511, wie Oberlin, Schöpflin; **Klingling** die französirte Form, in A bis 6 u. K.

152. 22 v. o. **erkäuft**; A erkauft.
22 v. o. **Bäsel, kleine Silbermünze**; nach Grimm ist die richtige Form **Biesel** (s. Arnold's Pfingstmontag), wie Bayen abzuleiten von **pezo, piece.**

154. 9 v. o. **an ihm** seit 5; **ihm** A u. 5a, ein bei Goethe häufig vorkommender Gallicismus (s. Brandstäter, Gallicismen, S. 163: „Ich Bertz fühlen"), wäre vielleicht beizubehalten.

157. 1 v. o. **himmelhoden** A; **himmelheber** 6.

158. 21 v. o. **Erwini** mit 15, nach dem Titel der Schrift: Erwini A fgd. u. K, an sich richtig, s. die Zuschrift bei Rittelhuber, S. 507.

159. 17 v. u. **re** bis und links **liegen und fallen lassen**, s. Werke, Bd. XI. 1. S. 261 unten; soweit das liegen als das fallen schon drei Zeilen vorher.

160. 9 v. o. **rücksichtslos** nach 6 mit 15 u. K; **rücksichtlos** A.
11 v. o. **Vorvordern** auch unten S. 181. Z. 9 v. u.; s. **Alvordern** Tbl. I. S. 207 u. S. 22.
4 v. u. **an den Tag** nach A u. 5a mit 15 u. K; **an Tag** 5 bis 9, an sich älter Gerlich wie „in Kauf nehmen" u. ähnl. Wendungen.

161 12 v. o. **Menuet** weiblich, als gäbe es die franz. Form **menuette**; auch mal ist das Wort männlich.
13 v. o. **Ballette** A, 6, 8 u. K, ebenso Tbl. I. S. 47; **Ballete** 9 bis 15.
14 v. u. **Marki**s. Tanzmusik mit eintönigem, in Octaven begleitendem Baß, tanznachahmendes Wort.
7 v. u. **Plan = Tanzplatz**, wie oben S. 23. Z. 20 v. o.
letzte. nach **Absicht** ein Komma in A ergänzen wie angewandt.

162 2 v. o. **Reiden** nach 5 u. 5a mit 8, 14a u. 15; **Reithe** Fehler in 5 und danach 6 bis 11a.
20 v. o. **Billette** nach A u. 5, **Billete** 6 bis 15 u. K; s. **Ballette** S. 161. Z. 23 v. o.
2 v. u. **ganz** A, 5, 14a, 15 u. K; fehlt in 6 bis 9.

163 11 v. o. **die Ursache davon** s. Brandstäter, Gallicismen, S. 172.
20 v. o. **die weise Frau**, d. h. die weissagende, anklingend an sage femme (Hebamme).
6 v. u. Dieser Absatz fehlt in 5 und danach bis 11a, in welcher Ausgabe allerdings die Absätze frei angewendet sind, und auch in K.
4 v. u. **das Wahrhafte sagen**, das Zeitwort **wahrsagen** gleichsam in seine Bestandtheile aufgelöst.

164. 4 v. o. **aber daß ist**, beabsichtigte Nachbildung der franz. Konstruktion mit mais.
2 v. o. **auslegen**, wie S. 163. Z. 3 v. u. „ihren Kram auslegte", während S. 164. Z. 17 v. o. auflegte.
5. 4 v. u. **mir ihr Wesen erinnerte**, § Zbl. I. S. 221 zu S. 151.
letzte. **bezahlte** nach 5, 5a, 6 fgd.; zahlte A.

Zehntes Buch.

169. 16 v. o. Schmarutzer, wie schmarutzen im „Faust" (Werke, XII. S. 66).
170. 13 v. o. **denkbaren** A u. 5a; **dankbaren** Druck in 5, erst beseitigt in 11a.
7 v. u. **fortrückende** seit 5a u. 6; **fortrudende** A u. 5.
172. 1 v. o. **militärische** seit 5 u. 6; militarische A.
173. 12 v. o. **wir sangen** heute § Sanders' Charakteristiken, S. 46b u. unten S. 185. Z. 19 v. u.
4 v. u. **weichen** nach A u. 5a; **weich** 5, 6 bis 11a u. K.
174. 13 v. u. **Puls, nicht etwa Pol'e**, wie der Gebrauch desselben Bildes S. 176. Z. 2 v. o. ergiebt; „der Puls" setzt aus und tritt ein.
175. 9 v. o. **seinem** nach 6 fgd. mit K; seinen A, 5, 13; § unten zu S. 185.
177. 6 v. u. **Süßmilch** seit 8; Silberschlag A bis 6 irrthümlich.
179. 19 v. o. **Domenico** seit 9; Dominico A bis 6.
181. 16 v. u. **denen, hier = denjenigen**; ebenso S. 204. Z. 9 v. o.
185. 12 v. o. **seinem** 6 fgd. u. K; seinen A, 5 u. 13; § oben S. 173.
12 v. u. **wir junge Gesellen**, § Sanders' Hauptschw., S. 46a, u. oben S. 173. Z. 12 v. o. Bgl. Zbl. I, Anm. 133.
186. 11 v. o. **daran**; darin K.
14 v. u. **genügenden**, nicht hinlänglichen, sondern befriedigenden, vergnüglichen; vgl. „Faust" Werke, XII. S. 50): „ums Genügen Grünender Hügel."
13 v. u. **allmählich**, § Zbl. I. S. 210 zu S. 36.
187. 6 v. o. **Buxweiler**; richtige Schreibart neben der aus dem französischen Bouxwiller entstandenen Form Buxweiler.
13 v. u. **Baßberg**, § Rittelhuber's Elsaß, S. 66 u. 67, übersetzt: Montagne de St. Sébastien: **Baßberg** lautet der Name auch auf Spezialkarten. **Baschberg** in allen Ausgaben; von Goethe verhört (Baschtberg).
188. 20 v. u. **in Segen**; 8 im Segen.
19 v. u. **seinem** 6 u. 8; seinen A u. 5.
9 v. u. **Westriches**; es ist der alte Westrichgau (Saargau und Westrich); **Westreiches** die übr. Ausgaben (Rittelhuber, Elsaß, S. 443, nennt jene Gegend allerdings auch la Westrasie ou le Westreiche).
6 v. u. **Bockenheim** oder Buckenheim (Saar-Union oder Bouquenom); auch auf Karten Bockenhain (Kiepert und Newmann).
2 v. u. **Hohnau**, in Rittelhuber's Elsaß S. 441, wo der Name ausdrücklich als **hohe Au** erklärt ist: La vallée de la Sarre est couverte de prairies très-fertiles, dont l'une appellée **Hohnau** (**hohe Au**) a au moins 4 Kilomètres de longueur sur 2 de largeur moyenne. Die übr. Ausg. **Huhnau**.
" " **Saaralbe** neben **Saaralben** (Kiepert). Albe Nebenfluß der Saar.
189. 20 v. o. **Abschroten = Abschneiden.**
9 v. u. **Duitweiler**, die übliche Schreibung; die Ausgaben **Dutweiler**; auf einigen Karten auch **Dudweiler**.
190. 11 v. u. **Hohle = hohler Weg, Schlucht, Klamme (Sanders).**
9 v. u. **Klunsen** oder **Klunzen**, wie **Klinsen** oder **Klinzen = Ritze, Spalt (Sanders).**

190. 89 u. **bürfen = brauchen.**
191. 89 o. **verbrochen**] bergmännische Redensart, vgl. Werke, Bd. I. S. 113;
90 o. u. **zu Tage** } **„zu verbrochnem Schachte".**
192. 89 o. **zusammenhängende A; zusammenhängende** 15.
90 o. **Neukirch** mit allen Ausgaben; nach Rieperts **Neunkirchen**, doch meist Neunkirchen, zusammengezogen aus „Neuenkirchen". Wir haben die alte Form Neukirch stehen lassen, da sie, z. B. in der Bezeichnung „Neukircher Hütte", auf der Generalstabskarte der Gegend noch vorkommt.
194. 89 o. **Dietrich**, s. Kindlinger, S. 536 und 537 und sonst; **Dieterich** wie über Ausgaben schwankt.
90 o. u. **Niederbrunn**, so lautet der Name ausschließlich auf Karten und in den vielen die Mineralquellen des Orts behandelnden Schriften; ebenso Oberbrunn, Bechelbrunn, Salzbrunn u. a. m.; Niederbrunn die übr. Ausgaben.
93 u. **Schäften**; die Ausgaben Schäften.
89 u. **Gelübd** nach A u. 6; **Gelübde** 14a u. 15.
195. 89 o. **Nieder-Modern** nach den Karten; **Niedermodern** die Ausg.
89 o. **Sessenheim** nach Goethe's Schreibart; der wirkliche Ortsname ist Sessenheim, doch findet man auch den Namen oft, z. B. Bull, IV. S. 174, in der ersten Form (wie Saasenheim bei Kolmar).
196. 89 o. **Melchisedek**, wie Thl. I. S. 124. Z. 11 v. o.; die übr. Ausgaben **Melchisedech** unbiblisch.
89 o. **Zustand = Stand**, s. Thl. I. S. 112.
89 o. **Grunde** nach A; **Grund** 6, 15 u. K.
93 o. **eitelbisch**, sich viel einbildend, dünkelhaft (Sanders).
200. 89 o. **lateinische Reiter**, s. Thl. I. S. 338, letzter Absatz.
89 o. **Bauernhause** mit 6, 15 u. K, nach Grimm (Wörterb., I. 1181) die heute allein giltige Form; **Bauerdause** A u. 5.
201. 89 o. **Friederiken** nach A, 5 u. 6; bei 8 **Friederiken**. Zu dieser Aenderung fehlt aber jeder Grund; die erstere Form eignet sich an sich besser für den Lebhaftigkeit ländlichen Charakter, und wie man das unfranzösische Friederich als etwas in Friederich verkürzt hat, ist es gebaute, konsilienen Ersatz mit der nördlichen Namensform vorzunehmen. In andern Fällen haben wir allerdings auch die längere Form beibehalten, z. B. Werke, Bd. III. S. 13 flgd. und Bd. X. S. 250. Wie Friederike Brion sich selbst nannte, haben wir nicht ermittelt. Der Herausgeber besitzt zwar ein Blatt von ihrer Hand, die Unterschrift lautet hier aber unverständlich: Frid: Brion.
204. 89 o. **denen**, s. oben zu S. 181.
89 o. **unter den Namen A**, 5, K u. 15; **unter dem Namen** 6, 8 u. 9; **unter Namen** 11a.
205. 89 o. } **wäre A**; **wär'** 5 u. 6. Ebenso Z. 13, Z. 6 u. u.
89 u. }
206. 89 o. **sie** nach 6 bis 11a u. K; **Sie A**, 14a u. 15.
207. 89 o. **Nägel**, s. oben zu S. 133.
90 o. **meinem Kredito A**, 5, 6, 8, 11a; **dem Kredito** 14a u. 15 ohne Interesse.
90 u. **George** nach 6 flgd., 15 u. K; **Georges A**, 5 u. 8a. Jedenfalls ist die französische Namensform gemeint.
211. letzte. **schiene** mit 11a; **schien** die übr. Ausgaben. Es kann aber nur **scheine** oder **schiene** gemeint sein.
212. 7 o. **wolle; wollte** 8.

Anmerkungen

zum

Zweiten Theil

von

Goethe's

Dichtung und Wahrheit.

Anmerkungen (Fortsetzung).

165. Wie der Erste Goethe's Knabenzeit, so umfaßt der Zweite Theil (S. I u. 3) die Jünglings-, genauer die Studien- und Universitäts-Jahre. Doch auch dies mit Einschränkungen. Denn das ganze schon dem Dritten Theile überwiesene Elfte Buch fällt in die Universitätszeit, und andrerseits geht der größte Theil des Sechsten Buchs noch derselben voraus. Der Zweite Theil umspannt in fünf Büchern den Zeitraum vom April 1764 bis in den Sommer 1771, ohne daß eine scharfe Zeitgrenze angegeben werden könnte. Während im Ersten Theil sich fünfzehn Jahre auf fünf Bücher vertheilen, kommen in diesem nur etwas über sieben Jahre auf dieselbe Bücherzahl und in den beiden letzten Theilen sogar nur fünf Jahre auf doppelt so viele Bücher; mithin trifft hier auf jedes halbe Jahr ein Buch. Die Darstellung erweitert sich daher naturgemäß, je mehr sie fortschreitet.

166. Das Motto dieses Theils (S. 3) erklärt Goethe selbst aufs Vollständigste im Neunten Buche (S. 158—161). Dort lautet der Spruch jedoch etwas verschieden, und zwar mehr in Uebereinstimmung mit dem „braven altdeutschen Worte", als welches ihn Goethe bezeichnet. Der Spruch wird in ganz anderer Gestalt von Agricola (Sprichwörter, 1527, I. S. 11. Nr. XI) Luther's Freunde Dr. Staupitz zugeschrieben: „War zu ain yeder luft und lieb hat, das bekompt ainer sein leben lang genug." Dieser Fassung nähert sich Simrock (Sprichw., S. 224): „Wozu sich Einer hält, das bekommt er sein Lebtag genug", während mit dem von Goethe S. 161 angegebenen Spruche Masson (Weisheit des Volks, S. 208) genau zusammentrifft: „Was man in der Jugend wünscht, hat man im Alter genug." Das Wort Fülle am Schlusse des Motto rührt unzweifelhaft von Goethe selbst her. Lehmann's Florilegium (v. J. 1643) enthält unter „Alt" Nr. 84 das verwandte: „Was man in der Jugend säet, das erndt man im Alter." Den Gegensatz drückt der

französische Spruch aus: Ce que jeunesse convolte, vieillesse rejette.

Sechstes Buch (S. 5 bis 42).

167. Goethe's biographisches Schema (Fortsetzung von Nr. 4, 46, 68, 95 u. 130):

1765. Gegen Mich. nach Leipzig — Böhmen den Vorsatz eröffnet. Abmahnung. — Juristisches Studium. — Schon zu viel wissen. — Gellert. — Vertrauen. Behandl. hypochondrisch. — Abmahnen von der Poesie. — Prose empfohlen. — Mad. Boehme. — Läßt das, was ich hochschätze, nicht gelten — klärt mich auf. — Verachtung des modernen Deutschen — aber auch alles Dessen, was ich gethan — des Schreibsals von Hause. — Bücher — Clodius. Kritik. — Argumente der Leipziger gegen Fr. II. Größe. — Epoche, sich von der Autorität loszusagen. — Französ[i]sch[e], englisch[e] Gedichte. — Clodius' Parodie (Frühere Parodien — Eronegk auf Gottsched — Rost's Epistel[n]).

(Goedeke's Grundr., II. S. 877).

---

168. Der Freund und Aufseher (S. 5 und 8 bis 11), der 1764 eine Zeit im Goethischen Hause gewohnt und Wolfgang's Studien geleitet, ist bis jetzt aus dem Dunkel, in das ihn Letzterer gehüllt, nicht hervorgezogen, die befreundete Familie, deren Sohn 1763 oder 1764 auf die Universität gegangen, nicht ermittelt. Vielleicht hat man den jungen Pädagogen unter den Lehrern des Gymnasiums aus der nächstfolgenden Zeit zu suchen — eine Aufgabe, die der Lokalforschung überlassen bleiben mag.

Dagegen sind Urkunden aufgefunden, welche den jungen Wolfgang grade in der hier berührten Epoche, nämlich während der ersten auf die Krönung Joseph's II. folgenden Monate, viel freier und selbstständiger zeigen, als der Anfang unsers Buchs annehmen ließ. Es ist dies der Briefwechsel, welchen er in dieser Zeit mit dem siebzehnjährigen v. Buri im benachbarten Bierstein, dem spätern Dichter, als dem Vorstande der dort ge-

bildeten „Arkadischen Gesellschaft", geführt hat. Goethe's Briefe vom 23. Mai und 2. Juni 1764 sind die frühesten, welche man bis jetzt von ihm kennt. Da die sehr jugendliche Gesellschaft wesentlich moralische Zwecke verfolgte, so legte der junge Wolfgang in dem ersten, seine Aufnahme nachsuchenden Schreiben eine förmliche Beichte seiner Mängel und Fehler ab. Zugleich beschwert er sich darin über den Aufseher der Gesellschaft für Frankfurt, seinen gleichaltrigen Freund Karl von Schweitzer, Sohn des Schöff von Schweitzer, weil Dieser ihm noch nicht zur Bekanntschaft Buri's verholfen habe. Da Schweitzer, Alexis nach seinem Bundesnamen, Goethe jedoch nicht zur Aufnahme empfiehlt, so wendet sich Dieser in dem Briefe vom 2. Juni wiederum an Buri, lobt die Vorsicht, mit der hinsichtlich seiner Aufnahme verfahren werde, und bemerkt: „Alexis ist einer meiner besten Freunde. Er kann Ihnen genug aus der Erfahrung erzählen. Ich habe ihm eingebunden, alle nur möglichen Wahrheiten zu bekennen. Er soll keinen von meinen Fehlern auslassen, aber auch mein Gutes nicht verschweigen. Mit allem Dem aber bitte ich, daß Sie sich selbst die Mühe geben möchten, mich zu prüfen; denn so klug auch Alexis ist, so könnte ihm doch etwas verborgen bleiben, das Ihnen unangenehm sein möchte. Ich gleiche ziemlich einem Chamäleon. Ist nun meinem Alexis zu verdenken, wenn er mich noch nicht von allen Gesichtspunkten betrachtet hat?" Während Schweitzer also früher Goethen nicht den Grad der Tugend zuschrieb, welchen die Statuten der Gesellschaft verlangten — er warf ihm vielleicht Dünkel, Stolz und Mangel an Vorsicht in der Wahl seines Umgangs vor —, so erklärte jetzt Buri in seiner Erwiderung vom 25. Juni: „Nach dem Bilde, welches mir Ihr Freund, Herr von Schweitzer, von Ihnen gemacht hat, kann ich nicht anders als Sie für würdig halten, in unsere Gesellschaft mit aufgenommen zu werden."

Die aufgefundenen Urkunden brechen mit dem Juni 1764 ab, so daß etwas Weiteres über Goethe's, nach dem letzten Briefe anzunehmenden Eintritt in den Tugendbund nicht erhellt. Derselbe bestand bis 1771. Das Aufnahme-Alter begann, wenigstens ursprünglich, schon mit zwölf Jahren. Unter den Mitgliedern finden wir 1764, außer den Genannten, den mit Goethe in gleichem Alter stehenden Prinzen Ludwig von Hessen-Darmstadt, einen jüngern Bruder Buri's, v. Römer in Darmstadt, Eswein und die heitre Philippine Eswein in Mörfelden, andre junge Mädchen, aber auch ältere Männer, wie als Sitten-

meister Kesselhuts in Hanau und den reußischen Leibmedikus Dr. Schrader in Frankfurt. Dieser schwärmerische Bund stand damals nicht allein; wir erinnern nur an den in den Achtziger Jahren zu Berlin gegründeten Tugendverein von Jünglingen, Mädchen und jungen Frauen, dem beide Humboldt angehörten. Die Nachrichten über die Frankfurter Arkadische Gesellschaft finden sich in einem Aufsatze des Dr. Künzel zu Darmstadt, in der Freimaurer-Zeitung Latomia 1873, Bd. XXIX. S. 105, und bei Düntzer, „Zwei Jugendbriefe Goethe's", Augsb. Allg. Zeit. 1873. S. 3503 u. folgd. Nach ihrem vollständigen Inhalte sind die beiden Briefe des funfzehnjährigen Goethe jedoch nicht veröffentlicht.

169. Wegen des Ausgangs der Geschichte mit Gretchen und den „Vettern" (S. 6) s. Thl. I. Anm. 161. Die Neigung eines Knaben zu einem schon erwachsenen Mädchen, wie Goethe solche hier darstellt — „wahrhaft schwesterliche Neigung", „Gretchen als Hofmeisterin" (S. 7) —, erklärt, mit der Uebertreibung der Altersverschiedenheit, welche die hier (S. 8) gebrauchten Ausdrücke Säugling und ammenhaft weise in sich schließen, Herstlie in den „Wanderjahren" scherzhaft: „Fürwahr, es giebt eine geheimnißvolle Neigung jüngerer Männer zu ältern Frauen. Sonst, da es mich nicht selbst betraf, lachte ich darüber und wollte boshafterweise gefunden haben, es sei eine Erinnerung an die Ammen- und Säuglingszärtlichkeit, von der sie sich kaum losgerissen haben" (Werke, Bd. XVIII. S. 269).

Der Schmerz über Gretchens Verlust klingt hier S. 11, mit der unwillkürlichen Reminiscenz an Schiller's: „Ich habe gelebt und geliebet"! (wie in den „Wanderjahren", a. a. O. S. 107), dann S. 17 und zuletzt und für immer S. 25 aus. Diese letzte Stelle, wonach Goethe nie wieder „nach Gretchens Viertel" gekommen sein will, beweist klar, daß das Haus, in welchem die Begegnung stattgefunden, nicht das Purpenschränkchen in der Weißadlergasse Nr. 23 gewesen sein kann, da diese Straße in der unmittelbarsten Nähe des Goethe-Hauses, also überhaupt nicht in einem andern Stadtviertel liegt (s. Theil I. S. 349).

170. Nach der Katastrophe mit Gretchen finden hier (S. 8 und 9) die Anfänge von Goethe's philosophischen Studien, welche sich den früher erwähnten theologischen und juristischen anschließen (s. Anm. 107, 108, 115 a. 116), ihre richtige Stelle. Damit ist Anm. 182 zu S. 24 u. 25 zu verbinden.

Daries, Eklektiker wie Brucker und Gegner von Wolff, lehrte von 1744 bis 1763 zu Jena Philosophie und die Rechte, nachdem schon 1743 seine Elementa metaphysices erschienen waren (s. auch den Schluß von Anm. 180).

Jene Lehre (S. 8) ist seine Metaphysik, die Metaphysica Dariesiana, welche 1766 zu Jena in 34 Tabellen herauskam und „die Grundlehre, die Ontologie, die Monadologie, die Körperlehre, die Maschinenlehre, beide Pinchologien, die Theologie und die Lehre von der Stadt Gottes" umfaßte (Buhle, Gesch. der Phil., Bd. VII. S. 10, und Allg. D. Bibl. IX. 2. S. 223 flgd.). Es ist nicht zu verwundern, daß diese Dinge in Goethe's Gehirn nicht zusammenhängen wollten. Er hielt sich daher an die Geschichte der Philosophie.

Unter dem kleinen Brucker (S. 9) ist der Auszug aus dessen „Fragen aus der philos. Historie" (7 Bde. Ulm 1731 bis 1736) zu verstehn, welcher zuerst 1736 u. d. T. „Erste Anfangsgründe der philosophischen Geschichte" erschien. Daß Wolfgang eine Lehre, eine Meinung so gut wie die andre vorkam (S. 9), entsprach ganz Brucker's Eklektizismus, der mit Buddeus lehrte, „daß nie ein Mann die Wahrheit allein besessen habe", und durch seinen objektiven Standpunkt befähigt wurde, die erste vollständige Geschichte der Philosophie zu schreiben (s. die Artikel Brucker von Gruber und Buddeus von Baur in der Allg. Encyklop. der Wiss. u. Künste von Ersch und Gruber, Thl. 13). Sowol Brucker als Buddeus waren später in Goethe's Autographensammlung vertreten.

Schon der neunjährige Knabe hatte eine Chrie über „fromme Heiden" in seine Labores juveniles eingetragen, worin Stellen vorkommen wie: „Horatius und Cicero sind zwar Heiden gewesen, aber verständiger als viel Christen", und: „Viele Heiden haben die Christen an Tugenden übertroffen. Wer war in Haltung der Freundschaft getreuer als Damon [s. Schiller's „Bürgschaft"], freigebiger als Alexander M., gerechter als Aristides, enthaltsamer als Diogenes, geduldiger als Sokrates" u. s. w. (Weismann, Goethe's Knabenzeit, S. 57 u. 58).

Ausführlich gab diesen, der Vernunftrichtung des vorigen Jahrhunderts entsprechenden Gedanken die Schrift Eberhard's Ausdruck: „Neue Apologie des Sokrates oder Untersuchung der Lehre von der Seligkeit der Heiden" (Berlin 1772. I), und Klopstock hatte im siebenten Gesange des „Messias" Sokra-

tes sogar als Bekenner Christi und des wahren Gottes der Portia erscheinen lassen (s. Thl. I. S. 74, Z. 4 v. u.). Dem Sokrates ist hier die seiner Zeit berühmte Stelle in den Mund gelegt:

„O drüben,
Portia, drüben über den Urnen, wie sehr ist es anders,
Als wir dachten!"

Vergl. Goethe's polemischen Aufsatz: „Plato als Mitgenosse einer christlichen Offenbarung", a. d. J. 1796 (Werke, Bd. XXIX. S. 485 flgd.).

Wie Goethe später „jede Annäherung an Sokrates, Plato und Aristoteles" auffaßte, ergeben seine „Sprüche in Prosa" (Bd. XIX. S. 208. Nr. 961).

Spuren jugendlicher Beschäftigung mit den Stoikern finden sich aus der nächstfolgenden Zeit in den „Ephemerides 1770" (Schöll's Aufsätze, S. 88; vergl. Thl. I. S. 61).

171. Schon in der Textrevision (S. 221) ist auf die Unregelmäßigkeit des Satzes (S. 9): „Seine Schüler hingegen ... für das Rechte erkannte" hingewiesen. Wir kommen hier darauf zurück, als auf eine Goethen eigenthümliche, vorzugsweise in dieser Lebensbeschreibung, im „Wilhelm Meister" und in der Uebersetzung des Benvenuto Cellini angewandte Konstruktion. Es ist die Verwandlung eines zweiten koordinirten Relativsatzes in einen demonstrativen Hauptsatz mit und, bei Belassung des Verbi in abhängiger Stellung, z. B. vorstehend S. 8, Z. 7 v. u.: „welches ich hartnäckig leugnete und ... Argumente ... fand", und S. 19, Z. 9 v. o.: „vor den er hintrat und ... zu perorieren anfing." Diese Satzbildung hat Teipel in dem Programm des Coesfelder Gymnasiums 1841 (S. 1—23) u. d. T. behandelt: Scriptores Graecos, Germanicos, Latinos a relativa quae dicitur verborum constructione saepe, neque injuria semper, discessisse probatur, und darin zahlreiche Beispiele aus den Alten, aus den Alt-, Mittel- und Neuhochdeutschen (u. A. von Luther, Klopstock, Lessing, Herder, Schiller) und aus anderen neueren Sprachen zusammengestellt. Die deutschen Beispiele hat Lehmann in seinem Werke über Goethe's Sprache benutzt und der bezeichneten Konstruktion darin einen selbstständigen, vierzig Seiten umfassenden Abschnitt gewidmet, dessen Studium zur nähern Kenntniß des Goethischen Stils nicht genug empfohlen werden kann. Er bemerkt, daß Göginger (Deutsche Sprache, II. S. 363) „den Gebrauch dieser eigentlich regelwidrigen Konstruktion be-

fördert zu sehn gewünscht", und gelangt selbst zu dem Schlusse, „die Grammatik werde niemals, die strengere Logik nur selten gegen Umwandlung der relativischen Nebensätze in Hauptsätze etwas einzuwenden haben" (Lehmann, Goethe's Sprache, S. 109 bis 151, besonders S. 145 Nr. 7 u. 8).

172. Das Thun entscheidet nach Goethe nicht allein im Leben (S. 9, Z. 10 v. u. f.), sondern auch im Wissen und auf den höheren Stufen der Wissenschaft (Werke, Bd. XIX. S. 168. Nr. 776, und S. 227. Nr. 1052).

173. Der Wald, der heilige Wald, von dem Goethe S. 10 und 11 spricht, kann nur der auf dem linken Mainufer, südlich von Sachsenhausen und jenseits des Riedhofs und des Forsthauses sich ausdehnende, vorzugsweise Buchen- und Eichenbestände enthaltende, gegen 15,000 Morgen große Stadtwald, vorzugsweise der „Oberwald" gewesen sein, ein Rest der großen Forsten, welche einst diese ganze Gegend vom Main bis zur Bergstraße hin und zu den Ufern des Rheins bedeckten und deren einen Theil die Stadt erst im Jahre 1372 von Kaiser und Reich erwarb. Auch auf das rechte Mainufer setzten die Wälder sich fort, und zu der Zeit, von welcher Goethe spricht, gab es noch in der Bornheimer Heide einen Eichenbestand, welcher erst zu Ende der Siebziger Jahre ausgerodet wurde (Kriegk's Frankfurt, S. 36—40, und Derselbe, Archiv, I. S. 3 f.; Mittheilungen, III. S. 118, 143, 144, 184, 185 und 253—258; Frankf. Conv.-Bl. 1861, S. 459, „Die Wege des Frankfurter Waldes" von Dr. Scharff, und die Anzeige vom 24. Sept. 1754 bei Belli, IV. S. 53).

Bei der Erwähnung des Tacitus (S. 10) schweben dessen Schilderungen der Germanen vor, wie: Lucos ac nemora consecrant deorumque nominibus appellant secretum illud, quod sola reverentia vident, und: Colunt discreti ac diversi, ut fons, ut campus, ut nemus placuit (Germania, cap. IX et XVI).

174. In den Wäldern seiner Heimath begann Goethe das später im Leben so viel und lange geübte Zeichnen nach der Natur (S. 11—14; vergl. Thl. I. S. 108).

Zwischen den Worten S. 12, daß er die Gegenstände nur im Ganzen gefaßt, und der Stelle S. 13 unten, daß es ihn wieder ins Enge gezogen, hat man einen Widerspruch

finden wollen. Aber schon an der ersten Stelle hebt der Erzähler hervor, daß, obgleich ihm die Fähigkeit fürs Einzelne versagt gewesen, ihm doch keine andre Art, sich zeichnerisch zu äußern, übrig geblieben sei. Zu den Worten von Kindheit auf zwischen Malern gelebt (S. 11) vergl. Thl. I, Anm. 34 u. 74.

Die Stelle (S. 12) von der an die gewöhnlichsten Kräuter und Blumen sich heftenden Erinnerung führen die spätern Verse (Werke, Bd. II. S. 437) weiter aus:

Dem Scheidenden ist jede Gabe werth,
Ein dürres Blatt, ein Moos, ein Steinchen aus der Quelle,
Daß er des Freunds gedenke, jener Stelle,
Wohin er ewig hin und hin begehrt;
Ein Zeuge bleibt's, wie sinnig sie gewandelt.
So wird ein Nichts zum höchsten Schatz verwandelt.

175. Die Erzählung S. 13, 14 u. 23 von den geselligen Wanderungen, Reisen, Streif- und Lustpartien bezieht sich gleich der von den Wasserfahrten (Thl. I. S. 164) nicht nur auf die Jahre, wo wir ihr begegnen, begreift vielmehr die ganze Knaben- und erste Jünglingszeit des Dichters. Als Theilnehmer an diesen Fahrten wird nur Horn namentlich hervorgehoben (S. 23).

Die erwähnte größere Rundreise umfaßte den Taunus mit Kronberg (s. Textrev.), das Rheingau-Gebirge mit Langenschwalbach und Burg Schwalbach und das Rheinthal zwischen Bingen und Mainz. Der hier von Goethe gezeichnete Drusenstein ist das, nach den Adlern (aquilae) auf dem Friese des Postaments Eigelstein genannte, thurmartige Kenotaphium des Drusus. Dieses Denkmal ist jetzt zugänglicher. Wir lesen in einer neuern Beschreibung: „Das üppige ‚Gartenfeld' links lassend, wenden wir uns nach dem von Spaziergängern wimmelnden, außen um die thurmhohen und thurmtiefen Festungswälle und -Gräben sich hinziehenden parkartigen ‚Verschönerungswege'. — Dort links über den hohen Wällen ragt aus vier Bastionen der Citadelle der historisch merkwürdige ‚Eigelstein' (Adlerstein) hervor, eine aus Gußmauer bestehende, einst mit Quadersteinen bekleidete, dicke, thurmähnliche Steinmasse, auf der man eine ähnlich schöne Aussicht genießt wie auf dem Petersthurme. Jener Steinkoloß bildet ein Denkmal, welches in den Jahren 9 bis 7 v. Chr. dem durch einen Sturz

vom Pferde getödteten Feldherrn Drusus von der zweiten und vierzehnten Legion errichtet ward" (Frankf. Didaskalia. 1874. Nr. 128).

Die alte sprichwörtliche, ausreimende Verbindung weit und breit braucht Goethe gern, sowol adverbial als adjektivisch wie hier S. 13, Z. 4 v. u.; zahlreiche Beispiele aus ältern Quellen bei Grimm unter „breit", in Wander's Sprichw.-Lexikon und im Archiv f. d. Studium der neuern Sprachen u. Lit. von Herrig, Bd. LI. 2. S. 210. 1873, in dem Aufsatze „Die sprichwörtlichen Formeln der deutschen Sprache" von Karl Schulze. Vergl. das seltenere lang und weit S. 15, Z. 3 v. o. an Stelle des für Zeitverhältnisse nicht brauchbaren „lang und breit".

176. Mit der Schilderung der Kornelia Goethe hier (S. 14 bis 18) ist die spätere im 18. Buch (Thl. IV) zu verbinden, sowie eine mit der ersten beinah gleichzeitige Aeußerung Goethe's vom 20. Oktober 1811. Er schreibt nämlich an diesem Tage an Nicolovius nach dem Tode von dessen Gattin, Korneliens ältesten Tochter Louise: „Wenn sie bei so viel liebenswürdigen und edlen Eigenschaften mit der Welt nicht einig werden konnte, so erinnert sie mich an ihre Mutter, deren tiefe und zarte Natur, deren über ihr Geschlecht erhabener Geist sie nicht vor einem gewissen Unmuth mit ihrer jedesmaligen Umgebung schützen konnte. Obgleich in der letzten Zeit [ihres Lebens] fern von ihr und nur durch einen seltenen Briefwechsel mit ihr verbunden, fühlte ich doch diesen ihren der Welt kaum angehörigen Zustand sehr lebhaft, und ich schöpfte daraus bei ihrem Scheiden zunächst einige Beruhigung" (Nicolovius' Denkschrift auf G. H. L. Nicolovius. 1841, S. 201 u. 202; Düntzer, Frauenbilder, S. 205, u. Henden, Gallerie, S. 81 flgde.).

In den späteren Anmerkungen namentlich zum 8., 12. u. 18. Buch ist weiter von ihr die Rede. Bei dem S. 14 von unserer häuslichen Lage Gesagten ist daran zu erinnern, daß der Altersunterschied zwischen den Ehegatten 21 Jahre ausmachte, während Tochter und Sohn der Mutter im Alter näher standen.

Wann Goethe seine so früh verstorbene Schwester darzustellen unternommen (S. 15), läßt sich nicht bestimmen. Vielleicht hat man an die erste Zeit nach ihrem Tode, 1777, und an die in dies Jahr fallenden Anfänge von „Wilhelm Meister" zu denken. Von den Richardson'schen Romanen, welche die Schwester selbst vorzüglich liebte, kommen der „Grandison" und besonders die so unendlich

detaillirte „Clarisse" in Betracht (The hystory of Clarissa Harlowe in a series of letters. 1748.8 Vols.). In einer solchen Darstellung hätte Goethe ihren Charakter in Handlungen, in einer Zeitfolge schildern können, nach dem von Lessing im „Laokoon" (XVII) zuerst hervorgehobenen „Homerischen Kunstgriffe, das Coexistirende körperlicher Gegenstände in ein wirkliches Successives zu verwandeln. Denn, sagt Goethe (S. 15), die Quelle kann nur gedacht werden, insofern sie fließt. Auf diesen, sonst in „Dichtung und Wahrheit" vorzugsweise angewandten „Kunstgriff" verzichtet Goethe zunächst in der folgenden schönen Schilderung seiner Schwester. Der magische Spiegel (S. 16) ist der im „Faust" vorkommende Zauberspiegel oder schaffende Spiegel (Werke, Bd. XII. S. 78 u. 154).

Die stark gewölbte Stirn seiner Schwester, welche Goethe in der spätern Beschreibung des 18. Buche noch mehr hervorhebt als hier, verunstaltet das Gesicht in ihrem, Jahn's Buche „Goethe's Briefe an Leipziger Freunde" beigegebenen Bildnisse, welches nach einer von ihrem Bruder auf den Rand eines Korrekturbogens seines „Götz", also frühestens 1773, mit Bleistift flüchtig hingeworfenen Zeichnung lithographirt ist (s. das. S. 50 und 272). Merck nannte sie gleichwol, als er sie im Jahre 1772 zuerst sah, „une jolie personne", und an dies Urtheil wird man gut thun sich hinsichtlich des Gesammteindrucks ihrer Erscheinung zu halten, den Rath befolgend, welchen sie selbst am 12. Januar 1773 an Lotte Buff zu Wetzlar in Betreff ihrer Silhouette ertheilte, „daß sie sich nicht an der Stirne scandalisiren solle" (Merck's Briefe, III. 23, und „Goethe und Werther", S. 126).

Daß man sich im Spiegel mit Wohlwollen und also auch mit Wohlgefallen erblicken müsse (S. 16), deutet Goethe auch sonst wiederholt an; vergl. die Verse der ersten Epistel v. J. 1794: „wie Jeder sein Antlitz. Das er im Spiegel gesehen, vergißt, die behaglichen Züge", die Stelle in Prosa in den „Wanderjahren" (I. 7) von dem Menschen, der „behaglich vor dem Spiegelglase mit sich beschäftigt ist" (Werke, Bd. II. S. 130, u. Bd. XVIII. S. 94) u. a. m.

177. Die angenehme Gesellschaft (S. 17), welche sich um Kornelia versammelt hatte und die insofern auch für ihren Bruder von Wichtigkeit war, als er in ihr die Leichtigkeit des Umgangs und zugleich das Bedürfniß eines rein geselligen Verkehrs mit dem andern Geschlechte für sein ganzes Leben

sich aneignete, ist uns in ihren einzelnen Mitgliedern nicht unbekannt, besonders wenn man, was Goethe hier von den Jahren 1764 und 1765, namentlich vom Sommer 1765 erzählt, als nur anläßlich dieses Zeitpunkts erzählt auffaßt und deshalb Einzelnes auch, oder sogar allein, auf die spätere Frankfurter Zeit, insbesondere auf die Jahre 1769 und 1773 bezieht.

Von Korneliens Freundinnen nennen wir hier:

a. Charitas Meixner, spätere Frau Schuler, Tochter eines begüterten Wormser Kaufmanns und durch ihre Mutter, eine geborne Moritz, mit der oben zu Anfang des Vierten Buchs erwähnten Familie dieses Namens nah verwandt (I. Anm. 96). Diese besuchte sie in Frankfurt und kam dadurch in das Goethische Haus. Sie war nur einige Monate älter als Kornelie. Beide verheiratheten sich später in demselben Jahre 1773, um beide schon 1777 im Kindbett zu sterben.

Nach Goethe's Ausdrücken in einem von Leipzig aus an Charitas' Verwandten, Trapp zu Worms, gerichteten Briefe vom 2. Juni 1766 muß er sie in der Zeit, von welcher hier die Rede ist, mit großer Zärtlichkeit geliebt haben. Er schreibt: O vous savez trop que Wormbs me tient au coeur. Vous connaissez ma passion pour la belle Charitas, que vous l'avez crue le plus fort motif de m'amener à vous écrire, de me faire entendre des nouvelles qui touchent de plus près votre charmante nièce, und im Stil der französischen Tragödie:

Ecrivez-moi! Que fait l'enfant autant aimé?
Se souvient-il de moi? Ou m'a-t-il oublié?
Ah, ne me cachez rien, qu'il m'élève ou m'accable,
Un poignard de sa main me serait agréable!

(„Goethe und Charitas Meixner" von J. Hohenreuther in Prutz' Deutschem Museum, 1858, Nr. 13 u. 1859, Nr. 20; das metrische Fragment schon vorher in Merck's Briefs., III. S. 13, und danach bei Jahn, Leipz. Briefe, S. 102).

b. Die drei Schwestern Gerock, Charlotte, Antoinette und Katharina, Töchter des Kaufmanns Gerock am Markt, auch Goethe's intimste Freundinnen, namentlich Antoinette, in welcher man lange das Urbild von Mignon zu erblicken glaubte. Eine der Schwestern leistete Kornelien auch nach ihrer Verheirathung in Emmendingen Gesellschaft (Düntzer, Frauenbilder, S. 140, 162, 199).

c. Die Schwestern Kreßpel, Katharina und Franziska, die Erstere nur neun Tage älter als Goethe und seine Milchschwester, die Zweite drei Jahre jünger, Töchter des aus Flandern gebür-

tigen katholischen Juwelenhändlers Krespel. In seinem Hause entstand Goethe's Gedicht: „Ein theures Büchlein siehst Du hier“ (Werke, Bd. III. S. 41), und unter der darin genannten „Jungfrau lieb“ und „Jungfrauen Flor“ ist die ältere Schwester zu verstehn, der seitdem der Scherzname „Jungfernflor“ im engern Kreise verblieb. Der Zweiten, Fränzchen, scheint Goethe später näher gestanden und als Student aus Straßburg Briefe gesandt zu haben. Mit Beiden war er durch ihren ihm nah befreundeten Bruder Bernhard verbunden (Anm. 179; Weil-G., Leben, IV. 132, und Düntzer, a. a. O. S. 5 u. 140).

178. Die Erzählung von dem kleinen Liebeshandel Korneliens mit einem jungen Engländer aus der Pfeil'schen Pension (S. 17 u. 18; vergl. Thl. I. S. 112 und Anm. 101) dürfte in eine spätere Zeit zu verlegen sein. Kornelie war im Sommer 1765 erst vierzehn Jahre alt, und so wenig sie schon im Herbst 1763 als zwölfjähriges Kind Bälle besucht haben wird (Thl. I. S. 165), so wenig hätte zwei Jahre später ihre Theilnahme an den regelmäßigen, von Goethe geschilderten Landpartien sich mit der strengen Ordnung ihres väterlichen Hauses vereinigen lassen. Diese Schilderung beruht unzweifelhaft in allem Wesentlichen auf wirklichen Vorfällen, nur ereigneten sie sich später oder doch nicht alle gleichzeitig. An sich sollen auch jene frühen Liebschaften nicht geleugnet werden. Wie Goethe einmal in einem Briefe an Kestner zu Weihnachten 1772 von ungefährlichen Liebesbriefen bemerkt, daß seine Schwester „von ihrer Jugend her auch noch dergleichen besitze“ (Goethe u. Werther, S. 115), so bestätigen Korneliens, für die Kenntniß ihres Wesens und des Lebens im elterlichen Hause äußerst lehrreichen tagebuchartigen Briefe an ihre spätere Freundin Katharina Fabricius aus den Jahren 1767 bis 1769 die von Goethe hier gegebenen Andeutungen. Korneliens Freund hieß danach Harry, aber die Bekanntschaft fällt erst in den Herbst 1768, in ihr achtzehntes Lebensjahr. Zwar hatte sie schon vorher und zwar während der Anwesenheit von Charitas Meixner in Frankfurt einen, von ihr Mylord genannten Engländer kennen gelernt; da sie ihn aber importun nennt, so ist, der Uebereinstimmung der Zeit unerachtet, zweifelhaft, ob man darunter den von Goethe gemeinten Engländer zu denken hat. Sie schreibt im Herbste 1768 von ihrem Freunde, nachdem sie ihre Vorliebe für seine Landsleute mit den Worten bekannt: Je suis extrêmement portée pour ces gens-là, ils sont si

aimables et si sérieux en même temps — ein Zug, der mit Goethe's Schilderung harmonirt —: Jl y a ici un jeune Anglais que j'admire beaucoup; ne craignez rien, mon enfant, ce n'est pas de l'amour, c'est une pure estime que je lui porte à cause de ses belles qualités; ce n'est pas ce mylord dont Mlle. Meixner vous aura parlé sans doute, c'est un import.... st st! il est aussi Anglais, et n'aimè-je pas toute la nation à cause de mon seul aimable Harry? Si vous le vissiez seulement, une physionomie si ouverte et si douce, quoiqu'avec un air spirituel et vif. Ses manieres sont si obligeantes et si polies, il a un tour d'esprit admirable; enfin c'est le plus charmant jeune homme que j'aie jamais vu (Jahn, Leipz. Briefe, S. 256 u. 257).

179. Aehnlich verhält es sich mit der Kapuzinade S. 19 u. 20. Der von Goethe mit unverkennbaren Zügen geschilderte Sprecher war nach Düntzer's Ermittlung (Frauenbilder, S. 138 ff.) der Rath Bernhard Krespel. Nur ihn kann Goethe bei jener Rede vor Augen gehabt haben; ob dieselbe aber oder eine ähnliche schon damals wirklich gehalten worden, ist mindestens ungewiß. Im Sommer 1765 zählte Krespel erst achtzehn Jahre, während ihm Goethe deren etwa zweiundzwanzig giebt (S. 22). Düntzer hat ferner nach handschriftlichen Familiennachrichten festgestellt, daß Krespel vom April 1764 bis in den Spätsommer 1765 sich in Paris aufhielt. Erst im August dieses Jahres war er nach Frankfurt zurückgekehrt; seine Betheiligung an den Lustpartien seiner dortigen Freunde könnte daher nur für die letzten vier Wochen vor Abgang Goethe's nach Leipzig angenommen werden, obwohl Dieser sie in den Anfang des Sommers setzt (S. 21 unten). Der September wäre zwar als die geeignetste Zeit für jene geselligen Ausflüge anzusehn, widersprüche nicht die ganze Darstellung bei Goethe, wonach man einen schon ältern und erfahrenern Mann anzunehmen hat und nicht einen Jüngling, der eben die Schule verläßt, um die Universität zu beziehn. Sonst sind alle von Goethe angegebenen Merkmale vorhanden. Krespel war katholisch, ausgebildet in geistlichen Instituten zu Bruchsal, welches damals zum Bisthum Speyer gehörte, zu Pont-à-Mousson, Metz und Paris, daher früh in den Besitz einer Welt- und Menschenkenntniß gelangt, welche im Verhältniß zu seinen in Frankfurt's Mauern verbliebenen Jugendfreunden groß genannt werden konnte (S. 22), und selbst die frühe Glatze (S. 20) ist

insofern authentisch, als er in Folge eines unglücklichen Zufalls auf dem Scheitel von Jugend auf eine haarfreie Stelle hatte (Düntzer, a. a. O. S. 139, und Stricker, Beziehungen, S. 53). Er gehörte zu Goethe's, der Frau Rath und auch der Maxe Brentano nächsten und treusten Freunden, auf den wir noch später zurückkommen. In dem oben Anm. 177c angeführten Gedichte ist er als „von der Post der große Dieb" verewigt.

Für das hier und zu Ende des Funfzehnten Buchs erzählte Ausloosen von Braut- und Gattenpaaren finden sich auch andre urkundliche Andeutungen. So gedenkt Kornelie einmal einer Heirathspredigt, welche der auch Goethen wohlbekannte Jurist Kölbele, ein alter Junggeselle, im Sommer 1767 gehalten. In diesem und in dem folgenden Sommer gehörte er zu dem Kreise junger Männer und Mädchen, in welchem Kornelie sich bewegte. Sie schreibt am 28. Juli 1768 an ihre Wormser Freundin: Je ne vous ai pas encore appris, que je bois les eaux à l'allée; nous avons là une compagnie tout-à-fait charmante de dames et de chapeaux, dont le plus aimable [ironisch] est Mr. le docteur Kölbele que vous connaissez par son oration [oraison] de mariage qu'il tient [tint] une fois en votre présence où il nous compara, nous autres femmes, à des poulets (Jahn, a. a. O. S. 241). Auch Goethe's Concerto dramatico vom Winter 1772 oder 1773 enthält eine Anspielung auf das Mariagespiel (Werke, Bd. V. S. 242, V. 1—4), und zur selben Zeit, im Januar und Februar 1773, schreibt er an Kestner bei Erwähnung eines Mädchens, das er von Herzen lieb habe: „Ich heiße sie indessen mein liebes Weibchen; denn neulich, als sie in Gesellschaft um uns Junggesellen würfelten, fiel ich ihr zu" (Goethe und Werther, S. 130 u. 138).

Das Salomonische Alles hat seine Zeit (S. 19) benutzte Goethe damals gern zu Priameln (s. Werke, Bd. III. S. 197, u. Bd. V. S. 246). — Der Ausdruck Antistes, Vorsteher ist hier (S. 21) in der, besonders bei den schweizer Reformirten üblichen Bedeutung als geistlicher Vorstand zu nehmen, womit die Meßformel (ebenda) als Zeichen der Entlassung der Gemeinde harmonirt.

180. In den Briefen, welche Goethe von Leipzig an seine Freunde richtete, klingt das frohe gesellige Leben der letzten Frankfurter Zeit noch nach. Noch in dem Briefe an Riese vom 28. April 1766 klagt er über „allen Mangel des gesellschaftlichen

Lebens. Ich seufze nach meinen Freunden und meinen Mädchen"; ebenso sehnt er sich in dem vom 30. Oktober 1765 nach dem „besten Trauerspiel-Mädchen", dem Mädchen, „der ich allein, Freund, zu gefallen wünschte", und bittet im folgenden vom 6. November: „Die Mädchen meiner Stadt und Kehren sollt Ihr grüßen" (Jahn, Leipz. Briefe, S. 59, 61, 62). Ein Theil dieser Mädchen ist oben in Anm. 177 genannt. Von Frankfurter Jugendfreunden gehören in diesen Kreis hauptsächlich:

a. Horn (S. 23), der spätere Kriegszahlmeister (Mitth., I. S. 152), nicht zu verwechseln mit dem Kanzlei-Ingrossisten gleichen Namens (Anm. 158); er folgte Goethen ein halbes Jahr später auf die Universität Leipzig nach. Die Schilderung S. 22 und 23 bestätigen die Nachrichten, welche wir sonst von ihm besitzen. Denn auch in Leipzig spielte er immer die lustige Person, wie er selbst an Käthchen Schönkopf schreibt (Jahn, Leipz. Briefe, S. 84 u. 85), und den Harlekin (s. oben S. 84) und verstand durch gute Laune und allerlei Talente, namentlich als Dichter, Schauspieler, Sänger und Tänzer den Kreis zu beleben. Auch auf seine Kunst zu traktiren spielt er gelegentlich an. Selbst seine krummen Beine (S. 23) sind nicht Goethe's Erfindung: sie waren die Zielscheibe der Leipziger Neckereien. Horn schreibt selbst: „Auf der Reise [von Leipzig nach Frankfurt] wäre ich bald unglücklich gewesen; denn meine krummen Beine, wie die Mamsell spricht [Käthchen Schönkopf], hatten sich so mit den Andräischen verwickelt" u. s. w., und Goethe: „Unglücklicher Horn! Er hat sich immer so viel auf seine Waden eingebildet" (Jahn, a. a. O. S. 26 u. 82). Noch am 11. April 1829 zeigte Goethe an Eckermann zwei Briefe, die er aus Straßburg an Horn geschrieben hatte (Gespräche, II. S. 136).

b. Riese, später Kastenschreiber zu Frankfurt (Verwalter der städtischen Armenkasse), dem Goethe von Leipzig aus nach Marburg, wo Riese studirte, fleißig Briefe sandte und lebenslängliche Freundschaft bewahrte. In dem oben (Anm. 177c) angeführten Gedichte heißt Riese als Kirchhofsverwalter „von der Kirche der große Dieb". Bei seinen Besuchen in der Vaterstadt 1814 und 1815 sah Goethe ihn wieder, und damals beschenkte er ihn mit einem Exemplare von „Hermann und Dorothea". Außer den Studentenbriefen bei Jahn (a. a. O. S. 55—64, nach H. König's Mittheilung in Lewald's „Europa") sind noch zwei spätere Briefe Goethe's an Riese vom 14. Juli 1783 und vom 14. Februar 1814 durch Classen veröffentlicht (Mittheilungen,

I. S. 136—140, u. S. 211. Nr. 4. 1860; s. auch „Sulpiz Boisserée", I. S. 271, und die Schrift: Dem Herrn J. J. Riese bei seiner 50jähr. Amts-Jubelfeier gereicht. Frankf. a. M. 1823).

c. Die beiden Brüder Moors (s. Abl. I, Anm. 48 u. 51). An Max M. richtete Goethe in dieser Zeit, um nicht „vergessen" zu werden, die in den Werken (Bd. III. S. 313) abgedruckten Stammbuchverse vom 28. August 1765 und korrespondirte wie auch Horn von Leipzig aus mit dessen zu Göttingen studirendem jüngern Bruder Ludwig. Später als junge Advokaten überboten sich Goethe und Max Moors in übermüthigen Prozeßschriften, deren Sprache ihnen gegenseitig zum Scherze gereicht haben wird (O. Jahn in d. Allg. Monatsschr. f. Wiss. u. Lit. Braunschw. 1854. Januar S. 5, u. Kriegk's Deutsche Kulturbilder, 1874, S. 270 flgde.).

Dazu kamen der bereits genannte Krespel (Anm. 177c u. 179), ebenso Schweitzer (Anm. 168), dem Goethe, nach einer Unterhaltung aus dem Jahre 1772 zu urtheilen (Goethe u. Werther, S. 47), später entfremdet wurde, Max von Lersner (Anm. 105), Kehr, wiederholt in den Leipziger Briefen genannt (Jahn, S. 61 u. 64), von dem wir aber nichts Näheres wissen, vielleicht auch schon damals der junge Passavant, 1775 Goethe's Reisebegleiter in der Schweiz, der spätere Advokat Senfried, sein „Landsmann und Freund" (Reichard's Th.-Kal. 1783, S. 76), ferner die jüngeren Olenschlager, von Reineck und Hüsgen (Anm. 125, 126 u. 128), der „alte Schulkamerad" Nikolaus Schmidt, späterer Forstmeister, den Goethe 1814 und 1815 wiedersah und in letzterm Jahre zu einer Hochzeit auf dem Forsthause bei Frankfurt begleitete (Boisserée, I. S. 261 u. 271) u. A. m., endlich einige Freunde aus der Nachbarschaft. Zu diesen ist Buri (Anm. 168) zu zählen, den Goethe im Juli 1774 in Neuwied besuchte und mit seinen neuesten Gedichten bekannt machte, wie sein Brief an Frau von La Roche vom 26. Juli des folgenden Jahres ergiebt, ferner Trapp in Worms, der Vetter der Charitas (Anm. 177a), und der noch nicht näher ermittelte, bereits in Anm. 135 genannte Müller. In ihm möchten wir den Aufseher und Freund vermuthen, mit welchem sich Goethe über Gretchens Verlust im Dickicht der Wälder philosophirend tröstete. Müller, so schreibt er aus Leipzig nach Worms an Trapp:

Müller! je suis fâché de ce malicieux,
Ce n'est plus cet ami si tendre en ses adieux,
Qui m'aimant autrefois, relevait ma faiblesse,
Se joignait à ma joie et chassa ma tristesse.

Und Kornelie berichtet 1769 an ihre Wormſer Freundin, daß ihr Bruder ſich mit ſeinem Freunde Müller nicht mehr ſo gut ſtehe wie früher; ihre Grundſätze ſeien zu verſchieden; denn die Philoſophie ihres Bruders gründe ſich auf Erfahrung, die ſeinige nur auf Lektüre. Auch habe er ſich bei der Krankheit des Bruders recht kalt benommen, und ſie ſehe nun wohl ein, daß ſeine Prinzipien für das praktiſche Leben und die Welt nicht paſſen (Jahn, a. a. O. S. 279). Erinnern dieſe Aeußerungen nicht an Goethe's Worte oben S. 9 über die theoretiſche Unzulänglichkeit ſeines philoſophirenden Freundes?

Müller muß nach beiden Briefſtellen Beziehungen ſowol zu Worms gehabt haben, wohin die Bekanntſchaft mit Trapp und der Charitas deutet, als nach Frankfurt, woſelbſt er ſich der letzten Briefſtelle zufolge aufhielt.

Goethe ſelbſt hatte vor dem Abgange nach Leipzig Charitas' väterliches Haus zu Worms beſucht und vielleicht die S. 13 geſchilderte Tour von Mainz aus ſo weit ausgedehnt, und ebenſo mußte die Verbindung mit Buri manche Ausflüge in die Nachbarſchaft veranlaſſen.

Ueberblickt man dieſe Jugendfreundſchaften Goethe's — Klingern trat er erſt ſpäter nah —, ſo wird deutlich, daß keine einzige für ſeine Entwicklung von Bedeutung ſein konnte. Er theilte mit den Genoſſen die Freuden der Jugend und betrieb mit ihnen, als Vorbereitung zur erſehnten Univerſität, auf dem Fechtboden das Rappier-Geraſſel und auf der Reitbahn die equeſtriſchen Künſte (Anm. 117). Seine Ueberlegenheit tritt in manchen unfreiwilligen Zeugniſſen hervor, wie wenn Max Moors nach dem Briefe der Frau Rath vom 17. November 1786 (Keil, S. 255) gemeint, die Andern ſeien nur wie ſeine Lakaien geweſen, oder Horn von ihm an Deſſen Bruder aus Leipzig ſchreibt: „Er iſt mehr Philoſoph und Moraliſt als jemals, und ſo unſchuldig ſeine Liebe, ſo mißbilligt er ſie dennoch. Wir ſtreiten ſehr oft darüber, aber er mag eine Partie nehmen, welche er will, ſo gewinnt er; denn Du weißt, was er auch nur ſcheinbaren Gründen für ein Gewicht geben kann" (Allg. Monatsſchr., ſ. S. 250).

Gewiß ſchöpfte Jördens aus guter Quelle, als er ſchon 1807 in dem Lebensabriſſe Goethe's ſchrieb: „Sein lebhafter und aufgeweckter Geiſt machte ihn zum Liebling und Orakel ſeiner Mitſchüler, doch ſuchte er allemal mehr die unterrichtende Geſellſchaft älterer Perſonen" (Jördens, II. S. 164).

Den Umgang mit Letzteren, den Goethe im Vierten Buche

geschildert, haben wir uns vorzüglich in der Zeit, von welcher hier die Rede ist, zu denken, namentlich den mit dem Schöff Olenschlager, der grade in dieser sein Werk über die Goldne Bulle ausarbeitete. Auch mit den Gebrüdern Schlosser, wenigstens mit dem jüngern, der ihn im nächsten Jahre zu Leipzig aufsuchte, und mit dem schon älteren Juristen Kölbele (Anm. 129 u. 179), dessen großen Füßen er in dem ersten Briefe an Riese die Gottsched's vergleicht (Jahn, a. a. O. S. 60), müssen wir ihn uns schon damals bekannt vorstellen. In seinen Schriften tritt Kölbele als Gegner von Daries und Mendelssohn und als Anhänger Lavater's auf, wie wir nach Meusel hier beiläufig erwähnen.

181. Horn war zugleich Dichter. In seine Briefe liebte er, gleich seinem Freunde, Verse einzustreuen, z. B. die für Beide charakteristischen Alexandriner in dem Briefe an Ludwig Moors vom 12. August 1766 (s. die S. 250 citirte Allg. Monatsschr.):

„Man mag Amphion sein und Feld und Wald bezwingen,
Nur keinen Goethe nicht kann man zur Klugheit bringen" —

und ebenso dichtete er Letzteres „Parodie auf Clodius" um.

Das komische Heldengedicht, damals an der Tagesordnung (S. 23), war eine für Horn's Naturell besonders passende Gattung.

Pope's Lockenraub, nach ältern Mustern, Tassoni und Boileau (Das Pult), wurde gleich Butler's „Hudibras" der Ausgangspunkt für diese Dichtungen, nachdem Frau Gottsched ihn in Alexandrinern übersetzt hatte (Herrn Alexander Popens Lockenraub, ein scherzhaftes Heldengedicht, aus dem Englischen in Deutsche Verse übersetzt von L. A. V. Gottschedinn geb. Kulmus, Leipzig 1744). Die Gottsched'sche Schule pflegte diese dem Idealen abgewandte Richtung mit Vorliebe. Außer dem Renommisten v. J. 1744 (S. 24) und den andern Epopöen Zacharia's, dem „Sieg des Liebesgotts" von Uz (1753; s. Lessing, Lachmann'sche Ausg., Bd. III. S. 384) und Löwen's „Walpurgisnacht" (1756), bereits mit Faust, sind als Nachahmungen des „Lockenraubs" besonders des von Lessing in den Literaturbriefen gegeißelten Dusch verschollene Dichtungen dieser Art, Das Topné (1751) und Der Schoosshund (1756), des Gottschedianers Triller historische Epopoe Der sächsische Prinzenraub (1743) und der schon oben (Anm. 67) angeführte Burmsamen (1751) zu nennen. Heute lesen wir von allen diesen Stücken kaum eines und etwa nur

noch Kortum's „Jobsiade" (1799), einen späten Ausläufer jener parodistischen Richtung.

Horn's Heldengedicht nun, eine Nachahmung dieser Nachahmungen, muß als auf eine wahre Geschichte gegründet (S. 24) eine örtliche Beziehung gehabt haben. Da die Schlimme Gasse (Thl. I. S. 48 u. 277), ein beliebtes Geisterrevier wie in Goethe's Märchen, auch die Stelle war, wo man in Frankfurt herkömmlich das Schlittenrecht ausübte, so liegt die Vermuthung nahe, daß die Geister Horn's Helden grade hier gefoppt haben. Wir berufen uns auf Frau Pelli's anschauliche Erzählung: „Bei allen Schlittenfahrten richtete es der Zugführer so ein, zuletzt von der Zeil hinter die Schlimme Mauer zu lenken; dort ward still gehalten, die Vorreiter zügelten die Pferde, alle Herren verließen die Schlitten, um jede Dame zu küssen" (Erinnerungen, S. 170).

182. Von den juristischen und allgemein wissenschaftlichen Werken, welche Goethe damals studirte, sind Hoppe's Institutionen (S. 24) bereits im Ersten Theile (Anm. 115) angeführt.

Gesner (nicht Gesner, auch nach Jahn's „Aus der Alterthumswissenschaft"), der berühmte Göttinger Philologe, noch lange in der Schulwelt wirksam geblieben durch seine lateinischen und griechischen Chrestomathien, war damals erst eben verstorben. Sein von Goethe benanntes Hauptwerk, die Primae lineae isagoges in eruditionem universalem (Göttingen 1756 und vermehrt 1760), hat später Heyne neu aufgelegt.

Morhof gehörte dagegen noch dem 17ten Jahrhundert an, bahnbrechend für das Studium der Literaturgeschichte durch seinen „Polyhistor" (Lübeck 1688, 4. A. 1747). Goethe schöpfte hiernach aus den damals besten Quellen. Dazu kam dann, im Anschluß an die oben S. 8 und 9 (Anm. 170) erwähnten Studien, des großen Skeptikers Bayle philosophisches Wörterbuch (Dictionnaire historique et critique, Rotterdam 1697 und vermehrt 1702; später besonders Amsterdam 1740), durch den er zuerst Näheres von Spinoza erfahren sollte. Auch einige der früher im Ersten Theil erwähnten historischen Schriften, sowie das Theatrum Europaeum, welches mit andern Büchern der väterlichen Bibliothek Bd. XVII. S. 522 der Werke genannt ist, und Anson's Reise (Thl. I. S. 30) sind hieher zu ziehen.

Wegen Grotius' übermüthiger Aeußerung (S. 25)

vergl. Anm. 88 und die dort angeführte „Zahme Xenie". Nach Jöcher legte Grotius selten den Terenz aus der Hand.

Das, was dem Menschen gemäß ist (S. 25), erklärt Goethe im Elften Buch eben als das Rechte (vergl. die Anmerkungen daselbst).

Lehr' und Leben sind S. 24, Zeile 3 v. u., und S. 25, Zeile 9 u. 8 v. u. formelhaft gebraucht.

183. Zu dem, was Goethe hier (S. 26) Nachtheiliges von der Verfassung und dem Parteiwesen seiner Vaterstadt anführt, enthalten die verschiedenen einschlägigen Schriften Kriegk's zahlreiche Belege; wir verweisen deshalb auf einzelne Abschnitte seiner „Deutschen Kulturbilder", z. B. Nr. 3 „Bestechlichkeit im Deutschen Reiche", und besonders auf die Schilderung des ganz in Goethe's Jugendzeit fallenden, die heimlichen Gebrechen der Republik bloßlegenden und den Verdruß rechtschaffener Männer herausfordernden, so überaus anstößigen Lebens des Rathsherrn Erasmus Senckenberg (Kriegk, Die Brüder Senckenberg, S. 36 bis 212). Die Erstarrung des öffentlichen Lebens in Frankfurt, aus welcher die Vereinsamung seines Vaters (S. 26) hervorging, kennzeichnet eine Aeußerung Goethe's, welche mit ein paar Worten seine spätere Abwendung von der Heimath und das Bedürfniß eines andern Lebens aufs Tiefste begründet; es ist die Briefstelle vom 7. Dezember 1777 aus Klausthal: „Seltsame Empfindung, aus der Reichsstadt, die in und mit ihren Privilegien vermodert, hier heraufzukommen, wo vom unterirdischen Segen die Bergstädte fröhlich nachwachsen" (Briefe an Frau v. Stein, I. S. 134).

184. Ich warf in Gedanken die juristischen Studien weg (S. 26); Aeußerungen wie diese bestätigen die erhaltenen Briefe an Riese, an den Goethe aus Leipzig (28. April 1766) die auf die letzte Frankfurter Zeit bezüglichen Verse (Werke, Bd. III. S. 132) richtete:

„Du weißt, wie sehr ich mich zur Dichtkunst neigte,
Wie großer Haß in meinem Busen schlug,
Mit dem ich Die verfolgte, die sich nur
Dem Recht und seinem Heiligthume weihten,
Und nicht der Musen sanften Lockungen" —

Ebenso hatte er sich am 28. August 1765 in Max Moors' Stammbuch als „der schönen Wissenschaften Liebhaber" eingetragen.

Die dichterischen Uebungen beschäftigten Goethe in jener Zeit viel mehr, als hier (S. 26) hervortritt. Ein Dokument des Jahres 1765 ist die seinen Werken nicht zur Unzierde gereichende Ode „Ueber die Höllenfahrt Christi“ (vergl. Thl. I. S. 133 u. Anm. 111), welche nach seiner eigenen Annahme bei Eckermann (Gespr., I. 245) der Anregung des Fräuleins von Klettenberg, der Freundin seiner Mutter, ihre Entstehung verdankte. Ebenso fallen mehrere der untergegangenen Stücke, welche das biographische Schema vom Jahr 1761 (Thl. I. S. 298) anführt, in diese Zeit; der zweite Brief an Rieße erwähnt das zu Frankfurt angefangene und bis zum 5. Akt in Alexandrinern ausgearbeitete Trauerspiel Belsazar (Jahn, Leipz. Br., S. 59, und v. Biedermann, I. S. 118), dessen Schluß in jambischen Fünffüßern nach des großen Schlegel angeblichem und Weiße's wirklichem Vorgange geschrieben werden sollte, wie auch Klopstock in seinem neuesten Trauerspiele Salomo (biogr. Schema v. J. 1764, Thl. I. S. 346) mit fünf- und sechsfüßigen Versen abgewechselt hatte. In jenem Schema (v. J. 1763) nennt er sich sonst ungeheuer zurück in der Dichtkunst, indem ihm Lessing und die neuere Kritik unbekannt geblieben waren und erst in Leipzig „schnell der Nebel von seinen Augen sank“ (letzte Epistel an Rieße). Aber jene Ode und die leicht hingeworfenen poetischen Episteln an den Letztern setzen eine schon lange Uebung voraus, wie auch die Verse erkennen lassen:

Die Ohren gellten Dir gar manches Mal
Von meinen Versen wider —

und ebenso bestätigen Stellen daraus wie die folgende seine anfängliche Zufriedenheit (S. 26) mit diesen Versen:

— — Es klang von meiner Leyer zwar
Manch stolzes Lied, das aber nicht die Musen
Und nicht Apollo reichten. Zwar mein Stolz,
Der glaubt' es, daß so tief zu mir herab
Sich Götter niederließen, glaubte, daß
Aus Meisterhänden nichts Vollkommners käme,
Als es aus meiner Hand gekommen war.

185. Die großen Erwartungen des jungen Goethe erfüllten sich jedoch in Leipzig, wenigstens anfänglich, nicht. Er mußte vielmehr tüchtig Einstand geben (S. 27), wurde von Heimweh ergriffen, entbehrte den Frankfurter Umgang und fiel deshalb

in eine Schwermuth, der ihn erst Horn's Ankunft im April des folgenden Jahres entriß (Jahn, a. a. O. S. 62). Wie er sich in Frankfurt mit einem Gefangenen, die Stadt mit einem Kerker verglich (S. 27), ebenso sprach er wiederum dort in den Abschiedsgedichten an Behrisch (Werke, Bd. III. S. 34) von Mitgefangenen und von Kerkerriegeln, sich in jugendlicher Ungeduld aus dem gehaßten Lande wegsehnend.

Griesbach, der Theologe, hatte den ähnlichen Weg (S. 27) beschritten, insofern er bereits seit 1762 sich in Tübingen und Halle zu einer akademischen Stelle vorbereitete und hier neben seiner Hauptwissenschaft auch Philologie und Philosophie studirte (Koethe, Gedächtnißrede auf Griesbach. 1812. S. 31).

186. Michael (S. 28) fiel i. J. 1765 auf Sonntag den 29. September und die Leipziger Herbstmesse auf den folgenden Sonntag den 6. Oktober, während die Frankfurter vier Wochen früher am 9. September begonnen hatte (Kalender 1765, S. 47). In der zwischen beiden Sonntagen liegenden Woche waren die neununddreißig „gemeine teutsche Meilen" von dem einen Meßorte zum andern zurückzulegen, wohl nicht mit der wöchentlich vier Mal vom „Weißen Schwanen auf der Bockenheimer Gasse" abgehenden kaiserlichen Fahrpost, sondern in einer Lohnkutsche. Dem in einer solchen die Leipziger Messe besuchenden Buchhändler Fleischer, dem Verleger Oleschlager's, und seiner Gattin, einer Tochter des Gottschedianers Triller, Professors der Medizin zu Wittenberg, der früher in Frankfurt praktizirt, auch dort i. J. 1751 seine Frau verloren hatte (s. Jördens, V. S. 86; Lessing, Bd. VIII. S. 55, und Pelli, Leben, III. 130), wurde der junge Goethe anvertraut, sorgsam eingewickelt in altmodische Gardenhaubstücke, wie später der junge Horn sich dem von der Leipziger Messe zurückkehrenden Frankfurter Buchhändler Andreä, dem Verleger Käbele's, anschloß (Anm. 180a).

Die fast zwei Breitengrade durchmessende Reise (vom 49° 46' 33" zum 51° 19' 41") bewegte sich bis Eisenach auf der, jetzt durch die Bebra-Bahn ersetzten, großen Poststraße über Hanau, Gelnhausen, Saalmünster, Schlüchtern, Fulda, Hünfeld, Bacha; auf Eisenach folgten wie jetzt Gotha und Erfurt; dann aber bog die Straße links ab, und führte über Neumark, Buttelstedt, Auerstädt, Naumburg, Weißenfels und Rippach nach Leipzig (s. den „Sächsischen Cours" in den Kalendern jener

Jahre). Daher berührte Goethe weder auf der Hin- noch drei Jahre ſpäter auf der Rückreiſe den Ort, mit dem ſein Name für immer verknüpft iſt. Als er von dort aus zuerſt im März 1776 wieder deſſelbigen Weges fuhr, gedachte er jener erſten Reiſe, beſonders in Naumburg: „Wie anders, lieber Gott, wie anders, als ich vor zehn Jahren als ein kleiner eingewickelter, ſeltſamer Knabe in eben das Poſthaus trat — wie viel hat nicht die Zeit durch den Kopf und das Herz müſſen, und wie viel wohler, freier, beſſer iſt mir's nicht" (ſ. die Briefe an Frau v. Stein aus Auerſtädt v. 24. und aus Naumburg v. 25. März 1776).

In einer Zeit, wo die galanten Herrn ſelbſt auf der Straße chapeau bas einhergingen, war der S. 29 erzählte Verſtoß ebenſo komiſch als unverzeihlich; aber auch das Jahr der Abfaſſung dieſer Erzählung lag noch weit ab von unſern Tagen, wo Reiſende auch in Gaſtzimmern allgemein die Quäkerſitte beobachten.

Das Wort Pandämonium (S. 29 oben) iſt im Sinne Milton's (Verl. Par., V. 755 flgd. des I. Buchs) gebraucht:

„Daß ſich der höchſte Rath verſammeln möge
Im Pandämonium, als dem hohen Sitz
Des Satans und der Seinen" (At pandemonium).

187. An die Griechen der Leipziger Meſſe (S. 30) erinnerte Goethe noch ſpäter (1820) in der Novelle „Wo ſteckt der Verräther?" Julie wünſcht ſich hier, „auf die Leipziger Meſſe, wo dergleichen [völlig nationell ausſtaffirte Griechen] auf der Straße zu ſehen wären" (Werke, Bd. XVIII. S. 103).

188. Nach der Einwohnerzahl ſtand Leipzig mit Goethe's Vaterſtadt ſich ziemlich gleich, indem dieſelbe für letztere auf 33,600 Seelen, für Leipzig um nur etwa 3000 mehr berechnet wurde. Ebenſo war Leipzig, obgleich weniger alterthümlich als Frankfurt, wie dieſes von einer Feſtungsmauer mit Baſteien, Gräben und einem Glacis umſchloſſen, und aus der innern Stadt führten lange gewölbte Thore in's Freie. Zu den Halbſtädten ähnlichen, umbauten Hofräumen (S. 30) gehörte der durch „Fauſt" bekannte Auerbach's Hof, mit ſeinen reichen Läden damals der Sammelplatz der vornehmen Welt, Lipsia parva, wie ihn ſchon 1703 Fr. Taubmann in ſeinen

Sinnsprüchen genannt (s. Taubmanniana bei Goedeke, S. 514. Nr. 24, und v. Biedermann's Leipzig, I. S. 8 u. 9).

Die Große Feuerkugel (S. 30) lag zwischen dem Alten Neumarkt, jetzt Universitätsstraße, und dem Neuen Neumarkt, jetzt Neumarkt. Fleischer und Goethe, dieser nur außer der Meßzeit, bewohnten einige Zimmer des ersten Stocks in dem nach dem (jetzigen) Neumarkt belegenen Gebäudetheile, welche die schon neunundsechzigjährige Frau Straube, die gute alte Wirthin (S. 42), eine Kaufmannswittwe, vermiethete (Biedermann's Leipzig, I. S. 8).

Während der Meßzeit bezog Goethe später das Giebelstübchen eines vor etwa zehn Jahren abgetragenen Wirthschaftsgebäudes zu Reudnitz, welches zu einem dem Großen Kuchengarten gegenüber liegenden Gehöfte, dem spätern Hahnemann'schen Gasthofe, gehörte (ebenda).

Der Stubennachbar in der Großen Feuerkugel (S. 30) war nach O. Jahn's Ermittlung (Allg. D. Monatsschr. 1854. I. S. 7) der schon vierundzwanzigjährige, ganz mittellose Kandidat der Theologie Limprecht, der von fremden Unterstützungen, namentlich des Professors Ludwig, des Oberschöppen und Gerichtsschreibers Winckler und der Schwester desselben, der gedachten Frau Straube, lebte. Mit Recht heißt sie daher (S. 31) wohlthätig gegen ihn, ja, wie es scheint, hat sie ihn auch testamentarisch und zwar so reichlich bedacht, daß er dadurch nach ihrem Tode i. J. 1780 zu einiger Wohlhabenheit gelangte.

Auch Goethe unterstützte Limprecht und sandte ihm noch von Straßburg aus einige Louisd'or, anscheinend einen regelmäßigen Beitrag; es ist dies das früheste Beispiel seiner durch's ganze Leben geübten, zum Theil großartigen Wohlthätigkeit. Im Stile der Zeit redet er den fast zehn Jahre älteren Mann mit dem respektvollern Er, später mit Sie an und sucht ihm Trost wegen seines Augenleidens, an welchem Limprecht zuletzt fast völlig erblindete, einzuflößen (s. die zwei Briefe Goethe's an ihn vom 12. u. 19. April 1770 bei v. Biedermann, II. S. 13—17).

189. Nachdem am 16. Oktober, dem Gallustage, an Stelle des bisherigen Rektor Magnificus, des Mediziners Plaz, der Professor der Philosophie (Org. Aristot. prof. ord.) Ludovici von der meißnischen Nation (Ludwig bei Jahn, v. Biedermann, Viehoff u. A. dürfte auf Verwechselung beruhn) in der im großen

Fürſtenkollegio befindlichen Nationalſtube erwählt und auf ein Zeichen mit der Glocke den im Hofe harrenden Kommilitonen, darunter ſicherlich auch dem neu angekommenen Frankfurter, nach altem Gebrauch proklamirt worden war, immatrikulirte der neue Rektor dieſen am 19., Sonnabend, und zwar als Mitglied der bairiſchen Nation. Wie die Pariſer, ſo war auch die Prager Univerſität aus Nationen zuſammengeſetzt und dieſe Einrichtung bei der Gründung der Leipziger Univerſität i. J. 1409 durch Prager Studenten und Lehrer hieher übertragen. Bis 1830 beſtanden dieſe Nationen, vier an der Zahl, die ſächſiſche, meißniſche, bairiſche und polniſche (nach dem Verſe: Saxo, Misnensis, Bavarus tandemque Polonus). Oſt- und Weſtfranken, die Pfalz, der Oberrhein, Mainz, Heſſen, die Wetterau u. ſ. w. wurden zur bairiſchen Nation gerechnet. — Die Frequenz hatte nach Beendigung des Krieges einen ungewöhnlichen Aufſchwung genommen, wie in dem ganzen Jahrhundert nur noch wieder i. J. 1776, indem das Jahr 1764 beinahe 500, 1765 440 und 1767 442 Immatrikulirte zählte; im Winterhalbjahr 1765 wurde Goethe mit 314 Studenten eingeſchrieben, welche hohe Semeſterzahl ſeit d. J. 1727 nicht vorgekommen, auch ſeitdem im vorigen Jahrhunderte nicht wieder erreicht worden iſt.

Wir nennen noch die Rektoren aus Goethe's Zeit: dieſe waren 1766 der Profeſſor der Poeſie Bel, Bavare, und der Theologe Bahrdt, Polone; 1767 der Philoſoph und Phyſiker Winckler, Saxone, und der Theologe Cruſius, Meißner, endlich 1768 vom Georgentage an (23. April) Goethe's Gönner, der Hiſtoriker Böhme (ſ. Schulze, Abriß u. Geſchichte der Leipziger Univerſ., 1802, S. 10, 16, 70; Kreußler, Geſch. d. Univ. Leipzig, 1810, S. 102; Gretſchel, D. Univerſ. Leipzig, 1830, S. 43 u. 55, u. v. Biedermann, a. a. O. I. S. 15).

190. Montag den 21. Oktober wurden dann die erſten Vorleſungen gehört, und zwar nach Goethe's erſtem Briefe an Riese Staatengeſchichte bei Böhme und Cicero's Geſpräche „Vom Redner" bei Erneſti (Zahn, Leipz. Fr., S. 57), welches Colleg Goethe oben S. 41 erwähnt. Der Erſtere, ordentlicher Profeſſor der Geſchichte, Hofrath ſeit 1766 (zu S. 31), war in Leipzig unter Maſcov gebildet, dem Verfaſſer der 1747 erſchienenen erſten wiſſenſchaftlich-kritiſchen Geſchichte Deutſchlands.

Böhme, gleich ſeinem Schützling der bairiſchen Nation an-

gehörig und schon mehrmals zum Rektor gewählt, wohnte damals in der Grimmaischen Gasse (v. Biedermann, a. a. O. S. 17).

Wegen ihrer geschmackvollen Darstellung sind Eberhard Otto (S. 31), besonders nach Herausgabe des Thesaurus juris romani (Leyden 1725, 5 Bde.) und der berühmte Heineccius wegen seines seit 1718 fortwährend neu, noch 1841 von Mühlenbruch wieder aufgelegten Antiquitatum Romanarum, Jurisprudentiam illustrantium syntagma den eleganten Juristen, eigentlich den eleganteren beizuzählen. Ebenso rühmt Eichstädt von Leipzig: „Integram a multis annis hanc gloriam Lipsia servavit, ut elegantioris, h. e. litterarum cultu ornatae, jurisprudentiae parens et esset et haberetur" (Op. or., p. 346).

Der Ausdruck polternde Gutmüthigkeit (S. 32) ist dem Italienischen entlehnt, Goldoni's Komödie: Il burbero benefico.

191. Daß Goethe sogleich ein philosophisches Kollegium angenommen (S. 32), bestätigt die Aeußerung in seinem ersten Briefe an Riese: „Die andere Woche [beginnend Montag den 28. Okt.] geht Collegium philosophicum et mathematicum an" (Jahn, a. a. O. S. 57). Diese Vorlesung — nach Wolff's Methode Philosophie und Mathematik verbindend — hielt der Wolffianer Winckler, Professor der Philosophie und Physik, auch nach Gottsched's Tode Senior der philos. Fakultät (Schulze, a. a. O. S. 49, und v. Biederm., I. S. 19 u. 20).

Bei wem Goethe dagegen Institutionen und Rechtsgeschichte gehört, ist nicht ganz klar, auch unwesentlich; v. Biedermann vermuthet bei Schott oder Sammet (das. S. 22). Letzter lehrte in Leipzig schon seit 1746, um länger als 40 Jahre die dortigen Studenten in das jus naturae et civile einzuführen, während Ersterer, einundzwanzigjährig, sich 1765 eben erst habilitirt hatte und damals wol nur lehrte um zu lernen; Sammet möchte dagegen bereits stationär geworden sein (zu S. 33 vergl. s. Leipziger Gelehrten- und Künstleralmanach a. d. J. 1787, S. 62 u. 65, und Eichstädt, Op. orat., l. c.).

Daß Goethe zur Ausführung des schon in Frankfurt festgestellten Gegenkurius (S. 27) die juristischen Vorlesungen auf das geringste Maß beschränkte, beweist eine Stelle aus dem ersten Briefe an Riese, wo er nach Aufzählung solcher Vorlesungen hinzufügt: „Nein, gehorsamer Diener! das ließen wir unterwege!"

Wichtiger waren Gellert's Vorträge: die Literargeschichte über Stockhausen und das Praktikum (S. 32). Die erste Vorlesung erklärt näher folgende Stelle aus dem Artikel „Gellert" bei Erich und Gruber (I. Bd. 57, S. 7): „Die bekannte Einleitung in die schönen Wissenschaften von Batteux, Ernesti's Rhetorik und Stockhausen's Bibliothek der schönen Wissenschaften waren die hauptsächlichsten Kompendien, die er [Gellert] seinen Kollegien zu Grunde legte." Dieser Stockhausen, dessen „Kritischer Entwurf e. auserles. Bibl. f. die Liebhaber d. Philos. u. schönen Wissenschaften" 1752 (4. A. 1771) erschien, lebte als Superintendent zu Hanau. In den Frankf. Gelehrten Anzeigen spielt Goethe auf ihn an: „Hier ist ein Wenig Literatur, aber Alles so unter einander angegeben, wie bei einer Stockhausischen Bibliothek" (Werke, Bd. XXIX. S. 10).

Gellert's Praktikum bestand aus Uebungen in „deutschen und lateinischen Ausarbeitungen zur Bildung des Verstandes und des Stils" (v. Biedermann, I. S. 19, f. oben S. 40). Am 30. Oktober hatte ihn Goethe schon besucht (S. 32), nach den Versen an Riese von diesem Datum (Werke, Bd. III. S. 130):

„Ich schaute Gellerten, Gottscheden auch
Und eile jetzt, sie treu Dir zu beschreiben."

Leider ist aber über der ausführlichen Beschreibung Gottsched's die Gellert's vergessen worden. Ersteres Vorlesungen über Logik nach Wolff hatte Goethe, vermuthlich nur hospitirend, nach diesem Briefe bereits gehört und er mag da oder in Winckler's Kolleg die rhetorischen Kunstausdrücke aufgegriffen haben, mit welchen er ihn zu schmücken sich beeilte. Gottsched war auf der Neige seines Ruhms, seiner Wirksamkeit, seines Lebens.

Die Aeußerungen hier (S. 33) über die philosophischen und juristischen Vorlesungen enthalten unausgesprochen einen Hinweis auf die Schülerscene im „Faust" (Werke, Bd. XII. S. 62 u. 63). Zumal, was hier von dem Vereinzeln oder Vereinzelnen (s. Textrev.) der Geistesoperationen gesagt ist, wiederholen dort die bekannten Verse: „Dann lehret man Euch manchen Tag" u. s. w.

Die Verbindung Gott und Welt (S. 33, Zeile 7) wurzelt in der Wolff'schen Schrift: „Vernünftige Gedanken von Gott, der Welt und der Seele des Menschen" 1719. Auch stammen daher die Rubriken in Goethe's Gedichten: Gott, Gemüth und Welt, zuerst 1815 (Bd. II. S. 313), und Gott und Welt, zuerst 1827 (das., S. 221).

Das Ding ist hier (S. 33) in Wolff's Sinne genommen als das ens, als substantia invisibilis, das von Schiller parodirte Ding aller Dinge (Werke, Bd. I. 1. S. 203; s. Grimm, II. 1153). Ebenso gehört der Ausdruck der pietistischen Terminologie an, wie ihn „die schöne Seele" braucht: „Das Ding [die Sünde], das noch nie erklärte böse Ding, das uns von dem Wesen trennt, dem wir das Leben verdanken" (Werke, Bd. XVII. S. 368), und Goethe in dem 5. Briefe an Auguste Stolberg (Urania 1839, S. 92): „Das liebe Ding, das sie Gott heißen", in seinem Tagebuche vom 30. Oktober 1775: „fragt das liebe unsichtbare Ding, das mich leitet und schult" (Schöll, Aufs., S. 158), und ganz ebenso Herder im Januar 1773: „So bin ich wieder von dem Dinge, das alle unsre Handlungen lenkt und Schicksal heißt, Zeuge" (dessen Lebensbild, III. S. 265). Immer ist es das dem Realen entgegengesetzte Unerkannte, Ungewisse, Irrationelle, Ueberweltliche.

192. Außerdem hörte Goethe bei Winckler auch Physik, besonders das anziehende Kapitel von der Elektrizität. Winckler's Untersuchungen über dieselbe hatten Aufsehen erregt und ihm, als erstem Ausländer, die Mitgliedschaft der Londoner Gesellschaft der Wissenschaften verschafft (v. Biedermann, I. S. 20). In der „Geschichte der Farbenlehre" schreibt Goethe davon: „Auf der Akademie hatte ich mir Physik wie ein Anderer vortragen und die Experimente vorzeigen lassen. Winckler in Leipzig, einer der Ersten, der sich um Elektrizität verdient machte, behandelte diese Abtheilung sehr umständlich und mit Liebe, so daß mir die sämmtlichen Versuche mit ihren Bedingungen fast noch jetzt durchaus gegenwärtig sind. Die Gestelle waren sämmtlich blau angestrichen; man brauchte ausschließlich blaue Seidenfäden zum Anknüpfen und Aufhängen der Theile des Apparats, welches mir auch immer wieder, wenn ich über blaue Farbe dachte, einfiel. Dagegen erinnere ich mich nicht, die Experimente, wodurch die Newtonische [Farben-] Theorie bewiesen werden soll, jemals gesehen zu haben, wie sie denn gewöhnlich in der Experimental-Physik auf gelegentlichen Sonnenschein verschoben und außer der Ordnung des laufenden Vortrags gezeigt werden" (Werke, 40bdge. A., XXXIX. S. 445; vergl. Schöll, Aufs., S. 78).

Die Kräpfel (Kräppel) S. 33 verrathen den Frankfurter; denn in Leipzig heißt diese Delikatesse der Jugend mißbräuchlich Pfannkuchen oder „Berliner Pfannkuchen".

193. Als sogenannte Realitäten (S. 33) oder Realien des Unterrichts werden die neueren Sprachen und Literaturen, die Mathematik und die Naturwissenschaften den alten Sprachen und Literaturen gegenübergestellt. Vergl. Goethe's spätere Aeußerungen für Beibehaltung des Griechischen und Lateinischen Bd. XIX. der Werke, S. 111 u. 124. Die fernere Bemerkung (S. 33 unten) entnahm Goethe seinen später an der Universität Jena gemachten Erfahrungen, und in diesem Sinne führt sie Eichstädt an (Opusc. orat., pag. 325 et 338).

194. Der junge Hausgenosse (S. 34) ist Thl. I. Anm. 110 genannt. — Später, 1773, vertrat Goethe als Anwalt in einem Rechtsstreite einen jener Aachener Tuchfabrikanten (S. 34), welche die Frankfurter Messe bezogen, mit Namen Maigret (Kriegk's Deutsche Kulturbilder, S. 369).

195. Die mitgebrachten Empfehlungsschreiben und auch wol persönliche Empfehlungen des Fleischer'schen Ehepaars hatten den jungen Reichsstädter in mehrere Häuser eingeführt und schon in dem ersten Briefe an Riese vom 21. Oktober heißt es: „In Gesellschaften, Konzert, Komödie, bei Gastereien, Abendessen, Spazierfahrten, soviel es um diese Zeit angeht", und sonst ist von Einladungen und Besuchen darin die Rede. Für dies gesellige Leben in dem „galanten" Leipzig konnte die heimische Kleidung nicht genügen. Seiner eignen Aeußerung in jenem Briefe: „zur Zeit bin ich kein Stutzer" steht die spätere Horn's, der ihn im April folgenden Jahres sehr verändert fand, aus dem folgenden August entgegen: „Er ist bei seinem Stolze auch ein Stutzer und alle seine Kleider, so schön sie auch sind, sind von einem so närrischen goût, der ihn auf der ganzen Akademie auszeichnet." Dies nimmt Horn in einem spätern Schreiben an L. Moors zum Theil zurück mit der Bemerkung: „Er hat mich seit der Zeit einer nähern Vertraulichkeit gewürdigt, mir seine Oekonomie entdeckt und gezeigt, daß der Aufwand, den er macht, nicht so groß ist, wie man glauben sollte." Nach Goethe's eignen Angaben in den Briefen an Riese (Jahn, a. a. O. S. 57) muß man annehmen, daß der Vater Kreditbriefe bis zu 300 Thaler jährlich bewilligte, für damalige Zeit schon ein höherer Studenten-Wechsel.

196. Der poetische Dorfjunker (S. 35), nach der Komödie des Destouches: Le poste campagnard, war, von Frau

Gottsched deutsch bearbeitet, 1741 im dritten Bande der „Deutschen Schaubühne“ ihres Gatten erschienen.

Der stets von Versen überströmende Dorfjunker, in der Bewerbung um Henriette (Angélique im Original, die „falsche Agnes“), die Tochter des Barons von Altholz (Baron de Vieuxbois im Orig.), seinem Nebenbuhler von Treuendorf (Léandre) unterliegend, drückt den Gegensatz der veralteten Sitten der ländlichen Aristokratie gegen die leichtere und vorurtheilsfreiere Hofsitte, im Originale zugleich den des Hofes gegen die Pariser freieren Verhältnisse aus. Sehr geschickt hat die Uebersetzerin den die Beziehung auf altes Gemäuer und verfallene Schlösser enthaltenden französischen Namen des Junkers, Des Mazures, beibehalten und ihm eine Beziehung auf den damals verrufensten Theil ihrer preußischen Heimath, den halbpolnischen Süden Ostpreußens, gegeben. So wird auch seine Kleidung sehr masurisch gewesen sein.

Des Theaterbesuchs erwähnt Goethe in den Briefen an Riese gleichfalls.

197. Es wurde von erheblichem Einflusse auf die deutsche Sprachentwicklung, daß Goethe mit seiner heimischen Mundart nach Leipzig, in den Mittelpunkt der die Sprache reinigenden und klärenden Thätigkeit, an Gottsched's und der „Deutschen Gesellschaft“ alten Sitz so früh gelangte. Ohne die Schule, die er hier unter Gellert's unmittelbarer Einwirkung durchmachte, hätte seine Sprache nicht Allgemeingiltigkeit erlangt; aber noch wichtiger war es, daß er auf dem Leipziger, damals besonders von Bodmer angefochtenen Standpunkte nicht haften blieb, sondern jene einseitige Kultur aus den unergründlichen Quellen der Dialekte, des Volksliedes und der ältern Schriftdenkmale erfrischte. Um ein klassischer Schriftsteller der Deutschen zu werden, mußte sein Oberdeutsch so früh mit der meißnischen Mundart (S. 36) zusammentreffen. Die gleichzeitigen Vertreter der letztern, Klopstock, Adelung, Campe, haben seine Sprache, so wenig wie die Schiller's, zwar niemals anerkannt, gegenwärtig aber bildet sie gradezu den Mittelpunkt der neueren Lexikographie und Grammatik, wie die Luther's für das sechzehnte Jahrhundert.

Goethe's damaliger, durch den langen Aufenthalt in Thüringen später sehr veränderter mündlicher Ausdruck wird ganz oberdeutsch gewesen sein, wenn auch der Vater uns Kinder (S. 35) zu einem bessern Sprechen vorbereitet hatte. Wenn

beispielsweise Kornelie noch 1773 schreibt: „Grüßen Sie das ganze Puffische Haus“ (Goethe und Werther. S. 127), so war an dieser Veränderung des Namens Buff nur die Aussprache ihres Bruders Schuld. Ganz verleugnete er auch später nicht die „Höhle, in der er geboren“, wie W. Grimm bezugt: „Goethe hat mit dem richtigsten Gefühl, wie der Augenblick drängte, die ihm angeborne Mundart benutzt und mehr daraus in die Höhe gehoben als irgend ein Anderer. Auch seine Aussprache, zumal in vertraulicher Rede, war noch danach gefärbt, und als sich Jemand beklagte, daß man ihm den Anflug seiner südlichen Mundart in Norddeutschland zum Vorwurf gemacht habe, hörte ich ihn scherzhaft erwidern: ‚man soll sich sein Recht nicht nehmen lassen; der Bär brummt nach der Höhle, in der er geboren ist‘“ (Das Deutsche Wörterbuch, Vortrag in der Germanistenversammlung zu Frankfurt a. M., den 26. Sept. 1846. S. 7. Vergl. Goethe und C. Barbua, Morgenbl. 1862. Nr. 29).

198. Zacharia's Heldengedicht (S. 37), schon a. d. J. 1744, führt die Leipziger Galanterie in's Feld gegen die Jenenser Raufbolde. Der Renommist unterliegt dem Stutzer. Das Gedicht beginnt:

Den Helden singt mein Lied, den Degen, Muth und Schlacht
In Jena fürchterlich, in Leipzig frech gemacht,
Der oft im Zorn allein ein ganzes Heer bekriegte,
Als Held aus Jena ging, doch nicht in Leipzig siegte . . . .
Mod' und Galanterie eröffnen ihm vergebens
Die blumenvolle Bahn des sanftern Musenlebens . . . .
Selinde strahlt umsonst; er bleibt ein Renommist,
Bewundernswerth im Sieg und groß auch noch im Falle,
Verläßt er Leipzig's Zwang und rettet sich nach Halle.

Besonders schildern den Leipziger Stutzer die Verse des zweiten Gesangs:

Doch wärst Du wohl so klein, die Jen'sche Tracht zu ändern,
Die Haare zu bestreun, den Degen zu bebändern?
Und zögest Du den Strumpf dem tapfern Stiefel vor?
Kannst Du so niedrig sein, so geh und werd' ein Thor,
Stink' nach Pommad' und Oel, wie hier die Narren pflegen
Und laufe Chapeaubas im Sturmwind und im Regen.
Geh, schlage weibisch Dich zum weiblichen Geschlecht
Und leb' und stirb allhier als wie ein Jungfernknecht.

Dies war eine Uebertreibung. In Leipzig herrschten edlere Sitten als auf den andern Universitäten, neben der Pflege der Wissenschaften die der Poesie und Künste, gesellschaftliche Bildung und größerer Luxus in Wohnung und Kleidung. Dies Letztere galt nach Rosenkranz noch für 1831, von welchem Jahre er schreibt: „Einmal fuhr ich auch [von Halle] mit Hinrichs und Besser auf einige Tage nach Leipzig, lediglich um dort das Gefühl eines eleganten Comforts zu genießen" (Von Magdeburg bis Königsberg, 1873, S. 443 und 458).

Genau-gesittet (S. 37), übertragen von der genauen Beobachtung der Regeln des Anstandes, der strengen Sitte.

Das Glacis (S. 38), die jetzigen Spaziergänge um die Stadt.

Die Kolonie (das.), die französische (s. Rabener's Schriften, 1777, V. 9).

199. Zu die Nähe von Dresden (S. 38) ist zu bemerken, daß wegen der Minderjährigkeit des am 17. Dezember 1763 zur Regierung gelangten Kurfürsten Friedrich August's III. Sachsen damals von dessen Oheim, dem Prinzen Xaver, als Obervormund und Administrator der Kur verwaltet wurde. Xaver errichtete 1764 die Maler- und Zeichen-Akademie unter Oeser und verband dieselbe mit der Universität (Schulze, Abriß, S. 92 u. 93, und Gretschel, Die Univ. Leipzig, S. 35).

200. Das Kartenspiel (S. 39) hat Goethe später (S. 122) ausführlicher behandelt. Ein Anklang daran aus dieser Zeit findet sich in der ersten Strophe des Gedichts „Die Liebe wider Willen" (Werke, Bd. III, S. 28).

201. Weiße's Poeten nach der Mode, ein Lustspiel in 3 Aufzügen (S. 39), weist auf eine frühere Zeit (1751) und auf die Fehde Gottsched's mit den Schweizern zurück (Förders, V. S. 256, und Anm. 67).

Das in Prosa verfaßte Stück erinnert sowol an Palissot's „Philosophen" als an den „Poetischen Dorfjunker" und verspottet in dem Dichter Reimreich, dem „Wassermann", Gottsched's Plattheit, Nüchternheit und Sprachpuristmus, wie die Nachahmer Klopstock's in dem Dichter Dunkel, dem „Partisipianer" und „Hallenser". Der Verfasser, den Konflikt nur von der Außenseite auffassend, verwirft die beiden, sich um die schöne Henriette zugleich bewerbenden, Dichter zu Gunsten eines geistig Beiden überlegnen

Nicht-Dichters. Goethe wird dies Stück gleich in der ersten Zeit zu Leipzig gesehen haben; denn der Anfang der Verse seiner zweiten Epistel an Riese vom 30. Oktober 1765, welche die Beschreibung Gottsched's enthalten (Werke, III. S. 130 unter 2.), ist Nachbildung des Anfangs eines Heldengedichts „Goliath", welches der Dichter Dunkel in seine Schreibtafel notirt hatte (II. Aufz. 8. Auftr. des genannten Stücks). Dieser Anfang lautet:

„Von einem Menschenkoloß, stark nervicht hochbeinichter Riesen,
Unglaubbar, zwölf Fuß hoch nach dem Parisischen Maßstab
Und drüber, von Gath. Goliath benennt ihn sein Vater und Mutter,
Geboren von räub'rischer Art pfaugleicher tollkühner Philister,
Die, wie Heuschreckengeschmeiß im Eichgrund lagen gegossen."

202. Morus erst dreißigjährig, damals Magister, Philologe, war als späterer (1771) Professor der griechischen und lateinischen Sprache geeignet, Goethe über das Alterthum (S. 40) Aufklärung zu geben. Seine Persönlichkeit wird als gewinnend geschildert, und die von Goethe betonte Sanftheit stimmt ganz zu dem theologischen Berufe, dem er sich, wie Ernesti, zugleich widmete (Schulze, Abriß, S. 11, 25, 44, u. v. Biedermann, I. S. 66 flgde.).

203. Gellert's Praktikum ist schon oben (S. 32 u. Anm. 191) erwähnt. Von den prosaischen Stilübungen Goethe's sind einige Blätter (S. 40) vom Untergange gerettet und bei Schöll (Aufsätze, 2. A., S. 21—25) als „Romanhaftes Fragment" und als Brief „An eine Freundin" abgedruckt. Das „Fragment", ein Brief von Arianne an Betty (oder Betty) überweist v. Biedermann gewiß mit Recht dem ersten Winter (Dessen Leipzig, I. 62, u. II. 335). Gellert pflegte solche Proben seiner Schüler vorzulesen (Jördens, VI. 149).

204. Ernesti (S. 41), Prof. der Eloquenz (1756 bis 1770) und der Theologie (seit 1759), im vorigen Jahrhundert ebenso berühmt als Philologe durch seine Ausgabe des Cicero, wie in der andern Fakultät durch seine „Neue" und „Neueste theologische Bibliothek" (Schulze, a. a. O. S. 163), las nicht sowol über Cicero's Orator (S. 41), als über dessen Dialogi tres de Oratore (s. Anm. 190). Hervorzuheben ist, daß damals in Leipzig fast alle Vorlesungen lateinisch gehalten wurden.

„Vigebat tunc adhuc in Academia Lipsiensi consuetudo Latine in scholis disserendi; . . . ut, nisi qui populariter . . . doctrinam quamdam tradebat, veluti Ethicam Gellertus, ab illa ratione nemo discederet“ (Eichstadii Op. orat., p. 570).

205. Wieland's gedenkt Goethe hier (S. 41) zum ersten Male. Sein 1764 herausgekommener „Don Sylvio von Rosalva“ wird hauptsächlich gemeint sein.

206. Als Theilnehmer an dem Mittagstische des Hofraths Ludwig, Professors der Medizin (S. 40 u. 41), kennen wir außer dem schon genannten Morus, frühern Hauslehrer bei Ludwig, noch zwei Mediziner, den auch bei ihm wohnenden Züricher Lavater, jüngern Bruder des berühmten Hans Kaspar, bereits zweiundzwanzigjährig und seit Ostern 1765 Student zu Leipzig, und den etwas ältern Baccalaureus der Medizin Kapp, einen Leipziger. Mit Beiden führte das Leben Goethe später wiederholt zusammen (Düntzer, Freundesb., S. 13, u. v. Biedermann, a. a. O.).

207. Obwol nun der sechzehnjährige Student unter dem Eindrucke der Leipziger Kritik ein Autodafé über seine Jugendarbeiten (S. 41 u. 42) verhängte und hier auch das Trauerspiel „Belsazar“ (s. Anm. 184) mit auf dem Küchenherde der Frau Straube geopfert sein wird, so fand er doch seine Erwartungen keineswegs befriedigt. In Winckler's Vorlesung schien es ihm gewaltig zu hapern (S. 33), manches nicht ganz Schriftgerechte war auch im meißner Dialekt zu hören (S. 36), auch durch Ernesti erhielt er keinen Maßstab des Urtheils (S. 41) und, wie er in dem zweiten Briefe an Riese Gottsched ohne jede Ehrerbietung perstflirte (Werke Bd. III. S. 130), so fragte er auch mit Benutzung einer Bibel stelle in einem Epigramm (das., S. 199):

Ach, ich war auch in diesem Falle'
Als ich die Weisen hört' und las,
Da jeder diese Welten alle
Mit seiner Menschenspanne maß,
Da frogt' ich: Aber sind sie das,
Sind das die Knaben alle?

Siebentes Buch (S. 43 bis 88).

208. Goethe's biographisches Schema (Fortsetzung von Nr. 4, 46, 68, 95, 130 u. 167):

1766. Reflexion über Neigungen. — Wandelbarkeit menschl[ichen] Wesens. — Sittliche Sinnlichkeit. — Kleine Lieder. — Alte aus Anlässen. — Behrisch's Charakter. — Opposition gegen das Leipziger Wesen. — Bedingung nichts druck[en] zu lassen. — Belohnung durch Abschr[eiben]. — Breitkopf's Komposition.

1767. Alles nach innerer Erfahrung. — Selbstbildung durch Verwandl[ung] des Erlebten in ein Bild. — Die Laune des Verliebten. — Die Mitschuldigen. — Druck der Estimation. — Aeußerer Schein. — Innere Verbrechen. — In diesem Sinne angefangene Dinge. — Oefer. — Wohnung desselben. — Heimliches. — Tendenz zum Zeichnen. — Breitkopfsches Haus. — Stock. — Kupferstechen. — Böse Ausdünstung. — Holzschneiden. — Dramaturgie Lessing's. — Dresdner Reise.

(Goedeke's Grundr., II. S. 877).

---

209. Mit den Schriften über deutsche Literatur (S. 43) weist Goethe hauptsächlich hin auf Eichhorn's „Geschichte der Literatur von ihrem Anfange bis auf die neueste Zeit" (4 Bde. 1805 flgde.) und auf Wachler's „Handbuch der Geschichte der Literatur" (4 Bde. 1804; vergl. Werke, Bd. XIX. Nr. 353). Auch wird Goethe, wie manche Aeußerungen dieses Buchs, z. B. die über Rabener erkennen lassen, das von uns oft angezogene „Lexikon deutscher Dichter und Prosaisten" von Jördens, dessen letzter Band gleichzeitig mit dem ersten von „Dichtung und Wahrheit" erschienen war, zu Rathe gezogen haben.

Das eigentlich genialische Werk jener Epoche (S. 44) war Klopstock's „Messias". Den auf diese Stelle folgenden beiden Sätzen hat man vorzugsweise die Namen Gellert und Rabener hinsichtlich der reinen, natürlichen Schreibart und des Gemeinverständlichen, sowie hinsichtlich der breiten Plattheit und des großen Gewässers den Namen Gottsched unterzulegen. Die Plattheit drückt den Mangel an Erhebung,

wie die Seichtheit (S. 39) den an Vertiefung aus, die Breite und Größe dagegen nur die räumliche Ausdehnung jenes Gewässers, welche Gervinus in der „Geschichte der deutschen Dichtung“ (IV. S. 45 u. 46. 4. A.) veranschaulicht.

Der Pedantismus flüchtete sich aus einer Fakultät in die andere, d. h. er verlor sich aus ihnen nur allmählich.

210. Als Vertreter der „prosaischen Satire der Deutschen“ — denn an der poetischen hat es nie gefehlt — werden Liscov und Rabener bereits in Eichhorn's Literaturgeschichte (IV. Abth. 2. S. 865) aber auch bei Gervinus (IV. S. 15) zusammengestellt, mit dem Unterschiede jedoch, daß Ersterer Rabener den Vorzug giebt, weil er nicht „ein paar schlechte Schriftsteller“, wie Liscov, sondern „die Thorheiten seines Zeitalters im Großen“ verfolgt habe, während Gervinus mit Goethe's Gewährmännern (S. 45) in Liscov, als einem Vorläufer Lessing's, den höheren Geist erkennt. Den Grund hat Gervinus (a. a. O. IV. S. 83) auf das Treffendste nachgewiesen, daß nämlich Rabener die Satire gegen die dauernden kleinen Thorheiten der Gesellschaft, welche jeder Zeit anhaften — wie auch Goethe andeutet (S. 45; vergl. Werke, Bd. I. S. 82. B. 5) —, Liscov dagegen wider die größeren und momentanen Uebel gerichtet habe. „Durch Leute seines Schlags und auf seinem Wege ward es besser, nicht durch Rabener und die ihm ähnlich waren.“ Wir können auch heute noch Liscov mit Vergnügen lesen, aber Rabener's platte und nüchterne Verständigkeit schreckt uns ab, grade das, worin er seiner Zeit genügte, die den Namen Swift's ihm allzu freigebig beilegte.

Den ganzen zweiten Theil der „Satyren der Deutschen“ Liscov's (570 Seiten in der Müchler'schen Ausg. von 1806) füllen die gegen den seichten, albernen Schriftsteller (S. 44), nämlich den Hallischen Professor der Beredsamkeit Philippi, in den Jahren 1732 bis 1735 geschriebenen Pamphlete. Der Prediger Sievers zu Lübeck, der Jurist Dr. Rodigast zu Dresden, der Professor Manzel zu Rostock, der Magister Hillige, Verfasser einer „Anatomie der Seelen“, u. A. m. sind die verschollenen Größen, an denen Liscov ferner seinen überlegenen Spott geübt. Er bahnte den Schweizern die Wege.

Obgleich er erst 1760 hoch in den Funfzigern verstarb, so war er doch schon seit 1736, wenigstens mit neuen Schriften, nicht mehr hervorgetreten, seine Laufbahn als Schriftsteller daher nur kurz gewesen. Man kann zugestehn, daß

Liscov als Jüngling verschollen, jedenfalls als junger Mann, nicht aber, daß er, wie Goethe ferner annimmt, gar bald gestorben sei (S. 44). Liscov's Geburtszeit war indeß Goethe's Zeitgenossen, selbst Jördens unbekannt, und grade bei ihm (III. S. 412) konnte Goethe einige der seinen Irrthum erklärenden falschen Nachrichten finden, wie: „Liscov starb jung. ... Hätte ihn ein längeres Leben" u. s. w. Lappenberg (Reliquien, S. 191) hat zuerst auf jenen Irrthum hingewiesen, aber schon Jean Paul fand Liscov von Goethe nicht günstig genug beurtheilt und Rabener zu günstig (Kl. Nachschule zur ästh. Vorschule, §. 11; s. auch Vilmar, Lit.-Gesch., 15. A., S. 607).

Als Rabener (S. 45) während der Michaelismesse 1767 Weiße und seine übrigen Leipziger Freunde besuchte, wird ihn Goethe persönlich kennen gelernt oder doch gesehen haben.

Das hier (S. 45) hervorgehobene Bescherzen pedantischer Gelehrten (s. die Chria Aphthoniana), eitler Jünglinge u. s. w. findet man besonders in den „Satyrischen Briefen" (Th. III der sämmtl. Schr. 1777). Jener Spott in der Form der Zustimmung, dessen Mißbrauch hier getadelt wird, durchzieht Rabener's Schriften durchweg. So heißt in der „Todtenliste" (Th. II) der Jugo Alricus ironisch ein „geschickter" Arzt, Ehrich Horn der „berühmte gelehrte", Nilson Scribbens der „gelehrte Mann" u. s. w.

Verschieden von den erfundenen satirischen sind Rabener's „Freundschaftliche Briefe" (Th. VI), welche Goethe S. 46 meint (einige seiner Briefe). Die Korrespondenten waren Friedrich v. Hagedorn, Gellert, Weiße, Cramer, A. Schlegel, Giseke und der Kabinetssekretär Ferber in Warschau. An diesen erging das vertrauliche Schreiben über die Dresdener Belagerung vom 12. August 1760. Es heißt darin: „Es war weder Unempfindlichkeit noch Philosophie, eine Gnade von Gott war es, ich erkenne es dafür, daß ich mit der größten Gelassenheit mein Haus brennen sah und mit eben der Gelassenheit hernach anhörte, daß Alles verloren sei. Der 19. Julii war dieser schreckliche Tag." Weiterhin folgt die Schilderung, welche ihm seine Mitbürger nicht verzeihen konnten, wie er und andere nach der Neustadt in einen engen Raum geflüchtete Personen ihre Zeit hinbringen. Daraus die Stelle: „In einem andern Winkel saßen einige politische Kannengießer und machten für Daun einen Operationsplan, wurden aber sehr uneinig, weil sie sich über den kleinen Nebenumstand nicht vergleichen konnten, ob sie

den König von Preußen mit seiner Armee wollten zu Kriegsgefangenen machen, oder nicht lieber Alles über die Klinge springen lassen. Ich war fürs Letztere, aber ich ward überstimmt. Eine Priesterwittwe kriegte mich immer auf die Seite und zischelte mir ins Ohr: Wir sollten Gott danken! Nur der lieben Religion wegen schösse uns der König von Preußen todt und unsre Häuser in Grund. — ‚Aber, zum Henker, Madame, was haben meine Perücken mit der Religion zu thun?‘ — denn kurz vorher hatte ich erfahren, daß eine dreißigpfündige Granate meinen ganzen Apparatum von Perücken zerschmettert habe. — ‚Lassen Sie es gut sein,‘ antwortete sie mir, ‚es wird sich schon geben, danken Sie Gott dafür!‘“ Jördens, der diesen Brief vollständig mittheilt (IV. 237 — 241), erzählt zugleich, daß dessen durch Vertrauensbruch erfolgter Druck Rabener die Unannehmlichkeiten zugezogen, auf welche Goethe anspielt, und ihn genöthigt, sich wegen einiger Stellen öffentlich zu rechtfertigen.

Eine an jenen Brief sich anknüpfende Polemik von Gervinus (IV. S. 85) mögen wir nicht übergehn, weil sie uns charakteristisch für ihn dünkt. Er tadelt nämlich Goethe und findet es unbegreiflich, daß er „grade dieses Briefes wegen und grade mit einer frommen Händefaltung“ Rabener als Heiligen empfohlen habe. Wenn aber Goethe sagt, Rabener verdiene „von allen heiteren, verständigen, in die irdischen Ereignisse froh ergebenen Menschen als Heiliger verehrt zu werden“ (S. 46), — wer kann da die Heiligenverehrung anders als bildlich verstehn, wie er ja weiterhin (S. 65) auch Arnchen eine „kleine Heilige“ nennt. Ueberdies spricht Goethe von einem ganz andern Briefe, nämlich dem viel späteren Schreiben Rabener's an Weiße vom 30. Oktober 1767 (Rabener's Schriften, I. S. 55). Auch diesen Brief konnte Goethe bei Jördens finden (a. a. O. S. 242). Rabener schreibt darin von seinem ersten Schlaganfall: „Wenn die Hetzvolaie kömmt — Adieu, mein Heizens-Weiße, ich empfehle mich Ihnen, Ihrer besten Frau und Ihrer kleinen bande joyeuse zu gutem Andenken! Adieu Spargel, Austern, Lerchen und Witz! Was meinen Sie, soll daraus werden? Der erste Schritt zum Grabe wäre also gethan. Wann kommt der zweite? Wie Gott will!“ u. s. w. Die heitere Ergebenheit, die sich hierin ausspricht, verdiente doch wol von Goethe gelobt zu werden.

211. Gottsched's Critische Dichtkunst (S. 46) war

zuerſt 1730 unter dem Titel herausgekommen: „Verſuch einer Critiſchen Dichtkunſt vor die Deutſchen, darinnen erſtlich die allgemeinen Regeln der Poeſie, hernach alle beſonderen Gattungen der Gedichte, abgehandelt und mit Exempeln erläutert werden: überall aber gezeiget wird, daß das innere Weſen der Poeſie in einer Nachahmung der Natur beſtehe. Anſtatt einer Einleitung iſt Horatii Dichtkunſt in deutſche Verſe überſetzt und mit Anmerkungen erläutert.“ Dieſer in den folgenden Ausgaben etwas veränderte Titel ſagt Alles; doch iſt das Buch noch heute brauchbar wegen der gut gewählten Beiſpiele aus Paul Fleming, Gryphius, S. Loch, Opitz, Heraus — mit Hexametern, welche handſchriftlich auch in einer Kopie von Goethe exiſtiren —, Canitz, Günther u. A. m.

Goethe ſtaunte übrigens einzelne Goldſprüche aus Horazens Dichtkunſt nicht nur an, ſondern er benutzte muthwillig ſogleich den Anfang, der bei Gottſched lautete:

„Fürwahr ein artig Bild! Es ſteht ein Menſchenkopf
Auf eines Pferdes Hals“ —

um in ſeinem zweiten Briefe an Rieſe (Werke, Bd. III. S. 130) Gottſched ſelbſt damit zu perſifliren.

212. Breitinger's Critiſche Dichtkunſt (S. 47), um zehn Jahre jünger, führt den Titel: „Joh. Jak. Breitinger's Critiſche Dichtkunſt, worinnen die poetiſche Mahlerei in Abſicht auf die Erfindung im Grunde unterſucht und mit Beiſpielen erläutert wird. Mit einer Vorrede eingeführet von Joh. Jak. Bodemer“ (Zürich und Leipzig 1740).

Der erſte Abſchnitt bringt ſogleich die „Vergleichung der Mahlerkunſt und der Dichtkunſt“, der zweite „die Erklärung der poetiſchen Mahlerei“ mit den Sätzen (S. 29): „Die poetiſche Mahlerei, die ſich auf die Gleichheit der Wirkung beider Künſte gründet, iſt das eigentliche Werk der Dichtkunſt“ — und (S. 31): „Die Poeſie iſt ein beſtändiges Gemählde“.

Was Goethe (S. 47) von den Gleichniſſen ſagt, beſtätigt Breitinger's unanfechtbare Behauptung: „daß die Darſtellung abgezogener Wahrheiten durch ſinnliche Bilder und Gleichniſſe, durch ähnliche Beiſpiele, durch die Fabel und Dichtung mit einem empfindlichen Ergetzen auf das menſchliche Gemüth eindringe.“

Dann folgt Abſchnitt 3 „Von der Nachahmung der Natur“

Abschnitt 4 „Von der Wahl der Materie", Abschnitt 5 „Von dem Neuen" und im Anschluß daran Abschnitt 6 „Von dem Wunderbaren und dem Wahrscheinlichen". „Denn", heißt es hier, „das Wunderbare ist die äußerste Staffel des Neuen."

Mit der Aesopischen Fabel beschäftigt sich dann Breitinger in dem von Goethe (S. 48) bezeichneten Sinne auf fast hundert Seiten (S. 164 bis 262, Abschn. 7). Die Fabel ist „ein lehrreiches Wunderbare" (S. 166), „eine historisch-symbolische Moral" (S. 168), „eine unter der wohlgerathenen Allegorie einer ähnlichen Handlung verkleidete Lehre und Unterweisung" (S. 194).

Goethe, dem Schiller's tiefgeschöpfte Aussprüche über das Wesen der Dichtkunst und deren Gattungen noch in den Ohren tönten, konnte es freilich nur wunderlich finden (S. 48), die Aesopische Fabel zum Mittel- und Angelpunkt einer Poetik gemacht zu sehn. Obgleich er die historische Seite der Frage nicht verkannte, muß er sich doch von Gerwinus (IV. S. 17) wegen jener Verwunderung wieder zurechtweisen lassen.

Im zehnten Abschnitt des Breitinger'schen Werkes wird dann gefragt, „ob die Schrift August im Lager ein Gedicht sei", speziell (S. 352), „ob eine bloß historische Erzählung und Beschreibung (derselbigen) die Benennung eines Gedichts verdiene". Die so gestellte Frage enthält in sich schon ihre Beantwortung. Goethe bemerkt S. 49 (s. Anm. 214) dies Gedicht noch genauer, dessen Fehler aufzuweisen, Breitinger „seine kritischen Einsichten verschwendet hatte" (Pördens, III. S. 50).

Die Hauptsache (S. 48) bringt derselbe im dreizehnten und letzten Abschnitte seines Werkes nach: „Von den Charaktern, Reden und Gemüthes-Gedanken oder Sprüchen", worin er zu dem Schlusse gelangt (S. 471): „Die Poesie ist demnach größtentheils eine Nachahmung menschlicher Handlungen, wie diese von den Gedanken, Sitten und Neigungen der Menschen herrühren." Hier findet auch zuletzt der vornehmste Theil der Poesie, als worin die Leidenschaft von der ersten Hand wirksam sei, nämlich das Drama, und der Unterschied zwischen diesem und dem Epos seine Stelle (S. 470).

213. Der unglückliche Günther (S. 49; vergl. den Anfang des 10. Buchs) ist sehr spät, und zwar zuerst hier von Goethe nach seinem poetischen Verdienste voll gewürdigt worden. Sein

unfertiges Betragen am Hofe Auguſt's II. beſtand darin, daß er ſich in betrunknem Zuſtande an dieſen Hof begab und deswegen der ihm zugedachten Stelle als Hofpoet, oder eigentlich als Prügelmeiſter (Jördens, III. 56), verluſtig ging. Hofpoet wurde nun, 1719, der Schwabe König und nach Beſſer's Abgang, 1729, Zeremonienmeiſter. In dieſer Stellung beſang König 1735 in Alexandrinern

214. Das „Luſtlager bei Mühlberg" (S. 49), beſſer genannt „bei Radewitz" oder „bei Zeithayn" (J. Breitinger's Dichtkunſt, S. 152 und 357). Der Titel des Gedichts lautet: „Auguſt im Lager, Heldengedicht. Erſter Geſang benennt: Die Einholung." Mehr als dieſer erſte, bereits tauſend Verſe enthaltende Geſang iſt zum Glück nicht erſchienen (S. 50).

Zu Goethe's Aeußerungen (S. 49), daß es der Poeſie an nationellem Gehalt gefehlt und daß jenes Zuſammentreffen zweier Könige, nämlich Auguſt's II. und Friedrich Wilhelm's I. von Preußen, ſowie der beiderſeitigen Kronprinzen, Juni 1730, der erſte würdige, d. i. epiſch-brauchbare, ſich über den engen bürgerlichen Geſichtskreis erhebende, obſchon nur provinzielle Gegenſtand der Dichtung geweſen, ſind die ſpäteren (S. 62) von dem weſentlichen Erforderniſſe jeder Nationaldichtung zur gegenſeitigen Ergänzung heranzuziehn. Grade aus deren Vergleichung ergiebt ſich die Nothwendigkeit, die erſteren cum grano salis, namentlich in örtlicher und zeitlicher Begrenzung, zu verſtehen.

Die Erörterung dieſes erſten epiſchen Gedichts jener Zeit erfolgt hier im Anſchluſſe an das kurz vorher über Breitinger's „Dichtkunſt" Geſagte, worin daſſelbe weitläuftig, aber ganz in Goethe's Sinne zergliedert wird. Der Republikaner Breitinger geht bei Beurtheilung des Gegenſtandes, nicht der Ausführung, ſogar ſo weit, dieſe „Zeithayniſchen Spiele" mit den Olympiſchen zu vergleichen, da beide die Wirklichkeit des Kampfs nur nachahmen. Schon Breitinger tadelt, daß die Zeichnung der Perſonen (S. 50 bei Goethe) in Nomenklatur ausarte, als wenn man Bücher nur nach ihren koſtbaren Einbänden beſchreiben wollte, während die Pferde vortrefflich und unter ſich verſchieden charakteriſirt ſeien (S. 367).

Unvergleichlich iſt Carlyle's, ſogar mit einer Karte des Schauplatzes verſehene Beſchreibung jenes Lagers, „Camp of Radowitz", im 3. Kap. Buch VII. ſeiner Geſchichte Friedrich's des

Großen. Carlyle kann man nicht des Fehlers zeihen, die Personen nach dem Hof- u. Staatskalender (S. 50) geschildert zu haben.

215. Schlosser's (S. 50) ist bereits im Ersten Theil S. 151 und Anm. 129 gedacht. Der Herzog Friedrich von Württemberg befehligte damals ein preußisches Dragoner-Regiment zu Treptow an der Rega in Pommern. Nicht mit ihm, sondern mit seinem in französischen Diensten stehenden, ältern, sich damals in Lausanne aufhaltenden Bruder, spätern Herzoge Ludwig, stand Rousseau in Briefwechsel und ihm schrieb er auf die Frage, wie man nach den Grundsätzen des „Emile" nicht nur Menschen, sondern auch Prinzen bilden könne, aus Motiers-Travers den 10. November 1763: Si j'avois le malheur d'être né Prince, d'être enchaîné par les convenances de mon état; que je fusse contraint d'avoir un train, une suite, des domestiques, c'est-à-dire, des maîtres; et que pourtant j'eusse une âme assez élevée pour vouloir être homme malgré mon rang, pour vouloir remplir les grands devoirs de père, de mari, de citoyen de la république humaine; je sentirois bientôt les difficultés de concilier tout cela, celle surtout d'élever mes enfans pour l'état où les plaça la nature, au dépit de celui qu'ils ont parmi leurs égaux.

Je commencerois donc par me dire: il ne faut pas vouloir des choses contradictoires; il ne faut pas vouloir être et n'être pas. La difficulté que je veux vaincre est inhérente à la chose, si l'état de la chose ne peut changer, il faut que la difficulté reste. . . . Voila ce que je me dirois, si j'étois Prince (Coll. compl. des Oeuvres de J. J. Rousseau. Tome XII. 1782. p. 145). Keineswegs enthält der Brief die Worte: Les princes n'ont pas besoin d'éducation, wie Merck annimmt (Dessen Briefe, III. S. 4—6). Der Prinz ließ seine fünfjährige Tochter in der That als „Emil" erziehen (Julie Bondeli, Br. v. 6. Jan. 1764, bei Bodemann S. 274).

Der Herzog Friedrich Eugen, welcher im siebenjährigen Kriege als Führer Lorbeeren geerntet hatte, später als Statthalter zu Mümpelgard residirend, bis er selbst, nach dem Abscheiden seiner beiden Brüder, den Thron seiner Väter einnahm, ist der Stammvater der jetzt regierenden Linie. Während seiner Regierung besuchte Goethe 1797 Stuttgart und Tübingen. Sein ältester Prinz, nachmals Herzog, Kurfürst und König von Württemberg, gehörte nebst vier jüngern Brüdern und der erst siebenjährigen Prinzessin Sophie Dorothea, der von Goethe be-

jungenen spätern Kaiserin Maria Feodorowna von Rußland (Werke, Bd. XI, 1. S. 316 flgd.) zu denjenigen Kindern, für deren Erziehung Schlosser's Rath gewünscht wurde (S. 50). Es war Friedrich's des Großen Werk, daß diese Kinder in der evangelischen Religion ihrer Mutter, der Tochter seiner Schwester aus Brandenburg-Schwedt, erzogen wurden. Schlosser blieb jedoch nur drei Jahre in dieser Stellung, für die er nicht geschaffen war, um im Sommer 1769 in seine Frankfurter Advokatur wieder einzutreten. Er, der Uebersetzer des Plato und Aristoteles, nahm auch in der Erziehungsfrage einen antiken Standpunkt ein, bekämpfte in der demnächst folgenden Basedow'schen Epoche dessen Philanthropine und gerieth deswegen in Streit mit dem Basler Schulreformator Iselin (Schlosser's Kleine Schriften, I. S. 1—132).

Sein „Anti-Pope oder Versuch über den natürlichen Menschen, nebst einer neuen prosaischen Uebersetzung von Pope's Versuch über den Menschen" — zu S. 51 — erschien erst 1776. Seine Vorliebe für die Engländer zeigt sich auch in seinen Uebertragungen von Chaucer's „Nußbraunem Mädchen" und Goldsmith's Deserted Village. Gegen den Deismus (S. 51) ist noch aus späterer Zeit sein Schreiben an Dohm gerichtet: „Ueber die Duldung der Deisten" (1784), und das an Jakobi „Ueber die Apologie des Predigtamts des Deismus" (1789; Jördens, IV. S. 543).

216. Schlosser traf in der Ostermesse 1766 ein und wohnte in der, von Frankfurter Meßgästen auch als Absteigequartier benutzten Schönkopf'schen Weinhandlung auf dem, nach dem Ranstädter Steinweg zu durch ein langes gewölbtes Thor abgeschlossenen Brühl, in dem jetzt mit Nr. 79 bezeichneten, aber ganz umgebauten Hause (Jahn's Leipzig, S. 30, und v. Biedermann, I. S. 9 und 11). Frau Schönkopf, als Tochter eines Frankfurters, des Zinngießermeisters Hauk, verschaffte dem Hause diese und demnächst auch Goethe's und Horn's Kundschaft (S. 50 unten).

Gottsched, zu dessen Besuch Goethe seinen künftigen Schwager begleitete, wohnte im Hause seines Verlegers; auch auf dem Titel der „Critischen Dichtkunst" ist zu lesen: „Verlegt's Bernhard Christoph Breitkopf". Mit der Schilderung Gottsched's hier (S. 52) ist zu vergleichen die um ein halbes Jahrhundert ältere vom November 1765 in der Epistel an Rieße und die

spätere Erinnerung an ihn bei Gelegenheit eines Bildes von Mantegna (Werke, Bd. III. S. 130 und Bd. XXVIII. S. 489).

Trug Gottsched wirklich die Allongeperücke, mit der ihn Goethe (S. 52) sich bedecken läßt? Sollte er sie nicht getragen haben, um so besser, so wäre Goethe's drastische Schilderung wahrer als die Wirklichkeit selbst. Schütz nämlich hat, auf das Zeugniß ehemaliger Leipziger Studenten gestützt, die Wirklichkeit bestritten (Dessen Philosophie, VII. S. 199; vergl. Düntzer, Augsb. Allg. Zeit. 1865. Nr. 326), und in der That zeigt das Bild auf dem Titelblatt der Berliner „Olla Potrida" v. J. 1790 (Stück I) Gottsched mit einer „wohlgepuderten Lockenperücke" (oben Thl. I. S. 72). Gottsched wird jedoch, wie Rabener, einen „Apparatum von Perücken" in Vorrath gehabt und zum Empfange distinguirter Fremden sich seiner akademischen Würde gemäß einer größern Staatsperücke bedient haben, mit welcher angethan er Schütz Freunden nie mochte zu Gesichte gekommen sein.

217. Den Ludwig'schen Mittagstisch (Anm. 206) vertauschte Goethe vom Sommersemester 1766 an mit dem Schönkopf'schen (S. 52), und damit begann für die Entwicklung des nun bald Siebzehnjährigen ein besonders wichtiger Abschnitt. Den Tisch bildeten:

a. einige Livländer. Nach Kornelie Goethe's Tagebuch (Jahn, Leipz. Fr., S. 260 bis 267) reisten im October 1768 zwei dieser Leipziger Universitätsfreunde ihres Bruders durch Frankfurt, die beiden Brüder von Oldercogge. Goethe bezeichnete sie seiner Schwester als „les cavaliers les plus distingués de toute notre academie". Der Eine, um etwa sechs Jahre älter als Goethe, hatte jene Akademie zu Ostern 1764, der Andere, um fünf Jahre älter (geb. 1744), dessen gefälliges Aeußere und feines Benehmen Kornelie bezauberten und an ihren Herrn erinnerten, zu Ostern 1765 bezogen. Es waren die Söhne des 1758 von Kaiser Franz geadelten Rent- und Proviantmeisters Oldercogge zu Riga. Der Aeltere nahm, vermuthlich unmittelbar nach der Reise durch Deutschland, französische Kriegsdienste, der Jüngere wurde Gerichtshofs-Assessor zu Riga und Hofrath und besaß später das Gut Febaen in Livland. Nachkommen von ihm befinden sich in russischen Militärdiensten (noch v. Biedermann, I. 224, und den „Materialien zur livländischen Personenkunde" des Dr. Buchholtz in der Rigaischen Stadtbibliothek).

Ferner bezogen zu Ostern 1766 der Kurländer von Lieven, Sohn eines russischen Generals, ein Jahr älter als Goethe, später sein Mitschüler in Oeser's Zeichenstunde, dann zu Ostern 1767 der Livländer Bergmann, Theologe, und der Esthländer von Reutern die Leipziger Universität. Einen Sohn dieses Lieven, der als Besitzer von Baldohnen und andrer Güter in den Staatsangelegenheiten seiner Heimath thätig war und 1776 als Delegirter des Herzogs und der Ritterschaft nach Petersburg ging, traf Goethe am 4. September 1797 zu Stuttgart. Er schreibt: „Zu Mittag speiste ich an der Table d'hôte, wo sich ein junger Herr von Lieven, der sich hier bei der russischen Gesandtschaft befindet, als ein Sohn eines alten akademischen Freundes mir zu erkennen gab" (Werke 40bdg. A., Bd. XXVI. S. 84). Der spätere General-Gouverneur der Ostsee-Provinzen, gegenwärtige Ober-Jägermeister dieses Namens, ist ein Sohn jenes Lieven, ein Enkel von Goethe's Studiengenossen (nach den angeführten „Materialien", ferner nach Hupel's „Nordischen Miscellaneen", Riga 1796, St. 13 u. 14. S. 280, u. Aus der Petersburger Gesellsch., N. F. 1874. S. 101).

Bergmann, ein ausgezeichneter Fechter, verwundete Goethe im Duell am Oberarme. Nach v. Biedermann (I. 223) hätte Goethe das Duell herbeigeführt, indem er beim Heraustreten aus dem Theater mit andern Studenten, im Hochgefühl seiner schon zurückgelegten drei Semester, vor Bergmann gerufen: „Es stinkt hier nach Füchsen!" Bergmann erwarb sich später in seiner Heimath durch volksthümliches Wirken als Geistlicher, besonders als Prediger in Rujen, einen berühmten Namen (Näheres über ihn in: „Blum, Ein Bild aus den Ostseeprovinzen oder A. von Löwis of Menar". 1846. S. 26 flgd.; s. Jahn, Leipz., S. 25).

Der Fünfte, Reutern, Sohn des Kammerherrn v. R., auf Orrenhof im esthländischen Kreise Harrien, war vier Jahre älter als Goethe; er blieb nach Dessen Abgange noch in Leipzig und traf dann in Straßburg mit ihm wieder zusammen. Er war bekannt mit Leuchsenring und Herder, welcher Letztere ihn jedoch nicht günstig beurtheilt (Aus Herder's Nachlaß, III. S. 40, 72, 264). Die von Goethe als Lila besungene Louise von Ziegler (Werke, Bd. III. S. 39) widmete ihm eine unerwiderte Liebe. Auch er trat in französische Dienste, verließ diese als Rittmeister und wird später (1808) als Besitzer des Gutes Aser im esthländischen Kreise Zerwen und als Kreismarschall genannt (nach den oben angeführten „Materialien").

Lieven allein scheint Goethe näher gestanden zu haben. Daß sie sämmtlich das Schönkopf'sche Weinhaus mehr oder weniger besucht, läßt sich wol annehmen, da die Angehörigen der Ostseeprovinzen landsmannschaftlich zusammenzuhalten pflegen.

b. Der Sohn des Oberhofpredigers Hermann in Dresden (S. 52). Er war sechs Jahre älter als Goethe, Student schon seit Ostern 1763 und damals, Ostern 1766, in der Vorbereitung zur Promotion als Doktor Juris begriffen. Diese Würde und die Anstellung als Assessor beim Oberhofgerichte zu Leipzig erlangte er im folgenden Jahre. Nach Alter und Lebensstellung war er Wolfgang daher weit voraus. Burgemeister zu Leipzig wurde er 1794 (v. Biedermann, I. 189 flgd.).

c. Und ihre Hofmeister (S. 52), d. h. der jungen Livländer. Deren Hofmeister sind jedoch nicht bekannt. Denn der genannte Pfeil (Johann Gottlieb Benjamin) war Hofmeister des neunzehnjährigen Freiherrn von Friesen aus Rammelburg bei Eisleben, mit dem er im Herbste 1763 bereits die Universität bezogen hatte; auch Pfeil, schon in der Mitte der Dreißige, bereitete sich damals zum juristischen Doktor-Examen vor, welches er 1768 absolvirte. Er wurde dann Justiz-Amtmann in Rammelburg und verfaßte als solcher später (von 1784 bis 1798) mehrere juristische, theologische und publizistische Schriften, wie es scheint, von sehr geringem Werthe. Schon früher hatte er sich an den letzten Bänden der von 1732 bis 1762 zu Leipzig erschienenen „Neuen Erweiterungen des Erkenntnisses und des Vergnügens" betheiligt. Nun giebt es aber noch einen andern, erheblich ältern Pfeil, einen Magdeburger, Johann Eberhard mit Vornamen, Prediger in Thüringen, Magdeburg, Pommern, Günstling Baumgarten's in Halle, seit 1740 Uebersetzer theologischer Schriften aus dem Englischen und zuletzt in Berlin verschollen. Dieser Pfeil war der Verfasser der „Geschichte des Grafen P***" 1755 (S. 52), welche mehrere Auflagen erlebte und eine ephemere Berühmtheit erlangte, ferner der „Versuche in moralischen Erzählungen" 1757 und des bürgerlichen Trauerspiels „Lucie Woodvill", welches Gervinus (IV. S. 339) anführt. Die ältern literarischen Handbücher schrieben diese letztgedachten drei Schriften dem Rammelburger Pfeil zu, zuletzt noch Ernesti im sechsten Bande von Hirsching's Handbuch, bis Meusel 1810 (Bd. X. S. 394) dies berichtigte. Goethe, der sich sowol eines Pfeil als jener „Geschichte des Grafen P***" erinnern mochte, ließ sich durch jene Handbücher zur Annahme verleiten.

der von ihm gekannte Pfeil sei der Verfasser dieses Romans gewesen. Durch v. Biedermann (I. S. 71 u. 220) ist die Identität des Rammelburger Pfeil erst festgestellt; aber auch er irrt darin, daß er ihm „einen Roman, einige Erzählungen und ein Trauerspiel“ zuschreibt und annimmt, Goethe habe, als er sich auf dem Titel seiner theologischen Schriften (1772) „Landgeistlicher“ und „Pastor“ nannte, Pfeil nachgeahmt, indem Dieser erst 1794 eine Schrift „als Hofprediger“ und 1795 eine solche „als Landprediger“ herausgegeben hat.

Krebel (S. 52), zwanzig Jahre älter als Goethe, Oberamtmann der General-Acciskasse, später Oberkonsistorial-Sekretär, war damals mit Herausgabe „der vornehmsten europäischen Reisen, wie solche durch Deutschland, die Schweiz, die Niederlande, England, Frankreich ꝛc. zu machen sind“ (1767) und mit dem „Titularbuch, besonders für die kurfächsischen Lande“ (1765 flgd.) beschäftigt.

Von Zacharia, dem Bruder des Dichters, haben wir in Letzteres Lebensgeschichte (bei Eschenburg in der „Nachricht“ vor Zacharia's „Hinterlassene Schriften“ 1781), in Schmid's Nekrolog 1785 und sonst keine Spur gefunden. Soweit das Alter seines Bruders einen Schluß gestattet, wird auch er um einige zwanzig Jahre älter gewesen sein als Goethe. Ihn wird man den Hofmeistern zuzurechnen haben.

d. Horn, der gleichzeitig mit Schlosser nach Leipzig gelangt war, und später Dr. Kanne, seit 1767 Advokat, nahmen bei Schönkopfs sowol die Wohnung als den Tisch. Ersterer schreibt am 9. April 1769 an Käthchen Schönkopf: „So lange wir noch in Ihrem Hause wohnten, machten wir doch immer ein Stück von der Familie aus“ (Jahn, Leipz. Fr., S. 36).

e. Auch der Mediziner Klose, ein Schlesier, seit 1763 in Leipzig, später Arzt in Strehlen, ging bei Schönkopfs ein und aus (v. Biedermann, I. S. 221). Als derselbe Leipzig verließ, um seine Studien in Halle zu beendigen, schrieb Goethe in sein Stammbuch:

Der Reiche.

Ja, ich bin wirklich reich, ich habe
das göttliche Geschenk: die Gabe,
mit Wenigem vergnügt zu sein.
Ein Mädchen, willig mich zu küssen,
der Freunde viel, ein gut Gewissen
und täglich eine Flasche Wein.

Leipzig, 12. Mai 1767. Goethe.

Professor Kahlert zu Breslau veröffentlichte dies „Goethe-Blättchen" zuerst in Prutz' „Deutschem Museum" (1857. Nr. 48), und im Athenaeum (1857. Nr. 1574) erschien eine Uebersetzung der Verse ins Englische. Dieselben sind jedoch, wie zuerst im „Frankfurter Museum" ermittelt wurde, wenig verändert Gleim's Gedicht: „Der reiche Mann" (Sämmtl. Schriften des Herrn J. W. Gleim's, Thl. IV. 1773, „Neue Lieder" S. 111) entnommen. Hier lautet V. 1: „Ein reicher Mann bin ich, ich habe", V. 4: „Ein Mädchen hab' ich, gut zu küssen", und V. 5: „Und einen Freund, ein gut Gewissen".

In des unter b. vorstehend genannten Hermann's Nachlasse fanden sich die, noch vorhandenen, der Ueberlieferung zufolge von Goethe angefertigten Schattenrisse vieler Mitglieder des Schönkopf'schen Mittagstisches vor, und zwar die des alten Schönkopf, seiner Tochter, Hermann's, Krebel's, Pfeil's und seines Zöglings von Friesen, des seit Ostern 1763 der Universität angehörigen Freiherrn von Hagen und zweier von Zedtwitz mit ihrem Hofmeister Döring (v. Biedermann's Leipzig, I. 224 u. 225).

218. Raumer brachte Geßner's „Auserlesene Idyllen" (1787) und dessen episches Schäfergedicht: „Der erste Schiffer" (1789) in Verse, Gleim (1766) Klopstock's „Adam". Wie Raumer in seiner „Lyrischen Blumenlese" (1774), in seiner „Fabellese" (seit 1783) u. s. w. bekannte Gedichte frei bearbeitete, so übertrug er selbst Lessing's prosaische Fabeln in Verse, machte es jedoch Niemand zu Dank (S. 54).

219. Wieland, der einstige Klopstockianer, der Verfasser der „Empfindungen eines Christen" (1755) und der „Hymnen" (1756), trat damals in seine zweite Periode. Der „Don Sylvio von Rosalva" war eben erschienen, und während Goethe's Leipziger akademischer Jahre (S. 54) folgten dann die „Komischen Erzählungen" (1765; 1766 bei Goedeke ist Druckfehler), der „Agathon" (1766), „Idris" und „Musarion" (1768). Bei Oefer, auf dem Theaterboden, las Goethe zu Ende seines Triennium die ersten Aushängebogen des zuletzt genannten Epos (S. 54 u. 91). Aus dessen zweitem Buche zeichnete er im folgenden Jahre in seines Freundes Langer Stammbuch die Verse ein (bei v. Biedermann, II. S. 6):

Ja, Götterluſt kann einen Durſt nicht ſchwächen,
Den nur die Quelle ſtillt.

So ſtotterte Wieland,
Frankfurt am Main, und ſo fühlt im ganzen Ernſte
den 17. September 1769. Ihr Freund
Goethe.

Die Stellen hier über Wieland (S. 54 u. 55) ſchrieb Goethe noch bei Deſſen Leben. Nach Jahresfriſt ſchon gab ihm Wieland's Tod eine Veranlaſſung, über ihn in der Freimaurer-Loge von Neuem zu ſprechen (ſ. die Rede Werke, 40bdg. A., Bd. XXVII. S. 422 flgd.). Dort begründet er die hier nur angedeutete Abwendung Wieland's von den ideellen Regionen ſeiner Jugendzeit ausführlicher. Während er dort die Bedeutung der Worte (S. 54 unten): Alles, was in Wieland's Genie plaſtiſch iſt, durch den Hinweis beſchränkt, daß Wieland die Anſchauung plaſtiſcher Meiſterwerke gefehlt und deshalb ſeine „Einſicht in die höhere bildende Kunſt" nur mangelhaft geblieben, führt er fünf Jahre ſpäter, als es Wieland in einem Feſtſpiel zu feiern galt, „Muſarion" als Muſter ſeiner antikiſirenden Dichtungen vor. Phanias-Timon (nach Vers 8, Buch I von „Muſarion") trägt in jenem Feſtſpiele Wieland's heitere Lebenskunſt, um nicht zu ſagen Philoſophie, mit Benutzung ſeiner eigenſten Worte vor (Werke, Bd. XI. 1. S. 331 flgd.).

Bodemann's neues Buch „Julie von Bondeli" (1874) iſt geeignet, uns vollſtändig über Wieland's Begegniſſe an Welt, beſonders an Weibern aufzuklären.

Der „Don Sylvio" und die „Komiſchen Erzählungen", als die erſten Proben der neuen Richtung Wieland's, werden 1765 in der Allgemeinen deutſchen Bibliothek (Bd. I. 2. S. 97—107 und 215—227) von H., und zwar die letzteren ſehr günſtig beurtheilt. Abbt, der ſich, was Goethe unbekannt war, unter jener Chiffer barg, wird dem parodiſtiſchen Charakter der Dichtart, wie Goethe ihm vorwirft (S. 55), freilich nicht gerecht; dies zeigen einige ſeiner tadelnden Bemerkungen, z. B. daß Venus im Geſpräche mit Paris ſchon den Homer und Jupiter zur ſelben Zeit den Sokrates citire. Goethe's Beiſpiele beziehn ſich wol auf die Parallelſtellen, welche Abbt aus Marmontel, Crébillon, Lafontaine anführt. Er „überhäuft" (S. 226 a. a. O.) mehrere Stellen, die er ſich „angezeichnet hatte".

Derſelbe Jahrgang (Bd. I. S. 300) enthält Nicolai's An-

zeige des 4. und 5. Bandes von Wieland's Shakespeare-Uebersetzung (1764) mit dem von Goethe (S. 55) angeführten ersten Satze, an den sich folgender anschließt: „Ohne Kenntniß der englischen Sprache, der englischen Sitten, des englischen Humeurs kann man an dem größten Theil seiner Werke wenig Geschmack finden; wer also das Obige versteht, wird diesen trefflichen Schriftsteller englisch lesen, und wer es nicht versteht, sollte ihn billig gar nicht lesen." Als Wieland in der Vorrede zum achten Bande der Uebersetzung sich gegen dies Urtheil erhob, nahm Nicolai es zum Theil „als nicht bestimmt und deutlich genug" zurück und bedauerte, Wieland weggethan zu haben (a. a. O. Bd. XI. 1. S. 51—59). Aber auch die Rezensenten in der Bibl. d. schönen Wissenschaften (Bd. IX. S. 259), Weiße und Meinhard, sowie Uz und gewissermaßen Wieland selbst, Alle waren Nicolai's Meinung (Jördens, V. 223, und Bernays, Entstehungsgesch. des Schlegel'schen Shakespeare. 1872. S. 233).

220. Den Hermann (S. 55 unten) haben Elias Schlegel als Trauerspiel (1743 im 4. Bande von Gottsched's Deutscher Schaubühne; s. Goethe's Werke, Bd. XXVIII. S. 623), dann Cramer 1747 in der Ode „Hermann" (Bd. 6 der Beluft. des Verf. u. Witzes) mit den auf Friedrich den Großen zielenden Versen:

„Die starken Bändiger der Welt
Bestreitet jetzt ein deutscher Held,"

Schönaich, der Gottschedianer, als Heldengedicht 1753, v. Ayrenhoff zu Wien 1768 als Trauerspiel und dann das Haupt der Gegenpartei, Klopstock, in drei Bardieten für die Schaubühne: „Hermanns-Schlacht" 1769, „Hermann und die Fürsten" 1784 und „Hermann's Tod" 1787, behandelt. Die späteren Stücke, H. v. Kleist's „Hermannschlacht", die Hermanns-Dramen der Befreiungskriege und Karl Köttig's „Hermann der Befreier" (1873) waren in noch höherem Grade Zeichen der Zeit.

Geßner, unserm Idyllendichter (S. 56), in Frankreich fast verbreiteter als in Deutschland, bezeichnete die Allgemeine deutsche Bibliothek damals als „einen unserer besten Dichter, dessen Ruhm leben wird, so lange noch eine Spur von deutscher schöner Literatur zu finden sein wird," und dieselbe Zeitschrift (II. 269) wird Goethe an die von ihm erwähnten „Jüdischen Schäfergedichte" (1765) des Thüringers v. Breitenbauch (Goedeke, II.

585. Nr. 120) erinnert haben. Biblische Stoffe wählten aber auch Bodmer, Geßner, Ramler mit Vorliebe, und das „Hohelied Salomonis“ übte später seine Anziehungskraft auf Herder und Goethe selbst aus. Bodmer's Epos „Noah“ (1752), später die Noachide (1765), deren „Schönheiten“ Wieland und Sulzer nachzuweisen versuchten, fällt ganz in diese Zeit. Ein andres, für die angeschwollene Wasserfluth ebenso bezeichnendes Gedicht, Die Synd-Flut (1751), schreibt Goedeke (II. 563) mit Unrecht auch Bodmer zu (Lessing's Werke, Bd. VIII. S. 59, Note 2).

Das Anakreontische Gesängel (S. 56) zielt hauptsächlich auf Gleim, damals mit Uz unser Horaz genannt, wie Klopstock und Bodmer unsre Virgile und Miltone. „Miltonisch singt ja Klopstock schon“, heißt es in einem Liede von Creuz (1751). Erwartet wurde schon 1747 „unser künftiger Homer“ (Bodmer's Krit. Lobgedichte und Elegien, B. 733). Gottsched in dem „Anderen besondern Theile“ seiner kritischen Dichtkunst liebt vorzüglich dies Locircn der Dichter; Rachelius, ein vergessener Satirendichter, ist „unser Lucilius“ (S. 450), Gottsched selbst ein „deutscher Persius“ (S. 465) und Opitz' Gedichte enthalten „mehr güldne Lehren als die ganze Ilias und Odyssee“ (S. 517). In zwölf Kapiteln (S. 317—613) richtet Gottsched hier sein äußerliches Fächerwerk her, ohne die innere, die Naturform der Dichtung genügend zu berücksichtigen (s. Goethe's Divan, Werke, Bd. IV. S. 292).

Die komischen Heldengedichte (S. 56) sind bereits oben in Anm. 181 erwähnt. Grade das Studentenleben bot, wie im „Renommisten“, Gelegenheit zu einer epischen Behandlung. In die Zeit, von der hier die Rede ist, fallen besonders Thümmel's Wilhelmine, 1764, mit ihren Nachahmungen und neuere Stücke wie „Begebenheiten eines Leipziger Studenten“, 1765 (Goedeke, II. 628. Nr. 336), und „Der Kandidat oder die erste Predigt“, 1767 (Allg. d. Bibl., VI. 2. S. 251), meist längst verwehte Spreu.

221. Unter der durch die Eklektiker wie Budde, Brucker, Daries und später durch die Popularphilosophen Mendelssohn und Garve (S. 60) verdrängten Schulphilosophie (S. 56) ist die Wolffische gemeint. Den gesunden Menschenverstand (S. 57), den Common sense, den die Zeit Nicolai's und seiner „Bibliothek“ auf den Thron erhoben, in seine Schranken zu weisen, hat sich Goethe vielfach bemüht; vergl. die „Sprüche in Prosa“, Bd. XII. Nr. 60 u. 61.

Im Folgenden (S. 57 bis 60) wird der Einfluß jenes Zeitgeistes auf einige Hauptvertreter der vier Fakultäten verfolgt:

A. Die Theologie. Mit dem bis zu Schleiermacher's Auftreten herrschenden sog. Rationalismus, der Theologie des gesunden Menschenverstandes, setzte sich Goethe, der Anhänger Herder's, Hamann's, Lavater's, durch seine Fehden mit Nicolai und Bahrdt sehr bald in offne Feindschaft. Herder's Gegnerschaft gegen Michaelis, welche sowol die sog. natürliche Religion (S. 57) als die Auslegung und Auffassung der Bibel betraf, ist bereits oben in Anm. 108 d hervorgehoben.

Den Hauptvertheidigungsgrund (S. 58) der in ihr vorkommenden Verschiedenheiten spricht Goethe's achte Parabel im „Divan" (Werke, Bd. IV. S. 196) in poetischer Fassung aus. Vergl. ferner das über die Bibel im 12. Buch (Theil III dieser Biographie) Gesagte, das Wort daselbst: „die Evangelisten mögen sich widersprechen, wenn sich nur das Evangelium nicht widerspricht", und den Spruch aus Goethe's letzter Zeit: „Ich bin überzeugt, daß die Bibel immer schöner wird, je mehr man sie versteht, d. h. je mehr man einsieht und anschaut, daß jedes Wort, das wir allgemein auffassen und im Besondern auf uns anwenden, nach gewissen Umständen, nach Zeit- und Ortsverhältnissen einen eigenen, besondern, unmittelbar individuellen Bezug gehabt hat" (Sprüche i. Pr., Nr. 467).

Diese Zeit- und Ortsverhältnisse zu erforschen, begann damals, nach dem Vorgange der Engländer, eben die Schule von Michaelis in Göttingen, dessen Vater und Großvater schon in Halle Theologie und Orientalia gelehrt hatten, dem Herausgeber der hebräischen und arabischen Grammatik (Noten zum Divan, IV. S. 233), der Einleitung in das Neue Testament (1750) und des Alten Testaments in dreizehn Bänden (1769—1786). Unter den „neueren Reisenden" (S. 58) ist an den Vater Niebuhr zu denken, der damals (1812) in hohem Alter noch lebte.

Dem Glauben der Orthodoxie an wörtlich inspirirte Offenbarungs-Urkunden war schon vor Michaelis und Baumgarten der württembergische Chiliast, das Haupt des süddeutschen Pietismus, der ehrwürdige Bengel (S. 59), entgegengetreten (Apparatus criseos sacrae 1734). Seine Exegese der prophetischen Bücher der Bibel machte besonderes Aufsehn, namentlich seine Offenbarung Johannis oder vielmehr Jesu Christi (1740), „Sechzig erbauliche Reden über die Offenbarung Johannis oder

von Jesu Christo" (1748) und der Ordo temporum etc. (1741). „So war ihm der Prophetismus der Hauptzweck der Offenbarung" (Art. Bengel bei Ersch und Gruber). Aus den Stellen der Offenbarung 12, 14 und 20, 1 hatte er den Untergang der Welt für den Sommer 1836 berechnet.

In Leipzig folgte Crusius diesen Spuren. Zu Goethe's Zeit erster Professor der Theologie. Damals, 1765, begleitete er eine Evangelienharmonie, die „Geschichte unsers Herrn Jesu Christi auf Erden nach des seligen Bengels Harmonie", mit einer Vorrede, und ebenso bezeichnete ihn als dessen Schüler seine „Faßliche Vorstellung von dem ganzen Buche der Offenbarung Jesu Christi oder der sog. Offenbarung Johannis" (1766). Ein auch noch jetzt nicht vergessener Streit entbrannte über Crusius' Hypomnemata ad Theologiam propheticam, deren erster Theil schon zu Ende 1764 erschienen war. Sein Gegner am Orte, Ernesti, in seiner „Theologischen Bibliothek" (Bd. VI, St. 4) und der Berliner Rationalist Teller in der Allg. deutschen Bibliothek (IV, 1, S. 1—53) erhoben sich gegen dies Werk und gegen das Hineinziehn der dunkeln prophetischen Lehren in die akademischen Lehrgegenstände, obwol Crusius nur publice darüber gelesen hatte. Er prüfte darin die Quellen der Weissagung, nämlich 1) si Deus ipse immediate operatur; 2) si id fiat a sanctis angelis; 3) si fiat a daemonibus. Angegriffen, replizirte er in besondern Broschüren, gegen Ernesti in den „Schriftmäßigen Anmerkungen" u. s. w. 1766, gegen Nicolai's Bibliothek in zwei „Ehrenrettungen" u. s. w. 1767; aber die Bibliothek ließ auch seine spätern Schriften, die „Kurze Vorstellung von dem eigentlichen schriftmäßigen Plane des Reiches Gottes" (1768), die Theses contra profanitatem (1769) u. s. w. nicht aus den Augen.

Dieser ganzen Richtung stand Ernesti, mit Morus im Gefolge, als der Begründer einer wirklich philologischen Behandlung der Bibel gegenüber (Institutio interpretis Novi Testamenti 1761). Seine Programme jener Zeit behandelten die schwierigsten theologischen Probleme, „Christi Menschwerdung" (1764) und den „Luther'schen Abendmahlsbegriff" (1765), vom rationalistischen Standpunkte. Nur mit dem Vorbehalte des Dichters rechnete sich Goethe in jenem Konflikte zur klaren Partei (S. 59), wie er sich immer und noch im hohen Alter „zu dem Geschlechte Derjenigen bekannte, die aus dem Dunkeln ins Helle streben" (Werke, Bd. XXIX, S. 144).

Die Kanzel beherrschte der Abt Jerusalem zu Braunschweig (S. 59), mit dessen Sohne Goethe in Leipzig zusammen studirte, ganz „Neologe", einflußreich ebenso sehr durch amtliche Stellungen und Verbindungen als durch seine, eine freiere Religionsauffassung in Mosheim's Geiste popularisirenden Predigten und Schriften („Ueber die vornehmsten Wahrheiten der Religion" 1768). Dann der Schweizer Zollikofer, damals reformirter Prediger zu Leipzig, Freund Ernesti's und vorzugsweise besucht von den Studenten. „Seine Predigten waren, was eigentlich alle sein sollten, Lehrpredigten, voll wahrer Philosophie des Lebens, voll wahrhaftig praktischer Weisheit" (Jördens, V, 665). Er war „immer in der Mittelstraße, immer unter der Herrschaft der Vernunft, immer in einem gewissen Gleichgewichte seiner Neigungen", ihn zeichnete aus „heller und gerader Verstand, Beobachtungsgeist und Gabe der Zergliederung" (Garve „Ueber den Charakter Zollikofer's an .... Weiße", 1788). Grade damals gaben Zollikofer und Weiße ein „Neues Gesangbuch" heraus (1766 u. 1767), in welchem die religiöse Zeitdichtung einen großen Platz einnahm, außer Liedern der Herausgeber solche von Klopstock, Gellert, Cramer, Lavater, Ad. Schlegel, Schiebeler, Cronegk u. A. m. Zollikofer's vielbändige Predigtsammlungen bildeten eine Hauptnahrung der Zeit. Als Dritten nennt Goethe

Spalding, den glänzenderen, mehr an das Gefühl (das Herz) sich wendenden, aber weniger kernhaften und, nach heutigen Begriffen, leichten Berliner Kanzelredner, aufgeklärten Theologen und volksthümlichen Schriftsteller. Herder war sein erklärter Gegner, und Dessen „An Prediger. Funfzehn Provinzialblätter" (1774) sind gegen Spalding's „Ueber die Nutzbarkeit des Predigtamts" u. s. w (1772) gerichtet.

B. Die Medizin. Unzer, Arzt zu Altona, gab nach dem Muster von Addison's „Zuschauer" die medizinische Wochenschrift „Der Arzt" (1750—1764) und andre gemeinverständliche Schriften seines Faches in der Zeit von 1746 bis in die Achtziger Jahre heraus. „Er hatte dem englischen Zuschauer die Kunst abgelernt, seinen diätetischen Unterricht durch mannichfaltig wechselnde Einkleidung, durch Erzählungen und in Lehrvorträgen anmuthig und eindringend zu machen" (Eichhorn, Lit.-Gesch. IV. 2. S. 1037).

Berühmter sind die beiden Schweizer: Haller, der Boerhave Göttingen's, der gleich Goethe botanisirende Dichter der

„Alpen", der Anatom und Physiologe, unter dessen Gestirn Schiller's Erstlinge standen, und Zimmermann, der seiner Zeit gleichfalls viel genannte hannöver'sche Leibarzt, Haller's Schüler und Biograph, von Goethe, der hier (S. 60) ein Freundeswort für ihn einlegt, persönlich gekannt. Zimmermann's „Von der Erfahrung in der Arzneikunst" (1763 flgd.) ward zugleich mit Haller's, Unzer's und Tissot's Schriften in den ersten Bänden der Allg. d. Bibliothek ausführlich beurtheilt. Schon in den „Literaturbriefen" 1759 sagte Lessing: „Geßner und Zimmermann unter Andern schreiben ungemein schön und richtig" (Nr. 14). Tissot, gleichfalls Schweizer, war wiederum der Biograph Zimmermann's (1797). Sein Vorgang (S. 60) erstreckte sich nicht auf die drei eben Genannten, deren Wirksamkeit vielmehr der seinigen vorausging oder, was Zimmermann betrifft, parallel lief, wohl aber auf jüngere Aerzte, namentlich auf Goethe's spätern Freund Hufeland. Von Tissot's volksthümlichen Schriften nennen wir: L'inoculation justifiée 1754; Avis au peuple sur sa santé 1761; De valetudine litteratorum 1766 und Essai sur les maladies des gens du monde 1770.

C. Von dem abstrusen und barocken Geschäftsstile der Zeit (S. 60) konnte und durfte auch Goethe als junger Advokat (1771—1775) sich nicht frei machen, wie seine von Kriegt mitgetheilten Prozeßschriften zeigen (Deutsche Kulturbilder, 1874).

Der jüngere von Moser ist bereits S. 72 des Ersten Theils und in der Anmerkung 65 genannt, zu der wir noch folgende Bemerkung des jungen Goethe aus den „Ephemerides" 1770 (Schöll, Aufs., S. 87 flgd.) nachtragen: „Ich bin nie an Hof gewesen, mich interessirte Der Herr und Diener von Mosern also nicht. Hofleuten mag er gefallen haben, wie Einem eine genaue Landkarte einer Gegend gefällt, die man sehr wohl kennt; aber es scheint auch nur Topographie und keine meistermäßig gemalte Landschaft zu sein."

Dasselbe Studienbuch enthält auch (a. a. O. S. 136) eine Stelle aus Pütter's, des zweiten hier (S. 60) genannten Rechtsgelehrten, „Grundriß der Staatsveränderungen des deutschen Reichs" (1753). Daß Goethe den Verfasser 1764 gesehn, da derselbe der Krönung Joseph's II. als Konsulent der hannöver'schen Wahlbotschaft beiwohnte, ist kaum anzunehmen, obwol Pütter, die erste Autorität auf staatsrechtlichem Gebiete nach des ältern Moser Tode, schon damals eine Berühmtheit war. Seine

Göttinger Vorlesungen über öffentliches Recht waren bis zu Ende des Jahrhunderts die besuchtesten und einflußreichsten der juristischen Fakultät in Deutschland überhaupt. Man rechnete ihn zu den glücklichen Menschen, die ihre Lebensziele, unbeirrt durch die Bewegungen der Zeit, vollständig erreichen, und verglich ihn deshalb wol mit Goethe — wen hätte man mit ihm nicht verglichen! — auch, wie es in einer der Beschreibungen seines Lebens heißt, weil er gleich Diesem noch Selbstzeuge seines Nachruhms und sein eigner Biograph gewesen sei.

D. Die Popularphilosophen Mendelssohn, Goethe's Gegner gleich Nicolai, und Garve (S. 60), den Goethe damals schon in Leipzig kennen gelernt haben wird, um ihn später in Weimar (1781) und in Breslau (1790) wiederzusehn, sind schon oben (S. 285) genannt.

Damit verlassen wir die vier Fakultäten, welche hier, auf Leipzig's Grund und Boden, eine andre Beleuchtung erhalten als in der Schülerscene des „Faust".

222. Die drei S. 60 unten genannten Zeitschriften hatte Goethe, wie viele Spuren zeigen, bei Abfassung seiner Lebensgeschichte wieder genau durchgesehn, namentlich die ersten Bände der Nicolai'schen Allgemeinen deutschen Bibliothek (seit 1765); vergl. oben S. 55 und Anm. 219 über Wieland und Shakespeare, sowie den Anfang des Neunten Buchs. Ebenso enthält das Schema v. J. 1765 (oben Anm. 130) einen Hinweis auf Nicolai's „Abhandlung vom Trauerspiele" und den Preis von funfzig Thalern, welcher darin für das, nach den Grundsätzen dieser Abhandlung gearbeitete beste Trauerspiel i. J. 1756 von ihm ausgesetzt worden. Die Abhandlung ist bereits in Anm. 92 angeführt; die Preisaufgabe findet sich im I. Bande S. 15 der Bibliothek der schönen Wissenschaften, welche Anfangs Nicolai und Mendelssohn, seit 1760 Weiße in 12 Bänden herausgaben (1757 bis 1765). Gekrönt wurde der Cadrus, ein Trauerspiel in 5 Aufzügen, in gereimten Alexandrinern, des Freih. v. Gronegk und in zweiter Stelle das in Prosa verfaßte bürgerliche Trauerspiel in fünf Aufzügen des erst neunzehnjährigen v. Brawe, Der Freigeist, welche beide Stücke im Anhange der beiden ersten Bände der „Bibliothek" 1758 abgedruckt wurden. Beide Verfasser starben schon in diesem Jahre, der Erstere sogar, ohne das Schicksal seines Stücks erfahren zu haben. Der Eindruck dieser Todesfälle war um so tiefer

als auch Ellas Schlegel in der Blüthe der Jahre dahingerafft war.

Die Einschränkung des Lobes der Literaturbriefe (1759—1765, 24 Theile) ist erklärlich, da Lessing's Beiträge mit dem siebenten Theile fast völlig aufhören (s. Redlich'e Vorbem. zu Theil IX von Lessing's Werken. Hempel'sche Ausg.).

223. Ewald von Kleist's „Frühling" (S. 61) war 1749 fast gleichzeitig mit dem „Messias" und in demselben Versmaße erschienen. Der frühe Tod auch dieses Dichters erhöhte den Werth seiner Hinterlassenschaft. Aber, wie Lessing schon in den Literaturbriefen, als deren Empfänger ursprünglich Kleist gedacht war, mehrere von dessen Nachahmern zurechtgewiesen hatte, so bot ihm später der „Laokoon" einen Anlaß, die Berechtigung beschreibender Gedichte überhaupt zu prüfen. Er zeigt hier (XVIII), daß Homer „in diese frostigen Ausmalungen körperlicher Gegenstände" nicht verfallen ist, beruft sich (XVII) auf Pope, der ein blos malendes Gedicht für ein Gastgebot auf lauter Brühen erkläre, und sagt vom „Frühling": „Hätte Kleist länger gelebt, so würde er ihm eine ganz andere Gestalt gegeben haben. Er dachte darauf, einen Plan hineinzulegen, und sann auf Mittel, wie er die Menge von Bildern, die er aus dem unendlichen Raume der verjüngten Schöpfung auf Gerathewohl, bald hier, bald da, gerissen zu haben schien, in einer natürlichen Ordnung vor seinen Augen entstehen und auf einander folgen lassen wolle. Er würde .... aus einer mit Empfindungen nur sparsam durchwebten Reihe von Bildern eine mit Bildern nur sparsam durchflochtene Folge von Empfindungen gemacht haben."

224. Das poetische Jagdrevier bei Leipzig (S. 61) bildeten die um die Stadt herum in der ersten Hälfte des vor. Jahrh. angelegten großen Gärten. „Um diese Zeit," heißt es in einer neuern Beschreibung, „wo Leipzig sich innerhalb seiner Wälle mit schönen Bauwerken schmückte, entstanden auch rings um die innere Stadt eine ganze Reihe von Gärten, in denen Kunst und Natur einander die Hand reichten; die letztere freilich nach dem damals herrschenden französischen Geschmack zur Unnatur verkünstelt in steifen Hecken, langen gradlinigen Gängen, verschnörkelten Boskets, dazwischen Statuen nach antikem Muster, gewöhnlich von sehr mäßigem Kunstwerth" u. s. w. (Grenzboten 1874. II. S. 33). Biedermann (I. 10) führt von diesen, dem

Wachsthum der Stadt längst zum Opfer gefallenen Gärten namentlich an: „Groß-Bosen's Garten, dessen Fläche jetzt die Königs-, Bosen- und Lindenstraße einnehmen, Klein-Bosen's Garten, da, wo die West- und Rudolfsstraße zusammentreffen; Apel's Garten, dessen Ueberbleibsel noch in Reichel's Garten mit den einmündenden Straßen zu erkennen sind; Zacharias Richter's Garten, der zuletzt als Gerhard's Garten am Längsten seines Ruhs sich erfreute." Die Kuchengärten und die Kohlgärten in Reudnitz waren berühmt (s. Anm. 188). Bodmer ließ daher in einer Persiflage Gottsched's (Vom Natürlichen in Schäfergedichten 1746) Ad. Schlegel nicht als Schäfer an der Pleiße, nach Analogie der Schäfer an der Pegnitz des 17. Jahrh. (s. Goethe oben S. 37 u. 62), sondern als „Schäfer in den Kohlgärten, einem Dorfe vor Leipzig", sprechen. So heißt auch Gohlis, wo damals Zollikofer im Sommer wohnte, wie später Schiller, in Zachariä's „Renommisten" (V. S. 133) „das Land schöner Kuchen". Eine in Rothstift von Goethe gezeichnete Landschaft bei Gohlis wird noch in Leipzig aufbewahrt (Biederm., I. S. 190). Ebenso berühmt ist das schöne Gehölz das Rosenthal, welches die Stadt im J. 1663 erkauft hatte; auch dieses wird im „Renommisten" (VI. S. 146) hoch gepriesen. In Raschwitz muß Goethe sich in der letzten Zeit ganze Tage aufgehalten haben; denn in einem Briefe an den oben (S. 52) genannten Assessor Hermann vom 15. Mai 1773 gedenkt er „der Zeit, da ich nach ein paar Tagen Raschwitzer Abwesenheit wieder in Ihr Zimmer trat" (v. Biedermann, II. S. 23 u. 24). Dölitz bei Leipzig, wo Oeser ein Landgut besaß, und wo Goethe gleichfalls in der letzten Zeit seines Leipziger Aufenthalts viel verkehrte und dichtete, unterläßt er hier (S. 61) zu nennen. Grade da suchte er nach poetischem Wildpret (S. 61), wie er an Oeser's Tochter Friederike schreibt (Werke Bd. III. S. 138, u. v. Biederm., I. 91):

„Da ging ich nun in Deinem Paradiese,
In jedem Holz, auf jeder Wiese,
Am Fluß am Bach ....
Dann jagt' ich rings umher und fing
Bald einen Reim, bald einen Schmetterling."

225. Anschauung und Gefühl (S. 61) führten zur symbolischen, Reflexion zur allegorischen Behandlung.

Das erste Einschneiden des eigenen Namens ist als im Früh-

ling 1766 geschehn zu denken, das Einschneiden desjenigen von Annette oder vielmehr Käthchen Schönkopf im Herbst desselben Jahrs und das Wiederaufsuchen des Baums (S. 62 oben) im Frühling 1767 oder 1768. „Nur in Frühlingstagen schneiden Schäfer in die Bäume, nur in der Blumenzeit bindet man Kränze", schrieb Goethe an Käthchen im Ton seines ersten Stücks, am 1. Juni 1769 (Jahn's Leipz. Fr., S. 89).

226. Auf die berühmte Stelle von der Bedeutung des siebenjährigen Krieges für die deutsche Dichtung (S. 62) ist schon in Anm. 214 hingewiesen. Die Gleim'schen Kriegslieder hielt Goethe stets hoch, und er mochte sich nicht überzeugen, daß die Kriegspoesie der Jahre 1813 bis 1815 jener früheren gleichzustellen sei oder sie gar an Unmittelbarkeit und Leben übertreffe.

Der gehaltreiche Stoff ist der Anfang und das Ende, das A und O der Kunst (S. 63). Vergl. „Stoff und Gehalt" (Werke, Bd. XXIX. S. 231) und folgende Stelle aus Voltaire: Le succès est dans le sujet même. Si le sujet n'est pas intéressant, les vers de Virgile et de Racine, les éclairs et les raisonnemens de Corneille ne feraient pas réussir l'ouvrage (Corresp., I. No. 252).

227. Die Billigkeit, mit der Goethe hier (S. 63) Friedrich's des Großen Vorliebe für die französische Literatur beurtheilt, ist um so wohlthuender, als der König in seiner Schrift „De la littérature allemande" 1780 sich über Goethe's „Götz" sehr wegwerfend geäußert hatte, was ihm jedoch Dieser schon damals verzieh (Brief an Frau von Voigts v. 21. Juni 1781 in den Werken, 40 bdg. A., Bd. XXVII. S. 493).

Die oben (S. 63) angeführten Gründe der Abneigung des Königs gegen die deutsche Literatur hat Gleim in einem erst neuerdings bekannt gewordenen Briefe an Wieland vom 30. Juli 1770 mehr im Einzelnen nachgewiesen (H. Prähle in einem Vortrage in der Deutschen Gesellsch. zu Berlin vom 24. Juni 1874). Gleim schreibt: „Was waren unsere Deutschen, als er [Friedrich] anfing, mit den Musen Bekanntschaft zu machen? Keyserling und Stille waren 1740 seine Freunde. Beide gute deutsche Patriotен, die sich alle Mühe gaben, für die deutschen Musen ihn einzunehmen; was aber hatten sie den französischen entgegenzusetzen? Den einzigen Canitz; denn Opitz war zu alt, Haller zu rauh, Hagedorn hatte nur erst seine Trinklieder her-

ausgegeben. Ueberdem war der König von deutschen Franzosen umgeben, alle geschworne Feinde der deutschen Musen; diese gaben ihm geflissentlich Ziegler's Briefe [Heldenbriefe 1732] für das Meisterstück der deutschen Musen; wenn hernach ein Patriot es wagte, der deutschen Muse das Wort zu reden, dann declamirte der König aus der Banise [von Ziegler 1688]: „Blitz, Donner und Hagel, als die rächenden Werkzeuge" u. s. w. Der Patriot, wie von dem Blitze gerührt, schwieg, er schwieg, mein lieber Wieland, und wagte selbst in einem Sulzer, der die schönste Gelegenheit hatte, nicht wieder der deutschen Muse das Wort zu reden. So ließen tausend Umstände sich anführen, die den König — den Wieland lieben würde wie Gleim, wenn er wie Gleim ihn kennete —, wegen seiner Gleichgiltigkeit gegen die deutschen Musen wo nicht rechtfertigen, doch entschuldigen."

Jedoch schließt des Königs eben angezogene Schrift mit einem begeisterten Ausblicke auf die Zukunft der deutschen Literatur (s. Goethe's Werke, Bd. I. S. XL, Note).

228. Minna von Barnhelm (S. 64), schon im letzten Kriegsjahre entstanden, erschien in der Ostermesse 1767, also recht in der Mitte von Goethe's Aufenthalt zu Leipzig, und ging daselbst Mittwoch den 18. November dieses Jahres zuerst über die Bühne, wurde dann bis zu Ende desselben sechsmal wiederholt und durchschnittlich jede Woche einmal gegeben (Riehl, Histor. Taschenbuch. 1873. S. 402). Im Privatkreise betheiligten sich Goethe und der bekannte Berliner Engel, Letzterer als Tellheim, zusammen an der Aufführung dieses Stücks von spezifischem Zeitgehalte (S. 64, woselbst temporär im Sinne von temporell zu nehmen ist). Vgl. wegen der andern Rollen Anm. 233 u. 235.

229. Der Konflikt zweier Epochen (S. 64) ist schon oben S. 43 angedeutet: die neue bezeichnet das Auftreten der Dichter, welche Gellert in seinen Vorlesungen zu nennen unterließ (Anm. 244).

Auffallend will es uns bedünken, daß unter den vielen hochgebildeten schönen Geistern Leipzig's, mit welchen der Student Goethe in Berührung kam, der S. 52 und in Anm. 217e genannte Pfeil, der spätere Justiz-Amtmann zu Rammelburg, dessen Schriftstellerei sich in der untergeordnetsten Sphäre bewegte (s. die vorzugsweise in die 80er und 90er Jahre fallenden

Schriften über Tagesgegenstände bei Meusel und Kayser), Goethe zuerst auf das Bedeutende des Stoffe und das Konzise der Behandlung (S. 65) aufmerksam gemacht haben soll. Man möchte eine Verwechslung der Person annehmen, zumal weder dieser Pfeil noch der „Verfasser des Grafen von P*** Hofrath gewesen ist.

230. Von den kleinen Gedichten jener Zeit (S. 65) sind mehrere erhalten, sowol in Liederform (Werke, Bd. I. S. 32 bis 42, u. Bd. III. S. 25 bis 31) als in freierem Silbenmaß, wie die Oden an Zachariä und Behrisch (das. Bd. II. S. 399, und Bd. III. S. 31 bis 34. Vgl. Anm. 287).

231. Aennchen (S. 65) benennt Goethe in seiner Lebensbeschreibung die schon einigemal erwähnte Anna Katharina Schönkopf, seine erste Geliebte, während sie im Leben nach ihrem zweiten Namen gerufen wurde: Käthchen. Der Anfang dieser Liebe fällt in den Frühling 1766 (s. o. S. 50 u. 53); sie erfüllte, wenigstens Goethe's Herz die dritthalb Jahre bis zu seiner Rückkehr nach Frankfurt und die Zeit dort bis zu Käthchens Verlobung mit dem Dr. Kanne, den Goethe selbst in das Schönkopf'sche Haus eingeführt hatte, im Mai 1769; aber noch im Dezember 1772, also nach Sesenheim und Wetzlar, schrieb Karoline Flachsland von ihm: „Uns Mädchen und Weibern ist er auch besser als sonst und ist uns herzlich gut; aber überhaupt lieben — dazu liegt noch zu viel Asche von seiner ersten Liebe in seinem Herzen, und das scheint natürlich." Käthchen war, darin Gretchen ähnlich, drei Jahre älter als ihr Liebhaber und auch wie Jene, nach Horn's Worten, „unter seinem Stande". Dieser Freund Goethe's schildert sie und das ganze Verhältniß aus der ersten Zeit seines Bestehns an L. Moore: „Ich muß Dir die ganze Sache, wie er mir sie selbst erzählt hat, erzählen. Er liebt, es ist wahr; er hat es mir bekannt und wird es auch Dir bekennen; allein seine Liebe, ob sie gleich immer traurig ist, ist dennoch nicht strafbar, wie ich es sonst geglaubt. Er liebt. Allein nicht jene Fräulein, mit der ich ihn in Verdacht hatte. Er liebt ein Mädchen, das unter seinem Stand ist, aber ein Mädchen, das — ich glaube nicht zu viel zu sagen, — das Du selbst lieben würdest, wenn Du es sähest. Ich bin kein Liebhaber, und also werd' ich ganz ohne Leidenschaft schreiben. Denke Dir ein Frauenzimmer, wohlgewachsen, obgleich nicht sehr groß, ein

rundes, freundliches, obgleich nicht außerordentliches, schönes Gesicht, eine offne, sanfte, einnehmende Miene, viele Freimüthigkeit ohne Koketterie, einen sehr artigen Verstand, ohne die größte Erziehung gehabt zu haben. Er liebt sie sehr zärtlich, mit den vollkommen redlichen Absichten eines tugendhaften Menschen, ob er gleich weiß, daß sie nie seine Frau werden kann. Ob sie ihn wieder liebt, weiß ich nicht. Du weißt, lieber Moors, das ist so eine Sache, nach der sich nicht gut fragen läßt; so viel aber kann ich Dir sagen, daß sie für einander geboren zu sein scheinen." Diesem Briefe vom 3. Okt. 1766 ist auch die S. 251 angeführte Stelle entlehnt. Und Goethe schrieb demselben Freunde gleichzeitig (am 1. Okt. mit der Adresse: Goethe amico suo Moorsio salutem plurimam dicit): „Denke als Philosoph, — und so mußt Du denken, wenn Du in der Welt glücklich sein willst, — und was hat alsdann meine Liebe für eine scheltenswürdige Seite? Was ist der Stand? Eine eitle Farbe, die zuerst stand: Ein eitles Gespenst, das sich die Menschen erfunden haben, um Leute, die es nicht verdienen, mit anzustreichen. Und Geld ist ein ebenso elender Vorzug in den Augen eines Menschen, der denkt. Ich liebe ein Mädchen ohne Stand und ohne Vermögen, und jetzo fühle ich zum allerersten Male das Glück, das eine wahre Liebe macht. Ich habe die Gewogenheit meines Mädchens nicht denen elenden kleinen Tracasserien des Liebhabers zu danken; nur durch meinen Charakter, nur durch mein Herz habe ich sie erlangt. Ich brauche keine Geschenke, um sie zu erhalten, und ich sehe mit einem verachtenden Aug' auf die Bemühungen herunter, durch die ich ehemals die Gunstbezeigungen einer W. erkaufte. Das fürtreffliche Herz meiner S. ist mir Bürge, daß sie mich nie verlassen wird als dann, wenn es uns Pflicht und Nothwendigkeit gebieten werden, uns zu trennen." O. Jahn, der zuerst diese Briefe (D. Allg. Monatsschr. f. Wiss. u. Lit. 1854, S. 1—8) mitgetheilt hat, bemerkt scherzhaft hinsichtlich der auch seitdem nicht ermittelten Frankfurterin W., bei der weder an Gretchen noch an Charitas zu denken ist, sofern nicht W. für M. verlesen sein sollte: „Wenn erst Goethe's Liebschaften Gegenstand so gründlicher und umfassender Untersuchungen geworden sind, wie man sie unter uns Philologen de Horatii amoribus anzustellen gewohnt ist, wird es auch hierfür an Belehrung nicht fehlen."

An dem Schönkopf'schen Hause fand Goethe in Leipzig den äußern Halt, der ihm bisher gefehlt hatte, und durch die Liebe

zu Käthchen ein wenn auch nicht ungetrübtes Glück, auf dessen Grunde die ersten dichterischen Produktionen, die wir von ihm besitzen, hervorkeimten. Wenn Goethe im Alter von seinen an Horn im Winterhalbjahre 1765 auf 1766 geschriebenen Briefen sagte: „Hier lagen mir eigenhändige Blätter vor Augen, welche nur allzu deutlich auedrückten, in welchen sittlich-kümmerlichen Beschränktheiten man die ich sten Jugendjahre verlebt hatte. Die Briefe von Leipzig waren durchaus ohne Trost; ich habe sie alle dem Feuer überliefert" (An Willemer den 3. Jan. 1828, bei Jahn a. a. O. S. 61; so trat mit Ostern 1766 eine Aenderung ein, und sein Gemüth fand die Befriedigung, deren es bedurfte. Während drittehalb Jahre machte er, nach seinen Worten an das Schönkopf'sche Elternpaar, ein Stück der Schönkopf'schen Familie aus; und ebenso schrieb er an Käthchen kurz vor ihrer Verheirathung: „Sie wissen, daß ich, so lang als ich Sie kenne, nur als ein Theil von Ihnen gelebt habe" (Jahn, Leipz. Fr., S. 68 u. 99). In diesem befriedigten Sinne konnte er, gleich Herder, der einige Jahre vorher als Königsberger Student ausgerufen: „Und reich bin ich wie ein Poet und akademisch frei", in dem oben (Anm. 217e) angeführten Stammbuchverse sich reich nennen, darin Gleim's „zum Küssen schönes Mädchen" mit konkreter Beziehung auf Käthchen in „ein Mädchen, willig, mich zu küssen" verwandeln (v. Biederm., I. 277) und in dem Gedichte „An die Venus" (Werke, Bd. III S. 26) mit Wahrheit betheuern:

„Keinen Wein hab' ich getrunken,
Den mein Mädchen nicht gereicht."

Die Worte: da sie sich aber aus dem Hause wenig entfernen konnte (S. 66), erläutert die Stelle in Goethe's Briefen an sie (Jahn, S. 94), worin er ihr Glück wünscht, daß sie durch ihre Heirath „von jeder Unbequemlichkeit" befreit werde, „der ein lediger Stand, und besonders Ihr lediger Stand, ausgesetzt war". Ihre Beschäftigung in der väterlichen Wirthschaft mochte Goethe oft Veranlassung zur Eifersucht gegeben haben, wie sein Scherz über „alle ihre mit Freundschaft eingesalzene Liebhaber" erkennen läßt (das. S. 89).

232. Die Lieder von Zacharia (S. 66) sind dessen eigne musikalische Kompositionen, welche in zwei Heften als „Sammlung musikalischer Versuche" 1760 erschienen waren (Jördens, V. S. 578).

233. „Der Herzog Michel, ein Lustspiel in einer Handlung", von dem früh verstorbenen Berliner dramatischen Dichter Krüger (S. 66), aus dessen Nachlasse 1763 von Löwen herausgegeben, war eine Nachahmung Molière's, nach der Erzählung Ad. Schlegel's „Das ausgerechnete Glück". Lessing frägt noch 1768: „Auf welchem Theater wird er [der Herzog Michel] nicht gespielt, und wer hat ihn nicht gesehen oder gelesen?" (Hamb. Dramat., 83. St.). Den Herzog, d. h. den Knecht Michel, der auf den Erlös einer gefangenen Nachtigall Lustschlösser baut, gleich dem „Milchmädchen", spielte Goethe selbst; in einem seiner ersten Frankfurter Briefe an Käthchen unterschrieb er sich daher: „Michel, sonst Herzog genannt" u. s. w. (Jahn, S. 72). Desgleichen zeigt Horn's Unterschrift unter einem Briefe an Käthchen, „Hornius Rex", eine von ihm bei Schönkopfs gespielte Rolle an (vielleicht in dem Singspiel „Der König und der Pachter" 1766 nach Sedaine), und ebenso werden die Mitspieler in „Minna von Barnhelm" von Goethe nach ihren Rollen benannt (Jahn, S. 84 u. 75). Der mit Bezug auf den Schluß und andre Stellen des Stücks darin „nach Persien" abgemeldete „Wachtmeister" ist Goethe selbst. Die „Minna" spielte grade an Käthchens Geburtstage. Die von Goethe ferner gegebene Rolle des „Don Sassafras" haben wir jedoch nicht zu ermitteln vermocht; nach Sandeus wäre der „Sassafras" (saxifrage), wie der „Dulcamara" in Donizetti's „Liebestrank", ein Marktschreier; aber die Art, wie Goethe in seinem vierten Briefe an Käthchen (Jahn, S. 82) „von der Geschichte meines Freundes Don Sassafras" spricht, läßt auf eine andre Beziehung schließen. Der Name kommt später bei Raupach vor.

234. Die besten Jahre (S. 67 oben), die Jahre 1768 und 1769.

235. Bei dem andern Paare (S. 67), welches in der Laune des Verliebten als Lamon und Egle dem ersten Liebespaare gegenübergestellt ist, wird man mit v. Biedermann (I. 284) und Strehlke (Werke, Bd. VIII. S. 8) an Freund Horn und seine „Stänzel", Konstantie Breitkopf, zu denken haben. Sie spielten in der „Minna" Just und Franziska. Im „Eridon" lassen sich persönlich von Goethe hergenommene Züge, wie das Fernbleiben vom Tanze (s. S. 161) und das Flötenspiel (Anm. 298) erkennen. Auf die dem Stücke zu Grunde liegende Wirklichkeit und auf die schrecklichen Scenen (S. 66) deuten

Goethe's Verse in der Epistel an Friederike Oeser (Werke, Bd. III. S. 137) hin:

„Wenn mich mein böses Mädchen plagte,
Wenn der Verdruß mich aus den Mauern jagte" u. s. w.

Die Zeit der Abfassung des kleinen Schäferspiels, in welchem nach Jahn (a. a. O. S. 34) „durch die anmuthig zierliche Form . . . . die volle Wahrheit selbsterlebter Zustände und schwer durchgekämpfter Leidenschaft durchleuchtet" — zu Goethe's Drang einer siedenden Leidenschaft (S. 67), — steht zwar nicht genau fest, doch weisen alle Zeugnisse auf den letzten Leipziger Winter (s. Strehlke, a. a. O. S. 9 u. 10).

Nachträglich hat Vorberger einige Verse zu der Rolle der Egle aus der Theaterhandschrift zu Weimar im Archiv f. Literaturgeschichte (IV. 1. S. 114) mitgetheilt, welche ganz in dem frühreifen Geiste der Leipziger Lieder Goethe's gehalten sind.

236. Hinsichtlich der Moral jenes Schäferspiels, welche der Schlußvers ausspricht:

Denkt Euren Streichen nach, dann habt das Herz und klagt!

und derjenigen der Mitschuldigen mit dem Schlußverse:

So! — Diesmal blieben wir wol Alle ungehangen! —

verweist Goethe (S. 68) auf das Wort Christi zum Schutze der Ehebrecherin: „Wer unter Euch ohne Sünde ist, der werfe den ersten Stein auf sie" (Ev. Joh., 8. 7).

Die Mitschuldigen erscheinen als das spätere Stück, 1768 zuerst entworfen, 1769 zu Frankfurt aus- und umgearbeitet; auf das erstere Jahr weisen die in der früheren Fassung des Stückes enthaltenen Anspielungen auf Zeitereignisse, namentlich auf die Bewegungen in Polen und auf Korsika (s. die Vorbemerkung und die Noten von Strehlke zu dem Stücke in der Hempel'schen Ausg., Bd. VIII). Der Einfluß von Lessing's „Minna" ist unverkennbar, und z. B. Goethe's Wirth ein Halbbruder des Lessing'schen (s. oben S. 126).

Den Gegensatz des glatten Aeußern der Häuser und Straßen und des innerlich Morschen (S. 67) sprach Goethe nicht in den „Mitschuldigen", sondern mit Bezug auf das nächtliche Drohen der Staatsumwälzungen viel später durch den Mund

des Mönchs in der „Natürlichen Tochter“ in den schönen Versen aus, welche anfangen:

„Wenn ich beim Sonnenschein durch diese Straßen
Bewundernd wandle, der Gebäude Pracht,
Die felsengleich gethürmten Massen schaue“ —

(Werke, Bd. X. S. 97).

Von den Nachahmungen (S. 68) haben wir nur zwei gefunden: „Alle straſbar, Luſtspiel 1795“, eine von dem Schauspieler Albrecht verfaßte, wenig veränderte Uebertragung des Stücks in Prosa (s. Jördens, II. 174, wo „Schauspiel“ nicht richtig scheint, und Werke, Bd. VIII. S. 36), und „Alle straſbar, Komödie in Einem Akt von Fr. Hanf, 1809“ (bei Kayser, „Schauspiele“).

237. Goethe gedachte seiner beiden Stücke, als „nach dem französischen theatralischen Typus“ gearbeitet, bereits in dem biogr. Schema v. J. 1761 (Th. I. S. 297). Das Trauerspiel Belsazar ferner haben wir schon oben (Anm. 184) erwähnt. Erhalten ist noch ein Bruchstück der Uebersetzung des Lügner von Corneille, gleichfalls in gereimten Alexandrinern, welche, wenn nicht schon dem letzten Frankfurter, dem ersten Leipziger Jahre zu überweisen ist (vergl. die Vorbemerkung zu diesem Fragment in den Werken, Bd. X. S. 513). Daß Goethe auch große Uebung in der Behandlung des französischen Alexandriners erlangt hatte, zeigt die in diesem Versmaße abgefaßte französische Epistel an Trapp vom 2. Juni 1766 (s. Anm. 177 a), und dies erklärt sich aus seiner Angabe in jenem Schema, daß er auch ein „französisches Trauerspiel in Alexandrinern“ angefangen gehabt habe.

238. Der verwegne Humor, der sich in dem Studenten entwickelte (S. 68), zeigte sich in der Folge zu Straßburg, zu Frankfurt und in der ersten Weimarischen Zeit aufs Freieste. Auf obige Stelle beziehn sich die Worte Eichstädt's in der Gedenkrede auf Karl August v. 3. September 1842: Sciebat enim, et ipse cum Goethio suo expertus erat usu, juvenilem temeritatem nonnunquam ex nobili fonte emanare (Opusc. orat., p. 330).

Von unzähligen solchen selbstverübten Streichen (S. 69) sind besonders die durch Verkleidung herbeigeführten bekannt. Wir erinnern an diejenige Goethe's bei seinem ersten Besuche

in Sesenheim, bei der Begegnung mit Höpfner in Gießen, bei dem Zusammentreffen mit Jung-Stilling in Elberfeld, aber auch an andre Suiten in Weimar, wie das Vermauern der Eingangsthür zur Wohnung der Hofdame v. Göchhausen. — Vergeblich hier (S. 69, Z. 10 u. 11 v. o.) steht nicht von einem unerreichten Zwecke, sondern im Sinne von ohne Zweck; Sanders erklärt es als „verschenkt, so daß man nichts dafür hat" (I. S. 552 unter „vergeben" 7, u. S. 553 „vergeblich" 2).

Zu dem, was von solchen Schalks- und Halbschelmenstreichen (S. 69) in Goethe's Werken vorkommt, möchte die Verkleidung Erwin's als Eremit (Bd. XI, 2. S. 156), die ganze Rolle des Krugantino in der „Klaudine" (das. S. 165 flgd.), die Vermummung des Hauptmanns im „Pater Brey" (Bd. VIII. S. 187), die Schülerscene im „Faust" und Einzelnes im „Wilhelm Meister" zu rechnen sein.

In Cherubini's Oper Der Wasserträger (v. J. 1800, Les deux Journées) wird die Rettung des Grafen Armand durch doppelte List herbeigeführt, indem sich Constanze, seine Gattin, als Landmädchen verkleidet und der Savoyarde Micheli, der Wasserträger, ihn in seinem Fasse aus der Stadt unangefochten durch die Wache bringt. Goethe nennt das Sujet der Oper das glücklichste, und so bei Eckermann am 9. Oktober 1828: „Fragt Ihr mich, welche Oper ich gut finde, so nenne ich Euch den Wasserträger; denn hier ist das Sujet so vollkommen, daß man es ohne Musik als ein bloßes Stück geben könnte und man es mit Freuden sehen würde" (II. 25). Vergl. oben Anm. 226.

Auch die Oper Fidelio wäre hier zu nennen, als die edelste Verwerthung des Verkleidungs-Motivs.

239. Der folgende Absatz S. 69 führt die ersten drei Zeilen des biogr. Schema's f. d. J. 1766 (Anm. 208) weiter aus. Madame Böhme war am 17. Febr. 1767 gestorben.

240. Die Ausdeutung der katholischen Sakramente (S. 70 bis 74) weist aus der Zeit der Jerusalem, Semler Ernesti und Teller, in der die Lebensgeschichte sich bewegt, weit hinaus in die Zeit der Abfassung derselben, wo, nach Hermann Grimm's Ausdrucke, „das Verlangen nach dem Uebersinnlichen wieder ein auffallendes Uebergewicht im Seelenleben der Menschheit

gewonnen hatte." Wie Goethe's gesammte dichterische Thätigkeit den verstandesmäßigen Richtungen seiner Zeit entgegentrat, ebenso enthält die obige Stelle seinen Widerspruch gegen den Rationalismus des vorigen Jahrhunderts auf kirchlichem Gebiete. Auch hier gilt, und hier besonders, daß die Vernunft nicht allen Bedürfnissen der menschlichen Seele zu genügen im Stande ist. „Erheben sich die Bedürfnisse, treten sie aus dem Kreise des Gemeinen heraus, so ist der Gemeinverstand, — der als Genie der Menschheit gelten soll, — nicht mehr hinreichend, er ist kein Genius mehr" (Werke, Bd. XIX. S. 30).

Ausgehend von der Nüchternheit und Kahlheit des protestantischen Kultus seiner Jugend, versucht Goethe eine Kritik dieses Kultus überhaupt, nicht des Bekenntnisses selbst, durch den Hinweis auf Vorzüge desjenigen der katholischen Kirche: die größere Fülle, Vollständigkeit, Einheit und Konsequenz (S. 70). Die äußere Gliederung, die evangelische Kirchenverfassung, deren Ausbau die Neuzeit beschäftigt, bleibt unberührt. Goethe sucht den Mangel im Innersten der Religion, in der Lehre von den Sakramenten oder vielmehr von dem Sakramente (S. 71), dem großen allgemeinen der in der äußern symbolisirten innern Kirche, aus welchem die sieben einzelnen Sakramente naturgemäß hervorsprießen. Accedit verbum ad elementum et fit sacrum, sowol nach dem evangelischen als nach dem katholischen Bekenntnisse. Zugleich aber bewegt sich Goethe innerhalb der Anschauung, in welcher sein ganzes Dichten wurzelt, in der Auffassung alles Endlichen als eines Trägers des Unendlichen, freilich mit dem Unterschiede, daß das Göttliche hier von Anfang an im Irdischen enthalten ist, dort dagegen nachträglich und von außen in dieses hineintritt. Von Beidem aber gilt der Satz: „Das ist die wahre Symbolik, wo das Besondere das Allgemeinere repräsentirt, nicht als Traum und Schatten, sondern als lebendig augenblickliche Offenbarung des Unerforschlichen" (Werke, Bd. XIX. S. 63, vgl. S. 158).

So erläutert Goethe denn die sechs Laien-Mysterien (μυστήρια gab die Vulgata wieder mit sacramenta) in ihrer Bedeutung für alle Lebensstufen, anfangend mit der Ehe, endigend mit der letzten Oelung und sich dann zur Priesterweihe wendend (S. 73). Das Sakrament der Ehe besteht jedoch nicht in dem Segen des Priesters (S. 71), vielmehr spenden die Ehegatten sich durch ihre Erklärung das Sakrament selbst, und der Segen tritt nur als unwesentliche Kulushandlung hinzu.

Die Beichte (S. 72), welche die Reformatoren Anfangs beibehalten wollten, faßte Goethe, gleich Herder, stets in allgemeiner Bedeutung auf und liebte es auch im Leben, sie an Andern zu üben, Andern Absolution zu ertheilen. In diesem Sinne schrieb er an Herder nach Rom: „Deine Frau sehe ich von Zeit zu Zeit und öfter, wenn der geistliche Arzt nöthig sein will“ (am 27. Dez. 1788; s. den Brief an Frau v. Stein v. 5. Sept. 1785). In den „Wanderjahren“ ist der Sonntag allgemein der Beichte und Absolution gewidmet. „Ist es geistig, sittlich, was uns verdüstert, so haben wir uns an einen Freund, an einen Wohldenkenden zu wenden, dessen Rath, dessen Einwirkung zu erbitten genug, es ist das Gesetz, daß Niemand eine Angelegenheit, die ihn beunruhigt oder quält, in die neue Woche hinübernehmen dürfe“ (Werke, Bd. XVIII. S. 99). Ebenso Herder: „Was Christus austheilt, ist nicht das Amt der Priester, sondern das Amt des liebenden, versöhnenden, helfenden Geistes. In den Beichtstühlen wird das moralische Gefühl oft mehr verwirrt als gestärkt. Die Pflicht geht auch weiter, auf Alle, welche Sündern, Geängsteten, Trostbedürftigen guten Rath zu geben, die moralische Ueberzeugung zu stärken und den bessern Weg zu weisen vermögen“ (Herder als Theologe, von Werner, S. 313). — Zu den symbolischen Strafen (S. 72) gehört z. B. die Beobachtung der Fasten.

Auch die englische Hochkirche kennt die Handauflegung, deren Mangel in der deutschen evangelischen Kirche, und damit die Ablösung von der apostolischen, König Friedrich Wilhelm IV. und Bunsen einst lebhaft beklagten. Andrerseits ist die Priesterweihe (S. 73), welche das Dogma der päpstlichen Unfehlbarkeit schon in sich schließt, mit dem protestantischen Grundsatze des allgemeinen Priesterthums unvereinbar, nämlich, „daß ein Mensch vor dem andern von oben begünstigt ꝛc. werden könne“ (S. 73). Der Priesterweihe und den, nicht zu wiederholenden, Sakramenten der Taufe und Firmelung kommt der character indelebilis, die Unzerstörlichkeit (S. 71) zu.

Goethe meint, bei der Taufe werde Einem nicht wohl (S. 71), etwa weil die Handlung an einem noch unzurechnungsfähigen Wesen vorgenommen werde, während in der katholischen Kirche dies Wunderbare im Zusammenhange mit den andern Sakramenten nicht auffalle. Auch die Konfirmation nennt er einen „für Kinder immer apprehensiven Schritt“ (Brief an Herder vom 26. April 1802, in Dessen Nachlaß, I. S. 151), womit die meisten Kinder einverstanden sein werden.

Die Tafel rein und abgewaschen (S. 72): Wiedergabe der „tabula rasa", mit der die Seele von Aristoteles verglichen wird (s. Büchmann, Geflügelte Worte, 8. A. S. 194). — Ein steiger, d. i. ein nicht durchbrochener, geschlossener Kreis (S. 73).

241. Der Abschnitt von den Sakramenten bildet nur die Einleitung zu dem Berichte, wie der Verfasser seiner Zeit zu Konfirmation, Beichte und Abendmahl (Altar, S. 76, Zeile 8) sich verhalten.

Chronologisch würde diese Erzählung in das Dritte Buch gehören, sofern unsere Annahme richtig ist, daß unter dem guten, alten, schwachen Geistlichen, dem geistlichen Großvater (S. 74) Niemand Anderes zu verstehen sei als der Senior Ministerii Fresenius, der Goethe getauft hatte, der Patriarch von Frankfurt, wie ihn der Arzt Senckenberg zu nennen pflegte. Es kann nur zufällig sein, daß Goethe hier den Namen verschweigt. Da er ihn als vieljährigen Beichtvater des Hauses (S. 74) bezeichnet, die Konfirmation auch in der Barfüßerkirche, der jetzigen umgebauten Paulskirche, der Stätte des ersten deutschen Parlaments, vollzogen wurde, ein anderer bejahrter Geistlicher, den Stadtkalendern jener Jahre zufolge, an dieser Kirche aber nicht fungirte, — so bleibt nur jene Annahme übrig. Der Vater würde die wichtige geistliche Handlung nur dem ersten Prediger der Stadt, Fresenius oder Plitt (s. Anm. 112 u. 113), anvertraut haben; Plitt, 1727 geboren, stand zu Ende des siebenjährigen Krieges noch in den Dreißigen, Fresenius, gleich Griesbach 1705 geboren, zwar auch erst in der Mitte der Funfzige; aber in diesem Alter konnte der schwächliche Mann einem eifrigen Knaben sehr wohl den Eindruck eines Greises hinterlassen. Allerdings wäre Wolfgang dann schon zu Ostern 1761, also vor beendigtem zwölften Lebensjahre konfirmirt worden, da Fresenius schon im Juli desselben Jahres verstarb. Dies darf jedoch für eine Zeit nicht befremden, wo, wie noch heute in der katholischen Kirche, das Konfirmationsalter bis in die Kindheit hinabreichte. Noch vierzig Jahre später konfirmirte Herder Goethe's Sohn, als dieser eben erst das zwölfte Jahr erreicht hatte, zu Ostern 1802. Goethe's eigner frühzeitiger Entwicklung entsprach eine so frühe Einsegnung, welche dem Vater um so unbedenklicher erscheinen mochte, als er dafür Sorge trug, daß seines Wolfgang's Religionsunterricht durch ununterbrochenen Kirchenbesuch und das Nachschreiben und Ausarbeiten der ge-

hörten Predigten vervollständigt wurde (Thl. I. S. 134). „Ich kann das Predigen nicht vertragen; ich glaube, ich habe in meiner Jugend mich daran übergessen.“ Diesen Spruch Sterne's konnte sich Goethe später mit Fug und Recht aneignen (Bd. XIX. S. 115).

Frenius hatte, was unire Annahme bekräftigt, die Ohrenbeichte, wenn auch nur die General-Ohrenbeichte, bei welcher man im Beichtstuhl nichts Besonderes zu bekennen braucht (S. 74), ausnahmsweise beibehalten. Er verfuhr dabei nach seinem Beicht-büchlein, dem 1746 zuerst herausgegebenen „Beicht- und Kommunions-Buch“, obgleich eine solche Beichte „nach der Luther'schen Lehre und der Vernunft nicht einmal nöthig sei“. Man warf ihm daher vor, die Beibehaltung geschehe wegen der damit verbundenen Einnahmen (Krieg's Senkenb., S. 366 u. 368, und Frenius' Schriften im Anhange der in Anm. 112 citirten Griesbach'schen Rede). Goethe's Beschreibung (S. 74 unten) läßt ein solches Verfahren erkennen.

Zur Sünde in den heiligen Geist (S. 75) vergl. Matth. 12, 31: „Alle Sünde und Lästerung wird den Menschen vergeben, aber die Sünde wider den Geist wird den Menschen nicht vergeben,“ und 1. Korinther 11, 29: „Denn welcher unwürdig isset und trinket, der isset und trinket ihm selber das Gericht damit.“

Von den Gottesurtheilen des Mittelalters hatte Wolfgang in „Gottfried's Chronik“ gelesen und von dem biblischen Gottesurtheil (S. 75) im 5. Kapitel des vierten Buchs Mose: Trinkt ein des Ehebruchs schuldiges Weib von dem „heiligen Wasser“, so wird es ihr „bitter sein, daß ihr der Bauch schwellen und die Hüfte schwinden wird“; ist sie aber rein, „so wird es ihr nicht schaden, daß sie kann schwanger werden“.

242. Die S. 76 erwähnten Vorlesungen Gellert's waren weltberühmt. „Er hatte schon einigemal Fordyces Moral mit Nutzen und Beifall erklärt; dies brachte ihn auf die Gedanken, die nützlichsten Wahrheiten der Sittenlehre zu einem besonderen Gegenstande seines akademischen Unterrichts zu machen. Der glückliche Mittelweg, den er zwischen System und Deklamation zu treffen wußte, und sein rührender Vortrag erwarb diesen Vorlesungen den größten Beifall, und sie wurden nicht blos von Studirenden, sondern von Leuten aus allen Ständen besucht.“

Er starb über der Ausarbeitung dieser „Moralischen Vorlesungen“ im Dezember 1769, welche dann Ad. Schlegel und Heyer im folgenden Jahre nebst den „Vorerinnerungen an seine Zuhörer“ herausgaben. „Seine Sprache war deutlich, biegsam, aber etwas hohl und näherte sich dem Tone der Wehmuth .... bei den ermahnenden Stellen seiner Moral vergossen oft alle seine Zuhörer Thränen“ (Jördens, II. S. 59—62).

Der französische Spruch S. 76 besagt etwa: Laßt ihn nur machen, er duckt uns die Leute, wie man's nicht besser wünschen kann!

Mit der Aeußerung über die gute Gesellschaft (S. 76) vergl. oben S. 214 die von der Sozietät, wie sie gewöhnlich ist, und Nr. 76 der Venet. Epigramme (Werke, Bd. II. S. 151).

Gellert's ältester Bruder war wirklich Fechtmeister (S. 76) gewesen. Kästner erzählt: „Der zweite Gellert war in Leipzig als Fechtmeister eine Zeit lang mein Lehrer und ist nachdem bei der Post angestellt worden.“ Er wurde Oberpostkommissar. „Der Dichter lebte mit ihm in der zärtlichsten Verbindung, und da er lange Zeit bei ihm an den Tisch ging, so wurde dieser Tisch von vielen reichen Jünglingen gesucht, die des Dichters Umgang zu genießen wünschten. Der Oberpostkommissar überlebte seinen Bruder nur um einen Monat“ (Jördens, II. 87).

Der Schimmel (S. 77) mit großen dunkeln Flecken (also ein Schecke) war ein Geschenk des Prinzen Heinrich von Preußen, „indem er ihm das Pferd, das er in der Schlacht bei Kreyburg geritten hatte, durch den General von Kalkreuth überschicken, worauf Gellert seit der Zeit alle Tage auszureiten pflegte“. Später, im Herbste 1768, also nach Goethe's Abgang, „als Gellert das Pferd eingebüßt hatte . . . ließ ihm der Kurfürst aus seinem Stalle ein für ihn schickliches Pferd [seinen Braunen] mit Sattel und Zeug nach Leipzig führen“ (Jördens, II. 61, u. v. Biedermann, I. 34).

243. Das Freundschaftsverhältniß mit Behrisch fällt in die Jahre 1766 und 1767. Mit Bezug auf 1. Samuelis 18, 3: „Und Jonathan und David machten einen Bund mit einander, denn er hatte ihn lieb wie sein eigen Herz“, nannte sich Goethe seinen Jonathan (Brief v. 6. Mai 1774 bei v. Biedermann, II. 25). Ein Jahr älter als sein Freund, mithin 1766 noch nicht in den Dreißigen (S. 78), war Behrisch schon seit Ostern 1760 in Leipzig. Wegen seiner Hagerkeit nennt ihn

Goethe in jenem Briefe einen „dürren Teufel". Die guten Studien, die er hatte (f. Textrev.), machten ihn zum Liebling Gellert's, dessen Empfehlungen er die Hofmeisterstelle beim Grafen Lindenau, spätern preußischen Oberstallmeister und Generallieutenant, ehemaligen Besitzer von „Auerbach's Hof" in Leipzig, und den Dienst beim Fürsten von Dessau verdankte. Behrisch war selbst Dichter, und lange bevor sein „Jonathan" für die Parke zu Tiefurt und Weimar Inschriften verfaßte, hatte er deren für den Schloßgarten zu Wörlitz, das Vorbild jener, gedrechselt, z. B. für eine Statue des Pan die folgende (S. 717 der Berliner Lit.- und Theat.-Zeitung 1780):

Der Städte Getümmel, der Sorgen Gebieter
Enteilet die Freude, besuchet die Fluren.
Wann Luna die schweigende Haine durchirrt,
Belauschen uns Hirten und tanzen uns nach.

Druckerstöcke (S. 79), im technischen Sinne von Zierrathen, Vignetten.

Akademischer Sprachmeister (S. 80) fürs Französische war damals Huber (Jördens, II. 476).

Anderer solcher Thorheiten Behrisch's (S. 81) gedenkt Goethe bei Eckermann (II. S. 175 bis 178).

244. **Anleitung im prosaischen und poetischen Stil (S. 81).** — **Drei Jahre nach Beendigung seines Leipziger Triennium**s schreibt Goethe von Gellert's Vorlesungen: „Der Rezensent ist Zeuge, daß der selige Mann von der Dichtkunst, die aus vollem Herzen und wahrer Empfindung strömt, welche die einzige ist, keinen Begriff hatte. Denn in allen Vorlesungen über den Geschmack hat er ihn nie die Namen Klopstock, Kleist, Wieland, Geßner, Gleim, Lessing, Gerstenberg, weder im Guten noch im Bösen, nennen hören" (Werke, Bd. XXIX. S. 14). In dem oben Anm. 239 erwähnten Widerstreite zweier Epochen stand Gellert daher ausschließlich auf der Seite des Alten, Ueberlebten. Diese Vorlesung Gellert's über Batteux hörte Goethe im Sommer 1766 (v. Biederm., I. 84), während oben (S. 81) das Praktikum gemeint ist.

245. **Die Hochzeit von Goethe's Oheim (S. 81), einzigem Bruder seiner Mutter, dem Advokaten Dr. jur. Textor, fand nach dem Anzeigeblatte am 17. Februar 1766 statt. Die**

Braut war die erst funfzehnjährige Jungfer Möller, Tochter eines Buchhändlers (Belli-G., Leben, III. 106, V. 87, u. Stammbaum). Das Gedicht, welches nicht erhalten zu sein scheint, fällt daher spätestens in den Januar 1766. Ein späterer Brief Goethe's an diesen Oheim, der das großväterliche Haus bewohnte und dessen Wahl zum Mitglied des Raths seinem Neffen die Pforten desselben verschloß, ist mit der ganzen steifen Förmlichkeit der alten Zeit abgefaßt. Goethe's Anrede lautet, und zwar zur Zeit seines freiesten Tones mit Herzögen und Grafen: „Wohlgeborner, insonders hochzuverehrender Herr Oheim" (Br. v. 8. Aug. 1782, Beilage zu Nr. 302 der Frankf. Familienblätter. „Aus dem Riedgau" 1769 und sonst bei Kriegk; s. auch Frkft. Conv.-Bl. v. 9. Juni 1861). Erst nach Textor's Tode 1792 dachte man daran, Goethe in den Magistrat zu wählen.

246. Das Praktikum bei Clodius, dem erst achtundzwanzigjährigen Professor der Philosophie, dem Freunde Kleist's und Gellert's, kann Goethe nicht vor dem Sommer 1766 angenommen haben, da sonst kein Raum für das Gellert'sche bliebe (vergl. S. 122).

Das mythische Pantheon (S. 82) ist Anspielung auf Pomey's im Ersten Theile (S. 99) gedachtes Buch. Die Beschränkung der mythologischen Figuren auf Amor und Luna ist nicht buchstäblich zu nehmen, wenn auch Themis in dem Gedichte an einen andern Advokaten, Hieron. Schlosser, nicht wieder erscheint. Jedenfalls zeichnet sich Goethe's gesammte Lyrik durch eine große mythologische Enthaltsamkeit aus.

247. Rawler's Oden (S. 82) auf Friedrich den Großen, auf dessen Haus und auf Zeitereignisse haben als ächte Erzeugnisse patriotischer Begeisterung noch heute historischen Werth. Aber auch sie riefen schon damals Parodien hervor. Wie viel mehr mußten dazu Clodius Nachahmungen einladen, deren hoher Stil mit den eng lokalen oder rein höfischen Gegenständen kontrastirte. In diesen Gedichten (Kantate auf die Ankunft der hohen Landesherrschaft in Leipzig 1765; Ode auf die Wiederherstellung der Kurfürstin von Sachsen 1766; Gedichte auf die Huldigung Sr. Durchl. des Kurf. zu Sachsen 1769 u. s. w.) war Clodius doch nur ein antikisirender König (s. S. 275).

Clodius hatte ein Vorspiel zu Cronegk's Kodrus, „Der Patriot" (1766), und ebenso Epi- und Prolog zum Schluß des alten

und zur Eröffnung des neuen Schauspielhauses (6. Okt. 1766) verfaßt; den letztern theilt v. Biedermann in seinem mehrgedachten „Goethe und Leipzig" (I. S. 79 bis 82) vollständig mit. Dieser Prolog, in gereimten Alexandrinern, bewegt sich in den von Goethe parodirten Wörtern: Tempel, Monument, Majestät, Gallier, Patriot, Nation, Briten, Phalanx Griechenlands, römische Ballisten, Kothurn, Germanien, Genius, Trophäen, Norden.

248. Händel (S. 83) besaß seit 1763 einen der S. 61 erwähnten Kuchengärten in den sog. Kohlgärten, einem Theile des Dorfes Reudnitz, wo Goethe zu Zeiten wohnte (oben S. 258 u. 292).

249. Medon oder die Rache des Weisen (S. 83 unten), das erste Bühnenstück von Clodius, erschien 1767 im 3. St. seiner „Versuche aus der Literatur und Moral". Eschenburg, der Clodius auch eine „zu geschrobene und zu preziöse Schreibart" vorwirft, beurtheilte diese Versuche in der Allg. d. Bibl. (Bd. IX. S. 72 flgd.). Er rügt darin die frostige Deklamation edler Sentiments und die moralischen Sentenzen jenes, „des Beifalls der Leipziger Zuschauer unerachtet", mißlungenen Lustspiels. Eine Inhaltsangabe dort und bei Jördens (I. 322).

Unser Weinhaus (S. 84 u. 85), das Schönkopf'sche.

250. Cronegk's und Rost's Angriffe auf Gottsched (S. 84, u. biogr. Schema, Anm. 167). Der Erstere hatte in einem Dialoge zwischen dem Großen und dem Kleinen Christoph (Dresden i. J. 1754) Gottsched und den Laureatus Schönaich, im Stile des Schlegel'schen „Canut", verspottet. Gedruckt wurde diese Parodie wieder 1779 (in Reichard's Theat.-Journ., S. 9). Rost's Angriffe bestanden hauptsächlich in seiner Epistel: „Der Teufel an Herrn G., Kunstrichter der Leipziger Schaubühne, Utopien 1755", und in dem viel ältern „Vorspiel, ein Satirisch-Episches Gedicht in Fünf Büchern" (1742). Nach Rost's Tode nahm der Leipziger Schmid sowol dies Vorspiel „im Stil der komischen Epopeen" (Gervinus, IV. 101) als auch Goethe's Parodie auf Clodius (Werke, Bd. III. S. 56) mit den von Horn — der daran nicht eben zum Balkhorn wurde — hinzugefügten Versen in Rost's „Vermischte Gedichte" 1769 auf (s. das Gedicht in dieser Gestalt

in unserer Textrevision). Goethe's Parodie fällt hienach in den Herbst 1766, die Zusätze in das folgende Jahr. Schmid giebt sie hier ganz nach der ursprünglichen Absicht, indem er sie in der „Vorrede" mit den Worten einführt: „Mit seinen [Clodius'] Lieblingswörtern wird folgendes Gedicht an Herrn Händeln die Leser am Besten bekannt machen." Einen zweiten Druck aus dem Jahre 1801 s. bei Hirzel.

Gewiß wird man mit v. Biedermann (I. 148) die Worte, mit welchen Clodius die Vorrede zu seinem „Medon" in den erwähnten „Versuchen" 1767 schließt, auf Goethe's Parodie zu beziehen haben. Er sagt hierin: „Ich wage also diesen Schritt [der Veröffentlichung des Medon], ermuntert durch das Glück einer dreimaligen Vorstellung, durch die freundschaftliche Kritik der Verfasser der „Sara" [Lessing's] und des „Richard's" [Weiße's] und durch das nachsichtige Urtheil eines Jerusalem, Hagedorn, Gellert, Klotz und anderer würdiger Männer von meinen übrigen Schriften. Wenn „Medon" den Vorzug behaupten sollte, ihnen zu gefallen, wie wenig würde er die Einfälle Derjenigen achten, die unter der Kritik sind!"

Clodius trug seinen Groll Goethen jedoch nicht lange nach, wie Letzteres Worte in dem Briefe an Friederike Oeser vom 13. Februar 1769 zeigen: „Seitdem Clodius freundschaftlichere Gesinnungen gegen mich blicken läßt, ist mir ein großer Stein vom Herzen" (Jahn's Leipzg. Fr., S. 155). Aber noch in seinem ersten Briefe an Herder aus Straßburg ruft er scherzhaft, als Jung ihn „Einen Goethe" genannt: „Die Clodiuse, die Schiebeler sollen sehn!" (Aus Herder's Nachl., I. S. 26). Nach dem Erscheinen von „Dichtung und Wahrheit" nahm Clodius' Sohn, gleichfalls Professor, die Fehde wieder auf in dem Artikel: „Ueber einige literarische Jugendurtheile des Herrn von Goethe" (Zeit. f. d. eleg. Welt, 1812, Nr. 259; s. Hirzel u. Jahn, S. 155 Note, der irrthümlich das Morgenblatt nennt).

Wir befanden uns im Falle der Schuhu (S. 84), d. h. Alle fielen über uns her.

251. Apel's Haus (S. 85), einst das Absteigequartier August's des Starken, lag auf dem Neuen Neumarkt (Poststraße). Dort wohnte der junge Lindenau, und in den Umgebungen machten die Freunde „lustige Nachtgänge in der Mondendämmerung" (Werke, Bd. III. S. 33). Die Hauptpromenade der Stadt war zwischen

dem Vorfüßer- oder Thomaspförtchen und dem Petersthor (Grenzboten 1874, II. S. 37). „Was wird's erst werden, wenn wir wieder in Leipzig uns Thor gehn!" (Goethe an Oeser, d. 14. Febr. 1769).

252. Wegen der Redensart besser sein als sein Ruf (S. 85 unten) verweist Büchmann auf Beaumarchais' Une folle journée, III. 5. und Schiller's Maria Stuart, III. 4 (Gesl. Werke, 8. A., S. 20 u. 93).

253. Zur Entlassung Behrisch's (S. 86) führten, außer den angegebenen Gründen, nach andre von Biedermann (I. S. 238) angedeutete Umstände. Die mitwirkenden Zuträgereien und Verleumdungen gaben für die drei Oden v. J. 1767, welche Goethe seinem Freunde nachsang, den Hauptstoff her: „Da geht die Raupe, klagt der lüligen Spinne, der Prachtfeindin", „dort halten zuckende Kröten Zusammenkünfte" und „der Neid versammelt von seiner Klippenwarte seinen Blick" (Werke, Bd. III. S. 31 bis 34).

Nach dem Schlusse der dritten Ode: „schon drehen des letzten Jahres Flügelspeichen sich", setzen wir Ereigniß und Dichtung in die Herbstmonate 1767. Ein Student zählt immer genau nach Semestern.

Auf Gellert's Empfehlung (S. 86) erhielt Behrisch eine Anstellung bei dem edlen Fürsten von Dessau, der ihm, jedoch erst mehrere Jahre später, die Erziehung des Erbprinzen übertrug. Der nunmehrige anhaltische Hofrath Behrisch, ein thätiger Gönner Basedow's, auch Verfasser einer Operndichtung, blieb bis zu seinem Tode (1809) in freundschaftlicher Verbindung mit Goethe (v. Biedermann, II. S. 25 u. 26, und Eckermann, II. S. 257). Eine der so kunstreichen Abschriften von dessen Gedichten (S. 93) soll er mit ins Grab genommen haben. Dagegen erhielt Goethe 1817 die Abschrift jener drei Oden und eines mit diesen gleichzeitig entstandenen, ungedruckt gebliebenen Gedichts „An Flora" — wol eines der S. 93 erwähnten beschreibenden — aus Jenes Nachlasse zurück (vergl. über Behrisch: Gubitz' Gesellschafter 1845, Nr. 128 u. 129; A. Fränkel, Goethe und der Fürst von Dessau, Sondershausen 1864, Separatabdruck aus „Die Wissensch. im 19. Jahrh.", Bd. VIII; sowie über einen gleichfalls schriftstellernden Bruder von Behrisch: Elze, im Deutschen Museum 1861, letzte Nr.).

254. Wie „die Stille .... noch stiller wurde" (S. 87), kann man bei Wieland (Werke, Leipz. 1853, VI. S. 195) lesen. Aber Goethe hatte wol Klopstock im Sinn, in dessen „Messias" Aehnliches vorkommt, z. B. im 8. Gesange:

Aber die Erde ward still vor der sinkenden Dämmrung. Die Dämmerung
Wurde dunkler, stiller die Erde. ...
.... Die Lüfte verstummten, und todte
Stille herrschte.

S. oben Thl. I. S. 75 Klopstock's: „mit Hasse hassen". Spottend braucht Goethe selbst im „Faust" (XIII. S. 64): „im allerstillsten Stillen".

255. Die Erfahrung (S. 86 bis 88) war das Losungswort jener aller Philosophie abgewandten Zeit, welche Locke nichts entgegenzusetzen wußte, und gerade für Goethe, der doch etwas über aller Erfahrung Liegendes in sich trug, ist das Bemühen bezeichnend, sich der Empirie zu bemeistern. In Leipzig hatte er die ersten Erfahrungen gemacht. „Was ich erfahren habe, das weiß ich und halte die Erfahrung für die einzige ächte Wissenschaft": „Erfahrung macht Mißtrauen" — mit Bezug auf die Parodie des Medon — ein sächsischer Offizier, mit dem er zu Naumburg speist, sieht ihn für erfahren, für einen „Kenner" an: — dies schreibt er Alles in seinen ersten Briefen aus Frankfurt, und auch Kornelia meint, „daß die Philosophie ihres Bruders sich auf Erfahrung gründe" (Jahn, Leipz. Fr., S. 81, 155, 162 u. 279).

256. Nach dem siebenjährigen Kriege (S. 87) war die Zahl müssiger, pensionirter oder beurlaubter Offiziere, namentlich preußischer, groß. Auch außer Teilheim brachte man „Die abgedankten Offiziers" (1772) auf die Bühne. Wenn der hier (S. 87) erwähnte sächsische Offizier von des Nachfolgers Kunst- und Sammlungslust gesprochen, so hätte er hinzufügen sollen, daß Deutschland jenem Könige die Dresdner Gemälde-Galerie verdankt.

Achtes Buch (S. 89 bis 128).

257. Goethe's biographisches Schema (Fortsetzung von Nr. 4, 46, 68, 95, 130, 167 u. 208):

1768. Neuer Theaterbau in Leipzig. — Vorhang. — Winckelmann angekündigt. — Winckelm[ann] todt. — Musarion. — Einwirkung. — Griechen, Römer. — Krankheit. — Rückkehr.

1769. Krankheitsdauer. — Arzt. — Mutter. — Freundin. — Moser. Von Creuz ff. — Mystik. Chemie. — Herrenhutianism. — Arnold's Kirchen- und Ketzer[geschichte]. — Wiederherstellung. — Versuch zu radiren. — Des Uebels Entdeckung. (Goedeke's Grundr., II. S. 877).

---

258. Das Achte Buch nimmt die Rubriken des biographischen Schema's v. J. 1767 in der Mitte mit dem Namen Oeser auf und folgt von da an dem Schema genau bis zu Ende des Jahres 1769. Es umfaßt im Großen und Ganzen die dritthalb Jahre vom Oktober 1767 bis zum April 1770. Mit Einzelnheiten, namentlich mit der Besprechung des „Laokoon" und der Erwähnung des neuen Theaters (S. 91), greift es aber in das Jahr 1766 zurück. Die Ausführung dieses Thema's, des ersten (oben) des Jahres 1768, ist als ein selbstständiger Aufsatz, nicht als ein Theil dieser Lebensgeschichte gedruckt (Werke, Bd. XXVIII. S. 623 bis 625).

259. Als Anhalt für die Zeit, in welche der Anfang der für Goethe's Kunstrichtung entscheidenden Bekanntschaft mit Oeser (S. 89) zu setzen, kann eine Stelle in seinem Schreiben an Dessen Tochter vom 13. Februar 1769 dienen, wonach er „zwei Jahre beinahe" im Oeser'schen Hause herumgegangen war (Jahn, Leipz. Fr., S. 147). Mithin begann der Unterricht bei Oeser zu Michaelis 1766, um beinahe zwei Jahre, bis zu Ende August 1768, fortgesetzt zu werden. Damit stimmt überein, daß die baulichen Vorkehrungen zur Herstellung von Sälen und zur Erneuerung der Wendeltreppe in der Pleißenburg (S. 89) erst im Sommer 1766, gleichzeitig mit dem Neubau des Theaters, getroffen wurden (Blümner, Geschichte des Theaters in Leipzig, 1818, S. 141, Note).

Nachstehende Charakteristik Oeser's bei Justi (Winckelmann's Leben, I. 1866, S. 346 flgd.) enthält mehrere Züge, welche Goethe's Urtheil (S. 89 flgd.) bestätigen: „Obwol er [Oeser] sich in allen Gattungen und Spielarten der bildenden Künste versuchte, in keiner einzigen brachte er es zur Beherrschung der Technik. Die Einen, wie Casanova, schrieben dies seinem [ehemaligen] Wanderleben zu, Andere seiner Bequemlichkeit, Winckelmann nennt ihn geradezu faul; man kann auch an das fehlende Glück der Nöthigung zu großen Werken denken, das ihm nie zu Theil geworden war. Die letzte Ursache liegt wol in dem damaligen Zustande der Malerei."

260. Privatstunden mit einigen Edelleuten (S. 89). Zu diesen gehörten der oben (Anm. 217a) genannte Baron von Lieven und der Freiherr von Hardenberg, der spätere preußische Staatskanzler, ein Jahr jünger als Goethe und zu Ostern 1768 von Göttingen nach Leipzig übergesiedelt (Klose, Leben des Fürsten von Hardenberg 1851, S. 20). Beide läßt Goethe in seinem ersten Briefe aus Frankfurt durch Oeser grüßen (Jahn, a. a. O. S. 118 und 125). Hardenberg besuchte Goethen daselbst im September 1772 (Goethe und Werther, S. 50 und 51) und unter sehr veränderten Umständen zu Weimar unmittelbar nach der Schlacht bei Leipzig; damals „erinnerte sich der Fürst der frühsten akademischen Jahre in Leipzig, wo wir zusammen bei Oesern Zeichenstunde genommen hatten" (Werke, II. S. 441, Note). Biedermann (I. S. 169) zählt zu diesen Mitschülern auch Gervinus aus Zweibrücken, Student in Leipzig seit Ostern 1768, der nach seinem Abgange im April des folgenden Jahres gleichfalls Goethen zu Frankfurt aufsuchte (Jahn, S. 164, u. v. Biederm., II. S. 34).

261. Durch Oeser, zugleich den Lehrer und den Schüler Winckelmann's, vernahm Goethe zuerst das Evangelium von der edlen Einfalt (S. 90) und stillen Größe der Alten (Lessing's Laokoon, I). „Wer den einfältigen Weg geht, der geh' ihn und schweige still; Demuth und Bedächtlichkeit sind die nothwendigsten Eigenschaften unserer Schritte darauf, deren jeder endlich belohnt wird. Ich danke es Ihrem lieben Vater: Er hat meine Seele zuerst zu dieser Form bereitet" — schrieb Goethe an Oeser's Tochter den 13. Februar 1769, und an Reich den 20. Februar 1770: „Er [Oeser] lehrte mich, das Ideal

der Schönheit sei Einfalt und Stille" (Jahn, a. a. O. S. 159 und 212). Wenn Winckelmann dies Ideal zuerst in seinen „Gedanken über die Nachahmung" (1754, S. 242) verkündete: „Das allgemeine vorzügliche Kennzeichen der griechischen Meisterwerke ist eine edle und stille Größe, sowol in der Stellung als im Ausdruck", so hatte er aus derselben Quelle geschöpft, aus welcher Goethe zwölf Jahre später seinen ersten Durst stillen sollte (Justi, a. a. O. S. 410, u. oben S. 94).

Die alten Muster (oben S. 90) sind die Ornamente des Barockstils. Die Abwendung von demselben war Oeser und Winckelmann gemeinsam, wie des Letztern obengenannte Schrift bezeugt; darin verwirft Winckelmann „die Unnatur der Schnörkel, des allerliebsten Muschelwerks, ohne das jetzo kein Zierrath förmlich werden kann". Justi (a. a. O. S. 348) sagt ebenso von Oeser: „Der Geschmack am Einfachen, Naiven, Sanften war in Oeser's Naturell begründet. Alles Uebertriebene und Aufgeregte, alles Gezierte und Barocke war seinem schlichten deutschen Sinne zuwider; überall suchte er das Gefällige, das Sinnige, Humoristische" (zu S. 90 u. 91). „Einige Jahrzehnde lang beherrschte er das Kunstleben Leipzig's völlig: er malte Kirchen, Salons und Theatervorhänge; erzog Maler, Kupferstecher und Bildhauer, Silberarbeiter und Schlosser; der Blumenzeichner bei der Kattunfabrik in Torgau und der Hofkonditor, kurz alle Handwerker, deren Gegenstände mit der Zeichenkunst sich berührten, verlangten Unterricht bei ihm. Die Verdrängung des Rococogeschmacks aus Sachsen ist hauptsächlich Oeser zu verdanken." Endlich: „Er schwebt und schwankt in der Zwischenregion zwischen Künstler und Dilettant; vielgeschäftig und träge, voll Erfindungen und ohne schöpferische Kraft; ein Alles leicht ergreifendes Talent und Unfähigkeit zur Meisterschaft in irgend einem Stück; voll Gefühl für das Aechte und Wahre und ganz in Manier befangen" (Justi, S. 351).

262. Oeser's Vorliebe für Vignetten (S. 90) und Illustrationen betont Justi (S. 347) gleichfalls. Oeser hatte die drei zierlichen Vignetten zu Winckelmann's in der vorigen Anmerkung genannter Schrift erfunden, ihren Sinn aber so versteckt, daß Winckelmann deren „Geheimniß" dem Könige August III. selbst schriftlich erklären mußte. Bei Justi (S. 385) sind sie genau beschrieben. Biedermann (I. 172) erwähnt auch Oeser's

Vignetten zum „Gil Blas". Gerade zu Goethe's Zeit (1768) erschienen Uz's poetische Werke „mit niedlichen Vignetten, von Oeser gezeichnet". Andre seiner Arbeiten auf diesem Gebiete bis 1768 sind im Anhange zu den ersten zwölf Bänden der Allg. deutschen Bibl. (S. 674) beschrieben.

263. Geyser (S. 90), Kupferstecher, ward Oeser's Schwiegersohn. Die eben erwähnten Uz'schen Vignetten hatte „Geyser gestochen".

264. Das Dekorationsbild des neuen Konzertsaales (S. 91) ist Gegenstand der Kreuchauff'schen Schrift: „Ueber Oeser's neueste Allegorie-Gemälde" (1783), von welchem jedoch Justi bemerkt (S. 347): „Das Plafondgemälde des Leipziger Konzertsaals existirt nur noch in der Beschreibung seines Verehrers Kreuchauff; selbst in ihr graut uns noch vor diesem Knäuel allegorischer Spitzfindigkeiten."

265. Die Erbauung des neuen Theaters (S. 91) behandelt Goethe hier nur beiläufig, ausführlicher dagegen in dem Aufsatze „Leipziger Theater" (Werke, Bd. XXVIII. S. 623 bis 625), der an dieser Stelle einzuschalten ist.

In Hamburg war die neue Ackermann'sche Bühne am 31. Juli 1765 mit einem Prologe von Löwen, am 26. Februar 1766 das neue Schauspielhaus zu Berlin (in der Behrenstraße) von der Schuchischen Gesellschaft eröffnet worden; Leipzig folgte in demselben Jahre mit einem neuen Theaterbau. Die alte Bühne der Neuberin in der Ritterstraße in Zotens (später Quandt's) Hofe, in welcher die Koch'sche Gesellschaft während Goethe's erster Leipziger Zeit gespielt hatte, wurde am 5. Oktober 1766 mit einem Epiloge von Clodius geschlossen und darin die Eröffnung des neuen Theaters für den folgenden Tag angekündigt.

Für dieses war der Platz auf der niedergelegten Bastei am Ranstädter Thore gewählt; am 18. Juli war der Bau gerichtet, wozu eine von Michaelis in Verse gebrachte Baurede gesprochen wurde (Dessen Werke. IV. S. 249). Am 6. Oktober fand dann die Eröffnung mit Elias Schlegel's patriotischem „Hermann" statt, welchem Trauerspiele der oben (Anm. 247) gedachte Prolog von Clodius voranging und Regnard's „Unvermuthete Rückkehr" folgte. „Das Schauspielhaus war ganz neu," erzählt die Kummerfeld, „man rühmte mit Recht die Pracht und die täuschende

Perspektive des Theaters; die Verwandlungen waren nach optischen Regeln entworfen. Die Coulissen wurden nicht mehr aufgezogen, sondern vorgeschoben" (Riehl. Hist. Taschenb., 1875, S. 401). Auch nach andern Quellen war „das Haus optisch und akustisch vortrefflich gebaut" (Blümner, Gesch. des Theaters in Leipzig, S. 135).

Zum Vorbilde war das kleinere Dresdner Hoftheater genommen. Der Zuschauerraum hatte drei Logenreihen und eine Galerie; er faßte 1186 Personen. Die Preise bewegten sich zwischen 16 Groschen für den 1. Rang bis zu 6 Groschen für das nur Stehplätze enthaltende Parterre und 4 Groschen für die Galerie. Wöchentlich wurde viermal gespielt. Die Vorstellungen begannen um 5 Uhr. Da nun Winckler seine Vorlesungen gleichfalls um 5 Uhr hielt, so leerten sich dieselben nicht allein wegen der von Goethe oben (S. 33) gerühmten Kräpfel (Blümner, a. a. O. S. 160). Lessing's Urtheil über das Theater s. in Anm. 292.

266. Aus den Memoiren der Kummerfeld und aus Blümner's Theatergeschichte wird zu Goethe's Aufsatze über das Leipziger Theater (s. vor. Anm.) zu Strehlke's Noten unter dem Texte desselben und zu Biedermann (I. 127 flgd.) Einiges nachzutragen sein.

Für das Jahr 1766 sind die Aufführungen von Diderot's „Hausvater", von Weiße's älterer Operette „Der Teufel ist los" (nach Coffey's The devil to pay) und Schiebeler's „Lisuart und Dariolette" erwähnt. In der Mitte des Monats März 1767 traf die Verfasserin der erwähnten Memoiren, die „Demoiselle Schulze" (Goethe, Bd. XXVIII. S. 624) mit ihrem Bruder Karl, dem Ballettänzer, von Hamburg ein; sie betraten am 22. April, nach der Fastenzeit, zuerst in dem Ballet „Das Leben der Bauern" vor überfülltem Hause die Bühne. Ihr Freund Schiebeler vertheilte auf sie gedichtete Verse unter die Zuschauer. Am 6. Mai folgte dann die Epoche machende Vorstellung von Weiße's „Romeo und Julie" (nach dem Manuskripte) mit der Demois. Schulze in der von Goethe geschilderten Rolle als Julie. Die Dekorationen waren von Oeser, der die Schulze auch selbst als Julie malte. Ihr Bild in Pastell besitzt gegenwärtig Frhr. v. Biedermann. Das Stück wurde im Laufe des Jahres neunmal wiederholt. Andre Vorstellungen dieses Jahres waren, außer Gellert'schen Lustspielen, Schiebeler's drei i. J. 1767 verfaßten „Nachspielen" (Jördens, IV. S. 437), den beliebten Weiße'schen Singspielen mit Hiller's Musik „Lottchen am Hofe" und „Die Liebe auf dem Lande" und wol auch „Der lustige Schuster" (Jördens, V. S. 263), be-

sonders die dreimal wiederholte Aufführung von Lessing's „Sara Sampson" und die der „Minna von Barnhelm" (s. Anm. 228) mit der Schulze in den Titelrollen. Sie trat am 24. Februar 1768 zum letzten Male auf; bei dem von ihren Freunden, zu welchen vorzüglich Weiße, Oeser, Schiebeler und Clodius gehörten, veranstalteten Abschiedsfeste überreichte ihr Letzterer ein Gedicht, welches sie, nebst andern ihr von Studenten gewidmeten Versen, lebenslänglich in einem Foliobande aufbewahrte. Goethe schildert sie nicht ganz richtig; vielleicht, weil er sie nur auf dem Theater gesehen hatte: nach ihrer eigenen Beschreibung hatte sie blaue Augen und dunkelbraunes Haar und war von Gestalt eher klein als groß.

An Weiße's „Romeo" erinnert Goethe in der darauf folgenden Zeit wiederholt, z. B. in dem ersten Briefe an Herder (Dessen Nachl., I. 25).

Koch's, des Sigmar in Schlegel's „Hermann", gedenkt Goethe später im Dreizehnten Buch.

Wegen Goethe's Beziehungen zu den Sängerinnen Schmehling (der Mara) und Korona Schröter, welche er zuerst in Leipzig kennen gelernt, ohne ihrer jedoch in „Dichtung und Wahrheit" zu gedenken, verweisen wir auf seinen mehrgedachten Aufsatz über das Leipziger Theater und auf Jahn's und v. Biedermann's bezügliche Schriften. Zum Preise beider Sängerinnen griff Goethe wiederholt in die Saiten (vergl. Werke, Bd. III. S. 363 u. 408); ebenso streute Schiebeler Verse an die Schmehling aus, welche wiederum von Andern parodirt wurden (s. Schmid, Nekrolog teutscher Dichter, Bd. II. S. 545. 1785).

267. Die Beschreibung des Vorhangs (S. 91) stimmt im Wesentlichen mit der in der „Nachricht von der Eröffnung des neuen Theaters in Leipzig" (1766, 4°) enthaltenen überein (s. deswegen Blümner, a. a. O. S. 154—157). Jedoch schmückten danach die Dichter nicht den Vorhof des Tempels des Ruhms — welcher letztere im Plafond besonders dargestellt war —, sondern den Tempel der Wahrheit. Den von Goethe Genannten reihten sich Euripides mit Sokrates, Aeschylos, Seneca, Plautus, Terenz, Menander und einige „deutsche und französische Nachahmer" an.

Von Shakespeare heißt es dort nur: „Im Vorhofe sieht man den unnachahmenden Shakespeare, welcher die alten Originale vorbeigegangen ist, gerade dem Tempel der Wahrheit zueilen." Schon früher hatte ihn Koch zu Dresden in

einem Epiloge vom 8. Juni 1764 (Blümner, a. a. O. S. 125) charakterisirt als:

„Unregelmäßig groß und ein Original,
Das nie von fremdem Witz erborgten Ruhm erstahl."

Auf dem großen Boden über dem neuen Theater (S. 91) konnte Oeser seine Schüler noch nicht bei der Arbeit an jenem Vorhange, welche er schon „in der ersten Hälfte 1766" angefangen haben wird (Biederm., I. S. 86), sondern erst bei der an den spätern Dekorationen versammeln, namentlich im Frühling 1768, wo die Aushängebogen der „Musarion" erst gedruckt wurden. So lange Oeser an dem Vorhange malte, war der Theaterboden noch nicht vorhanden oder doch noch ganz unbenutzbar.

268. Mit dem über Oeser's Talent zum Unterricht und über seine Absicht, nur die Einsicht und den Geschmack zu bilden (S. 92), Gesagten vergl. Zulli (S. 348 u. 351): „Wie ganz war Oeser in seinem Element, als er i. J. 1764 nach Leipzig an die Spitze der Akademie berufen ward!" — „Sein Universitätsunterricht wurde so beliebt und berühmt, daß man sich (nach Hagedorn) seit Menschengedenken keines solchen Zulaufs an der Hochschule erinnerte" (s. oben Anm. 189 u. 199). — „Er war ein besserer Lehrer für junge Männer, die zeichnen lernen, um Auge und Urtheil zu bilden, als für künftige Künstler: er ließ seinen Zöglingen zu viel die Zügel schießen."

269. Das Leben der Maler von D'Argenville (S. 92 u. 93), Abrégé de la vie des plus fameux Peintres, war, von Dr. Volkmann übersetzt und erläutert, 1767 (Thl. I u. II) und 1768 (Thl. III u. IV) erschienen (s. Allg. d. Bibl., XI. 1. S. 259, und Bibl. d. sch. Wiss., VIII. S. 372). Die beiden ersten Theile, auf welche Goethe's Aeußerung sich bezieht, behandeln die italienischen und spanischen Maler.

270. Von den S. 93 u. 94 genannten Kunstschriftstellern (vergl. Werke, Bd. XXVIII. S. 207) ist:

a. Graf Caylus mit seinen Tableaux tirés de l'Iliade, de l'Odyssée d'Homère et de l'Enéide de Virgile, avec des Observations générales sur le Costume (1757) durch Lessing's „Laokoon" vor der Vergessenheit geschützt;

b. der Leipziger Professor Christ, der Lehrer Lessing's und Heyne's, ein Archäologe in Winckelmann'schem Geiste; die von Goethe angegebenen Eigenschaften hat Justi in dem, Christ gewidmeten ausgezeichneten Abschnitte seines Werkes über Winckelmann (I. S. 374 bis 381) näher nachgewiesen;

c. ebenso hat Derselbe Heinecken, dem Vorstande der Dresdner Galerien und Kunst-Kabinette unter Brühl, einen eignen Abschnitt (I. S. 290 bis 293) und seinem Zerwürfnisse mit Winckelmann, der ihn einen „vermeinten Kunstrichter" genannt, mehrere Seiten (434 bis 436) gewidmet; vergl. über Heinecke S. 8 des neusten Katalogs der Dresdner Gemälde-Galerie und Nicolai zu Lessing's Briefen (in Letzteres Werken, ed. Lachmann, XII. S. 210 u. 226 flgd.);

d. Lippert, den Professor der Antike an der Dresdner Akademie, dessen berühmte „Dactyliothek" 1767, also gerade in Goethe's Leipziger Zeit, in zwei Bänden herauskam (Allg. d. Bibl., IX. 2. S. 51 bis 63), nennt Justi (a. a. O. S. 361 flgd.) den „ersten, ja einzigen Kenner alter Kunst in Dresden". Winckelmann und Lessing, der in seinen „Antiquarischen Briefen" (Br. 12 flgd.) sich so viel mit ihm beschäftigt, waren ihm befreundet. Von ihm ging die große Vorliebe des vorigen Jahrhunderts für geschnittene Steine und Gemmen-Abgüsse aus, welcher auch Goethe lebenslänglich treu blieb, wie sein langjähriges Interesse für die Hemsterhuis-Gallitzin'sche Gemmensammlung bezeugt (vergl. Werke, Bd. XXVIII. S. 444 bis 451);

e. Winckelmann selbst, dessen erste Schriften ganz unter dem Einflusse Oeser's entstanden waren; namentlich macht sich dies in den Ansichten Winckelmann's von der Bedeutung der Allegorie für die bildende Kunst geltend. Justi hat dies aufs Klarste auseinandergesetzt. „Oeser war gewitz zu beneiden", sagt er abschließend (I. S. 411), „um solche Schüler, die bereit waren, sich zu Bekennern und Aposteln aller seiner Ideen, Wünsche, Marotten zu machen und in einer Sprache, die größerer Dinge würdig war. Aber wie liebenswürdig war es auch, daß er ihnen Alles, was er vorräthig hatte, als Eigenthum überließ, daß er Winckelmann, so zu sagen, mit den Entwürfen seines ganzen Lebens einen Großhandel begründen half, während er seinen kleinen Kram forttrieb!" — und: „Oeser hielt auch große Stücke auf seinen Schüler; er erkannte in ihm sein besseres Ich in größerem Maße wieder; er durfte sich schmeicheln, bei seiner geistigen Geburt Sokratische Hebammendienste geleistet zu haben."

271. Von Leipziger Kunstsammlern, denen aus früherer Zeit Professor Christ (vorige Anm. b) wegen seiner Kupferstichsammlung anzureihen wäre, nennt Goethe hier (S. 94 u. 95):

a. den Lektor der französischen Sprache Huber, Vater des bekannten Freundes von Schiller, Körner, Forster; Geßner wurde durch Huber's Uebertragung ins Französische ein Lieblingsschriftsteller von ganz Europa; bei Huber, dessen Tischgesellschaft sehr gesucht war, wohnte der junge Hardenberg (oben Anm. 260. u. Klose, S. 19); Goethe ließ Beide zugleich in seinen Frankfurter Briefen an Oeser grüßen; ebenso

b. Kreuchauff; ursprünglich Kaufmann, widmete er sich ganz seiner Kupferstichsammlung und der Kunstschriftstellerei (s. oben Anm. 264). Die Allgem. d. Bibliothek zeigte 1770 seine 1768 herausgegebenen „Historische Erklärungen der Gemälde, welche Hr. Gottfried Winkler in Leipzig gesammelt", lobend an (XI. 1. S. 261). Oeser hatte auch diese Schrift mit Vignetten ausgestattet, welche in Goethe's Sammlungen eine Stelle fanden (Schuchardt, I. Nr. 291 u. 133). Noch später blieb Goethe mit Kreuchauff in Beziehungen (v. Biedermann, II. 34 flgd.).

c. Winkler, eben genannt, Raths- und Handelsherr, besaß eine weitberühmte Gemälde- und Kupferstichsammlung. „Die Liebhaberei für Gemälde und Kupferstiche war unter den reichen Privatleuten sehr verbreitet; die Kabinette der Winkler und Richter in Leipzig waren weltbekannt" (Justi, a. a. O. S. 250). Oeser hatte Goethen „gelehrt, wie man sich [in solchen Kabinetten] umsteht" (Jahn, a. a. O. S. 124). Als Letzterer Ende 1782 sich wieder längere Zeit in Leipzig aufhielt, waren diese Sammlungen sein Hauptaugenmerk. Er besuchte sie in Oeser's Gesellschaft: „Wir haben ein Portefeuille aus Winkler's Kabinet zusammen durchgesehn. Bei jedem Blatt hab' ich Dich herbeigewünscht, immer eins köstlicher als das andre" (Briefe an Frau von Stein, II. S. 279). Vergl. auch Werke, Bd. XXVIII. S. 782.

d. Richter (S. 95), gleichfalls Kaufmann, besaß eine von seinem Vater begründete Sammlung von Gemälden, Kupferstichen, Handzeichnungen, von welcher Christ einen Theil, die Gemmen, schon 1743 beschrieben hatte (Justi, a. a. O. S. 377 u. 379, Note). An einem bestimmten Tage der Woche fanden sich bei Richter Künstler und Kunstfreunde zusammen (v. Biederm., I. 185). Das „Richter'sche Denkmal" von Oeser bildete Nr. 290 der Goethischen Kupferstichsammlung (Schuchardt, I. S. 133).

Goethe's „Der Sammler und die Seinigen" (Werke, Bd. XXVIII. S. 107 bis 158) verdankt vorzugsweise diesen Leipziger Kabinetten seine Entstehung.

272. Lessing's Laokoon (S. 95) erschien 1766. Das Studium dieses Werks, von welchem Goethe's Briefe der nächsten Jahre zeugen, schloß sich an das der kritischen Werke Gottsched's und Breitinger's (S. 46 u. 47) an. Ob Goethe von Baumgarten's „Aesthetik", welche nach beiden Werken (1750) herausgekommen war, Kenntniß gehabt, erhellt nicht. Dagegen beweist sein Brief an Schiller vom 6. Mai 1797, daß er um das Jahr 1767 die „Poetik" des Aristoteles in der Uebersetzung von Curtius (1753), jedoch ohne Erfolg, vorgenommen hatte. Er schreibt: „Ich erinnere mich recht gut, daß ich vor dreißig Jahren diese Uebersetzung gelesen und doch auch von dem Sinne des Werks gar nichts begriffen habe" (Briefw., I. S. 297, 3. A.). Gegen Lessing's „Laokoon" wagte er schon in dem Briefe an Fr. Oeser vom 13. Febr. 1769 zu polemisiren in der Bemerkung: „Die Poesie hat gar nicht eben Ursache, ihre Grenzen so auszudehnen, wie ihr Advokat meint. Er ist ein erfahrner Sachwalter; lieber ein Wenig zu viel als zu wenig, ist seine Art zu denken" (Jahn, S. 157 flgd.), und ähnlich den Tag darauf an Oeser selbst: „Lessing, Lessing! Wenn er nicht Lessing wäre, ich möchte was sagen. Schreiben mag ich nicht wider ihn" u. s. w. (v. Biedermann, II. S. 33).

Das so lange mißverstandene Ut pictura poesis (S. 95) ist Horaz' Epistel an die Pisonen entnommen:

Ut pictura poesis erit; quae, si propius stes,
Te capiet magis, et quaedam, si longius abstes.

Lessing's Schrift (S. 96) „Wie die Alten den Tod gebildet" erschien erst 1769. Aber schon in der Note zum elften Kapitel des „Laokoon" ist in Anknüpfung an die Ilias (*II.* 681 u. 682) ausgeführt, „wie die alten Künstler den Tod und den Schlaf mit der Aehnlichkeit unter sich vorgestellet, die wir an Zwillingen so natürlich erwarten," wogegen die Neuern von dieser Aehnlichkeit gänzlich abgegangen und der Gebrauch allgemein geworden, „den Tod als ein Skelett, höchstens als ein mit Haut bekleidetes Skelett vorzustellen". Vergl. Goethe's Epigramm „Die Geschwister" und den Vers im Faust: „Von

Teufels-, Narren- und Todtentänzen" (Werke, Bd. II. S. 6, u. Bd. XIII. S. 16).

Von Zeitgenossen, die sich auf der Stelle einer solchen Wirkung widersetzen (S. 96), nennen wir von Leineren Gelehrten wie Klotz und v. Riedel abstechend, besondere Hasser in den „Kritischen Wäldern" (S. 83) und Winckelmann selbst. Dessen Kunstgeschichte war 1764 erschienen, während Lessing den größten Theil des „Laokoon" schon geschrieben hatte; aber indem er in den letzten Abschnitten sie noch benutzte, korrigirte er Winckelmann in mehreren Punkten. Behandelte Dieser den „Laokoon" nun geringschätzig, so offenbarte sich an beiden Geistern die Verschiedenheit, die Goethe (S. 95) andeutet: ‚Winckelmann hat es immer mit ästhetischen Ideen als unmittelbaren Produkten der Anschauung zu thun; Lessing will aus den Anschauungen zum Behufe sicherer und unzweideutiger Schlüsse Begriffe ableiten, die Ideen in bestimmte Begriffe verwandeln' (Göbell, Die Entwicklung der deutschen Poesie, III. S. 105). Der junge Goethe schwankte wol nur kurze Zeit zwischen beiden Standpunkten; Oeser's Schönheitsideal der Einfalt und Stille nöthigte ihn, wie die vorbemerkten Briefstellen zeigen, die Grenzen der Poesie enger zu ziehen als Lessing, d. h. auch aus ihrem Reiche den heftigen unmittelbaren Affekt und das hohe Pathos zu verbannen. Er hatte die Richtung gefunden, auf die ihn seine Natur hinwies und der er im Wesentlichen sein Leben hindurch treu geblieben ist. Mit Recht erklärte er Oeser, d. h. Winckelmann, Shakespeare und Wieland als seine ächten Lehrer (Brief an Reich vom 20. Februar 1770, bei Jahn, a. a. O. S. 217), nicht Lessing, und von den drei Genannten ist auch Shakespeare, den er in Wieland's Uebersetzung (1762 bis 1766) zuerst in Leipzig gelesen hatte (s. Elftes Buch), noch nicht ernsthaft zu nehmen. — Im Interesse der künstlerischen Anschauung unternahm Goethe noch von Leipzig aus die

273. Dresdner Reise (S. 96 bis 103). Hinsichtlich der Zeit derselben sind wir nur auf Vermuthungen angewiesen. Wir setzen sie in die Mitte des Oeser'schen Kursus, in die Herbstferien 1767, als in die unmittelbar auf Behrisch's Abgang folgende Zeit. Daß die Reise im laufenden Semester gemacht sei, möchten wir nicht annehmen; es bliebe dann nur noch die Osterzeit 1767 und 1768 übrig; gegen die erstere ließe sich aber, außer der Freundschaft mit Behrisch, die Anwesenheit des

Dichters Zachariä und gegen die Wahl des Frühlings überhaupt die Ungunst der Jahrezeit anführen. Auf die unsrer Annahme günstige Stelle, welche die „Dresdner Reise" im biogr. Schema einnimmt, möchten wir uns dagegen nicht berufen, da die Chronologie desselben nicht streng ist (s. z. B. den „Theaterbau" unter d. J. 1768). Auch v. Biedermann (I. S. 194) setzt die Reise in das vorletzte Halbjahr.

274. Abel (S. 97), ein Schüler Seb. Bach's und Mitglied der Dresdner Hofkapelle unter Hasse, erregte auf seiner Kunstreise durch Deutschland 1758 durch sein Spiel auf der Viola di gamba (Kniegeige, etwas kleiner als das Violoncello) das größte Aufsehen. In jenem Jahre, vor der französischen Einquartierung, konnte er bei Goethe's Vater Aufnahme gefunden haben. Er war in der That der letzte Gambenspieler.

275. Ob Rabener auf der Rückreise von der Leipziger Michaelismesse 1767 den Postwagen, die berühmte gelbe Kutsche (S. 98), benutzte, wissen wir nicht. Die Fährlichkeit und Dauer der Reise erhellt jedoch aus seinen Worten: „Sonnabends halb zwei Uhr fuhr ich von Ihnen, wohl gesättigt, ab und kam bei garstigem Wege und vieler Gefahr Sonntags Mittag um zwölf Uhr in Dresden glücklich an" (aus dem in Anm. 210 angeführten zweiten Schreiben an Weiße; vergl. Goethe's Werke, Bd. I. S. XLVI).

276. Den Dresdner Schuster (S. 97 u. 98), den Verwandten Linprecht's, hatte Goethe später bei der Abfassung des Gedichts „Der ewige Jude" (Werke, Bd. III. S. 181 flgd.) als modernen Hans Sachs im Sinne, wie er unten zu Anfang des Funfzehnten Buchs erzählt.

Wegen des Wohlgeruchs des Balsams (S. 98) siehe Evangel. Lucae 7, 36 flgd. und „Faust", Werke, Bd. XIII. S. 241.

277. Die Dresdner Gemäldegalerie (S. 99) befand sich bereits in den Räumen am Neumarkt, in welchen sie noch die älteren Zeitgenossen gekannt haben (bis 1855). Bei dem Neubau des kurfürstlichen „Stallgebäudes" 1746 waren das erste und das zweite Stockwerk zu einem einzigen hohen Raume mit großen Fenstern verbunden worden.

Die innere Galerie enthielt die Italiener (seit 1753

mit der Sixtiniſchen Madonna), die äußere (S. 99) die Niederländer (s. Werke, Bd. I. S. XLVI).

278. Die Gemälde dort des Lübecker Adrian van Oſtade (S. 100) ſind: die Werkſtatt des Künſtlers ſelbſt, eine holländiſche Dorfſchenke und eine Bauernwohnung mit Kupfergeſchirr und anderm Geräthe (Nr. 1283 bis 1285 des Katalogs). Goethe ſelbſt beſaß 27 Radirungen Oſtade's, darunter Nr. 284 der Schuſter (I. 174 u. 175 ſeiner Kunſtſammlungen von Schuchardt. 1848).

279. Riedel, deſſen Vater zu Winckelmann's Zeit Ober-Inſpektor der Galerie geweſen war (Juſti. I. S. 247), gehörte in derſelben Stellung dieſer ſeit 1755 an. Er konnte das ihm von Goethe (S. 100) geſpendete Lob noch vernehmen, da er erſt 1816 verſtarb. Er war der Hüter der zum Theil auf den Königſtein geflüchteten Galerie während des ſiebenjährigen Kriegs geweſen (Hübner's Katalog, S. 60 u. 61). Selbſt Maler, Radirer, vorzüglicher Gemälde-Reſtaurator und Schriftſteller, verfaßte er einen Katalog der dortigen Gemälde (Leipz. 1771). In der Lebensgeſchichte Hackert's, bei Mittheilung des Aufſatzes deſſelben „Ueber Oelmalerei", führt Goethe eine Ueberſetzung Riedel's aus dem Italieniſchen an. Sein Vater hatte 1742 für die Galerie elf bibliſche Gemälde von Domenico Feti zu Prag erworben und er ſelbſt wol beſonders diejenige Vorliebe für jenen Meiſter bei Goethe erweckt, wegen welcher dieſer ſpäter Herder's Spott dulden mußte (oben S. 179).

280. Die Seite 101 geſchilderte Scene illuſtriren Zacharia's Verſe im „Renommiſten" (I. S. 302):

„Zum Zeichen ew'ger Treu ward jeder Hut durchſtochen
Und mit Geſchrei und Lärm jedwedes Glas zerbrochen."

281. Der Lichteffekt der Lampe (S. 101) rief die Bilder des Niederländers Godefried Schalken zurück; die Galerie enthält von ihm: Ein ſitzendes Mädchen, bei einem Lichte einen Brief leſend; ein Mädchen, ein brennendes Licht haltend; ein Künſtler, eine Büſte der Venus beleuchtend; ein Mädchen, ein Ei gegen das Licht haltend (Nr. 1565 bis 1568 des Katalogs). Den Stich eines Schalken'ſchen Bildes von Wille beſaß Goethe ſpäter ſelbſt (Schuchardt, a. a. O. I. S. 189, Nr. 397).

282. **Die Antiken standen noch in den Pavillons des Großen Gartens** (S. 101). Vergl. Justi (I. S. 254): „Die Gärten von Großsedlitz, Moritzburg und der Große Garten waren Nachbildungen der Schöpfung Lenôtre's [zu Versailles]; und selbst die antiken Statuen, welche Anfangs im Garten des Japanischen Palais aufgestellt waren, sollten, wie die Diana, die Kopien des Laokoon und des Apollo zu Versailles, keine antiquarische und akademische Sammlung sein, sondern die kostbarste Dekoration eines fürstlichen Gartens."

Da Goethe den „Laokoon" schon vor der Dresdner Reise studirt und diese nur unternommen hatte, um die durch jenes Werk aufgeregten Gedanken vermittelst der Anschauung bedeutender Kunstwerke zu beschwichtigen (S. 96), so würde er auch dort die Antiken und besonders die Gruppe des Laokoon zu sehen nicht unterlassen haben, wenn sie überhaupt zu sehen gewesen wären.

Selbst Winckelmann hatte nur von der Gemälde-, nicht von der Antikensammlung Kenntniß nehmen können, weil, wie er erklärt, „die besten Statuen in einem Schuppen von Brettern, wie Häringe gepackt standen und zu sehen, aber nicht zu betrachten waren" (Abhandlung von der Fähigkeit der Empfindung des Schönen, 1763). „Man war im Besitz der köstlichsten Proben griechischen Stils; man hatte etwas wie einen Abriß alter Kunstgeschichte in nächster Nähe, aber das Licht war unter den Scheffel gestellt. — Daher sagt Hagedorn, daß die Verdammung der Antiken in die Pavillons und Schuppen des Großen Gartens fast den Ruhm der Erwerbung von Modena [d. h. von 100 Gemälden des Herzogs von Modena 1746] aufwiegen. Aus dieser Verdammung wurden sie erst i. J. 1785 erlöst" (Justi, I. S. 274), und in dieser Erlösung sah sie Goethe dann zuerst auf der schlesischen Reise i. J. 1790 (Aus Herder's Nachl., I. S. 126).

283. Auch Hagedorn (S. 102), der Generaldirektor der Galerie, der Bruder des Dichters und Freund Winckelmann's, wird, seinen eben angeführten Aeußerungen zufolge, Goethe nicht aufgefordert haben, jene Antiken aufzusuchen. Liest man die Charakteristik Hagedorn's bei Justi (I. S. 352 bis 361), so findet man die Zuneigung des damals schon in der Mitte der Fünfzige stehenden berühmten Verfassers der „Betrachtungen über die Malerei" (1762) zu dem jungen Kunstfreunde begreiflich. Denn das künstlerische Pathos Beider war dasselbe.

Seine jetzt in Kopenhagen befindliche Gemäldesammlung enthielt vorzugsweise die Bilder lebender deutscher Künstler, und in dieser Beziehung fand Goethe bei ihm ganz die Ansichten seines Vaters wieder. Während Hagedorn die Oeser-Winckelmann'schen stilistischen Grundsätze mehr äußerlich sich angeeignet, lag ihm der „Zusammenhang der Kunst mit Volksart und persönlicher Sinnesart" wahrhaft am Herzen. „Das Kunstwerk versetzt uns nicht in eine abgesonderte Region der Empfindungen; es spricht uns an durch eben das, was uns im Leben das Liebste ist. — Er für seine Person suchte in der Kunst viel weniger Vollkommenheit der Form als Empfindung, vorzüglich die sentimentale Empfindung, welche idyllische Dichtung und Landschaft erwecken. Er betrachtet die Malerei, wie die Erneuerer unserer Literatur die Poesie betrachteten, als Mittel zur Bildung des Herzens" (Justi, I. S. 356). Dazu die Aeußerung Hagedorn's: „Nur die Freunde der Natur sind die ächten Schätzer der Kunst." Es war unvermeidlich, Beide mußten sich verstehen, zumal Hagedorn auch selbst, gleich Goethe, die Radirnadel führte. Nicht minder konnte Dieser in Hagedorn's Eclaircissemens historiques (1757; s. Bibl. d. sch. Wiss., II. S. 209 u. 267) alle seine heimischen Maler, Schütz, Juncker, Brinckmann, auch seinen alten Freund v. Häckel geschildert finden.

284. Welches Bild von Swanevelt, einem Zeitgenossen und Nachahmer Claude Lorrain's, Goethe (S. 102) im Sinne gehabt, ist nicht klar. Nach dem Dresdner Kataloge besitzt die Galerie nur einen Swanevelt, Nr. 1321: „Unter hohen Bäumen zieht sich ein Weg am Ufer eines Stromes entlang, welchen ferne Gebirge begrenzen"; aber diese Landschaft wurde erst i. J. 1832 erworben. Daß Goethe den Maler sehr schätzte, zeigen die dreizehn eigenhändigen Radirungen Swanevelt's in seiner Sammlung (Schuchardt, I. S. 187. Nr. 418 bis 430). Goethe's eigne Leipziger Radirungen sollen an Swanevelt's Manier erinnern (s. Anm. 290).

285. Die Belagerung Dresden's v. J. 1760 ist oben (Anm. 210) erwähnt.

Zu der Kreuzkirche (S. 102) war am 16. Juli 1764 der Grundstein neu gelegt (Allg. d. Bibl., II. 2. S. 241), der

Neubau damals jedoch (1767) noch nicht ausgeführt, während die katholische Hofkirche grade vollendet wurde (Justi, I. S. 260).

286. Das alte Wort (S. 103) sorrow is knowledge (Byron's Manfred, I) haben wir nur in sehr veränderter Fassung gefunden; am Nächsten kommt ihm das italienische: Chi più sa, più dubita, und Goethe's späterer Spruch (1826): „Eigentlich weiß man nur, wenn man wenig weiß; mit dem Wissen wächst der Zweifel" (Werke, Bd. XIX. S. 58, Nr. 240).

287. Die Verbindung mit dem Breitkopfischen Hause (S. 103) begann schon in Goethe's erstem Universitätsjahre. Denn der bei seiner Ankunft bereits weit vorgerückte Bau des Silbernen Bären (an der Ecke der Universitätsstraße, des Alten Neumarkts und des Kupfergäßchens) wurde in diesem Jahre zu Ende geführt und das Haus im Herbst 1766 bezogen. Hier verkehrte Goethe in der Familie des Sohnes von Bernhard Christoph. Dieser Sohn, Johann Gottlob Immanuel, hatte sich durch die Erfindung des Notendrucks mit beweglichen Typen (S. 104) und ähnliche Leistungen einen Namen gemacht. Er war wissenschaftlich gebildet, Kunstfreund und -Sammler und auch Schriftsteller in seinem Fache. Seine beiden Söhne Bernhard und Gottlob, also Enkel des Stifters (S. 103). Ersterer, in Goethe's Alter stehend, — nicht einige Jahre älter (S. 103 unten) —, der Zweite, ein Jahr jünger, hatten mit Diesem zugleich die Universität bezogen (v. Biedermann, I. S. 207).

Eine Frucht ihres Verkehrs sind die von Goethe theils hier, theils in Frankfurt gedichteten zwanzig „Neue Lieder, in Melodien gesetzt von Bernhard Theodor Breitkopf. Leipzig bei Bernhard Christoph Breitkopf und Sohn" (1770. 43 S. Quer-Quarto). Deren Druck erfolgte zwischen Ostern und Michaelis 1769, als der junge Dichter schon nach Frankfurt zurückgekehrt war (Hirzel's Verzeichniß, S. 2). Elf dieser Gedichte hat Goethe zwischen seine kleinen Poesien eingeschaltet (S. 104), und zwar die Gedichte von „Die schöne Nacht" bis „Scheintod" (Werke, Bd. I. S. 32 bis 37), „Wechsel" (das. S. 42) und „Die Freuden" (Bd. II. S. 279) seit 1815. „Die schöne Nacht" indeß und die beiden letzten Gedichte schon seit 1789. Die übrigen neun fanden erst nach seinem Tode Aufnahme in die Werke (Bd. III. S. 25, 27 bis 31 und S. 69).

Bernhard Breitkopf gab gleichzeitig (1769) auch „Menuetten und Polonaisen für das Clavier" heraus, in welchen der Rezensent der Allg. d. Bibl. (Bd. XI. 1. S. 262) zwar einen Dilettanten, aber einen sehr „fertigen Clavierspieler" und einen „feurigen erfindungsreichen Geist" erkannte.

Ein sehr herzlicher Brief Goethe's an den zweiten Bruder, Gottlob, die treue gute Seele (S. 104), aus dem Herbste 1769 ist in Hirzel's „Fragmenten einer Goethe-Bibliothek" (1849, Nr. 2) und darnach bei Jahn (S. 207) abgedruckt. Dieser Gottlob begründete später (1798) die „Allgemeine Musikalische Zeitung".

Ueber Beider Lebensschicksale, sowie über die Schwestern Konstanze, die Flamme von Goethe's Freund Horn, später Fr. Dr. Ochme (Anm. 235), und Wilhelmine theilt v. Biedermann (I. 207 u. 208) Näheres mit.

Musikalische und dramatische Aufführungen belebten den Verkehr in diesem Hause. Goethe's Andenken blieb in demselben lange lebendig durch die Erinnerung an sein geniales Spiel, besonders beim Extemporiren in dramatischen Sprichwörtern, und durch sein Zeichentalent. Erhalten ist noch seine Zeichnung: „Wie Herr von Burgsdorf mit Demoiselle Gottsched Schach spielte." Burgsdorf war ein älterer Studiengenosse Goethe's (v. Biedermann, I. S. 121 u. 209).

Die Schwefelsammlung (S. 104) war eine Pasten-Sammlung, eine Daktyliothek von Gips (schwefelsaurem Kalk) oder von Schwefel selbst. Vergl. oben Anm. 270d.

288. Doktor Reichel (S. 104), im „Goldnen Bären" wohnend, war Lehrer an der Universität, seit 1767 außerordentlicher Professor der Medizin (v. Biedermann, I. S. 209).

289. Der Kupferstecher Stock (S. 104) wohnte gleichfalls im „Goldnen Bären", der unter diesem Hause zu verstehen war noch jung und pflegte, nach Horn's Ausdruck, „so wunderliche, auch wol garstige Sachen zu sagen" (Jahn, S. 32); nach Goethe (S. 105) besaß er eben einen herrlichen Humor. Goethe entriß den zehn Jahre ältern Mann daher Abends seiner Arbeit und entführte ihn, zum Leidwesen der älteren Frau, „zu Schönkopfs oder nach Auerbach's Keller" (Fr. Förster, Kunst u. Leben, S. 104). In dem Briefe an Gottlob Breitkopf (Anm. 287) gedenkt Goethe des Ehepaars: „Grüße Stocken und seine

Dame und ſag ihm, er machte recht artige Sachen!" Er war engagirt, die Vignetten für Breitkopf's Verlag zu liefern; von ihm ſind beiſpielsweiſe diejenigen zu Thümmel's „Wilhelmine" (Biederm., I. S. 191).

Die beiden Töchter (S. 105), damals (1768) erſt acht- und ſechsjährige Kinder, ſind als Minna und Doris durch den Briefwechſel Schiller's mit Körner, Minna's Gatten, in weitern Kreiſen bekannt. Doris hat ſich außerdem durch ausgezeichnete Paſtellgemälde ein Andenken in der Kunſtwelt geſtiftet. Fr. Förſter, der als Kampfgenoſſe Theodor Körner's, Stock's Enkel, mit der Familie genau bekannt war, hat in dem eben angeführten Memoirenwerke „Kunſt und Leben" (Berlin, 1873. S. 102 bis 107) Erinnerungen der Frau Körner an Goethe's Verkehr mit ihrem Vater mitgetheilt. Dieſe Anekdoten ſind angeblich ſchon i. J. 1809, alſo vor dem Erſcheinen von „Dichtung und Wahrheit" aufgezeichnet oder doch dem Aufzeichner erzählt. Danach betheiligte ſich Goethe an der Chriſtbeſcherung der Familie, ertheilte den Kindern, wenn der Unterricht ihres Magiſters ſein Mißfallen erweckte, gelegentlich ſelbſt Bibelſtunde und ließ ſich gefallen, daß Frau Stock ſeine Haare mit Hilfe ſämmtlicher Familienkämme ordnete. „Er hatte," heißt es hier, „das ſchönſte braune Haar; er trug es ungepudert, im Nacken gebunden, ſo daß es in dichtem Gelock frei herabwallte." Die Beſchreibung der Wohnung führt Goethe's Andeutungen weiter aus: „Unſre ganze Wohnung beſtand in einer geräumigen Dachſtube drei Treppen hoch, zwei Schlafkammern und der Küche. Den Tag über waren wir ſämmtlich in der Wohnſtube, in welcher auch der Vater ſeine Werkſtatt an dem einzigen hellen Fenſter aufgeſchlagen hatte."

230. Zum der unter Stock's Leitung radirten Landſchaften nach Thiele und Andern (S. 105), nebſt mehreren von Goethe gezeichneten Landſchaften, vereinigte die Leipziger Goethe-Ausſtellung 1849 (Katalog derſelben, S. 7 u. 8). Zwei dieſer Kupferſtiche — peints par A. Thiele und gravés par Goethe, mit den Widmungen: Dedié à Monsieur Goethe, Conseiller Actuel de S. M. Impériale par son fils très obéissant, und Dedié à Monsieur le Docteur Hermann, Assesseur de la Cour provinciale suprême de Justice de S. A. Elect. de Saxe et Sénateur de la Ville de Leipsic, par son ami Goethe — dürfen in keiner Goethe-Sammlung fehlen. K. Buchner

hat diese Radirungen im Morgenblatt (1828. Nr. 3 bis 6) nach dem Gutachten eines Kupferstechers auch rücksichtlich der Technik beurtheilt: „Die Zeichnung in Masse ist in beiden Blättern sehr gut gewahrt und die verschiedenen Gründe auf ächt künstlerische Weise in gegenseitige Harmonie gebracht und auseinandergesetzt. Die technische Behandlung des Einzelnen anlangend, möchte das von Goethe seinem Vater dedicirte Blatt mit größerer Fertigkeit und Sicherheit ausgeführt sein. Das Wasser, welches sich im Vordergrunde gesammelt hat und leise fortbewegt, hat wirklich Spiegel: weit weniger gut ist das Wasser des eigentlichen Wasserfalles. Schatten und Lichtpunkte der Felsen sind in ein gutes Verhältniß gebracht; der gegen die sonnige Luft sich dunkel abhebende Baum im Vordergrunde zeigt namentlich von größerer Fertigkeit; die Partien heben sich von einander los, und das besonnte Plätzchen ist recht einladend und wohl gefertigt. Ueberall in diesem Blatte scheinen Strichlage und Wendungen überlegter, planmäßiger zu sein, während das andere hierin weniger lobenswerth ist. Dagegen hat diese Landschaft einen andern Vorzug: die Licht- und Luftperspective ist besser behandelt; auch läßt sich mit dieser Landschaft hauptsächlich belegen, daß Goethe für die Schönheit der Form, der Beleuchtung und der Farbe in gleich hohem Grade, aber noch mehr in Hauptmassen als im Einzelnen gefühlt habe, und daß dieses Fühlen in Masse namentlich von Baumpartien gilt, während Felsen und Erdreich einer größeren Detaillirung sich erfreuen. Nicht allein mit Schönheit der Form sich begnügend, wußte er auch die beiden letzten mitwirkend heranzuziehen. Die Behandlung der Form in diesem Blatte ist wirklich meisterhaft zu nennen. Beide Blätter, um durch Beispiele zu erläutern, erinnern in artistischer Hinsicht an Swanevelt [s. oben Anm. 284]; in seiner Art mag Goethe die Gegenstände aufgefaßt und gefühlt haben. In technischer Beziehung wären sie den besseren radirten Blättern des Landschaftmalers Schönberger zu vergleichen. Wo die Anwendung des Grabstichels nöthig schien, verräth sich eine höchst geringe Kenntniß der Technik; gerade diese Stellen, die dunklen Partien, sind deshalb zu den wenigst gelungenen zu zählen."

Die Vorbilder entnahm Goethe wol der Winkler'schen Sammlung, welche dreizehn Landschaften von Thiele besaß (Biedermann, I. S. 192; vergl. Schuchardt, Goethe's Kunstsamml., I. S. 142, Nr. 369 bis 374).

Von Goethe's Holzschnitten (S. 105) erwähnt Bieder-

mann (a. a. O. S. 193) einige Druckerstöcke „zu Etiketten für den Gastwirth Schönkopf", und eine derartige sehr zierliche, mit des Letzteren Namen versehene, von Goethe radirte Vignette ist bei Jahn (S. 101) abgedruckt. Es ist schwer, an dieser Stelle nicht an das Venetianische Epigramm Nr. 99 zu erinnern, welches anfängt: „Vieles hab' ich versucht, gezeichnet, in Kupfer gestochen" u. s. w.

291. Von seinen Leipziger Bekanntschaften nennt Goethe (S. 105 u. 106):

a. den Kreissteuereinnehmer Weiße, den später so beliebten Verfasser des „Kinderfreundes", damals schon zu den ersten deutschen Dichtern gerechnet. Seine Trauer- und Singspiele, von welchen sich „Die Jagd" noch bis in die neueste Zeit erhalten hat, beherrschten die Bühne (s. Anm. 76a, 201 u. 266). Seine „Scherzhaften Lieder" (1758) waren von Einfluß auf Goethe's damalige lyrische Versuche, und das Motiv seines „Einst ging ich meinem Mädchen nach" (Werke, Bd. III. S. 28) ist Weiße's Gedicht „Die Vorsicht" entnommen (v. Biedermann, I. S. 96). In Oeser's Hause wird Goethe mit ihm bekannt geworden sein; auch ließ ihn Goethe, der einen Beitrag zu Weiße's „Neuen Bibliothek der sch. Wiss." zugesagt hatte, in dem Briefe an Oeser vom 14. Februar 1769, sowie dreißig Jahre später in dem an Rochlitz vom 29. März 1801 („unsern verehrten Weiße") freundschaftlich grüßen.

b. Hiller setzte die Musik zu Weiße's Singspielen, und nach seinen Melodien wurden Letzteres Lieder, wie das noch heute bekannte „Als ich auf meiner Bleiche", gesungen. Auch mit ihm wurde Goethe bekannt: „Auch ich habe den guten Hiller besucht und bin freundlich von ihm aufgenommen worden; doch wußte er mit meiner wohlwollenden Zudringlichkeit, mit meiner heftigen, durch keine Lehre zu beschwichtigenden Lernbegierde sich so wenig als Andere zu befreunden" (Goethe im Jahre 1824, Werke, Bd. XXVIII. S. 759). In den „Wöchentlichen Nachrichten und Anmerkungen die Musik betreffend" (Anh. zum Jahrg. III. St. XVII v. 30. Okt. 1769. S. 140) lobte Hiller indeß Goethe's „Texte".

c. Auch des bereits genannten Schiebeler (Anm. 266) „Lisuart und Dariolette, oder die Frage und Antwort, eine komische Oper in 3 Akten", eine, jedoch sehr entfernte Nachahmung von Favart's La Fée Urgèle (bei Schiebeler: Fee Serena), hatte Hiller ferner komponirt (Allg. d. Bibl.,

X. 2. S. 180 bis 189, und Lessing's Dramat., 29. St.). Das Singspiel wurde am 25. Nov. 1866 zum ersten Mal in Leipzig aufgeführt. Die Arien daraus: „Bald die Blonde, bald die Braune," „Wer wagt, gewinnt, das ist schon wahr", u. a. m. waren bald in Aller Munde.

Wie über Weiße und Clodius, glossirt Goethe in seinem ersten Briefe an Herder aus Straßburg auch über Schiebeler, kurz vor dessen Tode, und schon früher in der Epistel an Fr. Oeser (Herder's Nachl., I. S. 26, und Werke, Bd. III. S. 136). Ein näheres Verhältniß scheint zwischen Beiden nicht bestanden zu haben, obgleich sie von 1765 bis zu Ostern 1768, wo Schiebeler Leipzig verließ, dieselbe Stadt bewohnten. Schiebeler und Löwen, welche über obige Operette in Streit geriethen, starben schon 1771, gehören mithin auch zu den vielen damals in der Blüthe der Jahre dahingeschiedenen dramatischen Schriftstellern.

d. Eschenburg, Schiebeler nah befreundet und später (1773) Herausgeber der Gedichte desselben, über fünf Jahre älter als Goethe (zu S. 105 unten), studirte von 1764 bis 1767 zu Leipzig, also mehrere Semester zugleich mit Letzterem, besuchte auch zum Theil dieselben Vorlesungen (bei Gellert, Ernesti, Clodius, Morus, Winckler) und begegnete sich mit ihm bei Weiße und Oeser. Er war schon damals schriftstellerisch thätig (vergl. Anm. 76e u. 249). Goethe stand ihm jedoch fern, wie seine sehr abfälligen Aeußerungen über Eschenburg's erste Shakespeare-Arbeiten (Herder's Nachl., I. S. 32: „Eschenburg ist ein elender Kerl") und andrerseits Jerusalem's briefliche Mittheilungen an Eschenburg über Goethe ergeben (Anm. 299b). Zu den literarischen Exkursen dieser Lebensgeschichte, wie gleichzeitig zur Rede über Wieland, wird Goethe Eschenburg's „Theorie und Literatur der schönen Wissenschaften" benutzt haben.

e. Zachariä, der Verfasser des „Renommisten" und der Oden und Lieder, der Mitarbeiter an den „Bremer Beiträgen", dessen gesammelte Werke damals in acht Bänden erschienen waren, zählte, wenigstens in den Augen der Zeitgenossen, zu den ersten deutschen Dichtern überhaupt. Zachariä hielt sich in der Ostermesse 1767 zu Leipzig auf, und die Theilnahme eines solchen, überdies schon einundvierzigjährigen Mannes und „der Glanz der glorreich" ihn umgab, mußten den bescheidenen Schönkopf'schen Tisch außerordentlich heben. Die Tischgesellschaft erschien nach des Dichters Abreise schal; „Verdruß und Langeweile, wie

die Stymphaliden", umschwärmten „den Tisch"; Leipzig, Goethen stets beengend (Br. an Frau v. Stein vom Ende Dez. 1782), ward ihm ein „unbeklagter Ort", wie bald darauf in den Oden an Behrisch ein „Gefängniß", und er hing dem Gedanken nach, Zachariä, „Apollens Liebling", als Jünger nach Braunschweig zu folgen (Werke, Bd. II. S. 399 u. 400).

292. Lessing (S. 106) kam nach Aufhebung seines Verhältnisses zur Hamburger Bühne, umstrahlt von der Doppel-Glorie seines „Laokoon" und der „Minna", Anfangs Mai des folgenden Jahres 1768 auf etwa vier Wochen nach Leipzig (s. seine Briefe an seinen Bruder u. an Nicolai vom 26. April u. 9. Juni 1768, zwischen welchen Daten die Reise liegt; Werke, ed. Lachmann, Bd. XII. S. 194 flgd.). Goethe wäre es wol ein Leichtes gewesen, ihn bei Weiße zu sehen. In Lessing's Anwesenheit wurde die „Minna" gegeben, doch befriedigte ihn die Aufführung wenig. Er schreibt darüber an seinen Bruder, nach Hamburg zurückgekehrt, am 9. Juni: „Ich habe jetzt auch Koch's Theater gesehen. Die Verzierungen ausgenommen und den Bau des Theaters selbst, kann ich Dich versichern, daß es dem hiesigen weit nachstehen muß. Ich habe die „Minna" da zweien sehen. Der einzige Brückner [s. Goethe's Werke, Bd. XXVIII. S. 624] hat seine Rolle, den Tellheim, besser gemacht als hier Eckhof; die Uebrigen alle sind unendlich weit unter den hiesigen Acteurs." Doch fehlte damals schon die Schulze.

293. Oeser's Antheil an Winckelmann's ersten Schriften (S. 106) ist schon in Anm. 270e berührt (Justi. II. S. 476 b. u. Eckermann, I. S. 341). Bei den sibyllinischen Blättern (das.) möchte an Hamann's, an Kant's Schriften, selbst an Herder, namentlich aber an Spinoza zu denken sein.

Frhr. von Erdmannsdorf (S. 107) war der Reisebegleiter des Fürsten Leopold Friedrich Franz von Anhalt-Dessau in Frankreich, England und Italien. Zu Rom verweilten sie 1765 und 1766 acht Monate.

Die Anlage des Parks zu Wörlitz fiel in die nächsten Jahre.

Auch in seinem „Winckelmann" (Werke, Bd. XXVIII. S. 228) führt Goethe als einen der Beweggründe jener Reise (S. 107) die Absicht an, „den Fürsten von Dessau wiederzusehen, dessen hohe, ruhige Natur er [Winckelmann] als von Gott auf die Erde gesandt betrachtete". Winckelmann ward

am 8. Juni 1768 zu Triest durch Arcangeli ermordet. Goethe's Erzählung (S. 107) bezieht sich daher auf seine letzte Leipziger Zeit, zumal die Trauerkunde wol erst zu Ende des Monats nach Leipzig gelangte. Vergl. Lessing's Brief vom 5. Juli 1768 (Werke, ed. Lachm., Bd. XII, S. 199), der die Worte enthält: „Das ist seit Kurzem der zweite Schriftsteller, dem ich mit Vergnügen ein paar Jahre von meinem Leben geschenkt hätte" [Sterne war kurz vorher gestorben]. In dem Kapitel „Hingang" der eben citirten Schrift hat Goethe Menander's *Ὃν οἱ θεοὶ φιλοῦσιν, ἀποθνήσκει νέος* aufs Herrlichste und ausführlicher als hier (S. 107) auf Winckelmann angewendet.

Ein Donnerschlag bei klarem Himmel (S. 107).

„Aber auch aus entwölkter Höhe
Kann der zündende Donner schlagen",

sagt der Chor in Schiller's „Braut von Messina".

294. Die sich durch einen Blutsturz (S. 108) ankündigende Krankheit ist in die letzten Monate, welche Goethe in Leipzig zubrachte, Juli und August 1768, zu setzen. Der sächsische Hauptmann, mit dem er am 28. August in Naumburg zu Abend aß, sah ihm die Krankheit noch an und fragte: „Sie scheinen unpäßlich?" „Ich bin's wirklich," versetzte ich ihm, „und sehr, ich habe Blut gespieen" (Jahn, S. 80). Daß Limprecht, der Stubennachbar, sich bei der Krankheit sehr hilfreich erwies, ergiebt Goethe's erster Brief an ihn aus Straßburg: „Sie haben immer viel Last in der Welt gehabt, und noch zuletzt mit Ihren Augen und mir. Nicht meine Krankheit mein' ich; das war ein Liebesdienst, und Liebesdienste werden niemals sauer" (Biedermann, II, S. 14). Der Sitz des Uebels war jedoch nicht in der Lunge, wie man befürchtete, sondern im Magen; „meine Lunge ist so gesund als möglich, aber am Magen sitzt was" (Jahn, S. 77, 69, 118). Dazu ein Halsübel („in dem Halse wund," das. S. 136).

Als Grund der gestörten Verdauung führt Goethe das schwere Merseburger Bier (S. 108) an; hiezu kam, daß der Schönkopfs schräg gegenüber wohnende Kaufmann Obermann, in dessen Familie Goethe viel verkehrte, „das beste englische Bier, Burton ale, die Bouteille à 8 Gr." verkaufte, laut seiner Anzeige vom 13. Mai 1767. Noch in Straßburg spielt Goethe auf den Genuß des Merseburger Bieres an (Schöll, Aufs., S. 46). — Milchkaffee hielt er Zeit seines Lebens

für besonders schädlich, ohne jedoch mit dem Rath, ihn nicht zu trinken, in seiner Umgebung durchdringen zu können; wir erinnern an die Stelle in dem Brief an Frau v. Stein vom 1. Juni 1789: „Du verstärkst die hypochondrische, quälende Kraft der traurigen Vorstellungen durch ein physisches Mittel, dessen Schädlichkeit" u. s. w. (III. S. 330). — Rousseau's „Emile" machte damals seinen Einfluß, und im Allgemeinen wohlthätig geltend. Zwei Beispiele, wie unvernünftig hie und da die neue Methode angewandt wurde, enthält der Brief der Julie Bondeli an Zimmermann vom 6. Jänner 1764; sie schließt die Schilderung: Ces deux éducations-là valent à Rousseau l'honneur de passer pour fou et pour méchant (Bodemann, S. 275). Das auf hartem Lager schlafen, nur leicht zugedeckt (S. 108) behielt Goethe noch in der ersten Weimarischen Zeit bei. Bei dem Besuche der Eltern im Herbst 1779 forderte er sowol für den Herzog als für sich nur „einen saubern Strohsack, worüber ein schön Leintuch gebreitet ist," und „eine leichte Decke," sagt auch von Ersterem: „Keinen Kaffee trinkt er nicht" (Keil's Frau Rath, S. 148 flgd.). — Basedow's Zirksamkeit war damals, 1768, noch in ihren Anfängen (Allg. d. Bibl., XI. 2. S. 69 flgd.).

Zu den besondern Systemen (S. 108) vergl. Thl. I. S. 66 u. Anm. 54.

Daß Goethe's Genesung nur kümmerlich von Statten gegangen war, lesen wir in den Briefen der nächsten Zeit; danach ward er „wieder gesund, eben genug, um mit Bequemlichkeit meinem letzten Willen nachdenken zu können"; zu Friederike Oeser kam er als „ein Todter aus dem Grabe", und das Gedicht „Schadenfreude" beruht auf der Fiktion, er sei wirklich gestorben (Jahn, Leipz. Fr., S. 138, 148, u. Werke, Bd. I. S. 36). Sein krankhaftes, launiges Wesen bestätigt die spätere Aeußerung an Limprecht: „Wenn ich mich erinnere, was für ein unerträglicher Mensch ich den letzten ganzen Sommer war [1768], so nimmt mich's Wunder, wie mich Jemand hat ertragen können. Doch ich verdiente Mitleiden; ich hatte auch meine liebe Last" (Biedern., II. S. 14 u. 15).

295. Von den Landhäusern (S. 109) steht das Oeser'sche in Dölitz (S. 292) obenan; auf dieses beziehen sich die Verse in der Epistel an Friederike Oeser (Werke, Bd. III. S. 137):

„Ja, denken müßt Ihr oft an mich, das sage
Ich Euch, besonders an dem Tage,
Wo Ihr auf Euerm Landgut seid,
Dem Ort, der mir so manche Plage
Gemacht, dem Ort, der mich so sehr erfreut."

Dort bei Oeser, an dem Tisch, der „angestoßen" wurde, wenn neue Gäste kamen (Jahn, S. 161), fanden sich Weiße, Garve, Kreuchauff, Clodius, Huber u. s. w. zusammen. Hier gab Goethe seine „Judenpredigt" (Biedermann, I. S. 259 u. 260) zum Besten. „Landhaus zu Tölitz" ist der erste Gesang von Ad. Böttger's epischem, „Goethe's Jugendliebe" zu Käthchen behandelnden Zyklus betitelt (Leipzig, 1862; darüber Ethé in seinen Essays, 1872, S. 122). Noch kurz vor seinem Abgange scheint Goethe mit Oesers das Theater besucht zu haben („Und in der Loge noch, mit diesem seltnen Zug", Werke, Bd. III. 136).

Ferner das Landhaus des Buchhändlers Reich in Sellerhausen, eine Stunde von Leipzig, wohin sich Goethe, der Ueberlieferung zufolge, über Reudnitz auf dem, später „Poetengang" genannten, beschatteten Fußpfad am Ufer des Rietschke-Bachs zu begeben pflegte. Auch zeigt man im Garten des Reich'schen Landsitzes einen steinernen Tisch, an dem Goethe gesessen haben soll (Biedermann, I. S. 211). Reich, mit dem Dieser namentlich wegen Lavater's Physiognomik in Verbindung blieb (Jahn, S. 215 flgd.), pflegte an einem bestimmten Wochentage die Leipziger Schöngeister, Gelehrten und Künstler bei sich zu sehn. Ein später nach Paris verschlagener Lehrling des Geschäfts, der Weidmann'schen Buchhandlung, erinnerte sich aus dieser Zeit noch „des ungemein aufgeblasenen Studenten Goethe". Reich fragte ihn 1775 um Rath, als die Errichtung eines Kommissionslagers in Frankfurt beabsichtigt wurde, und als Goethe seinen Besuch zur Ostermesse 1776 ankündigte, schrieb Zimmermann an Reich: „Was das für ein Fest um ihn her sein wird, und wie gern hätte ich mit ihm an Ihrem Tische gesessen! Wenn Sie hexen können, so hexen Sie ihm doch seinen Doktor Faust heraus. Noch hat Deutschland kein solches Werk gesehn, und drum sollten Sie's drucken" (K. Buchner, Wieland und die Weidmann'sche Buchhandlung, 1871, S. 19 flgd.).

Auch Raschwitz ist zu nennen (s. S. 292); nach Biedermann's Vermuthung (II. S. 24) besuchte hier Goethe den Groß-

vater des Grafen Lindenau, Amtshauptmann von Kühlewein, Besitzer des Raschwitzer Rittergutes.

296. Wegen Hermann (S. 109) s. oben S. 52 und Anm. 217b. Ihm widmete Goethe mehrere Zeichnungen und eine der S. 330 beschriebenen Radirungen. — Einen Rathshasen (S. 110) erhielt Hermann als Rathsmitglied; auf jener Radirung heißt er daher Sénateur.

297. Der Bremer Gröning (S. 110), vier Jahre älter als Goethe, erst kurz vorher, zu Ostern 1768, in Leipzig inskribirt, machte einen ähnlichen Weg wie Hermann, wurde 1781 Mitglied des Raths seiner Vaterstadt, vertrat dieselbe in diplomatischen Geschäften, war, als Goethe Obiges schrieb, Munizipalrath des damals französischen Bremen und wurde nach der Befreiung der Stadt von dem fremden Joche 1814 ihr Bürgermeister (Biedermann, I. S. 169 bis 171). Gröning trat auch in die Zeichenschule ein und in Goethe's Stelle als Oeser's Anonymus; Goethe wünscht „meinem Successor Hrn. Gröning schnellsten Fortgang in der Kunst" (im ersten Briefe an Oeser, Jahn, S. 119).

298. Freund Horn und manche Andre (S. 110). Horn gehörte mit zum Schönkopf'schen Hause, welches hier nicht besonders genannt wird, aber grade Schönkopfs dankte Goethe in dem ersten Briefe aus Frankfurt „für alle Liebe und Freundschaft, die Sie mir so beständig erwiesen haben"; er gedenkt seines Eintritts durch die „kleine Nebenthür", seines „Platzes am Fenster", der „ehemaligen sonntägigen Gesellschaft" daselbst, und Horn schreibt an Schönkopfs: „Was wollte ich darum geben, wenn ich nur noch einmal mit Ihnen Punsch trinken könnte" (Jahn, S. 68, 67, 83 u. 31, Note).

Hier sowol als bei Breitkopfs (s. Anm. 287) trieb Goethe auch Musik, und wol mehr als sonst je in seinem Leben, wenn auch mit nur geringem Talent. Er sang, spielte Klavier und blies die Flöte, bis die Krankheit es ihm verbot. Dies Instrument scheint er erst in Leipzig erlernt zu haben, dagegen noch nicht das Violoncell. Zu den Musikgenossen gehörten außer Käthchen (S. 66) Breitkopfs (S. 329), Hermann (S. 109) und Ehrlich, besonders Käthchens sehr musikalischer Bruder Peter (Jahn, S. 67), die sich zur Konzertsängerin ausbildende

Tochter des Kaufmanns Obermann (Anm. 294), der Klavierspieler Lelei, Lehrer des jungen Grafen Lindenau, dem er seine ersten Klavierkompositionen 1766 widmete (Allg. d. Bibl., V. I. S. 299), und der Musiker Häser, später Musik-Direktor der Universität (Biedermann, I. S. 153). Eine Goethe zugeschriebene Zeichnung, welche Peter Schönkopf am Klaviere, daneben Käthchen, Häser und Lelei darstellte, ist in den Napoleonischen Kriegen verbrannt.

299. Von entfernteren Bekannten Goethe's nennen wir hier noch:

a. seinen Landsmann Griesbach (Thl. I. S. 151, u. Anm. 129), gleich ihm Schüler Albrecht's (Anm. 105) und sein Studiengenosse vom Oktober 1766 bis dahin 1767. Griesbach hörte hier im ersten Semester die mehrgenannten Gellert, Ernesti, Crusius und Morus. Unmittelbar nach Goethe's Ankunft in Weimar ward Griesbach Professor zu Jena (2. Dez. 1775), jedoch ohne daß die örtliche Nachbarschaft ihre Gemüther erheblich genähert hätte. Denn Griesbach's Gegner, Eichhorn und Herder, waren Goethe's Freunde (Griesbach's „Lebenslauf" im Anhange der Gedächtnißrede auf ihn von Koethe, Jena 1812, S. 31 u. 39, und Eichstadii opusc. orat., S. 570 u. 609).

b. Jerusalem, der Sohn des Abts (S. 288), zwei Jahre älter als Goethe, Freund Eschenburg's (Anm. 291d), studirte von Ostern 1765 bis Ostern (oder Michaelis?) 1767 in Leipzig, um dann nach Göttingen zu gehn. In Wetzlar 1772 traf ihn Goethe wieder an, ebenso einen andern Leipziger Kommilitonen, Born. In einem der interessanten Briefe Jerusalem's an Eschenburg, welche kürzlich („Im Neuen Reich", 1874. I. Nr. 25) veröffentlicht worden, spricht sich jedoch Abneigung Jerusalem's gegen Goethe aus. Er schreibt aus Wetzlar: „Seccopolis, 18. Juli 1772. Jetzt ist unser kleiner Leipziger Consul Born (gegenwärtig von Born) hier, der auf seinen Reisen recht artig geworden ist. Bei ihm ist sein Freund Göden. Er war zu unsrer Zeit in Leipzig und ein Geck, jetzt ist er noch außerdem Frankfurter Zeitungsschreiber [an den Gelehrten Anzeigen]. Vielleicht erinnern Sie sich seiner noch." Goethe selbst über ihn an Kestner nach seinem Selbstmord: „Der arme Junge! — Seit sieben Jahren [trifft genau zu] kenne ich die Gestalt, ich habe wenig mit ihm geredt, bei meiner Abreise nahm ich ihm ein Buch mit, das will ich behalten und sein gedenken, so

lang ich lebe" (Goethe u. Werther, S. 66), und an Lavater am 26. April 1774: „Wir gingen neben einander an die sechs Jahre, ohne uns zu nähern. Und nun hab' ich seiner Geschichte meine Empfindungen geliehen."

c. Matthäi. In einem Briefe an Ad. Schlegel vom 6. Jänner 1767 bemerkt Gleim: „Ueberbringer ist ein Liebhaber der schönen Wissenschaften, Namens Matthäi, der in Leipzig studirt" (Archiv f. Literaturgesch., IV. S. 15). Im Sommer 1776 sah ihn Goethe wieder (Goethe und Werther, S. 247). Er war ein Freund Boie's und kam später als Erzieher des Grafen Forstenburg und Secretär der Frau von Branconi in weitere Verbindungen, auch mit Lavater (Lünzer, Freundesb., S. 80; Strodtmann, Briefe von und an Bürger, I. S. 305 unten, II. S. 105, und Briefe von Goethe an Lavater, S. 49).

Noch Andern begegnet man: Avenarius, dem spätern Stadtschulzen zu Hameln, der ein launiges Stammbuchblatt von Goethe besaß (Varnhagen, Denkwürd., I. S. 321, u. Goethe's Werke, Bd. V. S. 235), wol identisch mit dem Bened. Christ. Avenarius, der 1771 Zacharia's „Murner in der Hölle" in lateinische Hexameter übertrug (Aelurias, epos jocosum; Jördens, V. S. 582), dann Cravinus, dem Goethe wiederholt aus Frankfurt Grüße sendet, Regis, der ihn dort besucht (Jahn, S. 118, 125, 166), Paulsen, den Jerusalem nennt, u. A. m. Unter Allen hebt Goethe hervor den fünf Jahre älteren

300. Langer (S. 110 bis 113). Nach den von Biedermann (I. 245 u. II. 7) über ihn gegebenen Nachrichten war er mit Lessing, dessen Nachfolger er als Bibliothekar zu Wolfenbüttel wurde, und mit dem Jacobi'schen Kreise befreundet. Anfangs Militär, hatte er später sich ganz gelehrten Studien hingegeben, auch als Hofmeister und dann als Begleiter braunschweigischer Prinzen weite Reisen gemacht. Er war sächsischer Legationsrath und braunschweigischer Hofrath. Seit 1779 einer der fleißigsten Mitarbeiter an Nicolai's „Bibliothek" in dem Fache der Gelehrtengeschichte und Bibliographie — unter den mannichfaltigsten Chiffern —, stellte er sich in dem Xenien-Kampfe 1797 mit Leidenschaftlichkeit auf die Seite der Angegriffenen, namentlich Nicolai's, und geißelt sich darin, seinen alten Freund zu schmähen. Was Goethe hier über ihre Verbindung schreibt, feurige Kohlen auf Langer's Haupt sammelnd, ist Alles, was man darüber weiß, und es läßt sich nicht leugnen, daß in

dieser Hinsicht in der Goethe-Literatur eine Lücke besteht, deren Ausfüllung durch Mittheilung des wol nicht voluminösen Briefwechsels Beider und des Langer'schen Tagebuchs wünschenswerth ist. Nach einer Privatmittheilung Düntzer's kursirten in Wolfenbüttel viel Anekdoten über Langer: er war ein Sonderling, auch als Bibliothekar, und stand zuletzt ganz unter dem Einflusse seiner alten Haushälterin und seines von ihm unzertrennlichen Hundes. Er starb erst 1820.

Glaukus (zu S. 111) tauschte seine goldne Rüstung gegen eine von Erz: dem Geldwerthe nach gab Goethe wie Glaukus, nach dem geistigen Werthe empfing er wie Diomedes (Ilias, VI. V. 234—236). Diesen Tausch meinen die „Griechen, Römer" des biographischen Schema's v. J. 1768.

In den Metaphern S. 112 sind die Puppenhülle und die Wurzel das S. 111 unten erwähnte Historisch-Positive, dessen Vernachlässigung die Vernunftrichtung des vorigen Jahrhunderts überhaupt kennzeichnet.

Die Schule Langer's war eine peripatetische (S. 113) wegen der S. 111 beschriebenen nächtlichen Spaziergänge.

301. Früher (S. 76) hatte Goethe Kirche und Altar hinter sich gelassen. Unter dem Einflusse seiner Krankheit bemächtigte sich seiner kurz vor dem Abgange von Leipzig eine religiöse Stimmung (S. 112), die sich jedoch erst in Frankfurt vertiefte, ihn auch äußerlich zu Kirche und Altar zurückführte und später in seinen kleinen theologischen Abhandlungen, in Dichtungen wie Faust und Der ewige Jude und in den Freundschaften mit der Klettenberg, Jung und Lavater Ausdruck fand. In Leipzig selbst war davon freilich wenig zu bemerken, und in den erhaltenen Briefen an Limprecht, der seine religiöse Verfassung am Genauesten kennen mußte, setzt Goethe selbst die Zeit der Erleuchtung erst später an. Er schreibt ihm aus Straßburg: „Wie ich war, so bin ich noch, nur daß ich mit unserm Herrn Gott etwas besser stehe und mit seinem lieben Sohne Jesu Christo."

302. Der Studenten-Tumult (S. 113), ein für Leipzig seltnes, für Jena alltägliches Ereigniß, fiel in den Juli und August 1768, in das Rektorat Böhme's, um dessen Fensterscheiben man besorgt sein konnte. Nach Biedermann (I. 302) gab den Anlaß „die Verweigerung des sogenannten Thorgroschens, d. h.

der nach Thorschluß für die Oeffnung des Thors zum Durchlaß zu entrichtenden Abgabe". Gellert wußte die Studenten zu begütigen: „Bei einem Tumulte i. J. 1768 trug er durch die Ermahnungen, die er in seinen moralischen Vorlesungen an die akademische Jugend that, viel zur Wiederherstellung der Ruhe bei" (Schmid, Nekrolog der teutschen Dichter, II. S. 521).

303. Nicht im September (S. 113), sondern schon am 28. August trat Goethe die Rückreise an; als er am Abend des 27sten bei Schönkopfs Abschied nehmen wollte, gewann er es nicht über sich, „hinaufzusteigen", und kehrte unten an der Treppe wieder um (Jahn, S. 68). Nach fünftägiger Reise langte er am 1. September in Frankfurt an. Der erste Brief an Oeser vom 13. d. Mts. beginnt: „Zwölf Tage bin ich nun wieder in meiner werthen Vaterstadt" (s. Erinnerung an Goethe's hundertj. Abschied von Leipzig in der dort. Illustr. Zeitung 1868, Nr. 1314). Goethen begleitete der Modelltischler und Aufwärter der Oeser'schen Zeichenschule, Jung, der dann im väterlichen Hause zu Frankfurt noch einige Tage festgehalten und bewirthet wurde (Jahn, S. 118 flgde.). Zu den Worten über Auerstädt (S. 114) enthalten wir uns jeden Kommentars. In Gotha (das.) war Goethe später, namentlich in den Achtziger Jahren, ein beliebter Gast; es war wol derselbe Saal, in welchem 1801 sein Geburtstag mit Kuchen und Lichtern gefeiert wurde (Werke, 40bdg. A., Bd. XXVII, S. 99).

304. Der Aufenthalt zu Frankfurt währte vom September 1768 bis zum April 1770, mithin über anderthalb Jahre. Ihm sind in dieser Biographie nur vierzehn Seiten gewidmet; denn es war eine an äußern Begebenheiten arme Periode, die jedoch unter der Gunst der Krankheit, nach dem zu schnellen sowol geistigen als körperlichen Wachsthum (als kleiner Knabe hatte Wolfgang 1765 die Stadt verlassen, S. 257), zu einer äußerst wohlthätigen, die reichen Leipziger Eindrücke verarbeitenden und befestigenden Zeit der Ruhe und Sammlung wurde. — Jahn's Buch (Goethe's Briefe an Leipziger Freunde) zeigt, wie die in Leipzig angeknüpften Fäden, namentlich durch den äußerst regen Briefwechsel, fortgesponnen wurden, wie Goethe innerlich das Leipziger Leben fortsetzte. Neu traten in seiner Vaterstadt nur hinzu die theosophischen und alchymistischen Studien und, damit zusammenhängend, die Freundschaft mit der Klettenberg.

Gleichsam als ein Schiffbrüchiger kehrte Goethe zurück (S. 114), insofern er, abgesehen von der Kränklichkeit, noch keinen juristischen Grad, des zurückgelegten akademischen Triennii unerachtet, erworben hatte und ohne fortgesetztes Studiren nicht im Stande war, zu promoviren (S. 115); indeß war er auch erst neunzehn Jahre alt.

Kurz vor seiner Ankunft, im August, hatte seinen Großvater, den Schultheißen, auf seiner Amtsstube im Römer ein Schlaganfall betroffen und auf längere Zeit der Sprache beraubt. Zwei Jahre später war Derselbe genöthigt, sein Amt niederzulegen (Kriegk's Senckenberg, S. 338 flgde., und Jahn, S. 69).

Gevatter Seekatz war in demselben Monate zu Darmstadt gestorben, und Goethe, voll Schmerz über diesen Verlust, beschäftigte sich damit, den Nekrolog seines Freundes für Weiße's Zeitschrift abzufassen (Jahn, S. 122).

Während Goethe's Abwesenheit waren die Gebäude der Senckenberg'schen Stiftung errichtet worden. Dorthin geleitete er im October 1768 den Danziger Dr. Kulmus (Thl. I. S. 290), und wenige Tage darauf erhielt er den oben (S. 278) erwähnten Besuch der Gebrüder Olderogge, welchem der andrer Leipziger Bekannten, Regis, Gervinus, folgte (Jahn, S. 164., 166).

305. Aus Korneliens damaligem Leben (S. 114 flgd.) sind uns viele Einzelheiten durch ihre aufbewahrten Briefe und Tagebücher (Jahn, S. 235—280) bekannt. Sie selbst sagt von diesen drei Jahren (S. 114 unten): ces trois années ont été bien longues pour moi, je souhaitois à tout moment son retour [die Rückkunft ihres Bruders], und vor derselben: je vis à présent d'une façon très tranquille, mais cette tranquillité n'a point de charmes pour moi; j'aime la variété, l'inquiétude, le bruit du grand monde et les divertissements tumultueux (Jahn, S. 264 u. 244). Sie nahm Theil an Spaziergängen, trank Brunnen in der Allee, besuchte Konzerte, auch kleine Gesellschaften bei Verwandten und Freunden; einmal ist auch vom Besteigen des Pfarrthurms die Rede, dagegen weder im Sommer von weitern Ausflügen, noch im Winter von Bällen. An einer Partie ihrer Freundinnen zum Forsthause bei Frankfurt betheiligte sie sich nicht (Jahn, S. 242).

Goethe's Rückkehr fiel gerade in die Zeit, als der von ihr geliebte junge Engländer Harry die Stadt verließ (daf. S. 256

u. Anm. 178). Die daher psychologisch erklärliche Vorliebe für das Englische (S. 114) theilte sie mit ihrem spätern Gatten. Richardson's Romane beherrschten die Lesewelt, und der Grandison, auf den Goethe wiederholt anspielt (Werke, Bd. III. S. 137, und Jahn, S. 149), war auch ihr Lieblingsbuch. Das Treiben des Französischen beweisen die in dieser Sprache abgefaßten Briefe und Tagebücher selbst; von dem des Italienischen findet sich dagegen keine Andeutung. Ihr Klavierspiel tritt sehr hervor (vergl. oben Anm. 98).

Die Tagebücher lassen das Gemisch (S. 114 unten) entgegengesetzter Eigenschaften erkennen; überaus reizbare und leidenschaftliche Empfindung wechselt mit kalter Reflexion und scharfem Spott. Ihre kleinen Schilderungen, oft endigend mit einem j'étouffe de rire, zeigen gelegentlich den possenhaften Humor, welchen Goethe (S. 115) an ihr wahrnahm. Gleichwol ist (Jahn, a. a. O. S. 277) eine trübe, unruhige, unbefriedigte Stimmung der Grundton jener Aufzeichnungen, in welchen sich jedoch ein überaus hohes, reines und edles Gemüth abspiegelt. Ihres Bruders denkt sie darin oft und stets mit unwillkürlicher Anerkennung seiner Ueberlegenheit; sie bedauert, daß er fortwährend beschäftigt sei (Jahn, S. 264), weshalb sie ihn weniger sieht, als sie wünscht. Solchen Aeußerungen gegenüber fällt das gänzliche Stillschweigen über ihre Eltern um so mehr auf.

Zu ihren Gespielinnen (S. 115) sind vorzüglich die Schwestern Gerock und Krespel (Anm. 177 b, c, und Jahn, 245) zu rechnen, daneben die schöne Lisette Runckel, die Schwester des Stadtsyndikus und Nichte des Doktors Kölbele, der zu ihrer Einsegnung 1764 eigens ein Erbauungsbuch geschrieben hatte (Anm. 179 u. 180 und Meusel). Goethe konnte sich jedoch an den Umgang mit seinen Landsmänninnen nicht sobald wieder gewöhnen; seine Gedanken waren in Leipzig. Was er an ihnen tadelt (Werke, Bd. III. S. 136 flgd.), lassen Korneliens Schilderungen als zutreffend erkennen. Von einer Freundin, die bei ihr zum Besuch ist, während Wolfgang eintritt, schreibt sie: Elle prit une de ces mines que vous connaissez, la tête levée et les yeux baissés, et ne parla pas de mot. Die jungen Mädchen glaubten, que si elles parlent pon, se tiennent bien droites et font les précieuses, qu'alors elles sont accomplies (Jahn, S. 246, 247, 265). Auch Freunde vermißte Wolfgang, zumal Horn, Krespel, Riese und Moors noch durch ihre Studien fern gehalten wurden und er sich mit seinem Freunde Müller nicht wieder zusammenfinden

konnte (Anm. 135 und S. 250, u. Jahn S. 279). „Freunde, wie sich's gehört, darauf wart' ich noch", schreibt er selbst (das. S. 151). Zugleich mit den beiden Olderogge finden wir in dem Goethischen Hause einen Vetter der Familie, qui étoit depuis quelque tems à la cour (Jahn, S. 263), unter dem wir uns nur einen jüngern Loen denken können (Thl. I. S. 286).

Goethe lebte daher einsamer und häuslicher als je. Nur einmal findet sich eine Spur des Theaterbesuchs, der in die Zeit der Michaelis-Messe, also in die erste Zeit nach der Rückkehr zu setzen sein wird (Jahn, Leipz. Fr., S. 132). Oefteren Besuch widmete der von so reichen Kunstanschauungen erfüllte Jünger Oeser's in dieser ersten Zeit den zahlreichen Frankfurter Kunstsammlungen der Uffenbach, Moser u. s. w. (Thl. I. S. 71, u. Lappenberg, S. 211), wie die Stelle seines Briefs an Oeser vom November ergiebt: „Die Kabinette hier sind zwar klein, dafür sind sie häufig und ausgesucht; mein größtes Vergnügen ist, mich recht darinne umzusehen. Es ist gut, daß Sie mich gelehrt haben, wie man sich umsieht" (Jahn, S. 124).

306. Fräulein Susanne Katharine von Klettenberg (S. 115 unten), die Freundin des biogr. Schema's v. J. 1769 (S. 313), bildete den Mittelpunkt des Frankfurter frommen Kreises. Den Herrnhutianismus (das.) hatten der bereits im Ersten Theile (S. 272) genannte Pfarrer Claus (Claudi) und ein frommer Herr von Bülow-Plüskow während des siebenjährigen Krieges in den höhern Ständen der Stadt verbreitet. Goethe's Mutter stand mit der Klettenberg, als der Nichte ihrer Tante Textor (der Gattin des Thl. I. S. 299 genannten Majors T.; vergl. den Stammbaum bei Lappenberg, und Belli-G., IV. S. 94), in verwandtschaftlicher Verbindung. In deren frommen Kreis wird sie jedoch erst nach des alten Fresenius, ihres Seelsorgers Tode, eines „großen Widersachers der Herrnhutischen Gemeinde", eingetreten sein (Werke, Bd. XVII. S. 378). Von diesem Kreise schreibt der Pfarrer Claus: „Zu eben dieser Zeit [zu Anfang der Sechziger Jahre] blühete eine besondere Verbindung einiger guten Christen aus den höheren Ständen, zu welcher die Frau Pfarrerin Griesbach, geborne Rambach, Fräulein von Klettenberg und andre Frauenzimmer, nebst dem obengedachten Herrn von Bülow, Herrn Hofrath Moritz und Herrn von Moser gehörten. Wir Alle neigten uns auf die Seite der Brüdergemeinde, sangen ihre Lieder, lasen ihre

Schriften und überlegten oft, was wir von ihr zu denken, wie wir uns gegen sie zu benehmen und ihretwegen zu vertheidigen hätten." Doch scheuten sie sich, den Namen Herrnhuter anzunehmen (Lappenberg, S. 236). Durch Moser kam auch Hamann mit diesem Kreise in Berührung, sowie später Lavater (unten Buch 12. und Lappenberg, S. 209 flgd.). In den „Bekenntnissen einer schönen Seele" versteckt Moser sich hinter dem Namen „Philo", und der „adlige Apostel" daselbst ist der eben genannte Bülow.

Die Frau Griesbach (oben S. 116), die Tochter des berühmten Gießer Theologen Rambach, eines Schülers von Franke, war die Mutter von Goethe's Leipziger Studiengenossen (Anm. 299a). Zu den übrigen Frauen, mit welchen die Klettenberg nach dem Spruche omnis sancta pertinax sich nicht zum Besten vertrug (S. 116), werden noch Frau von Malapart und die Gattin des Kanzleidirektors Moritz zu rechnen sein; wenigstens werden Beide neben der Griesbach und Goethe's Mutter als Diejenigen bezeichnet, in deren Armen die Klettenberg verstarb (Lappenberg, S. 280, u. Beil.-B., X. S. 132, Note).

Mit dem von Claus ferner genannten „Hofrath Moritz", dem Legationsrath (Thl. I. S. 107 und Lappenberg, S. 140), dem Bruder des Kanzleidirektors, besuchte Goethe im folgenden Sommer die Brüdergemeinde zu Marienborn im Darmstädtischen und die dortige Synode der „Diaspora-Arbeiter". Goethe selbst erwähnt diese Reise zwar erst zu Anfang des Funfzehnten Buchs, ohne jedoch zu sagen, daß sie in jener Zeit, 1774, gemacht sei. Man würde sie indeß aus innern Gründen dem Jahre 1769 zuzuweisen haben, selbst wenn der Umstand nicht dazu zwänge, daß der Legationsrath Moritz zu Anfang des Jahres 1771, sein Bruder dagegen schon im Februar 1769 verstarben. Deswegen ist Lappenberg's Vermuthung (S. 244 u. 245), an dem Besuche habe 1774 der Kanzleidirektor Theil genommen, unhaltbar. Jene Herrnhutische Gemeinde war von Zinzendorf, der das Schloß der Grafen Isenburg zu Marienborn für die Brüder miethete, etwa dreißig Jahre früher gegründet worden. Die Klettenberg hatte dieselbe in den Sechziger Jahren wiederholt besucht, „eine ihrer nächsten Einrichtungen" (Werke, Bd. XVII. S. 390). Dort wirkten ihre Freunde Schick, der Mähre Reißer, „ein unmittelbarer Schüler Zinzendorf's", ursprünglich Messerschmied (das. S. 391), und der Schweizer Lorez, gewesener Hauptmann (das. S. 391: „Herr v. L., Major in französischen

Dienſten"). Sie befanden ſich unter den trefflichen Männern, welche der junge Goethe dort kennen lernte (Buch 15). Eine im Januar 1769 erneuerte Einladung nach Marienborn hatte die Klettenberg im März dieſes Jahres abgelehnt (Lappenberg, S. 133—152 u. 247). Bezog ſich dieſe Einladung nun auf den dortigen Synodus, ſo würde der Beſuch Goethe's daſelbſt ſchon in das Frühjahr 1769 zu ſetzen ſein.

Mit obigem närriſcher Burſche (S. 117) vergl. bei Schöll (Aufl., S. 46) die Worte, welche Goethe in Straßburg ſeiner Freundin in den Mund legte: „Es iſt doch immer noch der alte Geck!"

Creuz war mit Moſer in heftige Fehde beſonders in den Jahren 1766 und 1767 gerathen. Das Nähere in Schmid's Nekrolog. II. S. 471 flgd. (Zu dem biogr. Schema v. J. 1769, S. 313.)

Ein Mitglied des frommen Kreiſes war ferner

307. der Arzt (S. 117), derſelbe, den die „ſchöne Seele" in dem Hauſe ihres Oheims hatte kennen lernen (Werke, Bd. XVII. S. 392). Eine Stelle in Lavater's Tagebuche v. J. 1774 ergiebt, daß in beiden Fällen der in Frankfurt ſeit 1765 praktizirende Arzt Metz zu verſtehen iſt. Er ſtand 1768 im achtundvierzigſten Lebensjahre. Die Tagebuchſtelle lautet: „Sie [die Klettenberg] ſprach viel von den unvergleichlichen Arzneien eines gewiſſen Dr. Metz in Frankfurt. Der hat ſie, da alle Hoffnung ſchon aufgegeben war, dadurch vom Rande des Grabes zurückgeführt und iſt dabei ein ſehr guter und rechtſchaffner Mann. Aber er giebt Niemand als ſeinen vertrauten Freunden von ſeinen Arzneien." In einem Briefe an Käthchen Schönkopf nennt ihn Goethe einen „liebenswürdigen Mann" (Jahn, S. 77). Die hier in Bezug genommene Heilung der Klettenberg fiel in dieſelbe Zeit, in welcher Goethe durch das geheimnißvolle Salz (S. 119) gerettet wurde; denn ſie ſchreibt am 15. Dezember 1768 an Reitzer: „Ja, theuerſter Bruder, ich lebe wieder, gegen mein und gegen aller Menſchen Vermuthen, gegen alle Wahrſcheinlichkeit und vielleicht gegen den ordentlichen Lauf der mich befallenen Krankheit und die ordinaire Kraft der Natur. . . Bei meiner unerwarteten und ſchnellen Beſſerung — denn eine Krankheit von ſechs Monaten, welche noch dazu ein altes Uebel zu Grund hatte, verging in drei Tagen — bei dieſer großen Veränderung" u. ſ. w. (Lappenberg, S. 142 u. 143; wegen Metz ſ. Beitr.-G., VII. S. 17; Blätter f. lit. Unterh., 1850, Nr. 272; Stricker, Beziehh., S. 51, u. Düntzer's Frauenb., S. 160).

Der zugleich (S. 117) erwähnte etwas hektische, schlanke Chirurgus ist jedoch nicht ermittelt. Die Beschreibung paßt weder auf den damals fast siebzigjährigen Dr. med. Burggrave, den Hausarzt der Familie (Anm. 163) sowie ehemals des Seniors Fresenius, noch auf den auch schon sechzigjährigen Dr. Müller, in welchem Lappenberg den Arzt gefunden zu haben glaubte (a. a. O. S. 266; wegen Burggrave s. Kriegk's Senckenb., S. 318 u. 327, und Beili-G., VI. S. 84). Ob der in den Stadtkalendern als Chirurg und Accoucheur aufgeführte Dr. Pettmann gemeint sei, der nach Kriegk's Bemerkung (a. a. O. S. 318) der Goethe-Textor'schen Familie nicht nur als Arzt, sondern auch als Verwandter nahe gestanden, wagen wir nicht zu entscheiden. (Vergl. Stricker, Aerztl. Kulturgesch., 1865, S. 23).

308. Goethe's chemisch-alchemische Studien (S. 118, 119, 121) betrafen:

a. „Herrn Georgii von Welling Opus Mago-Cabbalisticum et Theosophicum" u. s. w., verfaßt 1721, zuerst herausgegeben 1735 und damals, 1769, von dem Goethe befreundeten Fleischer zu Frankfurt und Leipzig neu aufgelegt (4°, 582 S.). Das Werk zerfällt in die drei Theile vom Salz, Schwefel und Merkur, welchen eine Clavis operis und mehrere Anhänge beigegeben sind. Charakteristisch genug ist das Buch einerseits ganz auf Bibelsprüche gestützt, deren Aufzählung ein langes Register bildet, andrerseits verfolgt es in der Lehre von den die Elemente beseelenden Geistern seinen Stammbaum in grader Linie bis zu den Neuplatonikern und drüber hinaus (S. 118). Vergl. die Stelle im 8. Kap. des Dritten Theils (S. 479): „Wir verstehen mit den Kabbalisten, mit dem Theophrasto... die substantias intermedias, welche die Griechen in Daemones, Agathodaemones et Cacodaemones unterschieden haben, welche schon vor viel hundert Jahren unter dem Namen der Geniorum dem Platoni, Pythagorae..... Procle, Porphyrio..... Trismegisto, Plotino, Fludo (Robert Fludd) u. s. w. bekannt gewesen."

b. Theophrastus Paracelsus' Schriften, aus welchen die Dreitheilung des Welling'schen Werks geschöpft ist; Paracelsus läßt die Elemente aus Salz, Schwefel und Merkur sich zusammensetzen, während nach der ältern, von den Arabern (Avicenna) überkommenen Theorie die Metalle, namentlich das Gold, nur aus Schwefel und Merkur bestanden (Kopp, Gesch. d.

Chemie. I. 46, und Goethe's Werke. 40bdg. A., Bd. XXXIX. S. 100).

Auszüge aus Paracelsus' Schriften, z. B. aus dessen De morbis ex tartaro [Weinstein] oriundis, finden sich in Goethe's noch in Frankfurt angefangenen „Ephemerides" 1770 (Schöll's Aufs., S. 76, 99, 100). Paracelsus' Schrift „Ueber die Natur der Dinge" konnte Goethe eine Anweisung zur Hervorbringung seines „Homunculus" im Faust entnehmen.

Paracelsus trat der nur magischen, auf Galenus zurückzuführenden Medizin mit der Lehre von der chemischen Wirkung der Heilmittel entgegen, wie schon vor ihm

c. Basilius Valentinus, vielfach in dem Anhange des Welling'schen Werks „Von dem Stein der Weisen" allegirt, ein Alchymist des funfzehnten Jahrhunderts, dessen Schriften im Druck 1677, 1717 und 1740 zu Hamburg gesammelt erschienen. Die dortige Stadtbibliothek besitzt mehrere seiner Handschriften und alchymistische Werke, welche aus der Frankfurter Uffenbach'schen Sammlung herstammen (Lappenberg, S. 271, u. Anm. 59). Besonders berühmt war sein Traktat „vom fünften Wesen" (Quintessenz).

d. Van Helmont, Anhänger des Paracelsus und Gegner Galen's, Entdecker der Gase (Kopp, a. a. O. S. 121). Er glaubte sich in allen schwierigen Lebenslagen von einem Spiritus familiaris unterstützt. Seine Schriften bei Kopp, S. 127.

e. Der Goldmacher Starckey, unter dem Namen Philaletha bei Welling (S. 525 u. 536 flgd.) citirt.

f. Die Aurea Catena Homeri des Herwerd von Forchenbrunn liegt uns in der Ausgabe v. J. 1781 (Berlin, Decker, 8°, 551 S.) mit dem Haupttitel: „Annulus Platonis oder physikalisch-chymische Erklärung der Natur" u. s. w. vor. Bildlich bezeichnete die — nach Homer's Ilias, XV. V. 18 flgd. so genannte — „Goldne Kette" Lappenberg zufolge (S. 272) „in der neuplatonischen Schule die Reihe der Philosophen, in denen sich die geheime Philosophie oder das Mysterium des Neuplatonismus vom Hermes Trismegistos bis Porphyrius und Proklus erhalten und ausgebildet hatte" (vergl. oben sub a). Auch in diesem Werke wird den „mechanischen Aerzten" gegenüber die Möglichkeit eines Universalheilmittels aus dem allgemeinen Geiste der Natur hergeleitet (S. 516).

g. Agrippa von Nettesheym, schon Thl. I. S. 150 und in Anm. 128 berührt, ist um so mehr hieher zu ziehn, als

auch Stellen der „Ephemerides“ (oben unter b) denselben betreffen.

h. Boerhave's Aphorismen (S. 191), damals die Grundlage des medizinischen Unterrichts in ganz Deutschland (Virchow), aus welchen die mehrerwähnten Ephemeriden (bei Schöll, S. 77) einige Auszüge enthalten, und sein chemisches Kompendium, die Elementa chemiae (1732), waren Vorläufer der neuen Zeit und erschütterten den Glauben an die Alchymie durch exakte Versuche, welche deren Annahme von einer Metallverwandlung und damit die ganze Goldmacherkunst ad absurdum führten.

Eine Schrift der Starcken'schen Richtung, „Metallischer Baumgarten“, aus dem Nachlasse der Kleitenberg wird noch zu Frankfurt aufbewahrt (Mittheilung des Herrn Prof. Creizenach). Goethe scheint durch seine Freundin auch auf rein theologische Schriften, namentlich auf Thomas a Kempis' „Nachfolge Christi“, woraus die „Ephemerides“ (Schöll, S. 35 u. 83) ein Exzerpt enthalten, auf Tauler, auf das „verborgene Leben mit Christo in Gott“ von Jean de Bernières Louvigny (Schöll, S. 98) und andre Mystiker hingelenkt worden zu sein. Von Jakob Böhme findet sich in jenen Aufzeichnungen jedoch keine Spur.

Goethe's damalige Briefe an Leipziger Freunde, von welchen uns jedoch grade die an Langer gerichteten fehlen, geben keinen Aufschluß über seine theosophischen Studien. Die Stelle: „meine gegenwärtige Lebensart ist der Philosophie gewidmet“ (Jahn, S. 158), dürfte in weitem Sinne zu verstehen sein. Nur Anspielungen und Bilder zeigen den jungen Adepten, Stellen wie: „Und hätt' ich sechs Alraune“, die ferner von dem nachtforschenden Magus, der einen Alraun pfeifen hört, und von den „Sachen ....., die ich doch so wenig besitze als den Stein der Weisen“ (Jahn, S. 138, 147, 151), sowie noch später, 1773, die von dem Aurum potabile und Elixir vitae (Goethe u. Werther, S. 174). Die ganze Kunst „des Moses und Zoroaster“ war auf die mit diesen Werthen bezeichneten zwei Ziele, das Goldmachen und das Lebenselixir, das Universale, die „überköstliche, hochnöthige Medizin“, gerichtet.

Durch den Spiritualismus sowol der pantheistisch angehauchten Mystiker als der Alchymisten wurde Goethe zu diesen Vorstudien zum „Faust“ hingezogen. Der junge Dichter fand bei ihnen eine vergeistigte Natur, eine Weltseele, deren Ausstrahlungen alle Elemente und die elementarischen Vorgänge

lenkten. Die, wenn auch unklare und widerspruchsvolle, Naturauffassung der Paracelsus und Helmont war eine ganz pantheistische: in allen Substanzen wirken begeistigte Wesen, Sylphen, Undinen, Pygmäen, Salamander, je nach dem Elemente, und Boerhave, der von der Theologie sich zur Medizin rettete, um dem Verdachte des Spinozismus und den Folgen solchen Verdachtes sich zu entziehn, ging von einer verwandten Anschauung aus. Scherr und Caro (Ersterer in seinem Abrisse über Goethe's Leben, Gartenlaube 1873, Letzterer in La philosophie de Goethe 1866) haben darauf hingewiesen, wie die alchymistischen Studien Goethe's schon die spätere Wendung zu Spinoza vorbereiteten. Und es sei daran erinnert, daß auch Leibniz seinen Weg durch jene obskure Wissenschaft genommen hat (Hegel, Gesch. d. Philos., III. S. 450). Schon 1770, bevor er noch Spinoza kennen gelernt, vielmehr noch erfüllt von herkömmlichem Abscheu vor demselben, erklärte Goethe bei der Prüfung einiger Sätze des Giordano Bruno, der einst in seiner Vaterstadt gelehrt und geschrieben, es für unzulässig, Gott und Natur gesondert zu behandeln. Er erkennt Gott nur vermittelst der erkannten Natur. Alles Existirende gehört zum Wesen Gottes, weil Gott das einzige Wirkliche ist, die Welt von Gott emanirt (Ephemerides 1770, bei Schöll, Aufs., S. 103). Diese Sätze sind ein Beweis, daß Goethe schon damals dazu gelangt war, nicht nur „den poetischen Theil der Alchymie", wie er später in der „Farbenlehre" meinte, sondern auch den philosophischen „mit freiem Geiste zu behandeln" (Werke, 40bdg. A., Bd. XXXIX. S. 102).

309. Die Hermetische Medizin (zu S. 119) wurde in dem damals (1767) neu aufgelegten „Allgem. Lexikon der Künste u. Wissensch." von Jablonski noch ernsthaft als Wissenschaft dargestellt, trotz Sydenham, Boerhave, Haller und Tissot, nach deren Rezepten Goethe während seiner Krankheit, neben den alchymistischen Geheimmitteln, sich ganz modern mit Cortex Chinä behandeln ließ (Werke, Bd. III. S. 134).

Der S. 119 oben geschilderte kritische Moment der Krankheit trat am 7. Dezember (1768) ein, dem Geburtstage Kornelius. Am Morgen hatte sie noch eine melancholische Betrachtung über ihr vollendetes achtzehntes Lebensjahr ihrem Tagebuche anvertraut, als der heftige Kolikanfall ihres Bruders sie ganz in Anspruch nahm. Jahn (a. a. O. S. 277 u. 278) berichtet nach ihren Aufzeichnungen: „An ihrem Geburtstag ward

er von einer heftigen Kolik befallen, so daß er die furchtbarsten Schmerzen litt; vergebens suchte man ihm einige Linderung und Ruhe zu verschaffen; sie hatte es nicht länger aushalten können, ihn in einem Zustande zu sehen, der ihr das Herz zerriß, ohne daß sie ihm helfen konnte. Zwei Tage hielt dieser schreckliche Zustand an, dann wurde er etwas besser, doch konnte er noch keine Viertelstunde sich aufrecht erhalten; indessen hofft sie, wenn nur die Schmerzen erst aufhören, werden die Kräfte sich schon wieder einstellen. Sein Zustand erregt allgemeine Theilnahme; wo sie sich in Gesellschaft zeigt, drängt Alles sich um sie, Freunde und Freundinnen, um von seinem Befinden Nachricht zu erhalten."

Paracelsus und Helmont nannten den Geist, welcher der Verdauung vorsteht, den Archeus; dessen Wirksamkeit ist bei Ueberhandnehmen der Säuren durch chemisch entgegengesetzt wirkende, laugensalzhaltige Mittel zu unterstützen (Kopp, a. a. O. S. 125). Der Alchymist des 17. Jahrh. Glauber wandte zu solchem Zwecke besonders schwefelsaures Natron an, dem er den Namen Sal mirabile beilegte. Sein Miraculum mundi (1653) empfahl dies Glaubersalz als ein allgemeines Auflösungsmittel. Dieses oder ein ähnliches Mittel wird Dr. Metz angewandt haben. Daß es alkalischen Geschmack hatte (S. 119), erklärt die Natur dieser Salze, „welche durch die Verbindung der Schwefelsäure mit den Alkalien im Kochsalz und Salpeter sich bilden" (Kopp I. S. 130; vergl. die Angabe bei Pott-G., IV. S. 65, und Böhmes Salitter, sal nitri).

Die Mutter, welche den Arzt berufen, suchte zugleich Trost in der Bibel. Auf seiner Harzreise im Jahre 1777 zu Altenau am 9. Dezember schrieb Goethe an Frau von Stein: „Es ist eben um die Zeit, wenig Tage auf [oder] ab, daß ich vor neun Jahren krank zum Tode war; meine Mutter schlug damals in der äußersten Noth ihres Herzens ihre Bibel auf und fand, wie sie mir nachher erzählt hat: ‚Man wird [Du sollst] wiederum Weinberge pflanzen an den Bergen Samarii, pflanzen wird man und dazu pfeifen.' Sie fand hier den Augenblick Trost und in der Folge manche Freude an dem Spruche" (Br. an Fr. v. Stein, I. S. 137). Die Erinnerung an denselben erfüllt Goethe's Korrespondenz mit seiner Mutter. Er schreibt ihr am 9. August 1779: „Weil ich aber auch möchte, daß, da an den Bergen Samarii der Wein so schön gediehen ist, auch dazu gepfiffen würde"; am 7. Dezember 1783, dem Jahrestage: „Hätte man Ihnen in dem bösen Winter von 69 in einem Spiegel

vorausgezeigt, daß man wieder auf solche Weise an den Bergen Samaria Weinberge pflanzen und dann pfeifen würde", und die Mutter an ihn noch kurz vor ihrem Tode im Rückblick auf das ganze Leben, am 3. Juni 1808: „Ja, ja, man pflanzt noch Weinberge an den Bergen Samaria, man pflanzt und pfeift. So oft ich was Gutes von Dir höre, werden alle in meinem Herzen bewahrte Verheißungen lebendig. Er! hält Glauben ewiglich, Halleluja!" (Keil's Frau Rath. S. 145, 197 u. 381). Der Spruch ist aus Jeremia, Kap. 31, V. 5.

310. Die Freundin (S. 119) wohnte in dem Hause „Zum kleinen Rahnhof" in der Papagei-Gasse (Mittheilungen des Frkftr. Vereins f. Gesch. u. Alterth., II. S. 159).

Welling behandelt den „philosophischen Brunn, Geschirr und Ofen" in hoch mystischer Weise S. 565 seines oben (Anm. 308 a) genannten Werkes. Maßgebend, auch für Goethe's Windöfchen (S. 120), werden Glauber's Furni novi philosophici (1648) gewesen sein (Kopp, a. a. O., S. 132).

Welling in dem Ersten Kapitel „Vom Ursprung des gemeinen Salzes" giebt an verschiedenen Stellen Nachweise, „wie die Alcalia leichtlich in ein annehmliches saures Koch-Salz zu verwandeln" (zu S. 119 unten u. 120 oben), namentlich im §. 5 und §. 31. Das Luftsalz (S. 119 unten) wird im §. 8 daselbst als ein die ganze Luft erfüllendes Salz, „nemlich Feuererfüllete Luft", geschildert, und solches ist „von aller Wässerigkeit zu scheiden, und dieses wunderbare Saltz... vor Augen zu legen". Jene überirdischen Dinge (S. 120 oben) sind die solarischen Theile dieses Luftsalzes, dieser feuererfüllten Luft. Ein Mittelsalz per se, ein reines Mittelsalz. Nach Oken sind Erd- oder Mittelsalze Säuren mit Erden.

Der Ausdruck Bad (zu Sandbad, S. 120) von dem Medium, in welches ein chemischer Körper gebracht wird, gehört auch der modernen Chemie an; s. Beispiele von Mitscherlich bei Sandera. Im „Faust" (Werke, Bd. XII, S. 37) werden Gold und Silber „im lauen Bad" vermählt.

311. Das S. 120 beschriebene Experiment mit Quarzkieseln hatte Helmont zuerst angestellt. Kopp (Gesch. d. Chemie, I. S. 122) sagt von ihm: „Er wußte die Kieselerde durch Zusatz von viel Alkali zu einem Glase zu schmelzen, welches an einem feuchten Ort zerfließt, und aus dessen Auf-

lösung die Kieselerde durch Zusatz von Säure unverändert wieder abzuscheiden."

Nach Welling soll die jungfräuliche Erde produktiv werden, in den Mutterstand übergehen; im §. 16 des Ersten Kapitels hat er „mit unumstößlichen Gründen bewiesen....., daß der Trieb-Sand, oder die Jungfräuliche Erde, die andere allgemeine Mutter sey"; „die erste materialische Mutter ist.... das Wasser, geursprungt von dem Centro aller Oberdinge, und aus dieser die andere allgemeine Mutter, die Jungfräuliche Erde (Trieb-Sand) ganz einerley mit der ersten, von deren subtilsten und innern Staube der Mensch gebildet worden".

312. Das Zeichnen (S. 123) hatte der Schüler Oeser's in Frankfurt wol nie aufgegeben; nach dem Briefe an Letzteren vom 9. November 1768 wollte es zwar mit dem Zeichnen aus freier Hand nicht recht fort, aber zu seinem Rüstzeuge während der Krankheit gehörten doch auch „Zirkel und Papier". „Uebrigens zeichne ich sehr viel," schreibt er am 30. Dezember 1768 an Käthchen, für die er Halstuch und Fächer zu malen verspricht. Seiner Schwester zeichnet er „allerliebste Köpfe", von welchen sie ihrer Wormser Freundin Fabricius einige schicken will (Jahn, S. 120, 159, 77, 89 u. 280).

313. Morgenstern (S. 125) ist als Schüler von Schütz schon in Anm. 74 bezeichnet; er war in dessen Lehre 1770 ein und kam überhaupt erst in diesem Jahre nach Frankfurt. Die Angaben über Morgenstern's Thätigkeit in Goethe's väterlichem Hause beziehen sich daher auf die spätere Zeit nach Letzteres Rückkehr von Straßburg (Gwinner, Kunst und Künstler, S. 390, und Nagler's Lexikon). 1814 und 1815 sah Goethe den „im hohen Alter Reisig fortarbeitenden" Freund seines Hauses wieder (Werke, Bd. XXIX, S. 335). Gerühmt werden seine Kirchenprospekte im Geschmack der Niederländer Steenwyck und de Neefs, besonders die Ansicht des Doms zu Antwerpen. Seine durch Sohn und Enkel noch vermehrte Sammlung ist Frankfurt leider nicht erhalten geblieben.

314. Seite 124 kommt Goethe auf seine Krankheit zurück. Im biogr. Schema (S. 313) schließt das Jahr 1769 mit „des Uebels Entdeckung". In dem Halse wund war er jedoch, nach

der Epistel an Fr. Oeser, schon im Herbste 1768 (Jahn, S. 136). Dies war ein nur partielles Leiden. Der Verlauf der eigentlichen Krankheit läßt sich nach den Leipziger Briefen genau verfolgen. Der S. 119 (Anm. 309) geschilderte Anfall fesselte ihn einige Wochen ans Bett, jedenfalls bis zum Ablauf des Jahres an das Zimmer (Jahn, S. 77), ohne daß seine muntre Laune und seine Beschäftigungen — Zeichnen, Dichten, Märchen und Briefe schreiben — darunter gelitten hätten. Zu Anfang des neuen Jahres (1769) wird er „auf Parole losgelassen", der Legationsrath Moritz giebt zur Feier der Wiederherstellung seines jungen Freundes eine Gesellschaft; da erneuert sich der Anfall in der Mitte Januar, und er ist genöthigt, wieder Wochen lang das Zimmer zu hüten (Jahn, S. 80, 278, 146, 153). Nach dem zuletzt citirten Briefe schreibt er Mitte Februar „in einem Sessel, die Füße wie eine Mumie verbunden, vor einem Tisch gelagert", und nennt sich „vier Wochen an den Bettfuß und vier Wochen an den Sessel angeschraubt". Nach einem ungedruckten, kürzlich (Februar 1874; s. Berl. Nat.-Zeit., 1874, Nr. 85) in einer Londoner Auktion für mehr als 100 Thaler (22 Lstr. 10. Sh.) verkauften Briefe aus dieser Zeit gab Goethe damals der Befürchtung Raum, die unterbrochenen Universitätsstudien überhaupt nicht wieder aufnehmen zu können. Im April fand ihn der aus Leipzig zurückgekehrte Horn immer noch *ungesund* aussehend und „*sehr stipide geworden*". Im Laufe des Sommers trat jedoch Erholung ein. Er machte den schon erwähnten Ausflug nach Marienborn (Anm. 306), und andre Reisen in die Umgegend werden sich angeschlossen haben, deren Erinnerung zum Theil oben S. 13 und 14 bewahrt ist. Die Fensterscheibe eines Hauses zu Worms, welches damals einer Familie von Kampf gehörte, trägt noch Goethe's Namen mit der Jahrszahl 1769. Die Ausflüge erstreckten sich daher wie im Jahre 1765 bis Worms, und er besuchte hier Charitas Meixner und Katharina Fabricius, mit der er durch seine Schwester auch in briefliche Verbindung gerathen war. Nach Hohenreuther (s. Anm. 177a) glaubte man, Goethe sei damals zu Worms in den Freimaurerbund eingetreten. Ein solches Gerücht mag entweder durch seinen Verkehr mit den dortigen Frommen oder durch Verwechslung mit der in Anm. 168 erwähnten Arkadischen Gesellschaft entstanden sein. Zu Ersteren gehörte sein Freund Trapp (Schöll's Aufs., S. 31 flgd.).

Im Sommer machte ihm Käthchens Verlobung mit Kanne

viel Kummer, und seine Frankfurter Freundinnen, die Schwestern Gerock und Krespel, vermochten ihn nicht zu trösten; aber er konnte doch im August dem Gerücht seines fortdauernden oder wiedergekehrten Leidens widersprechen: „ich befinde mich erträglich, freilich manchmal weniger, als ich es wünschen möchte". Erst im Januar 1770 nennt er sich wieder „frisch und gesund" (Jahn, S. 90, 98 u. 207 flgd.).

Im Ganzen ist man über diese Periode des Goethischen Lebens weniger genau unterrichtet als über die Leipziger und Straßburger Zeit, zumal auch Korneliens Tagebücher uns im Stiche lassen (Jahn, S. 238). Von äußern Ereignissen, die Goethe mehr oder minder berührt haben mögen, erwähnen wir den Tod des Malers Trautmann und den des Kanzleidirektors Moritz im Februar, ferner den Offenbach's im April 1769. Am 26. dieses Monats erregte ein Duell in der Bornheimer Heide, in welchem der Notar Lange den Fähnrich von Nuyß tödtete, Lange sich aber durch die Flucht vor der gerichtlichen Verfolgung rettete, die Theilnahme der Reichsstädter (Mittheil. des Vereins ꝛc., Bd. III, S. 121). Im Bethmann'schen Hause sah Goethe im Spätherbste 1769 Paoli auf dessen Durchreise nach London (Werke, Bd. XXIX, S. 170, und unten im 17. Buch). Auch traf er noch vor seinem Abgange nach Straßburg mit Schlosser in der Heimath wieder zusammen (S. 122). Welche Bewandniß es mit seiner Postreise im Februar 1770 hatte, wissen wir nicht (Biedermann, II. S. 19).

315. Vor dem Abgange verhängte Goethe wiederum ein großes Haupt-Autodafé über seine Arbeiten (S. 125). Die lange Krankheit hatte seinen dichterischen Fleiß nicht beeinträchtigt. In seinen Briefen ist stets die Rede von neuen Gedichten, und Kornelien hatte er immer etwas Neues vorzulesen (Jahn, S. 96, 280). Diese Thätigkeit konzentrirte sich auf die Umarbeitung der „Mitschuldigen" und auf die Herausgabe der von Breitkopf in Musik gesetzten Lieder (Anm. 287), von welchen ein großer Theil, und zwar der werthvollere, erst in Frankfurt entstand, z. B. das durch Käthchens Verlobung hervorgerufene „Hochzeitslied". Die ältern Leipziger Lieder bilden diejenige Sammlung, welche er im Manuskripte Friederike Oeser gewidmet hatte, ohne deren Wohlgefallen dadurch zu erwecken (Jahn, S. 177, 144 u. 160). Der Druck der zwanzig Lieder beschäftigte ihn während des größeren Theils des Jahres 1769, zu dessen Antritt er das heitre „Neu-

jahrslied" dichtete und noch besonders drucken ließ, ehe es in jene Sammlung Aufnahme fand. Dieser erste Druck ist jedoch nicht wieder aufgefunden (Werke, Bd. III. S. 25, u. Jahn, S. 77). Die Erlebnisse der Leipziger Zeit bildeten den Gegenstand noch eines dritten Drama's, der Farce: „Lustspiel in Leipzig", woran er im Januar 1769 arbeitete. Auch dieses wird den Flammen geopfert worden sein, obgleich der Dichter Anfangs daran dachte, es im Druck erscheinen zu lassen (Jahn, S. 153).

316. Gottfried Arnold's Kirchen- und Ketzergeschichte (S. 126), „Unparteiische Kirchen- und Ketzerhistorie" (vier Theile; Frankfurt a. M., 1688 bis 1699) ist allerdings dazu angethan, von den Ketzern einen vortheilhaften Begriff zu geben, da der Verfasser das wahre christliche Leben und die Tradition der Kirche überhaupt nur bei den Ketzern, bei der Hierarchie und in der offiziellen Kirche dagegen das Antichristliche erblickt. Da ihn eine innige persönliche Frömmigkeit beseelt, so war die Wirkung des Werks um so tiefer. Es fand so viel Anhänger als Widersacher, unter den Letzteren hauptsächlich Gypriau (Allgem. Anmerk. über G. Arnold's Kirchen- und Ketzerh. 1700; s. Dorner's Gesch. d. protest. Theologie, 1867, S. 645). Edelmann schöpfte aus Arnold's Buche seine freidenkerischen, aber einen Gegensatz gegen den Rationalismus der Zeit bildenden, in Frankfurt von Henkers Hand verbrannten Schriften (Anm. 121). Aus demselben Widerspruche gegen die herrschende Theologie ging auch Goethe's Antheil an dem Buche hervor, auf welches er noch im Jahre 1823 in einem Briefe an Graf Sternberg anspielt (Briefw., S. 92).

317. Gleich einem der Arnold'schen Ketzer versuchte Goethe nach den Fingerzeigen, welche ihm seine Kabbalisten, namentlich Welling, gaben, sich eine eigene Theo- und Kosmogonie anzubilden: wie die geheime Wissenschaft selbst eine Verquickung biblischer und neuplatonischer Anschauungen (Anm. 308a). Das biographische Interesse an diesen Ideen möchte in der sich darin kundgebenden Abwendung von den theologischen Richtungen der Zeit bestehen. Wie des jungen Dichters Gemüth, unbefriedigt von dem konfessionellen Dogmatismus (oben S. 76), Genüge bei den Herrnhutern suchte, wo in der That allein gemeinsames christliches Leben zu finden war (vergl. Lessing's „Gedanken über die Herrnhuter", 1750; Werke, Hempel'sche Ausg., XIV. S. 211), so nahm er als

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-50924-3
GOETHE,J.W. FN. I6560/447

Dichter, Philosoph und Theologe schon damals bestimmte Stellung gegen den Deismus der Zeitgenossen. In den oben (Anm. 308) angezogenen Sätzen zur Vertheidigung G. Bruno's gegen Bayle bekannte er sich zu einer monistischen Weltauffassung (systema emanativum), die hier, in Verbindung mit Spinoza's Ausdehnung (S. 127 unten), in dem wiederholten Betonen der Gottgleichheit der verschiedenen Emanationen streng durchgeführt wird (wie sie unbedingt, S. 126 unten; unbedingt, aber in ihm enthalten, S. 127, Z. 5; unbedingt mächtig und ewig, S. 127 medio; zugleich unbedingt und beschränkt, S. 128). Indem Gott die Welt aus sich entläßt, bleibt sie bis in ihr Letztes göttlich.

Die Production der Gottheit (S. 126) ist eine dreifache:

a. Sie schafft nur sich selbst (in sich hinein), indem sie sich selbst vorstellt, sich als ein Zweites erscheint und wieder die beiden Entstandenen sich im Dritten als identisch erscheinen (S. 126). In diesem nur phänomenalen Prozeß bleibt die Trinität eine Einheit. Ein weiteres Differenziren, ein weiteres Integriren ist nicht möglich. Der Kreis der Gottheit ist nothwendig geschlossen, da jedes Weitere nur Wiederholung sein und in dieselbe Kreisbahn zurück- oder aber aus der Einheit hinausführen würde.

Goethe reiht sich mit dieser, allerdings nur kurz angedeuteten Erklärung der Dreieinigkeit an Leibniz (Defensio Trinitatis per nova reperta logica) und Lessing (Christenthum der Vernunft, §§. 1—9 von „Sohn Gott" und 9—13 vom heiligen Geist als der Harmonie des Vaters und des Sohns), geht aber Hegel's dialektischer Konstruktion derselben voraus, während Herder, unseres Wissens, sich auf deren logische Erklärung nicht eingelassen hat (vergl. jedoch seine vierte Schrift v. J. 1766).

Welling nimmt die Trinität als gegeben an und amplifizirt nur die Bibel: „Im Anfang schufen die Elohim, das ist, die mächtigen Richter Vater, Sohn und Heiliger Geist, die Himmel und die Erde, das ist, das Chaos oder die aus des Lucifers Ort mit allen seinen Heeren zusammengemischte Massam" (S. 106).

b. Die Gottheit schafft zweitens aus sich heraus, entläßt aus sich, oder — wie Lessing den Unterschied bezeichnet — sie denkt sich in allen ihren Vollkommenheiten nicht auf einmal und ungetheilt wie bei a, sondern sie denkt ihre Vollkommenheiten getheilt, eine von der andern abgesondert. Ihr Vorstellen aber ist ein Schaffen. Das Geschaffene ist zwar gleich dem

Schöpfer, aber, weil in ihm enthalten, endlich und beschränkt (S. 126 unten). Der so entstandenen ersten Kreatur, Lucifer, wird die fernere Schöpfung in dieser Periode übertragen. Denn der Lucifer des Jesaia (14, 12; vergl. Lucas 10, 18) wird mit dem Demiurg der Gnostiker, dem Weltschöpfer (Neander, Kirchengeschichte, I. 2. S. 766) identifizirt. Auch spielt die orientalisch-astrologische Vorstellung hinein, daß Lucifer (Venus) als Führer der Sterne (Planeten) auch deren Schöpfer sei.

Anders Welling: „Weil dann nun dieser wahre Dreyeinige ewige Gott... in sich selber die allergröste... Seligkeit genosse und wollte, daß auch Creaturen wären, denen er sich in dem Ausfluß seiner Göttlichen Güte könte mittheilen..., so schuf er dann durch Christum die Geist-Welt, in welcher der Sohn der Morgenröthe [Lucifer] der allerherrlichste und fürtreflichste... war. Da aber dieser in seiner so fürtreflichen Herrlichkeit und Macht, sich in Hochmuth wider Gott erhube, ward er .... mit allen seinen Engeln .... in eine unbegreifliche Finsterniß verstossen, in welche zugleich alle seine Himmel mit verwickelt worden" — und von der Entstehung der Materie: „Da aber in diesem [Lucifer's] Ort .... der Göttliche Glantz und Licht hineinwärts gekehret ward [Goethe's Konzentration], da war es kein helles oder Licht-Wasser mehr, sondern ein dunckeles, kaltes, grimmfeuriges und greifliches ▽, ein Sand- und Stein- machendes ▽, und dahero Gen. I. V. 2. genannt Erde oder Erdisches, das ist, ein schleimichtes, schwefflichtes Salz-Wasser; und das war das ▽ oder Chaos, so der Text Finsterniß nennet" (S. 449 u. 104).

Die Lehre von dem schaffenden Lucifer und seinen Heerschaaren zeigt vorzüglich den Einfluß des Neuplatonismus mit seinen oben (Anm. 308) erwähnten Dämonen, welche in Agathodämonen, hier die sich wieder gegen ihren Ursprung wendenden Engel (S. 127), und in Kakodämonen, hier die mit Lucifer abfallenden Engel, auseinandergehen. Es spiegelt sich darin eine Eigenthümlichkeit der Mythologien wieder, welche zwischen Götter und Menschen Titanen einschieben und die humane Epoche erst nach Aeonen von Götter- und Heroenkämpfen setzen.

Jenes Hervorgehnlassen der Materie (S. 127) aus der fortgesetzten Konzentration der Zwischengeister, der Schwere aus ihrem Abfall, kennen schon die ältern Kosmogonien; aber auch die neuere Naturwissenschaft findet ihre Rechnung bei dem hier geschilderten Widerspiel der konzentrischen und der zentrifugalen

Kräfte. So sind auch wir „einmal gefestet, einmal verflüchtigt" (Goethe's Werke, Bd. II. S. 316).

Die Wesensgleichheit des Geschaffenen mit dem Schöpfer bestätigt Welling: „so ist dann ... gewiß, daß wir die Schöpfung aus Nichts ... in keiner Weise anders verstehen können, als daß, da Gott der allmächtige schuf, solches aus und von seinem selbst eigenen Wesen geschehen sey, nemlich von seinem herrlichen Lichte und Glantze. Darum nun das Chaos nothwendig ein zerstöhrendes Leiden muß geduldet haben, ehe es aus dem Göttlichen Licht-Glantze in diese öde, wüste und finstere greifliche, i. e. irrdische Massa gerathen" (S. 106).

c. Eben diese irdische Schöpfung, als die dritte Emanation der Gottheit, beginnt mit dem Lichte, welches, wie die Finsterniß mit der Konzentration und dem Abfall, mit der Expansion und der Rückwendung zu Gott zusammenfällt. Auch Lucifer und die abtrünnige Geisterwelt werden dem Gottesreich erhalten (S. 128. oben), wie auch Mephistopheles im Vorspiel zu „Faust" vor dem Herrn erscheinen darf und auch er in diesem Reiche seine Verwendung findet. Das Ziel der neuen Schöpfung ist aber, da Jene abgenutzte und nur noch negative Werthe bilden, des Menschen „geeignete Zweinatur" (Faust. Werke, Bd. XIII. S. 238), der Adam, ausgestattet mit Bewußtsein und freiem Willen, aber beschränkt und deshalb bestimmt, wie jene Diamante (Werke, Bd. I. S. 279),

„Mit dem Haupt im Himmel weilend,
Fühlen, Paria, dieser Erde
Niederziehende Gewalt."

Die Erlösung ist als von Ewigkeit beschlossen, als nothwendig und sich stets erneuernd gedacht (S. 128), weil die Erlösungsbedürftigkeit mit der Endlichkeit und Beschränktheit der Kreatur gegeben war, weil das obschon wesensgleiche Geschöpf geringer sein mußte als der Schöpfer. Die Erlösung durch Zwischenkunft der Gottheit war schon vor der dritten Schöpfung bestimmt (oben S. 127). Nur so konnte die Schöpfung gerettet werden, daß die Gottheit die schon verfallene Schuld selbst einlöste, selbst sich zum Opfer darbrachte. Nur das höchste denkbare Opfer war für diesen höchsten Zweck ausreichend. Daher: nichts ist natürlicher (S. 128). Die Gestalt des Menschen hat sich der Gottheit dar, als die schon vorhandne Hülle eines ihr im Wesen Gleichen. Aus der Tiefe des Gedankens, daß alle

Schöpfung nur ein Abfallen und Zurückkehren zum Ursprünglichen sei (S. 128), weshalb die vorstehenden Schöpfungen b und c nur der Anfang sind einer unendlichen Reihe, fließt von selbst die Nothwendigkeit einer stetigen Erneuerung der Erlösung. Auf die wiederholten indischen Inkarnationen Gottes verweisen daher die Worte: die Geschichte aller Religionen und Philosophien (S. 128; vergl. den Anfang von Goethe's „Der Gott und die Bajadere").

„Da die Zeit erfüllet war, sandte Gott seinen Sohn in armer Knechts Gestalt", um „uns die Verläugnung unser selbst" zu lehren (Welling, S. 452 und 453). Hierauf, auf Christi Vorbild, deutet Goethe mit der ethischen Wendung des Schlusses hin, auf die Pflicht, uns zu entselbstigen. In demselben Sinne heißt in den „Wanderjahren" das Christenthum eine auf die Ehrfurcht vor dem, was unter uns ist, gegründete Religion, ein Letztes, wozu die Menschheit gelangen können, nämlich „auch Niedrigkeit und Armuth, Spott und Verachtung, Schmach und Elend, Leiden und Tod als göttlich anzuerkennen" (Bd. XVIII. S. 166).

Goethe's Kosmogonie ist nicht reine Spekulation; auch die Geschichte der Religionen und Mythologien hat ihren Antheil. Um von der Gottheit zum Menschen zu gelangen, bedurfte es einer Ueberbrückung. Viele Evolutionen mußten unendliche Zeiträume und gleichsam geologische Perioden ausfüllen. Für den Menschen war zudem, zur Erklärung des Bösen, die supranaturalistische Vorstellung intelligenter böser Geister, Lucifer's und seiner Sendboten, ein Bedürfniß, im Grunde nur die mythische Projektion eines Vorganges im eignen menschlichen Bewußtsein. Goethe und seine Zeitgenossen standen mit jenen Geistern des Abfalls durch Klopstock's „Messias" auf vertrauterm Fuße als unsere Generation, Klopstock weist zurück auf Milton's „Verlorenes Paradies", und hinwieder Milton, der in Leyden studirt hatte, schöpfte aus Vondel's „Lucifer". Noch zur Zeit der Abfassung unsers Buchs wagte sich des milden Sailer Erzählung „Der Sturz Lucifer's" ans Licht, welcher Goethe, obschon erst nachträglich i. J. 1813, lebhaften Antheil zuwandte (Fr. Kölle, Erlebtes, I. S. 213 in „Deutsche Pandora, Gedenkbuch," Stuttgart 1840).

Neuntes Buch (S. 129 bis 168).

318. Goethe's biographisches Schema (Fortsetzung von Nr. 4, 46, 68, 95, 130, 167, 208 u. 257):

1770. Straßburg. — Schönes Land. — Tischgesellschaft. Juvenile. — Salzmann. — Lerse. Jung. — Herder. — Brion. — Lenz? — Zweck der Promotion. — Mediziner. — Anatomie. — Chemie. Hospitäler. — Accouchement. — Homer. — Deutschheit emergirend. — In Straßb[urg] wenig franz[ösisch] unter uns gesprochen.
(Goedeke's Grundr., II. S. 878).

---

319. Die bedeutende Stelle (S. 129), mit welcher das Neunte Buch beginnt, ist einer Rezension des berühmten Göttinger Professors Heyne, des Schülers von Christ und Gesner, im ersten Stück der Allgemeinen deutschen Bibliothek v. J. 1765 (I. S. 128 bis 131) entnommen. Sie betrifft Lindner's „Lehrreichen Zeitvertreib in Ovidianischen Verwandlungen" (Leipzig 1764). Heyne — daß es Heyne war, wußte Goethe nicht — wendet sich gegen eine der Hauptschranken der damaligen ästhetischen Kritik, die, verführt durch Horaz's Et prodesse volunt et delectare poetae, den Werth der Kunst in der unmittelbar moralischen Wirkung suchte. Breitinger's kritische Dichtkunst basirt, wie die Gottsched's, durchweg auf dem Ergetzen und der Besserung des Menschen. Dasselbe Lied hatte auch der Zeitzer Konrektor Lindner gesungen und in der Vorrede „sich angelegen sein lassen zu zeigen, was für ein fürtrefflicher Sittenlehrer Ovid sei." „Dies ist nun in der That eben das Vorzügliche dieses Dichters nicht!" entgegnete Heyne, „und auch seine Verwandlungen sollen eben keine Sittenlehre sein; nicht als wenn die Sittenlehre gar nichts dabei gewinnen könne, sondern die Sache verhält sich eigentlich so: ein mit guten moralischen Grundsätzen verwahrtes Gemüthe wird, so wie es gegen den Leichtsinn des Dichters sattsam bedeckt ist, hin und wieder vortreffliche Maximen, Sätze und Lehren antreffen, welche, weil sie poetisch schön ausgedrückt sind, plötzlichen und tiefen Eindruck auf dasselbe machen werden; es wird staunen, wenn ihm unerwartet der Vers aufstößet:

Sors tua mortalis; non est mortale quod optas,
oder: ....sibi quisque profecto
Fit deus; ignavis precibus fortuna repugnat.

Hieran schließt sich unmittelbar die von Goethe herübergenommene Stelle an.

Von den Werken aus Wieland's zweiter glänzenden Epoche (S. 130) las Goethe die „Idris“ zuerst im November 1768, „Musarion“ und „Don Sylvio“ schon früher und die „Dialogen des Diogenes“ im Februar 1770 (Jahn, S. 122, 121, 215, und oben Anm. 267).

Mit den Kompendien (S. 130) wird an den vorletzten Satz des Heynischen Allegats angeknüpft. Hamlet's bedenkliches Wort kann nur das bekannte sein (I, 5): „Es giebt mehr Ding' im Himmel und auf Erden, als Eure Schulweisheit [Philosophie treuer in Wieland's Uebersetzung 1766] sich träumt.“

320. Es waren die Lehren Oeser's, mit denen Goethe dem Vater lästig fiel (S. 131). Nach seinem zweiten Briefe an seinen Meister (Jahn, S. 120) übte er sich gleich Anfangs zu Frankfurt im Architektur-Zeichnen: „wie weit ich mit dieser Stütze [dem Lineal] in der Baukunst und in der Perspektiv kommen kann“. Mit Oeser hatte er alles Schnörkelwesen (S. 131) über Bord geworfen (s. S. 90 und Anm. 261). Die chinesischen Tapeten kennen wir schon aus dem Ersten Theile, S. 79 und 301.

321. Goethe's Briefe an die Leipziger Freunde deuteten schon in der Mitte des Jahres 1769 dunkel an und sprachen dann seit dem Dezember klar aus, daß er zu seiner ferneren Ausbildung nach Straßburg und von da nach Paris gehen werde (Jahn, S. 90, 94, 95, 99, 208, und Biedermann, II, 18). Er trat die Reise am letzten oder vorletzten Tage des März („zu Ende des Merzens“, Jahn, S. 98) mit Horn an, welcher ihm bis Mainz oder bis Oppenheim das Geleit gab. Horn erzählt dies in einem Briefe an Käthchen Schönkopf vom 9. April 1770: „Goethe ist vor acht Tagen in Straßburg angekommen. Ich habe ihn bis nach Mainz begleitet.“ Die Route nach Straßburg führte nun nicht über Mainz, und die Jahrszeit konnte kaum zu einem weiteren Ausfluge einladen. Vielmehr gelangte man über Groß-Gerau und die fliegende Rheinbrücke bei Oppenheim zunächst in diese oberhalb Mainz belegene Stadt. Horn's Worte gestatten daher die Auslegung, er habe Goethe noch weiter

als Mainz, bis nach, bis oberhalb Mainz begleitet. Wie dem sei, der Reisende hatte von den beiden Straßen, der rechtsrheinischen, der alten Reichshauptstraße über Darmstadt und Heidelberg, und der linksrheinischen über Worms und Speier die letztere gewählt. Dieselbe war noch 1774 nur stellenweise chaussirt. Eine Menge Zollhäuser waren zu bestehn, der pfälzische Zoll zu Bobenhausen, der bischöfliche bei Speier u. a. m. Schon bei Germersheim überschritt man die Grenze und gelangte auf den Sandwegen des großen Bien-Waldes nach Lauterburg. Im Elsaß traf man alle Wirthshäuser der Straße noch deutsch an: Lilie, Grüner Baum, Krone, Hirsch u. s. w. (Mittheilungen, Bd. III. S. 258—262). Um 10 Uhr Vormittags am dritten Tage, dem 2. April, traf Goethe in Straßburg ein. Allerdings wäre man berechtigt, die Ankunft zwei Tage später zu setzen, da er selbst am 19. April an Limprecht schreibt: „Funfzehn Tage bin ich nun hier"; doch meinte Goethe wol allgemein zwei Wochen, mochten es auch siebzehn Tage gewesen sein.

Das Wirthshaus Zum Geist (S. 131) sah ein halbes Jahr später auch Herder und nach einem halben Jahrhunderte hervorragende Männer der deutschen Invasion in seinen Mauern, z. B. Gentz am 5. Dezember 1815 (Tagebuch, I. 435).

Die auf das Münster, nach dem Hauptportale der Thurmseite führende schmale Münster-Gasse (S. 131) und der enge Münsterplatz sind noch heute unverändert.

322. Goethe's Wirth am Fischmarkt (S. 133) hieß Schlag. Dies ergiebt sein Eintrag in das Straßburger Universitäts-Register vom Donnerstag der Osterwoche, dem 19. April, welcher lautet: „Joannes Wolfgang Goethe Moeno-Francofurtensis. Logiere den Herrn Schlag auf dem Fischmarkt. d. 19. Aprilis." Das Haus liegt am Alten Fischmarkt Nr. 80 (Stöber, der Aktuar Salzmann, S. 20, Note 2). Der Eintrag erfolgte so spät wol aus ähnlichen Gründen wie in Leipzig (Anm. 189), indem auch in Straßburg jedes halbe Jahr Rektor und Dekane neu gewählt wurden.

323. Die Bekanntschaft mit dem frommen Klettenberg'schen Kreise vermittelte den Verkehr mit Straßburger Gesinnungsgenossen. Wie jener fromme Handelsmann (S. 133) trennte auch Goethe sich nicht von der äußern Kirche. Nie wieder schloß er sich dieser so nah an wie jetzt, freilich nur für kurze Zeit.

In der letzten Zeit zu Frankfurt hatte er nach all den theosophischen Studien noch Mendelssohn's „Phädon oder über die

Unsterblichkeit der Seele" (1767) und Plato's Phädon selbst in der Uebersetzung von Köhler (Lübeck, 1769) vergleichend studirt und einen sehr genauen Auszug daraus für seine „Ephemerides" angefertigt. Seine Briefe jener Zeit spielen überhaupt auf Mendelssohn's Schriften wiederholt an (Zahn, S. 215 u. Schöll's Aufl., S. 30).

Daß sein Herrnhutianismus, der mit solchen Studien Hand in Hand ging, mit dem in Straßburg heimischen Spener-Francke'schen Pietismus — Spener und sein Schwager Horbius waren Elsäßer — sich nicht vertragen konnte, zeigt ein für die Klettenberg bestimmtes Briefkonzept vom 26. August 1770: „Mein Umgang mit denen frommen Leuten hier ist nicht gar stark; ich hatte mich im Anfange sehr stark an sie gewendet, aber es ist, als wenn es nicht sein sollte. Sie sind so von Herzen langweilig, wenn sie anfangen, daß es meine Lebhaftigkeit nicht aushalten konnte. Lauter Leute von mäßigem Verstande, die mit der ersten Religionsempfindung auch den ersten vernünftigen Gedanken dachten und nun meinen, das wäre Alles, weil sie sonst von nichts wissen." Ob die folgende Schilderung eines jener Leute auf den oben S. 133 aufgeführten Handelsmann zu beziehen, steht sehr dahin. Goethe nennt ihn nicht, sagt aber von ihm: „Ich habe den Mann gern; wir sind gute Freunde; aber schon als Hausvater ist er zu streng, und Sie können sich denken, was herauskommt, wenn er die feinern Pflichten der Religion von seinen jungen rohen Leuten [etwa den Lehrlingen] beobachtet haben will" (Schöll's Aufl., S. 40 flgd.).

324. Die Tischgesellschaft (S. 133), welche die Jungfrauen Lauth beköstigten, kam in der Krämergasse Nr. 13 zusammen.

325. Meyer (S. 133), von Lindau am Bodensee gebürtig, befand sich, gleich Goethe, schon in höheren Semestern. Er war Mediziner und langjähriger Schüler Lobstein's. Seine Jovialität (S. 134) und Herzlichkeit treten aus seinen bei Stöber (S. 79 bis 84) abgedruckten Briefen an Salzmann hervor, auch andre, von Goethe vielleicht zu stark hervorgehobne Züge. Wir zielen auf die Stelle seines ersten Briefs vom Oktober 1771 aus Wien: „Wollen Sie meine Lebensart wissen? Wie kann sie anders sein als liederlich? Hm! Urtheilen Sie nicht vor der Zeit!" Jung scheint ihn unter dem Tischnachbar Goethe's gemeint zu haben, den er „einen guten Raben mit Pfauenfedern" nennt. Die Charakteristik wäre jedoch sehr verfehlt. Meyer war

ein großer Freund der Musik und des Theaters, selbst Sänger, „daß meinen Nachbarn die Ohren davon gellen", und Verfasser einer Oper (L'Aveugle de Palmyre). Im Jahre 1783 ließ er sich in London nieder und gehörte dort bald zu den allergesuchtesten Aerzten.

Goethe nennt ihn ein Räzel, d. h. seine Augenbrauen stießen unmittelbar zusammen (s. Textrev.). Lessing's Laokoon (XX) enthält eine gelehrte Erörterung, ob dies als Schönheit anzusehen oder nicht: „Die Augenbraunen der Helena.... liefen nicht zusammen, sondern waren durch einen kleinen Zwischenraum abgesondert. Der Geschmack der Alten war in diesem Punkte verschieden. Einigen gefiel ein solcher Zwischenraum, Andern nicht. Anakreon hielt die Mittelstraße; die Augenbraunen seines geliebten Mädchens.... verliefen sich sanft in einem einzigen Punkte."

326. Doktor Salzmann (S. 134), unverheirathet, damals achtundvierzig Jahre alt (nicht „in den Sechzigen"), wohnte dem Rathhause (der Pfalz) gegenüber. In seine „gelbe Stube" und an seinen mit einem Silen geschmückten „Kamin" dachte sich Goethe später oft zurück; denn er und Goethe waren nach Jung's Ausdruck „Herzensfreunde" (Stöber, S. 58 und 59, und Stilling's Wanderschaft, S. 160). Von 1753 bis 1790 bekleidete Salzmann das einflußreiche Amt eines „Vogteischreiber oder Actuarius bei einem löblichen Vogteigerichte" [Vormundschaftsgerichte]; er war der Vater der Wittwen und Waisen (S. 141). Goethe nennt ihn den Präsidenten der Tischgesellschaft (S. 134 und 140); er war es durch Stellung, Alter und Erfahrung, und, wie Jung sich ausdrückt, „sein Ort war der oberste, und wäre es auch hinter der Thüre gewesen" (a. a. O.). Bald theilte er die Herrschaft mit Goethe; denn von Diesem sagt Jung ähnlich: „er hatte die Regierung am Tische, ohne daß er sie suchte."

Die Schilderung, welche Goethe in dem erwähnten Briefkonzepte (Anm. 323) der Klettenberg von einem seiner neuen Straßburger Bekannten entwarf, kann sich nur auf Salzmann beziehn: „Herr ***, ein Ideal für Mosheimen oder Jerusalemen (s. S. 288), ein Mann, der durch viel Erfahrung mit viel Verstand gegangen ist, der bei der Kälte des Bluts, womit er von je her die Welt betrachtet hat, gefunden zu haben glaubt: daß wir auf diese Welt gesetzt sind, besonders um ihr nützlich zu sein, daß wir uns dazu fähig machen können, wozu denn auch die Religion etwas hilft."

327. Unter dem Repetenten (S. 135) ist vielleicht der Elsäßer Engelbach, der schon die juristische Prüfung abgelegt hatte, zu verstehn. Derselbe, mit dem Goethe im nächsten Sommer den Ritt nach Lothringen unternahm, und der, nebst seinem Landsmanne, dem Mediziner Weyland, an der Salzmann'schen Tischgesellschaft Theil nahm.

328. Goethe mußte vor der Promotion, dem Hauptzwecke des Aufenthalts zu Straßburg, „wo ich gerne möchte meine juristischen Verdienste gekrönt haben" (v. Biedermann, II. S. 18), sich einer juristischen Prüfung unterziehn, sich examiniren lassen (S. 135). Hierauf bereitete er sich im ersten Halbjahr vor. Im August konnte er an die Klettenberg schreiben: „Die Jurisprudenz fangt an, mir sehr zu gefallen." Auch die in Straßburg fortgesetzten „Ephemerides" enthalten viel juristische Notizen. Am 10. September 1770 hatte er die Vorprüfung in dem Thomanum, dem alten Universitätsgebäude, bestanden, und Engelbach erhielt seine Hefte (S. 135) zurück. Goethe schreibt ihm an diesem Tage: „Nun hab' ich meine Rolle in der Kapitelstube [die sich in jenem Gebäude befand, später nur theologisches Examinationszimmer] auch ausgespielt. Hierbei kommen Ihre Manuskripte, die mir artige Dienste geleistet haben" (Schöll, S. 47).

Dies Examen befreite Goethe von der Verpflichtung, weitere juristische Vorlesungen zu hören, und dieser Freiheit wird sich der Zögling Leipzig's um so lieber bedient haben, als der französische Einfluß sich auf die Rechtsfakultät nachtheilig geltend machte und die Lehrer Treitlinger, Reitzeisen, Kugler, Silberrad in keiner Weise hervorragten (Stöber, S. 10, und Oberlin's Almanac d'Alsace). Anders war es mit der medizinischen Fakultät.

329. Die meisten meiner Tischgenossen waren Mediziner (S. 136). Außer Weyland und Meyer (Anm. 325 u. 327) sind durch Jung (Stilling's Wanderschaft, 1778, S. 146 und 159) noch drei oder vielmehr, Jung selbst eingeschlossen, vier dieser Mediziner bekannt geworden. Zunächst der Wiener Waldberg, der nach Jung „in seinem ganzen Wesen ein Genie, aber zugleich ein Herz voller Spott gegen die Religion zeigte und voller Ausgelassenheit in seinen Sitten" war. Dann der Elsäßer Melzer, „ein feines Männchen, eine gute Seele"; Jung's Tischnachbar, saß er Goethe gegenüber. Endlich Troost, der Begleiter Jung's, schon vierzigjährig, Chirurg zu Schönenthal bei Elber-

feld, hergekommen, um seine vor zwanzig Jahren gemachten Studien wieder aufzufrischen.

Zu demselben Zweck hatte sich auch Herder's Freund, der russische Stabs-Chirurg Peglow, aus noch weiterer Ferne eingefunden.

330. Auf diese älteren und jüngeren Mediziner und auf eine Menge Patienten, darunter eben Herder, übte der Anatom Lobstein die Hauptanziehungskraft. Lobstein, in der Salzmannsgasse wohnend, Professeur d'Anatomie et de Chirurgie (Oberlin's Almanac) war nach Virchow „einer der ersten Anatomen und Chirurgen der Zeit." Die Chirurgie war diejenige Disziplin, durch welche die Universität schon in den ersten Zeiten ihrer Gründung unter Maximilian II. sich hervorgethan; seitdem „finden wir hier die ersten wissenschaftlichen Chirurgen Deutschlands, deren Handbücher durch ganz Europa verbreitet wurden", und noch „in der Zeit, von der wir hier reden, wurden die Anatomen in Deutschland von Straßburg verschrieben" (Virchow, Goethe als Naturforscher, S. 54).

Bei Lobstein hörte Goethe, von juristischer Seite freier, im Winterhalbjahre Anatomie (S. 136) zugleich mit Jung. Das anatomische Theater befand sich in der ehemaligen Kapelle des alten Bürger-Hospitals, und dies Hospital lieferte dazu die erforderlichen Leichen. Der Unterricht hatte Nachmittags Statt. Dans la grande salle se donnent après-midi les leçons anatomiques en latin pour les médecins, et en allemand pour les chirurgiens en deux heures (Oberlin's Almanac pour l'année 1782). Dort fanden sich Präparate sowol in trocknem Zustande als in Spiritus, und Jung war besonders eifrig im Präpariren (Stilling, S. 172). Wir heben dies hervor, weil Goethe die hier empfangenen Eindrücke noch nach einem halben Jahrhundert für die Darstellung von Wilhelm's anatomischen Studien in den „Wanderjahren" (III. 3) verwerthet hat. Wegen Lobstein's verweisen wir auf: Eloge historique du prof. T. F. Lobstein, par C. H. Ehrmann, Strasb. 1836, und Michel, Essai sur la chirurgie de Strasbourg. 1855.

Außerdem hörte Goethe zusammen mit Jung Chemie bei Spielmann (S. 136). Dieser der ältere Spielmann, am Münsterplatz wohnend, war Professeur de Chimie, de Botanique et de Matière médicale, zugleich auch Lehrer an dem im Nicolas-Viertel (Quartier S. Nicolas aux eaux) belegenen bota-

nischen Garten und Verfasser chemischer und botanischer Schriften (Institutiones chemiae. 1763; Prodromus florae Argentor., 1766 u. s. w.). Sein Sohn, wenige Jahre älter als Goethe, gab damals seinen Oleum Argentor. fasciculus II. 1770 heraus (fascic. I. schon 1769).

231. Die Erzherzogin Maria Antonia (S. 137) ward am 19. April 1770 zu Wien durch Prokuration mit dem Dauphin von Frankreich vermählt. Am 26sten verließ sie Wien, geleitet von dem Fürsten Starhemberg als kaiserlichem Kommissarius, mit einem Gefolge, dessen Transport auf jeder Station über dreihundert Pferde erforderte. Am 7. Mai fand der Einzug in Straßburg statt. Auf dem „langen Wörd" zwischen der großen und der kleinen Rheinbrücke lag das von Goethe beschriebene Lusthaus, in welchem die Prinzessin seitens des französischen Kommissars, des Grafen Noailles, sowie des Kardinals von Rohan und Marschalls Contade empfangen wurde. Silbermann (Lokalgeschichte der Stadt Straßburg, 1775, S. 218, Note) nennt es „ein auf italienische Manier aufgeführtes Gebäude, so fünfunddreißig Klafter zur Länge und sieben zur Breite hatte". Von da erfolgte der Einzug Nachmittags um drei Uhr durch das Metzgerthor, das spätre Austerlitzthor, welches aber zu Ehren jenes Tages bis zur Revolution Dauphine-Thor genannt wurde, sowie die einmündende bisherige Viehgasse Dauphine-Straße (Silbermann, a. a. O. S. 63). In den Auszügen, welche Frau Belli in dem Buche „Vor mehr als hundert Jahren" (Frankf. a. M. 1870) aus dem Frankfurter Journal des Jahres 1770 mitgetheilt hat, ist jenes Empfangsgebäude schon „Straßburg vom 29. April" (S. 65) beschrieben: „Das Haus, welches in einer Insel des Rheins zu dem Empfang der Madame Dauphine erbauet worden, bestehet in fünf Hauptzimmern und vielen anderen kleineren, welche alle mit kostbaren Koblenzer Tapeten behänget sind." Die Raphael'schen Teppiche befanden sich in den Nebensälen. Die Kartons zu diesen Teppichen, aus Raphael's bester Zeit, betreffen vorzugsweise die Apostelgeschichte (zu S. 138).

In einem andern Zeitungs-Artikel „Straßburg vom 9. Mai" (S. 67—71) sind alle weiteren Empfangsfeierlichkeiten und der Einzug in die Stadt durch die errichtete Ehrenpforte ausführlich beschrieben. Innerhalb der Wälle gab man der Erzherzogin nur glückverkündende Bilder, große und kleine Delphine, brennende

Herzen, goldne Kronen, Myrtenkränze und Sinnbilder der Eintracht, der Gerechtigkeit, der ehelichen Liebe zu schauen.

Abends besuchte sie die „französische Komödie“ am Broglieplatz (dem ehemaligen Roßmarkt). Dann folgte die Illumination (S. 138), Vertheilung von Wein und Brod auf den Plätzen der Stadt und Volksbelustigungen, — wie Goethe dies Alles zu Ehren des Bruders der Erzherzogin vor sechs Jahren in seiner Heimathestadt gesehn hatte. „Sobald der Tag anfing zu dunkeln,“ heißt es in jenem Zeitungsartikel, „wurde der hohe Münsterthurm von der obersten Spitze an bis auf die unterste Galerie mit viel tausend Feuertöpfen und Lampen beleuchtet. Ebensobald wurden auch alle Häuser und die vornehmsten Plätze der Stadt mit allerlei schönen und sinnreichen Beleuchtungen gezieret. Se. Eminenz der Kardinal von Rohan hatte seinen Palast an der ganzen Vorderseite und an dem Bezirk der Terrasse auf das Prächtigste illuminiren lassen“ u. s. w. Nachmittags den 8. Mai verließ die Dauphine auf dem Wege „von dem Bischofshof [ihrem Logis] an, bei der großen Gewerbslaube und der kleinen Metzig vorbei“ durch das Zabern-Thor unter dem Lösen der Kanonen die Stadt.

Die Dauphine, deren so heitre als imposante Miene (S. 138 unten) Goethe sich zurückrief, war damals noch nicht fünfzehn Jahre alt, auch noch sehr unreifen Wesens (son éducation inachevée, bei Arneth und Geffroy, I, S. XII). Aber die „unnachahmliche Anmuth in Allem, was sie that, ihre Schönheit und feine Gestalt“ werden schon damals gepriesen. Die erste ihrer Begleiterinnen war die Gräfin Noailles, ihre neue Oberhofmeisterin.

332. Die öffentliche Bekanntmachung (S. 139), welche die Noth der untern Klassen der Dauphine verbergen sollte, wird sich auch auf Bittgesuche überhaupt erstreckt haben; wenigstens durfte sie dergleichen nach der Etikette nicht annehmen. Ihre Mutter, die Kaiserin, schrieb ihr daher in einer geheimen Reiseinstruktion vor: Dans mes états et dans l'Empire vous ne sauriez vous refuser à accepter des placets. — Depuis Strasbourg vous n'accepterez plus rien, sans en demander l'avis de M. ou de Mad. de Noailles (Arneth, „Maria Theresia und Marie Antoinette“, 2. A. 1866, S. 41).

Goethe's Gedicht (S. 139) ist nicht erhalten. Die dafür ausgegebenen Verse in Pfeiffer's „Goethe's Friederike“ 1841 (S. 13)

sind ein späteres, aus Goethe's obiger Darstellung hervorgegangenes Machwerk. Im Jahre 1770 konnte Marie Antoinette nimmer „des Français l'auguste reine" genannt werden, wie es dort geschieht; aber es ist klar, der Verfasser hatte Goethe's antizipirende Bezeichnung „Königin von Frankreich" (S. 137 oben) für baare Münze genommen.

333. Das Unglück (S. 139), welches sich bei den Pariser Einzugsfeierlichkeiten in der Nacht vom 30. zum 31. Mai 1770 zutrug, ist bekannt. Die mit Steinen verpfropfte Straße war die Rue Royale. In den Zeitungen wurde die Zahl der Umgekommenen auf fünfhundert angegeben. Eine ausführliche Beschreibung des Unglücks aus dem Frankfurter Journal vom 11. Juni 1770 u. flgd. findet sich in dem „Vor mehr als hundert Jahren" der Frau Belli, S. 80 bis 84.

334. Der scherzhafte Ton sowol der erhaltenen Briefe Horn's aus jener Zeit als derjenige, welchen Goethe über ihn, „den Pegauer" (ein ihm in Leipzig gegebener Spitzname nach dem sächsischen Schöppenstedt), in den Briefen an Käthchen Schönkopf anschlägt, stehen ganz im Einklang mit der Erzählung von der (S. 139 u. 140) angegebenen Mystifikation. Briefe aus Mai und Juni 1770, welche jene Erzählung bestätigten, sind jedoch nicht vorhanden. Bei Schöll (Aufl., S. 29—48) findet man dagegen Entwürfe einiger Goethischer Briefe aus den beiden folgenden Monaten und zwar an zwei Frankfurter Gymnasiasten Namens Hetzler, an Trapp in Worms und an die Klettenberg. Die Schreiben an die beiden Letztgenannten in Verbindung mit den mehrerwähnten Briefen an Limprecht sind die Hauptdokumente über Goethe's damalige fromme Richtung. Trapp hatte ihm mehrere Fragen vorgelegt, namentlich über die Zulässigkeit des Kartenspiels vom religiösen Standpunkt, und ob es gut sei, sich zu verheirathen. Wir notiren aus der Antwort nur solche Aeußerungen, welche jene Richtung bekunden, wie sie später von Goethe nie wieder gehört werden: „Ich lebe etwas in den Tag hinein und danke Gott dafür und manchmal auch seinem Sohne, wenn ich darf, daß ich in solchen Umständen bin, die mir es aufzulegen scheinen." „Wer nicht wie Elieser mit völliger Resignation in seines Gottes überall einfließende Weisheit das Schicksal einer ganzen zukünftigen Welt dem Tränken der Kameele überlassen kann, der ist freilich übel dran, dem ist nicht zu

helfen. Denn wie wollte Dem zu rathen sein, der sich von Gott nicht will rathen lassen"; vom Gebet: „eine einzige Aufwallung des Herzens im Namen Des, den wir inzwischen einen Herrn nennen, bis wir ihn unsern Herrn betiteln können, und wir sind mit unzähligen Wohlthaten überschüttet"; endlich im Rückblick auf die frühere Krankheit: „Der Himmelsarzt hat das Feuer des Lebens in meinem Körper wieder gestärkt, und Muth und Freude sind wieder da." Dies Alles vom 28. Juli; dann am 26. August, also zwei Tage vor seinem Geburtsfeste, an die Klettenberg vom Genuß des Abendmahls: „Ich bin heute mit der christlichen Gemeine hingegangen, mich an des Herrn Leiden und Tod zu erinnern," und „betet mit mir, für mich, daß Alles werde, wie's werden soll". Dazu Anm. 301 zu Ende.

335. Die Schilderung S. 141 von dem Spazierengehen der Straßburger gilt von dem Nieder-Elsaß überhaupt: „Jedes Dorf und Gut und Städtchen hat seine Naturpracht und seine trefflich bestellten Wirthshäuser rings umher. Immer wird man angeregt, spazieren zu gehen, und wenn man draußen ist, setzt man sich zum würzigen Wein unter grünen Linden und Lauben und schwelgt in entzückenden Aussichten" (Franz v. Löher, Natur und Gesch. von Elsaß-Lothringen, 1871, S. 75).

Die Linden hebt Goethe auch S. 142 hervor. Ludwig XIV. hatte an Stelle der bisherigen Fruchtbäume rings um Straßburg Linden-Alleen anlegen lassen. Nach Stöber würde S. 142 unter der entfernteren Wanzenau hier die an der Ill und dem Muse-Gießen (Blumen-Gießen) belegene Ruprechtsau gemeint sein (Alsatia, 1853, S. 39, Note, u. unten Anm. 344).

336. Das Kartenspiel (S. 142) zählt Goethe in dem eben (Anm. 334) erwähnten Briefe an Trapp zu den Adiaphoris: „Wenn Sie es für eine Sünde halten, so spielen Sie nicht ... Aber ich wünschte nicht, daß Sie eine Religionssache draus machten ... denn es ist aus tausend Ursachen gut, gewisse Kleinigkeiten nicht nach den Grundsätzen der Religion, besonders öffentlich zu beurtheilen."

337. Unsere Tischgesellschaft vermehrte sich wol auf zwanzig Personen (S. 143 unten); dies geschah zu Michaelis 1770, beim Antritt des Wintersemesters (s. oben Anm. 329). Jung-Stilling, damals dreißigjährig, der mit dem um

zehn Jahre ältern Troost zu den neuen Ankömmlingen (S. 144) gehörte, erzählt ihren Eintritt in die Gesellschaft aus frischer Erinnerung (spätestens 1777): „Es speiseten ungefähr zwanzig Personen an diesem Tisch, und sie [wir] sahen Einen nach dem Andern eintreten. Besonders kam Einer mit großen hellen Augen, prachtvoller Stirn und schönem Wuchs muthig ins Zimmer. Dieser zog Herrn Troost's und Stilling's Augen auf sich; Ersterer sagte gegen Letztern: ‚Das muß ein vortrefflicher Mann sein.' Stilling besahe das, doch glaubte er, daß sie Beide viel Verdruß von ihm haben würden, weil er ihn für einen wilden Kameraden ansah. Dieses schloß er aus dem freien Wesen, das sich der Student ausnahm; allein Stilling irrte sehr. Sie wurden indeß gewahr, daß man diesen ausgezeichneten Menschen Herr Goethe nannte"... und... „Herr Troost sagte leise zu Stilling: ‚Hier ist's am Besten, daß man vierzehn Tage schweigt.' Letzterer erkannte diese Wahrheit, sie schwiegen also, und es kehrte sich auch Niemand sonderlich an sie, außer daß Goethe zuweilen seine Augen herüberwälzte" (H. Stilling's Wanderschaft, S. 158–160). Jung's veraltete Kleidungsart (S. 144) bestand in einem schwarzbraunen Rock mit Manchester-Unterkleidern. Auf die Erwähnung seiner Haarbeutel-Perücke wurde Goethe wol durch folgende Erzählung Jung's geführt (a. a. O. S. 162 flgd.): „Es war ihm [Stilling] noch eine runde Perücke übrig, die er zwischen seinen Beutel-Perücken doch auch gern verbrauchen wollte. Diese hatte er einesmalen aufgesetzt und kam damit an Tisch. Niemand störte sich daran, als nur Herr Waldberg von Wien". Dieser versucht Jung deswegen zu hänseln, wird aber von Goethe zurechtgewiesen (zu S. 145). „Von dieser Zeit an nahm sich Herr Goethe Stilling's an, besuchte, gewann ihn lieb, machte Brüderschaft und Freundschaft mit ihm und bemühte sich bei allen Gelegenheiten, Stillingen Liebe zu erzeigen." Goethe's Darstellung (S. 144) folgt ganz der von ihm selbst, wenigstens in ihrem ersten Theile, herausgegebenen Lebensgeschichte Jung's. Dort sind grade aus der Straßburger Zeit eine Reihe von Fällen unerwarteter Hilfe aus äußerster Geldverlegenheit erzählt.

Unter jener ausgebreiteten Menschenart (S. 144) sind die frommen Separatisten, die Stillen im Lande gemeint. Jung war in Gegenden aufgewachsen, wo Pietisten und Mystiker in den untersten Volksklassen ihr Wesen trieben. „Seine Familie war ganz von diesem Geiste angesteckt; sein Onkel grübelte über

die Quadratur des Zirkels, sein väterlicher Großvater hatte Visionen, sein mütterlicher war ein Alchymist, sein Vater hatte viel mit frommen Leuten und er selbst in früher Jugend mit Paracelsisten und Böhmianern zu thun" (Gervinus, V. 268). Goethe und Jung hatten damals folglich viel Berührungspunkte. In den nächsten Jahren sahen sie sich noch wiederholt, kamen dann ganz außer Verbindung, bis Goethe, nachdem schon die drei ersten Theile von „Dichtung und Wahrheit" erschienen waren, Jung 1815 zu Karlsruhe aufsuchte (Boisserée, I. S. 286. Vergl. auch über ihr Verhältniß Morgenbl., 1856, Nr. 4 bis 6, u. Weim. Sonntagsblatt, 1856, Nr. 13).

338. Lerse (S. 146), Student der Theologie, war nach Jung's Charakteristik, „einer von den vortrefflichsten Menschen, Goethens Liebling, und das verdiente er auch mit Recht; denn er war nicht nur ein edles Genie und ein guter Theologe, sondern er hatte auch die seltene Gabe, mit trockener Miene die treffendste Satire in Gegenwart des Lasters hinzuwerfen. Seine Laune war überaus edel" (a. a. O. S. 159). Er verließ Straßburg zugleich mit Goethe. Nach Jung (S. 202): „Lerse reiste auch ab nach Versailles", als Informator. Dort blieb er bis 1773; denn noch Ausgang des Jahres 1772 schreibt Goethe an Kestner: „Ich hab auch heut einen [Brief] von Versailles vom Bruder Lersen" (Goethe u. Werther, S. 111). Im Jahre 1774 ward er dann Lehrer und Inspektor an der unter Pfeffel's Leitung blühenden Militärschule zu Kolmar. Dort wohnte Knebel dem von Lerse ertheilten italienischen und englischen Unterrichte i. J. 1780 bei (Knebel's ungedruckte Tagebücher). Nach Musculus' Namenregister wäre Lerse auch Pfeffel als Direktor nachgefolgt. Jedenfalls aber überlebte ihn Pfeffel, der in seinem Gedichte „An die Nachwelt" in Lerse den „Piloten" seines „kleinen Kahns" betrauerte (Alsatia, 1853, S. 27). Noch 1797 erhielt Goethe Lerse's Besuch zu Weimar (Goethe's „Annalen" von diesem Jahre; s. Briefe an Lavater, S. 145).

Vor zehn Jahren (1864) gelangte aus dem Nachlasse von Karl Klein (ancien clerc de notaire) zu Straßburg ein Exemplar des Othello (Othello the Moor of Venice, written by Mr. W. Shakespeare. Göttingen 1766. 8°, Nr. 838 des Klein'schen Katalogs) zur Versteigerung, aus der es jedoch, eines Gebots von 150 Franken unerachtet, zurückgezogen wurde. Das Exemplar hatte Goethe einst Lersen geschenkt. Im Innern des Deckels stand von seiner Hand: „Seinem und Schäkespears

würdigem Freund Lerse, zum ewigsten Angedenken. Goethe" und von Lerse's Hand darunter: „Ewig sey mein Herze dein, mein lieber Goethe. Lersé". Aus Versehn ist jene Widmung hie und da auf Lenz bezogen worden, von Stöber, Düntzer (Aus Goethe's Freundeskreise; 1868, S. 92) u. A. m.

Lerse, dessen vielseitige Bildung unsere Notizen erkennen lassen, ein „edles Genie" nach Jung, war auch Zeichner und Knebel's Tagebuch zufolge i. J. 1780 mit einem Gemälde nach dem Stücke seines Freundes beschäftigt, in welchem sein Name verewigt ist (S. 147; Knebel am 18. Aug.: „Unterredung mit Lerse. Malerei aus dem Götz von Berlichingen"). Zehn Jahre später erschien seine „Reformationsgeschichte der Stadt Kolmar" (1790 u. 1856).

339. Im Winter 1770 auf 1771 besuchte Goethe, außer den S. 136 erwähnten medizinischen Vorlesungen, auch das Klinikum des ältern Doktor Ehrmann (S. 148). Dieser war doyen perpétuel des médecins et physicien de la ville, in der Spitzengasse wohnhaft.

Sein Sohn (S. 148), Professeur extraordinaire en médecine et médecin de l'hôpital bourgeois, y enseignant la pratique (am Thomasplatz), ließ „nach Martini das Kollegium der Geburtshilfe anschlagen und die Lernbegierigen dazu einladen. Stillingen war dieses ein Hauptstück; deswegen fand er sich des Montags Abends [12. November] mit Andern ein, um zu unterschreiben" (Stilling's Wanderschaft, S. 164). Zu diesen Andern, welche das hohe Honorar von sechs neuen Louisd'or zu erlegen hatten, gehörte also auch Goethe.

340. Man wird sich leicht vergegenwärtigen, wie man damals in dem elsaßischen Halbfrankreich über die öffentlichen Verhältnisse gesprochen (S. 149), wenn man erwägt, daß Goethe's Aufenthalt in die letzten Zeiten der Regierung Ludwig's XV. fiel, in die der Günstlingswirthschaft der Dübarry, des Ausscheidens des Herzogs von Choiseul als Minister und des Emporkommens der Aiguillon und Maupeou, daß gerade damals (1770 und 1771, s. oben S. 186) zwei Mißernten die Unzufriedenheit und das Elend aufs Höchste steigerten, daß aber die größten Hoffnungen auf den Dauphin und die Dauphine gesetzt wurden, leider ganz trügerische. Die erste Theilung Polens offenbarte damals der Welt den tief gesunkenen Einfluß Frankreichs.

341. Gayot (S. 149) war nicht Intendant, d. h. der auf das flache Land und die kleinen Städte beschränkte Chef der Kameral-Verwaltung, — er fehlt in der Liste der Intendanten des Elsaßes von 1648 bis 1778 in Oberlin's Almanach —, sondern Prätor (das. S. 270), der zu Straßburg residirende höchste Civilbeamte von mehr politischer Bedeutung. Als Prätor hatte Gayot i. J. 1767, um dem Bettel zu steuern, den Bau eines Armenhauses bei dem Magistrate durchgesetzt. Eine Erinnerung an sein segensreiches Wirken ist (oder war?) der Gayot-Platz zu Straßburg. — Blondel (S. 149), berühmter Pariser Baumeister, Lehrer an der dortigen Baukademie und Verfasser zahlreicher Schriften über neuere Architektur, war in Straßburg selbst nicht ansässig gewesen. In der Lokalgeschichte dieser Stadt finden sich Nachrichten über die vielen Bauten, namentlich Wasserbauten, welche zu Goethe's Zeit dort ausgeführt wurden. Das vermuthlich architektonische Werk, dem Goethe seine so genauen Angaben über den damaligen Bauplan der Stadt entnommen, haben wir nicht ermittelt. Auch Spach, der Gayot als Ingenieur bezeichnet, giebt keine weitere Auskunft (Oeuvres choisies, III. p. 422).

342. Das herrliche Collegium (S. 150) hatten die bald nach der Einnahme Straßburg's i. J. 1685 dort angesiedelten Jesuiten von der Erbauung 1756 bis zu ihrer Vertreibung 1764 innegehabt. Daran stieß das 1769 errichtete, damals also ganz neue bischöfliche Seminar. Goethe sagt, es habe in der Mitte ein Garten angelegt werden sollen; damit stimmt die Angabe bei Ristelhuber (Alsace ancienne et moderne, p. 511) überein, daß hier früher ein Thiergarten gelegen habe; aus dem dort errichteten Hause seien später die ersten Drucke hervorgegangen (vergl. Lorenz u. Scherer, Gesch. d. Elsaßes, II. S. 1339).

343. Klinglin (S. 150) oder Klingling, wie ihn Silbermann nennt, hatte 1730 als Prätor das Straßburger Präfektur-Gebäude errichtet. Bei dem Besuche Ludwig's XV. in Straßburg 1744 bereitete er diesem einen glänzenden Empfang, verlor aber einige Jahre darauf die Hofgunst und gerieth in Untersuchung wegen einer Reihe von Amtsverbrechen (vergl. das 1752 deutsch zu Frankfurt und französisch zu Amsterdam herausgekommene Werk: Factum ou exposition simple des injustices et des cruautés inouies commises a Stras-

bourg par le préteur roial Joseph Klinglin... dressé par L. Paul Beck. Folio).

Die Familie Klinglin, aus dem östreichischen Elsaß stammend, schien in den erblichen Besitz der obersten Verwaltung gelangt zu sein, indem schon der Vater des von Goethe beklagten Präfors diese hohe Würde vor ihm seit 1705 zwanzig Jahre hindurch mit „einem unbedingt gebietenden Einfluß“ bekleidet hatte (Lorenz und Scherer, Geschichte des Elsaßes, 1871, II. S. 160 flgde.). Voltaire war mit der Familie, namentlich mit Marie Ursula, der Tochter jenes ersten Prätors, bekannt (Corresp. de Voltaire, Tome I. Nro. 86 v. J. 1725). Der eine Sohn war premier président du conseil supérieur, der andre folgte dem Vater von 1725 bis Anfang 1752 in der Prätorwürde nach. Seine Verwaltung machte Epoche, da er französische Grundsätze, namentlich die Verpachtung der Zölle und Steuern, ebenso eine geregelte Forstwirthschaft einführte, auch die kommerzielle Lage der Provinz in jeder Weise hob, zugleich aber einer unerhörten Korruption Thür und Thor öffnete. Schon konnte er seinem Sohne die Vertretung des Prätoramts übertragen, als seine maßlose Verschwendung, seine Gewaltthätigkeiten, Gelderpressungen und Unterschleife eine Untersuchung gegen ihn, auf Veranlassung des Finanzministers Machault, herbeiführten, während welcher er im Gefängnisse zu Besançon 1755 starb.

344. Die Person des schon S. 134 als Gast des Lauth'schen Tisches genannten pensionirten Ludwigsritters (S. 151) ist bisher nicht ermittelt. Bei Stilling kommt er nicht vor; vielleicht nahm er an jener Tischgesellschaft nur im Sommer 1770 Theil, in welchem dann die oben erzählte Geschichte sich zugetragen hätte.

Ein Büsel (S. 152 u. schon S. 137), eigentlich Biesel, betrug 3 Schilling, der Schilling 4 Sous, mithin das Biesel 12 Sous (Bergmann, Straßb. Volksgespräche, 1873, S. 62).

Ein Wirthshaus (S. 153), wie es Goethe beschreibt, mit öffentlichem Garten und Tanzplatz, lag am Wasserzoll an der Ill unterhalb der Stadt und an dem ehemaligen Mur-Gießen. Grade dort verkehrte Goethe viel mit seinen Freunden, und Lenz's an ihn 1775 gerichtete Verse: „Denkmal der Freundschaft. Auf eine Gegend bei St[raßburg], welche an-

fangen: „Ihr stummen Bäume, meine Zeugen", feiern diesen Garten. Denn handschriftlich hat das Gedicht die Ueberschrift: „Der Wasserzoll. Denkmal der Freundschaft" (s. Werke, Bd. III. S. 394, u. Bd. V. S. 228, und Bergmann, a. a. O. S. 97). Hier, in der Ruprechtsau, war wol auch der Hain, in dessen Bäume die Freunde ihre Namen eingeschnitten (Werke, III. S. 17, XXVIII. S. 340 u. oben Anm. 335).

345. Bei der folgenden Beschreibung der Thurmfaçade des Straßburger Münsters (S. 155 bis 157) kann dem Leser nur empfohlen werden, nach dem auf der letzten Seite von Goethe gegebenen Rathe, das Gebäude, wo nicht selbst, doch Abbildungen zu Beurtheilung und Belebung seiner Aussage zu vergleichen. Auch dem Laien wird diese Beschreibung die architektonische Gliederung der Façade verdeutlichen, er wird sogar in jeder größeren Abbildung das Profil, die Seitenflächen der Stäbe der großen Rose über der Hauptthür erkennen (S. 157). Zugleich würden wir rathen, mit dieser Darstellung die ältere vom Jahre 1772 in dem oben S. 158 erwähnten Aufsatze „Von deutscher Baukunst" (Werke, Bd. XXVIII. S. 339—347) zu vergleichen, namentlich die Stelle S. 344 von der Konstruktion der Thurmseite. Der innere Zwiespalt, in welchen Oeser's Schüler, der allen „abenteuerlichen Schnörkel" (das. S. 343) zu verwerfen gelernt hatte, bei dem Anblick dieses Denkmals der gothischen Kunst gerieth, ist in jenem Aufsatze in erster Unmittelbarkeit geschildert, besonders in dem Abschnitte: „Als ich das erste Mal nach dem Münster ging" (S. 343); das Gothische war gleichbedeutend mit allem Barbarischen, wie auch Lessing das Wort braucht (Lachm. A., VIII. S. 31: „Geschmack...gothisch"); auch dort spricht Goethe von Babelgedanken (S. 340) wie hier (S. 160) von babylonischem Sinn.

Die Rückwendung zu jener Jugendschrift und überhaupt wieder zur vaterländischen Baukunst hatte Sulpiz Boisserée durch seine freundlichen Privatmittheilungen (S. 161) veranlaßt. Dieser, seit dem Jahre 1808 nur jener Baukunst, namentlich dem Studium des Kölner Domes hingegeben, hatte im Mai 1811 Goethe aufgesucht, ihm seine Ansichten, die Zeichnungen dieses Gebäudes und alle Vorbereitungen seines großen Domwerks mitgetheilt und dadurch in Goethe sowol seiner Sache als seiner Person einen treuen Freund gewonnen. Boisserée fürchtete Anfangs, aus Goethe's „jugendlicher Begeisterung" werde

„eine so recht thätige Theilnahme" nicht hervorgehen (Boisserée, Bd. I. S. 117. 1862); aber er irrte sich. Goethe war von zwei Empfindungen ergriffen: die Freude, seine jugendlichen Bestrebungen auf dem Gebiete der Baukunst von Boisserée in großem Maßstabe aufgenommen, sein leidenschaftliches Vorausergreifen (S. 158) der Verwirklichung entgegengeführt zu sehn, war von einer Art Reue begleitet, den Werth dieser Gebäude nachher ganz aus den Augen verloren zu haben (S. 160). Als ihm diese Erkenntniß 1811 zuerst aufging, war er, nach Boisserée's Ausdrucke, „wirklich zuweilen wie ein angeschossener Bär, man sah, wie er in sich kämpfte und mit sich zu Gericht ging, so Großes je verkannt zu haben" (a. a. O.).

Als Goethe nun im folgenden Jahre seinen Straßburger Jugendaufenthalt schilderte, fand er die geeignetste Gelegenheit, offen vor der Welt sich zu Boisserée's und seiner Genossen Bestrebungen zu bekennen. Obige Darstellung hat daher den Charakter einer Konfession, soweit es sich um seine eigenen Kunstansichten handelt, und eines Manifestes zu Gunsten der Brüder Boisserée. Daher die große Lebhaftigkeit und Ausführlichkeit der Darstellung, daher die bedeutungsvolle Verwebung des zum Motto dieses Theiles erwählten altdeutschen Spruchs in dieselbe, daher das Heraustreten aus dem Rahmen der Geschichte mit einem Aufruf an die Gegenwart, in welcher diese Geschichte zuerst erschien (S. 160). Zugleich beseelte ihn eine Art Wetteifer mit Boisserée, das Bestreben, der neu entdeckten Schönheit des von Jenem vertretenen Kölner Doms die alterkannte Schönheit des Straßburger Münsters gegenüberzustellen und damit ihre Unterhaltung vom Mai 1811 (Boisserée, I. S. 117) vor aller Welt fortzuführen.

Mäßigten auch die katholisirenden Romantiker an Goethe's offner und herzlicher Parteinahme (z. B. Dorothea Schlegel in dem Schreiben an S. Boisserée vom 24. Aug. 1813; a. a. O. S. 188), so wußte Derjenige, dem sie vorzüglich galt, ihren Werth wohl zu schätzen. Dies zeigt die Stelle in Reinhard's Brief an Goethe vom 16. Dezember 1812: „Herr Boisserée, im Triumph seines Herzens, so von Ihnen in die Mit- und Nachwelt eingeführt worden zu sein, hat an mich geschrieben" (Briefw., S. 143). Goethen selbst dankte Boisserée am 20sten mit den Worten: „Sie haben, vielverehrter, großer Freund, in Ihrer Biographie bei der altdeutschen Baukunst meiner

Bemühungen dafür auf eine Weise gedacht, die mir mit tiefer Rührung alle Erinnerungen jener glücklichen Tage hervorruft, in welchen ich einen so guten Theil Ihres Herzens gewonnen. Ihre feste, ernste Liebe leuchtet mir freundlich und ermunternd im dunkel wogenden Strom der Zeit ... Solche Theilnahme bei dem Bewußtsein einer großen schönen Sache giebt Zuversicht und Hoffnung, trotz der großen Schwierigkeiten doch das Ziel zu erreichen .... und noch an mir selber ... das gute Wort zu ersehren, welches Sie von sich mit einem wahrhaft heiligen Gefühl der Verehrung für das gemeinsame Göttliche im Menschen aussprechen" (S. Boisserée, II. S. 20 u. 21).

346. Zu der kleinen Novelle des Schlusses (S. 161 bis 168) scheint jedes erklärende Wort überflüssig. Wir erinnern nur hinsichtlich des Rückblicks auf Leipzig (S. 161) an das in Anm. 235 Gesagte und verzeichnen für Diejenigen, welche den Namen des französischen Tanzmeisters (S. 162) auszuspüren wünschen, die in Oberlin's Elsäßischem Almanach angegebenen Straßburger Tanzlehrer des Jahres 1781. Möglich, daß Lucindens und Emiliens Vater sich noch darunter befand. Der Almanach (pour l'année 1782, p. 288) führt auf: Maitres de danse. M. Beck, M. Carl (fossé des tanneurs), M. Deborde (rue des sept hommes), M. Du Camp (au marché Gayot), M. François (faubourg de pierre), M. Leconte (derrière le poële des pelletiers), M. Lepi (près la petite boucherie) und M. Sauveur (au Broglie).

Zehntes Buch (S. 169 bis 215).

347. Das biographische Schema des vorigen Buchs (Anm. 318) umfaßt auch das gegenwärtige, welches hauptsächlich drei Begebenheiten aus drei verschiedenen Zeiten darstellt: den Aufenthalt Herder's in Straßburg vom Anfang September 1770 bis Anfang April 1771 (S. 173 bis 185 u. 195 bis 198); zweitens die Reise nach Lothringen im Juni und Juli 1771 (S. 185 bis 195) und drittens, zurückgreifend in den Herbst 1770, den ersten Besuch Goethe's in Sesenheim (S. 198 bis 215).

348. Vom „Messias“ nennt Goethe (S. 170) nur die ersten zehn Gesänge, weil die letzten Gesänge, Herder zufolge, von Niemand gelesen werden (Adrastea, V. 2. S. 308). Was Goethe mit den Forderungen, die der „Messias“ unbefriedigt lasse, nur andeutet, hat Schiller in der Abhandlung „Ueber naive und sentimentalische Dichtung“ (Abschn. „Elegische Dichtung“) weiter ausgeführt und das Ergebniß in die Worte zusammengefaßt: „So ist mir die Messiade als ein Schatz elegischer Gefühle und idealischer Schilderungen theuer, wie wenig sie mich auch als Darstellung einer Handlung und als ein episches Werk befriedigt.“ Ebenso vermißte Herder schon in Straßburg in dem Gedichte „Charakter, handelndes menschliches Geschöpf, wirksame Menschheit“ (Herder's Lebensbild, III. S. 138).

349. Klopstock's erste, unerwiderte Liebe (S. 171) galt seiner Cousine Sophie Schmidt zu Langensalza, der Fanny seiner Oden. Der kurze heilige Ehestand mit Margarethe Moller, Meta (Cidli), dauerte nur vier Jahre (1754 bis 1758), der Aufenthalt in Dänemark zwanzig Jahre, von 1751 an. Der große Staatsmann (S. 171), der dänische Minister Graf Bernstorff, hatte Klopstock's Berufung nach Kopenhagen bewirkt; nach Jenes Entlassung 1770 nahm Klopstock seinen Wohnsitz in Hamburg. Dort schloß er, der Abneigung vor einer zweiten Verbindung unerachtet, eine solche im Jahre 1791 mit seiner Verwandten und langjährigen Freundin Johanna von Winthem, gebornen Dimpfel. Ein Zeugniß jener Beunruhigung Klopstock's hinsichtlich seiner ersten Liebe (S. 171) haben wir in seinen Briefen jedoch nicht gefunden.

350. Gleim's einträgliche Stelle (S. 171 unten) war die eines Kanonikus des Stifts Walbeck und zugleich die eines Sekretärs am Domkapitel zu Halberstadt, wo er wohnte und wo ihn auch Goethe im September 1783 besuchte (Von und an Herder, 1861, I. S. 96 u. 100), ohne daß sie sich näher getreten wären. Umständlicher spricht Goethe über Gleim's Wirken sich in den „Annalen“ u. J. 1805 aus.

Die Aeußerung über jene Briefwechsel (S. 172 unten) rief der erst kurz zuvor (1810) aus Gleim's Nachlasse von Klamer Schmidt u. d. T. „Klopstock und seine Freunde“ in zwei Bänden herausgegebne „Briefwechsel der Familie Klopstock unter sich und zwischen dieser Familie, Gleim, Schmidt,

Fanny, Meta und andern Freunden" hervor. Im Vierzehnten Buche berührt Goethe die ihrer Zeit noch anstößigeren Gleim-Jacobi'schen Briefe v. J. 1768.

351. Inwiefern die Prüfung, welcher sich der junge Goethe durch Herder ausgesetzt sah, der Zeit keineswegs gemäß gewesen (S. 173), erklärt sich aus dem Gegensatze gegen jene Korrespondenzen. Eine solche Prüfung lag nicht in der Richtung der Zeit, für Goethe persönlich war sie sehr zeitgemäß.

Herder hatte 1769 seine Stellung zu Riga aufgegeben, Holland und Frankreich bereist und dann 1770 den Dienst als Reiseprediger und -Begleiter des funfzehnjährigen Prinzen Peter Friedrich Wilhelm von Holstein-Gottorp, Sohnes des Bischofs Friedrich August von Lübeck-Eutin und Neffen des Königs von Schweden, angenommen. Seit Mitte des Juli auf der Reise, hatte er sich im August vierzehn Tage zu Darmstadt aufgehalten, dort Merck kennen gelernt und sich am 25sten mit der dort lebenden, aus dem Elsaß gebürtigen Karoline Flachsland verlobt. In den letzten Tagen des Augusts und noch am 1. September befanden sich die Reisenden am Hofe zu Karlsruhe, um dann am 3. oder 4. September in Straßburg einzutreffen (Herder's Lebensbild, III. S. 79 u. 106, wo Herder den 12. Sept. als den achten Tag des Aufenthalts bezeichnet). Bis zum 12ten wohnte Herder selbst in dem Gasthofe, wo ihm Goethe begegnete, Zum Geist (S. 173 unten), zog dann aber in das nur vier Häuser entfernte Quartier des Prinzen, dem er, inzwischen als Konsistorialrath und Ober-Prediger nach Bückeburg berufen, am 20sten seine Trennung ankündigte (a. a. O. S. 109, 123 u. 142). In diese Zeit, in die zweite Hälfte Septembers, wird der Anfang des Verkehrs zwischen Herder und Goethe zu setzen sein. Bis zum 10ten war Letzterer durch seine juristische Prüfung in Anspruch genommen, auch schreibt Herder, daß er in der ersten Zeit dort Niemand gesehn habe (a. a. O. S. 106), und in der ersten Hälfte Octobers war Goethe in Sessenheim.

Der in die Tasche gesteckte feidne Mantel (S. 174) bildete lange ein Kennzeichen Herder's. Er schildert seiner Braut ein halbes Jahr später selbst das Aufsehn, welches sein Aeußeres in Bückeburg erregte: „Stellen Sie sich vor, was ich für eine Figur spielte, als mich mein ehrwürdiger Kollege mitten durch die Kirche führte, mich und meinen Mantel in der Tasche", worauf Karoline Flachsland antwortet: „Ich dachte mir Ihren

Herrn Konsistorial-Assessor mit einer ehrwürdigen priesterlich schwarzen Hülle neben Ihnen und Sie mit Ihrem **hohen** Toupée und kleinen Mantel — so leicht, als wenn Sie ihm über den Kopf springen könnten" (Aus Herder's Nachlaß, III. S. 29 u. 45, v. Mai 1771), und noch in Goethe's Epistel an Herder vom Februar 1776 findet sich eine Erinnerung hieran in den Versen (Werke, III. S. 144):

„Dürft auch den Mantel, wie vor Zeiten,
In Sack 'nein stecken vor allen Leuten."

Der korrespondenzreiche Hausfreund (S. 174) war der Agent Schneider.

352. Herder's Augenübel (S. 175) hatte schon oft operirt werden sollen, in Königsberg durch Hamann's Vater, der Wundarzt war, — ein Versuch, der Herder's Bekanntschaft mit Hamann selbst zur Folge hatte, — dann in Riga, Paris, Nantes, immer ward die Ausführung vertagt: jetzt, an dem Sitze der berühmtesten Wundärzte, vor dem Antritte seines neuen Amtes und im Hinblick auf seine Braut (oben S. 181), wie er selbst ihr schreibt, „in der Hoffnung, daß diese kleine Kur mein Auge auch für Dich, mein holdes Kind, aufheitern und gesund machen werde", entschloß er sich ernstlich dazu. Schon im September ließ er sich durch Lobstein untersuchen (Lebensbild, II. S. 63 u. III. S. 139, 208, 212). Im Oktober begann die Kur, und etwa den 20sten ward der Nasenknochen durchbohrt (Goethe, S. 175). Herder schreibt darüber am 28. Oktober an Merck: „Meine Operation dauert länger, als ich glaubte, woran Schnupfen und Wetter Schuld sind, und ich wäre der Sache fast müde. Es war mehr Leichtsinn, daß ich mir die Nase durchbohren ließ, als Bedürfniß; ich wollte doch nicht so ganz wie ein Narr aus Straßburg gehen und zweifelte also, ob ich mir sollte den Narrenhut als Dr. der Theologie aufsetzen lassen oder die Nase durchbohren. Ich fand Eines so ennuyant als das Andere, das Letzte aber doch in den Folgen nützlicher; ich wählt' es also, und nun lieg' ich vor Anker" — und an demselben Tage an seine Braut: „Ich habe sechs Tage die Bleistange ... in der Nase getragen; seit gestern ist sie heraus, und es wird in die Wunde, die fast zwei Zoll tief ist, täglich zweimal eine Wicke gesteckt und gespritzt; das geht nun zwar ohne alle Schmerzen nicht ab; seit gestern Abend ist mir auch das Auge und die ganze rechte Seite des

Gesichts geschwollen; aber das Vornehmste und Gefährlichste ist doch schon vorbei, nun muß blos die Kur ausdauern" (Lebensbild, III. S. 232 u. 233).

353. Der behagliche Russe, Namens Peglow (S. 175), war nicht ein früherer Bekannter Herder's von Riga her, vielmehr lernte ihn Dieser erst in Straßburg kennen; aber er war ein Vetter von Herder's Rigaischem intimen Freunde, dem dortigen Zoll-Kontroleur Begrow. Peglow verschaffte Herdern ein Quartier in seiner unmittelbaren Nähe. Herder schreibt von ihm an Begrow, nachdem er den Hergang der Operation erzählt: „Dieser Aufschub indessen hat mir die Bekanntschaft Ihres dicken, weidlichen, wohlbeleibten Vetters verschafft, und das ist wieder gut: er ist ein braver guter Junge, der Ihre guten Seiten und Schwachheiten hat, als wenn Ihr in einer Milchform gegossen wäret .... Ich verzweifelte, ihn mehr in St. zu erwarten: jetzt genieße ich ihn, weil er ein fetter Rinderbraten ist, fast zu lange; er mich ebenso, weil wir uns auf die hundsf. Art kennen lernen müssen: ich als ein Augenpatient, der mit gesunden Gliedern und versauertem Herzen dasitze und schon drei Paar Pantoffeln zertreten (sein Paar rothe Pantoffeln, S. 316); er als ein ehrbarer Stud. med., der seinen Gang nach den Kolleg. den Tag über geht, wie Lessing's Esel zur Tränke oder die Flügel an der Windmühle. Des Abends erholen wir uns, er von seinem Fleiß und ich von meiner Faulheit, durch ein Glas Bischof .... Ich ärgere mich ungemein, daß ich so lange hier sitzen muß, und habe daher, um Plafond und Wände wenigstens zu vertauschen, mein Quartier verändert, so daß Ihre vetterliche Liebe mich also näher zu sich gezogen"; ebenso an Karoline Flachsland schon vorher: „Ich habe mir ein Quartier schon halb und halb besprochen, oder vielmehr räumt es mir ein Andrer ein, der mir auch in meiner halben Blindheit und Einsamkeit zuweilen Gesellschafter sein wird" (Lebensbild, III. S. 213 und 268). Peglow bestand das Doktor-Examen, besuchte auf der Heimkehr Herder in Bückeburg und überbrachte einen Brief desselben an Hamann vom Dezember 1773. Darin schreibt Herder: „Peglow, russischer Stabschirurgus, war in Straßburg zur Zeit meiner Blindheit und Trübsal mein Landsmann und Nebenwohner und hat nach geendeter Reise durch Frankreich und England die Güte gehabt, mich hier in den westfälischen Morastbergen, Eichen- und Buchenwäldern zu besuchen und acht

Tage Dach und Brod mit mir zu theilen. . . Er hatte die Weisheit oder Thorheit gehabt, Dienst und Ruhe zu verlassen, zu lernen, zu reisen, Doktor zu werden und jetzt heimzukehren." Diesen Brief, nebst einem ganz verschimmelten Stück Pumpernickel, überbrachte Peglow an Hamann aber erst im August 1774, gestattete demselben auch Einblick in sein Reise-Journal (Hamann's Schriften, Bd. V. S. 84).

354. Goethe's erwähnt Herder in den Briefen jenes Winters nicht ausdrücklich. Doch wenn er seiner Braut in traurigster Stimmung, als seine Kur sich über Erwarten verlängerte, am 2. Dezember schrieb: „An Umgang fehlt es mir dabei nicht, weil ich fast täglich zwei oder drei Leute um mich habe, allein desto mehr an rechtem Muth, mit diesen Leuten zu leben", — so befand sich Goethe unter dieser Zahl. Sonst wissen wir nur noch von Jung, Troost, Salzmann (Nachl., I. 27) und von Goethe's Leipziger Bekannten, dem Esthländer von Reutern — der hier Anknüpfungen fand, um in das Regiment Royal Allemand als Offizier einzutreten, — daß sie Herder besuchten.

Erst später, im März 1772, als Karoline Flachsland Goethe's Bekanntschaft gemacht hatte, gedachte Herder der Besuche Desselben allerdings mit dem Tone der großen Superiorität, welche ihm Goethe (oben S. 176) zuschreibt: „Goethe ist wirklich ein guter Mensch, nur etwas leicht und spatzenmäßig, worüber er meine ewigen Vorwürfe gehabt hat. Er war mitunter der Einzige, der mich in Straßburg in meiner Gefangenschaft besuchte und den ich gern sah; auch glaube ich ihm, ohne Lobrednerei, einige gute Eindrücke gegeben zu haben, die einmal wirksam werden können" (Erinnerungen aus dem Leben Herder's ꝛc., ed. Müller 1820, I. 219, u. Aus Herder's Nachlaß, III. S. 206; vergl. das. I. S. 27 und 46—49).

Von den S. 177 erwähnten beiden damaligen Hauptschriften Herder's, welche ihn allerdings den vorzüglichsten Männern an die Seite stellten, hatte Goethe nur die zuletzt (1769) herausgekommenen „Kritischen Wälder" gelesen; wenigstens läßt sich dies aus den Worten seines Schreibens an Oeser vom 14. Februar 1769 schließen: „Er [Lessing] ist ein Eroberer und wird in Herrn Herder's Wäldchen garstig Holz machen, wenn er darüber kömmt". Die älteren Fragmente „Ueber die neuere deutsche Literatur" (1767) las Goethe dagegen erst 1772 in Wetzlar (Aus Herder's Nachlaß, I. S. 40).

855. In einem Briefe an Hamann vom 1. August 1772 sagt Herder von seiner Abhandlung über den Ursprung der Sprache (S. 177, nicht Sprachen): „Ich habe sie zu Straßburg geschrieben, da ich eben mit Sr. Durchlaucht dem Prinzen von Holstein nach Florenz, Paris, London u. s. w. gehen sollte“ (Hamann's Schriften, Bd. V. S. 8). In seinen Briefen aus der Straßburger Zeit selbst haben wir dagegen keine Spur jener Arbeit gefunden. Sie ist von der Berliner Akademie (bei Goedeke ist „Königsberger“ Druckfehler für „Königlichen“) keineswegs im Jahre 1770 gekrönt, wie der Titel in der Müller'schen Gesammtausgabe besagt, sondern der Preis war für dies Jahr ausgesetzt worden. Mit Rücksicht auf deren große Ausführlichkeit und Reichhaltigkeit kann Herder die Schrift in Straßburg, wo die erforderlichen Hilfsmittel sich kaum hätten auftreiben lassen, wie Goethe angiebt, nur vollendet haben. Jedenfalls mußte sie vor Ablauf des Jahres in Berlin eingesandt sein. „Meine Preisschrift ist voller Kühnheiten,“ schrieb Herder im August 1771 an Hartknoch, und er wunderte sich, daß sie trotz seiner Polemik gekrönt worden (Von u. an Herder, II. S. 18). Hamann billigte sie nicht, und er selbst war später mit ihr unzufrieden (Nachl., III. S. 178).

Die Preisaufgabe lautete:

En supposant les hommes abandonnés à leurs facultés naturelles, sont-ils en état d'inventer le langage? Et par quels moyens parviendront-ils d'eux-mêmes à cette invention?

Dazu war gefügt, worauf Herder sich am Schlusse der Arbeit bezieht: On demande une hypothèse qui explique la chose clairement et qui satisfasse à toutes les difficultés (Nouv. Mémoires de l'Académie royale. Année 1770. Berlin 1772, p. 28). Ungenau giebt Herder die Aufgabe an Lebensb., II. S. 76.

Dreißig Arbeiten, theils in deutscher, theils in französischer Sprache waren eingegangen und noch eine nach dem Termine (1. Januar 1771).

Der Referent, Sulzer, urtheilte über die Herder'sche (Nr. 29): Elle est en deux parties conformément a la division du problème. Mais dans la seconde l'auteur ne fait point d'hypothèse qui montre la chose comme possible. Il prétend montrer qu'elle a dû nécessairement arriver et qu'il étoit impossible qu'elle n'arrivât point. Il veut prouver que la premiere pensée de l'homme etoit un langage intérieur; mais il me semble qu'il ne fait pas assez voir comment en est né le langage extérieur; il s'arrête davantage au per-

fectionnement de ce langage. La pièce est supérieurement pensée et écrite (Aus den Akten der Akademie).

Herder wurde der Preis von 50 Dukaten in der öffentlichen Akademiesitzung vom 6. Juni 1771 zuerkannt.

Goethe erwähnt Süßmilch's (S. 177), da Herder's Schrift vorzugsweise gegen dessen „Beweis, daß der Ursprung der menschlichen Sprache göttlich sei" (Berlin 1766), gerichtet ist. Süßmilch vertrat den alten naiven Standpunkt der Orthodoxie, während die Sprache, nach der rationalistischen Auffassung, auf einer Konvention beruhen sollte. Schon Aristoteles hatte die Entstehung der Wörter auf eine συνθήκη zurückgeführt. Condillac wird neben Rousseau und Maupertuis von Herder nach dieser Seite bekämpft, ebenso die sich noch heute einiger Anhänger erfreuende Nachahmungs- (Klingklang-) Theorie verworfen. Herder läßt die Sprache, gleich der Vernunft, sich mit dem Menschengeschlechte zu einem Ganzen entwickeln, an dem „Nationen und Welttheile und Zeitalter gebauet". Der höhere Ursprung sei, so fromm er scheine, durchaus ungöttlich, da Gott eine ganz unentwickelte, alles höheren Ausdrucks noch ermangelnde, primitive Sprache gelehrt haben müßte, wobei Herder noch die hebräische Sprache als die älteste, die eigentlich göttliche Sprache auffaßt. Der menschliche Ursprung zeige dagegen Gott im größesten Lichte, weil sein Werk, die menschliche Seele, aus sich selbst eine Sprache schaffe und fortentwickle. So sei der Ursprung der Sprache nur dann auf eine würdige Art göttlich, obschon er menschlich sei.

Wie der Mensch aus eignen Kräften zu einer solchen gelangen könne und müsse (Goethe, S. 177), zeigt Herder — Süßmilch's circulus vitiosus, daß die Sprache nicht ohne Vernunft, die Vernunft nicht ohne Sprache denkbar sei, durchbrechend — an dem das Schaf als das Blökende schauenden Kinde: „Es erkannte das Schaf am Blöken, es war ein gefaßtes Zeichen, bei welchem sich die Seele einer Idee deutlich besann [Besonnenheit = Reflexionsthätigkeit] — was ist das anders als Wort? Und was ist die ganze menschliche Sprache als eine Sammlung solcher Worte? — Die Sprache ist erfunden, ebenso natürlich und dem Menschen nothwendig erfunden, als der Mensch ein Mensch war." Die heutige, nach-Humboldt'sche Sprachwissenschaft könnte sich bei einem, das Problem durch den Nachweis solcher einzelner empirischer Vorgänge schon als gelöst annehmenden Verfahren nicht beruhigen; sie würde die Aufgabe überhaupt

anders stellen. Und doch wurde die Ausbildung jener Wissenschaft durch Herder's Vorarbeit wesentlich befördert, wäre es auch nur, daß der Süßmilch'sche Schulmeister (Goethe, S. 177 unten) für immer seinen Abschied erhielt. Auf dem Boden der Aufklärung drang Herder über die Aufklärung hinaus, er vertiefte sie hier, wie auf allen Gebieten, und machte sie zu etwas ganz Anderm (Haym, W. v. Humboldt's Lebensbild, 1856, S. 493). Seine Spracherklärung ging aus seiner allgemeinen Ansicht der Dinge hervor, sie war ganz aus einem Stück mit seiner Offenbarungslehre (Anm. 108d), mit der Auffassung, welche in der Humanität den höchsten Inhalt der Religion erblickte, und mit seiner Auslegung der Bibel als einer Sammlung geschichtlicher Zeugnisse und asiatischer Volksdichtungen.

Goethe war durch seine herrnhutische, also dogmafeindliche Richtung, durch den Ketzerfreund Arnold, durch seine Alchymisten und Neuplatoniker, durch das Studium Plato's selbst und das Hineinblicken in Giordano Bruno ganz vorbereitet auf solche Gedanken; er mußte dem neuen Lichte die größte Empfänglichkeit entgegenbringen. Die Arbeit über die Sprache konnte ihn zwar weniger durch ihren besonderen Vorwurf als durch die darin mit verschwenderischer Hand niedergelegten geschichtlichen Nachweise fesseln. Jene Arbeit ist schon wie eine Ankündigung der „Ideen zur Philosophie der Geschichte", eine Frucht der Studien, welche Herder nach dem Zeugnisse seines Reisetagbuchs von 1769 über die Religion, Dichtung, Sprache, Sitte, Verfassung der Völker durch alle Zeiten und über die ganze Erde hin unternommen hatte. Was Goethe S. 177 das eingehüllte Streben nennt, enthielt die Keime nicht nur jener philosophisch-geschichtlichen, sondern noch weiter einer ganzen Reihe anderer Herder'scher Schriften, welche in den nächsten Jahren ans Licht traten. Wir nennen: „Von deutscher Art und Kunst", zugleich ein Denkmal der hier in Straßburg gepflegten Freundschaft beider Männer: „Die älteste Urkunde des Menschengeschlechts", welche Herder nach seinem Briefe an Merck aus dem Oktober 1770 (mal vom Sonntag, dem 7ten) hier bei seinen archäologisch-biblischen Studien entdeckt zu haben glaubte: „Die Plastik", nach dem Reise-Journal v. J. 1769 und dem Schreiben an Hartknoch vom 5. September 1770, auf jener Reise entworfen, hervorgerufen durch den Anblick der Pariser Antiken: „Die Volkslieder", auf welche wir zu Seite 179 zurückkommen, da Goethe hier mit eingriff, wie denn Herder's Auffassung von der Poesie für Goethe

am Fruchtbarſten werden ſollte; endlich: „Vom Geiſt der Ebräiſchen Poeſie", hervorgerufen durch Lowth's Prael. de sacra poesi Hebraeorum, 1753, deutſch von Michaelis 1770 (Lebensbild, II. S. 361 bis 426, u. III S. 84 u. 198 figd.).

356. Der dicke Chirurgus war nicht eingerichtet, über ſo abſtrakte Materien zu denken (S. 178). Herder ſchildert den philoſophiſchen Unterricht, den er Peglow ertheilen wollen: „Wir fangen an, der Quartant wird aufgeſchlagen, ich ſtreiche ihn mit einer tiefſinnigen Lehrermiene, daß er feſt liegen ſoll: will anfangen: ſehe ihn an; aber ſeine ehrwürdige Miene zerſtört ſo ſehr alle meine Faſſung, daß ich und er losplatze — das Buch wird zugeſchlagen, und dabei iſt's geblieben" (Lebensbild, III. S. 269). Das Kartenſpiel führt auch Herder an (daſ. S. 273).

357. Brutus' Briefe (S. 178) mochte Herder zu ſeinem Drama „Brutus" benutzen wollen, das freilich erſt 1774 erſchien.

Herder's Deutung des Namens Goethe (S. 178) iſt gewiß die früheſte. Läßt man die dritte Erklärung beiſeite, ſo kann die Wahl nur zwiſchen den beiden erſten ſchwanken. Der Schwede Cosander von Goethe (ſ. Loen's Schriften, I. S. 358 figd. u. Gubitz' Geſellſchafter, 1844, Nr. 123), der Berliner Baumeiſter, Schwiegerſohn des Frankfurter Merian und ſelbſt langjähriger Bewohner von Goethe's Vaterſtadt — iſt unzweifelhaft ein Gothe, ein Gothländer. Aber unſern Goethe darf man dazu nicht machen wollen, wie z. B. im Frankf. Konverſationsblatt geſchah (Nr. 294 v. J. 1854) und ſchon früher durch Klopſtock. Dieſer, den Gottſched ſtets „Klopſtock" genannt und den auch Herder oder Goethe „die Sprache klopſtocken" laſſen (Goethe's Werke, Bd. III. S. 398), liebte es, wol nicht aus den edelſten Motiven „Goethe und Schiller" im vertrauten Kreiſe als „Gothe und Schüler" zu verſpotten (Arch. f. Lit.-Geſch., 1873, Heft 3). Vielmehr haben wir in dem Namen Goethe nur eine der weitverbreiteten Abkürzungen des Namens Gottfried, in der man ſich die erſte Silbe mundrecht gemacht. Lappenberg (in dem Buche über die Klettenberg, S. 257) erklärte ſich noch für den Gothen; doch Dr. Volger's, des Vorſtandes des Frankfurter Hochſtifts, Unterſuchungen über dieſen Gegenſtand führen Goethe's Genealogie auf die in Franken verbreiteten Götz bis 1414 zurück (N. Frankf. Preſſe, 1874, Nr. 7). Der Götz verhält ſich aber zum Gottfried wie der Fritz zum Friedrich, der

Uz zum Ulrich. Als Varianten dieses selben Namens notiren wir: Götze, Goetze (Götten's jetzt lebendes gelehrtes Europa. Braunschw. 1736, 2 Thle.), Goedde (Gießen 1706), Goede (als Goedäus in Halle 1734 und als Goedius in Jena 1807), Köthe (gleichfalls in Jena), Goedeke (Diminutivform), Goethjes (in Leipzig) u. s. w. Ob der Name nun Goethe oder Göthe zu schreiben (die letztere Form war im vor. Jahrhundert die üblichere, namentlich von Goethe's Vater angewandte), kann nicht zweifelhaft sein. Goethe hat sich bestimmt für die erstere entschieden. Vergl. Lewald's Europa, 1844, Nr. 21, S. 356; Groscreuz in der Abendzeitung, 1841, Nr. 203, der die Untersuchung über Goethe's Namen gleichfalls an Herder's Brutus-Billet anknüpft, und Mollte's Deutschen Sprachwart, Bd. 8, Nr. 2, S. 74.

358. Herder kannte die Dresdner Galerie damals noch nicht, dagegen aber die Kunstschätze Frankreichs und Hollands. Von der Höhe dieser Anschauungen duldete er nicht, daß Goethe auch die seinigen geltend machte. Die Diesen so werthen biblischen Parabeln des Domenico Feti (S. 179, vergl. Anm. 279) findet man zu Dresden unter No. 96 Rückkehr des verlornen Sohnes; 97 vom verlornen und wiedergefundenen Groschen; 98 vom verlorenen und wiedergefundenen Schafe; 100 von den Arbeitern im Weinberge; 101 von dem Herrn, zu dessen Gastmahl Krüppel und Lahme geladen werden, u. a. m.

Herder ertheilte Goethen selbst jenen Malernamen, wie aus Letzteres Schreiben vom September 1771 an Herder hervorgeht. Denn darin heißt es: „Wie wird Herder gejuckt haben, da er von „Dominicus Baham Feti" so reden hörte" (nämlich im Tone der Bewunderung seitens der Eltern und der Schwester Goethe's; s. Herder's Nachlaß, I. S. 33). Der zweite Spitzname ist aus Crebillon's „Sopha" genommen, welches Romans auch Herder in seinem Reise-Journal (S. 283) gedenkt; diesem Schach Baham begegnet man bei Wieland (nach Düntzer, a. a. O.) und ebenso bei Hamann, der in dem unpaginirten Anhange des „Selbstgespräch eines Autors" (1773) als Dichterfold Friedrichs-, August- und Bahamed'ore verlangt.

359. Ein Zeugniß der im Elsaß von Goethe aufgefuchten Ueberlieferungen (S. 179 unten) sind die „Aus Herder's Nachlaß" mitgetheilten zwölf Volkslieder, von welchen Goethe aus Frankfurt an Herder schreibt: „Ich habe noch aus Elsaß

zwölf Lieder mitgebracht, „die ich auf meinen Streifereien aus denen Kehlen der ältesten Mütterchens aufgehascht habe" (daſ. I. S. 29 und 153—176). Lieder, die ſpäter in „Des Knaben Wunderhorn" und in Uhland's und Simrock's Sammlungen, zunächſt aber in Herder's „Volkslieder" übergingen. Aehnlich entlockte Goethe ſpäter in Weimar einer alten Frau zu Oettern, was ſie an alten Liedern wußte (Werke, Bd. V. S. 234), und entſprechend verfuhren nach einem halben Jahrhundert die Brüder Grimm, um den Schatz der alten Volksmärchen zu heben. Für Friederike Brion ſchrieb Goethe eine Reihe jener Lieder auf, und eine dritte größere Sammlung von ſeiner Hand aus der Straßburger Zeit lag Schöll vor (Briefe u. Aufſ., S. 123 bis 130). Herder, dem die nordiſch-mythiſche Poeſie auf ſeiner Seereiſe beim Anblick der ſchwediſchen Küſte lebendig entgegengetreten war (Lebensb., II. S. 19, 249, 293, u. III. 237), der Gerſtenberg's Skaldenlieder bevorzugte (daſ. III. 340), im Oſſian lebte und ihn in ſeinen „Briefen über Oſſian" (in „Von deutſcher Art und Kunſt") noch vor „Werther" verkündete (Lebensb., II. 18, 62, III. 242—251, u. Nachl., I. 31), dann in dieſen Kreis Percy's Reliques of ancient Poetry und Ramſay zog, daraus in Straßburg ſchottiſche und engliſche Balladen (Lebensb., III. S. 282—301, 318—321, u. Nachlaß, III. S. 103, 196, 205), und ebenſo aus dem Kiämpe Viiser den „Erlkönig" und den „Waſſermann", ferner wendiſche, litthauiſche, lappländiſche Lieder übertrug, welche Goethe zum Theil als Einlagen in ſeine „Fiſcherin" ſpäter benutzte (Düntzer, Morgenbl., 1855, Nr. 11, S. 247; Lebensb., III. S. 313 u. 314), dann aber die hebräiſche Dichtkunſt, wie Goethe oben bemerkt, die arabiſche (Hariri, Lebensb., II. 61) und perſiſche (daſ. 36 u. 61) vom kulturgeſchichtlichen und volksthümlichen Standpunkte ſtudirte: — Herder, ſo ausgerüſtet, ſelbſt Dichter, von dem Streben erfüllt, „Funken zu ſchlagen zu einem neuen Geiſte der Literatur" und deshalb auf dieſem Gebiete „Alles zu leſen, was unſre ſo merkwürdige Zeit liefert" (Lebensb., II. S. 293 u. S. 40), war wie kein Zweiter auf der Welt der geeignete Mann, Goethe die wahren Quellen der Poeſie zu erſchließen. Aus Herder's Krankenſtube zu Straßburg ſollte die Wiedergeburt unſrer Poeſie, nicht nur der Lyrik, hervorgehen. So ſind auch Goethe's „Ephemerides" aus jener Zeit angefüllt mit Reihen von Büchern über nordiſche Literatur; wir finden die Edda, Saxo Grammaticus, Mallet's Monumens celtiques, Ancient scottish poems, ſelbſt eine lettiſche Gramma-

tik, und von diesen Dingen handelt auch der zunächst folgende Briefwechsel mit Herder (namentlich Nr. 4 von der Vergleichung des Englischen und Celtischen). Shakespeare's haben wir hier nicht gedacht, weil der Text und erst im nächsten Buche auf ihn hinführt; Homer aber, den das biographische Schema v. J. 1770 nennt, darf nicht fehlen. Volkslieder im Homer zu suchen, war zwar einer späteren Zeit vorbehalten; aber auch Herder ruft aus: „Leset Homer, als wenn er auf den Straßen sänge" und „o, Ihr großen Meister aller Zeit, Ihr Moses und Homere, Ihr sangt durch Eingebung" (Lebensb., II. S. 298 u. 332). Als Herder 1772 Homer wiederlas, erinnerte er sich der Straßburger Zeit. Er schreibt: „Goethe fing Homer in Straßburg zu lesen an, und alle Helden wurden bei ihm so schön, groß und frei watende Störche; er steht mir allemal vor, wenn ich an eine so recht ehrliche Stelle komme, da der Altvater über seine Leyer sieht (wenn er sehen konnte) und in seinen ansehnlichen Bart lächelt" (Merck, I. S. 44). Nach Herder's Abreise hatte Goethe den Homer mit nach Sessenheim gebracht, von wo er Salzmann meldet, daß er ihn jetzt „fast ohne Uebersetzung lese". — Zu Hamann (S. 180) vergl. oben Anm. 293, Hamann's Schriften, Bd. VI. S. 85, und Goedeke, II. S. 654, Nr. 27, 30 u. 37.

360. Unter den wenigen Wochen (S. 180) kann im Zusammenhange nur die erste Zeit von Herder's Aufenthalt gemeint sein, ehe die unglückliche Wendung der Kur eintrat. Herder's Briefe enthalten eine genaue Geschichte derselben (Lebensb., III. S. 265, 267, 273, 302, 310, 325, 329). Lobstein, der Erfinder eines eigenen Instruments für die Operation der Thränenfistel (Michel, Essai sur la chirurgie, p. 46), brachte die beabsichtigte Kommunikation nicht zu Stande (Goethe, S. 180 unten), oder wie Herder schreibt: „Hinten nach findet sich's, daß demohngeachtet [des gebohrten neuen Kanals ungeachtet] der Thränensack seine Schleuse nicht in diesen Kloak lassen will." Herder zog nun „einen andern Chirurgus neben an" zu Rathe, mit Namen Busch, „der erfahrenste Chirurg, der hier zu haben ist." Dieser schlug ein neues Verfahren ein (Januar 1771); es „ward ein Faden eingebracht, der überhalb dem Ligament einunter dem Ligament durch- und herausgeht und jetzt [Februar] drei Wochen täglich herausgezogen wird, mit reinigender Salbe bestrichen. An diesem Faden geht der Ausfluß sehr gut herab. Der Faden sollte gleich in die Nase gebracht werden, wie ich

wollte; da aber mein Professor immer so operirt wie bei dem Kadaver der Anatomie, so unterblieb's bis jetzt." Ueber das, was nun zu thun sei, waren Lobstein und Busch verschiedner Ansicht; Letzterer hatte „den Eigensinn in den Kopf gefaßt, man solle das Ding zugehn lassen", und damit wurde dann, wie Goethe S. 180 unten berichtet, die Kur beendigt, die jedoch Herder noch über Ostern 1771 (31. März) bis in den April in Straßburg festhielt und seine knappen Geldmittel ganz erschöpfte (S. 181).

Ob der scharfe „Nießwurzbrief", den Goethe von Herder noch in Straßburg erhielt (Nachl., I. S. 28), jene Geldangelegenheit (S. 181) berührte, läßt sich nicht erkennen. Goethe fühlte durch den Brief „sein ganzes Ich erschüttert". „Bin ich bestimmt," antwortet er, „Ihr Planet zu sein, so will ich's sein, es gern, es treu sein."

361. Zu der sich anschließenden Erörterung über Dank und Undank (S. 181 bis 183) erinnern wir an die Worte oben S. 128: „die Absonderung vom Wohlthäter ist der eigentliche Undank", und an die zahme Xenie (Werke, Bd. III. S. 268):

„Wen die Dankbarkeit genirt,
Der ist übel dran;
Denke, wer Dich erst geführt,
Wer für Dich gethan!"

Dazu Nr. 53 der Sprüche (Buch 6) des „Divan" und Nr. 199 der „Sprüche in Prosa": „Der Undank ist immer eine Art Schwäche", woran Menander's *πονηρός ἐστι πᾶς ἀχάριστος ἄνθρωπος* (V. 456 der *γνῶμαι μονόστιχοι*, nach H. Grotius: ingratus omnis homo non est, quin sit malus) in deutscher Umschreibung sich anschließt. Bei Riemer (Mittheil., I. S. 99—102) findet man eine Zusammenstellung der betreffenden Aeußerungen Goethe's.

Lessing hat sich in seiner besten Lebenszeit mehrfach über Undank ausgesprochen. Die gemeinte Stelle ist daher sicher nicht anzugeben, doch möchten wir uns für den Schluß der Fabel „Der Knabe und die Schlange" („Fabeln", B. II. Nr. 3) entscheiden: „Wahre Wohlthäter haben selten Undankbare verpflichtet; ja, ich will zur Ehre der Menschen hoffen, — niemals. Aber die Wohlthäter mit kleinen, eigennützigen Absichten, die sind es werth, . . . daß sie Undank anstatt Erkenntlichkeit einwuchern."

Das Gutachten über Ovid (S. 183) ist der zu Anfang des vorigen Buchs mitgetheilte Auszug aus der Heyneschen Rezension.

Wegen des semper aliquid haeret (S. 184, Z. 7) s. Büchmann's „Geflügelte Worte".

362. Von Götz von Berlichingen und Faust (S. 184) enthalten die „Ephemerides" noch nichts. Die Lebensbeschreibung des Erstern mag Goethe schon in der letzten Frankfurter Zeit gelesen haben: jedoch der hier nachfolgenden Stelle aus Herder's „Von deutscher Art und Kunst" (S. 112) darf man nicht entnehmen, daß Goethe, der ihm das Interesse am „Faust" verheimlichte, weil Herder einen Rückfall in die eben überwundne theosophische Epoche seines jungen Freundes gefürchtet haben würde, das Gleiche nicht hinsichtlich des „Götz" gethan habe. Dies dürfte man nur dann, wenn man die Abfassungszeit der betreffenden Stelle vor Ablauf des Jahres 1771 setzte, bevor Herder den ersten Entwurf, wie Goethe schreibt, den „Stizzo", des „Götz" erhalten hatte. Wir glauben hierzu jedoch nicht berechtigt zu sein, weil Herder's „Von deutscher Art und Kunst" doch erst 1772 gedruckt worden ist. Dabei verschlägt es nichts, daß dies Werk, wie Herder an Hamann im Juli 1773 schreibt, „alt, auf der Reise" verfaßt worden war, d. h. vor Bückeburg. Zusätze und Aenderungen sind deswegen doch noch für d. J. 1772 anzunehmen. Nachdem Herder Shakespeare's Stücke „Trümmer der Ritternatur" genannt, die immer mehr veralten würden, ruft er aus: „Glücklich, daß ich noch im Ablaufe der Zeit lebte, wo ich ihn begreifen konnte, und wo Du, mein Freund, der Du Dich in diesem Lesen erkennest und fühlst, und den ich vor seinem heiligen Bilde mehr als einmal umarmet, wo Du noch den süßen und Deiner würdigen Traum haben kannst, sein Denkmal aus unsern Ritterzeiten in unsrer Sprache unserm so weit abgearteten Vaterlande herzustellen! Ich beneide Dir den Traum und Dein edles deutsches Bürten, laß nicht, nach, bis der Kranz dort oben hange!" Goethe's Schreiben an Demars in Neu-Breisach mit den Worten: „Hier schick ich Ihnen ein Drama meiner Arbeit. Sein Glück muß es unter Soldaten machen. Unter Franzosen, das weiß ich nicht" — fällt erst in den Sommer 1772. Andre, wie Stöber (Der Aktuar Salzmann, S. 51, Note 2) und Andre angenommen, in den Sommer des Jahres vorher. Endlich das Zeugniß von Goethe's Mutter über die Veranlassung des Stücks, leider ohne Zeitdaten. Sie schrieb nach dem Erscheinen des Angriffs Friedrich's des Großen auf den „Götz" in der

Schrift De la littérature allemande an ihren Freund, den Schauſpieler Großmann, am 4. Februar 1781: „Meinem Sohn iſt es nicht im Traum eingefallen, ſeinen „Götz“ vor die Bühne zu ſchreiben. — Er fand etliche Spuren dieſes vortrefflichen Mannes in einem juriſtiſchen Buch — ließ ſich Götzens Lebensbeſchreibung von Nürnberg kommen, glaubte, daß es anſchaulicher wäre in der Geſtalt, wie's vor Augen liegt, webte einige Epiſoden hinein und ließ es ausgehn in alle Welt“ (Arch. f. Lit.-Geſch., III. S. 120. 1873). Aus dem Schreiben Goethe's an Salzmann vom 28. Nov. 1771 über den „Götz“ iſt ſicher zu ſchließen, daß Dieſem der Stoff noch unbekannt war.

Die „Ephemerides“ enthalten mehrere auf das Fauſtrecht und auf die myſtiſch-kabbaliſtiſche Chemie (S. 164) bezügliche Notizen (Schöll's Auff., S. 137 u. 76 flgd.), ohne daß klar zu erſehen, ob dieſelben noch in Frankfurt oder in Straßburg zu Papier gebracht ſind.

363. Die Mitſchuldigen (S. 184) hatte Goethe mit nach Straßburg genommen. Die Bearbeitung des Stücks v. J. 1769 iſt uns nur durch die von ihm Friederike Brion geſchenkte Abſchrift erhalten worden. Daß auch Salzmann und Jung das Stück gekannt, zeigen Goethe's Briefe an dieſelben vom 28. Nov. 1771 (Stöber's Salzmann, S. 51 bis 53). Wenigſtens halten wir, was darin „Comödia“ und „meine Oper, der mondo alla riversa“ (umgekehrte Welt) genannt wird, für jenes Stück. Die Stelle in Goethe's Brief an Herder vom September 1771 über Letzteres Beſuch in ſeinem Vaterhauſe: „Es iſt auch verplaudert worden, daß ich fürtreffliche Werke geſchrieben habe. Meine Schweſter weiß ſelbſt nicht, warum ſie ſie auf Ihr anhaltendes Geſuch nicht herausgeben wollte. Es würde Ihnen nicht unangenehm geweſen ſein, die Geſchichte meiner Seele zu leſen und den ſeltſamen Standort zu kennen, von dem ich damals die Welt ſah“, — bezieht ſich auf ſeine erhaltenen Leipziger Stücke, und wir möchten glauben, grade vorzugsweiſe auf Die Mitſchuldigen, die Herder hiernach in Straßburg nicht geſehn hätte (Nachl., I. S. 33).

364. Aus der Bemerkung (S. 184), daß alle Dokumente jener wunderbaren Tage verloren gegangen, müßte man ſchließen, daß die Herder'ſchen Spottgedichte (S. 178 u. 179) von Goethe aus dem Gedächtniſſe nachgebildet ſeien, ſprächen nicht der Ton derſelben für ihre Urſprünglichkeit.

365. Die Bemerkung über Jung (S. 185) bestätigt dieser selbst: „Diesen Winter kam Herr Herder nach Straßburg. Stilling wurde durch Goethe und Trost mit ihm bekannt. Niemalen hat er in seinem Leben mehr einen Menschen bewundert als diesen Mann. „Herder hat nur einen Gedanken, und dieser ist eine ganze Welt" [Citat Jung's]. Dieser machte Stilling einen Umriß von Allem in Einem, ich kann's nicht anders nennen; und wenn jemals ein Geist einen Stoß bekommen hat zu einer ewigen Bewegung, so bekam ihn Stilling von Herdern, und das darum, weil er mit diesem herrlichen Genie in Ansehung des Naturells mehr harmonirte als mit Goethe" (Wanderschaft, S. 173). Goethe lag bei Abfassung der Stelle oben (S. 185) Stilling's Buch vor Augen. Jung wandte sich auch brieflich an Herder nach dessen Abreise; aber Goethe schreibt Letzterem (Nachl., I. S. 26): „Nachdem Sie fort sind, bin ich sein [Jung's] Heiliger, und ich habe mich recht aus dem innersten Herzen heraus gebrüstet, da ich meinen Namen hinter dem Ihrigen mit einem so honorablen Ein staffirt fand. Es ist das erste Mal, daß ich dieses gelehrte Von vor meinen sechs Buchstaben sehe" [Jung hatte von Einem Herder, Einem Goethe gesprochen].

366. Die Reise mit den beiden, bereits in Anm. 327 genannten Elsäßern (S. 185) ward, zur Benutzung der Johannisferien, Samstag, den 22. Juni 1771 angetreten (Düntzer, Frauenbilder, S. 40). Diese Zeitbestimmung ergiebt sich aus dem von Schöll (Aufs., S. 55) mitgetheilten Goethischen Briefkonzepte „Saarbrück, am 27. Juni" in Verbindung mit dem Umstande, daß die Reisenden sich an einem Sonntage in Pfalzburg befanden, und mit der Johanniszeit.

Einzelne Spuren zeigen zwar, daß die zu Frankfurt erlernte edle Reitkunst schon in Leipzig im Freien geübt worden war (s. oben S. 108 und 107, und den Brief an Oeser vom 14. Februar 1769); erst im Elsaß geschah dies jedoch in großem Maßstabe. Das Reiten war, zumal für jüngere Männer, damals die bequemste und schnellste, daher gebräuchlichste Art zu reisen überhaupt.

367. Zabern (S. 185 unten), die Tres Tabernae der Römer, Saverne, in der Dichtung durch Schiller's „Gang nach dem Eisenhammer" verewigt, liegt 40 Kilometer nordwestlich von Straßburg entfernt, am Fuße der Vogesen (S. 186).

Die Straße dahin führte, wie heute, über Ittenheim, Wasselonne (Wasselheim) und das Kloster Maursmünster. Eine Menge Burgen krönen die Berge bei Zabern, Groß- und Klein-Geroldseck, Hochbarr, Greifenstein, ebenso die Berge vorher auf dem ganzen Wege seit Wasselheim. In Zabern residirte der Bischof von Straßburg, der Kardinal Rohan, den Goethe bei dem Einzuge der Dauphine bereits gesehen hatte. Das bischöfliche Schloß (S. 186) war nach den Verwüstungen des dreißigjährigen Krieges von den Fürstenbergs, dann von den Rohans neu errichtet; es war une des résidences les plus vastes et les plus somptueuses (Kistelhuber, S. 457). Die Herrlichkeit ging in dem Brande vom 7. September 1779 zu Grunde. Der Nachfolger und Neffe des von Goethe geschilderten kleinen Kardinals, der durch die „Halsbandgeschichte" bekannte Kardinal Louis Rohan, hatte den Neubau, nach dem Muster der Wilhelmshöhe zu Kassel, noch nicht beendigt, als die Revolution hereinbrach. Der schöne Park ward zertheilt, das verwüstete Schloß als Kaserne und der große Platz vor demselben als Uebungsplatz benutzt. Der Kardinal, den Goethe speisen sah, war ein berühmter Gourmand; wie Erkmann-Chatrian erzählt, hatte er sein ganzes Küchengeräth, zur Vermeidung des Grünspans, aus gediegenem Silber anfertigen lassen, und in jenen Zeiten der Hungersnoth wurde eine seiner täglichen Schüsseln von Karpfenzungen, Trüffeln und Krebsschwänzen auf 400 Livres geschätzt.

Der Kanal (S. 186) war nicht der erst in diesem Jahrhundert ausgeführte Marne-Rhein-Kanal, sondern eine Wasserleitung (die sog. Wasserstuben), welche das der Oberstadt fehlende Wasser aus dem Flusse Zorn in eine dem Schloßplatze gegenüber angelegte Zisterne führte und (dans la longueur d'une lieue) die ausgedehnten Gartenanlagen bewässerte (Das alte Zabern, von D. Fischer. Zabern 1868, S. 154; Histoire de la Basse Alsace, selon Schoepflin, III. p. 134, 1829, u. C. G. Klein, Saverne et ses environs).

Die Zaberner Steige (S. 186), d. h. die aus dem Thale über das Gebirge auf Pfalzburg und Saarburg in einer Breite von 12 Meter westwärts führende Chaussee, ward unter Ludwig XV. in den Jahren 1728 bis 1737 durch den Ingenieur Régemorte ausgeführt. Sie war das Wunderwerk der Zeit und begeisterte die Französinnen zu einer Haartracht à la Saverne.

368. Pfalzburg (S. 186), 14 Kilometer von Zabern entfernt,

ist bereits lothringisch (1661 von den Herzögen von Lothringen an Frankreich abgetreten), in neuester Zeit viel genannt als Schauplatz Erkmann-Chatrian'scher Romane.

Die große Theurung und Hungersnoth (S. 186), die unerfreuliche Gegenwart (S. 188) versetzen ganz in das Jahr 1771 und dessen sehr nassen Sommer. Die Theurung war eine allgemeine, auch in Preußen, Sachsen, Thüringen (Eichstädt, In memor. Amaliae), in Württemberg u. s. w. Die Folgen zeigten sich in starker Auswanderung, namentlich aus Schwaben, und in der allgemeinen Einführung des Kartoffelbaues, vorzüglich auf Anregung Friedrich's d. Gr. (vergl. Belli-G., VI. 3 u. 6).

369. Am Sonntag, dem 23. Juni, Abends, wol noch bei guter Zeit, gelangten die Reisenden zurück über Zabern, dann in der Ebene, das schöne Gebirg zur linken Hand, auf dem kurzen Wege (15 Km.) über Steinburg und Hattmatt nach Buchsweiler, welches Städtchen sie auf der letzten Anhöhe bei Jnsbeim im Thalgrunde vor sich liegen sahen. Weyland und Engelbach waren Beide aus Buchsweiler gebürtig, der Hauptstadt der Grafschaft Hanau-Lichtenberg.

In der Beschreibung dieses Städtchens (S. 187) vereinigte Goethe sicherlich die Eindrücke mehrfach wiederholter Besuche. Nach dem Schreiben an Engelbach (Stöber's Salzmann, S. 47 u. 48) aus Straßburg vom 10. September 1770: „erinnern Sie auch meine Freunde [also die in Buchsweiler], daß ich noch bin und Euch lieb habe", wird man mit Düntzer (Frauenb., S. 39) zur Annahme berechtigt sein, daß diesem Schreiben bereits ein Besuch in Buchsweiler vorangegangen war.

In Lehmann's „Urkundl. Gesch. der Grafschaft Hanau-Lichtenberg" (Thl. II. S. 501—514. 1863) wird die glückliche und verdienstvolle Regierung des letzten Grafen, Johann Reinhard's III. (S. 188), im Einzelnen gewürdigt. J. J. 1736 war das Land an seinen Schwiegersohn, den damaligen Erbprinzen Ludwig von Hessen-Darmstadt, den späteren Ludwig VIII. gelangt. Denselben, dessen Zusammentreffen mit dem Kaiser Franz i. J. 1764 Goethe im Ersten Theile geschildert hat. Die Verwaltung des Ländchens blieb nach wie vor gesondert; jedoch nahm der seit 1768 regierende Ludwig IX. seinen Wohnsitz in Pirmasens. Die Stadt von etwa 4000 Seelen ist nach einer Beschreibung v. J. 1828 größtentheils in Holz unregelmäßig gebaut. Das alte gothische Schloß (S. 187) ward nach den Verwüstungen der

Die Quellen des Dachsberges, die Stadt bewässernd, ergießen sich in die Moder, den Nebenfluß des Rheins.

Ueber Buchsweiler s. Rittelhuber, p. 66 — 68; D. Deins, Essai d'une topogr. de la ville de Bouxviller, Strasb. 1828; Th. Klein, Das Städtchen Buchsweiler und die Bergveste Lützelstein, Mülhausen 1858, u. Hist.-geogr. Orts-Lexikon des niederrh. Depart. Mülhausen, 1865, S. 37 bis 39.

370. Lützelstein (S. 188) oder Lützelburg (Fort La Petite Pierre), Pfalz-Zweibrücken gehörig, erreichte man über Obersulzbach beim Eintritte in die Vogesen, um, das Gebirge quer durchschneidend, bei Bockenheim („Buchenhain" nach Böch, Bouquenom, Saar-Union) zur Saar hinabzusteigen. Neu-Saarwerden, dem französischen Bockenheim gegenüber, war damals nassau-weilburgisch (Rittelhuber, S. 631). Man betrat das Westrich (S. 188) oder Westreich, d. i. den auf der Abendseite der Vogesen und des Hardtgebirges belegenen Landstrich an der Saar, Blies und andern Zuflüssen der Saar (Berghaus, Deutschland vor 100 Jahren, 1860, II. S. 258). Der Name ist noch heute im Volksmunde lebendig. Man gelangte hier in eine Enklave „Reichsland" und dann erst wieder vor Saralbe, zur Löwenstein-Wertheim'schen Herrschaft Püttlingen gehörig in das spätere französische Mosel-Departement.

Zu den Worten waldigen Lande (S. 189) ist zu bemerken, daß noch jetzt der Boden von Deutsch-Lothringen 25 Prozent Wald enthält.

371. Saarbrück (S. 189) erreichten die Reisenden, wie es scheint, jetzt nur Goethe und Wieland, am 26. Juni (1771). Das von Schöll (S. 55 flgd.) mitgetheilte Briefkonzept aus Saarbrück vom 27sten enthält die Stellen: „Gestern waren wir den ganzen Tag geritten, die Nacht kam herbei, und wir kamen eben aufs lothring'sche Gebirg [linker Hand von Saargemünd ab], da die Saar unten vorbeifließt" [rechter Hand], und „da ich diesen schönen Weg hierher machte und alle Abwechselungen eines herrlichen Sommertags in der süßesten Ruhe genoß". Der Himmel hatte sich also nur vorübergehend getrübt (S. 188); aber in dem Briefe heißt es wieder: „Heute regnet's."

Wieland's Schwester war an den nassau-saarbrück'schen Regierungsrath Schöll, den Vater des bekannten diplomatischen

Schriftstellers, verheirathet, in dessen Hause Goethe Aufnahme gefunden haben wird.

Bei der Familie von Günderode bedurfte er, als ein Frankfurter, keiner besondern Empfehlung (s. Anm. 385).

Der Fürst Friedrich Wilhelm Heinrich von Nassau-Saarbrück war am 24. Juli 1768 verstorben und ihm sein ältester Sohn, der nicht am Orte befindliche (S. 189), damals sechsundzwanzigjährige Fürst Ludwig in der Regierung nachgefolgt.

372. Der Weg, den die Reisenden an einem der letzten Tage des Juni von Saarbrück aus durch die nordöstlich in der Richtung auf Neunkirchen sich erstreckenden Bergwerks- und Hüttendistrikte (S. 189 bis 192) einschlugen, über Duttweiler, die Alaunhütte, den seit etwa 1740 brennenden Berg, das um 1760 neu angelegte Harzwerk (S. 192, Z. 3) des Herrn Stauf, oder vielmehr nach dem Kirchenbuche Staudt, bei Sulzbach bis nach Friedrichsthal und den dortigen Glashütten (S. 192), folgt der Mannheim-Saarbrücker Eisenbahn, jedoch stets am rechten Ufer des Sulzbaches, wendet sich von dort aber in östlicher Richtung direkt nach Neunkirchen. Die Neukircher Hütte liegt zur rechten und die Neue Schmelze (S. 192) zur linken Hand unmittelbar vor dem Städtchen.

Die Worte: „wie vor einigen Nächten an den Ufern der Saar leuchtende Wolken Johanniswürmer zwischen Fels und Busch um uns schwebten“ (S. 192), finden sich genau wieder in dem mehrerwähnten Briefkonzept aus Saarbrück vom 27. Juni: „wie um die dunklen Felsen durchs Gebüsch die leuchtenden Vögelchen still und geheimnißvoll zogen, da wurd's in meinem Herzen so still wie in der Gegend.“

Die Sensenschmiede (S. 190) möchte mit dem unmittelbar bei Saarbrück auf dem linken Saarufer angelegten „Sensenwerk“ identisch sein. Bei dem Drahtzug (das.) erinnern wir an die spätern Verse (Bd. III, S. 358) von einem solchen:

Uns gab sie [die Geometrie] erst den Hebel in die Hand,
Dann ward es Rad und Schraube dem Verstand,
Ein leiser Hauch genügt der steten Regung,
Aus Füll' und Leere bildet sie Bewegung.

373. In Neukirch (S. 192) suchte Goethe noch das an der Straße nach Spiesen südlich auf einer heute „Schloß-

berg" benannten Höhe gelegene fürstlich nassauische Jagdschloß auf. Halbmondförmig blickte es mit der Front über Berg und Wälder nach Südosten, also nach Homburg und Zweibrücken hin, in der Richtung des sogleich einzuschlagenden Rückwegs.

An der Stelle des 1793 von den Franzosen zerstörten, dann wiederhergestellten, später abgebrannten und abgetragenen Schlößchens ist jetzt ein Wirthshaus „Zum Schloß" errichtet; die Terrassen des Gartens hinter dem Schlosse (S. 193 oben) sind noch erkennbar und Einzelnes der übrigen alten Umgebung erhalten: die alten Linden vor dem Schlosse, ein Theil der Ringmauer, das Wohnhaus des fürstlichen Oberjägermeisters und ein Theil der Ställe. Mit Waldhörnern (S. 193) pflegten die Jäger das Wild aus den Feldern in den Wald zu scheuchen.

374. Zweibrücken (S. 193) war die Residenz des kinderlosen Pfalzgrafen Christian VI.; seine Neffen Karl Theodor und Maximilian succedirten ihm in Zweibrücken. Letzterer — der Stammvater des gegenwärtigen bairischen Hauses — zugleich den Hauptlinien des Hauses in Kurpfalz und Baiern. In Zweibrücken lebte damals der Goethen noch unbekannte Maler Müller und wol auch sein Leipziger Freund Gervinus.

Der Hornbach begleitete die Reisenden rechter Hand von Zweibrücken südlich bis unfern Bitsch; ehemals eine eigene Reichsgrafschaft, war Bitsch zugleich mit Lothringen Frankreich einverleibt. Auch im letzten Kriege hat die Festung sich als uneinnehmbar bewährt.

Von hier mit den nach dem Rhein zu abfallenden Bächen wurde nicht die direkte große Straße nach Niederbronn, sondern der Weg durch das ihr parallel laufende, westlichere Bärenthal (S. 194) eingeschlagen. Dasselbe wird in einem neuern französischen Werke geschildert: Parallelement à la pittoresque vallée qui relie Niederbronn à Bitche et dans laquelle passe la grande route qui conduit d'Alsace en Lorraine, court la vallée agreste et sauvage du Baerenthal, où le promeneur rencontre, au sein d'une nature grandiose, les forges de Mutterhausen et les usines de Baerenthal, qui fabrique les fers et les aciers, destinés principalement à la belle manufacture d'armes de Mutzig. Ces monts élevés, cette suite d'étangs, qui se succèdent dans presque toute la longueur de la vallée ..., toute cette industrie humaine, le bruit des forges,

le retentissement des martinets, contrastent d'une manière si frappante avec ces grandes solitudes et ces rudes aspects (Souvenirs de Niederbronn, par A. Dupuy. 1854, p. 20).

Goethe nennt jene Urwälder dicke (S. 194) im Sinne von dicht, nach der 5ten Bedeutung des Wortes bei Grimm (II. Sp. 1075: dicker Wald, dicke Hecken, dick Gesträuch). Sanders (unter dick) bezieht den Ausdruck dicker Wald auf die Menge der Bäume, dichter Wald auf deren örtliche Nähe.

375. Der Name von Dietrich ist einer der geachtetsten des Elsaß. Spach hat sowol dem Straßburger Ammeister Dominik Dietrich, dem Urheber der Kapitulation der Stadt an Frankreich v. J. 1681, als dessen Urenkel, dem Baron Friedrich von Dietrich, Biographien gewidmet, welchen Trautwein von Belle „ebenso viel Pietät als Anmuth und Gründlichkeit" zuschreibt (S. 24 des Vortrags: Das Elsaß im 17. und 18. Jahrh., Berlin 1865). Der Enkel des Ammeisters Johann Dietrich hatte, Goethe's Angabe entsprechend (S. 194), von mehreren Zweigen der Grafen von Leiningen-Dabo den dritten Theil der Herrschaft Oberbronn und ein Sechstel der Herrschaft Niederbronn (1761 bis 1764) und von dem Lothringer, Kaiser Franz, einen Rest seines ehemaligen Herzogthums, die Herrschaft Reichshofen (S. 195 oben), 1761 käuflich an sich gebracht. In dem Jahre, von welchem Goethe schreibt, erwarb er noch das berühmte Steinthal (le Ban de la Roche) hinzu. Ces acquisitions, sagt Spach, avaient une raison d'être; car, sur ces domaines mêmes, le nouveau baron donnait du pain à quinze cents familles ouvrières, employées dans quatre hauts fourneaux, et dans les vastes forêts exploitées pour livrer le combustible à ces forges (Oeuvres choisies, Tome I. Biographies alsaciennes, 1866, p. 193, und besonders 1857). Dessen berühmterer Sohn Friedrich ward dann der erste Maire von Straßburg. Jener Besitz ist der Familie zum Theil erhalten geblieben (Ristelhuber, S. 626).

376. Schöpflin hat in seiner Alsatia illustrata (Thl. I. S. 147 flgd.) die römischen Alterthümer der Niederbronner Bäder (S. 194) beschrieben. Zu Ende des 16. Jahrhunderts hatte man beim Aufgraben der alten Badebecken auf deren Boden mehrere Hunderte einst als Opfer hineingeworfener römischer Münzen aus den letzten Zeiten der Republik und aus der Kaiserzeit und dann dem Jupiter gewidmete Säulen, Fragmente

eines der Minerva geweihten Basreliefs, Inschriften (ex voto eines Centurio der 8. Legion), Gefäße, Metallwerkzeuge und ganze Altäre aus jenen Zeiten in einer Tiefe von 2½ Meter im Boden aufgefunden. Nach Goethe's Beschreibung muß man hierher die Entstehung seines Gedichts „Der Wandrer" verlegen, welches er im folgenden Winter begann und in Wetzlar vollendete.

Von der Wasenburg zwischen Nieder- und Oberbronn (S. 194), einer Burgruine, zu der man durch den schönsten Wald aufsteigt, überblickt man — sofern nicht die nächsten Bäume wie vor zwanzig Jahren die Aussicht verdecken, — die fruchtbaren Ebenen des Nieder-Elsaßes bis zu dem im Nebel der Ferne sich verlierenden Straßburger Münster.

Die im Jahre 1583 entdeckte Inschrift, berühmt, weil das Adjectiv tegulicius, von tegula, Ziegel, nur in ihr vorkommt, lautet: Deo Mercurio attegiam tegulicium compositam Severinus Satullinus C. F. [Caji Filius] ex voto posuit l. l. m. [laeta lubente mente].

(Dupuy, a. a. O. S. 8, 13 u. 14, u. Ristelhuber, S. 310; bei Letzterem S. 311 findet man eine weitläufige Literatur über Niederbronn und seine Bäder.)

Von Niederbronn führt jetzt die große Straße und die Eisenbahn an dem Schlachtfelde von Wörth bei Reichshofen vorbei durch die Hagenauer Reichsforst direkt nach Hagenau; Goethe wandte sich etwas südlicher auf die Buchsweiler Straße bei Nieder-Modern (S. 195), von da auf dem rechten Ufer der Moder nach Hagenau und dann auf Waldwegen über Schirrheim und Schirhofen nach Seffenheim.

377. Oliver Goldsmith's Landpriester von Wakefield (S. 195 bis 198), am 26. März 1766 zuerst erschienen (die 2. Aufl. im Mai, die dritte im August), war schon im folgenden Jahre von dem durch seine Fehde mit Mendelssohn bekannten Leipziger Joh. Gottfr. Gellius ins Deutsche übertragen worden (Leipzig 1767). Herder, der, von einer gewissen Abneigung gegen alles Französische erfüllt, zur Zeit seines Straßburger Aufenthalts viel Englisch studirte, in Sterne lebte, die Richardson'schen Romane seiner Braut empfahl, hatte dorthin auch den berühmten Dr. Primrose mitgebracht (vergl. Lebensbild, III. S. 84 u. 85, 116, 140, 180, 195, 276, 279, 363, u. Nachl., III. S. 39). In der Zeit, als Busch zur Operation zugezogen wurde und Herder Abends mit Goethe und Peglow oft zu den Karten

griff, im November 1770, las er ihnen den englischen Roman vor. Zum Vorlesen besaß er besonders Talent; in Eutin, „wo Prinz und Hofdamen" die Nase über Lessing's „Minna" gerümpft, brachte er es durch seine Recitation des Stücks dahin, daß sie es spielten; auch in Darmstadt hatte er aus Klopstock, Kleist, den Minnesängern vorgelesen (Lebensb., III. S. 138 und 127). So machte er auch in Straßburg für Goldsmith's Roman durch Vorlesen die beste Propaganda. Er schreibt seiner Braut im November 1770: „Haben Sie den Landpriester von Wakefield gelesen? Ich lese ihn jetzt wol schon zum vierten Male. Er ist eins der schönsten Bücher, die in irgend einer Sprache existiren und sehr, sehr gut übersetzt! ... So trug ja jener ehrliche Mann alle Leute: Habt Ihr den Propheten Baruch gelesen? Und so mach' ich's beinahe mit meinem Landpriester von W. Er ist von der Seite der Laune, der Charaktere, des Lehrreichen und Rührenden ein rechtes Buch der Menschheit" — und im nächsten Briefe: „Für den Landpriester von W. bin ich gut, daß er die paar Groschen, die er kostet, so ersetzet und werth ist als kein Buch von der Größe. Als Roman hat er viel Fehlerhaftes, als ein Buch menschlicher Gesichter, Launen, Charaktere und, was am Schönsten ist, menschlicher Herzen und Herzenssprüche will ich für jede Seite so viel geben, als das Buch kostet." Zugleich stellt er eine eigene Uebertragung der darin enthaltenen Romanze vom „Wanderer" in Aussicht, welche früher publizirt war und den Druck des Ganzen nach sich gezogen hatte. In der feinen Charakteristik erblickte Herder daher, wie Irving und B. Auerbach (in den „Deutschen Abenden") das Hauptverdienst des Romans, durch welchen, nach Irving, ein Ruheloser zum Lobredner des häuslichen Herdes wird, ein Hagestolz das vollkommenste Gemälde einer guten Ehe liefert und ein von den Frauen Mißachteter die weibliche Liebenswürdigkeit in ihren feinsten Abschattungen zur Geltung bringt.

378. Indem Goethe jetzt (S. 198) zu dem dritten und letzten Abschnitte dieses Buchs übergeht, welcher erst im folgenden seinen Abschluß erhält, zu der Idylle Sesenheim, „verwechselt er die Zeiten wundersam", jedoch ohne die Wahrheit seiner dichterischen Erzählung zu beeinträchtigen. Goethe schildert nicht, wie man erwarten sollte, den Besuch, welchen er auf der Rückreise von der Pfalz und aus Bothmagen im Juli 1771 in Sesenheim abstattete (oben S. 195), sondern seinen ersten Besuch.

Dieser fällt aber, wie erhaltene Briefe zeigen (Stöber's Salzmann, S. 61), in den Oktober 1770. Wenn derselbe daher der Bekanntschaft des Dichters mit Goldsmith's Romane vorausging, so hat Goethe, indem er den ersten Besuch als eine Folge dieser Bekanntschaft darstellte, das Ganze tiefer erfaßt, einen vorhandenen Kausalnexus, der ihm inmitten des Lebens vielleicht unklar geblieben war, bewußt ausgesprochen, in der Wirklichkeit verschlungene Fäden zu einem klaren Gewebe geordnet und das Ursächliche eben auch zeitlich vorangestellt. Was Goethe eigentlich erlebte, die Wiederspiegelung der Dichtung in der Wirklichkeit, das erfahren wir so am Besten, und der Vergleich mit Burchell ist wahr (S. 204), wenn ihn auch Weyland niemals oder doch nicht zu der Zeit hat machen können.

Goethe's Vergnügen an Verkleidungen (S. 199) ist schon in Anm. 238 berührt; Jupiter's Verwandlung kannte er aus Ovid's Metamorphosen, Heinrich's IV. Inkognito aus dessen Lebensgeschichte und aus Hiller's und Weiße's Operette „Die Jagd" nach der Komödie von Collé: La partie de chasse de Henri IV. (wonach Schwan's Lustspiel: Die Jagdlust Heinrich's IV. 1769).

Daß Weyland (S. 198) Goethen in Sessenheim einführte, hatte seinen guten Grund. Er war dadurch, daß ein Bruder der Frau Brion, der oben in Anmerkung 371 genannte Regierungsrath Schöll in Saarbrücken, seine Schwester geheirathet hatte, mit dem Brion'schen Hause verschwägert, und es wird uns dadurch verständlich, daß die Unterhaltung in Sessenheim sich anfänglich auf diese persönlichen Verhältnisse bezog (S. 201 u. 202 „Onkeln und Tanten, Vettern, Basen", u. 203 „Land- und Familienkreis").

Weyland und sein Begleiter, der lateinische Reiter (s. Anm. 117), hatten auf der, Letzterem von der Herreise schon bekannten Rheinstraße über Wanzenau, Herrlisheim und den großen hessen-darmstädtischen Flecken Drusenheim (von etwa 1700 Seelen) 33½ Kilometer, etwa 5 Meilen, bis Sessenheim zurückzulegen. Sie hielten zu Drusenheim in dem jetzt nicht mehr vorhandenen Klein'schen Gasthofe „Zur Post" an. Hinter dem Orte, in der fruchtbaren Ebene, an Gärten und Hopfenfeldern vorbei, biegt man links von der Straße vor dem Eintritte in den Eichwald, der sich bis dicht vor Sessenheim erstreckt, in den Fußpfad über Wiesen ein (S. 200), um durch Busch und Wald den Weg etwas abzukürzen.

Seſſenheim gehört zu den größern Dörfern. Pfarrer Lucius daſelbſt (Aus der Geſchichte eines alten Pfarrhauſes, o. O. u. J. [1871] im Selbſtverlag des Verfaſſers) giebt die Pfarrgemeinde auf 1000 Mitglieder an, Proteſtanten und Katholiken. Der ganz von Bäumen und Gärten eingeſchloſſene Ort, hauptſächlich aus einer langen Straße beſtehend, welche ſich um die große, ſteinerne, geweißte, mit einem achteckigen Thurm gezierte Simultan-Kirche nach dem Bürgermeiſter Amt und der, der Kirche gegenüberliegenden proteſtantiſchen Pfarre zu herumbiegt, trägt mit ſeinen, meiſt den Giebel der Straße zuwendenden Fachwerk-Häuſern und den Baumgärten zwiſchen den Gehöften einen ächt deutſchen, dörflichen Charakter. Der Lärm der mehr als fünf Minuten entfernten Landſtraße dringt nicht in die allgemeine Stille hinein. Das Wirthshaus „Zum Roß“ (S. 200) ſteht rechter Hand an der Einbiegung der Straße. Von da hatte Goethe nur wenige Schritte zum Pfarrhofe. Scheune und Stall deſſelben ſind noch heute vorhanden. Das Pfarrhaus ſelbſt iſt dagegen i. J. 1834 abgebrochen und ein neues zweiſtöckiges maſſives Wohngebäude von fünf Fenſtern Front, gelb abgeputzt, mit ſchönen Tannen davor und wohlgepflegten Blumen, an Stelle des in Lucius' Schrift genau abgebildeten niedrigen, wenn auch zweiſtöckigen, grünumrankten, hölzernen Fachwerk-Hauſes errichtet. Zur Rechten und zur Linken des mit einem Vorgitter bis zur halben Höhe geſchloſſenen Einganges hatte das Haus nur je ein Fenſter, im zweiten, äußerſt niedrigen Stockwerke deren drei mit kleinen Scheiben und in dem mit nur einem Schornſtein gekrönten Dache den Taubenſchlag vorn hinaus.

Grundherr von Seſſenheim war damals der Kardinal Prinz Rohan-Soubiſe in Zabern, als Beſitzer der Herrſchaft Fleckenſtein, zu deren Amte (bailliage) Roppenheim außer Seſſenheim auch die Nachbarorte Dalhunden, Dengelsheim, Reſchwog u. a. m. gehörten (Riſtelhuber, S. 627).

379. Die Familie Brion (S. 200 bis 203) bildeten damals ſieben Mitglieder:

a. Der evangeliſch-Lutheriſche Pfarrer Johann Jakob Brion, ein Straßburger, dreiundfunfzig Jahre alt, vor zehn Jahren von der zwei Stunden entfernten Pfarre zu Niederröbern hieher in ein Kirchſpiel von ſechs Gemeinden und mehr als 1500 Parochialen befördert, klein von Statur, freundlichen Weſens, überaus wohlthätig und gaſtfrei und als Theologe zur Orthodoxie neigend;

b. seine Gattin, eine geborne Schöll, aus dem Baden-Durlach'schen, damals sechsundvierzigjährig. Die Grabsteine beider Ehegatten findet man an der Südwand der Kirche außen angelehnt.

Von den zehn Kindern des Pfarrers lebten damals noch fünf, und zwar:

c. Katharina Magdalena, etwa zweiundzwanzig Jahre alt, Gattin des Pfarrers Gockel zu Eichstetten im Baden'schen, welche Goethe nie gesehen zu haben scheint;

d. Maria Salomea, etwa zwanzig Jahre alt, 1782 an den Pfarrer Marx zu Diersburg in Baden, einen Straßburger, verheirathet, bei Goethe die älteste Tochter, Olivie (S. 201 u. 211);

e. Friederika Elisabetha, zwei Jahre jünger, unvermählt geblieben;

f. Jacobea Sophia, etwa vierzehn- oder funfzehnjährig, eben konfirmirt, gleichfalls unvermählt geblieben, deren Goethe nicht gedenkt;

g. der Benjamin der Familie, Christian, ein Sessenheimer Kind, geboren am 18. März 1763, also erst sieben Jahre alt, ergriff den Beruf des Vaters, war ihm 1786 adjungirt, 1787 Pfarrer zu Rothan im Steinthal, wohin auch seine Schwestern Friederike und Sophie zogen, 1792 zu Gries, 1807 zu Niederbronn und 1816 zu Barr. Er ist Goethe's Moses (S. 203).

Lucius, dem diese Notizen entnommen sind, bemerkt, daß das Sessenheimer Kirchenbuch nur die Konfirmationszeit der Geschwister ad c bis f (Ostern 1762, 1764, 1766 und 1770) ergebe, und daß aus dem in dortiger Gegend herkömmlichen Einsegnungsalter von 14 Jahren das Lebensalter dieser vier Brion'schen Töchter sich, wie geschehen, annähernd bestimmen lasse. Sie sind sämmtlich zu Niederrödern geboren, das dortige Kirchenbuch aber ist von dem 1793 flüchtenden Orts-Pfarrer Hasselmann den Flammen übergeben worden (Geschichte e. alten Pfarrhauses, S. 10).

Daß die Sessenheimer Stelle einträglich gewesen (S. 200), ergiebt sich aus dem Umfang der Parochie und der Größe des Pfarrlandes von etwa 160 Morgen (32 Hektaren), des Feldes (S. 200), und des zu den Pfarreinkünften gehörenden Feld- und Blut-Zehnten; die noch erhaltene geräumige Pfarrscheune hieß daher die „Zehnterscheuer".

380. Die deutsche Tracht, die Nationaltracht (S. 201) behauptete „aller Kleiderordnungen der Provinzial-Intendantur und des Straßburger Magistrates ungeachtet ihr wohlerworbenes Gewohnheitsrecht“ bis zu St. Just's Proklamation vom 15. Nov. 1793: Les citoyennes de Strasbourg sont invitées de quitter les modes allemandes, puisque leurs coeurs sont français (Trautwein von Belle, Das Elsaß ꝛc., S. 17).

Ebenso die Elsaßerliedchen (S. 202); Goethe brachte „die alten Melodien, wie sie Gott erschaffen hat“, nach Frankfurt mit. Auch Herder's Braut liebte es, mit ihrer Schwester diese Volkslieder zu singen. Wenn Goethe jedoch schreibt, er habe „die Lieder aus den Kehlen der ältesten Mütterchen aufgehascht; ein Glück! denn ihre Enkel singen alle: ‚Ich liebte nur Zémeuen‘“ —, so bezeichnet er damit wol eine der zärtlichrigen Arien, welche Friederiken gar nicht gelangen (S. 202; Aus Herder's Nachlaß, I. 29, u. III. 189). Noch im Oktober rezitirte Goethe, als er in Karlsruhe mit Hebel zusammentraf und Dieser seine allemannischen Lieder vortrug, ein elsäßer Liebeslied (S. Boisserée, I. S. 288).

381. Der Wirthssohn in der Post zu Drusenheim, (S. 206) George Klein (zuerst genannt in Näke's „Wallfahrt nach Sesenheim“, 1840, aus dem Jahre 1822, als Klein noch lebte), ist als Revierförster (nicht Forstinspektor, wie er wol vom Volke genannt wurde) zu Drusenheim verstorben. Er war bis zuletzt ein einfacher „Bauernbursche“ (nach an Ort und Stelle ermittelten Nachrichten des Freiherrn von Biedermann). Die Wächnerin (S. 207) war, wie das Folgende ergiebt, Klein's Schwester.

Wegen des Näzelé (daf.) ſ. oben Anm. 325.

„Hoffart muß Noth (oder Zwang) leiden“ ist sprichwörtliche Redensart (Wander's Sprichw.-Lex., „Hoffarth“ Nr. 74, ebenso 16, 73, 77, 79, 104).

Der Dach (S. 207), den schon Näke 1822 nicht mehr auffand, ist zu Anfang dieses Jahrhunderts abgeleitet worden, an einigen Stellen sein Belt aber noch erkennbar (Lucius, S. 17).

Goethe sagt: Ich war nicht weit gesprungen; die durch den Wald zurückzulegende Wegstrecke erforderte aber doch immer eine gute Stunde Zeit.

382. Die Bank vor der Thüre (S. 208) hatte, den Abbildungen des Hauses zufolge, der Eintretende zur rechten Hand. An einer Buche des hier von Goethe Friedrikens Ruhe (S. 209), im Orte selbst „Nachtigallenwäldl" benannten Gehölzes ward später eine Tafel angeschlagen mit den Namen der Brion'schen Familienmitglieder und der Freunde, zuletzt dem Goethe's (Werke, Bd. III, S. 17). Die Sophie Brion (Anm. 379 f) i. J. 1835 an Heinrich Kruse erzählte, „waren vier schöne Buchen dort gewesen, so dicht verwachsen, daß man beim Regen darunter nicht naß wurde" (Morgenblatt, 1840, Nr. 213, mitgetheilt von Fr. Laun, Pseudonym von Fr. Aug. Schulz). Die Stelle ist jetzt nicht mehr erkennbar; aber eine Erderhöhung einige Hundert Schritte vom Dorfe, auf dem Felde südlich desselben, wird dafür angesehen (s. „Abstecher nach Sesenheim" in der Beil. von Nr. 172 der N. Preuß. Zeitung 1874). Von da aus würden die waldigen Rheininseln (S. 209) mit dem Schwarzwalde im Hintergrunde in östlicher, die Vogesen gegenüber in südwestlicher, Drusenheim — in Wirklichkeit nicht sichtbar — mit dem Straßburger Münster im Hintergrunde in südlicher und das Dorf und der Kirchthurm in nördlicher Richtung liegen.

Tiefes Athemholen (S. 210, Zeile 2 und Zeile 27) findet sich bei Goethe oft als Zeichen großer Gemüthebewegung; z. B. Bd. XVIII, S. 113 und oben S. 207, Z. 7 v. u.

Rieckchen (S. 210) ist auch im Elsaß als Diminutivform üblich; Friederike selbst nannte später ein von ihr erzogenes Mädchen „Rickchen" (Lucius, S. 28); ebenso ist Goethe's: „Du bist ein excellenter Junge" (S. 211) dem Leben entnommen, wenigstens legt Jung zur selben Zeit Goethen selbst diese Worte in den Mund (Stilling's Wanderschaft, S. 201). Auch variirt Olivie S. 212 bei ihrem Scherze mit Goethe die bekannte volksthümliche Redensart: „Hast Vögel unter der Mütz?" — wie deren mehrere in den Text verwebt sind, z. B. oben S. 208 des Erasmus Necessitas magistra, das ebenso von der Liebe gilt (s. Wander, a. a. O. „Noth" Nr. 207, ebenso 17, 40, 48, 179, 223 flgde., und „Liebe" Nr. 475 u. 493).

383. Das Märchen Die neue Melusine (S. 213 u. 214) ist in der Gestalt, wie Goethe es in seiner Jugend erzählte, nicht aufgeschrieben oder doch nicht bekannt. Daß er in jener Zeit Märchen gedichtet, ergiebt eine Briefstelle vom Ende des

Jahres 1768 (Zahn, S. 77 u. 157). Die jetzt vorliegende Form der „neuen Melusine" stammt erst aus dem Sommer 1807; diese hatte Goethe S. 214 im Sinne; im Drucke erschien sie erst in Cotta's „Taschenbuch für Damen" a. d. J. 1817 (S. 1 bis 24) und 1819 (S. XIX bis XXXVI), eingeleitet mit den Worten: „Man hat das Märchen verlangt, von welchem ich zu Ende des zweiten Bandes meiner Bekenntnisse gesprochen. Leider werde ich es jetzo in seiner ersten unschuldigen Freiheit nicht überliefern: es ist lange nachher aufgeschrieben worden und deutet in seiner jetzigen Ausbildung auf eine reifere Zeit, als die ist, mit der wir uns dort beschäftigten" (Werke, Bd. XVIII. S. 323—343 u. S. 445—447). Das Grundmotiv, daß nämlich, wie in der „Wunderbaren Geschichte von der edlen und schönen Melusina, welche eine Tochter des Königes Helmus [von Albanien] und ein Meerwunder gewesen ist", eine Wasserfee in die Menschenwelt eintritt und einen Ritter liebt und heirathet, hier das Gleiche der Tochter des Zwergenkönigs, einer Pygmäe, einer Bergfee widerfährt, so daß nun die Phantasie mit den menschlichen Größenverhältnissen, wie in Gulliver's Reisen, spielen kann, — dies wird, da es sich aus dem Titel ergiebt, in der ältern Fassung unverändert und nur die Durchführung verschieden, weniger kunstvoll, aber reich an persönlichen Beziehungen und scherzhafter gewesen sein. E. v. Bülow ging (Frankf. 1849) mit einer „allerneusten Melusine" noch über Goethe hinaus.

384. Den Doktor Gall (S. 215) hatte der Dichter im August 1805 zu Halle kennen gelernt und dessen dortige kraniologische Vorlesungen mit großem Genusse besucht, wie er in seinen „Annalen" v. J. 1805 ausführlich erzählt. Auch die obige Aeußerung finden wir dort wiederholt: „Er [Gall] scherzte über uns Alle und behauptete, meinem Stirnbau zufolge: ich könne den Mund nicht aufthun, ohne einen Tropus auszusprechen, worauf er mich denn freilich jeden Augenblick ertappen konnte. Mein ganzes Wesen betrachtet, versicherte er ganz ernstlich, daß ich eigentlich zum Volksredner geboren sei. Dergleichen gab nun zu allerlei scherzhaften Bezügen Gelegenheit, und ich mußte es gelten lassen, daß man mich mit Chrysostomus in eine Reihe zu setzen beliebte."

385. Zum Schlusse bringen wir zu S. 189 aus dem Werke von A. Köllner, „Gesch. der Städte Saarbrücken und St. Johann" (2 Bde. 1865), noch Einiges nach.

Die Stadt Saarbrücken ward unter Fürst Wilhelm Heinrich, nach Entfernung der Thore und Mauern, beinahe völlig neu erbaut (Köllner, I. S. 383). Sie zählte etwa 3000 Einwohner (das. S. 410). Die Lutherische Kirche, seit 1762 im Bau, erst 1775 vollendet, war Gegenstand allgemeiner Bewunderung. Ansehnliche Gebäude, das Gymnasium, das Waisenhaus, das reformirte Pfarr- und Schulhaus, umgaben den „Neuen Kirchenplatz" (das. I. 377 u. II. 381). Das fürstliche Schloß, 1738 bis 1748 neu erbaut, erhob sich auf der Ostseite unmittelbar über der Saar und der 500 Fuß langen Brücke, auf steilen Felsen. Zur Anlage des Schloßgartens und eines Quai's ward der Fluß in ein andres Bett geleitet. „Ferner wurden die Bollwerke und die alten Mauern abgetragen . . . . die Felsen weggeschrotet, Terrassen und Treppen zur Tiefe des Gartens angelegt". Alles in der Epoche von 1760 bis 1765, unter der Leitung des Gartendirektors Köllner. Auf den Ruinen des i. J. 1793 ganz verwüsteten und niedergebrannten Schlosses sind seit 1809 Privatgebäude errichtet (das. I. 365, 384, 454 u. II. 261 flgd.). Dem lebenslustigen Besitzer, nach Köllner „dem unvergeßlichen Fürsten", verdankten Stadt und Land allgemeinen Wohlstand; aber Goethe fand 1771 eine „kaiserliche Administrations-Kommission" zur Regulirung der vielen hinterlassenen Schulden am Orte vor (I. 378 u. 398). An der Spitze der Regierung stand (schon 1766, bis 1777) der von Goethe genannte Geheime Rath und Regierungs- und Kammer-Präsident Freih. v. Günderode, Mitglied des Hauses Alten-Limpurg; seine Gattin war eine Frankfurterin v. Stalburg (Anm. 194); sie bewohnten „das Eckhaus rechts an der Brücke und am Quai neben dem Oberamt". — Schöll (Anm. 371) war bis 1774 zweiter Regierungsrath (I. 369, 378, 383, 397 u. 403).

Das Schloß zu Neunkirchen (S. 193) hieß „Schloß Jägersberg" (Köllner, I. 388 u. sonst).

Goethe's Werke.

Nach den vorzüglichsten Quellen revidirte Ausgabe.

Zweiundzwanzigster Theil.

Dichtung und Wahrheit.

Mit Einleitung und Anmerkungen von

H. von Loeper.

Dritter Theil.

Berlin.
Gustav Hempel.

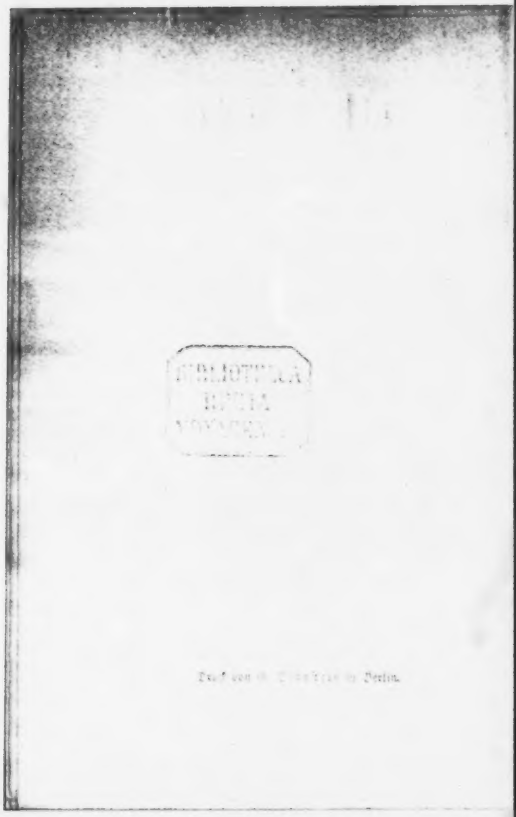
BIBLIOTECA
REGIA

Aus meinem Leben.

Dichtung und Wahrheit.

Dritter Theil.

Es iſt dafür geſorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachſen.

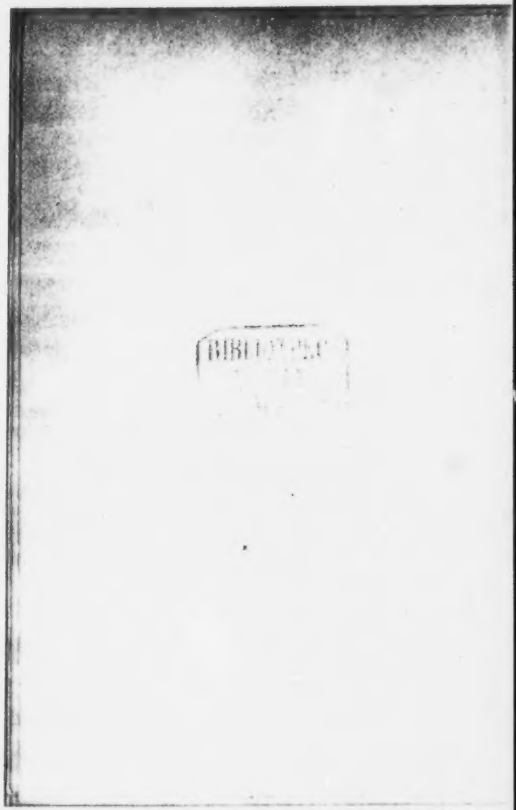

Elftes Buch.

Nachdem ich in jener Laube zu Sesenheim meine Erzählung vollendet, in welcher das Gemeine mit dem Unmöglichen anmuthig genug wechselte, sah ich meine Hörerinnen, die sich schon bisher ganz eigen theilnehmend erwiesen hatten, von meiner seltsamen Darstellung aufs Aeußerste verzaubert. Sie baten mich inständig, ihnen das Märchen aufzuschreiben, damit sie es öfters unter sich und vorlesend mit Andern wiederholen könnten. Ich versprach es um so lieber, als ich dadurch einen Vorwand zu Wiederholung des Besuchs und Gelegenheit zu näherer Verbindung mir zu gewinnen hoffte. Die Gesellschaft trennte sich einen Augenblick, und Alle mochten fühlen, daß nach einem so lebhaft vollbrachten Tag der Abend einigermaßen matt werden könnte. Von dieser Sorge befreite mich mein Freund, der sich für uns die Erlaubniß erbat, sogleich Abschied nehmen zu dürfen, weil er als ein fleißiger und in seinen Studien folgerechter akademischer Bürger diese Nacht in Drusenheim zuzubringen und morgen zeitig in Straßburg zu sein wünsche.

Unser Nachtquartier erreichten wir Beide schweigend: ich, weil ich einen Widerhaken im Herzen fühlte, der mich zurückzog, er, weil er etwas Anderes im Sinne hatte, das er mir, als wir angelangt waren, sogleich mittheilte. — „Es ist doch wunderlich," fing er an, „daß Du gerade auf dieses Märchen verfallen bist. Hast Du nicht bemerkt, daß es einen ganz besondern Eindruck machte?" — „Freilich," versetzte ich darauf, „wie hätte ich nicht bemerken sollen, daß die Aeltere bei einigen Stellen mehr als billig lachte, die Jüngere den Kopf schüttelte,

daß Ihr Euch bedeutend anfaht, und daß Du selbst beinah aus Deiner Fassung gekommen wärest! Ich leugne nicht, es hätte mich fast irre gemacht; denn es fuhr mir durch den Kopf, daß es vielleicht unschicklich sei, den guten Kindern solche Fragen zu erzählen, die ihnen besser unbekannt blieben, und ihnen von den Männern so schlechte Begriffe zu geben, als sie von der Figur des Abenteurers sich nothwendig bilden müssen.' — „Keineswegs!" versetzte Jener; „Du errätst es nicht, und wie solltest Du's errathen? Die guten Kinder sind mit solchen Dingen gar nicht so unbekannt, als Du glaubst; denn die große Gesellschaft um sie her giebt ihnen zu manchem Nachdenken Anlaß, und so ist überrhein gerade ein solches Ehepaar, wie Du es, nur übertrieben und märchenhaft, schilderst. Er gerade so groß, derb und plump, sie niedlich und zierlich genug, daß er sie wol auf der Hand tragen könnte. Ihr übriges Verhältniß, ihre Geschichte paßt ebenfalls so genau zu Deiner Erzählung, daß die Mädchen mich ernstlich fragten, ob Du die Personen kenntest und sie schalkhaft dargestellt hättest. Ich versicherte: nein! — und Du wirst wohl thun, das Märchen ungeschrieben zu lassen. Durch Zögern und Vorwände wollen wir schon eine Entschuldigung finden."

Ich verwunderte mich sehr; denn ich hatte weder an ein diesrheinisches noch an ein überrheinisches Paar gedacht, ja, ich hätte gar nicht anzugeben gewußt, wie ich auf den Einfall gekommen. In Gedanken mochte ich mich gern mit solchen Späßen ohne weitere Beziehung beschäftigen, und so, glaubte ich, sollte es auch Andern sein, wenn ich sie erzählte.

Als ich in der Stadt wieder an meine Geschäfte kam, fühlte ich die Beschwerlichkeit derselben mehr als sonst; denn der zur Thätigkeit geborene Mensch übernimmt sich in Planen und überladet sich mit Arbeiten. Das gelingt denn auch ganz gut, bis irgend ein physisches oder moralisches Hinderniß dazutritt, um das Unverhältnißmäßige der Kräfte zu dem Unternehmen ins Klare zu bringen.

Das Juristische trieb ich mit so viel Fleiß, als nöthig war, um die Prometien mit einigen Ehren zu absolviren; das Medizinische reizte mich, weil es mir die Natur nach allen Seiten wo nicht aufschloß, doch gewahr werden ließ, und ich war daran durch Umgang und Gewohnheit gebunden; der Gesellschaft mußte ich auch einige Zeit und Aufmerksamkeit widmen; denn in manchen Familien war mir Mehreres zu Lieb' und zu Ehren

geschehn. Aber Alles dies wäre zu tragen und fortzuführen gewesen, hätte nicht das, was Herder mir auferlegt, unendlich auf mir gelastet. Er hatte den Vorhang zerrissen, der mir die Armuth der deutschen Literatur bedeckte; er hatte mir so manches Vorurtheil mit Grausamkeit zerstört; an dem vaterländischen Himmel blieben nur wenige bedeutende Sterne, indem er die übrigen alle nur als vorüberfahrende Schnuppen behandelte; ja, was ich von mir selbst dessen und wähnen konnte, hatte er mir dermaßen verkümmert, daß ich an meinen eignen Fähigkeiten zu verzweifeln anfing. Zu gleicher Zeit jedoch riß er mich fort auf den herrlichen breiten Weg, den er selbst zu durchwandern geneigt war, machte mich aufmerksam auf seine Lieblingsschriftsteller, unter denen Swift und Hamann obenan standen, und schüttelte mich kräftiger auf, als er mich gebeugt hatte. Zu dieser vielfachen Verwirrung nunmehr eine angehende Leidenschaft, die, indem sie mich zu verschlingen drohte, zwar von jenen Zuständen mich abzieht, aber wol schwerlich darüber erheben konnte. Dazu kam noch ein körperliches Uebel, daß mir nämlich nach Tische die Kehle wie zugeschnürt war, welches ich erst später sehr leicht los wurde, als ich einem rothen Wein, den wir in der Pension gewöhnlich und sehr gern tranken, entsagte. Diese unerträgliche Unbequemlichkeit hatte mich auch in Sesenheim verlassen, so daß ich mich dort doppelt vergnügt befand; als ich aber zu meiner städtischen Diät zurückkehrte, stellte sie sich zu meinem großen Verdruß sogleich wieder ein. Alles dies machte mich nachdenklich und mürrisch, und mein Aeußeres mochte mit dem Innern übereinstimmen.

Verdrießlicher als jemals, weil eben nach Tische jenes Uebel sich heftig eingefunden hatte, wohnte ich dem Klinikum bei. Die große Heiterkeit und Behaglichkeit, womit der verehrte Lehrer uns von Bett zu Bett führte, die genaue Bemerkung bedeutender Symptome, die Beurtheilung des Gangs der Krankheit überhaupt, die schöne Hippokratische Verfahrungsart, wodurch sich ohne Theorie, aus einer eignen Erfahrung die Gestalten des Wissens heraufgaben, die Schlußreden, mit denen er gewöhnlich seine Stunden zu krönen pflegte, das Alles zog mich zu ihm und machte mir ein fremdes Fach, in das ich nur wie durch eine Ritze hineinsah, um desto reizender und lieber. Mein Abscheu gegen die Kranken nahm immer mehr ab, je mehr ich diese Zustände in Begriffe verwandeln lernte, durch welche die Heilung, die Wiederherstellung menschlicher Gestalt und Wesens

als möglich erschien. Er mochte mich wol als einen seltsamen jungen Menschen besonders ins Auge gefaßt und mir die wunderliche Anomalie, die mich zu seinen Stunden hinführte, verziehn haben. Diesmal schloß er seinen Vortrag nicht wie sonst mit einer Lehre, die sich auf irgend eine beobachtete Krankheit bezogen hätte, sondern sagte mit Heiterkeit: „Meine Herren! Wir sehen einige Ferien vor uns. Benutzen Sie dieselben, sich aufzumuntern; die Studien wollen nicht allein ernst und fleißig, sie wollen auch heiter und mit Geistesfreiheit behandelt werden. Geben Sie Ihrem Körper Bewegung, durchwandern Sie zu Fuß und zu Pferde das schöne Land; der Einheimische wird sich an dem Gewohnten erfreuen, und dem Fremden wird es neue Eindrücke geben und eine angenehme Erinnerung zurücklassen."

Es waren unser eigentlich nur Zwei, an welche diese Ermahnung gerichtet sein konnte; möge dem Andern dieses Rezept ebenso eingeleuchtet haben als mir! Ich glaubte eine Stimme vom Himmel zu hören und eilte, was ich konnte, ein Pferd zu bestellen und mich sauber herauszuputzen. Ich schickte nach Weyland, er war nicht zu finden. Dies hielt meinen Entschluß nicht auf; aber leider verzogen sich die Anstalten, und ich kam nicht so früh weg, als ich gehofft hatte. So stark ich auch ritt, überfiel mich doch die Nacht. Der Weg war nicht zu verfehlen, und der Mond beleuchtete mein leidenschaftliches Unternehmen. Die Nacht war windig und schauerlich; ich sprengte zu, um nicht bis morgen früh auf ihren Anblick warten zu müssen.

Es war schon spät, als ich in Sesenheim mein Pferd einstellte. Der Wirth, auf meine Frage, ob wol in der Pfarre noch Licht sei, versicherte mich, die Frauenzimmer seien eben erst nach Hause gegangen; er glaube gehört zu haben, daß sie noch einen Fremden erwarteten. Das war mir nicht recht; denn ich hätte gewünscht, der einzige zu sein. Ich eilte nach, um wenigstens so spät noch als der erste zu erscheinen. Ich fand die beiden Schwestern vor der Thüre sitzend; sie schienen nicht sehr verwundert, aber ich war es, als Friederike Olivien ins Ohr sagte, so jedoch, daß ich's hörte: „Hab' ich's nicht gesagt? Da ist er!" Sie führten mich ins Zimmer, und ich fand eine kleine Kollation aufgestellt. Die Mutter begrüßte mich als einen alten Bekannten; wie mich aber die Aeltere bei Licht besah, brach sie in ein lautes Gelächter aus, denn sie konnte wenig an sich halten.

Nach diesem ersten etwas wunderlichen Empfang ward sogleich die Unterredung frei und heiter, und was mir diesen Abend verborgen blieb, erfuhr ich den andern Morgen. Friedrike hatte vorausgesagt, daß ich kommen würde; und wer fühlt nicht einiges Behagen beim Eintreffen einer Ahnung, selbst einer traurigen? Alle Vorgefühle, wenn sie durch das Ereigniß bestätigt werden, geben dem Menschen einen höheren Begriff von sich selbst, es sei nun, daß er sich so zartfühlend glauben kann, um einen Bezug in der Ferne zu tasten, oder so scharfsinnig, um nothwendige, aber doch ungewisse Verknüpfungen gewahr zu werden. — Oliviens Lachen blieb auch kein Geheimniß; sie gestand, daß es ihr sehr lustig vorgekommen, mich diesmal geputzt und wohl ausstaffirt zu sehn; Friedrike hingegen fand es vortheilhaft, eine solche Erscheinung mir nicht als Eitelkeit auszulegen, vielmehr den Wunsch, ihr zu gefallen, darin zu erblicken.

Früh bei Zeiten rief mich Friedrike zum Spazierengehn; Mutter und Schwester waren beschäftigt, Alles zum Empfang mehrerer Gäste vorzubereiten. Ich genoß an der Seite des lieben Mädchens der herrlichen Sonntagsfrühe auf dem Lande, wie sie uns der unschätzbare Hebel vergegenwärtigt hat. Sie schilderte mir die erwartete Gesellschaft und bat mich, ihr beizustehn, daß alle Vergnügungen wo möglich gemeinsam und in einer gewissen Ordnung möchten genossen werden. „Gewöhnlich," sagte sie, „zerstreut man sich einzeln, Scherz und Spiel wird nur obenhin gekostet, so daß zuletzt für den einen Theil nichts übrig bleibt, als die Karten zu ergreifen, und für den andern, im Tanze sich auszurasen."

Wir entwarfen demnach unsern Plan, was vor und nach Tische geschehn sollte, machten einander wechselseitig mit neuen geselligen Spielen bekannt, waren einig und vergnügt, als uns die Glocke nach der Kirche rief, wo ich denn an ihrer Seite eine etwas trockene Predigt des Vaters nicht zu lang fand.

Zeitverkürzend ist immer die Nähe der Geliebten, doch verging mir diese Stunde auch unter besonderem Nachdenken. Ich wiederholte mir die Vorzüge, die sie so eben aufs Freiste vor mir entwickelte: besonnene Heiterkeit, Naivität mit Bewußtsein, Frohsinn mit Vorausehn, Eigenschaften, die unverträglich scheinen, die sich aber bei ihr zusammenfanden und ihr Aeußeres gar hold bezeichneten. Nun hatte ich aber auch ernstere Be-

trachtungen über mich selbst anzustellen, die einer freien Heiterkeit eher Eintrag thaten.

Seitdem jenes leidenschaftliche Mädchen meine Lippen verwünscht und geheiligt (denn jede Weihe enthält ja Beides), hatte ich mich, abergläubisch genug, in Acht genommen, irgend ein Mädchen zu küssen, weil ich solches auf eine unerhörte geistige Weise zu beschädigen fürchtete. Ich überwand daher jede Lüsternheit, durch die sich der Jüngling gedrungen fühlt, diese viel oder wenig sagende Gunst einem reizenden Mädchen abzugewinnen. Aber selbst in der sittigsten Gesellschaft erwartete mich eine lästige Prüfung. Eben jene mehr oder minder geistreichen, sogenannten kleinen Spiele, durch welche ein munterer jugendlicher Kreis gesammelt und vereinigt wird, sind großentheils auf Pfänder gegründet, bei deren Einforderung die Küsse keinen unbedeutenden Löswerth haben. Ich hatte mir nun ein- für allemal vorgenommen, nicht zu küssen, und wie uns irgend ein Mangel oder Hinderniß zu Thätigkeiten auffordert, zu denen man sich sonst nicht hingeneigt hätte, so bot ich Alles auf, was an mir von Talent und Humor war, mich durchzuwinden und dabei vor der Gesellschaft und für die Gesellschaft eher zu gewinnen als zu verlieren. Wenn zu Einlösung eines Pfandes ein Vers verlangt werden sollte, so richtete man die Forderung meist an mich. Nun war ich immer vorbereitet und wußte bei solcher Gelegenheit etwas zum Lobe der Wirthin oder eines Frauenzimmers, die sich am Artigsten gegen mich erwiesen hatte, vorzubringen. Traf es sich, daß mir allenfalls ein Kuß auferlegt wurde, so suchte ich mich mit einer Wendung herauszuziehn, mit der man gleichfalls zufrieden war, und da ich Zeit gehabt hatte, vorher darüber nachzudenken, so fehlte es mir nicht an mannichfaltigen Zierlichkeiten; doch gelangen die aus dem Stegreife immer am Besten.

Als wir nach Hause kamen, schwirrten die von mehreren Seiten angekommenen Gäste schon lustig durch einander, bis Friedrike sie sammelte und zu einem Spaziergang nach jenem schönen Platze lud und führte. Dort fand man eine reichliche Kollation und wollte mit geselligen Spielen die Stunde des Mittagessens erwarten. Hier wußte ich in Einstimmung mit Friedriken, ob sie gleich mein Geheimniß nicht ahnete, Spiele ohne Pfänder und Pfanderlösungen ohne Küsse zu bereiten und durchzuführen.

Meine Kunstfertigkeit und Gewandtheit war um so nöthiger,

als die mir sonst ganz fremde Gesellschaft geschwind ein Verhältniß zwischen mir und dem lieben Mädchen machte geahnet haben und sich nun schalkhaft alle Mühe gab, mir dasjenige aufzudringen, was ich heimlich zu vermeiden suchte. Denn bemerkt man in solchen Zirkeln eine angehende Neigung junger Personen, so sucht man sie verlegen zu machen oder näher zusammenzubringen, ebenso wie man in der Folge, wenn sich eine Leidenschaft erklärt hat, bemüht ist, sie wieder aus einander zu ziehen; wie es denn dem geselligen Menschen ganz gleichgiltig ist, ob er nutzt oder schadet, wenn er nur unterhalten wird.

Ich konnte mit einiger Aufmerksamkeit an diesem Morgen Friedrikens ganzes Wesen gewahr werden, dergestalt daß sie mir für die ganze Zeit immer dieselbe blieb. Schon die freundlichen, vorzüglich an sie gerichteten Grüße der Bauern gaben zu verstehn, daß sie ihnen wohlthätig sei und ihr Behagen erregte. Zu Hause stand die Aeltere der Mutter bei; Alles, was körperliche Anstrengung erforderte, ward nicht von Friedriken verlangt; man schonte sie, wie man sagte, ihrer Brust wegen.

Es giebt Frauenspersonen, die uns im Zimmer besonders wohl gefallen, andere, die sich besser im Freien ausnehmen; Friedrike gehörte zu den letztern. Ihr Wesen, ihre Gestalt trat niemals reizender hervor, als wenn sie sich auf einem erhöhten Fußpfad hinbewegte; die Anmuth ihres Betragens schien mit der beblümten Erde und die unverwüstliche Heiterkeit ihres Antlitzes mit dem blauen Himmel zu wetteifern. Diesen erquicklichen Aether, der sie umgab, brachte sie auch mit nach Hause, und es ließ sich bald bemerken, daß sie Verwirrungen auszugleichen und die Eindrücke kleiner unangenehmer Zufälligkeiten leicht wegzulöschen verstand.

Die reinste Freude, die man an einer geliebten Person finden kann, ist die, zu sehen, daß sie Andere erfreut. Friedrikens Betragen in der Gesellschaft war allgemein wohlthätig. Auf Spaziergängen schwebte sie, ein belebender Geist, hin und wieder und wußte die Lücken auszufüllen, welche hier und da entstehn mochten. Die Leichtigkeit ihrer Bewegungen haben wir schon gerühmt, und am Allerzierlichsten war sie, wenn sie lief. So wie das Reh seine Bestimmung ganz zu erfüllen scheint, wenn es leicht über die keimenden Saaten wegfliegt, so schien auch sie ihre Art und Weise am Deutlichsten auszu-

drücken, wenn sie, etwas Vergessenes zu holen, etwas Verlorenes zu suchen, ein entferntes Paar herbeizurufen, etwas Nothwendiges zu bestellen, über Rain und Matten leichten Laufes hineilte. Dabei kam sie niemals außer Athem und blieb völlig im Gleichgewicht; daher mußte die allzu große Sorge der Eltern für ihre Brust Manchem übertrieben scheinen.

Der Vater, der uns manchmal durch Wiesen und Felder begleitete, war öfters nicht günstig gepaart. Ich gesellte mich deshalb zu ihm, und er verfehlte nicht, sein Lieblingsthema wieder anzustimmen und mich von dem vorgeschlagenen Bau des Pfarrhauses umständlich zu unterhalten. Er beklagte sich besonders, daß er die sorgfältig gefertigten Risse nicht wiedererhalten könne, um darüber nachzudenken und eine und die andere Verbesserung zu überlegen. Ich erwiderte darauf, es sei leicht, sie zu ersetzen, und erbot mich zur Fertigung eines Grundrisses, auf welchen doch vorerst Alles ankomme. Er war es wohl zufrieden, und bei der nöthigen Ausmessung sollte der Schulmeister an Hand gehen, welchen aufzuregen er denn auch sogleich forteilte, damit ja der Fuß- und Jollstab morgen früh bereit wäre.

Als er hinweggegangen war, sagte Friedrike: „Sie sind recht gut, die schwache Seite des lieben Vaters zu hegen und nicht, wie die Andern, die dieses Gespräch schon überdrüssig sind, ihn zu meiden oder davon abzubrechen. Freilich muß ich Ihnen bekennen, daß wir Uebrigen den Bau nicht wünschen; er würde der Gemeine zu hoch zu stehn kommen und uns auch. Neues Haus, neues Hausgeräthe! Unsern Gästen würde es bei uns nicht wohler sein, sie sind nun einmal das alte Gebäude gewohnt. Hier können wir sie reichlich bewirthen, dort fänden wir uns in einem weitern Raume beengt. So steht die Sache; aber unterlassen Sie nicht, gefällig zu sein, ich danke es Ihnen von Herzen."

Ein anderes Frauenzimmer, das sich zu uns gesellte, fragte nach einigen Romanen, ob Friedrike solche gelesen habe. Sie verneinte es, denn sie hatte überhaupt wenig gelesen; sie war in einem heitern sittlichen Lebensgenuß aufgewachsen und demgemäß gebildet. Ich hatte den „Wakefield" auf der Zunge, allein ich wagte nicht, ihr ihn anzubieten; die Aehnlichkeit der Zustände war zu auffallend und zu bedeutend. — „Ich lese sehr gern Romane," sagte sie; „man findet darin so hübsche Leute, denen man wohl ähnlich sehen möchte."

Die Ausmessung des Hauses geschah des andern Morgens. Sie ging ziemlich langsam von Statten, da ich in solchen Künsten so wenig gewandt war als der Schulmeister. Endlich kam ein leidlicher Entwurf zu Stande. Der gute Vater sagte mir seine Absicht und war nicht unzufrieden, als ich Urlaub nahm, um den Riß in der Stadt mit mehr Bequemlichkeit zu verfertigen. Friedrike entließ mich froh; sie war von meiner Neigung überzeugt wie ich von der ihrigen, und die sechs Stunden schienen keine Entfernung mehr. Es war so leicht, mit der Diligence nach Drusenheim zu fahren und sich durch dieses Fuhrwerk so wie durch ordentliche und außerordentliche Boten in Verbindung zu erhalten, wobei George den Spediteur machen sollte.

In der Stadt angelangt, beschäftigte ich mich in den frühesten Stunden — denn an langen Schlaf war nicht mehr zu denken — mit dem Risse, den ich so sauber als möglich zeichnete. Indessen hatte ich ihr Bücher geschickt und ein kurzes freundliches Wort dazu geschrieben. Ich erhielt sogleich Antwort und erfreute mich ihrer leichten, hübschen, herzlichen Hand. Ebenso war Inhalt und Stil natürlich, gut, liebevoll, von innen heraus, und so wurde der angenehme Eindruck, den sie auf mich gemacht, immer erhalten und erneuert. Ich wiederholte mir die Vorzüge ihres holden Wesens nur gar zu gern und nährte die Hoffnung, sie bald und auf längere Zeit wiederzusehn.

Es bedurfte nun nicht mehr eines Zurufs von Seiten des braven Lehrers; er hatte mich durch jene Worte zur rechten Zeit so aus dem Grunde kurirt, daß ich ihn und seine Kranken nicht leicht wiederzusehen Lust hatte. Der Briefwechsel mit Friedriken wurde lebhafter. Sie lud mich ein zu einem Feste, wozu auch überrheinische Freunde kommen würden; ich sollte mich auf längere Zeit einrichten. Ich that es, indem ich einen tüchtigen Mantelsack auf die Diligence packte, und in wenig Stunden befand ich mich in ihrer Nähe. Ich traf eine große und lustige Gesellschaft, nahm den Vater beiseite, überreichte ihm den Riß, über den er große Freude bezeigte; ich besprach mit ihm, was ich bei der Ausarbeitung gedacht hatte; er war außer sich vor Vergnügen, besonders lobte er die Reinlichkeit der Zeichnung; die hatte ich von Jugend auf geübt und mir diesmal auf dem schönsten Papier noch besondere Mühe gegeben. Allein dieses Vergnügen wurde

unserm guten Wirthe gar bald verkümmert, da er gegen meinen Rath in der Freude seines Herzens den Riß der Gesellschaft vorlegte. Weit entfernt, daran die erwünschte Theilnahme zu äußern, achteten die Einen diese köstliche Arbeit gar nicht; Andere, die etwas von der Sache zu verstehn glaubten, machten es noch schlimmer; sie tadelten den Entwurf als nicht kunstgerecht, und als der Alte einen Augenblick nicht aufmerkte, handhabten sie diese saubern Blätter als Brouillons, und Einer zog mit harten Bleistiftstrichen seine Verbesserungsvorschläge dergestalt derb über das zarte Papier, daß an Wiederherstellung der ersten Reinheit nicht zu denken war.

Den höchst verdrießlichen Mann, dem sein Vergnügen so schmählich vereitelt worden, vermochte ich kaum zu trösten, so sehr ich ihm auch versicherte, daß ich sie selbst nur für Entwürfe gehalten, worüber wir sprechen und neue Zeichnungen darauf bauen wollten. Er ging dem Allen ungeachtet höchst verdrießlich weg, und Friedrike dankte mir für die Aufmerksamkeit gegen den Vater ebenso sehr als für die Geduld bei der Unart der Mitgäste.

Ich aber kannte keinen Schmerz noch Verdruß in ihrer Nähe. Die Gesellschaft bestand aus jungen, ziemlich lärmenden Freunden, die ein alter Herr noch zu überbieten trachtete und noch wunderlicheres Zeug angab, als sie ausübten. Man hatte schon beim Frühstück den Wein nicht gespart, bei einem sehr wohl besetzten Mittagstische ließ man sich's an keinem Genuß ermangeln, und Allen schmeckte es nach der angreifenden Leibesübung bei ziemlicher Wärme um so besser, und wenn der alte Amtmann des Guten ein Wenig zu viel gethan hatte, so war die Jugend nicht weit hinter ihm zurückgeblieben.

Ich war grenzenlos glücklich an Friedrikens Seite: gesprächig, lustig, geistreich, verlaut, und doch durch Gefühl, Achtung und Anhänglichkeit gemäßigt. Sie in gleichem Falle, offen, heiter, theilnehmend und mittheilend. Wir schienen allein für die Gesellschaft zu leben und lebten blos wechselseitig für uns.

Nach Tische suchte man den Schatten; gesellschaftliche Spiele wurden vorgenommen, und Pfänderspiele kamen an die Reihe. Bei Lösung der Pfänder ging Alles jeder Art ins Uebertriebene: Geberden, die man verlangte, Handlungen, die man ausüben, Aufgaben, die man lösen sollte, Alles zeigte von einer verwegenen Lust, die keine Grenzen kennt. Ich

ſelbſt ſteigerte dieſe wilden Scherze durch manchen Schwank, Friedrike glänzte durch manchen neckiſchen Einfall; ſie erſchien mir lieblicher als je; alle hypochondriſchen, abergläubiſchen Grillen waren mir verſchwunden, und als ſich die Gelegenheit gab, meine ſo zärtlich Geliebte recht herzlich zu küſſen, verſäumte ich's nicht, und noch weniger verſagte ich mir die Wiederholung dieſer Freude.

Die Hoffnung der Geſellſchaft auf Muſik wurde endlich befriedigt; ſie ließ ſich hören, und Alles eilte zum Tanz. Die Allemanden, das Walzen und Dreben war Anfang, Mittel und Ende. Alle waren zu dieſem Nationaltanz aufgemachen; auch ich machte meinen geheimen Lehrmeiſterinnen Ehre genug, und Friedrike, welche tanzte, wie ſie ging, ſprang und lief, war ſehr erfreut, an mir einen geübten Partner zu finden. Wir hielten meiſt zuſammen, mußten aber bald Schicht machen, weil man ihr von allen Seiten zuredete, nicht weiter fortzurafen. Wir entſchädigten uns durch einen einſamen Spaziergang Hand in Hand und an jenem ſtillen Platze durch die herzlichſte Umarmung und die treulichſte Verſicherung, daß wir uns von Grund aus liebten.

Aeltere Perſonen, die vom Spiel aufgeſtanden waren, zogen uns mit ſich fort. Bei der Abendkollation kam man ebenſo wenig zu ſich ſelbſt; es ward bis tief in die Nacht getanzt, und an Geſundheiten ſowie an andern Aufmunterungen zum Trinken fehlte es ſo wenig als am Mittag.

Ich hatte kaum einige Stunden ſehr tief geſchlafen, als ein erhitztes und in Aufruhr gebrachtes Blut mich aufweckte. In ſolchen Stunden und Lagen iſt es, wo die Sorge, die Reue den wehrlos hingeſtreckten Menſchen zu überfallen pflegen. Meine Einbildungskraft ſtellte mir zugleich die lebhafteſten Bilder dar: ich ſehe Lucinden, wie ſie nach dem heftigen Kuſſe leidenſchaftlich von mir zurücktritt, mit glühender Wange, mit funkelnden Augen jene Verwünſchung ausſpricht, wodurch nur ihre Schweſter bedroht werden ſoll, und wodurch ſie unwiſſend fremde Schuldloſe bedroht. Ich ſehe Friedriken gegen ihr über ſtehn, erſtarrt vor dem Anblick, bleich und die Folgen jener Verwünſchung fühlend, von der ſie nichts weiß. Ich finde mich in der Mitte, ſo wenig im Stande, die geiſtigen Wirkungen jenes Abenteuers abzulehnen, als jenen Unglück weiſſagenden Kuß zu vermeiden. Die zarte Geſundheit Friedrikens ſchien den gedrohten

Unfall zu beschleunigen, und nun kam mir ihre Liebe zu mir recht unselig vor; ich wünschte über alle Berge zu sein.

Was aber noch [illegible] herzlicheres für mich im Hintergrunde lag, will ich nicht verhehlen. Ein gewisser Dünkel unterhielt bei mir jenen Aberglauben; meine Lippen — geweiht oder verwünscht — kamen mir bedeutender vor als sonst, und mit nicht geringer Selbstgefälligkeit war ich mir meines enthaltsamen Betragens bewußt, indem ich mir manche unschuldige Freude versagte, theils um jenen magischen Vorzug zu bewahren, theils um ein harmloses Wesen nicht zu verletzen, wenn ich ihn aufgäbe.

Nunmehr aber war Alles verloren und unwiederbringlich; ich war in einen gemeinen Zustand zurückgekehrt, ich glaubte das liebste Wesen verletzt, ihr unwiederbringlich geschadet zu haben; und so war jene Verwünschung, anstatt daß ich sie hätte los werden sollen, von meinen Lippen in mein eignes Herz zurückgeschlagen.

Das Alles raf'te zusammen in meinem durch Liebe und Leidenschaft, Wein und Tanz aufgeregten Blute, verwirrte mein Denken, peinigte mein Gefühl, so daß ich, besonders im Gegensatz mit den gestrigen behaglichen Freuden, mich in einer Verzweiflung fühlte, die ohne Grenzen schien. Glücklicherweise blickte durch eine Spalte im Laden das Tageslicht mich an, und alle Mächte der Nacht überwindend, stellte mich die hervortretende Sonne wieder auf meine Füße; ich war bald im Freien und schnell erquickt, wo nicht hergestellt.

Der Aberglaube, so wie manches andre Wähnen, verliert sehr leicht an seiner Gewalt, wenn er, statt unserer Eitelkeit zu schmeicheln, ihr in den Weg tritt und diesem zarten Wesen eine böse Stunde machen will; wir sehen alsdann recht gut, daß wir ihn los werden können, sobald wir wollen; wir entsagen ihm um so leichter, je mehr Alles, was wir ihm entziehn, zu unserm Vorteil gereicht. Der Anblick Friedrikens, das Gefühl ihrer Liebe, die Heiterkeit der Umgebung, Alles machte mir Vorwürfe, daß ich in der Mitte der glücklichsten Tage so traurige Nachtvögel bei mir beherbergen mögen; ich glaubte sie auf ewig verscheucht zu haben. Des lieben Mädchens immer mehr annäherndes, zutrauliches Betragen machte mich durch und durch froh, und ich fand mich recht glücklich, daß sie mir diesmal beim Abschied öffentlich wie andern Freunden und Verwandten einen Kuß gab.

In der Stadt erwarteten mich gar manche Geschäfte und

Zerſtreuungen, aus denen ich mich oft durch einen jetzt regelmäßig eingeleiteten Briefwechſel mit meiner Geliebten zu ihr ſammelte. Auch in Briefen blieb ſie immer dieſelbe; ſie mochte etwas Neues erzählen oder auf bekannte Begebenheiten anſpielen, leicht ſchildern, vorübergehend reflektiren, immer war es, als wenn ſie auch mit der Feder gehend, kommend, laufend, ſpringend ſo leicht aufträte als ſicher. Auch ich ſchrieb ſehr gern an ſie; denn die Vergegenwärtigung ihrer Vorzüge vermehrte meine Neigung auch in der Abweſenheit, ſo daß dieſe Unterhaltung einer perſönlichen wenig nachgab, ja in der Folge mir ſogar angenehmer, theurer wurde.

Denn jener Aberglaube hatte völlig weichen müſſen. Er gründete ſich zwar auf Eindrücke früherer Jahre, allein der Geiſt des Tags, das Raſche der Jugend, der Umgang mit kalten, verſtändigen Männern, Alles war ihm ungünſtig, ſo daß ſich nicht leicht Jemand in meiner ganzen Umgebung gefunden hätte, dem nicht ein Bekenntniß meiner Grille vollkommen lächerlich geweſen wäre. Allein das Schlimmſte war, daß jener Wahn, indem er flog, eine wahre Betrachtung über den Zuſtand zurückließ, in welchem ſich immer junge Leute befinden, deren frühzeitige Neigungen ſich keinen dauerhaften Erfolg verſprechen dürfen. So wenig war mir geholfen, den Irrthum los zu ſein, daß Verſtand und Ueberlegung mir nur noch ſchlimmer in dieſem Falle mitſpielten. Meine Leidenſchaft wuchs, je mehr ich den Werth des trefflichen Mädchens kennen lernte, und die Zeit rückte heran, da ich ſo viel Liebes und Gutes, vielleicht auf immer, verlieren ſollte.

Wir hatten eine Zeit lang zuſammen ſtill und anmuthig fortgelebt, als Freund Weyland die Schallheit beging, den „Landprieſter von Wakefield“ nach Sefenheim mitzubringen und mir ihn, da vom Vorleſen die Rede war, unvermuthet zu überreichen, als hätte es weiter gar nichts zu ſagen. Ich wußte mich zu faſſen und las ſo heiter und freimüthig, als ich nur konnte. Auch die Geſichter meiner Zuhörer erheiterten ſich ſogleich, und es ſchien ihnen gar nicht unangenehm, abermals zu einer Vergleichung genöthigt zu ſein. Hatten ſie zu Raymond und Meluſine komiſche Gegenbilder gefunden, ſo erblickten ſie hier ſich ſelbſt in einem Spiegel, der keineswegs verhäßlichte. Man geſtand ſich's nicht ausdrücklich, aber man verleugnete es nicht, daß man ſich unter Geiſtes- und Gefühlsverwandten bewege.

Alle Menſchen guter Art empfinden bei zunehmender Bildung,

daß sie auf der Welt eine doppelte Rolle zu spielen haben, eine wirkliche und eine ideelle, und in diesem Gefühl ist der Grund alles Edlen aufzusuchen. Was uns für eine wirkliche zugetheilt sei, erfahren wir nur allzu deutlich; was die zweite betrifft, darüber können wir selten ins Klare kommen. Der Mensch mag seine höhere Bestimmung auf Erden oder im Himmel, in der Gegenwart oder in der Zukunft suchen, so bleibt er deshalb doch innerlich einem ewigen Schwanken, von außen einer immer störenden Einwirkung ausgesetzt, bis er ein- für allemal den Entschluß faßt, zu erklären, das Rechte sei das, was ihm gemäß ist.

Unter die läßlichsten Versuche, sich etwas Höheres anzubilden, sich einem Höheren gleich zu stellen, gehört wol der jugendliche Trieb, sich mit Romanfiguren zu vergleichen. Er ist höchst unschuldig und, was man auch dagegen eifern mag, höchst unschädlich. Er unterhält uns in Zeiten, wo wir vor Langerweile umkommen oder zu leidenschaftlicher Unterhaltung greifen müßten.

Wie oft wiederholt man nicht die Litanei vom Schaden der Romane, und was ist es denn für ein Unglück, wenn ein artiges Mädchen, ein hübscher junger Mann sich an die Stelle der Person setzt, der es besser und schlechter geht als ihm selbst? Ist denn das bürgerliche Leben so viel werth, oder verschlingen die Bedürfnisse des Tags den Menschen so ganz, daß er jede schöne Forderung von sich ablehnen soll?

So sind als kleine Nebenzweige der romantisch-poetischen Fiktionen die historisch-poetischen Taufnamen, die sich an die Stelle der heiligen, nicht selten zum Aergerniß der taufenden Geistlichen, in die deutsche Kirche eingedrungen, ohne Zweifel anzusehn. Auch dieser Trieb, sein Kind durch einen wohllautenden Namen, wenn er auch sonst nichts weiter hinter sich hätte, zu adeln, ist löblich, und diese Verknüpfung einer eingebildeten Welt mit der wirklichen verbreitet sogar über das ganze Leben der Person einen anmuthigen Schimmer. Ein schönes Kind, welches wir mit Wohlgefallen Bertha nennen, würden wir zu beleidigen glauben, wenn wir es Urielblandine nennen sollten. Gewiß, einem gebildeten Menschen, geschweige denn einem Liebhaber, würde ein solcher Name auf den Lippen stecken. Der kalt und einseitig urtheilenden Welt ist nicht zu verargen, wenn sie Alles, was phantastisch hervortritt, für lächerlich und verwerflich achtet; der denkende Kenner der Menschheit aber muß es nach seinem Werthe zu würdigen wissen.

Für den Zustand der Liebenden an dem schönen Ufer des Rheins war diese Vergleichung, zu der sie ein Schalk genöthigt hatte, von den anmuthigsten Folgen. Man denkt nicht über sich, wenn man sich im Spiegel betrachtet, aber man fühlt sich und läßt sich gelten. So ist es auch mit jenen moralischen Nachbildern, an denen man seine Sitten und Neigungen, seine Gewohnheiten und Eigenheiten wie im Schattenriß erkennt und mit brüderlicher Innigkeit zu fassen und zu umarmen strebt.

Die Gewohnheit, zusammen zu sein, befestigte sich immer mehr; man wußte nicht anders, als daß ich diesem Kreis angehöre. Man ließ es geschehn und gehn, ohne gerade zu fragen, was daraus werden sollte. Und welche Eltern finden sich nicht genöthigt, Töchter und Söhne in so schwebenden Zuständen eine Weile hinwalten zu lassen, bis sich etwas zufällig fürs Leben bestätigt, besser, als es ein lange angelegter Plan hätte hervorbringen können.

Man glaubte sowol auf Friedrikens Gesinnungen als auch auf meine Rechtlichkeit, für die man wegen jenes wunderlichen Enthaltens selbst von unschuldigen Liebkosungen ein günstiges Vorurtheil gefaßt hatte, völlig vertrauen zu können. Man ließ uns unbeobachtet, wie es überhaupt dort und damals Sitte war, und es hing von uns ab, in kleinerer oder größerer Gesellschaft die Gegend zu durchstreifen und die Freunde der Nachbarschaft zu besuchen. Diesseits und jenseits des Rheins, in Hagenau, Fort Louis, Philippsburg, der Ortenau fand ich die Personen zerstreut, die ich in Sesenheim vereinigt gesehn, Jeden bei sich als freundlichen Wirth gastfrei und so gern Küche und Keller als Gärten und Weinberge, ja die ganze Gegend aufschließend. Die Rheininseln waren denn auch öfters ein Ziel unserer Wasserfahrten. Dort brachten wir ohne Barmherzigkeit die kühlen Bewohner des klaren Rheins in den Kessel, auf den Rost, in das siedende Fett und hätten uns hier in den traulichen Fischerhütten vielleicht mehr als billig angefeuert, hätten uns nicht die entsetzlichen Rheinschnaken nach einigen Stunden wieder weggetrieben. Ueber diese unerträgliche Störung einer der schönsten Lustpartien, wo sonst Alles glückte, wo die Neigung der Liebenden mit dem guten Erfolge des Unternehmens nur zu wachsen schien, brach ich wirklich, als wir zu früh, ungeschickt und ungelegen nach Hause kamen, in Gegenwart des guten geistlichen Vaters in gotteslästerliche Reden aus und versicherte, daß diese Schnaken allein mich von dem

Gedanken abbringen könnten, als habe ein guter und weiser Gott die Welt erschaffen. Der alte fromme Herr rief mich dagegen ernstlich zur Ordnung und verständigte mich, daß diese Mücken und anderes Ungeziefer erst nach dem Falle unserer ersten Eltern entstanden, oder wenn deren im Paradiese gewesen, daselbst nur angenehm gesummet und nicht gestochen hätten. Ich fühlte mich zwar sogleich besänftigt; denn ein Zorniger ist wohl zu begütigen, wenn es uns glückt, ihn zum Lächeln zu bringen; ich versicherte jedoch, es habe des Engels mit dem flammenden Schwerte gar nicht bedurft, um das sündige Ehepaar aus dem Garten zu treiben; er müsse mir vielmehr erlauben, mir vorzustellen, daß dies durch große Schnaken des Tigris und Euphrat geschehen sei. Und so hatte ich ihn wieder zum Lachen gebracht; denn der gute Mann verstand Spaß oder ließ ihn wenigstens vorübergehn.

Ernsthafter jedoch und herzerhebender war der Genuß der Tags- und Jahreszeiten in diesem herrlichen Lande. Man durfte sich nur der Gegenwart hingeben, um diese Klarheit des reinen Himmels, diesen Glanz der reichen Erde, diese lauen Abende, diese warmen Nächte an der Seite der Geliebten oder in ihrer Nähe zu genießen. Monate lang beglückten uns reine ätherische Morgen, wo der Himmel sich in seiner ganzen Pracht wies, indem er die Erde mit überflüssigem Thau getränkt hatte; und damit dieses Schauspiel nicht zu einfach werde, thürmten sich oft Wolken über die entfernten Berge, bald in dieser, bald in jener Gegend. Sie standen Tage, ja Wochen lang, ohne den reinen Himmel zu trüben, und selbst die vorübergehenden Gewitter erquickten das Land und verherrlichten das Grün, das schon wieder im Sonnenschein glänzte, ehe es noch abtrocknen konnte. Der doppelte Regenbogen, zweifarbige Säume eines dunkelgrauen, beinah schwarzen himmlischen Bandstreifens waren herrlicher, farbiger, entschiedener, aber auch flüchtiger, als ich sie irgend beobachtet.

Unter diesen Umgebungen trat unversehens die Lust zu dichten, die ich lange nicht gefühlt hatte, wieder hervor. Ich legte für Friedriken manche Lieder bekannten Melodien unter. Sie hätten ein artiges Bändchen gegeben; wenige davon sind übrig geblieben, man wird sie leicht aus meinen übrigen herausfinden.

Da ich meiner wunderlichen Studien und übrigen Verhältnisse wegen doch öfters nach der Stadt zurückzukehren ge-

nöthigt war, ſo entſprang dadurch für unſere Neigung ein neues Leben, das uns vor allem Unangenehmen bewahrte, was an ſolche kleine Liebeshändel als verdrießliche Folge ſich gewöhnlich zu ſchließen pflegt. Entfernt von mir, arbeitete ſie für mich und dachte auf irgend eine neue Unterhaltung, wenn ich zurückkäme; entfernt von ihr, beſchäftigte ich mich für ſie, um durch eine neue Gabe, einen neuen Einfall ihr wieder neu zu ſein. Gemalte Bänder waren damals eben erſt Mode geworden; ich malte ihr gleich ein paar Stücke und ſendete ſie mit einem kleinen Gedicht voraus, da ich diesmal länger, als ich gedacht, ausbleiben mußte. Um auch die dem Vater gethane Zuſage eines neuen und ausgearbeiteten Bauriſſes noch über Verſprechen zu halten, beredete ich einen jungen Bauverſtändigen, ſtatt meiner zu arbeiten. Dieſer hatte ſo viel Luſt an der Aufgabe als Gefälligkeit gegen mich und ward noch mehr durch die Hoffnung eines guten Empfangs in einer ſo angenehmen Familie belebt. Er verfertigte Grundriß, Aufriß und Durchſchnitt des Hauſes; Hof und Garten war nicht vergeſſen; auch ein detaillirter, aber ſehr mäßiger Anſchlag war hinzugefügt, um die Möglichkeit der Ausführung eines weitläuftigen und koſtſpieligen Unternehmens als leicht und thulich vorzuſpiegeln.

Dieſe Zeugniſſe unſerer freundſchaftlichen Bemühungen verſchafften uns den liebreichſten Empfang; und da der gute Vater ſah, daß wir den beſten Willen hatten, ihm zu dienen, ſo trat er mit noch einem Wunſche hervor; es war der, ſeine zwar hübſche, aber einfarbige Chaiſe mit Blumen und Zierrathen ſtaffirt zu ſehn. Wir ließen uns bereitwillig finden. Farben, Pinſel und ſonſtige Bedürfniſſe wurden von den Krämern und Apothekern der nächſten Städte herbeigeholt. Damit es aber auch an einem Wakefield'ſchen Mißlingen nicht fehlen möchte, ſo bemerkten wir nur erſt, als Alles auf das Fleißigſte und Bunteſte gemalt war, daß wir einen falſchen Firniß genommen hatten, der nicht trocknen wollte: Sonnenſchein und Zugluft, reines und feuchtes Wetter, nichts wollte fruchten. Man mußte ſich indeſſen eines alten Rumpelkaſtens bedienen, und es blieb uns nichts übrig, als die Verzierung mit mehr Mühe wieder abzureiben, als wir ſie aufgemalt hatten. Die Unluſt bei dieſer Arbeit vergrößerte ſich noch, als uns die Mädchen ums Himmels willen baten, langſam und vorſichtig zu verfahren, um den Grund zu ſchonen, welcher denn doch nach dieſer Operation zu ſeinem urſprünglichen Glanze nicht wieder zurückzubringen war.

Durch solche unangenehme kleine Zwischenfälligkeiten wurden wir jedoch so wenig als Doktor Primrose und seine liebenswürdige Familie in unserm heitern Leben gestört; denn es begegnete manches unerwartete Glück sowol uns als auch Freunden und Nachbarn: Hochzeiten und Kindtaufen, Richtung eines Gebäudes, Erbschaft, Lotteriegewinn wurden wechselseitig verkündigt und mitgenossen. Wir trugen alle Freude wie ein Gemeingut zusammen und wußten sie durch Geist und Liebe zu steigern. Es war nicht das erste und letzte Mal, daß ich mich in Familien, in geselligen Kreisen befand, gerade im Augenblick ihrer höchsten Blüthe, und wenn ich mir schmeicheln darf, etwas zu dem Glanz solcher Epochen beigetragen zu haben, so muß ich mir dagegen vorwerfen, daß solche Zeiten uns eben deshalb schneller vorübergeeilt und früher verschwunden.

Nun sollte aber unsere Liebe noch eine sonderbare Prüfung ausstehn. Ich will es Prüfung nennen, obgleich dies nicht das rechte Wort ist. Die ländliche Familie, der ich befreundet war, hatte verwandte Häuser in der Stadt, von gutem Ansehn und Ruf und in behaglichen Vermögensumständen. Die jungen Städter waren öfters in Sesenheim. Die ältern Personen, Mütter und Tanten, weniger beweglich, hörten so Mancherlei von dem dortigen Leben, von der wachsenden Anmuth der Töchter, selbst von meinem Einfluß, daß sie mich erst wollten kennen lernen und, nachdem ich sie öfters besucht und auch bei ihnen wohl empfangen war, uns auch Alle einmal beisammen zu sehen verlangten, zumal als sie Jenen auch eine freundliche Gegenaufnahme schuldig zu sein glaubten.

Lange ward hierüber hin und her gehandelt. Die Mutter konnte sich schwer von der Haushaltung trennen, Olivie hatte einen Abscheu vor der Stadt, in die sie nicht paßte, Friedrike keine Neigung dahin; und so verzögerte sich die Sache, bis sie endlich dadurch entschieden ward, daß es mir unmöglich fiel, innerhalb vierzehn Tagen aufs Land zu kommen, da man sich denn lieber in der Stadt und mit einigem Zwange als gar nicht sehen wollte. Und so fand ich nun meine Freundinnen, die ich nur auf ländlicher Scene zu sehen gewohnt war, deren Bild mir nur auf einem Hintergrunde von schwankenden Baumzweigen, beweglichen Bächen, nickenden Blumenwiesen und einem meilenweit freien Horizonte bisher erschien — ich sah sie nun zum ersten Mal in städtischen, zwar weiten

Zimmern, aber doch in der Enge, in Bezug auf Tapeten, Spiegel, Standuhren und Porzellanpuppen.

Das Verhältniß zu dem, was man liebt, iſt ſo entſchieden, daß die Umgebung wenig ſagen will; aber daß es die gehörige, natürliche, gewohnte Umgebung ſei, dies verlangt das Gemüth. Bei meinem lebhaften Gefühl für alles Gegenwärtige kannte ich mich nicht gleich in den Widerſpruch des Augenblicks finden. Das anſtändige ruhig-edle Betragen der Mutter paßte vollkommen in dieſen Kreis, ſie unterſchied ſich nicht von den übrigen Frauen; Olivie dagegen bewies ſich ungeduldig wie ein Fiſch auf dem Strande. Wie ſie mich ſonſt in dem Garten anrief oder auf dem Felde beiſeite winkte, wenn ſie mir etwas Beſonderes zu ſagen hatte, ſo that ſie auch hier, indem ſie mich in eine Fenſtertiefe zog; ſie that es mit Verlegenheit und ungeſchickt, weil ſie fühlte, daß es nicht paßte und es doch that. Sie hatte mir das Unwichtigſte von der Welt zu ſagen, nichts als was ich ſchon wußte: daß es ihr entſetzlich weh ſei, daß ſie ſich an den Rhein, über den Rhein, ja in die Türkei wünſche. Friedrike hingegen war in dieſer Lage höchſt merkwürdig. Eigentlich genommen, paßte ſie auch nicht hinein; aber dies zeugte für ihren Charakter, daß ſie, anſtatt ſich in dieſen Zuſtand zu finden, unbewußt den Zuſtand nach ſich modelte. Wie ſie auf dem Lande mit der Geſellſchaft gebahrte, ſo that ſie es auch hier. Jeden Augenblick wußte ſie zu beleben. Ohne zu beunruhigen, ſetzte ſie Alles in Bewegung und beruhigte gerade dadurch die Geſellſchaft, die eigentlich nur von der Langenweile beunruhigt wird. Sie erfüllte damit vollkommen den Wunſch der ſtädtiſchen Tanten, welche ja auch einmal von ihrem Kanapee aus Zeugen jener ländlichen Spiele und Unterhaltungen ſein wollten. War dieſes zur Genüge geſchehn, ſo wurde die Garderobe, der Schmuck und was die ſtädtiſchen, franzöſiſch gekleideten Nichten beſonders auszeichnete, betrachtet und ohne Neid bewundert. Auch mit mir machte Friedrike ſich's leicht, indem ſie mich behandelte wie immer. Sie ſchien mir keinen andern Vorzug zu geben als den, daß ſie ihr Begehren, ihre Wünſche eher an mich als an einen Andern richtete und mich dadurch als ihren Diener anerkannte.

Dieſe Dienerſchaft nahm ſie einen der folgenden Tage mit Zuverſicht in Anſpruch, als ſie mir vertraute, die Damen wünſchten mich leſen zu hören. Die Töchter des Hauſes hatten

viel davon erzählt; denn in Sesenheim las ich, was und wann man's verlangte. Ich war sogleich bereit, nur bat ich um Ruhe und Aufmerksamkeit auf mehrere Stunden. Dies ging man ein, und ich las an einem Abend den ganzen Hamlet ununterbrochen, in den Sinn des Stücks eindringend, wie ich es nur vermochte, mit Lebhaftigkeit und Leidenschaft mich ausdrückend, wie es der Jugend gegeben ist. Ich erntete großen Beifall. Friedrike hatte von Zeit zu Zeit tief geathmet und ihre Wangen eine fliegende Röthe überzogen. Diese beiden Symptome eines bewegten zärtlichen Herzens, bei scheinbarer Heiterkeit und Ruhe von außen, waren mir nicht unbekannt und der einzige Lohn, nach dem ich strebte. Sie sammelte den Dank, daß sie mich veranlaßt hatte, mit Freuden ein und versagte sich nach ihrer zierlichen Weise den kleinen Stolz nicht, in mir und durch mich geglänzt zu haben.

Dieser Stadtbesuch sollte nicht lange dauern, aber die Abreise verzögerte sich. Friedrike that das Ihrige zur geselligen Unterhaltung, ich ließ es auch nicht fehlen; aber die reichen Hilfsquellen, die auf dem Lande so ergiebig sind, versiegten bald in der Stadt, und der Zustand ward um so peinlicher, als die Aeltere nach und nach ganz aus der Fassung kam. Die beiden Schwestern waren die Einzigen in der Gesellschaft, welche sich deutsch trugen. Friedrike hatte sich niemals anders gedacht und glaubte überall so recht zu sein, sie verzieh sich nicht; aber Olivien war es ganz unerträglich, so mädchenhaft ausgezeichnet in dieser vornehm erscheinenden Gesellschaft einherzugehn. Auf dem Lande bemerkte sie kaum die städtische Tracht an Andern, sie verlangte sie nicht; in der Stadt konnte sie die ländliche nicht ertragen. Dies Alles zu dem übrigen Geschicke städtischer Frauenzimmer, zu den hundert Kleinigkeiten einer ganz entgegengesetzten Umgebung wählte einige Tage so in dem leidenschaftlichen Busen, daß ich alle schmeichelnde Aufmerksamkeit auf sie zu wenden hatte, um sie nach dem Wunsche Friedrikens zu begütigen. Ich fürchtete eine leidenschaftliche Scene. Ich sah den Augenblick, da sie sich mir zu Füßen werfen und mich bei allem Heiligen beschwören werde, sie aus diesem Zustande zu retten. Sie war himmlisch gut, wenn sie sich nach ihrer Weise behaben konnte; aber ein solcher Zwang setzte sie gleich in Mißbehagen und konnte sie zuletzt bis zur Verzweiflung treiben. Nun suchte ich zu beschleunigen, was die Mutter mit Olivien wünschte und was Friedriken

nicht zuwider war. Dieſe im Gegenſatze mit ihrer Schweſter zu loben, enthielt ich mich nicht; ich ſagte ihr, wie ſehr ich mich freue, ſie unverändert und auch in dieſen Umgebungen ſo frei wie den Vogel auf den Zweigen zu finden. Sie war artig genug, zu erwidern, daß ich ja da ſei, ſie wolle weder hinaus noch herein, wenn ich bei ihr wäre.

Endlich ſah ich ſie abfahren, und es fiel mir wie ein Stein vom Herzen; denn meine Empfindung hatte den Zuſtand von Friedriken und Olivien getheilt: ich war zwar nicht leidenſchaftlich geängſtigt wie Dieſe, aber ich fühlte mich doch keineswegs wie Jene behaglich.

Da ich eigentlich nach Straßburg gegangen war, um zu promoviren, ſo gehörte es freilich unter die Unregelmäßigkeiten meines Lebens, daß ich ein ſolches Hauptgeſchäft als eine Nebenſache betrachtete. Die Sorge wegen des Examens hatte ich mir auf eine ſehr leichte Weiſe beiſeite geſchafft; es war nun aber auch an die Disputation zu denken; denn von Frankfurt abreiſend hatte ich meinem Vater verſprochen und mir ſelbſt feſt vorgeſetzt, eine ſolche zu ſchreiben. Es iſt der Fehler Derjenigen, die Manches, ja Viel vermögen, daß ſie ſich Alles zutrauen, und die Jugend muß ſogar in dieſem Falle ſein, damit nur etwas aus ihr werde. Eine Ueberſicht der Rechtswiſſenſchaft und ihres ganzen Fachwerks hatte ich mir ſo ziemlich verſchafft, einzelne rechtliche Gegenſtände intereſſirten mich hinlänglich, und ich glaubte, da ich mir den braven Leyſer zum Vorbild genommen hatte, mit meinem kleinen Menſchenverſtand ziemlich durchzukommen. Es zeigten ſich große Bewegungen in der Jurisprudenz; es ſollte mehr nach Billigkeit geurtheilt werden; alle Gewohnheitsrechte ſah man täglich gefährdet, und beſonders dem Kriminalweſen ſtand eine große Veränderung bevor. Was mich ſelbſt betraf, ſo fühlte ich wol, daß mir zur Ausfüllung jener Rechtstopik, die ich mir gemacht hatte, unendlich Vieles fehle; das eigentliche Wiſſen ging mir ab, und keine innere Richtung drängte mich zu dieſen Gegenſtänden. Auch mangelte der Anſtoß von außen, ja, mich hatte eine ganz andere Fakultät mit fortgeriſſen. Ueberhaupt, wenn ich Intereſſe finden ſollte, ſo mußte ich einer Sache irgend etwas abgewinnen, ich mußte etwas an ihr gewahr werden, das mir fruchtbar ſchien und Ausſichten gab. So hatte ich mir einige Materien wohl gemerkt, auch ſogar darauf geſammelt und nahm auch meine Kollektaneen

vor, überlegte das, was ich behaupten, das Schema, wonach ich die einzelnen Elemente ordnen wollte, nochmals und arbeitete so eine Zeit lang; allein ich war klug genug, bald zu sehen, daß ich nicht fortkommen könne und daß, um eine besondere Materie abzuhandeln, auch ein besonderer und lang anhaltender Fleiß erforderlich sei, ja, daß man nicht einmal ein solches Besondere mit Glück vollführen werde, wenn man nicht im Ganzen wo nicht Meister, doch wenigstens Altgeselle sei.

Die Freunde, denen ich meine Verlegenheit mittheilte, fanden mich lächerlich, weil man über Theses ebenso gut, ja noch besser als über einen Traktat disputiren könne: in Straßburg sei das gar nicht ungewöhnlich. Ich ließ mich zu einem solchen Ausweg sehr geneigt finden; allein mein Vater, dem ich deßhalb schrieb, verlangte ein ordentliches Werk, das ich, wie er meinte, sehr wohl ausfertigen könnte, wenn ich nur wollte und mir die gehörige Zeit dazu nähme. Ich war nun genöthigt, mich auf irgend ein Allgemeines zu werfen und etwas zu wählen, was mir geläufig wäre. Die Kirchengeschichte war mir fast noch bekannter als die Weltgeschichte, und mich hatte von je her der Konflikt, in welchem sich die Kirche, der öffentlich anerkannte Gottesdienst, nach zwei Seiten hin befindet und immer befinden wird, höchlich interessirt. Denn einmal liegt sie in ewigem Streit mit dem Staat, über den sie sich erheben, und sodann mit den Einzelnen, die sie alle zu sich versammeln will. Der Staat von seiner Seite will ihr die Oberherrschaft nicht zugestehn, und die Einzelnen widersetzen sich ihrem Zwangsrechte. Der Staat will Alles zu öffentlichen, allgemeinen Zwecken, der Einzelne zu häuslichen, herzlichen, gemüthlichen. Ich war von Kindheit auf Zeuge solcher Bewegungen gewesen, wo die Geistlichkeit es bald mit ihren Oberen, bald mit der Gemeine verdarb. Ich hatte mir daher in meinem jugendlichen Sinne festgesetzt, daß der Staat, der Gesetzgeber, das Recht habe, einen Kultus zu bestimmen, nach welchem die Geistlichkeit lehren und sich benehmen solle, die Laien hingegen sich äußerlich und öffentlich genau zu richten hätten; übrigens sollte die Frage nicht sein, was Jeder bei sich denke, fühle oder sinne. Dadurch glaubte ich alle Mediatisirten auf einmal gehoben zu haben. Ich wählte deßhalb zu meiner Disputation die erste Hälfte dieses Thema's: daß nämlich der Gesetzgeber nicht allein berechtigt, sondern ver-

pflichtet sei, einen gewissen Kultus festzusetzen, von welchem weder die Geistlichkeit noch die Laien sich lossagen dürften. Ich führte dieses Thema theils historisch, theils raisonnirend aus, indem ich zeigte, daß alle öffentlichen Religionen durch Heerführer, Könige und mächtige Männer eingeführt worden, ja, daß dieses sogar der Fall mit der christlichen sei. Das Beispiel des Protestantismus lag ja ganz nahe. Ich ging bei dieser Arbeit um so kühner zu Werke, als ich sie eigentlich nur meinen Vater zu befriedigen schrieb und nichts sehnlicher wünschte und hoffte, als daß sie die Zensur nicht passiren möchte. Ich hatte noch von Behrisch her eine unüberwindliche Abneigung, etwas von mir gedruckt zu sehen, und mein Umgang mit Herdern hatte mir meine Unzulänglichkeit nur allzu deutlich aufgedeckt, ja, ein gewisses Mißtrauen gegen mich selbst war dadurch völlig zur Reife gekommen.

Da ich diese Arbeit fast ganz aus mir selbst schöpfte und das Latein geläufig sprach und schrieb, so verfloß mir die Zeit, die ich auf die Abhandlung verwendete, sehr angenehm. Die Sache hatte wenigstens einigen Grund; die Darstellung war, rednerisch genommen, nicht übel, das Ganze hatte eine ziemliche Rundung. Sobald ich damit zu Rande war, ging ich sie mit einem guten Lateiner durch, der, ob er gleich meinen Stil im Ganzen nicht verbessern konnte, doch alle auffallenden Mängel mit leichter Hand vertilgte, so daß etwas zu Stande kam, das sich aufzeigen ließ. Eine reinliche Abschrift wurde meinem Vater sogleich zugeschickt, welcher zwar nicht billigte, daß keiner von den früher vorgenommenen Gegenständen ausgeführt worden sei, jedoch mit der Kühnheit des Unternehmens als ein völlig protestantisch Gesinnter wohl zufrieden war. Mein Seltsames wurde geduldet, meine Anstrengung gelobt, und er versprach sich von der Bekanntmachung dieses Werkchens eine vorzügliche Wirkung.

Ich überreichte nun meine Hefte der Fakultät, und diese betrug sich glücklicherweise so klug als artig. Der Dekan, ein lebhafter, gescheiter Mann, fing mit vielen Lobeserhebungen meiner Arbeit an, ging dann zum Bedenklichen derselben über, welches er nach und nach in ein Gefährliches zu verwandeln wußte und damit schloß, daß es nicht räthlich sein möchte, diese Arbeit als akademische Dissertation bekannt zu machen. Der Aspirant habe sich der Fakultät als einen denkenden jungen Mann gezeigt, von dem sie das Beste hoffen

dürfe; sie wolle mich gern, um die Sache nicht aufzuhalten, über Theses disputiren lassen. Ich könne ja in der Folge meine Abhandlung, wie sie vorliege oder weiter ausgearbeitet, lateinisch oder in einer andern Sprache herausgeben, dieß würde mir, als einem Privatmann und Protestanten, überall leicht werden, und ich hätte mich des Beifalls um desto reiner und allgemeiner alsdann zu erfreuen. Kaum verbarg ich dem guten Manne, welchen Stein mir sein Zureden vom Herzen wälzte; bei jedem neuen Argument, das er vorbrachte, um mich durch seine Weigerung nicht zu betrüben oder zu erzürnen, ward es mir immer leichter im Gemüth und ihm zuletzt auch, als ich ganz unerwartet seinen Gründen nichts entgegensetzte, sie vielmehr höchst einleuchtend fand und versprach, mich in Allem nach seinem Rath und nach seiner Anleitung zu benehmen. Ich setzte mich nun wieder mit meinem Repetenten zusammen. Theses wurden ausgewählt und gedruckt, und die Disputation ging unter Opposition meiner Tischgenossen mit großer Lustigkeit, ja Leichtfertigkeit vorüber; da mir denn meine alte Uebung, im Corpus juris aufzuschlagen, gar sehr zu Statten kam und ich für einen wohlunterrichteten Menschen gelten konnte. Ein guter herkömmlicher Schmaus beschloß die Feierlichkeit.

Mein Vater war indessen sehr unzufrieden, daß dieses Werkchen nicht als Disputation ordentlich gedruckt worden war, weil er gehofft hatte, ich sollte bei meinem Einzuge in Frankfurt Ehre damit einlegen. Er wollte es daher besonders herausgegeben wissen; ich stellte ihm aber vor, daß die Materie, die nur skizzirt sei, künftig weiter ausgeführt werden müßte. Er hob zu diesem Zwecke das Manuskript sorgfältig auf, und ich habe es nach mehreren Jahren noch unter seinen Papieren gesehn.

Meine Promotion war am 6. August 1771 geschehn; den Tag darauf starb Schöpflin im fünfundsiebzigsten Jahre. Auch ohne nähere Berührung hatte derselbe bedeutend auf mich eingewirkt; denn vorzügliche mitlebende Männer sind den größeren Sternen zu vergleichen, nach denen, so lange sie nur über dem Horizont stehen, unser Auge sich wendet und sich gestärkt und gebildet fühlt, wenn es ihm vergönnt ist, solche Vollkommenheiten in sich aufzunehmen. Die freigebige Natur hatte Schöpflinen ein vortheilhaftes Aeußere verliehn: schlanke Gestalt, freundliche Augen, redseligen Mund, eine durchaus angenehme Gegenwart. Auch Geistesgaben ertheilte sie ihrem Liebling nicht kärg-

lich, und ſein Glück war, ohne daß er ſich mühſam angeſtrengt hätte, die Folge angeborner und ruhig ausgebildeter Verdienſte. Er gehörte zu den glücklichen Menſchen, welche Vergangenheit und Gegenwart zu vereinigen geneigt ſind, die dem Lebensintereſſe das hiſtoriſche Wiſſen anzuknüpfen verſtehn. Im Baden'ſchen geboren, in Baſel und Straßburg erzogen, gehörte er dem paradieſiſchen Rheinthal ganz eigentlich an, als einem ausgebreiteten wohlgelegenen Vaterlande. Auf hiſtoriſche und antiquariſche Gegenſtände hingewieſen, ergriff er ſie munter durch eine glückliche Vorſtellungskraft und erhielt ſie ſich durch das bequemſte Gedächtniß. Lern- und lehrbegierig, wie er war, ging er einen gleich vorſchreitenden Studien- und Lebensgang. Nun emergirt und eminirt er bald ohne Unterbrechung irgend einer Art; er verbreitet ſich mit Leichtigkeit in der literariſchen und bürgerlichen Welt; denn hiſtoriſche Kenntniſſe reichen überall hin, und Leutſeligkeit ſchließt ſich überall an. Er reiſt durch Deutſchland, Holland, Frankreich, Italien, kommt in Berührung mit allen Gelehrten ſeiner Zeit; er unterhält die Fürſten, und nur, wenn durch ſeine lebhafte Redſeligkeit die Stunden der Tafel, der Audienz verlängert werden, iſt er den Hofleuten läſtig. Dagegen erwirbt er ſich das Vertrauen der Staatsmänner, arbeitet für ſie die gründlichſten Deduktionen und findet ſo überall einen Schauplatz für ſeine Talente. Man wünſcht ihn an gar manchem Orte feſtzuhalten; allein er beharrt bei ſeiner Treue für Straßburg und den franzöſiſchen Hof. Seine unverrückte deutſche Redlichkeit wird auch dort anerkannt, man ſchützt ihn ſogar gegen den mächtigen Prätor Klinglin, der ihn heimlich anfeindet. Geſellig und geſprächig von Natur, verbreitet er ſich, wie im Wiſſen und Geſchäften, ſo auch im Umgange, und man begriffe kaum, wo er alle Zeit hergenommen, wüßten wir nicht, daß eine Abneigung gegen die Frauen ihn durch ſein ganzes Leben begleitet, wodurch er ſo manche Tage und Stunden gewann, welche von frauenhaft Geſinnten glücklich vergeudet werden.

Uebrigens gehört er auch als Autor dem gemeinen Weſen und als Redner der Menge. Seine Programme, ſeine Reden und Anreden ſind dem beſondern Tag, der eintretenden Feierlichkeit gewidmet, ja, ſein großes Werk Alsatia illustrata gehört dem Leben an, indem er die Vergangenheit wieder hervorruft, verblichene Geſtalten auffriſcht, den behauenen, den gebildeten Stein wieder belebt, erloſchene, zerſtückte Inſchriften zum zweiten

Mal vor die Augen, vor den Sinn des Lesers bringt. Auf solche Weise erfüllt seine Thätigkeit das Elsaß und die Nachbarschaft; in Baden und der Pfalz behält er bis ins höchste Alter einen ununterbrochenen Einfluß; in Mannheim stiftet er die Akademie der Wissenschaften und erhält sich als Präsident derselben bis an seinen Tod.

Genähert habe ich mich diesem vorzüglichen Manne niemals als in einer Nacht, da wir ihm ein Fackelständchen brachten. Den mit Linden überwölbten Hof des alten Stiftgebäudes erfüllten unsere Pechfeuer mehr mit Rauch, als daß sie ihn erleuchtet hätten. Nach geendigtem Musikgeräusch kam er herab und trat unter uns, und hier war er recht an seinem Platze. Der schlank und wohlgewachsene heitere Greis stand mit leichtem freiem Wesen würdig vor uns und hielt uns werth genug, eine wohlgedachte Rede ohne Spur von Zwang und Pedantismus väterlich liebevoll auszusprechen, so daß wir uns in dem Augenblick etwas dünkten, da er uns wie die Könige und Fürsten behandelte, die er öffentlich anzureden so oft berufen war. Wir ließen unsere Zufriedenheit überlaut vernehmen, Trompeten- und Paukenschall erklang wiederholt, und die allerliebste, hoffnungsvolle akademische Plebs verlor sich mit innigem Behagen nach Hause.

Seine Schüler und Studienverwandten, Koch und Oberlin, fanden zu mir schon ein näheres Verhältniß. Meine Liebhaberei zu alterthümlichen Resten war leidenschaftlich. Sie ließen mich das Museum wiederholt betrachten, welches die Belege zu seinem großen Werke über Elsaß vielfach enthielt. Eben dieses Werk hatte ich erst nach jener Reise, wo ich noch Alterthümer an Ort und Stelle gefunden, näher kennen gelernt, und nunmehr vollkommen gefördert, konnte ich mir bei größern und kleinern Exkursionen das Rheinthal als römische Besitzung vergegenwärtigen und zu manchen Traum der Vorzeit mir wachend ausmalen.

Kaum hatte ich mir hierin einigermaßen aufgeholfen, als mich Oberlin zu den Denkmalen der Mittelzeit hinwies und mit den daher noch übrigen Ruinen und Resten, Siegeln und Dokumenten bekannt machte, ja eine Neigung zu den sogenannten Minnesingern und Heldendichtern einzuflößen suchte. Diesem wackeren Manne sowie Herrn Koch bin ich viel schuldig geworden, und wenn es ihrem Willen und Wunsche nach ge-

gangen wäre, ſo hätte ich ihnen das Glück meines Lebens verdanken müſſen. Damit verhielt es ſich aber folgendergeſtalt.

Schöpflin, der ſich in der höheren Sphäre des Staatsrechts Zeitlebens bewegt hatte und den großen Einfluß wohl kannte, welchen ſolche und verwandte Studien bei Höfen und in Kabinetten einem fähigen Kopfe zu verſchaffen geeignet ſind, fühlte eine unüberwindliche, ja ungerechte Abneigung gegen den Zuſtand des Civiliſten und hatte die gleiche Geſinnung den Seinigen eingeflößt. Obgenannte beide Männer, Freunde von Salzmann, hatten auf eine liebreiche Weiſe von mir Kenntniß genommen. Das leidenſchaftliche Ergreifen äußerer Gegenſtände, die Darſtellungsart, womit ich die Vorzüge derſelben herauszuheben und ihnen ein beſonderes Intereſſe zu verleihen wußte, ſchätzten ſie höher als ich ſelbſt. Meine geringe, ich kann wol ſagen, nothdürftige Beſchäftigung mit dem Civilrechte war ihnen nicht unbemerkt geblieben; ſie kannten mich genug, um zu wiſſen, wie leicht ich beſtimmbar ſei; aus meiner Luſt zum akademiſchen Leben hatte ich auch kein Geheimniß gemacht, und ſie dachten mich daher für Geſchichte, Staatsrecht, Redekunſt erſt nur im Vorübergehn, dann aber entſchiedener zu erwerben. Straßburg ſelbſt bot Vortheile genug. Eine Ausſicht auf die deutſche Kanzlei in Verſailles, der Vorgang von Schöpflin, deſſen Verdienſt mir freilich unerreichbar ſchien, ſollte zwar nicht zur Nachahmung, doch zur Nacheiferung reizen und vielleicht dadurch ein ähnliches Talent zur Ausbildung gelangen, welches ſowol Dem, der ſich deſſen rühmen dürfte, erſprießlich, als Andern, die es für ſich zu gebrauchen dächten, nützlich ſein könnte. Dieſe meine Gönner und Salzmann mit ihnen legten auf mein Gedächtniß und auf meine Fähigkeit, den Sinn der Sprachen zu faſſen, einen großen Werth und ſuchten hauptſächlich dadurch ihre Abſichten und Vorſchläge zu motiviren.

Wie nun aus allem Dieſem nichts geworden, und wie es gekommen, daß ich wieder von der franzöſiſchen Seite auf die deutſche herübergetreten, gedenk' ich hier zu entwickeln. Man erlaube mir, wie bisher, zum Uebergange einige allgemeine Betrachtungen.

Es ſind wenig Biographien, welche einen reinen, ruhigen, ſtetigen Fortſchritt des Individuums darſtellen können. Unſer Leben iſt, wie das Ganze, in dem wir enthalten ſind, auf eine unbegreifliche Weiſe aus Freiheit und Nothwendigkeit zuſammengeſetzt. Unſer Wollen iſt ein Vorausverkünden deſſen, was wir

unter allen Umständen thun werden. Diese Umstände aber ergreifen uns auf ihre eigne Weise. Das Was liegt in uns, das Wie hängt selten von uns ab, nach dem Warum dürfen wir nicht fragen, und deshalb verweist man uns mit Recht aufs Quis.

Die französische Sprache war mir von Jugend auf lieb; ich hatte sie in einem bewegteren Leben und ein bewegteres Leben durch sie kennen gelernt. Sie war mir ohne Grammatik und Unterricht, durch Umgang und Uebung wie eine zweite Muttersprache zu eigen geworden. Nun wünschte ich mich derselben mit größerer Leichtigkeit zu bedienen und zog deswegen Straßburg zum abermaligen akademischen Aufenthalt andern hohen Schulen vor; aber leider sollte ich dort gerade das Umgekehrte von meinen Hoffnungen erfahren und von dieser Sprache, diesen Sitten eher ab- als ihnen zugewendet werden.

Die Franzosen, welche sich überhaupt eines guten Betragens befleißigen, sind gegen Fremde, die ihre Sprache zu reden anfangen, nachsichtig, sie werden Niemanden über irgend einen Fehler auslachen oder ihn deshalb ohne Umschweif tadeln. Da sie jedoch nicht wohl ertragen mögen, daß in ihrer Sprache gesündigt wird, so haben sie die Art, ebendasselbe, was man gesagt hat, mit einer anderen Wendung zu wiederholen und gleichsam höflich zu bekräftigen, sich dabei aber des eigentlichen Ausdrucks, den man hätte gebrauchen sollen, zu bedienen und auf diese Weise den Verständigen und Aufmerksamen auf das Rechte und Gehörige zu führen.

So sehr man nun, wenn es Einem Ernst ist, wenn man Selbstverleugnung genug hat, sich für einen Schüler zu geben, dabei gewinnt und gefördert wird, so fühlt man sich doch immer einigermaßen gedemüthiget und, da man doch auch um der Sache willen redet, oft allzu sehr unterbrochen, ja abgelenkt, und man läßt ungeduldig das Gespräch fallen. Dies begegnete besonders mir vor Andern, indem ich immer etwas Interessantes zu sagen glaubte, dagegen aber auch etwas Bedeutendes vernehmen und nicht immer blos auf den Ausdruck zurückgewiesen sein wollte; ein Fall, der bei mir öfter eintrat, weil mein Französisch viel buntscheckiger war als das irgend eines andern Fremden. Von Bedienten, Kammerdienern und Schildwachen, jungen und alten Schauspielern, theatralischen Liebhabern, Bauern und Helden hatte ich mir die Redensarten sowie die Accentuationen gemerkt, und dieses Babylonische Idiom sollte sich

durch ein wunderliches Ingrediens noch mehr verwirren, indem ich den franzöſiſchen reformirten Geiſtlichen gern zuhörte und ihre Kirchen um ſo lieber beſuchte, als ein ſonntägiger Spaziergang nach Bockenheim dadurch nicht allein erlaubt, ſondern geboten war. Aber auch hiermit ſollte es noch nicht genug ſein; denn als ich in den Jünglingsjahren immer mehr auf die Deutſchheit des ſechzehnten Jahrhunderts gewieſen ward, ſo ſchloß ich gar bald auch die Franzoſen jener herrlichen Epoche in dieſe Neigung mit ein. Montaigne, Amyot, Rabelais, Marot waren meine Freunde und erregten in mir Antheil und Bewunderung. Alle dieſe verſchiedenen Elemente bewegten ſich nun in meiner Rede chaotiſch durch einander, ſo daß für den Zuhörer die Intention über dem wunderlichen Ausdruck meiſt verloren ging, ja, daß ein gebildeter Franzoſe mich nicht mehr höflich zurechtweiſen, ſondern geradezu tadeln und ſchulmeiſtern mußte. Abermals ging es mir alſo hier wie vordem in Leipzig, nur daß ich mich diesmal nicht auf das Recht meiner Vatergegend, ſo gut als andere Provinzen idiotiſch zu ſprechen, zurückziehn konnte, ſondern hier auf fremdem Grund und Boden mich einmal hergebrachten Geſetzen fügen ſollte.

Vielleicht hätten wir uns auch wol hierein ergeben, wenn uns nicht ein böſer Genius in die Ohren geraunt hätte, alle Bemühungen eines Fremden, Franzöſiſch zu reden, würden immer ohne Erfolg bleiben; denn ein geübtes Ohr höre den Deutſchen, den Italiener, den Engländer unter ſeiner franzöſiſchen Maske gar wohl heraus; geduldet werde man, aber keineswegs in den Schooß der einzig ſprachſeligen Kirche aufgenommen.

Nur wenige Ausnahmen gab man zu. Man nannte uns einen Herrn von Grimm; aber ſelbſt Schöpflin ſollte den Gipfel nicht erreicht haben. Sie ließen gelten, daß er früh die Nothwendigkeit, ſich vollkommen franzöſiſch auszudrücken, wohl eingeſehn; ſie billigten ſeine Neigung, ſich Jedermann mitzutheilen, beſonders aber die Großen und Vornehmen zu unterhalten, lobten ſogar, daß er auf dem Schauplatz, wo er ſtand, die Landesſprache zu der ſeinigen zu machen und ſich möglichſt zum franzöſiſchen Geſellſchafter und Redner auszubilden geſucht. Was hilft ihm aber das Verleugnen ſeiner Mutterſprache, das Bemühen um eine fremde? Niemand kann er es recht machen. In der Geſellſchaft will man ihn eitel finden: als wenn ſich Jemand ohne Selbſtgefühl und Selbſtgefälligkeit Andern mittheilen möchte und könnte! Sodann verſichern die feinen Welt-

und Sprachkenner, er differire und dialogire mehr, als daß er eigentlich konversire. Jenes ward als Erb- und Grundfehler der Deutschen, dieses als die Kardinaltugend der Franzosen allgemein anerkannt. Als öffentlichem Redner geht es ihm nicht besser. Läßt er eine wohl ausgearbeitete Rede an den König oder die Fürsten drucken, so passen die Jesuiten auf, die ihm als einem Protestanten gram sind, und zeigen das Unfranzösische seiner Wendungen.

Anstatt uns nun hieran zu trösten und als grünes Holz dasjenige zu ertragen, was dem dürren auflag, so ärgerte uns dagegen diese pedantische Ungerechtigkeit; wir verzweifelten und überzeugen uns vielmehr an diesem auffallenden Beispiele, daß die Bemühung vergebens sei, den Franzosen durch die Sache genug zu thun, da sie an die äußern Bedingungen, unter welchen Alles erscheinen soll, allzu genau gebunden sind. Wir fassen daher den umgekehrten Entschluß, die französische Sprache gänzlich abzulehnen und uns mehr als bisher mit Gewalt und Ernst der Muttersprache zu widmen.

Auch hiezu fanden wir im Leben Gelegenheit und Theilnahme. Elsaß war noch nicht lange genug mit Frankreich verbunden, als daß nicht noch bei Alt und Jung eine liebevolle Anhänglichkeit an alte Verfassung, Sitte, Sprache, Tracht sollte übrig geblieben sein. Wenn der Ueberwundene die Hälfte seines Daseins nothgedrungen verliert, so rechnet er sich's zur Schmach, die andere Hälfte freiwillig aufzugeben. Er hält daher an Allem fest, was ihm die vergangene gute Zeit zurückrufen und die Hoffnung der Wiederkehr einer glücklichen Epoche nähren kann. Gar manche Einwohner von Straßburg bildeten zwar abgesonderte, aber doch dem Sinne nach verbundene kleine Kreise, welche durch die vielen Unterthanen deutscher Fürsten, die unter französischer Hoheit ansehnliche Strecken Landes besaßen, stets vermehrt und rekrutirt wurden; denn Väter und Söhne hielten sich Studirens oder Geschäfte wegen länger oder kürzer in Straßburg auf.

An unserm Tische ward gleichfalls nichts wie Deutsch gesprochen. Salzmann drückte sich im Französischen mit vieler Leichtigkeit und Eleganz aus, war aber unstreitig dem Streben und der That nach ein vollkommener Deutscher; Lerse hätte man als Muster eines deutschen Jünglings aufstellen können; Meyer von Lindau schlenderte lieber auf gut Deutsch, als daß er sich auf gut Französisch hätte zusammennehmen sollen, und

wenn unter den Uebrigen auch Mancher zu gallischer Sprache und Sitte hinneigte, so ließen sie doch, so lange sie bei uns waren, den allgemeinen Ton auch über sich schalten und walten.

Von der Sprache wendeten wir uns zu den Staatsverhältnissen. Zwar wußten wir von unserer Reichsverfassung nicht viel Löbliches zu sagen; wir gaben zu, daß sie aus lauter gesetzlichen Mißbräuchen bestehe, erhoben uns aber um desto höher über die französische gegenwärtige Verfassung, die sich in lauter gesetzlosen Mißbräuchen verwirre, deren Regierung ihre Energie nur am falschen Orte sehen lasse und gestatten müsse, daß eine gänzliche Veränderung der Dinge schon in schwarzen Aussichten öffentlich prophezeit werde.

Blickten wir hingegen nach Norden, so leuchtete uns von dort Friedrich, der Polarstern, her, um den sich Deutschland, Europa, ja die Welt zu drehen schien. Sein Uebergewicht in Allem offenbarte sich am Stärksten, als in der französischen Armee das preußische Exercitium und sogar der preußische Stock eingeführt werden sollte. Wir verziehen ihm übrigens seine Vorliebe für eine fremde Sprache, da wir ja die Genugthuung empfanden, daß ihm seine französischen Poeten, Philosophen und Literatoren Verdruß zu machen fortfuhren und wiederholt erklärten, er sei nur als Eindringling anzusehn und zu behandeln.

Was uns aber von den Franzosen gewaltiger als alles Andere entfernte, war die wiederholte unhöfliche Behauptung, daß es den Deutschen überhaupt sowie dem nach französischer Kultur strebenden Könige an Geschmack fehle. Ueber diese Redensart, die wie ein Refrain sich an jedes Urtheil anschloß, suchten wir uns durch Nichtachtung zu beruhigen; aufklären darüber konnten wir uns aber um so weniger, als man uns versichern wollte, schon Menage habe gesagt, die französischen Schriftsteller besäßen Alles, nur nicht Geschmack, so wie wir denn auch aus dem jetzt lebenden Paris zu erfahren hatten, daß die neuesten Autoren sämmtlich des Geschmacks ermangelten und Voltaire selbst diesem höchsten Tadel nicht ganz entgehen könne. Schon früher und wiederholt auf die Natur gewiesen, wollten wir daher nichts gelten lassen als Wahrheit und Aufrichtigkeit des Gefühls und den raschen, derben Ausdruck desselben.

Freundschaft, Liebe, Brüderschaft,
Trägt die sich nicht von selber vor?

war Losung und Feldgeschrei, woran sich die Glieder unserer kleinen akademischen Horde zu erkennen und zu erquicken pflegten. Diese Maxime lag zum Grunde allen unsern geselligen Gelagen, bei welchen uns denn freilich manchen Abend Vetter Michel in seiner wohlbekannten Deutschheit zu besuchen nicht verfehlte.

Will man in dem bisher Erzählten nur äußere zufällige Anlässe und persönliche Eigenheiten finden, so hatte die französische Literatur an sich selbst gewisse Eigenschaften, welche den strebenden Jüngling mehr abstoßen als anziehen mußten. Sie war nämlich bejahrt und vornehm, und durch Beides kann die nach Lebensgenuß und Freiheit umschauende Jugend nicht ergetzt werden.

Seit dem sechzehnten Jahrhundert hatte man den Gang der französischen Literatur niemals völlig unterbrochen gesehen, ja die innern politischen und religiosen Unruhen sowol als die äußeren Kriege beschleunigten ihre Fortschritte; schon vor hundert Jahren aber, so hörte man allgemein behaupten, solle sie in ihrer vollen Blüthe gestanden haben. Durch günstige Umstände sei auf einmal eine reichliche Ernte gereift und glücklich eingebracht worden, dergestalt, daß die größten Talente des achtzehnten Jahrhunderts sich nur bescheidentlich mit einer Nachlese begnügen müssen.

Indessen war aber doch auch gar Manches veraltet, das Lustspiel am Ersten, welches immer wieder aufgefrischt werden mußte, um sich, zwar minder vollkommen, aber doch mit neuem Interesse dem Leben und den Sitten anzuschmiegen. Der Tragödien waren viele vom Theater verschwunden, und Voltaire ließ die jetzt dargebotene bedeutende Gelegenheit nicht aus den Händen, Corneille's Werke herauszugeben, um zu zeigen, wie mangelhaft sein Vorgänger gewesen sei, den er der allgemeinen Stimme nach nicht erreicht haben sollte.

Und eben dieser Voltaire, das Wunder seiner Zeit, war nun selbst beinah wie die Literatur, die er beinah ein Jahrhundert hindurch belebt und beherrscht hatte. Neben ihm existirten und vegetirten noch in mehr oder weniger thätigem und glücklichem Alter viele Literatoren, die nach und nach verschwanden. Der Einfluß der Sozietät auf die Schriftsteller

nahm immer mehr überhand; denn die beste Gesellschaft, bestehend aus Personen von Geburt, Rang und Vermögen, wählte zu einer ihrer Hauptunterhaltungen die Literatur, und diese ward dadurch ganz gesellschaftlich und vornehm. Standespersonen und Literatoren bildeten sich wechselsweise und mußten sich wechselsweise verbilden; denn alles Vornehme ist eigentlich ablehnend, und ablehnend ward auch die französische Kritik, verneinend, herunterziehend, mißredend. Die höhere Klasse bediente sich solcher Urtheile gegen die Schriftsteller; die Schriftsteller, mit etwas weniger Anstand, verfuhren so unter einander, ja gegen ihre Gönner. Konnte man dem Publikum nicht imponiren, so suchte man es zu überraschen oder durch Demuth zu gewinnen; und so entsprang, abgesehen davon, was Kirche und Staat im Innersten bewegte, eine solche literarische Gährung, daß Voltaire selbst seiner vollen Thätigkeit, seines ganzen Uebergewichts bedurfte, um sich über dem Strome der allgemeinen Nichtachtung empor zu halten. Schon hieß er laut ein altes eigenwilliges Kind; seine unermüdet fortgesetzten Bemühungen betrachtete man als eitles Bestreben eines abgelebten Alters; gewisse Grundsätze, auf denen er seine ganze Lebenszeit bestanden, deren Ausbreitung er seine Tage gewidmet, wollte man nicht mehr schätzen und ehren; ja, seinen Gott, durch dessen Bekenntniß er sich von allem atheistischen Wesen loszusagen fortfuhr, ließ man ihm nicht mehr gelten: und so mußte er selbst, der Altvater und Patriarch, gerade wie sein jüngster Mitbewerber auf den Augenblick merken, nach neuer Gunst haschen, seinen Freunden zu viel Gutes, seinen Feinden zu viel Uebles erzeigen und unter dem Schein eines leidenschaftlich wahrheitsliebenden Strebens unwahr und falsch handeln. War es denn wol der Mühe werth, ein so thätiges großes Leben geführt zu haben, wenn es abhängiger enden sollte, als es angefangen hatte? Wie unerträglich ein solcher Zustand sei, entging seinem hohen Geiste, seiner zarten Reizbarkeit nicht; er machte sich manchmal sprung- und stoßweise Luft, ließ seiner Laune den Zügel schießen und hieb mit ein paar Fechterstreichen über die Schnur, wobei sich meist Freunde und Feinde unwillig geberdeten; denn Jedermann glaubte ihn zu übersehn, obschon Niemand es ihm gleich thun konnte. Ein Publikum, das immer nur die Urtheile alter Männer hört, wird gar zu leicht altklug, und nichts

ist unzulänglicher als ein reifes Urtheil, von einem unreifen Geiste aufgenommen.

Uns Jünglingen, denen, bei einer deutschen Natur- und Wahrheitsliebe, als beste Führerin im Leben und Lernen die Redlichkeit gegen uns selbst und Andere immer vor Augen schwebte, ward die parteiische Unredlichkeit Voltaire's und die Verbildung so vieler würdigen Gegenstände immer mehr zum Verdruß, und wir bestärkten uns täglich in der Abneigung gegen ihn. Er hatte die Religion und die heiligen Bücher, worauf sie gegründet ist, um den sogenannten Pfaffen zu schaden, niemals genug herabsetzen können und mir dadurch manche unangenehme Empfindung erregt. Da ich nun aber gar vernahm, daß er, um die Ueberlieferung einer Sündfluth zu entkräften, alle versteinten Muscheln leugnete und solche nur für Naturspiele gelten ließ, so verlor er gänzlich mein Vertrauen; denn der Augenschein hatte mir auf dem Bastberge deutlich genug gezeigt, daß ich mich auf altem abgetrocknetem Meeresgrund, unter den Cruvien seiner Ureinwohner befinde. Ja, diese Berge waren einstmals von Wellen bedeckt; ob vor oder während der Sündfluth, das konnte mich nicht rühren: genug, das Rheinthal war ein ungeheurer See, eine unübersehliche Bucht gewesen, das konnte man mir nicht ausreden. Ich gedachte vielmehr in Kenntniß der Länder und Gebirge vorzuschreiten, es möchte sich daraus ergeben, was da wollte.

Bejahrt also und vornehm war an sich selbst und durch Voltairen die französische Literatur. Lasset uns diesem merkwürdigen Manne noch einige Betrachtung widmen!

Auf thätiges und geselliges Leben, auf Politik, auf Erwerb im Großen, auf das Verhältniß zu den Herren der Erde und Benutzung dieses Verhältnisses, damit er selbst zu den Herren der Erde gehöre, dahin war von Jugend auf Voltaire's Wunsch und Bemühung gewendet. Nicht leicht hat sich Jemand so abhängig gemacht, um unabhängig zu sein. Auch gelang es ihm, die Geister zu unterjochen: die Nation fiel ihm zu. Vergebens entwickelten seine Gegner mäßige Talente und einen ungeheuern Haß; nichts gereichte zu seinem Schaden. Den Hof zwar konnte er nie mit sich versöhnen, aber dafür waren ihm fremde Könige zinsbar. Katharina und Friedrich die Großen, Gustav von Schweden, Christian von Dänemark, Poniatowski von Polen, Heinrich von Preußen, Karl von Braunschweig bekannten sich als seine Vasallen;

sogar Päpste glaubten ihn durch einige Nachgiebigkeit kirren zu müssen. Daß Joseph der Zweite sich von ihm abhielt, gereichte diesen Fürsten nicht einmal zum Ruhme; denn es hätte ihm und seinen Unternehmungen nicht geschadet, wenn er bei so schönem Verstande, bei so herrlichen Gesinnungen etwas geistreicher, ein besserer Schätzer des Geistes gewesen wäre.

Das, was ich hier gedrängt und in einigem Zusammenhange vortrage, tönte zu jener Zeit als Ruf des Augenblicks, als ewig zwiespältiger Mißklang unzusammenhängend und unbelebrend in unseren Ohren. Immer hörte man nur das Lob der Vorfahren. Man forderte etwas Gutes, Neues; aber immer das Neueste wollte man nicht. Kaum hatte auf dem längst erstarrten Theater ein Patriot national-französische herzerhebende Gegenstände dargestellt, kaum hatte „Die Belagerung von Calais" sich einen enthusiastischen Beifall gewonnen, so sollte schon dieses Stück mitsammt seinen vaterländischen Gesellen hohl und in jedem Sinne verwerflich sein. Die Sittenschilderungen des Destouches, an denen ich mich als Knabe so oft ergetzt, hieß man schwach, der Name dieses Ehrenmanns war verschollen, und wie viel andere Schriftsteller müßte ich nicht nennen, um derentwillen ich den Vorwurf, als urtheile ich wie ein Provinzler, habe erdulden müssen, wenn ich gegen Jemand, der mit dem neusten literarischen Strome dahinfuhr, irgend einen Antheil an solchen Männern und ihren Werken gezeigt hatte.

So wurden wir andern deutschen Gesellen denn immer verdrießlicher. Nach unsern Gesinnungen, nach unserer Natureigenheit liebten wir die Eindrücke der Gegenstände festzuhalten, sie nur langsam zu verarbeiten und, wenn es ja sein sollte, sie so spät als möglich fahren zu lassen. Wir waren überzeugt, durch treues Aufmerken, durch fortgesetzte Beschäftigung lasse sich allen Dingen etwas abgewinnen, und man müsse durch beharrlichen Eifer doch endlich auf einen Punkt gelangen, wo sich mit dem Urtheil zugleich der Grund desselben aussprechen lasse. Auch verkannten wir nicht, daß die große und herrliche französische Welt uns manchen Vortheil und Gewinn darbiete; denn Rousseau hatte uns wahrhaft zugesagt. Betrachteten wir aber sein Leben und sein Schicksal, so war er doch genöthigt, den größten Lohn für Alles, was er geleistet, darin zu finden, daß er unerkannt und vergessen in Paris leben durfte.

Wenn wir von den Encyklopädisten reden hörten oder einen Band ihres ungeheuern Werks aufschlugen, so war es uns zu

Ruhe, als wenn man zwischen den unzähligen bewegten Spulen und Weberstühlen einer großen Fabrik hingeht und vor lauter Schnarren und Rasseln, vor allem Aug' und Sinne verwirrenden Mechanismus, vor lauter Unbegreiflichkeit einer auf das Mannichfaltigste in einander greifenden Anstalt, in Betrachtung dessen, was Alles dazu gehört, um ein Stück Tuch zu fertigen, sich den eigenen Rock selbst verleidet fühlt, den man auf dem Leibe trägt.

Diderot war nahe genug mit uns verwandt, wie er denn in alle dem, weshalb ihn die Franzosen tadeln, ein wahrer Deutscher ist. Aber auch sein Standpunkt war schon zu hoch, sein Gesichtskreis zu weit, als daß wir uns hätten zu ihm stellen und an seine Seite setzen können. Seine Naturkinder jedoch, die er mit großer rednerischer Kunst herauszuheben und zu adeln wußte, behagten uns gar sehr, seine wackeren Wilddiebe und Schleichhändler entzückten uns, und dieses Gesindel hat in der Folge auf dem deutschen Parnaß nur allzu sehr gewuchert. So war er es denn auch, der wie Rousseau von dem geselligen Leben einen Ekelbegriff verbreitete, eine stille Einleitung zu jenen ungeheuern Weltveränderungen, in welchen alles Bestehende unterzugehen schien.

Uns ziemt jedoch, diese Betrachtungen noch an die Seite zu lehnen und zu bemerken, was genannte beide Männer auf Kunst gewirkt. Auch hier wiesen sie, auch von ihr drängten sie uns zur Natur.

Die höchste Aufgabe einer jeden Kunst ist, durch den Schein die Täuschung einer höheren Wirklichkeit zu geben. Ein falsches Bestreben aber ist, den Schein so lange zu verwirklichen, bis endlich nur ein gemeines Wirkliche übrig bleibt.

Als ein ideelles Lokal hatte die Bühne durch Anwendung der perspektivischen Gesetze auf hinter einander gestellten Coulissen den höchsten Vortheil erlangt, und nun wollte man diesen Gewinn muthwillig aufgeben, die Seiten des Theaters aufschließen und wirkliche Stubenwände formiren. Mit einem solchen Bühnenlokal sollte denn auch das Stück selbst, die Art zu spielen der Acteurs, kurz Alles zusammentreffen und ein ganz neues Theater dadurch entspringen.

Die französischen Schauspieler hatten im Lustspiel den Gipfel des Kunstwahren erreicht. Der Aufenthalt in Paris, die Beobachtung des Aeußern der Hofleute, die Verbindung der Acteurs und Actricen durch Liebeshändel mit den höhern Ständen, Alles trug dazu bei, die höchste Gewandtheit und Schicklichkeit des

geselligen Lebens gleichfalls auf die Bühne zu verpflanzen, und hieran hatten die Naturfreunde wenig auszusetzen; doch glaubten sie einen großen Vorschritt zu thun, wenn sie ernsthafte und tragische Gegenstände, deren das bürgerliche Leben auch nicht ermangelt, zu ihren Stücken erwählten, sich der Prosa gleichfalls zu höherem Ausdruck bedienten und so die unnatürlichen Verse zugleich mit der unnatürlichen Deklamation und Gestikulation allmählich verbannten.

Höchst merkwürdig ist es und nicht so allgemein beachtet, daß zu dieser Zeit selbst der alten strengen, rhythmischen, kunstreichen Tragödie mit einer Revolution gedroht ward, die nur durch große Talente und die Macht des Herkommens abgelenkt werden konnte.

Es stellte sich nämlich dem Schauspieler Lecain, der seine Helden mit besondrem theatralischen Anstand, mit Erholung, Erhebung und Kraft spielte und sich vom Natürlichen und Gewöhnlichen entfernt hielt, ein Mann gegenüber mit Namen Aufresne, der aller Unnatur den Krieg erklärte und in seinem tragischen Spiel die höchste Wahrheit auszudrücken suchte. Dieses Verfahren mochte zu dem des übrigen Pariser Theaterpersonals nicht passen. Er stand allein, jene bielten sich an einander geschlossen, und er, hartnäckig genug auf seinem Sinne bestehend, verließ lieber Paris und kam durch Straßburg. Dort sahen wir ihn die Rolle des August im „Cinna", des Mithridat und andere dergleichen mit der wahrsten, natürlichsten Würde spielen. Als ein schöner großer Mann trat er auf, mehr schlank als stark, nicht eigentlich von imposantem, aber von edlem, gefälligem Wesen. Sein Spiel war überlegt und ruhig, ohne kalt zu sein, und kräftig genug, wo es erfordert wurde. Er war ein sehr geübter Künstler und von den wenigen, die das Künstliche ganz in die Natur und die Natur ganz in die Kunst zu verwandeln wissen. Diese sind es eigentlich, deren mißverstandene Vorzüge die Lehre von der falschen Natürlichkeit jederzeit veranlassen.

Und so will ich denn auch noch eines kleinen, aber merkwürdig Epoche machenden Werks gedenken: es ist Rousseau's „Pygmalion". Viel könnte man darüber sagen; denn diese wunderliche Produktion schwankt gleichfalls zwischen Natur und Kunst mit dem falschen Bestreben, diese in jene aufzulösen. Wir sehen einen Künstler, der das Vollkommenste geleistet hat und doch nicht Befriedigung darin findet, seine Idee außer sich kunstgemäß dargestellt und ihr ein höheres Leben verliehen zu

haben; nein, sie soll auch in das irdische Leben zu ihm herabgezogen werden. Er will das Höchste, was Geist und That hervorgebracht, durch den gemeinsten Akt der Sinnlichkeit zerstören.

Alles dieses und manches Andere, recht und thöricht, wahr und halbwahr, das auf uns einwirkte, trug noch mehr bei, die Begriffe zu verwirren; wir trieben uns auf mancherlei Abwegen und Umwegen herum, und so ward von vielen Seiten auch jene deutsche literarische Revolution vorbereitet, von der wir Zeugen waren, und wozu wir, bewußt und unbewußt, willig oder unwillig, unaufhaltsam mitwirkten.

Auf philosophische Weise erleuchtet und gefördert zu werden, hatten wir keinen Trieb noch Hang; über religiöse Gegenstände glaubten wir uns selbst aufgeklärt zu haben, und so war der heftige Streit französischer Philosophen mit dem Pfaffthum uns ziemlich gleichgiltig. Verbotene, zum Feuer verdammte Bücher, welche damals großen Lärmen machten, übten keine Wirkung auf uns. Ich gedenke statt aller des Système de la Nature, das wir aus Neugier in die Hand nahmen. Wir begriffen nicht, wie ein solches Buch gefährlich sein könnte. Es kam uns so grau, so cimmerisch, so todtenhaft vor, daß wir Mühe hatten, seine Gegenwart auszuhalten, daß wir davor wie vor einem Gespenste schauderten. Der Verfasser glaubt sein Buch ganz eigens zu empfehlen, wenn er in der Vorrede versichert, daß er, als ein abgelebter Greis, so eben in die Grube steigend, der Mit- und Nachwelt die Wahrheit verkünden wolle.

Wir lachten ihn aus; denn wir glaubten bemerkt zu haben, daß von alten Leuten eigentlich an der Welt nichts geschätzt werde, was liebenswürdig und gut an ihr ist. „Alte Kirchen haben dunkle Gläser!“ — „Wie Kirschen und Beeren schmecken, muß man Kinder und Sperlinge fragen!“ dies waren unsre Lust- und Leitworte; und so schien uns jenes Buch, als die rechte Quintessenz der Greisenheit, unschmackhaft, ja abgeschmackt. Alles sollte nothwendig sein und deswegen kein Gott. Könnte es denn aber nicht auch nothwendig einen Gott geben? fragten wir. Dabei gestanden wir freilich, daß wir uns den Nothwendigkeiten der Tage und Nächte, der Jahreszeiten, der klimatischen Einflüsse, der physischen und animalischen Zustände nicht wohl entziehn konnten; doch fühlten wir etwas in uns, das als vollkommene Willkür erschien, und wieder etwas, das sich mit dieser Willkür ins Gleichgewicht zu setzen suchte.

Die Hoffnung, immer vernünftiger zu werden, uns von den äußeren Dingen, ja von uns selbst immer unabhängiger zu machen, konnten wir nicht aufgeben. Das Wort Freiheit klingt so schön, daß man es nicht entbehren könnte, und wenn es einen Irrthum bezeichnete.

Keiner von uns hatte das Buch hinausgelesen; denn wir fanden uns in der Erwartung getäuscht, in der wir es aufgeschlagen hatten. System der Natur ward angekündigt, und wir hofften also wirklich etwas von der Natur, unserer Abgöttin, zu erfahren. Physik und Chemie, Himmels- und Erdbeschreibung, Naturgeschichte und Anatomie und so manches Andere hatte nun seit Jahren und bis auf den letzten Tag uns immer auf die geschmückte große Welt hingewiesen, und wir hätten gern von Sonnen und Sternen, von Planeten und Monden, von Bergen, Thälern, Flüssen und Meeren und von Allem, was darin lebt und webt, das Nähere sowie das Allgemeinere erfahren. Daß hierbei wol Manches vorkommen müßte, was dem gemeinen Menschen als schädlich, der Geistlichkeit als gefährlich, dem Staat als unzulässlich erscheinen möchte, daran hatten wir keinen Zweifel, und wir hofften, dieses Büchlein sollte nicht unwürdig die Feuerprobe bestanden haben. Allein wie hohl und leer ward uns in dieser tristen, atheistischen Halbnacht zu Muthe, in welcher die Erde mit allen ihren Gebilden, der Himmel mit allen seinen Gestirnen verschwand! Eine Materie sollte sein von Ewigkeit, und von Ewigkeit her bewegt, und sollte nun mit dieser Bewegung rechts und links und nach allen Seiten ohne Weiteres die unendlichen Phänomene des Daseins hervorbringen. Dies Alles wären wir sogar zufrieden gewesen, wenn der Verfasser wirklich aus seiner bewegten Materie die Welt vor unsern Augen aufgebaut hätte. Aber er mochte von der Natur so wenig wissen als wir; denn indem er einige allgemeine Begriffe hingezählt, verläßt er sie sogleich, um dasjenige, was höher als die Natur oder als höhere Natur in der Natur erscheint, zur materiellen, schweren, zwar bewegten, aber doch richtungs- und gestaltlosen Natur zu verwandeln, und glaubt dadurch recht viel gewonnen zu haben.

Wenn uns jedoch dieses Buch einigen Schaden gebracht hat, so war es der, daß wir aller Philosophie, besonders aber der Metaphysik recht herzlich gram wurden und blieben, dagegen aber aufs lebendige Wissen, Erfahren, Thun und Dichten uns nur desto lebhafter und leidenschaftlicher hinwarfen.

So waren wir denn an der Grenze von Frankreich alles französischen Wesens auf einmal baar und ledig. Ihre Lebensweise fanden wir zu bestimmt und zu vornehm, ihre Dichtung kalt, ihre Kritik vernichtend, ihre Philosophie abstrus und doch unzulänglich, so daß wir auf dem Punkte standen, uns der rohen Natur wenigstens versuchsweise hinzugeben, wenn uns nicht ein anderer Einfluß schon seit langer Zeit zu höheren, freieren und ebenso wahren als dichterischen Weltansichten und Geistesgenüssen vorbereitet und uns erst heimlich und mäßig, dann aber immer offenbarer und gewaltiger beherrscht hätte.

Ich brauche kaum zu sagen, daß hier Shakespeare gemeint sei, und nachdem ich dieses ausgesprochen, bedarf es keiner weitern Ausführung. Shakespeare ist von den Deutschen mehr als von allen anderen Nationen, ja vielleicht mehr als von seiner eignen erkannt. Wir haben ihm alle Gerechtigkeit, Billigkeit und Schonung, die wir uns unter einander selbst versagen, reichlich zugewendet; vorzügliche Männer beschäftigten sich, seine Geistesgaben im günstigsten Lichte zu zeigen, und ich habe jederzeit, was man zu seiner Ehre, zu seinen Gunsten, ja ihn zu entschuldigen gesagt, gern unterschrieben. Die Einwirkung dieses außerordentlichen Geistes auf mich ist früher dargestellt und über seine Arbeiten Einiges versucht worden, welches Zustimmung gefunden hat; und so mag es hier an dieser allgemeinen Erklärung genug sein, bis ich eine Nachlese von Betrachtungen über so große Verdienste, die ich an dieser Stelle einzuschalten in Versuchung gerieth, Freunden, die mich hören mögen, mitzutheilen im Falle bin.

Gegenwärtig will ich nur die Art, wie ich mit ihm bekannt geworden, näher anzeigen. Es geschah ziemlich früh, in Leipzig, durch Dodd's Beauties of Shakespeare. Was man auch gegen solche Sammlungen sagen kann, welche die Autoren zerstückelt mittheilen, sie bringen doch manche gute Wirkung hervor. Sind wir doch nicht immer so gefaßt und so geistreich, daß wir ein ganzes Werk nach seinem Werth in uns aufzunehmen vermöchten. Streichen wir nicht in einem Buche Stellen an, die sich unmittelbar auf uns beziehen? Junge Leute besonders, denen es an durchgreifender Bildung fehlt, werden von glänzenden Stellen gar lebhaft aufgeregt, und so erinnere ich mich noch, als einer der schönsten Epochen meines Lebens, derjenigen, welche gedachtes Werk bei mir bezeichnete. Jene herrlichen Eigenheiten, die gro-

hen Sprüche, die treffenden Schilderungen, die humoristischen Züge, Alles traf mich einzeln und gewaltig.

Nun erschien Wieland's Uebersetzung. Sie ward verschlungen, Freunden und Bekannten mitgetheilt und empfohlen. Wir Deutsche hatten den Vortheil, daß mehrere bedeutende Werke fremder Nationen auf eine leichte und heitere Weise zuerst herübergebracht wurden. Shakespeare prosaisch übersetzt, erst durch Wieland, dann durch Eschenburg, konnte als eine allgemein verständliche und jedem Leser gemäße Lektüre sich schnell verbreiten und große Wirkung hervorbringen. Ich ehre den Rhythmus wie den Reim, wodurch Poesie erst zur Poesie wird; aber das eigentlich tief und gründlich Wirksame, das wahrhaft Ausbildende und Fördernde ist dasjenige, was vom Dichter übrig bleibt, wenn er in Prose übersetzt wird. Dann bleibt der reine, vollkommene Gehalt, den uns ein blendendes Aeußere oft, wenn er fehlt, vorzuspiegeln weiß, und wenn er gegenwärtig ist, verdeckt. Ich halte daher zum Anfang jugendlicher Bildung prosaische Uebersetzungen für vortheilhafter als die poetischen; denn es läßt sich bemerken, daß Knaben, denen ja doch Alles zum Scherze dienen muß, sich am Schall der Worte, am Fall der Silben ergetzen und durch eine Art von parodistischem Muthwillen den tiefen Gehalt des edelsten Werks zerstören. Deshalb gebe ich zu bedenken, ob nicht zunächst eine prosaische Uebersetzung des Homer zu unternehmen wäre; aber freilich müßte sie der Stufe würdig sein, auf der sich die deutsche Literatur gegenwärtig befindet. Ich überlasse dies und das Vorgesagte unsern würdigen Pädagogen zur Betrachtung, denen ausgebreitete Erfahrung hierüber am Besten zu Gebote steht. Nur will ich noch zu Gunsten meines Vorschlags an Luther's Bibelübersetzung erinnern; denn daß dieser treffliche Mann ein in dem verschiedensten Stile verfaßtes Werk und dessen dichterischen, geschichtlichen, gebietenden, lehrenden Ton uns in der Muttersprache wie aus einem Gusse überlieferte, hat die Religion mehr gefördert, als wenn er die Eigenthümlichkeiten des Originals im Einzelnen hätte nachbilden wollen. Vergebens hat man nachher sich mit dem Buche Hiob, den Psalmen und andern Gesängen bemüht, sie uns in ihrer poetischen Form genießbar zu machen. Für die Menge, auf die gewirkt werden soll, bleibt eine schlichte Uebertragung immer die beste. Jene kritischen Uebersetzungen, die mit dem Original wetteifern, dienen eigentlich nur zur Unterhaltung der Gelehrten unter einander.

Und so wirkte in unserer Straßburger Sozietät Shakespeare, übersetzt und im Original, stückweise und im Ganzen, stellen- und auszugsweise dergestalt, daß, wie man bibelfeste Männer hat, wir uns nach und nach in Shakespeare befestigten, die Tugenden und Mängel seiner Zeit, mit denen er uns bekannt macht, in unseren Gesprächen nachbildeten, an seinen Quibbles die größte Freude hatten und durch Uebersetzung derselben, ja durch originalen Muthwillen mit ihm wetteiferten. Hiezu trug nicht wenig bei, daß ich ihn vor Allen mit großem Enthusiasmus ergriffen hatte. Ein freudiges Bekennen, daß etwas Höheres über mir schwebe, war ansteckend für meine Freunde, die sich alle dieser Sinnesart hingaben. Wir leugneten die Möglichkeit nicht, solche Verdienste näher zu erkennen sie zu begreifen, mit Einsicht zu beurtheilen; aber dies behielten wir uns für spätere Epochen vor: gegenwärtig wollten wir nur freudig theilnehmen, lebendig nachbilden und bei so großem Genuß an dem Manne, der ihn uns gab, nicht forschen und mäkeln, vielmehr that es uns wohl, ihn unbedingt zu verehren.

Will Jemand unmittelbar erfahren, was damals in dieser lebendigen Gesellschaft gedacht, gesprochen und verhandelt worden, der lese den Aufsatz Herder's über Shakespeare in dem Hefte „Von Deutscher Art und Kunst", ferner Lenzens „Anmerkungen übers Theater", denen eine Uebersetzung von Love's Labour's Lost hinzugefügt war. Herder dringt in das Tiefere von Shakespeare's Wesen und stellt es herrlich dar; Lenz beträgt sich mehr bilderstürmerisch gegen die Herkömmlichkeit des Theaters und will denn eben all und überall nach Shakespeare'scher Weise gehandelt haben. Da ich diesen so talentvollen als seltsamen Menschen hier zu erwähnen veranlaßt werde, so ist wol der Ort, versuchsweise Einiges über ihn zu sagen. Ich lernte ihn erst gegen das Ende meines Straßburger Aufenthalts kennen. Wir sahen uns selten, seine Gesellschaft war nicht die meine; aber wir suchten doch Gelegenheit uns zu treffen und theilten uns einander gern mit, weil wir als gleichzeitige Jünglinge ähnliche Gesinnungen hegten. Klein, aber nett von Gestalt, ein allerliebstes Köpfchen, dessen zierlicher Form niedliche, etwas abgestumpfte Züge vollkommen entsprachen: blaue Augen, blonde Haare, kurz, ein Versuchen, wie mir unter nordischen Jünglingen von Zeit zu Zeit eins begegnet ist: einen sanften, gleichsam vorsichtigen Schritt, eine angenehme, nicht ganz fließende

Sprache und ein Betragen, das, zwischen Zurückhaltung und Schüchternheit sich bewegend, einem jungen Manne gar wohl anstand. Kleinere Gedichte, besonders seine eignen, las er sehr gut vor und schrieb eine fließende Hand. Für seine Sinnesart wüßte ich nur das englische Wort whimsical, welches, wie das Wörterbuch ausweist, gar manche Seltsamkeiten in einem Begriff zusammenfaßt. Niemand war vielleicht eben deswegen fähiger als er, die Ausschweifungen und Auswüchse des Shakespeare'schen Genies zu empfinden und nachzubilden. Die obengedachte Uebersetzung giebt ein Zeugniß hievon. Er behandelt seinen Autor mit großer Freiheit, ist nichts weniger als knapp und treu, aber er weiß sich die Rüstung oder vielmehr die Possenjacke seines Vorgängers so gut anzupassen, sich seinen Geberden so humoristisch gleichzustellen, daß er Demjenigen, den solche Dinge anmutheten, gewiß Beifall abgewann.

Die Absurditäten der Clowns machten besonders unsere ganze Glückseligkeit, und wir priesen Lenzen als einen begünstigten Menschen, da ihm jenes „Epitaphium" des von der Prinzessin geschossenen Wildes folgendermaßen gelungen war:

Die schöne Prinzessin schoß und traf
Eines jungen Hirschlein Leben:
Es fiel dahin in schweren Schlaf
Und wird ein Brätlein geben.
Der Jagdhund holl! Ein L zu Hirsch,
So wird es dann ein Hirschel;
Doch setzt ein römisch L zu Hirsch,
So macht es funfzig Hirschel.
Ich mache hundert Hirsche draus,
Schreib' Hirschell mit zwei LLen.

Die Neigung zum Absurden, die sich frei und unbewunden bei der Jugend zu Tage zeigt, nachher aber immer mehr in die Tiefe zurücktritt, ohne sich deshalb gänzlich zu verlieren, war bei uns in voller Blüthe, und wir suchten auch durch Originalspäße unsern großen Meister zu feiern. Wir waren sehr glorios, wenn wir der Gesellschaft etwas der Art vorlegen konnten, welches einigermaßen gebilligt wurde, wie z. B. Folgendes auf einen Rittmeister, der auf einem wilden Pferde zu Schaden gekommen war:

Ein Ritter wohnt in diesem Haus,
Ein Meister auch daneben;
Macht man davon einen Blumenstrauß,
So wird's einen Rittmeister geben.
Ist er nun Meister von dem Ritt,
Führt er mit Recht den Namen;
Doch nimmt der Ritt den Meister mit,
Weh ihm und seinem Samen!

Ueber solche Dinge ward sehr ernsthaft gestritten, ob sie des Clowns würdig oder nicht, und ob sie aus der wahrhaften reinen Narrenquelle geflossen, oder ob etwa Sinn und Verstand sich auf eine ungehörige und unzulässige Weise mit eingemischt hätten. Ueberhaupt aber konnten sich diese seltsamen Gesinnungen um so heftiger verbreiten und so Mehrere waren im Falle, daran Theil zu nehmen, als Lessing, der das große Vertrauen besaß, in seiner „Dramaturgie" eigentlich das erste Signal dazu gegeben hatte.

In so gestimmter und aufgeregter Gesellschaft gelang mir manche angenehme Fahrt nach dem oberen Elsaß, woher ich aber eben deshalb keine sonderliche Belehrung zurückbrachte. Die vielen kleinen Verse, die uns bei jeder Gelegenheit entquollen, und die wol eine muntere Reisebeschreibung ausstatten konnten, sind verloren gegangen. In dem Kreuzgange der Abtei Molsheim bewunderten wir die farbigen Scheibengemälde; in der fruchtbaren Gegend zwischen Kolmar und Schlettstadt ertönten possierliche Hymnen an Ceres, indem der Verbrauch so vieler Früchte umständlich auseinandergesetzt und angepriesen, auch die wichtige Streitfrage über den freien oder beschränkten Handel derselben sehr lustig genommen wurde. In Ensisheim sahen wir den ungeheuern Aërolithen in der Kirche aufgehangen und spotteten, der Zweifelsucht jener Zeit gemäß, über die Leichtgläubigkeit der Menschen, nicht vorahnend, daß dergleichen luftgeborne Wesen, wo nicht auf unsern eignen Acker herabfallen, doch wenigstens in unsern Kabinetten sollten verwahrt werden.

Einer mit hundert, ja tausend Gläubigen auf den Ottilienberg begangenen Wallfahrt denk' ich noch immer gern. Hier, wo das Grundgemäuer eines römischen Kastells noch übrig, sollte sich in Ruinen und Steinritzen eine schöne Grafentochter aus frommer Neigung aufgehalten haben. Unfern der Kapelle, wo sich die Wanderer erbauen, zeigt man ihren Brunnen und

erzählt gar manches Anmuthige. Das Bild, das ich mir von ihr machte, und ihr Name prägte ſich tief bei mir ein. Beide trug ich lange mit mir herum, bis ich endlich eine meiner zwar ſpätern, aber darum nicht minder geliebten Töchter damit ausſtattete, die von frommen und reinen Herzen ſo günſtig aufgenommen wurde.

Auch auf dieſer Höhe wiederholt ſich dem Auge das herrliche Elſaß, immer daſſelbe und immer neu; ebenſo wie man im Amphitheater, man nehme Platz wo man wolle, das ganze Volk überſieht, nur ſeine Nachbarn am Deutlichſten, ſo iſt es auch hier mit Büſchen, Feldern, Hügeln, Wäldern, Feldern, Wieſen und Ortſchaften in der Nähe und in der Ferne. Am Horizont wollte man uns ſogar Baſel zeigen; daß wir es geſehen, will ich nicht beſchwören, aber das entfernte Blau der Schweizergebirge übte auch hier ſein Recht über uns aus, indem es uns zu ſich forderte und, da wir nicht dieſem Triebe folgen konnten, ein ſchmerzliches Gefühl zurückließ.

Solchen Zerſtreuungen und Heiterkeiten gab ich mich um ſo lieber und zwar bis zur Trunkenheit hin, als mich mein leidenſchaftliches Verhältniß zu Friedrikens nunmehr zu ängſtigen anfing. Eine ſolche jugendliche, aufs Gerathewohl gehegte Neigung iſt der nächtlich geworfenen Bombe zu vergleichen, die in einer ſanften, glänzenden Linie aufſteigt, ſich unter die Sterne miſcht, ja einen Augenblick unter ihnen zu verweilen ſcheint, alsdann aber abwärts, zwar wieder dieſelbe Bahn, nur umgekehrt, bezeichnet und zuletzt da, wo ſie ihren Lauf geendet, Verderben hinbringt. Friedrike blieb ſich immer gleich; ſie ſchien nicht zu denken noch denken zu wollen, daß dieſes Verhältniß ſich ſo bald endigen könne. Olivie hingegen, die mich zwar auch ungern vermißte, aber doch nicht ſo viel als Jene verlor, war vorausſehender oder offener. Sie ſprach manchmal mit mir über meinen vermuthlichen Abſchied und ſuchte über ſich ſelbſt und ihre Schweſter ſich zu tröſten. Ein Mädchen, das einem Manne entſagt, dem ſie ihre Gewogenheit nicht verleugnet, iſt lange nicht in der peinlichen Lage, in der ſich ein Jüngling befindet, der mit Erklärungen ebenſo weit gegen ein Frauenzimmer herausgegangen iſt. Er ſpielt immer eine leidige Figur; denn von ihm als einem werdenden Manne erwartet man ſchon eine gewiſſe Ueberſicht ſeines Zuſtandes, und ein entſchiedener Leichtſinn will ihn nicht kleiden. Die Urſachen eines Mädchens, das ſich zurückzieht, ſcheinen immer giltig, die des Mannes niemals.

Allein wie soll eine schmeichelnde Leidenschaft uns voraussehn lassen, wohin sie uns führen kann? Denn auch selbst alsdann, wenn wir schon ganz verständig auf sie Verzicht gethan, können wir sie noch nicht loslassen; wir ergetzen uns an der lieblichen Gewohnheit, und sollte es auch auf eine veränderte Weise sein. So ging es auch mir. Wenngleich die Gegenwart Friedrikens mich ängstigte, so wußte ich doch nichts Angenehmeres, als abwesend an sie zu denken und mich mit ihr zu unterhalten. Ich kam seltner hinaus, aber unsere Briefe wechselten desto lebhafter. Sie wußte mir ihre Zustände mit Heiterkeit, ihre Gefühle mit Anmuth zu vergegenwärtigen, so wie ich mir ihre Verdienste mit Gunst und Leidenschaft vor die Seele rief. Die Abwesenheit machte mich frei, und meine ganze Zuneigung blühte erst recht auf durch die Unterhaltung in der Ferne. Ich konnte mich in solchen Augenblicken ganz eigentlich über die Zukunft verblenden; zerstreut war ich genug durch das Fortrollen der Zeit und dringender Geschäfte. Ich hatte bisher möglich gemacht, das Mannichfaltigte zu leisten durch immer lebhafte Theilnahme am Gegenwärtigen und Augenblicklichen; allein gegen das Ende drängte sich Alles gar gewaltsam über einander, wie es immer zu geben pflegt, wenn man sich von einem Orte loslösen soll.

Noch ein Zwischenereigniß nahm mir die letzten Tage weg. Ich befand mich nämlich in ansehnlicher Gesellschaft auf einem Landhause, von wo man die Vorderseite des Münsters und den darüber emporsteigenden Thurm gar herrlich sehen konnte. „Es ist Schade," sagte Jemand, „daß das Ganze nicht fertig geworden und daß wir nur den einen Thurm haben." Ich versetzte dagegen: ‚Es ist mir ebenso leid, diesen einen Thurm nicht ganz ausgeführt zu sehn; denn die vier Schnecken setzen viel zu stumpf ab, es hätten darauf noch vier leichte Thurmspitzen gesollt, sowie eine höhere auf die Mitte, wo das plumpe Kreuz steht.'

Als ich diese Behauptung mit gewöhnlicher Lebhaftigkeit aussprach, redete mich ein kleiner munterer Mann an und fragte: „Wer hat Ihnen das gesagt?" — ‚Der Thurm selbst,' versetzte ich. ‚Ich habe ihn so lange und aufmerksam betrachtet und ihm so viel Neigung erwiesen, daß er sich zuletzt entschloß, mir dieses offenbare Geheimniß zu gestehn.' — „Er hat Sie nicht mit Unwahrheit berichtet," versetzte Jener; ‚ich kann es am Besten wissen, denn ich bin der Schaffner, der über die

Baulichkeiten gesetzt ist. Wir haben in unserm Archiv noch die Originalrisse, welche dasselbe besagen und die ich Ihnen zeigen kann." — Wegen meiner nahen Abreise drang ich auf Beschleunigung dieser Gefälligkeit. Er ließ mich die unschätzbaren Rollen sehn; ich zeichnete geschwind die in der Ausführung fehlenden Spitzen durch ölgetränktes Papier und bedauerte, nicht früher von diesem Schatz unterrichtet gewesen zu sein. Aber so sollte es mir immer ergehen, daß ich durch Anschauen und Betrachten der Dinge erst mühsam zu einem Begriffe gelangen mußte, der mir vielleicht nicht so auffallend und fruchtbar gewesen wäre, wenn man mir ihn überliefert hätte.

In solchem Drang und Verwirrung konnte ich doch nicht unterlassen, Friedriken noch einmal zu sehen. Es waren peinliche Tage, deren Erinnerung mir nicht geblieben ist. Als ich ihr die Hand noch vom Pferde reichte, standen ihr die Thränen in den Augen, und mir war sehr übel zu Muthe. Nun ritt ich auf dem Fußpfade gegen Trusenheim, und da überfiel mich eine der sonderbarsten Ahnungen. Ich sah nämlich, nicht mit den Augen des Leibes, sondern des Geistes, mich mir selbst denselben Weg zu Pferde wieder entgegenkommen, und zwar in einem Kleide, wie ich es nie getragen: es war hechtgrau mit etwas Gold. Sobald ich mich aus diesem Traum aufschüttelte, war die Gestalt ganz hinweg. Sonderbar ist es jedoch, daß ich nach acht Jahren in dem Kleide, das mir geträumt hatte und das ich nicht aus Wahl, sondern aus Zufall gerade trug, mich auf demselben Wege fand, um Friedriken noch einmal zu besuchen. Es mag sich übrigens mit diesen Dingen wie es will verhalten, das wunderliche Trugbild gab mir in jenen Augenblicken des Scheidens einige Beruhigung. Der Schmerz, das herrliche Elsaß mit Allem, was ich darin erworben, auf immer zu verlassen, war gemildert, und ich fand mich, dem Taumel des Lebewohls endlich entflohn, auf einer friedlichen und erheiternden Reise so ziemlich wieder.

In Mannheim angelangt, eilte ich mit größter Begierde, den Antikensaal zu sehn, von dem man viel Rühmens machte. Schon in Leipzig, bei Gelegenheit der Winckelmann'schen und Lessing'schen Schriften, hatte ich viel von diesen bedeutenden Kunstwerken reden hören, desto weniger aber gesehn; denn außer Laokoon dem Vater und dem Faun mit den Krotalen befanden sich keine Abgüsse auf der Akademie, und was uns Oeser bei Gelegenheit dieser Bildnisse zu sagen beliebte, war

freilich räthselhaft genug. Wie will man aber auch Anfängern von dem Ende der Kunst einen Begriff geben?

Direktor Verschaffelt's Empfang war freundlich. Zu dem Saale führte mich einer seiner Gesellen, der, nachdem er mir aufgeschlossen, mich meinen Neigungen und Betrachtungen überließ. Hier stand ich nun, den wundersamsten Eindrücken ausgesetzt, in einem geräumigen, viereckten, bei außerordentlicher Höhe fast kubischen Saal, in einem durch Fenster unter dem Gesims von oben wohl erleuchteten Raum: die herrlichsten Statuen des Alterthums nicht allein an den Wänden gereiht, sondern auch innerhalb der ganzen Fläche durch einander aufgestellt, ein Wald von Statuen, durch den man sich durchwinden, eine große ideale Volksgesellschaft, zwischen der man sich durchdrängen mußte. Alle diese herrlichen Gebilde konnten durch Auf- und Zuziehn der Vorhänge in das vortheilhafteste Licht gestellt werden; überdies waren sie auf ihren Postamenten beweglich und nach Belieben zu wenden und zu drehen.

Nachdem ich die erste Wirkung dieser unwiderstehlichen Masse eine Zeit lang geduldet hatte, wendete ich mich zu denen Gestalten, die mich am Meisten anzogen; und wer kann leugnen, daß Apoll von Belvedere durch seine mäßige Kolossalgröße, den schlanken Bau, die freie Bewegung, den siegenden Blick auch über unsere Empfindung vor allen andern den Sieg davontrage? Sodann wendete ich mich zu Laokoon, den ich hier zuerst mit seinen Söhnen in Verbindung sah. Ich vergegenwärtigte mir so gut als möglich das, was über ihn verhandelt und gestritten worden war, und suchte mir einen eignen Gesichtspunkt; allein ich ward bald da- bald dorthin gezogen. Der sterbende Fechter hielt mich lange fest, besonders aber hatte ich der Gruppe von Kastor und Pollux, diesen kostbaren, obgleich problematischen Resten, die seligsten Augenblicke zu danken. Ich wußte noch nicht, wie unmöglich es sei, sich von einem genießenden Anschauen sogleich Rechenschaft zu geben. Ich zwang mich zu reflektiren, und so wenig es mir gelingen wollte, zu irgend einer Art von Klarheit zu gelangen, so fühlte ich doch, daß jedes Einzelne dieser großen versammelten Masse faßlich, ein jeder Gegenstand natürlich und in sich selbst bedeutend sei.

Auf Laokoon jedoch war meine größte Aufmerksamkeit gerichtet, und ich entschied mir die berühmte Frage, warum er nicht schreie, dadurch, daß ich mir aussprach, er könne nicht schreien. Alle Handlungen und Bewegungen der drei Figuren

gingen mir aus der ersten Konzeption der Gruppe hervor. Die ganze, so gewaltsame als kunstreiche Stellung des Hauptkörpers war aus zwei Anlässen zusammengesetzt, aus dem Streben gegen die Schlangen und aus dem Fliehn vor dem augenblicklichen Biß. Um diesen Schmerz zu mildern, mußte der Unterleib eingezogen und das Schreien unmöglich gemacht werden. So entschied ich mich auch, daß der jüngere Sohn nicht gebissen sei, und wie ich mir sonst noch das Kunstreiche dieser Gruppe auszulegen suchte. Ich schrieb hierüber einen Brief an Oeser, der aber nicht sonderlich auf meine Auslegung achtete, sondern nur meinen guten Willen mit einer allgemeinen Aufmunterung erwiderte. Ich aber war glücklich genug, jenen Gedanken festzuhalten und bei mir mehrere Jahre ruhen zu lassen, bis er sich zuletzt an meine sämmtlichen Erfahrungen und Ueberzeugungen anschloß, in welchem Sinne ich ihn sodann bei Herausgabe der „Propyläen" mittheilte.

Nach eifriger Betrachtung so vieler erhabenen plastischen Werke sollte es mir auch an einem Vorschmack antiker Architektur nicht fehlen. Ich fand den Abguß eines Kapitäls der Rotonde, und ich leugne nicht, daß beim Anblick jener so ungeheuern als eleganten Akanthblätter mein Glaube an die nordische Baukunst etwas zu wanken anfing.

Dieses große und bei mir durchs ganze Leben wirksame frühzeitige Schauen war dennoch für die nächste Zeit von geringen Folgen. Wie gern hätte ich mit dieser Darstellung ein Buch angefangen, anstatt daß ich's damit ende; denn kaum war die Thür des herrlichen Saals hinter mir zugeschlossen, so wünschte ich mich selbst wiederzufinden; ja, ich suchte jene Gestalten eher als lästig aus meiner Einbildungskraft zu entfernen, und nur erst durch einen großen Umweg sollte ich in diesen Kreis zurückgeführt werden. Indessen ist die stille Fruchtbarkeit solcher Eindrücke ganz unschätzbar, die man genießend ohne zersplitterndes Urtheil in sich aufnimmt. Die Jugend ist dieses höchsten Glücks fähig, wenn sie nicht kritisch sein will, sondern das Vortreffliche und Gute ohne Untersuchung und Sonderung auf sich wirken läßt.

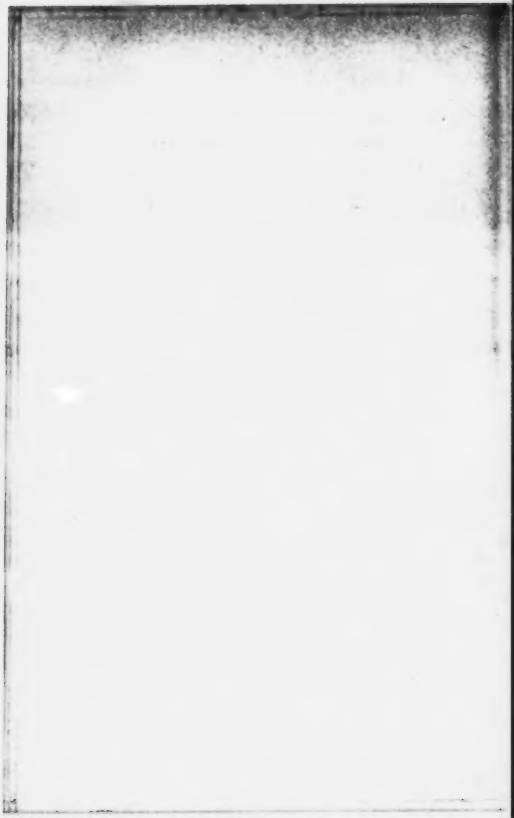

Zwölftes Buch.

Der Wanderer war nun endlich gesünder und froher nach Hause gelangt als das erste Mal; aber in seinem ganzen Wesen zeigte sich doch etwas Ueberspanntes, welches nicht völlig auf gesunde Gesundheit deutete. Gleich zu Anfang brachte ich meine Mutter in den Fall, daß sie zwischen meines Vaters rechtlichem Ordnungsgeist und meiner vielfachen Excentricität die Vorfälle in ein gewisses Mittel zu richten und zu schlichten beschäftigt sein mußte. In Mainz hatte mir ein darfspielender Knabe so wohl gefallen, daß ich ihn, weil die Messe gerade vor der Thüre war, nach Frankfurt einlud, ihm Wohnung zu geben und ihn zu befördern versprach. In diesem Ereigniß trat wieder einmal diejenige Eigenheit hervor, die mich in meinem Leben so viel gekostet hat, daß ich nämlich gern jede, wenn jüngere Wesen sich um mich versammeln und an mich anknüpfen, wodurch ich denn freilich zuletzt mit ihrem Schicksal belastet werde. Eine unangenehme Erfahrung nach der andern konnte mich von dem angebornen Trieb nicht zurückbringen, der noch gegenwärtig bei der deutlichsten Ueberzeugung von Zeit zu Zeit mich irre zu führen droht. Meine Mutter, klärer als ich, sah wohl voraus, wie sonderbar es meinem Vater vorkommen müßte, wenn ein musikalischer Meßläufer von einem so ansehnlichen Hause her zu Gasthöfen und Schenken ginge, sein Brod zu verdienen; daher sorgte sie in der Nachbarschaft für Herberge und Kost desselben; ich empfahl ihn meinen Freunden, und so befand sich das Kind nicht übel. Nach mehreren Jahren sah ich ihn wieder, wo er größer und tölpischer geworden war, ohne in

seiner Kunst viel zugenommen zu haben. Die wackere Frau, mit dem ersten Probestück des Ausgleichens und Vertuschens wohl zufrieden, dachte nicht, daß sie diese Kunst in der nächsten Zeit durchaus nöthig haben würde. Der Vater, in seinen verjährten Liebhabereien und Beschäftigungen ein zufriedenes Leben führend, war behaglich wie Einer, der trotz allen Hindernissen und Verspätungen seine Plane durchsetzt. Ich hatte nun promovirt, der erste Schritt zu dem ferneren bürgerlichen stufenweisen Lebensgange war gethan. Meine Disputation hatte seinen Beifall, ihn beschäftigte die nähere Betrachtung derselben und manche Vorbereitung zu einer künftigen Herausgabe. Während meines Aufenthalts im Elsaß hatte ich viel kleine Gedichte, Aufsätze, Reisebemerkungen und manches fliegende Blatt geschrieben. Diese zu rubriziren, zu ordnen, die Vollendung zu verlangen, unterhielt ihn, und so war er froh in der Erwartung, daß meine bisher unüberwundene Abneigung, etwas dieser Dinge gedruckt zu sehn, sich nächstens verlieren werde. Die Schwester hatte einen Kreis von verständigen und liebenswürdigen Frauenzimmern um sich versammelt. Ohne herrisch zu sein, herrschte sie über alle, indem ihr Verstand gar Manches übersehn und ihr guter Wille Vieles ausgleichen konnte, sie auch überdies in dem Fall war, eher die Vertraute als die Rivalin zu spielen. Von ältern Freunden und Bekannten fand ich an Horn den unveränderlich treuen Freund und heiteren Gesellschafter; mit Riese ward ich auch vertraut, der meinen Scharfsinn zu üben und zu prüfen nicht verfehlte, indem er durch anhaltenden Widerspruch einem dogmatischen Enthusiasmus, in welchen ich nur gar zu gern verfiel, Zweifel und Verneinung entgegensetzte. Andere traten nach und nach zu diesem Kreis, deren ich künftig gedenke; jedoch standen unter den Personen, die mir den neuen Aufenthalt in meiner Vaterstadt angenehm und fruchtbar machten, die Gebrüder Schlosser allerdings obenan. Der ältere, Hieronymus, ein gründlicher und eleganter Rechtsgelehrter, hatte als Sachwalter ein allgemeines Vertrauen. Unter seinen Büchern und Akten, in Zimmern, wo die größte Ordnung herrschte, war sein liebster Aufenthalt; dort hab' ich ihn niemals anders als heiter und theilnehmend gefunden. Auch in größerer Gesellschaft erwies er sich angenehm und unterhaltend; denn sein Geist war durch eine ausgebreitete Lektüre mit allem Schönen der Vorwelt geziert. Er verschmähte nicht, bei Gelegenheit durch geistreiche lateinische Gedichte die

geselligen Freuden zu vermehren; wie ich denn noch verschiedene scherzhafte Distichen von ihm besitze, die er unter einige von mir gezeichnete Porträte seltsamer, allgemein bekannter Frankfurter Karikaturen geschrieben hatte. Oefters berieth ich mich mit ihm über meinen einzuleitenden Lebens- und Geschäftsgang, und hätten mich nicht hundertfältige Neigungen, Leidenschaften und Zerstreuungen von diesem Wege fortgerissen, er würde mir der sicherste Führer geworden sein.

Näher an Alter stand mir sein Bruder Georg, der sich von Treptow, aus den Diensten des Herzogs Eugen von Württemberg, wieder zurückgezogen hatte. An Weltkenntniß, an praktischem Geschick vorgeschritten, war er in seiner Uebersicht der deutschen und auswärtigen Literatur auch nicht zurückgeblieben. Er schrieb wie vormals gern in allen Sprachen, regte mich aber dadurch nicht weiter an, da ich, mich dem Deutschen ausschließlich widmend, die übrigen nur in so weit kultivirte, daß ich die besten Autoren im Original einigermaßen zu lesen im Stande war. Seine Rechtschaffenheit zeigte sich immer als dieselbe, ja, die Bekanntschaft mit der Welt mochte ihn veranlaßt haben, strenger, sogar starrer auf seinen wohlmeinenden Gesinnungen zu beharren.

Durch diese beiden Freunde ward ich denn auch gar bald mit Merck bekannt, dem ich durch Herdern von Straßburg aus nicht ungünstig angekündigt war. Dieser eigne Mann, der auf mein Leben den größten Einfluß gehabt, war von Geburt ein Darmstädter. Von seiner früheren Bildung wüßte ich wenig zu sagen. Nach vollendeten Studien führte er einen Jüngling nach der Schweiz, wo er eine Zeit lang blieb und beweibt zurückkam. Als ich ihn kennen lernte, war er Kriegszahlmeister in Darmstadt. Mit Verstand und Geist geboren, hatte er sich sehr schöne Kenntnisse, besonders der neueren Literaturen, erworben und sich in der Welt- und Menschengeschichte nach allen Zeiten und Gegenden umgesehn. Treffend und scharf zu urtheilen, war ihm gegeben. Man schätzte ihn als einen wackern, entschlossenen Geschäftsmann und fertigen Rechner. Mit Leichtigkeit trat er überall ein, als ein sehr angenehmer Gesellschafter für Die, denen er sich durch beißende Züge nicht furchtbar gemacht hatte. Er war lang und hager von Gestalt, eine hervordringende spitze Nase zeichnete sich aus, hellblaue, vielleicht graue Augen gaben seinem Blick, der aufmerkend hin- und wiederging, etwas Tigerartiges. Lavater's Physiognomik hat uns sein Profil

aufbewahrt. In seinem Charakter lag ein wunderbares Mißverhältniß: von Natur ein braver, edler, zuverlässiger Mann, hatte er sich gegen die Welt erbittert und ließ diesen grillenkranken Zug dergestalt in sich walten, daß er eine unüberwindliche Neigung fühlte, vorsätzlich ein Schalk, ja ein Schelm zu sein. Verständig, ruhig, gut in einem Augenblick, konnte es ihm in dem andern einfallen, wie die Schnecke ihre Hörner hervorstreckt, irgend etwas zu thun, was einen Andern kränkte, verletzte, ja was ihm schädlich ward. Doch wie man gern mit etwas Gefährlichem umgeht, wenn man selbst davor sicher zu sein glaubt, so hatte ich eine desto größere Neigung, mit ihm zu leben und seiner guten Eigenschaften zu genießen, da ein zuversichtliches Gefühl mich ahnen ließ, daß er seine schlimme Seite nicht gegen mich kehren werde. Wie er sich nun durch diesen sittlich unruhigen Geist, durch dieses Bedürfniß, die Menschen hämisch und tückisch zu behandeln, von einer Seite das gesellige Leben verdarb, so widersprach eine andere Unruhe, die er auch recht sorgfältig in sich nährte, seinem innern Behagen. Er fühlte nämlich einen gewissen dilettantischen Produktionstrieb, dem er um so mehr nachhing, als er sich in Prosa und Versen leicht und glücklich ausdrückte und unter den schönen Geistern jener Zeit eine Rolle zu spielen gar wohl wagen durfte. Ich besitze selbst noch poetische Episteln von ungemeiner Kühnheit, Derbheit und Zwistischer Galle, die sich durch originelle Ansichten der Personen und Sachen höchlich auszeichnen, aber zugleich mit so verletzender Kraft geschrieben sind, daß ich sie nicht einmal gegenwärtig publizieren möchte, sondern sie entweder vertilgen oder als auffallende Dokumente des geheimen Zwiespalts in unserer Literatur der Nachwelt aufbewahren muß. Daß er jedoch bei allen seinen Arbeiten verneinend und zerstörend zu Werke ging, war ihm selbst unangenehm, und er sprach es oft aus, er beneide mich um meine unschuldige Darstellungsgabe, welche aus der Freude an dem Gebildeten und dem Nachgebildeten entspringe.

Uebrigens hätte ihm sein literarischer Dilettantismus eher Nutzen als Schaden gebracht, wenn er nicht den unwiderstehlichen Trieb gefühlt hätte, auch im technischen und merkantilischen Fach aufzutreten. Denn wenn er einmal seine Fähigkeiten zu verwundern anfing und außer sich war, die Anwürfe an ein ausübendes Talent nicht genialisch genug hervorbringen zu können, so ließ er bald die bildende, bald die Dichtkunst fahren und kam

auf fabrikmäßige, kaufmännische Unternehmungen, welche Geld einbringen sollten, indem sie ihm Spaß machten.

In Darmstadt befand sich übrigens eine Gesellschaft von sehr gebildeten Männern. Geheimerath von Hesse, Minister des Landgrafen, Professor Petersen, Rektor Wenck und Andere waren die Einheimischen, zu deren Werth sich manche fremde Benachbarte und viele Durchreisende abwechselnd gesellten. Die Geheimeräthin von Hesse und ihre Schwester, Demoiselle Flachsland, waren Frauenzimmer von seltenen Verdiensten und Anlagen, die Letztere, Herder's Braut, derzeit interessant durch ihre Eigenschaften und ihre Neigung zu einem so vortrefflichen Manne.

Wie sehr dieser Kreis mich belebte und förderte, wäre nicht auszusprechen. Man hörte gern die Vorlesung meiner gefertigten oder angefangenen Arbeiten, man munterte mich auf, wenn ich offen und umständlich erzählte, was ich eben vorhatte, und schalt mich, wenn ich bei jedem neuen Anlaß das früher Begonnene zurücksetzte. „Faust" war schon vorgerückt, „Götz von Berlichingen" baute sich nach und nach in meinem Geiste zusammen, das Studium des funfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts beschäftigte mich, und jenes Münstergebäude hatte einen sehr ernsten Eindruck in mir zurückgelassen, der als Hintergrund zu solchen Dichtungen gar wohl dastehn konnte.

Was ich über jene Baukunst gedacht und gewähnt hatte, schrieb ich zusammen. Das Erste, worauf ich drang, war, daß man sie deutsch und nicht gothisch nennen, nicht für ausländisch, sondern für vaterländisch halten solle; das Zweite, daß man sie nicht mit der Baukunst der Griechen und Römer vergleichen dürfe, weil sie aus einem ganz andern Prinzip entspringen sei. Wenn jene unter einem glücklicheren Himmel ihr Dach auf Säulen ruhen ließen, so entstand ja schon an und für sich eine durchbrochene Wand. Wir aber, die wir uns durchaus gegen die Witterung schützen und mit Mauern überall umgeben müssen, haben den Genius zu verehren, der Mittel fand, massiven Wänden Mannichfaltigkeit zu geben, sie dem Scheine nach zu durchbrechen und das Auge würdig und erfreulich auf der großen Fläche zu beschäftigen. Dasselbe galt von den Thürmen, welche nicht wie die Kuppeln nach innen einen Himmel bilden, sondern außen gen Himmel streben und das Dasein des Heiligthums, das sich an ihre Base gelagert, weit umher den Ländern verkünden sollten. Das Innere dieser würdigen

Gebäude wagte ich nur durch poetisches Anschauen und durch fromme Stimmung zu berühren.

Hätte ich diese Ansichten, denen ich ihren Werth nicht absprechen will, klar und deutlich in vernehmlichem Stil abzufassen beliebt, so hätte der Druckbogen „Von Deutscher Baukunst. D. M. Erwini a Steinbach" schon damals, als ich ihn herausgab, mehr Wirkung gethan und die vaterländischen Freunde der Kunst früher aufmerksam gemacht; so aber verhüllte ich, durch Hamann's und Herder's Beispiel verführt, diese ganz einfachen Gedanken und Betrachtungen in eine Staubwolke von seltsamen Worten und Phrasen und verfinsterte das Licht, das mir aufgegangen war, für mich und Andere. Demungeachtet wurden diese Blätter gut aufgenommen und in dem Herder'schen Heft „Von Deutscher Art und Kunst" nochmals abgedruckt.

Wenn ich mich nun theils aus Neigung, theils zu dichterischen und andern Zwecken mit vaterländischen Alterthümern sehr gern beschäftigte und sie mir zu vergegenwärtigen suchte, so ward ich durch die biblischen Studien und durch religiöse Anklänge von Zeit zu Zeit wieder abgelenkt, da ja Luther's Leben und Thaten, die in dem sechzehnten Jahrhundert so herrlich hervorglänzen, mich immer wieder zu den heiligen Schriften und zu Betrachtung religiöser Gefühle und Meinungen hinleiten mußten. Die Bibel als ein zusammengetragenes, nach und nach entstandenes, zu verschiedenen Zeiten überarbeitetes Werk anzusehn, schmeichelte meinem kleinen Dünkel, indem diese Vorstellungsart noch keineswegs herrschend, viel weniger in dem Kreis aufgenommen war, in welchem ich lebte. Was den Hauptsinn betraf, hielt ich mich an Luther's Ausdruck, im Einzelnen ging ich wol zur Schmid'schen wörtlichen Uebersetzung und suchte mein weniges Hebräisch dabei so gut als möglich zu benutzen. Daß in der Bibel sich Widersprüche finden, wird jetzt Niemand in Abrede sein. Diese suchte man dadurch auszugleichen, daß man die deutlichste Stelle zum Grunde legte und die widersprechende, weniger klare jener anzuähnlichen bemüht war. Ich dagegen wollte durch Prüfung herausfinden, welche Stelle den Sinn der Sache am Meisten ausspräche; an diese hielt ich mich und verwarf die andern als untergeschoben.

Denn schon damals hatte sich bei mir eine Grundmeinung festgesetzt, ohne daß ich zu sagen wüßte, ob sie mir eingeflößt, ob sie bei mir angeregt worden, oder ob sie aus eignem Nachdenken entsprungen sei. Es war nämlich die: bei Allem, was

uns überliefert, besonders aber schriftlich überliefert werde, komme es auf den Grund, auf das Innere, den Sinn, die Richtung des Werks an: hier liege das Ursprüngliche, Göttliche, Wirksame, Unantastbare, Unverwüstliche, und keine Zeit, keine äußere Einwirkung noch Bedingung könne diesem innern Urwesen etwas anhaben, wenigstens nicht mehr als die Krankheit des Körpers einer wohlgebildeten Seele. So sei nun Sprache, Dialekt, Eigenthümlichkeit, Stil und zuletzt die Schrift als Körper eines jeden geistigen Werks anzusehn: dieser, zwar nah genug mit dem Innern verwandt, sei jedoch der Verschlimmerung, dem Verderbniß ausgesetzt: wie denn überhaupt keine Ueberlieferung ihrer Natur nach ganz rein gegeben, und wenn sie auch rein gegeben würde, in der Folge jederzeit vollkommen verständlich sein könnte, jenes wegen Unzulänglichkeit der Organe, durch welche überliefert wird, dieses wegen des Unterschieds der Zeiten, der Orte, besonders aber wegen der Verschiedenheit menschlicher Fähigkeiten und Denkweisen; weshalb denn ja auch die Ausleger sich niemals vergleichen werden.

Das Innere, Eigentliche einer Schrift, die uns besonders zusagt, zu erforschen, sei daher eines Jeden Sache und dabei vor allen Dingen zu erwägen, wie sie sich zu unserm eignen Innern verhalte und inwiefern durch jene Lebenskraft die unsrige erregt und befruchtet werde: alles Aeußere hingegen, was auf uns unwirksam oder einem Zweifel unterworfen sei, habe man der Kritik zu überlassen, welche, wenn sie auch im Stande sein sollte, das Ganze zu zerstückeln und zu zersplittern, dennoch niemals dahin gelangen würde, uns den eigentlichen Grund, an dem wir festhalten, zu rauben, ja uns nicht einen Augenblick an der einmal gefaßten Zuversicht irre zu machen.

Diese aus Glauben und Schauen entsprungene Ueberzeugung, welche in allen Fällen, die wir für die wichtigsten erkennen, anwendbar und stärkend ist, liegt zum Grunde meinem sittlichen sowol als literarischen Lebensbau und ist als ein wohl angelegtes und reichlich wucherndes Kapital anzusehn, ob wir gleich in einzelnen Fällen zu fehlerhafter Anwendung verleitet werden können. Durch diesen Begriff ward mir denn die Bibel erst recht zugänglich. Ich hatte sie, wie bei dem Religionsunterricht der Protestanten geschieht, mehrmals durchlaufen, ja mich mit derselben sprungweise, von vorn nach hinten und umgekehrt bekannt gemacht. Die derbe Natürlichkeit des Alten Testaments und die zarte Naivität des Neuen hatte mich

im Einzelnen angezogen; als ein Ganzes wollte sie mir zwar niemals recht entgegentreten, aber die verschiedenen Charakter der verschiedenen Bücher machten mich nun nicht mehr irre; ich wußte mir ihre Bedeutung der Reihe nach treulich zu vergegenwärtigen und hatte überhaupt zu viel Gemüth an dieses Buch verwandt, als daß ich es jemals wieder hätte entbehren sollen. Eben von dieser gemüthlichen Seite war ich gegen alle Spöttereien geschützt, weil ich deren Unredlichkeit sogleich einsah. Ich verabscheute sie nicht nur, sondern ich konnte darüber in Wuth gerathen, und ich erinnere mich noch genau, daß ich in kindlich fanatischem Eifer Voltairen, wenn ich ihn hätte habhaft werden können, wegen seines Saul's gar wohl erdrosselt hätte. Jede Art von redlicher Forschung dagegen sagte mir höchlich zu, die Aufklärungen über des Orients Lokalität und Kostüm, welche immer mehr Licht verbreiteten, nahm ich mit Freuden auf und fuhr fort, allen meinen Scharfsinn an den so werthen Ueberlieferungen zu üben.

Man weiß, wie ich schon früher mich in den Zustand der Urwelt, die uns das erste Buch Mosis schildert, einzuweihen suchte. Weil ich nun schrittweise und ordentlich zu verfahren dachte, so griff ich nach einer langen Unterbrechung das zweite Buch an. Allein welch ein Unterschied! Gerade wie die kindliche Fülle aus meinem Leben verschwunden war, so fand ich auch das zweite Buch von dem ersten durch eine ungeheure Kluft getrennt. Das völlige Vergessen vergangener Zeit spricht sich schon aus in den wenigen bedeutenden Worten: „Da kam ein neuer König auf in Aegypten, der wußte nichts von Joseph." Aber auch das Volk, wie die Sterne des Himmels unzählbar, hatte beinah den Ahnherrn vergessen, dem Jehovah gerade dieses nunmehr erfüllte Versprechen unter dem Sternenhimmel gethan hatte. Ich arbeitete mich mit unsäglicher Mühe, mit unzulänglichen Hülfsmitteln und Kräften durch die fünf Bücher und gerieth dabei auf die wunderlichsten Einfälle. Ich glaubte gefunden zu haben, daß nicht unsere Zehn Gebote auf den Tafeln gestanden, daß die Israeliten keine vierzig Jahre, sondern nur kurze Zeit durch die Wüste gewandert, und ebenso bildete ich mir ein, über den Charakter Mosis ganz neue Aufschlüsse geben zu können.

Auch das Neue Testament war vor meinen Untersuchungen nicht sicher; ich verschonte es nicht mit meiner Sonderungslust, aber aus Liebe und Neigung stimmte ich doch in jenes heilsame

Wort mit ein: „Die Evangelisten mögen sich widersprechen, wenn sich nur das Evangelium nicht widerspricht.“ — Auch in dieser Region glaubte ich allerhand Entdeckungen zu machen. Jene Gabe der Sprachen, am Pfingstfeste in Glanz und Klarheit ertheilt, deutete ich mir auf eine etwas abstruse Weise, nicht geeignet, sich viele Theilnehmer zu verschaffen.

In eine der Hauptlehren des Lutherthums, welche die Brüdergemeinde noch geschärft hatte, das Sündhafte im Menschen als vorwaltend anzusehn, versuchte ich mich zu schicken, obgleich nicht mit sonderlichem Glück. Doch hatte ich mir die Terminologie dieser Lehre so ziemlich zu eigen gemacht und bediente mich derselben in einem Briefe, den ich unter der Maske eines Landgeistlichen an einen neuen Amtsbruder zu erlassen beliebte. Das Hauptthema desselbigen Schreibens war jedoch die Losung der damaligen Zeit: sie hieß Toleranz und galt unter den besseren Köpfen und Geistern.

Solche Dinge, die nach und nach entstanden, ließ ich, um mich an dem Publikum zu versuchen, im folgenden Jahre auf meine Kosten drucken, verschenkte sie oder gab sie der Eichenbergischen Buchhandlung, um sie so gut als möglich zu verhökern, ohne daß mir dadurch einiger Vortheil zugewachsen wäre. Hier und da gedenkt eine Recension derselben, bald günstig, bald ungünstig, doch gleich waren sie verschollen. Mein Vater bewahrte sie sorgfältig in seinem Archiv, sonst würde ich kein Exemplar davon besitzen. Ich werde sie, so wie einiges Ungedruckte der Art, was ich noch vorgefunden, der neuen Ausgabe meiner Werke hinzufügen.

Da ich mich nun sowol zu dem sibyllinischen Stil solcher Blätter als zu der Herausgabe derselben eigentlich durch Hamann hatte verleiten lassen, so scheint mir hier eine schickliche Stelle, dieses würdigen, einflußreichen Mannes zu gedenken, der uns damals ein ebenso großes Geheimniß war, als er es immer dem Vaterlande geblieben ist. Seine „Sokratischen Denkwürdigkeiten“ erregten Aufsehen und waren solchen Personen besonders lieb, die sich mit dem blendenden Zeitgeiste nicht vertragen konnten. Man ahnete hier einen tiefdenkenden, gründlichen Mann, der, mit der offenbaren Welt und Literatur genau bekannt, doch auch noch etwas Geheimes, Unerforschliches gelten ließ und sich darüber auf eine ganz eigne Weise aussprach. Von Denen, die damals die Literatur des Tags beherrschten, ward er freilich für einen abstrusen Schwärmer gehalten, eine aufstrebende

Jugend aber ließ sich wohl von ihm anziehn. Sogar die Stillen im Lande, wie sie bald im Scherz, bald im Ernst genannt wurden, jene frommen Seelen, welche, ohne sich zu irgend einer Gesellschaft zu bekennen, eine unsichtbare Kirche bildeten, wendeten ihm ihre Aufmerksamkeit zu, und meiner Klettenberg, nicht weniger ihrem Freunde Moser, war der Magus aus Norden eine willkommene Erscheinung. Man setzte sich um so mehr mit ihm in Verhältniß, als man erfahren hatte, daß er, von knappen häuslichen Umständen geeinigt, sich dennoch diese schöne und hohe Sinnesweise zu erhalten verstand. Bei dem großen Einflusse des Präsidenten von Moser wäre es leicht gewesen, einem so genügsamen Manne ein leidliches und bequemes Dasein zu verschaffen. Die Sache war auch eingeleitet, ja man hatte sich so weit schon verständigt und genähert, daß Hamann die weite Reise von Königsberg nach Darmstadt unternahm. Als aber der Präsident zufällig abwesend war, kehrte jener wunderliche Mann, aus welchem Anlaß weiß man nicht, sogleich wieder zurück; man blieb jedoch in einem freundlichen Briefverhältniß. Ich besitze noch zwei Schreiben des Königsbergers an seinen Gönner, die von der wundersamen Großheit und Innigkeit ihres Verfassers Zeugniß ablegen.

Aber ein so gutes Verständniß sollte nicht lange dauern. Diese frommen Menschen hatten sich Jenen auch nach ihrer Weise fromm gedacht, sie hatten ihn als den Magus aus Norden mit Ehrfurcht behandelt und glaubten, daß er sich auch seiert in ehrwürdigem Betragen darstellen würde. Allein er hatte schon durch die „Wolken. Ein Nachspiel Sokratischer Denkwürdigkeiten", einigen Anstoß gegeben, und da er nun gar die „Kreuzzüge des Philologen" herausgab, auf deren Titelblatt nicht allein das Ziegenprofil eines gehörnten Pan's zu sehen war, sondern auch auf einer der ersten Seiten ein grober in Holz geschnittener Hahn, taktschlagend jungen Hähnchen, die mit Noten in den Krallen vor ihm da standen, sich bald Lächerlich machte, wodurch gewisse Kirchenmuskeln, die der Verfasser nicht hätten machte, scherhaft durchzogen werden sollten, so entstand unter den Weh- und Zartgesinnten ein Mißbehagen, welches man dem Verfasser merken ließ, der denn auch dadurch nicht erbaut, einer engeren Vereinigung sich entzog. Unsere Aufmerksamkeit auf diesen Mann hielt jedoch Herder immer lebendig, der, mit seiner Braut und uns in korrespondenz bleibend, Alles, was von jenem merkwürdigen Geiste nur ausging, sogleich mittheilte.

Darunter gehörten denn auch seine Recensionen und Anzeigen, eingerückt in die Königsberger Zeitung, die alle einen höchst sonderbaren Charakter trugen. Ich besitze eine meist vollständige Sammlung seiner Schriften und einen sehr bedeutenden handschriftlichen Aufsatz über Herder's Preisschrift, den Ursprung der Sprache betreffend, worin er dieses Herder'sche Probestück auf die eigenste Art mit wunderlichen Schlaglichtern beleuchtet.

Ich gebe die Hoffnung nicht auf, eine Herausgabe der Hamann'schen Werke entweder selbst zu besorgen oder wenigstens zu befördern, und alsdann, wenn diese wichtigen Dokumente wieder vor den Augen des Publikums liegen, möchte es Zeit sein, über den Verfasser, dessen Natur und Wesen das Nähere zu besprechen; inzwischen will ich doch Einiges hier schon beibringen, um so mehr, als noch vorzügliche Männer leben, die ihm auch ihre Neigung geschenkt, und deren Beistimmung oder Zurechtweisung mir sehr willkommen sein würde. Das Prinzip, auf welches die sämmtlichen Aeußerungen Hamann's sich zurückführen lassen, ist dieses: „Alles, was der Mensch zu leisten unternimmt, es werde nun durch That oder Wort oder sonst hervorgebracht, muß aus sämmtlichen vereinigten Kräften entspringen; alles Vereinzelte ist verwerflich." Eine herrliche Maxime, aber schwer zu befolgen! Von Leben und Kunst mag sie freilich gelten, bei jeder Ueberlieferung durchs Wort hingegen, die nicht gerade poetisch ist, findet sich eine große Schwierigkeit; denn das Wort muß sich ablösen, es muß sich vereinzeln, um etwas zu sagen, zu bedeuten. Der Mensch, indem er spricht, muß für den Augenblick einseitig werden; es giebt keine Mittheilung, keine Lehre ohne Sonderung. Da nun aber Hamann ein- für allemal dieser Trennung widerstrebte und, wie er in einer Einheit empfand, imaginirte, dachte, so auch sprechen wollte und das Gleiche von Andern verlangte, so trat er mit seinem eignen Stil und mit Allem, was die Andern hervorbringen konnten, in Widerstreit. Um das Unmögliche zu leisten, greift er daher nach allen Elementen; die tiefsten, geheimsten Anschauungen, wo sich Natur und Geist im Verborgenen begegnen, erleuchtende Verstandesblitze, die aus einem solchen Zusammentreffen hervorstrahlen, bedeutende Bilder, die in diesen Regionen schweben, andringende Sprüche der heiligen und Profan-Stridenten, und was sich sonst noch humoristisch hinzufügen mag, alles Dieses bildet die wunderbare Gesammtheit seines Stils, seiner Mittheilungen. Kann man sich nun in der Tiefe

nicht zu ihm gesellen, auf den Höhen nicht mit ihm wandeln, der Gestalten, die ihm vorschweben, sich nicht bemächtigen, aus einer unendlich ausgebreiteten Literatur nicht gerade den Sinn einer nur angedeuteten Stelle herausfinden, so wird es um uns nur trüber und dunkler, je mehr wir ihn studiren, und diese Finsterniß wird mit den Jahren immer zunehmen, weil seine Anspielungen auf bestimmte, im Leben und in der Literatur augenblicklich herrschende Eigenheiten vorzüglich gerichtet waren. Unter meiner Sammlung befinden sich einige seiner gedruckten Bogen, wo er an dem Rande eigenhändig die Stellen zitirt hat, auf die sich seine Andeutungen beziehn. Schlägt man sie auf, so giebt es abermals ein zweideutiges Doppellicht, das uns höchst angenehm erscheint, nur muß man durchaus auf das Verzicht thun, was man gewöhnlich Verstehen nennt. Solche Blätter verdienen auch deswegen sibyllinisch genannt zu werden, weil man sie nicht an und für sich betrachten kann, sondern auf Gelegenheit warten muß, wo man etwa zu ihren Orakeln seine Zuflucht nähme. Jedesmal, wenn man sie aufschlägt, glaubt man etwas Neues zu finden, weil der einer jeden Stelle inwohnende Sinn uns auf eine vielfache Weise berührt und aufregt.

Persönlich habe ich ihn nie gesehn, auch kein unmittelbares Verhältniß zu ihm durch Briefe gehabt. Mir scheint er in Lebens- und Freundschaftsverhältnissen höchst klar gewesen zu sein und die Bezüge der Menschen unter einander und auf ihn sehr richtig gefühlt zu haben. Alle Briefe, die ich von ihm sah, waren vortrefflich und viel deutlicher als seine Schriften, weil hier der Bezug auf Zeit und Umstände sowie auf persönliche Verhältnisse klarer hervortrat. So viel glaubte ich jedoch durchaus zu ersehn, daß er, die Ueberlegenheit seiner Geistesgaben aufs Naivste fühlend, sich jederzeit für etwas weiser und klüger gehalten als seine Korrespondenten, denen er mehr ironisch als herzlich begegnete. Gälte dies auch nur von einzelnen Fällen, so war es für mich doch die Mehrzahl und Ursache, daß ich mich ihm zu nähern niemals Verlangen trug.

Zwischen Herdern und uns waltete dagegen ein gemüthlich literarischer Verkehr höchst lebhaft fort, nur Schade, daß er sich niemals ruhig und rein erhalten konnte. Aber Herder unterließ sein Necken und Schelten nicht; Merken brauchte man nicht viel zu wollen, der mich denn auch zur Ungeduld aufzuregen wußte. Weil nun Herder unter allen Schriftstellern und Menschen

Gwisten am Meisten zu ehren schien, so hieß er unter uns gleichfalls der Dechant, und dieses gab abermals zu mancherlei Irrungen und Verdrießlichkeiten Anlaß.

Demungeachtet freuten wir uns höchlich, als wir vernahmen, daß er in Bückeburg sollte angestellt werden, welches ihm doppelt Ehre brachte; denn sein neuer Patron hatte den höchsten Ruf als ein einsichtiger, tapferer, obwol sonderbarer Mann gewonnen. Thomas Abbt war in diesen Diensten bekannt und berühmt geworden; dem Verstorbenen klagte das Vaterland nach und freute sich an dem Denkmal, das ihm sein Gönner gestiftet. Nun sollte Herder an der Stelle des zu früh Verblichenen alle diejenigen Hoffnungen erfüllen, welche sein Vorgänger so würdig erregt hatte.

Die Epoche, worin dieses geschah, gab einer solchen Anstellung doppelten Glanz und Werth; denn mehrere deutsche Fürsten folgten schon dem Beispiel des Grafen von der Lippe, daß sie nicht blos gelehrte und eigentlich geschäftsfähige, sondern auch geistreiche und vielversprechende Männer in ihre Dienste aufnahmen. Es hieß, Klopstock sei von dem Markgrafen Karl von Baden berufen worden, nicht zu eigentlichem Geschäftsdienst, sondern um durch seine Gegenwart Anmuth und Nutzen der höheren Gesellschaft mitzutheilen. So wie nun hierdurch das Ansehn auch dieses vortrefflichen Fürsten wuchs, der allem Nützlichen und Schönen seine Aufmerksamkeit schenkte, so mußte die Verehrung für Klopstock gleichfalls nicht wenig zunehmen. Lieb und werth war Alles, was von ihm ausging; sorgfältig schrieben wir die Oden ab und die Elegien, wie sie ein Jeder habhaft werden konnte. Höchst vergnügt waren wir daher, als die große Landgräfin Karoline von Hessen-Darmstadt eine Sammlung derselben veranstaltete und eins der wenigen Exemplare in unsere Hände kam, das uns in Stand setzte, die eignen handschriftlichen Sammlungen zu vervollzähligen. Daher sind uns jene ersten Lesarten lange Zeit die liebsten geblieben, ja wir haben uns noch oft an Gedichten, die der Verfasser nachher verworfen, erquickt und erfreut. So wahr ist, daß das aus einer schönen Seele hervordringende Leben nur um desto freier wirkt, je weniger es durch Kritik in das Kunstfach herübergezogen erscheint.

Klopstock hatte sich und andern talentvollen Männern durch seinen Charakter und sein Betragen Ansehn und Würde zu verschaffen gewußt; nun sollten sie ihm aber auch wo möglich

die Sicherung und Verbesserung ihres häuslichen Bestandes verdanken. Der Buchhandel nämlich bezog sich in früherer Zeit mehr auf bedeutende wissenschaftliche Fakultätswerke, auf stehende Verlagsartikel, welche mäßig honorirt wurden. Die Produktion von poetischen Schriften aber wurde als etwas Heiliges angesehn, und man hielt es beinah für Simonie, ein Honorar zu nehmen oder zu steigern. Autoren und Verleger standen in dem wunderlichsten Wechselverhältniß. Beide erschienen, wie man es nehmen wollte, als Patrone und als Klienten. Jene, die neben ihrem Talent gewöhnlich als höchst sittliche Menschen vom Publikum betrachtet und verehrt wurden, hatten einen geistigen Rang und fühlten sich durch das Glück der Arbeit belohnt; diese begnügten sich gern mit der zweiten Stelle und genossen eines ansehnlichen Vortheils; nun aber setzte die Wohlhabenheit den reichen Buchhändler wieder über den armen Poeten, und so stand Alles in dem schönsten Gleichgewicht. Wechselseitige Großmuth und Dankbarkeit war nicht selten: Kreikopf und Gottsched blieben lebenslang Hausgenossen; Kniecrei und Niederträchtigkeit, besonders der Nachdrucker, waren noch nicht im Schwange.

Demungeachtet war unter den deutschen Autoren eine allgemeine Bewegung entstanden. Sie verglichen ihren eignen sehr mäßigen, wo nicht ärmlichen Zustand mit dem Reichthum der angesehenen Buchhändler; sie betrachteten, wie groß der Ruhm eines Gellert, eines Rabener sei, und in welcher häuslichen Enge ein allgemein beliebter deutscher Schriftsteller sich behelfen müsse, wenn er sich nicht durch sonst irgend einen Erwerb das Leben erleichterte. Auch die mittleren und geringeren Geister fühlten ein lebhaftes Verlangen, ihre Lage verbessert zu sehn, sich von Verlegern unabhängig zu machen.

Nun trat Klopstock hervor und bot seine „Gelehrtenrepublik" auf Subskription an. Obgleich die spätern Gesänge des „Messias" theils ihres Inhalts, theils der Behandlung wegen nicht die Wirkung thun konnten wie die frühern, die, selbst rein und unschuldig, in eine reine und unschuldige Zeit kamen, so blieb doch die Achtung gegen den Dichter immer gleich, der sich durch die Herausgabe seiner Oden die Herzen, Geister und Gemüther vieler Menschen zugewendet hatte. Viele wohldenkende Männer, darunter mehrere von großem Einfluß, erboten sich, Vorausbezahlung anzunehmen, die auf einen Louisd'or gesetzt war, weil es hieß, daß man nicht sowol das Buch bezahlen, als den Ver-

faſſer bei dieſer Gelegenheit für ſeine Verdienſte um das Vaterland belohnen ſollte. Hier drängte ſich nun Jedermann hinzu; ſelbſt Jünglinge und Mädchen, die nicht viel aufzuwenden hatten, eröffneten ihre Sparbüchſen; Männer und Frauen, der obere, der mittlere Stand trugen zu dieſer heiligen Spende bei, und es kamen vielleicht tauſend Pränumeranten zuſammen. Die Erwartung war aufs Höchſte geſpannt, das Zutrauen ſo groß als möglich.

Hiernach mußte das Werk bei ſeiner Erſcheinung den ſeltſamſten Erfolg von der Welt haben, war immer von bedeutendem Werth, aber nichts weniger als allgemein anſprechend. Wie Klopſtock über Poeſie und Literatur dachte, war in Form einer alten deutſchen Druidenrepublik dargeſtellt, ſeine Maximen über das Aechte und Falſche in lakoniſchen Kernſprüchen angedeutet, wobei jedoch manches Lehrreiche der ſeltſamen Form aufgeopfert wurde. Für Schriftſteller und Literatoren war und iſt das Buch unſchätzbar, konnte aber auch nur in dieſem Kreiſe wirkſam und nützlich ſein. Wer ſelbſt gedacht hatte, folgte dem Denker, wer das Aechte zu ſuchen und zu ſchätzen wußte, fand ſich durch den gründlichen braven Mann belehrt; aber der Liebhaber, der Leſer ward nicht aufgeklärt, ihm blieb das Buch verſiegelt, und doch hatte man es in alle Hände gegeben, und indem Jedermann ein vollkommen brauchbares Werk erwartete, erhielten die Meiſten ein ſolches, dem ſie auch nicht den mindeſten Geſchmack abgewinnen konnten. Die Beſtürzung war allgemein, die Achtung gegen den Mann aber ſo groß, daß kein Murren, kaum ein leiſes Murmeln entſtand. Die junge ſchöne Welt verſchmerzte den Verluſt und verſchenkte nun ſcherzend die theuer erworbenen Exemplare. Ich erhielt ſelbſt mehrere von guten Freundinnen, deren keines aber mir geblieben iſt.

Dieſe dem Autor gelungene, dem Publikum aber mißlungene Unternehmung hatte die böſe Folge, daß nun ſo bald nicht mehr an Subſkription und Pränumeration zu denken war; doch hatte ſich jener Wunſch zu allgemein verbreitet, als daß der Verſuch nicht hätte erneuert werden ſollen. Dieſes nun im Großen und Ganzen zu thun, erbot ſich die Deſſauiſche Verlagshandlung. Hier ſollten Gelehrte und Verleger in geſchloſſenem Bund des zu hoffenden Vortheils beide verhältnißmäßig genießen. Das ſo lange peinlich empfundene Bedürfniß erweckte hier abermals ein großes Zutrauen, das ſich aber nicht

lange erhalten konnte, und leider schieden die Theilhaber nach kurzen Bemühungen mit wechselseitigem Schaden aus einander.

Eine rasche Mittheilung war jedoch unter den Literaturfreunden schon eingeleitet; die Musenalmanache verbanden alle jungen Dichter, die Journale den Dichter mit den übrigen Schriftstellern. Meine Lust am Hervorbringen war grenzenlos; gegen mein Hervorgebrachtes verhielt ich mich gleichgiltig; nur wenn ich es mir und Andern in geselligem Kreise froh wieder vergegenwärtigte, erneute sich die Neigung daran. Auch nahmen Viele gern an meinen größern und kleinern Arbeiten Theil, weil ich einen Jeden, der sich nur einigermaßen zum Hervorbringen geneigt und geschickt fühlte, etwas in seiner eignen Art unabhängig zu leisten dringend nöthigte und von Allen gleichfalls wieder zu neuem Dichten und Schreiben aufgefordert wurde. Dieses wechselseitige, bis zur Ausschweifung gehende Hetzen und Treiben gab Jedem nach seiner Art einen fröhlichen Einfluß, und aus diesem Quirlen und Schaffen, aus diesem Leben und Lebenlassen, aus diesem Nehmen und Geben, welches mit freier Brust, ohne irgend einen theoretischen Leitstern, von so viel Jünglingen nach eines jeden angebornem Charakter ohne Rücksichten getrieben wurde, entsprang jene berühmte, berufene und verrufene Literarepoche, in welcher eine Masse junger genialer Männer mit aller Muthigkeit und aller Anmaßung, wie sie nur einer solchen Jahreszeit eigen sein mag, hervorbrachen, durch Anwendung ihrer Kräfte manche Freude, manches Gute, durch den Mißbrauch derselben manchen Verdruß und manches Uebel stifteten; und gerade die aus dieser Quelle entspringenden Wirkungen und Gegenwirkungen sind das Hauptthema dieses Bandes.

Woran sollen aber junge Leute das höchste Interesse finden, wie sollen sie unter Ihresgleichen Interesse erregen, wenn die Liebe sie nicht beseelt, und wenn nicht Herzensangelegenheiten, von welcher Art sie auch sein mögen, in ihnen lebendig sind? Ich hatte im Stillen eine verlorene Liebe zu beklagen; dies machte mich mild und nachgiebig und der Gesellschaft angenehmer als in glänzenden Zeiten, wo mich nichts an einen Mangel oder einen Fehltritt erinnerte und ich ganz ungebunden vor mich hinstürmte.

Die Antwort Friedrikens auf einen schriftlichen Abschied zerriß mir das Herz. Es war dieselbe Hand, derselbe Sinn, dasselbe Gefühl, die sich zu mir, die sich an mir herangebildet

hatten. Ich fühlte nun erst den Verlust, den sie erlitt, und sah keine Möglichkeit, ihn zu ersetzen, ja nur ihn zu lindern. Sie war mir ganz gegenwärtig; stets empfand ich, daß sie mir fehlte, und was das Schlimmste war, ich konnte mir mein eignes Unglück nicht verzeihen. Gretchen hatte man mir genommen, Annette mich verlassen, hier war ich zum ersten Mal schuldig; ich hatte das schönste Herz in seinem Tiefsten verwundet, und so war die Epoche einer düsteren Reue bei dem Mangel einer gewohnten erquicklichen Liebe höchst peinlich, ja unerträglich. Aber der Mensch will leben; daher nahm ich aufrichtigen Theil an Andern, ich suchte ihre Verlegenheiten zu entwirren und, was sich trennen wollte, zu verbinden, damit es ihnen nicht ergehen möchte wie mir. Man pflegte mich daher den Vertrauten zu nennen, auch, wegen meines Umherschweifens in der Gegend, den Wanderer. Dieser Beruhigung für mein Gemüth, die mir nur unter freiem Himmel, in Thälern, auf Höhen, in Gefilden und Wäldern zu Theil ward, kam die Lage von Frankfurt zu Statten, das zwischen Darmstadt und Homburg mitten inne lag, zwei angenehmen Orten, die durch Verwandtschaft beider Höfe in gutem Verhältniß standen. Ich gewöhnte mich, auf der Straße zu leben und wie ein Bote zwischen dem Gebirg und dem flachen Lande hin und her zu wandern. Oft ging ich allein oder in Gesellschaft durch meine Vaterstadt, als wenn sie mich nichts anginge, speiste in einem der großen Gasthöfe in der Fahrgasse und zog nach Tische meines Wegs weiter fort. Mehr als jemals war ich gegen offene Welt und freie Natur gerichtet. Unterwegs sang ich mir seltsame Hymnen und Dithyramben, wovon noch eine unter dem Titel „Wanderers Sturmlied" übrig ist. Ich sang diesen Halbunsinn leidenschaftlich vor mich hin, da mich ein schreckliches Wetter unterwegs traf, dem ich entgegengehn mußte.

Mein Herz war ungerührt und unbeschäftigt: ich vermied gewissenhaft alles nähere Verhältniß zu Frauenzimmern, und so blieb mir verborgen, daß mich Unaufmerksamen und Unwissenden ein liebevoller Genius heimlich umschwebe. Eine zarte liebenswürdige Frau hegte im Stillen eine Neigung zu mir, die ich nicht gewahrte und mich eben deswegen in ihrer wohlthätigen Gesellschaft desto heiterer und anmuthiger zeigte. Erst mehrere Jahre nachher, ja erst nach ihrem Tode erfuhr ich das geheime himmlische Lieben auf eine Weise, die mich erschüttern mußte; aber ich war schuldlos und konnte ein schuld-

loses Wesen rein und redlich betrauern, und um so schöner, als die Entdeckung gerade in eine Epoche fiel, wo ich ganz ohne Leidenschaft mir und meinen geistigen Neigungen zu leben das Glück hatte.

Aber zu der Zeit, als der Schmerz über Friedrikens Lage mich beängstigte, suchte ich nach meiner alten Art abermals Hilfe bei der Dichtkunst. Ich setzte die hergebrachte poetische Beichte wieder fort, um durch diese selbstquälerische Büßung einer innern Absolution würdig zu werden. Die beiden Marien in „Götz von Berlichingen“ und „Clavigo“ und die beiden schlechten Figuren, die ihre Liebhaber spielen, möchten wol Resultate solcher reuigen Betrachtungen gewesen sein.

Wie man aber Verletzungen und Krankheiten in der Jugend rasch überwindet, weil ein gesundes System des organischen Lebens für ein krankes einstehen und ihm Zeit lassen kann, auch wieder zu gesunden, so traten körperliche Uebungen glücklicherweise bei mancher günstigen Gelegenheit gar vortheilhaft hervor, und ich ward zu frischem Ermannen, zu neuen Lebensfreuden und Genüssen vielfältig aufgeregt. Das Reiten verdrängte nach und nach jene schlendernden, melancholischen, beschwerlichen und doch langsamen und zwecklosen Fußwanderungen; man kam schneller, lustiger und bequemer zum Zweck. Die jüngern Gesellen führten das Fechten wieder ein; besonders aber that sich bei eintretendem Winter eine neue Welt vor uns auf, indem ich mich zum Schlittschuhfahren, welches ich nie versucht hatte, rasch entschloß und es in kurzer Zeit durch Uebung, Nachdenken und Behartlichkeit so weit brachte, als nöthig ist, um eine frohe und belebte Eisbahn mitzugenießen, ohne sich gerade auszuzeichnen zu wollen.

Diese neue frohe Thätigkeit waren wir denn auch Klopstocken schuldig, seinem Enthusiasmus für diese glückliche Bewegung, den Privatnachrichten bestätigten, wenn seine Oden davon ein unverwerfliches Zeugniß ablegen. Ich erinnere mich ganz genau, daß an einem heiteren Frostmorgen ich aus dem Bette springend mir jene Stellen zurief:

. . . Schon, von dem Gefühle der Gesundheit froh,
Hab' ich weit hinab weiß an dem Gestade gemacht
Den bedeckenden Krystall . . .

Wie erhellt des Winters werdender Tag
Sanft den See! Glänzenden Reif, Sternen gleich,
Streute die Nacht über ihn aus.

Mein zaudernder und schwankender Entschluß war sogleich bestimmt, und ich flog sträcklings dem Orte zu, wo ein so alter Anfänger mit einiger Schicklichkeit seine ersten Uebungen anstellen konnte. Und fürwahr, diese Kraftäußerung verdiente wohl von Klopstock empfohlen zu werden, die uns mit der frischesten Kindheit in Berührung setzt, den Jüngling seiner Gelenkheit ganz zu genießen auffruft und ein steckendes Alter abzuwehren geeignet ist. Auch hingen wir dieser Lust unmäßig nach. Einen herrlichen Sonnentag so auf dem Eise zu verbringen, genügte uns nicht, wir setzten unsere Bewegung bis spät in die Nacht fort. Denn wie andere Anstrengungen den Leib ermüden, so verleiht ihm diese eine immer neue Schwungkraft. Der über den nächtlichen, weiten, zu Eisfeldern überfrorenen Wiesen aus den Wolken hervortretende Vollmond, die unserm Lauf entgegensäuselnde Nachtluft, des bei abnehmendem Wasser sich senkenden Eises ernsthafter Donner, unserer eigenen Bewegungen sonderbarer Nachhall vergegenwärtigten uns Ossianische Scenen ganz vollkommen. Bald dieser, bald jener Freund ließ in deklamatorischem Halbgesange eine Klopstocksche Ode ertönen, und wenn wir uns im Dämmerlichte zusammenfanden, erscholl das ungeheuchelte Lob des Stifters unserer Freuden:

Und sollte Der unsterblich nicht sein,
Der Gesundheit uns und Freuden erfand,
Die das Roß muthig im Lauf niemals gab,
Welche der Ball selber nicht hat?

Solchen Dank verdient sich ein Mann, der irgend ein irdisches Thun durch geistige Anregung zu veredeln und würdig zu verbreiten weiß!

Und so wie talentreiche Kinder, deren Geistesgaben schon früh wundersam ausgebildet sind, sich, wenn sie nur dürfen, den einfachsten Knabenspielen wieder zuwenden, vergaßen wir nur allzu leicht unsern Beruf zu ernsteren Dingen; doch regte gerade diese oft einsame Bewegung, dieses gemächliche Schweben im Unbestimmten gar manche meiner innern Bedürfnisse wieder auf, die eine Zeit lang geschlafen hatten, und ich bin solchen

Stunden die schnellere Ausbildung älterer Vorsätze schuldig geworden.

Die dunkleren Jahrhunderte der deutschen Geschichte hatten von je her meine Wißbegierde und Einbildungskraft beschäftigt. Der Gedanke, den Götz von Berlichingen in seiner Zeitumgebung zu dramatisiren, war mir höchlich lieb und werth. Ich las die Hauptschriftsteller fleißig; dem Werke De pace publica von Datt widmete ich alle Aufmerksamkeit; ich hatte es emsig durchstudirt und mir jene seltsamen Einzelnheiten möglichst veranschaulicht. Diese zu sittlichen und poetischen Absichten hingerichteten Bemühungen konnte ich auch nach einer andern Seite brauchen, und da ich nunmehr Wetzlar besuchen sollte, war ich geschichtlich vorbereitet genug; denn das Kammergericht war doch auch in Gefolge des Landfriedens entstanden, und die Geschichte desselben konnte für einen bedeutenden Leitfaden durch die verworrenen deutschen Ereignisse gelten. Giebt doch die Beschaffenheit der Gerichte und der Heere die genaueste Einsicht in die Beschaffenheit irgend eines Reichs. Die Finanzen selbst, deren Einfluß man für so wichtig hält, kommen viel weniger in Betracht; denn wenn es dem Ganzen fehlt, so darf man dem Einzelnen nur abnehmen, was er mühsam zusammengescharrt und gehalten hat, und so ist der Staat immer reich genug.

Was mir in Wetzlar begegnete, ist von keiner großen Bedeutung; aber es kann ein höheres Interesse einflößen, wenn man eine flüchtige Geschichte des Kammergerichts nicht verschmähen will, um sich den ungünstigen Augenblick zu vergegenwärtigen, in welchem ich daselbst anlangte.

Die Herren der Erde sind es vorzüglich dadurch, daß sie, wie im Kriege die Tapfersten und Entschlossensten, so im Frieden die Weisesten und Gerechtesten um sich versammeln können. Auch zu dem Hofstaat eines deutschen Kaisers gehörte ein solches Gericht, das ihn bei seinen Zügen durch das Reich immer begleitete. Aber weder diese Sorgfalt noch das Schwabenrecht, welches im südlichen Deutschland, das Sachsenrecht, welches im nördlichen galt, weder die zu Aufrechthaltung derselben bestellten Richter noch die Austräge der Ebenbürtigen, weder die Schiedsrichter, durch Vertrag anerkannt, noch gütliche Vergleiche, durch die Geistlichen gestiftet, nichts konnte den aufgereizten ritterlichen Fehdegeist stillen, der bei den Deutschen durch innern Zwist, durch fremde Feldzüge, besonders aber durch die Kreuzfahrten,

ja durch Gerichtsgebräuche selbst aufgeregt, genährt und zur Sitte geworden. Dem Kaiser sowie den mächtigern Ständen waren die Plackereien höchst verdrießlich, wodurch die Kleinen einander selbst und, wenn sie sich verbanden, auch den Großern lästig wurden. Gelähmt war alle Kraft nach außen, wie die Ordnung nach innen gestört; überdies laitete noch das Vehmgericht auf einem großen Theile des Vaterlands, von dessen Schrecknissen man sich einen Begriff machen kann, wenn man denkt, daß es in eine geheime Polizei ausartete, die sogar zuletzt in die Hände von Privatleuten gelangte.

Diesen Unbilden einigermaßen zu steuern, ward Vieles umsonst versucht, bis endlich die Stände ein Gericht aus eignen Mitteln dringend in Vorschlag brachten. Dieser, so wohl gemeint er auch sein mochte, deutete doch immer auf Erweiterung der ständischen Befugnisse, auf eine Beschränkung der kaiserlichen Macht. Unter Friedrich dem Dritten verzögert sich die Sache; sein Sohn Maximilian, von außen gedrängt, giebt nach. Er bestellt den Oberrichter, die Stände senden die Beisitzer. Es sollten ihrer vierundzwanzig sein, Anfangs begnügt man sich mit zwölfen.

Ein allgemeiner Fehler, dessen sich die Menschen bei ihren Unternehmungen schuldig machen, war auch der erste und ewige Grundmangel des Kammergerichts: zu einem großen Zwecke wurden unzulängliche Mittel angewendet. Die Zahl der Assessoren war zu klein; wie sollte von ihnen die schwere und weitläuftige Aufgabe gelöst werden! Allein wer sollte auf eine hinlängliche Einrichtung dringen? Der Kaiser konnte eine Anstalt nicht begünstigen, die mehr wider als für ihn zu wirken schien; weit größere Ursache hatte er, sein eignes Gericht, seinen eignen Hofrath auszubilden. Betrachtet man dagegen das Interesse der Stände, so konnte es ihnen eigentlich nur um Stillung des Bluts zu thun sein; ob die Wunde geheilt würde, lag ihnen nicht so nah, und nun noch gar ein neuer Kostenaufwand! Man mochte sich's nicht ganz deutlich gemacht haben, daß durch diese Anstalt jeder Fürst seine Dienerschaft vermehre, freilich zu einem entschiedenen Zwecke; aber wer giebt gern Geld fürs Nothwendige? Jedermann wäre zufrieden, wenn er das Nützliche um Gottes willen haben könnte.

Anfangs sollten die Beisitzer von Sporteln leben, dann erfolgte eine mäßige Bewilligung der Stände; Beides war kümmerlich. Aber dem großen und auffallenden Bedürfniß ab-

indessen, fanden sich willige, tüchtige, arbeitsame Männer, und das Gericht ward eingesetzt. Ob man einsah, daß hier nur von Linderung, nicht von Heilung des Uebels die Rede sei, oder ob man sich, wie in ähnlichen Fällen, mit der Hoffnung schmeichelte, mit Wenigem Vieles zu leisten, ist nicht zu entscheiden; genug, das Gericht diente mehr zum Vorwande, die Unruhstifter zu bestrafen, als daß es gründlich dem Unrecht vorgebeugt hätte. Allein es ist kaum beisammen, so erwächst ihm eine Kraft aus sich selbst: es fühlt die Höhe, auf die es gestellt ist, es erkennt seine große politische Wichtigkeit. Nun sucht es sich durch auffallende Thätigkeit ein entschiedneres Ansehn zu erwerben; frisch arbeiten sie weg Alles, was kurz abgethan werden kann und muß, was über den Augenblick entscheidet oder was sonst leicht beurtheilt werden kann, und so erscheinen sie im ganzen Reiche wirksam und würdig. Die Sachen von schwererem Gehalt hingegen, die eigentlichen Rechtshändel, blieben im Rückstand, und es war kein Unglück. Dem Staate liegt nur daran, daß der Besitz gewiß und sicher sei; ob man mit Recht besitze, kann ihn weniger kümmern. Deswegen erwuchs aus der nach und nach aufschwellenden ungeheuern Anzahl von verspäteten Prozessen dem Reiche kein Schade. Gegen Leute, die Gewalt brauchten, war ja vorgesehn, und mit diesen konnte man fertig werden; die Uebrigen, die rechtlich um den Besitz stritten, sie lebten, genossen oder darbten, wie sie konnten; sie starben, verdarben, verglichen sich; das Alles war aber nur Heil oder Unheil einzelner Familien, das Reich ward nach und nach beruhigt. Denn dem Kammergericht war ein gesetzliches Faustrecht gegen die Ungehorsamen in die Hände gegeben; hätte man den Bannstrahl schleudern können, dieser wäre wirksamer gewesen.

Jetzo aber, bei der bald vermehrten, bald verminderten Anzahl der Assessoren, bei manchen Unterbrechungen, bei Verlegung des Gerichts von einem Ort an den andern mußten diese Reste, diese Akten ins Unendliche anwachsen. Nun flüchtete man in Kriegsnoth einen Theil des Archivs von Speier nach Aschaffenburg, einen Theil nach Worms, der dritte fiel in die Hände der Franzosen, welche ein Staatsarchiv erobert zu haben glaubten und hernach geneigt gewesen wären, sich dieses Papierwusts zu entledigen, wenn nur Jemand die Fuhren hätte daran wenden wollen.

Bei den westphälischen Friedensunterhandlungen sahen die

versammelten tüchtigen Männer wohl ein, was für ein Hebel erfordert werde, um jene Sisyphische Last vom Platze zu bewegen. Nun sollten funfzig Assessoren angestellt werden; diese Zahl ist aber nie erreicht worden: man begnügte sich abermals mit der Hälfte, weil der Aufwand zu groß schien; allein hätten die Interessenten sämmtlich ihren Vortheil bei der Sache gesehn, so wäre das Ganze gar wohl zu leisten gewesen. Um fünfundzwanzig Beisitzer zu besolden, waren ungefähr einhunderttausend Gulden nöthig; wie leicht hätte Deutschland das Doppelte herbeigeschafft! Der Vorschlag, das Kammergericht mit eingezogenen geistlichen Gütern auszustatten, konnte nicht durchgehen; denn wie sollten sich beide Religionstheile zu dieser Aufopferung verstehn? Die Katholiken wollten nicht noch mehr verlieren und die Protestanten das Gewonnene Jeder zu innern Zwecken verwenden. Die Spaltung des Reichs in zwei Religionsparteien hatte auch hier in mehrerem Betracht den schlimmsten Einfluß. Nun verminderte sich der Antheil der Stände an diesem ihrem Gericht immer mehr: die mächtigern suchten sich von dem Verbande loszulosen; Freibriefe, vor keinem obern Gerichtshofe belangt zu werden, wurden immer lebhafter gesucht; die größeren blieben mit den Zahlungen zurück, und die kleineren, die sich in der Matrikel ohnehin bevortheilt glaubten, säumten, so lange sie konnten.

Wie schwer war es daher, den zahltägigen Bedarf zu den Besoldungen aufzubringen! Hieraus entsprang ein neues Geschäft, ein neuer Zeitverlust für das Kammergericht; früher hatten die jährlichen sogenannten Visitationen dafür gesorgt. Fürsten in Person oder ihre Räthe begaben sich nur auf Wochen oder Monate an den Ort des Gerichts, untersuchten die Kassen, erforschten die Reste und übernahmen das Geschäft, sie beizutreiben. Zugleich, wenn etwas in dem Rechts- und Gerichtsgange stocken, irgend ein Mißbrauch einschleichen wollte, waren sie befugt, dem abzuhelfen. Gebrechen der Anstalt sollten sie entdecken und heben, aber persönliche Verbrechen der Glieder zu untersuchen und zu bestrafen, ward erst später ein Theil ihrer Pflicht. Weil aber Prozessirende den Lebenshauch ihrer Hoffnungen immer noch einen Augenblick verlängern wollen und deshalb immer höhere Instanzen suchen und hervorrufen, so wurden diese Visitatoren auch ein Revisionsgericht, vor dem man erst in bestimmten, offenbaren Fällen Wiederherstellung, zuletzt aber in allen Aufschub und Verewigung des Zwists zu finden

hoffte; wozu denn auch die Berufung an den Reichstag und das Bestreben beider Religionsparteien, sich einander wo nicht aufzuwiegen, doch im Gleichgewicht zu erhalten, das Ihrige beitrugen.

Denkt man sich aber, was dieses Gericht ohne solche Hindernisse, ohne so störende und zerstörende Bedingungen hätte sein können, so kann man es sich nicht merkwürdig und wichtig genug ausbilden. Wäre es gleich Anfangs mit einer hinreichenden Anzahl von Männern besetzt gewesen, hätte man diesen einen zulänglichen Unterhalt gesichert, unübersehbar wäre bei der Tüchtigkeit deutscher Männer der ungeheure Einfluß geworden, zu dem diese Gesellschaft hätte gelangen können. Den Ehrentitel Amphiktyonen, den man ihnen nur rednerisch zutheilte, würden sie wirklich verdient haben; ja, sie konnten sich zu einer Zwischenmacht erheben, beides dem Oberhaupt und den Gliedern ehrwürdig.

Aber weit entfernt von so großen Wirkungen, schleppte das Gericht, außer etwa eine kurze Zeit unter Karl dem Fünften und vor dem dreißigjährigen Kriege, sich nur kümmerlich hin. Man begreift oft nicht, wie sich nur Männer finden konnten zu diesem undankbaren und traurigen Geschäft. Aber was der Mensch täglich treibt, läßt er sich, wenn er Geschick dazu hat, gefallen, sollte er auch nicht gerade sehen, daß etwas dabei herauskomme. Der Deutsche besonders ist von einer solchen ausharrenden Sinnesart, und so haben sich drei Jahrhunderte hindurch die würdigsten Männer mit diesen Arbeiten und Gegenständen beschäftigt. Eine charakteristische Galerie solcher Bilder würde noch jetzt Antheil erregen und Muth einflößen.

Denn gerade in solchen anarchischen Zeiten tritt der tüchtige Mann am Festesten auf, und der das Gute will, findet sich recht an seinem Platze. So stand z. B. das Directorium Fürstenberg's noch immer in gesegnetem Andenken, und mit dem Tode dieses vortrefflichen Mannes beginnt die Epoche vieler verderblichen Mißbräuche.

Aber alle diese späteren und früheren Gebrechen entsprangen aus der ersten, einzigen Quelle: aus der geringen Personenzahl. Verordnet war, daß die Beisitzer in einer entschiedenen Folge und nach bestimmter Ordnung vortragen sollten. Ein jeder konnte wissen, wann die Reihe ihn treffen werde und welchen seiner ihm obliegenden Processe; er konnte darauf hinarbeiten, er konnte sich vorbereiten. Nun häuften sich aber die

unseligen Reste; man mußte sich entschließen, wichtigere Rechtshändel auszuheben und außer der Reihe vorzutragen. Die Beurtheilung der Wichtigkeit einer Sache vor der andern ist bei dem Zudrang von bedeutenden Fällen schwer, und die Auswahl läßt schon Gunst zu; aber nun trat noch ein anderer bedenklicher Fall ein. Der Referent quälte sich und das Gericht mit einem schweren verwickelten Handel, und zuletzt fand sich Niemand, der das Urtheil einlösen wollte. Die Parteien hatten sich verglichen, auseinandergesetzt, waren gestorben, hatten den Sinn geändert. Daher beschloß man, nur diejenigen Gegenstände vorzunehmen, welche erinnert wurden. Man wollte von der fortdauernden Bebarrlichkeit der Parteien überzeugt sein, und hiedurch ward den größten Gebrechen die Einleitung gegeben; denn wer seine Sache empfiehlt, muß sie doch Jemand empfehlen, und wem empfehle man sie besser als Dem, der sie unter Händen hat! Diesen ordnungsgemäß geheim zu halten, ward unmöglich; denn bei so viel mitwissenden Subalternen, wie sollte derselbe verborgen bleiben? Bittet man um Beschleunigung, so darf man ja wol auch um Gunst bitten; denn eben daß man seine Sache betreibt, zeigt ja an, daß man sie für gerecht hält. Geradezu wird man es vielleicht nicht thun, gewiß aber am Ersten durch Untergeordnete; diese müssen gewonnen werden, und so ist die Einleitung zu allen Intriguen und Bestechungen gegeben.

Kaiser Joseph, nach eignem Antriebe und in Nachahmung Friedrich's, richtete zuerst seine Aufmerksamkeit auf die Waffen und die Justiz. Er faßte das Kammergericht ins Auge; herkömmliche Ungerechtigkeiten, eingeführte Mißbräuche waren ihm nicht unbekannt geblieben. Auch hier sollte aufgeregt, gerüttelt und gethan sein. Ohne zu fragen, ob es sein kaiserlicher Vortheil sei, ohne die Möglichkeit eines glücklichen Erfolgs vorauszusehn, brachte er die Visitation in Vorschlag und übereilte ihre Eröffnung. Seit hundertundsechsundsechzig Jahren hatte man keine ordentliche Visitation zu Stande gebracht; ein ungeheurer Wust von Akten lag aufgeschwollen und wuchs jährlich, da die siebzehn Assessoren nicht einmal im Stande waren, das Laufende wegzuarbeiten. Zwanzigtausend Prozesse hatten sich aufgehäuft, jährlich konnten sechzig abgethan werden, und das Doppelte kam hinzu. Auch auf die Visitatoren wartete keine geringe Anzahl von Revisionen; man wollte ihrer funfzigtausend zählen. Ueberdies hinderte so mancher Mißbrauch den

Gerichtsgang; als das Bedenklichste aber von Allem erschienen im Hintergrunde die persönlichen Verbrechen einiger Assessoren.

Als ich nach Wetzlar gehn sollte, war die Visitation schon einige Jahre im Gange, die Beschuldigten suspendirt, die Untersuchung weit vorgerückt; und weil nun die Kenner und Meister des deutschen Staatsrechts diese Gelegenheit nicht vorbeilassen durften, ihre Einsichten zu zeigen und sie dem gemeinen Besten zu widmen, so waren mehrere gründliche, wohlgesinnte Schriften erschienen, aus denen sich, wer nur einige Vorkenntnisse besaß, gründlich unterrichten konnte. Ging man bei dieser Gelegenheit in die Reichsverfassung und die von derselben handelnden Schriften zurück, so war es auffallend, wie der monstrose Zustand dieses durchaus kranken Körpers, der nur durch ein Wunder am Leben erhalten ward, gerade den Gelehrten am Meisten zusagte. Denn der ehrwürdige deutsche Fleiß, der mehr auf Sammlung und Entwickelung von Einzelnheiten als auf Resultate losging, fand hier einen unversiegenden Anlaß zu immer neuer Beschäftigung, und man mochte nun das Reich dem Kaiser, die kleinern den größern Ständen, die Katholiken den Protestanten entgegensetzen, immer gab es nach dem verschiedenen Interesse nothwendig verschiedene Meinungen und immer Gelegenheit zu neuen Kämpfen und Gegenreden.

Da ich mir alle diese ältern und neuern Zustände möglichst vergegenwärtigt hatte, konnte ich mir von meinem Wetzlarschen Aufenthalt unmöglich viel Freude versprechen. Die Aussicht war nicht reizend, in einer zwar wohlgelegenen, aber kleinen und übelgebauten Stadt eine doppelte Welt zu finden: erst die einheimische alte, hergebrachte, dann eine fremde neue, jene scharf zu prüfen beauftragt, ein richtendes und ein gerichtetes Gericht; manchen Bewohner in Furcht und Sorge, er möchte auch noch mit in die verhängte Untersuchung gezogen werden; angesehene, so lange für würdig geltende Personen der schändlichsten Missethaten überwiesen und zu schimpflicher Bestrafung bezeichnet: das Alles zusammen machte das traurigste Bild und konnte nicht anreizen, tiefer in ein Geschäft einzugehen, das, an sich selbst verwickelt, nun gar durch Unthaten so verworren erschien.

Daß mir, außer dem deutschen Civil- und Staatsrechte, hier nichts Wissenschaftliches sonderlich begegnen, daß ich aller poetischen Mittheilung entbehren würde, glaubte ich vorauszusehn, als mich nach einigem Zögern die Lust, meinen Zustand zu verändern, mehr als der Trieb nach Kenntnissen in diese

Gegend hinführte. Allein wie verwundert war ich, als mir anstatt einer sauertöpfischen Gesellschaft ein drittes akademisches Leben entgegensprang. An einer großen Wirthstafel traf ich beinah sämmtliche Gesandtschaftsuntergeordnete, junge muntere Leute, beisammen; sie nahmen mich freundlich auf, und es blieb mir schon den ersten Tag kein Geheimniß, daß sie ihr mittägiges Beisammensein durch eine romantische Fiktion erheitert hatten. Sie stellten nämlich mit Geist und Munterkeit eine Rittertafel vor. Obenan saß der Heermeister, zur Seite desselben der Kanzler, sodann die wichtigsten Staatsbeamten; nun folgten die Ritter nach ihrer Anciennetät: Fremde hingegen, die zusprachen, mußten mit den untersten Plätzen vorlieb nehmen, und für sie war das Gespräch meist unverständlich, weil sich in der Gesellschaft die Sprache außer den Ritterausdrücken noch mit manchen Anspielungen bereichert hatte. Einem Jeden war ein Rittername zugelegt, mit einem Beiworte. Mich nannten sie Götz von Berlichingen, den Redlichen. Jenen verdiente ich mir durch meine Aufmerksamkeit für den biedern deutschen Altvater und diesen durch die aufrichtige Neigung und Ergebenheit gegen die vorzüglichen Männer, die ich kennen lernte. Dem Grafen von Kielmannsegge bin ich bei diesem Aufenthalt vielen Dank schuldig geworden. Er war der Ernsteste von Allen, höchst tüchtig und zuverlässig. Von Goué, ein schwer zu entzifferndes und zu beschreibendes Mann, eine derbe, breite, hannövrische Figur, still in sich gekehrt. Es fehlte ihm nicht an Talenten mancher Art. Man hegte von ihm die Vermuthung, daß er ein natürlicher Sohn sei; auch liebte er ein gewisses geheimnißvolles Wesen und verbarg seine eigensten Wünsche und Vorsätze unter mancherlei Seltsamkeiten, wie er denn die eigentliche Seele des wunderlichen Ritterbundes war, ohne daß er nach der Stelle des Heermeisters gestrebt hätte. Vielmehr ließ er, da gerade zu der Zeit dies Haupt der Ritterschaft abging, einen Andern wählen und übte durch diesen seinen Einfluß. So wußte er auch manche kleine Zufälligkeiten dahin zu lenken, daß sie bedeutend erschienen und in fabelhaften Formen durchgeführt werden konnten. Bei diesem Allen aber konnte man keinen ernsten Zweck bemerken; es war ihm blos zu thun, die Langeweile, die er und seine Kollegen bei dem verzögerten Geschäft empfinden mußten, zu erheitern und den leeren Raum, wäre es auch nur mit Spinnegewebe, auszufüllen. Uebrigens wurde dieses fabelhafte Fratzenspiel mit äußerlichem großen Ernst betrieben, ohne

daß Jemand lächerlich finden durfte, wenn eine gewisse Mühle als Schloß, der Müller als Burgherr behandelt wurde, wenn man die vier Haimonskinder für ein kanonisches Buch erklärte und Abschnitte daraus bei Zeremonien mit Ehrfurcht vorlas. Der Ritterschlag selbst geschah mit hergebrachten, von mehreren Ritterorden entlehnten Symbolen. Ein Hauptanlaß zum Scherze war ferner der, daß man das Offenbare als ein Geheimniß behandelte; man trieb die Sache öffentlich, und es sollte nicht davon gesprochen werden. Die Liste der sämmtlichen Ritter ward gedruckt, mit so viel Anstand als ein Reichstagskalender; und wenn Familien darüber zu spotten und die ganze Sache für absurd und lächerlich zu erklären wagten, so ward zu ihrer Bestrafung so lange intriguirt, bis man einen ernsthaften Ehemann oder nahen Verwandten beizutreten und den Ritterschlag anzunehmen bewogen hatte, da denn über den Verdruß der Angehörigen eine herrliche Schadenfreude entstand.

In dieses Ritterwesen verschlang sich noch ein seltsamer Orden, welcher philosophisch und mystisch sein sollte und keinen eigentlichen Namen hatte. Der erste Grad hieß der Uebergang, der zweite des Uebergangs Uebergang, der dritte des Uebergangs Uebergang zum Uebergang, und der vierte des Uebergangs Uebergang zu des Uebergangs Uebergang. Den hohen Sinn dieser Stufenfolge auszulegen, war nun die Pflicht der Eingeweihten, und dieses geschah nach Maßgabe eines gedruckten Büchelchens, in welchem jene seltsamen Worte auf eine noch seltsamere Weise erklärt oder vielmehr amplifizirt waren. Die Beschäftigung mit diesen Dingen war der erwünschteste Zeitverderb. Bedrischens Thorheit und Lenzens Verkehrtheit schienen sich hier vereinigt zu haben; nur wiederhole ich, daß auch nicht eine Spur von Zweck hinter diesen Hüllen zu finden war.

Ob ich nun gleich zu solchen Possen sehr gern beitrieb, auch zuerst die Perikopen aus den vier Haimonskindern in Ordnung brachte und Vorschläge that, wie sie bei Festen und Feierlichkeiten vorgelesen werden sollten, auch selbst sie mit großer Emphase vortragen verstand, so hatte ich mich doch schon früher an solchen Dingen müde getrieben, und als ich daher meine Frankfurter und Darmstädter Umgebung vermißte, war es mir höchst lieb, Gottern gefunden zu haben, der sich mit aufrichtiger Neigung an mich schloß, und dem ich ein herzliches Wohlwollen erwiderte. Sein Sinn war zart, klar und

heiter, sein Talent geübt und geregelt; er befleißigte sich der französischen Eleganz und freute sich des Theils der englischen Literatur, der sich mit sittlichen und angenehmen Gegenständen beschäftigt. Wir brachten viele vergnügte Stunden zusammen zu, in denen wir uns wechselseitig unsere Kenntnisse, Vorsätze und Neigungen mittheilten. Er regte mich zu manchen kleinen Arbeiten an, zumal da er, mit den Göttingern in Verhältniß stehend, für Boie's Almanach auch von meinen Gedichten etwas verlangte.

Dadurch kam ich mit Jenen in einige Berührung, die sich, jung und talentvoll, zusammenhielten und nachher so viel und mannichfaltig wirkten. Die beiden Grafen Stolberg, Bürger, Voß, Hölty und Andere waren im Glauben und Geiste um Klopstock versammelt, dessen Wirkung sich nach allen Seiten hin erstreckte. In einem solchen, sich immer mehr erweiternden deutschen Dichterkreise entwickelte sich zugleich mit so mannichfaltigen poetischen Verdiensten auch noch ein anderer Sinn, dem ich keinen ganz eigentlichen Namen zu geben wüßte. Man könnte ihn das Bedürfniß der Unabhängigkeit nennen, welches immer im Frieden entspringt und gerade da, wo man eigentlich nicht abhängig ist. Im Kriege erträgt man die rohe Gewalt, so gut man kann, man fühlt sich wohl physisch und ökonomisch verletzt, aber nicht moralisch; der Zwang beschämt Niemanden, und es ist kein schimpflicher Dienst, der Zeit zu dienen; man gewöhnt sich, von Feind und Freund zu leiden, man hat Wünsche und keine Gesinnungen. Im Frieden hingegen thut sich der Freiheitssinn der Menschen immer mehr hervor, und je freier man ist, desto freier will man sein. Man will nichts über sich dulden: wir wollen nicht beengt sein, Niemand soll beengt sein, und dies zarte, ja kranke Gefühl erscheint in schönen Seelen unter der Form der Gerechtigkeit. Dieser Geist und Sinn zeigte sich damals überall, und gerade da nur Wenige bedrückt waren, wollte man auch diese von zufälligem Druck befreien, und so entstand eine gewisse sittliche Befehdung, Einmischung der Einzelnen ins Regiment, die mit löblichen Anfängen zu unabsehbar unglücklichen Folgen hinführte.

Voltaire hatte durch den Schutz, den er der Familie Calas angedeihen ließ, großes Aufsehn erregt und sich ehrwürdig gemacht. Für Deutschland fast noch auffallender und wichtiger war das Unternehmen Lavater's gegen den Landvogt Grebel gewesen. Der ästhetische Sinn, mit dem jugendlichen Muth verbunden,

strebte vorwärts, und da man noch vor Kurzem studirte, um zu Aemtern zu gelangen, so fing man nun an, den Aufseher der Beamten zu machen, und die Zeit war nah, wo der Theater- und Romandichter seine Bösewichter am Liebsten unter Ministern und Amtleuten aufsuchte. Hieraus entstand eine bald eingebildete, bald wirkliche Welt von Wirkung und Gegenwirkung, in der wir späterhin die heftigsten Angebereien und Verdächtigungen erlebt haben, welche sich die Verfasser von Zeitschriften und Tagblättern mit einer Art von Wuth unter dem Schein der Gerechtigkeit erlaubten und um so unwiderstehlicher dabei zu Werke gingen, als sie das Publikum glauben machten, vor ihm sei der wahre Gerichtshof; thöricht, da kein Publikum eine exekutive Gewalt hat und in dem zerstückten Deutschland die öffentliche Meinung Niemandem nutzte oder schadete.

Unter uns jungen Leuten ließ sich zwar nichts von jener Art spüren, welche tadelnswerth gewesen wäre; aber eine gewisse ähnliche Vorstellung hatte sich unsrer bemächtigt, die aus Poesie, Sittlichkeit und einem edlen Bestreben zusammengeflossen, zwar unschädlich, aber doch fruchtlos war.

Durch die „Hermanns-Schlacht" und die Zueignung derselben an Joseph den Zweiten hatte Klopstock eine wunderbare Anregung gegeben. Die Deutschen, die sich vom Druck der Römer befreiten, waren herrlich und mächtig dargestellt und dieses Bild gar wohl geeignet, das Selbstgefühl der Nation zu erwecken. Weil aber im Frieden der Patriotismus eigentlich nur darin besteht, daß Jeder vor seiner Thüre kehre, seines Amts warte, auch seine Lektion lerne, damit es wohl im Hause stehe, so fand das von Klopstock erregte Vaterland-gefühl keinen Gegenstand, an dem es sich hätte üben können. Friedrich hatte die Ehre eines Theils der Deutschen gegen eine verbundene Welt gerettet, und es war jedem Gliede der Nation erlaubt, durch Beifall und Verehrung dieses großen Fürsten Theil an seinem Siege zu nehmen; aber wo denn nun hin mit jenem erregten kriegerischen Trotzgefühl? Welche Richtung sollte es nehmen und welche Wirkung hervorbringen? Zuerst war es blos poetische Form, und die nachher so oft gescholtenen, ja lächerlich gefundenen Bardenlieder häuften sich durch diesen Trieb, durch diesen Anstoß. Keine äußeren Feinde waren zu bekämpfen; nun bildete man sich Tyrannen, und dazu mußten die Fürsten und ihre Diener ihre Gestalten erst im Allgemeinen, sodann nach und nach im Besondern hergeben; und hier schloß

sich die Poesie an jene oben gerügte Einmischung in die Rechtspflege mit Heftigkeit an, und es ist merkwürdig, Gedichte aus jener Zeit zu sehn, die ganz in einem Sinne geschrieben sind, wodurch alles Obere, es sei nun monarchisch oder aristokratisch, aufgehoben wird.

Was mich betraf, so fuhr ich fort, die Dichtkunst zum Ausdruck meiner Gefühle und Grillen zu benutzen. Kleine Gedichte, wie „Der Wandrer", fallen in diese Zeit; sie wurden in den Gottinger Musenalmanach aufgenommen. Was aber von jener Sucht in mich eingedrungen sein mochte, davon strebte ich mich kurz nachher im „Gotz von Berlichingen" zu befreien, indem ich schilderte, wie in wüsten Zeiten der wohldenkende brave Mann allenfalls an die Stelle des Gesetzes und der ausübenden Gewalt zu treten sich entschließt, aber in Verzweiflung ist, wenn er dem anerkannten verehrten Oberhaupt zweideutig, ja abtrünnig erscheint.

Durch Klopstock's Oden war denn auch in die deutsche Dichtkunst nicht sowol die nordische Mythologie als vielmehr die Nomenklatur ihrer Gottheiten eingeleitet, und ob ich gleich mich sonst gern Alles dessen bediente, was mir gereicht ward, so konnte ich es doch nicht von mir gewinnen, mich derselben zu bedienen, und zwar aus folgenden Ursachen. Ich hatte die Fabeln der „Edda" schon längst aus der Vorrede zu Mallet's dänischer Geschichte kennen gelernt und mich derselben sogleich bemächtigt; sie gehörten unter diejenigen Märchen, die ich, von einer Gesellschaft aufgefordert, am Liebsten erzählte. Herder gab mir den Resenius in die Hände und machte mich mit den Heldensagen mehr bekannt. Aber alle diese Dinge, wie werth ich sie hielt, konnte ich nicht in den Kreis meines Dichtungsvermögens aufnehmen; wie herrlich sie mir auch die Einbildungskraft anregten, entzogen sie sich doch ganz dem sinnlichen Anschaun, indessen die Mythologie der Griechen, durch die größten Künstler der Welt in sichtliche, leicht einzubildende Gestalten verwandelt, noch vor unsern Augen in Menge dastand. Götter ließ ich überhaupt nicht viel auftreten, weil sie mir noch außerhalb der Natur, die ich nachzubilden verstand, ihren Wohnsitz hatten. Was hätte mich nun gar bewegen sollen, Wodan für Jupiter und Thor für Mars zu setzen und statt der südlichen genau umschriebenen Figuren Nebelbilder, ja blose Wortklänge in meine Dichtungen einzuführen? Von einer Seite schlossen sie sich vielmehr an die Ossian'schen gleichfalls

formlosen Helden, nur derber und riesenhafter an, von der andern lenkte ich sie nach dem heiteren Märchen hin; denn der humoristische Zug, der durch die ganze nordische Mythe durchgeht, war mir höchst lieb und bemerkenswerth. Sie schien mir die einzige, welche durchaus mit sich selbst scherzt, einer wunderlichen Dynastie von Göttern abenteuerliche Riesen, Zauberer und Ungeheuer entgegensetzt, die nur beschäftigt sind, die höchsten Personen während ihres Regiments zu irren, zum Besten zu haben und hinterdrein mit einem schmählichen, unvermeidlichen Untergang zu bedrohen.

Ein ähnliches, wo nicht gleiches Interesse gewannen mir die indischen Fabeln ab, die ich aus Dapper's Reisen zuerst kennen lernte und gleichfalls mit großer Lust in meinen Märchenvorrath hineinzog. Der Altar des Ram gelang mir vorzüglich im Nacherzählen, und ungeachtet der großen Mannichfaltigkeit der Personen dieses Märchens blieb doch der Affe Hanemann der Liebling meines Publikums. Aber auch diese unförmlichen und überförmlichen Ungeheuer konnten mich nicht eigentlich poetisch befriedigen; sie lagen zu weit von dem Wahren ab, nach welchem mein Sinn unablässig hinstrebte.

Doch gegen alle diese kunstwidrigen Gespenster sollte mein Sinn für das Schöne durch die herrlichste Kraft geschützt werden. Glücklich ist immer die Epoche einer Literatur, wenn große Werke der Vergangenheit wieder einmal auftauchen und an die Tagesordnung kommen, weil sie alsdann eine vollkommen frische Wirkung hervorbringen. Auch das Homerische Licht ging uns neu wieder auf, und zwar recht im Sinne der Zeit, die ein solches Erscheinen höchst begünstigte; denn das beständige Hinweisen auf Natur bewirkte zuletzt, daß man auch die Werke der Alten von dieser Seite betrachten lernte. Was mehrere Reisende zu Aufklärung der heiligen Schriften gethan, leisteten andere für den Homer. Durch Guys ward man eingeleitet, Wood gab der Sache den Schwung. Eine Gettinger Recension des Anfangs sehr seltenen Originals machte uns mit der Absicht bekannt und belehrte uns, wie weit sie ausgeführt worden. Wir sahen nun nicht mehr in jenen Gedichten ein angespanntes und aufgedunsenes Heldenwesen, sondern die abgezogene Wahrheit einer uralten Gegenwart und suchten uns dieselbe möglichst heranzuziehen. Zwar wollte uns zu gleicher Zeit nicht völlig in den Sinn, wenn behauptet wurde, daß, um die Homerischen Naturen recht zu verstehn, man sich mit

den wilden Völkern und ihren Sitten bekannt machen müsse, wie sie uns die Reisebeschreiber der neuen Welten schildern; denn es ließ sich doch nicht leugnen, daß sowol Europäer als Asiaten in den Homerischen Gedichten schon auf einem hohen Grade der Kultur dargestellt worden, vielleicht auf einem höhern, als die Zeiten des Trojanischen Kriegs mochten genossen haben. Aber jene Maxime war doch mit dem herrschenden Naturbekenntniß übereinstimmend, und insofern mochten wir sie gelten lassen.

Bei allen diesen Beschäftigungen, die sich auf Menschenkunde im höheren Sinne sowie auf Dichtkunst im nächsten und lieblichsten bezogen, mußte ich doch jeden Tag erfahren, daß ich mich in Wetzlar aufhielt. Das Gespräch über den Zustand des Visitationsgeschäftes und seiner immer wachsenden Hindernisse, die Entdeckung neuer Gebrechen klang stündlich durch. Hier war nun abermals das heilige römische Reich versammelt, nicht blos zu äußerlichen Feierlichkeiten, sondern zu einem ins Allertiefste greifenden Geschäfte. Aber auch hier mußte mir jener halbleere Speisesaal am Krönungstage einfallen, wo die geladenen Gäste außen blieben, weil sie zu vornehm waren. Hier hatten sie sich zwar eingefunden, aber man mußte noch schlimmere Symptome gewahr werden. Der Zusammenhalt des Ganzen, das Widerspiel der Theile lamen fortwährend zum Vorschein, und es war kein Geheimniß geblieben, daß Fürsten unter einander sich die Absicht vertraulich mitgetheilt hatten: man müsse sehn, ob man nicht bei dieser Gelegenheit dem Oberhaupt etwas abgewinnen könne.

Welchen üblen Eindruck das kleine Detail aller Anekdoten von Nachlässigkeiten und Versäumnissen, Ungerechtigkeiten und Bestechungen auf einen jungen Menschen machen mußte, der das Gute wollte und sein Inneres in diesem Sinne bearbeitete, wird jeder Redliche mitfühlen. Wo soll unter solchen Umständen Ehrfurcht vor dem Gesetz und dem Richter entspringen? Aber hätte man auch auf die Wirkungen der Visitation das größte Zutrauen gesetzt, hätte man glauben können, daß sie völlig ihre hohe Bestimmung erfüllen werde: für einen froh, vorwärts schreitenden Jüngling war doch hier kein Heil zu finden. Die Förmlichkeiten dieses Prozesses an sich gingen alle auf ein Verschleifen; wollte man einigermaßen wirken und etwas bedeuten, so mußte man nur immer Demjenigen dienen, der Unrecht hatte, stets dem Beklagten, und in der Fechtkunst der verdrehenden und ausweichenden Streiche recht gewandt sein.

Ich verlor mich daher einmal über das andre, da mir in dieser Zerstreuung keine ästhetischen Arbeiten gelingen wollten, in ästhetische Spekulationen, wie denn alles Theoretisiren auf Mangel oder Stockung von Produktionskraft hindeutet. Früher mit Merken, nunmehr manchmal mit Gottern, machte ich den Versuch, Maximen auszufinden, wonach man beim Hervorbringen zu Werke gehn könnte. Aber weder mir noch ihnen wollte es gelingen. Merck war Zweifler und Eklektiker, Gotter hielt sich an solche Beispiele, die ihm am Meisten zusagten. Die Sulzer'sche Theorie war angekündigt, mehr für den Liebhaber als für den Künstler. In diesem Gesichtskreise werden vor Allem sittliche Wirkungen gefordert, und hier entsteht sogleich ein Zwiespalt zwischen der hervorbringenden und benutzenden Klasse; denn ein gutes Kunstwerk kann und wird zwar moralische Folgen haben, aber moralische Zwecke vom Künstler fordern heißt ihm sein Handwerk verderben.

Was die Alten über diese wichtigen Gegenstände gesagt, hatte ich seit einigen Jahren fleißig, wo nicht in einer Folge studirt, doch sprungweise gelesen. Aristoteles, Cicero, Quintilian, Longin, Keiner blieb unbeachtet, aber das half mir nichts; denn alle diese Männer setzten eine Erfahrung voraus, die mir abging. Sie führten mich in eine an Kunstwerken unendlich reiche Welt, sie entwickelten die Verdienste vortrefflicher Dichter und Redner, von deren meisten uns nur die Namen übrig geblieben sind, und überzeugten mich nur allzu lebhaft, daß erst eine große Fülle von Gegenständen vor uns liegen müsse, ehe man darüber denken könne, daß man erst selbst etwas leisten, ja daß man fehlen müsse, um seine eignen Fähigkeiten und die der Andern kennen zu lernen. Meine Bekanntschaft mit so vielem Guten jener alten Zeiten war doch immer nur schul- und buchmäßig und keineswegs lebendig, da es doch, besonders bei den gerühmtesten Rednern, auffiel, daß sie ich durchaus im Leben gebildet hatten, und daß man von den Eigenschaften ihres Kunstcharakters niemals sprechen konnte, ohne ihren persönlichen Gemüthscharakter zugleich mitzuerwähnen. Bei Dichtern schien dies weniger der Fall; überall aber trat Natur und Kunst nur durch Leben in Berührung, und so blieb das Resultat von allem meinen Sinnen und Trachten jener alte Vorsatz, die innere und äußere Natur zu erforschen und in liebender Nachahmung sie eben selbst walten zu lassen.

Zu diesen Wirkungen, welche weder Tag noch Nacht in

mir ruhten, lagen zwei große, ja ungeheure Stoffe vor mir, deren Reichthum ich nur einigermaßen zu schätzen brauchte, um etwas Bedeutendes hervorzubringen. Es war die ältere Epoche, in welche das Leben Gozens von Berlichingen fällt, und die neuere, deren unglückliche Blüthe im „Werther" geschildert ist.

Von der bisherigen Vorbereitung zu der ersten Arbeit habe ich bereits gesprochen; die etwaigen Anlässe zu der zweiten sollen gegenwärtig eingeleitet werden.

Jener Vorsatz, meine innere Natur nach ihren Eigenheiten gewähren und die äußere nach ihren Eigenschaften auf mich einfließen zu lassen, trieb mich an das wunderliche Element, in welchem „Werther" ersonnen und geschrieben ist. Ich suchte mich innerlich von allem Fremden zu entbinden, das Aeußere liebevoll zu betrachten und alle Wesen, vom menschlichen an so tief hinab, als sie nur faßlich sein möchten, jedes in seiner Art auf mich wirken zu lassen. Dadurch entstand eine wundersame Verwandtschaft mit den einzelnen Gegenständen der Natur und ein inniges Anklingen, ein Mitstimmen ins Ganze, so daß ein jeder Wechsel, es sei der Ortschaften und Gegenden oder der Tags- und Jahreszeiten, oder was sonst sich ereignen konnte, mich aufs Innigste berührte. Der malerische Blick gesellte sich zu dem dichterischen, die schöne ländliche, durch den freundlichen Fluß belebte Landschaft vermehrte meine Neigung zur Einsamkeit und begünstigte meine stillen, nach allen Seiten hin sich ausbreitenden Betrachtungen.

Aber seitdem ich jenen Familienkreis zu Sesenheim und nun wieder meinen Freundeszirkel zu Frankfurt und Darmstadt verlassen, war mir eine Leere im Busen geblieben, die ich auszufüllen nicht vermochte; ich befand mich daher in einer Lage, wo uns die Neigung, sobald sie nur einigermaßen verhüllt auftritt, unversehens überschleichen und alle guten Vorsätze vereiteln kann.

Und indem nun der Verfasser zu dieser Stufe seines Unternehmens gelangt, fühlt er sich zum ersten Mal bei der Arbeit leicht ums Herz; denn von nun an wird dieses Buch erst, was es eigentlich sein soll. Es hat sich nicht als selbstständig angekündigt, es ist vielmehr bestimmt, die Lücken eines Autorlebens auszufüllen, manches Bruchstück zu ergänzen und das Andenken verlorner und verschollener Wagnisse zu erhalten. Was aber schon gethan ist, soll und kann nicht wiederholt werden; auch würde der Dichter jetzt die verdüsterten Seelenkräfte vergebens

aufrufen, umsonst von ihnen fordern, daß sie jene lieblichen Verhältnisse wieder vergegenwärtigen möchten, welche ihm den Aufenthalt im Labnthale so hoch verschönten. Glücklicherweise hatte der Genius schon früher dafür gesorgt und ihn angetrieben, in vermögender Jugendzeit das Nächstvergangene festzuhalten, zu schildern und kühn genug zur günstigen Stunde öffentlich aufzustellen. Daß hier das Büchlein „Werther" gemeint sei, bedarf wol keiner nähern Bezeichnung; von den darin aufgeführten Personen aber sowie von den dargestellten Gesinnungen wird nach und nach Einiges zu eröffnen sein.

Unter den jungen Männern, welche, der Gesandtschaft zugegeben, sich zu ihrem künftigen Dienstlauf vorüben sollten, fand sich einer, den wir kurz und gut den Bräutigam zu nennen pflegten. Er zeichnete sich aus durch ein ruhiges gleiches Betragen, Klarheit der Ansichten, Bestimmtheit im Handeln und Reden. Seine heitere Thätigkeit, sein anhaltender Fleiß empfahl ihn dergestalt den Vorgesetzten, daß man ihm eine baldige Anstellung versprach. Hiedurch berechtigt, unternahm er, sich mit einem Frauenzimmer zu verloben, das seiner Gemüthsart und seinen Wünschen völlig zusagte. Nach dem Tode ihrer Mutter hatte sie sich als Haupt einer zahlreichen jüngeren Familie höchst thätig erwiesen und den Vater in seinem Wittwerstand allein aufrecht erhalten, so daß ein künftiger Gatte von ihr das Gleiche für sich und seine Nachkommenschaft hoffen und ein entschiedenes häusliches Glück erwarten konnte. Ein Jeder gestand, auch ohne diese Lebenszwecke eigennützig für sich im Auge zu haben, daß sie ein wünschenswerthes Frauenzimmer sei. Sie gehörte zu denen, die, wenn sie nicht heftige Leidenschaften einflößen, doch ein allgemeines Gefallen zu erregen geschaffen sind. Eine leicht aufgebaute, nett gebildete Gestalt, eine reine, gesunde Natur und die daraus entspringende frohe Lebensthätigkeit, eine unbefangene Behandlung des täglich Nothwendigen, das Alles war ihr zusammen gegeben. In der Betrachtung solcher Eigenschaften ward auch mir immer wohl, und ich gesellte mich gern zu Denen, die sie besaßen; und wenn ich nicht immer Gelegenheit fand, ihnen wirkliche Dienste zu leisten, so theilte ich mit ihnen lieber als mit Andern den Genuß jener unschuldigen Freuden, die der Jugend immer zur Hand sind und ohne große Bemühung und Aufwand ergriffen werden. Da es nun ferner ausgemacht ist, daß die Frauen sich nur für einander putzen und unter einander den Putz zu steigern un-

ermüdet ſind, ſo waren mir diejenigen die liebſten, welche mit einfacher Reinlichkeit dem Freunde, dem Bräutigam die ſtille Verſicherung geben, daß es eigentlich nur für ihn geſchehen und daß ohne viel Umſtände und Aufwand ein ganzes Leben ſo fortgeführt werden könne.

Solche Perſonen ſind nicht allzu ſehr mit ſich ſelbſt beſchäftigt; ſie haben Zeit, die Außenwelt zu betrachten, und Gelaſſenheit genug, ſich nach ihr zu richten, ſich ihr gleichzuſtellen; ſie werden klug und verſtändig ohne Anſtrengung und bedürfen zu ihrer Bildung wenig Bücher. So war die Braut. Der Bräutigam, bei ſeiner durchaus redlichen und zutraulichen Sinnesart, machte Jeden, den er ſchätzte, bald mit ihr bekannt und ſah gern, weil er den größten Theil des Tages den Geſchäften eifrig oblag, wenn ſeine Verlobte nach vollbrachten häuslichen Bemühungen ſich ſonſt unterhielt und ſich geſellig auf Spaziergängen und Landpartien mit Freunden und Freundinnen ergetzte. Lotte — denn ſo wird ſie denn doch wol heißen — war anſpruchslos in doppeltem Sinne: erſt ihrer Natur nach, die mehr auf ein allgemeines Wohlwollen als auf beſondere Neigungen gerichtet war, und dann hatte ſie ſich ja für einen Mann beſtimmt, der, ihrer werth, ſein Schickſal an das ihrige fürs Leben zu knüpfen ſich bereit erklären mochte. Die heiterſte Luſt wehte in ihrer Umgebung. Ja, wenn es ſchon ein angenehmer Anblick iſt, zu ſehen, daß Eltern ihren Kindern eine ununterbrochene Sorgfalt widmen, ſo hat es noch etwas Schöneres, wenn Geſchwiſter Geſchwiſtern das Gleiche leiſten. Dort glauben wir mehr Naturtrieb und bürgerliches Herkommen, hier mehr Wahl und freies Gemüth zu erblicken.

Der neue Ankömmling, völlig frei von allen Banden, ſorglos in der Gegenwart eines Mädchens, das, ſchon verſagt, den gefälligſten Dienſt nicht als Bewerbung auslegen und ſich deſto eher daran erfreuen konnte, ließ ſich ruhig gehen, war aber bald dergeſtalt eingeſponnen und gefeſſelt und zugleich von dem jungen Paare ſo zutraulich und freundlich behandelt, daß er ſich ſelbſt nicht mehr kannte. Müſſig und träumeriſch, weil ihm keine Gegenwart genügte, fand er das, was ihm abging, in einer Freundin, die, indem ſie fürs ganze Jahr lebte, nur für den Augenblick zu leben ſchien. Sie mochte ihn gern zu ihrem Begleiter; er konnte bald ihre Nähe nicht miſſen, denn ſie vermittelte ihm die Alltagswelt, und ſo waren ſie bei einer ausgedehnten Wirthſchaft auf dem Acker und den Wieſen, auf

dem Krautland wie im Garten bald unzertrennliche Gefährten. Erlaubten es dem Bräutigam seine Geschäfte, so war er an seinem Theil dabei; sie hatten sich alle Drei an einander gewöhnt, ohne es zu wollen, und wußten nicht, wie sie dazu kamen, sich nicht entbehren zu können. So lebten sie den herrlichen Sommer hin, eine ächt deutsche Idylle, wozu das fruchtbare Land die Prosa und eine reine Neigung die Poesie hergab. Durch reife Kornfelder wandernd, erquickten sie sich am thaureichen Morgen; das Lied der Lerche, der Schlag der Wachtel waren ergetzliche Töne; heiße Stunden folgten, ungeheure Gewitter brachen herein, man schloß sich nur desto mehr an einander, und mancher kleine Familienverdruß war leicht ausgelöscht durch fortdauernde Liebe. Und so nahm ein gemeiner Tag den andern auf, und alle schienen Festtage zu sein; der ganze Kalender hätte müssen roth gedruckt werden. Verstehen wird mich, wer sich erinnert, was von dem glücklich-unglücklichen Freunde der neuen Heloise geweissagt worden: „Und zu den Füßen seiner Geliebten sitzend, wird er Hanf brechen, und er wird wünschen, Hanf zu brechen heute, morgen und übermorgen, ja sein ganzes Leben.“

Nur wenig, aber gerade so viel, als nöthig sein mag, kann ich nunmehr von einem jungen Manne sagen, dessen Name in der Folgezeit nur allzu oft genannt worden. Es war Jerusalem, der Sohn des frei und zart denkenden Gottesgelehrten. Auch er war bei einer Gesandtschaft angestellt; seine Gestalt gefällig, mittlerer Größe, wohlgebaut; ein mehr rundes als längliches Gesicht; weiche, ruhige Züge und was sonst noch einem hübschen blonden Jüngling zukommen mag; blaue Augen sodann, mehr anziehend als sprechend zu nennen. Seine Kleidung war die unter den Niederdeutschen in Nachahmung der Engländer hergebrachte: blauer Frack, ledergelbe Weste und Unterkleider und Stiefeln mit braunen Stoppen. Der Verfasser hat ihn nie besucht, auch nicht bei sich gesehen; manchmal traf er ihn bei Freunden. Die Aeußerungen des jungen Mannes waren mäßig, aber wohlwollend. Er nahm an den verschiedensten Produktionen Theil, besonders liebte er solche Zeichnungen und Skizzen, in welchen man einsamen Gegenden ihren stillen Charakter abgewonnen hatte. Er theilte bei solchen Gelegenheiten Geßner'sche Radirungen mit und munterte die Liebhaber auf, darnach zu studiren. An allem jenem Ritterwesen und Mummenspiel nahm er wenig oder keinen Antheil, lebte sich und seinen Gesinnungen.

Man sprach von einer entschiedenen Leidenschaft zu der Gattin eines Freundes. Oeffentlich sah man sie nie mit einander. Ueberhaupt wußte man wenig von ihm zu sagen, außer daß er sich mit der englischen Literatur beschäftige. Als der Sohn eines wohlhabenden Mannes brauchte er sich weder ängstlich Geschäften zu widmen, noch um baldige Anstellung dringend zu bewerben.

Jene Geßner'schen Radirungen vermehrten die Lust und den Antheil an ländlichen Gegenständen, und ein kleines Gedicht, welches wir in unsern engern Kreis mit Leidenschaft aufnahmen, ließ uns von nun an nichts Anders mehr beachten. Das Deserted Village von Goldsmith mußte Jedermann auf jener Bildungsstufe, in jenem Gesinnungskreise höchlich zusagen. Nicht als lebendig oder wirksam, sondern als ein vergangenes, verschwundenes Dasein ward Alles das geschildert, was man so gern mit Augen sah, was man liebte, schätzte, in der Gegenwart leidenschaftlich aufsuchte, um jugendlich munter Theil daran zu nehmen. Fest- und Feiertage auf dem Lande, Kirchweihen und Jahrmärkte, dabei unter der Dorflinde erst die ernste Versammlung der Aeltesten, verdrängt von der heftigern Tanzlust der Jüngern, und wol gar die Theilnahme gebildeter Stände. Wie schicklich erschienen diese Vergnügungen, gemäßigt durch einen braven Landgeistlichen, der auch dasjenige, was allenfalls übergriff, was zu Händeln und Zwist Anlaß geben konnte, gleich zu schlichten und abzutun verstand. Auch hier fanden wir unsern ehrlichen Wakefield wieder, in seinem wohlbekannten Kreise, aber nicht mehr wie er leibte und lebte, sondern als Schatten, zurückgerufen durch des elegischen Dichters leise Klagetöne. Schon der Gedanke dieser Darstellung ist einer der glücklichsten, sobald einmal der Vorsatz gefaßt ist, ein unschuldiges Vergangenes mit anmuthiger Trauer wieder heranzufordern. Und wie gelungen ist in jedem Sinne dem Engländer dieses gemüthliche Vorhaben! Ich theilte den Enthusiasmus für dieses allerliebste Gedicht mit Gottern, dem die von uns Beiden unternommene Uebersetzung besser als mir geglückt ist; denn ich hatte allzu ängstlich die zarte Bedeutsamkeit des Originals in unserer Sprache nachzubilden getrachtet und war daher wol mit einzelnen Stellen, nicht aber mit dem Ganzen übereingekommen.

Ruht nun, wie man sagt, in der Sehnsucht das größte Glück, und darf die wahre Sehnsucht nur auf ein Unerreichbares gerichtet sein, so traf wol Alles zusammen, um den Jüng-

ling, den wir gegenwärtig auf seinen Irrgängen begleiten, zum glücklichsten Sterblichen zu machen. Die Neigung zu einer versagten Braut, das Bestreben, Meisterstücke fremder Literatur der unsrigen zu erwerben und anzueignen, die Bemühung, Naturgegenstände nicht nur mit Worten, sondern auch mit Griffel und Pinsel ohne eigentliche Technik nachzuahmen: jedes einzeln wäre schon hinreichend gewesen, das Herz zu schwellen und die Brust zu beklemmen. Damit aber der so süß Leidende aus diesen Zuständen gerissen und ihm zu neuer Unruhe neue Verhältnisse bereitet würden, so ergab sich Folgendes.

In Gießen befand sich Höpfner, Professor der Rechte. Er war als tüchtig in seinem Fach, als denkender und waderer Mann von Merken und Schlossern anerkannt und höchlich geehrt. Schon längst hatte ich seine Bekanntschaft gewünscht, und nun, als jene beiden Freunde bei ihm einen Besuch abzustatten gedachten, um über literarische Gegenstände zu unterhandeln, ward beliebt, daß ich bei dieser Gelegenheit mich gleichfalls nach Gießen begeben sollte. Weil wir aber, wie es in dem Uebermuth froher und friedlicher Zeiten zu geschehn pflegt, nicht leicht etwas auf geradem Wege vollbringen konnten, sondern wie wahrhafte Kinder auch dem Nothwendigen irgend einen Scherz abzugewinnen suchten, so sollte ich als der Unbekannte in fremder Gestalt erscheinen und meiner Lust, verkleidet aufzutreten, hier abermals Genüge thun. An einem heiteren Morgen vor Sonnenaufgang schritt ich daher von Wetzlar an der Lahn hin, das liebliche Thal hinauf; solche Wanderungen machten wieder mein größtes Glück. Ich erfand, verknüpfte, arbeitete durch und war in der Stille mit mir selbst heiter und froh; ich legte mir zurecht, was die ewig widersprechende Welt mir ungeschickt und verworren aufgedrungen hatte. Am Ziele meines Weges angelangt, suchte ich Höpfner's Wohnung und pochte an seine Studirstube. Als er mir Herein! gerufen hatte, trat ich bescheidentlich vor ihn als ein Studirender, der von Akademien sich nach Hause verfügen und unterwegs die würdigsten Männer wollte kennen lernen. Auf seine Fragen nach meinen näheren Verhältnissen war ich vorbereitet; ich erzählte ein glaubliches prosaisches Märchen, womit er zufrieden schien, und als ich mich hierauf für einen Juristen angab, bestand ich nicht übel; denn ich kannte sein Verdienst in diesem Fach und wußte, daß er sich eben mit dem Naturrecht beschäftigte. Doch stockte das Gespräch einigemal, und es schien, als wenn er einem

Stammbuch oder meiner Beurlaubung entgegensähe. Ich wußte jedoch immer zu zaudern, indem ich Schlossern gewiß erwartete, dessen Pünktlichkeit mir bekannt war. Dieser kam auch wirklich, ward von seinem Freund bewillkommnet und nahm, als er mich von der Seite angesehn, wenig Notiz von mir. Höpfner aber zog mich ins Gespräch und zeigte sich durchaus als einen humanen, wohlwollenden Mann. Endlich empfahl ich mich und eilte nach dem Wirthshause, wo ich mit Mercken einige flüchtige Worte wechselte und das Weitere verabredete.

Die Freunde hatten sich vorgenommen, Höpfnern zu Tische zu bitten und zugleich jenen Christian Heinrich Schmid, der in dem deutschen Literarwesen zwar eine sehr untergeordnete, aber doch eine Rolle spielte. Auf Diesen war der Handel eigentlich angelegt, und er sollte für Manches, was er gesündigt hatte, auf eine lustige Weise bestraft werden. Als die Gäste sich in dem Speisesaale versammelt hatten, ließ ich durch den Kellner fragen, ob die Herren mir erlauben wollten, mitzuspeisen. Schlosser, dem ein gewisser Ernst gar wohl zu Gesicht stand, widersetzte sich, weil sie ihre freundschaftliche Unterhaltung nicht durch einen Dritten wollten gestört wissen. Auf das Andringen des Kellners aber und die Fürsprache Höpfner's, der versicherte, daß ich ein leidlicher Mensch sei, wurde ich eingelassen und betrug mich zu Anfang der Tafel bescheiden und verschämt. Schlosser und Merck thaten sich keinen Zwang an und ergingen sich über Manches so offen, als wenn kein Fremder dabei wäre. Die wichtigsten literarischen Angelegenheiten sowie die bedeutendsten Männer kamen zur Sprache. Ich erwies mich nun etwas kühner und ließ mich nicht stören, wenn Schlosser mir manchmal ernstlich, Merck spöttisch etwas abgab; doch richtete ich auf Schmiden alle meine Pfeile, die seine mir wohlbekannten Blößen scharf und sicher trafen.

Ich hatte mich bei meinem Rößel Tischwein mäßig verhalten; die Herren aber ließen sich besseren reichen und ermangelten nicht, auch mir davon mitzutheilen. Nachdem viele Angelegenheiten des Tags durchgesprochen waren, zog sich die Unterhaltung ins Allgemeine, und man behandelte die Frage, die, so lange es Schriftsteller giebt, sich immer wiederholen wird: ob nämlich die Literatur im Auf- oder Absteigen, im Vor- oder Rückschritt begriffen sei. Diese Frage, worüber sich besonders Alte und Junge, Angehende und Abtretende selten vergleichen, sprach man mit Heiterkeit durch, ohne daß man gerade die Ab-

sicht gehabt hätte, sich darüber entschieden zu verständigen. Zuletzt nahm ich das Wort und sagte: „Die Literaturen, scheint es mir, haben Jahrszeiten, die, mit einander abwechselnd, wie in der Natur gewisse Phänomene hervorbringen und sich der Reihe nach wiederholen. Ich glaube daher nicht, daß man irgend eine Epoche einer Literatur im Ganzen loben oder tadeln könne; besonders sehe ich nicht gerne, wenn man gewisse Talente, die von der Zeit hervorgerufen werden, so hoch erhebt und rühmt, andere dagegen schilt und niederdrückt. Die Kehle der Nachtigall wird durch das Frühjahr aufgeregt, zugleich aber auch die Gurgel des Kuckuks. Die Schmetterlinge, die dem Auge so wohl thun, und die Mücken, welche dem Gefühl so verdrießlich fallen, werden durch eben die Sonnenwärme hervorgerufen; beherzigte man dies, so würde man dieselbigen Klagen nicht alle zehn Jahre wieder erneuert hören, und die vergebliche Mühe, dieses und jenes Mißfällige auszurotten, würde nicht so oft verschwendet werden." Die Gesellschaft sah mich mit Verwunderung an, woher mir so viele Weisheit und so viele Toleranz käme. Ich aber fuhr ganz gelassen fort, die literarischen Erscheinungen mit Naturprodukten zu vergleichen, und ich weiß nicht, wie ich sogar auf die Mollusken kam und allerlei Wunderliches von ihnen herauszusetzen wußte. Ich sagte, es seien dies Geschöpfe, denen man zwar eine Art von Körper, ja sogar eine gewisse Gestalt nicht ableugnen könne; da sie aber keine Knochen hätten, so wüßte man doch nichts Rechts mit ihnen anzufangen, und sie seien nichts Besseres als ein lebendiger Schleim; jedoch müsse das Meer auch solche Bewohner haben. Da ich das Gleichniß über die Gebühr fortsetzte, um den gegenwärtigen Schmid und diese Art der charakterlosen Literatoren zu bezeichnen, so ließ man mich bemerken, daß ein zu weit ausgedehntes Gleichniß zuletzt gar nichts mehr sei. — „So will ich auf die Erde zurückkehren", versetzte ich, „und vom Epheu sprechen! Wie jene keine Knochen, so hat dieser keinen Stamm, mag aber gern überall, wo er sich anschmiegt, die Hauptrolle spielen. An alte Mauern gehört er hin, an denen ohnehin nichts mehr zu verderben ist, von neuen Gebäuden entfernt man ihn billig; die Bäume saugt er aus, und am Allerunerträglichsten ist er mir, wenn er an einem Pfahl hinaufklettert und versichert, hier sei ein lebendiger Stamm, weil er ihn umlaubt habe."

Ungeachtet man mir abermals die Dunkelheit und Unan-

wendbarkeit meiner Gleichnisse vorwarf, ward ich immer lebhafter gegen alle parasitischen Kreaturen und machte, soweit meine damaligen Naturkenntnisse reichten, meine Sachen noch ziemlich artig. Ich sang zuletzt ein Vivat allen selbstständigen Männern, ein Pereat den Andringlingen, ergriff nach Tische Höpfner's Hand, schüttelte sie derb, erklärte ihn für den braven Mann von der Welt und umarmte ihn sowie die Andern zuletzt recht herzlich. Der wackere neue Freund glaubte wirklich zu träumen, bis endlich Schlosser und Merck das Räthsel auflösten und der entdeckte Scherz eine allgemeine Heiterkeit verbreitete, in welche Schmid selbst mit einstimmte, der durch Anerkennung seiner wirklichen Verdienste und durch unsere Theilnahme an seinen Liebhabereien wieder begütigt wurde.

Diese geistreiche Einleitung konnte nicht anders als den literarischen Kongreß beleben und begünstigen, auf den es eigentlich angesehen war. Merck, bald ästhetisch, bald literarisch, bald kaufmännisch thätig, hatte den wohldenkenden, unterrichteten, in so vielen Fächern kenntnißreichen Schlosser angeregt, die „Frankfurter Gelehrten Anzeigen" in diesem Jahr herauszugeben. Sie hatten sich Höpfnern und andere Akademiker in Gießen, in Darmstadt einen verdienten Schulmann, den Rektor Wenck, und sonst manchen wackeren Mann zugesellt. Jeder hatte in seinem Fach historische und theoretische Kenntnisse genug, und der Zeitsinn ließ diese Männer nach einem Sinne wirken. Die zwei ersten Jahrgänge dieser Zeitung (denn nachher kam sie in andere Hände) geben ein wundersames Zeugniß, wie ausgebreitet die Einsicht, wie rein die Uebersicht, wie redlich der Wille der Mitarbeiter gewesen. Das Humane und Weltbürgerliche wird befördert; wackere und mit Recht berühmte Männer werden gegen Zudringlichkeit aller Art geschützt; man nimmt sich ihrer an gegen Feinde, besonders auch gegen Schüler, die das Ueberlieferte nun zum Schaden ihrer Lehrer mißbrauchen. Am Interessantesten sind beinah die Recensionen über andere Zeitschriften, die Berliner „Bibliothek", den „Teutschen Merkur", wo man die Gewandtheit in so vielen Fächern, die Einsicht sowie die Billigkeit mit Recht bewundert.

Was mich betrifft, so sahen sie wohl ein, daß mir nicht mehr als Alles zum eigentlichen Recensenten fehle. Mein historisches Wissen hing nicht zusammen, die Geschichte der Welt, der Wissenschaften, der Literatur hatte mich nur epochenweis, die Gegenstände selbst aber nur theil- und massenweis ange-

zogen. Die Möglichkeit, mir die Dinge auch außer ihrem Zusammenhange lebendig zu machen und zu vergegenwärtigen, setzte mich in den Fall, in einem Jahrhundert, in einer Abtheilung der Wissenschaft völlig zu Hause zu sein, ohne daß ich weder von dem Vorhergehenden noch von dem Nachfolgenden irgend unterrichtet gewesen wäre. Ebenso war ein gewisser theoretisch-praktischer Sinn in mir aufgegangen, daß ich von den Dingen, mehr wie sie sein sollten, als wie sie waren, Rechenschaft geben konnte, ohne eigentlichen philosophischen Zusammenhang, aber sprungweise treffend. Hiezu kam eine sehr leichte Fassungskraft und ein freundliches Aufnehmen der Meinungen Anderer, wenn sie nur nicht mit meinen Ueberzeugungen in geradem Widerspruch standen.

Jener literarische Verein ward überdies durch eine lebhafte Korrespondenz und bei der Nähe der Ortschaften durch öftere persönliche Unterhandlungen begünstigt. Wer das Buch zuerst gelesen hatte, der referirte, manchmal fand sich ein Korreferent; die Angelegenheit ward besprochen, an verwandte angeknüpft, und hatte sich zuletzt ein gewisses Resultat ergeben, so übernahm Einer die Redaktion. Dadurch sind mehrere Recensionen so tüchtig als lebhaft, so angenehm als befriedigend. Mir fiel sehr oft die Rolle des Protokollführers zu; meine Freunde erlaubten mir auch innerhalb ihrer Arbeiten zu scherzen und sodann bei Gegenständen, denen ich mich gewachsen fühlte, die mir besonders am Herzen lagen, selbstständig aufzutreten. Vergebens würde ich unternehmen, darstellend oder betrachtend den eigentlichen Geist und Sinn jener Tage wieder hervorzurufen, wenn nicht die beiden Jahrgänge gedachter Zeitung mir die entschiedensten Dokumente selbst anböten. Auszüge von Stellen, an denen ich mich wiedererkenne, mögen mit ähnlichen Aufsätzen künftig am schicklichen Orte erscheinen.

Bei einem so lebhaften Austausch von Kenntnissen, Meinungen, Ueberzeugungen lernte ich Hopfnern sehr bald näher kennen und gewann ihn lieb. Sobald wir allein waren, sprach ich mit ihm über Gegenstände seines Fachs, welches ja auch mein Fach sein sollte, und fand eine sehr natürlich zusammenhängende Aufklärung und Belehrung. Ich war mir damals noch nicht deutlich bewußt, daß ich wol aus Büchern und im Gespräch, nicht aber durch den zusammenhängenden Katheder-vortrag etwas lernen konnte. Das Buch erlaubte mir, bei einer Stelle zu verweilen, ja rückwärts zu sehen, welches der münd-

liche Vortrag und der Lehrer nicht gestatten konnte. Manchmal ergriff mich zu Anfang der Stunde ein Gedanke, dem ich nachhing, darüber das Folgende verlor und ganz aus dem Zusammenhang geriet. Und so war es mir auch in den juristischen Kollegien ergangen, weshalb ich gar manchen Anlaß nehmen konnte, mich mit Höpfnern zu besprechen, der denn sehr gern in meine Zweifel und Bedenken einging, auch manche Lücken ausglich, so daß in mir der Wunsch entstand, in Gießen bei ihm zu verweilen, um mich an ihm zu unterrichten, ohne mich doch von meinen Wetzlarischen Neigungen allzu weit zu entfernen. Gegen diesen meinen Wunsch arbeiteten die beiden Freunde erst unwissend, sodann wissentlich; denn beide eilten nicht allein selbst von hier wegzukommen, sondern beide hatten sogar ein Interesse, mich aus dieser Gegend wegzubringen.

Schlosser entdeckte mir, daß er erst in ein freundschaftliches, dann in ein näheres Verhältniß zu meiner Schwester gekommen sei und daß er sich nach einer baldigen Anstellung umsehe, um sich mit ihr zu verbinden. Diese Erklärung machte mich einigermaßen betroffen, ob ich sie gleich in meiner Schwester Briefen schon längst hätte finden sollen; aber wir gehen leicht über das hinweg, was die gute Meinung, die wir von uns selbst hegen, verletzen könnte, und ich bemerkte nun erst, daß ich wirklich auf meine Schwester eifersüchtig sei, eine Empfindung, die ich mir um so weniger verbarg, als seit meiner Rückkehr von Straßburg unser Verhältniß noch viel inniger geworden war. Wie viel Zeit hatten wir nicht gebraucht, um uns wechselseitig die kleinen Herzensangelegenheiten, Liebes- und andere Händel mitzutheilen, die in der Zwischenzeit vorgefallen waren! Und hatte sich nicht auch im Felde der Einbildungskraft vor mir eine neue Welt aufgethan, in die ich sie doch auch einführen mußte? Meine eignen kleinen Machwerke, eine weit ausgebreitete Weltpoesie mußten ihr nach und nach bekannt werden. So übersetzte ich ihr aus dem Stegreife solche homerische Stellen, an denen sie zunächst Antheil nehmen konnte. Die Clarke'sche wörtliche Uebersetzung las ich deutsch, so gut es gehen wollte, herunter, mein Vortrag verwandelte sich gewöhnlich in metrische Wendungen und Ordnungen, und die Lebhaftigkeit, womit ich die Bilder gefaßt hatte, die Gewalt, womit ich sie aussprach, hoben alle Hindernisse einer verschränkten Vorstellung; dem, was ich geistreich hingab, folgte sie mit dem Geiste. Manche Stunden des Tags unterhielten wir uns auf diese Weise; ver-

sammelte sich hingegen ihre Gesellschaft, so wurden der Wolf Fenris und der Affe Hanemann einstimmig hervorgerufen, und wie oft habe ich nicht die berühmte Geschichte, wie Thor und seine Begleiter von den zauberischen Riesen geäfft werden, umständlich wiederholen müssen! Daher ist mir auch von allen diesen Dichtungen ein so angenehmer Eindruck geblieben, daß sie noch immer unter das Wertheste gehören, was meine Einbildungskraft sich hervorrufen mag. In mein Verhältniß zu den Darmstädtern hatte ich meine Schwester auch hineingezogen, und sogar meine Wanderungen und Entfernungen mußten unser Band fester knüpfen, da ich mich von Allem, was mir begegnete, brieflich mit ihr unterhielt, ihr jedes kleine Gedicht, wenn es auch nur ein Ausrufungszeichen gewesen wäre, sogleich mittheilte und ihr zunächst alle Briefe, die ich erhielt, und alle Antworten, die ich darauf ertheilte, sehen ließ. Alle diese lebhafte Neigung hatte seit meiner Abreise von Frankfurt gesteckt, mein Aufenthalt zu Wetzlar war zu einer solchen Unterhaltung nicht ausgiebig genug, und dann mochte die Neigung zu Lotten den Aufmerksamkeiten gegen meine Schwester Eintrag thun; genug, sie fühlte sich allein, vielleicht vernachlässigt, und gab um so eher den redlichen Bemühungen eines Ehrenmannes Gehör, welcher, ernst und verschlossen, zuverlässig und schätzenswerth, ihr seine Neigung, mit der er sonst sehr karge, leidenschaftlich zugewendet hatte. Ich mußte mich nun wol darein ergeben und mich mit Selbstvertrauen zu sagen nicht unterließ, daß, wenn der Bruder nicht abwesend gewesen wäre, es mit dem Freunde so weit nicht hätte gedeihen können.

Meinem Freund und vermuthlichen Schwager war nun freilich sehr daran gelegen, daß ich nach Hause zurückkehrte, weil durch meine Vermittelung ein freierer Umgang möglich ward, dessen das Gefühl dieses von zärtlicher Neigung unvermutheten getroffenen Mannes äußerst zu bedürfen schien. Er nahm daher, als er sich bald entfernte, von mir das Versprechen, daß ich ihm zunächst folgen wollte.

Von Merken, der eben freie Zeit hatte, hoffte ich nun, daß er seinen Aufenthalt in Gießen verlängern würde, damit ich einige Stunden des Tags mit meinem guten Hopfner zubringen könnte, indessen der Freund seine Zeit an die „Frankfurter Gelehrten Anzeigen" wendete; allein er war nicht zu bewegen, und wie meinen Schwager die Liebe, so trieb Diesen der Haß von

der Universität hinweg. Denn wie es angeborene Antipathien giebt, so wie gewisse Menschen die Katzen nicht leiden können, andern dieses oder jenes in der Seele zuwider ist, so war Merck ein Todfeind aller akademischen Bürger, die nun freilich zu jener Zeit in Gießen sich in der tiefsten Rohheit gefielen. Mir waren sie ganz recht: ich hätte sie wol auch als Masken in eins meiner Fastnachtsspiele brauchen können, aber ihm verdarb ihr Anblick bei Tage und des Nachts ihr Gebrüll jede Art von gutem Humor. Er hatte die schönste Zeit seiner jungen Tage in der französischen Schweiz zugebracht und nachher den erfreulichen Umgang von Hof-, Welt- und Geschäftsleuten und gebildeten Literatoren genossen; mehrere Militärpersonen, in denen ein Streben nach Geisteskultur rege geworden, suchten ihn auf, und so bewegte er sein Leben in einem sehr gebildeten Zirkel. Daß ihn daher jenes Unwesen ärgerte, war nicht zu verwundern; allein seine Abneigung gegen die Studiosen war wirklich leidenschaftlicher, als es einem gesetzten Mann geziemte, wiewol er mich durch seine geistreichen Schilderungen ihres ungeheuerlichen Ausstehns und Betragens sehr oft zum Lachen brachte. Hopfner's Einladungen und mein Zureden halfen nichts; ich mußte baldmöglichst mit ihm nach Wetzlar wandern.

Kaum konnte ich erwarten, bis ich ihn bei Letten eingeführt, allein seine Gegenwart in diesem Kreise gerieth mir nicht zum Gedeihen; denn wie Mephistopheles, er mag hintreten wohin er will, wol schwerlich Segen mitbringt, so machte er mir durch seine Gleichgiltigkeit gegen diese geliebte Person, wenn er mich auch nicht zum Wanken brachte, doch wenigstens keine Freude. Ich konnte es wohl voraussehen, wenn ich mich erinnert hätte, daß gerade solche schlanke, zierliche Personen, die eine lebendige Heiterkeit um sich her verbreiten, ohne weitere Ansprüche zu machen, ihm nicht sonderlich gefielen. Er zog sehr schnell die Junonische Gestalt einer ihrer Freundinnen vor, und da es ihm an Zeit gebrach, ein näheres Verhältniß anzuknüpfen, so schalt er mich recht bitter aus, daß ich mich nicht um diese prächtige Gestalt bemüht, um so mehr, da sie frei, ohne irgend ein Verhältniß sich befinde. Ich verstehe eben meinen Vortheil nicht, meinte er, und er sehe höchst ungern auch hier meine besondere Liebhaberei, die Zeit zu verderben.

Wenn es gefährlich ist, einen Freund mit den Vorzügen seiner Geliebten bekannt zu machen, weil er sie wol auch reizend und begehrenswürdig finden möchte, so ist die umgekehrte Ge-

fahr nicht geringer, daß er uns durch seine Abstimmung irre machen kann. Dieses war zwar hier der Fall nicht; denn ich hatte mir das Bild ihrer Liebenswürdigkeit tief genug eingedrückt, als daß es so leicht auszulöschen gewesen wäre; aber seine Gegenwart, sein Zureden beschleunigte doch den Entschluß, den Ort zu verlassen. Er stellte mir eine Rheinreise, die er eben mit Frau und Sohn zu machen im Begriff sei, so reizend vor und erregte die Sehnsucht, diejenigen Gegenstände endlich mit Augen zu sehn, von denen ich so oft mit Neid hatte erzählen hören. Nun, als er sich entfernt hatte, trennte ich mich von Charlotten zwar mit reinerem Gewissen als von Friedriken, aber doch nicht ohne Schmerz. Auch dieses Verhältniß war durch Gewohnheit und Nachsicht leidenschaftlicher als billig von meiner Seite geworden; sie dagegen und ihr Bräutigam hielten sich mit Heiterkeit in einem Maße, das nicht schöner und liebenswürdiger sein konnte, und die eben hieraus entspringende Sicherheit ließ mich jede Gefahr vergessen. Indessen konnte ich mir nicht verbergen, daß diesem Abenteuer sein Ende bevorstehe; denn von der zunächst erwarteten Beförderung des jungen Mannes hing die Verbindung mit dem liebenswürdigen Mädchen ab; und da der Mensch, wenn er einigermaßen resolut ist, auch das Nothwendige selbst zu wollen übernimmt, so faßte ich den Entschluß, mich freiwillig zu entfernen, ehe ich durch das Unerträgliche vertrieben würde.

Dreizehntes Buch.

Mit Merck war verabredet, daß wir uns zur schönen Jahrszeit in Koblenz bei Frau von la Roche treffen wollten. Ich hatte mein Gepäck nach Frankfurt und, was ich unterwegs brauchen konnte, durch eine Gelegenheit die Lahn hinunter gesendet und wanderte nun diesen schönen, durch seine Krümmungen lieblichen, in seinen Ufern so mannichfaltigen Fluß hinunter, dem Entschluß nach frei, dem Gefühle nach befangen, in einem Zustande, in welchem uns die Gegenwart der stummlebendigen Natur so wohlthätig ist. Mein Auge, geübt, die malerischen und übermalerischen Schönheiten der Landschaft zu entdecken, schwelgte in Betrachtung der Nähen und Fernen, der bebuschten Felsen, der sonnigen Wipfel, der feuchten Gründe, der thronenden Schlösser und der aus der Ferne lockenden blauen Bergreihen.

Ich wanderte auf dem rechten Ufer des Flusses, der in einiger Tiefe und Entfernung unter mir, von reichem Weidengebüsch zum Theil verdeckt, im Sonnenlicht hingleitete. Da stieg in mir der alte Wunsch wieder auf, solche Gegenstände würdig nachahmen zu können. Zufällig hatte ich ein schönes Taschenmesser in der linken Hand, und in dem Augenblicke trat aus dem tiefen Grunde der Seele gleichsam befehlshaberisch hervor: ich sollte dies Messer ungesäumt in den Fluß schleudern. Sähe ich es hineinfallen, so würde mein künstlerischer Wunsch erfüllt werden; würde aber das Eintauchen des Messers durch die überhängenden Weidenbüsche verdeckt, so sollte ich Wunsch

und Bemühung fahren lassen. So schnell als diese Grille in mir aufstieg, war sie auch ausgeführt. Denn ohne auf die Brauchbarkeit des Messers zu sehn, das gar manche Geräthschaften in sich vereinigte, schleuderte ich es mit der Linken, wie ich es hielt, gewaltsam nach dem Flusse hin. Aber auch hier mußte ich die trügliche Zweideutigkeit der Orakel, über die man sich im Alterthum so bitter beklagt, erfahren. Des Messers Eintauchen in den Fluß ward mir durch die letzten Weidenzweige verborgen, aber das dem Sturz entgegenwirkende Wasser sprang wie eine starke Fontaine in die Höhe und war mir vollkommen sichtbar. Ich legte diese Erscheinung nicht zu meinen Gunsten aus, und der durch sie in mir erregte Zweifel war in der Folge Schuld, daß ich diese Uebungen unterbrechner und fahrlässiger anstellte und dadurch selbst Anlaß gab, daß die Deutung des Orakels sich erfüllte. Wenigstens war mir für den Augenblick die Außenwelt verleidet, ich ergab mich meinen Einbildungen und Empfindungen und ließ die wohlgelegenen Schlösser und Ortschaften Weilburg, Limburg, Diez und Nassau nach und nach hinter mir, meistens allein, nur manchmal auf kurze Zeit mich zu einem Andern gesellend.

Nach einer so angenehmen Wanderung von einigen Tagen gelangte ich nach Ems, wo ich einigemale des sanften Bades genoß und sodann auf einem Kahne den Fluß hinabwärts fuhr. Da eröffnete sich mir der alte Rhein; die schöne Lage von Oberlahnstein entzückte mich; über Alles aber herrlich und majestätisch erschien das Schieß Ehrenbreitstein, welches in seiner Kraft und Macht vollkommen gerüstet dastand. In höchst lieblichem Contrast lag an seinem Fuß das wohlgebaute Oertchen, Thal genannt, wo ich mich leicht zu der Wohnung des Geheimeraths von la Roche finden konnte. Angekündigt von Merck, ward ich von dieser edlen Familie sehr freundlich empfangen und geschwind als ein Glied derselben betrachtet. Mit der Mutter verband mich mein belletristisches und sentimentales Streben, mit dem Vater ein heiterer Weltsinn und mit den Töchtern meine Jugend.

Das Haus, ganz am Ende des Thals wenig erhöht über dem Fluß gelegen, hatte die freie Aussicht den Strom hinabwärts. Die Zimmer waren hoch und geräumig und die Wände galerieartig mit aneinanderstoßenden Gemälden behangen. Jedes Fenster, nach allen Seiten hin, machte den Rahmen zu einem natürlichen Bilde, das durch den Glanz einer milden Sonne

sehr lebhaft hervortrat; ich glaubte nie so heitere Morgen und so herrliche Abende gesehn zu haben.

Nicht lange war ich allein der Gast im Hause. Zu dem Kongreß, der hier theils im artistischen, theils im empfindsamen Sinne gehalten werden sollte, war auch Leuchsenring beschieden, der von Düsseldorf herankam. Dieser Mann, von schönen Kenntnissen in der neuern Literatur, hatte sich auf verschiedenen Reisen, besonders aber bei einem Aufenthalte in der Schweiz, viele Bekanntschaften und, da er angenehm und einschmeichelnd war, viele Gunst erworben. Er führte mehrere Schatullen bei sich, welche den vertrauten Briefwechsel mit mehreren Freunden enthielten; denn es war überhaupt eine so allgemeine Offenherzigkeit unter den Menschen, daß man mit keinem Einzelnen sprechen oder an ihn schreiben konnte, ohne es zugleich als an Mehrere gerichtet zu betrachten. Man spähte sein eigen Herz aus und das Herz der Andern, und bei der Gleichzeitigkeit der Regierungen gegen eine solche Mittheilung, bei der durchgreifenden Schnelligkeit der Taxis'schen Posten, der Sicherheit des Siegels, dem leidlichen Porto griff dieser sittliche und literarische Verkehr bald weiter um sich.

Solche Korrespondenzen, besonders mit bedeutenden Personen, wurden sorgfältig gesammelt und alsdann bei freundschaftlichen Zusammenkünften auszugsweise vorgelesen; und so ward man, da politische Diskurse wenig Interesse hatten, mit der Breite der moralischen Welt ziemlich bekannt.

Leuchsenring's Schatullen enthielten in diesem Sinne manche Schätze. Die Briefe einer Julie Bondeli wurden sehr hoch geachtet; sie war als Frauenzimmer von Sinn und Verdienst und als Rousseau's Freundin berühmt. Wer mit diesem außerordentlichen Manne nur irgend in Verhältniß gestanden hatte, genoß Theil an der Glorie, die von ihm ausging, und in seinem Namen war eine stille Gemeinde weit und breit ausgesäet.

Ich wohnte diesen Vorlesungen gerne bei, indem ich dadurch in eine unbekannte Welt versetzt wurde und das Innere mancher kurz vergangenen Begebenheit kennen lernte. Freilich war nicht Alles gehaltreich, und Herr von la Roche, ein heiterer Welt- und Geschäftsmann, der sich, obgleich Katholik, schon in Schriften über das Mönch- und Pfaffthum lustig gemacht hatte, glaubte auch hier eine Verbrüderung zu sehen, wo mancher Einzelne ohne Werth sich durch Verbindung mit bedeutenden

Menschen aufstutze, wobei am Ende wol er, aber nicht Jene gefördert würden. Meistens entzog sich dieser wackere Mann der Gesellschaft, wenn die Schatullen eröffnet wurden. Hörte er auch wol einmal einige Briefe mit an, so konnte man eine schalkhafte Bemerkung erwarten. Unter Andern sagte er einstens, er überzeuge sich bei dieser Korrespondenz noch mehr von dem, was er immer geglaubt habe: daß Frauenzimmer alles Siegellack sparen könnten, sie sollten nur ihre Briefe mit Stecknadeln zustecken und dürften versichert sein, daß sie unerbrochen an Ort und Stelle kämen. Auf gleiche Weise pflegte er mit Allem, was außer dem Lebens- und Thätigkeitskreise lag, zu scherzen und folgte hierin der Sinnesart seines Herrn und Meisters, des Grafen Stadion, kurmainzischen Ministers, welcher gewiß nicht geeignet war, den Welt- und Kaltsinn des Knaben durch Ehrfurcht vor irgend einem Ahnungsvollen ins Gleichgewicht zu setzen.

Eine Anekdote von dem großen praktischen Sinne des Grafen hingegen möge hier Platz finden. Als er den verwaisten la Roche lieb gewann und zu seinem Zögling erkor, forderte er von dem Knaben gleich die Dienste eines Sekretärs. Er gab ihm Briefe zu beantworten, Depeschen auszuarbeiten, die denn auch von ihm mundirt, öfter chiffrirt, gesiegelt und überschrieben werden mußten. Dieses dauerte mehrere Jahre. Als der Knabe zum Jüngling herangereift war und dasjenige wirklich leistete, was er sich bisher nur eingebildet hatte, führte ihn der Graf an einen großen Schreibtisch, in welchem sämmtliche Briefe und Packete unerbrochen als Exercitien der erstern Zeit aufbewahrt lagen.

Eine andere Uebung, die der Graf seinem Zögling zumuthete, wird nicht so allgemeinen Beifall finden. La Roche nämlich hatte sich üben müssen, die Hand seines Herrn und Meisters aufs Genaueste nachzuahmen, um ihn dadurch der Qual des Selbstschreibens zu überheben. Allein nicht nur in Geschäften sollte dieses Talent genutzt werden, auch in Liebeshändeln hatte der junge Mann die Stelle seines Lehrers zu vertreten. Der Graf war leidenschaftlich einer hohen und geistreichen Dame verbunden. Wenn er in deren Gesellschaft bis tief in die Nacht verweilte, saß indessen sein Sekretär zu Hause und schmiedete die heißesten Liebesbriefe; darunter wählte der Graf und sendete noch gleich zur Nachtzeit das Blatt an seine Geliebte, welche sich denn doch wohl daran von dem unverwüst-

lichen Feuer ihres leidenschaftlichen Anbeters überzeugen mußte. Dergleichen frühe Erfahrungen mochten denn freilich dem Jüngling nicht den besten Begriff von schriftlichen Liebesunterhaltungen gegeben haben.

Ein unversöhnlicher Haß gegen das Pfaffthum hatte sich bei diesem Manne, der zwei geistlichen Kurfürsten diente, festgesetzt, wahrscheinlich entsprungen aus der Betrachtung des rohen, geschmacklosen, geistverderblichen Frauenwesens, welches die Mönche in Deutschland an manchen Orten zu treiben pflegten und dadurch eine jede Art von Bildung hinderten und zerstörten. Seine „Briefe über das Mönchswesen" machten großes Aufsehen; sie wurden von allen Protestanten und von vielen Katholiken mit großem Beifall aufgenommen.

Wenn sich aber Herr von la Roche gegen Alles, was man Empfindung nennen könnte, auflehnte, und wenn er selbst den Schein derselben entschieden von sich abhielt, so verbehlte er doch nicht eine väterlich zarte Neigung zu seiner ältesten Tochter, welche freilich nicht anders als liebenswürdig war: eher klein als groß von Gestalt, niedlich gebaut, eine freie anmuthige Bildung, die schwärzesten Augen und eine Gesichtsfarbe, die nicht reiner und blühender gedacht werden konnte. Auch sie liebte ihren Vater und neigte sich zu seinen Gesinnungen. Ihm, als thätigem Geschäftsmann, war die meiste Zeit durch Berufsarbeiten weggenommen, und weil die einkehrenden Gäste eigentlich durch seine Frau und nicht durch ihn angezogen wurden, so konnte ihm die Gesellschaft wenig Freude geben. Bei Tische war er heiter, unterhaltend und suchte wenigstens seine Tafel von der empfindsamen Würze frei zu halten.

Wer die Gesinnungen und die Denkweise der Frau von la Roche kennt — und sie ist durch ein langes Leben und viele Schriften einem jeden Deutschen ehrwürdig bekannt geworden —, der möchte vielleicht vermuthen, daß hieraus ein häusliches Mißverhältniß hätte entstehn müssen. Aber keineswegs! Sie war die wunderbarste Frau, und ich wüßte ihr keine andere zu vergleichen. Schlank und zart gebaut, eher groß als klein, hatte sie bis in ihre höheren Jahre eine gewisse Eleganz der Gestalt sowol als des Betragens zu erhalten gewußt, die zwischen dem Benehmen einer Edeldame und einer würdigen bürgerlichen Frau gar anmuthig schwebte. Im Anzuge war sie sich mehrere Jahre gleich geblieben. Ein nettes Flügelhäubchen stand dem kleinen Kopfe und dem feinen Gesichte gar wohl, und die braune oder graue

Kleidung gab ihrer Gegenwart Ruhe und Würde. Sie sprach gut und wußte dem, was sie sagte, durch Empfindung immer Bedeutung zu geben. Ihr Betragen war gegen Jedermann vollkommen gleich. Allein durch dieses Alles ist noch nicht das Eigenste ihres Wesens ausgesprochen; es zu bezeichnen ist schwer. Sie schien an Allem Theil zu nehmen, aber im Grunde wirkte nichts auf sie. Sie war mild gegen Alles und konnte Alles dulden, ohne zu leiden; den Scherz ihres Mannes, die Zärtlichkeit ihrer Freunde, die Anmuth ihrer Kinder, Alles erwiderte sie auf gleiche Weise und so blieb sie immer sie selbst, ohne daß ihr in der Welt durch Gutes und Böses oder in der Literatur durch Vortreffliches und Schwaches wäre beizukommen gewesen. Dieser Sinnesart verdankt sie ihre Selbstständigkeit bis in ein hohes Alter bei manchen traurigen, ja kümmerlichen Schicksalen. Doch um nicht ungerecht zu sein, muß ich erwähnen, daß ihre beiden Söhne, damals Kinder von blendender Schönheit, ihr manchmal einen Ausdruck ablockten, der sich von demjenigen unterschied, dessen sie sich zum täglichen Gebrauch bediente.

So lebte ich in einer neuen, wundersam angenehmen Umgebung eine Zeit lang fort, bis Merck mit seiner Familie herankam. Hier entstanden sogleich neue Wahlverwandtschaften; denn indem die beiden Frauen sich einander näherten, hatte Merck mit Herrn von la Roche als Welt- und Geschäftskenner, als unterrichtet und gereift nähere Berührung. Der Knabe gesellte sich zu den Knaben, und die Tochter hielt mir zu, von denen die älteste mich gar bald besonders anzog. Es ist eine sehr angenehme Empfindung, wenn sich eine neue Leidenschaft in uns zu regen anfängt, ehe die alte noch ganz verklungen ist. So sieht man bei untergehender Sonne gern auf der entgegengesetzten Seite den Mond aufgehn und erfreut sich an dem Doppelglanze der beiden Himmelslichter.

Nun fehlte es nicht an reicher Unterhaltung in und außer dem Hause. Man durchstrich die Gegend: Ehrenbreitstein diesseits, die Karthause jenseits wurden bestiegen. Die Stadt, die Moselbrücke, die Fähre, die uns über den Rhein brachte, Alles gewährte das mannichfachste Vergnügen. Noch nicht erbaut war das neue Schloß; man führte uns an den Platz, wo es stehn sollte, man ließ uns die verschlagenen Risse davon sehen.

In diesem heitern Zustande entwickelte sich jedoch innerlich der Stoff der Unverträglichkeit, der in gebildeten wie in un-

gebildeten Gesellschaften gewöhnlich seine unfreundlichen Wirkungen zeigt. Merck, zugleich kalt und unruhig, hatte nicht lange jene Briefwechsel mit angehört, als er über die Dinge, von denen die Rede war, sowie über die Personen und ihre Verhältnisse gar manchen schalkhaften Einfall laut werden ließ, mir aber im Stillen die wunderlichsten Dinge eröffnete, die eigentlich darunter verborgen sein sollten. Von politischen Geheimnissen war zwar keineswegs die Rede, auch nicht von irgend etwas, das einen gewissen Zusammenhang gehabt hätte: er machte mich nur auf Menschen aufmerksam, die, ohne sonderliche Talente, mit einem gewissen Geschick sich persönlichen Einfluß zu verschaffen wissen und durch die Bekanntschaft mit Vielen aus sich selbst etwas zu bilden suchen; und von dieser Zeit an hatte ich Gelegenheit, dergleichen mehr zu bemerken. Da solche Personen gewöhnlich den Ort verändern und als Reisende bald hier, bald da eintreffen, so kommt ihnen die Gunst der Neuheit zu Gute, die man ihnen nicht beneiden noch verkümmern sollte; denn es ist dieses eine herkömmliche Sache, die jeder Reisende zu seinem Vortheil, jeder Bleibende zu seinem Nachtheil öfters erfahren hat.

Dem sei nun wie ihm wolle, genug, wir nährten von jener Zeit an eine gewisse unruhige, ja neidische Aufmerksamkeit auf dergleichen Leute, die auf ihre eigne Hand hin und wieder zogen, sich in jeder Stadt vor Anker legten und wenigstens in einigen Familien Einfluß zu gewinnen suchten. Einen zarten und weichen dieser Zunftgenossen habe ich im „Pater Brey", einen andern, tüchtigern und derbern in einem künftig mitzutheilenden Fastnachtsspiele, das den Titel führt: „Satyros, oder der vergötterte Waldteufel", wo nicht mit Billigkeit, doch wenigstens mit gutem Humor dargestellt.

Indessen wirkten die wunderlichen Elemente unserer kleinen Gesellschaft noch so ganz leidlich auf einander; wir waren theils durch eigne Sitte und Lebensart gebändigt, theils aber auch durch jene besondere Weise der Hausfrau gemildert, welche, von dem, was um sie vorging, nur leicht berührt, sich immer gewissen ideellen Vorstellungen hingab und, indem sie solche freundlich und wohlwollend zu äußern verstand, alles Scharfe, was in der Gesellschaft hervortreten mochte, zu mildern und das Unebne auszugleichen wußte.

Merck hatte noch eben zur rechten Zeit zum Aufbruch geblasen, so daß die Gesellschaft in dem besten Verhältniß aus-

einanderging. Ich fuhr mit ihm und den Seinigen auf einer nach Mainz rücklehrenden Jacht den Rhein aufwärts, und obschon dieses an sich sehr langsam ging, so ersuchten wir noch überdies den Schiffer, sich ja nicht zu übereilen. So genossen wir mit Muße der unendlich mannichfaltigen Gegenstände, die bei dem herrlichsten Wetter jede Stunde an Schönheit zuzunehmen und sowol an Größe als an Gefälligkeit immer neu zu wechseln scheinen; und ich wünsche nur, indem ich die Namen Rheinfels und St. Goar, Bacharach, Bingen, Ellfeld und Biderich ausspreche, daß jeder meiner Leser im Stande sei, sich diese Gegenden in der Erinnerung hervorzurufen.

Wir hatten fleißig gezeichnet und uns wenigstens dadurch die tausendfältige Abwechselung jener herrlichen Ufer fester eingedrückt; aber auch unser Verhältniß verinnigte sich durch dieses längere Zusammensein, durch die vertrauliche Mittheilung über so mancherlei Dinge dergestalt, daß Merck einen großen Einfluß über mich gewann und ich ihm als ein guter Gesell zu einem behaglichen Dasein unentbehrlich ward. Mein durch die Natur geschärfter Blick warf sich wieder auf die Kunstbetrachtung, wozu mir die schönen Frankfurter Sammlungen an Gemälden und Kupferstichen die beste Gelegenheit gaben, und ich bin der Neigung der Herren Etling, Ehrenreich, besonders aber dem braven Nothnagel sehr viel schuldig geworden. Die Natur in der Kunst zu sehen, ward bei mir zu einer Leidenschaft, die in ihren höchsten Augenblicken andern, selbst passionirten Liebhabern fast wie Wahnsinn erscheinen mußte; und wie konnte eine solche Neigung besser gehegt werden als durch eine fortdauernde Betrachtung der trefflichen Werke der Niederländer. Damit ich mich aber auch mit diesen Dingen werkthätig bekannt machen möchte, räumte mir Nothnagel ein Kabinet ein, wo ich Alles fand, was zur Oelmalerei nöthig war, und ich malte einige einfache Stilleben nach dem Wirklichen, auf deren einem ein Nesseltuch von Schildern, mit Zuber eingelegt, meinen Meister, der mich erst vor einer Stunde besucht hatte, dergestalt überraschte, daß er behauptete, es müsse während der Zeit einer von seinen untergeordneten Künstlern bei mir gewesen sein.

Hätte ich geduldig fortgefahren, mich an solchen Gegenständen zu üben, ihnen Licht und Schatten und die Eigenheiten ihrer Oberfläche abzugewinnen, ich hätte mir eine gewisse Praxis bilden und zum Höhern den Weg bahnen können; so aber

verfolgte mich der Fehler aller Dilettanten, mit dem Schwersten anzufangen, ja sogar das Unmögliche leisten zu wollen, und ich verwickelte mich bald in größere Unternehmungen, in denen ich stecken blieb, sowol weil sie weit über meine technischen Fähigkeiten hinauslagen, als weil ich die liebevolle Aufmerksamkeit und den gelassenen Fleiß, durch den auch schon der Anfänger etwas leistet, nicht immer rein und wirksam erhalten konnte.

Auch wurde ich zu gleicher Zeit abermals in eine höhere Sphäre gerissen, indem ich einige schöne Gipsabgüsse antiker Köpfe anzuschaffen Gelegenheit fand. Die Italiener nämlich, welche die Messen beziehn, brachten manchmal dergleichen gute Exemplare mit und verkauften sie auch wol, nachdem sie eine Form darüber genommen. Auf diesem Wege stellte ich mir ein kleines Museum auf, indem ich die Köpfe des Laokoon, seiner Söhne, der Niobe Töchter allmählich zusammenbrachte, nicht weniger die Nachbildungen der bedeutendsten Werke des Alterthums im Kleinen aus der Verlassenschaft eines Kunstfreundes ankaufte und so mir jenen großen Eindruck, den ich in Mannheim gewonnen hatte, möglichst wieder zu beleben suchte.

Indem ich nun Alles, was von Talent, Liebhaberei oder sonst irgend einer Neigung in mir leben mochte, auszubilden, zu nähren und zu unterhalten suchte, verwendete ich eine gute Zeit des Tages nach dem Wunsch meines Vaters auf die Advokatur, zu deren Ausübung ich zufälligerweise die beste Gelegenheit fand. Nach dem Tode des Großvaters war mein Oheim Textor in den Rath gekommen und übergab mir die kleineren Sachen, denen ich gewachsen war, welches die Gebrüder Schlosser auch thaten. Ich machte mich mit den Akten bekannt, mein Vater las sie ebenfalls mit vielem Vergnügen, da er sich durch Veranlassung des Sohns wieder in einer Thätigkeit sah, die er lange entbehrt hatte. Wir besprachen uns darüber, und mit großer Leichtigkeit machte ich alsdann die nöthigen Aufsätze. Wir hatten einen trefflichen Kopisten zur Hand, auf den man sich zugleich wegen aller Kanzleiförmlichkeiten verlassen konnte; und so war mir dieses Geschäft eine um so angenehmere Unterhaltung, als es mich dem Vater näher brachte, der, mit meinem Benehmen in diesem Punkte völlig zufrieden, allem Uebrigen, was ich trieb, gerne nachsah, in der sehnlichen Erwartung, daß ich nun bald auch schriftstellerischen Ruhm einernten würde.

Weil nun in jeder Zeitepoche Alles zusammenhängt, indem die herrschenden Meinungen und Gesinnungen sich auf die vielfachste Weise verzweigen, so befolgte man in der Rechtslehre nunmehr auch nach und nach alle diejenigen Maximen, nach welchen man Religion und Moral behandelte. Unter den Sachwaltern als den Jüngern, sodann unter den Richtern als den Aeltern verbreitete sich der Humanismus, und Alles wetteiferte, auch in rechtlichen Verhältnissen höchst menschlich zu sein. Gefängnisse wurden gebessert, Verbrechen entschuldigt, Strafen gelindert, die Legitimationen erleichtert, Scheidungen und Mißheirathen befördert, und einer unserer vorzüglichen Sachwalter erwarb sich den höchsten Ruhm, als er einem Scharfrichtersohne den Eingang in das Kollegium der Aerzte zu erfechten wußte. Vergebens widersetzten sich Gilden und Körperschaften: ein Damm nach dem andern ward durchbrochen. Die Duldsamkeit der Religionsparteien gegen einander ward nicht blos gelehrt, sondern ausgeübt, und mit einem noch größern Einflusse ward die bürgerliche Verfassung bedroht, als man Duldsamkeit gegen die Juden mit Verstand, Scharfsinn und Kraft der gutmüthigen Zeit anzuempfehlen bemüht war. Diese neuen Gegenstände rechtlicher Behandlung, welche außerhalb des Gesetzes und des Herkommens lagen und nur an billige Beurtheilung, an gemüthliche Theilnahme Anspruch machten, forderten zugleich einen natürlicheren und lebhafteren Stil. Hier war uns, den Jünglingen, ein heiteres Feld eröffnet, in welchem wir uns mit Lust herumtummelten, und ich erinnere mich noch gar wohl, daß ein Reichshofrathsagent mir in einem solchen Falle ein sehr artiges Belobungsschreiben zusendete. Die französischen Plaidoyers dienten uns zu Mustern und zur Anregung.

Und somit waren wir auf dem Wege, bessere Redner als Juristen zu werden, worauf mich der joviale Georg Schlosser einstmals tadelnd aufmerksam machte. Ich hatte ihm erzählt, daß ich meiner Partei eine mit vieler Energie zu ihren Gunsten abgefaßte Streitschrift vorgelesen, worüber sie mir große Zufriedenheit bezeigt. Hierauf erwiderte er mir: „Du hast Dich in diesem Fall mehr als Schriftsteller denn als Advokat bewiesen. Man muß niemals fragen, wie eine solche Schrift dem Mlieutn, sondern wie sie dem Richter gefallen könne.“

Wie nun aber Niemand noch so ernste und dringende Geschäfte haben mag, denen er seinen Tag widmet, daß er nicht demungeachtet Abends so viel Zeit fände, das Schauspiel

zu besuchen, so ging es auch mir, der ich in Ermangelung einer vorzüglichen Bühne über das deutsche Theater zu denken nicht aufhörte, um zu erforschen, wie man auf demselben allenfalls thätig mitwirken könnte. Der Zustand desselben in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts ist bekannt genug, und Jedermann, der sich davon zu unterrichten verlangt, findet überall bereite Hülfsmittel. Ich denke deswegen hier nur einige allgemeine Bemerkungen einzuschalten.

Das Glück der Bühne beruhte mehr auf der Persönlichkeit der Schauspieler als auf dem Werthe der Stücke. Dies war besonders bei halb oder ganz extemporirten Stücken der Fall, wo Alles auf den Humor und das Talent der komischen Schauspieler ankam. Der Stoff solcher Stücke muß aus dem gemeinsten Leben genommen sein, den Sitten des Volks gemäß, vor welchem man spielt. Aus dieser unmittelbaren Anwendbarkeit entspringt der große Beifall, dessen sie sich jederzeit zu erfreuen haben. Diese waren immer im südlichen Deutschland zu Hause, wo man sie bis auf den heutigen Tag beibehält und nur von Zeit zu Zeit dem Charakter der possenhaften Masken einige Veränderung zu geben durch den Personenwechsel genöthigt ist. Doch nahm das deutsche Theater dem ernsten Charakter der Nation gemäß sehr bald eine Wendung nach dem Sittlichen, welche durch eine äußere Veranlassung noch mehr beschleunigt ward. Unter den strengen Christen entstand nämlich die Frage, ob das Theater zu den sündlichen und auf alle Fälle zu vermeidenden Dingen gehöre oder zu den gleichgiltigen, welche dem Guten gut und nur dem Bösen bös werden könnten. Strenge Eiferer verneinten das Letztere und hielten fest darüber, daß kein Geistlicher je ins Theater gehen solle. Nun konnte die Gegenrede nicht mit Nachdruck geführt werden, als wenn man das Theater nicht allein für unschädlich, sondern sogar für nützlich angab. Um nützlich zu sein, mußte es sittlich sein, und dazu bildete es sich im nördlichen Deutschland um so mehr aus, als durch einen gewissen Halbgeschmack die lustige Person vertrieben ward und, obgleich geistreiche Köpfe für sie einsprachen, dennoch weichen mußte, da sie sich bereits von der Derbheit des deutschen Hanswurstis gegen die Niedlichkeit und Zierlichkeit der italienischen und französischen Harlekine gewendet hatte. Selbst Scapin und Crispin verschwanden nach und nach; den Letztern habe ich zum letzten Mal von Koch in seinem hohen Alter spielen sehn.

Schon die Richardson'schen Romane hatten die bürgerliche Welt auf eine zartere Sittlichkeit aufmerksam gemacht. Die strengen und unausbleiblichen Folgen eines weiblichen Fehltritts waren in der „Clarisse“ auf eine grausame Weise zergliedert. Lessing's „Miß Sara Sampson“ behandelte dasselbe Thema. Nun ließ der „Kaufmann von London“ einen verführten Jüngling in der schrecklichsten Lage sehen. Die französischen Dramen hatten denselben Zweck, verfuhren aber mäßiger und wußten durch Vermittelung am Ende zu gefallen. Diderot's „Hausvater“, „Der ehrliche Verbrecher“, „Der Essighändler“, „Der Philosoph, ohne es zu wissen“, „Eugenie“ und mehr dergleichen Werke waren dem ehrbaren Bürger- und Familiensinn gemäß, der immer mehr obzuwalten anfing. Bei uns gingen „Der dankbare Sohn“, „Der Deserteur aus Kindesliebe“ und ihre Sippschaft denselben Weg. „Der Minister“, „Clementine“ und die übrigen Geblerischen Stücke, „Der deutsche Hausvater“ von Gemmingen, alle brachten den Werth des mittleren, ja des unteren Standes zu einer gemüthlichen Anschauung und entzückten das große Publikum. Echof durch seine edle Persönlichkeit, die dem Schauspielerstand eine gewisse Würde mittheilte, deren er bisher entbehrte, bob die ersten Figuren solcher Stücke ungemein, indem der Ausdruck von Rechtlichkeit ihm als einem rechtlichen Manne vollkommen gelang.

Indem nun das deutsche Theater sich völlig zur Verweichlichung hinneigte, stand Schröder als Schriftsteller und Schauspieler auf und bearbeitete, durch die Verbindung Hamburg's mit England veranlaßt, englische Lustspiele. Er konnte dabei den Stoff derselben nur im Allgemeinsten brauchen; denn die Originale sind meistens formlos, und wenn sie auch gut und planmäßig anfangen, so verlieren sie sich doch zuletzt ins Weite. Es scheint ihren Verfassern nur darum zu thun, die wunderlichsten Scenen anzubringen, und wer an ein gehaltenes Kunstwerk gewöhnt ist, sieht sich zuletzt ungern ins Grenzenlose getrieben. Ueberdies geht ein wildes und unsittliches, genialisches Wesen bis zum Unerträglichen so entschieden durch, daß es schwer sein möchte, dem Plan und den Charaktern alle ihre Unarten zu benehmen. Sie sind eine derbe und dabei gefährliche Speise, die blos einer rohen und halbverdorbenen Volksmasse zu einer gewissen Zeit genießbar und verdaulich gewesen sein mag. Schröder hat an diesen Dingen mehr gethan, als man gewöhnlich weiß: er hat sie von Grund aus verändert, dem deutschen Sinne angeähnlicht und sie möglichst gemildert.

Es bleibt ihnen aber immer ein herber Kern, weil der Scherz gar oft auf Mißhandlung von Personen beruht, sie mögen es verdienen oder nicht. In diesen Darstellungen, welche sich gleichfalls auf dem Theater verbreiteten, lag also ein heimliches Gegengewicht jener allzu zarten Sittlichkeit, und die Wirkung beider Arten gegen einander hinderte glücklicherweise die Eintönigkeit, in die man sonst verfallen wäre.

Der Deutsche, gut- und großmüthig von Natur, will Niemand gemißhandelt wissen. Weil aber kein Mensch, wenn er auch noch so gut denkt, sicher ist, daß man ihm nicht etwas gegen seine Neigung unterschiebe, auch das Lustspiel überhaupt immer etwas Schadenfreude bei dem Zuschauer voraussetzt oder erweckt, wenn es behagen soll, so gerieth man auf einem natürlichen Wege zu einem bisher für unnatürlich gehaltenen Benehmen; dieses war: die höheren Stände herabzuziehen und sie mehr oder weniger anzutasten. Die prosaische und poetische Satire hatte sich bisher immer gehütet, Hof und Adel zu berühren. Rabener enthielt sich nach jener Seite hin alles Spottes und blieb in einem niederen Kreise. Zacharia beschäftigt sich viel mit Landedelleuten, stellt ihre Liebhabereien und Eigenheiten komisch dar, aber ohne Mißachtung. Thümmel's „Wilhelmine", eine kleine geistreiche Komposition, so angenehm als kühn, erwarb sich großen Beifall, vielleicht auch mit deswegen, weil der Verfasser, ein Edelmann und Hofgenosse, die eigne Klasse nicht eben schonend behandelte. Den entschiedensten Schritt jedoch that Lessing in der „Emilia Galotti", wo die Leidenschaften und ränkevollen Verhältnisse der höheren Regionen schneidend und bitter geschildert sind. Alle diese Dinge sagten dem aufgeregten Zeitsinne vollkommen zu, und Menschen von weniger Geist und Talent glaubten das Gleiche, ja noch mehr thun zu dürfen, wie denn Großmann in sechs unappetitlichen Schüsseln alle Lederspeisen seiner Pöbelküche dem schadenfrohen Publikum auftischte. Ein redlicher Mann, Hofrath Reinhard, machte bei dieser unerfreulichen Tafel den Haushofmeister zu Trost und Erbauung sämmtlicher Gäste. Von dieser Zeit an wählte man die theatralischen Bösewichter immer aus den höheren Ständen; doch mußte die Person Kammerjunker oder wenigstens Geheimsekretär sein, um sich einer solchen Auszeichnung würdig zu machen. Zu den allergottlosesten Schaubildern aber erkor man die obersten Chargen und Stellen des Hof- und Civiletats im Adreßkalender, in welcher vornehmen Gesellschaft denn doch

die Justitiarien als Bösewichter der ersten Instanz ihren Platz fanden.

Doch indem ich schon fürchten muß, über die Zeit hinausgegriffen zu haben, von der hier die Rede sein kann, kehre ich auf mich selbst zurück, um des Dranges zu erwähnen, den ich empfand, mich in freien Stunden mit den einmal ausgesonnenen theatralischen Planen zu beschäftigen.

Durch die fortdauernde Theilnahme an Shakespeare's Werken hatte ich mir den Geist so ausgeweitet, daß mir der enge Bühnenraum und die kurze einer Vorstellung zugemessene Zeit keineswegs hinlänglich schienen, um etwas Bedeutendes vorzutragen. Das Leben des biedern Götz von Berlichingen, von ihm selbst geschrieben, trieb mich in die historische Behandlungsart, und meine Einbildungskraft dehnte sich dergestalt aus, daß auch meine dramatische Form alle Theatergrenzen überschritt und sich den lebendigen Ereignissen mehr und mehr zu nähern suchte. Ich hatte mich davon, so wie ich vorwärts ging, mit meiner Schwester umständlich unterhalten, die an solchen Dingen mit Geist und Gemüth Theil nahm, und ich erneuerte diese Unterhaltung so oft, ohne nur irgend zum Werke zu schreiten, daß sie zuletzt ungeduldig und wohlwollend dringend bat, mich nur nicht immer mit Werken in die Luft zu ergehn, sondern endlich einmal das, was mir so gegenwärtig wäre, auf das Papier festzubringen. Durch diesen Antrieb bestimmt, fing ich eines Morgens zu schreiben an, ohne daß ich einen Entwurf oder Plan vorher aufgesetzt hätte. Ich schrieb die ersten Scenen, und Abends wurden sie Kornelien vorgelesen. Sie schenkte ihnen vielen Beifall, jedoch nur bedingt, indem sie zweifelte, daß ich so fortfahren würde; ja, sie äußerte sogar einen entschiedenen Unglauben an meine Beharrlichkeit. Dieses reizte mich nur um so mehr, ich fuhr den nächsten Tag fort und so den dritten; die Hoffnung wuchs bei den täglichen Mittheilungen, auch mir ward Alles von Schritt zu Schritt lebendiger, indem mir ohnehin der Stoff durchaus eigen geworden; und so hielt ich mich ununterbrochen ans Werk, das ich geradeswegs verfolgte, ohne weder rückwärts noch rechts noch links zu sehn, und in etwa sechs Wochen hatte ich das Vergnügen, das Manuskript geheftet zu erblicken. Ich theilte es Merken mit, der verständig und wohlwollend darüber sprach; ich sendete es Herdern zu, der sich unfreundlich und hart dagegen äußerte und nicht ermangelte, in einigen gelegentlichen Schmähgedichten mich deshalb mit spottischen Namen zu be-

zeichnen. Ich ließ mich dadurch nicht irre machen, sondern faßte meinen Gegenstand scharf ins Auge; der Wurf war einmal gethan, und es fragte sich nur, wie man die Steine im Brett vortheilhaft setzte. Ich sah wohl, daß mir auch hier Niemand rathen würde, und als ich nach einiger Zeit mein Werk wie ein fremdes betrachten konnte, so erkannte ich freilich, daß ich bei dem Versuch, auf die Einheit der Zeit und des Orts Verzicht zu thun, auch der höheren Einheit, die um desto mehr gefordert wird, Eintrag gethan hatte. Da ich mich ohne Plan und Entwurf blos der Einbildungskraft und einem innern Trieb überließ, so war ich von vorn herein ziemlich bei der Klinge geblieben, und die ersten Akte konnten für das, was sie sein sollten, gar füglich gelten; in den folgenden aber, und besonders gegen das Ende, riß mich eine wunderliche Leidenschaft unbewußt hin. Ich hatte mich, indem ich Adelheid liebenswürdig zu schildern trachtete, selbst in sie verliebt, unwillkürlich war meine Feder nur ihr gewidmet, das Interesse an ihrem Schicksal nahm überhand, und wie ohnehin gegen das Ende Götz außer Thätigkeit gesetzt ist und dann nur zu einer unglücklichen Theilnahme am Bauernkriege zurückkehrt, so war nichts natürlicher, als daß eine reizende Frau ihn bei dem Autor ausstach, der, die Kunstfesseln abschüttelnd, in einem neuen Felde sich zu versuchen dachte. Diesen Mangel oder vielmehr diesen tadelhaften Ueberfluß erkannte ich gar bald, da die Natur meiner Poesie mich immer zur Einheit hindrängte. Ich hegte nun anstatt der Lebensbeschreibung Götzens und der deutschen Alterthümer mein eignes Werk im Sinne und suchte ihm immer mehr historischen und nationalen Gehalt zu geben und das, was daran fabelhaft oder blos leidenschaftlich war, auszulöschen, wobei ich freilich Manches aufopferte, indem die menschliche Neigung der künstlerischen Ueberzeugung weichen mußte. So hatte ich mir z. B. etwas Rechts zu Gute gethan, indem ich in einer grauserlich nächtlichen Zigeunerscene Adelheid auftreten und ihre schöne Gegenwart Wunder thun ließ. Eine nähere Prüfung verbannte sie, so wie auch der im vierten und fünften Akte umständlich ausgeführte Liebeshandel zwischen Franzen und seiner gnädigen Frau sich ins Enge zog und nur in seinen Hauptmomenten hervorleuchten durfte.

Ohne also an dem ersten Manuskript irgend etwas zu verändern, welches ich wirklich noch in seiner Urgestalt besitze, nahm ich mir vor, das Ganze umzuschreiben, und leistete dies auch mit

solcher Thätigkeit, daß in wenigen Wochen ein ganz erneutes Stück vor mir lag. Ich ging damit um so rascher zu Werke, je weniger ich die Absicht hatte, diese zweite Bearbeitung jemals drucken zu lassen, sondern sie gleichfalls nur als Vorübung ansah, die ich künftig bei einer mit mehrerem Fleiß und Ueberlegung anzustellenden neuen Behandlung abermals zum Grunde legen wollte.

Als ich nun mancherlei Vorschläge, wie ich dies anzufangen gedächte, Mercken vorzutragen anfing, spottete er mein und fragte, was denn das ewige Arbeiten und Umarbeiten heißen solle. Die Sache werde dadurch nur anders und selten besser; man müsse sehn, was das Eine für Wirkung thue, und dann immer wieder was Neues unternehmen. — „Bei Zeit auf die Zäun', so trocknen die Windeln!" rief er sprichwörtlich aus; das Säumen und Zaudern mache nur unsichere Menschen. Ich erwiderte ihm dagegen, daß es mir unangenehm sein würde, eine Arbeit, an die ich so viele Neigung verwendet, einem Buchhändler anzubieten und mir vielleicht gar eine abschlägliche Antwort zu holen; denn wie sollten sie einen jungen, namenlosen und noch dazu verwegenen Schriftsteller beurtheilen? Schon meine „Mitschuldigen", auf die ich etwas hielt, hätte ich, als meine Scheu vor der Presse nach und nach verschwand, gern gedruckt gesehn; allein ich fand keinen geneigten Verleger.

Hier ward nun meines Freundes technisch-merkantilische Lust auf einmal rege. Durch die Frankfurter Zeitung hatte er sich schon mit Gelehrten und Buchhändlern in Verbindung gesetzt; wir sollten daher, wie er meinte, dieses seltsame und gewiß auffallende Werk auf eigne Kosten herausgeben, und es werde davon ein guter Vortheil zu ziehen sein; wie er denn mit so vielen Andern öfters den Buchhändlern ihren Gewinn nachzurechnen pflegte, der bei manchen Werken freilich groß war, besonders wenn man außer Acht ließ, wie viel wieder an anderen Schriften und durch sonstige Handelsverhältnisse verloren geht. Genug, es ward ausgemacht, daß ich das Papier anschaffen, er aber für den Druck sorgen solle; und somit ging es frisch ans Werk, und mir gefiel es gar nicht übel, meine wilde dramatische Skizze nach und nach in saubern Ausbauarbeiten zu sehen; sie nahm sich wirklich reinlicher aus, als ich selbst gedacht. Wir vollendeten das Werk, und es ward in vielen Paketen versendet. Nun dauerte es nicht lange, so entstand überall eine große Bewegung; das Aufsehn, das es machte,

ward allgemein. Weil wir aber bei unsern beschränkten Verhältnissen die Exemplare nicht schnell genug nach allen Orten zu vertheilen vermochten, so erschien plötzlich ein Nachdruck; und da überdies gegen unsere Aussendungen freilich so bald keine Erstattung, am Allerwenigsten eine baare, zurückerfolgen konnte, so war ich als Hausohn, dessen Kasse nicht in reichlichen Umständen sein konnte, zu einer Zeit, wo man mir von allen Seiten der viel Aufmerksamkeit, ja sogar vielen Beifall erwies, höchst verlegen, wie ich nur das Papier bezahlen sollte, auf welchem ich die Welt mit meinem Talent bekannt gemacht hatte. Merck, der sich schon eher zu helfen wußte, hegte dagegen die besten Hoffnungen, daß sich nächstens Alles wieder ins Gleiche stellen würde; ich bin aber nichts davon gewahr worden.

Schon bei den kleinen Flugschriften, die ich ungenannt herausgab, hatte ich das Publikum und die Recensenten auf meine eignen Kosten kennen lernen und ich war auf Lob und Tadel so ziemlich vorbereitet, besonders da ich seit mehreren Jahren immer nachging und beobachtete, wie man die Schriftsteller behandle, denen ich eine vorzügliche Aufmerksamkeit gewidmet hatte.

Hier konnte ich selbst in meiner Unsicherheit deutlich bemerken, wie doch so Vieles grundlos, einseitig und willkürlich in den Tag hinein gesagt wurde. Mir begegnete nun dasselbe, und wenn ich nicht schon einigen Grund gehabt hätte, wie irre hätten mich die Widersprüche gebildeter Menschen machen müssen! So stand z. B. im „Teutschen Merkur" eine weitläuftige wohlgemeinte Recension, verfaßt von irgend einem beschränkten Geiste. Wo er tadelte, konnte ich nicht mit ihm einstimmen, noch weniger, wenn er angab, wie die Sache hätte können anders gemacht werden. Erfreulich war es mir daher, wenn ich unmittelbar hinterdrein eine heitere Erklärung Wieland's antraf, der im Allgemeinen dem Recensenten widersprach und sich meiner gegen ihn annahm. Indessen war doch jenes auch gedruckt, ich sah ein Beispiel von der dumpfen Sinnesart unterrichteter und gebildeter Männer; wie mochte es erst im großen Publikum aussehn!

Das Vergnügen, mich mit Merken über solche Dinge zu besprechen und aufzuklären, war von kurzer Dauer; denn die einsichtsvolle Landgräfin von Hessen-Darmstadt nahm ihn auf ihrer Reise nach Petersburg in ihr Gefolge. Die ausführlichen Briefe, die er mir schrieb, gaben mir eine weitere Aussicht in

die Welt, die ich mir um so mehr zu eigen machen konnte, als die Schilderungen von einer bekannten und befreundeten Hand gezeichnet waren. Allein ich blieb demungeachtet dadurch auf längere Zeit sehr einsam und entbehrte gerade in dieser wichtigen Epoche seiner aufklärenden Theilnahme, deren ich denn doch so sehr bedurfte.

Denn wie man wol den Entschluß faßt, Soldat zu werden und in den Krieg zu gehen, sich auch muthig vorsetzt, Gefahr und Beschwerlichkeiten zu ertragen, sowie auch Wunden und Schmerzen, ja den Tod zu erdulden, aber sich dabei keineswegs die besonderen Fälle vorstellt, unter welchen diese im Allgemeinen erwarteten Uebel uns äußerst unangenehm überraschen können: so ergeht es einem Jeden, der sich in die Welt wagt, und besonders dem Autor, und so ging es auch mir. Da der größte Theil des Publikums mehr durch den Stoff als durch die Behandlung angeregt wird, so war die Theilnahme junger Männer an meinen Stücken meistens stoffartig. Sie glaubten daran ein Panier zu sehn, unter dessen Vorschritt Alles, was in der Jugend Wildes und Ungeschlachtes lebt, sich wol Raum machen dürfte, und gerade die besten Köpfe, in denen schon vorläufig etwas Aehnliches spukte, wurden davon hingerissen. Ich heize noch von dem trefflichen und in manchem Betracht einzigen Bürger einen Brief, ich weiß nicht an wen, der als wichtiger Beleg dessen gelten kann, was jene Erscheinung damals gewirkt und aufgeregt hat. Von der Gegenseite tadelten mich gesetzte Männer, daß ich das Faustrecht mit zu günstigen Farben geschildert habe, ja, sie legten mir die Absicht unter, daß ich jene unregelmäßigen Zeiten wieder einzuführen gedächte. Noch Andere hielten mich für einen grundgelehrten Mann und verlangten, ich sollte die Originalerzählung des guten Götz neu mit Noten herausgeben, wozu ich mich keineswegs geschickt fühlte, ob ich es mir gleich gefallen ließ, daß man meinen Namen auf den Titel des frischen Abdrucks zu setzen beliebte. Man hatte, weil ich die Blumen eines großen Daseins abzupflücken verstand, mich für einen sorgfältigen Kunstgärtner gehalten. Diese meine Gelahrtheit und gründliche Sachkenntniß wurde jedoch wieder von Andern in Zweifel gezogen. Ein angesehener Geschäftsmann macht mir ganz unvermutet die Visite. Ich sehe mich dadurch höchst geehrt, und um so mehr, als er sein Gespräch mit dem Lobe meines „Götz von Berlichingen" und meiner guten Einsichten in die deutsche Geschichte anfängt;

allein ich finde mich doch betroffen, als ich bemerke, er sei eigentlich nur gekommen, um mich zu belehren, daß Götz von Berlichingen kein Schwager von Franz von Sickingen gewesen sei, und daß ich also durch dieses poetische Ehebündniß gar sehr gegen die Geschichte verstoßen habe. Ich suchte mich dadurch zu entschuldigen, daß Götz ihn selber so nenne; allein mir ward erwidert, daß dieses eine Redensart sei, welche nur ein näheres freundschaftliches Verhältniß ausdrücke, wie man ja in der neueren Zeit die Postillone auch Schwager nenne, ohne daß ein Familienband sie an uns knüpfe. Ich dankte, so gut ich konnte, für diese Belehrung und bedauerte nur, daß dem Uebel nicht mehr abzuhelfen sei. Dieses ward von seiner Seite gleichfalls bedauert, wobei er mich freundlichst zu fernerem Studium der deutschen Geschichte und Verfassung ermahnte und mir dazu seine Bibliothek anbot, von der ich auch in der Folge guten Gebrauch machte.

Das Lustigste jedoch, was mir in dieser Art begegnete, war der Besuch eines Buchhändlers, der mit einer heiteren Freimüthigkeit sich ein Dutzend solcher Stücke ausbat und sie gut zu honoriren versprach. Daß wir uns darüber sehr lustig machten, läßt sich denken, und doch hatte er im Grunde so unrecht nicht; denn ich war schon im Stillen beschäftigt, von diesem Wendepunkt der deutschen Geschichte mich vor- und rückwärts zu bewegen und die Hauptereignisse in gleichem Sinn zu bearbeiten. Ein löblicher Vorsatz, der wie so manche andere durch die flüchtig vorbeirauschende Zeit vereitelt worden.

Jenes Schauspiel jedoch beschäftigte bisher den Verfasser nicht allein, sondern, während es ersonnen, geschrieben, umgeschrieben, gedruckt und verbreitet wurde, bewegten sich noch viele andere Bilder und Vorschläge in seinem Geiste. Diejenigen, welche dramatisch zu behandeln waren, erhielten den Vorzug, am Oefterſten durchgedacht und der Vollendung angenähert zu werden; allein zu gleicher Zeit entwickelte sich ein Uebergang zu einer andern Darstellungsart, welche nicht zu den dramatischen gerechnet zu werden pflegt und doch mit ihnen große Verwandtschaft hat. Dieser Uebergang geschah hauptsächlich durch eine Eigenheit des Verfassers, die sogar das Selbstgespräch zum Zwiegespräch umbildete.

Gewöhnt, am Liebsten seine Zeit in Gesellschaft zuzubringen, verwandelte er auch das einsame Denken zur geselligen Unterhaltung, und zwar auf folgende Weise. Er pflegte nämlich,

wenn er sich allein sah, irgend eine Person seiner Bekanntschaft im Geiste zu sich zu rufen. Er bat sie, niederzusitzen, ging an ihr auf und ab, blieb vor ihr stehen und verhandelte mit ihr den Gegenstand, der ihm eben im Sinne lag. Hierauf antwortete sie gelegentlich oder gab durch die gewöhnliche Mimik ihr Zu- oder Abstimmen zu erkennen, wie denn jeder Mensch hierin etwas Eignes hat. Sodann fuhr der Sprechende fort, dasjenige, was dem Gaste zu gefallen schien, weiter auszuführen, oder was derselbe mißbilligte, zu bedingen, näher zu bestimmen, und gab auch wol zuletzt seine These gefällig auf. Das Wunderlichste war dabei, daß er niemals Personen seiner näheren Bekanntschaft wählte, sondern solche, die er nur selten sah, ja mehrere, die weit in der Welt entfernt lebten und mit denen er nur in einem vorübergehenden Verhältniß gestanden; aber es waren meist Personen, die, mehr empfänglicher als ausgebender Natur, mit reinem Sinne einen ruhigen Antheil an Dingen zu nehmen bereit sind, die in ihrem Gesichtskreise liegen, ob er sich gleich manchmal zu diesen dialektischen Uebungen widersprechende Geister herbeirief. Hiezu bequemten sich nun Personen beiderlei Geschlechts, jedes Alters und Standes und erwiesen sich gefällig und anmuthig, da man sich nur von Gegenständen unterhielt, die ihnen deutlich und lieb waren. Höchst wunderbar würde es jedoch Manchen vorgekommen sein, wenn sie hätten erfahren können, wie oft sie zu dieser idealen Unterhaltung berufen wurden, da sich Manche zu einer wirklichen wol schwerlich eingefunden hätten.

Wie nahe ein solches Gespräch im Geiste mit dem Briefwechsel verwandt sei, ist klar genug, nur daß man hier ein hergebrachtes Vertrauen erwidert sieht und dort ein neues, immer wechselndes, unerwidertes sich selbst zu schaffen weiß. Als daher jener Ueberdruß zu schildern war, mit welchem die Menschen, ohne durch Roth gedrungen zu sein, das Leben empfinden, mußte der Verfasser sogleich darauf fallen, seine Gesinnung in Briefen darzustellen; denn jeder Unmuth ist eine Geburt, ein Zögling der Einsamkeit: wer sich ihm ergiebt, steht allen Widerspruch, und was widerspricht ihm mehr als jede heitere Gesellschaft? Der Lebensgenuß Anderer ist ihm ein peinlicher Vorwurf, und so wird er durch das, was ihn aus sich selbst herauslocken sollte, in sein Innerstes zurückgewiesen. Mag er sich allenfalls darüber äußern, so wird es durch Briefe geschehn; denn einem schriftlichen Erguß, er sei fröhlich oder ver-

drieblich, setzt sich doch Niemand unmittelbar entgegen; eine mit Gegengründen verfaßte Antwort aber giebt dem Einsamen Gelegenheit, sich in seinen Grillen zu befestigen, einen Anlaß, sich noch mehr zu verstecken. Jene in diesem Sinne geschriebenen Wertherischen Briefe haben nun wol deshalb einen so mannichfaltigen Reiz, weil ihr verschiedener Inhalt erst in solchen ideellen Dialogen mit mehreren Individuen durchgesprochen worden, sie sodann aber in der Komposition selbst nur an einen Freund und Theilnehmer gerichtet erscheinen. Mehr über die Behandlung des so viel besprochenen Werkleins zu sagen, möchte kaum räthlich sein; über den Inhalt jedoch läßt sich noch Einiges hinzufügen.

Jener Ekel vor dem Leben hat seine physischen und seine sittlichen Ursachen; jene wollen wir dem Arzt, diese dem Moralisten zu erforschen überlassen, und bei einer so oft durchgearbeiteten Materie nur den Hauptpunkt beachten, wo sich jene Erscheinung am Deutlichsten ausspricht. Alles Behagen am Leben ist auf eine regelmäßige Wiederkehr der äußeren Dinge gegründet. Der Wechsel von Tag und Nacht, der Jahreszeiten, der Blüthen und Früchte, und was uns sonst von Epoche zu Epoche entgegentritt, damit wir es genießen können und sollen, diese sind die eigentlichen Triebfedern des irdischen Lebens. Je offener wir für diese Genüsse sind, desto glücklicher fühlen wir uns; wälzt sich aber die Verschiedenheit dieser Erscheinungen vor uns auf und nieder, ohne daß wir daran Theil nehmen, sind wir gegen so holde Anerbietungen unempfänglich, dann tritt das größte Uebel, die schwerste Krankheit ein: man betrachtet das Leben als eine ekelhafte Last. Von einem Engländer wird erzählt, er habe sich aufgehangen, um nicht mehr täglich sich aus- und anzuziehn. Ich kannte einen wackeren Gärtner, den Aufseher einer großen Parkanlage, der einmal mit Verdruß ausrief: „Soll ich denn immer diese Regenwolken von Abend gegen Morgen ziehen sehn!" Man erzählt von einem unserer trefflichsten Männer, er habe mit Verdruß das Frühjahr wieder aufgrünen gesehn und gewünscht, es möchte zur Abwechselung einmal roth erscheinen. Dieses sind eigentlich die Symptome des Lebensüberdrusses, der nicht selten in den Selbstmord ausläuft und bei denkenden, in sich gekehrten Menschen häufiger war, als man glauben kann.

Nichts aber veranlaßt mehr diesen Ueberdruß als die Wiederkehr der Liebe. Die erste Liebe, sagt man mit Recht,

sei die einzige; denn in der zweiten und durch die zweite geht schon der höchste Sinn der Liebe verloren. Der Begriff des Ewigen und Unendlichen, der sie eigentlich hebt und trägt, ist zerstört, sie erscheint vergänglich wie alles Wiederkehrende. Die Absonderung des Sinnlichen vom Sittlichen, die in der verflochtenen kultivirten Welt die liebenden und begehrenden Empfindungen spaltet, bringt auch hier eine Uebertriebenheit hervor, die nichts Gutes stiften kann.

Ferner wird ein junger Mann, wo nicht gerade an sich selbst, doch an Andern bald gewahr, daß moralische Epochen ebenso gut wie die Jahreszeiten wechseln. Die Gnade der Großen, die Gunst der Gewaltigen, die Förderung der Thätigen, die Neigung der Menge, die Liebe der Einzelnen, Alles wandelt auf und nieder, ohne daß wir es festhalten können, so wenig als Sonne, Mond und Sterne; und doch sind diese Dinge nicht bloße Naturereignisse: sie entgehen uns durch eigne oder fremde Schuld, durch Zufall oder Geschick, aber sie wechseln, und wir sind ihrer niemals sicher.

Was aber den fühlenden Jüngling am Meisten ängstigt, ist die unaufhaltsame Wiederkehr unserer Fehler; denn wie spät lernen wir einsehen, daß wir, indem wir unsere Tugenden ausbilden, unsere Fehler zugleich mit anbauen. Jene ruhen auf diesen wie auf ihrer Wurzel, und diese verzweigen sich insgeheim ebenso stark und so mannichfaltig als jene im offenbaren Lichte. Weil wir nun unsere Tugenden meist mit Willen und Bewußtsein ausüben, von unseren Fehlern aber unbewußt überrascht werden, so machen uns jene selten einige Freude, diese hingegen beständig Noth und Qual. Hier liegt der schwerste Punkt der Selbsterkenntniß, der sie beinah unmöglich macht. Denke man sich nun hiezu ein siedend jugendliches Blut, eine durch einzelne Gegenstände leicht zu paralysirende Einbildungskraft, hiezu die schwankenden Bewegungen des Tags, und man wird ein ungeduldiges Streben, sich aus einer solchen Klemme zu befreien, nicht unnatürlich finden.

Solche düstere Betrachtungen jedoch, welche Denjenigen, der sich ihnen überläßt, ins Unendliche führen, hätten sich in den Gemüthern deutscher Jünglinge nicht so entschieden entwickeln können, hätte sie nicht eine äußere Veranlassung zu diesem traurigen Geschäft angeregt und gefördert. Es geschah dieses durch die englische Literatur, besonders durch die poetische, deren große Vorzüge ein ernster Trübsinn begleitet, welchen sie einem Jeden

mittheilt, der ſich mit ihr beſchäftigt. Der geiſtreiche Brite ſieht ſich von Jugend auf von einer bedeutenden Welt umgeben, die alle ſeine Kräfte anregt; er wird früher oder ſpäter gewahr, daß er allen ſeinen Verſtand zuſammennehmen muß, um ſich mit ihr abzufinden. Wie viele ihrer Dichter haben nicht in der Jugend ein loſes und rauſchendes Leben geführt und ſich früh berechtigt gefunden, die irdiſchen Dinge der Eitelkeit anzuklagen! Wie viele derſelben haben ſich in den Weltgeſchäften verſucht und im Parlament, bei Hofe, im Miniſterium, auf Geſandtſchaftspoſten theils die erſten, theils untere Rollen geſpielt und ſich bei inneren Unruhen, Staats- und Regierungsveränderungen mitwirkend erwieſen und wo nicht an ſich ſelbſt, doch an ihren Freunden und Gönnern öfter traurige als erfreuliche Erfahrungen gemacht! Wie viele ſind verbannt, vertrieben, im Gefängniß gehalten, an ihren Gütern beſchädigt worden!

Aber auch nur Zuſchauer von ſo großen Ereigniſſen zu ſein, fordert den Menſchen zum Ernſt auf, und wohin kann der Ernſt weiter führen, als zur Betrachtung der Vergänglichkeit und des Unwerths aller irdiſchen Dinge. Ernſthaft iſt auch der Deutſche, und ſo war ihm die engliſche Poeſie höchſt gemäß und, weil ſie ſich aus einem höheren Zuſtande herſchrieb, impoſant. Man findet in ihr durchaus einen großen, tüchtigen, weltgeübten Verſtand, ein tiefes, zartes Gemüth, ein vortreffliches Wollen, ein leidenſchaftliches Wirken: die herrlichſten Eigenſchaften, die man von geiſtreichen, gebildeten Menſchen rühmen kann; aber das Alles zuſammengenommen macht noch keinen Poeten. Die wahre Poeſie kündet ſich dadurch an, daß ſie als ein weltliches Evangelium durch innere Heiterkeit, durch äußeres Behagen uns von den irdiſchen Laſten zu befreien weiß, die auf uns drücken. Wie ein Luftballon hebt ſie uns mit dem Ballaſt, der uns anhängt, in höhere Regionen und läßt die verwirrten Irrgänge der Erde in Vogelperſpektive vor uns entwickelt daliegen. Die munterſten wie die ernſteſten Werke haben den gleichen Zweck, durch eine glückliche, geiſtreiche Darſtellung ſo Luſt als Schmerz zu mäßigen. Man betrachte nun in dieſem Sinne die Mehrzahl der engliſchen meiſt moraliſch-didaktiſchen Gedichte, und ſie werden im Durchſchnitt nur einen düſtern Ueberdruß des Lebens zeigen. Nicht Young's „Nachtgedanken" allein, wo dieſes Thema vorzüglich durchgeführt iſt, ſondern auch die übrigen betrachtenden Gedichte ſchweifen, eh man ſich's verſieht, in dieſes traurige Gebiet, wo dem Verſtande

eine Aufgabe zugewiesen ist, die er zu lösen nicht hinreicht, da ihn ja selbst die Religion, wie er sich solche allenfalls erbauen kann, im Stiche läßt. Ganze Bände könnte man zusammendrucken, welche als ein Kommentar zu jenem schrecklichen Texte gelten können:

„Then old age and experience, hand in hand,
Lead him to death, and make him understand,
After a search so painful and so long,
That all his life he has been in the wrong."

Was ferner die englischen Dichter noch zu Menschenhassern vollendet und das unangenehme Gefühl von Widerwillen gegen Alles über ihre Schriften verbreitet, ist, daß sie sämmtlich bei den vielfachen Spaltungen ihres Gemeinwesens wo nicht ihr ganzes Leben, doch den besten Theil desselben einer oder der andern Partei widmen müssen. Da nun ein solcher Schriftsteller die Seinigen, denen er ergeben ist, die Sache, der er anhängt, nicht loben und herausstreichen darf, weil er sonst nur Neid und Widerwillen erregen würde, so übt er sein Talent, indem er von den Gegnern so übel und schlecht als möglich spricht und die satirischen Waffen, so sehr er nur vermag, schärft, ja vergiftet. Geschieht dieses nun von beiden Theilen, so wird die dazwischen liegende Welt zerstört und rein aufgehoben, so daß man in einem großen, verständig thätigen Publicum zum Allergelindesten nichts als Thorheit und Wahnsinn entdecken kann. Selbst ihre zärtlichen Gedichte beschäftigen sich mit traurigen Gegenständen. Hier stirbt ein verlassenes Mädchen, dort ertrinkt ein getreuer Liebhaber oder wird, ehe er vereinigt schwimmend seine Geliebte erreicht, von einem Haifische getroffen; und wenn ein Dichter wie Gray sich auf einem Dorfkirchhofe lagert und jene bekannten Melodien wieder anstimmt, so kann er versichert sein, eine Anzahl Freunde der Melancholie um sich zu versammeln. Milton's „Allegro" muß erst in heitern Versen den Unmuth verscheuchen, ehe er zu einer sehr mäßigen Lust gelangen kann, und selbst der heitere Goldsmith verliert sich in elegische Empfindungen, wenn uns sein Deserted Village ein verlorenes Paradies, das sein Traveller auf der ganzen Erde wiedersucht, so lieblich als traurig darstellt.

Ich zweifle nicht, daß man mir auch muntre Werke, heitere

Gedichte werde vorzeigen und entgegensetzen können; allein die meisten und besten derselben gehören gewiß in die ältere Epoche, und die neuern, die man dahin rechnen könnte, neigen sich gleichfalls gegen die Satire, sind bitter und besonders die Frauen verachtend.

Genug, jene oben im Allgemeinen erwähnten ernsten und die menschliche Natur untergrabenden Gedichte waren die Lieblinge, die wir uns vor allen andern aussuchten, der Eine nach seiner Gemüthsart die leichtere elegische Trauer, der Andere die schwer lastende, Alles aufgebende Verzweiflung suchend. Sonderbar genug bestärkte unser Vater und Lehrer Shakespeare, der so reine Heiterkeit zu verbreiten weiß, selbst diesen Unwillen. Hamlet und seine Monologen blieben Gespenster, die durch alle jungen Gemüther ihren Spuk trieben. Die Hauptstellen wußte ein Jeder auswendig und rezitirte sie gern, und Jedermann glaubte, er dürfe ebenso melancholisch sein als der Prinz von Dänemark, ob er gleich keinen Geist gesehn und keinen königlichen Vater zu rächen hatte.

Damit aber ja allem diesem Trübsinn nicht ein vollkommen passendes Lokal abgehe, so hatte uns Ossian bis ans letzte Thule gelockt, wo wir denn auf grauer, unendlicher Heide, unter verstarrenden bemoosten Grabsteinen wandelnd, das durch einen schauerlichen Wind bewegte Gras um uns und einen schwer bewölkten Himmel über uns erblickten. Bei Mondenschein ward dann erst diese kaledonische Nacht zum Tage; untergegangene Helden, verblühte Mädchen umschwebten uns, bis wir zuletzt den Geist von Loda wirklich in seiner furchtbaren Gestalt zu erblicken glaubten.

In einem solchen Element, bei solcher Umgebung, bei Liebhabereien und Studien dieser Art, von unbefriedigten Leidenschaften gepeinigt, von außen zu bedeutenden Handlungen keineswegs angeregt, in der einzigen Aussicht, uns in einem schleppenden, geistlosen bürgerlichen Leben hinhalten zu müssen, befreundete man sich in unmuthigem Uebermuth mit dem Gedanken, das Leben, wenn es Einem nicht mehr anstehe, nach eignem Belieben allenfalls verlassen zu können, und half sich damit über die Unbilden und Langeweile der Tage nothdürftig genug hin. Diese Gesinnung war so allgemein, daß eben „Werther" deswegen die große Wirkung that, weil er überall anschlug und das Innere eines kranken jugendlichen Wahns öffentlich und faßlich darstellte. Wie genau die Engländer mit diesem Jammer be-

kannt waren, beweisen die wenigen bedeutenden, vor dem Erscheinen „Werther's“ geschriebenen Zeilen:

„To griefs congenial prone,
More wounds than nature gave he knew,
While misery's form his fancy drew
In dark ideal hues and horrors not its own.“

Der Selbstmord ist ein Ereigniß der menschlichen Natur, welches, mag auch darüber schon so viel gesprochen und gehandelt sein als da will, doch einen jeden Menschen zur Theilnahme fordert, in jeder Zeitepoche wieder einmal verhandelt werden muß. Montesquieu ertheilt seinen Helden und großen Männern das Recht, sich nach Befinden den Tod zu geben, indem er sagt, es müsse doch einem Jeden freistehen, den fünften Akt seiner Tragödie da zu schließen, wo es ihm beliebe. Hier aber ist von solchen Personen nicht die Rede, die ein bedeutendes Leben thätig geführt, für irgend ein großes Reich oder für die Sache der Freiheit ihre Tage verwendet, und denen man wol nicht verargen wird, wenn sie die Idee, die sie beseelt, sobald dieselbe von der Erde verschwindet, auch noch jenseits zu verfolgen denken. Wir haben es hier mit solchen zu thun, denen eigentlich aus Mangel von Thaten in dem friedlichsten Zustande von der Welt durch übertriebene Forderungen an sich selbst das Leben verleidet. Da ich selbst in dem Fall war und am Besten weiß, was für Pein ich darin erlitten, was für Anstrengung es mir gekostet, ihr zu entgehn, so will ich die Betrachtungen nicht verbergen, die ich über die verschiedenen Todesarten, die man wählen könnte, wohlbedächtig angestellt.

Es ist etwas so Unnatürliches, daß der Mensch sich von sich selbst losreiße, sich nicht allein beschädige, sondern vernichte, daß er meistentheils zu mechanischen Mitteln greift, um seinen Vorsatz ins Werk zu richten. Wenn Ajax in sein Schwert fällt, so ist es die Last seines Körpers, die ihm den letzten Dienst erweiset. Wenn der Krieger seinen Schildträger verpflichtet, ihn nicht in die Hände der Feinde gerathen zu lassen, so ist es auch eine äußere Kraft, deren er sich versichert, nur eine moralische statt einer physischen. Frauen suchen im Wasser die Kühlung ihres Verzweifelns, und das höchst mechanische Mittel des Schießgewehrs sichert eine schnelle That mit der geringsten Anstrengung. Des Erhängens erwähnt man nicht gern, weil es ein

unedler Tod ist. In England kann es am Ersten begegnen, weil man dort von Jugend auf so Manchen hängen sieht, ohne daß die Strafe gerade entehrend ist. Durch Gift, durch Oeffnung der Adern gedenkt man nur langsam vom Leben zu scheiden, und der raffinirteste, schnellste, schmerzenloseste Tod durch eine Natter war einer Königin würdig, die ihr Leben in Glanz und Lust zugebracht hatte. Alles dieses aber sind äußere Behelfe, sind Feinde, mit denen der Mensch gegen sich selbst einen Bund schließt.

Wenn ich nun alle diese Mittel überlegte und mich sonst in der Geschichte weiter umsah, so fand ich unter allen Denen, die sich selbst entleibt, Keinen, der diese That mit solcher Großheit und Freiheit des Geistes verrichtet als Kaiser Otho. Dieser, zwar als Feldherr im Nachtheil, aber doch keineswegs aufs Aeußerste gebracht, entschließt sich zum Besten des Reichs, das ihm gewissermaßen schon angehörte, und zur Schonung so vieler Tausende, die Welt zu verlassen. Er begeht mit seinen Freunden ein heiteres Nachtmahl, und man findet am andern Morgen, daß er sich einen scharfen Dolch mit eigner Hand in das Herz gestoßen. Diese einzige That schien mir nachahmungswürdig, und ich überzeugte mich, daß, wer nicht hierin handeln könne wie Otho, sich nicht erlauben dürfe, freiwillig aus der Welt zu gehn. Durch diese Ueberzeugung rettete ich mich nicht sowol von dem Vorsatz als von der Grille des Selbstmords, welche sich in jenen herrlichen Friedenszeiten bei einer müssigen Jugend eingeschlichen hatte. Unter einer ansehnlichen Waffensammlung besaß ich auch einen kostbaren wohlgeschliffenen Dolch. Diesen legte ich mir jederzeit neben das Bette, und ehe ich das Licht auslöschte, versuchte ich, ob es mir wol gelingen möchte, die scharfe Spitze ein paar Zoll tief in die Brust zu senken. Da dieses aber niemals gelingen wollte, so lachte ich mich zuletzt selbst aus, warf alle hypochondrischen Fratzen hinweg und beschloß zu leben. Um dies aber mit Heiterkeit thun zu können, mußte ich eine dichterische Aufgabe zur Ausführung bringen, wo Alles, was ich über diesen wichtigen Punkt empfunden, gedacht und gewähnt, zur Sprache kommen sollte. Ich versammelte hierzu die Elemente, die sich schon ein paar Jahre in mir herumtrieben, ich vergegenwärtigte mir die Fälle, die mich am Meisten gedrängt und geängstigt; aber es wollte sich nichts gestalten: es fehlte mir eine Begebenheit, eine Fabel, in welcher sie sich verkörpern könnten.

Auf einmal erfahre ich die Nachricht von Jerusalem's Tode und unmittelbar nach dem allgemeinen Gerüchte sogleich die genauste und umständlichste Beschreibung des Vorgangs, und in diesem Augenblick war der Plan zu „Werthern" gefunden; das Ganze schoß von allen Seiten zusammen und ward eine solide Masse, wie das Wasser im Gefäß, das eben auf dem Punkte des Gefrierens steht, durch die geringste Erschütterung sogleich in ein festes Eis verwandelt wird. Diesen seltsamen Gewinn festzuhalten, ein Werk von so bedeutendem und mannichfaltigem Inhalt mir zu vergegenwärtigen und in allen seinen Theilen auszuführen, war mir um so angelegener, als ich schon wieder in eine peinliche Lage gerathen war, die noch weniger Hoffnung ließ als die vorigen und nichts als Unmuth, wo nicht Verdruß weissagte.

Es ist immer ein Unglück, in neue Verhältnisse zu treten, in denen man nicht hergekommen ist; wir werden oft wider unsern Willen zu einer falschen Theilnahme gelockt, uns peinigt die Halbheit solcher Zustände, und doch sehen wir weder ein Mittel, sie zu ergänzen, noch ihnen zu entsagen.

Frau von la Roche hatte ihre älteste Tochter nach Frankfurt verheirathet, kam oft sie zu besuchen und konnte sich nicht recht in den Zustand finden, den sie doch selbst ausgewählt hatte. Anstatt sich darin behaglich zu fühlen oder zu irgend einer Veränderung Anlaß zu geben, erging sie sich in Klagen, so daß man wirklich denken mußte, ihre Tochter sei unglücklich, ob man gleich, da ihr nichts abging und ihr Gemahl ihr nichts verwehrte, nicht wohl einsah, worin das Unglück eigentlich bestünde. Ich war indessen in dem Hause gut aufgenommen und kam mit dem ganzen Zirkel in Berührung, der aus Personen bestand, die theils zur Heirath beigetragen hatten, theils derselben einen glücklichen Erfolg wünschten. Der Dechant von St. Leonhard, Dumeix, faßte Vertrauen, ja Freundschaft zu mir. Er war der erste katholische Geistliche, mit dem ich in nähere Berührung trat, und der, weil er ein sehr hellsehender Mann war, mir über den Glauben, die Gebräuche, die äußern und innern Verhältnisse der ältesten Kirche schöne und hinreichende Aufschlüsse gab. Der Gestalt einer wohlgebildeten, obgleich nicht jungen Frau mit Namen Serviere erinnere ich mich noch genau. Ich kam mit der Allesina-Schweitzer'schen und andern Familien gleichfalls in Berührung und mit den Söhnen in Verhältnisse, die sich lange freundschaftlich fortsetzten, und sah mich auf einmal in

einem fremden Zirkel einheimisch, an dessen Beschäftigungen, Vergnügungen, selbst Religionsübungen ich Antheil zu nehmen veranlaßt, ja genöthigt wurde. Mein früheres Verhältniß zur jungen Frau, eigentlich ein geschwisterliches, ward nach der Heirath fortgesetzt; meine Jahre zogen den übrigen zu, ich war der Einzige in dem ganzen Kreise, an dem sie noch einen Widerklang jener geistigen Töne vernahm, an die sie von Jugend auf gewöhnt war. Wir lebten in einem kindlichen Vertrauen zusammen fort, und ob sich gleich nichts Leidenschaftliches in unsern Umgang mischte, so war er doch peinigend genug, weil sie sich auch in ihre neue Umgebung nicht zu finden wußte und, obwol mit Glücksgütern gesegnet, aus dem heiteren Thal Ehrenbreitstein und einer fröhlichen Jugend in ein düster gelegenes Handelshaus versetzt, sich schon als Mutter von einigen Stieflindern benehmen sollte. In so viel neue Familienverhältnisse war ich ohne wirklichen Antheil, ohne Mitwirkung eingeklemmt. War man mit einander zufrieden, so schien sich das von selbst zu verstehn; aber die meisten Theilnehmer wendeten sich in verdrießlichen Fällen an mich, die ich durch eine lebhafte Theilnahme mehr zu verschlimmern als zu verbessern pflegte. Es dauerte nicht lange, so wurde mir dieser Zustand ganz unerträglich, aller Lebensverdruß, der aus solchen Halbverhältnissen hervorzugehn pflegt, schien doppelt und dreifach auf mir zu lasten, und es bedurfte eines neuen gewaltsamen Entschlusses, mich auch hiervon zu befreien.

Jerusalem's Tod, der durch die unglückliche Neigung zu der Gattin eines Freundes verursacht ward, schüttelte mich aus dem Traum, und weil ich nicht blos mit Beschaulichkeit das, was ihm und mir begegnet, betrachtete, sondern das Aehnliche, was mir im Augenblicke selbst widerfuhr, mich in leidenschaftliche Bewegung setzte, so konnte es nicht fehlen, daß ich jener Produktion, die ich eben unternahm, alle die Gluth einhauchte, welche keine Unterscheidung zwischen dem Dichterischen und dem Wirklichen zuläßt. Ich hatte mich äußerlich völlig isolirt, ja die Besuche meiner Freunde verbeten, und so legte ich auch innerlich Alles bei Seite, was nicht unmittelbar hierher gehörte. Dagegen faßte ich Alles zusammen, was einigen Bezug auf meinen Vorsatz hatte, und wiederholte mir mein nächstes Leben, von dessen Inhalt ich noch keinen dichterischen Gebrauch gemacht hatte. Unter solchen Umständen, nach so langen und vielen geheimen Vorbereitungen schrieb ich den „Werther" in vier Wochen, ohne

daß ein Schema des Ganzen oder die Behandlung eines Teils irgend vorher wäre zu Papier gebracht gewesen.

Das nunmehr fertige Manuskript lag im Konzept, mit wenigen Korrekturen und Abänderungen vor mir. Es ward sogleich geheftet; denn der Band dient der Schrift ungefähr wie der Rahmen einem Bilde: man sieht viel eher, ob sie denn auch in sich wirklich bestehe. Da ich dieses Werklein ziemlich unbewußt, einem Nachtwandler ähnlich geschrieben hatte, so verwunderte ich mich selbst darüber, als ich es nun durchging, um daran etwas zu ändern und zu bessern. Doch in Erwartung, daß nach einiger Zeit, wenn ich es in gewisser Entfernung besähe, mir Manches beigehn würde, das noch zu seinem Vorteil gereichen konnte, gab ich es meinen jüngeren Freunden zu lesen, auf die es eine desto größere Wirkung that, als ich gegen meine Gewohnheit vorher Niemandem davon erzählt noch meine Absicht entdeckt hatte. Freilich war es hier abermals der Stoff, der eigentlich die Wirkung hervorbrachte, und so waren sie gerade in einer der meinigen entgegengesetzten Stimmung; denn ich hatte mich durch diese Komposition mehr als durch jede andere aus einem stürmischen Elemente gerettet, auf dem ich durch eigne und fremde Schuld, durch zufällige und gewählte Lebensweise, durch Vorsatz und Uebereilung, durch Hartnäckigkeit und Nachgeben auf die gewaltsamste Art hin und wieder getrieben worden. Ich fühlte mich wie nach einer Generalbeichte wieder froh und frei und zu einem neuen Leben berechtigt. Das alte Hausmittel war mir diesmal vortrefflich zu Statten gekommen. Wie ich mich nun aber dadurch erleichtert und aufgeklärt fühlte, die Wirklichkeit in Poesie verwandelt zu haben, so verwirrten sich meine Freunde daran, indem sie glaubten, man müsse die Poesie in Wirklichkeit verwandeln, einen solchen Roman nachspielen und sich allenfalls selbst erschießen: und was hier im Anfang unter Wenigen vorging, erstreckte sich nachher im großen Publikum, und dieses Büchlein, was mir so viel genutzt hatte, ward als höchst schädlich verrufen.

Allen den Uebeln jedoch und dem Unglück, das es hervorgebracht haben soll, wäre zufälligerweise beinahe vorgebeugt worden, als es bald nach seiner Entstehung Gefahr lief, vernichtet zu werden; und damit verhielt sich's also. Merck war seit kurzem von Petersburg zurückgekommen. Ich hatte ihn, weil er immer beschäftigt war, nur wenig gesprochen und ihm von diesem Werther, der mir am Herzen lag, nur das All-

gemeinste eröffnen können. Einst besuchte er mich, und als er nicht sehr gesprächig schien, bat ich ihn, mir zuzuhören. Er setzte sich aufs Kanapee, und ich begann Brief vor Brief das Abenteuer vorzutragen. Nachdem ich eine Weile so fortgefahren hatte, ohne ihm ein Beifallszeichen abzulocken, griff ich mich noch pathetischer an, und wie ward mir zu Mute, als er mich, da ich eine Pause machte, mit einem: „Nun ja! Es ist ganz hübsch", auf das Schrecklichste niederschlug und sich, ohne etwas weiter hinzuzufügen, entfernte. Ich war ganz außer mir; denn wie ich wol Freude an meinen Sachen, aber in der ersten Zeit kein Urtheil über sie hatte, so glaubte ich ganz sicher, ich habe mich im Sujet, im Ton, im Stil, die denn freilich alle bedenklich waren, vergriffen und etwas ganz Unzulässiges verfertigt. Wäre ein Kaminfeuer zur Hand gewesen, ich hätte das Werk sogleich hineingeworfen; aber ich ermannte mich wieder und verbrachte schmerzliche Tage, bis er mir endlich vertraute, daß er in jenem Moment sich in der schrecklichsten Lage befunden, in die ein Mensch gerathen kann. Er habe deswegen nichts gesehn noch gehört und wisse gar nicht, wovon in meinem Manuskripte die Rede sei. Die Sache hatte sich indessen, insofern sie sich herstellen ließ, wiederhergestellt, und Merck war in den Zeiten seiner Energie der Mann, sich ins Ungeheure zu schicken; sein Humor fand sich wieder ein, nur war er noch bitterer geworden als vorher. Er schalt meinen Vorsatz, den „Werther" umzuarbeiten, mit derben Ausdrücken und verlangte ihn gedruckt zu sehn, wie er lag. Es ward ein sauberes Manuskript davon besorgt, das nicht lange in meinen Händen blieb; denn zufälligerweise an demselben Tage, an dem meine Schwester sich mit Georg Schlosser verheirathete und das Haus, von einer freudigen Festlichkeit bewegt, glänzte, traf ein Brief von Weygand aus Leipzig ein, mich um ein Manuskript zu ersuchen. Ein solches Zusammentreffen hielt ich für ein günstiges Omen; ich sendete den „Werther" ab und war sehr zufrieden, als das Honorar, das ich dafür erhielt, nicht ganz durch die Schulden verschlungen wurde, die ich um des „Götz von Berlichingen" willen zu machen genöthigt gewesen.

Die Wirkung dieses Büchleins war groß, ja ungeheuer, und vorzüglich deshalb, weil es genau in die rechte Zeit traf. Denn wie es nur eines geringen Zündkrauts bedarf, um eine gewaltige Mine zu entschleudern, so war auch die Explosion, welche sich hierauf im Publikum ereignete, deshalb so mächtig,

weil die junge Welt sich schon selbst untergraben hatte, und die Erschütterung deswegen so groß, weil ein Jeder mit seinen übertriebenen Forderungen, unbefriedigten Leidenschaften und eingebildeten Leiden zum Ausbruch kam. Man kann von dem Publikum nicht verlangen, daß es ein geistiges Werk geistig aufnehmen solle. Eigentlich ward nur der Inhalt, der Stoff beachtet, wie ich schon an meinen Freunden erfahren hatte, und daneben trat das alte Vorurtheil wieder ein, entspringend aus der Würde eines gedruckten Buchs, daß es nämlich einen didaktischen Zweck haben müsse. Die wahre Darstellung aber hat keinen. Sie billigt nicht, sie tadelt nicht, sondern sie entwickelt die Gesinnungen und Handlungen in ihrer Folge, und dadurch erleuchtet und belebt sie.

Von Recensionen nahm ich wenig Notiz. Die Sache war für mich völlig abgethan, jene guten Leute mochten nun auch sehn, wie sie damit fertig wurden. Doch verfehlten meine Freunde nicht, diese Dinge zu sammeln und, weil sie in meine Ansichten schon mehr eingeweiht waren, sich darüber lustig zu machen. Die „Freuden des jungen Werther's", mit welchen Nicolai sich herumtrat, gaben uns zu mancherlei Scherzen Gelegenheit. Dieser übrigens brave, verdienst- und kenntnißreiche Mann hatte schon angefangen, Alles niederzuhalten und zu beseitigen, was nicht zu seiner Sinnesart paßte, die er, geistig sehr beschränkt, für die ächte und einzige hielt. Auch gegen mich mußte er sich sogleich versuchen, und jene Broschüre kam uns bald in die Hände. Die höchst zarte Vignette von Chodowiecki machte mir viel Vergnügen, wie ich denn diesen Künstler über die Maßen verehrte. Das Machwerk selbst war aus der rohen Hausleinwand zugeschnitten, welche recht derb zu bereiten der Menschenverstand in seinem Familienkreise sich viel zu schaffen macht. Ohne Gefühl, daß hier nichts zu vermitteln sei, daß Werther's Jugendblüthe ihnen von vorn herein als vom tödtlichen Wurm gestochen erscheine, läßt der Verfasser meine Behandlung bis Seite 214 gelten, und als der wüste Mensch sich zum tödtlichen Schritte vorbereitet, weiß der einsichtige psychische Arzt seinem Patienten eine mit Hühnerblut geladene Pistole unterzuschieben, woraus denn ein schmutziger Spektakel, aber glücklicherweise kein Unheil hervorgeht. Lotte wird Werther's Gattin, und die ganze Sache endigt sich zu Jedermanns Zufriedenheit.

So viel wußte ich mich davon zu erinnern; denn es ist mir nie wieder unter die Augen gekommen. Die Vignette hatte

ich ausgeschnitten und unter meine liebsten Kupfer geleat. Dann verfaßte ich zur stillen und unverfänglichen Rache ein kleines Spottgedicht, „Nicolai auf Werther's Grabe", welches sich jedoch nicht mittheilen läßt. Auch die Lust, Alles zu dramatisiren, ward bei dieser Gelegenheit abermals rege. Ich schrieb einen prosaischen Dialog zwischen Lotte und Werther, der ziemlich medisch ausfiel. Werther beschwert sich bitterlich, daß die Erlösung durch Hühnerblut so schlecht abgelaufen. Er ist zwar am Leben geblieben, hat sich aber die Augen ausgeschossen. Nun ist er in Verzweiflung, ihr Gatte zu sein und sie nicht sehen zu können, da ihm der Anblick ihres Gesammtwesens fast lieber wäre als die süßen Einzelnheiten, deren er sich durchs Gefühl versichern darf. Lotten, wie man sie kennt, ist mit einem blinden Manne auch nicht sonderlich geholfen, und so findet sich Gelegenheit, Nicolai's Beginnen höchlich zu schelten, daß er sich ganz unberufen in fremde Angelegenheiten mische. Das Ganze war mit gutem Humor geschrieben und schilderte mit freier Verahnung jenes unglückliche dünkelhafte Bestreben Nicolai's, sich mit Dingen zu befassen, denen er nicht gewachsen war, wodurch er sich und Andern in der Folge viel Verdruß machte und darüber zuletzt bei so entschiedenen Verdiensten seine literarische Achtung völlig verlor. Das Originalblatt dieses Scherzes ist niemals abgeschrieben worden und seit vielen Jahren verstoben. Ich hatte für die kleine Produktion eine besondere Vorliebe. Die reine, heiße Neigung der beiden jungen Personen war durch die komisch tragische Lage, in die sie sich versetzt fanden, mehr erhöht als geschwächt. Die größte Zärtlichkeit waltete durchaus, und auch der Gegner war nicht bitter, nur humoristisch behandelt. Nicht ganz so boshaft ließ ich das Büchlein selber sprechen, welches, einen alten Reim nachahmend, sich also ausdrückte:

Mag jener dünkelhafte Mann
Mich als gefährlich preisen,
Der Plumpe, der nicht schwimmen kann,
Er will's dem Wasser verweisen.
Was schiert mich der Berliner Bann,
Geschmäcklerpfaffenwesen!
Und wer mich nicht verstehen kann,
Der lerne besser lesen!

Vorbereitet auf Alles, was man gegen den „Werther" vorbringen würde, fand ich so viele Widerreden keineswegs ver-

drieflich; aber daran hatte ich nicht gedacht, daß mir durch theilnehmende, wohlwollende Seelen eine unleidliche Qual bereitet sei; denn anstatt daß mir Jemand über mein Büchlein, wie es lag, etwas Verbindliches gesagt hätte, so wollten sie sämmtlich ein- für allemal wissen, was denn eigentlich an der Sache wahr sei, worüber ich denn sehr ärgerlich wurde und mich meistens höchst unartig dagegen äußerte. Denn diese Frage zu beantworten, hätte ich mein Werkchen, an dem ich so lange gesonnen, um so manchen Elementen eine poetische Einheit zu geben, wieder zerrupfen und die Form zerstören müssen, wodurch ja die wahrhaften Bestandtheile selbst, wo nicht vernichtet, wenigstens zerstreut und verzettelt worden wären. Näher betrachtet, konnte ich jedoch dem Publikum die Forderung nicht verübeln. Jerusalem's Schicksal hatte großes Aufsehn gemacht. Ein gebildeter, liebenswerther, unbescholtener junger Mann, der Sohn eines der ersten Gottesgelahrten und Schriftstellers, gesund und wohlhabend, ging auf einmal ohne bekannte Veranlassung aus der Welt. Jedermann fragte nun, wie das möglich gewesen, und als man von einer unglücklichen Liebe vernahm, war die ganze Jugend, als man von kleinen Verdrießlichkeiten, die ihm in vornehmerer Gesellschaft begegnet, sprach, der ganze Mittelstand aufgeregt, und Jedermann wünschte das Genauere zu erfahren. Nun erschien im „Werther" eine ausführliche Schilderung, in der man das Leben und die Sinnesart des genannten Jünglings wiederzufinden meinte. Lokalität und Persönlichkeit trafen zu, und bei der großen Naturlichkeit der Darstellung glaubte man sich nun vollkommen unterrichtet und befriedigt. Dagegen aber, bei näherer Betrachtung, paßte wieder so Vieles nicht, und es entstand für Die, welche das Wahre suchten, ein unerträgliches Geschäft, indem eine sondernde Kritik hundert Zweifel erregen muß. Auf den Grund der Sache war aber gar nicht zu kommen; denn was ich von meinem Leben und Leiden der Konfession zugewendet hatte, ließ sich nicht entäußern, indem ich als ein unbemerkter junger Mensch mein Wesen war nicht heimlich, aber doch im Stillen getrieben hatte.

Bei meiner Arbeit war mir nicht unbekannt, wie sehr begünstigt jener nämliche gewesen, dem man Gelegenheit gab, eine Venus aus mehreren Schönheiten herauszustudiren, und so nahm ich mir auch die Erlaubniß, an der Gestalt und den Eigenschaften mehrerer hübschen Kinder meine Lotte zu bilden, ob-

gleich die Hauptzüge von der geliebtesten genommen waren. Das forschende Publikum konnte daher Aehnlichkeiten von verschiedenen Frauenzimmern entdecken, und den Damen war es auch nicht ganz gleichgültig, für die rechte zu gelten. Diese mehreren Letten aber brachten mir unendliche Qual, weil Jedermann, der mich nur ansah, entschieden zu wissen verlangte, wo denn die eigentliche Wohnstatt sei. Ich suchte mir wie Nathan mit den drei Ringen durchzuhelfen, auf einem Auswege, der freilich höheren Wesen zukommen mag, wodurch sich aber weder das gläubige noch das lesende Publikum will befriedigen lassen. Dergleichen peinliche Forschungen hoffte ich in einiger Zeit los zu werden; allein sie begleiteten mich durchs ganze Leben. Ich suchte mich davor auf Reisen durchs Inkognito zu retten; aber auch dieses Hilfsmittel wurde mir unversehens vereitelt, und so war der Verfasser jenes Werkleins, wenn er ja etwas Unrechtes und Schädliches gethan, dafür genugsam, ja übermäßig durch solche unausweichliche Zudringlichkeiten bestraft.

Auf diese Weise bedrängt, ward er nur allzu sehr gewahr, daß Autoren und Publikum durch eine ungeheure Kluft getrennt sind, wovon sie zu ihrem Glück beiderseits keinen Begriff haben. Wie vergeblich daher alle Verreden seien, hatte er schon längst eingesehen; denn je mehr man seine Absicht klar zu machen gedenkt, zu desto mehr Verwirrung giebt man Anlaß. Ferner mag ein Autor bevorworten so viel er will, das Publikum wird immer fortfahren, die Forderungen an ihn zu machen, die er schon abzulehnen suchte. Mit einer verwandten Eigenheit der Leser, die uns besonders bei denen, welche ihr Urtheil drucken lassen, ganz komisch auffällt, ward ich gleichfalls früh bekannt. Sie leben nämlich in dem Wahn, man werde, indem man etwas leistet, ihr Schuldner und bleibe jederzeit noch weit zurück hinter dem, was sie eigentlich wollten und wünschten, ob sie gleich kurz vorher, ehe sie unsere Arbeit gesehn, noch gar keinen Begriff hatten, daß so etwas vorhanden oder nur möglich sein könnte. Alles dieses bei Seite gesetzt, so war nun das größte Glück oder Unglück, daß Jedermann von diesem seltsamen jungen Autor, der so unvermuthet und so kühn hervorgetreten, Kenntniß gewinnen wollte. Man verlangte ihn zu sehen, zu sprechen, auch in der Ferne etwas von ihm zu vernehmen, und so hatte er einen höchst bedeutenden, bald erfreulichen, bald unerquicklichen, immer aber zerstreuenden Zudrang zu erfahren. Denn es lagen angefangene Arbeiten genug

vor ihm, ja es wäre für einige Jahre hinreichend zu thun gewesen, wenn er mit hergebrachter Liebe sich daran hätte halten können; aber er war aus der Stille, der Dämmerung, der Dunkelheit, welche ganz allein die reinen Produktionen begünstigen kann, in den Lärmen des Tageslichts hervorgezogen, wo man sich in Andern verliert, wo man irre gemacht wird durch Theilnahme wie durch Kälte, durch Lob und durch Tadel, weil diese äußern Berührungen niemals mit der Epoche unserer innern Kultur zusammentreffen und uns daher, da sie nicht fördern können, nothwendig schaden müssen.

Doch mehr als alle Zerstreuungen des Tags hielt den Verfasser von Bearbeitung und Vollendung größerer Werke die Lust ab, die über jene Gesellschaft gekommen war, alles, was im Leben einigermaßen Bedeutendes vorging, zu dramatisiren. Was dieses Kunstwort (denn ein solches war es in jener produktiven Gesellschaft) eigentlich bedeutete, ist hier auseinanderzusetzen. Durch ein geistreiches Zusammensein an den heitersten Tagen aufgeregt, gewöhnte man sich, in augenblicklichen kurzen Darstellungen alles Dasjenige zu zersplittern, was man sonst zusammengehalten hatte, um größere Kompositionen daraus zu erbauen. Ein einzelner einfacher Vorfall, ein glücklich naives, ja ein albernes Wort, ein Mißverstand, eine Paradoxie, eine geistreiche Bemerkung, persönliche Eigenheiten oder Angewohnheiten, ja eine bedeutende Miene, und was nur immer in einem bunten rauschenden Leben vorkommen mag, Alles ward in Form des Dialogs, der Katechisation, einer bewegten Handlung, eines Schauspiels dargestellt, manchmal in Prosa, öfters in Versen.

An dieser genialisch-leidenschaftlich durchgesetzten Uebung bestätigte sich jene eigentlich poetische Denkweise. Man lieb nämlich Gegenstände, Begebenheiten, Personen an und für sich sowie in allen Verhältnissen bestehen; man suchte sie nur deutlich zu fassen und lebhaft abzubilden. Alles Urtheil, billigend oder mißbilligend, sollte sich vor den Augen des Beschauers in lebendigen Formen bewegen. Man konnte diese Produktionen belebte Sinngedichte nennen, die, ohne Schärfe und Spitzen, mit treffenden und entscheidenden Zügen reichlich ausgestattet waren. Das „Jahrmarktsfest“ ist ein solches, oder vielmehr eine Sammlung solcher Epigramme. Unter allen dort auftretenden Masken sind wirkliche, in jener Sozietät lebende Glieder oder ihr wenigstens verbundene und einigermaßen bekannte Personen gemeint; aber der Sinn des Räthsels blieb den Meisten ver-

borgen, Alle lachten, und Wenige wußten, daß ihnen ihre eigensten Eigenheiten zum Scherze dienten. Der „Prolog“ zu Bahrdt's „Neuesten Offenbarungen“ gilt für einen Beleg anderer Art; die kleinsten finden sich unter den gemischten Gedichten, sehr viele sind zerstoben und verloren gegangen, manche noch übrige lassen sich nicht wohl mittheilen. Was hiervon im Druck erschienen, vermehrte nur die Bewegung im Publikum und die Neugierde auf den Verfasser; was handschriftlich mitgetheilt wurde, belebte den nächsten Kreis, der sich immer erweiterte. Doktor Bahrdt, damals in Gießen, besuchte mich, scheinbar höflich und zutraulich; er scherzte über den „Prolog“ und wünschte ein freundliches Verhältniß. Wir jungen Leute aber fuhren fort, kein geselliges Fest zu begehen, ohne mit stiller Schadenfreude uns der Eigenheiten zu erfreuen, die wir an Andern bemerkt und glücklich dargestellt hatten.

Mißfiel es nun dem jungen Autor keineswegs, als ein literarisches Meteor angestaunt zu werden, so suchte er mit freudiger Bescheidenheit den bewährtesten Männern des Vaterlands seine Achtung zu bezeigen, unter denen vor allen andern der herrliche Justus Möser zu nennen ist. Dieses unvergleichlichen Mannes kleine Aufsätze staatsbürgerlichen Inhalts waren schon seit einigen Jahren in den Osnabrücker Intelligenzblättern abgedruckt und mir durch Herder bekannt geworden, der nichts ablehnte, was irgend würdig zu seiner Zeit, besonders aber im Druck sich hervortbat. Möser's Tochter, Frau von Voigts, war beschäftigt, diese zerstreuten Blätter zu sammeln. Wir konnten die Herausgabe kaum erwarten, und ich setzte mich mit ihr in Verbindung, um mit aufrichtiger Theilnahme zu versichern, daß die für einen bestimmten Kreis berechneten wirksamen Aufsätze sowol der Materie als der Form nach überall zum Nutzen und Frommen dienen würden. Sie und ihr Vater nahmen diese Aeußerung eines nicht ganz unbekannten Fremdlings gar wohl auf, indem eine Besorgniß, die sie gehegt, durch diese Erklärung vorläufig gehoben worden.

An diesen kleinen Aufsätzen, welche, sämmtlich in einem Sinne verfaßt, ein wahrhaft Ganzes ausmachen, ist die innigste Kenntniß des bürgerlichen Wesens im höchsten Grade merkwürdig und rühmenswerth. Wir sehen eine Verfassung auf der Vergangenheit ruhn und noch als lebendig bestehn. Von der einen Seite hält man am Herkommen fest, von der andern kann man die Bewegung und Veränderung der Dinge nicht

hindern. Hier fürchtet man sich vor einer nützlichen Neuerung, dort hat man Lust und Freude am Neuen, auch wenn es unnütz, ja schädlich wäre. Wie vorurtheilsfrei setzt der Verfasser die Verhältnisse der Stände aus einander sowie den Bezug, in welchem die Städte, Flecken und Dörfer wechselseitig stehn. Man erfährt ihre Gerechtsame zugleich mit den rechtlichen Gründen, es wird uns bekannt, wo das Grundkapital des Staats liegt und was es für Interessen bringt. Wir sehen den Besitz und seine Vortheile, dagegen aber auch die Abgaben und Nachtheile verschiedener Art, sodann den mannichfaltigen Erwerb; hier wird gleichfalls die ältere und neuere Zeit einander entgegengesetzt.

Osnabrück als Glied der Hanse finden wir in der ältern Epoche in großer Handelsthätigkeit. Nach jenen Zeitverhältnissen hat es eine merkwürdige und schöne Lage; es kann sich die Produkte des Landes zueignen und ist nicht allzu weit von der See entfernt, um auch dort selbst mitzuwirken. Nun aber, in der späteren Zeit, liegt es schon tief in der Mitte des Landes, es wird nach und nach vom Seehandel entfernt und ausgeschlossen. Wie dies zugegangen, wird von vielen Seiten dargestellt. Zur Sprache kommt der Konflikt Englands und der Küsten, der Häfen und des Mittellandes; hier werden die großen Vortheile Derer, welche der See anwohnen, heraus gesetzt und ernstliche Vorschläge gethan, wie die Bewohner des Mittellandes sich dieselben gleichfalls zueignen könnten. Sodann erfahren wir gar Manches von Gewerben und Handwerken, und wie solche durch Fabriken überflügelt, durch Krämerei untergraben werden; wir sehen den Verfall als den Erfolg von mancherlei Ursachen und diesen Erfolg wieder als die Ursache neuen Verfalls in einem ewigen, schwer zu lösenden Zirkel; doch zeichnet ihn der wackere Staatsbürger auf eine so deutliche Weise hin, daß man noch glaubt, sich daraus retten zu können. Durchaus lehrt der Verfasser die gründlichste Einsicht in die besonderen Umstände sehen. Seine Vorschläge, sein Rath, nichts ist aus der Luft gegriffen und doch so oft nicht ausführbar, deswegen er auch die Sammlung „Patriotische Phantasien" genannt, obgleich Alles sich darin an das Wirkliche und Mögliche hält.

Da nun aber alles Oeffentliche auf dem Familienwesen ruht, so wendet er auch dahin vermuthlich seinen Blick. Als Gegenstände seiner ernsten und scherzhaften Betrachtungen finden wir die Veränderung der Sitten und Gewohnheiten, der Klei-

dungen, der Diät, des häuslichen Lebens, der Erziehung. Man müßte eben Alles, was in der bürgerlichen und sittlichen Welt vorgeht, rubriziren, wenn man die Gegenstände erschöpfen wollte, die er behandelt. Und diese Behandlung ist bewundernswürdig. Ein vollkommener Geschäftsmann spricht zum Volke in Wochenblättern, um dasjenige, was eine einsichtige, wohlwollende Regierung sich vernünmt oder ausführt, einem Jeden von der rechten Seite faßlich zu machen, keineswegs aber lehrhaft, sondern in den mannichfaltigsten Formen, die man poetisch nennen könnte und die gewiß in dem besten Sinn für rhetorisch gelten müssen. Immer ist er über seinen Gegenstand erhaben und weiß uns eine heitere Ansicht des Ernstesten zu geben: bald hinter dieser, bald hinter jener Maske halb versteckt, bald in eigner Person sprechend, immer vollständig und erschöpfend, dabei immer froh, mehr oder weniger ironisch, durchaus tüchtig, rechtschaffen, wohlmeinend, ja manchmal derb und heftig und dieses Alles so abgemessen, daß man zugleich den Geist, den Verstand, die Leichtigkeit, Gewandtheit, den Geschmack und Charakter des Schriftstellers bewundern muß. In Absicht auf Wahl gemeinnütziger Gegenstände, auf tiefe Einsicht, freie Uebersicht, glückliche Behandlung, so gründlichen als freien Humor wüßte ich ihm Niemand als Franklin zu vergleichen.

Ein solcher Mann imponirte uns unendlich und hatte den größten Einfluß auf eine Jugend, die auch etwas Tüchtiges wollte und im Begriff stand, es zu erfassen. In die Formen seines Vortrags glaubten wir uns wol auch finden zu können; aber wer durfte hoffen, sich eines so reichen Gehalts zu bemächtigen und die widerspenstigsten Gegenstände mit so viel Freiheit zu handhaben?

Doch das ist unser schönster und süßester Wahn, den wir nicht aufgeben dürfen, ob er uns gleich viel Pein im Leben verursacht: daß wir das, was wir schätzen und verehren, uns auch wo möglich zueignen, ja aus uns selbst hervorbringen und darstellen möchten.

Vierzehntes Buch.

Mit jener Bewegung nun, welche sich im Publikum verbreitete, ergab sich eine andere, für den Verfasser vielleicht von größerer Bedeutung, indem sie sich in seiner nächsten Umgebung ereignete. Aeltere Freunde, welche jene Dichtungen, die nun so großes Aufsehen machten, schon im Manuskript gekannt hatten und sie deshalb zum Theil als die übrigen ansahen, triumphirten über den guten Erfolg, den sie, kühn genug, zum Voraus geweissagt. Zu ihnen fanden sich neue Theilnehmer, besonders solche, welche selbst eine produktive Kraft in sich spürten oder zu erregen und zu hegen wünschten.

Unter den Erstern that sich Lenz am Lebhaftesten und gar sonderbar hervor. Das Aeußerliche dieses merkwürdigen Menschen ist schon umrissen, seines humoristischen Talents mit Liebe gedacht; nun will ich von seinem Charakter mehr in Resultaten als schildernd sprechen, weil es unmöglich wäre, ihn durch die Umschweife seines Lebensganges zu begleiten und seine Eigenheiten darstellend zu überliefern.

Man kennt jene Selbstquälerei, welche, da man von außen und von Andern keine Noth hatte, an der Tagesordnung war und gerade die vorzüglichsten Geister beunruhigte. Was gewöhnliche Menschen, die sich nicht selbst beobachten, nur vorübergehend quält, was sie sich aus dem Sinne zu schlagen suchen, das ward von den Besseren scharf bemerkt, beachtet, in Schriften, Briefen und Tagebüchern aufbewahrt. Nun aber gesellten sich die strengsten sittlichen Forderungen an sich und Andere zu der größten Fahrlässigkeit im Thun, und ein aus dieser halben

Selbstkenntniß entspringender Dünkel verführte zu den seltsamsten Angewohnheiten und Unarten. Zu einem solchen Abarbeiten in der Selbstbeobachtung berechtigte jedoch die aufwachende empirische Psychologie, die nicht gerade Alles, was uns innerlich beunruhigt, für bös und verwerflich erklären wollte, aber doch auch nicht Alles billigen konnte; und so war ein ewiger, nie beizulegender Streit erregt. Diesen zu führen und zu unterhalten, übertraf nun Lenz alle übrigen Un- oder Halbbeschäftigten, welche ihr Inneres untergruben, und so litt er im Allgemeinen von der Zeitgesinnung, welche durch die Schilderung Werther's abgeschlossen sein sollte; aber ein individueller Zuschnitt unterschied ihn von allen Uebrigen, die man durchaus für offene, redliche Seelen anerkennen mußte. Er hatte nämlich einen entschiedenen Hang zur Intrigue, und zwar zur Intrigue an sich, ohne daß er eigentliche Zwecke, verständige, selbstische, erreichbare Zwecke dabei gehabt hätte; vielmehr pflegte er sich immer etwas Fratzenhaftes vorzusetzen, und eben deswegen diente es ihm zur beständigen Unterhaltung. Auf diese Weise war er Zeitlebens ein Schelm in der Einbildung, seine Liebe wie sein Haß waren imaginär, mit seinen Vorstellungen und Gefühlen verfuhr er willkürlich, damit er immerfort etwas zu thun haben möchte. Durch die verkehrtesten Mittel suchte er seinen Neigungen und Abneigungen Realität zu geben und vernichtete sein Werk immer wieder selbst; und so hat er Niemandem, den er liebte, jemals genützt, Niemandem, den er haßte, jemals geschadet, und im Ganzen schien er nur zu sündigen, um sich strafen, nur zu intriguiren, um eine neue Fabel auf eine alte pfropfen zu können.

Aus wahrhafter Tiefe, aus unerschöpflicher Produktivität ging sein Talent hervor, in welchem Zartheit, Beweglichkeit und Empfindsamkeit mit einander wetteiferten, das aber bei aller seiner Schönheit durchaus kränkelte, und gerade diese Talente sind am Schwersten zu beurtheilen. Man konnte in seinen Arbeiten große Züge nicht verkennen; eine liebliche Zärtlichkeit schleicht sich durch zwischen den albernsten und barocksten Fratzen, die man selbst einem so gründlichen und anspruchlosen Humor, einer wahrhaft komischen Gabe kaum verzeihen kann. Seine Tage waren aus lauter Nichts zusammengesetzt, dem er durch seine Raftigkeit eine Bedeutung zu geben wußte, und er konnte um so mehr viele Stunden verschlendern, als die Zeit, die er zum Lesen anwendete, ihm bei einem glücklichen Gedächtniß

immer viel Frucht brachte und seine originelle Denkweise mit mannichfaltigem Stoff bereicherte.

Man hatte ihn mit livländischen Kavalieren nach Straßburg gesendet und einen Mentor nicht leicht unglücklicher wählen können. Der ältere Baron ging für einige Zeit ins Vaterland zurück und hinterließ eine Geliebte, an die er fest geknüpft war. Lenz, um den zweiten Bruder, der auch um dieses Frauenzimmer warb, und andere Liebhaber zurückzudrängen und das kostbare Herz seinem abwesenden Freunde zu erhalten, beschloß nun selbst sich in die Schöne verliebt zu stellen oder, wenn man will, zu verlieben. Er setzte diese seine These mit der hartnäckigsten Anhänglichkeit an das Ideal, das er sich von ihr gemacht hatte, durch, ohne gewahr werden zu wollen, daß er so gut als die Uebrigen ihr nur zum Scherz und zur Unterhaltung diene. Desto besser für ihn! Denn bei ihm war es auch nur Spiel, welches deste länger dauern konnte, als sie es ihm gleichfalls spielend erwiderte, ihn bald anzog, bald abstieß, bald hervorrief, bald hinansetzte. Man sei überzeugt, daß wenn er zum Bewußtsein kam, wie ihm denn das zuweilen zu geschehen pflegte, er sich zu einem solchen Fund recht behaglich Glück gewünscht habe.

Uebrigens lebte er, wie seine Zöglinge, meistens mit Offizieren der Garnison, wobei ihm die wundersamen Anschauungen, die er später in dem Lustspiel „Die Soldaten" aufstellte, mögen geworden sein. Indessen hatte diese frühe Bekanntschaft mit dem Militär die eigene Folge für ihn, daß er sich für einen großen Kenner des Waffenwesens hielt; auch hatte er wirklich dieses Fach nach und nach so im Detail studirt, daß er einige Jahre später ein großes Memoire an den französischen Kriegsminister aufsetzte, wovon er sich den besten Erfolg versprach. Die Gebrechen jenes Zustandes waren ziemlich gut gesehn, die Heilmittel dagegen lächerlich und unausführbar. Er aber hielt sich überzeugt, daß er dadurch bei Hofe großen Einfluß gewinnen könne, und wußte es den Freunden schlechten Dank, die ihn theils durch Gründe, theils durch thätigen Widerstand abhielten, dieses phantastische Werk, das schon sauber abgeschrieben, mit einem Briefe begleitet, couvertirt und förmlich adressirt war, zurückzuhalten und in der Folge zu verbrennen.

Mündlich und nachher schriftlich hatte er mir die sämmtlichen Irrgänge seiner Kreuz- und Querbewegungen in Bezug auf jenes Frauenzimmer vertraut. Die Poesie, die er in das

Gemeinste zu legen wußte, setzte mich oft in Erstaunen, so daß ich ihn dringend bat, den Kern dieses weitschweifigen Abenteuers geistreich zu befruchten und einen kleinen Roman daraus zu bilden; aber es war nicht seine Sache, ihm konnte nicht wohl werden, als wenn er sich grenzenlos im Einzelnen verfloß und sich an einem unendlichen Faden ohne Absicht hinspann. Vielleicht wird es dereinst möglich, nach diesen Prämissen seinen Lebensgang bis zu der Zeit, da er sich in Wahnsinn verlor, auf irgend eine Weise anschaulich zu machen; gegenwärtig halte ich mich an das Nächste, was eigentlich hierher gehört.

Kaum war „Götz von Berlichingen" erschienen, als mir Lenz einen weitläuftigen Aufsatz zusendete, auf geringes Konzeptpapier geschrieben, dessen er sich gewöhnlich bediente, ohne den mindesten Rand weder oben noch unten noch an den Seiten zu lassen. Diese Blätter waren betitelt: „Ueber unsere Ehe", und sie würden, wären sie noch vorhanden, uns gegenwärtig mehr aufklären als mich damals, da ich über ihn und sein Wesen noch sehr im Dunkeln schwebte. Das Hauptabsehen dieser weitläuftigen Schrift war, mein Talent und das seinige neben einander zu stellen; bald schien er sich mir zu subordiniren, bald sich mir gleich zu setzen; das Alles aber geschah mit so humoristischen und zierlichen Wendungen, daß ich die Ansicht, die er mir dadurch geben wollte, um so lieber aufnahm, als ich seine Gaben wirklich sehr hoch schätzte und immer nur darauf drang, daß er aus dem formlosen Schweifen sich zusammenziehen und die Bildungsgabe, die ihm angeboren war, mit kunstgemäßer Fassung benutzen möchte. Ich erwiderte sein Vertrauen freundlich, und weil er in seinen Blättern auf die innigste Verbindung drang (wie denn auch schon der wunderliche Titel andeutete), so theilte ich ihm von nun an Alles mit, sowol das schon Gearbeitete als was ich vorhatte; er sendete mir dagegen nach und nach seine Manuskripte, den „Hofmeister", den „Neuen Menoza", die „Soldaten", Nachbildungen des Plautus und jene Uebersetzung des englischen Stücks als Zugabe zu den Anmerkungen über das Theater.

Bei diesen war es mir einigermaßen auffallend, daß er in einem lakonischen Vorberichte sich dahin äußerte, als sei der Inhalt dieses Aufsatzes, der mit Heftigkeit gegen das regelmäßige Theater gerichtet war, schon vor einigen Jahren als Vorlesung einer Gesellschaft von Literaturfreunden bekannt geworden, zu der Zeit also, wo „Götz" noch nicht geschrieben gewesen. In

Lenzens Straßburger Verhältnissen schien ein literarischer Zirkel, den ich nicht kennen sollte, etwas problematisch; allein ich ließ es hingehen und verschaffte ihm zu dieser wie zu seinen übrigen Schriften bald Verleger, ohne auch nur im Mindesten zu ahnen, daß er mich zum vorzüglichsten Gegenstande seines imaginären Hasses und zum Ziel einer abenteuerlichen und grillenhaften Verfolgung auserseh hatte.

Vorübergehend will ich nur der Folge wegen noch eines alten Gesellen gedenken, der, obgleich von keinen außerordentlichen Gaben, doch auch mitzählte. Er hieß Wagner, erst ein Glied der Straßburger, dann der Frankfurter Gesellschaft, nicht ohne Geist, Talent und Unterricht. Er zeigte sich als ein Strebender, und so war er willkommen. Auch hielt er treulich an mir, und weil ich aus Allem, was ich vorhatte, kein Geheimniß machte, so erzählte ich ihm wie Andern meine Absicht mit „Faust", besonders die Katastrophe von Gretchen. Er faßte das Sujet auf und benutzte es für ein Trauerspiel, „Die Kindesmörderin". Es war das erste Mal, daß mir Jemand etwas von meinen Vorsätzen wegschnappte; es verdroß mich, ohne daß ich's ihm nachgetragen hätte. Ich habe dergleichen Gedankenraub und Vorwegnahmen nachher noch oft genug erlebt und hatte mich bei meinem Zaudern und Beschwatzen so manches Vorgesetzten und Eingebildeten nicht mit Recht zu beschweren.

Wenn Redner und Schriftsteller in Betracht der großen Wirkung, welche dadurch hervorzubringen ist, sich gern der Kontraste bedienen, und sollten sie auch erst aufgesucht und herbeigeholt werden, so muß es dem Verfasser um so angenehmer sein, daß ein entschiedener Gegensatz sich ihm anbietet, indem er nach Lenzen von Klingern zu sprechen hat. Beide waren gleichzeitig, bestrebten sich in ihrer Jugend mit und neben einander. Lenz jedoch, als ein vorübergehendes Meteor, zog nur augenblicklich über den Horizont der deutschen Literatur hin und verschwand plötzlich, ohne im Leben eine Spur zurückzulassen; Klinger hingegen, als einflußreicher Schriftsteller, als thätiger Geschäftsmann, erhält sich noch bis auf diese Zeit. Von ihm werde ich nun ohne weitere Vergleichung, die sich von selbst ergiebt, sprechen, insofern es nöthig ist, da er nicht im Verborgenen so Manches geleistet und so Vieles gewirkt, sondern Beides in weiterem und näherem Kreise noch in gutem Andenken und Ansehn steht.

Klinger's Aeußeres — denn von diesem beginne ich immer

am Liebsten — war sehr vortheilhaft. Die Natur hatte ihm eine große, schlanke, wohlgebaute Gestalt und eine regelmäßige Gesichtsbildung gegeben; er hielt auf seine Person, trug sich nett, und man konnte ihn für das hübscheste Mitglied der ganzen kleinen Gesellschaft ansprechen. Sein Betragen war weder zuvorkommend noch abstoßend und, wenn es nicht innerlich stürmte, gemäßigt.

Man liebt an dem Mädchen, was es ist, und an dem Jüngling, was er ankündigt, und so war ich Klinger's Freund, sobald ich ihn kennen lernte. Er empfahl sich durch eine reine Gemüthlichkeit, und ein unverkennbar entschiedener Charakter erwarb ihm Zutrauen. Auf ein ernstes Wesen war er von Jugend auf hingewiesen; er nebst einer ebenso schönen und wackern Schwester hatte für eine Mutter zu sorgen, die als Wittwe solcher Kinder bedurfte, um sich aufrecht zu erhalten. Alles, was an ihm war, hatte er sich selbst verschafft und geschaffen, so daß man ihm einen Zug von stolzer Unabhängigkeit, der durch sein Betragen durchging, nicht verargte. Entschiedene natürliche Anlagen, welche allen wohlbegabten Menschen gemein sind, leichte Fassungskraft, vortreffliches Gedächtniß, Sprachengabe besaß er in hohem Grade; aber Alles schien er weniger zu achten als die Festigkeit und Bebarrlichkeit, die sich ihm, gleichfalls angeboren, durch Umstände völlig bestätigt hatten.

Einem solchen Jüngling mußten Rousseau's Werke vorzüglich zusagen. „Emil" war sein Haupt- und Grundbuch, und jene Gesinnungen fruchteten um so mehr bei ihm, als sie über die ganze gebildete Welt allgemeine Wirkung ausübten, ja bei ihm mehr als bei Andern. Denn auch er war ein Kind der Natur, auch er hatte von unten auf angefangen; das, was Andere wegwerfen sollten, hatte er nie besessen, Verhältnisse, aus welchen sie sich retten sollten, hatten ihn nie beengt, und so konnte er für einen der reinsten Jünger jenes Natur-Evangeliums angesehen werden und in Betracht seines ernsten Bestrebens, seines Betragens als Mensch und Sohn recht wohl ausrufen: „Alles ist gut, wie es aus den Händen der Natur kommt!" — Aber auch den Nachsatz: „Alles verschlimmert sich unter den Händen der Menschen!" drängte ihm eine widerwärtige Erfahrung auf. Er hatte nicht mit sich selbst, aber außer sich mit der Welt des Herkommens zu kämpfen, von deren Fesseln der Bürger von Genf uns zu erlösen gedachte. Weil nun in des Jünglings Lage dieser Kampf oft schwer und

sauer ward, so fühlte er sich gewaltsamer in sich zurückgetrieben, als daß er durchaus zu einer frohen und freudigen Ausbildung hätte gelangen können: vielmehr mußte er sich durchstürmen, durchdrängen, daher sich ein bitterer Zug in sein Wesen schlich, den er in der Folge zum Theil gehegt und genährt, mehr aber bekämpft und besiegt hat.

In seinen Produktionen, insofern sie mir gegenwärtig sind, zeigt sich ein strenger Verstand, ein biederer Sinn, eine rege Einbildungskraft, eine glückliche Beobachtung der menschlichen Mannichfaltigkeit und eine charakteristische Nachbildung der generischen Unterschiede. Seine Mädchen und Knaben sind frei und lieblich, seine Jünglinge glühend, seine Männer schlicht und verständig, die Figuren, die er ungünstig darstellt, nicht zu sehr übertrieben; ihm fehlt es nicht an Heiterkeit und guter Laune, Witz und glücklichen Einfällen; Allegorien und Symbole stehen ihm zu Gebot; er weiß uns zu unterhalten und zu vergnügen, und der Genuß würde noch reiner sein, wenn er sich und uns den heitern bedeutenden Scherz nicht durch ein bitteres Mißwollen hier und da verkümmerte. Doch dies macht ihn eben zu dem, was er ist, und dadurch wird ja die Gattung der Lebenden und Schreibenden so mannichfaltig, daß ein Jeder theoretisch zwischen Erkennen und Irren, praktisch zwischen Beleben und Vernichten hin und wieder wogt.

Klinger gehört unter Die, welche sich aus sich selbst, aus ihrem Gemüthe und Verstande heraus zur Welt gebildet hatten. Weil nun dieses mit und in einer größeren Masse geschah und sie sich unter einander einer verständlichen, aus der allgemeinen Natur und aus der Volkseigenthümlichkeit derfließenden Sprache mit Kraft und Wirkung bedienten, so waren ihnen früher und später alle Schulformen äußerst zuwider, besonders wenn sie, von ihrem lebendigen Ursprung getrennt, in Phrasen ausarteten und so ihre erste frische Bedeutung gänzlich verloren. Wie nun gegen neue Meinungen, Ansichten, Systeme, so erklären sich solche Männer auch gegen neue Ereignisse, hervortretende bedeutende Menschen, welche große Veränderungen ankündigen oder bewirken: ein Verfahren, das ihnen keineswegs so zu verargen ist, weil sie dasjenige von Grund aus gefährdet sehen, dem sie ihr eignes Dasein und Bildung schuldig geworden.

Jenes Beharren eines tüchtigen Charakters aber wird um desto würdiger, wenn es sich durch das Welt- und Geschäftsleben durcherhält, und wenn eine Behandlungsart des Vorkom-

lichen, welche Manchem schroff, ja gewaltsam scheinen möchte, zur rechten Zeit angewandt, am Sichersten zum Ziele führt. Dies geschah bei ihm, da er, ohne Biegsamkeit (welches ohnedem die Tugend der geborenen Reichsbürger niemals gewesen), aber desto tüchtiger, fester und redlicher sich zu bedeutenden Posten erhob, sich darauf zu erhalten wußte und mit Beifall und Gnade seiner höchsten Gönner fortwirkte, dabei aber niemals weder seine alten Freunde noch den Weg, den er zurückgelegt, vergaß. Ja, er suchte die vollkommenste Stetigkeit des Andenkens durch alle Grade der Abwesenheit und Trennung hartnäckig zu erhalten; wie es denn gewiß angemerkt zu werden verdient, daß er als ein anderer Willigis in seinem durch Ordenszeichen geschmückten Wappen Merkmale seiner frühesten Zeit zu verewigen nicht verschmähte.

Es dauerte nicht lange, so kam ich auch mit Lavatern in Verbindung. Der „Brief des Pastors" an seinen Kollegen hatte ihm stellenweise sehr eingeleuchtet, denn Manches traf mit seinen Gesinnungen vollkommen überein. Bei seinem unablässigen Treiben ward unser Briefwechsel bald sehr lebhaft. Er machte so eben ernstliche Anstalten zu seiner größern Physiognomik, deren Einleitung schon früher in das Publikum gelangt war. Er forderte alle Welt auf, ihm Zeichnungen, Schattenrisse, besonders aber Christusbilder zu schicken, und ob ich gleich so gut wie gar nichts leisten konnte, so wollte er doch von mir ein- für allemal auch einen Heiland gezeichnet haben, wie ich mir ihn vorstellte. Dergleichen Forderungen des Unmöglichen gaben mir zu mancherlei Scherzen Anlaß, und ich wußte mir gegen seine Eigenheiten nicht anders zu helfen, als daß ich die meinigen hervorkehrte.

Die Anzahl Derer, welche keinen Glauben an die Physiognomik hatten oder doch wenigstens sie für ungewiß und kriglich hielten, war sehr groß, und sogar Viele, die es mit Lavatern gut meinten, fühlten einen Kitzel, ihn zu versuchen und ihm wo möglich einen Streich zu spielen. Er hatte sich in Frankfurt bei einem nicht ungeschickten Maler die Profile mehrerer namhaften Menschen bestellt. Der Absender erlaubte sich den Scherz, Bahrdt's Porträt zuerst statt des meinigen abzuschicken, wogegen eine zwar nunmere, aber donnernde Epistel zurückkam mit allen Trümpfen und Betheurungen, daß dies mein Bild nicht sei, und was Lavater sonst Alles zu Bestätigung der physiognomischen Lehre bei dieser Gelegenheit mochte

zu sagen haben. Mein wirkliches nachgesendetes ließ er eher gelten; aber auch hier schon that sich der Widerstreit hervor, in welchem er sich sowol mit den Malern als mit den Individuen befand. Jene konnten ihm niemals wahr und genau genug arbeiten, diese, bei allen Vorzügen, welche sie haben mochten, blieben doch immer zu weit hinter der Idee zurück, die er von der Menschheit und den Menschen hegte, als daß er nicht durch das Besondere, wodurch der Einzelne zur Person wird, einigermaßen hätte abgestoßen werden sollen.

Der Begriff von der Menschheit, der sich in ihm und an seiner Menschheit herangebildet hatte, war so genau mit der Vorstellung verwandt, die er von Christo lebendig in sich trug, daß es ihm unbegreiflich schien, wie ein Mensch leben und athmen könne, ohne zugleich ein Christ zu sein. Mein Verhältniß zu der christlichen Religion lag blos in Sinn und Gemüth, und ich hatte von jener physischen Verwandtschaft, zu welcher Lavater sich hinneigte, nicht den mindesten Begriff. Aergerlich war mir daher die heftige Zudringlichkeit eines so geist- als herzvollen Mannes, mit der er auf mich sowie auf Mendelssohn und Andere losging und behauptete, man müsse entweder mit ihm ein Christ, ein Christ nach seiner Art werden, oder man müsse ihn zu sich hinüberziehen, man müsse ihn gleichfalls von demjenigen überzeugen, worin man seine Beruhigung finde. Diese Forderung, so unmittelbar dem liberalen Weltsinn, zu dem ich mich nach und nach auch bekannte, entgegenstehend, that auf mich nicht die beste Wirkung. Alle Bekehrungsversuche, wenn sie nicht gelingen, machen Denjenigen, den man zum Proselyten ausersah, starr und verstockt, und dieses war um so mehr mein Fall, als Lavater zuletzt mit dem harten Dilemma hervortrat: „Entweder Christ oder Atheist!" Ich erklärte darauf, daß wenn er mir mein Christenthum nicht lassen wollte, wie ich es bisher gehegt hätte, so könnte ich mich auch wol zum Atheismus entschließen, zumal da ich sähe, daß Niemand recht wisse, was Beides eigentlich heißen solle.

Dieses Hin- und Wiederschreiben, so heftig es auch war, störte das gute Verhältniß nicht. Lavater hatte eine unglaubliche Geduld, Beharrlichkeit, Ausdauer; er war seiner Lehre gewiß, und bei dem entschiedenen Vorsatz, seine Ueberzeugung in der Welt auszubreiten, ließ er sich's gefallen, was nicht durch Kraft geschehen konnte, durch Abwarten und Milde durchzuführen. Ueberhaupt gehörte er zu den wenigen glücklichen Menschen,

deren äußerer Beruf mit dem innern vollkommen übereinstimmt und deren früheste Bildung, stetig zusammenhängend mit der spätern, ihre Fähigkeiten naturgemäß entwickelt. Mit den zartesten sittlichen Anlagen geboren, bestimmte er sich zum Geistlichen. Er genoß des nötigen Unterrichts und zeigte viele Fähigkeiten, ohne sich jedoch zu jener Ausbildung hinzuneigen, die man eigentlich gelehrt nennt. Denn auch er, um so viel früher geboren als wir, ward von dem Freiheits- und Naturgeist der Zeit ergriffen, der Jedem sehr schmeichlerisch in die Ohren raunte: man habe ohne viele äußere Hilfsmittel Stoff und Gehalt genug in sich selbst. Alles komme nur darauf an, daß man ihn gehörig entfalte. Die Pflicht des Geistlichen, sittlich im täglichen Sinne, religiös im höheren auf die Menschen zu wirken, traf mit seiner Denkweise vollkommen überein. Redliche und fromme Gesinnungen, wie er sie fühlte, den Menschen mitzutheilen, sie in ihnen zu erregen, war des Jünglings entschiedenster Trieb, und seine liebste Beschäftigung, wie auf sich selbst, so auf Andere zu merken. Jenes ward ihm durch ein inneres Zartgefühl, dieses durch einen scharfen Blick auf das Aeußere erleichtert, ja aufgedrungen. Zur Beschaulichkeit war er jedoch nicht geboren, zur Darstellung im eigentlichen Sinne hatte er keine Gabe; er fühlte sich vielmehr mit allen seinen Kräften zur Thätigkeit, zur Wirksamkeit gedrängt, so daß ich Niemand gekannt habe, der unaufhörlicher handelte als er. Weil nun aber unser inneres sittliches Wesen in äußeren Bedingungen verkörpert ist, es sei nun, daß wir einer Familie, einem Stande, einer Gilde, einer Stadt oder einem Staate angehören, so mußte er zugleich, insofern er wirken wollte, alle diese Aeußerlichkeiten berühren und in Bewegung setzen, wodurch denn freilich mancher Anstoß, manche Verwickelung entsprang, besonders da das Gemeinwesen, als dessen Glied er geboren war, in der genauesten und bestimmtesten Beschränkung einer löblichen herzebrachten Freiheit genoß. Schon der republikanische Knabe gewöhnt sich, über das öffentliche Wesen zu denken und mitzusprechen. In der ersten Blüthe seiner Tage sieht sich der Jüngling als Zunftgenosse bald in dem Fall, seine Stimme zu geben und zu verlangen. Will er gerecht und selbständig urtheilen, so muß er sich von dem Werth seiner Mitbürger vor allen Dingen überzeugen, er muß sie kennen lernen, er muß sich nach ihren Gesinnungen, nach ihren Kräften umthun und so, indem er Andere zu erforschen trachtet, immer in seinen eignen Busen zurückkehren.

In ſolchen Verhältniſſen übte ſich Lavater früh, und eben dieſe Lebensthätigkeit ſcheint ihn mehr beſchäftigt zu haben als Sprachſtudien, als jene ſondernde Kritik, die, mit ihnen verwandt, ihr Grund ſowie ihr Ziel iſt. In ſpäteren Jahren, da ſich ſeine Kenntniſſe, ſeine Einſichten unendlich weit ausgebreitet hatten, ſprach er doch im Ernſt und Scherz oft genug aus, daß er nicht gelehrt ſei; und gerade einem ſolchen Mangel von eindringendem Studium muß man zuſchreiben, daß er ſich an den Buchſtaben der Bibel, ja der Bibelüberſetzung hielt und freilich für das, was er ſuchte und beabſichtigte, hier genugſame Nahrung und Hülfsmittel fand.

Aber gar bald ward jener zunft- und gildemäßig langſam bewegte Wirkungskreis dem lebhaften Naturell zu enge. Gerecht zu ſein wird dem Jüngling nicht ſchwer, und ein reines Gemüth verabſcheut die Ungerechtigkeit, deren es ſich ſelbſt noch nicht ſchuldig gemacht hat. Die Bedrückungen eines Landvogts lagen offenbar vor den Augen der Bürger, ſchwerer waren ſie vor Gericht zu bringen. Lavater geſellt ſich einen Freund zu, und Beide bedrohen, ohne ſich zu nennen, jenen ſtrafwürdigen Mann. Die Sache wird ruchbar, man ſieht ſich genöthigt, ſie zu unterſuchen. Der Schuldige wird beſtraft, aber die Veranlaſſer dieſer Gerechtigkeit werden getadelt, wo nicht geſcholten. In einem wohleingerichteten Staate ſoll das Rechte ſelbſt nicht auf unrechte Weiſe geſchehn.

Auf einer Reiſe, die Lavater durch Deutſchland macht, ſetzt er ſich mit gelehrten und wohldenkenden Männern in Berührung; allein er befeſtigt ſich dabei nur mehr in ſeinen eignen Gedanken und Ueberzeugungen; nach Hauſe zurückgekommen, wirkt er immer freier aus ſich ſelbſt. Als ein edler, guter Menſch fühlt er in ſich einen herrlichen Begriff von der Menſchheit, und was dieſem allenfalls in der Erfahrung widerſpricht, alle die unleugbaren Mängel, die einen Jeden von der Vollkommenheit ablenken, ſollen ausgeglichen werden durch den Begriff der Gottheit, die ſich in der Mitte der Zeiten in die menſchliche Natur herabgeſenkt, um ihr früheres Ebenbild vollkommen wiederherzuſtellen.

So viel vorerſt von den Anfängen dieſes merkwürdigen Mannes, und nun vor allen Dingen eine heitere Schilderung unſeres perſönlichen Zuſammentreffens und Beiſammenſeins! Denn unſer Briefwechſel hatte nicht lange gedauert, als er mir und Andern ankündigte, er werde bald auf einer vorzunehmenden

Rheinreise in Frankfurt einsprechen. Sogleich entstand im Publikum die größte Bewegung; Alle waren neugierig, einen so merkwürdigen Mann zu sehen; Viele hofften für ihre sittliche und religiöse Bildung zu gewinnen; die Zweifler dachten sich mit bedeutenden Einwendungen hervorzuthun, die Einbildischen waren gewiß, ihn durch Argumente, in denen sie sich selbst bestärkt hatten, zu verwirren und zu beschämen, und was sonst alles Williges und Unwilliges einen bemerkten Menschen erwartet, der sich mit dieser gemischten Welt abzugeben gedenkt.

Unser erstes Begegnen war herzlich; wir umarmten uns aufs Freundlichste, und ich fand ihn gleich, wie mir ihn so manche Bilder schon überliefert hatten. Ein Individuum, einzig, ausgezeichnet, wie man es nicht gesehn hat und nicht wieder sehn wird, sah ich lebendig und wirksam vor mir. Er hingegen verrieth im ersten Augenblick durch einige sonderbare Ausrufungen, daß er mich anders erwartet habe. Ich versicherte ihm dagegen nach meinem angeborenen und angebildeten Realismus, daß, da es Gott und der Natur nun einmal gefallen habe, mich so zu machen, wir es auch dabei wollten bewenden lassen. Nun kamen zwar sogleich die bedeutendsten Punkte zur Sprache, über die wir uns in Briefen am Wenigsten vereinigen konnten; allein dieselben ausführlich zu behandeln, ward uns nicht Raum gelassen, und ich erfuhr, was mir noch nie vorgekommen.

Wir Andern, wenn wir uns über Angelegenheiten des Geistes und Herzens unterhalten wollten, pflegten uns von der Menge, ja von der Gesellschaft zu entfernen, weil es bei der vielfachen Denkweise und den verschiedenen Bildungsstufen schon schwer fällt, sich auch nur mit Wenigen zu verständigen. Allein Lavater war ganz anders gesinnt: er liebte seine Wirkungen ins Weite und Breite auszudehnen, ihm ward nicht wohl als in der Gemeinde, für deren Belehrung und Unterhaltung er ein besonderes Talent besaß, welches auf jener großen physiognomischen Gabe ruhte. Denn war eine richtige Unterscheidung der Personen und Geister verliehen, so daß er einem Jeden geschwind ansah, wie ihm allenfalls zu Muthe sein möchte. Fügte sich hiezu nun ein aufrichtiges Bekenntniß, eine treuherzige Frage, so wußte er aus der großen Fülle innerer und äußerer Erfahrung zu Jedermanns Befriedigung das Gehörige zu erwidern. Die tiefe Sanftmuth seines Blicks, die bestimmte Lieblichkeit seiner Lippen, selbst der durch sein Hochdeutsch durchtönende treuherzige Schweizerdialekt und wie manches Andere,

was ihn auszeichnete, gab Allen, zu denen er sprach, die angenehmste Sinnesberuhigung; ja, seine bei flacher Brust etwas vorgebogene Körperhaltung trug nicht wenig dazu bei, die Uebergewalt seiner Gegenwart mit der übrigen Gesellschaft auszugleichen. Gegen Anmaßung und Dünkel wußte er sich sehr ruhig und geschickt zu benehmen; denn indem er auszuweichen schien, wendete er auf einmal eine große Ansicht, auf welche der beschränkte Gegner niemals denken konnte, wie einen diamantnen Schild hervor und wußte denn doch das daher entspringende Licht so angenehm zu mäßigen, daß dergleichen Menschen, wenigstens in seiner Gegenwart, sich belehrt und überzeugt fühlten. Vielleicht hat der Eindruck bei Manchen fortgewirkt; denn selbstliche Menschen sind wol zugleich auch gut: es kommt nur darauf an, daß die harte Schale, die den fruchtbaren Kern umschließt, durch gelinde Einwirkung aufgelöst werde.

Was ihm dagegen die größte Pein verursachte, war die Gegenwart solcher Personen, deren äußere Häßlichkeit sie zu entschiedenen Feinden jener Lehre von der Bedeutsamkeit der Gestalten unwiderruflich stempeln mußte. Sie wendeten gewöhnlich einen hinreichenden Menschenverstand, ja sonstige Gaben und Talente leidenschaftlich mißwollend und kleinlich zweifelnd an, um eine Lehre zu entkräften, die für ihre Persönlichkeit beleidigend schien; denn es fand sich nicht leicht Jemand so großdenkend wie Sokrates, der gerade seine launische Hülle zu Gunsten einer erworbenen Sittlichkeit gedeutet hätte. Die Härte, die Verstockung solcher Gegner war ihm fürchterlich, sein Gegenstreben nicht ohne Leidenschaft, so wie das Schmelzfeuer die widerstrebenden Erze als lästig und feindselig anfauchen muß.

Unter solchen Umständen war an ein vertrauliches Gespräch, an ein solches, das Bezug auf uns selbst gehabt hätte, nicht zu denken, ob ich mich gleich durch Beobachtung der Art, wie er die Menschen behandelte, sehr belehrt, jedoch nicht gebildet fand; denn meine Lage war ganz von der seinigen verschieden. Wer sittlich wirkt, verliert keine seiner Bemühungen; denn es gedeiht davon weit mehr, als das Evangelium vom Sämanne allzu bescheiden eingesteht: wer aber künstlerisch verfährt, der hat in jedem Werke Alles verloren, wenn es nicht als ein solches anerkannt wird. Nun weiß man, wie ungeduldig meine lieben theilnehmenden Leser mich zu machen pflegten, und aus welchen Ursachen ich höchst abgeneigt war, mich mit ihnen zu verständigen. Nun fühlte ich den Abstand zwischen meiner und der

Lavater'schen Wirksamkeit nur allzu sehr: die seine galt in der Gegenwart, die meine in der Abwesenheit; wer mit ihm in der Ferne unzufrieden war, befreundete sich ihm in der Nähe, und wer mich nach meinen Werken für liebenswürdig hielt, fand sich sehr getäuscht, wenn er an einen starren, ablehnenden Menschen anstieß.

Merck, der von Darmstadt sogleich herübergekommen war, spielte den Mephistopheles, spottete besonders über das Zudringen der Weiblein, und als einige derselben die Zimmer, die man dem Propheten eingeräumt, und besonders auch das Schlafzimmer mit Aufmerksamkeit untersuchten, sagte der Schalk: die frommen Seelen wollten doch sehen, wo man den Herrn hingelegt habe. — Mit alle dem mußte er sich so gut wie die Andern exorzisiren lassen; denn Lips, der Lavatern begleitete, zeichnete sein Profil so ausführlich und brav wie die Bildnisse bedeutender und unbedeutender Menschen, welche dereinst in dem großen Werke der Physiognomik angehäuft werden sollten.

Für mich war der Umgang mit Lavatern höchst wichtig und lehrreich; denn seine dringenden Anregungen brachten mein ruhiges, künstlerisch beschauliches Wesen in Umtrieb, freilich nicht zu meinem augenblicklichen Vortheil, indem die Zerstreuung, die mich schon ergriffen hatte, sich nur vermehrte; allein es war so viel unter uns zur Sprache gekommen, daß in mir die größte Sehnsucht entstand, diese Unterhaltung fortzusetzen. Daher entschloß ich mich, ihn, wenn er nach Ems gehen würde, zu begleiten, um unterwegs, im Wagen eingeschlossen und von der Welt abgesondert, diejenigen Gegenstände, die uns wechselseitig am Herzen lagen, frei abzuhandeln.

Sehr merkwürdig und folgereich waren mir indessen die Unterhaltungen Lavater's und der Fräulein von Klettenberg. Hier standen nun zwei entschiedene Christen gegen einander über, und es war ganz deutlich zu sehen, wie sich ebendasselbe Bekenntniß nach den Gesinnungen verschiedener Personen umbildet. Man wiederholte so oft in jenen toleranten Zeiten, jeder Mensch habe seine eigne Religion, seine eigne Art der Gottesverehrung. Ob ich nun gleich dies nicht geradezu behauptete, so konnte ich doch im gegenwärtigen Fall bemerken, daß Männer und Frauen einen verschiedenen Heiland bedürfen. Fräulein von Klettenberg verhielt sich zu dem ihrigen wie zu einem Geliebten, dem man sich unbedingt hingiebt, alle Freude und Hoffnung auf seine Person legt und ihm ohne Zweifel und Be-

denken das Schicksal des Lebens anvertraut. Lavater hingegen behandelte den seinigen als einen Freund, dem man neidlos und liebevoll nacheifert, seine Verdienste anerkennt, sie hochpreist und eben deswegen ihm ähnlich, ja gleich zu werden bemüht ist. Welch ein Unterschied zwischen beiderlei Richtung, wodurch im Allgemeinen die geistigen Bedürfnisse der zwei Geschlechter ausgesprochen werden! Daraus mag es auch zu erklären sein, daß zärtere Männer sich an die Mutter Gottes gewendet, ihr als einem Ausbund weiblicher Schönheit und Tugend, wie Sannazar gethan, Leben und Talente gewidmet und allenfalls nebenher mit dem göttlichen Knaben getrieben haben.

Wie meine beiden Freunde zu einander standen, wie sie gegen einander gesinnt waren, erfuhr ich nicht allein aus Gesprächen, denen ich beiwohnte, sondern auch aus Eröffnungen, welche mir Beide insgeheim thaten. Ich konnte weder dem Einen noch dem Andern völlig zustimmen; denn mein Christus hatte auch seine eigne Gestalt nach meinem Sinne angenommen. Weil sie mir aber den meinigen gar nicht wollten gelten lassen, so quälte ich sie mit allerlei Paradoxien und Extremen, und wenn sie ungeduldig werden wollten, entfernte ich mich mit einem Scherze.

Der Streit zwischen Wissen und Glauben war noch nicht an der Tagesordnung; allein die beiden Worte und die Begriffe, die man damit verknüpft, kamen wol auch gelegentlich vor, und die wahren Weltverächter behaupteten, Eins sei so unzuverlässig als das Andere. Daher beliebte es mir, mich zu Gunsten beider zu erklären, ohne jedoch den Beifall meiner Freunde gewinnen zu können. Beim Glauben, sagte ich, komme Alles darauf an, daß man glaube: was man glaube, sei völlig gleichgiltig. Der Glaube sei ein großes Gefühl von Sicherheit für die Gegenwart und Zukunft, und diese Sicherheit entspringe aus dem Zutrauen auf ein übergroßes, übermächtiges und unerforschliches Wesen. Auf die Unerschütterlichkeit dieses Zutrauens komme Alles an; wie wir uns aber dieses Wesen denken, dies hänge von unsern übrigen Fähigkeiten, ja von den Umständen ab und sei ganz gleichgiltig. Der Glaube sei ein heiliges Gefäß, in welches ein Jeder sein Gefühl, seinen Verstand, seine Einbildungskraft, so gut als er vermöge, zu opfern bereit stehe. Mit dem Wissen sei es gerade das Gegentheil; es komme gar nicht darauf an, daß man wisse, sondern was man wisse, wie gut und wie viel man wisse. Daher könne man über das

Wissen streiten, weil es sich berichtigen, sich erweitern und verengern lasse. Das Wissen fange vom Einzelnen an, sei endlos und gestaltlos und könne niemals, höchstens nur träumerisch, zusammengefaßt werden und bleibe also dem Glauben geradezu entgegengesetzt.

Dergleichen Halbwahrheiten und die daraus entspringenden Irrsale mögen, poetisch dargestellt, aufregend und unterhaltend sein, im Leben aber stören und verwirren sie das Gespräch. Ich ließ daher Lavatern gern mit allen Denjenigen allein, die sich an ihm und mit ihm erbauen wollten, und fand mich für diese Entbehrung genugsam entschädigt durch die Reise, die wir zusammen nach Ems antraten. Ein schönes Sommerwetter begleitete uns, Lavater war heiter und allerliebst. Denn bei einer religiösen und sittlichen, keineswegs ängstlichen Richtung seines Geistes blieb er nicht unempfindlich, wenn durch Lebensvorfälle die Gemüther munter und lustig aufgeregt wurden. Er war theilnehmend, geistreich, witzig und mochte das Gleiche gern an Andern, nur daß es innerhalb der Grenzen bliebe, die seine zarten Gesinnungen ihm vorschrieben. Wagte man sich allenfalls darüber hinaus, so pflegte er Einem auf die Achsel zu klopfen und den Verwegenen durch ein treuherziges „Bisch guet!" zur Sitte aufzufordern. Diese Reise gereichte mir zu mancherlei Belehrung und Belebung, die mir aber mehr in der Kenntniß seines Charakters als in der Regung und Bildung des meinigen zu Theil ward. In Ems sah ich ihn gleich wieder von Gesellschaft aller Art umringt und kehrte nach Frankfurt zurück, weil meine kleinen Geschäfte gerade auf der Bahn waren, so daß ich sie kaum verlassen durfte.

Aber ich sollte so bald nicht wieder zur Ruhe kommen; denn Basedow traf ein, berührte und ergriff mich von einer andern Seite. Einen entschiedneren Kontrast konnte man nicht sehen als diese beiden Männer. Schon der Anblick Basedow's deutete auf das Gegentheil. Wenn Lavater's Gesichtszüge sich dem Beschauenden frei hergaben, so waren die Basedowischen zusammengezogen und wie nach innen gezogen. Lavater's Auge klar und fromm, unter sehr breiten Augenlidern, Basedow's aber tief im Kopfe, klein, schwarz, scharf, unter struppigen Augenbrauen hervorblinkend, dahingegen Lavater's Stirnknochen von den sanftesten braunen Haarbogen eingefaßt erschien. Basedow's heftige laute Stimme, seine schnellen und scharfen Aeußerungen, ein gewisses höhnisches Lachen, ein schnelles Herumwerfen des

Gespräch's, und was ihn sonst noch bezeichnen mochte, Alles war den Eigenschaften und dem Betragen entgegengesetzt, durch die uns Lavater verwöhnt hatte. Auch Basedow ward in Frankfurt sehr gesucht und seine großen Geistesgaben bewundert; allein er war nicht der Mann, unter die Gemüther zu erbauen noch zu lenken. Ihm war einzig darum zu thun, jenes große Feld, das er sich bezeichnet hatte, besser anzubauen, damit die Menschheit künftig bequemer und naturgemäßer darin ihre Wohnung nehmen sollte, und auf diesen Zweck eilte er nur allzu gerade los.

Mit seinen Planen konnte ich mich nicht befreunden, ja mir nicht einmal seine Absichten deutlich machen. Daß er allen Unterricht lebendig und naturgemäß verlangte, konnte mir wohl gefallen; daß die alten Sprachen an der Gegenwart geübt werden sollten, schien mir lobenswürdig, und gern erkannte ich an, was in seinem Vorhaben zu Beförderung der Thätigkeit und einer frischeren Weltanschauung lag; allein mir mißfiel, daß die Zeichnungen seines Elementarwerks noch mehr als die Gegenstände selbst zerstreuten, da in der wirklichen Welt doch immer nur das Mögliche beisammen steht und sie deshalb, ungeachtet aller Mannichfaltigkeit und scheinbarer Verwirrung, immer noch in allen ihren Theilen etwas Geregeltes hat. Jenes Elementarwerk hingegen zersplittert sie ganz und gar, indem das, was in der Weltanschauung keineswegs zusammentrifft, um der Verwandtschaft der Begriffe willen neben einander steht; weswegen es auch jener sinnlich-methodischen Vorzüge ermangelt, die wir ähnlichen Arbeiten des Amos Comenius zuerkennen müssen.

Viel wunderbarer jedoch und schwerer zu begreifen als seine Lehre war Basedow's Betragen. Er hatte bei dieser Reise die Absicht, das Publikum durch seine Persönlichkeit für sein philanthropisches Unternehmen zu gewinnen, und zwar nicht etwa die Gemüther, sondern geradezu die Beutel aufzuschließen. Er wußte von seinem Vorhaben groß und überzeugend zu sprechen, und Jedermann gab ihm gern zu, was er behauptete. Aber auf die unbegreiflichste Weise verletzte er die Gemüther der Menschen, denen er eine Beisteuer abgewinnen wollte, ja er beleidigte sie ohne Noth, indem er seine Meinungen und Grillen über religiöse Gegenstände nicht zurückhalten konnte. Auch hierin erschien Basedow als das Gegenstück von Lavatern. Wenn Dieser die Bibel buchstäblich und mit ihrem ganzen Inhalte, ja Wort vor Wort bis auf den heutigen Tag für geltend annahm

und für anwendbar hielt, so fühlte Jener den unruhigsten Kitzel, Alles zu verneuen und sowol die Glaubenslehren als die äußerlichen kirchlichen Handlungen nach eignen einmal gefaßten Grillen umzumodeln. Am Unbarmherzigsten jedoch und am Unvorsichtigsten verfuhr er mit denjenigen Vorstellungen, die sich nicht unmittelbar aus der Bibel, sondern von ihrer Auslegung herschreiben, mit jenen Ausdrücken, philosophischen Kunstworten oder sinnlichen Gleichnissen, womit die Kirchenväter und Konzilien sich das Unaussprechliche zu verdeutlichen oder die Ketzer zu bestreiten gesucht haben. Auf eine harte und unverantwortliche Weise erklärte er sich vor Jedermann als den abgesagtesten Feind der Dreieinigkeit und konnte gar nicht fertig werden, gegen dies allgemein zugestandene Geheimniß zu argumentiren. Auch ich hatte im Privatgespräch von dieser Unterhaltung sehr viel zu leiden und mußte mir die Hypostasis und Ousia sowie das Prosopon immer wieder vorführen lassen. Dagegen griff ich zu den Waffen der Paradoxie, überfügelte seine Meinungen und wagte, das Verwegne mit Verwegnerem zu bekämpfen. Dies gab meinem Geiste wieder neue Anregung, und weil Basedow viel belesener war, auch die Fechterstreiche des Disputirens gewandter als ich Naturalist zu führen wußte, so hatte ich mich immer mehr anzustrengen, je wichtigere Punkte unter uns abgehandelt wurden.

Eine so herrliche Gelegenheit mich wo nicht aufzuklären, doch gewiß zu üben, konnte ich nicht kurz vorübergehen lassen. Ich vermochte Vater und Freunde, die nothwendigsten Geschäfte zu übernehmen, und fuhr nun, Basedow begleitend, abermals von Frankfurt ab. Welchen Unterschied empfand ich aber, wenn ich der Anmuth gedachte, die von Lavatern ausging! Reinlich, wie er war, verschaffte er sich auch eine reinliche Umgebung. Man wird jungfräulich an seiner Seite, um ihn nicht mit etwas Widrigem zu berühren. Basedow hingegen, viel zu sehr in sich gedrängt, konnte nicht auf sein Aeußeres merken. Schon daß er ununterbrochen schlechten Tabak rauchte, fiel äußerst lästig, um so mehr, als er einen unreinlich bereiteten, schnell Feuer fangenden, aber häßlich dunstenden Schwamm nach ausgerauchter Pfeife sogleich wieder aufschlug und jedesmal mit den ersten Zügen die Luft unerträglich verpestete. Ich nannte dieses Präparat Basedow'schen Stinkschwamm und wollte ihn unter diesem Titel in der Naturgeschichte eingeführt wissen, woran er großen Spaß hatte, mir die widerliche Bereitung recht zum Ekel um-

ſtändlich auseinanderſetzte und mit großer Schadenfreude ſich an meinem Abſcheu behagte. Denn dieſes war eine von den tiefgewurzelten üblen Eigenheiten des ſo trefflich begabten Mannes, daß er gern zu necken und die Unbefangenſten tückiſch anzuſtechen beliebte. Ruhen konnte er Niemand ſehn; durch grinſenden Spott mit heiſerer Stimme reizte er auf, durch eine überraſchende Frage ſetzte er in Verlegenheit und lachte bitter, wenn er ſeinen Zweck erreicht hatte, war es aber wohl zufrieden, wenn man, ſchnell gefaßt, ihm etwas dagegen abgab.

Um wie viel größer war nun meine Sehnſucht nach Lavatern. Auch er ſchien ſich zu freuen, als er mich wiederſah, vertraute mir manches bisher Erfahrne, beſonders was ſich auf den verſchiedenen Charakter der Mitgäſte bezog, unter denen er ſich ſchon viele Freunde und Anhänger zu verſchaffen gewußt. Nun fand ich ſelbſt manchen alten Bekannten, und an denen, die ich in Jahren nicht geſehn, fing ich an die Bemerkung zu machen, die uns in der Jugend lange verborgen bleibt, daß die Männer altern und die Frauen ſich verändern. Die Geſellſchaft nahm täglich zu. Es ward unmäßig getanzt und, weil man ſich in den beiden großen Badehäuſern ziemlich nahe berührte, bei guter und genauer Bekanntſchaft mancherlei Scherz getrieben. Einſt verkleidete ich mich in einen Dorfgeiſtlichen und ein namhafter Freund in deſſen Gattin; wir fielen der vornehmen Geſellſchaft durch allzu große Häßlichkeit ziemlich zur Laſt, wodurch denn Jedermann in guten Humor verſetzt wurde. An Abend-, Mitternacht- und Morgenſtändchen fehlte es auch nicht, und wir Jüngeren genoſſen des Schlafs ſehr wenig.

Im Gegenſatze zu dieſen Zerſtreuungen brachte ich immer einen Theil der Nacht mit Baſedow zu. Dieſer legte ſich nie zu Bette, ſondern diktirte unaufhörlich. Manchmal warf er ſich aufs Lager und ſchlummerte, indeſſen ſein Tiro, die Feder in der Hand, ganz ruhig ſitzen blieb und ſogleich bereit war fortzuſchreiben, wenn der Halberwachte ſeinen Gedanken wieder freien Lauf gab. Dies Alles geſchah in einem dichtverſchloſſenen, von Tabaks- und Schwammdampf erfüllten Zimmer. So oft ich nun einen Tanz ausſetzte, ſprang ich zu Baſedow hinauf, der gleich über jedes Problem zu ſprechen und zu disputiren geneigt war und, wenn ich nach Verlauf einiger Zeit wieder zum Tanze hineilte, noch eh ich die Thüre hinter mir anzog, den Faden ſeiner Abhandlung ſo ruhig diktirend aufnahm, als wenn weiter nichts geweſen wäre.

Wir machten dann zusammen auch manche Fahrt in die Nachbarschaft, besuchten die Schlösser, besonders adliger Frauen, welche durchaus mehr als die Männer geneigt waren, etwas Geistiges und Geistliches aufzunehmen. Zu Nassau bei Frau von Stein, einer höchst ehrwürdigen Dame, die der allgemeinsten Achtung genoß, fanden wir große Gesellschaft. Frau von la Roche war gleichfalls gegenwärtig, an jungen Frauenzimmern und Kindern fehlte es auch nicht. Hier sollte nun Lavater in physiognomische Versuchung geführt werden, welche meist darin bestand, daß man ihn verleiten wollte, Zufälligkeiten der Bildung für Grundform zu halten; er war aber beaugt genug, um sich nicht täuschen zu lassen. Ich sollte nach wie vor die Wahrhaftigkeit der Leiden Werther's und den Wohnort Lottens bezeugen, welchem Ansinnen ich mich nicht auf die artigste Weise entzog, dagegen die Kinder um mich versammelte, um ihnen recht seltsame Märchen zu erzählen, welche aus lauter bekannten Gegenständen zusammengesonnen waren; wobei ich den großen Vortheil hatte, daß kein Glied meines Hörkreises mich etwa zudringlich gefragt hätte, was denn wol daran für Wahrheit oder Dichtung zu halten sein möchte.

Basedow brachte das Einzige vor, das Noth sei, nämlich eine bessere Erziehung der Jugend, weshalb er die Vornehmen und Begüterten zu ansehnlichen Beiträgen aufforderte. Kaum aber hatte er durch Gründe sowol als durch leidenschaftliche Beredsamkeit die Gemüther wo nicht sich zugewendet, doch zum guten Willen vorbereitet, als ihn der böse antitrinitarische Geist ergriff und er ohne das mindeste Gefühl, wo er sich befinde, in die wunderlichsten Reden ausbrach, in seinem Sinne höchst religiös, nach Ueberzeugung der Gesellschaft höchst lästerlich. Lavater durch sanften Ernst, ich durch ableitende Scherze, die Frauen durch zerstreuende Spaziergänge, suchten Mittel gegen dieses Unheil; die Verstimmung jedoch konnte nicht geheilt werden. Eine christliche Unterhaltung, die man sich von Lavater's Gegenwart versprechen, eine pädagogische, wie man sie von Basedow erwartete, eine sentimentale, zu der ich mich bereit finden sollte: Alles war auf einmal gestört und aufgehoben. Auf dem Heimwege machte Lavater ihm Vorwürfe, ich aber bestrafte ihn auf eine lustige Weise. Es war heiße Zeit, und der Tabaksdampf mochte Basedow's Gaumen noch mehr getrocknet haben; sehnlichst verlangte er nach einem Glase Bier, und als er an der Landstraße von Weitem ein Wirthshaus erblickte, befahl er höchst

gierig dem Kutſcher, dort ſtille zu halten. Ich aber im Augenblicke, daß derſelbe anfahren wollte, rufe ihm mit Gewalt gebieteriſch zu, er ſolle weiter fahren! Baſedow, überraſcht, konnte kaum mit beiſerer Stimme das Gegentheil hervorbringen. Ich trieb den Kutſcher nur deſtiger an, der mir gehorchte. Baſedow verwünſchte mich und hätte gern mit Fäuſten zugeſchlagen; ich aber erwiderte ihm mit der größten Gelaſſenheit: „Vater, ſeid ruhig! Ihr habt mir großen Dank zu ſagen. Glücklicherweiſe ſahet Ihr das Bierzeichen nicht! Es iſt aus zwei verſchränkten Triangeln zuſammengeſetzt. Nun werdet Ihr über einen Triangel gewöhnlich ſchon toll; wären Euch die beiden zu Geſicht gekommen, man hätte Euch müſſen an Ketten legen.“ Dieſer Spaß brachte ihn zu einem unmäßigen Gelächter, zwiſchendurch ſchalt und verwünſchte er mich, und Lavater übte ſeine Geduld an dem alten und jungen Thoren.

Als nun in der Hälfte des Juli Lavater ſich zur Abreiſe bereitete, fand Baſedow ſeinen Vortheil, ſich anzuſchließen, und ich hatte mich in dieſe bedeutende Geſellſchaft ſchon ſo eingewohnt, daß ich es nicht über mich gewinnen konnte, ſie zu verlaſſen. Eine ſehr angenehme, Herz und Sinn erfreuende Fahrt hatten wir die Lahn hinab. Beim Anblick einer merkwürdigen Burgruine ſchrieb ich jenes Lied: „Hoch auf dem alten Thurme ſteht“ in Lipſens Stammbuch und, als es wohl aufgenommen wurde, um nach meiner böſen Art den Eindruck wieder zu verderben, allerlei Knittelreime und Poſſen auf die nächſten Blätter. Ich freute mich, den herrlichen Rhein wiederzuſehn, und ergetzte mich an der Ueberraſchung Derer, die dieſes Schauſpiel noch nicht genoſſen hatten. Nun landeten wir in Koblenz; wohin wir traten, war der Zudrang ſehr groß, und jeder von uns Dreien erregte nach ſeiner Art Antheil und Neugierde. Baſedow und ich ſchienen zu wetteifern, wer am Unartigſten ſein könnte; Lavater benahm ſich vernünftig und klug, nur daß er ſeine Herzensmeinungen nicht verbergen konnte und dadurch mit dem reinſten Willen allen Menſchen vom Mittelſchlag höchſt auffallend erſchien.

Das Andenken an einen wunderlichen Wirthstiſch in Koblenz habe ich in Knittelverſen aufbewahrt, die nun auch mit ihrer Sippſchaft in meiner neuen Ausgabe ſtehn mögen. Ich ſaß zwiſchen Lavater und Baſedow; der Erſte belehrte einen Landgeiſtlichen über die Geheimniſſe der Offenbarung Johannis, und der Andere bemühte ſich vergebens, einem hartnäckigen Tanz-

meister zu beweisen, daß die Taufe ein veralteter und für unsere Zeiten gar nicht berechneter Gebrauch sei. Und wie wir nun fürder nach Köln zogen, schrieb ich in irgend ein Album:

Und, wie nach Emmaus, weiter ging's
Mit Sturm- und Feuerschritten:
Prophete rechts, Prophete links,
Das Weltkind in der Mitten.

Glücklicherweise hatte dieses Weltkind auch eine Seite, die nach dem Himmlischen deutete, welche nun auf eine ganz eigne Weise berührt werden sollte. Schon in Ems hatte ich mich gefreut, als ich vernahm, daß wir in Köln die Gebrüder Jacobi treffen sollten, welche mit andern vorzüglichen und aufmerksamen Männern sich jenen beiden merkwürdigen Reisenden entgegen bewegten. Ich an meinem Theile hoffte von ihnen Vergebung wegen kleiner Unarten zu erhalten, die aus unserer großen, durch Herder's schiefen Humor veranlaßten Unart entsprungen waren. Jene Briefe und Gedichte, worin Gleim und Georg Jacobi sich öffentlich an einander erfreuten, hatten uns zu mancherlei Scherzen Gelegenheit gegeben, und wir bedachten nicht, daß ebenso viel Selbstgefälligkeit dazu gehöre, Andern, die sich behaglich fühlen, wehe zu thun, als sich selbst oder seinen Freunden überflüssiges Gute zu erzeigen. Es war dadurch eine gewisse Mißhelligkeit zwischen dem Ober- und Unterrhein entstanden, aber von so geringer Bedeutung, daß sie leicht vermittelt werden konnte, und hierzu waren die Frauen vorzüglich geeignet. Schon Sophie la Roche gab uns den besten Begriff von diesen edlen Brüdern; Demoiselle Fahlmer, von Düsseldorf nach Frankfurt gezogen und jenem Kreise innig verwandt, gab durch die große Zartheit ihres Gemüths, durch die ungemeine Bildung des Geistes ein Zeugniß von dem Werth der Gesellschaft, in der sie herangewachsen. Sie beschämte uns nach und nach durch ihre Geduld mit unserer grellen oberdeutschen Manier, sie lehrte uns Schonung, indem sie uns fühlen ließ, daß wir derselben auch wol bedurften. Die Treuherzigkeit der jüngern Jacobi'schen Schwester, die große Heiterkeit der Gattin von Fritz Jacobi leiteten unsern Geist und Sinn immer mehr und mehr nach jenen Gegenden. Die Letztgedachte war geeignet, mich völlig einzunehmen: ohne eine Spur von Sentimentalität richtig fühlend, sich munter ausdrückend, eine herrliche Niederländerin, die, ohne

Ausdruck von Sinnlichkeit, durch ihr tüchtiges Weſen an die Rubens'ſchen Frauen erinnerte. Genannte Damen hatten bei längerem und kürzerem Aufenthalt in Frankfurt mit meiner Schweſter die engſte Verbindung geknüpft und das ernſte, ſtarre, gewiſſermaßen liebleſe Weſen Korneliens aufgeſchloſſen und erheitert, und ſo war uns denn ein Tüſſelvoit, ein Pempelfort dem Geiſt und Herzen nach in Frankfurt zu Theil geworden.

Unſer erſtes Begegnen in Köln konnte daher ſogleich offen und zutraulich ſein; denn jener Frauen gute Meinung von uns hatte gleichfalls nach Hauſe gewirkt; man behandelte mich nicht, wie bisher auf der Reiſe, blos als den Dunſtſchweif jener beiden großen Wandelſterne, ſondern man wendete ſich auch beſonders an mich, um mir manches Gute zu ertheilen, und ſchien geneigt, auch von mir zu empfangen. Ich war meiner bisherigen Thorheiten und Frechheiten müde, hinter denen ich doch eigentlich nur den Unmuth verbarg, daß für mein Herz, für mein Gemüth auf dieſer Reiſe ſo wenig geſorgt werde; es brach daher mein Inneres mit Gewalt hervor, und dies mag die Urſache ſein, warum ich mich der einzelnen Vorgänge wenig erinnere. Das, was man gedacht, die Bilder, die man geſehn, laſſen ſich in dem Verſtand und in der Einbildungskraft wieder hervorrufen; aber das Herz iſt nicht ſo gefällig, es wiederholt uns nicht die ſchönen Gefühle, und am Wenigſten ſind wir vermögend, uns enthuſiaſtiſche Momente wieder zu vergegenwärtigen; man wird unvorbereitet davon überfallen und überläßt ſich ihnen unbewußt. Andere, die uns in ſolchen Augenblicken beobachten, haben deshalb davon eine klarere und reinere Anſicht als wir ſelbſt.

Religiöſe Geſpräche hatte ich bisher ſachte abgelehnt und verſtändige Anfragen ſelten mit Beſcheidenheit erwidert, weil ſie mir gegen das, was ich ſuchte, nur allzu beſchränkt ſchienen. Wenn man mir ſeine Gefühle, ſeine Meinungen über meine eignen Produktionen aufdringen wollte, beſonders aber wenn man mich mit den Forderungen des Alltagsverſtandes peinigte und mir ſehr entſchieden vortrug, was ich hätte thun und laſſen ſollen, dann zerriß der Geduldsfaden und das Geſpräch zerbrach oder zerbröckelte ſich, ſo daß Niemand mit einer ſonderlich günſtigen Meinung von mir ſcheiden konnte. Viel natürlicher wäre mir geweſen, mich freundlich und zart zu erweiſen; aber mein Gemüth wollte nicht geſchulmeiſtert, ſondern durch freies Wohlwollen aufgeſchloſſen und durch wahre Theilnahme zur Hin-

gebung angeregt sein. Ein Gefühl aber, das bei mir gewaltig überhand nahm und sich nicht wunderbar genug äußern konnte, war die Empfindung der Vergangenheit und Gegenwart in Eins: eine Anschauung, die etwas Gespensterhaftes in die Gegenwart brachte. Sie ist in vielen meiner größern und kleinern Arbeiten ausgedrückt und wirkt im Gedicht immer wohlthätig, ob sie gleich im Augenblick, wo sie sich unmittelbar am Leben und im Leben selbst ausdrückte, Jedermann seltsam, unerklärlich, vielleicht unerfreulich scheinen mußte.

Köln war der Ort, wo das Alterthum eine solche unzuberechnende Wirkung auf mich ausüben konnte. Die Ruine des Doms (denn ein nichtsfertiges Werk ist einem zerstörten gleich) erregte die von Straßburg her gewohnten Gefühle. Kunstbetrachtungen konnte ich nicht anstellen, mir war zu viel und zu wenig gegeben, und Niemand fand sich, der mir aus dem Labyrinth des Geleisteten und Beabsichtigten, der That und des Vorsatzes, des Erbauten und Angedeuteten hätte heraushelfen können, wie es jetzt wol durch unsre fleißigen, beharrlichen Freunde geschieht. In Gesellschaft bewunderte ich zwar diese merkwürdigen Hallen und Pfeiler, aber einsam versenkte ich mich in dieses mitten in seiner Erschaffung, fern von der Vollendung schon erstarrte Weltgebäude immer mißmuthig. Hier war abermals ein ungeheurer Gedanke nicht zur Ausführung gekommen! Scheint es doch, als wäre die Architektur nur da, um uns zu überzeugen, daß durch mehrere Menschen in einer Folge von Zeit nichts zu leisten ist und daß in Künsten und Thaten nur dasjenige zu Stande kommt, was wie Minerva erwachsen und gerüstet aus des Erfinders Haupt hervorspringt.

In diesen mehr drückenden als herzerhebenden Augenblicken ahnete ich nicht, daß mich das zarteste und schönste Gefühl so ganz nah erwartete. Man führte mich in Jabach's Wohnung, wo mir das, was ich sonst nur innerlich zu bilden vileate, wirklich und sinnlich entgegentrat. Diese Familie mochte künstig ausgestorben sein, aber in dem Untergeschoß, das an einen Garten stieß, fanden wir nichts verändert. Ein durch braunrothe Ziegelrauten regelmäßig verziertes Getäfel, hohe geschnitzte Sessel mit ausgenähten Sitzen und Rücken, Tischblätter, künstlich eingelegt, auf schweren Füßen, metallene Hängeleuchter, ein ungeheures Kamin und dem angemessenes Feuergeräthe. Alles mit jenen frühern Tagen übereinstimmend, und in dem ganzen

Raume nichts neu, nichts heutig als wir ſelber. Was nun aber die hiedurch wunderſam aufgeregten Empfindungen überſchwänglich vermehrte und vollendete, war ein großes Familiengemälde über dem Kamin. Der ehmalige reiche Inhaber dieſer Wohnung ſaß mit ſeiner Frau, von Kindern umgeben, abgebildet, alle gegenwärtig, friſch und lebendig wie von geſtern, ja von heute, und doch waren ſie ſchon alle vorübergegangen. Auch dieſe friſchen, rundbäckigen Kinder hatten gealtert, und ohne dieſe kunſtreiche Abbildung wäre kein Gedächtniß von ihnen übrig geblieben. Wie ich, überwältigt von dieſen Eindrücken, mich verhielt und benahm, wüßte ich nicht zu ſagen. Der tiefſte Grund meiner menſchlichen Anlagen und dichteriſchen Fähigkeiten ward durch die unendliche Herzensbewegung aufgedeckt, und alles Gute und Liebevolle, was in meinem Gemüthe lag, mochte ſich aufſchließen und hervorbrechen; denn von dem Augenblick an ward ich ohne weitere Unterſuchung und Verhandlung der Neigung, des Vertrauens jener vorzüglichen Männer für mein Leben theilhaft.

In Gefolg von dieſem Seelen- und Geiſtesverein, wo Alles, was in einem Jeden lebte, zur Sprache kam, erbot ich mich, meine neuſten und liebſten Balladen zu rezitiren. Der „König von Thule“ und „Es war ein Buhle frech genung“ thaten gute Wirkung, und ich trug ſie um ſo gemüthlicher vor, als meine Gedichte mir noch ans Herz geknüpft waren und nur ſelten über die Lippen kamen. Denn mich hinderten leicht gewiſſe gegenwärtige Perſonen, denen mein überzartes Gefühl vielleicht Unrecht thun mochte; ich ward manchmal mitten im Rezitiren irre und konnte mich nicht wieder zurecht finden. Wie oft bin ich nicht deshalb des Eigenſinns und eines wunderlichen, grillenhaften Weſens angeklagt worden!

Ob mich nun gleich die dichteriſche Darſtellungsweiſe am Meiſten beſchäftigte und meinem Naturell eigentlich zuſagte, ſo war mir doch auch das Nachdenken über Gegenſtände aller Art nicht fremd und Jacobi's originelle, ſeiner Natur gemäße Richtung gegen das Unerforſchliche höchſt willkommen und gemüthlich. Hier that ſich kein Widerſtreit hervor, nicht ein chriſtlicher wie mit Lavater, nicht ein didaktiſcher wie mit Baſedow. Die Gedanken, die mir Jacobi mittheilte, entſprangen unmittelbar aus ſeinem Gefühl, und wie eigen war ich durchdrungen, als er mir mit unbedingtem Vertrauen die tiefſten Seelenforderungen nicht verhehlte. Aus einer ſo wunderſamen Ver-

einigung von Bedürfniß, Leidenschaft und Ideen konnten auch für mich nur Vorahnungen entspringen dessen, was mir vielleicht künftig deutlicher werden sollte. Glücklicherweise hatte ich mich auch schon von dieser Seite wo nicht gebildet, doch bearbeitet und in mich das Dasein und die Denkweise eines außerordentlichen Mannes aufgenommen, zwar nur unvollständig und wie auf den Raub, aber ich empfand davon doch schon bedeutende Wirkungen. Dieser Geist, der so entschieden auf mich wirkte und der auf meine ganze Denkweise so großen Einfluß haben sollte, war Spinoza. Nachdem ich mich nämlich in aller Welt um ein Bildungsmittel meines wunderlichen Wesens vergebens umgesehn hatte, gerieth ich endlich an die „Ethik" dieses Mannes. Was ich mir aus dem Werke mag herausgelesen, was ich in dasselbe mag hineingelesen haben, davon wüßte ich keine Rechenschaft zu geben: genug, ich fand hier eine Beruhigung meiner Leidenschaften, es schien sich mir eine große und freie Aussicht über die sinnliche und sittliche Welt aufzuthun. Was mich aber besonders an ihn fesselte, war die grenzenlose Uneigennützigkeit, die aus jedem Satze hervorleuchtete. Jenes wunderliche Wort: „Wer Gott recht liebt, muß nicht verlangen, daß Gott ihn wieder liebe", mit allen den Vordersätzen, worauf es ruht, mit allen den Folgen, die daraus entspringen, erfüllte mein ganzes Nachdenken. Uneigennützig zu sein in Allem, am Uneigennützigsten in Liebe und Freundschaft, war meine höchste Lust, meine Maxime, meine Ausübung, so daß jenes freche spätere Wort: „Wenn ich Dich liebe, was geht's Dich an?" mir recht aus dem Herzen gesprochen ist. Uebrigens möge auch hier nicht verkannt werden, daß eigentlich die innigsten Verbindungen nur aus dem Entgegengesetzten folgen. Die Alles ausgleichende Ruhe Spinoza's kontrastirte mit meinem Alles aufregenden Streben, seine mathematische Methode war das Widerspiel meiner poetischen Sinnes- und Darstellungsweise, und eben jene geregelte Behandlungsart, die man sittlichen Gegenständen nicht angemessen finden wollte, machte mich zu seinem leidenschaftlichen Schüler, zu seinem entschiedensten Verehrer. Geist und Herz, Verstand und Sinn suchten sich mit nothwendiger Wahlverwandtschaft, und durch diese kam die Vereinigung der verschiedensten Wesen zu Stande.

Noch war aber Alles in der ersten Wirkung und Gegenwirkung, gährend und siedend. Fritz Jacobi, der Erste, den ich in dieses Chaos hineinblicken ließ, er, dessen Natur gleichfalls

im Tiefſten arbeitete, nahm mein Vertrauen herzlich auf, erwiderte daſſelbe und ſuchte mich in ſeinen Sinn einzuleiten. Auch er empfand ein unausſprechliches geiſtiges Bedürfniß, auch er wollte es nicht durch fremde Hilfe beſchwichtigt, ſondern aus ſich ſelbſt herausgebildet und aufgeklärt haben. Was er mir von dem Zuſtande ſeines Gemüthes mittheilte, konnte ich nicht faſſen, um ſo weniger, als ich mir keinen Begriff von meinem eignen machen konnte. Doch er, der in philoſophiſchem Denken, ſelbſt in Betrachtung des Spinoza, mir weit vorgeſchritten war, ſuchte mein dunkles Beſtreben zu leiten und aufzuklären. Eine ſolche reine Geiſtesverwandtſchaft war mir neu und erregte ein leidenſchaftliches Verlangen fernerer Mittheilung. Nachts, als wir uns ſchon getrennt und in die Schlafzimmer zurückgezogen hatten, ſuchte ich ihn nochmals auf. Der Mondſchein zitterte über dem breiten Rheine, und wir, am Fenſter ſtehend, ſchwelgten in der Fülle des Hin- und Wiedergebens, das in jener herrlichen Zeit der Entfaltung ſo reichlich aufquillt.

Doch wüßte ich von jenem Unausſprechlichen gegenwärtig keine Rechenſchaft zu liefern; deutlicher iſt mir eine Fahrt nach dem Jagdſchloſſe Bensberg, das, auf der rechten Seite des Rheins gelegen, der herrlichſten Ausſicht genoß. Was mich daſelbſt über die Maßen entzückte, waren die Wandverzierungen durch Weenix. Wohlgeordnet lagen alle Thiere, welche die Jagd nur liefern kann, rings umher wie auf dem Sockel einer großen Säulenhalle; über ſie hinaus ſah man in eine weite Landſchaft. Jene entlebten Geſchöpfe zu beleben, hatte der außerordentliche Mann ſein ganzes Talent erſchöpft und in Darſtellung des mannichfaltigſten thieriſchen Ueberkleides, der Borſten, der Haare, der Federn, des Geweihes, der Klauen, ſich der Natur gleichgeſtellt, in Abſicht auf Wirkung ſie übertroffen. Hatte man die Kunſtwerke im Ganzen genugſam bewundert, ſo ward man genöthigt, über die Handgriffe nachzudenken, wodurch ſolche Bilder ſo geiſtreich als mechaniſch hervorgebracht werden konnten. Man begriff nicht, wie ſie durch Menſchenhände entſtanden ſeien und durch was für Inſtrumente. Der Pinſel war nicht hinreichend; man mußte ganz eigne Vorrichtungen annehmen, durch welche ein ſo Mannichfaltiges möglich geworden. Man näherte, man entfernte ſich mit gleichem Erſtaunen: die Urſache war ſo bewundernswerth als die Wirkung.

Die weitere Fahrt rheinabwärts ging froh und glücklich von Statten. Die Ausbreitung des Flusses ladet auch das Gemüth ein, sich auszubreiten und nach der Ferne zu sehen. Wir gelangten nach Düsseldorf und von da nach Pempelfort, dem angenehmsten und heitersten Aufenthalt, wo ein geräumiges Wohngebäude, an weite wohlunterhaltene Gärten stoßend, einen sinnigen und sittigen Kreis versammelte. Die Familienglieder waren zahlreich, und an Fremden fehlte es nie, die sich in diesen reichlichen und angenehmen Verhältnissen gar wohl gefielen.

In der Düsseldorfer Galerie konnte meine Vorliebe für die niederländische Schule reichliche Nahrung finden. Der tüchtigen, derben, von Naturfülle glänzenden Bilder fanden sich ganze Säle, und wenn auch nicht eben meine Einsicht vermehrt wurde, meine Kenntniß ward doch bereichert und meine Liebhaberei bestärkt.

Die schöne Ruhe, Behaglichkeit und Beharrlichkeit, welche den Hauptcharakter dieses Familienvereins bezeichneten, belebten sich gar bald vor den Augen des Gastes, indem er wohl bemerken konnte, daß ein weiter Wirkungskreis von hier ausging und anderwärts eingriff. Die Thätigkeit und Wohlhabenheit benachbarter Städte und Ortschaften trug nicht wenig bei, das Gefühl einer inneren Zufriedenheit zu erhöhen. Wir besuchten Elberfeld und erfreuten uns an der Rührigkeit so mancher wohlbestellten Fabriken. Hier fanden wir unsern Jung, genannt Stilling, wieder, der uns schon in Koblenz entgegengekommen war und der den Glauben an Gott und die Treue gegen die Menschen immer zu seinem köstlichen Geleit hatte. Hier sahen wir ihn in seinem Kreise und freuten uns des Zutrauens, das ihm seine Mitbürger schenkten, die, mit irdischem Erwerb beschäftigt, die himmlischen Güter nicht außer Acht ließen. Die betriebsame Gegend gab einen beruhigenden Anblick, weil das Nützliche hier aus Ordnung und Reinlichkeit hervorrat. Wir verlebten in diesen Betrachtungen glückliche Tage.

Kehrte ich dann wieder zu meinem Freunde Jacobi zurück, so genoß ich des entzückenden Gefühls einer Verbindung durch das innerste Gemüth. Wir waren Beide von der lebendigsten Hoffnung gemeinsamer Wirkung belebt; dringend forderte ich ihn auf, Alles, was in ihm sich rege und bewege, in irgend einer Form kräftig darzustellen. Es war das Mittel, wodurch ich mich aus so viel Verwirrungen herausgerissen hatte; ich

hoffte, es ſolle auch ihm zuſagen. Er ſäumte nicht, es mit Muth zu ergreifen, und wie viel Gutes, Schönes, Herzerfreuendes hat er nicht geleiſtet! Und ſo ſchieden wir endlich in der ſeligen Empfindung ewiger Vereinigung, ganz ohne Vorgefühl, daß unſer Streben eine entgegengeſetzte Richtung nehmen werde, wie es ſich im Laufe des Lebens nur allzu ſehr offenbarte.

Was mir ferner auf dem Rückwege rheinaufwärts begegnet, iſt mir ganz aus der Erinnerung verſchwunden, theils weil der zweite Anblick der Gegenſtände in Gedanken mit dem erſten zu verfließen pflegt, theils auch, weil ich, in mich gekehrt, das Viele, was ich erfahren hatte, zurecht zu legen, das, was auf mich gewirkt, zu verarbeiten trachtete. Von einem wichtigen Reſultat, das mir eine Zeit lang viel Beſchäftigung gab, indem es mich zum Hervorbringen aufforderte, gedenke ich gegenwärtig zu reden.

Bei meiner überfreien Geſinnung, bei meinem völlig zweck- und planloſen Leben und Handeln konnte mir nicht verborgen bleiben, daß Lavater und Baſedow geiſtige, ja geiſtliche Mittel zu irdiſchen Zwecken gebrauchten. Mir, der ich mein Talent und meine Tage abſichtslos vergeudete, mußte ſchnell auffallen, daß beide Männer, jeder auf ſeine Art, indem ſie zu lehren, zu unterrichten und zu überzeugen bemüht waren, doch auch gewiſſe Abſichten im Hinterhalte verbargen, an deren Beförderung ihnen ſehr gelegen war. Lavater ging zart und klug, Baſedow heftig, frevelhaft, ſogar plump zu Werke; auch waren Beide von ihren Liebhabereien, Unternehmungen und von der Vortrefflichkeit ihres Treibens ſo überzeugt, daß man ſie für redliche Männer halten, ſie lieben und verehren mußte. Lavatern beſonders konnte man zum Ruhme nachſagen, daß er wirklich höhere Zwecke hatte und, wenn er weltklug handelte, wol glauben durfte, der Zweck heilige die Mittel. Indem ich nun Beide beobachtete, ja ihnen frei heraus meine Meinung geſtand und die ihrige dagegen vernahm, ſo wurde der Gedanke rege, daß freilich der vorzügliche Menſch das Göttliche, was in ihm iſt, auch außer ſich verbreiten möchte. Dann aber trifft er auf die rohe Welt, und um auf ſie zu wirken, muß er ſich ihr gleichſtellen; hierdurch aber vergiebt er jenen hohen Vorzügen gar ſehr, und am Ende begiebt er ſich ihrer gänzlich. Das Himmliſche, Ewige wird in den Körper irdiſcher Abſichten eingeſenkt und zu vergänglichen Schickſalen mit fortgeriſſen. Nun betrachtete ich den Lebensgang beider Männer aus dieſem Ge-

sichtspunkt, und sie schienen mir ebenso ehrwürdig als bedauernswerth; denn ich glaubte vorauszusehn, daß Beide sich genöthigt finden könnten, das Obere dem Unteren aufzuopfern. Weil ich nun aber alle Betrachtungen dieser Art bis aufs Aeußerste verfolgte und über meine enge Erfahrung hinaus nach ähnlichen Fällen in der Geschichte mich umsah, so entwickelte sich bei mir der Vorsatz, an dem Leben Mahomet's, den ich nie als einen Betrieger hatte ansehn können, jene von mir in der Wirklichkeit so lebhaft angeschauten Wege, die anstatt zum Heil vielmehr zum Verderben führen, dramatisch darzustellen. Ich hatte kurz vorher das Leben des orientalischen Propheten mit großem Interesse gelesen und studirt und war daher, als der Gedanke mir aufging, ziemlich vorbereitet. Das Ganze näherte sich mehr der regelmäßigen Form, zu der ich mich schon wieder hinneigte, ob ich mich gleich der dem Theater einmal errungenen Freiheit, mit Zeit und Ort nach Belieben schalten zu dürfen, mäßig bediente. Das Stück fing mit einer Hymne an, welche Mahomet allein unter dem heiteren Nachthimmel anstimmt. Erst verehrt er die unendlichen Gestirne als ebenso viele Götter; dann steigt der freundliche Stern Gad (unser Jupiter) hervor, und nun wird diesem als dem König der Gestirne ausschließliche Verehrung gewidmet. Nicht lange, so bewegt sich der Mond herauf und gewinnt Aug' und Herz des Anbetenden, der sodann, durch die hervortretende Sonne herrlich erquickt und gestärkt, zu neuem Preise aufgerufen wird. Aber dieser Wechsel, wie erfreulich er auch sein mag, ist dennoch beunruhigend, das Gemüth empfindet, daß es sich nochmals überbieten muß: es erhebt sich zu Gott, dem einzigen, ewigen, unbegrenzten, dem alle diese begrenzten herrlichen Wesen ihr Dasein zu verdanken haben. Diese Hymne hatte ich mit viel Liebe gedichtet; sie ist verloren gegangen, würde sich aber zum Zweck einer Kantate wol wiederherstellen lassen und sich dem Muster durch die Mannichfaltigkeit des Ausdrucks empfehlen. Man müßte sich aber, wie es auch damals schon die Absicht war, den Anführer einer Karawane mit seiner Familie und dem ganzen Stamme denken, und so würde für die Abwechselung der Stimmen und die Macht der Chöre wohl gesorgt sein.

Nachdem sich also Mahomet selbst bekehrt, theilt er diese Gefühle und Gesinnungen den Seinigen mit; seine Frau und Ali fallen ihm unbedingt zu. Im zweiten Akt versucht er selbst, heftiger aber Ali, diesen Glauben in dem Stamme weiter aus-

zubreiten. Hier zeigt sich Beistimmung und Widersetzlichkeit nach Verschiedenheit der Charakter. Der Zwist beginnt, der Streit wird gewaltsam, und Mahomet muß entfliehn. Im dritten Akt bezwingt er seine Gegner, macht seine Religion zur öffentlichen, reinigt die Kaaba von den Götzenbildern; weil aber doch nicht Alles durch Kraft zu thun ist, so muß er auch zur List seine Zuflucht nehmen. Das Irdische wächst und breitet sich aus, das Göttliche tritt zurück und wird getrübt. Im vierten Akte verfolgt Mahomet seine Eroberungen, die Lehre wird mehr Vorwand als Zweck, alle denkbaren Mittel müssen benutzt werden, es fehlt nicht an Grausamkeiten. Eine Frau, deren Mann er hat hinrichten lassen, vergiftet ihn. Im fünften fühlt er sich vergiftet. Seine große Fassung, die Wiederkehr zu sich selbst, zum höheren Sinne, machen ihn der Bewunderung würdig. Er reinigt seine Lehre, befestigt sein Reich und stirbt.

So war der Entwurf einer Arbeit, die mich lange im Geist beschäftigte; denn gewöhnlich mußte ich erst etwas im Sinne beisammen haben, eh ich zur Ausführung schritt. Alles, was das Genie durch Charakter und Geist über die Menschen vermag, sollte dargestellt werden, und wie es dabei gewinnt und verliert. Mehrere einzuschaltende Gesänge wurden vorläufig gedichtet; von denen ist allein noch übrig, was überschrieben „Mahomet's Gesang" unter meinen Gedichten steht. Im Stücke sollte Ali zu Ehren seines Meisters auf dem höchsten Punkte des Gelingens diesen Gesang vortragen, kurz vor der Umwendung, die durch das Gift geschieht. Ich erinnere mich auch noch der Intentionen einzelner Stellen, doch würde mich die Entwickelung derselben hier zu weit führen.

Funfzehntes Buch.

Von ſo vielfachen Zerſtreuungen, die doch meiſt zu ernſten, ja religiöſen Betrachtungen Anlaß gaben, kehrte ich immer wieder zu meiner edlen Freundin von Klettenberg zurück, deren Gegenwart meine ſtürmiſchen, nach allen Seiten hinſtrebenden Neigungen und Leidenſchaften wenigſtens für einen Augenblick beſchwichtigte und der ich von ſolchen Verſäßen nach meiner Schweſter am Liebſten Rechenſchaft gab. Ich hätte wol bemerken können, daß von Zeit zu Zeit ihre Geſundheit abnahm; allein ich verhehlte mir's und durfte dies um ſo eher, als ihre Heiterkeit mit der Krankheit zunahm. Sie pflegte nett und reinlich am Fenſter in ihrem Seſſel zu ſitzen, vernahm die Erzählungen meiner Ausflüge mit Wohlwollen ſowie dasjenige, was ich ihr vorlas. Manchmal zeichnete ich ihr auch etwas hin, um die Gegenden leichter zu beſchreiben, die ich geſehn hatte. Eines Abends, als ich mir eben mancherlei Bilder wieder hervorgerufen, kam bei untergehender Sonne ſie und ihre Umgebung mir wie verklärt vor, und ich konnte mich nicht enthalten, ſo gut es meine Unfähigkeit zuließ, ihre Perſon und die Gegenſtände des Zimmers in ein Bild zu bringen, das unter den Händen eines kunſtfertigen Malers wie Kerſting höchſt anmuthig geworden wäre. Ich ſendete es an eine auswärtige Freundin und legte als Kommentar und Supplement ein Lied hinzu.

Sieh in dieſem Zauberſpiegel
Einen Traum, wie lieb und gut
Unter ihres Gottes Flügel
Unſre Freundin leidend ruht.

Schaue, wie sie sich hinüber
Aus des Lebens Woge stritt;
Sieh Dein Bild ihr gegenüber
Und den Gott, der für Euch litt!

Fühle, was ich in dem Weben
Dieser Himmelsluft gefühlt,
Als mit ungeduld'gem Streben
Ich die Zeichnung hingewühlt!

Wenn ich mich in diesen Strophen, wie auch sonst wol manchmal geschah, als einen Auswärtigen, Fremden, sogar als einen Heiden gab, war ihr dieses nicht zuwider, vielmehr versicherte sie mir, daß ich ihr so lieber sei als früher, da ich mich der christlichen Terminologie bediente, deren Anwendung mir nie recht habe glücken wollen; ja, es war schon hergebracht, wenn ich ihr Missionsberichte vorlas, welche zu hören ihr immer sehr angenehm war, daß ich mich der Völker gegen die Missionarien annehmen und ihren früheren Zustand dem neuern vorziehen durfte. Sie blieb immer freundlich und sanft und schien meiner und meines Heils wegen nicht in der mindesten Sorge zu sein.

Daß ich mich aber nach und nach immer mehr von jenem Bekenntniß entfernte, kam daher, weil ich dasselbe mit allzu großem Ernst, mit leidenschaftlicher Liebe zu ergreifen gesucht hatte. Seit meiner Annäherung an die Brudergemeinde hatte meine Neigung zu dieser Gesellschaft, die sich unter der Siegesfahne Christi versammelte, immer zugenommen. Jede positive Religion hat ihren größten Reiz, wenn sie im Werden begriffen ist; deswegen ist es so angenehm, sich in die Zeiten der Apostel zu denken, wo sich Alles noch frisch und unmittelbar geistig darstellt, und die Brudergemeinde hatte hierin etwas Magisches, daß sie jenen ersten Zustand vertuschen, ja zu verewigen schien. Sie knüpfte ihren Ursprung an die frühsten Zeiten an, sie war niemals fertig geworden, sie hatte sich nur in unbemerkten Ranken durch die rohe Welt hindurchgewunden, nun schlug ein einzelnes Auge unter dem Schutz eines frommen vorzüglichen Mannes Wurzel, um sich abermals aus unmerklichen, zufällig scheinenden Anfängen weit über die Welt auszubreiten. Der wichtigste Punkt hierbei war der, daß man die religiöse und bürgerliche Verfassung unzertrennlich in Eins zusammenschlang, daß der Lehrer zugleich als Gebieter, der Vater zugleich als

Richter daſtand; ja, was noch mehr war, das göttliche Oberhaupt, dem man in geiſtlichen Dingen einen unbedingten Glauben geſchenkt hatte, ward auch zu Lenkung weltlicher Angelegenheiten angerufen, und ſeine Antwort, ſowol was die Verwaltung im Ganzen als auch was jeden Einzelnen beſtimmen ſollte, durch den Ausſpruch des Looſes mit Ergebenheit vernommen. Die ſchöne Ruhe, wie ſie wenigſtens das Aeußere bezeugte, war höchſt einladend, indem von der andern Seite durch den Miſſionsberuf alle Thatkraft, die in dem Menſchen liegt, in Anſpruch genommen wurde. Die trefflichen Männer, die ich auf dem Synodus zu Marienborn, wohin mich Legationsrath Moritz, Geſchäftsträger der Grafen von Ysenburg, mitnahm, kennen lernte, hatten meine ganze Verehrung gewonnen, und es wäre nur auf ſie angekommen, mich zu dem Ihrigen zu machen. Ich beſchäftigte mich mit ihrer Geſchichte, mit ihrer Lehre, der Herkunft und Ausbildung derſelben und fand mich in dem Fall, davon Rechenſchaft zu geben und mich mit Theilnehmenden darüber zu unterhalten. Ich mußte jedoch bemerken, daß die Brüder ſo wenig als Fräulein von Klettenberg mich für einen Chriſten wollten gelten laſſen, welches mich anfangs beunruhigte, nachher aber meine Neigung einigermaßen erkältete. Lange konnte ich jedoch den eigentlichen Unterſcheidungsgrund nicht auffinden, ob er gleich ziemlich am Tage lag, bis er mir mehr zufällig als durch Forſchung entgegendrang. Was mich nämlich von der Brüdergemeinde ſowie von andern werthen Chriſtenſeelen abſonderte, war daſſelbige, worüber die Kirche ſchon mehr als einmal in Spaltung gerathen war. Ein Theil behauptete, daß die menſchliche Natur durch den Sündenfall dergeſtalt verdorben ſei, daß auch bis in ihren innerſten Kern nicht das mindeſte Gute an ihr zu finden, deshalb der Menſch auf ſeine eignen Kräfte durchaus Verzicht zu thun und Alles von der Gnade und ihrer Einwirkung zu erwarten habe. Der andere Theil gab zwar die erblichen Mängel der Menſchen ſehr gern zu, wollte aber der Natur inwendig noch einen gewiſſen Keim zugeſtehn, welcher, durch göttliche Gnade belebt, zu einem frohen Baume geiſtiger Glückſeligkeit emporwachſen könne. Von dieſer letztern Ueberzeugung war ich aufs Innigſte durchdrungen, ohne es ſelbſt zu wiſſen, obwol ich mich mit Mund und Feder zu dem Gegentheile bekannt hatte; aber ich dämmerte ſo hin, das eigentliche Dilemma hatte ich mir nie ausgeſprochen. Aus dieſem Traume wurde ich jedoch einſt ganz unvermuthet geriſſen, als ich dieſe meine, wie

mir schien, höchst unschuldige Meinung in einem geistlichen Gespräch ganz unbewunden eröffnete und deshalb eine große Strafpredigt erdulden mußte. Dies sei eben, behauptete man mir entgegen, der wahre Pelagianismus, und gerade zum Unglück der neueren Zeit wolle diese verderbliche Lehre wieder um sich greifen. Ich war hierüber erstaunt, ja erschrocken. Ich ging in die Kirchengeschichte zurück, betrachtete die Lehre und die Schicksale des Pelagius näher und sah nun deutlich, wie diese beiden unvereinbaren Meinungen durch Jahrhunderte hin und her gewogt und von den Menschen, je nachdem sie mehr thätiger oder leidender Natur gewesen, aufgenommen und bekannt werden.

Mich hatte der Lauf der vergangenen Jahre unabläßig zu Uebung eigner Kraft aufgefordert, in mir arbeitete eine rastlose Thätigkeit mit dem besten Willen zu moralischer Ausbildung. Die Außenwelt forderte, daß diese Thätigkeit geregelt und zum Nutzen Anderer gebraucht werden sollte, und ich hatte diese große Forderung in mir selbst zu verarbeiten. Nach allen Seiten hin war ich an die Natur gewiesen, sie war mir in ihrer Herrlichkeit erschienen; ich hatte so viel wackere und brave Menschen kennen gelernt, die sich's in ihrer Pflicht um der Pflicht willen sauer werden ließen; ihnen, ja mir selbst zu entsagen, schien mir unmöglich; die Kluft, die mich von jener Lehre trennte, ward mir deutlich, ich mußte also auch aus dieser Gesellschaft scheiden, und da mir meine Neigung zu den heiligen Schriften sowie zu dem Stifter und den früheren Bekennern nicht geraubt werden konnte, so bildete ich mir ein Christenthum zu meinem Privatgebrauch und suchte dieses durch fleißiges Studium der Geschichte und durch genaue Bemerkung Derjenigen, die sich zu meinem Sinne hingeneigt hatten, zu begründen und aufzubauen.

Weil nun aber Alles, was ich mit Liebe in mich aufnahm, sich sogleich zu einer dichterischen Form anlegte, so ergriff ich den wunderlichen Einfall, die Geschichte des ewigen Juden, die sich schon früh durch die Volksbücher bei mir eingedrückt hatte, episch zu behandeln, um an diesem Leitfaden die bemerkenswerthen Punkte der Religions- und Kirchengeschichte nach Befinden darzustellen. Wie ich mir aber die Fabel gebildet und welchen Sinn ich ihr untergelegt, gedenke ich nunmehr zu erzählen.

In Jerusalem befand sich ein Schuster, dem die Legende den Namen Ahasverus giebt. Zu diesem hatte mir mein

Dresdner Schuster die Grundzüge geliefert. Ich hatte ihn mit eines Handwerksgenossen, mit Hans Sachsens Geist und Humor bestens ausgestattet und ihn durch eine Neigung zu Christo veredelt. Weil er nun bei offener Werkstatt sich gern mit den Vorbeigehenden unterhielt, sie neckte und auf Sokratische Weise Jeden nach seiner Art anregte, so verweilten die Nachbarn und Andre vom Volk gern bei ihm, auch Pharisäer und Sadducäer sprachen zu, und begleitet von seinen Jüngern mochte der Heiland selbst wol auch manchmal bei ihm verweilen. Der Schuster, dessen Sinn blos auf die Welt gerichtet war, faßte doch zu unserm Herrn eine besondere Neigung, die sich hauptsächlich dadurch äußerte, daß er den hohen Mann, dessen Sinn er nicht faßte, zu seiner eignen Denk- und Handelsweise bekehren wollte. Er lag daher Christo sehr inständig an, doch aus der Beschaulichkeit hervorzutreten, nicht mit solchen Müssiggängern im Lande herumzuziehn, nicht das Volk von der Arbeit hinweg an sich in die Einöde zu locken: ein versammeltes Volk sei immer ein aufgeregtes, und es werde nichts Gutes daraus entstehn.

Dagegen suchte ihn der Herr von seinen höheren Ansichten und Zwecken sinnbildlich zu belehren, die aber bei dem derben Manne nicht fruchten wollten. Daher, als Christus immer bedeutender, ja eine öffentliche Person ward, ließ sich der wohlwollende Handwerker immer schärfer und heftiger vernehmen, stellte vor, daß hieraus nothwendig Unruhen und Aufstände erfolgen und Christus selbst genöthigt sein würde, sich als Parteihaupt zu erklären, welches doch unmöglich seine Absicht sei. Da nun der Verlauf der Sache, wie wir wissen, erfolgt, Christus gefangen und verurtheilt ist, so wird Ahasverus noch heftiger aufgeregt, als Judas, der scheinbar den Herrn verrathen, verzweifelnd in die Werkstatt tritt und jammernd seine mißlungene That erzählt. Er sei nämlich so gut als die klügsten der übrigen Anhänger fest überzeugt gewesen, daß Christus sich als Regent und Volkshaupt erklären werde und habe das bisher unüberwindliche Zaudern des Herrn mit Gewalt zur That nöthigen wollen und deswegen die Priesterschaft zu Thätlichkeiten aufgereizt, welche auch diese bisher nicht gewagt. Von der Jünger Seite sei man auch nicht unbewaffnet gewesen, und wahrscheinlicherweise wäre Alles gut abgelaufen, wenn der Herr sich nicht selbst ergeben und sie in den traurigsten Zuständen zurückgelassen hätte. Ahasverus, durch diese Erzählung keineswegs zur Milde gestimmt, verbittert vielmehr noch den Zustand des armen Er-

apostels, so daß diesem nichts übrig bleibt, als in der Eile sich aufzuhängen.

Als nun Jesus vor der Werkstatt des Schusters vorbei zum Tode geführt wird, ereignet sich gerade dort die bekannte Scene, daß der Leidende unter der Last des Kreuzes erliegt und Simon von Cyrene dasselbe weiter zu tragen gezwungen wird. Hier tritt Ahasverus hervor, nach hartverständiger Menschen Art, die, wenn sie Jemand durch eigne Schuld unglücklich sehn, kein Mitleid fühlen, ja vielmehr, durch unzeitige Gerechtigkeit gedrungen, das Uebel durch Vorwürfe vermehren; er tritt heraus und wiederholt alle früheren Warnungen, die er in heftige Beschuldigungen verwandelt, wozu ihn seine Neigung für den Leidenden zu berechtigen scheint. Dieser antwortet nicht, aber im Augenblicke deckt die liebende Veronika des Heilands Gesicht mit dem Tuche, und da sie es wegnimmt und in die Höhe hält, erblickt Ahasverus darauf das Antlitz des Herrn, aber keineswegs des in Gegenwart leidenden, sondern eines herrlich Verklärten und himmlisches Leben Ausstrahlenden. Geblendet von dieser Erscheinung, wendet er die Augen weg und vernimmt die Worte: „Du wandelst auf Erden, bis Du mich in dieser Gestalt wieder erblickst.“ Der Betroffene kommt erst einige Zeit nachher zu sich selbst zurück, findet, da Alles sich zum Gerichtsplatz gedrängt hat, die Straßen Jerusalem's öde, Unruhe und Sehnsucht treiben ihn fort, und er beginnt seine Wanderung.

Von dieser und von dem Ereigniß, wodurch das Gedicht zwar geendigt, aber nicht abgeschlossen wird, vielleicht ein andermal. Der Anfang, zerstreute Stellen und der Schluß waren geschrieben; aber mir fehlte die Sammlung, mir fehlte die Zeit, die nöthigen Studien zu machen, daß ich ihm hätte den Gehalt, den ich wünschte, geben können, und es blieben die wenigen Blätter um desto eher liegen, als sich eine Epoche in mir entwickelte, die sich schon, als ich den „Werther“ schrieb und nachher dessen Wirkungen sah, nothwendig anspinnen mußte.

Das gemeine Menschenschicksal, an welchem wir Alle zu tragen haben, muß Denjenigen am Schwersten aufliegen, deren Geisteskräfte sich früher und breiter entwickeln. Wir mögen unter dem Schutz von Eltern und Verwandten emporkommen, wir mögen uns an Geschwister und Freunde anlehnen, durch Bekannte unterhalten, durch geliebte Personen beglückt werden: so ist doch immer das Finale, daß der Mensch auf sich zurück-

gewieſen wird, und es ſcheint, es habe ſogar die Gottheit ſich ſo zu dem Menſchen geſtellt, daß ſie deſſen Ehrfurcht, Zutrauen und Liebe nicht immer, wenigſtens nicht gerade im dringenden Augenblick erwidern kann. Ich hatte jung genug gar oft erfahren, daß in den hilfsbedürftigſten Momenten uns zugerufen wird: „Arzt, hilf Dir ſelber!“ und wie oft hatte ich nicht ſchmerzlich ausſeufzen müſſen: „Ich trete die Kelter allein!“ Indem ich mich alſo nach Beſtätigung der Selbſtſtändigkeit umſah, fand ich als die ſicherſte Baſe derſelben mein produktives Talent. Es verließ mich ſeit einigen Jahren keinen Augenblick; was ich wachend am Tage gewahr wurde, bildete ſich ſogar öfters Nachts in regelmäßige Träume, und wie ich die Augen aufthat, erſchien mir entweder ein wunderliches neues Ganze oder der Theil eines ſchon Vorhandenen. Gewöhnlich ſchrieb ich Alles zur früheſten Tageszeit; aber auch Abends, ja tief in die Nacht, wenn Wein und Geſelligkeit die Lebensgeiſter erhöhten, konnte man von mir fordern, was man wollte; es kam nur auf eine Gelegenheit an, die einigen Charakter hatte, ſo war ich bereit und fertig. Wie ich nun über dieſe Naturgabe nachdachte und fand, daß ſie mir ganz eigen angehöre und durch nichts Fremdes weder begünſtigt noch gehindert werden könne, ſo mochte ich gern hierauf mein ganzes Daſein in Gedanken gründen. Dieſe Vorſtellung verwandelte ſich in ein Bild, die alte mythologiſche Figur des Prometheus fiel mir auf, der, abgeſondert von den Göttern, von ſeiner Werkſtätte aus eine Welt bevölkerte. Ich fühlte recht gut, daß ſich etwas Bedeutendes nur produziren laſſe, wenn man ſich iſolire. Meine Sachen, die ſo viel Beifall gefunden hatten, waren Kinder der Einſamkeit, und ſeitdem ich zu der Welt in einem breitern Verhältniß ſtand, fehlte es nicht an Kraft und Luſt der Erfindung; aber die Ausführung ſtockte, weil ich weder in Proſa noch in Verſen eigentlich einen Stil hatte und bei einer jeden neuen Arbeit, je nachdem der Gegenſtand war, immer wieder von vorne taſten und verſuchen mußte. Indem ich nun hierbei die Hilfe der Menſchen abzulehnen, ja auszuſchließen hatte, ſo ſonderte ich mich nach Prometheiſcher Weiſe auch von den Göttern ab, um ſo natürlicher, als bei meinem Charakter und meiner Denkweiſe eine Geſinnung jederzeit die übrigen verſchlang und abſtieß.

Die Fabel des Prometheus ward in mir lebendig. Das alte Titanengewand ſchnitt ich mir nach meinem Wuchſe zu und fing, ohne weiter nachgedacht zu haben, ein Stück zu ſchreiben

an, worin das Mißverhältniß dargestellt ist, in welches Prometheus zu dem Zeus und den neuen Göttern geräth, indem er auf eigne Hand Menschen bildet, sie durch Gunst der Minerva belebt und eine dritte Dynastie stiftet. Und wirklich hatten die jetzt regierenden Götter sich zu beschweren völlig Ursache, weil man sie als unrechtmäßig zwischen die Titanen und Menschen eingeschobene Wesen betrachten konnte. Zu dieser seltsamen Komposition gehört als Monolog jenes Gedicht, das in der deutschen Literatur bedeutend geworden, weil, dadurch veranlaßt, Lessing über wichtige Punkte des Denkens und Empfindens sich gegen Jacobi erklärte. Es diente zum Zündkraut einer Explosion, welche die geheimsten Verhältnisse würdiger Männer aufdeckte und zur Sprache brachte, Verhältnisse, die, ihnen selbst unbewußt, in einer sonst höchst aufgeklärten Gesellschaft schlummerten. Der Riß war so gewaltsam, daß wir darüber bei eintretenden Zufälligkeiten einen unserer würdigsten Männer, Mendelssohn, verloren.

Ob man nun wol, wie auch geschehn, bei diesem Gegenstande philosophische, ja religiöse Betrachtungen anstellen kann, so gehört er doch ganz eigentlich der Poesie. Die Titanen sind die Folie des Polytheismus, so wie man als Folie des Monotheismus den Teufel betrachten kann; doch ist dieser sowie der einzige Gott, dem er entgegentritt, keine poetische Figur. Der Satan Milton's, brav genug gezeichnet, bleibt immer in dem Nachtheil der Subalternität, indem er die herrliche Schöpfung eines oberen Wesens zu zerstören sucht, Prometheus hingegen im Vortheil, der zum Trutz höherer Wesen zu schaffen und zu bilden vermag. Auch ist es ein schöner, der Poesie zusagender Gedanke, die Menschen nicht durch den obersten Weltherrscher, sondern durch eine Mittelsigur hervorbringen zu lassen, die aber doch als Abkömmling der ältesten Dynastie hieran würdig und wichtig genug ist; wie denn überhaupt die griechische Mythologie einen unerschöpflichen Reichthum göttlicher und menschlicher Symbole darbietet.

Der titanisch-gigantische, himmelstürmende Sinn jedoch verlieh meiner Dichtungsart keinen Stoff. Eher ziemte sich mir, darzustellen jenes friedliche, platonische, allenfalls duldende Widerstreben, das die Übergewalt anerkannt, aber sich ihr gleichsetzen möchte. Doch auch die stolzeren jenes Geschlechts, Tantalus, Ixion, Sisyphus, waren meine Heiligen. In die Gesellschaft der Götter aufgenommen, mochten sie sich nicht untergeordnet

genug betrogen, als übermüthige Gäste ihres wirthlichen Gönners Zorn verdient und ſich eine traurige Verbannung zugezogen haben. Ich bemitleidete ſie; ihr Zuſtand war von den Alten ſchon als wahrhaft tragiſch anerkannt, und wenn ich ſie als Glieder einer ungeheuren Oppoſition im Hintergrunde meiner „Iphigenie“ zeigte, ſo bin ich ihnen wol einen Theil der Wirkung ſchuldig, welche dieſes Stück hervorzubringen das Glück hatte.

Zu jener Zeit aber ging bei mir das Dichten und Bilden unaufhaltſam mit einander. Ich zeichnete die Porträte meiner Freunde im Profil auf grau Papier mit weißer und ſchwarzer Kreide. Wenn ich diktirte oder mir vorleſen ließ, entwarf ich die Stellungen der Schreibenden und Leſenden mit ihrer Umgebung; die Aehnlichkeit war nicht zu verkennen, und die Blätter wurden gut aufgenommen. Dieſen Vortheil haben Dilettanten immer, weil ſie ihre Arbeit umſonſt geben. Das Unzulängliche dieſes Abbildens jedoch fühlend, griff ich wieder zu Sprache und Rhythmus, die mir beſſer zu Gebote ſtanden. Wie munter, froh und raſch ich dabei zu Werke ging, davon zeugen manche Gedichte, welche, die Kunſtnatur und die Naturkunſt enthuſiaſtiſch verkündend, im Augenblicke des Entſtehens ſowol mir als meinen Freunden immer neuen Muth beförderten.

Als ich nun einſt in dieſer Epoche und ſo beſchäftigt bei geſperrtem Lichte in meinem Zimmer ſaß, dem wenigſtens der Schein einer Künſtlerwerkſtatt hierdurch verliehen war, überdies auch die Wände, mit halbfertigen Arbeiten beſteckt und behangen, das Vorurtheil einer großen Thätigkeit gaben, ſo trat ein wohlgebildeter ſchlanker Mann bei mir ein, den ich zuerſt in der Halbdämmerung für Fritz Jacobi hielt, bald aber meinen Irrthum erkennend als einen Fremden begrüßte. An ſeinem freien, anſtändigen Betragen war eine gewiſſe militäriſche Haltung nicht zu verkennen. Er nannte mir ſeinen Namen, von Knebel, und aus einer kurzen Eröffnung vernahm ich, daß er, im preußiſchen Dienſte, bei einem längern Aufenthalt in Berlin und Potsdam mit den dortigen Literatoren und der deutſchen Literatur überhaupt ein gutes und thätiges Verhältniß angeknüpft habe. An Ramlern hatte er ſich vorzüglich gehalten und deſſen Art, Gedichte zu rezitiren, angenommen. Auch war er genau mit Allem bekannt, was Götz geſchrieben, der unter den Deutſchen damals noch keinen Namen hatte. Durch ſeine Veranſtaltung war die „Mädcheninſel“ dieſes Dichters in Potsdam

abgedruckt worden und sogar dem König in die Hände gekommen, welcher sich günstig darüber geäußert haben soll.

Kaum hatten wir diese allgemein deutschen literarischen Gegenstände durchgesprochen, als ich zu meinem Vergnügen erfuhr, daß er gegenwärtig in Weimar angestellt und zwar dem Prinzen Konstantin zum Begleiter bestimmt sei. Von den dortigen Verhältnissen hatte ich schon manches Günstige vernommen; denn es kamen viele Fremde von da her zu uns, die Zeugen gewesen waren, wie die Herzogin Amalia zu Erziehung ihrer Prinzen die vorzüglichsten Männer berufen; wie die Akademie Jena durch ihre bedeutenden Lehrer zu diesem schönen Zweck gleichfalls das Ihrige beigetragen; wie die Künste nicht nur von gedachter Fürstin geschützt, sondern selbst von ihr gründlich und eifrig getrieben würden. Auch vernahm man, daß Wieland in vorzüglicher Gunst stehe; wie denn auch der „Teutsche Merkur", der die Arbeiten so mancher auswärtigen Gelehrten versammelte, nicht wenig zu dem Rufe der Stadt beitrug, wo er herausgegeben wurde. Eins der besten deutschen Theater war dort eingerichtet und berühmt durch Schauspieler sowol als Autoren, die dafür arbeiteten. Diese schönen Anstalten und Anlagen schienen jedoch durch den schrecklichen Schloßbrand, der im Mai desselben Jahres sich ereignet hatte, gestört und mit einer langen Stockung bedroht; allein das Zutrauen auf den Erbprinzen war so groß, daß Jedermann sich überzeugt hielt, dieser Schade werde nicht allein bald ersetzt, sondern auch dessenungeachtet jede andere Hoffnung reichlich erfüllt werden. Wie ich mich nun gleichsam als ein alter Bekannter nach diesen Personen und Gegenständen erkundigte und den Wunsch äußerte, mit den dortigen Verhältnissen näher bekannt zu sein, so versetzte der Ankömmling gar freundlich: es sei nichts leichter als dieses, denn so eben lange der Erbprinz mit seinem Herrn Bruder, dem Prinzen Konstantin, in Frankfurt an, welche mich zu sprechen und zu kennen wünschten. Ich zeigte sogleich die größte Bereitwilligkeit, ihnen aufzuwarten, und der neue Freund versetzte, daß ich damit nicht säumen solle, weil der Aufenthalt nicht lange dauern werde. Um mich dazu anzuschicken, führte ich ihn zu meinen Eltern, die, über seine Ankunft und Botschaft höchst verwundert, mit ihm sich ganz vergnüglich unterhielten. Ich eilte nunmehr mit demselben zu den jungen Fürsten, die mich sehr frei und freundlich empfingen, so wie auch der Führer des Erbprinzen, Graf Görz, mich nicht ungern zu sehen schien.

Ob es nun gleich an literarischer Unterhaltung nicht fehlte, so machte doch ein Zufall die beste Einleitung, daß sie gar bald bedeutend und fruchtbar werden konnte.

Es lagen nämlich Möser's „Patriotische Phantasien", und zwar der erste Theil, frisch gedruckt und unaufgeschnitten auf dem Tische. Da ich sie nun sehr gut, die Gesellschaft sie aber wenig kannte, so hatte ich den Vortheil, davon eine ausführliche Relation liefern zu können; und hier fand sich der schicklichste Anlaß zu einem Gespräch mit einem jungen Fürsten, der den besten Willen und den festen Vorsatz hatte, an seiner Stelle entschieden Gutes zu wirken. Möser's Darstellung, so dem Inhalt als dem Sinne nach, muß einem jeden Deutschen höchst interessant sein. Wenn man sonst dem deutschen Reiche Zersplitterung, Anarchie und Ohnmacht vorwarf, so erschien aus dem Mösterischen Standpunkte gerade die Menge kleiner Staaten als höchst erwünscht zu Ausbreitung der Kultur im Einzelnen nach den Bedürfnissen, welche aus der Lage und Beschaffenheit der verschiedensten Provinzen hervorgehn; und wenn Möser von der Stadt, vom Stift Osnabrück ausgehend und über den westphälischen Kreis sich verbreitend, nunmehr dessen Verhältniß zu dem ganzen Reiche zu schildern wußte und bei Beurtheilung der Lage, das Vergangene mit dem Gegenwärtigen zusammenknüpfend, dieses aus jenem ableitete und dadurch, ob eine Veränderung lobens- oder tadelnswürdig sei, gar deutlich auseinandersetzte: so durfte nur jeder Staatsverweser an seinem Ort auf gleiche Weise verfahren, um die Verfassung seines Umkreises und deren Verknüpfung mit Nachbarn und mit dem Ganzen aufs Beste kennen zu lernen und sowol Gegenwart als Zukunft zu beurtheilen.

Bei dieser Gelegenheit kam Manches aufs Tapet, was den Unterschied der ober- und niedersächsischen Staaten betraf, und wie sowol die Naturprodukte als die Sitten, Gesetze und Gewohnheiten sich von den frühesten Zeiten her anders gebildet und nach der Regierungsform und der Religion bald auf die eine bald auf die andere Weise gelenkt hatten. Man versuchte die Unterschiede von beiden etwas genauer herauszusetzen, und es zeigte sich gerade daran, wie vortheilhaft es sei, ein gutes Muster vor sich zu haben, welches, wenn man nicht dessen Einzelnheiten sondern die Methode betrachtet, nach welcher es angelegt ist, auf die verschiedensten Fälle angewendet und eben dadurch dem Urtheil höchst ersprießlich werden kann.

Bei Tafel wurden diese Gespräche fortgesetzt, und sie erregten für mich ein besseres Vorurtheil, als ich vielleicht verdiente. Denn anstatt daß ich diejenigen Arbeiten, die ich selbst zu liefern vermochte, zum Gegenstand des Gesprächs gemacht, für das Schauspiel, für den Roman eine ungetheilte Aufmerksamkeit gefordert hätte, so schien ich vielmehr in Mösern solche Schriftsteller vorzuziehen, deren Talent aus dem thätigen Leben ausging und in dasselbe unmittelbar nützlich sogleich wieder zurückkehrte, während eigentlich poetische Arbeiten, die über dem Sittlichen und Sinnlichen schweben, erst durch einen Umschweif und gleichsam nur zufällig nützen können. Bei diesen Gesprächen ging es nun wie bei den Märchen der „Tausendundeinen Nacht“: es schob sich eine bedeutende Materie in und über die andere, manches Thema klang nur an, ohne daß man es hätte verfolgen können; und so ward, weil der Aufenthalt der jungen Herrschaften in Frankfurt nur kurz sein konnte, mir das Versprechen abgenommen, daß ich nach Mainz folgen und dort einige Tage zubringen sollte, welches ich denn herzlich gern ablegte und mit dieser vergnügten Nachricht nach Hause eilte, um solche meinen Eltern mitzutheilen.

Meinem Vater wollte es jedoch keineswegs gefallen; denn nach seinen reichsbürgerlichen Gesinnungen hatte er sich jederzeit von den Großen entfernt gehalten und, obgleich mit den Geschäftsträgern der umliegenden Fürsten und Herren in Verbindung, stand er doch keineswegs in persönlichen Verhältnissen zu ihnen; ja, es geberten die Höfe unter die Gegenstände, worüber er zu scherzen pflegte, auch wol gern sah, wenn man ihm etwas entgegensetzte, nur mußte man sich dabei nach seinem Bedünken geistreich und witzig verhalten. Hatten wir ihm das „Procul a Jove, procul a fulmine“ gelten lassen, doch aber bemerkt, daß beim Blitze nicht sowol vom Woher als vom Wohin die Rede sei, so brachte er das alte Sprüchlein, mit großen Herren sei nicht zu essen nicht gut, auf die Bahn. Wir erwiderten, es sei noch schlimmer, mit gemeinen Leuten aus einem Napfe speisen. Das wollte er nicht leugnen, hatte aber schnell einen anderen Spruchreim zur Hand, der uns in Verlegenheit setzen sollte. Denn da Sprichworte und Denkreime vom Volke ausgehn, welches, weil es geberden muß, doch wenigstens gern reden mag, die Oberen dagegen durch die That sich zu entschädigen wissen, da ferner die Poesie des sechzehnten Jahrhunderts fast durchaus kräftig didaktisch ist, so kann es in

unserer Sprache an Ernst und Scherz nicht fehlen, den man von unten nach oben hinauf ausgeübt hat. Und so übten wir Jüngeren uns nun auch von oben herunter, indem wir uns was Großes einbildeten, auch die Partei der Großen zu nehmen beliebten; von welchen Reden und Gegenreden ich Einiges einschalte:

A.

Lang' bei Hofe, lang' bei Höll'!

B.

Dort wärmt sich mancher gute Gesell'!

A.

So wie ich bin, bin ich mein eigen;
Mir soll Niemand eine Gunst erzeigen.

B.

Was willst Du Dich der Gunst denn schämen?
Willst Du sie geben, mußt Du sie nehmen.

A.

Willst Du die Noth des Hofes schauen:
Da wo Dich's juckt, darfst Du nicht krauen!

B.

Wenn der Redner zum Volke spricht:
Da wo er kraut, da juckt's ihn nicht.

A.

Hat Einer Knechtschaft sich erkoren,
Ist gleich die Hälfte des Lebens verloren;
Ergeb' sich, was da will, so denk' er:
Die andre Hälft' geht auch zum Henker.

B.

Wer sich in Fürsten weiß zu schicken,
Dem wird's heut oder morgen glücken;
Wer sich in den Pöbel zu schicken sucht,
Der hat sein ganzes Jahr verflucht.

A.

Wenn Dir der Weizen bei Hofe blüht,
So denke nur, daß nichts geschieht;
Und wenn Du denkst, Du hätteſt's in der Scheuer,
Da eben iſt es nicht geheuer.

B.

Und blüht der Weizen, ſo reift er auch,
Das iſt immer ſo ein alter Brauch;
Und ſchlägt der Hagel die Ernte nieder,
'S andre Jahr trägt der Boden wieder.

A.

Wer ganz will ſein eigen ſein,
Schließe ſich ins Häuschen ein,
Geſelle ſich zu Frau und Kindern,
Genieße leichten Rebenmoſt
Und überdies frugale Koſt,
Und nichts wird ihn am Leben hindern.

B.

Du willſt dem Herrſcher Dich entziehn?
So ſag, wohin willſt Du denn fliehn?
O nimm es nur nicht ſo genau!
Denn es beherrſcht Dich Deine Frau,
Und die beherrſcht ihr dummer Bube;
So biſt Du Knecht in Deiner Stube.

So eben, da ich aus alten Denkblättchen die vorſtehenden Reime zuſammenſuche, fallen mir mehr ſolche luſtige Uebungen in die Hände, wo wir alte deutſche Kernworte amplifizirt und ihnen ſodann andere Sprüchlein, welche ſich in der Erfahrung ebenſo gut bewahrheiten, entgegengeſetzt hatten. Eine Auswahl derſelben mag dereinſt als Epilog der Puppenſpiele zu einem heiteren Denken Anlaß geben.

Durch alle ſolche Erwiderungen ließ ſich jedoch mein Vater von ſeinen Geſinnungen nicht abwendig machen. Er pflegte gewöhnlich ſein ſtärkſtes Argument bis zum Schluſſe der Unterhaltung aufzuſparen, da er denn Voltaire's Abenteuer mit Friedrich dem Zweiten umſtändlich ausmalte: wie die übergroße

Gunſt, die Familiarität, die wechſelſeitigen Verbindlichkeiten auf einmal aufgehoben und verſchwunden und wir das Schauſpiel erlebt, daß jener außerordentliche Dichter und Schriftſteller durch Frankfurter Stadtſoldaten auf Requiſition des Reſidenten Freytag und nach Befehl des Burgemeiſters von Fichard arretirt und eine ziemliche Zeit im Gaſthof zur Roſe auf der Zeil gefänglich angehalten worden. Hierauf hätte ſich zwar Manches einwenden laſſen, unter Andern, daß Voltaire ſelbſt nicht ohne Schuld geweſen; aber wir gaben uns aus kindlicher Achtung jedesmal gefangen.

Da nun auch bei dieſer Gelegenheit auf ſolche und ähnliche Dinge angeſpielt wurde, ſo wußte ich kaum, wie ich mich benehmen ſollte; denn er warnte mich unbewunden und behauptete, die Einladung ſei nur, um mich in eine Falle zu locken und wegen jenes gegen den begünſtigten Wieland verübten Muthwillens Rache an mir zu nehmen. Wie ſehr ich nun auch vom Gegentheil überzeugt war, indem ich nur allzu deutlich ſah, daß eine vorgefaßte Meinung, durch hypochondriſche Traumbilder aufgeregt, den würdigen Mann beängſtige, ſo wollte ich gleichwol nicht gerade wider ſeine Ueberzeugung handeln und konnte doch auch keinen Vorwand finden, unter dem ich, ohne undankbar und unartig zu erſcheinen, mein Verſprechen wieder zurücknehmen durfte. Leider war unſere Freundin von Klettenberg bettlägrig, auf die wir in ähnlichen Fällen uns zu berufen pflegten. An ihr und meiner Mutter hatte ich zwei vortreffliche Begleiterinnen: ich nannte ſie nur immer Rath und That; denn wenn Jene einen heitern, ja ſeligen Blick über die irdiſchen Dinge warf, ſo entwirrte ſich vor ihr gar leicht, was uns andere Erdenkinder verwirrte, und ſie wußte den rechten Weg gewöhnlich anzudeuten, eben weil ſie ins Labyrinth von oben herabſah und nicht ſelbſt darin befangen war; hatte man ſich aber entſchieden, ſo konnte man ſich auf die Bereitwilligkeit und auf die Thatkraft meiner Mutter verlaſſen. Wie Jener das Schauen, ſo kam Dieſer der Glaube zu Hilfe, und weil ſie in allen Fällen ihre Heiterkeit behielt, fehlte es ihr auch niemals an Hilfsmitteln, das Vorgeſetzte oder Gewünſchte zu bewerkſtelligen. Gegenwärtig wurde ſie nun an die kranke Freundin abgeſendet, um deren Gutachten einzuholen, und da dieſes für meine Seite günſtig ausfiel, ſodann erſucht, die Einwilligung des Vaters zu erlangen, der denn auch, obgleich ungläubig und ungern, nachgab.

Ich gelangte also in sehr kalter Jahreszeit zur bestimmten Stunde nach Mainz und wurde von den jungen Herrschaften und ihren Begleitern der Einladung gemäß gar freundlich aufgenommen. Der in Frankfurt geführten Gespräche erinnerte man sich, die begonnenen wurden fortgesetzt, und als von der neuesten deutschen Literatur und von ihren Kühnheiten die Rede war, fügte es sich ganz natürlich, daß auch jenes famose Stück, „Götter, Helden und Wieland", zur Sprache kam, wobei ich gleich Anfangs mit Vergnügen bemerkte, daß man die Sache heiter und lustig betrachtete. Wie es aber mit dieser Posse, welche so großes Aufsehn erregt, eigentlich zugegangen, war ich zu erzählen veranlaßt, und so konnte ich nicht umhin, vor allen Dingen einzugestehn, daß wir als wahrhaft oberrheinische Gesellen sowol der Neigung als Abneigung keine Grenzen kannten. Die Verehrung Shakespeare's ging bei uns bis zur Anbetung. Wieland hatte hingegen bei der entschiedenen Eigenheit, sich und seinen Lesern das Interesse zu verderben und den Enthusiasmus zu verkümmern, in den Noten zu seiner Uebersetzung gar Manches an dem großen Autor getadelt, und zwar auf eine Weise, die uns äußerst verdroß und in unsern Augen das Verdienst dieser Arbeit schmälerte. Wir sahen Wielanden, den wir als Dichter so hoch verehrten, der uns als Uebersetzer so großen Vortheil gebracht, nunmehr als Kritiker launisch, einseitig und ungerecht. Hiezu kam noch, daß er sich auch gegen unsere Abgötter, die Griechen, erklärte und dadurch unsern bösen Willen gegen ihn noch schärfte. Es ist genugsam bekannt, daß die griechischen Götter und Helden nicht auf moralischen, sondern auf verklärten physischen Eigenschaften ruhen, weshalb sie auch dem Künstler so herrliche Gestalten anbieten. Nun hatte Wieland in der „Alceste" Helden und Halbgötter nach moderner Art gebildet; wogegen denn auch nichts wäre zu sagen gewesen, weil ja einem Jeden freisteht, die poetischen Traditionen nach seinen Zwecken und seiner Denkweise umzuformen. Allein in den Briefen, die er über gedachte Oper in den „Merkur" einrückte, schien er uns diese Behandlungsart allzu parteiisch hervorzuheben und sich an den trefflichen Alten und ihrem höhern Stil unverantwortlich zu versündigen, indem er die derbe gesunde Natur, die jenen Produktionen zum Grunde liegt, keineswegs anerkennen wollte. Diese Beschwerden hatten wir kaum in unserer kleinen Societät leidenschaftlich durchgesprochen, als die gewöhnliche Wuth, Alles zu dramatisiren, mich eines Sonntags

Nachmittags anwandelte und ich bei einer Flasche guten Burgunders das ganze Stück, wie es jetzt daliegt, in einer Sitzung niederschrieb. Es war nicht sobald meinen gegenwärtigen Mitgenossen vorgelesen und von ihnen mit großem Jubel aufgenommen worden, als ich die Handschrift an Lenz nach Straßburg schickte, welcher gleichfalls davon entzückt schien und behauptete, es müsse auf der Stelle gedruckt werden. Nach einigem Hin- und Wiederschreiben gestand ich es zu, und er gab es in Straßburg eilig unter die Presse. Erst lange nachher erfuhr ich, daß dieses einer von Lenzens ersten Schritten gewesen, wodurch er mir zu schaden und mich beim Publikum in üblen Ruf zu setzen die Absicht hatte, wovon ich aber zu jener Zeit nichts spürte noch ahnete.

Und so hatte ich meinen neuen Gönnern mit aller Naivität diesen arglosen Ursprung des Stücks, so gut wie ich ihn selbst wußte, vorerzählt und, um sie völlig zu überzeugen, daß hiebei keine Persönlichkeit noch eine andere Absicht obwalte, auch die lustige und verwegene Art mitgetheilt, wie wir uns unter einander zu necken und zu verspotten pflegten. Hierauf sah ich die Gemüther völlig erheitert, und man bewunderte uns beinah, daß wir eine so große Furcht hatten, es möge irgend Jemand auf seinen Lorbeern einschlafen. Man verglich eine solche Gesellschaft jenen Flibustiers, welche sich in jedem Augenblick der Ruhe zu verweichlichen fürchteten, weshalb der Anführer, wenn es keine Feinde und nichts zu rauben gab, unter den Gelagtisch eine Pistole losschoß, damit es auch im Frieden nicht an Wunden und Schmerzen fehlen möge. Nach manchen Hin- und Wiederreden über diesen Gegenstand ward ich endlich veranlaßt, Wielanden einen freundlichen Brief zu schreiben, wozu ich die Gelegenheit sehr gern ergriff, da er sich schon im „Merkur" über diesen Jugendstreich sehr liberal erklärt und, wie er es in literarischen Fehden meist gethan, geistreich abschließend benommen hatte.

Die wenigen Tage des Mainzer Aufenthalts verstrichen sehr angenehm; denn wenn die neuen Gönner durch Visiten und Gastmähler außer dem Hause gehalten wurden, blieb ich bei den Übrigen, porträtirte Manchen und fuhr auch wol Schlittschuh, wozu die eingefrornen Festungsgraben die beste Gelegenheit verschafften. Voll von dem Guten, was mir dort begegnet war, kehrte ich nach Hause zurück und stand im Begriff, beim Eintreten mir durch umständliche Erzählung das Herz zu erleichtern; aber ich sah nur verstörte Gesichter, und es blieb mir

nicht lange verborgen, daß unsre Freundin Klettenberg von uns geschieden sei. Ich war hierüber sehr betroffen, weil ich ihrer grade in meiner gegenwärtigen Lage mehr als jemals bedurfte. Man erzählte mir zu meiner Beruhigung, daß ein frommer Tod sich an ein seliges Leben angeschlossen und ihre gläubige Heiterkeit sich bis ans Ende ungetrübt erhalten habe. Noch ein anderes Hinderniß stellte sich einer freien Mittheilung entgegen: mein Vater, anstatt sich über den guten Ausgang dieses kleinen Abenteuers zu freuen, verharrte auf seinem Sinne und behauptete, dieses Alles sei von jener Seite nur Verstellung, und man gedenke vielleicht in der Folge etwas Schlimmeres gegen mich auszuführen. Ich war daher mit meiner Erzählung zu den jüngern Freunden hingedrängt, denen ich denn freilich die Sache nicht umständlich genug überliefern konnte. Aber auch hier entsprang aus Neigung und gutem Willen eine mir höchst unangenehme Folge; denn kurz darauf erschien eine Flugschrift, „Prometheus und seine Recensenten", gleichfalls in dramatischer Form. Man hatte darin den neckischen Einfall ausgeführt, anstatt der Personennamen kleine Holzschnittfiguren zwischen den Dialog zu setzen und durch allerlei satirische Bilder diejenigen Kritiker zu bezeichnen, die sich über meine Arbeiten und was ihnen verwandt war, öffentlich hatten vernehmen lassen. Hier stieß der „Altonaer Postreuter" ohne Kopf ins Horn, hier brummte ein Bär, dort schnatterte eine Gans; der „Merkur" war auch nicht vergessen, und manches wilde und zahme Geschöpf suchte den Bildner in seiner Werkstatt irre zu machen, welcher aber, ohne sonderlich Notiz zu nehmen, seine Arbeit eifrig fortsetzte und dabei nicht verschwieg, wie er es überhaupt zu halten denke. Dieser unerwartet hervorbrechende Scherz fiel mir sehr auf, weil er dem Stil und Ton nach von Jemand aus unserer Gesellschaft sein mußte, ja man hätte das Werklein für meine eigne Arbeit halten sollen. Am Unangenehmsten aber war mir, daß Prometheus Einiges verlauten ließ, was sich auf den Mainzer Aufenthalt und die dortigen Aeußerungen bezog und was eigentlich Niemand als ich wissen sollte. Mir aber bewies es, daß der Verfasser von Denjenigen sei, die meinen engsten Kreis bildeten und mich jene Ereignisse und Umstände weitläuftig hatten erzählen hören. Wir sahen Einer den Andern an, und Jeder hatte die Uebrigen im Verdacht: der unbekannte Verfasser wußte sich gut zu verstellen. Ich schalt sehr heftig auf ihn, weil es mir äußerst verdrießlich war, nach einer so

günſtigen Aufnahme und ſo bedeutender Unterhaltung, nach meinem an Wieland geſchriebenen zutraulichen Briefe hier wieder Anläſſe zu neuem Mißtrauen und friſche Unannehmlichkeiten zu ſehen. Die Ungewißheit hierüber dauerte jedoch nicht lange; denn als ich in meiner Stube auf und ab gehend mir das Büchlein laut verlas, hörte ich an den Einfällen und Wendungen ganz deutlich die Stimme Wagner's, und er war es auch. Wie ich nämlich zur Mutter hinunterſprang, ihr meine Entdeckung mitzutheilen, geſtand ſie mir, daß ſie es ſchon wiſſe. Der Autor, beängſtigt über den ſchlimmen Erfolg bei einer, wie ihm däuchte, ſo guten und loblichen Abſicht, hatte ſich ihr entdeckt und um Fürſprache gebeten, damit meine ausgeſtoßene Drohung, ich würde mit dem Verfaſſer wegen mißbrauchten Vertrauens keinen Umgang mehr haben, an ihm nicht erfüllt werden möchte. Hier kam ihm nun ſehr zu Statten, daß ich es ſelbſt entdeckt hatte und durch das Behagen, wovon ein jedes eigene Gewahrwerden begleitet wird, zur Verſöhnung geſtimmt war. Der Fehler war verzieben, der zu einem ſolchen Beweis meiner Spürkraft Gelegenheit gegeben hatte. Indeſſen war das Publikum ſo leicht nicht zu überzeugen, daß Wagner der Verfaſſer ſei und daß ich keine Hand mit im Spiel gehabt habe. Man traute ihm dieſe Vielſeitigkeit nicht zu, weil man nicht bedachte, daß er Alles, was in einer geiſtreichen Geſellſchaft ſeit geraumer Zeit beſcherzt und verhandelt werden, aufzufaſſen, zu merken und in einer bekannten Manier wohl darzuſtellen vermochte, ohne deshalb ein ausgezeichnetes Talent zu beſitzen. Und ſo hatte ich nicht allein meine eigenen Thorheiten, ſondern auch den Leichtſinn, die Uebereilung meiner Freunde diesmal und in der Folge ſehr oft zu büßen.

Erinnert durch mehrere zuſammentreffende Umſtände, will ich noch einiger bedeutenden Männer gedenken, die, zu verſchiedener Zeit vorüberreiſend, theils in unſerm Hauſe gewohnt, theils freundliche Bewirthung angenommen haben. Klopſtock ſteht hier billig abermals obenan. Ich hatte ſchon mehrere Briefe mit ihm gewechſelt, als er mir anzeigte, daß er nach Karlsruhe zu gehen und daſelbſt zu wohnen eingeladen ſei; er werde zur beſtimmten Zeit in Friedberg eintreffen und wünſche, daß ich ihn daſelbſt abhole. Ich verfehlte nicht, zur rechten Stunde mich einzufinden; allein er war auf ſeinem Wege zufällig aufgehalten worden, und nachdem ich einige Tage vergebens gewartet, kehrte ich nach Hauſe zurück, wo er denn erſt

nach einiger Zeit eintraf, sein Außenbleiben entschuldigte und meine Bereitwilligkeit, ihm entgegenzukommen, sehr wohl aufnahm. Er war klein von Person, aber gut gebaut, sein Betragen ernst und abgemessen, ohne steif zu sein, seine Unterhaltung bestimmt und angenehm. Im Ganzen hatte seine Gegenwart etwas von der eines Diplomaten. Ein solcher Mann unterwindet sich der schweren Aufgabe, zugleich seine eigene Würde und die Würde eines Höheren, dem er Rechenschaft schuldig ist, durchzuführen, seinen eigenen Vortheil neben dem viel wichtigern eines Fürsten, ja ganzer Staaten zu befördern und sich in dieser bedenklichen Lage vor allen Dingen den Menschen gefällig zu machen. Und so schien sich auch Klopstock als Mann von Werth und als Stellvertreter höherer Wesen, der Religion, der Sittlichkeit und Freiheit, zu betragen. Eine andere Eigenheit der Weltleute hatte er auch angenommen, nämlich nicht leicht von Gegenständen zu reden, über die man gerade ein Gespräch erwartet und wünscht. Von poetischen und literarischen Dingen hörte man ihn selten sprechen. Da er aber an mir und meinen Freunden leidenschaftliche Schlittschuhfahrer fand, so unterhielt er sich mit uns weitläuftig über diese edle Kunst, die er gründlich durchgedacht und, was dabei zu suchen und zu meiden sei, sich wohl überlegt hatte. Ehe wir jedoch seiner geneigten Belehrung theilhaft werden konnten, mußten wir uns gefallen lassen, über den Ausdruck selbst, den wir verfehlten, zurechtgewiesen zu werden. Wir sprachen nämlich auf gut Oberdeutsch von Schlittschuhen, welches er durchaus nicht wollte gelten lassen; denn das Wort komme keineswegs von Schlitten, als wenn man auf kleinen Kufen dahinführe, sondern von schreiten, indem man, den Homerischen Göttern gleich, auf diesen geflügelten Sohlen über das zum Boden gewordene Meer hinschritte. Nun kam es an das Werkzeug selbst; er wollte von den hohen hohlgeschliffenen Schrittschuhen nichts wissen, sondern empfahl die niedrigen, breiten, flachgeschliffenen friesländischen Stähle, als welche zum Schnellaufen die dienlichsten seien. Von Kunststücken, die man bei dieser Uebung zu machen pflegt, war er kein Freund. Ich schaffte mir nach seinem Gebot so ein Paar flache Schuhe mit langen Schnäbeln und habe solche, obschon mit einiger Unbequemlichkeit, viele Jahre geführt. Auch vom Kunstreiten und sogar vom Bereiten der Pferde wußte er Rechenschaft zu geben und that es gern; und so lehnte er, wie es schien vorsätzlich, das Gespräch über sein eigen Metier gewöhnlich

ab, um über fremde Künste, die er als Liebhaberei trieb, desto unbefangener zu sprechen. Von diesen und andern Eigenthümlichkeiten des außerordentlichen Mannes würde ich noch Manches erwähnen können, wenn nicht Personen, die länger mit ihm gelebt, uns bereits genugsam hievon unterrichtet hätten; aber einer Betrachtung kann ich mich nicht erwehren, daß nämlich Menschen, denen die Natur außerordentliche Vorzüge gegeben, sie aber in einen engen oder wenigstens nicht verhältnißmäßigen Wirkungskreis gesetzt, gewöhnlich auf Sonderbarkeiten verfallen und, weil sie von ihren Gaben keinen direkten Gebrauch zu machen wissen, sie auf außerordentlichen und wunderlichen Wegen geltend zu machen versuchen.

Zimmermann war gleichfalls eine Zeit lang unser Gast. Dieser, groß und stark gebaut, von Natur heftig und gerade vor sich hin, hatte doch sein Aeußeres und sein Betragen völlig in der Gewalt, so daß er im Umgang als ein gewandter weltmännischer Arzt erschien und seinem innerlich ungebändigten Charakter nur in Schriften und im vertrautesten Umgang einen ungeregelten Lauf ließ. Seine Unterhaltung war mannichfaltig und höchst unterrichtend; und konnte man ihm nachsehen, daß er sich, seine Persönlichkeit, seine Verdienste sehr lebhaft vorempfand, so war kein Umgang wünschenswerther zu finden. Da mich nun überhaupt das, was man Eitelkeit nennt, niemals verletzte und ich mir dagegen auch wieder eitel zu sein erlaubte, das heißt, dasjenige unbedenklich hervorkehrte, was mir an mir selbst Freude machte, so kam ich mit ihm gar wohl überein; wir ließen uns wechselsweise gelten und schalten, und weil er sich durchaus offen und mittheilend erwies, so lernte ich in kurzer Zeit sehr viel von ihm.

Beurtheil' ich nun aber einen solchen Mann dankbar, wohlwollend und gründlich, so darf ich nicht einmal sagen, daß er eitel gewesen. Wir Deutschen mißbrauchen das Wort eitel nur allzu oft; denn eigentlich führt es den Begriff von Leerheit mit sich, und man bezeichnet damit billigerweise nur Einen, der die Freude an seinem Nichts, die Zufriedenheit mit einer hohlen Existenz nicht verbergen kann. Bei Zimmermann war gerade das Gegentheil, er hatte große Verdienste und kein inneres Behagen; wer sich aber an seinen Naturgaben nicht im Stillen erfreuen kann, wer sich bei Ausübung derselben nicht selbst seinen Lohn dahinnimmt, sondern erst darauf wartet und hofft, daß Andere das Geleistete anerkennen und es gehörig

würdigen sollen, der findet sich in einer übeln Lage, weil es nur allzu bekannt ist, daß die Menschen den Beifall sehr spärlich austheilen, daß sie das Lob verkümmern, ja, wenn es nur einigermaßen thunlich ist, in Tadel verwandeln. Wer, ohne hierauf vorbereitet zu sein, öffentlich auftritt, der kann nichts als Verdruß erwarten; denn wenn er das, was von ihm ausgeht, auch nicht überschätzt, so schätzt er es doch unbedingt, und jede Aufnahme, die wir in der Welt erfahren, wird bedingt sein; und sodann gehört ja für Lob und Beifall auch eine Empfänglichkeit wie für jedes Vergnügen. Man wende dieses auf Zimmermann an, und man wird auch hier gesteben müssen: was Einer nicht schon mitbringt, kann er nicht erhalten.

Will man diese Entschuldigung nicht gelten lassen, so werden wir diesen merkwürdigen Mann wegen eines andern Fehlers noch weniger rechtfertigen können, weil das Glück Anderer dadurch gestört, ja vernichtet worden. Es war das Betragen gegen seine Kinder. Eine Tochter, die mit ihm reiste, war, als er sich in der Nachbarschaft umsah, bei uns geblieben. Sie konnte etwa sechzehn Jahr alt sein. Schlank und wohlgewachsen, trat sie auf ohne Zierlichkeit; ihr regelmäßiges Gesicht wäre angenehm gewesen, wenn sich ein Zug von Theilnahme darin aufgethan hätte; aber sie sah immer so ruhig aus wie ein Bild, sie äußerte sich selten, in der Gegenwart ihres Vaters nie. Kaum aber war sie einige Tage mit meiner Mutter allein und hatte die heitere, liebevolle Gegenwart dieser theilnehmenden Frau in sich aufgenommen, als sie sich ihr mit aufgeschlossenem Herzen zu Füßen warf und unter tausend Thränen bat, sie da zu behalten. Mit dem leidenschaftlichsten Ausdruck erklärte sie: als Magd, als Sklavin wolle sie zeitlebens im Hause bleiben, nur um nicht zu ihrem Vater zurückzukehren, von dessen Härte und Tyrannei man sich keinen Begriff machen könne. Ihr Bruder sei über diese Behandlung wahnsinnig geworden; sie habe es mit Noth so lange getragen, weil sie geglaubt, es sei in jeder Familie nicht anders oder nicht viel besser; da sie aber nun eine so liebevolle, heitere, zwanglose Behandlung erfahren, so werde ihr Zustand zu einer wahren Hölle. Meine Mutter war sehr bewegt, als sie mir diesen leidenschaftlichen Erguß hinterbrachte; ja, sie ging in ihrem Mitleiden so weit, daß sie nicht undeutlich zu verstehen gab, sie würde es wohl zufrieden sein, das Kind im Hause zu behalten, wenn ich mich entschließen könnte, sie zu heirathen. — „Wenn es eine Waise wäre," versetzt'

ich, „so ließe sich darüber denken und unterhandeln; aber Gott bewahre mich vor einem Schwiegervater, der ein solcher Vater ist!“ Meine Mutter gab sich noch viel Mühe mit dem guten Kinde, aber es ward dadurch nur immer unglücklicher. Man fand zuletzt noch einen Ausweg, sie in eine Pension zu thun. Sie hat übrigens ihr Leben nicht hoch gebracht.

Dieser tadelnswürdigen Eigenheit eines so verdienstvollen Mannes würde ich kaum erwähnen, wenn dieselbe nicht schon öffentlich wäre zur Sprache gekommen, und zwar als man nach seinem Tode der unseligen Hypochondrie gedachte, womit er sich und Andere in seinen letzten Stunden geängstet. Denn auch jene Härte gegen seine Kinder war Hypochondrie, ein partieller Wahnsinn, ein fortdauerndes moralisches Morden, das er, nachdem er seine Kinder aufgeopfert hatte, zuletzt gegen sich selbst kehrte. Wir wollen aber bedenken, daß dieser so rüstig scheinende Mann in seinen besten Jahren leidend war, daß ein Leibesschaden unheilbar den geschickten Arzt quälte, ihn, der so manchem Kranken geholfen hatte und half. Ja, dieser brave Mann führte bei äußerem Ansehen, Ruhm, Ehre, Rang und Vermögen das traurigste Leben, und wer sich davon aus vorhandenen Druckschriften noch weiter unterrichten will, der wird ihn nicht verdammen, sondern bedauern.

Erwartet man nun aber, daß ich von der Wirkung dieses bedeutenden Mannes auf mich nähere Rechenschaft gebe, so muß ich im Allgemeinen jener Zeit abermals gedenken. Die Epoche, in der wir lebten, kann man die fordernde nennen; denn man machte an sich und Andere Forderungen auf das, was noch kein Mensch geleistet hatte. Es war nämlich vorzüglichen denkenden und fühlenden Geistern ein Licht aufgegangen, daß die unmittelbare originelle Ansicht der Natur und ein darauf gegründetes Handeln das Beste sei, was der Mensch sich wünschen könne, und nicht einmal schwer zu erlangen. Erfahrung war also abermals das allgemeine Loosungswort, und Jedermann that die Augen auf, so gut er konnte; eigentlich aber waren es die Aerzte, die am Meisten Ursache hatten, darauf zu dringen, und Gelegenheit, sich darnach umzuthun. Hier leuchtete ihnen nun aus alter Zeit ein Gestirn entgegen, welches als Beispiel alles Wünschenswerthen gelten konnte. Die Schriften, die uns unter dem Namen „Hippokrates“ zugekommen waren, gaben das Muster, wie der Mensch die Welt anschauen und das Gesehene, ohne sich selbst hineinzumischen, überliefern sollte. Allein Niemand

bedachte, daß wir nicht sehen können wie die Griechen und daß wir niemals wie sie dichten, bilden und heilen werden. Zugegeben aber auch, daß man von ihnen lernen könne, so war unterdessen unendlich viel und nicht immer so rein erfahren worden, und gar oft hatten sich die Erfahrungen nach den Meinungen gebildet. Dieses aber sollte man auch wissen, unterscheiden und sichten: abermals eine ungeheure Forderung; dann sollte man auch persönlich umherblickend und handelnd die gesunde Natur selbst kennen lernen, eben als wenn sie zum ersten Mal beachtet und behandelt würde; hiebei sollte denn nur das Aechte und Rechte geschehen. Allein weil sich die Gelahrtheit überhaupt nicht wohl ohne Polyhistorie und Pedanterie, die Praxis aber wol schwerlich ohne Empirie und Charlatanerie denken läßt, so entstand ein gewaltiger Konflikt, indem man den Mißbrauch vom Gebrauch sondern und der Kern die Oberhand über die Schale gewinnen sollte. Wie man nun auch hier zur Ausübung schritt, so sah man, am Kürzesten sei zuletzt aus der Sache zu kommen, wenn man das Genie zu Hilfe riefe, das durch seine magische Gabe den Streit schlichten und die Forderungen leisten würde. Der Verstand mischte sich indessen auch in die Sache, Alles sollte auf klare Begriffe gebracht und in logischer Form dargelegt werden, damit jedes Vorurtheil beseitigt und aller Aberglaube zerstört werde. Weil nun wirklich einige außerordentliche Menschen wie Boerhave und Haller das Unglaubliche geleistet, so schien man sich berechtigt, von ihren Schülern und Nachkömmlingen noch mehr zu fordern. Man behauptete, die Bahn sei gebrochen, da doch in allen irdischen Dingen selten von Bahn die Rede sein kann; denn wie das Wasser, das durch ein Schiff verdrängt wird, gleich hinter ihm wieder zusammenstürzt, so schließt sich auch der Irrthum, wenn vorzügliche Geister ihn bei Seite gedrängt und sich Platz gemacht haben, hinter ihnen sehr geschwind wieder naturgemäß zusammen.

Aber hievon wollte sich der brave Zimmermann ein- für allemal keinen Begriff machen; er wollte nicht eingestehen, daß das Absurde eigentlich die Welt erfülle. Bis zur Wuth ungeduldig, schlug er auf Alles los, was er für unrecht erkannte und hielt. Ob er sich mit dem Krankenwärter oder mit Paracelsus, mit einem Harnpropheten oder Chymisten balgte, war ihm gleich; er hieb ein wie das andre Mal zu, und wenn er sich außer Athem gearbeitet hatte, war er höchlich erstaunt, daß

die sämmtlichen Köpfe dieser Hydra, die er mit Füßen zu treten geglaubt, ihm schon wieder ganz frisch von unzähligen Hälsen die Zähne wiesen.

Wer seine Schriften, besonders sein tüchtiges Werk über die Erfahrung liest, wird bestimmter einsehen, was zwischen diesem trefflichen Manne und mir verhandelt worden; welches auf mich um so kräftiger wirken mußte, da er zwanzig Jahr älter war denn ich. Als berühmter Arzt war er vorzüglich in den höhern Ständen beschäftigt, und hier kam die Verderbniß der Zeit durch Verweichlichung und Uebergenuß jeden Augenblick zur Sprache; und so drängten auch seine ärztlichen Reden wie die der Philosophen und meiner dichterischen Freunde mich wieder auf die Natur zurück. Seine leidenschaftliche Verbesserungswuth konnte ich vollends nicht mit ihm theilen. Ich zog mich vielmehr, nachdem wir uns getrennt, gar bald wieder in mein eigenthümliches Fach zurück und suchte die von der Natur mir verliehenen Gaben mit mäßiger Anstrengung anzuwenden und in heiterem Widerstreit gegen das, was ich mißbilligte, mir einigen Raum zu verschaffen, unbesorgt, wie weit meine Wirkungen reichen und wohin sie mich führen könnten.

Von Salis, der in Marschlins die große Pensionsanstalt errichtete, ging ebenfalls bei uns vorüber, ein ernster, verständiger Mann, der über die genialisch tolle Lebensweise unserer kleinen Gesellschaft gar wunderliche Anmerkungen im Stillen wird gemacht haben. Ein Gleiches mag Sulzern, der uns auf seiner Reise nach dem südlichen Frankreich berührte, begegnet sein; wenigstens scheint eine Stelle seiner Reisebeschreibung, worin er mein gedenkt, dahin zu deuten.

Diese so angenehmen als förderlichen Besuche waren aber auch mit solchen durchwebt, die man lieber abgelehnt hätte. Wahrhaft Dürftige und unverschämte Abenteurer wendeten sich an den zutraulichen Jüngling, ihre dringenden Forderungen durch wirkliche wie durch vorgebliche Verwandtschaften oder Schicksale unterstützend. Sie borgten mir Geld ab und setzten mich in den Fall, wieder borgen zu müssen, so daß ich mit begüterten und wohlwollenden Freunden darüber in das unangenehmste Verhältniß gerieth. Wünschte ich nun solche Zudringlinge allen Raben zur Beute, so fühlte sich mein Vater gleichfalls in der Lage des Zauberlehrlings, der wol sein Haus gerne reingewaschen sähe, sich aber entsetzt, wenn die Fluth über Schwellen und Stufen unaufhaltsam einhergestürzt kommt,

Denn es ward durch das allzu viele Gute der mäßige Lebensplan, den sich mein Vater für mich ausgedacht hatte, Schritt für Schritt verrückt, verschoben und von einem Tag zum andern wider Erwarten umgestaltet. Der Aufenthalt zu Regensburg und Wien war so gut als aufgegeben, aber doch sollte auf dem Wege nach Italien eine Durchreise stattfinden, damit man wenigstens eine allgemeine Uebersicht gewönne. Dagegen aber waren andere Freunde, die einen so großen Umweg ins thätige Leben zu gelangen nicht billigen konnten, der Meinung, man solle den Augenblick, wo so manche Gunst sich aufthat, benutzen und an eine bleibende Einrichtung in der Vaterstadt denken. Denn ob ich gleich erst durch den Großvater, sodann aber durch den Oheim von dem Rathe ausgeschlossen war, so gab es doch noch manche bürgerliche Stellen, an die man Anspruch machen, sich einstweilen festsetzen und die Zukunft erwarten konnte. Manche Agentschaften gaben zu thun genug, und ehrenvoll waren die Residentenstellen. Ich ließ mir davon vorreden und glaubte wol auch, daß ich mich dazu schicke, ohne mich geprüft zu haben, ob eine solche Lebens- und Geschäftsweise, welche fordert, daß man am Liebsten in der Zerstreuung zweckmäßig thätig sei, für mich passen möchte; und nun gesellte sich zu diesen Vorschlägen und Vorsätzen noch eine zarte Neigung, welche zu bestimmter Häuslichkeit aufzufordern und jenen Entschluß zu beschleunigen schien.

Die früher erwähnte Gesellschaft nämlich von jungen Männern und Frauenzimmern, welche meiner Schwester wo nicht den Ursprung doch die Konsistenz verdankte, war nach ihrer Verheirathung und Abreise noch immer bestanden, weil man sich einmal an einander gewöhnt hatte und einen Abend in der Woche nicht besser als in diesem freundschaftlichen Zirkel zuzubringen wußte. Auch jener wunderliche Redner, den wir schon aus dem sechsten Buche kennen, war nach mancherlei Schicksalen gescheitert und verkehrter zu uns zurückgewandert und spielte abermals den Geistgeber des kleinen Staats. Er hatte sich in Gefolg von jenen frühern Scherzen etwas Aehnliches ausgedacht: es sollte nämlich alle acht Tage gelost werden, nicht um, wie vormals, liebende Paare, sondern wahrhafte Ehegatten zu benennen. Wie man sich gegen Geliebte betrage, das sei uns bekannt genug; aber wie sich Gatte und Gattin in Gesellschaft zu nehmen hätten, das sei uns unbewußt und müsse nun bei zunehmenden Jahren vor allen Dingen gelernt

werden. Er gab die Regeln an im Allgemeinen, welche bekanntlich darin bestehen, daß man thun müsse, als wenn man einander nicht angehöre; man dürfe nicht neben einander sitzen, nicht viel mit einander sprechen, viel weniger sich Liebkosungen erlauben; dabei aber habe man nicht allein Alles zu vermeiden, was wechselseitig Verdacht und Unannehmlichkeit erregen könnte, ja man würde im Gegentheil das größte Lob verdienen, wenn man seine Gattin auf eine ungezwungene Weise zu verbinden wisse.

Das Loos wurde hierauf zur Entscheidung herbeigebolt, über einige barocke Paarungen, die es beliebt, gelacht und gescherzt und die allgemeine Ehestands-Remotie mit gutem Humor begonnen und jedesmal am achten Tage wiederum erneuert.

Hier traf es sich nun wunderbar genug, daß mir das Loos gleich von Anfang ebendasselbe Frauenzimmer zweimal bestimmte, ein sehr gutes Wesen, gerade von der Art, die man sich als Frau gerne denken mag. Ihre Gestalt war schön und regelmäßig, ihr Gesicht angenehm, und in ihrem Betragen waltete eine Ruhe, die von der Gesundheit ihres Körpers und ihres Geistes zeugte. Sie war sich zu allen Tagen und Stunden völlig gleich. Ihre häusliche Thätigkeit wurde höchlich gerühmt. Ohne daß sie gesprächig gewesen wäre, konnte man an ihren Aeußerungen einen geraden Verstand und eine natürliche Bildung erkennen. Nun war es leicht, einer solchen Person mit Freundlichkeit und Achtung zu begegnen; schon vorher war ich gewohnt, es aus allgemeinem Gefühl zu thun, jetzt wirkte bei mir ein herkömmliches Wohlwollen als gesellige Pflicht. Wie uns nun aber das Loos zum dritten Male zusammenbrachte, so erklärte der nedische Gesetzgeber feierlichst: der Himmel habe gesprochen und wir könnten nunmehr nicht geschieden werden. Wir ließen es uns beiderseits gefallen und fügten uns wechselsweise so hübsch in die offenbaren Ehestandspflichten, daß wir wirklich für ein Muster gelten konnten. Da nun nach der allgemeinen Verfassung die sämmtlichen für den Abend vereinten Paare sich auf die wenigen Stunden mit Du anreden mußten, so waren wir dieser traulichen Anrede durch eine Reihe von Wochen so gewohnt, daß auch in der Zwischenzeit, wenn wir uns begegneten, das Du gemüthlich hervorsprang. Die Gewohnheit ist aber ein wunderliches Ding: wir Beide fanden nach und nach nichts natürlicher als dieses Verhältniß; sie ward mir immer werther, und ihre Art mit mir zu sein zeugte von

einem schönen ruhigen Vertrauen, so daß wir uns wol gelegentlich, wenn ein Priester zugegen gewesen wäre, ohne vieles Bedenken auf der Stelle hätten zusammengeben lassen.

Weil nun bei jeder unserer geselligen Zusammenkünfte etwas Neues vorgelesen werden mußte, so brachte ich eines Abends als ganz frische Neuigkeit das Memoire des Beaumarchais gegen Clavigo im Original mit. Es erwarb sich sehr vielen Beifall; die Bemerkungen, zu denen es auffordert, blieben nicht aus, und nachdem man viel darüber hin und wieder gesprochen hatte, sagte mein lieber Partner: „Wenn ich Deine Gebieterin und nicht Deine Frau wäre, so würde ich Dich ersuchen, dieses Memoire in ein Schauspiel zu verwandeln; es scheint mir ganz dazu geeignet zu sein.“ — ‚Damit Du siehst, meine Liebe,‘ antwortete ich, ‚daß Gebieterin und Frau auch in einer Person vereinigt sein können, so verspreche ich, heute über acht Tage den Gegenstand dieses Heftes als Theaterstück vorzulesen, wie es jetzt mit diesen Blättern geschehen.‘ Man verwunderte sich über ein so kühnes Versprechen, und ich säumte nicht, es zu erfüllen. Denn was man in solchen Fällen Erfindung nennt, war bei mir augenblicklich, und gleich, als ich meine Titulargattin nach Hause führte, war ich still; sie fragte, was mir sei. — ‚Ich sinne‘, versetzte ich, ‚schon das Stück aus und bin mitten drin; ich wünsche Dir zu zeigen, daß ich Dir gerne etwas zu Liebe thue.‘ Sie drückte mir die Hand, und als ich sie dagegen eifrig küßte, sagte sie: „Du mußt nicht aus der Rolle fallen! Zärtlich zu sein, meinen die Leute, schicke sich nicht für Ehegatten!“ — ‚Laß sie meinen,‘ versetzte ich, ‚wir wollen es auf unsere Weise halten.‘

Ehe ich, freilich durch einen großen Umweg, nach Hause kam, war das Stück schon ziemlich herangedacht; damit dies aber nicht gar zu großsprecherisch scheine, so will ich gestehen, daß schon beim ersten und zweiten Lesen der Gegenstand mir dramatisch, ja theatralisch vorgekommen; aber ohne eine solche Anregung wäre das Stück wie so viele andere auch blos unter den möglichen Geburten geblieben. Wie ich dabei verfahren, ist bekannt genug. Der Bösewichter müde, die aus Rache, Haß oder kleinlichen Absichten sich einer edlen Natur entgegenwehen und sie zu Grunde richten, wollt' ich in Carlos den reinen Weltverstand mit wahrer Freundschaft gegen Leidenschaft, Neigung und äußere Bedrängniß wirken lassen, um auch einmal auf diese Weise eine Tragödie zu motiviren. Berechtigt durch unsern

Altvater Shakespeare, nahm ich nicht einen Augenblick Anstand, die Hauptscene und die eigentlich theatralische Darstellung wörtlich zu übersetzen. Um zuletzt abzuschließen, entlehnt' ich den Schluß einer englischen Ballade, und so war ich immer noch eher fertig, als der Freitag herankam. Die gute Wirkung, die ich beim Vorlesen erreichte, wird man mir leicht zugestehen. Meine gebietende Gattin erfreute sich nicht wenig daran, und es war, als wenn unser Verhältniß wie durch eine geistige Nachkommenschaft durch diese Produktion sich enger zusammenzöge und befestigte.

Mephistopheles Merck aber that mir zum ersten Mal hier einen großen Schaden. Denn als ich ihm das Stück mittheilte, erwiderte er: „Solch einen Quark mußt Du mir künftig nicht mehr schreiben; das können die Andern auch." Und doch hatt' er hierin Unrecht. Muß ja doch nicht Alles über alle Begriffe hinausgehen, die man nun einmal gefaßt hat; es ist auch gut, wenn Manches sich an den gewöhnlichen Sinn anschließt. Hätte ich damals ein Dutzend Stücke der Art geschrieben, welches mir bei einiger Aufmunterung ein Leichtes gewesen wäre, so hätten sich vielleicht drei oder vier davon auf dem Theater erhalten. Jede Direktion, die ihr Repertorium zu schätzen weiß, kann sagen, was das für ein Vortheil wäre.

Durch solche und andre geistreiche Scherze ward unser wunderliches Mariage-Spiel wo nicht zum Stadt-, doch zum Familienmärchen, das den Müttern unserer Schönen gar nicht unangenehm in die Ohren klang. Auch meiner Mutter war ein solcher Zufall nicht zuwider; sie begünstigte schon früher das Frauenzimmer, mit dem ich in ein so seltsames Verhältniß gekommen war, und mochte ihr zutrauen, daß sie eine ebenso gute Schwiegertochter als Gattin werden könnte. Jenes unbestimmte Rumoren, in welchem ich mich schon seit geraumer Zeit herumtrieb, wollte ihr nicht behagen, und wirklich hatte sie auch die größte Beschwerde davon. Sie war es, welche die zuströmenden Gäste reichlich bewirthen mußte, ohne sich für die literarische Einquartierung anders als durch die Ehre, die man ihrem Sohne anthat, ihn zu beschmausen, entschädigt zu sehen. Ferner war es ihr klar, daß so viele junge Leute, sämmtlich ohne Vermögen, nicht allein zum Wissen und Dichten, sondern auch zum lustigen Leben versammelt, sich unter einander und zuletzt am Sichersten mir, dessen leichtsinnige Freigebigkeit und Verbürgungslust sie kannte, zur Last und zum Schaden gereichen würden.

Sie hielt daher die schon längst bezweckte italienische Reise, die der Vater wieder in Anregung brachte, für das sicherste Mittel, alle diese Verhältnisse auf einmal durchzuschneiden. Damit aber ja nicht wieder in der weiten Welt sich neues Gefährliche anschließen möge, so dachte sie vorher die schon eingeleitete Verbindung zu befestigen, damit eine Rückkehr ins Vaterland wünschenswerther und eine endliche Bestimmung entschieden werde. Ob ich ihr diesen Plan nur unterlege, oder ob sie ihn deutlich, vielleicht mit der seligen Freundin, entworfen, möchte ich nicht entscheiden; genug, ihre Handlungen schienen auf einen bedachten Vorsatz gegründet. Denn ich hatte manchmal zu vernehmen, unser Familienkreis sei nach Verheirathung Kornelien's doch gar zu eng; man wollte finden, daß mir eine Schwester, der Mutter eine Gehilfin, dem Vater ein Lehrling abgehe, und bei diesen Reden blieb es nicht. Es ergab sich wie von ungefähr, daß meine Eltern jenem Frauenzimmer auf einem Spaziergang begegneten, sie in den Garten einluden und sich mit ihr längere Zeit unterhielten. Hierüber ward nun beim Abendtische gescherzt und mit einem gewissen Behagen bemerkt, daß sie dem Vater wohlgefallen, indem sie die Haupteigenschaften, die er als ein Kenner von einem Frauenzimmer fordere, sämmtlich besitze.

Hierauf ward im ersten Stock Eins und das Andere veranstaltet, eben als wenn man Gäste zu erwarten habe, das Fremdengeräthe gemustert und auch an einigen bisher vernachlässigten Hausrath gedacht. Da überraschte ich nun eines meine Mutter, als sie in einer Bodenkammer die alten Wiegen betrachtete, worunter eine übergroße von Nußbaum, mit Ebenholz und Ebenholz eingelegt, die mich ehmals geschwenkt hatte, besonders hervorstach. Sie schien nicht ganz zufrieden, als ich ihr bemerkte, daß solche Schaukelkasten nunmehr völlig aus der Mode seien und daß man die Kinder mit freien Gliedern in einem artigen Körbchen, an einem Bande über die Schulter wie andre kurze Waare zur Schau trage.

Genug, dergleichen Verboten zu erneuernder Häuslichkeit zeigten sich öfter, und da ich mich dabei ganz leidend verhielt, so verbreitete sich durch den Gedanken an einen Zustand, der fürs Leben dauern sollte, ein solcher Friede über unser Haus und dessen Bewohner, dergleichen es lange nicht genossen hatte.

Zur Reviſion des Textes.

Verglichen sind folgende Drucke:

A. Aus meinem Leben. Dichtung und Wahrheit. Von Goethe. Dritter Theil.

Es ist dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen. Tübingen, in der J. G. Cottaischen Buchhandlung. 1814. 8. 538 S.

5. Goethe's Werke. Neunzehnter Band. Stuttgart und Tübingen, bei. 1819. Groß 8. 354 S. Zweiter Titel: Aus meinem Leben. Dichtung und Wahrheit. Dritter Theil. Motto wie bei A.

5a. Desgleichen. XIX. Band. Original-Ausgabe. Wien und Stuttgart. (Mit einem Kupfer.) 1819. 8. 393 S. Zweiter Titel wie bei 5.

6. Desgleichen. Vollständige Ausgabe letzter Hand. Sechs und zwanzigster Band. Unter des durchlauchtigsten deutschen Bundes schützenden Privilegien. Stuttgart und Tübingen, in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. 1829. 16. 354 S. mit einem Kupfer. Zweiter Titel wie bei 5.

6a. Dieselbe Ausgabe 1830. 8. 346 S.

8. Goethe's poetische und prosaische Werke in zwei Bänden. Zweiter Theil. Bas. 1837. Zweite Abtheilung. Lexikon-Format. S. 141 bis 210. (Verzeichniß des Inhalts: Aus meinem Leben. Wahrheit und Dichtung. Dritter Theil, gdr. 1814.)

8a. Dieselbe Ausgabe. Zweite Auflage 1846. Zweiter Band. S. 745 bis 810.

9. Goethe's sämmtliche Werke in vierzig Bänden. Vollständige, neugeordnete Ausgabe. Zweiundzwanzigster Band. Unter des u. s. w. Bas. 1840. Schillerformat. S. 1 bis 267. Zweiter Titel: Aus meinem Leben. Wahrheit und Dichtung. Dritter Theil. Motto wie bei A.

11a. Dieselben in dreißig Bänden. Vollständige, neugeordnete Ausgabe. Achtzehnter Band. Bas. 1851. Groß 8. S. 1 bis 196. Zweiter Titel wie bei 9.

14a. Dieselben in vierzig Bänden. Stuttgart bei. 1869. Schillerformat. Dreiundzwanzigster Band, S. 127 bis 163 (11. Buch), und Vierundzwan-

pfaffer Band, S. 1 bis 110 (12. bis 15. Buch). Ueberschrift des ganzen Werkes: Aus meinem Leben. Wahrheit und Dichtung.'

15. Dieselben. Vollständige Ausgabe in funfzehn Bänden. Mit Einleitungen von Karl Goedeke. Neunter Band. Cot. 1872. 8. S. 256 bis 529. Ueberschrift wie in 14a.

K. Bibliothek der deutschen Nationalliteratur. Herausgegeben von Heinrich Kurz. Goethe's Werke. Neunter Band. Hildburghausen. Verlag des Bibliographischen Instituts. 1868. 8. S. 365 bis 570. Zweiter Titel wie bei 9.

Die Titel der in der Textrevision und in den Anmerkungen dieses Theils wiederholt angeführten Schriften sind in nachstehender Weise abgekürzt:

Abeken: Goethe in den Jahren 1771 bis 1775. Von Bernh. Rud. Abeken. Hannover. 1861.

Alsatia: Jahrbuch für elsässische Geschichte, herausgegeben von L. Stöber, 1850 bis 1857, und Neue Reihenfolge, 1858 bis 1875 (10 Bde). Mülhausen (bis 1867) und Colmar.

Appell: Werther und seine Zeit. Von J. W. Appell. Leipzig. 1855.

Beaulieu's Amalia: Anna Amalia, Carl August und der Minister von Fritsch. von Carl Freih. von Beaulieu-Marconnay. Weimar. 1874.

Bell: G. Leben in Frankfurt a. M. Aufzüge der Jetzt- und Neumanns-Nachrichten, 1722 bis 1821. 10 Bde. Frankfurt a. M. 1850.

Bergl. Lieder: Acht Lieder von Goethe. Zum ersten Male mit Erläuterungen herausgegeben von Th. Bergk. Elberf. 1857.

Bernays: Lessen Kritik und Geschichte des Goethe'schen Textes. Berlin. 1866.

Bodemann: Julie von Bondeli und ihr Freundeskreis, von Ed. Bodemann. Hannover. 1874.

Briefe an Lavater: Briefe von Goethe an Lavater. Aus den Jahren 1774 bis 1783. Leipzig. Herausgegeben von H. Hirzel. 1833.

Briefwechsel mit Jacobi: Briefwechsel zwischen Goethe und F. H. Jacobi, herausgegeben von Max Jacobi. Leipzig. 1846.

Boyer-Collard: Dessen J. M. B. Leben und seine Schriften. (Baden. 1857.)

Düntzer's Erläuterungen: Erläuterungen zu Goethe's Dichtungen. Zweites Heft. Leipzig. 1850.

Düntzer's Jugendschriften: Goethe's Jugendschriften. Zweites Heft. Zum 28. August 1850. Leipzig. 1850.

Düntzer's Frauenbildnisse: Frauenbildnisse aus Goethe's Leben. Zweites Heft. Zum 28. August 1852. Leipzig. 1852.

Düntzer's Jahrbuch: Aus Goethe's Jugendjahren. Dritte Folge, aus dem Leben des Dichters. Von H. Düntzer. Braunschweig. 1861. (Bd. III. S. 87 bis 132. J. M. R. Lenz).

Ehrmann's Briefwechsel: Gespräche mit Goethe in den letzten Jahren seines Lebens. Von J. P. Ehrmann. 2 Theile. Leipzig. 1837. 3. Theil. Magdeburg. 1848.

Fahlmer, Briefe: Briefe von Goethe an Johanna Fahlmer. Herausgegeben von L. Hirsch. Leipzig. 1875.

Fiſcher's Geſch. d. Phil.: Geſchichte der neuern Philoſophie von Dr. Kuno Fiſcher. 2 Bde. Mannheim. 1855.

Geliebte Schatten: Geliebte Schatten. Bildniſſe und Autographen von Klopſtock, Wieland, Herder u. ſ. w. von Fr. Götz. Mannheim. 1858.

Goedeke's Grundr.: Deſſen Grundriß zur Geſchichte der deutſchen Dichtung. 3 Bde. Hannover. Seit 1859.

Goedeke's Leben: Goethe's Leben und Schriften von K. Goedeke. Stuttgart. 1874.

Goethe als Rechtsanwalt: Deutſche Kulturbilder von G. L. Kriegk. Leipzig. 1874. (Anhang, S. 263 bis 317.)

Grimm's Wörterbuch: Deutſches Wörterbuch von Jakob Grimm und Wilhelm Grimm. Leipzig. Seit 1854.

Gruppe's Leng: Reinhold Lenz's Leben und Werke von O. F. Gruppe. Berlin. 1861.

Herder's Nachlaß: Aus Herder's Nachlaß. Ungedruckte Briefe u. ſ. w. 3 Bde. Frankfurt a. M. 1857.

Hirzel's Verzeichniß: Deſſen Neuestes Verzeichniß einer Goethe-Bibliothek. Leipzig. August 1874.

Jördens: Deſſen Lexikon deutſcher Dichter und Proſaiſten. 6 Bde. Leipzig. 1806 bis 1811.

Keſtner: Goethe und Werther. Briefe Goethe's, meiſtens aus ſeiner Jugendzeit, herausgegeben von A. Keſtner. Stuttgart und Tübingen. 1854.

Kurz's Leng: Deutſche Dichter und Proſaiſten. 2. Abth. Bd. III. Leipzig. 1865. (S. 340 bis 390: J. M. R. Lenz von Heinrich Kurz).

Lappenberg's Reliquien: Reliquien der Fräulein Suſanna Katharina von Klettenberg nebſt Erläuterungen von J. M. Lappenberg. Hamburg. 1849.

Lehmann's Sünden: Sprachliche Sünden der Gegenwart von Dr. A. Lehmann. Braunſchweig. 1873.

Lewes' Leben: Goethe's Leben und Schriften von G. H. Lewes. Ueberſetzt von Dr. J. Frese. 2 Bde. Berlin. 1857.

Leyſer's Goethe: Goethe zu Straßburg. Ein Beitrag zur Entwicklungsgeſchichte des Dichters von J. Leyſer. Neuſtadt a. d. H. 1871.

Lucius' Pfarrhaus: Aus der Geſchichte eines alten Pfarrhauſes. Von Ferdinand Lucius. Selbſtverlag des Verfaſſers (1871).

Merck's Briefe, I: Briefe an J. H. Merck von Göthe u. ſ. w. herausgegeben von Dr. K. Wagner. Darmſtadt. 1835.

Merck's Briefe, II: Briefe an und von J. H. Merck u. ſ. w. herausgegeben von Dr. K. Wagner. Darmſtadt. 1838.

Merck's Briefe, III: Briefe aus dem Freundeskreiſe von Goethe u. ſ. w. herausgegeben von Dr. K. Wagner. Leipzig. 1847.

Müller's Unterhaltungen: Goethe's Unterhaltungen mit dem Kanzler Friedrich v. Müller. Herausgegeben von C. A. H. Burkhardt. Stuttgart. 1870.

Musculus: Deſſen Alphabetiſches Namen-Regiſter der in Goethe's Werken erwähnten Perſonen u. ſ. w. Stuttgart und Tübingen. 1842.

Pfeiffer's Friederike: Goethe's Friederike von Freimund Pfeiffer. Leipzig. 1841. (Anhang: Seſenheimer Liederbuch.)

Pierer: Deſſen Univerſal-Lexikon der Vergangenheit und Gegenwart. 5. Aufl. Altenburg.

Ristelhuber's Elſaß: L'Alsace ancienne et moderne etc. par Baquol. Trois. édition par P. Ristelhuber. Strasbourg. 1865.

Sanders' Fremdw.: Deſſen Fremdwörterbuch. 2 Bde. Leipzig. 1871.

Sanders' Wörterb.: Deſſen Wörterbuch der deutſchen Sprache. Leipzig. I. 1860. II. 1865.

Schaefer's Leben: Goethe's Leben von J. W. Schaefer. 2 Bde. Bremen. 1851.
Schmidt's Richardson: Richardson, Rousseau und Goethe von Erich Schmidt. Jena. 1875.
Schöll's Aufsätze: Briefe und Aufsätze von Goethe aus den Jahren 1766 bis 1788. Zum erstenmal herausgegeben durch R. Schöll. 2. Ausgabe. Weimar. 1857.
Stöber's Curiosités: Curiosités de Voyages en Alsace par Aug. St. Colmar. 1874.
Stöber's Lenz: Dessen Der Dichter Lenz und Friederike von Sesenheim. Basel. 1842.
Stöber's Röderer: Dessen Joh. Gottfried Röderer und seine Freunde. 2. Aufl. Kolmar. 1874.
Stöber's Salzmann: Der Altmar Salzmann. Eine Lebens-Skizze nebst Briefen von Goethe u. s. w. Herausgegeben von August Stöber. Frankfurt a. M. 1855.
Viehoff's Leben: Goethe's Leben von Heinrich Viehoff. 2 Thle. 3. A. Stuttgart. 1864.
Werke oder Goethe's Werke, ohne weitern Zusatz, bezeichnet stets Goethe's Werke in der vorliegenden Berliner Ausgabe von Gustav Hempel.

Zur Revision des Textes.

Varianten, Druckfehler und andre sprachliche Bemerkungen.

Seite Zeile
1 u. 3. Der Titel: Dichtung und Wahrheit A bis 6a; Wahrheit und Dichtung seit 8, nach Goethe's Tode. Vergl. Thl. I. S. 205.

Elftes Buch.

5. 10 v. o. Gelegenheit A, 15 u. K; der Gelegenheit 5 bis 11a.
8 v. u. Widerhaken, s. Pfeil mit Widerhaken Thl. II. S. 7 u. 221.
6. 5. 4 v. u. lassen mit dem Dativ konstruirt, wie oft von Goethe, nach der Analogie der romanischen Sprachen, s. B. S. 100.
8. 4 v. u. Kollation, mehrfach wiederholt, s. Thl. I. S. 180, Textrev. dazu S. 224, und Büchmann, „Gefl. W.", 6. A. S. 83.
9. 6 v. o. Ereigniß, hier, wie das franz. événement, im Sinne von Ausgang.
10. letzte. Gewandtheit, auch S. 40 letzte Zeile und sonst schon von Lessing und Klinger gebraucht, jedoch erst in der Mitte vorigen Jahrhunderts aufgekommen, noch in der 1. Ausg. von Adelung's Wörterbuch fehlend. Die „Chronik von Berlin" erklärte 1789 (S. 812) dies Substantiv für ein noch unbekanntes, als die dortige „Theaterzeitung" dasselben Jahres (S. 26) von einem Schauspieler gesagt hatte, er spiele „die Rolle mit vieler Gewandtheit".
11. 4 v. o. aufzudringen; aufzudrängen 14a ohne Autorität.
12. 10 v. o. vorgeschlagenen A, 15 u. K; vorgeschlagnen 6.
10 v. o. zur A, 15 u. K; zu 6 bis 9, ebenso S. 25. Umgekehrt S. 159.
10 v. o. an Hand nach A mit 14a und 15; an die Hand zuerst 5 u. 5a, festgehalten bis 11a. Ueber den formelhaften Gebrauch des „An Händen" oder „An Hand Gehens" bei Goethe s. M. Heyne in Grimm's Wörterb. (Hand II. g) und Goethe's Brief an Knox vom 30. Mai 1809 (S. 122 in v. Biedermann's „Goethe und Dresden" 1875).
11 v. o. überdrüssig mit dem Akkusativ bei Lessing und Goethe häufiger als mit dem Genitiv, s. Beispiele in Sanders' Wörterbuch unter „Druß".
11 v. o. stehn nach A und 5, stehen seit 6, auch K. In der Redensart „zu stehn kommen" erscheint die zusammengezogene Form dem Tonfall gemäßer.
14. 15. 10 v. o. worüber und darauf, s. Thl. II. Anm. 171.
16. 14 v. o. geübten A, 5a, 14a u. 15; sehr geübten nach 5, festgehalten in 6 bis 11a und K.

15. 25 v. o. **Schicht machen** = ein Ende machen, pausieren; ursprünglich bergmännischer Ausdruck sowol von der Arbeitszeit, dem Abschnitt der Tagesarbeit, als von deren Abschluß; die Knappen ankündigt durch den Ruf: „Schicht ist's" oder „Schicht gemacht" (J. Sanders' Wörterbuch).

30 v. u. **heftigsten** A, 5a, 14a u. 15; **heftigsten zuerst** in 5, festgehalten bis 11a und K. Zu dem Superlativ fehlt es nach der Darstellung Thl. II. S. 168, wo nur das wiederholte Küssen betont wird, an einem zwingenden Grunde.

6 v. u. **Schuldlose; schuldlose** 6 u. 8.

" " **über stehn**, 2 Worte seit 6, **da über zu gegen** gehört, wie Bd. IV. S. 292 Z. 10 v. u. „gegen einander über Pollen"; **Überstehn**, 1 Wort, A, 5 u. 5a.

16. 13 v. o. **eignes**, dem Confall entsprechend, A, 5 u. 5a; **eigenes** 6 bis 15 und K.

22 v. o. **Tageslicht**, nach 6 bis 9 u. K.; **Tageslicht** A bis 5a und 11a bis 15. Die Elision erscheint hier umgekehrt sehr hart; vielleicht Ausgaben, die hier elidiren, lesen unten S. 138 mit und Tageslichts u. S. 181 Tageslicht, dagegen S. 17 Geist des Tags, S. 20 Tags- und Jahreszeiten, je nach dem Bedürfnisse des Wohlklanges und Rhythmus.

17. med. „Der Wahn, indem er floh, ließ eine wahre Betrachtung über den Zustand zurück"; **der Gegenstand** ruht auf Wahn und wahr: an Stelle des Wahns trat eine klare Einsicht in den Zustand; und der Beobachtung entsprang die Erkenntnis der Wahrheit.

6 v. u. Raymond; bei Görres (D. teutschen Volksbücher, S. 236) Raimondin, Sohn des Grafen von Forêt, Gatte der Melusine.

13. 12 v. o. **täglich** s. Thl. I. S. 221 zu S. 155 u. Thl. II. S. 187, Z. 10.

14 v. o. **Romanfiguren** nach 6 flade.; **Romanenfiguren** A, 5 u. K in Beibehaltung der alten Pluralform der Gottschedschen Zeit; s. unten zu S. 84.

16 v. o. Langeweile mit innrer Flektion, wie S. 23 der Langenweile.

24 v. o. **schöne Forderung** = ästhetische.

14 v. u. **eindringen** restexiv = eindrängen, bei Luther, Lessing (unsere Ausg., I. S. 172 „Die grübelnde Vernunft dringt sich in Alles ein"), Kant, Goethe, Schiller; s. Grimm „eindringen" No. 3.

7 v. u. **Ursel Blandine** = Ursula Blandina.

19. 10 v. o. **Kreis** A, 5a u. 15; **Kreise** 5 bis 11a u. K.

17 v. u. **Fort Louis**, besser als Fort-Louis (15); ebenso Port Louis.

15. 14 v. u. **so gern als** = sowol als; **gern** entspricht wohl, gut; so kommt auch vor; ebenso fast als. Goethe meint: gern schießen sie sowol Küche und Keller als auch Gärten ꝛc. auf.

8 v. u. Rheinschnaken, s. Thl. II. S. 230 zu S. 143.

7 v. u. **geistlichen Vaters**, s. Thl. II. S. 74 „geistlichen Großvater", und Thl. I, Schluß der Anm. 108.

20. 2 v. o. Das parlamentarische „zur Ordnung rufen" hier in einem frühen Beispiele.

" " **verständigen** = belehren; vergl. Sanders (unter: Ständig) „verständigen" 1d; veralteter Gebrauch.

12 v. o. **geschehen** nach 6; **gethan** A u. 5.

17 v. o. **Tags- und Jahreszeiten**; alle Ausgaben, bis auf 11a: Tags- und Jahrszeiten; vielleicht wäre zu setzen: Tages- und Jahreszeiten. Seinen „Annalen" gab Goethe den zweiten Titel: „Tag- und Jahreshefte".

21. 2 v. o. **was = das**, zur Vermeidung der Wiederholung. Vergl. S. 132, S. 146 und sonst.
3 v. o. **Mode geworden**, für zur Mode geworden, modern, modig. Vgl. Goethe's Werke, Bd. III. S. 295 „Mode machen".
7 v. o. **Grundriß**, die architektonische Zeichnung der Grundfläche, Aufriß die der äußeren Ansicht, Durchschnitt die der innern im Profil, vergl. Sanders' Wörterb. unter „Riß".
19 v. o. **Anschlag = Kostenanschlag.**
20 v. o. **und lebhaftigen** auszufallen in 5 (nicht in 5a) und danach in 6 bis 11a.
21 v. o. **thulich; thunlich** 5a.
7 v. u. **Rumpelkasten; Kasten = Kutschkasten, Kutsche**; s. R. Hildebrand in Grimm's Wörterbuch unter Kasten 2c. Auch die Arche Noah nannte Luther einen Kasten.
4 v. u. **Himmels willen**, 1 Wort A, 6 u. 8.
22. 10 v. o. **Zwischenfälligkeiten**, Verdeutschung von Episoden, analog „Zufälligkeiten" gebildet, solche zwischen andern Ereignissen. Sanders citirt aus Immermann's Münchhausen (12, 25): „ob sie zu den Zwischenfälligkeiten oder zu den Katastrophen gehören".
3 v. u. **nickend** bezieht sich ungenau auf Blumen, **schwankend**, eine Zeile vorher, korrekt auf Zweigen. Lehmann hat gegen solche unrichtige „adjektivische Begleiter" ein eigenes Kapitel in seinen „Sprachlichen Sünden der Gegenwart" (S. 52—57) gerichtet. Doch ist unser Fall wenn auch nicht zu billigen, erträglich, wie goldne Hochzeitsfeier, französischer Sprachlehrer, freie Handzeichnung.
23. 8 v. o. **ruhig-edle** nach A; **ruhig edle** 15 u. K, in Uebereinstimmung mit Lehmann, a. a. O. S. 12.
16 v. o. **und es doch that**; das sie der Zeile vorher zu attrahiren, da **that** von weil, nicht aber von daß regiert wird.
9 v. u. **Nichten = Cousinen**; ebenso braucht Goethe das Wort **nièce in dem Allegat Thl. II. Anm. 177a.** Auch in der „Claudine" steht **Nichtchen** (Bd. XI. S. 188, Zeile 3) für **Cousine, Base.**
25. 10 v. u. **zur A; zu 6; ſ. S. 12.**
„ „ **Rechtstopik, systematische Zusammenstellung** der Quellen und die Kunst, solche aufzufinden.
8 v. u. **keine.... drängte**; älterer Gebrauch für: **eine.... drängte nicht.**
26. 15 v. u. **zugestehn A u. 15; zugestehen 6 u. 8.**
27. 2. 11 v. u. **sim zeigen als**, mit Akkusativ (auf sich bezogen) von Lessing und Goethe bevorzugt, bei Letzterem auch mit dem Nominativ (auf das Subjekt bezogen, hier der Aspirant).
28. 10 v. o. **guter A, 9 bis 15; gut 6, 8 und K.**
29. 9 v. o. **ergriff; griff 6.**
10 v. o. **sie** fehlt in 5.
„ „ **sich; in sich 6 bis 11a.**
13 v. o. **emergirt und eminirt: sein erstes Auftreten ist sogleich ein Hervortreten; vergl. Thl. II. S. 228 zu S. 128, u. S. 862, Z. 9.**
30. 13 v. o. **schlank- und wohlgewachsene nach A; schlank und wohl gewachsene 6 u. K; schlank und wohlgewachsene 15.**
2 u. o. **allerliebste.... akademische Plebs, wie süßer Pöbel im „Faust" (Bd. XII. S. 129), dem dolce plebe des Arioſt nachgebildet.**

30. 13 v. u. **seinem, d. h. Schöpflin's.**
8 v. u. **Minnesingern und Heldendichtern; vergl. Werke, Bd. XI. 1. S. 304 u. 305.**

31. 8 v. o. **Civilisten, d. h. Civilrechtler, im Gegensatz zum Staatsrechtler, nicht etwa zum Soldaten.**
5 v. u. **wenig A, 5a u. 15, wie viel; wenige B, 6 flgde. u. K.**
4 v. u. **stets mit 15; = stetig; stäten A und K.**

32. 11 v. o. **deswegen A, 5a u. K; ausgelassen in B und danach in den folgenden Ausgaben, selbst noch in 15, jedenfalls nur aus Versehn.**

33. 7 v. o. **Jahrhunderts seit 5; Jahrhundert A.**
9 v. o. **Amyot A flgde., K und Muncker nach der älteren Schreibweise des Namens; Amiot 14a u. 15 mit Pierer nach der modernen.**
13 v. o. **dem A, 5 u. 15; den seit 6 u. K. Der Dativ erscheint geboten, es fehlt die Bewegung.**
18 v. o. **idiotisch, d. h. im Idiom, wie Idiotikon, Wörterbuch für einen besondern Dialekt, Idiom.**

34. 1 v. o. **disserirenund dialogiren die wissenschaftliche, konversiren die rein gesellschaftliche Form der Erörterung.**
2 v. o. **ward; war Druck. in 14a und 15.**
9 v. u. **Studirens; A Studirens.**

35. 8 v. o. **erhoben; A flgde. erhuben.**

36. 5 v. o. **Grunde A u. 15; Grund 6 flgde.**
13 v. o. **befahrt und vornehm gesperrt nach A mit 15 und K. Seit 6 nicht gesperrt. Jedoch werden die auf S. 38 wiederholten Worte wie ein Thema behandelt, das zunächst ausgeführt wird.**
18 v. o. **religiosen; ebenso S. 42 u. Th. II. S. 111; in den letzten Büchern dieses Theils dagegen o mit dem Umlaut, die französische, statt der lat. oder ital. Form.**
16 v. u. **begnügen müssen, mit der, namentlich von Lessing angewandten, in neuerer Zeit mit Unrecht vermiedenen Auslassung des Hilfsverbums; dieses ist hier nicht im Präsens (haben), sondern in der Vergangenheit zu denken: hätten.**

37. 13 v. u. **Uebles A u. 15; Uebels 6, flgde. u. K. Die letzte Form zweideutig, weil zugleich Genitiv des Hauptworts.**
" " **Schein A u. 15; Scheine 6, flgde. u. K., ohne Grund einen Hiatus bewirkend.**
6. 5 v. u. **Mit dem „über die Schnur bauen" bleibt der Verfasser ganz im Bilde, da der Fechter auf einer Mensur steht.**

38. 3 v. o. **Natur in K ohne Diols. Nicht deutsche Natur, sondern deutsche Naturliebe.**
7 v. o. **würdigen A u. 15; würdiger 6 flgde. K.**
14 v. o. **verheimten 6 bis 15, verheimte A u. K.**
15 v. o. **Baldberge; die Ausgaben Balchberge, s. Thl. II. S. 231 u. S. 187.**
17 v. o. **abgetrocknetem nach 6 mit 15 u. K; abgetrockneten A.**
21 v. o. **ungeheurer 6, 15 u. K; ungeheuerer A.**
8 v. u **ungeheuern 6, 15 u. K; ebenso S. 40 med.; ungeheueren A.**
2 v. u. **Poniatowski mit 15; Poniatowsky die ältern Ausgaben u. K.**

39. 1 v. o. **Nachgiebigkeit nach A u. 5a; Nachgiebigkeiten durch 5 hineingekommen und verblieben, auch noch in K u. 15. Indulgenien hat aber Voltaire vom Rom nie erhalten, und Goethe konnte das nicht sagen, vielmehr nur den Singular, = Nachsicht, brauchen wollen.**

29. 6 v. o. **geiſtreicher**, im Zuſammenhange durch das folgende Appoſitum erklärt als die Eigenſchaft, die Joſeph beſtimmt hätte, Anknüpfungen **mit Männern** wie Voltaire zu ſuchen. In der neueſten engliſchen Ueberſetzung von John Oxenford (in Bohn's Standard Library, London 1872) in dieſe Stelle durchaus verſehlt: somewhat more practically clever and a better appreciator of the mind.
16 v. o. dieſes A, 5a, 15 u. K; das 5 und danach 6 fgde.
„ „ mitſammt mit 15 als 1 Wort; A u. K 2 Worte.
17 v. u. **wir andern**, romantiſche Wendung.
40. 4—3 v. o. Das von Goethe oft angewandte Bild vom Webſtuhl, ſ. „Fauſt" (Bd. XII. S. 62) und in anderer Beziehung Bd. XI, I. S. 94.
12 v. u. **geſtellten mit allen** Ausgaben. Die Geſetze der Perſpective werden nicht auf die hinter einander geſtellten oder zu ſtellenden Couliſſen angewandt, ſondern auf die **Maleiei** derſelben. Doch iſt vielleicht Beides zuläſſig, **geſtellten** und **geſtellte**.
41. 2 v. o. **Vorſchritt**, in ſeiner Unterſcheidung von „Fortſchritt", gern von Goethe gebraucht, wie entſprechend **vorſchreiten**.
14 v. o. Lecain mit 15 u. Pierer; Le Cain A u. 6; Lekain 8 bis 14a u. K.
13 v. o. **Erholung**, nicht im **abgeleiteten** Sinne des Ausruhens, der Stärkung, ſondern, parallel **Erhebung**, im **eigentlichen** Sinne der Herumbewegung; der Schauſpieler und der Zuſchauer mit ihm, wurde **erholt** und **erhoben**, d. h. **heran** und in die Höhe getragen. Dieſer ganz ungewöhnliche und auch undeutlich gebliebene Gebrauch des Worts **Erholung** — ſofern wir es richtig verſtehn — ergab ſich aus der Anlehnung an das Wort **Erhebung**. Sonſt könnte es auch **Kraft** bedeuten.
7 v. u. **merkwürdig Epoche machenden**; vielleicht beſſer: **merkwürdig epochemachenden**.
42. 13 v. o. **religiöſe** A u. 15, wie oben S. 36 Z. 18; **religiöſe** 6 fgde.
24 v. o. **ſo grau, ſo cimmeriſch**, wie Werke, Bd. II. S. 22: „ein grauſicher Tag hinten im Norden", und „Fauſt", Bd. XIII. S. 140: „dringend aus cimmer'ſcher Nacht". Im Young's „Nachtgedanken" (III.) **heißt das Thal des Todes cimmeriſch** (cimmerian), nach Homer.
5. 4 v. u. **der Kimmeriſchen** A, 5a, 15 u. K; **der** ausgefallen in 5 und danach in 6 fgde.
43. 19 v. o. **unzuläſſlich**, analog **unerläßlich** gebildet; **unzuläſſig** willkürliche Aenderung in 11a.
25 v. o. **von Ewigkeit, und** A, 5a und 11a fgde; ausgefallen in 5 und danach in 6 fgde.
19 v. u. **hingepfahlt** mit abſichtlichem Anklang an das von Goethe ſonſt (Bd. XIX. S. 290) gebrauchte holländiſche **bepaalt**, wonach in der Farbenlehre (Werke, 40 Bde K., Bd. XXXIX. S. 97) **bepfählt**. Vergl. Lichtenberg (deſſen deutſche Schriften, ed. Gubrauer, I. 880): „Die Begrenzung, Deſtnitz, **bepaaling** nennen es die Holländer", ſowie ältere Anwendungen bei Grimm, I. S. 1479 und Sanders (unter „Pfählen" und „Paale").
2 v. u. **Dichten, denn Thun** entgegengeſetzt allgemein als **denken**, wie in „Dichten und Trachten".
44. 8 v. o. **allen** A u. 5a; ausgelaſſen in 5 und danach in 6 bis 11a.
46. 4 v. o. **in**; im Druckfehler in 14a und 15.
m. 17 v. u. **Love's Labour's Lost** nach der jetzt in England angenommenen Schreibweiſe; in den andern Ausgaben anders; ältere Shakſpeare-Drucke: Love's Labour lost. Lenz ſelbſt ſchreibt auf dem Titelblatt ſeiner Ueberſetzung: Loves Labour's lost (Anmerkungen über's Theater. 1774. S. 57).

46. 10 v. u. **Herkömmlichkeit, abscheuliche Vermeidung des Fremdworts Tradition.**
letzte. **angenehme A u. 6a; angenehm 5, danach 6 bis 11a.**
47. 17 v. u. **schweren, A flghe.; schwerem 14a und 15 nach Lenz**, der allerdings in seiner Uebersetzung (s. a. O. S. 101, und bei Tieck, Gesammelte Schriften von J. M. R. Lenz, II. S. 254) liest: „Es fiel dahin in schwerem Schlaf". Das Hürchlein fiel aber nicht im Schlaf, sondern die Prinzessin „traf" sein Leben, und es fiel in schweren Schlaf, d. h. in den Tod. Man wird also in diesem Fall Goethe's Verbesserung des Lenz'schen Textes beibehalten dürfen. Im Uebrigen geben wir die Uebersetzung genau nach dem Lenz'schen Originaldruck; daher die beiden folgenden Aenderungen.
13 v. u. **Vor Ein setzen die andern Ausgaben einen Gedankenstrich, der im Original fehlt. Wir haben ihn daher gestrichen, zumal er den Scherz, wonach „Ein L" aus den beiden Schlußkonsonanten von „voll" genommen wird, unverständlich macht und das unmittelbar Zusammengehörende trennt.**
14 v. u. **dann nach Lenz; die Ausgaben denn.**
2 v. u. **Folgendes mit K u. 15; die älteren Ausgaben folgendes.**
48. 12 v. o. **diese; die Druckfehler 6 bis 11a.**
14 v. o. **und so Mehrere; vermuthlich vorrumpirt aus und deste M. oder und um deste M.**
49. 6 v. u. **leidige; 6a Druckfehler ledige.**
50. 9 v. o. **seltner; 5 flghe seltener.**
2 v. u. **offenbare Geheimniß, ein Lieblingsausdruck Goethe's; s. Werke, Bd. XIX., Nr. 214 und das „Geheimnißvoll am lichten Tag" im „Faust" (Bd. XII. S. 26).**
2 v. u. **„Jemand mit Unwahrheit berichten"; mit st. des Genitivs, s. Grimm's Wörterb. unter „Berichten" 2b und 3.**
52. 2 v. o. **Berschaffelt's, nach der Werke Bd. XXVIII. S. 844 angenommenen Schreibweise; A 5 u. 6 Berschaffel's; Musculus, S bis 15 und K Verschaffeldt's.**
19 v. o. **denen = denjenigen**
53. 17 v. o. **erhabenen plastischen; 6a erhabener plastischer, wol auf Göttling's Vorschlag.**

Zwölftes Buch.

55. 2 v. o. **Die Zeitbestimmung endlich elliptisch verbunden mit dem folgenden das erste Mal; gemeint ist: endlich war er gesund und froh nach Hause gelangt, und zwar mehr (gesünder und froher) als das erste Mal.**
9 v. u. **Der Gegenstand der deutlichsten Ueberzeugung bleibt unausgesprochen und ist dem Zusammenhange zu entnehmen = mit klarstem Bewußtsein der nachtheiligen Folgen.**
56. 6 v. o. **trotz mit dem Dativ (allen Hindernissen zum Trotz) bei Goethe fast so häufig als mit dem Genitiv; auch Lessing sagt im „Nathan" (IV. 2; uns. Ausg., Th. III. S. 156): „Auch trotz ihm, sollt' ich meinen, selig machen".**
10. 8 v. u. **allerdings = in jedem Betracht, im ältern, eigentlichen Sinne.**
57. 10 v. o. **Eugen nach A bis 6 mit K, nach seinem vollen Namen Friedrich Eugen (s. Th. II. S. 50 und Anm. 218), weshalb 8 und 9 Friedrich (Eugen), 11a Friedrich Eugen u. 15 (Friedrich) Eugen setzen. Will man ändern, so muß ausgedrückt**

werden, daß Friedrich der den Prinzen unterscheidende Vorname ist, da er mit seinen beiden Brüdern Karl und Ludwig den Namen Eugen gemeinschaftlich führte; danach ist die Aenderung in 15 verfehlt.

57. 10 v. u. Merck richtig seit 8; bis dahin Merk.
10 v. u. Welt- und Menschengeschichte; die Geschichte von Welt und Menschen als eine gedacht, nicht als zwei getrennte Gegenstände; der herkömmliche Ausdruck Weltgeschichte ist nicht ganz genau, da darunter nicht die Geschichte des Kosmos, sondern die der Menschen, und zwar aller Völker im Gegensatz zu den Particulargeschichten verstanden wird; Goethe fühlte daher das Bedürfniß, den Begriff durch den Zusatz „Menschen“ abzugrenzen.

58. 3 4 v. o. grillenkrank, weil sonst nicht vorkommend, schärfer wie lehnsüchtekrank, wahnkrank, herzenkrank, kummerkrank (Sonders unter Krank); zitt. Goethe's „kurz der guten Mutter kranken Wahn“ (Werke, Bd. I. S. 268).

59. 4 v. o. Hesse; Heß A.
5 v. o. Wenck seit 8; Wenf A bis 6.

60. 1 v. o. wagte A, 5a und seit 8; wage 5 u. 6.
3. 6 v. o. Der Titel genau nach dem ersten Einzeldrucke der Schrift, ebenso Z. 13 flgde.

16. 15 v. u. in dem ... aufgenommen = recipirt.
14 v. u. in Einzelnen nach A mit 15 u. K wie S. 62 Z. 1; in Einzelnen A, welcher Fehler in 6 verbessert wurde: in Einzelnem und so bis 11a (in einzelnem).
13 v. u. Schmid'schen s. Bd. I. S. 119 u. 326.

62. 2 v. o. die ... Charakter, s. Bd. I. S. 212 zu S. 63 u. S. 220 zu S. 148. Bodmer und Breitinger brauchten nur diese Pluralform des Worts.
13 v. u. hatte nach A mit 15 u. K; hätte 6 bis 11a, nicht sinngemäß, da unbedingt gesprochen wird.
8 v. u. Zehn Gebote mit K; A bis 6 Zehn-Gebote; 15 Zehngebote.

63. 2. 3 v. o. Brüdergemeinde wie Werke, Bd. III. S. 374, Z. 1. u. XVII. S. 376. Brüdergemeine die Ausgaben.
15 v. o. Toleranz gesperrt nach A mit 15 u. K.
20. 21 v. o. verhöken, auch verdöcken (Jean Paul) und verhökern (Heine); s. Sanders' Wörterb. unter „Höke“.

64. 20 v. u. Verständniß = Einverständniß; man hatte sich verständigt (Z. 14 v. o.).
18 v. u. aus (wie Z. 6 v. o.); von 6 bis 11a.
17 v. u. sofort, nicht = sogleich, sondern = so fortan, jetzt und künftig.

66. 5 v. u. litterarischer Verkehr und daß er sich nach 6 bis 11a; litterarisches Verkehr und daß es sich A, 5, 14a u. 15; litterarisches Verkehr und daß er sich K, wonach er irrig auf Herder bezogen wird. Goethe bevorzugt zwar das Neutrum; die Aenderung in der Ausgabe letzter Hand erweist sich aber als eine absichtliche, weil in beiden Fällen gleichmäßig bewerkt.

67. 14 v. u. haftbar mit dem Akkusativ wie Thl. I. S. 87; s. Lesartrevision dasf. S. 215.
70. 18 v. u. Jahreszeit, auf menschliche Leben übertragen = solchen Jahren.
71. 1 v. o. vor sah in 14a und 15 ein ich ohne Grund eingeschoben.
11 v. u. unterwegs nach A; kurz vorher „meines Wegs“ und „Unterwegs“.

72. 7 v. u. wenn, nicht bedingend, sondern gegensätzlich.

73. 1—8 v. u. **Die ausgefallenen Worte zu Anfang und am Schlusse der Strophe waren, was in den übrigen Ausgaben unterblieben ist, durch Punkte anzudeuten; der erste Vers lautet in Strophe 3 der Klopstock'schen Ode „Braga" v. J. 1766:**

„Reibe mich! schon von dem Gefühle" u. s. w.

die beiden letzten:

„Den bebebenden Krystall und geschwebt
Eilend, als singe der Barbier den Tanz."

Das Anfangs-Metrum ist — ⏑ — ⏑ — ⏑ — ⏑ — ⏑ —
Keiner der Verse ist eingerückt, wie in den übrigen Ausgaben geschieht.

73. 1—3 v. o. **Das Letztere gilt auch von diesen Versen, deren erster dem Metrum folgt — ⏑ — ⏑ — ⏑ — ⏑ —; sie sind aus der 7. Strophe der Ode „Eislauf" v. J. 1764; ihnen geht voran der Vers:**

„Sein Licht hat er in Lüfte gehißt,
Wie" u. s. w.

Als zwei verschiedenen Gedichten entnommene Stellen (Seite 72, Z. 4. v. u.) müssen diese Verse von denen der Seite 72, nach A bis 8, getrennt werden. Dies unterließ zuerst 9, und so ungeschieden und in gleicher Anordnung, trotz des ganz verschiedenen Metrums, erscheinen die beiden Strophen noch in den neusten Cotta'schen Ausgaben (14a und 15) und in K, gleichsam als läge nur ein Allegat und aus demselben Gedichte vor.

13. 10 v. o. **Schwungkraft, bei Vermeidung des Fremdworts „Elastizität".**

14—11 v. u. Strophe 3 der Ode „Eislauf": Ball im 4. Verse nach der ersten Ausgabe von Goethe citirt, während Klopstock in der Ode „Die Kunst Tlalf's", Strophe 11, „Ball" in Tanz schon 1771 und hier 1798 in Reihn geändert hatte.

74. 20 v. u. -gehalten, da das Zusammenhalten gemeint ist; in den übrigen Ausgaben fehlen die Bindestriche.

75. 3 v. o. Kleinen } nach 6 mit 15 u. K; wenn A kleinen ..... grö-
4 v. o. Größern } ßeren lieh, so sind deswegen nicht nothwendig Stände zu ergänzen, weil Adjektiva in älterer Schreibart auch bei substantivischem Gebrauch mit kleinen Anfangsbuchstaben geschrieben wurden; dazu kommt, daß was hier von dem feindseligen Verhalten der Kleinen gegen die Großen gesagt wird, nicht allein auf Reichsstände, sondern auf alle Reichseingesessenen Anwendung findet.

76. 12 v. o. weg Alles; Alles auszelassen in 5 und danach in 6 bis 9; restituirt in K mit der Umstellung Alles weg und in 11a bis 15.

16 v. u. oder; und Fehler in 5, verschlevpt nach 6 bis 11a.

77. 2 v. o. jene; eine Fehler aus 5, übergegangen in 6 bis 9.

21 v. o. größeren } mit 15 nach A, weil Apposition zu den nach der
22 v. o. kleineren } Mannich zahlenden Reichsständen, wie S. 80 medio, 6 bis 11a u. K Größeren ..... Kleineren.

24 v. o. zahltägigen, von Zahltag, den am Zahltage fälligen, A und 5a; der Fehler in 5 zahlthätigen übergegangen in 6.

78. 13 v. o. beides im ältern Sinn von sowol als auch = dem engl. both.

79. 12. 14 v. o. } Beidemal dieselbe Schlußwendung mit den Worten Einleitung
23. 26 v. o. } gegeben. Goethe liebt diese Form und das Zeitwort „einleiten" für einführen, bekannt machen, besonders, z. B. unten S. 86, Z. 10 v. u., S. 89, Z. 8 u. a. m.

31. 11 v. o. **zuſprachen**; 14a **zuſprechen**.
21 v. o. **Kielmannsegge** lautet der Name; ſ. Strodtmann, Briefe von und an Bürger, Bd. II. (1874), und über Stein's Schwiegerſohn dieſes Namens deſſen Leben von Pertz; Kielmannsegg die Ausgaben und Muncker.
23 v. o. Die Schilderung Gotter's als „derbe, breite, barnevriſche Figur" gilt Glover (Goethe als Menſch und Schriftſteller, 1874, S. 121 als Symptom eines hohen Grades „von Abernitz und Mutwillen"; er erblickt darin die Abſicht, „die Bewohner einer ganzen deutſchen Provinz beleidigen oder lächerlich machen zu wollen", und fragt: „wie würde es ihm [Goethe] gefallen, wollte man ihn ſelbſt öffentlich eine hagere, lange Frankfurter Figur nennen!"
2 v. u. Spinnegewebe; Thl. II. S. 97 Spinnengewebe, ſ. Textrevision daſ. S. 226.
1 v. u. **großen**; 6a **großem**.
32. 16 v. o. **herrliche** mit A bis 8 u. K; **herzliche** 9 bis 15. Die letzte Lesart hat viel Bestechendes, da Goethe auch ſonſt von der „herzlichſten Schadenfreude" ſpricht (Werke, Bd. XVII. S. 262, Z. 10) und man Jemand von Herzen haſſen, herzlichen Spott an ihm üben kann. Andererſeits iſt herrlich auch zuläſſig. M. Heyne bringt dies Wort in Grimm's Wörterb. unter 8 in ironiſcher Bedeutung und unter 9 in Gleichſtellung mit „ſehr, höchſt, ungemein" und belegt den Gebrauch von herrlich verachten, herrlich trotzen, herrlich lachen, alſo ganz wie „herzlich". Wie eine herrliche Freude (vgl. unter 13, kann es auch eine herrliche Schadenfreude geben. Wir finden daher mit Kurz keinen zwingenden Grund zur Annahme der erſt nach Goethe's Tode in der wenig Gewähr bietenden Ausgabe v. J. 1840 beliebten Aenderung. Nahe lag für Goethe die Analogie: es gab einen herrlichen Spaß, ſie hatten herrlichen Spaß davon.
9 v. u. **Peritopen**, vergleichsweiſe, wie ſolche aus der Bibel, d. h. zum Text der Predigt beſtimmte Abſchnitte derſelben.
33. 9 v. u. **bedrückt** nach 6; **bedruckt** A, wie S. 50 „vorgerückt" und S. 102 „eingedruckt"; vergl. Thl. II. S. 231 zu S. 170 **fortrückende**.
2 v. u. Grebel; der Name fehlt in A bis 11a; als in der Feder ſtecken geblieben iſt er bei Kurz und in 14a und 15 nachgetragen.
34. 4 v. o. **Romandichter**, ſ. oben zu S. 18; **Romanendichter** A.
35. 8 v. o. Der Wanderer wie Werke, Bd. II. S. 178; der Wanderer die Ausgaben.
11 v. o. **befreien** nach 6; **befreyn** A.
36. 16 v. o. **Atar**, bei Dupper für „Avatára"; ſ. Benfey's Orient und Occident, I. 4, S. 728; die Erzählung von „Gott und Bajadere" findet ſich z. B. im 6. Avatára.
23 v. o. Hanemann, ſ. Werke Bd. III. S. 42.
29 v. o. zu A bis 8, K u. 15; ſo 9 u. 11a.
8 v. u. Recenſion = kritiſche Ausgabe (Textum recensuit N. N. ſ. Sanders' Fremdwörterb.).
37. 11, 10 v. o. **Anzuſammenhalt**, frei gebildet als Gegenſatz des bei Sanders (Wörterb. unter „Halt") durch viele Beiſpiele belegten Hauptworts „der Zuſammenhalt".
38. 5 v. o. **manchmal**, in 6 ausgefallen, wiederhergeſtellt in 14a, 15 u. K.
4 v. u. **meinen** nach 6 bis 14a und K; **meinem** (ſchon von Glover getadelt) 15 nach A.

90. 1 v. o. **anrufen A, 5a, K, 14a und 15; anrufen 5, danach 6 bis 11a.**
2 v. o. **Tode A; Tod 5.**
91. 2 v. o. **anspruchslos A; anspruchslos 6.**
92. 7 v. o. **Prosa; 6a Prose.**
16 v. o. **glücklich-unglücklichen; vergl. im „Werther“ S. 96 Werke, Bd. XIV: „der glückliche Unglückliche“ (s. Schmidt's Richardson S. 125) und „Divan“, Werke, Bd. IV. S. 168, „von jenen tausend Glücklich - Unglücklichen Einer“.**
17—20 v. o. **Die Stelle ist kein wirkliches Citat aus der „Neuen Heloise“, etwa nach Gellius' Ueberlegung, wenn auch Erinnerung an Brief 7, Thl. V. des Romans. Nur die Schlußworte geben genau wieder das französische: le lendemain, le surlendemain et toute sa vie (s. Schmidt's Richardson, S. 124)**
§ 10 v. u. **Stolpen, oberdeutsche Form für Stulpen (oder Stülpen, wie Adelung will, die umgelegten, umgestülpten Schäfte des Stiefels.**
4 v. u. **Geßner; Geßner A u. 6; s. Zus. II. S. 222 zu S. 24.**
2 v. u. **jenem 6 flgde. u. K; jenen A u. 15.**
„ „ **Mummenspiel, als Variante von Mummenschanz neugebildet.**
93. 11. 12 v. o. **Deserted Village nach der Ueberschrift des Gedichts in den Miscellaneous Works of Oliver Goldsmith. Vol. II. p. 53. London. 1820; s. oben Thl. II. S. 277.**
11 v. u. **Vergangenes nach 6 mit K; Vergangene 14a und 15 nach A.**
94. 16 v. u. **Lahn; Lahne 6 bis 11a.**
15 v. u. **wieder, weil nicht in bestimmter Beziehung auf oben Z. 2, sondern allgemein zur Bezeichnung und Hervorhebung dieser Art des Glücks; jeder Glücksfall ist an sich eine Wiederholung.**
95. 4 v. o. **bewillkommnen bevorzugt Goethe vor bewillkommen, welches letztere Adelung „in der anständigen Sprechart“ als ungestattet; an unserer Stelle ließt weil nur 11a bewillkommt.**
11 v. o. **Christian Heinrich Schmid; so lautet der Name auf den Titeln der Schmid'schen (des Gießer Schmid) Schriften sowie bei Düntzer und Goedeke; Schmid seit 8, Schmidt A bis 6, wo der erste Vorname Philipp lautet.**
18 v. u. **Nößel (Nößel, Nösel), schon bei Luther, Maß für Flüssigkeiten, = ¼ Kanne (Sanders).**
97. 2 v. o. **parasitischen 6; parasitische A.**
3 v. o. **Andringlingen wie unten S. 199 „Zudringlinge“; 14a Andringliche.**
19 v. o. **Gelehrten im Titel der Zeitschrift; gelehrten die Ausgaben.**
99. 7 v. o. **die Thl. II., Anm. 171 erörterte Relativ-Konstruktion.**
100. 14. 15 v. o. **tut, ließen ließ; s. oben zu S. 9.**
101. 2 v. o. **andern A bis 14a; Andern 15 u. K. Beides zulässig.**
6. 7 v. o. **in eins ...brauchen; ebenso s. Thl. I. S. 221 zu S. 156; sie in eins hineinnehmen, ihnen und darin verwenden, brauchen.**
8 v. o. **der Anblick A und 11a flgde.; der Anblick 6 bis 9, vielleicht um das doppelte der zu vermeiden.**
102. 2 v. o. **tief genug, als daß für: tief genug, um nicht mit dem Ins., oder für: zu tief, als daß.**
3. 4 v. o. **eingedrückt; eingedruckt A u. 6. S. oben zu S. 83 „bedrückt“.**
9 v. o. **mit Augen zu sehn, s. Thl. I. S. 207 zu S. 16.**
„ „ **so, ausgefallen in 6 bis 11a.**

Dreizehntes Buch.

103. 22 v. o. **la Roche** mit 11a bis 15, Goedeke's Grundr., Musculus und der Rang- und Quartierliste für das Jahr 1874, S. 180; **laroche** A, 6 u. K; **la Roche** 8 u. 9.

9. 10 v. o. **kummlebendig**, Grimmsen = kummsprechend, wie im „Faust“ (Werke, Bd. XIII. S. 294: **kummfreundlich**.

11 v. o. übermalerisch, wo die Natur von der Kunst nicht erreicht wird.

4 v. u. dies; dieses 9 und 11a.

104. 6 v. o. triegliche nach der Schreibweise der Offizin; trüglich die Ausgaben.

7 v. o. beklagt, Präterium, nicht Präsens.

2 v. u. **lantien Bares**, ungewöhnlich im Sinne von warmen Bades.

13 v. u. **Geheimeraths** mit 6 bis 11a und K; **Geheimenraths** mit innerer Flexion A, 14a und 15, veraltet.

105. 10 v. o. **Schatullen**; **Chatoullen** 6 u. K, als käme das Wort aus dem Französischen.

15 v. u. **Bondeli** A, 5 u. 6; **Bondelli** 8 bis 15 u. K; die erste Form die richtige nach Bodemann, s. oben Thl. II. S. 276, 283 u. 396.

107. 17 v. o. **väterlich** A, K, 11a bis 15; **väterliche** 5, danach 6 bis 9.

20 v. o. **Bildung vom Gesicht**, im Gegensatz zum **Bau**, wie franzöſ. la figure.

22 v. o. als thätigem Geschäftsmann; s. Sanders' Hauptschwierigkeiten, S. 45.

13 v. u. **die Denkweise** A, 5, K, 14a u. 15; die ausgelassen in d bis 11a.

108. 3 v. u. **vorschlägig** = anschlägig, veranschlagt.

109. 14 v. o. **mehr** = öfter.

9 v. u. **gebändigt**, d. h. in Schranken gehalten, nicht eigentlich „gezähmt“. Goethe liebt diesen etwas starken Ausdruck, wie in dem Gedicht auf Schiller, Werke, Bd. I. S. 137 V. 20, u. Bd. XI. 1. S. 311: „Er fühlt sich frei, wenn er gebändigt lebt“.

110. 18 v. o. **jener herrlichen Ufer** 6 bis 11a; **Aus jenes herrlichen Ufers, danach 14a**, 15 u. K; **5 jenes herrlichen Ufer**; auf die Verdeutlichung dieser Lesart ist die in 6 zurückzuführen; diese wird beizubehalten sein, da sie in der That richtiger ist als die ursprüngliche in A; denn **Ellfeld** und **Biberich** liegen auf dem **einen**, **St. Goar** und **Bingen** auf dem **andern** (linken) Rheinufer. Die tausendfältige Abwechselung muß sich auf beide Ufer beziehn; andernfalls wäre es unklar, welches derselben unter „jenem“ zu verstehen.

13. 14 v. o. **eingedrückt** mit 15; **eingedruckt** A bis 6 u. K, s. oben zu S. 102.

14 v. o. **verinnigte sich**; Verbum von **innig**, gleich so vielen Zeitworten von Adjektiven auf **ig** (gütig, lebendig) gebildet und gleich **verinnerlichen** von **innerlich**; Goethe braucht auch das Simplex **innigen** (Sanders unter „innig“, der das Vorkommen von „verinnigen“ nur bei modernen Schriftstellern, Schelling, Kühne, nachweist).

16 17 v. o. **Einfluß über mich**, statt auf, wie **Herrschaft über Jem.**; der Betroffene steht umgekehrt **unter dem Einflusse Jemandes**. Auch diese Wendung ist elliptisch.

111. 22 v. o. **Gipsabgüsse** A u. 5a; **Gipsabdrücke** 5 bis 11a.

112. 4 v. o. **Jüngern**
7 v. o. **Aeltern**
22 v. o. **Jüngsten**
} mit kleinen Anfangsbuchstaben A, 6, 15 u. K.

112. 10 D. o. **Legitimationen**, d. h. der unehelich Geborenen.
10 D. u. **Kleidaxyrs**; einige Ausgaben A. 6, 11 a pluderes.
4 D. u. **könne** A. 11a bis 15 u. K; **kann** Hefter in 5 bis 9.
3 1 D. u. **daß nicht** = ohne daß.
letzte. **demungeachtet**; 6a **dessenungeachtet**, wie S. 130.
113. 7 D. o. **einige**, ausgelassen in 14a.
16 D. u. **gleichgiltigen** = Adiaphora.
13 D. u. **nicht**; hinzuzudenken **anders**, oder **mit größerem**.
8 D. u. **Halbgeschmack**, analog Halbbildung.
4 D. u. **einsprachen** = **Einspruch thaten**, ein Fürwort einlegten.
114. 10 D. o. **Gebierischen**; A bis 6 Gebterischen.
3 2 D. u. **gemein-wüstes** A u. 5; 6 ohne Bindestriche.
7 D. u. **Charaktern**, s. oben zu S. 62.
letzte. **angeähnlicht**; „**anähnlichen**" und „**anähneln**" von Goethe aus dem schon Luther und Fischart bekannten intr. „ähnlichen" und zur Verdeutschung von assimilieren oder affenodiren neu gebildet; s. Beispiele bei Grimm 1, und „angenähnert" unten S. 121.
115. 8 D. o. **gut- und großmüthig**; die in allen Ausgaben fehlenden Bindestriche haben wir hinzugesetzt; sie scheinen uns nothwendig, weil der Verfasser die seinen Landsleuten eigne **Gutmüthigkeit** bezeichnen, sie für **gutmüthig, gutdenkend** erklären wollte, wie das unmittelbar folgende, „wenn er auch noch so **gut denkt**" erläutert. Das Prädikat **gut** scheint hier nicht gemeint sein.
9 D. u. **Reinhard** A u. 15; **Reinhardt** 6 Hefte, auch K.
116. 10 D. o. **auf das Papier setzubringen**, altpitch für: a. d. P. zu bringen und dort zu fixiren; s Abt. I. S. 221 zu S. 156.
117. 8 D. o. **Steine im Brett**, Bild vom Tambrett-, nicht vom Schachspiel, wie Werke, Bd. XIX. Nr. 139 u. 776. Mehrere sprichwörtliche, daher genommene Wendungen bei Sanders unter „Brett" 2c. Da man hier den Wurf aus Z. 2 als zu bemeldem Bilde gehörig betrachten muß, so wäre an ein mit Würfeln verbundenes Brettspiel (Tocadille) zu denken.
11, 12 D. o. **bei der Klinge geblieben**, wie „bei der Stange"; Hessus schreibt (ant. Fuhg, Th. XVI. S. 213): „Endlich scheinet der Herr Hauptpastor Goeze ..... an Klinge kommen und bei der Klinge bleiben zu wollen."
10 D. u. **grauserlich**, Variante von grausig, grauerlich, grauslich, grausli (Schweiz.) und ähnlichen Formen.
118. 18 D. u. **ward**; **war** Druckf. in 6 u. 6a.
9 D. u. **geht**, Präsens, da vom konkreten Fall zur allgemeinen Erfahrung übergegangen wird.
119. 14 D. o. **ungenannt**, „anonym" vermeidend.
16 D. u. **Deutschen** nach dem Titel; 15 **Deutschen**; K **deutschen**.
120. 3 D. o. **demungeachtet**; **dessenungeachtet** 6a, wie S. 112.
10 D. o. **Vorschritte** = Vorauszug, Anführung, s. oben zu S. 41; **Vorschritt** Druckf. in 6a.
121. 1 D. o. **bemerke** A. 15 u. K; **bemerkte** 6 bis 11a.
4 D. o. **dieses** d. h. das nur mittelbar erwähnte zwischen Franz und Gegen Schwester.
9 D. o. **Schwager**, in andern Sinne (= Rival) Werke, Bd. IV. S. 382 zu S. 56.
17 D. o. **Lustigste**; **Lustige** Druckf. in 6.
19 D. u. **am Oestersten**, bevorzugt von Goethe vor **am Ostersten**.

122. 8. 10 v. o. **empfänglicher und ausgebender, zur Vermehrung der Fremdworte rezeptiv und produktiv, wie Z. 17 Gesichtskreis und nicht Horizont.**

10 v. u. **Gespräch im Geiste = überlier Dialog S. 123, Z. 7; Gespräche Druck in 6 u. 6a.**

123. 9 v. o. **einen zu sperren, als Gegensatz zu den „mehreren Individuen" von Z. 7, die auch Freunde und Theilnehmer sind**

11 v. u. **aufgehangen = aufgehängt, s. Grimm, „aufhangen" 2, Sanders und Gellert's „Lügner".**

124. 15. 17 v. u. **im offenbaren Lichte, im Gegensatz zu insgeheim, nach schon biblischem Gebrauch, namentlich Jerem. 2, 34: „nicht heimlich, sondern offenbar".**

125. 8 v. u. **entwickelt, im eigentlichen Sinne = entwirrt, klar.**

126. 6 v. o. **age and experience, nach I. S. 305 der englischen Uebersetzung von „Dichtung und Wahrheit" von John Oxenford (London 1872); die übrigen Ausgaben Age and Experience nach der ältern Schreibweise.**

8 v. o. **painful; die ältern Ausgaben painfull.**

8. 11 v. u. **zu Menschenhasern vollendet, statt des umständlichern vollendet zu Menschenhassern, zu vollendetern Menschenhassern macht.**

127. 9 v. o. **letzte Thule, Wiedergabe von ultima Thule.**

10 v. u. **Loda, eigentlich Lodun = Woden, Odin.**

8 v. u. **in unmuthigem Uebermuth; andre Beispiele einer solchen Steigerung durch Wiederholung bei dem Worte Uebermuth führt Sanders an, so das Sprichwort: Muth macht Uebermuth, Uebermuth Armuth, Armuth Demuth; Nicolai spricht vom Uebermuthe des Muthes, Börne gleichfalls vom Muth im Uebermuth, Zschokke von Gleichmuth gegen Uebermuth u. s. w. Grade das Auseinandergehen der Begriffe in solchen Zusammensetzungen mit demselben Stammworte reizt zum Wortspiel.**

128. 9 v. u. **solchen mit 15; andre Ausg. wie K Solchen.**

7 v. u. **verleihet intr., s. Thl. II. S. 222 zu S. 26.**

129. 13. 15 v. o. **Otho; A u. 5 Otto.**

130. 10 v. u. **hatten, in A fehlend, in 5 zugesetzt und seitdem beibehalten, auch in 15 u. K. Vielleicht eine wirkliche Verbesserung; die Symmetrie erfordert auch hier ein Verbum, wie bei dem mit „wünschten" endigenden Satze.**

9 v. u. **Dumeiz, die richtige Namensform nach Pünzer's Untersuchungen (Frauenbilder, S. 213, Note), so auch A, 6 u. 6a; Musculus, 8 bis 15 und K Dumeiz, die Staatskalender Dumeiz.**

6 v. u. **Servière nach Pünzer a. a. O.; sonst die Ausgg. Servières.**

5 v. u. **Alesina-Schweitzer'schen nach der von der Familie angenommenen Namensform (Alesina von Schweitzer). In den Ausgaben Alessina 8 bis 15, K mit Musculus, und früher A bis 6 Alosina. Der erste Name auch richtig bei Pünzer a. a. O.; das doppelte l ist durch Anfügung eines zu den Stamm organisch entstanden (andere der einzelnen Formennamen Alesina). — Der zweite Name bei Pünzer a. a. O. mit in den Ausgaben Schweitzer.**

131. 4 v. u. **nächster, d. i. letzter, zunächst verflossener.**

132. 9 v. u. **was = das.**

133. 2 v. u. **Explosion** } **als Ursachen,**

134. 4 v. o. **Ausbruch** }

2 v. o. **Erschütterung als deren Wirkung.**

10 v. o. **Werther's nach dem Titel; die Ausgaben Werther; s. Goedeke's Grundr., II. S. 531, Nr. 18. 7.**

134. 22 v. o. **verdienstreich** allein würde der Verfasser dazu gebraucht haben.

8 v. u. Seite 214 bezieht sich merkwürdigerweise auf den **Himburg**schen Nachdruck des Romans in „W. Goethens Schriften. Erster Theil. Berlin 1775". S. 215 beginnt mit dem Zettel, in welchem Werther Alberten bittet, ihm seine Pistolen zu leihen. In der Originalausgabe fängt damit schon S. 213 an. Bekanntlich ist durch Bernays zuerst festgestellt, daß Goethe den späteren Ausgaben seines Romans (von 1787 ab) jenen Nachdruck gleichfalls zu Grunde gelegt hatte und die Originalgestalt wahrscheinlich gar nicht besaß. In der zur Zeit der Abfassung seiner Lebensgeschichte letzteren Ausgabe der Werke, von 1806, hatte der „Werther" (Bd. XI) nur 196 Seiten.

135. 15 v. u. **komisch tragische**, mit den ältern Ausgaben u. K. sowie nach Lehmann, Sprachliche Sünden der Gegenwart. 1875, S. 12; 15 komisch-tragische.

10—3 v. u. Die Verse nach Werke, Bd. III. S. 168 u. 199.

8 v. u. **Geschmäckler**, von kleinlichem, allen Geschmack (nach Campe), zwei Jahre früher auch von Goethe gebraucht (Werke, Bd. XXVIII. S. 340) und zur selben Zeit von Lavater (1775): „Es ist ein schreckliches Ding um den Eigensinn der ..... Geschmäckler, besonders derer, die Mücken seigen und Kameele verschlingen" (Alsatia. 1873, S. 88).

136. 19 v. o. **nach gewesen** in 5 ein den Satz beschwerendes sei hinzugefügt, beibehalten in 6 fgde u. K, nicht in 15.

12 v. u. **sondernde**; 5 besondernde, auch 6.

137. 1 v. o. **geliebtesten**, als auf die eben erwähnten weiblichen Wesen („hübschen Kinder") bezüglich; andere Ausgg. Geliebtesten.

138. 3 v. o. **Tagesliehts**, s. zu S. 16.

8 v. o. diese A, 15; die aus 5 übergegangen in 6 fgde u. K.

13 v. o. **war**, erst in 5 zugesetzt, seitdem in allen Ausgaben, vielleicht entbehrlich.

* * **alles**, adjektivisch auf Bedeutendes zu beziehn; K Alles.

13. 18 v. o. In A ist nach es ein Komma gesetzt, dagegen keines nach Gesellschaft; es könnte daher fraglich erscheinen, ob die Worte in jener or. Gesellschaft zu dem vorhergehenden war oder zu dem folgenden bedeutete gehören; in letzterm Falle müßte die Schluß-Klammer nach es an der Stelle des Komma gesetzt werden. Der Sinn erfordert aber die Streichung des Komma und die Belassung der Schluß-Klammer nach Gesellschaft. Denn dramatisiren ist an sich kein Kunstwort, nur jene Gesellschaft, viel erfinderisch, produktiv dumpelte das Wort dazu.

3 v. u. **selbes**, zu einem nicht ausgesprochenen Epigramm gehörig, das auch dem folgenden Epigramme zu entnehmen, nicht zu dem vorhergegangenen Sinngedichte. Nur formeller Unterschied.

139. 16 v. u. **Bonne**; Boigt umgenau A, 6, auch noch K.

141. 19 v. u. **erfassen**, nach Riemer's Bemerkung in einem ungedruckten Schreiben an Goethe v. 13. Dezember 1813: „Fol. 24, S. 369 stand: und im Begriff stand, es zu ergreifen, entweder auf dem Wege war, es zu ergreifen d. h. sich anzueignen, oder zu leisten, darauf studirt oder und im Begriff stand, es zu erfassen." Für letzteres Wort entschied Goethe, indem er es roth unterstrich.

Vierzehntes Buch.

143. 4 v. u. **Besseren** mit K; doch ist besseren (15) gerechtfertigt durch das vorhergegangene „Menschen" und „Geister".

144. 18 vor u. **Niemandem**, Schreibart der Offizin; die Ausg. Niemanden.

6 v. u. **Humor** und Gabe; zu furpuliren: wie dem (der) feinigen.

145. 3 v. o. **liefländischen**, I. Abt. II. S. 229 u. S. 52, liefländischen 15.

9 u. v. o. Der Satz von **beschloß** bis **stellen** lautete ursprünglich etwas anders. Riemer bemerkt nämlich in dem vorstehend zu S. 141, Z 10 v. u. angeführten Revisionsschreiben: „Fol. 24, S. 378 statt: beschloß nun sich in die Schöne selbst verliebt zu stellen. Das Selbst gehört zu sich, oder vielmehr zu dem Objekt, das in beschloß steckt. Also Lenz in eigner Person wollte sich in sie verliebt stellen. Er selbst wollte sich ꝛc. Folglich müßte es heißen:

a) **beschloß nun selbst sich in die Schöne verliebt zu stellen; oder**

b) **beschloß nun in die Schöne sich selbst verliebt zu stellen;**

c) **beschloß nun sich selbst in die Schöne verliebt zu stellen.**

Ich würde Nr. a vorziehen." Goethe genehmigte a.

4 v. u. **zurückzuhalten**, Versehen des Verfassers für: abzusenden und ihn bewogen, es u. s. w.

2 v. u. **Kreuz- und Querbewegungen** = Kreuz- und Querzügen.

146. 8 v. o. Zum Riemer's Bemerkung a. a. O.: „Fol. 24, S. 380 bis zu der Zeit, da er sich im Wahnsinn verlor, besser wol: in Wahnsinn verlor", von Goethe durch Rothunterstreichen bis zu angenommen. Zu Z 5 im Einzelnen versloß machte Riemer nicht den gleichen Aenderungsvorschlag.

10 v. o. **was** = daß, also auf das Nächste, nicht auf den ganzen Satz zu beziehen.

10. 9 v. u. Hiezu Riemer's Bemerkung a. a. O.: „Fol. 24, S. 382 sind doch die Titel der Lenzischen Schriften richtig? z. B. der neue Menoza ꝛc.", wozu Goethe schrieb: „ist richtig!" — Man liest allerdings oft „der neue Menoza". Nach Plautus ist das Komma (auch in 15 und K) zu streichen.

147. 11. 12 v. o. **nicht ohne . . . . Unterricht**, d. h. nicht ununterrichtet; vergl. oben Thl. II. S. 225 zu S. 78 **Studien** = Kenntnisse.

14. 15 v. o. **aus Allem . . . kein Geheimniß**, genauer aus seiner Sache, aus nichts . . . ein **Geheimniß**, ich verheimlichte ihm nichts.

12 v. u. **bestrebten** } in beiden Fällen scheint ursprünglich die entsprechende

7 v. u. **erhält sich** } Form des Zeitworts **wirken** gestanden zu haben; denn Goethe bemerkt auf dem oben zu S. 141, 145 u. 146 angeführten Riemer'schen Schreiben bei **gewirkt** (Z. 4 v. u.): „NB. Im Vorhergehenden [d. h. vor Aeußeres, S. 147, letzte Zeile] kommt wirken dreymal vor. Die beiden erstenmale liesen sich wohl abändern. Prüfen Sie meine Versuche mit Bleyfeder."

8 v. u. **Statt sondern** stand ursprünglich ja. Riemer schreibt in demselben Briefe: „Fol. 25, S. 385. Da er nicht im Vorbergenen so manches geleistet u. so vieles gewirkt, so beyoes ꝛc. Da das ja sehr oft vorkommt und hier auch eine stärkere, kräftere Partikel gefordert wird, so dächte ich, wäre sondern wol vorzuziehn"; ward von Goethe durch Rothunterstreichen angenommen.

148. 3 v. o. Statt seine Person stand ursprünglich sein Aeußeres. Aus Riemer's mehrgedachtem Briefe finden sich von Goethe's Hand die Bemerkung: „Fol. 26, S. 283. Unsern kommt Aeußeres zweimal. Könnte man statt der Wiederholung nicht sagen: Er hielt auf seine Person?"

10 v. u. bestätigt, nach dem ältern, bei Goethe besonders beliebten Gebrauche (s. Grimm) von ärmare, hier = ständig, stätig, ihm zu eigen gemacht.

149. 1 v. o. zurückgetrieben; ursprünglich stand zurückgedrängt (s. folgende Bemerkung).

2 v. o. durchstürmen } ist beabsichtigte Erinnerung an Sturm und
4 v. o. durchdrängen } Drang, desjenige Klinger'sche Schauspiel, nach welchem die ganze Literaturperiode ihren Namen erhielt. Ursprünglich lautete dieser Satz etwas verschieden. Riemer nämlich bemerkt a. a. O.: „Fol. 25, S. 288. In der Periode von Weil nun, in des Jünglings Lage – ist Einiges unklar. Statt zurückgedrängt wäre vielleicht zurückgetrieben zu lesen [von Goethe roth unterstrichen, daher genehmigt], da wir das Drängen unten noch brauchen. Das sondern vielmehr durchstürmen, sich durchdrängen mußte, hat keine rechte Konstruktion, eher noch, wenn es hieße: vielmehr mußte er sich durchstürmen, durchdrängen; nun scheinen mir aber diese beiden Worte, obgleich damit auf sein Sturm und Drang angespielt wird, zu vag, anstatt eines individuelleren. Mir scheint es, als wenn Euer Excellenz Idee gewesen wäre, daß er sich par boutade, sprung- und stoßweise, mit den Ellbogen habe Platz machen müssen, wenn's ihm zu toll geworden, wie es Denen geht, die die Welt nicht im Ganzen haben verbauen lernen, und denen sie einzelne Crudităten hervorbringt." Goethe korrigirte in Riemer's Vorschläge hinein: Vielmehr mußte er sich durchstürmen, durchdrängen, und bemerkte am Rande: „Wegen der intentionirten Anspielung wollen wir die Stelle nach Ihrem Vorschlag einrichten."

5 v. u. so; auf denselben Schriftstücke findet sich von Goethe bemerkt: „S. 709, Anm. 3 vom Ende Delestur das so". Gleichwol ist es stehen geblieben, und so haben auch wir es belassen, da Goethe nachträglich andrer Ansicht geworden sein kann, auch das so an sich nicht so übel ist.

2 v. u. um, nach A; 5 brachte den Fehler nun, der in 6 bis 9 stehn blieb.

150. 1 v. o. scheinen A, 15 u. K; erscheinen 5, danach 6 bis 9.
2 v. u. namhaften; 6a namhafter, s. zu S. 53, Z. 17 v. o.

151. 4 v. o. genau, ausgelassen in 5, danach in 6 bis 9; 6a bestimmt.

153. 2 v. o. Der mit und freilich anfangende Nebensatz ist dem Sinne nach nicht mehr von zuschreiben abhängig: er ist als selbständig gedacht für: und freilich fand er vier u. s. w., analog der in Thl. II. Anm. 171 erörterten Satzbildung.

154. 5 v. o. Einbildischen, s. Thl. II. S. 202 zu S. 197, = dünkelhaft, presumptuous.

8 v. o. Williges und Unwilliges = Freundliches und Feindliches, Willkommnes und Unwillkommnes; will bedeutet ursprünglich „freundlich", „gern".

10 v. o. daß A, ausgefallen in 5, danach in 6 bis 11a.

11 v. u. Gemeinde, die Ausgg. Gemeine, s. zu S. 176.

155. 14 v. u. **anfauchen** A, 11a bis 15 u. K; **anfachen** 5. Übergegangen in 6 bis 9. **Anfauchen** sehr charakteristisch; denn J. Grimm erklärt es im Wörterbuch als: „afflare, assibilare von Thieren, wie Katzen, Schwänen, die sich damit gegen den Angreifer wehren". So braucht Freytag das Wort in „Soll und Haben" vom Fuchs. Unsre Stelle kannten wegen der Korruption weder Grimm noch Sanders.

157. 12 v. o. nach **Freunde** in 5 zugesetzt f. B., beibehalten in 6, mit Recht beseitigt in S und nur in K wiederhergestellt. Offenbar dachte der Korrektor von 5 an Lavater und Basedow, während von Lavater und der Klettenberg die Rede ist.

15 v. o. **ingeheim** mit 15; s. Tbl. II. S. 228 zu S. 113; **insgeheim** Werke, Bd. XII. S. 36, 1.

8 v. u. **wie**, von uns gesperrt, da vor- und nachher daß und was gesperrt worden.

5. 4 v. u. letzte. **in welches . . . opfern** = opfernd legen.

gut und viel, schon in A u. 5 gesperrt, nicht in 15. Alle Sperrungen dieser Seite fehlen in 6.

158. 10 v. u. **diese beiden Männer**, kräftiger und anschaulicher als: in diesen beiden Männern.

159. 18 v. o. **Zu A, 5, 15 u. K; zur 6** siehe, s. oben zu S. 12.

160. 2 v. o. **verneuen**, biblisches Wort für die Erneuerung durch den Glauben (Sanders citirt von Luther: „gar verneuet zu ewiger Klarheit und Herrlichkeit"), hier im verächtlichen Sinne, stärker als erneuen. Die Verneuten sind die Neologen. Für politischen Neuglauben braucht Goethe auch **erneuen** (Werke, Bd. I. S. 89, Z. 2 v. u.).

15 v. o. **Hypostasis**; jede Person der Dreieinigkeit Gottes ist eine Hypostase, eigentl. Grundlage, Wesen, Substanz, mannichfach wechselnder theologischer Begriff. Jacobi sagte von Hamann: „ihm ist der wahre Glaube, wie dem Verfasser des Briefes an die Hebräer, auf den er sich beruft, Hypostasis" (Fr. Jacobi's Werke, Bd. III. S. 305).

„ „ **Ousia** (ἡ οὐσία) das Wesen, die Substanz.

20 v. o. **Prosopon, Person**, κατὰ πρόσωπον persönlich.

161. 13 v. u. **Jüngeren** A u. 5; **Jüngern** 6.

11 v. u. **Tiro** = Schreiber, nach dem diese Funktion übenden Freigelassenen Cicero's, daher **tironianische Kunst**, d. h. des Schnellschreibens (Sanders' Fremdw.).

162. 18 v. o. **Hörkreis**, Verdeutschung von Auditorium; **Hörerkreis** vielleicht vorzuziehen, da „Hörkreis" mehr das Hörgebiet zu bezeichnen scheint; vergl. **Sehkreis**, Horizont u. **Zuschauer-Kreis**.

163. 10 v. o. **einen** A, 11a bis 15 u. K; **Einem** 5 und danach 6 bis 9.

22 v. o. **Lipsens**; **Goethe** verwechselt hier, wie Düntzer zuerst bemerkt, Lips mit Lavater's Begleiter, Maler Schmoll; jenes Gedicht (im 1. Berte Thurne) oder diktirte Goethe und zwar in Lavater's Stammbuch (Briefe von Goethe an helvetische Freunde. Zur Feier des 21. Mai 1867. Leipzig. S. 26).

164. 4 v. o. **Emmaus** nach Luther, Evangelium Lucä 24, 13, mit A, 6 u. K; **Emaus** 15, nach der lateinischen Form des Namens. Die erste Bibelausgabe Luther's liest **Emmahus** mit dem Marginale: forte est hebraice Romaos.

6 v. o. **Sturm-; in den Gedichten: Geist-**, s. Werke, Bd. II. S. 254.

12 15 v. o. **entgegen bewegten** A, 6 u. K; 15 als ein Wort.

165. 2 v. o. **Rubens'schen** mit 5, 6 u. 15; **Rubensischen** A und K.

165. 20 v. o. **Wandelsterne** sind eigentlich Planeten im Gegensatz zu den Fixsternen, hier aber Kometen, die durch Haar-, Schwanz- oder Schweifsterne genannt werden; S. 130 literarisches Meteor.

6 v. u. **Alltagsverstand** = Gemeinverstand und allgemeiner Menschenverstand (I. Werke Bd. XIX, Nr. 61 u. 955).

166. 10 v. u. **Jacobi's** seit S; die älteren Ausgaben Jappchs. Druckfehler, durch Goethe's fränkisch-thüringische Aussprache entstanden.

167. 1 v. o. **heutig**, nach der 2. Bedeutung bei Grimm (M. Heyne) = der Jetzigen angehörig. Die **Heutigkeit** = Gegenwart stellt der Maler Müller in seinem „Faust" (S. 5) der Vergangenheit gegenüber.

3 v. o. **überschwänglich**, vom Stamm Schwang, schwingen, im Ueberschwang; die Ausgaben überschwenglich.

11 v. o. **Buhle**, nach der ursprünglichen, Anfangs einzigen Lesart in „Klaudine von Villa Bella" mit 9, 11a u. K; Bude A bis 8, 14a u. 15. In den Gedichten steht Knabe, und die Ueberschrift lautet „Der untreue Knabe" (Werke, Bd. I. S. 209), aber nicht Bude. Da hier der erste Vers nur citirt wird, so ist das Citat als solches an eine der beiden Lesarten, Buhle oder Knabe, gebunden. Bude klingt wie versprochen oder verdirbt für Ersteres.

7 v. u. **gemüthlich**, hier im prägnanten Sinne; vergl. Werke, Bd. XIX. Nr. 299.

168. 7 v. o. **auf den Raub**, sehr glücklich übertragen vom Raubbau des Bergmanns, im Gegensatz zur regelmäßigen Ausbeutung der Gruben; I. Werke, Bd. XVIII S. 105, 3. 7 u. 6 v. u. und die Belegstelle bei Saudert.

11 v. o. **Bildungsmittel** meines w. Wesens; der Genitiv abhängig von Bestimmungswort Bildung, nicht von Mittel, dem Grundwort, von dem er abhängen sollte; s. Lehmann, Sprachl. Sünden der Gegenwart, S. 35 f. Ich, wo reiche Beispiele aus allen Klassikern, z. B. Sprachgebrauch der Bibel u. a. m.

3 v. u. Bis A, 14a, 15 u. K; Nun 5, und danach 6 bis 11 a.

169. 10 v. u. **entleibt** = des Leibes gewaltsam beraubt, vom Hinrichten tödtender als etwa lebloß, getödtet.

8 v. u. **so leichtreich** als mechanisch; der Gedanke: obgleich auf mechanische Weise, dennoch geistreich. Die Begriffe sind nicht gleich, sondern gegenübergestellt.

170. 12 v. o. **sinnigen** bis K: sinnlichen A u. 5.

13 v. o. **in ihm sich** A; sich in ihm 5, danach 6 bis 13 u. K; aber das reflexive Pronomen unmittelbar vor das Zeitwort zu setzen, kann nie ein Fehler sein.

172 u. 171 v. o. **Nachthimmel**, 6a Himmel.

171. 10 v. o. **Charakter**, Moral, s. oben zu S. 62.

Fünfzehntes Buch.

176. 17 v. u. **Brüdergemeinde** und sonst; die Ausgaben ohne das zweite D, s. oben zu S. 62, 105, 154.

11 v. u. **darstellt**, A, 5, 14a, 15 u. K: **darzustellen** 6 bis 11 a.

5 v. u. **zufällig scheinenden**, A u. 5 ein Wort.

178. 11 v. o. **thätiger** oder **leidender**, vermöge aktiver oder passiver.

10 v. u. **und den** A, 5, 14a u. 15; und zu den 6 bis 11 u. K; das zum dritten Male wiederholte zu ist überflüssig.

2 v. u. **unterlegt** A, 14a, 15 u. K: **unterlegt** in 5, übergegangen in 6 bis 11 a.

179. 14 v. o. inhändig; anhändig Druck. in 6 bis 9.
14, 10 v. u. erfolgen, an welchendi würden vermuthlegend, zu entnehmer dem folgenden Singular würde.
180. 7 v. o. hartverhändig als ein Wort in 3 u. 3a, geblitzt wie hartherzig, hartsinnig, harnäckig (von hartem Herzen, Sinn, Nacken u. a. m.; in zwei Worten in 5 und seitdem in allen folgenden Ausgaben. Das Wort fehlt deshalb bei Grimm und Sanders.
181. 7 v. o. anstrutten = wutsend anstrutten, welches letztere Wort wegen des vorangegangenen zugerufen, nächstlich aber unnöthig, verwerfen ist.
12 v. o. Tagesheit, f. oben zu S. 16 u. 178 Tagesklichts.
182. 2 v. o. neuen A, 3a, 14a, 15 und K; neuern in 5 und danach 6 bis 11a (neueren).
12 v. o. aufgerichte A, 5, 14a, 15 u. K; aufgerichte Druck. 6 bis 11a.
187. } Die Trennungsstriche zwischen den, je zwei zu einem verbundenen
188. } Thalegen in Uebereinstimmung mit den Lesarten, Bd. III. S. 406 bis 408.
188. 5 v. o. eben ist es A, 3a und seit 14a; ist es eben 5 u. 6 bis 11a.
8 v. o. ist, ausgefallen in 5 und danach in 6 bis 9.
189. 4, 3 v. o. Freytag, nach Preuß (Friedrich der Große), Baireuth im Kramer's Hist. Taschenbuch 1846) und Bell-Gotzard, X; die Ausgaben Freitag.
2 v. o. Burgermeister A; Burgermeister 5 u. 6; Rabe; die erstere Form ist die ältere amtliche, f. Jenaer Kal. von 1765. S. 37 u. 38, daneben bald die jetzige (Schreiber), dann Bürgermeister.
4 v. o. zur Rose; in Wirklichkeit zum goldenen Löwen.
180. 7 v. o. famose; 11a famöse.
191. 8, 9 v. o. in Straßburg; in Wirklichkeit in Kehl.
16 v. o. und, ausgefallen in 6 bis 11a.
192. 10 v. u. Bildner; 5 Bilder, geliebten in 6 u. 8.
193. 8 v. o. auf und ab gehend mit 15, oder auf- und abgehend; A auf und abgehend.
13, 12 v. u. aufzufassen; anzufassen in 5, danach in 6 bis 9.
12 v. u. einer A, 5 u. 15; seiner 6 bis 11a u. K gegen den Sinn; denn es war eben nicht Wagner's eigne Manier, sondern die ihm bekannte seiner Freunde, namentlich Goethe's.
11 v. u. meine eigenen A u. 15; 5 ließ meine aus, so daß 6 nur eigenen verstand und dies in eigene verbessern zu müssen glaubte, wobei es bis 11a verblieb, ebenso bei K.
194. 14 v. u. von schreiten, d. h. von dem Zeitwort „schreiten", daher scheint die Schreibweise Schreiten in den Ausgaben nicht richtig.
12 v. u. zum; 6a zu.
" " hinschritte A u. 15, wie vorher dahinführe; hinschreite Fehler aus 5, Verpassungen in 6 bis 11a u. K.
8 v. u. dienlichsten A, 11a siehe u. K; dienstlichsten Fehler, aus 5 verschleppt nach 6 bis 9.
6 v. u. Paar mit 15; die meisten Ausgaben, auch K, paar.
4 v. u. vom; 6a von.
195. 11, 10 v. o. vorempfand = mit Selbstgefühl, vor Andern, sich in erster Linie empfinden, während sonst „vorempfinden" meist im Sinne von „vorausfühlen", „ahnen" namentlich auch von Goethe gebraucht wird; f. Bd. I. S. 35, 3. 14 u. u. Vorempfindung und beide Bedeutungen bei Sanders unter „finden".
197. 6 v. u. nun, ausgelassen in 6 bis 11a.

198. 8 v. o. sie, ohne Grund in 15 gesperrt.
10 v. u. Boerhave wie Thl. II. S. 121, 260 u. 351; K die holländische Form Boerhaave.

199. 8 v. o. denn nach A, 14a u. 13; als in 5 u. seitdem in 6 Ausg. u. K.
11 v. u. Dürftige, nach A u. 5 mit 11a bis 13a K; dürftige, also auf Abenteuer. bezogen, 6 bis 9; die erste Lesart giebt aber den ursprünglichen Sinn wieder: theils Bettler, theils Abenteurer.
5. 4 v. u. Zudringlinge A; Zudringliche 5, beibehalten in 6 bis 13a; s. Bernays, S. 76, und oben zu S. 97 Andringlinge.

200. 8 v. o. für; 6a vor.
9 v. u. gescheiter und verkehrter, Variante des alten die Gelehrten die Verkehrten (Fischart, 1563), vergl. Goethe's Gedicht „Nativität" (Bd. II. S. 266).

202. 12 v. u. herangedacht; „herandenken" bei M. Heyne unter den Kompositis von heran, welche „den Verlauf einer Entwickelung bis zu einem in der unmittelbaren Gegenwart liegenden Zeitpunkt oder bis zu einem ebenso der Gegenwart angehörenden Ziele bezeichnen" (Grimm's Wörterb., IV. 2, Sp. 1021), analog heranbringen, -führen und anderseits aufdenken, hier gleichsam hervorgezaubert aus dem 8 Zeilen vorher angeführten Satze: „Ich sinne schon das Selbst aus und hin mitten drin". Ein andres Herandenken bei Goethe (Werke, Bd. XV. S. 119) erwähnen Heyne a. a. O. Sp. 1018 und Sanders unter „denken".

203. 8 v. o. eher ... als = fertig bevor oder ehe der Freitag herankam.
4 v. u. zum Wissen, ganz allgemein: zu Wissenszwecken, um Wissen zu erwerben, zum Lernen.

204. 5, 6 v. o. eingeleitete, s. oben zu S. 79.
8 v. u. kurze Waare, zu der man keine Elle braucht.
letzte. dergleichen, hier relativisch = wie, vier Zeilen vorher demonstrativ.

Anmerkungen

zum

Dritten Theil

von

Goethe's

Dichtung und Wahrheit.

Anmerkungen (Fortsetzung).

386. Von den fünf Büchern des Dritten Theils (S. 1 und 2) bringt das erste (Elfte) den Schluß des Straßburger Aufenthalts und die Rückreise. Diese erfolgte im August 1771. Am 28sten dieses Monats reichte Goethe bereits zu Frankfurt das Gesuch um Aufnahme als Advokat an den Magistrat ein. Die vier übrigen Bücher enthalten die Erzählung der Ereignisse vom Ende August 1771 an, um sie bis zum Ablauf des Jahres 1774 fortzuführen, wenn auch das Funfzehnte Buch bereits Einzelnes aus dem Jahre 1775 vorausnimmt, insbesondre aus dem Frühling das Erscheinen von „Prometheus, Deukalion und seine Recensenten" und aus dem September 1775 den Aufenthalt Zimmermann's im Goethischen Hause. Fünf Bücher vertheilen sich sonach auf vier Jahre. Wie aus seinen Briefen an Riemer vom 24. und 27. Juli 1813 hervorgeht, hatte Goethe schon damals die Absicht, mit diesem Dritten Theile vorläufig abzuschließen, auch bereits ein „Vorwort" verfaßt, in welchem er sich hierüber näher erklären wollte (s. Riemer, Briefe von und an Goethe, S. 202 u. 205): „Der Titel und das Vorwort liegen bei", und „Sie werden die Wendung billigen, durch die ich im Vorwort einen Abschnitt andeute und eine Pause vorbereite." Riemer wird ihm die Unterdrückung dieses Vorworts, welches ein anderes gewesen sein muß als das den Vierten Theil eröffnende, gerathen haben; jedenfalls ist es unbekannt geblieben. Den Inhalt des Dritten Theils finden wir in dem biographischen Schema unter dem Jahre 1770, nach den Straßburger Angaben, folgendermaßen von Goethe skizirt:

> Haupt-Epochen: Frankfurt. — Wetzlar. Gießen. — Koblenz. — Rhein. Rückkehr. — Frankfurt. — Fahlmer. Md. Jacobi. — Darmstadt. Homburg. — Emser Bad. — Lavater. Basedow. — Rheinreise. — Rückkehr. — Tod der Klettenb[erg]. — Herzog v[on] Weimar. — Knebel. Maynz ff.
>
> (Goedeke's Grundr., II. S. 878.)

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
GOETHE,J.W.
3-598-50924-3
FN. 16561/448

387. Das Motto (S. 3) ist, wie das des Zweiten Theils, jedoch mit größerer Sicherheit, auf Luther's Freund, Doktor Staupitz, zurückzuführen.

Luther erzählt in den Tischreden (Nr. 262, S. 220 der Erlanger Ausgabe seiner Werke von Irmischer, Bd. 57), noch in Erfurt habe er einmal zu Staupitz gesprochen: „Ei, lieber Herr Doktor, unser Herr Gott gehet ja so gräulich mit den Leuten umb, wer kann ihme dienen, wenn er also umb sich schläget? Wie wir das noch an unsern Widersachern sehen, deren er gar viel erschrecklich gestraft und weggeräumet hat, die sich zu unser Zeit wider die Lehre des Evangelii aufgelehnet haben." Darauf habe ihm Dr. Staupitz geantwortet: „Lieber, lernet Gott anders ansehen; wenn er nicht so thäte, wie könnte er sonst die harten Köpfe dämpfen. Er muß den hohen Bäumen steuern, daß sie nicht in Himmel wachsen." Danach Agricola (ed. Latendorf, S. 151): „Gott steuret und wehret den hohen Bäumen, daß sie nicht in den Himmel wachsen"; Lehmann (Florilegium 1642, unter Groß, Nr. 28): „Gott läßt nichts übers Ziel wachsen", und Simrock (Deutsche Sprichwörter, S. 45) sowie Büchmann (Geft. Worte, 8. Aufl., S. 40): „Es ist dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen."

Elftes Buch (S. 5 bis 53).

388. Dies Buch ist in Goethe's biographischem Schema unter dem Jahr 1770 (Thl. II, Anm. Nr. 318) mitbegriffen, namentlich in den Rubriken: Brion — Lenz — Zweck der Promotion. — Deutschheit emergirend. — In Straßb[urg] wenig franz[öfisch] unter uns gesprochen. Dazu tritt der Anfang des nächsten Jahrs:

1771. d[en] VI Aug[ust] promovirt. — Rückkehr.
(Goedeke a. a. O.)

---

389. Der erste Besuch Goethe's in Sesenheim, dessen Schilderung hier (S. 5 und Buch 10) an die der Lothringer Reise vom Sommer 1771 angeknüpft ist, fiel schon in die Michaelisferien 1770. Die zurückgelegte juristische Prüfung (Anm. Nr. 328) gab zu solchen Besuchen völlige Freiheit. Diese

war ſchon am 10. September beendigt. Noch in denſelben Monate machte Goethe in Straßburg Herder's Bekanntſchaft, ehe derſelbe durch ſeine Operation an die Stube gefeſſelt war (Anm. 352). Des Erſteren Brief an Hetzler d. A. iſt aus Straßburg noch vom 28. September datirt (Schöll, Aufſätze, S. 48). Die Eindrücke des erſten Seſſenheimer Beſuchs giebt dann der unmittelbar darauf an eine der Frankfurter Freundinnen gerichtete Brief vom Sonntag dem 14. Oktober [1770] wieder: „Ich habe einige Tage auf dem Lande bei gar angenehmen Leuten zugebracht. Die Geſellſchaft der liebenswürdigen Töchter vom Hauſe, die ſchöne Gegend und der freundlichſte Himmel weckten in meinem Herzen jede ſchlafende Empfindung, jede Erinnerung an Alles was ich liebe, daß ich kaum angelangt bin, als ich ſchon hier ſitze und an Sie ſchreibe" (daſ. S. 50 u. 51). Am 13. oder am 14. Oktober — wie die nächſte Briefſtelle ergiebt, ſpät Abends oder ſchon Nachts — waren Goethe und Weyland alſo zurückgekehrt; die „einigen Tage" des erſten Seſſenheimer Aufenthalts, dem die Schilderung S. 199 bis zu Ende des vorigen und S. 5 des vorliegenden Buchs in Wirklichkeit gilt, ſind daher in das zweite Viertel des Oktobers 1770 zu ſetzen, in die Zeit etwa vom 10. bis 12., wenn man nicht noch einige Tage vorher mit dazu rechnen will.

Von Goethe's Briefwechſel mit Friederike (Seite 13 und 17) iſt nur der Entwurf eines an ſie ſchon am Montag dem 15. Oktober (1770), alſo am erſten oder zweiten Tage nach der Rückkehr gerichteten Schreibens bekannt (Schöll, a. a. O. S. 51—54). Darin wird eine „Rolle" erwähnt, die man jedoch nicht mit dem Plane zum Neubau des Seſſenheimer Pfarrhauſes in Verbindung bringen darf. Aus dem Briefe die Stelle: „Die Umſtände unſerer Rückreiſe können Sie ſich ohngefähr vorſtellen, wenn Sie mir beim Abſchiede anſehen konnten, wie leid es mir that, und wenn Sie beobachteten, wie ſehr Weyland nach Hauſe eilte, ſo gern er auch unter andern Umſtänden bei Ihnen geblieben wäre. Seine Gedanken gingen vorwärts, meine zurück, und ſo iſt natürlich, daß der Diskurs weder weitläufig noch intereſſant werden konnte. — Zu Ende der Manzenau machten wir Spekulation, den Weg abzukürzen, und verirrten uns glücklich zwiſchen den Moräſten; die Nacht brach herein, und es fehlte nichts, als daß der Regen, der einige Zeit nachher ziemlich freigebig erſchien, ſich um etwas übereilt hätte, ſo würden wir alle Urſache gefunden haben, von

der Liebe und Treue unsrer Prinzessinnen vollkommen überzeugt zu sein. — Unterdessen war mir die Rolle, die ich aus Furcht, sie zu verlieren, beständig in der Hand trug, ein rechter Talisman, der mir die Beschwerlichkeiten der Reise alle hinwegzauberte. Und noch? — O, ich mag nichts sagen; entweder Sie können's rathen, oder Sie glauben's nicht. — Endlich langten wir an, und der erste Gedanke, den wir hatten, der auch schon auf dem Weg unsre Freude gewesen war, endigte sich in ein Projekt, Sie balde wieder zu sehen."

390. Daß dies Projekt im Laufe des Winterhalbjahrs wirklich ausgeführt worden, deuten zwei erhaltene Dokumente an: das Gedicht „Nach Sesenheim" (Werke, Bd. III. S. 40), welches Stöber im Musenalmanach von Chamisso und Schwab a. d. J. 1838 nach einer authentischen Abschrift zuerst veröffentlichte, und ein Brief Goethe's an seinen Frankfurter Freund Horn vom Dezember 1770. Diesen, nebst einem früheren aus dem Juli, hatte nach Horn's Tode (1806) beider Korrespondenten Jugendfreund Riese käuflich erworben und Willemer aus dessen Nachlasse 1827 Goethen zurückgesandt. In der Antwort an Willemer vom 3. Januar 1828 spricht Goethe nur allgemein von diesen Briefen: „Zwei von Straßburg hob ich auf, in denen man endlich ein freieres Umherblicken und Aufathmen des jungen Menschen gewahr wird [Einfluß Herder's]. Freilich ist bei heiterem innerem Trieb und einem löblich geselligen Freisinn noch keine Spur von woher? und wohin?, von wo aus? wo ein? Deshalb auch einem solchen Wesen gar wunderbare Prüfungen bevorstanden" (Jahn, Allg. D. Monatsschrift 1854, I. S. 6). Klar dagegen bezieht Eckermann, dem Goethe die Briefe zeigte, den „geselligen Freisinn" auf Sesenheim: „Das Verhältniß in Sesenheim ist angeknüpft und der glückliche Jüngling scheint sich in dem Taumel der süßesten Empfindungen zu wiegen und seine Tage halb träumerisch hinzuschlendern" (Gespräche, II. S. 137; vergl. Düntzer, Frauenbilder, S. 131).

Für die Zeit der beiden in der Lebensgeschichte (oben S. 13—16) geschilderten Besuche findet sich ein Anhalt in Goethe's Briefen an den Aktuar Salzmann, von welchen die vier ersten aus Sesenheim geschrieben sind (zuerst von Stöber mitgetheilt im Morgenblatt 1838, Nr. 25 flgde, dann in seinem Buch über Salzmann). Mit Düntzer setzen wir die beiden Briefe Nr. 1 und 2 in die Zeit des **ersten** Frühlingsbesuchs 1771,

Nr. 3 und 4 in die des zweiten. Aus diesen Briefen geht hervor, daß sich Goethe unmittelbar nach Herder's Abreise Anfangs April (s. oben Anm. 360) in Sessenheim förmlich niederließ und zunächst länger als vier Wochen verblieb (Und dann bin ich 4 Wochen älter", im 1. Brief und zu Anfang des 2.: „Nun wäre es wohl bald Zeit, daß ich käme, ich will auch und will auch"). Das Ende dieses ersten Aufenthalts bestimmt sich durch eine Notiz in „Henrich Stilling's Wanderschaft 1778." Mit genauen Zeitangaben wird hier erzählt, wie Jung, plötzlich aus Straßburg abberufen, zu seiner erkrankten Braut reist, um demnächst sich mit ihr trauen zu lassen. Goethe erscheint in dieser Erzählung als sein treuster und hilfreichster Freund, der ihm das Felleisen packt, ihn mit Proviant versieht und auf das abgehende Schiff geleitet: „Hier letzten sich die Beiden mit Thränen." Diese Abreise verlegt Jung nun auf den „Dienstag vor Pfingsten" (S. 175), d. h. auf den 14. Mai 1771, womit ein obenda S. 177 angegebenes Briefdatum übereinstimmt. Hiernach befand sich Goethe fast den ganzen April und die ersten Tage des Mai in Sessenheim, während der bald darauf folgende zweite Besuch etwas kürzer ausfiel. In „Dichtung und Wahrheit" wird das Verhältniß zwar umgekehrt, im Uebrigen widerspricht die Darstellung nirgends dem wirklichen Verlaufe, so weit er sich aus den wenigen zuverlässigen Nachrichten noch erkennen läßt.

Die Sonntagsfrühe (S. 9) findet sich auf Seite 158 bis 161 der von Goethe im Jahre 1805 recensirten zweiten Ausgabe von Hebel's Allemannischen Gedichten (1804), „Der Samstig bet zum Sunntig gseit"; in dieser Recension (Werke, Bd. XXIX. S. 418 bis 425) hatte er das schöne Gedicht als „Musterstück" mitgetheilt.

391. Unter den „Ferien" (S. 8) können nach der vorigen Anmerkung nur die Osterferien 1771 gemeint sein. Mit der angeführten Rede beschloß der Dekan der Medizin, der ältere Ehrmann, das Klinikum, welches Goethe im Wintersemester besucht hatte (oben Anm. 339). Die Aufforderung, „das schöne Land zu Fuß und zu Pferde" zu durchwandern (S. 8), weiterhin die geselligen Spiele im Freien und die Wanderungen „durch Wiesen und Felder" (S. 9, 10 u. 12) gestatten nur die Annahme der Frühlings- oder Sommerzeit. S. 7 erwähnt Goethe eines Halsleidens und damit zusammenhängenden allgemeinen

Uebelbefindens. Eine Bestätigung enthalten die Briefe an Salzmann. In dem zweiten heißt es: „meine Gesundheit schwankt wie gewöhnlich durch die Welt", und nach dem dritten, aus der Pfingstzeit, litt er an Fieber und einem hartnäckigen Husten. Auch erzählte Sophie Brion (vgl. Anm. 379, 1) an Kruse 1835, Goethe habe damals blaß ausgesehn, und bei seinem Besuche in Sessenheim im September 1779 fand man ihn verjüngt. Der lange Landaufenthalt dort im April und Mai 1771 hatte daher seine Wiederherstellung zum wenigstens ostensibeln Zweck. Nach dem zweiten Briefe an Salzmann zwar hatte er sich „auf so lange Zeit nicht gefaßt gemacht", er hatte sich „festgefressen", und Salzmann mußte ihn mit einem Louisd'or „auslösen".

Derjenige von Goethe's Freunden, an den Ehrmann's Aufforderung (S. 8) mitgerichtet zu denken, kann nur Meyer aus Lindau (Anm. 325) gewesen sein. Godeke's Annahme (Goethe's Leben, S. 54), unter dem von Jung angeführten Waldberg (Anm. 329) sei dieser Meyer zu verstehn, ist unbedenklich; der Name scheint „Lind-au" nachgebildet.

Wiederholt verwerthet Goethe seine Gedichte als Urkunden vergangenen Lebens, und so entnahm er auch hier die Schilderung des nächtlichen Ritts nach Sessenheim dem Gedichte „Willkommen und Abschied"; namentlich die zweite Strophe desselben kehrt in unserer Prosa (S. 8) fast wörtlich wieder. Hieraus ist zwar eine genaue Zeitbestimmung des Gedichts nicht zu folgern, wohl aber wird dessen Beziehung auf Friederike und Sessenheim dadurch bestätigt.

Daß der Geweihte sowol den untern als den obern Göttern verlobt ist (S. 10 u. 16), folgt aus der Natur des Opfers. Er ist sacer diis manibus. — Aus Dietrich von Stade hatte sich Goethe notirt: „Das Wort Weihe bedeutet heilig" (Schöll, S. 64).

Des Romanlesens (S. 12 unten) geschieht in Goethe's Briefen an Salzmann keine Erwähnung. Es war damals die Blüthezeit der Richardson'schen Romane, namentlich des „Grandison". Dagegen gedenkt er darin des Griechischen, so daß er „den Homer fast ohne Uebersetzung lesen" könne (Nr. 1 an Salzmann). Auch darin zeigte sich Herder's Einfluß, ebenso in der Wahl des Goldsmith'schen Romans (S. 17) und des „Hamlet" (S. 24) zum Vorlesen. In dem Pfingstbriefe aus Sessenheim (Nr. 3 an Salzmann) findet sich auch ein Citat aus Lear: „Wer darf sagen, ich bin der Unglückseligste, sagt Edgar"; Lear, IV. 1; bei Schlegel: „Gott, wer darf sagen: schlimmer

kann's nicht werden?" Außer Shakespeare wird der Schüler Herder's aber auch Ossian vorgelesen haben, da Friedrike Bruchstücke einer Goethischen Uebersetzung desselben besaß. Der Abschrift der „Mitschuldigen", welches Stück sie gleichfalls von Goethe erhalten hatte, ist schon in Anm. 363 gedacht.

Friedrikens Handschrift (zu S. 13) liegt uns vor, allerdings erst aus dem Jahre 1807, deren feste Züge die hier gerühmte Leichtigkeit nicht mehr zeigen (s. auch das Facsimile bei Lenser).

392. Nach nur kurzem Verweilen in Straßburg kehrte Goethe zu Pfingsten nach Sessenheim zurück. Das Fest fiel auf den 19. Mai. Der Erinnerung an diesen Aufenthalt ist der größte Theil der Darstellung S. 13 bis 16 zu verdanken. Nach Düntzer setzen wir die (undatirten) Briefe an Salzmann (Nr. 3 und 4) in diese Zeit. Nr. 3 erwähnt ausdrücklich des Tanzes am Pfingstmontage (zu S. 15). Wie Goethe oben (S. 12 und 15) Friedriken als etwas brustleidend darstellt, weshalb vieles Tanzen ihr verboten gewesen, so heißt es in jenem Briefe: „die Kleine fährt fort traurig krank zu sein", und Goethe tanzte vorzugsweise mit der um zwei Jahre ältern Salomea Brion (Olivie). Er schreibt: „Getanzt hab' ich und die Aelteste Pfingstmontags von zwei Uhr nach Tisch bis zwölf Uhr in der Nacht an Einem fort, außer einigen Intermezzos von Essen und Trinken. Der Herr Amtschulz von Reschwog hatte seinen Saal hergegeben, wir hatten brave Schnurranten erwischt, da ging's wie Wetter. Ich vergaß des Fiebers, und seit der Zeit ist's auch besser. Sie hätten's wenigstens nur sehen sollen. Das ganze mich in das Tanzen versunken". Reschwog, mit Sessenheim zu demselben Amte gehörig, erwähnten wir schon zu Ende der Anm. 378. Der dortige „Amtschulz" mag mit Goethe's „altem Amtmann" (oben S. 14) identisch sein; aber auch die „hypochondrischen, abergläubischen Grillen" (S. 15) sind Nachklang der Wirklichkeit, da Goethe an Salzmann schreibt (in Nr. 2): „Machen Sie sich auf ein abenteuerlich Ragout, Reflexionen, Empfindungen, die man unter dem allgemeinen Titel Grillen eigentlicher begreifen könnte, gefaßt."

Dieser zweite Frühlingsaufenthalt in Sessenheim dauerte mindestens vierzehn Tage, also bis in den Juni hinein.

Am Freitag dem 24. Mai schickte Salzmann „Zuckerdings" oder „Zuckerbäckerwesen", Näschereien also, die Goethe für die „Maidli" bestellt hatte, in der Hoffnung, dadurch „zu süßern

Mäulern Anlaß zu geben, als wir seit einiger Zeit zu sehen gewöhnt sind" (an Salzmann, Nr. 3), und für die er dem Freunde am Mittwoch darauf, also am zweiten Mittwoch nach Pfingsten, dem 29. Mai, dankt. Nach diesem Briefe (Nr. 4) ist sein Husten wiedergekehrt: „ich bin zwar sonst wohl, aber man lebt nur halb, wenn man nicht Athem holen kann. Und doch mag ich nicht in die Stadt".

Das Landleben fesselte ihn zu sehr: „Die angenehmste Gegend, Leute, die mich lieben, ein Cirkel von Freuden! Sind nicht die Träume deiner Kindheit alle erfüllt? frag' ich mich manchmal, wenn sich mein Aug' in diesem Horizont von Glückseligkeiten herumweidet. Sind das nicht die Feengärten, nach denen du dich sehntest?" (An Salzmann, Nr. 2.)

393. Obgleich die Darstellung bisweilen den Verfasser der „Wahlverwandtschaften" verräth, wie an der Stelle von dem Pfänderspiel (S. 14 unten) und in den Bemerkungen über die Selbstsucht des „geselligen Menschen" (S. 11 u. 23), so erhält sie ihr eigenthümliches Gepräge doch durch die Menge der eingestreuten volksthümlichen und sprichwörtlichen Redensarten.

„Neues Haus, neues Hausgeräthe" (S. 12) haben wir in dieser Gestalt sonst nicht gefunden, wohl aber verwandte Wendungen: „Viel Hausrath, viel Unrath" (Wander), „Viel Hausgeräth ein unnütz Hoffart" (Wend. der Teutschen Weisheit II. S. 572), und im Gegensatz „Klein Hauß, klein Sorg" (Lehmann, Florilegium polit. unter „Haushaltung" 117).

„Anfang, Mittel und Ende sein" (S. 15), nach Erasmus' Principium, medium et finis (Adagia, ed. Messerschmidt, S. 702), d. h. Alles in Allem sein, beschließt in scherzhafter Anwendung auf die geistlichen Sakramente Goethe's „Pater Brey" (Werke, Bd. VIII. S. 189); die Redensart findet sich in den verschiedensten Gestalten bei Wander, „Anfang", Nr. 15. 35. 40. 54 und 80.

„Er ist lange über alle Berge" (S. 16) gilt nach Demselben (Berg, Nr. 108 und 113) in Schlesien, und da nicht allein, von einem Flüchtigen; ähnlich wünscht Olivie sich (S. 23) über den Rhein, ja in die Türkei, also, wie Seb. Brant schon sagte, dahin, wo der Pfeffer wächst. Ebenda (S. 23) ist das Bild der krankhaften, zappelnden Ungeduld vom Fisch auf dem Strande genommen, während umgekehrt der Fisch im Wasser als Bild der Gesundheit dient.

394. Zu den Worten oben S. 18 von dem „Ideal und Leben", von der Jedem zugefallenen doppelten, wirklichen und ideellen, Rolle bieten Goethe's Schriften zahlreiche Parallelstellen. Sie sind ganz aus seinem Lebensverhältnisse heraus gesprochen. Wir verweisen nur auf die „Sprüche in Prosa", Nr. 1028 bis 1031, namentlich hinsichtlich des ewigen Schwankens oben auf den Konflikt in der letzten.

Den Schluß, das Rechte sei das, was dem Menschen gemäß sei, hat Gottschall in seiner „Gedankenharmonie aus Goethe und Schiller" (4. Aufl. 1868. S. 214. Nr. 955) gleichsam auf den Kopf gestellt, indem er Goethe sagen läßt, das Rechte sei das, „was ihm angenehm ist". Vergl. die Noten zu Nr. 303 u. 445 der „Sprüche in Prosa", die Aneignung des unsrer Natur Gemäßen in Nr. 448 u. 449, ferner oben Thl. II. S. 25 u. 254 und in den „Wanderjahren" Bd. XVIII. S. 50: „Der Mensch versteht nichts, als was ihm gemäß ist". Bei Gottschall vermissen wir einen jenem Dikum entsprechenden Schiller'schen Spruch, und doch besteht in der Sache eine „Gedankenharmonie" fast aller großen Denker. Virchow findet in unserm Worte „eine wahrhaft physiologische Erkenntniß", und er verbindet damit Goethe's Aeußerung bei Eckermann (I. 220): „Jeder geht in der aufsteigenden Linie seiner Ausbildung fort, so wie er angefangen" (Goethe als Naturforscher, S. 59). Ebenso begegnen wir dem Worte in George Grote's Leben (von Harriet Grote, übersetzt von Leop. Seligmann, S. 72). Schiller verweist uns auf das Kantische: „Bestimme Dich aus Dir selbst!" (An Körner den 8. und 18. Febr. 1793); Lessing postulirt als das Gesetz moralischer Wesen: „Handle Deinen individualischen Vollkommenheiten gemäß!" (Das Christenthum der Vernunft, § 26; s. uns. Lessing-Ausg., Th. XIV. S. 217), und Hegel erklärt als das dem Menschen Wesentliche: „seinem Zwecke getreu zu bleiben" (Gesch. der Philos., III. S. 277). Noch näher kommt unserm Spruche der heidnische Philosoph auf dem Throne mit dem Worte: „Den Gesetzen Deiner Natur gemäß zu leben, kann Niemand Dich hindern" (Mark Aurel, Selbstgespräche. Buch 6, Nr. 58).

Schelling endlich hat in seinen Vorlesungen 1802 als das Hauptthema von „Wilhelm Meister's Lehrjahren" den Satz aufgestellt: „Der ist Meister, der seine Bestimmung erkannt hat" (Werke, Abth. 1, Bd. V. S. 679 flgde). Welche Bedeutung

unserm Spruche in Goethe's Gedankensystem überhaupt beizumessen sei, geht aus dessen Verwandtschaft mit diesem Thema seines größten Romans hervor.

395. Der Erzählung vom langen Aufenthalte in Sessenheim entsprechen die Angaben oben: „Wir hatten eine Zeit lang zusammen still und anmuthig fortgelebt" (S. 17), „die Gewohnheit, zusammen zu sein, befestigte sich immer mehr" (S. 19), und ebenda die von Besuchen bei den Freunden des Brion'schen Hauses in der Nachbarschaft.

Von den besuchten Orten diesseits des Rhein's ist Hagenau im Elsaß schon zu Ende der Anm. 376 genannt, und Fort Louis, wo sich später Lenz aufhielt und wo eine französische Garnison stand, liegt am Rhein eine halbe Stunde östlich von Sessenheim. Jenseits des Flusses im Badenschen finden wir Philippsburg im Unterlande, Germersheim gegenüber, damals zu Speier gehörig, — wahrscheinlich meinte Goethe einen viel näher gelegenen Ort, etwa Lichtenau — und die Ortenau südlich von Kehl bei Offenburg und Ortenberg. Statt des rechtsrheinischen Philippsburg könnte auch ein linksrheinischer kleiner Ort dieses Namens zwischen Niederbronn und Bitsch gemeint sein. Eichstetten, woselbst die älteste Schwester Friederikens als Pfarrin waltete (Anm. 379e), im Amtsbezirk Emmendingen (Grafschaft Hochberg), zwischen der gleichnamigen Stadt und Alt-Breisach, scheint wegen zu großer Entfernung nicht aufgesucht worden zu sein. Die Fischerhütten auf den Rheininseln (S. 19) waren die des zu Sessenheim gehörigen Filialdorfs Dalhunden (Anm. 378 zu Ende), damals nur zu Wasser erreichbar. Der zeitige Pfarrer zu Sessenheim bemerkt zu dieser Stelle: „Noch am Anfang dieses Jahrhunderts hatten die Rheingüterschiffe ihre Haltestelle da, wo gegenwärtig und erst seit Kurzem sich eine Feldziegelei befindet. — Diese Nebenarme des Rhein's sind aber seitdem abgedämmt und der Strom selber weiter gegen Osten getrieben worden. Die vor hundert Jahren noch blos hie und da mit spärlichem Gesträuch bewachsenen, sehr oft unter Wasser stehenden Kiesbänke sind längst mit Kiefern angepflanzt worden und bilden ein hübsches Wäldchen, durch welches eine gute Fahrstraße von der Rheinstraße aus über die Moderbrücke nach Dalhunden führt" (Lucius' Pfarrhaus, S. 22).

396. Als Goethe am 25. September 1779 von Speier kommend wieder das Elsaß betrat, schilderte er den Eindruck, wenige Stunden vor dem Wiedersehn der Familie Brion, in Worten die in ähnlicher Weise das Land preisen wie unser Text (S. 20): „Selz. Mittags. Ein unaemein schöner Tag, eine glückliche Gegend, noch Alles grün, kaum hie und da ein Buchen- oder Eichenblatt gelb. Die Weiden noch in ihrer silbernen Schönheit, ein milder, willkommener Athem durchs ganze Land. Trauben mit jedem Schritt und Tage besser. Jedes Bauerhaus mit Reben bis unters Dach, jeder Hof mit einer großen, vollhangenden Laube. Himmelsluft weich, warm, feuchtlich, man wird auch wie die Trauben reif und süß in der Seele .... Der Rhein und die klaren Gebirge in der Nähe, die abwechselnden Wälder, Wiesen und gartenmäßigen Felder machen dem Menschen wohl und geben mir eine Art Behagens, das ich lange entbehre." Dazu am 28sten: „Ich kann nur zuerst die himmlischen Wolken preisen und verherrlichen, die bisher noch wie ein Baldachin am Feiertage über uns schwebten und sich als Freunde und Führer unsere Unternehmens bekannten..... Nachts die klarsten Himmel, früh mit Sonnenaufgang leicht auf- und absteigende Nebel, die erhabensten Lufterscheinungen" (Briefe an Frau v. Stein, I. S. 243 u. 244).

Mit der Bemerkung über das Sich im Spiegel Sehen (S. 19 oben) vergl. Theil II. S. 244 zu S. 16 und zu dem Phänomen des doppelten Regenbogens (S. 20) Schiller's Tell, II. 2.

397. Goethe geht hier (S. 20) nur kurz über seine Straßburger Lieder hinweg. Später (S. 47) werden die unter Shakespeare's Einfluß entstandenen Scherzgedichte und die auf der Reise gedichteten Verse erwähnt (S. 48). Daß Goethe mit seinen damaligen lyrischen Erzeugnissen in eine neue Periode eintrat und eine solche auch im weitern literarischen Sinne begründete, könnte man jedoch kaum dem entnehmen, was S. 35 unten von dem „raschen, derben Ausdrucke des Gefühls" und dessen Wahrheit und Aufrichtigkeit gesagt ist. Doch ist man nur auf solche Stellen angewiesen. Mit dieser Richtung hing nun Herder's oben (Anm. 359) gerühmter Einfluß zusammen und die Hinwendung zum Volksliede, als zu dem neu entdeckten Borne ursprünglicher Poesie. Dazu nehme man die erwähnten Umgebungen (S. 20), nicht nur das schöne

Rheinland in der schönsten Jahreszeit, sondern auch die Menschen, die primitiven, idyllischen Zustände in Sessenheim und die erwiderte Liebe im Pfarrhause, dazu endlich die vollen Jahre des nun fast Zweiundzwanzigjährigen und seinen reichen, nach allen Seiten ausgebildeten Geist. In der Vereinigung aller dieser seltenen Umstände liegt die Erklärung des merkwürdigen Phänomens.

Die Lieder, sagt Goethe, hätten ein artiges Bändchen gegeben (S. 20), aber nur wenige seien übrig geblieben. Glücklicherweise sind sie jedoch, wenigstens der Mehrzahl nach, erhalten. Zu den unter die übrigen aufgenommenen sind mit Sicherheit nur „Willkommen und Abschied" (Werke, Bd. I. S. 44) und „Mit einem gemalten Band" (daf. S. 48) zu zählen. Bei andern, „Der neue Amadis", für den die Briefe an Salzmann und Friedrike Anknüpfungen bieten, „Stirbt der Fuchs, so gilt der Balg" und „Blinde Kuh", ist es zweifelhaft. Die Ausleger der Gedichte geben im Allgemeinen viel zu sehr der Neigung nach, in Goethe's Gedichten Beziehungen auf die Sessenheimer Verhältnisse zu erblicken. Nur Düntzer hält sich davon frei. Goethe spricht in unserm Texte allerdings viel von gesellschaftlichen Spielen, ebenso in dem Briefe an Friedrike von „unsern niedlichen und muthwilligen Luftbarkeiten", und ein Vers in dem Gedichte „Friederike" (Werke, Bd. III. S. 16) lautet: „Ihr Herz gewann ich mir beim Spiele"; aber man ergetzte sich an denselben Spielen auch in Frankfurt und anderswo. An den besondern, auf die Straßburger Zeit weisenden, äußern oder innern Zeugnissen mangelt es bei diesen Liedern, auch bei dem „Mailiede" (daf. Bd. I. S. 47), obgleich dieses, ursprünglich „Maifest" genannt, Züge enthält, die vorzugsweise nach Sessenheim deuten. Wenn aber Strehlke (Anm. zu Werke, Bd. I. S. 44) und Goedeke (Goethe's Leben. S. 413) „Neue Liebe, neues Leben" (Werke, Bd. I. S. 45), das Goethe selbst ausdrücklich auf Lili bezieht, hieher rechnen, so ist nur ein Uebersehn anzunehmen. Ganz unzuverlässig ist in dieser Beziehung das „Seesenheimer Liederbuch", welches Pfeiffer im Anhange seines Buchs „Goethe's Friedrike" (1841) mittheilt (s. den Nachweis der vielen Unterschiebungen in Düntzer's „Frauenbildern", S. 122). Und doch existirte ein solches „Liederbuch", nämlich ein Bändchen, in welches sowol Goethe als Friedrike Lieder eingetragen hatten. Goethe erzählt in seinem Briefe an Frau v. Stein über den Besuch in Sessenheim im September 1779, daß er Lieder vorgefunden, die er hier ge-

stiftet, was wol besonders auf die in Anmerkung 359 erwähnten Volkslieder zu beziehen ist, und H. Kruse sah jenes Bändchen 1835 in den Händen der damals noch lebenden Sophie Brion (Anm. 379 f).

Durch Abschriften sind nach Goethe's Tode mehrere jener Lieder verbreitet. In unserer Ausgabe (Bd. III. S. 13 bis 17 und S. 40) führen sie die Ueberschriften: „Morgenständchen", „Entfernung von der Geliebten", „Als ich in Saarbrücken war", „Friederike", „Auf einen Baum im Wäldchen bei Sesenheim", „Ein grauer, trüber Morgen", „Nach Sesenheim" und „Ueber Tisch". Dort sind auch die ersten Drucke angegeben. Von diesen acht Gedichten müssen unsers Erachtens zwei: „Entfernung von der Geliebten" und „Als ich in Saarbrücken war" Lenz zugeschrieben werden; wahrscheinlich hatte sie Dieser selbst, der langjährige Anbeter Friedrikens, in ihr Gedichtbuch eingetragen, wenn auch Kruse bei dem zweiten Goethe's Schriftzüge zu erkennen glaubte. Die Aechtheit des ersten „Ach, bist Du fort? Aus welchen güldnen Träumen" haben bereits Viehoff und Strehlke, am Entschiedensten Schaefer (Goethe's Leben) angezweifelt; dagegen finden wir uns in diesem Punkte mit Düntzer im Widerspruch, der an Goethe's Verfasserschaft in seinen neuesten „Erläuterungen von Goethe's lyrischen Gedichten" (2. Aufl. 1875. Bändchen 1 bis 3. S. 59 bis 62) festhält. Wir meinen jedoch, daß von dem Urtheile eines auf diesem Gebiete ganz unerfahrenen Studenten, der sich in Goethe's Handschrift so leicht irren konnte, ganz abzusehn ist, daß vielmehr innere Gründe entscheiden müssen. Dies Gedicht „Ach, bist Du fort?" ist aber so Lenzisch von Anfang bis zu Ende, daß man die Wendungen desselben fast durchweg in seinen andern Gedichten wiederfindet, nicht aber bei Goethe, der mit „Verzweiflung" und „Grab" nicht so leicht bei der Hand war, damals am Wenigsten. Ebenso paßt die äußere Lage nur auf Lenz. Dasselbe gilt von dem mit Lenzens „itzt" beginnenden andern Liede: „Wo bist Du itzt, mein unvergeßlich Mädchen?" Daß nicht der Dichter des Liedes, sondern Friedrike, die Angesungene, selbst darüber geschrieben: Als ich in Saarbrücken war, dies glückliche Aperçu verdanken wir Düntzer (Frauenbilder, S. 26). Desto mehr ist zu bedauern, daß derselbe jetzt (in den eben gedachten Erläuterungen) sich zu der früher verworfenen Auffassung, die Ueberschrift rühre von Goethe her, bekehrt hat. Mit Goethe's Saarbrücker Reise (oben Anm. 371 und 385) hat das Gedicht

nichts zu thun, das ist klar; im Gedicht ist der Liebende zu Hause geblieben und das Mädchen' verreist. Wir wissen aber aus Lenz's Briefen an Salzmann, daß Frau Brion mit ihren Töchtern, darunter Friedrike, Anfang Juni 1772 zu ihrem Bruder, Regierungsrath Schöll, nach Saarbrücken gereist war, während Lenz, Friedrikens damaliger Verehrer, ihre Abwesenheit in Sessenheim und in dem nah dabei belegenen Fort Louis schmerzlich empfand. Dieser Sachlage entspricht das Gedicht vollständig. Deshalb weil das Lied, wie Düntzer hervorhebt, sich durch Natürlichkeit, Leichtigkeit und tiefes Gefühl (Frauenbilder, S. 26) auszeichnet, darf man es doch nicht Lenz absprechen, dem Verfasser viel schönerer Gedichte. Mehreres darin erinnert sogar bestimmt an ihn, wie das Weinen des Himmels in seinem ganz gleichzeitigen Gedichte „Pyramus und Thisbe" vorkommt (Stöber's Salzmann, S. 71). Mit Goedeke (Goethe's Leben, S. 61) den Saarbrücker Aufenthalt Friedrikens in den Mai 1771 zu setzen, erscheint ganz unzulässig.

398. Das schon erwähnte zierliche Gedicht „Kleine Blumen, kleine Blätter" setzt Goethe hier (S. 21) in jene Tage, in den Frühling 1771. Was Goedeke bewogen (Goethe's Leben, S. 413), die Entstehung desselben in die demnächst folgende Frankfurter Periode zu verlegen, ist nicht aufgeklärt. Wäre diese Annahme richtig, so würde Düntzer's Auffassung der Schlußstrophe:

Fühle, was dies Herz empfindet,
Reiche frei mir Deine Hand,
Und das Band, das uns verbindet,
Sei kein schwaches Rosenband!

daß nämlich Goethe damit, auf ihren Besitz und ihre Liebe verzichtend, „frei", ohne derartige Ansprüche, ihre Hand zu einem dauernden Freundschaftsbande erbitte (Frauenb., S. 37), wahren. Nabel gemeint, jene Verse hätten Friedrikens Herz vergiften müssen. — so würde, sagen wir, dieser Auffassung wegen des so viel späteren Zeitpunkts der Sendung eher beizupflichten sein. Nach einem Briefe an Salzmann (Nr. 7) sandte Goethe durch diesen Friedriken in der ersten Zeit nach seiner Heimkehr einige Kupferstiche, von „zween Cahiers etwan, eins von 6 bis 8 Blättern, Papillon oder Papillon inv-nit", jedoch ohne Begleitbrief, den er Salzmann zu schreiben anzem-

gab. Die unmittelbare Verbindung war abgebrochen. Von den früheren Briefen Goethe's an Friedrike wollte ihre Schwester Sophie an dreißig verbrannt haben.

399. Die bemalte Chaise (S. 21) sah Goethe bei seinem Besuche 1779 wieder: „Ein Nachbar, der uns sonst hatte künsteln helfen, wurde herbeigerufen und bezeugt, daß er noch vor acht Tagen nach mir gefragt hatte, der Barbier mußte auch kommen, ich fand alte Lieder, die ich gestiftet hatte, eine Kutsche, die ich gemalt hatte, wir erinnerten uns an manche Streiche jener guten Zeit, und ich fand mein Andenken so lebhaft unter ihnen, als ob ich kaum ein halb Jahr weg wäre" (Br. an Frau v. Stein, I. S. 245). Sophie Brion erinnerte sich noch 1835, daß Goethe „beim lahmen Philipp" zu den mancherlei Handwerken, die er gekonnt, auch Korbflechten gelernt habe. Noch wenige Jahre vor seinem Tode hätte er sie durch einen Gesellen aus dem Elsaß, den er bei einem Schlosser in Weimar getroffen, grüßen lassen (Morgenblatt, 1840. Nr. 213 figde).

Am Schlusse dieses Abschnitts (S. 22) macht der Verfasser sich selbst einen Vorwurf, der nicht allzu ernst zu nehmen ist: daß er nämlich vielfach im Leben die Entwickelung geselliger Verbindungen zum höchsten Glanz befördern helfen, einer solchen Blüthe Dauer zu verleihen aber nicht im Stande gewesen. Goethe wollte wol nicht den Gemeinplatz wiederholen, daß eine zu schnelle oder zu reiche Entwicklung den Keim der Zerstörung schon in sich trage, sondern auf eine Schattenseite neben den Lichtseiten seiner eignen Natur hinweisen, auf einen Mangel an Stetigkeit, auf das zu heftig Treibende seines, besonders damaligen Wesens. Gerade in dieser Zeit, Spätherbst 1771, schreibt er an Salzmann: „Meine Freunde müssen mir verzeihen, mein nisus vorwärts ist so stark, daß ich selten mich zwingen kann, Athem zu holen und rückwärts zu sehen", oder wie das spätere Distichon (Werke, Bd. II. S. 171, Nr. 57) lautet:

Dieser ist mir der Freund, der mit mir Strebendem wandelt;
Lädt er zum Sitzen mich ein, steh' ich für heute mich weg.

400. Die genauere Zeit des Stadtbesuchs der Brion'schen Frauen (S. 22 bis 25) ist unbekannt. Da der Sommer 1771 durch uns bekannte Ereignisse schon fast ganz besetzt ist und andrerseits in der Schilderung jenes Besuche die schönen Um-

gebungen Straßburg's gar nicht erwähnt werden, selbst nicht die Gärten der Stadt, so würde er in den Winter vorher zu verlegen sein.

Goethe war bis ins höchste Alter durch eine charakteristische und lebendige Recitation dichterischer Werke berühmt, und er hatte immer Gelegenheit, diese Kunst zu üben. Seine sonore Stimme erklang dabei so stark, daß die Leute auf der Straße stehn blieben. Sein späterer Freund Pfarrer Ewald fand das Eigenthümliche seiner Deklamation in dem Ton der Innigkeit und Wahrheit und in einer einfachen Modulation der Stimme. Als Ewald in Hamburg Frau Reinhard, Sievecking's Tochter, in dieser Art deklamiren hörte, sagte er: „Es war fast Goethe's Deklamation, der mit wenigen, in der Musik sogenannten ganzen Tönen ehemals [er kannte ihn 1775] Alles ausdrückte, was er wollte. Diese Art von Deklamation hat äußerst kleine Tonintervalle. Der Gang, die Melodie, der Uebergang in eine andere und der Rückgang in die vorige Tonart: Alles ist dieser Deklamation eigen; und nur dadurch wird jener einzige Ausdruck möglich, der blos Ton der Wahrheit zu sein scheint und so wenig Aufwand von Stimme und Tönen erfordert" (Dessen „Fantasien auf einer Reise" u. s. w. Hannover 1799. S. 165).

401. Die Geschichte von Goethe's Promotion zum Licentiaten der Jurisprudenz (S. 25 bis 28) führt das im Neunten Buch (Thl. II. S. 134 bis 136) hierüber Gesagte weiter und zu Ende. Schon im ersten Straßburger Semester war Goethe mit der Ausarbeitung seiner Dissertation (erste Fassung) beschäftigt. In dem zur Anmerkung 328 angeführten Briefe an Engelbach vom 10. September 1770 kommt die Stelle vor: „Alle Jungen in der Stadt verfertigen Drachen, und ich pofle par compagnie an meiner Disputation" (Schöll's Aufsätze, S. 47). Spuren der mit dieser Arbeit zusammenhängenden juristischen Studien finden sich in seinem Straßburger Diarium den „Ephemerides" (bei Schöll, a. a. O. S. 63 bis 140). Namentlich wird hier der durch seinen, funfzehn Quartbände umfassenden, Pandekten-Kommentar (die Meditationes ad Pandectas) berühmte A. Leyser (oben S. 25) einigemal erwähnt (S. 64 und 74). Von den großen Bewegungen der Zeit auf dem Rechtsgebiete (S. 25) ist unten im Dreizehnten Buche mehr die Rede. Goethe sagt, ihn hätte eine ganz andre

Fakultät mit fortgerissen. Daß dies die medizinische war, ist aus dem II. Theile (S. 136 u. 148) bekannt. Im Wintersemester hörte Goethe die dort angegebnen medizinischen Vorträge. Im Sommer 1771 scheint er dagegen überhaupt Vorlesungen nicht besucht, sondern sich nur privatim auf die Promotion vorbereitet zu haben.

Die Dissertation selbst über das (S. 26 u. 27) angegebene Thema: „daß der Gesetzgeber nicht allein berechtigt, sondern verpflichtet sei, einen gewissen Kultus festzusetzen", erscheint durch den Contrat social beeinflußt (Hettner). Zugleich fiel das Thema mit dem seit der Reformation („das Beispiel des Protestantismus lag ja ganz nahe", S. 27) und im Westphälischen Frieden angenommenen Grundsatze: Cujus regio, ejus religio zusammen. Nach einer Nachricht bei Böttiger (Liter. Zustände, I. 60) gab die Behauptung der ersten Dissertation Anstoß, „daß die zehn Gebote nicht eigentlich die Bundesgesetze der Israeliten wären, sondern daß nach Deuteronomium zehn Zeremonien die zehn Gebote vertreten hätten", wie sich Böttiger nach einer Unterhaltung mit Lerse anmerkte (vgl. oben S. 62, Z. 8 v. u.).

Schöll fand in Goethe's Tagebuch dieser Zeit (a. a. O. S. 74) mehrere Werke notirt, deren Studium auf die Dissertation hinweist, z. B. des genannten Leyser Praeleciones in Schilteri jus canonicum, Schulting's Vergleichung der Römischen und Mosaischen Gesetze (in dessen Jurisprudentia vetus antejustinianea. Vol. II. Leyden 1717), Mosheim's Kirchengeschichte, die Basler Reformations-Ordnung u. a. m. Die Ephemeriden enthalten auch eine Menge juristischer Citate; so weit sie Schöll mitgetheilt, beziehen sie sich jedoch nicht unmittelbar auf die Dissertation.

Wer damals Dekan der Rechtsfakultät gewesen (S. 27), haben wir nicht ermittelt. In dem ersten Briefe an Salzmann aus Frankfurt (Nr. 6) nennt ihn Goethe nur „Herrn Professor". Wir vermuthen jedoch unter dem lebhaften, gescheiten Manne den in Stöber's Salzmann (S. 10) und von uns in Anm. 328 genannten Juristen Treitlinger.

Die Thesen (S. 28), die Positiones juris, über welche Goethe am 6. August 1771 pro licentia summos in utroque jure honores rite consequendi öffentlich disputirte, erschienen bei Heitz, dem Universitäts-Buchdrucker. Es sind 56 juristische Thesen aus fast allen Rechtsgebieten, einige ganz allgemeiner Natur, z. B. Nr. 41: Studium Juris longe praestantissimum est, und Nr. 46: Salus reipublicae suprema lex esto. Ein

Zusammenhang der Thesen mit der Dissertation ist nicht vorhanden, und die Kirche wird nur einmal, in Nr. 42, erwähnt: De omnibus, quae palam fiunt, judicat Jurisconsultus, de occultis Ecclesia. Diese Thesen machte zuerst S. Hirzel zu Goethe's hundertjährigem Geburtsfeste wieder bekannt (in „Fragmente aus einer Goethe-Bibliothek", S. 4—7); ebenso wurde das Schriftchen zur hundertjährigen Wiederkehr des Tages der Promotion, der Straßburg wieder in deutschen Händen sah, in Photolithographie bei K. Schwarz in Stuttgart facsimilirt. Der erste Druck ist dagegen äußerst selten. Nachdem das früher Salzmann gehörige Exemplar der Straßburger Stadtbibliothek 1870 bei dem Brande derselben untergegangen ist, kennen wir nur noch vier Exemplare, von denen sich eines, das Heitz'sche, in Straßburg, eines in Frankfurt (Bibl.), das dritte im Besitze des Herrn Hirzel in Leipzig und das vierte seit 1867 in der gräflich York'schen Bibliothek in Schlesien befindet.

Goethe sagt, die Tischgenossen (S. 28) hätten die Opposition übernommen. Damit stimmt die Erzählung Lerse's an Böttiger (a. a. O.) bei Ersteres Aufenthalte in Weimar im November 1798 überein, wonach Goethe von Lerse als seinem Respondenten so in die Enge getrieben worden, daß er deutsch angefangen: „Ich glaube, Bruder, Du willst an mir zum Hektor werden." Lerse war zwar Theologe, jedoch ist die Opposition bei derartigen Disputationen nicht an eine bestimmte Fakultät gebunden.

402. Goethe hatte nicht, wie einst sein Vater, pro gradu doctorali, sondern nur pro licentia promovirt; er ward nicht Doktor, sondern Licentiat. Bei den Advokaten seiner Vaterstadt wird in den offiziellen Kalendern immer genau unterschieden, ob ihnen die eine oder die andere Würde gebühre; im Leben fiel der Unterschied dagegen fort. Goethe hieß daher fortan allgemein, auch im Munde seiner Eltern, „der Doktor", obschon er sich in seinen Prozeßschriften und amtlichen Eingaben stets als „Licentiat" unterzeichnete (Kriegk, Goethe als Rechtsanwalt). Goethe's Freund und Straßburger Studiengenosse, H. L. Wagner, promovirte fünf Jahre später gleichfalls pro licentia in Straßburg, und in dem Titel der Dissertation (Schmidt's Wagner, S. 74 Anm. 4) ist ausdrücklich gesagt, daß er damit zugleich die privilegia doctoralia erwerbe. Dieser Zusatz fehlt vor Goethe's Thesen, aber der Erfolg war derselbe. Praktisch bestand kein Unterschied zwischen den Graduirten beider Art.

Deshalb lehnte Goethe die ihm unmittelbar nach seinem Abgange in Frankfurt zugegangene Aufforderung, sich auch um den Doktorgrad zu bemühen, entschieden ab. Er schreibt an Salzmann (Nr. 6): „Der Pedell hat schon Antwort: Nein! Der Brief kam etwas zur ungelegenen Zeit, und auch das Zeremoniel abgerechnet, ist mir's vergangen, Doktor zu sein. Ich hab' so satt am Licentiieren, so satt an aller Praxis, daß ich höchstens nur des Scheins wegen meine Schuldigkeit thue, und in Teutschland haben beide gradus gleichen Werth." So ist Goethe erst 1825 Doktor geworden, und zwar honorarius aller Fakultäten.

403. Die so genaue biographische Skizze Schöpflin's (S. 28 bis 50) läßt die Benutzung eines biographischen Werks erkennen, vielleicht des uns nicht vorliegenden von F. D. Ring, Vita J. D. Schoepflini, 1776, — zugleich auch Goethe's eigne, noch lebendige Erinnerungen. Er schreibt wie noch geblendet von dem Nimbus, worin Studenten grade solche halb diplomatische Lehrer zu erblicken pflegen.

Schöpflin, im Baden-Durlach'schen im September 1694 geboren, stand bei seinem Tode schon im siebenundsiebzigsten Jahre, während Goethe ihn um zwei Jahre jünger sterben läßt. Den Vergleich vorzüglicher Zeitgenossen mit Sternen (S. 28) finden wir schon in den Stammbuchversen des Dichters an seinen Sohn v. J. 1805 (Werke, Bd. III. S. 256, Nr. 170). Schöpflin wird als wohlgewachsen und von hoher Gestalt geschildert: „In ihm bemerkte man das Bild des Redners. Seine Augen zeugten von der Lebhaftigkeit seines Geistes. Nichts Finsteres, nichts Trauriges herrschte in seinen Mienen. Seine Stirne war entfaltet und heiter wie seine Seele. Mit seiner tiefen Gelehrsamkeit verband er ein ungemein offenes, gefälliges und liebenswürdiges Wesen" (Lorenz u. Scherer, Gesch. des Elsasses. 1871. Bd. II. S. 152, zu unserm Texte unten S. 28).

Schon 1725 war Schöpflin's Berühmtheit als Staatsrechtslehrer so groß, daß Katharina I. von Rußland ihn nach Petersburg und bald darauf Friedrich Wilhelm I. nach Frankfurt a. O. Anerbietungen machen ließen. Solche folgten nach Leyden, Upsala und später, als man eines Lehrers für Joseph II. bedurfte, nach Wien. Darauf bezieht sich Goethe's: er emergirt und eminirt (S. 29). Als Belohnung für seine Treue erhielt er von der französischen Regierung die Mittel und die Muße zu den von Goethe angeführten langjährigen Reisen. Die

Grundsätze, die er bei den Ausgrabungen in Rom befolgt sah, übertrug er später auf seine Heimath, und wir waren schon oben bei Niederbronn (Anm. 376) in der Lage, sein Hauptwerk, die Alsatia illustrata, welche für die Gegenwart ein erhöhtes Interesse gewonnen hat, zu citiren. Es erschien, mit musterhafter Sonderung der celtischen, römischen und fränkischen Alterthümer, 1751 und 1761 in 2 Bänden. Seine diplomatische Geschichte des Elsasses zur Zeit der Merowinger, Karolinger u. s. w. kam erst nach seinem Tode heraus (1772—1775). Er war zwar französischer Historiograph wie Voltaire; Fleury und andere französische Staatsmänner benutzten seine Feder, ertheilten ihm auch diplomatische Aufträge: gleichwol gehörte er allein dem Elsaß oder vielmehr beiden Rheinufern gemeinsam an. Er stand in engster Verbindung mit dem Kurfürsten von der Pfalz und dem Markgrafen von Baden. Für diesen verfaßte er die von Koch fortgesetzte Historia Zaeringo-Badensis (1763 bis 1766), eine von dem jüngern Moser sehr gerühmte Haus- und Landesgeschichte (Polit. Wahrh., Bd. II. S. 247 flgde). Ebenso regte er die Gründung der pfälzer Akademie zu Mannheim (oben S. 30) und der österreichischen zu Brüssel an. Als akademischer Lehrer versammelte er die dem Staatsfach sich widmenden jungen Männer aus ganz Deutschland, besonders die Söhne der höchsten Reichsstände, um sich; zu seinem gelehrtischeren Zeitgenossen J. J. Moser bildete er in dieser Lehrthätigkeit einen frappanten Gegensatz.

Richtig ist, daß Schöpflin unvermählt blieb (Goethe, S. 29); eine ihn überlebende Schwester stand seinem Haushalte vor.

Seine Wohnung ist nicht mehr vorhanden. „Mitten in der Stadt gelegen, hatte sie etwas Romantisch-Anheimelndes, wie uns dies in alten deutschen Reichsstädten entgegentritt. Von einer breiten Terrasse umgeben, versteckte sich das Haus, ein ehemaliges Stiftsgebäude (S. 30), völlig in einem Walde mächtiger Linden, welche zum Theil schon in den Tagen Meister Gottfried's gegrünt und geblüht haben mögen." Unter diesen Bäumen auf und ab gehend, im Angesicht der „Neuen Kirche" liebte er es vor einem engern Kreise zu docriren (Scheube, Deutscher Geist und deutsche Art im Elsaß. 1872. S. 267 flgde). Die offiziellen Universitätsreden pflegte er in freier, eleganter Weise zu halten. Der von Goethe (S. 30) beschriebene, zur Feier von Schöpflin's funfzigjährigem Lehrer-Jubiläum veranstaltete Fackelzug aller Fakultäten fiel auf den 24. Novem-

ber 1770, in den milden Herbst, die Mitte von Goethe's Straßburger Aufenthalt, als schon Herder und Jung dort eingetroffen waren und seine Gedanken nach Sesenheim schweiften.

Das oben (S. 30) erwähnte Museum, d. h. Schöpflin's Sammlung von vorzüglich römischen Alterthümern, von Oberlin beschrieben als Museum Schoepflinicanum (1770 bis 1773), ist nebst seiner der Stadt vermachten Bibliothek bei der Belagerung 1870 zu Grunde gegangen. Der dortige „Schöpflin-Staden" erhält sein Andenken.

404. Oberlin (S. 30 u. 31), ein geborner Straßburger, Bruder des noch in frischerer Erinnerung stehenden Pfarrers des Steinthals (Ban de la Roche), bei dem sich später Lenz aufhielt, damals (1770) noch in den Dreißigen und eben Professor geworden (der Logik und Metaphysik, nach Lorenz u. Scherer, a. a. O. S. 152), setzte zunächst Schöpflin's Wirken fort, wie die Herausgabe der Sammlungen desselben, der Alsatia literata (1782) und des Elsäßer Almanachs (1780—1789) beweist. Aber er suchte hauptsächlich den Sinn der Sprachen zu fassen (Goethe, oben S. 31). Oberlin nämlich, mehr Philologe als Schöpflin und Herausgeber verschiedner römischer Klassiker, betrieb schon ein mehr modernes Sprachstudium. Neben dem Altfranzösischen und den französischen Volksdialekten drang er vergleichend zuerst wieder in das Mittelhochdeutsche, in die Sprache der Minnesinger und Heldendichter, wie Goethe sagt (S. 30). Als Dieser sein Buch abfaßte, war man grade daran, jene versunkenen Schätze von Neuem zu heben, und diese Mühe wurde durch die Vorarbeiten der Straßburger des vergangenen Jahrhunderts, außer durch des Sachsen (Pegauer) Schilter großen Thesaurus Antiquitatum Teutonicarum, vorzüglich durch Oberlin's Glossarium germanicum medii aevi (1781—1784) erleichtert. Oberlin setzte die Thätigkeit seines ältern Landsmanns Scherz in größerem Umfange fort. Jakob Grimm zeigte zuerst wieder, welcher Werth den Arbeiten dieser Straßburger — denn auch Schilter ist in seinem Wirken dazu zu zählen — für das Verständniß Wolfram's von Eschenbach, Gottfried's von Straßburg, Walther's von der Vogelweide beizumessen (s. Lorenz und Scherer, a. a. O. S. 149). — Ein Monument Oberlin's findet sich in der Thomaskirche (seit 1811), und der ältere Stöber sprach an seinem Grabe (1806).

405. Koch (S. 30), aus Buchsweiler, also Hanau-Lichten-

berger wie Lerse, Wenland, Engelbach, gehörte schon zur jüngern Generation. Er war um nur zwölf Jahre älter als Goethe. Die Arbeiten Schöpflin's über das Elsaß und über Baden setzte er fort; zugleich verfaßte er eigne größere historische Arbeiten. In dem Jahre, von welchem Goethe handelt, erschien sein Tableau des révolutions de l'Europe depuis le bouleversement de l'Empire Romain jusqu' à nos jours (3 Vol. 1771). Erst 1802 wurde er Professor der Rechte in Straßburg, 1810 Rektor. Als Goethe Obiges schrieb, war er noch unter den Lebenden, nicht mehr als das Buch erschien. Notirt haben wir: La Vie de Ch. G. Koch par J. G. Schweighaeuser Strasb., und La Vie du célèbre Koch par Fritz 1814 (s. auch Merck's Briefe, II S. 49).

406. Goethe schickt dem neuen Abschnitte, zu dem S. 31 unten übergegangen wird, einige allgemeine Betrachtungen voraus. In dem Vorwort (Thl. I. S. 5) hatte er bereits auf das, günstige oder ungünstige, Verhältniß des Einzelnen zu seiner Zeit und seinen Umgebungen hingewiesen und an einem andern Ort (Werke, Bd. XIX. S. 169) das menschliche Leben als zugleich dem „Reiche der Natur" und dem der „Freiheit" angehörig behandelt. Auch an unserer Stelle werden die Rechte des Individuums vollkommen gewahrt; in dem Vorausverkünden dessen, was wir unter allen Umständen thun werden (S. 32 oben), erscheint das Motto des Zweiten Theils von der Verknüpfung des Alters mit der Jugend in andrer Form wiederholt. Die selbständige sittliche Natur des Menschen ist damit gerettet, sein Gewissen, sowol Alles, was Goethe sonst das Gesetzgeberische in ihm nennt, das die Natur Humanisirende, als das jedem Einzelnen allein Angehörige: den Weg aber, den er zu wandeln hat, die Entwicklung jenes ihm Eignen bestimmen von ihm unabhängige Mächte. Er wird von einem Höheren geleitet und muß sich mit dem Quia (S. 32) beruhigen.

Diese, die Konjunktionen und Pronomina, zumal in lateinischen Formen, substantivirende Ausdrucksweise ist ein Nachklang der Scholastik sowie der makaronischen Poesie. Etwas verändert ergeht sich darin Goethe auch in dem oben Anm. 390 citirten Briefe an Wollenier. Marot, von ihm weiter unten (S. 33) gelobt, braucht die Wendung: aller oder pousser jusqu' à Quia Brieux, origines de quelques coutumes anciennes. Caen. 1874. p. 58 und 59), und schon vor ihm ruft Dante: State contenti, umana gente, al quia (Pur-

gut. III. v. 37)! Und so auch Goethe selbst (Werke, Bd. II. S. 315):

„Wie? Wann? und Wo? — Die Götter bleiben stumm!
Du halte Dich ans Weil und frage nicht Warum!"

Frage nicht Warum! Das war auch Luther's Lehre: „Darum laß Dir seinen [Gottes] guten Willen gefallen und klügel nicht mit dem teuflischen Quare!" und „das Wörtlein Quare hat viel Seelen verführt" (Luther's Werke, Bd. 57. S. 116 Nr. 104; S. 198 Nr. 221 und sonst Nr. 62. Nr. 309 u. s. w.). Es war dies das Warum des Warum, welches Leibniz' philosophische Freundin ergründen wollte (Guhrauer, II. S. 249), die schwierigste der „naseweisen Fragen: Quis, quid, ubi, quibus auxiliis, cur, quomodo, quando?" deren Wieland (Werke, Bd. 31 S. 118), Müllner in einem geflügelten Worte und Goethe selbst im „Wilhelm Meister" (Bd. XVII. S. 521) spottet: „Wärt Ihr nicht neugierig zu wissen, wie und wo? wer? wann und warum?" Il veut connaître le pourquoi et le comment des choses terrestres, sagt G. Sand (Flamarande, LVII), ohne daß damit heute ein Vorwurf verknüpft wäre.

407. Im Ersten Theile, S. 84 (Anm. 77) ist die Entstehung des buntscheckigen Französisch (S. 32 unten) weniger ausführlich als hier erzählt. Es läßt sich von der Straßburger Zeit an eine Vernachlässigung dieser Sprache in Goethe's Leben bemerken, bis er in Weimar durch die Verhältnisse genöthigt wurde, sich wieder im mündlichen und schriftlichen Gebrauch derselben zu üben (s. die Briefe an Frau v. Stein, Thl. III. S. 84—107). Nicht sehr anders hatte auch Friedrich der Große sein Französisch erlernt.

Mit Grimm (S. 33), dem französirten Deutschen, dem Pariser Agenten und Korrespondenten der deutschen Höfe, namentlich des Gothaischen, wurde Goethe später persönlich bekannt, zuerst in der Rhein-Campagne 1792.

Schöpflin schrieb das Meiste lateinisch, französisch sehr wenig; nach Scheube wäre nur eine Broschüre von ihm in dieser Sprache gedruckt erschienen (S. 31).

Von solchen Hoffnungen auf die Wiederkehr der guten alten Zeit (S. 34) konnte Goethe wol noch hören; in den Zeiten der Revolution und des Kaiserreichs verstummten sie ganz. Indeß, als er obige Worte schrieb, mehr noch, als sein Buch aus

Licht trat, hatten die, wenigstens auf dem rechten Rheinufer, gehegten Hoffnungen Aussicht auf eine Erfüllung, welche sich leider noch ein halbes Jahrhundert verzögern sollte.

Mit Unterthanen deutscher Fürsten (S. 34), deren Besitzungen zum Theil im Elsaß lagen, verkehrte Goethe vorwiegend. Lerse, Wenland, Engelbach und Wagner — Dieser nur durch seinen Vater, da er selbst geborner Straßburger war, — stammten aus der hessischen Grafschaft Hanau-Lichtenberg (oben Anm. 369). Die Pfalz und Nassau-Saarbrücken waren in derselben Lage wie Hanau-Hessen. Das Elsaß gehörte zu den zerklüftetsten der alten Reichsgebiete.

408. Ein schöneres, wahreres und größeres Bild ist auf Friedrich den Großen nie angewandt worden als das des Polarsterns (S. 35), um den die ganze Welt, das Firmament, sich dreht. Der Polarstern ist das Symbol des Nicht-Untergehns, das feste Zeichen für den Schiffer. Ihm vergleicht sich Cäsar bei Shakespeare (III. 1):

„Doch ich bin standhaft wie des Nordens Stern,
Deß unverrückte, ewig stäte Art
Nicht ihres Gleichen hat am Firmament."

Ganz in dem Sinne, wie Shakespeare das Bild weiter ausführt, drängte es sich einem deutschen Juristen, Struck, auf; er schreibt: Princeps linguam unam debet habere, ut, quod scripsit, scriptum sit, immotusque dicti scriptique tenax ut lapis angularis vel stella polaris in coelo (Stryck. Dissertat. juridic. Vol. VII. 1755). Der Romantik ward die Geliebte zum Polarstern; Bernardo Tasso's Amadis richtet die Augen auf Oriana, „wie der Steuermann auf den festen Stern, seine sichre Hoffnung". Im Französischen braucht man: aller sans boussole et sans nord, und ebenso verlangt Goethe „Kompaß und Pol-Stern" für die Lebensreise (Werke, Bd. II. S. 395).

409. Bei der tyrannischen Herrschaft, welche in Frankreich seit dem Zeitalter Ludwig's des Vierzehnten der gute Geschmack ausübt, ist es nicht zu verwundern, daß der so schwere Vorwurf des schlechten in jeder literarischen Fehde erhoben wurde. Menage (zu S. 35 unten) ward, seit er angefangen, französisch statt lateinisch zu schreiben, in fortwährende Streitigkeiten ver-

wickelt und dadurch in die Lage gebracht, jenen Vorwurf oft zu erheben. Unter andern hatte er gegen einen seiner Zeitgenossen, Perrault, den Vers Katull's gerichtet: O saeclum insipiens et inficetum, in französischer Fassung:

O le siècle de mechant goût!

Er erzählt dies selbst in seinem, einst viel gelesenen und benutzten Sammelwerke Menagiana (I. p. 100. 2e édition. Paris. 1714). „Entging Voltaire selbst diesem höchsten Tadel nicht", so ermangelte er auch seinerseits nicht, den Vorwurf zu erwidern: Le mauvais goût a levé l'étendard dans Paris; vous en avez encore pour quelques années etc. (Lettre à d'Argental. 7 août 1750). Vergl. sein Gedicht Le Temple du goût, worin der gute Geschmack als Sohn der Natur den schlechten als den Sohn der Kunst befehdet (unten S. 266).

410. Die Verse oben S. 36 sind das von Goethe so formulirte „Feldgeschrei", nicht etwa ein Citat aus einem Freundschafts- oder Gesellschaftsliede (Rundgesang) der Zeit. Auch in den später zu Weimar gedruckten Freimaurerliedern oder in Zelter's „Liedertafel" finden sich die Verse so wenig wie in dem Gleim-Hagedorn'schen oder dem Göttinger Liederkreise, wohl aber überall verwandte Anklänge. Nach Gedanke und Ausdruck erinnern sie an die bekannten Worte im „Faust":

„Es trägt Verstand und rechter Sinn
Mit wenig Kunst sich selber vor", —

wo das „sich selber", hier „sich von selber vortragen", durch das vorangegangene „der Vortrag macht des Redners Glück" erst erklärt wird.

Die Glieder der studentischen Vereinigung (S. 36) sind in den Anmerkungen 329 und 421 bis 423 namentlich aufgeführt.

411. **Der Vetter Michel wird in seiner Deutschheit** (S. 36) sich einen Haarbeutel getrunken haben. In der Art, wie Goethe hier den Ausdruck, in Selbstironie, zur Verspottung nationaler Eigenthümlichkeit verwendet, wird er ihm ganz gerecht. Vom deutschen Orden und dessen Rittern, zugleich Nachfolgern des heiligen Michael, als auch langen Hänsen („michel" = groß), ward der Ausdruck auf alle Deutschen übertragen, und so braucht ihn schon Seb. Brant (Sprichwörter 1541, 1. 24b). In einem neuerdings (Arch. f. Lit.-Gesch. 1875. IV. S. 405 flgde)

von Schnorr von Carolsfeld mitgetheilten Liede aus der Mitte des 16. Jahrhunderts sagen die deutschen Ritter:

„Die teutschen Michel man uns nennt,
Ist wahr, künten nit viel Latein,
Dann fressen, saufen, Buben sein."

Hier wird, wie oben bei Goethe, die nationale Neigung zur Schlemmerei und zugleich die Unwissenheit hervorgehoben. So als der Ungelehrte, Unmodische, Einfältige erscheint der deutsche Michel in der Literatur des 17. Jahrhunderts, namentlich bei Moscherosch und Grimmelshausen, dessen Schrift „Der deutsche Michel" v. J. 1673 Keller als 34. Band der Bibliothek des literarischen Vereins zu Stuttgart von Neuem herausgegeben hat. Ganz ebenso sprechen von ihm im 18. Jahrh. Lessing (uns. Ausg. Th. XVI. S. 161) und Wieland, Letzterer auch von deutschen „Michlinnen" (Merck's Briefe, II. S. 87).

Für Goethe ist der Michel zugleich der Vetter, im Sinne von Gevatter, Gevattersmann, wie auch in der Verfügung „Musen und Grazien in der Mark" (Werke, Bd. I. S. 93); ebenso kommt er vor bei Müller im „Siegfried von Lindenberg" (1790. Bd. 4. S. 350), ferner in einem bei Kretschmer abgedruckten Volksliede und in Brentano's Gedichte „Der Musikanten schwere Weinzunge".

412. Das nun Folgende über die französische Literatur des achtzehnten Jahrhunderts (S. 36 bis zum zweiten Absatz S. 44), mit Voltaire an der Spitze, zurückgreifend bis zu den Unruhen der Fronde und dem Zeitalter Ludwig's des Vierzehnten (S. 36) und vorausdeutend auf den Ausbruch der französischen Revolution (S. 40), ist als ein besonderer Abschnitt zusammenzufassen, dem sich ebenso das von S. 44 bis 48 über Shakespeare Gesagte gegenüberstellt. Vieles von dem Entwurf im biographischen Schema d. J. 1760 (Thl. I. S. 207) ist hier ausgeführt, aber auch manche Rubrik, z. B. „Jesuiten. — Jansenisten", unberührt geblieben. Die ganze Darstellung in der angedeuteten Gruppirung legt in Goethe's unrhetorischer, das Bedeutendste auf den einfachsten Ausdruck bringenden Weise die Thatsachen bloß, welche den Wendepunkt unsrer neueren Geschichte bezeichnen. Wir erreichen damit das latente Ziel, zu dem die bisherige Erzählung hinstrebte und zugleich den Ausgangspunkt alles Weiteren. Indem wir hier mit Voltaire, Shakespeare, Goethe zu thun haben, sind

es doch nicht diese Personen, nicht interessante Schriftwerke allein, sondern dahinter bergen sich allgemeinere, weltbewegende Mächte. Und so muß man das Buch lesen: wie in der Rechnung, läßt sich auch von geistigen Dingen so sprechen, daß statt der großen sinnverwirrenden Summen Buchstaben genommen werden, vereinfachende Zeichen. Der Kommentator aber ist in einer üblen Lage; er möchte die Buchstaben in die Zahlen auflösen, um dem Texte gerecht zu werden; andrerseits darf er einem einzelnen Abschnitte kein eignes Buch widmen; er muß daher auf die Durcharbeitung des literarischen Stoffs verzichten und sich theils mit dem allgemeinsten Ueberblick, theils mit der Erklärung von Einzelnheiten abfinden.

Der erschöpfte und müde gewordene Romanismus giebt die Herrschaft ab an den sich verjüngenden germanischen Geist, — so konnte man Goethe's Thema von der bejahrt und vornehm gewordenen französischen Literatur (S. 36, 38, 44 „zu bestimmt und zu vornehm"), dem bejahrten Voltaire (S. 36), dem altklugen Publikum (S. 37) im Gegensatze zu dem strebenden Jünglinge (S. 36) und der deutschen literarischen Revolution (S. 42) mit dem Selbstgefühle erweitern, das uns die neuesten Ereignisse eingeflößt haben. Diese begannen sich in dem Augenblicke zu vollziehen, als Goethe Obiges abfaßte (1812 und 1813). In diesem Rückblick zeigt sich, daß, was Goethe unter dem politischen Drucke Napoleon's und des siegreichen französischen Kaiserreichs über das geistige Frankreich seiner Jugendzeit geschrieben hat, zwar in keinem Worte geändert zu werden braucht, um von uns nach jenen Ereignissen gelesen zu werden, daß aber Goethe's Buch, gleich einem dem Lichte ausgesetzten stereoskopischen Bilde, in der Beleuchtung der sich entwickelnden Zeit ein wachsendes Leben, eine farbenreichere Anschaulichkeit gewinnt.

In Straßburg ging, von Lessing vorbereitet, unter der persönlichen Einwirkung Herder's die neue Richtung unsrer klassischen Literatur in ihrer jugendlichsten Gestalt, als „Sturm und Drang", organisch aus den Elementen der Zeit hervor, — sobald ein schöpferischer Geist diese Elemente beseelte. Je produktiver diese Richtung werden sollte, desto abstoßender mußte sie sich gegen das bisher herrschende französische Wesen verhalten. Diesen Gegensatz legt der folgende Abschnitt dar in einem Abrisse der französischen Literatur des vorigen Jahrhunderts, dessen bestimmter Zweck ist, zu zeigen: wie der Zauber jenes Geistes,

dem das ganze Zeitalter Friedrich's des Großen, Dieser selbst, Katharina II. und die andern S. 38 unten genannten Korrespondenten Voltaire's erlagen, für die Straßburger Jünglinge vollständig gebrochen war, wie sie mit allen jenen Wundern tabula rasa machten und auf dem gereinigten Boden die Fundamente zu einem neuen Gebäude legten.

Die hiebei berührten Einzelnheiten besprechen wir in der Reihenfolge des Textes:

a. Das Lustspiel, welches sich mit neuem Interesse dem Leben und den Sitten anschmiegte (S. 36), wich unter den verschiedensten Formen von dem des siebzehnten Jahrhunderts, dem Molièrischen, ab. Goethe meint hier vorzüglich die englische Richtung desselben, das Theater der Marivaux und La Chaussée (vergl. oben Anm. 76a). Voltaire war der entschiedenste Gegner der von ihnen gepflegten Comédie larmoyante, als einer Neuerung. Aber schon Mercier erklärte Destouches für „eiskalt".

b. Corneille's Werke (S. 36) oder genauer Le Théâtre de Corneille gab Voltaire mit seinem Kommentar 1764 zu Paris in zwölf Bänden zum Besten von Corneille's Nichte heraus. Diese Commentaires sur Corneille nehmen im Tome IX der neuen Pariser Ausgabe von Voltaire's Werken (Didot) die Seiten 325 bis 657 ein. Der von Goethe wiederholte Vorwurf, Voltaire habe die Arbeit in einem dem Andenken Corneille's feindlichen Sinne unternommen, erbitterte Diesen sehr, ließ ihn jedoch den Tadel in den spätern Ausgaben nur noch verschärfen. Palissot (Mém. p. servir à l'Histoire de notre littér., I. p. 213) meint, daß, wenn Voltaire's Kritik auch zuweilen nicht nur streng, sondern ungerecht zu nennen sei, seine Kommentare doch dazu beigetragen haben: à augmenter chez quelques jeunes gens, et même chez M. de Laharpe, le respect que l'on doit à ce fondateur du théâtre. Viel schärfer greift Voltaire im Siècle de Louis XIV. seinen großen Vorgänger an, von dessen Stücken er an zwanzig ganz verwirft.

c. Der in den 70er Jahren des vor. Jahrh. altgewordenen Literaturen (S. 36 unten) war allerdings eine merkwürdig große Zahl. Beaumarchais trat erst später auf. Allen Uebrigen war die auf deutscher Seite allein vorhandene Jugend, insbesondere den Kornyphäen Voltaire, Rousseau, Diderot, Holbach. Schlimmer war die Abgelebtheit der Literatur selbst. „Wie Voltaire haben alle diese Männer des Siècle de Louis XV. einen greisenhaften Zug. Sie kommen gedanken-

alt auf die Welt" (H. Grimm, „Voltaire und Frankreich", S. 100). Es waren Symptome des Alters: die Anlehnung der franzöſiſchen Schriftſtellerwelt an die höchſte, nicht nur franzöſiſche, ſondern europäiſche Geſellſchaft, der Geiſt der Mediſance, mit dem ſie ſich erfüllte (S. 37: herunterziehend, mißredend; S. 44: Kritik vernichtend), das Fleiſch- und Blutloſe ihres klaren und präciſen Ausdrucks, ihrer regelrechten Geſtalten und der allgemeine Indifferentismus. Von wirklicher Poeſie war nicht die Rede, und Voltaire ſelbſt gab ſeine kleinen Gedichte nur für amusemens de société aus.

Unter der literariſchen Gährung (S. 37) ſind hauptſächlich Deſſen literariſche Fehden mit Fréron, Paliſſot, Piron, Rouſſeau, Maupertuis (Akakia; ließ ſeiner Laune den Zügel ſchießen) gemeint und unter den gewiſſen Grundſätzen, die man nicht mehr ſchätzen und ehren wollte, diejenigen des franzöſiſchen klaſſiſchen Theaters. Von einer Tragödie in Proſa ſchrieb Voltaire an d'Argental (am 26. Sept. 1770): Voilà le coup de grâce donné aux beaux arts, und ſonſt ſpricht er von der tragédie expirante. — Bei ſeinem Gott iſt an den Artikel Dieu in ſeinem Dictionnaire philosophique zu erinnern. Bekanntlich verwarfen ſowol Friedrich der Große als Voltaire den modernen, beſonders im Système de la Nature ſich kundgebenden Atheismus auf das Entſchiedenſte. Grade damals (in den Briefen vom Herbſte 1770) citirte Voltaire ſeinen Lieblingsvers wiederholt: Si Dieu n'existait pas, il faudrait l'inventer.

Im Dictionnaire philosophique (angefangen 1752) finden ſich Stellen wie: Ma seule raison me prouve un être qui a arrangé la matière de ce monde, und: Dieu et la matière existent par la nature des choses.

d. Gegen das Altkluge (S. 37 unten) — das von einem unreifen Geiſte aufgenommene reife Urtheil (S. 38 oben) — ſind auch Goethe's gleichzeitige Verſe (Divan, VI. 26) gerichtet:

Die Jüngſten wiederholen der Aelteſten Worte
Und glauben, daß es ihnen angehört.

e. Bei der Verbildung ſo vieler würdigen Gegenſtände (S. 38; vergl. das ſich verbilden der Literatoren, S. 37 oben) denken wir an die ganze unhiſtoriſche und konventionelle Behandlung des Alterthums im franzöſiſchen Drama. Auch mag Voltaire's Epopee vorſchweben. Dazu die flache

Auffassung der Bibel (Artikel Bible im Dict. philos.) und die scharfen Ausfälle gegen die Kirche, z. B. in dem von Strauß in seinem Buche über Voltaire mitgetheilten „Mittagsmahl des Grafen von Boulainvilliers". Doch, wo hätte Voltaire die Kirche nicht angegriffen? Gegen den Obscurantismus war auch die Encyklopädie (unten Litt. k) gerichtet, im Einzelnen aber trennte sich Voltaire vielfach von den Verfassern. Gegen den Artikel derselben von der Sündfluth (Déluge) und deren darin versuchte natürliche Erklärung schrieb er den Aufsatz Déluge universel in seinem Dictionnaire philosophique (zu S. 38). Er erklärt hier die Sündfluthe-Theorie für un système dont on ne puisse parler sans rire, die Sündfluth sei eben ein Wunder, natürlich sei sie unmöglich. Zugleich bestreitet er in diesem Artikel die Herkunft versteinter Muscheln aus ehemaligen Meeren. Diese Ansicht steht im Zusammenhange mit seiner Anschauung von der Entstehung der Erdoberfläche überhaupt. Er nahm Büffon gegenüber, der in seiner Histoire naturelle die Gebirge aus dem Wasser hatte hervorgehn lassen, den biblischen Standpunkt ein. In der gegen Diesen, dessen Anhänger Maillet und gegen Holbach verfaßten Schrift: Des singularités de la Nature (1768) stellte er zugleich die sonderbaren Ansichten über den Ursprung versteinter Muscheln auf, durch welche er Goethe's Vertrauen mit Recht einbüßte (chap. XI, de la formation des montagnes; ch. XII, des coquilles et des systèmes bâtis sur des coquilles; ch. XIII, amas de coquilles u. s. w. Vergl. Du Bois-Reymond: Voltaire in seiner Beziehung zur Naturwissenschaft. Festrede. Berlin. 1868). Wie sehr Voltaire auf diesem Gebiet hinter der Bewegung seiner Zeit zurückgeblieben war, zeigen folgende Stellen aus jener Schrift:

L'océan une fois formé, une fois placé, ne peut pas plus quitter la moitié du globe pour se jeter sur l'autre, qu'une pierre ne peut quitter la terre pour aller dans la lune.

Des courants d'eau ne peuvent produire lentement dans des siècles innombrables une suite immense de rochers nécessaires dans tous les temps.

Versteinte Muscheln sind von christlichen Pilgern zurückgelassen.

Est-ce d'ailleurs une idée tout à fait romanesque de faire réflexion sur la foule innombrable de pélerins qui partaient à pied de Saint-Jaques en Galice [Sankt Jakob von

Komzoftella] et de toutes les provinces, pour aller à Rome par le Mont-Cénis, chargés de coquilles à leurs bonnets? — En un mot, une huitre près du Mont-Cénis ne prouve pas que l'océan indien ait enveloppé toutes les terres de notre hémisphère. Er glaubt an Täuſchung: J'ai vu quelquefois des débris de moules et de colimaçons qu'on prenait pour des coquilles de mer; ebenſo bei den Knochen foſſiler Rennthier- und Nilpferdknochen: On aurait dû plutôt soupçonner qu' un curieux avait eu autrefois dans son cabinet le squelette d'un renne et celui d'un hippopotame, und ſchließt mit einem Appell an die Zukunft: Notre siècle commence à bien observer; il appartiendra aux siècles suivants de décider, mais probablement on sera un jour assez savant pour ne décider pas (Oeuvres, Tome V. p. 804—831). Goethe dagegen ſuchte ſpäter im Rheinthal (S. 38) nach Meermuſcheln (Divan, III. 12):

O wie ſelig ward mir!
Im Lande wandl' ich,
Wo Hudhud über den Weg läuft.
Des alten Meeres Muſcheln
Im Stein ſucht' ich, die verſteinten u. ſ. w.

Kenntniß der Länder und Gebirge (S. 38 med.) bedeutet in dieſem Zuſammenhange Geognoſie: „Die wahre Geognoſie lehrt uns die äußere Erdkruſte kennen, wie ſie gegenwärtig iſt" (A. Humboldt. Essai géognostique sur les gisemens des Roches, p. 5).

f. Die Aeußerung S. 38 unten beſtätigt die Stelle in einem Briefe Voltaire's:

Je crois que je suis à présent en correspondance avec tous les rois, excepté avec le roi de France.

Von den Päpſten (S. 39 oben) iſt an Klemens XIV., Ganganelli, zu denken, über deſſen berühmte Briefe Voltaire noch im Jahre 1776 einen Artikel verfaßte (Oeuvres, IX. p. 297). Bekanntlich erhielt Voltaire 1770 durch Vermittlung ſeines Gönners, des Herzogs von Choiſeul, die Beſtallung als Kapuziner aus Rom, in welcher Eigenſchaft er mehrere Briefe ſcherzhaft zeichnete. Der Papſt ließ ihn wiederholt bekomplimentiren (Oeuvres, XIII. p. 7, 8, 16, 21).

g. In der Stelle über Joſeph den Zweiten (S. 39) ſpielt Goethe auf den ſeiner Zeit vielbeſprochenen Beſuch an, mit dem Dieſer 1777 zu Bern Haller wenige Monate vor

dessen Tode ehrte, während er bei Voltaire, Haller'n litterarischem Gegner (s. Jördens, II. 316, Note), mit einer gewissen Ostentation vorüberging.

b. Der Patriot (S. 39), der Dichter der „Belagerung von Calais" (1765) auch eines „Gaston und Bayard" (le chevalier sans peur et sans reproche), war de Belloy. Voltaire nennt ihn: mon chantre des héros de la France (Oeuvres, XIII. p. 3).

i. Rousseau wird hier (S. 39 unten) nur im Vorübergehen genannt. Er hatte uns wahrhaft zugesagt — jedenfalls mit seiner „Neuen Heloise", von Goethe im biogr. Schema v. J. 1761 als „später gelesen" angeführt (Thl. I. S. 298). Gellius, auch der Uebersetzer von Lillo und Sterne, hatte sie 1761 bis 1764 in vier Theilen deutsch herausgegeben. Auf Herder (Lebensbild, III. S. 101), auf Klinger (Das leidende Weib, S. 68), auf die Entstehung von Goethe's „Werther" war der Roman von tiefgreifendem Einfluß. „Er hält viel von Rousseau, ist jedoch nicht ein blinder Anbeter von demselben," sagte Kestner von Goethe, als er ihm im Frühling 1772, drei Viertel Jahre nach der Straßburger Zeit, in Wetzlar zuerst begegnete. Wie Rousseau, der Verkündiger des Natur-Evangeliums, in dem Straßburger Kreise angesehen wurde, lassen einige Ausrufungen von Lenz in seinen „Anmerkungen über's Theater" erkennen: „Rousseau, der göttliche Rousseau selbst" (S. 27) und „Die Heloise, das beste Buch, das jemals mit französischen Lettern ist abgedruckt worden" (S. 41).

k. Das große Manifest des französischen Deismus und Nationalismus, Diderot's Encyklopädie (S. 40), war in Paris in den Jahren 1751 bis 1765 in siebzehn Foliobänden, außer zwei Bänden Kupfer und vier Supplementbänden (1776), unter dem Titel erschienen: Encyclopédie ou Dictionnaire raisonné des sciences, des arts et des métiers, par une société de gens de lettres, mis en ordre et publié par Mr. Diderot, et quant à la partie mathématique par Mr. d'Alembert. Mitarbeiter waren außer den Genannten auch Rousseau und Marmontel, im Ganzen mehr als funfzig. Die Zeit fühlte das Bedürfniß, ihr Wissen neu zu ordnen; Bayle, Diderot (auch mit einem Dictionnaire de Médecine) und Voltaire sind so mit wissenschaftlichen Wörterbüchern aufgetreten.

l. Bekannt ist der große Einfluß Diderot's (S. 40) auf Lessing und durch ihn auf die ganze Entwicklung des deutschen Theaters. Seine Stücke „Der natürliche Sohn", auf den Goethe's

Ausdruck seine Naturkinder hinweist, und „Der Hausvater" (Thl. I, Anm. 76f) gehörten durch Lessing's Uebertragung zu den verbreitetsten und nachgeahmtesten (vgl. Sprickmann's „Natürliche Tochter", Gem. ingen's „Hausvater", Martini's „Vormund"; Goedeke II. S. 592). Durch Herder, der Diderot sowie d'Alembert 1769 in Paris persönlich kennen gelernt (Lebensbild. II. S. 124), mochte Goethe unmittelbare Eindrücke von ihm empfangen haben. Von seinen wackern Wilddieben und Schleichhändlern (S. 40) ward er jedoch in Straßburg noch nicht entzündet. Denn erst 1772 erschienen zu Zürich „Moralische Erzählungen und Idyllen von Diderot und S. Geßner" und ebenda 1773 französisch: „Contes moraux et nouvelles Idylles de D.... et Salomon Gessner, publiés par Meister" (s. Goethe's Werke, Bd. XXIX. S. 35). Für diese Sammlung hatte Diderot zwei Erzählungen an Geßner überlassen; die erste, Les deux amis de Bourbonne (auch englisch: The two Friends of Bourbon, a Moral Tale, by Mr. Diderot, London, 1776), ein Gegenstück von St. Lambert's „Deux amis, Conte iroquois", hatte Goethe mit obiger Bezeichnung im Sinne. Der eine der „beiden Freunde", Felix nämlich, wird Schleichhändler; sein Freund Olivier befreit ihn mit stürmender Hand vom Schaffot; Felix rettet sich zu einem Kohlenbrenner, lebt in den Wäldern, wird Wildmeister und tritt zuletzt in Friedrich's des Großen Dienste. Rosenkranz, der in seiner vorzüglichen Schrift „Diderot's Leben und Werke" 1866. II. S. 302—304 einen Auszug der Geschichte giebt, bemerkt dazu: „Die Wirkung dieser Erzählung in ihrer realistischen knappen Manier fiel nicht nach Frankreich, sondern nach Deutschland. — Man fühlt bei ihrem Waldleben, ihren Kohlenbrennern, ihren Galgenscenen, ihren Kämpfen mit der Gensd'armerie, ihren Leidenschaften, ihrer Wahrheit eines mit Worten kurzen Naturausdrucks schon eine ganz ähnliche Atmosphäre, als sie uns in Schiller's Räubern begegnet. Die eigentliche Bezeichnung für sie nach unsrer heutigen Sprachweise aber würde sein, sie eine Dorfgeschichte zu nennen." Von dem Ekel am geselligen Leben (S. 40), dem taedium vitae, diktirt erscheint vor Allem Schiller's eben genanntes Erstlingswerk; aber man kann bei Goethe's Gesindel auch an Zschocke's Abällino und an leichtere Waare wie Stephanie's d. J. „Wildschützen", Sprickmann's „Wilddiebe", Keller's und Einsiedel's „Räuber" und ähnliche Stücke denken (Goedeke's Grundr., II. S. 594. Nr. 20; S. 646, §. 433. Nr. 2, u. §. 440). Auch Iffland schwört ganz zu Diderot's

Fahne; grade bei ihm bleibt endlich nur ein gemeines Wirkliche übrig (Goethe, S. 40). Die Stellen S. 41 oben von den bürgerlichen Stücken und der Prosa beziehen sich direkt auf Diderot (vergl. Löbell's „Entwicklung der deutschen Poesie", Bd. III. S. 190). Hier, S. 40 bis 42, berührt der Verfasser nur beiläufig und nur in Beziehung aufs Theater die große Frage vom Verhältniß der Kunst zur Natur. Man findet hier nur Andeutungen dessen, was in dem Aufsatze „Diderot's Versuch über die Malerei" (Werke, Bd. XXVIII. S. 43—92) im Zusammenhange entwickelt ist. Lessing und Herder standen in ihren ästhetischen Anschauungen Diderot näher; ihnen lagen andre Aufgaben mehr am Herzen als diejenige, welche gerade Goethe's beste Lebenszeit erfüllte: den Begriff der Kunst rein herzustellen und das Kunstwahre von dem Naturwahren streng zu sondern. Der Entwicklung dieses Unterschiedes sind seine Schriften über Kunst vorwiegend gewidmet, während Rousseau und Diderot aus Opposition gegen alles Konventionelle nur zu geneigt waren, in der Kunst eine Fälschung und Verkümmerung der Wahrheit zu sehn. Auch Voltaire, gleich Wieland ein Gegner Rousseau's und seiner Gleichheitsideen, dachte, wo er nicht konventionell ist, ganz naturalistisch über Kunst. Bezeichnend ist die Stelle in seinem Temple du goût, worin er den „Gott des Geschmacks" sagen läßt:

Le faux goût tremble de paraître —
Mais on voit assez l'imposture;
Car il n'est que le fils de l'art;
Moi, je le suis de la nature.

m. Bei diesem Anlasse erwähnt Goethe auch des Straßburger Theaters (S. 41). Es ist dies die einzige Stelle, aus der zu entnehmen, daß er dort überhaupt ein Schauspiel besucht. Die große, damals etwa 48 000 Einwohner zählende Stadt (Lorenz u. Scherer, II. S. 135) — die größte, welche Goethe bisher gesehen —, besaß seit 1701 ein französisches „Komödien-Haus auf dem Luft-Platz, der Broglie genannt", und seit 1733 ein deutsches in der Tuchmacherzunft (à la tribu des drapiers). Hier war 1770 die Leppert'sche Truppe zu Grunde gegangen (Reichard's Taschenb. 1777. S. 116), dann die Marchand'sche aufgetreten. Von den Vorstellungen der letztern findet sich eine Tour in „Stilling's Wanderschaft" (S. 175), indem Jung erzählt, daß er „zehn Tage vor Pfingsten" 1771 — das wäre gewesen

am Donnerstag, Himmelfahrt, dem 1ten Mai (vergl. oben Nr. 390) —, Weiße's „Romeo und Julie" mit „der im Tragischen so berühmten Madam Abt, welche die Hauptrolle spielte", gesehen habe. Sicherlich lockte das so ganz mit seinen Leipziger Erinnerungen verwebte Stück (oben Anm. 266) auch Goethe und seinen ganzen Freundeskreis in das Parterre; die Stelle über die „Gleichnisse" dieses Stücks in seinem ersten Briefe an Herder (Dessen Nachlaß. I. S. 25) wäre dann frisch durch die erneute Anschauung derselben veranlaßt und der Brief danach zu datiren. Sein Straßburger Freund Wagner besang die Abt als Julie (Schmidt's Wagner, S. 112):

Umtanzet von den Grazien
Mit Lotus, und mit Rosenblättern
Bekränzet von den Liebesgöttern
Gabst Du uns Julien.
Ha, wie entzückte uns die Liebe
Und ihre Phantasie!
Wie ungezwungen malst Du sie,
Die süßen Triebe! —
Wie traurig schön lagst Du im Sarge da!
Mit einem Aug', aus dem noch Liebe blickt:
So hängt die zarte Rose da,
Von Boreas geknickt.
Ist kein Vanloo, kein Oeser der Dich malet u. s. w.

Auf die Straßburger Theaterverhältnisse und den Kampf der Geistlichkeit (des Pfarrers Engel) gegen das Schauspiel werfen die Briefe Meyer's von Lindau an Salzmann aus dem Herbst 1771 ein Licht (Stöber's Salzmann, S. 79—82). Er gedenkt darin auch des Gatten der Abt als eines Schauspielers und der Theaterunternehmer Sebastiani und des schon genannten Marchand, und ebenso der von Goethe hervorgehobenen berühmten französischen Schauspieler Lecain und Aufresne (S. 41) als unerreichter Größen.

Mit Lecain, dem französischen Garrick, stand Voltaire im Interesse seiner Stücke in fortwährender Verbindung, besonders in den funfziger und sechziger Jahren; er nennt ihn mon grand acteur oder (Brief vom 25. April 1770) mon très grand et très cher soutien de la tragédie expirante; später kommt allerdings auch das Beiwort gras vor. In dem

Personenverzeichniß von Diderot's Theater (bei Lessing) finden wir ihn als Lequin.

Auch Aufresne taucht in Voltaire's Briefen auf. Er schreibt an den Marschall Richelieu am 22. Oktober 1764: Il y a un acteur excellent, à ce qu'on dit, nommé Aufresne, garçon d'esprit, belle figure, bel organe, plein de sentiment. Il est actuellement à la Haye, ebenso an d'Argental am 29. Oktober 1764; später in einem Briefe an Bordes vom 10. April 1773 die Stelle: On dit que c'est un acteur qui a des moments et des éclairs admirables, und am folgenden Tage an Richelieu die Notiz, daß Aufresne nach Petersburg gehe. Zunächst, von Straßburg aus, scheint er nach Wien übergesiedelt zu sein; wenigstens schreibt Meyer a. a. O. von hier 2. Nov. 1771: „Die französische Komödie ist, wenn man den Aufresne und die erste Schauspielerin davon abzieht, so viel als Null." Dann, 1774, treffen wir ihn in Berlin, und da auch Lecain im folgenden Jahre vor Friedrich dem Großen spielte, so besitzen wir Aeußerungen des Königs über Beide, welche, richtig verstanden, mit den Goethischen ganz zusammenfallen. Friedrich schreibt an Voltaire den 10. Mai 1775: Le Cain va venir cet été, et je lui verrai représenter vos tragédies. C'est une fête pour moi. Nous avons eu l'année passée Aufresne, dont le jeu noble, simple et vrai m'a fort contenté. Il faudra voir, si les efforts de l'art surpassent dans Le Cain ce que la nature a produit dans l'autre; am 12. Juli: Le Cain est venu ici: il jouera Oedipe, Orosmane et Mahomet. Ihn zu hören, waren gegenwärtig die Prinzessin Amalia, Prinzessin Ferdinand, die Landgräfin von Hessen, Prinzessin von Württemberg-Mümpelgard u. s. w. Nachdem er gespielt, schreibt Friedrich am 24. Juli: Ce comédien est très habile; il a un bel organe, il se présente avec dignité, il a le geste noble, et il est impossible d'avoir plus d'attention pour la pantomime qu'il en a. Mais vous dirai-je naïvement l'impression qu'il a faite sur moi? Je le voudrois un peu moins outré, et alors je le croirois parfait.

L'année passée j'ai entendu Aufresne: peut-être lui faudrait-il un peu du feu que l'autre a de trop. Je ne consulte en ceci que la nature et non ce qui peut-être en usage en France. Cependant je n'ai pu retenir mes larmes ni dans Oedipe, ni dans Zaïre.

Die Rolle des „gütigen" Auguſt in Corneille's „Cinna", in

der Goethe Aufresne sah, enthält die sprichwörtlich gewordenen Verse:

Le pire des états, c'est l'état populaire. — und am Schlusse:
Soyons amis, Cinna: c'est moi qui t'en convie.

In der Racine'schen Tragödie „Mithridat" spielte er die Titelrolle.

n. Pygmalion (S. 41) ist das zweite Rousseau'sche Stück, das Goethe erwähnt (vergl. oben Anm. 76 e). In Erinnerung daran schrieb er aus Rom den 1. Nov. 1786: „Da Pygmalion's Elise, die er sich ganz nach seinen Wünschen geformt und ihr so viel Wahrheit und Dasein gegeben hatte, als der Künstler vermag, endlich auf ihn zukam und sagte: ich bin's! wie anders war die Lebendige als der gebildete Stein." Ein weiter Weg von diesen Worten zu deren obiger Palinodie! Auf dasselbe Stück bezieht sich die Aeußerung in einem Briefe an Sophie la Roche vom 19. Januar 1773: „Pygmalion ist eine treffliche Arbeit". Es war ein vielfach, auch schon von Bodmer i. J. 1747 in seinem „Pygmalion und Elise" behandelter Stoff; außer den Nachahmungen Rousseau's durch Großmann 1776 (Goedeke, II. S. 643) und Gemmingen 1778 (das. S. 642), lag Goethe besonders nahe die seines Amtsgenossen, des weimarischen Geheimen Regierungsraths Schmidt in Schweizer's Komposition als Monodrama („Pygmalion, ein musikalisches Drama aus dem Franz." in Reichard's Theat.-Kal. a. d. J. 1777. S. 153, 160, 162). Auch v. Jung, preuß. Geh. Legationsrath, hatte Pygmalion, jedoch als Lustspiel behandelt (das. S. 147). Vgl. ferner das gleichnamige Gedicht von Lenz im Voß'schen Musenalm. a. d. J. 1778 und Herder's Nachlaß, Bd. III. S. 179. Das zu Weimar am 18. Februar 1782 aufgeführte Stück „Pygmalion" (Keil, Vor 100 Jahren, I. S. 259.) war das Schmidt-Schweizer'sche, das von Iffland dort 1798 gegebne das Rousseau-Benda'sche.

o. Unter den zum Feuer verdammten Büchern der Zeit (S. 42) wird Holbach's Système de la Nature hervorgehoben. Dasselbe war während Goethe's Straßburger Aufenthalts in London (?) pseudonym erschienen u. d. T.: Système de la Nature ou des Loix (sic) du Monde Physique et du Monde Moral. Par M. Mirabaud, Sécrétaire etc. Première Partie. Londres. 1770. 8. (2 Theile). Wie Voltaire's Briefe über England in Paris vom Henker verbrannt wurden, seiner Schmähschrift auf Maupertuis in Berlin und Edelmann's Schriften zu Frankfurt (Anm. 121) das Gleiche widerfuhr, so verurtheilte das Pariser Parlament auch Diderot's Pensées philosophiques und

das Système de la Nature — wie die Straßburger hofften, nicht unwürdig (S. 43) — zum Feuertode, und die Encyklopädie wanderte in die Bastille (Voltaire, Oeuvres, XIII. p. 12).

Der Schluß der Vorrede, auf den Goethe (S. 42) anspielt, lautet wörtlich: Prêt à descendre au tombeau, que les années lui creusent depuis longtems, l'Auteur proteste de la façon la plus solemnelle (sic) ne s'être proposé dans son travail que le bien de ses semblables. Sa seule ambition est de mériter les suffrages du petit nombre des Partisans de la vérité et des âmes honnêtes qui la cherchent sincèrement. — Cimmerisch (S. 42) s. Terrevision.

Von den S. 42 angeführten Lust- und Leibworten der Straßburger Freunde findet sich das: „Alte Kirchen haben dunkle Gläser" in den ältern Spruchsammlungen von Frank, Tappius, Petri (II. 11), Lehmann (7. 22), sowie bei Wander (Kirche, Nr. 1), daselbst auch unter „Haus" in der Form: „Alte Häuser haben trübe Fenster", und bei Simrock (Sprüche, Nr. 5663): „Alte Kirchen, dunkle Fenster". Den zweiten Spruch hat Goethe als Reim, wenig verändert, in seine Gedichte, Rubrik „Sprichwörtlich", (II. S. 335) aufgenommen.

Indem er hier (S. 42 und 43) noch näher auf den Inhalt des Holbach'schen Werks eingeht, stellt er dem Atheismus desselben das menschliche Gewissen — „etwas, das sich mit dieser Willkür ins Gleichgewicht zu setzen suchte" (S. 42 unten) — und die menschliche Freiheit als Thatsachen des Bewußtseins entgegen: von der letztern sagt er (S. 43 oben) dasselbe, und fast mit den gleichen Worten, was Voltaire bei Bekämpfung desselben Buchs von der Nothwendigkeit der Annahme eines Gottes nicht oft genug wiederholen konnte (s. oben Anm. 412o).

Eine Darstellung der geschmückten großen Welt (S. 43), wie die Straßburger Freunde, angeregt durch Rousseau's Naturschilderungen, erwarteten, sollten sie überhaupt nicht erleben. Denn ein solches Werk besitzen wir erst in Humboldt's Kosmos. Holbach war kein Naturforscher. Sein Buch enthält nur Abstraktionen, den Versuch, die geistige ebenso wie die körperliche Welt rein mechanisch und monistisch durch die Bewegung der Materie entstehen zu lassen. Er berührt sich nahe mit den, sicherlich nicht letzten Ergebnissen der neuern Naturforschung. Niemand erklärte sich heftiger gegen sein Werk, insbesondere auch gegen die von Holbach auf Grund der ganz unzulänglichen Needham'schen Versuche (vergl. Du Bois-Reymond's Voltaire,

S. 17) angenommene generatio aequivoca, als Voltaire. In dem zweiten Kapitel (Du mouvement et de son origine) hatte Holbach ausgeführt:

En un mot l'observation réfléchie doit nous convaincre que tout dans la nature est dans un mouvement continuel; qu'il n'est aucune de ses parties qui soit dans un vrai repos; enfin que la nature est un tout agissant, qui cesseroit d'être nature si elle n'agissoit pas, ou dans laquelle, sans mouvement, rien ne pourroit se produire, rien ne pourroit se conserver, rien ne pourroit agir. Ainsi l'idée de la nature renferme nécessairement l'idée du mouvement. Weiterhin (p. 23, Note 5) nimmt er keinen Anstand, den Menschen selbst ohne Zeugung durch die génération que l'on a nommée équivoque zu erschaffen.

Voltaire's Dictionnaire philosophique (Dieu, Section IV) ist gegen Holbach's Système und die von ihm und Buffon angenommene Needham'sche Urzeugung gerichtet. Seine Korrespondenz ist erfüllt von polemischen Aeußerungen über das Buch: hier heißt es bald un livre qui fait grand bruit parmi les ignorants et qui indigne tous les gens sensés, bald l'ennuyeux système d'athéisme, bald un péché contre nature und une déclamation diffuse fondée sur une très mauvaise physique; er wirft ihm auch Längen, Wiederholungen und positive Irrthümer vor: Le livre effraie tout le monde, et tout le monde le veut lire. Am Eingehendsten an Grimm den 10. Juli 1770: Il [Holbach] est bien plus éloquent que Spinosa; mais Spinosa a un grand avantage sur lui, c'est qu'il admet une intelligence de la Nature, à l'exemple de toute l'antiquité, et que notre homme suppose que l'intelligence est un effet du mouvement et des combinaisons de la matière, ce qui n'est pas trop compréhensible, sagt auch mit Goethe von ihm: il a le secret d'ennuyer sur le sujet le plus intéressant, und witzig im Sinne von dessen „Der Professor ist eine Person, Gott ist keine" (Werke, Bd. III. S. 268): Il faut être bien fou pour ne pas admettre une grande intelligence, quand on en a une si petite. Ganz auf denselben Standpunkt trat Friedrich der Große dem Buche gegenüber, das auch Herder in seinen Briefen (Lebensbild, III) vielfach berührt.

Kestner meinte im Sommer 1772 von Goethe zwar: „Er haßt den Scepticismum" (Goethe und Werther, S. 38); aber die Letzterem beigelegte Recension über eine Gegenschrift gegen

Holbach's Natursystem v. J. 1773 nimmt in dem Streit zwischen Diesem und Voltaire einen sehr neutralen Standpunkt ein (Werke, Bd. XXIX. S. 96—98).

413. An der Hinwendung Goethe's zu Shakespeare (S. 44—48) hatte Herder ein gutes Theil. Aber schon vor ihrer Bekanntschaft, in Frankfurt, hatte Ersterer den englischen Dichter zu seinen ächten Lehrern gezählt (Thl. II. S. 323). Shakespeare war noch zu Ende des 17ten Jahrhunderts in Deutschland unbekannt. Als Bödeker 1690 die vorzüglichsten englischen Dichter aufzählen wollte, wußte er nur Spenser, Johnson und Cowley zu nennen (Grundl. der deutschen Sprachen, S. 358). Dem achtzehnten Jahrhundert galt er dann Anfangs für ein geniales Ungeheuer, „unregelmäßig groß" (Thl. II. S. 319). So sah ihn Voltaire an, und Friedrich der Große fand ihn gradezu barbarisch. Noch 1763 schrieb Uz ihm „den größten Unsinn neben dem größten Genie" zu (Bernays, Entstehungsgesch. des Schlegel'schen Shakespeare, S. 233). Auch Wieland, sein Uebersetzer, theilte ganz diese Auffassung. Erst Lessing in der „Dramaturgie" und Herder in den „Fragmenten" behandelten ihn ohne Weiteres als großen dramatischen Dichter und vermittelten dem Straßburger Kreise und der ganzen Sturm- und Drang-Periode denjenigen Begriff seiner Bedeutung, namentlich den Franzosen gegenüber, welchen Goethe oben entwickelt.

Dieser hatte alle angedeuteten Stufen des Shakespeare-Verständnisses in seinem Innern gleichfalls durchlebt. Noch in Leipzig war er durch Oeser gelehrt, das Wesen des Dichters in seiner völligen Originalität zu erblicken (Thl. II. S. 91); in Straßburg versuchte er ihn historisch zu begreifen und jene Kluft zwischen Unsinn und Genie zu überspringen. Auch Herle eifert in seiner Shakespeare-Rede (unten S. 275) gegen die bisherige Vorstellung, daß seine Fehler so groß seien als seine Schönheiten.

Wieland's Uebersetzung (S. 45), 1766 beendigt, fiel noch in Goethe's Universitätszeit; Leipzig war der Ort, wo er sie zuerst verschlungen. Sie war in Prosa, aber grade in seiner besten Leistung, dem „Sommernachtstraum" (1762), hatte Wieland den Vers in Anwendung gebracht. Herdern konnte diese dem Dichter so wenig congeniale Uebertragung nicht genügen. Er bearbeitete nun seinerseits metrisch eine Menge Lieder, einzelne Stellen und Scenen, wie der Geist ihn trieb,

wovon nur ein kleiner Theil in den „Volksliedern“ und ſonſt zerſtreut ans Licht getreten iſt (Bernays, a. a. O. S. 46—52). Wenig davon hatte er nach Straßburg mitgebracht, aber nach ſeiner von hier aus mit Merck und ſeiner Braut gepflogenen Korreſpondenz war Shakeſpeare grade damals ſein „Steckenpferd“: „Ich habe ihn nicht nur geleſen“, ſchreibt er der Letzteren, „ſondern ſtudirt, wie ich das Wort recht unterſtreiche“ (Lebensbild. III. 239. 216. 222 u. ſonſt.)

Zuſammengefaßt hat Herder die Ergebniſſe dieſes Studiums in dem dithyrambiſchen Aufſatze „Shakeſpeare“ (in „Von deutſcher Art und Kunſt. 1773“, S. 71—118), auf welchen Goethe oben (S. 46) verweiſt. Wegen der Zeit der Abfaſſung deſſelben ſ. oben Thl. II. S. 394. Herder, von der griechiſchen Tragödie ausgehend, meint, Ariſtoteles würde den engliſchen Dichter als neuen Sophokles begrüßt haben (S. 91); er ſtellt ganz in dem Geiſte, wie er die Bibel, wie er Homer's „Impromptu's“ (S. 41), wie er Oſſian und das Volkslied anſah, und wie Goethe oben (S. 44) von ebenſo wahren als dichteriſchen Weltanſichten ſpricht, die Wahrheit der Shakeſpeariſchen Dichtung in den Vordergrund. Er ruft (S. 98): „Hier iſt kein Dichter! iſt Schöpfer! iſt Geſchichte der Welt!“ Dieſe und andre Stellen enthalten bereits die Aeußerungen und faſt in denſelben Worten, welche Goethe ſpäter ſeinem Wilhelm Meiſter (Buch III, Kap. 11 zu Anfang) über Shakeſpeare in den Mund legt. Auf dieſen Roman und die darein verwebte Analyſe des „Hamlet“ bezieht ſich die Stelle oben S. 44 über den Einfluß, welchen Shakeſpeare auf Goethe geübt. Die Nachleſe von Betrachtungen, welche Letzterer ebenda einzuſchalten verſucht geweſen, beſitzen wir jetzt in ſeinem „im Sommer 1813“, alſo gleichzeitig mit unſerm Texte verfaßten Artikel „Shakeſpeare und kein Ende“ (Bd. XXVIII. S. 729—741).

Daß Goethe, unerachtet der Herder'ſchen Einwirkungen, von einer theoretiſchen Erkenntniß des engliſchen Dichters noch weit entfernt geweſen, wie er oben (S. 46) zugiebt, ſich vielmehr nur receptiv, bewundernd und unbedingt verehrend zu ihm verhalten, beweiſt die von ihm unmittelbar nach ſeiner Rückkehr zu Frankfurt am 14. Oktober 1771 „zum Shakeſpearetag“ gehaltene, etwas burſchikoſe Rede (Bd. XXIX. S. 101 bis 105; vergl. Jahn's Biogr. Aufſ. 1866. S. 374). Da Herder den oben erwähnten Aufſatz gegen Goethe's Wunſch zu dem Tage nicht eingeſandt hatte, ſo trat Letzterer als Apoſtel des

neuen Evangeliums auf; aber er sagt: „Noch zur Zeit habe ich wenig über Shakespeare gedacht; — geahnet, empfunden, wenn's hoch kam, ist das Höchste, wohin ich es habe bringen können.“ Bemerkenswerth sind die Worte: „Die erste Seite, die ich in ihm las, machte mich auf Zeitlebens ihm eigen, und wie ich mit dem ersten Stücke fertig war“ u. s. w., weil darin, anders als in unserer Lebensbeschreibung, Dodd's Beauties gegen Wieland's Uebersetzung ganz zurücktreten. Die Rede ist etwas dürftig; im Kerne aber trifft sie bereits mit dem Aufsatze v. J. 1813 zusammen. Wenn dieser nämlich Shakespeare die alte und die neue Welt dadurch verknüpfen läßt, daß „er das Nothwendige sittlich macht“, so bewegen sich nach der Rede v. J. 1771 Shakespeare's Stücke gleichfalls „alle um den geheimen Punkt, in dem das Eigenthümliche unsers Ich's, die prätendirte Freiheit unsers Wollens, mit dem nothwendigen Gang des Ganzen zusammenstößt“.

Wichtiger für ihn und für uns war die andre Seite der Einwirkung, die lebendige Nachbildung, das freudige Bekennen eines über ihm schwebenden Höheren (S. 46), also das Gefühl des Dichterberufs, welches Shakespeare in ihm weckte. „Vor seinem heiligen Bilde“ hatte ihn Herder „mehr als ein Mal umarmet und ihm den Traum beneidet, Shakespeare's Denkmal aus unsern Ritterzeiten, in unsrer Sprache, unserm so weit abgearteten Vaterlande herzustellen“ (Von D. Art u. Kunst, S. 112; vergl. oben Thl. II. S. 394). Von „Götz“ ist jedoch aus der Straßburger Zeit noch keine Spur vorhanden; dagegen zeigen die „Ephemeriden“ Goethe mit einer historischen, „episch-dramatisch angelegten“ Tragödie „Julius Cäsar“ beschäftigt (Schöll's Aufs., S. 137—140). Noch drei Jahre später gedenkt Goethe dieses Stücks in einem Briefe an Schönborn (Werke, 40bdge Ausg., Bd. XXVII, S. 475) und Reichard noch in seinem Taschenbuche für die Schaubühne 1777, S. 146, und 1778, S. 109.

Daß Goethe's Enthusiasmus ansteckend für seine Freunde gewesen, bestätigen zahlreiche Zeugnisse.

Der fromme Jung besuchte „Romeo und Julie“ (Anm. 412m) und „er kannte das Shakespearische Original“; denn „Herr Goethe hatte ihm in Ansehung der schönen Wissenschaften einen andern Schwung gegeben und ihn mit Ossian, Shakespeare, Fielding und Sterne bekannt gemacht“ (Wanderschaft, S. 172).

Lersen nannte Goethe „Shakespeare's würdigen Freund“

Jung, der Goethe damals besonders nahe stand, lernte ihn erst nach der Rückkehr von seiner Hochzeitsreise, zu Ende Juni 1771, in Straßburg kennen, indem er von dieser Zeit schreibt: „Der bekannte sanfte Lenz war auch nun angekommen. Seine artige Schriften haben ihn berühmt gemacht. Goethe, Lenz, Lerse und Stilling machten jetzt so einen Cirkel aus, in dem es Jedem wohl ward, der nur empfinden kann, was schön und gut ist." Goethe's Worte: seine Gesellschaft war nicht die meine (S. 46) widersprechen dem nicht, da Goethe die Bekanntschaft mit den Kleists und Lenz's sonstigem Kreise ablehnen, ihn aber nicht von dem seinigen ausschließen will. „Sein näher Verhältniß zu mir fällt in die folgende Epoche", sagt Goethe in den erwähnten biographischen Notizen über Lenz gewiß mit Recht. Denn in seinen ersten Briefen aus Frankfurt werden von den Straßburger Genossen nur Jung und Lerse gegrüßt (Ersterer unter dem nicht aufgeklärten Spitznamen O-ferul oder O-ferol; s. Stöber's Salzmann, Briefe Nr. 6—8). Auch nach dem Briefe an Räderer vom 21. September 1771 (1772 ist irriges Datum in der Alsatia 1873, S. 29) sind nur Jung und Lerse bei der Shakespeare-Feier thätig, nicht Lenz, der als Festredner taxirt gewesen wäre, hätte er damals schon die „Anmerkungen" verfaßt und Loves Labour's lost übersetzt. Zieht Goethe auch diese Arbeiten in die Straßburger Schilderung hinein, so gehören sie und Goethe's Bekanntschaft mit ihnen doch erst in die folgende Epoche.

Lenz's fließende Hand (S. 47) wird auch von anderer Seite gerühmt. K. Blum in der Einleitung zu Lenz's „Verwundeten Bräutigam" (1845) nennt die Handschrift des Stücks „fließend und bequem" und ebenso W. v. Maltzahn Lenz'sche Handschriften aus der Straßburger Zeit „sehr deutlich" (Berliner Vossische Zeitung 1861, Nr. 300, erste Beilage).

415. Lenz war whimsical (S. 47), d. h. nach dem Wörterbuche: grillig, launisch, wunderlich, voll thörichter Einfälle. Auch Tieck schreibt Lenz „Humor, Witz und Seltsamkeiten" zu; „was bei Goethe launne ist, wird bei Lenz schon Grille, die Grille Goethe's wird hier schon Fratze" (Lenz' Schriften, I. S. LXXI).

Die Absurditäten der Shakespeare'schen Narren (Clowns) bestehen hauptsächlich in den quibbles (S. 46), d. h. in Wortspielen, der crux der Uebersetzer (vgl. bei Bernays, a. a. O. S. 48, Herder's und Schlegel's Aeußerungen).

Das oben (S. 47) mitgetheilte „Epitaphium" ist zwar an sich sehr gelungen, mit Ausnahme, wie uns scheint, der Pointe selbst, des Wortspiels, wonach dem Bellen der Hunde ein L entnommen und dem „Hirsch" angefügt werden soll. Schlegel liest hier treffend:

Hell gellt die Jagd: nehmt vom Gebell
Zu Hirsch eins von den Ellen,
Sind's funfzig Hirschel: noch ein L, so thut sie
Hundert fällen.

Dies entspricht dem Original:

The dogs did yell: put l to sore, then sorel jumps from thicket. Lenzs Form boll, in der kein ell tönt wie in bellen und gellen, macht den Scherz beinah unverständlich.

Uebrigens versuchte sich auch Goethe an diesem Wortspiel, gleichsam im Anschluß an die Redensart: „ein Bürschchen ein Hirschchen", in dem zahmen Xenion (II. S. 361): „Erst singen wir: Der Hirsch so frei".

Den Verfasser des folgenden Scherzgedichts (S. 48): „Ein Ritter wohnt in diesem Haus" läßt Goethe unbestimmt. Wahrscheinlich war er selbst über ihn nicht sicher. Pfeiffer (Sesenh. Liederbuch) hat es wol mit Recht Lenz zugeschrieben.

Lessing hatte das erste Signal dazu gegeben (S. 48), d. h. zur Shakespeare-Verehrung im Allgemeinen.

416. Schon aus den Worten oben Theil II. S. 185 ging hervor, daß Goethe mit seinen Freunden von Straßburg aus manche kleine Reise unternommen. Ebenso erwähnt der Anfang des Zwölften Buchs in die Heimath mitgebrachter Reisebemerkungen. Die oben (S. 48) folgenden Angaben über die Ausflüge in das obere Elsaß beruhen offenbar auf solchen Bemerkungen oder auf den nach Hause gerichteten Briefen, worin die vielen kleinen Verse und die Hymnen an Ceres nur erwähnt, nicht mitgetheilt sein mochten. Diese Hymnen deuten auf die Erntezeit, und daher wäre die größere Reise bis Ensisheim (an der südlichen Grenze des Ober-Elsaßes, nahe der deutschen Reichsstadt Mülhausen) in den Juli 1771 zu verlegen; sie muß sich sehr bald an die lothringer Reise angeschlossen haben. Wie auf dieser die Theurung und die Hungersnoth den Humor der Reisenden nicht trübten (oben Thl. II. S. 186), so diente ihnen — Lenz wird nicht dazu zu rechnen

sein — auch jetzt die Frage, ob der reiche Erntesegen dem Lande durch Getreide-Ausfuhrverbote zu erhalten, nur zu poetischem Scherz. In Matthisson's Anthologie (Bd. XII. S. 129 bis 135) sind uns zwei Oden des Württemberger's Hartmann auf den „furchtbaren Genius" des Hungerjahrs 1771 erhalten.

Die Abtei Molsheim an der Breusch, 21 Kilometer westlich von Straßburg, am Fuße der Vogesen, gehört zu den Gütern des Straßburger Dom-Kapitels, war früher sogar dessen Sitz. Die gothische Kirche daselbst gilt für die schönste des Elsaßes nach dem Münster der Hauptstadt. Die von Goethe bewunderten Glasmalereien des Karthäuser-Klosters sind in der Revolution und, so weit man sie damals in das Straßburger Museum geflüchtet, bei der letzten Belagerung, bis auf ein grade zum Kopiren ausgeliehenes Stück, zerstört worden.

Von Straßburg über Schlettstadt und Kolmar nach Ensisheim durchstrichen die Jünglinge das Elsaß von Norden nach Süden in seiner ganzen Länge, zwar in der Ebne, aber den Vogesen folgend. Eine solche Reise, ob zu Pferde oder zu Wagen, erforderte mindestens eine Woche. Den Ausdruck Fahrt (S. 48) darf man vielleicht im engern Sinne verstehn und dazu die Stelle aus „Hermann und Dorothea" am Schlusse des Gesanges „Klio" heranziehn:

Denn wir waren in Straßburg gewohnt, den Wagen zu lenken u. s. w.

417. Der ungeheure Aërolith in Ensisheim (S. 48) verdient eine besondere Anmerkung. „In der Kirche zu Ensisheim wird ein Meteorstein von 170 Pfund aufbewahrt", meldet Pierer (Bd. V). Nach Rittelsuber's Alsace ist das Gewicht von ursprünglich 280 [nach Humboldt 276] Pfund in Folge von Absplitterungen auf 55 Kilogramme gesunken. Letzterer gedenkt des am 7. November 1492 niedergefallenen Himmelskörpers im Kosmos, Thl. III. S. 508.

Goethe schrieb 1813, zehn Jahre nach dem Ereignisse, welches der Zweifelsucht jener Zeit, wie er, oder wie Humboldt (a. a. O. S. 611) sich ausdrückt, „welches der endemischen Zweifelsucht der Akademien" ein Ziel setzte. Dies war der von Biot und Andern wissenschaftlich untersuchte Niederfall vieler kleinerer Meteorsteine zu Aigle in Frankreich vom 26. April 1803.

Die Zweifel an der himmlischen Herkunft der Meteorsteine sind für das 18te Jahrhundert ebenso bezeichnend als der oben

(Anm. 412 e) erwähnte Unglaube Voltaire's hinsichtlich fossiler Knochen und Muscheln. Auch Goethe, indem er die ersteren luftgeboren nennt, nimmt statt des schon den Griechen bekannten, jetzt unbezweifelten kosmischen Ursprungs derselben einen tellurischen und atmosphärischen an in dem Envisheimer Steine beigegebene Inschrift bewahrheitend: De hoc lapide multi multa, omnes aliquid, nemo satis.

418. Auf den Juli als die Reisezeit deutet auch die Wallfahrt auf den 25 Kilometer südwestlich von Straßburg, noch im Nieder-Elsaß belegenen Odilienberg (S. 48) und die Hohenburg bei Barr. Denn wenn auch dorthin am 14ten Dezember, als dem Todestage der Heiligen (720), gewallfahrtet wird, so fällt doch die „Oktav des Erhebungsfestes ihrer Reliquien" in den Juli; im Jahre 1875 z. B. war die Hauptwallfahrtszeit vom 7ten zum 14ten dieses Monats.

Vom Plateau des Odilienberges mit dem 833 Meter hohen Männelstein überschaut man fast das ganze Elsaß, das Straßburger Münster, den Breisgau, den Schwarzwald und am südlichsten Horizont die schweizer Hochgebirge (S. 49). Er ist der Pindus und „Mirakelberg" des Elsaßes mit monumentalen Erinnerungen an die celtische, römische und christlich-deutsche Vorzeit. Hier thront die heilige Ottilie, des Landes Schutzpatronin und der Augenkranken, da sie, blind geboren, erst bei der Taufe das Gesicht erhielt. Nach der Sage gründete sie, die Tochter des Herzogs Eticho (Attich) und der Bereswinde, im 7ten oder 8ten Jahrhundert das Kloster Hohenburg mit Kirchen, Kapellen, Brunnen, Kreuzgängen und hängenden Gärten. In Steinritzen (S. 48) hat sie sich aufgehalten, da ihr Vater, der auf die Geburt eines Sohnes gezählt, sie verfolgte und verjagte, aber ein Fels, auf dem sie betete, sich öffnete und sie aufnahm. Eine Viertelstunde entfernt, am Wege nach Niedermünster, befindet sich ihr Brunnen (S. 48), die Odilien-Quelle, überdacht und mit steinernen Ruhebänken an den Seiten. Der Ottilie, als der ersten Aebtissin des Klosters, folgte in dieser Würde im 12ten Jahrhundert Herrad von Landsberg, die Verfertigerin des Hortus deliciarum (Histor.-geogr. Orts-Lexikon des Niederrhein-Departements. Mülhausen 1865, unter „Nabor").

Ueberreich ist die Odilien-Literatur, besonders des vorigen Jahrhunderts, von der wir jedoch nur J. A. Silbermann's

„Beschreibung von Hohenburg oder dem Odilienberg mit 20 Kupfern“ (Straßburg 1781) anführen. Mehr Angaben enthält Rittelhuber's Elsaß unter „Ottrott“. Haben auch die kritischen Forschungen des Prof. Roth in Basel der Odilien-Legende jede historische Grundlage entzogen, so wird die Patrona Alsatiae doch im Volksglauben und Volksliede fortleben:

„Der Wasgau hett e Maidel,
Diff isch o gar ze nett!
Es drad e Dannekaidel,
An Hals e Felsekett;
Uedilli dund mer's haise,
S' hett gar e frummen Sien;
Wer Verri an kann gaise,
Lauf mit mer zur ihr hien.“

Der von Goethe (S. 49) hervorgehobene Zusammenhang dieser Uedilli mit der Ottilie seines damals noch neuen Romans zeigt sich hauptsächlich in dessen legendarischem Schlusse. Liest man von der Odilien-Kapelle, in welcher der schöne steinerne Sarg mit den wunderthätigen Gebeinen der Heiligen steht, so wird man des mythischen Hintergrunds der Goethischen Dichtung inne.

419. Görres beschreibt in seiner Schrift „Der Dom von Köln und das Münster von Straßburg“ (Regensburg 1842, S. 20—22) die acht Originalrisse des Münsters, darunter Nr. 8: „Ansicht des ganzen Thurms, von der Fläche des Wächterhauses bis zur Spitze, auf zweierlei Pergament und wahrscheinlich auch von zweierlei Händen, wovon die eine die untere Hälfte des Achtecks zwischen den vier Schnecken bis zum obern Bogenfenster, wo die Bilder der Schutzpatronen des Gewerks sitzen und das Zeichen von Hütz zuerst erscheint, eingetragen, die andere aber den Helm, das Werk dieses Meisters, auf jener Unterlage fortgeführt.“ Dieser letzte ist derjenige der Originalrisse (S. 51), welcher Goethe's Ansicht, daß auf die vier Schnecken [Schneckenstiegen] noch vier leichte Thurmspitzen und eine höhere auf die Mitte gesollt (S. 50), bestätigt. Der genannte Baumeister, Peter Hütz aus Köln, hatte den Thurmbau, auf Erwin von Steinbach's Grundlage (1277 bis 1318), in den Jahren 1429 bis 1439 bis zu seiner jetzigen

Höhe fortgeführt. „Ihm war es beschieden", sagt Görres (a. a. O. S. 46), „ein Werk, das so viele Geschlechter durch so manche Jahrhunderte betrieben, nicht zwar seinem gänzlichen Schlusse, aber doch dem Punkte zuzuführen, wo es abgebrochen wurde. Nachdem er seinen ursprünglichen Plan in der Ausführung selbst abgeändert hatte, dadurch, daß er am Ende der acht Stiegen das ursprüngliche Achteck, weil die zunehmende Verengerung nicht ferner mehr seine Fortsetzung erlauben wollte, in ein Viereck umgewandelt, setzte er nach Vollendung der vier Stiegen die Laterne mit der Krone auf und schloß endlich auf einer Höhe, die man nahe 437 Pariser Fuß gefunden, die wundersame Pyramide dieses Thurms. Die vier Spitzsäulen aber [Goethe's vier leichte Thurmspitzen S. 50], die nach seinem Entwurfe die vier großen Schneckenstiegen krönen sollten, hat er wahrscheinlich zu vollführen unterlassen, weil er sich überzeugt, daß sie der Spindel allzu nahe gerückt, in den meisten Ansichten ihrem Gesammteindruck nur nachtheilig gewesen wären."

Der kleine muntere Mann, der Schaffner der Baulichkeiten (S. 50 u. 51), war der schon in Nr. 331 u. 418 genannte berühmte Orgelbauer und Alterthumsforscher J. A. Silbermann (M. Silbermann l'aîné, facteur d'Orgues au Finckweiler, nach Oberlin's Almanach 1782, S. 287). Nach der Heimkehr verfolgte Goethe den Gegenstand in seinem Briefwechsel mit Salzmann. Diesem schreibt er (An Salzmann, Nr. 7): „Dem Herrn Silbermann, wenn Sie ihn sehen, viel Grüße von meinetwegen. Bitten Sie ihn um eine flüchtige Kopie des Münsterfundaments und seien Sie so gut, unter der Hand zu fragen, ob und wie man zu einer Kopie des großen Risses kommen könnte." Dann später am 28. Nov. 1771: „Herr Silbermann hat mir das Münsterfundament geschickt. Danken Sie ihm vielmal und versichern Sie ihn aller Ergebenheit, die ich seiner sonderbaren Gefälligkeit schuldig bin. — Mit den Rissen mag es anstehen" (Stöber's Salzmann, S. 48—50).

420. Goethe's Ahnung, daß er Friedrike wiedersehn und besuchen werde (S. 51), verwirklichte sich (s. Anm. 396 u. 399) im September 1779 auf der mit dem Herzog Karl August von Weimar unternommenen Reise nach Süddeutschland und der Schweiz, kurze Zeit nach dem Brande des Zabern'schen Schlosses (Anm. 367). Am 25. September Abends ritt er, von Lauterburg

über Selz und Reschwog, von der Straße zur Rechten ab nach Sessenheim und von dort am andern Morgen wieder den bekannten Weg nach Drusenheim und Straßburg. Er berichtet darüber ausführlich an Frau von Stein: „Die zweite Tochter vom Hause hatte mich ehmals geliebt, schöner, als ich's verdiente und mehr als Andre, an die ich viel Leidenschaft und Treue verwendet habe: ich mußte sie in einem Augenblick verlassen, wo es ihr fast das Leben kostete; sie ging leise drüber weg, mir zu sagen, was ihr von einer Krankheit jener Zeit noch überblieb, betrug sich allerliebst, mit so viel herzlicher Freundschaft vom ersten Augenblick, da ich ihr unerwartet auf der Schwelle ins Gesicht trat, und wir mit den Nasen aneinanderstießen, daß mir's ganz wohl wurde. Nachsagen muß ich ihr, daß sie auch nicht durch die leiseste Berührung irgend ein altes Gefühl in meiner Seele zu wecken unternahm. Sie führte mich in jede Laube, und da mußt' ich sitzen, und so war's gut. Wir hatten den schönsten Vollmond; ich erkundigte mich nach Allem. .... Ich blieb die Nacht und schied den andern Morgen bei Sonnenaufgang, von freundlichen Gesichtern verabschiedet, daß ich nun auch wieder mit Zufriedenheit an das Eckchen der Welt hindenken und in Friede mit den Geistern dieser Ausgesöhnten in mir leben kann."

Die biographischen Nachrichten über Lenz (Werke, 10bdge Aufg., Bd. XXVII. S. 471) enthalten über denselben Besuch die Stelle: „Ich besuchte auf dem Wege Friederike Brion; finde sie wenig verändert, noch so gut, liebevoll, zutraulich wie sonst, gefaßt und selbstständig. Der größte Theil der Unterhaltung war über Lenzen."

Dieser Besuch scheint ihre ehemalige Korrespondenz wieder neu belebt zu haben. Wenigstens beziehn wir Goethe's Tagebuch-Eintrag vom 13. März 1780: „Guter Brief von Rieckzen B." (Keil, Vor 100 Jahren, I. S. 214) auf die Jugendgeliebte.

Der Beurtheilung des Verhältnisses zwischen Goethe und Friederike treten wir in der „Einleitung" zu dem vorliegenden Werke näher. Hier verzeichnen wir nur einige dichterische Behandlungen desselben:

Die beiden Friederiken in Sesenheim, von Freieisen. Zürich 1838; das Pfarrhaus von Sesenheim, Liederspiel in drei Aufzügen, von Eduard Schüller. Berlin 1856; Friederike, Schauspiel, Straßburg 1859, von Albert Grün, nebst einer Einleitung „zur Orientirung"; dann: L. Hibeau, Goethe in Straßburg, einaktiges

Lustspiel, 1870 zu Berlin aufgeführt, und die epische Dichtung von Moritz Horn: Goethe in Straßburg und Sesenheim. Kassel 1875.

421. Auf Grund des von uns an Ort und Stelle eingesehenen Buchsweiler Kirchenbuchs und der von dem dortigen Mairie-Schreiber Herrn Bix uns freundlich ertheilten Auskunft vervollständigen und berichtigen wir noch die über Goethe's Buchsweiler Freunde bisher bekannt gewesenen Nachrichten.

a. Lerse (oben Anm. 338), mit Vornamen Franz Christian, hat zu Buchsweiler am 9. Juni 1749 — also in demselben Sommer wie sein Freund — als Sohn des fürstlichen Regierungs- und Konsistorialraths Lersé (wie sich derselbe schrieb) und seiner Frau, einer gebornen Garth, das Licht der Welt erblickt.

b. Engelbach (Anm. 327 u. 328) stand dagegen schon in Herder's Alter, Moritz Joseph mit Vornamen, geboren ebenda am 7. September 1744 als Sohn des fürstlichen Kammerdirektors E. und seiner Frau, geb. Aulber. Weitere Nachrichten über diese Familie enthält das Kirchenbuch nicht, und es scheint, daß dieselbe später ins rechtsrheinische Hessen übergesiedelt ist. Oberlin's Almanach (1782, S. 210) nennt einen Engelbach als Sekretär bei der, von dem Geheimen Rath Aulber als Direktor geleiteten Rechnungskammer; ob derselbe jedoch mit Goethe's Freunde identisch ist, steht dahin.

c. Weyland (Anm. 327), unter dem vermuthlich auch Jung's sonst nicht nachzuweisender „Elsäßer Melzer" (Anm. 329) zu verstehen, Friedrich Leopold, grade um ein Jahr jünger als sein Freund, ist als Sohn des bereits am 11. November 1766 verstorbenen Dr. med., fürstlichen Raths, Leibmedikus und Stadt- und Landphysikus W. und dessen Frau, geb. Schulmeister, in der zweiten Ehe der Letzteren, am 29. August 1750 geboren. Oberlin's Almanach (1782, S. 168) nennt ihn unter den Buchsweiler Aerzten. Als Dr. med. und fürstlicher Hofrath hatte er am 3. Oktober 1781 die Tochter des Kammerraths Aulber zu Kutzenhausen geheirathet, war aber bereits am 23. Dezember 1785 verschieden, mit Hinterlassung eines noch in demselben Jahre verstorbenen Söhnleins und einer Tochter. Der Angabe Stöber's in den Curiosités 1874, wonach er mit einer Rehfeld vermählt gewesen, muß eine Verwechslung zu Grunde liegen, die sich erklärt, da eine Familie dieses Namens, vertreten durch zwei Regierungsräthe, in jener Zeit zu Buchsweiler allerdings vorkommt. Weyland's Mutter war in erster Ehe auch mit einem

Wenland, dem fürstlichen Konsistorial-Sekretär, J. U. L., Johann Karl W. vermählt gewesen und aus dieser Ehe am 20. Dezember 1744 die spätere Gattin des nassau-saarbrückschen Regierungsraths Schöll (Anm. 371 und 385 am Schlusse) hervorgegangen. Die Letztere war daher gleichnamige Halbschwester von Goethe's Freund. Ihrem 1774 verstorbenen Gatten folgte sie, mit Hinterlassung eines Sohnes und einer Tochter, am 26. März 1789 nach.

422. Ueber Heinrich Leopold Wagner enthält Schmidt's ausgezeichnete Monographie (1875) nähere Aufklärung. Zu Straßburg am 19. Februar 1747 geboren, studirte Wagner mit Goethe dort gleichzeitig die Rechte. Vgl. den Anfang des Vierzehnten Buchs. Auch er, sowie der Anm. 423 e genannte Wolff (1770), nahm Theil am Lauth'schen Tische; denn wir halten mit Schmidt dafür, daß Jung unter Goethe's Tischnachbar, dem „guten Raben mit Pfauenfedern", nicht Meyer, wie wir anfänglich (Anm. 325) vermuthet, sondern eben Wagner, als den Verfasser des „Prometheus" und der „Kindermörderin" gemeint habe. Derselbe war 1773 und 1774 Hofmeister der Söhne des Thl. II. S. 189 und in Anm. 371 u. 385 erwähnten, mit Goethe bekannten Präsidenten von Günderode, und 1775 begegnen wir ihm in Frankfurt a. M.

Daß der Wiener Waldberg (Anm. 329) als besondere Person zu streichen und Goedeke's Annahme von der Identität desselben mit Meyer von Lindau beizutreten sei, bezeichneten wir schon oben S. 238 als unsre Ansicht.

423. Als entferntere Bekannte Goethe's aus der Straßburger Zeit treten zu den schon erwähnten Troost (wol auch Pseudonym), Peglow und Reutern (Anm. 329 u. 354) noch:

a. der Mediziner Ehrmann, 1749 zu Straßburg geboren, später Arzt in Frankfurt a. M. — „der Dr. Ehrmann in Frankfurt ... den Sie noch von Straßburg her kennen", wie S. Boisserée (II. S. 24) am 20. Dezember 1812 an Goethe schreibt, — der Vorsitzende der „verrückten Hofräthe", in welche Gesellschaft er auch Letztern ob Divanum orientalem occidentalem aufnahm, und von diesem in dem Scherzgedichte: „Pfeifen hör' ich fern im Busche" (Werke, Bd. II. S. 420) als „Vielgewandter und uns Allen Wohlbekannter" bezeichnet. Auch mit Klinger, Lavater und dem Maler Müller stand er in der Genieperiode in Verbindung (Keil's Frau Rath. S. 63, und Holtei, 300 Briefe, II. S. 188 und sonst; vgl. auch Stricker, Beiträge zur ärztl. Kulturgesch., III);

b. der Theologe Röderer, über den Stöber's Alsatia (1873 u. 1874) neuerdings werthvolle Mittheilungen gebracht, der Freund Lenz', Kayser's, Lavater's; auch Goethe korrespondirte mit ihm aus Frankfurt, aber er schreibt (21. Sept. 1771): „Es war uns nicht gegeben, näher bekannt zu werden." Später besuchte Röderer auch Frankfurt (Merck's Briefe, I. S. 51). Die Familie Schlözer stand ihm verwandtschaftlich nahe, und ebenso war L. Spach's Mutter eine Röderer;

c. von Rathsamhausen, bei Herder (Nachlaß, III. S. 197) erwähnt; das Rathsamhausen'sche Landhaus in Mittelhausebergen bei Straßburg könnte oben S. 50 gemeint sein; einer Fräulein v. Rathsamhausen sandte Goethe noch 1780 eine Abschrift seiner „Iphigenie" (Werke, Bd. XI. 2. S. 213). Goethe's Freund lebte in Straßburg bis zur Revolution;

d. Friedrich Rudolph Salzmann, ein Vetter des Aktuars, in Goethe's Alter stehend und gleich ihm Jurist, 1773 Licentiat und 1774 Hofmeister des berühmten Freih. von Stein, als Dieser die Göttinger Universität bezog; auch mit Jones Schwester, der Frau Doktor Siebold, war Goethe bekannt (Matter, in der Alsatia 1862. S. 463 flgde).

e. Endlich nennen wir die Professoren Joh. Schweighäuser und Brunck, den Erklärer des Virgil (nach Bewoist in der Revue de l'instr. publ. 1868) und zwei Studenten, den Mediziner Wolff, wie es scheint, aus Darmstadt, und den Juristen Senckenberg aus Wien (Merck's Briefe, III. S. 13, Note, und letzte Seite).

Goethe's späterer Nachahmer, der elsäßer Dichter Raimond, ist, nach Ersteres Schreiben an Lavater (Briefw., S. 74), jedoch nicht hieher zu ziehn, eher noch der Schweizer Reiboz (Merck, III. S. 20).

Auf welches „Haus" die Bemerkung in dem Briefe an Engelbach vom 10. September 1770 (Stöber's Salzmann, S. 47) zu beziehn: „Im B. Hause fährt man fort angenehm zu sein", bleibt unklar. Als aus Straßburg und über Straßburg geschrieben, kann der Brief nicht wohl das Brion'sche meinen, auch nicht das des Tanzlehrers Beck, da Goethe wol bei Sauveur Stunde hatte (Anm. 346, u. Wagner's „Kindermörderin", S. 17 u. 18).

424. Wie die oben (S. 275) angeführte Lerse'sche Rede beweist, bestand auch zu Goethe's Zeit, wie vorher und nachher (seit 1775), eine literarische Gesellschaft in Straßburg. Ueber dieselbe finden wir von Jung in der Berliner Literatur- und

Theaterzeitung v. J. 1779 (II. S. 372—380) folgende Auskunft: „Als ich zu Straßburg studirte, hatte sich daselbst eine Anzahl edler Jünglinge zu einer Gesellschaft der schönen Wissenschaften gebildet; ich gerieth mit in dieses angenehme Band und arbeitete fleißig mit ihnen. Der große Dr. Goethe studirte auch daselbst, und ob er sich gleich nicht mit einließ, so erschien er doch zuweilen bei uns und munterte mich sehr auf, den lieben Jünglingen zu helfen." Der Aktuar Salzmann stand an der Spitze des Vereins.

425. **Auch die Musik ging nicht leer aus.** Goethe nahm Unterricht auf dem Violoncell bei Busch. In Oberlin's Almanach (1782, S. 290) wird er genannt: M. Busch père, basson, rue des bouquets; über ihn schreibt Goethe an Salzmann den 3. Februar 1772: „Wollten Sie bei Gelegenheit meinen Violoncellmeister Buschen fragen, ob er die Sonaten für zwei Bässe noch hat, die ich mit ihm spielte, ob er die abhandeln und baldmöglichst mir zuschicken. Ich treib' die Kunst etwas stärker als sonst" ꝛc. **und aus Wetzlar an Herder:** „Ich kann das Violoncell spielen, aber nicht stimmen." Dazu die Stelle aus einem Briefe Meyer's an Salzmann vom Oktober 1771: „Was wird denn diesen Winter in Straßburg aus der Musik werden? Wird sich das Kleeblatt Lobstein, Vogt, wohllöbliche Schwerdfeger und Scott wieder zu Anführern der Musik aufwerfen?" (Stöber's Salzmann. S. 52 u. 79, Herder's Nachl., I. S. 39, u. oben Anm. 298).

426. Die Zeit der Rückreise steht nicht genau fest. Wir wissen nur, daß Goethe an seinem Geburtstage sich wieder zu Hause befand (oben S. 233). Erst in der zweiten Hälfte des August wird er Straßburg daher verlassen haben.

Den Antikensaal zu Mannheim (S. 51) hatte schon vor ihm Herder besucht (Lebensbild, III. S. 64 und Nachlaß, III. S. 371 unten u. 374); Schiller hat ihn später in der „Rheinischen Thalia" 1785 beschrieben (Werke, Bd. XIV. S. 278 flgde). In eine solche ideale Volksgesellschaft (S. 52; vgl. Sprüche in Prosa, Nr. 252) trat Goethe zum ersten Mal, da er die Dresdner Antiken versäumt hatte (Anm. 282). Lessing's „Laokoon" hatte das Interesse für die so benannte Gruppe in den Vordergrund gestellt; „jeder Pube schwatzt von Dir", sagt Klinger im „Leidenden Weibe" (S. 60). Vgl. „Campe's Laokoon" (Goethe's Werke, Bd. V. S. 259) und den oben S. 53 gemeinten Aufsatz, Bd. XXVIII. S. 27 flgde.

Der Kurfürst Karl Theodor von der Pfalz hatte den An-

tikensaal im Schlosse zu Mannheim 1767, also erst wenige Jahre vorher, für die Zwecke der dortigen Zeichen-Akademie einrichten und die Abgüsse aus der Düsseldorfer Sammlung hierherbringen lassen. Direktor der Akademie und zugleich Hofbildhauer war der Niederländer Peter von Verschaffelt (S. 52), zur Zeit von Goethe's Besuch schon in den Sechzigen stehend.

Die Rotonde (S. 53) ist die des Römischen Pantheon; Akanthblätter zieren die Säulen-Kapitäle korinthischer Ordnung. Der große Umweg (dal.) führte über Rom (1786—1788).

Zwölftes Buch (S. 55 bis 102).

427. Dies Buch umfaßt genau das erste Jahr (September 1771 bis 1772) nach Goethe's Rückkehr, den Rubriken des biographischen Schema's (Fortsetzung von Anm. 4, 46, 68, 95, 130, 167, 208, 257, 318, 386 u. 388) folgend:

1771. d. VI. Aug. promovirt. — Rückkehr. — Frankfurt. Darmstadt. — Die Schlosser. Merck. — Wetzlar. — Visitation. — Societät. — Rittertafel. — Gous. Gotter. — Narrenpossen. — Mystifikationen. — Lotte. — Werther. Götz concipirt.

1772. Werther. — Götz von Berlichingen. Selbstverlag mit Merck (Beispiel von Bode und Lessing). — Biblische Kultur. — Sendschreiben über zwei Fragen. — Herrenhfuter]. Brief des Pastors. — Körperliche Uebungen. — Schrittschuhlaufen.

(Goedeke's Grundr., II. S. 878.)

428. Goethe fand bei seiner Rückkehr in die Vaterstadt seinen Großvater Textor nicht mehr am Leben. Im Juni 1770 hatte derselbe seine Entlassung genommen; am 6. Februar 1771 war er gestorben (Kriegk's Senckenberg, S. 339 u. 341; vergl. oben Anm. 304). Der Kondolenzbrief des Enkels an die Wittwe Textor ist bei Schöll (Aufsätze, S. 60—62) im Entwurfe mitgetheilt. „So lange täglich gefürchtet", schreibt er, „hätte der Tod ihn doch unbereitet überrascht." Des Schultheißen Textor Porträt findet sich bei Gwinner (Kunst, S. 281) und eine Schilderung seines Wesens sowie seines Besitzthums in Otto Müller's Novelle „Kaiser und Stadtschultheiß".

Am 28. August 1771 reichte Goethe an den neuen Schultheiß das Gesuch um Aufnahme in die Zahl „dahiesiger Advocatorum ordinariorum“ ein (vollständig abgedruckt bei Kriegk, Goethe als Rechtsanwalt, S. 265 u. 266). Denselben wurde schon am 31sten Statt gegeben und am 3. September Goethe's Vereidigung als Advokat und Bürger durch den älteren Bürgermeister Olenschlager, seinen alten Gönner (Anm. 125), bewirkt. Dies besagt der Eintrag des Frankfurter Bürgerbuchs: „Johann Wolfgang Goethe, filius civis, juris licentiatus, hat, nachdem derselbe per decretum Senatus Scabinorum [des Schöffenraths] vom 31. August a. c. in numerum Advocatorum ordinariorum recipiret worden, nebst dem Advokaten- auch den Bürger-Eid prästiret coram domino Consule seniore et Scabino von Olenschlager den 3. September 1771: 6 Kr. [im sechsten Stadtquartier]; Bürgergeld 1 Fl. 40 Kr., für Feuer-Eimer 1 Fl. 12 Kr., pro inscriptione 30 Kr.“ Als Advokat der Stadt ist Goethe bis zur Gründung des Großherzogthums Frankfurt i. J. 1810 in den Staatskalendern fortgeführt, und als Bürger erst im Jahre 1817 ausgeschieden. In Rathestellen aufzurücken war er, wenigstens bis zum Jahre 1792, dadurch verhindert, daß sein schon früher (Thl. II. S. 81) erwähnter Oheim Textor in demselben Monat, in welchem seine Aufnahme als Advokat erfolgte, in den Rath gewählt worden war (Kriegk's Senckenberg. S. 328 — 330 u. 341). Uebrigens hatte Goethe dem Gesuche um Zulassung zur Advokatur seine Straßburger Dissertation, welche der Vater herauszugeben gedachte (S. 56) beigefügt; sie ist aber später aus den Akten verschwunden.

429. Den Kreis von verständigen und liebenswürdigen Frauenzimmern (S. 56), der sich um Goethe's Schwester versammelte, bildeten hauptsächlich die oben in Anm. 177 genannten Schwestern Gerock und Krespel, die schöne Lisette Runckel (Anm. 305) und die beiden Schwestern Münch, Susanne Magdalene und Anna Sibylla, Töchter des Kaufmanns Münch und seiner Gattin, einer gebornen Le Cerf (Düntzer, Frauenbilder, S. 208 flgde, und Blätter f. l. Unterh. 1864, Nr. 19), beide mehrere Jahre jünger als Kornelia.

430. Von den Freunden (S. 56) sind Horn (Advokat seit dem 4. Mai 1770) und Riese von früher her bekannt (Anm. 180), auch die beiden Schlosser bereits mehrfach erwähnt (Anm. 129, 215 u. 216).

Von Hieronymus Schloſſer's lateiniſchen Gedichten (S. 56 unten) beſitzen wir eine 1775 erſchienene Sammlung Poematia, darunter Nr. LXXIX ein Dankgedicht an Goethe für einen ſelbſtgemalten Ofenſchirm mit dem Kopfe und den dichteriſchen Emblemen Virgil's oder nach der Ueberſchrift: Goetheo, quum mihi umbellam, sive tabulam pictam abigendi nimii caloris caussa ad fornacem ponendam, Virgilii capite et emblematis, fistula, ense, sole, laurea, floribus, sertis, coronis adornandam, affabre ipse delineavisset. Goethe's poetiſche Antwort darauf ſteht in den Werken, Bd. III, S. 316. Die Schloſſer'ſchen Diſtichen (Nr. LXXVIII) auf Orth (ſ. Thl. I, S. 70) mögen zu den oben S. 57 gemeinten gehören.

Von Georg Schloſſer (daſ.) ſowie von Goethe's Oheim Textor iſt bekannt, daß ſie ihrem jungen Freunde und Neffen manche Klienten aus ihrer eigenen Advokaten-Praxis zuwieſen (Kriegk, Goethe als Rechtsanwalt, S. 266).

431. Herder hatte bei ſeinem Beſuche in Darmſtadt im Sommer 1770 die Bekanntſchaft des bei der Landgräfin Karoline von Heſſen-Darmſtadt in hoher Gunſt ſtehenden Kriegszahlmeiſters Merck (S. 57) gemacht und dann von Straßburg aus die Verbindung mit demſelben brieflich fortgeſetzt. Durch ihn hat Goethe damals wol zuerſt von Merck gehört. Goethe's geſchieht dagegen weder in Herder's Briefen an ſeine Braut noch an Merck Erwähnung; wohl aber mochte Herder im April 1771, als er Beide auf der Rückreiſe wiederſah, von ſeinem jungen Straßburger Freunde erzählt haben, den Merck noch vor Ablauf des Jahres kennen lernen ſollte.

In den beiden erſten Monaten, September und Oktober, ſehen wir Goethe die in Straßburg angeknüpften Fäden fortſpinnen: den Shakeſpeare-Tag feiern (Anm. 413), über die Architektur des Straßburger Münſters grübeln (Briefe an Röderer vom 21. Sept. 1771 und an Salzmann, Nr. 7 und 8) und für Herder Volkslieder, Balladen und Oſſian aufſchreiben oder überſetzen (Herder's Nachlaß, I, S. 29—33). Dann plötzlich verſtummt er den Freunden: er hat „Götzens von Berlichingen Lebens-Beſchreibung" (Nürnberg 1731, von Steigerwald, ſ. Anm. 362) erhalten, angefangen, die Geſchichte zu dramatiſiren und darüber „Sonne, Mond und die lieben Sterne vergeſſen". Wir wiſſen dies aus ſeinem mitten aus der Arbeit heraus geſchriebenen Briefe an Salzmann (Nr. 8) vom 28. November 1771 und aus dem

nicht datirten, aber jedenfalls noch vor Ablauf des Dezembers an Herder gerichteten Briefe (Nr. 5), der das fertige Stück (den ersten Entwurf) begleitete. „Mein ganzer Genius liegt auf einem Unternehmen," heißt es in dem ersten Briefe, „worüber Homer und Shakespeare und Alles vergessen worden. Ich dramatisire die Geschichte eines der edelsten Deutschen, reite das Andenken eines braven Mannes, und die viele Arbeit, die mich's kostet, macht mir einen wahren Zeitvertreib."

In demselben Briefe nun, mit dem er an Herder das Stück, „den Skizzo", als das „Resultat meiner hiesigen Einsiedelei" übersendet, gedenkt er der Vorbereitung zu einem zweiten Drama, „Leben und Tod eines andern Helden", des Sokrates, des philosophischen Heldengeists, wobei Hamann's „Sokratische Denkwürdigkeiten" mitwirken (s. auch Anm. 170), und dann der Bekanntschaft Merck's:

„Vor einiger Zeit bracht' ich auch einen reichen Abend mit Mercken zu. Ich war so vergnügt, als ich sein kann, wieder einen Menschen zu finden, in dessen Umgang sich Gefühle entwickeln und Gedanken bestimmen."

Durch seine Braut erfuhr Herder, welchen Eindruck andrerseits Goethe auf den Darmstädter Freund gemacht hatte. Ihr Brief (Nr. 38, aus dem Ende des Jahres 1771, Nachl., III. S. 169) enthält die Stelle: „Er [Merck] war vor einigen Tagen in Frankfurt und hat Bekanntschaft mit einem Ihrer Freunde, Goethe, gemacht, der ihm wegen seinem Enthusiasmus und Genie sehr gefallen. Auch den Verfasser des „Katechismus für's Landvolk" hat er da gefunden, mit dem er auch wegen seiner vielen Gelehrsamkeit und liebenswürdigem Charakter sehr zufrieden war."

Der Verfasser des „Landkatechismus" (Werke, Bd. VIII S. 161, Note) war Georg Schlosser, nach Goethe oben S. 57 auch der Vermittler seiner Bekanntschaft mit Merck.

Dann erscheinen Goethe und Schlosser erst wieder in dem Briefe der Karoline Flachsland an Herder vom 9. März 1772 (Nr. 47): „Ich habe vor einigen Tagen Ihren Freund Goethe und Herrn Schlosser, von dem ich Ihnen schon geschrieben, kennen gelernt. Sie haben Merck besucht auf etliche Tage, und wir waren zwei Nachmittage und auch beim Mittagessen beisammen. Goethe ist so ein gutherziger, munterer Mensch, ohne gelehrte Zierrath, und hat sich mit Merck's Kindern so viel zu schaffen gemacht, und eine gewisse Aehnlichkeit im Ton oder Sprache

oder irgendwas mit Ihnen, daß ich ihm überall nachgegangen. Der erste Nachmittag wurde uns verdorben durch ein Trictrac-spiel und zwei Leute aus der Stadt. Nur einen Augenblick saßen Goethe, meine Schwester und ich der Abendsonne, die sehr schön war, gegenüber und sprachen von Ihnen. Er hat sechs Monat in Straßburg mit Ihnen gelebt und spricht recht mit Begeisterung von Ihnen. Ich habe ihn von diesem Augenblicke an recht lieb gewonnen. Den zweiten Nachmittag haben wir auf einem hübschen Spaziergange und in unserm Hause bei einer Schale Punsch zugebracht. Wir waren nicht empfindsam, aber sehr munter, und Goethe und ich tanzten nach dem Klavier Menuetten, und darauf sagte er uns eine vortreffliche Ballade von Ihnen her, die ich noch nie gehört:

Dein Schwert, wie ist's von Blut so roth?
Edward, Edward!

Er hat sie mir auf meine öftere Bitte den andern Tag nach seiner Rückkunft in Frankfurt, aber ohne Brief geschickt. Herr Schlosser ist ein guter, sehr guter Mann, nur ein Wenig zu viel Weltfirniß."

Hierauf ließ sich dann Herder am 21. März 1772 (Nr. 49, Nachl., III. S. 205, und Erinnerungen, I. S. 219) vernehmen: „Goethe ist wirklich ein guter Mensch, nur äußerst leicht und viel zu spatzenmäßig, worüber er meine ewigen Vorwürfe gehabt hat" (s. das Weitere oben in Nr. 354). Das etwas selbstgefällige Wesen, welches Goethe sich Thl. II. S. 173 und sonst zuschreibt, war Herder von Anfang an ein Dorn im Auge; sogleich in seinem ersten Briefe an ihn, noch aus Straßburg, spielt Goethe auf Herder's Vorwürfe an: „Noch was. Ich habe einen Specht ausgestopft gesehen. Das ist kein gemeiner Vogel." Nun wieder nannte ihn Herder „spatzenmäßig", und im folgenden Jahre spottete er sein in der „Bilderfabel", welche anfängt (Nachlaß, I. S. 46—49):

„Hinangeflogen da kam ein Specht
Von Frankfurt wohl am Main."

Die äußere und geschäftliche Veranlassung zu den Besprechungen der drei Männer wird in den angezogenen Briefen verschwiegen; es war dies die Herausgabe der Frankfurter gelehrten Anzeigen. Vergl. unten zu Seite 97 und Werke, Bd. XXIX. Seite XVII—XXIII.

432. Goethe's nachfolgende Schilderung (S. 57—59) erschloß zuerst die Persönlichkeit seines theils vergessenen, theils unbekannt gebliebenen Jugendfreundes weitern Kreisen der Zeitgenossen. Während Herder's Bedeutung in ihm selbst wurzelt, lebt das Andenken Merck's, nach Jenem die wichtigste der bisher vorgeführten Gestalten, fast nur durch das seines Freundes fort. Weder durch eine Dichtung noch durch ein anderes literarisches Werk hat er auf seine Zeit dauernd gewirkt. Man kannte ihn nur im engern Kreise; die literarischen Wortführer vor Allen schätzten seine kritische Feder, seinen korrekten Stil, seine reichen Kenntnisse; seine Mitwirkung war der Lebensathem für die ersten Zeitschriften, den „Merkur", die „Allgemeine deutsche Bibliothek", das oben genannte Frankfurter Blatt u. a. m.; aber in dieser Mitwirkung trat er selten aus der Anonymität heraus, und wir erst sind im Stande, seine kritische Thätigkeit zu übersehn.

Goethe hat jedoch, obgleich Merck ihm allein die Aufnahme in die Literaturgeschichte verdankt, nachdem durch die reichhaltigen, von Wagner herausgegebenen Briefsammlungen (1835—1847) uns die Einzelnheiten seines Lebens aufgedeckt worden, sich den Vorwurf einer etwas lieblosen oder sogar unwahren Charakterschilderung zugezogen. Wir verweisen deshalb besonders auf Zimmermann's neuestes Werk „J. H. Merck, seine Umgebung und Zeit" (1871). Darin wird obige Stelle, besonders S. 58, im Einzelnen tadelnd zergliedert, der ganzen Schilderung „nebelhafte Stilistik" vorgeworfen und Manches darin „übereilt und unwahr" gefunden (a. a. O. S. 570—583). Wir versuchen hier nicht, Zimmermann zu widerlegen, um so weniger, als er selbst eine Menge Gegen-Argumente zusammengestellt hat und nicht bestreitet, „daß Goethe, von allen Beurtheilern Merck's der begabteste, uns in jener so auffallenden und befremdenden Charakteristik nicht einen Kern der Wahrheit bieten sollte".

Auch nach Schaefer (Goethe's Leben, I. S. 131) und Abeken (Goethe i. d. J. 1771 bis 1775, S. 188) hätte die Bedeutung, welche Merck „für Goethe's Jugendleben gewonnen", hier nicht genügende Anerkennung gefunden. Aber Goethe eröffnet doch die Erzählung mit den Worten (S. 57): „Dieser eigne Mann, der auf mein Leben den größten Einfluß gehabt", und dann will dieselbe nicht die Darstellung ihres gegenseitigen Verhältnisses erschöpfen, welche vielmehr in der Gesammtheit der in Goethe's Lebensbeschreibung zerstreuten Züge enthalten ist. Aus diesen Zügen, z. B. aus der Unbestechlichkeit seiner Urtheile

über Goethe's Jugendwerke, so weit Letzterer solche mittheilt, muß man vielmehr eine hohe Meinung von Merck's Geist und Charakter gewinnen. Die Mephistopheliſche Richtung durfte Goethe jedoch, wollte er seinen Freund wahr zeichnen, nicht übergehn; Zimmermann selbst hat die Belegstellen gehäuft (S. 569 seines biographischen Werks), worin Merck von seinen Freunden, insbesondere Wieland, Herzogin Amalia, Herzog Karl August und Albertine Grün, die ihn sämmtlich hoch verehrten, die Rolle des Mephisto zugetheilt wird. Goethe's Worte sagen nichts Anderes als jene Stellen; bisweilen sind sogar die Bilder dieselben, so wenn Wieland an Merck (1777) schreibt: „Ich glaube nicht, daß irgend ein Sterblicher Sie mit allen Ihren scharfen Ecken, Stacheln, Hörnern und Klauen mehr lieben und höher achten kann als Ihr ehrlicher W." (Merck's Briefe, II. S. 105). Goethe's Darstellung wurzelt in dem Bestreben, das Mißverhältniß (S. 58 oben), welches darin lag, daß man Merck trotz seiner „Hörner und Klauen" lieben und achten mußte, psychologisch zu erklären. Die „Neigung, vorsätzlich [gegenübergestellt dem voraufgegangenen von Natur] ein Schalk, ja ein Schelm zu sein", umschreibt nur das Mephistopheliſche Gelüste. Einzelne Ausdrücke darf man, im Hinblick auf das Ganze, nicht auf die Goldwage legen, wie das „Tigerartige" des Blicke (S. 57 unten) und das „Verneinende" und „Zerstörende" der Merck'schen Arbeiten. Darf man nicht? Man wird es müssen, um Goethe gerecht zu werden. Seine Urtheile fließen aus dem nachträglich gewonnenen Gefühle der Superiorität. Merck war, so erheblich er in Goethe's Entwicklung eingriff, so werthvoll Diesem seine große Welterfahrung und Weltbildung sein mußten, weiter seine seltne Universalität, worin ihm vielleicht nur Herder und Goethe selbst gleichkamen, und seine ganz besondre technische Kunstkenntniß, worin er Beide übertraf, doch immer kein Geist ersten Ranges, er war auch als Kritiker kein Lessing, ihm fehlte philosophische Tiefe, ihm fehlte, wovon Herder überfloß, Ideenreichthum. So war er zwar klaren, scharfen, aber armen Geistes, seine kritische Kraft Goethe's produktiver wenigstens nicht gleichgewogen. Deshalb konnte Goethe nicht so weit in seiner Anerkennung gehn, als Zimmermann und Schaefer verlangen; deshalb betonte er das nur Verneinende und Zerstörende der Merck'schen Kritik, weil diese gern falsche Prätensionen und Illusionen, Dünkel und auch wol einen unschuldigen Enthusiasmus für über Verdienst geschätzte Werke zerstörte, aber nicht

im Stande war, ihren Vater selbst noch Andre zur Hervorbringung eines Bessern anzuleiten, aus der Verneinung zur Bejahung überzuführen. Hält man sich dagegen an der Oberfläche, so kann man allerdings Goethe'n entgegensetzen, Merck habe auch Fabeln, Gedichte, Novellen, und zwar theils tadelnde oder lobende, theils zwischen Lob und Tadel lavirende Beurtheilungen, nicht aber zerstörende Arbeiten geliefert. Aehnlich ist es mit den ihm von Goethe beigelegten Eigenschaften eines Schalks und Schelms. Goethe nennt ihn auch brav, edel, zuverlässig. Jene Eigenschaften müssen daher als mit diesen vereinbar aufgefaßt werden, und dann entsteht nicht grade ein moralisches Schreckbild. Es ist auch nicht richtig, daß, wie Zimmermann a. a. O. S. 576 meint, nur Goethe und Jacobi nachtheilige Urtheile über Merck gefällt; ähnlich wie sie spricht sich auch Herder über ihn aus: „Merck ist eher mein Verräther, wie ich zu glauben Ursache habe, als mein Freund", und Hamann, der ihn wortspielend eine „Meerkatze" nennt (Letzteres Schriften, hrsgg. v. Roth. V. S. 127 und S. 133). Goethe ist auch der Einzige aus Merck's Freundeskreise, der Veranlassung hatte, ihn im Zusammenhange zu beurtheilen.

Erwägt man die eigenthümliche Stellung, welche Merck in dem großen Kampfe der Hamann, Herder, Lavater gegen die Aufklärer, gegen den Rationalismus des Jahrhunderts einnahm, wie er in den erbitterten, aus jenem Prinzipienstreite hervorgehenden Einzelkämpfen Goethe's und Nicolai's, dann Lavater's und Lichtenberg's, wie später Wieland's und Nicolai's, sich niemals ganz auf die Seite einer Partei stellte, — ein besonders bezeichnendes Stück war es, daß er, der Mitarbeiter an Lavater's Physiognomik, seines Landsmannes Lichtenberg witzige aber vernichtende Persiflage jenes Werks im „Merkur" belobte, — so wird man Manches an Goethe's Schilderung erklärlicher finden (vergl. Zimmermann, a. a. O. S. 294 figde. besonders S. 365).

Fehlen dieser andrerseits auch gewinnende individuelle Züge, wie solche in den Schilderungen des Verkehrs mit Lavater, Basedow und selbst mit Lenz vorkommen, so liegt dies, ohne daß man eine später eingetretene Abneigung des Erzählers anzunehmen braucht, an der zu poetischer oder humoristischer Darstellung nicht einladenden verstandesklaren Natur und eben an der hohen Bildung des Kritikers.

Noch einige Einzelnheiten.

Der oben S. 57 erwähnte mehrjährige Aufenthalt Merck's

in der französischen Schweiz war von entscheidendem Einfluß sowol auf seine geistige und soziale Ausbildung als auf seine häusliche Lage, indem er sich etwa 1766 dort in Morges am Genfer See mit der Tochter des Zollbeamten Charbonier verheirathete, einer ebenso schönen als liebenswürdigen und geistvollen Französin, die aber als solche in Deutschland stets fremd blieb und in Merck's Verhältnisse einen nie gelösten Zwiespalt brachte. Goethe übergeht sie hier meist mit Stillschweigen. In den Briefen der Zeit wird sie auch von ihm viel genannt (Kestner, S. 83, 102); Herder's von Bewunderung und Zärtlichkeit überströmende Briefe an sie sind uns, neben mehreren ihres Gatten und Leuchsenring's, erhalten. „Ihre gute, vortreffliche Frau" nennt sie einmal Herder in einem Briefe an Merck (Dessen Briefe, III. Nr. 3—7, 10, 12—15, 18, 21, 22, 105 und 125). Gleichwol sagt Zimmermann (a. a. O. S. 5) mit Recht: „Merck's Familienleben hinterläßt in uns eine tragische Stimmung" (vergl. Herder's Nachl., III. S. 217).

Merck's Profilporträt in Lavater's Physiognomik (S. 57 u. 156) von Lips, nur durch ein M. bezeichnet, hat zuerst A. Stahr (J. H. Merck's ausgewählte Schriften. Ein Denkmal. 1840. S. XIII) in dem Fragment XVII, nach Seite 250 des „Ersten Versuchs", aufgefunden und durch den seiner Ausgabe vorgesetzten vergrößerten schönen Stahlstich weiter verbreitet. In der Zergliederung des Porträts (a. a. O. S. 251) nennt es Lavater „ähnlich", fügt jedoch hinzu: „Es ist's zum Theil; und doch wie viel hat's in Kraft und Blick verloren!" Es ist offenbar sehr gelungen, drückt jedoch mehr weltmännische Ruhe und Feinheit als Mephistophelische Schärfe aus. Er ist hier ganz der „sehr artige Mann", wie ihn Hartknoch 1773 in Riga fand (Von und an Herder, II. S. 48; vgl. jedoch J. N. Reich. II. S. 813).

Der Grund, weshalb Goethe 1813 Anstand nahm, Merck's poetische Episteln, deren er S. 58 gedenkt, zu veröffentlichen, war wol die Rücksicht auf den damals noch lebenden Jacobi. Den geheimen Zwiespalt in unserer Literatur (ebenda) beziehn wir wenigstens auf denjenigen, der in den Siebziger Jahren Merck von den Jacobis, im Allgemeinen aber den Ober- von dem Niederrhein trennte. Diese Beziehung ergiebt sich aus Eckermann's Aufzeichnung vom 10. Februar 1829 (II. S. 60), die hoffen läßt, daß die Dokumente noch unversehrt im Goethe-Hause ruhn: „Sodann viel über Merck gesprochen, von welchem er [Goethe] mir eine

poetische Epistel an Wieland vom Jahre 1776 vorliefet, in höchst geistreichen, aber etwas derben Knittelversen. Der sehr heitere Inhalt geht besonders gegen Jacobi." Dessen „Allwill" erregte Merck's Zorn, wie Wieland's Brief an ihn vom 31. Mai 1776 ergiebt: „Von Allwill ein andermal. Ihr geht gottlos mit ihm [Jacobi] um, und das ist nicht fein! Es bleibt aber Alles [die Epistel] unter uns" (Merck, II. S. 71). Nichtsdestoweniger besaß Goethe eine Abschrift, wenn nicht das Original. Derartige Episteln gingen von Beiden auch gegen Herder aus; die oben (S. 291) erwähnte „Bilderfabel für Goethe" war nur eine Gegenwehr (Herder's Nachl., I. S. 46, Note 1).

433. Der Darmstädter Zirkel (S. 59), dessen geistigen Mittelpunkt der damals (1772) bereits einunddreißigjährige Merck ausmachte, ist insofern für Goethe's Leben von Wichtigkeit, als er von hier aus seinen Flug als Schriftsteller nahm und für sein geistiges Leben, für seine dichterische, namentlich auch für seine künstlerische Thätigkeit Theilnahme, Verständniß und — so weit Merck in Betracht kommt — wirkliche Förderniß empfing. Die Impulse zu seinen größeren Dichtungen sind jedoch hier nicht zu suchen, und der „Götz" war in der ersten Gestalt (Werke, Bd. XI. 2. S. 13—130) schon abgeschlossen, als der Dichter Merck's Bekanntschaft machte (Anm. 431). Aber eine Reihe kleinerer Sachen, der „Pater Brey", mehrere Kunstgedichte und Gedichte an Personen, das Concerto dramatico (Werke, Bd. V. S. 241) u. dergl. m., entstammen dortigen Anregungen. Die Blüthezeit dieses Darmstädter geistigen Lebens fiel für Goethe in das Frühjahr 1772 und den folgenden Winter, also in die Zeit unmittelbar vor und nach Wetzlar; es erlosch im Winter 1774 mit dem Ableben der berühmten Landgräfin Karoline von Hessen-Darmstadt, femina sexu, ingenio vir, nach Friedrich's des Großen Bezeichnung, der Gönnerin Merck's (Dessen Briefe, III. S. 92—99).

Nach dem ersten Besuche Goethe's und Schlosser's in Darmstadt in der ersten Woche des März 1772 (Anm. 431) wurde die Verbindung sogleich eine enge; denn schon von Wetzlar aus nennt sie Goethe die „Gemeinschaft der Heiligen", wie später in der Ueberschrift des vorerwähnten Concerto dramatico. Er schreibt an Herder (Nachl., I. S. 42): „Von unsrer Gemeinschaft der Heiligen sag' ich Euch nichts. Ich bin κεφαλος und im Grund bisher nur neben Allen hergegangen; mit Mercken bin

ich fest verbündet." Gleim fühlte sich von diesem Zirkel im Juni 1771 erwärmt, und Merck selbst schreibt fünf Jahre später: „Freilich acht oder neun Menschen, wie sie anno 1772 ..... oft in meinem Hause beisammen waren, ist ein seltnes Schauspiel" (Dessen Br. II. 43. 100 u. 107, u. Herder's Nachl., III. S. 63).

Außer Merck selbst, seiner Frau und Goethe gehörten zu jenem, von Julian Schmidt treffend geschilderten empfindsamen Kreise (Gesch. des geistigen Lebens in Deutschland, Bd. II):

a. der Geheimerath von Hesse (S. 59), der Schwager von Herder's Braut, die sich bei ihm aufhielt, der Gegner und der Nachfolger Moser's als Minister i. J. 1780, nach Zimmermann (a. a. O. S. 30) „gelehrt, kunstsinnig, feingebildet und gänzlich bis in sein hohes Alter ein besonderer Freund der klassischen Literatur".

b. Professor Petersen, Theologe, damals Magister und Erzieher der jüngeren Söhne des Landgrafen, die er 1774 nach Straßburg begleitete, später Hofprediger in Darmstadt; Merck läßt ihn in seiner „Matinée eines Recensenten" (Briefe, II. S. 59) sehr milde auftreten; er war als Recensent, damals auch in den Frankfurter gelehrten Anzeigen, und sonst als Schriftsteller thätig. Interessant sind die von ihm aus Straßburg den 9. März 1775 an Merck gegebenen Nachrichten (daselbst, II. Nr. 19).

c. Wenck, der Rektor des Pädagogiums zu Darmstadt, Hofbibliothekar und Konsistorialrath, eine geniale Natur, einer von Merck's ältesten Freunden (Briefe, I. S. X). In der eben erwähnten „Matinée" läßt ihn Dieser 1776 von den Weimarischen Schöngeistern sagen:

Ich gehe Keinem drei Schritt zu Gefallen!
Indessen bin ich den Herren allen
Und jedem ins Besondere gut,
So lang er mich amüsiren thut —

und von Goethe und seiner Anstellung in Weimar:

Die Herren haben zwar mancherlei Gaben,
Doch sind sie nicht in allen Sätteln gerecht,
Für manche zu gut, für manche zu schlecht ....
Ja, wenn er kein Belletriste wäre!

Auch Claudius gehörte zu Wenck's Freunden. Letzterer war Mitarbeiter an den Frankfurter Anzeigen (Merck, I. S. XIII) wie sein Freund Höpfner, den er nach dessen Tode (1797) in der Schrift

„Höpfner's Leben und Charakter" feierte (Merck's Br., III. S. 323). Auf Moser's Veranlassung, der in dem Jahre, von dem hier die Rede ist, 1772, Präsident des Geheimen-Raths und Kanzler zu Darmstadt geworden war, verfaßte Wenck die „Hessische Landesgeschichte" (1783—1803), welche Moser im 2. Bande seiner „Politischen Wahrheiten" (S. 247) und Zimmermann in Merck's Leben (S. 28) rühmen.

d. Von den Töchtern des ellsäßer Amtsschaffners Flachsland, der Frau Hesse (oben unter a) und der Karoline Flachsland, ist die Letztere als Herder's spätere Frau bekannt. Auch ihr wurde Goethe damals nah befreundet; er feierte sie als Psyche, welchen Namen ihr zuerst Leuchsenring ertheilt hatte, in dem Gedichte „Felsweihe-Gesang". Ihre Schwester war in der Ehe nicht glücklich, fühlte sich auch durch Merck's scharfes Wesen abgestoßen und blieb Goethe fremd (s. Werke, Bd. III. S. 35—37, Herder's Nachl., III. S. 166, 210 u. sonst).

e. Fräulein von Roussillon, Hofdame der in Darmstadt lebenden Herzogin von Pfalz-Zweibrücken, in dem schwärmerischen Kreise Urania genannt und unter diesem Namen von Goethe in dem Gedichte „Elysium" (Werke, Bd. III. S. 37—39) gefeiert. Merck stand ihr besonders nah, er sah sie bei Hofe, er begleitete sie auf Spaziergängen und suchte die Melancholie, an der sie litt, zu bannen (Herder's Nachl., III. S. 135, 157, 168).

Durch ihn lernte sie zugleich mit ihrer Freundin Louise von Ziegler (nachfolgend unter f) Goethe'n im April 1772 zu Homburg kennen. Beide sahen ihn dann später in Darmstadt wieder (Merck's Br., III. S. 21 u. 22 in Verbindung mit Herder's Nachl., III. S. 229). Godeke zuerst in „Goethe's Leben", S. 103, und E. Schmidt in seinem „Richardson", S. 281 flgde, haben in der Roussillon das Vorbild jener frühverstorbenen Freundin Werther's ermittelt, deren Bestattung Goethe in dem Romane so ergreifend schildert. Lange kränkelnd, starb sie im April 1773, und Goethe wohnte am 20. oder 21. ihrem Begräbniß in Darmstadt bei; wir lesen von seinem tiefen Schmerze und der Absicht, das Andenken dieser „theuer geliebten Freundin" durch eine Zuschrift zu verewigen, in seinem Briefe an Kestner Nr. 69. Auf eine andere Absicht dürfte jene Aeußerung nicht zielen (zu Schmidt's Richardson).

f. Louise von Ziegler, gleichfalls Hofdame und zwar bei der Landgräfin von Hessen-Homburg, im Winter sich auch meist in Darmstadt aufhaltend. Ihr ist Goethe's Gedicht „Pilger's Morgenlied. An Lila" (Werke, Bd. III. S. 39 u.

40) gewidmet; denn mit dem letztern Namen wurde sie in dem Kreise genannt. E. Schmidt hat in dem eben (unter c) bezeichneten Werke nachgewiesen, daß die Ziegler, welche ihre Freundin Roussillon in ihrer letzten Krankheit mit Aufopferung pflegte, unter der in „Werther's Leiden" genannten „Fräulein von S." zu verstehen sei. Zwei französische Briefe von ihr an Merck finden sich in dessen Briefsammlung abgedruckt (II. S. 44—46, wo der Name fälschlich „Siegler" lautet). Als den „Pilger" läßt sie in dem ersten Briefe vom 3. Mai 1773 Goethe grüßen: „Je salue bien tendrement notre cher pélerin, j'espere qu'un jour il s'égarera dans nos bois". Von ihr schreibt Karoline Flachsland im Sommer 1771: „Lila — ist ein außerordentlich empfindsames Mädchen. Merck hat sie vor kürzerer Zeit kennen gelernt, ist ganz von ihr begeistert und vergleicht sie fast mit Maria von Yorick" (Herder's Nachl., III. S. 91), und zur selben Zeit nannte sie Jacobi die „Elysische Zieglerin" (Note daselbst). Goethe fühlte sich von ihr so angezogen, daß Karoline Flachsland an eine Heirath Beider dachte. Aber nicht Goethe, sondern der mehrgenannte Esthländer von Reutern war der Gegenstand ihrer Liebe (s. Thl. II. S. 279, u. Herder's Nachlaß, III. S. 181, 187, 253 u. 377).

Zu den vielen Durchreisenden (S. 59) gehörten, außer Herder, namentlich Leuchsenring, der Herzensfreund der Lila, der Flachsland und der Frau Merck, und Frau von la Roche nebst ihrer Tochter Maximiliane.

Im Bessunger Walde bei Darmstadt traf der empfindsame Freundeskreis oft zusammen; Jedem war einer der dort ehemals von Teichen umgebenen Felsen gewidmet. Diese Stätte wurde am 27. August 1871 durch eine Gedenktafel bezeichnet und bei der feierlichen Enthüllung der oben unter d erwähnte „Felsweihe-Gesang" vorgetragen (Main-Zeitung vom 2. Sept. 1871: „Die Gotheseier auf dem Herrgottsberg").

434. In den Briefen der Karoline Flachsland finden wir erwähnt, daß Goethe schon im April 1772 Scenen aus seinem „Gottfried von Berlichingen" den Darmstädter Freunden vorgelesen (Herder's Nachl., III. S. 226). Das Stück ward noch in der Blüthezeit jenes Zirkels umgearbeitet, ebenso fallen die Anfänge des „Faust" in jene Periode (1773). Goethe's Bemerkung (oben S. 59): „Faust war schon vorgerückt", geht nicht eben auf den Anfang seiner Beziehungen zu Darmstadt, sondern im

Allgemeinen auf den Zeitraum, worin sie bestanden. Mit dem Hinweis auf das fünfzehnte und sechzehnte Jahrhundert (S. 59) werden hier die beiden eben genannten Stücke, die gleich „Faust" den Hans Sachsischen Ton wieder aufnehmenden Puppenspiele und die kleine Schrift „Von Deutscher Baukunst", als demselben Boden entsprossen, zusammengefaßt (vergl. Große's Schrift: Goethe und das deutsche Alterthum, 1875).

435. Als Frucht der im vorigen Buche S. 50 und 51 und in Anmerkung 419 erwähnten Studien (vergl. Thl. II. S. 155—157 und Anm. 345) erschien November 1772 in Form einer selbständigen Schrift bei den Eichenberg'schen Erben in Frankfurt, doch ohne Ortsangabe (16 Seiten 8°, mit der Jahreszahl 1773), Goethe's Aufsatz „Von Deutscher Baukunst" (zu oben S. 59 u. 60; s. Werke, Bd. XXVIII. S. 339—347). Das uns vorliegende Exemplar hatte Goethe einst Boie geschenkt, wie dieser auf dem Titelblatt vermerkt hat, und später Niebuhr erworben; dieser erste Druck, der ursprünglich 6 Kreuzer kostete, ist so selten, daß dafür vor einigen Jahren in einer Leipziger Auktion 113 Thaler gezahlt wurden. Verfaßt hat Goethe diese seine Erstlingsschrift, wenn man von den Leipziger Liedern absieht, im Winter 1771 auf 1772, nachdem er von Silbermann den Grundriß des Straßburger Münsters erhalten (Anm. 419). Daß der Thurm des Münsters nicht in der beabsichtigten Form ausgeführt worden (oben S. 50), beklagt schon der Aufsatz (a. a. O. S. 344) in der Stelle von den Thürmen, „deren, ach, nur einer traurig da steht ohne den fünfzehürmten Hauptschmuck."

Die von dem Verfasser unter seine Bekannten vertheilte Schrift (s. Goethe und Kestner, S. 72, 73, 108) ward wenig bemerkt; Herder's Antheil daran machte ihm jedoch viel Freude (Nachl., I. S. 45). Wegen der Stil-Aehnlichkeit hielt man wol Tiefen für den Verfasser (Hamann's Werke, V. S. 40). An Nicolai empfahlen das Werklein sowol Merck: „machen Sie, daß es keinem Ungewaschenen in die Hände fällt, der den Genius verkennt" (Dessen Briefsamml., III. S. 56, wo als Datum des Briefs nicht 1772, sondern 1773 zu lesen ist), als auch Herder am 14. August 1773: „Es soll kein Meisterstück sein, weder an Stil noch Inhalt, sondern nur Zeichen, dem widersprochen werde, damit man mehr reden könne" (Dessen Nachlaß, I. S. 45, Note 2).

Die „Frankfurter Anzeigen" brachten bereits Anfangs De-

zember 1772 eine Besprechung (Nr. 97. S. 774—776) von Schmid in Gießen über die „so mäßige Bogenzahl und so vollhaltiges Gewicht", und der „Wandsbecker Bote" eine solche am 4. Mai des folgenden Jahrs von Claudius, der darin „viel Enthusiasmus und Vaterlandsliebe" findet. Vom technischen Standpunkte warf der Dresdner Baumeister Krubsacius, der Gegner des Barockstils, dem Autor Unkenntniß vor (vgl. Justi's Winckelmann, I. S. 258 u. besonders 265). Die Boisserée knüpften an diese Schrift als ein Merkzeichen wieder an, deren Zeit erst nach vierzig Jahren und später gekommen schien, wo selbst Schinkel der „gothischen" Baukunst das Prädikat vaterländisch ertheilte, unangesehn, daß sie uns vom Besten gelehrt und zugebracht worden ist (vergl. S. Boisserée, I. S. 810, u. Hirzel, S. 178).

436. Der Besprechung der sich an jene erste Schrift anschließenden beiden theologischen Abhandlungen schickt Goethe eine allgemeine Betrachtung über seine Stellung zur Bibel vorauf (S. 60—62). Dieselbe läßt sich als Fortsetzung der verwandten des Vierten Buchs ansehn (Thl. I. S. 119—130). Auf Anm. 107 zu jener Darstellung verweisen wir zumal wegen der hier (S. 60) erwähnten Schmid'schen wörtlichen Uebersetzung. Es ist auch dort (Thl. I. S. 327) hervorgehoben, wie sehr sich Goethe mit seiner Auffassung der Bibel von der der Aufklärer seiner Zeit und der sog. Neologen entfernte (s. Thl. II. S. 57 bis 59 und Anm. 221, A.).

Wenn Derselbe hier (S. 61) bei aller schriftlichen Tradition den Nachdruck auf das Innere, den Sinn, die Richtung des Werks legt, so scheint damit der flach rationalistischen die historische Ansicht, wie solche Herder vertrat, entgegengesetzt werden zu sollen. Indem er aber weiterhin die Erwägung voranstellt: wie eine Schrift sich zu unserm Innern verhalte, wie ihre Lebenskraft die unsrige errege und befruchte, und fast wie ein Pietist der alten Schule von einer „aus Glauben und Schauen entsprungenen Ueberzeugung", von einem „reichlich wuchernden Kapitale" spricht: so hat man es hier mit einem allgemeineren, ganz idealen Grundsatze zu thun, von dem aus, so weit die biblische Tradition zu berücksichtigen ist, allen neologischen Ansichten und auch der historischen Kritik zum Trotz, es Goethe möglich gewesen ist, unabhängig von jedem Dogma zu einem orthodoxen, bibelgläubigen Standpunkt zu gelangen. Nach diesem Grundsatze besteht der Beweis

des Geistes und der Kraft lediglich in deren Wirkungen; es ist die Probe, wodurch sich in Lessing's Parabel der ächte der drei Ringe legitimiren soll. Liegt diese hochgeistige Ansicht dem „sittlichen sowol als literarischen Lebensbau" des Dichters, wie er behauptet, zum Grunde, so muß sie auch sonst in dem mehr reflektirenden Theile seiner Schriften niedergelegt sein. Wir finden davon in der That mehrfache Spuren. Ueber die Frage nach der „Aechtheit alter Schriften", nach dem „Autor von Shakespeare's Schauspielen" in den Sprüchen Nr. 498 und 499 können wir zwar hinweggehn, da sie nur „angeeignet" sind (Werke, Bd. XIX); aber die Maxime zeigt sich, auf einen kurzen Ausdruck gebracht, in dem Altersgedichte „Vermächtniß" (Werke, Bd. III. S. 192):

„Und bist Du vom Gefühl durchdrungen,
Was fruchtbar ist, allein ist wahr",

und noch kürzer in dem Spruche „Das Wahre fördert" (Nr. 937 a. a. O.), ausführlich in den „Wanderjahren" (Bd. XVIII. S. 404), wo als Prüfstein des Ueberlieferten die lebendige Einwirkung und Förderung, ebenso in dem kleinen Aufsatz „Naturphilosophie" (Bd. XXIX. Nr. 79), wo bei allem „vom Geist Empfangenen" das Grundwahre betont wird; das Kennzeichen, woran das Wahre vom Blendwerk am Sicherſten zu unterscheiden, sei dies: „jenes wirke immer fruchtbar und begünstige Den, der es besitzt und hegt, da hingegen das Falsche an und für sich todt und fruchtlos daliege, ja sogar wie eine Nekrose anzusehen sei, wo der absterbende Theil den lebendigen hindert, die Heilung zu vollbringen". Daß Goethe schon in seinen Erstlingsschriften jenen Grundsatz für das Verstehen der Bibel geltend gemacht, zeigt unsre Anmerkung 440.

437. Von Einzelnheiten berühren wir Voltaire's Saul (S. 62), d. h. Voltaire's Uebersetzung des englischen Stücks dieses Titels von Hoet (Saül, drame, traduit de l'anglais de Hut, S. 315 sq. des 46. Bandes der großen Ausgabe der Oeuvres de Voltaire von 1785). Nicht die Behandlung Saul's in diesem Stücke, sondern die David's erregte des jungen Goethe fanatischen Eifer; denn gegen diesen ist dasselbe gerichtet. In dem Vorwort bemerkt Voltaire von dem Verfasser: Indigné d'avoir entendu un prédicateur comparer à David le roi George II, qui n'avait ni assassiné personne, ni fait brûler ses prisonniers français dans des fours à

brique, il fit une justice éclatante de ce roitelet. In diesem Sinne ist das geistlose Stück geschrieben, welches sogleich im 2. Akt David nach dem Leben Saul's, seines Schwiegervaters, trachten, und seine Gattin Michol wegen der Abigail verrathen läßt und ebenso weiter David's Charakter durchführt.

438. Die lange Unterbrechung (S. 62 in der Mitte) endigte keineswegs erst im Winter 1772; vielmehr greift der Verfasser, der Art seiner Darstellung entsprechend, in viel frühere Epochen, jedenfalls schon in die Zeit vor und in Straßburg zurück. Dies zeigt die Stelle von dem Inhalte der (Gesetzes-)tafeln (S. 62 unten). Denn nach Lerse's Erzählung an Böttiger im Jahre 1798 hätte jene ketzerische Ansicht von den Tafeln den Inhalt der von Goethe der Universität Straßburg zuerst eingereichten Dissertation ausgemacht und deren Zurückweisung zur Folge gehabt (Böttiger, Lit. Zust., I. S. 60, vergl. oben S. 249). Dieser aber nahm die Frage in Frankfurt wieder auf und gab die Erörterung darüber als die erste der „Zwo biblischen Fragen" (s. Nr. 439) 1773 in Druck; die Worte der Einleitung, „die zwei Erklärungen seien ihm schon vor langer Zeit von gutem Geiste zugewinkt worden", müssen vorzugsweise von der ersten Frage gelten.

Die fernere Ansicht, daß die Israeliten keine vierzig Jahre, sondern nur kurze Zeit durch die Wüste gewandert (S. 62 unten), mag sich ihm erst später aufgedrängt haben. Im Frühjahr 1797 regten ihn Wolf's Prolegomena zum Homer an, seine alten „Papiere und Studien" über die Bibel, wie er an Schiller schreibt (Briefw., Nr. 296 fgde), wieder vorzunehmen und mit der Fackel der neuen philologischen Kritik zu beleuchten. Das Resultat ist der zwanzig Jahre später nochmals umgearbeitete und den Noten zum „Divan" eingefügte Aufsatz „Israel in der Wüste" (Bd. IV. S. 312—328). Die Einleitung dort (S. 312) wiederholt genau, nur mit Ausschluß der Stelle von den Zehn Geboten, den mittlern Absatz hier (S. 62); auch das Bibelcitat 2. Mosis 1, 8 ist an beiden Stellen dasselbe. Die vermeintlichen ganz neuen Aufschlüsse über den Charakter Mosis sind gleichfalls in jenem Aufsatze zu suchen (S. 319, 326 und 327 des Bd. IV). Unsre Meinung über diese „neuen Aufschlüsse" haben wir S. XLIII der Vorbemerkung zum „Divan" ausgesprochen.

439. Die Gabe der Sprachen am Pfingstfeste

(S. 63) nach dem zweiten Kapitel der Apostelgeschichte, das γλώσσαις λαλεῖν, bildet den Gegenstand der zweiten der biblischen Fragen: „Wie heißt mit Zungen reden?“ Goethe antwortet: „Mehr als Pantomime, doch unartikulirt muß die Sprache gewesen sein.“

Diese also und die Erörterung über die Tafeln (Anm. 438) veröffentlichte er im Februar 1773 in dem Druckbogen (16 S. 8°): „Zwo wichtige bisher unerörterte biblische Fragen zum ersten Mal gründlich beantwortet, von einem Landgeistlichen in Schwaben. Lindau am Bodensee. 1773.“ Der Ort ist nur fingirt, da die Schrift wiederum bei den Eichenberg'schen Erben zu Frankfurt herauskam. Sie ist in die Form eines an einen Amtsbruder gerichteten Briefs mit dem vermuthlich die wirkliche Zeit der Abfassung wiedergebenden Datum: „M. [ain?] den 6. Februar 1773“ eingekleidet. In dem Versteckspiel auf dem Titel zeigt sich der Einfluß Hamann's (s. Dessen „Beilage zu den Denkwürdigkeiten des seligen Sokrates. Von einem Geistlichen in Schwaben“ und Rosenkranz' „Kant und Hamann“ in den „Neuen Studien“, 1875. II. S. 93).

Eine Besprechung jener Schrift und des in der nächsten Nummer gedachten „Briefs des Pastors“ von Claudius hebt hervor, daß der oder die Verfasser der beiden Schriften den schweren, in der Mitte zwischen der Scylla der Schwärmerei und der Charybdis kalter, raisonnirender Dogmatik hindurch führenden Wege „näher auf die Spur gekommen zu sein scheinen“; bei der ersten der zwei Fragen zwar habe er ihn nicht so ganz verstanden, die zweite jedoch sei fein behandelt (Wandsbecker Bote v. 13. März 1773; s. Düntzer, Neue Goethestudien, S. 4).

In den „Gelehrten Anzeigen“ seiner Vaterstadt ward Goethe — wol zur Strafe für seinen Austritt — jedoch übel abgefertigt. Es heißt hier in Nr. 83 vom 15. Oktober 1773: „Der Verfasser ist ein launigter Mann und ein guter Denker, aber in seiner Seele scheinen zu wenig Materialien zu sein, über die sich sein philosophischer Kopf ausbreiten könnte“; seine „Selbstgenügsamkeit“ wird getadelt und bei genauer Prüfung der ersten Frage zu dem Schlusse gelangt, daß die Hypothese des Herrn Verfassers — ein Traum, und die Beantwortung der zweiten unreif und unverdaut sei (s. auch Nicolai's „Bibliothek“, Bd. 20. S. 160).

Als Herder diese zweite Frage in seiner Schrift „Ueber die Gabe der Sprache“ 1794 behandelte, erinnerte Goethe an seine Jugendarbeit mit den Worten: „Wie sehr ich Deiner Meinung wegen der Glossen [γλώσσαι] im Allgemeinen bin, weißt von

Alters, da ich etwas Aehnliches als Posse vorrug" (Herder's Nachl., I. S. 144, vergl. De Wette's Erklärung der Apostelgesch., 4. A. von Overbeck. 1870, S. 20).

440. Günstiger ward die zweite, etwas längere Schrift (26 Seiten 8°) aufgenommen: „Brief des Pastors zu * * * an den neuen Pastor zu * * *. Aus dem Französischen 1773", welche in demselben Verlage gleichzeitig erschien. Der Titel erinnert an Rousseau's Lettre d'un vicaire, der in der Schrift (S. 10) einmal erwähnt wird.

Das Thema dieses Briefs ist allerdings, wie Goethe angiebt (oben S. 63), die Toleranz, aber, wohl zu merken, die Toleranz aus dem Glauben, entgegengestellt der Toleranz der Zeit aus Indifferentismus, aus Vernunft (S. 9), wie denn die ganze Schrift den Ursprung aus den pietistischen Kreisen nicht verleugnet. Sie verwirft die Hierarchie und das Dogma. Sie ist feindlich gegen das neumodische Christenthum — mit Seitenblicken auf „den Spötter von Ferney" —, gegen die Unionsbestrebungen und die modernen Liederverbesser- und -verwässerungen. Hamann betrachtete als die Grundlehre des Christenthums: die Verklärung der Menschheit in der Gottheit und der Gottheit in der Menschheit durch die Vaterschaft und Sohnschaft (Werke, IV. S. 330): die Menschwerdung Christi ist ebenso in der Goethischen Schrift die Grundlage des Glaubens (S. 6, 9, 23); sie kennzeichnet ganz des Verfassers Stellung zur Bibel; jener oben (S. 61) angegebne allgemeine Grundsatz findet hier in den Worten Ausdruck: „Ich weiß nicht, ob man die Göttlichkeit der Bibel Einem beweisen kann, der sie nicht fühlt" (S. 10), und „Wehe dem Christen, der aus Kommentaren die Schrift verstehen lernen will" (S. 20).

Mit Recht bemerkt Düntzer (Freundesbilder, S. 13), daß die Grundanschauung dieses Briefes ächt Lavaterisch sei, und ähnlich drückt sich Goethe selbst oben S. 150 aus. Lavater, diesem noch persönlich unbekannt, empfahl die Schrift daher mit Wärme in Briefen an Zimmermann und Hasencamp (Ausgew. Schriften, III. S. 218 flgde); auf ihn und seine Amtsbrüder, mit denen er sie „am Synodustage" gelesen, hatte sie den tiefsten Eindruck gemacht. Ebenso war der Brief im Sinne Claudius'; er fand hier „Fülle und Balsam in dünnen Hülsen"; es werde hier von der Toleranz in einem höhern Sinne des Worts gehandelt, als es die Modephilosophen nehmen. Er sagt: „Es liegen einige

sehr richtige und tiefe Bemerkungen, u. a. über die Wirkungen der äußerlichen sinnlichen Zeichen und über die übel verstandene Bekehrungssucht in dem Briefe, und ein Weg, seinem Herzen die Lehre vom Abendmahl ... begreiflich zu machen" (in der Anm. 439 angegebnen Recension). Enthusiastisch begrüßte das mehrgenannte Frankfurter Blatt, den Autor damals noch als Mitarbeiter ansehend, die kleine Schrift (Nr. 21 vom 12. März 1773; anders in Nr. 83 vom 15. Oktober d. J., S. 707), wogegen Nicolai's Bibliothek (Jahrg. 1773, Bd. 20. S. 163) den Verfasser für einen „gutherzigen, liebenswürdigen Schwärmer" erklärte.

Goethe deutet (S. 63) die Seltenheit der beiden kleinen theologischen Flugschriften an; sie waren damals in der That völlig verschollen. Selbst ein Kenner wie Niebuhr konnte im März 1811 an Nicolovius schreiben: „Hast Du je von Goethe's Inauguraldisputation [existirt nicht gedruckt] und von einer theologischen Schrift gehört, die er in seiner Jugend schrieb? Ich erst vor Kurzem und habe die letzte besessen, aus Boie's Auktion, ohne zu wissen, daß sie von ihm ist" (Lebensnachrichten, I. S. 493). Er besaß beide theologische Schriften, gleich der „Baukunst" Geschenke Goethe's an Boie (Kestner, S. 139, 144, 150), die aus seines Sohnes Nachlasse später (7. Mai 1862) zu hohem Preise in den Besitz von Dorer-Egloff übergingen. Die uns vorliegenden Exemplare waren Geschenke des Verfassers an Salzmann.

Uebrigens wurden sie nicht von Goethe selbst, sondern von den Herausgebern seines Nachlasses erst 1840 in die Werke aufgenommen (Bd. XIV der 40bdgen Ausg.).

441. Mit den drei erörterten Erstlingsschriften hatte der Verfasser sich neben die Herder, Claudius, Lavater und vor Allem Hamann gestellt, nach Richtung, Geist und Form. Billig erneuerte er hier (S. 63–66) das Andenken des halb vergessenen Mannes, da so viele der Grundanschauungen Herder's, die der junge Goethe in sich aufgenommen hatte, — von der Volkspoesie, vom Homer, von der Bibel, vom Orient, — auf Hamann, auf den Magus aus Norden, nach Moser's Bezeichnung, zurückführen. Dieser Letztere und Goethe's Freundin Klettenberg (S. 64) bildeten ein ferneres Bindeglied. Moser hatte 1762 durch das „Treuherzige Schreiben eines Laienbruders im Reich an den Magum im Norden oder doch in Europa" (Thl. I. S. 503 flgde von Moser's gesammelten polit. und moral.

Schriften) Hamann zu dem Besuche bestimmt, welchen Duker im Juli 1764 zu Frankfurt abstattete. Er fand Moser abwesend, sah zwar dessen Frau und Schwester, bewunderte auch die Gemäldesammlung in Moser's Hause, der Ort aber wurde ihm wegen Jenes Abwesenheit „so verekelt, als wenn lauter Holländer und Juden darin übrig wären" (Schriften, III. S. 301). Von der Klettenberg und seinem Hause hatte Moser ihm im Jahre vorher geschrieben (das. VIII. 1. S. 168): „Eine ungenannte Freundin, deren Name sich [auch] mit K. anfängt, und die des Namens meiner einzigen Freundin durch ein Herz voll Himmel so sehr würdig ist .... soll es sein die Ihnen den ersten Trunk in einer der Freundschaft und Wahrheit geheiligten Hütte einschenke." Das leidliche und bequeme Dasein, welches Moser und die Klettenberg für Hamann im Auge hatten (zu S. 64), war die Stelle als Erzieher eines Darmstädt'schen Prinzen (s. Lappenberg's Reliquien u. s. w., S. 209). — Die (S. 64) erwähnten Autographen Hamann's fehlen nicht in dem gedruckten Verzeichnisse der Goethischen Sammlung.

Den Frankfurter Frommen hatte Hamann nicht nur durch sein formloses Auftreten und wenig ehrwürdige Erscheinung, die Gervinus mit grellen Farben ausgemalt (IV. S. 398 unten), sondern besonders durch die Ausgelassenheit und die „bei einem so frommen Manne frivol erscheinenden" humoristischen Sprünge in seinen Schriften Anstoß gegeben. Den von Goethe erwähnten „Wolken" 1761 waren im folgenden Jahre „Die Kreuzzüge des Philologen *ΠΑΝ*" gefolgt, zu welchem Titel das von Goethe (S. 64) beschriebene Titelblatt genau paßte; dort S. 20 findet sich der Holzschnitt mit dem Hahn und den Noten in den „Vermischten Anmerkungen über die Wortfügung u. s. w. von einem Hochwohlgelahrten Deutsch-Franzosen" (Goedeke's Grundr., II. S. 653).

442. Was Goethe hier (S. 64 u. 65) über sein Interesse an Hamann's Schriften bemerkt, bestätigen seine und Herder's gedruckte Briefwechsel.

Herder hatte früh eine Sammlung der Hamann'schen Schriften angelegt, von denen die älteren (vor 1772) vom Autor selbst mit eigenhändigen Bemerkungen versehn waren (Von und an Herder, II. S. 36 u. 40). Diese Liebhaberei theilte Goethe, der wol von Herder die S. 66 Zeile 10 erwähnten Bogen erhalten hatte. Zu Pfingsten 1775 schrieb Letzterer an Hamann über dessen

„Prolegomena“: „Von mir hat Goethe ein Exemplar bekommen, der Sie stumm, aber desto stärker hochhält. Ich höre nur manchmal ein Wort von ihm und, wie das auch falle, ist's ein Kerl von Geist und Leben“, und am 21. Mai 1779, daß Goethe für Hamann's „Sibylle“ danke und alle Hamann'schen Schriften sehr sorgfältig in einer Schachtel aufbewahre (Hamann's Schr., Bd. V. S. 143 u. Bd. VI. S. 85). In dem Schreiben an Dorow vom 30. November 1818 führt Goethe diese, damals bereits lückenhaft gewordenen Schriften einzeln auf und gedenkt darin des hier (S. 65 oben) erwähnten Manuskripts über Herder's Preisschrift vom Ursprung der Sprache, als über einen „recht eigentlich in sein Reich gehörigen Gegenstand“ (bei Goedeke, S. 654, Nr. 13 u. 14; vergl. Leipz. Br., S. 226, an die Fahlmer, S. 103, und an Jacobi, S. 32). Auch Herder besaß „einen herrlichen Schatz von handschriftlichen Aufsätzen“ Hamann's (Böttiger, Liter. Zust., I. S. 132 und 133 oben).

Goethe's hier gegebner Anregung und der Unterstützung seines Freundes Jacobi verdanken wir die erste Gesammtausgabe Hamann's von Roth in München (1821 sq. in 8 Bden), an welche sich in neuerer Zeit die Biographie von Gildemeister (5 Bde. 1857—1867) und Petri's Ausgabe der „Schriften und Briefe“ angeschlossen haben. Der erwähnte Brief an Dorow beweist, daß Goethe das Roth'sche Unternehmen, wie er hier verspricht, mit That und Wort beförderte.

Gegen die Charakteristik, welche Hamann von Hegel bei Besprechung der Roth'schen Ausgabe 1828 in den Berliner Jahrbüchern für wissensch. Kritik zu Theil wurde, erhob sich schon im folgenden Jahre Sietze in der „Preußischen Staats- und Rechtsgeschichte“ und in neuerer Zeit Rosenkranz (Neue Studien, Thl. II. 1875. Vortrag v. J. 1858). Gervinus, Hegel's Spuren folgend, behandelt Hamann, namentlich in der seltsamen Zusammenstellung mit Winckelmann, offenbar ungerecht, während Vilmar, Julian Schmidt, K. Fischer und Rosenkranz auf dem von Goethe gelegten ersten Fundamente weiter bauen. Dieser hatte nach Rosenkranz (a. a. O. S. 74) Hamann hier „die Stelle gegeben, welche er in der deutschen Literatur des vorigen Jahrhunderts einnahm“, und zwar die Stelle eines offenbarenden Geistes (Vilmar, S. 450), „des entschiedensten, tiefsinnigsten und bedeutendsten Kopfes unter den Geniedenkern“ (K. Fischer, Gesch. d. Phil., II. S. 588).

443. Was Goethe (S. 65 u. 66) nämlich als Hamann's

Grundprinzip entwickelt, ergab sich aus der Reaktion des Gemüths und der intuitiven Kräfte gegen die einseitige Verstandesrichtung der Zeit. Ihn war, wie er sagte, „alles Hangen an Worten und Buchstaben Lamadienst", methodische Begriffsentwicklung blieb ihm fremd. Er trug das principium coincidentiae oppositorum in sich und kannte nicht die Sonderung, welche jede Rede, jede Lehre bedingt (Goethe, S. 65); denn das menschliche Denken ist nach Kant diskursiv, zeitlich aus einander gezogen (Krit. d. pratt. Vern., VIII, S. 281). Hamann war der Instinkt göttlich, der Verstand nur menschlich. Des Descartes „Cogito, ergo sum" ward ihm zu einem: „Ich glaube, darum rede ich" (An Kant 1759); und so redete er, vom Dämon getrieben, mit unmittelbarer Gewalt, mit instinktiver Gewißheit, aber undeutlich und mit der „Hypertrophie des Ausdrucks", welche Goethe S. 65 unten vortrefflich beschrieben hat. Seine und Herder's Gegnerschaft gegen Kant und die kritische Philosophie, an der Herder in gewissem Sinne zu Grunde ging, beruhte daher auf innerer Geistesanlage und angeborner Richtung.

Der Ausdruck „sibyllinisch" (S. 66, Z. 15; vergl. „Sibylle" in Anm. 442) spielt auf Hamann's „Fragmente einer apokalyptischen Sibylle" (1779) an.

Der Grund, weshalb Goethe der persönlichen Verbindung mit Hamann auswich (zu S. 66), war gewiß sehr treffend, da Dieser das besondere Talent besaß, Andre zu verletzen. „Man ist bei ihm immer mit Allem in Gefahr", schrieb Herder über ihn an Hartknoch im Mai 1772 (Von und an Herder, II, S. 28).

444. Dieselbe Eigenschaft erschwerte aber auch den Verkehr mit Herder. Seine Neckereien mit dem älteren Merck führten schon 1772 zur Entfremdung (zum Text S. 66 unten). Der jüngere Goethe war duldsamer, und er konnte liebenswürdig über die empfangenen „Striemen" und seinen „Philoktet'schen Zustand" mit dem bissigen und hochfahrenden Freunde, dem Dechanten (S. 67) scherzen. „Auch die Paulusgabe, mit der Du uns zu Zeiten anblitzest, o Dechant, ist uns köstlicher denn Myrrhen, thut wohl wie Striegel und hären Tuch dem aus dem Bad Steigenden", schreibt er ihm i. J. 1772, und Herder von sich selbst: „wenn ich denn einmal komme, so ist's der irländische Dechant mit der Peitsche", und ebenso war er Wieland und Hamann „der große Dechant" (Herder's Nachl., I. S. 45;

Merck, I. S. 37, 39, 55, II. S. 71, und Rosenkranz, „Kant und Hamann", a. a. O. S. 93).

Mit der Erzählung von Herder's Anstellung in Bückeburg (S. 67) greift der Verfasser in den Herbst 1770 zurück (Thl. II, Anm. 351). Im April 1771 hatte Herder die Ober-Predigerstelle daselbst angetreten, und Goethe's Briefe an ihn gingen seit dem Mai dieses Jahres dorthin. Herder's Vorgänger, der 1766 im achtundzwanzigsten Jahre seines Alters verstorbene Abbt, hatte die Freundschaft des durch Varnhagen's Biographie in weitern Kreisen bekannten Grafen Wilhelm zu Schaumburg-Lippe besessen. Dem so früh verstorbenen Verfasser der Schriften vom „Verdienste" und vom „Tode für's Vaterland" klagte dieses lange nach (S. 67); er war der Liebling der Zeitgenossen. Der Graf ließ ihn in seiner Schloßkapelle bestatten und ihm „als einem zärtlichen Freunde" und „einem Manne, dessen Name schon ein Lobspruch ist", eine selbstverfaßte, bei Jördens, I. S. 5 abgedruckte Inschrift setzen. Leider sollte es Herder nicht gelingen, die Sympathien des Grafen in gleichem Maße zu erwerben.

445. Die Berufung Klopstock's nach Karlsruhe (S. 67) erfolgte 1774 (nicht 1775, wie Goedeke und Jördens angeben), der von der Landgräfin Karoline von Hessen-Darmstadt (Anm. 431 u. 433) mit Merck's Beirath veranstaltete Druck der Oden und Elegien, im Ganzen 45 Gedichte, dagegen schon 1771. Von den 34 Exemplaren empfing auch Herder eins als Geschenk, das er jedoch nur drei Tage behielt, um es in voller Ekstase sogleich seiner Braut zu senden (Nachlaß, III. S. 141 u. 142). Auch er sammelte die Oden in Abschriften (Merck, II. S. 36 oben), ebenso Goethe; die einer Ode aus Klopstock's späterer Zeit von Goethe's Hand liegt dem Herausgeber vor. Daß Goethe die ersten Lesarten vorzog (S. 67 unten), zeigen z. B. die Verse aus den Oden S. 72 u. 73 (vergl. Textrevision). Jedoch enthält die Darmstädter Sammlung außer einigen von dem Dichter nachher verworfenen und nach fehlerhaften Abschriften gedruckten Gedichten auch verschiedene unächte (Jördens, III. S. 19, und Düntzer's Erläuterungen, 1860, 5te Abth. I. S. 42).

446. Klopstock's Deutsche Gelehrtenrepublik, Erster Theil (zu S. 68) erschien in Hamburg zu Ostern 1774. Goethe mit Schwester und Schwager befindet sich (S. 24) unter den Subskribenten, wie auch allein in demselben Jahre unter denen zu

Sterne's „Triſtram Shandy" von Bode. In Göttingen, dem Sitze des Klopſtock geweihten Dichterbundes, zählte die „Gelehrtenrepublik" allein über vierhundert Pränumeranten. In Frankfurt ſammelte Schloſſer, in Königsberg Hamann die Zeichnungen. Goedeke (II. S. 600) giebt die auf die größern Städte fallende Zahl der Subſcribenten an, deren Geſammtzahl jedoch nicht mit Goethe auf vielleicht tauſend (S. 69), ſondern auf 3600. Koberſtein, der den Inhalt des ganz veralteten Buchs ſkizzirt (Grundriß, 5te A. von K. Bartſch, IV. §. 300), bemerkt ſehr treffend: „Dieſes merkwürdige Buch entſprach bei ſeinem im Ganzen höchſt grillenhaften Inhalt und ſeiner nicht minder wunderlichen Einkleidung zwar den großen Erwartungen des leſenden Publikums im Allgemeinen wenig oder gar nicht, wogegen Goethe und ſeine Freunde ſich wenigſtens anfänglich nicht minder enthuſiasmirt für daſſelbe zeigten als die Göttinger Dichter." Von letztern ſchrieb der jüngere Boie: „Sie [die Gelehrtenrepublik] gefällt mir außerordentlich. Ich will nur allein die Sprache nehmen. Der Mann ſchreibt ſo ſchöne Proſa, wie ich ſie noch nie geleſen habe." Er findet bisweilen „Luther's kerniges Deutſch" (Im Neuen Reich. 1875. Nr. 8: „Göttingen vor hundert Jahren"). Und Goethe ebenſo am 10. Juni 1774 an Schönborn: „Klopſtock's herrliches Werk hat mir neues Leben in die Adern gegoſſen. Die einzige Poetik aller Zeiten und Völker, die einzigen Regeln, die möglich ſind! Das heißt Geſchichte des Gefühls, wie es ſich nach und nach feſtiget und läutert und wie mit ihm Ausdruck und Sprache ſich bildet ... ...das Alles aus dem tiefſten Herzen, eigenſter Erfahrung mit einer bezaubernden Simplicität hingeſchrieben." Dann folgt im Anſchluß an Klopſtock's Aeußerungen gegen die Kritik ein wegwerfendes Urtheil über das Rezenſentenweſen (Werke, 40bdge Ausg., XXVII. S. 477 u. 478; vergl. Goethe's gleichzeitiges Gedicht „Rezenſent", Werke, Bd. II. S. 280).

Viel unbefangner urtheilt Herder über das Werk, gegen deſſen von Klopſtock ſchon vorher veröffentlichten Plan der Buchhändler Reich in Leipzig (Anm. 295) in ſeinen „Zufälligen Gedanken eines Buchhändlers" (1773) anonym polemiſirt hatte, in einem Briefe an Boie vom 8. Mai 1774: „Klopſtock's Werk iſt ein völliger Banquerout an Ideen vor ganz Deutſchland und ganz Deutſchland in die Hände geſpielt. Sich das Buch in alle der Leſer Händen zu denken, iſt luſtig. Indeß aber ein wahres Originalwerk in Stil und ſelbſt Mängeln, das eben ſeiner

Armuth wegen großen Nutzen stiften kann" (schon früher Herder an Ratzer, Weim. Jahrb., III. S. 49). Boie erzählt (a. a. O.), daß selbst die Göttinger Professoren der Philosophie Meiners und Feder das Buch für unverständlich erklärt hätten. Wie mochte es erst bei der jungen schönen Welt (S. 69) aussehn! (Vgl. Klinger's „Leidendes Weib", S. 8.)

447. Der Weg der Subskription wurde damals mit Vorliebe eingeschlagen. Bürger und Voß forderten öffentlich zur Zeichnung auf ihre Homer-Uebersetzungen auf. Wieland hatte sich mit Jacobi verbunden, und Dieser theilte dem Publikum in einem Circular mit, daß er den Dichter nicht allein zur Vollendung des Agathon bestimmt, sondern auch selbst die Pränumeration übernommen habe. L'ami Fritz Jacobi — schrieb Wieland im Januar 1772 an Frau von la Roche — est propriement l'entrepreneur et avancera les frais; le profit, s'il y en a, sera pour moi. Es fanden sich an 800 Subskribenten, gleichwol scheiterte die Sache, und Reich in Leipzig übernahm den Verlag (Buchner, Wieland und die Weidmann'sche Buchhandlung. 1871, S. 53).

In dem biographischen Schema v. J. 1772 (Anm. 427) führt Goethe auch das Beispiel von Bode und Lessing an. Dies bezieht sich auf die Herausgabe der Hamburger Dramaturgie, die in Bode's Druckerei, mit der Devise Ex utili gloria, auf Gefahr Beider erschien; sie faßten den Plan zu einer „Buchhandlung der Gelehrten", worin ästhetische Werke „zum Vortheil ihrer Verfasser" gedruckt werden sollten. Aber der Plan mißlang völlig (Jördens, I. S. 112 und III. S. 249 unten). Dasselbe Ziel verfolgte die Dessauische Verlagshandlung für Gelehrte und Künstler (zu S. 69 unten), worin z. B. Herder's „Vom Geist der ebräischen Poesie" 1783 herauskam. Aber Dieser fand dabei nicht seine Rechnung und gab seine nächsten Werke an Göschen und Hartknoch. Letzterer setzte ihm den Unterschied zwischen dieser Verlagskasse und dem buchhändlerischen Verlag in dem Briefe vom 14. Dezember 1784 klar aus einander (Von und an Herder, II. S. 80 u. 98). Noch besser illustrirt Goethe's Ausführung vom entgegengesetzten Standpunkte ein Brief des geschäftserfahrenen Nicolai an Merck vom 6. August 1773: „Wer die Sache nur von außen ansiehet, glaubt, es komme nur auf einige Rezepte und aufs Eintauchen und Herausziehen aus dem Kessel an. So leicht sehen jetzt viele Gelehrte den

Buchhandel an, die sich dadurch zu bereichern gedenken. Wer aber wie ich das Innere der Sache kennt, sieht wohl, wie sehr sie sich betrügen. Ich weiß nicht, ob Sie dort deutsche Zeitungen lesen [in Petersburg] und daraus ersehen haben, daß Herr Klopstock ein Buch u. d. T. Deutsche Gelehrtenrepublik auf Subskription herauszugeben und damit den Anfang machen will, den Gelehrten ihre Werke als ihr Eigenthum zu versichern. Ich wünsche ihm von Herzen den besten Erfolg, aber, so wie ich die Sache einsehe, wird die Subscription kaum bei dem ersten Buche etwas eintragen und bei dem 2ten oder 3ten [erschienen nicht] wird der Autor sich halb zu Tode ärgern und sein Geld zusetzen." Das Genauere über beide Institute, die Dessauische „Buchhandlung der Gelehrten und Künstler" und die „Verlagskasse", enthält ein Brief von Bertuch an Merck v. 16. Juni 1781 (Merck, I. S. 53. 295 u. 323). Auch Bahrdt's Versuch einer eignen, mit seinem Heidesheimer Philantropin verbundenen Buchhandlung scheiterte (Geschichte seines Lebens u. s. w., III. S. 77 flgde), ebenso ein Unternehmen dieser Art von Bürger und Göckingk. Vergl. Goethe's dieser Zeit angehörige Verse (Werke, Bd. II. S. 280):

„Das sind Autoren, wie es scheint.
Der Eine freut seine Freunden herum
Seinen Freunden, dem Publikum,
Der Andre läßt sich pränumeriren."

Als Beispiele wechselseitiger Dankbarkeit (S. 68) lassen sich auch Herder und Hartknoch, Wieland und Göschen, Goethe und Cotta, Schiller und Göschen u. A. m. anführen.

448. Journale (S. 70) sind hier im weitern Sinne als kritische Zeitschriften, nicht in dem eigentlichen als Tagblätter zu verstehen. Goethe's Betheiligung an solchen Zeitschriften erstreckte sich nur auf die mehrgedachten Frankfurter gelehrten Anzeigen, seit dem Februar 1772, also noch vor Wetzlar. Jerusalem konnte ihn dort schon als „Frankfurter Zeitungsschreiber" (Anm. 299 b) bespötteln.

Durch die Musenalmanache (S. 70) ward der junge Dichter in engere Beziehung zu Zunftgenossen gebracht, namentlich durch Boie, den Mitarbeiter seines Wetzlarer Freundes Gotter, zu den Göttingern seit dem Jahre 1773, durch Herder zu Claudius, und zu den Leipzigern durch den Gießer Schmid, den er bei der Zusammenkunft mit Höpfner zur Zielscheibe seines

Spottes nahm. Dazu trat dann i. J. 1774 die Verbindung mit Jacobi. Folgeweise brachten die Leipziger Musenalmanache und der Wandsbecker Bote schon seit 1772, der Göttinger Musenalmanach seit 1773 und die „Iris" seit dem Januar 1775, mit oder ohne Berechtigung, Goethische Gedichte. An die Stelle der „Iris" trat 1776 der „Merkur".

Der damalige unmittelbare Einfluß Goethe's auf seine Freunde, auf Merck, Lenz, Klinger, Wagner, Kayser, die „Genies aus Goethe's Esse", nach Jean Paul (Werke, Thl. XLII. S. 71), ist unberechenbar; hier (S. 70) meint Goethe nur seine Aufforderung an die Genossen, ihre eignen Erlebnisse dichterisch zu behandeln, um so etwas in eigner Art unabhängig zu leisten. Aus solchen direkten Anregungen gingen Jung Stilling's Lebensgeschichte und Jacobi's „Allwill" hervor. Jener berühmten und verrufenen Literarepoche des Sturms und Drangs (S. 70), welche das Hauptthema dieses Theils bildet, war, neben dem bewußten Streben zur Natur und Natürlichkeit, und zwar zur deutschen Natur, die engste, unmittelbarste Beziehung auf das konkrete Leben, auf die Wirklichkeit, von ihrem Hauptrepräsentanten gegeben worden.

449. Nach dieser vorgreifenden allgemeinen Bemerkung kehren wir mit dem Texte in die zwischen Straßburg und Wetzlar liegende Epoche zurück. So, wie sich Goethe hier (S. 70) schildert, mild und nachgiebig nach der „verlornen Liebe", tritt er uns auch aus den Schilderungen der Karoline Flachsland in den Briefen an Herder entgegen (Dessen Nachlaß. III). Sie bewunderte Goethe mehr, als Herder lieb war und er überhaupt an Andern gezollter Bewunderung ertragen konnte. Für Herder, obschon diesem das Verhältniß mit Friedrike bekannt sein mußte, war er der Weiberhasser. Aber seine Braut schreibt nach Goethe's Rückkehr von Wetzlar: „Uns Mädchen und Weibern ist er auch besser als sonst und ist uns herzlich gut; aber überhaupt lieben — dazu liegt noch zu viel Asche von seiner ersten Liebe in seinem Herzen, und das scheint natürlich. Wir haben ihn hier Alle lieb ꝛc." und vorher: „Goethe ist ein edler Mensch" und „Goethe ist so ein gutherziger, muntrer Mensch, ohne gelehrte Zierath, und hat sich mit Merck's Kindern so viel zu schaffen gemacht:" u. s. w. und von seiner ersten Liebe: „Der arme Mensch erzählte meiner Schwester und mir, daß er schon einmal geliebt hätte, aber das Mädchen hätte

ihn ein ganzes Jahr getäuscht und dann verlassen; er glaubte, daß sie ihn liebte, aber es kam ein Anderer, und er wurde der arme Korkox" (a. a. O. S. 196. 227. 384. 386). Der „Korkox", in Wieland's „Beiträgen" (1770), muß die Liebe zur „Kikeriquetzel" mit „Tlaquatzin" theilen. Nicht also die Erzählung von Friedrike, sondern von der Leipziger Wirthstochter hatte Karolinens Herz gerührt. Gern hätte sie ihn mit ihrer Freundin „Lila" (der Ziegler) verheirathet: „Goethe ist ein äußerst guter Mensch, und sie wären sich einander werth" (daf. S. 247). Auf „Lila" aber kann sich Goethe's Bemerkung S. 71 unten nicht beziehn, sofern Frau hier von einer verheiratheten oder verwittweten zu verstehen ist. Ebenso wenig paßt das dort Gesagte auf Maximiliane Brentano. Auch die unverheirathet gebliebene Albertine v. Grün zu Hachenburg, Höpfner's und Merck's Freundin (Dessen Briefe, III. und Augsb. Allg. Zeit. 1868, Nr. 193—201), kann nicht gemeint sein; sie liebte und vergötterte Goethe im Stillen, ohne daß er sie kannte, ihren Vetter und Gevatter, wie sie ihn „den Pathen vieler ihrer Empfindungen" aus Scherz titulirte, weil die beiderseitigen Väter in Wetzlar einst zusammen praktizirt hatten (Merck, III. S. 170): aber ihr Herz gehörte Klinger. Möglich wäre es indeß doch, daß bei der Aeußerung von dem liebevollen Genius eine dunkle Erinnerung an die Roussillon oder die Ziegler vorschwebte.

450. In Anm. 431 sind die ersten gegenseitigen Besuche Goethe's und Merck's verzeichnet. Anfangs April 1772 schreibt Karoline Flachsland von einer der S. 71 erwähnten Fußwanderungen Goethe's nach Darmstadt: „Unser Freund Goethe ist zu Fuß von Frankfurt gekommen und hat Merck besucht. Wir waren alle Tage beisammen und sind in den Wald zusammen gegangen und wurden auch zusammen durch und durch beregnet." Goethe sang ein Shakespeare'sches Lied in Herder'scher Uebersetzung, theilte eigne Lieder mit und las wie gewöhnlich vor. Das Gedicht „aus seinem Herzen, das er an einem schönen Frühlingsmorgen, da er allein in dem Tannenwald spazieren ging, gemacht hat" (Herder's Nachl., III. S. 225 u. 226), ist jedoch nicht bekannt; wahrscheinlich ist es identisch mit dem „Morgengang im Hain", das Merck mit einer Menge Gedichte der „Darmstädter Heiligen" an Boie geschickt hatte und das Dieser „allerliebst" fand (Merck, I. S. 48; vergl. Düntzer's Erläut. zu Goethe's lyr. Ged. 1875. I. S. 69).

Merck hatte eine Zusammenkunft mit Frau von la Roche verabredet (a. a. O. S. 30—34). Goethe reiste nun mit ihm in den ersten Tagen des April nach Frankfurt zurück und von da gleich weiter nach Homburg; Merck schreibt darüber seiner Frau: „Goethe et moi nous avons fait un voyage de fou . . ., nous avons continué notre route jusqu' à Hombourg." Dort traf man sich mit Frau von la Roche, ihrer schönen Tochter Maximiliane und den genannten beiden sentimentalen Hofdamen (Anm. 433 e und f). In dem schönen, neu angelegten fürstlichen Park erschlossen sich die empfindsamen Gemüther. On nous a fait mener dans un carrosse de la cour dans le bois que Monseigneur a fait arranger, où nous avons trouvé un pays de fées (in dem gedachten Briefe Merck's an seine Frau, III. S. 21. Nr. 14; das fehlende Datum ist: Frankfurt, April 1772). Dieser Begegnung entnahm Goethe die Hauptmotive seiner oben (Anm. 433) erwähnten Gedichte „Elysium" und „Pilger's Morgenlied". Noch anderthalb Jahre darauf erinnerte „Lila" an jene „Augenblicke", an den schönen Wasserfall des in dem ersten Gedichte bezeichneten „Bachs", wo Alle in Entzücken (extase) gerathen waren. Sie hofft, daß sich „der Pilger", wie sich Goethe in der Ueberschrift des zweiten Liedes genannt, wieder in den Park verirren werde (Merck, II. Nr. 13 vom 3. Mai und Nr. 14 vom 20. Sept. 1773). Wandrer wurde er, wie mir mit Schaefer (Leben, I. S. 136) vermuthen, nach dem damals bereits in der ersten Gestalt im Darmstädter Kreise von ihm vorgelesenen Gedichte „Der Wandrer" (Werke, Bd. II. S. 178 flgde) zubenannt. Das Gießer Wochenblatt 1772 führte ihn sogar offiziell als „Wanderer" auf. Goldsmith lieh den Namen.

Auf der Rückreise logirte Merck bei Goethe's Eltern (Mademoiselle est une jolie personne et toute la famille de très bonnes gens —, Merck, III. S. 23), und Goethe folgte ihm Ende April nach Darmstadt. Dort trafen wir ihn noch, oder schon wieder, am 8ten Mai im engsten Freundschaftsverkehr mit Merck, Lila und der Flachsland (Herder's Nachl., III. S. 239—247).

In diesen Wochen des April und Mai 1772 bildete sich jene in Anmerkung 433 erwähnte „Gemeinschaft der Heiligen". Es war auf der Rückreise von Homburg, daß Merck seiner Frau schrieb: „Mlle. Z[iegler] et Mlle. K[oussillon] te font mille amitiés aussi bien que Goethe, dont je commence à devenir amoureux sérieusement. C'est un homme, comme j'en ai rencontré fort peu pour mon coeur."

Von den großen Gasthöfen (S. 71) kennen wir den „Zum König von England“ und „Zum goldnen Löwen“, wo 1753 Voltaire länger, als ihm lieb war, logirt hatte.

451. Die poetische Beichte (S. 72) ist nicht Redensart. Wenn auch halb scherzhaft, bringt Goethe in einem Briefe an Salzmann vom Herbst 1773 Weislingen's Ende im „Götz“ in Beziehung mit Friedrike Brion; er schreibt: „Wenn Sie das Exemplar Berlichingen noch haben, so schicken Sie's nach Sessenheim unter Aufschrift an Mlle ..... ohne Vornamen. Die arme Friedrike wird einigermaßen sich getröstet finden, wenn der Untreue vergiftet wird“ (Stöber's Salzmann, S. 57).

452. Klopstock's Eisoden regten zur Kunstübung auf dem Eise in weitern Kreisen an. In der Zeit, wo sich Goethe derselben zuerst hingab, Winter 1771 auf 1772 (oben S. 72 bis 74), schrieb Herder an Merck: „Sie werden ein paar Eisoden von Klopstock drin [in der Zeitschrift „Der Hypochonder“] antreffen, davon die eine, die wir nicht haben, weit vortrefflicher und fast nicht zu [ver]gleichen ist mit der, die wir haben, und auch diese habe ich nun erst aus diesem Abdruck verstehen gelernt. Ein Schrittschuhsilbenmaß und Wintermorgenmusik und eine Braga's Erscheinung ist darin, die kaum ihres Gleichen hat“ (Merck, II. S. 35). Herder meint die Ode „Braga, von Wandor, Wittekind's Barden“ v. J. 1766, der die Verse S. 72 unten entnommen sind (vergl. Textrevision und Düntzer's Erläut. zu Klopstock, I. S. 41). Die andern Eisoden sind die v. J. 1764, „Der Eislauf“, aus der die Citate S. 73 herrühren, und „Die Kunst Tialf's“ v. J. 1767.

Schon in Goué's „Majuren“ (1775, S. 89), einem Spiegel der Wetzlarer Periode Goethe's, kommt dessen „Schrittschuhlaufen“ (sic) vor, ebenso in den Briefen an die Fahlmer, S. 28. Danach hatte Goethe die Kunst schon im ersten Winter zu Frankfurt angefangen. Andre Zeugnisse aus jener Zeit (wol aus dem Anfang des nächsten Winters) sind die Verse im Concerto dramatico (Werke, Bd. V. S. 245):

„Auf Schlittschuh wie Blitze
Das Flüßli hina .....
Und thut Ei'm das Hüftli
Und Füßli so weh“.

Die „Schrittschuhfahrt" des Gedichts in Reynier's Stammbuch (III. S. 42) fällt in den Spätherbst 1774, womit der gleichzeitige Brief an Böckmann zu verbinden (Merck, III. S. 109). Besonders muß das Vergnügen auf dem Eise zu Frankfurt im Winter 1772 auf 1773 florirt haben, wie Goethe's Worte an Demars in Neu-Breisach aus dem darauf folgenden Sommer zeigen: „Wann wirst Du wieder kommen, wohlthätiger Winter, die Wasser befestigen, daß wir unsern Schlittschuhtanz wieder anfangen!" (Stöber's Salzmann, S. 51, Note 2). Der Uebung blieb Goethe auch in Weimar noch lange Jahre getreu, um sie spät in den „Wanderjahren" (Werke, Bd. XVIII. S. 216 bis 220) in höchst gelungener Weise als poetisches Motiv zu verwenden (vgl. auch Kestner, S. 134 u. 235, u. Br. an Jacobi, S. 107).

453. Das S. 74 angeführte Werk von Datt über den Landfrieden, zu Ulm 1698 in Folio erschienen, führt den Titel: Volumen rerum germanicarum novum s. de pace imperii publica. Das Buch enthält eine, wie es scheint von Goethe benutzte, Geschichte des Reichskammergerichts (S. 701—724. Buch IV. Kap. 1) und ebenso ein Kapitel „von Behm-Sachen".

454. Von den im 15ten und 16ten Jahrhundert wurzelnden dramatischen Arbeiten war schon oben in Anm. 431 und 434 die Rede.

Auch die Geschichte des Reichskammergerichts (S. 74 bis 80 u. S. 87) beginnt mit derselben Zeit. Goethe hat diese Geschichte so richtig und klar skizzirt, daß die Erläuterung sich auf das geringste Maß beschränken kann.

a. Weil das kaiserliche Richteramt sich, namentlich seit den Zeiten Friedrich's II., unwirksam erwies, traten sowol im nördlichen Deutschland, dem Gebiete des Sachsenspiegels, als in dem südlichen, dem Gebiete des aus jenem Werke erwachsenen Schwabenspiegels, die S. 74 unten angegebnen Rechtsformen nebst dem Faustrecht beinah ganz an die Stelle kaiserlicher Rechtsprechung.

b. Die Stiftung des Kammergerichts unter Maximilian I. (zu S. 75) stellt ein älterer Rechtslehrer folgendermaßen dar: „Kaiser Friedrich III. wollte zwar wie die Stände ein beständiges Reichsgericht; aber es fehlte an Unterhaltungsfonds. Die Stände wollten auch ein Gericht, das außer dem kaiserlichen Hoflager seinen bleibenden Wohnsitz an einem gelegenen Orte im Reiche hätte. Das wollte der Kaiser nicht; wenigstens nicht gern.

Die Stände wünschten, daß das neue Reichsgericht eine sehr ausgedehnte Gewalt erhielte; und darauf wollte sich der Kaiser am Wenigsten einlassen." — „Gedrängt durch das Bedürfniß der reichsständischen Hilfe gegen äußere Feinde, gab endlich Maximilian I. den Wünschen der Stände nach; jedoch seiner königlichen Majestät Oberkeit hierin allzeit vorbehalten und unvorgreiflich. Die Kammergerichtsordnung wurde berichtigt, ein allgemeiner, auf keine Zeit eingeschränkter Landfriede verkündigt, 5. August 1495, das Kammergericht zu Frankfurt eröffnet, 31. Oktober 1495" [s. oben Anm. 19 c] ..... „Die Stände erhielten nun Antheil an der Ernennung der Gerichtsbeisitzer und bleibenden Einfluß auf die ganze Verfassung des Gerichts" (v. Berg, Grundr. der reichsgerichtl. Verfassung und Praxis. Göttingen 1797. S. 28 u. 29).

c. Was die Anzahl der Beisitzer betrifft, so begnügte man sich anfänglich allerdings mit zwölfen (S. 75), obschon die Normalzahl sechzehn, außer dem Kammerrichter, betrug (Rudloff, Versuch von den Senaten am Kammergericht. 1769. S. 5).

d. Das Interesse der Stände faßt Goethe hier als ein wesentlich politisches und polizeiliches auf: Stillung des Bluts, nicht Heilung der Wunde (S. 75), Linderung, nicht Heilung des Uebels (S. 76), Beruhigung des Reichs, nicht rechtlicher Besitz (das.), — wie der Unterschied etwas anders auch in Nr. 66 der „Sprüche in Prosa" (Bd. XIX) formulirt ist. In dieser Rücksicht, da „die Thür zum Richtstuhl Niemanden verschlossen sein muß", wurde die Einleitung der Prozesse frisch weggearbeitet (S. 76), mit deren Entscheidung aber im Rückstande verblieben (Rudloff, a. a. O. S. 43).

Der Satz (S. 75 unten): „Jedermann wäre zufrieden, wenn er das Nützliche um Gottes willen haben konnte", d. h. precario, ist eine Anwendung des Spruchs: „Das eigentlich wahrhaft Gute, was wir thun, geschieht größtentheils clam, vi et precario" (Nr. 128 Bd. XIX).

e. Nur wenige Jahre in Frankfurt ständig, wechselte das Gericht fortwährend seinen Sitz; lange tagte es in Speier, wo 1689 ein Theil des Archivs von den Franzosen verbrannt wurde (S. 76 unten), bis seit 1693 Wetzlar das Gericht aufnahm.

f. Die Vollstreckung der Urtheile nennt Goethe, ganz im Sinne des ältern Rechts, ein gesetzliches Faustrecht (S. 76). Den Bannstrahl konnte das Gericht nicht schleudern, weil die

Achtserklärungen dem Kaiser vorbehalten waren; erst 1711 wurde die Entscheidung „in Bann- und Achtsachen dem unter seinem Oberhaupte versammelten Reiche" zugestanden (Wahl-Kapitul. 1711, §. 20; vergl. oben Anm. 141).

g. Im §. 53 des fünften Artikels des Osnabrücker Friedensinstruments ward die Zahl der Beisitzer, neben vier Präsidenten, auf funfzig, und zwar pares numero utriusque religionis festgesetzt, während in der blühenden Zeit vor dem dreißigjährigen Kriege (oben S. 78) die höchste Zahl 41, außer drei Präsidenten, nach dem Reichsabschied von 1570, §. 50 und dem Konzept der Kammergerichtsordnung von 1613 (Thl. I. T. 1. §. 1) gewesen war. In Wirklichkeit belief sich nach dem Kriege die Zahl auf nur 25, und selbst diese sank immer mehr, so daß Goethe 1772 nur siebzehn Assessoren vorfand (oben S. 79, und Rudloff, a. a. O. S. 53).

h. Zur Besoldung von 25 Assessoren werden oben (S. 77) 100,000 Gulden gefordert. In Wirklichkeit betrugen sämmtliche Besoldungen 91,576 Thaler, wozu 600 Thaler außerordentliche Ausgaben traten. Nach der Matrikel sollten 98,426 Thaler aufkommen, das Kammergericht konnte aber nur auf etwa 90,700 Gulden rechnen und deckte den Mehrbedarf durch die Zinsen eines Reservestamms von 150,000 Thaler. Der Kammerrichter erhielt jährlich 11,733 Thaler 30 Kreuzer, jeder Präsident 3,656 Thaler, jeder Assessor 2,666 Thaler 60 Kreuzer, wozu die Besoldungen einer großen Menge Neben- und Unterbeamten traten (v. Berg, Grundr. der reichsteger. Verfassung, §§. 82—87).

i. Die Freibriefe (S. 77) betrafen hauptsächlich das sog. privilegium de non appellando, dessen Erlangung in Preußen zur Gründung des Ober-Tribunals führte.

k. Die jährlichen Visitationen (S. 77) seit 1507 dauerten regelmäßig nur bis 1587 und hörten seit 1600 ganz auf. Als Joseph II. am 17. November 1766 wieder eine Kammergerichts-Visitation anordnete, war allerdings, wenn man über eine unvollständige Revision von 1707 bis 1713 hinwegsieht, der von Goethe S. 79 unten angegebne Zeitraum verstrichen (Pütter, Histor. Entwicklung der heutigen Staatsverfassung. 1787. Thl. III, Abschn. 2. Kammergerichts Visitation 1767—1776).

Den Visitations-Kommissarien lag das eigentliche Visitationsgeschäft, außerdem aber die Funktion als Revisionsgericht ob (Goethe S. 77, und v. Berg, a. a. O. §. 356:

„Vom Recurs an die K. G.-Viſitation“ und §. 358: „Vom Recurs an den Reichstag“ — zu Goethe S. 78 oben).

l. Später wurde auch der deutſche Bundestag zu Frankfurt gern nach dem von allen helleniſchen Staaten beſchickten Amphiktyonen-Bunde zu Thermopylae benannt (zu S. 78). Als „Palladium der deutſchen Freiheit“ galt aber wol nur das Wetzlarer Gericht (O. Gierke, „Das alte und das neue Reich“, 1874. S. 28).

m. Mit der Stelle über Karl den Fünften (S. 78) vergl. Rudloff (a. a. O. §. 5): „Die Verbeſſerung des erſten rohen Plans und der Ruhm, dieſem Gericht ein glänzendes Anſehn zu geben, war .... Carl V. aufbehalten ... Die Entſchloſſenheit des Monarchen, der jederzeit ſein Vorhaben mit Nachdruck durchſetzet, zeigte ſich in jeglicher Geſetzgebung. Carl war entſchloſſen oder wurde durch die Reichsſtände beſtimmt, das höchſte Gericht Teutſchlands unter ſeine vorzüglichſte Beſorgung zu nehmen. Sein erſter Reichstag zu Worms 1521 gab alſo gleich dem Cammergericht eine neue Cammergerichts-Ordnung, welche mit denen vorigen gar keine Vergleichung leidet.“ Wegen der Zeit vor dem dreißigjährigen Kriege ſ. vorſtehend unter d.

n. S. 78 und 79 ſchildert Goethe die Entſtehung eines Krebsſchadens jenes Gerichts, der ſog. Sollicitatur, der Pütter (Anm. 221 C) ein eignes Werk 1768 widmete (Von der Sollic.). v. Berg (a. a. O. §. 136) führt aus: „Das K. G. iſt nicht im Stand, alle bei ihm angebrachte Rechtsſachen zu erledigen, und bei der Menge unentſchiedener Proceſſe könnte leicht manche Arbeit des Gerichts ganz unnütz ſein. Um dies zu vermeiden, iſt die Sollicitatur beinahe unentbehrlich und daher von den Geſetzen ſelbſt nicht mißbilligt .... Sollicitirt wird bei den ſämmtlichen Richteramts-Perſonen; auch bei einzelnen — und zwar entweder mündlich oder ſchriftlich durch ſog. Sollicitir-Zettel oder beides zugleich. Allein auch nicht alle ſollicitirte Rechtsſachen können gehörig referirt und entſchieden werden“ u. ſ. w.

o. Pütter hat eine Geſchichte der von Joſeph II. angeordneten Viſitation (S. 79) geſchrieben (ſ. vorſtehend unter k). Die Ueberredung macht ihm auch Dieſer (a. a. O. S. 129 unter X) zum Vorwurf und ſchreibt ihr die ſchließliche Fruchtloſigkeit des ganzen Geſchäfts zu. Denn von allen im Texte S. 79 unten angegebnen „Reviſionen“ war nach neunjähriger Arbeit keine einzige erledigt, als das Viſitationsgeſchäft 1776

abgebrochen wurde (Pütter, a. a. O. S. 133 mit dem Zusatz: „Das war freilich auffallend“). Dagegen wurden seit 1774 statt der siebzehn Assessoren (S. 79 oben, und Rudloff, a. a. O. S. 53) wieder deren fünfundzwanzig eingesetzt („Vermehrung des K. G. mit acht neuen Beisitzern“, Reuß, Beiträge zur neuesten Gesch. d. reichsteger. Verfassung. 1785, I. S. 139), auch die Mißbräuche der Sollicitatur (vorstehend n) abgestellt und die Geheimhaltung der Referenten anbefohlen (Berg, a. a. O. §§. 136 u. 137). Die Zahl der unerledigten Prozesse hat Goethe S. 79 für das Jahr 1767 angegeben. Nach Gierke (a. a. O. S. 28) betrugen sie im Jahre 1772, wo Goethe in Wetzlar praktizirte, genau 16,233, was freilich wenig Unterschied macht.

p. Ueber die persönlichen Verbrechen einiger Assessoren (S. 80) bemerkt Pütter (a. a. O. S. 135): „Zum eigentlichen Visitationsgeschäft gehört gleich Anfangs die Vernehmung aller und jeder Mitglieder des Kammergerichts über eine Menge Fragen, aus deren Beantwortung der Stoff zur Untersuchung der Mängel und Gebrechen des Gerichts hauptsächlich genommen wird. Diesmal kam man bald auf Spuren, daß drei Assessoren sich ein pflichtwidriges Betragen hatten zu Schulden kommen lassen; in der Folge zeigte sich's, daß ein Jude zu Frankfurt darauf gefallen war, durch diesen Kanal eine besondre Art von Spekulationshandlung mit der Sollicitatur in Kammergerichts-Prozessen zu treiben“. Vergl. Goethe's Intriguen und Bestechungen (S. 79).

q. Die Bemerkung S. 80 von dem pathologischen Interesse der deutschen Gelehrten am Kammergericht ist sehr treffend. Pütter schildert das ganze Visitationsverfahren, das einen heutigen Juristen zur Verzweiflung bringen würde, mit großem Behagen und bemerkt (a. a. O. S. 133): „Man denke sich aber vollends 24 lauter gelehrte, von wahrem Justizeifer belebte Männer, die hier Gelegenheit fanden, ihre Gelehrsamkeit und Rechtschaffenheit an Tag zu legen, und da Keiner dem Andern nachgeben wollte, mit gleicher Gründlichkeit und Ausführlichkeit sein Herz recht auszuschütten“, und Reuß (a. a. O. S. 37 u. 38) nicht von den Visitations-Gesandten, sondern von einem der Beisitzer, von Harpprecht: „Die vorgedachte Epoche von einer außerordentlichen K. G.-Visitation war ihm ungemein wichtig und erwünscht, und es öffnete sich damit für ihn ein neues Feld, seine gesammelte Kenntnisse und

Erfahrung in reichsgerichtlichen Sachen und besonders in der Kameral-Praxi und dem kammergerichtlichen Unterhaltungswesen zum gemeinen Besten anzuwenden und zu verbreiten."

r. Auf die Waffen und die Justiz richtete Joseph II. in Nachahmung Friedrich's, der bei seinem Regierungsantritt die Dauer eines Prozesses auf nur ein Jahr bestimmt hatte, seine Aufmerksamkeit (S. 79). Hatte Goethe oben (S. 74) bemerkt, daß die Finanzen weniger in Betracht kämen, vielmehr „die Beschaffenheit der Gerichte und der Heere die genaueste Einsicht in die Beschaffenheit irgend eines Reichs" gewähre, so enthält der vorstehend geschilderte Zustand des obersten Reichsgerichts, in Verbindung mit dem aus der Geschichte des siebenjährigen Krieges bekannten der Reichsarmee, das traurigste Zeugniß für das ehemalige deutsche Reich.

455. Am 25sten Mai 1772 wurde Goethe als „Praktikant" (Referendar) beim Kammergericht immatrikulirt (Goedeke, Leben, S. 82). An demselben Tage hatten die Darmstädter Freunde von ihm bereits aus Wetzlar die drei Gedichte auf Pindar, Urania und Lila (Werke, Bd. III. S. 35—40) erhalten. Karoline Flachsland sandte sie an diesem Tage schon an Herder mit den Worten: „Hier haben Sie.... einige Empfindungsstücke von unserm großen Freunde Goethe ... Jetzt sitzt er in Wetzlar einsam, öde und leer [wohl Goethe's eigne Worte] und überschickt diese drei Stücke an Lila zum Austheilen." Das Beiwort „groß" hielt Karoline ernsthaft aufrecht, während Herder es vorher spöttisch gebraucht hatte (Nachl., III. S. 240). Sofort erwiderte Dieser das erste Gedicht mit seiner poetischen „Antwort auf die Felsweihe an Pindarn" (das. S. 265), über welche auch Goethe's Geduldsfaden riß, der Herder wegen dieses Gedichts „einen intoleranten Pfaffen" schalt (das. I. S. 41).

Mit Goethe's Angabe (S. 80 unten), die „Lust, seinen Zustand zu verändern, habe ihn mehr als der Trieb nach [juristischen] Kenntnissen" bewogen, nach Wetzlar zu gehn, ist zu vergleichen die Beschreibung Kestner's: „Im Frühjahr kam hier ein gewisser Goethe aus Frankfurt [an], seiner Hantierung nach Dr. juris, 23 Jahr alt, einziger Sohn eines sehr reichen Vaters, um sich hier — dies war seines Vaters Absicht — in Praxi umzusehen, der seinigen nach aber, den Homer, Pindar u. s. w. zu studiren und was sein Genie, seine Denkungsart und sein Herz ihm weiter für Beschäftigungen eingeben würden. Gleich Anfangs

kündigten ihn die hiesigen schönen Geister als einen ihrer Mitbrüder und als Mitarbeiter an der neuen Frankfurter gelehrten Zeitung, beiläufig auch als Philosophen im Publiko an und gaben sich Mühe, mit ihm in Verbindung zu stehen" (Goethe und Werther, S. 35).

456. Das dritte akademische Leben (S. 81), welches sich Goethe'n nach Leipzig und Straßburg während seines nur viermonatlichen Aufenthalts zu Wetzlar eröffnete, bewegte sich vorzüglich unter den, gleich Studenten, aus allen deutschen Landen in der kleinen Lahnstadt zusammengeströmten, der ersten Klasse der vierundzwanzig Visitations-Gesandten als Sekretäre beigegebnen und den beim Kammergericht angestellten jungen Juristen und Diplomaten. Jene erste Serie sollte schon 1768 von der zweiten abgelöst werden — wodurch sich die Briefstelle bei Kestner S. 57 erklärt —, verblieb aber infolge „des verzögerten Geschäfts" (S. 81) noch bis zum Herbst 1774 in Thätigkeit oder doch in Funktion.

Von der Rittertafel (S. 81) und dem Orden (S. 82), Ausgeburten der Zeit des Harrens und der Muße, finden sich Andeutungen in einem Schreiben von Gotter an Schwan, Wetzlar den 30. April 1772, also aus der Zeit unmittelbar vor Goethe's Eintreffen: „Ritter Hannibal, sonst Ganz genannt, hat mir aufgetragen, Ihnen viel Schönes zu sagen. Herr Hofrath Rül, denn von ihm haben Sie ohnezweifelt unsre Ritterkomödie erfahren, sprach" u. s. w. (Götz's Geliebte Schatten, II, Nr. 226; vergl. „Werther", Werke, Bd. XIV, S. 75 „Hofrath R...."). In Goue's „Maluren oder der junge Werther. Ein Trauerspiel a. d. Jüngerschen" (1775) scheint jene Komödie gleichfalls durch. In der ersten Scene versammeln sich „verschiedene fremde Ritter" im „Gasthof Prinz Casimir zu Warschau". Mit diesem Gasthof ist der „Zum Kronprinzen" in Wetzlar gemeint. „Wie ich heut zum Kronprinzen hinaufuhr", und „versetzte uns nämlich ein guter Geist [im Traum] zuerst nach Wetzlar in den Kronprinzen zwischen gesprächige Tischgesellschaft, die der leidige Teufel auf die noch leidigere Philosophen zu discurriren brachte", — sind Stellen aus Goethe's Briefen an Kestner, S. 69, 121 und 122, wo wir selbst den Namen des Hausknechts, des „Kronprinzen Kaspar", erfahren.

Götz (S. 81) ist Goethe's Beiname auch in Goue's wüsten Trauerspiele. Der Heermeister scheint Gotter gewesen zu sein,

„Favel" nach einem von Schmid 1771 übersetzten d'Arnaud'schen Stücke genannt; er präsidirt der Tafelrunde und nimmt neue Mitglieder in den „erhabnen Orden" auf, dessen „Gesetze die Vertheidigung des Rechts, die Rettung der unterdrückten Unschuld zum Gegenstande" haben (das. S. 58).

Der Mecklenburger von Kielmannsegge (S. 81), Freiherr, nicht Graf, wie ihn Goethe nennt, hatte 1770 u. 1771 in Göttingen studirt, in engster Freundschaft mit Bürger und Biester, und war jetzt in Wetzlar anwesend, um „seinen Prozeß bei dem Kammergerichte zu sollicitiren" (Anm. 454 n. und „Berichtigung der Geschichte des j. Werthers", S. 63); später endigte er diesen Prozeß, wenn auch mit großen Opfern, durch einen Vergleich. Er gehörte zu Jerusalem's nächsten Freunden. „Dieser Edelmann verachtet als Philosoph die Thorheiten und den Pomp der Welt und findet in den Wissenschaften seine Ergetzung" (das.), und Kestner nennt ihn „einen stoischen Philosophen". Von Frankfurt ließ Goethe wiederholt den „braven Kielmannsegg" grüßen (Kestner, S. 36, 56, 115, 117). In Bürger's Briefwechsel (Strodtmann, Nr. 130, 158, 308, 441, 504) erscheint er als ein Mann, „sehr tiefdenkend", etwas hypochondrisch und kränklich, zugleich aber höchst edlen und treuen Gemüths. In Goué's „Masuren" dürfte der Graf Rethel, nicht Ritter „Windler", ihn vorstellen (s. auch Kestner, S. 134 u. 171).

Der Hildesheimer von Goué (S. 81), sechs Jahre älter als Goethe, Hofgerichtsassessor zu Wolfenbüttel und, gleich Jerusalem, Mitglied der Braunschweig'schen Gesandtschaft. Der Wetzlarer Ritterbund war Nachahmung eines ähnlichen, früher von Goué in Wolfenbüttel gegründeten. Goué war zugleich Dichter; vier seiner Dramen hatten in dem Jahr vorher zu Wetzlar das Licht erblickt (s. das sehr vollständige Verzeichniß seiner Schriften und Angaben über seinen abenteuerlichen und traurig endenden Lebenslauf bei Goedeke, II. S. 664). Merkwürdigerweise ging ein Gerücht von Goué's Selbstmord der Nachricht von der Katastrophe Jerusalem's nur wenige Wochen voraus, ohne, obschon für wahr gehalten, einen gleichen Eindruck zu hinterlassen (Kestner, S. 60 u. 66). Dies Motiv verwerthete Goué selbst, „Coucy" nach seinem Ritternamen in seinem „Masuren". „Der große Coucy — heißt es dort — ist freiwillig in die Unterwelt gegangen" (S. 11). Auch er wird bei Bürger erwähnt (Strodtmann, I. S. 216). Kestner nennt ihn einen „epikureischen Philosophen, großes Genie" (Briefe, S. 36) und seine „Philosophey" war es wol, vor der sich Goethe noch im Traume fürchtete.

Neben Goué und Ganz war von Bretschneider die Seele des Ritterordens; auch er dilettirte in Poesie und vermehrte als Verfasser des Pänkelsängerliedes „Eine entsetzliche Mordgeschichte von dem j. Werther" u. s. w. (1776) die schon überreiche Werther-Literatur (Goedeke, II. S. 715. u. Aleken, S. 105, Note 2). Seine Schriften s. bei Meusel. Damals nassauischer Offizier, zuletzt Major zu Idstein, lebte er seit 1776 in Oestreich.

Den Genannten treten noch hinzu der Doktor König, bei Kestner S. 36 erwähnt, und der in Goethe's Briefen an Letztern mehrfach vorkommende Falcke (das. S. 62, 63, 73, 87 u. 152), schon 1769 Verfasser eines Trauerspiels und später Mitarbeiter an Boie's und Tohm's „Deutschem Museum". Auch mit Bürger war er bekannt. Boie meldet Letzterem am 10. November 1773: „Falck grüßt Sie und schreibt, daß Alles um ihn von Lenore voll ist und daß er sie auswendig weiß. Goethe hat sehr begeistert mit ihm davon gesprochen" (Strodtmann's Bürger, I. S. 174). Sein Vater, thätiger reichsrechtlicher Schriftsteller, war Subdelegat bei der hannöverschen Gesandtschaft zu Wetzlar (Meusel). Die Lebensbeschreibung von Georgi im D. Museum 1777, Juli, Nr. 15 betrifft keinen dieser Familie, sondern einen 1773 verstorbenen russischen Naturforscher des Namens Falck.

Ob der Goethe'n von Leipzig her bekannte Konsul Born (s. Thl. II Anm. 299 b) in den Ritterorden eingetreten, wissen wir nicht. Jedenfalls zählte er zu Goethe's nächsten Freunden; s. Kestner, S. 57, 60, und unten Anm. 480. Noch andern Namen begegnen wir bei Kestner, z. B. einem Schleinitz (S. 89), dem spätern Berliner Kammergerichts-Präsidenten, die wir übergehn.

Am Wichtigsten, wenngleich nicht sehr folgenreich, ward die Bekanntschaft mit dem schon genannten

457. Dichter Gotter (S. 82 unten), damals gothaischem Legationssekretär. Er war wol der Einzige, mit dem sich Goethe über seine poetischen Anliegen ernsthaft unterreden konnte. Goué's „Mahuren" enthält mehrere Dialoge zwischen den Rittern Fanel und Götz; darin trägt Ersterer Götz: „Wie weit seid Ihr mit dem Denkmal, das Ihr Eurem Ahnherrn stiften wollt?" (S. 9), und als man suchtet, Mahuren könne sich das Leben nehmen, meint Götz: „Wenn er's aber thäte, so müßte man gleichwol etwas darüber schreiben", und Fanel: „Ich würd's in eine Epistel hineinzukriegen suchen" (S. 88), in Anspielung auf Gotter's „Epistel über die Genieseisterei" 1773, u. a. m. Seine Hauptthätigkeit,

die Uebertragung und Bearbeitung französischer, namentlich auch Voltairischer Theaterstücke, hatte bereits ihren Anfang genommen. Diese Richtung zeigt, daß die Verbindung Beider nicht sehr in die Tiefe gehen konnte; schon von Frankfurt aus spöttelt Goethe über Gotter's Verfificir-Talent, und auch andre Aeußerungen lauten nicht allzu günstig (Kestner, S. 62. 64. 122 u. 216). Doch sandte er ihm seine Schriften, wie die „Baukunst" (bes. S. 103) und den „Götz" mit der Hans Sachsischen Epistel (Werke, Bd. III, S. 140), die aus Voß's Nachlaß in den Dreißiger Jahren auftauchte. Gotter war drei Jahre älter als Goethe und von ziemlich gleicher Statur. Bekannt ist Letzteres spätere Freundschaft (1808) mit Gotter's Tochter Pauline, Schelling's zweiter Frau.

458. Bei der nachfolgenden Erörterung des von England überkommenen demokratischen Zuges der damaligen Poesie und der damit zusammenhängenden Neigung der Schriftsteller und überhaupt der Einzelnen, sich „ins Regiment einzumischen" (S. 83—85), muß man unsers Bedünkens zweierlei im Auge behalten: erstens die Zeit, in der Goethe Obiges schrieb, und zweitens den kosmopolitischen und von allen Zeittendenzen freien Charakter unsrer klassischen Dichtung.

Noch kaum dem Drucke Napoleon's und der Fremdherrschaft entronnen, noch mitten in den Befreiungskriegen befangen, wandte Goethe seinen Sinn zurück in die friedlichen, idyllischen Zeiten seiner Jugend. Wie auffallend trat ihm nun hier statt des Ausdrucks des Glücks und der Befriedigung der Geist der Opposition, das Bedürfniß der Unabhängigkeit entgegen, wo doch eine äußere Abhängigkeit nicht vorhanden war. Eine solche Richtung erschien ihm nicht berechtigt, obschon er dies nicht ausdrücklich sagt, und als Ausfluß eines kranken, unter der Form der Gerechtigkeit sich zeigenden Gefühls (S. 83). Die Form der Gerechtigkeit an sich könnte nur gelobt und gepriesen werden, nicht aber ein krankhafter Gerechtigkeitssinn. Dieser war ein Symptom der allgemeinen Gefühlskrankheit jener Zeit, insbesondre der Sturm- und Drangperiode. Die einseitige Gefühlsentwicklung, die Wertherstimmung, führte zu einer ganz undeutschen Weichlichkeit und Reizbarkeit in allen Beziehungen der Gesellschaft und des Staats. Diese objektiven Mächte objektiv zu begreifen, war der Zeit nicht gegeben, und jene sittliche Befehdung (S. 83) richtete sich in ihrem Kerne

nicht sowol gegen bestimmte Verbrechen und Missethaten der Vertreter jener Mächte, der Minister und Amtleute (S. 84), obgleich das auch mit unterlief, sondern gegen sie als Vertreter der gesetzlichen Schranken, die so beengten, als Vertreter der Staatsgewalt, die als Gewalt nicht gelten sollte. Niemals hat in Deutschland einer Zeit so das Staatsgefühl gemangelt wie dem vorigen Jahrhundert; an dessen Stelle trat der Sinn für Philosophie und Dichtung, welche sich unbehindert durch lokale, patriotische und religiöse Rücksichten zu einer Höhe ausbilden konnten, die wieder, da den Menschen einmal der Sinn für etwas Großes, Würdiges, Allgemeines aufgegangen war, die Forderung einer damit übereinstimmenden Wirklichkeit hervorriefen, also zum Staate hinführten. Da aber damals das Reich zu einem Schatten hingeschwunden und in kleine patriarchalische Landes- und Herrschaftsgebiete zerfallen war, so gab es einen Staat, in dem das Gerechtigkeitsgefühl sich hätte gesund entwickeln können, überhaupt nicht. Hierin lag das Ungenügende, und so begleitete den Aufschwung der neuen Bildung die Unzufriedenheit mit dem Bestehenden, hinter jenem Aufschwung weit Zurückgebliebenen. Viele verschlossen davor die Augen und lebten nur dem Geiste, wie Lessing und Schiller, Viele aber wollten die Wirklichkeit, in der zu leben ihnen einmal beschieden war, modeln, ändern, bessern. Die unzureichende, krankhafte Empfindungsweit, aus der heraus dies geschah, will Goethe hier kennzeichnen. Weiter unten, im Vierzehnten Buch, führt er jene treffend den Natur- und Freiheitsgeist, von dem sich Lavater ergriffen zeigte, auf die Züricher republikanische Verfassung zurück, und hier entfallen ihm die Worte: In einem wohleingerichteten Staate soll das Rechte selbst nicht auf unrechte Weise geschehn.

Damit ist der richtige Grund, weshalb jene schmarotzende „Einmischung der Einzelnen ins Regiment" Bedenken erweckt, zugleich aber die Voraussetzung angegeben, unter der sie allein bedenklich ist, nämlich die eines wohleingerichteten Staats.

Ob dieser damals vorhanden war oder nicht, darüber spricht sich der Verfasser nicht aus. Während wir sein Vorhandensein nicht statuiren können, widerstrebte es Goethe, die Grundlagen der gemeinsamen äußern Existenz anzuzweifeln. Er hätte sich nicht einem Staatswesen gewidmet, wenn er es nicht, ob auch als verbesserungsbedürftig, doch als wohleingerichtet ansehn könnten.

Daß er jedoch sowol das Unzulängliche des Kleinstaats, in dem er lebte, als auch das Unfertige der allgemeinen deutschen Verhältnisse klar erkannte, beweisen neben vielen andern Zeugnissen der Brief an Fritz von Stein, worin er diesem seinem ehemaligen Zöglinge abrieth, in den weimarischen Staatsdienst zu treten, und in zweiter Beziehung das Gespräch mit Luden i. J. 1812.

Das Andre ist der rein künstlerische, ästhetische, kritische Charakter der Goethe-Schiller'schen Dichtung. Sie wollte nur auf den innern Sinn der Menschen, ihren Geist, ihr Gemüth einwirken, durch die Kunst das Bewußtsein eines Höheren wecken, zum Ewigen hinführen und dadurch befreien. Fern lagen ihr **unmittelbar praktische Ziele**, sei es Hebung der Moral, worin die ältere Schule einen wesentlichen Zweck der Poesie erblickte, sei es äußere Unterhaltung und Zerstreuung, seien es politische Zwecke, Besserung der gesellschaftlichen Zustände, Abstellung von Mißbräuchen der innern Verwaltung. Die Poesie gehörte nur dem Geiste. So weit Goethe in Betracht kommt, so gewährte der praktische Beruf, den er daneben erst in Frankfurt, dann besonders in Weimar verfolgte, der handelnden Seite seines Wesens genügenden Spielraum. Um so schärfer nur trennte er beide Gebiete, um so weniger theilte er die Neigung andrer Schriftsteller, die gegebne Welt mit den Mitteln der Kunst direkt reformiren zu wollen, worin diese ihrem Thätigkeitsbedürfniß Genüge verschafften. Vgl. „das heischere Geschrei nach Freiheit" bei Merck, III. S. 153. Note.

Eine gerichtliche Exekutive, eine Lynch-Gewalt ist dem Publikum freilich nicht verliehn, doch kann es seinen Einfluß indirekt mit großem Nachdruck üben. Nur wegen der **Zerstückelung** Deutschlands (S. 84) zersplitterte sich die öffentliche Meinung zur Ohnmacht. Dasselbe Urtheil fällt Goethe über sein und seiner Genossen Bestreben, in ähnlicher Art auf die wirkliche Welt einzuwirken („zwar unschädlich, aber doch fruchtlos"), während dieses für sie selbst und ihre eigne Bildung nicht **fruchtlos blieb. Die damalige öffentliche Meinung verhielt sich, so weit die Religion nicht ins Spiel kam, meist indifferent, aus Mangel an Gemeingefühl und politischer Bildung. Weder Friedrich's des Großen, noch Joseph's II. Reformen wurden von ihr getragen, die letztern sogar gegen sie ausgeführt, und andrerseits erweckten Schandthaten wie der Soldatenschacher in Hessen-Kassel, Württemberg, Ansbach keinen Sturm des Unwillens, sondern höchstens die elegischen Töne des Schubart'schen Kapliedes und zerstreute satirische Bemerkungen bei Schiller und Goethe.**

Klopstock's **Vaterlandsoden** (S. 84) waren nur verkleidete Bardenpoesie, wie Stolberg's Freiheitsgesang (1775). Schon damals (1771) meinte Herder von Ersterem: „Der arme Mann hat sich ein Phantom von Vaterlande gemacht, da Gibli ihm weg ist" (Nachl., III. S. 142 u. 154). Auch Goethe, mit Herder nach dem wahren Volksliede schürfend, hat diese Richtung nie angebaut noch befördert. Ueber die „Lieder Sined's des Barden" äußert er sich zwar 1772 sehr anerkennend, wegwerfend dagegen über Kretschmann's und Andrer Gesänge dieser Art, ebenso schon 1769 in den Briefen an Friedrike Oeser mit dem Endurtheil: „Ich kann nichts empfinden, wo nichts gedacht ist" (Werke, Bd. XXIX. S. 92, 19 u. 66, und Jahn's Leipziger Freunde, S. 156 u. 165).

Noch im Einzelnen:

a. Voltaire hatte durch seinen großen Einfluß den an Jean Calas (S. 83 unten) i. J. 1762 verübten Justizmord aufgedeckt und der Familie Entschädigung, so weit sie möglich war, verschafft (s. die Schriften hierüber in Oeuvres de Voltaire, Tome V. p. 507—576, und den Artikel „Calas" von Baur bei Ersch u. Gruber). Ebenso war er eingetreten für Sirven, für den Sohn des Präsidenten d'Etallonde, den Friedrich der Große auf seine Empfehlung anstellte, für einige ungerecht verfolgte Bewohner des Jura und des Ländchens Ger (Voltaire, a. a. O. p. 477 sq.) u. A. m. Er unterstützte Corneille's Nichte und eine Tochter der Adrienne Lecouvreur. Friedrich der Große schrieb ihm daher: „Die Nachwelt wird sagen, daß ein Philosoph aus seiner Zurückgezogenheit seine Stimme erhoben habe gegen die Ungerechtigkeit seines Jahrhunderts, daß er die Wahrheit habe leuchten lassen am Fuße des Throns und die Mächtigen der Erde genöthigt, Mißbräuche abzustellen. Fahren Sie fort, Wittwen und Waisen zu beschützen — und seien Sie versichert, daß Niemand Ihnen mehr Glück dazu wünscht als der Philosoph von Sanssouci" — und theilte ihm zugleich mit, wie er im gleichen Sinne vom Throne aus wirke, auf seinen Reisen Jeden höre, die Kriminaljustiz mildre, dem Bauer gegen den Adel beistehe u. s. w. Der Arnold'sche Prozeß, der von diesem Gesichtspunkte zu beurtheilen, zeigt die Allgemeinheit der von Goethe gerügten Tendenz, die selbst die Throne erzittern hatte.

b. Sogleich nach beendigten Studien hatte Lavater in Gemeinschaft mit dem Maler Füßli durch anonyme Schriften die Bestrafung des ungerechten Landvogts Felix Grebel (S. 83

u. 153), des Schwiegersohns des regierenden Züricher Bürgermeisters, und die Schadloshaltung der Verletzten 1762 und 1763 durchgesetzt, „wo denn doch", wie Jördens sagt, „die Sache der Gerechtigkeit über das Familieninteresse siegte" (III. S. 162). Lavater's Name erlangte hiedurch seinen ersten Glanz.

c. Wie hier (S. 84) die Minister und Amtleute das Material zu den Bösewichtern hergeben, so soll auch auf Seelo's Theater „der Pedant" die Rollen „als Jude, Minister und überhaupt als Bösewicht" spielen (Wilh. Meister's Lehrj. Buch IV. Kap. 19). Vergl. Gehler's „Minister" (1771. Goedeke, II. 593, Nr. 245) und Schiller's Präsidenten in „Kabale und Liebe", während der Gesandte und der Geheime Rath in Klinger's „Leidendem Weibe" zu den guten Elementen des Stücks gehören. Diese Tendenz ist der heutigen Bühne ganz fremd, weil gegenstandelos geworden.

d. Bei den Angebereien (S. 84) ist an Schlözer's „Anzeigen" und die Untersuchung gegen Waser in Zürich zu erinnern.

e. Wegen der dramatischen Bearbeitungen der Hermannsschlacht (S. 84) s. oben Thl. II. Anm. 220. Diesem Stoffe konnte man eine gewisse Realität zugestehn; die schwachen Erinnerungen haben in dem Weiterleben der Nation Stärke gewonnen und zuletzt zu der Verherrlichung des Siegers geführt, die wir in diesem Jahre (1875) erlebten.

f. Den hier (S. 84) in den Text aufgenommenen Luther'schen Rath, daß Jeder vor seiner Thüre kehre u. s. w., hat Goethe noch in seinem Sterbemonat als Reimspruch von Neuem eingeschärft (Werke, Bd. III. S. 210, „Bürgerpflicht"). Auch Bürger verwendet in der „Antwort an Göckingk" (zuerst im Gött. Musen-Alm. 1777, S. 196) jene Worte mit dem Luther'schen Reime „stohn" auf „Lektion".

459. Die erste Anregung zum Wandrer (S. 85) ist im Elsaß zu suchen (Thl. II. S. 404); im Winter 1772 entzückte er schon die Darmstädter Freunde. Karoline Flachsland schreibt in Nr. 53 ihrer Briefe an Herder vom April dieses Jahres: „Goethe steckt voller Lieder. Eins von einer Hütte, die in Ruinen alter Tempel gebaut, ist vortrefflich". Goethe schickte ihr eine Abschrift aus Wetzlar schon im Mai, wie sie demselben (Nr. 62) schreibt: „Hier ist das Lied von der Hütte von Goethe, wovon ich Ihnen schon einmal geschrieben; er hat's mir von Wetzlar geschickt. Ich habe lange, lange nichts Rührenderes

gelesen. Der Wanderer auf den Ruinen — die Frau mit dem Knaben auf dem Arm — und der Wandrer mit dem Knaben auf dem Arm — und die letzte Bitte um eine Hütte am Abend — o, ich kann Ihnen nicht sagen, wie Alles das mir in die Seele geht! Gott, wo werden wir zwischen der Vergangenheit erhabenen Trümmern unsere Hütte flicken?" Und darauf Herder (Nr. 64), dankend für den „schönen Goethe'schen Wandrer"; „[er] ist ein vortreffliches Stück, ganz voll starker und gesunder Empfindung: die Sprache so altdeutsch und meist ungeziert: der Gedanke selbst vom Schwalbennest der menschlichen Hütte zwischen den Trümmern, so schön auffallend und romantisch er ist, so natürlich. Es ist ein braves Stück und der Verfasser ein braver Mensch, den ich in den besten Stellen selbst sprechen höre. Das Stück hat mich sehr erfreuet" (Nachl., III. S. 226, 262 u. 269). Auch später (14. November 1774) schrieb er an Hamann, zwei Stücke von Goethe wögen den ganzen Göttinger Musenalmanach auf (das zweite war „Mahomet's Gesang"). Jenes Gedicht nun erhielt Boie durch Merck, in dessen Nachlaß sich auch eine Abschrift vorfand (Briefe, II. S. 41), und so erschien es im September 1773 im Göttinger Musenalmanach als der erste der Goethischen Beiträge. In den in der Anmerkung zu dem Gedichte (Werke, Bd. II. S. 178) mitgetheilten Stellen aus den Briefen an Kestner legte Goethe demselben nachträglich eine Beziehung zu Lotte Buff unter; doch können nur Abschriften des Gedichts sich Gedanken an sie verwebt haben.

460. Mit Recht reiht Goethe hier (S. 85) auch seinen „Götz" in jene Freiheitsbewegung ein. Die erste Bearbeitung trägt das charakteristische Motto aus dem damals (1771) eben erschienenen Haller'schen Romane über die despotische Regierungsform, „Ufong, eine morgenländische Geschichte": „Das Unglück ist geschehn; das Herz des Volks ist in den Koth getreten und keiner edeln Begierde mehr fähig" (Werke, Bd. XI. 2. S. 13).

Indem Goethe hier den Inhalt seines ersten Drama's in Kürze angiebt, will er dem ganzen Zusammenhange nach doch nur die Beziehung desselben zu dem Zeitgeiste andeuten. Die oben (S. 83) gerügte „Einmischung der Einzelnen ins Regiment" bildet auch den Inhalt des „Götz", da der Held, in Ermangelung einer wirksamen Rechtspflege, zur Selbsthilfe greift. Daß das Thema jedoch viel weiter zu fassen, zeigt die vorzügliche Besprechung des Stücks in Goedeke's neuestem „Leben Goethe's" (S. 62 flgde), auf die wir verweisen. Merkwürdig, daß Goethe

seine Wetzlarer Erfahrungen gewissermaßen in dem Stücke antizipirte. Denn in Wetzlar war der Dichter berufen, an dem Reichsinstitute mitzuwirken, das jene in dem Stücke gefeierte Zeit des Faustrechts zu beseitigen und die neue Zeit heraufzuführen diente, welcher der Held des Stückes erliegen mußte. Ebenso hatte Goethe längst die deutsche Ritterzeit in seinem Drama geschildert, ehe er sich an der Ritter-Komödie in Wetzlar betheiligte, während auch hier die dichterische Konzeption erst der Lebenserfahrung gefolgt zu sein scheinen könnte. Selbst Goedeke nahm ein solches Verhältniß früher an (Grundriß, II. S. 715). Nur was den „Werther" anbetrifft, ging die Dichtung aus dem Leben auch insofern hervor, als im Romane „das gebrechliche Gebäude der Reichsjustiz .... den Mittelpunkt des matten und kränkelnden öffentlichen Lebens" bildet (daf.).

461. Das Studium der nordischen Mythologie und Heldensage (S. 85) weist auf Herder's Anregungen und auf Straßburg zurück (s. Thl. II. S. 391 unten). Von Mallet waren erschienen: Edda ou monumens de la mythologie et de la poésie des anciens peuples du Nord. Kopenh. 1756, und Introduction to the History of Denmark; hundert Jahre früher des Refenius Edda Islandorum 1665.

Der humoristische Zug (S. 86) der nordischen Mythe zeigt sich in Loki's Listen, denen die ungeschlachten Riesen unterliegen, in den, später auf den christlichen Teufel übertragenen Bau- und Sprungsagen, in den Kämpfen Thor's und Odin's wider den Fenriswolf (S. 100) und die Midgardschlange und in dem Zwerg- und Kobold-wesen, welchem auch die humoristische Seite des Goethischen Mephisto entlehnt ist. Die heidnische Welt endigt dann in der Götterdämmerung.

462. Der Affe Hanemann (S. 86) ist im Avatâra des Ram bemüht, für diesen die schöne Sitha zu gewinnen. Auf diese von Goethe erzählte Geschichte spielt der Schluß des Gedichts in „Reynier's Stammbuch" (Werke, Bd. III. S. 42) an: „Ram, Sitha, Hanemann und sein Schwanz". Später sprach Goethe seine Abneigung gegen die kunstwidrigen Gespenster der indischen Mythologie in seinen „Zahmen Xenien" wiederholt aus und verschonte dabei „sogar den Affen Hanemann" nicht (Werke, Bd. II. S. 355). Der Titel von Dapper's Reisen (vergl. Benfey's Orient und Occident, I 1862, S. 751) lautet;

Asia of naukeurige beschryving van het rijk des grooten Mogols & eene groote gedeel van Indien etc. Amst. 1672 (Baur bei Erich u. Gruber), in der deutschen Uebertragung von Beer, Nürnberg 1681: Asia oder ausführliche Beschreibung des Reichs des Großen Mogols und eines großen Theils von Indien u. s. w. durch O. Dapper (Benfey, a. a. O. S. 721).

Dapper, Arzt zu Amsterdam, füllte den Büchermarkt mit seinen geographisch-historischen Kompilationen. Seine, wenigstens mittelbare Quelle für jene indischen „Märchen" ist die große epische Encyklopädie der Inder, der „Mahabhârata". Altar ist Avatâra, d. h. „Herabsteigung in einen irdischen Körper", also die Inkarnation Wischnu's als Ram, als Râma mit der Axt (Paraçu-Râma). Hanuman, Häuptling der Eingebornen von Ceylon, unterstützte Rama bei der Eroberung dieser Insel.

463. Das Homerische Licht (S. 86). Daß Goethe sich ihm schon in Straßburg zuwendete, ist oben Thl. II. S. 392 erzählt. Herder gedachte später seines jungen Freundes (daf.), als er Homer nach Damm's gutgemeinter, aber ästhetische Ansprüche in keiner Weise befriedigenden Homer-Uebersetzung (1769. 2 Bände, enthaltend die Odyssee) studirte (s. Merck, I. S. 43).

Wood, von Heyne eingeführt, bahnte zuerst ein historisches Verständniß Homer's an. Goethe hat dessen Essay über Homer (1769), des französischen Kaufmanns Guys „Reise nach Griechenland" und Heyne's, der Uebersetzung des Wood'schen Versuchs vorgedruckte Göttinger Recension (S. 86) in den Frankfurter gel. Anzeigen 1773 besprochen (Werke, Bd. XXIX. Nr. 36 und die Noten daselbst). Heyne's Recension findet sich im 32. Stück der Göttinger gelehrten Anzeigen vom 15. März 1770 (S. 257—270). Er sagt darin u. a.: „Es ist der Adlerflug eines Genies, das die Spur eines Genies aus dem Alterthum ausspäht. Anmerkungen und Betrachtungen über den Homer von einem Manne, welcher auf der Stelle gewesen ist, wo Homer sang, Achill focht und Ulyß reiste. — Mit dem Homer in der Hand bereiseten sie [Wood, Dawkins und Bouverie] die Küste von Troja. — Es ist oft gesagt, aber wenig noch befolgt worden, man müsse den Homer als einen Dichter aus einem ganz andern Weltalter, als das unsrige ist, lesen. Die menschliche Gesellschaft in ihrer politischen, bürgerlichen und häuslichen Verfassung war in Jonien erst unlängst und in einigen Gegenden Griechenlands nur kürzlich oder kaum aus dem

ersten rohen Zustand der Natur hervorgetreten und hatte in der Kultur nur die ersten Schritte gethan. — Aus Reise- und Länderbeschreibungen der Wilden und anderer Völker, die in einer noch ungebildeten Gesellschaft und Staatsverfassung leben, lernt man das Meiste für den Homer" (zu oben S. 87). Dann aber später (S. 266): „Die Wilden in Amerika sind noch eine Stufe unter der Heldenzeit Homer's, aber nichts kömmt den Sitten dieser Heldenzeit näher als die heutigen Araber. Diese beschreibt Herr Wood ausführlich und stellt eine kurze Vergleichung zwischen den alten griechischen, jüdischen und noch jetzigen arabischen Sitten an: ein lesenswürdiges Stück, von einem Augenzeugen des Lebens der Araber!" Seit dieser Recension arbeitete Heyne ununterbrochen an Herbeischaffung eines umfassenden Apparats grammatischer und historischer Untersuchungen, als deren Resultat sein — nun infolge seiner eignen Anregungen durch Wolf's und Voß's Arbeiten schon bei der Geburt veralteter Homer 1802 herauskam. Was Goethe in einer andern Recension (Werke, Bd. XXIX. Nr. 19, S. 46) einem damaligen Gelehrten in Betreff der Beurtheilung der Sitten beim Homer zum Vorwurf macht, paßt zum Theil auch auf Heyne, der die Tapferkeit brutal und die Liebe nicht „anständig, fein, edel" von dem alten Dichter dargestellt findet (a. a. O. S. 267).

Die Bedeutung Homer's, auf dem Goethe's ganze Dichtung gleichsam ruht, für jene glückliche Epoche (oben S. 86) hat Bilmar (Lit.-Gesch. 15te Aufl., S. 448) in begeisterten Worten entwickelt: „Das Eine war das Losungswort der ganzen Masse, daß man zu einer ursprünglichen, nicht gekünstelten noch gemachten, zu einer sich selbst unwillkürlich erzeugenden, zu einer Volksdichtung zurück müsse, daß man in Shakespeare ein großes, daß man endlich in Homer das größte aller Vorbilder zu verehren habe. Damit war das erlösende Wort gesprochen: .... vor diesem Worte brach die gelehrte Dichtung fast dreier Jahrhunderte morsch in sich selbst zusammen. ..... Nach langen Irrfahrten war man endlich wieder da angelangt, von wo man zu Anfang des dreizehnten Jahrhunderts ausging, man war mit überwiegendem Bewußtsein wieder dort angelangt, wo man einst mit überwiegendem Instinkte stand; und jenes Bewußtsein war zu einer Höhe, zu einem Umfange, zu einer Klarheit gediehen, wie es weder unser Volk in jener Zeit, noch irgend ein Volk bis dahin gehabt hatte, noch irgend ein Volk neben uns bis auf diesen Tag zu erreichen vermochte. ..... Erst in dem Jahrzehnd,

von dem wir reden, hat die moderne Welt den Homer verstehen gelernt, nachdem sie ihn dreihundert Jahr lang gelesen und wieder gelesen, übersetzt und excerpirt und memorirt und kommentirt hatte. .... Wir verstehen die Alten nicht mehr wie ein Schüler den Lehrer und ein Jünger den Meister, wir verstehen sie, wie ein Gleicher den Gleichen, wie ein Mann den Mann, ein Meister den Meister versteht. Und dies Verständniß hat sich durchgearbeitet in der stürmenden Zeit der Sechziger und Siebziger Jahre des vorigen Jahrhunderts." Herder hatte dies Verständniß vor Allen in den „Fragmenten" (1767) angebahnt. Vergl. Gervinus, IV. S. 419.

464. In dem abermaligen Hinweise auf das Reichskammergericht (S. 87) wird das frühere Wort (S. 80) von einem richtenden und einem gerichteten Gericht weiter ausgeführt.

Weshalb ein Sachwalter seine Gewandtheit besser bei der Vertretung des Beklagten (S. 87 unten) als der des Klägers zeigen können, ergiebt sich aus der Menge von dilatorischen Einreden, von Rechtsmitteln aller Art und sonstigen Hilfen, welche der früher geschilderte Zustand des Kammergerichts grade zum Frommen der unterlegnen Partei ausgebildet hatte. Schon 1667 verspottete Pufendorf in seinem Severinus de Monzambano jenes Gericht, welches seine Urtel erst ein Jahrhundert nach der Klage fälle.

465. Wegen Sulzer's Theorie (S. 88) verweisen wir auf Goethe's Besprechung des bereits 1771 erschienenen Ersten Theils in den Frankfurter gel. Anzeigen. Die Recension, an der wol Merck ebenso viel Antheil hatte als Goethe, war schon im Februar 1772, also vor der Wetzlarer Epoche, erschienen. Gegen Sulzer's moralische Tendenz richtet sich besonders deren Schluß (Werke, Bd. XXIX. S. 10). Herder's Urtheil ist noch strenger: „Alle literarisch-kritische Artikel taugen nichts, die meisten mechanischen nichts; die psychologischen sind die einzigen, und auch in denen das langweiligste, darbendste Geschwätze, sowie auch Landsmannschaft [schweizerische] und Parteilichkeit aus dem ganzen Werke leuchtet" (Merck, I. S. 30).

466. Was Goethe anläßlich des Sulzer'schen Werks über sein Studium der Alten allgemein sagt, bezieht sich nach seinen eignen Worten auf seine Jünglingszeit überhaupt (S. 88).

Aristoteles und Cicero weisen nach Leipzig zurück (Thl. II, Anm. 190, 204 u. 272); aus Letzterem, besonders aber aus Quinctilian enthalten die „Ephemerides" (Schöll's Aufs., S. 112—115) eine Reihe von Auszügen, namentlich solcher Stellen, welche „die Wichtigkeit von Natur, Gabe, Leben berühren". Dort finden wir auch „Hurd über Horazens Poetik" verzeichnet. Longin hat Goethe in seinen Werken, nach Musculus, nur an dieser Stelle erwähnt. Sein Schwager Schlosser, der eine, allerdings erst 1781 veröffentlichte, Uebersetzung der Longin'schen Schrift „Vom Erhabenen" vorbereitete, hatte ihm die Kenntniß derselben sicherlich früh vermittelt.

Ein viel wichtigeres Studium jener Zeit übergeht Goethe hier ganz, das der griechischen Dichter. Von seiner Beschäftigung mit Homer sprechen wir weiter unten (Anm. 477) mit Benutzung eines seiner Briefe an die la Roche. Hier ist uns wichtig sein Brief (Nr. 6) an Herder, aus Wetzlar, Juli 1772, aus dem wir zuerst erfahren, mit welchem Eifer Goethe damals an den griechischen Quellen geschöpft hat. Von dem, was „Horaz und Quinctilian aussprechen", also von der Poetik und Rhetorik, wendet er sich zu den ewigen Mustern selbst. Die Griechen sind sein einzig Studium: „Zuerst schränkt' ich mich auf den Homer ein, dann um den Sokrates forscht' ich in Xenophon und Plato [aus Letztrem auch in dem Briefe vorher ein langes griechisches Citat, vergl. Anm. 431]. Da gingen mir die Augen über meine Unwürdigkeit erst auf, gerieth an Theokrit und Anakreon, zuletzt zog mich was an Pindarn, wo ich noch hänge. Sonst hab' ich gar nichts gethan [s. oben S. 88 „Stockung von Produktionskraft"], und es geht bei mir noch Alles entsetzlich durch einander. Auch hat mir endlich der gute Geist den Grund meines spechtischen Wesens [S. 291] entdeckt. Ueber den Worten Pindar's ἐναρατὸν ἔπραθον [„Meister sein", wie es Goethe verstand] ist mir's aufgegangen" (Herder's Nachl., I. S. 37—43). In diesem Briefe erscheint Goethe wie Pindar-trunken, und in demselben Zustande ist die Anakreon, Theokrit und Pindar preisende, wol dem März oder April des Jahres 1772 angehörige Ode „Wanderers Sturm-Red" (Werke, Bd. I. S. 155—158) gedichtet. Goethe ging auch sogleich daran, Pindar zu übersetzen; aus S. Hirzel's handschriftlichen Schätzen hat M. Bernays (Goethe's Briefe an Fr. A. Wolf 1868, S. 7 u. 122) zuerst Goethe's dieser Zeit zuzuweisende metrische Uebertragung von Pindar's fünfter Olympischer Ode

mitgetheilt (Werke, Bd. III. S. 379 u. 380; vergl. Hettner, Lit.-Gesch., III. S. 131, Kestner, Nr. 1, und oben Anm. 455).

467. Der ganze Abschnitt S. 89, welcher anfängt: „Jener Vorsatz", greift in die Zeit der schriftstellerischen Arbeit am „Werther", den Anfang des Jahrs 1774 (S. 131) vor, als eine allgemeine Bemerkung über das damalige Verhältniß Goethe's zur Natur, welches in der Wetzlarer Umgebung sich zu besonderer Innigkeit ausbildete. „Er hat — schrieb Kestner damals über ihn — die Natur, im physikalischen und moralischen Verstande genommen, zu seinem Hauptstudium gemacht und von beiden die wahre Schönheit studirt" (Kestner, S. 40). — Wie dort zu Anfang liebt es der Verfasser auch sonst, den Unterschied von Eigenheiten und Eigenschaften zu betonen (Werke, Bd. II. S. 336, Nr. 4).

Daß, nachdem S. 89, Z. 7 ausdrücklich der „Werther" als Gegenstand der folgenden Erzählung genannt worden, S. 90, Z. 7 dasselbe „Büchlein" als das gemeinte bezeichnet wird, läßt vermuthen, die eine der beiden Stellen sei später eingeschoben und dabei vergessen worden, die andere entsprechend abzuändern.

468. Ueber den Bräutigam (S. 90), Kestner, sind wir seit der Veröffentlichung der an ihn und an Mitglieder der Familie Buff gerichteten Briefe Goethe's (Goethe und Werther, 1854) genügend unterrichtet. Sich deutlicher über Kestner's und Lotte's Persönlichkeiten auszusprechen, war Goethe durch die Rücksicht auf die damals (1813) als Wittwe noch lebende Frau Kestner verhindert.

Der im Jahre 1767 als Legationssekretär bei der hannöverschen Gesandtschaft zur Kammergerichts-Visitation nach Wetzlar abgeordnete spätere Hofrath Kestner aus Hannover, gerade acht Jahre älter als Goethe (sein Geburtstag fiel auch auf den 28. August), lernte den jungen Dichter erst geraume Zeit nach dessen Ankunft in Wetzlar, Anfang Juni, kennen, um durch diesen in dem absichtlich entstellten Bilde des Albert im „Werther" der Welt vertraut zu werden, zugleich aber in ihm, der Verschiedenheit der Richtungen und Charaktere ungeachtet, einen Freund für das ganze Leben zu gewinnen. Der Briefwechsel Beider erlischt erst mit Kestner's Tode. Im Jahre 1785 schrieb ihm Goethe: „Bisher ward Ihr mir eine Art von Ideal eines durch Genügsamkeit und Ordnung Glücklichen"

(Kestner, S. 268). Ihm erschien Goethe gleich bei der ersten Begegnung so merkwürdig, daß er ihn in einem Brieffragment zu schildern unternahm. Bekannt ist die Art, wie und wo sie sich zuerst sahen, durch diese Beschreibung: „Einer der vornehmsten unserer schönen Geister, Legationssekretär Gotter, beredete mich einst, nach Garbenheim, einem Dorf, gewöhnlichem Spaziergang, mit ihm zu gehen. Daselbst fand ich ihn [Goethe] im Grase unter einem Baume auf dem Rücken liegen, indem er sich mit einigen Umstehenden, einem Epikureischen Philosophen (v. Goué, großes Genie), einem stoischen Philosophen (v. Kielmannsegge) und einem Mittelding von Beiden (Dr. König) unterhielt [s. Anm. 456], und ihm recht wohl war. Er hat sich nachher darüber gefreuet, daß ich ihn in einer solchen Stellung kennen gelernt" (Kestner, S. 36, wo dann die weitere Charakterschilderung nachzulesen ist).

469. Schon 1768 hatte Kestner sich mit Charlotte, der zweiten Tochter des Deutschordens-Amtmanns Buff zu Wetzlar, verlobt (S. 90). Sein in der Briefsammlung „Goethe und Werther" aufbewahrtes Schreiben an v. Hennings vom 2. November d. J. malt das Glück aus, das er in dem Buff'schen Hause fand, und schildert den biedern Vater, „die beste Mutter", „die gute Schwester". Er sagt darin: „Das Haus wird gern besucht wegen der Ruhe, die da herrscht, wegen der angenehmen Unterhaltung, wegen der freundschaftlichen Bemühungen, kein finsteres Gesicht von sich zu lassen ....; denn hierin findet die Menschenliebe der besten Mutter ihren Beruf." Diese Mutter starb jedoch schon i. J. 1770, und Lotte, „gleich als hätte eine Familienwahl es entschieden, erbte die mütterlichen Sorgen für zehn Kinder" (Kestner, S. 7); denn ihre Stärke war „die häusliche Seite" (das. S. 41). — Goethe fand in Wetzlar ein ihm verwandtes Haus, das des Prokurators und Advokaten beim Reichs-Kammergericht, Dr. Lange. Die Frau Lange, eine geborne Lindheimer, war die Schwester seiner Großmutter Textor, also seine Großtante. Sie hatte aus ihrer ersten Ehe mit dem Prokurator Dr. Dietz einen Sohn, der, gleichfalls in der Stellung seines Vaters, i. J. 1776 sich mit Lotte's älterer Schwester Karoline verheirathete (genannt bei Kestner, Br. 30, 35, 41, in den Knittelversen, 43, 57, 74, 77; Dietz, der „Quasi-Hofrath", in Br. 41, 67, und wohl auch in Nr. 10). Aus der zweiten Ehe entsprossten ihr zwei Töchter, Hannchen, die jüngere (s. Kestner, Brief

81 u. S. 14). Diese Familie Lange wohnte an der Ecke der Gewands- und der Schmidtgasse (das. Nr. 21) und Goethe nahebei in der erstern, wahrscheinlich in demselben Hause mit dem Rechtspraktikanten Freih. v. Breitenstein (Frankf. Konv.-Blatt vom 17. März 1858, nach einem Artikel Düntzer's in der Köln. Zeitung).

Durch diese Tante, die „Geheime Räthin" Lange, hatte Goethe einen Familienanhalt in Wetzlar; mit weiblichen Mitgliedern aus dieser Verwandtschaft nun besuchte er am 9. Juni, acht Tage nach Pfingsten, einen Ball auf dem eine halbe Stunde vor dem Wildbacher Thore belegenen Jägerhause zu Wolpertshausen. Es war, wie er sagte, „ein böser Genius, der ihn nach Wolpertshausen kutschirte, und doch ein guter Genius"; denn derselbe Wagen führte auch Lotte Buff dorthin, die er so zuerst kennen lernte. Diese blauäugige Blondine zog, Kestner zufolge, gleich seine ganze Aufmerksamkeit an sich: „sie ist noch jung [neunzehnjährig], sie hat, wenn sie gleich keine ganz regelmäßige Schönheit ist, ... eine sehr vortheilhafte, einnehmende Gesichtsbildung; ihr Blick ist wie ein heiterer Frühlingsmorgen, zumal den Tag, weil sie den Tanz liebt; sie war lustig; sie war in ganz ungekünsteltem Putz [zu Goethe oben S. 91]. Er bemerkte bei ihr Gefühl für das Schöne der Natur und einen ungezwungenen Witz, mehr Laune als Witz. Er wußte nicht, daß sie nicht mehr frei war. .... Er war den Tag ausgelassen lustig, dieses ist er manchmal, dagegen zur andern Zeit melancholisch. Lottchen eroberte ihn ganz, um desto mehr, da sie sich keine Mühe darum gab, sondern sich nur dem Vergnügen überließ. Andern Tags konnte es nicht fehlen, daß Goethe sich nach Lottchens Befinden auf den Ball erkundigte; .... nun lernte er sie auch erst von der Seite, wo sie ihre Stärke hat, von der häuslichen Seite kennen" (Kestner, 52, 40, 41, 58; Berichtigung d. j. W., S. 61, und die Briefe vom 16. und 19. Juni im Ersten Buch des „Werther").

Abgesehen von den Aeckern und Wiesen (S. 31) des von dem Amtmann Buff bewirthschafteten Deutschordens-Gutes boten die schönen Umgebungen Gelegenheit zu Spaziergängen und Landpartien. Bei Kestner (Briefe 3, 4 u. 17) werden namentlich Garbenheim die Lahn hinauf an der Stadtseite (das Wahlheim im „Werther") und Atzbach, halbwegs nach Gießen, angeführt. Eines Besuchs der bei Wetzlar belegenen Burgruinen, des Wartthurms, der alten Burg Karlsmont (oder Kahlemont)

geschieht dagegen keine Erwähnung. In Garbenheim waltete später als Hebamme die „alte Bambergern", die Schulmeisterstochter, die Mutter von Philippe im „Werther" (Brief vom 27. Mai); auch die Wirthshausküche dort war noch vor zehn Jahren unverändert (Bericht aus „Wetzlar" von L. P. in der Berliner Spener'schen Zeitung Nr. 205, 1863).

Das nicht genaue Citat aus der „Neuen Heloise" (S. 92, f. Textrev.) ist dem 7ten Briefe des 5ten Theils entnommen. Die Schilderung der Besitzer und Gesinde vereinigenden Spinn-Abende zu Clarens beschließen die Worte: „Es wird der ganzen Gesellschaft ein Trunk gereicht. Jeder — geht schlafen, befriedigt von einem in Arbeit, Heiterkeit und Unschuld verbrachten Tage, den man gerne wiederholen würde morgen, übermorgen und sein ganzes Leben." E. Schmidt (in der ausgezeichneten Studie: Richardson, Rousseau und Goethe. 1875, S. 124) bringt diese Schilderung in Zusammenhang mit einer andern im 6ten Buche der „Bekenntnisse": hier sagt Rousseau von den Abenden in den Charmettes: „Ein Abendessen in der Laube, Obsternte, Weinlese, Flachsbrechen Abends mit unsern Leuten, jeder dieser Vorgänge war ein Fest für uns." Dieselbe Stelle der Heloise, welche Goethe 1813 anzieht, hatte er schon 1772 im Sinn in den Worten an Lotte (Kestner, Nr. 7): „Das ist nun so, und mein Schicksal daß ich zu heute, morgen und übermorgen nicht hinzusetzen kann — was ich wol oft im Scherze zusetzte" — nämlich: und mein ganzes Leben, ebenso in Nr. 67. Hiezu im „Werther" am 28. August: „Ich sitze oft auf den Obstbäumen in Lottens Baumstück mit dem Obstbrecher, der langen Stange, und hole die Birnen aus dem Gipfel. Sie steht unten und nimmt sie ab, wenn ich sie ihr herunterlasse." So trat bei beiden Dichtern Natur mit Kunst durch das Leben in Berührung (oben S. 88).

470. Jerusalem (S. 92), der einzige Sohn des Abts, hatte mit Goethe in Leipzig zusammen studirt (Anm. 299 b). Seit 1770 Assessor zu Wolfenbüttel, war er im September 1771 als Sekretär dem braunschweig'schen Gesandten Höfler in Wetzlar beigegeben. Von diesem seinem Dienstchef sah er sich zurückgesetzt, während er in der Heimath der wirksamen Protektion des Erbprinzen genoß (Kestner, S. 86 und 96, „Werther", Brief vom 17. Febr., und Lessing's Werke, Th. XVIII. S. 237). Der im Roman geschilderte Vorfall bei dem Grafen von C. (2. Buch, Br.

vom 15. März) hatte sich in Wirklichkeit bei dem Grafen Bassenheim zugetragen, dem Präsidenten des Kammergerichts, welcher in dem, zum neuen Kameralhause bestimmten gräflich Ingelheim'schen Hause wohnte. Kestner schreibt daher mit Bezug auf diese Mißverhältnisse von Jerusalem: „er ist die ganze Zeit seines hiesigen Aufenthalts mißvergnügt gewesen", und „sein hiesiger Aufenthalt war ihm verhaßt; er wünschte längst und arbeitete daran, von hier wieder wegzukommen" (Kestner, S. 86).

Dies bestätigen die von O. v. Heinemann veröffentlichten, schon in Anm. 299 b angeführten interessanten elf Briefe Jerusalem's an Eschenburg, durch den er zur englischen Literatur (Goethe, S. 93) geführt worden war. Des Vorfalls bei Bassenheim gedenkt er beiläufig in dem Schreiben vom 26. November 1771. Mit einer Art Galgenhumor spricht er von seinen Dienstgeschäften, „dem empfindsamen, schönen Geschäfte, vorzüglich im Sommer!" Seine Aeußerungen, über Andre wenigstens, sind hier gar nicht so mäßig und wohlwollend, wie Goethe S. 92 meint. Als Freund Lessing's sah er auf die Wetzlarer von oben herab. Von Gotter, mit dem er schon 1768 in Göttingen zusammengetroffen, schreibt er: „Weil sein Schöpfer in sein Gehirn einige Keime neben einander gelegt hat, so hält er sich für ein Genie und glaubt sich dadurch zu allen Narrheiten berechtigt" (wol Anspielung auf die Ritterkomödie). Seine Urteile über Goethe s. in Anm. 299 b, über Schmid in Anm. 474. Er nennt den Schauplatz seiner und der Werther'schen „Leiden" in dem Briefdatum vom 18. Juli 1772, wie vorahnend, nicht Wetzlar, sondern Seccopolis, also Leidensstadt, Stadt der Plagen. Diese werden ihm, gleich einem Wiener, zu Seccaturen und die Menschen zu Seccatoren. Als die Freunde, bei welchen Goethe mit ihm zusammentraf (S. 92), sind vorzugsweise ihr gemeinschaftlicher Freund Kielmannsegge (Anm. 456, und Kestner, S. 87, 90) und die der Buff'schen gegenüber wohnende Familie Brandt zu denken (das. S. 89). Kestner hatte nur wenig Umgang mit ihm und ihn nur zweimal überhaupt bei sich gesehn (das. S. 93 u. 228). Doch hatte Jerusalem bisweilen an der Rittertafel im „Kronprinzen" Theil genommen und dahin als seinen Gast den kurpfälzischen Legationssekretär Herd mitgebracht (das. S. 90 u. 100 zum Text, S. 92 unten).

471. Herd war der Freund, für dessen Gattin (S. 93 oben) Jerusalem „eine entschiedene Leidenschaft" hegte.

Frau Elisabeth, aus Mannheim gebürtig, Tochter des früh verstorbenen dortigen Hofbildhauers Egell, war seit dem Jahre 1770 an Herd verheirathet. „Unter zahlreichen Geschwistern in bürgerlichen Verhältnissen aufgewachsen, gehörte Elisabeth sowol wegen ihrer Schönheit als auch wegen ihrer geistigen Eigenschaften nicht zu den gewöhnlichen weiblichen Erscheinungen ihrer Zeit. Sie besaß unter Andern ein ausgezeichnetes Sprachtalent und, wie es scheint, den Trieb nach Ausbildung desselben und Wissen überhaupt. — So ausgestattet, war sie gewiß ganz geeignet, an des liebevollen und ehrenhaften Gatten Hand die damals so ausgezeichneten, in Wetzlar versammelten Kreise zu betreten, um in denselben nicht übersehen zu werden. Vielleicht eignete sie sich dort die ernste, würdevolle Haltung an, welche sie noch in späten Jahren, verbunden und ganz übereinstimmend mit den unverwischbaren Spuren einer regelmäßigen Schönheit, zu einer imposanten Erscheinung machte. Gewiß ist, daß selbst die Art ihrer Schönheit, auch in der Jugend, ein ernstes, charaktervolles Gepräge getragen haben muß, wie sowol aus jenen noch erkenntlichen Spuren im Alter als auch aus früheren Portraits hervorging. Ihre Züge hatten einen etwas römischen Schnitt, ihr Auge war lichtbraun und der Blick desselben ernst, fast streng zu nennen. Ihre noch im Alter sehr wohlgeformte Gestalt soll immer mehr unterseyt als schlank gewesen sein, erschien aber durch Haltung und ruhige, gemessene Bewegung bedeutend größer, als sie eigentlich war. — Ihre aus wahrer Zuneigung [in Frankfurt] geschlossene und bis in ein hohes Lebensalter glückliche Ehe war von zahlreichen Kindern gesegnet, welche aber bis auf vier alle im ersten Kindesalter starben. Mehrere derselben waren in Wetzlar geboren" (nach einer authentischen Quelle in den „Geliebten Schatten", S. 24, Note; vgl. Berichtigung d. j. B., S. 64, und Kestner, S. 87 u. 227).

472. Das Verlassene Dorf (S. 93), eines der letzten poetischen Werke Goldsmith's, war im Mai 1770 erschienen; in den ersten drei Monaten wurden fünf Auflagen erforderlich; so sehr traf das, gewöhnlich noch über den „Wandrer" gestellte, Gedicht die idyllische und melancholische Zeitstimmung, obgleich der Dichter selbst, ähnlich wie Goethe im „Werther", diese nicht nähren, sondern über das elegische Gefühl des irdischen Wechsels erheben wollte. Auburn ist das idealisirte Bild des irischen Dorfs Lissoy, wo Goldsmith seine Kindheit verlebt

hatte (vergl. Macaulay's biographical essay über Goldsmith, und Dessen Leben von Karsten, Straßburg 1873). Für Deutschland kommt das Gedicht als ein Vorläufer des „Werther" in Betracht, dessen beide Theile die starken Gegensätze Goldsmith's gleichfalls, wenn auch gemildert, wiedergeben, zugleich als Symptom des auch in Goethe's „Wandrer" hervortretenden Hütten-Enthusiasmus, wie E. Schmidt (Richardson, S. 196) jene idyllische Richtung nennt. Merck hatte 1772 eine Ausgabe des Deserted Village in Frankfurt besorgt, dieselbe, von der Goethe ein Exemplar an Kestner mit den Versen sandte: „Wenn einst nach überstandnen Lebensmüh und -Schmerzen" (Werke, Bd. III. S. 313, s. Kestner, Nr. 138, und Merck, I. S. XXXIII und 45).

Goethe's Uebersetzung des Gedichts ist leider ungedruckt und unbekannt geblieben; nach seinen Worten S. 93 möchte man annehmen, daß er von einer damals noch vorhandenen sprach, und seitdem wird sie schwerlich zerstört sein. Auch Gotter, der das Jahr vorher Gray's stimmungsverwandten „Dorfkirchhof" übersetzt hatte, scheint seine Arbeit nicht der Veröffentlichung würdig erachtet zu haben. Schlosser's Uebertragung des „Verödeten Dorfs" in Prosa findet sich im 2ten Theile seiner „Kleinen Schriften" 1780. Auch Herder machte (Nachlaß. III. S. 348) einen Uebersetzungsversuch, wie früher am Traveller.

473. Der Professor Höpfner (S. 94), den Merck 1767 bei seinem Aufenthalte in Kassel kennen gelernt, seit 1771 in Gießen, hatte bisher abgelehnt, an den Frankfurter gel. Anzeigen sich zu betheiligen (Merck, III. S. 54 oben). Behufs einer Besprechung in den Angelegenheiten dieses Blattes entschloß sich Merck im August 1772 seinen Freund zu besuchen. Goethe ward dazu eingeladen. Er langte einige Tage vor Merck, spätestens am 15. August, in Gießen an (am 9ten war er noch in Wetzlar; Kestner, Nr. 3), begleitet von seinem Freunde Kielmannsegge. Das Gießer Wochenblatt (1772, Nr. 33. Dienstag 18. Aug.) enthält in der Rubrik: „Ein- und Auspassirende vom 2. bis den 15. August 1772" die Anzeige: „Herr Baron von Kilmansegk und Herr Legationssekretär Wanderer von Wetzlar, log. im Einhorn" (gütige Mittheilung des Herrn Prof. G. Zimmermann). Die wunderbaren Fremden machten auch die Behörde irre. Denn nach „Legationssekretär" ist der Name Gotter und vor „Wanderer" das Wort Student vermuthlich ausgefallen. Doch gab es auch in Wetzlar Einen dieses Namens (s. Kestner, Nr. 23), der gleichfalls

Legationssekretär sein mochte. Goethe gab jenen falschen Namen, unter welchem er sich nachher auch bei Höpfner eingeführt haben wird, wol nur deshalb an, damit Diesem der wahre nicht zu früh verrathen würde. Daher war Goethe mit Höpfner schon bekannt, als Dieser am 16ten an Raspe schrieb: „Heute Abend oder morgen kommt unser Merck zu mir. Wären Sie doch auch bei uns! Sie und Gotter und Goethe (ein Mann von großen Talenten) und Merck, was sollte das für eine Freude sein" (Weim. Jahrb., III. S. 65).

Merck traf erst am 17ten oder 18ten, jedoch ohne Schlosser ein, von Höpfner „mit offnen Armen empfangen" (Brief an seine Frau aus Gießen, III. Nr. 22, der Nr. 21 vorangehend). Er nennt auch Charlotte Buff als anwesend: „Dans ce moment je reviens de Mr. Pfaff, où j'ai trouvé aussi l'amie de Goethe de Wetzlar, cette fille, dont il parle avec tant d'enthousiasme dans toutes ses lettres. Elle mérite réellement tout ce qu'il pourra dire de bien sur son compte. Nous passerons la soirée avec elle, et demain nous partirons ensemble pour Wetzlar."

Merck wohnte bei dem noch unverheiratheten Höpfner, nahe der Universität, in den „Neuen Bäuen"; das Haus gehört jetzt dem Buchhändler Ricker. Da das dortige Wochenblatt nur die Gasthofsfremden anzeigte, so fehlt darin sein Name sowie der der Lotte Buff und ihrer Begleitung.

Für Goethe's Scherz war Höpfner ganz empfänglich. Wagner erzählt in der dritten Merck'schen Briefsammlung (S. 186) nach glaubwürdigster Quelle: „Ganz anders [d. h. drastischer] nahm sich die Schilderung im Munde Höpfner's aus, wenn er sie dramatisirte, die seltsame Erscheinung des wunderschönen jungen Menschen mit den feuervollen Augen und dem unbeholfnen, linkischen Anstande beschrieb, seine komischen Reden wiederholte und dann endlich zur Explosion kam, wie der blöde Student aufsprang und Höpfnern um den Hals fiel mit den Worten: ‚Ich bin Goethe! Verzeihen Sie mir meine Posse, lieber Höpfner; aber ich weiß, daß man bei der gewöhnlichen Art, durch einen Dritten mit einander bekannt gemacht zu werden, lange sich gegenüber steif und fremd bleibt, und da dachte ich, wollte ich in Ihre Freundschaft lieber gleich mit beiden Füßen hineinspringen, und so, hoff' ich, soll's zwischen uns sein und werden durch den Spaß, den ich mir erlaubt habe.'" Diesen Zweck erreichte er vollkommen. Im Oktober desselben Jahres schreibt Höpfner an Raspe von jener Zusammenkunft: „Mit Merck und Goethe habe ich viel vergnügte Stunden gehabt", und

im April 1774: „Als ich das letzte Mal bei dem Manne [Goethe] in Frankfurt logirte, denn Sie müssen wissen, daß er mein Freund ist, las er" u. s. w. (Weim. Jahrb., III. S. 66 u. 68, zu oben S. 98 Z. 8 v. u.). Damals hatte sich Höpfner bereits mit Marianne, Tochter des Rathe Thonn zu Gießen, verheirathet (das. S. 61 und 67; Merck, III. S. 175, Note, und Kestner, S. 186; sonstige biographische Nachrichten über H. weist Zimmermann in Merck's Leben S. 129 nach; s. auch Anm. 433 c). Von Weimar aus suchte Goethe Höpfner an der berühmten Hellfeld Stelle nach Jena zu ziehn und knüpfte dabei in einem Schreiben vom 23. Oktober 1776 an ihre „so wunderbar angefangene Bekanntschaft" an. Später, etwa 1818, mystifizirte Höpfner's Tochter, Frau von Rehberg, Goethe'n selbst in ähnlicher Art (Merck, III. S. 186, Note).

474. Nach Höpfner sollte der noch junge, ihm gegenüber wohnende Professor der Poesie und Beredsamkeit Schmid (S. 95 u. 96), gewöhnlich der Leipziger oder der Gießer Schmid oder der Theorien-Schmid genannt, an die Reihe kommen. Er hat Goethe's „Parodie auf Medon" in die gemeinschaftlich mit Michaelis und Dyk verfaßte Vorrede zu Rost's Gedichten (Anm. 250) aufgenommen, ebenso später Goethische Gedichte in den von ihm redigirten Leipziger Musenalmanach (Anm. 448). Außerdem gab er damals eine „Theaterchronik", ein „Brittisches Museum" (3 Thle), Biographien und Uebersetzungen aus dem Französischen und Englischen heraus. Er war Mitarbeiter an Zeitschriften der entgegengesetzten Richtungen, von Straßburg bis Altona, wie er auch seit 1775 die Frankfurter gel. Anzeigen redigirte. Allein die Titel seiner Schriften und einzelnen Aufsätze nehmen bei Meusel an funfzehn Seiten ein (VII. S. 189 bis 198, X. S. 588—591, und XII. S. 378 und 379), darunter auch eine Monographie über Goethe's „Götz" (1774).

Auf diesen oberflächlichen Vielschreiber waren Herder, Merck und Goethe sehr übel zu sprechen. Ihm galten die Worte Goethe's im 5. Briefe an Herder: „Ich sah den geweihten Heliodor an der Erde, und der himmlische Grimm der rächenden Geister säuselte um mich herum" (Nachl., I. S. 36). Merck berichtet an Höpfner zu Anfang 1772, er habe von Schmid einen Brief erhalten, „der der Menschenwürde so viel Schande mache", daß er fast Lust habe, ihn zurückzuschicken (Merck, III. S. 55; s. auch S. 166 u. 341, wo Schmid als sehr

gesuchter Docent erscheint). Milder urtheilte Höpfner über „die kritische Spinne Hr. C. H. S.“: „Wann S. nicht heuchelt, so kann er noch ein ganz guter Mann werden. Er beichtete mir seine vorige Sünden des Klotzianismus, der Klätschereien und der Schreibsucht und versprach sein Leben zu bessern“ (Weim. Jahrb., III. S. 57 u. 60). Für Jerusalem war Schmid, den er in Wetzlar gesehen haben muß, natürlich eine „Seccatur“, „beiläufig gesagt, der unerträglichste Seccator, den je ein sterblich Weib gebar“ (Im Neuen Reich. 1874. Nr. 25). Goethe endlich kann Schmid's Namen nicht auf ein Blatt schreiben, „in dem Lotte's Name steht“; als Schmid die „Baukunst“ recensirt, obgleich er von „Genius“ spricht (Anm. 435), schreibt Goethe hochmüthig: „Als ein wahrer Esel frißt er die Disteln, die um meinen Garten wachsen, nagt an der Hecke, die ihn vor solchen Thieren verzäunt, und schreit dann sein kritisches I! a! ob er nicht etwa dem Herrn in seiner Laube bedeuten möchte: Ich bin auch da“ (Kestner, S. 116).

Persönlich wird ihm Goethe kaum besser begegnet sein. Höpfner berichtet acht Wochen darauf über den Vorfall an Raspe: „Schmid kam einst in unsre [seine, Goethe's und Merck's] Gesellschaft. Aber, Himmel, wie ging es dem armen Sünder! Feiner, witziger und boshafter ist noch nie ein Mensch gegeißelt worden als er. Merck sagte von ihm, als er weg war, die Natur habe ihn in einem sündigen Alt an die Wand geworfen“ (Weim. Jahrb., III. S. 66). — Als Ort gilt der Gasthof „Zum Löwen“.

475. Wegen der Frankfurter gelehrten Anzeigen (S. 97) vgl. oben S. 291 u. 297. Den in Anm. 433 genannten Mitarbeitern treten Herder, Höpfner und Schmid hinzu (genannt im Weim. Jahrb., VI. S. 77—84). Seit 1772 hatte der fürstlich waldeck'sche Hofrath Deinet zu Frankfurt die Zeitung erworben (Frauenb., S. 177). Den geistigen Vorstand bildeten Schlosser und Merck. Im Wesentlichen war es ein Organ für die Herder'schen Ideen, die, nach Koberstein (Grundriß, 5te Aufl., IV. S. 31), auch durch Goethe's Beiträge überall durchblicken. Es schien, „als habe die ästhetische Kritik wieder ein ähnliches Organ gefunden, wie die Literaturbriefe [Lessing's] gewesen waren“; doch hörte ihre Bedeutung für die Fortbildung der schönen Literatur alsbald mit dem Uebergang der Leitung in andre Hände völlig auf (s. das. S. 8; auch Böttiger, Lit. Zust., I. S. 124). Für Boie und

auch für die übrigen Göttinger, wie Schlözer, war das Blatt ein „Labsal“ (Merck, I. S. 45, und Düntzer's Frauenb., S. 177, Note 3). Welche Propaganda Goethe für die Zeitung in den Wetzlarer Kreisen machte, zeigen seine Briefe an Kestner. Herder charakterisirt gelegentlich in einem Briefe an Merck vom Oktober 1772 die verschiedenen Beiträge: „In Ihren Zeitungen sind Sie immer Sokrates-Addison [Letzterer als Herausgeber des Spectator], Goethe meistens ein junger übermüthiger Lord mit entsetzlich scharrenden Hahnenfüßen, und wenn ich denn einmal komme, so ist's der irländische Dechant mit der Peitsche“ (Merck, I. S. 37; vergl. Anm. 444). Weiße in Leipzig schrieb zur selben Zeit an Uz, unfehlbar sei Herder nebst einem gewissen Gede Hauptverfasser der Anzeigen (Koberstein, a. a. O. S. 31, Note 19). Vielen galt auch Hamann als Mitarbeiter (Dessen Schriften, IV. S. 292). Herder's Urtheil über Goethe ist wol hauptsächlich durch dessen Recensionen vom September 1772, namentlich über „Struensee's Bekehrungsgeschichte“ und über „Meine Vorsätze“ (Nr. 18 und 23, Bd. XXIX der Werke) sowie über Homer (Nr. 19 und 21) hervorgerufen, worin Goethe sich ganz selbständig zeigt. Die erstere hatte die Geistlichkeit gegen sich erregt, wie Nr. 23 ergiebt. Auch der Hauptpastor Goeze in Hamburg, erzürnt über eine Beurtheilung einer seiner Schriften in Nr. 58 der Anzeigen desselben Jahrgangs, und Andre führten beim Frankfurter Magistrat wiederholt Beschwerde über die Zeitung, so daß dieser den Verleger Reiner verantwortlich vernehmen ließ (Gerichtliche Akten betr. eine Recension in Nro. LVIII der Frkftr. gel. Anz. von 1772 u. s. w. Frankfurt a. M. 1773, besonders S. 11). Dergleichen Plackereien führten das Ausscheiden des Merck'schen Kreises mit dem nächsten Jahrgang herbei, an dessen erster Hälfte sich Goethe jedoch noch sehr fleißig betheiligte. Sein Pensum steht jedoch nicht genau fest (s. die „Einführung“ in Bd. XXIX der Werke), wenn auch Zeugnisse für seine Urheberschaft einzelner Anzeigen, besonders Nr. 2, 3, 11, 16, 17, 27, 30, 31, vorliegen.

Gegen Nr. 16 und 27 sind zwar Zweifel daher entnommen, daß Lavater von dem Recensenten im Mai 1773 schreibt: „Ich erwarte ihn bald in Zürich“ (s. Werke, Bd. XXIX, S. 60, Note, wo 1774 ein Druckfehler ist) und ihn mit R., nicht mit G. bezeichnet. R. heißt aber so viel als R. R. und spricht nicht grade gegen Goethe, da damals verlautete, er werde die Schweiz und dann doch vor Allem Lavater besuchen (Herder's Nachl., III. S. 386, und

bei Kestner S. 149 als argumentum e contrario die Stelle: „Ich gehe nicht in die Schweiz"). Die genaue Ermittlung des Goethischen Antheils an jenem Blatte, wenn auch nicht von erheblichem literarischen Interesse, ist eine Aufgabe, die von der speziellen Goetheforschung noch zu lösen ist, was nur auf Grund des genauesten Studiums der damaligen Stileigenthümlichkeiten der Hauptmitarbeiter geschehen kann.

Eine Inschutznahme mit Recht berühmter Männer (S. 97), wie Klopstock's, Herder's, Wieland's, findet sich in Nr. 71 vom 4. Sept. 1772 in der Besprechung von „Schirach's Magazin der deutschen Kritik" (I. 1. 1772), worin z. B. Herder „einer der schlechtesten Köpfe" genannt war. Goethe selbst nahm sich Gellert's, des „mißbrauchten Lehrers" Sterne gegen den Schüler Schummel und Creuz's mit Wärme an (Recens. Nr. 3, 4 und 15 des Bd. XXIX der Werke).

Die Berliner Bibliothek (S. 97) ist im Jahrgang 1772 in Nr. 65. 80, 93 u. 102 (Bde 16 u. 17) und im Jahrgang 1773 in Nr. 18, 48, 56 u. 72 (Bde 18 u. 19) Nummer für Nummer besprochen, jedenfalls von Merck, dessen Eigenschaften, Gewandtheit, Einsicht, Billigkeit, dabei hervortreten.

Der Teutsche Merkur (zu S. 97 unten) ward im Jahrg. 1773 S. 28 von Wieland unter dem 12. December 1772 angezeigt und später im Juni (Nr. 51, S. 421) gleichfalls von Weimar aus nach dem Erscheinen der drei ersten Stücke; im Widerspruch mit diesen Anzeigen wird S. 425 „der Präceptorton im Vortrage ganz gemeiner Dinge, das Seichte und Fade in zwei Aufsätzen, das Unreife und Leere in den Recensionen und die politische Kannegießerei in den politischen Nachrichten" getadelt; dazu S. 773 (v. 23. Nov.) und S. 797 über den 2. und 3. Band des „Merkur", welcher letztere die Aufsätze von Wieland über die Wahl des Herkules und Shakespeare's Geist, Gotter's Epistel über Starkgeisterei und Schmid's Recension des „Götz" enthält (s. Briefe an die Fahlmer, Nr. 7).

Nicht nur Auszüge aus Goethe's Beiträgen zu jener Zeitschrift (zu S. 98), sondern diese selbst in möglichster Vollständigkeit erschienen in der Ausg. der Werke l. H. (Taschen-Ausg.), Bd. XXXIII. S. 1—121, sowie Nachträge in unsrer Ausg., Bd. XXIX.

476. Von der Verlobung Schlosser's mit Kornelia Goethe (S. 99) spricht Merck gleichfalls zu dieser Zeit, auf seiner Rückkehr von Gießen; er schreibt, Frankfurt am 23. August 1772, seiner Frau: „Une nouvelle que tu ignores, c'est que

Mr. Schlosser fait très assidument la cour à Mlle. Goethe et qu'il est écouté favorablement" (Merck, III. S. 38). Daß Kornelia auch in das Verhältniß mit den Darmstädtern (S. 100) hineingezogen war, zeigt die fernere Stelle aus demselben Briefwechsel: „Peut-être que j'amènerai Goethe et sa soeur lundi [24. August] avec moi à Darmstadt." Am 25sten, Dienstag, sollte dort nämlich ein Maskenball stattfinden, wie Karoline Flachsland schon den 14ten und dann den 21sten an Herder geschrieben hatte: „Merck ist noch in Gießen und wird in ein paar Tagen wiederkommen und vielleicht Goethe und seine Schwester zum Ball mitbringen" (Nachl., III. S. 316 u. 322). Merck begleitete aber nur Kornelia, wie seine Worte in dem gedachten Frankfurter Briefe ergeben: „Goethe reste encore à Wetzlar. il nous joindra à Coblence, en attendant j'amènerai sa soeur demain matin. Nous partirons à sept heures et nous comptons arriver vers l'heure du diner" (Briefe, III. S. 57).

477. **Die Clarke'sche wörtliche Homer-Uebersetzung** (S. 99), nämlich die lateinische des Engländers Samuel Clarke, der auch Newton's Optik ins Lateinische übertragen, ist der Homer-Ausgabe von Ernesti (1759—1764) beigefügt, derselben, welcher Werther (Bd. XIV, S. 61) die kleine Weitteinische Ausgabe vorzog. In dem „Recipe für des werthen Baron von Hohenfeld's griechisches Studium", welches Goethe in einem Brief an Frau von la Roche (anfangend „Ich antworte Ihnen gleich, liebe Mama") in der nächstfolgenden Zeit verschreibt, bilden gleichfalls jener Ernesti'sche Homer mit der Clarke'schen Uebersetzung und einer Clavis Homerica die Hauptingredienzien. Seiner Schwester übertrug er den Homer aus dem Lateinischen, für sich aber las er ihn griechisch, wie sein erstes Schreiben an Salzmann aus Sessenheim beweist (s. auch Kestner, Nr. 49).

Wegen des Wolf Fenris und Affen Hanemann (S. 100) s. oben Anm. 461 u. 462.

478. Die Abneigung Merck's gegen das eigentlich studentische Leben (zu S. 101) läßt sich auch aus seinem „Akademischen Briefwechsel" (1782) erkennen. Gießen aber ragte, neben Jena, damals durch besondere Rohheit hervor, die gesetzlichen Schutzes genoß (Privilegia studiosorum Gissensium. Giessae 1720).

Militärpersonen aus Merck's Umgangskreise sind uns nicht bekannt; von den ihm Näherstehenden nennen wir zu den oben (Anm. 433) erwähnten noch den hessischen Diplomaten von

Schrautenbach-Lindheim, den Biographen Zinzendorf's (Zimmermann, S. 31).

479. Goethe's Darstellung am Schlusse des Zwölften Buchs zeigt, daß dazu Aufzeichnungen oder briefliche Nachrichten aus jener Zeit nicht benutzt sind, daß sich vielmehr in der Erinnerung mehrere zeitlich aus einander liegende Vorfälle verbanden. Wir dagegen haben einen festen Anhalt an den gleichzeitigen Briefwechseln Merck's, der Flachsland und Kestner's. Darin wird Schlosser als Theilnehmer an der Zusammenkunft in Gießen und Wetzlar im August 1772 nicht erwähnt: Goethe muß aber eine bestimmte Erinnerung an dessen Anwesenheit an beiden Orten gehabt haben; dies führt zur Annahme eines früheren oder späteren, mit Schlosser gemeinschaftlichen Besuche bei Höpfner in Gießen. Dieselbe wird dadurch unterstützt, daß sich in Schlosser's Familie eine Tradition über die Begegnung des Gießer Schmids mit Goethe erhalten hat, nach welcher Schmid, bevor er den Letztern in dem Fremden erkannt, dessen Schriften verspottet und den „Götz" ein „Monstrum" genannt hätte, was wieder auf eine spätere Zeit deuten würde. So weit Wetzlar in Frage kommt, kann das Andenken an die gemeinschaftliche Reise Goethe's und Schlosser's dorthin vom November 1772 (Kestner, Nr. 19) obige Darstellung beeinflußt haben. Was dagegen Merck betrifft, so möchten wir für jenes Jahr eine zweite Reise nach Gießen oder Wetzlar nicht annehmen, da Karoline Flachsland, die über alle solche ihr sehr wichtige Ereignisse getreulich Buch führte, nur die Augustreise erwähnt. Nach den vorliegenden Briefen muß sich die Gießer Zusammenkunft mit Merck auf nur drei Tage beschränkt haben; wenn Derselbe von dort schreibt: domain nous partirons ensemble pour Wetzlar, so kann das morgen nur der 19te (Mittwoch) oder der 20ste gewesen sein; in letzterm Falle würde Merck's Aufenthalt in Wetzlar auf den 20sten und 21sten fallen, die Rückreise von da nach Frankfurt, und zwar mit Courierpferden, auf den 22sten, Sonnabend, und der Aufenthalt dort auf Sonntag den 23sten, von welchem Tage der Brief an seine Gattin, Nr. 32 der dritten Briefsammlung, datirt.

Nicht in Wetzlar, sondern schon in Gießen bei dem dortigen Kriegszahlmeister Pfaff (Meusel, VI. S. 76) lernte Merck zuerst Lotte Buff kennen (s. oben S. 345), um in ihrer Gesellschaft die Heimreise bis Wetzlar zurückzulegen. Auch ihn eroberte sie,

wie aus Goethe's Schreiben an Kestner (Nr. 83) hervorgeht. Die Junonische Gestalt (oben S. 101), auf welche er seines Freundes Neigung abzulenken suchte, muß einer der bei Kestner erwähnten Freundinnen Lotte's, aus deren doch immer sehr engem Kreise, angehört haben; man kann sich darunter „Dorthel Brandt", die „schwarzaugige", wie sie Goethe einmal nennt, oder deren Schwester Anna vorstellen, die Beide in jener Briefsammlung eine Rolle spielen (Nr. 8, 12, 13 u. s. w.; vergl. auch Anm. 470).

480. Am 11. September 1772. Morgens um 7 Uhr, verließ Goethe Wetzlar lahnabwärts, von seinem Freunde Born (Anm. 456) bis gegen Braunfels zu Pferde begleitet, ohne Abschied von dem Buff'schen Hause, seinem Freunde Kestner und der — darob sehr entrüsteten — Tante Lange zu nehmen (Kestner, S. 14).

Wenn Goethe oben von Merck schreibt: „Nun als er sich entfernt hatte, trennte ich mich von Charlotten" —, so ist zu bemerken, daß fast drei Wochen zwischen Merck's Entfernung und dieser Trennung lagen, für Goethe eine Zeit der größten Kämpfe und der heftigsten Gemüthsbewegungen. Es handelte sich nicht blos um die Ausführung des schon seit Wochen feststehenden Besuchs in Koblenz (Merck, III. S. 57), von wo er ja nach Wetzlar zurückkehren konnte, sondern um eine dauernde Trennung und zugleich um ein Aufgeben der kaum begonnenen Praxis beim Kammergericht, dies Letztere gewiß sehr wider den Willen des Vaters. Alles Weitere des Schlusses entspricht jedoch ganz der Wirklichkeit, so weit wir sie übersehn, und in dem letzten Satze (S. 102) werden in wenigen Worten die Gründe der nothwendig gewordenen Entfernung in erschöpfender Weise charakterisirt. Wir finden darin die Merkmale des höchsten sittlichen Handelns überhaupt: das resolute, freiwillige Hineinnehmen der Nothwendigkeit — nach Schiller's Ideal und Leben „der Gottheit" — in den eignen Willen. Nichts Anderes, als was Goethe hier concentrirt ausspricht, enthalten die Berichte und Originalbriefe der Kestner'schen Sammlung, auf die wir daher verweisen, nur umständlicher und mit allen kleinen Zügen des wirklichen Lebens und den lebendigen Eindrücken des Augenblicks (besonders S. 12 bis 15, Nr. 5 bis 7, und Kestner's Darstellung S. 77 u. 78 in Nr. 24).

Dreizehntes Buch (S. 103 bis 141).

481. Dies Buch behandelt hauptsächlich das Auftreten des Verfassers mit seinen beiden ersten bahnbrechenden Werken, dem „Götz“ und „Werther's Leiden“, jedoch nicht einen abgeschlossenen Zeitabschnitt. Aus dem „biographischen Schema“ ist das in Anm. 427 beim Jahr 1772 Angegebne hieherzuziehn und sonst:

1773. Deutsche Baukunst. Brief des Pastors. Zwo biblische Fragen, gedruckt).

(Goedeke's Grundr., II. S. 878).

482. Von Wetzlar über Braunfels bis Weilburg (S. 104) hatte der Wandrer die Lahn zur Rechten. Auch später lief der Weg auf dem rechten Ufer des Flusses in der Art, wie dies S. 103 geschildert wird, nur auf der Strecke von Nassau nach Ems, in welchem Orte Goethe, der Wetzlar am 11ten September so früh verlassen, wol schon nach zwei Tagen eingetroffen sein wird (zu S. 104); am 13ten oder 14ten gelangte er dann nach Thal Ehrenbreitstein, um hier etwa fünf Tage zu bleiben. Am 19ten schreibt Karoline Flachsland an Herder: „Goethe, Merck und seine Frau sind in Koblenz bei der la Roche“ (Nachl., III. S. 341), und am 22sten sah Kestner dieselben schon in Frankfurt (Kestner, Nr. 10), wol am ersten Tage nach ihrer Ankunft, da Kestner noch Zeuge war, wie Goethe nach der viermonatlichen Abwesenheit von seinen Frankfurter Freundinnen Gerock wieder zuerst begrüßt wurde.

483. Den Kreis der la Roche, in den Goethe, mit ihr selbst und ihrer Tochter Maximiliane schon seit dem April 1772 bekannt (Anm. 450), nun eintrat, um während der folgenden drei Jahre die Verbindung durch persönlichen Verkehr und ununterbrochnen Briefwechsel lebendig zu erhalten, bildeten hauptsächlich folgende Personen:

a. Der kurtrierische Geheime Staatsrath Frank (wie sein ursprünglicher Name lautete) von la Roche, der Pfleg- und Zögling des von Goethe S. 106 genannten kurmainzischen Ministers Grafen Stadion. Durch dessen Vermittlung war er Anfangs in kurmainzische Dienste getreten, dann aber, als Stadion i. J. 1762 diese verließ, demselben von Mainz auf seine Güter bei Biberach in Oberschwaben als Sekretär und Freund mit seiner Frau gefolgt. Nach dessen Tode i. J. 1768 hatte

er die ihm testamentarisch zugefallene Stelle als Amtmann zu Bönigheim in Schwaben bekleidet, bis er zu Anfang des Jahres 1771 in den Dienst des zu Koblenz residirenden Kurfürsten Klemens Wenzeslaus von Trier eintrat und seinen Wohnsitz nach Ehrenbreitstein verlegte. Schon vorher waren seine, im Sinne der Josephinischen Reformen geschriebenen „Briefe über das Mönchswesen“ 1771 anonym erschienen (Goethe oben S. 107; s. „Sophie von la Roche, die Freundin Wieland's“, von Ludw. Assing, Berlin, 1859, S. 65 flgde). Er gehörte ganz der ältern französischen, Voltairischen Schule an. Einsiedel nannte ihn in einem nachstehend (unter b) erwähnten Schreiben „einen sehr hellsehenden, thätigen Geschäftsmann, mit dem sich's gut leben läßt“.

b. Sophie, Tochter des Stadtphysikus und Dekan der medizinischen Fakultät Gutermann, Edlen von Gutershofen, zu Augsburg, Base und Jugendgeliebte des um zwei Jahre jüngern Wieland, seit 1753 Gattin von la Roche (vorstehend a), im Jahre 1772 als Wieland's „Dorie“ und als Verfasserin der von Goethe in den Frankfurter gel. Anzeigen beurtheilten „Geschichte des Fräuleins von Sternheim“ (Bd. XXIX. S. 11) in der ersten Blüthe ihres Ruhmes stehend und den Mittelpunkt der empfindsamen Kreise am Rhein bildend, wie im nördlichen Deutschland Gleim und G. Jacobi. Der oben (Anm. 450) gedachten Zusammenkunft mit Goethe und den Darmstädtern in Homburg, Frankfurt und Darmstadt (Herder's Nachl., III. S. 146, 151), war im Mai 1771 ein empfindsamer Kongreß zu Ehrenbreitstein vorangegangen, welcher die Gestirne Wieland und Jacobi, und zwar beide Brüder, mit Frau von la Roche und ihrem Trabanten Leuchsenring vereinigt sah. Die Beschreibung dieses Kongresses findet sich in Fr. Jacobi's Briefwechsel und in der vorstehend unter a gedachten Schrift von L. Assing (S. 152 flgde). Es konnte nicht fehlen, daß die la Roche auch Lavater's Bekanntschaft machte (s. unten Buch 14), der sie „die Verschwebte“ nannte. Frankfurt, das Haus der la Roche in Ehrenbreitstein und das Jacobi'sche Gut zu Pempelfort wurden in jenen Siebziger Jahren zu geistigen und literarischen Wallfahrtsorten. Auch Herzogin Amalie von Weimar pilgerte dorthin i. J. 1778 mit Merck und Einsiedel; damals verglich der Letztere in einem Briefe an Knebel die la Roche mit einer Angehörigen des Weimarischen Kreises; er schreibt: „Wenn Du Dir die Frau von Bechtolsheim zu Eisenach

auf einen höhern weiblichen, mehr individuellen Grad idealisiren kannst, so weißt Du mehr, als ich zu beschreiben im Stande bin." Dann später, bei dem Besuche der la Roche in Ostmanstedt und Weimar 1799, hatte Goethe sein Urtheil in dem Briefe an Schiller vom 24sten Juli v. J. dahin zusammengefaßt: „Sie gehört zu den nivellirenden Naturen, sie hebt das Gemeine herauf und zieht das Vorzügliche herunter... Uebrigens möchte man sagen, daß ihre Unterhaltung interessante Stellen hat" (s. ihre Charakteristik in Zimmermann's „Merck", S. 162—197).

c. Die Tochter Maximiliane, so nach Stadion's gleichnamiger Tochter getauft, damals erst sechzehnjährig. G. Jacobi hatte sich um ihre Hand bewerben wollen. Diese Absicht berührt Wieland in einem Schreiben an Gleim vom 15ten November 1770: „Unser Jacobi will sich eine Gemahlin beilegen, und er wünschte, daß es die Tochter meiner werthen Freundin und Base L. R. sein könnte. Wirklich ist die kleine Max [Goethe, S. 107] ein ganz reizendes Mädchen; wer sie davonträgt und ein Herz und eine Denkungsart hätte wie unser Jacobi, würde alle Reizungen à la Grecque mit allen soliden Eigenschaften und Tugenden einer guten Frau in ihr besitzen" (nach dem Originale bei Pröhle, Berl. Vossische Zeitung, 1874, Nr. 208, 1ste Beil.). Auch Fr. Jacobi schildert sie nach seinem Besuche v. J. 1771 als ein Mädchen von 15 Jahren, welches „mit einem sehr empfindsamen Herzen die liebenswürdigste Munterkeit verbinde und jeden Ton, jede Bewegung sich selber unbewußt den Grazien abgelernt habe" (Düntzer, Studien zu Goethe's Werken, 1849, S. 113, Note 2). Wie Goethe hier (S. 107) Maximilianens schwarze Augen hervorhebt, so heißt es in einem seiner spätern Billette an deren Mutter von denselben: „Ich hab' wieder die Augen gesehen, ich weiß nicht, was in den Augen ist", wie überhaupt sein Briefwechsel mit der la Roche in den Jahren 1774 und 1775 vorzüglich sein zärtliches Verhältniß zu der jungen, Anfang 1774 an den Frankfurter Kaufherrn Brentano verheiratheten Frau betrifft.

Auch die jüngere Schwester Louise, Lulu, 1779 an Hofrath Möhn und später an einen Herrn v. Hessen verheirathet, war berühmt durch ihre Schönheit (L. Assing, a. a. O. S. 197 u. 350 flgde). Ebenda ist auch Näheres über die Lebensschicksale der beiden Söhne (Goethe, S. 108), mit Namen Fritz und Karl, zu finden, der Spielkameraden von Merck's kleinem Henri.

d. Der Elsäßer Leuchsenring (S. 105), hessen-darmstädtischer Rath, der empfindsame Allerweltsfreund, ebenso zu dem Darmstädter Kreise Merck's als zu dem der la Roche und der Jacobis gehörig. Herder, mit ihm seit 1769 bekannt, drückte seiner Braut, die ihn sehr schätzte, den lebhaften Wunsch aus, nicht mehr von ihm kennen zu lernen, und verwarf „alle die kränkliche Empfindsamkeit, die ihn jetzt zu solchem Phantom der Menschheit mache" (Nachlaß, III. S. 31 f.). Varnhagen, Fr. Förster, Scheube (Aus den Tagen unsrer Großväter, 1873, S. 42) und Andre haben das Wesen dieses Mannes, bei dem nur merkwürdig ist, daß er je Einfluß erlangen und sogar (1784) von Friedrich dem Großen zum Lehrer des spätern Königs Friedrich Wilhelm III. berufen werden konnte, ausführlich geschildert. Da Goethe, der ihn zuerst in Darmstadt kennen gelernt, ihm persönlich ziemlich fremd geblieben ist, so kommt er für uns nur so weit in Betracht, als ihm Züge für den „Pater Brey" entnommen sind und er als Repräsentant der von Goethe oben (S. 105) vorgestellten empfindsamen Briefwechsler gelten kann. Nach dieser Seite schildert ihn Herder im Mai 1771: „Er ist so voll von den Hemsterhuis, Jacobis und den schönen Magellonen, die Jacobi's Schriftchen lesen, daß er von allen diesen Leuten uns nicht Züge erzählt, um auch unsre Empfindung freiwillig für sie einzunehmen, sondern er zeigt uns nur immer seine Empfindungen selbst, Briefe und Bänder, die für Den, der die Person gesehen, schöne Heiligthümer sein können, aber für den Unbekannten nichts als Briefe und Bänder sind. Und nun mit dieser Enthusiasterei so viel Nichtduldungsgeist zu verbinden" u. s. w. und: „Ihr Freund [scheint] sich Alles nach seinem Bilde einer gewissen Kindheits-, Kloster- und Schäferunschuld zu modeln", auch wandelt „er vielleicht in der wirklichen Welt weniger als in seiner erdichteten Welt, die er sich auch selbst an den Personen zu erdichten scheint, an denen er sie finden will" (Herder's Nachl., III. S. 33 u. 160), und im Briefe an Merck das schöne Wort: „Wer mit diesen Fasern des Herzens und der Freundschaft überall als mit Flitterbändern zu trödeln vermag, der hat die wahre Gottesfurcht und Treue am Altar der Seele längst verloren" (Merck, II. S. 34; vergl. Gervinus, IV. S. 534).

Auch Lavater war die von Goethe S. 105 gerügte Offenherzigkeit mit den Briefen Anderer eigen (s. Goethe's Brief an ihn vom Sept. 1775: „Ich kann nicht leiden, daß meine

Briefe einem Menschen das offenbaren, dem ich den zehnten Theil davon nicht mündlich sagen würde", und ebenso später wegen Haugwitz: s. auch die Schlosser'sche Circularcorrespondenz, Alsatia 1875, S. 4 und Gervinus, IV. S. 534).

Leuchsenring lernte Wieland's und Rousseau's Freundin Julie Bondeli auf seiner Reise in die Schweiz im Herbst 1771 kennen; s. die Briefe der Karoline Flachsland an Herder vom 6. Dezember 1771 (Dessen Nachl., III. Nr. 34) und vom Februar 1772 (Nr. 41): „Mlle Bondeli, seine Freundin, die eine der größten weiblichen Köpfe und mit Rousseau in Briefwechsel ist". Aber Herder spottet über Leuchsenring's „Mlle Bondeli ꝛc. philosophische Christengemeinde" (Nachl., II. S. 63; vgl. die Biographie dieser ausgezeichneten Schweizerin von Bodemann, 1874, S. 155).

c. Von andern Personen, welchen Goethe in Koblenz näher trat, heben wir den Domherrn von Hohenfeld zu Speier, damals kurtrierischen Minister, den nächsten und treusten Hausfreund der la Roche, hervor, von Goethe in dem Briefwechsel mit ihr wiederholt erwähnt. Denselben, der dem Kanzler la Roche nach dessen Sturze i. J. 1780 eine Freistatt in seiner Wohnung zu Speier gewährte. Auch er gehörte ganz der Josephinischen Richtung an (s. auch Anm. 477, u. L. Assing, a. a. O. S. 181 u. 199). Von mehr vorübergehenden Bekanntschaften nennen wir nur eine Familie Dester in Vallendar bei Koblenz, die in Goethe's Briefen an die la Roche v. J. 1774 einige Male erwähnt wird, „Dester und die Gretel", weil die Sage, nach von Stramberg's „Rheinischem Antiquarius" (II. S. 100), diese offenbar harmlosen Beziehungen ins Schlimme umgestaltet hat (Düntzer's „Studien", S. 103, Note 1).

Endlich heben wir hervor, daß der junge Dichter durch die Vermittlung des la Rochischen Hauses später bei dem freisinnigen mainzischen Minister Groschlag (s. Thl. I. S. 169 u. Anm. 141) und in das elterliche Haus des berühmten Ministers Stein zu Nassau (1774) eingeführt wurde.

434. Goethe's Aufenthalt in Ehrenbreitstein währte also nur etwa fünf Tage; seine beiden ersten erhaltenen Briefe an die la Roche zeigen die empfangenen Eindrücke in voller Lebendigkeit; aus dem ersten, Mitte November 1772 von Darmstadt, die Stelle: „Seit den ersten unschätzbaren Augenblicken, die mich zu Ihnen brachten, seit jenen Scenen der innigsten Empfindung, wie oft ist meine ganze Seele bei Ihnen gewesen! Und

drauf in der Glorie von häuslicher, mütterlicher Glückseligkeit, umbetet von solchen Engeln Sie zu schauen, was mehr ist, mit Ihnen zu leben! Meine Armuth an Worten, meine Unfähigkeit, mich laut zu freuen, haben nur allein ausdrücken können, was ich fühlte! — Hundertmal freuen wir uns im Geiste noch über die Augenblicke, die wir in Gegenwart der schönsten Natur, in dem seligsten Zirkel genossen"; er hofft, Mlle Max werde erlauben, daß er manchmal schreibe, und werde künftig „länger bei ihren köstlichen Nachschriften verweilen" (ungedr.). Und noch in dem Briefe vom Januar 1773 (bei L. Assing S. 369, Nr. 3, mit der falschen Jahreszahl 1775) fühlt er sich in jene „glücklichen Tage versetzt" und werden „alle unsre Unterredungen wieder lebendig". „Meine Einbildungskraft verläßt den Augenblick nie, da ich von Ihnen und Ihrer vollkommenen Tochter mich trennen mußte und mit abschiedvollem Herzen die letzte Hand küßte und sagte: Vergessen Sie mich nicht!" Der erste, unmittelbar nach der Heimkehr an die la Roche gesandte Brief scheint nicht erhalten zu sein.

485. Die Beziehung des Pater Brey (S. 109) auf Leuchsenring ist schon vorstehend in Anm. 483 d hervorgehoben. Zart und weich nennt Goethe den Zunftgenossen, und ebenso Herder: „Er [Leuchsenring] reisete bei die Jacobi's und überlud sich den Magen da so sehr an Milchspeise, daß Jeder ihm jetzt ungelegen ist, der sie nicht aus seinem Munde verschlucken will" (Nachl., III. S. 33). Das Stück wird dem folgenden Winter oder Frühjahr (1773) angehören; s. die Vorbemerkung zu Werke, Bd. VIII. S. 140 bis 142.

Der Satyros, der Ziegenprophet (daf. S. 144 ff. u. 217 ff.) fällt ins folgende Jahr, 1774. Dies Fastnachtsspiel (oben S. 109) ist eine Satire auf die deutschen Nachahmer Rousseau's (vergl. Anm. 76 g). Merck meinte zwar, „die Pasquinaden, die er [Goethe] gemacht hat, sind aus unserm Zirkel in Darmstadt" (28. Aug. 1774 an Nicolai; III. S. 107); diese jedoch war spätern Ursprungs, und derselbe lag wol nicht in Darmstadt, noch überhaupt in einer einzigen bestimmten Person. Vielmehr trifft die Satire, wie Wieland's Novelle „Abulfauaris" (1774), eine Zeitrichtung überhaupt und damit nur mittelbar die Personen, welche ihr folgten, wie Klinger und in manchen Zügen auch Basedow. Kaufmann war dem Dichter noch unbekannt, ebenso jener Weisel, der Verfasser des „Peter Marke". „Tobias

Knust", „Belphegor", deſſen Leben ganz der Satyros- und damit verwandten Robinſon Kruſoe-Tendenz verfiel (ſ. über „Satyros" Düntzer's Neue Goethe-Studien, S. 33—62, und über Wezel „Jördens"). In der Sprache des Stücks perſiflirt der Dichter ſeine eigne Manier. Wie er hier (S. 109) in Ausſicht ſtellt, veröffentlichte er das bis dahin unbekannt gebliebene Stück in der nächſten neuen Ausgabe ſeiner Werke 1817 (Bd. IX. S. 307—336, mit der falſchen Jahrszahl 1770).

486. Die (S. 110) erwähnten Zeichen- und Malübungen weiſen in die allernächſte, aber auch in die ſpätere Frankfurter Zeit, namentlich in das Jahr 1774. Die Kunſt tritt damals in allen Briefen von und über Goethe hervor. Sie war es, die einen großen Theil ſeiner Beziehungen zu Merck, mehr noch zu Lavater ausfüllte und ihn Dieſem als Mitarbeiter an der Phyſiognomik zugeſellte. Herder nannte ihn „einen großen Zeichner" (Nachl., II. S. 81). Köpfe und Silhouetten begleiteten ſeine Briefſendungen. Damals, im November 1772, nach dem zweiten Beſuche in Wetzlar, ſiedelte er faſt ganz zu Merck nach Darmſtadt über, um hier zu zeichnen. „Unſer guter Goethe iſt hier, lebt und zeichnet, und wir ſitzen beim Wintertiſch um ihn herum und ſehen und hören [wenn er vorlieſt]. Es iſt bei Merck eine Akademie; ſie zeichnen und ſtechen in Kupfer zuſammen [wie bei Stock in Leipzig; Thl. II. S. 105, u. Anm. 290]. Mir hat er ein Landſchäftchen gezeichnet mit einem Bergſchloß und unten am Berg ein Dorf. Wärſt Du doch darin Landprieſter und ich Dein Weib" (Karoline an Herder, den 27. Nov. 1772, Nachl., III. S. 383), und erſt am 15. Dezember: „Goethe iſt fort, der gutherzige Wanderer!" (daſ. S. 386 u. 399, vgl. Keſtner, Nr. 33 u. 34); ſie meinte, er wolle ganz Maler werden. Auch der la Roche ſendet er (1774) „Abdrücke nach meinen Zeichnungen", ebenſo (Nov. 1774) der Fahlmer „ein Porteſeuille mit allerlei Arbeit" (Nr. 15), und ſchreibt an Boie den 23. Dez.: „Ich zeichne mehr, als ich ſonſt was thue" (Bernays, Der j. Goethe, III. S. 55).

Für den erſt nach Werther, auf den 20. November 1774 zu ſetzenden Anfang des Oelmalens in Rothnagel's Kabinet (oben S. 110; ſ. Thl. I. S. 144 u. Anm. 70 u. 123) haben wir zwei, ſich gegenſeitig ergänzende genaue Daten. Erſtens den Brief an Keſtner vom 21. November 1774 (Nr. 109): „An einem fremden Pult, in eines Malers Stube; denn geſtern

fing ich an, in Oel zu malen", zweitens den am Tage vorher geschriebenen Brief an die la Roche, mit dem in Anm. 477 mitgetheilten Rezept zum Griechischlernen (bei Bernays, a. a. O. III. S. 36 richtig eingeordnet) und der Stelle: „Heut schlägt mir das Herz. Ich werde diesen Nachmittag zuerst den Oelpinsel in die Hand nehmen" (ungedr.).

Die Gemäldesammlung des Schöff Ettling (S. 110) sah Goethe 1814 und 1815 wieder; in der Beschreibung „der Kunstschätze am Rhein, Main und Neckar" dieser Jahre hebt er daraus „eins der schönsten Bilder von van der Neer" hervor (Werke, Bd. XXVI. S. 290 und 356).

Ehrenreich war selbst Maler und Kupferstecher, schon früh nach Rembrandt (s. Gwinner, Kunst, S. 284 flgde, ebenso Nagler, Meusel und Hüsgen). Wahrscheinlich fällt der Besuch dieses Kabinets, da Ehrenreich nach jenen Quellen als schon zu Ende der Sechziger Jahre verstorben anzunehmen, in eine viel frühere Zeit, dagegen grade in diese, die Zeit nach der Rückkehr von Straßburg und Wetzlar, der Verkehr mit dem in Thl. II. S. 123 erwähnten, gleichfalls die Niederländer nachahmenden Maler Morgenstern (s. Anm. 313).

Der Fähigkeit und Neigung, die Natur in der Kunst (S. 110) und mit den Augen bestimmter Künstler, damals namentlich der Niederländer, zu sehen, gedachte Goethe bereits in Thl. II. S. 100, ebenso später auf seiner italienischen Reise (Venedig, zum 8. Oktober 1786).

487. Von der Ausstattung der Wohnung mit Kunstsachen, namentlich schönen Gipsabgüssen (S. 111) geben Gedichte und Briefe Zeugniß. Im Weihnachtsbrief an Kestner 1772 (Nr. 37): „Wohl ich bin erbaut hier oben auf meiner Stube, die ich lang nicht so lieb hatte als jetzt. Sie ist mit den glücklichsten Bildern ausgeziert... Sieben Köpfe nach Raphael, eingegeben vom lebendigen Geiste" — und den 6. Februar 1773 (Nr. 50): „Es grüßen Euch meine Götter. Namentlich der schöne Paris hier zur Rechten, die goldne Venus dort und der Bote Merkurius". Dazu das Gedicht „Künstlers Morgenlied" (Werke, Bd. II. S. 184) mit Strophen wie:

„Wenn Morgens mich die Sonne weckt,
Warm, froh ich schau' umher,
Sieht rings Ihr Ewiglebenden
Im heil'gen Morgenglanz."

Es war ein Anliegen seiner Freunde, ihm Abgüsse nach Antiken zu besorgen. „Verschaffen Sie mir doch einige hübsche Gipsabgüsse von Antiken für Goethe. Sie sollen dafür seinen Kopf en bas relief à l'antique von einem Schüler Nahl's vortrefflich gemacht bekommen" — schreibt Höpfner am 23. April 1774 an Raspe (Weim. Jahrb., III. S. 69; vergl. Goethe's Brief an Boie vom 23. Dezember 1774 bei R. Weinhold, S. 187).

488. Goethe's Thätigkeit in der Advokatur (S. 111) bis zu seinem Abgange nach Weimar, so weit sich deren Spuren erhalten, ist Kriegk's oben (S. 288) aufgeführte Schrift „Goethe als Rechtsanwalt" gewidmet. Die darin mitgetheilten Schriftsätze zeigen, wenn auch in den Banden des alten Kurialstils, durchweg die große Leichtigkeit (S. 111 unten), deren sich hier Goethe rühmt, eine gesunde praktische Richtung und Gewandtheit und Lebhaftigkeit der Darstellung, in der Sache aber mehr Rhetorik und Argumente ad hominem als wirklich juristische Deduktionen. Das dabei aufgewendete Maß positiver Kenntnisse schrumpft zu einem Minimum zusammen; es ist aber zu erwägen, daß Goethe ein Anfänger war und seine Ausbildung nur etwa die der Assistenten oder der früheren preußischen Auscultatoren erreichen mochte. Die Schriftsätze können größtentheils das S. 112 allgemein Gesagte belegen. Diese Seite hat W. Scherer vorzüglich hervorgehoben, die warme Betheiligung an der Sache und in der Darstellung die drastischen Bilder (Zu N. Reich. 1874, II. S. 761 figde). Hier wie später im „Divan" und den „Zahmen Xenien" finden wir volksthümliche Sprüche, z. B.: „Der Rabe schilt die Dohle schwarz". Der Recensent in der „Allgem. Zeitung" (Beil. zu Nr. 128, 1874) erblickt sogleich in dem ersten Rechtsfall einen Beweis der Richtigkeit des oben S. 112 bezeichneten, Goethe von Schlosser gemachten Vorwurfs.

Der Humanismus (S. 112) unter Richtern und Sachwaltern hatte sich nicht zum geringsten Theil durch die Reformen Friedrich's und Joseph's verbreitet. Schon Voltaire konnte sich auf le célèbre Beccaria berufen, dem er 1766 eine eigene Schrift widmete (Tome V. p. 590 ed. Didot). Die freisinnigen Kurfürsten Emmerich Joseph von Mainz, Klemens Wenzel von Trier und Maximilian Franz von Köln und unter dem Letztern der berühmte Fürstenberg in Münster trugen jenen Geist der Reform, besonders auf dem Gebiet der Rechtspflege und der Schulen, auch in die ehemals dunkle Pfaffengasse des Rheins,

Frankfurt war dieser Bewegung zunächst ausgesetzt, wo sie jedoch bald in den erstarrten Formen der Reichsstadt einschlief.

Der treffliche Kopist (S. 111 unten) hieß Liebholdt (Kriegk, a. a. O. S. 267); „den schläfrigen Liebholdt" nennt ihn Schlosser in einem Briefe an Goethe vom 14. Nov. 1774 bei Uebersendung „einer Spezifikation meiner noch unbezahlten Ausstände" (ungedr.).

489. Dem Abschnitt über den „Götz" schickt Goethe eine Einleitung über die Lage des deutschen Theaters zur Zeit seines Erscheinens vorauf (S. 113 bis 116).

Die Stegreifkomödie (S. 113) hatte und hat zum Theil noch jetzt im südlichen Deutschland, Oberbaiern, Tirol und Oestreich Boden (Gervinus, Lit.-Geich., IV. S. 326 flgde), wenn auch von den alten possenhaften Masken zuletzt nur der Kasperle übrig geblieben ist. Der Hanswurst war dagegen durch Gottsched und die Neuber im nördlichen Deutschland längst verbannt. In der verfeinerten Form als Scapin (S. 113 unten) nahm ihn Goethe selbst wieder auf (s. Thl. I. S. 99 u. Anm. 87 c); den Crispin, die feststehende, seit 1660 auf dem französischen Theater durch Raimond Poisson aufgebrachte Rolle eines pfiffigen, jedoch tölpelhaften Bedienten, gab Koch in Leipzig (s. oben Nr. 266) in Romanus' beliebter Farce „Crispin als Vater" (Dessen Komödien, 1761). Unter den geistreichen Köpfen (S. 113), welche für den Harlekin ein Wort einlegten, ist an Justus Möser zu denken (Dessen „Harlekin oder Vertheidigung des Groteск-Komischen", 1761).

Wie das Kartenspiel (Anm. 336) zählte Goethe in seiner pietistischen Periode auch das Theater zu den Adiaphoris, während Schiller „die Schaubühne als eine moralische Anstalt" betrachtete (Werke, Bd. XIV. S. 229 flgde), also gleichfalls den von Goethe S. 113 angedeuteten Schritt vom Nützlichen zum Sittlichen gethan wissen wollte. Gleichwol verboten „strenge Eiferer" den Geistlichen in Berlin, Hamburg u. s. w. den Besuch des Theaters (s. Werke, Bd. XXVIII. S. 706, u. Goedeke, II. §. 215. Nr. 251).

Von Lessing, im Gegensatz zu Gottsched's ausschließlich französischer und anti-Shakespearischer Richtung, ging die Hinwendung zum englischen Drama aus und ebenso zu dem, bereits mehrfach berührten, unter englischen Einflüssen stehenden neuern französischen Theater der Diderot, Mercier u. A. Des von Goethe und Herder so verschmähten Schmid „Englisches Theater" beförderte

diese Richtung (Goedeke, II. S. 1045, Nr. 591). Als schöne Beispiele bestrafter Vergehungen hat Goethe die S. 114 zuerst genannten beiden Stücke bereits im ersten Theile angeführt (S. 99, f. Anm. 87a u. b); aber selbst Schiller, der „Gerichtsbarkeit der Bühne" einen weiten Spielraum gebend, verkennt nicht, „daß die sterbende Sara vielleicht nicht einen Wollüstling schrecke, daß alle Gemälde gestrafter Verführung seine Gluth nicht erkälten und daß selbst die verschlagene Spielerin diese Wirkung ernstlich zu verhüten bedacht sei" (a. a. O. S. 70).

Wegen des Hausvaters (S. 114) s. Thl. I. S. 88 und Anm. 76 f. „Der ehrliche Verbrecher" (l'honnête Criminel, von Falbaire) — ein Titel, der mehr als Alles den S. 112 besprochenen Humanismus belegt. — u. A. von J. A. v. Wieland übersetzt (Goedeke, II. 1046, Nr. 595), der „Essighändler" von Mercier (s. Bd. XXVIII. S. 707), der „Philosoph ohne es zu wissen" von Sedaine und „Eugenia" von Beaumarchais in Pfeffel's „Theatralischen Belustigungen nach französischen Mustern", sowie bei uns (S. 114) „Der dankbare Sohn" von Engel 1771 und der „Deserteur aus Kindesliebe" von Stephanie d. J. 1776 (Goedeke, II. S. 594 u. 1126), gehören einer Richtung an. Wegen der Sippschaft vergl. Bd. XXIX. S. 23, Nr. 8 und Note. Die Gebler'schen Stücke, die beiden genannten a. d. J. 1771, folgen ebenso Diderot's Fahne wie das Gemmingen'sche, eine Richtung, gegen die schon Hamann Bedenken erhob (ed. Roth, II. S. 440).

490. Den eignen Theaterbesuch übergeht Goethe hier; doch fehlte ihm nicht das gelegentliche Anschauen der Bühne, da in seinen Briefen oft vom Besuch der „Komödie" die Rede ist und in jenen Jahren die Mannheimer Hofschauspieler unter Marchand in Frankfurt, vorzüglich zur Messzeit, Vorstellungen gaben, so in den Oster- und Herbstmessen 1773 und zu Ostern 1774 und 1775 (Belli-Gontard, Bd. VI. S. 30, 38, 55, 72). Die Erinnerung an mehrere der im Ersten Theile, S. 85 sigde erwähnten Stücke schreibt sich wahrscheinlich erst aus dieser Zeit her; z. B. gehörte „Röschen und Colas" zum Repertoire Marchand's (a. a. O. S. 5, 6, 30, 31, wo man das Verzeichniß aller damaliger Zugstücke findet).

Eckhof war die Zierde des Weimarer (bis 1774), dann des Gothaer Theaters bis zu seinem Tode. Goethe wird ihn wol zuerst bei der Seyler'schen Gesellschaft gesehn haben, für die Klinger Stücke und Wagner Recensionen schrieb. Daß

Eckhof die ersten Figuren der erwähnten Familienstücke, die „vortrefflichen Väter und weisen Männer“ (Bd. XXVIII. S. 707) ungemein hob (zu S. 114), bestätigt Gervinus, indem er bemerkt, Eckhof habe im „Hausvater“ den d'Orbesson so vollkommen gespielt, daß selbst Schröder sich nicht mit ihm messen wollen (IV. S. 483; vergl. Goethe's Werke, Bd. XXIX. S. 81).

Schröder (S. 114), durch seine Familienbeziehungen ganz mit dem Schauspielerstande verwachsen, so vielseitig wie Eckhof, ausgegangen vom Stegreifspiel und der niedern Posse, später groß in den tragischen Charakteren Shakespeare's (Lear), beutete in den 70er und 80er Jahren das englische Theater, auch außer und neben Shakespeare, durch eigne Uebertragungen und Bearbeitungen in großem Maßstabe aus. Ganz in dem Sinne, wie Goethe hier (namentlich S. 115 oben) in Schröder's Werken „ein heimliches Gegengewicht jener allzu zarten Sittlichkeit“ nachweist, sagt Gervinus (V. S. 491) von denselben: „Theilweise haben sie.... eine Art Tendenz gegen die herrschende Empfindsamkeit, Mystik und überspannte Moralität, die einem Weltmann selten gefallen. Von dieser Art könnte man schon „die heimliche Heirath“, 1774 nach Colman und Garrick, finden... In dem „Ring“, 1783 nach Farquhar's Constant couple und dessen Fortsetzung, der „Unglücklichen Heirath aus Delikatesse“, sind die Charaktere Klingberg's und der Baronin Schönheim, die ganz nach den deutschen Verhältnissen modificirt sind [Goethe: dem deutschen Sinne angeähnlicht, S. 114 unten], bedeutsamer..... So kommt auch in „Stille Wasser sind tief“, nach Fletcher, ein Weib vor, das die Freiheit und Unabhängigkeit bis hart an die Grenze der Libertinage liebt.“ — Goethe lernte Schröder in Weimar persönlich kennen und trug sich sogar in sein Stammbuch ein (Bd. III. S. 124).

491. Von Rabener, Zachariä und Thümmel's Wilhelmine (S. 115) ist bereits im Zweiten Theil S. 24, 37, 45, 56 und in den Anmerkungen 181, 198, 210 und 220 (zu Ende) gehandelt.

Im Uebrigen setzt der Text die Ausführungen des vorigen Buchs (S. 83 bis 85) über den Einfluß des Zeitgeistes auf die Bühne weiter fort, um zur Haupttragödie der Epoche vor dem „Götz“, der ihm unmittelbar voraufgehenden und zwischen seinen beiden Bearbeitungen veröffentlichten Emilia Galotti zu gelangen (S. 115). Goethe las das Stück wol zuerst in Wetzlar. In dem Briefe an Herder Nr. 6 aus Anfang Juli, durch den

sich Dieser in Pyrmont „sehr in die Höhe gehoben" fühlte (Nachl., I. S. 37—43, und III. S. 299), berührt Goethe den von Jenem ihm gemachten Vorwurf, sein „Götz" sei „hin und wieder auch nur gedacht", mit den Worten: „Es ist Alles nur gedacht. Das ärgert mich genug. „Emilia Galotti" ist auch nur gedacht, und nicht einmal Zufall oder Caprice spinnen irgend drein. Mit halbweg Menschenverstand kann man das Warum von jeder Scene, von jedem Wort möcht' ich sagen, auffinden. Drum bin ich dem Stück nicht gut, so ein Meisterstück es sonst ist, und meinem ebenso wenig." Bekannt ist, daß man an der Leiche von Lessing's jungem Freunde jenes damals ganz neue Trauerspiel aufgeschlagen fand, ein Zug, den Goethe im „Werther" beibehielt und auch Goué in seinem „Masuren", worin der Held sich der Bekanntschaft Lessing's rühmt (S. 24; s. auch Klinger's Leid. Weib, S. 101), zu verwerthen wußte.

Großmann's — des spätern intimen Freundes von Goethe's Mutter — „Nicht mehr als Sechs Schüsseln. Ein Familiengemälde" (S. 115), erst 1780 erschienen, entstand auch auf dem Boden der Diderot'schen Familienstücke; die oppositionelle Zeittendenz war nur äußerlich angenommen. Ohne Arg wurde daher mit dem, in Göttingen schon 1781 aufgeführten Stücke in demselben Jahre zu Gotha der Geburtstag der Herzogin gefeiert, mit Gotter als „Rath" (Brief der Karoline Böhmer vom 3. Sept. 1781, in den Preuß. Jahrb., April 1874, S. 379).

Die Justitiarien „als Bösewichter der ersten Instanz" (S. 116 oben) sind identisch mit den Amtleuten (S. 84; s. Anm. 458 c). Den Kammerjunker hier wird man dem Kammerherrn Marinelli oder Hofmarschall von Kalb, die schon zu den obersten Chargen ihrer Höfe gehörten, nicht zueignen können, wol aber den Geheimsekretär dem „Haussekretär Wurm" in „Kabale und Liebe" und Goethe's „Sekretär" in der „Natürlichen Tochter", welche Beide Egmont's Geheimschreiber Richard zur dunkeln Folie dienen.

492. Die Geschichte der Entstehung des Götz von Berlichingen, wie sie hier von S. 116 bis 121 sich anschließt, entspricht in allem Wesentlichen unsern Quellen.

Im Eingange (S. 116) greift der Verfasser zurück auf die Shakespeare-Periode in Straßburg (oben S. 44—48 und Anm. 413 u. 415); die erste Ausarbeitung des Stücks, unter der Theilnahme der Schwester, während etwa sechs Wochen

(S. 116 unten), fällt dann in die erste Frankfurter Zeit, nach der Shakespeare-Feier vom 14. Oktober, in den November oder Anfang Dezember 1771 (Anm. 431); unmittelbar darauf lernte der junge Dichter Merck kennen und dann die übrigen Darmstädter, denen er Scenen des Stücks im April des folgenden Jahres vorlas (Anm. 434 zu Anfang). Die Handschrift ging zunächst an den Straßburger Freund Salzmann, von dem sie Goethe zu Ende Januar 1772 mit, wie es scheint, sehr eingehenden Bemerkungen zurückempfing; denn er antwortet den 3. Februar: „Es freut mich Ihr Beifall, und ich danke für Ihre Mühe. — Ein Tag mag bei dem andern in die Schule gehen. Denn einmal vor allemal: die Minorennität läßt sich nicht überspringen“ (Stöber's Salzmann, S. 51 u. 52). Dann erhielt Herder das Manuskript (S. 116 unten), der des Empfanges der „wirklich schönen Produktion“, des „braven Berlichingen“ in den Briefen an seine Braut vom März, Mai und Juli 1772 erwähnt und bemerkt: „Da wird er [Goethe] ihn [den „Götz“] wohl Mercken schicken, und dann werden auch Sie einige himmlische Freudenstunden haben, wenn Sie ihn lesen. Es ist angenein viel deutsche Stärke, Tiefe und Wahrheit drin, obgleich hin und wieder es auch nur gedacht ist.“ (Erinnerungen, I. 219. u. Nachl. III. S. 251 u. 302). Im Juli erst erhielt Goethe, als er längst zu Wetzlar nach seines Helden Namen getauft war (Anm. 456), das Stück mit Herder's Urtheil zurück, das ihm gegenüber wol strenger gelautet haben wird. Die Unfreundlichkeit Herder's lag weniger in dem Urtheile selbst als darin, daß er die Rücksendung vier Monate hinhielt. Die Schmähgedichte (S. 116, letzte Zeile) hatte Goethe noch in sicherer Erinnerung; die „Bilderfabel“ fällt zwar ein halbes Jahr später (s. S. 291); aber wie hier einen „Specht“, so nannte Herder im Juni 1772, also als erste Aeußerung auf den „Götz“ (in der „Antwort auf die Zelsweihe“) den Dichter desselben einen „irren Götzenpriester“ (Nachl., III. S. 265 bis 268), war also nicht sparsam in spöttischen Namen (S. 116, letzte Zeile). Schon damals gewann Goethe aus Allem die ganz richtige Ueberzeugung, Herder sei ihm „nicht so ganz gut“, was Herder's Braut Diesem selbst mitzutheilen nicht säumte (Nachl. III. S. 386).

Die kritischen Aeußerungen Herder's über das Stück lassen sich aus Goethe's Entgegnung erkennen; sie waren gewiß durchdringend und treffend, und vorzugsweise ihnen verdanken wir die Umarbeitung zur jetzigen Gestalt. Aber auch verletzende

Trümpfe, wie ſpäter gegen die „Natürliche Tochter", ſcheint Herder ausgeſpielt zu haben. Die Entgegnung lautet: „Euer Brief war Troſtſchreiben; ich ſetzte ihn [den Berlichingen] weiter ſchon herunter als Ihr. Die Definitiv, „daß Euch Shakeſpeare ganz verdorben" ꝛc., erkannt ich gleich in ihrer ganzen Stärke: genug, es muß eingeſchmolzen, von Schlacken gereinigt, mit neuem edlerem Stoff verſetzt und umgegoſſen werden. Dann ſoll's wieder vor Euch erſcheinen. Es iſt Alles nur gedacht. Das ärgert mich genug" (Nachl., I. S. 42 u. 43).

428. Die Urgeſtalt des „Götz" (S. 117 unten), welche Goethe noch in der Handſchrift beſaß, — jetzt, wenn wir nicht irren, Eigenthum des Königs von Baiern, — erſchien nach ſeinem Tode, 1832, im zweiten Bande der „Nachgelaſſenen Werke", als „Geſchichte Gottfriedens von Berlichingen mit der eiſernen Hand, dramatiſirt". Zur Erläuterung des S. 117 über den Umſchmelzungsprozeß Geſagten iſt auf dieſe Urgeſtalt (Werke, Bd. XI. 2. S. 5—130) und zum Vergleiche auf das umgearbeitete Stück „Götz von Berlichingen" (Bd. VI. S. 3—112) zu verweiſen.

Dieſe zweite Bearbeitung (S. 118), welche die letzte bleiben ſollte, fällt in das erſte Vierteljahr 1773, hauptſächlich in den Februar, nach Beendigung der beiden theologiſchen Flugſchriften (Anm. 438 bis 440). Es war wieder eine Zeit des engſten Verkehrs mit der Schweſter. In dem Briefe an die la Roche aus dem Anfang 1773 zeigen dies die Worte: „Meine Schweſter wünſcht und hofft Sie näher zu kennen, wir leben glücklich zuſammen, ihr Charakter hat ſich wunderbar ſchnell gebildet" (C. Aſſing, a. a. O. S. 371, u. dazu Keſtner, Nr. 45). Auf die Arbeit am „Götz" deuten dann die Briefe an Keſtner Nr. 50: „noch andere Sujete der Freude, die ich nicht ſagen kann" u. ſ. w., Nr. 52: „Ich bereite jetzo ein ſtattlich Stück Arbeit zum Druck. Wenn's fertig iſt, komm' ich, es Euch vorzuleſen", Nr. 53: „Meine Einſamkeit bekommt mir wohl", Nr. 54: „Ich ſitze auf meiner Warte". Nr. 55: „Doch bin ich munter und arbeite fort", Alles aus dem Februar; ferner Nr. 11 an Salzmann, der ausführliche dramatiſche und theatraliſche Brief vom 6. März mit der bezeichnenden Stelle: „So lang das Eiſen glüht, muß geſchmiedet ſein, und wenn wir's bald zu Stande bringen, machen wir uns an was Neues". In wenigen Wochen des Februar und Anfang März ward die Arbeit gethan, nach Merck's Beſuch vom 5ten bis etwa 10ten Februar, und

zwar sogleich mit der Absicht des Drucks, also auch der endgiltigen Umarbeitung. Die eben angeführten Worte an Salzmann geben, nur in einem andern Bilde, die Merck (S. 118) zugeschriebene alte deutsche Redensart wieder. In Michaelis Apophtegmata (Jena 1705, Nr. 1353) findet sich dieselbe in der Form: „Bei Zeit auf die Zäun', so trocknet der Wind die Wäsche recht".

Der „Götz" erschien im Juni 1773, ohne Angabe des Verfassers und des Orts. Den Freunden hatte Goethe ihn vorher angekündigt, so dem Assessor Hermann in Leipzig am 15. Mai: „In wenig Wochen kriegen Sie ein Stück Arbeit von mir, das, wo Gott will, Sie erfreuen soll" (v. Biedermann's Leipzig, II. S. 22); aber sein alter Freund Behrisch wußte noch im Dezember nicht, wer der Verfasser sei (Hirzel's N. Verz., S. 179). Mitte Juni erhält Kestner ein Exemplar (Nr. 76), dann Salzmann, Friedrike Brion, der Amtmann Buff, Frau von la Roche u. A. m.

494. Den Verlag hatte Merck übernommen und Goethe die Lieferung des Papiers (S. 118 unten); es war eine der oben S. 68 geschilderten Verbindungen (s. Anm. 447), die fast regelmäßig zum Nachtheil des Schriftstellers ausschlugen. In unserm Falle verschlimmerte sich die Sache für diesen dadurch, daß Merck noch vor dem Erscheinen des Werks, im Mai 1773, genöthigt war, die Landgräfin Karoline und Moser nach Petersburg zu begleiten, von wo er erst im Dezember zurückkehrte (S. 119 unten, vergl. den Abschiedsbrief der „Lila" vom 3. Mai, Merck, II. S. 44, und Kestner, Nr. 88; am 13. November war Merck auf der Rückreise in Königsberg, Hamann, V. S. 44; s. auch Moser's Polit. Wahrh., II. S. 64). So gerieth der geschäftsunkundige Dichter bald in Verlegenheit, wie der Brief an Kestner aus Mitte Juli (Nr. 78) veranschaulicht. Auf der einen Seite: „Ich hab' schon vielerlei Beifalls-Kränzlein von allerlei Laub und Blumen, italienischen Blumen sogar", auf der andern: „Hört, wenn Ihr mir wolltet Exemplare vom „Götz" verkaufen, Ihr thätet mir einen Gefallen und vielleicht allerlei Leuten. Boie hat ihrer, schreibt ihm, wie viel Ihr wollt; ich hab's ihm geschrieben Euch abfolgen zu lassen, so viel Ihr wollt. Verkauft sie alsdenn für zwölf gute Groschen und notirt das Porto, das sie Euch kosten. Der Verlag hört Mercken, der ist aber in Petersburg, ich schicke mich nicht zum Buchhändler, ich fürchte, es bleibt hocken." Aber bald darauf in Nr. 80 Verwunderung über den immer steigenden Beifall und Vertrauen auf des „lieben

Götz gute Natur". Die schließliche Berechnung des Antheils jeder der beiden Unternehmer wird nicht leicht gewesen sein. Goethe erwarb, seiner Erklärung an Boie vom 8. Januar 1774 (bei Weinhold, S. 186) zufolge, nachträglich den Verlag allein und verlangte nun entweder baar Geld oder Verlagsartikel des Buchhändlers Dietrich in Göttingen, der 150 Exemplare des Stücks verkauft hatte. Boie konnte im Sommer 1774 das Geld schicken. Denn es heißt in einer in Wagner's Sammlung (III. Nr. 26) weggefallenen Stelle des Schreibens von Boie an Merck vom 8. September 1775, also zwei Jahre später: „Wie Sie mit Goethen, dem ich vorigen Sommer das baare Geld geschickt, auseinander kommen werden, weiß ich nicht. Ich sah die ganze Entrepriße als gemeinschaftlich an und dachte also, es wäre gleichviel, wem ich das Geld schickte" (Holtei, 300 Briefe, I. S. 44). Es waren acht Louisd'or gewesen, wie Goethe's Antwortschreiben an Boie vom 22. Juni 1774 ergiebt (M. Bernays, D. j. Goethe, III. S. 28). Merck's technisch-merkantilische Lust (S. 118) bezeugt seine Herausgabe des Deserted Village (Anm. 472), ferner 1772 der Philosophie von Dorat (Merck, I. S. XXXIII, und Kestner, Nr. 48), endlich des Ossian in 4 Bänden im englischen Text (1773 bis 1777). Von dem ersten Bande des Ossian hatte Goethe im Interesse seines Freundes zwölf Exemplare zum Vertrieb an Frau von la Roche den 12. Mai 1773 geschickt, und zu demselben Zwecke erhielt sie von ihm unter dem 11. Juli eine Sendung Exemplare seines „Götz". Er schreibt: „Merck'n würden Sie einen Gefallen thun, denn er ist auch hier Verleger, wenn Sie beikommende Exemplare, sind 24, vor 48 Kreuzer das Stück absetzen ließen."

Kundgebungen Goethe's wie die obige (S. 119) über seine Verlegenheit, nur das Papier der Götz-Ausgabe zu bezahlen, haben wir schon in seinen damaligen Briefen, z. B. in dem angeführten an Boie: „Ich lache manchmal drüber, wie gut das Stück aufgenommen, wie schnell verkauft, nachgedruckt worden und ich die Druckerkosten noch nicht einmal wieder habe", und wörtlich wie im Texte an die la Roche den 22. Dezember 1774: „Zu einer Zeit, da sich so ein großes Publikum mit Berlichingen beschäftigte und ich so viel Lob und Zufriedenheit von allen Enden einnahm, sah ich mich genöthigt, Geld zu borgen, um das Papier zu bezahlen, worauf ich ihn hatte drucken lassen" (L. Assing, a. a. O. S. 369).

Drei Nachdrucke (S. 119) erschienen noch in demselben Jahre und im Februar 1774 bei den Eichenbergischen Erben (d. h. Deinet, der die Wittwe Eichenberg geheirathet hatte) die „zwote" rechtmäßige Auflage, von der Goethe ein Exemplar an Bürger sandte (wegen der Nachdrucke s. Goedeke, II. S. 879, und wegen Bürger unten Anm. 496).

495. Die Recension im „Teutschen Merkur" (S. 119), an welche Goethe hier Betrachtungen über die damalige Kritik anknüpft, im dritten Bande v. J. 1773 (S. 267—287) befindlich und mit M. unterzeichnet, hat den vielgeschmähten Gießer Schmid (Anm. 474) zum Verfasser, der dieselbe im folgenden Jahre zu einer eigenen Schrift erweiterte und so herausgab. Lessing nannte letztere ein „Wischiwaschi", und der ersteren glaubte Wieland im Interesse seines Blattes schon damals (1774 in Bd. VI des Merkur, S. 321—333) widersprechen zu müssen (oben S. 119). Die schon vorher S. 351 angeführte Bezeichnung des „Götz" als „Monstrum" findet sich auch in jener Schmid'schen Recension; aber hier sieht sie im Zusammenhange nicht eben böse aus. Er sagt: „Wir zeigen unsern Lesern jetzo ein Drama an, bei dem unsere kritischen Linnés staunen und ungewiß sein werden, in welche Klasse sie es setzen sollen: ein Stück, worin alle drei Einheiten auf das Grausamste gemißhandelt werden, das weder Lust- noch Trauerspiel ist: und doch das schönste, interessanteste Monstrum, gegen welches wir hundert von unsern komisch-weinerlichen Schauspielen austauschen möchten".

Stahr (in „Merck's ausgewählten Schriften, ein Denkmal", S. 29 flgde) hat sich deshalb Schmid's gegen Goethe warm angenommen und darauf aufmerksam gemacht, daß Hegel in seinen Vorlesungen über Aesthetik in den Hauptaufstellungen mit Schmid zusammentreffe. Findet aber auch Stahr Schmid's Standpunkt „höchst beschränkt", theilt Derselbe ihm zufolge „die Beschränktheit einer ganzen Zeit" (a. a. O. S. 32): so bezeichnet er eben damit — denn auf Schmid persönlich hat es Goethe nicht abgesehn, — den Gerichtshof, den Goethe perhorrescirt. Die Zeit sah den „Götz" etwa so an wie noch Shakespeare's Dramen; er erschien ihr „unregelmäßig groß", ungeheuer, original, und so spricht sich auch Schmid aus, während Goethe als Künstler beurtheilt sein wollte.

496. Die begeistertste Theilnahme war die der Göttinger, auf welche Goethe oben S. 120 hindeutet. J. Grimm hebt in seiner Gedächtnißrede auf Schiller hervor, wie Goethe plötzlich in ganzer Größe vor den Zeitgenossen dagestanden habe. Dies geschah durch den „Götz". Größer konnte er in gewissem Sinne nicht mehr werden, weil alles Größere der Leistungen immer noch innerhalb der hochgespannten Erwartungen blieb. Gleichzeitig gab auch Bürger mit der „Lenore" das volle Maß seiner dichterischen Anlage (s. Anm. 456 bei „Falk"). Beide Dichter trafen damals in ihren Neigungen zusammen, wie auch äußerlich ihre Beiträge im Göttinger Almanach neben einander standen (von Goethe „Der Wandrer", „Mahomet's Gesang", „Adler und Taube"). Das Schreiben vom 12. Febr. 1774 (I. Nr. 144 in Strodtmann's „Bürger ꝛc."), mit welchem Goethe sich zuerst an seinen Genossen in Apollo wandte, ist erhalten; das Erwiderungsschreiben Bürger's vom 6. Februar 1775 (das. Nr. 163) betrifft schon den „Werther". Derjenige Brief Bürger's, den Goethe S. 120 meint, der „wichtige Beleg dessen, was jene Erscheinung damals gewirkt und aufgeregt", ist unzweifelhaft der 1809 im Morgenblatt (Nr. 242, S. 967) unvollständig abgedruckte, an Boie gerichtete vom 8. Juli 1773, den wir jetzt als Nr. 93 bei Strodtmann (a. a. O.) lesen. Daraus folgende Stellen: „Boie! Boie! Der Ritter mit der eisernen Hand, welch ein Stück! Ich weiß mich vor Enthusiasmus kaum zu lassen. Womit soll ich dem Verfasser mein Entzücken entdecken? Den kann man doch noch den deutschen Shakespeare nennen, wenn man Einen so nennen will ... Welch ein durchaus deutscher Stoff! Welch kühne Verarbeitung! Edel und frei wie sein Held, tritt der Verfasser den elenden Regeln-Codex unter die Füße und stellt uns ein ganzes Evenement mit Leben und Odem, bis in seine kleinsten Adern beseelt, vor Augen .... Glück zu dem edlen freien Mann, der der Natur gehorsamer als der tyrannischen Kunst war! — O Boie, wissen Sie nicht, wer es ist? Sagen Sie, sagen Sie mir's, daß ihm meine Ehrfurcht einen Altar baue. — Dieser G. v. B. hat mich wieder zu drei neuen Strophen zur Lenore begeistert! — Herr, nichts weniger in ihrer Art soll sie werden, als was dieser „Götz" in seiner ist!" Er räth, Goethe solle die Kritik behandeln, wie sein Ritter den kaiserlichen Herold, wie überhaupt Bürger in den volksthümlichen Kraftworten jenes Stücks wahrhaft schwelgt.

Damals war es, wo auch der nüchterne und strenge Voß

den Dichter des „Götz“ in einer Ode besang und solche dem Hainbunde am 25. September 1773 vortrug:

Freier Goethe, Du darfst die goldne Fessel,
Aus des Griechen Gesang geschmiedet, höhnen!
Shakespeare durft' es und Klopstock,
Söhne, gleich ihm, der Natur!

und die Schlußstrophe:

Deutsch und eisern, wie Götz, sprich Hohn den Schurken —
Mit der Fessel im Arm! Des Sumpfes Schreier
Schmäht der Leu zu zerstampfen,
Wandelt durch Wälder und herrscht —

(in Herbst's „Voß“, II. 1. S. 269; vergl. ebenda S. 260 und I. S. 126, sowie wegen der Auslegung J. Schmidt in der Berl. Nat.-Zeit. 1875, Nr. 121). Auch Göckingk besang das Stück. — Der frische Abdruck (S. 120) der „Lebensbeschreibung“ Götzens (s. Anm 362 und 431) erfolgte mit Goethe's Namen auf dem Titel im zweitnächsten Jahre (Nürnberg 1775). — S. die Literatur zu Götz bei Goedeke, Grundr., II. S. 879 und in Wenzel's „Aus Weimar's goldnen Tagen“, 1857, S. 13–17, sowie die Kommentare von Düntzer (Goethe's Götz und Egmont, 1854, und in den „Erläuterungen“).

497. Die bei lebhaften Personen nicht ungewöhnliche Art der Belebung der Einsamkeit durch ideelle Dialoge (oben S. 121 bis 123) findet sich in Goethe's Schriften und Briefen mehrfach erwähnt. Damals, nach dem Erscheinen des „Götz“, fühlte er sich gedrängt, auszurufen: „Der Kreis von edlen Menschen ist das Werthvolle alles Dessen, was ich errungen habe!“ An diesen Kreis wandte er sich in Gedanken: „Und wie wohl ist mir's, hab' ich sie nicht bei mir, so stehen sie doch vor mir immer die Lieben all“ (Kestner, Nr. 80); „gestern Nacht versprach ich schon meinen lieben zwei Schattengesichtern, Euch zu schreiben“ (das. Nr. 37); „ich ging in meiner Stube auf und ab und redete mit Deinem Schatten“ (Nr. 109). So unterhielt sich auch Otilie in den „Wahlverwandtschaften“ (Werke, Bd. XV. S. 139) „mit einem geliebten Bilde“, aber auch umgekehrt „mit einem gegenwärtigen Menschen als mit einem Bilde“. Lucidor in den „Wanderjahren“ (Werke, Bd. XVIII. S. 100 f.) wird durch seine Gewohnheit, sein Herz in Monologe zu ergießen, die aber auch „ideelle Dialoge“ sein konnten, zum Mittelpunkt einer Novelle.

498. Unter den Aeußerungen des Lebensüberdrusses (S. 123) ist die von einem Engländer erzählte auch Egmont (II. 2) als Frage in den Mund gelegt — „ist's [das Leben] wol des Anund Aufsehns werth?“ — während Goethe bei einem unserer trefflichsten Männer jedenfalls J. S. v. u.) an Lessing denkt. Nach Stahr (Dessen „Lessing“, 2. A., II. S. 400) bekannte sich Dieser zu der hier erzählten Paradoxie Jacobi's Schwester gegenüber: s. Briefe von Jacobi an Heinse in Ersteres Werken, Bd. I. S. 343 u. 344.

Die Uebertriebenheit der modernen Liebesempfindung, die allerdings auch schon im Alterthum zum Selbstmord führte (s. Tänzer's „Studien“, S. 174, Note 1), ist hier (S. 124) als das Hauptmotiv des „Werther“ bezeichnet. Das zunächst Folgende über den Wechsel der moralischen Epochen scheint durch das zweite Motiv des Selbstmordes in jenem Roman, den verletzten Ehrgeiz, hervorgerufen. Diese ganze Stelle trifft man im Marquis, aber des natürlichen Lebens und des eigentlichen Sinnes beraubt, gleichsam als ein todtes Präparat, in den „Sprüchen in Prosa“ (Nr. 6). Dank Riemer oder Eckermann.

„Es sind die Fehler seiner Tugenden“ — ist ein bekanntes Wort, wenn wir nicht irren, der George Sand (zu S. 124 in der Mitte).

499. Nach den Betrachtungen S. 123 und 124 über die allgemeinen, mehr oder minder in jeder Zeit vorhandenen Ursachen des Ekels vor dem Leben geht der Verfasser S. 124 bis 127 zu zwei der damaligen Zeit eigenthümlichen über.

Die erste ist der Einfluß der englischen Literatur, wie sie sich seit Milton ausgebildet hatte. Die satirische und pessimistische Richtung der englischen Dichter seit den Zeiten Karl's I. führt Goethe zurück auf ihre praktische politische Thätigkeit (S. 125 u. 126), auf ihr Parteileben. Abgesehn von dem unter Karl II. geächteten Milton gehören zu Denen, welche sich in den Weltgeschäften versucht, die oft im Gefängniß gehaltenen Cowley und Prior sowie Swift. Aus Letzteres Feder ist die menschenfeindlichste Dichtung, die wir kennen, „Gulliver's Reisen“, geflossen. Goldsmith's Hauptwerke sind hier schon vielfach erwähnt; seine Gedichte sind Young's Nachtgedanken (vgl. Vorberger's Notiz, Archiv f. Lit.-Gesch., IV. S. 271) und dessen übrigen betrachtenden Gedichten (S. 125 unten), der „Resignation“ und den sieben Satiren „Love of fame“ äußerlich und innerlich

verwandt. Auf diese zuletzt gedachten Satiren lassen sich Goethe's Worte von der Frauenverachtung (S. 127 oben) sehr gut anwenden. Allerdings reagiren jene Dichter auch selbst gegen „die Betrachtung der Vergänglichkeit und des Unwerths aller irdischen Dinge" (S. 125 med.), welche besonders in Chesterfield's Schriften Ausdruck findet. Denn der bekannte Vers:

Vain is the world, but only to the vain,

steht in Young's dritter Nacht. Ebenso reagirt dagegen Goethe, abgesehn von dem ganzen Geiste seiner Dichtung, ausdrücklich in der Eingangsbetrachtung des sechzehnten Buchs dieser Biographie.

Mit dem hier (S. 125) von der befreienden Wirkung der wahren Poesie Gesagten berühren sich die bekannten Stellen über den Dichter in den „Lehrjahren" (Buch II, Kap. 2) und im „Faust" (Werke, Bd. XII. S. 8).

Milton's Allegro (S. 126 unten) verscheucht in den ersten zehn Versen die Melancholie des „Penseroso", wie der Anfang dieses Gedichts den Scherz; beide Gedichte gehören zusammen.

Goethe unterläßt hier ein Werk zu nennen, welches der Empfindsamkeit seiner Jugend vorzugsweise zur Nahrung diente, Sterne's Sentimental Journey (s. Werke, Bd. XXV. S. 140). Merck verglich Goethe's Freundin „Lila" mit Yorik's Maria (oben Anm. 433 f), und so begegnet man den Anspielungen auf Yorik in den Schriften damaliger Zeit überall. Auch Goethe's Bruder Martin im „Götz" trug, nach dem Gefühl der Zeitgenossen, Yorik's Farbe.

Dasselbe gilt von Hamlet und seinen Monologen (S. 127). Es ward guter Ton, mit dem „To be or not to be, that is the question" zu spielen; mit diesem Verse im Munde sollte der Graf Stadion, der Gönner von la Roche (oben Anm. 483 a), gestorben sein, ebenso später Wieland, und auch Madame Roland notirte ihn kurz vor der Besteigung des Schaffots (vergl. die Anm. zu Br. 341 der „Sprüche in Prosa").

Endlich Ossian (S. 127), dessen Einfluß „Werther's Leiden" (Bd. XIV. S. 112 flgde) am besten zeigen.

Das Zweite war der Mangel an bedeutenden Handlungen (S. 127 u. 128) im äußern Leben der Nation, die Lethargie, welche nach dem Aufschwunge des öffentlichen Geistes im siebenjährigen Kriege eingetreten war und bis zum Ausbruche der französischen Revolution anhielt. — Das englische Citat S. 126, V. 25 bis 28 des zur Zeit Karl's II. als Pamphlet in Folio o. O. u. J. anonym erschienenen, Anfangs Buckingham,

dann Rochester zugeschriebenen, auch von S. Johnson 1779 unter dessen Werke (English Poets. X. p. 318—326) gestellten, ganz Mephistopheleischen Gedichts: A satyr against mankind, beschließt eine Schilderung des Irrsals, wohin die Vernunft uns führen kann. — Die Verse S. 128 stehen dagegen in des melancholischen Hofdichters Th. Warton 1771 veröffentlichten „Oden, Liedern und Sonetten" als Strophe 9 des ganz Werther'schen Gedichts The Suicide, lautend:

Tho' doom'd hard penury to prove,
And the sharp stings of hopeless love,
To griefs etc.

500. Montesquieu hat die Frage nach der Berechtigung des Selbstmordes (S. 128) an vielen Stellen seiner Schriften erörtert. Goethe giebt hier mehr die Materialien seines Gedankens als seine eignen Worte wieder. In den Considérations sur les causes de la grandeur des Romains et de leur décadence, dem Vorläufer von Gibbon's großer Geschichte, wendet er den Ausdruck Tragödie auf das Leben der Römer zu Cäsar's Zeiten an. Er sagt von Brutus und Cassius: Caton s'était donné la mort à la fin de la tragédie; ceux-ci la commencèrent en quelque façon par leur mort (chap. XII), und zählt zu den Gründen dieser Erscheinung bei den Römern, dem Einfluß der stoischen Philosophie, dem republikanischen Ehrbegriff, dem Anblick der Triumphzüge und der Gefangnen, am Schlusse: une grande commodité pour l'héroisme, chacun faisant finir la pièce qu'il jouait dans le monde, à l'endroit où il voulait. In den Lettres Persanes (L. 76) hatte er die europäischen Strafgesetze gegen den Selbstmord getadelt, im Esprit des Lois (Buch 14, Kap. 12) aber den von Goethe hier gemachten Unterschied zwischen jener römischen Heldensitte und der modernen Manie aus Spleen gleichfalls betont: Nous ne voyons point dans les histoires que les Romains se fissent mourir sans sujet; mais les Anglais se tuent sans qu'on puisse imaginer aucune raison qui les y détermine. Ebenso Voltaire: Les Anglais ont le splin ou la splin, et se tuent par humeur. Ils s'en vantent, car quiconque se pend à Londres, ou se noie, ou se tire un coup de pistolet, est mis dans la gazette. Vergl. Montaigne's Besprechung des Selbstmords vom heidnischen und christlich-ascetischen Standpunkte in seinen „Essais" (Buch I, Kap. 32), und des Satzes

aus Stobäus (Serm. 20): *Καλὸν θνήσκειν οἷς ἔχον τὸ ζῆν γέρας* (Das Sterben ist schön, wenn es Schande bringt zu leben).

501. Die Zeit, in der Goethe Mühe hatte, sich von der Grille des Selbstmords (S. 129) zu befreien, und Betrachtungen über die verschiedenen zu wählenden Todesarten anstellte (S. 128), kann nur diejenige gewesen sein, auf welche seine Erzählung hindeutet, die nämlich, in welcher Jerusalem sich erschoß, der Herbst des Jahres 1772. Nur in seinen Briefen an Kestner aus dieser Periode (Nr. 9, 15, 21, 30, 58, 69, 72) treffen wir Aeußerungen an, welche auf eine solche „Grille" schließen oder wenigstens sich damit vereinigen lassen. Wir notiren aus Nr. 15, der Antwort auf die falsche Nachricht von Gouë's Selbstmord (s. Anm. 456), die im Geiste Werther's gesprochenen Worte: „Ich ehre auch solche That und bejammere die Menschheit und laß alle ..... kerle von Philistern Tobacksrauchs-Betrachtungen drüber machen und sagen: Da habt Ihr's. Ich hoffe nie meinen Freunden mit einer solchen Nachricht beschwerlich zu werden" —, und nach Empfang der wahren Nachricht von Jerusalem's Tode aus Nr. 30: „Ich dachte aber, alle ihre [Vettens] Antwort in doch nur: wir wollen's so gut sein lassen, und erschießen mag ich mich vor der Hand noch nicht", endlich aus Nr. 69: „Wenn ich kein Weib nehme oder [noch] mich erhänge, so sagt, ich habe das Leben recht lieb oder was, das mir mehr Ernst macht, wenn Ihr wollt", wobei wir bemerken, daß die Stelle in Nr. 81: „Ein Nix, und all die siebenfache Bastteile sind entzwei" allein auf die Frankfurter „Stadt-Civil-Verhältnisse" zielt. Aehnlich wie Goethe in Nr. 30) Lessing, ed. Lachmann, XII, S. 508.

502. Ueber Ajax (S. 128), dessen Todesart auch Brutus wählte, während Cassius seinen Schildträger verpflichtete, ihn zu tödten, über Seneca, auf den die Oeffnung der Adern, und die Mithridates, auf welche die Natter weist (S. 129), stellt Goethe den römischen Kaiser Otho (def.) sowol wegen der Beweggründe der That als auch wegen der Art ihrer Ausführung. Das Sueton und Plutarch (Otho 17) Erzählung liegt zu Grunde. Auch Tacitus (Historiarum lib. II. c. 49 u. 50) erzählt der That ein unbedingtes Lob (*laetius egressum*). Vor der letzten Ruhe prüfte Otho zwei Dolche und verwahrte den einen unter dem Kopfe, um ihn beim Tagesanbruch, noch im Bette, in seine Brust zu stoßen (Post haec,

sedata siti gelidae aquae potione, arripuit duos pugiones, et explorata utriusque acie, cum alterum pulvino subdidisset, foribus adopertis, arctissimo somno quievit. Et circa lucem domum expergefactus, uno se trajecit ictu infra laevam papillam. Sueton, Otho XII. Othe also war Goethe's Vorbild, und dies bestätigt Gœde's „Notizen" (S. 89), wo „Götz" sich nur tödten will, wenn er tatsächlig genug wäre, sich „einen Stahl ins Herz zu drücken".

503. Auf einmal erfahre ich die Nachricht von Jerusalem's Tode und unmittelbar darauf die genauste und umständlichste Beschreibung des Vorgangs (S. 130 oben). Dies ist richtig, vom Herbst 1772 verstanden.

Am 30. Oktober dieses Jahres hatte sich Jerusalem erschossen. Schon den andern oder den dritten Tag erhielt Goethe die Nachricht, wie seine Antwort an Kestner (Nr. 18) zeigt. Unmittelbar darauf reisten Goethe und Schlosser zum Besuch nach Wetzlar, wo sie vom 6. bis zum 10. November verblieben (Kestner, Nr. 19 u. 21). In dieser Zeit erfuhr Goethe mündlich alle Einzelnheiten des Tagesereignisses, besonders von seinem Freunde Kielmannsegge, der Jerusalem am Genauesten gekannt hatte. Denn wenige Tage nach der Rückkehr schreibt er aus Darmstadt an Frau von la Roche: „Merck sagt mir, daß Sie von Jerusalem's Tode einige Umstände zu wissen verlangen. Die vier Monate in Wetzlar sind mir neben einander herumgestrichen, und jetzo acht Tage nach seinem Tode war ich dort. Baron Kielmannsegge, Einer der Wenigen, denen er sich genähert, sagte mir: ‚Das, was mir Wenige glauben werden, was ich Ihnen wol sagen kann, das ängstlichste Bestreben nach Wahrheit und moralischer Güte hat sein Herz so untergraben, daß mißlungne Versuche des Lebens und Leidenschaft ihn zu dem traurigen Entschlusse hindrängten.' Ein edles Herz und ein durchdringender Kopf, wie leicht von außerordentlichen Empfindungen gehen sie zu solchen Entschließungen über, und das Leben — was braucht', was kann ich Ihnen davon sagen! Mir ist's Freude genug, dem abgeschiedenen Unglücklichen, dessen That von der Welt so unfühlbar zerrissen wird, ein Ehrenmal in Ihrem Herzen errichtet zu haben" (Ungedr.).

Bei jenem Besuche in Wetzlar hatte Kestner die umständliche Beschreibung des Vorgangs (S. 130) Goethe'n zugesagt; in dem Schreiben Nr. 25 erinnerte Dieser daran; er erhielt sie zu Darmstadt noch im November (als Nr. 28 unter

den Kestner'schen Briefen) und damit die Grundlage, wenigstens des Faktischen, der Begebenheit, der Fabel (S. 129 unten) seines Romans. „Das gewissenhafte Detail nimmt ganz hin", schrieb er der Koblenzer Freundin bei Uebersendung einer Abschrift dieser „authentischen Nachricht" im Januar 1773 (Nr. 3 bei L. Assing, a. a. O. S. 370, und Kestner Nr. 47). Insofern entspricht Goethe's Darstellung S. 130 oben genau der Wirklichkeit; nicht dagegen entspricht ihr die Einfügung von „Jerusalem's Tod" in die thatsächlichen Vorgänge weiter unten auf Seite 131: aus jenem „Traum" konnte Goethe durch die Nachricht von Jerusalem's Tode nicht geschüttelt werden, weil die peinliche Lage (S. 130), der unerträgliche Zustand (S. 131), in den er durch seine Verbindung mit der jungen Frau Brentano gerathen sollte, erst im Januar 1774 geschaffen wurde. Die Herleitung seiner Konzeption aus der Aehnlichkeit dessen, was ihm im Augenblicke selbst widerfuhr, mit dem, was man von Jerusalem's unglücklicher Liebe zu Frau Herd (Anm. 471) wußte, ist in Uebereinstimmung mit den Thatsachen, da die Verheirathung jener Frau, an welche den Dichter eine alte Neigung fesselte, und deren Uebersiedelung nach Frankfurt in seine unmittelbarste Nähe mit der Abfassung des Romans zeitlich genau zusammenfallen (s. auch Merck's Br., III. S. 167).

Alle übrigen Um- und Mißstände, welche sich aus dieser Neigung und aus dem Eintritt in den Zirkel der jungen Frau ergaben und in dem Abschnitt S. 130 „Frau von la Roche hatte" bis zu dem neuen Abschnitte „Jerusalem's Tod" S. 131 im Einzelnen, so weit wir sehen können, in den Farben der Wirklichkeit wiedergegeben sind, entwickelten sich dagegen erst allmählich im Laufe der Jahre 1774 und 1775 und konnten daher nur in ihren Anfängen und in geringem Maße auf den Roman mit einwirken.

504. Die vorhandenen Briefe Goethe's aus dieser Zeit berühren Maximiliane Brentano mehrfach (zu S. 130 u. 131). Nach dem Besuche im September 1772 (Anm. 482) blieb Goethe mit ihrer Mutter in fortlaufender Korrespondenz; Maximiliane bildet, besonders seit ihrer Verheirathung, den Hauptgegenstand derselben. Wiedergesehn hatte Goethe Beide unmittelbar nach dem Erscheinen des „Götz", im August 1773 zu Frankfurt in der Gesellschaft der Fahlmer und der Betty und Lotte Jacobi. Nach ihrer Abreise schreibt Goethe an Kestner (Nr. 80): „Mad. la Roche war hier, sie hat uns acht glückliche Tage

gemacht; es ist ein Ergetzen, mit solchen Geschöpfen zu leben". Wie Goethe seine Schwester in Verbindung mit den Wetzlarer Freunden (Kestner, Nr. 20. 31, 32, 38, 44, 45 und 113) und den Darmstädtern gebracht hatte (Anm. 476 und Kestner 81), so auch mit der Familie der Koblenzer Freundin. Bei ihr hielt sich Kornelie im Sommer 1773 längere Zeit zu Ehrenbreitstein auf. Aus jenem Jahre haben wir die Aeußerungen Goethe's über die junge la Roche: „Von Ihrer Max kann ich nicht lassen, so lang ich lebe, und ich werde sie immer lieben dürfen", und später, da sie sich gegen Ende des Jahrs mit Brentano verlobt hatte: „Aufs neue Jahr haben sich die Aussichten für mich recht romanhaft kastenmäßig aufgeputzt. Max la Roche heirathet hierher. Ihr Künftiger scheint ein Mann zu sein, mit dem zu leben ist und also, heia!! wieder die Anzahl der braven Geschöpfe vermehrt" (am 31. Dezember 1773 an Betty Jacobi, Nr. 7) und „die liebe Max de la Roche heirathet — hierher einen angesehnen Handelsmann. Schön! Gar schön" (An Kestner, Nr. 83).

505. Die Hochzeit wurde am 9. Januar 1774 zu Ehrenbreitstein gefeiert, und am 13ten traf das Paar, begleitet von der Mutter la Roche, in Frankfurt ein. Letztere blieb dort bis zum 31. Januar. An den Familienlichkeiten, die sich hier anschlossen, nahm Goethe ununterbrochen Theil, und auf diese Art trat er, zugleich mit seiner erst siebzehnjährigen Freundin, in die ihm bisher fremd gebliebnen Kreise der italienischen Kolonie seiner Vaterstadt ein.

Aus dieser Zeit folgende Aeußerungen an Betty Jacobi von Anfang Februar: „Diese drittehalb Wochen her ist geschwärmt worden, und nun sind wir [so] zufrieden und glücklich, als man's sein kann. Wir sag' ich; denn seit dem funfzehnten Jenner ist keine Branche meiner Existenz einsam. Und das Schicksal, mit dem ich mich herumgebissen habe so oft, wird jetzt höflich betitelt: das schöne, weise Schicksal; denn gewiß, das ist die erste Gabe, seit es mir meine Schwester nahm [seit vor. Nov. verheirathet], die das Ansehn eines Aequivalents hat. Die Max ist noch immer der Engel, der mit den simpelsten und wertheften Eigenschaften alle Herzen an sich zieht, und das Gefühl, das ich für sie habe, worin ihr Mann eine [nie?] Ursache zur Eifersucht finden wird, macht nun das Glück meines Lebens", und einige Wochen später an Kestner (Nr. 97): „Die Max la Roche ist hierher verheirathet, und das macht Einem das Leben noch erträglich, wenn anders dran etwas erträglich zu

machen ist". Dann Merck's Schreiben an seine Frau vom 29. Januar 1774 (III. Nr. 32): „La semaine passée je fus à Francfort voir notre amie de la Roche. C'est un assez singulier mariage que celui qu'elle a fait faire à sa fille. C'est un homme assez jeune, mais chargé de 5 enfans, d'ailleurs assez riche, mais un négociant qui a fort peu d'esprit au-delà de celui de son état. C'était un triste phénomène pour moi d'aller chercher notre amie à travers des tonneaux de harengs, des fromages. Il paraît qu'elle s'est laissée induire par Mr Dumeix [Goethe oben S. 130] qui n'a consulté que la fortune et l'avantage particulier pour lui d'avoir une maison agréable à fréquenter. Tu aurois dû voir Mme de la R. faire tête à tous ces propos et badinages de ces gros marchands, supporter leurs dîners magnifiques et amuser leurs lourds personnages. Il s'est passé des scènes terribles, et je ne sais, si elle ne sera pas accablée sous le fardeau de ses regrets. Goethe est déjà l'ami de la maison, il joue avec les enfans et accompagne le clavecin de Mme avec la basse [dem Violoncell]. Mr Brentano, quoique assez jaloux pour un Italien, l'aime et veut absolument qu'il fréquente la maison."

506. In diese Zeit nun fällt die Abfassung des „Werther". Am 31. Januar endigte das „Schwärmen" mit der Abreise der Frau von la Roche: am andern Morgen begann Goethe den Roman. Schon 1847 hat Düntzer aus dem ganzen Zusammenhange der Ereignisse den Februar und März 1774 als die Abfassungszeit festgestellt (Bl. f. l. Unterh. 1847, Nr. 279, und „Studien" 1849, S. 114). Goethe's Briefe an Sophie la Roche bestätigen jene Annahme ausdrücklich, und zwar die Briefstelle aus jenem Februar: „Das liebe Weibchen hat Ihnen was von einer Arbeit geschrieben, die ich angefangen habe, seit Sie weg sind, wirklich angefangen; denn ich hatte nie die Idee, aus dem Sujet ein wirkliches Ganze zu machen" — und aus Anfang Juni, als sich Frau von la Roche zur goldnen Hochzeit des Kaufmann Allesina'schen Ehepaares (30. Mai) und der Geburtstagsfeier ihrer Tochter Max (31. Mai) in Frankfurt aufhielt: „Sie werden sehen, wie Sie meinem Kad Schwanz geben, wenn Sie meinen „Werther" lesen; den fing ich an, als Sie weg waren, den andern Tag, und an Einem fort! Fertig ist er." Sophie las jedoch in der Handschrift nur den ersten Theil.

Wie im vorigen Jahre in der Fastenzeit zum „Götz", so isolirte der Dichter sich in diesem zu der Arbeit am Roman, von dem er jedoch sich mit seinen Nächsten unterhielt. Gleich der jungen Frau Brentano wußte auch Merck davon, der am 14. Februar [illegible] Frau (III. Nr. 33) über Goethe schreibt: „Le grand succès que son drame a eu, lui a tourné un peu la tête. Il se détache de tous ses amis et n'existe que dans les compositions, qu'il prépare pour le public. Il doit réussir dans tout ce qu'il entreprend, et je prévois qu'un roman, qui paraîtra de lui à Pâques, sera aussi bien reçu que son drame. A côte de cela il a la petite Mme Brentano à consoler sur l'odeur de l'huile, du fromage et des [les?] manières de son mari." Damit ist aber nicht ausgeschlossen, daß Goethe den Stoff des „Werther" nicht schon früher in seiner Seele verarbeitet und nicht zu den verschiedensten Zeiten versucht hätte, ihn dichterisch zu gestalten. Darauf deuten mehrere briefliche Aeußerungen des letzten Jahres.

507. Den Zirkel des Brentano'schen Ehepaars bildeten:

a. der Dechant des Kollegialstifts zu Sankt Leonhard, zuletzt Propst zu Erfurt, Dumeix (S. 130), der, Merck zufolge, eben zur Heirath beigetragen. Schon zu Ende des Jahrs 1771 hatte Sophie la Roche die Bekanntschaft ihrer beiden Freunde, „zweier edeldenkender, rechtschaffener Männer", des Dechanten und Merck's vermittelt (Dessen Br., I. S. 30). Auch Wieland gehörte zu seinen Freunden (Düntzer's Frauenb., S. 213, Note). Nach den Briefen jener Zeit verweilte Goethe oft bei ihm im Garten der Dechanei; namentlich in Goethe's Briefen an Sophie wird er oft erwähnt, „der liebe Dumeix" (An Betty Jacobi, Nr. 8).

b. Frau Servière, aufs Engste mit Dumeix, der sie täglich besuchte, und mit der Familie Brentano verbunden. Ihr Gatte, Besitzer einer großen Parfümerie-Fabrik zu Lünel in Frankreich, besuchte seine in Frankfurt wegen des dortigen Parfümerie-Geschäfts wohnende Familie, Frau und fünf Kinder, nur zur Zeit der Messen. Die „sehr geistreiche und angenehme, aber ernste Frau" (Düntzer's Frauenb., S. 214) war damals etwa 43 Jahre alt. Ein Fall der Friedensstiftung bei kleinen Zerwürfnissen (zu S. 131, Z. 18) wird in einem Briefe Goethe's an Sophie aus dem Dezember 1774 (nach der Rückkehr von Mainz) erzählt: „Ein Mißverständniß zwischen der Servière

und der Kleinen, nichts als Mißverständniß — und so ein Ding reißt fort wie eine gefallne Masche in einem Strumpf, man hätt's im Anfang mit einer Nadel fangen können. Nächsten Konzertabend will ich die Kleine vornehmen; heut war ich bei der alten Base [Dem. Catanelli], die recht gut ist. So geht's in der Welt und bin trefflich, solche Sachen einzugleichen" (Ungedr.). Wahrscheinlich ist bei der in dem Briefe an Betty Jacobi Nr. 8 erwähnten „Freundin" an die Servière zu denken.

c. Die Allesina-Schweitzer'sche Familie (S. 130 unten), ganz der italienischen Kolonie angehörig. Der reiche Kaufmann, wie auch kurf. baierischer Geheimer Rath von Schweitzer, Erbauer eines der schönsten Häuser auf der Zeil (des jetzigen Russischen Hofs, s. Werke, Bd. XXVI. S. 30), war der Sohn eines Veroneser Kaufmanns Suaizar und seine Gattin die Tochter des Kaufmanns Allesina und der Frau A., geborne Brentano. Die Allesinas feierten am 30. Mai 1774 im Hause ihres Schwiegersohnes zu Sindlingen bei Höchst ihre goldne Hochzeit, auf der sich Goethe mit dem ganzen Kreise zusammenfand. Er ward mit dem Sohne, dem spätern Schöff von Schweitzer, den er noch 1814 besuchte, und dessen Schwester Wilhelmine näher bekannt.

508. Die Eifersucht Brentano's und Rücksichten auf den guten Ruf der jungen Frau bewogen Goethe bald, das Haus Brentano ganz zu meiden (s. S. 131). Davon ist in den Briefen nach Ehrenbreitstein viel die Rede, da Frau von la Roche ihn bat, diese Enthaltsamkeit aufzugeben. Aber er antwortete: „Wenn Sie wüßten, was in mir vorgegangen ist, ehe ich das Haus mied, Sie würden mich nicht zurückzulocken denken." Nur außer dem Hause, besonders im Theater und im Konzert begegnen sie sich: „Die liebe Max seh ich selten, doch wenn sie mir begegnet, ist's immer eine Erscheinung vom Himmel." Dazu Aeußerungen wie am 15. Sept. 1774: „Sie [die Max] schickt sich mit viel Fassung in die Umstände" [als Stiefmutter von fünf Kindern]; ein andermal läßt sie ihre Mutter durch Goethe bitten, „ihr im Briefe Bewegung zu rathen", wobei Goethe hinzusetzt: „Die arme Puppe stickt so zu Hause". Im März 1775 glaubt er Brentano's Zutrauen ganz gewonnen zu haben: „und so hoff ich, daß ich der Kleinen künftig keinen Verdruß mehr und vielleicht eine angenehme Stunde hie und da machen werde"; dies geschah damals und nach der Rückkehr aus der

Schweiz im Juli, als er sich im Hause wieder einfand und mit der schönen Frau musizirte: „Wie's nun gehen wird, weiß Gott. Brentano ist nicht eifersüchtig, sagt er.“ Man kennt Goethe's Gespräch mit Born über sein Verhältniß zu Lotte, dessen er in dem Briefe an Kestner Nr. 68 gedenkt; mit derselben Reinheit und sittlichen Ueberlegenheit spricht er sich auch über sein Verhältniß zur Max der Mutter gegenüber aus: „Ich hab' ihr [der Max] mein Wort gehalten und versprach ihr, wenn ihr Herz sich zu ihrem Manne neigen wollte, wolle ich wiederkehren, ich bin wieder da und bleibe bis an mein Ende, wenn sie Gattin und Hausfrau und Mutter bleibt. Amen“ (den 28. März 1775).

509. **Dieses Verklein einem Nachtwandler ähnlich geschrieben** (S. 132): vergl. Sprüche in Prosa Nr. 213. **Wie nach einer Generalbeichte** (S. 132): vgl. Bd. XXV. S. 140: „Ich hatte mich persönlich von diesem Uebel zu befreien gesucht“, und: „Werther bei seinem Erscheinen in Deutschland hatte keineswegs, wie man ihm vorwarf, eine Krankheit, ein Fieber erregt, sondern nur das Uebel aufgedeckt, das in jungen Gemüthern verborgen lag.“

510. **Die Wirklichkeit in Poesie verwandelt** (S. 132): vergl. Thl. IV. S. 56 die Worte Merck's: „Deine unablenkbare Richtung ist, dem Wirklichen eine poetische Gestalt zu geben; die Andern suchen das sogenannte Poetische .... zu verwirklichen“, und Goethe im biogr. Schema 1775: „Der Dichter verwandelt das Leben in ein Bild, die Menge will das Bild wieder zu Stoff erniedrigen“ (Goedeke, II. S. 885; vergl. Werke, Bd. XIX. Nr. 363).

511. **Merck war zu Weihnachten 1773 von Petersburg zurückgekommen** (S. 132 unten). Von den vielen Geschäften, die ihn in diesem Winter in Anspruch nahmen, Rechnungslegung u. s. w. erfahren wir aus seinem Schreiben an Nicolai vom 29. März 1774, dem Todestage der Landgräfin (Briefe, III. Nr. 86). Da Merck um diese Zeit sich in die Schweiz zu seiner dort verweilenden Familie begab und nicht vor Mitte Juni von da zurückkehrte, so wäre der S. 133 erzählte Vorgang erst in die zweite Hälfte des letztgedachten Monats zu verlegen. Am 16ten Juni hatte Goethe an Sophie la Roche geschrieben: „Merck ist wieder da mit Sack und Pack, das ist mit Weib und Kindern; noch hab' ich nichts von ihm gehört.“ Am 28sten hatten sie sich aber wiedergesehn, da Merck an diesem Tage Nicolai von

Goethe's neuen Arbeiten in Kenntniß setzt, zugleich seine große Unzufriedenheit mit seiner Lage ausspricht und den dringenden Wunsch nach einer Versetzung äußert. In dieser zweiten Hälfte des Juni dürfte Goethe seinem Freunde den diesem im Allgemeinen schon vom Winterbesuche her bekannten Roman vorgelesen haben, oder dies wäre schon in der Mitte des März kurz vor dem Ableben der Landgräfin geschehn, wie Düntzer annimmt (Studien, S. 116). Bereits in dem Briefe an Lavater vom 26sten April d. J. (s. Thl. II. S. 340 oben) konnte Goethe die Zusendung des Manuskripts versprechen, „denn bis zum Druck währt's eine Weile". Es mag sein, daß der Buchhändler Weygand zu Leipzig (S. 133) grade am Hochzeitstage der Kornelia Goethe, dem 1sten November des verflossenen Jahres, den durch den „Götz" plötzlich berühmt gewordenen Dichter um ein Manuskript ersucht hatte: jedenfalls konnte Dieser dem Wunsche erst ein halbes Jahr später genügen. Wahrscheinlich aber liegt eine Verwechslung zu Grunde. Denn die Stelle in dem nicht adressirten Schreiben vom 6. Mai [März?] 1774 (Bernays, D. j. Goethe, III. S. 15; s. auch v. Biedermann's Leipzig, II. S. 25): „Vielleicht kommt noch auf die Ostermesse was von mir; ich weiß noch nicht, ob es einen Verleger finden wird, es ist ein Bißchen toll", kann sich doch nur auf den Roman beziehn. Nach einer Frankfurter Tradition hätte Varrentrapp daselbst den ihm angebotenen Verlag abgelehnt (Vierzig Jahre aus dem Leben eines Todten, 1848, I. S. 139). In der letzten Woche des September erst konnte Goethe das Buch versenden (Kestner, Nr. 104 vom 23. September, und 105). Er schreibt Montag den 19ten an Sophie la Roche: „Donnerstag früh [also den 22sten] geht ein Exemplar Werther an Sie ab. Wenn Sie und die Ihrigen es gelesen, schicken Sie's weiter an Fritz [Jacobi], ich hab' nur drei Exemplare und muß also diese zirkuliren lassen". Die Verbreitung neuer Bücher war aber damals so langsam, daß Herder den Roman seines Freundes am 14ten November noch nicht kannte (Hamann's Schr., V. S. 196), wogegen Lessing ihn durch Eschenburg's Vermittlung, schon zu Ende Oktober erhalten hatte (Dessen Brief vom 26. Oktober 1774).

512. Würde eines gedruckten Buchs (S. 134): vgl. „Sprüche in Prosa", Nr. 173 über das Buch als etwas Heiliges. Sie entwickelt die Gesinnungen und Handlungen

in ihrer Folge (S. 134); vergl. oben Thl. II. S. 129: „Unsere Empfindungen, Neigungen, Leidenschaften sollen mit Vortheil entwickelt und gereinigt werden", und S. 362, Anm. 510.

513. Die Recensionen über den sogleich in vielen Nachdrucken verbreiteten Roman (S. 134) begannen schon im Oktober (im Hamburger Korrespondenten) und in den Frankfurter gel. Anzeigen am 1. und am 15. November, die letztere von Deinet selbst, der darin gegen die frühere enthusiastische opponirt. In Düntzer's „Studien" findet man die wichtigeren ihrem Inhalte nach und sonst in Wenzel's „Aus Weimar's goldnen Tagen", nebst der übrigen Werther-Literatur; vergl. auch Goedeke, II, S. 881—883. Von Goethe's Schriften hat nur der „Faust" ein größeres Gefolge.

Nicolai's „Freuden des jungen Werther's. Leiden und Freuden Werther's des Mannes. Voran und zuletzt ein Gespräch. Mit Titelkupfer von Chodowiecki. Berlin 1775" erschienen schon zu Anfang des folgenden Jahrs als ein Symptom des Zwiespalts zwischen der Berliner Aufklärung und dem neu erwachten poetischen Leben, der noch zwanzig Jahre später in dem Xenienkampfe das literarische Deutschland in zwei Lager theilen sollte.

Von Goethe's Gegenschriften (S. 135) ist „der prosaische Dialog zwischen Lotte und Werther", den Goethe für verloren hielt, als „Anekdote zu den Freuden des jungen Werther's" i. J. 1862 durch Freiherrn v. Biedermann in Druck gegeben worden und seitdem in Band X unsrer Ausgabe der Werke (S. 521—532) aufgenommen. Die beiden Gedichte stehen Bd. III. S. 138. Das erste hatte Goethe an Boie 1775 für dessen Almanach gesandt, der es jedoch zurückhielt (s. die Note 1 a. a. O.). Den alten Reim des zweiten Gedichts wüßten wir nicht nachzuweisen; doch dürften die beiden letzten Verse aus demselben erwachsen sein, wie auch die oben Thl. II. S. 284 mitgetheilten eignen Worte Nicolai's.

514. Der Abschnitt „Auf diese Weise bedrängt" (S. 137) bis „doch mehr als alle Zerstreuungen" (S. 138) findet seine Ergänzung in dem Abschnitt „Allgemeine Betrachtungen" zu Anfang der Vierten Abtheilung von Goethe's „Geschichte der Farbenlehre". Darauf die Stellen: „Sobald die Welt den einzelnen Strebenden erblickt, sobald erschallt ein allgemeiner Aufruf, sich ihm zu widersetzen", und: „Diese Epoche ist [also] gewöhnlich die des Konflikts, und man kann niemals sagen, daß

diese Zeit Ehre von einem Manne habe. Die Ehre gehört ihm selbst an, und zwar ihm allein und den Wenigen, die ihn begünstigen und mit ihm hasten". Vergl. Werke, Bd. II. S. 387, Nr. 4:

„Hätten Sie mich beurtheilen können,
So wär' ich nicht, was ich bin" —

und zu den „äußern Berührungen, [die] niemals mit der Epoche unserer innern Kultur zusammentreffen", am Schlusse des Abschnitts die Verse aus dem „Divan", Buch V. Nr. 12:

„Ihr Bemühn, ihr guter Wille
Hinkt nur nach dem raschen Leben,
Und was Du vor Jahren brauchtest,
Möchte sie [die Welt] Dir heute geben."

515. Der Zusammenhang der Geschichte des Romans mit Jerusalem's traurigem Schicksale (S. 136) war ein öffentliches Geheimniß. Wegen dieses Zusammenhangs beeilte sich Eschenburg, das Buch sofort an Lessing zu senden, da Beide Jerusalem so nahe gestanden, und Lessing hob diese Beziehung in dem zu Ende der Anm. 511 angeführten Briefe ausdrücklich hervor. Ebenso schreibt der jüngere Boie zu Ende des Jahrs 1774: „Das Meiste in der Geschichte soll auch wahr sein. Goethe soll die Schicksale eines seiner Freunde beschrieben haben, freilich wol ein Bischen unkenntlich gemacht" (Dr. Rhde in „Göttingen vor 100 Jahren", J. Neuen Reich 1874, S. 290, u. Merck. III. S. 107).

Die Hauptzüge von der Geliebtesten (S. 137 oben); Lotte Buff war blond und blauäugig; Schilderungen der Lotte im „Werther", z. B.: „Wie ich mich unter dem Gespräche in den schwarzen Augen weidete" (Werke, Bd. XIV. S. 32) sind ihr daher fremd und weisen auf Marie Brentano (s. oben Anm. 483 c).

Dergleichen peinliche Forschungen .... begleiteten mich durchs ganze Leben (S. 137); vergl. in der „Italienischen Reise" die Begegnung mit einem Engländer in Neapel, den 22. Mai 1787. In der ursprünglichen Fassung der zweiten römischen Elegie pries der Dichter sich glücklich, nicht den politischen Gesprächen, sondern dem Fragen nach Werther und Lotte entronnen zu sein (Werke, Bd. V. S. 314 u. III. S. 123):

„Glücklich bin ich entflohn! Sie kennet Werther'n und Lotten,
Kennet den Namen des Manns, der sie sich eignete, kaum."

516. Der Lust, Alles, was im Leben einiger-

maßen Bedeutendes vorging, zu dramatisiren (S. 138), entsprangen die sechs polemischen Dichtungen, welche im achten Bande der Werke, S. 133 flgde, zusammengestellt sind. Davon erwähnten wir den „Pater Brey" und den „Satyros" bereits oben (Anm. 485). Goethe nennt diese Produktionen belebte Sinngedichte; solchen epigrammatischen Charakter hat nicht nur die einer spätern Zeit angehörige „Walpurgisnacht" des „Faust", namentlich dessen „Intermezzo", sondern auch ein großer Theil der ältern Scenen dieses zu einer Tragödie erweiterten Puppenspiels. Die kleinsten Stücke dieser Art finden sich unter den gemischten Gedichten (S. 139). Damit zielt Goethe wol hauptsächlich auf die zum Theil dialogisirten Kunstgedichte der Zeit, welche in der Ausgabe der Gedichte von 1812 unter jener Rubrik stehen. Eben dahin gehören aber auch die kleinen, im „Wandsbecker Boten" 1773 und 1774 zuerst veröffentlichten Epigramme „Autoren", „Rezensent", „Dilettant und Kritiker" und „Katechisation".

Für zerstoben und verloren (S. 139) wird Goethe auch das ganz hieher zu ziehende Concerto dramatico (Werke, Bd. V. S. 241 flgde) gehalten haben. „Hanswurst's Hochzeit" hat sich nur fragmentarisch mittheilen lassen (Bd. VIII. S. 233 flgde). Ueberhaupt nicht wieder ans Licht getreten ist die Farce „Das Unglück der Jacobis" aus dem Winter 1773 auf 1774. Höpfner schreibt darüber an Raspe den 23. April 1774: „Als ich das letzte Mal bei dem Manne in Frankfurt logirte . . ., las er mir ein angefangenes excellentes Ding vor: das Unglück der Jacobis. Wenn es fertig ist, sollen Sie es auch haben. Die beiden Jacobi werden darin wacker gepeitscht" (Heim. Jahrb., III. S. 68). Diese Farce schickte Goethe am 28. Mai 1774 an Klopstock mit den Worten: „Hier haben Sie [also] ein Stück, das wol nie gedruckt werden wird, das ich bitte mir gerade zurückzusenden." Dr. Redlich, der jenes Schreiben zuerst veröffentlicht (Im N. Reich, 1874. Nr. 35, S. 340), erbringt zum Beweise, daß das Stück eben die Farce gegen Jacobi gewesen, einen Brief von Voß an Boie vom 4. April desselben Jahrs mit der Stelle: „Klopstock will gern Goethens Prologe gegen Wieland und Jacobi sehn. Sie dürfen's ihm [Goethe'n] schreiben, Herr Boie, daß es Klopstock will." Dieser Wunsch wurde Goethe nun zwar nicht durch Boie, sondern durch Schönborn in Alzier mitgetheilt, und daraufhin erfolgte jene Sendung; daß aber nur der zweite „Prolog" der überfandte

gewesen, ergiebt sich daraus, daß die Farce gegen Wieland im April schon gedruckt war. In Folge der bald darauf mit Fritz Jacobi geschlossenen Freundschaft unterdrückte Goethe später das gegen Diesen und dessen Bruder gerichtete Stück.

517. Das Jahrmarktsfest (S. 138 unten) kam 1774 als zweiter Theil des „Neueröffneten moralisch-politischen Puppenspiels" bei Weygand heraus. Den ersten Theil bildeten „Des Künstlers Erdewallen", den dritten und letzten das „Fastnachtsspiel vom Pater Brey". Goethe hatte das Ganze mit Prolog seinem Freunde Klinger (s. den Schluß der Anm. 529) zur Veröffentlichung überlassen. Die Zeit der Abfassung steht nicht genau fest; es können auch für die verschiedenen Bestandtheile verschiedene Entstehungszeiten angenommen werden. Die oben (Anm. 485) angeführten Worte Merck's von den persönlichen Beziehungen der Goethischen „Pasquinaden" müssen grade von diesen Stücken gelten. Am Frühsten finden wir das „Jahrmarktsfest" erwähnt in den Schreiben von Herder's Braut v. April (Nachl., III. S. 489) und von Goethe an die la Roche v. 11. Juli 1773 („Meinen Jahrmarkt halt' ich mir vor. Ihnen selbst zu lesen"). Das Stück wird daher in der Zeit nach der Beendigung des „Götz" und vor der Reise nach Darmstadt um die Mitte des April 1773 als eine Erholungsarbeit entstanden sein. Für den „Pater Brey", das in dasselbe eingelegte Schönbartspiel, zumal war mit Herder's Verheirathung am 1. Mai desselben Jahres jeder Anreiz weggefallen, Leuchsenring's Verhalten zu Herder's Braut, in der Art, wie dies in jenem Spiel geschieht, zu parodiren. Wenn auch die Jacobischen Frauen das „Orgelum Orgelei" des Schattenspielmanns erst im November 1773 anstimmten (Briefw. zwischen Goethe u. Jacobi, S. 11; vergl. Nr. 4 an Fahlmer), so wird das Puppenspiel gleichwol schon durch die Frankfurter Ostermesse 1773 hervorgerufen sein; daß diese dazu angethan war, zeigt der Schluß des Briefs an Kestner vom 14. April dieses Jahrs (Nr. 67).

518. Der Prolog zu Bahrdt's Neuesten Offenbarungen (zu S. 139 oben; s. Strehlke's Vorbemerkung, Werke, Bd. VIII. S. 247 flade) ward durch Höpfner im Februar 1774 zu Gießen in Druck gegeben. In dem Schreiben an Racue vom 23. April (Anm. 516) frägt Höpfner: „Goethens Prolog auf die Bahrdt'sche Bibelübersetzung ist Ihnen doch bekannt? Wo nicht, so steht er Ihnen zu Befehl." Es ist die letzte Kundgebung Goethe's aus damaliger Zeit gegen den herrschenden

Rationalismus und die unhistorische Auffassung der Bibel, eine „verhohlne" Recension in dramatischer Form, dem Sinne nach sich anreihend an Goethe's Beiträge zu den Frankfurter gel. Anzeigen. Gleichzeitig lesen wir von Herder in der Königsberger Zeitung 1774: „Bahrdt schrieb neue Offenbarungen Gottes im achtzehnten Jahrhundert, d. i., wie die alten Offenbarungen durch Christum, Evangelisten und Apostel, wenn sie durch Bahrdt sprechen sollten, sprechen würden." — Der Besuch des Doctor Bahrdt (S. 139) fand erst im folgenden Jahre (1775) statt, als derselbe bei dem Uebergange von Gießen nach Marschlins durch Frankfurt reiste (s. Werke, Bd. VIII. S. 248).

519. Von Möser's patriotischen Phantasien (S. 139—141) ist noch einmal im Funfzehnten Buche auf Seite 185 die Rede; da sich Goethe mit Möser's Tochter, Frau von Voigts (S. 139), auch erst nach dem darin erzählten Besuche bei den Weimarischen Prinzen, am 28. December 1774, in Verbindung setzte, so besprechen wir Goethe's Verhältniß zu Möser erst in den Anmerkungen zu jenem Buche.

Vierzehntes Buch (S. 143 bis 173).

520. Dasselbe behandelt nach den Schilderungen von Lenz, Wagner und Klinger aus dem Sommer 1774 nachstehende Rubriken des biographischen Schema's (Fortsetzung von Nr. 4, 46, 68, 95, 130, 167, 208, 257, 318, 386, 388, 427 u. 481):

1774. Reise nach Ems. — Lavater. Basedow. Koblenz. — Reise nach Köln. — Jacobis. Jabach. — Düsseldorf. — Rückreise. — Aperçu des Mahomet's. — Plan desselben.
(Goedeke's Grundr., II. S. 878.)

---

521. In den einleitenden Worten (S. 143 u. 144) versucht Goethe, seinem Straßburger Freunde Lenz, dessen Aeußeres und humoristisches Talent im Elften Buche (S. 46 bis 48) geschildert sind, seine Stelle in der allgemeinen Zeitbewegung anzuweisen, welche Lavater und Jacobi, die Helden gleichsam dieses Buchs, in vorderster Reihe repräsentiren.

Was hier unter den „strengsten sittlichen Forderungen" bei der „größten Fahrlässigkeit im Thun" und unter der „halben

Selbſtkenntniß" gemeint iſt, erklärt Nr. 2 der Sprüche in Proſa: „Wie kann man ſich ſelbſt kennen lernen? Durch Betrachten niemals, wohl aber durch Handeln" u. ſ. w., ferner Nr. 456 daſelbſt und das in der Note zu dieſem Spruch allegirte Wort: „Der Menſch kennt nur ſich ſelbſt, inſofern er die Welt kennt." Von einem ſolchen objektiven Wege der Selbſtkenntniß lenkte die aufwachende empiriſche Pſychologie (S. 144) weit ab. Denn, wie K. Fiſcher dies von der Gefühlsphiloſophie Jacobi's und Lavater's im Gegenſatz zu dem Rationalismus der Zeit ausführt: „Das Pſychologiſch-Irrationale, welches Leibniz entdeckt und ſo nachdrücklich geltend gemacht hatte, bildet den Mittelpunkt, um den ſich die Gefühlsdenker bewegen und den ſie als Genie, Glaube, Religion beſchreiben" (Geſch. d. n. Philoſ., II. S. 598).

Nun folgt die wunderbare Schilderung des Lenz'ſchen Weſens oder vielmehr Nichtweſens (S. 144—147), die in jedem Zuge den Meiſter verräth. Jedoch iſt bisher Niemand geglückt, die Konklusion zu jenen „Prämiſſen" (S. 146, Z. 7) zu finden, das heißt, danach den Lebensgang des unglücklichen Dichters anſchaulich zu ſchildern. Das Problematiſche ſeiner Individualität, ſeines menſchlichen ſowol als dichteriſchen Charakters iſt hier in den Mangel an Realität gelegt, der ihm nach ſeiner Naturanlage anhaftete und, befördert durch die Zeitrichtung, ſich zum wirklichen Wahnſinn ſteigerte. Goethe nimmt dies ganz ſachlich, ohne ſeinen ehemaligen Freund eigentlich moraliſch verantwortlich dafür zu machen. Und auch den Prädikaten des Intriganten, des Schelmen wird die Schärfe durch den Zuſatz des Zweckloſen und des Imaginären genommen (S. 144), durch Eigenſchaften, die Lenz als Dichter nicht entbehren konnte, die in ihrer falſchen Anwendung aber den Menſchen zerſtören mußten. Man ſieht leicht, wie alle hier gegebnen Charakterzüge Lenz's das grade Widerſpiel des Goethiſchen Charakters ausmachen und nur die poetiſchen in ihrer Eigenthümlichkeit auch andere Seiten offenbaren. Goethe hatte in ſeinen innerſten Empfindungen viel durch Lenz gelitten, namentlich 1776 bei dem Zuſammenleben in Weimar bis zu der noch nicht aufgeklärten Schlußkataſtrophe. Dieſe Erlebniſſe hatten ſeinen Blick für ſeines Freundes Schwächen ſehr geſchärft. Als er ſeine Lebensgeſchichte verfaßte, lag das Alles in der Vergangenheit: der klare Blick war geblieben, aber jede Spur von Animoſität verſchwunden. Wie früher Mercken, rief er nun mit ganz freiem

Gemüth auch diesen Jugendfreund und einstigen Rivalen den Zeitgenossen in die Erinnerung zurück, und was seitdem von Tieck, Dorer-Falkh, Gruppe u. A. m. über Lenz gesorscht und geurtheilt ist, nimmt von Goethe's Schilderung seinen Ausgang. Wir gehören zu Denen, die sie für unanfechtbar halten in dem Sinne, daß nur das Thatsächliche, wie einer Vervollständigung, so auch in Manchem einer Berichtigung bedarf.

522. Nach dem Verlassen der Universität Straßburg sah Goethe erst im Mai und dann im Juli 1775 Lenz, und zwar an derselben Stätte wieder. In den dazwischen liegenden vier Jahren hatten sich Beide vor den Augen der Nation zu Dichtern entwickelt. Unter ihnen selbst bestand aber nur ein brieflicher Verkehr, von welchem wir Genaueres nicht wissen; nur das läßt sich erkennen, daß sich erst auf diesem Wege die engere Freundschaft zwischen Beiden anbahnte. Goethe fand an Lenz, was ihm weder Merck noch Herder noch später Lavater und Jacobi sein konnten, einen poetischen Genossen auf dem damals von ihm vorzugsweise angebauten Gebiete des Drama's, und mit der ganzen Zeit überschätzte er ihn wol anfänglich, wie er dies S. 146 andeutet („da ich über ihn und sein Wesen noch sehr im Dunkeln schwebte").

Die nähere Verbindung mit ihm setzt Goethe hier (S. 146) in die Zeit nach dem Erscheinen des „Götz", also in den Sommer 1773. Seine Korrespondenz mit Salzmann giebt genaueren Aufschluß. Während in keinem der früheren Briefe Lenzens Erwähnung geschieht und Goethe in Nr. 11 vom 6. März 1773 über Jenes Lustspiele nach dem Plautus noch schreibt: „Der Verfasser muß das selbst fühlen, und wenn er mir seine Gedanken über das Ganze mitzutheilen beliebt, will ich auch die meinigen sagen": zeigt Nr. 12 aus dem Oktober desselben Jahres den Briefwechsel bereits in vollem Gange. Goethe verschafft Lenz in Weygand einen Verleger dieser Lustspiele, von welchen er an Betty Jacobi schon im November 1773, gleichzeitig mit den Carmen zur Hochzeit seiner Schwester, den Anfang sendet (s. Nr. 2 u. 5 der Briefe an Dieselbe). Daß Lenz auch seine im folgenden Jahre veröffentlichte „Komödie „Der Hofmeister" vorher seinem Frankfurter Freunde zugeschickt, geht aus dessen Schreiben vom 6. Mai 1774 (wol jedenfalls März) an einen Leipziger Freund hervor: „Gebt auf ein Lustspiel Acht, das die Ostermesse herauskommen wird, Der Hof-

meiſter oder die Vortheile der Privaterziehung. Ihr hört am Titel, daß es nicht von mir iſt. Es wird Euch ergetzen" (Bernays, D. j. Goethe, III. S. 15).

Das dritte oben (S. 146) erwähnte Lenz'ſche Stück: „Der neue Menoza oder Geſchichte des cumbaniſchen Prinzen Tandi" (nach dem Roman des Tänen Pontoppidan: „Menoza, ein aſiatiſcher Prinz, welcher die Welt durchzogen, Chriſten zu ſuchen, aber des Geſuchten wenig gefunden", 1742), erſchien zugleich mit den „Anmerkungen über's Theater" und der Ueberſetzung von Shakespeare's Love's Labour's lost gleichfalls noch i. J. 1774 (das letztere u. d. T. Amor vincit omnia, dem Ovid'ſchen Motto von Weiße's „Romeo und Julie"). Von jenen Stücken erklärte Lenz in den Frankfurter gel. Anzeigen (1775, S. 439): „Er [Goethe] iſt es, der meine Stücke, die ich ihm zu einer unſchuldigen Ergetzung in der Handſchrift zugeſchickt, ohne mein Wiſſen und Zuthun der Welt mitgetheilt." — Hieher gehört auch das ſatiriſche Idyll „Mopſus und Menalkas" (1775).

523. Viele dieſer Stücke wurden nun Anfangs Goethe'n zugeſchrieben oder doch den ſeinigen gleichgeſtellt und beide Dichter zuſammen genannt. Die „Luſtſpiele nach dem Plautus", an deren Herausgabe ſich Goethe mit Rath und That betheiligte, galten überall, ſogar in den Büchern des Verlegers, für das gemeinſchaftliche Werk Beider (ſ. Hirzel's N. Verz. S. 129. Den „Hofmeiſter" hielten ſelbſt Klopſtock und Voß für ein Werk Goethe's, und der Hamburger Korreſpondent (1774, Nr. 115) und die dortige Neue Zeitung (Nr. 98 vom 21. Juni 1774) brachten Beurtheilungen über „Goethe's Hofmeiſter". Der jüngere Pole ſchrieb damals: „Lenz und Goethe haben erſtaunlich viel Aehnliches. Beide fangen mit Meiſterſtücken an. Mich dünkt, der „Hofmeiſter" iſt das beſte deutſche Luſtſpiel; denn ich wüßte nicht, worin „Minna von Barnhelm" den Vorzug haben könnte" („Vor 100 Jahren" von Dr. Ude; Im N. Reich, 1874, 2. 201). Dies Urtheil des braven Pole, welches die Nachwelt nicht vollzogen hat, zeigt, wie der den Erſcheinungen zu nahe Stehende leicht den Maßſtab für deren Höhen und Tiefen verliert. Auch ſchon Herder hätte dies Urtheil nicht unterſchrieben, obwol er Lenz als ſeinen Jugendgenoſſen begrüßte. Er ſchreibt am 14. November 1774 an Hamann: „Goethe hat jetzt Lenz, der jetzt Hofmeiſter in Straßburg iſt, zum Nebenbuhler ſeiner Laufbahn, den Verfaſſer des „Hofmeiſters" und des „Neuen Menoza"", mit dem Hinzufügen,

daß „die Stücke dieser Art tiefer als der ganze Berliner Literatur-Geschmack reichen" (Hamann's Schriften, V. S. 106 u. 107).

Mit Goethe und den Göttingern theilte Lenz die Opposition gegen Wieland; sein „Moyus und Menalkas" ist direkt gegen ihn gerichtet. Wieland suchte sich möglichst friedlich mit Lenz's Schriften im Merkur abzufinden (s. Anzüge seiner Beurtheilungen in Gruppe's Lenz, S. 267 figde); gleichwol glaubte Lenz in den Frankfurter gelehrten Anzeigen in einer Selbstrecension des „Neuen Menoza" gegen einzelne Aeußerungen Wieland's, der auch die „Anmerkungen" für eine Arbeit Goethe's gehalten hatte, Verwahrung einlegen zu müssen (s. das. S. 269, Note). Auf diese Fehde bezieht sich die zweite Briefstelle Goethe's, die wir in der nächsten Anmerkung mittheilen.

524. Goethe's warme Zuneigung zu Lenz und seine hohe Meinung von Dessen Genie mögen folgende Aeußerungen bezeugen. Die erste aus Ende 1773 an Betty Jacobi (Nr. 5) über Lenz's „Lustspiele nach dem Plautus": „Ich hab's [das Väterchen] nicht gemacht. Mamachen, aber ein Junge, den ich liebe wie meine Seele, und der ein trefflicher Junge ist. Aber warum richtet man nach den Werken! Zwar steht geschrieben: An ihren Früchten sollt Ihr sie erkennen. Aber sind das unsere Früchte, was wir aufs Papier sudeln, geschrieben oder gedruckt? So viel, liebe Frau, weil ich wünschte, daß Sie dem Verfasser des „Väterchen" gut blieben und zugleich wüßten, daß ich's nicht bin."

Die zweite aus dem folgenden Jahre an Sophie la Roche: „Sie fragten nach Lenz! — Es thut mir leid für Wieland, daß er Den sich aufgereizt und auf eine abgeschmackte Weise aufgereizt hat, da ich ruhig bin... Lenz versöhnt sich ihm nicht, und Lenz ist ein gefährlicher Feind für ihn, er hat mehr Genie als Wieland, obgleich weniger Ton und Einfluß", und an Dieselbe noch am 1. August 1775, nach der Rückkehr von Straßburg über Lenz: „Er wälzt sein Tönnchen mit viel Innigkeit und Treue."

Die Blätter „Ueber unsere Ehe" (S. 146) sind zwar unbekannt geblieben; ganz ebenso aber, wie Goethe es hier beschreibt, stellt sich Lenz in dem 1819 aus seinem Nachlasse gedruckten Pandaemonium germanicum neben ihn hin (Lenz's Schriften, ed. Tieck, Bd. III. S. 207–229). Beide Freunde besteigen

den Musenberg von verschiedenen Seiten und erreichen, allein unter vielen Mitstrebenden, zugleich den Gipfel. Die betreffenden Scenen dieser, von Rosenkranz in seinen „Studien" (I. S. 300) mit Recht wegen ihrer Komik und lebensvollen Ausführung gerühmten dramatischen Skizze sind in Gruppe's Lenz (S. 348 flgde) und in Hettner's Literaturgeschichte, welche eine sehr gelungene Charakteristik Lenz's enthält, wiedergegeben (III. S. 237).

Wie Goethe hier (S. 146) das Aeußere des Aufsatzes „Ueber unsere Ehe" schildert: „auf geringes Konzeptpapier geschrieben" und „ohne den mindesten Rand", ganz ebenso schildert K. Blum in der Einleitung zu Lenz's „Verwundetem Bräutigam" (gedruckt 1845) das Manuskript dieses Erstlingswerks.

Auch die Erzählung (S. 145) von Lenz's „Denkschrift über die Soldatenehen findet in seinem Schreiben an Herder vom Februar 1776 (Nachl., I. S. 238) eine Bestätigung; er hoffte damit nicht nur die französischen, sondern auch die deutschen Heere zu reformiren, und dies war einer der Pläne, mit denen er sich bei seiner Reise nach Weimar 1776 trug; auf diese Zeit verweist auch Goethe's Ausdruck: einige Jahre später. Die Freunde, welche Lenz bewogen (abhielten ist ein Diktirfehler), die Denkschrift zurückzuhalten und zu verbrennen, haben wir in Weimar zu suchen. Noch 1779 dachte Lenz auf eine Professur für Taktik.

Das Thatsächliche der ferneren Erzählung (oben S. 145, erster Absatz) von Lenz's und der Kurländer Kleist (Anm. 414) Straßburger Liebesverhältniß, das bis in den Sommer 1771 zurückzuweisen scheint, ist zwar nicht ermittelt, gestattet aber keinen Zweifel. W. Brennecke hat in seiner Novelle „Reinhold Lenz" (Berlin, 1871) jene Erzählung in den Kapiteln von „Henriette" romanhaft ausgeführt, wie schon früher G. Büchner 1837 in einer Novelle desselben Titels sich versucht fühlte, Lenz's trauriges Ende pinchologisch zu erklären (1850 in Büchner's Nachgelassenen Schriften bei Sauerländer).

525. Im Schlußabsatze über Lenz (S. 146 u. 147) giebt Goethe seiner Ueberzeugung Ausdruck, er sei von Diesem zum vorzüglichsten Gegenstande eines imaginären Hasses und grillenhafter Verfolgung ausersehen worden, Aeußerungen, die sich an die früheren (S. 144) von Lenz's Hang zur Intrigue eng anschließen.

Täuschte sich Goethe in dieser Annahme, oder trifft sie zu? Die Frage ist positiv schwer zu beantworten, schon weil man

sich kaum über den Begriff eines aktiven „imaginären Hasses" einigen wird oder vielmehr ihn nicht konstruiren kann, besonders aber, weil die thatsächlichen Momente, von denen man ausgehn müßte, im Dunkeln liegen. So viel aber dürfte feststehn, nicht nur, daß Goethe aus dem Ganzen des Lenz'schen Treibens den in obigen Worten niedergelegten Eindruck wirklich gewonnen hatte, sondern auch, daß er ihn gewinnen mußte, mindestens daß er ihn sehr leicht gewinnen konnte. Denn es ist merkwürdig, wie wir Lenz überall auf Goethe's Wegen finden, nachdem er diese zuerst in Straßburg gekreuzt hatte. In den gesammten Kreis der literarischen Freunde, den sich Goethe nach und nach erworben, mit Ausnahme etwa der Wetzlarer, tritt Lenz in seinem Gefolge ein; er schließt sich an Salzmann, Lavater, Herder, Merck, Sophie la Roche, später auch an Wieland an. Alle Stürmer und Dränger sind von Hause aus auch seine Freunde und Genossen, Klinger, Kayser, Maler Müller. Aber er folgt seinem Freunde auch nach Sessenheim und versucht ein halbes Jahr nach Goethe's Scheiden dessen Liebesroman hier wieder aufzunehmen; später folgt er ihm nach Weimar, nach Kochberg zu Frau von Stein, — wie er auch auf der Reise nach Thüringen bei Goethe's Eltern logirte —, er folgt ihm nach Emmendingen, er wird der nächste Hausfreund von Goethe's Schwester und Schwager, und wo hier Frauen genannt sind, mischt sich immer mehr oder weniger phantastische Liebe mit ein. Mit Recht sagt Hettner daher (a. a. O. S. 248): „Es ist immer dieselbe fixe Idee, der Schauspieler eines fremden Lebens, der Weltkämpfer und Doppelgänger Goethe's sein zu wollen." Diese Richtung hatte Goethe selbst bis zu dem Umschlage 1776 aus wärmstem Herzen befördert, ebenso die Auffassung, welche ihn als Dichter mit Lenz verwechselte. Dies Doppelgängerwesen mußte nothwendig bald in Goethe ein Unbehagen erwecken; wer sich überall gefolgt sieht, wird sich bald für verfolgt halten. In Poesie und Prosa haben wir die liebevollsten Aeußerungen Lenz's über Goethe. Aber seine Handlungen trafen Diesen schwer; für alle „dummen Streiche", welche Lenz nach Wieland's und Aller Zeugniß in Weimar beging, war zuletzt Goethe, unter dessen Freundesfirma er auftrat, verantwortlich. Das war für Diesen nicht angenehm. Aber Lenz ging weiter, verletzte Goethe's heiligste Empfindungen und mußte aus Weimar verbannt werden. Goethe schrieb damals der Frau von Stein, wie tief „die Sache an seinem Innersten riß" (Briefe, I. S. 72), und er brach von

Stund' an völlig und für immer mit dem Jugendfreunde. Nun erfuhr er Manches, was auch auf die frühere Zeit ein anderes Licht warf, namentlich Lenz's Liebesverhältniß zu Friedrike. Diese selbst setzte ihn 1779 bei seinem letzten Besuche in Sesenheim davon in Kenntniß (Werke, 40bdge A., Bd. XXVII. S. 471). Jene Vorfälle waren ihm also damals neu, obschon er 1775 zu Straßburg und 1776 zu Weimar mit Lenz in der größten Vertrautheit gelebt hatte. Nicht nur Lenz, mußte sich Goethe sagen, sondern auf dessen Antrieb auch alle übrigen Straßburger Freunde, namentlich der ganz eingeweihte Salzmann, hatten ihm aus Jenes Beziehungen zu Friedrike ein Geheimniß gemacht. Dies sah Alles aus wie Intrigue, zumal zur selben Zeit Lenz, als wäre er Friedriken fremd, in dem Goethe zugesandten und durch Diesen in die „Iris" gegebnen Gedichte „Freundin aus der Wolke" öffentlich Friedrike's Liebe zu Goethe besang. In welchem Lichte mußte ihm Lenz's Freundschaft zu ihm, in welchem Lichte dessen Liebe zu Friedrike erscheinen? Diese selbst stellte ihm Beides als verdächtig dar: Lenz solle schon mit der Veröffentlichung von „Götter, Helden und Wieland" die Absicht verbunden haben, Goethe „in der öffentlichen Meinung und sonst zu Grunde zu richten". Den Druck dieser Farce im April 1774, die erst im folgenden Buche zur Sprache kommt, hatte Goethe seinem Freunde überlassen. Lenz schreibt an Wieland: „Ich ließ Götter, Helden und Wieland drucken, und ohne mich hätten sie das Tageslicht nimmer gesehn" (Morgenblatt, 1855, Nr. 33, S. 782; vergl. Herder's Nachlaß, I. S. 231). Goethe selbst hätte sie wol so wenig veröffentlicht wie die Farce gegen die Jacobi und den „Satyros". Es ist schon von andrer Seite hervorgehoben (Düntzer), daß Goethe in jener Annahme wol zu weit gegangen sei; in der öffentlichen Meinung konnte der Druck der Farce ihrem Autor nicht schaden; wohl aber lag ein Bruch zwischen Goethe und Wieland in Lenz's Wünschen, und dieses sein Interesse mochte er bei jener Veröffentlichung im Auge gehabt haben.

526. Wichtiger ist der Vorwurf, den Goethe ferner erhebt, wenn auch versteckt (S. 146 u. 147), die Angabe auf dem Titelblatt der „Anmerkungen über's Theater": „Diese Schrift ward zwei Jahr vor Erscheinung der deutschen Art und Kunst und des Götz von Berlichingen in einer Gesellschaft guter Freunde vorgelesen", könne nicht richtig und ihm, Goethe, eine solche Gesellschaft nicht unbekannt geblieben sein.

Die Angabe ist zu unbestimmt, als daß man sie eingehend prüfen könnte. Vermuthlich fiel sie Goethe erst bei der Abfassung seiner Biographie auf, da er sich 1773 oder 1774, wo er die Schrift zuerst gesehen haben wird, der Salzmann'schen oben Anm. 424 erwähnten Gesellschaft noch erinnern mußte. Schon in Anm. 414 haben wir unsre Ansicht ausgesprochen, daß die „Anmerkungen" und die Uebersetzung der „Verlornen Liebesmüh" einer spätern Zeit als dem Jahre 1771 angehören. Und was wäre mit einer frühern Vorlesung der Anmerkungen bewiesen? Würde damit eine Einwirkung der Herder'schen Ideen über Shakspeare in „Von deutscher Art und Kunst" und des „Götz", den Lenz wahrscheinlich schon Ausgang 1771 oder Anfang 1772 durch Salzmann in seiner ersten Gestalt gesehn hatte, ausgeschlossen? Mag er, was man äußersten Falls zugestehen könnte, seine Gedanken über das Theater, über Aristoteles und Shakspeare im Winter 1771 auf 1772 bereits in jenem Zirkel vorgetragen haben, nachdem Merk denselben Gegenstand am 14. Oktober 1771 berührt hatte; bis zum Drucke bildete der Vortrag einen Entwurf, den der in den Jahren der Entwicklung, des Sturms und Drangs stehende Jüngling auch weiter entwickeln, vervollkommnen, bereichern und nothwendig vielfach abändern mußte. Nur die Zeit des Drucks kann über die Priorität theoretischer Gedanken entscheiden. In diesem Fall zumal erscheint es chimärisch, Einflüsse literarischer Erscheinungen wie der genannten Herder'schen und Goethischen Schriften auf ein Werk dieses Inhalts, so lange es noch nicht gedruckt war, ablehnen zu wollen, und andrerseits ist Goethe in Betreff der Thatsache gewiß im Recht, daß, während er in Straßburg sich aufgehalten, Lenz derartige Aufsätze nicht vorgelesen hatte. Von andern Lenz'schen Vorträgen dieser Art wissen wir erst aus dem Winter 1773 auf 1774. Auf den Inhalt selbst, der Lessing's großes Mißfallen erregte (Merck, I. S. 63), gehen wir hier nicht weiter ein. Wieland nannte den Verfasser mit Recht einen „Bilderstürmer" (Merkur, 1775, I. S. 94), derselbe Ausdruck, den Goethe oben S. 46 adjektivisch gebraucht.

527. Düntzer verdanken wir in den wichtigsten Einzelnheiten die Richtigstellung des Verhältnisses der beiden Jugendfreunde (besonders in den „Frauenbildern", Abschnitt „Friederike Brion", und in den Blättern f. lit. Unterh., Nr. 27 vom 1. Juli 1862; vergl. auch v. Maltzahn's „Wort der Kritik",

Beil. 1 der Vossischen Zeitung, Nr. 300, 1861), während in keinem Werke mehr für das Gegentheil geschehen ist als in Gruppe's Lenz. Von den Hypothesen desselben scheint uns nur die Wahrscheinlichkeit für sich zu haben, daß Lenz's Katastrophe zu Weimar in Goethe's „Tasso" dichterisch verwerthet worden sei. Bei Vielen steht das Urtheil über Lenz gleichwol noch nicht fest; Zöpprit z. B., der uns mit einigen schönen Nachlaßgedichten Lenz's beschenkt hat, glaubt (Aus Jacobi's Nachlaß, II. S. 289), Goethe habe Lenz Unrecht gethan und erst durch Dorer-Egloff und Gruppe sei „die bis dahin ganz von Goethe's Darstellung in Wahrheit und Dichtung beeinflußte ungünstige Auffassung von Lenz's Charakter und Dichtertalent modificirt." Daß jene Darstellung Lenz's Dichtertalent ungünstig sei, können wir nicht zugeben. Früher fand man umgekehrt, Goethe habe ihm in dem Absatze: „Aus wahrhafter Tiefe" ein „schönes Denkmal" gesetzt (Blum in der Einleitung zu Lenz's Verw. Bräutigam, S. VII). Der andre Vorwurf würde aber Goethe sehr schwer treffen. Wer ihn davon reinigt, zeigt sich deswegen nicht parteiisch gegen Lenz. Wir machen aber darauf aufmerksam, daß, was hie und da beanstandet worden, andre Freunde des unglücklichen Dichters dieselben Urtheile über ihn schon bei seinen Lebzeiten gefällt haben, wie Goethe 1813. Ihrem Preise des liebenswürdigen Menschen folgt doch immer ein Gegenurtheil, das dem Goethischen Tadel gleichkommt. Wieland drückt sich über ihn mit großer Bonhomie in den Briefen an Merck vom 13. und 27. Mai 1776 aus: er ist „ein herrlicher Junge, das weiß Gott, und Poet à triple carillon", wenn er auch „alle göttlichen Tage régulièrement seinen dummen Streich liefert"; aber zuletzt am 13. Juni 1777 meint er doch, Lenz sei „mit so viel Genie ein dummer Teufel und mit so viel Liebe bisweilen ein so boshaftes Aeffchen" (Merck, II. S. 66, 68 und 97). Lavater rühmt ihn Anfangs sehr zu Herder (Dessen Nachlaß, II. S. 145 und 146); aber schließlich wendet er auf ihn die durch Goethe (Werke, III. S. 263 u. 264) bekannt gewordenen Verse vom unverbesserlichen Lumpen an, indem er sie mit einem „fiat applicatio auf Freund L..z" beschließt (Gelzer, National-Lit. II. S. 88). Insbesondre bezeugt Lavater den Geist der Intrigue in Lenz; die in der Alkadia 1873 (S. 77—98) abgedruckten siebzehn Briefe Lavater's an den schon (Anm. 423 b) erwähnten Röderer sprechen auch Anfangs, 13. Februar 1774, von Lenz's „süßem, edlen, einfältigfrommen,

ſtillen Chriſtusgenuſſe“ und ſind ihm ſehr freundlich; aber unter den Charakteriſtiken vom 7. Oktober 1775 beginnt die Lenz'ſche: „Ich lerne den wackern Jungen immer von neuen Seiten kennen. Ich kannte ſeinen Geiſt der Intrigue und ſeine Zerſtörungskraft nicht. Ich ſagte immer nur von ihm: er verſpritzt faſt vor Genie“, und dies in einem „Circularſchreiben“, das Lenz ſelbſt nothwendig leſen mußte. Auch ſcheint dies Urtheil in Straßburg kein Erſtaunen erregt zu haben. — Ein ſpäteres Bruchſtück von Lenz „Ueber Delikateſſe der Empfindung“ zeigt durch die Ausfälle auf den einſt von ihm ſo ſehr bewunderten „Werther“, wie — um Hettner's Worte zu gebrauchen — „in dem erlöſchenden Geiſt der bitterſte Haß und Neid gegen Goethe ſich feſtgeſetzt hatte“ (Lit.-Geſch. des 18. Jahrh., III. S. 250). Indeß wendet ſich Lenz darin auch gegen den einſt vergötterten Rouſſeau.

Wir ſchließen mit einer frühern Aufzeichnung von Lenz: „Goethe war nie ein anderer Wohlthäter von mir als von Seiten des Herzens und des Geiſtes. Alle Hilfe, die er mir anbot, hab' ich nicht angenommen“ (Aus Röderer's Nachlaß mitgetheilt von Stöber in „J. G. Röderer von Straßburg und ſeine Freunde“, 1874. 2te A., S. 177).

528. Wagner's (S. 147) iſt ſchon in Anm. 422 gedacht. Im Winter 1774 auf 1775 begegnen wir ihm zu Frankfurt, ohne die Zeit ſeines Eintreffens genau angeben zu können. Im Sommer 1776 promovirte er als Licentiat der Rechte in ſeiner Vaterſtadt Straßburg, und in dieſer Zeit, alſo als Goethe ſich ſchon zu Weimar befand, erſchien in Leipzig bei Schwickert „Die Kindermörderin, ein Trauerſpiel“, das Wagner in Salzmann's literariſcher Geſellſchaft am 18. Juli jenes Jahrs vortrug (E. Schmidt's Wagner, S. 39). Goethe ward auch von Andern nachgeahmt (vergl. An Keſtner, Nr. 78: „Und meine Papageyen, die ich erzogen habe, die ſchwätzen mit mir, wie ich“, und An Lavater, Nr. 27 vom Aug. 1780); hier aber handelte es ſich um einen ihm weggeſchnappten Vorſatz, um die Ausführung ſeiner noch unausgeführten Ideen. „Mit Recht — ſagt Schmidt in der angeführten Monographie, S. 50 — durfte Goethe die Benutzung der Kataſtrophe des „Fauſt“ rügen. Die Wahnſinnſcene der „Kindermörderin“ iſt eine offenbare Nachahmung. Gretchens Mutter iſt — ſo auch Frau Humbrecht [in der „Kindermörderin“] — vor Gram geſtorben, der Bruder erſchlagen; ihr Kind hat ſie im Teiche ertränkt“ u. ſ. w. Die Verführung

Evchens in Wagner's Stück gelingt dem v. Gröningsteck, einem Pendant des Clavigo, nur durch die Hilfe eines ihrer Mutter gegebnen Schlaftrunks. Auch die Brunnenscene, die im Dom und andre Faustscenen haben im Wagner'schen Stücke Spuren hinterlassen. Die Aehnlichkeit erstreckt sich zuweilen bis auf die Ausdrücke, z. B. solche in der prosaischen Scene im „Faust" (Trüber Tag. Feld); könnte dieselbe nicht auch auf Zufall beruhen, so läge in dieser Uebereinstimmung ein Anzeichen für die frühe Entstehung jener Scene. — Dem „Plagiat" und den verwandten Begriffen widmete Goethe einige Jahre später (1817) die Abhandlung: „Meteore des literarischen Himmels" (in den Werken, 40bdge A., XL, S. 458 flgde).

Die erste deutsche Uebertragung des oben (S. 114) erwähnten „Essighändlers" von Mercier rührte von Wagner her (1775 zu Frankfurt bei Eichenberg's Erben). Ferner hatte sich schon zu Anfang 1775 Goethe mit ihm zu einer Uebersetzung der 1773 herausgekommenen, auch „bilderstürmerischen" Dramaturgie Mercier's verbunden. Dies ergiebt eine von Schmidt (a. a. O. S. 81, Nr. 25) mitgetheilte Anzeige der Frankfurter gel. Anzeigen (schon aus dem Januar 1775): „D. Goethe läßt das unlängst erschienene merkwürdige Buch: Du Théâtre ou nouvel essai sur l'art dramatique, übersetzen und wird solches mit Anmerkungen und Zugaben auf Ostern herausgeben." Wagner's Uebersetzung erschien erst 1776 zu Leipzig bei Schwickert, als beide Freunde auch räumlich für immer getrennt waren, u. d. T.: „Neuer Versuch über die Schauspielkunst. Aus dem Französischen. Mit einem Anhang aus Goethe's Briefsache". Die Anmerkungen blieb Goethe schuldig; die Zugaben nebst einigen jenen Mangel erklärenden Worten sind Werke, Bd. XXVIII, S. 348—356 und S. 621 u. 622 theils abgedruckt, theils in den Noten daselbst nachgewiesen. Von einer weitern Berührung Goethe's mit Wagner ist im folgenden Buche die Rede.

529. Der überwiegenden dichterischen Begabung in Lenz stellt Goethe nun in Klinger (S. 147—150) den überwiegenden Charakter gegenüber. Man merkt es seiner Erzählung an, wie gern er sich von dem traurigen Bilde des Ersten zu dem Zweiten hinwendet, als dem Einzigen unter allen jenen Stürmern und Drängern, der gleich ihm selbst, wenn auch in andrer Weise, im weitern Leben eine Läuterung erfahren und sich geistig und sittlich fort- und ungebildet hatte. Klinger konnte 1785 in

der Vorrede zu seinem „Theater" auf den früheren Sturm und Drang als auf einen überwundnen Standpunkt mit demselben Gefühl zurückblicken, wie Goethe bei der Herausgabe seiner gesammelten Schriften 1787 bis 1790. Beide hatten im Gegensatz zu „den problematischen Naturen, die keiner Lage gemachten sind und denen keine genugthut", sich auch im Leben bewährt, ohne dem Idealismus ihrer Jugend untreu geworden zu sein. Anders war es mit Lenz. Es mußte sich Goethe'n hier die ungeheure Verschiedenheit der Laufbahn seiner beiden Jugendfreunde um so mehr aufdrängen, als auch sie bei ihrem Auftreten stets zusammen genannt, ihre Werke stets verwechselt worden. Selbst Tieck nahm noch Klinger's „Leidendes Weib" in Lenz's sämmtliche Schriften auf (vergl. Merck, III. S. 128); Klinger selbst hatte sich für den Verfasser von Lenz's „Soldaten" ausgegeben (s. von Beaulieu-Marconnay in Gosche's Archiv f. Lit.-Gesch., 1871, II. S. 245—257), und wieder seine „Neue Arria" galt ebenso wie Wagner's „Kindermörderin" für ein Lenz'sches Produkt (s. Lessing's Werke, ed. Lachmann, XIII. S. 580, und Schmidt's Wagner, Anm. 3). Daß unter diesen Genossen Klinger als Dichter die letzte Stelle eingenommen — Lessing vermochte seinen „Sturm und Drang" nicht zu Ende zu lesen —, scheint auch Goethe's Ansicht gewesen zu sein, da er ihn zwar als Schriftsteller, aber nicht, wie Lenz, als Dichter charakterisirt. Beide hatten ihn 1776 in Weimar aufgesucht, und Keinen hatte er seitdem wiedergesehn; Lenz verließ Weimar gezwungen, und es folgte der engern und wärmern Freundschaft ein unheilbarer Bruch, während ohne einen solchen Klinger durch die dortigen Verhältnisse gleichsam von selbst ausgeschieden wurde. Klinger fand bald den Grund davon in sich selbst, und beide Freunde und Landsleute bewahrten sich bis zuletzt gegenseitige Achtung und Anerkennung. Wie nach Goethe ein Platz, so wird nach Klinger eine Straße in Frankfurt benannt. „Eine Schwelle hieß ins Leben uns verschiedne Wege gehn", schrieb ihm Goethe, als sie Beide schon in den Siebzigern standen (s. Werke, Bd. III. S. 171 die Verse „An Klinger", welche jedoch nicht ganz buchstäblich zu nehmen sind).

Obgleich Kinder derselben Stadt, trat Goethe dem um drei Jahre jüngern Freunde doch erst in den beiden letzten Jahren vor seinem Abgange nach Weimar näher, als Klinger seine 1771 zu Gießen betriebenen juristischen, namentlich naturrechtlichen Studien (bei Höpfner) durch längern Aufenthalt in der

Heimath unterbrach. Er lebte hier, da er eine Anstellung als Aktuar nicht erreichte, als Schriftsteller. An die Mutter (S. 148), die Konstablerwittwe, welche als Wäscherin ein kärgliches Brod erwarb, erinnert Goethe auch in den ebengedachten Versen. Von den Schwestern scheint die jüngere, Agnes, deren Schönheit und Bravheit Goethe rühmt, ein sehr liebenswürdiges deutsches Kernmädchen gewesen zu sein. Auch sie spricht im Kraftstil ihres Bruders — die jungen Männer sind ihr „Jungen" — und nimmt lebhaften Antheil an seinem und seiner Freunde Treiben. Ihrem Landsmanne Kayser, der ganz diesem Kreise zugehörte, schreibt sie am 19. Mai 1776 klagend über die Auflösung desselben auf gut Frankfurtisch: „Frankfurth ist so leer, sie sind fort, Göthe und alle die gutte Leyd—" (Grenzboten, 1870, Nr. 50 u. 51. „Briefe aus der Sturm- und Drang-Periode, mitgetheilt von Burkhardt", besonders von Miller und Kayser, auch von Lenz und Schubart an Kayser).

Sie kannte alle Genossen; denn bei ihrer Mutter — die ihren Sohn noch spät als hohen russischen Offizier wiedersah, — versammelten sie sich eine Zeit lang regelmäßig jeden Samstag Abend. In seinem „Otto" (1775 bei Wengand) ahmte Klinger den „Götz" nach und feierte den Verfasser desselben in dem Doktor des „Leidenden Weibes" (1775 ebenda). Unter dieser durchsichtigen Maske heißt Goethe am Schlusse des zweiten Akts ein „wunderbarer Mensch. Der erste von den Menschen, die ich je gesehen. Der alleinige, mit dem ich sein kann. Der trägt Sachen in seinem Busen. Die Nachkommen werden staunen, daß je so ein Mensch war". Mit dem Manuskripte seines „Jahrmarktsfests" machte Goethe Klingern zur Herausgabe auf eigne Rechnung ein Geschenk (Merck, II. S. 244, Note, und nach ungedruckten Briefen Höpfner's).

530. Mit Recht stellt Goethe (S. 148) den Einfluß, den Rousseau auf Klinger geübt, in den Vordergrund. Dieser Einfluß beherrscht die frühere wie die spätere literarische Wirksamkeit seines Freundes. In seiner Jugend faßte er Rousseau's Ruf, zur Natur zurückzukehren, nur zu buchstäblich auf und machte, wie Hamann ironisch sagt (IV. S. 27), „den glücklichen Versuch, Leib und Seele durch Eicheln zusammenzuhalten" (vergl. die „rohen Kastanien" in Goethe's „Satyros"); in Darmstadt sowol wie später in Weimar (Böttiger) ging die Rede, er lebe von rohem Fleisch, und Wieland, dem er sehr antipathisch gewesen

ſein muß, nannte ihn nach einem Ausdruck in einem Klinger'ſchen Drama den „Löwenblutſäufer“ (Merck, I. 109 u. II. 66). Dem ſeinen Hofmanne Merck und ſpäter auch Goethe'n in Weimar erſchien Klinger wie „ein Menſch aus einer andern Welt“, dem Schloſſer zu Ende der Siebziger Jahre auch Lenz's und des jungen Zimmermann Ende prophezeite. Mit dem Leben fand ſich Klinger ſpäter ab, ſtreng gegen ſich wie gegen Andre. Aber noch in der „Geſchichte eines Teutſchen der neueſten Zeit“ (1798), in deſſen Helden, Ernſt von Falkenberg, einer der von Goethe S. 149 angeführten „glühenden Jünglinge“ gefunden werden kann, ſchreibt Klinger: „Der Jüngling, der keinen Führer hat, wähle Rouſſeau; Dieſer wird ihn ſicher durch die Labyrinthe des Lebens leiten, ihn mit Stärke ausrüſten, den Kampf mit dem Schickſal und den Menſchen zu beſtehen.“ Rouſſeau iſt, nach Hettner, „das einheitliche Band ſeiner Jugenddichtungen und ſeiner ſpäteren Werke, ſo groß ſonſt die Kluft iſt, durch welche ſie in Ton und Inhalt von einander getrennt ſind“ (a. a. O. S. 254). Im „Leidenden Weibe“ (S. 68) ſagt Franz von der „Neuen Heloiſe“: „Es iſt das einzige [Buch] von den vielen — und iſt von meinem Rouſſeau.“

Sonſt ſtand Klinger's Jugend ganz unter Shakeſpeare's Herrſchaft, die nicht glücklich auf ihn wirkte. Da Klinger ſelbſt gleich Goethe viele ſeiner Jugendſchriften der ſpäter gewonnenen Bildungsſtufe gemäß umarbeitete oder auch, wie den „Otto“ und „Das leidende Weib“, ganz verwarf, ſo ſcheint Goethe auch hier abſichtlich die Werke aus Klinger's Jugendzeit ganz zu übergehn. Er nennt weder Shakeſpeare noch die frühern Dramen Klinger's und deutet die Excentricitäten derſelben, die ſie uns beinah ungenießbar machen, mit keinem Worte an, findet im Gegentheil die ungünſtigen Figuren Klinger's nicht zu ſehr übertrieben (S. 149). Selbſt Bürger indeß, den die Kraftſprache des „Götz“ entzückte, verwarf Dramen wie Klinger's „Zwillinge“ (1776); er nannte den Guelfo, einen der Zwillingsbrüder, „eine Beſtie, die ich mit Wohlgefallen für einen tollen Hund todtſchießen ſehen könnte. Von Lisboa bis zum kalten Obi, wie Ramler ſingt, iſt außer dem Tollhauſe kein ſolcher Charakter“ (An Lichtenberg, den 6. Januar 1780, Nr. 563 bei Strodtmann). Dagegen enthält Goethe's Darſtellung S. 149 die allgemeinen Merkmale der ſpätern Klinger'ſchen Werke, ſeiner politiſchen und ſocialen Romane. Dieſer ſeiner lehrenden Periode ſind zwei ganz vorzügliche Abſchnitte in Schloſſer's Geſchichte

des achtzehnten Jahrhunderts gewidmet (Bd. VII, 1. Abth.): „Klinger's erster Versuch, seine Zeit durch Erzählung zu belehren“ (S. 25—31) und „Klinger als Belletrist in Prosa“ (S. 94 bis 114). Mit diesen didaktischen Werken, welche die Gefahren und Gebrechen der modernen Civilisation behandeln, konnte wol Niemand mehr sympathisiren als der Historiker Schlosser. Er legt auf Klinger's poetisch-didaktische Arbeiten einen so hohen Werth, weil Dieser unter allen schriftstellernden Deutschen der Zeit die größte Welterfahrung besessen und ein Gegengewicht gegen die ästhetische oder romantische Weltauffassung bilde. Durch diese Werke geht ein Zug tiefer Menschenverachtung, den auch Goethe andeutet („bittrer Zug“, „bittres Mißwollen“) und ein fast orientalischer Fatalismus. Gegen Schlosser's mehr frappanten als wahren Vergleich Klinger's mit George Sand würden Beide gleich sehr protestiren. Seine Ansichten von Zeit und Menschen liebt er in Allegorien, Symbole (Goethe, S. 149) und Märchen zu kleiden. Sogleich seine erste Erzählung dieser Art, „Der goldne Hahn“ (oder „Sahir“) 1785, enthält eine Satire auf deutsche Gelehrte und deutsche Schulsysteme (s. Goethe, S. 149: „so waren ihm früher und später alle Schulformen äußerst zuwider“), insbesondre auf das Kantische: eine Deputation der deutschen Nation stellt dem Sultan von Circassien den unlängst bei ihr gebornen kategorischen Imperativ in Person vor. Zu den in das Märchengewand eingekleideten Geschichten gehören besonders „Mahul oder Reisen vor der Sündfluth“ (1795) und „Faust der Morgenländer“ (1797). Unter den hervortretenden bedeutenden Menschen (S. 149) dürften eben Kant und Napoleon zu verstehen sein. — Von Klinger's Sprachengabe oder doch Sprachkenntniß (S. 148) legen die vielen italienischen, französischen und englischen Citate in seinen Werken einen Beweis ab.

531. Daß vorher in dem Durchstürmen und Durchdrängen (S. 149 oben) eine Anspielung auf Klinger's „Sturm und Drang“ (1776) beabsichtigt sei, auf das Stück, nach welchem Herzogin Amalia von Weimar zuerst jene literarische Richtung getauft, ergiebt die Textrevision zu dieser Stelle.

Ob der Satz, welcher von Seite 149 auf Seite 150 überführt, eine besondere Beziehung hat, wüßten wir nicht zu sagen; er soll wol nur allgemein andeuten, daß die Charakterfestigkeit Klinger's sich auch in der höchsten Hof- und Amtssphäre erprobt,

daß er durch Konsequenz, „zur rechten Zeit angewandt", die höchsten Ziele erreicht habe.

Der Erzbischof Willigis von Mainz (zu S. 150, Z. 12), eines Wagners Sohn, nahm ein Rad zum Wappen und ließ ein solches an die Wand seines Zimmers malen mit der Unterschrift: Willigis, recole unde veneris. Aehnlich behielt Klinger die Initialen seines bürgerlichen Jugend-Petschafts F. M. K. als einziges Wappenzeichen bei.

Uebrigens war Goethe kurz vor Abfassung des dritten Bandes seiner Biographie wieder in Verbindung mit dem alten Freunde gelangt. Am 8. Mai 1814 sandte er ihm auch diesen Band und drückte den Wunsch aus, daß er „sich in demselben freundschaftlich abgespiegelt, mit einiger Zufriedenheit erblicken möchte". Er meinte, die Schilderung ihres Zusammenlebens und -Wirkens solle nun erst anfangen, und erbat sich dazu von ihm Beiträge, zugleich auch ausführliche Angaben über seine Schriften, er würde sich dann freuen, Klinger „nach seiner Weise ein weiteres freundschaftliches Denkmal zu erbauen" (Klinger und Goethe, von Appell in dem Frankf. Museum, III. Nr. 1 vom 3. Januar 1857); hierzu ist es aber später nicht mehr gekommen. Klinger seinerseits legte zur Zeit der Pustkuchen'schen Angriffe auf Goethe offnes Zeugniß für seinen Freund ab, und dieser fügte eine scherzhafte Beziehung auf Klinger in seinem Briefwechsel mit Schiller (Karlsbad, 8. Juli 1795), um bei Jenem nicht anzustoßen. Goethe war nämlich in Karlsbad für den Verfasser von Klinger's „Giafar dem Barmeciden" (1792) gehalten worden. Im Briefwechsel steht dafür Heinse und dessen „Ardinghello" (s. Vollmer, Allg. Zeit., 1870, Nr. 138).

Goethe überlebte den Freund nur um ein Jahr. Erst in neuester Zeit hat man sich der genauern Erforschung seines Lebens zugewandt. Die Skizze desselben von Stricker in „Paldamus' deutschen Dichtern und Prosaisten" (Bd. II. 2. 1861. S. 313 flgde) enthält reiches Detail. Ausführliche Darstellungen jenes Lebens haben wir aber erst in nächster Zeit zu erwarten.

532. Die erste Spur, daß Lavater von Goethe gehört, ist, sofern wir sie richtig deuten, die oben S. 348 angegebne Briefstelle aus dem Mai 1773. Goethe hatte mehrere Lavater'sche Schriften recensirt (Werke, Bd. XXIX. S. 60 u. 89). Daß der Brief des Pastors Lavater stellenweise sehr eingeleuchtet (S. 150), erwähnten wir schon in Anm. 440. Der erste Schritt zur gegenseitigen Bekanntschaft ging von Lavater aus, der im

Laufe des Jahres 1773 den Buchhändler Deinet, Goethe's Verleger, um dessen Porträt bitten ließ, worauf Goethe ihm seinen „Götz" übersandte (wie Düntzer, Freundesbilder, S. 15, richtig vermuthet hatte). Dies schreibt Lavater am 4. November 1773 an Herder, mit dem er seit einem Jahre einen, jedoch nur kurze Zeit dauernden Freundschaftsbund geschlossen hatte; dazu über Goethe: „Es scheint, daß wir näher zusammenkommen werden. Ich freue mich mit Zittern: unter allen Schriftstellern kenn' ich kein größeres Genie"; dann zu Ende Dezember: „Goethe — nennt mich Bruder — und wie soll ich ihn nennen, den Einzigen?" und am 6. April 1774: „Rette mir Goethe, den — Unvergleichbaren — aber — doch Du kennst den furchtbar Erhabnen — Einzigen!" (Herder's Nachlaß, II. S. 70, 71, 78, 94). Zu Ende des Jahres 1773 erfuhr der schwäbische Dichter Hartmann in Zürich schon von Lavater's Briefwechsel mit Goethe, und er bemerkt ihm am 8. Febr. 1774 empfindlich: „An Goethe und Deine Freunde schreibst Du wahrlich mehr Interessantes als an mich", sowie am 1. März desselben Jahres nach eigner Lesung der Goethischen Briefe: „Dein Goethe erscheint in allen seinen Briefen als ein Mensch, der Dich zum Spaß hat, der Alles um sich her verachtet" (Düntzer, Freundesbilder, S. 18 u. 19). Bei dem Umherschicken mögen diese ersten Briefe verloren gegangen sein. Denn in der Sammlung der „Briefe von Goethe an Lavater" (1833) ist der erste, in seinem mittlern Theile an Lavater's Freund Pfenninger mitgetheilte erst vom 26. April 1774 datirt (Nr. 1 u. 2, nach dem Abdruck in Bernays' „D. j. Goethe", III. S. 13 bis 15, als ein Brief anzusehen, wie auch Düntzer a. a. O., S. 16 angenommen). Dann folgt das von Goethe gemeinschaftlich mit Fräulein von Klettenberg an Lavater gerichtete Schreiben vom 20. Mai desselben Jahres, das ihr von Goethe gezeichnetes Bild begleitete (Briefe von Goethe an helvetische Freunde, 1867, S. 2—5). Daß Lavater's Verbindung mit dem jungen Dichter schon im Herbst 1773 sehr eng geworden, beweist der Umstand, daß Ersterer zu der Hochzeit der Kornelia Goethe mit Schlosser am 1. November jenes Jahres, obschon ihm Beide persönlich unbekannt waren, ein Carmen, datirt den 14. Oktober, dichtete und solches sogar im Musenalmanach a. d. J. 1774 erscheinen ließ (über dies und andere Carmen s. Greizenach in der Frankf. Didaskalia, 1874, Nr. 307—309, Goethe's Brief an Betty Jacobi vom 3. Nov. 1773, und Herder's Nachl., II. S. 76 u. 78).

Unter der schon früher in das Publikum gelangten Einleitung des größern physiognomischen Werke (S. 150) ist die von Zimmermann herausgegebne Schrift „J. K. Lavater, von der Physiognomik“ (1772) zu verstehen.

Auf die Verwechselung des Porträts Goethe's mit dem Bahrdt'schen (S. 150) deutet der Schluß des erwähnten Briefs vom 26. April 1774 hin: „Steiner hat gefunden, daß mein Porträt, das Du hast, nicht ich sei.“

Was Goethe S. 151 von dem auch gegen ihn angestellten Bekehrungsversuche ausführt, bestätigt jener Brief in seinem an Pfenninger gerichteten Theile, der anfängt: „[Ich] danke Dir, lieber Bruder, für Deine Wärme um Deines Bruders Seligkeit.“ Lavater hatte Mendelssohn, den er auf seiner großen Reise kennen gelernt, 1769 den von ihm herausgegebnen zweiten Theil von Bonnet's „Palingenesie“ oder der „Untersuchung der Beweise für das Christenthum“ gewidmet und ihn aufgefordert, entweder Bonnet's Beweise zu widerlegen oder selbst zum Christenthum überzutreten. Mendelssohn's Antwort erschien gleichfalls öffentlich (1770). Es war ein Vorfall, an dem das ganze gebildete Deutschland Theil nahm. Aus Goethe's Kreise trat der Doktor Kölbele für Lavater in die Schranken (s. Gött. Gel. Anz., 1770, S. 43, 330 u. 514, und hier Anm. 180, letzter Satz). — Mit den Worten, „daß Niemand recht wisse, was Beides heißen solle“ (S. 151, Zeile 8 von unten) vergl. Werke, Bd. XXIX. S. 90: „Was heißt christusleeres Christenthum? was vernunftlose Schwärmerei? ... Möchte sie doch einst ein Lavater beantworten!“

533. Seinen Mangel an eigentlicher Gelehrsamkeit (S. 152 u. 153) erkannte Lavater selbst an; er schreibt z. B. an Herder: „ich bin der Gelehrte und Philosoph nicht, den man in mir sucht“, und: „Fürchterlich wäre mir Deine überwiegende Gelehrsamkeit, Dein mich verschlingender Genius — wenn Du nicht Mensch ..... wärest“ (Herder's Nachl., II. S. 27 vom 10. November 1772).

Den (S. 152) angenommenen Einfluß des Freiheits- und Naturgeists der Zeit auf Lavater's Jugendentwicklung wüßten wir nicht zu belegen; jedoch studirte er bei Bodmer und Breitinger.

Der Vorfall mit dem Landvogt Grebel (S. 153) ist schon oben S. 83 erwähnt (vergl. Hegner, S. 99) und der Freund, Füßli, in Anm. 458b genannt. Unmittelbar darauf, nach Abschluß des Hubertsburger Friedens, 1763, machte Lavater die Reise durch

Der Hand bis zum Gestade der Ostsee und auf dem Rückwege 1764 nach Frankfurt am Main, deren bereits im Ersten Theil S. 172 und in Anm. 143 Erwähnung geschehen ist.

534. Unser persönliches Zusammentreffen und Beisammensein (S. 153—158).

Im Mai 1774 wußten die Frankfurter bereits von Lavater's bevorstehendem Besuche, wie der in Anmerkung 532 citirte gemeinschaftliche Brief Goethe's und der Klettenberg vom 20. dieses Monats ergiebt. Beide erwarteten ihn danach schon. Daß Lavater bei Goethe logiren werde, ward auch wol von vornherein als selbstverständlich angesehn. Den Aufenthalt Lavater's im Goethe-Hause beweisen die beiden ersten der 1860 als Manuskript für Freunde von S. Hirzel in Druck gegebnen „Zwölf Briefe von Goethe's Eltern an Lavater".

In dem Schreiben an Röderer vom 10. Mai 1774 hatte Lavater den Straßburger Freunden — gleichzeitig wol auch den Frankfurtern — seine bevorstehende Reise angekündigt: Zimmermann schicke ihn ins Schwalbacher oder ein ander Bad in der Gegend. Ueber Basel, wo er Iselin, und Kolmar, wo er den blinden Pfeffel aufsuchte, langte er am 16. Juni Abends in Straßburg an (An Röderer, Nr. 5). In Frankfurt erwartete ihn Goethe zum 20sten, Montag. In Karlsruhe, wo er Goethe's Schwester sah, und in Darmstadt zurückgehalten, traf er erst am 23sten Abends ein. Er schildert das erste Begegnen mit Goethe (S. 154) in seiner Frage und Goethe's Antwort: „Bist's? — Ich bin's! — Unaussprechlich süßer, unbeschreiblicher Auftritt des Schauens — sehr ähnlich und sehr unähnlich der Erwartung .... Alles war Geist und Wahrheit, was Goethe mit mir sprach ..... Viel las er mir aus seinen Papieren vor, und las — las, man hätte sich verschworen, er spräche eben dies das erste Mal im Feuer mit mir — Sache [!] und Recitation, Drama, Epopöe und Knittelvers" (Lebensbeschr. Lavater's von Geßner, II. S. 126 figde, 1802).

535. Richtige Unterscheidung der ... Geister (S. 154), das Charisma der *διακρισις πνευματων*, das dem geistlichen Amte innewohnt oder doch innewohnen sollte, die apostolische Gabe, welche Goethe in dem „Ewigen Juden" parodirt (Werke, Bd. III. S. 183: „Behalten auch zu unsern Zeiten" u. s. w.).

536. Wie einen diamantnen Schild (S. 155), nach Ariost und Tasso, wegen des höchsten und reinsten Glanzes;

Grimm und Sanders citiren den Demantſchild der Wahrheit. Das Bild iſt dem „Befreiten Jeruſalem“ (XIV. Str. 77 u. XVI. Str. 29 ſgde) entnommen und auch in Goethe's „Rinaldo“ (II. S. 307) benutzt. — Vgl. den Blitz des Moments bei Hegner (Beiträge z. Kenntniß Lavater's, 1836, S. 274).

537. Sokrates (S. 155) könnte hier nicht ohne Beziehung auf Lichtenberg, den erbittertſten und witzigſten Gegner der Lavater'ſchen Phyſiognomik angeführt ſein, die auch für ſeine „fauniſche Hülle“ beleidigend erſcheinen mochte.

538. Merck (S. 156) war nach ſeiner ganzen Richtung von Lavater's Schriften und Einfluß nicht grade eingenommen; aber perſönlich gewannen ſich Beide lieb, und Merck unterſtützte fortan Jenes Phyſiognomik durch Beiträge. Den unmittelbaren Eindruck, den Lavater damals auf ihn machte, ſchildert dieſer ſcharfe Beobachter ausführlich an Nicolai, nachdem er ihn auf der Rückreiſe von Darmſtadt bis Mannheim begleitet hatte: „Wenige Menſchen habe ich geſehen, die auf mich einen ſo erbaulichen Eindruck gemacht hätten wie dieſer außerordentlich gute Menſch. Er iſt hier herumgezogen in der Wüſte wie ein wandernder Methodiſten-Prediger, von der ganzen Menge begafft und befolgt, und es fehlte nichts als die umgekehrte Tonne, wo er drauf geſtanden hätte, zur Vollendung des Gemäldes. Er hatte ſich vorher gefaßt [ge]macht, viel von dieſer Seite auszuſtehen; allein ſeine Demuth hatte ihm nicht erlaubt, den großen und wirklich ausgebreiteten Einfluß, den ſeine Erbauungsſchriften auf ſo vielerlei Menſchengeſchöpfe hatten, zu berechnen. Er ließ ſich aber willig kreuzigen von Großen und Kleinen und bot ſeinen Nacken dar dem Verfolger, es mochte nun das Religionsgewäſche aus dem Munde einer Princesse-Commère, eines alten Hoffräulein, eines feiſten Superintendenten oder eines witzigen, jungen, behenden Dorfpfarrers ſein. So neu als der Menſch in allen Dingen dieſer Welt und ſo eingeſponnen in ſeinen kleinen Zirkel der Schultheſſe, Heſſe und Pfenninger er ſein mag, ſo hat er doch den ſchönſten Menſchenverſtand, die wunderlichſten Fakta eines und eben deſſelben Charakters zu begreifen und zu finden, daß das Alles menſchlich iſt. Er iſt nichts weniger als Kopfhänger unter Freunden, munter, witzig, und genießt des Lebens gern [ſ. Goethe oben S. 158]; nur oft als ein Menſch, der ſich ſo viel eigne Geſchäfte in der Welt macht, Träumer und abweſend in der

Gesellschaft. Es ist unbegreiflich, wie viel Gutes er durch wirkliche Unterstützung der Bedrängten schon seit vielen Jahren gethan hat. Ich habe es weder von ihm noch seinen Jüngern, sondern zufälligerweise erfahren. Denn seine Wohlthätigkeit ist die Scham, die er nie unbedeckt läßt" (den 28. August 1774; Briefe, III. S. 104).

Unter dem Profil Merck's (S. 156) meint Goethe jedenfalls das S. 57 und in den Anmerkungen S. 295 bereits erwähnte Porträt, welches jetzt Meyer von Knonau zugeschrieben wird (s. Hegner, S. 234). Wie es sich mit diesem Bilde verhalten möge, jedenfalls irrte Goethe hinsichtlich des Lavater begleitenden Malers. Denn dieser war keineswegs Lips, sondern der Maler Schmoll aus Ludwigsburg, wie Lavater's Lebensbeschr. von Geßner (II. S. 120) und sein Tagebuch ergeben. Schmoll heirathete später eine Schwester Lavater's; in den Briefen an Diesen sendet ihm Goethe Grüße (Nr. 13).

539. Lavater und Fräulein von Klettenberg (S. 156 und 157) waren erst kurz vorher, wie Nr. 1 der „Briefe von Goethe an helvetische Freunde" (1867) erkennen läßt, in Beziehung getreten. Sie erscheint hier unter dem Namen „Cordata". Goethe schreibt von ihr: „Sie wird Dir, wenn Du kommst, mehr sein als ich; ob sie mir gleich so viel ist als Dir, so bin ich doch in meinem schwärmenden Unglauben der Ich! Und wie ich bin Dein Bruder" (vergl. oben S. 154: „daß, da es Gott und der Natur nun einmal gefallen habe" u. s. w.). Der Klettenberg galt Lavater's erster Besuch am Tage nach seiner Ankunft (dem 24sten), und das Gespräch bezog sich auf jenen Brief. Dieser zeigt, wie sie sich zu ihrem Heiland verhielt (S. 156 unten). Sie schreibt: „Der! des Blut der Golgatha auftrank, segne Sie mit Seinem besten Segen — Der ist vor mein Herz, der erneuete gefühlvolle Eindruck, daß Er Mensch war, als Mensch sturbe, noch Mensch ist .... Er wandelt mit Lavater und mit Goethe — ich kenne Ihn am Gang, noch werden Ihre Augen gehalten, daß Sie ihn nicht erkennen" u. s. w. Auch Lavater's Christenthum bestand ausschließlich in einer Christolatrie; „Sie erheben Gott den Sohn auf Kosten Gottes des Vaters", schrieb ihm Spalding (Hegner's Beiträge, S. 189). Das Messianische Christi war ihm ganz im Göttlichen untergegangen, weshalb er auch das für rationalistisch erachtete Wort „Heiland" meidet. Er verlangt eine unmittelbare, sinnliche Gemeinschaft mit Gott in Christo („Dein

Durst nach Christo hat mich gejammert", Goethe an ihn 1777; Hegner S. 91). Ebenso nimmt er die Nachfolge Christi buchstäblich, will gleich ihm Wunder thun und zieht sich daher von nüchternen Freunden, wie dem Arzte Zimmermann, den Vorwurf zu, „er wolle für Jesum Christum den Zweiten (nach dem Socinianischen Lehrbegriff) gehalten werden". Hegner, der diese Briefstelle S. 81 anführt, bemerkt ebenfalls: „Macht er nicht hier und da aus Jesu Christo einen Johann Kaspar Lavater und spricht und thut Verheißungen im Namen Dessen, der zur Rechten Gottes sitzt, als sitz' er neben ihm?" (a. a. O. S. 260). In dieser, in Goethe's Text S. 157 oben hervorgehobenen Christusidee Lavater's, der Dieser nach Beendigung der Physiognomik, zuletzt ausschließlich lebte und auch sein Epos „Jesus Messias" (1783) zum Opfer brachte, lag das Moment, welches früher oder später Goethe's so innige Freundschaft mit Lavater auflösen mußte.

540. Wie Sannazar gethan (S. 157). Der Neapolitaner Jacopo Sannazaro, Zeitgenosse Luther's, widmete sich ganz dem Marienkultus, erbaute der Jungfrau eine Kapelle in Mergellina bei Neapel, stiftete den Orden der Knechte Gottes, dessen Regel jener Kultus beherrschte, und schrieb das berühmte Gedicht De partu virginis (1526; lateinisch und deutsch von Becher, Leipzig 1826). Im Zweiten Theile des „Faust" kann der „Doctor Marianus" als Personifikation jenes Sannazar gelten (Werke, Bd. XIII. S. 239).

541. Der Streit zwischen Wissen und Glauben (S. 157) ist so alt wie die Menschengeschichte und daher immer an der Tagesordnung. Goethe's Worte haben einen relativen Sinn und enthalten eine versteckte Anspielung auf Ereignisse der spätern Zeit, wie Fichte's Abiezung als Professor zu Jena wegen der Anklage des Atheismus und die noch frische Fehde zwischen Jacobi und Schelling über die „göttlichen Dinge", vielleicht auch auf Oken. Hegel hat zwar gelehrt, daß der Glaube in dem Wissen aufzugehen habe; dies kann aber nie ohne Rest geschehn, ohne ein sacrifizio dell' intelletto, ein Opfer des Gefühls, des Verstandes, der Einbildungskraft (S. 157 unten). Man wird sich daher mit dem jungen Goethe zu Gunsten beider erklären dürfen, als zweier verschiedner, nach, aber auch neben einander zu ergreifender Mittel und Wege des Verständnisses.

„Beim Glauben, sagte ich, komme Alles darauf an, daß man glaube u. s. w.“ (S. 157). Dies sagte Goethe wirklich zu jener Zeit in seiner damaligen burschikosen Art, wie die Stelle im Briefe an Frau Jacobi Nr. 9 (der jedoch vor Nr. 7 stehn muß) vom Dezember 1773 ergiebt: „Ob sie [ihre Buben] an Christ glauben, oder Götz oder Hamlet, das ist eins, nur an was laßt sie glauben! Wer an nichts glaubt, verzweifelt an sich selber.“ Also Gegensatz zum reinen Nihilismus.

542. Zur Reise nach Ems (S. 156 u. 158). Lavater verblieb zu Frankfurt im Hause Goethe's bis zum 28sten früh, fünf Tage, wie Dieser am 4. Juli nach der Rückkehr von Ems an Schönborn in Algier schreibt (Werke, 40bdge Ausg., Bd. XXVII. S. 478). Die Zeit des Eintreffens Beider in Ems erhellt aus den seit 1773 bis 1809 herausgegebenen „Dillenburgischen Intelligenznachrichten“ für die nassauisch-oranischen Lande, indem in der ersten hierin mitgetheilten Liste der Emser Kurgäste, welche im nassauischen Badehause logirten, vom 16. Juli 1774 „Herr Lavater aus Zürich“ als am 29. Juni eingetroffen aufgeführt wird. Goethe ist nicht genannt, da er sogleich mit demselben Wagen zurückreiste (s. den Artikel des Prof. A. Spieß „Zu Goethe's Aufenthalt in Ems im Sommer 1774“ in den Blättern f. lit. Unt., 1867, Nr. 6 und, nur wenig verändert, in den Annalen des Vereins f. Nass. Alterthumskunde und Geschichtsforschung, Bd. XII. Wiesbaden 1873, Nr. 7. Düntzer hat die betreffenden Notizen bereits zu seinem „Lavater“ in den „Freundesbildern“ 1853 benutzt).

Hiernach ist anzunehmen, daß Lavater, Goethe und der Maler Schmoll am Dienstag und Mittwoch, dem 28. und 29. Juni, die zwei oder anderthalb Tagereisen von Frankfurt nach Ems über Wiesbaden (sog. Bäderstraße) zurücklegten. Nach Hegner (a. a. O. S. 284) liebte es Lavater, sich auf Reisen durch das „Beisammensitzen mit einer einzigen vertrauten Person“ von seiner aufreibenden Vielthätigkeit zu erholen. In jenem Schreiben an Schönborn hat Goethe den damals eben empfangenen Eindruck der Lavaterischen Persönlichkeit niedergelegt. Er fand ihn „in seinem Elemente unermüdet thätig, fertig, entschlossen und eine Seele voll der herzlichsten Liebe und Unschuld“. Zugleich schreibt er von Lavater's physiognomischem Unternehmen: „Es wird große Beiträge zur bildenden Kunst enthalten und dem Historien- und Porträtmaler unentbehrlich sein.“ Dieses Unternehmen wird die Reisenden unterwegs vorzugsweise beschäftigt

haben; denn fortan trat Goethe als der thätigste Mitarbeiter in dasselbe ein.

Mit Lavater's „Bisch quet!“ (S. 158) schließt Wieland noch 1780 einen Brief an Merck: „Ade, lieber Merck! Bisch quet! wie Lavater sagt“ (Briefe, I. 218).

543. Auf den Wunderthäter folgte der Schulreformator. Basedow (S. 158) war schon seit Anfang der Sechziger Jahre schriftstellerisch thätig, zunächst als Professor an einer dänischen Ritterakademie auf dem Gebiete der Popular-Philosophie, dann als Gymnasial-Professor zu Altona auf dem der Religion, bis die Lutherische Orthodoxie, geführt durch den bekannten Hamburger Hauptpastor Goeze, seine Stellung unmöglich machte. Er hatte jetzt eine Partei, die verstärkt wurde, als der freisinnige dänische Minister Bernstorff sich für ihn erklärte und ihm eine Pension von 800 Rthlr. verschaffte. Nun wandte er sich ganz der Schulreform zu und forderte zu Subskriptionen auf seine Schriften, namentlich auf sein großes Elementarwerk auf (Goethe, S. 159, mittlerer Absatz). Schon 1771 hatte er 15,000 Thaler gesammelt. Groß und Klein, Magistrate der freien Städte und Fürsten, Gelehrte und hochgeborne Frauen, Akademien und Freimaurerlogen — Alle unterstützen ihn, zumal seitdem auch Lavater, als „der Obermeister der Schwärmerei“, seine Lehre als das ächte pädagogische Evangelium empfiehlt und erklärt, das zu erwartende Werk „werde der Religion nicht nachtheilig, sondern förderlich sein“. Katharina II. spendet 1000 Thaler, Großfürst Paul 500, der König von Dänemark 900, der Erbprinz von Braunschweig 200, der Magistrat von Basel 150, die Regierung zu Osnabrück 50, der Abt von Einsiedeln 42 u. s. w. Basedow selbst reist umher als Subskribentensammler, merkantilische Gewandtheit und Marktschreierei mit aufrichtigem Enthusiasmus für die Sache verbindend. Konnte er doch nur mit Mühe abgehalten werden, seiner Tochter in der Taufe die Namen Pränumerantia Elementaria Philanthropia zu geben.

Damals, 1774, erschien der erste Band des Elementarwerks mit Kupfern von Chodowiecki, zum Preise von 12 Thaler. Bald erlebte es die zweite Auflage und die Uebertragung ins Lateinische, Französische, Russische und andere Sprachen. Scheube (Aus den Tagen unsrer Großväter, 1873, S. 200) nennt es „ein originelles Produkt, halb Begeisterung, halb Charlatanerie, voller Wahrheit und Sonderbarkeit, ganz wie der Verfasser selbst. Seine Wirkung aber ist ungeheuer; denn Jedermann schwärmt mit

Rousseau für Menschenbildung und Menschenwohlfahrt; alle Welt fühlt sich von pädagogischen Gelüsten angewandelt, alle Welt trägt das Ideal einer Republik der Geister im Kopf, wo Licht und Freiheit blühen."

So gilt der trunksüchtige, gegen seine Frau brutale, in Rede und Kleidung cynische, jähzornige, streitsüchtige, so ungebildete wie ungelehrte Basedow als Messias; der Fürst von Dessau beruft ihn 1774 zur Gründung eines Philanthropins, mit 1100 Thlr Gehalt zu seiner dänischen Pension, und Basedow eröffnet dies noch in jenem Jahre (27. Dezember) mit drei Gehilfen, darunter Wolke: es soll ohne Anstrengung und ohne Stillsitzen gelernt werden, mit dem begeisternden Gedanken, ohne Arbeit weise und tugendhaft zu werden.

Wie es möglich war, daß Basedow eine solche Bedeutung erlangte, erklärt Schlosser (Geschichte des 18. Jahrhunderts, IV. S. 125) folgendermaßen: „Das Räthsel löset sich, wenn man bedenkt, daß es so weit gekommen war, daß, wenn geholfen werden sollte, eine Revolution, nicht eine Reform erfordert ward; zum Stürmen und Umstürzen war aber Basedow geboren, dazu paßte seine Rohheit. Im praktischen Leben erfahrene, ruhige, besonnene Männer hätten stehen lassen, was stand, sie hätten das Alte verbessert, und es wäre schnell in anderer Form wieder da gewesen; Basedow schrie, tobte, prahlte, brachte alle Welt in Bewegung, stürzte den ganzen alten Bau. Campe, Salzmann und ganze Schaaren von Kinderschriftstellern errichteten hernach einen neuen" (s. auch „Basedow" in der Allg. D. Biographie von seinem Urenkel Max Müller).

Der Reformator langte Anfangs Juli in Frankfurt an, wo er bis zum 10ten verblieb. Am 4ten Juli war er noch in Weimar. Der von neuen Erscheinungen leicht fortgerissene Wieland, der Basedow dort am 30. Juni gesehn hatte, schrieb von ihm an Jacobi (Briefw., I. S. 172): „Er ist in der That mit aller Wärme seines Kopfs ein ganz vortrefflicher Mann, gerade was ein Reformator sein soll, und wenn er sich mit dem idealischen Politiker Zielin und dem Wunderthäter Lavater konjungirt haben wird, so weiß Gott, was die drei Männer aus uns machen werden." Auch mit Karl August von Weimar trat er in Verbindung (Keil, Vor 100 Jahren, I. S. 16 u. 17). Indem Goethe, das junge Haupt der Stürmer und Dränger, sich gleichzeitig Beiden, Lavater und Basedow, anschloß, konnte es zweifelhaft erscheinen, ob die nach den Ersteren genannte Periode

als Fortsetzung der Aufklärung oder als Reaktion dagegen anzusehn sein werde.

544. [Ich] fuhr nun, Basedow begleitend, abermals von Frankfurt ab (S. 160). Dies ist nicht ganz richtig. Basedow traf bereits am 12. Juli (nach der in Anm. 542 bezeichneten Kurliste) zu Ems ein, durch Goethe bei Lavater angemeldet, aber ohne Jenen. Lavater beschreibt ihre erste Begegnung an der Tafel des Kurhauses: „Ich ging [wieder] zum Tische herunter. Deinet saß neben Schmoll, mit dem er sich unterhielt. Ueber ihm saß, ganz stille essend, in sich gekehrt, eine braune Gestalt in einem braunen Surtout, so gleichgiltig, als man sitzen kann. Ich sah ihn an — sah, und sah wieder. — ‚Nein, so sieht Basedow nicht aus nach dem Porträt, und doch, und doch'. . . Ich ging näher, drehte der unbekannten Person den Kopf — ‚Aber — sind Sie nicht Basedow? Weiß Gott — Sie sind's!' Und er war's. Da war Ueberraschungswonne, an der die ganze Gesellschaft, deren Gegenwart wir völlig vergaßen, allen herzlichen Antheil nahm" (Geßner, II. S. 133). Basedow's Porträt s. in Lavater's Physiognomik, II. S. 272. Nach Herder arbeiteten Beide an gegenseitiger Bekehrung (Hamann, V. S. 151).

Goethe's Ankunft ist erst für den 15ten, Freitag, in der Kurliste verzeichnet: „Herr Doktor Goeddée aus Frankfurt". Damit stimmt überein, daß er am 13ten zu Hause noch mehrere Arbeiten der Advokaten-Praxis erledigte, auch darin dem Gerichte anzeigte, daß er „nächstens auf einige Wochen nach dem Bade reise". Er kann daher Frankfurt erst am 14ten verlassen haben. Zu den Freunden, welche seine nothwendigsten Geschäfte übernahmen (S. 160), gehörte Hieronymus Schlosser, welcher z. B. in einem von Goethe geführten Prozesse in Dessen Abwesenheit um eine Fristverlängerung einkam (Goethe als Rechtsanwalt, S. 392 u. 413).

545. Aufenthalt Goethe's in Ems. In der Schilderung desselben (S. 161 bis 163) verschmilzt die Erinnerung an seinen dortigen Aufenthalt im Juli 1774, vom 15ten bis zum 18ten, mit dem spätern zu Ende dieses und zu Anfang des nächsten Monats. Denn in der Emser Kurliste vom 20. August, Sonnabend, sind unter den „in voriger Woche" (bis zum 13ten) abgereisten Badegästen genannt: „Professor Basedow aus Dessau und Doktor Göddée aus Frankfurt". Was Goethe hier erzählt, vertheilt sich daher auf beide Monate.

Von den beiden großen Badehäusern (S. 161), welche, noch Zubehörungen des gegenwärtigen Kurhauses, fast den ganzen damaligen Badeort ausmachten, bestand das nassau-oranische aus dem östlichen Flügel und demjenigen Theile, in welchem der Kesselbrunnen und das Kränchen quellen. In diesem Gebäude logirten die drei genialen Männer. Zu Hessen-Darmstadt gehörte dagegen der nordwestliche und der nach der Lahn zu gelegne Flügel. Die beiderseitigen Gesellschaften mußten sich daher ziemlich nah berühren (S. 161). Die „Vier Thürme" existirten zwar damals, gleich dem „steinernen Hause", auch schon, wurden aber erst 1817 zu einem Badehause eingerichtet. Außer Goethe's Bekannten, dem Buchhändler Deinet, dem „Handelsmann Bethmann", dem Rektor W.(enck?) und Schmoll, unter deren Einem der namhafte Freund zu denken sein mag, der die Landpfarrerin vorstellte (S. 161), werden von den vornehmen Kurgästen, welche gleichzeitig mit Goethe sich im nassauischen Kurhause aufhielten, genannt: Graf von Dernath nebst Gemahlin aus Holstein, Feldmarschall Freiherr v. Quadt aus dem Klevischen, Oberpostmeister Freiherr v. Kurtzrock aus Hamburg, Graf Bathiany aus Ungarn, Oberjägermeister Baron von Röder aus Dillenburg u. A. m., wogegen von den Kurgästen des Darmstädter Badehauses nichts bekannt ist (Annalen für Nass. Alterthumskunde, Bd. XII. S. 288).

Gessner, der Schwiegersohn und Biograph Lavater's, bemerkt von Goethe's Anwesenheit: „Das war nun eine Unterhaltung von Mannichfaltigkeit, die wol auch statt einer Kur an jedem andern, nicht nur am Kurorte, wohlgethan hätte, und Goethe's Wort traf bei Lavater so ganz wie möglich zu: ‚Ich bin vergnügt, ich bin glücklich! Das fühle ich, und doch ist der ganze Inhalt meiner Freude ein wallendes Sehnen nach etwas, das ich nicht habe, nach etwas, das ich nicht anschauend erkenne'."

Lavater hielt damals zwei Predigten in Ems, die gedruckt zu Dillenburg erschienen.

546. Der Besuch in Nassau bei Frau von Stein (S. 162), der Gemahlin des kurmainzischen Geheimeraths und mittelrheinischen Ritterraths Freih. v. St., der Mutter des berühmten Ministers, wurde insofern von Einfluß für Goethe, als ihn hier eine Angehörige des Weimarischen Kreises sah, die Tochter des Hauses, die Gräfin Werthern von Neuenheilingen in Thüringen, später des Herzogs Karl August und seine eigne ver-

ehrte Freundin. Es wird auch erzählt, Herzogin Amalia hätte ihn damals hier gesehen, was jedoch auf Verwechslung mit der Gräfin Werthern beruht. Was Diese von Goethe in Weimar zu berichten gewußt, scheint dort zuerst den Wunsch rege gemacht zu haben, mit ihm in Verbindung zu treten. In ihrem, gleichfalls gegenwärtigen Zeichenlehrer und Hausfreunde, dem Maler Kraus, fand Goethe einen ihm wohlbekannten Landsmann (s. Thl. IV, Buch 20). Der spätere Minister war dagegen nicht anwesend, da er in Göttingen unter Leitung des Straßburgers Salzmann (Anm. 423 d) studirte. Frau von la Roche, Goethe's Freundin, stand von Mainz her in alter Verbindung mit der Frau des Hauses. Ein paar Tage später, aus Neuwied am 19. Juli, sandte Goethe durch Sophie der Frau von Stein eine Empfehlung. Wir verweisen auf die Schilderung dieser ausgezeichneten Frau in Stein's Leben von Pertz, I. S. 6.

Da Goethe bei derartigen Besuchen in seinem langen Leben so oft mit Fragen nach der Wahrhaftigkeit der Leiden Werther's belästigt worden, so nahm er das Gleiche auch von dem damaligen Besuche in Nassau an (S. 162). Er war aber damals dem Publikum nur der Verfasser des „Götz", da der „Werther", obgleich schon in Lettern gesetzt, dieses erst einige Monate später entzünden sollte.

Die Ausdrücke Vater, alter Thor (S. 163) erklären sich, da Basedow schon im einundfunfzigsten, Goethe erst im fünfundzwanzigsten und Lavater im dreiunddreißigsten Jahre stand.

An einer andern Stelle der Goethischen Schriften (Der Farbenlehre polemischer Theil, Werke, 40bdge A., Bd. XXXVIII. S. 156 v. J. 1810) findet sich gleichfalls eine Reminiscenz an jenes Zusammensein mit Basedow: „Es fällt uns bei dieser Gelegenheit ein, daß Basedow, der ein starker Trinker war und in seinen besten Jahren in guter Gesellschaft einen sehr erfreulichen Humor zeigte, stets zu behaupten pflegte, die Konklusion ergo bibamus passe zu allen Prämissen. Es ist schön Wetter, ergo bibamus! Es ist ein häßlicher Tag, ergo bibamus! Wir sind unter Freunden, ergo bibamus! Es sind fatale Bursche in der Gesellschaft, ergo bibamus!" Vergl. das gleichzeitige Gedicht: Ergo bibamus (Werke, Bd. I. S. 91).

Das aus zwei Triangeln zusammengesetzte Bierzeichen (S. 163) ist das aus dem „Faust" bekannte Pentagramma (Werke, Bd. XII. S. 47), einst das Gesundheits- und Erkennungszeichen der Pythagoreer.

547. **Die Fahrt die Lahn hinab (S. 163).** In der Emser Kurliste sind die drei Reisenden am Montag dem 18. Juli 1774 abgemeldet. Vor der Abreise am frühen Morgen schrieb Lavater an die Seinigen: „Ich schreib' Euch den letzten guten Tag von Ems aus, Ihr Lieben! — So ist's — ja Traum ist's! bald verträumter Traum, daß ich Euch fern war, und Traum der Wonne wird sein das Wiedersehen. Ja wahrlich, ich darf oft vor Freud' und Heimwehfurcht nicht dran denken, daß ich noch so wirklich und eigentlich ein so liebes Weibchen und zwei so liebe Kinder — und so viele liebe Liebende zu Hause habe. — Unterdeß — diktirt mir Goethe aus seinem Bett herüber, unterdeß geht's immer so gerade in die Welt 'nein. Es schläft sich, itzt sich, trinkt sich und liebt sich auch wol an jedem Orte Gottes, wie am andern, folglich also — itzt schreib' Er weiter!" (Geßner, a. a. O. II. S. 135).

S. Hirzel hat in den „Briefen von Goethe an helvetische Freunde" (1867) als Anhang die auf diese Reise bezüglichen Abschnitte aus Lavater's Tagebuche mitgetheilt, die wir hier folgen lassen:

„Montag, 18. Julius 1774.

In einem wohl besetzten Schiff auf der Lahne, wo Basedow raucht und Grammatik docirt, Goethe Reimendungen für die Gesellschaft schreibt, Ulrich und Alsdorf den Schirm hält, hier Einer prosaische Gedanken in Versen oder Einer poetische in Prosa in ein Papierchen hineinschreibt, Café getrunken wird, ob wir gut Wetter kriegen beim Sieden des Rindfleisches deliberirt wird — schreib' ich dies in einem rothen Dragonermantel mit messingnen Schließen eingehüllt. Jetzt eine Schließ — ha wie schießt im gedrängten Strom das Schiff durch die Wellen, ha wie stürmt es hindurch! nun sprützt der Regen auf's Blatt mir.

Wir kriegen bei d. Aalen nicht aus, wo der Herr v. d. Nil uns einzuladen kam.

Basedow — den Vers:

Nun bald, nun bäldest oder nie
Stift ich ein neu Akademie [ein Philanthropin].

Fischer.

Da wollt' ich gern ein Schüler werden,
Wär' ich nicht schon so lang auf Erden.
Variante: Hätt ich nicht schon so alt Gebehrden.

Goethe.

Wir werden nun recht gut geführt,
Weil Basedow das Ruder rührt [s. Bd. III. S. 314].

Die letzte Schließe. Es kocht und braust — Rindfleisch und Wellenschaum — überstanden — überstanden — die letzte.

Eine hohe Einsiedelei blickt bei Lahnstein auf uns herab, die Eremitage heißt der Allerheiligenberg.

Basedow hielt eine witzreiche und gütige Standrede über mich. Herrlich altes Schloß Lahnegg, herab auf die Lahne blickend.

Goethe diktirte:

Hoch auf dem alten Thurne steht
[u. s. w. wie Werke, Bd. I. S. 61 „Geistes Gruß"].

Izt fahren wir Lahnstein vorbei, zur Rechten liegt der Flecken .....

Ich stieg aus. Basedow vor uns in ein Haus, wo man zu Mittag aß, überfiel und aß mit, Speck und Bohnen. Alle ihm nach, Gewirr und Leben und Freude.

Wieder ins Schiff. Kapelle, ein zerstörtes Schloß vorbei. Goethe über die Kerls in Schlössern — nun von der Lahne in den Rhein. Goethe las.

Wir fuhren Horchheim vorbei. Von der Staatsnase der regierenden Fr. Gr. v. Thiershof [jedenfalls eine der vornehmen Emser Bekanntschaften].

Die Festung und Thal Ehrenbreitstein. Fliegende Brücke zwischen Thal und Koblenz, stiegen da aus, aßen zu Mittag — vom Rock Christi, der auf der Festung liegen soll.

Nachher besah ich Ziga's Malereien, wenig Wichtiges. Um 3 Uhr ins Schiff, fuhren das trierische Schloß und Festung vorbei.

Goethe ging bis Fallendar voraus ..... Die herrlich, herrlich untergehende Sonne erquickte mich.

Goethe schrieb ins Kalenderlein der Fr. Hofr. Kümpf:

Sarah kocht' unserm Herregott
[u. s. w. wie Werke, Bd. III. S. 314]
d. 18. Julius 74 Goethe auf dem Rhein am Mast geschrieben im Angesicht von Koblenz.

Und ich schrieb auf ihre Bitte in eben dasselbe Kalenderlein: Was soll ich in Dein Büchlein schreiben [u. s. w. 9 Verse].

Bei Engers auf M[itte?] Rh[eins?] einem Churtrierschen Schloß.

Nahe bei Neuwied. Hr. Hofr. Roquel, ein geschickter junger Mann, kam uns entgegen, führte uns in sein Quartier, ließen die Koffer kommen, aßen zu Nacht. Nachdem die Tafel aufgehoben war, machten wir noch das Compl. bei Hofe — brillante Menge Grafen und Gräfinnen — Fürstin von Isenburg — allenthalben Spuren der Freude..... Abschied. Noch 1½ Stunden Geschwätz von B., worüber Bas. schmähte. Noch schrieb ich Billets an Pfenninger] u. an (unleserlich) mit Versen von Goethe. Bett."

Diese Tagebuchnotizen zeigen, daß Goethe das Gedicht „Geistes Gruß" (S. 163) nicht in des gar nicht anwesenden Lipsens Stammbuch schrieb, sondern in Lavater's Tagebuch diktirte. Von den allerlei Knittelreimen und Possen enthalten die Notizen Proben. Die Knittelverse von dem wunderlichen Wirthstisch in Koblenz (S. 163 unten) sind die bekannten (Werke, Bd. II. S. 253 u. 254), welche Goethe zuerst in die neue Ausgabe seiner Gedichte v. J. 1815 (II. S. 192) aufnahm. Der Landgeistliche (hier S. 163 unten, der Pfarrer V. 5 des Gedichts) wird in der Begleitung Lavater's zu suchen sein, in welcher er von Koblenz nach Neuwied fuhr und ging. Das Tagebuch enthält nämlich noch die Stellen: „Ein Sturm erhub sich, wir stiegen aus und gingen bis Bendorf zu Fuß. Unterwegs sprach Benzler und der redliche Weidemann (?) mit mir von Atheisten, Naturalisten, Christen überhaupt, rechten Christen, von dem Glauben an die Auferstehung Jesu." Benzler ist auch unter dem oben am Schluß der Tagebuchnotizen angeführten schwatzenden B. zu denken. Mit dem erwähnten Ziza verhandelte Goethe in Gemäldeangelegenheiten. Ob Weidemann mit dem von Geßner früher angeführten Rektor W. identisch, steht dahin.

Gegen die Kindertaufe (zu S. 164 oben) hatte Basedow schon 1767 geschrieben (Mennonis gänzl. Vorschlag zu einer sacrament. Liturgie u. s. Lehrbegriff der Christen) und angeordnet, wie die erwachsenen Täuflinge vor der Gemeinde sich entkleiden und ins Bad steigen, auch wie das Abendmahl an langen gedeckten Tafeln gehalten werden soll (Allg. Deutsche Bibl., XI. 2. S. 86 flgde). — Der Gasthof zu Koblenz, die Stätte des „Diners", wäre nach Düntzer (Freundesb., S. 281) der Maaß'sche „Zu den drei Reichskronen" auf dem „Entenpfuhl" gewesen.

548. Da Sophie la Roche sich in Nassau aufhielt, so

blieb diesmal Thal Ehrenbreitſtein unbeſucht. Lavater's Tagebuch läßt Goethe aber nach Vallendar vorausgehn. Wie ſchon oben in Anm. 483 e erwähnt, hatte er dort vor zwei Jahren eine Familie Deſter kennen gelernt. Dieſer galt der Beſuch; vielleicht wußte er vorher, daß er dort ſeine Freundin Marie Brentano antreffen werde, und erhielt dort von ihr oder Gretel wol auch den halbverwelkten Blumenſtrauß der folgenden Anmerkung. Dies ergiebt das, zugleich Eindrücke des abendlichen Beſuchs bei dem Grafen von Wied wiedergebende Billet an Sophie la Roche nach Naſſau vom folgenden Tage: „Mir iſt mehr als einmal durch den Kopf gefahren, daß es ſo ſein muß: hier am Hofe ehrt man, liebt man Sie, und wo nicht? als nur da, wo Sie angebetet werden ſollten. Doch wie iſt's worden? Ich hab' die liebe Kleine bei der Deſter geſehn. Adieu, Mama! Kommen Sie hierher! Lavater predigt auf den Sonntag hier. Empfehlen Sie mich Fr. von Stein. Neuwied am 19. Juli 1774" (Ungedruckt). Die dort von Lavater am 24ſten gehaltne Predigt über Johannes 6, 68: „Herr, zu wem ſollen wir gehn? Du haſt Worte des ewigen Lebens", iſt im Druck erſchienen. Lavater's Tagebuch vom Dienſtag dem 19. Juli erwähnt Goethe's gar nicht, nur Baſedow's, der Lavater zu den Mennoniten begleitete und dort unſchickliche Fragen that. Wohl aber wiſſen wir, daß Goethe in Neuwied den ihm von Alters her bekannten Dichter v. Buri aufſuchte und denſelben mehrere ſeiner neueſten Gedichte in der Handſchrift zurückließ (ſ. Anm. 180). Als damalige Neuwieder Celebrität galt auch der Tiſchler Röntgen (ſ. Werke, Bd. XVI. S. 58, u. Bd. XVIII. S. 340).

549. Von dem folgenden Reiſetage unterrichtet uns wieder Lavater's Tagebuch: „Mittwoch 20. Juli 1774. Morgens nach 6 Uhr im Schiff unter'm naſſen Decktuch, vor Schmoll und neben Goethe, der in romantiſcher Geſtalt, grauem Hut mit halbverwelktem lieben Blumenbuſch ſein Butterbrod hinter dem braunſeidnen Halstuch und grauen Kaputkragen wie ein Wolf verzehrt und ſich nach dem übrigen eingepackten Eſſen ſchon weiter umſieht.

Bei Andernach, der zweitälteſten Reichsſtadt.

Goethe: Ueber die Wieſen den Bach herab [u. ſ. w. wie Werke, Bd. II. S. 279].

Nun zum Frühſtück im Bruderſchifflein. Nach dem Eſſen. Aus G.: Hat Alles ſeine Zeit [u. ſ. w. wie Werke, Bd. III. S. 197]. Jetzt noch und bis jetzt regnet's, wir ſehen Höningen des Grafen

von der Ley bei uns. Schöne, aber beschelte Aussicht. Laß regnen, wenn es regnen will [u. s. w. wie Werke, Bd. III. S. 197].

Goethe las uns aus seiner Clavire, einer Operette, und ich verschlummerte eine Stunde. Jetzt schlummert Goethe und Schmoll noch unter der leinwandnen Bogendecke neben mir als wie unter einem Zelt. Man öffnet, und kühler Wind öffnet Beiden die Augen, sie sehen die herrliche Stadt Bonn vor sich, die Residenz des Kurfürsten von Köln.

‚Mache doch wieder zu!' Wieder zu. Und ich schreibe fort. Um 12 Uhr zu Bonn an. Aß zu Mittag .... fuhren um 2 Uhr ab. Regen, viel Schlummer, wenig gesprochen. Schöne Allee in einem fort bis auf Köln .... Schmoll und Goethe auf Düsseldorf, ich auf Müllheim."

Die Erinnerung an diese regnerische Fahrt war Goethe 1813 völlig entschwunden. Er verwechselte die Hinreise mit der Herreise; erst auf dieser weilte er mit Fritz Jacobi in Köln (S. 165) und Bensberg (S. 169). Alles hier von S. 164 bis 170 Erzählte ist ganz wahr, jedoch nur, wenn man es auf die Rückreise bezieht.

550. Wir gelangten nach Düsseldorf und von da nach Pempelfort (S. 170). Wie der Schluß des Tagebuchs der vorigen Anmerkung besagt, hatten sich die Reisenden in Köln getrennt. Von Basedow ist seit Neuwied nicht weiter die Rede. Lavater begab sich nach dem nahen Mühlheim, und Goethe fuhr mit Schmoll noch am Nachmittage des 20sten nach Düsseldorf, wo sie im Gasthofe „Zum Prinzen von Oranien" logirten. Am andern Tage, dem 21sten, erreichte Goethe und zwar zu Pempelfort den Hauptzweck der Reise, die persönliche Bekanntschaft Fritz Jacobi's. Goethe spricht S. 164 von den Gebrüdern Jacobi, da er auch den ältern Bruder, den Dichter Georg Jacobi nebst den beiden Halbschwestern Lene und Lotte in Pempelfort antraf.

Der Mißhelligkeit zwischen Ober- und Unterrhein (S. 164) ist oben zu Ende der Anm. 432, des Gleim-Jacobi'schen Briefwechsels zu Ende der Anm. 350 (s. Von u. an Herder, I, S. 4, 5 u. 9), der Sophie la Roche, der Freundin der edlen Brüder, schon mehrfach gedacht. Nur vorübergehend genannt (in Anm. 504) sind Demoiselle Fahlmer, die jüngere Jacobi'sche Schwester und die Gattin von Fritz Jacobi (S. 164 unten), deren vermittelndem Einflusse Goethe die Beseitigung jener Mißhelligkeit zuschreibt.

551. Johanna Fahlmer kommt in Goethe's Lebensbeschreibung und sonst in seinen Werken nur an dieser Stelle vor (S. 164). Aber die wenigen Zeilen drücken eine hohe Werthschätzung aus. Wie nah sich Beide einst gestanden, namentlich in den Jahren 1773 bis 1776, zeigen die von L. Urlichs in diesem Jahre (1875) herausgegebnen funfzig Briefe Goethe's an sie. Urlichs hat ferner in Nodenberg's Deutscher Rundschau (Heft 10. Juli 1875, „Zu Goethe's Stella", S. 78—83) mit großer Wahrscheinlichkeit nachgewiesen, daß von den thatsächlichen Momenten, welche die Veranlassung zu jenem Trauerspiel gegeben, mehrere in der Stellung der Fahlmer zu Fritz Jacobi und seiner Gattin zu suchen seien, eine Vermuthung, in welcher W. Scherer's Mittheilungen in dem Artikel „Goethe und Adelaide" (J. N. Reich. 1875, Nr. 48, S. 841—860) nur bestärken können. Unter dem Namen „Adelaide" erscheint Johanna in dem Jacobi'schen Briefwechsel.

Die Fahlmer, fünf Jahre älter als Goethe, war die Tante der Brüder Jacobi als die um einunddreißig Jahre jüngere Halbschwester der ersten Frau des Vaters Jacobi, einer gebornen Fahlmer, die dieser schon vor Johanna's Geburt verloren hatte. Sie heißt daher auch bei Goethe die Tante oder das Tantchen. Ihre Mutter, die zweite Gattin des aus Frankfurt stammenden kurpfälzischen Kommerzienrathe Fahlmer zu Düsseldorf, war eine Tochter des Frankfurter Predigers Starck. Durch dieselbe stand Johanna daher mit dem Goethischen Kreise in Verwandtschaft, da eine der Schwestern von Goethe's Mutter einen Prediger Starck zu Frankfurt, einen nahen Angehörigen von Johanna's Mutter, geheirathet hatte (Anm. 45). Mit einem Bruder des Letztern, dem Dr. juris Starck, war ferner eine Schwester der beiden Schlosser vermählt. Johanna hatte daher in Frankfurt nahe Beziehungen auch zur Familie Schlosser und wieder zu Goethe's Schwester. Persönlich trat sie in diesen Kreis im Juni 1772, während Goethe in Wetzlar abwesend war, indem sie mit ihrer Mutter von Düsseldorf nach Frankfurt übersiedelte. Die Freundin der Jacobi, Sophie la Roche, stand auch mit ihr im Bunde; Merck schrieb schon im August 1772 an seine Frau: J'ai à voir Mlle Falmer de la part de Mme de la Roche (Br., III. S. 57), und ebenso war es unvermeidlich, daß Goethe, als er im September mit dem Merck'schen Ehepaare von Ehrenbreitstein nach Frankfurt zurückkehrte, Johanna's Bekanntschaft machte. Sie blieb nun bis zum September 1773 in Frankfurt und kehrte dorthin, nachdem sie

den Winter auf 1774 wieder bei Jacobis in Düsseldorf zugebracht, zu Ostern 1774 zurück. „Ihr Werk — sagt Urliche in der Einleitung zu den Goethischen Briefen — war es besonders, daß Goethe seine Mißstimmung gegen Jacobi überwand und im Juli d. J. jene denkwürdige Reise nach Pempelfort unternahm, die zu dem engsten Freundschaftsbunde mit F. H. Jacobi führte." Offenbar konnte sie, nach ihrer ganzen Bildung, ihm mehr sein als seine Frankfurter Freundinnen, die Gerock, Kreepel und Münch. Bekanntlich heirathete Schlosser Johanna in zweiter Ehe 1778. Seit dieser Zeit entfernte sie der Einfluß des etwas unfreien Schlosser'schen Geistes von Goethe mehr und mehr. Sie sahen sich zuletzt 1779. Obige Stelle über sie las Johanna noch, da sie erst 1821 nach langem Wittwenstande verstarb.

552. Die jüngere Jacobi'sche Halbschwester, Lottchen (S. 164), lernte Goethe in Frankfurt zu Ostern 1773 bei der Fahlmer kennen. Sie hatte eben eine Erziehungsanstalt zu Hannover verlassen und trat nun hier in großstädtische Verhältnisse. In dem Briefe Nr. II an die Fahlmer nennt sie Goethe „liebe Nichte", und seine spätern Briefe nach Pempelfort enthalten wiederholt Grüße an sie (Lolo). Ihr ist, wie wir mit v. Biedermann annehmen, das Gedicht „Mitten im Getümmel mancher Freuden" gewidmet; die Gegensätze des „eng und ruhig auferzogen" und der „uns umwälzenden hunderttausend Wogen" entsprechen dem damaligen Wechsel in dem Leben des jungen Mädchens; da das Gedicht zuerst als „Brief an Lottchen" erschien, so möchte man darauf die Aeußerung im Briefe Nr. III an die Fahlmer: „Lotte wird meinen Brief haben" beziehn, da sich ein andrer nicht erhalten hat.

553. Die Gattin von Fritz Jacobi (S. 164), Betty, geb. v. Clermont, hielt sich gleichfalls im Sommer 1773 zu Frankfurt auf und gewann durch ihre herrlichen Eigenschaften den jungen Dichter völlig. Die zwölf, dem Briefwechsel zwischen Goethe und F. H. Jacobi (1846) vorgedruckten Nummern sind ein redendes Denkmal ihrer nur kurzen Freundschaft, zumal Nr. 3, ihr Schreiben vom 6. Nov. 1773 aus dem Wochenbett: „Herr Doktor Goethe Lobesan", ein ganz einziges Dokument, geeignet, auch uns „völlig für sie einzunehmen", und es ist, als ob Goethe bei Abfassung des sie charakterisirenden Satzes (S. 164 unten und 165 oben), diesen Brief vor sich gehabt hätte; er

ſpricht diejenige Bildung des Herzens und Geiſtes aus, welche deutſche Frauen am Schönſten kleidet, aber leider nur ſelten gefunden wird. Goethe's Bezeichnungen ſind ganz unübertrefflich gewählt. Zuſammen verließen die drei Düſſeldorfer Frauen im September 1773 Frankfurt, um zunächſt in Koblenz Sophie la Roche zu beſuchen und von da, durch Fritz Jacobi abgeholt, nach Hauſe zurückzukehren. Der engen Verbindung mit ihnen ungeachtet wehrte ſich Goethe noch lange, die Abneigung gegen die Männer der Familie aufzugeben. In der Farce gegen Wieland ließ er noch Jacobi auftreten (ſ. An die Fahlmer, Nr. XI), unterdrückte aber die gegen ihn und ſeinen Bruder gerichtete. Bezeichnend iſt der Einwurf, den er ſich ſelbſt machte, als er ſeiner ſich zu Ehrenbreitſtein aufhaltenden Schweſter die Subſtription auf Jacobi's „Iris“ widerrieth: „Da ich fertig bin, liebe Mama, fällt mir ein, daß ich ungerecht gegen die Jacobis bin; hab' ich mich denn nicht bei ihren Weibern, Tanten und Schweſtern eingeniſtelt? Das giebt ihnen nach der ſtrengſten Kompenſation ein Recht auf meine Kornelie. Oho!“ (An Sophie la Roche im Spätſommer 1773; vergl. An Keſtner, Nr. 81).

554. Nun fand ſich Goethe am Morgen des 21. Juli 1774 zu Düſſeldorf. Schon vor acht Uhr eilte er aus dem Gaſthofe in Jacobi's Wohnung im Eckhauſe der „Neuen Straße“, unweit des damaligen Flingerthors, wo man jetzt zur Allee hinausgeht. Das Haus war leer, und er traf nur die ihm von Betty's Frankfurter Beſuche bekannte Magd Kathrine, „die kleine Käthe“ (An die Fahlmer, Nr. IX). Die ganze Familie, zu der noch Jacobi's Vater gehörte, befand ſich, mit Ausnahme der bei ihren Eltern in Baels verweilenden Betty, draußen in dem Gartenhauſe zu Pempelfort. Dorthin ging Goethe: „Grad 'rab vom Himmel gefallen vor Fritz Jacobi hin! Und er und ich und ich und er! Und waren ſchon, eh noch ein ſchweſterlicher Blick [der Lotte Jacobi; Anm. 552] drein präliminirt hatte, was wir ſein ſollten und konnten“, — nämlich Herzensfreunde und Brüder. Dies Alles ſchrieb Goethe denn in der erſten Erregung um Mittag und ſpäter an Betty in den Briefen an Dieſelbe Nr. 10 und 12, denen wir folgen. Vormittags beſuchte er noch die berühmte Gemäldegalerie (S. 170), gegenwärtig den Hauptſtock der Münchner Pinakothek bildend, zu der man auf mit Antiken geſchmückten Treppen hinaufſtieg. Erſt im Herbſt 1792, nach dem unglücklichen franzöſiſchen Feldzuge, ſah er ſie wieder.

555. Von Düsseldorf aus suchte Goethe seinen Freund Jung, damals Arzt zu Elberfeld auf (S. 170), wohin er mit Heinse, dessen Bekanntschaft er gleichfalls in Düsseldorf gemacht hatte, noch an demselben Tage hinüberritt. Jung hat von diesem Besuche in seiner Lebensgeschichte (Henrich Stilling's häusliches Leben. Eine wahrh. Geschichte. 1789, S. 53—63) eine ausführliche Schilderung entworfen, auf die wir verweisen, obwol sie die Thatsachen nicht rein wiedergiebt. Goethe führte sich bei ihm verkleidet als Kranker ein, sah seine Christine (Anm. 390) und blieb bei ihm zum Mittagessen (am 22sten). Ganz zufällig trafen dort auch Lavater in Begleitung mehrerer rheinischer Frommen und Jacobi („Vollkraft" bei Jung) ein, und Alle versammelten sich zu einer großen, seltsam zusammengewürfelten Abendtafel. „Goethe aber konnte nicht sitzen, — schreibt Jung — er tanzte um den Tisch her, machte Gesichter und zeigte allenthalben, nach seiner Art, wie köstlich ihn der Zirkel von Menschen gaudirte. Die Schönenthaler [d. h. Elberfelder] glaubten, Gott sei bei uns! der Mensch müsse nicht recht klug sein; Stilling aber und Andre, die ihn und sein Wesen besser kannten, meinten oft für Lachen zu bersten, wenn ihn Einer mit starren und gleichsam bemitleidenden Augen ansah und er dann mit großem hellem Blick ihn darnieder schoß" (dazu Geßner, II. S. 138—140, und Bodemann's Lavater, S. 278).

Wie Jung a. a. O. S. 63 angiebt, nahm Goethe damals den ersten Theil seiner Lebensgeschichte im Manuskripte mit, um ihn, revidirt, von unnöthigem Beiwerk befreit und mit Titel versehn, von Weimar aus drei Jahre später in Druck zu geben und mit dem Honorar den Verfasser aus einer seiner vielen Verlegenheiten, wie durch göttliche Hilfe, zu retten.

Daß Jung den Reisenden schon in Koblenz entgegengekommen wäre (S. 170), ist nicht richtig.

556. Was mir ferner auf dem Rückwege rheinaufwärts begegnet, ist mir ganz aus der Erinnerung verschwunden (S. 171). Wir wissen, dieser Annahme liegt eine Verwechselung zu Grunde, da die ganze Erzählung S. 165 bis 169 zur Geschichte der Rückreise gehört. Goethe machte sie zusammen mit den Brüdern Jacobi und Heinse (Bruder Rosten).

557. Die Empfindung der Vergangenheit und Gegenwart in Eins (S. 166) war gegeben mit der von Herder angebahnten Richtung auf das deutsche Volkslied und dessen

Wiederbelebung; das oben (S. 163) erwähnte Gedicht „Geistes Gruß“ ist ein Beleg, wie überhaupt Goethe's und Bürger's damals neue Balladenpoesie. Jene Empfindung fand auch im folgenden Jahre (1814) in dem Divanegedichte: Im Gegenwärtigen Vergangnes Ausdruck (Werke, Bd. IV. S. 18), wie sie 1774 das Jabach'sche Bild hervorgerufen hatte.

558. Die Ruine des Doms zu Köln (S. 166) sah Goethe zum ersten Male. Auf der Rheinfahrt im November 1792 schenkte er dem Dom wol nur geringe Beachtung. Erst auf der dritten Rahnfahrt rheinabwärts am 26. Juli 1815 (Werke, Bd. XXVI. S. 273 flgde. u. Anm. 38) in Gemeinschaft mit dem Minister Stein, hielt er sich lange genug in Köln auf, um dem Dom einige Zeit widmen zu können. Anknüpfend an die Bemühungen der Gebrüder Boisserée — unsre fleißigen, beharrlichen Freunde (hier S. 166) — regte Goethe dort zuerst den Gedanken der Fortsetzung des Dombaues öffentlich an: „Denn vollendet bringt ein groß gedachtes Meisterwerk erst jene Wirkung hervor, welche der außerordentliche Geist beabsichtigte: das Ungeheure faßlich zu machen.“ Der Satz oben S. 166, es scheine, als solle die Architektur uns überzeugen, daß in einer Folge von Zeit nichts zu leisten sei, war nur ein Ausdruck der Bekümmerniß, den die traurige Zeit der Abfassung unsrer Biographie (1812 und 1813) erpreßte; zwei Jahre später ergriff Goethe muthvoll den entgegengesetzten Gedanken, der in unsern Tagen binnen Kurzem zum völligen Ziel geführt sein wird.

559. Jabach's Wohnung (S. 166), ein ehemaliger Edelhof in der Sternengasse (jetzt Nr. 25), wo Rubens geboren sein soll, ist in seinem aus dem Mittelalter stammenden Aeußern, nicht aber in der von Goethe geschilderten inneren Ausstattung noch heute erhalten (s. Düntzer, Freundesb., S. 132, Note 3). Das (S. 167) beschriebene Gemälde von Lebrun aus dem 17ten Jahrhundert stellt die Familie des Kölner Rathsherrn Evrad von Jabach dar. Im J. 1814 sah Goethe es wieder und meinte: „es verdient als eine der ersten Zierden einer bald zu hoffenden öffentlichen Anstalt eingeordnet zu werden“ (Werke, Bd. XXVI. S. 268, u. Anm. 40). Dies ist geschehn, da das Gemälde dem Berliner Museum einverleibt ist (Nr. 471 des Katalogs). — Das Jabach'sche Haus war damals ein Zielpunkt aller Pilger am Rhein. Einsiedel, als er 1778 mit Herzogin Amalia, Maler Kraus und Merck diese Reise machte, schreibt davon an Knebel: „Ueber alle

Beschreibung ein Gemälde von Lebrun, vorstellend die Familie eines Kunstliebhabers Namens Jabach — das Andenken daran sei dem Eintritt ins Haus des ehemaligen Bewohners ist mir zu heilig, als daß ich etwas davon sagen mag." Goethe aber sagte davon, und noch vier Wochen nach dem Besuch (Nr. 2 An Jacobi) schreibt er, zugleich mit Bezug auf die Gepflogenheit der Düsseldorfer Kunstverwaltung, Gemälde der Galerie dem Kurfürsten von der Pfalz auszuantworten: „Oft wohn' ich mit Jabach's Geist, und ich bitte Dich, daß Du's verborgen haltest vor mir, wenn der gute Kraft wohlmeinend das Heiligthum seines Gottes beraubt, pour le mettre aux pieds de Son Altesse." Jacobi dagegen wünschte schon 1774 von Goethe eine Schilderung, wie er sich vor Lebrun's Bild, „überwältigt von diesen Eindrücken, verhielt und benahm" (oben S. 167); denn er schreibt (Briefw., Nr. 3): „Weiß wohl, was ich wünschte: Dich selbst vor Jabach's Geist."

560. Die Erinnerung an das Jabach'sche Bild und die übrigen Vorfälle jener Rückreise rief ein Brief von Jacobi selbst in Goethe wach. Am 10. Mai 1812 hatte er an Jacobi geschrieben: „Erlaube mir, in dritten Theile meines biographischen Versuchs Deiner in allem Guten zu gedenken", und der schon siebzigjährige Freund darauf am 28. Dezember desselben Jahrs geantwortet: „Daß im dritten Theil Deines biographischen Versuchs meiner in allem Guten gedacht werden soll, freut mich unendlich. Sorge nur, daß ich die Erscheinung des 3ten Theils auch noch erlebe. Ich hoffe, Du vergissest in dieser Epoche nicht des Jabach'schen Hauses, des Schlosses zu Bensberg und der Laube, in der Du über Spinoza, mir so unvergeßlich, sprachst, des Saals in dem Gasthofe zum Geist, wo wir über das Siebengebirg den Mond heraufsteigen sahen, wo Du in der Dämmerung auf dem Tische sitzend uns die Romanze: Es war ein Buhle frech genung — und andere hersagtest ..... Welche Stunden! Welche Tage! — Um Mitternacht suchtest Du mich noch im Dunkeln auf — Mir wurde wie eine neue Seele. Von dem Augenblick an konnte ich Dich nicht mehr lassen." — Diese Tage können nur der 24. und 25. Juli gewesen sein.

Alle jene Jacobi'schen Andeutungen hat Goethe oben ausgeführt, und zwar zu großer Befriedigung des Freundes, bis auf die Worte S. 171 von der spätern Divergenz, und er erklärte Goethe's Darstellung für wahrer als die Wahrheit selbst.

561. Spinoza's Ethik verband damals die Freunde. Jacobi war durch eine Bemerkung von Leibniz, daß Spinoza den Carteſianismus auf die Spitze getrieben habe, veranlaßt worden, jenes Buch gründlichſt zu ſtudiren (Jacobi's Werke, II. S. 187 fgde); er fand nun, daß Descartes, während er das Daſein Gottes beweiſen wollen, in Wahrheit nur die Einheit des Weltganzen bewieſen habe, und daß Spinoza dies folgerichtig mit ſeinem Deus sive natura ausdrücke. Spinoza, den er wieder neu in die deutſche Philoſophie einführte, um zunächſt in die heftigen Fehden mit Mendelſohn und Herder verwickelt zu werden, die jedoch die Materie weniger beherrſchten als er. Spinoza diente ihm weſentlich nur als Beweis, daß Gott, Perſönlichkeit, Freiheit uns offenbart ſeien, von uns nur geglaubt, nicht aber verſtandesmäßig begriffen werden könnten, da die ganz auf den Verſtand gegründete Lehre Spinoza's nicht zu ihrem Begriffe gelangt ſei. Jacobi bewegte ſich alſo ganz auf dem oben (S. 157) von Goethe bezeichneten Grenzgebiete des Glaubens und Wiſſens. Das Merkwürdige war, daß auch Goethe damals mit Spinoza's Ethik ſich vertraut gemacht hatte. Ihn zog ſie jedoch von ganz andern Seiten an, wie zu Anfang des Vierten Theils näher ausgeführt wird, grade von der ethiſchen, nicht, wie Jacobi, als Beweis der Unzulänglichkeit des Verſtandes. Jedoch Goethe war Künſtler und Dichter, als ſolcher hatte er dem Verſtande nicht faßbare Offenbarungen, er offenbarte ſelbſt ein Urſprüngliches; auch er lebte mehr im Schauen als im Denken, und auch er wirkte der auf Leibniz und Wolff zurückzuführenden Aufklärung, dem Rationalismus, entgegen. Dies war der Punkt, in dem ſie damals zuſammentrafen, da eben nach Jacobi „auch die Leibniz-Wolffiſche Philoſophie den unabläſſigen Forſcher zu den Grundſätzen des Spinozismus zurückführt". Dem Rationalismus gegenüber verhielten ſich die Freunde daher gleichmäßig feindlich, dem Spinozismus hingegen Jacobi feindlich, Goethe ſympathiſch. Im Ganzen aber mußte Goethe, nachdem er mit Lavater und Baſedow ſo lange in dunkeln Regionen gewandelt, ſich mit Jacobi auf lichte Höhen verſetzt fühlen, zumal Dieſer als philoſophiſcher Denker ihm überlegen war. Jenes wunderliche Wort (S. 168), den Spruch aus Spinoza's Ethik (V, Prop. 17) eignete ſich Goethe noch ſpäter an. Nach dem Briefe an Herder vom 20. Februar 1786, in der Zeit des Jacobi-Mendelſohn'ſchen Streites über Leſſing's Spinozismus, nahm Goethe zu ihm ſeine Zuflucht: „Ich vermelde, daß ich das

jüdische neuste Testament [Mendelssohn's Schrift „An die Freunde Lessing's"] nicht habe auslesen können .... und daß ich gleich den Spinoza aufgeschlagen und von der Propositiön: Qui Deum amat, conari non potest, ut Deus ipsum contra amet, einige Blätter mit der größten Erbauung zum Abendsegen studirt habe." Unmittelbar vorher geht, wie Düntzer in der Note zu jenem Briefe (Herder's Nachl., I. S. 89) bemerkt, der Satz: Deus proprie loquendo neminem amat. Jenes freche spätere Wort (S. 168) legt Goethe seiner Philine in den Mund (Werke, Bd. XVII. S. 228). Von seiner Lotte sagte er zwar auch: „Daß ich sie so lieb habe, ist von je her uneigennützig gewesen", aber er schrieb ihr doch auch: „Wenn Du nicht fühlst, daß ich Dich liebe, warum lieb' ich Dich? —!" (Kestner, Nr. 35 u. 96.)

562. Daß die Stelle von der Nacht und dem Mondschein, der über dem Rhein zitterte (S. 169), durch einen Brief Jacobi's hervorgerufen ist, erwähnten wir schon in der vorigen Anmerkung. Der Briefwechsel beider Freunde enthält noch mehr Anspielungen auf jene ihnen unvergeßlich gebliebenen Momente. Schon ein Jahr darauf, am 14. Juni 1775, schrieb Jacobi, als er Köln wiedersah, an Goethe: „Just wie vergangen Jahr im Juli stieg gestern Abend bei Sonnenuntergang der Mond herauf, breitete, just wie damals, seinen schimmernden Schatten über den Rhein" (Nr. 11); und noch in einem Briefkonzept vom Jahre 1815: „Wir hatten Stunden mit einander verlebt, die Keiner von uns je vergessen konnte. Jene Ahnungen in der Mitternachtsstunde zu Köln wurden uns jetzt zu Erkenntnissen, wunderbar hatten selbst die Täuschungen sich zur Wahrheit verklärt" (Nr. 122b). Auch Goethe erinnerte im April 1775 daran und an die „heiligen Thränen, die Du in Köln an mein Herz weintest" (Nr. 13).

563. Das Schloß Benzberg (S. 169) bei Gladbach auf dem rechten Rheinufer, drei Stunden von Deutz landeinwärts gelegen, damals kurpfälzisch, 1705 erbaut, wird jetzt (seit 1836) zu einer Kadettenanstalt benutzt. In der Laube des dortigen Gartens sprach Goethe über Spinoza (Anm. 560).

564. Der S. 170 unten gedachten Aufforderung, was in ihm sich rege und bewege, kräftig darzustellen, suchte Jacobi redlich nachzukommen. Er schreibt dem Frankfurter Freunde am

26. August 1774 (Nr. 3 zu Ende): „Ich selbst habe in Deinem Namen den Plan zu einem Roman in Briefen entworfen und wirklich auszuarbeiten angefangen", — „Eduard Allwill's Papiere" (Iris, IV, 3, 1775). „Werther" nachgeahmt, noch ehe er erschienen war, Niemand recht befriedigend.

Welchen überwältigenden Eindruck Goethe's Persönlichkeit auf Jacobi und ebenso auf Heinse gemacht hatte, beweisen deren erhaltene Aeußerungen aus der nächsten Zeit (s. Werke, Bd. I. S. XCIII und XCIV), die sich steigerten, als Jacobi am 19. Oktober 1774 ein Exemplar „Werther's Leiden" von Sophie la Roche erhielt (Anm. 511 u. Briefw. zwischen Goethe und Jacobi, Nr. 5 u. 6). Noch citiren wir aus Jacobi's Schreiben an Goethe (Nr. 8 des Briefw.) vom 10. März 1775 die Stelle: „Auf und ab geh' ich nun wieder auf eben dem Boden [in Pempelfort], zwischen eben den Wänden und Thüren, wo ich zuerst Dich lieb gewann; wo ich nach unsrer ersten Trennung Dich — nicht wiederfand, wo ich in tiefer Verstummung wandelte, Dir nachsann, der Liebe pflegte im eigensten Innern meiner Seele."

Die Freundschaft Beider ward jedoch den ernstesten Proben sehr bald ausgesetzt, ohne ganz zu erlöschen; aber ihre fernere Entwicklung — eigentlich nur die Goethe's, denn Jacobi blieb Derselbe — trennte bald die Geister, oder wie Goethe es ausdrückt: „Wir liebten uns, ohne uns zu verstehen" (Werke, 40bdge Ausg., Bd. XXVII. S. 499). Der dort mitgetheilte Aufsatz über Jacobi entwickelt die Stelle S. 171 oben von der entgegengesetzten Richtung ihres Strebens ausführlich. Weiter auf die nie ausgeglichene Differenz Beider einzugehn, ist hier nicht der Ort. Nur das gehört noch hierher, daß jene Stelle Jacobi störend traf; zwei Briefconzepte vom November 1815 (Nr. 122 a u. b) zeigen seine Argumente gegen die Richtigkeit derselben, die wesentlich darauf hinauslaufen, daß sie sich der „Verschiedenheit in ihrem Dichten und Trachten" von Anfang ihrer Bekanntschaft an klar bewußt gewesen. Dies ist nicht richtig; man braucht nur ihren Briefwechsel zu durchblättern, um sich zu überzeugen, daß sie von einer Verschiedenheit der Grundrichtung ihres Wesens Anfangs nichts wußten, daß eine solche jedoch bis zu Goethe's Gedicht: „Groß ist die Diana der Epheser" (1812) immer wachsend klaffte. Zunächst ließe überdies die Stelle S. 171 oben sich nur auf die dichterische Produktion beziehn.

565. Von Goethe's fernerer Rückreise seit Köln ist uns

nichts bekannt. Am 27. Juli aber war er wieder mit Lavater und Basedow in Ems vereinigt. Lavater verließ den Badeort am selben Tage (Herder's Nachl., II. S. 110), Goethe und Basedow blieben dagegen, der in Anm. 545 erwähnten Kurliste zufolge, bis in die zweite Woche des August. Aus dem an Jacobi aus Frankfurt geschriebenen Briefe Goethe's vom 13ten geht, jene Notiz bestätigend, hervor, daß er „vorige Nacht auf'm Postwagen durch Basedow's Grille gesessen", also Ems am 12. August verlassen hatte. Am 13ten war er wieder im väterlichen Hause, das seiner Mutter nach seiner und Lavater's Abreise, wie sie Diesem am 2. August schrieb, „so einsam, wie ausgestorben" erschienen war.

Der Straßburger Theologe Bleissig traf im Herbst — wol im August — dieses Jahres dort bei Goethe noch Basedow an (s. Schmidt's Wagner, S. 7 u. 74, nach der Alsatia). Lavater und Goethe sahen sich erst im nächsten Jahre in Zürich wieder.

566. Von Goethe's Mahomet, dessen Leben (S. 172) der Dichter wol in Bayle's Dictionnaire gelesen hatte, war früher nur der u. d. T. „Mahomet's Gesang" unter die Gedichte aufgenommene Zwiegesang von Ali und Fatema bekannt (S. 173). Derselbe erschien im Herbste 1774, einen Monat nach Goethe's Rückkehr, in Boie's Musenalmanach zugleich mit dem „Wandrer" und Bürger's „Lenore" (Anm. 496); aber Boie hatte das Gedicht nicht erst jetzt erhalten, sondern durch Merck schon 1773. In dies Jahr fällt das Gedicht spätestens. Schöll (Br. und Aufs., S. 147 bis 154) hat auch die von Goethe für verloren gehaltne Hymne (S. 172) veröffentlicht, nebst einem sich anschließenden prosaischen Dialoge zwischen Mahomet und seiner Pflegemutter Halima. Die Hymne steht in unsrer Ausgabe Bd. III. S. 44 und 45. Jene Scene mag nun auf oder unmittelbar nach der Rheinreise 1774 entstanden sein; jedenfalls aber war die Konzeption des Drama's älter, was nicht ausschließt, daß die lebendige Anschauung des reformatorischen Wirkens der „Propheten", der beiden Reisebegleiter des Dichters, auf dieselbe befruchtend eingewirkt und die Wiederaufnahme und zugleich Umgestaltung des Plans herbeigeführt habe. Während der vier Wochen der Reise und des Emser Aufenthalts war Goethe dichterisch nicht unthätig. Dies zeigt sein von Hirzel (N. Verzeichniß, S. 180) mitgetheiltes Billet an Lavater aus der Zeit nach der Reise: „Hier, l. Bruder, ist das Versprochne und mehr. Das Dram, das ich der Meyer'n versprochen habe, ist

auf dem Wege ziemlich fertig worden, ich schreib' es ab und aus, und dann schick' ich's." Diese Frau Meyer, eine Bekannte Kestner's, hatte Goethe Mitte Juni 1774 in Frankfurt kennen gelernt (Kestner, Nr. 100). Urlichs hat nun bei Herausgabe der Briefe an die Fahlmer diese Stelle, mit dem in Nr. III jener Briefe vom 18. Oktober 1773 erwähnten „neuen Plan zu einem großen Drama" (in der Note 13) verbunden, auf den „Mahomet" bezogen. Aber jenes Drama war auf dem Wege ziemlich fertig geworden, während von dem „Mahomet" nur „Mahomet's Gesang" und jene kurze Scene vorhanden sind, die beiden Stücke, die auch Goethe allein erwähnt. Wäre das Stück vollendet worden, so wüßten wir mehr davon. Jenes Drama muß daher ein anderes sein, und da auch der „Cäsar", dessen das Schreiben an Schönborn aus demselben Juni gedenkt (Werke, 40bdge A. Bd. XXVII. S. 475), nicht über die ersten Anfänge hinausgelangt ist, so möchten wir in jenem Drama den „Prometheus" (Werke, Bd. VIII. S. 283—299) erblicken, dessen Geist ganz Goethe's damaliger Stimmung entspricht, und den Goethe sehr bald nachher, nämlich nachdem er ihn „ab- und ausgeschrieben", an Jacobi sandte, um ihn von demselben mit dessen Schreiben vom 6. November 1774 (Briefw., Nr. 7) zurückzuerhalten. Diese Produktion bespricht Goethe im folgenden Buche. Allerdings bleibt auffallend, daß er grade diese „der Meyer'n versprochen" haben sollte.

Funfzehntes Buch (S. 175 bis 204).

567. Goethe's edle Freundin von Klettenberg (S. 175) ist uns aus Theil II. S. 115 sqde bekannt. Sie wohnte am Bockenheimer Wall, wie sie selbst in ihrem Gratulationsschreiben an das Goethe-Schlosser'sche Paar vom Allerseelentage 1773 angiebt (Lappenberg's Reliquien, S. 154). Genauer ist ihre Wohnung oben in Anm. 310 bezeichnet.

Sie pflegte nett und reinlich am Fenster in ihrem Sessel zu sitzen. Ihre Kleidung deutete die Herrnhuterin an; das, so viel man weiß, von ihr allein noch existirende Bild, welches Goethe i. J. 1815 in Frankfurt als Geschenk erhielt und sich jetzt im Goethehause zu Weimar befindet, stellt sie als

Klosterfrau dar. Makarie in den „Wanderjahren“ empfing noch spät Züge von der Jugendfreundin des Dichters (s. Lappenberg, S. 284).

Vernahm die Erzählungen meiner Ausflüge. In dem zuerst in der Wiener Reform vom 30. April 1868 aus dem dortigen Staats-Archive mitgetheilten Briefe der Rath Goethe an ihren in Rom weilenden Sohn vom 17. November 1786 (bei Keil Nr. 82) hätte die Klettenberg ihr nach solchen Erzählungen oft gesagt: „Wenn Dein Wolfgang nach Mainz reiset, bringt er mehr Kenntnisse mit als Andre, die von Paris oder London zurückkommen.“

568. Das Bild der Klettenberg und ihrer Umgebung, welches Goethe mit den hier S. 175 und Bd. III. S. 43 mitgetheilten Versen begleitete, ist nicht bekannt. Sie selbst, Cordata, wie sie auch Lavater in Briefen an Herder nennt, schreibt Ersterem am 20. Mai 1774, sie sei „dreimal gemalt und dreimal gezeichnet — und nie getroffen worden“ (Br. v. Goethe an helv. Freunde, S. 4). Damals fertigte Goethe für Lavater sowol ihren Schattenriß als ihr Bild an: „Hier ist ihr Bild, das ich gemacht habe, und das ihr gleicht wie eine Schwester der andern.“ Wenn Goethe nicht sagte, er habe Bild und Gedicht einer auswärtigen Freundin gesendet, so würden wir glauben, beides sei für Lavater bestimmt gewesen. Lavater's Bild oder Silhouette wäre in der zweiten Strophe gemeint und in derselben diejenige Stellung Beider zu Christus angedeutet, welche Goethe oben S. 156 und 157 ausführlich beschrieben hat (s. Anm. 539).

569. Maler Kersting (S. 175) zu Dresden hatte zur Zeit der Abfassung des Dritten Theils unsrer Biographie besonders durch Darstellungen der Maler-Ateliers von Kügelgen und Friedrich gezeigt, wie das Wesen von Personen durch ihre häusliche Umgebung auszudrücken sei (s. Goethe's „Annalen“ v. J. 1813 und v. Biedermann's „Goethe und Dresden“, S. 29).

570. Als einen Heiden gab sich der Dichter jenes Liedes (S. 176) durch den achten Vers, da er sich selbst von Denen ausschließt, für die Christus gelitten. Wie dies zu verstehen, läßt der Inhalt des mehrerwähnten gemeinschaftlichen Schreibens der Klettenberg und Goethe's an Lavater (Anm. 532, 539 und 568) erkennen.

Lappenberg hat mehrere Briefe der Klettenberg an Mitglieder

der Brüdergemeinde mitgetheilt; darin ist auch von einem grönländischen Missionsberichte (zu S. 176) die Rede, nach dessen Empfang i. J. 1768 sie selbst den „Glaubensheroismus“ in sich fühlte, eine Missionsreise nach Grönland anzutreten; aber sie meinte doch später, den himmlischen Ruf dazu vergebens erwartet zu haben (Reliquien, S. 142 flgde).

In dem frommen vorzüglichen Manne (S. 176), unter dessen Schutze ein „einzelnes Auge“, nach Goethe's schönem Bilde, Wurzel geschlagen, haben wir den Grafen Zinzendorf zu suchen.

Zur Antwort und zum Ausspruch des Looses (S. 177) ist heranzuziehn, was eben von dem Seitens der Klettenberg erwarteten Rufe zur Mission gesagt ist; dazu ihr Schreiben vom 24. Januar 1767 an den Bruder Schick (s. Anm. 306): „Die heutige Loosung [Psalm 84, 11] ist meines Herzens Ausdruck in dem Theil unsrer irdischen Bestimmung, und Preis sei Ihm, daß er mich in einer eiteln Stadt besonders wohnen läßt“ (Lappenberg, a. a. O. S. 136).

571. Des Synodus zu Marienborn (S. 177), an welchem Goethe mit dem Legationsrath Moritz Theil nahm, ist bereits in Anm. 306 umständlich gedacht. Der Besuch fiel in das Jahr 1769, nicht aber, wie wir dort vermutheten, in den Frühling desselben, sondern in den Herbst, auf den 21. und 22. September, Herrn Düntzer's gütiger Belehrung zufolge, der dieserhalb auf Cröger's „Geschichte der erneuerten Brüderkirche“, III. S. 115, verweist.

572. Wie Goethe sich hier (S. 177) darstellt, mochte er sich wol in jenem herrnhutischen Kreise gefühlt haben. Hätte Fräulein von Klettenberg jedoch seinen Seelenzustand nicht ganz anders aufgefaßt, so würde sie ihn nicht noch in ihrem letzten Lebensjahre mit Lavater im Verhältnisse zu Christus gleichgestellt haben; dies ergeben aber die oben (Anm. 539) angeführten Worte: „Er [Christus] wandelt mit Lavater und mit Goethe — ich kenne Ihn am Gang, noch werden Ihre Augen gehalten, daß Sie Ihn nicht erkennen.“

Im Weitern (S. 177 u. 178) sucht Goethe den Grund des verschiednen Verhaltens der Einzelnen zur Lehre der Kirche von der Gnade und der Erbsünde in der verschiednen geistigen Anlage, je nach dem Vorwiegen der thätigen oder leidenden

Natur der Menschen. In ihrem Leiden sah Goethe noch 1829, einem Gespräche mit seinem Großneffen Alfred Nicolovius zufolge, die Quelle des Pietismus seiner Freundin, indem er ihr Lob stets mit dem Refrain beschloß: „aber freilich, sie war krank“ (Lappenberg, a. a. O. S. 297). Dahin gehört auch sein gleichzeitiger Vers (Werke, Bd. III. S. 308, nach Matthäus 9, 12 und Lucas 5, 31):

„Gesunde kennen unsern Herrn
Weit besser als Ihr Kranken.“

Goethe vergleicht mit der vom Lutherthum und Jansenismus vertretenen Lehre Augustin's, daß die Wiedergeburt nur durch göttliche Gnade bewirkt werde, die zu Ephesus i. J. 431 als ketzerisch verdammte Lehre des Pelagius, welche auch der Kraft des eignen Willens ihren Antheil an dem Werke belässt. Genau genommen, giebt er (S. 177, Z. 8 v. unten) die Auffassung des Duns Scotus und der Franziskaner wieder, wonach der Mensch die Wiedergeburt aus eignen Kräften beginnt und die Gnade sie vollendet, während umgekehrt Thomas von Aquino mit den Dominikanern sie die Gnade beginnen und den Menschen zu ihrer Vollendung mitwirken lässt.

Der Annahme von der Verderbtheit des Menschen seit dem Sündenfall (S. 177) stellt Goethe (S. 178) die ihm in ihrer Herrlichkeit erschienene Natur, also auch die menschliche Natur entgegen, den Wirkungen der Gnade das zum Nutzen Andrer um der Pflicht willen geübte menschliche Thun. Er tritt mit der letzten Forderung nach der praktischen Seite ganz auf den Standpunkt Friedrich's des Großen, nach der theoretischen auf den Spinoza's, Lessing's und Kant's (vgl. Dilthey, Leben Schleiermacher's, I. S. 65. Goethe's Divan, IV. 12, und Spinoza's Qui Deum amat, oben S. 430). Anlässlich eines Konflikts mit Professor Riemer rieth Goethe Diesem in einem ungedruckten Briefe vom 19. Mai 1809, sich nach einem Amte umzusehen, „und geschähe es auch nur, um die Ueberzeugung bei Sich zu nähren: daß in jeder Lage des Lebens eine bestimmte Thätigkeit von uns gefordert wird, und daß wir nur insofern etwas gelten, als wir den Bedürfnissen Andrer auf eine regelmäßige und zuverlässige Weise entgegenkommen“.

573. Die Geschichte des ewigen Juden (S. 178 bis 180) wird so umständlich erzählt, weil das erst nach Goethe's Tode gedruckte Gedicht (s. Werke, Bd. I. S. XCIX, u. Bd. III. S. 181

bis 189) nur zum geringsten Theile ausgeführt, damals aber auch in seiner fragmentarischen Gestalt ganz unbekannt war. Der gewählte Hans Sachsische burleske Ton wirkt hier außerordentlich glücklich, macht aber in den Christus betreffenden Partien das Gedicht von selbst zur Parodie des Klopstock'schen „Messias". Es enthält des Dichters Selbstbefreiung von den pietistischen Einflüssen. Schwerlich wird er es der Klettenberg gezeigt haben; wenn aber Lavater unter den ihm von Goethe vorgelesenen Arbeiten auch „Epopee und Knittelvers" anführt (Anm. 53a), so kann darunter nur diese Epopee in Knittelversen gemeint sein. Daraus, sowie aus der Verbindung des Gedichts mit Spinoza ergiebt sich die Zeit der Abfassung. Siehe auch Ital. Reise, Schluß des Briefs vom 27. Okt. 1786.

Der ewige Jude, Ahasverus, ist der Sagenbruder des Faust. Görres theilte die Sage 1807 in seinen „Teutschen Volksbüchern" (Nr. 33, S. 200—203) nach einem westphälischen Volksbuche v. J. 1634 mit. Sie ist nicht aus der Bibel geschöpft, obschon die Worte: „Dieser Jünger stirbt nicht" und: „So ich will, daß er bleibe, bis ich komme" des Evangeliums Johannis (21, 23) den Keim zu enthalten scheinen; der Name Ahasver ist zwar im Alten Testament bekannt, aber nur zur Bezeichnung der persischen Könige. Görres und Gräser weisen die erste Spur der Sage im 13ten Jahrhunderte nach: in Armenien lebe noch ein Mann, der ehemalige Pförtner des Pontius Pilatus, der Christus gesehn, Namens Cartaphilus, getauft Joseph. In der Form, welche die Sage 1547 erhielt, war derselbe bereits „ein Schuhmacher von Jerusalem", und in dem Volksbuche von 1634 heißt er Ahasverus. Goethe zuerst hat die Sage poetisch bearbeitet, obschon Schubart's Rhapsodie „Der ewige Jude" (1787), A. W. Schlegel's gleichnamiges Gedicht, A. Schreiber's Ballade (1807), W. Müller's Gedicht, selbst Chamisso's „Neuer Ahasver" (unsr. Ausg. seiner Werke, Bd. I. S. 188) und romanhafte Behandlungen des Stoffes (von Franz Horn 1818 in der Novelle „Der ewige Jude" und von Hauff in den „Memoiren des Satans") sowie die dramatische in Klingemann's Trauerspiel (1827) u. s. m. die Priorität des Drucks für sich haben. Auch seitdem ist der Wandrer nicht zur Ruhe gelangt (s. F. Helbig, die Sage vom Ewigen Juden, ihre poetische Wandlung und Fortbildung, Berlin 1874). Wir heben Lenau's weltschmerzliches und feindliches Gedicht (in den Haidebildern), Mosen's Epos „Ahasver" (1838), Eugen Sue's

und Andersen's gleichnamige socialistische Romane (1844 und 1847) und die neuste, in mehreren Auflagen verbreitete Bearbeitung von R. Hamerling „Ahasver in Rom, eine Dichtung in sechs Gesängen" hervor. Aufs Höchste bleibt zu bedauern, daß Goethe damals in dem angeschlagenen heitern und parodistischen Tone nicht auch den Besuch des ewigen Juden bei Spinoza, wie er beabsichtigte, ausgeführt hat; denn das Ereigniß, wodurch das Gedicht geendigt werden sollte (S. 180), dürfte jener Besuch gewesen sein (I. Thl. IV. S. 8 dieser Biographie).

B. Auerbach hat in seinem Kulturroman „Spinoza" jenen Gedanken aufgenommen: in einem Epiloge tritt Ahasver an das Bett des Philosophen, und der Roman schließt mit dem Kusse des sterbenden Ahasver (vergl. Jul. Schmidt, Allg. Zeitung 1874, Nr. 125, Beil.), während Heller in seinen „Wanderungen des Ahasver" (1865) diesen bei Goethe selbst Ruhe finden läßt.

574. Von dem „herrlichen Ahasverus-Fragment", wie Scherr jenes Gedicht genannt (Hammerschläge ꝛc. 1872, S. 406), wendet sich Goethe zu seinem titanischen Jugend-Drama Prometheus (S. 181—183).

Hinsichtlich der Zeit der Entstehung desselben haben wir keine frühere Spur als den Brief Jacobi's Nr. 7 vom 6. November 1774, mit welchem er „dies Drama" dem Dichter zurücksendet; s. Strehlke's Vorbemerkung zum „Prometheus", Werke, Bd. VIII. S. 277 flgde. Seit Abfassung derselben ist Näheres über die Handschrift des Drama's bekannt geworden. Obige Inhaltsangabe des Stücks (S. 182) machte Goethe nach der Erinnerung, er besaß die Handschrift nicht mehr, und vermuthlich ist sie längst zu Grunde gegangen. Aber Lenz hatte eine von ihm selbst gefertigte Abschrift des Stücks mit nach Livland genommen, wo dieselbe im Jahre 1819 auch nicht mehr aufzufinden war. Ein Dr. Westerstrand in Livland besaß jedoch eine Abschrift der Lenz'schen Kopie, und eine Abschrift jener Abschrift ist es, welche Goethe im Jahre 1819 durch seinen Freund, den Professor Seebeck in Berlin, erhielt. Nach dieser Kopie — welche daher von dem Originale durch zwei Abschriften getrennt ist — veröffentlichte Goethe das Drama in der Ausgabe seiner Werke letzter Hand 1830 (Bd. XXXIII, S. 241 bis 264). Goethe's Briefe an Seebeck über die Angelegenheit kennen wir nicht: aber aus der Seebeck'schen Antwort vom 11. Dezember 1819 (Neue Mittheil. aus Goethe's handschr. Nachlasse, Bd. II.

Nr. 341, 1874) geht hervor, daß Goethe die Abschrift, welche gar nicht seinen Namen trug, als ein aus zwei Akten bestehendes Fragment gekennzeichnet hatte. Denn Seebeck schreibt: „Ist aber das, was Sie hier erhalten, auch das ganze Fragment, welches Sie Lenzen mitgetheilt hatten? Es scheint ja, denn zwei Akte sind es wirklich". Dadurch bestätigt sich, wie Düntzer stets angenommen (s. Dessen Schrift über Goethe's Prometheus und Pandora, 1850, S. 40 u. 41), daß der das Gedicht „Prometheus" enthaltende „Dritte Akt" (Werke, Bd. VIII. S. 297—299) ursprünglich gar nicht dem Drama angehörte, sondern von Goethe erst nachträglich, und zwar zuerst oben (S. 182) und dann 1830 bei der Herausgabe des Stücks damit in Verbindung gebracht worden ist.

Früher, schon 1785, ward das nach dem Drama, zu Ende 1774, entstandne Gedicht „Prometheus" (Werke, Bd. I. S. 162) durch Jacobi ohne Goethe's Vorwissen als zweiter unpaginirter Anhang seiner Streitschrift: „Ueber die Lehre des Spinoza in Briefen an den Herrn Moses Mendelssohn", zugleich mit einer Nachricht wegen möglicher Konfiskation dieses Gedichts gedruckt. Goethe nahm es dann seit 1789 in seine Werke auf, obgleich Jacobi es für ein „in sehr harten Ausdrücken gegen alle Vorsehung gerichtetes Gedicht" erklärt hatte.

Lessing bekannte sich anläßlich dieses Gedichts zum Spinozismus. Jacobi hatte ihm dasselbe, ohne den Dichter zu nennen, am 6. Juli 1780 in der Erwartung mitgetheilt, Lessing werde daran Aergerniß nehmen; es gefiel ihm jedoch nicht allein sehr, sondern er erklärte auch den Standpunkt des ἓν καὶ πᾶν, aus dem es genommen sei, für seinen eignen. Auf Jacobi's Bemerkung, er wäre dann mit Spinoza ziemlich einverstanden, erwiderte Lessing: wenn er sich nach Jemand nennen solle, so wisse er keinen Andern. Nach Lessing's Tode glaubte Mendelssohn seinen verstorbnen Freund gegen Jacobi von dem Vorwurfe, wie er meinte, des Spinozismus befreien zu müssen. Mendelssohn starb vor dem Druck seiner Gegenschrift „An die Freunde Lessing's" am 4. Januar 1786, und der Herausgeber derselben, J. J. Engel, behauptete, Jacobi's Schrift habe den nächsten Anlaß zu Mendelssohn's Tode gegeben. Darauf beziehen sich Goethe's obige Worte vom Zündkraut einer Explosion (S. 182). Das Nähere s. in Düntzer's angeführter Schrift über Prometheus und Pandora, S. 42 bis 45. Aehnlich schrieb Goethe nach dem Wiederauffinden des Drama's „Prometheus"

von dem Gedichte an Zelter den 11. Mai 1820: „Du erinnerst Dich wol kaum, daß der gute Mendelssohn an den Folgen einer voreiligen Publikation desselben gestorben ist."

Dazu im Einzelnen:

a. Der Spruch: Arzt, hilf Dir selber (S. 181), ist aus Evangel. Lucas 4, 23.

b. Der Spruch: Ich trete die Kelter allein (das.), aus Jesaias 63, 3.

c. Mit der die Menschen hervorbringenden Mittelfigur (S. 182) vergl. Lucifer, den Demiurg der Gnostiker und die Titanen (Thl. II. S. 359).

d. Der titanische Sinn gab Goethe's Dichtungsart keinen Stoff (S. 182 unten), weil diese nicht auf die Negation, sondern auf die Bejahung angewiesen war.

e. Unter den die Kunstnatur und die Naturkunst verkündenden Gedichten jener Zeit (S. 183) heben wir „Künstlers Abendlied" (Werke, Bd. II. S. 188), „Monolog des Liebhabers" und das „Sendschreiben" [an Merck] hervor (daselbst, S. 191 und S. 192).

575. Am 11. Dezember 1774 erstattete Knebel den S. 183 und 184 beschriebenen Besuch. Der dreißigjährige junge Mann, der von 1765 bis 1773 als Lieutenant in preußischen Kriegsdiensten gestanden, aber vorzugsweise seinen belletristischen Neigungen gelebt und mit Mendelssohn, Ramler, Nicolai, Gleim und Boie literarische Anknüpfungen gefunden hatte, war erst seit zwei Monaten als Hauptmann und Gouverneur des Prinzen Konstantin in weimarische Dienste übergetreten. Die weimarischen Prinzen berührten Frankfurt auf ihrer Bildungsreise nach Paris und entsendeten hier sogleich den in ihrer Begleitung befindlichen Dichter an den berühmten Verfasser des „Götz" und des unlängst erschienenen „Werther". Goethe hatte Knebel in der Halbdämmerung seines mit halbfertigen Arbeiten, d. h. Zeichnungen und Malereien, bedeckten Zimmers für Fritz Jacobi gehalten (S. 183), weil sich Letzterer bei ihm zu dieser Zeit angemeldet hatte (s. Briefw. Beider, Nr. 7). Knebel und Jacobi standen auch in demselben Alter und waren gleicher Statur.

Die Mädcheninsel des Anakreontiker Götz (S. 183 unten), des Günstlings von Ramler — der auch nach Götz's Tod Dessen „Vermischte Gedichte" 1785 herausgab — war damals durch den Göttinger Musenalmanach a. d. J. 1775 eben weiteren

Kreisen bekannt geworden. Schon vorher hatte Schmid jene Elegie in seine „Anthologie der Deutschen“ (III. S. 297—304) aufgenommen und Knebel danach in Potsdam einen Separatdruck in lateinischen Lettern besorgt. Ein Exemplar kam in Friedrich's des Großen Hände. Bei der Beschreibung eines dem Dichter gemachten Besuchs äußerte Knebel die Vermuthung (in Herder's Adrastea, Stück 10), die „Mädcheninsel“ sei das einzige deutsche Gedicht, welches dem Könige vollen Beifall abgezwungen habe.

576. Bei den berühmten Schauspielern (S. 184) hat Goethe Eckhof im Auge, der von 1772 bis 1774 mit der Seyler'schen Truppe in Weimar spielte, bei den Autoren Wieland, Sigm. v. Seckendorf und Bertuch, und als Komponisten Herrmann, Wolf und Schweitzer. Auf den Schloßbrand vom 6ten Mai 1774 spielen die Goethischen Verse an: „Dieser alte Weidenbaum“ (Werke, Bd. III. S. 173). An dem Bau des neuen Schlosses sollte der Dichter später einen wesentlichen Antheil nehmen.

577. Ueber die hier (S. 184) von Goethe nur angedeuteten Verhältnisse aus der Regierungszeit der Herzogin Amalia von Weimar geben die auf Grund der Original-Urkunden verfaßte vorzügliche Schrift des Freiherrn v. Beaulieu-Marconnay: „Anna Amalia, Karl August und der Minister von Fritsch“ (1874), und die ältere Schrift Düntzer's „Goethe und Karl August“ (1861) die sicherste Auskunft.

Danach war der Graf Görtz seit 1762 in der Stellung als Erzieher des Erbprinzen und nach dem Regierungsantritte seines Zöglings Oberhofmeister der Gemahlin desselben, bis er 1778 in den preußischen diplomatischen Dienst übertrat, ohne die Verbindung mit Karl August ganz zu lösen.

Wieland's Anstellung in Weimar als Lehrer der Prinzen 1772 war die Folge des großen Eindrucks, den sein „Goldner Spiegel“ und die Prinzen-Erziehung des weisen Danischmend auf Herzogin Amalia gemacht hatte (s. Beaulieu, a. a. O. S. 39 bis 53, mit den zwischen der Herzogin und Wieland vor seiner Anstellung gewechselten Briefen, sowie wegen „Knebel's Anstellung in Weimar“ ebenda, S. 109—139).

578. Möser's „Patriotische Phantasien“ (S. 185, in Verbindung mit S. 139—141), waren, wie Goethe S. 139 richtig bemerkt, schon seit einigen Jahren (1766) in der Gestalt

kleiner Aufsätze staatsbürgerlichen Inhalts in den Beilagen zu den Osnabrückischen Intelligenzblättern herausgekommen. Möser fuhr damit bis in die Anfänge der französischen Revolution fort. Im Jahre 1774 gab seine Tochter, Frau v. Voigts, (S. 139) den ersten Theil dieser Aufsätze, vorzüglich aus der Zeit von 1768 bis 1770, unter dem von ihr gewählten schon genannten Titel heraus, dem der zweite Theil auf dem Fuße folgte. Goethe setzte sich mit ihr erst nach der Abreise der weimarischen Prinzen und nach seiner Rückkehr aus Mainz, also wol unter dem Einflusse der dort und in Frankfurt mit Jenen geführten Unterhaltungen in Verbindung (S. 139). Sein in die Werke (40bdge Ausg., Bd. XXVII. S. 480) aufgenommenes erstes Schreiben an Dieselbe ist vom 28. December 1774 datirt, mit der Hauptstelle: „Hier (aber), Madame, nehmen Sie meinen einzelnen Dank für die Patriotischen Phantasien Ihres Vaters, die durch Sie erst mir und hiesigen Gegenden erschienen sind. Ich trage sie mit mir herum; wann, wo ich sie aufschlage, wird mir's ganz wohl, und hunderterlei Wünsche, Hoffnungen, Entwürfe entfalten sich in meiner Seele." In der Antwort scheint, außer der oben (S. 139) gedachten Aeußerung, daß die Herausgeber gefürchtet, der Stoff sei zu lokaler Natur, um in andern deutschen Landen zu gefallen, eine kritische Bemerkung Möser's über Goethe's Schriften, etwa über den „Werther", enthalten gewesen zu sein. Denn als Möser i. J. 1781 die neuere deutsche Literatur, namentlich Goethe und seinen „Götz" gegen Friedrich den Großen öffentlich in Schutz nahm, schrieb ihm Frau von Voigts: „Sie hätten nach meiner vormaligen Antwort wol nicht gedacht, daß mein alter Vater noch Ihr Vertheidiger werden und Ihre Sache gegen den großen Friedrich aufnehmen würde" (J. Möser's sämmtl. Werke, ed. Abeken 1843. Bd. X. S. 241 wo noch vier Briefe Goethe's an sie abgedruckt sind, S. 242—246).

579. Goethe's Recension der „Patriotischen Phantasien" — denn das ist seine Wiedergabe des Inhalts (oben S. 138—141 und 185), und zwar nach Art der Engländer eine mehr positive als kritische, in die Essayform übergehende Besprechung — zeigt, mit welchem innern Genusse er 1813 die vor vierzig Jahren empfangenen Eindrücke durch Wiederlesen des Buchs aufgefrischt hatte. In vieler Hinsicht war Möser zum Vorbild für Goethe in seiner amtlichen Thätigkeit nicht minder als für den

Herzog Karl August geworden. Jene „Patriotischen Phantasien" haben für die Zeit (S. 185), wo von der ersten Anknüpfung des für Goethe's Leben entscheidenden Bundes die Rede ist, eine providentielle Bedeutung. Die „Wünsche, Hoffnungen und Entwürfe" (in dem Schreiben an Frau von Voigts) fanden durch jenen Bund ihre Verwirklichung auf einem Theater, welches demjenigen, für welches das Möser'sche Buch ursprünglich bestimmt war, in vielen Beziehungen gleichkam.

Die „Phantasien" lagen ganz in der Richtung der damaligen Reformbestrebungen Friedrich's und Joseph's; zumal in Wien wurden sie gut aufgenommen, und der Kaiser setzte sich mit dem Verfasser persönlich in Verbindung (Möser's Werke, X. S. 181). Was die Verwaltungs- und Justiz-Kollegien damals in den dem Fortschritt ergebenen deutschen Ländern beschäftigte, die Fragen über Abschaffung der Tortur und der Leibeigenschaft, die Wegebesserung, das Schulwesen, die pädagogischen Neuerungen, die Abschaffung der vielen Feiertage, die Verlegung der Kirchhöfe, das Impfen der Blattern, der Seidenbau, das Verbot des Kaffeetrinkens, das Schwimmenlernen u. dgl. mehr, Alles tritt bei Möser unmittelbar vom grünen Tisch in kurzen, scherzhaften, oft paradoxen Sätzen, vielfach eingekleidet in Brief- und Novellenform vor das Publikum. Das Gleiche ist der Fall mit einer Menge Rechtsfragen, mit dem Schulden- und Abgabenwesen, mit der Ablösung der Zehnten, mit Handwerk und Industrie: denselben Gegenstand, den der Advocatus patriae amtlich begutachtet, behandelt er noch einmal in einer populären Form, um ihn auch vor den Gerichtshof der öffentlichen Meinung zu ziehn. Die Aufsätze sind daher Ergebnisse der Studien, zum Theil tiefer und ernster Studien, eines *Praktikers*. Mit Recht vergleicht Goethe den Verfasser mit *Franklin* (S. 141). Aber daher kommt es zugleich, daß Möser weder in der Geschichte der Rechts- noch der eigentlichen Staatswissenschaft und der Nationalökonomie sich einen Namen erworben hat. Er ist auf diesen Gebieten der popularisirende Tagesschriftsteller, ein Repräsentant des gesunden Menschenverstandes, den er auf ihnen überall zur Geltung bringt. Obschon Möser über diejenigen Schranken dieses Standpunkts nicht hinausgelangt, welche Goethe in Nr. 61 seiner „Sprüche in Prosa" andeutet (vergl. z. B. Möser's „Abgerissene Gedanken", Werke, Bd. V. Nr. 6), er auch mit Nicolai, seinem jüngern Biographen, in engster Verbindung steht, so ist er doch von den Aufklärern des vorigen Jahrhunderts durch drei Grundrichtungen

seines Wesens, auf welchen seine Geistesverwandtschaft mit Goethe beruht, unterschieden. Die eine ist seine historische Tendenz, die Erklärung des Vorhandenen aus der Vergangenheit (oben S. 139 u. S. 185). Diese Richtung gewann ihm Herder's Antheil, durch den wieder Goethe zuerst von ihm erfuhr (ebenda). Möser's poetisirende und phantasirende Auffassung altdeutscher Rechtsverhältnisse bezeichnet eine Vorstufe der spätern wahrhaft geschichtlichen und wissenschaftlichen germanistischen Forschungen, namentlich auch der Grimm'schen. Damit zusammenhängend als Zweites die ganz konkrete Behandlung des Stoffs, das Widerstreben gegen den Einfluß allgemeiner Gesetze (Möser's Werke, Bd. II, Nr. 2), und drittens seine Deutschheit. Er ist ein Feind des generalisirenden französischen Geistes, der staatlichen Centralisation und nach dem Ausbruche der französischen Revolution ein Gegner der Aufstellung allgemeiner Menschenrechte. Er schreibt sowol gegen Voltaire (in seinem Anti-Candido) als gegen Rousseau's Contrat social (a. a. O., Bd. V, Nr. 42). Gerade aus den Möser'schen Gesichtspunkten verwarf auch Goethe jene Umwälzung: ihm mußten viele Artikel der „Phantasien" (wie Bd. III, Nr. 20) aus der Seele geschrieben sein. Auch in Möser's Spott über die neuere Empfindsamkeit, die nicht vertragen könne, daß man einem Täubchen den Hals umdrehe oder einer Ente den Kopf abhacke, wird Goethe, obgleich Verfasser des „Werther", ebenso eingestimmt haben wie in Möser's Klagen über den Mangel natürlichen Lebens: „Kein Ellenbogen auf dem Tische, kein Glas in der Hand, kein Auge das glühet, kein Herz das lacht" (das., Bd. I, S. 348).

Auf die Folgen des Verfalls der Hanse (Goethe, S. 140), auf die veränderte Stellung, in welche die im Binnenlande gelegenen Bundesorte zu Seestädten wie Bremen, Hamburg, Lübeck dadurch gedrängt worden und welche England, als Erbin gewissermaßen der Hanse, eingenommen, — wie Goethe nach dem Druck der spätern Kontinentalsperre besonders einleuchtend gewesen sein muß, — kommt Möser wiederholt zurück (Patr. Phant., Thl. I, Nr. 2: „Gedanken über den Verfall der Handlung in den Landstädten", und S. 355).

Mit dem von ihm vertretenen Princip der Selbstverwaltung ergab sich von selbst die Werthhaltung der kleinen Staaten und der durch sie bewirkten Ausbreitung der Kultur (Goethe, S. 185). Fr. v. Moser entgegen, der in seiner Schrift „Vom deutschen Nationalgeiste" (1765) aus der Zersplitterung und Un-

einigkeit den Verfall Deutschlands herleitet, hebt Möser die Nachtheile der Einheit und Einförmigkeit hervor, wo nur Einer zu befehlen, alle Andern zu gehorchen hätten. Indessen sagt er auch: „Zu viel Fürsten, zu viel Adel, zu viel Gelehrte sind der Ruin des Staates“ (Patr. Phant., V, Nr. 5). Goethe spricht pro domo, indem er auf seine Seite tritt (vergl. Eckermann, Bd. III. S. 270—273). Damals, als er dies schrieb, war jedoch die Periode seines muthigen Eingreifens in die Regierung eines Landes längst vorüber, und er behandelt seine hierauf gerichteten früheren enthusiastischen Bestrebungen, denen er einen Theil seiner besten Lebenskraft gewidmet, im Schlußsatze des Dreizehnten Buchs (S. 141) als süßen und schönen Wahn.

580. Wie die oben S. 187 und 188 mitgetheilten, in dialogische Form gebrachten Spruchreime aufzufassen seien, giebt Goethe selbst klar an: es sind alte deutsche Kernworte amplifizirt (S. 188) sowol im Sinn als im Gegensinn. Sie sind ganz gleichartig mit der so umfangreichen spätern Goethischen Spruchpoesie. Die Auswahl, welche oben (S. 188) zugesagt wird, erschien 1815 in der neuen Ausgabe der Goethischen Gedichte als Abtheilung „Sprichwörtlich“ (Bd. II. S. 157—184; in unsrer Ausgabe Bd. II. S. 319—340).

Nach Riemer (Briefe von und an Goethe, S. 366) wäre die Quelle der obigen „Wald- und Kernsprüche“ ein Aufsatz von Fr. v. Moser „Das Hofleben. Ein Bild aus dem sechzehnten Jahrhundert“ (in Desselben „Mannichfaltigkeiten“ 1796. Bd. I. S. 150—152, aus Theobald Hock's „Schönem Blumenfeld“, Liegnitz 1601, Kap. 24 „Vom Hoffleben“; vergl. auch Moser's „politische Wandsprüche“, a. a. O., II. S. 74). Es sind dort sechs ähnliche, aber nicht die Goethischen Spruchreden mitgetheilt; von diesen kommt nur die erste, vielverbreitete in dem zweiten Gedichte bei Moser in der Form vor:

Lang z' Hoff, lang z' Hölle,
Kein Geld, kein G'selle.

Die Quelle dieses ersten Spruchs, Reuner „Vom Hofleben“, ist bereits Bd. III. S. 407 angegeben. Danach in Agricola's Sprichwörtern 1529. Nr. 262 (I. 115) und in Zinegref's Apophthegmata (IV. S. 406—408, 420, 421 und V. 190), auch in der Form: „Jung zu Hof, alt zu Hölle“ bei Neander (ed. Lehrdorf, S. 18 und 21).

Der Dialog Nr. 2 klingt in vielen Sprüchen an; der Vers des A. in den Reimen: „Wer sein eigener Herr kann sein, Geh' keinen Dienst bei Herren ein" (Simrock, Sprichw., S. 244; ähnlich die folgenden bis S. 254) und „Eigen was, Wie gut ist das!" (Michaelis, Apophth., Nr. 2946) nach der Aesop's Fabeln, Buch II. 1 entnommenen Devise des Paracelsus: Alterius non sit qui suus esse potest (Menagiana, III. S. 133). — Der Vers des B. enthält eine Anwendung des von Erasmus (Proverbia, ed. Messerschmidt 1759, S. 167) citirten Worts: Simul et da et accipe, welches in Goethe's Gedicht „Wie Du mir, so ich Dir" (Bd. II. S. 265) etwas verändert wiederkehrt. Vergl. des Michaelis Spruch: „Wer Vortheile will haben, muß auch Vortheile machen" (Apophth., Nr. 1670) und des Menander in H. Grotius' Uebersetzung: Capias ut iterum, redde, quod jam ceperas.

Nr. 3 spielt mit Erasmus' Sprichwort vom „Krauen und jucken" (S. 480), nach Masson (Weisheit des Volks, S. 209): „Wo man juckt, da kratzt er sich", und nach Neander (ed. Latendorf, S. 20): „Krau mich, so juck' ich Dich."

Zu Nr. 4 citiren wir Agricola's Spruch: „Wer kleinen Herren dienet, der ist selbs Herr mit", zu Nr. 5 Desselben: „Herren Hold (oder „Dienst") erbt nit", oder nach Neander: „Lieber Kittel reißt nicht, Herren Gunst erbet nicht" (ed. Latendorf, S. 21). Schon in Fischart's „Gargantua" kommt vor: „Großen Herren und schönen Frawen, Soll man wohl dienen und übel trawen" (Grimm, V. Sp. 2552).

Zu Nr. 6, K. endlich möge der lateinische Spruch: Vive tibi et longe nomina magna fuge, und die Strophe aus Logau's Sprüchen „Vom Hofleben" (Original-Ausg., S. 207, 219—221) angeführt werden:

„Wer ihm selbst kann frei befehlen,
Wer ihm selbst gehorchen kann,
Mag sich unter diese zählen,
Die der Himmel lachet an."

Daß Nr. 6, B. auf einer Anekdote über Themistokles beruht, ist in den Anmerkungen zu jenen Versen in Bd. III der Gedichte bemerkt.

Der Spruch oben S. 186 vom Kirschessen mit großen Herren erscheint bei Luther (V, 271 b) in der Gestalt: „Herrn

wollen Vortheil haben, und man soll mit Herrn nicht Kirschen essen, sie werfen einen mit den Stielen."

Unsre Parallelstellen und die Sprüche über „Herrendienst" bei Grimm (IV. 2, Sp. 1128 u. 1129) zeigen die weite Verbreitung dieser Art volksthümlicher Satire gegen die Höfe im 16ten Jahrhundert. Auch den beiden folgenden Jahrhunderten blieb diese Tendenz, wie Logau, Horck, Rist's „Hofleben" (in Matthissen's Anthol., I. S. 109 u. 110), Löwen's „Hofsitanei" und noch Gellert bekunden. Die heutige Zeit kennt den „glücklichen Dichter" nicht mehr, der Gellert (uns. Ausg., I. S. 81) erstaunt fragen läßt:

„Ein Dichter, der bei Hofe war —
„Bei Hofe? Was? Bei Hofe gar?"

Daß Goethe's Vater als gebornер Frankfurter sich von Höfen und Herrendienst kaum einen Begriff machen konnte, ist im Ersten Theile S. 70 erwähnt. Dieser Punkt blieb unausgeglichen zwischen Vater und Sohn (Eckermann, II. S. 61).

581. Der Verhaftung Voltaire's zu Frankfurt (S. 189) im Jahre 1753 ist gleichfalls schon im Ersten Theile S. 70 u. 287 Erwähnung geschehn. Sie erfolgte jedoch nicht im Gasthof zur Rose (Zeil), sondern im „goldnen Löwen" (Fahrgasse). Die Frankfurter Frage- und Anzeigeblätter enthalten unter dem 8. Juni 1753 die Notiz: „Ankommende Passagiers: Monsieur Voltaire, königlich französischer Kammerjunker, kommt von Kassel, logirt im guldenen Löwen." Vergl. La Correspondance de Voltaire, Tome VI. p. 370, besonders das Journal de ce qui s'est passé etc., p. 335 figde. Der Maler Back erhielt von Voltaire damals eine Ohrfeige (Gwinner's Kunst, S. 283). Varnhagen hat den ganzen Vorfall in seinen „Denkwürdigkeiten", Bd. VIII, aktenmäßig beschrieben (s. auch Stricker's Beziehungen, 9—11).

582. Der Mainzer Aufenthalt (S. 190 und 191). Nach dem gemeinschaftlichen Schreiben Goethe's und Knebel's an den Letztern Schwester, datirt Mainz, den 13. Dezember 1774 (Briefw. zwischen Goethe u. Knebel, Nr. 1), hatte sich zwischen beiden Briefstellern schnell ein freundliches Verhältniß gebildet; Knebel war am 12ten in Frankfurt Goethe's wegen zurückgeblieben, die übrige Weimarische Gesellschaft dagegen nach Mainz aufgebrochen, wohin dann Goethe und Knebel am 13ten früh ihr nachfolgten. Der Brief ist dort nach Tische geschrieben, als sie die Prinzen

in dem Gasthof „Zu den drei Kronen“ (ebenda, Nr. 2) schon begrüßt hatten, und vor dem Besuch der „Komödie“. „Recht wie vom Vogel Greif in eine fremde Welt unter alle die Sterne und Kreuze hinuntergeführt“ (ebenda) erschien sich der junge Dichter. Am 15ten wollten die Prinzen Mainz verlassen, und wenn der Aufenthalt Goethe's auch nicht länger währte, so war das hinreichend, um seine Theilnahme an der Beerdigung des am 13ten im Alter von 51 Jahren verstorbenen Fräuleins von Klettenberg unmöglich zu machen. Wir citiren aus Goethe's Schreiben an Sophie la Roche vom 22. Dez. 1774 (Deren Leben von L. Assing, S. 368) die Stellen: „Meine Klettenberg ist todt. Todt, eh ich eine Ahnung einer gefährlichen Krankheit von ihr hatte. Gestorben, begraben in meiner Abwesenheit, die mir so lieb! so viel war“ (zu oben S. 191 u. 192), und: „Ich war in Mainz. Dahin nachgereist Wieland's Prinzen, das ein trefflicher Mensch ist. Ich hab' von da aus Wielanden geschrieben [zu oben S. 191], es fiel mir so ein, hab' auch eine Antwort, wie ich sie vorfühlte. Das ist was Verfluchtes, daß ich anfange, mich mit Niemand mehr mißzuverstehn“ (vgl. An Knebel, Nr. 21).

Nach Kriegk (Goethe als Rechtsanwalt, S. 513 flgde) vertrat Goethe die Testaments-Erben der Klettenberg bei der Auseinandersetzung über ihren Nachlaß, und diese Angelegenheit beschäftigte ihn noch im Oktober 1775 kurz vor seinem Abgange nach Weimar.

383. Jenes famose Stück „Götter, Helden und Wieland“ (S. 190 u. 191) hatte Lenz im Frühjahr 1774 zu Kehl (Straßburg S. 191 ist ungenau drucken lassen. Es ist vielleicht dasselbe Drama Goethe's, welches Lenz an Lavater zur Ansicht schickte (Allatia 1873, S. 77. Lavater an Röderer, den 19. Februar 1774).

Die Farce ist Ausdruck der Haupttendenzen der „Stürmer und Dränger“: der Verehrung Shakespeare's und der Griechen (S. 190), des Naturkultus und der Abneigung gegen die „antik-gallische Kultur“ (Werke, Bd. XXIX. S. 261), von welcher Wieland durch und durch inficirt war. Seine Noten zur Shakespeare-Uebersetzung (S. 190) werden auch in dem Stücke gerügt. Ximet sagt: „Wär' er klug, und er könnte . . . die Noten zum Shakespeare mit Blut abkaufen, er würde es thun“ (Werke, Bd. VIII. S. 270; s. die Note dazu). Besonders forderte die große Selbstgefälligkeit und Prätension, mit der Wieland im

„Merkur" über seine „Alceste" in Briefen (S. 190) sich erging, und vielleicht noch mehr die Art, wie jene Selbstkritik von Andern bewundert und gepriesen wurde, Goethe's Spott heraus. In den Frankfurter gel. Anzeigen (Nr. 51 vom 25. Juni 1773) hieß es in einer von Weimar eingelaufnen Anzeige der drei ersten Bände des „Merkur": „Der große Schmuck des ersten Bandes ist die Zergliederung, die Wieland von seiner Alceste, der Meister von seinem eignen Werke, gemacht hat, und die Rechenschaft, die er uns über seine Abweichungen vom Euripides giebt. Wer Lust zu lernen hat, lerne hier!" Im Uebrigen vgl. die Vorbemerkung zu dem Stücke (Werke, Bd. VIII. S. 255—259), namentlich hinsichtlich der geistreich abschließenden Erklärung Wieland's im Julihefte des „Merkur" (zu S. 191).

Der Sonntag Nachmittag (S. 190 u. 191), an welchem Goethe das Stück in einer Sitzung niederschrieb, wird in dem Oktober 1773 zu denken sein. Wenigstens kann man mit Urlichs die Stelle in Goethe's Schreiben an die Fahlmer Nr. IV vom 31sten jenes Monats auf dasselbe beziehn: „Und ich, wie immer, bin wechselnden Humors und habe mich zu was verleiten lassen, darüber Sie mich von Herzen — werden". Die Farce setzt das Erscheinen des 3ten Bandes „Merkur" mit der „Wahl des Herkules" voraus.

Der (S. 191) von den Flibustiern erwähnte Zug gehört zu den von Archenholz in seiner „Geschichte der Flibustier" (Historische Schriften, Thl. II. 1803, S. 93) erwähnten „selbst erzeugten Unbequemlichkeiten, die ihren Muth schärften oder ihre Geduld erprobten oder sie zu Entbehrlichkeiten (sic) abhärteten".

584. Die Flugschrift Prometheus, Deukalion und seine Recensenten (S. 192), meist kurzweg „Prometheus" genannt, erschien Anfangs März 1775 und verbreitete sich sogleich in mehreren Drucken und Nachdrucken. „Prometheus" ist Goethe's und „Deukalion" Werther's Maske. Voran geht ein „Prologus", dessen Ton vorzugsweise an Goethe erinnert, und am Schlusse folgt ein „Epilogus" in mehr Straßburger als Frankfurter Mundart, analog dem Titel der besonders angegriffenen, in Anm. 513 genannten Nicolai'schen Schrift, der jene auf dem Fuße folgte. Düntzer hat den „Prometheus" mit den Holzschnittfiguren (oben S. 192) in seinen „Studien" 1849 (S. 211 bis 231) nebst Hottinger's Gegenschrift „Menschen, Thiere und Goethe" (1775) wieder abdrucken lassen und mit erschöpfenden

Erklärungen versehn. Der ohne Kopf ins Horn stoßende „Altonaer Postreuter", in der Kopfstücke ein W führend, bezieht sich auf den Redakteur des „Reichspostreuters", den Licentiaten Wittenberg, auch Uebersetzer des „Fingal" (Hamburg 1764), nach Bürger „der Hund aus der Pfennigschenke zu Altona" (Strodtmann, Nr. 269). Ein Bär, wie Goethe meint, ist nicht darunter, wohl aber ein Papagey, der Verleger des „Werther" Weygand (so auch in Strodtmann's Bürger, Nr. 267), ein Esel, der Hauptpastor Goeze in Hamburg, ein Löwe als Vertreter des „Hamburger Korrespondenten" und vor Allem ein Orang-Utang als Repräsentant Nicolai's. Die von Goethe angeführte Gans ist nicht sicher erklärt, doch wird darunter die „Gothaische gelehrte Zeitung" verstanden. Sie hatte in Nr. 86 vom 29. Oktober 1774 eine jedoch nur referirende Anzeige des „Werther" gebracht, wie vorher in Nr. 82 eine solche von „Clavigo". Wieland's „Merkur" und Jacobi's „Iris" figuriren unter den Personen des Stücks.

Auf den Mainzer Aufenthalt und die zur Zeit desselben eingeleitete Versöhnung Goethe's mit Wieland (oben S. 191) beziehen sich die Verse des Merkur in der Farce:

„Sieh da! Ihr Diener, Herr Prometheus,
Seit Ihrer letztern M** Reis'
Sind wir ja Freunde, so viel ich weiß.
Ist's mir vergönnt, den Sporn zu küssen?"

Daß Wagner der Verfasser sei, wußte Heinse schon am 28. März 1775, an welchem Tage er an Gleim schreibt: „Mein liebster unter meinen jungen Freunden, Diehl, der sich zu Frankfurt aufhält, kennt den Menschen, Wagner, der es [das Stück] gemacht hat, und weiß gewiß, daß der es gemacht hat. — Und dann ist selbst in dem Stücke kaum Goethe's Manier in Knittelversen, geschweige sein Geist." Ebenso zweifelte Jacobi, auch grade wegen des Spotts auf seine „Iris", an der Goethe mitarbeitete, keinen Augenblick, daß Dieser der Verfasser nicht sei. Auf die anfängliche Unklarheit über denselben bezieht sich Goethe's Brief an die Fahlmer Nr. XXV: „Werde mir auch um den Autor keine Mühe geben, noch Euch auf die Spur helfen. Das Publikum mag von mir denken was es will", und auf die Entdeckung Wagner's vermuthlich der Anfang des folgenden: „Ich sagt's ja, l. Tante! Ist wahres Evangelium"!

In einer besonders gedruckten Erklärung vom 9. April 1775 (Hirzel, N. Verz., S. 13) lehnte Goethe hierauf öffentlich jede

Theilnahme an der Spottſchrift ab; Wagner habe ſich ihm „vor wenig Tagen“ als Verfaſſer und Herausgeber entdeckt (ſ. dieſe Erklärung Werke, Bd. XXIX. S. 98, und die Note dazu). In dem Briefe an Klopſtock vom 15ten April, den jene Erklärung begleitete, bemerkt Goethe: „Der Wagner, von dem das Blättchen ſagt, iſt eben die Perſonnage, die Sie einen Augenblick auf meiner Stube des Morgens ſahen; er iſt lang, hager, Sie ſtanden am Ofen.“ Dieſer Erklärung Goethe's wird man aus innern und äußern Gründen unbedingten Glauben ſchenken müſſen (ſ. beſonders Düntzer's „Studien“, S. 196—199, und E. Schmidt's „Wagner“, S. 32—39), wenn auch einige ſeiner genaueſten Freunde wie Herder und Merck an Wagner's Autorſchaft nicht zu glauben vermochten und von Dieſem, der ſich ſonſt als der Verfaſſer des Stücks gerirte, eine Aeußerung an Sprickmann v. J. 1778 berichtet wird, daß gleichwol Goethe das Stück geſchrieben habe; vielleicht wollte er damit ſagen, daß Goethe als intellektueller Urheber anzuſehen ſei. Auch Wieland ſchrieb an Gleim (nach einer ungedruckten, von Pröhle mitgetheilten Briefſtelle): „er wolle Goethe'n den Gefallen erzeigen, zu thun, als ob er's glaube“ (daß nämlich das Stück von Wagner herrühre).

585. Der eben angeführte Brief Goethe's an Klopſtock (bei Lappenberg, Briefe von und an Klopſtock, 1867, S. 359) zeigt Beide in freundſchaftlichem Verkehr (zu S. 193—195). Die Verbindung, durch das in Anm. 516 mitgetheilte Schreiben Goethe's vom 28. Mai 1774 herbeigeführt, beſtand nur zwei Jahre; nach dem Bruche folgte eine immer wachſende Entfremdung, die namentlich von Seiten Klopſtock's in eine mehr oder weniger verſteckte Feindſeligkeit überging. Damals, 1774, ſah Goethe den Dichter des „Meſſias“ als ſein und ſeiner dichteriſchen Genoſſen natürliches Oberhaupt an. Klopſtock, die Göttinger, beſonders Bürger, und Goethe vertraten, jeder auf ſeine Art, die deutſche Richtung, und ſo ſtellte ſie Möſer in ſeiner Schrift gegen Friedrich den Großen zuſammen. Schon als Knabe hatte Goethe für Klopſtock Partei ergriffen (Thl. I. S. 74), dann im „Werther“ ihm ein unvergängliches Denkmal geſtiftet (Bd. XIV. S. 36) und ſeine „Gelehrten-Republik“ (Anm. 446), mehr noch ſeine Schlittſchuh-Oden mit Begeiſterung aufgenommen. Davon geben Zeugniß die Stelle in dem Briefe an Boie vom 23. Dezember 1774: „Es iſt wieder Eisbahn, Adieu Ihr Muſen oder mit hinaus auf die Bahn, wohin Ihr Klopſtocken folgtet!“

(Meinhold's Boie, S. 188) und die Erzählung oben S. 72 bis 74. Gern benutzte er daher einen Anlaß, sich Klopstock persönlich zu nähern. „Soll ich den Lebenden nicht anreden, zu dessen Grabe ich wallfahrten würde?“ lautet eine Stelle in jenem ersten Schreiben.

586. Klopstock war im Sommer 1774 vom Markgrafen Karl Friedrich von Baden als Hofrath, jedoch ohne amtliche Verpflichtung, nach Karlsruhe berufen worden (S. 193 unten). Unterwegs suchte er seine Jünger auf. Am 18ten September gelangte er nach Göttingen, in Einbeck von drei Mitgliedern des Hainbundes eingeholt. Er blieb bei den Bundesbrüdern, da Pferde zum Weiterreisen nicht zu bekommen waren, bis zum 20sten, mit Plänen zur Organisation des Bundes beschäftigt. Zur Verstärkung desselben sollte auch Goethe herangezogen werden; zunächst behielt Klopstock sich vor, ihn zu sondiren, ob er „bundesfähig“ sei. Zu den Zwecken der Verbindung wurde die Bekämpfung Wieland's und des verzärtelten Geschmacks gerechnet (s. Herbst's Voß, I. S. 119—121, und S. 291—294 mit dem ausführlichen Berichte Voß's an Ernestine Boie vom 21. Sept. 1774 über Klopstock's Besuch, und Stellen aus dem Berufungsschreiben des Markgrafen von Baden vom 3. August).

Der jüngere Boie schreibt von dem Besuch: „Man sollte es nicht glauben, daß ein so großer Mann ein so umgänglicher Mann sein könne! Aber wenn man ihn sprechen hört, so vergißt man den großen Mann ganz“, und nach der Bemerkung, daß Goethe's „Clavigo“ nicht den Eindruck mache wie der „Götz“, und daß er Voß nicht gefalle: „Klopstocken gefällt er, und das ist schon sehr viel“, und: „Man muß Goethe nothwendig bewundern und lieben. Klopstock in erstaunlich für ihn“ (In Dr. Uhde's „Göttingen vor hundert Jahren“, Im N. Reich, 1874. S. 287 flade).

Da Kassel den Reisenden wol noch aufgehalten haben wird, kann man etwa zu Michaeli 1774 seine Ankunft in Frankfurt annehmen (S. 193 unten).

Daß das Wort Schlittschuh nicht von Schlitten, sondern von Schreiten abzuleiten sei (S. 194), ergiebt die althochdeutsche Form scritescuoha und die niederdeutsche stridschoh, von striden = schreiten (s. Sanders, unter „Schuh“).

Durch seine Pferdeliebhaberei (S. 194) erregte Klopstock bei seinem berühmten Besuche v. J. 1750 in Zürich Aufsehen,

da der Dichter des „Messias“ auf dem dortigen Markt ein Pferd zuritt (s. das Nähere in „Klopstock und seine Freunde“ 1810).

Unter den Personen, die länger mit ihm gelebt (S. 195), ist C. F. Cramer gemeint; vergl. Goethe's Werke Bd. III. S. 397, Nr. 14.

Klopstock ging zunächst von Goethe begleitet, nach Darmstadt und sah hier Merck (Br., III. Nr. 44). Auf der Rückreise soll Goethe am 10. October sein „An Schwager Kronos“ gedichtet haben. Er hatte durch Klopstock auch Böckmann kennen gelernt, der ihm in Karlsruhe „Schrittschuhe“ nach dem neuen Muster (S. 194) machen zu lassen versprach (Merck's Br., III. Nr. 41).

587. Mit der Erzählung von Zimmermann's Besuch (S. 195—199) überspringt Goethe grade ein Jahr; denn dieser Besuch fällt in den September 1775.

Zimmermann gehört zu den Männern, welche bei ihren Lebzeiten ein über ihre Bedeutung weit hinausgehendes Interesse erregen, um nach ihrem Tode um so schneller vergessen zu werden. Praktische Aerzte und die Größen der Bühne erfahren vorzugsweise dies Loos. In dem Glanze eines solchen ephemeren Ruhms, berauscht von seinen Erfolgen, trat der königlich hannöversche Leibarzt am 29. Juni 1775 eine viermonatliche Urlaubsreise nach seiner Heimath, der Schweiz, an, mit dem besondern Zwecke, in Straßburg seinen dort studirenden Sohn und in Lausanne seinen Freund und spätern Biographen Tissot (s. Thl. II. S. 60) zu sehn und von dort seine einzige Tochter abzuholen. Am 3ten Juli befand er sich zu Frankfurt, während Goethe's Abwesenheit, und vom 10ten bis zum 14ten Juli zu Straßburg in dem Hause des Rathsherrn Ziegler, bei welchem sein Sohn wohnte (s. Zimmermann's Briefe an seinen Vetter, den Rathsherrn Schmid zu Brugg, Nr. 31—34, in seinen „Briefen an einige seiner Freunde in der Schweiz“, herausgegeben von A. Rengger, 1830).

In Straßburg traf Zimmermann mit dem auf der Rückreise von Zürich begriffenen Goethe zusammen. Die beiden Freunde Lavater's müssen bald an einander Gefallen gefunden haben. Zimmermann zeigte Schattenrisse vor. Darunter befand sich der der Frau von Stein zu Weimar, welche er 1773 im Bade zu Pyrmont kennen gelernt und mit der er seitdem unter Anderm auch über Goethe's Schriften, namentlich den „Clavigo“ und „Werther“, korrespondirt hatte. Ihren Wunsch, den jungen

Dichter einmal zu sehen, hatte Zimmermann mit den Worten aufgenommen: „Sie verlangen ihn zu sehen, und Sie wissen nicht, wie sehr dieser liebenswürdige und bezaubernde Mann Ihnen gefährlich werden kann.“ Goethe nun setzte in Straßburg unter ihr Bild die Worte: „Es wäre ein herrliches Schauspiel, zu sehen, wie die Welt sich in dieser Seele spiegelt. Sie sieht die Welt, wie sie ist, und doch durchs Medium der Liebe. So ist auch Sanftheit der allgemeine Eindruck.“ „Niemals — schrieb ihr Zimmermann — hat nach meiner Ansicht Jemand geistvoller über eine Silhouette geurtheilt, niemals hat man über Sie, gnädige Frau, wahrer gesprochen. — In Frankfurt habe ich bei Herrn Goethe gewohnt, einem der außerordentlichsten und gewaltigsten Genies, die je auf Erden erschienen sind. Gewiß wird er Sie in Weimar besuchen. Erinnern Sie sich dann, daß Alles das, was ich ihm zu Straßburg von Ihnen gesagt habe, ihm drei schlaflose Nächte gemacht hat.“

Auf der Rückreise, nachdem er, wie es scheint, Goethe's leidende Schwester zu Emmendingen besucht, verblieb Zimmermann in der letzten Woche des September einige Tage bei Goethe. Hier in Frankfurt traf er mit dem auf der Brautreise begriffenen jungen Herzoge von Weimar zusammen: „Goethe habe ich zweimal gesehen und das zweite Mal bei ihm logirt, dessen ich mich mein Lebtag freue. Er ist itzt in Weimar (war nicht richtig); in Frankfurt sah ich mit eignen Augen, daß der Herzog ganz in Goethe verliebt war, und er hat Recht“ (Zimmermann an Herder, den 3. November 1775, Letzteres Nachl., II. S. 350 u. 351).

Die von Goethe (S. 196) erwähnte Abwesenheit Zimmermann's, „als er sich in der Nachbarschaft umsah“, belegt derselbe Brief, in welchem der Schreiber seines Aufenthalts in der Wetterau am 27sten September erwähnt. Er besuchte dort seinen Dienstchef, den hannöverschen Oberkammerherrn von Löw, und dessen „philosophische“ Gemahlin, sowie den Frhrn v. Schrautenbach (Kengger's Briefe, S. 217 u. 219, und „Einsamkeit“, Kap. 11). Am 5ten Oktober finden wir Zimmermann wieder in Hannover. Goethe gedenkt seiner noch in dem Briefe an Sophie la Roche vom 11ten dieses Monats: „Zimmermann ist gar brav, ein gemachter Charakter! Schweizer, frei geboren und am deutschen Hof modifizirt; er bezaubert alle Welt, sonderlich die Weiber“ (Sophie la Roche, von L. Assing, S. 372). Ebenso günstig beurtheilte ihn damals Merck, der ihn im Juli kennen gelernt hatte: „Zimmermann gewinnt außerordentlich durch persönliche Bekanntschaft.

Alle seine Schriften sind, wie bekannt, eitel Exercitia; allein wenn man ihn sieht, so ist's ein ganzer Mann, von ungemeiner Punktuation [?], mit Wärme, Menschenliebe und dabei seiner Weltfeinheit und Eleganz gepaart" (Briefe, III. S. 127; An Höpfner, Nr. 49). Vergl. auch Herder's Loblied auf ihn (Nachl., II. S. 139). Dieser nennt ihn „lang und gut", wie Goethe groß und stark gebaut (S. 195). Dazu folgende Schilderung von einem seiner genauesten Freunde: „Sein Aeußeres war sehr hervorstechend und imposant. Sein Körper groß und wohlgebildet; seine Gesichtsbildung männlich, schön, verständig und redlich; seine Manieren im Weltumgange gebildet und edel; sein Wesen voll Würde, seine Stimme wohlklingend" (Marcard, Beitrag zur Biogr. des ꝛc. v. Zimmermann, 1796, S. 49; s. Zimmermann's Bild in Lavater's Physiognomik, II. S. 265).

588. Goethe nennt Zimmermann's Charakter innerlich ungebändigt (S. 195). Eine gewisse Heftigkeit und Reizbarkeit sowie die Gewohnheit, sich superlativisch auszudrücken, durchzieht seine Schriften und vertrauten Briefe; in den an seinen Landsmann Lavater gerichteten ist er von ungemeiner Heftigkeit und Derbheit (Hegner's Beitr.). Am Aufgeknöpftesten giebt er sich in den Briefen an den Brugger Ratsherrn Schmid (Br. an e. Freunde in d. Schweiz, S. 87—389), die sich über Zimmermann's ganze hannöversche Zeit von 1768 bis 1795 erstrecken. Hier findet man alle seine Erfolge bei hohen Potentaten und Standespersonen, die Zimmermann so beglückten, seine Freude über Dosen- und Geld-Präsente, über die gute Aufnahme in fürstlichen Residenzen und auf den Landsitzen des Adels, über die vornehme Verwandtschaft seiner zweiten Frau (einer geb. von Berger zu Celle) und dergleichen mit kindischer Eitelkeit und Selbstgefälligkeit bis ins Kleinste ausgekramt. Alles mit scherzhaften oder satirischen Rückblicken auf die beschränkten, kleinbürgerlichen und altväterischen Verhältnisse seiner ihm als Abdera erscheinenden Vaterstadt Brugg. Immer ist er der auswärts zu Glanz und Ruhm gelangte Schweizer, der sich an dem Erstaunen seiner Landsleute daheim über sein unerhörtes Glück weidet. Seine Anschauungen werden zuletzt ganz weltmännisch und aristokratisch; er findet es viel leichter und angenehmer, „den Großen in Deutschland seine Cour zu machen als den Großen in Brugg". Der Anerkennung, welche er bei Friedrich dem Großen und Katharina II. fand, war seine Eitelkeit nicht gewachsen; seine Schrift über die letzte Krankheit des Königs, in Vielem ein

wichtiger Beitrag zu dessen Leben, entging nicht dem Spotte der Zeitgenossen. Die übergroße Freude am Beifall Anderer zeigt Zimmermann in der Abhängigkeit, welche Goethe S. 196 oben andeutet. Das Schlußwort vor dem Absatze daselbst: was Einer nicht schon mitbringt u. s. w. ist eine Anwendung des oben (S. 446) angeführten Spruchs da et accipe. Gleichwol erkennt Goethe dem Manne große Verdienste zu (S. 195 unten); diese waren theils medizinische, wie schon oben Thl. II. S. 60 erwähnt, insofern er die Medizin mit der allgemeinen Bildung in Verbindung setzte, theils rein literarische, da er durch Werke wie das mehrbändige „Ueber die Einsamkeit" sich den bessern Prosaschriftstellern anreiht (s. Thl. II. S. 289). Dazu seine Erfolge als praktischer Arzt.

589. In den nächsten beiden Abschnitten (S. 196 u. 197) scheint Goethe, was ihm sonst selten begegnet, aus richtigen Thatsachen und aus Erlebnissen, deren er sich noch erinnerte, Schlüsse gezogen zu haben, welche in ihrer Allgemeinheit nicht ganz zutreffen.

Was er von der unseligen Hypochondrie Zimmermann's (S. 197) erzählt, die zuletzt in partiellen Wahnsinn ausgeartet, ist ganz richtig; sie ist das Thema vieler Briefe des einst weltberühmten Arztes (vergl. Wichmann, Zimmermann's Krankheitsgeschichte, 1796, S. 21 flgde). Diese von seiner Mutter überkommene Hypochondrie, zugleich Wirkung eines sehr komplizirten Bruchleidens, wegen welches er sich 1771 zu Berlin einer von dem berühmten Meckel beschriebenen Operation unterwarf, war mit einer großen Reizbarkeit verbunden (Marcard, Beitrag, S. 40 flgde), und unter dieser mögen die beiden Kinder viel gelitten haben. Tissot, Zimmermann's Biograph, erwähnt davon jedoch in der Krankheitsgeschichte des Sohnes durchaus nichts, und die von Rengger (Briefe u. s. w. S. 251 flgde) mitgetheilten Briefe Zimmermann's an diesen Sohn zeigen nur den liebevollen Vater. Freilich kannte Tissot nicht Zimmermann's Häuslichkeit.

Was die Tochter betrifft (S. 196), Katharina, „das Gattünai", so war Zimmermann nach dem Tode seiner ersten Frau (1770) und deren Mutter (1771) genöthigt, dieselbe außer dem Hause erziehen zu lassen. In den Briefen an Schmid (bei Rengger S. 128, 162, 179, 180, 185, 216) kann man diese Verhältnisse genau verfolgen. Im Jahre 1773 schickte Zimmermann die Tochter zu Tissot nach Lausanne, wohin sie von Darmstadt an mit Merck's Frau, einer Landsmännin von

Zimmermann's Mutter, zusammen reiste. Ihre dortige Erziehung nennt ihr Vater einmal eine strenge (a. a. O. S. 201). Von dort zurückkehrend, logirte er mit der achtzehnjährigen im Goethe-Hause. Tissot deutet den von Goethe beschriebenen Zustand des Mädchens an: „Damals, als er [Zimmermann] seine Tochter von Lausanne wegnahm, war sie ein gebildetes Mädchen, voll guter Eigenschaften, ganz dazu gemacht, der Liebling des Vaters zu sein. Aber ein heftiger Verdruß, den sie kurz nach der Abreise von Lausanne hatte, zernichtete die schönen Hoffnungen alle: ihre Gesundheit bekam dadurch einen Stoß, von dem sie sich nie wieder erholte: fünf Jahre lang war sie in einem sehr fatalen, für den Vater desto beunruhigenderen Zustande, da auch sein Sohn ihm in dieser Rücksicht den lebhaftesten Kummer verursachte" (Tissot, 1797, S. 103). Jenen „heftigen Schmerz" (Verdruß) erklärt Zimmermann selbst in dem Schlusse des 9. Kap. „Ueber die Einsamkeit" in dem schönen Nachruf an seine Tochter näher, daß, als „sie zärtlich und ohne den allergeringsten Schein von Abneigung, an meiner Hand, die Schweiz verließ, einige Wochen nachher ihre erste und letzte Liebe, ein schöner, edler Jüngling, sich dort eine Kugel durch den Kopf schoß". Ebenda nennt sie der Vater „immer stille gepreßt, furchtsam und zurückhaltend", „ein äußerst folgsames Kind, das mich unaussprechlich liebte und es mir nie sagte", schrieb auch an Frau von Stein: „Mr. Goethe fait trop d'honneur à ma fille, qui n'est point développée encore, qui a été timide et craintive dans sa maison" (Br. von Goethe u. s. w. an Friedr. v. Stein, 1846). Sie erfüllte die Sehnsucht nach ihrer Mutter, und so ist der Gefühlsausbruch der Mutterlosen (oben S. 196) erklärlich. In Hannover that sie der Vater in Pension (S. 197 oben) bei dem Hofrath von Döring (Rengger, S. 223). Sie starb unvermählt nach sechs Jahren. Noch zu Ende 1775 bewarb sich in Hannover ein „junger, schöner, reicher", sowol bei der Regierung als bei Hofe angestellter Mann um ihre Hand, die sie gegen den Wunsch ihres Vaters verweigerte; er erschien ihr zu sehr als Petitmaître, „sie würde einen Mann ohne alles Geld heirathen, wenn er in der Welt groß und berühmt wäre" (Rengger, a. a. O. S. 233 u. 234).

Noch führen wir die sehr bezeichnenden Worte Goethe's über dies Mädchen aus der Zeit ihrer Anwesenheit zu Frankfurt an (An Lavater, Nr. 3): „Seine Tochter ist so in sich, nicht verriegelt, nur zurückgetreten ist sie, und hat die

Thüre leis angelehnt. Eh' würde sie ein leise lispelnder Liebhaber als ein pochender Vater öffnen", und gleich danach der Ausruf: „Mir wird je länger je mehr das Treiben der Welt und der Herzen unbegreiflich."

Die so außerordentlich hart klingende Stelle (S. 197) von dem fortdauernden moralischen Morden und Aufopfern seiner Kinder will nicht etwa besagen, der physische Tod der Kinder, von welchen der geisteskranke Sohn den Vater überlebte, sei dem Vater moralisch Schuld zu geben, vielmehr will Goethe nur den moralischen Tod kennzeichnen, das freudlose Leben, welches Zimmermann's Hypochondrie seiner Umgebung bereitete. Wir bemerken dies mit Absicht, weil die von Goethe hier gebrauchten starken Ausdrücke vielfach Anstoß erregt haben, besonders bei Zimmermann's Wittwe, die bei deren Veröffentlichung noch lebte. Obwol sie Zimmermann erst 1782 kennen gelernt und von den hier erzählten Vorfällen daher nicht genau unterrichtet sein konnte, glaubte sie es doch anfänglich seinem Andenken schuldig zu sein, gegen Goethe gerichtlich aufzutreten (Menge's Erinnerungen an Fr. Leop. Stolberg, und Sandvoß in Bl. f. lit. Unterh. 1863, Nr. 20). — Unter den vorhandenen Druckschriften (S. 197) meint Goethe Wichmann, Zimmermann's Krankheitsgeschichte, 1796, Marcard's Gegenschrift, Beitrag zur Biographie u. s. w., 1796, seine Lebensgeschichte von Tissot 1796, deutsch 1797, und die darin (S. 99) angeführten beiden Schriften über seine Operation v. J. 1771. Vergl. auch Bodemann's Bendeli, S. 133, und als gegen obige Darstellung gerichtet Goedeke, Bl. f. lit. Unterh. 1857, Nr. 50, und Frauenb., S. 348—358.

590. Im Folgenden (S. 197 bis 199) behandelt Goethe die medizinische Bewegung der damaligen Zeit, von der schon Theil II, S. 60 die Rede war, und Zimmermann's Wirken auf diesem Gebiete, vorzüglich durch seine Schrift Von der Erfahrung in der Arzneiwissenschaft (2 Bde, 1763). Diese Schrift, für deren Verständniß Goethe durch seine frühern medizinischen Studien und Beschäftigungen hinlänglich vorbereitet war, will in Nachahmung des Hippokrates (S. 197 unten) die Natur unmittelbar beobachten, die Kunst der Beobachtung lehren und die medizinische Praxis von den letzten Resten mittelalterlicher Geheimlehren und der sog. hermetischen Medizin befreien (aller Aberglaube zerstört, oben S. 198, und Zimmermann's „Erfahrung", I, 3 und II, 2—4). Also

auch auf diesem Gebiete Rückkehr zur Natur, die, bei dem niedrigen Stande der Naturwissenschaft und unter der Herrschaft der von Goethe S. 198 angedeuteten sog. Aufklärung (Alles auf klare Begriffe gebracht), zu dem rationalen Empirismus führte, als deren Repräsentant Zimmermann, der Schüler und Nachkömmling Boerhave's und Haller's, vorzüglich gilt. Ihm war die Arzneiwissenschaft nur das Resultat der Erfahrung über die Wirkungen der Heilmittel. Zugleich zeichnete ihn, wie Heim und andre Aerzte dieser unwissenschaftlichen Richtung, eine die Mängel derselben verdeckende Diagnose aus, jene magische Gabe, die den „Streit schlichten und die Forderungen leisten sollte" (oben S. 198). Auf Zimmermann passen daher Goethe's Bezeichnungen Genie sowol als auch Charlatanerie und Empirie (das. u. „Erfahrung", IV. 1). Das Bild von der Hydra (S. 199 oben) ist ganz in Zimmermann's Art, der die „Dummheit" eine „hunderttöpfige Schlange" nennt (Erfahrung, I. 2).

591. Die Aeußerung, daß das Absurde eigentlich die Welt erfülle (S. 198), drückt den Widerspruch des Dichters aus, der das Ideal seines Innern niemals in der Wirklichkeit wiederfinden kann, den Standpunkt so vieler Gedichte Schiller's, wie „der Worte des Wahns":

Es ist nicht draußen, da sucht es der Thor;
Es ist in Dir, Du bringst es ewig hervor.

Ueber diesen Konflikt des Ideals mit dem Leben war Goethe zwar früh hinaus, jedoch gelegentlich, wie hier der oberflächlichen Empirie eines Zimmermann gegenüber, legt er den Nachdruck auf die ideelle Seite, ohne seinem Ideal-Realismus untreu zu werden. In diesem Sinne ist auch „Wanderers Gemüthsruhe" (Divan, V. 11) gedichtet. Vergl. „Sprüche in Prosa", Nr. 183.

592. Die Freundschaft zwischen Goethe und Zimmermann war von nur kurzer Dauer. Letzteres große Celebrität, Goethe's Interesse für alles Medizinische, die Freunde, welche Beide gemeinschaftlich besaßen, die zwanzig Jahre (S. 199), welche Zimmermann (geb. 1728) voraus hatte, nebst seiner großen Bekanntschaft und Erfahrung in der Welt, in welche Goethe im Begriffe stand selbst einzutreten — enthalten den Schlüssel zu der wenn auch nur vorübergehenden Verbindung. Sie sahen sich nicht wieder. Anfangs wechselten sie noch Briefe (s. Goethe's

Schreiben an Lavater v. 19. Febr. 1777). Goethe aber entfremdete sich ihm bald, da Zimmermann wie Klopstock an den Klatschereien über seine erste Weimarische Zeit Theil nahm; er schrieb an Frau v. Stein mit Beziehung auf Zimmerman, den 5. Juli 1776: „Ich hab' einen Pik auf all' meine Freunde, die mich mit Schreiben von dem, was man über mich sagte, wider ihren Willen plagten", und auch Zimmermann sprach bald in starken Ausdrücken über ihn (Hegner's Beitr., S. 113).

593. Karl Ulysses von Salis (S. 199) hatte i. J. 1771 das von Planta und Nesemann gegründete Philanthropin zu Haldenstein in Graubünden übernommen und dann nach seinem Geburtsort Marschlins (oder Marschlinz), bei Igis am Fuße des Hochwangs verlegt. Die Einweihung desselben fand im Spätherbst 1775 in Gegenwart Lavater's Statt (s. seine Briefe, Alsatia 1873, S. 89, und Herder's Nachl., II. S. 151). Der Besuch des von der Reise zu Basedow heimkehrenden Salis bei Goethe fällt in den Herbst 1774. Er engagirte damals Bahrdt für seine Anstalt (oben S. 139, u. Frauenb., S. 246).

594. Sulzer (S. 199), der Berliner Professor und Direktor der philosophischen Klasse der Akademie, an dessen „Allgemeiner Theorie der schönen Künste" (1771) Goethe sich seine ersten kritischen Sporen verdient hatte (Werke, Bd. XXIX. S. 1—10), berührte auf seiner Reise „von Berlin nach den mittäglichen Ländern von Europa in den Jahren 1775 und 1776", deren „Tagebuch" 1780 erschien, auch Frankfurt. Die Stelle (oben S. 199) dieser Reisebeschreibung, von welcher Zimmermann schon 1778 im „Deutschen Museum" Auszüge veröffentlichte, lautet (S. 16 u. 17): „Den 2. und 3. September [1775]. Aufenthalt in Frankfurt. Ich fand nöthig, mich ein paar Tage in Frankfurt auszuruhen: da ich aber nicht stark genug war herumzugehen und vornehmlich keine Treppen besteigen konnte, so kam ich nicht aus dem Hause, außer daß ich einmal um die Stadt herum spazieren fuhr. Die Lage dieser ansehnlichen und schönen Stadt ist äußerst angenehm und die vielen schönen Gärten und Landhäuser, womit sie ganz umgeben ist, vermehren die Annehmlichkeiten des Orts und zeugen zugleich von seinem Wohlstande. — Ich hatte doch in Frankfurt das Vergnügen, den bereits in seinen jungen Jahren durch verschiedene Schriften in Deutschland berühmt gewordenen Doktor Göthens Besuch zu genießen. Dieser junge Gelehrte ist ein wahres Originalgenie von ungebundener

Freiheit im Denken ſowol über politiſche als gelehrte Angelegenheiten. Er beſitzt bei wirklich ſcharfer Beurtheilungskraft eine feurige Einbildungskraft und ſehr lebhafte Empfindſamkeit. Aber ſeine Urtheile über Menſchen, Sitten, Politik und Geſchmack ſind noch nicht durch hinlängliche Erfahrung unterſtützt. Im Umgange fand ich ihn angenehm und liebenswürdig."

Vierzehn Tage ſpäter traf Sulzer dann in Bern mit ſeinem Freunde und Landsmann Zimmermann zuſammen und ſah wiederholt den ſchon hochbetagten Haller (daſ. S. 34 u. 35).

595. Das Bild des Zauberlehrlings (S. 199 unten) war dem Dichter ſehr geläufig; er wendet es auch im nächſten Theile an (Buch 20, S. 103), wie ſchon dreißig Jahre früher, lange vor der Dichtung ſeiner Ballade (Werke, Bd. I. S. 263) — wenn auch in veränderter Geſtalt — im dritten Buche ſeines „Wilhelm Meiſter" (Werke, Bd. XVII. S. 183).

Von ſolchen „Geiſtern", die der Zauberlehrling nicht hinwegzubannen vermochte, kennen wir, abgeſehen von den in den letzten Anmerkungen und früher Genannten, wie Lavater, Baſedow, Bahrdt, Bieſſig (Anm. 565 zu Ende), ſowie außer den nächſten Freunden, wie Herder, Jacobi, im Februar 1775 längere Zeit im Goethe-Hauſe wohnend, Merck, Höpfner (Anm. 473) und Jung (Thl. IV, Buch 16) beſonders den däniſchen Konſulatsſekretär Schönborn, der auf dem Wege von Hamburg nach Algier im Herbſte 1773 einige Zeit bei Goethe zubrachte. Er gehörte zu dem Klopſtock'ſchen Kreiſe, ſtand in enger Verbindung mit den Göttingern und lieferte Oden für Boie's Almanach (1773) und Muſeum (Sept. 1777, Nr. 9). Goethe's längerer Brief an ihn vom Juni 1774 iſt bereits mehrfach angeführt (Anm. 566). Auch Goethe's Mutter ſchrieb ihm in ihrer herzlichen Art noch am 24. Juli 1776, ihn daran erinnernd, wie ſie vor drei Jahren „ſo vergnügt beiſammen waren und Weintrauben aßen" (Das Nähere über ihn in J. Riſe's „Schönborn und ſeine Zeitgenoſſen", Weinhold's „Schönborn", S. 5, und Goethe an die Fahlmer, Nr. III).

Gotter beſuchte ſeinen Wetzlarer Freund auf der Durchreiſe nach Lyon mit zwei Schweſtern am 25. Auguſt 1774 (Keſtner, Nr. 102).

Boie hatte auf ſeiner Reiſe nach Holland einen ganzen Roſenkranz von Goethe's Freunden und Bekannten abgebetet; er ſah zu Pyrmont im Juli Herder und Zimmermann, in Gießen Höpfner und Klinger — denn Dieſer iſt wol unter dem „Freunde

Goethe's" zu verstehn, der drei von dessen Farzen bei Höpfner vortrug (Weinhold's Boie, S. 65) —, dann am 8ten und 9ten Oktober den Pempelforter Kreis: „Goethe ist hier vor einiger Zeit mit Lavater gewesen und hat, wie ich, sein Urtheil über die Jacobi's geändert. Wir haben sogar über seine Farce [gegen die Jacobi] mit einander gelacht", am 12ten Oktober Sophie la Roche und den Domherrn v. Hohenfeld in Ehrenbreitstein, wo noch viel von Lavater und Basedow die Rede war, in Nassau die Frau von Stein: „eine vortreffliche Dame, deren Sohn in Göttingen ist. Sie wird von Allen, die sie kennen, geschätzt, und Lavater, Goethe, Madame de la Roche sind ihre Freunde", endlich am 16ten Oktober Merck in Darmstadt. Vorher und nachher, den 15ten und 17ten Oktober war er bei Goethe in Frankfurt. In Boie's Reisebriefen heißt es vom ersten Tage:

„Einen vortrefflichen schönen Tag gehabt! Einen ganzen Tag allein, ungestört mit Goethen zugebracht, mit Goethen, dessen Herz so groß und edel wie sein Geist ist! Beschreiben kann ich den Tag nicht! Und nicht erzählen, was ich Ihnen gern erzählen möchte! Es ist spät, ich bin müde, und wir gehen morgen früh nach Darmstadt. Goethe ist ein Mann ungefähr von Voßens Figur, aber etwas feiner gebaut, sehr blaß. Geist im Gesichte und besonders in dem hellen braunen Auge. Er hat mir viel vorlesen müssen, ganz und Fragment, und in Allem ist der originale Ton, eigne Kraft und bei allem Sonderbaren, Unkorrekten Alles mit dem Stempel des Genie's geprägt. Sein Dr. Faust ist fast fertig und scheint mir das Größte und Eigenthümlichste von Allem. Von seinem Freunde Lenz, dem Verfasser des „Hofmeisters" und der Plautinischen Lustspiele, bringt die Messe zwei neue Produkte [den „neuen Menoza" und die „Anmerkungen über's Theater"], die beide Werke des Genie's und des Denkers sind. Er hat mir noch Einiges und besonders ein paar Gedichte voll Seele und Herz von ihm gelesen. Wenn er sie mir, wie er verspricht, geschrieben giebt, sollen Sie sie lesen", und vom 17ten: „Den 17. um 2 Uhr waren wir wieder in Frankfurt, wo mich Goethe in unserm Wirthshause mit offenen Armen empfing. Wir blieben bis Mitternacht bei einander und mußten endlich die Thür abschließen, um nur allein zu sein. Er las mir etwas; wir ließen aber bald das Lesen sein, und die Unterredung fiel auf die wichtigsten Gegenstände des Denkens und Empfindens, wo wir uns sehr oft in unsern Gesinnungen begegneten. Goethe's Herz ist so groß als sein Geist" (Weinhold's Boie, S. 70 u. 71).

Des Besuchs der Stolberge wird im Zwanzigsten Buch ausführlich gedacht. Von den übrigen Göttingern, welche Goethe aufsuchten, nennen wir noch Hahn und Miller. Der Erstere sah ihn im Oktober 1774, wenige Tage nach Boie's Abreise, dem Goethe am 23. Dezember desselben Jahrs von dieser Begegnung schreibt, wahrscheinlich auch im April 1775, als Hahn nach Göttingen zurückkehrte; damals meinte jedoch der jüngere Boie, Beide seien nicht für einander geschaffen (Herbst's Voß, I. S. 126 u. 297). Miller war Anfangs August 1775 bei Goethe, jedoch nur kurze Zeit und ohne daß Beide vertrauter wurden (s. die Briefe Miller's an Kayser vom 28. Aug. und 24. Sept. 1775, in den Grenzboten 1870, Nr. 50, S. 421 u. 431, und Herbst's Voß, I. S. 297). Ein Besuch Falcke's aus Ende 1773 ergiebt sich aus der Anmerkung 456, sowie der der Meyers aus Hannover (Kestner, Nr. 100 bis 105) aus Anmerkung 566. Von Schweizern sah Goethe im September 1775 noch Pestalozzi (An Lavater, Nr. 9 vom Ende September 1775). Frankfurt ward so das „neue Jerusalem, wo alle Völker aus- und eingehn und die Gerechten wohnen" (An die Fahlmer, Nr. XVI). Hier mußten „seine Freunde vorbei und zollen" (Kestner, Nr. 102 und 104).

596. Von begüterten und wohlwollenden Freunden (S. 199 unten), bei welchen Goethe damals Geld aufnahm, kennen wir Sophie la Roche (ein Billet Goethe's an sie schließt: „Wie lange soll ich noch Ihr Geldschuldner bleiben, — denn alle Schulden, andre Schulden möcht' ich nicht gern abtragen"), Fritz Jacobi (Briefwechsel mit ihm, Nr. 9 vom 21. März 1775: „Danke Dir für Alles, Erwin, Geld" u. s. w., und die Berichtigung der Schuld in Nr. 15 vom 2. Oktober 1782: „Du halfst mir damals aus einer großen Verlegenheit") und Merck, dem Goethe Ende September 1775 schrieb: „Kannst Du mir zehn Karolin schicken, so thu's mit den nächsten Kärchern. Ich bedarf ihrer und so weiter" (Merck, III. Nr. 22, die jedoch vor Nr. 21 stehen muß).

597. Mit dem mäßigen Lebensplane (S. 200 oben) knüpft der Verfasser an das im I. Theile, Seite 28 erzählte „Märchen seines künftigen Jugendganges" wieder an. Denn danach sollte er „nach Wetzlar und Regensburg [dem Sitze des Reichstags], nicht weniger nach Wien und von da nach Italien gehen". Der dort gleichfalls erwähnte Besuch der Stadt

Paris war schon 1770 aufgegeben (Anm. 321 u. Thl. II. S. 139 unten). Die Reise nach Italien stand besonders i. J. 1775 auf der Tagesordnung; vergl. unten den Anfang des Neunzehnten und das Ende des Zwanzigsten Buchs (Thl. IV. S. 76 und 107 flgde) und den zeitlich dazwischen fallenden Brief an Merck vom August 1775 (Merck's Br., I, Nr. 25): „Ich passe wieder auf neue Gelegenheit abzudrücken ..... Allenfalls magst Du meinem Vater beim künftigen Kongreß klärlich beweisen, daß er mich aufs Frühjahr nach Italien schicken müsse; das heißt, zu Ende dieses Jahres muß ich fort." Nach Seite 204 oben hätte der Vater die Reise auch schon in dem Jahre vorher angeregt.

Goethe war nicht durch den Großvater (S. 200), der schon vor des Enkels Aufnahme unter die Advokaten der Stadt verstorben war, wohl aber durch den Oheim, den Ratsherrn Textor, den Bruder seiner Mutter, von dem Rathe ausgeschlossen (s. Anm. 428). — Zu den Agenten deutscher Fürsten gehörte der Hausfreund Rath Schneider (Anm. 53), zu den Residenten der Legationsrath Moritz und der Kaufherr Brentano (Anm. 96 u. 504 flgde). Des Vaters Bemühen war stets darauf gerichtet, den Dichter „täglich mehr in Stadt Civil-Verhältnisse einzuspinnen" (Goethe an Kestner, Nr. 81). Aber als Kestner ihm zu Ende des Jahrs 1773 den Vorschlag machte, in den hannöverschen Justizdienst zu treten, lautete die Antwort: „Mein Vater hätte zwar nichts dagegen, wenn ich in fremde Dienste ginge, auch hält mich hier weder Liebe noch Hoffnung eines Amts ..... Aber in einem Justiz-Collegio — Ich habe mich von je her gehütet, ein Spiel zu spielen, da ich der Unerfahrenste am Tisch war" (An Kestner Nr. 88 vom 25. Dezember 1773).

508. Die früher erwähnte Gesellschaft (S. 200) ist die im Sechsten Buche, Thl. II. S. 18 bis 23 geschilderte. Theilnehmerinnen an derselben sind in Anm. 177 unter b und c genannt, Theilnehmer in Anm. 179 und 180, auch in Anm. 179 zu Ende Spuren des Mariage-Spiels (S. 203), jedoch aus dem Winter 1772 auf 1773 nachgewiesen. Obige Erzählung bezieht sich dagegen auf das Jahr 1774.

Jener wunderliche Redner (S. 200), Kresyel, wird in Briefen Goethe's an Sophie la Roche vom 26sten Juli und 15ten August 1775 belobt als der getreue Ritter ihrer Tochter Maximiliane während Goethe's mehrmonatlicher Abwesenheit.

Jedoch wäre zu prüfen, ob Hieronymus Schlosser in seinen Poematia (1775. Nr. LIII) unter dem homo ineptissimus, e Gallia redux, nicht Kreispel gemeint hat.

Eine Beziehung auf Horn (Anm. 180a u. 430) findet sich aus dieser Zeit in dem nicht adressirten Schreiben Goethe's vom 6ten Mai oder März 1774 (Dorow, Facsimile von Handschriften u. s. w. 1836). — Riese (Anm. 180b) ist in dem, dem November 1774 angehörigen Gedichte „Stammbuch J. P. Renniet's" (III. S. 41) erwähnt. Im Jahre 1814 (Schreiben vom 14. Februar) erinnerte Goethe den damals noch lebenden Jugendfreund an einen Vorfall in einer Laube des Fahrthauses bei Frankfurt; sie sahen „unser Fränzchen" herankommen, Goethe deutete auf sie „schaltisch" mit dem Finger, und dabei schlug ihm Riese eine Wunde mit dem Tischmesser (Mittheilungen des Frankf. Vereins, I. S. 136—140, 1860, von Classen). Die Porträts Riese's und Kreispel's von Goethe's Hand sind noch vorhanden (Düntzer, Frauenb., S. 233). — Zu dem Jugendfreunde Max Moore, der am 14. April 1770 in Göttingen als Doctor juris mit Auszeichnung promovirt hatte (Gött. gel. Anz. vom 13. Aug. 1770, Stück 97), scheint sich später kein näheres Verhältniß gebildet zu haben.

Dagegen fällt in diese Zeit die Freundschaft mit dem um zwei Jahre jüngern Passavant, dem Freunde Lavater's, mit welchem Goethe 1775 die Reise von Zürich auf den Gotthard machte. Zur Hochzeit von Passavant's älterem Bruder hatte der Dichter, wol zu Ems, das zum 25. Juli 1774 bestimmte Carmen gefertigt (III. S. 314 und 315), von welchem jedoch erst 1824 zur goldnen Hochzeit der Ehegatten Gebrauch gemacht wurde (Passavant's Biogr. im Neujahrsblatt des Frankf. Vereins, Jahrgänge 1863 u. 1865).

Ebenso ist der junge Komponist Kayser, gleich Passavant ein geborner Frankfurter, Goethe's und Klinger's engstem Kreise zuzurechnen. Er ertheilte Musik-Unterricht im Schönemann'schen Hause. Die Verbindung mit Goethe zieht sich noch lange Jahre fort und wurde 1787 in Rom besonders lebhaft (s. Frauenbilder, S. 290—296). Düntzer (a. a. O. S. 265) erwähnt auch eines Georg Meermann als demselben Kreise angehörig, von dem wir jedoch Näheres nicht wissen. Ob an der Gesellschaft auch Klinger und Wagner Theil genommen, ist zweifelhaft.

In den Briefen der Zeit machen sich jene Freunde hinwellen-

jedoch weniger als man wünschen möchte, bemerklich; der Grund liegt darin, daß Goethe keine wirkliche Förderung von allen jenen Freunden empfing und dieselben gegen Männer wie Herder, Merck, Jacobi, Lenz, Lavater für ihn in den Schatten traten. Einer mit den Frankfurter Genossen verbrachten Landpartie erwähnt Goethe in dem Schreiben an Kestner vom 25. Dez. 1772 (Nr. 37): „Gestern, lieber Kestner, war ich mit einigen guten Jungens auf dem Lande; unsre Lustbarkeit war sehr laut und Geschrei und Gelächter von Anfang zu Ende."

599. Die Genossinnen jenes Kreises, so weit wir sie kennen, sind in den Anmerkungen 177 und 429 namentlich aufgeführt. Das vorstehend in Verbindung mit Riese genannte „Fränzchen" war Franziska Krespel, spätere Frau Jacquet (Anm. 177c). — In engster, mehr verwandtschaftlicher Vertrautheit stand Goethe mit den Schwestern Gerock (das. unter b). Im Sommer 1772 schreibt Merck von ihnen seiner Frau: On me mena d'abord dans une maison, où je devais trouver Mlle Goethe; mais je trouvai plus que je n'avais espéré. C'était la vue de deux charmantes filles, formées d'après l'idéal de notre Goethe, toutes de coeur, pleines de naiveté et l'une des deux remplie de grâces (Merck's Br., III. Nr. 22). Kestner erwähnt der Schwestern gleichfalls in den Tagebuchnotizen über seinen Besuch zu Frankfurt vom 22. September 1772: „Wir gingen vors Thor auf dem Walle ꝛc. spazieren. Unvermuthet [?] begegnete uns ein Frauenzimmer. Wie sie den Goethe sah, leuchtete ihr die Freude aus dem Gesicht; plötzlich lief sie auf ihn zu und in seine Arme. Sie küßten sich herzlich; es war die Schwester der Antoinette" (Kestner, Nr. 10). Auch diese sah Kestner am andern Tage. Mit ihr korrespondirte Goethe, wenn er abwesend war (das. Nr. 27). „In dem Zimmer der so tugendbelobten Mamsell Gerocks" ist er oft zu finden, zeichnend und Briefe schreibend, und er macht mit ihnen Spaziergänge beim Mondenschein (das. Nr. 37. 41. 43). Vorübergehend wurde die Freundschaft zu Ende 1773 gestört, wie der Brief an Frau Jacobi (Nr. 5) ergiebt: „Die Gerocks haben Sie von Herzen lieb, sind aber übel daran. Käthchen ist krank, die Antoinette hat mehr Begierden, als für diesmal befriedigt werden können. Und ich meide sie, weil ich nichts Besseres zu wirken Kraft habe." — Auch der Komponist André und seine Gattin, sowie vorübergehend Johanna Fahlmer und Lotte Jacobi

(Sommer 1773) mögen in dem Zirkel sich bewegt haben (Düntzer's Frauenbilder, S. 214).

600. Der beiden Schwestern Münch ist in Anm. 429 gedacht. Das junge Mädchen, welches bei dem Mariage-Spiel (S. 201—204) das Loos dreimal dem Dichter als Gattin zuführte, war der Frankfurter Tradition zufolge die jüngere Münch, Anna mit Rufnamen, 1774 erst sechzehnjährig. Da sie zur Zeit des Erscheinens von „Dichtung und Wahrheit" noch lebte, so vermied Goethe wol absichtlich, sie zu nennen. Wegen der Verbindung mit „Clavigo" ist jenes Mariage-Spiel in den Frühling 1774 zu setzen. Merkwürdig bleibt, daß seine Briefe an Kestner aus dem Anfange des Jahrs 1773 (Nr. 48 u. 52), welche von einem ihm beim Würfeln gleichfalls als Frau zugefallnen Mädchen erzählen, die er „von Herzen lieb" habe und „sein liebes Weibchen" nenne, sich auf die ältere Schwester der Anna Münch zu beziehen scheinen. Denn Goethe sagt, sie sei, wie Lotte Buff, am 11. Januar geboren, und der Taufag der Susanne Magdalene Münch fiel auf den 13. Januar 1753, der Geburtstag daher auf den 11ten (s. dieserhalb Düntzer's Artikel in den Bl. f. lit. Unterh. 1864, Nr. 19, welcher den Abschnitt in den „Frauenbildern" über Anna Sibylla Münch S. 208—261 vervollständigt; ebenso W. Scherer in den „Bemerkungen über Goethe's Stella", D. Rundschau, 1876, S. 73).

601. Die selige Freundin (S. 204) ist selbstverständlich die Klettenberg. — Als die Zeit, in welcher sich ein solcher Friede über das Goethische Haus verbreitete (das. u. Thl. IV. S. 5), würde, wenn man sie fixiren wollte, in dem Zusammenhange des Erzählten die der Reise nach Ems und Düsseldorf unmittelbar voraufgehende zu erachten sein.

602. Goethe's zweites größeres Drama, das Trauerspiel Clavigo (Werke, Bd. VI. S. 113—169), war nach seinem mehrerwähnten Schreiben an Schönborn (Anm. 566) am ersten Juni 1774 vollendet. An diesem Tage schreibt er: „Dann hab' ich ein Trauerspiel gearbeitet: Clavigo, moderne Anekdote dramatisirt, mit möglichster Simplizität und Herzenswahrheit; mein Held ein unbestimmter, halb groß halb kleiner Mensch, der Pendant zum Weislingen im „Göz", vielmehr Weislingen selbst in der ganzen Rundheit einer Hauptperson; auch finden sich hier Scenen, die ich im „Göz", um das Hauptinteresse nicht zu

schwächen, nur andeuten konnte." Der Freitag (S. 203 oben), an welchem Goethe das Stück im ersten Entwurfe vortrug, mag der 20ſte oder 27ſte Mai 1774 gewesen ſein (Düntzer's Frauenb., S. 227). Daß zum fünften Akt nicht eine engliſche Ballade (Goethe oben S. 203), ſondern das deutſche Volkslied „Vom Herrn und der Magd" (Des Knaben Wunderhorn, I. 50) benutzt iſt, hat Strehlke in der „Vorbemerkung" zu dem Stücke nachgewieſen. Gedruckt erſchien es ſchon im Auguſt, noch vor „Werther". Als die im „Götz" nur angedeuteten Scenen (nach dem Briefe an Schönborn) können nur die gemeint ſein, welche „Marie Beaumarchais" betreffen, eine Geſtalt, an welcher nach H. Grimm's Ausführung in ſeinen „Vorleſungen über Goethe" (Nr. 4) die Erinnerung an Friederike Brion bilden half.

Unzweifelhaft hatte Merck Unrecht mit der S. 203 berichteten Aeußerung; wenn er jedoch an Nicolai am 19. Januar 1776 ſchrieb: „Die Stella wie Clavigo ſind aufrichtig nichts weiter als Nebenſtunden" (Merck's Br., III. Nr. 52), ſo enthält die Aeußerung ein Lob, da ſie mit Beziehung auf den „Fauſt" gemacht wird. Der Ausdruck Quark im obigen Sinne war, wie der Anfang deſſelben Schreibens ergiebt, Merck ganz beſonders geläufig. Andrerſeits iſt ſehr fraglich, ob Goethe auch „bei einiger Aufmunterung" ein Dutzend Stücke der Art damals verfaßt haben würde. Es hätte nicht ſeiner Richtung und Individualität entſprochen, einen beſtimmten Stil lange feſtzuhalten und nach demſelben Muſter oder inneren Vorbilde mehr als ein Stück zu ſchreiben.

Goethe's Werke.

Nach den vorzüglichsten Quellen revidirte Ausgabe.

Dreiundzwanzigster Theil.

Dichtung und Wahrheit.

Mit Einleitung und Anmerkungen von

H. von Loeper.

Vierter Theil.

Berlin.
Gustav Hempel.

Druck von G. Bernstein in Berlin.

Inhalt.

Seite

Einleitung des Herausgebers . . . . . VII–XLVIII

Erster Theil.

Titel und Vorwort . . . . . 1 –5
Zur Revision des Textes 205
Anmerkungen 1–3 228–230
Nachträge 1. IV. Theil, Seite 233.

Erstes Buch . . . . . 7 –39
Zur Revision des Textes 205–211
Nachträge 3–4. IV. S. 233.
Anmerkungen 4–45 230–270
Nachträge 6–15. IV. S. 234, 235.

Zweites Buch . . . . . 41 –75
Zur Revision des Textes 211–214
Anmerkungen 46–67 270–296
Nachträge 16–19. IV. S. 235.

Drittes Buch 77–105
Zur Revision des Textes 214–216
Anmerkungen 68–94 296–317
Nachträge 20–26. IV. S. 235, 236.

Viertes Buch 107–151
Zur Revision des Textes 216–221
Nachträge 5. IV. S. 233.
Anmerkungen 95–129 317–346
Nachträge 2, 27–30. IV. S. 233, 236, 237.

Fünftes Buch . . . . . 153—200
Zur Reviſion des Textes . . . . . 221—225
Anmerkungen 130—164 . . . . . 346—368
Nachträge 31—33. IV. S. 237.

Verzeichniß der verglichenen Drucke . . . . . 202—203
Titel der angeführten Schriften . . . . . 203—204

Zweiter Theil.

Titel 3
Zur Reviſion des Textes 221
Anmerkungen 165, 166 . . . . . 235—236
Nachträge 36. IV. S. 238.

Sechstes Buch . . . . . 5—42
Zur Reviſion des Textes . . . . . 221—223
Anmerkungen 167—207 . . . . . 236—268
Nachträge 34, 37—39. IV. S. 238.

Siebentes Buch . . . . . 43—88
Zur Reviſion des Textes . . . . . 223—226
Anmerkungen 208—256 . . . . . 269—312
Nachträge 40—45. IV. S. 238, 239.

Achtes Buch . . . . . 89—128
Zur Reviſion des Textes . . . . . 226—228
Anmerkungen 257—317 . . . . . 313—361
Nachträge 46, 47. IV. S. 239.

Neuntes Buch . . . . . 129—168
Zur Reviſion des Textes . . . . . 229—231
Anmerkungen 318—346 . . . . . 362—380
Nachträge 48—56. IV. S. 239, 240.

Zehntes Buch . . . . . 169—215
Zur Reviſion des Textes . . . . . 231—232
Anmerkungen 347—385 . . . . . 380—412
Nachträge 35, 57—61. IV. S. 238, 240, 241.

Verzeichniß der verglichenen Drucke . . . . . 218—219
Titel der angeführten Schriften . . . . . 219—220

Dritter Theil.

Titel 3
Zur Revision des Textes 211
Anmerkungen 386. 387 . . . . . 233—234

Elftes Buch . . . . . 5—53
Zur Revision des Textes . . . . . 211—216
Anmerkungen 388—426 . . . . . 234—287
Nachträge 62—64. IV. S. 241.

Zwölftes Buch . . . . . 55—102
Zur Revision des Textes . . . . . 216—220
Anmerkungen 427—480 . . . . . 287—352
Nachträge 65—71. IV. S. 241, 242.

Dreizehntes Buch . . . . . 103—141
Zur Revision des Textes . . . . . 221—224
Anmerkungen 481—519 . . . . . 353—389
Nachträge 72. IV. S. 242.

Vierzehntes Buch . . . . . 143—173
Zur Revision des Textes . . . . . 225—228
Anmerkungen 520—566 . . . . . 389—433
Nachträge 73—78. IV. S. 242, 243.

Funfzehntes Buch . . . . . 175—204
Zur Revision des Textes . . . . . 228—230
Anmerkungen 567—602 . . . . . 433—468
Nachträge 78. IV. S. 243.

Verzeichniß der verglichenen Drucke . . . . . 207—208
Titel der angeführten Schriften . . . . . 208—210

Vierter Theil.

Einleitung . . . . . VII—XLVIII

Titel und Vorwort . . . . . 1—3
Zur Revision des Textes 118
Anmerkungen 603—605 . . . . . 131—133

Sechzehntes Buch . . . . . 5—21
Zur Revision des Textes . . . . . 118—120
Anmerkungen 606—634 . . . . . 133—154
Nachträge 79 243

Siebzehntes Buch . . . . . 23—48
Zur Revision des Textes . . . . . 120—123
Anmerkungen 635—663 . . . . . 154—170
Nachträge 80, 81 243

Achtzehntes Buch . . . . . 49—74
Zur Revision des Textes . . . . . 123—125
Anmerkungen 664—710 . . . . . 170—198
Nachträge 82—86 244

Neunzehntes Buch . . . . . 75—96
Zur Revision des Textes . . . . . 125—126
Anmerkungen 711—733 . . . . . 198—217

Zwanzigstes Buch . . . . . 97—115
Zur Revision des Textes . . . . . 126—127
Anmerkungen 734—752 . . . . . 218—232
Nachträge 87 244

Verzeichniß der verglichenen Drucke . . . . . 115—116
Titel der angeführten Schriften . . . . . 116—117
Nachträge und Berichtigungen . . . . . 233—244

Register.

I. Verzeichniß der in „Dichtung und Wahrheit“ erwähnten Goethe'schen Schriften, Briefe ꝛc. . . . 247—256
II. Sachregister . . . . . 257—276
III. Geographisches Register . . . . . 277—287
IV. Personenregister . . . . . 288—359
V. Goethe's Genealogie 360

Einleitung.

Die zwanzig Bücher „Dichtung und Wahrheit“ aus Goethe's Leben sind nach den vom Verfasser selbst in dem „Vorwort“ zum Ersten Theile angegebenen Gesichtspunkten als literarische Denkwürdigkeiten zunächst zu betrachten.

Goethe hatte das sechzigste Jahr erreicht (1808), als er zuerst das Facit seines schriftstellerischen Lebens in den seit 1806 von Cotta herausgegebenen zwölf Bänden seiner Werke vor sich verkörpert sah. Er empfand das Fragmentarische und Unzusammenhängende derselben,*) zumal er stets der chronologischen Anordnung widerstrebt hatte. Um die Genesis der buntscheckigen Familie aufzuklären und die Lücken zu ergänzen, schien ihm Anfangs eine Chronologie der Schriften ausreichend; an diese sollte sich ein verbindender und erklärender Text anreihen, welcher sich dann von selbst zur Schilderung eines Schriftstellerlebens und zuletzt zur Entwicklungsgeschichte des ganzen Menschen erweiterte. Wurde der Verfasser von der Natur des Gegenstandes gedrängt, den Rahmen weiter und weiter zu spannen, seine Geschichte zu der einer ganzen, zur Zeit der Napoleonischen Herrschaft schon verklungenen Epoche deutschen Lebens auszudehnen, so ist jener erste Anlaß doch als der ur-

*) An Zelter, 22. Juni 1808: „Die Fragmente eines ganzen Lebens nehmen sich freilich wunderlich und inkohärent genug neben einander aus.“

sprüngliche Keim aller dieser Bildungen festzuhalten. Goethe benutzte das Werk als Vehikel, um den Zeitgenossen eine Reihe seiner frühern Schriften, den „Satyros", das Drama „Prometheus", „Hans Wurst's Hochzeit", den „Ewigen Juden", dem Inhalte nach bekannt zu machen. Das Siebzehnte Buch sollte Faust-Fragmente enthalten. Dies unterblieb, da das Werk die Anregung zur Vollendung der Tragödie gab. Goethe gewöhnte sich durch dasselbe, seine Schriften rein historisch anzusehn, von diesem Standpunkte die Scheu vor Veröffentlichung ihm nicht genügender älterer oder neuerer Gedichte zu überwinden und solche den nächsten Auflagen seiner Werke einzuverleiben.

So besteht zwischen den Schriften und der Biographie eine fruchtbare Wechselwirkung. Jacobi schrieb schon nach dem Erscheinen des Ersten Theils: „Es [das Buch] ist mir ein historischer Kommentar zu seinen [Goethe's] Werken, die sich aus diesem ersten Bande besser erklären, und gleichsam ein Portefeuille von Studien und Skizzen eines geliebten Meisters, dessen vollendeteren Bildungen man doch gern bis zu ihren ersten Elementen nachspüren mag."*)

Insbesondre gab diese Prosadarstellung den Schlüssel zu dem poetischen Tagebuche, welches die Welt damals gleichzeitig (1812) zuerst in einer selbständigen Ausgabe von Goethe's lyrischen Gedichten erhielt. Die Gestalten der Friedriken, Lotten, Lilli, welche das Publikum bisher nur schattenhaft kannte, erblickte es jetzt in ganzer Figur. Das historische Verständniß der Gedichte, worin wir allmählich fortgeschritten sind, ward erst durch „Dichtung und Wahrheit" möglich. Goethe lebt so sehr in allen seinen Werken, daß auch das Biographische aus seinen Dramen und Romanen herauszuschälen — wie uns scheint, bis zum Mißbrauch — seit dem Erscheinen seiner Lebensbeschreibung versucht worden ist.

*) An Jacobi den 25. April 1812; Jöppritz, Aus Jacobi's Nachlaß, II. 83.

Als Vorübung zu dem neuen Werke konnte seine bisherige und gleichzeitige Thätigkeit auf biographischem Felde gelten: die Uebersetzung des Benvenuto Cellini, der Lebensabriß Winckelmann's und die Redaktion der Lebensgeschichte Hackert's. Die bei einer neueren Biographie vorzüglich maßgebenden Gesichtspunkte hatte er schon 1806 in der Beurtheilung der „Bildnisse jetzt lebender Gelehrten"*) dargelegt. Die Rathschläge, die er hier anläßlich der Lebensskizze von Johannes von Müller, und zwar in Form von Aufstellungen ertheilt, findet man von ihm selbst später befolgt: eine schon um dreißig oder vierzig Jahre zurückliegende Epoche auch in ihren Einzelnheiten zu schildern, während der Chronist meist in den Fehler verfalle, diese als bekannt vorauszusetzen**); auch unbedeutende Menschen, als Eltern, Lehrer, Verwandte, Gespielen, namentlich vorzuführen: bekannte außerordentliche Naturen abermals zu schildern: die Einwirkung großer Weltbegebenheiten darzustellen — man denke an Goethe's Schilderung der Einflüsse des Siebenjährigen Krieges — und sich der Bescheidenheit zu entschlagen, welche den Selbstbiographen abhalten möchte, sich „als außerordentlichen, auf das Publikum, auf die Welt wirkenden Menschen" zu zeichnen. Cellini's Rath, mit der eignen Lebensbeschreibung nach dem vierzigsten Jahre zu beginnen, billigte Goethe zwar,***) dehnte die Zeit aber schon in jener Recension bis zum funfzigsten Jahre und später für sich selbst noch um ein weitres Decennium aus.

Der Vierte Theil ist für sich zu betrachten; äußere und innere Gründe verspäteten die Abfassung bis in Goethe's letztes Lebensjahr und den Druck bis nach seinem Tode. Mit Chateaubriand ist er daher der älteste Autobiograph aller Zeiten. Nur hinsichtlich dieses Posthumus halten wir seine eigne Vorschrift nicht für genügend beobachtet: „Wir müssen eigentlich noch nah genug

*) Werke, Bd. XXIX. S. 117 flgde.
**) Werke, Bd. XIX. Nr. 451.
***) Werke, Bd. XXIX. S. 337.

an unsern Irrthümern und Fehlern stehn, um sie liebenswürdig und in dem Grade reizend zu finden, daß wir uns lebhaft damit abgeben, jene Zustände wieder in uns hervorzurufen." Man kann jedoch deshalb mit ihm nicht rechten, da er keinen Versuch gemacht, uns über die Mängel des Alters zu täuschen, sie vielmehr liebenswürdig eingesteht.*)

Nach Riemer ward der erste Plan zu dem Werke am 28. August 1808 gefaßt. Zunächst traten die „Wahlverwandtschaften" (1809) und der Abschluß der Farbenlehre (1810) dazwischen, so daß die Abfassung der drei ersten Theile ganz in die nun folgenden Jahre 1810 bis 1813, in die Windstille vor dem Sturm, das Ende schon in diesen fällt.

Goedeke's Mittheilung**) verdanken wir die Kenntniß des, den Zeitraum von 1742 bis 1810 umfassenden biographischen Schema's, welches Goethe als erste Vorarbeit zu Ende des Jahrs 1809 entwarf. Die einschlägigen Daten sind daraus bis 1775 unsern „Anmerkungen" jedes Buchs voraufgeschickt.

Mit der Uebersiedlung nach Weimar sollte von Anfang an abgeschlossen werden, wobei der jetzt die drei letzten Theile enthaltende Stoff auf einen einzigen Band, das Ganze daher auf zwei Bände berechnet war. Pauline Gotter, die sich 1811 zu Drakendorf in Goethe's Nähe aufhielt, schreibt an Schelling am 7. September dieses Jahres: „Die Herausgabe des ‚Wilhelm Meister' [Wanderjahre] wird vor der Hand noch unterbleiben; dagegen erscheint Michaeli der erste Band seiner Biographie. Mit dem Titel hat er sich vorgesehn, und wie es hieß ‚Zur Farbenlehre', so heißt es diesmal: ‚Aus meinem Leben', ja vielleicht mit dem Zusatz: ‚Wahrheit und Dichtung'. Den zweiten bekommen wir Ostern und endigt mit dem Zeitpunkt, wo er nach Weimar kommt; dann schließt das Werk, bis auch er einmal nicht mehr sein wird. Daß uns die folgenden Theile

*) Dichtung und Wahrheit, Thl. IV. S. 55.

**) Grundriß, II. S. 874 bis 896 passim.

noch lange vorenthalten blieben! In die ersten zwanzig Bogen bin ich so glücklich gewesen zu blicken [bis S. 128 Thl. I unsrer Ausg.] und nun erst recht begierig auf das Nächste. Es ist eine Grazie in der Erzählung der unbedeutendsten Zufälle, die nur aus Goethe's Feder fließen kann und die Einen entzücken muß; oft hätte ich ihn in der Freude meines Herzens in die Arme schließen mögen, als die einzige Aeußerung, die uns Menschen herzliche Empfindungen, als wirklich aus dem Herzen kommende, nur einigermaßen zur Genüge ausdrückt. Mit den kleinsten Vorfällen seiner Kindheit wird man nach und nach vertraut, und es ereignet sich Alles, möcht' ich sagen, fast sichtbar vor unsern Augen, daß man eben sich zuletzt einbildet, man hätte es mit ihm erlebt."*)

Niebuhr, der schon im Oktober 1810 durch Zelter wußte, „daß Goethe an seiner Biographie schreibe", äußerte im folgenden Jahre nach dem Erscheinen des Ersten Theils, wenn ein großer Mann sein Leben beschreibe, so sei für ihn schon Abend geworden; „daß er erzählt, wie er lebte, zeigt, daß er nicht mehr ganz aus der Wurzel lebt", und später: „In ihm [Goethe] ist die Jugend bei der Beschauung seiner Jugend wieder erwacht, und wenn er nichts Aehnliches mehr schreiben möchte, so hat er freilich auch schon lange nichts Aehnliches geschrieben. Die Darstellung ist unerreichlich schön und liebenswürdig. — Der viele geringfügige Stoff wird Dich nicht stören, Du wirst ihn Dir auch erzählend denken, und das ist die Vortrefflichkeit des Stils, daß man sich vorstellen möchte, man höre ihn erzählen. Die Geschichte seiner ersten Liebe ist hinreißend schön: aber eine zweite wird auch in der Geschichte nicht wiederkommen, und ich könnte mich trösten, wenn sie unvollendet bliebe."**)

Der Ungunst der Zeit unerachtet hatte schon dieser erste

*) Schelling's Leben, II. S. 264.

**) Lebensnachrichten, 1838, I. S. 503, Brief vom 1sten, und S. 504 vom 16. November 1811.

Band einen großen Erfolg, und Cotta beeilte sich, das auf 1500 Thaler festgesetzte Honorar auf 2000 Thaler für den Band zu erhöhen.*) Daß dagegen der ganz deutsche Stoff im Auslande weniger Interesse erregte, darf nicht befremden. Frau von Stael selbst fand sich nicht in die Behandlung: „Voulez-vous me renvoyer le livre de Goethe? Il y a une personne ici qui voudrait le traduire. Je ne le trouve meilleur que vous, mais il est un grand succès en Allemagne, et le succès inspire toujours le désir d'en connaître la cause“ (an Camille Jordan, den 26. April 1812). Pariser Journale brachten sogar (1812) satirische Anzeigen des ersten Bandes (Morgenblatt 1812, Nr. 259).

Als Frucht des Goethischen Fleißes während der beiden folgenden Jahre trat im Herbste 1812 der Zweite und, aufgehalten durch die Kriegsereignisse, im Frühjahr 1814 der Dritte Theil ans Licht.

Niebuhr, der den Zweiten schon im November 1812 gelesen nahm mit Nicolovius Anstoß an der Besprechung der Sakramente in demselben, er wünschte Goethe lieber „rein heidnisch poetisch als in diesem Priesterkleide“, und dann an dem Verlauf der Sessenheimer Liebesgeschichte. Er ist der Stammvater der Vielen, die diese dem Dichter nicht verzeihen können, so daß Savigny ihn (Niebuhr) einen „Abtrünnigen“ nannte.**) Uebrigens wußte schon Niebuhr, daß Friedrike die Base des diplomatischen Schriftstellers Schöll gewesen war.

Im Herbste 1812 fand Weber den Dichter bei dem Dritten Theile beschäftigt: „Goethe'n habe ich einmal recht angenehm genossen. Heute ist er nach Jena gereist, um den Dritten Theil seiner Biographie zu schreiben. Hier kommt er nicht dazu“,***)

*) W. Vollmer, Briefw. zwischen Schiller und Cotta. 1876. S. 691 f.

**) Lebensnachrichten, II. 101, 293 u. 466.

***) An Lichtenstein, Weimar den 1. November 1812. K. M. v. Weber. Ein Lebensbild. 1854, I. S. 385.

und Goethe selbst erklärte sich zu Ende jenes Jahres, als Pfaff ihm sein Buch über die Farben geschickt hatte, „mit andern Gegenständen beschäftigt, die mit meinen innern und äußern Verhältnissen mehr Verwandtschaft haben".*) Von Goethe's Briefen an Riemer beziehen sich die Nummern sechs bis zehn fast ausschließlich auf den Dritten Theil. Danach war das Elfte Buch zwar schon am 10. November 1812 zu Jena beendigt, aber von Teplitz, wo Goethe den größten Theil des Sommers 1813 dieser Arbeit zuwandte, empfing Riemer im Juni wiederum dies mit dem folgenden Buche zur Durchsicht; es fehlte damals nur noch die erste Hälfte des Funfzehnten, die zuletzt geschrieben worden ist. Unsre Briefauszüge (Theil III. S. 224 bis 226) zeigen Beide noch im Dezember 1813 mit der Korrektur des Dreizehnten und Vierzehnten Buchs beschäftigt.

So fiel das Erscheinen des, abgesehn vom Vierten Theile, vollständigen Werks mit dem Frieden und der wiedererlangten deutschen Unabhängigkeit zusammen.

Wer nur auf höhere Bildung Anspruch machte, suchte beim ersten Aufathmen nach dem Kriege geistigen Genuß in diesem sogleich weitverbreiteten Buche. Der fromme und patriotische Perthes schrieb damals (Winter 1814): „Wie die Bibel das Buch des Lebens in Gott ist, so möchte ich Goethe's ‚Wahrheit und Dichtung' das Buch des Lebens in der Welt nennen."**) Der preußische Kommandant von Mainz, General von Krauseneck, vertiefte sich mit dem spätern General von Luck im Herbst desselben Jahres in diese Lektüre, und einer der dortigen hohen österreichischen Offiziere erfuhr dadurch zuerst von der Existenz Goethe's.***) Ifflland, von dem wir auch eine Autobiographie besitzen, erfreute sich an dem Buche nicht lange vor

*) Am 29. Dezember 1812. Westermann's Monatshefte, Juni 1876, mitgetheilt von Dr. H. Uhde.

**) Fr. Perthes' Leben, herausgegeben von Perthes, 1848, I. S. 344.

***) General W. J. v. Krauseneck, Berlin 1851, S. 116.

seinem Ende, im Mai 1814: „Ich war in der Mitte von Goethe's Leben Dritter Theil. Ich habe, mit Ausnahme des Straßburger Zirkels, alle Menschen persönlich gekannt, von denen hier die Rede ist. Es war mir zu Muthe, als hätte ich lange in Herr von Goethe's Zimmer gelesen und trete er selbst ein. Die Milde, Bestimmtheit und Kraft, womit die ewige Jugend des großen Mannes dies hohe Werk umfaßt, hatte mich so beglückt, daß mir mehrere Mal so zu Sinne war, als müßte ich seine Hand ergreifen. Es ist ein großes Wohlgefühl, mir sagen zu können, daß ich fähig bin, mit ihm zu fühlen."*)

Selbstverständlich las Goethe's ganzer Freundeskreis das Buch. Wir wissen es von Frau von Grothuis aus dem Mai**) und von Prinzessin Karoline von Weimar vom Sommer 1814.***) Der Aktuar Salzmann konnte sich zwar an der Darstellung der Straßburger Erlebnisse seines Freundes nicht mehr ergetzen, wol aber Griesbach noch an den Frankfurter Vorfällen im Zweiten Theile.†) Von den eigentlichen Jugendfreunden, deren noch manche lebten, wie Jung, Rieſe und Passavant, äußerten sich eingehend, so viel wir wissen, nur Jacobi und Klinger.

Die ersten drei Theile sind aus einem Gusse und gewissermaßen mit derselben Feder geschrieben. Dagegen hat der posthume Vierte Theil, lange nach dem ersten Entwurf ruckweise ausgeführt, etwas Fragmentarisches und Musivisches erhalten. Striche deuten die einzelnen Stücke innerhalb der Bücher auch äußerlich an. Die Entstehungszeit der meisten Abschnitte läßt sich jedoch bestimmen. Die Fragmente über Lavater im Neunzehnten Buch sind (S. 82) als ältern Ursprungs bezeichnet; Aehnliches findet man, soweit es zur Lebensgeschichte nicht verwandt worden, unter den „Biographischen Einzelnheiten" des Siebenundzwan-

*) Aus den Akten des Berliner Theaters.

**) Brief an Goethe, Dresden, 25. Mai 1814. Europa 1850, Nr. 27.

***) Charl. v. Schiller u. ihre Freunde, I.

†) Goethe an Körner sen., den 16. November 1813.

zigſten Bandes vereinigt. In ſolcher Art iſt auch der Abſchnitt über Jung-Stilling am Schluſſe des Sechzehnten Buche für ſich entſtanden, und zwar, wie wir glauben (Anm. 634), als das früheſte Stück des Vierten Theils, wenn auch Eckermann dieſe Partie noch 1824 in dem Entwurfe „nur mit wenigen Worten angedeutet“ fand. Auch der Anfang deſſelben Buchs gehört im Weſentlichen zu den ältern Beſtandtheilen und wird, wie der ganze Schluß von Seite 100 an, im Jahre 1816 ſchon geſchrieben geweſen ſein; zu Ende deſſelben bezeichnet Goethe „die letzten Bogen ſchon in Ordnung. Dieſer Band endigt mit dem Entſchluſſe, von Heidelberg aufzubrechen und nach Weimar zu gehen“. Dies ergiebt auch das ſtrategiſche Bild Seite 108 und die Art, wie die Delph hier eingeführt wird, als wäre ſie nicht ſchon aus dem Siebzehnten Buche bekannt.

Wie ſehr die Gegenſtände dieſes und des Sechzehnten Buchs Goethe damals unmittelbar gegenwärtig waren, zeigen die von S. Boiſſerée notirten Aeußerungen:

Vom 3. Auguſt 1815: „Zu den Menſchen habe ich immer eine wahre Wuth gehabt; im Dritten Band findet ſich davon ſchon der Anfang; aber im Vierten wird es ſich erſt recht zeigen“ — und

„Ich führe die Ethik von Spinoza immer bei mir“ [Anfang des Sechzehnten Buchs].

Vom 9. Auguſt: „Er macht mir die Konfeſſion, daß ihm die Gedichte auf einmal und ganz in den Sinn kämen, wenn ſie recht wären; dann müßte er ſie aber gleich aufſchreiben, ſonſt finde er ſie nicht wieder; darum hüte er ſich, auf den Spaziergängen etwas auszudenken. Es ſei ein Unglück, wenn er es nicht ganz im Gedächtniß behalte; ſobald er ſich beſinnen müßte, würde es nicht wieder gut, auch ändere er ſelten etwas; ebenſo ſei es ein Unglück, wenn er Gedichte träume, das ſei meiſt ein verlornes. Ein italiäniſcher Poet habe ſich aus dieſem Grunde ein ledernes Wamms machen laſſen, worauf er im Bett [Goethe

sagte wahrscheinlich: „im Dunkeln“] habe schreiben können“ [was im Sechzehnten Buch von der Vergangenheit erzählt wird, galt also damals noch von der Gegenwart].

Vom 3. Oktober 1815 über Lilli:

„Alte Erinnerungen: wie oft Goethe den Pfad durch die Gerbermühle gegangen nach Offenbach zur Schönemann. Liebesgeschichte. Seine Lieder an Lilli. Braut und Bräutigam. Wie sie allmählich von einander entfernt worden durch einen Dritten, ohne es selbst zu wissen, wie die Kinder, die ein Leid haben und es sich wechselseitig klagen und nicht wissen warum. D'Orville, ein Pfarrer [Ewald] ist im Spiel. Sie hat ihm den größten Theil ihrer Bildung zu danken [was Lilli auch eingestand; Anm. 729]. — Er spricht von seiner Verlegenheit, wegen dieser Geliebten die Lebensbeschreibung fortzusetzen; ich suchte sie ihm auszureden. Vor vierzig Jahren reiste er auch nach Karlsruhe; er werde da Jung-Stilling wiedersehen, dem er seitdem nicht begegnete. Die Schönemann müßte auch da sein“ [Goethe vermuthete das, weil ihr Gatte, von Türckheim, eine Zeit lang vorher badischer Finanzminister gewesen].

Die Schilderung der Geburtstagsfeier Lilli's im Siebzehnten Buche fällt nach der „Chronologie Goethe'scher Schriften“ erst ins Jahr 1821. Dann brach Goethe wieder ab: „Die Fortsetzung oder Vollendung von Wahrheit und Dichtung wollte nicht gelingen.“*) Der zweite Abschnitt dieses Buchs von S. 40 an ist erst zehn Jahre später diktirt, ebenso der Anfang des Achtzehnten (bis Seite 53). Das Weitere desselben, das Neunzehnte und der Anfang des Zwanzigsten waren 1824 nur schematisirt, aber im März 1831 ausgearbeitet, wonach die Beschreibung der Schweizerreise den Jahren 1825, 1830 und 1831 zuzuweisen ist. Ebendahin gehört auch die erst später verfaßte Stelle über die erste Bekanntschaft mit Lilli im Sechzehnten

*) An Staatsrath Schultz, den 12. Juni 1822.

Buche (S. 14 und 15). Selbst der Satz S. 12 von dem „gelegentlichen Handeln ohne Bedenken" scheint aus Eckermann's Worten vom „Gemüth, das auch handelnd sich nicht lange fragt und besinnt", hervorgegangen.*)

Goethe mußte zur Abfassung seiner Denkwürdigkeiten ein weitläufiges Material sowol nach der lokal- und allgemeingeschichtlichen als nach der biographischen Seite um sich versammeln. Diesem nachzugehn und das Werk auf seine Quellen zu prüfen, haben wir in unsern Anmerkungen unternommen. Nur so läßt sich ein kritischer Einblick in Goethe's Verfahren, nur so Klarheit über die Kunst gewinnen, womit das Heterogenste, seiner Eigenart beraubt, in das Ganze der Darstellung aufgenommen ist.

Daß wir, um mit dem „Vorwort" (Theil I) zu beginnen, den darin enthaltenen Brief eines Freundes für fingirt erachten, ist schon in Anmerkung 3 gesagt. Uns unterstützen darin Pauline Gotter und Varnhagen. Erstere schreibt an Schelling: „Goethe's Leben ist nun wol endlich in Ihren Händen? — Meine Mutter und Schwestern sind jetzt darüber und behaupten steif und fest, der Brief des Freundes in der Vorrede sei aus Goethe's Feder geflossen und die einzige Dichtung im ganzen Buch, was ich aber nicht zugebe, nicht einsehend, wozu es dieser Einleitung als bloßer Erfindung bedürfe",**) und Varnhagen bezeichnete diesen Brief sogleich in seiner Recension von Goethe's Erstem Theile als den „doch wol nur vorgeblichen Brief eines Freundes, der wie Goethe schreibt".***)

Einer Hauptquelle, auf die bei dem Unternehmen vorzüglich gerechnet war, der Erinnerungen der Mutter, wurde der Verfasser durch deren Tod im Herbste 1808 beraubt. Es fügte sich

*) Gespräche, II. S. 310, 311, 250; Riemer's Mittheilungen, II. S. 610, und Chronologie der Goethe'schen Schriften.

**) Vom 5. Dezember 1811, Schelling's Leben, II. S. 275 f.

***) Die Musen, Heft 3. S. 202. Berlin 1834.

aber glücklich, daß Bettina von diesen Erinnerungen viel in sich aufgenommen. Ihre Mittheilungen, wenn auch aus zweiter Hand, sind von Goethe mehrfach, jedoch sehr bescheiden und mäßig für seine Jugendgeschichte verwandt (Anmerkungen 5, 36 und 618).

Ob Bettina's Briefe als in dieser Art verwerthet und, mit Lewes, für ferner verwerthbar anzunehmen, wird zwar von mehreren Seiten bezweifelt;*) insofern Bettina nur nacherzählt, nicht aber Selbsterlebtes berichtet, ist sie freilich eine problematische Quelle, nicht aber, als habe sie nicht in gutem Glauben erzählt, oder gar als habe sie, wo dieselben Geschichten in „Dichtung und Wahrheit" vorkommen, solche erst Goethe's Darstellung nachgebildet. Ein Argwohn der letzten Art muß ganz abgelehnt werden. Sichere äußere Kennzeichen, wenn man inneren Gründen nicht trauen will, ergeben die Priorität der Bettina'schen Erzählung. Man nehme Folgendes: Goethe spricht anläßlich des Lissaboner Erdbebens ganz allgemein von Strafpredigten der Geistlichen, Bettina dagegen bestimmter von einer außerordentlichen Bußpredigt zur Vertheidigung der Weisheit des Schöpfers, welche der kleine Wolfgang besucht. Diese Angaben konnte sie nicht aus Goethe's Erzählung, sondern nur aus der eines ältern Zeitgenossen schöpfen; denn aus dem literarischen Anhange der Griesbach'schen Gedächtnißrede auf Fresenius, den Beichtvater der Goethischen Familie, ergiebt sich, daß Dieser eine solche Bußpredigt am 16. Januar 1756 wirklich gehalten hat.**)

Von mehreren Jugendfreunden erhielt der Dichter Auskunft über gemeinsam erlebte Vorfälle. Jacobi erinnerte an die Er-

*) Düntzer, Neue Jahrb. f. Philol. und Pädag., Bd. 37 u. 38. II. Abth. S. 245 flgde, und G. H[auff] im Morgenblatt 1858, Nr. 9 u. 10.

**) Die Griesbach'sche Rede erschien Frankfurt 1761. Groß-Folio. 60 und 44 S. — Fresenius' Predigt war unter folgendem Titel erschienen: „Buß-Gedancken bey den grosen Erschütterungen, die Gott im Reich der Natur entstehen läßet, an dem ausserordentlichen Buß- und Bet-Tage wegen des grosen Erdbebens den 16. Jan. 1756 vorgetragen." Frankf. 1756. 8.

eignisse der Rheinreise 1774. Knebel an die der ersten Begegnung mit dem Herzoge von Weimar im Herbst desselben Jahres, wenn nicht dieser selbst, welcher Anfangs seine sorgfältig gesammelten Nachrichten aus der Zeit ihres früheren Zusammenlebens vorenthielt, nachträglich dazu beigesteuert hat.*) Von Klinger waren solche Nachrichten nicht zu erlangen. Bei Uebersendung des Dritten Theils hatte Goethe ihn gebeten, ihm „einige Beiträge zu gönnen, wie schon mehrere Freunde auf mein Ansuchen gethan — da es mir an Dokumenten aus jener Zeit gar sehr fehlt und das Gedächtniß zu den Thatsachen wol allenfalls hinreicht, aber nicht immer uns die Eindrücke, die wir damals empfingen, wieder hervorrufen kann.“**) Klinger antwortete hierauf sehr eingehend. Sein Schreiben, Paulowski den 26. Mai 1814, nimmt gedruckt vier Quartseiten ein. Er bewundert Goethe, daß er ihn so vollständig, wie er im Dritten Theil geschehen, erkannt habe, er nennt das Buch ein „einziges Werk seiner Art, welches das Streben und den Geist unsrer verlebten Zeit so darstellt, daß unsre späten Nachkommen, beim Lesen allein, sie mit uns als Zeitgenossen leben werden“, erörtert auch Einzelnes, namentlich die ihm vorzüglich aufgefallene Verbindung des „Mahomet“ mit Lavater und Basedow; statt aber seinem Freunde biographische Notizen aus ihrer Jugendzeit und über seine Jugendschriften zu geben, macht er den Versuch, die Schilderung seines Wesens im Vierzehnten Buche in einer für die Beurtheilung Klinger's unschätzbaren, für Goethe's Zwecke aber unbrauchbaren Darstellung seiner Entwicklung vom Jahre 1781 ab ausführlicher zu begründen. Der Rückblick auf sein früheres Leben mochte ihm peinlich sein. So kommt es, daß Klinger in Goethe's Erzählung nur sehr beiläufig behandelt ist.***)

*) Schelling's Leben, II. S. 276.

**) Frankf. Mus., III. 1. 1857; Brief vom 8. Mai 1814; s. hier Anm. 331.

***) Der Brief ist durch K. Morgenstern in den Verhandlungen der 8. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner in Darmstadt, Oktober 1846, daſs. 1846, S. 43 bis 48, abgedruckt.

Eine zweite Quelle bilden die aus dem Strome der Zeit geretteten Briefschaften und Tagebücher. Deren besaß Goethe noch mehrere, obschon er nur das schweizer Tagebuch v. J. 1775, aus welchem auch die „Briefe aus der Schweiz, Erste Abtheilung" hervorgegangen sein werden, ausdrücklich erwähnt. Leider hatte er aus übergroßer Scheu vor indiskreter Bekanntmachung vor Antritt seiner Reise 1797 einen großen Theil älterer Briefe dem Feuertode geweiht;*) Einiges mag aber gerettet und Anderes später aus dem Nachlasse der Mutter hinzugetreten sein. Die Art, wie seine eignen Briefe aus der Leipziger Zeit im Achten Buche (Thl. II. S. 121) erwähnt werden, läßt mit Sicherheit darauf schließen, daß er sie 1812 vor sich hatte. Ebenso liegen der Beschreibung der Reisen im Elsaß v. J. 1771 ältere Aufzeichnungen zu Grunde (Anm. 416); auch einzelne der von Schöll veröffentlichten Konzepte theils aus dieser Reisezeit, theils aus dem Leipziger Triennium sind hieher zu ziehn; es waren Papiere, welche er der Frau von Stein überlassen, von ihr aber zur Benutzung bei der Biographie vorübergehend zurückerhalten hatte (Anm. 203 u. 372).

Dazu kamen nun gedruckte Quellen der verschiedensten Art, von biographischen Werken vorzüglich Jung's Lebensgeschichte, welche Goethe vielfach herangezogen hat (Anm. 337 und 621 bis 633), obwol ihr nach Jacobi's Zeugniß volle Zuverlässigkeit mangelt. Dieser schreibt: „Seine Erzählungen sind nicht überall ganz lauter, sondern zusammengesetzt aus Wahrheit und Dichtung, mehr und noch ganz anders als die Goethe'schen, denen ich das Zeugniß geben muß (ich erlebte ja so Vieles mit!), daß sie oft wahrhafter sind als die Wahrheit selbst." **) Dies besonders zu Anm. 555.

Aus einigen, wenn auch nicht als Quellen, so doch als

*) Gruppe, Reich und Künstler, S. 537.

**) An Reich, 20. Juni 1818; Aus Jacobi's Nachlaß, II. S. 149.

Hilfsmittel benutzten lokalgeschichtlichen Schriften ist Vieles bis auf einzelne Ausdrücke in Goethe's Darstellung nachweisbar übergegangen. Am Deutlichsten tritt dies bei der Erzählung im Ersten Buche vom Pfeifergericht hervor, die ganz auf dem im Quellenverzeichniß des Ersten Theils (S. 263) angeführten Fries'schen Buche beruht (vergl. Textrev. daf. zu S. 21 und Anm. 50). Auch zur Schilderung der Königswahl und der Geschichte des Kammergerichts sind allgemein zugängliche Werke benutzt worden. Wir freuen uns, gerade diese drei Darstellungen aus der Reichszeit neuerdings bei Wegele sowol wegen ihrer Anschaulichkeit als Korrektheit gewürdigt zu finden. Auch Jacobs rühmte schon 1811 die Schilderung der ehrenvesten Reichsbürgerlichkeit, „vor Allem den herrlichen Abschnitt von der Kaiserwahl und -Krönung, wo die anziehende Liebschaft des Dichters sich durch die großen prunkvollen Scenen mit einer ganz eignen Anmuth und Lieblichkeit durchschleicht".*)

Umfassender war des Dichters Vorbeschäftigung mit der allgemeinen Literaturgeschichte, oder was man damals so nannte. Die von ihm hauptsächlich benutzten encyklopädischen Werke finden wir in seiner gleichzeitigen Rede auf Wieland angegeben: Küttner, Eschenburg, Manso, Eichhorn. Andre werden aus der Jenaer Bibliothek hinzugetreten sein. Kleine Irrthümer auf diesem Gebiete, z. B. über Liscov's Todeszeit und den Verfasser der „Geschichte des Grafen P***" (Thl. II. S. 44 und 52, Anm. 210 u. 217e) sind durch den Stand der damaligen Forschung erklärlich. Außerdem sind die hauptsächlichsten Zeitschriften, die Allgemeine Deutsche Bibliothek, der Merkur, die beiden ersten Jahrgänge der Frankfurter gelehrten Anzeigen fleißig durchgesehn (Anm. 463, 465 u. 475 zu Thl. III. S. 98). Der nebenhergehenden Erörterung der gleichzeitigen französischen Literatur (besonders im Elften Buche) kamen des Dichters Kenntnisse

*) Wegele, Goethe als Historiker. 1876, S. 3, und Jacobi's Nachl., II. S. 83.

auf diesem Felde, wovon die Noten zu Rameau's Neffen (Bd. XXXI) Zeugniß geben, trefflich zu Statten. Die Briefe Voltaire's, welche den Geist der Epoche am Deutlichsten zeigen, hatte der Dichter vor seiner Arbeit von Neuem gelesen und exzerpirt.

Hieraus ergiebt sich, daß derselben die umfangreichsten Studien vorhergegangen sind und daß Goethe im höchsten Maße bestrebt gewesen, ihr eine sichre thatsächliche Unterlage zu verschaffen. Dies ist ihm im Großen und Ganzen vollständig gelungen. „Dichtung und Wahrheit" erhebt sich hiedurch über den Charakter persönlicher Denkwürdigkeiten, welchen Wegele dem Buche beilegt, zu einem Geschichtswerke, zu einer historischen Erfordernissen genügenden Biographie. Die „Dichtung" des Titels ist, auf Thatsachen bezogen, nur Nothbehelf. Streng genommen eignet der Doppeltitel nur dem Ersten Theile mit dem Knabenmärchen, der Gretchen-Episode und ähnlichen Erfindungen, die aus dem Thatsächlichen hervorgehen und sich darin wieder verlieren; je mehr der Tag sich hellt, desto mehr verschwindet alles Unwirkliche. Auch in der Sesenheimer Geschichte waltet weniger poetische Erfindung als poetische Wiedergabe des thatsächlich und wirklich Geschehenen. Der Brief an Frau von Stein über Sesenheim v. J. 1779 ist nicht wirklicher als die Erzählung in der Lebensgeschichte. Seit der Rückkehr des Dichters nach Frankfurt zumal wird der Faden der Erzählung unter dem strengen Gebot der Thatsachen fortgesponnen. Für diese Theile ist jener trügerische Titel nur traditionell beibehalten, immerhin als Ausdruck eines allgemeinen Gedankens, daß keine geschichtliche Darstellung ohne Mitthätigkeit der Phantasie denkbar sei, und als Bitte um Nachsicht mit Gedächtnißfehlern und sonst entschlüpften Irrthümern. An solchen fehlt es natürlich nicht; durch die reichhaltigen, für Goethe noch verschlossenen, seitdem zumeist seinetwegen veröffentlichten Briefwechsel und andere literarische Erinnerungen ist uns eine genaue Kontrole seiner

Erzählung auf Tag und Stunde möglich geworden, wonach wir in des Biographen eigensten Angelegenheiten vielfach klarer sehen als er selbst. Dies betrifft jedoch nur äußerliche Dinge, an ihrem Orte zu berichtigen, allein unvermögend, den Werth des Buchs zu beeinträchtigen. Daß nicht Lips, sondern Schmoll der Begleiter Lavater's auf der Rheinreise 1774 gewesen, daß auf dieser die Vorfälle der Herreise in die Hinreise verlegt worden, daß die Ereignisse zu Frankfurt und Offenbach im Sommer 1775 starke Rückungen erfahren, diese und ähnliche in unsern Anmerkungen erwähnte Fehlgriffe waren der Preis, um den die Biographie überhaupt zu haben war. Die Gleichzeitigen leiden immer an der Nähe der Zeit; was sie an Unmittelbarkeit der Eindrücke voraushaben, gewinnen die Nachkommen ihnen ab an durchdringender Kenntniß und richtigerm Ueberblick. Erst jetzt wird es möglich, die Geschichte des Siebenjährigen Kriegs zu schreiben, kaum die der Freiheitskriege. Der ganze Geschichtsverlauf nach ihnen liegt im tiefsten Dunkel. Und doch ist jedes Memoirenwerk aus der Zeit selbst unschätzbar, unschätzbar als Quelle. So ist es auch mit Goethe. Literaturgeschichten von vollendeter Durcharbeitung und klassischer Darstellung, wie wir deren besitzen, Biographien des Dichters und erklärende Werke, seien es der Scholien und Anmerkungen noch so viele, sind abgeleitete Ströme, und nur der es selbst erlebte, konnte seinem Buche die Vorzüge eines Quellenwerks verleihen.

Die reicheren literarischen Hilfsmittel befähigen uns, die Richtigkeit der thatsächlichen Grundlagen des Werks und der darin gefällten Urtheile in ganz andrer Weise zu erkennen als die Früheren. Manches, was von diesen als Spiel der Phantasie genommen wurde, zeigt sich in reiner Thatsächlichkeit; Anderes gestattet eine Verschiedenheit der Auffassung und bewegt sich in noch ungeschlichtetem Streite.

Dahin gehört die Schilderung des Lenz'schen Charakters im Vierzehnten Buche, deren Trefflichkeit, vielfach angefochten, sich

immer mehr Bahn bricht. Lenz's Neigung zur Intrigue wollte man auf Goethe's Wort nicht zugestehn, und grade diesen Zug bestätigen neu an den Tag gebrachte Schriftstücke (Anm. 527). Das jetzt aufgefundne Tagebuch Lenz's vom Jahre 1775 aus Schiller's Nachlasse, wohin es durch Goethe gelangt war, ist leider noch nicht veröffentlicht; es läßt sich davon viel Aufklärung erwarten; in Betreff des Verhältnisses der beiden Jugendfreunde kann es Lenz's Worte: „Goethe war nie ein anderer Wohlthäter von mir als von Seiten des Geistes und Herzens" nur bekräftigen, nicht minder in dem, was sie bekennen, als in dem, was sie ablehnen wollen.

Fast allgemein wurde aber wird die Art und Weise, wie der Arzt Zimmermann zu Ende des Funfzehnten Buchs behandelt ist, als ein Flecken der Goethischen Erzählung angesehn. Wir wünschten, auch ohne Hilfe neuen Materials, zu einer unbefangeneren Auffassung derselben beigetragen zu haben (Anm. 58* bis 590). Goethe schrieb aus einer Art ritterlichen Gefühls für das Mädchen, die ihm den Druck der in den rigorosen Formen altschweizerischen Patrizier ausgeübten väterlichen Gewalt, wie sie ihm im Gegensatz zur freieren rheinischen Art seines väterlichen Hauses lebhaft entgegengetreten war, nicht zu verdienen schien. Die Schilderung des Mädchens (Thl. III. S. 196) stimmt jedoch genau mit derjenigen überein, welche ihr Vater von ihr entwirft. Dieser nennt sie „stille gepreßt und furchtsam, ein äußerst folgsames Kind, das mich unaussprechlich liebte und es mir nie sagte" (Goethe: „sie äußerte sich in der Gegenwart ihres Vaters nie"). Unzweifelhaft dachte das Mädchen bei der Aeußerung: „sie möchte einen Mann ohne alles Geld heirathen, wenn er in der Welt groß und berühmt wäre", an den Frankfurter Dichter (Thl. III. S. 457). Nur das bleibt stehen, daß Goethe die schwierige psychologische Frage, ob Ursachen des frühen Wahnsinns und Todes der Kinder in deren väterlichem Hause zu suchen, kurzer Hand bejaht. Wenn aber überhaupt, so kann

man ſich in derartigen ſinnlich-ſittlichen Fragen auf Goethe's richtigen Blick, ſeine Einſicht und ſein Maßhalten verlaſſen; er ſchrieb aus der genaueſten Kenntniß der Perſonen, wenn auch nicht der Hannöverſchen Verhältniſſe; durch Zimmermann's nächſte Freunde, Lavater und Dr. Hotze, den Pfleger des jungen Zimmermann, war er tiefer eingeweiht, als unſre Dokumente reichen. Wichtig iſt auch das nachſtehende Zeugniß einer, wie es ſcheint Hannöverſchen, Zeitgenoſſin: „Die Goethiſche Darſtellung Zimmermann's ſei nichts weniger als übertrieben. Sie habe Zimmermann recht wohl gekannt, wie Goethe ihn ſchildere, als einen heftigen, leidenſchaftlichen, in mancher Beziehung beſchränkten Mann. Noch ſchlimmer als mit der Tochter ſei er mit dem Sohn umgegangen, den er ins Irrenhaus und zu Tode gequält habe. Nachdem die Goethiſche Schilderung bekannt geworden, habe ſich ein Verwandter Zimmermann's mit heftigen Vorwürfen an Goethe gewendet, der höflich und ablehnend geantwortet habe".*) Zudem, wer — um Goethe's Worte zu gebrauchen — eine ſolche Darſtellung unternimmt, erklärt zum Voraus, daß er Manches ins Licht, Manches in Schatten ſtellen werde.**)

Dieſe Lebensgeſchichte bedarf bisweilen, zumal im letzten Theile, einer thatſächlichen Ergänzung, des Hinzudenkens weggelaſſener Zwiſchenglieder, um ganz verſtändlich zu ſein. Wenn die Mutter im Achtzehnten Buche friſchen Wein zur Bewirthung der Stolberge herbeiſchafft und ſie hiebei als Frau Aja begrüßt wird, ſo ſind, ohne daß dies im Texte hervorträte, zuvor die vier Genoſſen, Haugwitz, die beiden Stolberg und Goethe ſelbſt, als die auf Abenteuer ziehenden Vier Haimonskinder zu denken. Weshalb ſpäter Merck, als ſein Freund ſelbviert in Darmſtadt erſchien, in der gemeinſchaftlichen Reiſe ſo Arges finden wollen,

*) Abeken, Goethe in den Jahren 1771 bis 1775. 1861, S. 405. Note; vergl. unſre Anm. 589, letzter Abſatz.

**) Im Vorwort zur Farbenlehre.

leuchtet nach der Erzählung in demselben Buche gleichfalls nicht recht ein, nicht, wie sich das Falsche, das Gemachte in der poetischen Richtung der Stolberge geäußert, nicht, was Merck berechtigt, zwischen dieser und der seines Frankfurter Freundes einen so prinzipiellen Unterschied zu machen. Hier scheint der Phantasie des Lesers zu viel überlassen zu sein. Aber ein einziger realer Zug, den die Briefe der Stolberge enthalten, erklärt Merck's Aeußerung aufs Vollständigste: der, daß die vier jungen Genies, Goethe mit einbegriffen, vor Merck in Werther's Kostüme, alle übereinstimmend gekleidet, hintraten (Anm. 677). Eine solche Komödie treffen seine Worte schlagend.

Das Dichterische unsrer Biographie liegt weniger in Erfindungen als in der Kunst der Erzählung, weniger im Inhalte als in der Form. Vischer hat in einer von Keller's „Grünen Heinrich" ausgehenden Studie*) der entgegengesetzten Meinung Ausdruck gegeben, daß darin Poesie und Geschichte in Zwietracht lägen. Es sei gefährlich, wenn ein Dichter sein Leben beschreibe. Art lasse nicht von Art; er werde schwer dem Reize widerstehn, zu erfinden, hinzuzudichten, während der Leser von dem Geschichtschreiber faktische Wahrheit verlange. Wir halten diesen Standpunkt dem Goethischen Werke gegenüber für einen unberechtigten. Jedenfalls müßte zuvor nachgewiesen werden, daß Goethe jenem Reize nicht widerstanden, daß er mit der Wirklichkeit frei umgesprungen und im Thatsächlichen kein Vertrauen verdiene. Unsre Anmerkungen, das Buch von A bis O begleitend, jedes erzählte Ereigniß nach seiner historischen Wirklichkeit, nach Ort und Zeit, jede Person nach ihrem Taufschein prüfend, enthalten den vollständigsten Gegenbeweis. Wir wünschen, daß sie dazu beitragen mögen, den Werth des Werks auch nach dieser Seite, nach der Seite der historischen Zuverlässigkeit, noch mehr zu erschließen. Abgesehn von einzelnen, durchaus kennt-

*) Beilage zur Allg. Ztg. Zeitung 1874, Nr. 203.

lichen und mehr ornamentalen Erfindungen des mythischen Ersten Theils und von den nach Art der griechischen und römischen Geschichtschreiber fingirten Reden (Anm. 675), ist Goethe stets bemüht wirkliche Vorfälle seines Lebens zu überliefern. Es wäre seinem Wahrheits- und Realitätssinne unmöglich gewesen, auf die Tafel seines eignen Lebens falsche Ziffern zu schreiben. Die Literarhistoriker haben daher auch sein Buch nicht nur als ein Geschichtswerk stets benutzt, sondern die ganze neuere Literaturgeschichte seit Gervinus nimmt von ihm unmittelbar ihren Ausgang.

Etwas Anderes ist die Darstellung. Rein äußerlich genommen, hat der vorliegende biographische Stoff außerordentliche Vortheile durch seine Begrenzung. Goethe giebt nur seine Jugend, eine klar übersehbare, zu einem bestimmten Ziele hin fortschreitende Entwicklungsgeschichte, in sich zugleich Schicksalsdarstellung: wie aus einem Keime ein Baum aufwächst, so weit, bis er den ersten Schatten giebt, und nicht weiter. Der strengen Einheit dieser Entwicklung entspricht als weiterer Vorzug die Einheit des Orts; wir verlassen die Mauern Frankfurt's nur, um stets dahin zurückzukehren, sie sind der das Ganze von Anfang bis zu Ende umschließende Ring. Dazu kommt in der Person des Erzählenden die alle Gegensätze ausgleichende, Alles verbindende Erinnerung, die in der retrospektiven Betrachtung liegende Einheit der Auffassung, die Einheit des Gedankens, zu dessen Ausdruck der Verfasser, sei er Dichter oder Geschichtschreiber, das Werk erhoben hat. Sobald die annalistische Erzählungsweise aufgegeben ist, muß der Biograph seinen Stoff nach künstlerischen Gesichtspunkten formen, er muß Getrenntes verbinden, Verbundenes trennen, um Gruppen zu schaffen, Dies in Schatten, Jenes in volles Licht stellen, an einem Punkt verweilen, an andern schnell vorübergehn und so, unbeschadet der Natur des Gegenstandes, mit diesem, als dem Gliede eines höhern Ganzen, frei schalten. Die Thätigkeit der Einbildungs-

kraft, welche die entschwundenen Zustände ganzer Epochen wiederherstellen, welche die Abgeschiedenen auferwecken und wieder handeln und sprechen lassen soll, ist eine eminent dichterische; wie der Dichter wird auch der Geschichtschreiber Wichtiges und Unwichtiges abwägen, um die sprödern Stoffe ganz auszuscheiden und die Ereignisse von ihrem Erdgeruche zu befreien. Solcher Künste hat sich Goethe in „Dichtung und Wahrheit", wo nur der Gegenstand dazu einlud, im Interesse des Lebens und der Anschaulichkeit mit der ganzen Erfahrung des lange geübten Metiers befliſſen, aber nicht um ihrer selbst willen, sondern im Dienste der geschichtlichen Wahrheit. In H. Grimm's Vorlesungen über Goethe wird die Virtuosität aufgezeigt, womit Friedrike in Sesenheim gleichsam in Scene gesetzt ist; die ganze Erzählung könnte zwar, nach Scherr's Ausdrucke,*) „im dichterischen Sinne eine wahrhafte", gleichwol reine Erfindung sein; aber jeder Leser fühlt, daß die dichterischen Schönheiten ihn nur in das Herz der Personen und Dinge tiefer hineinführen sollen, und er gäbe lieber die ersteren preis als die Ueberzeugung, daß das wirkliche Elsaß, die wirkliche Friedrike und der wirkliche Goethe nicht einst den Bildern thatsächlich geglichen hätten. Anders als in dem Gedichte erwartet er hier die Wahrheit aus der Hand der Dichtung. Nur sind die Bilder Gemälde, nicht Photographien.

Die thatsächliche Wirklichkeit allein genügt nicht. Die Thatsachen sollen durch die Art ihrer Verknüpfung und Entgegenstellung den Gedanken des Schreibenden enthüllen, sie sollen nicht nur für sich etwas sein, sondern auch etwas Allgemeines ausdrücken. Die einzelne Biographie wird von selbst zum Beispiel, wenn nicht zum Vorbilde. Goethe sagt: „Alle Menschen, die neben einander leben, erfahren ähnliche Schicksale, und was dem Einzelnen begegnet, kann als Symbol für Tausende gelten."**)

*) In der Skizze von Goethe's Leben, Gartenlaube 1873.

**) Werke, Ed. XXIX. S. 303; dazu Sprüche in Prosa Nr. 174.

Und speziell von dem vorliegenden Buche: „Es sind lauter Resultate meines Lebens, und die erzählten einzelnen Fakta dienen blos, um eine allgemeine Beobachtung, eine höhere Wahrheit zu bestätigen.“ *) Abeken**) und Andre nehmen deshalb auch die symbolische Methode für Goethe's Lebensgeschichte an. In Wahrheit ist es jedoch nicht diese, sondern die objektive. Das Schöne und das Bedeutungsvolle, die sinnliche und die geistige Welt werden hier so glücklich gemischt oder vielmehr so in jedem Punkte verbunden, daß man, zumal in den drei ersten Theilen, nie sagen kann, wo das Faktum aufhört und das Symbol anfängt. Der Verfasser erzählt nie ohne Hintergedanken, selbst nicht die lustigen Fahrten mit Lavater und Basedow und ähnliche Abenteuer, immer aber mit den Farben des Lebens und mit einem gesunden Realismus. Es wird jedoch jede streng realistische Darstellung, welche dem Gegenstande nach seiner Natur ganz gerecht wird, von selbst zur symbolischen, weil alle ihrem Wesen völlig adäquat dargestellten Dinge eben dadurch einen vor- und sinnbildlichen Charakter erhalten.

Im Verhältniß zur Wirklichkeit schied sich Goethe ebenso sehr von den die objektive Welt mißachtenden Romantikern, denen auch „Dichtung und Wahrheit“ nach seinem ganzen Geiste wehe that, als von der ideenlosen Empirie des Tages. Im Geiste der freien deutschen Kunst und Wissenschaft erhob er sich zur Zeit der politischen Unfreiheit mit diesem Werke über die Stimmungen des Augenblicks. Ganz hingegeben der Schilderung des sinkenden deutschen Reichs und der Frankfurter reichsstädtischen Zustände, lehnt er jede Beziehung auf die Gegenwart ab; daß inzwischen andre Bildungen an die Stelle getreten sind, bleibt unausgesprochen; der untergegangnen Reichsherrlichkeit wird weder ein elegischer Nachruf im Sinne der Romantiker

*) Eckermann, Bd. II. S. 334, vom Jahre 1831.
**) A. a. O. S. 103.

geweiht, noch die Hohlheit der Krönungszeremonien im Sinne des Ritters Lang verspottet. Nur indem er über die Empfindungsweise seiner Generation hinaus zu einer objektiven Auffassung gelangte, hat er auch für die kommenden Geschlechter geschrieben. Der aus der Sache selbst fließenden Satire wird dabei nie aus dem Wege gegangen; ein Ton seiner Ironie wirkt vielmehr mäßigend gleich einer Nemesis durch das ganze Buch. Auch bei der Schilderung der Krönungszeremonien fließen ganz Lang'sche Wendungen mit ein. Man vergleiche Theil I. S. 187 Symbole ihrer Macht; S. 170 das beinah verschüttete deutsche Reich; S. 171 das unbefriedigende Wesen; S. 184 der sehr einfache Eindruck; S. 188 der Unfug; S. 192 ein gespenstenhaftes Ansehn. Die Absichtslosigkeit in der Beschreibung des Elsaßes hat um so stärker dazu beigetragen, das Verlangen, ein so schönes Land wiederzugewinnen, in der deutschen Brust nicht erlöschen zu lassen.*)

Diese historische Methode oder Kunst ist das Ergebniß der Goethischen Weltauffassung. Nicht umsonst hatte er Spinoza studirt und gelernt, die Welt als einen göttlichen Kosmos, als ein vernünftig zusammenhängendes Ganzes und das handelnde Individuum in seiner durch das Ganze bedingten Abhängigkeit zu erkennen.**) Er erklärt es für den Hauptzweck der Darstellung seines Lebens: „die Entwicklung schriftstellerischer und künstlerischer Fähigkeiten aus natürlichen und menschlichen Anlagen faßlich zu machen".***) Im engsten Zusammenhange mit den rein künstlerischen Zielpunkten beherrscht die ganze Entwicklung als eine allgemeine geistige Form die Kausalität, die

*) In Jensen's Roman „Nach hundert Jahren", 1873, wird Goethe deshalb als der wahre Erobrer des Elsaßes am Schlusse gepriesen: „Er ist es, der uns dies Land unverloren erhalten, zu einem Heiligthum gestaltet hat. — Nicht Waffen und Gewalt, sein Gedächtniß hat Deutschland das Elsaß wieder erobert."

**) Vergl. Jul. Schmidt, Beil. der Augsb. Allg. Zeit. 1874, Nr. 125, über H. Heine.

***) Werke, Bd. XXIX. S. 320.

Geſetzmäßigkeit der Erſcheinungen, auch der höchſten und geiſtigſten, alſo insbeſondere, da das geniale Subjekt den Mittelpunkt der Erzählung bildet, der Genialität ſelber. Das Buch iſt deswegen nicht, wie man wol angenommen, gegen den Titanismus gerichtet, ſondern nur gegen den mißverſtandnen der Sturm- und Drang-Periode; der Begriff des Genies, von dem es ausgeht, iſt der im Neunzehnten Buche angegebne, Kantiſche. Die wahre Kunſt macht, was Goethe von der Shakeſpeariſchen ausſagt, das Nothwendige ſittlich,*) was ſie verſchönt, erhebt ſie zugleich zum Reich der Freiheit. Sinnliche und geiſtige Schönheit fallen in den höchſten Leiſtungen zuſammen.

„Dichtung und Wahrheit“ iſt ein Erzeugniß der Goethe-Schiller'ſchen Epoche. Auf die Höhe dieſer Zeit finden wir uns von Anfang an geſtellt. Daß nun in dieſem klaſſiſchen Geiſte ein rein deutſcher Stoff, eine ganze Periode deutſchen Lebens in ihren konkreteſten Daſeinsbedingungen geſchildert und ſo das nationale Daſein idealiſirt worden iſt, darin ſcheint uns das eigentlich Werthvolle des Buchs zu liegen. Die Frühlingszeit unſrer neuern vaterländiſchen Literatur hat darin ihren Epiker gefunden. Von kulturhiſtoriſchen Geſichtspunkten iſt die Literatur als Ausfluß des geſammten geiſtigen Lebens, der Zeit und des Volksgeiſtes behandelt. Es umfaßt alle Lebensrichtungen, nicht blos die ſchönwiſſenſchaftlichen, und zeigt faſt auf jeder Seite die Konjunktion, in welche Philoſophie und Poeſie ſeit Kant getreten waren. Man hat vielfach bemerkt, daß das Werk weniger das Jugendleben eines Dichters als das eines Gelehrten, ſelbſt eines Theologen ſchildern zu wollen ſcheine. „Goethe erkannte in den Jahren der zuſtrömenden Kraftfülle, daß die dichteriſche Muſe nicht länger geſondert ſtehen dürfe von der ſtrengen Muſe der Wiſſenſchaft, wenn ſie das Gemüth der Menſchen mehr als anregen, wenn ſie es beherrſchen will“ (Dahlmann, 1833). In

*) Werke, Bd. XXVIII. S. 736.

der Zeit der politischen Gesunkenheit, als man an Deutschland verzweifeln konnte, malte Goethe mit liebevollem Pinsel das deutsche Kleinleben des vorigen Jahrhunderts, nicht um wohlfeilen Spott zu üben, sondern zur eignen Genugthuung und zur Bewährung gerechten historischen Sinnes. Die Negation, in welcher er dem Geiste der französischen Revolution, als eines uns fremden wälschen Prozesses, gegenübergestanden, und welche schon in „Herrmann und Dorothea" positive Gestalt angenommen, zeigt auch in „Dichtung und Wahrheit" den entgegengesetzten Pol durch die Darstellung des werthvollen Deutschen, durch Achtung des volksthümlichen Daseins, der nationalen Einrichtungen und durch den stolzen Sinn, welcher zur eignen Selbstachtung jene Achtung von sich und Andern fordert. Es ist darin der Bruch mit dem Geiste der Aufklärungsperiode vollzogen. Stuart Mill behandelt in seiner Autobiographie Goethe'n überhaupt als Repräsentanten der Reaktion gegen das Achtzehnte Jahrhundert. Als solcher zeigt sich Derselbe in dieser Lebensgeschichte durch die Anwendung des auf Hamann zurückzuführenden, „n Urgrund menschlicher Empfindung wurzelnden Poesiebegriffs.*) durch das Uebergewicht, welches die Intuition vor dem Raisonnement erhält, und durch die geschichtliche Betrachtung der Dinge. Diese Reaktion kennzeichnet sein religiöses Verhalten. Die Stelle im Vierten Buch (S. 131) vom Flüchten „nach jenen morgenländischen Gegenden" gilt weniger von dem Knaben als von dem Manne des Jahres 1811, welcher der Knabenzeit gedachte. An Stelle des Spotts in der Hexenküche des „Faust" über Eins und Drei tritt hier im Achten Buche der Versuch einer spekulativen Konstruktion der Dreifaltigkeit. Noch eigenthümlicher für die Stellung des Verfassers ist die Deutung der Sakramente im Siebenten Buch, so daß man versucht werden könnte, seine Charakteristik an diesen Punkt anzuknüpfen. Mit welcher Heftigkeit hatte er in den Venetia-

*) H. Hettner, Literaturgesch., III. S. 311.

nischen Epigrammen katholischen Brauch angegriffen, wie bestimmt noch eben gegen Jacobi's „Von den göttlichen Dingen" in dem Gedichte von der Diana der Epheser Stellung genommen, um gleich darauf den Feldzug gegen die neupoetischen Katholiken zu eröffnen, und hier glaubten die Zeitgenossen einen Konvertiten zu hören. Wem indessen ernstlich daran lag, daß die ethischen, die wahrhaft „heilsamen" Kräfte des Christenthums in Bewegung gesetzt würden, konnte sehr wohl das eine Mal negativ, das andre Mal positiv sprechen. Dorothea Schlegel, erst kürzlich übergetreten, meinte, „daß diese Gegenstände ihm allezeit fremd geblieben, seiner Seele nie einheimisch gewesen seien".*) Daß Niebuhr daran Anstoß nahm, erwähnten wir bereits (S. XIV); nach ihm hätte Goethe den Begriff des Sakraments gar nicht gefaßt, aber bei Klaudius, dem Wandsbecker Boten, da hätte Barthel den Most holen sollen.

Goethe mußte wie jeder Epoche machende Schriftsteller sich sein Publikum erst durch seine Werke heranbilden. Zu diesen bildenden Werken gehört vorzugsweise seine von Anfang an eine gewisse Popularität genießende Lebensgeschichte. Nach der Natur des Gegenstandes konnte seine Persönlichkeit sich darin voll ausprägen, und solche Werke halten die Probe und dauern, auch wenn der Gegenstand selbst veralten sollte. Den gleichen Vorzug besitzen, bei allen sonstigen Unterschieden, Rousseau's Konfessionen, ohne welche die Goethischen schwerlich geschrieben sein würden, und zwei ganz originale deutsche Lebensbeschreibungen des vorigen Jahrhunderts, die von Jung-Stilling und der Anton Reiser von Moritz. Diese Werke muß man vergleichen, um des höhern Maßstabs bewußt zu werden, welchen das Goethische für die Schätzung von Welt und Menschen an die Hand giebt. Jene Biographien, besonders die Augustin's Konfessionen an Gott parodirende Rousseau'sche, sind unvergängliche Denkmale

*) An Boisserée den 24. Aug. 1813; Boisserée, I. 188.

der Zeit; sie haben aber, verglichen mit „Dichtung und Wahrheit", einen mehr pathologischen Charakter, als wären es interessante Krankheitsgeschichten. Nur die Goethische giebt ganz die objektiven geschichtlichen Mächte in ihren Bereich, während sie bei Rousseau, der ganzen Richtung seiner Zeit entsprechend, gegen das individuelle Leben ungebührlich zurücktreten. Goethe hat stets „sich selbst, die Welt und was über Beiden ist" als gleichzeitiges Ziel der Betrachtung im Auge.*) Anfangs stellte man seine Lebensbeschreibung tiefer als die Rousseau's und Alfieri's. Aber Woltmann, der dies konstatirt, war selbst ganz andrer Meinung. Er sagt: „Weder der Eine noch der Andre hatte einen Begriff von der Welt, in welcher er lebte. Goethe dagegen faßte mit bewundernswürdiger Klarheit und Unbefangenheit Alles auf, was um ihn her vorging, in der Natur und politischen Welt, in Wissenschaft und Kunst. Er will wahr sein wie Rousseau und Alfieri, aber er kann mehr wahr sein als sie."**) Vorzüglich hebt auch Strauß den Unterschied zwischen Rousseau und Goethe im Verhältniß zur Wahrheit hervor: „In Goethe lebte grade das Gegentheil von dem koketten Cynismus des Verfassers der „Confessions", sich von unten zu entblößen und nach oben zu drapiren; er verhüllte, was nicht gesehen sein will, um die ganze Aufmerksamkeit auf das menschlich Bedeutende festzuhalten."***)

Der Unterschied beider Lebensgeschichten prägt sich im Stil und in der Sprache aus. Jede ist in ihrer Art ein Musterwerk, die eine aber sentimental und rhetorisch, die andre naiv und von antiker Einfachheit. Beiden gemein ist die lebendige Naturempfindung und der Gegensatz gegen alles Konventionelle. Die größere künstlerische Beherrschung des Stoffs läßt auf der Seite des Deutschen jedoch die lauten Töne des wirklichen Lebens

*) An Johannes Müller den 23. Februar 1826; Naturwiss. Korresp., I. S. 389, mit einiger Veränderung.

**) Memoiren des Freiherrn v. S—a, I. S. 86.

***) Der alte und der neue Glaube. 1874, S. 320.

gedämpfter erscheinen, während der Franzose naturalistisch mit der Natur selbst wetteifert. Die Sturm- und Drang-, die Tasso-Stimmung, welche die „Confessions" eingegeben, ist für den reifern und einer reifern Zeit angehörigen Deutschen ein überwundner Standpunkt und nur Objekt. Für ihn scheinen die Feldzüge beendigt, die Wunden vernarbt, die des Genfer Bürgers dagegen noch zu bluten und zu schmerzen.

Rein und geläutert ist Goethe's Sprache. Die reiche, so genau konkret gekannte Wirklichkeit belebte von selbst den Stil; er ist flüssiger und natürlicher als in des Autors gleichzeitigen Romanen. Man kann die Sprache sehr klassisch und sehr unklassisch finden. Klassisch wegen der völligen Kongruenz von Ausdruck und Sache, wegen der zur Natur gewordnen Kultur, wegen der Einfachheit bei der großen Reichhaltigkeit der Wendungen und Ausdrücke, endlich wegen der gelungnen Verschmelzung des ältern deutschen Chronikenstils mit den auserlesensten Darstellungsmitteln eines modernen Roman- und Geschichtschreibers. Jener Chronikenstil ist besonders im Ersten Theile glücklich getroffen. Er erregte unverhohlnes Erstaunen. Jacobs in Gotha konnte seinen Herzog von der Neuheit und Vortrefflichkeit dieser Sprachbehandlung nicht überzeugen; dieser blieb dabei, das Buch sei schlecht geschrieben wie sonst keines weiter, seit er zur Regierung gelangt sei.*) Der russische Staatsrath von Merian dagegen verglich Goethe, ganz im Sinne der neuern Sprachansicht, mit Luther. Er fand Goethe „auf dem Wege der wahren, nicht gezierten Deutschheit. Wer Anno 2000 will gelesen werden, muß schreiben, wie man 1500 schrieb. Und wie ist das? Sehet Martin Luther und seinen Knecht Goethe."**) Goethe's Sprache hat sich in unserm Werke verjüngt durch frische Quellen, sei es aus ältern Schriften, sei es aus dem wirk-

*) Jacobi's Nachlaß, II. S. 83.

**) v. Merian im März 1817, S. 249 u. 277, in Karl von Reden's Leben u. Briefw., 1848.

lichen Leben. Goethe hat thatsächlich die Opposition Bodmer's gegen Gottsched, d. h. der landschaftlichen Dialekte gegen die einseitige Herrschaft des meißnischen, oder was dafür gehalten wurde, sein ganzes Leben hindurch fortgesetzt.*) Möser und Wezel heben in ihren Streitschriften gegen Friedrich den Großen (1781) den Gesichtspunkt hervor, daß unsre schöne Literatur künstlich auf den Universitäten entstanden sei, und daß man Männern wie Goethe und Bürger zu danken habe, „daß wir nicht zuletzt lauter Buchsprache reden möchten". In Goethe hat eine so große, harmonisch allseitige Bildung es erreicht, den Naturton festzuhalten, und dies giebt seiner Sprache die ganz ungewöhnliche Vollendung; denn Vollkommenes entsteht nur durch maßvolle Ausgleichung großer einander feindlicher Vorzüge. Das ganze Werk hat sich in einem natürlichen Prozesse von seinem Innern abgelöst. Personen, die ihn kannten, fühlten beim Lesen des Buchs seine Nähe wie greiflich (oben S. XIII und XVI). Auf der einen Seite staunten Frauen wie die Kaiserin von Oesterreich darüber, daß ein Mann, der so schön schreibe, so unbefangen und klar auch für ihr Verständniß zu reden wisse,**) und andrerseits fiel es G. Schwab, als er Goethe im Jahre 1815 besuchte, umgekehrt auf, daß Dieser ganz im Stil von „Dichtung und Wahrheit" spreche. Sprechen ist aber nicht Anwenden eines Gegebnen, sondern Aeußerung einer schöpferischen Thätigkeit. Auch das Schreiben ist, wo es so ganz mit dieser Thätigkeit zusammenfällt, ein Neuschaffen. Daß dagegen die Schulmeister, die Glover und Konsorten sich erheben, liegt in der Natur der Sache (s. unsre Textrevision). „Es ist kein geringes Lob," sagte Lessing von Winckelmann, „nur solche Fehler begangen zu haben, die ein Jeder hätte vermeiden können."***) Wir nannten

*) Bodmer's Kritische Briefe 1746. Brief 12: Vortheile der Schwäbischen Sprache und Vorrede zu Breitinger's Dichtkunst, Bd. II.

**) Genz' Tagebücher, Teplitz 1810, I. S. 210.

***) Lessing's Werke, Thl. VI. S. 203 f. und 168 (Hempel'sche Ausg.).

deshalb Goethe's Sprache zugleich sehr unklassisch vom Standpunkt einer strikten äußern Korrektheit, die, so wichtig sie ist, meist in umgekehrtem Verhältnisse zur Bedeutung eines Schriftstellers steht. Aliud est latine, aliud grammatice loqui. Was Vischer von G. Keller rühmt, läßt sich auch auf Goethe anwenden: „Es kommt auf ein paar Nachlässigkeiten und Härten, auf ein Wörtchen nicht an, wenn nur der Satz reine Backen hat; — er schafft neue Wörter und Ausdrücke, wirkt sprachbildend wie jeder geborne Dichter."*) Goethe's Sprache in „Dichtung und Wahrheit" hat die Reinheit der Natur und der Antike wegen der Abwesenheit aller rhetorischen Reizmittel, aller Phrase und pathetischer Wendungen. Diese Vorzüge können sich aber bei einer andern schriftstellerischen Aufgabe in Mängel verwandeln. Was Phrase sei, hängt von der Auffassung und dem nationalen Temperament ab. Fremde Nationen finden Goethe's prosaischen Stil nicht schwungvoll, farbenreich und lebendig genug. Der weniger Gebildete will mehr erschüttert sein; nicht er will den Gegenstand ergreifen, dieser soll ihn packen. Und selbst Macaulay ahmte Schiller's historischen Stil, nicht den Rankischen nach. Die Goethische Einfachheit wird zum Fehler, wenn die Situation größer ist als ihr Ausdruck. „Dichtung und Wahrheit" trifft kein solcher Vorwurf. Der Rückblick von der Höhe des Lebens in einfachere, unschuldigere Zeiten und Zustände erforderte einen schlichten erzählenden Ton, nach Carlyle's Ausdruck: als wenn ein Patriarch zu seinen Kindern spricht.**) Man kann den Stil den entfaltenden nennen; er wird fehlerhaft, wenn die Entfaltung nicht ganz gelingt, sei es, daß der Falten zu viele werden und das Verlangen nach kürzern, schlagartigen Wendungen entsteht, sei es, daß der Gegenstand mehr ein- als ausgewickelt wird. Das Alter zeitigt solche Mängel, beides zu

*) Augsb. Allg. Zeitg., Juli 1874, Beilage.

**) A story as of a Patriarch to his children. Miscell., I. p. 225.

große Umständlichkeit und wieder zu großen Lakonismus. Sie machen sich in unserm Vierten Theile, im Gegensatz zu dem ebenmäßigen Flusse des Dritten, als Zeichen der zerstückten und späten Abfassung bemerklich, wenn auch eine geheime innere Verwandtschaft der etwas veränderten Diktion mit den überdrängten und den Lebensgang hemmenden Ereignissen jenes Theils besteht. Der frühere volle Strom wird wie in künstlichen Gräben fortgeleitet, die Sprache erscheint in höherer Potenz, die Reflexion überwiegt und krystallisirt sich spruch- und gnomenartig. Es steckt aber Kern darin, fast zu viel, und deshalb steigern sich bei wiederholtem Lesen Verständniß und Genuß.

Die Kritik und die Literaturgeschichte würdigten das Werk von Anfang an richtig. Woltmann in der Jenaer Allgemeinen und Collin in der Wiener Literatur-Zeitung*) eröffneten mit Barnhagen, dessen Besprechungen in die Gesammelten Schriften aufgenommen sind, den Reigen. Ein gewisses Aufsehen machten des Frankfurter Maner's Beurtheilungen in den Heidelberger Jahrbüchern durch die Mahnungen an Goethe vom neuen christlich-germanischen Standpunkte aus; er stellt das Buch zwar „den besten Erzeugnissen seiner Muse an die Seite", es laufen auch einzelne gute Urtheile mit unter, wie von den Jugendwerken die Aeußerung: „Seine ersten Impressa schoben sich fast wie Makulatur in die Welt, wirkten dann wie Pulver und wurden bald gesucht wie Kostbarkeiten", der Refrain lautet aber wie der Gretchens im „Faust":

„Steht aber doch immer schief darum;
Denn Du hast kein Christenthum."

Auch nach dieser Richtung hat Goethe später von Seiten Vilmar's und selbst Gelzer's eine gerechtere Würdigung erfahren.

*) Wiener Lit.-Zeitg. 1815. Nr. 1 u. 2; Jen. Allg. Lit.-Zeitg. 1815. Nr. 4 bis 6, 41 u. 42; Heidelberger Jahrbücher 1812. Nr. 15, 1813. Nr. 5 u. 6, und 1814. Nr. 41; s. wegen der letztern Jacobi's Nachl., II. S. 132.

Die Vilmar'sche gehört zum Besten, was über das Buch gesagt ist. Am Strengsten war von Anfang an die englische, speziell die schottische Kritik. Die „Edinburgh Review" ist sich darin seit dem tadelnden Artikel über „Dichtung und Wahrheit" vom Jahre 1816*) bis in die neueste Zeit treu geblieben. Noch 1857 fühlte sich die „Westminster Review" bewogen, auf den eine nur verschärfte Auffassung ihrer Kollegin zeigenden Artikel: The Character and moral influence of Goethe (1857. CCXV) zu antworten. Carlyle giebt als Grund dieser ungünstigen Aufnahme an, Goethe sei in England noch zu unbekannt gewesen, als daß die genauen Details seines Lebens hätten interessiren können. Er selbst hat durch seine Aufsätze über ihn 1828 in der „Foreign Review" für eine vorurtheilsfreiere Auffassung gewirkt. „Was würden wir geben", ruft er aus, „für solch eine Autobiographie von Shakespeare, von Milton, selbst von Pope und Swift!" Das Zutreffende jenes Grundes zeigen die Urtheile Robinson Crabb's, der Goethe und die deutschen Verhältnisse genau kannte, in seinem „Diary" (I. p. 393 u. 471); er empfand schon 1812 über den Ersten Theil wie ein Deutscher: „Ich kenne keinen Schriftsteller, der in gleichem Grade jugendliche Empfindung mit der Kenntniß und Ueberlegenheit des Alters verbände", und 1815 nach dem Empfange des Dritten Theils, den er auf einem Außensitze der Londoner Postkutsche durchlas: „Dies Buch könnte Einem den Wunsch einflößen, zu leben, hätte man das Leben nicht schon früher versucht. Solch eine Freude am Leben steckt in Goethe." Derartige Urtheile vertieften sich noch in Emerson. Auch mögen hier die Worte stehn, in welchen der uns seit unsrer Kindheit als „Johannes" in Campe's Robinson bekannte Böhl von Faber, welcher früh sein Vaterland mit Spanien vertauschte, den Eindruck des Dritten Theils von „Dichtung und Wahrheit" schildert: „Niemand heitert mich so auf als Goethe;

*) Mitgetheilt in Oken's „Isis" 1817. Nr. 42 f.

durch wenige schlichte Worte macht er mir die verwickeltsten innern und äußern Verhältnisse klar; ich fühle mich selbst doppelt, nachdem ich ihn gelesen; ich werde zufriedner mit mir selbst, weil ich mich besser kenne und meine Eigenthümlichkeit mehr ehren lerne."*)

Nur kurz berühren wir zwei Ausstellungen, eine ästhetische und eine sittliche, die letztere zuerst. Sie betrifft Goethe's Benehmen zu Friedrike Brion, dessen Erörterung in der Anmerkung 420 leider der „Einleitung" zugewiesen worden ist. Man hat viel darüber geschrieben, und wir glauben uns kurz fassen zu dürfen. In England, wo man gewohnt ist, für jeden Kuß den Trauschein zu fordern, ist Goethe's Verhalten am Unbedingtesten verurtheilt worden. Hat er sich auch in Deutschland, je reizender Friedrike in seiner Schilderung erscheint, um so schärfern Tadel zugezogen — ein Triumph seiner Kunst —, so geschieht dies doch mehr vom idealen als vom bürgerlichen Standpunkt. Hier würdigt man besser die große Unbefangenheit und Freiheit, welche die Jugend beiderlei Geschlechts im letzten Drittel des vorigen Jahrhunderts in ihrem Verkehre genoß, als der Hauch eines neuen geistigen Lebens alle alten Bande zu sprengen schien. Hier kennt man die Art des Umgangs, den Komment gleichsam, welcher sich zwischen Studenten und den Pfarren der um die Universitätsstadt herumliegenden Dörfer zu entwickeln pflegt, man weiß, daß die hier sich regelmäßig bildenden Verhältnisse nach stillschweigender Uebereinkunft von beiden Seiten nicht als auf Felsen gegründet betrachtet werden, obschon es Ausnahmen giebt. Ein deutsches Mädchen sieht auch mit richtigem Takt einen Maler, Musiker, Dichter als ein exceptionelles Wesen an und beurtheilt ihn niemals nach dem Maßstab seiner Erklärungen. Auch Goethe'n stand es für das Auge jedes Mädchens und

*) Dessen Versuch einer Lebensskizze. Nach seinen eignen Briefen. Als Handschrift gedr. 1858.

für das einer Mutter lesbar auf der Stirn geschrieben, daß, was ihn so sehr fesselte, nicht eigentlich die Wirklichkeit sei, geschweige der Wunsch, eine Frau zu wählen, sondern das poetische Bild der Wirklichkeit, daß er als Dichter sah, fühlte, liebte. So erlaubte man ihm Vieles, was Andern nicht gestattet war. In dieses Licht hat Goethe auch sein Verhältniß zu Friedrike in „Dichtung und Wahrheit" gestellt; er tritt in Verkleidung auf, und es ist, als lade er uns zu einer Fastnachtsbelustigung ein. Sie und ihre Umgebung bezaubern ihn von Anfang an hauptsächlich durch den Widerschein, der aus dem Goldsmith'schen Romane auf das Brion'sche Haus geworfen wird, also durch Poesie, nicht durch die Wirklichkeit selbst. Es war auch hier ungefähr so, wie Horn von Goethe und Käthchen in Leipzig schreibt: „Er liebt sie sehr zärtlich, mit den vollkommen redlichen Absichten eines tugendhaften Menschen, ob er gleich weiß, daß sie nie seine Frau werden kann." Wie mit einer solchen Unmöglichkeit die Redlichkeit der Absichten zu vereinigen, ist das Geheimniß des Dichters. Auch in Straßburg scheint Goethe's Sessenheimer Abenteuer nur von der lustigen Seite aufgefaßt worden zu sein; wenigstens ist von keinem der Eingeweihten ein ernstes Wort darüber bekannt, nicht von Herder, nicht von Salzmann, an den Goethe aus Frankfurt gelegentlich halb scherzhaft, jedenfalls mit der Sprache des guten Gewissens, über Friedrike schreibt. Am Deutlichsten zeigt eine Stelle in den Briefen Meyer's von Lindau an Salzmann aus dem Herbste 1771, wie man im Freundeskreise Goethe's Sessenheimer Passion ansah, indem Jener auf den „närrischen Goethe" den Virgil'schen Vers: O Corydon, Corydon, quae te dementia cepit, anwendet, gewiß, daß diese Auffassung auch bei Salzmann anklang. Alles dies soll nur zeigen, daß von der Anknüpfung eines ernsten Verhältnisses nicht die Rede gewesen ist. Auch Sophie Brion, nur wenige Jahre jünger als ihre Schwester, wußte nichts von einem Verlöbniß oder einem dahin zielenden Versprechen. Nie

hatte Goethe die Erwartung erregt, er werde demnächst als Freier auftreten.*) Selbst die erst durch Hirzel's „Jungen Goethe" (II. S. 266f.) bekannt gewordne ursprüngliche Fassung des Gedichts „Kleine Blumen, kleine Blätter" ist viel weniger verfänglich als die Fassung in den Werken (Anm. 398). Aber auch die poetischste Liebe ist immer eine menschliche, auch sie verwundet Herzen, und wie Goethe nachher von seiner „poetischen" Reue spricht, so zeigt der Brief an Frau von Stein v. J. 1779 (Anm. 420), daß er noch nach acht Jahren das tiefe Bedürfniß nach Aussöhnung mit jenen verwundeten Herzen fühlte. Diese ward ihm in vollem Maße zu Theil, und so konnte er nach mehr als dreißig Jahren jene Seelenvorgänge mit völlig freiem Gewissen schildern. Ist es aber erlaubt, Jemand, der offen gebeichtet und von Denen, die es allein anging, Absolution erhalten, nur auf seine spätе Selbstanklage hin noch zur Rechenschaft zu ziehn und die Sache aus dem poetischen und literarischen Gebiet, auf welchem allein wir von ihr erfahren, auf das persönliche hinüberzuspielen? Das Letztre wäre nur dann gestattet, wenn wir noch andre Dokumente über das Faktische oder Aeußerungen der Betheiligten besäßen. Da diese fehlen, so würde man auf induktivem Wege zu dem Resultate gelangen, daß Friedrike sich nicht anders über Goethe, sein Benehmen zu ihr, seinen Einfluß auf sie hätte aussprechen können als Lilli und die andern Freundinnen seiner Jünglingszeit. Ihre Apotheose von Seiten ihres ehemaligen Liebhabers blieb ihr unbekannt. Sie hat damit gleich Heloise, Laura, Beatrice ein rein poetisches Dasein erhalten. „Wenn", ruft ein neuerer italiänischer Schriftsteller, „Beatrice und Friedrike in den Gefilden der Seligen wie zwei Schwestern zusammen wandeln, welche Geständnisse werden sie sich machen!

*) Dies hatte F. v. Hohenhausen, Magazin des Auslandes, 1858, Nr 10, angenommen; Schüller, ein Verwandter Friederikens, erklärt sich aber dagegen, ebenso der Recensent des Schüller'schen Liederspiels „Das Pfarrhaus von Sesenheim" in den Kritischen Monatsbl. 1858. I. 2. S. 86 (s. Anm. 420 zu Ende).

Wie kommt es, daß so vieler großer und stolzer Menschen Namen vergessen sind, aber Jeder diese anspruchslosen Geschöpfe kennt, Jeder ihr Andenken und ihren einstigen Wohnort aufsucht?"*)

Die andre Ausstellung ist gegen die zu maßvolle Behandlung des Lokalen und des Zeitkolorits gerichtet: Goethe hätte die Sturm- und Drang-Periode und seine eigne dämonische Natur in derselben naturtreuer wiedergeben sollen. Da er jedoch, wenn er wahr sein wollte, seine Erinnerungen nur so, wie sie in dem Augenblicke der Abfassung des Werks sich gestalteten, und im Geiste und in der Sprache dieser seiner reifern Zeit mittheilen konnte, so läuft das Verlangen auf das einer frühern Niederschrift derselben hinaus. Man hätte an jugendlicher Fülle und Naturwüchsigkeit gewonnen, aber an den höhern geistigen Vorzügen eingebüßt, und grade der Reiz, welchen Crabb Robinson nach der vorher angeführten Stelle empfand, wäre verloren gegangen, die Widerspiegelung der dargestellten Epoche in dem Geiste einer entwickeltern Zeit. Bedenkt man, daß Goethe erst unmittelbar vorher ein so dramatisch-leidenschaftliches Werk wie die „Wahlverwandtschaften" geschrieben hatte und die zum Theil nicht weniger leidenschaftlichen Gedichte des „Divan" seiner Lebensbeschreibung nachfolgten, so scheint der Zeitpunkt für letztere doch nicht zu spät gewählt zu sein. Die nachträglich veröffentlichten Schriftdenkmale der geschilderten Zeit, wie Lavater's Tagebuch von der Rheinreise und die Briefsammlungen, haben zwar größere Unmittelbarkeit und Frische, aber doch nur den Werth von Materialien, während Goethe einen nach dem Stande seiner spätern Bildung einheitlich gearbeiteten Text gegeben hat. Selbst was der Vierte Theil an solchen Materialien

*) D. Gnoli in der Florentiner Nuova Antologia, IX. 1874, p. 573: „So nelle regioni degl' immortali Beatrice e Federica vanno insieme vagando, come due sorelle, quanto confidenze si faranno tra loro! — Perchè è ignorato il nome di tanti ambiziosi e potenti, e quelle umili creature tutti lo sanno, e se ne ricercano le memorie e le case?"

bringt, würden wir darangeben gegen eine Entstehungsgeschichte des „Faust", wie sie 1812 dem Dichter noch vorschwebte, die aber leider gänzlich fehlt. Wir werden uns dabei beruhigen können, daß hervorragende Zeitgenossen wie Klinger und Jacobi den Geist der Epoche in Goethe's Buch aufs Glücklichste dargestellt fanden.

„Faust" also, auch in der ersten fragmentarischen Gestalt das Haupterzeugniß der in „Dichtung und Wahrheit" dargestellten Periode, ist in dieser Lebensgeschichte, wie auch neuerdings in Hirzels „Jungem Goethe", merkwürdiger Weise ganz übergangen (s. oben S. X). Auch hat der unvermeidliche Umstand auf die Erzählung hemmend eingewirkt, daß mehrere derjenigen Personen, welchen in der hier aufgestellten Galerie ein bevorzugter Platz gebührte, noch lebten und wirkten. Um Frau Kestner, geborne Buff, die sich einst über ihr Konterfei im „Werther" so ungehalten mit ihrem Gatten bezeigt, nicht von Neuem zu verletzen, vermied der Verfasser, dieselben zu nennen und die Entstehung jenes Romans in voller Deutlichkeit zu schildern. Diesem Mangel ist seit dem Bekanntwerden der Briefe an Kestner glücklich abgeholfen. Dagegen werden unsre Nachrichten über Lilli wol immer in Folge der gleichfalls aus Rücksicht auf die noch lebende Frau von Türckheim verspäteten Abfassung der bezüglichen Abschnitte lückenhaft und unklar bleiben. Auch das ausgefallne Porträt des Herzogs Karl August aus seiner ersten Jugendzeit, dessen Stelle im Funfzehnten Buche gewesen wäre, ist nicht zu verschmerzen. Ebenso fehlt das der Herzogin Louise. Aber Goethe fürchtete, durch euphemistische Wendungen oder gar durch Phrasen gegen Ton und Geist seines Werks zu verstoßen.

Zu unserm Texte nun sind, außer einigen Goethischen Revisionsbemerkungen zum Dritten Theile, lediglich die bisherigen gedruckten Ausgaben benutzt. Die neuesten Cotta'schen lassen in der Reinheit des Textes gegen die früheren einen großen Fortschritt erkennen. Ob einige auffällige Abweichungen, namentlich

im letzten Theile, auf Konjektur oder auf eine erneute Durchsicht nach dem Manuskripte zurückzuführen, wagen wir nicht zu entscheiden, würden aber im letzteren Falle eine Erklärung darüber wünschen.

Für die begleitenden Anmerkungen war von den verschiedensten Seiten vorgearbeitet. In keiner deutschen Stadt herrscht eine so rege lokalgeschichtliche Thätigkeit als in Frankfurt am Main. Dieser historische Sinn fand bei Böhmer's Tode, des Verfassers der Frankfurter Annalen in den Fontes rerum germanicarum, eine öffentliche Anerkennung durch Döllinger.*) Vereine und Zeitschriften sind in großer Zahl der Pflege der Stadtgeschichte gewidmet. „Dichtung und Wahrheit" ist für Frankfurt eine städtische Chronik, und deshalb kommt jene Pflege diesem Werke selbstverständlich vorzüglich zu Statten. Mit welchem Interesse das Buch grade hier aufgenommen wurde, kann man aus Gerd Eilers' Lebenserinnerungen ersehn:**) „Es ist gewissermaßen zugleich Dichtung und Wahrheit aus dem Frankfurter Leben, und die Frankfurter dichten und leben es mit [Eilers' Frau war eine Frankfurterin]. Gedanken und Schilderungen lösen sich gleichsam von den ursprünglichen Originalpersonen und -Situationen ab und erfüllen die gemeinsame Frankfurter Luft." Auch Mendelssohn-Bartholdy, gleichfalls mit einer Frankfurterin verheirathet, verstand das Buch, das ihm früher nicht zugesagt hatte, erst auf diesem Boden: „Wie mir's aber jetzt gefällt und wie mich alle die Lokalitäten, die ich nun kenne, noch obendrein ergetzen, das kann ich gar nicht sagen. Es bringt mich eine Seite davon ganz über alle die jetzige Misere in Literatur und Kunst hinweg."***)

Wir haben uns die besondere Aufgabe gestellt, die Früchte jener lokalhistorischen Thätigkeit dem Goethischen Werke nutzbar

*) Am 18. November 1863; s. Frankf. Mittheilungen, II. S. 324.

**) Meine Wanderung durchs Leben, Thl. III. 1858. S. 345 f.

***) Vom 2. Juli 1836, Reisebriefe, II. S. 135.

zu machen, und sind darin von den gegenwärtigen Repräsentanten derselben reichlich, selbst durch Mittheilung der Original-Akten der Stadt, unterstützt worden. Ihnen und allen Andern, die unsre Arbeit in solcher Weise erleichtert, sei von Herzen dafür gedankt. Ferner haben die in den Anmerkungen angeführten Düntzer'schen Schriften, die Arbeiten von Kriegk, Stricker, Volger und Schöll uns die Wege erheblich gekürzt. Die Fülle der Quellen und Hilfsmittel hat den Apparat ungebührlich vergrößert; aus Anmerkungen sind vielfach Exkurse geworden; der Kommentator hat vielleicht seine Amtspflichten mißverstanden, wenn er sich oft für verbunden hielt, zu sagen, was der Verfasser als Meister des Stils weise verschwieg, und die Asche so Vieler, deren Dieser nur beiläufig gedacht, in der wohlverdienten Ruhe zu stören. Ihn ermuthigten die günstigen und beirathigen Stimmen der Kritik über die Bearbeitung der ersten Theile. Die Rathschläge, welche insbesondre Julian Schmidt*) für die Fortsetzung ertheilt, ist er nach Kräften bemüht gewesen zu befolgen. Ein Buch, welches wie das vorliegende zu den nicht zahlreichen, in einer durchweg klassischen Prosa geschriebenen deutschen Werken gehört, verdient und belohnt die fleißigste und sorgfältigste Behandlung.

Berlin, den 15. September 1876.

G. von Loeper

*) Preußische Jahrb., Februar 1875: Kritische Streifzüge, IV.

Aus meinem Leben.

Dichtung und Wahrheit.

Vierter Theil.

Nemo contra deum nisi deus ipse.

Vorwort.

Bei Behandlung einer mannichfaltig verſchreitenden Lebensgeſchichte, wie die iſt, die wir zu unternehmen gewagt haben, kommen wir, um gewiſſe Ereigniſſe faßlich und lesbar zu machen, in den Fall, Einiges, was in der Zeit ſich verſchlingt, nothwendig zu trennen, Anderes, was nur durch eine Folge begriffen werden kann, in ſich ſelbſt zuſammenzuziehen und ſo das Ganze in Theile zuſammenzuſtellen, die man ſinnig überſchauend beurtheilen und ſich davon Manches zueignen mag.

Mit dieſer Betrachtung eröffnen wir den gegenwärtigen Band, damit ſie zu Rechtfertigung unſers Verfahrens beitrage, und fügen die Bitte hinzu, unſre Leſer möchten bedenken, daß ſich dieſe hier fortgeſetzte Erzählung nicht gerade ans Ende des vorigen Buches anſchließt, ſondern daß ſie die Hauptfäden ſämmtlich nach und nach wieder aufzunehmen und ſowol Perſonen als Geſinnungen und Handlungen in einer redlich gründlichen Folge vorzuführen die Abſicht hat.

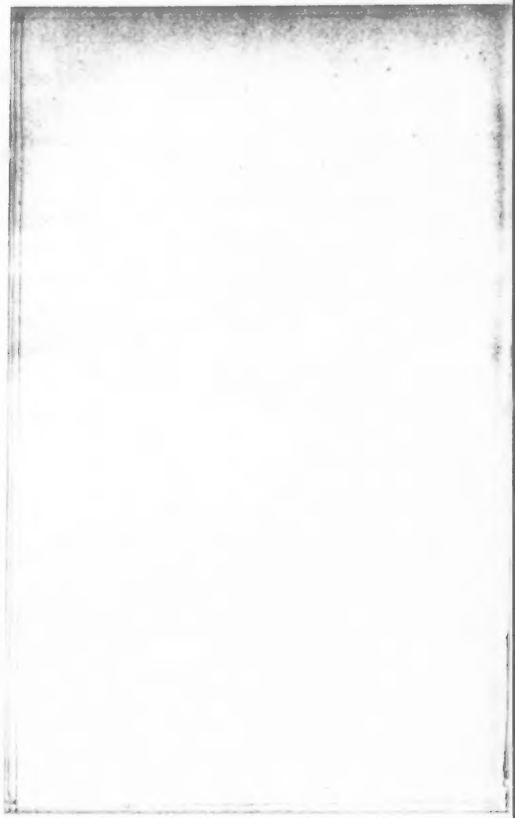

Sechzehntes Buch.

Wie man zu sagen pflegt, daß kein Unglück allein komme, so läßt sich auch wohl bemerken, daß es mit dem Glück ähnlicher Weise beschaffen sei, ja auch mit andern Umständen, die sich auf eine harmonische Weise um uns versammeln; es sei nun, daß ein Schicksal dergleichen auf uns lege, oder daß der Mensch die Kraft habe, das was zusammengehört an sich heranzuziehen.

Wenigstens machte ich diesmal die Erfahrung, daß Alles übereinstimmte, um einen äußeren und inneren Frieden hervorzubringen. Jener ward mir zu Theil, indem ich den Ausgang dessen gelassen abwartete, was man für mich im Sinne hegte und vornahm, zu diesem aber sollte ich durch erneute Studien gelangen.

Ich hatte lange nicht an Spinoza gedacht, und nun ward ich durch Widerrede zu ihm getrieben. In unsrer Bibliothek fand ich ein Büchlein, dessen Autor gegen jenen eigenen Denker heftig kämpfte und, um dabei recht wirksam zu Werke zu gehen, Spinoza's Bildniß dem Titel gegenübergesetzt hatte mit der Unterschrift: Signum reprobationis in vultu gerens, daß er nämlich das Zeichen der Verwerfung und Verwortenheit im Angesicht trage. Dieses konnte man freilich bei Erblickung des Bildes nicht leugnen; denn der Kupferstich war erbärmlich schlecht und eine vollkommne Fratze, wobei mir denn jene Gegner einfallen mußten, die irgend Jemand, dem sie mißwollen, zuvörderst entstellen und dann als ein Ungeheuer bekämpfen.

Dieses Büchlein jedoch machte keinen Eindruck auf mich,

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
GOETHE,J.W.
3-598-50924-3
FN. 16562/449

weil ich überhaupt Kontroversen nicht liebte, indem ich immer vorzog, von dem Menschen zu erfahren, wie er dachte, als von einem Andern zu hören, wie er hätte denken sollen. Doch führte mich die Neugierde auf den Artikel „Spinoza" in Bayle's Wörterbuch, einem Werke, das wegen Gelehrsamkeit und Scharfsinn ebenso schätzbar und nützlich als wegen Klatscherei und Salbaderei lächerlich und schädlich ist.

Der Artikel „Spinoza" erregte in mir Unbehagen und Mißtrauen. Zuerst sogleich wird der Mann als Atheist und seine Meinungen als höchst verwerflich angegeben, sodann aber zugestanden, daß er ein ruhig nachdenkender und seinen Studien obliegender Mann, ein guter Staatsbürger, ein mitheilender Mensch, ein ruhiger Partikulier gewesen; und so schien man ganz das evangelische Wort vergessen zu haben: An ihren Früchten sollt Ihr sie erkennen! — denn wie will doch ein Menschen und Gott gefälliges Leben aus verderblichen Grundsätzen entspringen?

Ich erinnerte mich noch gar wohl, welche Beruhigung und Klarheit über mich gekommen, als ich einst die nachgelassenen Werke jenes merkwürdigen Mannes durchblättert. Diese Wirkung war mir noch ganz deutlich, ohne daß ich mich des Einzelnen hätte erinnern können; ich eilte daher abermals zu den Werken, denen ich so viel schuldig geworden, und dieselbe Friedensluft wehte mich wieder an. Ich ergab mich dieser Lektüre und glaubte, indem ich in mich selbst schaute, die Welt niemals so deutlich erblickt zu haben.

Da über diesen Gegenstand so viel und auch in der neuern Zeit gestritten worden, so wünschte ich nicht mißverstanden zu werden und will hier Einiges über jene so gefürchtete, ja verabscheute Verfinsterungsart einrücken nicht unterlassen.

Unser physisches sowol als gesellig[es] Leben, Sitten, Gewohnheiten, Beschäftigkeit, Polizeiweise, Religion, ja so manches zufällige Ereigniß, Alles ruft uns zu, daß wir entsagen sollen. So Manches, was uns innerlich eigentl angehört, sollen wir nicht nach außen herverbilden; was wir von außen zu Erhaltung unsers Wesens bedürfen, wird uns entzogen, dagegen aber so Vieles aufgedrungen, das uns so fremd als lästig ist. Man braucht uns des mühsam Erworbenen, des freundlich Gestatteten, und ehe wir hierüber recht ins Klare sind, finden wir uns genöthigt, unsere Persönlichkeit erst stückweis und dann völlig aufzugeben. Dabei ist es aber herge-

bracht, daß man Denjenigen nicht achtet, der sich deshalb ungeberdig stellt, vielmehr soll man, je bittrer der Kelch ist, eine deste süßere Miene machen, damit ja der gelassene Zuschauer nicht durch irgend eine Grimasse beleidigt werde.

Diese schwere Aufgabe jedoch zu lösen, hat die Natur den Menschen mit reichlicher Kraft, Thätigkeit und Zähigkeit ausgestattet. Besonders aber kommt ihm der Leichtsinn zu Hilfe, der ihm unzerstörlich verliehen ist. Hiedurch wird er fähig, dem Einzelnen in jedem Augenblick zu entsagen, wenn er nur im nächsten Moment nach etwas Neuem greifen darf; und so stellen wir uns unbewußt unser ganzes Leben immer wieder her. Wir setzen eine Leidenschaft an die Stelle der andern; Beschäftigungen, Neigungen, Liebhabereien, Steckenpferde, Alles probiren wir durch, um zuletzt auszurufen, daß Alles eitel sei. Niemand entsetzt sich vor diesem falschen, so gotteslästerlichen Spruch, ja, man glaubt etwas Weises und Unwiderlegliches gesagt zu haben. Nur wenige Menschen giebt es, die solche unerträgliche Empfindung vorausahnen und, um allen partiellen Resignationen auszuweichen, sich ein- für allemal im Ganzen resigniren.

Diese überzeugen sich von dem Ewigen, Nothwendigen, Gesetzlichen und suchen sich solche Begriffe zu bilden, welche unverwüstlich sind, ja durch die Betrachtung des Vergänglichen nicht aufgehoben, sondern vielmehr bestätigt werden. Weil aber hierin wirklich etwas Uebermenschliches liegt, so werden solche Personen gewöhnlich für Unmenschen gehalten, für gott- und weltlose, ja, man weiß nicht, was man ihnen Alles für Hörner und Klauen andichten soll.

Mein Zutrauen auf Spinoza ruhte auf der friedlichen Wirkung, die er in mir hervorbrachte, und es vermehrte sich nur, als man meine werthen Mystiker des Spinozismus anklagte, als ich erfuhr, daß Leibniz selbst diesem Vorwurf nicht entgehen können, ja daß Boerhave, wegen gleicher Gesinnungen verdächtig, von der Theologie zur Medizin übergehen müssen.

Denke man aber nicht, daß ich seine Schriften hätte unterschreiben und mich dazu buchstäblich bekennen mögen. Denn daß Niemand den Andern versteht, daß Keiner bei denselben Worten dasselbe was der Andere denkt, daß ein Gespräch, eine Lektüre bei verschiedenen Personen verschiedene Gedankenfolgen aufregt, hatte ich schon allzu deutlich eingesehen, und man wird dem Verfasser von „Werther“ und „Faust“ wol zutrauen, daß

er, von solchen Mißverständnissen tief durchdrungen, nicht selbst den Dünkel gehegt, einen Mann vollkommen zu verstehen, der als Schüler von Descartes durch mathematische und rabbinische Kultur sich zu dem Gipfel des Denkens hervorgehoben, der bis auf den heutigen Tag noch das Ziel aller spekulativen Bemühungen zu sein scheint.

Was ich mir aber aus ihm zugeeignet, würde sich deutlich genug darstellen, wenn der Besuch, den der ewige Jude bei Spinoza abgelegt, und den ich als ein werthes Ingrediens zu jenem Gedichte mir ausgedacht hatte, niedergeschrieben übrig geblieben wäre. Ich gefiel mir aber in dem Gedanken so wohl und beschäftigte mich im Stillen so gern damit, daß ich nicht dazu gelangte, etwas aufzuschreiben; dadurch erweiterte sich aber der Einfall, der als vorübergehender Scherz nicht ohne Verdienst gewesen wäre, dergestalt, daß er seine Anmuth verlor und ich ihn als lästig aus dem Sinne schlug. Inwiefern mir aber die Hauptpunkte jenes Verhältnisses zu Spinoza unvergeßlich geblieben sind, indem sie eine große Wirkung auf die Folge meines Lebens ausübten, will ich so kurz und bündig als möglich eröffnen und darstellen.

Die Natur wirkt nach ewigen, nothwendigen, dergestalt göttlichen Gesetzen, daß die Gottheit selbst daran nichts ändern könnte. Alle Menschen sind hierin unbewußt vollkommen einig. Man bedenke, wie eine Naturerscheinung, die auf Verstand, Vernunft, ja auch nur auf Willkür deutet, uns Erstaunen, ja Entsetzen bringt!

Wenn sich in Thieren etwas Vernunftähnliches hervorthut, so können wir uns von unserer Verwunderung nicht erholen; denn ob sie uns gleich so nahe stehen, so scheinen sie doch durch eine unendliche Kluft von uns getrennt und in das Reich der Nothwendigkeit verwiesen. Man kann es daher jenen Denkern nicht übel nehmen, welche die unendlich kunstreiche, aber doch genau beschränkte Technik jener Geschöpfe für ganz maschinenmäßig erklärten.

Wenden wir uns zu den Pflanzen, so wird unsre Behauptung noch auffallender bestätigt. Man gebe sich Rechenschaft von der Empfindung, die uns ergreift, wenn die berührte Mimosa ihre gefiederten Blätter paarweise zusammenfaltet und endlich das Stielchen wie an einem Gewerbe niederklappt. Noch höher steigt jene Empfindung, der ich keinen Namen geben will, bei Betrachtung des Hedysarum gyrans, das seine Blättchen

ohne sichtlich äußere Veranlassung auf- und niedersenkt und mit sich selbst wie mit unsern Begriffen zu spielen scheint. Denke man sich einen Pisang, dem diese Gabe zugetheilt wäre, so daß er die ungeheuren Blätterschirme für sich selbst wechselsweise niedersenkte und aufhübe, Jedermann, der es zum ersten Mal sähe, würde vor Entsetzen zurücktreten. So eingewurzelt ist bei uns der Begriff unsrer eignen Vorzüge, daß wir ein- für allemal der Außenwelt keinen Theil daran gönnen mögen, ja daß wir dieselben, wenn es nur anginge, sogar Unsersgleichen gerne verkümmerten.

Ein ähnliches Entsetzen überfällt uns dagegen, wenn wir den Menschen unvernünftig gegen allgemein anerkannte sittliche Gesetze, unverständig gegen seinen eignen und fremden Vortheil handeln sehen. Um das Grauen los zu werden, das wir dabei empfinden, verwandeln wir es sogleich in Tadel, in Abscheu, und wir suchen uns von einem solchen Menschen entweder wirklich oder in Gedanken zu befreien.

Diesen Gegensatz, welchen Spinoza so kräftig heraushebt, wendete ich aber auf mein eignes Wesen sehr wunderlich an, und das vorher Gesagte soll eigentlich nur dazu dienen, um das was folgt begreiflich zu machen.

Ich war dazu gelangt, das mir inwohnende dichterische Talent ganz als Natur zu betrachten, um so mehr, als ich darauf gewiesen war, die äußere Natur als den Gegenstand desselben anzusehen. Die Ausübung dieser Dichtergabe konnte zwar durch Veranlassung erregt und bestimmt werden; aber am freudigsten und reichlichsten trat sie unwillkürlich, ja wider Willen hervor.

Durch Feld und Wald zu schweifen,
Mein Liedchen wegzupfeifen,
So ging's den ganzen Tag.

Auch beim nächtlichen Erwachen trat derselbe Fall ein, und ich hatte oft Lust, wie einer meiner Vorgänger, mir ein ledernes Wamms machen zu lassen und mich zu gewöhnen, im Finstern durchs Gefühl das, was unvermuthet hervorbrach, zu fixiren. Ich war so gewohnt, mir ein Liedchen vorzusagen, ohne es wieder zusammenfinden zu können, daß ich einigemal an den Pult rannte und mir nicht die Zeit nahm, einen quer liegenden Bogen zurecht zu rücken, sondern das Gedicht von Anfang bis zu Ende, ohne mich von der Stelle zu rühren, in der Diagonale

herunterschrieb. In eben diesem Sinne griff ich weit lieber zu dem Bleistift, welcher williger die Züge hergab; denn es war mir einigemal begegnet, daß das Schnarren und Spritzen der Feder mich aus meinem nachtwandlerischen Dichten aufweckte, mich zerstreute und ein kleines Produkt in der Geburt erstickte. Für solche Poesien hatte ich eine besondere Ehrfurcht, weil ich mich doch ungefähr gegen dieselben verhielt wie die Henne gegen die Küchlein, die sie ausgebrütet um sich her piepsen sieht. Meine frühere Lust, diese Dinge nur durch Vorlesungen mitzutheilen, erneute sich wieder; sie aber gegen Geld umzutauschen, schien mir abscheulich.

Hiebei will ich eines Falles gedenken, der zwar später eintrat. Als nämlich meinen Arbeiten immer mehr nachgefragt, ja eine Sammlung derselben verlangt wurde, jene Gesinnungen aber mich abhielten, eine solche selbst zu veranstalten, so benutzte Himburg mein Zaudern, und ich erhielt unerwartet einige Exemplare meiner zusammengedruckten Werke. Mit großer Frechheit wußte sich dieser unberufene Verleger eines solchen dem Publikum erzeigten Dienstes gegen mich zu rühmen und erbot sich, mir dagegen, wenn ich es verlangte, etwas Berliner Porzellan zu senden. Bei dieser Gelegenheit mußte mir einfallen, daß die Berliner Juden, wenn sie sich verheiratheten, eine gewisse Partie Porzellan zu nehmen verpflichtet waren, damit die königliche Fabrik einen sichern Absatz hätte. Die Verachtung, welche daraus gegen den unverschämten Nachdrucker entstand, ließ mich den Verdruß übertragen, den ich bei diesem Raub empfinden mußte. Ich antwortete ihm nicht, und indessen er sich an meinem Eigenthum gar wohl behaben mochte, rächte ich mich im Stillen mit folgenden Versen:

Holde Zeugen süß verträumter Jahre,
Falbe Blumen, abgeweihte Haare,
Schleier, leicht gestickt, verbuchte Bänder,
Abgeklungner Liebe Trauerpfänder,
Schon gewidmet meines Herdes Flammen,
Rafft der freche Sosius zusammen,
Eben als wenn Dichterwerk und Ehre
Ihm durch Erbschaft zugefallen wäre;
Und mir Lebendem soll sein Betragen
Wol am Thee- und Kaffeetisch behagen?
Weg das Porzellan, das Zuckerbrod!
Für die Himburg's bin ich todt.

Da jedoch eben die Natur, die dergleichen größere und kleinere Werke unaufgefordert in mir hervorbrachte, manchmal in großen Pausen ruhte und ich in einer langen Zeitstrecke selbst mit Willen nichts hervorzubringen im Stande war und daher öfters Langeweile empfand, so trat mir bei jenem strengen Gegensatz der Gedanke entgegen, ob ich nicht von der andern Seite das, was menschlich, vernünftig und verständig an mir sei, zu meinem und Anderer Nutzen und Vortheil gebrauchen und die Zwischenzeit, wie ich es ja auch schon gethan und wie ich immer stärker aufgefordert wurde, den Weltgeschäften widmen und dergestalt nichts von meinen Kräften ungebraucht lassen sollte. Ich fand dieses, was aus jenen allgemeinen Begriffen hervorzugehen schien, mit meinem Wesen, mit meiner Lage so übereinstimmend, daß ich den Entschluß faßte, auf diese Weise zu handeln und mein bisheriges Schwanken und Zaudern dadurch zu bestimmen. Sehr angenehm war mir zu denken, daß ich für wirkliche Dienste von den Menschen auch reellen Lohn fordern, jene liebliche Naturgabe dagegen als ein Heiliges uneigennützig auszuspenden fortfahren dürfte. Durch diese Betrachtung rettete ich mich von der Bitterkeit, die sich in mir hätte erzeugen können, wenn ich bemerken mußte, daß gerade das so sehr gesuchte und bewunderte Talent in Deutschland als außer dem Gesetz und vogelfrei behandelt werde. Denn nicht allein in Berlin hielt man den Nachdruck für etwas Zulässiges, ja Lustiges, sondern der ehrwürdige, wegen seiner Regententugenden gepriesene Markgraf von Baden, der zu so vielen Hoffnungen berechtigende Kaiser Joseph begünstigten, Jener seinen Macklot, Dieser seinen Erlen von Trattner, und es war ausgesprochen, daß die Rechte sowie das Eigenthum des Genies dem Handwerker und Fabrikanten unbedingt preisgegeben seien.

Als wir uns einst hierüber bei einem besuchenden Badenser beklagten, erzählte er uns folgende Geschichte: die Frau Markgräfin als eine thätige Dame habe auch eine Papierfabrik angelegt, die Waare sei aber so schlecht geworden, daß man sie nirgends habe unterbringen können. Darauf habe Buchhändler Macklot den Vorschlag gethan, die deutschen Dichter und Prosaisten auf dieses Papier abzudrucken, um dadurch seinen Werth in etwas zu erhöhen. Mit beiden Händen habe man dieses angenommen.

Wir erklärten zwar diese böse Nachrede für ein Märchen,

ergetzten uns aber doch daran. Der Name Macklot ward zu gleicher Zeit für einen Schimpfnamen erklärt und bei schlechten Begebenheiten wiederholt gebraucht. Und so fand sich eine leichtsinnige Jugend, welche gar manchmal borgen mußte, indeß die Niederträchtigkeit sich an ihren Talenten bereicherte, durch ein paar gute Einfälle hinreichend entschädigt.

Glückliche Kinder und Jünglinge wandeln in einer Art von Trunkenheit vor sich hin, die sich dadurch besonders bemerklich macht, daß die Guten, Unschuldigen das Verhältniß der jedesmaligen Umgebung kaum zu bemerken, noch weniger anzuerkennen wissen. Sie sehen die Welt als einen Stoff an, den sie bilden, als einen Vorrath, dessen sie sich bemächtigen sollen. Alles gehört ihnen an, ihrem Willen scheint Alles durchdringlich; gar oft verlieren sie sich deshalb in einem wilden, wüsten Wesen. Bei dem Bessern jedoch entfaltet sich diese Richtung zu einem sittlichen Enthusiasmus, der sich nach Gelegenheit zu irgend einem wirklichen oder scheinbaren Guten aus eignem Triebe hinbewegt, sich aber auch öfters leiten, führen und verführen läßt.

Der Jüngling, von dem wir uns unterhalten, war in einem solchen Falle, und wenn er den Menschen auch seltsam vorkam, so erschien er doch gar Manchem willkommen. Gleich bei dem ersten Zusammentreten fand man einen unbedingten Freisinn, eine heitere Offenherzigkeit im Gespräch und ein gelegentliches Handeln ohne Bedenken. Von letzterem einige Geschichtchen.

In der sehr eng in einander gebauten Judengasse war ein heftiger Brand entstanden. Mein allgemeines Wohlwollen, die daraus entspringende Lust zu thätiger Hilfe trieb mich, gut angekleidet, wie ich ging und stand, dahin. Man hatte von der Allerheiligengasse her durchgebrochen; an diesen Zugang verfügt ich mich. Ich fand daselbst eine große Anzahl Menschen mit Wassertragen beschäftigt, mit vollen Eimern sich hindrängend, mit leeren herwärts. Ich sah gar bald, daß, wenn man eine Gasse bildete, wo man die Eimer herauf- und herabreichte, die Hilfe die doppelte sein würde. Ich ergriff zwei volle Eimer und blieb stehen, rief Andere an mich heran; den Kommenden wurde die Last abgenommen, und die Rückkehrenden reihten sich auf der andern Seite. Die Anstalt fand Beifall, mein Zureden

und persönliche Theilnahme ward begünstigt, und die Gasse vom Eintritt bis zum brennenden Ziele war bald vollendet und geschlossen. Kaum aber hatte die Heiterkeit, womit dieses geschehen, eine frohe, man kann sagen eine lustige Stimmung in dieser lebendigen, zweckmäßig wirkenden Maschine aufgeregt, als der Muthwille sich schon hervorthat und der Schadenfreude Raum gab. Armselige Flüchtende, ihre jammervolle Habe auf dem Rücken schleppend, mußten, einmal in die beqeme Gasse gerathen, unausweichlich hindurch und blieben nicht unangefochten. Muthwillige Knaben-Jünglinge fristen sie an und fügten Verachtung und Unart noch dem Elend hinzu. Gleich aber, durch mäßiges Zureden und rednerische Strafworte, mit Rücksicht wahrscheinlich auf meine reinlichen Kleider, die ich vernachlässigte, ward der Frevel eingestellt.

Neugierige meiner Freunde waren herangetreten, den Unfall zu beschauen, und schienen verwundert, ihren Gesellen in Schuhen und seidenen Strümpfen — denn anders ging man damals nicht — in diesem feuchten Geschäfte zu sehen. Wenige konnt' ich heranziehen, Andere lachten und schüttelten die Köpfe. Wir hielten lange Stand, denn bei manchen Abtretenden verstanden sich auch Manche dazu, sich anzuschließen; viele Schaulustige folgten auf einander, und so ward mein unschuldiges Wagniß allgemein bekannt, und die wunderliche Licenz mußte zur Stadtgeschichte des Tags werden.

Ein solcher Leichtsinn im Handeln nach irgend einer gutmüthigen heitern Grille, hervortretend aus einem glücklichen Selbstgefühl, was von den Menschen leicht als Eitelkeit getadelt wird, machte unsern Freund auch noch durch andere Wunderlichkeiten bemerklich.

Ein sehr harter Winter hatte den Main völlig mit Eis bedeckt und in einen festen Boden verwandelt. Der lebhafteste, nothwendige und lustig-gesellige Verkehr regte sich auf dem Eise. Grenzenlose Schrittschuhbahnen, glattgefrorne weite Flächen wimmelten von bewegter Versammlung. Ich fehlte nicht vom frühen Morgen an und war also, wie späterhin meine Mutter, dem Schauspiel zuzusehen, angefahren kam, als leichtgekleidet wirklich durchgefroren. Sie saß im Wagen in ihrem rothen Sammetpelze, der, auf der Brust mit starken goldenen Schnüren und Quasten zusammengehalten, ganz stattlich aussah. „Geben Sie mir, liebe Mutter, Ihren Pelz!" rief ich aus dem Stegreife, ohne mich weiter besonnen zu haben; „mich friert grimmig."

Auch sie bedachte nichts weiter; im Augenblicke hatte ich den Pelz an, der, purpurfarb, bis an die Waden reichend, mit Zobel verbrämt, mit Gold geschmückt, zu der braunen Pelzmütze, die ich trug, gar nicht übel kleidete. So fuhr ich sorglos auf und ab; auch war das Gedränge so groß, daß man die seltene Erscheinung nicht einmal sonderlich bemerkte, obschon einigermaßen; denn man rechnete mir sie später unter meinen Anomalien im Ernst und Scherze wol einmal wieder vor.

Nach solchen Erinnerungen eines glücklichen, unbedachten Handelns schreiten wir an dem eigentlichen Faden unserer Erzählung fort.

Ein geistreicher Franzos hat schon gesagt: wenn irgend ein guter Kopf die Aufmerksamkeit des Publikums durch ein verdienstliches Werk auf sich gezogen hat, so thut man das Möglichste, um zu verhindern, daß er jemals dergleichen wieder hervorbringt.

Es ist so wahr: irgend etwas Gutes, Geistreiches wird in stiller, abgesonderter Jugend hervorgebracht, der Beifall wird erworben, aber die Unabhängigkeit verloren; man zerrt das konzentrirte Talent in die Zerstreuung, weil man denkt, man könne von seiner Persönlichkeit etwas abzupfen und sich zueignen.

In diesem Sinne erhielt ich manche Einladungen, oder nicht sowol Einladungen: ein Freund, ein Bekannter schlug mir vor, gar oft mehr als dringend, mich da oder dort einzuführen.

Der Quasi-Fremde, angekündigt als Bär, wegen oftmaligen unfreundlichen Abweisens, dann wieder als Hurone Voltaire's, Cumberland's Westindier, als Naturkind bei so vielen Talenten, erregte die Neugierde, und so beschäftigte man sich in verschiedenen Häusern mit schicklichen Negotiationen, ihn zu sehen.

Unter Andern ersuchte mich ein Freund eines Abends, mit ihm ein kleines Konzert zu besuchen, welches in einem angesehenen reformirten Handelshause gegeben wurde. Es war schon spät; doch weil ich Alles aus dem Stegreife liebte, folgte ich ihm, wie gewöhnlich anständig angezogen. Wir treten in ein Zimmer gleicher Erde, in das eigentliche geräumige Wohnzimmer. Die Gesellschaft war zahlreich; ein Flügel stand in der Mitte, an den sich sogleich die einzige Tochter des Hauses niedersetzte und mit bedeutender Fertigkeit und Anmuth spielte,

Ich ſtand am unteren Ende des Flügels, um ihre Geſtalt und Weſen nahe genug bemerken zu können; ſie hatte etwas Kindartiges in ihrem Betragen; die Bewegungen, wozu das Spiel ſie nöthigte, waren ungezwungen und leicht.

Nach geendigter Sonate trat ſie ans Ende des Piano's gegen mir über; wir begrüßten uns ohne weitere Rede, denn ein Quartett war ſchon angegangen. Am Schluſſe trat ich etwas näher und ſagte einiges Verbindliche: wie ſehr es mich freue, daß die erſte Bekanntſchaft mich auch zugleich mit ihrem Talent bekannt gemacht habe. Sie wußte ſehr artig meine Worte zu erwidern, behielt ihre Stellung und ich die meinige. Ich konnte bemerken, daß ſie mich aufmerkſam betrachtete und daß ich ganz eigentlich zur Schau ſtand, welches ich mir wohl konnte gefallen laſſen, da man auch mir etwas gar Anmuthiges zu ſchauen gab. Indeſſen blickten wir einander an, und ich will nicht leugnen, daß ich eine Anziehungskraft von der ſanfteſten Art zu empfinden glaubte. Das Hin- und Herwogen der Geſellſchaft und ihrer Leiſtungen verhinderte jedoch jede andere Art von Annäherung dieſen Abend. Doch muß ich eine angenehme Empfindung geſtehen, als die Mutter beim Abſchied zu erkennen gab, ſie hoffte mich bald wiederzuſehen, und die Tochter mit einiger Freundlichkeit einzuſtimmen ſchien. Ich verfehlte nicht, nach ſchicklichen Pauſen meinen Beſuch zu wiederholen, da ſich denn ein heiteres, verſtändiges Geſpräch bildete, welches kein leidenſchaftliches Verhältniß zu weiſſagen ſchien.

Indeſſen brachte die einmal eingeleitete Gaſtfreiheit unſers Hauſes den guten Eltern und mir ſelbſt manche Unbequemlichkeit; in meiner Richtung, die immer darauf hinging, das Höhere gewahr zu werden, es zu erkennen, es zu fördern und wo möglich ſolches nachbildend zu geſtalten, war ich dadurch in nichts weiter gebracht. Die Menſchen, inſofern ſie gut waren, waren fromm, und inſofern ſie thätig waren, unklug und oft ungeſchickt. Jenes konnte mir nichts helfen, und dieſes verwirrte mich. Einen merkwürdigen Fall habe ich ſorgfältig niedergeſchrieben.

Im Anfang des Jahres 1775 meldete Jung, nachher Stilling genannt, vom Niederrhein, daß er nach Frankfurt komme, berufen, eine bedeutende Augenkur daſelbſt vorzunehmen; er war mir und meinen Eltern willkommen, und wir boten ihm das Quartier an.

Herr von Lersner, ein würdiger Mann in Jahren, durch Erziehung und Führung fürſtlicher Kinder, verſtändiges Be-

tragen bei Hof und auf Reisen überall geschätzt, erduldete schon lange das Unglück einer völligen Blindheit; doch konnte seine Sehnsucht nach Hilfe nicht ganz erlöschen. Nun hatte Jung seit einigen Jahren mit gutem Muth und frommer Dreistigkeit viele Staaroperationen am Niederrhein vollbracht und sich dadurch einen ausgebreiteten Ruf erworben. Redlichkeit seiner Seele, Zuverlässigkeit des Charakters und reine Gottesfurcht bewirkten ihm ein allgemeines Zutrauen; dieses verbreitete sich stromaufwärts auf dem Wege vielfacher Handelsverbindungen. Herr von Lersner und die Seinigen, berathen von einem einsichtigen Arzte, entschlossen sich, den glücklichen Augenarzt kommen zu lassen, wenn schon ein Frankfurter Kaufmann, an dem die Kur mißglückt war, ernstlich abrieth. Aber was bewies auch ein einzelner Fall gegen so viele gelungene! Doch Jung kam, nunmehr angelockt durch eine bedeutende Belohnung, deren er gewöhnlich bisher entbehrt hatte; er kam, seinen Ruf zu vermehren, getrost und freudig, und wir wünschten uns Glück zu einem so wackern und heitern Tischgenossen.

Nach mehreren ärztlichen Vorbereitungen ward nun endlich der Staar auf beiden Augen gestochen; wir waren höchst gespannt; es hieß, der Patient habe nach der Operation sogleich gesehen, bis der Verband das Tageslicht wieder abgehalten. Allein es ließ sich bemerken, daß Jung nicht heiter war und daß ihm etwas auf dem Herzen lag, wie er mir denn auch auf weiteres Nachforschen bekannte, daß er wegen Ausgang der Kur in Sorgen sei. Gewöhnlich — und ich hatte selbst in Straßburg mehrmals zugesehen — schien nichts leichter in der Welt zu sein, wie es denn auch Stillingen hundertmal gelungen war. Nach vollbrachtem schmerzlosem Schnitt durch die unempfindliche Hornhaut sprang bei dem gelindesten Druck die trübe Linse von selbst heraus, der Patient erblickte sogleich die Gegenstände und mußte sich nur mit verbundenen Augen gedulden, bis eine vollbrachte Kur ihm erlaubte, sich des köstlichen Organs nach Willen und Bequemlichkeit zu bedienen. Wie mancher Arme, dem Jung dieses Glück verschafft, hatte dem Wohlthäter Gottes Segen und Belohnung von oben herab gewünscht, welche nun durch diesen reichen Mann abgetragen werden sollte.

Jung bekannte, daß es diesmal so leicht und glücklich nicht hergegangen: die Linse sei nicht herausgesprungen, er habe sie holen und zwar, weil sie angewachsen, ablösen müssen; dies sei nun nicht ohne einige Gewalt geschehen. Nun machte er sich

Vorwürfe, daß er auch das andere Auge operirt habe. Allein man hatte sich fest vorgesetzt, beide zugleich vorzunehmen, an eine solche Zufälligkeit hatte man nicht gedacht, und da sie eingetreten, sich nicht sogleich erholt und besonnen. Genug, die zweite Linse kam nicht von selbst, sie mußte auch mit Unstatten abgelöst und herausgeholt werden.

Wie übel ein so gutmüthiger, wohlgesinnter, gottesfürchtiger Mann in einem solchen Falle dran sei, läßt keine Beschreibung noch Entwickelung zu; etwas Allgemeines über eine solche Sinnesart steht vielleicht hier am rechten Platze.

Auf eigene moralische Bildung loszuarbeiten, ist das Einfachste und Thunlichste, was der Mensch vornehmen kann; der Trieb dazu ist ihm angeboren; er wird durch Menschenverstand und Liebe dazu im bürgerlichen Leben geleitet, ja gedrängt.

Stilling lebte in einem sittlich religiosen Liebesgefühl; ohne Mittheilung, ohne guten Gegenwillen konnte er nicht existiren: er forderte wechselseitige Neigung; wo man ihn nicht kannte, war er still; wo man den Bekannten nicht liebte, war er traurig; deswegen befand er sich am Besten mit solchen wohlgesinnten Menschen, die in einem beschränkten, ruhigen Berufskreise mit einiger Bequemlichkeit sich zu vollenden beschäftigt sind.

Diesen gelingt nun wol, die Eitelkeit abzutun, dem Bestreben nach äußerer Ehre zu entsagen, Behutsamkeit im Sprechen sich anzueignen, gegen Genossen und Nachbarn ein freundliches, gleiches Betragen auszuüben.

Oft liegt hier eine dunkle Geistesform zum Grunde, durch Individualität modifizirt; solche Personen, zufällig angeregt, legen große Wichtigkeit auf ihre empirische Laufbahn; man hält Alles für übernatürliche Bestimmung, mit der Ueberzeugung, daß Gott unmittelbar einwirke.

Dabei ist im Menschen eine gewisse Neigung, in seinem Zustand zu verharren, zugleich aber auch sich stoßen und führen zu lassen, und eine gewisse Unentschlossenheit, selbst zu handeln. Diese vermehrt sich bei Mißlingen der verständigsten Plane sowie durch zufälliges Gelingen günstig zusammentreffender unvorhergesehener Umstände.

Wie nun durch eine solche Lebensweise ein aufmerksames männliches Betragen verkümmert wird, so ist die Art, in einen solchen Zustand zu gerathen, gleichfalls bedenklich und der Betrachtung werth.

Wovon sich dergleichen Sinnesverwandte am Liebsten unter-

halten, sind die sogenannten Erweckungen, Sinnesveränderungen, denen wir ihren psychologischen Werth nicht absprechen. Es sind eigentlich was wir in wissenschaftlichen und poetischen Angelegenheiten Aperçus nennen: das Gewahrwerden einer großen Maxime, welches immer eine genialische Geistesoperation ist; man kommt durch Anschauen dazu, weder durch Nachdenken noch durch Lehre oder Ueberlieferung. Hier ist es das Gewahrwerden der moralischen Kraft, die im Glauben ankert und so in stolzer Sicherheit mitten auf den Wogen sich empfinden wird.

Ein solches Aperçu giebt dem Entdecker die größte Freude, weil es auf originelle Weise nach dem Unendlichen hindeutet; es bedarf keiner Zeitfolge zur Ueberzeugung; es entspringt ganz und vollendet im Augenblick, daher das gutmüthige altfranzösische Reimwort:

En peu d'heure
Dieu labeure.

Aeußere Anstöße bewirken oft das gewaltsame Losbrechen solcher Sinnesänderung, man glaubt Zeichen und Wunder zu schauen.

Zutrauen und Liebe verband mich aufs Herzlichste mit Stilling; ich hatte doch auch gut und glücklich auf seinen Lebensgang eingewirkt, und es war ganz seiner Natur gemäß, Alles, was für ihn geschah, in einem dankbaren, seinen Herzen zu behalten; aber sein Umgang war mir in meinem damaligen Lebensgange weder erfreulich noch förderlich. Zwar überließ ich gern einem Jeden, wie er sich das Räthsel seiner Tage zurechtlegen und ausbilden wollte; aber die Art, auf einem abenteuerlichen Lebensgange Alles, was uns vernünftiger Weise Gutes begegnet, einer unmittelbaren göttlichen Einwirkung zuzuschreiben, schien mir doch zu anmaßlich, und die Vorstellungsart, daß Alles, was aus unserm Leichtsinn und Dünkel, übereilt oder vernachlässigt, schlimme, schwer zu ertragende Folgen hat, gleichfalls für eine göttliche Pädagogik zu halten, wollte mir auch nicht in den Sinn. Ich konnte also den guten Freund nur anhören, ihm aber nichts Erfreuliches erwidern; doch ließ ich ihn wie so viele Andere gern gewähren und schützte ihn später wie früher, wenn man, gar zu weltlich gesinnt, sein zartes Wesen zu verletzen sich nicht scheute. Daher ich ihm auch den Einfall eines schalkischen Mannes nicht zu Ohren kommen ließ, der einmal ganz ernsthaft ausrief: „Nein, fürwahr, wenn ich mit

Gott so gut stünde wie Jung, so würde ich das höchste Wesen nicht um Geld bitten, sondern um Weisheit und guten Rath, damit ich nicht so viel dumme Streiche machte, die Geld kosten und elende Schuldenjahre nach sich ziehen."

Denn freilich war zu solchem Scherz und Frevel jetzt nicht die Zeit. Zwischen Furcht und Hoffnung gingen mehrere Tage hin; jene wuchs, diese schwand und verlor sich gänzlich; die Augen des braven, geduldigen Mannes entzündeten sich, und es blieb kein Zweifel, daß die Kur mißlungen sei.

Der Zustand, in den unser Freund dadurch gerieth, läßt keine Schilderung zu; er wehrte sich gegen die innerste, tiefste Verzweiflung von der schlimmsten Art. Denn was war nicht in diesem Falle verloren! Zuvörderst der größte Dank des zum Lichte wieder Genesenen, das Herrlichste, dessen sich der Arzt nur erfreuen kann; das Zutrauen so vieler andern Hilfebedürftigen; der Kredit, indem die gestörte Ausübung dieser Kunst eine Familie im hilflosen Zustande zurückließ. Genug, wir spielten das unerfreuliche Drama Hieb's von Anfang bis zu Ende durch, da denn der treue Mann die Rolle der scheltenden Freunde selbst übernahm. Er wollte diesen Vorfall als Strafe bisheriger Fehler ansehen; es schien ihm, als habe er die ihm zufällig überkommenen Augenmittel frevelhaft als göttlichen Beruf zu diesem Geschäft betrachtet; er warf sich vor, dieses höchst wichtige Fach nicht durch und durch studirt, sondern seine Kuren nur so obenhin auf gut Glück behandelt zu haben; ihm kam augenblicklich vor die Seele, was Mißwollende ihm nachgeredet; er gerieth in Zweifel, ob dies auch nicht Wahrheit sei, und dergleichen schmerzte um so tiefer, als er sich den für fromme Menschen so gefährlichen Leichtsinn, leider auch wol Dünkel und Eitelkeit in seinem Lebensgange mußte zu Schulden kommen lassen. In solchen Augenblicken verlor er sich selbst, und wie wir uns auch verständigen mochten, wir gelangten doch nur zuletzt auf das vernünftig nothwendige Resultat, daß Gottes Rathschlüsse unerforschlich seien.

In meinem vorstrebend heitern Sinne wäre ich noch mehr verletzt gewesen, hätte ich nicht nach herkömmlicher Weise diese Seelenzustände ernster freundlicher Betrachtung unterworfen und sie mir nach meiner Weise zurecht gelegt; nur betrübte es mich, meine gute Mutter für ihre Sorgfalt und häusliche Bemühung so übel belohnt zu sehen; sie empfand es jedoch nicht bei ihrem unablässig thätigen Gleichmuth. Der Vater dauerte mich am

Meisten. Um meinetwillen hatte er einen streng geschlossenen Haushalt mit Anstand erweitert und genoß besonders bei Tisch, wo die Gegenwart von Fremden auch einheimische Freunde und immer wieder sonstige Durchreisende heranzog, sehr gern eines muntern, ja paradoxen Gespräches, da ich ihm denn durch allerlei dialektisches Klopffechten großes Behagen und ein freundliches Lächeln bereitete; denn ich hatte die gottlose Art, Alles zu bestreiten, aber nur insofern hartnäckig, daß Derjenige, der Recht behielt, auf alle Fälle lächerlich wurde. Hieran war nun in den letzten Wochen gar nicht zu denken; denn die glücklichsten, heitersten Ereignisse, veranlaßt durch wohlgelungene Nebenkuren des durch die Hauptkur so unglücklichen Freundes, konnten nicht greifen, viel weniger der traurigen Stimmung eine andere Wendung geben.

Denn so machte uns im Einzelnen ein alter blinder Betteljude aus dem Isenburgischen zu lachen, der, in dem höchsten Elend nach Frankfurt geführt, kaum ein Obdach, kaum eine kümmerliche Nahrung und Wartung finden konnte, dem aber die zähe orientalische Natur so gut nachhalf, daß er vollkommen und ohne die mindeste Beschwerde sich mit Entzücken geheilt sah. Als man ihn fragte, ob die Operation geschmerzt habe, so sagte er nach der hyperbolischen Weise: „Wenn ich eine Million Augen hätte, so wollte ich sie jedesmal für ein halb Kopfstück sämmtlich nach und nach operiren lassen." Bei seinem Abwandern betrug er sich in der Fahrgasse ebenso exzentrisch; er dankte Gott auf gut alttestamentlich, pries den Herrn und den Wundermann, seinen Gesandten. So schritt er in dieser langen, gewerbreichen Straße langsam der Brücke zu. Verkäufer und Käufer traten aus den Läden heraus, überrascht durch einen so seltenen frommen, leidenschaftlich vor aller Welt ausgesprochenen Enthusiasmus; Alle waren angeregt zur Theilnahme, dergestalt, daß er, ohne irgend zu fordern oder zu heischen, mit reichlichen Gaben zur Wegezehrung beglückt wurde.

Eines solchen heitern Vorfalls durfte man in unserm Kreise aber kaum erwähnen; denn wenn der Aermste in seiner sandigen Heimath über Main in häuslichem Elend höchst glücklich gedacht werden konnte, so vermißte dagegen ein Wohlhabender, Würdiger diesseits das unschätzbare, zunächst gehoffte Behagen.

Kränkend war daher für unsern guten Jung der Empfang der tausend Gulden, die, auf jeden Fall bedungen, von großmüthigen Menschen edel bezahlt wurden. Diese Baarschaft sollte

bei seiner Rückkehr einen Theil der Schulden auslöschen, die auf traurigen, ja unseligen Zuständen lasteten.

Und so schied er trostlos von uns; denn er sah zurückkehrend den Empfang einer sorglichen Frau, das veränderte Begegnen von wohldenkenden Schwiegereltern, die sich, als Bürgen für so manche Schulden des allzu zuversichtlichen Mannes, in der Wahl eines Lebensgefährten für ihre Tochter vergriffen zu haben glauben konnten. Hohn und Spott der ohnehin im Glücke schon Mißwollenden konnte er in diesem und jenem Hause, aus diesem und jenem Fenster schon voraussehen; eine durch seine Abwesenheit schon verkümmerte, durch diesen Unfall in ihren Wurzeln bedrohte Praxis mußte ihn äußerst ängstigen.

So entließen wir ihn, von unserer Seite jedoch nicht ganz ohne Hoffnung; denn seine tüchtige Natur, gestützt auf den Glauben an übernatürliche Hilfe, mußte seinen Freunden eine stillbescheidne Zuversicht einflößen.

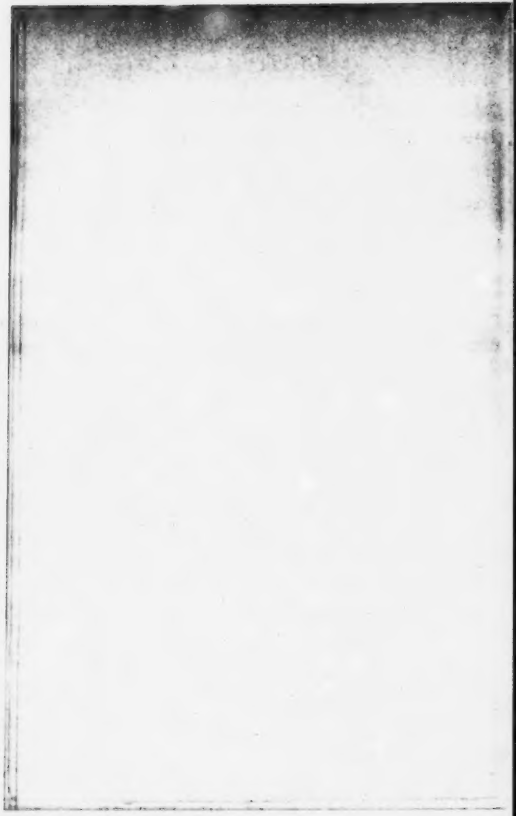

Siebzehntes Buch.

Wenn ich die Geschichte meines Verhältnisses zu Lili wieder aufnehme, so hab' ich mich zu erinnern, daß ich die angenehmsten Stunden theils in Gegenwart ihrer Mutter, theils allein mit ihr zubrachte. Man traute mir aus meinen Schriften Kenntniß des menschlichen Herzens, wie man es damals nannte, zu, und in diesem Sinne waren unsere Gespräche sittlich interessant auf jede Weise.

Wie wollte man sich aber von dem Innern unterhalten, ohne sich gegenseitig aufzuschließen? Es währte daher nicht lange, daß Lili mir in ruhiger Stunde die Geschichte ihrer Jugend erzählte. Sie war im Genuß aller geselligen Vortheile und Weltvergnügungen aufgewachsen. Sie schilderte mir ihre Brüder, ihre Verwandten, sowie die nächsten Zustände; nur ihre Mutter blieb in einem ehrwürdigen Dunkel.

Auch kleiner Schwächen wurde gedacht, und so konnte sie nicht leugnen, daß sie eine gewisse Gabe, anzuziehen, an sich habe bemerken müssen, womit zugleich eine gewisse Eigenschaft, fahren zu lassen, verbunden sei. Hierdurch gelangten wir im Hin- und Wiederreden auf den bedenklichen Punkt, daß sie diese Gabe auch an mir geübt habe, jedoch bestraft worden sei, indem sie auch von mir angezogen worden.

Diese Geständnisse gingen aus einer so reinen, kindhaften Natur hervor, daß sie mich dadurch aufs Allerstrengste sich zu eigen machte.

Ein wechselseitiges Bedürfniß, eine Gewohnheit, sich zu sehen, trat nun ein; wie hält' ich aber manchen Tag, manchen Abend

bis in die Nacht hinein entbehren müssen, wenn ich mich nicht hätte entschließen können, sie in ihren Zirkeln zu sehen! Hieraus erwuchs mir mannichfaltige Pein.

Mein Verhältniß zu ihr war von Person zu Person, zu einer schönen, liebenswürdigen, gebildeten Tochter; es glich meinen früheren Verhältnissen und war noch höherer Art. An die Aeußerlichkeiten jedoch, an das Mischen und Wiedermischen eines geselligen Zustandes hatte ich nicht gedacht. Ein unbezwingliches Verlangen war herrschend geworden; ich konnte nicht ohne sie, sie nicht ohne mich sein; aber in den Umgebungen und bei den Einwirkungen einzelner Glieder ihres Kreises, was ergaben sich da oft für Mißtage und Fehlstunden!

Die Geschichte von Lustpartien, die zur Unlust ausliefen; ein retardirender Bruder, mit dem ich nachfahren sollte, welcher seine Geschäfte erst mit der größten Gelassenheit, ich weiß nicht ob mit Schadenfreude, langsamst vollendete und dadurch die ganze wohldurchdachte Verabredung verdarb, auch sonstiges Antreffen und Verfehlen, Ungeduld und Entbehrung: alle diese Peinen, die, in irgend einem Roman umständlicher mitgetheilt, gewiß theilnehmende Leser finden würden, muß ich hier beseitigen. Um aber doch diese betrachtende Darstellung einer lebendigen Anschauung, einem jugendlichen Mitgefühl anzunähern, mögen einige Lieder, zwar bekannt, aber vielleicht besonders hier eindrücklich, eingeschaltet stehen.

Herz, mein Herz, was soll das geben?
Was bedränget Dich so sehr?
Welch ein fremdes, neues Leben!
Ich erkenne Dich nicht mehr.
Weg ist Alles, was Du liebtest,
Weg, warum Du Dich betrübtest,
Weg Dein Fleiß und Deine Ruh —
Ach, wie kamst Du nur dazu!

Fesselt Dich die Jugendblüthe,
Diese liebliche Gestalt,
Dieser Blick voll Treu' und Güte
Mit unendlicher Gewalt?
Will ich rasch mich ihr entziehen,
Mich ermannen, ihr entfliehen,
Führet mich im Augenblick,
Ach, mein Weg zu ihr zurück.

Und an dieſem Zauberfädchen,
Das ſich nicht zerreißen läßt,
Hält das liebe, loſe Mädchen
Mich ſo wider Willen feſt;
Muß in ihrem Zauberkreiſe
Leben nun auf ihre Weiſe.
Die Verändrung, ach, wie groß!
Liebe, Liebe, laß mich los!

* * *

Warum ziehſt Du mich unwiderſtehlich,
Ach, in jene Pracht!
War ich guter Junge nicht ſo ſelig
In der öden Nacht?

Heimlich in mein Zimmerchen verſchloſſen,
Lag im Mondenſchein,
Ganz von ſeinem Schauerlicht umfloſſen,
Und ich dämmert' ein;

Träumte da von vollen goldnen Stunden
Ungemiſchter Luft,
Hatte ſchon Dein liebes Bild empfunden
Tief in meiner Bruſt.

Bin ich's noch, den Du bei ſo viel Lichtern
An dem Spieltiſch hältſt?
Oft ſo unerträglichen Geſichtern
Gegenüberſtellſt?

Reizender iſt mir des Frühlings Blüthe
Nun nicht auf der Flur;
Wo Du, Engel, biſt, iſt Lieb' und Güte,
Wo Du biſt, Natur.

Hat man ſich dieſe Lieder aufmerkſam vorgeleſen, lieber noch mit Gefühl vorgeſungen, ſo wird ein Hauch jener Fülle glücklicher Stunden gewiß vorüberwehen.

Doch wollen wir aus jener größeren, glänzenden Geſellſchaft nicht eilig abſcheiden, ohne vorher noch einige Bemerkungen

hinzuzufügen, besonders den Schluß des zweiten Gedichtes zu erläutern.

Diejenige, die ich nur im einfachen, selten gewechselten Hauskleide zu sehen gewohnt war, trat mir im eleganten Modeputz nun glänzend entgegen, und doch war es ganz Dieselbe. Ihre Anmuth, ihre Freundlichkeit blieb sich gleich, nur, möcht' ich sagen, ihre Anziehungsgabe that sich mehr hervor; es sei nun, weil sie hier gegen viele Menschen stand, daß sie sich lebhafter zu äußern, sich von mehreren Seiten, je nachdem ihr Dieser oder Jener entgegenkam, zu vermannichfaltigen Ursache fand, genug, ich konnte mir nicht leugnen, daß diese Fremden mir zwar einerseits unbequem fielen, daß ich aber doch um Vieles der Freude nicht entbehrt hätte, ihre geselligen Tugenden kennen zu lernen und einzusehen, sie sei auch weiteren und allgemeineren Zuständen gewachsen.

War es doch derselbige nun durch Putz verhüllte Busen, der sein Inneres mir geöffnet hatte, und in den ich so klar wie in den meinigen hineinsah; waren es doch dieselben Lippen, die mir so früh den Zustand schilderten, in dem sie herangewachsen, in dem sie ihre Jahre verbracht hatte. Jeder wechselseitige Blick, jedes begleitende Lächeln sprach ein verborgenes edles Verständniß aus, und ich staunte selbst hier in der Menge über die geheime unschuldige Verabredung, die sich auf das Menschlichste, auf das Natürlichste gefunden hatte.

Doch sollte bei eintretendem Frühling eine anständige ländliche Freiheit dergleichen Verhältnisse enger knüpfen. Offenbach am Main zeigte schon damals bedeutende Anfänge einer Stadt, die sich in der Folge zu bilden versprach. Schöne, für die damalige Zeit prächtige Gebäude hatten sich schon hervorgethan; Onkel Bernard, wie ich ihn gleich mit seinem Familientitel nennen will, bewohnte das größte; weitläuftige Fabrikgebäude schlossen sich an; d'Orville, ein jüngerer, lebhafter Mann von liebenswürdigen Eigenheiten, wohnte gegenüber. Anstoßende Gärten, Terrassen, bis an den Main reichend, überall freien Ausgang nach der holden Umgegend erlaubend, setzten den Eintretenden und Verweilenden in ein stattliches Behagen. Der Liebende konnte für seine Gefühle keinen erwünschteren Raum finden.

Ich wohnte bei Johann André, und indem ich diesen Mann, der sich nachher genugsam bekannt gemacht, hier zu nennen habe, muß ich mir eine kleine Abschweifung er-

laubeu, um von dem damaligen Opernwesen einigen Begriff zu geben.

In Frankfurt dirigirte zu der Zeit Marchand das Theater und suchte durch seine eigne Person das Mögliche zu leisten. Es war ein schöner, groß und wohl gestalteter Mann in den besten Jahren; das Behagliche, Weichliche erschien bei ihm vorwaltend; seine Gegenwart auf dem Theater war daher angenehm genug. Er mochte so viel Stimme haben, als man damals zu Ausführung musikalischer Werke wol allenfalls bedurfte; deshalb er denn die kleineren und größeren französischen Opern herüberzubequemen bemüht war.

Der Vater in der Grétry'schen Oper „Die Schöne bei dem Ungeheuer" gelang ihm besonders wohl, wo er sich in der hinter dem Flor veranstalteten Vision gar ausdrücklich zu geberden wußte.

Diese in ihrer Art wohlgelungene Oper näherte sich jedoch dem edlen Stil und war geeignet, die zartesten Gefühle zu erregen. Dagegen hatte sich ein realistischer Dämon des Operntheaters bemächtigt: Zustands- und Handwerksopern thaten sich hervor. „Die Jäger", „Der Faßbinder", und ich weiß nicht was Alles, waren vorausgegangen: André wählte sich den Töpfer. Er hatte sich das Gedicht selbst geschrieben und in den Text, der ihm angehörte, sein ganzes musikalisches Talent verwendet.

Ich war bei ihm einquartiert und will von diesem allzeit fertigen Dichter und Komponisten nur so viel sagen, als hier gefordert wird.

Er war ein Mann von angebornem lebhaftem Talente, eigentlich als Techniker und Fabrikant in Offenbach ansässig; er schwebte zwischen dem Kapellmeister und Dilettanten. In Hoffnung, jenes Verdienst zu erreichen, bemühte er sich ernstlich, in der Musik gründlichen Fuß zu fassen; als letzterer war er geneigt, seine Kompositionen ins Unendliche zu wiederholen.

Unter den Personen, welche damals den Kreis zu füllen und zu beleben sich höchst thätig erwiesen, ist der Pfarrer Ewald zu nennen, der, geistreich heiter in Gesellschaft, die Studien seiner Pflichten, seines Standes im Stillen für sich durchzuführen wußte, wie er denn auch in der Folge innerhalb des theologischen Feldes sich ehrenvoll bekannt gemacht; er muß in dem damaligen Kreise als unentbehrlich, auffassend und erwidernd, mitgedacht werden.

Lili's Pianospiel fesselte unsern guten André vollkommen

an unsre Gesellschaft; als unterrichtend, meisternd, ausführend, waren wenige Stunden des Tags und der Nacht, wo er nicht in das Familienwesen, in die gesellige Tagesreihe mit eingriff.

Bürger's „Lenore", damals ganz frisch bekannt und mit Enthusiasmus von den Deutschen aufgenommen, war von ihm komponirt; er trug sie gern und wiederholt vor.

Auch ich, der viel und lebhaft rezitirend vortrug, war sie zu deklamiren bereit; man langweilte sich damals noch nicht an wiederholtem Einerlei. War der Gesellschaft die Wahl gelassen, welchen von uns Beiden sie hören wolle, so fiel die Entscheidung oft zu meinen Gunsten.

Dieses Alles aber, wie es auch sei, diente den Liebenden nur zur Verlängerung des Zusammenseins; sie wissen kein Ende zu finden, und der gute Johann André war durch wechselsweise Verführung der Beiden gar leicht in ununterbrochene Bewegung zu setzen, um bis nach Mitternacht seine Musik wiederholend zu verlängern. Die beiden Liebenden versicherten sich dadurch einer werthen, unentbehrlichen Gegenwart.

Trat man am Morgen in aller Frühe aus dem Hause, so fand man sich in der freiesten Luft, aber nicht eigentlich auf dem Lande. Ansehnliche Gebäude, die zu jener Zeit einer Stadt Ehre gemacht hätten; Gärten, parterreartig übersehbar, mit flachen Blumen- und sonstigen Prunkbeeten; freie Uebersicht über den Fluß bis ans jenseitige Ufer; oft schon früh eine thätige Schiffahrt von Flößen und gelenken Marktschiffen und Kähnen: eine sanft hingleitende, lebendige Welt, mit liebevollen, zarten Empfindungen im Einklang. Selbst das einsame Vorüberwogen und Schilfgeflüster eines leise bewegten Stromes ward höchst erquicklich und verfehlte nicht, einen entschieden beruhigenden Zauber über den Herantretenden zu verbreiten. Ein heiterer Himmel der schönsten Jahreszeit überwölbte das Ganze, und wie angenehm mußte sich eine traute Gesellschaft, von solchen Scenen umgeben, morgendlich wiederfinden!

Sollte jedoch einem ernsten Leser eine solche Lebensweise gar zu lose, zu leichtfertig erscheinen, so möge er bedenken, daß zwischen dasjenige, was hier des Vortrags halben wie im Zusammenhange geschildert ist, sich Tage und Wochen des Entbehrens, andere Bestimmungen und Thätigkeiten, sogar unerträgliche Langeweile widerwärtig einstellten.

Männer und Frauen waren in ihrem Pflichtkreise eifrig beschäftigt. Auch ich versäumte nicht, in Betracht der Gegen-

wart und Zukunft, das mir Obliegende zu besorgen, und fand noch Zeit genug, dasjenige zu vollbringen, wohin mich Talent und Leidenschaft unwiderstehlich hindrängten.

Die frühesten Morgenstunden war ich der Dichtkunst schuldig; der wachsende Tag gehörte den weltlichen Geschäften, die auf eine ganz eigene Art behandelt wurden. Mein Vater, ein gründlicher, ja eleganter Jurist, führte seine Geschäfte selbst, die ihm sowol die Verwaltung seines Vermögens als die Verbindung mit werthgeschätzten Freunden auferlegte, und ob ihm gleich sein Charakter als kaiserlicher Rath zu praktisiren nicht erlaubte, so war er doch manchem Vertrauten als Rechtsfreund zur Hand, indem die ausgefertigten Schriften von einem ordinirten Advokaten unterzeichnet wurden, dem denn jede solche Signatur ein Billiges einbrachte.

Diese seine Thätigkeit war nur lebhafter geworden durch mein Herantreten, und ich konnte gar wohl bemerken, daß er mein Talent höher schätzte als meine Praxis und deswegen Alles that, um mir Zeit genug zu meinen poetischen Studien und Arbeiten zu lassen. Gründlich und tüchtig, aber von langsamer Konzeption und Ausführung, studirte er die Akten als geheimer Referendar, und wenn wir zusammentraten, legte er mir die Sache vor, und die Ausfertigung ward von mir mit solcher Leichtigkeit vollbracht, daß es ihm zur höchsten Vaterfreude gedieh und er auch wol einmal auszusprechen nicht unterließ: wenn ich ihm fremd wäre, er würde mich beneiden.

Diese Angelegenheiten noch mehr zu erleichtern, hatte sich ein Schreiber zu uns gesellt, dessen Charakter und Wesen, wohl durchgeführt, leicht einen Roman fördern und schmücken könnte. Nach wohlgenutzten Schuljahren, worin er des Lateins völlig mächtig geworden, auch sonstige gute Kenntnisse erlangt hatte, unterbrach ein allzu leichtfertiges akademisches Leben den übrigen Gang seiner Tage; er schleppte sich eine Weile mit siechem Körper in Dürftigkeit hin und kam erst später in bessere Umstände durch Hilfe einer sehr schönen Handschrift und Rechnungsfertigkeit. Von einigen Advokaten unterhalten, ward er nach und nach mit den Förmlichkeiten des Rechtsganges genau bekannt und erwarb sich Alle, denen er diente, durch Rechtlichkeit und Pünktlichkeit zu Gönnern. Auch unserm Hause hatte er sich verpflichtet und war in allen Rechts- und Rechnungssachen bei der Hand.

Dieser hielt nun von seiner Seite unser sich immer mehr ausdehnendes Geschäft, das sich sowol auf Rechtsangelegenheiten

als auf mancherlei Aufträge, Bestellungen und Speditionen bezog. Auf dem Rathhause wußte er alle Wege und Schliche; in den beiden burgemeisterlichen Audienzen war er auf seine Weise gelitten, und da er manchen neuen Rathsherrn, worunter einige gar bald zu Schöffen herangestiegen waren, von seinem ersten Eintritt ins Amt her in seinem noch unsichern Benehmen wohl kannte, so hatte er sich ein gewisses Vertrauen erworben, das man wol eine Art von Einfluß nennen konnte. Das Alles wußte er zum Nutzen seiner Gönner zu verwenden, und da ihn seine Gesundheit nöthigte, seine Thätigkeit mit Maß zu üben, so fand man ihn immer bereit, jeden Auftrag, jede Bestellung sorgfältig auszurichten.

Seine Gegenwart war nicht unangenehm, von Körper schlank und regelmäßiger Gesichtsbildung; sein Betragen nicht zudringlich, aber doch mit einem Ausdruck von Sicherheit seiner Ueberzeugung, was zu thun sei, auch wol heiter und gewandt bei wegzuräumenden Hindernissen. Er mochte stark in den Vierzigen sein, und es reut mich noch (ich darf das oben Gesagte wiederholen), daß ich ihn nicht als Triebrad in den Mechanismus irgend einer Novelle mit eingefügt habe.

In Hoffnung, meine ernsten Leser durch das Vorgetragene einigermaßen befriedigt zu haben, darf ich mich wol wieder zu denen glänzenden Tagespunkten hinwenden, wo Freundschaft und Liebe sich in ihrem schönsten Lichte zeigten.

Daß Geburtstage sorgfältig, froh und mit mancher Abwechselung gefeiert wurden, liegt in der Natur solcher Verbindungen; dem Geburtstage des Pfarrers Ewald zu Gunsten ward das Lied gedichtet:

In allen guten Stunden,
Erhöht von Lieb' und Wein,
Soll dieses Lied verbunden
Von uns gesungen sein!
Uns hält der Gott zusammen,
Der uns hierher gebracht,
Erneuert unsre Flammen,
Er hat sie angefacht.

Da dies Lied sich bis auf den heutigen Tag erhalten hat und nicht leicht eine muntere Gesellschaft beim Gastmahl sich versammelt, ohne daß es freudig wieder aufgefrischt werde, so empfehlen wir es auch unsern Nachkommen und wünschen Allen,

die es aussprechen und singen, gleiche Lust und Behagen von innen heraus, wie wir damals, ohne irgend einer weitern Welt zu gedenken, uns im beschränkten Kreise zu einer Welt ausgedehnt empfanden.

Nun aber wird man erwarten, daß Lili's Geburtstag, welcher den 23. Juni 1775 sich zum siebzehnten Mal wiederholte, besonders sollte gefeiert werden. Sie hatte versprochen, am Mittag nach Offenbach zu kommen, und ich muß gestehen, daß die Freunde mit glücklicher Uebereinkunft von diesem Feste alle herkömmlichen Verzierungsphrasen abgelehnt und sich nur allein mit Herrlichkeiten, die ihrer würdig wären, zu Empfang und Unterhaltung vorbereitet hatten.

Mit solchen angenehmen Pflichten beschäftigt, sah ich die Sonne untergehen, die einen folgenden heitern Tag verkündigte und unserm Fest ihre frohe glänzende Gegenwart versprach, als Lili's Bruder George, der sich nicht verstellen konnte, ziemlich ungeberdig in's Zimmer trat und ohne Schonung zu erkennen gab, daß unser morgendes Fest gestört sei; er wisse selbst weder wie noch wodurch; aber die Schwester lasse sagen, daß es ihr völlig unmöglich sei, morgen Mittag nach Offenbach zu kommen und an dem ihr zugedachten Feste Theil zu nehmen; erst gegen Abend hoffe sie ihre Ankunft bewirken zu können. Nun fühle und wisse sie recht gut, wie unangenehm es mir und unsern Freunden fallen müsse, bitte mich aber so herzlich dringend, als sie könne, etwas zu erfinden, wodurch das Unangenehme dieser Nachricht, die sie mir überlasse hinauszumelden, gemildert, ja versöhnt werde; sie wolle mir's zum Allerbesten danken.

Ich schwieg einen Augenblick, hatte mich auch sogleich gefaßt und wie durch himmlische Eingebung gefunden, was zu thun war. „Eile," rief ich, „George! Sag ihr, sie solle sich ganz beruhigen, möglich machen, daß sie gegen Abend komme; ich verspräche: gerade dieses Unheil solle zum Fest werden!" Der Knabe war neugierig und wünschte zu wissen, wie. Dies wurde ihm standhaft verweigert, ob er gleich alle Künste und Gewalt zu Hilfe rief, die ein Bruder unserer Geliebten auszuüben sich anmaßt.

Kaum war er weg, so ging ich mit sonderbarer Selbstgefälligkeit in meiner Stube auf und ab, und mit dem frohen, freien Gefühl, daß hier Gelegenheit sei, mich als ihren Diener auf eine glänzende Weise zu zeigen, heftete ich mehrere Bogen

mit schöner Seide, wie es dem Gelegenheitsgedicht ziemt, zusammen und eilte, den Titel zu schreiben:

„Sie kommt nicht!

„ein jammervolles Familienstück, welches, geklagt sei es Gott, den 23. Juni 1775 in Offenbach am Main auf das Allernatürlichste wird aufgeführt werden. Die Handlung dauert vom Morgen bis auf'n Abend."

Da von diesem Scherze weder Konzept noch Abschrift vorhanden, habe ich mich oft darnach erkundigt, aber nie etwas davon wieder erfahren können; ich muß daher es wieder aufs Neue zusammendichten, welches im Allgemeinen nicht schwer fällt.

Der Schauplatz ist d'Orville's Haus und Garten in Offenbach; die Handlung eröffnet sich durch die Domestiken, wobei Jedes genau seine Rolle spielt und die Anstalten zum Fest vollkommen deutlich werden. Die Kinder mischen sich drein, nach dem Leben gebildet; dann der Herr, die Frau mit eigenthümlichen Thätigkeiten und Einwirkungen; dann kommt, indem Alles sich in einer gewissen hastigen Geschäftigkeit durcheinandertreibt, der unermüdliche Nachbar Komponist Hans André; er setzt sich an den Flügel und ruft Alles zusammen, sein eben fertig gewordenes Festlied anzuhören und durchzuprobiren. Das ganze Haus zieht er heran, aber Alles macht sich wieder fort, dringenden Geschäften nachzugehen; Eins wird vom Andern abgerufen, Eins bedarf des Andern, und die Dazwischenkunft des Gärtners macht aufmerksam auf die Garten- und Wasserieenen; Kränze, Banderolen mit Inschriften zierlichster Art, nichts ist vergessen.

Als man sich nun eben um die erfreulichsten Gegenstände versammelt, tritt ein Bote herein, der als eine Art von lustigem Hin- und Wiederträger berechtigt war, auch eine Charakterrolle mitzuspielen, und der durch manches allzu gute Trinkgeld wol ungefähr merken konnte, was für Verhältnisse obwalteten. Er thut sich auf sein Packet etwas zu Gute, bestt ein Glas Wein und Semmelbrod und übergiebt nun nach einigem schalkhaften Weigern die Depesche. Dem Hausherrn sinken die Arme, die Papiere fallen zu Boden, er ruft: „Laßt mich zum Tisch! Laßt mich zur Kommode, damit ich nur streichen kann!"

Das geistreiche Zusammensein lebenslustiger Menschen zeichnet sich vor Allem aus durch eine Sprach- und Geberdensymbolik. Es entsteht eine Art Gaudeamus, welches, indem es die Ein-

geweihten höchſt glücklich macht, den Fremden unbemerkt bleibt oder, bemerkt, verdrießlich wird.

Es gehörte zu Lili's anmuthigſten Eigenheiten eine, die hier durch Wort und Geberde als ſtreichen ausgedrückt iſt, und welche ſtattfand, wenn etwas Anſtößiges geſagt oder geſprochen wurde, beſonders indem man bei Tiche ſaß oder in der Nähe von einer Fläche ſich befand.

Es hatte dieſes ſeinen Urſprung von einer unendlich lieblichen Unart, die ſie einmal begangen, als ein Fremder, bei Tafel neben ihr ſitzend, etwas Unſchickliches vorbrachte. Ohne das holde Geſicht zu verändern, ſtrich ſie mit ihrer rechten Hand gar lieblich über das Tiſchtuch weg und ſchob Alles, was ſie mit dieſer ſanften Bewegung erreichte, gelaſſen auf den Boden. Ich weiß nicht was Alles: Meſſer, Gabel, Brod, Salzfaß, auch etwas zum Gebrauch ihres Nachbars gehörig; es war Jedermann erſchreckt, die Bedienten liefen zu, Niemand wußte, was das heißen ſollte, als die Umſichtigen, die ſich erfreuten, daß ſie eine Unſchicklichkeit auf eine ſo zierliche Weiſe erwidert und ausgeglichen.

Hier war nun alſo ein Symbol gefunden für das Ablehnen eines Widerwärtigen, was doch manchmal in tüchtiger, braver, ſchätzenswerther, wohlgeſinnter, aber nicht durch und durch gebildeter Geſellſchaft vorzukommen pflegt. Die Bewegung mit der rechten Hand als ablehnend erlaubten wir uns Alle; das wirkliche Streichen der Gegenſtände hatte ſie ſelbſt in der Folge ſich nur mäßig und mit Geſchmack erlaubt.

Wenn der Dichter nun alſo dem Hausherrn dieſe Begierde zu ſtreichen, eine uns zur Natur gewordene Gewohnheit, als Mimik aufgiebt, ſo ſieht man das Bedeutende, das Effektvolle; denn indem er Alles von allen Flächen herunterzuſtreichen droht, ſo hält ihn Alles ab; man ſucht ihn zu beruhigen, bis er ſich endlich ganz ermattet in den Seſſel wirft.

„Was iſt begegnet?“ ruft man aus. „Iſt ſie krank? Iſt Jemand geſtorben?“ ‚Leſt! Leſt!‘ ruft d'Orville, ‚dort liegt's auf der Erde.‘ Die Depeſche wird aufgehoben, man lieſt, man ruft: „Sie kommt nicht!“

Der große Schreck hatte auf einen größern vorbereitet; — aber ſie war doch wohl! — es war ihr nichts begegnet! Niemand von der Familie hatte Schaden genommen; Hoffnung blieb auf den Abend.

André, der indeſſen immerfort muſizirt hatte, kam doch

endlich auch herbeigelaufen, tröstete und suchte sich zu trösten. Pfarrer Ewald und seine Gattin traten gleichfalls charakteristisch ein mit Verdruß und Verstand, mit unwilligem Entbehren und gemäßigtem Zurechtlegen. Alles ging aber noch bunt durch einander, bis der musterhaft ruhige Onkel Bernard endlich herankommt, ein gutes Frühstück, ein löblich Mittagsfest erwartend, und der Einzige ist, der die Sache aus dem rechten Gesichtspunkte ansieht, beschwichtigende, vernünftige Reden äußert und Alles ins Gleiche bringt, völlig wie in der griechischen Tragödie ein Gott die Verworrenheiten der größten Helden mit wenigen Worten aufzulösen weiß.

Dies Alles ward während eines Theiles der Nacht mit laufender Feder niedergeschrieben und einem Boten übergeben, der am nächsten Morgen Punkt zehn Uhr mit der Depesche in Offenbach einzutreffen unterrichtet war.

Den hellsten Morgen erblickend, wacht' ich auf, mit Vorsatz und Einrichtung, genau Mittags gleichfalls in Offenbach anzulangen.

Ich ward empfangen mit dem wunderlichsten Charivari von Entgegnungen; das gestörte Fest verlautete kaum; sie schalten und schimpften, daß ich sie so gut getroffen hätte. Die Dienerschaft war zufrieden, mit der Herrschaft auf gleichem Theater aufgetreten zu sein; nur die Kinder als die entschiedensten, unbestechbarsten Realisten versicherten hartnäckig: so hätten sie nicht gesprochen, und es sei überhaupt Alles ganz anders gewesen, als wie es hier geschrieben stünde. Ich beschwichtigte sie mit einigen Vorgaben des Nachtisches, und sie hatten mich wie immer lieb. Ein fröhliches Mittagsmahl, eine Mäßigung aller Feierlichkeiten gab uns die Stimmung, Lili ohne Prunk, aber vielleicht um desto lieblicher zu empfangen. Sie kam und ward von heitern, ja lustigen Gesichtern bewillkommt, beinah betroffen, daß ihr Außenbleiben so viel Heiterkeit erlaube. Man erzählte ihr Alles, man trug ihr Alles vor, und sie, nach ihrer lieben und süßen Art, dankte mir, wie sie allein nur konnte.

Es bedurfte keines sonderlichen Scharfsinns, um zu bemerken, daß ihr Ausbleiben von dem ihr gewidmeten Feste nicht zufällig, sondern durch Hin- und Herreden über unser Verhältniß verursacht war. Indessen hatte dies weder auf unsre Gesinnungen noch auf unser Betragen den mindesten Einfluß.

Ein vielfacher geselliger Zudrang aus der Stadt konnte in dieser Jahreszeit nicht fehlen. Oft kam ich nur spät des Abends zur Gesellschaft und fand sie dem Scheine nach theilnehmend, und da ich nur oft auf wenige Stunden erschien, so mocht' ich ihr gern in irgend etwas nützlich sein, indem ich ihr Größeres oder Kleineres besorgt hatte oder irgend einen Auftrag zu übernehmen kam. Und es ist wol diese Dienstschaft das Erfreulichste, was einem Menschen begegnen kann, wie uns die alten Ritterromane dergleichen zwar auf eine dunkle, aber kräftige Weise zu überliefern verstehen. Daß sie mich beherrsche, war nicht zu verbergen, und sie durfte sich diesen Stolz gar wohl erlauben; hier triumphirten Ueberwinder und Ueberwundene, und Beide behagen sich in gleichem Stolze.

Dies mein wiederholtes, oft nur kurzes Einwirken war aber immer beste kräftiger. Johann André hatte immer Musik-Vorrath; auch ich brachte fremdes und eignes Neue; poetische und musikalische Blüthen regneten herab. Es war eine durchaus glänzende Zeit; eine gewisse Exaltation waltete in der Gesellschaft, man traf niemals auf nüchterne Momente. Ganz ohne Frage theilte sich dies den Uebrigen aus unserm Verhältnisse mit. Denn wo Neigung und Leidenschaft in ihrer eignen kühnen Natur hervortreten, geben sie verschüchterten Gemüthern Muth, die nunmehr nicht begreifen, warum sie ihre gleichen Rechte verheimlichen sollten. Daher gewahrte man mehr oder weniger versteckte Verhältnisse, die sich nunmehr ohne Scheu durchschlangen; andere, die sich nicht gut bekennen ließen, schlichen doch behaglich unter der Decke mit durch.

Konnt' ich denn auch wegen vermannichfaltigter Geschäfte die Tage dort draußen bei ihr nicht zubringen, so gaben die heiteren Abende Gelegenheit zu verlängertem Zusammensein im Freien. Liebende Seelen werden nachstehendes Ereigniß mit Wohlgefallen aufnehmen.

Es war ein Zustand, von welchem geschrieben steht: „Ich schlafe, aber mein Herz wacht"; die hellen wie die dunkeln Stunden waren einander gleich; das Licht des Tages konnte das Licht der Liebe nicht überscheinen, und die Nacht wurde durch den Glanz der Neigung zum hellsten Tage.

Wir waren beim klarsten Sternhimmel bis spät in der freien Gegend umherspaziert, und nachdem ich sie und die Gesellschaft von Thüre zu Thüre nach Hause begleitet und von ihr zuletzt Abschied genommen hatte, fühlte ich mir so wenig Schlaf,

daß ich eine frische Spazierwanderung anzutreten nicht säumte. Ich ging die Landstraße nach Frankfurt zu, mich meinen Gedanken und Hoffnungen zu überlassen; ich setzte mich auf eine Bank, in der reinsten Nachtstille unter dem blendenden Sternhimmel mir selbst und ihr anzugehören.

Bemerkenswerth schien mir ein schwer zu erklärender Ton, ganz nahe bei mir; es war kein Rascheln, kein Rauschen, und bei näherer Aufmerksamkeit entdeckte ich, daß es unter der Erde und das Arbeiten von kleinem Gethier sei. Es mochten Igel oder Wieseln sein, oder was in solcher Stunde dergleichen Geschäft vornimmt.

Ich war darauf weiter nach der Stadt zu gegangen und an den Röderberg gelangt, wo ich die Stufen, welche nach den Weingärten hinaufführen, an ihrem kalkweißen Scheine erkannte. Ich stieg hinauf, setzte mich nieder und schlief ein.

Als ich wieder aufwachte, hatte die Dämmerung sich schon verbreitet; ich sah mich gegen dem hohen Wall über, welcher in frühern Zeiten als Schutzwehr wider die hüben stehenden Berge aufgerichtet war. Sachsenhausen lag vor mir, leichte Nebel deuteten den Weg des Flusses an; es war frisch, mir willkommen.

Da verharrt' ich, bis die Sonne nach und nach hinter mir aufgehend das Gegenüber erleuchtete. Es war die Gegend, wo ich die Geliebte wiedersehen sollte, und ich kehrte langsam in das Paradies zurück, das sie, die noch Schlafende, umgab.

Je mehr aber um des wachsenden Geschäftskreises willen, den ich ans Liebe zu ihr zu erweitern und zu beherrschen trachtete, meine Besuche in Offenbach sparsamer werden und dadurch eine gewisse peinliche Verlegenheit hervorbringen mußten, so ließ sich wohl bemerken, daß man eigentlich um der Zukunft willen das Gegenwärtige hintansetze und verliere.

Wie nun meine Aussichten sich nach und nach verbesserten, hielt ich sie für bedeutender, als sie wirklich waren, und dachte um so mehr auf eine baldige Entscheidung, als ein so öffentliches Verhältniß nicht länger ohne Mißbehagen fortzuführen war. Und wie es in solchen Fällen zu gehen pflegt, sprachen wir es nicht ausdrücklich gegen einander aus; aber das Gefühl eines wechselseitigen unbedingten Behagens, die volle Ueberzeugung, eine Trennung sei unmöglich, das in einander gleichmäßig gesetzte Vertrauen, — das Alles brachte einen solchen

Ernst hervor, daß ich, der ich mir fest vorgenommen hatte, kein schleppendes Verhältniß wieder anzuknüpfen, und mich doch in dieses ohne Sicherheit eines günstigen Erfolges wieder verschlungen fand, wirklich von einem Stumpfsinn befangen war, von dem ich mich zu retten, mich immer mehr in gleichgiltige weltliche Geschäfte verwickelte, aus denen ich auch nur wieder Vortheil und Zufriedenheit an der Hand der Geliebten zu gewinnen hoffen durfte.

In diesem wunderlichen Zustande, dergleichen doch auch Mancher peinlich empfunden haben mag, kam uns eine Hausfreundin zu Hilfe, welche die sämmtlichen Bezüge der Personen und Zustände sehr wohl durchsah. Man nannte sie Demoiselle Delf; sie stand mit ihrer ältern Schwester einem kleinen Handelshaus in Heidelberg vor und war der größern Frankfurter Wechselhandlung bei verschiedenen Vorfällen vielen Dank schuldig geworden. Sie kannte und liebte Lili von Jugend auf; es war eine eigne Person, ernsten, männlichen Ansehens und gleichen, derben, hastigen Schrittes vor sich hin. Sie hatte sich in die Welt besonders zu fügen Ursache gehabt und kannte sie daher wenigstens in gewissem Sinne. Man konnte sie nicht intrigant nennen: sie pflegte den Verhältnissen lange zuzusehen und ihre Absichten stille mit sich fortzutragen; dann aber hatte sie die Gabe, die Gelegenheit zu ersehen, und wenn sie die Gesinnungen der Personen zwischen Zweifel und Entschluß schwanken sah, wenn Alles auf Entschiedenheit ankam, so wußte sie eine solche Kraft der Charaktertüchtigkeit einzusetzen, daß es ihr nicht leicht mißlang, ihr Vorhaben auszuführen. Eigentlich hatte sie keine egoistischen Zwecke: etwas gethan, etwas vollbracht, besonders eine Heirath gestiftet zu haben, war ihr schon Belohnung. Unsern Zustand hatte sie längst durchblickt, bei wiederholtem Hiersein durchforscht, so daß sie sich endlich überzeugte: diese Neigung sei zu begünstigen, diese Vorsätze, redlich, aber nicht genugsam verfolgt und angegriffen, müßten unterstützt und dieser kleine Roman fördersamst abgeschlossen werden.

Seit vielen Jahren hatte sie das Vertrauen von Lili's Mutter. In meinem Hause durch mich eingeführt, hatte sie sich den Eltern angenehm zu machen gewußt; denn gerade dieses barsche Wesen ist in einer Reichsstadt nicht widerwärtig und, mit Verstand im Hintergrunde, sogar willkommen. Sie kannte jetzt wohl unsre Wünsche, unsre Hoffnungen; ihre Lust zu wirken sah darin einen Auftrag; kurz, sie unterhandelte mit den

Eltern. Wie sie es begonnen, wie sie die Schwierigkeiten, die sich ihr entgegenstellen mochten, beseitigt, genug, sie tritt eines Abends zu uns und bringt die Einwilligung. „Gebt Euch die Hände!“ rief sie mit ihrem pathetisch gebieterischen Wesen. Ich stand gegen Lili über und reichte meine Hand dar; sie legte die ihre, zwar nicht zaudernd, aber doch langsam hinein. Nach einem tiefen Athemholen fielen wir einander lebhaft bewegt in die Arme.

Es war ein seltsamer Beschluß des hohen über uns Waltenden, daß ich in dem Verlaufe meines wundersamen Lebensganges doch auch erfahren sollte, wie es einem Bräutigam zu Muthe sei.

Ich darf wol sagen, daß es für einen gesitteten Mann die angenehmste aller Erinnerungen sei. Es ist erfreulich, sich jene Gefühle zu wiederholen, die sich schwer aussprechen und kaum erklären lassen. Der vorhergehende Zustand ist durchaus verändert; die schroffsten Gegensätze sind gehoben, der hartnäckigste Zwiespalt geschlichtet, die vordringliche Natur, die ewig warnende Vernunft, die tyrannisirenden Triebe, das verständige Gesetz, welche sonst in immerwährendem Zwist uns bestritten, alle diese treten nunmehr in freundlicher Einigkeit heran, und bei allgemein gefeiertem frommem Feste wird das Verbotene gefordert und das Versprochene zur unerläßlichen Pflicht erhoben.

Mit sittlichem Beifall aber wird man vernehmen, daß von dem Augenblick an eine gewisse Sinnesveränderung in mir verging. War die Geliebte mir bisher schön, anmuthig, anziehend vorgekommen, so erschien sie mir nun als würdig und bedeutend. Sie war eine doppelte Person; ihre Anmuth und Liebenswürdigkeit gehörten mein, das fühlt' ich wie sonst; aber der Werth ihres Charakters, die Sicherheit in sich selbst, ihre Zuverlässigkeit in Allem, das blieb ihr eigen. Ich schaute es, ich durchblickte es und freute mich dessen als eines Kapitals, von dem ich zeitlebens die Zinsen mitzugenießen hätte.

Es ist schon längst mit Grund und Bedeutung ausgesprochen: auf dem Gipfel der Zustände hält man sich nicht lange. Die ganz eigentlich durch Demoiselle Delf eroberte Zustimmung beiderseitiger Eltern ward nunmehr als obwaltend anerkannt, stillschweigend und ohne weitere Förmlichkeit. Denn sobald etwas Ideelles, wie man ein solches Verlebniß wirklich nennen kann, in die Wirklichkeit eintritt, so entsteht, wenn man völlig abgeschlossen zu haben glaubt, eine Krise. Die Außen-

welt ist durchaus unbarmherzig, und sie hat Recht, denn sie muß sich ein- für allemal selbst behaupten; die Zuversicht der Leidenschaft ist groß, aber wir sehen sie doch gar oft an dem ihr entgegenstehenden Wirklichen scheitern. Junge Gatten, die, besonders in der spätern Zeit, mit nicht genugsamen Gütern versehen, in diese Zustände sich einlassen, mögen ja sich keine Honigmonde versprechen; unmittelbar droht ihnen eine Welt mit unverträglichen Forderungen, welche, nicht befriedigt, ein junges Ehepaar absurd erscheinen lassen.

Die Unzulänglichkeit der Mittel, die ich zur Erreichung meines Zwecks mit Ernst ergriffen hatte, konnte ich früher nicht gewahr werden, weil sie bis auf einen gewissen Punkt zugereicht hätten; nun der Zweck näher heranrückte, wollte es hüben und drüben nicht vollkommen passen.

Der Trugschluß, den die Leidenschaft so bequem findet, trat nun in seiner völligen Inkongruenz nach und nach hervor. Mit einiger Rücksicht mußte mein Haus, meine häusliche Lage in ihrem ganz Besondern betrachtet werden. Das Bewußtsein, das Ganze sei auf eine Schwiegertochter eingerichtet, lag freilich zu Grunde; aber auf ein Frauenzimmer welcher Art war dabei gerechnet?

Wir haben die Mäßige, Liebe, Verständige, Schöne, Tüchtige, sich immer Gleiche, Neigungsvolle und Leidenschaftlose zu Ende des dritten Bandes kennen lernen; sie war der passende Schlußstein zu einem schon aufgemauerten, zugerundeten Gewölbe; aber hier hatte man bei ruhiger, unbefangener Betrachtung sich nicht leugnen können, daß, um diese neue Geworbene in solche Funktion gleichfalls einzusetzen, man ein neues Gewölbe hätte zurichten müssen.

Indessen war mir dies noch nicht deutlich geworden und ihr ebenso wenig. Betrachtete ich nun aber mich in meinem Hause und gedacht' ich sie hereinzuführen, so schien sie mir nicht zu passen, wie ich ja schon in ihren Zirkeln zu erscheinen, um gegen die Tags- und Modemenschen nicht abzustechen, meine Kleidung von Zeit zu Zeit verändern, ja wieder verändern mußte. Das konnte aber doch mit einer häuslichen Einrichtung nicht geschehen, wo in einem neugebauten, stattlichen Bürgerhause ein nunmehr veralteter Prunk gleichsam rückwärts die Einrichtung geleitet hatte.

So hatte sich auch, selbst nach dieser gewonnenen Einwilligung, kein Verhältniß der Eltern unter einander bilden und

einleiten können, kein Familienzusammenhang. Andere Religionsgebräuche, andere Sitten! Und wollte die Liebenswürdige einigermaßen ihre Lebensweise fortsetzen, so fand sie in dem anständig geräumigen Hause keine Gelegenheit, keinen Raum.

Hatte ich bisher von allem Diesem abgesehen, so waren mir zur Beruhigung und Stärkung von außen her schöne Ansichten eröffnet, zu irgend einer gedeihlichen Anstellung zu gelangen. Ein rühriger Geist faßt überall Fuß; Fähigkeiten, Talente erregen Vertrauen; Jedermann denkt, es komme ja nur auf eine veränderte Richtung an. Zudringliche Jugend findet Gunst; dem Genie traut man Alles zu, da es doch nur ein Gewisses vermag.

Das deutsche geistig-literarische Terrain war damals ganz eigentlich als ein Neubruch anzusehen. Es fanden sich unter den Geschäftsleuten kluge Menschen, die für den neu aufzuwühlenden Boden tüchtige Anbauer und kluge Haushälter wünschten. Selbst die angesehene, wohlgegründete Freimaurer-Loge, mit deren vornehmsten Gliedern ich eben durch mein Verhältniß zu Lili bekannt geworden war, wußte auf schickliche Weise meine Annäherung einzuleiten; ich aber, aus einem Unabhängigkeitsgefühl, welches mir später als Verrücktheit erschien, lehnte jede nähere Verknüpfung ab, nicht gewahrend, daß diese Männer, wenn schon in höherem Sinne verbunden, mir doch bei meinen, den ihrigen so nah verwandten Zwecken hätten förderlich sein müssen.

Ich gehe zu dem Besondersten zurück.

In solchen Städten wie Frankfurt giebt es kollektive Stellen: Residentschaften, Agentschaften, die sich durch Thätigkeit grenzenlos erweitern lassen. Dergleichen bot sich auch mir dar, beim ersten Anblick vortheilhaft und ehrenvoll zugleich. Man setzte voraus, daß ich für sie passe; es wäre auch gegangen unter der Bedingung jener geschilderten Kanzleifreiheit. Man verschweigt sich die Zweifel, man theilt sich das Günstige mit, man überwindet jedes Schwanken durch gewaltsame Thätigkeit; es kommt dadurch etwas Unwahres in den Zustand, ohne daß die Leidenschaft deshalb gemildert werde.

In Friedenszeiten ist für die Menge wol kein erfreulicheres Lesen als die öffentlichen Blätter, welche uns von den neuesten Weltereignissen eilige Nachricht geben. Der ruhige, wohlbe-

haltene Bürger übt daran auf eine unschuldige Weise den Parteigeist, den wir in unserer Beschränktheit weder los werden können noch sollen. Jeder behagliche Mensch erschafft sich alsdann, wie bei einer Wette, ein willkürliches Interesse, unwesentlichen Gewinn und Verlust und nimmt, wie im Theater, einen sehr lebhaften, jedoch nur imaginären Theil an fremdem Glück und Unglück. Diese Theilnahme erscheint oft willkürlich, jedoch beruht sie auf sittlichen Gründen. Denn bald geben wir löblichen Absichten einen verdienten Beifall; bald aber, von glänzendem Erfolg hingerissen, wenden wir uns zu Demjenigen, dessen Vorsätze wir würden getadelt haben. Zu allem Diesem verschaffte uns jene Zeit reichlichen Stoff.

Friedrich der Zweite, auf seiner Kraft ruhend, schien noch immer das Schicksal Europens und der Welt abzuwiegen; Katharina, eine große Frau, die sich selbst des Thrones würdig gehalten, gab tüchtigen, hochbegünstigten Männern einen großen Spielraum, der Herrscherin Macht immer weiter auszubreiten, und da dies über die Türken geschah, denen wir die Verachtung, mit welcher sie auf uns herniederblicken, reichlich zu vergelten gewohnt sind, so schien es, als wenn keine Menschen aufgeopfert würden, indem diese Unchristen zu Tausenden fielen. Die brennende Flotte in dem Hafen von Tschesme verursachte ein allgemeines Freudenfest über die gebildete Welt, und Jedermann nahm Theil an dem siegerischen Uebermuth, als man, um ein wahrhaftes Bild jener großen Begebenheit übrig zu behalten, zum Behuf eines künstlerischen Studiums auf der Rhede von Livorno sogar ein Kriegsschiff in die Luft sprengte. Nicht lange darauf ergreift ein junger nordischer König, gleichfalls aus eigner Gewalt, die Zügel des Regiments. Die Aristokraten, die er unterdrückt, werden nicht bedauert, denn die Aristokratie überhaupt hatte keine Gunst bei dem Publikum, weil sie ihrer Natur nach im Stillen wirkt und um desto sicherer ist, je weniger sie von sich reden macht, und in diesem Falle dachte man von dem jungen König um desto besser, weil er, um dem obersten Stande das Gleichgewicht zu halten, die unteren begünstigen und an sich knüpfen mußte.

Noch lebhafter aber war die Welt interessirt, als ein ganzes Volk sich zu befreien Miene machte. Schon früher hatte man demselben Schauspiel im Kleinen gern zugesehn; Korsika war lange der Punkt gewesen, auf den sich Aller Augen richteten; Paoli, als er, sein patriotisches Vorhaben nicht weiter durchzu-

setzen im Stande, durch Deutschland nach England ging, zog Aller Herzen an sich; es war ein schöner, schlanker, blonder Mann voll Anmuth und Freundlichkeit; ich sah ihn in dem Bethmann'schen Hause, wo er kurze Zeit verweilte und den Neugierigen, die sich zu ihm drängten, mit heiterer Gefälligkeit begegnete. Nun aber sollten sich in dem entfernteren Welttheil ähnliche Auftritte wiederholen; man wünschte den Amerikanern alles Glück, und die Namen Franklin und Washington fingen an, am politischen und kriegerischen Himmel zu glänzen und zu funkeln. Manches zu Erleichterung der Menschheit war geschehen, und als nun gar ein neuer, wohlwollender König von Frankreich die besten Absichten zeigte, sich selbst zu Beseitigung so mancher Mißbräuche und zu den edelsten Zwecken zu beschränken, eine regelmäßig auslangende Staatswirthschaft einzuführen, sich aller willkürlichen Gewalt zu begeben und durch Ordnung wie durch Recht allein zu herrschen: so verbreitete sich die heiterste Hoffnung über die ganze Welt, und die zutrauliche Jugend glaubte sich und ihrem ganzen Zeitgeschlechte eine schöne, ja herrliche Zukunft versprechen zu dürfen.

An allen diesen Ereignissen nahm ich jedoch nur insofern Theil, als sie die größere Gesellschaft interessirten; ich selbst und mein engerer Kreis befaßten uns nicht mit Zeitungen und Neuigkeiten; uns war darum zu thun, den Menschen kennen zu lernen, die Menschen überhaupt ließen wir gern gewähren.

Der beruhigte Zustand des deutschen Vaterlandes, in welchem sich auch meine Vaterstadt schon über hundert Jahre eingefügt sah, hatte sich trotz manchen Kriegen und Erschütterungen in seiner Gestalt vollkommen erhalten. Einem gewissen Behagen günstig war, daß von dem Höchsten bis zu dem Tiefsten, von dem Kaiser bis zu dem Juden herunter die mannichfaltigste Abstufung alle Persönlichkeiten, anstatt sie zu trennen, zu verbinden schien. Wenn dem Kaiser sich wenige subordinirten, so gab diesen ihr Wahlrecht und die dabei erworbenen und behaupteten Gerechtsame ein entschiedenes Gleichgewicht. Nun aber war der hohe Adel in die erste königliche Reihe verschränkt, so daß er, seiner bedeutenden Vorrechte gedenkend, sich ebenbürtig mit dem Höchsten achten konnte, ja im gewissen Sinne noch höher, indem ja die geistlichen Kurfürsten allen Andern voranginzen und als Sprößlinge der Hierarchie einen unangefochtenen, ehrwürdigen Raum behaupteten.

Gedenke man nun der außerordentlichen Vortheile, welche

diese altgegründeten Familien zugleich und außerdem in Stiftern, Ritterorden, Ministerien, Vereinigungen und Verbrüderungen genossen haben, so wird man leicht denken können, daß diese große Masse von bedeutenden Menschen, welche sich zugleich als subordinirt und als koordinirt fühlten, in höchster Zufriedenheit und geregelter Weltthätigkeit ihre Tage zubrachten und ein gleiches Behagen ihren Nachkommen ohne besondere Mühe vorbereiteten und überließen. Auch fehlte es dieser Klasse nicht an geistiger Kultur; denn schon seit hundert Jahren hatte sich erst die hohe Militär- und Geschäftsbildung bedeutend hervorgethan und sich des ganzen vornehmen sowie des diplomatischen Kreises bemächtigt, zugleich aber auch durch Literatur und Philosophie die Geister zu gewinnen und auf einen hohen, der Gegenwart nicht allzu günstigen Standpunkt zu versetzen gewußt.

In Deutschland war es noch kaum Jemand eingefallen, jene ungeheure privilegirte Masse zu beneiden oder ihr die glücklichen Weltvorzüge zu mißgönnen. Der Mittelstand hatte sich ungestört dem Handel und den Wissenschaften gewidmet und hatte freilich dadurch sowie durch die nahverwandte Technik sich zu einem bedeutenden Gegengewicht erhoben; ganz oder halb freie Städte begünstigten diese Thätigkeit, so wie die Menschen darin ein gewisses ruhiges Behagen empfanden. Wer seinen Reichthum vermehrt, seine geistige Thätigkeit besonders im juristischen und Staatsfache gesteigert sah, der konnte sich überall eines bedeutenden Einflusses erfreuen. Setzte man doch bei den höchsten Reichsgerichten und auch wol sonst der adeligen Bank eine Gelehrtenbank gegenüber; die freiere Uebersicht der einen mochte sich mit der tiefern Einsicht der andern gerne befreunden, und man hatte im Leben durchaus keine Spur von Rivalität: der Adel war sicher in seinen unerreichbaren, durch die Zeit geheiligten Vorrechten, und der Bürger hielt es unter seiner Würde, durch eine seinem Namen vorgesetzte Partikel nach dem Schein derselben zu streben. Der Handelsmann, der Techniker hatte genug zu thun, um mit den schneller vorschreitenden Nationen einigermaßen zu wetteifern. Wenn man die gewöhnlichen Schwankungen des Tages nicht beachten will, so durfte man wol sagen: es war im Ganzen eine Zeit eines reinen Bestrebens, wie sie früher nicht erschienen, noch auch in der Folge wegen äußerer und innerer Steigerungen sich lange erhalten konnte.

In dieser Zeit war meine Stellung gegen die obern Stände

sehr günstig. Wenn auch im „Werther" die Unannehmlichkeiten an der Grenze zweier bestimmter Verhältnisse mit Ungeduld ausgesprochen sind, so ließ man das in Betracht der übrigen Leidenschaftlichkeiten des Buches gelten, indem Jedermann wohl fühlte, daß es hier auf keine unmittelbare Wirkung abgesehen sei.

Durch „Götz von Berlichingen" aber war ich gegen die obern Stände sehr gut gestellt; was auch an Schicklichkeiten bisheriger Literatur mochte verletzt sein, so war doch auf eine kenntnißreiche und tüchtige Weise das altdeutsche Verhältniß, den unverletzbaren Kaiser an der Spitze, mit manchen andern Stufen und ein Ritter dargestellt, der im allgemein gesetzlosen Zustande als einzelner Privatmann, wo nicht gesetzlich, doch rechtlich zu handeln dachte und dadurch in sehr schlimme Lagen geräth. Dieser Komplex aber war nicht aus der Luft gegriffen, sondern durchaus heiter, lebendig und deshalb auch wol die und da ein Wenig modern, aber doch immer in dem Sinne vorgeführt, wie der wackere, tüchtige Mann sich selbst, und also wol zu leidlichen Gunsten, in eigner Erzählung dargestellt hatte.

Die Familie blühte noch; ihr Verhältniß zu der fränkischen Ritterschaft war in ihrer Integrität geblieben, wenn gleich diese Beziehungen wie manches Andere jener Zeit bleicher und unwirksamer mochten geworden sein.

Nun erhielt auf einmal das Flüßlein Jart, die Burg Jarthausen eine poetische Bedeutung; sie wurden besucht sowie das Rathhaus zu Heilbronn.

Man wußte, daß ich noch andere Punkte jener Zeitgeschichte mir in den Sinn genommen hatte, und manche Familie, die sich aus jener Zeit noch tüchtig beschrieb, hatte die Aussicht, ihren Aeltervater gleichsam ans Tageslicht hervorgezogen zu sehen.

Es entsteht ein eigenes allgemeines Behagen, wenn man einer Nation ihre Geschichte auf eine geistreiche Weise wieder zur Erinnerung bringt: sie erfreut sich der Tugenden ihrer Vorfahren und belächelt die Mängel derselben, welche sie längst überwunden zu haben glaubt. Theilnahme und Beifall kann daher einer solchen Darstellung nicht fehlen, und ich hatte mich in diesem Sinne einer vielfachen Wirkung zu erfreuen.

Merkwürdig möchte es jedoch sein, daß unter den zahlreichen Annäherungen und in der Menge der jungen Leute, die sich an mich anschlossen, sich kein Edelmann befand; aber dagegen waren Manche, die, schon in die Dreißig gelangt, mich aufsuchten, be-

suchten, und in deren Wollen und Bestreben eine freudige Hoffnung sich durchzog, sich in vaterländischem und allgemein menschlicherem Sinne ernstlich auszubilden.

Zu dieser Zeit war denn überhaupt die Richtung nach der Epoche zwischen dem funfzehnten und sechzehnten Jahrhundert eröffnet und lebendig. Die Werke Ulrich's von Hutten kamen mir in die Hände, und es schien wundersam genug, daß in unsern neuern Tagen sich das Aehnliche, was dort hervorgetreten, hier gleichfalls wieder zu manifestiren schien.

Folgender Brief Ulrich's von Hutten an Wilibald Pirkheimer dürfte demnach hier eine schickliche Stelle finden.

„Was uns das Glück gegeben, nimmt es meist wieder weg, und das nicht allein; auch alles Andere, was sich an den Menschen von außen anschließt, seben wir dem Zufall unterworfen. Nun aber streb' ich nach Ehren, die ich ohne Mißgunst zu erlangen wünschte, in welcher Weise es auch sei; denn es besitzt mich ein heftiger Durst nach dem Ruhm, daß ich so viel als möglich geadelt zu sein wünschte. Es würde schlecht mit mir stehen, theurer Wilibald, wenn ich mich schon jetzt für einen Edelmann hielte, ob ich gleich in diesem Rang, dieser Familie, von solchen Eltern geboren worden, wenn ich mich nicht durch eigenes Bestreben geadelt hätte. Ein so großes Werk hab' ich im Sinn! Ich denke höher! Nicht etwa daß ich mich in einen vornehmeren, glänzendern Stand versetzt seben möchte, sondern anderwärts möcht' ich eine Quelle suchen, aus der ich einen besondern Adel schöpfte und nicht unter die wahnhaften Edelleute gezählt würde, zufrieden mit dem, was ich von meinen Voreltern empfangen, sondern daß ich zu jenen Gütern noch etwas selbst hinzugefügt hätte, was von mir auf meine Nachkommen hinüberginge.

„Daher ich denn mit meinen Studien und Bemühungen mich dahin wende und bestrebe, entgegengesetzt in Meinung Denenjenigen, die Alles das, was ist, für genug achten; denn mir ist nichts dergleichen genug, wie ich Dir denn meinen Ehrgeiz dieser Art bekannt habe. Und so gesteh' ich denn, daß ich Diejenigen nicht beneide, die, von den untersten Ständen ausgegangen, über meine Zustände hinausgeschritten sind; und hier bin ich mit den Männern meines Standes keineswegs übereinstimmend, welche Personen eines niedrigen Ursprungs, die sich durch Tüchtigkeit hervorgethan haben, zu schimpfen pflegen. Denn mit vollkommenem Rechte werden Diejenigen uns vorge-

zogen, welche den Stoff des Ruhms, den wir selbst vernachlässigt, für sich ergriffen und in Besitz genommen; sie mögen Söhne von Walkern oder Gerbern sein, haben sie doch mit mehr Schwierigkeit, als wir gefunden hätten, dergleichen zu erlangen gewußt. Nicht allein ein Thor ist der Ungelehrte zu nennen, welcher Den beneidet, der durch Kenntnisse sich hervorgethan, sondern unter die Elenden, ja unter die Elendesten zu zählen; und an diesem Fehler krankt unser Adel ganz besonders, daß er solche Zierrathen quer ansehe. Denn was, bei Gott, heißt es, Den beneiden, der das besitzt, was wir vernachlässigten? Warum haben wir uns der Gesetze nicht befleißiget, die schöne Gelahrtheit, die besten Künste warum nicht selbst gelernt? Da sind uns nun Walker, Schuster und Wagner vorgelaufen. Warum haben wir die Stellung verlassen, warum die freisten Studien den Dienstleuten und, schändlich für uns, ihrem Schmutz überlassen? Ganz rechtmäßig hat das Erbtheil des Adels, das wir verschmähten, ein jeder Gewandter, Fleißiger in Besitz nehmen und durch Thätigkeit benutzen können. Wir Elenden, die das vernachlässigen, was einem jeden Untersten sich über uns zu erheben genügt, hören wir doch auf zu beneiden und suchen dasjenige auch zu erlangen, was zu unsrer schimpflichen Beschämung Andere sich anmaßen!

„Jedes Verlangen nach Ruhm ist ehrbar, aller Kampf um das Tüchtige lobenswürdig. Mag doch jedem Stand seine eigene Ehre bleiben, ihm eine eigene Zierde gewährt sein! Jene Ahnenbilder will ich nicht verachten, so wenig als die wohl ausgestatteten Stammbäume; aber was auch deren Werth sei, ist nicht unser eigen, wenn wir es nicht durch Verdienste erst eigen machen; auch kann es nicht bestehen, wenn der Adel nicht Sitten, die ihm geziemen, annimmt. Vergebens wird ein fetter und beleibter jener Hausväter die Standbilder seiner Vorfahren Dir aufzeigen, indeß er selbst, unthätig, eher einem Klotz ähnlich, als daß er Jenen, die ihm mit Tüchtigkeit voranleuchteten, zu vergleichen wäre.

„So viel hab' ich Dir von meinem Ehrgeiz und seiner Beschaffenheit so weitläuftig als aufrichtig vertrauen wollen."

Wenn auch nicht in solchem Flusse des Zusammenhangs, so hatte ich doch von meinen vornehmeren Freunden und Bekannten dergleichen tüchtige und kräftige Gesinnungen zu ver-

wenn sie zu ihrem Gottesdienst in Bockenheim Sonntags in schönen Equipagen hinausfuhren, war es immer eine Art von Triumph über die Bürgerabtheilung, welche berechtigt war, bei gutem wie bei schlechtem Wetter in die Kirche zu Fuße zu gehen.

Die Katholiken bemerkte man kaum; aber auch sie waren die Vortheile gewahr geworden, welche die beiden andern Konfessionen sich zugeeignet hatten.

Achtzehntes Buch.

Zu literarischen Angelegenheiten zurückkehrend, muß ich einen Umstand hervorheben, der auf die deutsche Poesie der damaligen Epoche großen Einfluß hatte und besonders zu beachten ist, weil eben diese Einwirkung in den ganzen Verlauf unserer Dichtkunst bis zum heutigen Tag gedauert hat und auch in der Zukunft sich nicht verlieren kann.

Die Deutschen waren von den älteren Zeiten her an den Reim gewöhnt; er brachte den Vortheil, daß man auf eine sehr naive Weise verfahren und fast nur die Silben zählen durfte. Achtete man bei fortschreitender Bildung mehr oder weniger instinktmäßig auch auf Sinn und Bedeutung der Silben, so verdiente man Lob, welches sich manche Dichter anzueignen wußten. Der Reim zeigte den Abschluß des poetischen Satzes, bei kürzeren Zeilen waren sogar die kleineren Einschnitte merklich, und ein natürlich wohlgebildetes Ohr sorgte für Abwechselung und Anmuth. Nun aber nahm man auf einmal den Reim weg, ohne zu bedenken, daß über den Silbenwerth noch nicht entschieden, ja schwer zu entscheiden war. Klopstock ging voran. Wie sehr er sich bemüht und was er geleistet, ist bekannt. Jedermann fühlte die Unsicherheit der Sache, man wollte sich nicht gerne wagen, und aufgefordert durch jene Naturtendenz, griff man nach einer poetischen Prosa. Geßner's höchst liebliche Idyllen öffneten eine unendliche Bahn. Klopstock schrieb den Dialog von „Hermann's Schlacht" in Prosa, sowie den „Tod Adam's". Durch die bürgerlichen Trauerspiele sowie durch die Dramen bemächtigte sich ein empfindungsvoller,

höherer Stil des Theaters, und umgekehrt zog der fünffüßige Jambus, der sich durch Einfluß der Engländer bei uns verbreitete, die Poesie zur Prosa herunter. Allein die Forderungen an Rhythmus und Reim konnte man im Allgemeinen nicht aufgeben. Ramler, obgleich nach unsichern Grundsätzen, streng gegen seine eigenen Sachen, konnte nicht unterlassen, diese Strenge auch gegen fremde Werke geltend zu machen. Er verwandelte Prosa in Verse, veränderte und verbesserte die Arbeit Anderer, wodurch er sich wenig Dank verdiente und die Sache noch mehr verwirrte. Am Besten aber gelang es Denen, die sich des herkömmlichen Reims mit einer gewissen Beobachtung des Silbenwerthes bedienten und, durch natürlichen Geschmack geleitet, unausgesprochene und unentschiedene Gesetze beobachteten, wie zum Beispiel Wieland, der, obgleich unnachahmlich, eine lange Zeit mäßigern Talenten zum Muster diente.

Unsicher aber blieb die Ausübung auf jeden Fall, und es war Keiner, auch der Besten, der nicht augenblicklich irre geworden wäre. Daher entstand das Unglück, daß die eigentliche geniale Epoche unsrer Poesie Weniges hervorbrachte, was man in seiner Art korrekt nennen könnte; denn auch hier war die Zeit strömend, fordernd und thatig, aber nicht betrachtend und sich selbst genugthuend.

Um jedoch einen Boden zu finden, worauf man poetisch fußen, um ein Element zu entdecken, in dem man freisinnig athmen konnte, war man einige Jahrhunderte zurückgegangen, wo sich aus einem chaotischen Zustande ernste Tüchtigkeiten glänzend hervorthaten, und so befreundete man sich auch mit der Dichtkunst jener Zeiten. Die Minnesänger lagen zu weit von uns ab; die Sprache hätte man erst studiren müssen, und das war nicht unsre Sache; wir wollten leben und nicht lernen.

Hans Sachs, der wirklich meisterliche Dichter, lag uns am Nächsten. Ein wahres Talent, freilich nicht wie jene Ritter und Hofmänner, sondern ein schlichter Bürger, wie wir uns auch zu sein rühmten. Ein didaktischer Realism sagte uns zu, und wir benutzten den leichten Rhythmus, den sich willig anbietenden Reim bei manchen Gelegenheiten. Es schien diese Art so bequem zur Poesie des Tages, und deren bedurften wir jede Stunde.

Wenn nun bedeutende Werke, welche eine jahrelange, ja eine lebenslängliche Aufmerksamkeit und Arbeit erforderten, auf so verwegenem Grunde bei leichtsinnigen Anlässen mehr oder weniger aufgebaut wurden, so kann man sich denken, wie freventlich mitunter andere vorübergehende Produktionen sich gestalteten, zum Beispiel die poetischen Epistoln, Parabeln und Invektiven aller Formen, womit wir fortfuhren, uns innerlich zu bekriegen und nach außen Händel zu suchen.

Außer dem schon Abgedruckten ist nur Weniges davon übrig; es mag erhalten bleiben. Kurze Notizen mögen Ursprung und Absicht denkenden Männern etwas deutlicher enthüllen. Tiefer Eindringende, denen diese Dinge künftig zu Gesicht kommen, werden doch geneigt bemerken, daß allen solchen Excentrizitäten ein redliches Bestreben zu Grunde lag. Aufrichtiges Wollen streitet mit Anmaßung, Natur gegen Herkömmlichkeiten, Talent gegen Formen, Genie mit sich selbst, Kraft gegen Weichlichkeit, unentwickeltes Tüchtiges gegen entfaltete Mittelmäßigkeit, so daß man jenes ganze Betragen als ein Vorpostengefecht ansehen kann, das auf eine Kriegserklärung folgt und eine gewaltsame Fehde verkündigt. Denn genau besehen, so ist der Kampf in diesen funfzig Jahren noch nicht ausgekämpft, er setzt sich noch immer fort, nur in einer höhern Region.

Ich hatte nach Anleitung eines ältern deutschen Puppen- und Budenspiels ein tolles Fratzenwesen ersonnen, welches den Titel „Hanswurfts Hochzeit" führen sollte. Das Schema war folgendes: Hanswurst, ein reicher elternloser Bauerssohn, welcher so eben mündig geworden, will ein reiches Mädchen Namens Ursel Blandine heirathen. Sein Vormund, Kilian Brustfleck, und ihre Mutter Ursel ꝛc. sind es höchlich zufrieden. Ihr vieljähriger Plan, ihre höchsten Wünsche werden dadurch endlich erreicht und erfüllt. Hier findet sich nicht das mindeste Hinderniß, und das Ganze beruht eigentlich nur darauf, daß das Verlangen der jungen Leute, sich zu besitzen, durch die Anstalten der Hochzeit und dabei vorwaltenden unerläßlichen Umständlichkeiten hingehalten wird. Als Prologus tritt der Hochzeitbitter auf, hält seine herkömmliche banale Rede und endiget mit den Reimen:

Bei dem Wirth zur goldnen Laus,
Da wird sein der Hochzeitschmaus.

Um dem Vorwurf der verletzten Einheit des Orts zu entgehen, war im Hintergrunde des Theaters gedachtes Wirthshaus mit seinen Insignien glänzend zu sehen, aber so, als wenn es, auf einem Zapfen umgedreht, nach allen vier Seiten könnte vorgestellt werden, wobei sich jedoch die vordern Coulissen des Theaters schicklich zu verändern hatten.

Im ersten Akt stand die Vorderseite nach der Straße zu, mit den goldnen, nach dem Sonnenmikroskop gearbeiteten Insignien, im zweiten Akt die Seite nach dem Hausgarten, die dritte nach einem Wäldchen, die vierte nach einem nahe liegenden See, wodurch denn geweissagt war, daß in folgenden Zeiten es dem Dekorateur geringe Mühe machen werde, einen Wellenschlag über das ganze Theater bis an das Soufflleurloch zu führen.

Durch alles Dieses aber ist das eigentliche Interesse des Stücks noch nicht ausgesprochen; denn der gründliche Scherz ward bis zur Tollheit gesteigert, daß das sämmtliche Personal des Schauspiels aus lauter deutsch herkömmlichen Schimpf- und Ekelnamen bestand, wodurch der Charakter der Einzelnen sogleich ausgesprochen und das Verhältniß zu einander gegeben war.

Da wir hoffen dürfen, daß Gegenwärtiges in guter Gesellschaft, auch wol in anständigem Familienkreise vorgelesen werde, so dürfen wir nicht einmal, wie doch auf jedem Theateranschlag Sitte ist, unsre Personen hier der Reihe nach nennen, noch auch die Stellen, wo sie sich am Klarsten und Eminentesten beweisen, hier am Ort aufführen, obgleich auf dem einfachsten Wege heitere, neckische, unversängliche Beziehungen und geistreiche Scherze sich hervortun müßten. Zum Versuche legen wir ein Blatt bei, unsern Herausgebern die Zulässigkeit zu beurtheilen anheimstellend.

Vetter Schurk hatte das Recht durch sein Verhältniß zur Familie, zu dem Fest geladen zu werden; Niemand hatte dabei etwas zu erinnern, denn wenn er auch gleich durchaus im Leben unmöglich war, so war er doch da, und weil er da war, konnte man ihn schicklich nicht verleugnen; auch durfte man an so einem Festtage sich nicht erinnern, daß man zuweilen unzufrieden mit ihm gewesen wäre.

Mit Herrn Schurke war es schon eine bedenklichere Sache; er hatte der Familie wohl genutzt, wenn es ihm gerade auch nutzte, dagegen ihr auch wieder geschadet, vielleicht zu

seinem eignen Vortheil, vielleicht auch, weil er es eben gelegen fand. Die mehr oder minder klugen stimmten für seine Zulässigkeit, die Wenigen, die ihn wollten ausgeschlossen haben, wurden überstimmt.

Nun aber war noch eine dritte Person, über die sich schwerer entscheiden ließ: in der Gesellschaft ein erdentlicher Mensch, nicht weniger als Andere, nachgiebig, gefällig und zu Mancherlei zu gebrauchen: er hatte den einzigen Fehler, daß er seinen Namen nicht hören konnte und, sobald er ihn vernahm, in eine Heldenwuth, wie der Nerde ihr Berserkerwuth benennt, augenblicklich gerieth, Alles rechts und links todtzuschlagen drohte und in solchem Raptus theils beschädigte, theils beschädigt ward: wie denn auch der zweite Akt des Stücks durch ihn ein sehr verwerrenes Ende nahm.

Hier konnte nun der Anlaß unmöglich versäumt werden, den räuberischen Macklot zu züchtigen. Er geht nämlich bauren mit seiner Madlotur, und wie er die Anstalten zur Hochzeit gewahr wird, kann er dem Triebe nicht widerstehen, auch hier zu schmarutzen und auf anderer Leute Kosten seine ausgehungerten Gedärme zu erquicken. Er meldet sich; Kilian Brustfleck untersucht seine Ansprüche, muß ihn aber abweisen, denn alle Gäste, heißt es, seien anerkannte öffentliche Charaktere, woran der Supplikant doch keinen Anspruch machen könne. Macklot versucht sein Möglichstes, um zu beweisen, daß er ebenso berühmt sei als jene. Du aber Kilian Brustfleck als strenger Zeremonienmeister sich nicht will bewegen lassen, nimmt sich jener Nichtgenannte, der von seiner Berserkerwuth am Schlusse des zweiten Akts sich wieder erholt hat, des ihm so nahe verwandten Nachdruckers so nachdrücklich an, daß dieser unter die übrigen Gäste schließlich aufgenommen wird.

Um diese Zeit meldeten sich die Grafen Stolberg an, die, auf einer Schweizerreise begriffen, bei uns einsprechen wollten. Ich war durch das frühzeitige Auftauchen meines Talents im Göttinger Musenalmanach mit ihnen und sämmtlichen jungen Männern, deren Wesen und Wirken bekannt genug ist, in ein gar freundliches Verhältniß gerathen. Zu der damaligen Zeit hatte man sich ziemlich wunderliche Begriffe von Freundschaft und Liebe gemacht. Eigentlich war es eine lebhafte Jugend, die sich gegen einander aufspreizte und ein talentvolles, aber

ungebildetes Innere hervorkehrte. Einen solchen Bezug gegen einander, der freilich wie Vertrauen aussah, hielt man für Liebe, für wahrhafte Neigung; ich betrog mich darin so gut wie die Andern und habe davon viele Jahre auf mehr als eine Weise gelitten. Es ist noch ein Brief von Bürger'n aus jener Zeit vorhanden, woraus zu ersehen ist, daß von sittlich Aesthetischem unter diesen Gesellen keineswegs die Rede war. Jeder fühlte sich aufgeregt und glaubte gar wohl hiernach handeln und dichten zu dürfen.

Die Gebrüder kamen an, Graf Haugwitz mit ihnen. Von mir wurden sie mit offener Brust empfangen, mit gemüthlicher Schicklichkeit. Sie wohnten im Gasthofe, waren zu Tische jedoch meistens bei uns. Das erste heitere Zusammensein zeigte sich höchst erfreulich; allein gar bald traten excentrische Aeußerungen hervor.

Zu meiner Mutter machte sich ein eigenes Verhältniß. Sie wußte in ihrer tüchtigen graden Art sich gleich ins Mittelalter zurückzusetzen, um als Aja bei irgend einer lombardischen oder byzantinischen Prinzessin angestellt zu sein. Nicht anders als „Frau Aja" ward sie genannt, und sie gefiel sich in dem Scherze und ging so eher in die Phantastereien der Jugend mit ein, als sie schon in Götz von Berlichingen's Hausfrau ihr Ebenbild zu erblicken glaubte.

Doch hierbei sollte es nicht lange bleiben; denn man hatte nur einige Male zusammen getafelt, als schon nach ein- und der andern genossenen Flasche Wein der poetische Zornmuthsdrang zum Vorschein kam und man nach dem Blute solcher Wüthriche lechzend sich erwies. Mein Vater schüttelte lächelnd den Kopf; meine Mutter hatte in ihrem Leben kaum von Tyrannen gehört, doch erinnerte sie sich, in Gottfried's Chronik dergleichen Unmenschen in Kupfer abgebildet gesehen zu haben: den König Rambyses, der in Gegenwart des Vaters das Herz des Söhnchens mit dem Pfeil getroffen zu haben triumphirt, wie ihr solches noch im Gedächtniß geblieben war. Diese und ähnliche, aber immer heftiger werdende Aeußerungen ins Heitere zu wenden, verfuhr sie sich in ihren Keller, wo ihr von den ältesten Weinen wohlunterhaltene große Fässer verwahrt lagen. Nicht gemeine befanden sich darunter als die Jahrgänge 1706, 19, 26, 48, von ihr selbst gewartet und gepflegt, selten und nur bei feierlich-bedeutenden Gelegenheiten angesprochen.

Indem sie nun in geschliffener Flasche den hochfarbigen Wein einsetzte, rief sie aus: Hier ist das wahre Tyrannenblut! Daran ergetzt Euch, aber alle Mordgedanken laßt mir aus dem Hause!"

„Ja wohl, Tyrannenblut!" rief ich aus; „keinen größeren Tyrannen giebt es als den, dessen Herzblut man Euch vorsetzt. Labt Euch daran, aber mäßig! Denn Ihr müßt befürchten, daß er Euch durch Wohlgeschmack und Geist unterjoche. Der Weinstock ist der Universaltyrann, der ausgerottet werden sollte; zum Patron sollten wir deshalb den heiligen Lykurgus, den Thracier, wählen und verehren; er griff das fromme Werk kräftig an, aber, vom bethörenden Dämon Bacchus verblendet und verderbt, verdient er in der Zahl der Märtyrer obenan zu stehen.

„Dieser Weinstock ist der allerschlimmste Tyrann, zugleich Heuchler, Schmeichler und Gewaltsamer. Die ersten Züge seines Blutes munden Euch, aber ein Tropfen lockt den andern unaufhaltsam nach; sie folgen sich wie eine Perlenschnur, die man zu zerreißen fürchtet."

Wenn ich hier, wie die besten Historiker gethan, eine fingirte Rede statt jener Unterhaltung einzuschieben in Verdacht gerathen könnte, so darf ich den Wunsch aussprechen, es möchte gleich ein Geschwindschreiber diese Peroration aufgefaßt und uns überliefert haben. Man würde die Motive genau dieselbigen und den Fluß der Rede vielleicht anmuthiger und einladender finden. Ueberhaupt fehlt dieser gegenwärtigen Darstellung im Ganzen die weitläuftige Redseligkeit und Fülle einer Jugend, die sich fühlt und nicht weiß, wo sie mit Kraft und Vermögen hinaus soll.

In einer Stadt wie Frankfurt befindet man sich in einer wunderlichen Lage; immer sich kreuzende Fremde deuten nach allen Weltgegenden hin und erwecken Reiselust. Früher war ich schon bei manchem Anlaß mobil geworden, und gerade jetzt im Augenblicke, wo es darauf ankam, einen Versuch zu machen, ob ich Lili entbehren könne, wo eine gewisse peinliche Unruhe mich zu allem bestimmten Geschäft unfähig machte, war mir die Aufforderung der Stolberge, sie nach der Schweiz zu begleiten, willkommen. Begünstigt durch das Zureden meines Vaters, welcher eine Reise in jener Richtung sehr gerne sah und mir empfahl, einen Uebergang nach Italien, wie es sich fügen und schicken wollte, nicht zu versäumen, entschloß ich

mich daher schnell, und es war bald gepackt. Mit einiger Andeutung, aber ohne Abschied trennt' ich mich von Lili; sie war mir so ins Herz gewachsen, daß ich mich gar nicht von ihr zu entfernen glaubte.

In wenigen Stunden sah ich mich mit meinen lustigen Gefährten in Darmstadt. Bei Hofe daselbst sollte man sich noch ganz schicklich betragen; hier hatte Graf Haugwitz eigentlich die Führung und Leitung. Er war der Jüngste von uns, wohlgestaltet, von zartem, edlem Ansehen, weichen, freundlichen Zügen, sich immer gleich, theilnehmend, aber mit solchem Maße, daß er gegen die Andern als impassibel abstach. Er mußte deshalb von ihnen allerlei Spottreden und Benamsungen erdulden. Dies mochte gelten, so lange sie glaubten, als Naturkinder sich zeigen zu können; wo es aber denn doch auf Schicklichkeit ankam und man nicht ungern genöthigt war, wieder einmal als Graf aufzutreten, da wußte er Alles einzuleiten und zu schlichten, daß wir, wenn nicht mit dem besten, doch mit leidlichem Rufe davonkamen.

Ich brachte unterdessen meine Zeit bei Merck zu, welcher meine vorgenommene Reise mephistophelisch auerblickend ansah und meine Gefährten, die ihn auch besucht hatten, mit schonungsloser Verständigkeit zu schildern wußte. Er kannte mich nach seiner Art durchaus, die unüberwindliche naive Gutmüthigkeit meines Wesens war ihm schmerzlich; das ewige Gelten-lassen, das Leben und Lebenlassen war ihm ein Gräuel. „Daß Du mit diesen Burschen ziehst," rief er aus, „ist ein dummer Streich"; und er schilderte sie sodann treffend, aber nicht ganz richtig. Durchaus fehlte ein Wohlwollen, daher ich glauben konnte, ihn zu übersehen, obschon ich ihn nicht sowol überlud, als nur die Seiten zu schätzen wußte, die außer seinem Gesichtskreise lagen.

„Du wirst nicht lange bei ihnen bleiben!" das war das Resultat seiner Unterhaltungen. Dabei erinnere ich mich eines merkwürdigen Wortes, das er mir später wiederholte, das ich mir selbst wiederholte und oft im Leben bedeutend fand. „Dein Bestreben," sagte er, „Deine unablenkbare Richtung ist, dem Wirklichen eine poetische Gestalt zu geben; die Andern suchen das sogenannte Poetische, das Imaginative zu verwirklichen, und das giebt nichts wie dummes Zeug." Faßt man die ungeheure Differenz dieser beiden Handlungsweisen, hält man sie fest und wendet sie an, so erlangt man viel Aufschluß über tausend andere Dinge.

Unglücklicher Weise, eh sich die Gesellschaft von Darmstadt loslöste, gab es noch Anlaß, Merck's Meinung unumstößlich zu bekräftigen.

Unter die damaligen Verrücktheiten, die aus dem Begriff entstanden, man müsse sich in einen Naturzustand zu versetzen suchen, gehörte denn auch das Baden im freien Wasser unter offnem Himmel, und unsre Freunde konnten auch hier, nach allenfalls überstandener Schicklichkeit, auch dieses Unschickliche nicht unterlassen. Darmstadt, ohne fließendes Gewässer, in einer sandigen Fläche gelegen, mag doch einen Teich in der Nähe haben, von dem ich nur bei dieser Gelegenheit gehört. Die beiß genaturten und sich immer mehr erbindenden Freunde suchten Labsal in diesem Weiher; nackte Jünglinge bei hellem Sonnenschein zu sehen, mochte wol in dieser Gegend als etwas Besonderes erscheinen; es gab Skandal auf alle Fälle. Merck schärfte [illegible] Konklusionen, und ich leugne nicht, ich beeilte unsre A[illegible]

Schon auf dem Wege nach Mannheim zeigte sich ungeachtet aller guten und edlen gemeinsamen Gefühle doch schon eine gewisse Differenz in Gesinnung und Betragen. Leopold Stolberg äußerte mit Leidenschaft: wie er genöthigt worden, ein herzliches Liebesverhältniß mit einer schönen Engländerin aufzugeben, und deswegen eine so weite Reise unternommen habe. Wenn man ihm nun dagegen theilnehmend entdeckte, daß man solchen Empfindungen auch nicht fremd sei, so brach bei ihm das grenzenlose Gefühl der Jugend heraus: seiner Leidenschaft, seinen Schmerzen, sowie der Schönheit und Liebenswürdigkeit seiner Geliebten dürfe sich in der Welt nichts gleichstellen. Wollte man solche Behauptung, wie es sich unter guten Gesellen wol ziemt, durch mäßige Rede ins Gleichgewicht bringen, so schien sich die Sache nur zu verschlimmern, und Graf Haugwitz wie auch ich mußten zuletzt geneigt werden, dieses Thema fallen zu lassen. Angelangt in Mannheim, bezogen wir schöne Zimmer eines anständigen Gasthofes, und beim Dessert des ersten Mittagsessens, wo der Wein nicht war geschont worden, forderte uns Leopold auf, seiner Schönen Gesundheit zu trinken, welches denn unter ziemlichem Getöse geschah. Nach geleerten Gläsern rief er aus: „Nun aber ist aus solchen geheiligten Bechern kein Trunk mehr erlaubt; eine zweite Gesundheit wäre Entweihung, deshalb vernichten wir diese Gefäße!“ und warf sogleich sein Stengelglas hinter sich wider die Wand. Wir

Andern folgten, und ich bildete mir denn doch ein, als wenn mich Merck am Kragen zupfte.

Allein die Jugend nimmt das aus der Kindheit mit herüber, daß sie guten Gesellen nichts nachträgt, daß eine unbefangene Wohlgewogenheit zwar unangenehm berührt werden kann, aber nicht zu verletzen ist.

Nachdem die nunmehr als englisch angesprochenen Gläser unsre Zeche verstärkt hatten, eilten wir nach Karlsruhe getrost und heiter, um uns zutraulich und sorglos in einen neuen Kreis zu begeben. Wir fanden Klopstock daselbst, welcher seine alte sittliche Herrschaft über die ihn so hoch verehrenden Schüler gar anständig ausübte, dem ich denn auch mich gern unterwarf, so daß ich, mit den Andern nach Hof gebeten, mich für einen Neuling ganz leidlich mag betragen haben. Auch ward man gewissermaßen aufgefordert, natürlich und doch bedeutend zu sein.

Der regierende Herr Markgraf, als einer der fürstlichen Senioren, besonders aber wegen seiner vortrefflichen Regierungszwecke unter den deutschen Regenten hoch verehrt, unterhielt sich gern von staatswirthlichen Angelegenheiten. Die Frau Markgräfin, in Künsten und mancherlei guten Kenntnissen thätig und bewandert, wollte auch mit anmuthigen Reden eine gewisse Theilnahme beweisen; wogegen wir uns zwar dankbar verhielten, konnten aber doch zu Hause ihre schlechte Papierfabrikation und Begünstigung des Nachdruckers Macklot nicht ungeneckt lassen.

Am Bedeutendsten war für mich, daß der junge Herzog von Sachsen-Weimar mit seiner edlen Braut, der Prinzessin Luise von Hessen-Darmstadt, hier zusammenkamen, um ein förmliches Ehebündniß einzugehen, wie denn auch deshalb Präsident von Moser bereits hier angelangt war, um so bedeutende Verhältnisse ins Klare zu setzen und mit dem Oberhofmeister Grafen Görz völlig abzuschließen. Meine Gespräche mit beiden hohen Personen waren die gemüthlichsten, und sie schiessen sich bei der Abschieds-Audienz wiederholt mit der Versicherung: es würde ihnen beiderseits angenehm sein, mich bald in Weimar zu sehen.

Einige besondere Gespräche mit Klopstock erregten gegen ihn bei der Freundlichkeit, die er mir erwies, Offenheit und Vertrauen; ich theilte ihm die neusten Scenen des „Faust" mit, die er wohl aufzunehmen schien, sie auch, wie ich nachher

vernahm, gegen andere Personen mit entschiedenem Beifall, der sonst nicht leicht in seiner Art war, beehrt und die Vollendung des Stücks gewünscht hatte.

Jenes ungebildete, damals mitunter genial genannte Betragen ward in Karlsruhe, auf einem anständigen, gleichsam heiligen Boden einigermaßen leichtwichtigt. Ich trennte mich von meinen Gesellen, indem ich einen Seitenweg einzuschlagen hatte, um nach Emmendingen zu gehen, wo mein Schwager Oberamtmann war. Ich achtete diesen Schritt, meine Schwester zu sehen, für eine wahrhafte Prüfung. Ich wußte, sie lebte nicht glücklich, ohne daß man es ihr, ihrem Gatten oder den Zuständen hätte Schuld geben können. Sie war ein eigenes Wesen, von dem schwer zu sprechen ist; wir wollen suchen, das Mittheilbare hier zusammenzufassen.

Ein schöner Körperbau begünstigte sie, nicht so die Gesichtszüge, welche, obgleich Güte, Verstand, Theilnahme deutlich genug ausdrückend, doch einer gewissen Regelmäßigkeit und Anmuth ermangelten.

Dazu kam noch, daß eine hohe, stark gewölbte Stirn durch die leidige Mode, die Haare aus dem Gesicht zu streichen und zu zwängen, einen gewissen unangenehmen Eindruck machte, wenn sie gleich für die sittlichen und geistigen Eigenschaften das beste Zeugniß gab. Ich kann mir denken, daß, wenn sie, wie es die neuere Zeit eingeführt hat, den obern Theil ihres Gesichtes mit Locken umwölken, ihre Schläfe und Wangen mit gleichen Ringeln hätte bekleiden können, sie vor dem Spiegel sich angenehmer würde gefunden haben, ohne Besorgniß, Andern zu mißfallen wie sich selbst. Rechne man hiezu noch das Unheil, daß ihre Haut selten rein war, ein Uebel, das sich durch ein dämonisches Mißgeschick schon von Jugend auf gewöhnlich an Festtagen einzufinden pflegte, an Tagen von Konzerten, Bällen und sonstigen Einladungen.

Diese Zustände hatte sie nach und nach durchgekämpft, indeß ihre übrigen herrlichen Eigenschaften sich immer mehr und mehr ausbildeten.

Ein fester, nicht leicht bezwinglicher Charakter, eine theilnehmende, Theilnahme bedürfende Seele, vorzügliche Geistesbildung, schöne Kenntnisse sowie Talente, einige Sprachen, eine gewandte Feder, so daß, wäre sie von außen begünstigt worden, sie unter den geachtetsten Frauen ihrer Zeit würde gegolten haben.

Zu allem Diesem ist noch ein Wundersames zu offenbaren:

in ihrem Wesen lag nicht die mindeste Sinnlichkeit. Sie war neben mir heraufgewachsen und wünschte ihr Leben in dieser geschwisterlichen Harmonie fortzusetzen und zuzubringen. Wir waren nach meiner Rückkunft von der Akademie unzertrennlich geblieben; im innersten Vertrauen hatten wir Gedanken, Empfindungen und Grillen, die Eindrücke alles Zufälligen in Gemeinschaft. Als ich nach Wetzlar ging, schien ihr die Einsamkeit unerträglich; mein Freund Schlosser, der Guten weder unbekannt noch zuwider, trat in meine Stelle. Leider verwandelte sich bei ihm die Brüderlichkeit in eine entschiedene und bei seinem strengen, gewissenhaften Wesen vielleicht erste Leidenschaft. Hier fand sich, wie man zu sagen pflegt, eine sehr gütliche, erwünschte Partie, welche sie, nachdem sie verschiedene bedeutende Anträge, aber von unbedeutenden Männern, von solchen, die sie verabscheute, standhaft ausgeschlagen hatte, endlich anzunehmen sich, ich darf wol sagen, bereden ließ.

Aufrichtig habe ich zu gestehen, daß ich mir, wenn ich manchmal über ihr Schicksal phantasirte, sie nicht gern als Hausfrau, wohl aber als Aebtissin, als Vorsteherin einer edlen Gemeinde gar gern denken mochte. Sie besaß Alles, was ein solcher höherer Zustand verlangt; ihr fehlte, was die Welt unerläßlich fordert. Ueber weibliche Seelen übte sie durchaus eine unwiderstehliche Gewalt; junge Gemüther zog sie liebevoll an und beherrschte sie durch den Geist innerer Vorzüge. Wie sie nun die allgemeine Duldung des Guten, Menschlichen mit allen seinen Wunderlichkeiten, wenn es nur nicht ins Verkehrte ging, mit mir gemein hatte, so brauchte nichts Eigenthümliches, wodurch irgend ein bedeutendes Naturell ausgezeichnet war, sich vor ihr zu verbergen oder sich vor ihr zu geniren, weswegen unsere Geselligkeiten, wie wir schon früher gesehn, immer mannichfaltig, frei, artig, wenn auch gleich manchmal ans Kühne heran sich bewegen mochten. Die Gewohnheit, mit jungen Frauenzimmern anständig und verbindlich umzugehen, ohne daß jedoch eine entschiedene Beschränkung und Aneignung erfolgt wäre, hatte ich nur ihr zu danken. Nun aber wird der einsichtige Leser, welcher fähig ist, zwischen diese Zeilen hineinzulesen, was nicht geschrieben steht, aber angedeutet ist, sich eine Ahnung der ernsten Gefühle gewinnen, mit welchen ich damals Emmendingen betrat.

Allein beim Abschiede nach kurzem Aufenthalte lag es mir noch schwerer auf dem Herzen, daß meine Schwester mir auf

das Ernsteste eine Trennung von Lili empfohlen, ja befohlen hatte. Sie selbst hatte an einem langwierigen Brautstande viel gelitten; Schlosser, nach seiner Redlichkeit, verlobte sich nicht eher mit ihr, als bis er seiner Anstellung im Großherzogthum Baden gewiß, ja, wenn man es so nehmen wollte, schon angestellt war. Die eigentliche Bestimmung aber verzögerte sich auf eine undenkliche Weise. Soll ich meine Vermuthung hierüber eröffnen, so war der wackere Schlosser, wie tüchtig er zum Geschäft sein mochte, doch wegen seiner schroffen Rechtlichkeit weder dem Fürsten als unmittelbar berührender Diener, noch weniger den Ministern als naher Mitarbeiter wünschenswerth. Seine gehoffte und dringend gewünschte Anstellung in Karlsruhe kam nicht zu Stande. Mir aber klärte sich diese Zögerung auf, als die Stelle eines Oberamtmanns in Emmendingen ledig ward und man ihn alsobald dahin versetzte. Es war ein stattliches, einträgliches Amt nunmehr ihm übertragen, dem er sich völlig gewachsen zeigte. Seinem Sinn, seiner Handlungsweise däuchte es ganz gemäß, hier allein zu stehen, nach Ueberzeugung zu handeln und über Alles, man mochte ihn loben oder tadeln, Rechenschaft zu geben.

Dagegen ließ sich nichts einwenden, meine Schwester mußte ihm folgen, freilich nicht in eine Residenz, wie sie gehofft hatte, sondern an einen Ort, der ihr eine Einsamkeit, eine Einöde scheinen mußte, in eine Wohnung, zwar geräumig, amtsherrlich, stattlich, aber aller Geselligkeit entbehrend. Einige junge Frauenzimmer, mit denen sie früher Freundschaft gepflegt, folgten ihr nach, und da die Familie Gerock mit Töchtern gesegnet war, wechselten diese ab, so daß sie wenigstens bei so vieler Entbehrung eines längstvertrauten Umgangs genoß.

Diese Zustände, diese Erfahrungen waren es, wodurch sie sich berechtigt glaubte, mir aufs Ernsteste eine Trennung von Lili zu befehlen. Es schien ihr hart, ein solches Frauenzimmer, von dem sie sich die höchsten Begriffe gemacht hatte, aus einer, wo nicht glänzenden, doch lebhaft bewegten Existenz herauszuzerren in unser zwar löbliches, aber doch nicht zu bedeutenden Gesellschaften eingerichtetes Haus, zwischen einen wohlwollenden, ungesprächigen, aber gern didaktischen Vater und eine in ihrer Art höchst häuslich-thätige Mutter, welche doch nach vollbrachtem Geschäft bei einer bequemen Handarbeit nicht gestört sein wollte in einem gemüthlichen Gespräch mit jungen herangezogenen und auserwählten Persönlichkeiten.

Dagegen setzte sie mir Lili's Verhältnisse lebhaft ins Klare; denn ich hatte ihr theils schon in Briefen, theils aber in leidenschaftlich geschwätziger Vertraulichkeit Alles haarklein vorgetragen.

Leider war ihre Schilderung nur eine umständliche wohlgesinnte Ausführung dessen, was ein Ohrenbläser von Freund, dem man nach und nach nichts Gutes zutraute, mit wenigen charakteristischen Zügen einzuflüstern bemüht gewesen.

Versprechen konnt' ich ihr nichts, ob ich gleich gestehen mußte, sie habe mich überzeugt. Ich ging mit dem räthselhaften Gefühl im Herzen, woran die Leidenschaft sich fortnährt; denn Amor das Kind hält sich noch hartnäckig fest am Kleide der Hoffnung, eben als sie schon starken Schrittes sich zu entfernen den Anlauf nimmt.

Das Einzige, was ich mir zwischen da und Zürich noch deutlich erinnere, ist der Rheinfall bei Schaffhausen. Hier wird durch einen mächtigen Stromsturz merklich die erste Stufe bezeichnet, die ein Bergland andeutet, in das wir zu treten gewillet sind, wo wir denn nach und nach, Stufe für Stufe, immer in wachsendem Verhältniß, die Höhen mühsam erreichen sollen.

Der Anblick des Züricher Sees, von dem Thore des „Schwertes" genossen, ist mir auch noch gegenwärtig; ich sage von dem Thore des Gasthauses, denn ich trat nicht hinein, sondern ich eilte zu Lavatern. Der Empfang war heiter und herzlich, und man muß gestehen, anmuthig ohne Gleichen; zutraulich, schonend, segnend, erbebend, anders konnte man sich seine Gegenwart nicht denken. Seine Gattin, mit etwas sonderbaren, aber friedlichen, zart-frommen Zügen, stimmte völlig, wie alles Andere um ihn her, in seine Sinnes- und Lebensweise.

Unsre nächste und fast ununterbrochene Unterhaltung war seine Physiognomik. Der erste Theil dieses seltsamen Werkes war, wenn ich nicht irre, schon völlig abgedruckt oder wenigstens seiner Vollständigkeit nahe. Man darf es wol als genial-empirisch, als methodisch-kollektiv aussprechen. Ich hatte dazu das sonderbarste Verhältniß. Lavater wollte die ganze Welt zu Mitarbeitern und Theilnehmern; schon hatte er auf seiner Rheinreise so viel bedeutende Menschen porträtiren lassen, um durch ihre Persönlichkeit sie in das Interesse eines Werks zu ziehen, in welchem sie selbst auftreten sollten. Ebenso versuhr

er mit Künſtlern; er rief einen jeden auf, ihm für ſeine Zwecke Zeichnungen zu ſenden. Sie kamen an und taugten nicht entſchieden zu ihrer Beſtimmung. Gleicherweiſe ließ er rechts und links in Kupfer ſtechen, und auch dieſes gelang ſelten charakteriſtiſch. Eine große Arbeit war von ſeiner Seite geleiſtet, mit Geld und Anſtrengung aller Art ein bedeutendes Werk vorgearbeitet, der Phyſiognomik alle Ehre geboten; und wie nun daraus ein Band werden ſollte, die Phyſiognomik, durch Lehre gegründet, durch Beiſpiele belegt, ſich der Würde einer Wiſſenſchaft nähern ſollte, ſo ſagte keine Tafel, was ſie zu ſagen hatte: alle Platten mußten getadelt, bedingt, nicht einmal gelobt, nur zugegeben, manche gar durch die Erklärungen weggelöſcht werden. Es war für mich, der, eh er fortſchritt, immer Fuß zu faſſen ſuchte, eine der peinlichſten Aufgaben, die meiner Thätigkeit auferlegt werden konnte. Man urtheile ſelbſt! Das Manuſkript mit den zum Text eingeſchobenen Plattenabdrücken ging an mich nach Frankfurt. Ich hatte das Recht, Alles zu tilgen, was mir mißfiel, zu ändern und einzuſchalten, was mir beliebte, wovon ich freilich ſehr mäßig Gebrauch machte. Ein einzigmal hatte er eine gewiſſe leidenſchaftliche Kontrovers gegen einen ungerechten Tadler eingeſchoben, die ich wegließ und ein heiteres Naturgedicht dafür einlegte, weswegen er mich ſchalt, jedoch ſpäter, als er abgekühlt war, mein Verfahren billigte.

Wer die vier Bände der Phyſiognomik durchblättert und, was ihn nicht reuen wird, durchlieſt, mag bedenken, welches Intereſſe unſer Zuſammenſein gehabt habe, indem die meiſten der darin vorkommenden Blätter ſchon gezeichnet und ein Theil geſtochen waren, vorgelegt und beurtheilt wurden und man die geiſtreichen Mittel überlegte, womit ſelbſt das Untaugliche in dieſem Falle lehrreich und alſo tauglich gemacht werden könnte.

Geh' ich das Lavateriſche Werk nochmals durch, ſo macht es mir eine komiſch-heitere Empfindung; es iſt mir, als ſähe ich die Schatten mir ehemals ſehr bekannter Menſchen vor mir, über die ich mich ſchon einmal geärgert, und über die ich mich jetzt nicht erfreuen ſollte.

Die Möglichkeit aber, ſo vieles unſchicklich Gebildete einigermaßen zuſammenzuhalten, lag in dem ſchönen und entſchiedenen Talente des Zeichners und Kupferſtechers Lips; er war in der That zur freien proſaiſchen Darſtellung des Wirklichen geboren,

worauf es denn doch eigentlich hier ankam. Er arbeitete unter dem wunderlich fordernden Physiognomisten und mußte desbalb genau aufpassen, um sich den Forderungen seines Meisters anzunähern; der talentreiche Bauernknabe fühlte die ganze Verpflichtung, die er einem geistlichen Herrn aus der so hoch privilegirten Stadt schuldig war, und besorgte sein Geschäft aufs Beste.

In getrennter Wohnung von meinen Gesellen lebend, ward ich täglich, ohne daß wir im Geringsten Arges daran gehabt hätten, denselben immer fremder; unsre Landpartien paßten nicht mehr zusammen, obgleich in der Stadt noch einiges Verkehr übrig geblieben war. Sie hatten sich mit allem jugendlich gräflichen Uebermuth auch bei Lavatern gemeldet, welchem gewandten Physiognomisten sie freilich etwas anders vorkamen als der übrigen Welt. Er äußerte sich gegen mich darüber, und ich erinnere mich ganz deutlich, daß er, von Leopold Stolberg sprechend, ausrief: „Ich weiß nicht, was Ihr Alle wollt; es ist ein edler, trefflicher, talentvoller Jüngling, aber sie haben mir ihn als einen Heroen, als einen Herkules beschrieben, und ich habe in meinem Leben keinen weichern, zartern und, wenn es darauf ankommt, bestimmbareren jungen Mann gesehen. Ich bin noch weit von sicherer physiognomischer Einsicht entfernt; aber wie es mit Euch und der Menge aussieht, ist doch gar zu betrübt."

Seit der Reise Lavater's an den Niederrhein hatte sich das Interesse an ihm und seinen physiognomischen Studien sehr lebhaft gesteigert; vielfache Gegenbesuche drängten sich zu ihm, so daß er sich einigermaßen in Verlegenheit fühlte, als der Erste geistlicher und geistreicher Männer angesehen und als Einer betrachtet zu werden, der die Fremden allein nach sich hinzöge; daher er denn, um allem Neid und Mißgunst auszuweichen, alle Diejenigen, die ihn besuchten, zu erinnern und anzutreiben wußte, auch die übrigen bedeutenden Männer freundlich und ehrerbietig anzugehen.

Der alte Bodmer ward hiebei vorzüglich beachtet, und wir mußten uns auf den Weg machen, ihn zu besuchen und jugendlich zu verehren. Er wohnte in einer Höhe über der am rechten Ufer, wo der See seine Wasser als Limmat zusammendrängt, gelegenen größern oder alten Stadt; diese durchkreuzten wir und erstiegen zuletzt auf immer steileren Pfaden die Höhe hinter den Wällen, wo sich zwischen den Festungswerken und der alten

Stadtmauer gar anmuthig eine Vorstadt, theils in aneinandergeschlossenen, theils einzelnen Häusern halb ländlich gebildet hatte. Hier nun stand Bodmer's Haus, der Aufenthalt seines ganzen Lebens, in der freisten, heitersten Umgebung, die wir bei der Schönheit und Klarheit des Tages schon vor dem Eintritt höchst vergnüglich zu überschauen hatten.

Wir wurden eine Stiege hoch in ein rings getäfeltes Zimmer geführt, wo uns ein muntrer Greis von mittlerer Statur entgegenkam. Er empfing uns mit einem Gruße, mit dem er die besuchenden Jüngern anzusprechen pflegte: wir würden es ihm als eine Artigkeit anrechnen, daß er mit seinem Abscheiden aus dieser Zeitlichkeit so lange gezögert habe, um uns noch freundlich aufzunehmen, uns kennen zu lernen, sich an unsern Talenten zu erfreuen und Glück auf unsern fernern Lebensgang zu wünschen.

Wir dagegen priesen ihn glücklich, daß er als Dichter, der patriarchalischen Welt angehörig und doch in der Nähe der höchst gebildeten Stadt eine wahrhaft idyllische Wohnung zeitlebens besessen und in hoher freier Luft sich einer solchen Fernsicht mit stetem Wohlbehagen der Augen so lange Jahre erfreut habe.

Es schien ihm nicht unangenehm, daß wir eine Uebersicht aus seinem Fenster zu nehmen uns ausbaten, welche denn wirklich bei heiterem Sonnenschein in der besten Jahreszeit ganz unvergleichlich erschien. Man übersah Vieles von dem, was sich von der großen Stadt nach der Tiefe senkte, die kleinere Stadt über der Limmat, sowie die Fruchtbarkeit des Sihl-Feldes gegen Abend. Rückwärts links einen Theil des Zürich-Sees mit seiner glänzend bewegten Fläche und seiner unendlichen Mannichfaltigkeit von abwechselnden Berg- und Thalufern, Erhöhungen, dem Auge unfaßlichen Mannichfaltigkeiten; worauf man denn, geblendet von allem Diesem, in der Ferne die blaue Reihe der höheren Gebirgsrücken, deren Gipfel zu benamsen man sich getraute, mit größter Sehnsucht zu schauen hatte.

Die Entzückung junger Männer über das Außerordentliche, was ihm so viele Jahre her täglich geworden war, schien ihm zu behagen; er ward, wenn man so sagen darf, ironisch theilnehmend, und wir schieden als die besten Freunde, wenn schon in unsern Geistern die Sehnsucht nach jenen blauen Gebirgshöhen die Ueberhand gewonnen hatte.

Indem ich nun im Begriff stehe, mich von unserem würdigen Patriarchen zu beurlauben, so merk' ich erst, daß ich von

seiner Gestalt und Gesichtsbildung, von seinen Bewegungen und seiner Art, sich zu benehmen, noch nichts ausgesprochen.

Ueberhaupt zwar finde ich nicht ganz schicklich, daß Reisende einen bedeutenden Mann, den sie besuchen, gleichsam signalisiren, als wenn sie Stoff zu einem Steckbriefe geben wollten. Niemand bedenkt, daß es eigentlich nur ein Augenblick ist, wo er, vorgetreten, neugierig beobachtet und doch nur auf seine eigene Weise, und so kann der Besuchte bald wirklich, bald scheinbar als stolz oder demüthig, als schweigsam oder gesprächig, als heiter oder verdrießlich erscheinen. In diesem besondern Falle aber möcht' ich mich damit entschuldigen, daß Bodmer's ehrwürdige Person, in Worten geschildert, keinen gleich günstigen Eindruck machen dürfte. Glücklicher Weise existirt das Bild nach Graff von Bause, welches vollkommen den Mann darstellt, wie er auch uns erschienen, und zwar mit seinem Blick der Beschauung und Betrachtung.

Ein besonderes, zwar nicht unerwartetes, aber höchst erwünschtes Vergnügen empfing mich in Zürich, als ich meinen jungen Freund Passavant daselbst antraf. Sohn eines angesehenen reformirten Hauses meiner Vaterstadt, lebte er in der Schweiz, an der Quelle derjenigen Lehre, die er dereinst als Prediger verkündigen sollte. Nicht von großer, aber gewandter Gestalt, versprach sein Gesicht und sein ganzes Wesen eine anmuthige rasche Entschlossenheit. Schwarzes Haar und Bart, lebhafte Augen. Im Ganzen eine theilnehmende, mäßige Geschäftigkeit.

Kaum hatten wir, uns umarmend, die ersten Grüße gewechselt, als er mir gleich den Vorschlag that, die kleinen Kantone zu besuchen, die er schon mit großem Entzücken durchwandert habe, und mit deren Anblick er mich nun ergetzen und entzücken wolle.

Indeß ich mit Lavatern die nächsten und wichtigsten Gegenstände durchsprochen und wir unsre gemeinschaftlichen Angelegenheiten beinah erschöpft hatten, waren meine muntern Reisegesellen schon auf mancherlei Wegen ausgezogen und hatten nach ihrer Weise sich in der Gegend umgethan. Passavant, mich mit herzlicher Freundschaft umfangend, glaubte dadurch ein Recht zu dem ausschließenden Besitz meines Umgangs erworben zu haben und wußte daher in Abwesenheit jener mich um so eher in die Gebirge zu locken, als ich selbst entschieden geneigt war, in größter Ruhe und auf meine eigne Weise diese längst er-

sehnte Wanderung zu vollbringen. Wir schifften uns ein und fuhren an einem glänzenden Morgen den herrlichen See hinauf.

Möge ein eingeschaltetes Gedicht von jenen glücklichen Momenten einige Ahnung herüberbringen:

Und frische Nahrung, neues Blut
Saug' ich aus freier Welt;
Wie ist Natur so hold und gut,
Die mich am Busen hält!
Die Welle wieget unsern Kahn
Im Rudertakt hinauf,
Und Berge, wolkig himmelan,
Begegnen unserm Lauf.

Aug', mein Aug', was sinkst Du nieder?
Goldne Träume, kommt Ihr wieder?
Weg, Du Traum, so gold Du bist!
Hier auch Lieb' und Leben ist.

Auf der Welle blinken
Tausend schwebende Sterne;
Weiche Nebel trinken
Rings die thürmende Ferne;
Morgenwind umflügelt
Die beschattete Bucht,
Und im See bespiegelt
Sich die reifende Frucht.

Wir landeten in Richterschwyl, wo wir an Doktor Hotze durch Lavater empfohlen waren. Er besaß als Arzt, als höchst verständiger, wohlwollender Mann ein ehrwürdiges Ansehn an seinem Orte und in der ganzen Gegend, und wir glauben sein Andenken nicht besser zu ehren, als wenn wir auf eine Stelle in Lavater's Physiognomik hinweisen, die ihn bezeichnet.

Aufs Beste bewirthet, aufs Anmuthigste und Nützlichste auch über die nächsten Stationen unsrer Wanderung unterhalten, erstiegen wir die dahinter liegenden Berge. Als wir in das Thal von Schindeleggi wieder hinabsteigen sollten, kehrten wir uns nochmals um, die entzückende Aussicht über den Züricher See in uns aufzunehmen.

Wie mir zu Muthe gewesen, deuten folgende Zeilen an,

wie sie, damals geschrieben, noch in einem Gedenkheftchen aufbewahrt sind:

Wenn ich, liebe Lili, Dich nicht liebte,
Welche Wonne gäb' mir dieser Blick!
Und doch, wenn ich, Lili, Dich nicht liebte,
Wär', was wär' mein Glück?

Ausdrucksvoller sind' ich hier diese kleine Interjektion, als wie sie in der Sammlung meiner Gedichte abgedruckt ist.

Die rauhen Wege, die von da nach Maria Einsiedeln führten, konnten unserm guten Muth nichts anhaben. Eine Anzahl von Wallfahrern, die, schon unten am See von uns bemerkt, mit Gebet und Gesang regelmäßig fortschritten, hatten uns eingeholt; wir ließen sie begrüßend vorbei, und sie belebten, indem sie uns zur Einstimmung in ihre frommen Zwecke beriefen, diese öden Höhen anmuthig charakteristisch. Wir sahen lebendig den schlängelnden Pfad bezeichnet, den auch wir zu wandern hatten, und schienen freudiger zu folgen; wie denn die Gebräuche der römischen Kirche dem Protestanten durchaus bedeutend und imposant sind, indem er nur das Erste, Innere, wodurch sie hervorgerufen, das Menschliche, wodurch sie sich von Geschlecht zu Geschlecht fortpflanzen, und also auf den Kern dringend, anerkennt, ohne sich gerade in dem Augenblick mit der Schale, der Fruchthülle, ja dem Baume selbst, seinen Zweigen, Blättern, seiner Rinde und seinen Wurzeln zu befassen.

Nun sahen wir in einem öden, baumlosen Thale die prächtige Kirche hervorsteigen, das Kloster von weitem, ansehnlichem Umfang, in der Mitte von reinlicher Ansiedelung, um so eine große und mannichfaltige Anzahl von Gästen einigermaßen schicklich aufzunehmen.

Das Kirchlein in der Kirche, die ehemalige Einsiedlerwohnung des Heiligen, mit Marmor inkrustirt und so viel als möglich zu einer anständigen Kapelle verwandelt, war etwas Neues, von mir noch nie Gesehenes, dieses kleine Gefäß, umbaut und überbaut von Pfeilern und Gewölben. Es mußte ernste Betrachtungen erregen, daß ein einzelner Funke von Sittlichkeit und Gottesfurcht hier ein immer brennendes, leuchtendes Flämmchen angezündet, zu welchem gläubige Schaaren mit großer Beschwerlichkeit heranpilgern sollten, um an dieser heiligen Flamme auch ihr Kerzlein anzuzünden. Wie dem auch sei, so deutet es auf ein grenzenloses Bedürfniß der Menschheit nach gleichem Licht,

gleicher Wärme, wie es jener Erste im tiefsten Gefühl und sicherster Ueberzeugung gethan und genossen. Man führte uns in die Schatzkammer, welche, reich und imposant genug, vor Allem lebensgroße, wol gar kolossale Büsten von Heiligen und Ordensstiftern dem staunenden Auge darbot.

Doch ganz andere Aufmerksamkeit erregte der Anblick eines darauf eröffneten Schrankes. Er enthielt alterthümliche Kostbarkeiten, hierher gewidmet und verehrt. Verschiedene Kronen von merkwürdiger Goldschmiedsarbeit hielten meinen Blick fest, unter denen wieder eine ausschließlich betrachtet wurde: eine Zackenkrone im Kunstsinne der Vorzeit, wie man wol ähnliche auf den Häuptern alterthümlicher Königinnen gesehen, aber von so geschmackvoller Zeichnung, von solcher Ausführung einer unermüdeten Arbeit, selbst die eingefugten farbigen Steine mit solcher Wahl und Geschicklichkeit vertheilt und gegen einander gestellt, genug, ein Werk der Art, daß man es bei dem ersten Anblick für vollkommen erklärte, ohne diesen Eindruck kunstmäßig entwickeln zu können.

Auch in in solchen Fällen, wo die Kunst nicht erkannt, sondern gefühlt wird, Geist und Gemüth zur Anwendung geneigt; man möchte das Kleinod besitzen, um damit Freude zu machen. Ich erbat mir die Erlaubniß, das Krönchen hervorzunehmen, und als ich solches in der Hand anständig haltend in die Höhe hob, dacht' ich mir nicht anders, als ich müßte es Lili auf die hellglänzenden Locken aufdrücken, sie vor den Spiegel führen und ihre Freude über sich selbst und das Glück, das sie verbreitet, gewahr werden. Ich habe mir nachher oft gedacht, diese Scene, durch einen talentvollen Maler verwirklicht, müßte einen höchst sinn- und gemüthvollen Anblick geben. Da wäre es wohl der Mühe werth, der junge König zu sein, der sich auf diese Weise eine Braut und ein neues Reich erwürbe.

Um uns die Besitzthümer des Klosters vollständig sehen zu lassen, führte man uns in ein Kunst-, Kuriositäten- und Naturalien-Kabinet. Ich hatte damals von dem Werth solcher Dinge wenig Begriff; noch hatte mich die zwar höchst löbliche, aber doch den Eindruck der schönen Erdoberfläche vor dem Anschauen des Geistes zerstückelnde Geognosie nicht angelockt, noch weniger eine phantastische Geologie mich in ihre Irrsale verschlungen; jedoch nöthigte mich der herumführende Geistliche, einem fossilen, von Kennern, wie er sagte, höchst geschätzten, in einem blauen Schieferthon wohl erhaltenen kleinen wilden

Schweinskopf einige Aufmerksamkeit zu schenken, der auch, schwarz, wie er war, für alle Folgezeit in der Einbildungskraft geblieben ist. Man hatte ihn in der Gegend von Rapperschwyl gefunden, in einer Gegend, die, morastig von Urzeiten her, gar wohl dergleichen Mumien für die Nachwelt aufnehmen und bewahren konnte.

Ganz anders aber zog mich unter Rahmen und Glas ein Kupferstich von Martin Schön an, das Abscheiden der Maria vorstellend. Freilich kann nur ein vollkommenes Exemplar uns einen Begriff von der Kunst eines solchen Meisters geben, aber alsdann werden wir auch, wie von dem Vollkommenen in jeder Art, dergestalt ergriffen, daß wir die Begierde, das Gleiche zu besitzen, den Anblick immer wiederholen zu können — es mag noch so viel Zeit dazwischen verfließen — nicht wieder los werden. Warum sollt' ich nicht vorgreifen und hier gestehen, daß ich später nicht eher nachließ, als bis ich ebenfalls zu einem trefflichen Abdruck dieses Blattes gelangt war?

Am 16. Juli 1775, denn hier sind' ich zuerst das Datum verzeichnet, traten wir einen beschwerlichen Weg an; wilde, steinige Höhen mußten überstiegen werden, und zwar in vollkommener Einsamkeit und Oede. Abends drei Viertel auf Achte standen wir den Schwyzer Haken gegenüber, zweien Bergzipfeln, die neben einander mächtig in die Luft ragen. Wir fanden auf unsern Wegen zum ersten Mal Schnee, und an jenen zackigen Felsgipfeln hing er noch vom Winter her. Ernsthaft und fürchterlich füllte ein uralter Fichtenwald die unabsehlichen Schluchten, in die wir hinab sollten. Nach kurzer Rast, frisch und mit muthwilliger Behendigkeit, sprangen wir den von Klippe zu Klippe, von Platte zu Platte in die Tiefe sich stürzenden Fußpfad hinab und gelangten um zehn Uhr nach Schwyz. Wir waren zugleich müde und munter geworden, hinfällig und aufgeregt; wir leichten gähling unsern heftigen Durst und fühlten uns noch mehr begeistert. Man denke sich den jungen Mann, der etwa vor zwei Jahren den „Werther" schrieb, einen jüngern Freund, der sich schon an dem Manuskript jenes wunderbaren Werks entzündet hatte, Beide ohne Wissen und Wollen gewissermaßen in einen Naturzustand versetzt, lebhaft gedenkend vorübergegangener Leidenschaften, nachhängend den gegenwärtigen, folgelose Pläne bildend, im Gefühl behaglicher Kraft das Reich der Phantasie durchschweifend: dann nähert man sich der Vorstellung jenes Zustandes, den ich nicht zu schildern wüßte, stünde

nicht im Tagebuche: „Lachen und Jauchzen dauerte bis um Mitternacht."

Den Siebzehnten Morgens sahen wir die Schwyzer Haken vor unsern Fenstern. An diesen ungeheuren unregelmäßigen Naturpyramiden stiegen Wolken nach Wolken hinauf. Um ein Uhr Nachmittags von Schwyz weg, gegen den Rigi zu; um zwei Uhr auf dem Lauerzer See herrlicher Sonnenschein. Vor lauter Wonne sah man gar nichts. Zwei tüchtige Mädchen führten das Schiff; das war anmuthig, wir ließen es geschehen. Auf der Insel langten wir an, wo sie sagen, hier habe der ehemalige Zwingherr gehaust; wie ihm auch sei, jetzt zwischen die Ruinen hat sich die Hütte des Waldbruders eingeschoben.

Wir bestiegen den Rigi; um halb Achte standen wir bei der Mutter Gottes im Schnee; sodann an der Kapelle, am Kloster vorbei, im Wirthshaus „Zum Ochsen".

Den Achtzehnten Sonntags früh die Kapelle vom Ochsen aus gezeichnet. Um zwölf Uhr nach dem Kaltenbad oder zum Dreischwesternbrunnen. Ein Viertel nach Zwei hatten wir die Höhe erstiegen; wir fanden uns in Wolken, diesmal uns doppelt unangenehm als die Aussicht hindernd und als niedergehender Nebel netzend. Aber als sie hie und da auseinanderrissen und uns, von wallenden Rahmen umgeben, eine klare, herrliche, sonnenbeschienene Welt als vortretende und wechselnde Bilder sehen ließen, bedauerten wir nicht mehr diese Zufälligkeiten; denn es war ein nie gesehener, nie wieder zu schauender Anblick, und wir verharrten lange in dieser gewissermaßen unbequemen Lage, um durch die Ritzen und Klüfte der immer bewegten Wolkenballen einen kleinen Zipfel besonnter Erde, einen schmalen Uferzug und ein Endchen See zu gewinnen.

Um acht Uhr Abends waren wir wieder vor der Wirthshausthüre zurück und stellten uns an gebackenen Fischen und Eiern und genugsamem Wein wieder her.

Wie es denn nun dämmerte und allmählich nachtete, beschäftigten ahnungsvoll zusammenstimmende Töne unser Ohr: das Glockengebimmel der Kapelle, das Plätschern des Brunnens, das Säuseln wechselnder Lüftchen, in der Ferne Waldhörner — es waren wohlthätige, beruhigende, einlullende Momente.

Am Neunzehnten früh halb Sieben erst aufwärts, dann hinab an den Waldstätter See, nach Vitznau; von da zu Wasser nach Gersau. Mittags im Wirthshaus am See. Gegen zwei Uhr dem Grütli gegenüber, wo die drei Tellen schwuren, darauf

an der Platte, wo der Held ausſprang, und wo ihm zu Ehren die Legende ſeines Daſeins und ſeiner Thaten durch Malerei verewigt iſt. Um drei Uhr in Flüelen, wo er eingeſchifft ward, um vier Uhr in Altorf, wo er den Apfel abſchoß.

An dieſem poetiſchen Faden ſchlingt man ſich billig durch das Labyrinth dieſer Felſenwände, die, ſteil bis in das Waſſer hinabreichend, uns nichts zu ſagen haben. Sie, die Unerſchütterlichen, ſtehen ſo ruhig da wie die Couliſſen eines Theaters; Glück oder Unglück, Luſt oder Trauer iſt blos den Perſonen zugedacht, die heute auf dem Zettel ſtehen.

Dergleichen Betrachtungen jedoch waren gänzlich außer dem Geſichtskreis jener Jünglinge; das Kurzvergangene hatten ſie aus dem Sinne geſchlagen, und die Zukunft lag ſo wunderbar unerforſchlich vor ihnen wie das Gebirg, in das ſie hineinſtrebten.

Am Zwanzigſten brachen wir nach Amſtäg auf, wo man uns gebackene Fiſche gar ſchmackhaft bereitete. Hier nun an dieſem ſchon genugſam wilden Angebirge, wo die Reuß aus ſchrofferen Felsklüften hervordrang und das friſche Schneewaſſer über die reinlichen Kiesbänke hinſpielte, enthielt ich mich nicht, die gewünſchte Gelegenheit zu nützen und mich in den rauſchenden Wellen zu erquicken.

Um drei Uhr gingen wir von da weiter; eine Reihe Saumroſſe zog vor uns her, wir ſchritten mit ihr über eine breite Schneemaſſe und erfuhren erſt nachher, daß ſie unten hohl ſei. Hier hatte ſich der Winterſchnee in eine Berafſchlucht eingelegt, um die man ſonſt herumziehen mußte, und diente nunmehr zu einem geraden verkürzten Wege. Die unten durchſtrömenden Waſſer hatten ſie nach und nach ausgehöhlt, durch die milde Sommerluft war das Gewölb immer mehr abgeſchmelzen, ſo daß ſie nunmehr als ein breiter Brückenbogen das Hüben und Drüben natürlich zuſammenhielt. Wir überzeugten uns von dieſem wunderlichen Naturereigniß, indem wir uns etwas oberhalb hinunter in die breitere Schlucht wagten.

Wie wir uns nun immer weiter erhuben, blieben Fichtenwälder im Abgrund, durch welche die ſchäumende Reuß über Felſenſtürze ſich von Zeit zu Zeit ſehen ließ.

Um halb acht Uhr gelangten wir nach Waſen, wo wir, uns mit dem rothen, ſchweren, ſauren lombardiſchen Wein zu erquicken, erſt mit Waſſer nachhelfen und mit vielem Zucker das Ingrediens erſetzen mußten, was die Natur in der Traube auszukochen ver-

ſagt hatte. Der Wirth zeigte ſchöne Kryſtalle vor; ich war aber damals ſo entfernt von ſolchen Naturſtudien, daß ich mich nicht einmal für den geringen Preis mit dieſen Bergerzeugniſſen beſchweren mochte.

Den Einundzwanzigſten halb ſieben Uhr aufwärts; die Felſen wurden immer mächtiger und ſchrecklicher, der Weg bis zum Teufelsſtein, bis zum Anblick der Teufelsbrücke immer mühſeliger. Meinem Gefährten beliebte es, hier auszuruhen; er munterte mich auf, die bedeutenden Anſichten zu zeichnen. Die Umriſſe mochten mir gelingen, aber es trat nichts hervor, nichts zurück; für dergleichen Gegenſtände hatte ich keine Sprache. Wir mühten uns weiter; das ungeheure Wilde ſchien ſich immer zu ſteigern, Platten wurden zu Gebirgen und Vertiefungen zu Abgründen. So geleitete mich mein Führer bis ans Urſerner Loch, durch welches ich gewiſſermaßen verdrießlich hindurchging; was man bisher geſehen, war doch erhaben, dieſe Finſterniß hob Alles auf.

Aber freilich hatte ſich der ſchelmiſche Führer das freudige Erſtaunen voraus vorgeſtellt, das mich beim Austritt überraſchen mußte. Der mäßig ſchäumende Fluß ſchlängelte ſich hier milde durch ein flaches, von Bergen zwar umſchloſſenes, aber doch genugſam weites, zur Bewohnung einladendes Thal. Ueber dem reinlichen Oertchen Urſeren und ſeiner Kirche, die uns auf ebenem Boden entgegenſtanden, erhob ſich ein Fichtenwäldchen, heilig geachtet, weil es die am Fuße Angeſiedelten vor höher herabrollenden Schneelawinen ſchützte. Die grünenden Wieſen des Thales waren wieder am Fluß her mit kurzen Weiden geſchmückt; man erfreute ſich hier einer lange vermißten Vegetation. Die Beruhigung war groß; man fühlte auf flachen Pfaden die Kräfte wieder belebt, und mein Reiſegefährte that ſich nicht wenig zu Gute auf die Ueberraſchung, die er ſo ſchicklich eingeleitet hatte.

An der Matte fand ſich der berühmte Urſerner Käſe, und die exaltirten jungen Leute ließen ſich einen leidlichen Wein trefflich ſchmecken, um ihr Behagen noch mehr zu erhöhen und ihren Projekten einen phantaſtiſcheren Schwung zu verleihen.

Den Zweiundzwanzigſten halb vier Uhr verließen wir unſere Herberge, um aus dem glatten Urſerner Thal ins ſteinichte Livíner Thal einzutreten. Auch hier ward ſogleich alle Fruchtbarkeit vermißt; nackte wie bemooſte Felſen mit Schnee bedeckt, ruckweiſer Sturmwind, Wolken heran- und vorbeiführend, Ge-

rausch der Wasserfälle, das Klingeln der Saumrosse in der höchsten Oede, wo man weder die Herankommenden noch die Scheidenden erblickte. Hier kostet es der Einbildungskraft nicht viel, sich Drachennester in den Klüften zu denken. Aber doch erheitert und erhoben fühlte man sich durch einen der schönsten, am Meisten zum Bilde sich eignenden, in allen Abstufungen grandios mannichfaltigen Wasserfall, der, gerade in dieser Jahreszeit vom geschmolzenen Schnee überreich begabt, von Wolken bald verhüllt bald enthüllt, uns geraume Zeit an die Stelle fesselte.

Endlich gelangten wir an kleine Nebelseen, wie ich sie nennen möchte, weil sie von den atmosphärischen Streifen kaum zu unterscheiden waren. Nicht lange, so trat aus dem Dunste ein Gebäude entgegen: es war das Hospiz, und wir fühlten große Zufriedenheit, uns zunächst unter seinem gastlichen Dache schirmen zu können.

Neunzehntes Buch.

Durch das leichte Kläffen eines uns entgegenkommenden Hündchens angemeldet, wurden wir von einer ältlichen, aber rüstigen Frauensperson an der Thüre freundlich empfangen. Sie entschuldigte den Herrn Pater, welcher nach Mailand gegangen sei, jedoch diesen Abend wieder erwartet werde; alsdann aber sorgte sie, ohne viel Worte zu machen, für Bequemlichkeit und Bedürfniß. Eine warme geräumige Stube nahm uns auf; Brod, Käse und trinkbarer Wein wurden aufgesetzt, auch ein hinreichendes Abendessen versprochen. Nun wurden die Ueberraschungen des Tags wieder aufgenommen, und der Freund that sich höchlich darauf zu Gute, daß Alles so wohl gelungen und ein Tag zurückgelegt sei, dessen Eindrücke weder Poesie noch Prosa wieder herzustellen im Stande.

Bei spät einbrechender Dämmerung trat endlich der ansehnliche Pater herein, begrüßte mit freundlich vertraulicher Würde seine Gäste und empfahl mit wenigen Worten der Köchin alle mögliche Aufmerksamkeit. Als wir unsre Bewunderung nicht zurückhielten, daß er hier oben in so völliger Wüste, entfernt von aller Gesellschaft sein Leben zubringen gewollt, versicherte er: an Gesellschaft fehle es ihm nie, wie wir denn ja auch gekommen wären, ihn mit unserm Besuche zu erfreuen. Gar stark sei der wechselseitige Waarentransport zwischen Italien und Deutschland. Dieser immerfort währende Speditionswechsel setze ihn mit den ersten Handelshäusern in Verhältniß. Er steige oft nach Mailand hinab, komme seltener nach Luzern, von woher ihm aber aus den Häusern, welche das Postgeschäft dieser Haupt-

straße zu besorgen hätten, zum Oestern junge Leute zugeschickt würden, die hier oben auf dem Scheidepunkt mit allen in diese Angelegenheiten eingreifenden Umständen und Vorfallenheiten bekannt werden sollten.

Unter solchen manni..ltigen Gesprächen ging der Abend hin, und wir schliefen eine ruhige Nacht in etwas kurzen, an der Wand befestigten, eher an Repositorien als Bettstellen erinnernden Schlafstätten.

Früh aufgestanden, befand ich mich bald zwar unter freiem Himmel, jedoch in engen, von hohen Gebirgskuppen umschlossenen Räumen. Ich hatte mich an den Fußpfad, der nach Italien hinunterging, niedergelassen und zeichnete nach Art der Dilettanten, was nicht zu zeichnen war und was noch weniger ein Bild geben konnte: die nächsten Gebirgskuppen, deren Seiten der herabschmelzende Schnee mit weißen Furchen und schwarzen Rücken sehen ließ. Indessen ist mir durch diese fruchtlose Bemühung jenes Bild im Gedächtniß unauslöschlich geblieben.

Mein Gefährte trat muthig zu mir und begann: „Was sagst Du zu der Erzählung unsres geistlichen Wirths von gestern Abend? Hast Du nicht, wie ich, Lust bekommen, Dich von diesem Trackengipfel hinab in jene entzückenden Gegenden zu begeben? Die Wanderung durch diese Schluchten hinab muß herrlich sein und mühelos, und wann sich's dann bei Bellinzona öffnen mag, was würde das für eine Lust sein! Die Inseln des großen Sees sind mir durch die Worte des Vaters wieder lebendig in die Seele getreten. Man hat seit Keyßler's Reisen so viel davon gehört und gesehen, daß ich der Versuchung nicht widerstehen kann."

„Ist Dir's nicht auch so?" fuhr er fort; „Du sitzest gerade am rechten Fleck; sehen einmal stand ich hier und hatte nicht den Muth, hinabzuspringen. Geh voran ohne Weiteres, in Airolo wartest Du auf mich; ich komme mit dem Boten nach, wenn ich vom guten Vater Abschied genommen und Alles berichtigt habe."

„So ganz aus dem Stegreif ein solches Unternehmen will mir doch nicht gefallen," antwortete ich. — „Was soll da viel Bedenken!" rief Jener; „Geld haben wir genug, nach Mailand zu kommen; Kredit wird sich finden, mir ist von unsern Messen her dort mehr als ein Handelsfreund bekannt." Er ward noch dringender. ‚Geh!' sagte ich; ‚mach Alles zum Abschied fertig, entschließen wollen wir uns alsdann.'

Mir kommt vor, als wenn der Mensch in solchen Augenblicken keine Entschiedenheit in sich fühlte, vielmehr von früheren Eindrücken regiert und bestimmt werde. Die Lombardie und Italien lag als ein ganz Fremdes vor mir; Deutschland als ein Bekanntes, Liebwerthes, voller freundlichen, einheimischen Aussichten, und sei es nur gestanden: das, was mich so lange ganz umfangen, meine Existenz getragen hatte, blieb auch jetzt das unentbehrlichste Element, aus dessen Grenzen zu treten ich mich nicht getraute. Ein goldnes Herzchen, das ich in schönsten Stunden von ihr erhalten hatte, hing noch an demselben Bändchen, an welchem sie es umknüpfte, lieberwärmt an meinem Halse. Ich faßte es an und küßte es; mag ein dadurch veranlaßtes Gedicht auch hier eingeschaltet sein:

Angedenken Du verklungner Freude,
Das ich immer noch am Halse trage,
Hältst Du länger als das Seelenband uns Beide?
Verlängerst Du der Liebe kurze Tage?

Flieh' ich, Lili; vor Dir! Muß noch an Deinem Bande
Durch fremde Lande,
Durch ferne Thäler und Wälder wallen!
Ach! Lili's Herz konnte so bald nicht
Von meinem Herzen fallen.

Wie ein Vogel, der den Faden bricht
Und zum Walde kehrt,
Er schleppt des Gefängnisses Schmach
Noch ein Stückchen des Fadens nach;
Er ist der alte freigeborne Vogel nicht,
Er hat schon Jemand angehört.

Schnell stand ich auf, damit ich von der schroffen Stelle weg käme und der mit dem Ness tragenden Boten heranstürmende Freund mich in den Abgrund nicht mit fortrisse. Auch ich begrüßte den frommen Pater und wendete mich, ohne ein Wort zu verlieren, dem Pfade zu, woher wir gekommen waren. Etwas zaudernd folgte mir der Freund, und ungeachtet seiner Liebe und Anhänglichkeit an mich blieb er eine Zeit lang eine Strecke zurück, bis uns endlich jener herrliche Wasserfall wieder zusammenbrachte, zusammenhielt und das einmal Beschlossene endlich auch für gut und heilsam gelten sollte.

Von dem Herabstieg sag' ich nichts weiter, als daß wir jene Schneebrücke, über die wir in schwerbeladener Gesellschaft vor wenig Tagen ruhig hinzogen, völlig zusammengestürzt fanden und nun, da wir einen Umweg durch die eröffnete Bucht machen mußten, die kolossalen Trümmer einer natürlichen Baukunst anzustaunen und zu bewundern hatten.

Ganz konnte mein Freund die rückgängige Wanderung nach Italien nicht verschmerzen; er mochte sich solche früher ausgedacht und mit liebevoller Arglist mich an Ort und Stelle zu überraschen gehofft haben. Deshalb ließ sich die Rückkehr nicht so heiter vollführen; ich aber war auf meinen stummen Pfaden um desto anhaltender beschäftigt, das Ungeheure, das sich in unserem Geiste mit der Zeit zusammenzuziehen pflegt, wenigstens in seinen faßlichen charakteristischen Einzelnheiten festzuhalten.

Nicht ohne manche neue wie erneuerte Empfindungen und Gedanken gelangten wir durch die bedeutenden Höhen des Vierwaldstätter Sees nach Küßnacht, wo wir, landend und unsre Wanderung fortsetzend, die am Wege stehende Tellen-Kapelle zu begrüßen und jenen der ganzen Welt als bereitsch-patriotisch rühmlich geltenden Meuchelmord zu gedenken hatten. Ebenso fuhren wir über den Zuger See, den wir schon vom Rigi herab aus der Ferne hatten kennen lernen. In Zug erinnere ich mich nur einiger im Gasthofzimmer, nicht gar großer, aber in ihrer Art vorzüglicher, in die Fensterflügel eingefügter gemalter Scheiben. Dann ging unser Weg über den Albis in das Sihltal, wo wir einen jungen, in der Einsamkeit sich gefallenden Hannoveraner, von Lindau, besuchten, um seinen Verdruß zu beschwichtigen, den er früher in Zürich über eine von mir nicht aufs Freundlichste und Schicklichste abgelehnte Begleitung empfunden hatte. Die eifersüchtige Freundschaft des trefflichen Passavant war eigentlich Ursache an dem Ablehnen einer zwar lieben, aber doch unbequemen Gegenwart.

Ehe wir aber von diesen herrlichen Höhen wieder zum See und zur freundlich liegenden Stadt hinabsteigen, muß ich noch eine Bemerkung machen über meine Versuche, durch Zeichnen und Skizziren der Gegend etwas abzugewinnen. Die Gewohnheit, von Jugend auf die Landschaft als Bild zu sehen, verführte mich zu dem Unternehmen, wenn ich in der Natur die Gegend als Bild erblickte, sie skiziren, mir ein sichres Andenken von solchen Augenblicken festhalten zu wollen. Sonst nur an

beschränkten Gegenständen mich einigermaßen übend, fühlt' ich in einer solchen Welt gar bald meine Unzulänglichkeit.

Drang und Eile zugleich nöthigten mich zu einem wunderbaren Hilfsmittel; kaum hatte ich einen interessanten Gegenstand gefaßt und ihn mit wenigen Strichen im Allgemeinsten auf dem Papier angedeutet, so führte ich das Detail, das ich mit dem Bleistift nicht erreichen noch durchführen konnte, in Worten gleich daneben aus und gewann mir auf diese Weise eine solche innere Gegenwart von dergleichen Ansichten, daß eine jede Lokalität, wie ich sie nachher in Gedicht oder Erzählung nur etwa brauchen mochte, mir alsobald verschwebte und zu Gebote stand.

Bei meiner Rückkunft in Zürich fand ich die Stolberge nicht mehr; ihr Aufenthalt in dieser Stadt hatte sich auf eine wunderliche Weise verkürzt.

Gestehen wir überhaupt, daß Reisende, die sich aus ihrer häuslichen Beschränkung entfernen, gewissermaßen in eine nicht nur fremde, sondern völlig freie Natur einzutreten glauben, welchen Wahn man damals um so eher hegen konnte, als man noch nicht durch polizeiliche Untersuchung der Päße, durch Zollabgaben und andere dergleichen Hindernisse jeden Augenblick erinnert wurde, es sei draußen noch bedingter und schlimmer als zu Hause.

Vergegenwärtige man sich zunächst jene unbedingte Richtung nach einer verwirklichten Naturfreiheit, so wird man den jungen Gemüthern verzeihen, welche die Schweiz gerade als das rechte Lokal ansahen, ihre frische Jünglingsnatur zu idyllisiren. Hatten doch Geßner's zarte Gedichte sowie seine allerliebsten Radirungen hiezu am Entschiedensten berechtigt.

In der Wirklichkeit nun scheint sich für solche poetische Aeußerungen das Baden in unbeengten Gewässern am Allerersten zu qualifiziren. Schon unterwegs wollten dergleichen Naturübungen nicht gut zu den modernen Sitten paßlich erscheinen; man hatte sich ihrer auch einigermaßen enthalten. In der Schweiz aber beim Anblick und Feuchtgefühl des rinnenden, laufenden, stürzenden, in der Fläche sich sammelnden, nach und nach zum See sich ausbreitenden Gewässers war der Versuchung nicht zu widerstehen. Ich selbst will nicht leugnen, daß ich mich im klaren See zu baden mit meinen Gesellen vereinte, und wie es schien, weit genug von allen menschlichen Blicken. Nackte Körper jedoch leuchten weit, und wer es auch mochte gesehen haben, nahm Aergerniß daran.

Die guten, harmlosen Jünglinge, welche gar nichts Anstößiges fanden, halb nackt wie ein poetischer Schäfer oder ganz nackt wie eine heidnische Gottheit sich zu sehen, wurden von Freunden erinnert, dergleichen zu unterlassen. Man machte ihnen begreiflich, sie weseten nicht in der uranfänglichen Natur, sondern in einem Lande, das für gut und nützlich erachtet habe, an älteren, aus der Mittelzeit sich herschreibenden Einrichtungen und Sitten festzuhalten. Sie waren nicht abgeneigt, dies einzusehen, besonders da vom Mittelalter die Rede war, welches ihnen als eine zweite Natur verehrlich schien. Sie verließen daher die allzu taghaften Seeufer und fanden auf ihren Spaziergängen durch das Gebirg so klare, rauschende, erfrischende Gewässer, daß in der Mitte Juli es ihnen unmöglich schien, einer solchen Erquickung zu widerstehen. So waren sie auf ihren weitschweifenden Spaziergängen in das düstere Thal gelangt, wo hinter dem Albis die Sihl strömend herabschießt, um sich unterhalb Zürich in die Limmat zu ergießen. Entfernt von aller Wohnung, ja von allem betretenen Fußpfad, fanden sie es hier ganz unverfänglich, die Kleider abzuwerfen und sich kühnlich den schäumenden Stromwellen entgegenzusetzen; dies geschah freilich nicht ohne Geschrei, nicht ohne ein wildes, theils von der Kühlung, theils von dem Behagen aufgeregtes Lustjauchzen, wodurch sie diese düster bewaldeten Felsen zur idyllischen Scene einzuweihen den Begriff hatten.

Allein, ob ihnen frühere Mißwollende nachgeschlichen, oder ob sie sich durch diesen dichterischen Tumult in der Einsamkeit selbst Gegner aufgerufen, ist nicht zu bestimmen. Genug, sie mußten aus dem oberen stummen Gebüsch herab Steinwurf auf Steinwurf erfahren, ungewiß, ob von Wenigen oder Mehreren, ob zufällig oder absichtlich, und sie fanden daher für das Klügste, das erquickende Element zu verlassen und ihre Kleider zu suchen.

Keiner war getroffen, Ueberraschung und Verdruß war die geistige Beschädigung, die sie erlitten hatten, und sie wußten als lebenslustige Jünglinge die Erinnerung daran leicht abzuschütteln.

Auf Lavatern jedoch erstreckten sich die unangenehmsten Folgen, daß er junge Leute von dieser Frechheit bei sich freundlich aufgenommen, mit ihnen Spazierfahrten angestellt und sie sonst begünstigt, deren wildes, unbändiges, unchristliches, ja heidnisches Naturell einen solchen Skandal in einer gesitteten, wohlgeregelten Gegend anrichte.

Der geistliche Freund jedoch, wohl verstehend, solche Vorkommenheiten zu beschwichtigen, wußte dies auch beizulegen, und nach Abzug dieser meteorisch Reisenden war schon bei unsrer Rückkehr Alles ins Gleiche gebracht.

In dem Fragment von Werther's Reisen, welches in dem XVI. Bande meiner Werke neuerlich wieder mit abgedruckt ist, habe ich diesen Gegensatz der schweizerischen löblichen Ordnung und gesetzlichen Beschränkung mit einem solchen im jugendlichen Wahn geforderten Naturleben zu schildern gesucht. Weil man aber Alles, was der Dichter unbewunden darstellt, gleich als entschiedene Meinung, als didaktischen Tadel aufzunehmen pflegt, so waren die Schweizer deshalb sehr unwillig, und ich unterließ die intentionirte Fortsetzung, welche das Herankommen Werther's bis zur Epoche, wo seine Leiden geschildert sind, einigermaßen darstellen und dadurch gewiß den Menschenkennern willkommen sein sollte.

In Zürich angelangt, gehörte ich Lavatern, dessen Gastfreundschaft ich wieder ansprach, die meiste Zeit ganz allein. Die Physiognomik lag mit allen ihren Gebilden und Unbilden dem trefflichen Manne mit immer sich vermehrenden Lasten auf den Schultern. Wir verhandelten Alles den Umständen nach gründlich genug, und ich versprach ihm dabei nach meiner Rückkehr die bisherige Theilnahme.

Hiezu verleitete mich das jugendlich unbedingte Vertrauen auf eine schnelle Fassungskraft, mehr noch das Gefühl der willigsten Bildsamkeit; denn eigentlich war die Art, womit Lavater die Physiognomien zergliederte, nicht in meinem Wesen. Der Eindruck, den der Mensch beim ersten Begegnen auf mich machte, bestimmte gewissermaßen mein Verhältniß zu ihm, obgleich das allgemeine Wohlwollen, das in mir wirkte, gesellt zu dem Leichtsinn der Jugend, eigentlich immer vorwaltete und mich die Gegenstände in einer gewissen dämmernden Atmosphäre schauen ließ.

Lavater's Geist war durchaus imposant; in seiner Nähe konnte man sich einer entscheidenden Einwirkung nicht erwehren, und so mußt' ich mir denn gefallen lassen, Stirn und Nase, Augen und Mund einzeln zu betrachten und ebenso ihre Verhältnisse und Bezüge zu erwägen. Jener Seher that dies nothgedrungen, um sich von dem, was er so klar anschaute, vollkommene Rechenschaft zu geben; mir kam es immer als eine Tücke, als ein Spioniren vor, wenn ich einen gegenwärtigen

Menschen in seine Elemente zerlegen und seinen sittlichen Eigenschaften dadurch auf die Spur kommen wollte. Lieber hielt ich mich an sein Gespräch, in welchem er nach Belieben sich selbst enthüllte. Hiernach will ich denn nicht leugnen, daß es in Lavater's Nähe gewissermaßen bänglich war; denn indem er sich auf physiognomischem Wege unsrer Eigenschaften bemächtigte, so war er in der Unterredung Herr unsrer Gedanken, die er im Wechsel des Gespräches mit einigem Scharfsinn gar leicht errathen konnte.

Wer eine Synthese recht prägnant in sich fühlt, der hat eigentlich das Recht, zu analysiren, weil er am äußeren Einzelnen sein inneres Ganze prüft und legitimirt. Wie Lavater sich hiebei benommen, sei nur ein Beispiel gegeben.

Sonntags nach der Predigt hatte er als Geistlicher die Verpflichtung, den kurzgestielten Sammetbeutel jedem Heraustretenden vorzuhalten und die milde Gabe segnend zu empfangen. Nun setzte er sich zum Beispiel diesen Sonntag die Aufgabe, keine Person anzusehen, sondern nur auf die Hände zu achten und ihre Gestalt sich auszulegen. Aber nicht allein die Form der Finger, sondern auch die Miene derselben beim Niederlassen der Gabe entging nicht seiner Aufmerksamkeit, und er hatte mir viel davon zu eröffnen. Wie belebend und aufregend mußten mir solche Unterhaltungen werden, mir, der ich doch auch auf dem Wege war, mir zum Menschenmaler zu analysiren!

Manche Epoche meines nachherigen Lebens ward ich veranlaßt, über diesen Mann zu denken, welcher unter die Vorzüglichsten gehört, mit denen ich zu einem so vertrauten Verhältniß gelangte. Und so sind nachstehende Aeußerungen über ihn zu verschiedenen Zeiten geschrieben. Nach unsern aus einander strebenden Richtungen mußten wir uns allmählich ganz und gar fremd werden, und doch wollt' ich mir den Begriff von seinem verunglückten Wesen nicht verkümmern lassen. Ich vergegenwärtigte mir ihn mehrmals, und so entstanden diese Blätter ganz unabhängig von einander, in denen man Wiederholung, aber hoffentlich keinen Widerspruch finden wird.

Lavater war eigentlich ganz real gesinnt und kannte nichts Ideelles als unter der moralischen Form; wenn man diesen Begriff festhält, wird man sich über einen seltenen und seltsamen Mann am Ersten aufklären.

Seine „Aussichten in die Ewigkeit" sind eigentlich nur Fortsetzungen des gegenwärtigen Daseins unter leichteren Bedingungen, als die sind, welche wir hier zu erdulden haben. Seine Physiognomik ruht auf der Ueberzeugung, daß die sinnliche Gegenwart mit der geistigen durchaus zusammenfalle, ein Zeugniß von ihr ablege, ja sie selbst verkörpere.

Mit den Kunstidealen konnte er sich nicht leicht befreunden, weil er bei seinem scharfen Blick selben Weisen die Unmöglichkeit, lebendig organisirt zu sein, nur allzu sehr ansah und sie daher ins Fabelreich, ja in das Reich des Mentreien verwies. Seine unaufhaltsame Neigung, das Ideelle verwirklichen zu wollen, brachte ihn in den Ruf eines Schwärmers, ob er sich gleich überzeugt fühlte, daß Niemand mehr auf das Wirkliche dringe als er, deswegen er denn auch den Mißgriff in seiner Denk- und Handelsweise niemals entdecken konnte.

Nicht leicht war Jemand leidenschaftlicher bemüht, anerkannt zu werden, als er, und vorzüglich dadurch eignete er sich zum Lehrer; gingen aber seine Bemühungen auch wol auf Sinnes- und Sittenbesserung Anderer, so war doch dies keineswegs das Letzte, worauf er hinarbeitete.

Um die Verwirklichung der Personen Christi war es ihm am Meisten zu thun; daher jenes beinahe unsinnige Treiben, ein Christusbild nach dem andern fertigen, kopiren, nachbilden zu lassen, wovon ihm denn, wie natürlich, keines genughat.

Seine Schriften sind schon jetzt schwer zu verstehen; denn nicht leicht kann Jemand eindringen in das, was er eigentlich will. Niemand hat so viel aus der Zeit und in die Zeit geschrieben als er; seine Schriften sind wahre Tagesblätter, welche die eigentlichste Erläuterung aus der Zeitgeschichte fordern; sie sind in einer Koteriesprache geschrieben, die man kennen muß, um gerecht gegen sie zu sein, sonst wird dem verständigen Leser Manches ganz toll und abgeschmackt erscheinen, wie denn auch dem Manne schon bei seinem Leben und nach demselben hierüber genugsame Vorwürfe gemacht wurden.

So hatten wir ihm zum Beispiel mit unserm Dramatisiren den Kopf so warm gemacht, indem wir alles Vorkommliche nur unter dieser Form darstellten und keine andere wollten gelten lassen, daß er, hierdurch aufgeregt, in seinem „Pontius Pilatus" mit Heftigkeit zu zeigen bemüht ist: es gebe doch kein dramatischeres Werk als die Bibel, besonders aber die Leidensgeschichte Christi sei für das Drama aller Dramen zu erklären.

In diesem Kapitel des Büchleins, ja in dem ganzen Werke überhaupt erscheint Lavater dem Pater Abraham von Santa Clara sehr ähnlich; denn in diese Manier muß jeder Geistreiche verfallen, der auf den Augenblick wirken will. Er hat sich nach den gegenwärtigen Neigungen, Leidenschaften, nach Sprache und Terminologie zu erkundigen, um solche alsdann zu seinen Zwecken zu brauchen und sich der Masse anzunähern, die er an sich heranziehen will.

Da er nun Christum buchstäblich auffaßte, wie ihn die Schrift, wie ihn manche Ausleger geben, so diente ihm diese Vorstellung dergestalt zum Supplement seines eignen Wesens, daß er den Gottmenschen seiner individuellen Menschheit so lange idyell einverleibte, bis er zuletzt mit demselben wirklich in Eins zusammengeschmolzen, mit ihm vereinigt, ja Ebenderselbe zu sein wähnen durfte.

Durch diesen entschiedenen, bibelbuchstäblichen Glauben mußte er auch eine völlige Ueberzeugung gewinnen, daß man ebenso gut noch heut zu Tage als zu jener Zeit Wunder müsse ausüben können, und da es ihm vollends schon früh gelungen war, in bedeutenden und dringenden Angelegenheiten durch brünstiges, ja gewaltsames Gebet im Augenblick eine günstige Umwendung schwer bedrohender Unfälle zu erzwingen, so konnte ihn keine kalte Verstandesentwendung im Mindesten irre machen. Durchdrungen ferner von dem großen Werthe der durch Christum wiederhergestellten und einer glücklichen Ewigkeit gewidmeten Menschheit, aber zugleich auch bekannt mit den mannichfaltigen Bedürfnissen des Geistes und Herzens, mit dem grenzenlosen Verlangen nach Wissen, selbst fühlend jene Lust, sich ins Unendliche auszudehnen, wozu uns der gestirnte Himmel sogar sinnlich einlädt, entwarf er seine „Aussichten in die Ewigkeit", welche indeß dem größten Theil der Zeitgenossen sehr wunderlich vorkommen mochten.

Alles dieses Streben jedoch, alle Wünsche, alles Unternehmen ward von dem physiognomischen Genie überwogen, das ihm die Natur zugetheilt hatte. Denn wie der Probirstein durch Schwärze und raudglatte Eigenschaft seiner Oberfläche den Unterschied der aufgestrichenen Metalle anzuzeigen am Geschicktesten ist, so war auch er durch den reinen Begriff der Menschheit, den er in sich trug, und durch die scharf-zarte Bemerkungs-

gabe, die er erst aus Naturtrieb, nur obenhin, zufällig, dann mit Ueberlegung, vorsätzlich und geregelt ausübte, im höchsten Grade geeignet, die Besonderheiten einzelner Menschen zu gewahren, zu kennen, zu unterscheiden, ja auszusprechen.

Jedes Talent, das sich auf eine entschiedene Naturanlage gründet, scheint uns etwas Magisches zu haben, weil wir weder es selbst noch seine Wirkungen einem Begriffe unterordnen können. Und wirklich ging Lavater's Einsicht in die einzelnen Menschen über alle Begriffe; man erstaunte, ihn zu hören, wenn man über Diesen oder Jenen vertraulich sprach, ja, es war fürchtbar, in der Nähe des Mannes zu leben, dem jede Grenze deutlich erschien, in welche die Natur uns Individuen einzuschränken beliebt hat.

Jedermann glaubt dasjenige mittheilbar, was er selbst besitzt, und so wollte Lavater nicht nur für sich von dieser großen Gabe Gebrauch machen, sondern sie sollte auch in Andern aufgefunden, angeregt, sie sollte sogar auf die Menge übertragen werden. Zu welchen dunklen und beshaften Mißdeutungen, zu welchen albernen Späßen und niederträchtigen Verfolgungen diese auffallende Lehre reichlichen Anlaß gegeben, ist wol noch in einiger Menschen Gedächtniß, und es geschah dieses nicht ganz ohne Schuld des vorzüglichen Mannes selbst. Denn ob zwar die Einheit seines innern Wesens auf einer hohen Sittlichkeit ruhte, so konnte er doch mit seinen mannichfaltigen Bestrebungen nicht zur äußern Einheit gelangen, weil in ihm sich weder Anlage zur philosophischen Sinnesweise noch zum Kunsttalent finden wollte.

Er war weder Denker noch Dichter, ja nicht einmal Redner im eigentlichen Sinne. Keineswegs im Stande, etwas methodisch anzufassen, griff er das Einzelne einzeln sicher auf, und so stellte er es auch kühn neben einander. Sein großes physiognomisches Werk ist hiervon ein auffallendes Beispiel und Zeugniß. In ihm selbst mochte wol der Begriff des sittlichen und sinnlichen Menschen ein Ganzes bilden; aber außer sich wußte er diesen Begriff nicht darzustellen als nur wieder praktisch im Einzelnen, so wie er das Einzelne im Leben aufgefaßt hatte.

Eben jenes Werk zeigt uns zum Bedauern, wie ein so scharfsinniger Mann in der gemeinsten Erfahrung umhertappt, alle lebenden Künstler und Pfuscher anruft, für charakterlose Zeichnungen und Kupfer ein unglaubliches Geld ausgiebt, um hinterdrein im Buche zu sagen, daß diese und jene Platte mehr

oder weniger mißlungen, unbedeutend und unnütz sei. Freilich schärfte er dadurch sein Urtheil und das Urtheil Anderer; allein es beweist auch, daß ihn seine Neigung trieb, Erfahrungen mehr aufzubäufen, als sich in ihnen Luft und Licht zu machen. Ebendaher konnte er niemals auf Resultate losgehn, um die ich ihn öfters und dringend bat. Was er als solche in späterer Zeit Freunden vertraulich mittheilte, waren für mich keine; denn sie bestanden aus einer Sammlung von gewissen Linien und Zügen, ja Warzen und Leberflecken, mit denen er bestimmte sittliche, öfters unsittliche Eigenschaften verbunden gesehn. Es waren darunter Bemerkungen zum Entsetzen; allein es machte keine Reihe, Alles stand vielmehr zufällig durch einander, nirgends war eine Anleitung zu sehen oder eine Rückweisung zu finden. Ebenso wenig schriftstellerische Methode oder Künstlersinn herrschte in seinen übrigen Schriften, welche vielmehr stets eine leidenschaftlich heftige Darstellung seines Denkens und Wollens enthielten und das, was sie im Ganzen nicht leisteten, durch die herzlichsten, geistreichsten Einzelnheiten jederzeit ersetzten.

Nachfolgende Betrachtungen möchten wol, gleichfalls auf jene Zustände bezüglich, hier am rechten Orte eingeschaltet stehen.

Niemand räumt gern Andern einen Vorzug ein, so lang er ihn nur einigermaßen leugnen kann. Naturvorzüge aller Art sind am Wenigsten zu leugnen, und doch gestand der gemeine Redegebrauch damaliger Zeit nur dem Dichter Genie zu. Nun aber schien auf einmal eine andere Welt aufzugehen: man verlangte Genie vom Arzt, vom Feldherrn, vom Staatsmann und bald von allen Menschen, die sich theoretisch oder praktisch hervorzutun dachten. Zimmermann vorzüglich hatte diese Forderungen zur Sprache gebracht. Lavater in seiner Physiognomik mußte nothwendig auf eine allgemeinere Vertheilung der Geistesgaben aller Art hinweisen; das Wort Genie ward eine allgemeine Losung, und weil man es so oft aussprechen hörte, so dachte man auch, das, was es bedeuten sollte, sei gewöhnlich verhanden. Da nun aber Jedermann Genie von Andern zu fordern berechtigt war, so glaubte er es auch endlich selbst besitzen zu müssen. Es war noch lange hin bis zu der Zeit, wo ausgesprochen werden konnte: daß Genie diejenige Kraft des Menschen sei, welche durch Handeln und Thun Gesetz und Regel giebt. Damals manifestirte sich's nur, indem es die vor-

handenen Gesetze überschritt, die eingeführten Regeln umwarf und sich für grenzenlos erklärte. Daher war es leicht, genialisch zu sein, und nichts natürlicher, als daß der Mißbrauch in Wort und That alle geregelten Menschen aufrief, sich einem solchen Unwesen zu widersetzen.

Wenn Einer zu Fuße, ohne recht zu wissen, warum und wohin, in die Welt lief, so hieß dies eine Geniereise, und wenn Einer etwas Verkehrtes ohne Zweck und Nutzen unternahm, ein Geniestreich. Jüngere lebhafte, oft wahrhaft begabte Menschen verloren sich ins Grenzenlose; ältere verständige, vielleicht aber talent- und geistlose, wußten dann mit heimlicher Schadenfreude ein gar mannichfaltiges Mißlingen vor den Augen des Publikums lächerlich darzustellen.

Und so fand ich mich fast mehr gehindert, mich zu entwickeln und zu äußern, durch falsche Mit- und Einwirkung der Sinnesverwandten als durch den Widerstand der Entgegengesinnten. Worte, Beiworte, Phrasen zu Unsinnen der höchsten Geistesgaben verbreiteten sich unter der geistlos nachsprechenden Menge dergestalt, daß man sie noch jetzt im gemeinen Leben hie und da von Ungebildeten vernimmt, ja daß sie sogar in die Wörterbücher eindrangen und das Wort Genie eine solche Mißdeutung erlitt, aus der man die Notwendigkeit ableiten wollte, es gänzlich aus der deutschen Sprache zu verbannen.

Und so hätten sich die Deutschen, bei denen überhaupt das Gemeine weit mehr überhand zu nehmen Gelegenheit findet als bei andern Nationen, um die schönste Blüthe der Sprache, um das nur scheinbar fremde, aber allen Völkern gleich angehörige Wort vielleicht gebracht, wenn nicht der durch eine tiefere Philosophie wieder neu gegründete Sinn fürs Höchste und Beste sich wieder glücklich hergestellt hätte.

In dem Vorhergehenden ist von dem Jünglingsalter zweier Männer die Rede gewesen, deren Andenken aus der deutschen Literatur- und Sittengeschichte sich nimmer verlieren wird. In gemeldeter Epoche jedoch lernen wir sie gewissermaßen nur aus ihren Irrschritten kennen, zu denen sie durch eine falsche Tagsmaxime in Gesellschaft ihrer gleichjährigen Zeitgenossen verleitet worden. Nunmehr aber ist nichts billiger, als daß wir ihre natürliche Gestalt, ihr eigentliches Wesen geschätzt und geehrt vorführen, wie solches eben damals in unmittelbarer Gegenwart

von dem durchdringenden Lavater geschehen, deshalb wir denn, weil die schweren und theuren Bände des großen physiognomischen Werkes nur wenigen unsrer Leser gleich zur Hand sein möchten, die merkwürdigen Stellen, welche sich auf Beide beziehen, aus dem zweiten Theile gedachten Werkes und dessen dreißigstem Fragmente Seite 244 hier einzurücken kein Bedenken tragen.

„Die Jünglinge, deren Bilder und Silhouetten wir hier vor uns haben, sind die ersten Menschen, die mir zur physiognomischen Beschreibung saßen und standen, wie, wer sich malen läßt, dem Maler sitzt.

„Ich kannte sie sonst, die edeln — und ich machte den ersten Versuch, nach der Natur und mit aller sonstigen Kenntniß ihren Charakter zu beobachten und zu beschreiben. —

„Hier ist die Beschreibung des ganzen Menschen —

„Erstlich des jüngeren.

„Siehe den blühenden Jüngling von fünfundzwanzig Jahren! das leichtschwebende, schwimmende, elastische Geschöpfe! Es liegt nicht; es steht nicht; es stemmt sich nicht; es fliegt nicht; es schwebt oder schwimmt. Zu lebendig, um zu ruhen; zu locker, um fest zu stehen; zu schwer und zu weich, um zu fliegen.

„Ein Schwebendes also, das die Erde nicht berührt! In seinem ganzen Umrisse keine völlig schlaffe Linie, aber auch keine gerade, keine gespannte, keine fest gewölbte, hart gebogene; — kein eckiger Einschnitt, kein felsiges Vorgebirge der Stirn; keine Härte; keine Steifigkeit; keine stürmende Rohigkeit; keine drohende Obermacht; kein eiserner Muth — elastisch reizbarer weg, aber kein eiserner; kein fester, forschender Tiefsinn; keine langsame Ueberlegung, oder kluge Bedächtlichkeit; nirgends der Raisonneur mit der festgehaltenen Wagschale in der einen, dem Schwerte in der andern Hand, und doch auch nicht die mindeste Steifheit im Blicke und Urtheile! und doch die völligste Geradheit des Verstandes, oder vielmehr der unbefleckteste Wahrheitssinn! Immer der innige Empfinder, nie der tiefe Ausdenker; nie der Erfinder, nie der prüfende Entwickler der so schnellerblickten, schnellerkannten, schnellgeliebten, schnellergriffnen Wahrheit . . . . Ewiger Schweber! Seher! Idealisirer! Verschönerer! — Gestalter aller seiner Ideen! Immer halbtrunkener Dichter, der sieht, was er sehen will; — nicht der trübsinnig schmachtende — nicht der hartzermalmende; — aber der hohe, edle, gewaltige!

der mit gemäßigtem „Sonnendurst“ in den Regionen der Luft hin und her wallt, über sich strebt, und wieder — nicht zur Erde sinkt! zur Erde sich stürzt, in des „Felsenstromes“ Fluthen sich taucht und sich wiegt „im Donner der hallenden Felsen umher“ — Sein Blick nicht Flammenblick des Adlers! seine Stirn und Nase nicht Muth des Löwen! seine Brust — nicht Festigkeit des Streit wiehernden Pferdes! Im Ganzen aber viel von der schwebenden Gelenksamkeit des Elephanten . . . .

„Die Aufgezogenheit seiner vorragenden Oberlippe gegen die unbeschnittene, unedige, vorhängende Nase zeigt, bei dieser Beschlossenheit des Mundes, viel Geschmack und feine Empfindsamkeit; der untere Theil des Gesichtes viel Sinnlichkeit, Trägheit, Achtlosigkeit. Der ganze Umriß des Halbgesichtes Offenheit, Redlichkeit, Menschlichkeit, aber zugleich leichte Verführbarkeit und einen hohen Grad von gutherziger Unbedachtsamkeit, die Niemanden als ihm selber schadet. Die Mittellinie des Mundes ist in seiner Ruhe eines geraden, planlosen, weichgeschaffenen, guten; in seiner Bewegung eines zärtlichen, feinfühlenden, äußerst reizbaren, gütigen, edlen Menschen. Im Bogen der Augenlider und im Glanze der Augen sitzt nicht Homer, aber der tiefste, innigste, schnellste Empfinder, Ergreifer Homer's; nicht der epische, aber der Odendichter; Genie, das quillt, umschafft, veredelt, bildet, schwebt, Alles in Heldengestalt zaubert, Alles vergöttlicht. — Die halbsichtbaren Augenlider, von einem solchen Bogen, sind immer mehr feinfühlender Dichter, als nach Plan schaffender, als langsam arbeitender Künstler; mehr der verliebten, als der strengen. — Das ganze Angesicht des Jünglings ist viel einnehmender und anziehender, als das um etwas zu lockere, zu gedehnte Halbgesicht; das Vordergesicht zeugt bei der geringsten Bewegung von empfindsamer, sorgfältiger, erfindender, ungelernter, innerer Güte und sanft zitternder, Unrecht verabscheuender Freiheit — dürstender Lebendigkeit. Es kann nicht den geringsten Eindruck von den vielen verbergen, die es auf einmal, die es unaufhörlich empfängt. — Jeder Gegenstand, der ein nahes Verhältniß zu ihm hat, treibt das Geblüt in die Wangen und Nase; die jungfräulichste Schamhaftigkeit in dem Punkte der Ehre verbreitet sich mit der Schnelle des Blitzes über die zart bewegliche Haut. —

„Die Gesichtsfarbe, sie ist nicht die blasse des Alles erschaffenden und Alles verzehrenden Genius; nicht die wildglühende des verachtenden Zertreters; nicht die milchweiße des

Blöden, nicht die gelbe des Harten und Zähen; nicht die bräunliche des langsam fleißigen Arbeiters; aber die weißröthliche, violette, so sprechend und so untereinander wallend, so glücklich gemischt wie die Stärke und Schwäche des ganzen Charakters. — Die Seele des Ganzen und eines jeden besondern Zuges ist Freiheit, ist elastische Betriebsamkeit, die leicht fortstoßt und leicht zurückgestoßen wird. Großmuth und aufrichtige Heiterkeit leuchten aus dem ganzen Vordergesichte und der Stellung des Kopfes. Unverderblichkeit der Empfindung, Feinheit des Geschmacks, Reinheit des Geistes, Güte und Adel der Seele, betriebsame Kraft, Gefühl von Kraft und Schwäche scheinen so allzudurchdringend im ganzen Gesichte durch, daß das sonst muthige Selbstgefühl sich dadurch in edle Bescheidenheit auflöst und der natürliche Stolz und die Jünglingseitelkeit sich ohne Zwang und Kunst in diesem herrlich spielenden All liebenswürdig verdämmert. — Das weißliche Haar, die Länge und Unbehaglichkeit der Gestalt, die sanfte Leichtigkeit des Auftritts, das Hin- und Herschweben des Ganges, die Fläche der Brust, die weiße faltenlose Stirn und noch verschiedene andere Ausdrücke verbreiten über den ganzen Menschen eine gewisse Weiblichkeit, wodurch die innere Schnellkraft gemäßigt und dem Herzen jede vorsätzliche Beleidigung und Niederträchtigkeit ewig unmöglich gemacht, zugleich aber auch offenbar wird, daß der muth- und feuervolle Poet, mit allem seinem unersättigten Durste nach Freiheit und Befreiung, nicht bestimmt ist, für sich allein ein fester, Plan durchsetzender, ausharrender Gesetzesmann, oder in der blutigen Schlacht unsterblich zu werden. Und nun erst am Ende merk' ich, daß ich von dem Auffallendsten noch nichts gesagt; nichts von der edlen, von aller Affektation reinen Simplizität! Nichts von der Kindheit des Herzens! Nichts von dem gänzlichen Nichtgefühle seines äußerlichen Adels! Nichts von der unaussprechlichen Bonhomie, mit welcher er Warnung und Tadel, sogar Vorwürfe und Unrecht annimmt und duldet. —

„Doch, wer will ein Ende finden, von einem guten Menschen, in dem so viele reine Menschheit ist, Alles zu sagen, was an ihm wahrgenommen oder empfunden wird!

„Beschreibung des älteren.

„Was ich von dem jüngern Bruder gesagt — wie viel davon kann auch von diesem gesagt werden! Das Vornehmste, das ich anmerken kann, ist dies:

„Diese Figur und dieser Charakter sind mehr gepackt und weniger gedehnt als die vorige. Dort Alles länger und flächer; hier Alles kürzer, breiter, gewölbter, gebogener; dort Alles leckerer, hier beschnittener. So die Stirn; so die Nase; so die Brust; zusammengedrängter, lebendiger, weniger verbreitete, mehr zielende Kraft und Lebendigkeit! Sonst dieselbe Liebenswürdigkeit und Bonhomie! Nicht die auffallende Offenheit; mehr Verschlagenheit, aber im Grunde, oder vielmehr in der That, ebendieselbe Ehrlichkeit. Derselbe unbezwingbare Abscheu gegen Unrecht und Bosheit; dieselbe Unversöhnlichkeit mit Allem, was Rank und Tücke heißt; dieselbe Unerbittlichkeit gegen Tyrannei und Despotisme; dasselbe reine, unbestechliche Gefühl für alles Edle, Gute, Große; dasselbe Bedürfniß der Freundschaft und Freiheit; dieselbe Empfindsamkeit und edle Ruhmbegierde; dieselbe Allgemeinheit des Herzens für alle gute, weise, einfältige, kraftvolle, berühmte oder unberühmte, gekannte oder mißkannte Menschen; — und — dieselbe leichtsinnige Unbedachtsamkeit. Nein! nicht gerade dieselbe. Das Gesicht ist beschnittener, angezogener, fester; hat mehr innere, sich leicht entwickelnde Geschicklichkeit zu Geschäften und praktischen Berathschlagungen; mehr durchsetzenden Muth, der sich besonders in den stark vordringenden, stumpf abgerundeten Knochen der Augen zeigt. Nicht das aufquillende, reiche, reine, hohe Dichtergefühl; nicht die schnelle Leichtigkeit der produktiven Kraft des Andern. Aber, dennoch, wiewol in tiefern Regionen, lebendig, richtig, innig. Nicht das luftige, in morgenrötlichem Himmel dahinschwebende, Gestalten bildende Lichtgenie — Mehr innere Kraft, vielleicht weniger Ausdruck! mehr gewaltig und furchtbar — weniger prächtig und rund; obgleich seinem Pinsel weder Färbung noch Zauber fehlt. — Mehr Witz und rasende Laune; drolliger Satyr; Stirn, Nase, Blick — Alles so herab, so vorhängend; recht entscheidend für originellen, allbelebenden Witz, der nicht von außen her einsammelt, sondern von innen heraus wirft. Ueberhaupt ist Alles an diesem Charakter vordringender, eckiger, angreifender, stürmender! — Nirgends Plattheit, nirgends Erschlaffung, ausgenommen im zusinkenden Auge, wo Wollust, wie in Stirn und Nase — hervorspringt. Sonst selbst in dieser Stirne, dieser Gedrängtheit von Allem — diesem Blicke sogar — untriegbarer Ausdruck von ungelernter Größe; Stärke; Drang der Menschheit; Ständigkeit; Einfachheit; Bestimmtheit!“ —

Nachdem ich sodann in Darmstadt Merken seinen Triumph gönnen müssen, daß er die baldige Trennung von der fröhlichen Gesellschaft vorausgesagt hatte, fand ich mich wieder in Frankfurt, wohlempfangen von Jedermann, auch von meinem Vater, ob dieser gleich seine Mißbilligung, daß ich nicht nach Airolo hinabgestiegen, ihm meine Ankunft in Mailand gemeldet habe, zwar nicht ausdrücklich, aber stillschweigend merken ließ, besonders auch keine Theilnahme an jenen wilden Felsen, Nebelseen und Drachennestern im Mindesten beweisen konnte. Nicht im Gegensatz, aber gelegentlich ließ er doch merken, was denn eigentlich an allem Dem zu haben sei; wer Neapel nicht gesehen, habe nicht gelebt.

Ich vermied nicht und konnte nicht vermeiden, Lili zu sehen; es war ein schonender, zarter Zustand zwischen uns Beiden. Ich war unterrichtet, man habe sie in meiner Abwesenheit völlig überzeugt, sie müsse sich von mir trennen, und dieses sei um so nothwendiger, ja thunlicher, weil ich durch meine Reise und eine ganz willkürliche Abwesenheit mich genugsam selbst erklärt habe. Dieselben Lokalitäten jedoch in Stadt und auf dem Land, dieselben Personen, mit allem Bisherigen vertraut, ließen denn doch kaum die beiden noch immer Liebenden, obgleich auf eine wundersame Weise aus einander Gezogenen, ohne Berührung. Es war ein verwünschter Zustand, der sich in einem gewissen Sinne dem Hades, dem Zusammensein jener glücklich-unglücklichen Abgeschiedenen, verglich.

Es waren Augenblicke, wo die vergangenen Tage sich wieder herzustellen schienen, aber gleich wie wetterleuchtende Gespenster verschwanden.

Wohlwollende hatten mir vertraut, Lili habe geäußert, indem alle die Hindernisse unsrer Verbindung ihr vorgetragen worden: sie unternehme wohl aus Neigung zu mir alle dermaligen Zustände und Verhältnisse aufzugeben und mit nach Amerika zu gehen. Amerika war damals, vielleicht noch mehr als jetzt, das Eldorado Derjenigen, die in ihrer augenblicklichen Lage sich bedrängt fanden.

Aber eben das, was meine Hoffnungen hätte beleben sollen, drückte sie nieder. Mein schönes väterliches Haus, nur wenig hundert Schritte von dem ihrigen, war doch immer ein leidlicherer, zu gewinnender Zustand als die über das Meer entfernte ungewisse Umgebung; aber ich leugne nicht, in ihrer

Gegenwart traten alle Hoffnungen, alle Wünsche wieder hervor, und neue Unsicherheiten bewegten sich in mir.

Freilich sehr verbietend und bestimmt waren die Gebote meiner Schwester; sie hatte mir mit allem verständigen Gefühl, dessen sie fähig war, die Lage nicht nur ins Klare gesetzt, sondern ihre wahrhaft schmerzlich mächtigen Briefe verfolgten immer mit kräftigerer Ausführung denselben Text. „Gut," sagte sie, „wenn Ihr's nicht vermeiden konntet, so müßtet Ihr's ertragen; dergleichen muß man dulden, aber nicht wählen." Einige Monate gingen hin in dieser unsichersten aller Lagen, alle Umgebungen hatten sich gegen diese Verbindung gestimmt; in ihr allein, glaubt' ich, wußt' ich, lag eine Kraft, die das Alles überwältigt hätte.

Beide Liebende, sich ihres Zustandes bewußt, vermieden, sich allein zu begegnen; aber herkömmlicher Weise konnte man nicht umgehen, sich in Gesellschaft zu finden. Da war mir denn die stärkste Prüfung auferlegt, wie eine edel fühlende Seele einstimmen wird, wenn ich mich näher erkläre.

Gestehen wir im Allgemeinen, daß bei einer neuen Bekanntschaft, einer neu sich anknüpfenden Neigung über das Vorhergegangene der Liebende gern einen Schleier zieht. Die Neigung kümmert sich um keine Antecedentien, und wie sie blitzschnell genialisch hervortritt, so mag sie weder von Vergangenheit noch Zukunft wissen. Zwar hatte sich meine nähere Vertraulichkeit zu Lili gerade dadurch eingeleitet, daß sie mir von ihrer frühern Jugend erzählte: wie sie von Kind auf durchaus manche Neigung und Anhänglichkeit, besonders auch in fremden ihr lebhaftes Haus Besuchenden erregt und sich daran ergetzt habe, obgleich ohne weitere Folge und Verknüpfung.

Wahrhaft Liebende betrachten Alles, was sie bisher empfunden, nur als Vorbereitung zu ihrem gegenwärtigen Glück, nur als Base, worauf sich erst ihr Lebensgebäude erheben soll. Vergangene Neigungen erscheinen wie Nachtgespenster, die sich vor dem anbrechenden Tage wegschleichen.

Aber was ereignete sich! Die Messe kam, und so erschien der Schwarm jener Gespenster in ihrer Wirklichkeit; alle Handelsfreunde des bedeutenden Hauses kamen nach und nach heran, und es offenbarte sich schnell, daß keiner einen gewissen Antheil an der liebenswürdigen Tochter völlig aufgeben wollte noch konnte. Die Jüngeren, ohne zudringlich zu sein, erschienen doch als Wohlbekannte; die Mittlern, mit einem gewissen verbind-

lichen Anstand, wie solche, die sich beliebt machen und allenfalls mit höheren Ansprüchen hervortreten möchten. Es waren schöne Männer darunter mit dem Behagen eines gründlichen Wohlstandes.

Nun aber die alten Herren waren ganz unerträglich mit ihren Onkelsmanieren, die ihre Hände nicht im Zaum hielten und bei widerwärtigem Tätscheln sogar einen Kuß verlangten, welchem die Wange nicht versagt wurde. Ihr war so natürlich, dem Allem anständig zu genügen. Allein auch die Gespräche erregten manches bedenkliche Erinnern. Von jenen Luftfahrten wurde gesprochen zu Wasser und zu Lande, von mancherlei Fährlichkeiten mit heiterem Ausgang, von Bällen und Abendpromenaden, von Verspottung lächerlicher Werber, und was nur eifersüchtigen Aerger in dem Herzen des trostlos Liebenden aufregen konnte, der gleichsam das Facit so vieler Jahre auf eine Zeit lang an sich gerissen hatte. Aber unter diesem Zudrang, in dieser Bewegung versäumte sie den Freund nicht, und wenn sie sich zu ihm wendete, so wußte sie mit Wenigem das Zarteste zu äußern, was der gegenseitigen Lage völlig geeignet schien.

Doch wenden wir uns von dieser noch in der Erinnerung beinahe unerträglichen Qual zur Poesie, wodurch einige geistreich-herzliche Linderung in den Zustand eingeleitet wurde.

„Lili's Park" mag ungefähr in diese Epoche gehören; ich füge das Gedicht hier nicht ein, weil es jenen zarten, empfindlichen Zustand nicht ausdrückt, sondern nur mit genialer Heftigkeit das Widerwärtige zu erhöhn und durch komisch-ärgerliche Bilder das Entsagen in Verzweiflung umzuwandeln trachtet.

Nachstehendes Lied drückt eher die Anmuth jenes Unglücks aus und sei deshalb hier eingeschaltet.

Ihr verblühet, süße Rosen,
Meine Liebe trug Euch nicht;
Blühtet, ach, dem Hoffnungslosen,
Dem der Gram die Seele bricht!

Jener Tage denk' ich trauernd,
Als ich, Engel, an Dir hing,
Auf das erste Knöspchen lauernd
Früh zu meinem Garten ging.

Alle Blüthen, alle Früchte
Noch zu Deinen Füßen trug,
Und vor Deinem Angesichte
Hoffnung in dem Herzen schlug.

Ihr verblühet, süße Rosen,
Meine Liebe trug Euch nicht;
Blühtet, ach, dem Hoffnungslosen,
Dem der Gram die Seele bricht!

Die Oper „Erwin und Elmire" war aus Goldsmith's liebenswürdiger, im „Landprediger von Wakefield" eingefügter Romanze entstanden, die uns in den besten Zeiten vergnügt hatte, wo wir nicht ahneten, daß uns etwas Aehnliches bevorstehe.

Schon früher hab' ich einige poetische Erzeugnisse jener Epoche eingeschaltet und wünschte nur, es hätten sich alle zusammen erhalten. Eine fortwährende Aufregung in glücklicher Liebeszeit, gesteigert durch eintretende Sorge, gab Anlaß zu Liedern, die durchaus nichts Ueberspanntes, sondern immer das Gefühl des Augenblicks aussprachen. Von geselligen Festliedern bis zur kleinsten Geschenksgabe, Alles war lebendig, mitgefühlt von einer gebildeten Gesellschaft; erst froh, dann schmerzlich und zuletzt kein Gipfel des Glücks, kein Abgrund des Wehes, dem nicht ein Laut wäre gewidmet gewesen.

Alle diese innern und äußern Ereignisse, insofern sie meinen Vater hätten unangenehm berühren können, welcher jene erste, ihm anmuthig zusagende Schwiegertochter immer weniger hoffen konnte in sein Haus eingeführt zu sehen, wußte meine Mutter auf das Klügste und Thätigste abzuwenden. Diese Staatsdame aber, wie er sie im Vertrauen gegen seine Gattin zu nennen pflegte, wollte ihn keineswegs anmuthen.

Indessen ließ er dem Handel seinen Gang und setzte seine kleine Kanzlei recht emsig fort. Der junge Rechtsfreund sowie der gewandte Schreiber gewannen unter seiner Firma immer mehr Ausdehnung des Bodens. Da nun, wie bekannt, der Abwesende nicht vermißt wird, so gönnten sie mir meine Pfade und suchten sich immer mehr auf einem Boden festzusetzen, auf dem ich nicht gedeihen sollte.

Glücklicher Weise trafen meine Richtungen mit des Vaters Gesinnungen und Wünschen zusammen. Er hatte einen so großen Begriff von meinem dichterischen Talent, so viel eigene

Freude an der Gunst, die meine ersten Arbeiten erworben hatten, daß er mich oft unterhielt über Neues und fernerhin Vorzunehmendes. Hingegen von diesen geselligen Scherzen, leidenschaftlichen Dichtungen durft' ich ihn nichts merken lassen.

Nachdem ich im „Götz von Berlichingen" das Symbol einer bedeutenden Weltepoche nach meiner Art abgespiegelt hatte, sah ich mich nach einem ähnlichen Wendepunkt der Staatengeschichte sorgfältig um. Der Aufstand der Niederlande gewann meine Aufmerksamkeit. In „Götz" war es ein tüchtiger Mann, der untergeht in dem Wahn: zu Zeiten der Anarchie sei der wohlwollende Kräftige von einiger Bedeutung. Im „Egmont" waren es festgegründete Zustände, die sich vor strenger, gut berechneter Despotie nicht halten können. Meinen Vater hatte ich davon auf das Lebhafteste unterhalten, was zu thun sei, was ich thun wolle, daß ihm dies so unüberwindliches Verlangen gab, dieses in meinem Kopf schon fertige Stück auf dem Papiere, es gedruckt, es bewundert zu sehen.

Hatt' ich in den frühern Zeiten, da ich noch hoffte Lili mir zuzueignen, meine ganze Thätigkeit auf Einsicht und Ausübung bürgerlicher Geschäfte gewendet, so traf es gerade jetzt, daß ich die fürchterliche Lücke, die mich von ihr trennte, durch Geistreiches und Seelenvolles auszufüllen hatte. Ich fing also wirklich „Egmont" zu schreiben an, und zwar nicht wie den ersten „Götz von Berlichingen" in Leid' und Zelge, sondern ich griff nach der ersten Einleitung gleich die Hauptscene an, ohne mich um die allenfallsigen Verbindungen zu bekümmern. Damit gelangte ich weit, indem ich bei meiner lässlichen Art zu arbeiten von meinem Vater, es ist nicht übertrieben, Tag und Nacht angespornt wurde, da er das so leicht Entstehende auch leicht vollendet zu sehen glaubte.

Zwanzigstes Buch.

So fuhr ich denn am „Egmont" zu arbeiten fort, und wenn dadurch in meinen leidenschaftlichen Zustand einige Beschwichtigung eintrat, so half mir auch die Gegenwart eines wackern Künstlers über manche böse Stunden hinweg, und ich verdankte hier, wie schon so oft, einem unsichern Streben nach praktischer Ausbildung einen heimlichen Frieden der Seele in Tagen, wo er sonst nicht wäre zu hoffen gewesen.

Georg Melchior Kraus, in Frankfurt geboren, in Paris gebildet, kam eben von einer kleinen Reise ins nördliche Deutschland zurück; er suchte mich auf, und ich fühlte sogleich Trieb und Bedürfniß, mich ihm anzuschließen. Er war ein heiterer Lebemann, dessen leichtes erfreuliches Talent in Paris die rechte Schule gefunden hatte.

Für den Deutschen gab es zu jener Zeit daselbst ein angenehmes Unterkommen. Philipp Hackert lebte dort in gutem Ansehen und Wohlstand; das treue deutsche Verfahren, womit er Landschaften, nach der Natur zeichnend, in Gouache- und Oelfarbe glücklich ausführte, war als Gegensatz einer praktischen Manier, der sich die Franzosen hingegeben hatten, sehr willkommen. Wille, hochgeehrt als Kupferstecher, gab dem deutschen Verdienste Grund und Boden; Grimm, schon einflußreich, nützte seinen Landsleuten nicht wenig. Angenehme Fußreisen, um unmittelbar nach der Natur zu zeichnen, wurden unternommen und so manches Gute geleistet und vorbereitet.

Boucher und Wateau, zwei wahrhaft geborne Künstler, deren Werke, wenn schon verflatternd im Geist und Sinn der

Zeit, doch immer noch höchst respektabel gefunden werden, waren der neuen Erscheinung geneigt und selbst, obgleich nur zu Scherz und Versuch, thätig eingreifend. Greuze, im Familienkreise still für sich hinlebend, dergleichen bürgerliche Scenen gern darstellend, von seinen eigenen Werken entzückt, erfreute sich eines ehrenhaften leichten Pinsels.

Alles dergleichen konnte unser Kraus in sein Talent sehr wohl aufnehmen; er bildete sich an der Gesellschaft zur Gesellschaft und wußte gar zierlich häusliche, freundschaftliche Vereine porträtmäßig darzustellen; nicht weniger glückten ihm landschaftliche Zeichnungen, die sich durch reinliche Umrisse, massenhafte Tusche, angenehmes Kolorit dem Auge freundlich empfahlen; dem innern Sinn genügte eine gewisse naive Wahrheit und besonders dem Kunstfreund sein Geschick, Alles, was er selbst nach der Natur zeichnete, sogleich zum Tableau einzuleiten und einzurichten.

Er selbst war der angenehmste Gesellschafter; gleichmüthige Heiterkeit begleitete ihn durchaus; dienstfertig ohne Demuth, gehalten ohne Stolz, fand er sich überall zu Hause, überall beliebt, der thätigste und zugleich der bequemste aller Sterblichen. Mit solchem Talent und Charakter begabt, empfahl er sich bald in höhern Kreisen und war besonders in dem freiherrlichen von Stein'schen Schlosse zu Nassau an der Lahn wohl aufgenommen, eine talentvolle, höchst liebenswürdige Tochter in ihrem künstlerischen Bestreben unterstützend und zugleich die Geselligkeit auf mancherlei Weise belebend.

Nach Verheirathung dieser vorzüglichen jungen Dame an den Grafen von Werthern nahm das neue Ehepaar den Künstler mit auf ihre bedeutenden Güter in Thüringen, und so gelangte er auch nach Weimar. Hier ward er bekannt, anerkannt, und von dem dasigen hochgebildeten Kreise sein Bleiben gewünscht.

Wie er nun überall zuthätig war, so forderte er bei seiner nunmehrigen Rückkehr nach Frankfurt meine bisher nur sammelnde Kunstliebe zu praktischer Uebung. Dem Dilettanten ist die Nähe des Künstlers unentbehrlich, denn er sieht in diesem das Komplement seines eigenen Daseins; die Wünsche des Liebhabers erfüllen sich im Artisten.

Durch eine gewisse Naturanlage und Uebung gelang mir wol ein Umriß, auch gestaltete sich leicht zum Bilde, was ich in der Natur vor mir sah; allein es fehlte mir die eigentliche plastische Kraft, das tüchtige Bestreben, dem Umriß Körper zu verleihen durch wohlabgestuftes Hell und Dunkel. Meine Nach-

bildungen waren mehr ferne Ahnungen irgend einer Gestalt, und meine Figuren glichen den leichten Luftwesen in Dante's Purgatorio, die keine Schatten werfend, vor dem Schatten wirklicher Körper sich entsetzen.

Durch Lavater's physiognomische Hexerei — denn so darf man die ungestüme Anregung wol nennen, womit er alle Menschen nicht allein zur Kontemplation der Physiognomien, sondern auch zur künstlerischen oder pfuscherhaften praktischen Nachbildung der Gesichtsformen zu nöthigen bemüht war, — hatte ich mir eine Uebung verschafft, die Porträte von Freunden auf grau Papier mit schwarzer und weißer Kreide darzustellen. Die Aehnlichkeit war nicht zu verkennen; aber es bedurfte die Hand meines künstlerischen Freundes, um sie aus dem düstern Grunde hervortreten zu machen.

Beim Durchblättern und Durchschauen der reichlichen Portefeuilles, welche der gute Kraus von seinen Reisen mitgebracht hatte, war die liebste Unterhaltung, wenn er landschaftliche oder persönliche Darstellungen vorlegte, der Weimarische Kreis und dessen Umgebung. Auch ich verweilte sehr gerne dabei, weil es dem Jüngling schmeicheln mußte, so viele Bilder nur als Text zu betrachten von einer umständlichen wiederholten Ausführung: daß man mich dort zu sehen wünsche. Sehr anmuthig wußte er seine Grüße, seine Einladungen durch nachgebildete Persönlichkeit zu beleben. Ein wohlgelungenes Oelbild stellte den Kapellmeister Wolf am Flügel und seine Frau hinter ihm zum Singen sich bereitend vor; der Künstler selbst wußte zugleich gar dringend auszulegen, wie freundlich dieses werthe Paar mich empfangen würde. Unter seinen Zeichnungen fanden sich mehrere bezüglich auf die Wald- und Berggegend um Bürgel. Ein wackerer Forstmann hatte daselbst, vielleicht mehr seinen anmuthigen Töchtern als sich selbst zu Liebe raubgestaltete Felspartien, Gebüsch und Waldstrecken durch Brücken, Geländer und sanfte Pfade gesellig wandelbar gemacht; man sah die Frauenzimmer in weißen Kleidern auf anmuthigen Wegen nicht ohne Begleitung. An dem einen jungen Manne sollte man Bertuch erkennen, dessen ernste Absichten auf die älteste nicht geleugnet wurden, und Kraus nahm nicht übel, wenn man einen zweiten jungen Mann auf ihn und seine aufkeimende Neigung für die Schwester zu beziehen wagte.

Bertuch, als Zögling Wieland's, hatte sich in Kenntnissen und Thätigkeit dergestalt hervorgethan, daß er, als Geheim-

sekretär des Herzogs schon angestellt, das Allerbeste für die Zukunft erwarten ließ. Von Wieland's Rechtlichkeit, Heiterkeit, Gutmüthigkeit war durchaus die Rede; auf seine schönen literarischen und poetischen Vorsätze ward schon ausführlich hingedeutet und die Wirkung des „Merkur" durch Deutschland besprochen, gar manche Namen in literarischer, staatsgeschäftlicher und geselliger Hinsicht hervorgehoben und in solchem Sinne Musäus, Kirms, Berendis und Ludecus genannt. Von Frauen war Wolf's Gattin und eine Wittwe Kotzebue mit einer liebenswürdigen Tochter und einem heitern Knaben nebst manchen Andern rühmlich und charakteristisch bezeichnet. Alles deutete auf ein frisch thätiges literarisches und Künstlerleben.

Und so schilderte sich nach und nach das Element, worauf der junge Herzog nach seiner Rückkehr wirken sollte; einen solchen Zustand hatte die Frau Obervormünderin vorbereitet; was aber die Ausführung wichtiger Geschäfte betraf, war, wie es unter solchen provisorischen Verwaltungen Pflicht ist, der Ueberzeugung, der Thatkraft des künftigen Regenten überlassen. Die durch den Schloßbrand gewirkten gräulichen Ruinen betrachtete man schon als Anlaß zu neuen Thätigkeiten. Das in Stocken gerathene Bergwerk zu Ilmenau, dem man durch kostspielige Unterhaltung des tiefen Stollens eine mögliche Wiederaufnahme zu sichern gewußt, die Akademie Jena, die hinter dem Zeitsinn einigermaßen zurückgeblieben und mit dem Verlust gerade sehr tüchtiger Lehrer bedroht war, wie so vieles Andere regte einen edlen Gemeinsinn auf. Man blickte nach Persönlichkeiten umher, die in dem aufstrebenden Deutschland so mannichfaches Gute zu fördern berufen sein könnten, und so zeigte sich durchaus eine frische Aussicht, wie eine kräftige und lebhafte Jugend sie nur wünschen konnte. Und schien es traurig zu sein, eine junge Fürstin ohne die Würde eines schicklichen Gebäudes in eine sehr mäßige, zu ganz andern Zwecken erbaute Wohnung einzuladen, so gaben die schön gelegenen, wohleingerichteten Landhäuser Ettersburg, Belvedere und andere vortheilhafte Lustige Genuß des Gegenwärtigen und Hoffnung, auch in diesem damals zur Nothwendigkeit gewordenen Naturleben sich produktiv und angenehm-thätig zu erweisen.

Man hat im Verlaufe dieses biographischen Vortrags umständlich gesehen, wie das Kind, der Knabe, der Jüngling sich

auf verschiedenen Wegen dem Uebersinnlichen zu nähern gesucht, erst mit Neigung nach einer natürlichen Religion hingeblickt, dann mit Liebe sich an eine positive festgeschlossen, ferner durch Zusammensetzung in sich selbst seine eignen Kräfte versucht und sich endlich dem allgemeinen Glauben freudig hingegeben. Als er in den Zwischenräumen dieser Regionen hin und wieder wanderte, suchte, sich umsah, begegnete ihm Manches, was zu keiner von allen gehören mochte, und er glaubte mehr und mehr einzusehen, daß es besser sei, den Gedanken von dem Ungeheuren, Unfaßlichen abzuwenden.

Er glaubte in der Natur, der belebten und unbelebten, der beseelten und unbeseelten, etwas zu entdecken, das sich nur in Widersprüchen manifestirte und deshalb unter keinen Begriff, noch viel weniger unter ein Wort gefaßt werden konnte. Es war nicht göttlich, denn es schien unvernünftig; nicht menschlich, denn es hatte keinen Verstand; nicht teuflisch, denn es war wohlthätig; nicht englisch, denn es ließ oft Schadenfreude merken. Es glich dem Zufall, denn es bewies keine Folge; es ähnelte der Vorsehung, denn es deutete auf Zusammenhang. Alles, was uns begrenzt, schien für dasselbe durchdringbar; es schien mit den nothwendigen Elementen unsres Daseins willkürlich zu schalten; es zog die Zeit zusammen und dehnte den Raum aus. Nur im Unmöglichen schien es sich zu gefallen und das Mögliche mit Verachtung von sich zu stoßen.

Dieses Wesen, das zwischen alle übrigen hineinzutreten, sie zu sondern, sie zu verbinden schien, nannte ich dämonisch, nach dem Beispiel der Alten und Derer, die etwas Aehnliches gewahrt hatten. Ich suchte mich vor diesem furchtbaren Wesen zu retten, indem ich mich nach meiner Gewohnheit hinter ein Bild flüchtete.

Unter die einzelnen Theile der Weltgeschichte, die ich sorgfältiger studirte, gehörten auch die Ereignisse, welche die nachher vereinigten Niederlande so berühmt gemacht. Ich hatte die Quellen fleißig erforscht und mich möglichst unmittelbar zu unterrichten und mir Alles lebendig zu vergegenwärtigen gesucht. Höchst dramatisch waren mir die Situationen erschienen, und als Hauptfigur, um welche sich die Uebrigen am Glücklichsten versammeln ließen, war mir Graf Egmont aufgefallen, dessen menschlich ritterliche Größe mir am Meisten behagte.

Allein zu meinem Gebrauche mußte ich ihn in einen Charakter umwandeln, der solche Eigenschaften besaß, die einen

Jünglings besser zieren als einen Mann in Jahren, einen Unbeweibten besser als einen Hausvater, einen Unabhängigen mehr als Einen, der, noch so frei gesinnt, durch mancherlei Verhältnisse begrenzt ist.

Als ich ihn nun so in meinen Gedanken verjüngt und von allen Bedingungen losgebunden hatte, gab ich ihm die ungemessene Lebenslust, das grenzenlose Zutrauen zu sich selbst, die Gabe, alle Menschen an sich zu ziehen (attrattiva) und so die Gunst des Volks, die stille Neigung einer Fürstin, die ausgesprochene eines Naturmädchens, die Theilnahme eines Staatsklugen zu gewinnen, ja selbst den Sohn seines größten Widersachers für sich einzunehmen.

Die persönliche Tapferkeit, die den Helden auszeichnet, ist die Base, auf der sein ganzes Wesen ruht, der Grund und Boden, aus dem es hervorsproßt. Er kennt keine Gefahr und verblendet sich über die größte, die sich ihm nähert. Durch Feinde, die uns umzingeln, schlagen wir uns allenfalls durch; die Netze der Staatsklugheit sind schwerer zu durchbrechen. Das Dämonische, was von beiden Seiten im Spiel ist, in welchem Konflikt das Liebenswürdige untergeht und das Gehaßte triumphirt, sodann die Aussicht, daß hieraus ein Drittes hervorgehe, das dem Wunsch aller Menschen entsprechen werde, dieses ist es wel, was dem Stücke, freilich nicht gleich bei seiner Erscheinung, aber doch später und zur rechten Zeit die Gunst verschafft hat, deren es noch jetzt genießt. Und so will ich denn auch hier um mancher geliebten Leser willen mir selbst vorgreifen und, weil ich nicht weiß, ob ich sobald wieder zur Rede gelange, etwas aussprechen, wovon ich mich erst viel später überzeugte.

Obgleich jenes Dämonische sich in allem Körperlichen und Unkörperlichen manifestiren kann, ja bei den Thieren sich aufs Merkwürdigste ausspricht, so steht es vorzüglich mit dem Menschen im wunderbarsten Zusammenhang und bildet eine der moralischen Weltordnung wo nicht entgegengesetzte, doch sie durchkreuzende Macht, so daß man die eine für den Zettel, die andere für den Einschlag könnte gelten lassen.

Für die Phänomene, welche hiedurch hervorgebracht werden, giebt es unzählige Namen; denn alle Philosophien und Religionen haben prosaisch und poetisch dieses Räthsel zu lösen und die Sache schließlich abzuthun gesucht, welches ihnen noch fernerhin unbenommen bleibe.

Am Furchtbarsten aber erscheint dieses Dämonische, wenn

es in irgend einem Menschen überwiegend hervortritt. Während meines Lebensganges habe ich Mehrere theils in der Nähe, theils in der Ferne beobachten können. Es sind nicht immer die vorzüglichsten Menschen, weder an Geist noch an Talenten, selten durch Herzensgüte sich empfehlend; aber eine ungeheure Kraft geht von ihnen aus, und sie üben eine unglaubliche Gewalt über alle Gebrechen, ja sogar über die Elemente, und wer kann sagen, wie weit sich eine solche Wirkung erstrecken wird? Alle vereinten sittlichen Kräfte vermögen nichts gegen sie; vergebens, daß der bessere Theil der Menschen sie als Betrogene oder als Betrüger verdächtig machen will, — die Massen werden von ihnen angezogen. Selten oder nie finden sich Gleichzeitige ihresgleichen, und sie sind durch nichts zu überwinden als durch das Universum selbst, mit dem sie den Kampf begonnen; und aus solchen Bemerkungen mag wol jener sonderbare, aber ungeheure Spruch entstanden sein: Nemo contra deum nisi deus ipse.

Von diesen höheren Betrachtungen kehre ich wieder in mein kleines Leben zurück, dem aber doch auch seltsame Ereignisse, wenigstens mit einem dämonischen Schein bekleidet, begegnenden. Ich war von dem Gipfel des Gotthard, Italien den Rücken wendend, nach Hause gekehrt, weil ich Lili nicht entbehren konnte. Eine Neigung, die auf die Hoffnung eines wechselseitigen Besitzes, eines dauernden Zusammenlebens gegründet ist, stirbt nicht auf einmal ab; ja, sie nährt sich an der Betrachtung rechtmäßiger Wünsche und redlicher Hoffnungen, die man hegt.

Es liegt in der Natur der Sache, daß sich in solchen Fällen das Mädchen eher bescheidet als der Jüngling. Als Abkömmlingen Pandorens ist den schönen Kindern die wünschenswerthe Gabe verliehen, anzureizen, anzulocken und mehr durch Natur mit Halbvorsatz als durch Neigung, ja mit Frevel um sich zu versammeln, wobei sie denn oft in Gefahr kommen, wie jener Zauberlehrling, vor dem Schwall der Verehrer zu erschrecken. Und dann soll zuletzt denn doch hier gewählt sein, Einer soll ausschließlich vorgezogen werden, Einer die Braut nach Hause führen.

Und wie zufällig ist es, was hier der Wahl eine Richtung giebt, die Auswählende bestimmt! Ich hatte auf Lili mit Ueberzeugung Verzicht gethan, aber die Liebe machte mir diese Ueberzeugung verdächtig. Lili hatte in gleichem Sinne von mir Abschied genommen, und ich hatte die schöne zer-

freuende Reise angetreten; aber sie bewirkte gerade das Umgekehrte.

So lange ich abwesend war, glaubte ich an die Trennung, glaubte nicht an die Scheidung. Alle Erinnerungen, Hoffnungen und Wünsche hatten ein freies Spiel. Nun kam ich zurück, und wie das Wiedersehen der frei und freudig Liebenden ein Himmel ist, so ist das Wiedersehn von zwei nur durch Vernunftgründe getrennten Personen ein unleidliches Fegefeuer, ein Vorhof der Hölle. Als ich in die Umgebung Lili's zurückkam, fühlte ich alle jene Mißhelligkeiten doppelt, die unser Verhältniß gestört hatten; als ich wieder vor sie selbst hintrat, fiel mir's hart aufs Herz, daß sie für mich verloren sei.

Ich entschloß mich daher abermals zur Flucht, und es konnte mir deshalb nichts erwünschter sein, als daß das junge herzoglich weimarische Paar von Karlsruhe nach Frankfurt kommen und ich, früheren und späteren Einladungen gemäß, ihnen nach Weimar folgen sollte. Von Seiten jener Herrschaften hatte sich ein gnädiges, ja zutrauliches Betragen immer gleich erhalten, das ich von meiner Seite mit leidenschaftlichem Danke erwiderte. Meine Anhänglichkeit an den Herzog von dem ersten Augenblicke an, meine Verehrung gegen die Prinzessin, die ich schon so lange, obgleich nur von Ansehn kannte, mein Wunsch, Wielanden, der sich so liberal gegen mich betragen hatte, persönlich etwas Freundliches zu erzeigen und an Ort und Stelle meine bald muthwilligen, bald zufälligen Unarten wieder gut zu machen, waren Beweggründe genug, die auch einen leidenschaftslosen Jüngling hätten aufreizen, ja antreiben sollen. Nun kam aber noch hinzu, daß ich, auf welchem Wege es wolle, vor Lili flüchten mußte, es sei nun nach Süden, wo mir die täglichen Erzählungen meines Vaters den herrlichsten Kunst- und Naturhimmel vorbildeten, oder nach Norden, wo mich ein so bedeutender Kreis vorzüglicher Menschen einlud.

Das junge fürstliche Paar erreichte nunmehr auf seinem Rückwege Frankfurt. Der herzoglich meiningische Hof war zu gleicher Zeit daselbst, und auch von diesem und dem die jungen Prinzen geleitenden Geheimenrath von Türkheim ward ich aufs Freundlichste aufgenommen. Damit aber ja nach jugendlicher Weise es nicht an einem seltsamen Ereigniß fehlen möchte, so setzte mich ein Mißverständniß in eine unglaubliche, obgleich ziemlich heitere Verlegenheit.

Die weimarischen und meiningischen Herrschaften wohnten

in einem Gasthof. Ich ward zur Tafel gebeten. Der weimarische Hof lag mir dergestalt im Sinne, daß mir nicht einfiel, mich näher zu erkundigen, weil ich auch nicht einmal einbildisch genug war, zu glauben, man wolle von meiningischer Seite auch einige Notiz von mir nehmen. Ich gehe wohlangezogen in den Römischen Kaiser, finde die Zimmer der weimarischen Herrschaften leer, und da es heißt, sie wären bei den meiningischen, verfüge ich mich dorthin und werde freundlich empfangen. Ich denke, dies sei ein Besuch vor Tafel oder man speise vielleicht zusammen, und erwarte den Ausgang. Allein auf einmal setzt sich die weimarische Suite in Bewegung, der ich denn auch folge; allein sie geht nicht etwa in ihre Gemächer, sondern gerade die Treppe hinunter in ihre Wägen, und ich finde mich eben allein auf der Straße.

Anstatt mich nun gewandt und klug nach der Sache umzuthun und irgend einen Aufschluß zu suchen, ging ich nach meiner entschlossenen Weise sogleich meinen Weg nach Hause, wo ich meine Eltern beim Nachtische fand. Mein Vater schüttelte den Kopf, indem meine Mutter mich so gut als möglich zu entschädigen suchte. Sie vertraute mir Abends: als ich weggegangen, habe mein Vater sich geäußert, er wundre sich höchlich, wie ich, doch sonst nicht auf den Kopf gefallen, nicht einsehen wollte, daß man nur von jener Seite mich zu necken und mich zu beschämen gedächte. Aber dieses konnte mich nicht rühren; denn ich war schon Herrn von Dürkheim begegnet, der mich nach seiner milden Art mit anmuthigen, scherzhaften Vorwürfen zur Rede stellte. Nun war ich aus meinem Traum erwacht und hatte Gelegenheit, für die mir gegen mein Hoffen und Erwarten zugedachte Gnade recht artig zu danken und mir Verzeihung zu erbitten.

Nachdem ich daher so freundlichen Anträgen aus guten Gründen nachgegeben hatte, so ward Folgendes verabredet. Ein in Karlsruhe zurückgebliebener Kavalier, welcher einen in Straßburg verfertigten Landauer Wagen erwarte, werde an einem bestimmten Tage in Frankfurt eintreffen; ich solle mich bereit halten, mit ihm nach Weimar sogleich abzureisen. Der heitere und gnädige Abschied, den ich von den jungen Herrschaften erfuhr, das freundliche Betragen der Hofleute machten mir diese Reise höchst wünschenswerth, wozu sich der Weg so angenehm zu ebnen schien.

Aber auch hier sollte durch Zufälligkeiten eine so einfache

Angelegenheit verwickelt, durch Leidenschaftlichkeit verwirrt und nahezu völlig vernichtet werden; denn nachdem ich überall Abschied genommen und den Tag meiner Abreise verkündet, sodann aber eilig eingepackt und dabei meiner ungedruckten Schriften nicht vergessen, erwartete ich die Stunde, die den gedachten Freund im neuen Wagen herbeiführen und mich in eine neue Gegend, in neue Verhältnisse bringen sollte. Die Stunde verging, der Tag auch, und da ich, um nicht zweimal Abschied zu nehmen, und überhaupt, um nicht durch Zulauf und Besuch überhäuft zu sein, mich seit dem besagten Morgen als abwesend angegeben hatte, so mußte ich mich im Hause, ja in meinem Zimmer still halten und befand mich daher in einer sonderbaren Lage.

Weil aber die Einsamkeit und Enge jederzeit für mich etwas sehr Günstiges hatte, indem ich solche Stunden zu nutzen gedrängt war, so schrieb ich an meinem „Egmont" fort und brachte ihn beinahe zu Stande. Ich las ihn meinem Vater vor, der eine ganz eigne Neigung zu diesem Stück gewann und nichts mehr wünschte, als es fertig und gedruckt zu sehen, weil er hoffte, daß der gute Ruf seines Sohnes dadurch sollte vermehrt werden. Eine solche Beruhigung und neue Zufriedenheit war ihm aber auch nöthig; denn er machte über das Außenbleiben des Wagens die bedenklichsten Gesichter. Er hielt das Ganze abermals nur für eine Erfindung, glaubte an keinen neuen Landauer, hielt den zurückgebliebenen Kavalier für ein Lustgespenst, welches er mir zwar nur indirekt zu verstehen gab, dagegen aber sich und meine Mutter desto ausführlicher quälte, indem er das Ganze als einen lustigen Heißstreich ansah, den man in Gefolg meiner Unarten habe ausgeben lassen, um mich zu kränken und zu beschämen, wenn ich nunmehr statt jener gehofften Ehre schimpflich sitzen geblieben.

Ich selbst hielt zwar Anfangs am Glauben fest, freute mich über die eingezogenen Stunden, die mir weder von Freunden noch Fremden, noch sonst einer geselligen Zerstreuung verkümmert wurden, und schrieb, wenn auch nicht ohne innere Agitation, am „Egmont" rüstig fort. Und diese Gemüthsstimmung mochte wol dem Stück selbst zu Gute kommen, das, von so viel Leidenschaften bewegt, nicht wohl von einem ganz Leidenschaftslosen hätte geschrieben werden können.

So vergingen acht Tage, und ich weiß nicht wie viel drüber, und diese völlige Einkerkerung fing an, mir beschwerlich zu

werden. Seit mehreren Jahren gewohnt, unter freiem Himmel zu leben, gesellt zu Freunden, mit denen ich in dem aufrichtigsten, geschäftigsten Wechselverhältnisse stand, in der Nähe einer Geliebten, von der ich zwar mich zu trennen den Vorsatz gefaßt, die mich aber doch, so lange noch die Möglichkeit war, mich ihr zu nähern, gewaltsam zu sich forderte, — alles Dieses fing an, mich dergestalt zu beunruhigen, daß die Anziehungskraft meiner Tragödie sich zu vermindern und die poetische Produktionskraft durch Ungeduld aufgehoben zu werden drohte. Schon einige Abende war es mir nicht möglich gewesen, zu Haus zu bleiben. In einen großen Mantel gehüllt, schlich ich in der Stadt umher, an den Häusern meiner Freunde und Bekannten vorbei und versäumte nicht, auch an Lili's Fenster zu treten. Sie wohnte im Erdgeschoß eines Eckhauses, die grünen Rouleaux waren niedergelassen; ich konnte aber recht gut bemerken, daß die Lichter am gewöhnlichen Platze standen. Bald hörte ich sie zum Klaviere singen; es war das Lied: „Warum ziehst Du mich unwiderstehlich!" das nicht ganz vor einem Jahr an sie gedichtet ward. Es mußte mir scheinen, daß sie es ausdrucksvoller sänge als jemals, ich konnte es deutlich Wort vor Wort verstehn; ich hatte das Ohr so nahe angedrückt, wie nur das auswärts gebogene Gitter erlaubte. Nachdem sie es zu Ende gesungen, sah ich an dem Schatten, der auf die Rouleaux fiel, daß sie aufgestanden war; sie ging hin und wieder, aber vergebens suchte ich den Umriß ihres lieblichen Wesens durch das dichte Gewebe zu erhaschen. Nur der feste Vorsatz, mich wegzubegeben, ihr nicht durch meine Gegenwart beschwerlich zu sein, ihr wirklich zu entsagen, und die Vorstellung, was für ein seltsames Aufsehen mein Wiedererscheinen machen müßte, konnte mich entscheiden, die so liebe Nähe zu verlassen.

Noch einige Tage verstrichen, und die Hypothese meines Vaters gewann immer mehr Wahrscheinlichkeit, da auch nicht einmal ein Brief von Karlsruhe kam, welcher die Ursachen der Verzögerung des Wagens angegeben hätte. Meine Dichtung gerieth ins Stocken, und nun hatte mein Vater gutes Spiel bei der Unruhe, von der ich innerlich zerarbeitet war. Er stellte mir vor: die Sache sei nun einmal nicht zu ändern, mein Koffer sei gepackt, er wolle mir Geld und Kredit geben, nach Italien zu gehn; ich müsse mich aber gleich entschließen aufzubrechen. In einer so wichtigen Sache zweifelnd und zaudernd, ging ich endlich darauf ein, daß, wenn zu einer bestimmten Stunde

weder Wagen noch Nachricht eingelaufen sei, ich abreisen, und zwar zuerst nach Heidelberg, von dannen aber nicht wieder durch die Schweiz, sondern nunmehr durch Graubündten oder Tirol über die Alpen gehen wolle.

Wunderbare Dinge müssen freilich entstehen, wenn eine planlose Jugend, die sich selbst so leicht mißleitet, noch durch einen leidenschaftlichen Irrthum des Alters auf einen falschen Weg getrieben wird. Doch darum ist es Jugend und Leben überhaupt, daß wir die Strategie gewöhnlich erst einsehen lernen, wenn der Feldzug vorbei ist. Im reinen Geschäftsgang wäre ein solches Zufälliges leicht aufzuklären gewesen; aber wir verschwören uns gar zu gern mit dem Irrthum gegen das Natürlichwahre, so wie wir die Karten mischen, eh wir sie herumgeben, damit ja dem Zufall sein Antheil an der That nicht verkümmert werde; und so entsteht gerade das Element, worin und worauf das Dämonische so gern wirkt und uns nur desto schlimmer mitspielt, je mehr wir Ahnung von seiner Nähe haben.

Der letzte Tag war verstrichen, den andern Morgen sollte ich abreisen, und nun drängte es mich unendlich, meinen Freund Passavant, der eben aus der Schweiz zurückgekehrt war, noch einmal zu sehen, weil er wirklich Ursache gehabt hätte zu zürnen, wenn ich unser inniges Vertrauen durch völlige Geheimhaltung verletzt hätte. Ich beschied ihn daher durch einen Unbekannten Nachts an einen gewissen Platz, wo ich, in meinen Mantel gewickelt, eher eintraf als er, der auch nicht ausblieb und, wenn er schon verwundert über die Bestellung gewesen war, sich noch mehr über Den verwunderte, den er am Platze fand. Die Freude war dem Erstaunen gleich, an Beredung und Berathung war nicht zu denken; er wünschte mir Glück zur italienischen Reise, wir schieden, und den andern Tag sah ich mich schon bei guter Zeit an der Bergstraße.

Daß ich mich nach Heidelberg begab, dazu hatte ich mehrere Ursachen: eine verständige, denn ich hatte gehört, der weimarische Freund würde von Karlsruhe über Heidelberg kommen, und sogleich gab ich, angelangt auf der Post, ein Billet ab, das man einem auf bezeichnete Weise durchreisenden Kavalier einhändigen sollte; die zweite Ursache war leidenschaftlich und bezog sich auf mein früheres Verhältniß zu Lili. Demoiselle Delf nämlich, welche die Vertraute unserer Neigung, ja die Vermittlerin einer ernstlichen Verbindung bei den Eltern gewesen war, wohnte daselbst, und ich schätzte mir es für das größte Glück,

ehe ich Deutschland verließ, noch einmal jene glücklichen Zeiten mit einer werthen, geduldigen und nachsichtigen Freundin durchschwätzen zu können.

Ich ward wohl empfangen und in manche Familie eingeführt, wie ich mir denn in dem Hause des Oberforstmeisters von W.... sehr wohlgefiel. Die Eltern waren anständig behagliche Personen, die eine Tochter ähnelte Friederiken. Es war gerade die Zeit der Weinlese, das Wetter schön, und alle die elsaßischen Gefühle lebten in dem schönen Rhein- und Neckar-Thale in mir wieder auf. Ich hatte diese Zeit an mir und Andern Wunderliches erlebt; aber es war noch Alles im Werden, kein Resultat des Lebens hatte sich in mir hervorgethan, und das Unendliche, was ich gewahrt hatte, verwirrte mich vielmehr. Aber in Gesellschaft war ich noch wie sonst, ja vielleicht gefälliger und unterhaltender. Hier unter diesem freien Himmel, unter den frohen Menschen suchte ich die alten Spiele wieder auf, die der Jugend immer neu und reizend bleiben. Eine frühere, noch nicht erloschene Liebe im Herzen, erregte ich Antheil, ohne es zu wollen, auch wenn ich sie verschwieg, und so ward ich auch in diesem Kreise bald einheimisch, ja nothwendig und vergaß, daß ich nach ein paar verschwätzten Abenden meine Reise fortzusetzen den Plan hatte.

Demoiselle Delf war eine von den Personen, die, ohne gerade intrigant zu sein, immer ein Geschäft haben, Andere beschäftigen und bald diese, bald jene Zwecke durchführen wollen. Sie hatte eine tüchtige Freundschaft zu mir gefaßt und konnte mich um so eher verleiten, länger zu verweilen, da ich in ihrem Hause wohnte, wo sie meinem Dableiben allerlei Vergnügliches vorhalten und meiner Abreise allerlei Hindernisse in den Weg legen konnte. Wenn ich das Gespräch auf Lili lenken wollte, war sie nicht so gefällig und theilnehmend, wie ich gehofft hatte. Sie lobte vielmehr unsern beiderseitigen Vorsatz, uns unter den bewandten Umständen zu trennen, und behauptete, man müsse sich in das Unvermeidliche ergeben, das Unmögliche aus dem Sinne schlagen und sich nach einem neuen Lebensinteresse umsehn. Planvoll, wie sie war, hatte sie dies nicht dem Zufall überlassen wollen, sondern sich schon zu meinem künftigen Unterkommen einen Entwurf gebildet, aus dem ich nun wol sah, daß ihre letzte Einladung nach Heidelberg nicht so absichtlos gewesen, als es schien.

Kurfürst Karl Theodor nämlich, der für die Künste und

Wissenschaften so viel gethan, residirte noch zu Mannheim, und gerade weil der Hof katholisch, das Land aber protestantisch war, so hatte die letztere Partei alle Ursache, sich durch rüstige und hoffnungsvolle Männer zu verstärken. Nun sollte ich in Gottes Namen nach Italien gehn und dort meine Einsichten in dem Kunstfach ausbilden; indessen wolle man für mich arbeiten, es werde sich bei meiner Rückkunft ausweisen, ob die aufkeimende Neigung der Fräulein von W.... gewachsen oder erloschen, und ob es räthlich sei, durch die Verbindung mit einer angesehenen Familie mich und mein Glück in einem neuen Vaterlande zu begründen.

Dieses Alles lehnte ich zwar nicht ab, allein mein planloses Wesen konnte sich mit der Planmäßigkeit meiner Freundin nicht ganz vereinigen; ich genoß das Wohlwollen des Augenblicks, Lili's Bild schwebte mir wachend und träumend vor und mischte sich in alles Andre, was mir hätte gefallen oder mich zerstreuen können. Nun rief ich mir aber den Ernst meines großen Reiseunternehmens vor die Seele und beschloß, auf eine sanfte und artige Weise mich loszulösen und in einigen Tagen meinen Weg weiter fortzusetzen.

Bis tief in die Nacht hinein hatte Demoiselle Delf mir ihre Plane, und was man für mich zu thun Willens war, im Einzelnen dargestellt, und ich konnte nicht anders als dankbar solche Gesinnungen verehren, obgleich die Absicht eines gewissen Kreises, sich durch mich und meine mögliche Gunst bei Hofe zu verstärken, nicht ganz zu verkennen war. Wir trennten uns erst gegen Eins. Ich hatte nicht lange, aber tief geschlafen, als das Horn eines Postillons mich weckte, der reitend vor dem Hause hielt. Bald darauf erschien Demoiselle Delf mit einem Licht und Brief in den Händen und trat vor mein Lager. „Da haben wir's!" rief sie aus. „Lesen Sie, sagen Sie mir, was es ist! Gewiß kommt es von den Weimarischen. Ist es eine Einladung, so folgen Sie ihr nicht und erinnern sich an unsre Gespräche!" Ich bat sie um das Licht und um eine Viertelstunde Einsamkeit. Sie verließ mich ungern. Ohne den Brief zu eröffnen, sah ich eine Weile vor mich hin. Die Staffette kam von Frankfurt, ich kannte Siegel und Hand; der Freund war also dort angekommen; er lud mich ein, und der Unglaube und Ungewißheit hatten uns übereilt. Warum sollte man nicht in einem ruhigen bürgerlichen Zustande auf einen sicher angekündigten Mann warten, dessen Reise durch so manche Zufälle verspätet werden

konnte? Es fiel mir wie Schuppen von den Augen. Alle vorhergegangene Güte, Gnade, Zutrauen stellte sich mir lebhaft wieder vor, ich schämte mich fast meines wunderlichen Seitensprungs. Nun eröffnete ich den Brief, und Alles war ganz natürlich zugegangen. Mein ausgebliebener Geleitsmann hatte auf den neuen Wagen, der von Straßburg kommen sollte, Tag für Tag, Stunde für Stunde, wie wir auf ihn gehartt, war alsdann Geschäfts wegen über Mannheim nach Frankfurt gegangen und hatte dort zu seinem Schreck mich nicht gefunden. Durch eine Staffette sendete er gleich das eilige Blatt ab, worin er voraussetzte, daß ich sofort nach aufgeklärtem Irrthum zurückkehren und ihm nicht die Beschämung bereiten wolle, ohne mich in Weimar anzukommen.

So sehr sich auch mein Verstand und Gemüth gleich auf diese Seite neigte, so fehlte es doch meiner neuen Richtung auch nicht an einem bedeutenden Gegengewicht. Mein Vater hatte mir einen gar hübschen Reiseplan aufgesetzt und mir eine kleine Bibliothek mitgegeben, durch die ich mich vorbereiten und an Ort und Stelle leiten konnte. In müssigen Stunden hatte ich bisher keine andere Unterhaltung gehabt, sogar auf meine letzten kleinen Reise im Wagen nichts Anderes gedacht. Jene herrlichen Gegenstände, die ich von Jugend auf durch Erzählung und Nachbildung aller Art kennen gelernt, sammelten sich vor meiner Seele, und ich kannte nichts Erwünschteres, als mich ihnen zu nähern, indem ich mich entschieden von Lili entfernte.

Ich hatte mich indeß angezogen und ging in der Stube auf und ab. Meine ernste Wirthin trat herein. „Was soll ich hoffen?“ rief sie aus. „Meine Beste,‘ sagte ich, ‚reden Sie mir nichts ein, ich bin entschlossen, zurückzukehren; die Gründe habe ich selbst bei mir abgewogen, sie zu wiederholen, würde nichts fruchten. Der Entschluß am Ende muß gefaßt werden, und wer soll ihn fassen als Der, den er zuletzt angeht?‘

Ich war bewegt, sie auch, und es gab eine heftige Scene, die ich dadurch endigte, daß ich meinem Burschen befahl, Post zu bestellen. Vergebens bat ich meine Wirthin, sich zu beruhigen und den scherzhaften Abschied, den ich gestern Abend bei der Gesellschaft genommen hatte, in einen wahren zu verwandeln, zu bedenken, daß es nur auf einen Besuch, auf eine Aufwartung für kurze Zeit angesehn sei, daß meine italienische Reise nicht aufgehoben, meine Rückkehr hierher nicht abgeschnitten sei. Sie wollte von nichts wissen und beunruhigte den schon

Bewegten noch immer mehr. Der Wagen ſtand vor der Thür; aufgepackt war; der Poſtillon ließ das gewöhnliche Zeichen der Ungeduld erſchallen; ich riß mich los; ſie wollte mich noch nicht fahren laſſen und brachte künſtlich genug die Argumente der Gegenwart alle vor, ſo daß ich endlich leidenſchaftlich und begeiſtert die Worte Egmont's ausrief:

„Kind, Kind! Nicht weiter! Wie von unſichtbaren Geiſtern gepeitſcht, geben die Sonnenpferde der Zeit mit unſers Schickſals leichtem Wagen durch, und uns bleibt nichts als, muthig gefaßt, die Zügel feſtzuhalten und bald rechts, bald links, vom Steine hier, vom Sturze da die Räder wegzulenken. Wohin es geht, wer weiß es? Erinnert er ſich doch kaum, woher er kam!“

Zur Reviſion des Textes.

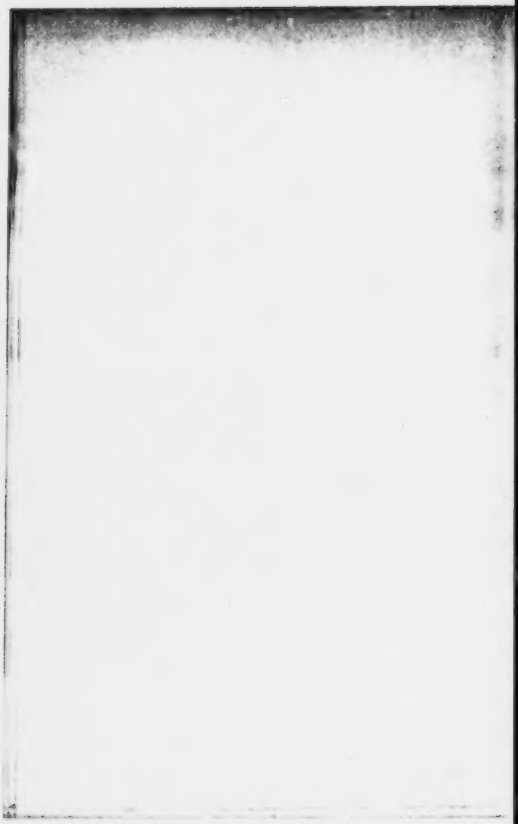

Verglichen sind folgende Drucke:

6. **Goethe's Werke.** Vollständige Ausgabe letzter Hand. Achtundvierzigster Band. Unter des durchlauchtigsten deutschen Bundes schützenden Privilegien. Stuttgart und Tübingen in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. 1833. (Goethe's nachgelassene Werke. Achter Band). 16. 195 S. Zweiter Titel: Aus meinem Leben. Dichtung und Wahrheit. Vierter Theil. Nemo contra deum nisi deus ipse.

6a. Dieselbe Ausgabe. 8. 192 S.

8. **Goethe's poetische und prosaische Werke** in zwei Bänden. Zweiter Band. Stuttgart und Tübingen. Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. 1837. Zweite Abtheilung. Lexikon-Format. S. 210 bis 246. (Ueberschrift: Wahrheit und Dichtung. Vierter Theil. Motto wie bei 6.)

8a. **Dieselbe Ausgabe 1846. Zweiter Band. Zweite Abtheilung.** S. 810 bis 844.

9. **Goethe's sämmtliche Werke** in vierzig Bänden. Vollständige, neugeordnete Ausgabe. Zweiundzwanzigster Band. Unter des ꝛc. (wie zu 6). Stuttgart und Tübingen. J. G. Cotta'scher Verlag. 1840. Schillerformat. S. 269 bis 414. Zweiter Titel: Aus meinem Leben. Wahrheit und Dichtung. Vierter Theil. Das Motto wie in 6.

11a. **Dieselben in dreißig Bänden. Vollständige, neugeordnete Ausgabe. Achtzehnter Band. Duz. 1851. Groß 8.** S. 197 bis 303. Zweiter Titel wie in 9.

14a. **Dieselben in vierzig Bänden. Vierundzwanzigster Band. Stuttgart. Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. 1869. Schillerformat.** S. 110 bis 198.

15. **Dieselben. Vollständige Ausgabe in funfzehn Bänden. Mit Einleitungen von Karl Goedeke. Neunter Band. Duz. 1872. 8. S. 530 bis 622.**

16. **Dieselben. 1874. Neunter Band.** S. 530 bis 622.

K. Bibliothek der deutschen Nationalliteratur. Herausgegeben von Heinrich Kurz. Goethe's Werke. Neunter Band. Hildburghausen. Verlag des Bibliographischen Instituts. 1860. 8. S. 371 bis 669. Zweiter Titel, S. 371, wie in 9.

Die Titel der in der Textrevision und in den Anmerkungen dieses Theils wiederholt angeführten Schriften sind in nachstehender Weise abgekürzt:

Abeken: Goethe in den Jahren 1771 bis 1775. Von Bernh. Rud. Abeken. Hannover. 1861.

Beaulieu's Amalia: Anna Amalia, Carl August und der Minister von Fritsch, von Carl Freih. von Beaulieu-Marconnay. Weimar. 1874.

Belli-G., Leben: Leben in Frankfurt a. M. Auszüge der Frage- und Anzeigungs-Nachrichten, 1722 bis 1821. Gesammelt u. s. w. von Maria Belli, geb. Gontard. 10 Bde. Frankfurt a. M. 1850.

Briefe an Lavater: Briefe von Goethe an Lavater. Aus den Jahren 1774 bis 1783. Herausgegeben von H. Hirzel. Leipzig. 1833.

Briefe an A. Stolberg: Urania, Taschenb. a. d. J. 1839, II. S. 67 bis 146: Goethe's Briefe an die Gräfin Auguste zu Stolberg, verwittwete Gräfin von Bernstorf.

Calvert's Goethe: Goethe. His Life and Works. An Essay. By George H. Calvert. Boston. 1872.

D. j. Goethe: Der junge Goethe. Seine Briefe und Dichtungen von 1764 bis 1776. Mit e. Einleit. von Michael Bernays. 3 Thle. Leipzig. 1875.

Düntzer's Frauenbilder: Frauenbilder aus Goethe's Jugendzeit. Studien u. s. w. Von H. Düntzer. Stuttgart. 1852.

Düntzer's Freundesbilder: Freundesbilder aus Goethe's Leben. Studien u. s. w. Von H. Düntzer. Leipzig. 1853.

Düntzer's Freundeskreis: Aus Goethe's Freundeskreise. Darstellungen aus dem Leben des Dichters von H. Düntzer. Braunschweig. 1868.

Eckermann: Gespräche mit Goethe in den letzten Jahren seines Lebens von J. P. Eckermann. 2 Thle. Leipzig. 1837. 3. Thl. Magdeburg. 1848.

Fahlmer: Briefe von Goethe an Johanna Fahlmer. Herausgegeben von L. Urlichs. Leipzig. 1875.

Goedeke's Grundr.: Dessen Grundriß zur Geschichte der deutschen Dichtung. 3 Bde. Hannover. Seit 1859.

Goedeke's Leben: Goethe's Leben und Schriften von K. Goedeke. Stuttgart. 1874.

Goethe und Carl August: Goethe und Carl August während der ersten funfzehn Jahre ihrer Verbindung. Studien u. s. w. von Heinrich Düntzer. Leipzig. 1861.

Grimm: Deutsches Wörterbuch von Jakob Grimm und Wilhelm Grimm. Leipzig. Seit 1854.

Hegner's Beiträge: Beiträge zur nähern Kenntniß und wahren Darſtellung Johann Kaspar Lavater's. Von Ulrich Hegner. Leipzig. 1836.

Herder's Nachlaß: Aus Herder's Nachlaß. Ungedruckte Briefe u. ſ. w. 3 Bde. Frankfurt a. M. 1857.

Keſtner: Goethe und Werther. Briefe Goethe's, meiſtens aus ſeiner Jugendzeit. Herausgegeben von A. Keſtner. Stuttgart und Tübingen. 1854.

Lavater's Phyſiognomik: Phyſiognomiſche Fragmente, zur Beförderung der Menſchenkenntniß und Menſchenliebe, von Johann Caspar Lavater. Vier Bände (Verſuche). Leipzig und Winterthur. 1775 bis 1778.

Lewes' Leben: Goethe's Leben und Schriften von G. H. Lewes. Ueberſetzt von Dr. J. Frese. 2 Bde. Berlin. 1857.

Nagler: Neues Allgemeines Künſtler-Lexikon u. ſ. w. München. 1841.

Oxenford's Ueberſetzung: The Auto-Biography of Goethe. Truth and Poetry: from my own Life. Translated etc. by John Oxenford, Esq. 2 Vols. London 1872 (Bohn's Standard Library).

Puppenhaus: Das Puppenhaus, ein Erbſtück in der Gontard'ſchen Familie. Bruchſtücke u. ſ. w. von Carl Jügel. Frankfurt a. M. 1857.

Röderer: Joh. Gottfr. Röderer von Straßburg und ſeine Freunde. Biographiſche Mittheilungen u. ſ. w. von August Stöber. 2. A. Colmar. 1874.

Sanders: Wörterbuch der deutſchen Sprache von D. Sanders. Leipzig. I. 1860. II. 1865.

Schäfer's Leben: Goethe's Leben von J. W. Schäfer. 2 Bde. Bremen. 1851.

Schmidt's Wagner: Heinrich Leopold Wagner, Goethe's Jugendgenoſſe. Nebſt neuen Briefen u. ſ. w. Von Dr. Erich Schmidt. Jena. 1875.

Schöll's Aufſätze: Briefe und Aufſätze von Goethe aus den Jahren 1766 bis 1786. Zum erſten Mal herausgegeben durch A. Schöll. 2. Ausgabe. Weimar. 1857.

Spinozismus: Ueber Goethe's Spinozismus. Ein Beitrag u. ſ. w. Von Wilhelm Danzel. A. u. Hamburg. 1850.

Stilling: Henrich Stilling's häusliches Leben. Eine wahrhafte Geſchichte. Berlin und Leipzig. 1789.

Strodtmann's Bürger: Briefe von und an Gottfr. Aug. Bürger. Ein Beitrag u. ſ. w von Adolf Strodtmann. 4 Bde. Berlin. 1874.

Viehoff's Leben: Goethe's Leben von Heinrich Viehoff. 2 Thle. 3. A. Stuttgart. 1864.

Werke oder Goethe's Werke, ohne weitern Zuſatz, bezeichnet ſtets Goethe's Werke in der vorliegenden Berliner Ausgabe von Guſtav Hempel.

Zur Reviſion des Textes.

Varianten, Druckfehler und andre ſprachliche Bemerkungen.

Seite Zeile

1. 2 v. o. Dichtung und Wahrheit 6 und 6a; Wahrheit und Dichtung ſeit 8. Vergl. Thl. I. S. 205.
3. 11 v. o. zu nach 6 bis 11a und K; zur ohne Grund 14a, 15 und 16.

Sechzehntes Buch.

1. 4 v. o. ähnlicher Weiſe 6 bis 9 u. K; ähnlicherweiſe 11a bis 16.
8 v. u. Signum reprobationis u. ſ. w. Ebenſo citirt Hegel, Vorleſungen über die Geſchichte der Philoſophie 1836, III. S. 371 die Unterſchrift, während dieſe in dem Werke von Johann Colerus, „Das Leben des Benedictus von Spinoza“, in der deutſchen Ueberſetzung Frankfurt und Leipzig 1733, lautet characterem reprobationis u. ſ. w., und ſo citirt ſie auch Buhle, Geſch. der neuern Philoſ., III. 2. S. 515, Anm.
6. 6 v. o. Klätſcherei Nebenform von Klatſcherei; ſ. Grimm und Sanders.
2 v. u. ins Klare ſind, zu ernſtlichen Gedanken gekommen; vergl. „Fauſt“, I. S. 125: „Sind das Reiche durchs Gedränge“.
7. 8 v. o. Hiedurch mit 6 bis 11a und K; hierdurch 14a bis 16.
13. 2 v. o. ſich reſignirend (in etwas); Goethe bevorzugt, im Anſchluß an das Italiäniſche (rassegnarsi) und das Franzöſiſche, die reflexive Form.
9 v. u. Boerhave ſ. Thl. III. S. 230, Textrev. zu S. 198 daſelbſt.
8. 4 v. o. der, auf „Spinoza“ bezüglich, nicht auf das unmittelbar vorhergehende „Gipfel des Denkens“.
3 v. u. Gewerbe nach 6a und K flache; Gewebe 6 und K irrig; Gewerbe im Sinne von Gelenk, Glied (nach Sanders); „ein drehbarer Theil, nam. wodurch zwei Stücke beweglich mit einander verbunden, in einander gelenkt ſind“).
10. 8 v. o. pfeifen, wie Bd. VIII. S. 382 und Bd. XIII. S. 171.
12 v. o. der zwar ſpäter = obgleich er erſt ſpäter.
10 v. u. übertragen, wie ſchon Thl. I. S. 87, Z. 13, in Gegenrechnung ſtellen, aufwiegen, kompenſiren; ſ. Beiſpiele bei Sanders unter „übertragen“ II, 2 und 3.
14 v. u. behaben = ſich behagen, gütlich thun; nur im Infinitiv vorkommend, oben Thl. III. S. 24, Z. 4 v. u., Werke, Bd. III. S. 357 („Wie könnt Ihr Euch ſo wunderlich behaben“), und einmal ſubſtantivirt mit „das“; in anderm Sinne war das Wort bis zum 16ten Jahrhundert üblich, von Goethe reproduzirt; ſ. J. Grimm, Wörterb. I. Sp. 1316 „behaben“ als Zeitwort 1 und 2 und „Behaben“ als Subſtantiv. Der Sinn, in dem das Wort an unſrer

Stelle gebraucht wird, ist jedoch weder dort noch bei Sanders angegeben.

10. 11 b. u. abgeweihte; so liest die erste Ausgabe 6a; im Sinne von „weihend abschnitten", im Anschlusse an die ursprüngliche, von Goethe erst bei der Einschaltung des Gedichts in „Dichtung und Wahrheit" abgeänderte Fassung „auch geweihte und abgeschnittne Haare", Werke, Bd III. S. 209, 1te Note; ebenso die Lesart Bd. VIII. S. 271 und Textrev. S. 457 „hast mit Deinem Schwert abgeweihet ihre Haare" (von Sanders angenommen, dem wir beitreten, von Strehlke mit J. Grimm verworfen); abgewehte mit 6 alle übrigen Ausgaben. Goethe wollte die ursprünglichen Ausdrücke veredeln; wir finden in der neuen Redaktion nicht mehr „halbverwelkte Blüten, Augekämmte Haare, Alte Bäumer, ausgetretene Schuh' und schwarze Zimmen"; es ist daher kaum anzunehmen, daß er den edlen Ausdruck der geweihten Haare, den er vorfand, durch abgewehte ersetzt hätte; „abgewehte Haare", also ausgefallne und vom Winde fortgetragne einzelne Haare der oder des Geliebten sind kein des Sammelns und Aufhebens werthes Objekt; wohl aber ist es eine beliebte Sitte, abgeschnittne Haare als „Liebespfand" zu schenken oder zu nehmen. Die Lesart der ersten Ausgabe in Oktav scheint und daher mehr Wahrscheinlichkeit für sich zu haben als die der Ausgabe in Sedez.

9 b. u. Abgeklungner nach Bd. III. S. 200; die Ausgaben Abgeklungener.

7 b. u. Sofius, nach Bd. III. S. 200, Note 3, K und 11a Ogde; Sofias 6 bis 9.

6 b. u. Ehre, nach dem Zusammenhang mit „Dichterwerk"; die übrigen Ausgaben Ehre.

11. 14 b. u. Macklot heutige Namensform mit 6 und 6a; sonst auch Macklot und Macklott (Firma 1775).

12. 6 b. u. herwärts, d. h. sich herwärts drängend.

5 b. u. herauf- und herabreichte; von einer bestimmten Stelle aus gedacht, wäre es ein Hinauf- und Herabreichen oder ein Herauf- und Hinabreichen gewesen.

13. 13 b. u. Neugierige meiner Freunde, seltene, aber sehr empfehlenswerthe, den romanischen Sprachen entlehnte Abkürzung für N. aus der Zahl oder aus dem Kreise m. Fr; s. S. 46, Z. 10 u. 9 b. u. und Sanders „Dein" 3a.

13 b. u. was = das, auf „Selbstgefühl" bezogen.

9 b. u. Schrittschuhbahnen s. Anm. 586.

" " glattgefrorne nach 6a; glattgefrorene 6 und die übrigen Ausgaben; vergl. Lilliebeichne S. 21, letzte Zeile.

8 b. u. wimmelten von bewegter Versammlung; die drei verbundenen Ausdrücke des Wimmelns, Bewegens und Versammelns sind nicht tautologisch gebraucht; der erste, das Gewühl und die Fülle (das Ameisenartige) bezeichnend, riefe, allein, ein Bild hervor, wo die Einzelnen mehr oder weniger auf demselben Flecke verblieben; durch den Zusatz bewegter tritt die Bestimmung hinzu, daß die Schlittschuhläufer und die Schlitten die Menge durchrechen, blitzartig kreuzten.

14. 13 b. u. Cumberland's, richtig seit 8; Cleveland's 6 und 6a.

17. 8 b. o. Unhaltern, s. Thl. II. S. 221 zu S. 14.

" 8 b. o. religiosen nach 6 und 6a, 8 und 9; religiösen 11a bis 16 und K. Vergl. Thl. II. S. 228 zu S. 111, und Thl. III. S. 42.

12. 9 v. o. sind, von „Bemerkungen" bestimmt; G3 gleich „Dies". Besser wäre vielleicht der Singular: „Es ist das, was wir" u. s. w.

11 v. u. originelle; eine originelle, spitzerhafte in 15 und 16, um so fehlerhafter, als das „originell" hier im prägnantesten und eigentlichsten Sinne gebraucht ist, der bei unbefangenem Urteil nicht gestattet.

11 v. u. Lebensgange; Lebensgange Druckfehler in 13, beibehalten in 14.

6 v. u. gewähren lassen, s. Bd. I. S. 215 zu S. 160.

19. 3 v. u. ernster freundlicher, wo der Verfasser sonst „ernstfreundlicher" setzt, die Begriffe kombinierend, wie vier Zeilen vorher: „vernünftig notwendiger" und S. 21, letzte Zeile „stillbescheiden".

20. 7 v. o. Lächeln, eigentlich Anlaß zum Lächeln bereitete oder Lächeln hervorrief.

13 v. o. greifen, wie Bd. I. S. 81, Z. 9 v. o.; vergl. Werke, Bd. III. S. 269: „Das will aber doch nirgend greifen und fassen".

12 v. u. heischen, hier in dem speziellen Sinne von bitten, als Bettler heischen, zusammenbetteln; s. Grimm „heischen" 2, und Goethe, Werke, I. S. 282:

„So schreitet und heischt er unendliche Zeit".

21. letzte. stillbescheidne nach 6a; stillbescheidene 6 und danach die übrigen Ausgaben; vergl. glattgefrorne S. 13 Z. 9 v. u.

Siebzehntes Buch.

23. 10 v. o. Lilli, mit Bd. I. S. 168, den Schriften 1789, Bd. VIII. S. 130 u. 134, und den Ausgaben seit 8; Lilli richtiger 6 u. 6a und Puppenhaus.

13 v. o. wurde; wurden Druck. in 6, nicht in 6a.

25. 7 v. o. Veränderung nach dem Druck in den Gedichten (Schriften 1789, Bd. VIII. S. 123, Gedichte 1812, S. 44 und so fort), wie auch 11a bis 16 und K; Veränderung 6 und 6a bis 9.

23 v. o. schon Dein liebes Bild, nach der ersten, jedoch unsichern Lesung v. J. 1775 (Merck's Briefe, I. S. 69, Note 2) und dem Druck in den Gedichten 1789 (Schriften, Bd. VIII. S. 124); der erste Druck in der „Iris, März 1775, lieh: „Abndungsvoll hatt' ich Dein Bild empfunden"; die Einzelausgabe der Gedichte 1812, S. 45 brachte: „schon das liebe Bild"; in den Ausgaben der Gedichte von 1815 und 1821 (I. S. 46) wurde diese Lesart als fehlerhaft empfunden, der Fehler aber an der falschen Stelle gesucht und gleichsinnbessert in: „das liebe Kind" und diese Lesart in der Ausg. I. H (I. S. 71) und danach in unserer Ausgabe (I. S. 46) beibehalten. So ging die Korruption auch in die erste Ausgabe des vorliegenden Textes von „Dichtung und Wahrheit" 6 und 6a über. Erst die Ausgabe von 1837 (8) stellte die richtige Lesart „Dein liebes Bild" sowol in den Gedichten als in der Lebensgeschichte wieder her. Nur K kehrte zur Lesart „das liebe Kind" zurück; 9 und 11a lesen „ganz Dein liebes Bild", eine willkürliche Änderung.

28. 9 v. o. zu vermannichfaltigen mit 14a, 15, 16 und K, während die übrigen Ausgaben den Fehler von 6 und 6a „sich zu vermannichfaltigen" unbeanstandet lassen.

27. 11 v. o. ausdrücklich = widerruflich.

9 v. u. Ist 8 bis 11a und K nach 6 und 6a; G3 14a bis 16, wie in Zeile 5 v. o. und S. 43 Z. 2 v. o.; jedoch sind beide Formen zulässig.

" " angebornem nach 6a mit 14a bis 16; angebornem die übrigen Ausgaben nach 6.

28. 4 v. o. **„Lenore“ nach dem Titel der Bürger'schen Gedichte seit 11a; Leonore 8, 9 und K nach 6 und 6a.**

6 v. u. **halden, dem gebräuchlicheren „halber“ vorzuziehen; vergl. M. Heyne bei Grimm unter „halde“ 4. „halben“ 3 und 4 und „halber“ 2.**

3 v. u. **Langeweile nach 6; Langweile 6a; s. Thl. III. S. 212 zu S. 18.**

letzte. **Betracht = Anbetracht.**

30. 4 v. o. **burgemeisterlichen s. Thl. I. S. 206 zu S. 16, Thl. II. S. 223 zu S. 52 u. Thl. III. S. 229 zu S. 189.**

13 u. 12 v. o. **von Körper schlank u. s. w., elliptisch auf ein fehlendes „er“, nicht auf „Gegenwart“ zu beziehen, während das parallele „heiter und gerannt“ drei Zeilen weiter Appositionen zu dem vorausgegangenen „Betrauen“.**

10 v. u. **denen s. Thl. II. S. 109, 181, 204 und sonst.**

31. 6 v. o. **siebenzehnten mit 9 und 11a; siebenzehnten 14a bis 16 und K nach 6 und 6a; unsre Schreibweise als die der Ottfrid; s. die Ueberschrift dieses Buchs.**

33. 4 v. o. **streichen als Zeitwort; die übr. Ausgaben Streichen.**

34. 11. 10 v. u. **heimkommt s. Thl. III. S. 220 zu S. 95.**

8 v. u. **Indessen nach 6 und 6a, mit 9 bis 11a und K; Indeß ohne Grund 14a bis 16.**

35. 8 v. o. **sie, nicht auf „Gesellschaft“, sondern die nicht genannte Liste zu beziehen.**

letzte. **fuhlte ich mir, Gallicismus, s. Thl. II. S. 230 zu S. 154.**

38. 1 v. o. **Spaziergangsmusik, analog „Spaziergang“ gebildet.**

11 v. o. **Stiefeln, Sprache, volksthümliche Pluralform (Heller. III. 48) statt der üblichern starken.**

12 v. o. **zu gegangen wie Thl. I. S. 206 zu S. 14.**

14 v. o. **Weingärten nach 6 und 6a; Weinbergen unmotivirte Aenderung in 15 und 16, oder Druckfehler, durch das vorangehende „Röderberg“ veranlaßt.**

19 v. o. **das Gegenüber, Verdeutschung des substantivisch gebrauchten vis-à-vis.**

letzte. **gleichmäßig, nach dem ersten Ausgaben und nach dem Sinn; gleichmäßige festerhaft in 15 und 16.**

37. 19 v. o. **durchsah; weiter unten Z. 12 v. u. durchblickt, ebenso S. 38 Z. 11 v. u. als Synonyme von „durchschauen“, Bd. XVIII. S. 100 und 111.**

21 v. o. **Delf, hier und sonst; sie hieß Delph (Puppenhaus, S. 332).**

38. 9 v. o. **nach beseitigt zu suppliren: haben mochte.**

20 v. o. **Zwist d. h. unter einander.**

23 v. o. **nunmehr nach 6 und 6a mit 8 bis 11a und K; nun Fehler in 14a, beibehalten in 15 und 16.**

13 v. u. **gehörten mein, der Volkssprache entnommen wie: ich gehöre Dein, bei Grimm getadelt (unter „dein“ 1).**

39. 18 v. u. **Bandes nach 6 und 6a; seit 11a die übrigen Ausgaben Theiles oder Theils. Wir haben die ursprüngliche Lesart jedoch drei behalten, da jeder Theil dieser Liebesgeschichte zugleich einen Band, sowol in unsrer als in der ursprünglichen Ausgabe, bildet.**

40. 4 v. u. **werde nach 6 und 6a mit 8 bis 11a und K; würde unbegreifliche und unmotivirte Aenderung in 14a bis 16. Die Präsensform ist hier korrekter, wenn auch der gewöhnliche Sprachgebrauch sie in solchen Fällen nicht liebt.**

41. 10 v. u. **über die, d. h. das Fest erstreckte sich über die ganze gebildete Welt.**

42. 9 v. o. Himmel, so in 6, 6a, 8 bis 11a und K; Horizont, unerlaubte Aenderung und Schlimmbesserung in 14a, beibehalten in 15 und 16. Goethe spricht nicht davon, daß seine Namen am politischen Horizonte aufgingen, sondern er denkt sie sich schon aufgegangen und über den Horizont hinaus in die Mitte des Himmels gerückt und dort glänzend und funkelnd. Am Horizont funkeln die Sterne nur schwach.

10 v. o. Zeitgeschlechte, gänzliche Verdeutschung von Generation.

10 v. u. trotz mit dem Dativ, s. Thl. III. S. 216 zu S. 56.

9 v. u. Sprößlinge, im figürlichen Sinne, auf der hierarchischen Leiter bis zur kurfürstlichen Würde gelangt; im eigentlichen Sinne Sprößlinge des hohen Reichs, im figürlichen der Hierarchie.

44. 19 v. o. bestimmter nach 6; bestimmten 6a.

11 v. u. ihrer, Fehler des Verfassers, statt seiner; die „Integrität" bezieht sich nicht auf „Familie", sondern auf „Verhältniß".

10 v. u. Flüßlein nach 6 und 6a mit 8 bis 14a und K; in 15 und 16 die ganz unbefugte Aenderung Flüßchen.

„ „ Jagt und Jagthausen beibehalten mit allen Ausgaben; Jagst und Jagsthausen üblichere Form.

43. 19 v. o. Wilibald, heutige Schreibweise des Namens; in den übrigen Ausgaben Willibald nach 6 und 6a und dem lateinischen Original des Briefs vom 25. Oct. 1518: Ad Bilibaldum Pirckheymerum. Hutten redet den Freund an: mi Bilibalde. Die deutsche Form wäre danach Bilibald; München in „Hutten's auserlesenen Werken, übersetzt", II. 196, hat daher den Namen: Bilibald Pirkheimer, wogegen Böcking, U. v. Hutten's Schriften, II. 59, Nr. CCXXXVI: Bilwald Pirckermer.

19. 11 v. o. Pirkheimer in moderner Schreibweise wie den neuern Cotta'schen Ausgaben und K; 6 und 6a Pyrkeymer; vergl. die Schreibungen dieses Namens in der ver. Bemerkung und Böcking a. a. O. II. 59 (Variante), 149, 412: Pirckheimero neben Pirckeymero, S. 428. Pirkheimer schreibt auch Wagner in „Ulrich's von Hutten sämmtliche Werken", II. 1, welche Uebersetzung Goethe „anmuthig benützt hat" (Böcking, a. a. O. I. S. XII* und 101*).

10 v. o. in bell. IIa; 6 und 6a bis 9 ja; im lateinischen Originale utcunque.

10 v. u. wahnhaften Edelleuten nach dem lateinischen ex imaginariis illis nobilibus (Scheim-Adel).

11 v. u. Zwischen den beiden Absätzen steht im Original eine hier weggelassene längere Stelle.

17 v. u. Die Worte wie ich u. s. w. beschließen im lateinischen Original hinreißend einen Hexameter wie hier, und die Worte Und so gehe's ich bekommen nicht einen neuen; vielmehr entspricht das so dem wie in demselben Satze. Denn Hutten (Ernst: In quo ut ambitionis confessionem ipse tibi non tortus, ne negatus quidem edidi, ita illis non invideo, quod ab infimo progressos meam transcendisse contigit sortem. Et ab hominibus nei ordinis valde dissentio etc. Man vergleiche die Uebertragung der Ausdrücke ab infimo — sortem — ordinis mit: von den untersten Ständen — Zustande — Standes; hingegen vielleicht nur der letzte.

9 v. u. schimpfen; im Lat. criminari solitis, also mehr beschuldigen als schimpfen.

46. 13 v. o. Walker, Schuster und Wagner; im lat. Texte folgen sich:

autores, ut nobis fullones et carpentarii. also: „Schuster, Walker und Wagner“; die Umstellung aber ist wol beabsichtigt zur Vermeidung der Alliteration.

46. 10 v. o. einem seit 14a und k; einen 6 und 6a bis 11a; im lat. Originale: qui tantum omittimus, quantum infimo cuique supra nos evolandi satis est.

20 v. o. Zwischen den beiden Absätzen (vor: „Jedes Verlangen“) ist ein Satz ausgelassen.

5. 4 v. u. seiner Beschaffenheit; alle übrigen Ausgaben haben den offenbaren Druck- oder Uebersetzungsfehler meiner B. Hutten will den Freund nicht über seine, Hutten's, Beschaffenheit, sondern über die Beschaffenheit, die Richtung, die Gründe seines Ehrgeizes unterrichten. Im Lateinischen: Atque haec de mea ambitione, cujus tibi rationem ut exponam ingenue rogabas. Vergl. die ambitionis confessionem in dem vorstehenden Absatz zu S. 45, Z. 8 u. 7 v. u. Der ganze Brief führt die Ueberschrift: Ulrichi etc. epistola vitae suae rationem exponens.

Achtzehntes Buch.

52. 4 v. o. Hapfen, im Sinne von Pivot.

6 v. o. hatten nach 6 und 6a bis 14a; hätten sinngemäße Aenderung in 15 und 16.

10 v. u. am; im Druckfehler in 6 und 6a.

54. 20 v. o. so = um so

18 v. u. ein, unrichtig gelassen, die Worte „ein und der andern“ formelhaft verbunden.

4 v. u. ihr, pleonastisch, sog. ethischer Dativ, wie unten zu S. 108.

56. 10 v. o. er; 6 und 6a Er.

17 v. o. daß = so daß.

57. 19 v. o. genaturt, aus dem philosophischen und theologischen Latein herübergenommen, jetzt veraltend, doch noch bei Gottfried; zahlreiche Beispiele bei Sanders unter „Natura“; vergl. der Scholastiker naturata naturata und naturans.

20 v. u. wie, statt und mit folgendem Plural des Zeitworts.

58. erste. bildete mir ein = ich hatte das Gefühl, es schien mir so, als wenn, wie S. 69, Z. 18 v. u. „dachte ich mir nicht anders, als“.

14 v. u. mit = und, mit folgendem Plural des Zeitworts; s. zu S. 57.

60. 19 v. o. gättliche 6a, mundartliche, namentlich thüringische Nebenform zu gattlich (s. Werke, Bd. XVIII, S. 224, Z. 2), von Goethe hier und an andern, bei Grimm und Sanders angeführten Stellen in die Schriftsprache herübergenommen. Hier in der Bedeutung von passend (hien assorti). S. Hildebrand's Artikel über dies Wort gehört zu den Zierden des Grimm'schen Wörterbuchs (IV. 1. Sp. 1409–1403); gättliche in 6 ist Druckfehler.

20 v. o. Gemeinde, wie Thl. III. S. 63 und sonst; die übrigen Ausgaben Gemeine.

„ „ gar gern, wegen des vorhergegangnen nicht gern und wohl unübersetzbar.

61. 20 v. o. weder, während in 6, läßt ein folgendes einfaches noch erwarten; noch weniger setzt eine vorausgegangne einfache Negation („nicht“ oder „keineswegs“) voraus.

62. 20 v. o. mir .... erinnere, s. Thl. I. S. 221 zu S. 151, und Thl. II. S. 231 zu S. 164.

63. 3. 4 v. o. **rechts und links, im Sinne von „von vielen Seiten", „Gott weiß, wo nicht Alles", wie häufig oben Thl. II. S. 150 und Werke, Bd. XI. 1. S. 261.**

3 v. o. **konnte, dem Sinne nach, da eine Einzahl: „Die peinlichste Aufgabe" vorausgeht; der Konstruktion nach müßte das Zeitwort im Plural stehn.**

14. 12 v. u. **ein Theil, mit dem Zeitwort in der Mehrzahl, s. unten S. 68 und Thl. II. S. 228 zu S. 113.**

64. 11. 12 v. o. **Verkehr, sächlich, s. Thl. III. S. 217 zu S. 64.**

65. 17 v. o. **angehörig, zu ergänzen: sei.**

7 v. u. **was = das.**

„ „ **täglich geworden war, kann heißen: täglich zu Theil, aber alltäglich geworden war; die zweite Bedeutung ergibt sich aus Bodmer's ironischer Theilnahme.**

66. 15. 16 v. o. **Beschauung und Betrachtung; unter „Beschauen" bemerkt J. Grimm von „beschauen und betrachten": „Beide Wörter erscheinen oft verbunden und so, daß beschauen meistens vorausgeht, das nachfolgende betrachten also ein anhaltenderes inneres Nachdenken ausdrückt."**

12 v. o. **Gestalt, nicht auf „Gesicht", sondern auf ein aus dem vorherigen Satze zu ergänzendes Subjekt: er, Passavant, bezüglich, Aehnliche gewagte Satzbildungen liebt der Verfasser bei Personenbeschreibungen, z. B. Thl. II. S. 32; s. Texten bas. S. 222. Auch gebührt das Eigenschaftswort gewandt nicht eigentlich der Gestalt, sondern dem gestalteten Körper.**

67. 12 v. o. **wolkig himmelan; wolkenangethan die erste, handschriftlich erhaltene Lesart.**

16 v. o. **gold als Eigenschaftswort, s. Werke, Thl. V. S. 299 zu Thl. I. S. 50, und Sanders unter „Gold, Anm."; Gold lesen 6, 6a, 8, 14a, 15, 16 und K; gold 9 und 11a; s. Weinhold, schles. Wörterb., 28b.**

15 v. u. **Richterschwyl, die schweizerische Form seit 8; Richterswyl 6a; Richtenschwyl Druckfehler in 6. Vergl. zu S. 70 Napperschwyl.**

4 v. u. **Schindellegi, wie Bd. XXVI. S. 123, mit 6, 6a bis 15; Schindellegi K und 16 mit gleicher Betonung.**

68. 6 v. o. **Der 4te Vers in den Gedichten (I. S. 51): „Sind' ich hier und sind' ich dort mein Glück!"**

69. 3 v. o. **vor Allem; die übrigen Ausgaben vor allen. Die Aenderung bedarf keiner Begründung.**

70. 3 v. o. **Napperschwyl, wie Thl. XXVI. S. 123 und hier seit 8; 6 und 6a Napperschwyl; 6 Richterschwyl vorstehend zu S. 67.**

7 v. o. **Rahmen und Glas, in Umstellung des vorherigen „Glas und Rahmen".**

20 v. o. **Hafen, wie Thl. XXVI. S. 127 und hier seit 8; 6 und 6a Hausen; K „Hafen. S. Schiller's Ges. Dram. I. Kurs. Seminarium.**

10 v. u. **gählings, Adv., auch von Lessing gebraucht, neben dem veralteten „gähle" und dem gebräuchlicheren „gählings"; s. K. Lindenbrand bei Grimm, IV. 1.**

71. 3 v. u. **Waldstätter See, weiter unten S. 78 nach seinem vollständigen Namen Vierwaldstätter See.**

„ „ **Eignau, die gebräuchliche Form neben Eigenau; 4, 6a bis 9 und K Eignau, 11a bis 16 Fignau.**

72. 20 v. o. **hinspielte, abhängig vom Subjekt Schneewasser; hätte**

Goethe hinſpülte hinirt, was nicht unmöglich, ſo wäre die Neue Subjekt und Schneewaſſer Objekt.

72. 21 v. o. nützen mit 6, 6a und 8; nutzen ſeit 11a bis 16 und K.
19 v. u. diente, abhängig von Bergſchlucht.
73. 19 v. u. erhob; kurz vorher S. 72, § 7 v. u. erhuben; dieſer Wechſel ſchon in der erſten Ausgabe.
letzte. ruckweiſer; ebenſo: ſtoßweiſe, theilweiſe, ſchlagweiſe (bei ſchlagweiſer Erklärung des Geſtorbnen", Tiedge als Quellſchriftſteller; ſ. zahlreiche Beiſpiele bei Sanders unter „III. Weiſe".

Neunzehntes Buch.

76. 18 v. u. Kapßler mit 6a; Keißler 6; vergl. Bd. I. S. 208 zu S. 23.
4 v. u. iſt nach 6a; ſind 6, 8 bis 16 und K. Die Mehrzahl iſt auch zuläſſig, wenn man den Sinn über die grammatiſche Form ſtellt.
77. 3 v. o. Lombardei ſeit 8; Lombardie 6 und 6a weniger gut.
78. 2. 10 v. o. In Zug ... im Gaſthofzimmer, iſt Anakoluth; ein geſehn zu haben wird mental zu ergänzen oder ſtatt In zu ſetzen ſein: Aus.
80. 5 v. o. weſeten; ſ. Fauſt, 2ter Theil, S. 115 „Dort weſt auch wol der Aſche" und Anmerkung **.
84. 4 v. u. raubglatte nach 6a mit 8 bis 11a; der Lehart von 6 rauchglatte folgen 14a bis 16 und K; rauch iſt die antiquirte bibliſche Form; vergl. Bd. VI. S. 97, § 5 und Bd. XXVIII. S. 305, § 8 und unten S. 99, § 11 v. u. raubernaltete.
86. 17 v. u. Geſetz, mit 8 in den Cotta'ſchen Ausgaben; Geſetze 6, 6a und K. Der unmittelbar folgende Satz wurde zur Lehart Geſetze und Regeln führen, die ſich jedoch nicht vorfindet.
87. 20 v. u. aus der man = daß man daraus.
4 v. u. Irrſchriften nach 6a bis 11a; Irrſchriften nach 6 in 14a bis 16 und K. Goethe kann aber nur die Irrſchriften, d. h. daß geniale Gebahren der Stolberge damaliger Zeit meinen; die „Geſellſchaft ihrer gleichjährigen Zeitgenoſſen" iſt der Göttinger Hainbund. Daß die Stolberge „durch falſche Tagsmaximen" zu Irrſchriften verleitet worden, läßt ſich kaum ſagen; aus „gemeldeter Epoche" ſind nur ihre zerſtreut in Almanachen und Zeitſchriften erſchienenen Gedichte bekannt, von denen einige wol auch als Irrſchriften bezeichnet werden konnten; ſie mögen auch unter den „Irrſchriften" ſubſumirt werden, keineswegs will aber Goethe ſpeziell dieſe Schriften hervorheben: nicht durch dieſe, ſondern durch ihr ganzes Auftreten erregten ſie die Aufmerkſamkeit der Zeitgenoſſen, die ſich danach eine falſche Vorſtellung von ihnen bildeten. Eine ſolche zu berichtigen, hebt Goethe ihr „eigentliches Weſen" hier hervor.
88. 19 v. o. Grillich des ſängeren; bei Lavater: Grillich von 1 und 3.
18 v. o. eckig — feſtig nach 6 und 6a bis 11a und K; eckigt — feſtigt nach Lavater 14a bis 16, der jedoch als Komparativ unten S. 91, § 6 v. u. „eckiger" liſt. Vergl. nachſtehend zu S. 90, § 2 v. o. und S. 91, § 10 v. u.
88. 8. 19 v. o. die Niemanden als ihm ſelber ſchadet, vergl. Goethe's Diwan, Bd. IV. S. 33:

Denn das wahre Leben iſt das Handeln
Ew'ge Unſchuld, die ſich ſo erweiſet,
Daß ſie Niemand ſchadet als ſich ſelber.

90. 2 v. o. weißröthliche, auch 14a bis 16, während Lavater weiß-röthliche schreibt; s. vorstehend zu S. 88, Z. 25 v. o. und unten zu S. 91, Z. 10 v. u.
13 v. o. allzudurchdringend nach Lavater; alldurchdringend bis übrigen Ausgaben.
18 v. u. Ausdrücke = Kennzeichen, Ausdrucksarten, ein sonst bei diesem, besonders durch Winckelmann eingeführten Bedeutung nicht vorkommender Plural des damals noch bildsamen Worts; auf der ersten Seite des „Werther" spricht Goethe ähnlich von den „wahren Ausdrücken der Natur", worunter jedoch Worte, Ausdrückungen nach der alten Sprache, gemeint sein werden.
4 v. u. Beschreibung des ältern; bei Lavater (II. S. 248) Der Bruder des vorigen.
91. 11 v. o. Ränk', nach Lavater mit 14a bis 16: Ränke 6 bis 11a und K.
15—17 v. o. gute, weise, einfältige, kraftvolle, berühmte oder unberühmte, gekannte oder mißkannte, die starke Form nach Lavater, mit 14a bis 16; die schwache Form guten u. s. w. 6 und 6a bis 11a und K.
10 v. u. drolliger mit 6 und 6a bis 11a und K; drolligter 14a bis 16 nach Lavater; s. vorstehend zu S. 88, Z. 25 und S. 90, Z. 2.
92. 17 v. o. thunlicher 6 und 6a, 8, 9, 14a fgde; thulicher 11a, s. Thl. I. S. 221 zu S. 151, Thl. II. S. 32 und Thl. III. S. 31.
17 v. u. glücklich-unglücklichen 6a, 8 fgde; glücklich unglücklichen 6; vergl. Thl. III. S. 92 u. Shakesp. „Was Ihr wollt", II. 1.
2. 3 v. u. leiblicheres, zu gewinnender, so nach den Texten; zu gewinnenderer, d. h. „Scherer", entgegengesetzt dem folgenden „zu gewisse", setzen nicht leiblicher zu gewinnender gemeint sein sollte.
94. 10 v. u. Doch wenden seit 11a; Doch! Wenden 6 und K; Doch! Wenden 6a bis 9.
6 v. u. Blühter; Blüter scheinbare in 6 u. 6a; s. Werke, Thl. III. S. 75.
95. 7 v. o. hab' nach 6 und 6a zu 9, 14a und K; habe 11a, 15 und 16.
96. 4 v. u. Läßlichen; s. Thl. I. S. 221 zu S. 155.

Zwanzigstes Buch.

97. 10 v. u. Gouache 6 bis 11a und K; Gouache 6 und 6a; Gouache 14a bis 16. Gouache ist eig. Wasser (ital. guazzo, franz. gaz, Furth); Gouache-Farben ist daher ebenso unrichtig wie Wasser-Farben, Deckfarben u. s. w.
9 v. u. Mateau wie Werke, Thl. XXIX. S. 20, seit 8; 6 und 6a Matteau.
„ „ geborne nach 6 und 6a; geborene die neuesten Ausgaben ohne erheblichen Grund.
98. 5 v. o. ehrenhaften leichten Pinsels; vergl. Thl. I. S. 82, Z. 4 v. u.
21 v. o. freiherrlichen; Freiherrlichen 6 und 6a bis 9 und K; die Aenderung freiherrlich 11a bis 16 nicht absolut notwendig, wenn auch S. 104, Z. 15 derzeglich weimarische Staat.
27 v. o. Werthern, richtig seit 14a; 6 und 6a bis 11a und K Werther; s. Thl. III. S. 417: zwei ganz verschiedene Familiennamen.
99. 9 v. o. dem Schatten, wie Thl. II. S. 11, Z. 18 v. u., abweichend das vorangehende seine Schatten.
100. 8 v. o. staatsgeschäftlicher, von Goethe gebildete Zusammensetzung im Sinne von: auf die Staatsgeschäfte bezüglicher.

100. 4 v. u. **und**; aus Versehn ausgelassen in 14a, 15 und 16.
9 v. u. Der Strich vorer, in 6 und 6a fehlend, seit 8, jedoch nicht in K und 11a, welche letztere Ausgabe sich hinsichtlich der Abschnitte überhaupt nicht an die ersten Drucke gebunden hat.
102. 8 v. o. attrativa; «attrativa» offenbare italiänische Form in den übrigen Ausgaben.
14 v. u. pitl. aus Versehn weggefallen in 14a, 15 und 16.
104. 7 v. o. Wiedersehn nach 6 und 6a, wo jedoch eine Zeile vorher Wiedersehen steht.
6 v. u. Geheimenrath, mit innerer Flexion; anders Thl. III. S. 104.
105. 3 v. o. einbildisch s. Thl. II. S. 282 zu S. 197, und Thl. III. S. 229 zu S. 154.
13 v. o. Wägen, mit dem Umlaut, süddeutsche Form, wie S. 109, Z. 3 und S. 21 (Erwägen (auch Thl. I. S. 85 und öfter).
106. 9 v. u. eingesonnen Stunden, wie eingesonnenes Leben, Eingezogenheit (hier Thl. II. S. 15, Z. 2).
107. 17 v. o. Warum, nach Werke, Thl. I. S. 46 mit 11a und K als Citat; 8, 9, 14a, 15 und 16 Ach, wie oder Ach wie nach 6 und 6a.
108. letzte. schätzte mir = hielt es für mein größtes Glück; ethischer Dativ.
109. 5 v. o. ich mir wohlgefiel, Konstruktion mit persönlichem Fürwort, statt: es mir wohlgefiel.
8 v. u. absichtlos, nach 6 und 6a bis 11a und K; absichtslos ohne Ursache 14a bis 16.
112. 11 v. o. wegzulenken, als Citat aus dem Stücke, wie Werke, Thl. VII. S. 45; abzulenken die übrigen Ausgaben nach 6 und 6a.

Anmerkungen

zum

Vierten Theil

von

Goethe's

Dichtung und Wahrheit.

Anmerkungen (Schluß).

603. Das Motto dieses Theils (S. 1) erläutert der Verfasser selbst im Zwanzigsten Buche (unten S. 103) in dem Abschnitte über das Dämonische: dämonische Naturen seien durch nichts zu überwinden als durch das Universum selbst, mit dem sie den Kampf begonnen. Hierin liegt die Beziehung des Spruchs auf den Held der vorliegenden Lebensgeschichte und die ganze Sturm-, Drang- und Genie-Periode ausgesprochen. Derselbe diese Periode betreffende Gedanke ist mit dem Motto des Dritten Theils in einem mehr irdischen Bilde wiedergegeben. Daran schließt sich im Neunzehnten Buche die Ausführung über das Genie an. Auch möchte man den Spruch mit dem im Sechzehnten Buche behandelten Philosophen in Verbindung bringen, obschon wir ihn demselben nicht sicher zuschreiben können; auch Jakob Böhme setzt das Böse nicht außer, sondern in Gott. Goethe's Quelle vermögen wir nicht nachzuweisen. Riemer will das Motto, und zwar mit der Aenderung Nihil contra deum u. s. w., in Zincgref's Apophthegmata angetroffen haben (Dessen Mittheilungen, I. S. 397); uns ist die Auffindung in dieser Spruchsammlung nicht geglückt, und wir vermuthen, Riemer habe sein Gedächtniß getäuscht.

Verwandtes bietet Lehmann's Florilegium politicum (1642) unter „Schaden" (Nr. 48): „Dem Menschen thut Niemand mehr Schaden und Leid als er selbst." „Niemand hat keinen größern Feind als sich selbst." S. auch unter „Feind" Nr. 18. Eine Hausinschrift in Hannover (Deutsche Inschriften [von Forck] 2. A. Berlin 1875, S. 41) lautet:

„Vor nichts nimm Dich bei Tag und Nacht
So sehr als vor Dir selbst in Acht!"

Schon entfernter ist das französische Sprichwort: On n'est jamais trahi que par les siens.

604. Das Vorwort (S. 3) läßt in der Diktion den späten Ursprung erkennen. Vergl. oben Anm. 386. Es bedurfte desselben nicht, da diejenige Methode, welche in dem folgenden Vierten Theile angewendet ist, schon die früheren drei Theile beherrscht. Bereits in diesen ist das Zusammengehörige, ohne Rücksicht auf das zeitliche Vorkommen, zusammen behandelt worden; nur eine solche künstlerische Gruppirung ermöglicht ein sinniges Ueberschauen und dadurch ein Urtheil (S. 3). Schon im Ersten Theile S. 67 hatte Goethe wie hier von dem Wiederaufnehmen der Hauptfäden, von dem „Aufnehmen und Fortleiten manchen Fadens" gesprochen (s. Anm. 55). Nachstehend wird der eigentliche Faden der Erzählung erst S. 14 ergriffen; indessen verknüpft der S. 5 im zweiten Absatz hervorgehobene äußere und innere Friede den Anfang dieses Theils unmittelbar mit den Schlußworten des Funfzehnten Buches.

Wenn Goethe nach dem Schlusse des Vorworts sowol Personen als Gesinnungen und Handlungen in einer redlich gründlichen Folge vorführen will, so bedeutet Folge die eben bezeichnete zusammenhängende Behandlung, sei es der Personen, wie Lilli, Lavater, seine Schwester, sei es der Gesinnungen, wie die des Spinozismus, sei es der Handlungen, wie seine Reise nach der Schweiz. Diese Vorführung soll eine redlich gründliche sein, eine nach besten Kräften gründliche, eine auf Wahrheit gegründete, — oder wie man sich die Begriffe der objektiven Wahrheit und der Wahrheitsliebe, der Treue, der bona fides verbunden denken mag. Aehnlich braucht Goethe, gleichfalls in seiner spätern Zeit, die Zusammensetzung heitergründlich (Werke, III. 344), wo „heiter" nicht als Bestimmungswort von „gründlich", sondern als gleichberechtigtes Adverb zu nehmen ist (so heiter als gründlich).

605. Der Vierte Theil umfaßt, mit Ausnahme einzelner im Dritten vorweggenommener Ereignisse (Anm. 386), die ersten zehn Monate des Jahres 1775, mithin den Schluß der Frankfurter Zeit des Dichters. Das Sechzehnte Buch weist auf den Winter jenes Jahres; die übrigen vier sind dem Frühling, dem Sommer und dem ersten Herbstmonate desselben gewidmet. Auf zwei Monate fällt hier ein Buch, im Ersten Theil dagegen auf drei Jahre.

Das biographische Schema des Jahres 1775 (Fort-

ſetzung von Nr. 4, 46, 68, 95, 130, 167, 208, 257, 318, 386, 388, 427, 481 und 520) iſt nur zum geringſten Theile als Grundlage der Darſtellung verwendet worden, greift auch ſchon in die Weimarer Zeit hinüber. Es lautet:

1775. Neigung der Fürſten zum Privatſtande. — Emmerich Joſeph. — Dalberg. Univerſität zu Erfurt und ſonſt. — Bückeburg. Thomas Abbt. Herder. — Amalia. — Oktober nach Weimar. — Enthuſiaſtiſche Aufnahme. — Fremde überhaupt gut aufgenommen. — Herzogin] Mutter Regierung u. Hof. Etwas Strebendes im Ganzen. — Antagonism. — Der Dichter verwandelt das Leben in ein Bild, die Menge will das Bild wieder zu Stoff erniedrigen. — Wirklichkeits Wunſ(ch). (Goedeke's Grundr., II. S. 885.)

Sechzehntes Buch (S. 5 bis 21).

606. Zu Ende des Vierzehnten Buchs iſt Spinoza's Einfluß auf Goethe berührt; Spinoza, über den er in der Laube des Bensberger Schloßgartens im Juli 1774 in einer für Jacobi noch nach vierzig Jahren, „unvergeßlichen" Weiſe geſprochen, bildete den Vereinigungspunkt beider Freunde (Anm. 560 u. 561). Der Anfang des Sechzehnten Buchs knüpft an jene Darſtellung an und führt in die der Rheinreiſe v. J. 1774 unmittelbar vorausgehende Zeit zurück, in die zu Ende des Dritten Theils wie hier (S. 5, Z. 10) erwähnte Periode äußern und innern Friedens (Anm. 601), den zu bereiten ſich viele glückliche Umſtände vereinigen mußten. Der Anfang von Schiller's „Dithyrambe": „Nimmer, das glaubt mir, Erſcheinen die Götter, Nimmer allein" giebt Goethe's Gedanken (S. 5, Z. 2) poetiſch wieder.

607. Unter dem gegen Spinoza gerichteten Büchlein (S. 5, Abſatz 3) iſt die Schrift des Lutheriſchen Predigers im Haag, Johann Colerus, gemeint, welche 1706 in franzöſiſcher Ueberſetzung erſchienen war: „La vie de Spinoza tirée des écrits de ce fameux philosophe et du témoignage de plusieurs personnes dignes de foi, qui l'ont connu particulièrement." Dieſe letzten Worte beziehen ſich auf Spinoza's ehemalige Hausgenoſſen, die Coler, als Inſaſſe von Spinoza's Wohnung im

Haag, auszufragen Gelegenheit gehabt hatte. Deutsch erschien das Buch zu Frankfurt und Leipzig 1733, wie der Titel besagt: „nunmehr aber aus dem Französischen in's Hochdeutsche übersetzet und mit verschiedenen Anmerkungen vermehret" (s. den Titel bei Buhle, Gesch. d. neuern Philos., III. 2. S. 514, Note). Dem Titelblatt gegenüber findet sich das von Goethe (S. 5) beschriebne Bildniß Spinoza's mit dem Symbol der sich in den Schwanz beißenden Schlange und der Unterschrift:

Benedictus de Spinoza, Amstelodamensis, gente et Professione Judaeus, postea coetui Christianorum se adjungens, primi systematis inter Atheos subtiliores Architectus. Tandem, ut Atheorum nostra aetate Princeps Hagae Comitum infelicem vitam clausit, characterem reprobationis in vultu gerens. Natus A. 1632. d. 24. Nov. Den. 1677. d. 21. Febr.

(Nach dem Exemplare Fr. Jacobi's, gegenwärtig dem der hies. königl. Bibliothek, R. 6181).

Ueber diese Inschrift giebt es eine ganze Literatur. Richtig führen sie an Buhle, a. a. O. S. 515, Anm., und Paulus (in Spinozae Opera, Vol. posterius 1803. Praef. p. XVI). Hegel dagegen mit der Aenderung Signum statt Characterem (s. Textrevision) in seinen Vorlesungen über die Geschichte der Philosophie 1836 (Bd. III. S. 371). Paulus sagt von dem Bilde: Verissimum est, iconem illam teterrime depravatam et plane dissimilem, characterem reprobandi, non dicam artificis, sed operarii indelebilem omnium oculis offerre; Hegel: „reprobationis allerdings, aber nicht einer passiven, sondern activen Mißbilligung der Meinungen, der Irrthümer und gedankenlosen Leidenschaften der Menschen", und Heydenreich (Natur und Gott nach Spinoza. 1789): „Inspirirte Physiognomiker müssen es gewesen sein, die in diesem Gesichte ein Merkmal der Verwerfung entdeckt haben" (vergl. auch Leibniz's „Theodicee", §. 374 und die Fortsetzung der Menagiana, wo gleichfalls das „Zeichen der Verwerfung" in Spinoza's Gesichte gefunden wird).

Lavater benutzte das Bild in seiner Physiognomik (Nr. 2 der „religiösen Bilder" des 15. Fragments, Bd. III).

608. Den Artikel Spinoza in Bayle's Wörterbuch (S. 6), besonders die den größten Theil desselben einnehmenden Noten trifft ebenso das hier diesem Werke gespendete Lob wie

der Vorwurf der Klätſcherei und Salbaderei, zumal in der durch eigne Anmerkungen vermehrten deutſchen Ueberſetzung von Gottſched (Leipzig 1743).

Sogleich im Eingange des Artikels heißt es von Spinoza's 1670 erſchienenem Tractatu Theologo-Politico: „Dies iſt ein gefährliches und verfluchtes Buch, wo er allen Samen der Gottesleugnung ausgeſtreuet hat, welchen man öffentlich in ſeinen Operibus posthumis ſieht", und ſpäter: „Diejenigen, welche einigen Umgang mit dem Spinoza gehabt, — ſagen einhellig, daß er ein ſehr verträglicher Mann, leutſelig, ehrlich, dienſtfertig und ſehr ordentlich in ſeinen Sitten geweſen." Dieſe und verwandte Stellen hat Goethe S. 6 im Sinne.

Ebenſo wird Spinoza von dem deutſchen Ueberſetzer ſeiner zuerſt holländiſch veröffentlichten Lebensgeſchichte von Colerus als ein „zugleich ſehr ſeltſamer und abſcheulicher Weltweiſer", als „ein Atheiſt oder Gottesverleugner und ſogar das Haupt ſolcher abenteuerlichen Leute" bezeichnet, ihm und ſolchen Leuten aber (daſ. S. 5) nachgerühmt, daß ſie „ein ſo ſtilles, gelaſſnes und vergnügtes Leben führen und die zeitlichen Güter ſo wenig achten, daß man meinen ſollte, ſie wären kerngute Chriſten", und §. 11: „Im Uebrigen war ſeine Lebensart ſehr ordentlich und ſein Umgang nicht minder ſtill und friedlich." — Schon Voltaire (Dictionn. philos., III. Exam. de Spinosa) bemerkte, daß Bayle den Philoſophen gar nicht richtig verſtanden zu haben ſcheine.

609. Zu den nachgelaſſnen Werken Spinoza's (S. 6) gehört ſeine Ethik, dasjenige, welches Goethe im Dritten Theile (S. 168) vorzüglich nennt: aus ihm wehte Friedensluft damals (im Frühling 1774) wie ſpäter in wichtigen Lebensmomenten, aus ihm trat an Stelle der Mannichfaltigkeit des Daſeins das Gefühl der Einheit alles Exiſtirenden dem Dichter entgegen. Es war die Zeit unmittelbar nach der Beendigung des „Werther", die ſchon hiedurch friedenbringend ſein mußte, im Gegenſatz zur Zeit vorher, wo er vom Fluch Kain's ſprechen konnte, der auf ihm ruhe, wie Freiligrath in dem Gedicht auf Grabbe vom „Kainsſtempel" der Dichtung (An Keſtner, Nr. 76). Ein Hauptzeugniß für jenes frühe Studium der „Ethik" Spinoza's beſitzen wir in dem Doppelſchreiben Goethe's an Lavater und Pfenninger vom 26. April 1774 (Br. an Lavater, Nr. 1 u. 2), und zwar in folgenden Stellen: „Ich bin

vielleicht ein Thor, daß ich Euch nicht den Gefallen thue, mich mit Euern Worten auszudrücken und daß ich nicht einmal durch eine reine Experimental-Psychologie meines Innersten Euch darlege, daß ich ein Mensch bin und daher nichts Anders sentiren kann als andre Menschen, daß das Alles, was unter uns Widerspruch scheint, nur Wortstreit ist, der daraus entsteht, weil ich die Sachen unter andern Kombinationen sentire und drum, ihre Relativität ausdrückend, sie anders benennen muß. Welches aller Kontroversien Quelle ewig war und bleiben wird." — „Und mit inniger Seele fall' ich dem Bruder um den Hals. Moses! Prophet! Evangelist! Apostel! Spinoza oder Machiavell. Darf aber auch zu Jedem sagen: Lieber Freund, geht Dir's doch wie mir! Im Einzelnen sentirst Du kräftig und herrlich, das Ganze ging in Euern Kopf so wenig als in meinen," und: „Adieu, Bruder, ich bin nicht laß; so lang ich auf der Erde bin, erobre ich wenigstens gewiß meinen Schritt Lands täglich!"

Lewes hat den Zusammenhang dieses Briefes mit Spinoza's Ethik, unsers Wissens, zuerst herausgefunden (Goethe's Leben, übers. von Frese, I. S. 230) und die ausgezogene längere Stelle nur eine Umschreibung Desjenigen genannt, was Spinoza im Anhange des Ersten Theils der „Ethik" vom Menschen ausführt: „Da Diejenigen, welche die Natur der Dinge nicht verstehen, über die Dinge selbst nichts aussagen (affirmant), sondern sich nur die Dinge vorstellen und diese ihre Vorstellung für ein wirkliches Verständniß halten (imaginationem pro intellectu capiunt), so glauben sie deshalb, obwol der Dinge und ihrer Natur unkundig, fest an eine bestimmte Ordnung der Dinge. — Unsre Begriffe sind nichts als Vorstellungsarten, durch welche unsere Einbildung verschieden berührt wird, und dennoch sehen sie die Unkundigen als die vorzüglichsten Attribute der Dinge selbst an, weil sie, wie schon gesagt, glauben, Alles sei ihretwegen geschaffen und deshalb die Natur jedes Dinges gut oder schlecht, gesund oder faul und verdorben, je nachdem sie davon berührt werden. — Alles dies beweist, daß auch die Philosophen je nach der Anlage ihres Gehirns über die Dinge geurtheilt oder vielmehr die Eindrücke ihrer Vorstellung (imaginationis affectiones) für die Dinge selbst genommen haben. Deshalb ist es nicht zu verwundern — um auch dies beiläufig zu bemerken —, daß unter den Menschen so vielfache Meinungsverschiedenheit, wie wir sehen, und endlich der Skepticismus entstanden ist."

Dann das Corollarium zur 38. Propositiön des Zweiten Theils, welches wir unübersetzt lassen: „Hinc sequitur, dari quasdam ideas sive notiones omnibus hominibus communes. Nam omnia corpora in quibusdam conveniunt, quae ab omnibus debent adaequate sive clare et distincte percipi."

Der enge Zusammenhang der Selbst- und der Weltkenntniß ist hier (S. 6, zu Ende des zweiten Absatzes) ebenso wie in der Theil III. S. 390, Z. 5 angeführten Stelle, nur umgekehrt hervorgehoben.

610. Die nun folgende Entwicklung (S. 6 u. 7) der Goethe so eigenthümlichen Entsagungslehre steht in engster Verbindung mit der Spinozistischen Lehre, insofern diese nicht als Atheismus, sondern im Gegentheil mit Salomon Maimon als Akosmismus aufzufassen ist. Dieser jüdische Philosoph sagt: „Es ist unbegreiflich, wie man das Spinozistische System zum atheistischen machen könne, da sie doch einander grade entgegengesetzt sind. In diesem wird das Dasein Gottes, in jenem aber das Dasein der Welt geleugnet. Es müßte also eher das akosmische heißen" (Lebensgeschichte, ed. Moritz 1792, I. S. 154; s. Ginsberg, die Ethik des Spinoza, 1875, S. 42). Diesen Gedanken hat Hegel adoptirt: „Der Spinozismus ist (also) Akosmismus. Das Weltwesen, das endliche Wesen, das Universum, die Endlichkeit ist nicht das Substantielle — vielmehr nur Gott" (Gesch. d. Philos., III. S. 373). „In diesem System", führt Maimon weiter aus, „ist die Einheit real, das Mannichfaltige aber blos idealisch [im Sinne von willkürlich, imaginirt]. In dem atheistischen Systeme hingegen ist es grade umgekehrt." Was Maimon hier das Reale nennt, ist dasselbe, was Goethe, den Realisten, zu diesem System hinzog, Dasjenige, was er S. 7 das Ewige, Nothwendige, Gesetzliche nennt, das Unverwüstliche, welches „durch die Betrachtung des Vergänglichen [des eben idealisch genannten Mannichfaltigen] nicht aufgehoben, sondern vielmehr bestätigt" werde.

Die innere Verwandtschaft dieser Richtung mit dem Mysticismus (S. 7 meine werthen Mystiker) und dem Pietismus bezeugt der vorgedachte Doppelbrief an Lavater und Pfenninger. Auch Caro deutet darauf hin. Schon der deutsche Uebersetzer des Colerus (Anm. 607) fand, „daß die Frommen

und Spinoza sich in vielen Punkten nahe kommen". Die Frömmigkeit ist, wenn wahrhafte Frömmigkeit, spekulativer Natur (Hegel).

Ist Gott das einzige Reale, dagegen die materielle Welt ein Unreales, nur Phänomenales, so muß der Spruch, daß Alles eitel sei (S. 7), für falsch, ja gotteslästerlich erklärt werden. Diese Opposition gegen Salomo's wohlfeile Weisheit führt in den Mittelpunkt der Goethischen Entsagung, nach der er seinen letzten Roman benannte, die in der Ablehnung des Vergänglichen, im Spinozistischen Sinne Unrealen, und in der ausschließlichen Hinwendung zu dem in demselben Sinne Realen besteht, weil nur jenes, nicht dieses eitel sei. Goethe's Leben hat in der Hingabe an dieses einzig Reale, nämlich an das Ideale bestanden, in der Hingabe an Kunst und Wissenschaft, in der Seligkeit, welche im Erkennen liegt. Wie er theoretisch denselben Gedanken in Nr. 429 der „Sprüche in Prosa" wiedergiebt und noch deutlicher in Nr. 261: „Unser ganzes Kunststück besteht darin, daß wir unsere Existenz aufgeben, um zu existiren", in Uebereinstimmung mit Matthäus 16, 25: „Wer aber sein Leben verliert, der wird es finden": so nahm er denselben, je länger je mehr zur Richtschnur seines Lebens. Er erhob sich damit über die Altersstimmung, welche Herder in einem Brief an Hamann (1787) so ausspricht: „Gott gebe mir einen zwar nicht müßigen, aber ruhigen Abend. Alles ist eitel hienieden, und das Schema dieser Welt vergeht." Verschieden von Hamann und Chesterfield (s. die N. zu dem angeführten Spruche Nr. 429), erfüllte grade Goethe's höheres Alter der in jener Entsagung liegende christliche Stoicismus. In einem Briefe an Schubarth vom 3. Juli 1820 weist er darauf hin, wie er „sein Leben aufgeben mußte, um zu sein, wie er den Augenblick aufgeben mußte, um nach Jahren des Guten zu genießen," wie er sich durch solche Entsagung gekräftigt. Und in demselben Sinne nannte ihn Riemer treffend „die Gegenwart aufopfernd, der Zukunft sich widmend" (Vorbericht zum Goethe-Zelter'schen Briefw., 1833, S. XVI). „Uns zu verewigen, sind wir ja da" (Goethe, Gedichte, Bd. II. S. 346, Nr. 4). Die Spinozistische Entsagung, ein Pessimismus zu Gunsten der wahren Lebensgüter, ist dadurch ein ethischer Optimismus, eine Weltüberwindung durch Welt- d. h. Gotteserkenntniß. Auch ist das Buch Kohelet, worin sich jene von Goethe verworfene Aeußerung gleichsam des erschöpften Epiku-

reismus findet, dem jüdischen wie dem christlichen Geiste zuwider und einzeln dastehend in der Bibel. Nur spät und mit Widerstreben ward jene zweifelhafte „Weisheit Salomonis" in den Kanon aufgenommen. Doch selbst Renan (Antichrist, 1873, S. 285) ruft heute: „Nur der Prediger war ein Weiser an dem Tage, wo er enttäuscht sagte: Alles ist eitel unter der Sonne."

Dazu noch im Einzelnen:

a. Die Stelle von dem gelassenen Zuschauer (S. 7, Z. 2—4) ist in derselben Weise formulirt in den „Wahlverwandtschaften" (Bd. XV. S. 125) und in Nr. 163 der „Sprüche in Prosa".

b (zu S. 7, Z. 10 und 9 v. u.) Guhrauer führt in seinen „Anmerkungen" zur Biographie Leibnizens (II. S. 99 zu S. 282) eine Stelle aus dessen Schriften an, die ihm den Vorwurf des Spinozismus zugezogen hatte. Des Boerhave gemachten gleichen Vorwurfs gedachten wir bereits in Anm. 308 h.

c. Daß Goethe nicht eigentlich das System Spinoza's angenommen (zu S. 7, Z. 7 u. 6 v. u.), bemerkt auch Caro in La philosophie de Goethe, Revue d. deux mondes, 15 Oct. 1865, p. 864. Noch 1815 führte G. die Ethik immer bei sich.

d. Wie Goethe S. 8 oben im Spinozismus noch heute das Ziel aller spekulativen Bemühungen erblickt, so ist derselbe auch für Hegel der „Hauptpunkt der modernen Philosophie. Das Denken muß sich auf den Standpunkt des Spinozismus gestellt haben," und nach Danzel „für die moderne Zeit das Tiefe überhaupt" (Spinozismus, S. 54).

e. Wegen des Gedichtes Der ewige Jude s. Th. III. S. 178 flgde und Anm. 573.

611. Die Unveränderlichkeit der göttlichen Gesetze (S. 8, Absatz 2 bis S. 9, Abs. 3) begründet Spinoza in der Propositio 33, Theil I der „Ethik", besondere im Scholion 2: quod omnia Dei decreta ab aeterno ab ipso Deo sancita fuerunt; nam alias imperfectionis et inconstantiae argueretur. At quum in aeterno non detur quando, ante, nec post, hinc ex sola scilicet Dei perfectione, sequitur, Deum aliud decernere nunquam posse nec unquam potuisse. Gottes Allmacht findet an seiner eignen Vollkommenheit eine Schranke. Deshalb können auch Menschen, Thiere und Pflanzen nicht von den Gesetzen ihres Daseins abweichen. Es folgt daraus das suum

esse conservare. Niemand kann aus seiner Haut fahren. Aus jenem Gesichtspunkte, daß Gott die Naturgesetze, also seine eignen Beschlüsse, nicht umstoßen könne, hat Spinoza als der Erste seines Jahrhunderts den Wunderglauben, der dieses beherrschte, den Gespensterglauben, und was damit zusammenhängt, angefochten und seine Nichtigkeit bewiesen; dies besonders im sechsten Kapitel seines, der „Ethik" vorausgegangenen theologisch-politischen Traktats (1670) „Ueber die Wunder", und in Betreff der Gespenster in den Briefen Nr. 56, 58 und 60.

Zu den Beispielen von scheinbar frei handelnden Gewächsen (S. 8 u. 9) hätte Goethe das ihm schon 1785 bekannte von Insekten fressenden Pflanzen hinzufügen können.

Bei den Worten von dem Gegensatz, welchen Spinoza so kräftig heraushebt (S. 9), schwebt wol eine bestimmte Stelle vor, die wir jedoch nicht nachzuweisen wußten. Gemeint ist der Gegensatz des Handelns gegen die Gesetze des eignen Wesens, gegen die eignen Naturbedingungen. In der Ausübung seiner Dichtergabe (S. 9) befolgte Goethe diese Gesetze seiner Natur, das suum esse conservare, das Prometheische.

612. Das Erscheinen des „Götz" im Sommer 1773 kann wol als der Zeitpunkt angesehen werden, von dem an die Ueberzeugung des Dichterberufs in Goethe unerschütterlich feststand. In diesem und in den nächstfolgenden Jahren brach das unwillkürliche, das nachtwandlerische Dichten (S. 10, Z. 4) überwältigend hervor; auch den „Werther" hatte er einem Nachtwandler ähnlich geschrieben (Th. III. S. 132 und Anm. 509; vergl. Boisserée I. S. 264).

Die hier (S. 9) citirten drei Verse sind dem Gedichte „Der Musensohn" (Bd. I. S. 20) entnommen, der dritte dem in dem Gedichte stehenden: „So geht's von Ort zu Ort" nachgebildet.

613. Wie einer meiner Vorgänger (S. 9, Z. 8 v. u.) bezieht sich auf Petrarca. Fernow, in der Uebersetzung von Merian's Leben des Petrarca (Nouv. Mém. de l'Acad. de Berlin 1786, von Hain herausgegeben. Leipzig, Brockhaus 1818), bemerkt von der Zeit, als Petrarca sich nach Vaucluse zurückgezogen hatte (Note 43): „Wenn er im Felde spazierte, hatte er Feder und Papier bei sich, und oft erwachte er um Mitternacht, stand auf und schrieb ohne Licht die Gedanken nieder, die sich ihm in der Nacht darboten, um sie nicht zu vergessen, sondern am Tage weiter ausführen zu können. Berühmt ist sein

mit Versen beschriebener Pelz (!), von welchem Beccadelli spricht." Diese letztere Stelle findet sich in Tomasini's Petrarcha redivivus (Patavii, 1635, p. 167). Dort wird aus des Franciscus Bocchius Liber I Elegiorum berühmter Florentiner folgender Passus über Petrarca angeführt: „Consueverat poeta noster, dum moliri aliquid cogitando vellet, multis spatiis faciendis deambulare solus, et dum orirentur cogitationes, atque aliae aliis succederent, ne quae subito eruperant, evanescerent, pellita quadam in veste, qua erat indutus, quaeque nullo panno exteriore erat coperta, scriptitare subito quae Tuscis in Musis venerant in mentem, multisque hac atque illac notis et lituris circumscribere. Hanc ipsam vestem Joannem Casam una cum Jacobo Sadoleto et Ludovico Buccatello [welchen Letztern Fernow citirt], quorum erat in potestate, contemplari solitum esse dicitur, et cum Anno MDXXVII gravis pestilentia omnia in Italia devastaret, cum animi tum etiam salutis causa rus Muggollanum Joannis Casae omnes concessisse, secumque hanc vestem ut per otium contemplarentur habuisse. Es knüpft sich dann an jenes Lederwammes eine Erörterung über die Einfachheit der Sitten und Kleidung zu Petrarca's Zeit, die wir dem Leser schenken.

614. Eines Falles gedenken, der zwar später eintrat (S. 10). Der Fall selbst trat schon 1775 ein, indem der Buchhändler Himburg zu Berlin in diesem Jahre den Werther, Götter, Helden und Wieland, Götz, Clavigo und Erwin und Elmire in 2 Bänden nachdruckte. Ein dritter Band brachte dann 1776 Stella, Klaudine und das Puppenspiel, endlich 1779, bei der dritten Auflage der ersten Bände, ein vierter Band Goethe's ältere und neuere zerstreute kleine Schriften, darunter auch „Vermischte Gedichte" aus den verschiedensten Zeitschriften (s. Hirzel's N. Verz., S. 20). Unter den Gedichten findet sich die Ode auf Zacharia u. J. 1767, der Brief an Lottchen (Jacobi), das Mailied („Wie herrlich leuchtet"), Jäger's Nachtlied, An Belinden („Warum ziehst Du mich"), Jacobi's Im Sommer („Wie Feld und Au"), Rettung, Mit einem goldnen Halskettchen, Christel u. a. m., also grade viel „Abgeklungner Liebe Trauerpfänder". Im Mai 1779 erhielt Goethe einige Exemplare dieser Ausgabe (S. 10). Der Frau von Stein überschickte er damals zwei Exemplare, eins zum Austheilen (Brief

vom 14. Mai 1779, I. S. 225), mit den Worten: „Ich habe das Zeug heute früh durchgeblättert; es dünkt Einen sonderbar, wenn man die alt abgelegten Schlangenhäute auf dem weißen Papier aufgezogen findet.“ In dieser Stimmung ist damals (1779), also später, das S. 10 mitgetheilte Gedicht, jedoch in der Bd. III. S. 200, Note 2 abgedruckten Fassung entstanden (s. Textrevision). Leider benutzte Goethe später diesen ganz inkorrekten Nachdruck, welcher auch einige fremde Stücke enthielt (außer dem schon erwähnten Jacobi'schen Gedichte, Hutten's Denkmal von Herder), als Grundlage eines Theils der später von ihm selbst veranstalteten Ausgabe seiner Schriften, wie dies Bernays in seiner „Kritik und Geschichte des Goethischen Textes“ zuerst nachgewiesen hat.

Richtig ist, was Goethe (S. 10) von der Verpflichtung der Berliner Juden zur Porzellanabnahme erzählt. Nach einer königlichen Ordre vom 21. März 1769, deren Aufhebung erst 1787 erfolgte, waren die Juden verpflichtet, bei allen Concessionen, die sie erhielten, eine Quantität Porzellan, zu einem Drittel je vom feinsten, mittleren und geringsten, und zwar bei einem General-Privilegium für 500 Thlr. und bei Empfang eines Schutzbriefes oder der Erlaubniß zum Hausbau für 300 Thlr. zu entnehmen, und um die Produkte der königlichen Porzellanmanufaktur im Auslande bekannt zu machen, dorthin zu exportiren. Ebenso mußte die Lotterie-Societät jährlich für 6000 Thlr. (später 9600 Thlr.) Porzellan kaufen und exportiren (s. die ausgezeichneten Quellenschriften: Kolbe, Geschichte der königl. Porzellanmanufaktur zu Berlin, 1863, S. 150 flgde, und L. Geiger, Gesch. der Juden in Berlin, 1871, I. 66 u. II. 101 u. 102). Hinburg selbst war jedoch nicht Jude.

615. Die Bitterkeit, deren der Verfasser hier (S. 11) gedenkt, wäre in ihm sehr berechtigt gewesen, da grade seine Erstlingsschriften den Piraten und Falsaren (s. sein Gedicht auf Fauxlieron, Bd. III, S. 307) als gute Beute heimfielen. Sein „Götz“, sein „Werther“ bereicherten Andre zu einer Zeit, wo der Dichter des Geldes am Meisten bedurfte, in den letzten Jahren zu Frankfurt und den ersten zu Weimar (s. hier S. 12, Z. 4 und Thl. III. S. 118 u. Anm. 494, S. 369 zu Ende).

Das römische Recht kennt nicht den Begriff eines geistigen Eigenthums; daher waren dem in Deutschland geltenden gemeinen Rechte Bestimmungen zum Schutze des geistigen Urheber-

rechts und zur Verfolgung des Nachdrucks nicht zu entnehmen. Dazu kam das fiskalische Interesse der Staaten an den Privilegien, welche die Verleger zur Sicherung des Debits in den einzelnen Ländern theuer genug bezahlten. Der Nachdruck wurde, sofern das nachgedruckte Werk nicht solchergestalt privilegirt war, wegen seiner Wohlfeilheit von oben begünstigt, so namentlich in Oestreich, Preußen und der Schweiz. Wie einst zu Luther's Zeit, der seiner großen Bibel-Ausgabe von 1541 eine geharnischte Diatribe gegen die Nachdrucker voranschickte, entwickelte sich unter dem Schutze der kaiserlichen Majestät und der übrigen Fürsten der deutsche Nachdruck in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts zu einer hohen, obschon traurigen Blüthe. In Oestreich zumal galt er als „exemt“: der von Goethe genannte Trattner (S. 11), der funfzig Jahre hindurch von 1748 an in Wien die umfassendsten Buchdrucker- und Buchhändlergeschäfte leitete, gehörte als Joseph's geadelter Hofbuchdrucker zu diesen exemten Nachdruckern. Macklot in Karlsruhe, dort seit 1757, eiferte ihm nach. Man findet aus den Jahren, von welchen Goethe spricht, in den damaligen Zeitschriften überall Anzeigen Macklot'scher Nachdrucke („Bei Macklot ist gedruckt: N. N.“, Frankf. gel. Anz. 1773, S. 318 und sonst). Jedoch rührt der Karlsruher Nachdruck Goethischer Schriften, welchen Goedeke (II. S. 872) angiebt, nicht von ihm her, sondern von Schnieder in Karlsruhe, der, gleich dem sehr anrüchigen Fleischhauer in Reutlingen, „Göthens Schriften“ in mehreren Bänden und wiederholten Auflagen „mit Röm. Kayserl. Allergnädigsten Privilegio“ bis zu Ende der Achtziger Jahre nachdruckte. Sie waren nicht eigentlich Goethe's, sondern Himburg's Nachdrucker. Zu ihnen gesellte sich Heilmann in Biel mit „des Herrn Göthe Sämmtlichen Werken“ (der 3. Band schon 1776). Den Verleger der vielen zu Freystadt damals herauskommenden Nachdrucke Goethischer Schriften kennen wir nicht. Macklot finden wir im Achtzehnten Buch unter Hans Wurst's Hochzeitsgästen wieder. Heute bestehen in Karlsruhe zwei hochachtbare Macklot'sche Buchhandlungen.

Daß die sächsische Regierung durch das berühmte Mandat vom 18. Dezember 1773 dem Nachdruck die Leipziger Messen verschloß, blieb ein vereinzelter Schritt. Wie durch diesen rechtlosen Zustand die Schriftsteller zum Selbstverlag und zu Associationen gedrängt wurden, ist in Anm. 447 besprochen. Lessing's derartiges Unternehmen scheiterte, zum Theil wenigstens, an dem

Nachdruck von Dodsley u. Co.; Bürger, in seinem Aufsatz gegen den Nachdruck im Deutschen Museum, Nov. 1777, sprach Allen aus dem Herzen, doch erfolglos. Die auch in dieser Beziehung auf Joseph II. gesetzten Hoffnungen schlugen bald in das Gegentheil um. Erst Leopold II. verhieß in seiner Wahlkapitulation „die Unterdrückung des Nachdrucks". Goethe hat aber bis zuletzt seine Autorrechte nur durch des Bundes und der Fürsten Privilegien einigermaßen schützen können. Denn erst durch den Bundesbeschluß vom 9. November 1837 und dann das Reichsgesetz vom 11. Juni 1870 ist ein wirklicher Rechtszustand auf diesem Gebiete geschaffen worden (vergl. Publikationen des Börsen-Vereins der deutschen Buchhändler, Leipzig 1875, Dr. Buchner S. 53—61, und v. Wiglleben S. 269—277).

Bei dem besuchenden Badenser (S. 11 unten) wird an den Professor Böckmann zu denken sein, der im Oktober 1774, zur Zeit, als Klopstock dem Rufe nach Karlsruhe folgte, in Frankfurt verweilte (s. Anm. 586 zu Ende, und Goethe's Brief an ihn vom 14. November 1774 bei Merck, III. S. 109).

616. Die Guten, Unschuldigen, von einem sittlichen Enthusiasmus Erfüllten (S. 12) erinnern an manche Aeußerungen Jarno's über Wilhelm Meister und an Aureliens „erstes großgebornes Kind der Schöpfung, das mit sonderlicher Verwunderung und erbaulicher Gutmüthigkeit Löwen und Affen, Schafe und Elephanten anstaunt und sie treuherzig als Seinesgleichen anspricht" (Lehrj., IV. 16).

617. Den Brand in der Judengasse (S. 12) und seine Betheiligung daran bespricht Goethe in dem Schreiben an Schönborn vom 1. Juni 1774 folgendermaßen: „In der Nacht vom 28. auf den 29. Mai kam Feuer aus in unsrer Judengasse, das schnell und gräßlich überhand nahm; ich schleppte auch meinen Tropfen Wassers zu, und die wunderbarsten, innigsten, mannichfaltigsten Empfindungen haben mir meine Mühe auf der Stelle belohnt. Ich habe bei dieser Gelegenheit das gemeine Volk wieder näher kennen gelernt und bin aber- und abermal vergewissert worden, daß das doch die besten Menschen sind." Ganz ebenso spricht sich Goethe über die untere Volksklasse in seinen Briefen an Frau von Stein auf der Harzreise 1777 aus (v. 4. Dez., I. S. 131).

Jener Brand fiel hienach gleichfalls in die Zeit vor der

Emſer Reiſe. Einer von Goethe's Klienten, der Jude Seelig Haas, wohnte der Brandſtelle nahe und gehörte zu den Flüchtenden; Goethe begründete damit ein Geſuch um Friſtverlängerung (Kriegk's Kulturbilder, S. 439). Einen andern nächtlichen Brand vom 28. Januar 1773, welcher die Großmutter Textor bedrohte, ſchildert ihr Enkel in dem Schreiben an Keſtner von demſelben Tage, Nr. 49; auch hierbei leiſtete er thätigen Beiſtand (ſ. auch Th. I. S. 140 u. Anm. 121).

618. Das zweite Geſchichtchen (S. 13), von Kaulbach's Pinſel verewigt, beruht auf Bettina's Erzählung nach den Mittheilungen von Goethe's Mutter (Briefw. mit einem Kinde, 1837, II. S. 261 und 262, angeblich vom 28. Nov. 1810): „An einem hellen Wintertag, an dem Deine Mutter Gäſte hatte, machteſt Du ihr den Vorſchlag, mit den Fremden an den Main zu fahren. ‚Mutter, Sie hat mich ja doch noch nicht Schlittſchuhe laufen ſehen, und das Wetter iſt heut ſo ſchön' u. ſ. w. — Ich zog meinen karmoiſinrothen Pelz an, der einen langen Schlepp hatte und vorn herunter mit goldnen Spangen zugemacht war, und ſo fuhren wir denn hinaus, da ſchleift mein Sohn herum wie ein Pfeil zwiſchen den Andern durch, die Luft hatte ihm die Backen roth gemacht, und der Puder war aus ſeinen braunen Haaren geflogen; wie er nun den karmoiſinrothen Pelz ſieht, kommt er herbei an die Kutſche und lacht mich ganz freundlich an — „Nun, was willſt Du," ſag' ich: ‚Ei, Mutter, Sie hat ja doch nicht kalt im Wagen, geb' Sie mir Ihren Sammetrock!" — „Du wirſt ihn doch nicht gar anziehen wollen?" — ‚Freilich will ich ihn anziehen.' — Ich zieh' halt meinen prächtig warmen Rock aus, er zieht ihn an, ſchlägt die Schleppe über den Arm, und da fährt er hin wie ein Götterſohn auf dem Eis: Bettine, wenn Du ihn geſehen hätteſt! — So was Schönes giebt's nicht mehr, ich klatſchte in die Hände vor Luſt; mein Lebtag ſeh' ich noch, wie er den einen Brückenbogen hinaus- und aus dem andern wieder hereinlief und wie da der Wind ihm den Schlepp lang hinten nachtrug; damals war Deine Mutter mit auf dem Eis, der wollte er gefallen."

Dieſe letzte Aeußerung läßt ſich mit Briefen Goethe's an die la Roche, wonach er die Kutſche zum „großen Schauſpiel ſendet", und an Betty Jacobi (Nr. 8) vom Anfang Februar 1774 bequem verbinden, nur daß dann der Main ſich in einen Wieſenplan verwandelt: „Eine mächtige Kälte zieht durchs Fenſter bis hierher an mein Herz zu tauſend-

facher Ergetzung. Ein großer Wiesenplan draußen ist überschwemmt und gefroren. Gestern trug's noch nicht, heut wird gewagt. Vor zehn Tagen ungefähr waren unsre Damen hinausgefahren, unsern pantomimischen Tanz mit anzusehen. Da haben wir uns präsentirt. Gleich darauf thaut es, und jetzt wieder Frost. Halleluja! Amen!" Die Erzählung derselben Geschichte bei Falk (Goethe aus persönlichem Umgange dargestellt, S. 5) wird gleichfalls auf Bettine zurückzuführen sein. Hienach trug dieselbe sich im Januar 1774 zu, etwa den 22- oder 23sten. Da es gleich darauf thaute, so brach Goethe ein, wie der Brief an die Fahlmer Nr. IX zeigt: „es krachte und bog sich und quall und finaliter brach's, und der Herr Ritter patteirte sich heraus". Der Lübecker Tesdorpf war mit auf dem Eise (Strodtm., 144).

In der Erzählung der Frau Rath wird sich die Erinnerung an einen ältern ähnlichen Vorgang auf dem Maine mit der an den obigen verbunden haben. Der Main aber gefriert nur alle zwei bis drei Jahre (Jahrb. des physikal. Vereins zu Frankfurt a. M., 1831), und in den Wintern 1774 und 1775, wo allein seit dem 15. Januar 1774 Marx Brentano gegenwärtig hätte sein können, fror der Strom nicht zu, wie die ausgezeichneten Meermann'schen Ermittelungen im Archiv f. Frankfurter Geschichte und Kunst (I. 1858. S. 45. 50. 54 und 70) zeigen. Hier sind die Kältegrade der einzelnen Jahre genau angegeben. Zu demselben Resultat ist auch Dünzer (Frauenb., S. 221 bis 223) gelangt, der nur in der Annahme irrt, der Dichter habe erst in jenem Winter (1773 auf 1774) die Schlittschuhkunst erlernt; von den freilich erst nachher veröffentlichten Briefen an Kestner widerlegt dieselbe Nr. 50. Vgl. Anm. 452.

619. Der eigentliche Faden der Erzählung führt uns aus der ersten Hälfte des Jahres 1774, wo wir bisher in diesem Buche festgehalten worden, in den Winter 1774 auf 1775, zunächst in die letzten Tage ersterer Jahres, zur Bekanntschaft mit Lilli Schönemann (S. 14 und 15).

Das Wort des geistreichen Franzosen (S. 14) haben wir in etwas andrer Fassung schon in Anm. 514 aus Goethe's „Geschichte der Farbenlehre" mitgetheilt. Sollte es nicht dem menschenscheuen Rousseau zuzuschreiben sein? — Ueber die Stelle vom Bär und Huronen (ebendas) belehrt uns Düntzer's Note 1 zu S. 265 der Frauenbilder: „Zum Bären vergl. „Lili's Park" (Bd. I. S. 169):

Denn ſo hat ſie aus des Waldes Nacht
Einen Bären, ungeleckt und ungezogen,
Unter die zahme Kompagnie gebracht' —

ferner den Brief an Frau von Stein, I. 173: „Jupiter mochte von der Schlange keine Note. Sie werden dieſe von einem Bären nehmen. Gehört er nicht unter die fremden, gehört er doch unter die treuen Thiere." Der Huronе iſt aus Voltaire's L'Ingenu. Cumberland's Luſtſpiel „Der Weſtindier" wurde zu ſeiner Zeit — es erſchien im Jahre 1769 — mit großem Beifall aufgenommen. Das Stück wurde auf dem herzoglichen Privattheater zu Weimar i. J. 1775 aufgeführt, wo Goethe den Belcour machte. Vgl. Schöll zu den Briefen an Frau v. Stein, I. 152 flgde." Näheres hierüber auch in Düntzer's neueſter Schrift: „Ch. v. Stein und C. Schröter" 1876, S. 75. Belcour iſt in Cumberland's an Ueberraſchungen reicher Komödie der Name des aus Jamaika nach London gelangten jungen, reinreichen und edlen Kreolen, der noch gleich Seume's Huronen „Europens übertünchte Höflichkeit nicht kannte". Grétry's Oper „Der Huronе" mit Text von Marmontel fällt ein paar Jahre früher.

620. Das Schönemann'ſche, jetzt Brown'ſche Haus „zum Liebeneck" lag am großen Kornmarkt Nr. 15 neben der reformirten Kirche. Frau Schönemann, geb. d'Orville, leitete ſeit dem i. J. 1763 erfolgten Tode ihres Gatten die Bankgeſchäfte mit dem Theilhaber Wegelin. Die einzige Tochter Elisabeth, Lilli (S. 14 u. 15), war, als Goethe ſie kennen lernte, erſt ſechzehnjährig. Da der Muſiker Kayſer Beiden befreundet war und es ſich um einen Konzertabend handelte, ſo denken wir bei dem Freunde, dem der Dichter zu dem Abende folgte, zunächſt an ihn oder an André (ſ. Anm. 598, Anm. 641 und Puppenhaus, S. 325 flgde).

Das hier (S. 15) geſchilderte erſte Zuſammentreffen bei der Muſik und das gegenſeitige Anblicken erinnert an die Worte Stella's im vierten Akt des gleichnamigen Trauerſpiels, wo freilich der Geliebte als der Spielende dargeſtellt iſt: „Da brachte mein Onkel die Muſik; Du nahmſt Deine Violine, und wie Du ſpielteſt, lagen meine Augen ſorglos auf Dir; ich ſpähte jeden Zug in Deinem Geſicht und — in einer unvermutheten Pauſe ſchlugſt Du die Augen auf — auf mich! Sie begegneten den meinigen! Wie ich erröthete, wie ich wegſah! Du haſt es bemerkt, Fernando! Denn von der Zeit an fühl' ich wohl, daß

Du öfter über dem Blatt wegfahrst, oft zur ungelegenen Zeit aus dem Takt kamst" (Werke, Bd. VIII. S. 119). Es fragt sich noch, sagt W. Scherer bei der Vergleichung beider Stellen, „welcher Bericht der treuere ist" (Deutsche Rundschau 1876, Nr. 1. S. 75).

621. **Der Besuch Jung Stilling's** (S. 15 bis 21). Daß dieser ganze Abschnitt schon früher, und zwar, wie wir glauben, unmittelbar nach Beendigung des fünfzehnten Buchs niedergeschrieben und erst später hier eingeschaltet worden ist, zeigt Goethe's Bemerkung Seite 15, Zeile 8 von unten und der größere Fluß und frischere Ton der Darstellung.

Zu Grunde liegt Jung's eigne ausführliche Erzählung seiner Frankfurter Besuche in „Henrich Stilling's häuslichem Leben" (Berlin und Leipzig 1789, S. 64 bis 93), verbunden mit Goethe's Erinnerungen.

Was die Zeit des ersten Besuchs anbetrifft, so ergiebt sich dieselbe aus einer von Düntzer (Frauenb., S. 276) mitgetheilten Anzeige des Dr. Hoffmann, des Hausarztes Lerse's, eines einsichtigen Arztes (Goethe, S. 16), im „Frankfurter Journal" vom 7. Januar 1775: „Herr Dr. Jung von Elberfeld [Goethe, S. 15, vom Niederrhein] hat sich endlich nach vielem Ersuchen entschlossen, einen hiesigen Herrn am grauen Staare zu operiren, auf dessen Kosten er zu Ende des Februar hier ankommen wird. Da derselbe Herrn Professor Sorber aus Marburg [Hoffmann war selbst ein geborner Marburger] und so vielen Andern unter Gottes Beistand ihr Gesicht auf die beste Art wiedergegeben hat, so macht Endesunterzeichneter bekannt, daß Patienten, die sich dieser erwünschten Gelegenheit zu ihrem Besten bedienen wollen, ihre Adresse und beschriebene Augenkrankheit an ihn franco schicken können, von dem sie alsdann die gehörige Antwort bekommen sollen, damit Niemand verachtliche Reisekosten anwende. Dieser menschenfreundliche und geschickte Herr Dr. Jung, der sonst nie so weit verreist, wird aber von vielen Patienten zurückerwartet; daher er nach dem 11. März Niemand mehr zu operiren vornehmen kann." Auch Jung gedenkt dieser Zeitungs-Nachricht (a. a. O. S. 68), aber als einer von Goethe veranlaßten. Vergl. wegen der Zeit Fahlmer, XVI. Note 4.

Zugleich mit Jung, zu Ende Februar und Anfang März, jedoch kürzer, hielt sich auch Fr. Jacobi in Frankfurt auf; es war die Zeit, wo Lilli des Dichters Herz in heftigster Spannung

hielt und er manchen Tag (im März wenigſtens) in Offenbach zubrachte. Vorher fällt der Beſuch der meiningenſchen Prinzen (Anm. 686).

622. Wir boten ihm das Quartier an (S. 15). Jung erzählt (a. a. O. S. 68): „Goethe, der ſich noch immer bei ſeinen Eltern in Frankfurt aufhielt, freuete ſich innig, ſeinen Freund Stilling auf einige Zeit bei ſich zu haben; ſeine Eltern boten ihm während ſeines Aufenthalts ihren Tiſch an und miethten ihm in ihrer Nachbarſchaft ein hübſches Zimmer." Nur Anfangs logirte Jung im Goethehauſe; er ſchreibt (daſ. S. 79): „Hier [in Frankfurt] kam er [Stilling] des Abends an, er kehrte im Goethiſchen Hauſe ein und wurde mit der wärmſten Freundſchaft aufgenommen."

623. Leréner (S. 15 flgde), ein Vetter von Goethe's Jugendfreunde Max Leréner (Thl. I. S. 325 Z. 2, und Leréner's Stammbaum von Henden in dem Frankfurter Neujahrsblatt 1860, S. 17) damals erſt vierzigjährig, nach Jung „ein ſehr edler, rechtſchaffener Frankfurter Patrizier" (a. a. O. S. 66), führte wegen der von Goethe berichteten Erziehung fürſtlicher Kinder den Titel eines Oberhofmeiſters. Seine Wohnung lag unmittelbar neben dem Goethehauſe (Frkfr. Mittheil., III. S. 67). Daß er Klinger's Pathe geweſen und ihn als ſolcher unterſtützt habe, wird behauptet (bezweifelt jedoch von Volger, daſ., III. S. 97).

624. Leréner hatte von der, in Anm. 621 erwähnten glücklichen Sorber'ſchen Kur gehört. Den Worten von der Verbreitung des Zutrauens zu Jung auf dem Wege vielfacher Handelsverbindungen (Goethe, S. 16) liegt dagegen eine andre, bei Jung (a. a. O. S. 64 bis 68) zu findende Beziehung zu Grunde. Ein Elberfelder Kaufmann nämlich, ein Freund Jung's, hatte auf der Frankfurter Herbſtmeſſe 1774 den am Staar erblindeten Kaufmann Bauch aus Sonneberg in Sachſen angetroffen und dieſen bewogen, mit ihm nach Elberfeld zu reiſen, um ſich dort von Jung kuriren zu laſſen. Dieſe Kur jedoch mißlang völlig, ganz ebenſo wie ſpäter die Leréner'ſche. Nach derſelben kehrte Bauch nach Frankfurt noch auf einige Zeit zurück, und Dieſer — von Goethe S. 16 ungenau ein Frankfurter Kaufmann genannt — war es, der Leréner ernſtlich abrieth. Nach Jung: „ſobald er hörte, daß ſich Leréner Stilling's Kur anvertrauen wollte, ſo warnte er ihn angelegentlich und ſetzte Stilling wegen

seiner Dürftigkeit und geringen Kenntnisse so sehr herab, als er konnte, indessen half das Alles nichts. Lersner blieb bei seinem Vorsatz."

625. Der schon genannte einsichtige Arzt (Anm. 621), nach Jung (a. a. O. S. 66) „der rechtschaffene und edeldenkende Herr Doktor Hoffmann" ist der Thl. III. S. 112 erwähnte Scharfrichtersohn, welchem einer der vorzüglichen Frankfurter Sachwalter den Eingang in das Kollegium der Aerzte (1769) zu erfechten gewußt hatte. Hoffmann gab 1770 ein Lustspiel „Der verfürte und wieder gebesserte Student" mit Studentenliedern heraus (Hoffmann v. Fall., Findlinge. 2. Nr. 25. 1859, u. Stricker, Beitr. z. ärztl. Kulturgesch., 1865, S. 5 u. 36 flgde).

626. Angelockt durch eine bedeutende Belohnung (S. 16 u. S. 20, vorletzte Zeile). „Lersner versprach Stillingen tausend Gulden zu zahlen, die Kur möchte gelingen oder nicht; diese tausend Gulden strahlten ihm bei seiner kümmerlichen Verfassung gewaltig in die Augen" (Jung, a. a. O. S. 66).

627. Lersner's Operation (S. 16 u. 17) vollzog Jung in der Stille, doch in Gegenwart einiger Aerzte und Chirurgen. „Alles gelang nach Wunsch, der Patient sahe und erkannte nach der Operation Jedermann" (Jung, a. a. O. S. 81). Die nähern Angaben schöpfte Goethe aus seiner Erinnerung. Denn Jung setzt nach dem Berichte über sieben in Frankfurt vorgenommene glückliche Augenkuren („Alle wurden sehend") nur hinzu: „Aber nun fing auf einmal Stilling's schrecklichste Lebensperiode an, die über sieben Jahre ununterbrochen fortgedauert hat; der Herr von Lersner wurde, aller Mühe ungeachtet, nicht sehend; seine Augen fingen an, sich zu entzünden und zu eitern; mehrere Aerzte unterstützten ihn, aber es half Alles nichts. Schmerzen und Furcht für unheilbarer Blindheit schlugen alle Hoffnung darnieder" (a. a. O. S. 87 u. 88; dazu Goethe, S. 19, 3. 8).

628. Die Erweckungen (Revivals), Sinnesänderungen (S. 18, Z. 1 u. Z. 18) vergleicht Goethe hier mit wissenschaftlichen Aperçus, wie er in dem Schema v. J. 1774 (Thl. III. S. 38?) von einem Aperçu des „Mahomet" spricht, d. h. den das. S. 171 entwickelten Gedanken über Lavater's und Basedow's Wirken. Sanders erklärt dies Wort als: „Ansicht, wie man etwas mit raschem Ueberblick auffaßt" und citirt dazu (Fremdwörterb.) Goethe's Worte, welche dieser in der „Ge-

schichte der Farbenlehre" auf die Art anwendet, wie Galilei beim Anblick schwingender Kirchenlampen die Gesetze des Pendels und Falles aufgingen: „Alles kommt in der Wissenschaft auf das an, was man ein Aperçu nennt, auf ein Gewahrwerden dessen, was eigentlich den Erscheinungen zum Grunde liegt" (Werke, 40bdge A., Bd. XXIX. S. 133). Ein solches Aperçu sei ins Unendliche fruchtbar (s. hier, S. 18, Z. 11). Am Schönsten beschreibt Goethe diese geniale Intuition, diese lebendige Heuristik (Sprüche in Prosa, Nr. 287) in Nr. 903 dieser „Sprüche", welche lautet: „Alles, was wir Erfinden, Entdecken im höhern Sinne nennen, ist die bedeutende Ausübung, Bethätigung eines originalen Wahrheitsgefühles, das, im Stillen längst ausgebildet, unversehens mit Blitzesschnelle zu einer fruchtbaren Erkenntniß führt. Es ist eine aus dem Innern am Aeußern sich entwickelnde Offenbarung, die den Menschen seine Gottähnlichkeit vorahnen läßt. Es ist eine Synthese von Welt und Geist, welche von der ewigen Harmonie des Daseins die seligste Versicherung giebt."

Das altfranzösische Reimwort (S. 18) finden wir, von Goethe ins Deutsche übertragen, als den ersten der 1815 zuerst unter den „Gedichten" (II. 149 bis 155) u. d. T. „Gott, Gemüth und Welt" (bei uns II. 313 bis 318) erschienenen Sprüche:

„In wenig Stunden
Hat Gott das Rechte gefunden."

629. Daß Jung's Umgang für Goethe in seiner damaligen Spinozistischen, Prometheischen und Faustischen Periode weder erfreulich noch förderlich (S. 18) sein konnte, begreift sich wohl. Man ziehe hierzu, was Seite 15 diesem Abschnitte vorangeschickt ist von der nachbildenden Gestaltung des erkannten Hoheren und andrerseits von den Menschen, die, insofern sie gut waren, zu den Frommen gehörten, in ihrer Thätigkeit aber Unklugheit und Ungeschick bewiesen.

Zu den Worten (S. 18 unten): schützte ihn später wie früher ist an das in Anm. 337 Gesagte und die Art, wie Goethe den frommen Freund gegen Meyer von Lindau (Waldberg) in Schutz nahm, zu erinnern.

630. Jung schildert seinen Zustand nach dem Mißlingen der Operation Lerséner's (S. 19) genau so wie Goethe. Wir führen hier nur die Worte S. 88 seiner Lebensgeschichte (Band

„Häusliches Leben") an: „Stilling glaubte, er müßte verzehen, er rung mit Gott um Hilfe, aber Alles vergebens, alle freundliche Gesichter verschwanden, Alles zog sich zurück, und Stilling blieb in seinem Jammer allein. Freund Goethe und seine Eltern suchten ihn aufzurichten; allein das half nicht, er sah nun weiter nichts als eine schreckliche Zukunft; Mitleiden seiner Freunde, das ihm nichts half, und dagegen Spott und Verachtung in Menge, wodurch ihm ferner alle Praxis würde erschwert werden. Jetzt fing er an zu zweifeln, daß ihn Gott zur Medizin berufen habe" u. s. w. bis zum Schlusse: „blos ein geheimes Vertrauen auf Gottes väterliche Vorsorge, das er kaum selbst bemerkte, erhielt ihn, daß er nicht ganz zu Grunde ging."

631. Der wohlgelungenen Nebenkuren (S. 20) gedachten wir schon in Anm. 627; Jung bemerkt, nur eine habe „ihm seine Mühe — und zwar reichlich — belohnt" (a. a. O. S. 87). Unter den sieben Geheilten war der Betteljude aus dem Isenburgischen. Goethe's Erzählung folgt hier ganz der Jung's (a. a. O. S. 84 bis 87): „Er wurde einsmals in des Herrn von Lersner's Wohnung herab an die Hausthüre gerufen; hier fand er einen armen Bettelsuden von etwa sechzig Jahren, er war an beiden Augen stockblind und suchte also Hilfe; sein Sohn, ein feiner Jüngling von sechzehn Jahren, führte ihn." Jung verschafft ihm Unterkommen in einem Wirthshause nahe der Judengasse. „Des folgenden Morgens nahm er [Jung] also den Wundarzt und einige Freunde mit; der Jude war gutes Muths, setzte sich und sperrte die Augen weit auf; Stilling nahm das Messer und operirte ihm ein Auge; sowie die Staarlinse heraus war, rief der Jude: ‚Ich glaab, der Herr hat mich kapperirt? — O Gott, ich seh, ich seh Alles! — Joel, Joel! (so hieß sein Sohn) geh, küß äm de Füß' — küß äm de Füß'!' Joel schrie laut, fiel nieder und wollte küssen, allein es wurde nicht gelitten. ‚Na! Na!' fuhr der Jude fort, ‚ich wollt', ich hätt' Millionen Aage, vor á halb Kopystück ließ ich mir immer ahns apperire.' Kurz, der Jude wurde vollkommen sehend, und als er wegreiste, lief er mit ausgereckten Armen durch die Fahrgasse und über die Sachsenhäuser Brücke hin und rief unaufhörlich: ‚O, Ihr Leut', dankt Gott für mich, ich war blind und bin sehend geworden! Gott, laß den Doktor lange leben, damit er noch vielen Blinden helfen könne.'" Wir nehmen an, daß sich Goethe unter den „einigen Freunden" befand, welche der Operation beiwohnten.

632. Der Edelsinn und die Großmuth Lersner's (S. 20 unten) lag nicht sowol darin, daß er die tausend Gulden zahlte — sie waren ja auf jeden Fall bedungen —, als in dem dabei von ihm beobachteten Benehmen. Er beruhigte Jung (a. a. O. S. 89) mit den Worten: „Geben Sie sich zufrieden, lieber Doktor, es war mir gut, darum auch Gottes Wille, daß ich blind bleiben mußte; aber ich sollte die Sache unternehmen und Ihnen tausend Gulden zahlen, damit den übrigen Armen geholfen würde."

633. Auch der vorletzte Absatz S. 21 beruht auf Jung's Erzählung (a. a. O. S. 90 u. 91): „Stilling's Praxis wurde sehr klein, man fing an, ihn zu vergessen; seine Schulden wuchsen, denn die tausend Gulden reichten zu ihrer Tilgung nicht zu; folglich wurde sein Jammer unermeßlich!" — „sein eigner Schwiegervater begann zu glauben, er müsse wol kein guter Haushalter sein — und öfter wurde ihm zu Gemüthe geführt, daß das Kapital —, wofür Herr Friedenberg [der Schwiegervater] Bürge geworden war, nun bald bezahlt werden müßte. — Christine [die Frau] empfand diese Veränderung ihres Vaters hoch" u. s. w. Dazu die schon in Anm. 630 mitgetheilte Stelle. In der ersten Hälfte des August 1775 war Jung wieder in Frankfurt, „wo er wieder bei Goethe einkehrte" (Jung a. a. O. S. 93, u. Frauenb., S. 323, Note 1; wegen der Abreise s. Merck's Briefe, I. Nr. 25).

634. Nach einer Mittheilung im Archiv für Frankf. Gesch. und Kunst (Neue Folge, III. 562) wäre Jung auch die Operation des einundachtzigjährigen fast erblindeten Präsidenten von Loen in Lingen (Anm. 61) mißlungen, und er hätte seitdem diese Operationen aufgegeben. Aber noch am 30. März 1814 schreibt Jung an Fouqué, er operire den Staar in den Sommermonaten vom Mai bis September noch immer, Aermeren umsonst (Holtei, Dreihundert Briefe, II. S. 77).

Goethe gedenkt Jung's gelegentlich, z. B. in den Briefen an Lavater (S. 42) als des „treuen kameralischen Okulisten", und in den „Wahlverwandtschaften" vergleicht sich Mittler „jenem Arzt, — dem alle Kuren gelangen, die er um Gottes willen an Armen that, der aber selten einen Reichen heilen konnte, der es gut bezahlen wollte" (I. 18).

Als Goethe den Jugendfreund nach vierzig Jahren im Oktober 1815 zu Karlsruhe wieder aufsuchte, empfing dieser seinen

ehemaligen Wohlthäter mit großer Unfreundlichkeit und Kälte. Jung stichelte auf den „Geheimrath", Goethe auf den „Bischof". S. Boisserée, der Goethe begleitete, schreibt darüber: „Goethe, der so herzlich und jugendlich wie möglich, war tief gekränkt durch diesen Empfang, am Meisten aber durch die Aeußerung Jung's: ‚Ei, die Vorsehung führt uns schon wieder zusammen'" (S. Boisserée, 1862. I. S. 288)!

Der von Jung handelnde Abschnitt des Sechzehnten Buchs unsrer Biographie muß damals schon geschrieben gewesen sein. Nach jenem Empfange hätte Goethe schwerlich Lust empfunden, sich so ausführlich mit dem ehemaligen Freunde zu beschäftigen, wie hier geschieht. Auch das Citat des französischen Reims (oben S. 18) weist in die Zeit vorher, als Goethe seine Spruchsammlung „Gott, Gemüth und Welt" anlegte und zum Druck vorbereitete.

Siebzehntes Buch (S. 23 bis 48).

635. Die dies Buch bis Seite 40 allein ausfüllende Geschichte meines Verhältnisses zu Lili (S. 23) knüpft an die Einleitung, den Anfang derselben, oben Seite 14 und 15 an.

Schon 1852 hat Düntzer das Lebensbild von Lili entworfen und mit dem der Auguste Stolberg aufs Glücklichste verbunden (Frauenb., S. 262 bis 405), ein vollständiger Kommentar zu Theil IV von „Dichtung und Wahrheit". Die Briefe Goethe's an die Letztere können, so räthselhaft sie lauten, als ein Tagebuch über die Entwicklung des Verhältnisses zu der Ersten angesehen werden. Seitdem sind mehrere wichtige Quellen über Lili eröffnet: das Memoirenwerk ihres Neffen Zigel „Das Puppenhaus" (Frankfurt a. M. 1857), dessen Abschnitt S. 323 bis 385 ihr Andenken ausschließlich feiert; dann — die wichtigste — der 1861 zuerst durch die Berliner Goethe-Ausstellung (Handschriften-Katalog, Nr. 190) bekannt gewordne Bericht der Generalin von Beaulieu-Marconnay über Lili aus dem Jahre 1734, abgedruckt 1869 in Nr. 32 der „Grenzboten", XXVIII. II. S. 209 bis 211, und endlich die Briefe Goethe's an die Fahlmer 1875. Diese Materialien enthalten jedoch nicht entfernt eine ausreichende Ergänzung der Goethischen Darstellung. Diese leidet an der zu späten Abfassung (nicht vor 1821); Briefe Lili's an ihn

ſcheint Goethe damals nicht mehr beſeſſen und andrerſeits auch das von ihm ihr Geſchriebene und Gedichtete in den Revolutionszeiten faſt ganz ſeinen Untergang gefunden zu haben.

636. Die angenehmſten Stunden in Gegenwart ihrer Mutter (S. 23) findet Zügel (S. 324) erklärlich, da die Mutter, damals allerdings ſchon im Anfange der Funfzige ſtehend, ſich durch Geiſt und Bildung und in ihrer Jugend, nach einem noch vorhandenen Oelbilde aus dem Jahre 1738, auch durch körperliche Schönheit auszeichnete. Sie hatte fünf Söhne, Lilli's Brüder (S. 23), denen ſie, gleich der Tochter, eine vorzügliche Erziehung und Unterricht im Zeichnen, Muſik, Tanzen, Reiten ertheilen ließ; der älteſte, Georg, übernahm nach dem Tode der Mutter die Handlung; der zweite, Friedrich, damals Handlungslehrling in Frankreich, zwei Jahre älter als Lilli, wurde etwas ſpäter Aſſocié des Türckheim'ſchen Bankhauſes in Straßburg, bis die Revolution ihn nach Frankfurt zurückführte. Zur Geſchichte ihrer Jugend (S. 23) wird auch die Liebe gehört haben, welche ihr ſpäterer Gatte Türckheim ſchon vor der Bekanntſchaft mit Goethe als Volontär des Schönemann'ſchen Geſchäfts ihr gewidmet hatte. Von der Mutter war ſie einem Vetter, J. Mſanskopf, zugedacht, der Plan aber an Lilli's vollſtändiger Gleichgiltigkeit gegen denſelben geſcheitert (Zügel, S. 330 u. 341). Auch hier erinnern wir an Stella's Worte (im dritten Akt): „Geſtand ich Dir nicht in den erſten Tagen meiner vollen Liebe zu Dir alle kleinen Leidenſchaften, die ſe mein Herz gerührt hatten? Und war ich Dir darum nicht lieber?“ — Dieſe Gabe, die attrattiva, ſ. unten S. 102, u. Eckermann, II. 303.

Kindhaft (S. 23, Z. 5 v. u.), wie S. 15, Z. 2 kindartig.

637. Sie in ihren Zirkeln zu ſehen (S. 24), in ihrem Zauberkreiſe (S. 25, V. 5), bei ſo viel Lichtern an dem Spieltiſch (ebenda, Strophe 5).

Noch zu Weihnachten 1773 konnte Goethe an Keſtner ſchreiben (Br. Nr. 88): „Auch hält mich hier weder Liebe noch“ u. ſ. w. Jetzt ein Jahr darauf, zu Anfang des Winters 1775, ward er in das erſte ernſtere Liebesverhältniß verwickelt. Wie das zu Friedrike von der Poeſie der Umgebung und des Lebens im Elſaß getragen wurde, ſo erlag hier die Poeſie der proſaiſchen Umgebung und den Einwirkungen einzelner Glieder des Kreiſes der Geliebten (S. 24). Noch

in Weimar ruft Goethe aus: „Ich hasse das Volk lang im tiefsten Grunde. — Hol' sie der Teufel! Das arme Geschöpf bedaur' ich, daß sie unter so einer Race geboren ist" (An die Fahlmer Nr. XLIV vom April 1776). Von ihrer Umgebung, der Mutter selbst und den Brüdern, namentlich von dem Aeltesten, dem spätern Vorstande des Geschäfts, konnte Goethe ein Begreifen seines wahren Werths und Charakters, den man in Weimar sogleich richtig erkannte, nicht erwarten. Lilli selbst, so ausgezeichnet sie in ihrer fernern Entwicklung sich bewährte, war damals wol noch zu jung zu einem solchen Verständniß; Goethe wenigstens betont diesen Mangel im achten Briefe an A. Stolberg: „Sollt's nicht übermäßiger Stolz sein zu verlangen, daß Dich [ihn selbst] ganz das Mädchen erkennte und so erkennend liebte? Erkenn ich sie vielleicht auch nicht, und da sie anders ist wie ich, ist sie nicht vielleicht besser?" In den Aufzeichnungen des zweiten Bruders von Lilli wird „der berühmte Goethe als erste Inklination" derselben bezeichnet, zugleich als ein Mann „von großem Genie, einnehmender Liebenswürdigkeit und eigenthümlicher Originalität", jedoch hinzugesetzt, daß die Mutter „als eine durchaus praktische, von Allem sich Rechenschaft gebende Frau bald die Ueberzeugung gewonnen, daß Goethe, ungeachtet seines hohen Geistes, seiner glanzvollen Eigenschaften nicht der Mann gewesen sei, der das Glück ihrer Tochter hätte begründen können" (Jäger, S. 330). Daß die Verbindung Beider nicht zu Stande kam, lag daher an der Mutter.

638. Der Konflikt zwischen dem Liebesleben und dem Zwange der Geselligkeit, dem sich zu unterwerfen der Dichter, besonders im Januar und Februar dieses Winters nicht umhin konnte, rief die beiden Gedichte (hier S. 24 u. 25 und Bd. I. S. 45 u. 46) hervor; das zweite zumal spiegelt den Gegensatz der Poesie und Prosa wieder, welchen der gleichzeitige Brief an die Gräfin Stolberg vom 13. Februar jenes Jahres entwickelt: auf der einen Seite der Goethe, „der im galonnirten Rock, sonst von Kopf zu Fuße auch in leidlich konsistenter Galanterie, umleuchtet vom unbedeutenden Prachtglanze der Wandleuchter und Kronenleuchter, mitten unter allerlei Leuten [„oft so unerträglichen Gesichtern"] von ein Paar Augen am Spieltisch gehalten wird — und mit allem Interesse des Leichtsinns einer niedlichen Blondine den Hof macht", dann aber der Dichter, „der in der streichenden Februarluft schon den Frühling

ahndet —, der immer in sich lebend, strebend und arbeitend bald die unschuldigen Gefühle der Jugend in kleinen Gedichten, das kräftige Gewürze des Lebens in mancherlei Dramas, die Gestalten seiner Freunde mit Kreide auf grauem Papier — auszudrücken sucht" (An die Stolberg, Urania, S. 79 und 80) und: „Die Frühlingsluft, die so manchmal schon da über die Gärten herweht, arbeitet wieder an meinem Herzen" (an Bürger den 17. desselben Monats, Strodtmann, I. Nr. 165), dagegen an Sophie la Roche (an demselben Tage): „Hernach bin ich auch so ein Fastnachts-Goethe, in Schwarm und Saus und noch was befangen, daß nichts mit mir anzufangen ist" (Ungedr.).

Die Pracht des zweites Liedes (Str. 1, V. 2) erklärt sich durch die Aeußerung Jügel's, daß das 1770 von Lilli's Mutter erbaute, also noch ganz neue Haus „Zum Liebenek" für die damalige Zeit „einen auffallenden Luxus gehabt haben müßte, da die Kosten der Erbauung und Einrichtung auf 70 bis 80,000 Gulden angegeben werden" (S. 326 und 329). So schöne Räume verlangten glänzende Gesellschaften (Goethe, S. 25); diese schwebten vor bei der Schilderung der „steifen Häuser", wo die Jugend sich am Spieltisch opfert, und der „verwünschten Gesellschaften" mit den vielen Lichtern (Werke, Bd. XVI. S. 230 und 236).

Jene Vergnügungszeit, jenes „starke Treiben" (An Sophie la Roche den 18. Januar) endigte am Dienstag, dem 28. Februar, mit dem Fastnachtsball, welchen Goethe an Lilli's Seite genoß („viel Freud' und Lieb' umgab mich", Urania, S. 83), zur Zeit der Anwesenheit Jacobi's und Jung's, dagegen in der Abwesenheit der Maxe Brentano, da diese sich zu ihren ersten Wochen nach Ehrenbreitstein begeben hatte, wo am 12. März ein Sohn das Licht der Welt erblickte.

639. Bei eintretendem Frühling — ländliche Freiheit (S. 26).

Offenbach, auf dem linken Mainufer stromaufwärts belegen, schon hessen-darmstädtisch, erreicht man — jetzt auf der Eisenbahn — über Sachsenhausen und Oberrad in etwa zwei Stunden. Das dortige alte Schloß wird architektonisch sehr hoch geschätzt (Frankfurter Mittheilungen, III. S. 175 bis 180, und von Klein, S. 312 bis 319, sowie Lübke in der Allgem. Zeit., 6. Febr. 1863. Nr. 37, Beilage).

Dort wohnten die französisch-reformirten Kaufleute, der schon bejahrte Nikolas Bernard, Lilli's Onkel, als der Gatte

einer Schwester ihrer Mutter, und der Onkel Peter Friedrich d'Orville, vermählt mit einer Schübler aus Zweibrücken, deren Schwester einen Bruder von Goethe's Freunde Passavant geheirathet hatte (s. Goethe's für Zweibrücken bestimmtes Hochzeits-Karmen, Bd. III. S. 315 — „Mit Deiner Schwester neu vereint" —, und Frauenbilder, S. 238). Ein d'Orville wird in dem Frankfurter Kalender v. J. 1765 unter den Aeltesten der französischen Gemeinde genannt, und noch 1808 finden wir den Namen d'Orville unter den ersten Frankfurter, den Namen Bernard noch heute unter den Offenbacher Handlungshäusern. Später sind auch die d'Orvilles (von Löwenklau) gleich den Gontards als Offiziere in die preußische Armee getreten.

640. Gärten, Terrassen bis an den Main reichend (S. 26). Der Auguste Stolberg schildert Goethe am 3. August 1775 die Aussicht des d'Orville'schen Hauses in Offenbach: „Hier fließt der Main, grad drüben [am andern Ufer, landeinwärts, nördlich] liegt Bergen auf einem Hügel hinter Kornfeld. Von der Schlacht bei Bergen haben Sie wohl gehört [s. Thl. I. S. 92]. Da links unten [stromabwärts] liegt das graue Frankfurt mit dem ungeschickten Thurm [des Doms, dem Pfarrthurm, Anm. 184], das jetzt für mich so leer ist als mit Besemen gekehrt, da rechts auf artige Dörfchen [stromaufwärts, in der Richtung auf Hanau die Dörfer Bürgel, Mühlheim], der Garten da unten, die Terrasse auf den Main hinunter" (Urania, S. 98 u. 100). Das Haus hieß „auf dem Linsenberge"; später befand sich darin die Becker'sche Erziehungsanstalt (Stricker, Beziehungen, S. 54).

641. Ich wohnte bei Johann André (S. 26), dem um acht Jahre ältern Offenbacher Kaufmann, Komponisten und spätern Musikalienhändler. Damals komponirte er Goethe's „Erwin und Elmire". Bei ihm ist Goethe am 6. März und den folgenden Tagen: „Auf dem Land bei sehr lieben Menschen", und am 16. September 1775: „Offenbach Abends sieben. in einem Kreise von Menschen, die mich recht lieb haben, oft mit mir leiden" (Urania, S. 83 u. 105; s. Anm. 539).

642. Das damalige Opernwesen (S. 27). Daß Marchand während der Messen zu Frankfurt Opern aufführte, bemerkten wir schon in Anm. 490.

Aus der (S. 27) angeführten Grétry'schen Oper nahm

wol Goethe die Melodie eines seiner neuesten Lieder, das er der Auguste Stolberg am 15. April 1775 zusandte (Urania, S. 92); wir vermuthen darunter das hier zu Ende des Neunzehnten Buchs aus „Erwin und Elmire“ mitgetheilte Lied: „Ihr verblühet, süße Rosen“, welchem die Melodie der Arie der Zemire im 2. Aufzuge jener Oper (Nr. 8): Rose chérie, aimable fleur („Schönste der Rosen, Du meine Luft“) oder Nr. 14: „Das Gefühl der Liebe macht die Herzen mild“ durch André untergelegt sein mochte.

„Die Schöne bei dem Ungeheuer“ ist andrer — wenig bekannter — Name für das zuerst zu Fontainebleau im Dezember 1771 aufgeführte Grétry'sche Singspiel in 4 Akten Zemire und Azor, Text von Marmontel (Comédie Ballet en vers). Dasselbe gehörte noch 1840 zum Repertoire der Pariser Oper. Damals, 1775, stand Grétry in seiner Blüthe; seine Melodien waren in Aller Munde; seine Singspiele und Feerien eröffneten eine neue Aera. Auf jene Frankfurter Ostermesse 1775 wird sich folgende Stelle in einer Biographie Grétry's beziehn: Quand elle [die genannte Oper] était encore dans sa nouveauté —, un Français la vit annoncer pour le même jour à trois théâtres différents et en trois langues, en français, en allemand et en flamand. C'était à une foire de Francfort (Grétry, par Félix van Hulst. Liége 1842, p. 38). Auch Reese und Löhlein komponirten jenes Singspiel.

Der Vater (S. 27) ist der persische Kaufmann Sander, Vater von Zemire, Fatime und Liebe. Das Ungeheuer ist der Anfangs in „einer fürchterlichen Gestalt“ auftretende persische Prinz Azor. In der hinter dem Flor veranstalteten Vision werden der bei Azor verweilenden Zemire der Vater und die beiden Schwestern vorgezaubert; der Vater hat dabei, nach dem französischen Originale, folgende Worte der Zemire hinter dem Flor pantomimisch zu begleiten: Hélas, comme il est triste! Il pleure. Sa douleur résiste au soin que leur amour [die Liebe der beiden andern Töchter] prend de le consoler. Il me cherche des yeux. Il semble me parler. Ses bras vers moi semblent s'étendre. Ah! si je pouvois y voler! si du moins il pouvoit m'entendre (Akt III, Scene 6)!

643. In dem Aufsatze über die „Trennung des Schauspiels von der Oper“ (Nr. 6 der „Amtlichen Vorträge“, Werke, Bd. XXVII. 2. Abth. S. 41) hatte Goethe schon (1803) auf den Uebergang von der

französischen Operette zur Handwerksoper aufmerksam gemacht: „Die französischen kleinen Operetten, Das Milchmädchen und dergleichen kamen im südlichen Deutschland zuerst auf die Bühne durch Marchand, einen Direktor, der selbst leidlich sang und sich mit Versemachen abgab. Hier hatte die Epoche der Handwerksopern ihren Anfang: die Schmiede, Böttcher, Töpfer erschienen hinter einander" (wegen der hier angeführten Stücke s. v. Biedermann's „Einführung" zu Werke, Bd. XXVII. 2. Abth. S. 12).

Hier (S. 27) läßt Goethe André's Töpfer, außer dem Faßbinder (Le Tonnelier von Audinot, aus dem Franz. von J. H. Faber 1773), den „Böttchern", die dort nicht erwähnten Jäger vorausgehn. Das spätere Iffland'sche Stück dieses Titels hat hier wol auf die Benennung der Hiller-Weiße'schen Operette „Die Jagd" v. J. 1769 (s. Jördens, V. S. 267 und oben Thl. II. S. 406, Anm. 378) Einfluß geübt. Wir citiren, um diese Richtung zu belegen, noch das pantomimische Ballet Les Artisans von Deshayes (Bibl. d. schönen Wiss., I. 195), Guichard le bücheron, com. lyrique 1765, Hans den Schuhflicker und den Schlosser von Quétard, Weiße's lustigen Schuster und seinen „Aerntekranz" (Jördens, V. S. 257 und 267), letzterer unabhängig von Favart's Moissonneurs, ferner „Die Fischer", Singspiel von Ewald 1768, „Der Holzhauer und die drei Wünsche", kom. Oper in 1 Akt. 1772 die Operette „Der Hufschmidt" 1772 (Bd. XXVII. 2. Abth. S. 12) und noch 1789 v. Burt's „Kohlenbrenner". Die damals in Frankfurt beliebten Stücke sind bei Belli-Gontard, VI. S. 6. 30 u. 31 verzeichnet.

André nun hatte in dieser Zeitströmung seinen „Töpfer" zugleich verfaßt und in Musik gesetzt. Am 29. Oktober 1773 ward „das schöne Stück, der Töpfer genannt" in Frankfurt zu einem wohlthätigen Zwecke aufgeführt (Belli-Gontard, VI. S. 38), und zwar „mit großem Beifall" (Goethe an Betty Jacobi, Nr. 2, vom 3. November 1773). In dem Schreiben an die Fahlmer (Nr. VI vom 26. Nov. 1773), „der köstlichen Reklame" (Ulrichs), verwendet sich Goethe nachdrücklichst für das Werk seines Freundes, jedoch ohne den Zweck zu erreichen, dasselbe im „Merkur" belobt zu sehn. André ging später als Kapellmeister der Döbbelin'schen Gesellschaft nach Berlin, wo ihn Goethe im Mai 1778 besuchte; schon vorher, 15. September 1777, sah er die Frau auf der Durchreise in Eisenach (Keil, Vor hundert Jahren, I. S. 123 u. 157, und Düntzer, Archiv f. Literaturgesch. 1876. V. S. 415 u. 421). Bald aber kehrte André nach Offenbach zurück, um dort die unter seinem

Namen berühmt gewordne Musik-Verlagshandlung zu gründen. Ueber ihn schreibt Biester an Bürger aus Berlin den 6. März 1778: „Ich habe Bekanntschaft mit André gemacht. Er war Kaufmann in Offenbach, hat da noch eine Fabrike, war ein Freund Goethens; er hat auch Reimereien gemacht, die aber nicht viel bedeuten. Aber komponirt hat er mit einer Laune und einem Ausdruck, der oft vortrefflich ist; die mehrste Zeit hat er den Geist seines Verfassers glücklich ergriffen. Doch hat er nicht eigentlich gelehrte Kenntniß der Musik und macht darum oft Fehler, worüber die musikalischen Kritici sehr ihre Näslein rümpfen" (Strodtmann's Bürger, Nr. 450), schwebte also zwischen dem Kapellmeister und Dilettanten (Goethe, S. 27).

644. Ewald (S. 27) war zweiter reformirter „hochfürstlich Isenburg-Birsteinischer" Prediger zu Offenbach; er heirathete noch im Laufe des Jahres die Tochter des französisch-reformirten Kaufmanns Dufay zu Frankfurt, befand sich daher in derselben Lage wie der um zwei Jahre jüngere Goethe; vielleicht beschleunigte Letztres Verlobung mit Lilli die seinige (zu S. 35 von den verschüchterten Gemüthern). Durch an hundert Bände Predigten und andre theologische und pädagogische Werke machte sich Ewald zu Ende des vorigen und zu Anfang des laufenden Jahrhunderts einen Namen; seine „Urania" (1793) und seine „Fantasien auf einer Reise durch Gegenden des Friedens" (1799) theilten, als Nachklang der frühern Verbindung, noch zwei Goethische Gedichte mit. Auch mit Lavater und Goethe's Schwager Schlosser war er befreundet und Anhänger Pestalozzi's.

Da Ewald 1781 als Generalsuperintendent nach Detmold berufen ward, trat er mit Goethe's Straßburger Bekannten Röderer in Verbindung; in einem der an Diesen gerichteten Briefe vom 3. Februar 1784 gedenkt er Lilli's in Freundschaft: „Ich bitte, daß Sie in das Türckheimische Haus gehen und der Frau von Türckheim sagen, daß der Pfarrer und sein Weib noch an sie dächten und sie liebten und immer an sie denken und sie lieben würden; daß er als Superintendent noch die Frisur trage, die sie ihm vorgeschrieben habe. — Die heilige Anna [wol scherzhafte Beziehung auf Lilli's ersten Namen] sei ihm immer noch heilig" (Alsatia 1873, S. 127). Seit 1807 lebte er als Ministerial- und Kirchenrath zu Karlsruhe, wo ihn Varnhagen um 1816 kennen lernte. Ewald besaß damals noch

Goethe's Gedicht „Lill's Park" in der nicht bekannt gewordnen urſprünglichen Geſtalt und liebte es, daſſelbe mit den alten Lesarten und in Goethe's Tone ergetzlich vorzutragen. Auch W. v. Humboldt gedenkt Ewald's in den „Briefen an eine Freundin" (ſ. auch Böttiger's Lit. Zuſt., II. S. 55).

645. Bürger's Lenore (S. 28) erſchien wenige Monate nach dem „Götz" im Herbſt 1773 (Gött. Muſ.-Alm. v. J. 1774). Auch Goethe nahm das Gedicht mit Enthuſiasmus auf (vergl. die Briefſtelle in Anm. 456). André's Kompoſition für eine Singſtimme ward von Bedeutung für die Entwicklung des deutſchen Liedes. Die Ballade iſt (uns liegt die 2te verbeſſerte Auflage vor, Berlin bei Maurer 1782, 33 Seiten) dramatiſch behandelt, ganz durchkomponirt, mit Wechſel der Tonart und des Tempo und den Wendungen des Gedichts entſprechender, jedoch mäßiger Tonmalerei. Die Kompoſition bildet ſo einen etwas naturaliſtiſchen Vorläufer von Schubert's „Erlkönig". Sie ſetzte die Zeitgenoſſen in Entzücken und erſchien ihnen wie eine neue Offenbarung. Bieſter ſchreibt darüber an Bürger im Winter 1776: „Kennſt Du ſchon Deine Lenore von André in Muſik geſetzt? Du glaubſt nicht, was beide Gerſtenberg für hohe muſikaliſche Talente haben. — Sie ſpielte, und ſie und er ſangen; denn die Lenore iſt als Duett geſetzt [iſt nicht richtig; jedoch werden die Ehegatten die Worte Wilhelm's und Lenorens unter ſich vertheilt haben]. O Bürger! Bürger! Wärſt Du doch da geweſen! Solche Herrlichkeit der Muſik, ſolche Kraft des Geſangs! Wie jeder Gedanke ganz ergriffen iſt und ganz ausgedrückt! Voll Wahrheit! Voll Natur! Einige Stellen ſind über allen Ausdruck vortrefflich. Wie hat's mein Herz gelabt! Und wie entzückte mich's, dabei an Dich zu denken" (Strodtmann's Bürger, Nr. 288).

Die Aeußerung Ewald's über Goethe's Deklamation in Anm. 400 bezieht ſich eben auf die damalige Zeit, mithin vorzüglich auf den Vortrag der „Lenore".

646. Das hier (S. 29 u. 30) über Goethe's Advokatur-Geſchäfte Geſagte ſchließt ſich an die Stelle Thl. III. S. 111 an, weshalb wir auf Anm. 488 verweiſen, wo auch der Schreiber, der treffliche Kopiſt, genannt iſt; ſ. auch unten S. 95.

647. Der Geburtstag des Pfarrers Ewald (S. 30) fiel auf den 16. September. Die diesjährige Feier deſſelben folgte ſechs Tage der ſeiner Vermählung nach: das Gedicht, welches in der erſten Faſſung die Ueberſchrift führt (ſ. Bd. V.

S. 300 zu I. S. 75): „Bundeslied, einem jungen Paar gesungen von Vieren", feiert nach dem Ehebunde des jungen Ewald'schen Paares dessen Aufnahme in den Offenbacher Freundesbund („Auf, trinkt erneuter Freude"); es ist durch die Schlußstrophe zugleich Goethe's Abschiedslied. Wurde es wirklich schon damals gesungen, so hätte man in André den Komponisten oder den Bearbeiter nach einer bekannten Melodie nicht weit zu suchen. Wegen des Schlusses kann Lilli nicht als gegenwärtig gedacht werden, wenn auch sie und Goethe und das André'sche Ehepaar unter den „Vieren" ursprünglich gemeint waren. Goethe fuhr nach Offenbach zu der Geburtstagsfeier hinüber, grade um von Lilli fern zu sein: „um Lilli heute Abend nicht in der Komödie, morgen nicht im Konzert zu sehen", und: „Offenbach! Abends sieben. In einem Kreise von Menschen, die mich recht lieb haben, oft mit mir leiden! — Da ist ein junges Paar [Ewalds] in der Stube, das erst seit acht Tagen verheirathet ist! Eine junge Frau [Frau André, der ein Sohn in diesem Jahre geboren wurde] liegt auf dem Bette" u. s. w. (An A. Stolberg, Samstag, den 16. September 1775; Urania, S. 105).

Die hier (S. 30) mitgetheilte erste Strophe des Gedichts ist die der spätern Bearbeitung v. J. 1789.

Unter muntern Gesellschaften beim Gastmahl hat Goethe die damals (1821) noch blühenden, von Zelter zuerst gegründeten Liedertafeln im Sinne. In der Sammlung der Berliner Liedertafel (von 1811 und 1818) findet sich obiges „Bundeslied", welches Zelter in Musik gesetzt hatte, als Nr. 15. Es ging in die Liederbücher der Studenten in Reichardt's Kompositionen über. — Wegen Ewald's Hochzeit s. Urania 1839, S. 106.

648. Wie Goethe die Ewald'sche Geburtstagsfeier irrig vor seine Schweizerreise gesetzt hat, so irrt er, wenn auch nicht in dem Datum von Lilli's siebzehntem Geburtstag (S. 31), doch in der Annahme, die S. 31 bis 34 erzählten Vorfälle hätten sich an diesem Tage ereignet; denn an diesem war Goethe auf seiner Reise begriffen und befand sich grade auf dem Nordabhang des Gotthard (S. 77 u. Anm. 712). Auch war Ewald noch nicht verheirathet (zu S. 34, Z. 2 v. o.). Alle jene Vorfälle hatten daher eine andre Veranlassung, die Goethe nicht mehr erinnerlich gewesen sein mochte. Welche? — wissen wir nicht. Düntzer vermuthet eine von Lilli's Oheim d'Orville beabsichtigte Verlobungsfeier, am 30. April (Sonntag) oder 1. Mai, der Lilli

ausgewichen sei (Frauenb., S. 287). Wenn Goethe und Lilli auch „deklarirt" waren (An A. Stolberg den 15. September 1775), so hat doch ein bindendes Verlöbniß und dessen öffentliche Feier, welche damals der Hochzeit nahe vorauszugehen pflegte, niemals stattgefunden. Aehnlich waren Schlosser und Kornelia Goethe schon seit dem Herbst 1772 deklarirt; die Verlobung erfolgte jedoch erst am 13. Oktober 1773 (Goethe an Sophie la Roche am 12ten dieses Monats: „doch muß ich Ihnen in aller Eile sagen, daß Schlosser angekommen ist und morgen feierliches Verlöbniß sein wird"). Hätte also der Oheim d'Orville ein dem Brautpaare geltendes Fest veranstalten wollen, so würde Lilli's Ausbleiben nur ihren richtigen Takt beweisen und eben nicht zufällig gewesen sein (Goethe, S. 34, Z. 4 v. u.).

649. Das Gelegenheitsstück „Sie kommt nicht" (S. 32), in dessen Titel ein andres Datum als das angegebne, nach dem in der vorigen Anmerkung Gesagten, gestanden haben muß, ist auch seitdem nicht wieder aufgefunden (Heigel hat 1873 eine Novelle u. d. T.: „Er kommt nicht" hier herausgegeben).

650. Die Kinder als die unbestechbarsten Realisten (S. 34). Vergl. Sprüche in Prosa, Nr. 629: „Das Kind erscheint als Realist; denn es findet sich so überzeugt von dem Dasein der Birnen und Aepfel als von dem seinigen."

Die d'Orville'schen Kinder, darunter die spätern Inhaber der Firma „Gebrüder d'Orville", treten auch in den Briefen an Auguste Stolberg gelegentlich hervor: „Die Kinder tollen über mir; es ist mir besser, ich geh' hinauf, als zu tief in Text zu gerathen. — Ich hab' das älteste Mädchen lassen anderthalb Seiten im „Paradiesgärtlein" herabbuchstabiren, mir ist ganz wohl" (Urania, S. 85).

651. Der Spruch: Ich schlafe, aber mein Herz wacht (S. 35), ist aus dem Hohen Liede Salomonis, Kap. 5, Vers 2.

652. Statt des Röderbergs (S. 36), der auf dem rechten Mainufer liegt, ist der Mühlberg gemeint, wo jetzt ein Gedenkplatz, die „Goethe-Ruhe", an den Dichter erinnert. — Die nächtliche Scene s. bereits in den „Wahlverwandtschaften" (I. 13, Abs. 2).

653. Demoiselle Delf (S. 37) oder richtiger Delph wird auch bei Zügel (Puppenhaus, S. 332, S. 350 la Delph und sonst) als eine Lilli in allen Lebensverhältnissen treu ergebne

Freundin erwähnt. Sie hatte nach dem Tode ihres Bruders i. J. 1761 die von demſelben in Heidelberg betriebne Handlung übernommen und in den ſchwierigſten Verhältniſſen fortgeführt. Selbſt reformirter Konfeſſion, ſtand ſie in geſchäftlicher und freundſchaftlicher Verbindung mit Frau Schönemann und den Häuſern d'Orville und Dufay zu Frankfurt, Bernard zu Offenbach und ſpäter mit Türckheim zu Straßburg. Damals, 1775, etwa ſiebenundvierzig Jahre alt, ward ſie bis zu ihrem erſt 1808 erfolgten Tode wegen ihrer Rechtlichkeit und Tüchtigkeit hoch geſchätzt. Dem männlichen Geſchäft, das ſie betrieb, entſprach ihr männliches Anſehen (S. 37). Noch heute beſteht die Tradition unter ihren wenigen noch lebenden Verwandten, ſie ſei männlicher Art, zugleich aber nicht ohne literariſche Bildung und Verbindungen geweſen.

Dieſe „Handelsjungfer Delphin", wie ſie in amtlichen Urkunden genannt wird, war zu der am 2. April eröffneten, jedoch ſchon früher beginnenden Oſtermeſſe von Heidelberg herübergekommen. Sie ſcheint die ſpäter wieder erwachenden Bedenken der Frau Schönemann für den Augenblick überwunden und deren Zuſtimmung zu der Verlobung der Tochter mit Goethe mehr erobert als empfangen zu haben (Goethe, S. 38).

Aus Goethe's Briefen dieſer Zeit läßt ſich das wirklich Geſchehene nur ahnen, aus Stellen wie: „Mir iſt's wieder eine Zeit her für Wohl und Weh, daß ich nicht weiß, ob ich auf der Welt bin, und da iſt mir's doch, als wär' ich im Himmel" (An A. Stolberg, den 19. März); „Es ſieht aus, als wenn die Zwirnsfädchen, an denen mein Schickſal hängt, und die ich ſchon ſo lange in rotirender Oscillation auf- und zutrille, ſich endlich knüpfen wollten" (An Herder, den 25ſten), und: „Ich — falle aus einer Verworrenheit in die andere und ſtecke wirklich mit meinem armen Herzen wieder unvermuthet in allem Antheil des Menſchengeſchicks, aus dem ich mich erſt kaum gerettet hatte" (An Knebel, 14. April, Charfreitag. Dazu an die Fahlmer, Nr. XXVIII, Schluß). In dieſe Zeit, erſte Hälfte des April, muß die Verlobung fallen. Auch Düntzer nimmt die Oſtertage an (Frauenh., S. 284). In Folge der eben mitgetheilten Aeußerungen an Herder ſchrieb Dieſer an Hamann im Mai: „Goethe geht in Heirathsgedanken" (Deſſen Schriften, V, S. 141).

Aber ſchon in dem Briefe Goethe's Nr. 12 an Herder, etwa vom 13. Mai, heißt es: „Dem Hafen häuslicher Glückſeligkeit und feſtem Fuße in wahrem Leid und Freud' der Erde

wähnt' ich vor Kurzem näher zu kommen, bin aber auf eine leidige Weise wieder hinaus ins weite Meer geworfen."

Das tiefe Athemholen (S. 38), wie Thl. II, S. 207 und 210; s. Anm. 382, 3. Absatz, u. Bd. XVI, S. 232, Z. 11.

Die Aeußerung, daß man auf dem Gipfel der Zustände sich nicht lange halte (S. 38 unten), erinnert an eine ähnliche Thl. III, S. 22; s. Anm. 399, 2. Absatz.

Die Parenthese besonders in der spätern Zeit (S. 39, Z. 5) erscheint unklar; gemeint sind Neuvermählte, die über die erste Jugend hinweg sind, die in schon vorgerücktem Lebensalter stehen; diese Zustände sind nicht die Ehe, sondern die Konflikte mit der Außenwelt.

654. Die Mäßige, Liebe, Verständige u. s. w. (S. 39, Abs. 3) ist natürlich die Titulargattin, die Münch. Goethe verweist auf Thl. III, S. 201 flgde. Wir bemerken dies, weil Jügel (Puppenhaus, S. 337) darunter eben Lilli verstanden hat, der Jene aber hier gegenübergestellt wird.

Die Kleidungsfrage (S. 39, Abs. 4) tritt in Goethe's Briefen an A. Stolberg aus jenem Jahre mehrfach hervor.

655. Von Anerbieten zu einer gedeihlichen Anstellung (S. 40, Abs. 1) ist, wenn man von Weimar absieht, aus damaliger Zeit nichts bekannt. Doch ließe sich darauf eine Stelle in einem Briefe an Sophie la Roche vom 19. März 1775 beziehen: „ich habe auch, Gott sei Dank, wieder Relaispferde für meine weitere Route getroffen". Einer früheren solchen Offerte gedachten wir in Anm. 597, letzter Absatz.

Ebenso wenig weiß man etwas über Goethe's damalige Beziehungen zu den Freimaurern (S. 40, Abs. 2). Die beiden Stolberge und Haugwitz, früher leidenschaftliche Freimaurer, mögen auch Goethe zum Beitritt aufgefordert haben. Dieser schreibt aus heiter Sachkenntniß, wenn er jene Männer in höherem Sinne verbunden und seine Zwecke, also seine dichterischen, den übrigen nah verwandt erklärt; in der Beförderung der höchsten menschlichen Kultur und Sitte trafen sie zusammen. Dichter, Künstler und Denker sind die wahren Freimaurer. „Humanus heißt der Heilige" in Goethe's „Geheimnissen" (Str. 31).

Der Schluß (S. 40, Abs. 3 u. 4) von den Frankfurter Residentschaften und Agentschaften wiederholt das Thl. III, S. 200 Gesagte (dazu Anm. 597).

656. Der Verfaſſer wendet ſich nun von der Geſchichte ſeines Verhältniſſes mit Lilli zu allgemeinen Betrachtungen über die damaligen öffentlichen Zuſtände in Deutſchland und ſeine Stellung in denſelben; ſie nehmen den ganzen übrigen Theil dieſes Buches ein (S. 40 bis 48).

Dieſe „Erinnerungen Goethe's aus der Zeit, wo die Feudalverfaſſung in Deutſchland zu Ende ging", bezeichnet ein Rechtslehrer aus der Savigny'ſchen Schule als „ein ſchönes Denkmal jener Zuſtände von ihrer Lichtſeite" (Puchta, Curſus der Inſtitutionen, I. S. 65).

657. Die einleitenden Aeußerungen über die Theilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten (S. 41), welche Goethe mit Sterne in den meiſten Fällen für „Philiſterei" erklärt (Sprüche in Proſa, Nr. 536), erinnern an die ähnlichen in Nr. 353 u. 596 daſelbſt. Daß der Verfaſſer das Intereſſe willkürlich, Gewinn und Verluſt unweſentlich, den Antheil imaginär nennt, die Theilnahme mit der an einer Wette oder am Theater vergleicht, kennzeichnet die damalige Stellung des Einzelnen zum Staate als einer ihm fremden äußern Einrichtung, während ein ausgebildetes Gemeingefühl die Angelegenheiten des Staates als die eigenen auffaßt. Ebenſo vergleicht Goethe im erſten der zuletzt angeführten Sprüche die Zeitungsleſer mit Aſſeſſoren sine voto, und wie er ſie in dem zweiten die Entſcheidung (das fait accompli) wie eine Gottheit anſtaunen läßt, wird hier der Kultus des Erfolgs aus der Parteinahme hergeleitet.

658. Demnächſt die hervorragendſten Zeitereigniſſe (S. 41 u. 42).

Friedrich's des Zweiten, des „Polarſterns" (Thl. III. S. 35), nur kurz gedenkend und auf die erſte Theilung Polens nicht eingehend, erwähnt Goethe zunächſt des damals von der, auch „L'étoile du Nord" genannten Kaiſerin Katharina der Zweiten geführten Türkenkriegs, der im „Fauſt" einen mehr ſcherzhaften Widerhall gefunden (Bd. XII. S. 32 und L), der Feldzüge gegen die Tartaren und Türken am Ende der Sechziger und Anfange der Siebziger Jahre, welche die ruſſiſche Herrſchaft bis zum Schwarzen Meere ausdehnten. Die Seeſchlacht in der engen Bai von Tſchesme (S. 41) an der kleinaſiatiſchen Küſte, der Inſel Chios gegenüber, am 7. Juli 1771, endigte mit der Verbrennung

der türkischen Flotte. Die malerische Darstellung dieser russischen Großthaten ward bekanntlich Goethe's Freunde Philipp Hackert übertragen und behufs seines künstlerischen Studiums eine russische Fregatte auf der Rhede von Livorno Ende Mai 1772 in die Luft gesprengt (s. dieserhalb die Erzählung „Schlacht bei Tschesme", Bd. XXXII. S. 41 flgde). Im Mariagespiel ließ Goethe damals die Kaiserin Katharina Werther'n zufallen (Bd. XVI. S. 232). Der Sturz der oligarchischen Verfassung in Schweden unter Friedrich's des Großen Neffen, dem jungen nordischen Könige Gustav III., ereignete sich zur selben Zeit im August 1772. Goethe verbindet mit diesen Erinnerungen die an die Losreißung Nordamerika's vom englischen Mutterlande (S. 42). Aehnlich Schlosser: „Zu derselben Zeit, als Polen und Tartaren zum Fußschemel der großen Kaiserin gemacht wurden, ward dies Glück auch der griechischen Nation zugedacht. Ganz Europa jauchzte und jubelte auf der einen Seite über die glänzenden Phrasen, in welcher das Griechenthum der russischen Kaiserin gepriesen ward, und auf der andern über die Nordamerikaner und ihren Franklin" (Gesch. des 18. Jahrh., 3. A., III. S. 227). Die Unabhängigkeit der letzteren, während der Jugendzeit Goethe's vorbereitet, ward in seinem letzten Frankfurter Jahre erreicht. Gern verbindet Goethe diese und die folgenden Befreiungen mit der der Insel Korsika (S. 41. Z. 3 v. u.); nach der S. 259 des Ersten Theils mitgetheilten Briefstelle a. d. J. 1826 erblickte er in der französischen Revolution eine „der Wirkungen" derselben. Lebendig wurde ihm diese Verknüpfung durch die Thatsache, daß er „gerade im zwanzigsten Jahre persönlich vor Paoli stand und im sechzigsten vor Napoleon" (Bd. XXIX. S. 770). Daß die erste Begegnung im Spätherbste 1769 im Bethmann'schen Hause (S. 42. Z. 4) stattgefunden, erwähnten wir schon im Zweiten Theile, S. 356. Die hoffnungsvolle Aera in Frankreich, deren Goethe ferner gedenkt, fiel grade in das Jahr 1775, als Turgot mit seinen Finanzreformen, die sogleich am Widerstande des Klerus und der Parlamente scheitern sollten, zuerst hervortrat und Malesherbes die Abschaffung der Lettres de cachet und die Aufhebung der Preßbeschränkungen vorschlug. — Anklänge an Paoli s. Bd. VIII. S. 42 u. 43, Note, und S. 116, Note (Stella, 3).

659. Die deutschen Zustände (S. 42 u. 43) sind diejenigen, welche seit hundert Jahren (S. 43, Z. 9) bestanden

also die der ganzen Periode vom Westphälischen Frieden bis zum Ausbruche der französischen Revolution. Die Worte von dem der Gegenwart nicht allzu günstigen Standpunkte (das. Z. 14) heben hervor, daß die philosophische und literarische Bildung der Gegenwart, also der den Freiheitskriegen unmittelbar folgenden Zeit, gegen die des achtzehnten Jahrhunderts Rückschritte gemacht habe und daß sie in dem letztern grade von oben verbreitet worden sei. Dies ist buchstäblich wahr und bedarf keiner Auseinandersetzung.

Bei Erwähnung des „Werther" (S. 44, Z. 1) wird an den im Roman geschilderten Vorfall im Hause des Grafen von C. (2. Buch, Brief vom 15. März) erinnert (s. Anm. 470).

Die Familie Berlichingen (S. 44) blüht noch heute; Mitglieder derselben, sowie mehrere Freiherrn von Sickingen standen damals in kurpfälzischen Diensten.

660. Daß sich unter Goethe's nähern Bekannten kein Edelmann befunden (S. 44, letzter Abs.), diese Behauptung widerlegen, wie für die frühere Zeit die Namen Hardenberg und Kielmannsegge, so für die damalige die Namen Stolberg und Haugwitz.

661. Auf das fünfzehnte und sechzehnte Jahrhundert (S. 45) ist schon im Dritten Theile S. 59 hingewiesen (Anm. 434 u. 454). In „Von deutscher Art und Kunst" hatte Herder in einem, vielfach Goethe zugeschriebenen Aufsatze Hutten's „Denkmal" erneuert, des Mannes, der gleich Sickingen auf Frankfurt und den Fortgang der dortigen Reformation persönlich eingewirkt (Archiv f. Frankf. Gesch. u. Kunst, N. F. 1869, IV. S. 59 u. 88).

Im Anschlusse an seine Beschäftigung mit der bezeichneten Periode theilt der Verfasser hier (S. 45 u. 46) einen Auszug aus dem ursprünglich lateinisch abgefaßten und gedruckten Briefe Hutten's an seinen Nürnberger Freund Pirkheimer vom 25. Oktober 1518 nach einer i. J. 1801 erschienenen Uebersetzung mit (i. Textrevision).

662. Die Gerechtsamen Limburg und Frauenstein (S. 47) und die durch die untern Stände herbeigeführte Erschütterung v. J. 1616 sind in den Anmerkungen 19e und 119 erwähnt. Das über die Rathesfähigkeit der Handwerker Gesagte erklärt sich aus Anm. 25.

663. Mit der ausgezeichneten Klasse der französischen Reformirten, hauptsächlich Refugié's in Folge der Aufhebung des Edikts von Nantes, gelangte Goethe durch Bill in nähere Verbindung. Wir nennen hier nach Jügel (Puppenhaus, S. 280) die d'Orville, Gontard (tout le monde parle français et s'appelle Gontard, sagte die Stael von Frankfurt), Brevillier, Saraftn, Dufay, Paffavant, Jeanrenaud und de Neufville.

Nach langen Kämpfen wurde es den beiden reformirten Gemeinden, der deutschen und der französischen, im Jahre 1788 gestattet, ihren außerhalb der Stadt — von ersterer in Bockenheim — abgehaltenen Gottesdienst in dieselbe zu verlegen (zu S. 48). Berechtigt waren freilich die Lutheraner gleichfalls, in ihre Kirchen zu fahren; sie hatten es aber nahe, so gingen sie zu Fuß; die Reformirten dagegen mußten wegen der Entfernung nach Bockenheim fahren. Jenes berechtigt (S. 48, Z. 3) ist scherzhaft ironisch gemeint. Die Reformirten waren die Reicheren.

Achtzehntes Buch (S. 49 bis 74).

664. Im Anfange (S. 49 u. 50) kommt der Verfasser auf die schon mehrfach erörterte Reimfrage zurück, um durch die Mängel der damaligen deutschen Prosodie seine und seiner Freunde Rückkehr zum Hans Sachs'schen Knittelverse zu begründen.

Hiezu im Einzelnen:

a. Merklich (S. 49, Z. 15) waren die kleineren Einschnitte durch die Endreime; die kürzeren Zeilen sind Reimzeilen.

b. Von Klopstock's Auftreten (das. S. 49) ist ausführlich zu Ende des Zweiten Buchs (dazu Anm. 67), von seinen hier genannten Stücken, der „Hermanns Schlacht" und „Tod Adam's", sowie von Geßner's Idyllen, Ramler — mit fast denselben Worten — und Wieland in den hier fraglichen Beziehungen (S. 50) im Zweiten Theile, S. 53 u. 54 die Rede (dazu Anm. 218). Einen Theil der eben erwähnten Idyllen recensirte Goethe selbst bei ihrem ersten Erscheinen (Werke, Bd. XXIX. S. 35).

c. Bei den bürgerlichen Trauerspielen der englischen,

von Diderot beförderten Richtung ist besonders an Lessing's „Miß Sara Sampson" und demnächst an Goethe's „Clavigo" zu denken. Dramen (S. 49, letzte Zeile) sind hier Schauspiele im engern Sinne.

d. Der S. 50 gegen den fünffüßigen oder elffilbigen Jambus (Werke, Bd. XXIX. S. 639, Z. 6 v. u.) erhobene Vorwurf erscheint seltsam im Munde Goethe's, der es sich einst so angelegen sein lassen, seiner „Iphigenie", seinem „Tasso" und andern Stücken durch die Umwandlung ihrer Prosa in Jamben einen höheren poetischen Stil zu verleihen und, mit Schiller vereint, dies Versmaß auf dem Theater einzubürgern. In der eben citirten Stelle nennt Goethe dasselbe „der modernen Tragödie, besonders auch der deutschen, höchst angemessen". Und ist im „Hamlet" das Anfangs, wie in Goethe's „Iphigenie" und im „Elpenor", „lose niedergeschriebene Silbenmaß zu fünffüßigen Jamben abgetheilt" (ebenda S. 747), wäre dadurch Hamlet's „Poesie zur Prosa" heruntergezogen? Jedenfalls will Goethe auf eine noch stilvollere poetische Versbehandlung hinweisen, so daß die Worte einen Gegensatz nicht zu dem zu Gunsten des fünffüßigen Jambus aufgegebenen Alexandriner, der „griechisch-französischen Form der Dramen" (Werke, Bd. XXVII. 1. Abth. S. 3), sondern zum griechischen Trimeter, den andern kunstvollen Metren der Tragiker und den, später besonders von Platen nachgeahmten Versmaßen des Aristophanes zu bilden scheinen. Zu seiner „Helena" wählte Goethe selbst griechische Metra.

e. Wieland's (S. 50) freier Versbehandlung gegenüber ist an Voß zu denken, an seine „verbesserte Rhythmik" (Werke, Bd. XXIX. S. 264) und an seine in der Vorrede zu Virgil's Georgiken aufgestellte Quantitätsforderung (Bd. XXV. S. 174 u. 175 und Anm. 194 u. 195, wo „Herder und Wieland" als Latitudinarier in diesem Punkte genannt werden). Dazu Bd. XXVII. 1. Abth. S. 37, und Bd. XXIX. S. 446: „er lerne zuerst Hexameter machen", sowie S. 602, Note, und Sprüche i. Pr., S. 733.

f. Mäßigere Talente, denen Wieland zum Muster diente (S. 50), waren Thümmel, Alxinger, Heinse („Kirschen") u. A. m.

g. Die genialе Epoche (S. 50) ist die sogen. Sturm- und Drangperiode; augenblicklich (daf. Z. 17) im Sinne von „für einen Augenblick, vorübergehend", nicht von „plötzlich, sofort".

h. Die Bezeichnungen der Genie-Epoche als strömend,

fordernd und thätig ergeben sich aus dem Dritten Theile, besonders aus den Stellen S. 70 vom „Quirlen und Schaffen", S. 83 vom Freiheitssinn jener Friedenszeit, S. 123 f. von der durch übertriebene Anforderungen hervorgerufenen Selbstquälerei und den Worten S. 197: „Die Epoche, in der wir lebten, kann man die fordernde nennen." Vergl. die Charakteristirung der ganzen Zeit bis 1790 Werke, Bd. XXIX. S. 261.

665. Von dem Zurückgreifen in das funfzehnte und sechzehnte Jahrhundert, besonders zum Hans Sachsischen Ton, Versmaß und Puppenspiel (zu S. 50 u. 51), ist bereits im Dritten Theile, S. 59 (Anm. 434), und im vorliegenden S. 45 (Anm. 661) die Rede gewesen. Ebenso sind die jener Poesie des Tages (S. 50, vorletzte Zeile) angehörigen Stücke im Dritten Theile, S. 138 u. 139, besprochen (Anm. 516). Zu den poetischen Episteln (S. 51) gehören außer Dem, was in den „Gedichten" unter dieser Rubrik abgedruckt ist, auch das „Sendschreiben" (II. 192 f.) und die „Zueignung an Merck" (V. 248 f.), zu den Parabeln die in Anm. 516 als „Epigramme" bezeichneten Gedichte und die biblischen Parabeln (III. S. 213 ff.), zu den Invektiven aller Formen auch die sog. Matinées (solche aus spätrer Zeit Bd. III. S. 47 u. 48) und die Epigramme auf Nicolai (das. S. 198 f.). Vergl. Bd. XXVII. 1. Abth. S. 4 und die Anm. 3 daselbst, sowie wegen Herder's und Merck's Episteln und Petersen's „Matinée" Bd. XXII. S. 58, 295, 297 u. 366. Solche Formen nahm das ebenda S. 138 erwähnte sog. Dramatisiren an, von dem Goethe der Fahlmer am 14. Febr. 1776 schreibt (Nr. XL; dazu an die Stolberge, Urania, S. 145).

Unter den „auf so verwegenem Grunde" aufgebauten bedeutenden Werken (S. 51 oben) verstehen wir vorzüglich den „Faust" und den „ewigen Juden", dessen „Fragmente" der Dichter nach den „Annalen" (Werke, Bd. XXVII. 1. Abth. S. 4) für nicht mittheilbar hielt.

Historisch subsumirt Goethe jene satirische Richtung als Vorpostengefecht (S. 51) unter den allgemeinen Krieg der neuen Richtung gegen die alte; als Kennzeichen dieser werden hier „Anmaßung, Herkömmlichkeiten und Formen [z. B. des französischen Theaters], Beschlichkeit [Wieland, Gleim] und die Göttern und Menschen verhaßte Mittelmäßigkeit" (Bd. XXIX. S. 40) angeführt. Als eine Fortsetzung der Fehde auf einer höheren Stufe faßten wir schon oben (Anm. 513) den Schiller-

Goethischen Xenienkampf der Neunziger Jahre auf. Hier spricht Goethe von der Fortdauer des Kampfes „nur in einer höhern Region" nach funfzig Jahren. Die Worte fallen in den Anfang des vierten Decenniums des laufenden Jahrhunderts. Unter der damaligen höheren Kampfregion haben wir sicher nicht die Politik zu verstehen, obschon Goethe zur selben Zeit auch von dem aus Nordamerika übertragenen, fortdauernden politischen „offenbaren und geheimen Kampfe" erfüllt war (Bd. XXIX. S. 183 oben), vielmehr den, freilich in viele Richtungen auseinandergehenden, vorzugsweise aber im Kunstgebiete waltenden Widerstreit der Klassiker und Romantiker. Goethe seinerseits opponirte in seinen „Zahmen Xenien". Das religiöse Gebiet berührt sein Aufsatz „Voß und Stolberg" 1820, Bd. XXVII. 1. Abth. S. 336 flgde und die Recension über Krummacher's Predigten (Bd. XXIX. S. 213 flgde). An diesen Andeutungen möge es hier genügen, da ein Buch erforderlich wäre, um Goethe's so allgemein gehaltene Sätze Fleisch und Blut werden zu lassen und die veränderten Frontstellungen aufzuzeigen.

666. Hanswurst's Hochzeit (S. 51 bis 53) gehört zu denjenigen Arbeiten, worin Goethe, wie in der „Achilleis" und einigen Divanstücken, die Aneignung eines Fremden bis zur äußersten Grenze der Nachbildung zu treiben versuchte. So wohlthätig und belebend nach der von Opitz ausgehenden Verfeinerung der deutschen Poesie die Rückkehr zu den frühern volksthümlichen Formen und Stoffen wirkte — den schönsten Gewinn haben wir im „Faust" —, so wenig ist zu beklagen, daß dieses die alten Fastnachtsspiele mit Haut und Haaren herübernehmende „Fratzenwesen" nur Fragment geblieben ist.

Der Gegenstand war sehr beliebt, wie „Harlekin's Hochzeit" von Möser (erst 1798 gedruckt) beweist. Aelter (1540) ist „Ganz Schlauraffens Hochzeit" (Grimm, V. 57 unter „Kälbertanz"). Gottsched führt in seiner kritischen Dichtkunst (1751, S. 736) und Goedeke (Grundriß, II. S. 553, Nr. 532) die im vorigen Jahrhunderte in vielen Drucken verbreitete Harlekinade: „Der lustig singende Harlequin oder die Pickelhärings-Hochzeit" an. Dahin gehört vielleicht auch (a. a. O. S. 554, Nr. 534): „Hanns Wurst, der tyrannische Tartar-Kulikan. Nebst einer Kinder-Pantomime, betitelt: Kolekin, der glücklich gewordene Bräutigam." Jenen von Gottsched „Harlekin's singender Hochzeitschmaus" genannten Schwank, den wir jedoch nicht gelesen,

oder einen ähnlichen versuchte Goethe auf seine Art nachzubilden in „solchen altfränkischen, achtsylbigen, gestümpelten Reimen, als man vor Opitzens Zeiten gemacht", die Gottsched die Knittelverse nennt (krit. Dichtk., S. 492). Schon vor ihm (1701) ward in dem „Heldengedicht Hans Sachs genannt" von Barnecke der Nürnberger Meister zum Vertreter aller schlechten Reimschmiede gestempelt. Erst Goethe rehabilitirte ihn.

a. Budenspiel (S. 51) heißen solche Stücke von den [Hans] „Wurstelbuden", d. h. Puppentheatern.

b. Urfel Blandine (S. 51) ist der Name, den Goethe früher (Thl. III. S. 18) als „beleidigend" für ein schönes Mädchen bezeichnete. Harlekin's Braut in der obengedachten „Pickelhärings-Hochzeit" hieß gleichfalls Urfel.

c. Die nach dem Sonnenmikroskop, also nach dem Vergrößerungsglase gearbeiteten Insignien des Wirthshauses (S. 52) ergeben sich aus den Versen unten S. 51.

d. Ein Theil der Schimpf- und Ekelnamen (S. 52, Abs. 3), welche die nach Eckermann die Zahl hundert erreichenden Personen des Stücks führten, ist im Grimm'schen Wörterbuche, I. Sp. 565 (Z. 4 bis 8) abgedruckt.

e. Das zum Versuche beigefügte Blatt (S. 52, Abs. 4) scheint dasjenige gewesen zu sein, welches das Nächstfolgende bis zum Strich auf S. 53, nicht dasjenige, welches das Fragment des Stücks (Bd. VIII. S. 241 bis 244) enthielt. Das eine wie das andre erschien erst in Goethe's Nachlasse (s. die Vorbemerkung zu jenem Fragment).

f. Die ungenannte dritte Person (S. 53) ist unzweifelhaft der Hans von Rippach, an dessen Vettern Mephistopheles im „Faust" (Bd. XII. S. 70 und Note *, S. LVII) Grüße überbringt; er erscheint in der angeführten Stelle bei Grimm zuerst, gefolgt von seinem Sohne. Die Namen dieser „anerkannten öffentlichen Charaktere" gehören zu den Eigenthümlichkeiten des meißner Dialekts, welche sich auf dem Papiere nicht sonderlich ausnehmen würden (Goethe oben, Thl. II. S. 36). Die Berserkerwuth (S. 53) der so Genannten erklärt sich, da das Ohr noch empfindlicher ist als das Auge gegen „das schrecklich böse einsilb'ge Wort" (Tieck's Phantasus).

667. Die Schilderung der Schweizerreise (S. 53, letzter Absatz) knüpft an den durch die „literarischen Angelegenheiten" (S. 49) unterbrochnen Faden der eigentlichen Erzählung wieder

an. Um diese Zeit heißt: zur Zeit, als das Verhältniß mit Lilli den im vorigen Buche geschilderten Verlauf genommen hatte.

Der Göttinger Musenalmanach (S. 53) verband seit 1773 den Frankfurter Dichter mit den Genossen des Hainbundes, wie in Thl. III. S. 83 seiner Zeit näher ausgeführt ist. Dort finden wir auch die Namen der beiden Grafen Stolberg.

668. In jener schönen Zeit gehörten alle Mitglieder der Geisterrepublik einem unsichtbaren Bunde als Brüder an. Von Klopstock, dem Vater der Gefühlsüberschwänglichkeiten, ging auch diese Freundschafts-Tendenz aus, die bei Gleim sich zur Virtuosität, zu einer spielenden Freundschaftsbündelei, nach Scheube's Ausdrucke, verflachte. So finden wir bei ihm, bei Voß, Hahn und überhaupt in der Klopstock'schen Schule das Freundschaftslied seit Simon Dach's schönem: „Dem Mensch ist nichts so eigen" u. s. w. reich entwickelt, während schon Schiller es nicht mehr kennt. Goethe, dessen „Bundeslied" erwähnt ist, ging damals ganz in den Ton der Freundschaftsschwärmerei ein, aber er nahm bei ihm eine kernige Frische an, die noch heute wohlthut. In diesem Tone, wenn auch respektvoll, schrieb er an Klopstock und ebenso an Bürger „einen sehr honetten Brief", dem andre folgten (Strodtmann, I. Nr. 144, 148, 165, 173 u. 244). Aehnlich waren auch die Verbindungen mit Lavater und Jacobi entstanden, während die mit Herder, Merck, Lenz auf festerem Fundamente ruhten. Was die Stolberge betrifft, so scheint der erste Schritt von diesen ausgegangen zu sein. Sie sowol wie Lavater, Klopstock und Bürger schwebten Goethe vor als Beispiele des Selbstbetrugs und der langjährigen Quälerei (S. 54 oben). Von ihnen aber gelten auch die Worte in dem Aufsatze „Voß und Stolberg" (Werke, Bd. XXVII. 1. Abth. S. 337): „Indem man sich in ersten, hoffnungsreich sich entwickelnden Tagen einer solchen Verbindung hingiebt, geschieht es ganz unbedingt; an einen Zwiespalt ist jetzt und in alle Ewigkeit nicht zu denken."

Solchen Bündnissen gegenüber empfand Goethe den Werth einer wirklichen, männlichen Freundschaft um so tiefer. Nach einigen von Schiller handelnden Sätzen heißt es in Nr. 366 der „Sprüche in Prosa": „Freundschaft kann sich blos praktisch erzeugen, praktisch Dauer gewinnen..... Die wahre, die thätige, produktive besteht darin, daß wir gleichen Schritt im Leben halten, daß Er meine Zwecke billigt, ich die seinigen, und daß

wir so unverrückt zusammen fortgehen, wir auch sonst die Differenz unserer Denk- und Lebensweise sein möge."

Die Stelle über einen Brief von Bürger's (S. 54, Z. 5) findet sich schon mit andern Worten auf Seite 120 des Dritten Theils; der Brief selbst ist in Anm. 496 nach seinem Hauptinhalte mitgetheilt.

669. Nach Goethe's Schreiben an A. Stolberg vom 25. März 1775 (Nr. 4) waren deren Brüder (S. 54) schon damals, und zwar zum Ende Aprils angemeldet. Christian Stolberg hatte ebenso Klopstock, den er noch in Karlsruhe zu treffen glaubte, seine Ankunft unter dem 21. März angekündigt: „Am Ende des April sind wir in Frankfurt, hier finden oder erwarten wir unsern Freund Haugwitz" (Lappenberg, Briefe von und an Klopstock, 1867, S. 257). Mitte Aprils waren sie noch in Hamburg, in Klopstock's Gesellschaft, und vier Wochen später in Frankfurt; dort trafen sie in der zweiten Woche des Mai ein; die erste sah sie in Göttingen und Kassel (Anm. 724).

Mit Goethe und auch mit Klinger war schnell der Bund geschlossen. Fritz Stolberg schreibt aus Frankfurt den 12. Mai 1775 an seine Schwester Katharina: „Die über Alles schöne Natur der hiesigen Gegenden, die Freude, Haugwitz, der ein himmlischer Junge ist, wieder zu haben, Goethe zum Freunde, zum vertrauten Freunde schon zu haben, mit ihm nun zu reisen, denn er geht mit uns, zum Wenigsten bis sechzig (!) Stunden hinter Karlsruh [Emmendingen], eine neue Freundschaft mit einem jungen Menschen, Klinger, der ein treffliches Herz hat und ein herrlicher Dichter ist und sich in unsre Stuben einlogirt hat, Alles das läßt noch manche Freude in mein Herz. Gestern waren wir mit Haugwitz und Klinger in Mainz. Da sahen wir den Main in den Rhein fließen. Wir fuhren auf eine Insel im Rhein; den Rhein und diese Insel kann ich nun nicht beschreiben, es war über Alles göttlich. — Sonntag gehen wir von hier" (Hennes, Aus Fr. L. v. Stolberg's Jugendjahren, 1876, S. 45 f.).

Jener Fahrt erinnerte sich Fr. Stolberg auf seiner spätern Reise am 7. August 1791: „An einem schönen Abend ließen wir uns an die Ingelheimer Au rudern. Ich besuchte diese Insel aus Dankbarkeit für einige angenehme Stunden, die ich vor sechzehn Jahren in meines Bruders, Goethe's, Haugwitzens und Klinger's Gesellschaft dort zubrachte" (Werke, Bd. VI, S. 35 f.).

Goethe's Nennung scheint hier auf einem Gedächtnißfehler zu beruhen.

Durch den ersten Stolberg'schen Brief steht jetzt der Tag der Abreise von Frankfurt fest; der dort erwähnte Sonntag fiel auf den 14. Mai. Ein Brief Goethe's an Sophie la Roche unmittelbar vor der Reise ist noch vom 13ten datirt: „Endlich hab' ich's übers Herz bracht und ziehe von Frankfurt, gehe zu meiner Schwester. Also über Mannheim, Karlsruhe und Straßburg. — Ade! und der kleinen Frau [der in Ehrenbreitstein weilenden Maximiliane] alles Herzliche!" — Auch nach Offenbach führte Goethe die neuen Freunde, die dort das Mädchen kennen lernten, von welchem Ersterer in dem Briefe an A. Stolberg (Nr. 8) einmal spricht.

670. Graf Haugwitz mit ihnen (S. 54). Die Grafenwürde, die Haugwitz erst 1786 erhielt, anticipirt hier Goethe, wie früher die königliche Würde der Marie Antoinette (Thl. II. S. 137 ff.) und unten S. 109 f. den Adel der Familie Birede. Haugwitz, damals dreiundzwanzig Jahre alt — er vermählte sich schon im folgenden —, war ein Göttinger Universitätsfreund der Stolberge, „vornehm-oberflächlicher Schlesier" (nach Wagner's Staats-Lexikon), eifriger Freimaurer, wie damals auch seine Freunde. In der Stolberge Gedichten findet sich von Christian eine Elegie an ihn 1773 und in dem Gedichte von Fritz „An den Mond" die Strophe:

„O, so erhelle meines Haugwitz Pfade,
Der Dich schmachtend beschaut! Und flüstr' ihm freundlich:
An der Leine Krümmungen weint Dein Stolberg
Thränen der Rührung!"
(Götting. Musen-Alm. 1774, S. 202.)

Schöngeistig angehaucht, mochte der hübsche, weltmännisch gewandte, eben von Paris kommende junge Mann mit dem „Christuskopfe" (nach Lavater) sich kurze Zeit damals in Goethe's Kreise behaupten. Die Mutter nennt ihn „den lieben Baron" (Hirzel, N. Verz., S. 182). Aber es währte nicht sehr lange. Lavater entdeckte in seinem schönen Kopfe „viel unmoralischen Stoff", bald nennt ihn Goethe im Briefe an Lavater „das arme schlesische Schaf" (Nr. 21) und schreibt Diesem den 1. Mai 1780: „Daß es mit Haugwitz so ausgegangen ist, freut mich. — Hüte Dich für dem Lumpen, und wenn Du jemals Ursache haben solltest, ihn wieder auf- und anzunehmen, so bedenke unter

Anderm auch vorher dabei, daß ich von dem Augenblick an aufhören werde, gegen Dich ganz frei und offen zu sein" (An Lavater; Hirzel's N. Verz., S. 189 f.). Aber Knebel begegnete im Juli desselben Jahres wieder Haugwitz in Zürich (Knebel's Kalender). Vergl. auch Bd. XXVII. 1. Abth. Anm. 621.

671. Goethe's Mutter ist als Frau Aja (S. 54, Abs. 2) bekannt. So wurde sie von Goethe selbst (Fahmer, XL, XLV f.), Wieland, der Herzogin Amalia und dem ganzen Kreise angeredet. Auch sie selbst gab sich als Aja. Der Name ist sowol Eigenname als Titel (Hofmeisterin, spanisch aya, dem französischen aide verwandt; s. Musäus' Volksmärchen, III. 46, 48 u. IV. 140). Sie erhielt den Namen von der Mutter der vier Haimonskinder, von welchen ja bei Goethe oft die Rede ist (oben Thl. I. S. 30, Thl. III. S. 82 und Bd. VIII. S. 449). Düntzer hebt die Aehnlichkeit der von Diesem im Nachfolgenden beschriebenen Scene mit der Stelle in jenem Volksbuche, welche die Veranlassung zu der Benennung gab, treffend hervor. Denn dort heißt es: „Da aßen sie und tranken sie und machten sich lustig; zuletzt ging sie [Frau Aja] in den Keller und holte vom besten Wein, goß eine silberne Schale voll und gab sie dem Reinold" u. s. w. (Frauenbilder, S. 457). Unzweifelhaft ging der Scherz von ihrem Sohne aus. Wegen der Oertlichkeit vergl. Volger, Goethe's Vaterhaus, S. 104.

672. Der poetische Tyrannenhaß (S. 54, Abs. 3) äußerte sich damals vorzüglich in Friedrich Leopold's diesem Jahre angehörigen und in der „freien Schweiz" abgeschlossenen „Freiheitsgesang aus dem zwanzigsten Jahrhundert", mit den Versen der dritten Strophe:

„Der Tirannen Rosse Blut,
Der Tirannen Knechte Blut,
Der Tirannen Blut!
Der Tirannen Blut!
Der Tirannen Blut
Färbte Deine blauen Wellen,
Deine Felsen wälzende Wellen!"

und, als Prophezeiung vom zwanzigsten Jahrhundert, in der letzten Strophe:

„Donner entrollen Deinem Fußtritt, und es stürzen dahin
Die Throne, in die goldne Trümmer Tirannen dahin!"

Alles dies war für den Augenblick ernst gemeint, wurzelte aber nicht tief, wie Stolberg's spätere Stellung zur Freiheitsbewegung zeigt. Damals (31. Januar 1775) rief er Voß zu: „Mäßigen Sie sich in allen Stücken, denken Sie nicht an Fürsten, wer kann ohne Erguß der Galle an sie denken?“ (Herbst's Voß, II. 1. S. 264. IX). Aber i. J. 1791 (26. Sept.) schrieb Voß — für Beide ist die Aeußerung charakteristisch — von Stolberg: „Wie könnte er (sonst) so weit gehen, sogar den Adel zu vertheidigen?“ (dazu Bd. XXVII. 1. Abth. Anm. 283 f.).

Der „Freiheitsgesang“ erschien im Juni zu Zürich einzeln gedruckt. Miller frägt bei Boie den 23. August 1775 an: „Haben Sie Stolberg's Freiheitsgesang schon? Er hat das überherrliche Stück an Klinger'n geschickt. Klinger ist ein Halbgott“ (Holtei, 300 Briefe, II. S. 181 f.), und Boie bei Merck den 8. September 1775: „Bald werden auch wol die Stolberge bei Ihnen sein. Haben Sie den Freiheitsgesang gelesen, den der Jüngste in der Schweiz drucken lassen?“ — Auch 1788 nannte Frau Aja ihren Wein — sie pflegte im Keller noch „die alten Herren von 1706, 1719“ — in einem Briefe schlechthin Tyrannenblut (Dorow, Reminiscenzen, S. 135 und 160).

673. Das S. 54 im letzten Absatze erwähnte Bild befindet sich in Gottfried's Chronik (Folio-Ausgabe 1642), „Anderer Theil“, S. 91; es zeigt den an einen Baum gebundenen Sohn des vornehmen Persers Prexaspes und den Kambyses, mit dem Pfeil auf ihn zielend, und dann im Vordergrunde, nach geschehener That, die Leiche des Sohnes auf einem Tische liegend mit herausgenommenem Herzen und Kambyses davor über den gelungenen Schuß „triumphirend“, daneben seine Großen mit dem Vater.

674. Lykurgus (S. 55, Abs. 2), König der Edoner in Thracien, ward zum Märtyrer durch die Blendung, welche er als Feind des Dionysos und seines Dienstes erlitt (Ilias, VI. 130, u. Strabo, XV. 687).

675. Derartige fingirte, jedoch der Erzählung und dem Charakter der Personen angepaßte Reden (S. 55, Abs. 4), seq. orationes moratae (Jorcellini), wendet Goethe in dieser Lebensgeschichte, nach dem Muster der besten römischen und griechischen Historiker, vielfach an, während die neueren Geschichtschreiber sie verschmähen.

676. Versuch ..., ob ich Lili entbehren könne (S. 55,

letzter Absatz). H — schreibt Goethe aus Straßburg (An die Fahlmer, Nr. XXXI) — ist der Hauptzweck meiner Reise verfehlt, und komm' ich wieder, ist's dem Bären [s. „Lili's Park"] schlimmer als vorher", und: „Vielleicht, weil ich liebe, sind' ich Alles lieb und gut" (das. Nr. XXXII), sowie Ende Oktober auf der Reise nach Heidelberg: „Lili Adieu. Lili zum zweiten Mal! Das erste Mal schied ich noch hoffnungsvoll, unsere Schicksale zu verbinden!" (Schöll's Ausg., S. 159.)

677. Die vier jungen Genies in Werther's Farben verließen Frankfurt am 14. Mai, um zunächst Darmstadt zu besuchen. Aus Heidelberg schrieb der ältere Stolberg am 17ten an seine Schwester Katharina: „In Frankfurt haben wir uns Alle Werther's Uniform machen lassen, einen blauen Rock mit gelber Weste und Hosen, dazu runde graue Hüte u. s. w. In Darmstadt haben wir einen braven Mann kennen gelernt, der uns auch eine Tagereise begleitete, den Kriegsrath Merck"; und vorher: „Wenn Du unsere Wirthschaft auf der Reise sähest, Du würdest sehen, daß wir immer in so einem Taumel sind, daß man jeden Augenblick stehlen muß. Das macht uns herrliche Freude, daß wir mit Goethe reisen. Es ist ein wilder, unbändiger, aber sehr, sehr guter Junge. Voll Geist, voll Flamme. Und wir lieben uns schon so sehr; seit der ersten Stunde waren wir Herzensfreunde. Wir Vier sind bei Gott eine Gesellschaft, wie man sie von Peru bis Indostan umsonst suchen könnte. Und so herrlich schicken wir uns zusammen" (Hennes, a. a. O. S. 46). Ueber den 15ten hinaus kann der Aufenthalt in Darmstadt nicht gedauert haben.

Die Stolberge waren von Boie an Merck (S. 56) besonders empfohlen (Weinhold's Boie, S. 185, und Merck, I. S. 65), der ihnen bis Mannheim das Geleit gab (obige „Tagereise"). In seinem „Akademischen Briefwechsel" (bei Stahr, S. 132) zeigt eine Stelle, daß er den jüngern Stolberg bewunderte. Es heißt da von Sternberg: „Der edle Junge! Es gleicht doch Keiner Fritzen von Stolberg in seinem ganzen Profil so gut wie Dieser! Mir war's wie göttliche Erscheinung!" Auf Haugwitz wird sich besonders beziehen, was Goethe (S. 56, Abs. 2) vom ewigen Geltenlassen, Leben und Lebenlassen anführt. Boie schreibt an Merck am 24. Juni begütigend: „Ich freue mich sehr, daß Sie die Stolberge kennen und lieben gelernt haben. Auch Baron Haugwitz ist ein braver Junge" (Merck, I. S. 68).

Wegen der fernern Worte Merck's (S. 56) verweisen wir

auf Anm. 510, wegen der Benamsungen Haugwitzens („das Meerweib"), auf den Brief an die Stolberge, Urania 1839, S. 145.

678. Das Baden im Freien behandelt Goethe hier (S. 57, Abs. 2) und im Folgenden mehrfach als ein charakteristisches Zeichen der von Rousseau ausgehenden Naturrichtung. Er selbst war ein guter Schwimmer und übte diese Kunst viel in den ersten Weimarischen Zeiten. Die Stolberge, von dem Gestade der Ostsee kommend, müssen das Baden im frühen und heißen Sommer 1775 mit besondrer Passion betrieben haben. Ein „Badelied, zu singen im Sunde" von Fritz Stolberg ist bekannt. Zu solchen Bädern im Freien fehlte es in Darmstadt an jeder Einrichtung; die genialen Dichter mußten daher nothwendig Anstoß geben. Kleine Teiche in den Umgebungen erwähnten wir zu Ende der Anm. 433.

679. Für Mannheim (S. 57), wo damals der kurpfälzische Hof residirte, wo das Antiken-Kabinet zu sehen war und der Maler Müller, ein wichtiges Mitglied der Stürmer und Dränger, lebte, bleibt nur der 16. Mai, da wir die Gesellschaft am 17ten schon in Heidelberg finden. Der aus Mannheim von Goethe an die Fahlmer gerichtete Brief (Nr. XXX) scheint daher vom Herausgeber zutreffend datirt zu sein.

680. Was Goethe (S. 57) von Leopold Stolberg's Liebesverhältniß mit einer schönen Engländerin erzählt, bestätigen Dessen Briefe. Ihr ist sein Gedicht „Stimme der Liebe" (An Selinde) geweiht. Der wahre Name war Sophie; die Neigung, Anfangs heftig, ging schnell vorüber. Der Briefwechsel mit seinen Schwestern aus dieser Zeit ergiebt das Nähere (Hennes, a. a. O. S. 41 flgde). Die Schwester Henriette Bernstorff nimmt ihm gegenüber dieselbe Stellung ein wie Kornelia Schlosser Goethe'n gegenüber als Gegnerin seiner Verbindung mit Lilli. Von Heidelberg am 17ten schreibt Fritz der Schwester Katharina: „Mit mir ist's, wie es in Frankfurt war, als ich neulich schrieb"; von dort hatte er geschrieben: „Du mußt Dir nicht vorstellen, daß ich immer den Kopf hänge, daß ich immer weine. — Es kommt auch noch Balsam in mein Herz. Die kleine, zuweilen größere Hoffnung, doch noch endlich Sophie zu erringen, ist mir in manchen Augenblicken ein Nektar in der Seele."

681. Das sarmatische Zertrümmern der Gläser (S. 57 unten) wiederholten die Stolberge in Weimar (Düntzer's K. August, S. 11; s. auch Anm. 280). Eine ähnliche Scene schildert Goethe

im „Wilhelm Meister“ (Bd. XVII. S. 130), und auch in Lenz's „Neuem Menoza“ (III. 10. S. 98) wirft die Gesellschaft nach dem Lebehoch auf die Geliebte des Prinzen Tandi „die Gläser aus dem Fenster“. — **Unangenehm berührt** (S. 58, Abs. 1) wurde Goethe um so mehr, als ihm der Toast auf Lilli abgeschnitten war.

682. **Eilten wir nach Karlsruhe** (S. 58, Abs. 2). Am 17ten schreibt Christian Stolberg aus Heidelberg, wo sie am 16ten Abends angelangt sein werden: „Diesen Abend kommen wir nach Karlsruhe [— die Reise eines ganzen Nachmittags —]. Nun gehen wir hin, das weltberühmte Heidelberger Faß zu sehen“ (Hennes, a. a. O. S. 47), Goethe auch wol, die Delph zu besuchen.

683. **Wir fanden Klopstock daselbst** (S. 58). Darin irrte Goethe. Klopstock hatte seine Stellung in Karlsruhe einige Wochen vorher aufgegeben. Goethe zeigte der Fahlmer Dessen Eintreffen in Frankfurt am 29. März an (Nr. XXIV, mit jenem Datum in Bernays' „Der j. Goethe“, III. S. 77, Nr. 71). **An Knebel schrieb Goethe den 14. April: „Klopstock fand mich in sonderbarer Bewegung.** Ich habe von dem Theuern nur geschlürft“, und an Klopstock selbst den folgenden Tag: „Ich bin noch ziemlich in dem Zustande, in dem Sie mich verlassen haben, nur daß es manchmal schlimmer wird und dann von oben herab wieder ein Thautropfe des Universalbalsams fällt, der Alles wieder gut macht“ — also in dem in „Lili's Park“ humoristisch geschilderten Zustande. Am Ofen stehend, sah Klopstock damals des Morgens auf Goethe's Stube dessen Freund Wagner (nach demselben Briefe: einer der „zusammentreffenden Umstände“, die Goethe Thl. III. S. 193 gemeint haben wird). In Frankfurt daher zu Ende März, nicht in Karlsruhe, theilte ihm Goethe die neusten Scenen des „Faust“ mit (S. 58 unten); die älteren kannte Klopstock von dem Besuche im Herbste des vorigen Jahres, obschon davon bei der Erwähnung desselben (Thl. III. S. 134) nicht ausdrücklich die Rede ist. Aber wie Goethe seinen „Faust“ damals Boie'n (Thl. III. S. 462), Jacobi und Zimmermann vorzeigte, wird dies um so viel mehr mit Klopstock auch der Fall gewesen sein, da ihm an dessen Urtheil am Meisten liegen mußte. Daß Klopstock den „Faust“, obwol er später mit Epigrammen auf ihn nicht geizte, damals mit entschiedenem Beifall (S. 59 oben) aufgenommen, läßt sich aus seinen gleichzeitigen Aeußerungen über Goethe's Dichtungen mit Sicherheit schließen (vergl. Anm. 586).

684. Dagegen ist es richtig, daß Goethe mit den Andern nach Hof gebeten wurde (S. 58, Abs. 2 bis 4, und S. 59, Abs. 1) und daß er dort mit dem Herzog von Weimar, dessen Braut, Moser und Graf Görtz zusammentraf; auch den badischen Minister v. Edelsheim hat man sich hinzuzudenken. Ein großes Oelgemälde von Fr. Pecht stellt Goethe in dieser Umgebung am Hofe des Markgrafen Karl Friedrich dar, ein Gegenstück zu Tasso am Hofe von Ferrara.

Hier war es auch, wo der Dichter das Bild „vom kranken Königssohn" von Gérard de Lairesse zuerst sah, welches er in „Wilhelm Meister" so bedeutungsvoll verwendet (I. 17 und VIII. 10; s. Justi's Winckelmann, I. S. 408 ff.).

Goethe selbst gedenkt in seinen Briefen nur des Wiedersehens mit den ihn am Meisten interessirenden, weimarischen Hoheiten: „Louise ist ein Engel, der blinkende Stern konnte mich nicht abhalten, einige Blumen aufzuheben, die ihr vom Busen fielen und die ich in der Brieftasche bewahre, wo das Herz ist. Weimar kam auch und ist mir gut. — Von dem Uebrigen mündlich. — Alles ist besser, als ich dachte" (Jahlner, Nr. XXXII, aus Straßburg, 24. Mai 1775).

Ausführlicher berichtet Fritz Stolberg an demselben Tage an Klopstock, woraus hervorgeht, daß die Reisegenossen vom 17ten Abends bis zum 21sten früh in Karlsruhe verblieben, sowie daß die beiden weimarischen Prinzen erst zwei Tage vor der Abreise Jener angelangt waren. Dazu die Stelle: „Die beiden Prinzessinnen [von Darmstadt] haben mir überaus wohl gefallen. Louise hat unstreitig mehr Geist, und doch ist die andere auch sehr interessant — den Markgraf muß man ehren und lieben. Die Markgräfin vertieft sich stark in die Botanik und ist mir zu gelehrt, sonst gefällt sie mir" (Lappenberg, a. a. O. Nr. 144, und Hennes, a. a. O. S. 47 ff.). — Karlsruhe, erst 1715 gegründet, hatte damals nur 3000 Einwohner. Doch stand schon das jetzige Schloß.

Ferner eine Aeußerung von der Gegenseite. Der Markgraf schreibt am 23. Mai, also nachdem schon die Reisenden Karlsruhe verlassen hatten, an Klopstock: „Wir haben jetzo den Herzog von Weimar und seinen Bruder hier. Der Herzog ist an einem starken Katarrh bettlägerig gewesen u. s. w. Die Grafen von Stolberg, von Haugwitz und Göde (sic) sind hier gewesen; mir war es sehr angenehm, ihre Bekanntschaft zu machen" (Lappenberg, Nr. 143).

685. Den Aufenthalt in Straßburg übergeht der Verfasser ganz (S. 59). Dort blieb er bis Sonnabend, den 27. Mai, in Gemeinschaft mit den drei Gefährten (Fahlmer, Nr. XXXII vom 26sten: „Morgen aber geht's nach Emmedingen"), und dort erfuhr Fritz Stolberg, daß seine Sophie für ihn verloren sei (Hennes, a. a. O. S. 49, und Urania, S. 95, 98 u. 99).

686. In Straßburg begrüßte Goethe die jungen sachsen-meiningischen Prinzen, die er im Februar desselben Jahres zu Frankfurt kennen gelernt hatte.

Beide Begegnungen hat der Prinz Karl August von Meiningen beschrieben.

Im Februar hatte der Instruktor Heim seinen Prinzen den jungen Dichter und einen v. Riese vorgestellt und zum Diner um 1 Uhr eingeladen; der Prinz schreibt: „Der Herr Goethe hat bei uns zu Mittag gegessen. Es war mir lieb, daß er neben mir saß, damit ich ihn desto näher bemerken konnte. Er spricht viel, gut, besonders, original, naiv und ist erstaunlich amüsant und lustig. Er ist groß und gut gewachsen, in der Statur des Gotter's [Anm. 457 zu Ende] und hat seine ganz eigne Façons, sowie er überhaupt zu einer ganz besondern Gattung von Menschen gehört. Er hat seine eigne Ideen und Meinungen über alle Sachen; über die Menschen, die er kennt, hat er seine eigene Sprache, seine eigenen Wörter."

Derselbe aus Straßburg den 25. Mai: „Wie erschrak ich nicht, als der Doktor Goethe hereintrat. Ja, er war es selbsten und war von Frankfurt gekommen, seine Schwester im Badenschen zu besuchen, hatte in Karlsruh' die Prinzen von Weimar gesprochen und war hergereist, um seinen Freund Lenz zu sehen. Er mußte sich neben mir aufs Kanapee setzen, und der Herr von Dürkheim und Herr Heim setzten sich auch dazu, und wir sprachen recht vertraut zusammen. Nur eine halbe Stunde blieb er da; ich bat ihn, noch vor seiner Abreise zu mir zu kommen. Dieser unvermuthete Besuch machte mir viel Spaß, da ich den Goethe recht gern habe, weil er so natürlich ist" (L. Bechstein, Mittheilungen aus dem Leben der Herzoge von Meiningen, Halle, 1856, S. 83 u. 106).

687. Also Lenz sah Goethe in Straßburg wieder, ebenso Aktuar Salzmann, unter dessen Adresse die Briefe an ihn anlangten (Fahlmer, Nr. XXX). „Ich bin sehr in der Luft. Schlafen, Essen, Trinken, Baden, Reiten, Fahren war so ein paar Tage her der selige Inhalt meines Lebens" (An

Dieſelbe, Nr. XXXI vom Pfingſtmontag, dem 22. Mai). Die übrige Reiſegeſellſchaft verblieb noch in Straßburg auch nach Goethe's Abreiſe.

Am 24ſten befand ſich Dieſer mit Lenz draußen an der Ill, beim Wirthshaus am Waſſerzoll, unter den Linden, die zum Theil noch jetzt da ſtehn, Lenz's „ſtumme Bäume, meine Zeugen" (Thl. II. Anm. 344, Brief an die Fahlmer, Nr. XXXII, und W. Scherer, Anz. f. D. Alt. u. Lit., I. 4. Mai 1876, S. 210 flgde). „Dieſe alte Gegend, jetzt wieder ſo neu!" — ruft Goethe in jenem Briefe aus; denn hier vorbei, durch das Fiſcherthor, führte der Weg nach Seſſenheim. Da „ſtand der Münſter in dünnem Abendnebel halb blau wegen der Durchſichtigkeit, halb ſonnenroth; der fröhliche Sonntag hatte die halbe Stadt zu den Thoren herausgetrieben, in den umliegenden Dörfern war überall Muſik und Tanz, die hübſchen Mädchen der Umgegend — waren diesmal im Sonntagsſtaat, mit Silber und Gold beſetzt, und auf allen Wegen, die zu den Thoren führten, ein luſtiges Getümmel, und um mich hörte ich wieder das „biſcht" und „haſcht" und „i bin geſie" und „zeller" und die andern Redensarten." So beſchreibt Görres ſeiner Frau am 10. Oktober 1819 den Eindruck, den Straßburg beim Wiederſehn auf ihn machte (Briefe, I. 1858. S. 100). Wenig anders, nur frühlingsmäßiger, wird der Eindruck geweſen ſein, den 44 Jahre früher Goethe hier beim Wiederſehen um Pfingſten erhielt.

688. **Aufenthalt in Emmendingen** (Grafſchaft Hochberg) **vom 27. Mai bis zum 5. Juni 1775** (S. 59 bis 62). Die Schilderung der Schweſter wiederholt und ergänzt die frühere Thl. II. S. 14 bis 18 (dazu Anm. 176); das von Schloſſer Geſagte (S. 60 u. 61) ſchließt ſich den Aeußerungen Thl. III. S. 99 u. 100 an. Korneliens Brautſtand war langwierig geweſen (S. 61 oben), da Merck davon ſchon im Auguſt 1772 ſchreiben konnte (Anm. 476), das Verlöbniß aber erſt am 13. Oktober und die Hochzeit am 1. November 1773 gefeiert wurde. Goethe ſchreibt an Sophie la Roche den 12. Oktober 1773: „Doch muß ich Ihnen in aller Eile ſagen, daß Schloſſer angekommen iſt und morgen feierliches Verlöbniß ſein wird. Ich freue mich in ihre Freude, ob ich gleich am Meiſten dabei verliere." Nach ihrem Abſchiedsſchreiben vom 2. November 1773 nahm auch die Klettenberg das „holde Karlsruh" als den Beſtimmungsort der Kornelie an (Lappenberg, S. 154). An Knebel (Nr. 2 vom

28. Dezember 1774) schrieb Goethe später: „Dann bitt' ich Sie, sondiren Sie mir wo möglich den Markgrafen [von Baden] und Präsidenten [Hahn in Karlsruhe] über meinen Schwager, den Schlosser. Auch unbedeutende Worte geben Licht." Lavater traf Kornelie im Juni 1774 noch in Karlsruhe (Th. III. S. 408), das sie gleich darauf verließ.

Die Töchter der Familie Gerock (S. 61) sind in Anm. 177 b und 599 genannt (s. auch Belli-Gontard, VI. S. 20, und Kestner S. 85, 114, 121, Korneliens Brief über „Netten"). In dem Darmstädter Kreise war man darüber einig, „daß Sophie [Kornelia] Goethe einen ganz andern Mann verdiente, als Herr Schlosser ist" (Herder's Nachlaß, II. S. 170 und III. S. 389). Allerdings war es für Schlosser eine unmögliche Aufgabe, ihr den Bruder zu ersetzen. — Die von Goethe hier beschriebene Haartracht (S. 59) giebt schon Watteau seinen Schönen mit besondrer Vorliebe. — Korneliens Tochter Louise, die spätere Frau Nicolovius, war damals erst sieben Monate alt.

Den Ohrenbläser von Freund (S. 62) vermögen wir nicht zu errathen. Merck kann es nach den grade auf Lilli bezüglichen Aeußerungen über ihn in Goethe's Tagebuche vom 30. Oktober 1775 (bei Schöll, Aufs., S. 159) kaum gewesen sein, obschon sich die wenigen charakteristischen Züge hier auf ihn deuten ließen. Wagner's traute man nach und nach nichts Gutes zu; Wagner, Jugendfreund Türckheim's, der Lilli schon damals im Stillen liebte, berichtete Diesem über alle Vorfälle des Schönemann'schen Hauses und also auch über ihr Verhältniß zu Goethe. Wagner aber war Kornelien fremd.

Die amtsherrliche Wohnung (S. 61), das Amtshaus zu Emmendingen, verwandelte sich nach Düntzer später in eine Bierbrauerei (die Stuck'sche; Frauenb., S. 183, Note 2).

689. Von Emmendingen nach Schaffhausen (S. 62, Abs. 4) über Freiburg und den Schwarzwald (Höllenthal). Der Brief an die Fahlmer (Nr. XXXIII) ist aus dem Gasthof „Zum Schwert" in Schaffhausen vom 7. Juni 1775 datirt: „Gehe jetzt aus, den Rheinfall zu sehen". Goethe besuchte ihn wieder im Dezember 1779 und September 1797; s. die schöne Beschreibung desselben in Bd. XXVI. S. 106 ff.

690. Ankunft in Zürich den 8. Juni (S. 62, Abs. 5). Im „Schwert" an der Brücke über die Limmat, wo diese aus

dem See tritt und der westliche Theil desselben sich in seiner ganzen Schönheit zeigt, wohnte Goethe auch auf der Reise 1797 (a. a. O. S. 113). Lavater fungirte i. J. 1775 noch nicht an der Peterskirche, sondern an der Waisenhauskirche als Pfarrer, bis dahin als „Helfer" (Diakonus). Anna, Tochter des Kaufmanns und Obervogts Schinz, war schon seit neun Jahren seine Gattin. „Grüß Dein Weib", „Weibele", „Bibele", endigen viele der Goethischen Briefe an Lavater. Dieser wohnte 1775 nebst Familie noch im väterlichen Hause. Die Aussicht von der Zinne desselben mußte Goethe mit Bewunderung erfüllen. „Ein einziger Blick umfaßte die ganze Stadt Zürich, das glückliche Land umher, den hellen Zurichsee und seine reichen Ufer und über diesem Spiegel die höchsten Schneegebirge in ihrer Majestät. Himmelsruhe umgab mich bei diesem Anblick" (Zimmermann's Einsamkeit, IV. S. 68, und Herder's Nachlaß, II. S. 137).

691. Der erste Theil (Versuch) der Physiognomik (S. 62) war 1775, kurz vor Goethe's Abreise von Frankfurt, zu Leipzig (und Winterthur) bei Reich (Weidmann's Erben und Steiner) herausgekommen in Groß-Quarto und in selten schöner typographischer Ausstattung. Die drei übrigen Bände (Versuche) folgten bis 1778. Nach der auf der Rheinreise 1774 getroffenen Verabredung ging das Lavater'sche Manuskript an Reich durch Goethe's Hände, der die Befugniß hatte, nach eignem Gutdünken zu ändern, wegzulassen und zuzusetzen. Diese Thätigkeit des Dichters tritt besonders an den beiden ersten Bänden hervor. Ganz läßt sie sich nicht erkennen, da man nur seine Zuthaten, und auch diese nicht genau, nicht aber die tiefer eingreifende negative, ausscheidende Einwirkung zu übersehen vermag. Aehnlich war Goethe's Einfluß auf Jung Stilling's Lebensgeschichte, deren erster Theil, abgesehen von dem auf Rechnung des Verfassers zu stellenden frischern Kolorit, auch deshalb vor den spätern Bänden weit hervorragt, weil Goethe ihn seiner Kritik vor dem Drucke unterzogen und von allerlei mystischem Beiwerke befreit hat. Auch die Schrift seines Freundes Salzmann über Gegenstände der Religion und Sittenlehre (Frankfurt, 1776) besorgte Goethe damals zum Druck (Morgenblatt 1812, Nr. 261). Ob er an diese und die gleichfalls durch ihn vermittelten Lenz'schen Schriften die Schere angelegt, ist jedoch nicht bekannt, erscheint auch unwahrscheinlich. Auch Sophie la Roche gab ihm „Rosaliens Briefe" zur Durchsicht, in

die er Einiges hineinschrieb. Daß dasselbe der Fall gewesen mit Lavater's „Abraham" (1776), hat Goedeke neuerdings wahrscheinlich gemacht (Allg. Zeit. 1874, Nr. 8, Beil.). Als wirklicher Mitarbeiter erscheint er jedoch nur bei dem Lavater'schen physiognomischen Werke, das seine ganze Thätigkeit sowol hinsichtlich des Textes als der Bilder in Anspruch genommen hat. Grade Goethe's Zusätze wurden als Lavater'sche Erzeugnisse von den des Sachverhalts Unkundigen bewundert. Lenz schreibt von jener muthmaßlich Goethischen Scene im „Abraham": „Das letzte Gebet Abraham's vor der Opferung hat mir die größte Sensation gemacht" (Hegner, S. 236), und Lavater's Jugendfreund, der geniale Maler Füßli, damals in London, von dem Jener auch Köpfe verlangte, über das Fragment XVII im ersten Bande der Physiognomik, E. E. „Homer nach einem in Konstantinopel gefundenen Bruchstück" (S. 245 u. 246), welches „beinahe ganz" von Goethe herrührt: „Wehe Dem, dem Dein Buch nicht gefällt! Und wenn Du auch nichts geschrieben hättest als das Kapitel über den Homer — so würde doch Dein Name der erste Deines Jahrhunderts sein" (Hegner, S. 104). Freilich tadelt Füßli in dem Briefe mit gleicher Entschiedenheit das, ebenfalls von Goethe verfaßte Fragment über Rembrandt, dem jedoch eine sehr unzureichende Zeichnung von West zu Grunde lag (s. den nicht richtig datirten Brief an die Jahimer Nr. XXXIV).

Das heitere Naturgedicht (S. 63) ist das den Ersten Band (S. 272) beschließende, am 19. April 1775 gedichtete „Lied eines physiognomischen Zeichners" (in den Werken, II. S. 188 f. als „Künstlers Abendlied"). Unverständlich blieben die Verse dem Antipoden des Dichters, Nicolai (Merck's Br., I. S. 75), der übrigens dem Studium der Physiognomik ganz hingegeben war.

Aus jener Zeit stammt das charakteristische Wort in der „Stella" (Bd. VIII. S. 106): „O, mich dünkt immer, die Gestalt des Menschen ist der Text zu Allem, was sich über ihn empfinden und sagen läßt." „Gestaltdeuterei" nannte auch Bürger die Physiognomik (Strodtmann, Nr. 461).

632. Goethe's erster Aufenthalt in Zürich währte vom 8. bis zum 15. Juni, folglich eine Woche. Schon damals, also noch vor seiner Rückkehr von dem Ausfluge nach dem Gotthard traf er mit den beiden Stolberg und mit Haugwitz in

Zürich zusammen (S. 64). Nach Hennes (a. a. O. S. 51), wo jedoch Goethe's Abreise irrig auf den fünften Juni gesetzt ist, hätten die Letzteren im Juni „zwei Tage" vor Goethe die Stadt verlassen, das wäre gewesen etwa am 13ten. Damit stimmt überein, daß Goethe's Brief an Sophie la Roche von „Lavater's Pult, den 12. Juni 1775" eines so eben „mit Lavater, dem Herrn von Haugwitz und andern guten Jungens" dem Bauer Klijog erstatteten Besuchs gedenkt.

Der Stelle vom gräflichen Uebermuth (S. 64) verwandt ist die frühere S. 56, „wo man nicht ungern genöthigt war, wieder einmal als Graf aufzutreten", und Bd. XXVII. 1. Abth. S. 337 der Voß betreffende Satz: „Zwei gräfliche Brüder, die sich beim Studentenkaffee schon durch besseres Geschirr und Backwerk hervorthun, deren Ahnenreihe sich auf mancherlei Weise im Hintergrunde hin und her bewegt, wie kann mit solchen ein tüchtiger, derber, isolirter Autochthon in wahre dauernde Verbindung treten?"

693. Zu den übrigen bedeutenden Männern (S. 64, Z. 9 v. u.) zählten vorzüglich Breitinger, Bodmer und Geßner. Wie sehr Neid und Mißgunst gegen Lavater rege waren, zeigt der Inhalt des zu jener Zeit, Frühling 1775, in Zürich herausgekommenen „Sendschreibens u. s. w. von einem Zürcherischen Gelehrten", Hottinger. Naiv läßt der Verfasser darin einen dortigen Bürger über Lavater sagen: „Woher kommt Diesem Solches? Ist Dieser nicht der Lavater, dessen Brüder und Schwestern bei uns wohnen und beten?" Ebenso spricht Zimmermann (Einsamkeit, IV. S. 71, Note) vom „republikanischen Neide gegen Lavater in Zürich".

694. Der alte Bodmer (S. 64). Derselbe, noch ein Kind des siebzehnten Jahrhunderts, stand im siebenundsiebzigsten Jahre, ohne daß seine produktive Thätigkeit abgenommen hätte. Er dramatisirte damals die schweizer Sage und Geschichte in den vier dem Jahre 1775 angehörigen Schauspielen: Wilhelm Tell, Sarnen durch List eingenommen, Heinrich von Melchthal und Geßler's Tod. Frühere Stücke behandelten auch rein deutsche Stoffe, Konradin von Schwaben, Gräfin Gleichen, und in seinem Gedichte auf Tischbein's Bild „Götz von Berlichingen" spricht er es aus: er habe die Barden im Lande Thuiskon's oft ermahnt, die Helden Deutschlands zu besingen, Kaiser Heinrich IV., Heinrich den Löwen, Friedrich I. und II., Maria von Brabant u. s. w.

Hier bei Bodmer standen die Stolberge und Goethe, wie fünfundzwanzig Jahre früher Klopstock, also an der Quelle der Richtungen, in denen sie lebten und dichteten. Der alte Gegner Gottsched's war wirklich ihr Patriarch (S. 65 unten). Auch in der Verehrung des Philosophen von Genf stimmten sie überein. „Er empfahl jedem Jünglinge Rousseau's Schriften, die er als Handbuch der Poesie, der Philosophie und der Politik anpries," schreibt über ihn ein Freund kurz nach seinem Tode 1783 (Archiv f. Lit.-Gesch., VI. 1. S. 89). Auch Wieland hatte 1753 und 1754 in Bodmer's hochgelegenem Hause am rechten Ufer der Limmat gewohnt. Goethe's frühere Aeußerung, Bodmer sei zeitlebens ein Kind geblieben (Thl. II. S. 48), geht wol etwas zu weit, und es ist ihr auch schon lebhaft widersprochen worden (K. Tomaschek, Zeitschr. f. Oesterr. Gymn., 1873, S. 1 flgde und 81 flgde).

Bodmer und Geßner sah Goethe 1779 wieder. Die sich an die Erzählung von dem Besuche bei Ersterem anschließende Erörterung über Besuche bei berühmten Männern überhaupt (S. 66) ist eine kleine oratio pro domo. Goethe selbst kam sich in seinen letzten Jahren oft, z. B. von Fürst Pückler, steckbrieflich signalisirt vor.

695. Schon in der Anm. 692 ist Klijog erwähnt, der schweizer Bauer, der neben dem Bauern Bozhard (Goethe an Herder, Nr. 11, Hamann, V. S. 136, Herder's Nachlaß, II. S. 131, 138, 147) das Hüttenideal und das Geßner'sche Idyll zu verkörpern schien. Hirzel hatte Klijog oder Kleinjogg (Klein Jakob) zuerst 1761 in der von ihm herausgegebnen „Wirthschaft eines philosophischen Bauern", von der Hamann 1764 spricht (Schr., III. 216), ans Licht gezogen, oder wie Zimmermann es ausdrückt: „Ein Kleinjogg ziert unbemerkt die Menschheit, bis ihn ein Hirzel sieht, kennt und verewigt" (Erfahrung, III. 1; s. ferner Bodemann's Bondeli, S. 243, Hegner's Beitr., S. 85, und sein schönes Bild von Chodowiecki in der Physiognomik, II. Fragm. 26. Tafel 4). Ueber den Besuch bei Klijog also, dessen Bild er der la Roche schon im März geschickt hatte, schreibt Goethe Derselben am 12. Juni 1775: „An Lavater's Pult. Ich komme von Klijog, wo ich mit Lavater, dem Herrn von Haugwitz und andern guten Jungens war — ich dort an Sie gedacht habe; hier ein Stück Brod von seinem Tische geschnitten. Man kann frisch zuschneiden (für schneiden sagen sie „hauen", „ein Stück Brod abhauen"), wenn man sieht, daß es vollauf ist', sagte er, freilich

in seinem Ton und Sprach. Ich ging ohne Ideen hin von ihm und kehre reich und zufrieden zurück. Ich habe kein aus den Wolken abgesenktes Ideal angetroffen (NB. keinen moralisch-philosophischen Bauern). Gott sei Dank, aber eins der herrlichsten Geschöpfe, wie sie diese Erde hervorbringt, aus der wir auch entsprossen sind" (bisher ungedr.). Auch Knebel ward 1780 von Klinsog bewirthet. Vergl. Goethe an Lavater, 3. Juli 1780.

696. Damals hat Goethe auch das Pfarrhaus in Oberried bei Zürich besucht. Dorthin, in ein eine Treppe hoch belegnes Zimmer, das ihm der Pfarrer Täniker eingeräumt hatte, zog sich Lavater zurück, um ungestört an der Physiognomik oder sonst zu arbeiten. Daher ist die Vorrede zum „Ersten Versuch" datirt: „Schrieb's Oberried den 7. März 1775." In diese seine „Kindbettstube" schickte Lavater auch seine Besucher, und an den Wänden derselben las fünf Jahre später Bürde, der wiederum Haugwitz mit Frau auf einer Reise durch die Schweiz und Oberitalien begleitete, viele Namen von Lavater's Freunden, darunter auch den Goethe's, und entzifferte die ihre gemeinsame Arbeit feiernden Zeilen (gedruckt in Bürde's „Erzählung von einer gesellschaftlichen Reise" u. s. w. 1785, S. 74, in den Gothaischen gelehrten Zeitungen, Nr. 48 vom 15. Juni 1785, S. 388, und hienach 1875, hundert Jahre darauf, bekannt gemacht von W. v. Maltzahn in einem Separatdruck):

Bist Du hier,
Bin ich Dir
Immer gegenwärtig;
Machst Du hier,
Machst mit mir
Deine Werklein fertig.

Nach einer Notiz, deren Quelle wir nicht nachweisen können, hätte Haugwitz später dem preußischen Minister Beyme erzählt, daß Goethe in jener Zeit „an Lavater's Pult" zu einer Predigt, deren ersten Theil er concipirt vorgefunden, in Lavater's Abwesenheit die beiden andern Theile hinzugeschrieben und daß Dieser die Predigt andern Tages ohne die mindeste Abänderung von der Kanzel gehalten habe (Varnhagen?).

697. Lavater bezeichnet in einem Briefe an Herder (vom 7. Oktober 1775) die Mitglieder seines damaligen nächsten Kreises. Er nennt: „Pfenninger und sein Weibchen, Frau Schultheß, Jungfer Muralt, Nanne Lavater, Lise Ziegler,

Kandidat Häfeli und Stolz, auch noch Bozhard und eine Dienstmagd, die in der Physiognomik neben Deinem Engel steht — und dann auch noch Passavant von Frankfurt" (Herder's Nachl., II. S. 147). In diesen Kreis trat somit auch Goethe ein. Von den Genannten ward ihm vorzüglich werth die noch junge Frau Schultheß, Barbara, „Bäbe" in seinen Briefen an Lavater genannt, Dessen „Immergleiche", nach ihrem Tode von Antistes Geßner in dem „Denkmal einer Edlen" gefeiert (Düntzer's Freundesbilder, S. 40 u. 41), und der Helfer Pfenninger, Lavater's alter ego, mit dem Goethe Briefe gewechselt hatte, auch von den Stolbergen gepriesen (Deren Werke, VI. S. 88 flgde). Sein Profil in der Physiognomik, Zweiter Versuch, S. 225. Fragm. XXVIII, 3te Tafel, jedoch „vollkommen verfehlt" (zu S. 63).

Den Maler Lips (S. 63 u. 64), den er hier zuerst kennen lernte, zog Goethe später auf einige Jahre nach Weimar; s. die Briefe Goethe's an ihn unter denen „an helvetische Freunde", 1867, S. 10 bis 14, worin auch Frau Schultheß erwähnt wird. Auch der Herzog von Weimar und Knebel wurden später diesem Kreise bekannt.

698. Zu den in obigem Briefe erwähnten „guten Jungens" rechnen wir Goethe's Landsleute, den erst zwanzigjährigen Kayser, seit Anfang jenes Jahres als Musiklehrer in Zürich thätig (Düntzer, Frauenbilder, S. 290), „zu gleicher Zeit mit Klinger'n und uns Andern herangekommen", wie Goethe in der „Italiänischen Reise", Bericht vom November 1787 schreibt, wo „herangekommen" im Sinne von „aufgewachsen" zu verstehn ist (mißgedeutet bei Grimm, Bd. V, unter „herankommen"), und den vierundzwanzigjährigen Passavant (S. 66), dessen wir schon Thl. III. S. 465 gedachten. Als Prediger sollte Derselbe die reformirte Lehre dereinst in Münden, Detmold und in seiner Vaterstadt verkündigen. Er erlebte auch noch Goethe's Jubiläum 1825 (Frauenb., S. 238, Note 3). Im Jahre 1775 war er Lavater's Amanuensis, schrieb unter seinem Diktat und las ihm vor (Allatia 1873, S. 85 flgde).

In Abwesenheit der Stolberge und Haugwitzens (S. 66, Z. 3 v. u.); denn Diese, „welche in der Nähe der Stadt ein reizendes Landhäuschen bewohnten" (S. 64 „in getrennter Wohnung"), hatten von da am 13. Juni einen ihrer größeren Ausflüge unternommen (Anm. 692, und Werke der Brüder Stolberg, 1820 flgde, Bd. VI. S. 73 u. 116; s. Frauenb., S. 311, Note). — Wegen Lindau s. Anm. 715.

699. Der glänzende Morgen, an welchem die beiden Frankfurter Zürich verließen (S. 67), ist auf Donnerstag den 15. Juni 1775 zu setzen.

Der durch Klopstock geweihte Zürcher See entlockte Goethe das hier eingerückte Gedicht „Auf dem See“ (Werke, Bd. I. S. 50 f.). An seinen Ufern wohnte der Dichter 1797 längere Zeit; dieser und damit des „Greifen- und Zürchices“ gedachte er noch im Januar 1821 lebhaft, als ihm Meyer im Schweizerdialekt die Biographie seines Landsmanns Salomon Landolt Abends vorlas (Brief an David Heß vom 11. Januar 1821 in „Briefen an helvet. Freunde“). — Knebel brauchte am 14. Juli 1780 zur Fahrt von Zürich nach Richterschwyl etwas über vier Stunden, wonach wir uns Goethe dort Vormittags eingetroffen denken können.

700. Doktor Hotze in Richterschwyl (S. 67), Lavater's und Zimmermann's Freund, bei welchem Letzteres geisteskranker Sohn Aufnahme und Pflege fand. „Noch ruhiger und schöner als Lavater und mitten unter Allem, was die Schweiz in der größten Mannichfaltigkeit Erhabnes, Anmuthiges und Reizendes hat, wohnt im Dorfe Richterschwyl einige Stunden von Zürich ein großer Arzt. Erhaben und sanft wie die Natur, die ihn umgiebt, ist seine Seele. Sein Haus ist ein Tempel der Gesundheit, der Freundschaft und jeder milden Tugend. Das Dorf Richterschwyl liegt da, wo der Zürchersee durch zwei hervorspringende Landspitzen einen natürlichen Hafen von ungefähr einer halben Stunde macht. — Jeder Fußbreit dieser schönen Erde ist benutzet, bepflanzet, bebaut; aller Menschen Hände arbeiten. Kinder und Greise sind emsig. Die zwei Häuser des Arztes stehen mitten in diesem Dorfe, mit ihren Gärten umringet, so frei und friedlich wie auf dem weiten Felde. — Weder Pracht noch Reichthum ist in den Häusern dieses Menschenfreundes. Man sitzt da auf Stühlen von Stroh, er schreibt an Tischen von inländischem Holz und speiset sich und seine Freunde aus Gefäßen von Erde. Eine große Sammlung gemalter und in Kupfer gestochner Menschengesichter ist sein einziger Aufwand. — Unter der Kammer [Weinberg] meines Herzensfreundes läuft am Garten ein lieblich murmelnder Bach und an dem Bache die Landstraße, auf der seit Jahrhunderten täglich eine Menge Pilgrime nach dem Kloster Einsiedeln gehen“ (Zimmermann's „Ueber die Einsamkeit“, IV. S. 71 bis 75, mit einer Beschreibung des

Zürcher See, welche Goethe's Gedicht im Einzelnen kommentirt; auch in Lavater's Briefen an Röderer, Alsatia 1873, wird Hotze erwähnt). An Knebel (Nr. 22 vom 28. Juli 1780) schreibt Goethe: „Hotze ist ein gar guter Mann und muß Dir' besonders wohlgethan haben." Knebel besuchte ihn in jenem Jahre zweimal.

Die Stelle in Lavater's Physiognomik (S. 67) findet sich im zweiten Versuche (Bande), S. 215 zu Nr. 2 der dritten Tafel: „Viel feiner, aber nicht weniger heiter, treu, redlich, zuverlässig, ergeben ist das untere schattirte Profil von einem trefflichen Landmann unsers Kantons. Der äußere Umriß, obgleich er viel verloren haben muß, ist eines wirklich großen Mannes" u. s. w. Der damals erst sechsundvierzigjährige Hotze erscheint in dem Profil jedoch bedeutend älter.

701. Die dahinterliegenden Berge (S. 67 unten), etwa 600 Meter hoch, nah dem See, zwischen Richterschwyl und Wollerau. Ueber Fürti, Sihlegg und Aesch steigt man hinab in das Thal von Schindeleggi an der Sihl, in die sich der Alp-Fluß ergießt.

Die Strophe S. 68 steht in den Gedichten Bd. I. S. 51 unter der Ueberschrift „Vom Berge", mit der Umbildung des vierten Verses: „Fänd' ich hier und fänd' ich dort mein Glück!" Die zweite Strophe des vorigen Gedichts denselben innern Zwiespalt ausdrückend.

Die rauhen Wege von da nach Maria Einsiedeln (S. 68) erklären sich, da das Erdreich unmittelbar hinter Schindeleggi sehr ansteigt; die Straße folgt der Alp, daher stets in Windungen, über Kaltboden, Faudenstein, Neuberg, Mühlen bis zu dem 909 Meter hoch belegenen Kloster (die umgebenden Berge 1112 Meter hoch). Knebel brauchte 1780, am 15. Juli, zu derselben Strecke die Zeit von drei bis sieben Uhr Nachmittags. — Goethe's Schilderung dieses Weges vom 28. September 1797 s. Bd. XXVI. S. 123 flgde.

702. Die Benediktiner-Abtei Einsiedeln (S. 68) ist noch heute einer der besuchtesten Wallfahrtsorte in Europa. Paracelsus soll dort geboren sein. Simplicissimus pilgerte dorthin zwischen 1639 und 1645 (s. die Stelle vor dem 5. Kap. des 5. Buchs).

Die Pilger, denen Goethe und Passavant begegneten, beriefen sie zur Einstimmung in ihre frommen Zwecke (S. 68), also nicht blos zu Gebet und Gesang, sondern zu

den Zwecken der Pilgerschaft überhaupt. Die Bemerkung, daß dem Protestanten die Gebräuche der römischen Kirche imponiren, indem er nur das Erste, Innere, Menschliche, den Kern anerkenne, geht aus derselben Ansicht mit der etwas früheren hervor, daß die christliche Lehre „nach den größten Verirrungen, in welche sie der dunkle Mensch hineingezogen, ehe man sich's versehe, sich in ihrer ersten lieblichen Eigenthümlichkeit als Mission, als Hausgenossen- und Brüderschaft zu Erquickung des sittlichen Menschenbedürfnisses wieder hervorthue" (Bd. IV. S. 253).

703. Die prächtige Kirche nebst Kloster (S. 68) war 1704 bis 1719 im modernen florentinischen Stil neu erbaut. Davor auf freiem Platze der Wunderbrunnen, heilsames Wasser nach allen vier Himmelsgegenden ausströmend, wovon Christus einst genossen.

Das Kirchlein in der Kirche ist die Kapelle von schwarzem Marmor mit dem wunderthätigen Marienbilde. Vergl. Görres' Schilderung des Klosters Einsiedeln, sowie des Weges dahin, in den Briefen, I. S. 197, 198 u. 385.

Die 1799 von den Franzosen geplünderte, Schatzkammer (S. 69) enthielt u. A. das Bildniß des heiligen Meinradus, des Stifters, reiche Monstranzen, Perlen und Topasen. Fünf Jahre später war es der „Pater Johannes", der die Schatzkammer Reisenden zeigte (Knebel's Kalender), was im Jahre 1797 nicht mehr ohne Einschränkung geschah (Bd. XXVI. S. 125 unten).

Die Kronen, deren eine Goethe Lilli zudachte (S. 69), waren für die Patronin der Kirche bestimmt, die man dort gekrönt dargestellt findet.

Den fossilen kleinen wilden Schweinskopf (S. 69 u. 70) sah Goethe nach zweiundzwanzig Jahren wieder, ebenso den Kupferstich von Martin Schön (Bd. XXVI. S. 126). Davon enthalten Goethe's Sammlungen zwei Exemplare (Schuchardt, I. Nr. 349 und 350).

Die Schweizerreise vom Jahre 1797 bildet insofern ein Gegenstück zu obiger Erzählung, als dieselbe wesentlich vom mineralogischen Standpunkte beschrieben ist, der dem Dichter 1775 noch ganz fern lag (zu S. 69, letzter Absatz).

704. Nicht am 16. Juli, wie Goethe S. 70 absichtlich oder unabsichtlich angiebt, sondern am 16. Juni 1775 traten die Reisenden den beschwerlichen Weg an. Da sie erst gegen acht Uhr Abends den Schwyzer Haken gegenüber-

ſtanden, müſſen ſie Einſiedeln ziemlich ſpät nach Mittag verlaſſen und den Vormittag zu den Beſichtigungen verwandt haben; denn der Weg bis dahin iſt bequem in drei Stunden zurückzulegen. Genauer als hier iſt derſelbe Bd. XXVI. S. 126 und 127 geſchildert. Man geht über Trachslau und Alpthal auf den Holzegg-Paß zur Seite der 1521 und 1393 Meter hohen Haken, von da über Langried, Ried und Aſſenwinden anderthalb Stunden ſteil hinab nach Schwyz am Muotta-Fluß. Die Kirche dort war ſo eben, 1774, im Jeſuitenſtil neu erbaut.

705. Am 17. Juni auf dem 1806 durch einen Bergſturz faſt ganz verſchütteten Lauerzer oder Lowerzer See (S. 71, Abſ. 1). In demſelben die obſtreiche Inſel Schwanau. Eine Erinnerung an die ſchweizer Rudermädchen (daſ.) findet ſich in den „Wahlverwandtſchaften“ (Bd. XV. S. 205): „ſeit der Schweiz, wo auch die reizendſten Mädchen die Stelle des Fährmanns vertreten“.

706. Wir beſtiegen den Rigi (S. 71), über Lowerz und Goldau, ebenſo ſpäter (1808) Zacharias Werner, der auch von Einſiedeln und Schwyz herüberkam, um mit der König Ludwig von Baiern den Rigi zugleich zu beſteigen und zu beſingen (Düntzer, Zwei Bekehrte, S. 133 u. 134).

Schon ſeit 1689 beſteht das Haus „Maria zum Schnee“ (S. 71, Abſ. 2) auf dem Rigi als Sennen-Aſyl. Wallfahrtsort ſeit 1700, ward es ſeit Mitte des Jahrhunderts von fremden Touriſten beſucht.

Von den Schweizern Scheuchzer und Haller (Iter Helveticum), deſſen „Alpen“ 1777 dreißig Auflagen erlebt hatten, ging dieſe Richtung aus. Klopſtock wurde 1750 nur durch das Wetter abgehalten, den Rigi zu beſteigen („Klopſtock und ſeine Freunde“, 1810. S. 101; vergl. „Klopſtock in der Schweiz“ in Strauß's Kl. Schriften). Goethe's Beſteigung gehört zu den früheſten, die Nicht-Schweizer unternommen. Sulzer, der im demſelben und dem folgenden Jahre ſein Heimatheland durchreiſte, ging zwar vom Gotthard nach Luzern, aber nicht auf den Rigi (ſeine Beſchreibung gab Zimmermann ſchon 1778, März bis Dezember, in das Deutſche Muſeum; ſ. auch Deſſen Briefe an Freunde in der Schweiz, ed. Mengger, S. 29 u. 40). Das Kloſter (S. 71, Abſ. 2) iſt das „Klöſterli“ bei und um „Maria im Schnee“, 1300 Meter hoch. Das Wirthshaus Zum Ochſen auf Rigi-Klöſterli (daſ.) exiſtirt nicht mehr (S. Hirzel).

Dagegen ist das Kalte Bad, 1441 Meter hoch, allen heutigen Schweizerreisenden wohlbekannt, auch durch die Eisenbahn erreichbar; mit letzterer ersteigt man jetzt die 1800 Meter der Höhe Rigi-Kulm.

707. Reise vom 19. Juni 1775. Vitznau (S. 71 unten), wo jetzt die Bahn mündet, liegt am Ufer des Vierwaldstätter Sees, ebenso Gersau weiter auf Brunnen zu, dort „das Wirthshaus am See", bei dem Goethe mit Meyer am 30. September 1797 von Schwyz herauskam. Die Eidgenossen, welche auf dem Grütli schwuren, nennt Knebel in seinen Kalendernotizen vom 18. Juli 1780 gleichfalls „die drei Tellen". Knebel's ferneter Eintrag lautet: „Nach Tell's Kapelle. Blühende Linden. Grüner See. Meinen Namen [d. h. eingeschrieben]. Gemälde von der Sempacher und Murter Schlacht. Andre Geschichten von Wilhelm Tell." — Wegen des Denkmals auf dem Grütli s. Goethe an Lavater, Nr. 34, und Bd. XXVI, Anm. 178 u. 188.

In Altorf langte der Dichter noch früh genug an, um, wenn er sich auch das Kurzvergangene (S. 72, Abs. 2) aus dem Sinne schlug, Erinnerungen des Nächstvergangenen zu pflegen und an Lotte Buff, vermhl. Kestner, einen Brief zu richten (Goethe und Werther, Nr. 112): „Tief in der Schweiz, am Orte, wo Tell seinem Knaben den Apfel vom Kopf schoß, warum just von da ein paar Worte an Sie, da ich so lang schwieg? — aus all der herrlichen Natur heraus, mitten unter dem edlen Geschlecht, das seiner Väter nicht ganz unwerth sein darf, ob's gleich auch Menschen sind, hüben und drüben. — Altorf, drei Stunden vom Gotthard, den ich morgen besteige, den 19. Juni 1775."

708. Am 20. Juni (S. 72). Amsteg, von Altorf in vier Stunden bequem zu erreichen, hatte nach Knebel's Kalender damals nur etwa zwanzig Häuser. Er rühmt die „Gutheit der Wirthsleute", fand dagegen in Wesen „schlechten Wein" und klagt über „die starke Rechnung". Auch 1797 übernachtete Goethe dort.

709. Am 21. Juni (S. 73). Das Urserner Loch, dessen schöne Beschreibung bei Schiller ein Anachronismus, ward erst 1707 in den Berg gesprengt und die hölzerne, um den Felsenkopf herumführende Brücke, „die stäubende", dadurch beseitigt (Osenbrüggen, Wanderstudien a. d. Schweiz, 1874. Schaffh., IV, S. 60). Grade in dem Jahre 1775 stellte der eng-

lische Mineraloge Greville die Befahrbarkeit der Gotthardstraße fest; sie ward von Geschenen bis Airolo, also auf derselben Strecke, wo man zur Zeit dabei ist, den Eisenbahntunnel zu bohren, erst in den Jahren 1820 bis 1830 vollendet.

710. Das Gotthard-Hospiz, das die Reisenden am 22. Juni erreichten (S. 74), besuchte Goethe später noch zweimal, 1779 mit seinem Herzoge und 1797 mit Meyer. Es wurde noch 1775 durch eine Lawine zerstört, aber bald durch milde Beiträge „erstellt", jedoch 1799 durch französische Truppen wieder demolirt. — Sechs Seen liegen dort an der Fibia.

Die Reisenden hatten den Punkt erreicht, von dem aus, wie Goethe in seiner Beschreibung der Reise v. J. 1779 sagt, „Gebirge und Flüsse in alle vier Himmelsgegenden auslaufen" (Bd. XVI. S. 290), nach Young (Love of Fame, Satire VII.):

From one fam'd Alpine hill which props the sky,
In whose deep womb unfathom'd waters lie,
Here burst the Rhone and sounding Po, there shine
In infant rills the Danube [?] and the Rhine.

Neunzehntes Buch (S. 75 bis 96).

711. Trat endlich der ansehnliche Pater herein (S. 75). Dies war der Pater Lorenz. Ganz ebenso kam er auch bei dem Besuche des inzwischen umgebauten und daher von Goethe kaum wiedererkannten Hospizes im November 1779 erst spät von Airolo herauf (Bd. XVI. S. 289). Dieselben zwei Kapuziner, welche damals das Hospiz bewohnten, waren auch schon jetzt hier. Knebel traf i. J. 1780 den Pater Seraphim an, den Goethe a. a. O. S. 287 nennt, während er allein den nur Italiänisch sprechenden Pater Lorenz gesehn hatte. Derselbe wußte, daß er in Goethe eine deutsche Berühmtheit vor sich habe; er wandte sich noch i. J. 1784 in einer Angelegenheit an ihn, wie Dieser an Kestner (Nr. 124) schreibt: „Die Kapuziner auf dem Gotthard, die sich meiner erinnerten, haben auf Bitte ihrer Mailändischen Freunde an mich geschrieben, und da ich ihnen als ein berühmter Mann bekannt war, so glaubten sie, ich könne nichts Anderes als ein Professor in Göttingen

sein und müßte Relationen in Hannover haben.“ 1797 fand Goethe den Pater Lorenz noch so munter und gutes Muthes wie vor achtzehn Jahren (Bd. XXVI. S. 133) und erinnerte den Herzog an ihn (daſ. S. 146).

Die Abneigung, nach Italien hinunterzugehn (S. 77), beſtand auch noch 1778. Damals ſchrieb Goethe an Frau von Stein (I. S. 117): „Hier iſt der Herzog mit mir allein und dem Jäger [Hermann]. Auf dem Gipfel unſrer Reiſe. Zum zweiten Mal bin ich nun in dieſer Stube, auf dieſer Höhe, ich ſage nicht, mit was für Gedanken. Auch jetzt reizt mich Italien nicht“, und in der Reiſebeſchreibung: „Ich komme mir ſehr wunderbar hier oben vor, wo ich mich vor vier Jahren mit ganz andern Sorgen, Geſinnungen, Planen und Hoffnungen, in einer andern Jahreszeit einige Tage [den 22. und 23. Juni, wie 1779 den 13. und 14. November] aufhielt und, mein künftiges Schickſal unvorahnend, durch ein Schweißnichtwas bewegt, Italien den Rücken zukehrte und meiner jetzigen Beſtimmung unwiſſend entgegenging“ (Bd. XVI. S. 287). Die „Plane und Hoffnungen“ dieſer Stelle ſind dieſelben wie in unſerm Texte (S. 77, Z. 5 f.) die freundlichen einheimiſchen Ausſichten. Die Liebe zu Lilli war es, die ihn zurückführte.

712. Von dem (S. 77) eingeſchalteten Liede (aus Bd. I. S. 62) ſagt der Dichter hier, es ſei dadurch veranlaßt. Wir faſſen den Ausdruck dadurch allgemein, daß jenes goldne Herzchen, die Feſſel, die ihn damals zurückhielt, dasjenige geweſen, wodurch das Lied veranlaßt worden, nicht aber im engern Sinne, daß das Lied in jenem Augenblicke, bei jener Veranlaſſung entſtanden ſei. In jenem Moment konnte Goethe nicht von zerriſſenem Seelenbande und nicht von des Gefängniſſes Schmach ſprechen, nachdem er erſt eben ſeiner Liebe in den Gedichten auf und am Züricher See vollen Ausdruck gegeben. Zudem trägt das Gedicht keinen ſchweizer Charakter, der allen übrigen ſchweizer Gedichten Goethe's, der Elegie „Euphroſyne“, dem „Geſang der Geiſter über den Waſſern“ u. ſ. w. unverkennbar aufgedrückt iſt. Uns ſcheinen die milden „fremden Lande und fernen Thäler und Wälder“ in Deutſchland, in Thüringen zu liegen und die Verſe daher der erſten Weimariſchen Zeit anzugehören. Hier, auf dem Gotthard, am 23. Juni 1775, zog Goethe das goldene Herz hervor und küßte es, weil Lilli's Geburtstag war. Dieſer Tag rief ihn heimwärts.

713. Jener herrliche Waſſerfall (S. 77 unten u. 74) zog den Reiſenden auch vier Jahre und zweiundzwanzig Jahre ſpäter an (Bd. XVI. S. 289, Z. 1 u. 2, und XXVI. S. 133, Z. 1). Der „ſchwarz und weiß geſprengte Marmor“ an erſter Stelle giebt daſſelbe Bild wie hier (S. 76, Abſ. 2) die „weißen Furchen und ſchwarzen Rücken“.

Daß beim Herabſtieg (S. 78) auch die Furka beſucht worden, konnte man aus den Fragmenten „Briefe aus der Schweiz, Erſte Abtheilung“ ſchließen („Ja, ich habe die Furka, den Gotthard beſtiegen“, Bd. XVI. S. 229). Das Gegentheil beweiſen jedoch die Worte von der zweiten Reiſe (daſ. S. 288): „Hier [in Hospital] betrat ich zum erſten Mal wieder die Bahn meiner vorigen Reiſe.“ Auch 1797 war Goethe erfreut, den Ort „völlig wie vor Alters“ wiederzufinden (Bd. XXVI. S. 132). Die erſte Reiſe hatte unauslöſchliche Erinnerungen in ihm zurückgelaſſen. Selbſt dem Käſe, der dort oben im Reußthal bereitet wird, gab er einen beſondern Vorzug. Das Klingeln der Saumroſſe (oben S. 74) und Mauleſel machte „alle Vergerinnerungen rege“ (Bd. XVI. S. 288), wie dem Seefahrer der bloße Theergeruch des Schiffes ein Wonnegefühl mittheilt. „Mir iſt's unter allen Gegenden, die ich kenne, die liebſte und intereſſanteſte, es ſei nun, daß alte Erinnerungen ſie werth machen, oder daß mir das Gefühl von ſo viel zuſammengeketteten Wundern der Natur ein heimliches und unnennbares Vergnügen erregt.“ Der i. J. 1775 gehegte Wunſch, „dieſe Gegend einmal im Schnee zu ſehn“ — Goethe hatte eine beſondre Vorliebe für Gebirgsreiſen im Winter —, ward ihm 1779 gewährt (Bd. XVI. S. 288).

714. An der Tellen-Kapelle bei der hohlen Gaſſe (S. 78). Der Tag wird auf den 26. oder 27. Juni fallen. Der Ausdruck: „jener der ganzen Welt als heroiſch-patriotiſch-ruhmlich geltende Meuchelmord“ iſt mehr als ſkeptiſch; ſehr möglich aber, daß die Aeußerung, als aus dem alten Tagebuche von 1775 herübergenommen, dem Schauſpiel Schiller's vorausgeht. Wie dem ſei, Goethe proteſtirte gegen den hohlen Freiheitsbegriff, der ſich damals in der Stolberge und der Klopſtockianer Gedichten kundgab. Durch die fünfmalige Wiederholung des Reims auf „Blut“ wurde ihm Stolberg's Gedicht nicht poetiſcher. Wie früher der Römerpatriotismus in ſeiner Uebertragung auf Deutſchland (Bd. XXIX. S. 26), ſo war dem Dichter des „Götz“ auch die

Freiheit der Schweizer sehr verdächtig (Bd. XVI. S. 225; vgl. die hübsche Parabel: „Es waren einmal einige Vögel", Bd. XXIX. S. 73 f.).

Schon im Jahre 1775 hatte die Tell-Mythe theils durch Bodmer (Anm. 694), theils durch Lavater (s. auch Stolberg's Gedichte) Leben gewonnen. Unter Lavater's Tell-Liedern hat sich sein: „Nein, vor dem aufgesteckten Hut" bis heute erhalten. Aber die auch den Mythus nach der Moral abschätzende Aufklärung stellte schon damals die Frage: „Und ist Tell's unsittliche Handlung eigentlich ein Muster zur Nachahmung?" (Allg. D. Bibl. XI. 2. S. 248. 1770.)

715. Den Hannoveraner von Lindau (S. 78), einen jungen Freund Lavater's, hatte Goethe erst in Zürich kennen gelernt. In Lavater's Briefen an Röderer aus dem Oktober 1775 findet sich ein von Lindau nach Ersteres Diktat geschriebener Abschnitt; gleich Passavant las und schrieb er für Lavater (Alsatia 1873, S. 88 f.). Wie damals im Sihlthale nahe bei Zürich, so lebte er auch eine Zeit lang, nach ihm Lenz und Kayser (1777), in Andermatt (Knebel notirte dort am 22. Juli 1780: „Lindau sonst hier gewesen. Lenz"; vgl. Alsatia 1873, S. 42). Im Jahre 1776 sah ihn Goethe in Weimar, aber schon zu Anfang des folgenden empfing er durch Zimmermann die von ihm ungläubig aufgenommene Nachricht seines Todes: „Da hast Du von dem herrlichen Lindau einige Blätter. Zimmermann schreibt mir, er sei todt, ich glaube kein Wort davon" (An Lavater, den 19. Februar 1777; Hirzel's N. Verz., S. 186). Auf Lindau's Anordnung ward Goethe der Vormund des schweizer Hirtenknaben Peter im Baumgarten, der einst Lindau das Leben gerettet hatte. Goethe ließ den Knaben im Weimarischen ausbilden (Frauenb., S. 303, Note 1; vergl. das „Aufladen neuer Bürden", Bd. XVIII. S. 47, und in dieser Lebensgeschichte Thl. III. S. 55; dazu die Briefe an Krafft v. J. 1779).

716. Indem Goethe auf sein Zeichnen und Malen nach der Natur zurückkommt, hebt er, wie Thl. II. S. 100, Thl. III. S. 110, in der Italiänischen Reise unter dem 8. Oktober 1786 und in den Briefen aus der Schweiz (Bd. XVI. S. 232 f.: „mein Entzücken an Kunstwerken —, wenn sie geistreiche Aussprüche der Natur sind") seine Gabe, die Natur in der Kunst zu sehn, hier (S. 78 unten) umgekehrt die Gewohnheit hervor, die Kunst in der Natur, die Landschaft als Bild zu schauen. Es ist dieselbe Gabe: „Was ist denn das, dieses sonderbare

Streben von der Kunst zur Natur, von der Natur zur Kunst zurück? Deutet es auf einen Künstler, warum fehlt mir die Stätigkeit? Ruft mich's zum Genuß, warum kann ich ihn nicht ergreifen?" (Bd. XVI. S. 227.) Ich fühlte bald meine Unzulänglichkeit (S. 79 unsres Textes), schrieb der Greis, und der Jüngling zur Zeit selbst das Gleiche, nur mit andern Worten: „Nun sieh' ich und schaue diese Wunder, und wie wird mir dabei? Ich denke nichts, ich empfinde nichts, und möchte so gern etwas dabei denken und empfinden. — Ich werfe mich der herrlichen Natur gegenüber auf einen unbequemen Sitz, ich suche sie mit meinen Augen zu ergreifen, zu durchbohren und kritzle in ihrer Gegenwart ein Blättchen voll, das nichts darstellt und doch mir so unendlich werth bleibt, weil es mich an einen glücklichen Augenblick erinnert, dessen Seligkeit mir diese stümperhafte Uebung ertragen hat" (Bd. XVI. S. 225 u. 227; s. Julian Schmidt, Kritische Streifzüge in „Preuß. Jahrb.", Bd. XXXV. S. 504. Mai 1875, und Herder's Nachl., II. S. 89, 90, 94, 107, 120, 141, 143 u. 160).

717. Fand ich die Stolberge nicht mehr (S. 79, Abs. 2). Scheint nicht richtig. Die Stolberge verließen Zürich am 3. Juli zur Reise in die kleinen Kantone. Goethe und Passavant werden aber schon den 28. oder 29. Juni dort wieder eingetroffen sein. Dies ergiebt auch der Auszug XI aus Fritz Stolberg's Briefen an Voß, worin er kurz vor der Abreise am 1. Juli von Goethe schreibt: „Wir werden ihn sehr vermissen, es ist ein herrlicher Junge, wir sind ihm und er uns herzlich gut geworden" (Herbst's Voß, II. 1. S. 264 f.). Ebenso Goethe nach der Rückkehr in Frankfurt an A. Stolberg, den 25. Juli: „Habe mich von unsern Brüdern in Zürich getrennt, schwer ward's uns doch." Einige Tage waren die Freunde daher wieder in Zurich vereinigt; aber das Datum Mitte Juli (S. 80) muß, sobald man annimmt, daß Goethe als Augenzeuge spricht, jedenfalls auf den Anfang des Monats beschränkt werden.

Goethe's Erzählung (S. 79 u. 80, vergl. Bd. XVI. S. 234: „Ich veranlaßte Ferdinanden, zu baden im See") illustriren folgende zwei Briefstellen:

a. von Voß, nach einem Schreiben der Stolberge (Briefe von Voß, I. 290): „In Zürich baden sie sich einmal. Lavater, der sie besuchen will, setzt sich ans Ufer hin und spricht so mit ihnen im Wasser. Die Bauern, die das Baden bei Tage

nicht aufstehn können, eilen schaarweise herzu; wie sie aber einen Priester am Ufer sehen, brauchen sie doch keine Gewalt, sondern murmeln unter einander, die nackten Männer im Wasser müßten wol Wiedertäufer sein, die der Priester bekehren wolle; man sehe auch recht, was der Satan für eine Gewalt über sie ausübe; denn jedesmal, da er anfange zu beten, müßten sie mit dem Kopfe unters Wasser tauchen. — Am Bodensee hat man sie gar festnehmen wollen";

b. von Fritz Stolberg an Lavater vom 14. September 1775: „Mit der Aufrichtigkeit, welche meinem Charakter eigen ist, will ich Deinen Brief beantworten. Da ich sehe, daß unsre unanständigen Scherze, unser Muthwille im Pfeffersbade Gelegenheit zu übler Nachrede gegeben, so will ich Dir frei bekennen, was wir thaten" (Hegner's Beitr., S. 55, und Frauenb., S. 311.)

718. Das schon mehrfach angezogne Fragment von Werther's Reisen (S. 81) findet sich S. 223 bis 238 Bd. XVI der Werke. Auf Goethe's obige Worte darüber ist bereits in der „Vorbemerkung" zu jenen Briefen (das. S. 218 und 219) Bezug genommen und erwähnt, daß die Zeit, wann die Schweizer über die Briefe unwillig geworden, unklar bleibe. Man wird hiebei wol an schweizer Freunde des Dichters zu denken haben, welche die Originalbriefe, woraus das „Fragment" nur Auszüge enthält, in der Handschrift gesehen hatten. Ueberhaupt ist die Entstehung jenes Fragments nicht aufgeklärt. Das Ganze weist wol auf Goethe's erste Schweizerreise, der Freund „Ferdinand" darin auf Passavant, die Familie des „Herrn Tudou" (a. a. O. S. 230 ff.) auf eine Züricher Familie (oder die Bredische in Heidelberg?), dagegen die Erwähnung der „Furka" und der „Stadt Genf" (S. 229 u. 235 ff.) auf eine freie dichterische Behandlung.

719. In Zürich (S. 81) fand Goethe seinen dort inzwischen eingetroffenen Freund Klinger vor. Dies ergiebt die Erwähnung Desselben als „eines sehr guten Menschen, voll Herz" in dem Stolberg'schen Briefauszuge vom 1. Juli 1775 bei Herbst, II. 2. S. 265, und Klinger's Lebensbeschreibung (Bd. XII seiner Werke, 1842, S. 267), wonach er zum Besuche seines Freundes Kayser hergekommen war. Mit ihm zusammen scheint Goethe die Rückreise angetreten zu haben, über welche wir wenig unterrichtet sind. Auch der Tag der Abreise steht nicht genau fest.

Am 1. Juli 1775 nahm Fr. Stolberg an, Goethe werde am 5. Juli Zürich verlaſſen; dagegen meldet Lavater an Herder den 22. Juli (Deſſen Nachl., II. S. 138): „Nun iſt Goethe ſchon zehn Tage weg, vermuthlich haſt Du ihn ſchon geſehen.“ Hienach ergäbe ſich der 11. oder 12. Juli als Tag der Abreiſe. Da der Dichter Schubart an ſeinen Bruder aus Ulm am 17. November 1775 ſchreibt: „Goethe war auch hier, — ein Genie, groß und ſchrecklich wie's Rieſengebürg! Klinger war bei ihm — unſer Shakeſpeare. Die Kerls haben mich alle liebgewonnen“ (bei Strauß, I. S. 328; Frauenb., S. 312), ſo muß die Rückreiſe Goethe über Ulm und Stuttgart, und zwar, im Widerſpruch mit Lavater's Angabe, ſchon in der zweiten Woche des Juli nach Straßburg geführt haben. Denn dort fand die Thl. III. S. 453 geſchilderte erſte Begegnung mit Zimmermann ſtatt.

720. Goethe's Erzählung hält uns aber noch zunächſt in Zürich bei Lavater (S. 81 bis 91) feſt, im „Rebhäuslein“, auf den Spaziergängen um die Stadt, auf dem Schießgraben und der Promenade zwiſchen Limmat und Sihl.

Im Einzelnen:

a. Zu den Worten (S. 82 oben), daß Lavater ſich auf phyſiognomiſchem Wege unſrer Gedanken bemächtigt, und (S. 85) daß ihm jede Grenze deutlich erſchien, führen wir diejenigen an, mit welchen ſich Knebel den erſten Eindruck Lavater's klar zu machen ſuchte: „Abende noch zu Lavater. Weltverſtand. Leisheit der Gefühle. Jedes Lineament gleichſam zur Bewegung des menſchlichen Herzens zugeſchliffen: der ausgeübteſte Weltſinn“ (Kal. v. 29. Juni 1780).

b. Lavater ganz real geſinnt (S. 82 unten); vergl. „Fauſt“ (Bd. XII. S. 140): „In dem Klaren mag ich gern Und auch im Trüben fiſchen“.

c. Von Lavater's Ausſichten in die Ewigkeit (S. 83, Abſ. 1, und S. 84, Abſ. 3) hat Goethe einen Theil in den Frankfurter gelehrten Anzeigen ſchon 1772 recenſirt und dort im Eingange den hier ausgeſprochenen Charakter des Werks entwickelt (Bd. XXIX. S. 60 f.). „Der Verfaſſer kommt uns als ein vom Gefühl der geoffenbarten Religion durchdrungener Philoſophe vor“, ſagte der Recenſent des erſten Theils in den Göttinger gel. Anzeigen (1769, S. 865).

d. Zum Kunſtidealen (S. 83 Abſ. 2); Lavater beſaß eine große Holzſchnitt- und Kupferſtichſammlung, für welche Goethe ſelbſt ſammelte, namentlich „Albrecht Dürers“.

e. Zu Verwirklichung der Perſon Chriſti (S. 83, Abſ. 4) und zum Wunderthun (S. 84, Abſ. 3) ſ. Anm. 539. — Chriſtusbilder nach Holbein ſtehn in der Phyſiogn., I. 83, andre II. 21 u. 63, beſonders aber IV. 433 bis 456, von Raphael, Guercino, Carracci, Rubens, Van Dyck, Mengs und Chodowiecki.

f. Lavater's „Pontius Pilatus, oder der Menſch in allerlei Geſtalten" u. ſ. w. (S. 83 unten) erſchien zu Zürich in vier Theilen 1782 bis 1785 (fehlt bei Goedeke). Dies Buch wirkte dazu mit, Goethe'n ganz Lavater zu entfremden, wie die Briefſtellen zeigen: „Hier iſt ein Bogen von Lavater's ‚Pilatus'. Ich kann nichts darüber ſagen. Die Geſchichte des guten Jeſus hab' ich nun ſo ſatt, daß ich ſie von Keinem als allenfalls von ihm ſelbſt hören möchte", dann (zu S. 83, Z. 7 v. u.): „Nun findet Hans Kaspar dieſe Methode des Dramatiſirens, wie ſie's nennen, allerliebſt und flickt ſeinem Chriſtus auch ſo einen Kittel zuſammen und knüpft aller Menſchen Geburt und Grab, A und O, Heil und Seligkeit dran; da wird's abgeſchmackt, dünkt mich, und unerträglich"; und: „Heute unterwegs hielt ich eine Philippika gegen den ‚Pontius Pilatus' ſtille für mich hin" (Goethe an Frau v. Stein im April 1782. Das Nähere in Düntzer's „Lavater", Freundesb., S. 91 ff.).

g. Angaben, daß die Bilder der Phyſiognomik mehr oder weniger mißlungen ſeien (S. 86 oben, wie ſchon früher S. 63), durchziehn allerdings das Werk; ſ. den Text zu den Porträts von Pfenninger, Hotze, Klijog, ferner I. S. 84 vom „Kuß des Judas" die Worte: „Die nachſtehende Vignette hat ſehr wenig von dem, was ich fordern würde", und den oft vorkommenden Zuſatz: „ſchlecht kopirt".

721. Vom Genie (S. 86 u. 87). Der Abſchnitt gehört um ſo mehr hieher, da Lavater's Phyſiognomik als wahrer Ausdruck der Genieperiode zu betrachten iſt; mit Kunſt und Wiſſenſchaft hat der Autor wenig zu thun; was er giebt, ſchreibt er dilettantiſch, aus der Ahnung, dem Gefühl des Unendlichen und einem unbeſtimmten Drange nach Totalität. Für Männer der Wiſſenſchaft iſt das Werk unbrauchbar, aber ein poetiſcher Geiſt konnte es bezeichnen als: un des plus beaux livres qui soient sortis de l'esprit humain (G. Sand, Lettres d'un Voyageur, II. 7). Denn was es feiert, iſt das Individuelle, das Unausſprechliche, Unerklärliche. Das Individuelle iſt aber die Grundlage des Genialen; ein neuerer Philoſoph nimmt ſogar, ganz in Ge-

vater's und der Genieperiode Auffassung, das Genie (Genius) überhaupt als den innersten individuellen Kern jedes Menschen, als das Schöpferische in ihm (Imm. Herm. Fichte, in der „Anthropologie"). Auch Lavater sucht nach den physiognomischen Kennzeichen des schöpferischen, des mechanischen ꝛc. Genies (Phys., I. 219, II. 50).

Zimmermann, den Goethe hier nennt (S. 86), hatte „diese Forderungen" in seiner „Erfahrung" zur Sprache gebracht; er selbst zeichnete sich durch eine geniale Diagnose aus und verlangte sie mit Recht von dem Arzte (s. Thl. III. S. 198 und Anm. 590). Keiner hat jedoch mehr als er die Ausschreitungen der Genieperiode gegeißelt: „Eine Anzahl Sprudelgeister erinnert man sich vielleicht, die vor einigen Jahren sich über alle Bande des Universums hinwegsetzten, die in mehr nicht als fünf gezählten Jahren [1776 bis 1780] ganz Deutschland umstimmen und dann, unter ihrer stolzen Anführung, durch die deutsche Nation alle Nationen um sich her und alle Zeitalter vor sich verdunkeln und überflügeln wollten. — Die betrübte Erfahrung zeigte bald, daß diese aus dem Samen Rousseau's in sandigem Boden gezogenen Kraftknaben, wie in der Unterwelt der Ochsenträger Milon beim Lucian, nicht eine Fliege wegjagen konnten" (Einsamkeit, II. 5). In diesem Sinne hat Vilmar „die Genieperiode" (1872) geschildert, namentlich die Stolberge, den Maler Müller und Klinger (vergl. Koberstein, ed. Bartsch, IV. 18, 19 f.).

722. Es war noch lange hin bis zu der Zeit (S. 86). Goethe meint Kant und dasjenige seiner Werke, welches er sich vorzugsweise angeeignet, die „Kritik der Urtheilskraft" (1790). Kant eröffnet hier den §. 46 (S. 178) mit den Worten: „Genie ist das Talent (Naturgabe), welches der Kunst die Regel giebt," und führt im Weitern aus, daß, da es auch originalen Unsinn geben könne, „die Produkte des Genies zugleich Muster, d. i. exemplarisch sein, mithin selbst nicht durch Nachahmung entsprungen, Anderen doch dazu, d. i. zum Richtmaße oder Regel der Beurtheilung dienen müssen". Alles dies wird dann weiter in den §§. 47 bis 50 erläutert. Goethe fand hier, wie nirgends, seine innersten Gedanken ausgesprochen; s. in „Zur Naturwissenschaft im Allgemeinen" (S. 435): „Einwirkung der neueren Philosophie", daß die großen Hauptgedanken jenes Buchs seinem eigenen bisherigen Schaffen, Thun und Denken ganz analog gewesen.

Die vor-Kantischen Definitionen des Genies („eine vorzügliche Geschicklichkeit zu gewissen Verrichtungen") von Baumgarten, Riedel, Sulzer, Helvetius u. A. findet man in Walch's philosophischem Lexikon (4te A. 1775) zusammengestellt.

Wegen des mit dem Genie nah zusammenhängenden Dämonischen s. das folgende Buch S. 101 und Anm. 740.

723. Der Mißbrauch in Wort und That (S. 87) Seitens Derjenigen, die, nach Lichtenberg, zu dem Namen Genie gekommen waren wie der Kelleresel zum Namen Tausendfüßler, nicht, weil er wirklich tausend Füße hat, sondern weil die meisten Menschen nicht bis — Sechzehn zählen können.

Seine Schweizerreise von 1775 sah Goethe selbst als Geniereise an, und er sprach zu einer Zeit, wo er die Alpen gern geognostisch untersucht hätte, in hypochondrischer Stimmung von seinen „unnützen Reisen in die Schweiz, da man glaubte, es sei was Großes gethan, wenn man Berge erkletert und angestaunt hatte" (An Rees von Esenbeck, 31. Okt. 1823; Naturw. Korresp., II. S. 75).

Büchmann (Gefl. Worte, 6te A., S. 38) meint, das Wort Genieſtreich habe hier bei Goethe „seine schriftstellerische Weihe gefunden". Daß das Lustspiel sich bald des lächerlich gewordnen Genietreibens bemächtigte, war natürlich. Die von uns angemerkten Stücke sind solche Nachzügler: Die Genieſtreiche, oder das Privattheater. Lustspiel, Freiberg 1790; Die Genieſtreiche, Posse in 4 Aufz., Wien 1802; Der Genieſtreich oder der Ahnenstolz, Lustspiel, 1806, und Das Genieweſen, Lustspiel, Basel.

Adelung wollte das Wort „Genie" als ein französisches durch Kopf ersetzen, erhob aber auch selbst dagegen Einwendungen („Ueber den deutschen Styl", II. S. 361, und im Artikel „Genie" im Wörterb.). Mit Recht vindicirt Goethe dasselbe „allen Völkern" (S. 87, Abs. 3). Daß aber, wie er ferner will, das Gemeine bei den Deutschen mehr überhand nehme als bei andern Nationen, kann im Lande, das ihn erzeugt und Schiller, Kant, Hegel u. s. w., nicht zugestanden werden, sondern nur, daß hier das Hohe vom Niedrigen, das Edle vom Gemeinen durch eine größere Kluft getrennt sei als irgendwo anders. Und darin liegt ein Vorzug mehr.

724. Die gleichjährigen Zeitgenossen der Stolberge (S. 87) sind vorzüglich die Dichter des Hainbundes. Schon

oben (S. 64) hat Goethe Lavater's berichtigendes Urtheil über die beiden Grafen angeführt. Wie sehr sie bewundert wurden, zeigt eine Aeußerung des jungen Boie, der am 13. Mai 1775 aus Göttingen schreibt: „Vorige Woche waren die Gebrüder Stolberg hier. Sie blieben nur anderthalb Tage. Ich begleitete sie, weil mein Bruder nicht konnte, mit Hahn und Closen nach Kassel. Es war eine sehr vergnügte Reise. Was das vor herrliche Leute sind! Und besonders der Jüngste! Du solltest ihn sehen! Man sieht ihn mit Bewunderung an. Seine Miene hat etwas unbeschreiblich Erhabenes [s. S. 64 „einen Heroen, einen Herkules"]. Und wenn man ihn sprechen hört! Alles, was er spricht, so frei, so edel, so deutsch", und später: „Ich halte ihn für einen der größten Männer Deutschlands. Du solltest nur sein Gesicht sehen. So viel Muth und Entschlossenheit, aber auch so viele Offenheit, Redlichkeit und Freundschaft ist darin abgebildet" (Im N. Reich, 1875. Nr. 9; „Göttingen vor 100 Jahren" von H. Uhde, S. 341 u. 346; das dort angegebene Datum „April" kann nicht richtig sein).

Mit seinen Beschreibungen (S. 88 bis 91) beschreibt Lavater sich selbst am Meisten, bald als Nachfolger Abraham's a Santa Clara (S. 84), bald als Vorläufer Victor Hugo's in seiner jetzigen Phase. Andrerseits enthalten sie ein vollständiges Paradigma der unfertig gebliebenen Genies.

Die als Citat gekennzeichneten Stellen S. 89 wollen an die Strophen des „Freiheitsgesangs" erinnern, worin Fr. Stolberg die „Zween Jünglinge" der Zukunft — „Stolberg ihr Name" — unter den Augen Hermann's, Tell's, Luther's und Klopstock's den Helden- und „Freiheitstod" finden läßt. Bei Lavater klingen die Worte wie eine Parodie auf der Gebrüder viel besprochne Badelust. Der „Sonnendurst" zielt auf den Anfang jenes Gesangs: „Sonne, Du säumst!"

725. Goethe's zweiter diesjähriger Aufenthalt in Straßburg wird kaum eine Woche, etwa vom 14. bis zum 20. Juli, gewährt haben. In dem Gegenstück zur Wallfahrt nach Einsiedeln, der „Dritten Wallfahrt nach Erwin's Grabe" (Bd. XXVIII. S. 354 f.) hat jene Zeit eine unvergängliche Spur zurückgelassen. Das „Gebet" darin spiegelt die eben empfangenen Eindrücke vom „schaumstürmenden Sturze des gewaltigen Rheins", von der „glänzenden Krone der ewigen Schneegebirge" und den „Wolken-

felſen und wüſten Thälern des grauen Gotthard" klar wieder; er erinnert ſich der „Künſtler" und „gefühlvollen Kenner", welche er auf der Reiſe, beſonders in Zürich, eben kennen gelernt (dazu den Herrn M***, Bd. XVI. S. 233), und ſchließt mit „Lenzens Ankunft". Die Freundſchaft mit Dieſem ſtand damals in ihrem Zenith. Nach der Rückkunft in Frankfurt ſchrieb Goethe an Sophie la Roche, die ihm Allerlei über den Freund erzählt hatte, am 1. Auguſt: „Wie ſtehn Sie mit Lenz? Ich weiß kein Wort von, er hat mir Ihre Briefe nicht ſehen laſſen; mir ſcheint, als wenn Sie mit dem Originälchen [oder Diogneschen] nicht gut zurechte kämen. Er wälzt ſein Tönnchen mit viel Innigkeit und Treue."

Dann fällt in jenen Juli die Anknüpfung des Verhältniſſes mit Zimmermann (Thl. III. S. 453 f.). „Alles um Liebe! — ſagt Goethe, und wer ihn geſehen hat, weiß, wie er durch Anmuth die Kraft ſeines Geiſtes zudecket und durch Freundlichkeit den Ernſt ſeiner einſamen Stunden", ſchreibt Dieſer (Einſamkeit, II. S. 34), und ſo auch Goethe ſelbſt damals in Straßburg: „Doch biſt Du nicht aus meinem Herzen gewichen, Alles belebende Liebe" (Bd. XXVIII. S. 354).

Die Rückreiſe auf der alten Rheinſtraße durch Druſenheim und bei Seſſenheim vorbei führte über Speier, wo Goethe den Koblenzer Freund, Domherrn von Hohenfeld, aufſuchte, aber nicht fand (Anm. 483 a) und Darmſtadt (S. 92, Z. 1). Hier im Merck'ſchen Kreiſe ſah er, zuerſt ſeit Mai 1773, Herder wieder; in ſeiner Begleitung kehrte er nach Frankfurt zurück: „habe Herder'n in Darmſtadt angetroffen und bin mit ihm und ſeinem Weibchen herüber" (An Sophie la Roche, den 26. Juli). Ebenſo Herder an Lavater den 4. Oktober 1775: „Ich habe Goethe geſprochen und mich ſeiner erfreut. Merck geſehen und ihn beſſer und mitleidswürdiger gefunden, als ich glaubte [wol in amtlicher Beziehung oder in der Ehe]. Lenz hat ſich auf recht unerwartet-göttlich-gute Art mir genähert, ob ich ihn gleich nicht perſönlich kenne" (Nachl., II. S. 141). Damals gab Herder ſein Buch „Maran Atha" an Goethe für Lavater.

726. Die Aeußerungen von Goethe's Vater (S. 92, Abſ. 1) machen den Abſtand der jüngern Generation, mit ihrer Vorliebe für die Alpen ſeit Haller und Rouſſeau, von der ältern Generation deutlich, welche die Natur nur von ihrer dem Menſchen

wohlwollenden Seite, in ihrer Lieblichkeit und Fruchtbarkeit schätzte. Die neue Richtung hatte sich hier wie in England, wo bis dahin Hochschottland als abschreckend galt (Macaulay), zwischen den Reisen des alten Goethe (Anm. 58) und denen des Dichters Bahn gebrochen. — Die Worte „wer Neapel nicht gesehen, habe nicht gelebt“ sind Wiedergabe des bekannten: vedi Napoli, e poi muori (Ital. Reise, vom 2. März 1787, Schluß) wie Bd. XVIII. S. 105: „Neapel mußte man, ehe man stürbe, gesehen haben“. Dazu die Stelle über Goethe's Vater in der „Italiänischen Reise“, vom 27. Februar 1787.

727. Die Fortsetzung der Schilderung des Verhältnisses zu Lilli (S. 92 bis 95) bindet sich wie die frühere nicht streng an die Zeitfolge. Ein großer Theil der Erzählung von dem Leben in Offenbach (oben S. 26 ff., hier S. 92. Abs. 2 auf dem Land), namentlich die von der Ewald'schen Geburtstagsfeier, fände erst hier seine richtige Stelle. Andrerseits gilt Alles, was hier (S. 93 u. 94) von den Meßfreunden des Schönemann'schen Hauses gesagt ist, nicht minder von der Ostermesse 1775, und ebenso fällt, nach unsrer Ansicht, das Gedicht „Lili's Park“ (S. 94) schon in den Frühling jenes Jahres.

In Offenbach finden wir Goethe den größten Theil des August. Schon im Juli hatte er Lilli, nach der er „vaterlandwärts, liebwärts“ vom Straßburger Münster geblickt (Bd. XXVIII. S. 355), und ihre Umgebungen wiedergesehn, und sogleich waren die alten Konflikte hervorgetreten. Hierauf lassen zwei Briefstellen schließen, zuerst Aeußerungen an A. Stolberg vom 31sten: „Gestern Abend, Engel, hatt' ich viel Schmerzen zu Ihren Füßen zu liegen — wenn mir's so recht weh ist, kehr' ich mich nach Norden, wo sie dahinten ist, zweihundert Meil von mir“, und: „Ich habe mich so oft am weiblichen Geschlecht betrogen“, dann an Sophie la Roche am 1. August, nachdem er erzählt, daß sie den Tag vorher bei Mare Brentano „gefiedelt und gedudelt“ (Anm. 508): „Es ist doch immer eine freundliche Zuflucht, das weiße Papier, im Augenblick der Noth ein wahrer, theilnehmender Freund, der uns durch keine niedrigen Ecken des Charakters zurückstößt, wie man es wol just in den Stunden erfährt, da man am Wenigsten so berührt sein möchte.“ Das lautet schlimm. Daher schon am 3. August von Offenbach aus an Auguste: „Lang' halt' ich's hier nicht aus, ich muß wieder fort — Wohin!“ und am

folgenden Tage an Lavater: „Schreibe mir doch auf, was Du wolltest, daß ich für Dich sähe, wenn ich nach Italien ging", ebenso in den Augustbriefen an die Karschin die Stelle von der „unsichtbaren Geißel der Eumeniden", und an Merck: „Ich passe wieder auf neue Gelegenheit abzudrücken."

728. In diese Zeit, August 1775, fallen die Reitpartien, welche Lilli, Goethe und der Onkel d'Orville zusammen unternahmen (Nr. 7 an Auguste Stolberg vom 3ten und an Lavater von diesem und dem folgenden Tage). Das Landleben in Offenbach gestattete die engste Intimität, wie diese aus Lilli's Zimmer — „in dem Zimmer des Mädchens, das mich unglücklich macht, ohne ihre Schuld, mit der Seele eines Engels", zwischen ihrem „Pannier, Stiefel, Kleid, viel Schachteln und Pappedeckel[n] zu Hauben und Hüten" — geschriebenen Briefe zeigen. So ist es noch vierzehn Tage später, nach dem Schreiben an die Karschin, Offenbach den 17. August 1775 (gedr. in den „Auriteln" von H. von Chezy. I. 1818. S. 27 ff.); darin malt sich Goethe selbst, Morgens früh im d'Orville'schen Hause am Schreibtisch sitzend und daneben Lilli am Kaffeetisch stehend, „die Figur im Negligee, die mir den Rücken kehrt und ihr Frühstück schlürft". Sicherlich hofften sie noch auf ihre Verbindung; Goethe schrieb am 3ten an Lavater: „mach ihr etwas in Versen, das sie im Guten stärke und erhalte". Dieser Aufenthalt in Offenbach erstreckte sich, mit Unterbrechungen im August namentlich zur Zeit von Jung's zweitem Besuch (Anm. 633, Schluß) und im September bei Sulzer's Anwesenheit am 3ten (Anm. 594), bis zu Ewald's Hochzeit am 10. September, die in Offenbach gefeiert wurde (An A. Stolberg, Nr. 8 vom 17. September). Mit der an demselben Tage eröffneten Herbstmesse fand die Offenbacher Villeggiatur für die Frankfurter von selbst ihr Ende. Das „Bundeslied" (Anm. 647), gleichgiltig, für welchen Tag es bestimmt gewesen, kann als Denkmal dieser ganzen Zeit angesehen werden. Der Schluß desselben (in der ersten Fassung) hat zur Voraussetzung, daß die Einladung nach Weimar bereits ergangen und angenommen worden, während die in voriger Anmerkung erwähnten Fluchtbriefe vorher geschrieben sein müssen.

Goethe fuhr sich selbst dort im Kahn und auch stromabwärts nach Frankfurt zurück, und diese Uebung übertrug sich auf seine Metaphern. Des Reitens ist schon erwähnt. Von dem Deklamiren und Musiktreiben erzählt er selbst (Buch 17).

Erinnerungen an manche seiner Schwänke hafteten noch lange nachher an der Domstraße zu Offenbach, an deren Eingange, von Frankfurt aus links, Goethe bei Andrés wohnte. In einer Mondnacht hatte er als Gespenst, in weiße Laken gehüllt und auf Stelzen gehend, den Leuten in die Fenster gesehn; sein Stelzengehn hebt auch Goué im „Masuren“ (S. 89) hervor. Bei der Taufe von André's Sohne Anton (s. Anm. 647) hatte Goethe bei Tische eine verdeckte Schüssel hereingetragen, worin der Täufling gefunden wurde (Appelt, Erinnerungen aus Offenbach a. M., Frankf. Konversationsblatt 1847, Nr. 262 bis 264). In der Domstraße lag auch das Gasthaus „Zur Rose“, wo — wenn auch nicht das Gretchen des Fünften Buchs — doch das „seltsame Geschöpf“ hantierte, zu welchem Goethe die Stolberge geleitete und mit der er, nach dem Briefe an deren Schwester Nr. 8, am 17. September „ein paar Stunden verliebelte“.

Auch poetisch muß diese Zeit reich gewesen sein. Dem „Faust“, dem „Egmont“ kam die fortwährende Aufregung in glücklicher Liebeszeit (S. 95) zu Gute. Von den Festliedern erwähnten wir eines. Von den Geschenkgaben (S. 95) an Lilli sind aus früherer Zeit die Begleitverse zu „Erwin und Elmire“, aus späterer die zu „Stella“ bekannt (Werke, Bd. III. S. 18 u. 101); ganz gehört in diese Zeit „Herbstgefühl“ (Bd. I. S. 54). Am Hochzeitsabend, dem 10. September, war Lilli in Offenbach, „wo ich durch die glühendsten Thränen der Liebe Mond und Welt schaute und mich Alles seelenvoll umgab“ (An Auguste Stolberg).

Abeken bemerkt über das ungenirte Zusammenleben Lilli's und Goethe's in Offenbach: „Es fällt auf, daß auch jetzt, da jenes halbe Verhältniß so gut als aufgelöst war [nicht ganz richtig], von den Verwandten Lilli's, die sich dieser Auflösung freuten, dem Zusammensein der Liebenden keine Schwierigkeiten in den Weg gelegt wurden. Goethe konnte seiner Leidenschaft nicht Herr werden [ganz unrichtig], er ließ den Dämon walten [nicht unbedingt]; Lilli mäßig, ruhig von Natur, gewiß, sich selbst nicht zu verlieren, lebte arglos hin; der freiere Umgang der Geschlechter, in jener Gegend, jener Zeit in der Ordnung, ließ die Verwandten dem Spiele der Leidenschaft ruhig zusehn“ (Goethe in den Jahren 1771 bis 1775, S. 394).

729. Die Auflösung des Verhältnisses erfolgte erst in der zweiten Hälfte des September. Der habesartige Zustand (S. 92

Abſ. 2), Lilli's Erklärung, Goethe nach Amerika begleiten zu wollen (daſ. Abſ. 4), das Bemühen, ſich nicht allein zu begegnen (S. 93, Abſ. 2), — Alles fällt erſt in dieſen Monat.

Zur erſten Stelle erinnert Abeken (a. a. O. S. 385) an die Schilderung in den „Wahlverwandtſchaften", wo nach Ottiliens Rückkehr in Eduard's Schloß das frühere Leben, aber ſchattenhaft, wieder beginnt.

Die dritte Bemerkung beſtätigen die Briefe an A. Stolberg, Nr. 8 vom 15. September: „Lilli kommt nicht auf den Ball", und vom 16ten: „Gehe jetzt nach Offenbach, um Lilli heut Abend nicht in der Komödie, morgen nicht im Konzert zu ſehen." Man hört, die Meßfreuden erfüllten die Stadt.

Die zweite Bemerkung dagegen ſcheint mehr ſymboliſch genommen werden zu müſſen. Das Eldorado der Bedrängten (S. 92) konnte man Nordamerika zwar ſchon nennen — die Hungersnoth 1771 hatte Viele dorthin vertrieben —, die Befreiung vermehrte die Anziehungskraft, aber grade damals tobte noch der Kampf. Klinger zwar wollte 1776 freiwillig hinübergehn. Jedoch Lilli hatte ſich wol nur bereit erklärt, Goethe überall hin zu folgen, des Widerſpruchs der Mutter und Brüder nicht zu achten. Dieſes Opfer wollte Goethe nicht annehmen. Wir glauben, ohne dieſe Vermuthung näher begründen zu können, daß dieſer Zug durch eine ſpätere Aeußerung Lilli's ſelbſt in die Erzählung gekommen ſei, durch Mittheilungen (ſ. Anm. 635), welche, zwar aus dem Jahre 1794 ſtammend, doch erſt im Dezember 1830 an Goethe gelangten. Er antwortete der Freundin, welche ſie ihm ſandte: „Ihr theures Blatt mußte ich mit Rührung an die Lippen drücken. — Ihnen aber möge zu geeigneter Stunde, als genügender Lohn, irgend eine ebenſo freudige Erquickung werden" (v. 7. Dez. 1830). Was enthielt nun das Blatt, welches der achtzigjährige Mann gerührt küßte? So vorſichtig man den Inhalt aufzunehmen hat, der aus der Erinnerung nach Verlauf von fünfunddreißig Jahren, zugleich mit der Abſicht, Goethe eine Freude zu machen, von einer Frau niedergeſchrieben worden iſt, welche nicht gewohnt war, die Worte ſtreng zu wägen: in ihren allgemeinen Grundzügen iſt die Mittheilung vollkommen glaubwürdig; das Blatt kann, unter dem angedeuteten Vorbehalte, als authentiſche Erklärung Lilli's angeſehen werden. Daraus ergiebt ſich Zweierlei: erſtens, daß das faſt ein Jahr dauernde Liebesverhältniß Lilli's mit dem damals ſechsundzwanzigjährigen Goethe, den ſie ſo

gesehn hatte wie nie wieder ein Mensch, unverlöschliche Eindrücke auf ihren Geist und ihr Herz, wie zu erwarten stand, zurückgelassen hat; es folgten auf 1775 für sie traurige Jahre, worin sie jene Eindrücke verarbeiten konnte; zweitens, daß sie seine Liebe mit Leidenschaft erwiderte und sich zu einem elopement, zu einer Verbindung wider den Willen von Mutter und Vormündern verstanden hätte. So wenigstens übersetzen wir uns die Aeußerungen der Frau von Türckheim, welche die spätere Generalin von Beaulieu aus Weimar im Winter 1794 auf 1795 als Emigrirte zu Erlangen kennen gelernt hatte, ohne von deren ehemaliger Verbindung mit Goethe etwas zu wissen. Letztre schreibt, nachdem sie dies erwähnt: „Ich sollte aber bald erkennen, wie richtig mich meine Gefühle geleitet; denn die vortreffliche Frau gestand mir mit rührender Offenheit, sie habe erfahren, in welcher engen Verbindung ich mit Weimar stünde und blos deshalb meine Bekanntschaft gewünscht, um etwas Näheres von Goethens Leben und Schicksalen zu vernehmen, den sie den Schöpfer ihrer moralischen Existenz nannte. Die Innigkeit, ja, ich darf sagen, die Begeisterung, womit sie von ihm sprach, rührte mich unaussprechlich. — Im Laufe unsrer traulichen Unterhaltungen erzählte sie mir die Geschichte ihres Herzens, woraus ich deutlich ersah, daß sie, wenn auch nicht vollkommen glücklich, doch mit ihrem Schicksal zufrieden war, weil Goethe es ihr vorgezeichnet hatte. Mit seiner Aufrichtigkeit gestand mir Frau von Türckheim, ihre Leidenschaft für denselben sei mächtiger als Pflicht und Tugendgefühl in ihr gewesen, und wenn seine Großmuth die Opfer, welche sie ihm bringen wollte, nicht standhaft zurückgewiesen hätte, so würde sie späterhin ihrer Selbstachtung beraubt auf die Vergangenheit zurückgeschaut haben, welche ihr im Gegentheil jetzt nur beseligende Erinnerungen darböte. Seinem Edelsinn verdanke sie einzig und allein ihre geistige Ausbildung an der Seite eines würdigen Gatten und den Kreis hoffnungsvoller Kinder, in welchem sie Ersatz für alle Leiden fände, die der Himmel ihr auferlegt. Sie müsse sich daher als sein Geschöpf betrachten und bis zum letzten Hauch ihres Lebens mit religiöser Verehrung an seinem Bilde hangen. Da ihr aller Wahrscheinlichkeit nach nicht vergönnt sein würde, Goethen wiederzusehen, so bäte sie mich, dem unvergeßlichen Freunde — dasjenige mitzutheilen, was sie mir in dieser Absicht vertraut habe" (vgl. Grimm's Vorles. über Goethe, I. S. 274 f.).

730. Die Anſpielungen hier (S. 93, Abſ. 3 u. 4) auf Lilli's frühere Neigungen erklären ſich aus dem oben (Anm. 636) über Türckheim, ihren ſpäteren Gemahl (ſeit 1778), und über ihren Vetter Manskopf Geſagten. Zu jenen Verehrern iſt auch Bernard aus Straßburg zu rechnen, ein Verwandter ihres Offenbacher Onkels, mit dem ſie ſich im Sommer 1776 verlobte; die Verbindung löſte ſich ohne jede Schuld von Lilli's Seite (Puppenhaus, S. 339 f.) durch Bernard's Tod, nach welchem ſie ſchwer erkrankte. Dieſe Verlobung war es, welche Goethe's Worte in dem Briefe an Frau von Stein vom 9. Juli 1776 hervorrief: „Dumpfſinnig lef' ich — daß Lilli eine Braut iſt!! kehre mich um und ſchlafe fort", welche jedoch noch immer auf die um zwei Jahre ſpätere mit Türckheim bezogen werden (ſo von Goedeke, Grundr., II. S. 726, und „Goethe's Leben", S. 145, ſowie von Mezières, W. Goethe, les oeuvres expliquées par la vie. 1872. I. pag. 211, u. A. m.).

Mit der Herbſtmeſſe (vom 10. Sept. an) wiederholten ſich die Eindrücke der Oſtermeſſe, denen wir „Lili's Park" (S. 94) zu verdanken haben. Uns wenigſtens ſcheint jenes Gedicht vor die Reiſe mit den Stolbergen geſetzt werden zu müſſen.

Auf manche unter den Schönemann'ſchen Meßfreunden mit ihren Onkelsmanieren (S. 94) mochte Goethe die Verſe aus Arioſt's „Orlando" beziehn, die ihm — dem Freitag den 8. September an Lavater geſchriebenen Brief zufolge (in Hirzel's „J. Goethe", Thl. III. als Nr. 104 nicht richtig eingerückt) — im „Geſchwirre der Meßgeleite-Zeremonien" einfielen (Canto XVI):

Ma vulgo e populazzo voglio dire
Degno, prima che nasca, di morire.

731. Die Oper „Erwin und Elmire" (S. 95) hatte ſich aus der Goldſmith'ſchen Romanze „Edwin und Angelina" entwickelt (Vorbemerkung zu Bd. IX. S. 8). Schon einige Jahre vorher (1772) hatte Wezel den Stoff ſeines Gedichts „Filibert und Theodoſia" derſelben Romanze entlehnt (Jördens, V. S. 334). Den Anfang jenes Singſpiels führte Goethe ſchon auf der Emſer und Rheinreiſe im Juli 1774 mit ſich (in Lavater's Tagebuch unterm 20. Juli: „Goethe las uns aus ſeiner „Elmire", einer Operette"). In den erſten Monaten des folgenden Jahres, alſo im erſten Stadium ſeines Verhältniſſes zu Lilli, vollendete er das Stück; von der Arie „Ein Schauſpiel für Götter" wiſſen wir die Entſtehungszeit, den Januar 1775 (ſ. obige Vorbemerkung); das unmittelbar darauf folgende Lied: „Ihr verblühet, ſüße

Rosen" (Bd. XI. 2. Abth., S. 150) wird derselben Zeit zuzuweisen sein. André ging sogleich daran, das Stück zu komponiren. Besprechungen über diese Arbeit vereinigten Komponisten und Dichter schon früh im Jahre 1775 zu Offenbach. Die Operette wurde dann im Mai zu Frankfurt aufgeführt, während Goethe's Reise mit den Stolbergen; die treue Freundin Fahlmer mußte ihm über den Ausfall berichten: „Und wenn Erwin aufgeführt wird, bitt' ich doch um eine Relation. Denn eine Farce giebt's doch — Und ob Lilli drin war?" (aus Mannheim den 16. Mai) und mit Beziehung auf Lilli: „Hoffe von der Vorstellung Erwin's" (aus Straßburg den 24sten). Auch Herzogin Amalia von Weimar schrieb eine Musik für das Singspiel, womit dasselbe im nächsten Jahre in Weimar zur Aufführung gelangte. „André's Musik zu Goethe's „Erwin und Elmire" erlebte in Berlin nach einander zweiundzwanzig Aufführungen; nie hat wieder eine andere Komposition Goethischer Texte einen ähnlichen Erfolg gehabt. Seinen Tonsätzen ist Fluß und Anmuth der Melodie und Kraft und Witz im musikalischen Ausdrucke in hohem Grade eigen" (Schletterer, das deutsche Singspiel, S. 141).

732. Die Stelle von des Vaters kleiner Kanzlei (S. 95) knüpft an das vorher S. 29 und 30 Gesagte an (dazu Anm. 646). Die Kanzleidreiheit (S. 40), bestehend aus dem Vater, dem jungen Rechtsfreunde (S. 95), d. h. Goethe selbst, und dem gewandten Schreiber Liebhold, ist von früher her bekannt. Wenn es hier weiter heißt: so gönnten sie mir meine Pfade, so sieht es so aus, als sei die Dreiheit schon außer dem Dichter vorhanden gewesen; das ist aber nicht die Meinung; Liebholdt war kein junger Rechtsfreund, wenn sich bei dem Schreiber auch wol an den damals zwanzigjährigen Philipp Seidel, der auch im Goethehause Schreibereien besorgte, denken ließe (E. Kelchner, Frkfrt. Didaskalia 1875, Nr. 29). Vielmehr sind sie (S. 95, Z. 6 v. u.) die beiden Andern, der Vater und der Schreiber Liebholdt allein.

733. Anfänge des Egmont (S. 96). Auch diese Arbeit war eine Flucht vor Lilli. Der historische Stoff gehörte zu den andern Punkten jener Zeitgeschichte (des 15ten und 16den Jahrhunderts), von welchen Goethe zu dichterischer Bearbeitung sich angezogen fühlte (oben S. 44 f.), und hatte, wie in andrer

Weiſe „Götz“ und „Fauſt“, zugleich einen engen Zuſammenhang mit der Freiheitsbewegung der Zeit (Anm. 658 und 672), welche damals in der Losreißung Nordamerika's gipfelte. Außerdem ſuchte der Dichter in der Darſtellung des Verhältniſſes zwiſchen Egmont und einem ihm und ſeiner Größe ganz hingegebenen Mädchen aus dem Volke ein Gegenbild zu ſeinem eigenen abgebrochenen mit Lilli zu ſchaffen; hier ſollte Alles vorhanden ſein, was er vermißt, Alles beſeitigt, was ihn gequält hatte. Für die Wunden, die ſeinem Gemüth geſchlagen waren, ſuchte der Dichter hier Heilung und Sammlung „nach den zerſtreuteſten, verworrenſten, ganzeſten, vollſten, leerſten, kräftigſten und läppiſchſten drei Vierteljahren“ ſeines Lebens (An Bürger, den 18. Oktober 1775, Strodtmann, Nr. 187). Auch hiezu ſchöpfte er aus eignen Erfahrungen, für welche wir jedoch nur entfernte und dunkle Anhaltspunkte, theils in dem Gedichte aus einem der vorhergegangenen Jahre „An Chriſtel“, d. h. an die nicht weiter nachzuweiſende „Chriſtiane N.“, theils in den Nachrichten von dem Mädchen in Offenbach (Anm. 669, Schluß) beſitzen.

Da die erſte Einleitung (S. 96) zu den früheſten Beſtandtheilen gehört, ſo wurde das nach Weimar unvollendet mitgenommene Stück zuerſt unter dem Titel „Das Vogelſchießen vor Brüſſel“ oder „Die Vogelwieſe“ durch Reichard's Gothaiſche Theater-Kalender bekannt. Daß auch die ſich anſchließende Scene „Palaſt der Regentin“ mit einzubegreifen, zeigt die Bemerkung S. 6 Bd. VII. Unter der Hauptſcene (S. 96) verſtehen wir das große Geſpräch zwiſchen Alba und Egmont im vierten Aufzuge, welches allerdings, verſchieden von der unmittelbar vorhergehenden Scene, ſich von dem einen ſpätern Urſprung bekundenden Jamben-Rhythmus ganz frei erhält (ſ. auch Anm. 752).

Zwanzigſtes Buch (S. 97 bis 112).

734. Der Maler Kraus (S. 97), ſchon Thl. III. S. 417 genannt, hatte von 1761 bis 1768 ſeiner Ausbildung zu Paris gelebt und ſich der modernen von Boucher und Greuze beſtimmten Richtung angeſchloſſen. Er kam 1775 aus dem nördlichen Deutſchland zurück, aus Neuenheilingen, dem Wohnſitze des Grafen Werthern, und aus Weimar (S. 98; über ihn Näheres bei Düntzer, Frauenb., S. 237 f.).

Die letzten beiden Absätze S. 97 erscheinen als Auszug des Kapitels „Paris" in Goethe's „Philipp Hackert" (Bd. XXXII. S. 34 ff.). Da Hackert von 1765 bis 1768 in Paris lebte, so fiel sein Aufenthalt in die letzten drei Jahre, welche Kraus dort zubrachte. Des und aus den „Wahlverwandschaften" (II. 5) bekannten Kupferstechers, „unsers Wille", und der Beziehung desselben zu Hackert ist dort gleichfalls gedacht (S. 34), ebenso (S. 35) des oben Thl. III. S. 33 und Anm. 407 erwähnten Deutsch-Franzosen Grimm, welcher mit Hackert zu malerischen Zwecken eine Fußreise durch die Normandie unternahm.

Ebenso ist dort (S. 36) erzählt, daß Boucher, seit 1767 erster Maler Ludwig's XV., Vorliebe für die von den deutschen Malern neu aufgebrachten Gouache-Gemälde — die in unserm Texte S. 98, Z. 2 erwähnte neue Erscheinung — faßte und den Pariser Geschmack diesen Arbeiten zuwandte. Weiterhin (S. 49) wird auch die große Gouache-Landschaft Hackert's von Rom geschildert. Der noch von Heine besungene Grenze (S. 98), der Meister im Genre des Haus- und Familienlebens der untergehenden Roccoco-Zeit, gehört ganz hieher. Aber Bateau (S. 97 unten)? Bateau, der schon in der Zeit des Regenten verstorben war? Es liegt wol eine unwillkürliche Ideenassociation vor, die Gewöhnung, Bateau und Boucher zusammen zu nennen. Von Beiden besaß Goethe viele Kupferstiche, welche Schuchardt in dessen „Kunstsammlungen", I. S. 195, 213 und 214 aufführt, von Bateau allein die Nummern 188 bis 198. Boucher, den Goethe in seiner Epistel an Friederike Oeser scherzhaft als verführerisch bezeichnet, beherrschte vor hundert Jahren die Mode (s. Bibl. der schönen Wissensch., V. 175 ff., VII. 173, 175, IX. 156 und sonst). Nähme man an, Goethe habe unsre Stelle über die Pariser Maler, seinen „Hackert" vor sich, diktirt, so könnte man, da Watteau darin gar nicht vorkommt, der Vermuthung Raum geben, er habe statt seiner den dort (S. 36) erwähnten, damals in Beziehungen zu Hackert getretnen Landschaftsmaler Vernet gemeint und sich nur versprochen, oder der Name sei später im Manuskript verlesen worden.

Aus der Zeit, wo Kraus sich zu Nassau aufhielt (S. 98), stammen seine von Düntzer (Frauenb. S. 237) angeführten Lahn-Zeichnungen; bekannt sind seine Harzbilder, die er 1784 auf der mit Goethe — dem die Nähe des Künstlers unerläßlich war (S. 98) — gemeinschaftlich gemachten Harzreise aufnahm (Bd. XXVII. 1. Abth., Absatz 167). Später schloß er sich dem Eng-

länder Gore zu Malerreisen an, namentlich an den Rhein und nach Oberitalien (Bd. XXXII. S. 24). Er starb 1806 an den Folgen der Schlacht bei Jena und der Plünderung Weimar's.

735. Goethe vergleicht hier (S. 99 oben) seine Nachbildungen mit Dante's körperlosen Figuren, die Bilder wirklicher Künstler dagegen mit den Schatten werfenden Körpern Lebender, vor welchen sich jene entfernen, wie solche Bilder den Dilettanten zur Verzweiflung bringen. Derartiger Stellen finden sich mehrere bei Dante, wie im dritten Gesang des „Purgatorio", Vers 88 bis 91. Am Prägnantesten scheinen uns folgende Verse des Fünften Gesangs:

E intanto per la costa da traverso
Venivan genti innanzi a noi un poco,
Cantando miserere a verso, a verso.
Quando s'accorser ch'io non dava loco
Per lo mio corpo al trapassar de' raggi,
Mutar lor canto in un O, lungo e roco.

736. Zur Uebung, die Porträte von Freunden auf grau Papier mit schwarzer und weißer Kreide darzustellen (S. 99), vergl. die Briefstelle Nr. 2 an Auguste Stolberg, vom 13. Februar 1775, wonach Goethe „die Gestalten seiner Freunde und seiner Gegenden und seines geliebten Haudraths mit Kreide auf grauem Papier nach seiner Maße auszudrücken suchte" (Urania, S. 80).

737. Der Weimarische Kreis (S. 99 u. 100). Graf Görtz und Knebel waren dem Dichter schon persönlich bekannt, von den Fürstlichkeiten nur Herzogin Amalia noch fremd. Goethe nennt hier aber nur die literarisch oder musikalisch thätigen Personen, und auch diese nur, so weit Kraus mit ihnen in Verbindung stand, daher z. B. nicht Einsiedel und Seckendorf.

738. Diese sich an Kraus' Mappen anschließende Schilderung Weimarischer Persönlichkeiten (S. 99 u. 100) enthält die Ausführung eines Theiles des in der Anm. 605 für das Jahr 1775 angegebenen Programms, namentlich der Stellen: „Neigung der Fürsten zum Privatstande. Herzogin Mutter Regierung und Hof. Etwas Strebendes im Ganzen" (vgl. den Satz S. 100: „Man blickte nach Persönlichkeiten umher" ꝛc.). Im Dritten Theile (S. 67) ist der „Bückeburg, Abbt und Herder" betreffende

Theil des Programms kurz ausgeführt und der verwandten Bestrebungen an den Höfen zu Karlsruhe und Darmstadt gedacht. Unausgeführt geblieben ist der Abschnitt über den Kurfürsten von Mainz, Emmerich Joseph, und den Koadjutor Dalberg zu Erfurt. Wie den Bückeburger Hof Herder's wegen, so hatte Goethe die Mainzer und Erfurter geistlichen Würdenträger Wieland's wegen (S. 100) genannt, der 1769 unter Emmerich Joseph an die Erfurter Universität berufen, von da 1772 den Uebergang nach Weimar fand (Beaulieu's A. Amalia, S. 39 ff.). Im Jahre 1775 lebte der gedachte Kurfürst nicht mehr.

Von den übrigen Genannten, welche sämmtlich dem kleinen Weimar, gleichsam der zweiten Garnitur, beizuzählen, ist

a. der Kapellmeister Wolf (S. 99), als unmittelbarer Nachfolger Hiller's auf dem Gebiete des Singspiels, bekannt. Schletterer (Das deutsche Singspiel, S. 139) nennt aus jener Zeit „Das Rosenfest" (1771), „Die treuen Köhler" (1772), „Die Vordeputirten" (1773) und den „Abend im Walde" (1774) und bezeichnet diese Kompositionen als „vorzugsweise lieblich, angenehm und durchaus edel empfunden", wenn auch der Genialität ermangelnd;

b. Der Forstmann (S. 99) ist der Förster Slevoigt zu Waldeck bei Jena; in jene „Wald- und Berggegend" unternahm Goethe noch in diesem Jahre, in den Weihnachtstagen, einen Ausflug, der den ersten erhaltenen längeren Brief an Karl August mit Erinnerungsversen an Tilli hervorrief. Der Rektor in Bürgel lieh ihm damals einen Homer. Als mitanwesend werden in jenem Briefe, außer Kalb und Einsiedel, der Maler Kraus und Bertuch erwähnt, Slevoigt's spätre Schwiegersöhne; von diesen zeichnete sich

c. Bertuch in der Subskribentenliste zur Badischen Uebersetzung des „Tristram Shandy" (1774) nur als „Literatus", ward dann aber von dem jungen Herzoge als Schatullier angestellt. Im „Märchen vom Bilboquet" (1772) hatte er Wieland nachgeahmt; sein Trauerspiel „Elfriede" (1775) verletzte Goethe zu der Thl. I. S. 220 (zu S. 147) gerügten Namensverwechselung. Näher auf diesen, für das industriell-literarische Weimar wichtigen Mann einzugehn, ist hier um so weniger der Ort, als er niemals zu Goethe's Kreise gehört hat;

d. Musäus, der Verfasser der Volksmärchen, war seit 1770 Professor am Weimarischen Gymnasium (Goedeke, II. S. 631, giebt seine Schriften sehr vollständig);

e. Kirms, in Goethe's Alter stehend, seit 1774 Hofsekretär, ist aus späterer Zeit als Dessen rechte Hand bei der Leitung des Weimarischen Theaters bekannt;

f. Berendis, der Jugendfreund und Landsmann Winckelmann's, Hof- und Kammerrath, mehr dem älteren Weimar angehörig. Bei Herausgabe der Briefe Winckelmann's an Berendis (1805) theilte Goethe einen kurzen Abriß seines Lebens mit und sagte von ihnen in der Widmung an die Herzogin Amalia: „sie sind an einen Mann gerichtet, der das Glück hatte, sich unter Höchstihro Diener zu rechnen [als Schatullier] und bald nach jener Zeit Eurer Durchlaucht näher zu leben." Nach Berendis besorgte der Rath Ludecus die Schatulle der Herzogin;

g. Von den Frauen (S. 100) war des Kapellmeisters Wolf (vorstehend unter a) Gattin, Karoline, die Schwester des durch seine Melodramen berühmten, in Friedrich's des Großen Diensten stehenden Benda. Ihr musikalisches Talent ist auf der Seite vorher angedeutet;

h. Die verwittwete Legationsrath Kotzebue, Schwester von Musäus Gattin, nennt Goethe hier (S. 100) als Mutter der Amalia Kotzebue, später verehelichten Gildemeister in Lübeck, welche in den ersten Weimarischen Zeiten neben Goethe in seinen „Geschwistern" als „Marianne" spielte, sowie als Mutter des damals vierzehnjährigen, frühreifen Theaterdichters. Letzterer gab in demselben Stücke den „Briefträger", welcher nur die Worte zu sprechen hat: „Einen beschwerten Brief, zwanzig Dukaten, franko halb." In den „jüngsten Kindern seiner Laune" schreibt Kotzebue von der Mutter: „Sie besaß Geschmack, Belesenheit, zartes Gefühl und einen reichen Schatz von duldender Mutterliebe. — Sie lehrte den Knaben fühlen. Sie flößte mir den Geschmack am Lesen fast mit der Muttermilch ein", und über seine erste Berührung mit Goethe: „Goethe besuchte damals [1776] oft unser Haus; er hörte von meinem Lustspiele und bat es sich zum Durchlesen aus. Er unterhielt sich öfters freundlich mit mir und munterte mich zum Fleiße auf", und nach dem Lesen des „Werther": „Es wurde dadurch in meinem Herzen eine so schwärmerische Liebe für den Verfasser erzeugt, daß er mich hätte ins Feuer senden können, um einen verlorenen Schuhriemen herauszuholen." Später änderte sich das.

739. Nach Jena (S. 100) wurde zu Ende des Jahres 1775 Goethe's Landsmann Griesbach berufen, den er noch im August

zu Frankfurt gesehn (Brief an die Karschin); im folgenden bemühte sich Goethe vergeblich, seinen Freund Häpfner dahin zu ziehen (Anm. 473 zu Ende).

Die junge Fürstin (S. 100), Herzogin Louise, fand in Folge des Schloßbrandes 1774 kein für eine Hofhaltung geeignetes Stadtschloß zu Weimar vor und war lange Jahre genöthigt, in dem dazu nicht eingerichteten sog. Fürstenhause zu residiren.

740. Die Stellen dieses biographischen Vortrags, welche der Verfasser bei dem Rückblicke auf die verschiedenen Phasen seines religiösen Verhaltens (S. 100 u. 101) im Auge hat, möchten, was das Kind betrifft, zu Ende des Ersten Buchs, was den Knaben, in der Erzählung von den biblischen Studien im Vierten und von seiner Einsegnung im Siebenten Buche (Thl. II. S. 74 ff.) und hinsichtlich des Jünglings in der Geschichte seiner eigenen Theo- und Kosmogonie am Ende des Achten zu finden sein. Die freudige Hingabe an den allgemeinen Glauben (S. 101, Z. 5), also an den christlichen, wird in der ganzen Erzählung vom Zwölften Buche an mehr vorausgesetzt, als daß davon ausdrücklich die Rede wäre.

Man könnte nun in dem in die religiösen Vorstellungen nicht rein aufgehenden Ungeheuren und Unfaßlichen (S. 101, Z. 9 u. 10), welches sowol mit dem Zufalle als der Vorsehung Verwandtschaft zeige (im folgenden Absatze), einfach das Schicksal, das Fatum erblicken. Dieses ist jedoch eine äußere Macht, während das Dämonische, welches Goethe schildert (S. 101 bis 103), dem eignen Innern angehört. Aeußeres und Inneres muß verbunden gedacht und das Dämonische in der mit der eignen Naturbestimmung zusammenfallenden, aus dieser erwachsenden Schicksalsmacht gefunden werden. Aus der Verbindung von Schicksal und Natur folgt der Gebrauch des Begriffs für die moderne Tragödie, wie ihn Shakespeare kennt und wie ihn Goethe an dieser Stelle für seinen „Egmont" heranzieht. Das hier über das Stück Gesagte (S. 102) ist klar; nur könnte fraglich sein, was unter dem, den Wünschen aller Menschen entsprechenden Dritten (das. in der Mitte) zu verstehen. Ueberdies (S. 420) scheint es als die göttliche Liebe und Gerechtigkeit im christlichen Sinne zu nehmen; das kann man gelten lassen; speciell auf das Stück angewendet, offenbarte die göttliche Weltregierung ihren Einfluß in der endlichen Befreiung der

Niederlande, und Goethe wird die Aussicht auf diese im Sinne gehabt haben.

Eckermann (II. S. 293 bis 299) beschäftigt sich viel mit Goethe's „Dämonischem, diesem unaussprechlichen Welt- und Lebensräthsel", und er verzeichnet das Gespräch, welches er am 2. März 1831 mit dem Dichter darüber führte. Darin nannte dieser als Beispiele dämonischer Naturen Napoleon und den damals die Welt aufregenden Musiker Paganini. „Das Dämonische", sagte Goethe, „ist dasjenige, was durch Verstand und Vernunft nicht aufzulösen ist" (vergl. Danzel's Spinozismus, S. 90 f.).

Bei dem Beispiel der Alten (S. 101, Abs. 2) ist an Sokrates' und Plotin's Dämon zu denken, zwar eine Eigenschaft der Seele, aber als eine sie beherrschende Macht aufgefaßt. Bei den Späteren, Cardanus, Campanella, Scaliger, erscheint der Dämon als ein spiritus familiaris, der mehr und mehr teuflische Natur annimmt. Kant leitet „Genie" von genius ab, „dem eigenthümlichen, einem Menschen bei der Geburt mitgegebnen, schützenden und leitenden Geist, von dessen Eingebungen seine originalen Ideen herrührten" (Krit. d. Urtheilskr., §. 46). In diesem Sinne war das Dämonische in Goethe wirksam, und Jacobi schrieb, als er ihn zuerst gesehn, an Wieland (27. Aug. 1774): „Goethe ist ein Besessener." Nach Baggesen: „Wem der Gedanke da kommt, suchend ihn, der hat Genie."

Dem entsprechend, wie der „Dämon" in den „Orphischen Urworten" (Bd. II. S. 242) erklärt wird, hat Goethe im Weitern (S. 103) die Fälle im Auge, wo das Dämonische nicht nothwendig als Attribut des Genie's, sondern als eine unbewußte Kraft, als eine magische Gabe bei durch besondre Talente nicht ausgezeichneten Menschen, wie Lavater, Cagliostro (Eckermann, II. S. 70) sich äußert. Bei der Herrschaft über die Elemente (S. 103, Z. 7) schweben wol Erscheinungen des Magnetismus vor, wie die Pendelschwingungen über Metallen in den „Wahlverwandtschaften", und bei den Thieren (S. 102, Abs. 3) manche wunderbare Aeußerungen des Instinkts, wie die Wanderversammlungen der Vögel. Die Mythen aller Völker lieben es ja auch, den dämonischen Schicksalsmächten Thiergestalt beizulegen. — Das hier vom Webstuhl hergenommene Bild von Zettel und Einschlag braucht der Verfasser mit besonderer Vorliebe (z. B. Sprüche in Prosa, Nr. 152).

Wegen des am Schlusse des Abschnitts wiederholten Motto's s. Anm. 603.

741. Das Bild vom Zauberlehrling (S. 103, Abs. 2) ist Thl. III. S. 199 und Anm. 595 erörtert. — „Einer soll die Braut nach Hause führen" (das.) nach dem Sprichwort: „Wer's Glück hat, führt die Braut heim."

742. Das Zusammentreffen des eben (3. September) zur Regierung gelangten, auf der Brautreise begriffnen Herzogs Karl August von Weimar mit den oben (Anm. 686) genannten, in die Heimath zurückkehrenden meiningen'schen Prinzen (S. 104 u. 105) fällt in die Tage vom 20. bis 22. September. Das Frankfurter Journal vom letztern Tage enthält die Anzeige: „Unter den vielen durchlauchtigen Herrschaften, welche sich allhier aufhalten, befinden sich der regierende Herzog von Sachsen-Weimar, die verwittwete Markgräfin von Baireuth, die verwittwete Herzogin von Sachsen-Meiningen nebst dero durchlauchtigen Prinzen" (Frauenb., S. 346). Die letztgedachten Prinzen sah Goethe in diesem Jahre zum dritten Mal. Mit dem Herzoge von Weimar begegnete sich der bei Goethe eingekehrte Arzt Zimmermann, welcher mit „eignen Augen sah, daß der Herzog ganz in Goethe verliebt war" (Thl. III. S. 454).

Und gerade in diesen Tagen sollte es mit Lilli zur Entscheidung kommen; daß gleichzeitig mit der Lösung dieses Bundes durch die zufällige Anwesenheit des Herzogs Karl August der neue Bund sich knüpfte, welcher Goethe nach Weimar führte und bis an sein Lebensende dort festhielt, — darin glaubte der Greis noch jenes von ihm genannte Dämonische zu erblicken (Eckermann, III. S. 300; s. auch unten S. 108).

Auf den Maskenball vom 19ten, dessen Besuch Lilli absagen ließ, war Goethe gleichwol „einem süßen Geschöpf zu Lieb'" gegangen und hatte zwar nur zwei Menuets getanzt, aber bis sechs Uhr Morgens jenem „süßen Mädchen, die einen Husten hatte, Gesellschaft geleistet" (An A. Stolberg; s. „die Frühlingsblume an meinem Herzen" des Tagebuchs vom 30. Oktober). Am 20sten nach dem Balle stellte er sich „den Prinzen von Meinungen dar"; am 21sten beschäftigt ihn der neue, in Lyon gestickte Rock mit Ungeduld wegen der für die Zukunft so entscheidenden Besuche bei den Fürsten, und vom 22sten — auf einen der beiden Tage ist das verfehlte Diner (S. 105) zu setzen — lauten in dem Schreiben an A. Stolberg die bezeichnenden Worte: „Gestern lauter Altessen", sowie aus derselben Zeit an Lavater: „Ich bin schon seit vierzehn Tagen ganz im Schauen der großen Welt."

743. Die Einladung des Herzogs von Weimar wurde angenommen, die weitere Verabredung (S. 105, Abs. 2) dagegen erst am 12. oder 13. Oktober bei der Rückkehr des Herzogs von der Hochzeit getroffen.

Der zurückgebliebene Kavalier war der Kammerjunker von Kalb.

Aus der Zeit des vergeblichen Wartens die Worte an Knebel: „Euer junges herzogliches Paar verlangte, ich sollte sie nach Weimar begleiten, ich richtete mich ein, packte, zog meine Reisekleider an, nahm Abschied [zu S. 106] und blieb sitzen, durch welch Geschick, weiß ich nicht. Kalb kam nicht, an den man mich verwies“ (Briefw., Nr. 7).

744. Diese unfreiwillige Einsamkeit (S. 106) oder, wie Goethe an Bürger am 18. Oktober schreibt, „die ersten Augenblicke Sammlung, die mir durch einen tollen Zufall, durch eine lettre de cachet des Schicksals übers Herz geworfen werden“ (Strodtmann, Nr. 187), kamen seinen Dichtungen zu Statten.

„Ich habe das Hohelied Salomon's übersetzt, welches ist die herrlichste Sammlung Liebeslieder, die Gott erschaffen hat“ (s. Schöll's Aufsätze, S. 155), und „Hab' an Faust viel geschrieben“, heißt es in dem Briefe aus Anfang Oktober an Merck (Br., II. Nr. 22). Egmont's wird in der Korrespondenz zwar nicht gedacht, aber er gehört sicher zu denjenigen Arbeiten, auf die der Schluß des Briefes an Bürger hinweist: „Ich hab' allerlei geschrieben, das Dir eine gute Stunde machen soll. — Sind aber doch allzumal Sünder und mangeln des Ruhms, den wir vor unsrer Mutter Natur haben sollten.“

Daß der „Egmont“ schon damals, in den Hauptumrissen wenigstens, zu einem Abschlusse gebracht worden, ist sehr wahrscheinlich (Bd. VII. S. 6). Der Vater sollte das Stück nicht mehr gedruckt sehn (S. 106).

745. Das Lied „Warum ziehst Du mich unwiderstehlich“ (S. 107; s. im Siebzehnten Buch, S. 25), aus dem Anfange des Jahres, läßt auch Merck in seinem „Akademischen Briefwechsel“ (bei Stahr, S. 134) eine seiner Personen singen. Melodie und Lied müssen beliebt gewesen sein.

In dem Reisetagebuch vom 30. Oktober ruft Goethe dann Lilli zu: „Lilli Adieu! Lilli zum zweiten Mal! Das erste Mal

schied ich noch hoffnungsvoll, unsere Schicksale zu verbinden; es hat sich entschieden, wir müssen einzeln unsere Rollen ausspielen. Mir ist in dem Augenblick weder bange für Dich noch für mich, so verworren es aussieht" (bei Schöll, Aufs., S. 159). Aber wenn es weiter unten (S. 110) von den Heidelberger Tagen heißt: „Lili's Bild schwebte mir wachend und träumend vor", so gilt dies auch von der ersten Weimarischen Zeit, in welche wir Lieder setzen wie „Angedenken Du verklungne Freude" (Bd. I. S. 62) und „Im Felde" mit den Versen: „Da schwebt so licht Dein liebes Bild, Dein süßes Bild mir vor" (daf. S. 63), dazu die Verse von Weihnachten 1775 (Bd. III. S. 316):

„Holde Lili, warst so lang
All mein' Lust und all mein Sang.
Bist ach nun all mein Schmerz, und doch
All mein Sang bist Du noch" —

und aus Anfang 1776 die Widmung:

„Im holden Thal, auf schneebedeckten Höhen
War stets Dein Bild mir nah" u. s. w. (daf. S. 101).

Auch dramatisch versuchte Goethe in Weimar diesem Bilde in dem Entwurf gebliebenen „Falken" Gestalt zu geben (nach Boccaccio, Dekam. V. 9; s. Bartsch in Lindau's „Gegenwart" 1876, Nr. 7). Wiedergesehen haben sich Beide am 26. September 1779 zu Straßburg: „Ich ging zu Lilli und fand den schönen Grasaffen mit einer Puppe von sieben Wochen spielen und ihre Mutter bei ihr. Auch da wurde ich mit Verwunderung und Freude empfangen. Erkundigte mich nach Allem und sah in alle Ecken. Da ich denn zu meinem Ergetzen fand, daß die gute Kreatur recht glücklich verheirathet ist. Ihr Mann, aus Allem, was ich höre, scheint brav, vernünftig und beschäftigt zu sein, er ist wohlhabend, ein schönes Haus, ansehnliche Familie, einen stattlichen bürgerlichen Rang ꝛc., Alles was sie braucht ꝛc. Er war abwesend. Ich blieb zu Tische. — Abends aß ich wieder bei Lilli und ging in schönem Mondschein weg. Die schöne Empfindung, die mich begleitet, kann ich nicht sagen" u. s. w. (An Frau v. Stein, I. S. 246). Des so bedeutungsvollen Grußes, den die schöne und charaktervolle Frau i. J. 1794 aus Erlangen ihrem alten Verehrer zusandte, gedachten wir schon in Anm. 729. Sie nannte sich damals in ihrem vertrauten Kreise Lise oder Elise, ihre Tochter dagegen wieder Lilli. Im

Damenkalender auf 1799 erschien ein Gedicht von G. Schweighäuser „An Elise von Türckheim und Maria von Montbrisson. Das weibliche Leben“ (Vollmer, Schiller und Cotta, 1876, S. 274). Sie starb zu Ende der Funfzige am 6. Mai 1817 auf dem Türckheim'schen Gute Krautergersheim bei Straßburg: „Meine Lilli ist erblasset, sanft entschlafen diese Nacht in den Armen der treuen Tochter Brunck, die Segen einernten wird. Die Mutter hat mit unaussprechlicher Zartheit ihr für die schönen Opfer kindlicher Liebe gedankt. Mein Trost hienieden sind die Kinder, die alle ohne Ausnahme der Mutter Pflege und Bildung einen unverwelklichen Kranz flechten“ (aus einem Schreiben Türckheim's vom nächsten Tage, Frkftr. Konversationsbl. 1874, Nr. 218; ein anderes, Frauenb., S. 389). Spach hat in seinen elsaßischen Lebensbildern sowol Lilli's Gatten, der um 1808 eine kurze Zeit badischer Finanzminister gewesen ist, als auch ihrem ältesten Sohne Friedrich, seit 1806 Leiter des väterlichen Geschäfts, ehrende Denkmäler gestiftet. Ein jüngerer Sohn suchte als französischer Husarenoffizier Goethe'n unmittelbar nach der Schlacht bei Jena in Weimar auf, und später im Winter 1830 sah Dieser noch eine Enkelin Lilli's, Fräulein von Türckheim, welche sich eine Zeit lang zu Weimar aufhielt; Goethe bemühte sich, „die geliebten Züge ihrer Verwandten in ihr wieder aufzusuchen“ (Eckermann, III. S. 298).

746. Die Zeit des Harrens währte vom 13. bis zum 29. Oktober, dem letzten Tage (S. 108, Abs. 2). Passavant befand sich am 7. Oktober noch bei Lavater in Zürich (Alsatia 1873, S. 85, wo seiner bevorstehenden Abreise nicht gedacht wird); er konnte daher nur erst eben aus der Schweiz zurückgekehrt sein.

Daß Goethe am 30sten seine Vaterstadt verließ, ergiebt das mehrfach erwähnte, unterwegs in Ebersstadt und Weinheim an der Bergstraße, bei dem schönsten Herbstwetter, in Weinlaune, bei „ominöser Ueberfüllung des Glases“ begonnene Tagebuch (Schöll, Aufs., S. 157 bis 162).

Die letzte Zeit seit dem Bruche mit Lilli, besonders nach der Abreise des Herzogs von Weimar im September, hatte Goethe mehr wie je den Eltern gehört. Zimmermann schrieb an Frau von Stein: „Ah, si vous aviez vu, que le grand homme est vis-à-vis de son père et de sa mère le plus honnête et le plus aimable des fils, vous auriez eu bien de

la peine, um ihn nicht durch das Medium der Liebe zu sehen" (Br. von Goethe ꝛc. an Friedr. v. Stein, S. 180). Am 23sten oder 24sten September — so ist der Brief an Lavater Nr. 3 zu datiren — schildert er Diesem eine solche Scene „häuslicher Innigkeit" mit den Eltern vor seinem Bette, auf welche auch die Theilnahme des Vaters am „Egmont" schließen läßt. Am 30sten Oktober früh sandte ihm der Vater aus dem Bette durch die Mutter als Abschiedsgruß das Bibelwort: „Bittet, daß Eure Flucht nicht geschehe im Winter, noch am Sabbath."

Das Jahr 1775 war ein sehr gesegnetes. Im Februar schon hatte Goethe das Nahen des Frühlings (Anm. 638) gefühlt; im Mai kam zwar noch Schnee und Frost unerwartet nach, aber der Hochsommer war dem Wein und den Früchten günstig; aus Juli und August findet man in den Briefen jenes Jahres (Boie) Klagen über die starke Hitze. Der Pfarrer zu Thiengen bei Freiburg im Breisgau trug in das Kirchenbuch v. J. 1775 ein: „schneite am 20. Mai, gleichwol eine reiche Frühernte und so gesegneter Herbst, daß, wenn später nicht ein Schloßenwetter eingetreten wäre, man nicht Faß genug gehabt hätte, am den Most aufzuheben. Qualität mittelmäßig."

Diesen reichen Herbst fand Goethe an der Bergstraße und in der Pfalz vor. In Weinheim konnte er vor „Herbstbutten und Zuber" den Weg zum Wirthszimmer nicht finden, hieß aber den Wirth sich nicht stören, „denn es sei sehr selten, daß Einen der Segen Gottes inkommodire". Und in Heidelberg erwartete ihn das schöne Fest der Weinlese mit elsaßischen Gefühlen (S. 109).

747. Heidelberg hatte Goethe nur kurz im Mai desselben Jahres gesehn (Anm. 682). Der dort wohnenden Handelsjungfer Delph ist oben S. 37 und Anm. 653 gedacht. Sie hatte ihn eingeladen, er aber wegen der Weimarischen Reise abgesagt. Das von ihr und einer ältern Schwester bewohnte Haus lag am Markt, neben der Hof-Apotheke, jetzt Nr. 70 der östlichen Hauptstraße, mit einem kleinen Nebenhause in der Mittelhadgasse. Aus diesem, jetzt dem Henrici'schen Hause, wo er die Delph noch 1797 antraf, da sie es erst im Jahre 1800 an den Handelsmann Cavallini (für 6000 Gulden) verkaufte, rief den Dichter das Horn des Postillons nach Weimar ab (S. 110).

Dichterischen Umgang konnte die Stadt ihm nicht bieten.

Auch die Univerſität enthielt keine anlockenden Berühmtheiten. Der Philoſoph Agricola, derzeitiger Rektor, unter den Juriſten zwei Wedekind — lauter verſchollene Größen, wenn überhaupt.

Aber die Delph ſorgte für Familienumgang (S. 109). Goethe nennt beſonders das Haus des Oberforſtmeiſters von W..... Nun laſſen ſich die pfälziſchen Amtsverhältniſſe jener Zeit aus den vorhandenen Staatskalendern leicht überſehn. Danach gab es in Heidelberg, außer dem ſtädtiſchen Forſtbeamten, nur den „Obriſtforſtmeiſter“ von Buchwitz; derſelbe beſaß ein eignes, in der Hauptſtraße belegnes Haus (das jetzige Zimmermann'ſche, Weſtliche Hauptſtraße Nr. 43). Goethe mag mit Buchwitz, der noch bei ſeinem Heidelberger Aufenthalt v. J. 1797 lebte, bekannt geworden ſein. Da Derſelbe jedoch außer der Frau, welche er kurze Zeit nach Goethe's Abreiſe im Dezember 1775 verlor, keine Familie beſaß, wie ihn auch ſpäter der mit ſeiner Frau verwandte Fürſt Wrede beerbt hat, ſo muß der angedeutete Name W...., und nicht der damit verbundne Titel entſcheiden. Dieſer Name kann kein andrer ſein als der ſchon erwähnte Wrede, da der unter den „gelehrten Regierungsräthen“ aufgeführte Landſchreiber des Oberamts Wrede (eigentlich Wreden) mit einer ſolchen Familie geſegnet war, wie ſie Goethe beſchreibt, er auch in noch nachweisbarer Berührung mit den Delphs geſtanden hat. In Aufzeichnungen der Frau Wrede findet ſich z. B.: „Mademoiſelle Delphin zahlt für meinen Sohn Franz in Frankfurt 96 Gulden, ebenſo Bankier von Türckheim 49 Gulden.“

748. Der kurpfälziſche Landſchreiber und ſpeiriſche Hofrath Wrede (S. 109), damals im Anfange der Funfzige ſtehend, der erſte Civilbeamte der Stadt, wohnte mit ſeiner als ſiebzehnjährige Wittwe erheiratheten, damals über die Mitte der Vierzige gelangten Frau und ſechs Kindern, welche von dreizehn übrig geblieben waren, in dem von ihm käuflich erworbenen, ehemals von Bettendorf'ſchen, jetzt „Großherzogliches Palais“ genannten fiskaliſchen Hauſe am Karlsplatz, von wo der Fußweg auf das Schloß hinaufführt.

Von den Kindern des Oberamtmanns ſtand das dreizehnte und jüngſte, Karl, der fünfte Sohn, erſt im neunten Jahre. Als dem Fürſten Wrede iſt ihm von König Ludwig von Baiern in ſeiner Vaterſtadt ein Standbild errichtet. Nur zwei Schweſtern waren am Leben, die einundzwanzigjährige Marie Louiſe Joſepha und die neunzehnjährige Franziska Charlotte Joſepha.

Beide wurden erst im folgenden Jahrzehend vermählt. Auf eine dieser beiden jungen Mädchen muß die praktische Delph es abgesehen haben. Goethe sagt: die eine Tochter — auch er nimmt also wenigstens zwei an — ähnelte Friedriken (S. 109), wie der pfälzische und der niederelsaßische Charakter sich überhaupt nahe berühren. Wir wissen nicht, welche von den beiden Töchtern Goethe vorgezogen, wir wollen auch nicht sagen, daß in solchen Fällen die größere Jugend entscheide, noch daran erinnern, daß Friedrike Brion, mit der Jene verglichen wird, die Zweite der Schwestern gewesen: nur würde, wenn in der Schilderung der Familie des „Herrn Tüdou" (Bd. XVI. S. 230 in den „Briefen aus der Schweiz") sich Züge aus dem Leben im Wredischen Hause zu Heidelberg fänden, die „zweite Tochter" anzunehmen sein. Unter den wieder aufgesuchten alten Spielen (S. 109) wird dort (Bd. XVI. S. 231 f.) ein von dem früher erwähnten verschiednes Mariagespiel anschaulich geschildert.

749. Der Kurfürst Karl Theodor von der Pfalz (Thl. I. S. 199) residirte noch zu Mannheim (S. 110), bis ihn nach drei Jahren die eröffnete bairische Succession nach München berief. Die Mannheimer Akademie und das Mannheimer Theater bezeugen seine Kunstliebe. So wie der Hof selbst, waren alle höheren Beamten katholisch, darunter auch die Buchwitz und Wrede. Das schlösse aber nicht aus, daß die reformirte Delph den Lutheraner Goethe nicht auch durch ein katholisches Mädchen an die Pfalz hätte fesseln wollen: Buchwitz und Wrede folgten nicht der klerikalen Richtung, welche den bigotten Hof beherrschte. Hierzu die „Relaispferde" in Anm. 655. welche sich auf frühere Präliminarien jener Anstellungsversuche beziehen mögen.

750. Der Heidelberger Aufenthalt beschränkte sich auf nur wenige Tage, da Goethe schon am siebenten November in Weimar eintraf und noch ein, wenn auch ganz kurzer Aufenthalt zu Frankfurt in Rechnung kommt. Er kann daher überhaupt nur etwa vom 30. Oktober bis zum 3. November dort verblieben sein, aber doch lange genug, um sich der Zeit bei dem Besuche 1797 noch mehrfach zu erinnern: „Ich ging in Erinnerung früherer Zeiten über die schöne Brücke und am rechten Ufer des Neckar's" den Heiligenberg hinauf; dieser Brücke war „eine edle Würde verliehen, besonders in den

Augen Desjenigen, der ſich noch der alten hölzernen Brücke erinnerte" (Bd. XXVI. S. 52 f.). Die alte überdachte, jedoch auf ſteinernen Pfeilern ruhende Holzbrücke beſtand noch 1775 und ward erſt 1784, nach der Zerſtörung durch das große Waſſer jenes Jahres, durch die jetzige ſteinerne erſetzt.

Aber noch 1815, wo der Dichter wieder beglückende Herbſttage hier genoß (Bd. IV. S. XXV), wurden ſeine Gedanken auf jene kritiſchen Momente ſeines Lebens zurückgeführt. Auf der Fahrt mit Boiſſerée (Deſſen Leben, I. S. 288) von Karlsruhe nach Heidelberg am 5. Oktober jenes Jahrs trat dieſe Vergangenheit hervor: „Dann wachten bei Goethe alte Erinnerungen auf. Grade vor vierzig Jahren ließ ihn der Herzog von Heidelberg nach Frankfurt durch Staffette holen. Wenn er [der Herzog] jetzt grade beim Miniſter Stein in Frankfurt wäre und es ihm einfiele, wäre er im Stande, es zu wiederholen."

751. Der S. 111, Z. 8 v. u. erwähnte Burſche war der damals zwanzigjährige Philipp Seidel, ſpäter Goethe's Faktotum zu Weimar, ſeine „vidimirte Kopie". Auch Kelchner (Frkf. Didaskalia 1875, Nr. 29) giebt an, daß „er den Dichter nach Heidelberg begleitet".

752. Der ſchöne Schluß (S. 112) mit den Worten, welche Egmont ſeinem Sekretär (Aufz. 2) zuruft, iſt charakteriſtiſch für das ganze Werk. Auch ſie bilden eine oratio morata (Anm. 675). Wir können nicht glauben, daß dieſe Stelle, worin der Jambus hörbar pulſirt, damals ſchon geſchrieben geweſen ſei; aber als Ausdruck des Moments iſt ſie unvergleichlich gewählt. Den dämoniſchen Zug des Schickſals, den ſie ausſpricht, empfand Goethe in jener Kriſis aufs Lebhafteſte. Den Sinn dieſes Citats enthält ſein Tagebuch vom 30. Oktober vollſtändig: „Fragt das liebe unſichtbare Ding [„das liebe Ding, das ſie Gott heißen", an A. Stolberg, Nr. 5], das mich leitet und ſchuft, nicht ob und wann ich mag. Ich packte für Norden und ziehe nach Süden; ich ſagte zu und komme nicht, ich ſagte ab und komme", und: „das Weitere ſteht bei dem lieben Ding, das den Plan zu meiner Reiſe gemacht hat" (vergl. über dieſe Bezeichnung Anm. 191). Das Gedicht „Seefahrt" giebt jene Spannung, ihre Löſung und das Walten des Schickſals poetiſch wieder.

„Wohin es geht, wer weiß es? Erinnert er sich doch kaum, woher er kam“ — so schließt die Geschichte mit den den Dichter stets umtönenden Schicksalsfragen des von Luther umgebildeten geistlichen Liedes (s. Bd. IV. S. 66):

Ich lebe, und weiß nicht wie lang,
Ich sterbe, und weiß nicht wann,
Ich fahre, ich weiß nicht wohin —

oder wie Young (Night Thoughts, IX) dieselben im vorigen Jahrhundert formulirt hat:

What am I? and from whence? I nothing know,
But that I am!

Nachträge und Berichtigungen

zu allen vier Theilen „Dichtung und Wahrheit".

Theil I (Werke, Bd. XX).

1. S. 1. Der Titel findet sich bereits in mehreren ältern Schriften. Wir haben notirt: „Wahrheit und Dichtung". Riga. 1787. eine Sammlung von Gedichten, Abhandlungen, Gedanken u. s. w., ferner: „Fr. Ehrenberg, Wahrheit und Dichtung über unsre Fortdauer nach dem Tode. In Briefen von Julius und Emilien". Leipzig 1803. und: „Dichtung und Wahrheit. Erzählungen von Sophien". Gießen 1813. In „Wahrheit aus Jean Paul's Leben" 1826 und in dem Libell: „W. C. Aus Goethe's Leben. Wahrheit und keine Dichtung". 1849. von Coudray, wird der Titel parodirt. Richelot überträgt denselben mit Vérité et Poésie (Goethe, ses mémoires et sa vie. Tome 1—4. Paris 1863 u. 1864), Oxenford (1872) mit Truth and Poetry.

Bemerkenswerth ist, daß F. A. Wolf *μῦθος καὶ λόγος* in der Schrift: „Zu Plato's Phädon" (Berlin 1811. S. 27) mit „Dichtung und Wahrheit" wiedergiebt.

2. S. 147. Die dort angeführten Anfangsworte der Goldnen Bulle sind dem Evangelium Matthäi 12, 25 entnommen. Christus sagt hier: „Ein jeglich Reich, so es mit ihm selbst uneins wird, das wird wüste."

3. S. 206, Z. 4 v. o. ist zu lesen: „S. 392" und „Landstraßen". — Verschieden von der Uebersetzung Z. 2 v. u., liest die Oxenford'sche 1872 nach dem Druckfehler: The representations of animals.

4. S. 207. Textrev. zu S. 21, Z. 1 v. o. Pommer ist Verdeutschung des alten Blasinstruments bombardo.

5. S. 217. Textrev. zu S. 112, Z. 15 v. u. ist zu lesen: con bravura.

6. S. 230, Anm. 5. Am 17. April 1874 hat das Standesamt zu Frankfurt a. M. nach dem „Buch der Getauften" des Jahres 1749 Goethe's Taufakt amtlich ausgefertigt. Derselbe ergiebt, daß Fresenius die Taufe im Hause vollzog und daß der Großvater Textor als einziger Taufpathe zugegen war. Er lautet: „1749. Augustus. Getaufte hierüben in Frankfurth. Freitags den 29sten dito. p. Hrn. Dr. und Sen. Fresen privat. Goethe. der Hoch Edelgebohren und Hochgelahrte Herr Johann Caspar, Ihro Römisch Kaiserl. May. würcklicher Rath und beider Rechten Doct. allhier; dann S. T. Frau Catarina Elisabeta, dessen Ehe-Consortin, geb. Textorin, einen gestrigen Donnerstags Mittags zwischen 12 und 1 Uhr gebohrnen Sohn und 1stes Kind Johann Wolfgang. Der hierzu erbetene Herr Gevatter war, der Frau Kindbetterin Leibl. Vatter, der Wohlgebohrne Herr, Herr Johann Wolfgang Textor, Hochansehnlicher Reich-Gerichte-Schultheiß allhier, wie auch Ihro Röm. Kaiserl. May. würcklicher Rath" (Didaskalia 1874, Nr. 209).

7. S. 233, Anm. 7. Ein Gerämé beschreibt Goethe in dem Briefe an Graf Reinhard vom 13ten Februar 1813.

8. S. 235, Z. 8 ist zu lesen: 1858 (nicht: 1856), und letzte Zeile: dritten (nicht: zweiten).

9. S. 236, a. Anm. 13. Nicht 1795, sondern schon zu „Pfingsten 1794" machte Goethe das Geschenk an Voigt mit den Zeilen: „Ich übergebe Ihnen die alten Sammlungen meines Vaters mit dem Gefühl, daß sie nicht aus der Familie gehen".

Daselbst b, Anm. 14. Der italiänische Text — in dessen erstem Verse das o zu streichen — findet sich auch als Quartett für vier gemischte Stimmen, Andante sostenuto in Es-dur, komponirt von Venanzio Rauzzini. Die zweite Strophe lautet in diesem Notturno:

Ogni oggetto che altrui piace
Per me lieto più non é.
Ho perduto la mia pace.
Sono io stesso in odio a me.

10. S. 243. Die in Anm. 18f erwähnte lange Schirn liegt vom Markt aus linker, nicht rechter Hand. Auch ist in Anm. 19b die Nähe des Doms für das Kompositum nicht ganz zutreffend.

11. S. 245, Z. 3 iſt zu leſen K. (Karl) Kruthoffer (nicht A.).

12. S. 246. Einen diplomatiſch genauen Abdruck der Römer-Inſchrift giebt auch Mayer in den Heidelb. Jahrb. 1812. Nr. 15. S. 234 (darin: verhoren).

13. S. 254, Anm. 33. Die erſte Ausgabe der Keyßler'ſchen Reiſen erſchien 1729.

14. S. 258. Zur Literatur über das Liſſaboner Erdbeben führen wir noch an: „Wieland's Betrachtungen" über daſſelbe (1756) und die beiden Gedichte von Zimmermann: „Die Zerſtörung von Liſſabon. Ein Gedicht", und „Gedanken über das Erdbeben" u. ſ. w. (beide 1756). Vergl. Klopſtock und ſeine Freunde. 1810. Bd. II. S. 89. Nr. 80.

15. S. 262, Anm. 39. Merian's Foliobibel S. 29 führt den Titel: „Biblia, das iſt die ganze Heilige Schrifft durch D: Martin Luther verteutſcht. Mit Kupferſtücken. Getruckt zu Frankfurt Im Verlegung Matthäi Merian Seeligen Erben." Dazu gehören 233 ſchöne Kupferſtiche. Das erſte Bild zum Evangelium Matthäi enthält die Worte: Matthaeus Merian fecit 1627.

16. S. 274, Z. 20 iſt zu leſen: Kalender 1757.

17. S. 278. Ein Beiſpiel von dem früher üblichen Schlagen auf die vorgeſtreckte Hand führt Bodemann in ſeinem „Lavater" S. 9 an, und Baſedow ſpricht in ſeinen „pädagogiſchen Unterhaltungen" von einem ſchwäbiſchen Rektor, der in 51jähriger Amtsführung ausgetheilt: 911,500 Stockſchläge, 124,000 Ruthenhiebe und 21,000 Klapſe und Pfötchen mit dem Lineal.

18. S. 279. Verfaſſer der Poſſe „Der Prorektor" iſt Textor (1789 und 1839; ſ. Goedeke, III. S. 211. Nr. 551).

19. S. 287, Z. 12 iſt zu leſen: Theil III (nicht IV), S. 290, Z. 3 v. u.: Mitth., III. 157 (nicht II), S. 292, Z. 7 v. u.: erlernte (nicht: leitete) und S. 293, Z. 10 v. u.: Theil III. Buch 15 (nicht: Theil IV. Buch 17).

20. S. 301, Anm. 70. Der Graf Thorane war nicht von Graſſe, wie Goethe S. 78 erzählt, ſondern von dem Schloſſe Mouans bei Graſſe gebürtig. S. 303, Z. 12 muß es daher heißen: „in dem Schloſſe bei Graſſe". Der Herausgeber hat

dies Schloß (Château de Thorane à Mouans-Sartoux) im Dezember 1874 besucht, ohne jedoch in der reichen Gemäldesammlung des jetzigen Besitzers eines der Bilder Frankfurter Meister, von welchen Goethe spricht, aufzufinden. Das Schloß, unmittelbar an der Eisenbahnstation Mouans zwischen Cannes und Grasse belegen, im Anblicke der letztgenannten, amphitheatralisch auf den Ausläufern der Gebirge inmitten von Villen und Oelwäldern hingestreckten Stadt, ist mit alterthümlichen Thoren, Thürmen, Mauern und Gräben versehen und, so weit es in der Revolution zerstört war, im frühern Stile wiederhergestellt. Die Wölbungen der Zimmerdecken machten die von Goethe, Theil I. S. 82, beschriebene Vermessung der Zimmer und Kabinette Behufs genauer Uebereinstimmung mit den Maßen der Bilder nothwendig.

21. S. 302, Anm. 71. Vergl. über Diene auch W. Stricker, Im Neuen Reich 1874, Nr. 32. S. 240.

22. S. 302, Anm. 73. Thorane wird hauptsächlich wegen denkwürdiger Richtersprüche mit Ossuna verglichen; denn wegen solcher war Dieser berühmt; einige werden von Pitaval in seinen Causes célèbres mitgetheilt.

23. S. 306, Anm. 76e und d. Die Rousseau'sche Oper ward zu Paris am 1. Oktober 1815 vor den Monarchen wiederholt; ebenso wird Rose et Colas vor denselben am 20. Juli und 27. September 1815 im Theater Feydeau aufgeführt.

24. S. 311, Anm. 82. Mayer nahm das Weißfrauenkloster statt des Liebfrauenklosters an (Heidelb. Jahrb. 1812, Nr. 15. S. 234).

25. S. 312, Anm. 84. S. Hirzel besitzt ein Exemplar von Bogatzki's „güldenem Schatzkästlein der Kinder Gottes", Halle 1755, in welches Goethe's Mutter sich 1759 eingezeichnet hat (Neuestes Verzeichn. e. Goethe-Bibliothek. 1874. S. 175).

26. S. 317, Z. 7 ist zu lesen: zwischen socero und genero.

27. S. 320, Anm. 96. Hier ist Z. 19 zu lesen: „Mit den Nachkommen des jüngern Moritz stand Goethe" u. s. w. Dies ergeben Nachrichten, die Herr Direktor Redlich zu Hamburg einem alten Anschreibebuch der Moritz'schen Familie entnommen und uns gütigst zur Disposition gestellt hat. Danach hatte der

jüngere Moritz, der Legationsrath, von seiner Gattin, geb. Schöll, fünf Kinder. Der jüngste Sohn Johann Kaspar war der Pathe von Goethe's Vater. Die älteste Tochter Esther, verehlichte Senator Stock, seit 1808 verwittwet, und die zweite Tochter Maria Anna, seit 1813 gleichfalls verwittwet, lebten in Frankfurt zusammen. Bei ihnen ging Goethe's Mutter ein und aus; Goethe schenkte Stocks 1807 die neue Ausgabe seiner Werke, wie schon früher einen Theil der ältern Schriften. Bei seinem Aufenthalte 1814 besuchte er die Schwestern dreimal; er speiste dort zusammen mit Riese und war nach der Aufzeichnung der Tochter, Räthe Stock, „sehr liebenswürdig und herzlich, ganz der alte Freund". In Hirzel's „Neuestem Verzeichniß" (1874) findet sich aufgeführt v. J. 1806 ein Gedicht Goethe's an Frau Stock (S. 213), v. J. 1807 ein Brief an Senator Stock und einer an Frau Stock (ebenda) und ein Brief an den Ersteren v. J. 1808 (S. 214).

28. S. 329, unter a. Nicht vom mäandrischen, sondern vom pfeilartigen Laufe wird der Tigris benannt, das „dritte Wasser" in B. 14. Kap. 2, das „fließet im Morgen von Aschur" (Zunz).

29. S. 336, Anm. 114. Zu Bower vergl. Lessing's Werke, Thl. XIX. S. 22f. (Hempel'sche Ausg.).

30. S. 339, Anm. 119. Vergl. über Fettmilch Goethe's Briefe an Lavater, S. 36, und seine Unterhaltungen mit dem Kanzler Müller (1870), S. 148. Am 20. April 1831 erzählte Goethe, „wie er in seiner Jugend noch einen Kopf von den drei im 17. Jahrhundert hingerichteten Rebellen gegen die Stadt oben am Brückenthurm nach Sachsenhausen zu aufgesteckt gesehen".

31. S. 353, Anm. 141. Ueber Plotho vergl. Moser's Politische Wahrheiten, II. S. 45.

32. S. 357, Anm. 143. Als der Nacheiferer Lavater's wird wol der Pfarrer Stolz, Verfasser des biblischen Epos „Joseph", gemeint sein. Vergl. Hegner's Beiträge, S. 200, und Anm. 697.

33. S. 359, Anm. 149. Ueber Ludwig VIII. von Hessen-Darmstadt vergl. das eben in Nr. 31 angeführte Moser'sche Werk, I. S. 242 flgde.

Theil II (Werke, Bd. XXI).

34. S. 41, Z. 9 v. u. ist zu lesen: andere (nicht Andere) und „Gedicht" zu ergänzen.

35. S. 177, Z. 15 ist zu lesen: Sprache (nicht Sprachen); vergl. Thl. III. S. 65, Z. 6.

36. S. 235, Anm. 166. Goethe citirt das Motto in dem Briefe an Carus vom 16. August 1827. Vergl. v. Biedermann's „Goethe und Dresden", S. 78.

37. S. 237, Anm. 168. In Hirzel's „Neuestem Verzeichniß" (1874) sind Seite 175 aus den Akten der Arkadischen Gesellschaft zu Philandria vom 1. April bis ultimo Juni 1764 beide Briefe Goethe's an Ludwig Hesenburg von Buri in Neuhof vom 23. Mai und 2. Juni auszugsweise abgedruckt.

38. S. 238, Anm. 169. Nach einer Notiz des Prof. Th. Creizenach (Frankf. Didaskalia. 1874, Nr. 309) hätte Goethe's Freund Passavant Gretchens Wohnung als in der Nähe der Peterskirche belegen bezeichnet, womit sich Goethe's Angabe, er habe ihr Viertel nicht wieder betreten, vereinigen ließe.

39. S. 262, Anm. 191. Vergl. den Brief an Kestner Nr. 50, und Thl. IV, Anm. 752.

40. S. 283, Anm. 219. Das Citat aus Wieland hat Goethe, wie aus der Zeit der Eintragung und der Person des Angeredeten hervorgeht, im pietistischen Sinne benutzt. Es war ein religiöser „Durst", den der junge Goethe „im ganzen Ernste fühlte". Dieses Stammbuchblatt wäre daher zu den in Anm. 334 aufgeführten Symptomen von Goethe's frommer Richtung zu rechnen.

41. S. 285, Anm. 220. Von Leibniz kennt man die Verse:

Horaz in Fleming lebet,
In Opitz Naso schwebet,
In Greiff Senecens Traurigkeit.

42. S. 298, Anm. 233. Der Göttinger Musenalmanach a. d. J. 1792 enthält S. 12 das Gedicht von Einem: „Herr Sassafras".

43. S. 309, Anm. 243. Vgl. Lenz's „Hofmeister" (I. 1.

S. 6): „Wenn wir von Leipzig ſprechen, fragt er nach Händel's Kuchengarten und Richter's Kaffeehaus."

44. S. 310, Anm. 250. Die hier angeführte „Vorrede" findet ſich auch in der erſten Ausgabe des „Medon oder die Rache des Weiſen. Ein Luſtſpiel in drey Aufzügen", Frankf. u. Leipz. 1767.

45. S. 311, Anm. 253. Vergl. den Artikel Behrisch in der „Allgemeinen deutſchen Biographie". Danach übernahm B. in Deſſau zunächſt die Erziehung des jungen Grafen Waldersee. Von Behrisch handelt auch ein Artikel in Prutz's Deutſchem Muſeum, 1857, Heft 2. S. 51 ff. von Elze.

46. S. 325, Anm. 278. Einen der hier angeführten Oſtades beſchaute Goethe im Mai 1830 vor der Abreiſe Mendelsſohn-Bartholdy's mit Dieſem zu beſonderer Erbauung; ſ. Deſſen Reiſebriefe, Bd. I.

47. S. 328, Anm. 287. Der Bär war ehmals ein beliebtes Bierlokal, e contrario zu ſchließen aus dem Verſe in Roſt's Vermiſchten Gedichten, S. 38: „Kein Bürger, kein Student ging in den Bär zu Biere".

48. S. 364, Anm. 321. Das Wirthshaus „Zum Geiſt" lag nahe der Nikolaus-Brücke am St. Thomas-Staden, unmittelbar an der Ill. Noch heute erinnert daran das Geiſtegäßchen. Es beſteht nicht mehr ſeit Anfang der Dreißiger Jahre. Ein neueres Wirthshaus deſſelben Namens liegt gegenwärtig unmittelbar am Bahnhofe.

49. Daſelbſt iſt ſtatt Münſter-Gaſſe am Schluſſe zu leſen: Krämergaſſe.

50. S. 364 u. 365, Anm. 323. Es wäre zu prüfen, ob bei dem Handelsmann an den Kaufmann Hebeiſen zu denken, den Lavater in dem Briefe an Röderer vom 10. Mai 1774 nennt (Alſatia, 1873. S. 80); derſelbe war 1791 Kirchenpfleger.

51. S. 367, Anm. 329. Das hier genannte „Schönenthal" iſt fingirter Name für Elberfeld (ſ. Thl. III. S. 426).

52. S. 368, Anm. 330. Den damaligen Zuſtand der Univerſität Straßburg hat L. Spach im Dritten Theile ſeiner geſammelten Aufſätze geſchildert u. d. T.: La ville et l'université de Strasbourg en 1770.

53. S. 369, Anm. 331. Zur Erklärung der von Goethe (S. 137) so sehr getadelten Bilderwahl ist zu bemerken, daß die Darstellung der Geschichte Jason's bei Vermählungen nicht selten war, indem das Holen des goldnen Vließes als Symbol der Brautfahrt und -Einholung galt. — Ein ausgezeichneter Gobelin mit der Geschichte Jason's aus Ludwig's XIV. Epoche war im Oktober 1875 bei dem Besuche des Kaisers Wilhelm zu Mailand in den von ihm bewohnten Zimmern des Schlosses aufgehängt.

54. S. 374, Z. 10 v. u. ist zu lesen 1798 (nicht 1797). Vergl. Düntzer's Karl August, Thl. II. S. 269. — Wegen des Othello-Exemplars vergl. Alsatia, 1873. S. 33, Note.

55. S. 376, Anm. 341. Blondel ist erwähnt in Goethe's Tagebuch v. J. 1778 in Keil's „Vor hundert Jahren", I. S. 168 f.

56. S. 377, Anm. 344. Nach W. Scherer ist unter dem Wirthshause (S. 153) nicht dasjenige beim Wasserzoll, sondern eine Kehl gegenüber am Rhein belegene Schenke zu verstehn; dort befindet sich jetzt „die Rheinlust". Die ganze Erzählung mit dem Ludwigsritter bezieht sich auf den Weg von Straßburg nach Kehl.

57. S. 381, Anm. 349. J. Schmidt hat uns darauf aufmerksam gemacht, daß Lappenberg's „Briefe von und an Klopstock", Braunschweig 1867, und zwar Nr. 181 von Klopstock an Fanny Streiber und deren Antwort Nr. 183 (vom 3. Januar 1785) Klopstock's Beunruhigung sowol als auch Fanny's beruhigende Erwiderung enthalten. Diese Korrespondenz wird wol Goethe schon handschriftlich bekannt gewesen sein.

58. S. 385, Anm. 354. Zu Herder's Straßburger Bekanntschaften gehörte auch Lerse (s. Böttiger's Lit. Zustände).

59. S. 395, Anm. 362. Auch zu Robinson Crabb (Diary, I. p. 122) äußerte sich Goethe's Mutter über die Entstehung des „Götz". Sie erzählte ihm i. J. 1802, ihr Sohn sei eines Abends sehr aufgeregt nach Hause gekommen und habe erzählt: „Ch. Mutter, ich habe ein herrliches Buch in der Bibliothek gefunden, danach will ich ein Stück schreiben. Was für Augen werden die Philister über den Ritter mit der eisernen Hand machen!" — S. 394, Z. 6 v. u. ist zu lesen 1773 (nicht 1772), s. Anm. 452.

60. S. 398, Anm. 369. Wir tragen das neu erschienene

Werk von Rathgeber nach: „Die Grafschaft Hanau-Lichtenberg". Straßb. Trübner. 1876.

61. S. 409. Anm. 380. Die hier erwähnte Arie: „Ich liebte nur Jenenen. Jenene liebte mich", findet sich als ein Lied von vier Strophen zu acht Versen im Wernigerischen Jahrbuch von Schade und Hoffmann von Fallersleben. Bd. II. S. 190 und 191 (1855), abgedruckt, und zwar als Nr. VIII des „Liederbuchs der Frau von Holleben", aus der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts.

Theil III (Werke. Bd. XXII).

62. S. 251. Anm. 402. Nicht zum Doktor aller Fakultäten, sondern nur zum Doctor philosophiae und medicinae ist Goethe 1825 ernannt worden.

63. S. 255. Anm. 407. Nicht erst 1792, sondern schon 1777 lernte Goethe den Baron Grimm zu Eisenach kennen (Keil, Vor 100 Jahren. I. S. 127).

64. S. 284 und 285. Anm. 423. Der hier unter a genannte Ehrmann erzählte, er habe i. J. 1808 den Müller Lauth in Straßburg besucht: „Lauth wußte Vieles von dem jungen Goethe zu erzählen, der oft bei ihm gewesen war" (Boissierée, I. S. 279).

65. S. 295. Anm. 432. Das hier angeführte Profilporträt gilt jetzt allgemein für das des Schweizers Meyer von Knonau, für das Merck'sche dagegen das Bild im Vierten Theile der Physiognomik, S. 379: „Genie der Beobachtung, des Richtigsehens, der Eleganz und Reinheit". Vergl. Anm. 538.

66. S. 299. Z. 16. Zu den Worten „nannte sie Jacobi" ist hinzuzusetzen: „freilich ironisch".

67. S. 314. Anm. 448. Die neueste Schilderung der Sturm- und Drang-Periode s. in Biedermann's „Deutschland im Achtzehnten Jahrhundert". 1875. II. 2. — Wie Klinger am 26. Mai 1814 an Goethe schreibt (s. Einleitung, S. XXI), war es Kauffmann, der dem von Klinger 1776 in Weimar verfaßten Schauspiele „mit Gewalt den Titel: Sturm und Drang aufdrang"

68. S. 315, Anm. 449. Hier war zu nennen das Buch von K. Schwartz: „Albertine Grün und ihre Freunde". Leipzig 1879.

69. S. 326, Anm. 456. Die Hauptquelle der Geſchichte des Wetzlarer Ordens iſt das Buch von Bretſchneider: „Reiſe nach London und Paris". Berlin 1817.

70. S. 339, Anm. 469. Hiezu der Artikel: „Charlotte Buff und ihre Geſchwiſter und Nachkommen", in der „Deutſchen Warte" von D. Meyer. Bd. III. 1872. Leipzig.

71. S. 340, Anm. 469. Nach der Schrift von P. Wigand: „Wetzlar und das Lahnthal". Wetzlar 1862, wäre das hier genannte Dorf Volperthauſen zu ſchreiben, und es läge nicht eine halbe, ſondern anderthalb Stunden von Wetzlar entfernt.

72. S. 385, Anm. 513 Schluß. R. Borberger hat neuerdings nachgewieſen, daß die erſten vier Verſe des Spottgedichts auf Nicolai (S. 135) der poetiſchen Vorrede Eike's von Repgow zum „Sachſenſpiegel" nachgebildet ſind, welche lautet:

Wer mein leer nicht vernimbt,
Wil er mein buch ſchelten dann,
So thut er das ihm miſſezimbt;
Wenn wer nicht ſchwimmen kan,
Wil er dem waſſer verweiſen das,
So iſt er unverſonnen.

Archiv für Literaturgeſchichte, VI. S. 128. 1876.

73. S. 405, Anm. 531. Durch Dr. Volger's Güte haben wir nachträglich einen Abdruck des Klinger'ſchen Wappens erhalten. Danach ſind die Initialen des Jugendbetſchafts F. M. K. umgewandelt in die Buchſtaben F. I. K. (d. h. Fredor Iwanowitſch Klinger). Das Schild mit dieſen verſchlungenen Buchſtaben lehnt an einem Säulenſchaft, das Wappen umgeben reiche militäriſche Embleme und ein Ordensſtern.

74. S. 406, Anm. 532. Wenn Lavater nach der hier angeführten Briefſtelle ſchreibt: „Es ſcheint, daß wir [Goethe und Lavater] näher zuſammenkommen werden", ſo ergiebt ein neuerdings bekannt gewordner Brief von Schloſſer an Lavater vom 17. Dezember 1773 (aus Frankfurt datirt, wohin der Briefſteller nach ſeiner Heirath vorübergehend zurückgekehrt ſein muß), daß damals die Verbindung ſchon geſchloſſen war: „Ich freue

mich, daß mein lieber Goethe Ihr Freund ist. Sein Herz ist so edel als eins" (Zur Neuen Reich. August 1876. Nr. 34. S. 300).

75. S. 407, Anm. 533. Bei dem Einfluß des „Freiheits- und Naturgeists der Zeit" auf Lavater ist hauptsächlich an Rousseau zu denken. Vergl. auch Anm. 694. Ebenso bildet in dem Schlosser'schen Vergleiche zwischen Klinger und George Sand Seite 404, Anm. 530, Rousseau das tertium.

76. S. 409, Anm. 536. Hierzu ist noch anzuführen die Stelle aus dem Briefe Goethe's an Auguste Stolberg vom 14. September 1775: „Ihre Augen würden mir Ubald's Schild und ließen mich tief mein unwürdiges Elend erkennen", ein Zeichen, wie Goethe dieselben Bilder ein halbes Jahrhundert festhielt.

77. S. 423, Anm. 551. Zur Vervollständigung der hier angegebnen Literatur nennen wir noch W. Scherer's Artikel in der „Deutschen Rundschau" 1876, Nr. 1. S. 66 bis 86: „Bemerkungen über Goethe's Stella".

78. Druckfehler sind: S. 432, Z. 20 „1774" statt „1773" (vergl. Anm. 645); S. 463, Z. 1 „im Zwanzigsten" statt „im Achtzehnten" und S. 465, Z. 1 „seinen" statt „seiner".

Theil IV (Werke, Bd. XXIII).

79. S. 145, Anm. 617. Für die bei dem zweiten Brande freiwillig geleistete Hilfe erschien eine öffentliche Danksagung am 2. Februar 1773 (Belli-Gontard, VI. S. 28).

80. S. 154, Anm. 635. Es ist von andrer Seite hervorgehoben, daß die Geschichte in Goethe's „Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten", in welcher Ferdinand die väterliche Kasse plündert, um den Aufwand zu bestreiten, den sein Liebesverhältniß mit Ottilie nach sich zieht, einige Züge aus dem Verhältnisse zwischen Goethe und Lilli widerspiegelt und Ottilie an Lektüre mehrfach erinnert (Düntzer's Kommentare, Bdchen 58, S. 103 f., Note).

81. S. 159, Anm. 642. Der Titel „Die Schöne bei dem Ungeheuer" entspricht demjenigen, welchen das französische Feenmärchen, die Quelle des Operntextes, führt: La Belle et la Bête.

82. S. 172, Anm. 665. Statt „Petersen's Matinée" ist zu lesen: „Merck's Matinée auf Petersen und Genossen".

83. S. 173, Anm. 666. R. Köhler hat nachgewiesen, daß die von Goethe in Bezug genommene Quelle von „Hanswurst's Hochzeit" wirklich die von uns angeführte Harleknade, die „Pickelhärings-Hochzeit" oder der „singende Hochzeitschmaus" gewesen ist. Von den von ihm eingesehenen fünf Exemplaren dieses Stücks führen zwei die Jahrszahl 1730 und 1735. Die Hochzeit Harlekin's mit seiner Braut Ursel wird hier im Birthshaus zur güldnen Laus gefeiert. Die beiden von Goethe Seite 51 unten angeführten Verse sind wörtlich der Einladung des Hochzeitbitters in „Harlekin's Hochzeit" entnommen:

„Herr Harlequin der läßt den Herren laden ein,
Mit Bitte, daß er doch sein Hochzeitsgast möcht' sein,
Bei dem Wirth zur güldnen Laus
Da wird sein der Hochzeitschmaus."

Auch die literarische Herkunft des Vormunds in dem Goethischen Stücke, Kilian Brustfleck, weist Köhler in demselben Artikel nach („Harlekin's Hochzeit und Goethe's Hanswurst's Hochzeit" in Steinmeyer's Zeitschr. f. Deutsches Alt. u. Deutsche Lit., Neue Folge, VIII. 1. 1876. S. 119 bis 126).

84. S. 181, Anm. 687. Der Brief an J. Fahlmer Nr. XXXI ist vom 31ten Juni aus Emmendingen zu datiren, da der Pfingstmontag i. J. 1775 auf diesen Tag fiel. — Statt „Fischerthor" ist S. 10 v. o. zu lesen: Steinthor, und S. 24 v. o. „um Pfingsten" zu streichen (W. Scherer, A. f. d. A., II. 281).

85. S. 193, Anm. 699. Zur Literatur über Goethe's vier Schweizerreisen notiren wir die Artikel in der Bibliotheque universelle de Lausanne 1869, Jahrg. 74, vom Prof. Rambert in Zürich: Schiller, Goethe et les Alpes, und: „Goethe in den Alpen", in der Zeitschrift des deutsch-österreichischen Alpenvereins von Anton Egger, II. Wien 1866.

86. S. 195, Anm. 706. Nach der Korrespondenz des Herzogs Karl August mit Lavater bemühte sich Ersterer i. J. 1785 vergebens, den Doktor Hotze als Leibarzt nach Weimar zu ziehen (Jen. N. Arch. 1876. Nr. 33. S. 245).

87. S. 225, Anm. 743. Wegen Kalb s. Werke, Bd. XXVII. 1. Abth. S. 655, Nachtr. zu Bd. 143.

Register

zu den

vier Theilen „Dichtung und Wahrheit“.

I.

Goethe's Dichtungen, Schriften und Briefe.

Abraham und Isaak. I, 332; IV, 198.
Achilleis. I, 276; IV, 173.
Amtliche Vorträge. IV, 159 f.
Anekdote. III, 135. 385.
Annalen. I, 286. 293; II, 222. 342. 374. 381; III, 212. 434; IV, 171 f. 216.
Aufgeregten. II, 232.
Autographensammlung. III, 307.

Beiträge zu Anderer Schriften. III, 392. 426; IV, 187 f.
Belsazer, Trauersp. II, 255. 268. 300.
Benvenuto Cellini. pag. XI.
Biographische Einzelnheiten. p. XVI; III, 275. 282. 396. 431; IV, 173. 175. 189.
Briefe aus der Schweiz. Erste Abth. p. XXII; IV, 81. 157. 166. 168. 200 f. 202 f. 209. 230.
Briefe aus der Schweiz. Zweite Abth. IV, 86. 190. 198 f. 200.
Brief des Pastors. III, 63. 150. 287. 303—306. 405.
Briefe an:
Beaulieu, Generalin von. IV, 218.
Böckmann. IV, 144.
Boie. III, 359. 361. 385. 451. 463.
Boisserée, S. p. XVII.
Breitkopf, Gottlob. II. 329.
Brion, Friederike. III, 235 f. 243 f. 245 f. 247.
Bürger. III, 370 f; IV, 157. 175. 217. 225.
Buri, Pfenburg v. II, 237 f; IV, 238.
Carus. IV, 238.
Crespel, Franziska. II, 246. 296. 400 f.; III, 235.
Demars. II, 394; III, 316; IV, 240.
Dorow. III, 308.
Eichstädt. I, 261.
Einsiedel. I, 248.
Engelbach. II, 367. 399; III, 295.
Englische (an Frau v. Schardt). I, 323.
Faehlmer, Johanna. III, 309. 388. 423 f. 425. 450; IV, 143. 148. 160. 165. 172. 178. 180—186. 216.

Herder. II, 302. 310. 318. 326. 333. 365. 390 f. 392. 395 f. 409; III, 267. 286. 289 f. 296. 309. 323. 337. 348. 364 f. 367. 430; IV, 165.
Hermann. II, 367; III, 368.
Heß. IV, 193.
Heßler sen. u. jun. p. XXII; II, 371; III, 235.
Höpfner. III, 346.
Horn. II, 249; III, 236.
Humboldt, W. von. I, 259.
Jacobi, Fr. III, 308. 318. 428. 430 f. 432. 468.
Jacobi, Betty. III, 379. 381 f. 391. 393. 408. 412. 424 f. 468; IV, 145, 160.
Jacobi, Lottchen. III, 424.
Jung. II, 395; III, 276.
Kaaz. III, 211.
Karl August von Weimar. IV, 220. 225.
Karschin, die. IV, 211. 222.
Kestner. p. XLVI; II, 246. 248. 250. 339 f. 374; III, 298. 316. 324 f. 338 bis 352. 359 f. 367 f. 372. 376. 377 f. 379. 384. 398. 399. 433. 461. 463 f. 466 f; IV, 135. 155. 186. 198. 238.
Kestner, Lotte. III, 430; IV, 197.
Klettenberg, die. p. XXII; II, 347. 365 f. 367 f. 371 f.
Klinger. p. XXI; III, 405.
Klopstock. III, 387. 451 f; IV, 175. 182.
Knebel. III, 448; IV, 165. 182. 185 f. 194. 225.
Knebel, Henriette von. III, 447.
Körner, Vater. p. XVI.
Kraft. IV, 201.
Langer (?). II, 306; III, 384. 391. 465.
La Roche, Sophie von. II, 250; III, 350. 355. 357—359. 367—369. 377—384. 388. 393. 417. 421. 425. 448. 454. 463; IV, 145. 157. 164. 166. 177. 185. 189—191. 209 f.
Lavater. II, 340; III, 154. 285. 357 f. 384. 399. 406 f. 410. 432. 434. 457; IV, 135 f. 153. 177 f. 187. 191. 197. 201. 211. 215. 224. 228. 237.
Leisewitz. III, 398.
Limprecht. II, 258. 335 f. 341. 371.
Merck. III, 463 f; IV, 153.
Moors, E. II. 296.
Müller, Joh. p. XXXVI.
Muzzarelli, die. I, 301. 306. 312; II, 326. 352 f.
Nees von Esenbeck. IV, 207.
Nicolovius, Vater. II, 243.
Oeser. II, 311. 314. 321 f. 332. 338. 342. 345. 385. 396.
Oeser, Friederike. I, 322; II, 292. 299. 310. 314. 322. 330. 345.

Pfaff. p. XV.
Pfenninger. III, 406 f; IV, 135 f. 192.
Reich. II, 323.
Reinhard. IV, 234.
Riemer. p. XV u. XLVI; III, 224—226. 233. 436.
Riese. II, 248 f. 252. 254 f. 260 f. 263. 267 f. 273. 277; III, 465.
Rochlitz. II, 332.
Röderer. III, 285. 289.
Salomann. II, 366. 392. 395; III, 236—240. 244. 246 f. 276. 281. 286. 289. 317. 350. 366. 368. 391.
Schiller. I, 306; II, 322; III, 355. 450.
Schlosser, G. II, 122.
Schönborn. III, 311. 412. 433. 461. 467.
Schönkopf (Käthchen). II, 249. 293. 297. 338. 342. 347. 354. 356.
Schubarth. IV, 138.
Schultz. p. XVIII.
Schwester, die. p. XXII; II, 121 f. 125.
Stein, Fritz. III, 329.
Stein, Frau von. p. XXIV u. XLIV; II, 254. 257. 303. 321. 334. 336. 342. 352; III, 243 f. 247. 282. 395. 460; IV, 144. 147. 199. 205. 215. 226.
Sternberg. II, 357.
Stock. I, 320; IV, 237.
Stock, Frau. IV, 237.
Stolberg, Gebrüder. IV, 172. 181.
Stolberg, Auguste. II, 262; IV, 156—158. 163—166. 176 f. 202. 210—213. 219. 224. 231. 243.
Textor, die Großmutter. III, 287.
Trapp. II, 245. 250. 300. 371 f.
Vater, den. II, 121 f. 125.
Voigt. I, 236; IV, 234.
Voigts, Frau von. II, 293; III, 139. 389. 442 f.
Wieland. III, 446.
Willemer. II, 297; III, 236.
x. II, 355.
Zelter. I, 278.

Campagne in Frankreich. II, 229; III, 383. 425; IV, 171.
Cellini s. Benvenuto.
Clavigo. III, 72. 202 f. 399. 459 f. 467 f; IV, 141. 171.
Concerto dramatico. III, 296. 317. 387.

Deserted Village. III, 93. 343 f.
Differtation. III, 26 f. 28. 56. 62. 240 f. 298. 302.
Divan. p. XLV; I, 210. 219. 284. 312. 326. 331. 338; II, 285 f; III, 212. 220. 222. 261. 263. 284. 303. 396. 427. 436. 459; IV, 135. 178. 196.

Eintragung in ein Othello-Exemplar. II, 374 f; IV, 340.
in Subſkribentenliſten. III, 310 f.
in Stammbücher ſ. unter Stammbuchblätter.
Egmont. III, 365. 372 f; IV, 96 f. 101 f. 106 f. 112. 127. 212. 216 f. 222. 225. 229. 231.
Elpenor. IV, 171.
Ephemeriden (1770). II, 240. 289. 349 f. 351. 365. 391. 395; III, 238. 249. 274. 337.
Erklärung über Prometheus u. ſ. w. III, 450 f.
Erwin und Elmire. II, 301; III, 422; IV, 95. 141. 159 f. 212. 215 f.
Ewige Jude, der. p. X; I, 217. 266. 283; II, 334. 341; III, 178—190. 408. 436—438; IV, 139. 172.

Falke, der. IV, 226.
Farbenlehre. p. XII u. XXVII; I, 216; II, 262; III, 215. 385. 417; IV, 146. 151.
Fauſt. p. XXXIV u. XL; I, 207. 211. 229. 254. 277. 341; II, 184. 222. 226. 229—231. 244. 257. 261. 290. 301. 312. 322. 324. 337. 341. 350. 353. 360. 394; III, 59. 147. 213. 215 f. 221. 227. 257. 299. 333. 374. 387. 399 f. 411. 417. 468; IV, 7. 18. 58 f. 118. 125. 151. 167. 172—174. 182. 204. 212. 216. 225.
Frankfurter gel. Anzeigen. III, 97 f. 100. 291. 300. 303. 306. 313. 347—349. 354. 389.
Franzöſiſches Stück. I, 100. 297; II, 300.

Gedichte:
Adler und Taube. III, 371.
An Belinden. IV, 25. 120. 141. 155 f. 225.
An Chriſtel. IV, 141. 217.
An ein geldnes Herz ꝛc. IV, 77. 129. 226.
An Frau Mara. II, 318.
An Frau Stock. I, 320; IV, 237.
An H. Schleſſer. I, 250; III, 289.
An Klinger. III, 401.
An M. Moors. I, 275. 334.
An Baur. II, 242.
An Perſonen. IV, 132.
Auf Amor und Luna. II, 81.

Auf dem See. IV, 67. 124. 193f. 199.
Auf Hirnburg. IV, 10. 119. 142.
Auf (die) Klettenberg. III, 175f. 434.
Auf Lavater. IV, 191.
Auf Lilli. IV, 226.
Auf Nicolai. III, 135. 356. 385; IV, 142. 172.
Auf Schiller. III, 221.
Autoren. III, 318f. 387. 421.
Ballade vom vertriebenen und zurückkehrenden Grafen. IV, 120.
Besuch, der. II, 229.
Braut von Korinth, die. II, 217.
Brief an Lottchen. III, 424; IV, 141.
Bürgerpflicht. III, 331.
Bundeslied. IV, 30. 95. 162f. 211f.
Campe's Laokoon. III, 286.
Christlicher Roman. II, 391.
Diana der Epheser. p. XXXV; III, 431.
Dilettant und Kritiker. I, 315; III, 387.
Diner zu Koblenz. III, 164. 420.
Ein Schauspiel für Götter. IV, 215.
Elegien, Römische. III, 386.
Elysium. III, 298.
Epigrammatisch. I, 221; II, 248. 268; III, 138. 290.
Episteln. II, 244; IV, 51. 172.
An Friederike Oeser. II, 227. 292. 299. 333. 336f. 344. 351.
An Gotter. II, 225; III, 327.
An Herder. II, 383.
An Kestner. III, 339.
An Riese. II, 249. 254f. 261. 267. 273. 278.
An Trapp. II, 245.
Ergo bibamus. III, 417.
Erklärung eines alten Holzschnittes. IV, 173.
Erlkönig. IV, 162.
Euphrosyne. IV, 199.
Französisches Gedicht. II, 139. 370f.
Geheimnisse. IV, 166.
Geistesgruß. III, 163. 227. 419f. 427.
Gesang der Geister über den Wassern. IV, 199.
Geschwister, die. II, 222.
Goethe's Wohnhaus in Weimar. III, 441 (Weidenbaum).
Gott, Gemüth und Welt. II, 360; III, 358; IV, 18. 151. 154.
Gott und Bajadere. II, 361.

Gott und Welt. I, 331.
Herbstgefühl. IV, 212.
Hochzeitsgedicht (1766). I, 81 f. 308.
Hochzeitsgedicht für Passavant. III, 465; IV. 158.
Hochzeitsformen. I, 163.
Hymnen an Ceres. III, 48. 277.
Hymne aus Mahomet. III, 172, 432.
Jäger's Nachtlied. IV, 141. 226.
Ihr verblühet, süße Rosen. IV, 94 f. 150. 215.
Ilmenau. II, 232.
Invektiven. I, 214. 221. 299; III, 213. 436; V, 51. 142. 173.
Jugendgedichte. II, 39. 65. 69. 79 f. 125. 269.
Katechisation. III, 387.
König in Thule. III, 167.
Künstlers Abendlied. IV, 63. 188.
Künstlers Fug und Recht. IV, 161.
Künstlers Morgenlied. III, 360 f. 364.
Kunstgedichte. III, 440.
Lavater's Tagebuch, Aus. III, 419. 421 f.
Leichenfarmen. I, 160 f.
Leipziger Idylle. II, 42.
Leipziger Lieder. II, 104. 295. 297. 328. 332. 356 f.
Liebesrezept. I, 154—160.
Liebe wider Willen. II, 266.
Lilli's Park. IV, 94. 146 f. 162. 180. 182. 210. 215.
Mahomet's Gesang. III, 173. 332. 371. 432 f.
Mailied. IV, 141.
Mit einem gemalten Band. p. XLIV; III, 246.
Mit einem goldnen Halskettchen. IV, 141.
Mit Irwin und Elmire. / **Mit Stella.** } IV, 226.
Morgengang im Hain. III, 315.
Motto der Balladen. I, 275.
Musenhof, der. IV, 9. 140.
Musen und Grazien in der Mark. III, 258.
Nach Seckenheim. III, 236.
Neujahrslied. II, 357.
Neue Liebe, neues Leben. IV, 24 f. 156.
Oden an Behrisch. II, 256. 310 f. 334.
an Jacobi. II, 333 f; IV, 140.
Pindar's fünfte Olympische. III, 337.
Orphische Urworte. IV, 223.

Parabeln. IV, 51. 172 (biblische).
Paria. II, 360.
Parodie des Meden. II, 83 f. 139. 225. 236. 309; III, 346; IV, 239.
Pilger's Morgenlied. II, 279; III, 298. 316. 323. 366.
Prometheus. III, 182. 439 f.
Pfyche. III, 298.
Recension. III, 302. 311. 387.
Rettung. IV, 141.
Rhein und Main. IV, 284.
Rinnesängergedicht. III, 45. 277.
Schwarzer Kronos. III, 453.
Seefahrt. IV, 231.
Sehnsucht. IV, 161.
Sendschreiben. IV, 172.
Sesenheimer Lieder. II, 410; III, 20. 56. 243—246.
Sprichwörtlich. III, 270.
Sprüche über Hoflieben. III, 187 f. 229. 445—447.
Stammbuch Brentano's. II, 246. 249; III, 317. 393. 465.
Schröder's. II, 318.
des Sohns. III, 251.
Stettenheimer Salina. II, 401; IV, 118.
Uebersetzungen aus Byron. I, 323.
Untreue Knabe. III, 167. 228. 426.
Venetianische Epigramme. p. XXXV; III, 306. 332.
Vier Jahreszeiten. III, 247.
Vom Berge. IV, 68. 124. 194. 199.
Wandrer. II, 404; III, 85. 219. 316. 331 f. 344. 371.
Wandrers Sturmlied. III, 71. 337.
Willkommen und Abschied. III, 9. 238.
Xenien. II, 340; III, 251; IV, 173.
Zahme Xenien. I, 314. 345; II, 393; III, 217. 256. 271. 277. 333; IV, 120. 138. 173.
Zauberlehrling. III, 199. 461; IV, 103. 224.
Zueignung. p. XXX.
Zueignung an Merck. IV, 172.
Gedichtausgabe. p. X.
Gedichte in Zeitschriften. III, 83. 314; IV, 141.
Gedichtsammlung. I, 133.
Geschichte Joseph's. I, 131 f. 338.
Geschwister, die. IV, 221.
Gesprächc mit Boisserée. p. XVII XVIII; IV, 231.

Gespräche mit Germann. I, 334. 350; II, 301. 307; III, 236. 295 f. 447; IV, 223 f. 227.
Luden. III, 329.
Müller. IV, 237.
Nicolovius, N. III, 436.
zwischen Vater und Sohn. I, 239 f. 342.
zwischen Wolfgang und Maximilian. I, 279 f.
s. auch Worte.
Götter, Helden und Wieland. III, 190 f. 367. 396. 425. 448 f.; IV, 119. 141.
Götz von Berlichingen. I, 294; II, 147. 184. 244. 394 f.; III, 59. 72. 85. 89. 116–121. 133. 146. 274. 287. 289–296. 299. 317. 327. 332 f. 351. 365–372. 378. 381. 389. 391. 396 f. 402. 408. 417. 440. 442. 452. 467 f.; IV, 44. 54. 96. 125. 140 f. 142. 162. 169. 200. 240.
Groß-Kophta. II, 397.

Hackert, Ph. p. XI; II, 226. 325; IV, 168. 216 f. 225.
Handwurst's Hochzeit. p. X; III, 387; IV, 51–53. 143. 173 f. 244.
Herrmann und Dorothea. p. XXXIV; I, 254. 342; II, 249; III, 278.
Höllenfahrt Christi. I, 133. 334 f.; II, 255.
Hohelied Salomons. II, 285.

Jahrmarktsfest v. Pl. I, 265; III, 138. 383. 402; IV, 141. 172. 176.
Iphigenie. I, 332; III, 183. 285; IV, 171.
Israel in der Wüste. III, 62. 303.
Italiänische Reise. I, 321; III, 269. 287. 360. 386. 437. 465; IV, 192. 201. 213.
Judenpredigt. I, 337.
Julius Cäsar. III, 274. 453.

Klaudine von Villa Bella. II, 301; III, 213. 228; IV, 141.
Künstlers Erdenwallen. III, 388.
Kunst. p. XXXIII; II, 278. 284. 313. 316 f. 319–322. 332. 334. 378; III, 224. 266. 273 f. 362 (Theater); IV, 125.
Kunstsammlungen. I, 285. 302; II, 321. 325. 327. 331; III, 433; IV, 195.

Labores juveniles. I, 239 f. 264. 272 f. 277–280. 294. 324 f. 333. 337. 342.
Laokoon. III, 53. 286.
Laune des Verliebten. I, 298; II, 67. 125. 269. 298 f.
Lehrjahre, Wilh. Meister's. I, 237. 263. 269. 274. 285. 292. 294. 303. 314 f. 343; II. 116. 219. 243. 245. 282. 301. 345 f. 347; III, 168. 217. 219. 241 f. 255. 273. 331. 374. 430. 461; IV, 144. 182 f.
Leipziger Theater. II, 313. 316. 318.
Lützner, no.s Corneille. II, 300.
Lustspiel in Leipzig. s. Mitschuldigen.

Märchen. I, 45—60. 275 f; II, 218 f. 355. 410 f; III, 5 f. 100. 162. 333.
Mahomet. p. XXI; III, 389. 432 f; IV, 150.
Maskenzüge. I, 251; II, 277. 293; III, 214.
Meteore des lit. Himmels. III, 400.
Mitschuldigen. I, 298; II, 68. 125. 184. 269. 299 f. 356 f. 395; III, 118. 239; IV, 168.
Mondalla rivarsa ſ. Mitſchuldigen.

Nachdrucke. III, 370; IV, 141—143.
Natürliche Tochter. II, 300; III, 365. 367.
Naturwiſſenſchaft, Zur. I, 224; IV, 206.
Neue Meluſine. I, 265; II, 213 f. 410 f. III, 5 f. 17.
Neue Paris, der. p. XXIV. XXIX; I, 47—59; 275—277; II, 213.
Neueſte von Plundersweilern. III, 329.

Oſſian-Ueberſetzung. III, 239. 289. 374.

Parabel. IV, 201.
Pater Brey. II, 301; III, 109. 240. 296. 358. 387 f.
Phyſiognomik, Beiträge zur. IV, 187 f.
Planetentanz. I, 233.
Prologe. III, 221; IV, 124.
Prolog zu Bahrdt. III, 139. 388.
Prometheus (Drama). p. X; III, 131—163. 433. 438 f; IV, 18. 151.
Propyläen. III, 53.
Puppenſpiele. III, 180; IV, 172.

Rameau's Neffe. p. XXIV; I, 305 f. 307. 314.
Recenſionen u. ſ. w. p. XI, XXX, XXXII; I, 245. 258 f. 286. 293 f. 316. 321; II, 240. 261. 287. 293. 307. 354. 356; III, 237. 272. 302. 330. 336. 348 f. 354. 364. 405. 443. 460; IV, 126. 168. 171. 172 f. 200. 204.
Rede auf Wieland. p. XXIII; II, 283.
zum Shakſpeare-Tag. III, 273—275. 366.
Reiſe am Rhein 1814 und 1815. I, 291; III, 390. 427.
in die Schweiz 1775. } ſ. Briefe aus der Schweiz.
in die Schweiz 1779. }
in die Schweiz 1797. II, 276. 279; III, 382; IV, 124. 166 f. 193—200. 230 f.
Rinaldo. II, 409.
Roman in Liebesbriefen. p. XXII; II, 40. 267.
in ſieben Sprachen. I, 115 f. 317. 323.

Sammler und die Seinigen. II, 322.

Satyros. p. X; I, 207; III, 109. 358 f. 387. 396. 402.
Shakespeare und kein Ende. III, 273 f.
Scherz, List und Rache. I, 314. 362.
Schriftsätze, juristische. II, 289; III, 288. 361. 415; IV, 145.
Sie kommt nicht (Familienstück). IV. 32—34. 164.
Sokrates (Drama). III, 290.
Sprüche in Prosa. p. XI. XXX; I, 210. 224. 264 f. 316. 330. 345; II, 228. 240 f. 263. 285 f. 302. 305. 328; III, 124. 215 f. 223. 228. 241. 254. 309. 319. 373 f. 383 f. 390. 401. 443. 459; IV, 139. 151. 167. 175 f. 223.
Stammbuchblätter. II, 254. 281. 283. 297. 340; III, 364; IV, 238.
Stella. III, 423. 468; IV, 147 f. 155. 168. 188. 212. 243.

Tagebücher. p. XXII; vom 30. Oktober 1775. II, 262; IV, 180. 196. 224—228. 231. vom Jahre 1776 flgde. III, 282; IV, 160. 240. 241.
Theaterreden. II, 230.
Theseus. III, 28. 249 f.
Torquato Tasso. II, 228; IV, 171.

Unglück der Jacobi's. III, 387 f. 396.
Unter das Bild der Frau von Stein. III, 454.
Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten. III, 421; IV, 243.

Vögel, die. I, 206. 229. 245. 314. 347.
Volkslieder. II, 391; III, 245. 289.
Von deutscher Baukunst. II, 158. 378; III, 59 f. 300. 306.

Wahlverwandtschaften. p. XII. XXXVII. XLI. XLV; I, 209. 229; III, 49. 230. 240. 280. 372; IV, 139. 153. 164. 196. 213. 218. 223.
Wallfahrt nach Erwin's Grabe. IV, 208 f. 210.
Wanderjahre. W. Meister's. p. XII. XXXVII; I, 209. 254. 266. 338; II, 224. 238. 244. 257. 303. 361; III, 228. 241. 302. 318. 372. 421. 434; IV, 123. 201. 210.
Werke. p. IX; I, 34. 230; III, 359. 436. 438. 445; IV, 174. 237.
Werther's Leiden. I, 211. 217. 254; II, 391; III, 89 f. 127—137. 162. 189. 224. 225. 264. 287. 333. 338—350. 365. 373—386. 417. 431. 440. 442. 444. 451. 453. 468; IV, 7. 44. 70. 81. 126. 135. 140 f. 142. 169. 221.
Winckelmann. p. XI; II, 334 f.; IV, 221.
Worte zu W. Grimm. II, 265.
Lavater. III, 416. 418.
Zimmermann. IV, 209. 434.
s. auch Gespräche.

Zwo wichtige bisher unerört. biblische Fragen. III, 62 f. 287. 303—306.

II.
Sachregiſter.

Abhärtungen. II, 108. 147 f. 173. 336.
Acerra philologica. I, 30. 263.
Achill ſ. Homeriſche Helden.
Ackerbauer. I, 126.
Adam und Eva. I, 121; III, 20.
Adel. IV, 43—47. 56. 90. 169. 179. 189.
Adiaphora. II, 372; III, 173. 362.
Adreſſatur Goethe's. III, 111 f. 176. 160. 223. 250. 288 f. 361. 376. 415. 464; IV, 29 f. 35 f. 95 f. 145. 162. 216.
Aeneide. I, 147.
Aerolithen. III, 48. 278 f.
Aeſthetik. II, 46 ff. 95. 129. 272 ff. 322; III, 40 ff. 134. 275. 347. 382; ſ. auch Poeſiebegriff.
Agenturſchaften und Reſidentenſtellen. III, 200. 464; IV, 40. 166.
Ahnungen. I, 34 f. 90. 268 f. 309; III, 9. 51. 103 f. 229. 281 f. 430.
Aja. p. XXVII; IV, 54. 178.
Alaunwerke. II, 189—191.
Albus. I, 214. 252 f.
„Alceſte" von Wieland. III, 190. 448 f.
Alchymie. II, 118 ff. 184. 342. 348. 374. 388. 395.
Alexandriner (Vers). I, 85.
Allegorien. I, 90; II, 90. 316. 320; III. 149. 404.
„Allgemeine deutſche Bibliothek". p. XXIII; II, 53. 60. 129. 253 f. 290. 316. 319. 321. 329. 340. 362; III, 98. 292. 304. 349.
Alterthümer, deutſche. III, 60. 117. 166. 253. 300. 444.
„ römiſche. II, 194. 403 f.; III, 30. 252 f.
Altklugheit. III, 37 f. 261.
Amor. II, 62. 308; IV, 62.
„Angehende Lateiner", der. I, 27 f. 262.
Annalen, Frankfurter. p. XLVII.
Annette et Lubin. I, 85. 306.

Antichrist s. Satan.
Antikensammlungen. II, 101 f. 326. 329; III, 51—53. 286 f.; IV, 101; s. auch Bildende Kunst.
Antiquarische Studien. II, 26. 31 f.
„Anton Reiser". p. XXXV.
„Anzigern" von Schlözer. III, 84. 331.
Anziehungskraft. II, 174; IV, 23. 26. 109 f. 155.
Anzug Goethe's s. Kleidung.
Aperçu. IV, 18. 150 f.
Apollo von Belvedere. III, 52.
Aristokratie. IV, 41.
Atheismus. III, 43. 151. 176. 261. 271. 411; IV, 134 f.
Aufklärung s. Rationalismus.
Augenoperation. II, 175 f. 180 f.; IV, 15—21. 148—154.
Auktionen. I, 69. 71. 83. 254. 281. 285; II, 355; III, 300. 306.

Bacchus. IV, 55. 179.
Baden, bad. II, 100; III, 104. 161. 221. 443; IV, 57. 72. 79—81. 181. 184. 202 f. 208.
Bardenlieder. II, 391; III, 84 f. 330.
Bartholomäuskirche s. Dom unter „Frankfurt" im Geographischen Register.
Baukunst. II, 157 f. 363. 376. 378—380; III, 12 f. 21. 53. 59. 60. 166. 280. 287. 289. 309 f. 347. 441.
„Befreite Jerusalem", bad. I, 23. 73. 294; III, 155. 408 f.; IV, 243.
Beichte, poetische. II, 65; III, 72. 152. 317. 383.
Beinamen s. Zunamen.
Beobachtung. III, 197 f. 458 f.; IV, 81 f.
Bibel. p. XV. XXXIV; I, 29. 116. 119—131. 133 f. 146. 326 f. 338; II, 25. 36. 57 f. 98. 112. 285 f. 305. 307. 324. 352 f. 388; III, 38. 60—63. 153. 159 f. 178. 219. 223. 262. 273. 301—306. 389. 437; IV, 84. 139. 222. 235.
Bibelübersetzung. I, 120. 326 f.; III, 45. 60. 153. 301. 388 f.; IV, 143.
„Bibliothek der schönen Wissenschaften". II, 60. 290. 343; IV, 218.
Biertrinken. II, 108. 335.
Bildende Kunst. II, 89 f. 99 f. 315. 325; III, 53. 58. 111. 285 f. 360 f.; s. auch Antiken, Gemälde, Gemmen- und Kupferstichsammlungen.
Bilder, poetische. II, 44. 47. 61. 215. 273 f. 291 f. 411; III, 96. 267. 361.
Biographische Darstellung. p. XXIX—XXXI; I, 282; II, 302 f.; IV, 3. 28. 55. 152. 179.
Blutapfer. I, 127.
Blutsturz. II, 108. 335.

Bossiren in Wachs. I, 294.
Brände. I, 140. 341; III, 441; IV, 124. 100. 144 f. 222. 243.
Brautstand. p. XVIII; II, 181. 355. 382; III, 90 f. 338 f.; IV, 38. 61. 161. 164 f. 185.
Brief Hutten's an Pirkheimer. IV, 45—47. 122 f. 169.
Briefwechsel. II, 121. 172 f.; III, 167 f. 109. 122 f. 164. 356 f. 391.
„Britannicus" von Racine. I, 101. 147. 343.
Buchhandel. III, 68 ff. 118. 312 f.; IV, 11. 142—144.
Bücherverbrennung. I, 140. 341; II, 357; III, 42. 269 f.
Büchersammlungen. I, 22. 73. 85. 120. 294; II, 25. 104. 178. 349.
Bulle f. Goldne Bulle.
Bürgermeister zu Frankfurt a. M. I, 77. 146.
Bürgerbrief Goethe's. III, 288.

„Canut" von E. Schlegel. I, 147. 220. 343; II, 309.
Ceres. III, 48. 277.
Christenthum. p. XXXV. XL; II, 357. 361; III, 151. 176 f. 178. 407. 410.
Christus. I, 37; II, 9. 38. 98. 126. 170. 240. 286 f. 299. 341. 350. 358—361. 371 f.; III. 150 f. 153. 156 f. 176. 178—180. 305. 389. 396. 407. 410 f. 419 f. 4:44. 437; IV, 80 f. 205. 253.
Chronik, Gottfried's. I, 29. 139. 259. 262 f. 327. 339 f.; II, 99. 305; IV, 54. 179.
„ von Lersner. I, 138. 171. 235. 325. 339.
Chronikenstil. p. XI. XXXVII; II, 36.
Chronologie der Schriften. p. IX; I, 4.
„Cid" von Corneille. I, 101.
Clown's. III, 47 f.
Confessions von Rousseau. p. XXXV—XXXVII; III, 341.
Contrat social Desselben. III, 249. 444.
Corpus juris. I, 135; III, 28.
Crispin. III, 113. 362.

Dämonische, das. IV, 101—103. 108. 131. 222 f.
Danae. I, 99.
„Daniel in der Löwengrube". I, 131. 333.
Darlehne. III, 119. 190. 369. 463; IV, 12.
Deismus. II, 111 f. 277. 356; III, 264.
Deklamation. III, 248; IV, 162. 211.
Denkmünzen. I, 359. 362.
„Deserted Village". II, 277; III, 93. 126. 220. 343 f. 369.
Deus ex machina. IV, 34. 167.
„Deutsche Museum", das. III, 238. 460 f.; IV, 196.
Deutsche Reich, das s. unter Reich.

„Devin du village“. I, 85. 361; IV, 238.
„Diable boiteux“. I, 13. 345.
Διάκρισις πνευμάτων. III, 154. 159.
Dialekte. p. XXXVIII; II, 35 f. 38. 264 f. 268; III, 33. 154. 253. 449; IV, 174. 185. 190 f. 193.
Dialoge. III, 121—123. 187 f. 342. 445 ff.
Dichtergabe. p. XVII f.; I, 20. 151. 153 ff.; II, 23. 26. 39—42. 65. 68 f. 90. 125. 255. 355 f.; III, 43. 48. 56. 58 f. 181. 183. 243 ff.; IV, 9—11. 15. 140 f.
Dichterstand. I, 151; II, 169 f. 275; III, 67 f. 274; IV, 40.
Dichtkunst s. Aesthetik und Poesiebegriff.
„Dichtung und Wahrheit“. p. XIV. XIX. XXIV. XXXIII. XLI. XLVI f.; I, 3—5; II, 65. 269. 374; III, 89. 297 f. 405. 428. 467; IV, 55. 148. 154. 233.
Diderot's Schriften. I, 88; III, 40. 264—266. 269 f. 362 ff.
Dilettantismus. III, 111. 183; IV, 27. 98. 161. 202.
Dionysos s. Bacchus.
Disputation s. Dissertationen.
Dissertationen. I, 26; III, 25—27. 56. 248 f. 288. 303.
Doktorwürde Goethe's. III, 250 f.; IV, 241.
Dom zu Frankfurt s. im Geogr. Register unter „Frankfurt“.
„ zu Köln. II, 160 f.
Dose, goldene, zur Friedensfeier. I, 141—143.
Dramatisiren. III, 105. 138. 190. 224. 289 f. 387. 389; IV, 83. 172. 205.
Dramaturgie. I, 109 f.; III, 146 f. 397. 400.
Dreifaltigkeit, die. p. XXXIV; II, 126—128. 238; III, 100. 102 f. 227.
Drucke. III, 28. 67. 129. 300. 365—372. 384 f. 396. 448.
Druckfehler. II, 106. 315. 399. 402; III, 134.
Druckfehler. III, 27. 28. 56. 118; IV, 10.
Duelle s. Zweikämpfe.

Eigenthum, geistiges. IV, 11. 142—144.
Einheiten, die dramatischen. I, 109 f. 315 f.; III, 117. 172. 261. 273; IV, 82. 172.
Einquartierung, französische. I, 78—105.
Einsiedler Goethe's. I, 282; II, 244. 304 f.; IV, 222.
Eisenwerke. II, 193—197. 199.
Elasticität. II, 179; III, 109. 455; IV. 13. 17. 19.
Elektrizität der Metalle. I, 150; III, 125. 374; IV, 7. 138 f.
Elektrizitätsmaschine. I, 111. 322; II, 262.
Elohim, die. I, 121. 331; II, 127 f. 339.
Elysium. I, 23. 276.
„Emmi“ von Nordheim. II, 108. 276. 336; III, 148.
„Emilia Galotti“. III, 115. 364 f.

Empfindsamkeit. II, 62; III, 105. 107. 124. 144. 162. 164 f. 297 ff. 316. 327 f. 343 f. 354 ff. 364. 373 f. 377. 390. 444. 461; IV, 89. 91.
Encyklopädismus. II, 24. 253.
Encyklopädisten, die. III, 394. 262. 264. 270.
Englische, das. I, 115. 322; II, 18. 25. 51. 115. 122. 344. 404; s. Literatur und Lustspiele.
Entsagung. IV, 68. 137 f.
Erbsünde. III, 63. 177 f. 435 f.
Erdbeben von Lissabon. p. XX; I, 254. 43. 255—260. 335; IV, 235.
Erfahrung. II, 86—88. 251. 512; III, 43. 197 f. 459.
Erhabene, das. I, 104. 73; IV, 73.
Erlösung. II, 360; III, 436.
Erwerbsarten. I, 155. 161. 166.
„Ethik" von Spinoza. p. XVII; III, 168. 426 f.; IV, 6 ff. 135 ff.
„Eulenspiegel", der. I, 30. 265.
Evangelium. III, 63. 389; IV, 68 f.; s. Bibel.
Ewige Jude, der. I, 30. 266; III, 437 f.; s. Register I.
Examen s. Prüfung.
Exekutionen s. Hinrichtungen.

Fabel. I, 101. 315; II, 48. 274.
Familienstücke. I, 88. 306; III, 114. 264 f. 363 f. 365.
Faustrecht. III, 74—76. 318 f. 332 f.
Faustsage. I, 265; II, 184.
Fechtübungen. I, 136 f. 338; III, 72.
Fenrir. III, 100, 333. 350.
Fenstereinwerfen. II, 113. 341 f.
Feudalverfassung. IV, 42 ff. 167.
Fingal. III, 450.
Fischblase. III, 191. 449.
Flügel, musik. Instrument. I, 112 f. 321.
„Fortunatus". I, 20 f. 266.
Fossile Knochen. III, 263. 279; IV, 69 f. 193.
„Frankfurter gelehrte Anzeigen". p. XXIII; III, 97. 118. 291 f. 297. 300. 304. 306. 313. 324. 326—329. 392 f. 400. 449.
Franzosen in Frankfurt. I, 44. 78 ff. 90—105. 299—317.
Französische, das. I, 94 f. 112; II, 25. 44. 51. 113. 123. 344. 404; III, 32—35. 355 f.
Freihandel. III, 48. 278.
Freiheit und Nothwendigkeit. p. XXXIII; III, 31. 42 f. 103. 254. 270. 274. 352. 429; IV, 6. 201.

„Freiheitsgesang", der, von Stolberg. III, 330; IV, 99. 178 f. 206. 208.
Freiheitskriege s. Kriege.
Freiheitssinn. I, 259; III, 83 ff. 152. 327 ff. 407; IV, 41 ff. 89 ff. 168. 172. 200 f. 217. 243.
Freimaurer. II, 355; IV, 40. 166. 177.
Freundschaftskultus. II, 237 f.; III, 36; IV, 53 f. 91. 163. 175.
Friede zu Aachen. I, 18. 249.
„ Hubertsburg. I, 142 f. 146. 188. 342. 350; III, 407.
„ Münster und Osnabrück. III, 76. 249; IV, 169.
Fronde, die. III, 258.
Funfzehntes Jahrhundert. III, 59. 74. 300. 319; IV, 45. 169. 172. 216.
Fußwanderungen. III, 71 f. 92. 94. 315; IV, 36. 97. 218.

Galanterie. II, 87; III, 23; IV, 31. 155.
Ganerbschaften. I, 139. 219. 244. 340; IV, 47. 169.
Gärten, väterliche. I, 92. 145. 311 f.
Garten des Großvaters. I, 33.
Gebürt Goethe's. I, 7. 230 f.; IV, 234.
Gefrornes. I, 80.
Gehalt eines Kunstwerks. II, 63. 293.
Gelegenheitsgedichte. II, 169.
„Gelehrtenrepublik". III, 68 f. 310—313. 451.
Geleitstag. I, 19. 250 f.
Gemäldesammlungen. I, 23. 69. 71. 79. 83. 145; II, 39 f. 94 f. 99—102. 179. 312. 321. 324 ff. 327. 345. 354. 390; III, 104. 110. 170. 307. 360. 425. 428; IV, 69 f. 209.
„Gemeinschaft der Heiligen". III, 296—299. 315 f.
Gemmensammlungen. II, 94. 104. 320 f. 329.
Genie. p. XXXIII; III, 173. 198. 300. 308. 314. 334. 390. 393. 399. 407. 454. 459 f. 462; IV, 11. 40. 51. 59. 86 f. 89. 131. 156. 205—208. 223.
Geognosie. II, 187. 399; III, 38. 262 f.; IV, 69. 207.
Geographie. I, 27. 116.
Geologie. IV, 69.
Gerämé. I, 8. 205. 233; IV, 234.
Geschmack. III, 35. 256 f.
Geschmäckler. III, 135. 224.
Gesellschaft, arkadische. II, 236—238. 355; IV, 238.
„ der verrückten Foträthe. III, 284.
„ literarische, in Straßburg. III, 146 f. 275. 285 f. 396 f. 399.
Gesellschaftsspiele. III, 9 f. 14 f. 240. 244; IV, 109.
Gewissen. III, 42. 270.

Blaube. I, 26; III, 61. 157 f. 170. 189. 301. 305. 390. 410 ff. 429. 435; IV, 18. 84.
Gleichniſſe ſ. Bilder.
Grade ſ. Erbſünde.
Gobelins ſ. Hauteliſſe-Tapeten.
Golene Bulle. I, 17. 146 f. 171. 220. 247 f. 343. 350. 354. 357 f. 362 f.; II, 252; IV, 233.
„**Göttinger gelehrte Anzeigen**". III, 86. 334. 465; IV. 204.
Gott. I, 27. 37. 43. 187; II, 112. 117. 126 ff. 177. 197. 341. 350 f. 358 ff. 371 f. 387; III, 20. 42. 62. 165. 170. 172. 182. 234. 261. 270 f. 410; IV, 17. 19. 137 f. 152.
Gottähnlichkeit. II, 128; IV, 151.
Griechiſche, das. II, 25; III, 238. 337 f. 350. 448.
Grubenwerke. II, 189—192.
Gymnaſien. I, 26. 116 f. 260 f.

Hagelwetter. I. 26. 260.
„**Hainesſöhne, die vier**". p. XXVII; I. 30. 265; III, 82. 178; IV, 178.
Hainbund. III. 83. 371 f. 452. 461; IV, 53. 87. 125. 175. 207.
Hamann'ſche Schriften. III, 63—66. 307—309.
„**Hamlet**". II, 130. 363; III, 24. 127. 238. 273. 374. 412; IV. 171.
Handſchriften. p. XLVII; II, 79. 311. 356. 395; III, 54. 117. 133. 146. 239. 245. 307. 366 f. 380. 384. 387 f. 392. 394. 402. 408. 421. 426. 428 f.; IV 32. 63. 70. 187 f. 203. 240.
Handwerke. I, 141; ſ. auch Rath zu Frankfurt.
Hans (Hänschen) von Rippach. IV, 53. 174.
Hanſa, die. III, 140. 444.
Hanswurſt. III, 113. 362; IV, 51—53. 173 f. 244.
Harfenſpiel. III, 55.
Harlekin. III, 113. 362; IV, 173 f. 244.
Haus Frauenſtein. I, 139. 146. 187. 246. 340. 343.
Haus, Goethe's väterliches. I, 7 f. 9 f.
Haus Limpurg. I, 139. 219. 246. 340. 361; ſ. Bauerbſchaften.
Hausbau. I, 12 f. 22 f. 65. 71. 239 f. 254. 333; II, 131. 200.
Hauslehrer ſ. Hofmeiſter.
Hauteliſſe-Tapeten. II, 137 f. 140. 369; IV, 240.
Hebammenunterricht. I, 7. 232.
Hebräiſche, das. I, 116. 118 f. 325 f.; II, 25. 179. 387. 389. 391; III, 60.
Heldengedichte. II, 23 f. 37. 56. 252 f. 265. 275. 285; IV, 174.
Heldenſage. III, 30. 85. 214. 253. 333.
Herder'ſche Schriften. II, 388 f. 391.
Herkules. III, 349. 447; IV, 64.

Hermann, der Cheruskor. II, 204; III, 84. 231; IV, 208.
Herrenhuth. I, 70. 287; III, 190. 198. 445 ff.
Herrnhuter. I, 37. 194. 283. 285; II, 116. 345 ff. 357. 363; III, 63. 177 f. 435. *)
Hexameter. I, 74 f.
Hinkender Teufel s. „Diable boiteux".
Hinrichtungen. I. 140. 341; II, 357.
Hiob. IV, 19.
Hirtenstand. I, 126.
Hochzeit der Schwester. III, 133. 284. 391. 406; IV, 242.
Höfe, die deutschen. I, 70. 73; III, 67. 196 f. 445—447. 454 f.; IV, 56. 58. 106. 110. 183. 219 f. 230.
Hoffnung. IV, 62.
Hofmeister. I, 111. 279. 322; II, 52. 78. 110. 280 f. 307. 311. 314; III, 265. 375; IV, 15.
Holzschnitte. II, 105; III, 192. 450; IV, 204.
Homerische Helden. I, 33. 37. 55. 57. 268. 276; II, 111. 341. 360; III, 128. 376.
Humanismus. III, 25. 112. 248. 361. 363; IV, 150. 166.
Humor. II, 68 f. 309 f.; III, 86. 115. 145 f. 333. 342. 344. 417.
Hungersnoth 1771. II, 186. 375. 397 f.; III, 277 f.; IV, 213.
„Hypermnestra". I, 85. 86. 306.
Hypochondrie s. Trübsinn und Spleen.

Jahnch's Wohnung. III, 166 f. 427 f.
Jansenisten. III. 258.
Jaxen. II, 137; IV, 240.
„Ich liebte nur Hymenen". II, 409; IV, 241.
Idealismus. III, 198. 470; IV, 7. 15. 82 f. 86 f. 127—139.
Irrdische Richtung. II, 55. 62. 282. 307; III, 40. 240. 263. 269. 316. 332. 340 f. 343 f. 356. 392; IV, 49. 78 f. 170. 190 f.
Jehovah s. Gott.
Jesuiten. II, 150. 377; III, 34. 258.
Impfung der Blattern. I. 31. 266; III, 443.
„Ironi Jelbenung". I. 30. 264.
Inclusen. p. XXXIV; III, 61. 65 f. 198. 301 f. 309. 390. 429. 459; IV, 95. 98. 151. 205. 223.

*) In dem „Diarium" der Brüdergemeinde findet sich die Anwesenheit „des jungen Herrn Goethe" auf dem Synodus zu Marienborn 1769 verzeichnet (Schrautenbach's Religionsideen, von Pfitz. Gotha, 1876).

„Irrlicht". III, 314. 396. 425. 450.
Ironie. II, 45. 197 f.
Irrlichter. II. 28 f.
Italienische, das. I. 11. 28; II, 51. 115. 230. 344; IV, 198. 274.
Juden. I, 139 f. 540. 557; III, 335; IV, 10. 142.
Judendeutsch. I. 116. 118. 324.
Jüdische Geschichte. I. 43. 122—131. 227—305.
Jüngling. I, 99; II, 198. 295; III, 182. 186; IV, 147.
Jura. I. 24. 123. 207 f.; II. 24. 26. 53. 134 f. 203 f. 260; III, 6. 23—28. 31. 80. 365. 249—256.
Jyrion. III, 182.

Kabbalistik s. Alchymie.
Kaffeegenuß. I, 148; II, 108. 330 f.; III, 443.
Kahnfahren s. Wasserfahrten.
„Kaiser Octavian". I. 30. 265.
Kaiserbilder
Kaiserfest } im Römer. } I, 16. 247.
Kaiserzeremoniell
Kammergericht s. Reichskammergericht.
Karolina, die. I, 17. 248.
Kartenschlagen. II, 163 ff.
Kartenspiel. II, 39. 122 f. 142. 178. 266. 372. 389. 404; III, 5. 15. 291. 362; IV, 25. 108. 155—157.
Kategorischer Imperativ. III, 178. 404. 436.
Katholicismus. p. XXXV; II. 71—73. 302 ff.; III, 130; s. auch Konfessionen.
„Kaufmann von London, der". I, 99. 314; III, 114. 363.
Kausalitätsgesetz. p. XXXII f.
Kavallerie, bürgerliche. I. 19. 172. 207. 250 f. 352. 359.
Kind s. Wachsthum.
Kinder. II, 330; III, 108. 162. 290. 314. 353; IV, 34. 164.
Kinderkrankheiten. I, 31 f. 267.
Kirchenbesuch. I, 116. 134 f. 336; II, 70. 76. 341. 372; III, 9. 33; IV, 48. 170.
Kirchentexte. I, 133.
Klavierspiel. I, 109 ff.; II. 109. 114. 329. 344; IV, 145. 275.
Kleidung Goethe's. I, 47 f.; II, 35. 38. 263; IV, 13. 39. 145. 168.
Kleinstaaten. III, 185. 329. 444 f.
Klinger's Schriften. III, 401 ff.
Kommunismus. III, 296. 300. 437; IV, 50 f. 170. 172. 174.
Kolonie, französische. II, 38. 63. 266; IV, 47 f. 158. 170.
„ **italiänische.** III, 130. 379 f.

Komödien s. Lustspiele.
Konfessionen, Augustin's. p. XXXV.
Konfessionen, christliche. I, 67. 283; III, 77 f. 90; IV, 40. 47 f. 66. 68. 110. 170. 185. 230.
Konfirmation s. Einsegnung.
Kosmogonie s. Theosophie.
Kreuze. II, 137; IV, 240.
Kriege, Befreiungs-. p. XII. XIV. XXV; III, 327; IV, 169.
dreißigjähriger. III, 78. 321.
russisch-türkischer. IV, 41. 167 f.
siebenjähriger. p. XI. XXV; I, 41—44. 67. 72 ff. 170. 257 f. 267. 271 ff.; II, 62—64. 77. 87. 102 f. 293. 312. 323. 374.
Kriegerstand. I, 126.
Kriegslieder s. Siegeslieder.
Kritik. II, 43. 46 ff. 55. 82. 96. 272 ff.; III, 44. 119. 153. 261. 292 f. 301. 311. 347. 370 f.
Krönung des römischen Königs. I, 184—194.
" **der Kaiser.** p. XXIII. XXXII; I, 16—18. 88. 166. 168. 268 f. 352. 354. 360; II, 289; III, 87.
Krönungsdiarien. I, 166. 169. 351.
Kühtanz, der. I, 22. 254.
Kugelung (Mahlakt). I, 35.
Kultus, christlicher. II, 70; III, 269.
Kunst und Natur. II, 12. 100. 102. 198. 291. 314 f. 327; III, 405. 88. 110. 183. 257. 266. 268. 341. 360. 440; IV, 185. 201 f.
Kupferstichsammlungen. I, 69. 71. 142. 145; II, 93—95. 104. 321. 331. 345; IV, 70. 195. 204. 218.
Kurverein. I, 199.

Lakritzenstangen. I, 36. 210.
Landfrieden. III, 745. 319.
Landkartensammlung. I, 71.
„Landsturlied von Wakefield". p. XLIII; II, 195—198. 202 f. 404 f.; III, 12. 17. 21 f. 93. 238; IV, 95. 215.
„Lanzknecht". II, 354. 291. 322. 326. 366; III, 324. 386.
Lateinische, das. I, 28—30; II, 25. 44; III. 27. 56. 253 f. 350.
Lautenspiel. II, 115.
Lavater's Schriften. IV, 83 ff. 187 f.
Lebensgeschichte des Götz von Berlichingen. II, 295; III, 116. 120. 289. 372; IV, 44. 240.
" **Jung's.** p. XXII; II, 145. 373; III, 426; IV, 148. 187.

Ueberdruß. III, 129. 135. 138. 143. 265. 323ff.; IV, 172.
Lehrer Goethe's. I, 27f.; s. auch Hofmeister.
Leichenbegängnis. I, 70f. 288.
„Lenore" von Bürger. III, 326. 371. 432; IV, 28. 162.
Lenz' Schriften. III, 145f. 225. 391f. 462; IV, 187.
Liebe. III, 454; IV, 17. 93. 155. 180. 209. 228.
„ erste. p. XIII; I, 159. 174; III, 123f. 314.
Liquor silicum. II, 120.
Literatur, englische. II, 294; III, 57. 83. 93. 124—128. 327ff. 373ff.
„ französische. III, 33. 36—44. 256—272.
„ nordische s. Mythologie.
„Literaturbriefe", die. II, 60. 290f.; III, 347.
Lectren der Dichter. II, 56. 285; IV, 238.
Loda. III, 127. 223.
Lokalgeschichte s. Ortsgeschichte.
Lotsbetrügen. I, 92. 312; III, 103f. 177. 200f. 455. 467.
Lucifer. II, 127f. 539—561; III, 182. 440.
„Luftkluger bei Waldberg". II, 48—50. 274—276.
Lustspiele deutsche. II, 39. 63f. 66. 266f. 294. 298. 317f.; III, 113f. 362 bis 365; IV, 150.
„ englische. III, 114f. 364; IV, 14. 147.
„ französische. I, 84f. 99; III, 36. 260; IV, 147.

Märchen. I, 45—61; II, 213f. 355. 410f.; III, 5f. 85f. 162.
Magelone, die schöne". I, 30. 265; III, 356.
Magnetstein. I, 111. 322.
Mahometanismus. III, 173.
Malen in Gouache. IV, 97. 126. 218.
„ in Oel. III, 110. 359f. 440; IV, 97f.
Mandatssammlungen. I, 71.
Manna. I, 194. 365.
Manuskripte s. Handschriften.
Maria, die heilige. III, 157. 411; IV, 70. 195.
Mariagespiel. II, 18—22; III, 200—204. 464ff.; IV, 168. 230.
Marktschiffahrt. I, 164. 349; IV, 28.
Mathematik. I, 108. 320; II, 260; III, 168; IV, 8.
„Matinee's". III, 58. 295f. 297; IV, 172. 244.
Medea. II, 137; IV, 240.
Memoirenliche Schriften. II, 41. 136. 146. 180. 378ff.; III, 7f. 197f. 227. 349. 458f.
„Meteor" von Klopstock. II, 83f. 139. 309; III, 346; IV, 239.

Melancholie f. Erklärung.
„Melusine, die schöne". I, 30. 285; II, 411.
Menschenverstand, der gesunde. II, 33. 205. 309; III, 23. 194. 165. 220. 240. 443 f.; IV, 17.
Mephistopheles. III, 56. 101. 156. 293. 333. 378; IV, 56. 174.
Merker. I, 46. 99 f. 276; II, 194. 404; III, 360; f. auch „Deutscher Merkur".
Messen, Frankfurter. I, 18—20. 111. 249 f. 309; II, 94; III, 391. 398; IV, 98. 149. 158 f. 165. 211. 213. 215.
„ Leipziger. II, 30. 256 f.; IV, 143.
„Messiad, der". I, 74 f. 134. 294—296; II, 53. 170. 240. 269. 391. 313. 361. 381; III, 68. 473.
Metamorphosen f. Verwandlungen.
Metrik f. Prosodie.
Metzgerinnung zu Frankfurt. I, 190. 362.
Michael, der heilige. III, 257.
Mineralogie. IV, 73. 195.
Minerva. II, 404; III, 166. 182.
„Minna von Barnhelm". II, 53. 64. 294. 298 f. 311. 344. 405; III, 392.
Minnesänger. II, 403; III, 30. 214. 253; IV, 50.
Moser's Schriften. I, 73.
Motto des ersten Theils. I, 229.
„ zweiten „ II, 158—161. 379 f.; III, 254; IV, 238.
„ dritten „ III, 234.
„ vierten „ IV, 103. 131.
„Mutanten" von Wieland. II, 54. 91. 283. 319.
Musenalmanache. III, 70. 88. 313 f. 332. 346. 371. 406. 432. 440. 461; IV, 53. 175. 238.
Musikübungen. I, 109. 113. 321; II, 338 f.; III, 280. 380. 383. 463; IV, 141. 276 f. 147 f. 155.
Musikstationen. I, 153; II, 69. 134 f. 199 ff. 371; III, 348; f. auch Verkleidungen.
Musik. II, 50. 115 ff. 126 ff. 266 f. 357 f. 361. 373 f.; III, 63—66. 309; IV, 7. 176. 187 f.
Mythologie, griechische. I, 99. 314 f.; II, 415.; III, 85. 190. 332 f.
„ indische. III, 86. 100. 233 f.
„ nordische. II, 391; III, 85 f. 190. 333.

Nachahmung der Natur. II, 47 f. 273. 315; III, 88.
Nachdrucke. III, 68. 119. 370; IV, 10—12. 52. 58. 141—144.
„Nathan der Weise". III, 137. 302.
Nationaldichtung, -geist, -kostüm, f. Volksdichtung, -geist, -trachten.

Antiidäl. I. 7. 232.
Natur und Kunst s. **Kunst.**
Naturalienſammlungen. I. 38. 236; II. 89; III. 263; IV. 69. 234.
Naturevangelium s. **Naturkultus.**
Naturforſchung. III. 88. 262 f. 270 f. 328; IV. 69. 73.
Naturgeiſter. IV. 8 ff. 139 f.
Naturkultus. I. 38; II. 61. 109. 291 f.; III. 35. 38. 43. 85 f. 89. 103. 148. 152. 178. 197. 199. 264 f. 270. 324. 334–336. 371 f. 402 f. 407. 436. 444. 448; IV. 37. 80 f. 162. 181. 193. 242.
Nero. I. 101. 147.
Neuplatonismus. II. 118. 126 ff. 348 f. 357.
Nothwendigkeit s. **Freiheit.**
Nouvelle Heloise. I. 174. 208. 357; III. 92. 220. 264. 341. 463.

Ochſenleichen. I. 70. 288. 291.
Oculis non manibus. I. 149. 345.
Oden. I. 133. 334 f.; II. 53; III. 67 f. 72 f. 218. 310. 317. 330. 372. 450. 461.
Oeffentliche Meinung. III. 84. 327. 443.
Opern s. **Singſpiele.**
Oppoſitionsgeiſt. III. 83 f. 115. 327 ff. 363.
Optimismus. p. XLI; I. 150. 256 f.; III. 125. 373; IV. 138.
Orationes tiratae. p. XXIX; IV. 55. 179. 231.
Orbis pictus. I. 29.
Orden, des Uebergangs. III. 82. 92. 324–326; IV. 242.
Ortsgeſchichte. p. XLVII; IV. 146.
Oſſian. II. 391; III. 127. 369. 374. 450.

Pädagogik. III. 159. 162. 413 f. 443; IV. 161. 235.
Panthion Mythicum. I. 99. 314; II. 82. 308.
Papanbeten. I. 44.
Paradies, das. I. 121. 123. 329; III. 20; IV. 165.
Paraphraſen, bibliſche. I. 172 f.
Paris s. **Homeriſche Helden.**
Parteiungen. I. 43. 96. 271 f. 298 f. 313; II. 26. 254; III. 78. 87. 126. 373; IV. 167.
„Patriotiſche Phantaſien". III. 139–141. 185 f. 389. 441–445.
Pelagianismus. III. 178.
Penſionate. I. 112 f.; III. 197. 424. 457.
Pentheſilea. I. 55. 276.
Peſſimismus s. **Trübſinn.**

Pfeffergericht. p. XXIII; I, 201. 63. 251.
Pfarrer. IV, 8. 139 f.
Philanthropine. II, 277; III, 159. 313. 414. 418. 460.
„Philemon und Baucis". II, 199.
„Philosophen", die. I, 68; II, 266.
Philosophie. II, 8 f. 33. 56 f. 238 f. 260 f.; III, 166 f. 429 f.; IV, 8 ff. 87. 137. 208 f.
Philosophus per ignem. II, 191.
Physiognomik. III, 57. 150 f. 155. 162. 350. 407—409. 412 f.; IV, 62—64. 67. 81 ff. 187 f. 192. 194. 241.
Pietismus. I, 37; II, 112. 115 ff. 133. 144 f. 262. 283. 341. 353. 365; III, 301. 305. 436; IV, 15 ff. 137 f. 238.
Plan von Frankfurt, der Graw'sche und der Merian'sche. I, 15. 206. 234. 241. 243. 245.
Plastik s. Antikensammlungen und bildende Kunst.
Poesiebegriff. p. XXVIII. XXXIV; II, 46—50. 273 f. 285. 322 f. 361 f. 388; III, 36. 88. 125. 132. 134. 138. 186. 311. 329. 336. 383 f.; IV, 56.
„Poeten nach der Mode". II, 39. 266 f.
„Poetische Dorfjunker", der. II, 35. 263 f. 266.
Poetische Versuche s. Dichtergabe.
Polemik. I, 257. 286. 295 f. 306. 316. 343; II, 39. 59. 84. 96. 266 f. 270. 287. 309 f. 323. 340. 347; III. 58. 109. 134 f. 138 f. 182. 190 ff. 262. 294—296. 358. 385—389. 429. 439. 448 ff.; IV, 51. 136. 172 f.
Popularphilosophen. II, 57. 60. 283 ff.; III. 413.
Portia. I, 74. 295.
Porzellanexport. IV, 10. 142.
Postwagen, Nürnberger. I, 20; IV, 215.
Praemia virtutis. I, 117.
Pränumeranten. III. 68 f. 310—313. 413.
Privatunterricht. I, 27. 28. 108 f. 116 ff. 277—280.
Problematische Naturen. III, 144.
Prometheus. III. 181 f. 192. 449.
Promenaden. I, 26. 28. 261; II, 343. 367; III, 6. 25—28. 248—251. 393. 465; IV, 241.
Prosaische Versuche s. Stil.
Prosodie. I, 74. 295 f.; II. 255. 300; IV, 49. 50. 170 f.
Prospekte, Römische. I, 19 f. 114 f. 323.
Protestantismus. I, 37. 299; II. 70. 74. 302 ff.; III, 27; s. auch Konfessionen.
Prüfung, juristische. II, 135; III. 25. 234.
Prügelstrafen. I, 61. 278; IV, 235.
Puppenspiel. I, 11 f. 44 f. 237. 273 f.; IV, 174.

Purismus. II. 44.
„Pygmalion". III. 41. 269.

Quelle von „Hanswurst's Hochzeit". IV. 51. 173 f. 244.
Quellen von „Dichtung und Wahrheit". p. XIX—XXIV; I. 207. 223 f. 252. 255 f. 259. 345; II. 271. 373; III. 56; IV. 70. 145. 148—153. 213. 218.
Quibbles. III. 46—49. 276 f.

Rabbinismus. IV. 7.
„Rasende Roland", der. I. 294; IV. 215.
Rath zu Frankfurt. I. 16. 35. 77. 139. 170. 246. 340; IV. 30. 47. 169.
Rationalismus. p. XXXIV; II. 112. 145 f. 285 ff. 302. 340. 357. 387 f.; III. 48. 151. 196. 264. 278. 294. 301. 385. 389 f. 415. 429. 443 f. 459; IV. 201.
Recensionen. III. 63. 65. 97 f. 119. 134. 271. 301. 348 f. 363. 370. 385. 389. 442.
Rechtsstudien s. Jura.
Reformation, Frankfurter. I. 70. 287; IV. 169.
Reformirte } s. Kolonie und Konfessionen.
Refugiés }
Regenbogen, doppelter. III. 20. 243.
Reich, deutsches. p. XXI; I. 168. 171 ff. 187 ff. 192. 350 ff.; III. 35. 77. 80. 185. 320 ff.; IV. 42 ff. 167.
Reichsinsignien. I. 171. 180. 182 f. 185—189. 359 f.
Reichskammergericht. p. XXIII; III. 74 ff. 318 ff. 333. 352.
Reisen. p. XXII; I. 11. 68. 235 f. 283; II. 13 f. 23. 185 ff. 242 f. 396 ff.; III. 56. 154. 158. 160. 199. 204. 243. 251 f. 277—279. 281. 407 f. 412 ff. 434. 464; IV. 53. 56—61. 92. 108 f. 160 ff. 218 f. 244.
Reiten. I. 137. 338; II. 107 f. 396; III. 8. 72. 194. 452 f.; IV. 155. 184. 211.
Religion. p. XXXIV f.; I. 69. 125. 129. 328. 331 f.; II. 46. 57. 111 f. 114 f. 128. 286. 388; III. 38. 126. 156. 176. 249. 390. 413; IV. 101. 204. 222 f.
Religionsunterricht. I. 37; II. 74; III. 61.
Republiken. III. 152. 398. 375; IV. 201. 203.
Residentenstellen s. Agentschaften.
Revivals. IV. 18. 150.
Revolution, französische. p. XXXIV; I. 256 f.; III. 35. 40. 255. 258. 278. 285. 442. 444; IV. 155. 168 f.
Rhetorik, deren sieben Fragen. III. 255.
Rhythmus s. Prosodie.
Richtersprüche des Grafen Thorane. I. 81; IV. 236.
Rittertafel. III. 81 f. 92. 324 ff. 338. 342.
„Rivera, Graf von". I. 69. 285 f.
Robinson Crusoe. I. 80. 364; III. 339.
Romane Richardson's. II. 15. 243 f. 344. 404; III. 92 f. 359; IV. 79.

Romanlesen. III, 19. 184. 233.
Romantiker. p. XXXI; IV, 173.
„**Romeo und Julie**". I, 43; II, 317 f.; III, 206 f. 274. 342.
„**Rosaliens Briefe**". IV, 187 f.
„**Rose et Colas**". I, 85. 306; III, 363; IV, 234.
„**Sachsenspiegel**". III, 74. 135. 318. 385; IV, 242.
Sacramente. p. XIV. XXXIV f.; II, 70—76. 309 ff. 372; III, 164. 306. 420.
„**Sara Sampson, Miß**". I, 99. 313 f.; III, 314. 363; IV, 171.
Sassafras. II, 296; IV, 238.
Satan. I, 74 f. 172. 214; III, 182. 333. 437; IV, 203; s. auch **Mephistopheles.**
Satiren. p. XIV; II, 43 ff. 148 f. 270 f. 309; III, 115. 126 f. 192. 358. 373 f. 387, 393. 396. 447. 449 f.
„**Saul**" von Voltaire. III, 62. 302 f.
Scapin. I, 99. 314; III, 113. 362.
Schatzkästlein. I, 92. 313; IV, 236.
Schauen, das s. **Intuition.**
Schauspieler-Gesellschaften. Ackermann'sche. I, 304; II, 316. 344.
Döbbelin'sche. IV, 159 f.
Koch'sche. II, 316 ff. 334.
Lepper'sche. III, 266.
Marchand'sche. III, 266. 363; IV, 27. 158.
Schuch'sche. II, 316.
Seyler'sche. III, 275. 363. 441.
Schicksal. IV, 101. 112. 165. 222. 331 f.
Schlacht bei Dettingen. I, 18. 249.
Schlachten des siebenjährigen Krieges. I, 42 f. 67. 91 f. 282. 288. 340; IV, 158.
Schlittenfahrten. II, 253.
Schlittschuhlaufen. III, 72 f. 191. 194. 317 f. 451—453; IV, 136. 143 f.
Schönfung, die. II, 128. 306 f.; III, 182. 270 f.
Schreibunterricht. I, 133. 314.
Schulen, öffentliche. I, 13. 27. 111. 277 f.
Schulbibliotheken. II, 79; III, 149. 404.
Schulbücherverzeichniß. I, 315.
Sechzehntes Jahrhundert. III, 33. 50. 74. 186. 300. 318; IV, 45 ff. 50. 169. 172. 216.
Seidenzucht. I, 33. 113 f. 141. 323.
Selbsterziehung. III, 143 f. 300; IV, 6. 172.
Selbstkenntniß. III, 144. 300; IV, 6. 137.
Selbstmord. III, 123—130. 373 ff. 457.
Selbstmörderei. I, 148. 150 f. 345; III, 126 ff. 143 f.; IV, 54. 175.
Senat zu Frankfurt s. **Rath.**

Sentimentalität s. **Empfindlamkeit.**
Separatisten. I, 37. 283; II, 70. 117. 373 f.; III, 64. 308; IV, 17 f.
Shakespeare-Tag. III, 273–276. 289. 366. 397.
„Sichtbaren, die" (Zeitschrift). I, 334.
Siebenjähriger Krieg s. Krieg.
Siegelsammlung s. Wappensammlung.
Siegeslieder. I, 42. 272 f.; II, 63. 295.
„Siegwart". I, 115. 329.
Singspiele. I, 88. 309; II, 105. 302 f. 317; III, 363; IV, 27. 147. 158 f. 215 f. 220.
Skizzenbuch. III, 182.
Sollicitatur. III, 79. 321 f.
„Sonntagsfrühe" von Hebel. III, 9. 237.
Spiegelscheiben. I, 24. 26. 255.
Spiele s. **Gesellschaftsspiele.**
Spinozismus. II, 351; III, 165 f. 271. 429 f. 439 f.; IV, 6 ff. 131 ff.
Spleen. III, 128 f. 378; s. auch Trübsinn.
Sprachlieder. I, 159. 340; III, 192.
Sprachgeschichte Herder's. II, 178 f. 181. 395; III, 116. 281. 296. 337. 366.
Spottlieder. I, 42. 273.
Sprachenjagd. III, 63. 148. 303–305. 404.
Sprichwörter. II, 354. 409 f.; III, 12. 15. 16. 23. 118. 186–188. 240. 270. 361. 365. 445–447; IV, 18. 131. 151. 154.
Staat und Kirche. III, 26 f. 249.
Steinkohlengruben. II, 189–192. 194.
Stiftungen. I, 72. 77. 290 f.; **II, 343.**
Stil, poetischer. IV, 50. 171.
„ prosaischer. p. XXXIX; II, 40. 267; III, 60. 300. 456.
Stillen im Lande s. Separatisten.
Stoicismus. I, 32. 61; II, 9. 147 f. 240; III, 375; IV, 138.
Sturm und Drang. p. XLV; III, 42. 70. 197. 226. 259. 314. 327 f. 395 ff. 401 ff. 404. 448; IV, 50 f. 131. 171. 206. 241.
Subskription s. **Pränumeration.**
Sündfluth. I, 121; III, 262.
Symbole. p. XXX f.; II, 302 f.; III, 149. 182. 404; IV, 33.
Système de la Nature. III, 42 f. 261. 269–272.
Systeme, organische des Menschen. I, 66. 282; II, 108; III, 72.

Tabakrauchen. III, 160 f. 418.
Tagebuch Lavater's. III, 418–422.
Tantalus. III, 182 f.

Tangen. II, 161—168. 280; III, 9, 15. 161. 289. 291; IV, 155. 157.
Tapeten s. Hautelisse.
„Telemach". I, 90. 78. 263; II, 154.
Tellsage. IV, 71 f. 78. 197. 200 f.
„Teutscher Merkur". p. XXIII; III, 98. 119. 184. 190 f 292 f. 314. 349. 370. 393. 449 f.; IV, 100. 160.
Theater, deutsches. III, 113—116. 264—269. 362—365.
„ **englisches.** III, 114. 362. 364.
„ **französisches.** I, 84—88; III, 40—42. 362 f.
„ **zu Berlin.** II, 316.
„ „ **Frankfurt a. M.** I, 84 ff. 99. 303—305; II, 161. 345; IV, 27. 158 ff.
„ „ **Gotha.** III, 363. 365.
„ „ **Leipzig.** II, 91. 316—319.
„ „ **Straßburg.** II, 320; III, 266 f.
„ „ **Weimar.** III, 194. 363. 441.
Theaterplätze auf der Bühne. I, 87. 308.
Theogonie s. Theosophie.
Theosophie. II, 118—128. 134. 342. 357—361; IV, 229.
„Theuerdank, der". I, 294.
Thiere. IV, 8. 102 f. 139. 223.
Thorschluß. I, 173. 357 f.; II, 341 f.
Thurm zu Babel. I, 121. 329; II, 378.
Titanismus. p. XXXIII; II, 359; III, 182. 440.
Titulargattin. III, 203—204. 467.
Toleranz. III, 63. 112. 156. 305; IV, 60.
Topfgeschirr. I, 86. 234.
Tradition s. Ueberlieferung.
Tragödie, deutsche. IV, 49. 171.
„ **französische.** I, 85. 88.
Traumdeuten s. Ahnungen.
Tropen s. Bilder.
Trübsinn. I, 150; III, 124. 127. 197. 343 ff. 373 ff. 456 f.
Tyrannen. IV, 54 f. 91. 178 f.

Ueberlieferung. III, 61. 384. 467; IV, 18.
Uebersetzungen. I, 30. 73. 263 f. 278. 294. 305 f. 314. 336; II, 55. 252. 264. 277. 282. 284. 319. 322 f. 333. 340. 404; III, 45. 272. 312. 315. 334. 344. 350. 448; f. auch Bibelübersetzung.
Undank. II, 128. 153. 181—183. 393.
Unentgeltlichkeit. III, 168.
Universalheilmittel. II, 118 f. 347 ff. 350 ff.

Universitäten. I, 38; III, 101; IV, 100. 229. 239.
Unterricht des Vaters. I, 27 f. 32. 81.
„ **mathematischer.** I, 44. 108.
„ öffentlicher s. Schulen.
Urielblandine. III, 18; IV, 81. 174.
Ursprung der Sprache. II, 177. 386—388; III, 65. 308.

Vehme. III, 75. 318.
Veni Creator Spiritus. I, 358.
Venus. I, 84; II, 283; III, 390.
Verbrennen von Büchern s. Bücherverbrennung.
Verbrennen von Papieren. p. XXII; II, 42. 65. 125. 268. 297. 336.
Verkleidungen. I, 10. 193; II, 199 ff. 206 f. 300 f. 406; III, 94 ff. 137. 161. 346—348; s. auch Mystifikationen und Wertherkostüm.
Verlag. III, 69. 312 f. 368 f. 384; IV, 143 f.
Verlosen von Liebespaaren s. Mariagespiel.
Veronika, die heilige. III, 189.
Versteinerungen. II, 187. 399; III, 38. 262 f.
Verwandlungen Ovid's. I, 90. 99. 147; II, 183. 302 f. 406.
Vetter Michel. III, 36. 257 f.
„Vicar of Wakefield" s. „Landprediger von Wakefield".
Vignetten s. Druckerstöcke.
Visitation des Kammergerichts. III, 77 ff. 320 ff. 338.
Volksbücher. I, 30. 264—266; III, 178. 212.
Volksdichtung. II, 49. 62. 64. 179. 202. 275. 388. 390 ff. 409; III, 84. 243. 245. 273. 280. 299. 306. 330. 333. 426. 468; IV, 173. 189.
Volksgeist. p. XXXIII; III, 444. 451; IV, 144.
Volksgeschichte. IV, 44. 189.
Volkssprache. III, 34; s. auch Dialekte.
Volkstrachten. II, 141. 201 f. 399. 409; III, 24. 34; IV, 185.
Vorhersagungen s. Ahnungen.
Vorsehung. III, 254; IV, 101. 152. 154. 222. 231 f.
Vorwort zu „Dichtung und Wahrheit". p. XIX; I, 3—5. 229; III, 233. 254; IV, 3. 132.

Wachsthum des Kindes. I, 66.
Wachstuchfabrik. I, 144 f.
Wasserfammlung. III, 129.
Wahl-Diarien s. **Krönungs-Diarien.**
Wahlkapitulationen. I, 166. 170 f. 172. 359.
Wahltag eines römischen Königs. I, 174—176. 358.

Badezimmer im Römer. I, 16. 347.
Bahrheitsstreben. III, 28. 38. 243. 302. 407; IV, 51. 98.
Bahrträume s. Ahnungen.
Bälder, deutsche. II, 10. 241. 250.
Ballfahrt. IV, 66 f. 193—195. 208.
„**Bandbrecker Bote, der.**" III, 301. 304—306. 314.
Bappen Klinger's. III, 150. 405; IV, 242.
Bappensammlung. I, 134; II, 174.
Barten, Frankfurter. I, 244. 253. 310. 347. 355.
Baffersahren. I, 190. 362; II, 18. 21. 242; III, 104. 110. 163—171. 416 ff.; IV, 28. 94. 211.
„**Baffersträger, der**" (Oper). II, 69. 301.
Bein. II, 203; III, 7. 145. 95. 191. 243. 461; IV, 34 f. 57. 72. 179. 197. 208.
Beinlese. I, 146. 342; IV, 109. 228.
Beinschröter-Innung zu Frankfurt. I, 190. 362.
Berkhütten. I, 140.
Berther-Fieber. p. XXVIII; III, 92; IV, 58. 180.
Biffen, das. III, 157 f. 411. 429.
Bohltätigkeit. p. XXVI; II, 31. 258; III, 55. 399. 410; IV, 154. 201.
Bunderkuren s. Universalheilmittel.

Zehn Gebote. III, 62. 249. 302.
Zeichenakademie. II, 89 ff. 95; III, 287.
Zeichenunterricht. I, 44. 109. 110; II, 89 ff.; IV, 155.
Zeitungen. II, 13—14. 109. 123. 241 f. 282. 322. 358. 334 f. 373; III, 35. 94. 104. 110. 176. 183. 191. 350 f. 434. 440. 465; IV, 73. 76. 78 f. 87—88. 201 f. 219.
Zeitschriften und Zeitungen. p. XXIII; III, 70. 313 f.; IV, 40 f. 42. 197.
Zerbrechen von Gläsern. II, 101. 325; IV, 37. 181 f.
Zusammen Goethe's. III, 71. 81. 209. 316. 324. 326. 359. 366. 377. 417 f.
Zweikämpfe. I, 89 (künstliche). 102; II, 37. 140 f. 154 f. 279. 396.

III.
Geographiſches Regiſter.

Aachen. I, 18. 171. 180. 185. 350.
Aalen (a. d. Jahn). III, 418.
Aegypten. I, 122. 124. 329; III, 62.
Aeſch. IV, 194.
Aſer in Gothland. II, 279.
Aigle in Frankreich. III, 278.
Airola. IV, 76. 92. 198.
Albis. IV, 78. 80.
Algier III, 387. 461.
Alpen, die. III, 42. 279; IV, 108. 187. 196. 207—209. 244.
Alpfluß. IV, 194.
Alt-Breiſach. III, 242.
Altona. II, 288; III, 192.
Altorf. IV, 72. 197.
Amerika. III, 335; IV, 42. 92. 168. 173. 213. 217.
Amſtäg. IV, 72. 197.
Amſterdam. III, 334.
Andermatt. IV, 73. 201.
Andernach. III, 421.
Andlau. III, 329.
Antibes. I, 73.
Arabien. III, 335.
Aſchaffenburg. I, 180; III, 76.
Affenwinden. IV, 196.
Auerſtädt. II, 29. 103. 114. 256 f. 342.
Augsburg. I, 351; III, 354.
Bacharach. III, 110.
Baden. II, 408; III, 294. 67. 251. 254; IV, 61.
Bärenthal. II, 194. 402 f.
Baiern. II, 402; IV, 230.
Baldohnen in Kurland. II, 279.
Bamberg. I, 20.
Barr. II, 408; III, 279.
Barth. I, 356; III, 408.
Baſel. III, 29. 49. 408.
Baſtberg, der. II, 187. 231. 399; III, 38. 214.
Bellinzona. IV, 76.
Belvedere bei Weimar. IV, 100.
Bendorf. III, 420.
Bensberg. III, 169. 422. 428. 430; IV, 133.
Bergen. I, 310. 312; IV, 158.
Bergſtraße. IV, 108. 227 f.
Berlin. I, 273. 356; II, 280. 386; III, 183. 268 f. 362. 456; IV, 10. 142. 160 f.
Bern. III, 263. 461.
Beſançon. II, 377.
Bethleſem. I, 173. 357.
Bettingen am Main. I, 359.
Biberach. III, 353.
Biberich. II, 13; III, 110.
Biel. IV, 143.

Bien-Wald, der. II, 364.
Bingen. II, 242; III, 110.
Bitsch. II, 193 f. 402; III, 242.
Blies, Fluß. II, 400.
Blocksberg, der. II, 399.
Bodenhausen. II, 364.
Bockenheim (Bouquenom). II, 183. 231. 400.
Bockenheim bei Frankfurt s. Frankfurt a. M.
Bodensee. IV, 203.
Bönigheim. III, 354.
Bonn. III, 422.
Braunfels. III, 352 f.
Braunschweig. II, 288. 334.
Breisgau. III, 279; IV, 229.
Bremen. II, 110. 338; III, 444.
Breusch, Fluß. III, 278.
Bruchsal. II, 247.
Brüssel. III, 252.
Brugg. III, 454.
Brunnen. IV, 197.
Buchsweiler. II, 187 f. 198. 231. 398 f. 404; III, 253. 283 f.
Büdeburg. II, 282. 384. 394; III, 67. 310; IV, 220.
Bürgel bei Hanau. IV, 158.
Bürgel bei Jena. IV, 99. 220.
Buttelstedt. II, 256.

Cannes. IV, 236.
Celle. III, 455.
Cenis, Berg. III, 263.
Ceylon. III, 334.
Chaldäa. I, 122.
Chios. IV, 167.
Clarens. III, 341.

Dalhunden. II, 407; III, 19. 242.
Danzig. I, 290. 343.
Darmstadt. p. XXI. XXVII; I, 299; II, 191. 343. 364. 392. 405; III, 57 ff. 64. 71. 99. 136. 289 ff. 315 ff. 350. 354 ff. 377. 402. 406 f. 456. 462; IV, 56 f. 92. 180 f. 209. 220.
Bessunger Wald. III, 299.
Herrgottsberg. III, 299.
Dengelsheim. II, 407.
Dessau. II, 107; III, 69. 312 f.
Detmold. IV, 161.
Dettingen. I, 18. 249.
Deutz. III, 490.
Thann. I, 289.
Diersburg. II, 408.
Diez. III, 104.
Dillenburg. III, 416.
Drakendorf bei Jena. p. XII.
Dresden. I, 42; II, 38. 46. 52. 84. 96 ff. 266. 280. 323—328. 390; III, 286.
Frauenkirche. II, 102. 327 f.
Großer Garten. II, 101 f. 326. 326.
Japanisches Palais. II, 326.
Kreuzkirche. II, 102. 327 f.
Mohrenstraße. II, 102. 327 f.
Neumarkt. II, 324.
Neustadt. II, 271.
Drusenheim. II, 199 f. 206. 209. 406. 409. 410; III, 5. 12. 51. 282; IV, 209.
Drusenstein zu Mainz. II, 14. 242 f.
Düsseldorf. III, 105. 164 ff. 287. 422 ff. 467.
Dutweiler (Dudweiler). II, 189 f. 195. 231. 401.

Eberstadt. IV. 227.
Ehrenbreitstein. III, 104. 108. 131. 353 ff. 379. 382. 419 ff. 462; IV, 157. 177.
Eichstetten. II, 408; III, 242.
Eimbeck. III, 452.

Einſiedeln. IV, 68—70. 194—196. 208.
Eiſenach. II. 256; III, 354; IV, 160.
Elam. I, 123.
Elberfeld. II, 367; III, 170. 426; IV, 154. 148 ff. 232.
Ellwangen. III, 110.
Elſaß, das. p. XXII. XXX. XXXII. XLIII ff.; II, 131. 149. 179. 194; III, 39—51. 254—286; IV, 109. 230.
Emmendingen. III, 242. 395. 454; IV, 58—62. 180. Z. 1 (nicht „Straßburg“). 184—186. 244.
Ems. III, 104. 156. 158. 160 ff. 353. 412 ff. 465. 467.
Engers. III, 419.
England. p. XLII; III, 129. 140. 444; IV, 42.
Enkheim. III, 48. 277—279.
Erfurt. II, 256; III, 234. 381; IV, 220.
Erlangen. IV, 214. 226.
Eſchersheim. I, 310.
Etterburg. IV, 100.
Euphrat, Fluß. I, 121 f. 329; III, 20.
Eutin. II, 382. 405.

Frauenſtein. IV, 194.
Feldberg, der. II, 13.
Felgen in Livland. II, 278.
Fleckenſtein. II, 407.
Florenz. II, 386.
Flüelen. IV, 72.
Fort Louis. III, 19. 214. 242.
Frankfurt a. M. p. XXIV f. XXIX. XXXI. XLVII f.; I, 44. 67. 69. 138. 149. 164. 177. 298 f. 350 f.; II, 26. 114. 195; III, 103. 251. 319.
Affenthor. I, 293. 299. 360.
Alter. I, 329 f. 363; II, 348.
Allerheiligengaſſe. IV, 12.
Allerheiligenpforte. II, 26.
Antoniusgaſſe. I, 60. 213. 284 f.
Frankfurt a. M.
Barfüßer-Gymnaſium. I, 117. 324. 335.
Barfüßerkirche (Paulskirche). I, 116. 324 f. 335. 367; II, 74. 304.
Bockenheim. III, 23; IV, 48. 170.
Bockenheimer Gaſſe. I, 339; II, 256.
Bockenheimer Thor. I, 150. 341. 345.
Bornheimer Heide. I, 92. 180. 311 f.; II, 241.
Bornheimer Pforte. I, 244.
Bornheimer Thurm. I, 299.
Braunfels. I, 14. 244.
Brückenthor. I, 194.
Brückenthurm. I. 339.
Cronbergiſches Haus. I, 369.
Dom. I. 14. 17. 186 f. 242. 245. 359 f.
Domkirchhof. I, 340.
Eſchenheimer Gaſſe. I, 72. 290. 311.
Eſchenheimer Thor. I, 145. 244 f. 310.
Fahrgaſſe. I, 19. 78. 178. 282. 359; III, 71. 447; IV, 20. 152.
Fahrthor. I, 341. 349.
Federgaſſe. I, 351.
Fiſcherfeld. I, 139. 282. 340 f.
Forſthaus. II, 241. 250. 343; III, 465.
Friedberger Gaſſe. I, 32. 267.
Friedberger Thor. I, 92. 145. 311. 342.
Galgenfeld. I, 253. 347.
Galgen-Gaſſe. I, 235. 334. 347.
Galgenwall. I, 347.
Gaſthof Zum goldnen Löwen. III, 317. 447.
„ Zum König von England III, 317.

Frankfurt a. M.
Gasthof Zum Römischen Kaiser. I, 180; IV, 108.
„ Zur Rose. III, 190. 447.
Gerbermühle. p. XVIII.
Goetheplatz. III, 401.
Grindbrunnen. I, 122. 253.
Gr. Kornmarkt. I, 244; IV, 147.
Guilenthof. I, 22. 253.
Hasengasse. I, 14 f. 71 f. 289 f.
Hauptwache. I, 78.
Heiligenstift-Hospital. I, 340.
Heusenstamm. I, 176. 181. 358.
Hirschgraben, großer. I, 9. 233 f. 351.
Hirschgraben, kleiner. I, 183. 366.
Judengasse (-stadt). I, 138 f. 340. 357; IV, 12 f. 144. 152.
Jungho. I, 303 f. 317.
Kapuzinerkirche. I, 199.
Karmeliterkloster. I, 92. 311.
Katharinenkirche. I, 76.
Katharinenpforte. I, 14. 178. 234. 359.
Klapperfeld. I, 245. 339.
Klingerstraße. III, 401.
Komposteil. I, 14. 173. 243 f. 355 (val. III, 262 u. 263); IV, 234.
Konstablerwache. I, 75.
Liebfrauenberg. I, 339. 349.
Liebfrauenkirche. I, 14.
Mainbrücke. I, 13. 19. 78. 138. 139. 175. 241. 282. 339. 359; IV, 20. 152. 237.
Mainwaagen. I, 341.
Markt. I, 14. 35. 186 f. 243. 269. 359.
Mühlberg. IV, 36. 164.
Neue Kräme. I, 14. 243. 324. 379.
Niederrad. I, 160.
Nikolausturm. I, 349.

Frankfurt a. M.
Nürnberger Hof. I, 14. 243.
Oberrad. IV, 157.
Ochsenkirche. I, 191. 363.
Papagei-Gasse. II, 353; III, 433.
Prediger-Kirche. IV, 238.
Pfarreisen. I, 14. 243 f.
Pfarrthurm. I, 78. 290; II, 343; IV, 156.
Pfingstweide. I, 22. 253 f.
Quintins-Pforte. I, 360.
Niederdruck. I, 341.
Riedhof. I, 339; II, 241.
Römer. I, 15 f. 17. 34. 175. 184 ff. 245 f. 268. 352. 357 f. 361. 368; II, 343; IV, 30. 235.
Römerberg. I, 14. 175. 185. 186 f. 243. 245. 341. 357. 359.
Römersaal. I, 16. 191 f.
Roßmarkt. I, 150. 193. 235. 248. 303. 339 f. 361.
Saalhof. I, 14. 193. 241 f. 364.
St. Gallen-Thor. I, 153. 311. 347.
Schirnen. I, 14. 243; IV, 234.
Schlimme Mauer. I, 47. 59 f. 245. 277. 290; II, 253.
Schmiedegasse. I, 340.
Stalburg'sches Haus. I, 14.
Steinweg. I, 360.
Stift St. Leonhard. III, 381.
Stiftstraße. I, 277.
Taxis'sches Palais I, 363.
Weinmarkt. I, 14. 241.
Weißadergasse. I, 349; II, 238.
Weißfrauenkloster. I, 92. 234. 311; IV, 236.
Zeil. I, 14. 78. 178. 309. 321. 341. 359; II, 253; III, 189. 382. 447.
Frankfurt a. d. O. III, 251.

Frankreich. I. 44. 283; II. 97. 134. 149. 186 f. 334. 375. 382. 390. 402; III. 29; IV. 155. 168.
Freiburg im Breisgau IV. 196.
Freystadt (Frankfurt?) IV. 143.
Friedberg i. d. Wetterau. I. 64. 280 f. 289; III. 193.
Friedrichsthal II. 401.
Friplar. I. 309.
Fürth IV. 194.
Fulda. I. 309; II. 256.
Furka. IV. 200. 203.

Gelnhausen. II. 28. 256.
Genf. IV. 203.
Genfer See. III. 295.
Gera. I. 112.
Germersheim. II. 364; III. 242.
Geroldseck, Groß- und Klein-. II. 397.
Gersau. IV. 71. 197.
Geschenen (Göschenen). IV. 198.
Gex. III. 330.
Gießen. I. 69; II. 301; III. 94 ff. 101. 344 ff. 383 f. 401. 461.
Gladbach. III. 430.
Gotha. p. XXXVII; II. 114. 256. 342.
Göttingen. I. 28; II. 27. 288. 290. 314; III. 311. 325. 365. 417. 482. 462 f. 465; IV. 176. 198.
Gotthard, der. III. 465; IV. 74—77. 104. 163. 188. 196—200. 209.
Graffe. I. 78. 82. 303; IV. 235 f.
Graubündten. IV. 108.
Greifensee bei Zürich. IV. 192.
Greifenstein. II. 397.
Griechenland. III. 334 f.
Grieb. II. 408.
Grönland. III. 435.
Groß-Gerau. II. 363.
Großsedlitz. II. 326.
Haag. III. 268.
Hagenau. II. 194 f. 464; III. 242.
Halberstadt. II. 171 f. 281.
Halle. II. 37. 276. 295 f. 296. 411.
Hamburg. I. 116; II. 381; III. 362. 444. 461; IV. 176.
Hanau. I. 111. 141. 268. 309. 323; II. 28. 256; IV. 158.
Hanau-Lichtenberg. II. 187 f. 398 f.; III. 256; IV. 241.
Hannover. III. 338. 424. 454. 457. 463; IV. 199.
Hardtgebirge. II. 400.
Harz. IV. 218.
Hattmatt. II. 398.
Hebron. I. 122 f.
Heidelberg. p. XXVII; I. 180 f.; II. 264; IV. 37. 108—112. 165. 180 ff. 203. 226. 228—232.
Heidesheim. III. 313.
Heilbronn. IV. 196.
Herlisheim. II. 406.
Hessen-Darmstadt. II. 187 f.; III. 416.
Hessen-Kassel. III. 329.
Heusenstamm s. unter Frankfurt.
Hildesheim. III. 325.
Hochbarr. II. 397.
Hochberg. III. 242.
Höchst. I. 10. 164. 235. 253. 349.
Höningen. III. 421.
Hohenburg. III. 279 f.
Hohnau, bei. II. 188. 231.
Holland. I. 283; II. 382. 390; III. 29. 461.
Homburg v. d. H. I. 192; II. 13; III. 71. 298. 316. 354.
Homburg i. d. Pfalz. II. 402.
Horchheim. III. 419.
Hornbach, Fluß. II. 193. 402.
Hubertsburg. I. 143.
Hünfeld. II. 256.

Jägersberg (Jagdschloß). II, 199 f. 402. 412.
Jamaika. IV, 147.
Jagst, Fluß. IV, 44. 122.
Jagsthausen. IV, 44. 122.
Ilstein. III, 336.
Imm. p. XIV. XV; I, 338; II, 37. 265. 341; IV, 100. 219. 221. 237.
Jerusalem. III, 178—180. 437. 463.
Ilz, Fluß (Iller). II, 132. 372. 377; IV, 185.
Ilmenau. IV, 100. 201.
Imbsheim. II, 398.
Ingelheimer Au. IV, 176.
Jonien. III, 334.
Jordan, Fluß. I, 122 f.
Isenburg. III, 236 f. 346; IV, 90. 152. 161.
Italien. I, 28; II, 97. 107. 334; III, 29. 200. 463 f.; IV, 55. 75 ff. 104. 107. 110 f. 191. 199. 219.
Ittenheim. II, 397.
Jura, der. III, 330.

Kaltbaden. IV, 194.
Kanaan. I, 123 ff. 127. 329.
Karlsbad. III, 405.
Karlsruhe. p. XVIII; II, 374. 382. 409; III, 193. 310. 408. 452 f.; IV, 58 f. 61. 104 ff. 143. 153. 162. 176 f. 192 f. 195 f. 220. 231.
Kassel. III, 244. 432. IV, 176.
Kehl. III, 229. 242. 448; IV, 240.
Klausthal. II, 254.
Koblenz. II, 369; III, 103. 108. 163. 170. 350 ff. 419 ff.
Koburg. I, 28. 260 f.
Kochberg. III, 395.
Köln (Dom). II, 378 f.; III, 164 ff. 280. 422 ff.
Königsberg i. P. II, 297. 303; III, 54. 311. 368.
Königstein (im Nassau). II, 113.
Königstein (in Sachsen). II, 325.
Kolmar. II, 374; III, 48. 278. 408.
Kopenhagen. II, 381.
Korsika. II, 299; IV, 41 f. 169.
Kranichstein. I, 350.
Krautergersheim. IV, 227.
Krefeld. I, 298.
Kronenberg. II, 13. 221. 242.
Kühnacht. IV, 78.
Kurpfalz s. Pfalz.
Kutzenhausen. III, 293.

Lago Maggiore. IV, 76.
Lahn, Fluß. III, 102. 163. 220. 352 f. 418 ff.; IV, 218.
Lahneck. III, 163. 419.
Lahnstein. III, 419.
Langrud. IV, 126.
Lauerzer See. IV, 71. 196.
Laufanne. III, 453. 456 f.
Lauterburg. II, 364; III, 281.
Leipzig. p. XLIII; I, 26. 28. 346; II, 27. 30 ff. 77 ff. 113. 125. 135. 139. 161. 176. 237. 265 f. 291 f.; III, 44. 51. 133. 272. 324. 326. 341.
Alte Neumarkt. II, 30. 258. 328.
Apel's Garten. II, 61. 292.
Apel's Haus. II, 35. 310.
Auerbach's Hof. II, 257. 329.
Brühl. II, 50. 277.
Dölitz. II, 292. 336 f.
Glacis. II, 38. 311.
Gohlis. II, 61. 292.
Goldne Bär. II, 103. 328; IV, 239.
Grimmaische Gasse. II, 260.
Große Feuerkugel. II, 30. 258.
Kohlgärten. II, 83. 292. 309.
Konnewitz. II, 61.

Leipzig.
Kuchengärten. II. 61. 258. 292. 309; IV. 239.
Neue Neumarkt. II. 30. 103. 258. 310.
Pleißenburg. II. 89. 95. 107. 313.
Ranstädter Steinweg. II. 277.
Raschwitz. II. 61. 292. 337 f.
Reudnitz. II. 258. 292. 309. 337.
Ritterstraße. II. 316.
Rosenthal, das. II. 61. 292.
Sellerhausen. II. 337.
Thomasplan. II. 33.
Leyden. III. 251.
Lichtenau. III. 242.
Lichtenberg (Schloß). II. 188. 393.
Limburg. I. 219; III. 104.
Limmat, Fluß. IV. 64 f. 80. 186. 190. 214.
Lindau. p. XLIII; II. 133. 365.
Lindheim (Schrautenbach'sches Gut i. d. Wetterau). III. 454.
Linzen. I. 69. 286; IV. 153.
Lissabon. I. 25. 43. 256 f.; IV. 235.
Lissoy (Irland). III. 343.
Liviner Thal (). IV. 73.
Livorno. IV. 41. 168.
Lombardei. IV. 77. 125.
London. p. XLI; II. 306. 308; III. 375. 434; IV. 147.
Lothringen. II. 185 ff. 400 f. 405; III. 234. 277.
Lotosfa. I. 42.
Lübeck. II. 270.
Lünel (Frankreich). III. 281.
Lützelstein. II. 186. 399 f.
Luterberg. I. 296.
Luzern. IV. 75. 196.
Lyon. III. 461.

Madrid. I. 15.
Mänzelstein (Vogesen). III. 279.
Mailand. IV. 75 f. 92. 240.
Main, Fluß. I. 13; IV. 13. 26. 188 ff.; s. Mainbrücke unter Frankfurt a. M.
Mainz. p. XV; I. 164. 225; II. 13. 242. 251. 363 f.; III. 55. 186. 190 ff. 358. 434. 442. 447 ff.; IV. 145 f. 176. 220.
Mamre, Hain. I. 125. 127.
Mannheim. III. 30. 51—53. 111. 252. 286 f. 343; IV. 57 f. 110. 177. 180 f. 230.
Marburg. IV. 148.
Maria Einsiedeln s. Einsiedeln.
Marienborn. II. 346 f. 355; III. 177. 435; IV. 264 (Note).
Marne, Fluß. II. 397.
Marschlins (Marschling). III. 199. 389. 400.
Marsilie. I. 116.
Maursmünster. II. 397.
Merseburg. I. 300; II. 108.
Mesopotamien. I. 121. 128.
Metz. II. 247.
Mittelhausbergen. III. 285.
Moder, Fluß. II. 195. 400. 404; III. 242.
Molsheim. III. 43. 278.
Morges. III. 295.
Moritzburg. II. 326.
Motel, Fluß. II. 188; III. 108.
Motiers-Travers. II. 276.
Mouans-Sartoux. I. 78. 82. 303; IV. 235 f.
Mühlberg. II. 49. 275.
Mühlen. IV. 194.
Mühlheim. III. 422.
Mühlheim bei Hanau. IV. 160.
Mülhausen i. E. III. 277.
Münzelgarb. II. 276.
München. I. 249.
Muotta-Fluß. IV. 196.

Mutterhausen. II, 402.
Mutzig. II, 402.

Nantes. II, 363; IV, 170.
Nassau a. d. Lahn. III, 104. 152. 342. 357. 416 f. 420 f. 462; IV, 98. 218.
Nassau-Saarbrücken. II, 189—192. 400—402. 411 f.; III, 256.
Naumburg a. d. S. II, 256 f. 312. 335.
Neapel. I, 28. 383; III, 336; IV, 92. 210.
Neckar, Fluß. IV, 109 ff. 230 f.
Neu-Breisach. IV, 194.
Neuburg. III, 318.
Neuenheilingen. IV, 98. 217.
Neuenkirchen (Neukirch, Neunkirchen). II, 192 f. 232. 401. 412.
Neuhof. IV, 238.
Neumark. II, 256.
Neu-Saarwerden. II, 188.
Neuwied. II, 250; III, 416. 420 f.
Niederbronn. II, 194. 232. 402—404. 408; III, 242. 252.
Niederlande. IV, 96. 101. 223; s. auch Holland.
Niedermodern. II, 195. 232. 404.
Niedermünster. III, 279.
Niederrödern. II, 407 f.
Nil, Fluß. I, 122. 124.
Nürnberg. I, 20 f. 171. 185. 350 f. 395.

Oberbronn. II, 403 f.
Oberlahnstein. III, 104.
Oberried. IV, 191.
Obersulzbach. II, 400.
Ober-Ysfeld. I, 27. 209.
Oestreich. I, 272; IV, 143.
Oettern bei Weimar. II, 391.
Offenbach a. Main. p. XVIII. XXIV f.; I, 299. 347; IV, 26 ff. 157 ff. 177. 210—213.
Offenburg. III, 242.
Oppenheim. II, 363.
Orrenhof in Livland. II, 279.
Ortenau. III, 19. 242.
Ortenberg. III, 242.
Osnabrück. III, 139—141. 185.
Osmansiedt. III, 355.
Ottilienberg. III, 48 f. 279 f.
Ottrott. III, 280.

Palästina. I, 122 ff.
Paris. II, 137. 139 f. 193. 247. 363. 371. 383. 386; III, 35. 39. 40 f. 265. 269 f. 434. 440. 464; IV, 97. 177. 217 f.
Paulowski bei Petersburg. p. XXI.
Pegau. II, 371; III, 253.
Pegnitz, Fluß. II, 292.
Pempelfort. III, 165. 170. 354. 422 ff. 462.
Petersburg. II, 279; III, 119. 132 251. 268. 313. 368. 383.
Pfalz, die. II, 400. 402. 405; III, 30 256; IV, 228 ff.
Pfalzburg. II, 186 f. 396—398.
Pfefferbad. IV, 203.
Philippsburg. III, 19. 242.
Pirmasens. II, 398.
Pleiße, Fluß. II, 37. 62. 109. 292.
Polen. II, 299. 375; IV, 167.
Pont-a-Mousson. II, 247.
Potsdam. III, 153. 441.
Prag. II, 299. 325.
Preußen. I, 42. 271 ff.; II, 63. 398; III, 35; IV, 143.
Püttlingen. II, 400.
Pyrmont. III, 453. 461.

Radewitz. II, 275.
Rammelburg. II, 280.
Rapperschwyl. IV, 76. 124.
Regensburg. I, 28. 313. 352; II, 60; III, 200. 463.
Reichshofen. II, 195. 403 f.
Reichwog (Rüschwog). II, 407; III, 239. 282.
Reuß, Fluß. IV, 72. 125. 200.
Reutlingen. IV, 143.
Rhein, Fluß. II, 13. 132. 134. 193. 242. 397. 402; III, 19. 23. 104. 108. 110. 154. 163. 169. 221. 240. 242 f. 263. 295. 361. 419 ff.; IV, 109. 176.
Rheinfall, der. IV, 62. 186. 205.
Rheinfels. III, 110.
Rheingau-Gebirge. II, 13. 242.
Rinderschwyl. IV, 67. 124. 193 f.
Rixe. IV, 190.
Riva. II, 278. 368. 382 f.
Rigi. IV, 71. 78. 196 f.
Rippach. II, 256.
Rom. I, 283; II, 303. 334; III, 252. 263. 287. 465.
Roppenheim. II, 407.
Rosbach. II, 270.
Roßbach. I, 298. 309.
Rothau. II, 403. 408.
Rujen in Livland. II, 279.

Saale, Fluß. II, 37.
Saalmünster. II, 256.
Saar, Fluß. II, 188. 192. 400 f. 412.
Saaralbe. II, 188. 231. 400.
Saarbrücken. II, 189. 400 f. 408. 411 f.; III, 245 f.
Saarburg. II, 397.
Saargemünd. II, 189. 400.
St. Goar. III, 110.
St. Johann. II, 411 f.
St. Johann (St. Jean des Choux). II, 187. 399.
Sachsen. I, 41. 271; II, 64. 88. 398.
Sachsenhausen. I, 13. 19. 138. 177 f. 356; II, 241; IV, 36. 157. 237.
Sandershausen. I, 298.
Saragossa. I, 340.
Schaffhausen. IV, 62. 186.
Schindeleggi. IV, 67. 124. 194.
Schirheim. II, 404.
Schirrhofen. II, 404.
Schlettstadt. III, 48. 278.
Schlichtern. II, 256.
Schönenthal s. Elberfeld.
Schottland. IV, 210.
Schwalbach. II, 13. 242; III, 408.
Schwarau, Insel. IV, 71. 195.
Schwarzwald, der. II, 188. 410. III, 279; IV, 186.
Schweden. IV, 41. 168.
Schweiz. I, 308; III, 49. 57. 101. 105. 279. 295. 348. 357. 382. 453. 457; IV, 53. 62—92. 108. 143. 186—210. 227.
Schwyz. IV, 70 f. 124. 195 f.
Schwyzer Haken. IV, 70 f. 124. 195 f.
Seis. III, 243. 282.
Selenheim (Seffenheim). p. XIV. XXIV XLIII f.; I, 338; II, 195 ff. 232. 295 301. 382. 404—412; III, 5—51. 89. 254 ff. 282. 317. 360 f.
Sibdim, Thal. I, 122 f.
Siebengebirge, das. III, 428.
Sihl, Fluß. IV, 65. 78. 80. 194. 202. 204.
Sihlegg. IV, 194.
Sindlingen bei Höchst. III, 382.
Soden. I, 345.
Sonneberg. IV, 149.
Spanien. p. XLI.
Speier. II, 247. 364; III, 76. 242 f. 319. 357; IV, 209.

Spiesen. II, 401.
Stabe (von Löw'sches Gut in der Wetterau). III, 454.
Steinburg. II, 196.
Steinthal. II, 403; III, 253.
Straßburg. p. XLIII; I, 290; II, 130 ff. 140. 141. 173 ff. 194. 206. 279. 363 ff.; III, 1—51. 57. 145. 191. 209. 229. 234 ff. 365. 395. 406. 458 f.; IV, 16. 105. 158. 165. 177. 184 f. 204. 208 f. 226. 240 f. 244. 317. 395 f.
Alte Fischmarkt. II, 133. 164.
Bischofshof. II, 370.
Broglie-Platz (Roßmarkt). II, 370. 380; III, 266.
Finckweiler. III, 281.
Gasthof zum Geist. II, 181. 173. 364. 382; III, 5 ff. 324; IV, 239.
Gayotplatz. II, 376. 380.
Geistgäßchen. IV, 239.
Gr. Gewerbslaube. II, 370.
Kleine Metzg. II, 370. 380.
Krämergasse. II, 131. 364 f.; IV, 239.
Lange Wörd. II, 369.
Metzgerthor. II, 369.
Münster, das. II, 131—133. 147. 150. 155—161. 185. 194. 364. 370. 378—380. 399. 404. 410; III, 50 f. 278 f. 280 f. 289. 300 f.; IV, 185.
Münsterplatz. II, 131. 210. 364. 369.
Mur-Gießen. II, 372. 377.
Neue Kirche. III, 252.
Nikolas-Viertel. II, 368; IV, 228.
Platz. II, 366.
Rheinbrücke. II, 152. 369.
Rheininsel. II, 137.
Straßburg.
Rheinlust, Wirthshaus. II, 153 f. 377; IV, 240.
Ruprechtsau. II, 372.
Salzmannsgasse. II, 368.
Schöpflin-Staden. III, 253.
Spaziergänge. II, 141. 372.
Spitzengasse. II, 375.
Steinthor. IV, 185. 244.
Thomaneum. II, 367.
Thomaskirche. III, 253.
Thomasplatz. II, 375.
Thomas-Staden. IV, 239.
Tuchmacherzunft. III, 266.
Viehgasse. II, 369.
Wanzenau. II, 372. 378. 406; III, 235.
Wasserzoll. II, 377 f.; IV, 185. 240.
Zabernthor. II, 370.
Zum Geist s. Gasthof.
Strehlen. II, 281.
Stuttgart. II, 278. 279; III, 257; IV, 204.
Sulzbach, Fluß. II, 401.

Taunusgebirge. II, 13.
Teplitz. p. XV.
Teufelsbrücke. IV, 73. 197.
Thal s. Ehrenbreitstein.
Thiengen. IV, 228.
Thüringen. II, 29. 264. 398; IV, 98.
Tiefurt. II, 307.
Tigris, Fluß. I, 121. 123. 329; III, 20; IV, 237.
Tirol. III, 362; IV, 108.
Todte Meer, das. I, 74. 214. 295.
Torgau. II, 315.
Trachslau. IV, 196.
Treptow a. d. R. II, 50. 127. 276; III, 57.

Triest. II, 335.
Troja. III, 334.
Tschesme. IV, 41. 167.
Tübingen. II, 256. 276.
Türkei. III, 23. 240.

Ulm. IV, 204.
Upsala. III, 251.
Urseren. IV, 73.
Urserner Loch. IV, 73. 197.

Vacha. II, 256.
Vaels. III, 425.
Vallendar. III, 357. 419. 421.
Venedig. I, 283.
Versailles. II, 139. 326. 374; III, 31.
Vierwaldstätter See. IV, 71 f. 78. 124. 197.
Vilnau. IV, 71. 124. 197.
Vogesen. II, 132. 180–188. 210. 396 ff.; III, 278.
Volpertshausen s. unter Wetzlar.

Walbeck, Stift. II, 171. 381.
Walbeck bei Jena. IV, 99. 220.
Waldstätter See s. Vierwaldst. See.
Wanzenau s. Straßburg.
Wasen. IV, 72. 197.
Wasenburg, die. II, 194. 404.
Wasselheim. II, 397.
Weilburg. III, 104. 353.
Weimar. p. XII. XIV; II, 257. 301. 307; III, 184. 250. 255. 297. 318. 339. 355. 390. 394. 415. 441. 449. 454; IV, 58. 98. 104. 142. 192. 201. 211. 216 f. 219 ff.
Weinheim. IV, 227 f.
Weißenfels. II, 256.
Wesel. I, 227.
Westindien. I, 105.
Westrich, das (Westreich). II, 188. 231. 400.
Wetterau. II, 259; III, 454.
Wetzlar. I, 28; II, 295. 339. 404; III, 74 ff. 101. 264. 286. 296. 313 f. 317. 319 f. 359. 364. 366. 377. 423. 463; IV, 60. 242.
Apbach. III, 340; IV, 242.
Garbenheim. III, 339 ff.
Gasthof zum Kronprinzen. III, 324. 342.
Gemeindehaus. III, 340.
Karlsmont. III, 340; IV, 242.
Schmiedgasse. III, 340.
Volpertshausen. III, 340; IV, 242.
Wildbader Thor. III, 340; IV, 242.
Wien. I, 28; II, 367. 369; III, 200. 251. 268. 463; IV, 143.
Wiesbaden. I, 302; II, 13; III, 412.
Wörlitz. II, 197. 397. 334.
Wörth. II, 404.
Wolfenbüttel. II, 110. 340; III, 325. 341.
Wolleran. IV, 194.
Worms. I, 204; II, 245 f. 250 f. 355. 364. 371; III, 76.
Württemberg. II, 276 f. 398; III, 329.
Wüste, die syrische. III, 62.

Zabern im Elsaß. II, 185–187. 396 f. 407; III, 281.
Zaberner Steige. II, 186 f.
Zeithayn. II, 275.
Zeitz. II, 362.
Zorn, Fluß. II, 397.
Zürich. III, 265. 328. 343. 432. 453. 465; IV, 62–67. 78 ff. 178. 186 ff. 227.
Zürcher See. III, 62. 65. 67. 78. 186 f. 193 f. 199.
Zug. IV, 78.
Zuger See. IV, 78.
Zweibrücken. II, 193. 402; IV, 158.

IV.
Personenregister.

Abälard (1079—1142). I, 174.

Abbt, Thomas (1738—1766). II, 55. 283; III, 67. 310; IV, 133. 319.

Abeken, Bernhard Rudolph (Philologe u. Schulmann, geb. Condrück i. Oldenburg 1780, † bei. 24. Febr. 1866). p. XXXI; III, 292. 338. 442; IV, 212f. 223.

Abel, Karl Friedrich (Gambist, geb. 1725 zu Köthen, 1759 in London, † 22. Juni 1787). II, 97. 324.

Abelin, Johann Philipp (Pseudonym: Joh. Ludw. Gottfried, aus Straßburg gebürtig, † um 1635). I, 29. 139. 259. 262. 327. 339; II, 99. 305; IV, 54. 179.

Abraham. I, 122ff. 127f. 328—333.

Abraham a Santa Clara (Ulrich Megerle, 1642—1709). IV, 84. 208.

Abt, Karl Friedrich (1743—1782, und Frau Felicitas, geb. 1746 zu Biberach, starb um 1782, Schauspielerpaar). III, 267.

Ackermann, Konrad Ernst (1710—1771). I, 305. 313. 343; II, 316.

Addison, Joseph (1672—1719). II, 288; III, 345.

Adelung, Johann Christoph (1732—1806). II, 264; IV, 97. 207.

Adlersberg, Hieronymus Peter von (Stadtlieutenant in Frankfurt a. M. 1757). I, 274.

Adolph Friedrich, König von Schweden (geb. 1710, reg. 1751—1772). II, 362.

Aeschylos. II, 318.

Aesop (der griechische Fabeldichter). I, 117. 324; II, 48. 274; IV, 416.

Agricola, Johann (eigentlich Schnitter, Theologe, 1492—1566). III, 284. 445.

Agricola, Rudolph (Prof. d. Philologie in Heidelberg). IV, 270.

Agrippa v. Nettesheim.

Aiguillon, Duc d' (1720—1782, französischer Minister). II, 373.

Albrecht, Johann Georg (geb. 25. Sept. 1694. Rector des Gymnasiums zu Frankfurt a. M. 1745, † 3. Mai 1770. Beerdigt 5. Mai, alt 75 Jahre 7 Monate 8 Tage). I, 116—120. 278. 324f. 327; II, 117. 309.

Alembert, Jean le Rond d (1717—1783). III, 264f.

Alexander der Große. II, 233.

Alfieri, Vittorio Graf (1749—1803). p. XXXVI.

Allesina, Johann Maria (Kaufmann in Frankfurt a. M.). III, 130.
Allesina, Franziska Clara, geb. Brentano (seine Gattin). III, 130. 382.
Allesina-Schweitzer, Franz Maria v., (Handelsmann u. kurf. bair. Geheimer Rath. 1722—16. Dez. 1812). III, 130. 223. 382.
Allesina-Schweitzer, Pauline Maria Angela Franziska v., geb. Allesina (seine Gattin. 3. Dez. 1725—26. Mai 1791).
Allesina-Schweitzer, Karl (Schöff, Sohn der Vorstehenden). II, 237. 250; III. 382.
Allesina-Schweitzer, Wilhelmine (Tochter der Erstgenannten). III, 382.
Alsdorf . . . . . III, 418.
Althann, Graf von (oder Althaim, geb. 5. April 1710, kaiserlicher Erbschenk). I, 182. 362.
Alxinger, Johann Baptist von (1755—1797). IV, 171.
Amalia Anna (Prinzessin von Preußen. 1723—1787). III, 368.
Amalia Friederike, Erbprinzessin von Baden s. Karoline Luise.
Amos (der Prophet). II, 58.
Amyot, Jacques (Amiot, 1513—1593). III, 33.
Anakreon. II, 366; III, 337.
Andersen (der dänische Dichter). III, 433.
André, Johann (geb. 28. März 1741 in Offenbach, † daf. 18. Juni 1799). III, 466; IV, 26 f. 32 f. 35. 147. 158. 160—163. 212. 216.
André, Frau. III, 466; IV, 160. 163.
André, Johann Anton (Sohn der Vorigen, geb. 6. Okt. 1775 in Offenbach, † daf. als Komponist und Verleger 6. April 1842). IV, 163. 212.
Andreä (Buchhändler zu Frankfurt a. M.). II, 249. 256.
Anna Amalia, Herzogin von Sachsen-Weimar, geb. Prinzessin von Braunschweig (24. Okt. 1739—10. April 1807). III, 184. 293. 356. 404. 417. 427. 441; IV, 100. 133. 178. 216. 279. 221.
Anson, Lord George (englischer Admiral, 1697—1762). I, 30. 264; II, 253 (s. Rousseau's „Nouv. Heloise").
Apel, Heinr. Friedr. Innocenz (in Leipzig). II, 85.
Appell, J. W. III, 405; IV, 212 (mehr Appeli).
Aprili . . . . . (kaiserlicher Notar zu Regensburg). I, 170. 222.
Arcangeli (der Mörder Winckelmann's). II, 107. 385.
Archenholz, Johann Wilhelm (1743—1812). III, 449.
Argenville, Anton Joseph d' (1680—1765). II, 92 f. 319.
Arioſt. I, 294; III, 408; IV, 215.
Ariſtides. II, 239.
Ariſtophanes. II, 91; IV, 171.
Ariſtoteles. I, 100. 315; II, 9. 340. 377. 394. 422. 457; III, 89. 273. 275. 337. 397.

Arnaud, Franz Thomas Marie Baculard d' (1718—1805). III, 208.
Arnim, Anna Elisabeth (Bettina) von, geb. **Brentano** (geb. 4. April 1785 zu Frankfurt a. M., † 20. Jan. 1859 zu Berlin). p. XX; I, 231. 258. 259. 268. 335; IV, 145 f.
Arnold, Gottfried (Kirchenhistoriker, Pastor zu Perleberg, 1666—1714) II, 126. 357. 366.
Arnold, Karl Philipp (Kanzleirentor und Forstadjunkt, seit November 1775 Stadtforstmeister zu Heidelberg). IV, 229.
Arnold, ... (Müller in der Neumark). III, 330.
Assing, Ludmilla. 254 f. 454.
Aubinet, Nicolas Médard (1741—1901). IV, 160.
Auerbach, Berthold. II, 405; III, 438.
Aufresne, Jean Aival (französischer Schauspieler, geb. 1729 in Genf, † 1806 in Rußland). III, 41. 267 ff.
August Emil Leopold, Herzog von Gotha (geb. 23. Nov. 1772, regiert seit 20. April 1804, † 17. Mai 1822). p. XXXVII.
August II., König von Sachsen. II, 48 f. 87. 374 f. 310.
August III., König von Sachsen. II, 87. 275. 312. 315.
Augustinus, Aurelius (der Kirchenvater, 354—430). p. XXXV; III, 426.
Aulber (Wieland's Schwiegervater, Kammerrath zu Buchweiler). III, 283.
Aulber (Geheimer Rath und Director der Rechnungskammer ebenda). III, 283.
Aprenhoff, Cornel Hermann von (1733—1819). II, 284.

Babel, Anton Franz (Schattenspielmann). I, 355.
Bach, Sebastian. II, 324.
Back (Frankfurter Maler). III, 417.
Baden, Markgraf u. Markgräfin von, s. Karl Fr. und Caroline L.
Baggesen, Jens Immanuel (dänischer Dichter, 1764—1826). IV, 223.
Bahrdt, Karl Friedrich (theologischer Neuerer, 1741—1792). II, 286; III, 139. 150. 313. 388 f. 407. 460 f.
Bahrdt (Prof. d. Theologie zu Leipzig). II, 250.
Bamberger, Frau (Hebamme zu Gartenheim). III, 341.
Barbieri, Giovanni Francesco (gen. Guercino da Cento, Maler, 1599—1666). IV, 205.
Barlion, Claude (Negociant de Lyon und Theaterdirektor). I, 305. 353.
Bartenstein, Josef Freiherr von (Reichshofrath). I, 352.
Bartsch, K. (Professor zu Heidelberg). III, 311; IV, 206. 236.
Basedow, Johann Bernhard (pädagogischer Neuerer, 1723—1790). p. XXI. XXXI; II, 277. 311. 336; III, 138—163. 167. 171. 233. 294. 358. 389. 413—422. 429. 432. 460 f.; IV, 150. 235.
Basilius Valentinus (Alchymist des 15ten Jahrhunderts). II, 119. 349.

Bassenheim, Johann Maria Rudolph, Reichsgraf Walbot von (Präsident des Reichskammergerichts). III, 342.
Batteux, Karl (1713—1780). II, 261. 307.
Battharnt, Graf. III, 416.
Bauch (Kaufmann aus Sonneberg). IV, 16. 149.
Baumgarten, Alex. Gottlieb (Philosoph, 1714—1762). II, 322; IV, 207.
Baumgarten, Siegm. Jakob (Prof. der Theol. zu Halle, 1706—1757). I, 327; II, 280. 286.
Baur, Ferdin. Christian (der Tübinger Theologe, 1792—1860). III, 330. 334.
Bause, Joh. Friedr. (Kupferstecher an Oeser's Akademie, zuletzt, seit 1813, in Weimar, 1738—1814). IV, 66.
Bayle, Pierre (1647—1706). II, 25. 253; III, 264. 432; IV, 6. 134 f.
Bayrhofer, Johannes (Frankfurter Buchdrucker). I, 334.
Beatrice Portinari (Dante's Geliebte). p. XLIV f.
Beaulieu-Marconnay, Karl Freiherr von (Hofmarschall a. D. und Wirklicher Geheimer Rath zu Dresden). III, 401. 441; IV, 154. 214. 220.
Beaumarchais, Pierre Augustin Caron de (1733—1799). II, 86. 311; III, 262. 280. 363.
Beccadelli, Antonio Panormita (Dichter, 1393—1471). IV, 141.
Beccaria, Cesare B. Bonesana (1738—1794). I, 278; III, 361.
Becher . . . . . III, 411.
Bechstein, Ludwig (Dichter, 1801—1860). IV, 184.
Bechtolsheim, Frau von (in Eisenach). III, 354.
Beck (Tanzlehrer in Straßburg). III, 285.
Becker, Karl Ferdinand (der deutsche Grammatiker, 1775—1849). IV, 156.
Becker, Karl Friedrich (Geschichtschreiber f. die Jugend, 1777—1806). I, 328.
Beethoven. II, 301.
Begrow (Zollkontroleur zu Riga). II, 384.
Behrisch, Ernst Wolfgang (geb. Frühjahr 1739 in Dresden, † als Hofrath zu Dessau 21. Oct. 1809). II, 78—82. 89. 110 f. 113. 125. 256. 307 f. 310. 323. 338; III, 27. 92. 363; IV, 239.
Behrisch, Heinrich Wolfgang (Bruder des Vorigen, Schriftsteller zu Dessau, 1743—1825). II, 310.
Bel (Professor der Poesie zu Leipzig). II, 259.
Belli (kurpfälzischer Hofgerichtsrath). I, 351.
Belli-Gontard, Frau (Schriftstellerin zu Frankfurt a. M.). I, 253; II, 253; III, 363; IV, 160. 188. 243.
Belloy, Pierre Laurent Buriette de (dramatischer Dichter, 1727 bis 1775). III, 39. 264.
Benda, Georg (Opernkomponist u. Kapellmeister, 1721—1799). III, 289; IV, 221.
Benedikt XIV. (Lambertini), Papst. I, 283.

Benfey, Theodor (der Orientalist, geb. 1809). III, 339 f.
Bengel, Johann Albrecht (Dr. theol., württembergischer Konsistorialrath und Prälat, 1687—1753). II, 59. 386 f.
Benjamin (Sohn Jakob's). I, 130.
Benner, Johann Hermann (Professor der Theologie zu Marburg und Gießen, † 1792). I, 69. 286.
Benoît . . . . . III, 285.
Benzler . . . . . III, 420.
Berckheimer, von (Kanzler der Universität Straßburg). III, 285.*)
Berendis, Hieronymus Dietrich (1720—1782). IV, 100. 221.
Bereswinde (sagenhafte Mutter der heil. Ottilie). III, 279.
Berg, Günther Heinrich von (1765—1843). III, 319—322.
Bergmann, Gustav von (geb. 28. März 1749 in Neuermühle bei Riga, 1767 auf der Univers. zu Leipzig, seit 1771 Pfarrer in Livland, 1807 Mitglied des Konsistoriums). II, 279.
Berlichingen, Ernst Ludwig Freiherr von (ward 19. Januar 1768 kurpfälzischer Kämmerer). IV, 44. 96. 169.
Berlichingen, Götz von (geb. 1480 in Jaxthausen, † 23. Juli 1563 in Schloß Hornberg). III, 74. 81. 89. 116 ff. 120 f. 289.
Bernard, Nikolas (Kaufmann in Offenbach). IV, 26. 34. 157 f. 165.
Bernard (in Straßburg). IV, 93 f. 155. 215.
Bernays, Michael (Professor an der Univ. zu München). I, 221; II, 224; III, 272 f. 276. 295. 337. 359 f. 360. 384. 392. 406; IV, 142. 162.
Bernières, Jean de. II, 350.
Bernstorff, Johann Hartwig Ernst Graf (dänischer Minister, 1712—1772). II, 171. 381; III, 413.
Bertuch, Friedrich Johann Justin (1747—1822). III, 313. 441; IV, 99. 220.
Besser, Johann von (Dichter, 1654—1729). I, 293 f.; II, 275.
Besser . . . . II, 266.
Bethmann, Simon Moritz (Handelsmann in Frankfurt, † 1782). II, 356.
Bettina s. Arnim.
Beyme, Karl Friedr. v. (preußischer Minister, 1765—1838). IV, 191.
Bianchi, Jakob (Lehrer der Experimental-Physik). I, 322.
Biedermann, Karl (Schriftsteller in Leipzig). IV, 241.
Biedermann, W. Freiherr von (Geh. Finanzrath zu Dresden). II, 267. 309. 311. 314. 324. 340. 409; III, 368. 384 f. 424. 434; IV, 160. 238. 303.

*) Unter dem „B. Hause" in Straßburg ist vielleicht das Berckheimer'sche gemeint; s. K. Baier, „Das Heidenröslein", Heidelberg 1877, S. 34.

Bieſter, Johann Erich (Oberbibliothekar zu Berlin, 1749—1816). III, 325; IV, 161 f.
Bismarck, Fürſt. I, 293
Bleſſig, Johann Lorenz (Prof. der Philoſ. u. Theologie zu Straßburg, 1747—1816). III, 432. 461.
Blondel, Jaques François (Pariſer Architekt, 1705—1774). II, 149 f. 376.
Blümner, C. H. G. R. (Verfaſſer der Leipziger Theatergeſchichte 1818). II, 317 ff.
Blum, K. III. 276. 394.
Bode, Johann Joachim Chriſtoph (1730—1793). III, 287. 311 f.; IV, 220.
Bodemann, Eduard (Bibliothekar zu Hannover). II, 276. 293; III, 357. 458; IV, 190.
Bodemann, Friedrich Wilhelm (Paſtor zu Schnackenburg a. d. Elbe). III, 426; IV, 235.
Bodmer (der ſchweizer Dichter). p. XXXVIII; I, 131. 295 f. 333; II, 47 f. 56. 264. 273. 285. 292; III, 269. 407; IV, 64 ff. 189 f. 201.
Böckmann, Johann Lorenz (Hofrath und Prof.) III, 318. 453; IV, 11. 144.
Bödeker, Johannes (der deutſche Grammatiker des 17ten Jahrh.). III, 272.
Böhl von Faber, Joh. Nikolaus (1770—1836). p. XLI.
Böhme, Jakob (der Görlitzer Theoſoph). II, 350. 352; IV, 131.
Böhme, Joh. Gottlob (Hofrath u. Profeſſor zu Leipzig, geb. 20. März 1717, † 30. Juli 1780). II, 31 f. 38. 69 f. 259. 341.
Böhmer, Joh. Friedrich (Geſchichtſchreiber, 1795—1863). p. XLVII.
Böhmer, Karoline, geb. Michaelis (in zweiter Ehe Gattin A. W. Schlegel's, in dritter Schelling's). III, 365.
Boerhave, Hermann (1668—1738). II, 121. 350 f.; III, 198. 459; IV, 7. 139.
Börne, Ludwig (1786—1837). I, 290. 340.
Böttiger, Karl Auguſt (1760—1835). III, 249. 275. 303. 308. 347. 402; IV, 161.
Bogatzky, Karl Heinrich von (Pietiſt aus Francke's Schule, zuletzt in Halle, 1690—1754). I, 312; IV, 236.
Bole, Heinrich Chriſtian (1744—1906). II, 340; III, 83. 300. 306. 311. 315. 328. 332. 347. 359. 361. 368 f. 385. 387. 432. 440. 451. 461 ff.; IV, 179 f. 182. 228.
Bole, Rudolph (des Vorigen jüngerer Bruder). III, 311 f. 396. 392. 452. 463; IV, 209.

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
GOETHE,J.W.
3-598-50924-3
FN. 16563/450

Boie, Ernestine (Schwester der Vorigen, geb. 1758, Rud. Gattin seit 15. Juli 1777, † 1834). III, 452.

Boileau, Nikolaus B. Despréaux (1636—1711). I, 316; II, 353.

Boisserée, Gebrüder (Johann Sulpiz Melchior, 1783—1854, und Melchior Hermann Joseph Georg, 1786—1851). p. XVII; II, 160. 378 ff.; III, 264. 301. 427; IV, 140. 154. 231. 341.

Bon (Theaterdirektor). I, 304.

Bondeli, Julie von (1731—1778). II, 336; III, 105. 357. 458; IV, 190.

Bonnet, Charles de (1720—1793). III, 407.

Bordes . . . . III, 268.

Boris, Gyph. Valentin Freiherr von (böhmischer Botschafter). I, 354. (vergl. Ranke's Hardenberg, I, S. 33).

Born, von (Leipziger Konsul). II, 339; III, 336. 352. 393.

Bosshard (schweizer Bauer). IV, 190. 192.

Boucher, François (Pariser Hofmaler, 1703—1770). IV, 97. 218.

Bouderie . . . . III, 334.

Bower, Archibald (Schotte, Jesuit, 1736 evangelischer Konvertit). I, 135. 336 f.; IV, 237.

Bozberger, Robert (Dr. phil. u. Schriftsteller). II, 299; III, 373; IV, 242.

Bopsen, M. (Rektor und Pastor zu Halberstadt 1715). I, 263.

Branconi, Frau v. (aus Venedig, Geliebte des Herzogs Karl W. F. v. Braunschweig). II, 340.

Brand (unverehelichter). I, 341.

Brandt, Ferdin. Wilhelm (Advokat zu Wetzlar seit 10. Mai 1748, Prokurator seit 7. Juli 1749, katholisch). III, 99. 342.

Brandt, Anna und Dorothea (Töchter des Vorigen?). III, 101. 342. 352.

Brant, Sebastian (1458—1521). I, 365; III, 240. 257.

Braunschweig, Erbprinz von, s. Karl W. F.

Brave, Joachim Wilhelm von (Dichter, geb. 4. Februar 1738, † 7. April 1758). II, 290.

Brettenbach, Daniel Friedrich (Gesthalter zu Frankfurt). I, 355.

Breitenbauch, Georg August von (titulirter weimarischer Kammerrath zu Wilsdruff bei Dresden, 1731—1817). II, 284.

Brettenstein, Freiherr von. III, 340.

Breitinger, Johann Jakob (1701—15. Dez. 1776 [nicht 1774 nach der „Allg. D. Biogr."]). II, 471. 473 ff. 322. 363; III, 407; IV, 189.

Breitkopf, Bernhard Christoph (1695—1777). II, 52. 103. 277. 328; III, 68.

Breitkopf, Johann Gottlob Immanuel (der Sohn, 1719—1794). II, 103 f. 110. 328. 338.

Breitkopf, Bernhard Theodor (geb. 20. März 1749, † hochbetagt als russischer Staatsrath in Petersburg). II, 103f. 328.
Breitkopf, Christoph Gottlob (geb. 22. September 1750, † 7. April 1800 zu Leipzig). II, 104. 328f.
Breitkopf, Konstanze (Frau Dr. Lehme). II, 298. 329.
Breitkopf, Wilhelmine . . . . II, 329.
Brennecke, B. . . . . . III, 394.
Brentano, Clemens (1778–1842). III, 258.
Brentano, Georg Michael Anton (Sohn der Folgenden, geb. 12. März 1775). IV, 137.
Brentano, Peter Anton (aus Mailand gebürtig, Frankfurter Bürger und Handelsmann, kurtrierischer Wirklicher Geheimer Rath und Resident, † 1797). III, 130. 355. 379f. 464.
Brentano, Maximiliane Euphrosyne, geb. von la Roche (Gattin des Vorigen, geb. 31. Mai 1756, † 19. Novbr. 1793). II, 248; III, 104–108. 130f. 299. 315. 353. 355. 358. 378. 383. 386. 421. 464; IV, 145f. 157. 177. 210.
Brentano, von (kurpfälzischer Regierungsrath). I, 351.
Breitschneider, Heinrich Gottfried von (1739–1819). III, 326; IV, 242.
Briegleb (Gymnasial-Direktor zu Koburg). I, 260.
Brieux . . . . III, 254.
Brinckmann, Philipp Hieron. (Landschaftsmaler zu Mannheim, 1709–1761). I, 24. 82. 209. 303; II, 327.
Brion, Johann Jakob (Pastor zu Sessenheim, geb. Straßburg 10. April 1717, † 14. Okt. 1787). II, 199ff. 407; III, 9 ff. 19f.
Brion, Frau Magdalena Salomea, geb. Schöll (geb. in Baden-Durlach, 12. März 1724, † 3. April 1786). II, 199ff. 406. 408; III, 8ff. 22ff. 246f.
Brion, Christian (geb. 18. März 1763 in Sessenheim, Pfarrer, † im August 1817 zu Straßburg). II, 203. 408.
Brion, Friederike Elisabetha (geb. Niederrödern im Elsaß etwa 1752, konfirm. 1766, † 3. April 1813 zu Meißenheim bei Lahr). p. X. XIV. XIX. XLII–XLV; II, 103. 198. 199. 201–215. 391. 395. 408; III, 5. 8ff. 19f. 22ff. 49ff. 70. 72. 102. 235. 238f. 244–247. 281f. 314f. 317. 388. 396f. 468; IV, 109. 155. 230.
Brion, Jakobea Sophia (geb. Niederrödern etwa 1756, † 27. Dezember 1836). II, 199. 408. 410; III, 238. 245ff.
Brion, Katharine Magdalene, s. Gockel.
Brion, Maria Salomea, s. Marx.
Brockes (Brekis), Barthold Heinrich (1680–1747). II, 169.

Broglio, Viktor Franz, Herzog von (Marschall, 1718—1804). I, 90 ff. 169. 298. 301. 304. 309—311.

Brucker, Jakob (1696—1770, Rektor und Prediger zu Kaufbeuren und seit 1744 zu Augsburg). II, 9. 298. 295.

Brückner, Johann Gottfried (Schauspieler). II, 334.

Brühl, Heinrich Graf von (der Minister, 1700—1763). II, 87 f. 330.

Brunck, Richard Fr. Philipp (Professor zu Straßburg, 1729—1803). III, 285.

Brunck, Frau Elisabeth, geb. von Türckheim. IV, 227.

Brutus, Marcus Junius (85—42 v. Chr.). II, 178. 339; III, 373 f.

Buccatello, Ludovica. IV, 141.

Buchner, Dr. Karl (Buchhändler und Schriftsteller, † 1874). II, 330 f. 337; III, 312; IV, 144.

Buchwitz, Friedrich Karl von (Oberstforstmeister zu Heidelberg, Ladenburg und Lindenfels seit 1763, † in Heidelberg 21. Februar 1798) IV, 229 f.

Buchwitz, Wilhelmine von, geb. Gräfin von Wieser (Gattin des Vorigen, † 21. Dez. 1775). IV, 229.

Buckingham, George Villiers Duke of (Minister Karl's II., 1628—1688). III, 374.

Budde (Buddeus), Johann Franz (Prof. der Philos. zu Jena, 1697—1729). II, 278. 285.

Büchmann, Georg (Professor zu Berlin). II, 311. 394; III, 234; IV, 207.

Büchner, Georg (1813—1837). III, 394.

Bülow, Karl Eduard von (Novellendichter, 1803—1853). II, 411.

Bülow-Plüskow, Friedrich von. II, 345.

Bürde, Samuel Gottlieb (Dichter, 1753—1831). IV, 191.

Bürger (der Dichter). p. XXXVIII; III, 83. 120. 312 f. 325 f. 331. 370 f. 403. 427. 432. 450 f.; IV, 28. 53. 144. 157. 161 f. 175 f. 188. 217. 225.

Buff (Amtmann zu Wetzlar). II, 265; III, 90. 100 ff. 339 f. 363.

Buff, Frau (Gattin des Vorigen). III, 90. 339.

Buff, Charlotte, s. Kestner.

Buffon, Georg Ludwig Leclerc Graf von (1707—1788). II, 41; III, 262. 271.

Buhle, Joh. Gottl. Gerhard (1763—1821). IV, 118. 134.

Bunsen, Christian Karl Josias Freiherr von (1791—1860). II, 303.

Burggrave, Joh. Philipp (Dr. med., 1700—1778). I, 200. 367 f.; II, 348.

Burgsdorf, Friedrich Adolph von († als kurf. Kanzler 1799). II, 329.
Buri, C. K. L. Pfenburg von (lyr. u. dramat. Dichter, Offizier, 1747–1806). II, 236 f. 250 f.; III, 421; IV, 160. 238.
Burkhardt, C. A. H. (Archivrath zu Weimar). III, 402.
Busch (Chirurg zu Straßburg). II, 392 f. 404.
Busch (Musiklehrer daselbst). III, 286.
Butler, Samuel (Dichter, 1612–1680). II, 252.
Byron, Lord (der englische Dichter, 1788–1824). I, 323.

Caesar, Julius. I, 233; III, 256. 375.
Cagliostro, Alexander Graf (Joseph Balsamo, 1743–1795). IV, 223.
Calas, Jean (protestantischer Kaufmann in Toulouse, 1698–1762). III, 83. 130.
Campanella, Thomas (1568–1639). IV, 223.
Campe, Joachim Heinrich (der Pädagog und Sprachforscher, 1746–1818). p. XLI; II, 264; III, 286. 414.
Canitz, Friedrich Rudolph Freiherr von (Dichter, 1654–1699). I, 73. 283 f.; II, 273. 293.
Carbanus, Hieronymus (aus Pavia, 1501–1576). IV, 223.
Carlyle, Thomas (geb. 1795). p. XXXIX. XLI; I, 222 f. 353; II, 275 f.
Caro, E. (französischer Schriftsteller). II, 351; IV, 137. 139.
Carraccio, Agostino (1558–1605).
Carraccio, Annibale (1560–1609). } (Maler). IV, 205.
Carraccio, Lodovico (1555–1619).
Carus, Karl Gustav (Arzt, 1789–1869). IV, 238.
Casa, Giovanni della (Schriftsteller, 1503–1556). IV, 141.
Casanova, Johann (Maler, Direktor der Akademie zu Dresden, 1728–1795). II, 314.
Cassius, Cajus C. Longinus († 42 v. Chr.). III, 375 f.
Catanell, Demoiselle. III, 382.
Cato, Marcus Porcius C. Uticensis († 46 v. Chr.). III, 375.
Catullus. III, 257.
Cavallini, Jakob Maria (Handelsmann in Heidelberg 1800, in Rom 1808). IV, 228.
Caylus, Anne Claude Philippe de Tubières, Graf von (Kunstschriftsteller, 1692–1765). II, 93. 319.
Cellarius (Keller), **Christoph** (Professor zu Halle, 1638–1707). I, 27 ff. 262.
Chamisso, Adalbert von (1781–1838). III, 236. 457.

Charbonnier, Baillival (Assessor zu Morsee [Morges], Merck's Schwiegervater). III, 295.

Chateaubriand, François Auguste, Vicomte de (1760—1848). p. XI.

Chaucer, Geoffrey (1328—1400). II, 277.

Chaussée, Pierre Claude Nicolle de la (1692—1754). I, 85. 305 f.; III, 260.

Cherubini, Maria Luigi Carlo Zenobio Salvatore (1760—1842). II, 69. 301.

Chesterfield, Philipp Dormer Stanhope, Graf (1694—1773). III, 374; IV, 138.

Chézy, Helmina von (1783—1856). IV, 211.

Chodowiecki, Daniel Nikolaus (1726—1801). III, 134. 365. 413; IV, 190. 205.

Choiseul-Amboise, Etienne François Duc de (Marschall und Minister, 1719—1785). II, 375; III, 263.

Christ, Johann Friedrich (Prof. der Geschichte und Poesie zu Leipzig, 1701—1756). II, 93. 320 f. 362.

Christian VI. von Dänemark (geb. 1699, reg. 1730—1746). III, 38.

Christian VII. von Dänemark (geb. 1749, succ. 1766). II, 413.

Christian VI. von Pfalz-Zweibrücken (1722—1775, reg. seit 1760). II, 193. 402.

Christus s. Register II.

Cicero, Marcus Tullius. I, 309; II, 41. 178. 239. 259. 267. 389; III, 88. 337.

Clarke, Samuel (aus Norwich, Rector und Hofkaplan zu London. Herausgeber des Homer 1729 flgde zugleich mit seinem gleichnamigen Sohne, † 1729). III, 99. 350.

Classen, Dr. (Gymnasial-Direktor zu Frankfurt a. M.). III, 465.

Claude Lorrain (Gelée, 1600—1682). II, 327.

Claudius, Matthias (der „Wandsbecker Bote", 1740—1815). p. XXXV; III, 297. 301. 304 ff. 313.

Clauer (Rechtskandidat). I, 132 f. 333; II, 34.

Claus (Claudi), **Johann Andreas** (Pfarrer, geb. 2. Novbr. 1731, seit 1757 in Frankfurt a. M., † 25. März 1815). I, 272; II, 345 f.

Clermont, Louis Bourbon Condé de (Geistlicher und General, 1709—1770). I, 298.

Clodius, Christian August (Prof. der Philos. zu Leipzig, 1738—1784). II, 81—84. 252. 308 ff. 316. 318. 333. 337; IV, 239.

Closen, C. M. von (aus Eßlingen, studirte in Göttingen noch 1775, † 1776). IV, 208.

Closen, Freiherr von (französ. General, Kommandeur des Regiments Zweibrücken; † 13. April 1759). I, 311.

Loler, Johann (reformirter Prediger im Haag). IV, 133. 135. 137.
Colle, Charles (Luſtſpieldichter, 1709—1783). II, 406.
Collin, Matthäus von (1779—1824). p. XL.
Colman, George (1733—1794). III, 364.
Comenius, Amos ſ. Komenſky.
Condillac, Etienne Bonnot de Mably (Philoſoph, 1715—1780). II, 387.
Coq, Pierre de (Taſchenſpieler). I, 355.
Corneille, Pierre (1606—1684). I, 101 f. 315 f.; II, 293. 300; III, 36. 260. 268. 330.
Cornelius Nepos. I, 29.
Corri (italiäniſcher Komponiſt). I, 236.
Cotta, Joh. Friedr. Freiherr von Cottendorf (Buchhändler zu Stuttgart, 1764—1832). p. XIV; III, 313; IV, 227.
Coudray, Klemens Wenzeslaus (Oberbaudirektor zu Weimar, 1775—1845). IV, 233.
Cowley, Abraham (1618—1667). III, 272. 373.
Crabb, Robinſon ſ. Robinſon.
Cramer, Joh. Andreas (geiſtlicher Dichter, 1723—1788). II, 271. 284. 288.
Cramer, Karl Friedrich (1752—1807). III, 453.
Cravinus (Student in Leipzig). II, 340.
Crebillon, Claude Proſper Jolyot de (le jeune, 1707—1777). II, 283. 390.
Creizenach, Dr. (Profeſſor zu Frankfurt a. M.). III, 406; IV, 238.
Creuz, Friedrich Kaſimir Karl Freiherr von (Dichter und politiſcher Schriftſteller, 1724—1770). I, 73. 214; II, 285. 347; III, 349.
Cröger..... III, 435.
Cronegk, Joh. Friedrich von (Dichter, 1731—1758). II, 84. 288. 290. 308 f.
Cruſius, Chriſtian Auguſt (Prof. ord. theol. und Dr. theol. zu Leipzig, 1715—1775). II, 259. 287. 339.
Cumberland, Richard (1732—1811). IV, 14. 147.
Curtius, Michael Konrad (Philolog und Hiſtoriker, 1794—1802). II, 322.
Cyprian, Ernſt Salomon (Theologe, Vertreter der Lutheriſchen Orthodoxie, 1673—1745). II, 357.

Dach, Simon (Dichter, 1605—1659). II, 273; IV, 175.
Dänemark ſ. Chriſtian VI. u. VII. v. D.
Däniker (Pfarrer zu Oberried bei Zürich, † 1794). IV, 191.
Dahlmann, Friedrich Chriſtian (1785—1860). p. XXXIII.

Dalberg, Karl Theodor Anton Maria Freiherr von (Koadjutor zu Erfurt, später Fürst Primas und Großherzog von Frankfurt, 1744—1817). IV, 183. 220.
Damm, Christian Tobias (theologischer Neuerer und Philologe, 1699—1778). III, 334.
Dante. III, 254. 275; IV, 90. 219.
Dangel, Theodor Wilhelm (philosophischer Schriftsteller, 1818—1850). IV, 199. 223.
Dapper, Olfert (Olivier) (Arzt zu Amsterdam, † 1690). III, 84. 333f.
Darieß, Joh. George (Professor der Philosophie und der Rechte zu Frankfurt a. O. und Jena, 1714—1791). II, 8. 211. 239. 252. 293.
Datt, Joh. Philipp (Konsistorialrath zu Stuttgart, 1654—1722). III, 76. 318.
Daun, Leopold Joh. Maria Graf (Feldmarschall, 1705—1766). I, 43; II, 271.
David, König der Juden. I, 37; III, 302f.
Dawkins (Reisender). III, 334.
Deborah. I, 330.
Desbayes, François Guill. Fouques (1733—1825). IV, 160.
Deinet, Joh. Konrad (fürstl. waldeck'scher Hofrath und Verlagsbuchhändler in Frankfurt). III, 347f. 370. 385. 406. 415f.
Delf s. Delph.
Delph, Georg Wilhelm (Handelsmann aus dem Jülich-Berg'schen, † in Heidelberg 1761). IV, 165.
Delph, Helena Dorothea (des Vorigen Schwester, Handelsjungfer, geb. etwa 1728, † in Heidelberg 20. Oktober 1808). p. XVII; IV, 37f. 108—112. 164f. 182. 222ff.
Delph, Sibylla Elisabeth (d. Vor. Schwester, † etwa 1794 zu Heidelberg). IV, 37. 228.
Demark..... III, 318.
Dernath, Graf von (mit Frau; verließ Ems d. 22. Juli 1774). III, 416.
Deronet, französische Familie (Debronais?). I, 85ff. 297. 308.
Descartes (der Philosoph). III, 309. 429; IV, 8.
Descostes, Henri (französ. Sprachlehrer). I, 306.
Dessau, s. Leopold Fr., Fürst von.
Destouches, Philippe Néricault (1680—1754). I, 65. 305; II, 263; III, 39. 260.
De Wette, Wilh. Martin Lebrecht (Theolog, 1780—1849). III, 305.
Diderot, Denis (1713—1784). I, 88. 306. 317; III, 40. 114. 260. 264ff. 268f. 362f. 365; IV, 171.

Diene, Joh. Heinrich (franzöſ. Dolmetſcher zu Frankfurt). I, 79 f. 91. 94—96. 102. 104. 301 f. 312; IV, 236.
Dietelmair, Joh. Auguſtin (Mitherausgeber des engliſchen Bibelwerks 1752 flgde). I, 327.
Dietrich (Buchhändler in Göttingen). III, 369.
Dietrich, Dominik (Ammeiſter von Straßburg, Großvater des Folgenden, 1620—1694). II, 403.
Dietrich, Johann von (Vater des Folgenden). II, 194 f. 232. 403.
Dietrich, Philipp Friedrich, Baron von (geb. 1748, enthauptet 28. Dezbr. 1793, erſter Maire von Straßburg). II, 403.
Dietrich von Stade. III, 238.
Dietz, Dr. (Prokurator und Advokat zu Wetzlar, † 1752). III, 339.
Dietz, Dr. (Sohn des Vorigen, gleichfalls Prokurator und Advokat zu Wetzlar). III, 339.
Dietz, Karoline Wilhelmine, geb. Buff (1776). III, 339.
Dilthey, Wilhelm (der Biograph Schleiermacher's). III, 436.
Diogenes. II, 239.
Dodd, William (1729—1777). III, 44. 274.
Dodsley, Robert (1705—1764). IV, 144.
Döbbelin, Karl Theophilus (Schauſpieler und Schauſpieldirektor, 1727—1793). IV, 160.
Döllinger, Joh. Joſeph Ignaz (Profeſſor zu München, geb. 1799). p. XLVII.
Döring (Hofmeiſter in Leipzig). II, 282.
Döring, von (Hofrath zu Hannover). III, 457.
Dohm, Chriſtian Konrad Wilhelm von (1751—1820). III, 336.
Dorat, Claude Joſeph (1734—1780). III, 369.
Dorer-Egloff (Bankmann zu Baden bei Aarau, † etwa 1864). III, 306. 391. 398.
Dorow, Wilhelm (1790—1846). III, 308. 465.
Drollinger, Karl Friedrich (Dichter, 1688—1742). I, 73. 294.
Druſus, Nero Claudius (38—9 v. Chr.). II, 14. 242 f.
Dubarry, Marquiſe. II, 375.
Du Bois-Reymond, Emil (Profeſſor an der Univ. zu Berlin). III, 262. 270.
Düntzer, Dr. Heinrich (Prof. und Bibliothekar zu Köln). p. XX. XLVIII und mehrfach in den Anmerkungen.
Dürer, Albrecht. I, 301; IV, 204.
Dürkheim, von (meiningiſcher Geh. Rath). IV, 104 f. 184.
Duſay (Kaufmann in Frankfurt a. M.). IV, 161. 165. 170.
Dumeiz, Damian Friedrich (Dechant, † zu Mainz, etwa 1806). III, 130. 380 f.
Duns Scotus. III, 436.

Dasch, Joh. Jakob (1725—1787). II, 393.
Dyck, van (der Maler). IV, 265.
Dyhern, Georg Karl, Baron von (sächsischer Generallieutenant, † 1739). I, 134. 336; II, 375.
Dyk, Joh. Gottfried (1750—1813). III, 348.

Eberhard, Johann August (Prediger und Prof. der Philos., 1739—1809). II, 239.
Ebermann, Joh. Peter (1792—1854). p. XVII. XIX; I, 394; II, 249. 255; III, 236. 241. 295. 373. 445; IV, 158. 174. 228f. 237.
Echof, Konrad (Schauspieler und Theaterdirektor, 1720—1778). II, 334; III, 114. 363f. 441.
Edelmann, Joh. Christian (1698—1767). I, 341; II, 357; III, 269.
Edelsheim, Georg Ludwig Freiherr von (badischer Minister). IV, 183.
Egell, Paul (aus Sachsen, Hofbildhauer zu Mannheim). III, 343.
Egger, Alois (Prof. zu Wien, vom deutsch-österreichischen Alpenvereine). IV, 244.
Ehrenberg, Friedrich (Domprediger zu Berlin, 1778—1853). IV, 233.
Ehrenberger, Bonifazius (Professor zu Koburg, † 1739). I, 260f.
Ehrenreich, Joh. Benj. (Maler, 1739— etwa 1770). III, 110. 360.
Ehrmann, Joh. Friedrich (geb. 1710, † 10. August 1797, Prof. der Medizin zu Straßburg, Botaniker und Chemiker). II, 148. 375; III, 7. 13. 237f.
Ehrmann, Joh. Christian (Sohn des Vorigen, gleichfalls Prof. der Med. zu Straßburg, 1740—1800). II, 148. 375.
Ehrmann, Joh. Christian (geb. 1749 zu Straßburg, seit 1779 Arzt zu Frankfurt a. M., 1808 als Medizinalrath emeritirt, † 1827 zu Speier; Tismander). III, 284; IV, 241.
Eichhorn, Joh. Gottfried (Prof. der Theologie, 1753—1827). p. XXIII; I, 327; II, 269f. 339.
Eichstädt (Prof. zu Jena, 1772—1848). II, 260. 268. 300.
Eike von Repgow (aus Anhalt, in der ersten Hälfte des 13. Jahrh.). IV, 242.
Eilers, Gerd (preuß. Schul- und Ministerialrath, nebst Frau). p. XLVII.
Einem, Joh. Konrad von (Konrektor zu Münden). IV, 238.
Einsiedel, Friedr. Hildebrand von (1750—1828). III, 265. 354. 427; IV, 219f.
Eleasar. I, 128f.
Elieser. II, 371.
Emerson, Ralph Waldo (der amerikanische Essayist, geb. 1803). p. XLI.
Emilie ..... (zu Straßburg). II, 162—168. 360; III, 15; s. Sauveur.

Emmerich Joſeph, Freiherr von Breidbach-Bürresheim, Kurfürſt von Mainz (geb. 11. Novbr. 1707, erwählt 5. Juli 1763, † 11. Juni 1774). I, 171 ff. 175 f. 178. 185. 187. 192. 199. 355 f. 357. 367 f.; III, 361; IV, 133. 220.

Enderly, von. I, 344.

Engel, Joh. Jakob (1741–1802). II, 294; III, 363. 439.

Engel (Pfarrer in Straßburg). III, 267.

Engelbach, Mauritius Joſephus (geb. 7. Sept. 1744 zu Buchsweiler, Sohn des fürſtl. hanauiſchen Kammerdirektors Joh. Konrad E. und Frau Sophie Sabine geb. Aulber, † um 1802). II, 135. 185 ff. 367. 396–400; III. 248. 254. 256. 283. 285.

Engelmann . . . . (Dresdner Schuhmacher, nach v. Biedermann, „Goethe u. Dresden", S. 3). II, 97 ff; III, 179.

Epiktet. II, 9.

Erasmus, Deſid. Rotterodamus (1467–1536). II, 410; III, 240. 446.

Erdmannsdorf, Friedr. Wilh. Freiherr von (Kunſtmäcen, 1736–1800). II, 107. 334.

Erkmann-Chatrian (die Pfalzburger Romanſchriftſteller). II, 307 f.

Erneſti, Joh. Auguſt (Prof. der Theol. und Phil. zu Leipzig, 1707–1781). II, 27. 41. 259. 261. 267 f. 287 f. 301. 333. 339; III, 350.

Erthal, Friedrich Karl Joſeph, Baron von und zu (letzter Kurfürſt von Mainz, geb. 1719, regiert von 1774–1802). I, 169. 222. 354.

Erwin von Steinbach (1277–1318). II, 158; III, 280.

Eſau. I, 128.

Eſchenburg Joh. Joachim (1743–1820). p. XXIII; I, 306; II, 105. 309. 333. 339; III, 45. 342. 384.

D'Eſter, Quirin Joſeph (fürſtbiſchöflich Stavelot'ſcher Geheimer und kurtrieriſcher Kommerzien-Rath zu Ballendar am Rhein, geb. 6. Jan. 1719 in Malmedy, † 30. April 1796 zu Ballendar). III, 357. 421.

D'Eſter, Katharina Eliſabeth, geb. de Jaymonville (Gattin des Vorigen, geb. zu Stavelot 4. Juli 1738, Tochter des dortigen fürſtbiſchöflichen Bürgermeiſters, † 22. Okt. 1815 zu Ballendar). III, 357. 421.

D'Eſter, Johanna Margarethe (die Gretel, beider Vorigen Tochter, geb. 13. Mai 1763 zu Malmedy, verehel. kurmainziſche Hofkriegsrath von Zwehl, † 16. Aug. 1844 in Würzburg, Mutter des bairiſchen Miniſters von Zwehl). III, 357. 421.

Eſterhazy, Fürſt Nikolaus Joſephus von Galantha (Feldzeugmeiſter, geb. 1714). I, 169. 193. 338. 355. 368.

Eswein, Philippine (1764, in Mörfelden). II, 237.

Eswein (der Vorigen Bruder, 1764, daſelbſt). II, 337.

d'Etallonde (Präſident). III, 330.

Eiche (Mitch, Vater der heil. Cäcilie). III, 379.
Eitinger, Karl Wilhelm (Buchhändler zu Gotha). III, 312.
Euripides. II, 318; III, 449.
Ewald, Georg Heinrich August (Prof. d. Theol. zu Göttingen, 1803—1875). I, 327 ff.
Ewald, Joh. Ludwig (Geistlicher, zuletzt Kirchenrath zu Karlsruhe, geb. 16. Sept. 1747 in Drei-Eichen bei Offenbach, † 19. März 1822). p. XVIII; III, 249; IV, 27. 30. 34. 161 ff. 210 f.
Ewald, Rahel Gertraud, geb. Dufay (Frau des Vorigen). IV, 161. 163.
Ewald . . . . . IV, 160.

Faber, J. H. (aus Straßburg, † 1791). IV, 160.
Fabricius, Katharina (zu Worms). II, 246 ff. 251. 354 f.
Fahlmer, Georg Christoph (Kurpfälz. Kommerzienrath, geb. zu Frankfurt 16. März 1687, † Mannheim 16. Novbr. 1759). III, 423.
Fahlmer, Johanna Katharina Sibylla (Tochter des Vorigen, geb. 16. Juni 1774 zu Düsseldorf, † als verwittwete Schlosser den 31. Oct. 1821). III, 164. 223. 306. 317. 349. 350. 378. 388. 429—435. 449 f. 461. 463. 466; IV, 146. 148. 154. 156. 160. 165. 172. 178. 180—186. 188. 216.
Falbaire, Feuillet de. III, 363.
Falcke, Ernst Friedr. Hektor (geb. 1751 zu Darmstadt, seit 1784 Bürgermeister zu Hannover, Sohn des Folgenden, † 1826). III, 326. 371. 463.
Falcke, Joh. Phil. Konrad (geb. zu Elze 1724, Dr. jur., Bremischer Gesandter zu Wetzlar 1772, kön. großbrit. und kurf. braunschw.-lüneburg'scher Hofrath, Geh. Justizrath zu Hannover seit 1784, † 26. Mai 1805). III, 326.
Falk, Joh. Daniel (Satirendichter, 1768—1826). IV, 146.
Fanny s. Stricker.
Fantina, Joh. Anton (Heidelberger Stadtforstmeister bis zum Herbst 1775). IV, 229.
Farquhar, George (1678—1707). III, 364.
Fauntleroy (Londoner Bankier). IV, 142.
Favart, Charles Simon (1710—1792). I, 304. 306; II, 332; IV, 160.
Favart, Frau Marie Justine Benoite, geb. de Konceray (1727—1772). I, 306.
Feder, Joh. Georg Heinrich (Prof. der Philos. zu Göttingen, 1740—1821). III, 312.
Fénelon, François de Salignac de la Motte (Erzbischof, 1651—1715). I, 30. 263.
Ferber (Kabinetssekretär zu Warschau). II, 271.
Ferdinand II. und F. III., deutsche Kaiser. I, 350.
Ferdinand, Prinz von Braunschweig (1721—1792). I, 298. 309 f.

Ferdinand, Prinzessin von Preußen (Anna Elisabeth Louise von Brandenburg-Schwedt, 1738–1820). III, 268.
Fering (Opernbirector). I, 305.
Fernow, Karl Ludwig (Prof. der Philos. zu Jena, 1763–1808). IV, 140 f.
Fert, Etienne de (aus Burgund † 1739). I, 261.
Feti, Dominico (Mantuaner Maler, 1589–1624). II, 179. 325. 390.
Fettmilch, Vincenz (Erbsenbäcker zu Frankfurt, hinger. 1616). I, 138. 339; IV, 257 (vergl. den Roman „Vincenz Fettmilch" 1860 von Rud. Franck).
Fichard, Johann Karl von (Bürgermeister zu Frankfurt a. M.). III, 189.
Fichte, Imman. Hermann (Prof. der Philos. zu Tübingen). IV, 206.
Fichte, Joh. Gottlieb (der berühmte Philosoph). III, 411.
Fielding, Henry (1707–1754). III, 274.
Firz (Pseudonym: Erasmus Franciscī). I, 263.
Fischart, Johann. II, 446.
Fischer (Kanzleidirector zu Neuwied, mit Frau in Ems 9.–18. Juli 1774). III, 414.
Fischer, Kuno (Prof. der Philos. zu Heidelberg). III, 308. 390.
Flachsland, Joh. Frieb. (Amtsschaffner zu Reichenweier im Elsaß, † 1754). III, 268.
Flachsland, Karoline (Tochter des Vorigen) s. unter Herder.
Fleischer, Joh. Friedrich (Buchhändler zu Frankfurt a. M.). I, 343; II, 28. 30. 256. 258. 263. 348.
Fleischer, Frau, geb. Triller. II, 28 f. 256. 263.
Fleischhauer, Joh. Georg (Buchhändler zu Reutlingen). IV, 143.
Fleming, Paul (1609–1640). I, 293 f.; II, 273; IV, 238.
Fletcher, John (geb. 1756). III, 364.
Fleury, André Hercule de (der Minister, 1653–1743). III, 252.
Fludd a Fluctibus, Robert (geb. in Kent, Arzt zu London, Alchymist der ersten Hälfte des 17ten Jahrh.). II, 348.
Foe, Daniel de (1661–1731). I, 30. 264.
Förster, Friedrich (1792–1868). I, 339; II, 330; III, 356.
Forcellini, Egidio (1688–1768). IV, 179.
Forck, L. (Stadtgerichtsrath zu Berlin). IV, 131.
Fordyce, David (1711 bis zur Mitte des Jahrhunderts). II, 305.
Forstenburg, Graf (geb. etwa 1766, † 1792). II, 340.
Forster, Joh. Georg Adam (1754–1794). I, 354; II, 321.
Fouqué, Karl Friedrich, Baron de la Motte (1777–1843). IV, 153.
Franck, Sebastian (1500–1545). III, 270.
Franke, Aug. Herm. (1663–1727). II, 346. 365.
Franklin, Benjamin. III, 141. 443; IV, 43. 168.
Franz I., Kaiser. I, 18. 41. 43. 95. 142. 171. 176 ff. 186 ff. 249. 272. 300. 312. 358 ff. 368; II, 278. 403.

Franz I., König von Frankreich. I, 17.
Franz Xaver, Prinz von Sachsen (1730—1806). I, 311; II, 303.
Freieisen ..... III, 362.
Freitag (Freytag, preußischer Assessor zu Frankfurt a. M.). I, 70; III, 189
Fréron, Elie Katharine (1717—1776). III, 281.
Fresen (Fresenius), Joh. Philipp, Theolog. Dr. (Ministerii Senior u. Sonntagsprediger zu den Barfüßern in Frankfurt a. M. seit 1740, geb. 22. Okt. 1705, † 6. Juli 1761). p. XX; I, 133 f. 325. 335 f.; II, 74. 304 f. 345; IV, 294.
Friedenberg (Pseudonym von Jung's Schwiegervater). IV, 21. 153.
Friederici, Chr. Ernst. I, 112 f. 217. 331.
Friederike, Dorothea Sophie, Prinzessin v. Württemberg, geb. Prinz. v. Brandenb.-Schwedt (geb. 1736). II, 277.
Friedrich III., Kaiser. III, 75. 318.
Friedrich, Erbprinz v. Anhalt-Dessau (geb. 27. Dez. 1769). II, 88. 311.
Friedrich August III., Kurfürst und König von Sachsen (geb. 23. Dezbr. 1750, succedirt 17. Dezbr. 1763, † 1827). I, 351. 359; II, 77. 266. 307.
Friedrich August, Prinz von H.-Gotter, Bischof zu Eutin (geb. 1711). II, 382.
Friedrich Eugen, Herzog von Württemberg (geb. 21. Juni 1731, † als reg. Herzog 22. Dezbr. 1797). II, 50. 223. 276; III, 57.
Friedrich I., König von Württemberg (des Vorigen Sohn). II, 276.
Friedrich der Große. p. XXXVIII; I, 41 ff. 67. 69 f. 95. 170. 257. 271 ff. 286 f. 299. 309 f. 350. 352 f. 354; II, 62 f. 77 f. 272. 275. 277. 284. 293. 308. 394. 398; III, 35. 38. 79. 84. 188. 259. 260 f. 265. 268. 271 f. 296. 318. 323. 329 f. 356. 361. 436. 441 ff. 451. 455; IV, 41. 167 f. 221.
Friedrich Wilhelm I. von Preußen. III, 251.
Friedrich Wilhelm III. von Preußen. III, 356.
Friedrich Wilhelm IV. von Preußen. II, 303.
Friedrich, Kaspar David (Maler, 1774—1840). III, 434.
Fries, Joh. Henrich Herm. (Gerichts-Substitut). p. XXIII; I, 207. 252. 287.
Fürstenberg, von (Direktor des Reichskammergerichts in Wetzlar). III, 78.
Fürstenberg, Fr. Friedr. v. (Minister zu Münster 1729—1811). III, 361.
Füßli, Joh. Heinr. (Maler, 1742—1825). III, 407; IV, 188.

Galenus. II, 349.
Gall, Franz Joseph (Arzt und Physiologe, 1758—1828). II, 215. 411.
Ganz (kurbrandenburgischer Leg.-Rath zu Wetzlar 1772). III, 324. 326.
Gareisen (Kammerdiener). I, 354.
Garrick, David (1716—1779). III, 267. 364.
Garve, Christian (der Popularphilosoph, 1742—1798). II, 60. 295. 337.
Gayot (Prätor zu Straßburg). II, 149. 326.
Gebler, Tobias Phil. Freih. v. (Lustspieldichter). III, 114. 331. 363.

Geiger, L. IV, 142.
Geiler, Johann, von Kaisersberg im Elsaß (Prediger am Münster zu Straßburg, 1445—1510). I, 364; II, 36.
Gellert, Christian Fürchtegott (der Dichter). I, 73. 334. 347; II, 26. 31 f. 40. 48. 52. 70. 76 f. 81. 122. 125. 291. 294. 297 ff. 298. 304. 305 ff. 317. 333. 339. 342; III, 68. 349. 447.
Gellert, Friedrich Leberecht (Bruder des Dichters, Oberpostkommissar zu Leipzig, geb. 11. Novbr. 1711 zu Hainichen, † 8. Jan. 1770). II, 76 f. 306.
Gellius, Joh. Gottfried (Theologe und Uebersetzer 1732—1781). II, 404; III, 264.
Gelzer, Heinr. (Professor zu Basel, geb. 1813). III, 398.
Gemmingen, Otto Heinr. von (dramatischer Dichter, 1759—1822). III, 114. 265. 269.
Genz, Friedrich von (1764—1832). II, 364.
George Sand (Dudevant, † 1876). III, 255. 373. 404; IV, 205. 243.
Georgi (russischer Naturforscher). III, 320.
Gerock, Joh. Georg (Handelsmann, † 1796). II, 245; IV, 61. 186.
Gerock, Frau Sophie Christine (geb. 1727, † im August 1772). IV, 61. 186.
Gerock, Antoinette, **Gerock, Charlotte**, **Gerock, Katharine** (Töchter der Vorigen). II, 245. 344. 356; III, 288. 353. 424. 466; IV, 61. 186.
Gerstenberg, Heinr. Wilh. von (1737—1823) II, 53. 307. 391 (und seine Frau). IV, 162.
Gervinus (aus Zweibrücken). II, 314. 343. 402.
Gervinus, Georg Gottfried (1805—1871). p. XXIX; II, 270. 272; III, 307 f. 356 f. 362. 364.
Gesner, Joh. Matthias (Prof. der Philol. zu Göttingen, 1691—1761). II, 24. 222. 252. 362.
Gessner (Antites, † II, 248). IV, 192.
Gessner (Lavater's Schwiegersohn und Biograph). III, 408. 419. 415 f. 426.
Gessner, Salomon (der schweizer Idyllendichter). II, 54 f. 282 ff. 307. 321; III, 92 f. 265; IV, 49. 79. 170. 189 f.
Geyser, Christian Gottlieb (Kupferstecher und Mitgl. der Leipziger Zeichenakademie, 1742—1809). II, 90. 104. 316.
Gfrörer, Aug. Friedr. (Historiker, 1803—1861). I, 354.
Gibbon, Edward (1737—1794). III, 375.
Gierke, O. III, 321.
Gihnlein, Joh. Daniel († 1733). I, 261.
Gildemeister, Amalie, geb. von Kotzebue. IV, 221.
Gildemeister, G. H. (zu Bremen). III, 308.

Ginsberg, Hugo (Dr. phil.). IV, 137.
Giordano Bruno (Nolanus, 1600 in Rom verbrannt). II, 351. 354. 368.
Giovinazzi (italiänischer Sprachlehrer). I, 11. 238.
Gisander s. Schnabel.
Giseke, Nikolaus Dietrich (geistl. Dichter, 1724—1765). II, 271.
Glauber, Joh. Rudolph (Arzt und Alchymist, 1604—1688). II, 353 f.
Gleim, Joh. Wilh. Ludwig (der Dichter). I, 295; II, 53. 62. 64. 171 ff. 282. 283. 293. 297. 307. 381 f.; III, 164. 257. 354. 422. 440. 451; IV, 172. 175.
Glover. p. XXXVIII; s. Vogel.
Gnoli, Domenico (neuerer ital. Schriftsteller). p. XLIV f.
Gockel, Katharina Magdalena, geb. Brion (Pfarrin zu Sichsthetten in Baden). II, 408; III, 242.
Göchhausen, Louise von (Hofdame zu Weimar, † 1807). II, 301.
Göckingk, Leopold Friedr. Günther von (Dichter, 1748—182[illegible] III, 313. 331. 372; IV, 242.
Goedeke, Karl (Professor zu Göttingen). III, 240. 284. 298. 332 f. 382. 485; IV, 143. 189. 215. 220.
Görres, Joseph von (1776—1852). I, 264 f. 312; III, 280 f. 437; IV, 185. 195.
Görtz, Joh. Eustach Graf (in weimarischen, seit 1778 in preuß. Diensten, 1737—1821). III, 184. 441; IV, 58. 183. 219.
Göschel, Karl Friedrich (Konsistorial-Präsident zu Magdeburg, 1784—1861). I, 229. 275 f.
Göschen, Georg Joachim (der Leipziger Buchhändler, 1752—1828). III, 313.
Goethe, Johann Kaspar (des Dichters Vater, Doctor juris und Kaiserlicher Rath). I, 10—28. 42 f. 64. 68. 74 f. 78 ff. 91 ff. 104 f. 108 ff. 132—136. 142 f. 166. 183 f. 194 ff. 235 f. 260 f. 272. 283. 289. 294. 317. 323 f. 342; II, 12 ff. 26. 34 f. 97. 114 f. 121 ff. 130 f. 140. 161. 178. 199. 263. 324. 330. 363. 390; III, 25—28. 55 ff. 63. 111. 160. 186 ff. 192. 199 f. 204. 288. 352. 395. 408. 447. 464; IV, 19. 29. 95 f. 105 ff. 111. 209. 225. 228. 234. 247.
Goethe, Katharina Elisabetha, geb. Textor (des Dichters Mutter). p. XIX. XXVII; I, 10 f. 42. 68. 74. 79 ff. 92 ff. 141. 143. 194. 194. 198. 231 f. 275. 312. 342; II, 14. 115. 119. 140. 245. 248. 345 ff. 394 f.; III, 55 f. 186 f. 196 f. 203 f. 365. 384. 395. 408. 423. 434. 461; IV, 13. 54. 93. 105. 145 f. 178 f. 228. 234. 236 f. 240.
Goethe, Kornelia Friederika Christiana (des Dichters Schwester, verehlichte Schlosser). I, 8. 28. 32. 62. 74 f. 77. 91 f. 100 ff. 163 f. 198. 360; II, 14—18. 21. 28. 114 ff. 121. 161. 243 f. 265. 278. 312. 343 ff. 396; III, 56. 99 f. 116. 133. 165. 175. 200. 204. 288. 310. 316. 349 f. 365 ff.

379. 391. 395. 406. 408. 423. 454. 466; IV, 59 ff. 93. 132. 164. 177. 181. 184 ff.

Goethe, Hermann Jakob
Goethe, Katharina Elisabetha
Goethe, Johanna Maria
Goethe, Georg Adolph
(des Dichters in der Kindheit verstorbene Geschwister). I, 8. 32. 233. 267.

Goethe, August von (des Dichters Sohn). I, 338; II, 304.

Goethe, Friedrich Georg (des Dichters Großvater, Gasthalter „zum Weidenhof" in Frankfurt a. M.) I, 63 ff. 237. 261. 280 f. 289.

Goethe, Frau, geb. Walter (des Dichters Großmutter). I, 9. 11 f. 44. 64 f. 231. 234. 237 f. 280 f.

Goethe, Hermann Jakob (des Dichters Oheim, Zinngießermeister und Mitglied des Raths zu Frankfurt). I, 236. 281. 300.

Goethe, Johann Friedrich (des Dichters Oheim). I, 264.

Goethe, Eosander von (der schwedische Baumeister, † 1729 zu Dresden). II, 389.

Göz, Joh. Nikolas (1721–1781). III, 183. 440 f.

Göginger, Max Wilh. (1790–1856). II, 240.

Göze (Hauptpastor zu Hamburg, der Gegner Lessing's). III, 348. 413. 450.

Goldoni, Carlo (1707–1793). p. XII; I, 306. 314; II, 260.

Goldsmith, Oliver (1728–1774). p. XLIII; II, 197. 277. 404 f.; III, 93. 126. 238. 316. 343 f. 373; IV, 95. 215.

Gore, Charles (in Weimar sich aufhaltender Engländer). IV, 219.

Gosche, Rich. (Professor zu Halle). III, 401.

Gotter, Friedrich Wilhelm (Dichter, 1746–1797). III, 82. 88. 93. 287. 313. 324 ff. 339. 342. 345. 363. 361; IV, 184.

Gotter, Pauline (Tochter des Vorigen, spätere Frau von Schelling). p. XII. XIX. XXI.

Gottfried (der Chronist) s. Abelin.

Gottfried von Straßburg. III, 252 f.

Gottschall, Rudolph (Schriftsteller in Leipzig). III, 241.

Gottsched, Joh. Christoph (2. Febr. 1700–12. Dezbr. 1766). p. XXXVIII; I, 294 ff.; II, 39. 44. 46 f. 51 f. 56. 103. 232. 261. 264. 267 ff. 272 ff. 278. 285. 292. 309. 322. 382. 389; III, 68. 307; IV, 135. 173 f. 190.

Gottsched, Louise Adelg. Vikt., geb. Kulmus (1713–1762). II, 35. 252. 264.

Gottsched, Demoiselle (Gottsched's Nichte). II, 329.

Gouë (richtiger Goue), August Friedr. von (1743–1789). III, 81. 297. 317. 324 ff. 339. 345. 376; IV, 212.

Grabbe, Christian Dietrich (1801–1836). IV, 135.

Gräfer .... III, 437.

Graff, Anton (Maler, 1736—1813). IV, 98.
Gray, Thomas (1716—1771). III, 126. 344.
Grebel, Felix (schweizer Landvogt, 1763). III, 83. 152. 330. 407.
Greiff, Friedrich (geistlicher Liederdichter, 1666). IV, 238.
Gretchen in Frankfurt. p. XIII. XXIII. XXIX; I, 156 ff. 173 ff. 182 ff. 192 ff. 200. 347 ff. 364—367; II, 5—8. 17. 25. 53. 63. 67. 161. 233. 250. 295 f.; III, 71; IV, 228.
Gretchen in Offenbach. I, 348 f.; IV, 177. 217.
Gretel s. D'Ester.
Grétry, André Ernest Modeste (aus Lüttich, 1741—1813). I, 304; IV, 27. 147. 158 f.
Greuze, Jean Bapt. (1726—1805). IV, 98. 218.
Greville. IV, 198.
Griesbach, Joh. Jakob (1745—24. März 1812). p. XVI; I, 151. 346; II, 27—256. 278 (†). 339. 346.
Griesbach, Frau, geb. Rambach († April 1775). II, 116. 345 f.
Griesbach, Konrad Kaspar (evangel. Prediger und Konsistorialrath, 1705—1777). p. XX; I, 335; II, 304; IV, 221.
Grillparzer, Franz (1791—1872). I, 321.
Grimm von Grimmhof, Friedrich Melchior, Baron (1723—1807). I, 303; III, 33. 255. 271; IV, 97. 218. 241.
Grimm, Hermann (Professor zu Berlin). p. XXX; II, 301; III, 261. 468; IV, 214.
Grimm, Jakob. II, 301; III, 252. 371. 444; IV, 174.
Grimm, Wilhelm. II, 257. 301.
Grimmelshausen, Hans Jakob Christoph von (1621—1676). III, 258; IV, 194.
Gröning, Georg (geb. 23. August 1745 zu Bremen, Bürgermeister daselbst, † 1. Aug. 1825). II, 110. 338.
Groot, Hugo van (Grotius, 1583—1645). I, 229; II, 25. 253 f. 303; III, 446.
Groschlag, Friedr. Karl Willibald Freiherr von (Kurmainz Geh.-Rath und Staatsminister, † 1799). I, 169. 354; III, 357.
Große (Oberlehrer zu Tramburg). III, 300.
Großmann, Gustav Friedr. Wilh. (Schauspieler und Schauspieldichter, 1746—1796). II, 395; III, 115. 269. 365.
Grote, Georg (der engl. Geschichtschreiber) und Harriet (seine Frau). III, 241.
Grothuis, Frau von, Sara, geb. Meyer († 1828) p. XVI.
Grotius s. Groot.
Grün, Albert. III, 282.
Grün, Albertine von (1749—1793). III, 293. 315; IV, 242.

Gruppe, Otto Friedr. (Prof. zu Berlin, 1804—1876). III, 275. 301. 394. 398.
Gryphius, Andreas (1616—1664). II, 273.
Günderode, Hieron. Max Freiherr von (Präsident der Regierung zu Saarbrücken, 1730—17. Febr. 1777). II, 189. 401. 412; III, 284.
Günderode, Frau Susanne Marie Elisabeth, geb. von Stalburg (des Vorigen Gattin, † 13. Febr. 1776). II, 401. 412.
Günther, Joh. Christian (der Dichter, 1695—1723). II, 49. 169. 273ff.
Günther von Schwarzburg, deutscher Gegenkaiser. I, 17. 248.
Guercino s. Barbieri.
Guhrauer, Gottsch. Eduard (Professor zu Breslau, 1809—1854). III, 255; IV, 139.
Gujer, Jakob (genannt Kleinjog, aus Wermetschweil bei Uster im Kanton Zürich, † 1785 [„Die Wirthschaft e. philos. Bauers", entworfen von H. C. Hirzel. Zürich 1761, S. 22, und „Frankfurter Museum", August 1857]). IV, 189ff. 205.
Gutermann, Edler von Gutershofen (Prof. der Medizin und Stadtphysikus zu Augsburg). III, 354.
Gutzkow, Karl. I, 301.
Guys, Pierre Augustin (1720—1799). III, 86. 334.
Gwinner, Ph. Friedr. (Senator und Syndikus zu Frankfurt a. M.). III, 287. 360. 447.

Hackert, Philipp (Maler, 1737—1807). IV, 97. 168. 218.
Häckel, Heinrich Jakob von (Kaiserl. Wirkl. Obristwachtmeister, 1682—1760 [beerdigt 30. Januar, 78 Jahr alt]). I, 68 f. 213. 255. 284 f. 288. 344; II, 327.
Häfeli, Joh. Kaspar (Geistlicher in Zürich, später in Dessau, geb. 1. Mai 1754). IV, 192.
Händel, Samuel (Leipziger Kuchenbäcker). II, 83 f. 139. 309 f.; IV, 239.
Häfer, Joh. Georg (Musiker, 1728—1809). II, 339.
Hagar. I, 124 f. 330.
Hagedorn, Christian Ludwig von (Generaldirektor der Dresdener Gemäldegalerie, 1713—1780). II, 102. 326 f.
Hagedorn, Friedrich von (der Dichter, 1708—1754). I, 73; II, 26. 169. 271. 293. 310; III, 257.
Hagen, Ernst Heinrich Christian Freiherr von. II, 282.
Hahn, Joh. Friedr. (aus Zweibrücken, † 1779). III, 463; IV, 208.
Hahn (Präsident zu Karlsruhe). IV, 188.
Hain, Ludw. Friedr. Theod. IV, 140.
Haller, Albrecht von (1708—1777). I, 73; II, 41. 60. 169. 288 f. 293. 351; III, 198. 263 f. 459 461; IV, 209.

Hamann, Joh. Christoph (Chirurg, 1697—1784, der Vater des Folgenden). II, 303.

Hamann, Joh. Georg (1730—1788). p. XXXIV; I, 303; II, 106. 108. 303. 304. 346. 363 ff. 390. 392. 394; III, 7. 60. 63—68. 230. 294. 300. 304 ff. 307 ff. 311. 332. 340. 363. 369. 384. 393 f. 402. 415; IV, 138. 162. 190.

Hamerling, R. III, 438.

Handjakob, B. (am Ger.). I, 293.

Hardenberg, Karl August Freiherr von (der spätere preußische Staatskanzler und Fürst, 1750—1822). II, 80. 314. 321; IV, 169.

Harpprecht, von (Assessor beim Reichskammergericht). III, 322.

Harry (ein junger Engländer). I, 323; II, 179. 21. 206 f. 278. 343 f.

Hartknoch, Joh. Friedr. (Buchhändler zu Riga). II, 386. 388; III, 295. 308. 312 f.

Hartmann, Gottlieb David (Dichter, 1752—1775). III, 278. 406.

Hasenkamp, Johann Gerhard (Rektor zu Duisburg, 1730—1777). III, 305.

Hasse, Joh. Adolf (Opernkomponist, 1699—1783). I, 304.

Hasselmann (Pfarrer zu Niederrödern im Elsaß). II, 403.

Hauff, G. (Schriftsteller). p. XX, Note.

Hauff, Wilhelm (der Novellist, 1802—1827). III, 437.

Haugwitz, Heinr. Christ. Karl Freiherr von (seit 1786 Graf, preuß. Staatsminister, 1752—1832). p. XXVIII f.; IV, 54. 96 f. 166. 169. 176 f. 180—184. 189—192.

Hauk (Zinngießermeister in Frankfurt). II, 277.

Haufen, Karl Renatus (Prof. der Geschichte zu Frankfurt a. d. O., 1749 bis 1805). I, 286.

Hebeisen (†) (Handelsmann in Straßburg). II, 133. 365; IV, 219.

Hebel (der alemannische Dichter). I, 312; II, 409; III, 9. 237.

Hegel, Georg Wilh. Friedr. (der Philosoph). II, 356; III, 241. 308. 370. 411; IV, 134. 137 ff. 207.

Hegner, Ulrich (1759—1840). III, 407. 409—412. 455. 460; IV, 188. 190 203. 217.

Heigel, K. T. IV, 164.

Heim, Ernst Ludwig (Arzt in Berlin, 1747—1834). III, 459.

Heim (Instruktor der Prinzen von Meiningen). IV, 184.

Heine, Heinrich (der Dichter). p. XXXII; IV, 218.

Heineccius (Heinecke), Joh. Gottlieb (Prof. der Jurisprz. zu Halle und Frankfurt a. d. O., 1681—1741). II, 31. 260.

Heinecke(n), Karl Heinrich von (Geh. Oberkammerrath zu Dresden, 1706 bis 1791). II, 32. 226. 320.

Heinemann, O. von (Bibliothekar zu Wolfenbüttel). III, 343.

Heinrich, Friedr. H. Ludwig, Prinz von Preußen (1726–1803). I, 304. 309; II, 306; III, 38.
Heinrich IV., König von Frankreich. I, 302; II, 199. 406.
Heinse, Joh. Jakob Wilh. (1746–1803). III, 373. 405. 426. 437; IV, 171.
Heinz (1770 und 1771 Wirth „Zum goldnen Anker" in Sesenheim [Lehfeldt's „Goethe", S. 94]). II, 290; III, 8.
Heiz, Joh. Heinr. (Universitätsbuchdrucker in Straßburg). III, 249f.
Heldig ?. III, 437.
Heller, Wilh. Ferd. (Schriftsteller, geb. 1812). III, 438.
Helfrich, Joh. Aug. (Jurist, 1717–1742). III, 340.
Helmont, Joh. Baptist van (Alchymist, 1577–1644). II, 119. 349 351ff.
Heloise (Abélard's Geliebte). p. XLIV; I, 174. 357.
Helvetius, Claude Adrien (1715–1774). IV, 207.
Hemsterhuis, Franz (1722–1790). III, 356.
Hennel, J. H. IV, 176. 180–184. 189.
Hennings, von. III, 239.
Henrici, Karl (in Heidelberg). IV, 228.
Heräus, Karl Gustav (Turner Hofrichter, 1671–1725). II, 273.
Herbst, Wilh. (Dichter zu Schulpforta). III, 372. 452. 465; IV, 179. 202f.
Herder, Joh. Gottfried von. p. XLIII; I, 327ff.; II, 158. 173–185. 196–198. 262. 279. 285ff. 297. 303f. 323. 325. 333f. 339. 358. 364. 381–396. 404ff.; III, 7. 27. 46. 57. 59f. 64–67. 85. 116. 139. 164. 255ff. 259. 263. 253. 259. 264–276. 283. 285f. 289–301. 304–317. 323. 330ff. **344–349. 353f. 356ff. 362. 364ff. 384. 389. 391f. 394–398. 406f. 415.** 422. 426. 429f. 432. 434. 447. 444. 451. 454f. 460f. 466; IV, 133. 142. 165. 169. 171f. 175. 186f. 190ff. 202. 204. 209. 219f. 240.
Herder, Maria Karoline von, geb. Flachsland (1750–1809). II, 181. 295. 303. 382ff.; III, 59. 64. 273. 289f. 297ff. 314ff. 323 („Psyche"). 331. 350f. 353. 357. 359. 366. 388; IV, 192 Aff. 2).
Herdt, Philipp Jakob (Herd; kathol., Prof. d. Philosophie, Wirkl. Geh. Secretär im Ministerium zu Mannheim, 1720–1772 päpstlicher Legationssecretär zu Mainz, † wenige Jahre vor seiner Frau in Mannheim). III, 93. 131. 342f.
Herdt, Frau Elisabeth, geb. Egell (aus Mannheim, vermählt zu Frankfurt 1770, † 71 Jahre alt in Mannheim). III, 93. 131. 342f. 378.
Hermann, Joh. Gottfr. (Oberhofprediger zu Dresden, † 1791). II, 52. 200.
Hermann, Christian Gottfr. (Bürgermeister zu Leipzig, 1743–1813). II, 82. 97. 169f. 223. 290. 282. 292. 330. 538f.; III, 368.
Hermann (Jäger in Großherzog Karl August's Dienst). IV, 190.
Herrad von Landsberg (Aebtissin). III, 279.

Herrmann (Weimarischer Kapellmeister). III, 441.
Herwerd von Forchenbrunn. II, 349.
Heß, David. IV, 109.
Heß, Joh. Jakob (Pfarrer in Zürich (Großmünster), 1741—1828). III, 499.
Hesse, Andreas Peter (Gr. Rath) und Staatsminister, 1738—1803). III, 89. 297.
Hesse, Frau, geb. Flachsland (s. Herders Frau). III, 89. 291.
Hessen, von (Gemahl der Louise La Roche). III, 355.
Hettner, Herm. Jul. Theod. (Professor und Direktor des Antikenkabinets zu Dresden, geb. 1821). p. XXXIV; III, 249. 338. 394 f. 399. 403.
Heßler, Joh. Mich. Friedr. (Handelsmann [Frankf. Gesch. Reg. v. 19. Okt. 1749 und 26. Nov. 1750], Vater der Stammaktien Gebrüder Heßler). II, 371; III, 293.
Heydenreich, Karl Heinrich (Philosoph, 1764—1801). IV, 134.
Heyer . . . . II, 306.
Heyne, Christian Gottlob (Prof. zu Göttingen, 1729—1812). II, 27. 129. 183. 253. 330. 362 f. 399; III, 334.
Hiberg, S. III, 282.
Hildebrand, Joseph (Prof. der Philos., 1788—1862). I, 295.
Hiller, Joh. Adam (Komponist, 1728—1804). II, 103. 317. 332. 406; IV, 160. 220.
Hilligs (Magister). II, 270.
Himburg, Christian Friedr. (Berliner Buchhändler). IV, 10. 141 f.
Hinrichs, Herm. Friedr. Wilh. (Prof. d. Philos. zu Halle, geb. 1794). II, 356.
Hippokrates. III, 7. 197. 458.
Hirt, Wilh. Friedr. (Maler, 1721—1772). I, 82 f. 208. 255.
Hirzel, Hans Kaspar (Stadtarzt in Zürich). IV, 190.
Hirzel, Salomon (Verlagsbuchhändler in Leipzig). p. XLIV. XLVI; II, 329; III, 250. 301. 337. 368. 392. 408. 418. 432. 450; IV, 141. 177 f. 196. 201. 215. 236 ff.
Hock, Theobald (1573—1618). III, 445. 447.
Höfler, von (herzl. braunschw.-lüneburg'scher Subdelegatus [Meusel, VI. 8]). III, 341.
Hölty (der Göttinger Dichter, 1748—1776). III, 83.
Höpfner, Ludwig Julius Friedr. (Professor zu Gießen, dann Geh. Tribunalsrath zu Darmstadt 1743—2. April 1797). III, 94—101. 297 f. 313. 315. 344—347. 351. 361. 388. 401 f. 455. 461 f.; IV, 222.
Höpfner, Marianne, geb. Thom (vereh. mit dem Vorigen 18. Okt. 1773). III, 346.
Hoffmann, Joh. Mich. (Dr. med. zu Frankfurt, geb. zu Marburg 1741, † 13. Januar 1799). III, 112; IV, 148. 150.
Hoffmann (von Fallersleben). IV, 150. 241.

Hohenfeld, von (Domherr zu Speier). III, 350. 357. 390. 462; IV, 209.
Hohenhausen, F. von. p. XLIV.
Hohenzollern-Sigmaringen, Joseph Wilhelm, Fürst von (Erbkämmerer, geb. 1717). I, 189. 362.
Hohenreuther, J. (im Jahr 1858 Regierungsassistent zu Worms). II, 375.
Holbach, Paul Heinr. Freiherr von (geb. 1723 zu Heidesheim in der Pfalz, † 21. Juni 1789). III, 42. 260. 262. 269—273.
Holbein, Johann (der ältere, 1450—1524). IV, 205.
Holleben, Frau von. IV, 241.
Holtei, Karl von. III, 284. 369; IV, 153. 179.
Homer. II, 283. 291. 349. 392; III, 40. 86 f. 208. 273. 290. 3 3. 306. 312 323. 331 ff. 348. 350; IV, 89. 188. 220.
Horaz. I, 315; II, 46. 56. 239. 273. 296. 322. 362; III, 337; IV, 238.
Horb, Joh. Heinrich (Hordius, Theologe und Pietist, 1645—1693). II, 365.
Horn, Joh. Adam („Hörnchen", † 1806 als Gerichtsschreiber). p. XLIII; I, 349; II, 234. 84. 110. 139 f. 249. 251—253. 256. 263. 277. 281. 295 ff. 329. 338 f. 344. 355. 363; III, 56. 256. 288. 464.
Horn, Franz Christoph (der Berliner Literarhistoriker, 1781—1837). III, 437.
Horn, J. C. (Kanzlei-Inspektor). I, 351.
Horn, Moritz. III, 283.
Horringer, Joh. Jakob (Professor und Chorherr in Zürich). III, 449; IV, 189.
Hotze, Dr. (Arzt in Richterschwol, geb. das. 1729, † in Frankfurt a. M. 1801). p. XXVII; IV, 67. 103 f. 244.
Huber, Michael (Sprachlehrer zu Leipzig, 1727—1804). II, 307. 321. 337.
Hübner, Johann (Rektor der Stadtschule zu Hamburg, 1668—1731). I, 364.
Hüsner, Julius (Direktor der Dresdner Gemäldegalerie). II, 226.
Hüls, Johannes (Baumeister aus Köln, † 1449). III, 280.
Hügen, Henrich Sebastian (hessen-homburgischer Hofrath, 1745—1807). I, 149 f. 221. 255. 346; II, 250; III, 360.
Hügen, Wilh. Friedr. (brandenburg-ansbachischer Rath und 1751—1786 anhalt-köthen'scher Hofrath und -Agent). I, 148—151. 220. 278. 320. 346. (Tochter: Katharina Sibylla, genannt Donnerstag, den 25. Dezbr. 1749).
Huet . . . . . III, 302.
Hufeland, Christoph Wilhelm (der Arzt, 1762—1836). II, 299.
Hugo, Victor (der noch lebende Dichter). IV, 208.
Hugo von Trimberg (Verf. des Lehrged. „Der Renner", 1260—1309). III, 445.
Hulst, Felix van (Musikschriftsteller). IV, 159.
Humboldt, A. von. I, 237; II, 228; III, 263. 270. 278.
Humboldt, W von. I, 229; II, 209. 387 f.; IV, 162.
Hurd, Richard (1718—1808). I, 330; III, 337.

Hutten, Ulrich von (1488—1523). IV, 45. 142. 149.
Hutter, Phil. Heinr. (Frankfurter Buchhändler, 1737—1765). I, 242 f. 260.

Iffland, August Wilh. (1759—1814). p. XV; III, 365. 369; IV, 186.
Isaak. I, 124. 127—131. 328. 332.
Irving, Washington (der amerikanische Schriftsteller, 1783—1859). II, 406.
Iselin, Isaak (1728—1782). II, 277; III, 408. 414.
Isenburg-Birstein, Prinz Joh. Kasimir von (hessischer Generallieutenant, † 13. April 1756). I, 310.
Isenburg-Büdingen, Graf Ludwig Kasimir von (1710 bis 13. Dez. 1775). III, 177.
Isenburg, Sophie Charlotte Ernestine, Fürstin von, geb. Prinzessin von Anhalt (geb. 1733, vermählt 1760). III, 420.
Ismael. I, 124 f. 128.

Jacobi, Friedrich Heinrich (der Philosoph, 1743—1819). p. X; III, 164. 167 f. 170. 182 f. 294 ff. 309. 312. 314. 354 ff. 358. 373. 384. 387—391. 398. 398. 411. 414. 422—426. 428—433. 439 f. 461 f.; IV, 139 f. 141 f. 148. 157. 175. 182. 223. 241.
Jacobi, Johann Georg (der Dichter, 1740—1814). II, 382; III, 164. 354 ff. 358. 373. 387. 389 ff. 396. 422 f. 450. 462. 466.
Jacobi, Charlotte. III, 164. 373. 378. 388. 422. 424 f. 466; IV, 141.
Jacobi, Elisabeth, geb. von Clermont (Friedrich J.'s Gattin, † 8. Febr. 1784). III, 164. 233. 378 f. 381 f. 388. 391. 393. 409. 412. 422. 425; IV, 145. 160.
Jacobi, Helene. III, 422.
Jacobs, Friedr. Christian Wilh. (1764—1847). p. X. XXIII. XXXVII.
Jäger, Joh. Wilh. Abraham (Buchhändler 1718—1790). I, 243. 266.
Jahn, Otto (der Bonner Archäologe, 1813—9. Sept. 1869). II, 296. 299. 342; III, 236. 273. 330.
Jakob (der Erzvater). I, 128—131. 328—333.
Jansen, Cornelius (Bischof von Ypern, 1585—1638). III, 258. 436.
Jean Paul s. Richter.
Jensen, W. (Romanschriftsteller). p. XXXII.
Jephta. I, 332.
Jerusalem, Joh. Friedr. Wilh. (Dr. Theol., Abt und Propst zu Braunschweig, 1709—1789). II, 58. 288. 301. 310. 366; III, 92.
Jerusalem, Karl Wilh. (geb. 21. März 1747 zu Wolfenbüttel [nicht 1745 zu Braunschweig], † in Wetzlar 30. Oktober 1772). II, 333. 339 f.; III, 92. 130 f. 136. 325. 341 f. 347. 376 ff. 386.
Jesaia. II, 56; III, 440.

Jördens, Karl Heinrich (1757—1835). II, 269. 272; III, 294. 310. 31.. 331. 359; IV, 160. 215.
Johann Philipp, Freiherr von Walderdorf, Kurfürst von Trier (geb. 24. Mai 1701, regiert von 1756—1768). I, 175. 178. 185. 187. 192. 357. 367 f.
Johann Reinhard III., Graf von Hanau-Lichtenberg (1665—1736). II, 188. 308 f.
Johannes (Pater in Einsiedeln). IV, 195.
Johnson, Benjamin (Ben J., dramat. Dichter, 1574—1637). III, 272.
Johnson, Samuel (1709—1784). III, 375; s. Macaulay.
Jomelli, Nicolo (Komponist, 1714—1774). I, 342.
Jordan, Camille de (1771—1821). p. XIV.
Joseph II., Kaiser. I, 142. 166. 170 f. 176 ff. 186 ff. 334. 343. 350. 354. 358 ff. 368; II, 236. 289. 370; III, 39. 79. 84. 251. 263. 320 f. 323. 329. 354. 361. 443; IV, 11. 143 f.
Joseph (Sohn Jakob's). I, 130 f. 328. 333; III, 62.
Jübber (pietistischer Schriftsteller). I, 312.
Jügel, Karl Arnold Buchhändler, geb. 1783). IV, 147. 154—157. 164. 166. 170.
Juncker, Justus (Frankfurter Maler, 1703—1767). I, 24. 82 f. 143 f. 208. 235; II, 327.
Jung (Modellirschler in Leipzig). II, 114. 342.
Jung, Joh. Heinrich, gen. Stilling (1740—1817). p. XVI. XVII f. XXII. XXXV; II, 144—146. 185. 301. 310. 341. 365 ff. 372 ff. 385. 395. 396. 410; III, 170. 237 f. 253. 266. 274 ff. 283 f. 285. 314. 426. 461; IV, 15—21. 149—154. 157. 187. 211.
Jung, Christine (des Vorigen Gattin). III, 237. 426; IV, 24. 153.
Jung, von (preußischer Geh. Legationsrath). III, 269.
Jurk, Karl (der Biograph Winckelmann's). II, 314 ff.; III, 301; IV, 183.
Justinian, römischer Kaiser. I, 337.

Kämpf, Hofräthin (Gattin des Leibarztes K. zu Hanau, des Freundes von Zimmermann und Lavater [Zimmermann's Br. an einige s. Freunde in d. Schweiz, 1830. S. 296]. III, 419.
Kahlert, K. (Prof. zu Breslau). II, 282.
Kalb, Joh. August von (weimarischer Kammerjunker). IV, 220. 225. 244.
Kambyses, König von Persien. IV, 54. 179.
Kampf (zu Worms, in der „Eulenburg" vor dem Mainzer Thore). II, 353.
Kanne, Christ. Gottl. (Dr. juris, Rathsherr zu Leipzig, 1744—1806). II, 281. 295. 355 f.
Kant. p. XXXIII; I, 258; II, 108. 334; III, 241. 304. 309. 404. 438; IV, 86. 206 f. 223.

Kapp, Chriſtian Erhard (Arzt, 1739—1824). II, 268.
Karl, Herzog von Braunſchweig (geb. 1713, ſucc. 1735, † 1780, Vater der Herzogin Amalia von Weimar). III, 38.
Karl I. u. K. II., Könige von England. III, 373.
Karl IV., Kaiſer. I, 16. 147. 347 f. 350.
Karl V., Kaiſer. I, 17. 248; III, 78. 321.
Karl VI., Kaiſer. I, 344. 352.
Karl VII., Kaiſer. I, 17 f. 42. 169. 248 f. 271. 283. 290. 352. 362.
Karl Auguſt, Großherzog von Weimar (1757—1828). p. XXI. XLVI; I, 292. 301. 338; II, 300. 336; III, 184 f. 233. 281. 293. 414. 416. 441. 443. 454; IV, 100. 104. 183 f. 192. 198 f. 220. 224. 227. 244.
Karl der Große. I, 14. 16. 187 f. 360.
Karl Friedrich, Markgraf von Baden (1728—1811, ſuccedirt in Baden-Durlach 12. Mai 1738, in Baden-Baden 21. Okt. 1771). III, 67. 452; IV, 11. 58. 183. 186.
Karl Theodor Auguſt Chriſtian, Prinz von Pfalz-Zweibrücken (geb. 1746). II, 402.
Karl Theodor Philipp, Kurfürſt von der Pfalz (geb. 1724, Kurfürſt 1742, ſuccedirt in Baiern 1777, † 1799). I, 199. 367; III, 286; IV, 109. 230.
Karl Wilhelm Ferdinand, Erbprinz von Braunſchweig (1734—1806). III, 341. 413.
Karoline Henriette Chriſtiane Louiſe, Landgräfin von Heſſen-Darmſtadt, geborne Prinzeſſin von Pfalz-Zweibrücken (9. März 1721—29. März 1774). III, 67. 119. 268. 289. 296. 310. 368. 382 f.
Karoline Louiſe, Markgräfin von Baden, geb. Prinzeſſin von Heſſen-Darmſtadt (Karl Friedrich's Gemahlin, geboren 1723). IV, 58. 183. Ihre Nichte und Schwiegertochter war: Amalia Friederike, Erbprinzeſſin von Baden, geborne Prinzeſſin von Heſſen-Darmſtadt (geb. 1754, vermählt 15. Juli 1774, ältere Schweſter der Großherzogin Louiſe von Weimar). IV, 183.
Karoline, Prinzeſſin von Weimar (1786—1816). p. XVI.
Karſchin, Frau Anna Louiſe, geb. Dürbach (Dichterin, 1722—1791). IV, 211. 222.
Karſten (Verf. einer Lebensgeſchichte von Goldſmith). III, 344.
Kaspar (Hausknecht im Gaſthof „Zum Kronprinzen" in Wetzlar). III, 324.
Katharina I. von Rußland. III, 251.
Katharina II. von Rußland. III, 38. 290. 413. 455; IV, 41. 167.
Katherine (Jr. Jacobi's Magd in Düſſeldorf). III, 425.
Kauffmann, Chriſtoph. III, 358; IV, 241.

Kaulbach, Wilhelm von (Maler, 1805—7. April 1874). IV, 145.
Kaunitz, Wenzel Anton, Fürst von (östreich. Staatsminister, 1711—1794). I, 354 f. 367.
Kayser, Christoph (Komponist und Dichter, geb. 10. März 1755 in Frankfurt a. M., † 24. Dezbr. 1823 in Zürich). III, 285. 314. 395. 402. 463. 465; IV, 147. 192. 201. 205.
Kebor Laomer. I, 123. 329.
Kehr (ein Jugendfreund Goethe's; oder Kehrer? vgl. Merck's Briefe, III. S. 68). I, 349; II. 249.
Kelchner, C. IV. 216. 231.
Keller, Christoph s. Cellarius.
Keller, Gottfried (der schweizer Novellist, geb. 1819). p. XXVIII. XXXIX.
Keller, Heinr. Adalb. von (geb. 1812). III. 258.
Keller, Heinrich (Verfasser der „Räuber" 1780). III. 265.
Kepler (Keppler), Joh. (1571—1630). I, 232.
Kersting, Georg Ferdinand (Maler, 1783—1847). III. 175. 434.
Kesselbuth (Kesselhuth?), Joh. Phil. (Tanz- und Sittenmeister zu Frankfurt, kopulirt daf. 17. Aug. 1749 [in Hanau 1764?]). II. 298.
Kestner, Joh. Christian (Legationssekretär zu Wetzlar, 1741—1800). p. XLVI; III, 90 ff. 102. 264. 271. 295. 298. 300. 306. 318. 323 ff. 327. 332. 338—352. 359 f. 367 ff. 372. 376—379. 384. 388. 399. 430. 433. 461. 463 f. 466 f.; IV, 145 f. 155. 186. 197 f. 228.
Kestner, Charlotte Sophie Henriette, geb. Buff (11. Jan. 1753—16. Jan. 1828). p. X. XLVI; III, 90 ff. 162. 287. 332. 338—342. 345 ff. 370. 383 ff. 430; IV, 197. 242.
Keyserlingk, Desiderius Freih. von (Jugendfreund Friedrich's d. Gr., Cesarion). II, 293.
Keyßler, J. G. I, 23; IV, 76. 235.
Kielmannsegge, Freiherr von (Mecklenburger, geb. um 1750, Student in Göttingen 1770, in Wetzlar 1772, in Kiel 1773, seit April 1774 Auditeur beim Hof- und Landgericht zu Güstrow). III, 81. 325. 339. 342. 344. 377; IV, 169.
Kirms, Franz (Geh. Hofrath zu Weimar, 1750—1826). IV, 100. 221.
Klaubius, Matthias (der Wandsbecker Bote). s. Claudius.
Klaus, Joh. Andreas s. Claus.
Klein, Georg (Wirthssohn in Drusenheim). II, 206 ff. 406. 409.
Klein, Karl (ancien clerc de notaire zu Straßburg). II, 374.
Kleist, Christian Ewald von (1715—1759). II, 61. 291. 307 f. 405.
Kleist, Heinrich von (1776—1811). II, 284.
Kleist, Gebrüder von (zwei Kurländer). III, 145. 275 f. 394.
Klemens XII., Papst. I, 283.

Klemens XIV. (Ganganelli), Papſt. III, 363.
Klemens Wenzeslaus, Kurfürſt von Trier, Prinz von Sachſen (geb. 1739, Kurfürſt 1768—1802, † 1812). III, 354. 361.
Klenck, Friedrich Alexander (Frankfurter Major, † 1768). I, 147 f. 285. 344.
Klenck, Marie Salome, geb. von Reinach (1735—1800). I, 147 f. 344.
Kleopatra. III, 129. 376.
Klettenberg, Joh. Erasmus von (Oberſtlieutenant, 1698—1783). I, 290.
Klettenberg, Marie Magdalene von (geb. 20. Auguſt 1730, verheir. 1763 an v. Trümbach, † 1768). I, 336.
Klettenberg, Suſanne Katharine von (19. Dezbr. 1723—13. Dez. 1774). I, 312. 320. 348; II, 115—119. 255. 341 f. 345 ff. 365 ff. 371; III, 64. 156. 175. 177. 189. 192. 233. 306 f. 408. 408. 410. 433—437. 448. 467; IV, 185.
Klijog (Kleinjogg) ſ. Guyer.
Klingemann, Ernſt Auguſt Friedr. (dramat. Dichter, 1777—1831). III, 437.
Klinger, Agnes (des Dichters jüngere Schweſter, geb. 16. Sept. 1757, verehel. Pfarrin Ruthäus zu Eich 1783, † 28. März 1815, hinterließ 4 Töchter). III, 148. 402.
Klinger, Anna Katharina (des Dichters ältere Schweſter, getauft 25. Jan. 1751, † unvermählt zu Ende 1813). III, 402.
Klinger, Friedrich Maximilian von (getauft 18. Febr. 1753, † 25. Febr. 1831). p. XVI. XXI. XLVI; I, 240; III, 147—150. 264. 284. 286. 312. 314 f. 331. 358. 363. 365. 384 f. 395. 400—405. 461. 485; IV, 149. 176. 179. 192. 203 f. 206. 213. 241 f.
Klinger, Johannes (des Dichters Vater, geb. etwa 1729, beerdigt 29. Febr. 1760, 37 Jahr alt). I, 280; III, 402.
Klinger, Frau Kornelia Margaretha Dorothea, geb. Fuchslin (des Dichters Mutter, zweite Frau des Vaters ſeit März 1750, † Anfang 1800). III, 148. 402.
Klinglin, Franz Joſeph (Prätor zu Straßburg von 1730 bis 1752, † 1755 über 70 Jahr alt). II, 150 f. 220. 376 f.; III, 20.
Klinglin, Joh. Baptiſt (aus dem öſtreich. Elſaß, Mitgl. der dort. Ritterſchaft, Prätor zu Straßburg etwa von 1705 bis 1730). II, 377.
Klinglin, Maria Urſula (Schweſter des Frz. Joſ. K., † 1765 auf ihrem Schloſſe de l'Aile-Jard bei Straßburg). II, 377.
Klopſtock. I, 73—73. 131. 294 ff. 334; II, 53 f. 64. 87. 170—173. 239. 255. 264 ff. 269. 282. 284 f. 288. 307. 311. 361. 381. 389. 405; III, 67 ff. 72 f. 84 f. 193 ff. 310 ff. 317. 330. 349. 372. 387. 392. 437. 451 ff. 460 f.; IV 49. 58. 144. 170. 175 f. 182 f. 193. 196. 200. 235. 240.

Klopstock, Johanna, geb. Dimpfel (verwittwet gewesene von Winthem). II, 381.
Klopstock (Meta), **Margaretha, geb. Moller.** II, 171. 381f.
Klose, Dr. med. Karl Friedr. (Arzt zu Strehlen in Schlesien, † 1806). II, 281f.
Kloß, Christian Adolph (Professor zu Halle, 1738—1771). II, 166. 310. 323; III, 347.
Knebel, Henriette von (Schwester des Folgenden, 1755—1813). III, 447.
Knebel, Karl Ludwig von (1744—1834). p. XXI; II, 374f.; III, 183. 233. 354. 427. 440f. 447f.; IV, 165. 182. 185. 191f. 194f. 197f. 201. 204. 219. 225.
Koberstein, August (der Literarhistoriker). III, 311. 347f.; IV, 208.
Koberwein, Friedrich (Prinzipal der badischen Hofschauspieler). I, 355.
Koch, Christoph Wilh. (aus Buchsweiler, Prof. der Geschichte und Jurispr., 1737—1813). III, 30. 252ff.
Koch, Heinrich Gottfried (Theaterunternehmer, 1703—1775). II, 316. 318. 334; III. 113. 362.
Köhler, J. B. (Uebersetzer des Phädon 1769). II, 365.
Köhler, N. (Bibliothekar zu Weimar). I, 364f.; IV, 214.
Kölbele, Joh. Balthasar (Dr. jur. zu Frankfurt a. M., 1722—1775). II, 248. 252. 256. 344; III, 407.
Kölle, Friedrich von (württemb. Diplomat und Schriftsteller, 1781—1848). II, 361.
Köllner, Friedrich (Gartendirektor zu Saarbrücken, 1733—1809). II, 129. 412.
König, Dr. (zu Wetzlar). III, 326. 339.
König, Joh. Ulrich von (Kgl. Hofpoet und Zeremonienmeister, 1688—1744). II, 48ff. 274ff. 308.
König von Königsthal, Gustav Georg (Nürnbergischer Konsulent). I, 163f. 184. 351. (Vgl. „Allg. d. Bibl.", VIII. 2. 246.)
Körner, Christian Gottfr. (Vater des Dichters, 1756—1831). p. XVI; II, 321. 330; III, 241.
Körner, Frau s. Stock.
Körner, Karl Theodor (der Dichter, 1791—1813). II, 330.
Kösting, Karl (dramat. Dichter). II, 284.
Kolbe (Direktor der Berliner Porzellan-Manufaktur). IV, 142.
Komensky, Joh. Amos (1592—1671). I, 29. 262. 308; III, 159.
Konstantin Friedr. Ferd., Prinz von Sachsen-Weimar (1758—1791). III, 184f. 440; IV, 183.
Kopp (Prof. der Chemie zu Heidelberg). II, 349ff.
Kopp, Joh. Friedr. (Uebersetzer des Tasso 1744). I, 23. 73. 294.
Kortum (nicht Kortüm), **Konrad Arnold** (1745—1824). II, 253.

Kotzebue, Amalie (Schwester des Dichters, später Frau Gildemeister). IV, 100. 221.

Kotzebue, Aug. Friedr. Ferd. von (Dichter, 1761—1819). IV, 100. 221.

Kotzebue, Christiane, geb. Krüger (Mutter des Dichters). IV, 100. 221.

Krafft (Pseudonym, † 1785 in Jena). IV, 201.

Krahe, Joh. Lambertus (Galeriedirektor zu Düsseldorf, kurfürstl. Hofkammerrath, erster Hofmaler, Prof. a. d. Akad. zu Rom und Florenz). III, 428.

Kraus, Georg Melchior (Maler, geb. in Frankfurt a. M. 26. Juli 1733, † 5. Novbr. 1806). III, 417. 427; IV, 97 ff. 217—220.

Krausenek, Wilh. Joh. von (preußischer General, 1775—1850). p. XV.

Krebel, Gottlob Friedr. (Oberkonsistorialsekretär zu Leipzig, 1729—1793). II, 52 f. 97. 281 f.

Krespel (Crespell), **Peter Ludwig Alexander** (Handelsmann, Vater der drei Folgenden, 1705—1794; Anz.-Blatt v. 26. Aug. 1749: „getauft den 26sten, Mittwoch, Tochter: Susanna Margaretha"). II, 246.

Krespel, Joh. Bernh. (Rath u. Archivar, 1747—1813). II, 18 ff. 246 ff. 250. 344; III, 200. 464 f.

Krespel, Franziska Jakobea, veredel. Jacquet (geb. 11. Aug. 1752). II, 245 f. 344. 356; III, 235. 288. 424. 456 f.

Krespel, Maria Katharina (1750—1801). II, 245 f. 344. 356. 366. 400 f.

Kretschmann, Karl Friedr. (Dichter, 1738—1809). III, 330.

Kretschmer. ..... III, 258.

Kreuchauff, Franz Wilh. (Kaufmann und Kunstsammler, geb. 1727). II, 94. 226. 316. 321. 337.

Kriegk, G. L. (Professor und Archivrath zu Frankfurt a. M.). p. XLVIII; I, 231. 365; II, 254. 348; III, 361 f. 448; IV, 145.

Krubsacius (Dresdner Baumeister). III, 301.

Krüger, Joh. Christian (dramat. Dichter, 1722—1750). II, 66. 298.

Kruse, Heinrich (Dr. philos., dramat. Dichter, Red. d. Köln. Ztg.). II, 410; III, 238. 248.

Kruthoffer, Karl. I, 245; IV. 235.

Kügelgen, Franz Gerhard von (Maler, 1772—1820). III, 434.

Kühelin, J. H. (aus d. Mitte des 18ten Jahrhunderts). I, 258.

Kühlewein, von (Amtshauptmann zu Aschersleb). II, 338.

Künzel, Dr. (in Darmstadt). II, 238.

Küttner, Karl August (1749—1806). p. XXIII.

Kugler (Prof. der Jurisprud. zu Straßburg). II, 367.

Kulmus, Dr. (zu Danzig). I, 291. 343.

Kummerfeld s. **Schulze, Karoline.**

Kurzrock, Freiherr von (holstein'scher Kammerherr und kaiserlicher Oberpostmeister zu Hamburg). III, 416.

Laban. I, 129 f. 392.
Lafontaine (der franz. Fabeldichter). II, 283.
Laharpe, Jean François (Dichter 1739—1803). III, 260.
Laireſſe, Gerard de (Maler und Kupferſtecher aus Lüttich). IV, 183.
Lambert, Charles François Marquis de Saint-e (1710—1803). III, 265.
Landolt, Salomon (Landvogt zu Greifenſee bei Zürich 1741—1818). IV, 193.
Lang, Franz Chriſtoph von (auf Mattenau, Reichserbmarſchallmeiſter). I, 168. 351.
Lang, Karl Heinrich, Ritter von (1764—1835). p. XXXII.
Lange (Retar). II, 356.
Lange, Hannchen (Goethe's Base). III. 339.
Lange, Suſanne, geb. Lindheimer, verehel. gew. Dieß (Goethe's Großtante). III, 339 f. 352.
Langer, Ernſt Theodor (Bibliothekar zu Wolfenbüttel, geb. 21. Februar zu Breslau, † 24. Febr. 1820). II, 110—113. 178. 224. 340 f. 342. III, 384. 391.
Lappenberg, Joh. Martin (Archivar zu Hamburg, 1794—1865). III, 307. 433. 437. 451; IV, 176. 183. 185. 240.
La Roche, Georg Michael Frank von (kurtrierischer Geheimer Staatsrath, 1720—1789). III, 104—108. 353 f. 374.
La Roche, Sophie von, geb. Gutermann (1731—1807). III, 103—109. 130. 154. 162. 164. 269. 299. 312. 316. 337. 350. 353—360. 367 ff. 377—384. 388. 393. 395. 417. 420—425. 431. 448. 454. 462 f. 464; IV, 145. 157. 163. 166. 177. 185. 187. 189 f. 209 f.
La Roche, Fritz und Karl von. III, 108. 355. (Kinder des
La Roche, Louiſe von. III, 104. 355; ſ. Wätzn. Georg Michael und der
La Roche, Maximiliane von; ſ. Brentano. Sophie).
Latendorf, Friedrich (Schriftſteller in Schwerin). III, 234. 445 f.
Laun, Fr. ſ. Schulz, Friedr. Aug.
Laura (Petrarca's Geliebte). p. XLIV.
Laurenberg, Peter (aus Roſtock, 1585—1639). I, 30. 263.
Lautenſack, H. (Juwelier in Hanau). I, 141 f. 219.
Lauth (Müller in Straßburg). IV, 241.
Lauth (Schweſtern daſelbſt). II, 133. 165; III, 284.
Lavater, Diethelm (Arzt und Rathsmitglied zu Zürich, 1743—1826). II, 208.
Lavater, Joh. Kaſpar. p. XVI. XXI. XXV. XXVII. XXXI. XLV; I, 172 f. 332. 354. 356 f.; II, 252. 269. 286. 288. 337. 340 f. 346 f.; III, 57. 86.

160—163. 167. 171. 223. 224 f. 294 f. 303 f. 326. 330 f. 340. 354. 356. 364. 369 ff. 395. 398 f. 405—412. 426. 429. 432. 434. 437. 443. 450. 455. 457. 460—463. 465 f.; IV, 63 ff. 66 f. 80—86. 89. 122. 134 f. 137. 150. 153. 161. 175. 177 f. 187—194. 197. 201—209. 211. 215. 230 f. 237 f. 295. 297. 299. 343 f. 344.

Lavater, Frau Anna, geborne Schinz. IV, 62. 187.

Lavater, Hanns. IV, 191.

Lea. I, 129 f. 330.

Lebrun, Charles (Maler, 1618—1690). I, 108. 216. 320; III, 437 f.

Lecain, Henri Louis (Schauspieler, 1729—1778). III, 41. 267 f.

Lecouvreur, Adrienne (Schauspielerin, 1690—1730). III, 330.

Lehmann, August (Gymnasialdirektor a. D.). II, 240.

Lehmann, Christoph († 1638). III, 234. 240. 270; IV, 131.

Lehr, Georg Phil. (Stiftsarzt zu Frankf.). I, 266.

Leibniz. II, 351. 358; III, 390. 429; IV, 7. 134. 139. 238.

Leiningen-Dachsburg, Graf von. II, 194. 403.

Lelei s. Löhnlein.

Lemierre, Antoine Marie (franzöſ. Tragödiendichter, 1730—1793). I, 85. 215. 306.

Lenau (Edler von Strehlenau, der Dichter). III, 437.

Lenôtre, André (1613—1700). II, 336.

Lenz, Jakob Michael Reinhold (Dichter, 12. Jan. 1750—24. Mai 1792; vgl. „Arch. f. Lit.-Gesch." 1876, V. S. 6—69. p. XXVI f.; II, 378. 377; III, 46 f. 82. 143—147. 191. 212. 215 f. 253. 264. 269. 275 ff. 282. 285. 294. 312. 389—403. 432. 448. 462. 469; IV, 175. 182. 184 f. 187. 201. 209. 238.

Leopold I., Kaiſer. I, 356.

Leopold II., Kaiſer. I, 358. 368; IV, 144.

Leopold Friedrich Franz, Fürſt, zuletzt Herzog von Anhalt-Deſſau (1740—1817). II, 86. 107. 308. 311. 334; III, 414.

Leppert (Theaterunternehmer). III, 266.

Lerſe, Franz Chriſtian (geb. 9. Juni 1749, † zu Anfang des Jahrh.). II, 146 f. 154. 374 ff. 385; III, 34. 249 f. 274. 276. 272. 274 ff. 283. 285. 303. 347; IV, 240.

Lerſe (Vater des Vorigen, fürſtlicher Regierungs- und Konſiſtorialrath zu Buchsweiler, Mitte vorig. Jahrhunderts). III, 283.

Lerſe, Frau, geb. Garth (Gattin des Vorigen). III, 283.

Lerßner, Adolf Auguſt v. (Verf. der Chronik 1700). I, 138. 171. 333.

Lerßner, Friedrich Max von (1735—1804). IV, 145 ff. 148—153.

Lerßner, Maximilian von (Vetter des Vorigen, Sohn des Philipp Bonaventura (1708—1749). I, 325; II, 250; IV, 149.

Leſſing. p. XXXVIII; I, 99. 207. 263. 290. 296. 306. 308. 313. 315 f. 330.

333. 346; II, 47. 53. 64. 95. 106. 126. 181. 244. 252. 255. 270. 282. 289. 291. 298. 307. 310. 317–320. 322. 331 f. 340. 358. 378. 384. 393; III, 48. 51. 114 f. 182. 241. 258 f. 264 ff. 268. 272. 275. 277. 286 f. 293. 302. 314. 328. 341 f. 347. 362. 364 f. 370. 373. 376. 384. 396. 397. 401. 429 f. 436. 439; V, 143. 171. 237.

Letter, Maria Anna (1745–3. April 76[illegible]). I, 363.

Leuchsenring, Franz Michael (Gießer, 1746–1827). II, 279; III, 195. 295. 298 f. 374. 376 ff. 388.

Lewes, George Henry (der Biograph Goethe's). p. XX; IV, 136.

Leyen, Franz Karl Graf von der (17[illegible]–1775). III, 422.

Leyser, Augustin von (Prof. der Jurispr. zu Wittenberg, 1683–1752). III, 25. 248 f.

Leyser, J. III, 239.

Lichtenberg, Georg Christoph (Prof. der Naturw. zu Göttingen, 1742–1799). III, 204. 403. 409; IV, 207.

Lichtenstein, Martin Karl Heinrich (Berl. Naturf., 1780–1857). p. XIV.

Lichtwer, Magnus Gottfried (der Fabeldichter, 1719–1783). II, 47.

Liebeltz (Kaufm. in Frankfurt a. M.). III. 111. 362; IV, 29. 95. 216.

Liechtenstein, Joseph Wenzel Lorenz, Fürst von (erster Hofkommissar, Feldmarschall, 10. August 1696–10. Febr. 1772, regierte seit 22. Dezbr. 1748). I, 169. 222. 352. 355. 363.

Lieven, Friedrich Georg Baron von (aus Baldohnen in Kurland, geb. 6. Juli 1748, studirte 1766 und 1767 zu Leipzig). II, 89. 279 f. 314.

Lillo, George (dramat. Dichter, 1693–1739). I, 314; III, 264.

Limprecht, Joh. Christian (Theologe, 1741–1812). II, 30 f. 97 f. 258. 324. 335 f. 341. 364. 371.

Lindau, von (Hannoveraner, † Jung 1777). IV, 78. 192. 201.

Lindenau, Heinrich Gottlieb, Graf von (sächsischer Oberstallmeister, des folgenden Vater). II, 81. 111. 113.

Lindenau, Karl Heinr. Aug. Graf von (preuß. Oberstallmeister und Generallieutenant, 1755–1842). II, 78. 84 f. 111. 308. 310. 339.

Lindner (Konrektor zu Zeitz). II, 362.

Linné (der große Botaniker). II, 41.

Lippe, Wilhelm I., Graf von der (1725–1777). III, 67.

Lippert, Phil. Daniel (Prof. zu Dresden, 1702–1785). II, 93 f. 104. 220.

Lips, Joh. Heinr. (Maler, 1758–1817). p. XXV; III, 156. 163. 295. 410. 420; IV, 62. 192.

Liscow, Christian Ludwig (1701–1760). p. XXIII; II, 44 f. 233. 270 f.

Lobstein, Joh. Friedr. (Prof. der Medizin zu Straßburg). II, 138. 175. 180. 365. 383. 392 f.

Lobstein (Straßburger Musiker). III, 286.

Locke (der englische Philosoph). II, 312.
Löffelholz, Joh. Wilh. von (Geschichtschreiber, 1738—1803). III, 346.
Löhnlein, Georg Simon (Musiker). II, 339; IV, 159.
Loen, Joh. Jost von (1737—1803). I, 294 f.; II, 345.
Loen, Joh. Michael von (Präsident zu Lingen, 1694—1776). I, 69 f. 72. 285—287. 296. 352. 354 f. 362; IV, 153.
Loen, Sibylla Maria von, geb. **von Lindheim** (Lindheimer). I, 69.
Löw (hannöv. Oberkammerherr auf Stade in der Wetterau). III, 454.
Löwen, Joh. Friedr. (Dichter, 1729—1771). I, 306; II, 24. 252. 299. 316. 333; III, 447.
Löwenicht (Tuchfabrikanten zu Aachen). II, 34.
Logau, Friedrich von (1604—1655). III, 446 f.
Longinus, Dionysius Cassius (geb. 213 n. Chr.). III, 88. 337.
Lorenz, Ottokar (Dr. phil. zu Straßburg). III, 251. 253. 266.
Lorenz, Pater (Kapuziner im Gotthard-Hospiz). IV, 75. 199 f.
Lorez, Johannes (aus Chur, geb. 1730, Hauptmann, Herrnhuter, † 23. Juli 1798 zu Gnadenfrei in Schlesien). II, 346.
Lot. I, 122 f. 329 f.
Loudon (der österreichische Feldmarschall). I, 273.
Louise, Herzogin, seit 1814 **Großherzogin von Weimar**, geb. **Prinzessin von Hessen-Darmstadt** (Tochter des Landgrafen Ludwig IX. und der Landgräfin Karoline (s. das.), 30. Jan. 1757—1830, vermählt zu Kanterube am Hofe der Schwester ihres Vaters (s. Karoline 2.) den 3. Okt. 1775). p. XLVI; III, 441; IV, 58. 100. 104. 183. 222. 225.
Lowth, Robert (Prof. und Bischof zu Oxford, 1711—1787). II, 179. 389.
Lucas (der Evangelist). III, 436. 440.
Lucian von Samosata. I, 117. 120. 194. 325. 364; IV, 206.
Lucinde (zu Straßburg). II, 162—198. 380; III, 10. 15; s. Sauveur.
Lucius (Pfarrer zu Sessenheim). II, 407 ff.; III, 242.
Luck, von (preuß. General). p. XV.
Ludecus, Joh. Aug. (Schüler der Herzogin Amalia von Weimar). IV, 100. 221.
Luden, Heinrich (Geschichtschreiber, 1780—1847). III, 329.
Ludewig, Joh. Peter von (Kanzler und Prof. d. Jurispr. zu Halle, 1668—1743). I, 343.
Ludovici, Karl Günther (Prof. der Philosophie zu Leipzig). II, 258.
Ludwig I., König von Bayern. IV, 196. **Ludwig II.** III, 367.
Ludwig XIV. / **Ludwig XV.** / **Ludwig XVI.** } **v. Frankreich.** I, 372; II, 256. 258. 260; IV, 240. I, 313; II, 149. 375 f. 397; III, 200; IV, 218. II, 137. 138. 369. 375; IV, 42.
Ludwig, Fürst von Nassau-Saarbrücken (geb. 1745, gelangt zur Regierung 24. Juli 1768, † zu Aschaffenburg 1794). II, 189. 192. 401.

Ludwig VIII., Landgraf von Hessen-Darmstadt (geb. 1691, succedirt 1739, † 17. Oktbr. 1768). I, 181. 359. 398; IV, 237.
Ludwig IX., Landgraf von Hessen-Darmstadt (geb. 1719, succed. 1768, † 1790). II, 398.
Ludwig, Christian Gottlieb (Prof. d. Med. zu Leipzig, 1709—1773). II, 401. 53. 136. 258. 268. 278.
Ludwig, Eugen Johann von Württemberg (geb. 6. Jan. 1731, † als regier. Herzog 20. Mai 1795). II, 276.
Ludwig Georg Karl, Prinz von Hessen-Darmstadt (geb. 27. März 1749, † 26. Okt. 1823). II, 297.
Ludwig, Gottfried (Director des Koburger Gymnasiums, † 1724). I, 291.
Ludwig, Ludwig (Schauspieldirector). I, 355.
Ludwigsritter, der (zu Straßburg). II, 134. 151—155. 377; IV, 240.
Lukke (der Kunstrichter). IV, 157.
Luther, Martin. p. XXXVII; II, 264. 287; III, 45. 60. 234. 255. 331. 411. 436. 446; IV, 47. 143. 208. 232.
Luterne, Graf de la. I, 301.
Lykurg, König der Ebener. IV, 55. 179.

Maaß (Gastwirth in Koblenz). III, 420.
Macaulay, Thom. Babington Lord (der Geschichtschreiber, 1800—1875). p. XXXIX; III, 344; IV, 210.
Machault d'Arnouville, Jean Bapt. (franz. Minister, 1701—1794). II, 377.
Macklot, Kamill (Buchhändler in Karlsruhe 1875). IV, 143.
Macklot, Karl Friedrich (Buchhändler das. seit 1757). IV, 11 f. 53. 58. 143.
Maggiore Francesco (maître de musique). I, 355.
Maigret (Tuchfabrikant zu Aachen). II, 263.
Maillet (Naturforscher). III, 262.
Maimon, Salomon (geb. in Litthauen, Mitte vor. Jahrhunderts). IV, 137.
Malapart (Malapert), Friedr. Wilh. von (hessen-kasselischer und schwedischer Major, 1700—1773). I, 146 f. 345.
Malapart, Frau von. II, 346.
Malesherbes, Chrétien Guill. Lamoignon de (1721—1794). IV, 103.
Mallet, Paul Henri (Geschichtschreiber, 1730—1807). III, 85. 333.
Maltzahn, W. Frhr. v. (zu Weimar). III, 276. 397; IV, 191.
Manskopf, J. . . IV, 155. 215.
Manso, Joh. Kaspar Friedr. (1759—1826). p. XXIII.
Mantegna, Andreas (Maler, 1431—1506). II, 278.
Manzel (Professor zu Rostock). II, 270.
Marcard, Heinrich Matthias (Arzt, 1747—1817, s. Bd. XXVII, Abth. 1, Abs. 249). III, 455 f. 456.

Marchand (Theaterunternehmer). III, 266. 363; IV, 27. 156. 160.
Maria Antoinette, Königin von Frankreich. II, 137ff. 369f. 371. 375; IV, 177.
Maria Feodorowna s. **Sophie Dorothea.**
Maria Louise (zweite Gemahlin des Kaisers Franz I. von Oestreich). p. XXXVIII.
Maria Theresia, Kaiserin. I, 18. 41. 43. 180f. 187. 272. 300. 350. 362f.; II, 370.
Marivaux, Chamblain de (französ. Lustspieldichter, 1688—1763). III, 260.
Mark Aurel, römischer Kaiser. III, 241.
Marmontel, Jean François (1723—1799). II, 283; III, 264; IV, 147. 159.
Marot, Clement (1495—1544). III, 33. 254.
Martini, Christian Leberecht (Lustspieldichter, 1727—1801). III, 268.
Marx, Frau Maria Salomea, geb. Brion (Olivie; Pfarrin zu Dierburg in Baden, geb. etwa 1750 zu Niederröbern im Elsaß). II, 199. 201. 283. 310ff. 408; III, 5. 8f. 11. 23ff. 49. 239f.
Mascov, Joh. Jakob (deutscher Geschichtschreiber, 1698—1765). II, 31. 222. 259.
Masson . . . . III, 446.
Matthäi, Karl († 1830 in Mecklenburg als Tit.-Legationsrath). II, 340.
Matthisson, Friedr. von (Dichter, 1761—1831). III, 278. 447.
Maupeou, René de (französ. Minister, 1688—1775). II, 375.
Maupertuis, Pierre Louis Moreau de (1698—1759). II, 387; III, 261. 269.
Maximilian I., König von Baiern. II, 402.
Maximilian I., Kaiser. I, 110. 321. 347; III, 75. 318f.
Maximilian II., Kaiser. I, 350.
Maximilian Friedrich (nicht Franz), **Graf zu Königseck-Rothenfels, Kurfürst zu Köln** (geb. 13. Mai 1708, regiert 1761—1784). I, 175. 178. 185. 187. 192. 357. 367f.; III, 361.
Mayer (Appellationsgerichtsrath zu Frankfurt a. M.). p. XL.; IV, 235f.
Meckel, Philipp Friedr. Theodor (Medizimer zu Berlin und Halle, 1714—1774). III, 456.
Meermann, Georg. III, 465; IV, 146.
Megerle s. **Abraham a Santa Clara.**
Mehler, Wilhelm (Kreisgerichtsrath zu Friedberg i. d. W.). p. XLVIII.
Meiners, Christoph (Prof. der Philos. zu Göttingen, 1747—1810). III, 313.
Meinhard, ... II, 284.

Meiningen, Karl August Friedrich Wilhelm (geb. 19. Novbr. 1754), **Meiningen, Georg Friedr. Karl** (geb. 4. Jan. 1761), **Meiningen, Charlotte Amalie, verw. Herzogin von, geb. Prinzessin von Hessen-Philippsthal** (geb. 1730, vermählt 1750, Regentin seit 1763). Herzoge von, succ. 27. Jan. 1763. IV, 104 f. 149. 184. 224.

Meinradus, der heilige. IV, 69 (Z. 1 „jener Erste"). 195.

Meixner, Charitas (Tochter der Folgenden, verehel. Schuler in Worms, 1750—1777). I, 320; II, 244. 246 f. 250 f. 296. 355.

Meixner, Frau Maria Dorothea, geb. Moritz (in Worms, Schwester der Frau Trapp daselbst und der Gebrüder Moritz in Frankfurt). I, 320.

Melber, Georg Adolph (Handelsmann, Goethe's Oheim, 1725—1780). I, 35. 43. 210. 269.

Melber, Frau Johanna Maria, geb. Textor (Goethe's Tante, geb. Febr. 1734, † 1823). I, 31. 35 f. 42. 269. 271. 313.

Melchisedek. I, 124. 329; II, 196.

Meley, Frau G. (Zimmermann's Schwiegermutter, † 27. März 1771). III, 456.

Melker s. Weyland.

Menage, Gilles (1613—1692). III, 35. 256.

Menander (griech. Komiker). I, 1. 229. 345; II, 318. 335. 393; III, 446.

Mendelssohn, Moses (1729—1786). II, 60. 252. 285. 290. 364 f. 404; III, 151. 182. 407. 429 f. 439 f.

Mendelssohn-Bartholdy, Felix (des Vor. Enkel).

Mendelssohn-Bartholdy, Frau, geb. Jeanrenaud. p. XLVII; IV, 170. 239.

Menge, Th. III, 459.

Mengs, Anton Raphael (Maler, 1728—1779). IV, 205.

Menil, du (franz. General). I, 309. 312. 343.

Menzel (preuß. Hofrath). I, 354.

Mercier, Louis Sebastian (1740—1814). III, 260. 262 f. 400.

Merck, Joh. Heinrich (1741—1791). p. XVIII f.; I, 292; II, 244. 276. 382 f. 388; III, 57. 66. 88. 94—101. 103. 108 ff. 116—119. 132 f. 156. 203. 254. 258. 273. 285. 287. 289 f. 292—300. 309 f. 312—318. 329. 332. 334. 336. 344—359. 366—370. 374. 377—383. 386. 388. 390 f. 395. 397 f. 402 f. 409 f. 423. 427. 432. 440. 451. 454. 461—464. 466. 468; IV, 56 ff. 92. 144. 153. 172. 175. 179 f. 185 f. 188. 209. 211. 225. 241. 244.

Merck, Frau Louise Franziska, geb. Charbonnier (Gattin des Vorigen). III, 102. 108. 110. 295. 297. 299. 316. 353. 380. 456.

Merck, Henri (der Vorigen Sohn, † 22. Dezbr. 1780 im 15ten Lebensjahr). III, 102. 314. 355.

Merian . . . . II, 389.

Merian, Matthäus (1500—1650). I, 98. 263; IV, 223.
Merian, von (russischer Staatsrath). p. XXXVII.
Metastasio, Pietro Anton. Dom. Bonaventura (1669—1782). I, 234.
Metz, Joh. Friedr., Dr. med. (1721—1783, in Frankfurt seit 1765). II, 117ff. 347. 352.
Menschen, Joh. Gerhard (Generalsuperintendent zu Koburg). I, 360.
Meyer (Kammersekretär zu Hannover, nebst seiner Gattin aufgeführt in der Emser Pudelliste des hessen-darmstädtischen Badearztes vom 16. Juli 1774). III, 432f. 463.
Meyer, B. IV, 242.
Meyer, Joh. Heinr. (Direktor der Zeichenschule zu Weimar, 1759—1832). IV, 193. 197f.
Meyer (von Knonau). III, 295. 410; IV, 241.
Meyer (von Lindau, Mediziner, pseudon. Waldberg). p. XLIII; II, 123f. 365. 373; III, 34. 238. 267f. 284. 286; IV, 151.
Méziéres, A. (Prof. a. d. Pariser Akad.). IV, 215.
Michaelis (Verfasser der Apophthegmata 1705). III, 398. 448.
Michaelis, Joh. Benjamin (Dichter, 1746—1772). II, 316; III, 348.
Michaelis, Joh. David (Prof. theol. et orient. zu Göttingen, 1717—1791). I, 331; II, 27. 58. 286. 389.
Mill, John Stuart (Philosoph, 1806—1873). p. XXXIV.
Miller, Joh. Martin (1750—1814). I, 323; III, 462. 463; IV, 179.
Milton. p. XLI; II, 257. 261; III, 126. 162. 373f.
Mirabaud, M. (Pseudonym v. Holbach). III, 209.
Möhn (Hofrath). III, 375.
Möser, Justus (1720—1794). p. XXXVIII; III, 139ff. 185. 362. 389. 441 bis 445. 451; IV, 173.
Mohl, R. von (Staatsrechtslehrer, 1799—1875). I, 292f.
Molière. I, 85. 102. 304. 314; II, 296; III, 200.
Molina, Luis (Spanier, 1540—1600). III, 436.
Monsigny (französ. Komponist, 1729—1817). I, 306.
Montague, Mary Wortley (1690—1762). I, 266.
Montaigne, Michel Eyquem de (1533—1592). III, 33. 375.
Montbrisson, Maria von. IV, 227.
Montesquieu, Charles de (1689—1755). III, 128. 378.
Moors, Friedr. Maximilian (des folgenden Sohn, Advokat, geb. 24. April 1747, † 19. Febr. 1782). I, 275. 280. 349; II, 250f. 254; III, 465.
Moors, Joh. Isaak (Schöff und Bürgermeister zu Frankfurt a. M., 1707 bis 1777). I, 275. 280.
Moors, Wilh. Karl Ludwig (des Vorigen Sohn, Stadt- und Gerichts-

schaltheiß, geb. 28. August 1749, † 26. Septbr. 1806). II, 250 ff. 263 266 f. 344.
Moreau (Burgvogt zu Bernberg). III, 169.
Moretti (Feuerwerker). I, 304.
Morgenstern, Joh. Ludwig Ernst (Maler, 1738—1819). I, 303; II, 128. 354; III, 260.
Morgenstern, Karl (Staatsrath u. Prof. zu Dorpat). p. XXI.
Morhof, Daniel Georg (Prof. der Dichtkunst u. d. Geschichte zu Kiel, 1639—1691). II, 24. 222. 253.
Moritz, Heinr. Philipp (Kanzleidirektor, geb. in Worms März 1711, † Mitte Februar 1769 — beerdigt 16 Febr., alt 57 J. 10 M. 27 T. —). I, 107. 317. 320; II, 346. 356.
Moritz, Frau (Gattin des Vorigen). I, 107; II, 346.
Moritz, Joh. Friedr. (Regierungsrath, Septbr. 1716 bis März 1771 — beerdigt 5. März, alt 54 J. 5 M. 3 T. —). I, 107 f. 317. 320; II, 345 f.; III, 172. 435. 464; IV, 236.
Moritz, Frau Katharina Sibylla, geb. Schöll (Gattin des Vorigen). IV, 237.
Moritz, Joh. Kaspar (jüngster — dritter — Sohn der beiden Vorigen, Pathe von Goethe's Vater. 1793 Regierungs- und Etatsrath zu Gifhorn, dann Kanzler in Schleswig, † 1821). IV, 237.
Moritz, Maria Anna Louisa Elisabetha (jüngste Schwester des Vorigen, 1813 Wittwe). IV, 237.
Moritz, Karl Philipp (Professor zu Berlin, 1757—1793). p. XXXV; IV, 137.
Morus, Samuel Friedr. Nathanael (Leipziger Professor, 1736—1792). II, 27. 40 f. 267 f. 287. 323. 330.
Moscherosch, Joh. Michael (1601—1669). III, 256.
Mosen, Julius (Dichter, 1803—1867). III, 437.
Moser, Friedr. Karl von (1723—1798). I, 72 f. 131. 292 f. 294. 309. 356; II, 60. 289. 345 ff.; III, 64. 252. 297 f. 304. (Frau und Schwester. 307). 368. 444 f.; IV, 56. 183. 237.
Moser, Johann Jakob (der Staatsrechtslehrer, Vater des Vorigen, 1701 bis 1785). I, 293; II, 289; III, 252.
Moses. I, 291; III, 63. 309.
Mosheim, Joh. Lorenz (der Kanzelredner, 1693—1755). II, 293. 386; III, 245.
Mozart. I, 350.
Müller, Anna Dorothea (Frankfurter Hebamme, geb. 1688, beerdigt 9. Juli 1758). I, 7. 292.
Müller (Goethe's Frankfurter Freund). I, 340; II, 250 f. 344.

Müller (Dr. med., Frankfurter Arzt). II, 348.
Müller, Friedrich (genannt Maler Müller, Dichter, 1750–1825). II, 402; III, 204. 305; IV, 101. 206.
Müller, Johannes (der Bruder und Berliner Professor, 1801–1850). p. XXXIV.
Müller, Joh. Gottwerth (Verfasser komischer und des Genieunwesen verspottender Romane, 1744–1828). III, 253.
Müller, Johannes von (der schweizer Historiker, 1752–1809). p. XI; I, 354.
Müller, Max (Professor zu Oxford, Sohn Wilhelm M.'s und Urenkel Basedow's, geb. 1823). III, 414.
Müller, Otto (neuerer Romandichter). III, 287.
Müller, Wilhelm (der Dessauer Dichter, 1794–1827). III, 437.
Müller von Esch, Benedikt Maria (Abt des Klosters Maria-Einsiedeln, geb. 1724, erwählt 11. August 1773). III, 413.
Müller, Theod. Adam Heinr. Friedrich von (Kanzler zu Weimar, 1779 bis 1849). IV, 237.
Müllner, Amad. Gottfr. Adolph (Dichter zu Weissenfels, 1774–1829). III, 253.
Münch (Kaufmann in Frankfurt a. M.), nebst Frau, geb. Le Coq. III, 288.
Münch, Susanna Magdalene geb. 11. Jan. 1753). } (d. Vorig. Töchter). { III, 301. 304. 424. 467.
Münch, Anna Sibylle (geb. 1758.) } { II, 248; III, 288. 424. 467.
Mund, Joh. Samuel (Maler). I, 321.
Munzer (Zimmermeister in Frankfurt a. M.). I, 239.
Muralt, Jungfer. IV, 191.
Murr, Christoph Gottl. von (1733–1811). II, 323.
Musäus, Joh. Karl August (Prof. zu Weimar, 1735–1787). IV, 100. 178. 220.
Mylius, Christlob (1722–1754). I, 333.

Näke, Aug. Ferd. (Prof. zu Bonn, 1798–1838). II, 409.
Nahl, Joh. Augustin (Bildhauer, 1710–1781). III, 261.
Napoleon I. II, 339. 399; III, 259. 327. 404; IV, 168. 223.
Neander, Michael (Rektor zu Ilfeld, 16ten Jahrh.; s. Goedeke, I. 113). III, 418.
Needham, John Tuberville (Naturforscher, 1713–1781). III, 270f.
Neefe, Christian Gottlob (Musiker, 1749–1798). IV, 159.
Neer, Aart van der (Maler, 1613–1683). III, 360.
Nees von Esenbeck, Christian Gottfr. (Naturforscher, 1776–1858). IV, 207.
Neißer, Friedr. Wilh. (Herrnhuter aus Mähren, † 1727 zu Bardo). II, 348.
Nemeitz, Joachim Christoph († 8. Juni 1753). I, 23.
Nesemann (am Philanthropin zu Marschlins). III, 400.

Nettesheim, Heinrich Cornelius Agrippa von (1487–1535). I, 150. 346; II, 349.
Neuber, Frau Karoline, geb. Weißenborn (Schauspielerin und Direktrice, 1700–1763). I, 291; III, 362.
Neuhof, Theodor von, König von Corsika (1686–1756). I, 259.
Neukirch, Benjamin (1665–1729). I, 30. 73. 203. 263.
Newton, Isaak (1642–1727). III, 350.
Nicolai, Christoph Friedr. (1733–1811). I, 293; II, 55. 283f. 286. 290. 320. 340; III, 134f. 294. 304. 306. 312. 358. 383. 395. 409. 440. 443. 449f. 466; IV, 172. 188. 242.
Nicolovius, Ludwig (preuß. Geheimer Oberregierungs- und Staatsrath 1767–1839). p. XIV; III, 306.
Nicolovius, Louise, geb. Schlosser (des Vorigen Gattin, Goethe's Nichte, geb. zu Emmendingen 28. Oktbr. 1774, † zu Berlin 28. Septbr. 1811). II, 243; IV, 186.
Nicolovius, Alfred (Professor zu Bonn, geb. 1806). III, 436.
Niebuhr, Barth. Georg (der Geschichtschreiber, 1776–1831). p. XIII sq. XXXV; III, 300. 306.
Niebuhr, Carstens (der Reisende, 1733–1815). I, 327; II, 56. 296.
Nil, v. d. III, 418.
Noailles, Philipp Graf von (Generallieutenant, französ. Bevollmächtigter zum Empfang der Dauphine 1770, seine Gemahlin der.n erste Oberhofmeisterin). II, 369f.
Nothnagel, Joh. Andreas Benjamin (Maler und Radirer, 1729–1804). I, 82. 144f. 301. 343; III, 110. 349.
Nuyß, von (Zöhrich, † 1769). II, 356.

Oberlin, Jeremias Jakob (Prof. der Philos. zu Straßburg, 1735–1806). II, 380; III, 30. 253. 281. 283. 286.
Obermann, Johann Wilh. (Leipziger Kaufmann). II, 335. 339.
Ochsenstein, Heinr. Christoph von (fürstl. Isenburg. Geheimerath, 1715 bis 1773). I, 8. 233.
Ochsenstein, Heinr. Wilh. von (Senator, 1703–1751). I, 8. 233.
Ochsenstein, Joh. Christoph von (Frankfurter Stadt- und Gerichtsschultheiß, 1674–1747). I, 8. 233. 269.
Ochsenstein, Joh. Sebastian von (Advokat, 1700–1756). I, 8f. 70. 233. 238.
Oeser, Adam Friedrich (Direktor der Zeichenakademie zu Leipzig, 1717 bis 1799). II, 89–94. 104. 106f. 279. 282. 292. 313ff. 363. 378; III, 51. 53. 267. 272.
Oeser, Friederike Elisabeth (1748–1839). II, 292. 299. 310. 313. 322. 333. 336f. 350; III, 330; IV, 218.

Oken, Laurentius (der Naturphilosoph, 1779—1851). I, 389; II, 353; III, 411.

Olberogge, Heinr. Wilh. von (aus Riga, geb. 1744, studirte Ostern 1765 bis 1768 zu Leipzig, vermählt mit Anna Dorothea Tiedemann aus Mitau, † Oktbr. 1792). II, 278. 343.

Olberogge, Joh. Georg von (des Vorigen Bruder, geb. etwa 1743, studirte Ostern 1764—1768 zu Leipzig, starb als pensionirter französ. Offizier unbeerbt in Polen). II, 278. 343.

Olenschlager, Joh. Daniel von (Dr. juris, Schöff und Bürgermeister, 1711—1778). I, 101. 146f. 151. 278. 287. 342ff. 351; II, 252. 256; III, 288.

Olenschlager, Joh. Nikolaus von (Sohn des Vorigen, Schöff, 1751 bis 1820). I, 147. 344; II, 250.

Opitz, Martin (1597—1639). II, 273. 285. 293; IV, 173f. 233.

Orth, Joh. Philipp (Dr. jur., 1698—1789). I, 70. 146. 287. 343; III, 289.

d'Orville, Jakob Philipp (Aeltester der französ. Gemeinde). IV, 158.

d'Orville, Johann Noë (Vater der Frau Schönemann, Lilli's Großvater, 1689—1770). IV. 147.

d'Orville, Peter Friedrich. p. XVIII; IV, 26. 32f. 158. 163ff. 170. 211.

d'Orville, Frau Elisabeth Henriette, geb. **Schübler.** IV, 32. 158.

d'Orville, Susanne Elisabeth s. Schönemann.

Osenbrüggen (neuerer schweizer Schriftsteller). IV, 197.

Ossuna, Don Pedro Tellez Giron, Herzog von (1579—1624). I, 81. 214. 302; IV, 236.

Ostade, Adrian von (Maler, 1610—1685). II, 100. 325; IV, 239.

Otho, Marcus Salvius, römischer Kaiser (32—69). III, 129. 376f.

Otto, Eberhard (Professor d. Jurispr. zu Duisburg, zuletzt Syndikus zu Bremen, 1685—1750). II, 31. 260.

Ottilie (die Heilige, sagenhafte Herzogstochter des 7ten und 8ten Jahrh., Aebtissin zu Hohenburg). III, 48. 279.

Ovid (Ovidius Naso, der Dichter). I, 30. 99; II, 129. 183f. 393; III, 392; IV, 238.

Ozenford, John, Esq. IV, 233.

Paganini, Nicolo (der Violin-Virtuose, 1784—1840). IV, 223.

Palhamus, Friedrich, Dr. philos. (Gymnasialdirektor zu Frankfurt a. M.) III, 405.

Palissot de Montenoy, Charles (geb. 3. März 1730). I, 88. 306f.; III, 260f.

Pfeil, Joh. Gebhard (Pfarrer, † zu Berlin 1777 [Anderjahn, S. II., S. 60, Note 39]). p. XXIII; II. 280. 295.

Pfeil, Joh. Gottlieb Benjamin (Dr. juris, Justizkommissar zu Neuenburg im Markgräflichen, 1732—1800). II. 52f. 65. 280f. 282. 294f.

Pfenninger, Joh. Konrad (Pfarrer zu Zürich, 1747—1792). III, 406f. 409; IV, 135. 137. 192. 206.

Philipp („der lahme Ph." in Oeffenheim). III, 247.

Philippi, Joh. Ernst (Prof. der Theol. zu Halle). II, 270.

Piazetta (Piazetta), Giovanni Battista (Venetian. Maler). I, 108. 216. 221.

Pietsch, Ludwig (neuerer Berliner Kritiker). III, 341.

Pindar. III, 328. 337.

Piranesi, Giambattista (Römischer Maler, 1707—1778). I, 11. 236.

Pirkheimer, Willibald (Rathsherr zu Nürnberg, 1470—1530). IV, 45f. 122f. 169.

Piron, Alexis (Lustspieldichter, 1690—1773). I, 99. 314; III, 260.

Pitaval, François Gayot de (1673—1743). IV, 226.

Plania, Martin von (1727—1772). III, 460.

Platen, August Graf (der Dichter). IV, 171.

Plato. II, 9. 240. 277. 349f. 365. 388; III, 337; IV, 233.

Platz, Wilhelm (Prof. der Kathol. zu Leipzig). II, 258.

Plautus (der römische Lustspieldichter). II, 318; III, 146. 391. 393. 462.

Plinius (der jüngere). I, 346.

Plitt, Joh. Jakob (Konsistorialrath und Senior Ministerii zu Frankfurt, † 1762 Sonntagsredner bei den Barfüßern, 1727—1773). I, 134. 336. 367; II, 304.

Plotho, Erich Christoph Frhr. von (preuß. Gesandter zu Regensburg und Frankfurt a. M.). I, 169f. 193. 353f. 364; IV, 237.

Plotinos (der Neuplatoniker, geb. 205). II, 348; IV, 223.

Plutarch. I, 345; III, 376.

Podewils, Otto Christoph Graf (preuß. Gesandtschaftsmarschall, † 1781). I, 353.

Poillon, Raimond. ..... III, 362.

Pomey, Franz († 1673). I, 99. 316; II, 82. 208.

Poniatowsky, Stanislaus Graf (1677—1762). III, 38.

Pontius Pilatus. III. 437; IV, 83. 205.

Pontoppidan, Erich (Kanzler und Prof. der Theologie zu Kopenhagen, † 20. Dezbr. 1764). I, 258; III, 392.

Pope, Alex. (Dichter, 1688—1744). p. XLI; II. 23. 51. 56. 252. 277. 291.

Porphyrios (Neuplatoniker 233—304). II, 348f.

Pregadyes. IV, 179.

Prior, Matthias (Dichter, 1664—1721). III, 373.
Pröhle, Heinrich (Schriftsteller). II, 298; III, 355. 451.
Proklus (Neuplatoniker, 412—485). II, 348.
Prutz, Rob. Eduard (Dichter, 1816—21. Juni 1872). IV, 239.
Puchta, Georg Friedr. (Prof. der Rechte, 1798—1846). IV, 167.
Pückler, Fürst von (1785—1871). IV, 190.
Pütter, Joh. Stephan (Professor zu Göttingen, 1725—1807). II, 60. 289 f.; III, 320 ff.
Pufendorf, Samuel, Frhr. von (brandenburg. Historiograph, 1632—1694). III, 326.
Pylades (Pseudonym). I, 45. 153 ff. 173 ff. 182 ff. 192 ff. 274 f. 349; II, 5.
Pythagoras. II, 348; III, 417.

Quadt, Freiherr von (Feldmarschall, aus dem Klevischen, nebst Bruder, Chrisf von Quadt vom fürstlich Baden-Badischen Regiment, im Juli 1774 in Emš). III, 416.
Quetard . . . . IV, 160.
Quintilian. p. XXXIX; III, 88. 337.

Raas, Johannes (Oberst-Richter zu Frankfurt). I, 366 f.
Rabelais. III, 33.
Rabener, Gottlieb Wilhelm (1714—1771). II, 454. 269—272. 278. 324; III, 68. 115. 364.
Rachel, Joachim (Rachelius, Dichter, 1618—1669). II, 285.
Racine. I, 85. 101 f. 294. 315 f.; II, 290; III, 369.
Rafael Sanzio. I, 137 f. 140. 325. 369; III, 360; IV, 265.
Rahel Levin s. Varnhagen.
Rambach, Joh. Jakob (pietist. Theologe, 1693—1735). I, 336; II, 346.
Rambert, Eugen (Prof. zu Zürich, Verf. der „Alpes Suisses" 1871). IV, 244.
Ramler, Karl Wilhelm (1725—1798). II, 53 f. 62 f. 82. 282. 285. 308; III, 183. 403. 440; IV, 50. 170.
Ramond, Louis François Elisabeth Baron von Carbonnières (Verfasser des Drama „La guerre d'Alsace", Naturforscher, † 1827). III, 285.
Ranke (der noch lebende Geschichtschreiber, geb. 1795). p. XXXIX.
Raspe, Rudolph Erich (Dichter, 1767—1775 Professor zu Kassel, 1737 bis 1794). III, 319. 345. 347. 361. 367 f.
Rathsamhausen, von (Präsident). III, 285.
Rathsamhausen, Fräulein von (jetzt Frau von Haaf). III, 285.
Ranzzini, Benanzio (Komponist, 1747—1810). IV, 294.
Rebekka. I, 128. 330.

Rehlich, Dr. Karl Christian (Schuldirektor zu Hamburg). III, 387; IV, 238.
Régemorte (franz. Ingenieur). II, 397.
Regis . . . . II, 340. 343.
Regnard, Jean François (Lustspieldichter, 1655—1709). II, 916.
Reibers, Maria von, geb. Höpfner (Gattin des Geh. Kabinetsrath von R. zu Hannover). III, 346.
Reibay (Schweizer). III, 295.
Reibold, von (berühmt zweiter Musikdirektor). I, 351.
Reich, Phil. Erasmus (Buchhändler zu Leipzig, 1717—1787). II, 337; III, 311 f.; IV, 167.
Reichard, Heinr. Aug. Ottokar (Bibliothekar zu Gotha, 1751—1828). III, 266. 269. 274; IV, 217.
Reichardt, Johann Friedrich (Komponist, 1752—1814). IV, 163.
Reichel, Georg Christian (Prof. d. Med. zu Leipzig, 1717—1771). II, 104. 198. 329.
Reineck, Adalbert von (1749—1822). I, 344 f.; II, 250.
Reineck, Friedrich Ludwig von (sächsischer Geh. Kriegsrath, 1707—1775). I, 147 ff. 151. 265. 313. 344 f.
Reinhard, Frau, geb. Sieveking (in Hamburg). III, 249.
Reinhard, Graf von Hanau s. Johann Reinhard.
Reinhard, Karl Friedrich Graf von (französ. Gesandter, 1761—1837). II, 379; IV, 234.
Reinhard, Peter (Konrektor, 1695—8. Mai 1762). I, 279.
Reiske, Joh. Jakob (Prof. d. Arabischen zu Leipzig, 1716—1774). I, 327.
Reitzenstein (Prof. der Jurispr. zu Straßburg). II, 367.
Rembrandt. I, 24. 255; III, 360; IV, 188.
Renan, Ernest. IV, 139.
Rengger, Albrecht (Sohn des Berner Pfarrers Rengger, eines Freundes von Zimmermann, Herausgeber der Briefe des Letztern an Pfarrer Rengger und an Rathsherrn Schmid zu Brugg). III, 453 f. 454 f.; IV, 196.
Renner s. Hugo von Trimberg.
Resen, Peter (Resenius, 1625—1688). III, 85. 333.
Reuß, Joh. Aug. von (Professor und Staatsrath zu Stuttgart, 1751—1821). III, 322.
Reutern, Magnus Gotthard von (Ehstländer, studirt 1767 in Leipzig, 1808 zu Afer in Ehstland, † vor 1822). II, 279. 285; III, 284. 299.
Rhost, Eisenhard von . . . . . I, 272.
Richardson, Samuel (Romanschriftsteller, 1689—1761). II, 15. 344. 404; III, 114. 238.
Richelieu (der große Kardinal). I, 316.

Richelieu, Louis François Armand Duplessis, Herzog von (Marschall, 1696–1788). III, 268.
Richelot . . . . IV, 233.
Richter, Jean Paul Friedrich. II, 273; III, 314; IV, 233.
Richter, Johann Thomas (Kammerrath zu Leipzig und Besitzer des Zacharias Richter'schen Gemäldekabinets und Gartens, 1728–1753). II, 95. 292. 321; IV, 239.
Riedel, Friedr. Justus (Professor der Philos. zu Erfurt, 1742–1785). IV, 207.
Riedel, Johann Anton (Inspektor der Gemäldegalerie zu Dresden, 1733 bis 1816). II, 100. 325.
Riemer, Friedr. Wilh. (Oberbibliothekar zu Weimar, 1774–1845). p. XII. XV; II, 303; III, 224 ff. 233. 373. 436. 445; IV, 131. 138.
Riese, Johann Jakob (Kaufmann, 1746–1827). p. XVI; I, 319; II, 249 f.; III, 56. 236. 289. 465.
Ring, F. D. . . . . III, 251.
Riß, Johann (Dichter, 1607–1667). III, 447. 461.
Riteltuber, P. . . . . II, 220. 400. 407; III, 209. 279. 280.
Robinson, Henry Crabb (Barrister zu London, 1775–1867). p. XLI. XLV; IV, 240.
Rochester, John Wilmot of (Dichter, 1647–1680). III, 126. 374 f.
Rochlitz, Friedrich (Musikschriftsteller, 1769–1842). II, 332.
Rodigast, Samuel Christoph (Doktor, zu Dresden). II, 270.
Röder, Baron von (Oberjägermeister zu Dillenburg, in Amt vom 15. Juli bis 6. August 1774). III, 416.
Röderer, Joh. Gottfried (Pfarrer, 1749–1815). III, 210. 276. 285. 289. 299 f. 408. 448; IV, 161. 194. 201. 239.
Römer, von (in Darmstadt 1764). II, 237.
Röntgen, David (Ebenist und Kunsttischler in Neuwied, Herrnhuter, 1745 bis 1807). III, 421.
Rohan, Louis René Eduard Fürst (Kardinal und Bischof von Straßburg, Neffe des Folgenden, 1734–1802). II, 397.
Rohan-Soubise, Fürst (Kardinal und Bischof von Straßburg). II, 196. 309 f. 397. 467.
Rohan-Soubise, Charles de N. Prinz v. S. (Marschall, 1715–1787). I, 90. 309. 324.
Roland, Manon Jeanne, geb. Phillpon (Gattin des Ministers R., 1754–1793). III, 374.
Romanus, Karl Franz (Kupferstecher, 1731–1797). III, 362.
Roquet (Hofrath zu Neuwied). III, 420.
Rosenkranz, Karl (Professor zu Königsberg, geb. 1805). II, 306; III, 305. 354. 356. 364.

Roß, Johann Christoph (Oberbaudirektor zu Dresden, 1717—1785). I, 234; II, 84. 309; III, 344; IV, 239.
Roth (Professor zu Basel). III, 280.
Roth, Karl Joh. Friedr. (Konsistorial-Präsident zu München, 1780—1856). III, 294. 300. 363.
Rousseau, Jean Jacques. p. XXXV sq.; I, 85. 256 f. 308 f. 357; II, 80. 108. 270. 338. 367; III, 39. 41. 105. 148. 249. 260 f. 264. 269 f. 305. 341. 357 f. 399. 402 f. 414. 444; IV, 146. 181. 190. 206. 209. 226. 243.
Rousillon, Fräulein von (Urania, Hofdame in Darmstadt, † 1715). III, 298 f. 315 f. 323.
Rubens, Peter Paul (1577—1640). III, 165. 427; IV, 205.
Rudloff (reichsrechtlicher Schriftsteller). III, 319—322.
Rudolph von Habsburg, Kaiser. I, 16.
Rül (Hofrath). III, 324.
Runckel, Karl Ambrosius (Stadtsyndikus zu Frankfurt a. M.). I, 338.
Runckel, Lisette (des Vorigen Schwester). II, 344; III, 288.

Sachs, Hans (Schuhmacher und Poet, 1494—1576). III, 179. 300. 327. 437; IV, 50. 170. 172. 174.
Sachtleben s. Saftleven.
Sabolet, Jacopo. IV, 141.
Saftleven, Hermann (niederländ. Maler, 1609—1685). I, 24. 208. 255. 265.
Salier, Joh. Michael (Bischof zu Regensburg, 1751—1832). II, 361.
Salis, Karl Ulysses v. (hist. u. pect. Schriftsteller, 1728—1800). III, 199. 460.
Salles, Marquis de (französ. Kommandant von Frankfurt a. M. im siebenjähr. Kriege). I, 339.
Salome (gen. der Weise). IV, 138 f. 164. 225.
Salzmann, Friedrich Rudolph (Lic. der Rechte, Vetter des Akuars S., geb. 1749). III, 285. 417.
Salzmann, Johann Daniel (Aktuar zu Straßburg, 1722—August 1812). p. XVI. XLIII; II, 131. 140—146. 365 ff. 385. 395; III, 31. 34. 236 ff. 246 f. 249—251. 267. 276. 281. 285 f. 289. 306. 317 f. 350. 366 ff. 391. 395 ff. 417; IV, 184. 187.
Salzmann, Christian Gotthilf (Stifter der Erziehungsanstalt in Schnepfenthal 1784, † 1811). III, 414.
Sammet, Joh. Gottfr. (Dr. jur. u. Dozent zu Leipzig seit 1746, geb. 1719, lebte noch 1787). II, 280.
Sandvoß (Sekretär bei der deutschen Botschaft zu Rom). III, 453.
Sannazaro, Jacopo (italiän. Dichter, 1458—1530). III, 137. 411.
Sara. I, 124. 127. 130. 330.
Sauveur (Tanzmeister zu Straßburg). II, 162 ff. 360; III, 235.

Savigny (der Jurist). p. XIV; IV, 167.
Scaliger, Julius Cäsar (Gelehrter, 1484—1558). IV. 223.
Schäfer, J. W. (der Biograph Goethe's). III. 245. 292f. 316.
Schäl, David Benjamin (Frankfurter Lokaldichter 1764). I, 334.
Schalken, Gottfried (niederländ. Maler, 1643—1706). II, 101. 325.
Scharff, Johann Philipp (Gastwirth). I, 349. 355.
Schelling, Joseph von (der Philosoph). p. XII. XIX; I, 331; III, 241 411.
Schelling, Frau Pauline, geb. Gotter (des Vorigen Gattin zweiter Ehe seit 1812, † 1854). III, 327.
Schenk, Jan und Leonhard (Kartenstecher in d. 1. Hälfte vor. Jahrh.). I, 71.
Scherbius, Johann Jakob Gottlieb (Frankfurter Lehrer). I, 272. 275. 322.
Scherer, Wilhelm (Prof. zu Straßburg). III, 251. 253. 266. 361. 423. 467; IV, 148. 185. 240. 243.
Scherr, Johannes (Schriftsteller, geb. 1817). p. XXX; II, 351; III, 432.
Scherz, Johann Georg (Prof. zu Straßburg, 1678—1754). III, 253.
Schenbe, H. III. 252. 255. 356. 413; IV, 175.
Scheuchzer, Jakob (schweizer Schriftsteller, 1672—etwa 1710). IV, 106.
Schick (Herrnhuter). II, 346; III, 435.
Schiebeler, Daniel (Dichter, 1741—1771). II, 105. 227. 288. 310. 317f. 332.
Schiller. p. XIV. XXVI. XXXIII. XXXIX; I, 302. 314. 337; II, 239f. 264. 289. 292. 311. 321f. 330. 335. 381. 396; III, 241. 265. 275. 286. 303. 313. 328f. 331. 352. 355. 362f. 371. 405. 459; IV, 133. 171f. 175. 197. 200. 207. 227. 244.
Schilter, Johannes (Straßburger Professor, 1632—1705). III, 253.
Schinz (Kaufmann und Obervogt in Zürich). IV, 187.
Schirach . . . . . III, 349.
Schirmer, Johann Michael (Frankfurter Schreiblehrer). I, 278.
Schlag (Hauswirth in Straßburg). II, 364.
Schlegel, August Wilhelm von. III, 238. 272. 276f. 437.
Schlegel, Dorothea, geb. Mendelssohn (Friedrich Schlegel's Gattin). p. XXXV; II, 372.
Schlegel, Joh. Adolph (Dichter, 1721—1793). I, 294. 334f. II, 271. 288. 292. 298. 306.
Schlegel, Joh. Elias (Dichter, 1718—1749). I, 153. 147. 220. 334. 343; II, 55. 255. 294. 291. 309. 314.
Schleiermacher. III, 436.
Schleinitz, Freiherr von (Kammergerichts-Präsident zu Berlin). III, 326.
Schletterer, H. M. (Musikdirektor). IV, 216. 230.

Schlicht, Georg Sigismund (Frankfurter Schöffe und Stadt-Reconcheur, 1710–1784). I, 7. 222.

Schlözer, August Ludwig (der Geschichtschreiber, 1735–1809). III, 265. 331. 348.

Schlosser, Friedrich Christoph (der Heidelberger Geschichtschreiber, 1776 bis 1860). II, 287; III, 403 f. 414; IV, 108. 243.

Schlosser, Hieronymus Peter (Schöff. † 1797). I, 151. 250 f. 346; II, 252. 308; III, 56. 287 ff. 415. 422. 465.

Schlosser, Johann Georg (Goethe's Schwager, des Vorigen Bruder, 1739–1799). I, 151. 346; II, 50–53. 109. 122. 252. 276 f. 281. 356; III, 56 f. 94–100. 112. 133. 287 ff. 298. 310 f. 337. 344. 347 ff. 357. 361 f. 377. 385. 403. 406. 423 f.; IV, 59 ff. 161. 164. 185 f. 242 f.

Schlosser, Johanna s. Fahlmer.

Schlosser, Louise (Goethe's Nichte) s. Nicolovius.

Schmehling (Schmähling), **Gertrud Elisabeth** (Sängerin, verehel. **Mara**, geb. 23. Febr. 1749 zu Kassel, seit Ostern 1786 in Leipzig, † zu Reval 1833). II, 318.

Schmid (Rathsherr zu Brugg in der Schweiz). III, 453. 455 f.

Schmid, Christian Heinrich (Dr. jur. u. Prof. zu Gießen, 1746–1800) II, 309 f.; III, 95 ff. 301. 314. 325. 346 f. 349 ff. 362. 370. 441.

Schmid, Sebastian (Prof. u. Dr. der Theol. zu Straßburg, 1617–1696). III, 60. 301.

Schmidt .... (Geh. Regierungsrath zu Weimar, 2te Hälfte vor. Jahrh.) III, 269.

Schmidt, Erich (Docent zu Marburg). III, 241. 249 f. 311. 314. 399 ff.

Schmidt, Julian (der Berliner Kritiker u. Literarhistoriker, geb. 1818). p. XXXII. XLVIII; III, 297. 308. 372. 438; IV, 202. 240.

Schmidt, Klamer Eberhard Karl (Dichter, 1746–1824). II, 281.

Schmidt, Nikolaus (Forstmeister zu Frankfurt a. M.; s. Vigel's „Pappenhaus"). II, 256.

Schmieder, Christian Gottlieb (Buchhändler in Karlsruhe). IV, 143.

Schmoll, Georg Friedr. (Maler). p. XXV; III, 163. 227. 410. 412. 415 f. 421 f.

Schnabel, Ludwig (Pseudonym: Gisander, Kammersekretär zu Dessau, Verfasser der 1731–1743 gedruckten „Insel Felsenburg"). I, 30. 264.

Schneider, Benjamin (Dr. jur., Advokat). I, 241 f.

Schneider, Johann Kaspar (kaiserlicher Agent, der „Katz" Sch.). I, 65. 74. 111. 134. 194–199. 281 f. 365; II, 174; III. 464.

Schnorr von Carolsfeld, Dr. Franz (Sekretär der kgl. öffentl. Bibliothek zu Dresden). III, 256.

Schöll, Dr. Adolph (Geh. Hofrath und Direktor der Kunstsammlungen zu Weimar, geb. 1805). p. XXII. XLVIII; II, 371 ff. 391; III, 235. 249. 274. 287. 337. 432; IV, 147. 180. 186. 225 ff.

Schäll, Christian Gottlieb (nassau-saarbrückischer Regierungsrath, † 1776). II, 400. 406. 412; III, 246. 284.

Schäll, Frau Elisabeth Katharina, geb Wieland (des Vorigen Gattin, Halbschwester von Goethe's Freund Wieland, 20. Febr. 1744—26. März 1789, hinterließ Tochter und Sohn). II, 400 f. 406; III, 284.

Schäll, Maximilian Samson Friedrich (d. Vor. Sohn, diplomat. Schriftsteller und preuß. Geh. Oberregierungsrath, 1766—1833). p. XIV; II, 401.

Schön, Martin (Schöngauer, Kolmarer Maler des 15ten Jahrh.). IV, 70. 195.

Schönaich, Christoph Otto Freiherr von (Gottschedianer Dichter, 1725 bis 1807). I, 295; II, 284. 309.

Schönberger, Lorenz (Landschaftsmaler, 1770—1840). II, 331.

Schönborn, Gottlob Friedr. Ernst (Klopstockianer, Dichter, dänischer Konsulatssekretär in Algier, 1737—1817). III, 274. 311. 387. 412. 461. 467 f.; IV, 144.

Schöneck, Johann David (Frankfurter Klavierlehrer 1762). I, 321.

Schönemann, Johann Wolfgang (Handelsmann in Frankfurt a. M., Lilli's Vater, 1717—1763). IV, 147.

Schönemann, Frau Susanne Elisabeth, geb. b'Orville (Lilli's Mutter, des Vorigen Gattin seit März 1749, 1732—1782). IV, 15. 23. 37. 147. 155—158. 165. 213 f.

Schönemann, Anna Elisabeth (Lilli) s. Türckheim.

Schönemann, Friedrich (Lilli's zweiter Bruder, geb. 28. Oktbr. 1750). IV, 155 f. 213.

Schönemann, Georg (Lilli's ältester Bruder, einige Jahre bis 1784 Inhaber des Schönemann'schen Geschäfts). IV, 31. 155 f. 213.

Schönkopf, Adam Peter (geb. 1756, † in Batavia). II, 338 f.

Schönkopf, Anna Katharina, verehel. Kanne (Annette, Käthchen, 22. Aug. 1746—20. Mai 1810). p. XLIII; II, 53. 61 f. 65 ff. 249. 272. 281 f. 293 ff. 337 f. 347. 355 f. 363. 371; III, 71. 314 f.

Schönkopf, Christian Gottlob (Weinhändler in Leipzig, 1716—1791). II, 50. 84. 277 f. 290 f. 293. 297. 309. 332. 335. 338. 342.

Schönkopf, Katharina Sibylla, geb. Hank (Gattin des Vorigen, Frankfurterin, 1714—1790). II, 50. 277.

Schöpflin, Johann Daniel (Professor zu Straßburg, 1694—7. Aug. 1771). II, 403; III, 29 ff. 251 ff.

Schöpflin, Sophie Elisabeth (des Vorigen Schwester, † nach 1771). III, 251.

Schott, Aug. Friedr. (Prof. der jur. Alterthümer zu Leipzig, geb. Dresden 11. April 1744, Docent seit 1765 und noch 1787). II, 260.

Schröder, Dr. med. (frankfurt-oberhofmeisterscher Leibarzt in Frankfurt a. M.). II, 230.
Schrautenbach-Lindheim, Ludwig Karl Balthasar Freiherr von (Herrnhuter, Diplomat, auf Lindheim in der Wetterau, † 1783). III, 351. 454; IV, 304, Note.
Schreiber, K. III, 437.
Schröder, Friedrich Ludwig (Schauspieler und Lustspieldichter, 1744 bis 1816). III, 114. 364.
Schröter, Korona Elisabeth Wilhelmine (Sängerin, 1751—1806). II, 318; IV, 147.
Schubart, Christian Friedr. Daniel (Dichter, 1749—1791). III, 229. 402. 437; IV, 204.
Schubart, Joh. Christoph (Prof. der Poesie zu Koburg, † 8. Dezbr. 1794). I, 261.
Schubarth, Karl Ernst (1796—1861). IV, 138.
Schubert, Franz (der Wiener Komponist, 1797—1828). IV, 162.
Schuch, Franz (der jüngere, Theaterunternehmer, 1741—1771). II, 316.
Schuchardt, Johann Christian († 1870). IV, 195. 318.
Schübler, ... IV, 158.
Schüller, Eduard (Geh. Oberpostrath zu Berlin, 1794—1869). p. XLIV; III, 232.
Schütz, Christian Georg (Maler und Radirer, 1718—1791). I, 24. 82. 208. 255. 285. 303; II, 327. 354.
Schütz, Friedr. Karl Julius (Prof. der Philos. zu Halle, 1779—1844). II, 278.
Schulenburg, Gebhard Werner Graf von (auf Wolfsburg, preuß. zweiter Wahlbotschafter 1764, später Staats- und Kriegsminister, 1722 bis 1788). I, 353.
Schuler, Regine (Tochter der Folgenden) } s. Meigner.
Schuler, Frau. }
Schultheß, Frau Barbara, geb. Wolf (Lavater's Freundin, 1745—1819, Wittwe seit 1778). III, 409; IV, 191.
Schulting, Anton (Prof. der Rechte zu Leyden, 1639—1734). III, 249.
Schulz, Christian Ludwig Friedr. (preuß. Staatsrath, 1781—1834). p. XVIII.
Schulz, Friedr. Aug. (Pseudonym: Fr. Laun, Romanschreiber, 1770—1820). II, 410.
Schulze, Karl (Tänzer, Bruder der Folgenden, † 1801; s. v. Biedermann, Goethe und Leipzig, I. 127). II, 317.
Schulze, Karoline, verehel. Kummerfeld (Schauspielerin, 1743—1815). I, 305 f.; II, 316 ff. 334.
Schummel, Johann Gottlieb (Prof. zu Breslau, 1749—1813). III, 349.

Schwab, Gustav (Dichter, Oberconsistorialrath zu Stuttgart, 1792–1850). p. XXXVIII; III, 236.
Schwan (Mannheimer Buchhändler). III, 324.
Schwarz, Joh. Konrad (Zurkter des Casimirianum zu Coburg, † 2. Juni 1747). I, 261.
Schwarz, K... IV, 242.
Schweighäuser, Joh. Georg (Prof. der griech. Literatur und Bibliothekar zu Straßburg, 1742–1830). III, 254. 285; IV, 227.
Schweitzer, Friedr. Karl (getauft 28. Oct. 1749, Sohn des Vorigen). I, 349.
Schweitzer von (Schoff) (s. Alexina-Schweitzer.
Schweitzer, Wilhelmine von
Schweitzer (Schweitzer), J. (Komponist, Musikdirektor der Seyler'schen Gesellschaft, 1737–1787). III, 269. 447.
Schwerdfeger (Straßburger Musiker). III, 286.
Schwickert (Leipziger Buchhändler). III, 399f.
Scotti (Straßburger Musiker). III, 286.
Sebastiani (Straßburger Theaterunternehmer). III, 267.
Seckendorf, Karl Siegmund Freiherr von (weimarischer Kammerherr, 1744–1785). III, 441; IV, 219.
Sedaine, Michel Jean (französ. Operndichter, 1719–1797). I, 306; II, 295; III, 303.
Seebeck, Thomas Joh. (Naturforscher, Prof. zu Berlin, 1770–1831). III, 408.
Seelatz, Johann Konrad (Maler in Darmstadt, 1719–August 1765, und dessen Gattin). I, 82. 84. 103–105. 209. 303; II, 12. 97. 343.
Seelig Haas (Frankfurter Jude, 1774). IV, 145.
Seidel, Philipp (Goethe's Diener und Sekretär, 7. April 1755–1820, Frankfurter Spenglersohn). IV, 111. 216. 331.
Semler (Prof. d. Theol. zu Halle, 1725–1791). II, 301.
Senckenberg, Heinr. Christian Freiherr von (Reichshofrath zu Wien, 1704–1768). I, 71. 273. 281. 291. 294f. 355.
Senckenberg, Joh. Christian (Arzt in Frankfurt a. M., 1707–1772). I, 71f. 291. 293. 272. 285. 289f. 290f. 317. 325. 343.
Senckenberg, Joh. Erasmus (Senator, 1717–1795). I, 71f. 291f. 297; II, 254.
Senckenberg, Johann Hartmann (der Vater, Arzt in Frankfurt a. M., † 1750 in hohem Alter). I, 71. 289.
Senckenberg, Renatus Leopold Christian Karl Freiherr von (Sohn des Heinr. Christian S., 1751–1800). III, 285.
Seneca. II, 318; III, 370; IV, 238.
Seraphim (Pater, Kapuziner im Gotthard-Hospiz). IV, 198.

Servière, Frau Maria Johanna, geb. Lagny-Delsance (geb. etwa 1730 in Frankfurt, † 1805; Danzer's Fremdenbuch, S. 314). III, 150. 361 f.

Seume, Johann Gottfried (Dichter, 1763–1810). IV, 147.

Seyfried, H. W. (Herausgeber der „Berliner Chronik" 1788 ff.). III, 211.

Seyfried, ... (Advokat zu Frankfurt a. M.). II, 250.

Seyler (Schauspieldirektor seit 1767). II, 275. 363. 441.

Shakespeare. p. XXXIII. XLI; I, 345; II, 55. 91. 130. 294. 316 f. 323. 333. 363. 374. 392. 394; III, 44–47. 116. 127. 190. 208. 223. 248. 254. 256. 272–277. 290 f. 302. 315. 335. 349. 362. 364–367. 370 ff. 393. 397. 403. 443; IV, 204. 222.

Sickingen, Franz von (1481–1523). III, 121.

Sickingen, Karl Freiherr von (kurpfälzischer Gesandter zu Paris 1775, gleichzeitig zwei andere Sickingen in denselben Diensten). IV, 160.

Siebold, Frau Doktor, geb. Salzmann (in Straßburg). III, 285.

Siegler s. Ziegler.

Siehe, Karl Friedr. Ferd. (Prof. d. Rechte zu Königsberg, 1799–1847). III, 308.

Sievers, Heinrich Jakob (Magister zu Lübeck). II, 270.

Silbermann, Johann Andreas (Orgelbauer und Altertumsforscher in Straßburg, 1712–1783). II, 369; III, 50 f. 279. 281. 300.

Silberrad (Professor der Rechte zu Straßburg). II, 307.

Simon von Cyrene. III, 180.

Simrock, Karl Joseph (der rheinische Dichter, 1802–1876). II, 341; III, 234. 270. 446.

Sined (der Barde, Pseudonym für Joh. Michael Kosmus Denis, Dichter, 1729–1800). III, 330.

Sinzendorf, Graf von (Tischlermeister, vermuthlich Menzel Johann Nepomuk, geb. 1724). I, 183. 362.

Sirven (Voltaire's Klient). III, 330.

Stewoigt (Förster in Waldeck bei Jena, und dessen Töchter). IV, 99. 220.

Slymme (Stummer), Hermann (im 14ten Jahrhundert Frankfurter Hausbesitzer). I, 277.

Socinus, Lelius (Lelio Sozini, Theologe der Reformationszeit). III, 411.

Sömmerring, Samuel Thomas von (der Naturforscher u. Arzt, 1755 bis 1830). I, 266.

Sokrates. II, 9. 239 f. 243. 318; III, 155. 179. 290. 337. 348. 409; IV, 223.

Sophie ..... seine junge Engländerin. Friedrich Leop. Stolberg's Geliebte. IV, 181. 184.

Sophie Dorothea Auguste Louise, Prinzessin von Württemberg (geb. 1759, als Gemahlin Kaiser Paul's von Rußland Maria Feodorowna). II, 276 f.

Sophie Dorothea Marie, Markgräfin von Brandenburg-Schwedt, geb. Prinzessin von Preußen (1715–1765). II, 277.
Sophokles. II, 91; III, 273.
Sorber (Professor zu Marburg). IV, 148.
Soubise s. Rohan-S.
Spach, Ludwig (Professor zu Straßburg). II, 376. 405; III, 285; IV, 227. 229.
Spalding, Joh. Joachim (Oberkonsistorialrath zu Berlin, 1714–1804). I, 256; II, 59. 286; III, 410.
Speccius, Ch. (Schulmann in der ersten Hälfte des vor. Jahrh.). I, 204.
Spener, Phil. Jakob (der Elsäßer Theolog, zuletzt in Berlin, 1635–1705). III, 265.
Spenser, Edmund (Dichter, 1553–1599). III, 272.
Spielmann, J. D. (Mediziner zu Straßburg, Sohn des Folgenden, 1745 bis 1810). II, 302.
Spielmann, Jakob Reinhold (Prof. der Medizin zu Straßburg, 1722 bis 1783). II, 135. 308.
Spieß, N. (Professor). III, 412.
Spinoza. p. XVII. XXXII; II, 106. 253. 334. 351; III, 168. 271. 428 ff. 436–439; IV, 5–9. 133–140.
Spricmann, Anton Matthias (dem Göttinger Kreise angehörig, 1749 bis 1833). III, 265. 451.
Springer (Frankfurter Maurermeister). I, 239.
Stadion, Friedrich Graf von (kurmainzischer Minister, 1691–1768). III, 106. 358 ff. 374.
Stael-Holstein, Frau Anne Germaine von, geb. Necker (1766 bis 1817). p. XIV; IV, 170.
Stahr, Adolph Wilh. Theodor (der Berliner Kunstkritiker, 1805–1876). III, 295. 370. 373; IV, 225.
Stalburg, Philipp Jakob von (Bürgermeister zu Frankfurt a. M. 1758). I, 299.
Stard, Johann Jakob (Goethe's Oheim, Prediger zu Frankfurt, geb. 1730). I, 38. 43. 211 f. 270 ff.; III, 423.
Stard, Johann Martin (Dr. jur., Bruder des Vorigen). **Stard, Frau Maria Magdalena,** geb. Schlosser (des Vorigen Gattin seit 1. Aug. 1770). } III, 423.
Stard, Frau Anna Maria, geb. Textor (Goethe's Tante, Gattin des Joh. Jakob, 1738–1794). I, 96. 270 f.; III, 423.
Starcky (Goldmacher u. d. Namen Philalethe). II, 119. 228. 349.
Starhemberg, Georg Adam, Fürst (Steirischer Minister, Bevollmächtigter zur Uebergabe der Dauphine 1770, geb. 1724). II, 329.
Staudt, Johann Katzer (nach dem Salzbacher Kirchenbuch zu Dudweiler

vom 28. März 1781, Nr. 110: „herauskommt auf dem von augsburgischem Horizont zu Gulzbach wohnhaft“). II, 190 f. 401.
Stauf s. Staudt.
Staupitz, Dr. Johann von (Augustiner und Benediktiner, † 1524). II, 285; III, 234.
Stein, Charlotte Albertine Ernestine von, geb. von Schardt (Goethe's Freundin, 1742—1826). p. XXII. XLIV; II, 336; III, 245 f. 247. 256. 282. 295. 453 f. 457. 461 f.; IV, 141. 143. 147. 199. 205. 215. 226.
Stein, Friedrich Konstantin von (Gutsbesitzer in Schlesien, 1778—1844). III, 329. 457; IV, 228.
Stein, Heinrich Friedrich Karl vom (der preuß. Minister, 1757—1831). III, 285. 357. 416 f. 427; IV, 231.
Stein, Henriette Karoline Freifrau vom, geb. Langwerth von Simmern (verw. gew. von Löw, Mutter des Vorigen). III, 162. 416. 421.
Stein, Karl Philipp vom (kurmainzischer Geheimerath und mittelrhein. Ritterrath zu Nassau, Vater des Ministers). III, 416; IV, 98.
Steinbach, Erwin von s. Erwin.
Steller, Johann Kaspar (Frankfurter Stückleutnant und Zeugwart, 1757). I, 274.
Stephanie, Gottlieb (Lustspieldichter, 1741—1800). II, 512 (Anm. 256); III, 363.
Sterne, Lorenz (1713—1768). II, 305. 335. 404; III, 264. 274. 311. 349. 374; IV, 167.
Streler, Joseph Karl (Maler in München, 1781—1805). I, 348.
Stille, Christoph Ludwig von (preuß. General, 1696—1752). II, 293.
St. Jean (Kammerdiener des Grafen Thorane). I, 82. 94.
St. Just, Antoine Louis Leon Florette de (Mitglied des Konvents, 1769—1794). II, 409.
Stobaeus, Johannes (im 5ten Jahrh.). III, 376.
Stock, Johann Michael (Kupferstecher, 1739—1773). II, 104 f. 110. 124. 329 ff.; III, 359.
Stock, Frau Marie Helene, geb. Schwabe (des Vorigen Gattin, 1733 bis 1782). II, 105. 329.
Stock, Johanna Dorothea (Malerin, 1760—1836) } (der Vorigen
Stock, Anna Marie Jakobine (später Frau Körner, 1762 bis 1843) } Töchter). II, 105. 330.
Stock, Jakob (Senator in Hamburg). } IV,
Stock, Esther Marie Margar., geb. Moritz (d. Vor. Gattin seit 1778) } 237.
Stock, Käthe (der Vorigen Tochter).
Stockhausen, Johann Christoph (Superintendent zu Hanau, † 7. Sept. 1784). II, 32. 261.

Stäber, August (Professor zu Münchsen, geb. 1808). II, 378. 394. 399; III, 256. 246. 267. 278. 281. 283. 285 f. 317 f. 366. 399.
Stolberg-Stolberg, Christian Graf zu (Dichter, 1748–1821). p. XXVIII f.; III, 83. 463; IV. 53 ff. 64. 79. 87. 90. 166. 169. 172. 175–184. 200 ff. 215 f.
Stolberg-Stolberg, Friedrich Leopold, Graf zu (Dichter, 1750 bis 1819). p. XXVIII f.; III, 83. 330. 458. 463; IV, 53 ff. 57. 64. 79. 87 f. 166. 169. 172 f. 175–184. 200 ff. 215 f.
Stolberg-Stolberg, Auguste Louise Gräfin (seit 1782 zweite Gemahlin des Ministers Graf Bernstorff, 1753–1835). IV. 154. 156–159. 163–166. 175. 177. 202. 210–213. 219. 224. 231. 243.
Stolberg-Stolberg, Henriette Friederike (geb. 1747, seit 1762 erste Gemahlin des Ministers Graf Bernstorff). IV. 181.
Stolberg-Stolberg, Henriette Katharine (geb. 1751). IV. 175. 180 f.
Stolz, J. J. (Pfarrer, 1753–1821). I, 173. 357; IV, 192. 237.
Strabo. IV. 179.
Stramberg, von (der rheinische Antiquarius). III, 357.
Straube, Frau Johanna Elisabeth, geb. Winckler (aus Leipzig, 1696 bis 1780). II, 31. 42. 258. 260.
Strauß, David Friedrich (der Verf. des „Leben Jesu", 1808–1876). p. XXXVI; III, 262; IV, 196. 204.
Strehlke, Dr. Friedrich (Direktor des Gymnasiums zu Marienburg). III, 244 f. 388. 438.
Streiber, Frau Sophie, geb. Schmidt (Klopstock's Fanny). II, 171. 381 f.; IV, 240.
Stricker, Dr. Wilhelm (Arzt in Frankfurt a. M.). p. XXVIII; I, 361; III, 405; IV, 236.
Strodtmann, Adolph (Schriftsteller in Berlin). III, 325 f. 371. 403. 450; mehrfach in Th. IV.
Struensee, Johann Friedr. Graf von (Arzt und dänischer Minister, 1737–1772). III, 348.
Strune, Georg Adam (Prof. der Rechte zu Jena, 1619–1692). I, 126. 319. 327 f.
Struve, Samuel (Prof. der Rechte zu Halle, 1669–1710). III, 256.
Suaizar, Bartholomäus (Handelsmann in Verona, Vater des Franz Maria von Albertino-Schweizer, s. das.). III, 382.
Sue, Eugen (der franz. Romanschreiber). III, 437.
Süßmilch, Johann Peter. II, 177. 387.
Sueton. III, 376 f.
Sulzer, Johann Georg (Berliner Professor, 1720–1779). II, 385. 394. 396; III, 88. 199. 336. 460 f.; IV, 196. 207. 211.

Sannervelt, Hermann van (Landschaftsmaler und Radirer, 1620—1680). II, 102. 226. 267. 331.

Swift, Jonathan (1676—1745). p. XLI; II, 270. 411; III, 7. 58. 67. 373.

Sydenham, Thomas (Arzt, 1624—1689). II, 351.

Tacitus. II, 53. 241; III, 378.

Tappe (Tappius), Eberhard (Herausgeber einer Sprichwörtersammlung 1548). III, 270.

Tasso, Bernardo (Dichter, Vater des Folgenden, 1493—1569). III, 258.

Tasso, Torquato. I, 23. 73. 294; III, 403; IV, 183.

Tassoni, Alessandro (Dichter, 1565—1635). II, 252.

Taubmann, Friedrich (sächsischer Hofpoet, 1565—1613). II, 257 f.

Tauentzien, Bogislaus Friedrich (preuß. General, 1710—1791). II, 64. 224.

Tauler (der Straßburger Mystiker des 14ten Jahrh.). II, 350.

Teipel ..... (Gymnasiallehrer zu Koesfeld 1841). II, 240.

Teller, Romanus (Prof. d. Theol. zu Leipzig, 1701—1750). I, 237; II, 287.

Teller, Wilhelm Abraham (Propst zu Berlin, 1734—1804). II, 287. 301.

Terenz (Terentius). I, 99. 314. 345; II, 25. 254. 318.

Tesdorpf, Johann Matthäus (Bürgermeister von Lübeck, 1749—1824, studirte in Göttingen 1769—1773). IV, 146.

Textor, Johann Jost (Goethe's Oheim, Schöff, Dr. jur. utr. u. Advoc. ordin. zu Frankfurt, 1739—1792). II, 314. 367 f.; III, 111. 200. 288 f. 464.

Textor, Frau Maria Magdalena, geb. Möller (Gattin des Vorigen seit 17. Febr. 1766). II, 380.

Textor (Weber), Wolfgang (Hohenlohe'scher Rath und Kanzleidirektor zu Neuenstein, Goethe's Ur-Urgroßvater). I, 231.

Textor, Johann Wolfgang (Dr. jur. und Syndicus prim., Goethe's Urgroßvater, 1638—1701). I, 231.

Textor, Johann Wolfgang (Stadtschultheiß und Kaiserlicher Rath zu Frankfurt a. M., Goethe's Großvater, 1693—1771). I, 7. 21. 32—35. 41 ff. 63. 77. 87. 164 f. 231 f. 267 ff. 271 f. 280. 299. 313. 317. 333; II. 20. 343; III, 111. 200. 287. 464; IV, 234.

Textor, Frau Anna Margaretha, geb. Lindheimer (des Vorigen Gattin, Goethe's Großmutter, 1711—1783). I, 21. 32. 42. 69. 164. 232. 272. 280. 313; III, 287. 339; IV, 145.

Textor, Johann Nikolaus (Oberst und Stadtkommandant, Goethe's Großoheim, 1703—1765). I, 299; II, 345

Textor, Frau Katharine Elisabeth, geb. von Klettenberg, verw. gewes. von Barckhausen (Gattin des Vorigen, 1706–1756). II, 345.
Themistokles. III, 446.
Theokrit. III, 337.
Theophrastus s. Paracelsus.
Thiele, Johann Friedr. Alexander (Treßdner Landschaftsmaler, 1747 bis 1803). II, 165. 330 f.
Thierhof (?), Frau Gräfin von. III, 419.
Thom . . . . (Kanz zu Gießen, Schwiegervater Höpfner's). III, 246.
Thomas a Kempis, eigtl. Thomas Hamerken (der Autor des 14ten Jahrh.). II, 350.
Thomas von Aquino (1225–1274). III, 436.
Thorane, Graf von (Königslieutenant, aus Mouans bei Grasse in der Provence). I, 78 ff. 93–98. 102–105. 168. 307 ff. 309. 312. 316 f. 339; II, 131; IV, 235 f.
Thümmel, Moritz August von (Dichter, 1738–1817). II, 285. 330; III, 115. 364; IV, 171.
Thurn und Valsassina, Franz Graf von (Gen.-Feldmarschall-Lieutenant und der kaiserl. Prinzen u. Erzherzöge Vier-Aya. 1713–1766). I, 368.
Tieck, Ludwig (der Dichter). III, 391. 393. 401; IV, 174.
Tiro (Cicero's Schreiber, ein Freigelassener). III, 111.
Tischbein, Johann Heinr. Wilh. (der berühmteste der Maler dieses Namens, 1751–1829). IV, 189.
Tissot, Simon André (Schweizer Arzt, 1728–1797). II, 60. 269. 351; III, 453. 456 ff.
Tomaschek, K. (Prof. a. d. Universität Wien). IV, 190.
Trapp, Augustin (in Worms, Sohn der Frau Trapp das., einer Schwester der Gebrüder Moritz in Frankfurt, Vetter der Charitas Meigner). II, 245. 250. 300. 355. 371 f.
Trattner, Johann Thomas Edler von (Buchdrucker und Buchhändler in Wien, 1717–1798). IV, 11. 143.
Trautmann, Johann Georg (Kurpfälz. Hofmaler, 1713–1769). I, 24. 82 f. 253. 263. 356.
Trautwein von Belle (Chn. Bibliothekar zu Berlin). II, 403.
Treitlinger, ... (Prof. der Rechte zu Straßburg). II, 367; III, 249.
Triller, Daniel Wilhelm (Prof. zu Wittenberg, 1695–1782). I, 298 f.; II, 28. 252. 256.
Trost (Pseudonym eines Elberfelder Chirurgen). II, 367. 373 f. 385. 398; III, 284.

Truchſeß, Graf von (kaiſ. Erbtruchſeß, vermuthlich Franz Ernſt Joſeph Anton, geb. 1704). I, 199f. 262.

Türckheim, Anna Eliſabeth von, geb. Schönemann (Goethe's Lilli, Gattin des Folgenden ſeit 25. Auguſt 1778, 23. Juni 1783—6. Juli 1817). p. X. XVIII. XLIV. XLVI; III, 465; IV, 14f. 29ff. 49. 55. 61f. 68f. 77. 92ff. 103f. 107—111. 133. 146ff. 154ff. 161ff. 170—182. 184. 195. 199. 210—217. 220—227. 243.

Türckheim, Bernhard Friedr. von (Lilli's Gatte, Bankier zu Straßburg, 1753—1831). IV, 185. 161. 165. 182. 215. 227. 229.

Türckheim, Friedrich von (Lilli's älteſter Sohn, 1780—1850). IV, 227.

Türckheim, Friedrich Wilhelm von (Lilli's dritter Sohn, franzöſ. Huſarenoffizier, der „Eliſaſſer Ritter ohne Furcht und Tadel" nach Bettina's Worten, das Ebenbild der Mutter, „er war ja ganz ſie ſelbſt" nach den Worten des älteſten Bruders, † 1830). IV, 227.

Türckheim, Eliſabeth von (Lilli's Tochter); ſ. Brunck.

Türckheim, Fräulein . . . . . von (Lilli's Enkelin). IV, 227.

Turgot, Anne Robert Jaques de (Miniſter Ludwig's XVI., 1727 bis 1781). IV, 168.

Uffenbach, Johann Friedr. Armand von (Bürgermeiſter zu Frankfurt a. M., 1687—1769). I, 68. 284; II, 345. 349.

Uffenbach, Frau von, geb. Lindheimer. I, 284.

Uhde, Karl (Dr. phil. u. Schriftſteller zu Bertaux-Chillon in der Schweiz). p. XV; III, 386. 392. 452; IV, 209.

Uhland, Ludwig (der Dichter). II, 391.

Ulrich . . . . . III, 418.

Unzer, Johann Auguſt (Arzt und Schriftſteller in Altona, 1727—1799). II, 60. 288f.

Urlichs, L. (Profeſſor zu Würzburg). III, 423f. 449; IV, 160.

Uz, Johann Peter (Dichter, 1720—1796). II, 252. 284f. 316; III, 272. 348.

Vanloo, Ludwig Michael (Porträtmaler, 1707—1771). III, 267.

Varnhagen von Enſe, Karl Auguſt Ludwig Philipp (hiſtoriſcher Schriftſteller, 1785—1858). p. XIX. XL; III, 310. 358. 447; IV, 161. 191.

Varnhagen von Enſe, Rahel Antonie Friederike, geb. **Levin** Robert (Gattin des Vorigen, 1771—1833). III, 246.

Barrentrapp, Franz (Buchhändler in Frankfurt). I, 304. 301. 337; III, 394.

Bernet, Claude Joseph (Maler, 1714—1789). IV, 218.

Berpoorten (van der Porten), **Albert Meno ob. Menno** (Director des Koburger Gymnasiums 1724—1732, † 9. Juni 1752). I, 2004.

Berschaffelt, Peter von (Director der Zeichnungsakademie in Mannheim, erster Hofbildhauer und Professor der Akademie zu Rom, 1710—1793). III, 52. 287.

Biehoff, Heinrich (der Biograph Goethe's. Schuldirector zu Trier). III, 245.

Bilmar, August Friedr. Christian (der Literarhistoriker, 1800—1868). p. XLI.; III, 308. 335; IV, 206.

Birchow, Rudolph (der berühmte Berliner Patholog und Physiolog, geb. 1821). II, 368; III, 241.

Birgil (Bergilius). p. XLIII; I, 147. 364; II, 293; III, 275. 285. 289; IV, 171.

Bischer, Friedrich Theodor (der Aesthetiker, geb. 1807). p. XXVIII. XXXIX.

Bix . . . . . (Mairie-Schreiber zu Buchsweiler). III, 283.

Bogel (Pseudonym: Fr. Glover, Buchhändler in Halberstadt). p. XXXVIII; I, 207. 212. 278; II, 225.

Bogt, ... (Straßburger Musiker). III, 286.

Boigt, Christian Gottlob von (weimarischer Minister, 1743—1819). I, 236; IV, 234.

Boigts, Frau Jenny B. J. von (Tochter von Justus Möser). III, 139. 389. 442 f.

Bolger, G. H. Otto, gen. Sendenberg (Dr. philos. und Lehrer der Bergwissenschaften, auch Vorstand des Deutschen Hochstifts zu Frankfurt a. M.). p. XLVIII; I, 208. 234. 237. 239. 274. 301; II, 389; IV, 149. 178. 242.

Vollmer, Wilhelm (Dr. philos. und Schriftsteller zu Stuttgart). p. XIV; III, 405; IV, 227.

Voltaire. p. XXIV; I, 70. 87. 249. 256 f. 266. 287. 304. 307 f.; II, 293. 377; III, 35—38. 62. 83. 188 f. 252. 257—272. 279. 302. 305. 317. 327. 330. 354. 361. 375. 444. 447; IV, 14. 135. 147.

Vondel, Joost van den (holländischer Dichter, 1587—1659). II, 361.

Voß, Ernestine s. Boie.

Voß, Johann Heinrich (der Dichter, 1751—1826). III, 83. 269. 312. 327. 335. 371 f. 387. 392. 452. 463; IV, 171. 173. 175. 179. 189. 202.

Wachler, Johann Friedrich Ludwig (geb. 15. April 1767 in Gotha, Prof. der Theol. u. der Gesch. zu Rinteln, Marburg und Breslau, † 4. April 1838). II, 269.

Wagner, Heinrich Leopold (Dr. jur. und Lenzer. Dichter, 1747—1779). III, 147. 168. 260. 266. 267. 275. 284 f. 314. 382. 389. 390 ff. 429. 431. 445; IV, 182. 186.

Wagner, Johann Adolph (Substitut des Gerichtsschreibers zu Frankfurt a. M. im J. 1764). I, 266 f.

Wagner, Karl (Dr. philos. und Professor zu Darmstadt). III, 292. 343. 369.

Walch, Johann Georg (Prof. der Theologie zu Jena, 1693—1775). IV, 247.

Waldberg s. Meyer von Lindau.

Wallbrunn, von . . . . I, 344.

Wallenstein (der Friedländer). I, 239.

Walther, Georg Heinrich (Buchhändler in Frankfurt a. M. zu Ende des 17ten Jahrh. bis 1703, seine Witwe bis 1737). I, 243.

Walther von der Vogelweide. I, 347; III, 253.

Wanderer, Johann Christian (brandenburg-kulmbachischer Legationssekretär zu Wetzlar). III, 344 f.*)

Wandor (sächsischer Barde). III, 317.

Warnecke, Christian (epigrammatischer Dichter, † 1710). IV, 114.

Warton, Thomas (Prof. der Geschichte zu Oxford und Dichter, 1728—1790). III, 128. 375.

Waser (Pfarrer, wegen Entwendung von Urkunden 1780 in Zürich hingerichtet). III, 331.

Washington, Georg (der erste Präsident der Verein. Staaten von Nordamerika, 1732—1799). IV, 42. 122.

Wateau, Johann Anton (der Maler, 1684—1724). IV, 97. 156. 218.

Weber, Karl Maria von (der Komponist des „Freischütz"). p. XIV.

Wedekind, Franz Ignaz (1775 Prokanzler und Prof. der Rechte zu Heidelberg). IV, 229.

Wedekind, Georg Joseph (Prof. der Rechte ebenda). IV, 229.

Weenig, Jan (Thiermaler, 1644—1719; seine Bentheimer Gemälde gegenwärtig in der Schleissheimer Galerie und in der Münchner Pinakothek). III, 169.

Wegele, Franz Xaver (Prof. zu Würzburg). p. XXIII f.

Wegelin (Verleger des Schönemann'schen Geschäfts). IV, 147.

Weidemann, ... III, 420.

*) Im Reichs- und Staatskalender f. d. J. 1773 findet sich **Wanderer** unter den Sekretären der Wetzlarer Gesandtschaften, ebenso in Nr. 23 der Kestner'schen Briefe. Die Th. III, S. 316, 343 u. 344 hinsichtlich dieses Namens aufgestellten, auf Goethe bezüglichen Hypothesen fallen daher in nichts zusammen.

Weimar s. Anna Amalia, Karl August, Karoline, Konstantin und Louise.
Weinhold, Karl (Professor zu Kiel). III, 361. 369. 452. 461 f.; IV, 180.
Weiße, Christian Felix (der Dichter, 1726—1804). I, 296. 306; II, 39. 105. 235. 286 f. 271 f. 284. 288. 290. 310. 317 f. 332 f. 337. 406; III, 267. 348. 392; IV, 160.
Welling, Georg von (theosophischer Schriftsteller, 1652—1727). II, 118 f. 348 ff.
Wenck, Helfrich Bernhard (Rektor des Pädagogiums zu Darmstadt 1739 bis 1803). 59. 97. 297. 416.
Wenzel, Karl Gustav (Geh. Regierungsrath a. D. zu Dresden). III, 372. 385.
Werthern, Jakob Friedemann Graf von (sächs. Wirkl. Geh. Rath, auf Neuenhellingen, 1739—1806). IV, 98. 217.
Werthern, Jeanette Louise Gräfin von, geb. vom Stein (Gattin des Vorigen seit 1773, Schwester des Ministers von Stein, 1752—1816) III, 416 f.; IV, 98.
Wetstein, Johann Heinrich (Philologe, 1649—1726). IV, 350.
Wetterstrand . . . . . (in Livland). III, 438.
Weygand, Christian Friedrich (Buchhändler in Leipzig). II, 133. 384. 388. 391 402. 450.
Weyland, Friedrich Leopold (geb. 29. Aug. 1750 zu Buchsweiler, † daselbst als Dr. med. und fürstlicher Hofrath 23. Dezbr. 1785, vermuthlich Pseudonym Melzer). II, 185 ff. 198—215. 367. 396 ff. 406 ff.; III, 5. 6. 17. 235. 254. 256. 283 f.
Weyland, Frau Louise Sibylle Magdalene (Gattin des Vorigen seit 1781, Tochter des Ludwig Werner Kulber, s. das.). III, 283.
Weyland, Georg Leopold (der Vater von Goethe's Freund W., Arzt und fürstlicher Rath zu Buchsweiler, † 11. Novbr. 1766, alt 51 Jahr 2 Mon. 5 Tage). III, 283.
Weyland, Frau Marie Salome, geb. Schulmeister, verwittwet gewesene Weyland (die Mutter von Goethe's Freund). III, 283.
Wezel, Johann Karl (Dichter, 1747—1819). p. XXXVIII; III, 339 f.; IV, 215
Wied, Johann Friedr. Alexander Christian Graf von (geb. 1708, reg. 1736—1791, gefürstet 1786, vermählt mit Karoline, geb. Gräfin Kirchberg). III, 421.
Wieland. p. XXIII; II, 53—55. 130. 269. 282—293. 293. 307. 312. 323. 363. 390; III, 45. 119. 194. 189 ff. 193. 255. 258. 266. 272. 274. 289 f. 296. 309 f. 313 f. 349. 354 f. 357 f. 370. 374. 387 f. 393. 395—398. 402. 413 f. 441. 449—453; IV, 50. 99 f. 104. 141. 170 ff. 178. 190. 200. 223. 235. 238.

Wieland, Johann Andreas von (Kupferstecher, geb. 1709 in Elsaß-Lothringen). III, 363.
Wigand, P. (neuerer Schriftsteller). IV, 242.
Wilhelm, Kaiser. IV, 240.
Wilhelm L, Graf zu Schaumburg-Lippe s. Lippe u. III, 310.
Wilhelm Heinrich Fürst zu Nassau-Saarbrücken (regierte seit 1742, † 24. Juli 1768). II, 189. 192. 401. 412.
Wille, Johann Georg (Kupferstecher in Paris, 1715—1808). II, 325; IV, 97. 218.
Wilkomer, Johann Jakob von (Frankfurter Bankier, 1760—1838). III, 238. 254.
Willigis, Erzbischof von Mainz († 1011). III, 150. 465.
Winckelmann. p. XXXVIII; II, 90. 93 f. 106 f. 314 ff. 334 f.; III, 51. 301. 306; IV, 183. 221.
Winckler, Johann Heinrich (Professor der griech. u. röm. Sprache u. der Physik zu Leipzig, 1703—1770). II, 33. 259—262. 268. 317. 333.
Winckler (Gerichtsschreiber und Oberschöppe zu Leipzig). I, 256.
Winkler, Gottfried (Leipziger Raths- und Handelsherr, 1731—1759). II, 94 f. 321. 331.
Wittekind (Heerführer der Sachsen gegen Karl den Großen). III, 317.
Wittenberg, Albrecht (Eigentümer und Publizist in Hamburg, 1729—1807). III, 450.
Wißleben, C. von (kurfürstl. Geheimer Regierungsrath zu Leipzig). IV, 144.
Wolf, Ernst Wilhelm (Kapellmeister zu Weimar, 1735—1792). III, 441; IV, 99. 220 f.
Wolf, Frau Karoline, geb. Benda (des Vorigen Gattin). IV, 221.
Wolf, Friedrich August (der Philologe). I, 229; III, 303. 335. 337; IV, 233.
Wolff, Christian Freiherr von (der Philosoph). II, 56. 230. 260 ff. 285; III, 429.
Wolff ..... (Medicinar in Darmstadt). III, 284 f.
Wolfram von Eschenbach. III, 253.
Wolke, Christian Heinrich (Lehrer am Dessau'schen Philanthropin, 1741 bis 1825). III, 414.
Woltmann, Karl Ludwig von (Historiker, 1770—1817). p. XXXVI. XL.
Wood, Robert (Verfasser des Essay on the original genius and writings of Homer 1769; 1717—1775). III, 96. 334 f.
Wreden, Ferdinand Joseph (kurfälzischer Regierungsrath und Landschreiber des Oberamts Heidelberg, geb. 1722, gestorben 1790 kurz vor seinem Tode unter dem Namen Wrede). IV, 109. 177. 203. 229.
Wreden, Frau Katharina, geb. Jünger, verwittwet gewesene Pfeifer (Gattin des Vorigen seit 21. März 1746, geb. 1729 in Wolfdorf bei Heidelberg, † 1804). IV, 229.

(Der beiden vorigen vier Kinder:)
Breden, Joseph Franz (geb. 1750). IV, 229.
Breden, Karl Philipp Joseph, später Fürst von Wrede (der jüngste Sohn, 1767—1838). IV, 229.
Breden, Franziska Charlotte Josepha (geb. 10. Febr. 1756, vermählt 1787 mit Stadtdirektor Tillmann in Heidelberg). IV, 109 f. 229.
Breden, Marie Louise Josepha (geb. 23. Mai 1754, verm. 23. Januar 1783 mit von Horn in Zweibrücken). IV, 109 f. 229.
Württemberg-Mümpelgard, Prinzessin von (vermutlich Henriette Maria, geb. Prinzessin von Brandenburg-Schwedt, 1702 bis 1782, die zu Köpenick bei Berlin residierende Witwe des 1731 verstorbnen Prinzen Friedr. Ludwig von Württemberg). III, 268.
Wunsch, ... Baron von. I, 336.
Wurmser, Christian Franz Jakob von Wendenheim (Oberst des französ. Regiments Royale Alsace, 1721—1759). I, 311.

Xaver, Prinz von Sachsen s. Franz Xaver.
Xenophon. III, 337.

York, Grafen von (Enkel des berühmten Feldherrn, auf Teils in Schlesien). III, 250.
Young, Edward (Dichter u. Geistlicher, 1681—1765). III, 125. 373 f.; IV, 198. 232.

Zacharia, Justus, Friedrich Wilhelm (der Dichter, 1736—1777). II, 23 f. 37. 52. 66. 106. 252. 265. 292. 297. 324 f. 333 f. 340; III, 115. 364; IV, 141.
Zacharia (Hofmeister, Bruder des Vorigen). II, 52. 106. 261.
Zedtwitz von (zwei Leipziger Studenten dieses Namens). II, 282.
Zelter, Karl Friedrich (der Berliner Komponist, 1758—1832). p. IX. XIII; III, 257. 440; IV, 138. 163.
Zettwitz, Freiherr von (kurpfälzischer erster Wahlbotschafter in Frankfurt a. M.). I, 351.
Zeuxis (der griechische Maler). III, 136 (Zeile 4 v. u.).
Ziegler (Ratsherr zu Straßburg). III, 452.
Ziegler und Klipphausen, Heinrich Anselm von (Verfasser der „Asiatischen Banise", 1663—1697). II, 294.
Ziegler, Lise (eine Zürcherin). IV, 191.
Ziegler (lies Ziegler), **Louise von** („Lila", Hofdame in Homburg v. d. H.). II, 279; III, 290 f. 315 f. 323.
Zigg, ... (Koblenzer Maler). III, 419.

Zimmermann, Georg (Professor zu Gießen). III, 291—295. 297 f. 344. 346. 351. 355.

Zimmermann, Johann Georg von (Leibarzt zu Hannover, 1728—1795). p. XXVI; II, 60. 239. 336; III, 195—199. 293. 305. 407 f. 411. 453—461; IV, 86. 182. 187. 189. 193. 196. 201. 204. 206. 209. 224. 227.

Zimmermann, Jakob (das „Jakobli", des Arztes Z. Sohn). p. XXVII f.; III, 196. 402. 453; IV, 190.

Zimmermann, Katharina (des Arztes Z. Tochter, † 10. Septbr. 1781 im 25sten Lebensjahr). p. XXVI f.; III, 196. 456 f.

Zimmermann, Frau, geb. Meley, verw. gew. Sinck (eine Verwandte Haller's, Gattin des Arztes Z. seit 1753, † 1770). III, 456.

Zimmermann, Frau, geb. von Berger aus Celle, des Arztes Z. zweite Gattin seit 1782, geb. 1755). III, 455. 458.

Zimmermann, Ph. (Kaufmann in Heidelberg). IV, 220.

Zincgref, Julius Wilhelm (Herausgeber der Apophthegmata, 1591—1635). III, 445; IV, 131.

Zinzendorf, Nikolaus Ludwig Graf von (Stifter der Herrnhuter-Brüdergemeinde, 1700—1760). II, 116. 346; III, 176. 231. 435.

Zöpritz, Rudolph († um 1870 in Aegypten). III, 396.

Zollikofer, Georg Joachim (reformirter Prediger zu Leipzig, 1730—1788). II, 59. 288. 292.

Zschocke, Johann Heinr. Daniel (der volksthümliche Schriftsteller, 1771 bis 1848). III, 265.

Zunz, Leopold (jüdischer Gelehrter in Berlin, geb. 1794). IV, 237.

Nachträge

zum Personenregister

S. 289, zu Apel: August, nach Musculus.
„ 290, zu Back: C. Jakob (Frankfurter Bildnißmaler, noch 1765).
„ 291 einzurücken: Beaulieu-Marconnay, Henriette Freifrau von, geb. v. Egloffstein (vermählt gewesene Gräfin Egloffstein, 1773 bis 1864). IV, 154. 2136.
„ 292 einzurücken: Bethmann, Johann Philipp (Frankfurter Handelsherr und Kais. Rath, 1715—1793). IV, 42.
„ 293 einzurücken: Böhme, Frau Marie Rosine, geb. Görz (Gattin des Leipziger Professors B., geb. etwa 1725, † 17. Febr. 1767). II, 32. 38ff. 69. 301.
„ 299, zu Corri: Dominico (1744 bis nach 1826).
„ 302, zu Egell: (1691—1752; sein Sohn Augustin E., Bildhauer, Maler u. Architekt, † 1767 in München).
„ 303, zu Erwin: noch die Citate III, 60 u. IV, 208.
„ 314, zu Hirzel, Hans Kaspar: († 1803).
„ 322, zu Krahe: (1712—1790).
„ „ zu Krubsacius: Friedrich August (1718—1790).
„ 323, zu Laireſſe: (1640—1711).
„ 324, zu Lelei: } Löhlein (1727—1782; nicht Löhnlein).
„ 326,
„ „ zu Lucius: Ferdinand.
„ 328, zu Marchand: Theobald.
„ „ zu Meermann: das Citat IV, 146 bezieht ſich auf einen Andern deſſelben Namens.
„ 329, zu Merian: Johann Matthias d. (Paſtellmaler und kurmainziſcher Rath, Enkel des Folgenden, † 1716).
„ 332 einzurücken: Musculus, Chriſtian Theodor (Verfaſſer des Apoſtels zu Goethe's Werken). III, 307.
„ 335, zu Pecht: Friedrich.
„ 336, zu Piazetta: (1682—1754).
„ „ zu Planta: Profeſſor.

V.

Goethe's Genealogie.

I. Urgroßvater: Johann Christian Goethe, Hofschmied in Lauern a. d. Aschrut, Witwer bei 17ten Jahrhundert.

II. Großvater: Friedrich Georg, geb. zu Frisau 1658, anfänglich Schreiber, heirathet 13. April 1687 Frau Luh in Frankfurt a. M., Wittwer 1700, heirathet in zweiter Ehe 1706 Frau Schellhorn ebenda, übernimmt mit ihr den Gasthof „zum Weidenhof, Zeil Nr. 66 (abgebrochen 1843), † 13. Febr. 1730.

Dessen Frau außer Ehe: Anna Elisabeth, Wittwe des Schneiders Dan, † 1709. Kinder: a. Bartholomäus, geb. 1686; b. Johann Michael, 1690—4. März 1733; c. Johann Jakob, 1694—1717; d. Hermann Jakob, Zinngießermeister und Senator 1697—1761. — Dessen Kinder: 1) Johann Friedrich, 1738—1738; 2) Joachim, 1739—1739; 3) Johann Kaspar, 1737—1761 —; e. Johann Nikolaus, 1700—1706.

Dessen Frau zweiter Ehe: Cornelia Walter, geb. im Septbr. 1668, verw. Schellhorn, Besitzerin des „Weidenhofs", † 26. März 1754. Kinder: a. Anna Sibylla, geb. u. † 1706; b. Johann Friedrich, geb. 1709, † 31. Oktbr. 1737; und

III. a. der Dichter Vater: Johann Kaspar, Dr. jur. utr. u. Kaiserl. Rath, geboren 27. Juli 1710, † 27. Mai 1782, heirathet 20. Aug. 1748 Katharina Elisabeth Textor, geraubt 19. Febr. 1731, † 13. Septbr. 1808. Kinder:

IV. a. Der Dichter **Johann Wolfgang**, geb. 28. Aug. 1749, † 22. März 1832 (von Kaiser Joseph II. geadelt 1782), verheirathet mit Johanne Christiane Sophie Vulpius, geb. in Weimar 6. Juni 1764, † 6. Juni 1816. Sohn: Julius August Walther, weimar. Geh. Kammerrath, geb. Weimar 25. Dez. 1789, † Rom 27. Okt. 1830, verh. mit Ottilie Wilhelmine Ernestine Henriette v. Pogwisch, geb. 31. Okt. 1796 in Danzig, † 26. Oktbr. 1872. Kinder: 1) Walther Wolfgang, Frhr., geb. 9. April 1818; 2) Wolfgang Maximilian, Frhr., geb. 18. Septbr. 1820; 3) Alma Sedina Henriette Cornelia, geb. 29. Nov. 1827, † 29. Septbr. 1844.

b. Cornelia Friederike Christiane, geb. 7. Dez. 1750, † 6. Juli 1777, verh. mit Johann Georg Schlosser, badischem Geh. Rath, geb. 9. Dez. 1739, † 17. Oktbr. 1799 als Syndikus von Frankfurt a. M. Kinder: 1) Maria Anna Louise, geb. in Emmendingen 28. Oktbr. 1774, † 28. Septbr. 1811 in Berlin, verheirathet mit Georg Heinrich Ludwig Nicolovius, preußischer Geh. Ober-Regierungsrath, geb. 13. Jan. 1767 in Königsberg, † 5. Novbr. 1839 in Berlin. — Deren Kinder: (1) Eduard, 1796—1806, (2) Franz, General-Prokurator zu Köln, geb. 1797, (3) Heinrich, Geh. Justizrath in Berlin, 1798—1869, (4) Ferdinand, preuß. Ober-Forstmeister, geb. 1800, (5) Cornelia, verehel. Prediger Jacobi, 1805—1833, (6) Theodor, geb. u. † 1806, (7) Alfred, Prof. zu Bonn, geb. 1806, (8) Klara, 1808—1810, (9) Sidonia, geb. 28. Mai 1811, verehel. Kaiman a. in zweiter Ehe v. Wildenbruch —; 2) Elisabeth Katharina Julie, geb. 10. Mai 1777, † im Juli 1793. c) Hermann Jakob „ „ 27. Novbr. 1755, beerdigt 13. Jan. 1759; d) Katharina Elisabeth, getauft 9. Septbr. 1754, beerdigt 22. Dez. 1783; e) Johanna Maria, getauft 29. März 1757, beerdigt 11. Aug. 1759; f) Georg Adolph, getauft 15. Juni 1760, beerdigt 16. Febr. 1761.

Goethe's Werke.

Nach den vorzüglichsten Quellen revidirte Ausgabe.

Vierundzwanzigster Theil.

Italiänische Reise.

Herausgegeben und mit Anmerkungen begleitet
von
Heinrich Düntzer.

Berlin.
Gustav Hempel.

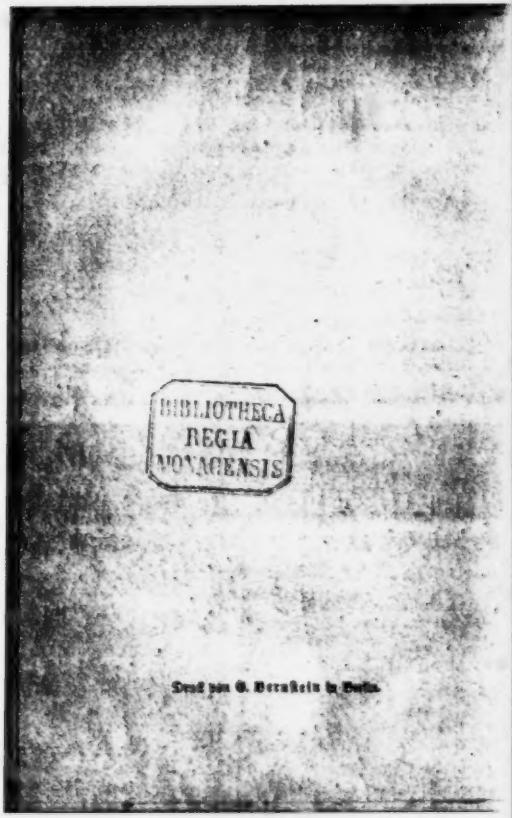
BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS
Druck von G. Bernstein in Berlin.

Inhalt.

(Die mit einem * bezeichneten Aufsätze fehlen in allen bisherigen Ausgaben der Werke Goethe's, die hier zum ersten Male gedruckten Briefe sind mit †, die zuerst vollständig gegebenen mit *† bezeichnet.)

Seite

Vorbemerkung des Herausgebers IX

Italiänische Reise.

Karlsbad bis auf den Brenner (1786) 3
Vom Brenner bis Verona (1786) 17
Verona bis Venedig (1786) 33
Vergleichungskreis der italiänischen und deutschen Uhr 41
Venedig (1786) 56
Ferrara bis Rom (1786) 90
Rom (1786—1787) 114
Neapel (1787) 168
Sizilien (1787) 213
Neapel (1787) 306
Philipp Neri, der humoristische Heilige 332

Zweiter Römischer Aufenthalt.

Juni 1787.
Korrespondenz 347
Bemerkung 352
Tischbein an Goethe 352
Nachtrag. Päpstliche Teppiche 358
Juli 1787.
Korrespondenz 362
Bericht 372
Störende Naturbetrachtungen 374

Seite

August 1787.
Korrespondenz 380
Bericht 389

September 1787.
Korrespondenz 393
Bericht 402

Oktober 1787.
Korrespondenz 412
Bericht 423

November 1787.
Korrespondenz 433
Bericht 437

Dezember 1787.
Korrespondenz 446
Bericht 450
Ueber Christus und die zwölf Apostel s. Bd. XXVIII. S. 477 ff.
Moritz als Etymolog 459

Januar 1788.
Korrespondenz 461
Bericht 465
Aufnahme in die Gesellschaft der Arcadier 466
Das Römische Karneval s. Bd. XVI. S. 291 ff.

Februar 1788.
Korrespondenz 471
Bericht 475

März 1788.
Korrespondenz 479
Bericht 487
Ueber die bildende Nachahmung des Schönen, von Karl Philipp Moritz 489

April 1788.
Korrespondenz 497
Bericht 499

Ueber Italien.

Seite

1. Zur Theorie der bildenden Künste 515
   Baukunst 515
   Material der bildenden Kunst 518
2. Stundenmaß der Italiäner 519
3. Frauenrollen, auf dem Römischen Theater durch Männer gespielt 522
4. Einfache Nachahmung der Natur, Manier, Stil . . 525
   Einfache Nachahmung der Natur 526
   Manier 526
   Stil 527
5. Von Arabesken 530
6. Volksgesang 533
   Venedig 533
   Rom 536
      Ritornelli 536
      Vaudevilles 537
      Romanze 537
      Geistliches dialogisirtes Lied 541
      Die Tarantella 550
7. Naturlehre 551
   Neapel, den 10. Januar 178_ 551
   Antwort 553
8. Aeltere Gemälde. Neuere Restaurationen in Venedig, betrachtet 1790 555

Anhang.

Verzeichniß verschiedener Gebirgs- und anderer Steinarten, auf der italiänischen Reise 1786 bis 1788 gesammelt . 565
Sammlung von Gebirgsarten von Innsbruck bis Otricoli 567
Zur Naturgeschichte des Bologneser Schwerspaths . 568
Vulkanische Produkte aus der Nachbarschaft von Rom 569
Vulkanische Produkte von dem Vesuv 570
Vulkanische Produkte von Ischia 571
Alaunsteine von der Gegend um Tolfa 571

Seite

Verzeichniß sizilianischer Steinarten 571
Anhang 574

Zur Revision des Textes 575
Anmerkungen.
1. Italiänische Reise 621
Von Karlsbad bis auf den Brenner (1786) 622
Vom Brenner bis Verona (1786) 630
Verona bis Venedig (1786) 636
Brief an Philipp Seidel (18. Sept.) 640
An Karl August (18. Sept.) 640
An Christian Gottlob Voigt (18. Sept.) 641
Venedig (1786) 649
Brief an Seidel (14. Okt.) 661
An Karl August (14. Okt.) 663
Ferrara bis Rom (1786) 664
Rom (1786. 1787) 672
Brief an seine Mutter (4. Nov.) 970
An Seidel (4. Nov.) 679
An Knebel (17. Nov.) 686
An Wieland (17. Nov.) 687
An Friedrich von Stein (17. Nov.) 689
An Seidel (9. Dez.) 696
An Karl August (12. Dez.) 700
An Seidel (13. Dez.) 702
An Karl August (16. Dez.) 704
An die Herzogin (23. Dez.) 705
An Fritz Stein (29. Dez.) 708
An Seidel (30. Dez.) 709
An Fritz Stein (4. Jan. 1787) 710
An Karl August (10. Jan.) 716
An Jacobi (13. Jan.) 719
An Seidel (13. Jan.) 720
An Karl August (3. Febr.) 725
An Voigt (3. Febr.) 727
An Seidel (3. Febr.) 728
An den Herzog Ernst von Gotha (6. Febr.) 729
An Merck (10. Febr.) 731
An Karl August (10. Febr.) 734
An Seidel (17. Febr.) 735
An Knebel (19. Febr.) 737

Seite

Brief an Kestner (19. Febr.) 738
An Seidel (20. Febr.) 739
Neapel (1787) 740
Brief an Seidel (3. März) 747
An Fritz Stein (10. März) 750
An Voigt 20. März) 760
Sizilien (1787) 762
Brief an Fritz Stein (17. April) 776
An Frau von Stein (18. April) 776
Neapel (1787) 800
Brief an Seidel (15. Mai) 800
An Fritz Stein (26. Mai) 805
An Karl August (27. Mai) 807
2. Zweiter Römischer Aufenthalt 822
Brief an die Kinder und Fritzen (30. Juni 1787) . . . 825
An Karl August (6. Juli) 828
An Karl August (11. Aug.) 838
†An Gelchen (15. Aug.) 840
An Seidel (18. Aug.) 842
An Knebel (18. Aug.) 843
An Frau Bohl in Lobeda (18. Aug.) 845
An Karl August (28. Sept.) 854
An den Geheimrath Schmidt (1. Okt.) 857
An Knebel (3. Okt.) 859
An Karl August (23. Okt.) 866
An Voigt (23. Okt.) 868
An Kestner (24. Okt.) 869
†An den Wegekommissar Brunnquell (27. Okt.) . . . 871
*†An den Legationsrath Bertuch in Weimar (28. Okt.) . 872
An Seidel (28. Okt.) 873
†An Gelchen (28. Okt.) 874
An Seidel (10. Nov.) 879
An Einsiedel (10. Nov.) 881
An Karl August (17. Nov.) 882
An Seidel (17. Nov.) 885
An Karl August (7. 8. Dez.) 891
An Seidel (7. oder 8. Dez.) 895
An Fritz Stein (18. Dez.) 898
An Knebel (21. Dez.) 899
An Seidel (21. Dez.) 901
An Karl August (29. Dez.) 902
An Voigt (30. Dez.) 903

	Seite
Brief an Seidel (30. Dez.)	905
An Seidel (5. Jan. 1788)	91[illegible]
An Seidel (23. Jan.)	912
An Karl August (25. Jan.)	913
An Voigt (27. Jan.)	920
An Voigt (2. u. 9. Febr.)	925
An Göschen (9. Febr.)	926
An Seidel (9. Febr.)	928
*†An Karl August (16. Febr.)	929
An Frau Stein (16. Febr.)	932
*†An Angelika Kauffmann (aus dem Februar)	934
An Seidel (15. März)	939
An Karl August (17./18. März)	941
An Göschen (21. März)	946
An Karl August (28. März)	947
An Karl August (2. April)	949
†An Bertuch (5. April)	950
An Seidel (19. April)	951
An Karl August (6. Mai)	958
An Karl August (23. Mai)	959
An Knebel (24. Mai)	961
An Herder (Anfangs Juni)	962
3. Ueber Italien	964
Zur Theorie der bildenden Künste	964
Stundenmaß der Italiäner	964
Frauenrollen, auf dem Römischen Theater ꝛc.	964
Einfache Nachahmung der Natur ꝛc.	965
Von Arabesken	966
Volksgesang	967
Naturlehre	968
Aeltere Gemälde	968
4. Verzeichniß verschiedener Gebirgsarten ꝛc.	970
Nachträge	970
Register	973

Vorbemerkung des Herausgebers.

Gleich nach seiner Rückkehr aus Italien versprach Goethe seinem Freunde Wieland eine fortlaufende Reihe Aufsätze und Schilderungen über das natur- und kunstgeeignete Land für seinen „Merkur", wozu er sich von Frau von Stein und Herder die an sie gerichteten Briefe, von Ersterer auch die ausführlichen Reiseberichte von Karlsbad bis Rom erbat. Neben diesen besaß er ein auf der Reise geführtes Tagebuch. Letzteres ist gemeint, wenn er an Herder kurz vor Dessen Reise nach Italien schreibt: „Die Abschrift meines Reisejournals gebe ich höchst ungern aus Händen; meine Absicht war, sie [die Blätter?] ins Feuer zu werfen. Ich weiß schon, wie es geht: so was sieht immer noch Einer und wieder Einer, es wird noch einmal abgeschrieben, und endlich habe ich den Verdruß, die Pudenda gedruckt zu sehen. Denn es ist im Grunde sehr dummes Zeug, das mich jetzt anstinkt; Du kannst sie nirgends brauchen als in Berona. Auf dem Rückwege würden sie Dir fatal sein, und ich bin in Unruhe, wenn ich das Zeug auf Reisen weiß. Es ist nicht Knauserei, sondern redliche Scham, daß ich die Blätter nicht hergeben mag." Dasselbe Tagebuch hat er im Sinne, wenn er am 3. April 1790 von Venedig aus, wohin er der Herzogin Mutter entgegengegangen war, Herder'n antwortet, er habe „das Tagebuch seiner vorigen Reise" mitzunehmen vergessen, so daß er seinen alten Pfaden nicht folgen könne und wieder von vorn anfangen müsse, was indessen auch gut sei. Die auf eine längere Folge berechneten „Auszüge aus seinem Reisejournal" hörten bereits im März 1789 auf; vollständig erschien die mit illuminirten Kupfertafeln versehene Schilderung des Römischen Karnevals.

Als Knebel's Bruder Max im Herbst 1789 nach Italien zu reisen gedachte, nahm Knebel deshalb Goethe's Rath in Anspruch. „Max soll sich Volkmann's Beschreibung von Italien (NB. die neueste Ausgabe) anschaffen und solche als seinen Begleiter mit sich nehmen", berichtet Knebel als Ergebniß seiner Anfrage. „An jedem Orte Italiens findet sich sogleich eine Beschreibung desselben Ortes, die man gebrauchen muß. Die italiänische

Sprache muß er täglich üben. ... Was die Kleidung anbetrifft, so sagt mir Goethe, daß man die seidenen Kleider in Italien viel wohlfeiler kauft als bei uns, die andern aber seien ungleich theurer. Mit einem guten gestickten Kleid, ein paar Fracks und allenfalls einer Montirung, roth mit grünem Revers, komme man in Italien überall trefflich fort. Die meisten Franzosen und Engländer tragen solche Uniforms."[1])

In demselben Jahre gelang es Goethe, einen seiner Römischen Bekannten, den Maler, Zeichner und Kupferstecher Lips, nach Weimar zu ziehen. Noch mehr freute es ihn, daß er seinem Freunde Meyer, der noch zwei Jahre in Rom verweilen wollte, für diese Zeit einen jährlichen Zuschuß von Seiten des Herzogs und später eine Stelle in Weimar anbieten durfte, wo er ihm zwar keinen großen Gehalt, aber so viel versprechen könne, als er brauche. Die Verbindung mit den übrigen Römischen Freunden, besonders Hofrath Reiffenstein und der ihm von Herzen gewogenen talentvollen Malerin Angelika Kauffmann, dauerte fort, nur das Verhältniß zu Tischbein trübte sich. Im Frühjahr 1790 ging Goethe der von Neapel zurückkehrenden Herzogin Mutter bis Venedig entgegen, wo er nach seinem eigenen Geständnisse in einem Monate, den er auf sie wartete, mehr sah, las, dachte und dichtete, wie sonst nicht in einem Jahre. Hier hatte er die Freude, seinen treuen und lieben Meyer nach einer glücklich überstandenen Krankheit wieder zu begrüßen; auch sein jüngerer Freund, der Maler Bury, kam in Begleitung der Herzogin Mutter. Schon früher hatte er sich in Venedig mit dem alten, von dort stammenden Zucchi, dem Gatten Angelika's, zusammengefunden, der ihm die „wunderliche Konstitution" seiner Vaterstadt erklärte, während er selbst die Geschichte dieser Meerrepublik durchging. Die Früchte dieses Besuches von Venedig waren eine genauere Bekanntschaft mit der Venediger Malerschule (vgl. S. 555 ff.), die Entdeckung, daß das Schädelgerüst aus sechs Wirbelknochen aufgebaut sei, und eine launige Widerspiegelung seines Venediger Lebens in lustigen Epigrammen. Freilich war er „ein Wenig intoleranter gegen das Sauleben"

1) Herder klagte von Rom aus in seinem Aerger, daß es ihm nicht so gut wie Goethe gehe, der hier wie ein Künstlerdurche gelebt habe: alle seine Rathschläge über Rom langten nichts; so habe er ihn vor dem schwarzen Rock gewarnt, und nun müsse er sich einen solchen machen lassen, weil er mit seinem andern, auch seinem gestickten, der nur immer Frack sei, in eine Gesellschaft kommen könne, so daß er sich in doppelte Kosten setzen, sich einen schwarzen und einen violeten Rock machen lassen müsse. Dabei muß doch ein Mißverständniß von Herder's Seite zu Grunde liegen.

der Italiäner geworden, aber den Unmuth ließ er auch diesmal nicht Herr werden, sondern wußte sich, verlangte er auch sehnlich nach „Erlösung aus diesem Stein- und Wasserneste", mancherlei Unterhaltung und Belehrung zu verschaffen.

Im November 1791 langte der sehnlichst erwartete Meyer in Weimar an, wo er in Goethe's Haus als Familienglied aufgenommen wurde. Er brachte ihm die reichste und lebhafteste Erinnerung an das Römische Leben, die sein Verlangen nach dem kunst- und naturgesegneten Lande, wo er sich zum ersten Mal ganz glücklich gefühlt hatte, von Neuem weckte. Aus ihrem innigen Zusammenleben entsprang der Plan eines gemeinsam auszuführenden Werkes über Italien. Zu diesem Zwecke begab sich Meyer Anfangs Oktober 1795 wieder nach Rom, wohin Goethe im nächsten August ihm zu folgen gedachte. „Meyer bereitet sich zur Abreise," schrieb Goethe den 14. September an Schiller. „Ich wünsche ihm nur Gesundheit; sonst geht er ausgestattet mit allen guten Gaben. Es ist ein herrlicher Mensch. Was mich betrifft, so habe ich, wie Sie wohl fühlen, auch nur diese Zeit auf einem Fuße gestanden und mit dem andern mich schon nach den Alpen bewegt. Die mineralogische und geologische Base, die anfängliche und fortschreitende und gestörte Kultur des Landes habe ich von unten herauf theils zu gründen theils zu überblicken gesucht und mich auch von oben herein, von der Kunstseite, noch mit Meyer'n auf alle Weise verständigt. Und doch sind das Alles nur Schulvorübungen. Ein guter Geist helfe uns zum Schauen, zum rechten Begriff und zum fröhlichen Wiedersehen." Nach der Mitte des Monats, wo die Unruhe wegen der Niederkunft seiner Christiane den Dichter zu keiner anhaltenden Beschäftigung kommen ließ, begann er seine „italiänischen Kollektaneen" zu ordnen, wo er denn, wie er an Schiller berichtet, mit viel Freude sah, daß sich mit einiger Behutsamkeit ein wundersames Werk daraus zusammenstellen lasse. Leider sollte es dazu nicht kommen. Der Plan des neuen Schloßbaues brachte ihn auf die Baukunst, mit deren bedeutendsten, besonders italiänischen Schriftstellern er sich bekannt machte. Hierüber unterhielt er sich, als er vom 5. November an einige Tage in Jena verweilte, lebhaft mit Schiller. „Ueber Baukunst, die er jetzt als Vorbereitung auf seine italiänische Reise treibt," berichtet Dieser an Humboldt, „hat er manches Interessante, was ich mir habe zueignen können. Sie kennen seine solide Manier, immer von dem Objekt das Gesetz zu empfangen und aus der Natur der Sache heraus ihre Regeln herzuleiten. So versucht er es

auch hier, und aus den drei ursprünglichen Begriffen, der Base, der Säule (Wand, Mauer und dergleichen) und dem Dach, nimmt er alle Bestimmungen der Theile. Von der schönen Architektur nimmt er an, daß sie nur Idee sei, mit der jedes einzelne Architekturwerk mehr oder weniger streite." Goethe selbst berichtet den 16ten an Meyer: „Ich habe indessen auch mancherlei zu unserm Zwecke zusammengetragen und hoffe, die Base zu unserm Gebäude breit und hoch und dauerhaft genug aufzuführen. Ich sehe schon die Möglichkeit vor mir einer Darstellung der physikalischen Lage im Allgemeinen und Besondern, des Bodens und der Kultur von der ältesten bis zur neuesten Zeit und des Menschen in seinen nächsten Verhältnissen zu diesen Naturumgebungen. Auch ist Italien eins von den Ländern, wo Grund und Boden bei Allem, was geschieht, immer mit zur Sprache kommt. Höhe und Tiefe, Feuchtigkeit und Trockene sind bei Begebenheiten viel bedeutender, und die entscheidenden Abwechselungen der Lage und der Witterung haben auf Kultur des Bodens und der Menschen, auf Einheimische, Kolonisten, Durchreisende mehr Einfluß als in nördlichen und breiten, ausgedehnten Gegenden." Ueber seine Beschäftigung mit der Baukunst und den betreffenden Werken von Labacco, Palladio, Serlio und Scamozzi giebt er nähere Mittheilung. Auf alte Stiche der Peterskirche, deren Geschichte ihn mehr als jemals interessire, möge der Freund Acht haben. Vielleicht gebe es solche von den Ideen des Bramante, des Baltasar von Siena, und es finde sich noch eine Spur von den Thürmen, die Bernini aufsetzen gewollt, ja einen schon gebaut habe, der wieder habe abgetragen werden müssen. Auf Meyer's Klage über das „Derailonnement" der Deutschen in Rom über Kunst antwortete er: „Wir wollen unsern Weg recht still, aber auch recht eigensinnig verfolgen. Lassen Sie nur ja Niemand nichts von unsern Hypothesen, Theorien und Absichten merken, wenn die Leute von uns noch einige gute Meinung behalten sollen. Es ist blos mit der Masse unserer vereinigten Kräfte und mit der Ausführung des Ganzen, daß wir ihnen in der Folge imponiren können, und doch werden sie auszusetzen genug finden." Er habe in der Zwischenzeit in den alten Büchern der Baukunst fortstudirt. „Es ist eine Freude, wie wacker und brav die Leute sind, und wie ernst es ihnen um ihre Sache ist." Ausführlich handelt er sodann über die hohe Bedeutung von Serlio, Palladio und Scamozzi.[1])

1) Mehrere Jahre später sprach sich Goethe über diese und andere die Geschichte der Baukunst betreffende Werke in einem an Dr. Schleusner in Jena

In lebhaftestem und vertraulichstem Briefwechsel ergingen sich die Freunde, welchen ihr gemeinsames Werk immer im Sinne lag. Je weiter sich der Kunstgeschmack zu verirren schien, desto fester und entschiedener hielten sie zusammen, suchten immer reiner und klarer das Wesen der Kunst zu erfassen, durch dessen Darstellung sie der stets weiter gehenden Verwirrung entgegenzuarbeiten hofften. Leider vereitelte der Italien verheerende Krieg Goethe's sehnsüchtiges Verlangen, mit Meyer in Rom zusammenzutreffen und durch wiederholte gemeinsame Anschauung der herrlichen Kunstwerke sich ganz von ihrem Genuß erfüllen zu lassen. „Bei Ihrer Abwesenheit und bei der ganzen jetzigen Lage", schreibt Goethe am 20. Juni 1796 an Meyer, „tröstet mich nur das am Meisten, daß wir, die wir nun einmal verbunden sind, einander so rein und sicher entgegenarbeiten; von Schiller bin ich gewiß, daß er nicht rückwärts geht." Infolge der allgemeinen Unsicherheit mußte Meyer selbst Rom verlassen; er begab sich nach Florenz, wo Goethe im nächsten Frühjahr eine Zeit lang ruhig mit ihm zu leben und durch ihn „die sinnlich-ästhetische Kultur zu erneuern, wieder ein Mensch zu werden" gedachte. Aber auch hierzu sollte es nicht kommen, da Manches Goethe in Weimar zurückhielt und Meyer bald so leidend war, daß der Freund sich glücklich fühlen mußte, als er vernahm, Dieser sei mit seinen Kunstschätzen nach seiner Heimat, der Schweiz, zurückgekehrt. Ende Juli eilte er ihm dorthin entgegen. Kurz vorher kam sein erster Römischer Cicerone, Hirt, der in Berlin Mitglied der Akademie der Wissenschaften und der Akademie der Künste geworden war, nach Weimar. Dieser mußte ihm wegen seiner Vertrautheit mit Italien und wegen seiner umfassenden Kunstkenntnisse willkommen sein, wenn er auch „dieses Dogmatikers Verstandesdeduktionen nicht als das ultimum bei Hervorbringung und Beurtheilung der Kunstwerke gelten lassen" konnte. „Es ist gut," schrieb er an Meyer, „daß dieses Zusammenleben nicht lange dauert; denn sonst würde die Kluft, die uns trennt, immer sichtbarer werden. Indessen hat dessen Gegenwart uns sehr angenehm unterhalten, indem er bei der großen Masse von Erfahrung, die ihm zu Gebote steht, beinahe Alles in Anre-

gerichteten Briefe auf Veranlassung einer an diesen gerichteten Anfrage des Livländischen Kreisdirektors Peter Reinhold von Sivers aus. Der Brief ist abgedruckt in der Zeitschrift „Das Inland. Eine Wochenschrift für Liv-, Ehst- und Kurland's Geschichte, Geographie, Statistik und Literatur" 1844, Nr. 47. Das Datum des zu Jena am 22. Februar 1797 geschriebenen Briefes ergiebt sich aus einer Mittheilung von Diezmann (Aus Weimar's Glanzzeit, S. 31, der ihn in Hufeland's Nachlaß fand und an Diesen gerichtet glaubte.

gung bringt, was in der Kunst interessant ist." Eine kleine Abhandlung Hirt's über Laokoon hatte Goethe veranlaßt, in Erinnerung eines „vor mehreren Jahren" geschriebenen Aufsatzes, den er zufällig nicht auffinden konnte, seine Ansicht über dieses vielumstrittene Kunstdenkmal auszusprechen, besonders auch, wie er an Meyer schreibt, „in Rücksicht unserer nächsten gemeinschaftlichen Arbeiten". Auch hatte er sich mit der Geschichte der Peterskirche beschäftigt, die als Base von so manchem Andern betrachtet werden könne.

Schon in Frankfurt gab Goethe die Reise nach Italien auf; die Zustände der dort durch die Franzosen geschaffenen sogenannten Republiken und des trotz schwerer Opfer von einer gleichen Umgestaltung bedrohten Rom widerten ihn an. Des herzlich geliebten Freundes Wiedersehen in seiner Heimath, dem anmuthig am Züricher See gelegenen Stäfa, gab Goethe eine entzückende Freude. Den ersten Tag, den 22. September, brachten sie mit der Ansicht der von Meyer verfertigten und angeschafften Kunstwerke zu, so wie sie auch verschiedene Ideen und Aufsätze einander mittheilten. Der größte Theil dieses Aufenthaltes in der Schweiz war Kunstbetrachtungen und dem beabsichtigten gemeinsamen Werke gewidmet. Am 14. Oktober schrieb Goethe dem verbündeten Dichter in Jena: „Nun aber entsteht eine Frage, die uns doch von Zeit zu Zeit zweifelhaft ist: wo wir uns hinwenden sollen, um sowol Meyer's Kollektaneen als meinen eigenen alten und neuen Vorrath aufs Bequemste und Baldigste zu verarbeiten. Leider sind hier am Orte die Quartiere nicht auf den Winter eingerichtet, sonst leugne ich nicht, daß ich recht geneigt gewesen wäre, hier zu bleiben, da uns denn die völlige Einsamkeit nicht wenig gefördert haben würde." Als am 17ten Meyer's Kopie der zu Titus' Zeiten von einem geschickten Künstler gemachten sogenannten Aldobrandini'schen Hochzeit eintraf und so endlich alle ihre Schätze zusammen waren, konnte er dem Herzog schon seinen Entschluß anzeigen, nach drei Tagen die Rückreise anzutreten. Eine Woche später theilte er Böttiger, der so gern mit Verlagsangelegenheiten sich zu thun machte, seinen und Meyer's Vorsatz mit, „eine Epitome ihrer Reise und Nachtreise zusammen zu schreiben"; ihre Absicht sei, ein paar allgemein lesbare Oktavbände zusammenzustellen und im dritten dasjenige als Noten und Beilagen nachzubringen, was vielleicht nur ein spezielleres Interesse erregen könnte. Da er ein wiederholtes Anschauen Italiens und seiner Kunstwerke sich hatte versagen müssen, so konnte das Werk nicht in der früher beabsichtigten

Vollständigkeit durchgeführt werden; auch hatte er schon darauf verzichtet, es auf dem breiten Boden einer naturgeschichtlichen Darstellung des Landes und seiner Kultur aufzubauen; doch sollte Italien die Grundlage des Ganzen bleiben.

Bald nach seiner Rückkehr entschloß er sich zu bruchstückartigen Mittheilungen in einzelnen Bändchen. „Meyer rückt mit seinen Arbeiten vor, und es wird bald ein Bändchen zusammen sein," schreibt er den 3. März 1798 an Schiller. „Nach den neuesten Begebenheiten in Italien und in der Schweiz bin ich vollkommen über unsern Rückzug getröstet; auch wird es der Sache nicht schaden, wenn das, was wir gesammelt, fragmentarisch herauskommt. — Die Einleitung dazu wird wol meine erste Arbeit in Jena sein, da ich denn auch das Schema sowol über das Theoretische als über das Erfahrungsganze, das schon entworfen ist, noch besser ausarbeiten werde. — Da ich wol der Einleitung die Form einiger Briefe an Sie, mein werthester Freund, geben möchte, so wäre es recht hübsch, wenn Sie auch bei dieser Gelegenheit ein Wort an uns sagten, um eine Aussicht zu geben, daß Sie auch mit Ihren Arbeiten künftig wol mit uns zusammentreffen möchten." Bald darauf berichtet Schiller an Cotta: „Goethe und Meyer wollen ein gemeinschaftliches Werk über ihre Kunsterfahrungen in einer Suite von kleinen Bändchen herausgeben, und diesen Verlagsartikel kann ich Ihnen anbieten. Die Schrift wird in kleinen Abhandlungen z. B. über den Laokoon, über die Niobe ꝛc. ꝛc. geschrieben sein. Auch ich werde Antheil daran nehmen und mehrere Aufsätze dazu geben. Von Zeichnungen wird es nicht viel enthalten. Goethe ist aber entschlossen, den Cellini, den er nun ganz übersetzt und mit bedeutenden historischen Erläuterungen begleitet hat, an die Suite dieses Werks anzuhängen. — Auf die nächste Ostern 1799 gedenkt er vier kleine Oktavbändchen, jeden etwa zu 17 Bogen, fertig zu bringen, wobei aber noch nichts vom Cellini ist." Ueber den Plan des Werkes giebt der von Vollmer (Briefwechsel zwischen Schiller und Cotta, S. 297ff.) mitgetheilte Brief Goethe's an Cotta vom 28. Mai nebst dem ausführlichen Entwurf erwünschte Auskunft. Der Haupttheil des Werkes, für das Schiller den Namen „Der Künstler" vorgeschlagen hatte, sollte aus Abhandlungen über Theorie, Ausübung und Geschichte der bildenden Kunst bestehen, mit Bezug auf die in Italien gewonnene Anschauung alter und neuer Kunstwerke; aber auch „Bemerkungen und Betrachtungen über sittliche, politische und militärische Gegenstände während eines Aufenthaltes in Italien 1795, 96 und 97" (der Zeit von

Meyer's letztem Besuche des Landes) waren in Aussicht genommen, ferner Briefe eines Reisenden und seines Zöglings unter romantischem Namen, sich an Wilhelm Meister anschließend, wobei Goethe Manches von den Erlebnissen seiner italiänischen Reise würde benutzt haben, ohne aber die damals geschriebenen Briefe geradezu als solche zu verwerthen, da es galt, das neueste Italien, nicht das vor zehn Jahren zu schildern. Nur theilweise gelangte dieser Plan in Goethe's noch vor dem Ende des Jahres beginnenden Propyläen zur Ausführung, deren buchhändlerischer Erfolg trotz ihres reichen Gehaltes und ihrer trefflichen Darstellung so ungünstig war, daß kaum 450 Exemplare abgesetzt wurden. So mußte denn Goethe schon mit dem dritten Bande dieser Zeitschrift abbrechen; aber von der Förderung der Kunst und der Kunsteinsicht ließ er sich dadurch nicht abhalten. Die Weimarer Kunstausstellungen und Preisaufgaben blieben eine Reihe von Jahren trotz des entgegenwirkenden Zeitgeistes nicht ohne Einfluß; 1803 erschien die vollständige Uebersetzung des Cellini mit einem auf Sitten, Kunst und Technik bezüglichen Anhange; 1805 folgte die herrliche Darstellung Winckelmann's mit Meyer's „Entwurf einer Kunstgeschichte des achtzehnten Jahrhunderts", sechs Jahre später die biographische Skizze Philipp Hackert.

Seiner vor vielen Jahren in Italien geschriebenen Briefe und der gleichzeitigen Tagebücher gedachte Goethe nicht mehr, wenn er nicht etwa bei der Zusammenstellung seines Hackert daran erinnert wurde. Als der Maler Friedrich Raabe im Winter 1810 auf 1811 bei ihm verweilte, half Dieser ihm seine aus Italien mitgebrachten Kunstgegenstände ordnen (vgl. Schelling's Leben, II. 255), wodurch Goethe denn auch bewogen worden sein dürfte, seine italiänischen Papiere wieder anzusehen; wir wissen, daß er vom 12. bis 16. November 1810 die Darstellung des humoristischen Heiligen Philipp Neri schrieb, wozu er den Stoff eben in seinen Kollektaneen der italiänischen Reise fand. Ja, man könnte denken, schon am Ende des vorigen Jahres, wo er ein Schema seines Lebens entwarf, werde er die Briefe wieder vorgenommen haben. Der dritte mit dem Sommer 1774 abschließende Band von Dichtung und Wahrheit erschien im Frühjahr 1814: von der Darstellung seiner Liebe zu Lili bis zur Lösung des Verhältnisses und zur Reise an den Weimarer Hof nahm er vorläufig Abstand. Rasch entschlossen, übersprang er die nächsten elf Jahre und wandte sich der Darstellung seines Aufenthaltes in Italien zu, welche sich als zweite Abtheilung an Dichtung und Wahrheit anschließen und wie diese Aus meinem Leben

überschrieben sein sollte.[1]) Die Annalen berichten schon unter dem Jahre 1813: „Das italiänische Tagebuch ward näher beleuchtet und zu dessen Behandlung Anstalt gemacht.“ Die Richtigkeit dieser Angabe bezweifelt von Biedermann (Goethe's Werke, Bd. XXVII. 1. S. 476); indessen steht nichts der Annahme entgegen, daß er damals die Tagebücher und Briefe aus Italien durchgesehen und die Art ihrer Behandlung erwogen habe. Schon Anfangs Winter dürfte er mit der wirklichen Bearbeitung begonnen haben, neben welcher wol mancherlei darauf bezügliche Studien hergingen. Ende März 1814 war er mit Venedig beschäftigt: denn am 30sten schrieb er Knebel: „Ich habe mich wenigstens in Gedanken in die Lagunen geflüchtet, redigire die Tagebücher meines Venezianischen Aufenthaltes und studire, indem ich meine Kupfersuche und Zeichnungen in Ordnung bringe, mit großer Auferbauung die neue Kunstgeschichte.“ Daß er damals den Zweiten Römischen Aufenthalt nicht auszuschließen gedachte, ergiebt die von Biedermann übersehene Aeußerung gegen Zelter vom 4. Mai, dem er den ersten Akt von Christoph Kayser's Komposition seines Singspiels Scherz, List und Rache übersenden will, um recht ausführlich sein Urtheil über dessen Art und Weise zu hören. „Er war mit mir in Italien und lebt noch ein abstruses Leben in Zürich,“ schreibt er. „Ich gedenke sein jetzt, da ich meine italiänische Reise bearbeite, und möchte gern auch über seine Kunst im Klaren sein, wie ich es bin über seine Studien und seinen Charakter.“ Die Briefe gedenken Kayser's erst während seines zweiten Aufenthaltes. Am 14. November berichtet er Boisserée von seiner Absicht, die Papiere seiner ersten italiänischen Reise zu ordnen und zu redigiren; dies gebe ihm einen Blick in seine frühere Kunstbildung, wo er glücklicherweise wenig Falsches zu bedauern, nur manches Einseitige zu belächeln habe. Am Ende des Jahres hatte er, wie er den 27. Dezember an Zelter berichtet, „die vorhandenen Tagebücher von Karlsbad bis Rom redigirt“, was ihm aber keine große Mühe machte, da er hierzu eben blos die an Frau von Stein gesandten ausführlichen Tagebuchberichte zu bearbeiten hatte, wobei er Manches ausließ; nur am Schlusse der

1) Wenn er am 29. Januar 1815 an Eichstädt schreibt, schon seit einem halben Jahre habe er den ungefähr bis zur Hälfte fertigen vierten Band liegen lassen und, um nicht völlig zu stocken, jetzo Jahre überschlagen, wo das bisher beengte und beängstigte Naturkind in seiner ganzen Beobeit (?) wieder nach Luft schnappe, so steht dies doch entschieden damit in Widerspruch, daß er schon im März das italiänische Tagebuch zu bearbeiten begonnen hatte. Ueber den vierten Band von Dichtung und Wahrheit vergleiche man Goethe's Brief an Boisserée vom 16. Dezember 1816 und Eckermann's Schreiben vom 16. August 1824.

drei ersten einzelnen Stücke fügte er theils aus seinem daneben geführten Tagebuche theils aus der Erinnerung nachträgliche Bemerkungen hinzu. Die Tagebücher von Karlsbad bis Rom haben sich bis heute in Goethe's Archiv erhalten. Riemer sah sie noch durch und zeichnete aus ihnen manche im Drucke ausgefallene Stelle sich auf. Dagegen ist es ein Irrthum, wenn Hermann Grimm (Vorlesungen über Goethe, I. 60) behauptet, Riemer gebe II, 243 eine Stelle des Briefes vom 19. Februar 1787 in der ursprünglichen Fassung; denn die von ihm angeführten Worte sind aus dem noch erhaltenen Briefe an Knebel, nicht aus dem in der Reise gegebenen Briefe an Herder. Goethe änderte nicht später den Ausdruck, sondern an demselben Tage schrieb er an Herder: „Gebe uns die gütige Natur einen Lavafluß", und an Knebel: „Nur ein Lavastrom, und ich habe weiter nichts zu wünschen." Einen ähnlichen Irrthum hatte schon Richelot in der französischen Uebersetzung unserer Briefe begangen, wenn er eine Stelle, die Riemer aus einem Briefe an Knebel anführt, aus der Handschrift der Reise genommen glaubte.[1]) Die zur Italiänischen Reise bis zur Rückkehr von Neapel verwandten Briefe an Frau von Stein und Herder hatte Goethe verbrannt, wie er im Februar 1818 an Zelter schreibt (II. 440), nur die Tagebücher von Karlsbad bis Rom aufbewahrt. Diese meint Boisserée, wenn er von seinem Besuche bei Goethe im Jahre 1826 berichtet (Sulpiz Boisserée, I. 476): „Dann brachte er sein eigenes Tagebuch von der ersten italiänischen Reise zum Vorschein, von musterhafter Gleichmäßigkeit, ohne Zweifel für den Herzog geschrieben. [?] Koketterie des Alten bei dieser Gelegenheit." Soret berichtet bei Eckermann unter dem 31. Januar 1830: „Nachdem wir [er und der Erbprinz] das Manuskript des Berlichingen genugsam betrachtet, zeigte Goethe uns das Original seiner Italiänischen Reise. In diesen täglich niedergeschriebenen Beobachtungen und Bemerkungen finden sich in Bezug auf die Handschrift dieselbigen guten Eigenschaften, wie bei seinem Götz [freier klarer Charakter der schlanken Züge]. Alles ist entschieden, fest und sicher, nichts ist korrigirt, und man sieht, daß dem Schreibenden das Detail seiner augenblicklichen Notizen immer frisch und klar vor der Seele stand. Nichts ist veränderlich und wandelbar, ausgenommen das Papier, das in jeder Stadt, wo der Reisende sich aufhielt, in Format und Farbe stets ein anderes wurde. Gegen das Ende dieses

1) Goethe, ses mémoires et sa vie, II. 384.

Manuskripts[1]) fand sich eine geistreich hingeworfene Federzeichnung von Goethe, nämlich die Abbildung eines italiänischen Advokaten, wie er in seiner großen Amtstracht vor Gericht eine Rede hält. Es war die merkwürdigste Figur, die man sich denken konnte, und sein Anzug so auffallend, daß man hätte glauben sollen, er habe ihn gewählt, um auf eine Maskerade zu gehen. Und doch war Alles nur eine treue Darstellung nach dem wirklichen Leben. Den Zeigefinger auf die Spitze des Daumens und die übrigen Finger ausgestreckt haltend, stand der dicke Redner behaglich da, und diese wenige Bewegung paßte recht gut zu der großen Perücke, womit er sich behängt hatte."

Im Anfang des Jahres 1815 griff Goethe den ersten Römischen Aufenthalt an. An Eichstädt schreibt er am 29. Januar: „Ich rette mich in eine Epoche, von der mir die entschiedensten Dokumente übrig sind: Tagebücher, Briefe, kleine Aufsätze, unendliche Skizzen von mir und Andern, und zu diesem Allem die Gegenwart und Theilnahme eines vortrefflichen Reise- und Lebensgefährten, des Hofrath Meyer's." Ehe er Ende Mai nach Wiesbaden ging, waren unter mancherlei andern Arbeiten die vier ersten Monate in Rom bis zu seiner Reise nach Neapel zu Ende geführt. „Ich beschäftige mich jetzt mit meiner italiänischen Reise und besonders mit Rom," berichtete er kurz vorher an Zelter. „Ich habe glücklicherweise noch Tagebücher, Briefe, Bemerkungen und allerlei Papiere daher, so daß ich zugleich völlig wahrhaft und ein anmuthiges Märchen schreiben kann. Hierzu hilft mir denn höchlich Meyer's Theilnahme, da Dieser mich ankommen und abreisen gesehen, auch die ganze Zeit, die ich in Neapel und Sizilien zubrachte, in Rom blieb. Hätte ich diese Papiere und diesen Freund nicht, so dürft' ich diese Arbeit gar nicht unternehmen; denn wie soll man, zur Klarheit gelangt, sich des liebenswürdigen Irrthumes erinnern, in welchem man wie im Nebel hoffte und suchte, ohne zu wissen, was man erlangen oder finden würde! Bei dieser Gelegenheit wird Winckelmann in der neuen (1808 begonnenen) Meyer-Schulze'schen Ausgabe gelesen." In Wiesbaden strich er auf Boisserée's Wunsch eine heftige Stelle gegen die gothische Baukunst.[2]) Nach seiner am 11. Oktober erfolgten Rückkehr fuhr er trotz der großen Unruhe, welche ihm die Sorge

1) Ohne allen Zweifel zu dem Bericht aus Venedig, S. 67 ff. Das ganze Tagebuch bis Rom umfaßt in unserm Drucke 113 Seiten. Gegen das Ende ist also nicht genau. Das Tagebuch aus Venedig schließt mit S. 93.

2) Vgl. Sulpiz Boisserée, I. 264. Goethe meinte, am Ende mache es sich auch wol besser in der Komposition, wenn sie ausfalle.

für das Theater und die Abreise des jungen Hofes nach Petersburg machte, an der Bearbeitung der Reise fort. Den 29sten kann er an Zelter melden, „sein Aufenthalt in Neapel und seine Reise durch Sizilien sei so ziemlich nach Tagebüchern und Briefen und aus der Erinnerung redigirt“ und stehe auf dem Punkt, abgeschrieben zu werden. Niemand, fügt er hinzu, werde aus diesem Bändchen viel lernen, aber Gegenden, Gegenstände, Menschen und Reisende dem Leser lebendig entgegentreten. In den Annalen heißt es, vor der Abreise habe er angefangen, die sizilianische Reise zu redigiren, doch habe das orientalische Interesse sein ganzes Vermögen mit sich fortgerissen, und unter dem folgenden Jahre hören wir, die italiänische Reise, besonders nach Neapel und Sizilien, habe sich immer mehr gestaltet. Am 1. Mai 1816 meldet Goethe an Knebel: „Hauptsächlich beschäftige ich mich jetzt mit meiner italiänischen Reise und habe mich in der letzten Zeit in Sizilien aufgehalten. Man kann erst später, wenn viele Jahre vorüber sind, bemerken, was für Einfluß ein solches Anschauen aufs ganze Leben gehabt hat.“ Den Druck des ersten, mit der Abreise nach Neapel endenden Bandes ließ er erst im Sommer beginnen. Am 27. September meldete er Boisserée, dieser Band werde wahrscheinlich in der Michaelismesse ausgegeben werden. „Mir ist dabei zu Muthe,“ bemerkt er weiter, „als wenn man ein Porträt oder Silhouette früherer Jahre betrachtet. So auch hier: ich begreife recht gut, warum ich nicht mehr so sein, denken und schreiben kann.“ Im Oktober war der Band ausgedruckt, der unter dem Titel: Aus meinem Leben. Von Goethe. Zweiter Abtheilung erster Theil ohne weitere Bezeichnung als das Motto: „Auch ich in Arkadien!“ Ende November erschien, nachdem das Morgenblatt vom 8. November eine Probe daraus gebracht hatte. Schon am 25. Oktober sandte Goethe ein Exemplar an Zelter, der ihm melden konnte, daß sogar der krittliche Fr. Aug. Wolf davon entzückt sei, aber auch launig mancherlei Mißurtheile aus Berlin berichtete. Boisserée konnte sich nicht satt an dieser wunderbaren Erscheinung lesen. „Das unmittelbare Leben, welches Einen aus diesen Blättern anspricht, erregt mich im höchsten Grad,“ schreibt er. „Ist es doch wie ein Feldzug um die Eroberung aller Herrlichkeiten des schönen Landes, ein wahres Sturmlaufen auf das Aechte und Rechte in den Dingen. Man kann sich nicht enthalten, immer mit dabei zu sein, wenn es auch zuweilen etwas bunt und wild hergeht. — Für mich hat die italiänische Reise noch den ganz besondern, unschätzbaren Werth, daß ich auch in dieser ver-

jüngten Gestalt Ihre Persönlichkeit wiedererkenne, so daß ich selbst bei so sehr verschiedenen Zuständen alle Augenblicke an die mit Ihnen verlebten glücklichen Stunden und Tage erinnert werde." Goethe erwiderte: „Ihr freudiges Aufnehmen meiner italiänischen Reise thut mir sehr wohl, und ich werde nun desto fleißiger an dem zweiten Theile arbeiten. Wie vor Zeiten die ältern Autoren für uns Jünglinge schrieben, so müssen wir für Euch Jünglinge schreiben. Einem Verfasser müßte schaudern, wenn er bedächte, wie viele Leser nichts zum Buche hinzubringen, weder Kenntniß noch Empfänglichkeit, ja wie viele lesen, um dabei geruhig einzuschlafen. Den Sturmschritt haben Sie ganz richtig empfunden und sind ihm treulich zur Seite geblieben. Auch die Ungerechtigkeiten beurtheilen Sie einsichtig und gerecht. Dergleichen Herbes, Unreifes paßt wohl zu dem Drange des Beginnens; Alles dieses wird, noch ehe der Reisende über die Alpen zurückkehrt, süßer und genießbarer. Besäß' ich nicht die getreuen Tagebücher und beinahe sämmtliche [?] aus Italien geschriebenen Briefe, so könnte das Werkchen diese Unmittelbarkeit und Frische nicht haben. Die frühern Eindrücke verlöschen, die Resultate bleiben freilich; das ist denn auch wol der Zweck, aber früher war das Leben."

Wenn Boisserée sich an die schwer zu verkennende Absicht hielt, daß Goethe's Briefe dessen eigene Entwicklung, dessen künstlerische und menschliche Ausbildung darstellen, die Einwirkung Italiens auf seine längst nach ihm dürstende Seele lebendig widerspiegeln sollen, so übersah der eben als preußischer Gesandte nach Rom gekommene Niebuhr dies so geradezu, daß er sich zu dem wunderlichsten Mißurtheile in seiner schroffen Weise hinreißen ließ. Am 7. Februar 1817 schrieb er seiner Freundin Hensler, es sei fast unbegreiflich, wie Goethe dergleichen habe drucken lassen, fast unbegreiflich, wie er eine Menge von dem, was hier vorkomme, auch im Rausch dieser seltsamen Reise in ihrer Stimmung [sic] habe schreiben können; er werde viele Urtheile, namentlich über Kunstwerke zurücknehmen müssen, da gegenwärtig ein weit gesunderer Sinn über die Kunst herrsche, der sich schon an Goethe's früher ausgesprochenen Kunsturtheilen ärgere und ihm selbst „ein auch nur besonders besuchtes Urtheil abspreche". Es war doch gar wunderlich, daß ein Mann wie Niebuhr, der viel weniger Anspruch als Goethe auf ein durch ernstes Studium bei hoher künstlerischer Begabung gewonnenes Kunsturtheil erheben durfte, es Diesem verdachte, daß er die mit heiligem Eifer als einzig fördernd dem einreißenden Ungeschmack gegenüber in Verbindung

mit Meyer und Schiller vertretenen Ansichten nicht kleinlaut aufgab. Und wie konnte Niebuhr verkennen, daß Goethe hier nur die Entwicklung seiner eigenen Anschauung der Kunst darstellen, nicht sein Urtheil aufdrängen will; daß er selbst weit entfernt ist, die ausgesprochenen Eindrücke für entschieden wahr zu halten, vielmehr ihre nähere Bestimmung und Berichtigung erwartet; daß er sich überhaupt nicht als Lehrer, sondern als Schüler giebt, der sich durch wahre Kenner und Künstler belehren läßt und mit solcher Ehrfurcht von der Kunst erfüllt ist, daß er gerade vor den höchsten Werken der Kunst zu schweigen sich gedrungen fühlt! Mit gleicher, sich selbstbewußt über den großen Dichter erhebender Ruhe, mit gleicher Ausschließung jeder Berechtigung eines andern Urtheils, mit gleicher, leidenschaftlich den Thatbestand verkennender Schroffheit schrieb Niebuhr an Savigny, in dem neuen Bande von Goethe's Leben herrsche ein eisernes Zeitalter; selbst seine Freude und seine Glückseligkeit sei ein Rausch, den der Zuschauer nicht theilen könne noch möge. Nur wenig wird diese Anmaßung durch die folgende Bemerkung gemildert, es sei ein wunderlicher, ihm meistens unbegreiflicher Rausch. Und doch bedarf es nur der reinen Hingabe, um Goethe's Durst nach dem Geiste der alten Kunst, den Trieb und Drang, in dem kunst- und naturgesegneten Lande sich herzustellen, mitzuempfinden und sich der auch hier herzgewinnend, ja für jeden reingestimmten Sinn rührend sich offenbarenden Dichterseele zu freuen. Niebuhr versteigt sich nun gar zur Behauptung, Goethe habe für bildlich darstellende Kunst gar keinen Sinn, und mit dieser Verketzerung, die sich auf keinen Rechtstitel gründet, noch nicht zufrieden, findet er die ganze Stimmung, in welcher Goethe nach Italien komme und in Italien wandle, beweinenswerth, ja gräßlich, während der längst aus dem Jünglingsalter getretene Dichter Jedem, der nicht gerade seine eigene Verstimmung hereinträgt, unendlich liebenswürdig und seelenvoll als ein durchaus edles, kindlich sich hingebendes Gemüth entgegentritt. Niebuhr dagegen redet sich immer tiefer in seinen Groll hinein. „Wenn man so eine ganze Nation und ein ganzes Land blos als eine Ergetzung für sich betrachtet," lesen wir weiter, „in der ganzen Welt und Natur nichts sieht, als was zu einer unendlichen Dekoration des erbärmlichen Lebens gehört; alles geistig und menschlich Große, Alles, was zum Herzen spricht, wenn es da ist, vornehm beschaut, wenn es vom Entgegengesetzten verdrängt und überwältigt worden, sich an der komischen Seite des letzten ergetzt: mir ist dies eigentlich gräßlich." Erhebt doch gerade Goethe im Gegensatz zu den ungünstigen Urtheilen über die Italiäner,

denen Niebuhr selbst sich nicht ohne Bitterkeit anschließt, die frische Natürlichkeit und sprudelnde Lebhaftigkeit des Volkes, dessen Verdummung durch die herrschende mönchische Geistlichkeit seinen Abscheu erregt, zeigt ja gerade in Allem, was er denkt, sagt und thut, sich so menschlich schön, ist von nichts entfernter als von Vornehmheit und Spott, betrachtet mit herzlichem Antheil Land und Leute, die er wie eine große Naturerscheinung sich zu eigen macht, sucht überall in das Wesen der Dinge zu dringen, daß ihm nichts bloßer Name bleibe, immer bestrebt, Geist und Herz zu bilden. Freilich wird in Niebuhr's herbem Mißurtheil Manches durch die trübselige Stimmung entschuldigt, in welcher Dieser selbst sich in Rom befand, wo er weder an der Kunst noch an der Natur besonderes Gefallen fand, sich selbst unglücklich vereinsamt fühlte, so daß das frohe Glück, das aus Goethe's Briefen athmet, ihm fast wie Hohn klingen mußte. Weiter gehend, spricht Niebuhr unserm Dichter jeden historisch-politischen Sinn und deshalb auch ächten und sichern Kunstsinn ab, da dieser nicht ohne den historischen Sinn sein könne, wie er sich einmal einbildet. Daß Goethe, der ja seinen Blick auf solche Dinge zu richten diese elf Jahre in Weimar gewöhnt war, ernstlich darauf ausging, sich den Zustand Italiens aus der Lage des Landes und seiner geschichtlichen Entwicklung zu erklären, daß er die Ursachen seiner jetzigen Verkümmerung erkannte und dessen weiteres Geschick im Herzen trug, das zeigen unverkennbar die aus Italien geschriebenen Briefe; nur tritt in der Bearbeitung derselben dies absichtlich zurück, da sie eben nur Goethe's Entwicklung zeigen, nicht ein umfassendes Bild Italiens entrollen, am Wenigsten die politischen und bürgerlichen Verhältnisse, welche Goethe ernstlich beachtet hatte, schildern sollte. Endlich erspart Niebuhr unserm Dichter auch nicht den Vorwurf, daß er das Herrlichste meist gar nicht gesehen habe, oder es stehe ihm doch im zweiten Range. Hierbei liegt die Meinung zu Grunde, die Briefe berichteten vollständig über Alles, was Goethe in Italien gesehen; eine Annahme, deren Haltlosigkeit sich bei genauerer Betrachtung von selbst ergiebt, da er Manches später als ihm bekannt erwähnt, dessen er früher gar nicht gedacht hat, und sich verständigerweise nicht annehmen läßt, daß ein so gewissenhafter Reisender das Bedeutendste vernachlässigt habe, auch der Bericht häufig ganze Tage überspringt. Auch übersieht Niebuhr, daß Goethe über das, was so viel beschrieben und bewundert worden, am Wenigsten sagen mochte, weil es ihm widerstrebte, längst Bekanntes zu wiederholen und nach dem ersten Eindruck zu urtheilen. Niebuhr's Behauptung,

Goethe habe in Venedig unglaublich wenig gesehen, ist ebenso unwahr, wie seine Verwunderung, daß er durch Florenz habe durchfliegen können, in der von ihm selbst deutlich mehr als einmal ausgesprochenen Sehnsucht nach Rom ihre Erledigung findet.

Bei seinem Aufenthalte zu Jena zwischen Ostern und Pfingsten 1817 ließ Goethe den Druck des zweiten Bandes der italiänischen Briefe beginnen. Schon den 23. Mai meldet er an Zelter von Jena aus: „Da ich nun eine schöne heitere Gartenwohnung bezogen, so soll der zweite Theil meiner italiänischen Reise auch an die Reihe, mit dem alten Motto: „Auch ich in Arkadien!“ Dieses Italien ist ein so abgedroschenes Land, daß, wenn ich mich nicht darin selbst als in einem verjüngenden Spiegel sähe, so möchte ich gar nichts davon wissen.“ Hatte ja, um von andern Reisenden nicht zu reden, die er in seinem „Philipp Hackert“ (Werke, Bd. XXXII. S. 18 f.) anführt, auch Kotzebue durch seine 1805 erschienenen drei Bände „Erinnerungen von einer Reise aus Livland nach Rom und Neapel“, denen Goethe ein Xenion widmete (Werke, Bd. III. S. 300), sich vielen Beifall, selbst bei Frau von Stein erworben, um von Arndt's „Bruchstück einer Reise durch einen Theil Italiens im Herbst und Winter 1797—1799“ (1801), von Gerning's „Reise durch Oestreich und Italien“ (1803), den geistreichen „Briefen aus Italien während des Jahres 1809“ von Rehfues, der seit 1802 auch durch seine Zeitschrift „Italien“ und seine „Italiänische Miscellen“ gewirkt hatte, Reinnich's „Reise durch Italien“ (1810) u. A., die er kaum beachtete, nicht zu reden. „Am zweiten Theil der italiänischen Reise wird auch gedruckt,“ schreibt er am 18. Juni an Boisserée. Gerade einen Monat später meldet er, dieser sei gleichfalls zu Ende gedruckt, und der unselige Wandernde sehe so eben die Campagna felice mit dem Rücken an. Der Band schließt mit der Rückreise nach Rom, auf der sich Goethe keineswegs unselig fühlte; etwas betäubt schied er, aber nicht betrübt. Der Dichter hatte jede weitere Fortsetzung aufgegeben und deshalb auch einen äußern Abschluß versucht, der aber nicht für gelungen gelten kann. Der im August ausgedruckte Band ward erst ausgegeben, als das „Morgenblatt“ vom 5. September bis zum 15. Oktober eine Reihe Proben daraus geliefert hatte. Boisserée sprach seine begeisterte Freude darüber aus.

Ueber die Bearbeitung der Briefe bemerkt Riemer, es sei hier „manches gefühlvolle, vom Herzen zum Herzen gesprochene Wort, manch liebevoll vertrauliches Geständniß, manche freimüthige Aeußerung über Welt und Menschen, über Kunstwerke und Künstler unterdrückt worden“. Doch fand Riemer zur Zeit,

wo Goethe die Reise schrieb, dem Dichter nicht nahe, und er dürfte, da Dieser die Briefe selbst bald darauf verbrannte, diese nicht verglichen haben, da eine frühere Mittheilung derselben höchst unwahrscheinlich ist; sein Urtheil kann sich demnach nur auf die, wie wir oben bemerkten, erhaltenen und von ihm eingesehenen Tagebücher von Karlsbad bis Rom beziehen. Dasselbe gilt von Schöll, wenn er (Briefe an Frau von Stein. III. 292) von der Italiänischen Reise bemerkt: „Zum größern Theil ist der Inhalt wörtlich derselbe, nur häufig in den besondern Stücken umgestellt und anders vertheilt. Manches ist hinzugebaut, Vieles ist weggeschnitten. Denn nicht nur sind in den Briefen die Berichte fortwährend durchflochten mit eben solchen Ausdrücken unverbrüchlicher warmer Anhänglichkeit an die Freundin, wie alle die Blätter der vorhergehenden Jahre sie enthielten, sondern es ist auch die Darstellung und Erörterung von Naturbeobachtungen hie und da viel ausführlicher, in der Besprechung von Gebäuden und Kunstwerken mehr Erguß. Jenem allerdings klassischen Charakter, welchen die Umarbeitung den Tagebüchern gab, hat sie manche Stelle geopfert, die an sich von der Sinnenhelle des Dichters und seiner gemüthlich tiefen Verehrung der Schöpfung einen liebenswürdigen Eindruck gewährt." Erhalten sind aber nur die Tagebücher von Karlsbad bis Rom; denn auch das Tagebuch von der Seefahrt nach Palermo bis zur Abreise von Messina muß verbrannt sein, da Riemer aus der ursprünglichen Fassung desselben nichts mittutheilen weiß, ja bei seinen Auszügen (II. 257 f.) hier nachweislich spätere Einschiebungen aufgenommen hat. Ob die auf den zweiten Aufenthalt in Rom bezüglichen Briefe sich noch erhalten haben, wissen wir nicht. Auffallend ist es, daß Christian Schuchardt, der Goethe's Sammlungen vorstand und dessen Archiv benutzen konnte, zu seiner Ausgabe der Italiänischen Reise die noch vorhandenen Briefe nie erwähnt, selbst nicht jenes wirklich erhaltene Tagebuch.

Wir müssen zwischen den ausgeführten Tagebüchern, die von Karlsbad bis Rom und von der Seefahrt aus Neapel bis zur Abreise von Messina gehen, und den einzelnen Briefen unterscheiden. Bei den erstern war Goethe's Bearbeitung wenig eingreifend; er strich nur Manches und nicht allein die persönlichen Ergüsse, sondern auch Vieles, was ihm unnöthig den Umfang zu schwellen schien. Durch Riemer's betreffende Mittheilungen sind wir in den Stand gesetzt, uns bei den Berichten von Karlsbad bis Rom darüber wenigstens zum Theil ein selbstständiges Urtheil zu bilden. Manche dieser Auslassungen vermissen wir

:hr ungern. Und welche andere Farbe würden einzelne Stellen erhalten, wenn die persönlichen Ergüsse an die geliebte Frau nicht grausam weggeschnitten wären. Mehrfach ist eine Reihe von Tagen ganz ausgefallen, die doch für den stets rastlos sich umsehenden, im Beobachten, Denken und Dichten immer bewegten Reisenden nicht ohne Bedeutung gewesen sein können. Daß er selbst manche auf die Ausbildung der Iphigenie und andere dichterische Pläne bezügliche Aeußerungen gestrichen, sehen wir aus Riemer's Angaben; auch in der Reise auf Sizilien sind kleine Lücken durch Streichen entstanden. Bei Palermo hat der Dichter seine spätere Abfassung des Berichtes über den Besuch bei Cagliostro's Verwandten zu Grunde gelegt und darin Einzelnes stehen lassen, was sich auf die Zeit nach seiner Rückkehr bezieht. Dasselbe ist zum Theil bei der Seefahrt von Neapel nach Palermo und den Zusätzen der Fall, welche er am Ende der einzelnen Stücke des Tagebuchs von Karlsbad nach Rom sich gestattet hat.

Viel ungünstiger steht die Sache bei dem doppelten Aufenthalte in Rom und Neapel, wo außer dem Tagebuche und andern Papieren die Briefe an Frau von Stein und Herder zu Grunde lagen. Hier mußte der Dichter, da alle persönlichen Anreden wegfallen sollten, nicht allein sämmtliche auf die Verhältnisse er Angeredeten bezügliche Stellen wegschneiden, sondern auch Manches verwischen, was von ferne auf Persönliches hindeuten zu können schien; aber den abweichenden Ton konnte er doch nicht ganz beseitigen. An Herder schrieb Goethe anders, als wenn er seiner innigsten Seelenfreundin sich vertraute; waren ja schon die Bildung und die Neigung Herder's eine ganz andere als die der freilich in ihrer Art hochgebildeten, auch der Ausübung der Kunst, besonders im Zeichnen und Malen sich erfreuenden Freundin. Konnte auch die Bearbeitung alle deutlichen Spuren der angeredeten Person tilgen, die den ganzen Brief durchziehende Färbung blieb doch bei den an Herder gerichteten eine andere als bei Frau von Stein. Und so Manches ist stehen geblieben, was entschieden auf einen der beiden Weimarer Vertrauten hindeutet; ja, der Brief aus Neapel vom 17. Mai (S. 306) trägt auch jetzt noch die Aufschrift „An Herder", und aus manchen andern, wo von Herder in dritter Person die Rede ist, ergiebt sich, daß sie ursprünglich an Diesen gerichtet sind und nur das ursprüngliche Du zum entschiedenen Nachtheil des Briefes verwischt ist. Im Briefe vom 27. Mai (S. 313) hat sich durch Versehen die Aeußerung erhalten: „Das sehnlich erwartete Schächtelchen war auch dabei, und ich danke tausendmal für Alles", die offenbar auf Frau von Stein deutet. Die mehrfach vor-

kommende Angabe der Numerirung der Briefe, auf welche Goethe antwo[illegible] und einzelnes Andere, das mit der Persönlichkeit des Angeredeten in Verbindung steht, hätte nach dem einmal angenommenen Grundsatz gestrichen werden sollen. Auch sonst sind einzelne thatsächliche Angaben stehen geblieben, die nach der durchgehends befolgten Beschränkung der Briefe wegfallen mußten. Dagegen ist Manches auch nicht persönlicher Art der Verkürzung zum Opfer gefallen, das wir ungern entbehren; ja einmal ist gar ein Brief ausgefallen, auf den verwiesen wird. Vgl. S. 169, Z. 17. Anderswo sind Zusätze gemacht, die auf eine spätere Zeit deuten. So war die S. 177, Z. 14 f. erwähnte Sakontala damals noch unbekannt, und auch die Beziehung auf Mignon S. 171, Z. 35 f. dürfte später eingeschoben sein. Außer den Briefen an Frau von Stein und Herder (alle übrigen mit Ausnahme der an seine Mutter standen ihm nicht zu Gebote, oder er hatte sie wenigstens sich nicht verschafft) benutzte Goethe auch einzelne bedeutende Tagebuchbemerkungen theils zu Einschiebungen theils zu ganzen Briefen.

Können wir nach dem Gesagten die Bearbeitung der Briefe keineswegs für durchaus gelungen halten, glauben vielmehr, daß dieselben in ihrer ursprünglichen Gestalt, wenn Wiederholungen, Flüchtigkeiten und Nachlässigkeiten der eilenden Feder gestrichen wären, einen lebendigern Eindruck hervorbringen würden, so bleibt doch Goethe's Italiänische Reise ein so lebendiges als liebenswürdiges Abbild der ganz einzigen Entwicklung und Ausbildung Goethe's in dem Lande seiner Sehnsucht, in welchem er völlig wiedergeboren werden, über seine Bestimmung zur vollsten Klarheit gelangen sollte. Die Hauptabsicht seiner Reise war gewesen, wie er im Januar 1788 an den Herzog schrieb, sich von den physisch-moralischen Uebeln, welche ihn zu Weimar quälten und ihn zuletzt ganz unbrauchbar machten, zu heilen und seinen heißen Durst nach der Kunst zu stillen, sein Gemüth, wie es im Tagebuche heißt, über die schönen Künste zu beruhigen, ihr heilig Bild in die Seele zu prägen und zu stillem Genuß zu bewahren. Mit welchem sittlichen Ernst er hierbei zu Werke ging, wie er nicht seinen Genuß, sondern seine rein menschliche, wissenschaftliche und künstlerische Ausbildung verfolgte, wie hier die Natur ihr längst geahntes Geheimniß ihm enthüllte und gleich einer beseligenden Göttin, vor welcher „das Wehen banger Erdgefühle schweigt", das Ideal reiner Kunst ihm erschien, dessen Erfassung und dichterische Belebung seine Bestimmung sein sollte, wie aber, wenn auch sein Geist in Italien lebte, sein Herz der Heimath und den Freunden, für die er einzig leben wollte, zugewandt

blieb, dies Alles zeigen unsere Briefe in einem ganz einzigen Spiegelbilde. Nur hüte man sich, sie als Reisebriefe zu betrachten, die den Leser über Italien unterrichten, ihm als Handbuch dienen sollen: dies sollten, dies konnten sie auch nicht, selbst wenn sie ganz frisch nach der Reise erschienen wären; sie sollten nur Goethe in Italien darstellen, ein Stück seines Lebensbildes geben, und zwar ein hochbedeutendes, das des Umschwunges seines ganzen Wesens zur Idealität. Wie klar die Umgestaltung nicht seiner Natur, sondern ihrer Ausbildung aus diesen Briefen uns entgegentritt, wie wir diese schrittweise verfolgen und zugleich den edlen, warmempfindenden, seiner Bestimmung bewußten Menschen vor uns wandeln, denken, fühlen, genießen und sich umgestalten, nicht umwandeln sehen, können wir hier nicht ausführen.[1] Die warme und frische, nicht schwunglose, aber von innigem Gefühl durchwehte Sprache ist der reine Ausfluß der vollergriffenen, in einem neuen, ihr gemäßen Elemente frei athmenden Seele.

Wenn schon die meisten deutschen Darsteller Goethe's die Briefe aus Italien kaum eines Wortes würdigen, ja fast nur den Gegensatz des in späterm Alter Hinzugefügten zu den ursprünglichen Briefen hervorheben, so darf man sich um so weniger wundern, wenn auch Lewes ihnen nicht gerecht wird, sondern nur von getäuschter Erwartung spricht. Freilich bemerkt er, der Hauptreiz derselben liege in der Wirkung, welche Italien auf den Geist des Dichters geübt; aber es entgeht ihm, daß dies gerade der einzige Zweck ihrer Zusammenstellung war. Völlige Verkennung ist es, wenn er behauptet, Goethe habe nicht Zeit genug gehabt, seine Eindrücke sich zu entwickeln und Andern darzulegen: als ob Dieser die Wirkung, die er empfunden, frisch auf der Stelle ausgesprochen und nicht häufig genug auf die in ihm vorgegangene Veränderung zurückblickte, deren Ertrag rein aussprache und das weitere Ziel, zu dem er sich getrieben fühlte, mit sicherm Selbstgefühl sich vorhielte, so daß der Leser, dem es nicht um Einzelnheiten, sondern um die menschliche und künstlerische Ausbildung des Dichters zu thun ist, seinen Entwicklungsgang ebenso klar vor Augen sieht, wie die augenblickliche Stimmung und Bewegung seiner Seele sich lebhaft ausprägt. Und es sind fürwahr nicht blos einige Stellen, wie Lewes meint, die zu dem Herrlichsten gehören, was je über Italien geschrieben worden,

[1] Vgl. Düntzer, „Goethe und Karl Auguste", I. 255 ff., Hermann Grimm's Vorlesung „Goethe in Italien" (1861) und die funfzehnte bis siebzehnte seiner Vorlesungen über Goethe (1877), auch L. Hirzel's Vortrag „Goethe's italiänische Reise" (1871).

ſondern der Duft des in heiterm Sonnenglanze vor ihm liegenden Landes, das wonnige Gefühl, endlich, frei von jeder beengenden Feſſel und von jedem Drucke äußerer Verhältniſſe, alle dieſe wunderbaren Naturſchönheiten und alle dieſe Kunſtſchätze ſich aneignen zu dürfen, und das ſein Herz ſchwellende Glück dieſes ſeligen Lebens ſchwebt über der ganzen Darſtellung. Wenn Lewes gar behauptet, Goethe habe die Reiſe zu einer Zeit geſchrieben, wo ſein Stil nicht mehr die volle Wärme und Kraft gehabt, ſo iſt dies eine thatſächliche Unwahrheit, da der allergrößte Theil der Briefe bis zur Rückkehr nach Rom ohne jede weſentliche Veränderung mitgetheilt iſt, ſo daß wir mit wenigen Ausnahmen den aus voller, warmer Seele, mit friſcheſter Anſchaulichkeit und Ergriffenheit ſprechenden, auf der Sonnenhöhe ſeines Lebens ſtehenden Dichter hören. Und wie darf man Briefe flüchtig nennen, in denen Goethe gegen die geliebte Frau und den hochgebildeten, damals ſo ganz mit ihm einſtimmenden Freund (denn wenn Lewes von Briefen an Andere ſpricht, ſo iſt dies einer ſeiner vielen thatſächlichen Irrthümer) ſein ganzes Herz ergießt, und zwar nicht immer augenblicklich, oft erſt am Schluße der Woche oder in noch längeren Zwiſchenräumen! Dazu kommen die vielen maleriſchen Schilderungen des eben Geſchauten, die keiner vorhergehenden Entwicklung, am Wenigſten bei Goethe, bedurften. Gegen Lewes hat ſich D. Guoli in dem Aufſatze „Wolfgango Goethe in Roma“ (im Februarheft 1875 der Nuova Antologia di scienze, lettere ed arti) der Italiäniſchen Reiſe mit wohlthuender Begeiſterung angenommen.

Im Jahre 1820 nahm Goethe, wie er in den Annalen berichtet (Werke, Bd. XXVII. 1. S. 266), die Papiere über den zweiten Aufenthalt zu Rom wieder vor, „um der italiäniſchen Reiſe einen nothwendigen Fortgang anzuſchließen“; aber auch diesmal hielten ihn die beſondere Schwierigkeit, welche ihm der Mangel eingehender Briefe über ſein Römiſches Leben entgegenſtellte, und die großen Anforderungen, welche eine ſolche Bearbeitung an ihn machte, von der Ausführung ab. Erſt als er den Plan einer vollſtändigen Ausgabe letzter Hand faßte, entſchloß er ſich, in einem dritten Bande der Italiäniſchen Reiſe auch ſeinen zweiten Römiſchen Aufenthalt darzuſtellen. Gleich nach der im Februar 1829 gelungenen Beendigung der Wanderjahre griff er denſelben an. Schon am 20. Februar hörte Eckermann, daß er nach den Wanderjahren die italiäniſchen Papiere vorgenommen. Den Oktoberbericht mit der Liebesgeſchichte von der Mailänderin erhielt Riemer am 24ſten zur Durchſicht. Den 2. April war Goethe mit

dem Schlusse beschäftigt. Am 10ten äußerte er gegen Eckermann, der ihn fünf Tage vorher mit den italiänischen Papieren beschäftigt gefunden hatte, er hoffe den Zweiten Aufenthalt in Rom endlich loszuwerden, um dann an etwas Anderes gehen zu können. Von den Briefen dieser Zeit könne er nicht viel brauchen, da sie zu viele Bezüge nach Haus, auf seine Weimarer Verhältnisse enthielten, zu wenig von seinem italiänischen Leben zeigten, doch fänden sich manche Aeußerungen darin, die seinen damaligen innern Zustand ausdrückten; solche Stellen wolle er ausziehen und übereinandergesetzt seiner Erzählung einschalten, wodurch eine Art von Ton und Stimmung auf diese übergehen werde. Während des Sommers gedieh die Bearbeitung zum Abschlusse. Den 19. August sandte er Riemer einen Auszug der Schrift von Moritz „Ueber die bildende Nachahmung des Schönen", den er zwischen die übrigen „Berichte" einschalten möge. Zehn Tage später bemerkt er gegen Zelter, seinen Zweiten Aufenthalt in Rom habe er möglichst ausgestattet, doch hätte er das Doppelte daran thun können ohne das ewige Hin- und Herzerren von guten lieben Freunden, die nichts brächten und nichts holten. Den 2. September schreibt er an Boisserée, etwas Aehnliches wie die Wanderjahre, obgleich zerstückelt und nur durch Ort und Tagesreihe verbunden, werde ihm nächstens im Zweiten Aufenthalt in Rom vor die Augen treten: die innern und äußern Ereignisse desselben würden hier aufgezählt, und das Ganze erhalte vielleicht nur dadurch eine Einheit, daß es aus einer Individualität, obgleich in sehr verschiedenen Jahren, lange gehegt, auch wol Jahre lang beseitigt, endlich hervorgetreten. Die neue Lieferung der Ausgabe letzter Hand brachte die mit dem dritten Bande vermehrte Italiänische Reise gegen Ende des Jahres. Auch diesmal gereichte Boisserée's Beifall Goethe zu besonderer Freude, vor Allem sein treffendes Wort, das Buch bringe den tiefsten Eindruck durch das überaus redliche, eifrige, ja leidenschaftliche Streben nach künstlerischer Ausbildung hervor, das sein ganzes Leben in Rom beherrsche. Noch tiefer fühlte er sich ergriffen durch des alten Freundes Wilhelm von Humboldt liebevoll eingehende, die unauflösliche Verbindung zwischen seinen Kunst- und Naturstudien beleuchtende Anzeige in den „Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik".[1])

1) Wieder abgedruckt in Wilhelm von Humboldt's Werken, II. 215—241. Vgl. auch Goethe's Briefwechsel mit den Gebrüdern von Humboldt, 287 ff. Eine andere eingehende Beurtheilung erschien bald nach Goethe's Tode in den „Blättern für literarische Unterhaltung" 1832, Nr. 85—88.

Daß die Bearbeitung des Zweiten Aufenthaltes in Rom dem seit dem zweiten Bande der Italiänische Reise fast zwölf Jahre älter gewordenen Dichter schwieriger war und bei der Beschaffenheit der ihm zu Gebote stehenden Briefe nicht so gut gelingen konnte, ist natürlich. Diese boten bei Weitem nicht so Vieles zur Schilderung seines Römischen Lebens, das auch ruhiger und gemessener hinfloß, da sein Durst gestillt war und er mehr sich selbst und seiner künstlerischen Thätigkeit lebte, die Beziehungen zur Heimath lebhafter wurden, er in innigem Austausche seiner Ansichten über Natur und Welt mit Herder sich erging, das Verhältniß zum Herzog an herzlicher Verehrung zunahm und er der Freundin sein Liebesverhältniß verschweigen mußte. Dennoch hätte er bei sorgfältigerer Durcharbeitung mehr aus den Briefen mittheilen können, die jetzt zum Theil außerordentlich lückenhaft sind. Auch hier trägt einmal ein Brief die Ueberschrift „An Herder", bei mehrern andern scheint die Beziehung auf Diesen klar durch, ja sie sind ohne diese völlig unverständlich. Je weniger die Briefe in der gemachten Auswahl boten, um so reichlicher mußte Goethe die ergänzenden Berichte über die einzelnen Monate auszustatten bedacht sein. Hier findet sich Manches aus seiner und Meyer's Erinnerung und aus vorhandenen Papieren glücklich ausgeführt, vor Allem die anmuthige Erzählung von der Mailänderin, die sich durch mehrere Monate durchschlingt, und der Abschied von Rom; aber mehrfach hat das Gedächtniß den Dichter getäuscht. Auch verrathen zuweilen Gezwungenheit und Dürre des Ausdrucks das frischer Kraft ermangelnde Greisenalter. Häufig ist Manches in die Berichte gestopft, das mehr die Masse schwellt, als daß es das Leben und Streben des Dichters in der ihn beglückenden Weltstadt ins Licht setzte. Dahin gehören besonders die Briefe von Tischbein, dessen Andenken er hier ein freundliches Denkmal setzen wollte, das Verzeichniß der Zeichnungen von Cassas, Meyer's Bemerkungen über das Schauen der Statuen bei Fackelbeleuchtung, der französische Brief über „Werther", die Darstellung des etymologischen Spieles mit Moritz, die Auszüge aus Dessen Abhandlung und die Ausführung über Hirt, zu welcher ihn wol der Wunsch bestimmte, Diesem eine Freude zu bereiten. Bei dem über Reiffenstein Mitgetheilten übersah Goethe, daß er das Wesentliche der Sache schon im ersten Bande gegeben hatte. Die früher gedruckte Schilderung des Römischen Karnevals kam hier unter einen falschen Monat zu stehen, die Aufnahme in die Gesellschaft der Arcadier gar ein Jahr zu spät, und das schon 1810 geschriebene Charak-

terbild von Philipp Neri gehörte in den zweiten Band. Doch bei allen diesen Mängeln treten auch hier der Ernst und die Rastlosigkeit des nach höchster Ausbildung seiner künstlerischen Anlage und nach Erfassung des in allen Naturreichen wirkenden Entwicklungsgesetzes strebenden Dichters ergreifend hervor, und stehen auch die manchen Zugaben dazu nur in entfernter Beziehung, so bilden sie doch auch werthvolle Erläuterungen des Elementes, das ihn trug, des frühern Römischen Künstlerlebens, das von der eingerissenen frömmelnden Richtung so sehr abstach.

In den Anmerkungen galt es, möglichst Alles mitzutheilen, was zur Vervollständigung des Bildes von Goethe's italiänischem Leben gehört, und so mußten die sämmtlichen von ihm aus Italien geschriebenen Briefe, von denen ein paar hier zum ersten Mal erscheinen, an gehöriger Stelle eingefügt werden. Weiter war aus den von Goethe in Italien benutzten Reisebüchern von Volkmann und Riedesel jedesmal das ihm über den einzelnen Gegenstand Vorliegende mitzutheilen, da Goethe eben davon ausging; auch durfte nicht übergangen werden, was aus gleichzeitigen Reisebeschreibern zur Erläuterung dienen konnte, besonders aus Borch, Münter, Bartels und Moritz, von denen der Letztere lange Zeit Goethe's täglicher Begleiter und Vertrauter war, so daß aus dessen Bericht Goethe oft selbst spricht. Auch die Vergleichung der ein paar Jahre spätern Reisebriefe eines andern, Goethe früher innig befreundeten Dichters, Fr. L. von Stolberg, die wegen ihrer frömmelnden Herabsetzung des Heidenthums in den „Xenien" so scharf getroffen wurden, schien sich zu empfehlen. Leider mußte ich mich in Rücksicht auf den äußern Umfang des Buches oft entschließen, auf die betreffenden Stellen blos zu verweisen. Die von Goethe erwähnten und besprochenen Kunstwerke waren zuweilen näher zu bezeichnen, wenn sie unterdessen anderswohin versetzt worden, ihr jetziger Standort anzugeben und überhaupt Alles beizubringen, was irgend zum sachlichen Verständniß nöthig oder wünschenswerth schien. Bei der schwierigen Aufgabe, deren ernste Lösung ich nicht ablehnen zu dürfen glaubte, hatte ich mich der regen Unterstützung der Herren Gustav von Loeper in Berlin und Reinhold Köhler in Weimar zu erfreuen, deren Namen allen Freunden dieser Forschungen rühmlich bekannt sind. Auch die Verlagsbuchhandlung hat sich für die Förderung der Arbeit im Geiste ihres zu früh heimgegangenen Gründers sehr thätig erwiesen.

Köln, den 3. Juli 1877.

Heinrich Düntzer.

Italiänische Reise.

Auch ich in Arkadien!

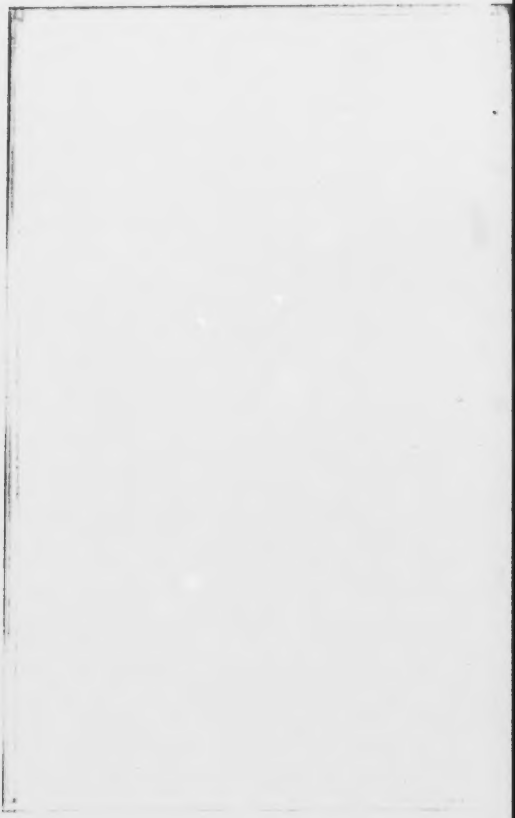

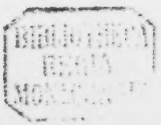

Karlsbad bis auf den Brenner.

Regensburg, den 4. September 1786.

Den dritten September früh drei Uhr stahl ich mich aus Karlsbad, weil man mich sonst nicht fortgelassen hätte. Die Gesellschaft, die den achtundzwanzigsten August, meinen Geburtstag, auf eine sehr freundliche Weise feiern mochte, erwarb sich wol dadurch ein Recht, mich festzuhalten; allein hier war nicht länger zu säumen. Ich warf mich ganz allein, nur einen Mantelsack und Dachsranzen aufpackend, in eine Postchaise und gelangte bald acht Uhr nach Zwoda, an einem schönen, stillen Nebelmorgen. Die obern Wolken streifig und wollig, die untern schwer. Mir schienen das gute Anzeichen. Ich hoffte nach einem so schlimmen Sommer einen guten Herbst zu genießen. Um Zwölf in Eger bei heißem Sonnenschein, und nun erinnerte ich mich, daß dieser Ort dieselbe Polhöhe habe wie meine Vaterstadt, und ich freute mich, wieder einmal bei klarem Himmel unter dem funfzigsten Grade zu Mittag zu essen.

In Baiern stößt Einem sogleich das Stift Waldsassen entgegen. Köstliche Besitzthümer der geistlichen Herren, die früher als andere Menschen klug waren. Es liegt in einer Teller-, um nicht zu sagen Kesseltiefe, in einem schönen Wiesengrunde, rings von fruchtbaren, sanften Anhöhen umgeben. Auch hat dieses Kloster im Lande weit umher Besitzungen. Der Boden ist aufgelöster Thonschiefer. Der Quarz, der sich in dieser Gebirgsart befindet und sich nicht auflöst noch verwittert, macht das Feld locker und durchaus fruchtbar. Bis gegen Tirschenreuth steigt das Land noch. Die Wasser fließen Einem entgegen, nach der Eger und Elbe zu. Von Tirschenreuth an

fällt es nun südwärts ab, und die Wasser laufen nach der Donau. Mir giebt es sehr schnell einen Begriff von jeder Gegend, wenn ich bei dem kleinsten Wasser forsche, wohin es läuft, zu welcher Flußregion es gehört. Man findet alsdann, selbst in Gegenden, die man nicht übersehen kann, einen Zusammenhang der Berge und Thäler gedankenweise. Vor gedachtem Ort beginnt die treffliche Chaussee von Granitsand; es läßt sich keine vollkommenere denken; denn da der aufgelöste Granit aus Kiesel- und Thonerde besteht, so giebt das zugleich einen festen Grund und ein schönes Bindungsmittel, die Straße glatt wie eine Tenne zu machen. Die Gegend, durch die sie geführt ist, sieht desto schlechter aus: gleichfalls Granitsand, flachliegend, moorig und der schöne Weg desto erwünschter. Da nun zugleich das Land abfällt, so kommt man fort mit unglaublicher Schnelle, die gegen den böhmischen Schneckengang recht absticht. Beiliegendes Blättchen benennt die verschiedenen Stationen. Genug, ich war den andern Morgen um zehn Uhr in Regensburg und hatte also diese vierundzwanzig und eine halbe Meile in neununddreißig Stunden zurückgelegt. Da es anfing Tag zu werden, befand ich mich zwischen Schwandorf und Regenstauf, und nun bemerkte ich die Veränderung des Ackerbodens ins Bessere. Es war nicht mehr Verwitterung des Gebirgs, sondern aufgeschwemmtes, gemischtes Erdreich. Den Regenfluß herauf hatte in uralten Zeiten Ebbe und Fluth aus dem Donauthal in alle die Thäler gewirkt, die gegenwärtig ihre Wasser dorthin ergießen, und so sind diese natürlichen Polder entstanden, worauf der Ackerbau gegründet ist. Diese Bemerkung gilt in der Nachbarschaft aller größern und kleinern Flüsse, und mit diesem Leitfaden kann der Beobachter einen schnellen Aufschluß über jeden der Kultur geeigneten Boden erlangen.

Regensburg liegt gar schön. Die Gegend mußte eine Stadt herlocken; auch haben sich die geistlichen Herren wohl bedacht. Alles Feld um die Stadt gehört ihnen, in der Stadt steht Kirche gegen Kirche und Stift gegen Stift. Die Donau erinnert mich an den alten Main. Bei Frankfurt haben Fluß und Brücke ein besseres Ansehn, hier aber nimmt sich das gegenüberliegende Stadt am Hof recht artig aus. Ich verfügte mich gleich in das Jesuiten-Kollegium, wo das jährliche Schauspiel durch Schüler gegeben ward, sah das Ende der Oper und den Anfang des Trauerspiels. Sie machten es nicht schlimmer als

eine angehende Liebhabertruppe und waren recht schön, fast zu prächtig gekleidet. Auch diese öffentliche Darstellung hat mich von der Klugheit der Jesuiten aufs Neue überzeugt. Sie verschmähten nichts, was irgend wirken konnte, und wußten es mit Liebe und Aufmerksamkeit zu behandeln. Hier ist nicht Klugheit, wie man sie sich in abstracto denkt; es ist eine Freude an der Sache dabei, ein Mit- und Selbstgenuß, wie er aus dem Gebrauche des Lebens entspringt. Wie diese große geistliche Gesellschaft Orgelbauer, Bildschnitzer und Vergolder unter sich hat, so sind gewiß auch Einige, die sich des Theaters mit Kenntniß und Neigung annehmen, und wie durch gefälligen Prunk sich ihre Kirchen auszeichnen, so bemächtigen sich die einsichtigen Männer hier der weltlichen Sinnlichkeit durch ein anständiges Theater.

Heute schreibe ich unter dem neunundvierzigsten Grade. Er läßt sich gut an. Der Morgen war kühl, und man klagt auch hier über Nässe und Kälte des Sommers; aber es entwickelte sich ein herrlicher, gelinder Tag. Die milde Luft, die ein großer Fluß mitbringt, ist ganz was Eigenes. Das Obst ist nicht sonderlich. Gute Birnen hab' ich gespeist; aber ich sehne mich nach Trauben und Feigen.

Der Jesuiten Thun und Wesen hält meine Betrachtungen fest. Kirchen, Thürme, Gebäude haben etwas Großes und Vollständiges in der Anlage, das allen Menschen insgeheim Ehrfurcht einflößt. Als Dekoration ist nun Gold, Silber, Metall, geschliffene Steine in solcher Pracht und Reichthum gehäuft, der die Bettler aller Stände blenden muß. Hie und da fehlt es auch nicht an etwas Abgeschmacktem, damit die Menschheit versöhnt und angezogen werde. Es ist dieses überhaupt der Genius des katholischen äußern Gottesdienstes; noch nie habe ich es aber mit so viel Verstand, Geschick und Konsequenz ausgeführt gesehen als bei den Jesuiten. Alles trifft darin überein, daß sie nicht, wie andere Ordensgeistliche, eine alte, abgestumpfte Andacht fortsetzten, sondern sie dem Geist der Zeit zu Liebe durch Prunk und Pracht wieder auffrischten.

Ein sonderbar Gestein wird hier zu Werkstücken verarbeitet, dem Scheine nach eine Art Todtliegendes, das jedoch für älter, für ursprünglich, ja für porphyrartig gehalten werden muß. Es ist grünlich, mit Quarz gemischt, locherig, und es finden sich große Flecke des festesten Jaspis darin, in welchen sich wieder kleine runde Flecken von Breccienart zeigen. Ein Stück

war gar zu instruktiv und appetitlich, der Stein aber zu fest, und ich habe geschworen, mich auf dieser Reise nicht mit Steinen zu schleppen.

München, den 6. September.

Den fünften September halb ein Uhr Mittag reiste ich von Regensburg ab. Bei Abach ist eine schöne Gegend, wo die Donau sich an Kalkfelsen bricht, bis gegen Saal hin. Es ist der Kalk wie der bei Osterode am Harz, dicht, aber im Ganzen löcherig. Um sechs Uhr Morgens war ich in München, und nachdem ich mich zwölf Stunden umgesehen, will ich nur Weniges bemerken. In der Bildergalerie fand ich mich nicht einheimisch; ich muß meine Augen erst wieder an Gemälde gewöhnen. Es sind treffliche Sachen. Die Skizzen von Rubens, von der Luxemburger Galerie, haben mir große Freude gemacht. Hier steht auch das vornehme Spielwerk, die Trajanische Säule, in Modell. Der Grund Lapis Lazuli, die Figuren vergoldet. Es ist immer ein schön Stück Arbeit, und man betrachtet es gern.

Im Antikensaale konnte ich recht bemerken, daß meine Augen auf diese Gegenstände nicht geübt sind; deswegen wollte ich nicht verweilen und Zeit verderben. Vieles sprach mich gar nicht an, ohne daß ich sagen könnte, warum. Ein Drusus erregte meine Aufmerksamkeit, zwei Antonine gefielen mir, und so noch Einiges. Im Ganzen stehen die Sachen auch nicht glücklich, ob man gleich mit ihnen hat aufputzen wollen und der Saal oder vielmehr das Gewölbe ein gutes Ansehn hätte, wenn es nur reinlicher und besser unterhalten wäre. Im Naturalienkabinet fand ich schöne Sachen aus Tirol, die ich in kleinen Musterstücken schon kenne, ja besitze.

Es begegnete mir eine Frau mit Feigen, welche als die ersten vortrefflich schmeckten. Aber das Obst überhaupt ist doch für den achtundvierzigsten Grad nicht besonders gut. Man klagt hier durchaus über Kälte und Nässe. Ein Nebel, der für einen Regen gelten konnte, empfing mich heute früh vor München. Den ganzen Tag blies der Wind sehr kalt vom Tiroler Gebirg. Als ich vom Thurm dahin sah, fand ich es bedeckt und den ganzen Himmel überzogen. Nun scheint die Sonne im Untergehn noch an den alten Thurm, der mir vor

dem Fenster sieht. Verzeihung, daß ich so sehr auf Wind und Wetter Acht habe: der Reisende zu Lande, fast so sehr als der Schiffer, hängt von beiden ab, und es wäre ein Jammer, wenn mein Herbst in fremden Landen so wenig begünstigt sein sollte als der Sommer zu Hause.

Nun soll es gerade auf Innsbruck. Was laß' ich nicht Alles rechts und links liegen, um den einen Gedanken auszuführen, der fast zu alt in meiner Seele geworden ist!

Mittenwald, den 7. September Abends.

Es scheint, mein Schutzgeist sagt Amen zu meinem Credo, und ich danke ihm, der mich an einem so schönen Tage hierher geführt hat. Der letzte Postillon sagte mit vergnüglichem Ausruf, es sei der erste im ganzen Sommer. Ich nähre meinen stillen Aberglauben, daß es so fortgehen soll, doch müssen mir die Freunde verzeihen, wenn wieder von Luft und Wolken die Rede ist.

Als ich um fünf Uhr von München wegfuhr, hatte sich der Himmel aufgeklärt. An den Tiroler Bergen standen die Wolken in ungeheuern Massen fest. Die Streifen der untern Regionen bewegten sich auch nicht. Der Weg geht auf den Höhen, wo man unten die Isar fließen sieht, über zusammengeschwemmte Kieshügel hin. Hier wird uns die Arbeit der Strömungen des uralten Meeres faßlich. In manchem Granitgeschiebe fand ich Geschwister und Verwandte meiner Kabinetsstücke, die ich Knebel'n verdanke.

Die Nebel des Flusses und der Wiesen wehrten sich eine Weile, endlich wurden auch diese aufgezehrt. Zwischen gedachten Kieshügeln, die man sich mehrere Stunden weit und breit denken muß, das schönste, fruchtbarste Erdreich wie im Thale des Regenflusses. Nun muß man wieder an die Isar und sieht einen Durchschnitt und Abhang der Kieshügel, wol hundertundfunfzig Fuß hoch. Ich gelangte nach Wolfratshausen und erreichte den achtundvierzigsten Grad. Die Sonne brannte heftig; Niemand traut dem schönen Wetter, man schreit über das böse des vergehenden Jahres, man jammert, daß der große Gott gar keine Anstalt machen will.

Nun ging mir eine neue Welt auf. Ich näherte mich den Gebirgen, die sich nach und nach entwickelten.

Benediktbeuern liegt köstlich und überrascht beim ersten Anblick. In einer fruchtbaren Fläche ein lang- und breites weißes Gebäude und ein breiter, hoher Felsrücken dahinter. Nun geht es hinauf zum Kochelsee, noch höher ins Gebirge zum Walchensee. Hier begrüßte ich die ersten beschneiten Gipfel, und auf meine Verwunderung, schon so nahe bei den Schneebergen zu sein, vernahm ich, daß es gestern in dieser Gegend gedonnert, geblitzt und auf den Bergen geschneit habe. Aus diesen Meteoren wollte man Hoffnung zu besserm Wetter schöpfen und aus dem ersten Schnee eine Umwandlung der Atmosphäre vermuthen. Die Felsklippen, die mich umgeben, sind alle Kalk, von dem ältesten, der noch keine Versteinerungen enthält. Diese Kalkgebirge gehen in ungeheuern ununterbrochenen Reihen von Dalmatien bis an den St. Gotthard und weiter fort. Hacquet hat einen großen Theil der Kette bereist. Sie lehnen sich an das quarz- und thonreiche Urgebirge.

Nach Walchensee gelangte ich um halb Fünf. Etwa eine Stunde von dem Orte begegnete mir ein artiges Abenteuer. Ein Harfner mit seiner Tochter, einem Mädchen von elf Jahren, gingen vor mir her und baten mich, das Kind einzunehmen. Er trug das Instrument weiter, ich ließ sie zu mir sitzen, und sie stellte mir eine große neue Schachtel sorgfältig zu ihren Füßen. Ein artiges, ausgebildetes Geschöpf, in der Welt schon ziemlich bewandert. Nach Maria Einsiedeln war sie mit ihrer Mutter zu Fuß gewallfahrtet, und Beide wollten eben die größere Reise nach San Jago von Compostell antreten, als die Mutter mit Tode abging und ihr Gelübde nicht erfüllen sollte. Man könne in der Verehrung der Mutter Gottes nie zu viel thun, meinte sie. Nach einem großen Brande habe sie selbst gesehen ein ganzes Haus niedergebrannt bis auf die untersten Mauern, und über der Türe hinter einem Glase das Muttergottesbild, Glas und Bild unversehrt, welches denn doch ein augenscheinliches Wunder sei. All ihre Reisen habe sie zu Fuße gemacht, zuletzt in München vor dem Kurfürsten gespielt und sich überhaupt vor einundzwanzig fürstlichen Personen hören lassen. Sie unterhielt mich recht gut. Hübsche große, braune Augen, eine eigensinnige Stirn, die sich manchmal ein Wenig hinaufwärts faltete. Wenn sie sprach, war sie angenehm und natürlich, besonders wenn sie kindischlaut lachte; hingegen wenn sie schwieg, schien sie etwas bedeuten zu wollen und machte mit der Oberlippe eine fatale Miene. Ich sprach sehr viel mit ihr durch;

sie war überall zu Hause und merkte gut auf die Gegenstände. So fragte sie mich einmal, was das für ein Baum sei. Es war ein schöner großer Ahorn, der erste, der mir auf der ganzen Reise zu Gesichte kam. Den hatte sie doch gleich bemerkt und freute sich, da mehrere nach und nach erschienen, daß sie auch diesen Baum unterscheiden könne. Sie gehe, sagte sie, nach Botzen auf die Messe, wo ich doch wahrscheinlich auch hinzöge. Wenn sie mich dort anträfe, müsse ich ihr einen Jahrmarkt kaufen, welches ich ihr denn auch versprach. Dort wolle sie auch ihre neue Haube aufsetzen, die sie sich in München von ihrem Verdienst habe machen lassen. Sie wolle mir solche im Voraus zeigen. Nun eröffnete sie die Schachtel, und ich mußte mich des reichgestickten und wohlbebänderten Kopfschmuckes mit ihr erfreuen.

Ueber eine andere frohe Aussicht vergnügten wir uns gleichfalls zusammen. Sie versicherte nämlich, daß es gut Wetter gäbe. Sie trügen ihren Barometer mit sich, und das sei die Harfe. Wenn sich der Diskant hinaufstimme, so gebe es gutes Wetter, und das habe er heute gethan. Ich ergriff das Omen, und wir schieden im besten Humor in der Hoffnung eines baldigen Wiedersehns.

Auf dem Brenner, den 8. September Abends.

Hier gekommen, gleichsam gezwungen, endlich an einen Ruhepunkt, an einen stillen Ort, wie ich ihn mir nur hätte wünschen können. Es war ein Tag, den man Jahre lang in der Erinnerung genießen kann. Um sechs Uhr verließ ich Mittenwald, den klaren Himmel reinigte ein scharfer Wind vollkommen. Es war eine Kälte, wie sie nur im Februar erlaubt ist. Nun aber bei dem Glanze der aufgehenden Sonne die dunkeln, mit Fichten bewachsenen Vordergründe, die grauen Kalkfelsen dazwischen und dahinter die beschneiten höchsten Gipfel auf einem tiefern Himmelsblau, das waren köstliche, ewig abwechselnde Bilder.

Bei Scharnitz kommt man ins Tirol. Die Grenze ist mit einem Walle geschlossen, der das Thal verriegelt und sich an die Berge anschließt. Es sieht gut aus: an der einen Seite ist der Felsen befestigt, an der andern steigt er senkrecht in die Höhe. Von Seefeld wird der Weg immer interessanter, und

wenn er bisher, seit Benediktbeuern herauf, von Höhe zu Höhe stieg und alle Wasser die Regien der Isar suchten, so blickt man nun über einen Rücken in das Innthal, und Inzingen liegt vor uns. Die Sonne war hoch und heiß, ich mußte meine Kleidung erleichtern, die ich bei der veränderlichen Atmosphäre des Tages oft wechsle.

Bei Zirl fährt man ins Innthal herab. Die Lage ist unbeschreiblich schön, und der hohe Sonnenduft machte sie ganz herrlich. Der Postillon eilte mehr, als ich wünschte: er hatte noch keine Messe gehört und wollte sie in Innsbruck, es war eben Marientag, um desto andächtiger zu sich nehmen. Nun rasselte es immer an dem Inn hinab, an der Martinswand vorbei, einer steil abgehenden ungeheuern Kalkwand. Zu dem Platze, wohin Kaiser Maximilian sich verstiegen haben soll, getraute ich mir wohl ohne Engel hin und her zu kommen, ob es gleich immer ein frevelhaftes Unternehmen wäre.

Innsbruck liegt herrlich in einem breiten, reichen Thale, zwischen hohen Felsen und Gebirgen. Erst wollte ich dableiben, aber es ließ mir keine Ruhe. Kurze Zeit ergetzte ich mich an dem Sohne des Wirths, einem leibhaftigen Söller. So begegnen mir nach und nach meine Menschen. Das Fest Mariä Geburt zu feiern ist Alles geputzt. Gesund und wohlhäbig, zu Schaaren wallfahrten sie nach Wilten, einem Andachtsorte, eine Viertelstunde von der Stadt gegen das Gebirge zu. Um zwei Uhr, als mein rollender Wagen das muntere, bunte Gedränge theilte, war Alles in frohem Zug und Gang.

Von Innsbruck herauf wird es immer schöner, da hilft kein Beschreiben. Auf den gebahntesten Wegen steigt man eine Schlucht herauf, die das Wasser nach dem Inn zu sendet, eine Schlucht, die den Augen unzählige Abwechselungen bietet. Wenn der Weg nah am schroffsten Felsen hergeht, ja in ihn hineingehauen ist, so erblickt man die Seite gegenüber sanft abhängig, so daß noch kann der schönste Feldbau darauf geübt werden. Es liegen Dörfer, Häuser, Häuschen, Hütten, Alles weiß angestrichen, zwischen Feldern und Hecken auf der abhängenden hohen und breiten Fläche. Bald verändert sich das Ganze: das Benutzbare wird zur Wiese, bis sich auch das in einen steilen Abhang verliert.

Zu meiner Welterschaffung habe ich Manches erobert, doch nichts ganz Neues und Unerwartetes. Auch habe ich viel geträumt von dem Modell, wovon ich so lange rede, woran ich

so gern anschaulich machen möchte, was in meinem Innern herumzieht, und was ich nicht Jedem in der Natur vor Augen stellen kann.

Nun wurde es dunkler und dunkler, das Einzelne verlor sich, die Massen wurden immer größer und herrlicher, endlich, da sich Alles nun wie ein tiefes, geheimes Bild vor mir bewegte, sah ich auf einmal wieder die hohen Schneegipfel vom Mond beleuchtet, und nun erwarte ich, daß der Morgen diese Felsenkluft erhelle, in der ich auf der Grenzscheide des Südens und Nordens eingeklemmt bin.

Ich füge noch einige Bemerkungen hinzu über die Witterung, die mir vielleicht eben deswegen so günstig ist, weil ich ihr so viele Betrachtungen widme. Auf dem flachen Lande empfängt man gutes und böses Wetter, wenn es schon fertig geworden; im Gebirge ist man gegenwärtig, wenn es entsteht. Dieses ist mir nun so oft begegnet, wenn ich auf Reisen, Spaziergängen, auf der Jagd, Tag' und Nächte lang in den Bergwäldern, zwischen Klippen verweilte, und da ist mir eine Grille aufgestiegen, die ich auch für nichts Anders geben will, die ich aber nicht los werden kann, wie man denn eben die Grillen am Wenigsten los wird. Ich sehe sie überall, als wenn es eine Wahrheit wäre, und so will ich sie denn auch aussprechen, da ich ohnehin die Nachsicht meiner Freunde so oft zu prüfen im Falle bin.

Betrachten wir die Gebirge näher oder ferner und sehen ihre Gipfel bald im Sonnenscheine glänzen, bald vom Nebel umzogen, von stürmenden Wolken umsaust, von Regenstrichen gepeitscht, mit Schnee bedeckt, so schreiben wir das Alles der Atmosphäre zu, da wir mit Augen ihre Bewegungen und Veränderungen gar wohl sehen und fassen. Die Gebirge hingegen liegen vor unserm äußern Sinn in ihrer herkömmlichen Gestalt unbeweglich da. Wir halten sie für todt, weil sie erstarrt sind; wir glauben sie unthätig, weil sie ruhen. Ich aber kann mich schon seit längerer Zeit nicht entbrechen, einer innern, stillen, geheimen Wirkung derselben die Veränderungen, die sich in der Atmosphäre zeigen, zum großen Theile zuzuschreiben. Ich glaube nämlich, daß die Masse der Erde überhaupt und folglich auch besonders ihre hervorragenden Grundfesten nicht eine beständige, immer gleiche Anziehungskraft ausüben, sondern

daß diese Anziehungskraft sich in einem gewissen Pulsiren äußert, so daß sie sich durch innere, nothwendige, vielleicht auch äußere, zufällige Ursachen bald vermehrt bald vermindert. Mögen alle andern Versuche, diese Oscillation darzustellen, zu beschränkt und roh sein, die Atmosphäre ist zart und weit genug, um uns von jenen stillen Wirkungen zu unterrichten. Vermindert sich jene Anziehungskraft im Geringsten, alsobald deutet uns die verringerte Schwere, die verminderte Elastizität der Luft diese Wirkung an. Die Atmosphäre kann die Feuchtigkeit, die in ihr chemisch und mechanisch vertheilt war, nicht mehr tragen; Wolken senken sich, Regen stürzen nieder und Regenströme ziehen nach dem Lande zu. Vermehrt aber das Gebirg seine Schwerkraft, so wird alsobald die Elastizität der Luft wiederhergestellt, und es entspringen zwei wichtige Phänomene. Einmal versammeln die Berge ungeheure Wolkenmassen um sich her, halten sie fest und starr wie zweite Gipfel über sich, bis sie, durch innern Kampf elektrischer Kräfte bestimmt, als Gewitter, Nebel und Regen niedergehen; sodann wirkt auf den Ueberrest die elastische Luft, welche nun wieder mehr Wasser zu fassen, aufzulösen und zu verarbeiten fähig ist. Ich sah das Aufzehren einer solchen Wolke ganz deutlich: sie hing um den steilsten Gipfel, das Abendroth beschien sie. Langsam, langsam sonderten ihre Enden sich ab, einige Flocken wurden weggezogen und in die Höhe gehoben; diese verschwanden, und so verschwand die ganze Masse nach und nach und ward vor meinen Augen wie ein Rocken von einer unsichtbaren Hand ganz eigentlich abgesponnen.

Wenn die Freunde über den ambulanten Wetterbeobachter und dessen seltsame Theorien gelächelt haben, so gebe ich ihnen vielleicht durch einige andere Betrachtungen Gelegenheit zum Lachen; denn ich muß gestehen, da meine Reise eigentlich eine Flucht war vor allen den Unbilden, die ich unter dem einundfunfzigsten Grade erlitten, daß ich Hoffnung hatte, unter dem achtundvierzigsten ein wahres Gosen zu betreten. Allein ich fand mich getäuscht, wie ich früher hätte wissen sollen; denn nicht die Polhöhe allein macht Klima und Witterung, sondern die Bergreihen, besonders jene, die von Morgen nach Abend die Länder durchschneiden. In diesen ereignen sich immer große Veränderungen, und nordwärts liegende Länder haben am Meisten darunter zu leiden. So scheint auch die Witterung für den ganzen Norden diesen Sommer über durch die große

Alpenkette, auf der ich dieses schreibe, bestimmt worden zu sein. Hier hat es die letzten Monate der immer geregnet, und Südwest und Südost haben den Regen durchaus nordwärts geführt. In Italien sollen sie schon Wetter, ja zu trocken gehabt haben.

Nun von dem abhängigen, durch Klima, Berghöhe, Feuchtigkeit auf das Mannichfaltigste bedingten Pflanzenreich einige Worte. Auch hierin habe ich keine sonderliche Veränderung, doch Gewinn gefunden. Aepfel und Birnen hängen schon häufig vor Innsbruck in dem Thale, Pfirschen und Trauben hingegen bringen sie aus Wälschland oder vielmehr aus dem mittägigen Tirol. Um Innsbruck bauen sie viel Türkisch- und Heidekorn, daß sie Elende nennen. Den Brenner herauf sah ich die ersten Lärchenbäume, bei Schönberg den ersten Zirbel. Ob wol das Harfnermädchen hier auch nachgefragt hätte?

Die Pflanzen betreffend, fühl' ich noch sehr meine Schülerschaft. Bis München glaubt' ich wirklich nur die gewöhnlichen zu sehen. Freilich war meine eilige Tag- und Nachtfahrt solchen feinern Beobachtungen nicht günstig. Nun habe ich zwar meinen Linné bei mir und seine Terminologie wohl eingeprägt; wo soll aber Zeit und Ruhe zum Analysiren herkommen, das ohnehin, wenn ich mich recht kenne, meine Stärke niemals werden kann? Daher schärf' ich mein Auge aufs Allgemeine, und als ich am Walchensee die erste Gentiana sah, fiel mir auf, daß ich auch bisher zuerst am Wasser die neuen Pflanzen fand.

Was mich noch aufmerksamer machte, war der Einfluß, den die Gebirgshöhe auf die Pflanzen zu haben schien. Nicht nur neue Pflanzen fand ich da, sondern den Wachsthum der alten verändert; wenn in der tiefern Gegend Zweige und Stengel starker und mastiger waren, die Augen näher an einander standen und die Blätter breit waren, so wurden höher ins Gebirg hinauf Zweige und Stengel zarter, die Augen rückten aus einander, so daß von Knoten zu Knoten ein größerer Zwischenraum stattfand und die Blätter sich lanzenförmiger bildeten. Ich bemerkte dies bei einer Weide und einer Gentiana und überzeugte mich, daß es nicht etwa verschiedene Arten wären. Auch am Walchensee bemerkte ich längere und schlankere Binsen als im Unterlande.

Die Kalkalpen, welche ich bisher durchschnitten, haben eine graue Farbe und schöne, sonderbare, unregelmäßige Formen, ob sich gleich der Fels in Lager und Bänke theilt. Aber weil

auch geschwungene Lager vorkommen und der Fels überhaupt ungleich verwittert, so sehen die Wände und Gipfel seltsam aus. Diese Gebirgsart steigt den Brenner weit herauf. In der Gegend des obern Sees fand ich eine Veränderung desselben. An dunkelgrünen und dunkelgrauen Glimmerschiefer, stark mit Quarz durchzogen, lehnte sich ein weißer dichter Kalkstein, der an der Ablösung glimmerig war und in großen, obgleich unendlich zerklüfteten Massen anstand. Ueber demselben fand ich wieder Glimmerschiefer, der mir aber zarter als der vorige zu sein schien. Weiter hinauf zeigt sich eine besondere Art Gneis oder vielmehr eine Granitart, die sich dem Gneis zubildet, wie in der Gegend von Elbogen. Hier oben, gegen dem Hause über ist der Fels Glimmerschiefer. Die Wasser, die aus dem Berge kommen, bringen nur diesen Stein und grauen Kalk mit.

Nicht fern muß der Granitstock sein, an den sich Alles anlehnt. Die Karte zeigt, daß man sich an der Seite des eigentlichen großen Brenners befindet, von dem aus die Wasser sich ringsum ergießen.

Vom Aeußern des Menschengeschlechts habe ich so viel aufgefaßt. Die Nation ist wacker und gerade vor sich hin. Die Gestalten bleiben sich ziemlich gleich: braune, wohlgeöffnete Augen und sehr gut gezeichnete Augenbraunen bei den Weibern, dagegen blonde und breite Augenbraunen bei den Männern. Dieſen geben die grünen Hüte zwischen den grauen Felsen ein fröhliches Ansehn. Sie tragen sie geziert mit Bändern oder breiten Schärpen von Taffet, mit Franzen, die mit Nadeln gar zierlich aufgeheftet werden. Auch hat Jeder eine Blume oder eine Feder auf dem Hut. Dagegen verbilden sich die Weiber durch weiße, baumwollene, zottige, sehr weite Mützen, als wären es unförmliche Mannsnachtmützen. Das giebt ihnen ein ganz fremdes Ansehn, da sie im Auslande die grünen Mannshüte tragen, die sehr schön kleiden.

Ich habe Gelegenheit gehabt, zu sehen, welchen Werth die gemeinen Leute auf Pfauenfedern legen, und wie überhaupt jede bunte Feder geehrt wird. Wer diese Gebirge bereisen wollte, müßte dergleichen mit sich führen. Eine solche am rechten Orte angebrachte Feder würde statt des willkommensten Trinkgeldes dienen.

Indem ich nun diese Blätter sondere, sammele, hefte und dergestalt einrichte, daß sie meinen Freunden bald einen leichten

Ueberblick meiner bisherigen Schicksale gewähren können, und daß ich mir zugleich, was ich bisher erfahren und gedacht, von der Seele wälze, betrachte ich dagegen mit einem Schauer manche Packete, von denen ich ein kurz- und gutes Bekenntniß ablegen muß: sind es doch meine Begleiter, werden sie nicht viel Einfluß auf meine nächsten Tage haben?

Ich hatte nach Karlsbad meine sämmtlichen Schriften mitgenommen, um die von Göschen zu besorgende Ausgabe schließlich zusammenzustellen. Die ungedruckten besaß ich schon längst in schönen Abschriften von der geschickten Hand des Sekretär Vogel. Dieser wackere Mann begleitete mich auch diesmal, um mir durch seine Fertigkeit beizustehen. Dadurch ward ich in den Stand gesetzt, die vier ersten Bände, unter der treusten Mitwirkung Herder's, an den Verleger abzusenden, und war im Begriff, mit den vier letzten das Gleiche zu thun. Diese bestanden theils aus nur entworfenen Arbeiten, ja aus Fragmenten, wie denn meine Unart, Vieles anzufangen und bei vermindertem Interesse liegen zu lassen, mit den Jahren, Beschäftigungen und Zerstreuungen allgemach zugenommen hatte.

Da ich nun diese Dinge sämmtlich mit mir führte, so gehorchte ich gern den Anforderungen der Karlsbader geistreichen Gesellschaft und las ihr Alles vor, was bisher unbekannt geblieben, da man sich denn jedesmal über das Nichtvollbringen derjenigen Dinge, an denen man sich gern länger unterhalten hätte, bitterlich beschwerte.

Die Feier meines Geburtstages bestand hauptsächlich darin, daß ich mehrere Gedichte erhielt im Namen meiner unternommenen, aber vernachlässigten Arbeiten, worin sich jedes nach seiner Art über mein Verfahren beklagte. Darunter zeichnete sich ein Gedicht im Namen der Vögel aus, wo eine an Treufreund gesendete Deputation dieser muntern Geschöpfe inständig bat, er möchte doch das ihnen zugesagte Reich nunmehr auch gründen und einrichten. Nicht weniger einsichtig und anmuthig waren die Aeußerungen über meine andern Stückwerke, so daß sie mir auf einmal wieder lebendig wurden und ich den Freunden meine gehabten Vorsätze und vollständigen Plane mit Vergnügen erzählte. Dies veranlaßte dringende Forderungen und Wünsche und gab Herder'n gewonnen Spiel, als er mich zu überreden suchte, ich möchte diese Papiere nochmals mit mir nehmen, vor allen aber Iphigenien noch einige Aufmerksamkeit schenken, welche sie wohl verdiene. Das

Stück, wie es gegenwärtig liegt, ist mehr Entwurf als Ausführung; es ist in poetischer Prosa geschrieben, die sich manchmal in einen jambischen Rhythmus verliert, auch wol andern Silbenmaßen ähnelt. Dieses thut freilich der Wirkung großen Eintrag, wenn man es nicht sehr gut liest und durch gewisse Kunstgriffe die Mängel zu verbergen weiß. Er legte mir dieses so dringend ans Herz, und da ich meinen größern Reiseplan ihm wie Allen verborgen hatte, so glaubte er, es sei nur wieder von einer Bergwanderung die Rede, und weil er sich gegen Mineralogie und Geologie immer spöttisch erwies, meinte er, ich sollte, anstatt taubes Gestein zu klopfen, meine Werkzeuge an diese Arbeit wenden. Ich gehorchte so vielen wohlgemeinten Andrängen; bis hierher aber war es nicht möglich, meine Aufmerksamkeit dahin zu lenken. Jetzt sondere ich Iphigenien aus dem Packet und nehme sie mit in das schöne, warme Land als Begleiterin. Der Tag ist so lang, das Nachdenken ungestört, und die herrlichen Bilder der Umwelt verdrängen keineswegs den poetischen Sinn, sie rufen ihn vielmehr, von Bewegung und freier Luft begleitet, nur desto schneller hervor.

Vom Brenner bis Verona.

Trient, den 11. September früh.

Nachdem ich völlig funfzig Stunden am Leben und in steter Beschäftigung geweſen, kam ich geſtern Abend um acht Uhr hier an, begab mich bald zur Ruhe und finde mich nun wieder im Stande, in meiner Erzählung fortzufahren. Am Neunten Abends, als ich das erſte Stück meines Tagebuchs geſchloſſen hatte, wollte ich noch die Herberge, das Poſthaus auf dem Brenner, in ſeiner Lage zeichnen, aber es gelang nicht; ich verfehlte den Charakter und ging halb verdrießlich nach Hauſe. Der Wirth fragte mich, ob ich nicht fort wollte: es ſei Mondſchein und der beſte Weg, und ob ich wohl wußte, daß er die Pferde morgen früh zum Einfahren des Grummets brauchte und bis dahin gern wieder zu Hauſe hätte, ſein Rath alſo eigennützig war, ſo nahm ich ihn doch, weil er mit meinem innern Triebe übereinſtimmte, als gut an. Die Sonne ließ ſich wieder blicken, die Luft war leidlich; ich packte ein, und um ſieben Uhr fuhr ich weg. Die Atmoſphäre ward über die Wolken Herr und der Abend gar ſchön.

Der Poſtillon ſchlief ein, und die Pferde liefen den ſchnellſten Trab bergunter, immer auf dem bekannten Wege fort; kamen ſie an ein eben Fleck, ſo ging es deſto langſamer. Der Führer wachte auf und trieb wieder an, und ſo kam ich ſehr geſchwind zwiſchen hohen Felſen an dem reißenden Eiſchfluß hinunter. Der Mond ging auf und beleuchtete ungeheure Gegenſtände. Einige Mühlen zwiſchen uralten Fichten über dem ſchäumenden Strom waren völlige Everdingen.

Als ich um neun Uhr nach Sterzing gelangte, gab man mir zu verſtehen, daß man mich gleich wieder wegwünſche.

In Mittenwald punkt zwölf Uhr fand ich Alles in tiefem Schlafe, außer dem Postillon, und so ging es weiter auf Brixen, wo man mich wieder gleichsam entführte, so daß ich mit dem Tage in Collman ankam. Die Postillons fuhren, daß Einem Sehen und Hören verging, und so leid es mir that, diese herrlichen Gegenden mit der entsetzlichsten Schnelle und bei Nacht wie im Fluge zu durchreisen, so freute es mich doch innerlich, daß ein günstiger Wind hinter mir her blies und mich meinen Wünschen zujagte. Mit Tagesanbruch erblickte ich die ersten Rebhügel. Eine Frau mit Birnen und Pfirschen begegnete mir, und so ging es auf Deutschen los, wo ich um sieben Uhr ankam und gleich weiter befördert wurde. Nun erblickte ich endlich bei hohem Sonnenschein, nachdem ich wieder eine Weile nordwärts gefahren war, das Thal, worin Botzen liegt. Von steilen, bis auf eine ziemliche Höhe angebauten Bergen umgeben, ist es gegen Mittag offen, gegen Norden von den Tiroler Bergen gedeckt. Eine milde, sanfte Luft füllte die Gegend. Hier wendet sich die Etsch wieder gegen Mittag. Die Hügel am Fuße der Berge sind mit Wein bebaut. Ueber lange, niedrige Lauben sind die Stöcke gezogen, die blauen Trauben hängen gar zierlich von der Decke herunter und reifen an der Wärme des nahen Bodens. Auch in der Fläche des Thals, wo sonst nur Wiesen sind, wird der Wein in solchen eng an einander stehenden Reihen von Lauben gebaut, dazwischen das türkische Korn, das nun immer höhere Stengel treibt. Ich habe es oft zu zehn Fuß hoch gesehen. Die zaselige männliche Blüthe ist noch nicht abgeschnitten, wie es geschieht, wenn die Befruchtung eine Zeit lang vorbei ist.

Bei heiterm Sonnenschein kam ich nach Botzen. Die vielen Kaufmannsgesichter freuten mich beisammen. Ein absichtliches wohlbehagliches Dasein drückt sich recht lebhaft aus. Auf dem Platze saßen Obstweiber mit runden, flachen Körben, über vier Fuß im Durchmesser, worin die Pfirschen neben einander lagen, daß sie sich nicht drücken sollten. Ebenso die Birnen. Hier fiel mir ein, was ich in Regensburg am Fenster des Wirthshauses geschrieben sah:

Comme les pêches et les mélons
Sont pour la bouche d'un baron,
Ainsi les verges et les bâtons
Sont pour les fous, dit Salomon.

Daß ein nordischer Baron dieses geschrieben, ist offenbar, und daß er in diesen Gegenden seine Begriffe ändern würde, ist auch natürlich.

Die Botzner Messe bewirkt einen starken Seidenvertrieb; auch Tücher werden dahin gebracht, und was an Leder aus den gebirgigen Gegenden zusammengeschafft wird. Doch kommen mehrere Kaufleute hauptsächlich, um Gelder einzukassiren, Bestellungen anzunehmen und neuen Kredit zu geben, dahin. Ich hatte große Lust, alle die Produkte zu beleuchten, die hier auf einmal zusammen gefunden werden; doch der Trieb, die Unruhe, die hinter mir ist, läßt mich nicht rasten, und ich eile sogleich wieder fort. Dabei kann ich mich trösten, daß in unsern statistischen Zeiten dies Alles wol schon gedruckt ist und man sich gelegentlich davon aus Büchern unterrichten kann. Mir ist jetzt nur um die sinnlichen Eindrücke zu thun, die kein Buch, kein Bild giebt. Die Sache ist, daß ich wieder Interesse an der Welt nehme, meinen Beobachtungsgeist versuche und prüfe, wie weit es mit meinen Wissenschaften und Kenntnissen geht, ob mein Auge licht, rein und hell ist, wie viel ich in der Geschwindigkeit fassen kann, und ob die Falten, die sich in mein Gemüth geschlagen und gedrückt haben, wieder auszutilgen sind. Schon jetzt, daß ich mich selbst bediene, immer aufmerksam, immer gegenwärtig sein muß, giebt mir diese wenigen Tage her eine ganz andere Elastizität des Geistes; ich muß mich um den Geldcours bekümmern, wechseln, bezahlen, notiren, schreiben, anstatt daß ich sonst nur dachte, wollte, sann, befahl und diktirte.

Von Botzen auf Trient geht es neun Meilen weg in einem fruchtbaren und fruchtbareren Thale hin. Alles, was auf den höhern Gebirgen zu vegetiren versucht, hat hier schon mehr Kraft und Leben, die Sonne scheint heiß, und man glaubt wieder einmal an einen Gott.

Eine arme Frau rief mich an, ich möchte ihr Kind in den Wagen nehmen, weil ihm der heiße Boden die Füße verbrenne. Ich übte diese Mildthätigkeit zu Ehren des gewaltigen Himmelslichtes. Das Kind war sonderbar gepuzt und aufgeziert, ich konnte ihm aber in keiner Sprache etwas abgewinnen.

Die Etsch fließt nun sanfter und macht an vielen Orten breite Kiese. Auf dem Lande, nah am Fluß, die Hügel hinauf ist Alles so enge an und in einander gepflanzt, daß man

denkt, es müsse Eins das Andere ersticken: Weingeländer, Mais, Maulbeerbäume, Aepfel, Birnen, Quitten und Nüsse. Ueber Mauern wirft sich der Attich lebhaft herüber. Epheu wächst in starken Stämmen die Felsen hinauf und verbreitet sich weit über sie; die Eidechse schlüpft durch die Zwischenräume, auch Alles, was hin und her wandelt, erinnert Einen an die liebsten Kunstbilder. Die aufgebundenen Zöpfe der Frauen, der Männer bloße Brust und leichte Jacken, die trefflichen Ochsen, die sie vom Markt nach Hause treiben, die beladenen Eselchen, Alles bildet einen lebendigen, bewegten Heinrich Roos. Und nun, wenn es Abend wird, bei der milden Luft wenige Wolken an den Bergen ruhen, am Himmel mehr stehen als ziehen und gleich nach Sonnenuntergang das Geschrille der Heuschrecken laut zu werden anfängt, da fühlt man sich doch einmal in der Welt zu Hause und nicht wie geborgt oder im Exil. Ich lasse mir's gefallen, als wenn ich hier geboren und erzogen wäre und nun von einer Grönlandsfahrt, von einem Walfischfange zurückkäme. Auch der vaterländische Staub, der manchmal den Wagen umwirbelt, von dem ich so lange nichts erfahren habe, wird begrüßt. Das Glocken- und Schellengeläute der Heuschrecken ist allerliebst, durchdringend und nicht unangenehm. Lustig klingt es, wenn muthwillige Buben mit einem Feld solcher Sängerinnen um die Wette pfeifen; man bildet sich ein, daß sie einander wirklich steigern. Auch der Abend ist vollkommen milde wie der Tag.

Wenn mein Entzücken hierüber Jemand vernähme, der in Süden wohnte, von Süden herkäme, er würde mich für sehr kindisch halten. Ach, was ich hier ausdrücke, habe ich lange gewußt, so lange als ich unter einem bösen Himmel dulde, und jetzt mag ich gern diese Freude als Ausnahme fühlen, die wir als eine ewige Naturnothwendigkeit immerfort genießen sollten.

Später.

Ich bin in der Stadt herumgegangen, die uralt ist und in einigen Straßen neue wohlgebaute Häuser hat. In der Kirche hängt ein Bild, wo das versammelte Konzilium einer Predigt des Jesuiten-Generals zuhört. Ich möchte wol wissen, was er ihnen aufgebunden hat. Die Kirche dieser Väter

bezeichnet sich gleich von außen durch rothe Marmorpilaster an der Façade; ein schwerer Vorhang schließt die Thüre, den Staub abzuhalten. Ich hob ihn auf und trat in eine kleine Vorkirche; die Kirche selbst ist durch ein eisernes Gitter geschlossen, doch so, daß man sie ganz übersehen kann. Es war Alles still und ausgestorben; denn es wird hier kein Gottesdienst mehr gehalten. Die vordere Thüre stand nur auf, weil zur Vesperzeit alle Kirchen geöffnet sein sollen.

Wie ich nun so dastehe und der Bauart nachdenke, die ich den übrigen Kirchen dieser Väter ähnlich fand, tritt ein alter Mann herein, das schwarze Käppchen sogleich abnehmend. Sein alter, schwarzer, vergrauter Rock deutete auf einen verkümmerten Geistlichen; er kniet vor dem Gitter nieder und steht nach einem kurzen Gebet wieder auf. Wie er sich umkehrt, sagt er halblaut für sich: „Da haben sie nun die Jesuiten herausgetrieben; sie hätten ihnen auch zahlen sollen, was die Kirche gekostet hat. Ich weiß wohl, was sie gekostet hat und das Seminarium, wie viele Tausende!" Indessen war er hinaus und hinter ihm der Vorhang zugefallen, den ich lüftete und mich still hielt. Er war auf der obern Stufe stehen geblieben und sagte: „Der Kaiser hat es nicht gethan, der Papst hat es gethan." Mit dem Gesicht gegen die Straße gekehrt und ohne mich zu vermuthen, fuhr er fort: „Erst die Spanier, dann wir, dann die Franzosen. Abel's Blut schreit über seinen Bruder Kain!" und so ging er die Treppe hinab, immer mit sich redend, die Straße hin. Wahrscheinlich ist es ein Mann, den die Jesuiten erbielten, und der über den ungeheuern Fall des Ordens den Verstand verlor und nun täglich kommt, in dem leeren Gefäß die alten Bewohner zu suchen und nach einem kurzen Gebet ihren Feinden den Fluch zu geben.

Ein junger Mann, den ich um die Merkwürdigkeiten der Stadt fragte, zeigte mir ein Haus, das man des Teufels Haus nennt, welches der sonst allzeit fertige Zerstörer in einer Nacht mit schnell herbeigeschafften Steinen erbaut haben soll. Das eigentliche Merkwürdige daran bemerkte der gute Mensch aber nicht, daß es nämlich das einzige Haus von gutem Geschmack ist, das ich in Trient gesehen habe, in einer ältern Zeit gewiß von einem guten Italiäner aufgeführt.

Roveredo, den 11. September Abends.

Abends um fünf Uhr reiste ich ab; wieder das Schauspiel von gestern Abend und die Heuschrecken, die gleich bei Sonnenuntergang zu schrillen anfangen. Wol eine Meile weit fährt man zwischen Mauern, über welche sich Traubengeländer sehen lassen; andere Mauern, die nicht hoch genug sind, hat man mit Steinen, Dornen und sonst zu erhoben gesucht, um das Abrupfen der Trauben den Vorbeigehenden zu wehren. Viele Besitzer bespritzen die vordersten Reihen mit Kalk, der die Trauben ungenießbar macht, dem Wein aber nichts schadet, weil die Gährung Alles wieder heraustreibt.

Hier bin ich nun in Roveredo, wo die Sprache sich abschneidet; oben herein schwankt es noch immer vom Deutschen zum Italiänischen. Nun hatte ich zum ersten Mal einen stockwälschen Postillon, der Wirth spricht kein Deutsch, und ich muß nun meine Sprachkünste versuchen. Wie froh bin ich, daß nunmehr die geliebte Sprache lebendig, die Sprache des Gebrauchs wird!

Torbole, den 12. September nach Tische.

Wie sehr wünschte ich meine Freunde einen Augenblick neben mich, daß sie sich der Aussicht freuen könnten, die vor mir liegt!

Heute Abend hätte ich können in Verona sein, aber es lag mir noch eine herrliche Naturwirkung an der Seite, ein köstliches Schauspiel, der Gardasee; den wollte ich nicht versäumen und bin herrlich für meinen Umweg belohnt. Nach Fünfen fuhr ich von Roveredo fort, ein Seitenthal hinauf, das seine Wasser noch in die Etsch gießt. Wenn man hinauf kommt, liegt ein ungeheurer Felsriegel hinten vor, über den man nach dem See hinunter muß. Hier zeigten sich die schönsten Kalkfelsen zu malerischen Studien. Wenn man hinab kommt, liegt ein Oertchen am nördlichen Ende des Sees, und ist ein kleiner Hafen oder vielmehr Anfahrt daselbst; es heißt Torbole. Die Feigenbäume hatten mich schon den Weg herauf häufig begleitet, und indem ich in das Fels-Amphitheater hin-

abstieg, fand ich die ersten Oelbäume voller Oliven. Hier traf ich auch zum ersten Mal die weißen kleinen Feigen als gemeine Frucht, welche mir die Gräfin Lantieri verheißen hatte.

Aus dem Zimmer, in dem ich sitze, geht eine Thüre nach dem Hof hinunter; ich habe meinen Tisch davor gerückt und die Aussicht mit einigen Linien gezeichnet. Man übersieht den See beinah in seiner ganzen Länge, nur am Ende links entwendet er sich unsern Augen. Das Ufer, auf beiden Seiten von Hügeln und Bergen eingefaßt, glänzt von unzähligen kleinen Ortschaften.

Nach Mitternacht bläst der Wind von Norden nach Süden; wer also den See hinab will, muß zu dieser Zeit fahren; denn schon einige Stunden vor Sonnenaufgang wendet sich der Luftstrom und zieht nordwärts. Jetzt Nachmittag weht er stark gegen mich und kühlt die heiße Sonne gar lieblich. Zugleich lehrt mich Volkmann, daß dieser See ehemals Benacus geheißen, und bringt einen Vers des Virgil, worin dessen gedacht wird:

Fluctibus et fremitu resonans Benace marino.

Der erste lateinische Vers, dessen Inhalt lebendig vor mir steht, und der in dem Augenblicke, da der Wind immer stärker wächst und der See höhere Wellen gegen die Anfahrt wirft, noch heute so wahr ist als vor vielen Jahrhunderten. So Manches hat sich verändert, noch aber stürmt der Wind in dem See, dessen Anblick eine Zeile Virgil's noch immer veredelt.

Geschrieben unter dem fünfundvierzigsten Grade funfzig Minuten.

In der Abendkühle ging ich spazieren und befinde mich nun wirklich in einem neuen Lande, in einer ganz fremden Umgebung. Die Menschen leben ein nachlässiges Schlaraffenleben: erstlich haben die Thüren keine Schlösser, der Wirth aber versicherte mir, ich könnte ganz ruhig sein, und wenn Alles, was ich bei mir hätte, aus Diamanten bestünde; zweitens sind die Fenster mit Oelpapier statt Glasscheiben geschlossen; drittens fehlt eine höchst nöthige Bequemlichkeit, so daß man dem Naturzustande hier ziemlich nahe kommt. Als ich den Hausknecht nach einer gewissen Gelegenheit fragte, deutete er in den Hof hinunter; „Qui abasso puo servirsi!“ Ich fragte: „Dove?“ — „Da per tutto, dove vuol!“ antwortete er freundlich. Durchaus zeigt sich die größte Sorglosigkeit, doch Leben und Ge-

schäftigkeit genug. Den ganzen Tag verführen die Nachbarinnen ein Geschwätz, ein Geschrei, und haben alle zugleich etwas zu thun, etwas zu schaffen. Ich habe noch kein müssiges Weib gesehn.

Der Wirth verkündigte mir mit italiänischer Emphase, daß er sich glücklich finde, mir mit der köstlichsten Forelle dienen zu können. Sie werden bei Torbole gefangen, wo der Bach vom Gebirge herunterkommt und der Fisch den Weg hinauf sucht. Der Kaiser erhält von diesem Fange zehntausend Gulden Pacht. Es sind keine eigentlichen Forellen; groß, manchmal funfzig Pfund schwer, über den ganzen Körper bis auf den Kopf hinauf punktirt; der Geschmack zwischen Forelle und Lachs, zart und trefflich.

Mein eigentlich Wohlleben aber ist in Früchten, in Feigen, auch Birnen, welche da wol köstlich sein müssen, wo schon Citronen wachsen.

Malcésine, den 13. September Abends.

Heute früh um drei Uhr fuhr ich von Torbole weg mit zwei Ruderern. Anfangs war der Wind günstig, daß sie die Segel brauchen konnten. Der Morgen war herrlich, zwar wolkig, doch bei der Dämmerung still. Wir fuhren bei Limone vorbei, dessen Berggärten, terrassenweise angelegt und mit Citronenbäumen bepflanzt, ein reiches und reinliches Ansehn geben. Der ganze Garten besteht aus Reihen von weißen viereckigen Pfeilern, die in einer gewissen Entfernung von einander stehen und stufenweis den Berg hinaufrücken. Ueber diese Pfeiler sind starke Stangen gelegt, um im Winter die dazwischen gepflanzten Bäume zu decken. Das Betrachten und Beschauen dieser angenehmen Gegenstände ward durch eine langsame Fahrt begünstigt, und so waren wir schon an Malcésine vorbei, als der Wind sich völlig umkehrte, seinen gewöhnlichen Tagweg nahm und nach Norden zog. Das Rudern half wenig gegen die übermächtige Gewalt, und so mußten wir im Hafen von Malcésine landen. Es ist der erste venetianische Ort an der Morgenseite des Sees. Wenn man mit dem Wasser zu thun hat, kann man nicht sagen: „Ich werde heute da oder dort sein.“ Diesen Aufenthalt will ich so gut als möglich nutzen, besonders das Schloß zu zeichnen, das am Wasser liegt und ein schöner Gegenstand ist. Heute im Vorbeifahren nahm ich eine Skizze davon.

Verona, den 14. September.

Der Gegenwind, der mich geſtern in den Hafen von Malcéſine trieb, bereitete mir ein gefährliches Abenteuer, welches ich mit gutem Humor überſtand und in der Erinnerung luſtig finde. Wie ich mir vorgenommen hatte, ging ich Morgens bei Zeiten in das alte Schloß, welches ohne Thore, ohne Verwahrung und Bewachung Jedermann zugänglich iſt. Im Schloßhofe ſetzte ich mich dem alten, auf und in den Felſen gebauten Thurm gegenüber; hier hatte ich zum Zeichnen ein ſehr bequemes Plätzchen gefunden; neben einer drei, vier Stufen erhöhten verſchloſſenen Thüre im Thürgewände ein verziertes ſteinernes Sitzchen, wie wir ſie wol bei uns in alten Gebäuden auch noch antreffen.

Ich ſaß nicht lange, ſo kamen verſchiedene Menſchen in den Hof herein, betrachteten mich und gingen hin und wieder. Die Menge vermehrte ſich, blieb endlich ſtehen, ſo daß ſie mich zuletzt umgab. Ich bemerkte wohl, daß mein Zeichnen Aufſehn erregt hatte, ich ließ mich aber nicht ſtören und fuhr ganz gelaſſen fort. Endlich drängte ſich ein Mann zu mir, nicht von dem beſten Anſehn, und fragte, was ich da mache. Ich erwiderte ihm, daß ich den alten Thurm abzeichne, um mir ein Andenken von Malcéſine zu erhalten. Er ſagte darauf, es ſei dies nicht erlaubt, und ich ſollte es unterlaſſen. Da er dieſes in gemeiner venetianiſcher Sprache ſagte, ſo daß ich ihn wirklich kaum verſtand, ſo erwiderte ich ihm, daß ich ihn nicht verſtehe. Er ergriff darauf mit wahrer italiäniſcher Gelaſſenheit mein Blatt, zerriß es, ließ es aber auf der Pappe liegen. Hierauf konnt' ich einen Ton der Unzufriedenheit unter den Umſtehenden bemerken; beſonders ſagte eine ältliche Frau, es ſei nicht recht! man ſolle den Podeſtà rufen, welcher dergleichen Dinge zu beurtheilen wiſſe. Ich ſtand auf meinen Stufen, den Rücken gegen die Thüre gelehnt, und überſchaute das immer ſich vermehrende Publikum. Die neugierigen, ſtarren Blicke, der gutmüthige Ausdruck in den meiſten Geſichtern, und was ſonſt noch Alles eine fremde Volksmaſſe charakteriſiren mag, gab mir den luſtigſten Eindruck. Ich glaubte das Chor der Vögel vor mir zu ſehen, das ich als Treufreund auf dem Ettersburger Theater oft zum Beſten gehabt. Dies verſetzte mich in die heiterſte Stimmung, ſo daß, als der Podeſtà mit ſeinem Actuarius herankam, ich ihn freimüthig begrüßte und auf ſeine Frage, warum ich ihre Feſtung abzeichnete, ihm beſcheiden erwiderte,

daß ich dieses Gemäuer nicht für eine Festung anerkenne. Ich machte ihn und das Volk aufmerksam auf den Verfall dieser Thürme und dieser Mauern, auf den Mangel von Thoren, kurz auf die Wehrlosigkeit des ganzen Zustandes und versicherte, ich habe hier nichts als eine Ruine zu sehen und zu zeichnen gedacht.

Man entgegnete mir: wenn es eine Ruine sei, was denn dran wol merkwürdig scheinen könne? Ich erwiderte darauf, weil ich Zeit und Gunst zu gewinnen suchte, sehr umständlich, daß sie wüßten, wie viele Reisende nur um der Ruinen willen nach Italien zögen; daß Rom, die Hauptstadt der Welt, von den Barbaren verwüstet, voller Ruinen stehe, welche hundert- und aber hundertmal gezeichnet worden, daß nicht Alles aus dem Alterthum so erhalten sei, wie das Amphitheater zu Verona, welches ich denn auch bald zu sehen hoffte.

Der Podestà, welcher vor mir, aber tiefer stand, war ein langer, nicht gerade hagerer Mann von etwa dreißig Jahren. Die stumpfen Züge seines geistlosen Gesichts stimmten ganz zu der langsamen und trüben Weise, womit er seine Fragen hervorbrachte. Der Actuarius, kleiner und gewandter, schien sich in einen so neuen und seltenen Fall auch nicht gleich finden zu können. Ich sprach noch Manches dergleichen, man schien mich gern zu hören, und indem ich mich an einige wohlwollende Frauengesichter wendete, glaubte ich Beistimmung und Billigung wahrzunehmen.

Als ich jedoch des Amphitheaters zu Verona erwähnte, das man im Lande unter dem Namen Arena kennt, sagte der Actuarius, der sich unterdessen besonnen hatte: das möge wol gelten; denn jenes sei ein weltberühmtes Römisches Gebäude; an diesen Thürmen aber sei nichts Merkwürdiges, als daß es die Grenze zwischen dem Gebiete Venedigs und dem östreichischen Kaiserstaate bezeichne und deshalb nicht ausspionirt werden solle. Ich erklärte mich dagegen weitläufig, daß nicht allein griechische und römische Alterthümer, sondern auch die der mittlern Zeit Aufmerksamkeit verdienten. Ihnen sei freilich nicht zu verargen, daß sie an diesem, von Jugend auf gekannten Gebäude nicht so viele malerische Schönheiten als ich entdecken könnten. Glücklicherweise setzte die Morgensonne Thurm, Felsen und Mauern in das schönste Licht, und ich fing an, ihnen dieses Bild mit Enthusiasmus zu beschreiben. Weil aber mein Publikum jene belobten Gegenstände im Rücken hatte und sich nicht

ganz von mir abwenden wollte, so drehten sie auf einmal, jenen Vögeln gleich, die man Wendehälse nennt, die Köpfe herum, dasjenige mit Augen zu schauen, was ich ihren Ohren anpries, ja der Podestà selbst kehrte sich, obgleich mit etwas mehr Anstand, nach dem beschriebenen Bilde hin. Diese Scene kam mir so lächerlich vor, daß mein guter Muth sich vermehrte und ich ihnen nichts, am Wenigsten den Epheu schenkte, der Fels und Gemäuer auf das Reichste zu verzieren schon Jahrhunderte Zeit gehabt hatte.

Der Actuarius versetzte drauf: das lasse sich Alles hören, aber Kaiser Joseph sei ein unruhiger Herr, der gewiß gegen die Republik Venedig noch manches Böse im Schilde führe, und ich möchte wol sein Unterthan, ein Abgeordneter sein, um die Grenzen auszuspähen.

„Weit entfernt," rief ich aus, „dem Kaiser anzugehören, darf ich mich wohl rühmen, so gut als Ihr, Bürger einer Republik zu sein, welche zwar an Macht und Größe dem erlauchten Staat von Venedig nicht verglichen werden kann, aber doch auch sich selbst regiert und an Handelsthätigkeit, Reichthum und Weisheit ihrer Vorgesetzten keiner Stadt in Deutschland nachsteht. Ich bin nämlich von Frankfurt am Main gebürtig, einer Stadt, deren Name und Ruf gewiß bis zu Euch gekommen ist."

„Von Frankfurt am Main!" rief eine hübsche junge Frau. „Da könnt Ihr gleich sehen, Herr Podestà, was an dem Fremden ist, den ich für einen guten Mann halte; laßt den Gregorio rufen, der lange daselbst konditionirt hat, der wird am Besten in der Sache entscheiden können."

Schon hatten sich die wohlwollenden Gesichter um mich her vermehrt, der erste Widerwärtige war verschwunden, und als nun Gregorio herbeikam, wendete sich die Sache ganz zu meinem Vortheil. Dieser war ein Mann etwa in den Funfzigen, ein braunes italiänisches Gesicht, wie man sie kennt. Er sprach und betrug sich als Einer, dem etwas Fremdes nicht fremd ist, erzählte mir sogleich, daß er bei Volongaro in Diensten gestanden und sich freue, durch mich etwas von dieser Familie und von der Stadt zu hören, an die er sich mit Vergnügen erinnere. Glücklicherweise war sein Aufenthalt in meine jüngern Jahre gefallen, und ich hatte den doppelten Vortheil, ihm genau sagen zu können, wie es zu seiner Zeit gewesen, und was sich nachher verändert habe. Ich erzählte ihm von den sämmtlichen

italiänischen Familien, deren mir keine fremd geblieben; er war sehr vergnügt, manches Einzelne zu hören, z. B. daß der Herr Allesina im Jahr 1774 seine goldene Hochzeit gefeiert, daß darauf eine Medaille geschlagen worden, die ich selbst besitze; er erinnerte sich recht wohl, daß die Gattin dieses reichen Handelsherrn eine geborne Brentano sei. Auch von den Kindern und Enkeln dieser Häuser wußte ich ihm zu erzählen, wie sie herangewachsen, versorgt, verheirathet worden und sich in Enkeln vermehrt hätten.

Als ich ihm nun die genauste Auskunft fast über Alles gegeben, um was er mich befragt, wechselten Heiterkeit und Ernst in den Zügen des Mannes. Er war froh und gerührt, das Volk erheiterte sich immer mehr und konnte unserm Zwiegespräch zuzuhören nicht satt werden, wovon er freilich einen Theil erst in ihren Dialekt übersetzen mußte.

Zuletzt sagte er: „Herr Podestà, ich bin überzeugt, daß dieses ein braver, kunstreicher Mann ist, wohlerzogen, welcher herumreist, sich zu unterrichten. Wir wollen ihn freundlich entlassen, damit er bei seinen Landsleuten Gutes von uns rede und sie aufmuntere, Malcésine zu besuchen, dessen schöne Lage wohl werth ist, von Fremden bewundert zu sein.“ Ich verstärkte diese freundlichen Worte durch das Lob der Gegend, der Lage und der Einwohner, die Gerichtspersonen als weise und vorsichtige Männer nicht vergessend.

Dieses Alles ward für gut erkannt, und ich erhielt die Erlaubniß, mit Meister Gregorio nach Belieben den Ort und die Gegend zu besehen. Der Wirth, bei dem ich eingekehrt war, gesellte sich nun zu uns und freute sich schon auf die Fremden, welche auch ihm zuströmen würden, wenn die Vorzüge Malcésine's erst recht ans Licht kämen. Mit lebhafter Neugierde betrachtete er meine Kleidungsstücke, besonders aber beneidete er mich um die kleinen Terzerole, die man so bequem in die Tasche stecken konnte. Er pries Diejenigen glücklich, die so schöne Gewehre tragen dürften, welches bei ihnen unter den peinlichsten Strafen verboten sei. Diesen freundlich Zudringlichen unterbrach ich einigemal, meinem Befreier mich dankbar zu erweisen. „Dankt mir nicht,“ versetzte der brave Mann; „mir seid Ihr nichts schuldig. Verstände der Podestà sein Handwerk, und wäre der Aktuar nicht der eigennützigste aller Menschen, Ihr wäret nicht so los gekommen. Jener war verlegener als Ihr, und diesem hätte Eure Verhaftung, die Berichte, die Ab-

führung nach Verona auch nicht einen Heller eingetragen. Das hat er geschwind überlegt, und Ihr wart schon befreit, ehe unsere Unterredung zu Ende war."

Gegen Abend holte mich der gute Mann in seinen Weinberg ab, der den See hinabwärts sehr wohl gelegen war. Uns begleitete sein funfzehnjähriger Sohn, der auf die Bäume steigen und mir das beste Obst brechen mußte, indessen der Alte die reifsten Weintrauben aussuchte.

Zwischen diesen beiden weltfremden, wohlwollenden Menschen, in der unendlichen Einsamkeit dieses Erdwinkels ganz allein, fühlte ich denn doch, wenn ich die Abenteuer des Tages überdachte, auf das Lebhafteste, welch ein wunderliches Wesen der Mensch ist, daß er dasjenige, was er mit Sicherheit und Bequemlichkeit in guter Gesellschaft genießen könnte, sich oft unbequem und gefährlich macht, blos aus der Grille, die Welt und ihren Inhalt sich auf eine besondere Weise zuzueignen.

Gegen Mitternacht begleitete mich mein Wirth an die Barke, das Fruchtkörbchen tragend, welches mir Gregorio verehrt hatte, und so schied ich mit günstigem Wind von dem Ufer, welches mir lästrygonisch zu werden gedroht hatte.

Nun von meiner Seefahrt! Sie endete glücklich, nachdem die Herrlichkeit des Wasserspiegels und des daran liegenden Brescianischen Ufers mich recht im Herzen erquickt hatte. Da, wo an der Abendseite das Gebirge aufhört, steil zu sein, und die Landschaft flacher nach dem See fällt, liegen in einer Reihe, in einer Länge von ungefähr anderthalb Stunden Gargnano, Bogliacco, Cecina, Toscolano, Maderno, Gardom, Salò, alle auch wieder meist in die Länge gezogen. Keine Worte drücken die Anmuth dieser so reich bewohnten Gegend aus. Früh um zehn Uhr landete ich in Bardolino, lud mein Gepäck auf ein Maulthier und mich auf ein anderes. Nun ging der Weg über einen Rücken, der das Thal der Etsch von der Seevertiefung scheidet. Die Urwasser scheinen hier von beiden Seiten gegen einander in ungeheuern Strömungen gewirkt und diesen kolossalen Kieseldamm aufgeführt zu haben. Fruchtbares Erdreich ward in ruhigern Epochen darüber geschlemmt; aber der Ackersmann ist doch stets aufs Neue von den immer wieder hervordringenden Geschieben geplagt. Man sucht so viel als möglich ihrer los

zu werden, baut sie reihen- und schichtenweis über einander und bildet dadurch am Wege hin sehr dicke Quasimauern. Die Maulbeerbäume sehen wegen Mangel an Feuchtigkeit nicht fröhlich auf dieser Höhe. An Quellen ist nicht zu denken. Von Zeit zu Zeit trifft man Pfützen zusammengeleiteten Regenwassers, woraus die Maulthiere, auch wol die Treiber ihren Durst löschen. Unten am Flusse sind Schöpfräder angebracht, um die tiefer liegenden Pflanzungen nach Gefallen zu wässern.

Nun aber kann die Herrlichkeit der neuen Gegend, die man beim Herabsteigen übersieht, durch Worte nicht dargestellt werden. Es ist ein Garten meilenlang und -breit, der am Fuß hoher Gebirge und schroffer Felsen ganz flach in der größten Reinlichkeit daliegt. Und so kam ich denn am vierzehnten September gegen ein Uhr hier in Verona an, wo ich zuerst noch Dieses schreibe, das zweite Stück meines Tagebuchs schließe und beste und gegen Abend mit freudigem Geiste das Amphitheater zu sehen hoffe.

Von der Witterung dieser Tage her melde ich Folgendes. Die Nacht vom Neunten auf den Zehnten war abwechselnd hell und bedeckt, der Mond behielt immer einen Schein um sich. Morgens gegen fünf Uhr überzog sich der ganze Himmel mit grauen, nicht schweren Wolken, die mit dem wachsenden Tage verschwanden. Je tiefer ich hinabkam, desto schöner war das Wetter. Wie nun gar in Botzen der große Gebirgsstock mitternächtlich blieb, zeigte die Luft eine ganz andere Beschaffenheit; man sah nämlich an den verschiedenen Landschaftsgründen, die sich gar lieblich durch ein etwas mehr oder weniger Blau von einander absonderten, daß die Atmosphäre voll gleich ausgetheilter Dünste sei, welche sie zu tragen vermochte, und die daher weder als Thau oder Regen niederfielen, noch als Wolken sich sammelten. Wie ich weiter hinab kam, konnte ich deutlich bemerken, daß alle Dünste, die aus dem Botzener Thal, alle Wolkenstreifen, die von den mittägigern Bergen aufsteigen, nach den höhern mitternächtigen Gegenden zu zogen, sie nicht verdeckten, aber in eine Art Höherauch einhüllten. In der weitesten Ferne über dem Gebirg konnte ich eine sogenannte Wassergalle bemerken. Von Botzen südwärts haben sie den ganzen Sommer das schönste Wetter gehabt, nur von Zeit zu Zeit ein Benig Wasser (sie sagen acqua, um den gelinden Regen auszudrücken) und dann sogleich wieder Sonnenschein. Auch gestern fielen von Zeit zu Zeit einige Tropfen, und die Sonne schien immer

dazu. Sie haben lange kein so gutes Jahr gehabt, es geräth Alles; das Ueble haben sie uns zugeschickt.

Das Gebirge, die Steinarten erwähne ich nur kürzlich; denn Ferber's Reise nach Italien und Hacquet's durch die Alpen unterrichten uns genugsam von dieser Wegstrecke. Eine Viertelstunde vom Brenner in ein Marmorbruch, an dem ich in der Dämmerung vorbeifuhr. Er mag und muß, wie der an der andern Seite, auf Glimmerschiefer aufliegen. Diesen fand ich bei Collman, als es Tag ward; weiter hinab zeigten sich Porphyre an. Die Felsen waren so prächtig und an der Chaussee die Haufen so gätlich zerschlagen, daß man gleich Voigtische Kabinetchen daraus hätte bilden und verpacken können. Auch kann ich ohne Beschwerde jeder Art ein Stück mitnehmen, wenn ich nur Augen und Begierde an ein kleineres Maß gewöhne. Bald unter Collman fand ich einen Porphyr, der sich in regelmäßige Platten spaltet, zwischen Brandzoll und Neumarkt einen ähnlichen, dessen Platten jedoch sich wieder in Säulen trennen. Ferber hielt sie für vulkanische Produkte; das war aber vor vierzehn Jahren, wo die ganze Welt in den Köpfen brannte. Hacquet schon macht sich darüber lustig.

Von den Menschen wüßte ich nur Weniges und wenig Erfreuliches zu sagen. Sobald mir vom Brenner Herunterfahrendem der Tag aufging, bemerkte ich eine entschiedene Veränderung der Gestalt, besonders mißfiel mir die bräunlich-bleiche Farbe der Weiber. Ihre Gesichtszüge deuteten auf Elend, Kinder waren ebenso erbärmlich anzusehen, Männer ein Wenig besser; die Grundbildung übrigens durchaus regelmäßig und gut. Ich glaube die Ursache dieses krankhaften Zustandes in dem häufigen Gebrauch des türkischen und Heide-Korns zu finden. Jenes, das sie auch gelbe Blende nennen, und dieses, schwarze Blende genannt, werden gemahlen, das Mehl in Wasser zu einem dicken Brei gekocht und so gegessen. Die jenseitigen Deutschen rupfen den Teig wieder aus einander und braten ihn in Butter auf. Der wälsche Tiroler hingegen ißt ihn so weg, manchmal Käse darauf gerieben, und das ganze Jahr kein Fleisch: nothwendig muß das die ersten Wege verleimen und verstopfen, besonders bei den Kindern und Frauen, und die kachektische Farbe deutet auf solches Verderben. Außerdem essen sie auch noch Früchte und grüne Bohnen, die sie in Wasser absieden und mit Knoblauch und Oel anmachen. Ich fragte, ob es nicht auch reiche Bauern gäbe. „Ja freilich." — „Thun sie sich nichts

zu Gute? Essen sie nicht besser?" — „Nein, sie sind es einmal so gewohnt." — „Wo kommen sie denn mit ihrem Gelde hin? Was machen sie sonst für Aufwand?" — „O, die haben schon ihre Herren, die es ihnen wieder abnehmen." Das war die Summa des Gespräches mit meiner Wirthstochter in Bozen.

Ferner vernahm ich von ihr, daß die Weinbauern, die am Wohlhabendsten scheinen, sich am Uebelsten befinden; denn sie sind in den Händen der städtischen Handelsleute, die ihnen bei schlechten Jahren den Lebensunterhalt vorschießen und bei guten den Wein um ein Geringes an sich nehmen. Doch das ist überall dasselbe.

Was meine Meinung wegen der Nahrung bestätigt, ist, daß die Stadtbewohnerinnen immer wohler aussehen. Hübsche, volle Mädchengesichter, der Körper für ihre Stärke und für die Größe der Köpfe etwas zu klein, mitunter aber recht freundlich entgegenkommende Gesichter. Die Männer kennen wir durch die wandernden Tiroler. Im Lande sehen sie weniger frisch aus als die Weiber, wahrscheinlich weil diese mehr körperliche Arbeiten, mehr Bewegung haben, die Männer hingegen als Krämer und Handwerksleute sitzen. Am Gardasee fand ich die Leute sehr braun und ohne den mindesten röthlichen Schein der Wangen, aber doch nicht ungesund, sondern ganz frisch und behaglich aussehend. Wahrscheinlich sind die heftigen Sonnenstrahlen, denen sie am Fuße ihrer Felsen ausgesetzt sind, hievon die Ursache.

Verona bis Venedig.

Verona, den 16. September.

Das Amphitheater ist also das erste bedeutende Monument der alten Zeit, das ich sehe, und so gut erhalten! Als ich hineintrat, mehr noch aber, als ich oben auf dem Rande umherging, schien es mir seltsam, etwas Großes und doch eigentlich nichts zu sehen. Auch will es leer nicht gesehen sein, sondern ganz voll von Menschen, wie man es neuerer Zeit Joseph II. und Pius VI. zu Ehren veranstaltet. Der Kaiser, der doch auch Menschenmassen vor Augen gewohnt war, soll darüber erstaunt sein. Doch nur in der frühsten Zeit that es seine ganze Wirkung, da das Volk noch mehr Volk war, als es jetzt ist. Denn eigentlich ist so ein Amphitheater recht gemacht, dem Volk mit sich selbst zu imponiren, das Volk mit sich selbst zum Besten zu haben.

Wenn irgend etwas Schauwürdiges auf flacher Erde vorgeht und Alles zuläuft, suchen die Hintersten auf alle mögliche Weise sich über die Vordersten zu erheben; man tritt auf Bänke, rollt Fässer herbei, fährt mit Wagen heran, legt Bretter hinüber und herüber, besetzt einen benachbarten Hügel, und es bildet sich in der Geschwindigkeit ein Krater. Kommt das Schauspiel öfter auf derselben Stelle vor, so baut man leichte Gerüste für Die, so bezahlen können, und die übrige Masse behilft sich, wie sie mag. Dieses allgemeine Bedürfniß zu befriedigen, ist hier die Aufgabe des Architekten. Er bereitet einen solchen Krater durch Kunst, so einfach als nur möglich, damit dessen Zierrath das Volk selbst werde. Wenn es sich so beisammen sah, mußte es über sich selbst erstaunen; denn da es sonst nur gewohnt, sich durch einander

laufen zu sehen, sich in einem Gewühle ohne Ordnung und sonderliche Zucht zu finden, so sieht das vielköpfige, vielsinnige, schwankende, hin und her irrende Thier sich zu einem edlen Körper vereinigt, zu einer Einheit bestimmt, in eine Masse verbunden und befestigt, als eine Gestalt, von einem Geiste belebt. Die Simplizität des Oval ist jedem Auge auf die angenehmste Weise fühlbar, und jeder Kopf dient zum Maße, wie ungeheuer das Ganze sei. Jetzt, wenn man es leer sieht, hat man keinen Maßstab, man weiß nicht, ob es groß oder klein ist.

Wegen der Unterhaltung dieses Werks müssen die Veroneser gelobt werden. Es ist von einem röthlichen Marmor gebaut, den die Witterung angreift; daher stellt man der Reihe nach die ausgetretenen Stufen immer wieder her, und sie scheinen fast alle ganz neu. Eine Inschrift gedenkt eines Hieronymus Maurigenus und seines auf dieses Monument verwendeten unglaublichen Fleißes. Von der äußern Mauer steht nur ein Stück, und ich zweifle, ob sie je ganz fertig geworden. Die untern Gewölbe, die an den großen Platz, Il Brà genannt, stoßen, sind an Handwerker vermiethet, und es sieht lustig genug aus, diese Höhlungen wieder belebt zu sehen.

Das schönste, aber immer geschlossene Thor heißt Porta Stupa oder del Pallio. Als Thor und in der großen Entfernung, aus der man es schon gewahr wird, ist es nicht gut gedacht; denn erst in der Nähe erkennt man das Verdienst des Gebäudes.

Sie geben allerlei Ursachen an, warum es geschlossen sei. Ich habe jedoch eine Muthmaßung: die Absicht des Künstlers ging offenbar dahin, durch dieses Thor eine neue Anlage des Corso zu verursachen; denn auf die jetzige Straße sieht es ganz falsch. Die linke Seite hat lauter Baracken und die winkelrechte Linie der Mitte des Thores geht auf ein Nonnenkloster zu, das nothwendig hätte niedergelegt werden müssen. Das sah man wohl ein, auch mochten die Vornehmen und Reichen nicht Lust haben, sich in dem entfernten Quartier anzubauen. Der Künstler starb vielleicht, und so schloß man das Thor, wodurch die Sache nun auf einmal geendigt war.

Das Portal des Theatergebäudes von sechs großen ionischen Säulen nimmt sich anständig genug aus. Desto kleinlicher erscheint über der Thüre, vor einer gemalten Nische, die von zwei korinthischen Säulen getragen wird, die lebensgroße Büste des Marchese Maffei in einer großen Perücke. Der Platz ist ehrenvoll, aber um sich gegen die Größe und Tüchtigkeit der Säulen einigermaßen zu halten, hätte die Büste kolossal sein müssen. Jetzt steht sie kleinlich auf einem Kragsteinchen, unharmonisch mit dem Ganzen.

Auch die Galerie, die den Vorhof einfaßt, ist kleinlich, und die kannelirten dorischen Zwerge nehmen sich neben den glatten ionischen Riesen armselig aus. Doch wollen wir das verzeihen in Betracht der schönen Anstalt, welche unter diesen Säulenlauben angelegt ist. Hier hat man die Antiquitäten, meist in und um Verona gegraben, gesammelt aufgestellt. Einiges soll sogar sich im Amphitheater gefunden haben. Es sind etruskische, griechische, römische bis zu den niedern Zeiten und auch neuere. Die Basreliefs sind in die Wände eingemauert und mit den Nummern versehen, die ihnen Maffei gab, als er sie in seinem Werke: „Verona illustrata" beschrieb. Altäre, Stücke von Säulen und dergleichen Reste. Ein ganz trefflicher Dreifuß von weißem Marmor, worauf Genien, die sich mit den Attributen der Götter beschäftigen. Raphael hat dergleichen in den Zwickeln der Farnesina nachgeahmt und verklärt.

Der Wind, der von den Gräbern der Alten herweht, kommt mit Wohlgerüchen über einen Rosenhügel. Die Grabmäler sind herzlich und rührend und stellen immer das Leben her. Da ist ein Mann, der neben seiner Frau aus einer Nische wie zu einem Fenster herausstieht. Da stehen Vater und Mutter, den Sohn in der Mitte, einander mit unaussprechlicher Natürlichkeit anblickend. Hier reicht sich ein Paar die Hände. Hier scheint ein Vater, auf seinem Sopha ruhend, von der Familie unterhalten zu werden. Mir war die unmittelbare Gegenwart dieser Steine höchst rührend. Von späterer Kunst sind sie, aber einfach, natürlich und allgemein ansprechend. Hier ist kein geharnischter Mann auf den Knieen, der eine fröhliche Auferstehung erwartet. Der Künstler hat mit mehr oder weniger Geschick nur die einfache Gegenwart der Menschen hingestellt, ihre Existenz dadurch fortgesetzt und bleibend gemacht. Sie halten nicht die Hände, schauen nicht in den Himmel, sondern sie sind hienieden, was sie waren und was sie sind. Sie

stehen beisammen, nehmen Antheil an einander, lieben sich, und das ist in den Steinen, sogar mit einer gewissen Handwerksunfähigkeit, allerliebst ausgedrückt. Ein sehr reich verzierter marmorner Pfeiler gab mir auch neue Begriffe.

So löblich diese Anstalt ist, so sieht man ihr doch an, daß der edle Erhaltungsgeist, der sie gegründet, nicht mehr in ihr fortlebt. Der kostbare Dreifuß geht nächstens zu Grunde, weil er frei steht, gegen Westen der Witterung ausgesetzt. Mit einem hölzernen Futteral wäre dieser Schatz leicht zu erhalten.

Der angefangene Palast des Proveditore, wäre er fertig geworden, hätte ein schön Stück Baukunst gegeben. Sonst bauen die Architekten noch viel, leider aber ein jeder auf dem Platz, wo seine ältere Wohnung stand, also oft in engen Gassen. So baut man jetzt eine prächtige Façade eines Seminariums in einem Gäßchen der entferntesten Vorstadt.

Als ich mit meinem zufällig aufgegriffenen Begleiter vor einem großen ernsthaften Thore eines wunderbaren Gebäudes vorüberging, fragte er mich gutmüthig, ob ich nicht einen Augenblick in den Hof treten wolle. Es war der Palast der Justiz, und wegen Höhe der Gebäude erschien der Hof doch nur als ein ungeheurer Brunnen. „Hier werden", sagte er, „alle die Verbrecher und Verdächtigen verwahrt." Ich sah umher, und durch alle Stockwerke gingen an zahlreichen Thüren hin offene, mit eisernen Geländern versehene Gänge. Der Gefangene, wie er aus seinem Kerker heraustrat, um zum Verhör geführt zu werden, stand in der freien Luft, war aber auch den Blicken Aller ausgesetzt, und weil nun mehrere Verhörstuben sein mochten, so klapperten die Ketten bald über diesem, bald über jenem Gange durch alle Stockwerke. Es war ein verwünschter Anblick, und ich leugne nicht, daß der gute Humor, womit ich meine Vögel abgefertigt hatte, hier doch einen etwas schweren Stand würde gefunden haben.

Ich ging auf der Kante des amphitheatralischen Kraters bei Sonnenuntergang, der schönsten Aussicht genießend über Stadt und Gegend. Ich war ganz allein, und unten auf den breiten Steinen des Prà gingen Mengen von Menschen, Männer von

allen Ständen, Weiber vom Mittelstande spazieren. Diese letztern nehmen sich in ihren schwarzen Ueberkleidern aus dieser Vogelperspektive gar mumienhaft aus.

Der Zendale und die Berte, die dieser Klasse statt aller Garderobe dient, ist übrigens eine Tracht, ganz eingerichtet für ein Volk, das nicht immer für Reinlichkeit sorgen und doch immer öffentlich erscheinen, bald in der Kirche, bald auf dem Spaziergange sein will. Veste ist ein schwarztaffeter Rock, der über andere Röcke geworfen wird. Hat das Frauenzimmer einen reinlichen weißen darunter, so versteht sie den schwarzen an der einen Seite in die Höhe zu heben. Dieser wird so angegürtet, daß er die Taille abschneidet und die Lippen des Korsets bedeckt, welches von jeglicher Farbe sein kann. Der Zendale ist eine große Kappe mit langen Bärten, die Kappe selbst durch ein Drahtgestell hoch über den Kopf gehalten, die Bärte aber wie eine Schärpe um den Leib geknüpft, so daß die Enden hinterwärts herunterfallen.

Als ich heute wieder von der Arena wegging, kam ich einige tausend Schritte davon zu einem modernen öffentlichen Schauspiel. Vier edle Veroneser schlugen Ball gegen vier Vicentiner. Sie treiben dies sonst unter sich das ganze Jahr etwa zwei Stunden vor Nacht; diesmal, wegen der fremden Gegner, lief das Volk unglaublich zu. Es können immer vierbis fünftausend Zuschauer gewesen sein. Frauen sah ich von keinem Stande.

Vorhin, als ich vom Bedürfniß der Menge in einem solchen Falle sprach, hab' ich das natürliche zufällige Amphitheater schon beschrieben, wie ich das Volk hier über einander gebaut sah. Ein lebhaftes Händeklatschen hört' ich schon von Weitem, jeder bedeutende Schlag war davon begleitet. Das Spiel aber geht so vor sich. In gehöriger Entfernung von einander sind zwei gelind abhängige Bretterflächen errichtet. Derjenige, der den Ball ausschlägt, steht, die Rechte mit einem hölzernen breiten Stachelringe bewaffnet, auf der obersten Höhe. Indem nun ein Anderer von seiner Partei ihm den Ball zuwirft, so läuft er herunter, dem Ball entgegen und vermehrt dadurch die Gewalt des Schlages, womit er denselben zu treffen weiß. Die Gegner suchen ihn zurückzuschlagen, und so geht es hin und wieder, bis er zuletzt im Felde liegen bleibt. Die

schönsten Stellungen, werth, in Marmor nachgebildet zu werden, kommen dabei zum Vorschein. Da es lauter wohlgewachsene, rüstige, junge Leute sind in kurzer, knapper, weißer Kleidung, so unterscheiden sich die Parteien nur durch ein farbiges Abzeichen. Besonders schön ist die Stellung, in welche der Ausschlagende geräth, indem er von der schiefen Fläche herunterläuft und den Ball zu treffen ausholt; sie nähert sich der des Borghesischen Fechters.

Sonderbar kam es mir vor, daß sie diese Uebung an einer alten Stadtmauer, ohne die mindeste Bequemlichkeit für die Zuschauer vornehmen; warum sie es nicht im Amphitheater thun, wo so schöner Raum wäre!

Verona, den 17. September.

Was ich von Gemälden gesehen, will ich nur kurz berühren und einige Betrachtungen hinzufügen. Ich mache diese wunderbare Reise nicht, um mich selbst zu betriegen, sondern um mich an den Gegenständen kennen zu lernen; da sage ich mir denn ganz aufrichtig, daß ich von der Kunst, von dem Handwerk des Malers wenig verstehe. Meine Aufmerksamkeit, meine Betrachtung kann nur auf den praktischen Theil, auf den Gegenstand und auf die Behandlung desselben im Allgemeinen gerichtet sein.

San Giorgio ist eine Galerie von guten Gemälden; alle Altarblätter wo nicht von gleichem Werth, doch durchaus merkwürdig. Aber die unglückseligen Künstler, was mußten die malen! und für wen! Ein Mannaregen vielleicht dreißig Fuß lang und zwanzig hoch! das Wunder der fünf Brode zum Gegenstück! was war daran zu malen? Hungrige Menschen, die über kleine Körner herfallen, unzählige Andere, denen Brod präsentirt wird. Die Künstler haben sich die Felder gegeben, um solche Armseligkeiten bedeutend zu machen. Und doch hat, durch diese Nöthigung gereizt, das Genie schöne Sachen hervorgebracht. Ein Künstler, der die heilige Ursula mit den eilftausend Jungfrauen vorzustellen hatte, zog sich mit großem Verstand aus der Sache. Die Heilige steht im Vordergrunde, als habe sie siegend das Land in Besitz genommen. Sie ist sehr edel, amazonenhaft jungfräulich, ohne Reiz gebildet; in der Alles verkleinernden Ferne dingegen sieht man ihre Schaar aus den Schiffen steigen und in Prozession herankommen. Die

Himmelfahrt Mariä im Dom, von Tizian, ist sehr verschwärzt, der Gedanke lobenswerth, daß die angebende Göttin nicht himmelwärts, sondern herab nach ihren Freunden blickt.

In der Galerie Gherardini fand ich sehr schöne Sachen von Orbetto und lernte diesen verdienten Künstler auf einmal kennen. In der Entfernung erfährt man nur von den ersten Künstlern, und oft begnügt man sich mit ihren Namen; wenn man aber diesem Sternenhimmel näher tritt und die von der zweiten und dritten Größe nun auch zu flimmern anfangen, und jeder auch als zum ganzen Sternbild gehörend hervortritt, dann wird die Welt weit und die Kunst reich. Den Gedanken eines Bildes muß ich hier loben. Nur zwei Halbfiguren. Simson ist eben im Schooße der Delila eingeschlafen; sie greift leise über ihn hinweg nach einer Scheere, die auf dem Tisch neben der Lampe liegt. Die Ausführung ist sehr brav. Im Palast Canossa war mir eine Danae bemerklich.

Der Palast Bevilacqua enthält die köstlichsten Sachen. Ein sogenanntes Paradies von Tintoret, eigentlich aber die Krönung der Maria zur Himmelskönigin in Gegenwart aller Erzväter, Propheten, Apostel, Heiligen, Engel u. s. w., eine Gelegenheit, den ganzen Reichthum des glücklichsten Genies zu entwickeln. Leichtigkeit des Pinsels, Geist, Mannichfaltigkeit des Ausdrucks, dies Alles zu bewundern und sich dessen zu erfreuen, müßte man das Stück selbst besitzen und es zeitlebens vor Augen haben. Die Arbeit geht ins Unendliche, ja die letzten in der Glorie verschwindenden Engelsköpfe haben noch Character. Die größten Figuren mögen einen Fuß hoch sein, Maria und Christus, der ihr die Krone aufsetzt, etwa vier Zoll. Die Eva ist doch das schönste Weibchen auf dem Bilde und noch immer von Alters her ein Wenig lüstern. Ein paar Porträte von Paul Veronese haben meine Hochachtung für diesen Künstler nur vermehrt.

Die Antikensammlung ist herrlich, ein hingestreckter Sohn der Niobe köstlich, die Büsten, ungeachtet ihrer restaurirten Nasen, meistens höchst interessant, ein August mit der Bürgerkrone, ein Caligula und Andere.

Es liegt in meiner Natur, das Große und Schöne willig und mit Freuden zu verehren, und diese Anlage an so herrlichen Gegenständen Tag für Tag, Stunde für Stunde auszubilden, ist das seligste aller Gefühle.

In einem Lande, wo man des Tages genießt, besonders

aber des Abends sich erfreut, ist es höchst bedeutend, wenn die Nacht einbricht. Dann hört die Arbeit auf, dann kehrt der Spaziergänger zurück, der Vater will seine Tochter wieder zu Hause sehen, der Tag hat ein Ende; doch was Tag sei, wissen wir Cimmerier kaum. In ewigem Nebel und Trübe ist es uns einerlei, ob es Tag oder Nacht ist; denn wie viel Zeit können wir uns unter freiem Himmel wahrhaft ergeben und ergetzen? Wie hier die Nacht eintritt, ist der Tag entschieden vorbei, der aus Abend und Morgen bestand; vierundzwanzig Stunden sind verlebt, eine neue Rechnung geht an, die Glocken läuten, der Rosenkranz wird gebetet, mit brennender Lampe tritt die Magd in das Zimmer und spricht: „Felicissima notte!“ Diese Epoche verändert sich mit jeder Jahreszeit, und der Mensch, der hier lebendig lebt, kann nicht irre werden, weil jeder Genuß seines Daseins sich nicht auf die Stunde, sondern auf die Tageszeit bezieht. Zwänge man dem Volke einen deutschen Zeiger auf, so würde man es verwirrt machen; denn der seinige ist innigst mit seiner Natur verwebt. Anderthalb Stunden, eine Stunde vor Nacht fängt der Arci an auszufahren; es geht auf den Brà, die lange, breite Straße nach der Porta Nuova zu, das Thor hinaus, an der Stadt hin, und wie es Nacht schlägt, kehrt Alles um. Theils fahren sie an die Kirchen, das Ave Maria della sera zu beten, theils halten sie auf dem Brà, die Cavaliers treten an die Kutschen, unterhalten sich mit den Damen, und das dauert eine Weile; ich habe das Ende niemals abgewartet, die Fußgänger bleiben weit in die Nacht. Heute war gerade so viel Regen niedergegangen, um den Staub zu löschen; es war wirklich ein lebendiger, munterer Anblick.

Um mich ferner in einem wichtigen Punkte der Landesgewohnheit gleich zu stellen, habe ich mir ein Hülfsmittel erdacht, wie ich ihre Stundenrechnung mir leichter zu eigen machte. Gegenüberstehendes Bild kann davon einen Begriff geben. Der innere Kreis bedeutet unsere vierundzwanzig Stunden, von Mitternacht zu Mitternacht, in zweimal zwölf getheilt, wie wir zählen und unsere Uhren sie zeigen. Der mittlere Kreis deutet an, wie die Glocken in der jetzigen Jahreszeit hier schlagen, nämlich gleichfalls zweimal bis zwölf in vierundzwanzig Stunden, allein dergestalt, daß es Eins schlägt, wenn es bei uns Acht schlüge, und so fort, bis Zwölfe voll sind. Morgens acht Uhr nach unserm Zeiger schlägt es wieder Eins u. s. w. Der oberste Kreis zeigt nun endlich, wie bis Vierundzwanzig im

Vergleichungskreis
der
italiänischen und deutschen Uhr, auch der italiänischen Zeiger für die zweite Hälfte des Septembers.

Mittag

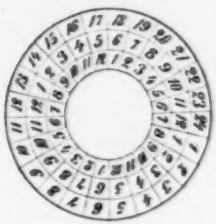

Mitternacht.

Die Nacht wächst mit jedem halben Monat eine halbe Stunde.				Der Tag wächst mit jedem halben Monat eine halbe Stunde.			
Monat.	Tag.	Wird Nacht nach unserm Zeiger:	Ist Mitternacht alsdann um:	Monat.	Tag.	Wird Nacht nach unserm Zeiger:	Ist Mitternacht alsdann um:
August	1	5½	3½	Febr.	1	5½	6½
—	15	8	4	—	15	6	6
Sept.	1	7½	4½	März	1	6½	5½
—	15	7	5	—	15	7	5
Oct.	1	6½	5½	April	1	7½	4½
—	15	6	6	—	15	8	4
Nov.	1	5½	6½	Mai	1	8½	3½
—	15	5	7	—	15	9	3

Von da an bleibt die Zeit stehen und ist Nacht:	Mitternacht:	Von da an bleibt die Zeit stehen und ist Nacht:	Mitternacht:
December / Januar	5	7	Juni / Juli	9	3

Leben gezählt wird. Ich höre z. B. in der Nacht Sieben schlagen und weiß, daß Mitternacht um Fünf ist, so ziehe ich diese Zahl von jener ab und habe also zwei Uhr Nachmitternacht. Hör' ich am Tage Sieben schlagen und weiß, daß auch Mittag um fünf Uhr ist, so verfahre ich ebenso und habe zwei Uhr Nachmittag. Will ich aber die Stunden nach hiesiger Weise aussprechen, so muß ich wissen, daß Mittag siebenzehn Uhr ist; hiezu füge ich noch die zwei und sage neunzehn Uhr. Wenn man dies zum ersten Mal hört und überdenkt, so scheint es höchst verworren und schwer durchzuführen; man wird es aber gar bald gewohnt und findet diese Beschäftigung unterhaltend, wie sich auch das Volk an dem ewigen Hin- und Wiederrechnen ergetzt, wie Kinder an leicht zu überwindenden Schwierigkeiten. Sie haben ohnedies immer die Finger in der Luft, rechnen Alles im Kopfe und machen sich gern mit Zahlen zu schaffen. Ferner ist dem Inländer die Sache so viel leichter, weil er sich um Mittag und Mitternacht eigentlich nicht bekümmert und nicht, wie der Fremde in diesem Lande thut, zwei Zeiger mit einander vergleicht. Sie zählen nur von Abend die Stunden, wie sie schlagen, am Tag addiren sie die Zahl zu der ihnen bekannten abwechselnden Mittagszahl. Das Weitere erläutern die der Figur beigefügten Anmerkungen.

(Siehe die vorige Seite.)

Das Volk rührt sich hier sehr lebhaft durch einander; besonders in engen Straßen, wo Kaufläden und Handwerksbuden an einander stoßen, sieht es recht lustig aus. Da ist nicht etwa eine Thür vor dem Laden oder Arbeitszimmer; nein, die ganze Breite des Hauses ist offen, man sieht bis in die Tiefe und Alles, was darin vorgeht. Die Schneider nähen, die Schuster ziehen und pechen alle halb auf der Gasse; ja, die Werkstätten machen einen Theil der Straße. Abends, wenn Lichter brennen, sieht es recht lebendig.

Auf den Plätzen ist es an Marktagen sehr voll, Gemüse und Früchte unverschämlich, Knoblauch und Zwiebeln nach Herzenslust. Uebrigens schreien, schäkern und singen sie den ganzen Tag, werfen und balgen sich, jauchzen und lachen unaufhörlich. Die milde Luft, die wohlfeile Nahrung läßt sie leicht leben. Alles, was nur kann, ist unter freiem Himmel.

Nachts geht nun das Singen und Lärmen recht an. Das

Liedchen von Marlborough hört man auf allen Straßen, dann ein Hackebrett, eine Violine. Sie üben sich, alle Vögel mit Pfeifen nachzumachen. Die wunderlichsten Töne brechen überall hervor. Ein solches Ueberzefühl des Daseins verleiht ein mildes Klima auch der Armuth, und der Schatten des Volks scheint selbst noch ehrwürdig.

Die uns so sehr auffallende Unreinlichkeit und wenige Bequemlichkeit der Häuser entspringt auch daher: sie sind immer draußen, und in ihrer Sorglosigkeit denken sie an nichts. Dem Volk ist Alles recht und gut, der Mittelmann lebt auch von einem Tag zum andern, der Reiche und Vornehme schließt sich in seine Wohnung, die eben auch nicht so wohnlich ist wie im Norden. Ihre Gesellschaften halten sie in öffentlichen Versammlungshäusern. Vorhöfe und Säulengänge sind alle mit Unrath besudelt, und es geht ganz natürlich zu. Das Volk fühlt sich immer vor. Der Reiche kann reich sein, Paläste bauen, der Nobile darf regieren, aber wenn er einen Säulengang, einen Vorhof anlegt, so bedient sich das Volk dessen zu seinem Bedürfniß, und es hat kein dringenderes, als das so schnell wie möglich los zu werden, was es so häufig als möglich zu sich genommen hat. Will Einer das nicht leiden, so muß er nicht den großen Herrn spielen, d. h. er muß nicht thun, als wenn ein Theil seiner Wohnung dem Publikum angehöre, er macht seine Thüre zu, und so ist es auch gut. An öffentlichen Gebäuden läßt sich das Volk sein Recht nun gar nicht nehmen, und das ist's, worüber der Fremde durch ganz Italien Beschwerde führt.

Ich betrachtete heut auf mancherlei Wegen durch die Stadt die Tracht und die Manieren besonders des Mittelstandes, der sich sehr häufig und geschäftig zeigt. Sie schlenkern im Gehen alle mit den Armen. Personen von einem höhern Stande, die bei gewissen Gelegenheiten einen Degen tragen, schlenkern nur mit einem, weil sie gewohnt sind, den linken still zu halten.

Obgleich das Volk seinen Geschäften und Bedürfnissen sehr sorglos nachgeht, so hat es doch auf alles Fremde ein scharfes Auge. So kannt' ich die ersten Tage bemerken, daß Jedermann meine Stiefel betrachtete, da man sich derselben als einer theuren Tracht nicht einmal im Winter bedient. Jetzt, da ich Schuh und Strümpfe trage, sieht mich Niemand mehr an. Aber merkwürdig war mir's, daß heute früh, da sie Alle mit Blumen, Gemüse, Knoblauch und so vielen andern Markterzeugnissen durch einander liefen, ihnen der Zypressenzweig nicht entging,

den ich in der Hand trug. Einige grüne Zapfen hingen daran, und daneben hielt ich blühende Kapernzweige. Sie sahen Alle, Groß und Klein, mir auf die Finger und schienen wunderliche Gedanken zu haben.

Diese Zweige brachte ich aus dem Garten Giusti, der eine treffliche Lage und ungeheure Zypressen hat, die alle pfriemenartig in die Luft stehen. Wahrscheinlich sind die spitz zugeschnittenen Taxus der nordischen Gartenkunst Nachahmungen dieses herrlichen Naturprodukts. Ein Baum, dessen Zweige von unten bis oben, die ältesten wie die jüngsten, gen Himmel streben, der seine dreihundert Jahre dauert, ist wohl der Verehrung werth. Der Zeit nach, da der Garten angelegt worden, haben diese schon ein so hohes Alter erreicht.

Vicenza, den 19. September.

Der Weg von Verona hierher ist sehr angenehm; man fährt nordostwärts an den Gebirgen hin und hat die Vorderberge, die aus Sand, Kalk, Thon, Mergel bestehen, immer linkerhand; auf den Hügeln, die sie bilden, liegen Orte, Schlösser, Häuser. Rechts verbreitet sich die weite Fläche, durch die man fährt. Der gerade, gut unterhaltene, breite Weg geht durch fruchtbares Feld; man blickt in tiefe Baumreihen, an welchen die Reben in die Höhe gezogen sind, die sodann, als wären es luftige Zweige, herunterfallen. Hier kann man sich eine Idee von Festonen bilden. Die Trauben sind zeitig und beschweren die Ranken, die lang und schwankend niederhängen. Der Weg ist voll Menschen aller Art und Gewerbes; besonders freuten mich die Wagen mit niedrigen, tellerartigen Rädern, die, mit vier Ochsen bespannt, große Kufen hin und wieder führen, in welchen die Weintrauben aus den Gärten geholt und gestampft werden. Die Führer standen, wenn sie leer waren, drinnen; es sah einem Bacchischen Triumphzug ganz ähnlich. Zwischen den Weinreihen ist der Boden zu allerlei Arten Getreide, besonders zu Türkischkorn und Sorgel benutzt.

Kommt man gegen Vicenza, so steigen wieder Hügel von Norden nach Süden auf; sie sind vulkanisch, sagt man, und schließen die Ebene. Vicenza liegt an ihrem Fuße, und wenn man will, in einem Busen, den sie bilden.

Vor einigen Stunden bin ich hier angekommen, habe schon die Stadt durchlaufen, das Olympische Theater und die Gebäude des Palladio gesehen. Man hat ein sehr artiges Büchelchen mit Kupfern zur Bequemlichkeit der Fremden herausgegeben mit einem kunstverständigen Texte. Wenn man nun diese Werke gegenwärtig sieht, so erkennt man erst den großen Werth derselben; denn sie sollen ja durch ihre wirkliche Größe und Körperlichkeit das Auge füllen und durch die schöne Harmonie ihrer Dimensionen nicht nur in abstrakten Aufrissen, sondern mit dem ganzen perspektivischen Vordringen und Zurückweichen den Geist befriedigen; und so sag' ich vom Palladio: er ist ein recht innerlich und von innen heraus großer Mensch gewesen. Die höchste Schwierigkeit, mit der dieser Mann, wie alle neuern Architekten, zu kämpfen hatte, ist die schickliche Anwendung der Säulenordnungen in der bürgerlichen Baukunst; denn Säulen und Mauern zu verbinden, bleibt doch immer ein Widerspruch. Aber wie er das unter einander gearbeitet hat, wie er durch die Gegenwart seiner Werke imponirt und vergessen macht, daß er nur überredet! Es ist wirklich etwas Göttliches in seinen Anlagen, völlig wie die Form des großen Dichters, der aus Wahrheit und Lüge ein Drittes bildet, dessen erborgtes Dasein uns bezaubert.

Das Olympische Theater ist ein Theater der Alten, im Kleinen realisirt und unaussprechlich schön; aber gegen die unsrigen kommt mir's vor wie ein vornehmes, reiches, wohlgebildetes Kind gegen einen klugen Weltmenschen, der, weder so vornehm noch so reich, noch wohlgebildet, besser weiß, was er mit seinen Mitteln bewirken kann.

Betrachtet man nun hier am Orte die herrlichen Gebäude, die jener Mann aufführte, und sieht, wie sie schon durch das enge schmutzige Bedürfniß der Menschen entstellt sind, wie die Anlagen meist über die Kräfte der Unternehmer waren, wie wenig diese köstlichen Denkmale eines hohen Menschengeistes zu dem Leben der Uebrigen passen, so fällt Einem denn doch ein, daß es in allem Andern ebenso ist; denn man verdient wenig Dank von den Menschen, wenn man ihr inneres Bedürfniß erhöhen, ihnen eine große Idee von ihnen selbst geben, ihnen das Herrliche eines wahren edlen Daseins zum Gefühl bringen will. Aber wenn man die Vögel belügt, Märchen erzählt, von Tag zu Tag ihnen fortdelfend sie verschlechtert, da ist man ihr Mann, und darum gefällt sich die neuere Zeit in so viel Ab-

geschmacktem. Ich sage das nicht, um meine Freunde herunterzusetzen; ich sage nur, daß sie so sind, und daß man sich nicht verwundern muß, wenn Alles ist, wie es ist.

Wie sich die Basilica des Palladio neben einem alten, mit ungleichen Fenstern übersäeten kastellähnlichen Gebäude ausnimmt, welches der Baumeister zusammt dem Thurm gewiß weggedacht hat, ist nicht auszudrücken, und ich muß mich schon auf eine wunderliche Weise zusammenfassen; denn ich finde auch hier leider gleich das, was ich fliehe und suche, neben einander.

Vicenza, den 20. September.

Gestern war Oper; sie dauerte bis nach Mitternacht, und ich sehnte mich zu ruhen. Die drei Sultaninnen und die Entführung aus dem Serail haben manche Fetzen hergegeben, woraus das Stück mit weniger Klugheit zusammengeflickt ist. Die Musik hört sich bequem an, ist aber wahrscheinlich von einem Liebhaber; kein neuer Gedanke, der mich getroffen hätte. Die Ballette dagegen sind allerliebst. Das Hauptpaar tanzte eine Allemande, daß man nichts Zierlicheres sehen konnte.

Das Theater ist neu, lieblich-schön, modest-prächtig, Alles uniform, wie es einer Provinzialstadt geziemt; jede Loge hat ihren übergeschlagenen, gleichfarbigen Teppich, die des Capitan Grande ist nur durch einen etwas längern Ueberhang ausgezeichnet.

Die erste Sängerin, vom ganzen Volke sehr begünstigt, wird, wie sie auftritt, entsetzlich beklatscht, und die Vögel stellen sich vor Freuden ganz ungeberdig, wenn sie etwas recht gut macht, welches sehr oft geschieht. Es ist ein natürlich Wesen, hübsche Figur, schöne Stimme, ein gefällig Gesicht und von einem recht honneten Anstand; in den Armen könnte sie etwas mehr Grazie haben. Indessen komme ich denn doch nicht wieder; ich fühle, daß ich zum Vogel verdorben bin.

Vicenza, den 21. September.

Heute besuchte ich Doktor Turra; wol fünf Jahre hat er sich mit Leidenschaft auf die Pflanzenkunde gelegt, ein Her-

barium der italiänischen Flora gesammelt, unter dem vorigen Bischof einen botanischen Garten eingerichtet. Das ist aber Alles hin. Medizinische Praxis vertrieb die Naturgeschichte, das Herbarium wird von Würmern gepreßt, der Bischof ist todt und der botanische Garten wieder, wie billig, mit Kohl und Knoblauch bepflanzt.

Doktor Turra ist ein gar feiner guter Mann. Er erzählte mir mit Offenheit, Seelenreinheit und Bescheidenheit seine Geschichte und sprach überhaupt sehr bestimmt und gefällig, hatte aber nicht Lust, seine Schränke aufzuthun, die vielleicht in keinem präsentabeln Zustande sein mochten. Der Diskurs kam bald ins Stocken.

Abends.

Ich ging zum alten Baumeister Scamozzi, der des Palladio Gebäude herausgegeben hat und ein wackerer, leidenschaftlicher Künstler ist. Er gab mir einige Anleitung, vergnügt über meine Theilnahme. Unter den Gebäuden des Palladio ist eins, für das ich immer eine besondere Verliebe hatte, es soll seine eigene Wohnung gewesen sein; aber in der Nähe ist es weit mehr, als man im Bilde sieht. Ich möchte es gezeichnet und mit den Farben illuminirt haben, die ihm das Material und das Alter gegeben. Man muß aber nicht denken, daß der Baumeister sich einen Palast errichtet habe. Es ist das bescheidenste Haus von der Welt, hat nur zwei Fenster, die durch einen breiten Raum, der das dritte Fenster verträge, abgesondert sind. Wollte man es zum Gemälde nachbilden, so daß die Nachbarhäuser mit vorgestellt würden, so wäre auch das vergnüglich anzusehen, wie es zwischen sie eingeschaltet ist. Das hätte Canalett malen sollen.

Vicenza, den 22. September.

Heute besuchte ich das eine halbe Stunde von der Stadt auf einer angenehmen Höhe liegende Prachthaus, die Rotonda genannt. Es ist ein viereckiges Gebäude, das einen runden, von oben erleuchteten Saal in sich schließt. Von allen vier Seiten steigt man auf breiten Treppen hinan und gelangt jedesmal in eine Vorhalle, die von sechs korinthischen Säulen

gebildet wird. Vielleicht hat die Baukunst ihren Luxus niemals höher getrieben. Der Raum, den die Treppen und Vorhallen einnehmen, ist viel größer als der des Hauses selbst; denn jede einzelne Seite würde als Ansicht eines Tempels befriedigen. Inwendig kann man es wohnbar, aber nicht wöhnlich nennen. Der Saal ist von der schönsten Proportion, die Zimmer auch; aber zu den Bedürfnissen eines Sommeraufenthalts einer vornehmen Familie würden sie kaum hinreichen. Dafür sieht man es auch in der ganzen Gegend von allen Seiten sich auf das Herrlichste darstellen. Die Mannichfaltigkeit ist groß, in der sich seine Hauptmasse zugleich mit den vorspringenden Säulen vor dem Auge der Umherwandelnden bewegt, und die Absicht des Besitzers ist vollkommen erreicht, der ein großes Fideicommißgut und zugleich ein sinnliches Denkmal seines Vermögens hinterlassen wollte. Und wie nun das Gebäude von allen Punkten der Gegend in seiner Herrlichkeit gesehen wird, so ist die Aussicht von daher gleichfalls die angenehmste. Man sieht den Bachiglione fließen, Schiffe von Verona herab, gegen die Brenta führend, dabei überschaut man die weiten Besitzungen, welche Marchese Capra unzertrennt bei seiner Familie erhalten wollte. Die Inschriften der vier Giebelseiten, die zusammen eine ganze ausmachen, verdienen wohl aufgezeichnet zu werden.

Marcus Capra Gabrielis filius
qui aedes has
arctissimo primogenitorae gradui subjecit
una cum omnibus
censibus agris vallibus et collibus
citra viam magnam
memoriae perpetuae mandans haec
dum sustinet ac abstinet.

Der Schluß besonders ist seltsam genug: ein Mann, dem so viel Vermögen und Wille zu Gebote stand, fühlt noch, daß er dulden und entbehren müsse. Das kann man mit geringerm Aufwand lernen.

Abends.

Heute Abend war ich in einer Versammlung, welche die Akademie der Olympier hielt. Ein Spielwerk, aber ein recht gutes; es erhält noch ein Bißchen Salz und Leben unter den

Leuten. Ein großer Saal neben dem Theater des Palladio, anſtändig erleuchtet, der Capitan und ein Theil des Adels zugegen, übrigens durchaus ein Publikum von gebildeten Perſonen, viele Geiſtliche, zuſammen ungefähr fünfhundert.

Die von dem Präſidenten für die heutige Sitzung aufgegebene Frage war: ob Erfindung oder Nachahmung den ſchönen Künſten mehr Vortheil gebracht habe. Der Einfall war glücklich genug; denn wenn man die in der Frage liegende Alternative trennt, ſo läßt ſich hundert Jahre hinüber und herüber ſprechen. Auch haben ſich die Herren Akademiker dieſer Gelegenheit weidlich bedient und in Proſa und Verſen mancherlei hervorgebracht, worunter viel Gutes.

Sodann iſt es das lebendigſte Publikum. Die Zuhörer riefen Bravo! klatſchten und lachten. Wenn man auch vor ſeiner Nation ſo ſtehen und ſie perſönlich beluſtigen dürfte! Wir geben unſer Beſtes ſchwarz auf weiß; Jeder kauzt ſich damit in eine Ecke und knopert daran, wie er kann.

Es läßt ſich denken, daß Palladio auch diesmal an allen Orten und Enden war, es mochte von Erfinden oder Nachahmen die Rede ſein. Zuletzt, wo immer das Scherzhafteſte gefordert wird, hatte Einer den glücklichen Einfall, zu ſagen: die Andern hätten ihm den Palladio weggenommen, er wolle dagegen den Franceſchini loben, den großen Seidenfabrikanten. Nun fing er an zu zeigen, was die Nachahmung der Lyoner und Florentiner Stoffe dieſem tüchtigen Unternehmer und durch ihn der Stadt Vicenza für Vortheil gebracht habe, woraus erfolge, daß die Nachahmung weit über die Erfindung erhaben ſei. Und dies geſchah mit ſo gutem Humor, daß ein ununterbrochenes Gelächter erregt ward. Ueberhaupt fanden Die, welche für die Nachahmung ſprachen, mehr Beifall; denn ſie ſagten lauter Dinge, wie ſie der Haufen denkt und denken kann. Einmal gab das Publikum mit großem Händeklatſchen einem recht groben Sophism ſeinen herzlichen Beifall, da es viele gute, ja treffliche Sachen zu Ehren der Erfindung nicht gefühlt hatte. Es freut ſehr, auch dieſes erlebt zu haben, und dann iſt es höchſt erquickend, den Palladio nach ſo viel Zeit immer noch als Polarſtern und Muſterbild von ſeinen Mitbürgern verehrt zu ſehen.

Vicenza, den 23. September.

Heute früh war ich in Tiene, das nordwärts gegen die Gebirge liegt, wo ein neu Gebäude nach einem alten Risse aufgeführt wird, wobei wenig zu erinnern sein möchte. So ehrt man hier Alles aus der guten Zeit und hat Sinn genug, nach einem geerbten Plan ein frisches Gebäude aufzuführen. Das Schloß liegt ganz trefflich in einer großen Plaine, die Kalkalpen ohne Zwischengebirg hinter sich. Vom Gebäude her, neben der schnurgeraden Chaussee, fließt zu beiden Seiten lebendiges Wasser dem Kommenden entgegen und wässert die weiten Reisfelder, durch die man fährt.

Ich habe nun erst die zwei italiänischen Städte gesehen und mit wenig Menschen gesprochen; aber ich kenne meine Italiäner schon gut. Sie sind wie Hofleute, die sich fürs erste Volk in der Welt halten und bei gewissen Vortheilen, die man ihnen nicht leugnen kann, sich's ungestraft und bequem einbilden können. Mir erscheinen die Italiäner als eine recht gute Nation: man muß nur die Kinder und die gemeinen Leute sehen, wie ich sie jetzt sehe und sehen kann, da ich ihnen immer ausgesetzt bin und mich ihnen immer aussetze. Und was das für Figuren und Gesichter sind!

Besonders muß ich die Vicentiner loben, daß man bei ihnen die Vorrechte einer großen Stadt genießt. Sie sehen Einen nicht an, man mag machen, was man will; wendet man sich jedoch an sie, dann sind sie gesprächig und anmuthig, besonders wollen mir die Frauen sehr gefallen. Die Veroneserinnen will ich nicht schelten, sie haben eine gute Bildung und entschiedene Profile; aber meistens bleich, und der Zendale thut ihnen Schaden, weil man unter der schönen Tracht auch etwas Reizendes sucht. Hier aber finde ich gar hübsche Wesen, besonders eine schwarzlockige Sorte, die mir ein eigenes Interesse einflößt. Es giebt auch noch eine blonde, die mir aber nicht so behagen will.

Padua, den 26. September Abends.

In vier Stunden bin ich heute von Vicenza herübergefahren, auf ein einsitziges Chaischen, Sediola genannt, mit meiner ganzen Existenz gepackt. Man fährt sonst bequem in viertehalb Stunden; da ich aber den köstlichen Tag gern unter

freiem Himmel genießen wollte, ſo war es mir angenehm, daß der Vetturin hinter ſeiner Schuldigkeit zurückblieb. Man fährt in der fruchtbarſten Ebene immer ſüdoſtwärts, zwiſchen Hecken und Bäumen, ohne weitere Ausſicht, bis man endlich die ſchönen Gebirge, von Oſten gegen Süden ſtreichend, zur rechten Hand ſieht. Die Fülle der Pflanzen- und Fruchtgehänge über Mauern und Hecken, an Bäumen herunter iſt unbeſchreiblich. Kürbiſſe beſchweren die Dächer, und die wunderlichſten Gurken hängen an Latten und Spalieren.

Die herrliche Lage der Stadt konnte ich vom Obſervatorium aufs Klarſte überſchauen. Gegen Norden tiroler Gebirge, beſchneit, in Wolken halb verſteckt, an die ſich in Nordweſt die vicentiniſchen anſchließen, endlich gegen Weſten die nähern Gebirge von Eſte, deren Geſtalten und Vertiefungen man deutlich ſehen kann. Gegen Sudoſt ein grünes Pflanzenmeer ohne eine Spur von Erhöhung, Baum an Baum, Buſch an Buſch, Pflanzung an Pflanzung, unzählige weiße Häuſer, Villen und Kirchen, aus dem Grünen hervorblickend. Am Horizont ſah ich ganz deutlich den Markusthurm zu Venedig und andere geringere Thürme.

Padua, den 27. September.

Endlich hab' ich die Werke des Palladio erlangt, zwar nicht die Originalausgabe, die ich in Vicenza geſehen, deren Tafeln in Holz geſchnitten ſind, aber eine genaue Kopie, ja ein Facſimile in Kupfer, veranſtaltet durch einen vortrefflichen Mann, den ehemaligen engliſchen Konſul Smith in Venedig. Das muß man den Engländern laſſen, daß ſie von lange her das Gute zu ſchätzen wußten, und daß ſie eine grandioſe Art haben, es zu verbreiten.

Bei Gelegenheit dieſes Ankaufs betrat ich einen Buchladen, der in Italien ein ganz eigenes Anſehn hat. Alle Bücher ſtehen gebeſtet umher, und man findet den ganzen Tag über gute Geſellſchaft. Was von Weltgeiſtlichen, Edelleuten, Künſtlern einigermaßen mit der Literatur verwandt iſt, geht hier auf und ab. Man verlangt ein Buch, ſchlägt nach, lieſt und unterhält ſich, wie es kommen will. So fand ich etwa ein halb Dutzend beiſammen, welche ſämmtlich, als ich nach den Werken des Palladio fragte, auf mich aufmerkſam wurden. Indeß der Herr

des Ladens das Buch suchte, rühmten sie es und gaben mir Notiz von dem Originale und der Kopie; sie waren mit dem Werke selbst und dem Verdienst des Verfassers sehr wohl bekannt. Da sie mich für einen Architekten hielten, lobten sie mich, daß ich vor allen andern zu den Studien dieses Meisters schritte; er leiste zu Gebrauch und Anwendung mehr als Vitruv selbst; denn er habe die Alten und das Alterthum gründlich studirt und es unsern Bedürfnissen näher zu führen gesucht. Ich unterhielt mich lange mit diesen freundlichen Männern, erfuhr noch Einiges, die Denkwürdigkeiten der Stadt betreffend, und empfahl mich.

Da man denn doch einmal den Heiligen Kirchen gebaut hat, so findet sich auch wohl darin ein Platz, wo man vernünftige Menschen aufstellen kann. Die Büste des Kardinals Bembo steht zwischen ionischen Säulen, ein schönes, wenn ich so sagen soll, mit Gewalt in sich gezogenes Gesicht und ein mächtiger Bart; die Inschrift lautet:

Petri Bembi Card. imaginem Hier. Guerinus Ismeni f. in publico ponendam curavit ut cujus ingenii monumenta aeterna sint ejus corporis quoque memoria ne a posteritate desideretur.

Das Universitätsgebäude hat mich mit aller seiner Würde erschreckt. Es ist mir lieb, daß ich darin nichts zu lernen hatte. Eine solche Schulenge denkt man sich nicht, ob man gleich als Studiosus deutscher Akademien auf den Hörbänken auch Manches leiden müssen. Besonders ist das anatomische Theater ein Muster, wie man Schüler zusammenpressen soll. In einem spitzen, hohen Trichter sind die Zuhörer über einander geschichtet. Sie sehen steil herunter auf den engen Boden, wo der Tisch steht, auf den kein Licht fällt, deshalb der Lehrer bei Lampenschein demonstriren muß. Der botanische Garten ist desto artiger und munterer. Es können viele Pflanzen auch den Winter im Lande bleiben, wenn sie an Mauern oder nicht weit davon gesetzt sind. Man überdaut alsdann das Ganze zu Ende des Oktobers und heizt die wenigen Monate. Es ist erfreuend und belehrend, unter einer Vegetation umherzugehen, die uns fremd ist. Bei gewohnten Pflanzen, so wie bei andern längst bekannten Gegenständen denken wir zuletzt gar nichts; und was ist Beschauen ohne Denken? Hier in dieser neu mir entgegentretenden Mannichfaltigkeit wird jener Gedanke immer leben-

diger, daß man ſich alle Pflanzengeſtalten vielleicht aus einer entwickeln könne. Hiedurch würde es allein möglich werden, Geſchlechter und Arten wahrhaft zu beſtimmen, welches, wie mich dünkt, bisher ſehr willkürlich geſchieht. Auf dieſem Punkte bin ich in meiner botaniſchen Philoſophie ſtecken geblieben, und ich ſehe noch nicht, wie ich mich entwirren will. Die Tiefe und Breite dieſes Geſchäfts ſcheint mir völlig gleich.

Der große Platz, Prato della Valle genannt, iſt ein ſehr weiter Raum, wo der Hauptmarkt im Juni gehalten wird. Hölzerne Buden in ſeiner Mitte geben freilich nicht das vortheilhafteſte Anſehn, die Einwohner aber verſichern, daß man auch bald hier eine Fiera von Stein wie die zu Verona ſehen werde. Hiezu giebt freilich ſchon jetzt die Umgebung des Platzes gegründete Hoffnung, welche einen ſehr ſchönen und bedeutenden Anblick gewährt.

Ein ungeheures Oval iſt ringsum mit Statuen beſetzt, alle berühmten Männer vorſtellend, welche hier gelehrt und gelernt haben. Einem jeden Einheimiſchen und Fremden iſt erlaubt, irgend einem Landsmann oder Verwandten hier eine Bildſäule von beſtimmter Größe zu errichten, ſobald das Verdienſt der Perſon und der akademiſche Aufenthalt zu Padua bewieſen iſt.

Um das Oval umher geht ein Waſſergraben. Auf den vier Brücken, die hinaufführen, ſtehen Päpſte und Dogen koloſſal, die übrigen, kleiner, ſind von Fürſten, Partikuliers und Fremden geſetzt. Der König von Schweden ließ Guſtav Adolphen hinſtellen, weil man ſagt, derſelbe habe einmal in Padua eine Lektion angehört. Der Erzherzog Leopold erneuerte das Andenken Petrarch's und Galilei's. Die Statuen ſind in einer braven modernen Manier gemacht, wenige übermanierirt, einige recht natürlich, ſämmtlich im Koſtüm ihrer Zeit und Würden. Die Inſchriften ſind auch zu loben. Es findet ſich nichts Abgeſchmacktes oder Kleinliches darunter.

Auf jeder Univerſität wäre der Gedanke ſehr glücklich geweſen; auf dieſer iſt er am Glücklichſten, weil es ſehr wohl thut, eine völlige Vergangenheit wieder hervorgerufen zu ſehen. Es kann ein recht ſchöner Platz werden, wenn ſie die hölzerne Fiera wegſchaffen und eine von Stein erbauen, wie der Plan ſein ſoll.

In dem Versammlungsorte einer dem heiligen Antonius gewidmeten Brüderschaft sind ältere Bilder, welche an die alten deutschen erinnern, dabei auch einige von Tizian, wo schon der große Fortschritt merklich ist, den über die Alpen Niemand für sich gethan hat. Gleich darauf sah ich Einiges von den Neusten. Diese Künstler haben, da sie das hohe Ernste nicht mehr erreichen konnten, das Humoristische sehr glücklich getroffen. Die Enthauptung Johannes' von Piazzetta ist, wenn man des Meisters Manier zugiebt, in diesem Sinne ein recht braves Bild. Johannes kniet, die Hände vor sich hinfaltend, mit dem rechten Knie an einen Stein. Er sieht gen Himmel. Ein Kriegsknecht, der ihn hinten gebunden hält, biegt sich an der Seite herum und sieht ihm ins Gesicht, als wenn er über die Gelassenheit erstaunte, womit der Mann sich hingiebt. In der Höhe steht ein anderer, der den Streich vollführen soll, hat aber das Schwert nicht, sondern macht nur mit den Händen die Geberde, wie Einer, der den Streich zum Voraus versuchen will. Das Schwert zieht unten ein Dritter aus der Scheide. Der Gedanke ist glücklich, wenn auch nicht groß, die Komposition frappant und von der besten Wirkung.

In der Kirche der Eremitaner habe ich Gemälde von Mantegna gesehen, einem der ältern Maler, vor dem ich erstaunt bin. Was in diesen Bildern für eine scharfe, sichere Gegenwart dastebt! Von dieser ganz wahren, nicht etwa scheinbaren, effektlügenden, blos zur Einbildungskraft sprechenden, sondern derben, reinen, lichten, ausführlichen, gewissenhaften, zarten, umschriebenen Gegenwart, die zugleich etwas Strenges, Emsiges, Mühsames hatte, gingen die folgenden Maler aus, wie ich an Bildern von Tizian bemerkte, und nun konnte die Lebhaftigkeit ihres Genies, die Energie ihrer Natur, erleuchtet von dem Geiste ihrer Vorfahren, auferbaut durch ihre Kraft, immer höher und höher steigen, sich von der Erde heben und himmlische, aber wahre Gestalten hervorbringen. So entwickelte sich die Kunst nach der barbarischen Zeit.

Der Audienzsaal des Rathhauses, mit Recht durch das Augmentativum Salone betitelt, das ungeheuerste abgeschlossene Gefäß, das man sich nicht vorstellen, auch nicht einmal in der nächsten Erinnerung zurückrufen kann. Dreihundert Fuß lang, hundert Fuß breit und bis in das der Länge nach ihn deckende Gewölbe hundert Fuß hoch. So gewohnt sind diese Menschen im Freien zu leben, daß die Baumeister einen Marktplatz zu

überwölben fanden. Und es ist keine Frage, daß der ungeheure übermölbte Raum eine eigene Empfindung giebt. Es ist ein abgeschlossenes Unendliches, dem Menschen analoger als der Sternhimmel. Dieser reißt uns aus uns selbst hinaus, jener drängt uns auf die gelindeste Weise in uns selbst zurück.

So verweil' ich auch gern in der Kirche der heiligen Justina. Diese vierhundertfünfundachtzig Fuß lang, verhältnißmäßig hoch und breit, groß und einfach gebaut. Heut Abend setzt' ich mich in einen Winkel und hatte meine stille Betrachtung: da fühlt' ich mich recht allein; denn kein Mensch in der Welt, der in dem Augenblick an mich gedacht hätte, würde mich hier gesucht haben.

Nun wäre auch hier wieder einmal eingepackt; morgen früh geht es zu Wasser auf der Brenta fort. Heute hat's geregnet, nun ist's wieder ausgehellt, und ich hoffe, die Lagunen und die dem Meer vermählte Herrscherin bei schöner Tageszeit zu erblicken und aus ihrem Schooß meine Freunde zu begrüßen.

Venedig.

Venedig, den 28. September.

So stand es denn im Buche des Schicksals auf meinem Blatte geschrieben, daß ich 1786 den achtundzwanzigsten September Abends, nach unserer Uhr um Fünfe, Venedig zum ersten Mal, aus der Brenta in die Lagunen einfahrend, erblicken und bald darauf diese wunderbare Inselstadt, diese Biberrepublik, betreten und besuchen sollte. So ist denn auch, Gott sei Dank, Venedig mir kein bloßes Wort mehr, kein hohler Name, der mich so oft, mich den Todfeind von Wortschällen, geängstigt hat.

Als die erste Gondel an das Schiff anfuhr (es geschieht, um Passagiere, welche Eil' haben, geschwinder nach Venedig zu bringen), erinnerte ich mich eines frühen Kinderspielzeuges, an das ich vielleicht seit zwanzig Jahren nicht mehr gedacht hatte. Mein Vater besaß ein schönes mitgebrachtes Gondelmodell; er hielt es sehr werth, und mir ward es hoch angerechnet, wenn ich einmal damit spielen durfte. Die ersten Schnäbel von blankem Eisenblech, die schwarzen Gondelkäfige, Alles grüßte mich wie eine alte Bekanntschaft, ich genoß einen lang entbehrten freundlichen Jugendeindruck.

Ich bin gut logirt in der „Königin von England", nicht weit vom Markusplatze, und dies ist der größte Vorzug des Quartiers; meine Fenster geben auf einen schmalen Kanal zwischen hohen Häusern, gleich unter mir eine einbogige Brücke und gegenüber ein schmales, belebtes Gäßchen. So wohne ich, und so werde ich eine Zeit lang bleiben, bis mein Packet für Deutschland fertig ist, und bis ich mich am Bilde dieser Stadt

satt gesehen habe. Die Einsamkeit, nach der ich oft so sehnsuchtvoll geseufzt, kann ich nun recht genießen; denn nirgends fühlt man sich einsamer als im Gewimmel, wo man sich, Allen ganz unbekannt, durchdrängt. In Venedig kennt mich vielleicht nur ein Mensch, und der wird mir nicht gleich begegnen.

Wie es mir von Padua hierher gegangen, nur mit wenig Worten. Die Fahrt auf der Brenta mit dem öffentlichen Schiffe in gesitteter Gesellschaft, da die Italiäner sich vor einander in Acht nehmen, ist anständig und angenehm. Die Ufer sind mit Gärten und Lusthäusern geschmückt, kleine Ortschaften treten bis ans Wasser, theilweise geht die belebte Landstraße daran hin. Da man schleusenweis den Fluß hinabsteigt, giebt es öfters einen kleinen Aufhalt, den man benutzen kann, sich auf dem Lande umzusehen und die reichlich angebotenen Früchte zu genießen. Nun steigt man wieder ein und bewegt sich durch eine bewegte Welt voll Fruchtbarkeit und Leben.

Zu so viel abwechselnden Bildern und Gestalten gesellte sich noch eine Erscheinung, die, obgleich aus Deutschland abstammend, doch hier ganz eigentlich an ihrem Platze war, zwei Pilger nämlich, die ersten, die ich in der Nähe sah. Sie haben das Recht, mit dieser öffentlichen Gelegenheit umsonst weitergebracht zu werden; allein, weil die übrige Gesellschaft ihre Nähe scheut, so sitzen sie nicht mit in dem bedeckten Raume, sondern hinten bei dem Steuermann. Als eine in der gegenwärtigen Zeit seltene Erscheinung wurden sie angestaunt und, weil früher unter dieser Hülle manch Gesindel umhertrieb, wenig geachtet. Als ich vernahm, daß es Deutsche seien, keiner andern Sprache mächtig, gesellte ich mich zu ihnen und vernahm, daß sie aus dem Paderbornischen herstammten. Beides waren Männer schon über funfzig, von dunkler, aber gutmüthiger Physiognomie. Sie hatten vor Allem das Grab der heiligen drei Könige zu Köln besucht, waren sodann durch Deutschland gezogen und nun auf dem Wege, zusammen bis Rom und sodann ins obere Italien zurückzugehen, da denn der Eine wieder nach Westphalen zu wandern, der Andere aber noch den heiligen Jakob zu Compostell zu verehren gedachte.

Ihre Kleidung war die bekannte, doch sahen sie aufgeschürzt viel besser aus, als wir sie in langen Taffetkleidern auf

unsern Redouten vorzustellen pflegen. Der große Kragen, der runde Hut, der Stab und die Muschel, als das unschuldigste Trinkgeschirr, Alles hatte seine Bedeutung, seinen unmittelbaren Nutzen, die Blechkapsel enthielt ihre Pässe. Das Merkwürdigste aber waren ihre kleinen rothsaffianenen Brieftaschen; in diesen befand sich alles kleine Geräthe, was nur irgend einem einfachen Bedürfniß abzuhelfen geeignet sein mochte. Sie hatten dieselben hervorgezogen, indem sie an ihren Kleidern etwas zu flicken fanden.

Der Steuermann, höchst zufrieden, daß er einen Dolmetscher fand, ließ mich verschiedene Fragen an sie thun; dadurch vernahm ich Manches von ihren Ansichten, besonders aber von ihrer Reise. Sie beklagten sich bitterlich über ihre Glaubensgenossen, ja Weltpriester und Klostergeistliche. Die Frömmigkeit, sagten sie, müsse eine sehr seltene Sache sein, weil man an die ihrige nirgends glauben wolle, sondern sie fast durchaus, ob sie gleich die ihnen vorgeschriebene geistliche Marschroute und die bischöflichen Pässe vorgezeigt, in katholischen Landen wie Landstreicher behandle. Sie erzählten dagegen mit Rührung, wie gut sie von den Protestanten aufgenommen worden, besonders von einem Landgeistlichen in Schwaben, vorzüglich aber von seiner Frau, welche den einigermaßen widerstrebenden Mann dahin vermocht, daß sie ihnen reichliche Erquickung zutheilen dürfen, welche ihnen sehr Noth gethan. Ja, beim Abschiede habe sie ihnen einen Konventionsthaler geschenkt, der ihnen sehr zu Statten gekommen, sobald sie das katholische Gebiet wieder betreten. Hierauf sagte der Eine mit aller Erhebung, deren er fähig war: „Wir schließen diese Frau aber auch täglich in unser Gebet ein und bitten Gott, daß er ihre Augen öffne, wie er ihr Herz für uns geöffnet hat, daß er sie, wenn auch spät, aufnehme in den Schooß der alleinseligmachenden Kirche. Und so hoffen wir gewiß, ihr dereinst im Paradiese zu begegnen."

Von diesem Allen erklärte ich, was nöthig und nützlich war, auf der kleinen Steige sitzend, die auf das Verdeck führt, dem Steuermanne und einigen andern Personen, die sich aus der Kajüte in den engen Raum gedrängt hatten. Den Pilgern wurden einige ärmliche Erquickungen gereicht; denn der Italiäner liebt nicht zu geben. Sie zogen hierauf kleine geweihte Zettel hervor, worauf zu sehen das Bild der heiligen drei Könige, nebst lateinischen Gebeten zur Verehrung. Die guten Menschen baten mich, die kleine Gesellschaft damit zu beschenken und ihr

den hohen Werth dieſer Blätter begreiflich zu machen. Dieſes gelang mir auch ganz gut; denn als die beiden Männer ſehr verlegen ſchienen, wie ſie in dem großen Venedig das zur Aufnahme der Pilger beſtimmte Kloſter ausfinden ſollten, ſo verſprach der gerührte Steuermann, wenn ſie landeten, wollte er einem Burſchen ſogleich einen Dreier geben, damit er ſie zu jenem entfernt gelegenen Orte geleitete. Sie würden zwar, ſetzte er vertraulich hinzu, ſie würden dort wenig Troſt finden: die Anſtalt, ſehr groß angelegt, um ich weiß nicht wie viel Pilger zu faſſen, ſei gegenwärtig ziemlich zuſammengegangen und die Einkünfte würden eben anders verwendet.

So unterhalten, waren wir die ſchöne Brenta herunter gekommen, manchen herrlichen Garten, manchen herrlichen Palaſt hinter uns laſſend, wohlhabende, belebte Ortſchaften an der Küſte mit flüchtigem Blick beſchauend. Als wir nun in die Lagunen einfuhren, umſchwärmten mehrere Gondeln ſogleich das Schiff. Ein Lombard, in Venedig wohl bekannt, forderte mich auf, ihm Geſellſchaft zu leiſten, damit wir geſchwinder drinne wären und der Toganennual entgingen. Einige, die uns abhalten wollten, wußte er mit einem mäßigen Trinkgeld zu beſeitigen, und ſo ſchwammen wir bei einem heitern Sonnenuntergang ſchnell unſerm Ziel entgegen.

Venedig, den 29. September, Michaelistag, Abends.

Von Venedig iſt ſchon viel erzählt und gedruckt, daß ich mit Beſchreibung nicht umſtändlich ſein will; ich ſage nur, wie es mir entgegenkommt. Was ſich mir aber vor allem Andern aufdringt, iſt abermals das Volk, eine große Maſſe, ein nothwendiges, unwillkürliches Daſein.

Dieſes Geſchlecht hat ſich nicht zum Spaß auf dieſe Inſeln geflüchtet, es war keine Willkür, welche die Folgenden trieb, ſich mit ihnen zu vereinigen; die Noth lehrte ſie ihre Sicherheit in der unvortheilhafteſten Lage ſuchen, die ihnen nachher ſo vortheilhaft ward und ſie klug machte, als noch die ganze nördliche Welt im Düſtern gefangen lag; ihre Vermehrung, ihr Reichthum war nothwendige Folge. Nun drängten ſich die Wohnungen empor und empor, Sand und Sumpf wurden durch Felſen erſetzt, die Häuſer ſuchten die Luft, wie Bäume, die geſchloſſen ſtehen; ſie mußten an Höhe zu gewinnen ſuchen,

was ihnen an Breite abging. Auf jede Spanne des Bodens geizig und gleich anfangs in enge Räume gedrängt, ließen sie zu Gassen nicht mehr Breite, als nöthig war, eine Hausreihe von der gegenüberstehenden zu trennen und dem Bürger nothdürftige Durchgänge zu erhalten. Uebrigens war ihnen das Wasser statt Straße, Platz und Spaziergang. Der Venetianer mußte eine neue Art von Geschöpf werden, wie man denn auch Venedig nur mit sich selbst vergleichen kann. Der große, schlangenförmig gewundene Kanal weicht keiner Straße in der Welt; dem Raum vor dem Markusplatze kann wol nichts an die Seite gesetzt werden. Ich meine den großen Wasserspiegel, der diesseits von dem eigentlichen Venedig im halben Mond umfaßt wird. Ueber der Wasserfläche sieht man links die Insel San Giorgio maggiore, etwas weiter rechts die Giudecca und ihren Kanal, noch weiter rechts die Dogane und die Einfahrt in den Canal Grande, wo uns gleich ein Paar ungeheure Marmortempel entgegenleuchten. Dies sind mit wenigen Zügen die Hauptgegenstände, die uns in die Augen fallen, wenn wir zwischen den zwei Säulen des Markusplatzes hervortreten. Die sämmtlichen Aus- und Ansichten sind so oft in Kupfer gestochen, daß die Freunde davon sich gar leicht einen anschaulichen Begriff machen können.

Nach Tische eilte ich, mir erst einen Eindruck des Ganzen zu versichern, und warf mich ohne Begleiter, nur die Himmelsgegenden merkend, ins Labyrinth der Stadt, welche, obgleich durchaus von Kanälen und Kanälchen durchschnitten, durch Brücken und Brückchen wieder zusammenhängt. Die Enge und Gedrängtheit des Ganzen denkt man nicht, ohne es gesehen zu haben. Gewöhnlich kann man die Breite der Gasse mit ausgereckten Armen entweder ganz oder beinahe messen, in den engsten stößt man schon mit den Ellbogen an, wenn man die Hände in die Seite stemmt; es giebt wohl breitere, auch hie und da ein Plätzchen, verhältnißmäßig aber kann Alles enge genannt werden.

Ich fand leicht den großen Kanal und die Hauptbrücke Rialto; sie besteht aus einem einzigen Bogen von weißem Marmor. Von oben herunter ist es eine große Ansicht, der Kanal gesäet voll Schiffe, die alles Bedürfniß vom festen Lande herbeiführen und hier hauptsächlich anlegen und ausladen; dazwischen wimmelt es von Gondeln. Besonders heute, als am Michaelisfeste, gab es einen Anblick wunderschön lebendig;

doch um dieſen einigermaßen darzuſtellen, muß ich etwas weiter ausholen.

Die beiden Hauptheile von Venedig, welche der große Kanal trennt, werden durch die einzige Brücke Rialto mit einander verbunden, doch iſt auch für mehrere Kommunikation geſorgt, welche in offenen Barken an beſtimmten Ueberfahrtspunkten geſchieht. Nun ſah es heute ſehr gut aus, als die wohlgekleideten, doch mit einem ſchwarzen Schleier bedeckten Frauen ſich, viele zuſammen, überſetzen ließen, um zu der Kirche des gefeierten Erzengels zu gelangen. Ich verließ die Brücke und begab mich an einen ſolchen Ueberfahrtspunkt, die Ausſteigenden genau zu betrachten. Ich habe ſehr ſchöne Geſichter und Geſtalten darunter gefunden.

Nachdem ich müde geworden, ſetzte ich mich in eine Gondel, die engen Gaſſen verlaſſend, und fuhr, mir das entgegengeſetzte Schauſpiel zu bereiten, den nördlichen Theil des großen Kanals durch, um die Inſel der heiligen Clara, in die Lagunen, den Kanal der Giudecca herein, bis gegen den Markusplatz, und war nun auf einmal ein Mitherr des adriatiſchen Meeres, wie jeder Venetianer ſich fühlt, wenn er ſich in ſeine Gondel legt. Ich gedachte dabei meines guten Vaters in Ehren, der nichts Beſſeres wußte, als von dieſen Dingen zu erzählen. Wird mir's nicht auch ſo gehen? Alles, was mich umgiebt, iſt würdig, ein großes, reſpektables Werk verſammelter Menſchenkraft, ein herrliches Monument, nicht eines Gebieters, ſondern eines Volks. Und wenn auch ihre Lagunen ſich nach und nach ausfüllen, böſe Dünſte über dem Sumpfe ſchweben, ihr Handel geſchwächt, ihre Macht geſunken iſt, ſo wird die ganze Anlage der Republik und ihr Weſen nicht einen Augenblick dem Beobachter weniger ehrwürdig ſein. Sie unterliegt der Zeit wie Alles, was ein erſcheinendes Daſein hat.

Venedig, den 30. September.

Gegen Abend verlief ich mich wieder, ohne Führer, in die entfernteſten Quartiere der Stadt. Die hieſigen Brücken ſind alle mit Treppen angelegt, damit Gondeln und auch wol größere Schiffe bequem unter den Bogen hinfahren. Ich ſuchte mich in und aus dieſem Labyrinthe zu finden, ohne irgend Jemand zu fragen, mich abermals nur nach der Himmelsgegend

richtend. Man entwirrt sich wol endlich, aber es ist ein unglaubliches Gehecke in einander und meine Manier, sich recht sinnlich davon zu überzeugen, die beste. Auch habe ich mir bis an die letzte bewohnte Spitze der Einwohner Betragen, Lebensart, Sitte und Wesen gemerkt; in jedem Quartiere sind sie anders beschaffen. Du lieber Gott, was doch der Mensch für ein armes, gutes Thier ist!

Sehr viele Häuserchen stehen unmittelbar in den Kanälen; doch giebt es hie und da schön gepflasterte Steindämme, auf denen man zwischen Wasser, Kirchen und Palästen gar angenehm hin und wieder spaziert. Lustig und erfreulich ist der lange Steindamm an der nördlichen Seite, von welchem die Inseln, besonders Murano, das Venedig im Kleinen, geschaut werden. Die Lagunen dazwischen sind von vielen Gondeln belebt.

Abends.

Heute habe ich abermals meinen Begriff von Venedig erweitert, indem ich mir den Plan verschaffte. Als ich ihn einigermaßen studirt, bestieg ich den Markusthurm, wo sich dem Auge ein einziges Schauspiel darstellt. Es war um Mittag und heller Sonnenschein, daß ich ohne Perspektiv Nähen und Fernen genau erkennen konnte. Die Fluth bedeckte die Lagunen, und als ich den Blick nach dem sogenannten Lido wandte (es ist ein schmaler Erdstreif, der die Lagunen schließt), sah ich zum ersten Mal das Meer und einige Segel darauf. In den Lagunen selbst liegen Galeeren und Fregatten, die zum Ritter Emo stoßen sollten, der den Algierern den Krieg macht, die aber wegen ungünstiger Winde liegen blieben. Die paduanischen und vicentinischen Berge und das tiroler Gebirge schließen, zwischen Abend und Mitternacht, das Bild ganz trefflich schön.

Venedig, den 1. Oktober.

Ich ging und besah mir die Stadt in mancherlei Rücksichten, und da es eben Sonntag war, fiel mir die große Unreinlichkeit der Straßen auf, worüber ich meine Betrachtungen anstellen mußte. Es ist wol eine Art von Polizei in dieiem Artikel; die Leute schieben das Kehricht in die Ecken, auch sehe

ich große Schiffe bin und wieder fahren, die an manchen Orten ſtille liegen und das Kehricht mitnehmen, Leute von den Inſeln umher, welche des Düngers bedürfen; aber es iſt in dieſen Anſtalten weder Folge noch Strenge, und deſto unverzeihlicher die Unreinlichkeit der Stadt, da ſie ganz zu Reinlichkeit angelegt worden, ſo gut als irgend eine holländiſche.

Alle Straßen ſind geplattet, ſelbſt die entfernteſten Quartiere wenigſtens mit Backſteinen auf der hohen Kante ausgeſetzt, wo es nöthig, in der Mitte ein Wenig erhaben, an der Seite Vertiefungen, das Waſſer aufzufaſſen und in bedeckte Kanäle zu leiten. Noch andere architektoniſche Verrichtungen der erſten wohl überdachten Anlage zeugen von der Abſicht trefflicher Baumeiſter, Venedig zu der reinſten Stadt zu machen, wie ſie die ſonderbarſte iſt. Ich konnte nicht unterlaſſen, gleich im Spazierengehen eine Anordnung deßhalb zu entwerfen und einem Polizeivorſteher, dem es Ernſt wäre, in Gedanken vorzuarbeiten. So hat man immer Trieb und Luſt, vor fremden Thüren zu kehren.

Venedig, den 2. Oktober.

Vor Allem eilte ich in die Carità. Ich hatte in des Palladio Werken gefunden, daß er hier ein Kloſtergebäude angegeben, in welchem er die Privatwohnung der reichen und gaſtfreien Alten darzuſtellen gedachte. Der ſowol im Ganzen als in ſeinen einzelnen Theilen trefflich gezeichnete Plan machte mir unendliche Freude, und ich hoffte, ein Wunderwerk zu finden; aber ach! es iſt kaum der zehnte Theil ausgeführt, doch auch dieſer Theil ſeines himmliſchen Genius würdig, eine Vollkommenheit in der Anlage und eine Genauigkeit in der Ausführung, die ich noch nicht kannte. Jahrelang ſollte man in Betrachtung ſo eines Werks zubringen. Mich dünkt, ich habe nichts Höheres, nichts Vollkommneres geſehen, und glaube, daß ich mich nicht irre. Denke man ſich aber auch den trefflichen Künſtler, mit dem innern Sinn fürs Große und Gefällige geboren, der erſt mit unglaublicher Mühe ſich an den Alten heranbildet, um ſie alsdann durch ſich wieder herzuſtellen. Dieſer findet Gelegenheit, einen Lieblingsgedanken auszuführen, ein Kloſter, ſo vielen Mönchen zur Wohnung, ſo vielen Fremden zur Herberge beſtimmt, nach der Form eines antiken Privatgebäudes aufzurichten.

Die Kirche stand schon; aus ihr tritt man in ein Atrium von korinthischen Säulen; man ist entzückt und vergißt auf einmal alles [redacted]. An der einen Seite findet man die Sakristei, an der andern ein Kapitelzimmer, daneben die schönste Wendeltreppe von der Welt, mit offener, weiter Spindel, die steinernen Stufen in die Wand gemauert und so geschichtet, daß eine die andere trägt; man wird nicht müde, sie auf- und abzusteigen; wie schön sie gerathen sei, kann man daraus abnehmen, daß sie Palladio selbst für wohl gerathen angiebt. Aus dem Vorhof tritt man in den innern großen Hof. Von dem Gebäude, das ihn umgeben sollte, ist leider nur die linke Seite aufgeführt, drei Säulenordnungen über einander, auf der Erde Hallen, im ersten Stock ein Bogengang vor den Zellen hin, der obere Stock Mauer mit Fenstern. Doch diese Beschreibung muß durch den Anblick der Risse gestärkt werden. Nun ein Wort von der Ausführung.

Nur die Häupter und Füße der Säulen und die Schlußsteine der Bogen sind von gehauenem Stein, das Uebrige alles, ich darf nicht sagen von Backsteinen, sondern von gebranntem Thon. Solche Ziegel kenne ich gar nicht. Fries und Karnieß sind auch daraus, die Glieder der Bogen gleichfalls, Alles theilweis gebrannt, und das Gebäude zuletzt nur mit wenig Kalk zusammengesetzt. Es steht wie aus einem Guß. Wäre das Ganze fertig geworden, und man sähe es reinlich abgerieben und gefärbt, es müßte ein himmlischer Anblick sein.

Jedoch die Anlage war zu groß, wie bei so manchem Gebäude der neuern Zeit. Der Künstler hatte nicht nur vorausgesetzt, daß man das jetzige Kloster abreißen, sondern auch anstoßende Nachbarshäuser kaufen werde, und da mögen Geld und Lust ausgegangen sein. Du liebes Schicksal, das Du so manche Dummheit begünstigt und verewigt hast, warum ließest Du dieses Werk nicht zu Stande kommen!

Venedig, den 3. Oktober.

Die Kirche Il Redentore, ein schönes, großes Werk von Palladio, die Façade lobenswürdiger als die von San Giorgio. Diese mehrmals in Kupfer gestochenen Werke müßte man vor sich sehen, um das Gesagte verdeutlichen zu können. Hier nur wenige Worte.

Palladio war durchaus von der Existenz der Alten durchdrungen und fühlte die Kleinheit und Enge seiner Zeit wie ein großer Mensch, der sich nicht hingeben, sondern das Uebrige so viel als möglich nach seinen edlen Begriffen umbilden will. Er war unzufrieden, wie ich aus gelinder Wendung seines Buches schließe, daß man bei christlichen Kirchen nach der Form der alten Basiliken zu bauen fortfahre; er suchte deshalb seine heiligen Gebäude der alten Tempelform zu nähern; daher entstanden gewisse Unschicklichkeiten, die mir bei Il Redentore glücklich beseitigt, bei San Giorgio aber zu auffallend erscheinen. Volkmann sagt etwas davon, trifft aber den Nagel nicht auf den Kopf.

Inwendig ist Il Redentore gleichfalls köstlich, Alles, auch die Zeichnung der Altäre, von Palladio; leider die Nischen, die mit Statuen ausgefüllt werden sollten, prangen mit flachen, ausgeschnittenen, gemalten Brettfiguren.

Dem heiligen Francisecus zu Ehren hatten die Peters-Kapuziner einen Seitenaltar mächtig ausgeputzt; man sah nichts von Stein als die korinthischen Kapitäle; alles Uebrige schien mit einer geschmackvollen, prächtigen Stickerei nach Art der Arabesken überzogen, und zwar so artig, als man nur etwas zu sehen wünschte. Besonders wunderte ich mich über die breiten, goldgestickten Ranken und Laubwerke. Ich ging näher und fand einen recht hübschen Betrug. Alles, was ich für Gold gehalten hatte, war breit gedrücktes Stroh, nach schönen Zeichnungen auf Papier geklebt, der Grund mit lebhaften Farben angestrichen, und das so mannichfaltig und geschmackvoll, daß dieser Spaß, dessen Material gar nichts werth war, und der wahrscheinlich im Kloster selbst ausgeführt wurde, mehrere tausend Thaler müßte gekostet haben, wenn er ächt hätte sein sollen. Man könnte es gelegentlich wohl nachahmen.

Auf einem Uferdamme, im Angesicht des Wassers, bemerkte ich schon einigemal einen geringen Kerl, welcher einer größern oder kleinern Anzahl von Zuhörern im Venetianischen Dialekt Geschichten erzählte; ich kann leider nichts davon verstehen, es lacht aber kein Mensch, nur selten lächelt das Auditorium, das meist aus der ganz niedern Klasse besteht. Auch hat der Mann nichts Auffallendes noch Lächerliches in seiner Art, vielmehr

etwas sehr Gesetztes, zugleich eine bewunderungswürdige Mannichfaltigkeit und Präzision, welche auf Kunst und Nachdenken hinwiesen, in seinen Geberden.

Den Plan in der Hand, suchte ich mich durch die wunderlichsten Irrgänge bis zur Kirche der Mendicanti zu finden. Hier ist das Konservatorium, welches gegenwärtig den meisten Beifall hat. Die Frauenzimmer führten ein Oratorium hinter dem Gitter auf, die Kirche war voll Zuhörer, die Musik sehr schön, und herrliche Stimmen. Ein Alt sang den König Saul, die Hauptperson des Gedichtes. Von einer solchen Stimme hatte ich gar keinen Begriff; einige Stellen der Musik waren unendlich schön, der Text vollkommen singbar, so italiänisch Latein, daß man an manchen Stellen lachen muß; die Musik aber findet hier ein weites Feld.

Es wäre ein trefflicher Genuß gewesen, wenn nicht der vermaledeite Kapellmeister den Takt mit einer Rolle Noten wider das Gitter und so unverschämt geklappt hätte, als habe er mit Schuljungen zu thun, die er eben unterrichtete; und die Mädchen hatten das Stück oft wiederholt, sein Klatschen war ganz unnöthig und zerstörte allen Eindruck, nicht anders, als wenn Einer, um uns eine schöne Statue begreiflich zu machen, ihr Scharlachläppchen auf die Gelenke klebte. Der fremde Schall hebt alle Harmonie auf. Das ist nun ein Musiker, und er hört es nicht, oder er will vielmehr, daß man seine Gegenwart durch eine Unschicklichkeit vernehmen soll, da es besser wäre, er ließe seinen Werth an der Vollkommenheit der Ausführung errathen. Ich weiß, die Franzosen haben es an der Art; den Italiänern hätte ich es nicht zugetraut, und das Publikum scheint daran gewöhnt. Es ist nicht das einzige Mal, daß es sich einbilden läßt, das gerade gehöre zum Genuß, was den Genuß verdirbt.

Gestern Abend Oper zu St. Moses (denn die Theater haben ihren Namen von der Kirche, der sie am Nächsten liegen); nicht recht erfreulich! Es fehlt dem Plan, der Musik, den Sängern eine innere Energie, welche allein eine solche Darstellung

auf den höchsten Punkt treiben kann. Man konnte von keinem Theile sagen, er sei schlecht; aber nur die zwei Frauen ließen sich's angelegen sein, nicht sowol gut zu agiren, als sich zu produsiren und zu gefallen. Das ist denn immer etwas. Es sind zwei schöne Figuren, gute Stimmen, artige, muntere, gätliche Personchen. Unter den Männern dagegen keine Spur von innerer Gewalt und Lust, dem Publikum etwas aufzudrängen, so wie keine entschieden glänzende Stimme.

Das Ballet, von elender Erfindung, ward im Ganzen ausgepfiffen, einige treffliche Springer und Springerinnen jedoch, welche letztere sich es zur Pflicht rechneten, die Zuschauer mit jedem schönen Theil ihres Körpers bekannt zu machen, wurden weidlich beklatscht.

Heute dagegen sah ich eine andere Komödie, die mich mehr gefreut hat. Im herzoglichen Palast hörte ich eine Rechtssache öffentlich verhandeln; sie war wichtig und zu meinem Glück in den Ferien vorgenommen. Der eine Advokat war Alles, was ein übertriebener Bussо nur sein sollte. Figur dick, kurz, doch beweglich, ein ungeheuer vorspringendes Profil, eine Stimme wie Erz und eine Heftigkeit, als wenn es ihm aus tiefsten Grunde des Herzens ernst wäre, was er sagte. Ich nenne dies eine Komödie, weil Alles wahrscheinlich schon fertig ist, wenn diese öffentliche Darstellung geschieht; die Richter wissen, was sie sprechen sollen, und die Partei weiß, was sie zu erwarten hat. Indessen gefällt mir diese Art unendlich besser als unsere Stuben- und Kanzleibockereien. Und nun von den Umständen und wie artig, ohne Prunk, wie natürlich Alles zugeht, will ich suchen einen Begriff zu geben.

In einem geräumigen Saal des Palastes saßen an der einen Seite die Richter im Halbzirkel. Gegen ihnen über auf einem Katheder, der mehrere Personen neben einander fassen konnte, die Advokaten beider Parteien, unmittelbar vor denselben auf einer Bank Kläger und Beklagte in eigener Person. Der Advokat des Klägers war von dem Katheder herabgestiegen; denn die heutige Sitzung war zu keiner Kontrovers bestimmt. Die sämmtlichen Dokumente für und wider, obgleich schon gedruckt, sollten vorgelesen werden.

Ein hagerer Schreiber in schwarzem kümmerlichem Rocke,

ein dickes Heft in der Hand, bereitete sich, die Pflicht des Lesenden zu erfüllen. Von Zuschauern und Zuhörern war übrigens der Saal gedrängt voll. Die Rechtsfrage selbst sowie die Personen, welche sie betraf, mußten den Venetianern decht bedeutend scheinen.

Fideikommisse haben in diesem Staat die entschiedenste Gunst; ein Besitztum, welchem einmal dieser Charakter aufgeprägt ist, behält ihn für ewige Zeiten; es mag durch irgend eine Wendung oder Umstand vor mehreren hundert Jahren veräußert worden, durch viele Hände gegangen sein, zuletzt, wenn die Sache zur Sprache kommt, behalten die Nachkommen der ersten Familie Recht, und die Güter müssen herausgegeben werden.

Diesmal war der Streit höchst wichtig; denn die Klage ging gegen den Doge selbst, oder vielmehr gegen seine Gemahlin, welche denn auch in Person auf dem Bänkchen, vom Kläger nur durch einen kleinen Zwischenraum getrennt, in ihren Zendale gehüllt, dasaß. Eine Dame von gewissem Alter, edlem Körperbau, wohlgebildetem Gesicht, auf welchem ernste, ja wenn man will, etwas verdrießliche Züge zu sehen waren. Die Venetianer bildeten sich viel darauf ein, daß die Fürstin in ihrem eigenen Palast vor dem Gericht und ihnen erscheinen müsse.

Der Schreiber fing zu lesen an, und nun ward mir erst deutlich, was ein im Angesicht der Richter, unfern des Katheders der Advokaten, hinter einem kleinen Tische, auf einem niedern Schemel sitzendes Männchen, besonders aber die Sanduhr bedeute, die er vor sich niedergelegt hatte. So lange nämlich der Schreiber liest, so lange läuft die Zeit nicht; dem Advokaten aber, wenn er dabei sprechen will, ist nur im Ganzen eine gewisse Frist gegönnt. Der Schreiber liest, die Uhr liegt, das Männchen hat die Hand daran. Thut der Advokat den Mund auf, so steht auch die Uhr schon in der Höhe, die sich sogleich niedersenkt, sobald er schweigt. Hier ist nun die große Kunst, in den Fluß der Vorlesung hineinzureden, flüchtige Bemerkungen zu machen, Aufmerksamkeit zu erregen und zu fordern. Nun kommt der kleine Saturn in die größte Verlegenheit. Er ist genöthigt, den horizontalen und vertikalen Stand der Uhr jeden Augenblick zu verändern, er befindet sich im Fall der bösen Geister im Puppenspiel, die auf das schnell wechselnde „Berlicke! Berlocke!" des mutwilligen Hanswursts nicht wissen, wie sie gehen oder kommen sollen.

Wer in Kanzleien hat kollationiren hören, kann sich eine Vorstellung von dieser Vorlesung machen: schnell, eintönig, aber doch artikulirt und deutlich genug. Der kunstreiche Advokat weiß nun durch Scherze die Langeweile zu unterbrechen, und das Publikum ergetzt sich an seinen Späßen in ganz unmäßigem Gelächter. Eines Scherzes muß ich gedenken, des auffallendsten unter denen, die ich verstand. Der Vorleser recitirte so eben ein Dokument, wodurch einer jener unrechtmäßig geachteten Besitzer über die fraglichen Güter disponirte. Der Advokat hieß ihn langsamer lesen, und als er die Worte deutlich aussprach: Ich schenke, ich vermache! fuhr der Redner heftig auf den Schreiber los und rief: „Was willst Du schenken? was vermachen? Du armer, ausgehungerter Teufel! Gehört Dir doch gar nichts in der Welt an!" „Doch", fuhr er fort, indem er sich zu besinnen schien, „war doch jener erlauchte Besitzer in eben dem Fall, er wollte schenken, wollte vermachen, was ihm so wenig gehörte als Dir." Ein unendlich Gelächter schlug auf, doch sogleich nahm die Sanduhr die horizontale Lage wieder an. Der Vorleser summte fort, machte dem Advokaten ein flämisch Gesicht; doch das sind Alles verabredete Späße.

Venedig, den 4. Oktober nach Mitternacht.

Gestern war ich in der Komödie, Theater St. Lukas, die mir viel Freude gemacht hat; ich sah ein extemporirtes Stück in Masken, mit viel Naturell, Energie und Bravour aufgeführt. Freilich sind sie nicht Alle gleich; der Pantalon sehr brav; die eine Frau, stark und wohlgebaut, keine außerordentliche Schauspielerin, spricht excellent und weiß sich zu betragen. Ein tolles Sujet, demjenigen ähnlich, das bei uns unter dem Titel: **Der Verschlag** behandelt ist. Mit unglaublicher Abwechslung unterhielt es mehr als drei Stunden. Doch ist auch hier das Volk wieder die Base, worauf dies Alles ruht; die Zuschauer spielen mit, und die Menge verschmilzt mit dem Theater in ein Ganzes. Den Tag über auf dem Platz und am Ufer, auf den Gondeln und im Palast, der Käufer und Verkäufer, der Bettler, der Schiffer, die Nachbarin, der Advokat und sein Gegner, Alles lebt und treibt und läßt sich es angelegen sein, spricht und betheuert, schreit und bietet aus, singt und spielt, flucht und lärmt. Und Abends gehen sie ins Theater und sehen und hören das

Leben ihres Tages, künstlich zusammengestellt, artiger aufgestutzt, mit Märchen durchflochten, durch Masken von der Wirklichkeit abgerückt, durch Sitten genähert. Hierüber freuen sie sich kindisch, schreien wieder, klatschen und lärmen. Von Tag zu Nacht, ja von Mitternacht zu Mitternacht ist immer Alles ebendasselbe. Ich habe aber auch nicht leicht natürlicher agiren sehen als jene Masken, so wie es nur bei einem ausgezeichnet glücklichen Naturell durch längere Uebung erreicht werden kann.

Da ich das schreibe, machen sie einen gewaltigen Lärm auf dem Kanal unter meinem Fenster, und Mitternacht ist vorbei. Sie haben im Guten und Bösen immer etwas zusammen.

Abends.

Oeffentliche Redner habe ich nun gehört: drei Kerle auf dem Platze und Ufersteindamme, jeden nach seiner Art Geschichten erzählend, sodann zwei Sachwalter, zwei Prediger, die Schauspieler, worunter ich besonders den Pantalon rühmen muß; alle diese haben etwas Gemeinsames, sowol weil sie von ein und derselben Nation sind, die, stets öffentlich lebend, immer in leidenschaftlichem Sprechen begriffen ist, als auch weil sie sich unter einander nachahmen. Hiezu kommt noch eine entschiedene Geberdensprache, mit welcher sie die Ausdrücke ihrer Intentionen, Gesinnungen und Empfindungen begleiten.

Heute am Fest des heiligen Franciscus war ich in seiner Kirche alle Vigne. Des Kapuziners laute Stimme ward von dem Geschrei der Verkäufer vor der Kirche wie von einer Antiphone begleitet; ich stand in der Kirchthüre zwischen Beiden, und es war wunderlich genug zu hören.

Venedig, den 5. Oktober.

Heute früh war ich im Arsenal, mir immer interessant genug, da ich noch kein Seewesen kenne und hier die untere Schule besuchte; denn freilich sieht es hier nach einer alten Familie aus, die sich noch rührt, obgleich die beste Zeit der Blüthe und der Früchte vorüber ist. Da ich denn auch den Handwerkern nachgehe, habe ich manches Merkwürdige gesehen

und ein Schiff von vierundachtzig Kanonen, dessen Gerippe fertig steht, beitiegen.

Ein gleiches ist vor sechs Monaten an der Riva de' Schiavoni bis aufs Wasser verbrannt; die Pulverkammer war nicht sehr gefüllt, und da sie sprang, that es keinen großen Schaden; die benachbarten Häuser büßten ihre Scheiben ein.

Das schönste Eichenholz aus Istrien habe ich verarbeiten sehen und dabei über den Wachsthum dieses werthen Baumes meine stillen Betrachtungen angestellt. Ich kann nicht genug sagen, was meine sauer erworbene Kenntniß natürlicher Dinge, die doch der Mensch zuletzt als Materialien braucht und in seinen Nutzen verwendet, mir überall hilft, um mir das Verfahren der Künstler und Handwerker zu erklären; so ist mir auch die Kenntniß der Gebirge und des daraus genommenen Gesteins ein großer Vorsprung in der Kunst.

Um mit einem Worte den Begriff des Bucentaur auszusprechen, nenne ich ihn eine Prachtgaleere. Der ältere, von dem wir noch Abbildungen haben, rechtfertigt diese Benennung noch mehr als der gegenwärtige, der uns durch seinen Glanz über seinen Ursprung verblendet.

Ich komme immer auf mein Altes zurück. Wenn dem Künstler ein ächter Gegenstand gegeben ist, so kann er etwas Aechtes leisten. Hier war ihm aufgetragen, eine Galeere zu bilden, die werth wäre, die Häupter der Republik am feierlichsten Tage zum Sakrament ihrer hergebrachten Meerherrschaft zu tragen, und diese Aufgabe ist vortrefflich ausgeführt. Das Schiff ist ganz Zierrath, also darf man nicht sagen: mit Zierrath überladen, ganz vergoldetes Schnitzwerk, sonst zu keinem Gebrauch, eine wahre Monstranz, um dem Volke seine Häupter recht herrlich zu zeigen. Wissen wir doch, das Volk, wie es gern seine Hüte schmückt, will auch seine Obern prächtig und geputzt sehen. Dieses Prunkschiff ist ein rechtes Inventarienstück, woran man sehen kann, was die Venetianer waren und sich zu sein dünkten.

Nachts.

Ich komme noch lachend aus der Tragödie und muß diesen Scherz gleich auf dem Papier befestigen. Das Stück

war nicht schlimm; der Verfasser hatte alle tragischen Matadore zusammengesteckt, und die Schauspieler hatten gut spielen. Die meisten Situationen waren bekannt, einige neu und ganz glücklich. Zwei Väter, die sich hassen, Söhne und Töchter aus diesen getrennten Familien, leidenschaftlich übers Kreuz verliebt, ja das eine Paar heimlich verheirathet. Es ging wild und grausam zu, und nichts blieb zuletzt übrig, um die jungen Leute glücklich zu machen, als daß die beiden Väter sich erstachen, worauf unter lebhaftem Händeklatschen der Vorhang fiel. Nun ward aber das Klatschen heftiger, nun wurde Fuora gerufen, und das so lange, bis sich die zwei Hauptpaare bequemten, hinter dem Vorhang hervorzukriechen, ihre Bücklinge zu machen und auf der andern Seite wieder abzugehen.

Das Publikum war noch nicht befriedigt, es klatschte fort und rief: I morti! Das dauerte so lange, bis die zwei Todten auch herauskamen und sich bückten, da denn einige Stimmen riefen: Bravi i morti! Sie wurden durch Klatschen lange festgehalten, bis man ihnen gleichfalls endlich abzugehen erlaubte. Diese Posse gewinnt für den Augen- und Ohrenzeugen unendlich, der das Bravo! Bravi! das die Italiäner immer im Munde führen, so in den Ohren hat wie ich und dann auf einmal auch die Todten mit diesem Ehrenwort anrufen hört.

Gute Nacht! so können wir Nordländer zu jeder Stunde sagen, wenn wir im Finstern scheiden; der Italiäner sagt Felicissima notte! nur einmal, und zwar wenn das Licht in das Zimmer gebracht wird, indem Tag und Nacht sich scheiden, und da heißt es denn etwas ganz Anderes. So unübersetzlich sind die Eigenheiten jeder Sprache; denn vom höchsten bis zum tiefsten Wort bezieht sich alles auf Eigenthümlichkeiten der Nation, es sei nun in Charakter, Gesinnungen oder Zuständen.

Venedig, den 6. Oktober.

Die Tragödie gestern hat mich Manches gelehrt. Erstlich habe ich gehört, wie die Italiäner ihre elfsilbigen Jamben behandeln und deklamiren; dann habe ich begriffen, wie klug Gozzi die Masken mit den tragischen Figuren verbunden hat. Das ist das eigentliche Schauspiel für dieses Volk; denn es will auf eine trudele Weise gerührt sein, es nimmt keinen innigen, zärtlichen Antheil am Unglücklichen, es freut sie nur, wenn der

Held gut spricht; denn aufs Reden halten sie viel, sodann aber wollen sie lachen oder etwas Albernes vernehmen.

Ihr Antheil am Schauspiel ist nur als an einem Wirklichen. Da der Tyrann seinem Sohne das Schwert reichte und forderte, daß dieser seine eigene gegenüberstehende Gemahlin umbringen sollte, fing das Volk laut an, sein Mißvergnügen über diese Zumuthung zu beweisen, und es fehlte nicht viel, so wäre das Stück unterbrochen worden. Sie verlangten, der Alte sollte sein Schwert zurücknehmen, wodurch denn freilich die folgenden Situationen des Stücks wären aufgehoben worden. Endlich entschloß sich der bedrängte Sohn, trat ins Proscenium und bat demüthig, sie möchten sich nur noch einen Augenblick gedulden, die Sache werde noch ganz nach Wunsch ablaufen. Künstlerisch genommen aber war diese Situation nach den Umständen albern und unnatürlich, und ich lobte das Volk um sein Gefühl.

Jetzt verstehe ich besser die langen Reden und das viele Hin- und Herdisseriren im griechischen Trauerspiele. Die Athenienser hörten noch lieber reden und verstanden sich noch besser darauf als die Italiäner; vor den Gerichtsstellen, wo sie den ganzen Tag lagen, lernten sie schon etwas.

An den ausgeführten Werken Palladio's, besonders an den Kirchen habe ich manches Tadelnswürdige neben dem Köstlichsten gefunden. Wenn ich nun so bei mir überlegte, inwiefern ich Recht oder Unrecht hätte gegen einen solchen außerordentlichen Mann, so war es, als ob er dabei stände und mir sagte: „Das und das habe ich wider Willen gemacht, aber doch gemacht, weil ich unter den gegebenen Umständen nur auf diese Weise meiner höchsten Idee am Nächsten kommen konnte."

Mir scheint, so viel ich auch darüber denke, er habe bei Betrachtung der Höhe und Breite einer schon bestehenden Kirche, eines ältern Hauses, wozu er Façaden errichten sollte, nur überlegt: „Wie giebst Du diesen Räumen die größte Form? Im Einzelnen mußt Du wegen eintretenden Bedürfnisses etwas verrücken oder verpfuschen, da oder dort wird eine Unschicklichkeit entstehen; aber das mag sein, das Ganze wird einen hohen Stil haben, und Du wirst Dir zur Freude arbeiten." Und so

hat er das größte Bild, das er in der Seele trug, auch dahin gebracht, wo es nicht ganz paßte, wo er es im Einzelnen zerknittern und verstümmeln mußte.

Der Flügel in der Carità dagegen muß uns deshalb von so hohem Werthe sein, weil der Künstler freie Hand hatte und seinem Geist unbedingt folgen durfte. Wäre das Kloster fertig geworden, so stände vielleicht in der ganzen gegenwärtigen Welt kein vollkommeneres Werk der Baukunst.

Wie er gedacht und wie er gearbeitet, wird mir immer klarer, je mehr ich seine Werke lese und dabei betrachte, wie er die Alten behandelt; denn er macht wenig Worte, sie sind aber alle gewichtig. Das vierte Buch, das die antiken Tempel darstellt, ist eine rechte Einleitung, die alten Reste mit Sinn zu beschauen.

Venedig, den 7. Oktober.

Gestern Abend sah ich Elektra von Crébillon auf dem Theater San Crisostomo, nämlich übersetzt. Was mir das Stück abgeschmackt vorkam, und wie es mir fürchterlich Langeweile machte, kann ich nicht sagen.

Die Acteurs sind übrigens brav und wissen das Publikum mit einzelnen Stellen abzuspeisen. Orest hat allein drei verschiedene Erzählungen, poetisch aufgestutzt, in einer Scene. Elektra, ein hübsches Weibchen von mittlerer Größe und Stärke und fast französischer Lebhaftigkeit, einem guten Anstand, spricht die Verse schön, nur betrug sie sich von Anfang bis zu Ende toll, wie es leider die Rolle verlangt. Indessen habe ich doch wieder gelernt. Der italiänische, immer elfsilbige Jambe hat für die Deklamation große Unbequemlichkeit, weil die letzte Silbe durchaus kurz ist und wider Willen des Deklamators in die Höhe schlägt.

Heute früh war ich bei dem Hochamte, welchem der Doge jährlich an diesem Tage, wegen eines alten Siegs über die Türken, in der Kirche der heiligen Justina beiwohnen muß. Wenn an dem kleinen Platz die vergoldeten Barken landen, die den Fürsten und einen Theil des Adels bringen, seltsam ge-

kleidete Schiffer sich mit roth gemalten Rudern bemühen, am Ufer die Geistlichkeit, die Brüderschaften, mit angezündeten, auf Stangen und tragbare silberne Leuchter gesteckten Kerzen stehen, drängen, wogen und warten, dann mit Teppichen beschlagene Brücken aus den Fahrzeugen ans Land gestreckt werden, zuerst die langen violetten Kleider der Savj, dann die langen rothen der Senatoren sich auf dem Pflaster entfalten, zuletzt der Alte, mit goldener phrygischer Mütze geschmückt, im längsten goldenen Talar, mit dem Hermelinmantel aussteigt, drei Diener sich seiner Schleppe bemächtigen, Alles auf einem kleinen Platz vor dem Portal einer Kirche, vor deren Thüren die Türkenfahnen gehalten werden, so glaubt man auf einmal eine alte gewirkte Tapete zu sehen, aber recht gut gezeichnet und kolorirt. Mir nordischem Flüchtling hat diese Zeremonie viele Freude gemacht. Bei uns, wo alle Feierlichkeiten kurzrödig sind, und wo die größte, die man sich denken kann, mit dem Gewehr auf der Schulter begangen wird, möchte so etwas nicht am Ort sein; aber hierher gehören diese Schleppröcke, diese friedlichen Begebungen.

Der Doge ist ein gar schön gewachsener und schön gebildeter Mann, der krank sein mag, sich aber nur noch so um der Würde willen unter dem schweren Rocke gerade hält. Sonst sieht er aus wie der Großpapa des ganzen Geschlechts und ist gar bold und leutselig; die Kleidung steht sehr gut, das Käppchen unter der Mütze beleidigt nicht, indem es, ganz fein und durchsichtig, auf dem weißesten, klarsten Haar von der Welt ruht.

Etwa funfzig Nobili in langen, dunkelrothen Schleppkleidern waren mit ihm, meist schöne Männer, keine einzige vertrakte Gestalt, mehrere groß, mit großen Köpfen, denen die blonden Lockenperücken wohl ziemten; vorgebaute Gesichter, weiches, weißes Fleisch, ohne schwammig und widerwärtig auszusehen, vielmehr klug, ohne Anstrengung, ruhig, ihrer selbst gewiß, Leichtigkeit des Daseins und durchaus eine gewisse Fröhlichkeit.

Wie sich Alles in der Kirche rangirt hatte und das Hochamt anfing, zogen die Brüderschaften zur Hauptthüre herein und zur rechten Seitenthüre wieder hinaus, nachdem sie, Paar für Paar, das Weihwasser empfangen und sich gegen den Hochaltar, den Doge und den Adel geneigt hatten.

Nachts.

Auf [illegible]te Abend hatte ich mir den famosen Gesang der Schiffer bestellt, die den Tasso und Ariost auf ihre eigenen Melodien singen. Dieses muß wirklich bestellt werden; es kommt nicht gewöhnlich vor, es gehört vielmehr zu den halb verklungenen Sagen der Vorzeit. Bei Mondschein bestieg ich eine Gondel, den einen Sänger vorn, den andern hinten; sie fingen ihr Lied an und sangen abwechselnd Vers für Vers. Die Melodie, welche wir durch Rousseau kennen, ist eine Mittelart zwischen Choral und Recitativ, sie behält immer denselbigen Gang, ohne Takt zu haben; die Modulation ist auch dieselbige, nur verändern sie nach dem Inhalt des Verses mit einer Art von Deklamation sowol Ton als Maß; der Geist aber, das Leben davon läßt sich begreifen wie folgt.

Auf welchem Wege sich die Melodie gemacht hat, will ich nicht untersuchen; genug, sie paßt gar trefflich für einen müssigen Menschen, der sich etwas vormodulirt und Gedichte, die er auswendig kann, solchem Gesang unterschiebt.

Mit einer durchdringenden Stimme (das Volk schätzt Stärke vor Allem) sitzt er am Ufer einer Insel, eines Kanals, auf einer Barke und läßt sein Lied schallen, so weit er kann. Ueber den stillen Spiegel verbreitet sich's. In der Ferne vernimmt es ein Anderer, der die Melodie kennt, die Worte versteht und mit dem folgenden Verse antwortet; hierauf erwidert der Erste, und so ist Einer immer das Echo des Andern. Der Gesang währt Nächte durch, unterhält sie, ohne zu ermüden. Je ferner sie also von einander sind, desto reizender kann das Lied werden; wenn der Hörer alsdann zwischen Beiden steht, so ist er am rechten Flecke.

Um dieses mich vernehmen zu lassen, stiegen sie am Ufer der Giudecca aus; sie theilten sich am Kanal hin, ich ging zwischen ihnen auf und ab, so daß ich immer Den verließ, der zu singen anfangen sollte, und mich Demjenigen wieder näherte, der aufgehört hatte. Da ward mir der Sinn des Gesangs erst aufgeschlossen. Als Stimme aus der Ferne klingt es höchst sonderbar, wie eine Klage ohne Trauer; es ist darin etwas Unglaubliches, bis zu Thränen Rührendes. Ich schrieb es meiner Stimmung zu; aber mein Alter sagte: È singolare, come quel canto intenerisce, e molto più, quando è più ben cantato. Er wünschte, daß ich die Weiber vom Lido, besonders

die von Malamocco und Paleſtrina hören möchte; auch dieſe ſängen den Taſſo auf gleiche und ähnliche Melodien. Er ſagte ferner: „Sie haben die Gewohnheit, wenn ihre Männer aufs Fiſchen ins Meer ſind, ſich ans Ufer zu ſetzen und mit durchdringender Stimme Abends dieſe Geſänge erſchallen zu laſſen, bis ſie auch von ferne die Stimme der Ihrigen vernehmen und ſich ſo mit ihnen unterhalten.“ Iſt das nicht ſehr ſchön? Und doch läßt ſich wohl denken, daß ein Zuhörer in der Nähe wenig Freude an ſolchen Stimmen haben möchte, die mit den Wellen des Meeres kämpfen. Menſchlich aber und wahr wird der Begriff dieſes Geſanges, lebendig wird die Melodie, über deren todte Buchſtaben wir uns ſonſt den Kopf zerbrochen haben. Geſang iſt es eines Einſamen in die Ferne und Weite, damit ein Anderer, Gleichgeſtimmter höre und antworte.

Venedig, den 8. Oktober.

Den Palaſt Piſani Moretta beſuchte ich wegen eines köſtlichen Bildes von Paul Veroneſe. Die weibliche Familie des Darius kniet vor Alexander'n und Hephäſtion; die verankneende Mutter hält den Letztern für den König; er lehnt es ab und deutet auf den rechten. Man erzählt das Märchen, der Künſtler ſei in dieſem Palaſt gut aufgenommen und längere Zeit ehrenvoll bewirthet worden, dagegen habe er das Bild heimlich gemalt und als Geſchenk zuſammengerollt unter das Bett geſchoben. Es verdient allerdings einen beſondern Urſprung zu haben; denn es giebt einen Begriff von dem ganzen Werthe des Meiſters. Seine große Kunſt, ohne einen allgemeinen Ton, der über das ganze Stück gezogen wäre, durch kunſtreich vertheiltes Licht und Schatten und ebenſo weislich abwechſelnde Lokalfarben die köſtlichſte Harmonie hervorzubringen, iſt hier recht ſichtbar, da das Bild vollkommen erhalten und friſch wie von geſtern vor uns ſteht; denn freilich, ſobald ein Gemälde dieſer Art gelitten hat, wird unſer Genuß ſogleich getrübt, ohne daß wir wiſſen, was die Urſache ſei.

Wer mit dem Künſtler wegen des Koſtüms rechten wollte, der dürfte ſich nur ſagen, es habe eine Geſchichte des ſechzehnten Jahrhunderts gemalt werden ſollen, und ſo iſt Alles abgethan. Die Abſtufung von der Mutter durch Gemahlin und Tochter iſt

höchst wahr und glücklich; die jüngste Prinzeß, ganz am Ende knieend, ist ein hübsches Mäuschen und hat ein gar artiges, eigensinniges, trotziges Gesichtchen; ihre Lage scheint ihr gar nicht zu gefallen.

Meine alte Gabe, die Welt mit Augen desjenigen Malers zu sehen, dessen Bilder ich mir eben eingedrückt, brachte mich auf einen eigenen Gedanken. Es ist offenbar, daß sich das Auge nach den Gegenständen bildet, die es von Jugend auf erblickt, und so muß der Venezianische Maler Alles klarer und heiterer sehen als andere Menschen. Wir, die wir auf einem bald schmutzkothigen bald staubigen, farblosen, die Widerscheine verdüsternden Boden und vielleicht gar in engen Gemächern leben, können einen solchen Frohblick aus uns selbst nicht entwickeln.

Als ich bei hohem Sonnenschein durch die Lagunen fuhr und auf den Gondelrändern die Gondoliere, leicht schwebend, buntbekleidet, rudernd, betrachtete, wie sie auf der hellgrünen Fläche sich in der blauen Luft zeichneten, so sah ich das beste, frischeste Bild der Venezianischen Schule. Der Sonnenschein hob die Lokalfarben blendend hervor, und die Schattenseiten waren so licht, daß sie verhältnißmäßig wieder zu Lichtern hätten dienen können. Ein Gleiches galt von den Widerscheinen des meergrünen Wassers. Alles war hell in hell gemalt, so daß die schäumende Welle und die Blitzlichter darauf nöthig waren, um die Tüpfchen aufs i zu setzen. Tizian und Paul hatten diese Klarheit im höchsten Grade, und wo man sie in ihren Werken nicht findet, hat das Bild verloren oder ist aufgemalt.

Die Kuppeln und Gewölbe der Markuskirche nebst ihren Seitenflächen, Alles ist bilderreich, Alles bunte Figuren auf goldenem Grunde, Alles musivische Arbeit; einige sind recht gut, andere gering, je nachdem die Meister waren, die den Karton verfertigten.

Es fiel mir recht aufs Herz, daß doch Alles auf die erste Erfindung ankommt, und daß diese das rechte Maß, den wahren Geist habe, da man mit viereckten Stückchen Glas, und hier nicht einmal auf die sauberste Weise, das Gute sowol als das

Schlechte nachbilden kann. Die Kunst, welche dem Alten seine Fußböden bereitete, dem Christen seine Kirchenhimmel wölbte, hat sich jetzt auf Dosen und Armbänder verkrümelt. Diese Zeiten sind schlechter, als man denkt.

In dem Hause Farsetti ist eine kostbare Sammlung von Abgüssen der besten Antiken. Ich schweige von denen, die ich von Mannheim her und sonst schon gekannt, und erwähne nur neuere Bekanntschaften. Eine Kleopatra in kolossaler Ruhe, die Aspis um den Arm geschlungen und in den Tod hinüberschlafend, ferner die Mutter Niobe, die ihre jüngste Tochter mit dem Mantel vor den Pfeilen des Apollo deckt, sodann einige Gladiatoren, ein in seinen Flügeln ruhender Genius, sitzende und stehende Philosophen. Es sind Werke, an denen sich die Welt Jahrtausende freuen und bilden kann, ohne den Werth des Künstlers durch Gedanken zu erschöpfen.

Viele bedeutende Büsten versetzen mich in die alten herrlichen Zeiten. Nur fühle ich leider, wie weit ich in diesen Kenntnissen zurück bin; doch es wird vorwärts gehen, wenigstens weiß ich den Weg. Palladio hat mir ihn auch dazu und zu aller Kunst und Leben geöffnet. Es klingt das vielleicht ein Wenig wunderlich, aber doch nicht so paradox, als wenn Jakob Böhme bei Erblickung einer zinnernen Schüssel durch Einstrahlung Jovis über das Universum erleuchtet wurde. Auch steht in dieser Sammlung ein Stück des Gebälks vom Tempel des Antoninus und der Faustina in Rom. Die vorspringende Gegenwart dieses herrlichen Architekturgebildes erinnerte mich an das Kapitäl des Pantheon in Mannheim. Das ist freilich etwas anders als unsere kauzenden, auf Kragsteinlein über einander geschichteten Heiligen der gothischen Zierweisen, etwas anders als unsere Tabakspfeifensäulen, spitze Thürmlein und Blumenzacken; diese bin ich nun, Gott sei Dank, auf ewig los.

Noch will ich einiger Werke der Bildhauerkunst erwähnen, die ich diese Tage her, zwar nur im Vorbeigehn, aber doch mit Erstaunen und Erbauung betrachtet: zwei ungeheure Löwen von weißem Marmor vor dem Thore des Arsenals; der eine sitzt aufgerichtet, auf die Vorderpfoten gestemmt, der andere liegt — herrliche Gegenbilder von lebendiger Mannichfaltigkeit. Sie

sind so groß, daß sie Alles umher klein machen, und daß man selbst zu nichte würde, wenn erhabene Gegenstände uns nicht erhöben. Sie sollen aus der besten griechischen Zeit und vom Piräeus in den glänzenden Tagen der Republik hierher gebracht sein.

Aus Athen mögen gleichfalls ein paar Basreliefs stammen in dem Tempel der heiligen Justina, der Türkenbesiegerin, eingemauert, aber leider durch Kirchtüble einigermaßen verfinstert. Der Küster machte mich aufmerksam darauf, weil die Sage gehe, daß Tizian seine unendlich schönen Engel im Bilde, die Ermordung des heiligen Petrus Martyr vorstellend, darnach geformt habe. Es sind Genien, welche sich mit Attributen der Götter schleppen, freilich so schön, daß es allen Begriff übersteigt.

Sodann betrachtete ich mit ganz eigenem Gefühl die nackte kolossale Statue des Markus Agrippa in dem Hofe eines Palastes; ein sich ihm zur Seite heraufschlängelnder Delphin deutet auf einen Seehelden. Wie doch eine solche heroische Darstellung den reinen Menschen Göttern ähnlich macht!

Die Pferde auf der Markuskirche besah ich in der Nähe. Von unten hinauf bemerkt man leicht, daß sie fleckig sind, theils einen schönen gelben Metallglanz haben, theils kupfergrünlich angelaufen. In der Nähe sieht und erfährt man, daß sie ganz vergoldet waren, und sieht sie über und über mit Striemen bedeckt, da die Barbaren das Gold nicht abfeilen, sondern abhauen wollten. Auch das ist gut, so blieb wenigstens die Gestalt.

Ein herrlicher Zug Pferde! Ich möchte einen rechten Pferdekenner darüber reden hören. Was mir sonderbar scheint, ist, daß sie in der Nähe schwer und unten vom Platz leicht wie die Hirsche aussehen.

Ich fuhr heute früh mit meinem Schutzgeiste aufs Lido, auf die Erdzunge, welche die Lagunen schließt und sie vom Meere absondert. Wir stiegen aus und gingen quer über die Zunge. Ich hörte ein starkes Geräusch; es war das Meer, und ich sah es bald; es ging hoch gegen das Ufer, indem es sich zurückzog, es war um Mittagszeit der Ebbe. So habe ich denn auch das Meer mit Augen gesehen und bin auf der schönen Tenne, die es weichend zurücklässt, ihm nachgegangen. Da hätte ich mir die Kinder gewünscht um der Muscheln willen; ich habe, selbst kindisch, ihrer genug aufgelesen; doch widme ich sie zu

einigem Gebrauch: ich möchte von der Feuchtigkeit des Tintenfisches, die hier so häufig wegfließt, etwas eintrocknen.

Auf dem Lido, nicht weit vom Meer, liegen Engländer begraben und weiterhin Juden, die beiderseits in geweihtem Boden nicht ruhen sollten. Ich fand das Grab des edlen Konsul Smith und seiner ersten Frau; ich bin ihm mein Exemplar des Palladio schuldig und dankte ihm auf seinem ungeweihten Grabe dafür.

Und nicht allein ungeweiht, sondern halbverschüttet ist das Grab. Das Lido ist immer nur wie eine Düne anzusehen; der Sand wird dorthin geführt, vom Winde hin und her getrieben, aufgehäuft, überall angedrängt. In wenig Zeit wird man das ziemlich erhöhte Monument kaum wieder finden können.

Das Meer ist doch ein großer Anblick! Ich will sehen, in einem Schifferkahn eine Fahrt zu thun; die Gondeln wagen sich nicht hinaus.

Am Meere habe ich auch verschiedene Pflanzen gefunden, deren ähnlicher Charakter mir ihre Eigenschaften näher kennen ließ; sie sind alle zugleich mastig und streng, saftig und zäh, und es ist offenbar, daß das alte Salz des Sandbodens, mehr aber die salzige Luft ihnen diese Eigenschaften giebt; sie strotzen von Säften wie Wasserpflanzen, sie sind fett und zäh wie Bergpflanzen; wenn ihre Blätterenden eine Neigung zu Stacheln haben, wie Disteln thun, sind sie gewaltig spitz und stark. Ich fand einen solchen Busch Blätter; es schien mir unser unschuldiger Huflattich, hier aber mit scharfen Waffen bewaffnet, und das Blatt wie Leder, so auch die Samenkapseln, die Stiele, Alles mastig und fett. Ich bringe Samen mit und eingelegte Blätter. Eryngium maritimum.

Der Fischmarkt und die unendlichen Seeprodukte machen mir viel Vergnügen; ich gebe oft darüber und beleuchte die unglücklichen aufgehaschten Meeresbewohner.

Venedig, den 9. Oktober.

Ein köstlicher Tag, vom Morgen bis in die Nacht! Ich fuhr bis Palestrina gegen Chiozza über, wo die großen Baue sind, Murazzi genannt, welche die Republik gegen das Meer

aufführen läßt. Sie sind von gehauenen Steinen und sollen eigentlich die lange Erdzunge, Lido genannt, welche die Lagunen von dem Meere trennt, vor diesem wilden Elemente schützen.

Die Lagunen sind eine Wirkung der alten Natur. Erst Ebbe, Fluth und Erde gegen einander arbeitend, dann das allmähliche Sinken des Urgewässers waren Ursache, daß am obern Ende des adriatischen Meeres sich eine ansehnliche Sumpfstrecke befindet, welche, von der Fluth besucht, von der Ebbe zum Theil verlassen wird. Die Kunst hat sich der höchsten Stellen bemächtigt, und so liegt Venedig, von hundert Inseln zusammen gruppirt und von hunderten umgeben. Zugleich hat man mit unglaublicher Anstrengung und Kosten tiefe Kanäle in den Sumpf gefurcht, damit man auch zur Zeit der Ebbe mit Kriegsschiffen an die Hauptstellen gelangen könne. Was Menschenwitz und -Fleiß vor Alters ersonnen und ausgeführt, muß Klugheit und Fleiß nun erhalten. Das Lido, ein langer Erdstreif, trennt die Lagunen von dem Meere, welches nur an zwei Orten hereintreten kann, bei dem Kastell nämlich und am entgegengesetzten Ende, bei Chiozza. Die Fluth tritt gewöhnlich des Tages zweimal herein, und die Ebbe bringt das Wasser zweimal hinaus, immer durch denselben Weg, in denselben Richtungen. Die Fluth bedeckt die innern morastigen Stellen und läßt die erhöhtern, wo nicht trocken, doch sichtbar.

Ganz anders wäre es, wenn das Meer sich neue Wege suchte, die Erdzunge angriffe und nach Willkür hinein und heraus fluthete. Nicht gerechnet, daß die Oertchen auf dem Lido, Palestrina, St. Peter und andere untergehen müßten, so würden auch jene Kommunikationskanäle ausgefüllt und, indem das Wasser Alles durch einander schlemmte, das Lido zu Inseln, die Inseln, die jetzt dahinter liegen, zu Erdzungen verwandelt werden. Dieses zu verhüten, müssen sie das Lido verwahren, was sie können, damit das Element nicht dasjenige willkürlich angreifen, hinüber und herüber werfen möge, was die Menschen schon in Besitz genommen, dem sie schon zu einem gewissen Zweck Gestalt und Richtung gegeben haben.

Bei außerordentlichen Fällen, wenn das Meer übermäßig wächst, ist es besonders gut, daß es nur an zwei Orten herein darf und das Uebrige geschlossen bleibt; es kann also doch nicht mit der größten Gewalt eindringen und muß sich in einigen Stunden dem Gesetz der Ebbe unterwerfen und seine Wuth mindern.

Uebrigens hat Venedig nichts zu besorgen; die Langsamkeit, mit der das Meer abnimmt, giebt ihr Jahrtausende Zeit, und sie werden schon, den Kanälen klug nachhelfend, sich im Besitz zu erhalten suchen.

Wenn sie ihre Stadt nur reinlicher hielten, welches so nothwendig als leicht ist und wirklich auf die Folge von Jahrhunderten von großer Konsequenz! Nun ist zwar bei großer Strafe verboten, nichts in die Kanäle zu schütten, noch Kehricht hineinzuwerfen; einem schnell einfallenden Regenguß aber ist's nicht untersagt, alles das in die Ecken geschobene Kehricht aufzurühren, in die Kanäle zu schleppen, ja, was noch schlimmer ist, in die Abzüge zu führen, die nur zum Abfluß des Wassers bestimmt sind, und sie dergestalt zu verschlemmen, daß die Hauptplätze in Gefahr sind, unter Wasser zu stehen. Selbst einige Abzüge auf dem kleinen Markusplatze, die, wie auf dem großen, gar klug angelegt sind, habe ich verstopft und voll Wasser gesehen.

Wenn ein Tag Regenwetter einfällt, ist ein unleidlicher Koth; Alles flucht und schimpft, man besudelt beim Auf- und Absteigen der Brücken die Mäntel, die Tabarros, womit man sich ja das ganze Jahr schleppt, und da Alles in Schuh und Strümpfen läuft, bespritzt man sich und schilt; denn man hat sich nicht mit gemeinem, sondern beizendem Koth besudelt. Das Wetter wird wieder schön, und kein Mensch denkt an Reinlichkeit. Wie wahr ist es gesagt: „Das Publikum beklagt sich immer, daß es schlecht bedient sei, und weiß es nicht anzufangen, besser bedient zu werden"! Hier, wenn der Souverän wollte, könnte Alles gleich gethan sein.

Heute Abend ging ich auf den Markusthurm; denn da ich neulich die Lagunen in ihrer Herrlichkeit, zur Zeit der Fluth, von oben gesehen, wollt' ich sie auch zur Zeit der Ebbe, in ihrer Demuth, schauen, und es ist nothwendig, diese beiden Bilder zu verbinden, wenn man einen richtigen Begriff haben will. Es sieht sonderbar aus, ringsum überall Land erscheinen zu sehen, wo vorher Wasserspiegel war. Die Inseln sind nicht mehr Inseln, nur höher bebaute Flecke eines großen graugrünlichen Morastes, den schöne Kanäle durchschneiden. Der sumpfige Theil ist mit Wasserpflanzen bewachsen, und muß sich auch da-

durch nach und nach erheben, obgleich Ebbe und Fluth beständig daran rupfen und wühlen und der Vegetation keine Ruhe lassen.

Ich wende mich mit meiner Erzählung nochmals ans Meer. Dort habe ich heute die Wirthschaft der Seeschnecken, Patellen und Taschenkrebse gesehen und mich herzlich darüber gefreut. Was ist doch ein Lebendiges für ein köstliches, herrliches Ding! Wie abgemessen zu seinem Zustande, wie wahr, wie seiend! Wie viel nützt mir nicht mein Bißchen Studium der Natur, und wie freue ich mich, es fortzusetzen! Doch ich will, da es sich mittheilen läßt, die Freunde nicht mit bloßen Ausrufungen anreizen.

Die dem Meere entgegengebauten Mauerwerke bestehen erst aus einigen steilen Stufen, dann kommt eine sacht ansteigende Fläche, sodann wieder eine Stufe, abermals eine sanft ansteigende Fläche, dann eine steile Mauer mit einem oben überhängenden Kopfe. Diese Stufen, diese Flächen hinan steigt nun das fluthende Meer, bis es, in außerordentlichen Fällen, endlich oben an der Mauer und deren Vorsprung zerschellt.

Dem Meere folgen seine Bewohner, kleine eßbare Schnecken, einschalige Patellen, und was sonst noch beweglich ist, besonders die Taschenkrebse. Kaum aber haben diese Thiere an den glatten Mauern Besitz genommen, so zieht sich schon das Meer, weichend und schwellend, wie es gekommen, wieder zurück. Anfangs weiß das Gewimmel nicht, woran es ist, und hofft immer, die salzige Fluth soll wiederkehren; allein sie bleibt aus, die Sonne sticht und trocknet schnell, und nun geht der Rückzug an. Bei dieser Gelegenheit suchen die Taschenkrebse ihren Raub. Wunderlicher und komischer kann man nichts sehen, als die Geberden dieser aus einem runden Körper und zwei langen Scheren bestehenden Geschöpfe; denn die übrigen Spinnenfüße sind nicht bemerklich. Wie auf stelzenartigen Armen schreiten sie einher, und sobald eine Patelle sich unter ihrem Schild vom Flecke bewegt, fahren sie zu, um die Schere in den schmalen Raum zwischen der Schale und dem Boden zu stecken, das Dach umzukehren und die Auster zu verschmausen. Die Patelle zieht sachte ihren Weg hin, saugt sich aber gleich fest an den Stein, sobald sie die Nähe des Feindes merkt. Dieser geberdet sich nun wunderlich um das Dächelchen herum, gar zierlich und affenhaft; aber ihm fehlt die Kraft, den mächtigen Muskel des weichen Thierchens zu überwältigen; er thut auf diese Beute Ver-

zicht, eilt auf eine andere wandernde los, und die erste setzt ihren Zug sachte fort. Ich habe nicht gesehen, daß irgend ein Taschenkrebs zu seinem Zweck gelangt wäre, ob ich gleich den Rückzug dieses Gewimmels stundenlang, wie sie die beiden Flächen und die dazwischen liegenden Stufen hinabschlichen, beobachtet habe.

Venedig, den 10. Oktober.

Nun endlich kann ich denn auch sagen, daß ich eine Komödie gesehen habe. Sie spielten heut auf dem Theater St. Lukas Le Baruffe Chiozzotte, welches allenfalls zu übersetzen wäre: „Die Rauf- und Schreihändel von Chiozza". Die Handelnden sind lauter Seeleute, Einwohner von Chiozza, und ihre Weiber, Schwestern und Töchter. Das gewöhnliche Geschrei dieser Leute, im Guten und Bösen, ihre Händel, Heftigkeit, Gutmüthigkeit, Plattheit, Witz, Humor und ungezwungene Manieren, Alles ist gar brav nachgeahmt. Das Stück ist noch von Goldoni, und da ich erst gestern in jener Gegend war und mir Stimmen und Betragen der See- und Hafenleute noch im Aug' und Ohr widerschien und widerklang, so machte es mir gar große Freude, und ob ich gleich manchen einzelnen Bezug nicht verstand, so konnte ich doch dem Ganzen recht gut folgen. Der Plan des Stücks ist folgender. Die Einwohnerinnen von Chiozza sitzen auf der Rhede vor ihren Häusern, spinnen, stricken, nähen, klippeln, wie gewöhnlich; ein junger Mensch geht vorüber und grüßt eine freundlicher als die übrigen; sogleich fängt das Sticheln an; dies hält nicht Maß, es schärft sich und wächst bis zum Hohne, steigert sich zu Vorwürfen, eine Unart überbietet die andere; eine heftige Nachbarin platzt mit der Wahrheit heraus, und nun ist Schelten, Schimpfen, Schreien auf einmal losgebunden; es fehlt nicht an entschiedenen Beleidigungen, so daß die Gerichtspersonen sich einzumischen genöthigt sind.

Im zweiten Akt befindet man sich in der Gerichtsstube; der Aktuarius an der Stelle des abwesenden Podestà, der, als Nobile, nicht auf dem Theater hätte erscheinen dürfen, der Aktuarius also läßt die Frauen einzeln vorfordern; dieses wird dadurch bedenklich, daß er selbst in die erste Liebhaberin verliebt ist und, sehr glücklich, sie allein zu sprechen, anstatt sie zu verhören, ihr eine Liebeserklärung thut. Eine Andere, die in den

Aktuarius verliebt ist, stürzt eifersüchtig herein, der aufgeregte Liebhaber der Ersten gleichfalls, die Uebrigen folgen, neue Vorwürfe häufen sich, und nun ist der Teufel in der Gerichtsstube los wie vorher auf dem Hafenplatz.

Im dritten Akt steigert sich der Scherz, und das Ganze endet mit einer eiligen, nothdürftigen Auflösung. Der glücklichste Gedanke jedoch ist in einem Charakter ausgedrückt, der sich folgendermaßen darstellt.

Ein alter Schiffer, dessen Gliedmaßen, besonders aber die Sprachorgane, durch eine von Jugend auf geführte barte Lebensart stockend geworden, tritt auf als Gegensatz des beweglichen, schwätzenden, schreiseligen Volkes; er nimmt immer erst einen Anlauf durch Bewegung der Lippen und Nachhelfen der Hände und Arme, bis er denn endlich, was er gedacht, herausstößt. Weil ihm dieses aber nur in kurzen Sätzen gelingt, so hat er sich einen lakonischen Ernst angewöhnt, dergestalt, daß Alles, was er sagt, sprichwörtlich oder sententios klingt, wodurch denn das übrige wilde, leidenschaftliche Handeln gar schön ins Gleichgewicht gesetzt wird.

Aber auch so eine Lust habe ich noch nie erlebt, als das Volk laut werden ließ, sich und die Seinigen so natürlich vorstellen zu sehen. Ein Gelächter und Gejauchze von Anfang bis zu Ende. Ich muß aber auch gestehen, daß die Schauspieler es vortrefflich machten. Sie hatten sich nach Anlage der Charaktere in die verschiedenen Stimmen getheilt, welche unter dem Volk gewöhnlich vorkommen. Die erste Actrice war allerliebst, viel besser als neulich in Heldentracht und Leidenschaft. Die Frauen überhaupt, besonders aber diese, ahmten Stimme, Geberden und Wesen des Volks aufs Anmuthigste nach. Großes Lob verdient der Verfasser, der aus nichts den angenehmsten Zeitvertreib gebildet hat. Das kann man aber auch nur unmittelbar seinem eigenen lebenslustigen Volk. Es ist durchaus mit einer geübten Hand geschrieben.

Von der Truppe Sacchi, für welche Gozzi arbeitete, und die übrigens zerstreut ist, habe ich die Smeraldina gesehen, eine kleine, dicke Figur, voller Leben, Gewandtheit und guten Humors. Mit ihr sah ich den Brighella, einen hagern, wohlgebauten, besonders in Mienen- und Händespiel trefflichen Schauspieler. Diese Masken, die wir fast nur als Mumien kennen, da sie für uns weder Leben noch Bedeutung haben, thun hier gar zu wohl, als Geschöpfe dieser Landschaft. Die ausgezeichneten Alter,

Charaktere und Stände haben sich in wunderlichen Kleidern verkörpert, und wenn man selbst den größten Theil des Jahrs mit der Maske herumläuft, so findet man nichts natürlicher, als daß da droben auch schwarze Gesichter erscheinen.

Venedig, den 11. Oktober.

Und weil die Einsamkeit in einer so großen Menschenmasse denn doch zuletzt nicht recht möglich sein will, so bin ich mit einem alten Franzosen zusammengekommen, der kein Italiänisch kann, sich wie verrathen und verkauft fühlt und mit allen Empfehlungsschreiben doch nicht recht weiß, woran er ist. Ein Mann von Stande, sehr guter Lebensart, der aber nicht aus sich heraus kann; er mag stark in den Funfzigen sein und hat zu Hause einen siebenjährigen Knaben, von dem er bänglich Nachrichten erwartet. Ich habe ihm einige Gefälligkeiten erzeigt; er reist durch Italien bequem, aber geschwind, um es doch einmal gesehen zu haben, und mag sich gern im Vorbeigehn so viel wie möglich unterrichten; ich gebe ihm Auskunft über Manches. Als ich mit ihm von Venedig sprach, fragte er mich, wie lange ich hier sei, und als er hörte, nur vierzehn Tage und zum ersten Mal, versetzte er: Il parait que vous n'avez pas perdu votre tems. Das ist das erste Testimonium meines Wohlverhaltens, das ich aufweisen kann. Er ist nun acht Tage hier und geht morgen fort. Es war mir köstlich, einen recht eingefleischten Versailler in der Fremde zu sehen. Der reist nun auch! und ich betrachtete mit Erstaunen, wie man reisen kann, ohne etwas außer sich gewahr zu werden; und er ist in seiner Art ein recht gebildeter, wackerer, ordentlicher Mann.

Venedig, den 12. Oktober.

Gestern gaben sie zu St. Lukas ein neues Stück: L'Inglicismo in Italia. Da viele Engländer in Italien leben, so ist es natürlich, daß ihre Sitten bemerkt werden, und ich dachte hier zu erfahren, wie die Italiäner diese reichen und ihnen so willkommenen Gäste betrachten; aber es war ganz und gar nichts. Einige glückliche Narrenscenen, wie immer, das Uebrige aber zu schwer und ernstlich gemeint, und denn doch keine Spur

von engliſchem Sinn; die gewöhnlichen italiäniſchen ſittlichen Gemeinſprüche, und auch nur auf das Gemeinſte gerichtet.

Auch gefiel es nicht und war auf dem Punkt, ausgepfiffen zu werden; die Schauſpieler fühlten ſich nicht in ihrem Elemente, nicht auf dem Platze von Chiozza. Da dies das letzte Stück iſt, was ich hier ſehe, ſo ſcheint es, mein Enthuſiasmus für jene Nationalrepräſentation ſollte noch durch dieſe Folie erhöht werden.

Nachdem ich zum Schluß mein Tagebuch durchgegangen, kleine Schreibtafelbemerkungen eingeſchaltet, ſo ſollen die Akten inrotulirt und den Freunden zum Urtheilsſpruch zugeſchickt werden. Schon jetzt finde ich Manches in dieſen Blättern, das ich näher beſtimmen, erweitern und verbeſſern könnte; es mag ſtehen als Denkmal des erſten Eindrucks, der, wenn er auch nicht immer wahr wäre, uns doch köſtlich und werth bleibt. Könnte ich nur den Freunden einen Hauch dieſer leichtern Exiſtenz hinüberſenden! Ja wohl iſt dem Italiäner das Ultramontane eine dunkle Vorſtellung; auch mir kommt das Jenſeits der Alpen nun düſter vor, doch winken freundliche Geſtalten immer aus dem Nebel. Nur das Klima würde mich reizen, dieſe Gegenden jenen vorzuziehen; denn Geburt und Gewohnheit ſind mächtige Feſſeln. Ich möchte hier nicht leben, wie überall an keinem Orte, wo ich unbeſchäftigt wäre; jetzt macht mir das Neue unendlich viel zu ſchaffen. Die Baukunſt ſteigt wie ein alter Geiſt aus dem Grabe hervor, ſie heißt mich ihre Lehren wie die Regeln einer ausgeſtorbenen Sprache ſtudiren, nicht um ſie auszuüben oder mich in ihr lebendig zu erfreuen, ſondern nur um die ehrwürdige, für ewig abgeſchiedene Exiſtenz der vergangenen Zeitalter in einem ſtillen Gemüthe zu verehren. Da Palladio Alles auf Vitruv bezieht, ſo habe ich mir auch die Ausgabe des Galiani angeſchafft; allein dieſer Foliante laſtet in meinem Gepäck wie das Studium deſſelben auf meinem Gehirn. Palladio hat mir durch ſeine Worte und Werke, durch ſeine Art und Weiſe des Denkens und Schaffens den Vitruv ſchon näher gebracht und verdolmetſcht, beſſer als die italiäniſche Ueberſetzung thun kann. Vitruv lieſt ſich nicht ſo leicht; das Buch iſt an ſich ſchon düſter geſchrieben und fordert ein kritiſches Studium. Demungeachtet leſe ich es flüchtig durch, und es bleibt mir mancher würdige Eindruck. Beſſer zu ſagen: ich leſe

es wie ein Brevier, mehr aus Andacht als zur Belehrung. Schon bricht die Nacht zeitiger ein und giebt Raum zum Lesen und Schreiben.

Gott sei Dank, wie mir Alles wieder lieb wird, was mir von Jugend auf werth war! Wie glücklich befinde ich mich, daß ich den alten Schriftstellern wieder näher zu treten wage! Denn jetzt darf ich es sagen, darf meine Krankheit und Thorheit bekennen. Schon einige Jahre her durft' ich keinen lateinischen Autor ansehen, nichts betrachten, was mir ein Bild Italiens erneute; geschah es zufällig, so erduldete ich die entsetzlichsten Schmerzen. Herder spottete oft über mich, daß ich all mein Latein aus dem Spinoza lerne; denn er hatte bemerkt, daß dies das einzige lateinische Buch war, das ich las; er wußte aber nicht, wie sehr ich mich vor den Alten hüten mußte, wie ich mich in jene abstrusen Allgemeinheiten nur ängstlich flüchtete. Noch zuletzt hat mich die Wieland'sche Uebersetzung der Satiren des Horaz höchst unglücklich gemacht; ich hatte kaum zwei gelesen, so war ich schon verrückt. Hätte ich nicht den Entschluß gefaßt, den ich jetzt ausführe, so wär' ich rein zu Grunde gegangen; zu einer solchen Reise war die Begierde, diese Gegenstände mit Augen zu sehen, in meinem Gemüth gestiegen. Die historische Kenntniß fördert mich nicht; die Dinge standen nur eine Hand breit von mir ab, aber durch eine undurchdringliche Mauer geschieden. Es ist mir wirklich auch jetzt nicht etwa zu Muthe, als wenn ich die Sachen zum ersten Mal sähe, sondern als ob ich sie wiedersähe. Ich bin nur kurze Zeit in Venedig und habe mir die hiesige Existenz genugsam zugeeignet und weiß, daß ich, wenn auch einen unvollständigen, doch einen ganz klaren und wahren Begriff mit wegnehme.

Venedig, den 14. Oktober, zwei Stunden in der Nacht.

In den letzten Augenblicken meines Hierseins; denn es geht sogleich mit dem Kourierschiffe nach Ferrara. Ich verlasse Venedig gern; denn um mit Vergnügen und Nutzen zu bleiben, müßte ich andere Schritte thun, die außer meinem Plan liegen; auch verläßt Jedermann nun diese Stadt und sucht seine Gärten und Besitzungen auf dem festen Lande. Ich habe indeß gut aufgeladen und trage das reiche, sonderbare, einzige Bild mit mir fort.

Ferrara bis Rom.

Den 16. Oktober früh, auf dem Schiffe.

Meine Reisegesellschaft, Männer und Frauen, ganz leidliche und natürliche Menschen, liegen noch alle schlafend in der Kajüte. Ich aber, in meinen Mantel gehüllt, blieb auf dem Verdeck die beiden Nächte. Nur gegen Morgen ward es kühl. Ich bin nun in den fünfundvierzigsten Grad wirklich eingetreten und wiederhole mein altes Lied: dem Landesbewohner wollt' ich Alles lassen, wenn ich nur wie Dido so viel Klima mit Riemen umspannen könnte, um unsere Wohnungen damit einzufassen. Es ist denn doch ein ander Sein! Die Fahrt bei herrlichem Wetter war sehr angenehm, die Aus- und Ansichten einfach, aber anmuthig. Der Po, ein freundlicher Fluß, zieht hier durch große Plainen; man sieht nur seine bebuschten und bewaldeten Ufer, keine Fernen. Hier wie an der Etsch sah ich alberne Wasserbaue, die kindisch und schädlich sind wie die an der Saale.

Ferrara, den 16. Oktober Nachts.

Seit früh sieben Uhr deutschen Zeigers hier angelangt, bereite ich mich, morgen wieder wegzugehen. Zum ersten Mal überfällt mich eine Art von Unlust in dieser großen und schönen, flachgelegenen, entvölkerten Stadt. Dieselben Straßen belebte sonst ein glänzender Hof; hier wohnte Ariost unzufrieden, Tasso unglücklich, und wir glauben uns zu erbauen, wenn wir diese Stätte besuchen. Ariost's Grabmal enthält viel Marmor, schlecht

ausgetheilt. Statt Taſſo's Gefängniß zeigen ſie einen Holzſtall oder Kohlengewölbe, wo er gewiß nicht aufbewahrt worden iſt. Auch weiß im Hauſe kaum Jemand mehr, was man will. Endlich beſinnen ſie ſich um des Trinkgeldes willen. Es kommt mir vor wie Doktor Luther's Tintenklecks, den der Kaſtellan von Zeit zu Zeit wieder auffriſcht. Die meiſten Reiſenden haben doch etwas Handwerksburſchenartiges und ſehen ſich gern nach ſolchen Wahrzeichen um. Ich war ganz mürriſch geworden, ſo daß ich an einem ſchönen akademiſchen Inſtitut, welches ein aus Ferrara gebürtiger Kardinal geſtiftet und bereichert, wenig Theil nahm; doch erquickten mich einige alte Denkmale im Hofe.

Sodann erheiterte mich der gute Einfall eines Malers. Johannes der Täufer vor Herodes und Herodias. Der Prophet in ſeinem gewöhnlichen Wüſtenkoſtüme deutet beſtig auf die Dame. Sie ſieht ganz gelaſſen den neben ihr ſitzenden Fürſten und der Fürſt ſtill und klug den Enthuſiaſten an. Vor dem Könige ſteht ein Hund, weiß, mittelgroß, unter dem Rock der Herodias hingegen kommt ein kleiner Bologneſer hervor, welche beide den Propheten anbellen. Mich dünkt, das iſt recht glücklich gedacht.

Cento, den 17. Oktober Abends.

In einer beſſern Stimmung als geſtern ſchreibe ich aus Guercin's Vaterſtadt. Es iſt aber auch ein ganz anderer Zuſtand. Ein freundliches, wohlgebautes Städtchen von ungefähr fünftauſend Einwohnern, nahrhaft, lebendig, reinlich, in einer unüberſehlich bebauten Plaine. Ich beſtieg nach meiner Gewohnheit ſogleich den Thurm. Ein Meer von Pappelſpitzen, zwiſchen denen man in der Nähe kleine Bauerhöfchen erblickt, jedes mit ſeinem eigenen Feld umgeben. Köſtlicher Boden, ein mildes Klima. Es war ein Herbſtabend, wie wir unſerm Sommer ſelten einen verdanken. Der Himmel, den ganzen Tag bedeckt, heiterte ſich auf, die Wolken warfen ſich nord- und ſüdwärts an die Gebirge, und ich hoffe einen ſchönen morgenden Tag.

Hier ſah ich die Apenninen, denen ich mich nähere, zum erſten Mal. Der Winter dauert hier nur Dezember und Januar; ein regnichter April, übrigens nach Beſchaffenheit der Jahreszeit gut Wetter, nie anhaltender Regen; doch war dieſer September beſſer und wärmer als ihr Auguſt. Die Apenninen

begrüßte ich freundlich in Süden; denn ich habe der Flächen bald genug. Morgen ſchreibe ich dort an ihrem Fuße.

Guercin liebte ſeine Vaterſtadt, wie überhaupt die Italiäner dieſen Lokalpatriotismus im höchſten Sinne hegen und pflegen, aus welchem ſchönen Gefühl ſo viel köſtliche Anſtalten, ja die Menge Ortsheilige entſprungen ſind. Unter jenes Meiſters Leitung entſtand nun hier eine Malerakademie. Er hinterließ mehrere Bilder, an denen ſich noch der Bürger freut, die es aber auch werth ſind. Guercin iſt ein heiliger Name und im Munde der Kinder wie der Alten.

Sehr lieb war mir das Bild, den auferſtandenen Chriſtus vorſtellend, der ſeiner Mutter erſcheint. Vor ihm knieend, blickt ſie auf ihn mit unbeſchreiblicher Innigkeit. Ihre Linke berührt ſeinen Leib, gleich unter der unſeligen Wunde, die das ganze Bild verdirbt. Er hat ſeine linke Hand um ihren Hals gelegt und biegt ſich, um ſie bequemer anzuſehen, ein Wenig mit dem Körper zurück. Dieſes giebt der Figur etwas, ich will nicht ſagen Gezwungenes, aber doch Fremdes. Demungeachtet bleibt ſie unendlich angenehm. Der ſtilltraurige Blick, mit dem er ſie anſieht, iſt einzig, als wenn ihm die Erinnerung ſeiner und ihrer Leiden, durch die Auferſtehung nicht gleich geheilt, vor der edlen Seele ſchwebte. Strange hat das Bild geſtochen; ich wünſchte, daß meine Freunde wenigſtens dieſe Kopie ſähen.

Darauf gewann eine Madonna meine Neigung. Das Kind verlangt nach der Bruſt, ſie zaudert ſchamhaft, den Buſen zu entblößen. Natürlich, edel, köſtlich und ſchön.

Ferner eine Maria, die dem vor ihr ſtehenden und nach den Zuſchauern gerichteten Kinde den Arm führt, daß es mit aufgehobenen Fingern den Segen austheile. Ein im Sinn der katholiſchen Mythologie ſehr glücklicher und oft wiederholter Gedanke.

Guercin iſt ein innerlich braver, männlich geſunder Maler, ohne Rohheit. Vielmehr haben ſeine Sachen eine zarte moraliſche Grazie, eine ruhige Freiheit und Großheit, dabei etwas Eigenes, daß man ſeine Werke, wenn man einmal das Auge darauf gebildet hat, nicht verkennen wird. Die Leichtigkeit, Reinlichkeit und Vollendung ſeines Pinſels ſetzt in Erſtaunen. Er bedient ſich beſonders ſchöner, ins Braunrothe gebrochener Farben zu ſeinen Gewändern: dieſe harmoniren gar gut mit dem Blauen, das er auch gerne anbringt.

Die Gegenſtände der übrigen Bilder ſind mehr oder weniger

unglücklich. Der gute Künſtler hat ſich gemartert und doch Erfindung und Pinſel, Geiſt und Hand verſchwendet und verloren. Mir iſt aber ſehr lieb und werth, daß ich auch dieſen ſchönen Kunſtkreis geſehen habe, obgleich ein ſolches Vorüberrennen wenig Genuß und Belehrung gewährt.

Bologna, den 18. Oktober Nachts.

Heute früh vor Tage fuhr ich von Cento weg und gelangte bald genug hierher. Ein flinker und wohl unterrichteter Lohnbediente, ſobald er vernahm, daß ich nicht lange zu verweilen gedächte, jagte mich durch alle Straßen, durch ſo viel Paläſte und Kirchen, daß ich kaum in meinem Volkmann anzeichnen konnte, wo ich geweſen war, und wer weiß, ob ich mich künftig bei dieſen Merkzeichen aller der Sachen erinnere. Nun gedenke ich aber ein paar lichter Punkte, an denen ich wahrhafte Beruhigung gefühlt.

Zuerſt alſo die Cäcilia von Raphael! Es iſt, was ich zum Voraus wußte, nun aber mit Augen ſah: er hat eben immer gemacht, was Andere zu machen wünſchten, und ich möchte jetzt nichts darüber ſagen, als daß es von ihm iſt. Fünf Heilige neben einander, die uns alle nichts angehen, deren Exiſtenz aber ſo vollkommen daſteht, daß man dem Bilde eine Dauer für die Ewigkeit wünſcht, wenn man gleich zufrieden iſt, ſelbſt aufgelöſt zu werden. Um ihn aber recht zu erkennen, ihn recht zu ſchätzen und ihn wieder auch nicht ganz als einen Gott zu preiſen, der wie Melchiſedek ohne Vater und ohne Mutter erſchienen wäre, muß man ſeine Vorgänger, ſeine Meiſter anſehen. Dieſe haben auf dem feſten Boden der Wahrheit Grund gefaßt, ſie haben die breiten Fundamente emſig, ja ängſtlich gelegt und mit einander wetteifernd die Pyramide ſtufenweis in die Höhe gebaut, bis er zuletzt, von allen dieſen Vortheilen unterſtützt, von dem himmliſchen Genius erleuchtet, den letzten Stein des Gipfels aufſetzte, über und neben dem kein Anderer ſtehen kann.

Das hiſtoriſche Intereſſe wird beſonders rege, wenn man die Werke der ältern Meiſter betrachtet. Francesco Francia iſt ein gar reſpektabler Künſtler, Peter von Perugia ein ſo braver Mann, daß man ſagen möchte: eine ehrliche deutſche Haut. Hätte doch das Glück Albrecht Dürer'n tiefer nach Italien

geführt! In München habe ich ein paar Stücke von ihm gesehen von unglaublicher Großheit. Der arme Mann, wie er sich in Venedig verrechnet und mit den Pfaffen einen Akkord macht, bei dem er Wochen und Monate verliert! Wie er auf seiner niederländischen Reise gegen seine herrlichen Kunstwerke, womit er sein Glück zu machen hoffte, Papageien eintauscht und, um das Trinkgeld zu sparen, die Domestiken porträtirt, die ihm einen Teller Früchte bringen! Mir ist so ein armer Narr von Künstler unendlich rührend, weil es im Grunde auch mein Schicksal ist, nur daß ich mir ein klein Wenig besser zu helfen weiß.

Gegen Abend rettete ich mich endlich aus dieser alten, ehrwürdigen, gelehrten Stadt, aus der Volksmenge, die in den gewölbten Lauben, welche man fast durch alle Straßen verbreitet sieht, geschützt vor Sonne und Witterung, hin- und herwandeln, gaffen, kaufen und ihre Geschäfte treiben kann. Ich bestieg den Thurm und ergetzte mich an der freien Luft. Die Aussicht ist herrlich. Im Norden sieht man die Paduanischen Berge, sodann die Schweizer-, Tiroler-, Friauler-Alpen, genug, die ganze nördliche Kette, diesmal im Nebel. Gegen Westen ein unbegrenzter Horizont, aus dem nur die Thürme von Modena herausragen. Gegen Osten eine gleiche Ebene bis ans adriatische Meer, welches man bei Sonnenaufgang gewahr wird. Gegen Süden die Vorhügel der Apenninen, bis an ihre Gipfel bepflanzt, bewachsen, mit Kirchen, Palästen, Gartenhäusern besetzt, wie die Vicentinischen Hügel. Es war ein ganz reiner Himmel, kein Wölkchen, nur am Horizont eine Art Höherauch. Der Thürmer versicherte, daß nunmehr seit sechs Jahren dieser Nebel nicht aus der Ferne komme. Sonst habe er durch das Sehrohr die Berge von Vicenza mit ihren Häusern und Kapellen gar wohl entdecken können, jetzt, bei den hellsten Tagen, nur selten. Und dieser Nebel lege sich denn vorzüglich an die nördliche Kette und mache unser liebes Vaterland zum wahren Cimmerien. Der Mann ließ mich auch die gesunde Lage und Luft der Stadt daran bemerken, daß ihre Dächer wie neu aussähen und kein Ziegel durch Feuchtigkeit und Moos angegriffen sei. Man muß gestehen, die Dächer sind alle rein und schön, aber die Güte der Ziegeln mag auch etwas dazu beitragen; wenigstens in alten Zeiten hat man solche in diesen Gegenden kostbar gebrannt.

Der hängende Thurm ist ein abscheulicher Anblick und doch höchst wahrscheinlich, daß er mit Fleiß so gebaut worden.

Ich erkläre mir dieſe Thorheit folgendermaßen. In den Zeiten der ſtädtiſchen Unruhen ward jedes große Gebäude zur Feſtung, aus der jede mächtige Familie einen Thurm erhob. Nach und nach wurde dies zu einer Luſt- und Ehrenſache, Jeder wollte auch mit einem Thurm prangen, und als zuletzt die geraden Thürme gar zu alltäglich waren, ſo baute man einen ſchiefen. Auch haben Architekt und Beſitzer ihren Zweck erreicht; man ſieht an den vielen geraden, ſchlanken Thürmen hin und ſucht den krummen. Ich war nachher oben auf demſelben. Die Backſteinſchichten liegen horizontal. Mit gutem, bindendem Kitt und eiſernen Ankern kann man ſchon tolles Zeug machen.

Bologna, den 19. Oktober Abends.

Meinen Tag habe ich beſtmöglichſt angewendet, um zu ſehen und wiederzuſehen; aber es geht mit der Kunſt wie mit dem Leben: je weiter man hineinkommt, je breiter wird ſie. An dieſem Himmel treten wieder neue Geſtirne hervor, die ich nicht berechnen kann und die mich irre machen: die Carracci, Guido, Dominichin, in einer ſpätern, glücklichern Kunſtzeit entſprungen; ſie aber wahrhaft zu genießen, gehört Wiſſen und Urtheil, welches mir abgeht und nur nach und nach erworben werden kann. Ein großes Hinderniß der reinen Betrachtung und der unmittelbaren Einſicht ſind die meiſt unſinnigen Gegenſtände der Bilder, über die man toll wird, indem man ſie verehren und lieben möchte.

Es iſt, als da ſich die Kinder Gottes mit den Töchtern der Menſchen vermählten; daraus entſtanden mancherlei Ungeheuer. Indem der himmliſche Sinn des Guido, ſein Pinſel, der nur das Vollkommenſte, was geſchaut werden kann, hätte malen ſollen, Dich anzieht, ſo möchteſt Du gleich die Augen von den abſcheulich dummen, mit keinen Scheltworten der Welt genug zu erniedrigenden Gegenſtänden wegkehren, und ſo geht es durchaus; man iſt immer auf der Anatomie, dem Rabenſteine, dem Schindanger, immer Leiden des Helden, niemals Handlung, nie ein gegenwärtig Intereſſe, immer etwas phantaſtiſch von außen Erwartetes. Entweder Miſſethäter oder Verzuckte, Verbrecher oder Narren, wo denn der Maler, um ſich zu retten, einen nackten Kerl, eine hübſche Zuſchauerin herbeiſchleppt, allenfalls ſeine geiſtlichen Helden als Gliedermänner traktirt

und ihnen recht ſchöne Faltenmäntel überwirft. Da iſt nichts, was einen menſchlichen Begriff gäbe! Unter zehn Sujets nicht eins, das man hätte malen ſollen, und das eine hat der Künſtler nicht von der rechten Seite nehmen dürfen.

Das große Bild von Guido in der Kirche der Mendicanti iſt Alles, was man malen, aber auch Alles, was man Unſinniges beſtellen und dem Künſtler zumuthen kann. Es iſt ein Votivbild. Ich glaube, der ganze Senat hat es gelobt und auch erfunden. Die beiden Engel, die werth wären, eine Pſyche in ihrem Unglück zu tröſten, müſſen hier — Der heilige Proclus, eine ſchöne Figur; aber dann die Andern, Biſchöfe und Pfaffen! Unten ſind himmliſche Kinder, die mit Attributen ſpielen. Der Maler, dem das Meſſer an der Kehle ſaß, ſuchte ſich zu helfen, wie er konnte, er mühte ſich ab, nur um zu zeigen, daß nicht er der Barbar ſei. Zwei nackte Figuren von Guido, ein Johannes in der Wüſte, ein Sebaſtian, wie köſtlich gemalt! Und was ſagen ſie? Der Eine ſperrt das Maul auf, und der Andere krümmt ſich.

Betrachte ich in dieſem Unmuth die Geſchichte, ſo möchte ich ſagen: „Der Glaube hat die Künſte wieder hervorgehoben, der Aberglaube hingegen iſt Herr über ſie geworden und hat ſie abermals zu Grunde gerichtet.“

Nach Tiſche etwas milder und weniger anmaßlich geſtimmt als heute früh, bemerkte ich Folgendes in meine Schreibtafel. Im Palaſt Tozzari iſt ein berühmtes Bild von Guido, die ſäugende Maria vorſtellend, über Lebensgröße, der Kopf, als wenn ihn ein Gott gemalt hätte; unbeſchreiblich iſt der Ausdruck, mit welchem ſie auf den ſäugenden Knaben herunterſieht. Mir ſcheint es eine ſtille, tiefe Duldung, nicht als wenn ſie ein Kind der Liebe und Freude, ſondern ein untergeſchobenes himmliſches Wechſelkind nur ſo an ſich zehren ließe, weil es nun einmal nicht anders iſt und ſie in tiefſter Demuth gar nicht begreift, wie ſie dazu kommt. Der übrige Raum iſt durch ein ungeheures Gewand ausgefüllt, welches die Kenner höchlich preiſen; ich wußte nicht recht, was ich daraus machen ſollte. Auch ſind die Farben dunkler geworden; das Zimmer und der Tag waren nicht die beſten.

Unerachtet der Verwirrung, in der ich mich befinde, fühle ich doch ſchon, daß Uebung, Bekanntſchaft und Neigung mir ſchon in dieſen Irrgärten zu Hilfe kommen. So ſprach mich eine Beſchneidung von Guercin mächtig an, weil ich den Mann

ſchon kenne und liebe. Ich verzieh den unleidlichen Gegenſtand und freute mich an der Ausführung. Gemalt, was man ſich denken kann, Alles daran reſpektabel und vollendet, als wenn's Emaille wäre. Und ſo geht mir's denn wie Bileam, dem konfuſen Propheten, welcher ſegnete, da er zu fluchen gedachte, und dies würde noch öfter der Fall ſein, wenn ich länger verweilte.

Trifft man denn gar wieder einmal auf eine Arbeit von Raphael, oder die ihm wenigſtens mit einiger Wahrſcheinlichkeit zugeſchrieben wird, ſo iſt man gleich vollkommen geheilt und froh. So habe ich eine heilige Agathe gefunden, ein koſtbares, obgleich nicht ganz wohl erhaltenes Bild. Der Künſtler hat ihr eine geſunde, ſichere Jungfräulichkeit gegeben, doch ohne Kälte und Rohheit. Ich habe mir die Geſtalt wohl gemerkt und werde ihr im Geiſt meine Iphigenia vorleſen und meine Heldin nichts ſagen laſſen, was dieſe Heilige nicht ausſprechen möchte.

Da ich nun wieder einmal dieſer ſüßen Bürde gedenke, die ich auf meiner Wanderung mit mir führe, ſo kann ich nicht verſchweigen, daß zu den großen Kunſt- und Naturgegenſtänden, durch die ich mich durcharbeiten muß, noch eine wunderſame Folge von poetiſchen Geſtalten hindurchzieht, die mich beunruhigen. Von Cento herüber wollte ich meine Arbeit an Iphigenia fortſetzen; aber was geſchah! Der Geiſt führte mir das Argument der Iphigenia von Delphi vor die Seele, und ich mußte es ausbilden. So kurz als möglich ſei es hier verzeichnet.

Elektra, in gewiſſer Hoffnung, daß Oreſt das Bild der Tauriſchen Diana nach Delphi bringen werde, erſcheint in dem Tempel des Apoll und widmet die grauſame Art, die ſo viel Unheil in Pelops' Hauſe angerichtet, als ſchließliches Sühnopfer dem Gotte. Zu ihr tritt leider einer der Griechen und erzählt, wie er Oreſt und Pylades nach Tauris begleitet, die beiden Freunde zum Tode führen ſehen und ſich glücklich gerettet. Die leidenſchaftliche Elektra kennt ſich ſelbſt nicht und weiß nicht, ob ſie gegen Götter oder Menſchen ihre Wuth richten ſoll. Indeſſen ſind Iphigenia, Oreſt und Pylades gleichfalls zu Delphi angekommen. Iphigeniens heilige Ruhe kontraſtirt gar merkwürdig mit Elektrens irdiſcher Leidenſchaft, als die beiden Geſtalten wechſelſeitig unerkannt zuſammentreffen. Der entflohene Grieche erblickt Iphigenien, erkennt die Prieſterin, welche die Freunde geopfert, und entdeckt es Elektren. Diese iſt im

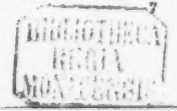

Begriff, mit demselbigen Beil, welches sie dem Altar wieder entreißt, Iphigenien zu ermorden, als eine glückliche Wendung dieses letzte schreckliche Uebel von den Geschwistern abwendet. Wenn diese Scene gelingt, so ist nicht leicht etwas Größeres und Rührenderes auf dem Theater gesehen worden. Wo soll man aber Hände und Zeit hernehmen, wenn auch der Geist willig wäre!

Indem ich mich nun in dem Drang einer solchen Ueberfüllung des Guten und Wünschenswerthen genöthigt fühle, so muß ich meine Freunde an einen Traum erinnern, der mir, es wird eben ein Jahr sein, bedeutend genug schien. Es träumte mir nämlich: ich landete mit einem ziemlich großen Kahn an einer fruchtbaren, reich bewachsenen Insel, von der mir bewußt war, daß daselbst die schönsten Fasanen zu haben seien. Auch handelte ich sogleich mit den Einwohnern um solches Gefieder, welches sie auch sogleich häufig, getödtet, herbeibrachten. Es waren wol Fasanen; wie aber der Traum Alles umzubilden pflegt, so erblickte man lange farbig beaugte Schweife wie von Pfauen oder seltenen Paradiesvögeln. Diese brachte man mir schockweis ins Schiff, legte sie mit den Köpfen nach innen, so zierlich gehäuft, daß die langen bunten Federschweife, nach außen hängend, im Sonnenglanz den herrlichsten Schober bildeten, den man sich denken kann, und zwar so reich, daß für den Steuernden und die Rudernden kaum hinten und vorn geringe Räume verblieben. So durchschnitten wir die ruhige Fluth, und ich nannte mir indessen schon die Freunde, denen ich von diesen bunten Schätzen mittheilen wollte. Zuletzt in einem großen Hafen landend, verlor ich mich zwischen ungeheuer bemasteten Schiffen, wo ich von Verdeck auf Verdeck stieg, um meinem kleinen Kahn einen sichern Landungsplatz zu suchen.

An solchen Wahnbildern ergetzen wir uns, die, weil sie aus uns selbst entspringen, wol Analogie mit unserm übrigen Leben und Schicksalen haben müssen.

Nun war ich auch in der berühmten wissenschaftlichen Anstalt, das Institut oder die Studien genannt. Das große Gebäude, besonders der innere Hof, sieht ernsthaft genug aus, obgleich nicht von der besten Baukunst. Auf den Treppen und Korridors fehlt es nicht an Stucco- und Frescozierden; Alles

iſt anſtändig und würdig, und über die mannichfaltigen ſchönen und wiſſenswerthen Dinge, die hier zuſammengebracht worden, erſtaunt man billig, doch will es einem Deutſchen dabei nicht wohl zu Muthe werden, der eine freiere Studienweiſe gewohnt iſt.

Mir fiel eine frühere Bemerkung hier wieder in die Gedanken, daß ſich der Menſch im Gange der Alles verändernden Zeit ſo ſchwer los macht von dem, was eine Sache zuerſt geweſen, wenn ihre Beſtimmung in der Folge ſich auch verändert. Die chriſtlichen Kirchen halten noch immer an der Baſilikenform, wenn gleich die Tempelgeſtalt vielleicht dem Kultus vortheilhafter wäre. Wiſſenſchaftliche Anſtalten haben noch das kloſterliche Anſehn, weil in ſolchen frommen Bezirken die Studien zuerſt Raum und Ruhe gewannen. Die Gerichtsſäle der Italiäner ſind ſo weit und hoch, als das Vermögen einer Gemeinde zureicht; man glaubt auf dem Marktplatze unter freiem Himmel zu ſein, wo ſonſt Recht geſprochen wurde. Und bauen wir nicht noch immer die größten Theater mit allem Zubehör unter ein Dach, als wenn es die erſte Meßbude wäre, die man auf kurze Zeit von Brettern zuſammenſchlug? Durch den ungeheuern Zudrang der Wißbegierigen um die Zeit der Reformation wurden die Schüler in Bürgerhäuſer getrieben; aber wie lange hat es nicht gedauert, bis wir unſere Waiſenhäuſer aufthaten und den armen Kindern dieſe ſo nothwendige Welterziehung verſchafften!

Bologna, den 20. Oktober Abends.

Dieſen heitern, ſchönen Tag habe ich ganz unter freiem Himmel zugebracht. Kaum nahe ich mich den Bergen, ſo werde ich ſchon wieder vom Geſtein angezogen. Ich komme mir vor wie Antäus, der ſich immer neu geſtärkt fühlt, je kräftiger man ihn mit ſeiner Mutter Erde in Berührung bringt.

Ich ritt nach Paderno, wo der ſogenannte Bologneſer Schwerſpath gefunden wird, woraus man die kleinen Kuchen bereitet, welche calcinirt im Dunkeln leuchten, wenn ſie vorher dem Lichte ausgeſetzt geweſen, und die man hier kurz und gut Foſfori nennt.

Auf dem Wege fand ich ſchon ganze Felſen Fraueneis zu Tage anſtehend, nachdem ich ein ſandiges Thongebirg hinter mir gelaſſen hatte. Bei einer Ziegelhütte geht ein Waſſerriß hinunter, in welchen ſich viele kleinere ergießen. Man glaubt

zuerst einen aufgeschwemmten Lehmhügel zu sehen, der vom Regen ausgewaschen wäre, doch konnte ich bei näherer Betrachtung von seiner Natur so viel entdecken: das feste Gestein, woraus dieser Theil des Gebirges besteht, ist ein sehr feinblätteriger Schieferthon, welcher mit Gips abwechselt. Das schieferige Gestein ist so innig mit Schwefelkies gemischt, daß es, von Luft und Feuchtigkeit berührt, sich ganz und gar verändert: es schwillt auf, die Lagen verlieren sich, es entsteht eine Art Letten, muschelig, zerbröckelt, auf den Flächen glänzend wie Steinkohlen. Nur an großen Stücken, deren ich mehrere zerschlug und beide Gestalten deutlich wahrnahm, konnte man sich von dem Uebergange, von der Umbildung überzeugen. Zugleich sieht man die muscheligen Flächen mit weißen Punkten beschlagen, manchmal sind gelbe Partien drin; so zerfällt nach und nach die ganze Oberfläche, und der Hügel sieht wie ein verwitterter Schwefelkies im Großen aus. Es finden sich unter den Lagen auch härtere, grüne und rothe. Schwefelkies hab' ich in dem Gestein auch öfters angeflogen gefunden.

Nun stieg ich in den Schluchten des bröckelig aufgelösten Gebirgs hinauf, wie sie von den letzten Regengüssen durchwaschen waren, und fand zu meiner Freude den gesuchten Schwerspath häufig, meist in unvollkommener Eisorm, an mehreren Stellen des eben zerfallenden Gebirgs hervorschauen, theils ziemlich rein, theils noch von dem Thon, in welchem er stak, genau umgeben. Daß es keine Geschiebe seien, davon kann man sich beim ersten Anblick überzeugen. Ob sie gleichzeitig mit der Schieferthonlage, oder ob sie erst bei Auflösung oder Zersetzung derselben entstanden, verdient eine nähere Untersuchung. Die von mir aufgefundenen Stücke nähern sich, größer oder kleiner, einer unvollkommenen Eigestalt, die kleinsten geben auch wol in eine undeutliche Krystallform über. Das schwerste Stück, welches ich gefunden, wiegt siebzehn Loth. Auch fand ich in demselbigen Thon lose, vollkommene Gipskrystalle. Nähere Bestimmung werden Kenner an den Stücken, die ich mitbringe, zu entwickeln wissen. Und ich wäre nun also schon wieder mit Steinen belastet! ein Achtelszentner dieses Schwerspaths habe ich aufgepackt!

Nachts.

Wie viel hätte ich noch zu sagen, wenn ich Alles gestehen wollte, was mir an diesem schönen Tage durch den Kopf ging.

Aber mein Verlangen ist stärker als meine Gedanken. Ich fühle mich unwiderstehlich vorwärts gezogen, nur mit Mühe sammle ich mich an dem Gegenwärtigen. Und es scheint, der Himmel erhört mich. Es meldet sich ein Vetturin gerade nach Rom, und so werde ich übermorgen unaufhaltsam dorthin abgehen. Da muß ich denn wol heute und morgen nach meinen Sachen sehen, Manches besorgen und wegarbeiten.

Lojano auf den Apenninen, den 21. Oktober Abends.

Ob ich mich heute selbst aus Bologna getrieben, oder ob ich daraus gejagt worden, wüßte ich nicht zu sagen. Genug, ich ergriff mit Leidenschaft einen schnellern Anlaß, abzureisen. Nun bin ich hier in einem elenden Wirthshause, in Gesellschaft eines päpstlichen Offiziers, der nach Perugia, seiner Vaterstadt, geht. Als ich mich zu ihm in den zweirädrigen Wagen setzte, machte ich ihm, um etwas zu reden, das Kompliment, daß ich als ein Deutscher, der gewohnt sei, mit Soldaten umzugehen, sehr angenehm finde, nun mit einem päpstlichen Offizier in Gesellschaft zu reisen. „Nehmt mir nicht übel," versetzte er darauf, „Ihr könnt wol eine Neigung zum Soldatenstande haben; denn ich höre, in Deutschland ist Alles Militär; aber was mich betrifft, obgleich unser Dienst sehr läßlich ist und ich in Bologna, wo ich in Garnison stehe, meiner Bequemlichkeit vollkommen pflegen kann, so wollte ich doch, daß ich diese Jacke los wäre und das Gütchen meines Vaters verwaltete. Ich bin aber der jüngere Sohn, und so muß ich mir's gefallen lassen."

Giredo, den 22. Oktober Abends.

Giredo, auch ein kleines Nest auf den Apenninen, wo ich mich recht glücklich fühle, meinen Wünschen entgegenreisend. Heute gesellten sich reitend ein Herr und eine Dame zu uns, ein Engländer mit einer sogenannten Schwester. Ihre Pferde sind schön, sie reisen aber ohne Bedienung, und der Herr macht, wie es scheint, zugleich den Reitknecht und den Kammerdiener. Sie finden überall zu klagen; man glaubt einige Blätter im Archenholz zu lesen.

Die Apenninen sind mir ein merkwürdiges Stück Welt. Auf die große Fläche der Regionen des Po's folgt ein Gebirg, das sich aus der Tiefe erhebt, um zwischen zwei Meeren südwärts das feste Land zu endigen. Wäre die Gebirgsart nicht zu steil, zu hoch über der Meeresfläche, nicht so sonderbar verschlungen, daß Ebbe und Fluth vor alten Zeiten mehr und länger hätten hereinwirken, größere Flächen bilden und überspülen können, so wäre es eins der schönsten Länder in dem herrlichsten Klima, etwas höher als das andere Land. So aber ist's ein seltsam Gewebe von Bergrücken gegen einander; oft sieht man gar nicht ab, wohin das Wasser seinen Ablauf nehmen will. Wären die Thäler besser ausgefüllt, die Flächen mehr platt und überspült, so könnte man das Land mit Böhmen vergleichen, nur daß die Berge auf alle Weise einen andern Charakter haben. Doch muß man sich keine Bergwüste, sondern ein meist bebautes, obgleich gebirgiges Land vorstellen. Kastanien kommen hier sehr schön, der Weizen ist trefflich und die Saat schon hübsch grün. Immergrüne Eichen mit kleinen Blättern stehen am Wege, um die Kirchen und Kapellen aber schlanke Zypressen.

Gestern Abend war das Wetter trübe, heute ist's wieder hell und schön.

Foligno, den 25. Oktober Abends.

Zwei Abende habe ich nicht geschrieben. Die Herbergen waren so schlecht, daß an kein Auslegen eines Blattes zu denken war. Auch fängt es mir an, ein Bißchen verworren zu werden; denn seit der Abreise von Venedig spinnt sich der Reiserocken nicht so schön und glatt mehr ab.

Den Dreiundzwanzigsten früh, unserer Uhr um Zehne, kamen wir aus den Apenninen hervor und sahen Florenz liegen in einem weiten Thal, das unglaublich bebaut und ins Unendliche mit Villen und Häusern besäet ist.

Die Stadt hatte ich eiligst durchlaufen, den Dom, das Baptisterium. Hier thut sich wieder eine ganz neue, mir unbekannte Welt auf, an der ich nicht verweilen will. Der Garten Boboli liegt köstlich. Ich eilte so schnell heraus als hinein.

Der Stadt sieht man den Volksreichthum an, der sie erbaut hat; man erkennt, daß sie sich einer Folge von glücklichen Re-

gierungen erfreute. Ueberhaupt fällt es auf, was in Toskana gleich die öffentlichen Werke, Wege, Brücken für ein schönes, grandioses Ansehen haben. Es ist hier Alles zugleich tüchtig und reinlich; Gebrauch und Nutzen mit Anmuth sind beabsichtigt; überall läßt sich eine belebende Sorgfalt bemerken. Der Staat des Papstes hingegen scheint sich nur zu erhalten, weil ihn die Erde nicht verschlingen will.

Wenn ich neulich von den Apenninen sagte, was sie sein könnten, das ist nun Toskana; weil es so viel tiefer lag, so hat das alte Meer recht seine Schuldigkeit gethan und tiefen Lehmboden aufgehäuft. Er ist hellgelb und leicht zu verarbeiten. Sie pflügen tief, aber noch recht auf die ursprüngliche Art; ihr Pflug hat keine Räder, und die Pflugschar ist nicht beweglich. So schleppt sie der Bauer hinter seinen Ochsen gebückt einher und wühlt die Erde auf. Es wird bis fünfmal gepflügt; wenigen und nur sehr leichten Dünger streuen sie mit den Händen. Endlich säen sie den Weizen, dann häufen sie schmale Sotteln auf, dazwischen entstehen tiefe Furchen, Alles so gerichtet, daß das Regenwasser ablaufen muß. Die Frucht wächst nun auf den Sotteln in die Höhe, in den Furchen geben sie hin und her, wenn sie jäten. Diese Verfahrungsart ist begreiflich, wo Nässe zu fürchten ist; warum sie es aber auf den schönsten Gebreiten thun, kann ich nicht einsehen. Diese Betrachtung machte ich bei Arezzo, wo sich eine herrliche Plaine aufthut. Reiner kann man kein Feld sehen, nirgends auch nur eine Erdscholle, Alles klar wie gesiebt. Der Weizen gedeiht hier recht schön, und er scheint hier alle seiner Natur gemäßen Bestimmungen zu finden. Das zweite Jahr bauen sie Bohnen für die Pferde, die hier keinen Hafer bekommen. Es werden auch Lupinen gesäet, die jetzt schon vortrefflich grün stehen und im März Früchte bringen. Auch der Lein hat schon gekeimt; er bleibt den Winter über und wird durch den Frost nur dauerhafter.

Die Oelbäume sind wunderliche Pflanzen; sie sehen fast wie Weiden, verlieren auch den Kern, und die Rinde klafft aus einander. Aber sie haben demungeachtet ein festeres Ansehn. Man sieht auch dem Holze an, daß es langsam wächst und sich unsäglich fein organisirt. Das Blatt ist weidenartig, nur wenige Blätter am Zweige. Um Florenz an den Bergen ist Alles mit Oelbäumen und Weinstöcken bepflanzt; dazwischen wird das Erdreich zu Körnern benutzt. Bei Arezzo und so weiter läßt

man die Felder freier. Ich finde, daß man dem Epheu nicht genug abwehrt, der den Oelbäumen und andern schädlich ist, da es so ein Leichtes wäre, ihn zu zerstören. Wiesen sieht man gar nicht. Man sagt, das türkische Korn zehre den Boden aus; seitdem es eingeführt worden, habe der Ackerbau in anderm Betracht verloren. Ich glaube es wohl bei dem geringen Dünger.

Gestern Abend habe ich von meinem Hauptmann Abschied genommen, mit der Versicherung, mit dem Versprechen, ihn auf meiner Rückreise in Bologna zu besuchen. Er ist ein wahrer Repräsentant vieler seiner Landsleute. Hier Einiges, das ihn besonders bezeichnet. Da ich oft still und nachdenklich war, sagte er einmal: „Che pensa! non deve mai pensar l'uomo, pensando s'invecchia." Das ist verdolmetscht: „Was denkt Ihr viel! Der Mensch muß niemals denken, denkend altert man nur." Und nach einigem Gespräch: „Non deve fermarsi l'uomo in una sola cosa, perche allora divien matto; bisogna aver mille cose, una confusione nella testa." Auf Deutsch: „Der Mensch muß sich nicht auf eine einzige Sache besten; denn da wird er toll, man muß tausend Sachen, eine Konfusion im Kopfe haben."

Der gute Mann konnte freilich nicht wissen, daß ich eben darum still und nachdenkend war, weil eine Konfusion von alten und neuen Gegenständen mir den Kopf verwirrte. Die Bildung eines solchen Italiäners wird man noch klarer aus Folgendem erkennen. Da er wohl merkte, daß ich Protestant sei, sagte er nach einigem Umschweif, ich möchte ihm doch gewisse Fragen erlauben; denn er habe so viel Wunderliches von uns Protestanten gehört, worüber er endlich einmal Gewißheit zu haben wünsche. „Dürft Ihr denn", so fragte er, „mit einem hübschen Mädchen auf einem guten Fuß leben, ohne mit ihr grade verheiratet zu sein? Erlauben Euch das Eure Priester?" Ich erwiderte darauf: „Unsere Priester sind kluge Leute, welche von solchen Kleinigkeiten keine Notiz nehmen. Freilich, wenn wir sie darum fragen wollten, so würden sie es uns nicht erlauben." „Ihr braucht sie also nicht zu fragen?" rief er aus. „O Ihr Glücklichen! Und da Ihr ihnen nicht beichtet, so erfahren sie's nicht." Hierauf erging er sich in Schelten und Mißbilligen seiner Pfaffen und in dem Preise unserer seligen Freiheit. „Was jedoch die Beichte betrifft," fuhr er fort, „wie verhält es sich damit? Man erzählt uns,

daß alle Menschen, auch die keine Christen sind, dennoch beichten müssen; weil sie aber in ihrer Verstockung nicht das Rechte treffen können, so beichten sie einem alten Baume, welches denn freilich lächerlich und gottlos genug ist, aber doch beweist, daß sie die Nothwendigkeit der Beichte anerkennen." Hierauf erklärte ich ihm unsere Begriffe von der Beichte, und wie es dabei zugehe. Das kam ihm sehr bequem vor, er meinte aber, es sei ungefähr ebenso gut, als wenn man einem Baum beichtete. Nach einigem Zaudern ersuchte er mich sehr ernsthaft, über einen andern Punkt ihm redlich Auskunft zu geben: er habe nämlich aus dem Munde eines seiner Priester, der ein wahrhafter Mann sei, gehört, daß wir unsere Schwestern beirathen dürften, welches denn doch eine starke Sache sei. Als ich diesen Punkt verneinte und ihm einige menschliche Begriffe von unserer Lehre beibringen wollte, mochte er nicht sonderlich darauf merken; denn es kam ihm zu alltäglich vor, und er wandte sich zu einer neuen Frage. „Man versichert uns," sagte er, „daß Friedrich der Große, welcher so viele Siege selbst über die Gläubigen davongetragen und die Welt mit seinem Ruhm erfüllt, daß er, den Jedermann für einen Ketzer hält, wirklich katholisch sei und vom Papste die Erlaubniß habe, es zu verheimlichen; denn er kommt, wie man weiß, in keine Eurer Kirchen, verrichtet aber seinen Gottesdienst in einer unterirdischen Kapelle, mit zerknirschtem Herzen, daß er die heilige Religion nicht öffentlich bekennen darf; denn freilich, wenn er das thäte, würden ihn seine Preußen, die ein bestialisches Volk und wüthende Ketzer sind, auf der Stelle todt schlagen, wodurch denn der Sache nicht geholfen wäre. Deswegen hat ihm der heilige Vater jene Erlaubniß gegeben, dafür er denn aber auch die alleinseligmachende Religion im Stillen so viel ausbreitet und begünstigt als möglich." Ich ließ das Alles gelten und erwiderte nur, da es ein großes Geheimniß sei, könnte freilich Niemand davon Zeugniß geben. Unsere fernere Unterhaltung war ungefähr immer von derselben Art, so daß ich mich über die kluge Geistlichkeit wundern mußte, welche Alles abzulehnen und zu entstellen sucht, was den dunkeln Kreis ihrer herkömmlichen Lehre durchbrechen und verwirren könnte.

Ich verließ Perugia an einem herrlichen Morgen und fühlte die Seligkeit, wieder allein zu sein. Die Lage der Stadt ist schön, der Anblick des Sees höchst erfreulich. Ich habe mir die Bilder wohl eingedrückt. Der Weg ging erst hinab, dann

in einem frohen, an beiden Seiten in der Ferne von Hügeln eingefaßten Thale hin, endlich sah ich Assisi liegen.

Aus Palladio und Volkmann wußte ich, daß ein köstlicher Tempel der Minerva, zu Zeiten August's gebaut, noch vollkommen erhalten dastehe. Ich verließ bei Madonna del Angelo meinen Vetturin, der seinen Weg nach Foligno verfolgte, und stieg unter einem starken Wind nach Assisi hinauf; denn ich sehnte mich, durch die für mich so einsame Welt eine Fußwanderung anzustellen. Die ungeheuern Substruktionen der babylonisch über einander gethürmten Kirchen, wo der heilige Franziskus ruht, ließ ich links, mit Abneigung; denn ich dachte mir, daß darin die Köpfe so wie mein Hauptmannskopf gestempelt würden. Dann fragte ich einen hübschen Jungen nach der Maria della Minerva; er begleitete mich die Stadt hinauf, die an einen Berg gebaut ist. Endlich gelangten wir in die eigentliche alte Stadt, und siehe, das löblichste Werk stand vor meinen Augen, das erste vollständige Denkmal der alten Zeit, das ich erblickte. Ein bescheidener Tempel, wie er sich für eine so kleine Stadt schickte, und doch so vollkommen, so schön gedacht, daß er überall glänzen würde. Nun vorerst von seiner Stellung! Seitdem ich in Vitruv und Palladio gelesen, wie man Städte bauen, Tempel und öffentliche Gebäude stellen müsse, habe ich einen großen Respekt vor solchen Dingen. Auch hierin waren die Alten so groß im Natürlichen. Der Tempel steht auf der schönen mittlern Höhe des Berges, wo eben zwei Hügel zusammentreffen, auf dem Platz, der noch jetzt der Platz heißt. Dieser steigt selbst ein Wenig an, und es kommen auf demselben vier Straßen zusammen, die ein sehr gedrücktes Andreaskreuz machen, zwei von unten herauf, zwei von oben herunter. Wahrscheinlich standen zur alten Zeit die Häuser noch nicht, die jetzt, dem Tempel gegenüber gebaut, die Aussicht versperren. Denkt man sie weg, so blickte man gegen Mittag in die reichste Gegend, und zugleich würde Minervens Heiligthum von allen Seiten her gesehen. Die Anlage der Straßen mag alt sein; denn sie folgen aus der Gestalt und dem Abhange des Berges. Der Tempel steht nicht in der Mitte des Platzes, aber so gerichtet, daß er dem von Rom Heraufkommenden verkürzt gar schön sichtbar wird. Nicht allein das Gebäude sollte man zeichnen, sondern auch die glückliche Stellung.

An der Façade konnte ich mich nicht satt sehen, wie genialisch konsequent auch hier der Künstler gehandelt. Die Ord-

nung ist korinthisch, die Säulenweiten etwas über zwei Modul. Die Säulenfüße und die Platten darunter scheinen auf Piedestalen zu stehen, aber es scheint auch nur; denn der Sockel ist fünfmal durchschnitten und jedesmal gehen fünf Stufen zwischen den Säulen hinauf, da man denn auf die Fläche gelangt, worauf eigentlich die Säulen stehen, und von welcher man auch in den Tempel hineingeht. Das Wagstück, den Sockel zu durchschneiden, war hier am rechten Platze; denn da der Tempel am Berge liegt, so hätte die Treppe, die zu ihm hinaufführte, viel zu weit vorgelegt werden müssen und würde den Platz verengt haben. Wie viel Stufen noch unterhalb gelegen, läßt sich nicht bestimmen; sie sind, außer wenigen, verschüttet und zugepflastert. Ungern riß ich mich von dem Anblick los und nahm mir vor, alle Architekten auf dieses Gebäude aufmerksam zu machen, damit uns ein genauer Riß davon zukäme. Denn was Ueberlieferung für ein schlechtes Ding sei, mußte ich diesesmal wieder bemerken. Palladio, auf den ich Alles vertraute, giebt zwar dieses Tempels Bild, er kann ihn aber nicht selbst gesehen haben; denn er setzt wirklich Piedestale auf die Fläche, wodurch die Säulen unmäßig in die Höhe kommen und ein garstiges, Palmyrenisches Ungeheuer entsteht, anstatt daß in der Würklichkeit ein ruhiger, lieblicher, das Auge und den Verstand befriedigender Anblick erfreut. Was sich durch die Beschauung dieses Werks in mir entwickelt, ist nicht auszusprechen und wird ewige Früchte bringen.

Ich ging am schönsten Abend die Römische Straße bergab, im Gemüth zum Schönsten beruhigt, als ich hinter mir rauhe, heftige Stimmen vernahm, die unter einander stritten. Ich vermuthete, daß es die Sbirren sein möchten, die ich schon in der Stadt bemerkt hatte. Ich ging gelassen vor mich hin und horchte hinterwärts. Da konnte ich nun gar bald bemerken, daß es auf mich gemünzt sei. Vier solcher Menschen, zwei davon mit Flinten bewaffnet, in unerfreulicher Gestalt, gingen vor mir vorbei, brummten, kehrten nach einigen Schritten zurück und umgaben mich. Sie fragten, wer ich wäre, und was ich hier thäte. Ich erwiderte, ich sei ein Fremder, der seinen Weg über Assisi zu Fuße mache, indessen der Betturin nach Foligno fahre. Dies kam ihnen nicht wahrscheinlich vor, daß Jemand einen Wagen bezahle und zu Fuße gehe. Sie fragten, ob ich im Gran Convento gewesen sei. Ich verneinte dies und versicherte ihnen, ich kenne das Gebäude von alten Zeiten her. Da ich aber ein Baumeister sei, habe ich

diesmal nur die Maria della Minerva in Augenschein genommen, welches, wie sie wüßten, ein musterhaftes Gebäude sei. Das leugneten sie nicht, nahmen aber sehr übel, daß ich dem Heiligen meine Aufwartung nicht gemacht, und gaben ihren Verdacht zu erkennen, daß wol mein Handwerk sein möchte, Kontrebande einzuschwärzen. Ich zeigte ihnen das Lächerliche, daß ein Mensch, der allein auf der Straße gehe, ohne Ranzen, mit leeren Taschen, für einen Kontrebandisten gehalten werden solle. Darauf erbot ich mich, mit ihnen nach der Stadt zurück und zum Podestà zu gehen, ihm meine Papiere vorzulegen, da er mich denn als einen ehrenvollen Fremden anerkennen werde. Sie brummten hierauf und meinten, es sei nicht nöthig, und als ich mich immerfort mit entschiedenem Ernst betrug, entfernten sie sich endlich wieder nach der Stadt zu. Ich sah ihnen nach. Da gingen nun diese roben Kerle im Vordergrunde, und hinter ihnen her blickte mich die liebliche Minerva noch einmal sehr freundlich und tröstend an; dann schaute ich links auf den tristen Dom des heiligen Franziskus und wollte meinen Weg verfolgen, als einer der Unbewaffneten sich von der Truppe sonderte und ganz freundlich auf mich los kam. Grüßend sagte er sogleich: „Ihr solltet, mein Herr Fremder, wenigstens mir ein Trinkgeld geben; denn ich versichere, daß ich Euch alsobald für einen braven Mann gehalten und dies laut gegen meine Gesellen erklärt habe. Das sind aber Hitzköpfe und gleich oben hinaus und haben keine Weltkenntniß. Auch werdet Ihr bemerkt haben, daß ich Euren Worten zuerst Beifall und Gewicht gab.“ Ich lobte ihn deshalb und ersuchte ihn, ehrenhafte Fremde, die nach Assisi sowol wegen der Religion als wegen der Kunst kämen, zu beschützen, besonders die Baumeister, die zum Ruhme der Stadt den Minerventempel, den man noch niemals recht gezeichnet und in Kupfer gestochen, nunmehr messen und abzeichnen wollten. Er möchte ihnen zur Hand gehen, da sie sich denn gewiß dankbar erweisen würden, und somit drückte ich ihm einige Silberstücke in die Hand, die ihn über seine Erwartung erfreuten. Er bat mich, ja wiederzukommen, besonders müsse ich das Fest des Heiligen nicht versäumen, wo ich mich mit größter Sicherheit erbauen und vergnügen sollte. Ja, wenn es mir als einem hübschen Manne, wie billig, um ein hübsches Frauenzimmer zu thun sei, so könne er mir versichern, daß die schönste und ehrbarste Frau von ganz Assisi auf seine Empfehlung mich mit Freuden aufnehmen werde. Er schied nun be-

theuernd, daß er noch heute Abend bei dem Grabe des Heiligen meiner in Andacht gedenken und für meine fernere Reise beten wolle. So trennten wir uns, und mir war sehr wohl, mit der Natur und mit mir selbst wieder allein zu sein. Der Weg nach Foligno war einer der schönsten und anmuthigsten Spaziergänge, die ich jemals zurückgelegt. Vier volle Stunden an einem Berge hin, rechts ein reichbebautes Thal.

Mit den Vetturinen ist es eine leidige Fahrt; das Beste, daß man ihnen bequem zu Fuße folgen kann. Von Ferrara laff' ich mich nun immer bis hierher so fortschleppen. Dieses Italien, von Natur höchlich begünstigt, blieb in allem Mechanischen und Technischen, worauf doch eine bequemere und frischere Lebensweise gegründet ist, gegen alle Länder unendlich zurück. Das Fuhrwerk der Vetturine, welches noch Sedia, ein Sessel, heißt, ist gewiß aus den alten Tragsesseln entstanden, in welchen sich Frauen, ältere und vornehmere Personen von Maulthieren tragen ließen. Statt des hintern Maulthiers, das man hervor neben die Gabel spannte, setzte man zwei Räder unter, und an keine weitere Verbesserung ward gedacht. Man wird, wie vor Jahrhunderten, noch immer fortgeschaukelt, und so sind sie in ihren Wohnungen und Allem.

Wenn man die erste poetische Idee, daß die Menschen meist unter freiem Himmel lebten und sich gelegentlich manchmal aus Noth in Höhlen zurückzogen, noch realisirt sehen will, so muß man die Gebäude hier herum, besonders auf dem Lande betreten, ganz im Sinn und Geschmack der Höhlen. Eine so unglaubliche Sorglosigkeit haben sie, um über dem Nachdenken nicht zu veralten. Mit unerhörtem Leichtsinn versäumen sie, sich auf den Winter, auf längere Nächte vorzubereiten, und leiden deshalb einen guten Theil des Jahres wie die Hunde. Hier in Foligno, in einer völlig Homerischen Haushaltung, wo Alles um ein auf der Erde brennendes Feuer in einer großen Halle versammelt ist, schreit und lärmt, am langen Tische speist, wie die Hochzeit von Kana gemalt wird, ergreife ich die Gelegenheit, Dieses zu schreiben, da Einer ein Tintenfaß holen läßt, woran ich unter solchen Umständen nicht gedacht hätte. Aber man sieht auch diesem Blatt die Kälte und die Unbequemlichkeit meines Schreibtisches an.

Jetzt fühl' ich wohl die Verwegenheit, unvorbereitet und unbegleitet in dieses Land zu gehen. Mit dem verschiedenen Gelde, den Vetturinen, den Preisen, den schlechten Wirths-

häusern ist es eine tagtägliche Noth, daß Einer, der zum ersten Male wie ich allein geht und ununterbrochenen Genuß hoffte und suchte, sich unglücklich genug fühlen müßte. Ich habe nichts gewollt als das Land sehen, auf welche Kosten es sei; und wenn sie mich auf Ixion's Rad nach Rom schleppen, so will ich mich nicht beklagen.

Terni, den 27. Oktober Abends.

Wieder in einer Höhle sitzend, die vor einem Jahr vom Erdbeben gelitten; das Städtchen liegt in einer köstlichen Gegend, die ich auf einem Rundgange um dasselbe her mit Freuden beschaute, am Anfang einer schönen Plaine zwischen Bergen, die alle noch Kalk sind. Wie Bologna drüben, so ist Terni büben an den Fuß des Gebirgs gesetzt.

Nun da der päpstliche Soldat mich verlassen, ist ein Priester mein Gefährte. Dieser scheint schon mehr mit seinem Zustande zufrieden und belehrt mich, den er freilich schon als Ketzer erkennt, auf meine Fragen sehr gern von dem Ritus und andern dahin gehörigen Dingen. Dadurch, daß ich immer wieder unter neue Menschen komme, erreiche ich durchaus meine Absicht; man muß das Volk nur unter einander reden hören; was das für ein lebendiges Bild des ganzen Landes giebt! Sie sind auf die wunderbarste Weise sämmtlich Widersacher, haben den sonderbarsten Provinzial- und Stadteifer, können sich Alle nicht leiden, die Stände sind in ewigem Streit, und das Alles mit inniger, lebhafter, gegenwärtiger Leidenschaft, daß sie Einem den ganzen Tag Komödie geben und sich bloßstellen, und doch fassen sie zugleich wieder auf und merken gleich, wo der Fremde sich in ihr Thun und Lassen nicht finden kann.

Spoleto hab' ich bestiegen und war auf der Wasserleitung, die zugleich Brücke von einem Berg zu einem andern ist. Die zehn Bogen, welche über das Thal reichen, stehen von Backsteinen ihre Jahrhunderte so ruhig da, und das Wasser quillt immer noch in Spoleto an allen Orten und Enden. Das ist nun das dritte Werk der Alten, das ich sehe, und immer derselbe große Sinn. Eine zweite Natur, die zu bürgerlichen Zwecken handelt, das ist ihre Baukunst; so steht das Amphitheater, der Tempel und der Aquädukt. Nun fühle ich erst, wie mir mit Recht alle Willkürlichkeiten verhaßt waren, wie

z. B. der Winterkasten auf dem Weißenstein, ein Nichts um nichts, ein ungeheurer Konfektaufsatz, und so mit tausend andern Dingen. Das steht nun Alles todtgeboren da; denn was nicht eine wahre innere Existenz hat, hat kein Leben und kann nicht groß sein und nicht groß werden.

Was bin ich nicht den letzten acht Wochen schuldig geworden an Freuden und Einsicht! Aber auch Mühe hat mich's genug gekostet. Ich halte die Augen nur immer offen und drücke mir die Gegenstände recht ein. Urtheilen möchte ich gar nicht, wenn es nur möglich wäre.

San Crocefisso, eine wunderliche Kapelle am Wege, halte ich nicht für den Rest eines Tempels, der am Orte stand, sondern man hat Säulen, Pfeiler, Gebälke gefunden und zusammengeflickt, nicht dumm, aber toll. Beschreiben läßt sich's gar nicht; es ist wol irgendwo in Kupfer gestochen.

Und so wird es Einem denn doch wunderbar zu Muthe, daß uns, indem wir bemüht sind, einen Begriff des Alterthums zu erwerben, nur Ruinen entgegenstehen, aus denen man sich nun wieder das kümmerlich aufzuerbauen hätte, wovon man noch keinen Begriff hat.

Mit dem, was man klassischen Boden nennt, hat es eine andere Bewandniß. Wenn man hier nicht phantastisch verfährt, sondern die Gegend real nimmt, wie sie daliegt, so ist sie doch immer der entscheidende Schauplatz, der die größten Thaten bedingt, und so habe ich immer bisher den geologischen und landschaftlichen Blick benutzt, um Einbildungskraft und Empfindung zu unterdrücken und mir ein freies, klares Anschauen der Lokalität zu erhalten. Da schließt sich denn auf eine wundersame Weise die Geschichte lebendig an, und man begreift nicht, wie Einem geschieht, und ich fühle die größte Sehnsucht, den Tacitus in Rom zu lesen.

Das Wetter darf ich auch nicht ganz hintansetzen. Da ich von Bologna die Apenninen herauftam, zogen die Wolken noch immer nach Norden; späterhin veränderten sie ihre Richtung und zogen nach dem Trasimenischen See. Hier blieben sie hangen, zogen auch wol gegen Mittag. Statt also daß die große Plaine des Po den Sommer über alle Wolken nach dem tiroler Gebirg schickt, sendet sie jetzt einen Theil nach den Apenninen; daher mag die Regenzeit kommen.

Man fängt nun an, die Oliven abzulesen. Sie thun es hier mit den Händen, an andern Orten schlagen sie mit Stöcken

drein. Kommt ein frühzeitiger Winter, so bleiben die übrigen bis gegen das Frühjahr hängen. Heute habe ich auf sehr steinigem Boden die größten, älteſten Bäume geſehen.

Die Gunſt der Muſen wie die der Dämonen beſucht uns nicht immer zur rechten Zeit. Heute ward ich aufgeregt, etwas auszubilden, was gar nicht an der Zeit iſt. Dem Mittelpunkte des Katholizismus mich nähernd, von Katholiken umgeben, mit einem Prieſter in eine Sedie eingeſperrt, indem ich mit reinſtem Sinn die wahrhafte Natur und die edle Kunſt zu beobachten und aufzufaſſen trachte, trat mir ſo lebhaft vor die Seele, daß vom urſprünglichen Chriſtenthum alle Spur verloſchen iſt; ja, wenn ich mir es in ſeiner Reinheit vergegenwärtige, ſo wie wir es in der Apoſtelgeſchichte ſehen, ſo mußte mir ſchaudern, was nun auf jenen gemüthlichen Anfängen ein unförmliches, ja barockes Heidenthum laſtet. Da fiel mir der ewige Jude wieder ein, der Zeuge aller dieſer wunderſamen Ent- und Aufwickelungen geweſen und ſo einen wunderlichen Zuſtand erlebte, daß Chriſtus ſelbſt, als er zurückkommt, um ſich nach den Früchten ſeiner Lehre umzuſehen, in Gefahr geräth, zum zweiten Mal gekreuzigt zu werden. Jene Legende: Venio iterum crucifigi, ſollte mir bei dieſer Kataſtrophe zum Stoff dienen.

Dergleichen Träume ſchweben mir vor. Denn aus Ungeduld, weiter zu kommen, ſchlafe ich angekleidet und weiß nichts Hübſcheres, als vor Tag aufgeweckt zu werden, mich ſchnell in den Wagen zu ſetzen und zwiſchen Schlaf und Wachen dem Tag entgegenzufahren und dabei die erſten beſten Phantaſiebilder nach Belieben walten zu laſſen.

Città Caſtellana, den 28. Oktober Abends.

Den letzten Abend will ich nicht fehlen. Es iſt noch nicht acht Uhr, und Alles ſchon zu Bette; ſo kann ich noch zu guter Letzt des Vergangenen gedenken und mich aufs Nächſtkünftige freuen. Heute war ein ganz heiterer, herrlicher Tag; der Morgen ſehr kalt, der Tag klar und warm, der Abend etwas windig, aber ſehr ſchön.

Von Terni fuhren wir ſehr früh aus; Narni kamen wir hinauf, ehe es Tag war, und ſo habe ich die Brücke nicht geſehen. Thäler und Tiefen, Nähe und Fernen, köſtliche Gegen-

den, Alles Kalkgebirg, auch nicht eine Spur eines andern Gesteins.

Otricoli liegt auf einem der von den ehemaligen Strömungen zusammengeschwemmten Kieshügel und ist von Lava gebaut, jenseits des Flusses beraebelt.

Sobald man über die Brücke hinüber ist, findet man sich im vulkanischen Terrain, es sei nun unter wirklichen Laven oder unter früherm Gestein, durch Reibung und Schmelzung verändert. Man steigt einen Berg herauf, den man für graue Lava ansprechen möchte. Sie enthält viele weiße, granatförmig gebildete Krystalle. Die Chaussee, die von der Höhe nach Citta Castellana geht, von eben diesem Stein, sehr schön glatt gefahren, die Stadt auf vulkanischen Tuff gebaut, in welchem ich Asche, Bimsstein und Lavastücke zu entdecken glaubte. Vom Schlosse ist die Aussicht sehr schön; der Berg Soracte steht einzeln gar malerisch da, wahrscheinlich ein zu den Apenninen gehöriger Kalkberg. Die vulkanisirenden Strecken sind viel niedriger als die Apenninen, und nur das durchreißende Wasser hat aus ihnen Berge und Felsen gebildet, da denn herrlich malerische Gegenstände, überhangende Klippen und sonstige landschaftliche Zufälligkeiten gebildet werden.

Morgen Abend also in Rom. Ich glaube es noch jetzt kaum, und wenn dieser Wunsch erfüllt ist, was soll ich mir nachher wünschen? Ich wüßte nichts, als daß ich mit meinem Fasanenkahn glücklich zu Hause landen und meine Freunde gesund, froh und wohlwollend antreffen möge.

Rom.

Rom, den 1. November.

Endlich kann ich den Mund aufthun und meine Freunde mit Frohsinn begrüßen. Verziehen sei mir das Geheimniß und die gleichsam unterirdische Reise hierher. Kaum wagte ich mir selbst zu sagen, wohin ich ging, selbst unterwegs fürchtete ich noch, und nur unter der Porta del Popolo war ich mir gewiß, Rom zu haben.

Und laßt mich nun auch sagen, daß ich tausendmal, ja beständig Eurer gedenke in der Nähe der Gegenstände, die ich allein zu sehen niemals glaubte. Nur da ich Jedermann mit Leib und Seele in Norden gefesselt, alle Anmuthung nach diesen Gegenden verschwunden sah, konnte ich mich entschließen, einen langen, einsamen Weg zu machen und den Mittelpunkt zu suchen, nach dem mich ein unwiderstehliches Bedürfniß hinzog. Ja, die letzten Jahre wurde es eine Art von Krankheit, von der mich nur der Anblick und die Gegenwart heilen konnte. Jetzt darf ich es gestehen: zuletzt durft' ich kein lateinisch Buch mehr ansehen, keine Zeichnung einer italiänischen Gegend. Die Begierde, dieses Land zu sehen, war überreif; da sie befriedigt ist, werden mir Freunde und Vaterland erst wieder recht aus dem Grunde lieb und die Rückkehr wünschenswerth, ja um desto wünschenswerther, da ich mit Sicherheit empfinde, daß ich so viele Schätze nicht zu eigenem Besitz und Privatgebrauch mitbringe, sondern daß sie mir und Andern durchs ganze Leben zur Leitung und Förderniß dienen sollen.

Ja, ich bin endlich in dieser Hauptstadt der Welt angelangt. Wenn ich sie in guter Begleitung, angeführt von einem recht verständigen Manne, vor funfzehn Jahren gesehen hätte, wollte ich mich glücklich preisen. Sollte ich sie aber allein, mit eigenen Augen sehen und besuchen, so ist es gut, daß mir diese Freude so spät zu Theil ward.

Ueber das tiroler Gebirg bin ich gleichsam weggeflogen. Verona, Vicenza, Padua, Venedig habe ich gut, Ferrara, Cento, Bologna flüchtig und Florenz kaum gesehen. Die Begierde, nach Rom zu kommen, war so groß, wuchs so sehr mit jedem Augenblicke, daß kein Bleibens mehr war und ich mich nur drei Stunden in Florenz aufhielt. Nun bin ich hier und ruhig und, wie es scheint, auf mein ganzes Leben beruhigt. Denn es geht, man darf wol sagen, ein neues Leben an, wenn man das Ganze mit Augen sieht, das man theilweis in- und auswendig kennt. Alle Träume meiner Jugend seh' ich nun lebendig; die ersten Kupferbilder, deren ich mich erinnere (mein Vater hatte die Prospekte von Rom auf einem Vorsaale aufgehängt), seh' ich nun in Wahrheit, und Alles, was ich in Gemälden und Zeichnungen, Kupfern und Holzschnitten, in Gips und Kork schon lange gekannt, steht nun beisammen vor mir; wohin ich gehe, finde ich eine Bekanntschaft in einer neuen Welt; es ist Alles, wie ich mir's dachte, und Alles neu. Ebenso kann ich von meinen Beobachtungen, von meinen Ideen sagen. Ich habe keinen ganz neuen Gedanken gehabt, nichts ganz fremd gefunden, aber die alten sind so bestimmt, so lebendig, so zusammenhängend geworden, daß sie für neu gelten können.

Da Pygmalion's Elfe, die er sich ganz nach seinen Wünschen gefernt und ihr so viel Wahrheit und Dasein gegeben hatte, als der Künstler vermag, endlich auf ihn zukam und sagte: „Ich bin's!" — wie anders war die Lebendige als der gebildete Stein.

Wie moralisch heilsam ist mir es dann auch, unter einem ganz sinnlichen Volke zu leben, über das so viel Redens und Schreibens ist, das jeder Fremde nach dem Maßstabe beurtheilt, den er mitbringt! Ich verzeihe Jedem, der sie tadelt und schilt; sie stehen zu weit von uns ab, und als Fremder mit ihnen zu verkehren, ist beschwerlich und kostspielig.

Rom, den 3. November.

Einer der Hauptbeweggründe, die ich mir vorſpiegelte, um nach Rom zu eilen, war das Feſt Allerheiligen, der erſte November; denn ich dachte: „Geſchiebt dem einzelnen Heiligen ſo viel Ehre, was wird es erſt mit allen werden!“ Allein wie ſehr betrog ich mich! Kein auffallend allgemeines Feſt hatte die römiſche Kirche beliebt, und jeder Orden mochte im Beſondern das Andenken ſeines Patrons im Stillen feiern; denn das Namensfeſt und der ihm zugetheilte Ehrentag iſt's eigentlich, wo jeder in ſeiner Glorie erſcheint.

Geſtern aber, am Tage Allerſeelen, gelang mir's beſſer. Das Andenken dieſer feiert der Papſt in ſeiner Hauskapelle auf dem Quirinal. Jedermann hat freien Zutritt. Ich eilte mit Tiſchbein auf den Monte Cavallo. Der Platz vor dem Palaſte hat was ganz eigenes Individuelles, ſo unregelmäßig als grandios und lieblich. Die beiden Koloſſen erblick' ich nun. Weder Auge noch Geiſt ſind hinreichend, ſie zu faſſen. Wir eilten mit der Menge durch den prächtig geräumigen Hof eine übergeräumige Treppe hinauf. In dieſen Vorſälen, der Kapelle gegenüber, in der Anſicht der Reihe von Zimmern fühlt man ſich wunderbar unter einem Dache mit dem Statthalter Chriſti.

Die Funktion war angegangen, Papſt und Kardinäle ſchon in der Kirche. Der heilige Vater die ſchönſte, würdigſte Männergeſtalt, Kardinäle von verſchiedenem Alter und Bildung.

Mich ergriff ein wunderbar Verlangen, das Oberhaupt der Kirche möge den goldenen Mund aufthun und, von dem unausſprechlichen Heil der ſeligen Seelen mit Entzücken ſprechend, uns in Entzücken verſetzen. Da ich ihn aber vor dem Altare ſich nur hin- und herbewegen ſah, bald nach dieſer, bald nach jener Seite ſich wendend, ſich wie ein gemeiner Pfaffe geberdend und murmelnd, da regte ſich die proteſtantiſche Erbſünde, und mir wollte das bekannte und gewohnte Meßopfer hier keineswegs gefallen. Hat doch Chriſtus ſchon als Knabe durch mündliche Auslegung der Schrift und in ſeinem Jünglingsleben, gewiß nicht ſchweigend, gelehrt und gewirkt; denn er ſprach gern, geiſtreich und gut, wie wir aus den Evangelien wiſſen. Was würde Der ſagen, dacht' ich, wenn er hereinträte und ſein Ebenbild auf Erden ſummend und hin- und wiederwankend anträfe? Das „Venio iterum crucifigi!“ fiel mir ein, und ich zupfte

meinen Gefährten, daß wir ins Freie der gewölbten und gemalten Säle kämen.

Hier fanden wir eine Menge Personen, die köstlichen Gemälde aufmerksam betrachtend; denn dieses Fest Allerseelen ist auch zugleich das Fest aller Künstler in Rom. Ebenso wie die Kapelle ist der ganze Palast und die sämmtlichen Zimmer Jedem zugänglich und diesen Tag für viele Stunden frei und offen; man braucht kein Trinkgeld zu geben und wird von dem Kastellan nicht gedrängt.

Die Wandgemälde beschäftigten mich, und ich lernte da neue, mir kaum dem Namen nach bekannte treffliche Männer kennen, so wie z. B. den heitern Karl Maratti, schätzen und lieben.

Vorzüglich willkommen aber waren mir die Meisterstücke der Künstler, deren Art und Weise ich mir schon eingeprägt hatte. Ich sah mit Bewunderung die heilige Petronilla von Guercin, ehemals in St. Peter, wo nun eine musivische Kopie anstatt des Originals aufgestellt ist. Der Heiligen Leichnam wird aus dem Grabe gehoben und dieselbe Person neubelebt in der Himmelshöhe von einem göttlichen Jüngling empfangen. Was man auch gegen diese doppelte Handlung sagen mag, das Bild ist unschätzbar.

Noch mehr erstaunte ich vor einem Bilde von Tizian; es überleuchtet alle, die ich gesehen habe. Ob mein Sinn schon geübter, oder ob es wirklich das vortrefflichste sei, weiß ich nicht zu unterscheiden. Ein ungeheures Meßgewand, das von Stickerei, ja von getriebenen Goldfiguren starrt, umhüllt eine ansehnliche bischöfliche Gestalt. Den massiven Hirtenstab in der Linken, blickt er entzückt in die Höhe, mit der Rechten hält er ein Buch, woraus er so eben eine göttliche Berührung empfangen zu haben scheint. Hinter ihm eine schöne Jungfrau, die Palme in der Hand, mit lieblicher Theilnahme nach dem aufgeschlagenen Buche hinschauend. Ein ernster Alter dagegen zur Rechten; dem Buche ganz nahe, scheint er dessen nicht zu achten; die Schlüssel in der Hand, mag er sich wol eigenen Aufschluß zutrauen. Dieser Gruppe gegenüber ein nackter, wohlgebildeter, gebundener, von Pfeilen verletzter Jüngling, vor sich hinsehend, bescheiden ergeben. In dem Zwischenraume zwei Mönche, Kreuz und Lilie tragend, andächtig gegen die Himmlischen gekehrt; denn oben offen ist das halbrunde Gemäuer, das sie sämmtlich umschließt. Dort bewegt sich in höchster Glorie eine herab-

wärts theilnehmende Mutter. Das lebendig-muntere Kind in ihrem Schooße reicht mit heiterer Geberde einen Kranz herüber, ja scheint ihn herunterzuwerfen. Auf beiden Seiten schweben Engel, Kränze schon im Vorrath haltend. Ueber Allen aber und über dreifachem Strahlenkreise waltet die himmlische Taube, als Mittelpunkt und Schlußstein zugleich.

Wir sagen uns: hier muß ein heiliges, altes Ueberliefertes zum Grunde liegen, daß diese verschiedenen, unpassenden Personen so kunstreich und bedeutungsvoll zusammengestellt werden konnten. Wir fragen nicht nach Wie und Warum, wir lassen es geschehen und bewundern die unschätzbare Kunst.

Weniger unverständlich, aber doch geheimnißvoll ist ein Wandbild von Guido in seiner Kapelle. Die kindlich-lieblichste, frömmste Jungfrau sitzt still vor sich hin und näht; zwei Engel ihr zur Seite erwarten jeden Wink, ihr zu dienen. Daß jugendliche Unschuld und Fleiß von den Himmlischen bewacht und geehrt werde, sagt uns das liebe Bild. Es bedarf hier keiner Legende, keiner Auslegung.

Nun aber zu Milderung des künstlerischen Ernstes ein heiteres Abenteuer. Ich bemerkte wohl, daß mehrere deutsche Künstler, zu Tischbein als Bekannte tretend, mich beobachteten und sodann hin- und wiedergingen. Er, der mich einige Augenblicke verlassen hatte, trat wieder zu mir und sagte: „Da giebt's einen großen Spaß! Das Gerücht, Sie seien hier, hatte sich schon verbreitet, und die Künstler wurden auf den einzigen unbekannten Fremden aufmerksam. Nun ist Einer unter uns, der schon längst behauptet, er sei mit Ihnen umgegangen, ja er wollte mit Ihnen in freundschaftlichem Verhältniß gelebt haben, woran wir nicht so recht glauben wollen. Dieser ward aufgefordert, Sie zu betrachten und den Zweifel zu lösen; er versicherte aber kurz und gut, Sie seien es nicht und an dem Fremden keine Spur Ihrer Gestalt und Aussehns. So ist doch wenigstens das Inkognito für den Moment gedeckt, und in der Folge giebt es etwas zu lachen."

Ich mischte mich nun freimüthiger unter die Künstlerschaar und fragte nach den Meistern verschiedener Bilder, deren Kunstweise mir noch nicht bekannt geworden. Endlich zog mich ein Bild besonders an, den heiligen Georg, den Drachenüberwinder und Jungfrauenbefreier, vorstellend. Niemand konnte mir den Meister nennen. Da trat ein kleiner, bescheidener, bisher lautloser Mann hervor und belehrte mich, es sei von Pordenone,

dem Venetianer, eines ſeiner beſten Bilder, an dem man ſein ganzes Verdienſt erkenne. Nun konnt' ich meine Neigung gar wohl erklären: das Bild hatte mich angemuthet, weil ich, mit der Venetianiſchen Schule ſchon näher bekannt, die Tugenden ihrer Meiſter beſſer zu ſchätzen wußte.

Der belehrende Künſtler iſt Heinrich Meyer, ein Schweizer, der mit einem Freunde, Namens Cölla, ſeit einigen Jahren hier ſtudirt, die antiken Büſten in Sepia vortrefflich nachbildet und in der Kunſtgeſchichte wohl erfahren iſt.

Rom, den 5. November Abends.

Nun bin ich ſieben Tage hier, und nach und nach tritt in meiner Seele der allgemeine Begriff dieſer Stadt hervor. Wir geben fleißig hin und wieder, ich mache mir die Pläne des alten und neuen Rom's bekannt, betrachte die Ruinen, die Gebäude, beſuche ein- und die andere Villa; die größten Merkwürdigkeiten werden ganz langſam behandelt, ich thue nur die Augen auf und ſeh' und geh' und komme wieder; denn man kann ſich nur in Rom auf Rom vorbereiten.

Geſtehen wir jedoch, es iſt ein ſaures und trauriges Geſchäft, das alte Rom aus dem neuen herauszuklauben; aber man muß es denn doch thun und zuletzt eine unſchätzbare Befriedigung hoffen. Man trifft Spuren einer Herrlichkeit und einer Zerſtörung, die beide über unſere Begriffe gehen. Was die Barbaren ſtehen ließen, haben die Baumeiſter des neuen Rom's verwüſtet.

Wenn man ſo eine Exiſtenz anſieht, die zweitauſend Jahre und darüber alt iſt, durch den Wechſel der Zeiten ſo mannichfaltig und vom Grund aus verändert, und doch noch derſelbe Boden, derſelbe Berg, ja oft dieſelbe Säule und Mauer, und im Volke noch die Spuren des alten Charakters, ſo wird man ein Mitgenoſſe der großen Rathſchlüſſe des Schickſals, und ſo wird es dem Betrachter von Anfang ſchwer zu entwickeln, wie Rom auf Rom folgt, und nicht allein das neue auf das alte, ſondern die verſchiedenen Epochen des alten und neuen ſelbſt auf einander. Ich ſuche nur erſt ſelbſt die halbverdeckten Punkte herauszufühlen, dann laſſen ſich erſt die ſchönen Vorarbeiten recht vollſtändig nutzen; denn ſeit dem funfzehnten Jahrhundert

bis auf unsere Tage haben sich treffliche Künstler und Gelehrte mit diesen Gegenständen ihr ganzes Leben durch beschäftigt.

Und dieses Ungeheure wirkt ganz ruhig auf uns ein, wenn wir in Rom hin- und hereilen, um zu den höchsten Gegenständen zu gelangen. Anderer Orten muß man das Bedeutende aufsuchen, hier werden wir davon überdrängt und überfüllt. Wie man geht und steht, zeigt sich ein landschaftliches Bild aller Art und Weise, Paläste und Ruinen, Gärten und Wildniß, Fernen und Engen, Häuschen, Ställe, Triumphbogen und Säulen, oft Alles zusammen so nah, daß es auf ein Blatt gebracht werden könnte. Man müßte mit tausend Griffeln schreiben; was soll hier eine Feder! Und dann ist man Abends müde und erschöpft vom Schauen und Staunen.

Rom, den 7. November.

Verzeihen mir jedoch meine Freunde, wenn ich künftig wortkarg erfunden werde. Während eines Reisezugs rafft man unterwegs auf, was man kann; jeder Tag bringt etwas Neues, und man eilt auch, darüber zu denken und zu urtheilen. Hier aber kommt man in eine gar große Schule, wo ein Tag so viel sagt, daß man von dem Tage nichts zu sagen wagen darf. Ja, man thäte wohl, wenn man, Jahre lang hier verweilend, ein Pythagoreisches Stillschweigen beobachtete.

Ich bin recht wohl. Das Wetter ist, wie die Römer sagen, brutto; es geht ein Mittagwind, Scirocco, der täglich mehr oder weniger Regen herbeiführt; ich kann aber diese Witterung nicht unangenehm finden; es ist warm dabei, wie es bei uns im Sommer regnichte Tage nicht sind.

Tischbein's Talente sowie seine Vorsätze und Kunstabsichten lerne ich nun immer mehr kennen und schätzen. Er legte mir seine Zeichnungen und Skizzen vor, welche sehr viel Gutes geben und verkünden. Durch den Aufenthalt bei Bodmer sind seine Gedanken auf die ersten Zeiten des menschlichen Geschlechts ge-

führt worden, da, wo es sich auf die Erde gesetzt fand und die Aufgabe lösen sollte, Herr der Welt zu werden.

Als geistreiche Einleitung zu dem Ganzen bestrebte er sich, das hohe Alter der Welt sinnlich darzustellen. Berge, mit herrlichen Wäldern bewachsen, Schluchten, von Wasserbächen ausgerissen, ausgebrannte Vulkane, kaum noch leise dampfend. Im Vordergrund ein mächtiger, in der Erde übrig gebliebener Stock eines vieljährigen Eichbaums, an dessen halbentblößten Wurzeln ein Hirsch die Stärke seines Geweihes versucht, so gut gedacht als lieblich ausgeführt.

Dann hat er auf einem höchst merkwürdigen Blatte den Mann zugleich als Pferdebändiger und allen Thieren der Erde, der Luft und des Wassers, wo nicht an Stärke, doch an List überlegen dargestellt. Die Komposition ist außerordentlich schön; als Oelbild müßte es eine große Wirkung thun. Eine Zeichnung davon müssen wir nothwendig in Weimar besitzen. Sodann denkt er an eine Versammlung der alten, weisen und geprüften Männer, wo er Gelegenheit nehmen wird, wirkliche Gestalten darzustellen. Mit dem größten Enthusiasmus aber skizzirt er an einer Schlacht, wo sich zwei Parteien Reiterei wechselseitig mit gleicher Wuth angreifen, und zwar an einer Stelle, wo eine ungeheure Felsschlucht sie trennt, über welche das Pferd nur mit größter Anstrengung hinübersetzen kann. An Vertheidigung ist hier nicht zu denken; kühner Angriff, wilder Entschluß, Gelingen oder Sturz in den Abgrund. Dieses Bild wird ihm Gelegenheit geben, die Kenntnisse, die er von dem Pferde, dessen Bau und Bewegung besitzt, auf eine sehr bedeutende Weise zu entfalten.

Diese Bilder sodann und eine Reihe von folgenden und eingeschalteten wünscht er durch ein Gedicht verknüpft, welches dem Dargestellten zur Erklärung diente und ihm dagegen wieder durch bestimmte Gestalten Körper und Reiz verliehe. Der Gedanke ist schön, nur müßte man freilich mehrere Jahre zusammen sein, um ein solches Werk auszuführen.

Die Logen von Raphael und die großen Gemälde der Schule von Athen ꝛc. hab' ich nur erst einmal gesehen, und da ist's, als wenn man den Homer aus einer zum Theil ver-

loschenen, beschädigten Handschrift herausstudiren sollte. Das Vergnügen des ersten Eindrucks ist unvollkommen; nur wenn man nach und nach Alles recht durchgesehen und studirt hat, wird der Genuß ganz. Am Erhaltensten sind die Deckenstücke der Logen, die biblische Geschichten verstellen, so frisch, wie gestern gemalt, zwar die wenigsten von Raphael's eigener Hand, doch aber gar trefflich nach seinen Zeichnungen und unter seiner Aufsicht.

Ich habe manchmal in früherer Zeit die wunderliche Grille gehabt, daß ich mir sehnlichst wünschte, von einem wohlunterrichteten Manne, von einem kunst- und geschichtskundigen Engländer nach Italien geführt zu werden; und nun hat sich das Alles indessen schöner gebildet, als ich hätte ahnen können. Tischbein lebte so lange hier als mein herzlicher Freund, er lebte hier mit dem Wunsche, mir Rom zu zeigen; unser Verhältniß ist alt durch Briefe, neu durch Gegenwart: wo hätte mir ein wertherer Führer erscheinen können? Ist auch meine Zeit nur beschränkt, so werde ich doch das Möglichste genießen und lernen. Und bei Allem dem seh' ich voraus, daß ich wünschen werde anzukommen, wenn ich weggehe.

Rom, den 8. November.

Mein wunderliches und vielleicht grillenhaftes Halb-Inkognito bringt mir Vortheile, an die ich nicht denken konnte. Da sich Jedermann verpflichtet, zu ignoriren, wer ich sei, und also auch Niemand mit mir von mir reden darf, so bleibt den Menschen nichts übrig, als von sich selbst oder von Gegenständen zu sprechen, die ihnen interessant sind; dadurch erfahr' ich nun umständlich, womit sich ein Jeder beschäftigt oder was irgend Merkwürdiges entlebt und hervorgebt. Hofrath Reifenstein fand sich auch in diese Grille; da er aber den Namen, den ich angenommen hatte, aus einer besondern Ursache nicht leiden konnte, so baronisirte er mich geschwind, und ich heiße nun der Baron gegen Rondanini über; dadurch bin ich bezeichnet genug, um so mehr, als der Italiäner die Menschen nur nach

den Vornamen oder Spitznamen benennt. Genug, ich habe meinen Willen und entziehe der unendlichen Unbequemlichkeit, von mir und meinen Arbeiten Rechenschaft geben zu müssen.

Rom, den 9. November.

Manchmal stehe ich wie einen Augenblick still und überschaue die höchsten Gipfel des schon Gewonnenen. Sehr gerne blicke ich nach Venedig zurück, auf jenes große Dasein, dem Schooße des Meeres wie Pallas aus dem Haupte Jupiter's entsprossen. Hier hat mich die Rotonda, so die äußere wie die innere, zu einer freudigen Verehrung ihrer Großheit bewogen. In St. Peter habe ich begreifen lernen, wie die Kunst sowol als die Natur alle Maßvergleichung aufheben kann. Und so hat mich Apoll von Belvedere aus der Wirklichkeit hinausgerückt. Denn wie von jenen Gebäuden die richtigsten Zeichnungen keinen Begriff geben, so ist es hier mit dem Original von Marmor gegen die Gipsabgüsse, deren ich doch sehr schöne früher gekannt habe.

Rom, den 10. November Nachts.

Ich lebe nun hier mit einer Klarheit und Ruhe, von der ich lange kein Gefühl hatte. Meine Uebung, alle Dinge, wie sie sind, zu sehen und abzulesen, meine Treue, das Auge Licht sein zu lassen, meine völlige Entäußerung von aller Prätention kommen mir einmal wieder recht zu Statten und machen mich im Stillen höchst glücklich. Alle Tage ein neuer, merkwürdiger Gegenstand, täglich frische, große, seltsame Bilder und ein Ganzes, das man sich lange denkt und träumt, nie mit der Einbildungskraft erreicht.

Heute war ich bei der Pyramide des Cestius und Abends auf dem Palatin, oben auf den Ruinen der Kaiserpaläste, die wie Felsenwände dasteben. Hievon läßt sich nun freilich nichts überliefern! Wahrlich, es giebt hier nichts Kleines, wenn auch wol hie und da etwas Scheltenswerthes und Abgeschmacktes; doch auch ein solches hat Theil an der allgemeinen Großheit genommen.

Kehr' ich nun in mich selbst zurück, wie man doch so gern

thut bei jeder Gelegenheit, so entdecke ich ein Gefühl, das mich unendlich freut, ja das ich sogar auszusprechen wage. Wer sich mit Ernst hier umsieht und Augen hat zu sehen, muß solid werden, er muß einen Begriff von Solidität fassen, der ihm nie so lebendig ward. Der Geist wird zur Tüchtigkeit gestempelt, gelangt zu einem Ernst ohne Trockenheit, zu einem gesetzten Wesen mit Freude. Mir wenigstens ist es, als wenn ich die Dinge dieser Welt nie so richtig geschätzt hätte als hier. Ich freue mich der gesegneten Folgen auf mein ganzes Leben.

Und so laßt mich auftraffen, wie es kommen will! Die Ordnung wird sich geben. Ich bin nicht hier, um nach meiner Art zu genießen; befleißigen will ich mich der großen Gegenstände, lernen und mich ausbilden, ehe ich vierzig Jahr alt werde.

Rom, den 11. November Abends.

Heut hab' ich die Nymphe Egeria besucht, dann die Rennbahn des Caracalla, die zerstörten Grabstätten längs der Via Appia und das Grab der Metella, das Einem erst einen Begriff von solidem Mauerwerk giebt. Diese Menschen arbeiteten für die Ewigkeit; es war auf Alles kalkulirt, nur auf den Unsinn der Verwüster nicht, dem Alles weichen mußte. Recht sehnlich habe ich Dich herzugewünscht. Die Reste der großen Wasserleitung sind höchst ehrwürdig. Der schöne, große Zweck, ein Volk zu tränken durch eine so ungeheure Anstalt! Abends kamen wir ans Colisëo, da es schon dämmerig war. Wenn man das ansieht, scheint wieder alles Andere klein; es ist so groß, daß man das Bild nicht in der Seele behalten kann, man erinnert sich dessen nur kleiner wieder, und kehrt man dahin zurück, kommt es Einem aufs Neue größer vor.

Frascati, den 15. November Nachts.

Die Gesellschaft ist zu Bette, und ich schreibe noch aus der Tuschmuschel, aus welcher gezeichnet worden ist. Wir haben ein paar schöne, regenfreie Tage hier gehabt, warm und freundlichen Sonnenschein, daß man den Sommer nicht vermißt. Die Gegend ist sehr angenehm, der Ort liegt auf einem Hügel, viel-

mehr an einem Berge, und jeder Schritt bietet dem Zeichner die herrlichsten Gegenstände. Die Aussicht ist unbegrenzt; man sieht Rom liegen und weiter die See, an der rechten Seite die Gebirge von Tivoli und so fort. In dieser lustigen Gegend sind Landhäuser recht zur Lust angelegt, und wie die alten Römer schon hier ihre Villen hatten, so haben vor hundert Jahren und mehr reiche und übermüthige Römer ihre Landhäuser auch auf die schönsten Flecke gepflanzt. Zwei Tage geben wir schon hier herum, und es ist immer etwas Neues und Reizendes.

Und doch läßt sich kaum sagen, ob nicht die Abende noch vergnügter als der Tag hingehen. Sobald die stattliche Wirthin die messingene dreiarmige Lampe auf den großen runden Tisch gesetzt und Felicissima notte! gesagt hat, versammelt sich Alles im Kreise und legt die Blätter vor, welche den Tag über gezeichnet und skizzirt worden. Darüber spricht man, ob der Gegenstand hätte günstiger aufgenommen werden sollen, ob der Charakter getroffen ist, und was solche erste allgemeine Forderniſse sind, wovon man sich schon bei dem ersten Entwurf Rechenschaft geben kann. Hofrath Reiffenstein weiß diese Sitzungen durch seine Einsicht und Autorität zu ordnen und zu leiten. Diese löbliche Anstalt aber schreibt sich eigentlich von Philipp Hackert her, welcher höchst geschmackvoll die wirklichen Aussichten zu zeichnen und auszuführen wußte. Künstler und Liebhaber, Männer und Frauen, Alte und Junge ließ er nicht ruhen, er munterte Jeden auf, nach seinen Gaben und Kräften sich gleichfalls zu versuchen, und ging mit gutem Beispiel vor. Diese Art, eine Gesellschaft zu versammeln und zu unterhalten, hat Hofrath Reiffenstein nach der Abreise jenes Freundes treulich fortgesetzt, und wir finden, wie löblich es sei, den thätigen Antheil eines Jeden zu wecken. Die Natur und Eigenschaft der verschiedenen Gesellschaftsglieder tritt auf eine anmuthige Weise hervor. Tischbein z. B. sieht als Historienmaler die Landschaft ganz anders an als der Landschaftszeichner. Er findet bedeutende Gruppen und andere anmuthige, vielsagende Gegenstände da, wo ein Anderer nichts gewahr würde, und so glückt es ihm auch, manchen menschlichen, naiven Zug zu erhaschen, es sei nun an Kindern, Landleuten, Bettlern und andern dergleichen Naturmenschen oder auch an Thieren, die er mit wenigen charakteristischen Strichen gar glücklich darzustellen weiß und dadurch der Unterhaltung immer neuen, angenehmen Stoff unterlegt.

Will das Geſpräch ausgehen, ſo wird, gleichfalls nach Hackert's Vermächtniß, in Sulzer's Theorie geleſen, und wenn man gleich von einem höhern Standpunkte mit dieſem Werke nicht ganz zufrieden ſein kann, ſo bemerkt man doch mit Vergnügen den guten Einfluß auf Perſonen, die auf einer mittlern Stufe der Bildung ſtehen.

Rom, den 17. November.

Wir ſind zurück! Heute Nacht fiel ein entſetzlicher Regenguß mit Donner und Blitzen; nun regnet es fort und iſt immer warm dabei.

Ich aber kann nur mit wenig Worten das Glück dieſes Tages bezeichnen. Ich habe die Freskogemälde von Dominichin in Andrea della Valle, ingleichen die Farneſiſche Galerie von Carraccio geſehen. Freilich zu viel für Monate, geſchweige für einen Tag.

Rom, den 18. November.

Es iſt wieder ſchön Wetter, ein heller, freundlicher, warmer Tag.

Ich ſah in der Farneſina die Geſchichte der Pſyche, deren farbige Nachbildungen ſo lange meine Zimmer erheitern, dann zu St. Peter in Montorio die Verklärung von Raphael. Alles alte Bekannte wie Freunde, die man ſich in der Ferne durch Briefwechſel gemacht hat, und die man nun von Angeſicht ſieht. Das Mitleben iſt doch ganz was Anders, jedes wahre Verhältniß und Mißverhältniß ſpricht ſich ſogleich aus.

Auch finden ſich aller Orten und Enden herrliche Sachen, von denen nicht ſo viel Redens iſt, die nicht ſo oft durch Kupfer und Nachbildungen in die Welt geſtreut ſind. Hievon bringe ich Manches mit, gezeichnet von guten, jungen Künſtlern.

Daß ich mit Tiſchbein ſchon ſo lange durch Briefe in dem beſten Verhältniß ſtehe, daß ich ihm ſo manchen Wunſch, ſogar ohne Hoffnung, nach Italien zu kommen, mitgetheilt, machte

unſer Zuſammentreffen ſogleich fruchtbar und erfreulich. Er hatte immer an mich gedacht und für mich geſorgt. Auch was die Steine betrifft, mit welchen die Alten und Neuen gebaut, iſt er vollkommen zu Hauſe; er hat ſie recht gründlich ſtudirt, wobei ihm ſein Künſtlerauge und die Künſtlerluſt an ſinnlichen Dingen ſehr zu Statten kommt. Eine für mich ausgewählte Sammlung von Muſterſtücken hat er vor Kurzem nach Weimar abgeſendet, die mich bei meiner Zurückkunft freundlich empfangen ſoll. Ein bedeutender Nachtrag hat ſich indeſſen gefunden. Ein Geiſtlicher, der ſich jetzt in Frankreich aufhält und über die antiken Steinarten ein Werk auszuarbeiten dachte, erhielt durch die Gunſt der Propaganda anſehnliche Stücke Marmor von der Inſel Paros. Dieſe wurden hier zu Muſterſtücken verſchnitten und zwölf verſchiedene Stücke auch für mich beiſeite gelegt, vom feinſten bis zum gröbſten Korn, von der größten Reinheit und dann minder und mehr mit Glimmer gemiſcht, jene zur Bildhauerei, dieſe zur Architektur anwendbar. Wie viel eine genaue Kenntniß des Materials, worin die Künſte gearbeitet, zu ihrer Beurtheilung hilft, fällt genugſam in die Augen.

Gelegenheit giebt's genug, dergleichen hier zuſammenzuſchleppen. Auf den Ruinen des Neroniſchen Palaſtes gingen wir durch friſch aufgehäufelte Artiſchockenländer und konnten uns nicht enthalten, die Taſchen vollzuſtecken von Granit, Porphyr und Marmortäfelchen, die zu Tauſenden hier herumliegen und von der alten Herrlichkeit der damit überkleideten Wände noch als unerſchöpfliche Zeugen gelten.

Nun muß ich aber auch von einem wunderbaren problematiſchen Bilde ſprechen, das ſich auf jene trefflichen Dinge noch immer gut ſehen läßt.

Schon vor mehreren Jahren hielt ſich hier ein Franzoſe auf, als Liebhaber der Kunſt und Sammler bekannt. Er kommt zum Beſitz eines antiken Gemäldes auf Kalk, Niemand weiß woher; er läßt das Bild durch Mengs reſtauriren und hat es als ein geſchätztes Werk in ſeiner Sammlung. Winckelmann ſpricht irgendwo mit Enthuſiasmus davon. Es ſtellt den Ganymed vor, der dem Jupiter eine Schale Wein reicht und dagegen einen Kuß empfängt. Der Franzoſe ſtirbt und hinterläßt

das Bild seiner Wirthin als antik. Mengs stirbt und sagt auf seinem Todbette: es sei nicht antik, er habe es gemalt. Und nun streitet Alles gegen einander. Der Eine behauptet, es sei von Mengs zum Scherz nur so leicht hingemacht, der andere Theil sagt, Mengs habe nie so etwas machen können, ja es sei beinahe für Raphael zu schön. Ich habe es gestern gesehen und muß sagen, daß ich auch nichts Schöneres kenne als die Figur Ganymed's, Kopf und Rücken, das Andere ist viel restaurirt. Indessen ist das Bild diskreditirt, und die arme Frau will Niemand von dem Schatz erlösen.

Rom, den 20. November.

Da uns die Erfahrung genugsam belehrt, daß man zu Gedichten jeder Art Zeichnungen und Kupfer wünscht, ja der Maler selbst seine ausführlichsten Bilder der Stelle irgend eines Dichters widmet, so ist Tischbein's Gedanke höchst beifallswürdig, daß Dichter und Künstler zusammen arbeiten sollten, um gleich vom Ursprunge herauf eine Einheit zu bilden. Die Schwierigkeit würde um Vieles freilich vermindert, wenn es kleine Gedichte wären, die sich leicht übersehen und fördern ließen.

Tischbein hat auch hiezu sehr angenehme idyllische Gedanken, und es ist wirklich sonderbar, daß die Gegenstände, die er auf diese Weise bearbeitet wünscht, von der Art sind, daß weder dichtende noch bildende Kunst, jede für sich, zur Darstellung hinreichend wären. Er hat mir davon auf unsern Spaziergängen erzählt, um mir Lust zu machen, daß ich mich darauf einlassen möge. Das Titelkupfer zu unserm gemeinsamen Werke ist schon entworfen; fürchtete ich mich nicht, in etwas Neues einzugehen, so könnte ich mich wol verführen lassen.

Rom, den 22. November, am Cäcilien-Feste Abends.

Das Andenken dieses glücklichen Tages muß ich durch einige Zeilen lebhaft erhalten, und was ich genossen, wenigstens historisch mittheilen. Es war das schönste, ruhigste Wetter, ein ganz heiterer Himmel und warme Sonne. Ich ging mit Tischbein nach dem Petersplatze, wo wir erst auf- und abgehend, und wenn es uns zu warm wurde, im Schatten des großen

Obelisks, der eben für Zwei breit genug geworfen wird, spazierten und Trauben verzehrten, die wir in der Nähe gekauft hatten. Dann gingen wir in die Sixtinische Kapelle, die wir auch hell und heiter, die Gemälde wohl erleuchtet fanden. Das jüngste Gericht und die mannichfaltigen Gemälde der Decke von Michel Angelo theilten unsere Bewunderung. Ich konnte nur sehen und anstaunen. Die innere Sicherheit und Männlichkeit des Meisters, seine Großheit geht über allen Ausdruck. Nachdem wir Alles wieder und wieder gesehen, verließen wir dieses Heiligthum und gingen nach der Peterskirche, die von dem heitern Himmel das schönste Licht empfing und in allen Theilen hell und klar erschien. Wir ergetzten uns als genießende Menschen an der Größe und der Pracht, ohne durch allzu ellen und zu verständigen Geschmack uns diesmal irre machen zu lassen, und unterdrückten jedes schärfere Urtheil. Wir erfreuten uns des Erfreulichen.

Endlich bestiegen wir das Dach der Kirche, wo man das Bild einer wohlgebauten Stadt im Kleinen findet. Häuser und Magazine, Brunnen (dem Ansehn nach), Kirchen und einen großen Tempel, Alles in der Luft, und schöne Spaziergänge dazwischen. Wir bestiegen die Kuppel und besahen die hellheitere Gegend der Apenninen, den Berg Soracte, nach Tivoli die vulkanischen Hügel, Frascati, Castelgandolfo und die Plaine und weiter das Meer. Nahe vor uns die ganze Stadt Rom in ihrer Breite und Weite, mit ihren Bergpalästen, Kuppeln ꝛc. Es rührte sich keine Luft, und in dem kupfernen Knopf war es heiß wie in einem Treibhause. Nachdem wir das Alles beherzigt hatten, stiegen wir herab und ließen uns die Thüren zu den Gesimsen der Kuppel, des Tambours und des Schiffs aufschließen; man kann um selbe herumgehen und diese Theile und die Kirche von oben betrachten. Als wir auf dem Gesimse des Tambours standen, ging der Papst unten in der Tiefe vorbei, seine Nachmittagsandacht zu halten. Es fehlte uns also nichts zur Peterskirche. Wir stiegen völlig wieder herab, nahmen in einem benachbarten Gasthofe ein fröhliches frugales Mahl und setzten unsern Weg nach der Cäcilienkirche fort.

Viele Worte würde ich brauchen, um die Auszierung der ganz mit Menschen angefüllten Kirche zu beschreiben. Man sah eben keinen Stein der Architektur mehr. Die Säulen waren mit rothem Sammt überzogen und mit goldenen Tressen um-

wunden. Die Kapitäle mit gesticktem Sammt in ungefährer Kapitälform, so alle Gesimse und Pfeiler behangen und bedeckt. Alle Zwischenräume der Mauern mit lebhaft gemalten Stücken bekleidet, daß die ganze Kirche mit Mosaik ausgelegt schien, und über zweihundert Wachskerzen brannten um und neben dem Hochaltar, so daß die ganze eine Wand mit Lichtern besetzt und das Schiff der Kirche vollkommen erleuchtet war. Die Seitengänge und Seitenaltäre ebenso geziert und erhellt. Gegen dem Hochaltar über, unter der Orgel zwei Gerüste, auch mit Sammt überzogen, auf deren einem die Sänger, auf dem andern die Instrumente standen, die anhaltend Musik machten. Die Kirche war voll gedrängt.

Eine schöne Art musikalischer Aufführung hört' ich hier. Wie man Violin- oder andere Konzerte hat, so führen sie Konzerte mit Stimmen auf, daß die eine Stimme, der Sopran z. B., herrschend ist und Solo singt, das Chor von Zeit zu Zeit einfällt und ihn begleitet, es versteht sich, immer mit dem ganzen Orchester. Es thut gute Wirkung.

Ich muß endigen, wie wir den Tag enden mußten. Den Abend gelangten wir noch ans Opernhaus, wo eben die „Litiganti" aufgeführt wurden, und hatten des Guten so viel genossen, daß wir vorübergingen.

Rom, den 23. November.

Damit es mir denn aber doch mit meinem beliebten Inkognito nicht wie dem Vogel Strauß ergehe, der sich für versteckt hält, wenn er den Kopf verbirgt, so gebe ich auf gewisse Weise nach, meine alte These immerfort behauptend. Den Fürsten von Liechtenstein, den Bruder der mir so werthen Gräfin Harrach, habe ich gern begrüßt und einigemal bei ihm gespeist und konnte bald merken, daß diese meine Nachgiebigkeit mich weiter führen würde, und so kam es auch. Man hatte mir von dem Abbate Monti präludirt, von seinem Aristodem, einer Tragödie, die nächstens gegeben werden sollte. Der Verfasser, sagte man, wünsche sie mir vorzulesen und meine Meinung darüber zu hören. Ich ließ die Sache fallen, ohne sie abzulehnen; endlich fand ich einmal den Dichter und einen seiner Freunde beim Fürsten, und das Stück ward vorgelesen.

Der Held ist, wie bekannt, ein König von Sparta, der sich

wegen allerlei Gewiſſensſkrupel ſelbſt entleibt, und man gab mir auf eine artige Weiſe zu verſtehen, der Verfaſſer des Werther's würde wol nicht übel finden, wenn er in dieſem Stücke einige Stellen ſeines trefflichen Buches benutzt finde. Und ſo konnte ich ſelbſt in den Mauern von Sparta den erzürnten Manen des unglücklichen Jünglings nicht entgehen.

Das Stück hat einen ſehr einfachen, ruhigen Gang; die Geſinnungen wie die Sprache ſind dem Gegenſtande gemäß, kräftig und doch weichmuthig. Die Arbeit zeigt von einem ſehr ſchönen Talente.

Ich verhehlte nicht, nach meiner Weiſe, freilich nicht nach der italiäniſchen, alles Gute und Lobenswürdige des Stücks herauszuheben, womit man zwar leidlich zufrieden war, aber doch mit ſüdlicher Ungeduld etwas mehr verlangte. Beſonders ſollte ich weisſagen, was von dem Effekt des Stücks auf das Publikum zu deſſen ſei. Ich entſchuldigte mich mit meiner Unkunde des Landes, der Vorſtellungsart und des Geſchmacks, war aber aufrichtig genug, hinzuzuſetzen, daß ich nicht recht einſehe, wie die verwöhnten Römer, die ein kompletes Luſtſpiel von drei Akten und eine komplete Oper von zwei Akten als Zwiſchenſpiel oder eine große Oper mit ganz fremdartigen Ballets als Intermezz zu ſehen gewohnt ſeien, ſich an dem edlen, ruhigen Gang einer ununterbrochen fortgehenden Tragödie ergetzen könnten. Alsdann ſchien mir auch der Gegenſtand des Selbſtmordes ganz außer dem Kreiſe italiäniſcher Begriffe zu liegen. Daß man Andere todt ſchlage, davon hätte ich faſt Tag für Tag zu hören; daß man ſich aber ſelbſt das liebe Leben raube oder es nur für möglich hielte, davon ſei mir noch nichts vorgekommen.

Hierauf ließ ich mich gern umſtändlich unterrichten, was gegen meinen Unglauben einzuwenden ſein möchte, und ergab mich ſehr gern in die plauſibeln Argumente, verſicherte auch, daß ich nichts mehr wünſche, als das Stück aufführen zu ſehen und demſelben mit einem Ebas von Freunden den aufrichtigſten, lauteſten Beifall zu zollen. Dieſe Erklärung wurde freundlichſt aufgenommen, und ich hatte alle Urſache, diesmal mit meiner Nachgiebigkeit zufrieden zu ſein, — wie denn Fürſt Liechtenſtein die Gefälligkeit ſelbſt iſt und mir Gelegenheit geſchafft hat, mit ihm gar manche Kunſtſchätze zu ſehen, wozu beſondere Erlaubniß der Beſitzer und alſo eine höhere Einwirkung nöthig iſt.

Dagegen aber reichte mein guter Humor nicht hin, als

die Tochter des Prätendenten das fremde Murmeltier gleichfalls zu sehen verlangte. Das habe ich abgelehnt und bin ganz entschieden wieder untergetaucht.

Und doch ist das auch nicht die ganz rechte Art, und ich fühle hier sehr lebhaft, was ich schon früher im Leben bemerken konnte, daß der Mensch, der das Gute will, sich ebenso thätig und rührig gegen Andere verhalten müsse als der Eigennützige, der Kleine, der Böse. Einsehen läßt sich's gut; es ist aber schwer, in diesem Sinne handeln.

Rom, den 24. November.

Von der Nation wüßte ich nichts weiter zu sagen, als daß es Naturmenschen sind, die unter Pracht und Würde der Religion und der Künste nicht ein Haar anders sind, als sie in Hohlen und Wäldern auch sein würden. Was allen Fremden auffällt, und was heute wieder die ganze Stadt reden, aber auch nur reden macht, sind die Todtschläge, die gewöhnlich vorkommen. Viere sind schon in unserm Bezirk in diesen drei Wochen ermordet worden. Heute ward ein braver Künstler, Schwendimann, ein Schweizer, Medailleur, der letzte Schüler von Heblinger, überfallen, völlig wie Winckelmann. Der Mörder, mit dem er sich herumbalgte, gab ihm an die zwanzig Stiche, und da die Wache hinzukam, erstach sich der Bösewicht selbst. Das ist sonst hier nicht Mode. Der Mörder erreicht eine Kirche, und so ist's gut.

Und so sollte ich denn, um auch Schatten in meine Gemälde zu bringen, von Verbrechen und Unheil, Erdbeben und Wasserfluth Einiges melden; doch setzt das gegenwärtige Ausbrechen des Feuers des Vesuv's die meisten Fremden hier in Bewegung, und man muß sich Gewalt anthun, um nicht mit fortgerissen zu werden. Diese Naturerscheinung hat wirklich etwas Klapperschlangenartiges und zieht die Menschen unwiderstehlich an. Es ist in dem Augenblick, als wenn alle Kunstschätze Rom's zu nichte würden; die sämmtlichen Fremden durchbrechen den Lauf ihrer Betrachtungen und eilen nach Neapel. Ich aber will ausharren in Hoffnung, daß der Berg noch etwas für mich aufheben wird.

Rom, den 1. Dezember.

Moritz iſt hier, der uns durch Anton Reiſer und die Wanderungen nach England merkwürdig geworden. Es iſt ein reiner, trefflicher Mann, an dem wir viel Freude haben.

Hier in Rom, wo man ſo viel Fremde ſieht, die nicht alle der höhern Kunſt wegen dieſe Hauptſtadt der Welt beſuchen, ſondern auch wol auf andere Art unterhalten ſein wollen, iſt man auf Allerlei vorbereitet. Es giebt ſo gewiſſe Halbkünſte, welche Handgeſchicklichkeit und Handwerksluſt verlangen, worin man es hier ſehr weit gebracht hat und die Fremden gern mit ins Intereſſe zieht.

Dahin gehört die Wachsmalerei, die einen Jeden, der ſich einigermaßen mit Waſſerfarben abgegeben hat, durch ihre Vorarbeiten und Vorbereitungen, ſodann zuletzt durch das Einbrennen, und was ſonſt noch dazu gehört, mechaniſch beſchäftigen und einen oft geringen Kunſtwerth durch die Neuheit des Unternehmens erhöhen kann. Es giebt geſchickte Künſtler, die hierin Unterricht geben und unter dem Vorwand der Anleitung oft das Beſte bei der Sache thun, ſo daß zuletzt, wenn das von Wachs erhöhte und glänzende Bild in goldenem Rahmen erſcheint, die ſchöne Schülerin ganz überraſcht von ihrem unbewußten Talent daſteht.

Eine andere artige Beſchäftigung iſt, bohl geſchnittene Steine in einen feinen Thon abzudrucken, welches auch wol mit Medaillen geſchieht, wo beide Seiten zugleich nachgebildet werden.

Mehr Geſchick, Aufmerkſamkeit und Fleiß erfordert denn endlich das Verfertigen der Glaspaſten ſelbſt. Zu allen dieſen Dingen hat Hofrath Reiffenſtein in ſeinem Hauſe oder wenigſtens in ſeinen nächſten Umgebungen die nöthigen Geräthſchaften und Anſtalten.

Rom, den 2. Dezember.

Zufällig habe ich hier Archenholzens Italien gefunden. Wie ſo ein Geſchreibe am Ort ſelbſt zuſammenſchrumpft, eben als wenn man das Büchlein auf Kohlen legte, daß es nach

und nach braun und schwarz würde, die Blätter sich krümmten und in Rauch aufgingen! Freilich hat er die Sachen gesehen; aber um eine großtuige, verachtende Manier geltend zu machen, besitzt er viel zu wenig Kenntnisse und stolpert lobend und tadelnd.

Das schöne, warme, ruhige Wetter, das nur manchmal von einigen Regentagen unterbrochen wird, ist mir zu Ende Novembers ganz was Neues. Wir gebrauchen die gute Zeit in freier Luft, die böse im Zimmer; überall findet sich etwas zum Freuen, Lernen und Thun.

Am 28. November kehrten wir zur Sixtinischen Kapelle zurück, ließen die Galerie aufschließen, wo man den Plafond näher sehen kann; man drängt sich zwar, da sie sehr eng ist, mit einiger Beschwerlichkeit und mit anscheinender Gefahr an den eisernen Stäben weg, deswegen auch die Schwindeligen zurückbleiben; Alles wird aber durch den Anblick des größten Meisterstücks ersetzt. Und ich bin in dem Augenblicke so für Michel Angelo eingenommen, daß mir nicht einmal die Natur auf ihn schmeckt, da ich sie doch nicht mit so großen Augen wie er sehen kann. Wäre nur ein Mittel, sich solche Bilder in der Seele recht zu fixiren! Wenigstens was ich von Kupfern und Zeichnungen nach ihm erobern kann, bring' ich mit.

Wir gingen von da auf die Logen Raphael's, und kaum darf ich sagen, daß man diese nicht ansehen durfte. Das Auge war von jenen großen Fernen und der herrlichen Vollendung aller Theile so ausgeweitet und verwöhnt, daß man die geistreichen Spielereien der Arabesken nicht ansehen mochte, und die biblischen Geschichten, so schön sie sind, bieten auf jene nicht Stich. Diese Werke nun öfter gegen einander zu sehen, mit mehr Muße und ohne Vorurtheil zu vergleichen, muß eine große Freude gewähren; denn anfangs ist doch alle Theilnahme nur einseitig.

Von da schlichen wir, fast bei zu warmem Sonnenschein, auf die Villa Panfili, wo sehr schöne Gartenpartien sind, und blieben bis an den Abend. Eine große, mit immergrünen Eichen und hohen Pinien eingefaßte flache Wiese war ganz mit Maßlieben überstäet, die ihre Köpfchen alle nach der Sonne wendeten; nun gingen meine botanischen Spekulationen an, denen ich den andern Tag auf einem Spaziergange nach dem Monte

Mario, der Villa Melini und Villa Madama weiter nachdring. Es iſt gar intereſſant zu bemerken, wie eine lebhaft fortgeſetzte und durch ſtarke Kälte nicht unterbrochene Vegetation wirkt: hier giebt's keine Knospen, und man lernt erſt begreifen, was eine Knospe ſei. Der Erdbeerbaum (Arbutus unedo) blüht jetzt wieder, indem ſeine letzten Früchte reif werden, und ſo zeigt ſich der Orangenbaum mit Blüthen, halb und ganz reifen Früchten; doch werden letztere Bäume, wenn ſie nicht zwiſchen Gebäuden ſtehen, nun bedeckt. Ueber die Zypreſſe, den reſpektabelſten Baum, wenn er recht alt und wohl gewachſen iſt, giebt's genug zu denken. Erſtens werd' ich den botaniſchen Garten beſuchen und boſſe da Manches zu erfahren. Ueberhaupt iſt mit dem neuen Leben, das einem nachdenkenden Menſchen die Betrachtung eines neuen Landes gewährt, nichts zu vergleichen. Ob ich gleich noch immer Derſelbe bin, ſo mein' ich bis aufs innerſte Knochenmark verändert zu ſein.

Für diesmal ſchließ' ich und werde das nächſte Blatt einmal ganz von Unheil, Mord, Erdbeben und Unglück anfüllen, daß doch auch Schatten in meine Gemälde komme.

Rom, den 3. Dezember.

Die Witterung hat bisher meiſt von ſechs zu ſechs Tagen abgewechſelt. Zwei ganz herrliche, ein trüber, zwei bis drei Regentage und dann wieder ſchöne. Ich ſuche jeden nach ſeiner Art aufs Beſte zu nutzen.

Doch immer ſind mir noch dieſe herrlichen Gegenſtände wie neue Bekanntſchaften. Man hat nicht mit ihnen gelebt, ihnen ihre Eigenthümlichkeit nicht abgewonnen. Einige reißen uns mit Gewalt an ſich, daß man eine Zeit lang gleichgiltig, ja ungerecht gegen andere wird. So hat z. B. das Pantheon, der Apoll von Belvedere, einige koloſſale Köpfe und neuerlich die Sixtiniſche Kapelle ſo mein Gemüth eingenommen, daß ich daneben faſt nichts mehr ſehe. Wie will man ſich aber, klein, wie man iſt, und ans Kleine gewohnt, dieſem Edlen, Ungeheuern, Gebildeten gleichſtellen? Und wenn man es einigermaßen zurechtrücken möchte, ſo drängt ſich abermals eine ungeheure Menge von allen Seiten zu, begegnet Dir auf jedem Schritt, und Jedes fordert für ſich den Tribut der Aufmerkſamkeit. Wie will man ſich da herausziehen? Anders nicht, als

daß man es geduldig wirken und wachsen läßt und auch fleißig auf das merkt, was Andere zu unsern Gunsten gearbeitet haben.

Winckelmann's Kunstgeschichte, übersetzt von Fea, die neue Ausgabe, ist ein sehr brauchbares Werk, das ich gleich angeschafft habe und hier am Orte in guter, auslegender und belehrender Gesellschaft sehr nützlich finde.

Auch die Römischen Alterthümer fangen mich an zu freuen. Geschichte, Inschriften, Münzen, von denen ich sonst nichts wissen mochte, Alles drängt sich heran. Wie mir's in der Naturgeschichte erging, geht es auch hier; denn an diesen Ort knüpft sich die ganze Geschichte der Welt an, und ich zähle einen zweiten Geburtstag, eine wahre Wiedergeburt, von dem Tage, da ich Rom betrat.

Rom, den 5. Dezember.

In den wenigen Wochen, die ich hier bin, habe ich schon manchen Fremden kommen und gehen sehen und mich über die Leichtigkeit verwundert, mit welcher so Viele diese würdigen Gegenstände behandeln. Gott sei Dank, daß mir von diesen Zugvögeln künftig keiner mehr imponirt, wenn er mir im Norden von Rom spricht, keiner mir die Eingeweide mehr erregt; denn ich hab's doch auch gesehen und weiß schon einigermaßen, woran ich bin.

Rom, den 8. Dezember.

Wir haben mitunter die schönsten Tage. Der Regen, der von Zeit zu Zeit fällt, macht Gras und Gartenkräuter grün. Die immergrünen Bäume stehen auch hier hin und wieder, so daß man das abgefallene Laub der übrigen kaum vermißt. In den Gärten stehen Pomeranzenbäume voller Früchte, aus der Erde wachsend und unbedeckt.

Von einer sehr angenehmen Spazierfahrt, die wir ans Meer machten, und von dem Fischfang daselbst dachte ich umständlich zu erzählen, als Abends der gute Moritz bereitreitend den Arm brach, indem sein Pferd auf dem glatten Römischen

Pflaster ausglitschte. Das zerstörte die ganze Freude und brachte in unsern kleinen Zirkel ein böses Hauskreuz.

Rom, den 13. Dezember.

Wie herzlich freut es mich, daß Ihr mein Verschwinden so ganz, wie ich wünschte, genommen habt! Versöhnt mir nun auch jedes Gemüth, das daran dürfte Anstoß genommen haben! Ich habe Niemand kränken wollen und kann nun auch nichts sagen, um mich zu rechtfertigen. Gott behüte mich, daß ich jemals mit den Prämissen zu diesem Entschlusse einen Freund betrübe!

Ich erhole mich nun hier nach und nach von meinem Salto mortale und studire mehr, als daß ich genieße. Rom ist eine Welt, und man braucht Jahre, um sich nur erst drinne gewahr zu werden. Wie glücklich sind' ich die Reisenden, die sehen und gehen!

Heute früh fielen mir Winckelmann's Briefe, die er aus Italien schrieb, in die Hand. Mit welcher Rührung hab' ich sie zu lesen angefangen! Vor einunddreißig Jahren, in derselben Jahreszeit kam er, ein noch ärmerer Narr als ich, hierher; ihm war es auch so deutsch ernst um das Gründliche und Sichere der Alterthümer und der Kunst. Wie brav und gut arbeitete er sich durch! Und was ist mir nun aber auch das Andenken dieses Mannes auf diesem Platze!

Außer den Gegenständen der Natur, die in allen ihren Theilen wahr und konsequent ist, spricht doch nichts so laut als die Spur eines guten, verständigen Mannes, als die ächte Kunst, die ebenso folgerecht ist als jene. Hier in Rom kann man das recht fühlen, wo so manche Willkürlichkeit gewüthet hat, wo so mancher Unsinn durch Macht und Geld verewigt werden.

Eine Stelle in Winckelmann's Brief an Franke freute mich besonders: „Man muß alle Sachen mit einem gewissen Phlegma in Rom suchen, sonst wird man für einen Franzosen gehalten. In Rom, glaube ich, ist die beste Schule für alle Welt, und auch ich bin geläutert und geprüft."

Das Gesagte paßt recht auf meine Art, den Sachen hier nachzugehen, und gewiß, man hat außer Rom keinen Begriff, wie man hier geschult wird. Man muß, so zu sagen, wieder-

geboren werden, und man sieht auf seine vorigen Begriffe wie auf Kinderschuhe zurück. Der gemeinste Mensch wird hier zu etwas, wenigstens gewinnt er einen ungemeinen Begriff, wenn es auch nicht in sein Wesen übergehen kann.

Dieser Brief kommt Euch zum neuen Jahre. Alles Glück zum Anfange! vor Ende sehen wir uns wieder, und das wird keine geringe Freude sein. Das vergangene war das wichtigste meines Lebens; ich mag nun sterben oder noch eine Weile dauern, in beiden Fällen war es gut. Jetzt noch ein Wort an die Kleinen.

Den Kindern mögt Ihr Folgendes lesen oder erzählen. Man merkt den Winter nicht: die Gärten sind mit immergrünen Bäumen bepflanzt; die Sonne scheint hell und warm; Schnee sieht man nur auf den entferntesten Bergen gegen Norden. Die Zitronenbäume, die in den Gärten an den Wänden gepflanzt sind, werden nun nach und nach mit Decken von Rohr überdeckt, die Pomeranzenbäume aber bleiben frei stehen. Es hängen viele Hunderte der schönsten Früchte an so einem Baum, der nicht wie bei uns beschnitten und in einen Kübel gepflanzt ist, sondern in der Erde frei und froh in einer Reihe mit seinen Brüdern steht. Man kann sich nichts Lustigeres denken als einen solchen Anblick. Für ein geringes Trinkgeld ißt man deren, so viel man will. Sie sind schon jetzt recht gut, im März werden sie noch besser sein.

Neulich waren wir am Meere und ließen einen Fischzug thun; da kamen die wunderlichsten Gestalten zum Vorschein an Fischen, Krebsen und seltsamen Unformen, auch der Fisch, der dem Berührenden einen elektrischen Schlag giebt.

Rom, den 20. Dezember.

Und doch ist das Alles mehr Mühe und Sorge als Genuß. Die Wiedergeburt, die mich von innen heraus umarbeitet, wirkt immer fort. Ich dachte wol hier was Rechts zu lernen; daß ich aber so weit in die Schule zurückgehen, daß ich so viel verlernen, ja durchaus umlernen müßte, dachte ich nicht. Nun bin ich aber einmal überzeugt und habe mich ganz hingegeben, und je mehr ich mich selbst verleugnen muß, desto mehr freut es mich. Ich bin wie ein Baumeister, der einen Thurm aufführen wollte und ein schlechtes Fundament gelegt hatte; er wird es

noch bei Zeiten gewahr und bricht gern wieder ab, was er ſchon aus der Erde gebracht hat, ſeinen Grundriß ſucht er zu erweitern, zu veredeln, ſich ſeines Grundes mehr zu verſichern, und freut ſich ſchon im Voraus der gewiſſern Feſtigkeit des künftigen Baues. Gebe der Himmel, daß bei meiner Rückkehr auch die moraliſchen Folgen an mir zu fühlen ſein möchten, die mir das Leben in einer weitern Welt gebracht hat! Ja, es iſt zugleich mit dem Kunſtſinn der ſittliche, welcher große Erneuerung leidet.

Doktor Münter iſt hier, von ſeiner Reiſe nach Sizilien zurückkehrend, ein energiſcher, heftiger Mann; ſeine Zwecke kenne ich nicht. Er wird im Mai zu Euch kommen und mancherlei zu erzählen wiſſen. Er reiſte zwei Jahre in Italien. Mit den Italiänern iſt er unzufrieden, welche die bedeutenden Empfehlungsſchreiben, die er mitgebracht, und die ihm manches Archiv, manche geheime Bibliothek eröffnen ſollten, nicht genugſam reſpektirt, ſo daß er nicht völlig zu ſeinen Wünſchen gelangt.

Schöne Münzen hat er geſammelt und beſitzt, wie er mir ſagte, ein Manuſkript, welches die Münzwiſſenſchaft auf ſcharfe Kennzeichen, wie die Linné'ſchen ſind, zurückführt. Herder erkundigt ſich wol mehr darum; vielleicht wird eine Abſchrift erlaubt. So etwas zu machen iſt möglich; gut, wenn es gemacht iſt, und wir müſſen doch auch, früh oder ſpat, in dieſes Fach ernſtlicher hinein.

Rom, den 25. Dezember.

Ich fange nun ſchon an, die beſten Sachen zum zweiten Mal zu ſehen, wo denn das erſte Staunen ſich in ein Mitleben und reineres Gefühl des Werthes der Sache auflöſt. Um den höchſten Begriff deſſen, was die Menſchen geleiſtet haben, in ſich aufzunehmen, muß die Seele erſt zur vollkommenen Freiheit gelangen.

Der Marmor iſt ein ſeltſames Material; deswegen iſt Apoll von Belvedere im Urbilde ſo grenzenlos erfreulich; denn der höchſte Hauch des lebendigen, jünglingsfreien, ewig jungen Weſens verſchwindet gleich im beſten Gypsabguß.

Gegen uns über im Palaſt Rondanini ſteht eine Meduſenmaske, wo in einer hohen und ſchönen Geſichtsform, über Lebensgröße, das ängſtliche Starren des Todes unſäglich trefflich

ausgedrückt ist. Ich besitze schon einen guten Abguß, aber der Zauber des Marmors ist nicht übrig geblieben. Das edle Halbdurchsichtige des geistlichen, der Fleischfarbe sich nähernden Steins ist verschwunden. Der Gips sieht immer dagegen kreidenhaft und todt.

Und doch, was für eine Freude bringt es, in einem Gipsgießer hineinzutreten, wo man die herrlichen Glieder der Statuen einzeln aus der Form hervorgehen sieht und dadurch ganz neue Ansichten der Gestalten gewinnt. Alsdann erblickt man neben einander, was sich in Rom zerstreut befindet, welches zur Vergleichung unschätzbar dienlich ist. Ich habe mich nicht enthalten können, den kolossalen Kopf eines Jupiter's anzuschaffen. Er steht meinem Bette gegenüber, wohl beleuchtet, damit ich zugleich meine Morgenandacht an ihn richten kann, und der uns bei aller seiner Großheit und Würde das lustigste Geschichtchen veranlaßt hat.

Unserer alten Wirthin schleicht gewöhnlich, wenn sie das Bett zu machen hereinkommt, ihre vertraute Katze nach. Ich saß im großen Saale und hörte die Frau drinne ihr Geschäft treiben. Auf einmal, sehr eilig und hastig, gegen ihre Gewohnheit, öffnet sie die Thüre und ruft mich, eilig zu kommen und ein Wunder zu sehen. Auf meine Frage, was es sei, erwiderte sie, die Katze bete Gott Vater an. Sie habe diesem Thiere wol längst angemerkt, daß es Verstand habe wie ein Christ, dieses aber sei doch ein großes Wunder. Ich eilte, mit eigenen Augen zu sehen, und es war wirklich wunderbar genug. Die Büste steht auf einem hohen Fuße, und der Körper ist weit unter der Brust abgeschnitten, so daß also der Kopf in die Höhe ragt. Nun war die Katze auf den Tisch gesprungen, hatte ihre Pfoten dem Gott auf die Brust gelegt und reichte mit ihrer Schnauze, indem sie die Glieder möglichst ausdehnte, gerade bis an den heiligen Bart, den sie mit der größten Zierlichkeit beleckte und sich weder durch die Injektion der Wirthin noch durch meine Dazwischenkunft im Mindesten stören ließ. Der guten Frau ließ ich ihre Verwunderung, erklärte mir aber diese seltsame Katzenandacht dadurch, daß dieses scharf riechende Thier wol das Fett möchte gespürt haben, das sich aus der Form in die Vertiefungen des Bartes gesenkt und dort verhalten hatte.

Rom, den 29. December.

Von Tischbein muß ich noch Vieles erzählen und rühmen, wie ganz original deutsch er sich aus sich selbst herausbildete, sodann aber dankbar melden, daß er die Zeit seines zweiten Aufenthalts in Rom über für mich gar freundschaftlich gesorgt hat, indem er mir eine Reihe Kopien nach den besten Meistern fertigen ließ, einige in schwarzer Kreide, andere in Sepia und Aquarell, die erst in Deutschland, wo man von den Originalen entfernt ist, an Werth gewinnen und mich an das Beste erinnern werden.

Auf seiner Künstlerlaufbahn, da er sich erst zum Porträt bestimmte, kam Tischbein mit bedeutenden Männern, besonders auch zu Zürich, in Berührung und hat an ihnen sein Gefühl gestärkt und seine Einsicht erweitert.

Den zweiten Theil der *Zerstreuten Blätter* brachte ich mit hierher, und er war doppelt willkommen. Wie gut dies Büchlein auch bei wiederholtem Lesen wirkt, sollte wol Herder zu seiner Belehrung recht umständlich erfahren. Tischbein wollte gar nicht begreifen, wie man so etwas habe schreiben können, ohne in Italien gewesen zu sein.

In diesem Künstlerwesen lebt man wie in einem Spiegelzimmer, wo man auch wider Willen sich selbst und Andere oft wiederholt sieht. Ich bemerkte wohl, daß Tischbein mich öfters aufmerksam betrachtete, und nun zeigt sich's, daß er mein Porträt zu malen gedenkt. Sein Entwurf ist fertig, er hat die Leinwand schon aufgespannt. Ich soll in Lebensgröße als Reisender, in einen weißen Mantel gehüllt, in freier Luft, auf einem umgestürzten Obelisken sitzend vorgestellt werden, die tief im Hintergrunde liegenden Ruinen der Campagna di Roma überschauend. Es giebt ein schönes Bild, nur zu groß für unsere nordischen Wohnungen. Ich werde wol wieder dort unterkriechen, das Porträt aber wird keinen Platz finden.

Wie viel Versuche man übrigens macht, mich aus meiner Dunkelheit herauszuziehen, wie die Poeten mir schon ihre Sachen

vorlesen oder vorlesen lassen, wie es nur von mir abhinge, eine Rolle zu spielen, irrt mich nicht und ist mir unterhaltend genug, da ich schon abgepaßt habe, wo es in Rom hinaus will; denn die vielen kleinen Zirkel zu den Füßen der Herrscherin der Welt deuten hie und da auf etwas Kleinstädtisches.

Ja, es ist hier wie allenthalben, und was mit mir und durch mich geschehen könnte, macht mir schon Langeweile, ehe es geschieht. Man muß sich zu einer Partei schlagen, ihre Leidenschaften und Kabalen verfechten helfen, Künstler und Dilettanten leben, Mitwerber verkleinern, sich von Großen und Reichen Alles gefallen lassen. Diese sämmtliche Litanei, um derentwillen man aus der Welt laufen möchte, sollte ich hier mitbeten und ganz ohne Zweck?

Nein, ich gehe nicht tiefer, als nur um das auch zu kennen, und dann auch von dieser Seite zu Hause zufrieden zu sein und mir und Andern alle Lust in die liebe, weite Welt zu benehmen. Ich will Rom sehen, das bestehende, nicht das mit jedem Jahrzehend vorübergehende. Hätte ich Zeit, ich wollte sie besser anwenden. Besonders ließt sich Geschichte von hier aus ganz anders als an jedem Orte der Welt. Anderwärts liest man von außen hinein, hier glaubt man von innen hinaus zu lesen; es lagert sich Alles um uns her und geht wieder aus von uns. Und das gilt nicht allein von der römischen Geschichte, sondern von der ganzen Weltgeschichte. Kann ich doch von hier aus die Eroberer bis an die Weser und bis an den Euphrat begleiten, oder wenn ich ein Maulaffe sein will, die zurückkehrenden Triumphatoren in der Heiligen Straße erwarten; indessen habe ich mich von Korn- und Geldspenden genährt und nehme behaglich Theil an aller dieser Herrlichkeit.

Rom, den 2. Januar 1787.

Man mag zu Gunsten einer schriftlichen und mündlichen Ueberlieferung sagen, was man will, in den wenigsten Fällen ist sie hinreichend; denn den eigentlichen Charakter irgend eines Wesens kann sie doch nicht mittheilen, selbst nicht in geistigen Dingen. Hat man aber erst einen sichern Blick gethan, dann mag man gerne lesen und hören; denn das schließt sich an an den lebendigen Eindruck; nun kann man denken und beurtheilen.

Ihr habt mich oft auszeichnet und zurückziehen wollen, wenn ich Steine, Kräuter und Thiere mit besonderer Neigung aus gewissen entschiedenen Gesichtspunkten betrachtete; nun richte ich meine Aufmerksamkeit auf den Baumeister, Bildhauer und Maler und werde mich auch hier finden lernen.

Rom, den 4. Januar.

Nach Allem diesem muß ich noch von der Unschlüssigkeit reden, die mich wegen meines Aufenthaltes in Italien anwandelt. In meinem letzten Brief schrieb ich meinen Vorsatz, gleich nach Ostern von Rom zu gehen und meiner Heimath zuzurücken. Ich werde bis dahin noch einige Schalen aus dem großen Ocean geschlürft haben, und mein dringendstes Bedürfniß wird befriedigt sein. Ich bin von einer ungeheuern Leidenschaft und Krankheit geheilt, wieder zum Lebensgenuß, zum Genuß der Geschichte, der Dichtkunst, der Alterthümer genesen und habe Vorrath auf Jahre lang auszubilden und zu kompletiren.

Nun aber kommen mir die freundlichen Stimmen, daß ich nicht eilen, daß ich mit vollständigerm Gewinn nach Hause kommen soll; ich erhalte einen gütigen, mitfühlenden Brief vom Herzog, der mich auf eine unbestimmte Zeit von meinen Pflichten losbindet und mich über meine Ferne beruhigt. Mein Geist wendet sich dem ungeheuern Felde zu, das ich ganz unbetreten verlassen müßte; so hab' ich z. B. im Fache der Münzen, der geschnittenen Steine noch gar nichts thun können. Winckelmann's Geschichte der Kunst hab' ich angefangen zu lesen und habe erst Aegypten zurückgelegt und fühle wohl, daß ich nun erst wieder von vorne sehen muß; auch hab' ich es in Absicht auf die ägyptischen Sachen gethan. Je weiter herauf, desto unübersehlicher wird die Kunst, und wer sichere Schritte thun will, muß sie langsam thun.

Das Karneval warte ich hier ab und gehe also etwa Aschermittwochen nach Neapel; ich nehme Tischbein mit, weil ich ihm Freude mache und in seiner Gesellschaft dreifach lebe. Vor Ostern bin ich wieder hier wegen der Feierlichkeiten der Charwoche.

Nun aber liegt Sizilien noch da unten. Dahin wäre eine Reise nur mehr vorbereitet und im Herbste zu thun, auch nicht eine bloße Durch- und Umreise, die bald gemacht ist, wovon

man aber nur das: Ich hab's gesehen! für seine Mühe und Geld mitbringt. Man müßte in Palermo, nachher in Catania sich erst festsetzen, um sichere und nützliche Exkursionen zu machen, und vorher darüber Riedesel ꝛc. wohl studirt haben.

Bliebe ich also den Sommer in Rom und studirte mich hier recht ein und bereitete mich auf Sizilien vor, wohin ich im September erst gehen könnte und November und Dezember bleiben müßte, so würde ich erst Frühjahr 1788 nach Hause kommen können. Dann wäre noch ein medius terminus, Sizilien liegen zu lassen, einen Theil des Sommers in Rom zu bleiben, sodann nach Florenz zu rücken und gegen den Herbst nach Hause zu ziehen.

Allein alle diese Aussichten werden mir durch des Herzogs Unfall verdunkelt. Seit den Briefen, die mir dieses Ereigniß melden, hab' ich keine Ruhe, und ich möchte am Liebsten, mit den Fragmenten meiner Eroberungen beladen, nach Ostern gleich aufbrechen, den obern Theil Italiens kurz abthun und im Juni wieder in Weimar sein.

Ich bin zu einsam, um mich zu entscheiden, und schreibe diese ganze Lage so ausführlich, daß Sie die Güte haben mögen, in einem Concilio Derer, die mich lieben und die Umstände zu Hause besser kennen, über mein Schicksal zu entscheiden, vorausgesetzt, wie ich betheuern kann, daß ich geneigter bin zurückzukehren als zu bleiben. Das Stärkste, was mich in Italien hält, ist Tischbein; ich werde nie, und wenn auch mein Schicksal wäre, das schöne Land zum zweiten Mal zu besuchen, so viel in so kurzer Zeit lernen können als jetzt in Gesellschaft dieses ausgebildeten, erfahrnen, feinen, richtigen, mir mit Leib und Seele anhängenden Mannes. Ich sage nicht, wie es mir schuppenweis von den Augen fällt. Wer in der Nacht steckt, hält die Dämmerung schon für Tag und einen grauen Tag für helle; was ist's aber, wenn die Sonne aufgeht!

Dann hab' ich mich bisher aller Welt enthalten, die mich so nach und nach zu fassen kriegt und die ich auch wol gern mit flüchtigen Blicken beobachtete.

Ich habe Fritzen scherzend von meiner Aufnahme in der Arcadia geschrieben; es ist auch nur darüber zu scherzen; denn das Institut ist zu einer Armseligkeit zusammengeschwunden.

Montag über acht Tage wird das Trauerspiel des Abbate Monti aufgeführt; es ist ihm sehr bang, und er hat Ursache: es ist ein unbändiges Publikum, das von Moment zu Moment

amüſirt ſein will, und ſein Stück hat nichts Brillantes. Er hat mich gebeten, mit in ſeine Loge zu gehen, um ihm als Beichtvater in dieſem kritiſchen Augenblicke beizuſtehen. Ein Anderer wird meine Iphigenia überſetzen, ein Dritter Gott weiß was zu meinen Ehren thun. Sie ſind ſich Alle unter einander ſo ungünſtig, Jeder möchte ſeine Partei verſtärken. Meine Landsleute ſind auch wie mit einer Stimme für mich, daß, wenn ich ſie gehen ließe und nur ein Wenig einſtimmte, ſo fingen ſie noch hundert Thorheiten mit mir an und krönten mich zuletzt auf dem Kapitol, worauf ſie ſchon im Ernſte geſonnen haben, ſo tell es iſt, einen Fremden und Proteſtanten zum Protageniſten einer ſolchen Komödie auszuſuchen. Wie das Alles aber zuſammenhängt und wie ich ein großer Thor wäre, zu glauben, daß das Alles um meinetwillen geſchähe, dereinſt mündlich.

Rom, den 6. Januar.

Eben komme ich von Moritz, deſſen geheilter Arm heute aufgebunden worden. Es ſteht und geht recht gut. Was ich dieſe vierzig Tage bei dieſem Leidenden als Wärter, Beichtvater und Vertrauter, als Finanzminiſter und geheimer Sekretär erfahren und gelernt, mag uns in der Folge zu Gute kommen. Die fatalſten Leiden und die edelſten Genüſſe gingen dieſe Zeit her immer einander zur Seite.

Zu meiner Erquickung habe ich geſtern einen Ausguß des koloſſalen Junokopfes, wovon das Original in der Villa Ludoviſi ſteht, in den Saal geſtellt. Es war dieſes meine erſte Liebſchaft in Rom, und nun beſitz' ich ſie. Keine Worte geben eine Ahnung davon. Es iſt wie ein Geſang Homer's.

Ich habe aber auch für die Zukunft die Nähe einer ſo guten Geſellſchaft wohl verdient; denn ich kann nun vermelden, daß Iphigenia endlich fertig geworden iſt, d. h. daß ſie in zwei ziemlich gleichlautenden Exemplaren vor mir auf dem Tiſche liegt, wovon das eine nächſtens zu Euch wandern ſoll. Nehmt es freundlich auf! Denn freilich ſteht nicht auf dem Papiere, was ich geſollt, wohl aber kann man errathen, was ich gewollt habe.

Ihr beklagtet Euch ſchon einigemal über dunkle Stellen meiner Briefe, die auf einen Druck hindeuten, den ich unter

den herrlichsten Erscheinungen erleide. Hieran hatte diese griechische Reisegefährtin nicht geringen Antheil, die mich zur Thätigkeit nothzte, wenn ich hätte schauen sollen.

Ich erinnerte mich jenes trefflichen Freundes, der sich auf eine große Reise eingerichtet hatte, die man wol eine Entdeckungsreise hätte nennen können. Nachdem er einige Jahre darauf studirt und ökonomisirt, fiel es ihm zuletzt noch ein, die Tochter eines angesehenen Hauses zu entführen, weil er dachte, es ging' in Einem hin. Ebenso frevelhaft entschloß ich mich, Iphigenien nach Karlsbad mitzunehmen. An welchem Orte ich mich besonders mit ihr unterhalten, will ich kürzlich aufzeichnen.

Als ich den Brenner verließ, nahm ich sie aus dem größten Packet und steckte sie zu mir. Am Gardasee, als der gewaltige Mittagswind die Wellen ans Ufer trieb, wo ich wenigstens so allein war als meine Heldin am Gestade von Tauris, zog ich die ersten Linien der neuen Bearbeitung, die ich in Verona, Vicenza, Padua, am Fleißigsten aber in Venedig fortsetzte. Sodann aber gerieth die Arbeit in Stocken, ja ich ward auf eine neue Erfindung geführt, nämlich Iphigenia von Delphi zu schreiben, welches ich auch sogleich gethan hätte, wenn nicht die Zerstreuung und ein Pflichtsgefühl gegen das ältere Stück mich abgehalten hätte.

In Rom aber ging die Arbeit in geziemender Stetigkeit fort. Abends beim Schlafengeben bereitete ich mich aufs morgende Pensum, welches denn sogleich beim Erwachen angegriffen wurde. Mein Verfahren dabei war ganz einfach: ich schrieb das Stück ruhig ab und ließ es Zeile vor Zeile, Period vor Period regelmäßig erklingen. Was daraus entstanden ist, werdet Ihr beurtheilen. Ich habe dabei mehr gelernt als gethan. Mit dem Stücke selbst erfolgen noch einige Bemerkungen.

Daß ich auch einmal wieder von kirchlichen Dingen rede, so will ich erzählen, daß wir die Christnacht herumschwärmten und die Kirchen besuchten, wo Funktionen gehalten werden. Eine besonders ist sehr besucht, deren Orgel und Musik überhaupt so eingerichtet ist, daß zu einer Pasteralmusik nichts an

Klängen abgeht, weder die Schalmeien der Hirten noch das Zwitschern der Vögel noch das Blöken der Schafe.

Am ersten Christfeste sah ich den Papst und die ganze Klerisei in der Peterskirche, da er zum Theil vor dem Thron, zum Theil vom Thron herab das Hochamt hielt. Es ist ein einziges Schauspiel in seiner Art, prächtig und würdig genug; ich bin aber im protestantischen Diogenismus so alt geworden, daß mir diese Herrlichkeit mehr nimmt als giebt; ich möchte auch wie mein frommer Vorfahre zu diesen geistlichen Weltüberwindern sagen: „Verdeckt mir doch nicht die Sonne höherer Kunst und reiner Menschheit!"

Heute, als am Dreikönigsfeste, habe ich die Messe nach griechischem Ritus vortragen sehen und hören. Die Zeremonien scheinen mir stattlicher, strenger, nachdenklicher und doch populärer als die lateinischen.

Auch da hab' ich wieder gefühlt, daß ich für Alles zu alt bin, nur fürs Wahre nicht. Ihre Zeremonien und Opern, ihre Umgänge und Ballette, es fließt Alles wie Wasser von einem Wachstuchmantel an mir herunter. Eine Wirkung der Natur hingegen wie der Sonnenuntergang, von Villa Madama gesehen, ein Werk der Kunst wie die viel verehrte Juno machen tiefen und belebenden Eindruck.

Nun graut mir schon vor dem Theaterwesen. Die nächste Woche werden sieben Bühnen eröffnet. Ansossi ist selbst hier und giebt Alexander in Indien; auch wird ein Cyrus gegeben, und die Eroberung von Troja als Ballet. Das wäre was für die Kinder.

Rom, den 10. Januar.

Hier folgt denn also das Schmerzenskind; denn dieses Beiwort verdient Iphigenia aus mehr als einem Sinne. Bei Gelegenheit, daß ich sie unsern Künstlern verlas, strich ich verschiedene Zeilen an, von denen ich einige nach meiner Ueberzeugung verbesserte, die andern aber stehen lasse, ob vielleicht Herder ein paar Federzüge hineinthun will. Ich habe mich daran ganz stumpf gearbeitet.

Denn warum ich die Prosa seit mehreren Jahren bei meinen Arbeiten vorzog, daran war doch eigentlich Schuld, daß unsere Prosodie in der größten Unsicherheit schwebt, wie denn

meine einſichtigen, gelehrten, mitarbeitenden Freunde die Entſcheidung mancher Fragen dem Gefühl, dem Geſchmack anheimgaben, wodurch man denn doch aller Richtſchnur ermangelte.

Iphigenia in Jamben zu überſetzen, hätte ich nie gewagt, wäre mir in Moritzens Proſodie nicht ein Leitſtern erſchienen. Der Umgang mit dem Verfaſſer, beſonders während ſeines Krankenlagers, hat mich noch mehr darüber aufgeklärt, und ich erſuche die Freunde, darüber mit Wohlwollen nachzudenken.

Es iſt auffallend, daß wir in unſerer Sprache nur wenige Silben finden, die entſchieden kurz oder lang ſind; mit den andern verfährt man nach Geſchmack oder Willkür. Nun hat Moritz ausgeklügelt, daß es eine gewiſſe Rangordnung der Silben gebe, und daß die dem Sinne nach bedeutendere gegen eine weniger bedeutende lang ſei und dieſe kurz mache, dagegen aber auch wieder kurz werden könne, wenn ſie in die Nähe von einer andern geräth, welche mehr Geiſtesgewicht hat. Hier iſt denn doch ein Anhalten, und wenn auch damit nicht Alles gethan wäre, ſo hat man doch indeſſen einen Leitfaden, an dem man ſich hinſchlingen kann. Ich habe dieſe Maxime öfters zu Rathe gezogen und ſie mit meiner Empfindung übereinſtimmend getroffen.

Da ich oben von einer Vorleſung ſprach, ſo muß ich doch auch, wie es damit zugegangen, kürzlich erwähnen. Dieſe jungen Männer, an jene frühern, heftigen, vordringenden Arbeiten gewöhnt, erwarteten etwas Verſchlingliches und konnten ſich in den ruhigen Gang nicht gleich finden; doch verfehlten die edlen und reinen Stellen nicht ihre Wirkung. Tiſchbein, dem auch dieſe faſt gänzliche Entäußerung der Leidenſchaft kaum zu Sinne wollte, brachte ein artiges Gleichniß oder Symbol zum Vorſchein. Er verglich es einem Opfer, deſſen Rauch, von einem ſanften Luftdruck niedergehalten, an der Erde hinzieht, indeſſen die Flamme, freier, die Höhe zu gewinnen ſucht. Er zeichnete dies ſehr hübſch und bedeutend. Das Blättchen lege ich bei.

Und ſo hat mich denn dieſe Arbeit, über die ich bald hinauszukommen dachte, ein volliges Vierteljahr unterhalten und aufgehalten, mich beſchäftigt und gequält. Es iſt nicht das erſte Mal, daß ich das Richtigſte nebenher thue, und wir wollen darüber nicht weiter grillſiren und rechten.

Einen hübſchen geſchnittenen Stein lege ich bei, ein Löwchen, dem eine Bremſe vor der Naſe ſchnurrt. Die Alten

liebten dieſen Gegenſtand und haben ihn oft wiederholt. Ich wünſche, daß Ihr damit künftig Eure Briefe ſiegelt, damit durch dieſe Kleinigkeit eine Art von Kunſt-Echo von Euch zu mir herüberſchalle.

Rom, den 13. Januar.

Wie viel hätte ich jeden Tag zu ſagen, und wie ſehr hält mich Anſtrengung und Zerſtreuung ab, ein kluges Wort aufs Papier zu bringen! Dazu kommen noch die friſchen Tage, wo es überall beſſer iſt als in den Zimmern, die, ohne Ofen und Kamin, uns nur zum Schlafen oder Mißbehagen aufnehmen. Einige Vorfälle der letzten Woche darf ich jedoch nicht unberührt laſſen.

Im Palaſte Giuſtiniani ſteht eine Minerva, die meine ganze Verehrung hat. Windelmann gedenkt ihrer kaum, wenigſtens nicht an der rechten Stelle, und ich fühle mich nicht würdig genug, über ſie etwas zu ſagen. Als wir die Statue beſahen und uns lang dabei aufhielten, erzählte uns die Frau des Kuſtode, es ſei dieſes ein ehemals heiliges Bild geweſen, und die Ingleſi, welche von dieſer Religion ſeien, pflegten es noch zu verehren, indem ſie ihm die eine Hand küßten, die auch wirklich ganz weiß war, da die übrige Statue bräunlich iſt. Auch ſetzte ſie hinzu, eine Dame dieſer Religion ſei vor Kurzem da geweſen, habe ſich auf die Knice niedergeworfen und die Statue angebetet. Eine ſo wunderliche Handlung habe ſie, eine Chriſtin, nicht ohne Lachen anſehen können und ſei zum Saal hinausgelaufen, um nicht loszuplatzen. Da ich auch von der Statue nicht weg wollte, fragte ſie mich, ob ich etwa eine Schöne hätte, die dieſem Marmor ähnlich ſähe, daß er mich ſo ſehr anzöge. Das gute Weib kannte nur Anbetung und Liebe, aber von der reinen Bewunderung eines herrlichen Werkes, von der brüderlichen Verehrung eines Menſchengeiſtes konnte ſie keinen Begriff haben. Wir freuten uns über das engliſche Frauenzimmer und gingen weg mit der Begier, umzukehren, und ich werde gewiß bald wieder hingehen. Wollen meine Freunde ein näheres Wort hören, ſo leſen ſie, was Windelmann vom *hohen* Stil der Griechen ſagt. Leider führt er dort dieſe Minerva nicht an. Wenn ich aber nicht irre, ſo iſt ſie von

jenem hohen, strengen Stil, da er in den schönen übergeht, die Kneipe, indem sie sich öffnet, und nun eine Minerva, deren Charakter eben dieser Uebergang so wohl anstehe!

Nun von einem Schauspiel anderer Art! Am Dreikönigstage, am Feste des Heils, das den Heiden verkündigt werden, waren wir in der Propaganda. Dort ward in Gegenwart dreier Kardinäle und eines großen Auditoriums erst eine Rede gehalten, an welchem Orte Maria die drei Magier empfangen, im Stalle, oder wo sonst, dann nach verlesenen einigen lateinischen Gedichten ähnliches Gegenstandes traten bei dreißig Seminaristen nach und nach auf und lasen kleine Gedichte, jeder in seiner Landessprache: Malabarisch, Epiretisch, Türkisch, Moldauisch, Elenisch, Persisch, Kolchisch, Hebräisch, Arabisch, Syrisch, Koptisch, Sarazenisch, Armenisch, Hibernisch, Madagaskarisch, Isländisch, Beisch, Aegyptisch, Griechisch, Jaurisch, Aethiopisch ꝛc. und mehrere, die ich nicht verstehen konnte. Die Gedichtchen schienen meist, im Nationalsilbenmaße verfaßt, mit der Nationalacclamation vorgetragen zu werden; denn es kamen barbarische Rhythmen und Töne hervor. Das Griechische klang, wie ein Stern in der Nacht erscheint. Das Auditorium lachte unbändig über die fremden Stimmen, und so ward auch diese Vorstellung zur Farce.

Nun noch ein Geschichtchen, wie lose man im heiligen Rom das Heilige behandelt. Der verstorbene Kardinal Albani war in einer solchen Festversammlung, wie ich sie eben beschrieben. Einer der Schüler fing in einer fremden Mundart an, gegen die Kardinäle gewendet: Gnaja! gnaja! so daß es ungefähr klang wie Canaglia! canaglia! Der Kardinal wendete sich zu seinen Mitbrudern und sagte: „Der kennt uns doch!"

Wie viel that Winckelmann nicht, und wie viel ließ er uns zu wünschen übrig! Mit den Materialien, die er sich zueignete, hatte er so geschwind gebaut, um unter Dach zu kommen. Lebte er noch, und er könnte noch frisch und gesund sein, so wäre er der Erste, der uns eine Umarbeitung seines Werks gäbe. Was hätte er nicht noch beobachtet, was berichtigt, was benutzt, das von Andern nach seinen Grundsätzen gethan und beobachtet, neuerdings ausgegraben und entdeckt

worden! Und dann wäre der Kardinal Albani todt, dem zu Liebe er Manches geſchrieben und vielleicht Manches verſchwiegen hat.

Rom, den 15. Januar.

Und ſo iſt denn endlich auch Ariſtodem, und zwar ſehr glücklich und mit dem größten Beifall aufgeführt. Da Abbate Monti zu den Hausverwandten des Neroten gehört und in den obern Ständen ſehr geſchätzt iſt, ſo war von daher alles Gute zu hoffen. Auch ſparten die Logen ihren Beifall nicht. Das Parterre war gleich von vorn herein durch die ſchöne Diktion des Dichters und die treffliche Recitation der Schauſpieler gewonnen, und man verſäumte keine Gelegenheit, ſeine Zufriedenheit an den Tag zu legen. Die deutſche Künſtlerbank zeichnete ſich dabei nicht wenig aus, und es war diesmal ganz am Platze, da ſie überhaupt ein Wenig verlaut iſt.

Der Verfaſſer war zu Hauſe geblieben, voller Sorge wegen des Gelingens des Stücks; von Akt zu Akt kamen günſtige Botſchaften, welche nach und nach ſeine Beſorglichkeit in die größte Freude verwandelten. Nun fehlt es nicht an Wiederholung der Vorſtellung, und Alles iſt in dem beſten Gleiſe. So kann man durch die entgegengeſetzteſten Dinge, wenn nur jedes ſein ausgeſprochenes Verdienſt hat, den Beifall der Menge ſowol als der Kenner erwerben.

Aber die Vorſtellung war auch ſehr löblich, und der Hauptakteur, der das ganze Stück ausfüllt, ſprach und ſpielte vortrefflich; man glaubte einen der alten Kaiſer auftreten zu ſehen. Sie hatten das Koſtüm, das uns an den Statuen ſo ſehr imponirt, recht gut in Theatertracht überſetzt, und man ſah dem Schauſpieler an, daß er die Antiken ſtudirt hatte.

Rom, den 16. Januar.

Ein großer Kunſtverluſt ſteht Rom bevor. Der König von Neapel läßt den Herkules Farneſe in ſeine Reſidenz bringen. Die Künſtler trauern ſämmtlich; indeſſen werden wir bei dieſer Gelegenheit etwas ſehen, was unſern Vorfahren verborgen blieb.

Gedachte Statue nämlich, vom Kopf bis an die Kniee und sodann die untern Füße mit dem Sockel, worauf sie stehen, wurde auf Farnesischem Grund und Boden gefunden, die Beine aber vom Knie bis an die Knöchel fehlten und wurden durch Wilhelm Porta ersetzt. Auf diesen steht er nun bis auf den heutigen Tag. Indessen waren auf Borghesischem Grund und Boden die ächten alten Beine gefunden worden, die man denn auch in der Borghesischen Villa aufgestellt sah.

Gegenwärtig gewinnt es Prinz Borghese über sich und verehrt diese köstlichen Reste dem König von Neapel. Die Beine des Porta werden abgenommen, die ächten an die Stelle gesetzt, und man verspricht sich, ob man gleich mit jenen bisher ganz wohl zufrieden gewesen, nunmehr eine ganz neue Anschauung und mehr harmonischen Genuß.

Rom, den 18. Januar.

Gestern als am Feste des heiligen Antonius Abbas machten wir uns einen lustigen Tag; es war das schönste Wetter von der Welt, hatte die Nacht Eis gefroren, und der Tag war heiter und warm.

Es läßt sich bemerken, daß alle Religionen, die entweder ihren Kultus oder ihre Spekulationen ausdehnten, zuletzt dahin gelangen mußten, daß sie auch die Thiere einigermaßen geistlicher Begünstigungen theilhaft werden ließen. Sankt Anton der Abt oder Bischof ist Patron der vierfüßigen Geschöpfe, sein Fest ein saturnalischer Feiertag für die sonst belasteten Thiere sowie für ihre Wärter und Lenker. Alle Herrschaften müssen heute zu Hause bleiben oder zu Fuß gehen; man verfehlt niemals, bedenkliche Geschichten zu erzählen, wie ungläubige Vornehme, welche ihre Kutscher an diesem Tage zu fahren genöthigt, durch große Unfälle gestraft worden.

Die Kirche liegt an einem so weitschichtigen Platz, daß er beinahe für öde gelten könnte; heute ist er aber auf das Lustigste belebt: Pferde und Maulthiere, deren Mähnen und Schweife mit Bändern schön, ja prächtig eingeflechten zu schauen, werden vor die kleine, von der Kirche etwas abstehende Kapelle geführt, wo ein Priester, mit einem großen Wedel versehen, das Weihwasser, das in Butten und Kübeln vor ihm steht, nicht schonend, auf die muntern Geschöpfe derb losspritzt, manchmal sogar

ſchalkhaft, um ſie zu reizen. Andächtige Kutſcher bringen größere oder kleinere Kerzen, die Herrſchaften ſenden Almoſen und Geſchenke, damit die koſtbaren, nützlichen Thiere ein Jahr über vor allem Unfall ſicher bleiben mögen. Eſel und Hornvieh, ihren Beſitzern ebenſo nützlich und werth, nehmen gleichfalls an dieſem Segen ihr beſchieden Theil.

Nachher ergetzten wir uns an einer großen Wanderung unter einem ſo glücklichen Himmel, umgeben von den intereſſanteſten Gegenſtänden, denen wir doch diesmal wenig Aufmerkſamkeit ſchenkten, vielmehr Luſt und Scherz in voller Maße walten ließen.

Rom, den 19. Januar.

So hat denn der große König, deſſen Ruhm die Welt erfüllte, deſſen Thaten ihn ſogar des katholiſchen Paradieſes werth machten, endlich auch das Zeitliche geſegnet, um ſich mit den Heroen ſeinesgleichen im Schattenreiche zu unterhalten. Wie gern iſt man ſtill, wenn man einen Solchen zur Ruh gebracht hat!

Heute machten wir uns einen guten Tag, beſahen einen Theil des Kapitols, den ich bisher vernachläſſigt, dann ſetzten wir über die Tiber und tranken ſpaniſchen Wein auf einem neugelandeten Schiffe. In dieſer Gegend will man Romulus und Remus gefunden haben, und ſo kann man, wie an einem doppelt- und dreifachen Pfingſtfeſte, zugleich vom heiligen Kunſtgeiſte, von der mildeſten Atmoſphäre, von antiquariſchen Erinnerungen und von ſüßem Weine trunken werden.

Rom, den 20. Januar.

Was im Anfang einen frohen Genuß gewährte, wenn man es oberflächlich hinnahm, das drängt ſich hernach beſchwerlich auf, wenn man ſieht, daß ohne gründliche Kenntniß doch auch der wahre Genuß ermangelt.

Auf Anatomie bin ich ſo ziemlich vorbereitet, und ich habe mir die Kenntniß des menſchlichen Körpers bis auf einen gewiſſen Grad nicht ohne Mühe erworben. Hier wird man durch die ewige Betrachtung der Statuen immerfort, aber auf eine

höhere Weise darauf hingewiesen. Bei unserer medizinisch-chirurgischen Anatomie kommt es blos darauf an, den Theil zu kennen, und hierzu dient auch wol ein kümmerlicher Muskel; in Rom aber wollen die Theile nichts heißen, wenn sie nicht zugleich eine edle, schöne Form darbieten.

In dem großen Lazareth San Spirito hat man den Künstlern zu Lieb' einen sehr schönen Muskelkörper dergestalt bereitet, daß die Schönheit desselben in Verwunderung setzt. Er könnte wirklich für einen geschundenen Halbgott, für einen Marsyas gelten. So pflegt man auch nach Anleitung der Alten das Skelett nicht als eine künstlich zusammengereihte Knochenmasse zu studiren, vielmehr zugleich mit den Bändern, wodurch es schon Leben und Bewegung erhält.

Sage ich nun, daß wir auch Abends Perspektive studiren, so zeigt es doch wohl, daß wir nicht müssig sind. Bei Allem dem aber hofft man immer mehr zu thun, als wirklich geschieht.

Rom, den 22. Januar.

Von dem deutschen Kunstsinn und dem dortigen Kunstleben kann man wol sagen: „Man hört läuten, aber nicht zusammenklingen." Bedenke ich jetzt, was für herrliche Sachen in unserer Nachbarschaft sind, und wie wenig sie von mir genutzt werden, so möchte ich verzweifeln, und dann kann ich mich wieder auf den Rückweg freuen, wenn ich dessen kann, jene Meisterwerke zu erkennen, an denen ich nur herumtappte.

Doch auch in Rom ist zu wenig für Den gesorgt, dem es Ernst ist, ins Ganze zu studiren. Er muß Alles aus unendlichen, obgleich überreichen Trümmern zusammensteppeln. Freilich ist's wenigen Fremden reiner Ernst, etwas Rechts zu sehen und zu lernen. Sie folgen ihren Grillen, ihrem Dünkel, und das merken sich alle Diejenigen wohl, die mit Fremden zu thun haben. Jeder Führer hat Absichten, jeder will irgend einen Handelsmann empfehlen, einen Künstler begünstigen; und warum sollte er es nicht? Denn schlägt der Unerfahrene nicht das Vortrefflichste aus, das man ihm anbietet?

Einen außerordentlichen Vortheil hätte es der Betrachtung bringen können, ja es wäre ein eigenes Museum entstanden, wenn die Regierung, die doch erst die Erlaubniß geben muß, wenn ein Alterthum ausgeführt werden soll, fest darauf bestan-

den hätte, daß jedesmal ein Abguß geliefert werden müsse. Hätte aber auch ein Papst solch einen Gedanken gehabt, Alles hätte sich widersetzt; denn man wäre in wenigen Jahren erschrocken über Werth und Würde solcher ausgeführten Dinge, wozu man die Erlaubniß in einzelnen Fällen heimlich und durch allerlei Mittel zu erlangen weiß.

Schon früher, aber besonders bei der Aufführung des Aristodem erwachte der Patriotismus unserer deutschen Künstler. Sie unterließen nicht, Gutes von meiner Iphigenia zu reden; einzelne Stellen wurden wieder verlangt, und ich fand mich zuletzt zu einer Wiederholung des Ganzen genöthigt. Auch da entdeckte ich manche Stelle, die mir gelenker aus dem Munde ging, als sie auf dem Papier stand. Freilich ist die Poesie nicht fürs Auge gemacht.

Dieser gute Ruf erscholl nun bis zu Reifenstein und Angelika, und da sollte ich denn meine Arbeit abermals produciren. Ich erbat mir einige Frist, trug aber sogleich die Fabel und den Gang des Stücks mit einiger Umständlichkeit vor. Mehr, als ich glaubte, gewann sich diese Darstellung die Gunst gedachter Personen; auch Herr Zucchi, von dem ich es am Wenigsten erwartet, nahm recht freien und wohl empfundenen Antheil. Dieses klärt sich aber dadurch sehr gut auf, daß das Stück sich der Form nähert, die man im Griechischen, Italiänischen, Französischen längst gewohnt ist, und welche Demjenigen noch immer am Besten zusagt, welcher sich an die englischen Kühnheiten noch nicht gewöhnt hat.

Rom, den 25. Januar.

Nun wird es mir immer schwerer, von meinem Aufenthalte in Rom Rechenschaft zu geben; denn wie man die See immer tiefer findet, je weiter man hineingeht, so geht es auch mir in Betrachtung dieser Stadt.

Man kann das Gegenwärtige nicht ohne das Vergangene erkennen, und die Vergleichung von beiden erfordert mehr Zeit und Ruhe. Schon die Lage dieser Hauptstadt der Welt führt uns auf ihre Erbauung zurück. Wir sehen bald, hier hat sich

kein wanderndes, großes, wohlgeführtes Volk niedergelassen und den Mittelpunkt eines Reichs weislich festgesetzt; hier hat kein mächtiger Fürst einen schicklichen Ort zum Wohnsitz einer Kolonie bestimmt. Rein, Hirten und Gesindel haben sich hier zuerst eine Stätte bereitet, ein paar rüstige Jünglinge haben auf dem Hügel den Grund zu Palästen der Herren der Welt gelegt, an dessen Fuß sie die Willkür des Ausrichters zwischen Morast und Schilf einst hinlegte. So sind die sieben Hügel Rom's nicht Erhöhungen gegen das Land, das hinter ihnen liegt, sie sind es gegen die Tiber und gegen das uralte Bette der Tiber, was Campus Martius ward. Erlaubt mir das Frühjahr weitere Exkursionen, so will ich die unglückliche Lage ausführlicher schildern. Schon jetzt nehm' ich den herzlichsten Antheil an dem Jammergeschrei und den Schmerzen der Weiber von Alba, die ihre Stadt zerstören sehen und den schönen, von einem klugen Anführer gewählten Platz verlassen müssen, um an den Nebeln der Tiber Theil zu nehmen, den elenden Hügel Coelius zu bewohnen und von da nach ihrem verlassenen Paradiese zurückzusehen. Ich kenne noch wenig von der Gegend, aber ich bin überzeugt, kein Ort der ältern Völker lag so schlecht als Rom, und da die Römer endlich Alles verschlungen hatten, mußten sie wieder mit ihren Landhäusern hinaus und an die Plätze der zerstörten Städte rücken, um zu leben und das Leben zu genießen.

Zu einer recht friedlichen Betrachtung giebt es Anlaß, wie viele Menschen hier im Stillen leben, und wie sich Jeder nach seiner Weise beschäftigt. Wir sahen bei einem Geistlichen, der ohne großes angebornes Talent sein Leben der Kunst widmete, sehr interessante Kopien trefflicher Gemälde, die er in Miniatur nachgebildet hat. Sein Vornehmstes nach dem Abendmahl des Leonard da Vinci in Mailand. Der Moment ist genommen, da Christus den Jüngern, mit denen er vergnügt und freundschaftlich zu Tische sitzt, erklärt und sagt: „Aber doch ist Einer unter Euch, der mich verräth." Man besitzt einen Kupferstich, entweder nach dieser Kopie oder nach andern, mit denen man sich beschäftigt. Es wird das größte Geschenk sein, wenn eine treue Nachbildung im großen Publikum erscheint.

Vor einigen Tagen besuchte ich den Pater Jacquier, einen Franziskaner, auf Trinità de' Monti. Er ist Franzoie von Geburt, durch mathematische Schriften bekannt, doch in Jahren, sehr angenehm und verständig. Er kannte zu seiner Zeit die besten Männer und hat sogar einige Monate bei Voltaire zugebracht, der ihn sehr in Affektion nahm.

Und so habe ich noch mehr gute, solide Menschen kennen lernen, dergleichen sich hier unzählige befinden, die ein pfäffisches Mißtrauen aus einander hält. Der Buchhandel giebt keine Verbindung, und die literarischen Neuigkeiten sind selten fruchtbar.

Und so geziemt es dem Einsamen, die Einsiedler aufzusuchen. Denn seit der Aufführung des Aristodem's, zu dessen Gunsten wir uns wirklich thätig erwiesen hatten, führte man mich abermals in Versuchung; es lag aber nur zu klar am Tage, daß es nicht um mich zu thun sei; man wollte seine Partei verstärken, mich als Instrument brauchen, und wenn ich hätte hervorgeben und mich erklären wollen, hätte ich auch als Phantom eine kurze Rolle gespielt. Nun aber, da sie sehen, daß mit mir nichts anzufangen ist, lassen sie mich geben, und ich wandle meinen sichern Weg fort.

Ja, meine Existenz hat einen Ballast bekommen, der ihr die gehörige Schwere giebt; ich fürchte mich nun nicht mehr vor den Gespenstern, die so oft mit mir spielten. Seid auch gutes Muths! Ihr werdet mich oben halten und mich zu Euch zurückziehen.

Rom, den 28. Januar.

Zwei Betrachtungen, die durch Alles durchgehen, welchen sich hinzugeben man jeden Augenblick aufgefordert wird, will ich, da sie mir klar geworden, zu bezeichnen nicht verfehlen.

Zuerst also wird man bei dem ungeheuern und doch nur trümmerhaften Reichthum dieser Stadt bei jedem Kunstgegenstande aufgefordert, nach der Zeit zu fragen, die ihm das Dasein gegeben. Durch Winckelmann sind wir dringend aufgeregt, die Epochen zu sondern, den verschiedenen Stil zu erkennen, dessen sich die Völker bedienten, den sie in Folge der Zeiten nach und nach ausgebildet und zuletzt wieder verbildet. Hievon überzeugt sich jeder wahre Kunstfreund. Anerkennen thun wir Alle die Richtigkeit und das Gewicht der Forderung.

Aber wie nun zu dieser Einsicht gelangen! Vorgearbeitet nicht viel, der Begriff richtig und herrlich aufgestellt, aber das Einzelne im ungewissen Dunkel. Eine vieljährige entschiedene Uebung des Auges ist nöthig, und man muß erst lernen, um fragen zu können. Da hilft kein Zaudern und Zögern, die Aufmerksamkeit auf diesen wichtigen Punkt ist nun einmal rege, und Jeder, dem es Ernst ist, sieht wohl ein, daß auch in diesem Felde kein Urtheil möglich ist, als wenn man es historisch entwickeln kann.

Die zweite Betrachtung beschäftigt sich ausschließlich mit der Kunst der Griechen und sucht zu erforschen, wie jene unvergleichlichen Künstler verfuhren, um aus der menschlichen Gestalt den Kreis göttlicher Bildung zu entwickeln, welcher vollkommen abgeschlossen ist und worin kein Hauptcharakter so wenig als die Uebergänge und Vermittlungen fehlen. Ich habe eine Vermuthung, daß sie nach eben den Gesetzen verfuhren, nach welchen die Natur verfährt und denen ich auf der Spur bin. Nur ist noch etwas Anders dabei, das ich nicht auszusprechen wüßte.

Rom, den 2. Februar.

Von der Schönheit, im vollen Mondschein Rom zu durchgehen, hat man, ohne es gesehen zu haben, keinen Begriff. Alles Einzelne wird von den großen Massen des Lichts und Schattens verschlungen, und nur die größten, allgemeinsten Bilder stellen sich dem Auge dar. Seit drei Tagen haben wir die hellsten und herrlichsten Nächte wohl und vollständig genossen. Einen vorzüglich schönen Anblick gewährt das Coliseo. Es wird Nachts zugeschlossen, ein Eremit wohnt darin an einem Kirchelchen, und Bettler nisten in den verfallenen Gewölben. Sie hatten auf flachem Boden ein Feuer angelegt, und eine stille Luft trieb den Rauch erst auf der Arena hin, daß der untere Theil der Ruinen bedeckt war und die ungeheuern Mauern oben drüber finster herausragten; wir standen am Gitter und sahen dem Phänomen zu, der Mond stand hoch und heiter. Nach und nach zog sich der Rauch durch die Wände, Lücken und Oeffnungen, ihn beleuchtete der Mond wie einen Nebel. Der Anblick war köstlich. So muß man das Pantheon, das Kapitol beleuchtet sehen, den Vorhof der Peterskirche und

andere große Straßen und Plätze. Und ſo haben Sonne und Mond, eben wie der Menſchengeiſt, hier ein ganz anderes Geſchäft als anderer Orten, hier, wo ihrem Blick ungeheure und doch gebildete Maſſen entgegenſtehen.

Rom, den 13. Februar.

Eines Glücksfalls muß ich erwähnen, obgleich eines geringen. Doch alles Glück, groß oder klein, iſt von einer Art und immer erfreulich. Auf Trinità de' Monti wird der Grund zum neuen Obelisken gegraben; dort eben iſt alles aufgeſchüttetes Erdreich von Ruinen der Gärten des Lucullus, die nachher an die Kaiſer kamen. Mein Perückenmacher geht frühe dort vorbei und findet im Schutte ein flach Stück gebrannten Thon mit einigen Figuren, wäſcht's und zeigt es uns. Ich eigne es mir gleich zu. Es iſt nicht gar eine Hand groß und ſcheint von dem Rande einer großen Schüſſel zu ſein. Es ſtehen zwei Greifen an einem Opfertiſche; ſie ſind von der ſchönſten Arbeit und freuen mich ungemein. Ständen ſie auf einem geſchnittenen Stein, wie gern würde man damit ſiegeln!

Von vielen andern Sachen ſammelt's ſich auch um mich, und nichts Vergebliches oder Leeres, welches hier unmöglich wäre; Alles unterrichtend und bedeutend. Am Liebſten iſt mir denn aber doch, was ich in der Seele mitnehme, und was, immer wachſend, ſich immer vermehren kann.

Rom, den 15. Februar.

Vor meiner Abreiſe nach Neapel konnte ich einer nochmaligen Vorleſung meiner Iphigenia nicht entgehen. Madam Angelika und Hofrath Reiffenſtein waren die Zuhörer, und ſelbſt Herr Zucchi hatte darauf gedrungen, weil es der Wunſch ſeiner Gattin war; er arbeitete indeß an einer großen architektoniſchen Zeichnung, die er in Dekorationsart vortrefflich zu machen verſteht. Er war mit Cleriſſeau in Dalmatien, hatte ſich überhaupt mit ihm aſſociirt, zeichnete die Figuren zu den Gebäuden und Ruinen, die Jener herausgab, und lernte dabei ſo viel Perſpektive und Effekt, daß er ſich in ſeinen alten Tagen auf eine würdige Weiſe auf dem Papier damit vergnügen kann.

Die zarte Seele Angelika nahm das Stück mit unglaublicher Innigkeit auf; sie versprach mir, eine Zeichnung daraus aufzustellen, die ich zum Andenken besitzen sollte. Und nun gerade, als ich mich von Rom zu scheiden bereite, werde ich auf eine zarte Weise mit diesen wohlwollenden Personen verbunden. Es ist mir zugleich ein angenehmes und schmerzliches Gefühl, wenn ich mich überzeuge, daß man mich ungern wegläßt.

Rom, den 16. Februar.

Die glückliche Ankunft der *Iphigenia* ward mir auf eine überraschende und angenehme Weise verkündigt. Auf dem Wege nach der Oper brachte man mir den Brief von wohlbekannter Hand und diesmal doppelt willkommen mit dem Lewchen gesiegelt, als verläugnes Wahrzeichen des glücklich angelangten Packets. Ich drängte mich in das Opernhaus und suchte mir mitten unter dem fremden Volk einen Platz unter dem großen Lüster zu verschaffen. Hier fühlte ich mich nun so nah an die Meinigen gerückt, daß ich hätte aufhüpfen und sie umarmen mögen. Herzlich dank' ich, daß mir die nackte Ankunft gemeldet worden; möget Ihr Euer Nächstes mit einem guten Worte des Beifalls begleiten.

Hier folgt das Verzeichniß, wie die Exemplare, die ich von Göschen zu erwarten habe, unter die Freunde vertheilt werden sollen; denn ob es mir gleich ganz gleichgiltig ist, wie das Publikum diese Sachen betrachtet, so wünscht' ich doch, dadurch meinen Freunden einige Freude bereitet zu haben.

Man unternimmt nur zu viel. Denke ich an meine vier letzten Bände im Ganzen, so möchte mir schwindelnd werden; ich muß sie einzeln angreifen, und so wird es gehen.

Hätte ich nicht besser gethan, nach meinem ersten Entschluß diese Dinge fragmentarisch in die Welt zu schicken und neue Gegenstände, an denen ich frischern Antheil nehme, mit frischem Muth und Kräften zu unternehmen? Thät' ich nicht besser, *Iphigenia von Delphi* zu schreiben, als mich mit den Grillen des *Tasso* herumzuschlagen? Und doch habe ich auch dahinein schon zu viel von meinem Eigenen gelegt, als daß ich es fruchtlos aufgeben sollte.

Ich habe mich auf den Versaal ans Kamin gesetzt, und die Wärme eines diesmal gut genährten Feuers giebt mir

frischen Muth, ein neues Blatt anzufangen; denn es ist doch gar zu schön, daß man mit seinen neusten Gedanken so weit in die Ferne reichen, ja seine nächsten Umgebungen durch Worte dorthin versetzen kann. Das Wetter ist ganz herrlich, die Tage nehmen merklich zu, Lorbeeren und Buchsbäume blühen, auch die Mandelbäume. Heute früh überraschte mich ein wunderlicher Anblick; ich sah von ferne hohe, stangenähnliche Bäume über und über von dem schönsten Violet bekleidet. Bei näherer Untersuchung war es der Baum, in unsern Treibhäusern unter dem Namen Judenbaum bekannt, dem Botaniker als Cercis siliquastrum. Seine vielsten Schmetterlingsblumen bringt er unmittelbar aus dem Stamme hervor. Abgehalten den letzten Winter waren die Stangen, die ich vor mir sah, aus deren Rinde die wohl gebildete und gefärbte Blume zu Tausenden hervorbrach. Die Maßlieben dringen wie Ameisen aus dem Boden, Crocus und Adonis erscheinen seltener, aber desto zierlicher und zierender.

Was wird mir nicht erst das mittägigere Land für Freuden und Kenntnisse geben, aus denen für mich neue Resultate hervortreten! Es ist mit natürlichen Dingen wie mit der Kunst; es ist so viel drüber geschrieben, und Jeder, der sie sieht, kann sie doch wieder in neue Kombination setzen.

Denke ich an Neapel, ja gar nach Sizilien, so fällt es Einem sowol in der Erzählung als in Bildern auf, daß in diesen Paradiesen der Welt sich zugleich die vulkanische Hölle so gewaltsam auftut und seit Jahrtausenden die Wohnenden und Genießenden aufschreckt und irre macht. Doch schlage ich mir die Hoffnung jener viel bedeutenden Ansichten gern aus dem Sinne, um vor meiner Abreise die alte Hauptstadt der Welt noch recht zu benutzen.

Seit vierzehn Tagen bin ich von Morgen bis in die Nacht in Bewegung; was ich noch nicht gesehen, such' ich auf. Das Vorzüglichste wird zum zweiten und dritten Mal betrachtet, und nun ordnet sich's einigermaßen. Denn indem die Hauptgegenstände an ihre rechte Stelle kommen, so ist für viele mindere dazwischen Platz und Raum. Meine Liebhabereien reinigen und entscheiden sich, und nun erst kann mein Gemüth dem Größern und Aechtesten mit gelassener Theilnahme sich entgegenheben. Dabei findet man denn wol den Künstler beneidenswerth, der durch Nachbildung und Nachahmung auf alle Weise jenen großen Intentionen sich mehr nähert, sie besser begreift als der

blos Beschauende und Denkende. Doch muß am Ende Jeder thun, was er vermag, und so spanne ich denn alle Segel meines Geistes auf, um diese Küsten zu umschiffen.

Das Kamin ist diesmal recht durchgewärmt und die schönsten Kohlen aufgebaut, welches bei uns selten geschieht, weil nicht leicht Jemand Lust und Zeit hat, dem Kaminfeuer ein paar Stunden Aufmerksamkeit zu widmen, und so will ich denn dieses schöne Klima benutzen, um einige Bemerkungen aus meiner Schreibtafel zu retten, die schon bald verlöschen sind.

Am zweiten Februar begaben wir uns in die Sixtinische Kapelle zur Funktion, bei welcher die Kerzen geweiht werden. Ich fand mich gleich sehr unbehaglich und zog mit den Freunden bald wieder hinaus. Denn ich dachte: das sind ja gerade die Kerzen, welche seit dreihundert Jahren diese herrlichen Gemälde verdüstern, und das ist ja eben der Weihrauch, der mit heiliger Unverschämtheit die einzige Kunstsonne nicht nur unwellt, sondern von Jahr zu Jahren mehr trübe macht und zuletzt gar in Finsterniß versenkt!

Darauf suchten wir das Freie und kamen nach einem großen Spaziergange auf San Onofrio, wo Tasso in einem Winkel begraben liegt. Auf der Klosterbibliothek steht seine Büste. Das Gesicht ist von Wachs, und ich glaube gern, daß es über seinen Leichnam abgeformt sei. Nicht ganz scharf und hie und da verdorben, deutet es doch im Ganzen mehr als irgend ein anderes seiner Bildnisse auf einen talentvollen, zarten, feinen, in sich geschlossenen Mann.

So viel für diesmal. Jetzt will ich an des ehrlichen Volkmann's zweiten Theil, der Rom enthält, um auszuziehen, was ich noch nicht gesehen habe. Ehe ich nach Neapel reise, muß die Ernte wenigstens niedergemäht sein; sie in Garben zu binden, werden auch schon gute Tage kommen.

Rom, den 17. Februar.

Das Wetter ist unglaublich und unsäglich schön, den ganzen Februar bis auf vier Regentage ein reiner, heller Himmel, gegen Mittag fast zu warm. Nun sucht man das Freie, und wenn man bisher sich nur mit Göttern und Helden abgeben mochte, so tritt die Landschaft auf einmal wieder in ihre Rechte, und man heftet sich an die Umgebungen, die der herrlichste Tag belebt. Manchmal erinnere ich mich, wie der

Künſtler in Norden den Strohdächern und verfallenen Schloſſern etwas abzugewinnen ſucht, wie man ſich an Bach und Buſch und zerbröckeltem Geſtein herumdrückt, um eine maleriſche Wirkung zu erhaſchen, und ich komme mir ganz wunderbar vor, um ſo mehr, als jene Dinge nach ſo langer Gewohnheit Einem noch immer ankleben; nun habe ich mir aber ſeit vierzehn Tagen einen Muth gefaßt und bin mit kleinen Blättern hinausgegangen, durch die Tiefen und Höhen der Villen, und habe mir ohne viel Beſinnens kleine auffallende, wahrhaft ſüdliche und Römiſche Gegenſtände entworfen und ſuche nun mit Hilfe des guten Glücks ihnen Licht und Schatten zu geben. Es iſt ganz eigen, daß man deutlich ſehen und wiſſen kann, was gut und beſſer iſt; will man ſich's aber zueignen, ſo ſchwindet's gleichſam unter den Händen, und wir greifen nicht nach dem Rechten, ſondern nach dem, was wir zu faſſen gewohnt ſind. Nur durch geregelte Uebung könnte man vorwärts kommen; wo aber ſollte ich Zeit und Sammlung finden! Indeſſen fühle ich mich denn doch durch das leidenſchaftliche vierzehntägige Streben um Vieles gebeſſert.

Die Künſtler belehren mich gerne, denn ich faſſe geſchwind. Nun iſt aber das Gefaßte nicht gleich geleiſtet; etwas ſchnell zu begreifen, iſt ja ohnehin die Eigenſchaft des Geiſtes, aber etwas recht zu thun, dazu gehört die Uebung des ganzen Lebens.

Und doch ſoll der Liebhaber, ſo ſchwach er auch nachſtrebt, ſich nicht abſchrecken laſſen. Die wenigen Linien, die ich aufs Papier ziehe, oft übereilt, ſelten richtig, erleichtern mir jede Vorſtellung von ſinnlichen Dingen; denn man erhebt ſich ja eher zum Allgemeinen, wenn man die Gegenſtände genauer und ſchärfer betrachtet. Mit dem Künſtler nur muß man ſich nicht vergleichen, ſondern nach ſeiner eigenen Art verfahren; denn die Natur hat für ihre Kinder geſorgt, der Geringſte wird nicht, auch durch das Daſein des Trefflichſten, an ſeinem Daſein gehindert: „Ein kleiner Mann iſt auch ein Mann!“ Und dabei wollen wir's denn bewenden laſſen.

Ich habe zweimal das Meer geſehen, erſt das adriatiſche, dann das mittelländiſche, nur gleichſam zum Beſuch; in Neapel wollen wir bekannter werden. Es rückt Alles auf einmal in mir herauf; warum nicht früher, warum nicht wohlfeiler! Wie viele tauſend Sachen, manche ganz neu und von vorne, hätte ich mitzutheilen!

Rom, den 18. Februar.

Abends nach verklungener Karnevals-Thorheit.

Ich laſſe bei meiner Abreiſe Moritzen ungern allein. Er iſt auf gutem Wege, doch wie er für ſich geht, ſo ſucht er ſich gleich beliebte Schlupfwinkel. Ich habe ihn aufgemuntert, an Herder'n zu ſchreiben; der Brief liegt bei; ich wünſche eine Antwort, die etwas Dienliches und Hilfreiches enthalte. Es iſt ein ſonderbar guter Menſch; er wäre viel weiter, wenn er von Zeit zu Zeit Perſonen gefunden hätte, fähig und liebevoll genug, ihn über ſeinen Zuſtand aufzuklären. Gegenwärtig kann er kein geſegneteres Verhältniß anknüpfen, als wenn ihm Herder erlaubt, manchmal zu ſchreiben. Er beſchäftigt ſich mit einem lobenswürdigen antiquariſchen Unternehmen, das wohl verdient, gefördert zu werden. Freund Herder wird nicht leicht eine Mühe beſſer angewendet und gute Lehre kaum in einen fruchtbarern Boden gelegt haben.

Das große Porträt, welches Tiſchbein von mir unternommen, wächſt ſchon aus der Leinwand heraus. Der Künſtler hat ſich durch einen fertigen Bildhauer ein kleines Modell von Thon machen laſſen, welches gar zierlich mit einem Mantel drapirt worden. Darnach malt er fleißig; denn es ſollte freilich vor unſerer Abreiſe nach Neapel ſchon auf einen gewiſſen Punkt gebracht ſein, und es gehört ſchon Zeit dazu, eine ſo große Leinwand mit Farben auch nur zu bedecken.

Rom, den 19. Februar.

Das Wetter fährt fort, über allen Ausdruck ſchön zu ſein; heute war ein Tag, den ich mit Schmerzen unter den Narren zubrachte. Mit Anbruch der Nacht erhielte ich mich auf der Villa Medicis; Niemand iſt eben vorbei, und neben der zarten Mondſichel kannte ich die ganze dunkle Scheibe faſt mit bloßen Augen, durchs Perſpektiv ganz deutlich ſehen. Ueber der Erde ſchwebt ein Duft des Tags über, den man nur aus Gemälden und Zeichnungen des Claude kennt, das Phänomen in der Natur aber nicht leicht ſo ſchön ſieht als hier. Nun kommen mir Blumen aus der Erde, die ich noch nicht kenne, und neue Blüthen von den Bäumen; die Mandeln blühen und machen eine neue luftige Erſcheinung zwiſchen den dunkelgrünen Eichen;

der Himmel iſt wie ein hellblauer Taffet, von der Sonne beſchienen. Wie wird es erſt in Neapel ſein! Wir finden das Meiſte ſchon grün. Meine botaniſchen Grillen bekräftigen ſich an Allem dieſem, und ich bin auf dem Wege, neue ſchöne Verhältniſſe zu entdecken, wie die Natur, ſolch ein Ungeheures, das wie nichts ausſieht, aus dem Einfachen das Mannichfaltigſte entwickelt.

Der Veſuv wirft Steine und Aſche aus, und bei Nacht ſieht man den Gipfel glühen. Gebe uns die wirkende Natur einen Lavafluß! Nun kann ich kaum erwarten, bis auch dieſe großen Gegenſtände mir eigen werden.

Rom, den 21. Februar, Aſchermittwoch.

Nun iſt der Narrheit ein Ende. Die unzähligen Lichter geſtern Abend waren noch ein toller Spektakel. Das Karneval in Rom muß man geſehen haben, um den Wunſch völlig los zu werden, es je wieder zu ſehen. Zu ſchreiben iſt davon gar nichts; bei einer mündlichen Darſtellung möchte es allenfalls unterhaltend ſein. Was man dabei unangenehm empfindet: daß die innere Fröhlichkeit den Menſchen fehlt und es ihnen an Gelde mangelt, das Bißchen Luſt, was ſie noch haben mögen, auszulaſſen. Die Großen ſind ökonomiſch und halten zurück, der Mittelmann unvermögend, das Volk lahm. An den letzten Tagen war ein unglaublicher Lärm, aber keine Herzensfreude. Der Himmel, ſo unendlich rein und ſchön, blickte ſo edel und unſchuldig auf dieſe Poſſen.

Da man aber doch das Nachbilden hier nicht laſſen kann, ſo ſind zur Luſt der Kinder Masken des Karnevals und Römiſche eigenthümliche Kleidungen gezeichnet, dann mit Farben angeſtrichen worden, da ſie denn ein fehlendes Kapitel des Orbis pictus den lieben Kleinen erſetzen mögen.

Ich benutze die Augenblicke zwiſchen dem Einpacken, um noch Einiges nachzuholen. Morgen gehen wir nach Neapel. Ich freue mich auf das Neue, das unausſprechlich ſchön ſein ſoll, und hoffe in jener paradieſiſchen Natur wieder neue Frei-

heit und Luft zu gewinnen, hier im ernſten Rom wieder an das Studium der Kunſt zu gehen.

Das Einpacken wird mir leicht; ich thue es mit leichterm Herzen als vor einem halben Jahre, da ich mich von Allem losloͤſte, was mir ſo lieb und werth war. Ja, es iſt ſchon ein halbes Jahr, und von den vier Monaten, in Rom zugebracht, habe ich keinen Augenblick verloren, welches zwar viel heißen will, aber doch nicht zu viel geſagt iſt.

Daß Iphigenia angekommen, weiß ich; moͤge ich am Fuße des Veſuv's erfahren, daß ihr eine gute Aufnahme zu Theil geworden!

Mit Tiſchbein, der einen ſo herrlichen Blick in Natur als Kunſt hat, dieſe Reiſe zu machen, iſt für mich von der groͤßten Wichtigkeit; doch koͤnnen wir als aͤchte Deutſche uns doch nicht losmachen von Vorſaͤzen und Ausſichten auf Arbeit. Das ſchoͤnſte Papier iſt gekauft, und wir nehmen uns vor, darauf zu zeichnen, obgleich die Menge, die Schoͤnheit und der Glanz der Gegenſtaͤnde hoͤchſt wahrſcheinlich unſerm guten Willen Grenzen ſetzt.

Eins habe ich über mich gewonnen: daß ich von meinen poetiſchen Arbeiten nichts mitnehme als Taſſo allein; zu ihm habe ich die beſte Hoffnung. Wüßt' ich nun, was Ihr zu Iphigenien ſagt, ſo koͤnnte mir dies zur Leitung dienen; denn es iſt doch eine aͤhnliche Arbeit, der Gegenſtand faſt noch beſchraͤnkter als jener und will im Einzelnen noch mehr ausgearbeitet ſein; doch weiß ich noch nicht, was es werden kann. Das Vorhandene muß ich ganz zerſtoͤren; das hat zu lange gelegen, und weder die Perſonen noch der Plan noch der Ton haben mit meiner jetzigen Anſicht die mindeſte Verwandtſchaft.

Beim Aufraͤumen fallen mir einige Eurer lieben Briefe in die Hand, und da treffe ich beim Durchleſen auf den Vorwurf, daß ich mir in meinen Briefen widerſpreche. Das kann ich zwar nicht merken (denn was ich geſchrieben habe, ſchicke ich gleich fort), es iſt mir aber ſelbſt ſehr wahrſcheinlich; denn ich werde von ungeheuern Maͤchten hin und wieder geworfen, und da iſt es wol natuͤrlich, daß ich nicht immer weiß, wo ich ſtehe.

Man erzaͤhlt von einem Schiffer, der, von einer ſtuͤrmiſchen Nacht auf der See uͤberfallen, nach Hauſe zu ſteuern trachtete. Sein Soͤhnchen, in der Finſterniß an ihn geſchmiegt, fragte: „Vater, was iſt denn das fuͤr ein naͤrriſches Lichtchen dort, das ich bald über uns, bald unter uns ſehe?“ Der Vater

verſprach ihm die Erklärung des andern Tags, und da fand es ſich, daß es die Flamme des Leuchtthurms geweſen, die einem von wilden Wogen auf- und niedergeſchaukelten Auge bald unten, bald oben erſchien.

Auch ich ſteure auf einem leidenſchaftlich bewegten Meere dem Hafen zu, und halte ich die Gluth des Leuchtthurms nur ſcharf im Auge, wenn ſie mir auch den Platz zu verändern ſcheint, ſo werde ich doch zuletzt am Ufer geneſen.

Bei der Abreiſe fällt Einem doch immer jedes frühere Scheiden und auch das künftige letzte unwillkürlich in den Sinn, und mir drängt ſich, diesmal ſtärker als ſonſt, dabei die Bemerkung auf, daß wir viel zu viel Veranſtalten machen, um zu leben; denn ſo kehren auch wir, Tiſchbein und ich, ſo vielen Herrlichkeiten, ſogar unſerm wohlausgeſtatteten eigenen Muſeum den Rücken. Da ſtehen nun drei Junonen zur Vergleichung neben einander, und wir verlaſſen ſie, als wenn's keine wäre.

Neapel.

Velletri, den 22. Februar Abends.

Bei guter Zeit sind wir hier angelangt. Schon vorgestern verfinsterte sich das Wetter, die schönen Tage hatten uns trübe gebracht; doch deuteten einige Luftzeichen, daß es sich wieder zum Guten bequemen werde, wie es denn auch eintraf. Die Wolken trennten sich nach und nach, hie und da erschien der blaue Himmel, und endlich beleuchtete die Sonne unsere Bahn. Wir kamen durch Albano, nachdem wir vor Genzano an dem Eingang eines Parks gehalten hatten, den Prinz Chigi, der Besitzer, auf eine wunderliche Weise hält, nicht unterhält, deshalb auch nicht will, daß sich Jemand darin umsehe. Hier bildet sich eine wahre Wildniß: Bäume und Gesträuche, Kräuter und Ranken wachsen, wie sie wollen, verderren, stürzen um, verfaulen; das ist Alles recht und nur desto besser. Der Platz vor dem Eingang ist unsäglich schön. Eine hohe Mauer schließt das Thal, eine vergitterte Pforte läßt hineinblicken, dann steigt der Hügel aufwärts, wo dann oben das Schloß liegt. Es gäbe das größte Bild, wenn es ein rechter Künstler unternähme.

Nun darf ich nicht weiter beschreiben und sage nur, daß, als wir von der Höhe die Gebirge von Sezza, die pontinischen Sümpfe, das Meer und die Inseln erblickten, daß in dem Moment ein starker Streifzug über die Sümpfe nach dem Meer zog, Licht und Schatten, abwechselnd und bewegt, die öde Fläche gar mannichfaltig belebten. Sehr schön wirkten hiezu mehrere von der Sonne erleuchtete Rauchsäulen, die aus zerstreuten, kaum sichtbaren Hütten emporstiegen.

Velletri liegt sehr angenehm auf einem vulkanischen Hügel,

der nur gegen Norden mit andern zusammenhängt, über drei Himmelsgegenden aber den freisten Anblick gewährt.

Nun besahen wir das Kabinet des Cavaliere Borgia, welcher, begünstigt durch die Verwandtschaft mit dem Kardinal und der Propaganda, treffliche Alterthümer und sonstige Merkwürdigkeiten hier zusammenstellen konnte: ägyptische Götzen, aus dem härtesten Steine gebildet, kleinere Metallfiguren früherer und späterer Zeit; in der Gegend ausgegrabene, aus Thon gebrannte, flach erhobene Bildwerke, durch welche veranlaßt man den alten Volkern einen eigenen Stil zuschreiben will.

Von allerlei andern Raritäten besitzt das Museum mancherlei. Ich merkte mir zwei chinesische Tuschkästchen, wo auf den Stüden des einen die ganze Zucht der Seidenwürmer, auf dem andern der Reisbau vorgestellt ist, Beides höchst naiv genommen und ausführlich gearbeitet. Das Kästchen sowie die Einwicklung desselben sind ausnehmend schön und dürfen sich neben dem von mir schon gelobten Buch auf der Bibliothek der Propaganda wohl sehen lassen.

Es ist freilich unverantwortlich, daß man diesen Schatz so nahe bei Rom hat und denselben nicht öfter besucht. Doch mag die Unbequemlichkeit einer jeden Ausflucht in diesen Gegenden und die Gewalt des Römischen Zauberkreises zur Entschuldigung dienen. Als wir nach der Herberge gingen, riefen uns einige vor ihren Hausthüren sitzende Weiber an, ob wir nicht auch Alterthümer zu kaufen Lust hätten, und als wir uns darnach sehr begierig erwiesen, holten sie alte Kessel, Feuerzange nebst anderm schlechten Hausgeräthe und wollten sich zu Tod lachen, uns angeführt zu haben. Als wir uns deshalb entrüsteten, brachte unser Führer die Sache wieder ins Gleiche; denn er versicherte, daß dieser Spaß hergebracht sei und daß alle Fremden denselben Tribut entrichten müßten.

Dies schreib' ich in einer sehr übeln Herberge und fühle in mir weder Kraft noch Behagen, weiter fortzufahren. Also die freundlichste gute Nacht!

Fondi, den 23. Februar Nachts.

Schon früh um drei Uhr waren wir auf dem Wege. Als es tagte, fanden wir uns in den pontinischen Sümpfen, welche kein so übles Ansehn haben, als man sie in Rom gemeiniglich

beschreibt. Man kann zwar ein so großes und weitläufiges Unternehmen, als die beabsichtigte Austrocknung ist, auf der Durchreise nicht beurtheilen; allein es scheint mir doch, daß die Arbeiten, welche der Papst angeordnet, die gewünschten Endzwecke wenigstens zum großten Theil erreichen werden. Man denke sich ein weites Thal, das sich von Norden nach Süden mit wenigem Falle hinzieht, ostwärts gegen die Gebirge zu vertieft, westwärts aber gegen das Meer zu erhöht liegt.

Der ganzen Länge nach in gerader Linie ist die alte Via Appia wiederhergestellt, an der rechten Seite derselben der Hauptkanal gezogen, und das Wasser fließt darin gelind hinab; dadurch ist das Erdreich der rechten Seite nach dem Meere zu ausgetrocknet und dem Feldbau überantwortet; so weit das Auge sehen kann, ist es bebaut oder könnte es werden, wenn sich Pächter fänden, einige Flecke ausgenommen, die allzu tief liegen.

Die linke Seite nach dem Gebirg zu ist schon schwerer zu behandeln. Zwar geben Querkanäle unter der Chaussee in den Hauptkanal; da jedoch der Boden gegen die Berge zu abfällt, so kann er auf diese Weise nicht vom Wasser befreit werden. Man will, sagt man, einen zweiten Kanal am Gebirge herführen. Große Strecken, besonders gegen Terracina, sind mit Weiden und Pappeln angeflogen.

Eine Poststation besteht aus einer bloßen langen Strohhütte. Tischbein zeichnete sie und genoß zur Belohnung dafür ein Vergnügen, das nur er völlig zu genießen weiß. Auf dem abgetrockneten Terrain hatte sich ein Schimmel losgemacht, der, sich seiner Freiheit bedienend, auf dem braunen Boden wie ein Lichtstrahl hin und wieder fuhr; wirklich war es ein herrlicher Anblick, durch Tischbein's Entzücken erst recht bedeutend.

Da, wo sonst der Ort Meza stand, hat der Papst ein großes und schönes Gebäude, als den Mittelpunkt der Fläche bezeichnend, aufrichten lassen. Der Anblick desselben vermehrt Hoffnung und Zutrauen für das ganze Unternehmen. Und so rückten wir immer fort, uns lebhaft unterhaltend, wohl eingedenk der Warnung, daß man auf diesem Wege nicht einschlafen dürfe. Und freilich erinnerte uns der blaue Dunst, der schon in dieser Jahreszeit in gewisser Höhe über dem Boden schwebte, an eine gefährliche Luftschicht. Desto erfreulicher und erwünschter war uns die Felsenlage von Terracina, und kaum hatten wir uns daran vergnügt, als wir das Meer gleich davor erblickten.

Kurz darauf ließ uns die andere Seite des Stadtberges ein Schauspiel neuer Vegetation sehen. Indianische Feigen trieben ihre großen, fetten Blätterkörper zwischen niedrigen, graulichgrünen Myrten, unter gelbgrünen Granatbäumen und fahlgrünen Olivenzweigen. Am Wege sahen wir neue, noch nie gesehene Bäumen und Sträuche. Narzissen und Adonis blühten auf den Wiesen. Man behält das Meer eine Zeit lang rechts, die Kalkfelsen aber bleiben links in der Nähe. Diese sind die Fortsetzung der Apenninen, welche sich von Tivoli herziehen und ans Meer anschließen, wovon sie, erst durch die Campagna di Roma, dann durch die Frascatanischen, Albanischen, Velletri'schen Vulkane und endlich durch die pontinischen Sümpfe getrennt wurden. Der Monte Circello, das Vorgebirg, Terracina gegenüber, wo die pontinischen Sümpfe sich endigen, mag gleichfalls aus gereihten Kalkfelsen bestehen.

Wir verließen das Meer und kamen bald in die reizende Ebene von Fondi. Dieser kleine Raum fruchtbaren und bebauten Erdreichs, von einem nicht allzu rauhen Gebirg umschlossen, muß Jedermann anlachen. Noch hängt die Mehrzahl der Orangen an den Bäumen, die Saat steht grün, durchaus Weizen; Oliven auf den Aeckern, das Städtchen im Grunde. Ein Palmbaum zeichnet sich aus und ward begrüßt. So viel für diesen Abend. Verzeihung der laufenden Feder! Ich muß schreiben, ohne zu denken, damit ich nur schreibe. Der Gegenstände sind zu viel, der Aufenthalt zu schlecht und doch meine Begierde allzu groß, Einiges dem Papiere anzuvertrauen. Mit einbrechender Nacht kamen wir an, und es ist nun Zeit, Ruhe zu suchen.

Sant' Agata, den 24. Februar Abends.

In einer kalten Kammer muß ich Nachricht von einem schönen Tage geben. Als wir aus Fondi herausfuhren, ward es eben helle, und wir wurden sogleich durch die über die Mauern hängenden Pomeranzen auf beiden Seiten des Wegs begrüßt. Die Bäume hängen so voll, als man sich's nur denken kann. Obenher ist das junge Laub gelblich, unten aber und in der Mitte von dem saftigsten Grün. Mignon hatte wohl Recht, sich dahin zu sehnen.

Dann fuhren wir durch wohl geackerte und bestellte Weizenfelder, in schicklichen Räumen mit Oliven bepflanzt. Der

Wind bewegte sie und brachte die silberne Unterfläche der Blätter ans Licht, die Aeste bogen sich leicht und zierlich. Es war ein grauer Morgen, ein starker Nordwind versprach alles Gewölk völlig zu vertreiben.

Dann zog der Weg im Thale hin, zwischen steinichten, aber gut gebauten Aeckern, die Saat vom schönsten Grün. An einigen Orten sah man geräumige, runde, gepflasterte Plätze, mit niedrigen Mäuerchen umgeben; hier drischt man die Frucht sogleich aus, ohne sie in Garben nach Hause zu fahren. Das Thal ward schmäler, der Weg ging bergan, Kalkfelsen standen nackt an beiden Seiten. Der Sturm war heftiger hinter uns her. Es fielen Graupeln, die sehr langsam thauten.

Einige Mauern antiker Gebäude mit netzförmiger Arbeit überraschten uns. Auf der Höhe sind die Plätze felsig, doch mit Olivenbäumen bepflanzt, wo nur das geringste Erdreich sie aufnehmen konnte. Nun über eine Plaine mit Oliven, sodann durch ein Städtchen. Eingemauert fanden wir nun Altäre, antike Grabsteine, Fragmente aller Art in den Gartenumriedigungen, dann trefflich gemauerte, jetzt aber mit Erdreich ausgefüllte Untergeschosse alter Landhäuser, nunmehr von Olivenwäldchen bewachsen. Dann erblickten wir den Vesuv, eine Rauchwolke auf seinem Scheitel.

Mola di Gaeta begrüßte uns abermals mit den reichsten Pomeranzenbäumen. Wir blieben einige Stunden. Die Bucht vor dem Städtchen gewährt eine der schönsten Aussichten, das Meer spült bis heran. Folgt das Auge dem rechten Ufer, und erreicht es zuletzt das Hornende des halben Mondes, so sieht man auf einem Felsen die Festung Gaeta in mäßiger Ferne. Das linke Horn erstreckt sich viel weiter; erst sieht man eine Reihe Gebirge, dann den Vesuv, dann die Inseln. Ischia liegt fast der Mitte gegenüber.

Hier fand ich am Ufer die ersten Seesterne und Seeigel ausgespült, ein schönes grünes Blatt wie das feinste Velinpapier, dann aber merkwürdige Geschiebe: am Häufigsten die gewöhnlichen Kalksteine, sodann aber auch Serpentin, Jaspis, Quarze, Kieselbreccien, Granite, Porphyre, Marmorarten, Glas von grüner und blauer Farbe. Die zuletzt genannten Steinarten sind schwerlich in dieser Gegend erzeugt, sind wahrscheinlich Trümmer alter Gebäude, und so sehen wir denn, wie die Welle vor unsern Augen mit den Herrlichkeiten der Vorwelt spielen darf. Wir verweilten gern und hatten unsere Lust an der

Natur der Menſchen, die ſich beinahe als Wilde betrugen. Von Mola ſich entfernend, hat man immer ſchöne Ausſicht, wenn ſich auch das Meer verliert. Der letzte Blick darauf iſt eine liebliche Seebucht, die gezeichnet ward. Nun folgt gutes Fruchtfeld, mit Aloen eingezäunt. Wir erblickten eine Waſſerleitung, die ſich vom Gebirg her nach unkenntlichen, verworrenen Ruinen zog.

Dann folgt die Ueberfahrt über den Fluß Garigliano. Man wandert ſodann durch ziemlich fruchtbare Gegenden auf ein Gebirg los. Nichts Auffallendes. Endlich der erſte vulkaniſche Aſchenhügel. Hier beginnt eine große, herrliche Gegend von Bergen und Gründen, über welche zuletzt Schneegipfel hervorragen. Auf der nähern Höhe eine lange, wohl in die Augen fallende Stadt. In dem Thal liegt Sant' Agata, ein anſehnlicher Gaſthof, wo ein lebhaftes Feuer in einem Kamin, das als Kabinet angelegt iſt, brannte. Indeſſen iſt unſere Stube kalt, keine Fenſter, nur Läden, und ich eile zu ſchließen.

Neapel, den 25. Februar.

Endlich auch hier glücklich und mit guten Vorbedeutungen angekommen. Von der Tagesreiſe nur ſo viel: Sant' Agata verließen wir mit Sonnenaufgang; der Wind blies heftig hinter uns her, und dieſer Nordoſt hielt den ganzen Tag an. Erſt Nachmittag ward er Herr von den Wolken; wir litten von Kälte.

Unſer Weg ging wieder durch und über vulkaniſche Hügel, wo ich nur noch wenige Kalkfelſen zu bemerken glaubte. Endlich erreichten wir die Plaine von Capua, bald darnach Capua ſelbſt, wo wir Mittag hielten. Nachmittag that ſich ein ſchönes, flaches Feld vor uns auf. Die Chauſſee geht breit zwiſchen grünen Weizenfeldern durch; der Weizen iſt wie ein Teppich und wol ſpannenhoch. Pappeln ſind reihenweis auf den Feldern gepflanzt, hoch ausgezweigt und Wein hinangezogen. So geht es bis Neapel hinein. Ein klarer, herrlich loderer Boden und gut bearbeitet. Die Weinſtöcke von ungewöhnlicher Stärke und Höhe, die Ranken wie Netze von Pappel zu Pappel ſchwebend.

Der Veſuv blieb uns immer zur linken Seite, gewaltſam dampfend, und ich war ſtill für mich erfreut, daß ich dieſen merkwürdigen Gegenſtand endlich auch mit Augen ſah. Der

Himmel ward immer klarer, und zuletzt schien die Sonne recht heiß in unsere enge rollende Wohnung. Bei ganz rein heller Atmosphäre kamen wir Neapel näher, und nun fanden wir uns wirklich in einem andern Lande. Die Gebäude mit flachen Dächern deuten auf eine andere Himmelsgegend; inwendig mögen sie nicht sehr freundlich sein. Alles ist auf der Straße, sitzt in der Sonne, so lange sie scheinen will. Der Neapolitaner glaubt im Besitz des Paradieses zu sein und hat von den nördlichen Ländern einen sehr traurigen Begriff. „Sempre neve, case di legno, gran ignoranza, ma danari assai." Solch ein Bild machen sie sich von unserm Zustande. Zur Erbauung sämmtlicher deutschen Völkerschaften heißt diese Charakteristik übersetzt: „Immer Schnee, hölzerne Häuser, große Unwissenheit, aber Geld genug."

Neapel selbst kündigt sich froh, frei und lebhaft an, unzählige Menschen rennen durch einander; der König ist auf der Jagd, die Königin guter Hoffnung, und so kann's nicht besser geben.

Neapel, Montag den 26. Februar.

Alla Locanda del Sgr. Moriconi al Largo del Castello. Unter dieser ebenso heiter als prächtig klingenden Aufschrift würden uns Briefe aus allen vier Theilen der Welt nunmehr auffinden. In der Gegend des am Meere liegenden großen Kastells erstreckt sich eine große Weitung, die man, obgleich von allen vier Seiten mit Häusern umgeben, nicht Platz, sondern Weite (Largo) genannt hat, wahrscheinlicherweise von den ersten Zeiten her, da dieses noch ein unbegrenztes Feld war. Hier nun tritt an der einen Seite ein großes Eckhaus herein, und wir faßten Fuß in einem geräumigen Eckſaale, der einen freien und frohen Ueberblick über die immer bewegte Fläche gewährt. Ein eiserner Balken zieht sich außen an mehreren Fenstern vorbei, selbst um die Ecke hin. Man würde davon nicht wegkommen, wenn der scharfe Wind nicht äußerst fühlbar wäre.

Der Saal ist munter dekorirt, besonders aber die Decke, deren Arabesken in hundert Abtheilungen schon die Nähe von Pompeji und Herkulanum verkünden. Das wäre nun Alles schön und gut, aber keine Feuerstätte, kein Kamin ist zu be-

merken, und der Februar übt denn doch auch hier seine Rechte. Ich sehnte mich nach einiger Erwärmung.

Man brachte mir einen Dreifuß, von der Erde dergestalt erhöht, daß man die Hände bequem drüber halten konnte. Auf demselben war ein flaches Becken befestigt; dieses enthielt ganz zarte glühende Kohlen, gar glatt mit Asche bedeckt. Hier gilt es nun haushältisch sein, wie wir es in Rom schon gelernt. Mit dem Ohr eines Schlüssels zieht man von Zeit zu Zeit die oberflächliche Asche behutsam weg, so daß von den Kohlen wieder etwas an die freie Luft gelange. Wollte man jedoch ungeduldig die Gluth aufwühlen, so würde man einen Augenblick größere Wärme spüren, aber sehr bald die ganze Gluth erstickt haben, da denn das Becken abermals gegen Erlegung einer gewissen Summe zu füllen wäre.

Ich befand mich nicht ganz wohl und hätte freilich mehr Bequemlichkeit gewünscht. Eine Schilfmatte diente gegen die Einflüsse des Eisrichs; Pelze sind nicht gewöhnlich, und ich entschloß mich, eine Schifferkutte, die wir aus Scherz mitgenommen hatten, anzuziehen, die mir gute Dienste leistete, besonders nachdem ich sie mit einem Kofferstrick um den Leib befestigt hatte, da ich mir denn als Mittelding zwischen Matrosen und Kapuziner sehr komisch vorkommen mußte. Tischbein, der von Besuchen bei Freunden zurückkehrte, konnte sich des Lachens nicht enthalten.

Neapel, den 27. Februar.

Gestern bracht' ich den Tag in Ruhe zu, um eine kleine körperliche Unbequemlichkeit erst abzuwarten; heute ward geschwelgt und die Zeit mit Anschauung der herrlichsten Gegenstände zugebracht. Man sage, erzähle, male, was man will, hier ist mehr als Alles. Die Ufer, Buchten und Busen des Meeres, der Vesuv, die Stadt, die Vorstädte, die Kastelle, die Lustträume! Wir sind auch noch Abends in die Grotte des Posilippo gegangen, da eben die untergehende Sonne zur andern Seite hereinschien. Ich verzieh es Allen, die in Neapel von Sinnen kommen, und erinnerte mich mit Rührung meines Vaters, der einen unauslöschlichen Eindruck besonders von den Gegenständen, die ich heut zum ersten Mal sah, erhalten hatte. Und wie man sagt, daß Einer, dem ein Gespenst erschienen,

nicht wieder froh wird, so konnte man umgekehrt von ihm sagen, daß er nie ganz unglücklich werden konnte, weil er sich immer wieder nach Neapel dachte. Ich bin nun nach meiner Art ganz stille und mache nur, wenn's gar zu toll wird, große, große Augen.

Neapel, den 28. Februar.

Heute besuchten wir Philipp Hackert, den berühmten Landschaftsmaler, der eines besondern Vertrauens, einer vorzüglichen Gnade des Königs und der Königin genießt. Man hat ihm einen Flügel des Palasts Francavilla eingeräumt, den er mit Künstlergeschmack möblirt ließ und mit Zufriedenheit bewohnt. Es ist ein sehr bestimmter, kluger Mann, der bei unausgesetztem Fleiß das Leben zu genießen versteht.

Dann gingen wir ans Meer und sahen allerlei Fische und wunderliche Gestalten aus den Wellen ziehen. Der Tag war herrlich, die Tramontane leidlich.

Neapel, den 1. März.

Schon in Rom hatte man meinem eigensinnigen Einsiedlersinne, mehr als mir lieb war, eine gesellige Seite abgewonnen. Freilich scheint es ein wunderlich Beginnen, daß man in die Welt geht, um allein bleiben zu wollen. So hatte ich denn auch dem Fürsten von Waldeck nicht widerstehen können, der mich aufs Freundlichste einlud und durch Rang und Einfluß mir Theilnahme an manchem Guten verschaffte. Kaum waren wir in Neapel angekommen, wo er sich schon eine Zeit lang aufhielt, als er uns einladen ließ, mit ihm eine Fahrt nach Pozzuoli und der anliegenden Gegend zu machen. Ich dachte heute schon auf den Vesuv; Tischbein aber nöthigt mich zu jener Fahrt, die, an und für sich angenehm, bei dem schönsten Wetter, in Gesellschaft eines so vollkommenen und unterrichteten Fürsten sehr viel Freude und Nutzen verspricht. Auch haben wir schon in Rom eine schöne Dame geheißen nebst ihrem Gemahl, von dem Fürsten unzertrennlich; diese soll gleichfalls von der Partie sein, und man hofft alles Erfreuliche.

Auch bin ich dieſer edlen Geſellſchaft durch frühere Unterhaltung genauer bekannt. Der Fürſt nämlich fragte bei unſerer erſten Bekanntſchaft, womit ich mich jetzt beſchäftige, und meine Iphigenia war mir ſo gegenwärtig, daß ich ſie einen Abend umſtändlich genug erzählen konnte. Man ging drauf ein; aber ich glaubte doch zu merken, daß man etwas Lebhafteres, Wilderes von mir erwartet hatte.

Abends.

Von dem heutigen Tage wäre ſchwerlich Rechenſchaft zu geben. Wer hat es nicht erfahren, daß die flüchtige Leſung eines Buchs, das ihn unwiderſtehlich fortriß, auf ſein ganzes Leben den größten Einfluß hatte und ſchon die Wirkung entſchied, zu der Wiederleſen und ernſtliches Betrachten kaum in der Folge mehr hinzuthun konnte! So ging es mir einſt mit Sakontala; und geht es uns mit bedeutenden Menſchen nicht gleicherweiſe? Eine Waſſerfahrt bis Pozzuoli, leichte Landfahrten, heitere Spaziergänge durch die wunderſamſte Gegend von der Welt. Unterm reinſten Himmel der unſicherſte Boden. Trümmer undenkbarer Wohlhäbigkeit zerläſtert und unerfreulich. Siedende Waſſer, Schwefel aushauchende Grüfte, dem Pflanzenleben widerſtrebende Schlackenberge, kahle, widerliche Räume und dann doch zuletzt eine immer üppige Vegetation, eingreifend, wo ſie nur irgend vermag, ſich über alles Ertödtete erhebend um Landſeen und Bäche umher, ja den herrlichſten Eichwald an den Wänden eines alten Kraters behauptend.

Und ſo wird man zwiſchen Natur- und Völkerereigniſſen hin- und wiedergetrieben. Man wünſcht zu denken und fühlt ſich dazu zu ungeſchickt. Indeſſen lebt der Lebendige luſtig fort, woran wir es denn auch nicht fehlen ließen. Gebildete Perſonen, der Welt und ihrem Weſen angehörend, aber auch durch ernſtes Geſchick gewarnt, zu Betrachtungen aufgelegt. Unbegrenzter Blick über Land, Meer und Himmel, zurückgerufen in die Nähe einer liebenswürdigen jungen Dame, Huldigung anzunehmen gewohnt und geneigt.

Unter allem dieſem Taumel jedoch verfehlt' ich nicht, Manches anzumerken. Zu künftiger Redaktion wird die an Ort und

Stelle benannte Karte und eine flüchtige Zeichnung von Tischbein die beste Hülfe geben; heute ist mir nicht möglich, auch nur das Mindeste hinzuzufügen.

Neapel, den 2. März.

Daß kein Neapolitaner von seiner Stadt weichen will, daß ihre Dichter von der Glückseligkeit der hiesigen Lage in gewaltigen Hyperbeln singen, ist ihnen nicht zu verdenken, und wenn auch noch ein paar Vesuve in der Nachbarschaft ständen. Man mag sich hier an Rom gar nicht zurückerinnern; gegen die hiesige freie Lage kommt Einem die Hauptstadt der Welt im Tibergrunde wie ein altes, übel placirtes Kloster vor.

Das See- und Schiffwesen gewährt auch ganz neue Zustände. Die Fregatte nach Palermo ging mit reiner, starker Tramontane gestern ab. Diesmal hat sie gewiß nicht über sechsunddreißig Stunden auf der Fahrt zugebracht. Mit welcher Sehnsucht sah ich den vollen Segeln nach, als das Schiff zwischen Capri und Capo Minerva durchfuhr und endlich verschwand! Wenn man Jemand Geliebtes so fortfahren sähe, müßte man vor Sehnsucht sterben! Jetzt weht der Scirocco; wenn der Wind stärker wird, werden die Wellen um den Molo lustig genug sein.

Heute als an einem Freitage war die große Spazierfahrt des Adels, wo Jeder seine Equipagen, besonders Pferde producirt. Man kann unmöglich etwas Zierlicheres sehen als diese Geschöpfe hier; es ist das erste Mal in meinem Leben, daß mir das Herz gegen sie aufgeht.

Neapel, den 3. März.

Den zweiten März bestieg ich den Vesuv, obgleich bei trübem Wetter und umwölktem Gipfel. Fahrend gelangt' ich nach Resina, sodann auf einem Maulthiere den Berg zwischen Weingärten hinauf; nun zu Fuß über die Lava vom Jahre Einundsiebenzig, die schon feines, aber schlechtes Moos auf sich erzeugt hatte; dann an der Seite der Lava her. Die Hütte des Einsiedlers blieb mir links auf der Höhe. Ferner den Aschenberg hinauf, welches eine saure Arbeit ist. Zwei Drittheile dieses Gipfels waren mit

Wolken bedeckt. Endlich erreichten wir den alten, nun ausgefüllten Krater, fanden die neuen Laven von zwei Monaten, vierzehn Tagen, ja eine schwache von fünf Tagen schon erkaltet. Wir stiegen über sie an einem erst aufgeworfenen vulkanischen Hügel hinauf; er dampfte aus allen Enden. Der Rauch zog von uns weg, und ich wollte nach dem Krater gehen. Wir waren ungefähr funfzig Schritte in den Dampf hinein, als er so stark wurde, daß ich kaum meine Schuhe sehen konnte. Das Schnupftuch vorgehalten half nichts; der Führer war mir auch verschwunden, die Tritte auf den ausgeworfenen Lavabröckchen unsicher; ich fand für gut, umzukehren und mir den gewünschten Anblick auf einen heitern Tag und verminderten Rauch zu sparen. Indeß weiß ich doch auch, wie schlecht es sich in solcher Atmosphäre Athem holt.

Uebrigens war der Berg ganz still; weder Flamme noch Brausen noch Steinwurf, wie er doch die ganze Zeit her trieb. Ich habe ihn nun rekognoscirt, um ihn förmlich, sobald das Wetter gut werden will, zu belagern.

Die Laven, die ich fand, waren mir meist bekannte Gegenstände. Ein Phänomen hab' ich aber entdeckt, das mir sehr merkwürdig schien und das ich näher untersuchen, nach welchem ich mich bei Kennern und Sammlern erkundigen will. Es ist eine tropfsteinförmige Bekleidung einer vulkanischen Esse, die ehemals zugewölbt war, jetzt aber aufgeschlagen ist und aus dem alten, nun ausgefüllten Krater herausragt. Dieses feste, grauliche, tropfsteinförmige Gestein scheint mir durch Sublimation der allerfeinsten vulkanischen Ausdünstungen ohne Mitwirkung von Feuchtigkeit und ohne Schmelzung gebildet worden zu sein; es giebt zu weitern Gedanken Gelegenheit.

Heute, den dritten März, ist der Himmel bedeckt, und ein Scirocco weht; zum Posttage gutes Wetter.

Sehr gemischte Menschen, schöne Pferde und wunderliche Fische habe ich hier übrigens schon genug gesehen.

Von der Lage der Stadt und ihren Herrlichkeiten, die so oft beschrieben und belebt sind, kein Wort. Vedi Napoli e poi muori! sagen sie hier. „Siehe Neapel und stirb!"

Hier schick' ich einige gedrängte Blätter als Nachricht von dem Einstande, den ich hier gegeben. Auch ein an der Ecke

angeschmauchtes Couvert Eures letzten Briefes, zum Zeugniß, daß er mit auf dem Vesuv gewesen. Doch muß ich Euch nicht, weder im Traume noch im Wachen, von Gefahr umgeben erscheinen; seid versichert, da, wo ich gehe, ist nicht mehr Gefahr als auf der Chaussee nach Belvedere. „Die Erde ist überall des Herrn!“ kann man wohl bei dieser Gelegenheit sagen. Ich suche keine Abenteuer aus Verwitz noch Sonderbarkeit; aber weil ich meist klar bin und dem Gegenstand bald seine Eigenthümlichkeit abgewinne, so kann ich mehr thun und wagen als ein Anderer. Nach Sizilien ist's nichts weniger als gefährlich. Vor einigen Tagen fuhr die Fregatte nach Palermo mit günstigem Nordostwind ab; sie ließ Capri rechts und hat gewiß den Weg in sechsunddreißig Stunden zurückgelegt. Trüben sieht es auch in der Wirklichkeit nicht so gefährlich aus, als man es in der Ferne zu machen beliebt.

Vom Erdbeben spürt man jetzt im untern Theile von Italien gar nichts, im obern ward neulich Rimini und nahliegende Orte beschädigt. Es hat wunderliche Launen; man spricht hier davon wie von Wind und Wetter und in Thüringen von Feuersbrünsten.

Mich freut, daß Ihr nun mit der neuen Bearbeitung der Iphigenia Euch befreundet; noch lieber wäre mir's, wenn Euch der Unterschied fühlbarer geworden wäre. Ich weiß, was ich daran gethan habe, und darf davon reden, weil ich es noch weiter treiben könnte. Wenn es eine Freude ist, das Gute zu genießen, so ist es eine größere, das Bessere zu empfinden, und in der Kunst ist das Beste gut genug.

Neapel, den 5. März.

Den zweiten Fastensonntag benutzten wir, von Kirche zu Kirche zu wandern. Wie in Rom Alles höchst ernsthaft ist, so treibt sich hier Alles lustig und wohlgemuth. Auch die Neapolitanische Malerschule begreift man nur zu Neapel. Hier sieht man mit Verwunderung die ganze Vorderseite einer Kirche von unten bis oben gemalt, über der Thüre Christus, der die Käufer und Verkäufer zum Tempel hinaustreibt, welche zu beiden Seiten, munter und zierlich, erschreckt die Treppen herunterpurzeln. Innerhalb einer andern Kirche ist der Raum über dem Eingang reichhaltig mit einem Freskogemälde geziert, die Vertrei-

bung Heliodor's vorſtellend. Luca Giordano mußte ſich freilich ſputen, um ſolche Flächen auszufüllen. Auch die Kanzel iſt nicht immer wie anderwärts ein Katheder, Lehrſtuhl für eine einzelne Perſon, ſondern eine Galerie, auf welcher ich einen Kapuziner hin- und herſchreiten und bald von dem einen, bald von dem andern Ende dem Volk ſeine Sündhaftigkeit vorhalten ſah. Was wäre da nicht Alles zu erzählen!

Aber weder zu erzählen noch zu beſchreiben iſt die Herrlichkeit einer Vollmondnacht, wie wir ſie genoſſen, durch die Straßen, über die Plätze wandelnd, auf der Chiaja, dem unermeßlichen Spaziergang, ſodann am Meeresufer hin und wieder. Es übernimmt Einen wirklich das Gefühl von Unendlichkeit des Raums. So zu träumen iſt denn doch der Mühe werth.

Von einem trefflichen Manne, den ich dieſe Tage kennen gelernt, muß ich kürzlich das Allgemeinſte erwähnen. Es iſt Ritter Filangieri, bekannt durch ſein Werk über die Geſetzgebung. Er gehört zu den ehrwürdigen jungen Männern, welche das Glück der Menſchen und eine löbliche Freiheit derſelben im Auge behalten. An ſeinem Betragen kann man den Soldaten, den Ritter und Weltmann erkennen; gemildert iſt jedoch dieſer Anſtand durch den Ausdruck eines zarten ſittlichen Gefühls, welches, über die ganze Perſon verbreitet, aus Wort und Weſen gar anmuthig hervorleuchtet. Auch er iſt ſeinem Könige und deſſen Königreich im Herzen verbündet, wenn er auch nicht Alles billigt, was geſchieht; aber auch er iſt gedrückt durch die Furcht vor Joſeph II. Das Bild eines Despoten, wenn es auch nur in der Luft ſchwebt, iſt edlen Menſchen ſchon fürchterlich. Er ſprach mit mir ganz offen, was Neapel von Jenem zu fürchten habe. Er unterhält ſich gern über Montesquieu, Beccaria, auch über ſeine eigenen Schriften, Alles in demſelben Geiſte des beſten Wollens und einer herzlichen jugendlichen Luſt, das Gute zu wirken. Er mag noch in den Dreißigen ſtehen.

Gar bald machte er mich mit einem alten Schriftſteller bekannt, an deſſen unergründlicher Tiefe ſich dieſe neuern italiäniſchen Geſetzfreunde höchlich erquicken und erbauen; er

heißt Johann Baptista Vico; sie ziehen ihn dem Montesquieu vor. Bei einem flüchtigen Ueberblick des Buches, das sie mir als ein Heiligthum mittheilten, wollte mir scheinen, hier seien sibyllinische Vorahnungen des Guten und Rechten, das einst kommen soll oder sollte, gegründet auf ernste Betrachtungen des Ueberlieferten und des Lebens. Es ist gar schön, wenn ein Volk solch einen Aeltervater besitzt; den Deutschen wird einst Hamann ein ähnlicher Rodex werden.

Neapel, den 6. März.

Obgleich ungern, doch aus treuer Geselligkeit, begleitete Tischbein mich heute auf den Vesuv. Ihm, dem bildenden Künstler, der sich nur immer mit den schönsten Menschen- und Thierformen beschäftigt, ja das Ungeformte selbst, Felsen und Landschaften, durch Sinn und Geschmack vermenschlicht, ihm wird eine solche furchtbare, ungestalte Aufhäufung, die sich immer wieder selbst verzehrt und allem Schönheitsgefühl den Krieg ankündigt, ganz abscheulich vorkommen.

Wir fuhren auf zwei Kaleschen, weil wir uns als Selbstführer durch das Gewühl der Stadt nicht durchzuwinden getrauten. Der Fahrende schreit unaufhörlich: „Platz, Platz!" damit Esel, Holz oder Kehricht Tragende, entgegenrollende Kaleschen, lastschleppende oder freiwandelnde Menschen, Kinder und Greise sich vorsehen, ausweichen, ungehindert aber der scharfe Trab fortgesetzt werde.

Der Weg durch die äußersten Vorstädte und Gärten sollte schon auf etwas Plutonisches hindeuten. Denn da es lange nicht geregnet, waren von dickem, aschgrauem Staube die von Natur immergrünen Blätter überdeckt, alle Dächer, Gurtgesimse, und was nur irgend eine Fläche bot, gleichfalls übergraut, so daß nur der herrliche blaue Himmel und die hereinscheinende mächtige Sonne ein Zeugniß gab, daß man unter den Lebendigen wandle.

Am Fuße des steilen Hanges empfingen uns zwei Führer, ein älterer und ein jüngerer, beides tüchtige Leute. Der erste schleppte mich, der zweite Tischbein den Berg hinauf. Sie schleppten, sage ich: denn ein solcher Führer umgürtet sich mit einem ledernen Riemen, in welchen der Reisende greift und,

hinaufwärts gezogen, ſich an einem Stabe auf ſeinen eigenen Füßen deſto leichter emporbilft. So erlangten wir die Fläche, über welcher ſich der Kegelberg erhebt, gegen Norden die Trümmer der Somma.

Ein Blick weſtwärts über die Gegend nahm wie ein heilſames Bad alle Schmerzen der Anſtrengung und alle Müdigkeit hinweg, und wir umkreiſten nunmehr den immer qualmenden, Stein und Aſche auswerfenden Kegelberg. So lange der Raum geſtattete, in gehöriger Entfernung zu bleiben, war es ein großes, geiſterhebendes Schauſpiel. Erſt ein gewaltſamer Donner, der aus dem tiefſten Schlunde herwertönte, ſodann Steine, größere und kleinere, zu Tauſenden in die Luft geſchleudert, von Aſchenwolken eingehüllt. Der größte Theil fiel in den Schlund zurück. Die andern, nach der Seite zu getriebenen Brocken, auf die Außenſeite des Kegels niederfallend, machten ein wunderbares Geräuſch: erſt plumpten die ſchwerern und hüpften mit dumpfem Getön an die Kegelſeite hinab, die geringern klapperten hinterdrein, und zuletzt rieſelte die Aſche nieder. Dieſes Alles geſchah in regelmäßigen Pauſen, die wir durch ein ruhiges Zählen ſehr wohl abmeſſen konnten.

Zwiſchen der Somma und dem Kegelberge ward aber der Raum enge genug; ſchon fielen mehrere Steine um uns her und machten den Umgang unerfreulich. Tischbein fühlte ſich nunmehr auf dem Berge noch verdrießlicher, da dieſes Ungethüm, nicht zufrieden, häßlich zu ſein, auch noch gefährlich werden wollte.

Wie aber durchaus eine gegenwärtige Gefahr etwas Reizendes hat und den Widerſpruchsgeiſt im Menſchen aufferbert, ihr zu trotzen, ſo bedachte ich, daß es möglich ſein müſſe, in der Zwiſchenzeit von zwei Eruptionen den Kegelberg hinauf an den Schlund zu gelangen und auch in dieſem Zeitraum den Rückweg zu gewinnen. Ich rathſchlagte hierüber mit den Führern unter einem überhängenden Felſen der Somma, wo wir, in Sicherheit gelagert, uns an den mitgebrachten Vorräthen erquickten. Der Jüngere getraute ſich das Wageſtuck mit mir zu beſtehen; unſere Hutköpfe fütterten wir mit leinenen und ſeidenen Tüchern, wir ſtellten uns bereit, die Stäbe in der Hand, ich ſeinen Gürtel faſſend.

Noch klapperten die kleinen Steine um uns herum, noch rieſelte die Aſche, als der rüſtige Jüngling mich ſchon über das glühende Gerölle hinaufriß. Hier ſtanden wir an dem

ungeheuern Rachen, deſſen Rauch eine leiſe Luft von uns ablenkte, aber zugleich das Innere des Schlundes verhüllte, der ringsum aus tauſend Ritzen dampfte. Durch einen Zwiſchenraum des Qualmes erblickte man hie und da geborſtene Felſenwände. Der Anblick war weder unterrichtend noch erfreulich; aber eben deswegen, weil man nichts ſah, verweilte man, um etwas herauszuſehen. Das ruhige Zählen war verſäumt; wir ſtanden auf einem ſcharfen Rande vor dem ungeheuern Abgrund. Auf einmal erſcholl der Donner, die furchtbare Ladung flog an uns vorbei: wir duckten uns unwillkürlich, als wenn uns das vor den niederſtürzenden Maſſen gerettet hätte; die kleinern Steine klapperten ſchon, und wir, ohne zu bedenken, daß wir abermals eine Pauſe vor uns hatten, froh, die Gefahr überſtanden zu haben, kamen mit der noch rieſelnden Aſche am Fuße des Kegels an, Hüte und Schultern genugſam eingeäſchert.

Von Tiſchbein aufs Freundlichſte empfangen, geſcholten und erquickt, konnte ich nun den ältern und neuern Laven eine beſondere Aufmerkſamkeit widmen. Der benannte Führer wußte genau die Zahrgänge zu bezeichnen. Aeltere waren ſchon mit Aſche bedeckt und ausgeglichen, neuere, beſonders die langſam gefloſſenen boten einen ſeltſamen Anblick: denn indem ſie, fortſchleichend, die auf ihrer Oberfläche erſtarrten Maſſen eine Zeit lang mit ſich hinſchleppen, ſo muß es doch begegnen, daß dieſe von Zeit zu Zeit ſtecken, aber, von den Gluthſtrömen noch fortbewegt, über einander geſchoben, wunderbar zackig erſtarrt verharren, ſeltſamer als im ähnlichen Fall die über einander getriebenen Eisſchollen. Unter dieſem geſchmolzenen wüſten Weſen fanden ſich auch große Blöcke, welche, angeſchlagen, auf dem friſchen Bruch einer Urgebirgsart völlig ähnlich ſehen. Die Führer behaupteten, es ſeien alte Laven des tiefſten Grundes, welche der Berg manchmal auswerfe.

Auf unſerer Rückkehr nach Neapel wurden mir kleine Häuſer merkwürdig, einſtöckig, ſonderbar gebaut, ohne Fenſter, die Zimmer nur durch die auf die Straße gehende Thüre erleuchtet. Von früher Tageszeit bis in die Nacht ſitzen die Bewohner davor, da ſie ſich denn zuletzt in ihre Höhlen zurückziehen.

Die auf eine etwas verſchiedene Weiſe am Abend tumultuirende Stadt entlockte mir den Wunſch, einige Zeit hier verweilen zu können, um das bewegliche Bild nach Kräften zu entwerfen. Es wird mir nicht ſo wohl werden.

Neapel, Mittwoch den 7. März.

Und so hat mir diese Woche Tischbein redlich einen großen Theil der Kunstschätze von Neapel gezeigt und ausgelegt. Er, ein trefflicher Thierkenner und -Zeichner, machte mich schon früher aufmerksam auf einen Bierdeckel von Erz im Palast Colobrano. Wir gingen heute dahin. Dieser Kunstrest steht gerade der Thorfahrt gegenüber im Hofe, in einer Nische über einem Brunnen und jetzt in Erstaunen; was muß das Haupt erst, mit den übrigen Gliedern zu einem Ganzen verbunden, für Wirkung gethan haben! Das Pferd im Ganzen war viel größer als die auf der Markuskirche; auch läßt hier das Haupt, näher und einzeln beschaut, Charakter und Kraft nur desto deutlicher erkennen und bewundern. Der prächtige Stirnknochen, die schnaubende Nase, die aufmerkenden Ohren, die starre Mähne! ein mächtig aufgeregtes, kräftiges Geschöpf.

Wir kehrten uns um, eine weibliche Statue zu bemerken, die über dem Thorwege in einer Nische stand. Sie wird für die Nachbildung einer Tänzerin schon von Winckelmann gehalten, wie denn solche Künstlerinnen in lebendiger Bewegung auf das Mannichfaltigste dasjenige vorstellen, was die bildenden Meister uns als erstarrte Nymphen und Göttinnen aufbewahren. Sie ist sehr leicht und schön; der Kopf war abgebrochen, ist aber gut wieder aufgesetzt, übrigens nichts daran verkehrt, und verdiente wol einen bessern Platz.

Neapel, den 9. März.

Heute erhalte ich die liebsten Briefe vom 16. Februar. Schreibet nur immer fort! ich habe meine Zwischenposten wohl bestellt und werde es auch thun, wenn ich weiter gehen sollte. Gar sonderbar kommt es mir vor, in so großer Entfernung zu lesen, daß die Freunde nicht zusammenkommen; und doch ist oft nichts natürlicher, als daß man nicht zusammenkommt, wenn man so nahe beisammen ist.

Das Wetter hat sich verdunkelt, es ist im Wechseln; das Frühjahr tritt ein, und wir werden Regentage haben. Noch ist der Gipfel des Vesuv's nicht heiter geworden, seit ich droben war. Diese letzten Nächte sah man ihn manchmal flammen, jetzt hält er wieder inne; man erwartet stärkern Ausbruch.

Die Stürme dieser Tage haben uns ein herrliches Meer gezeigt; da ließen sich die Wellen in ihrer würdigen Art und Gestalt studiren. Die Natur ist doch das einzige Buch, das auf allen Blättern großen Gehalt bietet. Dagegen giebt mir das Theater gar keine Freude mehr. Sie spielen hier in der Fasten geistliche Opern, die sich von den weltlichen in gar nichts unterscheiden, als daß keine Ballette zwischen den Akten eingeschaltet sind, übrigens aber so bunt als möglich. Im Theater San Carlo führen sie auf Zerstörung von Jerusalem durch Nebukadnezar. Mir ist es ein großer Gucklasten; es scheint, ich bin für solche Dinge verdorben.

Heute waren wir mit dem Fürsten von Waldeck auf Capo di Monte, wo die große Sammlung von Gemälden, Münzen u. dgl. sich befindet, nicht angenehm aufgestellt, doch leidbare Sachen. Wir bestimmen und bestätigen sich nunmehr so viele Traditionsbegriffe. Was von Münzen, Gemmen, Vasen einzeln wie die gestutzten Zitronenbäume nach Norden kommt, sieht in Masse hier ganz anders aus, da wo diese Schätze einheimisch sind; denn wo Werke der Kunst rar sind, giebt auch die Rarität ihnen einen Werth; hier lernt man nur das Würdige schätzen.

Sie bezahlen jetzt großes Geld für die etruriſchen Vasen, und gewiß finden sich schöne und treffliche Stücke darunter; kein Reisender, der nicht etwas davon besitzen wollte. Man schlägt sein Geld nicht so hoch an als zu Hause; ich fürchte selbst, noch verführt zu werden.

Das ist das Angenehme auf Reisen, daß auch das Gewöhnliche durch Neuheit und Ueberraschung das Ansehn eines Abenteuers gewinnt. Als ich von Capo di Monte zurückkam, machte ich noch einen Abendbesuch bei Filangieri, wo ich auf dem Kanapee neben der Hausfrau ein Frauenzimmer sitzend fand, deren Aeußeres mir nicht zu dem vertraulichen Betragen zu passen schien, dem sie sich ganz ohne Zwang hingab. In einem leichten, gestreiften, seidenen Häubchen, den Kopf wunderlich aufgeputzt, sah die kleine, niedliche Figur einer Putzmacherin ähnlich, die, für die Zierde Anderer sorgend, ihrem eigenen Aussehn wenig Aufmerksamkeit schenkt. Sie sind so gewohnt, ihre Arbeit bezahlt zu sehen, daß sie nicht begreifen, wie sie für

ſich ſelbſt etwas gratis thun ſollen. Durch meinen Eintritt ließ ſie ſich in ihrem Plaudern nicht ſtören und brachte eine Menge poſſierliche Geſchichten vor, welche ihr dieſer Tage begegnet oder vielmehr durch ihre Strudeleien veranlaßt worden.

Die Dame vom Hauſe wollte mir auch zum Wort verhelfen, ſprach über die herrliche Lage von Capo di Monte und die Schätze daſelbſt. Das muntere Weibchen dagegen ſprang in die Höhe und war, auf ihren Füßen ſtehend, noch artiger als zuvor. Sie empfahl ſich, rannte nach der Thüre und ſagte mir im Vorbeigehn: „Filangieris kommen dieſe Tage zu mir zu Tiſche; ich beſſe Sie auch zu ſehen!“ Fort war ſie, ehe ich noch zuſagen konnte. Nun vernahm ich, es ſei die Prinzeſſin ***, mit dem Hauſe nah verwandt. Filangieris waren nicht reich und lebten in anſtändiger Einſchränkung. So dacht' ich mir das Prinzeßchen auch, da ohnehin ſolche hohe Titel in Neapel nicht ſelten ſind. Ich merkte mir den Namen, Tag und Stunde und zweifelte nicht, mich am rechten Orte zu gehöriger Zeit einzufinden.

Neapel, Sonntag den 11. März.

Da mein Aufenthalt in Neapel nicht lange dauern wird, ſo nehme ich gleich die entferntern Punkte zuerſt, das Nähere giebt ſich. Mit Tiſchbein fuhr ich nach Pompeji, da wir denn alle die herrlichen Anſichten links und rechts neben uns liegen ſahen, welche, durch ſo manche landſchaftliche Zeichnung uns wohl bekannt, nunmehr in ihrem zuſammenhängenden Glanze erſchienen. Pompeji ſetzt Jedermann wegen ſeiner Enge und Kleinheit in Verwunderung. Schmale Straßen, obgleich gerade und an der Seite mit Schrittplatten verſehen, kleine Häuſer ohne Fenſter, aus den Höfen und offenen Galerien die Zimmer nur durch die Thüren erleuchtet. Selbſt öffentliche Werke, die Bank am Thor, der Tempel, ſodann auch eine Villa in der Nähe, mehr Modell und Puppenſchrank als Gebäude. Dieſe Zimmer, Gänge und Galerien aber aufs Heiterſte gemalt, die Wandflächen einförmig, in der Mitte ein ausführliches Gemälde, jetzt meiſt ausgebrochen, an Kanten und Enden leichte und geſchmackvolle Arabesken, aus welchen ſich auch wol niedliche Kinder- und Nymphengeſtalten entwickeln, wenn an einer andern

Stelle aus mächtigen Blumengewinden wilde und zahme Thiere hervordringen. Und so deutet der jetzige ganz wüste Zustand einer erst durch Stein- und Aschenregen bedeckten, dann aber durch die Aufgrabenden geplünderten Stadt auf eine Kunst- und Bilderlust eines ganzen Volkes, von der jetzt der eifrigste Liebhaber weder Begriff noch Gefühl noch Bedürfniß hat.

Bedenkt man die Entfernung dieses Orts vom Vesuv, so kann die bedeckende vulkanische Masse weder durch ein Schleudern noch durch einen Windstoß hieher getrieben sein; man muß sich vielmehr vorstellen, daß diese Steine und Asche eine Zeit lang wolkenartig in der Luft geschwebt, bis sie endlich über diesem unglücklichen Orte niedergegangen.

Wenn man sich nun dieses Ereigniß noch mehr versinnlichen will, so denke man allenfalls ein eingeschneites Bergdorf. Die Räume zwischen den Gebäuden, ja die zerdrückten Gebäude selbst wurden ausgefüllt, allein Mauerwerk mochte hie und da noch herausstehen, als früher oder später der Hügel zu Weinbergen und Gärten benutzt wurde. So hat nun gewiß mancher Eigenthümer, auf seinem Antheil niedergrabend, eine bedeutende Vorlese gehalten. Mehrere Zimmer fand man leer und in der Ecke des einen einen Haufen Asche, der mancherlei kleines Hausgeräthe und Kunstarbeiten versteckte.

Den wunderlichen, halb unangenehmen Eindruck dieser mumisirten Stadt wuschen wir wieder aus den Gemüthern, als wir, in der Laube zunächst des Meeres in einem geringen Gasthof sitzend, ein frugales Mahl verzehrten und uns an der Himmelsbläue, an des Meeres Glanz und Licht ergetzten, in Hoffnung, wenn dieses Fleckchen mit Weinlaub bedeckt sein würde, uns hier wiederzusehen und uns zusammen zu ergetzen.

Näher an der Stadt fielen mir die kleinen Häuser wieder auf, die als vollkommene Nachbildungen der Pompejanischen dasteben. Wir erbaten uns die Erlaubniß, in eins hineinzutreten, und fanden es sehr reinlich eingerichtet. Nett geflechtene Rohrstühle, eine Kommode, ganz vergoldet, mit bunten Blumen staffirt und lackirt, so daß nach so vielen Jahrhunderten, nach unzähligen Veränderungen diese Gegend ihren Bewohnern ähnliche Lebensart und Sitte, Neigungen und Liebhabereien einflößt.

Neapel, Montag den 12. März.

Heute ſchlich ich beobachtend, meiner Weiſe nach, durch die Stadt und notirte mir viele Punkte zu dereinſtiger Schilderung derſelben, davon ich leider gegenwärtig nichts mittheilen kann. Alles deutet dahin, daß ein glückliches, die erſten Bedürfniſſe reichlich anbietendes Land auch Menſchen von glücklichem Naturell erzeugt, die ohne Kümmerniß erwarten können, der morgende Tag werde bringen, was der heutige gebracht, und deshalb ſorgenlos dahinleben. Augenblickliche Befriedigung, mäßiger Genuß, vorübergehender Leiden heiteres Dulden! Von dem letztern ein artiges Beiſpiel.

Der Morgen war kalt und feuchtlich, es hatte wenig geregnet. Ich gelangte auf einen Platz, wo die großen Quadern des Pflaſters reinlich gekehrt erſchienen. Zu meiner großen Verwunderung ſah ich auf dieſem völlig ebenen, gleichen Boden eine Anzahl zerlumpter Knaben im Kreiſe kauzend, die Hände gegen den Boden gewendet, als wenn ſie ſich wärmten. Erſt hielt ich's für eine Poſſe; als ich aber ihre Mienen völlig ernſthaft und beruhigt ſah wie bei einem befriedigten Bedürfniß, ſo ſtrengte ich meinen Scharfſinn möglichſt an, er wollte mich aber nicht begünſtigen. Ich mußte daher fragen, was denn dieſe Aeffchen zu der ſonderbaren Poſitur verleite und ſie in dieſen regelmäßigen Kreis verſammle.

Hierauf erfuhr ich, daß ein anwohnender Schmied auf dieſer Stelle eine Radſchiene heiß gemacht, welches auf folgende Weiſe geſchieht. Der eiſerne Reif wird auf den Boden gelegt und auf ihn im Kreiſe ſo viel Eichenſpäne gehäuft, als man nöthig hält, ihn bis auf den erforderlichen Grad zu erweichen. Das entzündete Holz brennt ab, die Schiene wird uns Rad gelegt und die Aſche ſorgfältig weggekehrt. Die dem Pflaſter mitgetheilte Wärme benutzen ſogleich die kleinen Huronen und rühren ſich nicht eher von der Stelle, als bis ſie den letzten warmen Hauch ausgeſogen haben. Beiſpiele ſolcher Genügſamkeit und aufmerkſamen Benutzens deſſen, was ſonſt verloren ginge, giebt es hier unzählige. Ich finde in dieſem Volk die lebhafteſte und geiſtreichſte Induſtrie, nicht um reich zu werden, ſondern um ſorgenfrei zu leben.

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
GOETHE,J.W.
3-598-50924-3
FN. 16564/451

Abends.

Damit ich ja zur bestimmten Zeit heute bei dem wunderlichen Prinzeßchen wäre und das Haus nicht verfehlte, berief ich einen Lohnbedienten. Er brachte mich vor das Hofthor eines großen Palastes, und da ich ihr keine so prächtige Wohnung zutraute, buchstabirte ich ihm noch einmal aufs Deutlichste den Namen; er versicherte, daß ich recht sei. Nun fand ich einen geräumigen Hof einsam und still, reinlich und leer, von Haupt- und Seitengebäuden umgeben. Bauart die bekannte heitere Neapolitanische, so auch die Färbung. Gegen mir über ein großes Portal und eine breite, gelinde Treppe. An beiden Seiten derselben hinaufwärts in kostbarer Livree Bedienten gereiht, die sich, wie ich an ihnen vorbeistieg, aufs Tiefste bückten. Ich schien mir der Sultan in Wieland's Feenmärchen und faßte mir nach dessen Beispiel ein Herz. Nun empfingen mich die höhern Hausbedienten, bis endlich der anständigste die Thüre eines großen Saals eröffnete, da sich denn ein Raum vor mir aufthat, den ich ebenso heiter, aber auch so menschenleer fand als das Uebrige. Beim Auf- und Abgehen erblickte ich in einer Seitengalerie, etwa für vierzig Personen, prächtig, dem Ganzen gemäß eine Tafel bereitet. Ein Weltgeistlicher trat herein; ohne mich zu fragen, wer ich sei, noch woher ich komme, nahm er meine Gegenwart als bekannt an und sprach von den allgemeinsten Dingen.

Ein Paar Flügelthüren thaten sich auf, hinter einem ältlichen Herrn, der hereintrat, gleich wieder verschlossen. Der Geistliche ging auf ihn los, ich auch; wir begrüßten ihn mit wenigen höflichen Worten, die er mit beilenden, stotternden Tönen erwiderte, so daß ich mir keine Silbe des hottentottischen Dialekts enträthseln konnte. Als er sich ans Kamin gestellt, zog sich der Geistliche zurück und ich mit ihm. Ein stattlicher Benediktiner trat herein, begleitet von einem jüngern Gefährten; auch er begrüßte den Wirth, auch er wurde angebellt, worauf er sich denn zu uns ans Fenster zurückzog. Die Ordensgeistlichen, besonders die eleganter gekleideten, haben in der Gesellschaft die größten Vorzüge; ihre Kleidung deutet auf Demuth und Entsagung, indem sie ihnen zugleich entschiedene Würde verleiht. In ihrem Betragen können sie, ohne sich wegzuwerfen, unterwürfig erscheinen und dann, wenn sie wieder stracks auf ihren Hüften stehen, kleidet sie eine gewisse Selbstgefälligkeit

sogar wohl, welche man allen übrigen Ständen nicht zu Gute geben ließe. So war dieser Mann. Ich fragte nach Monte Cassino; er lud mich dahin und versprach mir die beste Aufnahme. Indessen hatte sich der Saal bevölkert: Offiziere, Hofleute, Weltgeistliche, ja sogar einige Kapuziner waren gegenwärtig. Vergebens suchte ich nach einer Dame, und daran sollte es denn auch nicht fehlen. Abermals ein Paar Flügelthüren thaten sich auf und schlossen sich. Eine alte Dame war hereingetreten, wohl noch älter als der Herr, und nun gab mir die Gegenwart der Hausfrau die völlige Versicherung, daß ich in einem fremden Palast, unbekannt völlig den Bewohnern sei. Schon wurden die Speisen aufgetragen und ich hielt mich in der Nähe der geistlichen Herren, um mit ihnen in das Paradies des Tafelzimmers zu schlüpfen, als auf einmal Filangieri mit seiner Gemahlin hereintrat, sich entschuldigend, daß er sich verspätet habe. Kurz darauf sprang Prinzeßchen auch in den Saal, fuhr unter Knixen, Beugungen, Kopfnicken an Allen vorbei auf mich los. „Es ist recht schön, daß Sie Wort halten!" rief sie. „Setzen Sie sich bei Tafel zu mir, Sie sollen die besten Bissen haben. Warten Sie nur! Ich muß mir erst den rechten Platz aussuchen, dann setzen Sie sich gleich an mich." So aufgefordert, folgte ich den verschiedenen Winkelzügen, die sie machte, und wir gelangten endlich zum Sitze, die Benediktiner gerade gegen uns über, Filangieri an meiner andern Seite. „Das Essen ist durchaus gut," sagte sie, „alles Fastenspeisen, aber ausgesucht; das Beste will ich Ihnen andeuten. Jetzt muß ich aber die Pfaffen scheren. Die Kerls kann ich nicht ausstehen; sie fuchsen unserm Hause tagtäglich etwas ab. Was wir haben, sollten wir selbst mit Freunden verzehren!"

Die Suppe war herumgegeben, der Benediktiner aß mit Anstand. „Bitte sich nicht zu genieren, Hochwürden", rief sie aus; „ist etwa der Löffel zu klein? Ich will einen größern holen lassen; die Herren sind ein tüchtiges Maulvoll gewohnt." Der Pater versetzte: es sei in ihrem fürstlichen Hause Alles so vortrefflich eingerichtet, daß ganz andere Gäste als er eine vollkommenste Zufriedenheit empfinden würden.

Von den Pastetchen nahm sich der Pater nur eins; sie rief ihm zu: er möchte doch ein halb Dutzend nehmen! Blätterteig, wisse er ja, verdaue sich leicht genug. Der verständige Mann nahm noch ein Pastetchen, für die gnädige Attention dankend, als habe er den lästerlichen Scherz nicht vernommen.

Und so mußte ihr auch bei einem derbern Backwerk Gelegenheit werden, ihre Bosheit auszulassen; denn als der Pater ein Stück anstach und es auf seinen Teller zog, rollte ein zweites nach. „Ein drittes," rief sie, „Herr Pater! Sie scheinen einen guten Grund legen zu wollen!" — „Wenn so vortreffliche Materialien gegeben sind, hat der Baumeister leicht arbeiten!" versetzte der Pater.

Und so ging es immerfort, ohne daß sie eine andere Pause gemacht hätte, als mir gewissenhaft die besten Bissen zuzutheilen. Ich sprach indessen mit meinem Nachbar von den ernstesten Dingen. Ueberhaupt habe ich Filangieri nie ein gleichgültiges Wort reden hören. Er gleicht darin wie in manchem Andern unserm Freunde Georg Schlosser, nur daß er als Neapolitaner und Weltmann eine weichere Natur und einen bequemern Umgang hat.

Diese ganze Zeit war den geistlichen Herren von dem Muthwillen meiner Nachbarin keine Ruhe gegönnt, besonders gaben ihr die zur Fastenzeit in Fleischgestalt verwandelten Fische unerschöpflichen Anlaß, gott- und sittenlose Bemerkungen anzubringen, besonders aber auch die Fleischeslust hervorzuheben und zu billigen, daß man sich wenigstens an der Form ergetze, wenn auch das Wesen verboten sei.

Ich habe mir noch mehr solcher Scherze gemerkt, die ich jedoch mitzutheilen nicht Muth habe. Dergleichen mag sich im Leben und aus einem schönen Munde noch ganz erträglich ausnehmen, schwarz auf weiß dagegen wollen sie mir selbst nicht mehr gefallen. Und dann hat freche Verwegenheit das Eigene, daß sie in der Gegenwart erfreut, weil sie in Erstaunen setzt; erzählt aber erscheint sie uns beleidigend und widerlich.

Das Dessert war aufgetragen, und ich fürchtete, nun gehe es immer so fort; unerwartet aber wandte sich meine Nachbarin ganz beruhigt zu mir und sagte: „Den Syrakuser sollen die Pfaffen in Ruhe verschlucken; es gelingt mir doch nicht, einen zu Tode zu ärgern, nicht einmal, daß ich ihnen den Appetit verderben könnte. Nun lassen Sie uns ein vernünftiges Wort reden! Denn was war das wieder für ein Gespräch mit Filangieri! Der gute Mann! er macht sich viel zu schaffen. Schon oft habe ich ihm gesagt: ‚Wenn Ihr neue Gesetze macht, so müssen wir uns wieder neue Mühe geben, um auszusinnen, wie wir auch die zunächst übertreten können, bei den alten haben wir es schon weg.' Sehen Sie nur einmal, wie schön

Neapel ist! Die Menschen leben seit so vielen Jahren sorglos und vergnügt, und wenn von Zeit zu Zeit einmal Einer gehängt wird, so geht alles Uebrige seinen herrlichen Gang.“ Sie that mir hierauf den Vorschlag, ich solle nach Sorrento gehen, wo sie ein großes Gut habe; ihr Hausbesmeister werde mich mit den besten Fischen und dem köstlichsten Milchkalbfleisch (Mungana) herausfüttern. Die Bergluft und die himmlische Aussicht sollten mich von aller Phlebsorbie kuriren; dann wollte sie selbst kommen, und von den sämmtlichen Runzeln, die ich ohnehin zu früh einreißen lasse, solle keine Spur übrig bleiben; wir wollten zusammen ein recht lustiges Leben führen.

Neapel, den 13. März.

Auch heute schreib' ich einige Worte, damit ein Brief den andern treibe. Es geht mir gut, doch seh' ich weniger, als ich sollte. Der Ort inspirirt Nachlässigkeit und gemächlich Leben; indessen wird mir das Bild der Stadt nach und nach runder.

Sonntag waren wir in Pompeji. Es ist viel Unheil in der Welt geschehen, aber wenig, das den Nachkommen so viel Freude gemacht hätte. Ich weiß nicht leicht etwas Interessanteres. Die Häuser sind klein und eng, aber alle inwendig aufs Zierlichste gemalt. Das Stadtthor merkwürdig, mit den Gräbern gleich daran. Das Grab einer Priesterin als Bank im Halbzirkel, mit steinerner Lehne, daran die Inschrift mit großen Buchstaben eingegraben. Ueber die Lehne hinaus sieht man das Meer und die untergehende Sonne. Ein herrlicher Platz, des schönen Gedankens werth.

Wir fanden gute, muntere Neapolitanische Gesellschaft daselbst. Die Menschen sind durchaus natürlich und leicht gestimmt. Wir aßen zu Torre dell' Annunziata, zunächst des Meeres tafelnd. Der Tag war höchst schön, die Aussicht nach Castell a Mare und Sorrento nah und köstlich. Die Gesellschaft fühlte sich so recht an ihrem Wohnplatz; Einige meinten, es müsse ohne den Anblick des Meers doch gar nicht zu leben sein. Mir ist schon genug, daß ich das Bild in der Seele habe, und mag nun wol gelegentlich wieder in das Bergland zurückkehren.

Glücklicherweise ist ein sehr treuer Landschaftsmaler hier, der das Gefühl der freien und reichen Umgebung seinen Blättern mittheilt. Er hat schon Einiges für mich gearbeitet.

Die Vesuvianischen Produkte hab' ich auch nun gut studirt; es wird doch Alles anders, wenn man es in Verbindung sieht. Eigentlich sollt' ich den Rest meines Lebens auf Beobachtung wenden; ich würde Manches auffinden, was die menschlichen Kenntnisse vermehren dürfte. Herder'n bitte zu melden, daß meine botanischen Aufklärungen weiter und weiter gehen; es ist immer dasselbe Prinzip, aber es gehörte ein Leben dazu, um es durchzuführen. Vielleicht bin ich noch im Stande, die Hauptlinien zu ziehen.

Nun freu' ich mich auf das Museum von Portici. Man sieht es sonst zuerst, wir werden es zuletzt sehen. Noch weiß ich nicht, wie es weiter mit mir werden wird: Alles will mich auf Ostern nach Rom zurück haben. Ich will es ganz gehen lassen. Angelika hat aus meiner Iphigenia ein Bild zu malen unternommen; der Gedanke ist sehr glücklich, und sie wird ihn trefflich ausführen: den Moment, da sich Orest in der Nähe der Schwester und des Freundes wiederfindet. Das, was die drei Personen hinter einander sprechen, hat sie in eine gleichzeitige Gruppe gebracht und jene Worte in Geberden verwandelt. Man sieht auch hieran, wie zart sie fühlt und wie sie sich zuzueignen weiß, was in ihr Fach gehört. Und es ist wirklich die Achse des Stücks.

Lebt wohl und liebt mich! Hier sind mir die Menschen alle gut, wenn sie auch nichts mit mir anzufangen wissen; Tischbein dagegen befriedigt sie besser, er malt ihnen Abends gleich einige Köpfe in Lebensgröße vor, wobei und worüber sie sich wie Neuseeländer bei Erblickung eines Kriegsschiffes geberden. Hievon sogleich die lustige Geschichte.

Tischbein hat nämlich die große Gabe, Götter- und Heldengestalten in Lebensgröße und drüber mit der Feder zu umreißen. Er schraffirt wenig hinein und legt mit einem breiten Pinsel den Schatten tüchtig an, so daß der Kopf rund und erhaben dasteht. Die Beiwohnenden schauten mit Verwunderung, wie das so leicht ablief, und freuten sich recht herzlich darüber. Nun kam es ihnen in die Finger, auch so malen zu wollen; sie faßten die Pinsel und — malten sich Bärte wechselsweis und besudelten sich die Gesichter. Ist darin nicht etwas Ursprüngliches der Menschengattung? Und es war eine gebildete Gesell-

ſchaft in dem Hauſe eines Mannes, der ſelbſt recht wacker zeichnet und malt. Man macht ſich von dieſem Geſchlecht keine Begriffe, wenn man ſie nicht geſehen hat.

Caſerta, Mittwoch den 14. März.

Bei Hackert in ſeiner höchſt behaglichen Wohnung, die ihm in dem alten Schloſſe gegönnt iſt. Das neue freilich ein ungeheurer Palaſt, escurialartig, ins Viereck gebaut, mit mehreren Höfen, königlich genug. Die Lage außerordentlich ſchön auf der fruchtbarſten Ebene von der Welt, und doch erſtrecken ſich die Gartenanlagen bis ans Gebirge. Da führt nun ein Aquädukt einen ganzen Strom heran, um Schloß und Gegend zu tränken, und die ganze Waſſermaſſe kann, auf künſtlich angelegte Felſen geworfen, zur herrlichſten Kaskade gebildet werden. Die Gartenanlagen ſind ſchön und gehören recht in eine Gegend, welche ganz Garten iſt.

Das Schloß, wahrhaft königlich, ſchien mir nicht genug belebt, und Unſereinem können die ungeheuern leeren Räume nicht behaglich vorkommen. Der König mag ein ähnliches Gefühl haben; denn es iſt im Gebirge für eine Anlage geſorgt, die, enger an den Menſchen ſich anſchließend, zur Jagd- und Lebensluſt geeignet iſt.

Caſerta, Donnerſtag den 15. März.

Hackert wohnt im alten Schloſſe gar behaglich; es iſt räumlich genug für ihn und Gäſte. Immerfort beſchäftigt mit Zeichnen oder Malen, bleibt er doch geſellig und weiß die Menſchen an ſich zu ziehen, indem er einen Jeden zu ſeinem Schüler macht. Auch mich hat er ganz gewonnen, indem er mit meiner Schwäche Geduld hat, vor allen Dingen auf Beſtimmtheit der Zeichnung, ſodann auf Sicherheit und Klarheit der Haltung dringt. Drei Tinten ſtehen, wenn er tuſcht, immer bereit, und indem er von hinten hervorarbeitet und eine nach der andern braucht, ſo entſteht ein Bild, man weiß nicht, woher es kommt. Wenn es nur ſo leicht auszuführen wäre, als es ausſieht. Er ſagte zu mir mit ſeiner gewöhnlichen beſtimmten Aufrichtigkeit: „Sie haben Anlage, aber Sie können nichts machen. Bleiben Sie achtzehn Monat bei mir, ſo ſollen Sie

etwas hervorbringen, was Jenen und Andern Freude macht." Ist das nicht ein Text, über den man allen Dilettanten eine ewige Predigt halten sollte? Was sie mir fruchtet, wollen wir erleben.

Von dem besondern Vertrauen, womit ihn die Königin beehrt, zeugt nicht allein, daß er den Prinzessinnen praktischen Unterricht giebt, sondern vorzüglich, daß er über Kunst, und was daran grenzt, Abends öfters zu belehrender Unterhaltung gerufen wird. Er legt dabei Sulzer's Wörterbuch zum Grunde, woraus er nach Belieben und Ueberzeugung einen oder den andern Artikel wählt.

Ich mußte das billigen und dabei über mich selbst lächeln. Welch ein Unterschied ist nicht zwischen einem Menschen, der sich von innen aus auferbauen, und einem, der auf die Welt wirken und sie zum Hausgebrauch belehren will! Sulzer's Theorie war mir wegen ihrer falschen Grundmaxime immer verhaßt, und nun sah ich, daß dieses Werk noch viel mehr enthielt, als die Leute brauchen. Die vielen Kenntnisse, die hier mitgetheilt werden, die Denkart, in welcher ein so wackerer Mann als Sulzer sich beruhigte, sollten die nicht für Weltleute hinreichend sein?

Mehrere vergnügte und bedeutende Stunden brachten wir bei dem Restaurator Andreä zu, welcher, von Rom berufen, auch hier in dem alten Schlosse wohnt und seine Arbeiten, für die sich der König interessirt, emsig fortsetzt. Von seiner Gewandtheit, alte Bilder wiederherzustellen, darf ich zu erzählen nicht anfangen, weil man zugleich die schwere Aufgabe und die glückliche Lösung, womit sich diese eigene Handwerkskunst beschäftigt, entwickeln müßte.

Caserta, den 16. März.

Die lieben Briefe vom 19. Februar kommen heute mir zur Hand, und gleich soll ein Wort dagegen abgehen. Wie gerne mag ich, an die Freunde denkend, zur Besinnung kommen!

Neapel ist ein Paradies, Jedermann lebt in einer Art von trunkener Selbstvergessenheit. Mir geht es ebenso; ich erkenne mich kaum, ich scheine mir ein ganz anderer Mensch. Gestern dacht' ich: „Entweder Du warst sonst toll, oder Du bist es jetzt."

Die Reste des alten Capua, und was sich daran knüpft, hab' ich nun von hier aus auch besucht.

In dieser Gegend lernt man erst verstehen, was Vegetation ist und warum man den Acker baut. Der Lein ist schon nah am Blühen und der Weizen anderthalb Spannen hoch. Um Caserta das Land völlig eben, die Aecker so gleich und klar gearbeitet wie Gartenbeete. Alles mit Pappeln besetzt, an denen sich die Rebe hinaufschlingt, und ungeachtet solcher Beschattung trägt der Boden noch die vollkommenste Frucht. Wenn nun erst das Frühjahr mit Gewalt eintritt! Bisher haben wir bei schöner Sonne sehr kalte Winde gehabt; das macht der Schnee in den Bergen.

In vierzehn Tagen muß sich's entscheiden, ob ich nach Sizilien gehe. Noch nie bin ich so sonderbar in einem Entschluß hin- und hergezogen worden. Heute kommt etwas, das mir die Reise anräth, morgen ein Umstand, der sie abräth. Es streiten sich zwei Geister um mich.

Im Vertrauen zu den Freundinnen allein, nicht daß es die Freunde vernehmen! Ich merke wohl, daß es meiner Iphigenia wunderlich gegangen ist; man war die erste Form so gewohnt, man kannte die Ausdrücke, die man sich bei öfterm Hören und Lesen zugeeignet hatte; nun klingt das Alles anders, und ich sehe wohl, daß im Grunde mir Niemand für die unendlichen Bemühungen dankt. So eine Arbeit wird eigentlich nie fertig, man muß sie für fertig erklären, wenn man nach Zeit und Umständen das Möglichste gethan hat.

Doch das soll mich nicht abschrecken, mit Tasso eine ähnliche Operation vorzunehmen. Lieber würf' ich ihn ins Feuer; aber ich will bei meinem Entschluß beharren, und da es einmal nicht anders ist, so wollen wir ein wunderlich Werk daraus machen. Deshalb ist mir's ganz angenehm, daß es mit dem Abdruck meiner Schriften so langsam geht. Und dann ist es doch wieder gut, sich in einiger Ferne vom Setzer bedroht zu sehen. Wunderlich genug, daß man zu der freisten Handlung doch einige Nöthigung erwartet, ja fordert!

Wenn man in Rom gern studiren mag, so will man hier nur leben; man vergißt sich und die Welt, und für mich ist es eine wunderliche Empfindung, nur mit genießenden Menschen umzugehen. Der Ritter Hamilton, der noch immer als

englischer Gesandter hier lebt, hat nun nach so langer Kunstliebhaberei, nach so langem Naturstudium den Gipfel aller Natur- und Kunstfreude in einem schönen Mädchen gefunden. Er hat sie bei sich, eine Engländerin von etwa zwanzig Jahren. Sie ist sehr schön und wohlgebaut. Er hat ihr ein griechisch Gewand machen lassen, das sie trefflich kleidet; dazu löst sie ihre Haare auf, nimmt ein paar Shawls und macht eine Abwechselung von Stellungen, Geberden, Mienen ꝛc., daß man zuletzt wirklich meint, man träume. Man schaut, was so viele tausend Künstler gerne geleistet hätten, hier ganz fertig, in Bewegung und überraschender Abwechselung. Stehend, knieend, sitzend, liegend, ernst, traurig, neckisch, ausschweifend, putzsüchtig, lockend, drohend, ängstlich ꝛc., Eins folgt aufs Andere und aus dem Andern. Sie weiß zu jedem Ausdruck die Falten des Schleiers zu wählen, zu wechseln und macht sich hundert Arten von Kopfputz mit denselben Tüchern. Der alte Ritter hält das Licht dazu und hat mit ganzer Seele sich diesem Gegenstand ergeben. Er findet in ihr alle Antiken, alle schönen Profile der sizilianischen Münzen, ja den Belvedere'schen Apoll selbst. So viel ist gewiß, der Spaß ist einzig! Wir haben ihn schon zwei Abende genossen. Heute früh malt sie Tischbein.

Vom Personal des Hofs und den Verhältnissen, was ich erfahren und kombinirt, muß erst geprüft und geordnet werden. Heute ist der König auf die Wolfsjagd; man hofft wenigstens fünfe zu erlegen.

Neapel, den 17. März.

Wenn ich Worte schreiben will, so stehen mir immer Bilder vor Augen des fruchtbaren Landes, des freien Meeres, der duftigen Inseln, des rauchenden Berges, und mir fehlen die Organe, das Alles darzustellen.

Hier zu Lande begreift man erst, wie es dem Menschen einfallen konnte, das Feld zu bauen, hier, wo der Acker Alles bringt, und wo man drei bis fünf Ernten des Jahres hoffen kann. In den besten Jahren will man auf demselben Acker dreimal Mais gebaut haben.

Ich habe viel gesehen und noch mehr gedacht; die Welt eröffnet sich mehr und mehr; auch Alles, was ich schon lange weiß, wird mir erst eigen. Welch ein früh wissendes und spät übendes Geschöpf ist doch der Mensch!

Nur Schade, daß ich nicht in jedem Augenblick meine Beobachtungen mittheilen kann; zwar ist Tischbein mit mir, aber als Mensch und Künstler wird er von tausend Gedanken hin- und hergetrieben, von hundert Personen in Anspruch genommen. Seine Lage ist eigen und wunderbar; er kann nicht freien Theil an eines Andern Existenz nehmen, weil er sein eigenes Bestreben so eingeengt fühlt.

Und doch ist die Welt nur ein einfach Rad, in dem ganzen Umkreise sich gleich und gleich, das uns aber so wunderlich vorkommt, weil wir selbst mit herumgetrieben werden.

Was ich mir immer sagte, ist eingetroffen: daß ich so manche Phänomene der Natur und manche Verworrenheiten der Meinungen erst in diesem Lande verstehen und entwickeln lerne. Ich fasse von allen Seiten zusammen und bringe viel zurück, auch gewiß viel Vaterlandsliebe und Freude am Leben mit wenigen Freunden.

Ueber meine sizilianische Reise halten die Götter noch die Wage in Händen; das Zünglein schlägt herüber und hinüber.

Wer mag der Freund sein, den man mir so geheimnißvoll ankündigt? Daß ich ihn nur nicht über meiner Irr- und Inselfahrt versäume!

Die Fregatte von Palermo ist wieder zurück, heut über acht Tage geht sie abermals von hier ab; ob ich noch mitsegele, zur Charwoche nach Rom zurückkehre, weiß ich nicht. Noch nie bin ich so unentschieden gewesen; ein Augenblick, eine Kleinigkeit mag entscheiden.

Mit den Menschen geht mir es schon besser; man muß sie nur mit dem Krämergewicht, keineswegs mit der Goldwage wiegen, wie es leider sogar oft Freunde unter einander aus hypochondrischer Grille und seltsamer Anforderung zu thun pflegen.

Hier wissen die Menschen gar nichts von einander, sie merken kaum, daß sie neben einander hin- und herlaufen; sie rennen den ganzen Tag in einem Paradiese hin und wieder, ohne sich viel umzusehen, und wenn der benachbarte Höllenschlund zu toben anfängt, bist man sich mit dem Blute des heiligen Januarius, wie sich die übrige Welt gegen Tod und Teufel auch wohl mit — Blute bilft oder helfen möchte.

Zwischen einer so unzählbaren und rastlos bewegten Menge durchzugehen, ist gar merkwürdig und heilsam. Wie Alles durcheinanderströmt und doch jeder Einzelne Weg und Ziel findet! In so großer Gesellschaft und Bewegung fühl' ich mich erst recht still und einsam; je mehr die Straßen toben, desto ruhiger werd' ich.

Manchmal gedenke ich Rousseau's und seines hypochondrischen Jammers, und doch wird mir begreiflich, wie eine so schöne Organisation verschoben werden konnte. Fühlt' ich nicht solchen Antheil an den natürlichen Dingen und säh' ich nicht, daß in der scheinbaren Verwirrung hundert Beobachtungen sich vergleichen und ordnen lassen, wie der Feldmesser mit einer durchgezogenen Linie viele einzelne Messungen probirt, ich hielte mich oft selbst für toll.

Neapel, den 18. März.

Nun durften wir nicht länger säumen, Herkulanum und die ausgegrabene Sammlung in Portici zu sehen. Jene alte Stadt, am Fuße des Vesuv's liegend, war vollkommen mit Lava bedeckt, die sich durch nachfolgende Ausbrüche erhöhte, so daß die Gebäude jetzt sechzig Fuß unter der Erde liegen. Man entdeckte sie, indem man einen Brunnen grub und auf getäfelte Marmorfußboden traf. Jammerschade, daß die Ausgrabung nicht durch deutsche Bergleute recht planmäßig geschehen; denn gewiß ist bei einem zufällig-räuberischen Nachwühlen manches edle Alterthum vergeudet worden. Man steigt sechzig Stufen hinunter in eine Gruft, wo man das ehemals unter freiem Himmel stehende Theater bei Fackelschein anstaunt und sich erzählen läßt, was Alles da gefunden und hinaufgeschafft worden.

In das Museum traten wir, wohl empfohlen und wohl empfangen; doch war auch uns irgend etwas aufzuzeichnen nicht erlaubt. Vielleicht gaben wir nur desto besser Acht und versetzten uns desto lebhafter in die verschwundene Zeit, wo alle diese Dinge zu lebendigem Gebrauch und Genuß um die Eigenthümer umherstanden. Jene kleinen Häuser und Zimmer in Pompeji erschienen mir nun zugleich enger und weiter: enger, weil ich sie mir von so viel würdigen Gegenständen vollgedrängt dachte, weiter, weil gerade diese Gegenstände nicht blos als nothdürftig vorhanden, sondern, durch bildende Kunst aufs Geistreichste und Anmuthigste verziert und belebt, den Sinn erfreuen und erweitern, wie es die größte Hausgeräumigkeit nicht thun könnte.

Man sieht z. B. einen herrlich geformten Eimer, oben mit dem zierlichsten Rande; näher beschaut, schlägt sich dieser Rand von zwei Seiten in die Höhe, man faßt die verbundenen Halbkreise als Handhabe und trägt das Gefäß auf das Bequemste. Die Lampen sind nach Anzahl ihrer Dochte mit Masken und Rankenwerk verziert, so daß jede Flamme ein wirkliches Kunstgebilde erleuchtet. Hohe, schlanke eherne Gestelle sind bestimmt, die Lampen zu tragen, aufzuhängende Lampen hingegen mit allerlei geistreich gedachten Figuren behängt, welche die Absicht zu gefallen und zu ergetzen, sobald sie schaukeln und baumeln, sogar übertreffen.

In Hoffnung wiederzukehren, folgten wir den Vorzeigenden

von Zimmer zu Zimmer und haschten, wie es der Moment erlaubte, Ergetzung und Belehrung weg, so gut es sich schicken wollte.

Neapel, Montag den 19. März.

In den letzten Tagen hat sich ein neues Verhältniß näher angeknüpft. Nachdem in diesen vier Wochen Tischbein mir sein treues Geleit durch Natur- und Kunstgegenstände forderlich geleistet und wir gestern noch zusammen in Portici gewesen, ergab sich aus wechselseitiger Betrachtung, daß seine Kunstzwecke sowol als diejenigen Geschäfte, die er, eine künftige Anstellung in Neapel hoffend, in der Stadt und bei Hofe zu betreiben pflichtig ist, mit meinen Absichten, Wünschen und Liebhabereien nicht zu verbinden seien. Er schlug mir daher, immer für mich besorgt, einen jungen Mann vor als beständigen Gesellschafter, den ich seit den ersten Tagen öfter sah, nicht ohne Theilnahme und Neigung. Es ist Kniep, der sich eine Zeit lang in Rom aufgehalten, sodann sich aber nach Neapel, in das eigentlichste Element des Landschafters, begeben hatte. Schon in Rom hörte ich ihn als einen geschickten Zeichner preisen; nur seiner Thätigkeit wollte man nicht gleiches Lob ertheilen. Ich habe ihn schon ziemlich kennen gelernt und möchte diesen gerügten Mangel eher Unentschlossenheit nennen, die gewiß zu überwinden ist, wenn wir eine Zeit lang beisammen sind. Ein glücklicher Anfang bestätigt mir diese Hoffnung, und wenn es mir nach geht, sollen wir auf geraume Zeit gute Gesellen bleiben.

Man darf nur auf der Straße wandeln und Augen haben, man sieht die unnachahmlichsten Bilder.

Am Mole, einer Hauptlärmecke der Stadt, sah ich gestern einen Pulcinell, der sich auf einem Brettergerüste mit einem kleinen Affen stritt, drüber einen Balken, auf dem ein recht artiges Mädchen ihre Reize feil bot; neben dem Affengerüste ein Wunderdoktor, der seine Arkana gegen alle Uebel den bedrängten Gläubigen darbot: von Gerhard Dow gemalt, hätte solch ein Bild verdient, Zeitgenossen und Nachwelt zu ergetzen.

So war auch heute Fest des heiligen Joseph's; er ist der Patron aller Frittaruolen, d. h. Gebackenesmacher, versteht sich

Gebackenes im gröbsten Sinne. Weil nun immerfort starke Flammen unter schwarzem und siedendem Oel hervorschlagen, so gehört auch alle Feuerangst in ihr Fach; deswegen hatten sie gestern Abend vor den Häusern mit Gemälden zum Besten aufgepunt: Seelen im Fegfeuer, jüngste Gerichte glühten und flammten umher. Große Pfannen standen vor der Thüre auf leicht gebauten Herden. Ein Gesell wirkte den Teig, ein anderer formte, zog ihn zu Ringeln und warf sie in die siedende Fettigkeit. An der Pfanne stand ein dritter mit einem kleinen Bratspieße; er holte die Ringeln, wie sie gar wurden, heraus, schob sie einem vierten auf ein ander Spießchen, der sie den Umstehenden anbot; die beiden letzten waren junge Burschen mit blonden und lockenreichen Perücken, welches hier Engel bedeutet. Noch einige Figuren vollendeten die Gruppe, reichten Wein den Beschäftigten, tranken selbst und schrieen, die Waare zu loben; auch die Engel, die Köche, Alle schrieen. Das Volk drängte sich herzu; denn alles Gebackene wird diesen Abend wohlfeiler gegeben und sogar ein Theil der Einnahme den Armen.

Dergleichen könnte man endlos erzählen: so geht es mit jedem Tage, immer etwas Neues und Tolleres. Nur die Mannichfaltigkeit von Kleidern, die Einem auf der Straße begegnet, die Menge Menschen in der einzigen Straße Toledo!

Und so giebt es noch manche originale Unterhaltung, wenn man mit dem Volke lebt; es ist so natürlich, daß man mit ihm natürlich werden könnte. Da ist z. B. der Pulcinell, die eigentliche Nationalmaske, der Harlekin aus Bergamo, Hanswurst, aus Tirol gebürtig. Pulcinell nun, ein wahrhaft gelassener, ruhiger, bis auf einen gewissen Grad gleichgültiger, beinahe fauler und doch humoristischer Knecht. Und so findet man überall Kellner und Hausknecht. Mit dem unsrigen macht' ich mir heute eine besondere Lust, und es war weiter nichts, als daß ich ihn schickte, Papier und Federn zu holen. Halber Mißverstand, Zaudern, guter Wille und Schalkheit brachte die anmuthigste Scene hervor, die man auf jedem Theater mit Glück produciren könnte.

Neapel, Dienstag den 20. März.

Die Kunde einer so eben ausbrechenden Lava, die, für Neapel unsichtbar, nach Ottajano hinunterfließt, reizte mich, zum dritten Male den Vesuv zu besuchen. Kaum war ich am Fuße

desselben aus meinem zweiräderigen, einpferdigen Fuhrwerk gesprungen, so zeigten sich schon jene beiden Führer, die uns früher hinaufbegleitet hatten. Ich wollte keinen missen und nahm den einen aus Gewohnheit und Dankbarkeit, den andern aus Vertrauen, beide der mehreren Bequemlichkeit wegen mit mir.

Auf die Höhe gelangt, blieb der eine bei den Mänteln und Viktualien, der jüngere folgte mir, und wir gingen muthig auf einen ungeheuern Dampf los, der unterhalb des Kegelschlundes aus dem Berge brach; sodann schritten wir an dessen Seite her gelind hinabwärts, bis wir endlich unter klarem Himmel aus dem wilden Dampfgewölke die Lava hervorquellen sahen.

Man habe auch tausendmal von einem Gegenstande gehört, das Eigenthümliche desselben spricht nur zu uns aus dem unmittelbaren Anschauen. Die Lava war schmal, vielleicht nicht breiter als zehn Fuß; allein die Art, wie sie eine sanfte, gemessen ebene Fläche hinabfloß, war auffallend genug: denn indem sie während des Fortfließens an den Seiten und an der Oberfläche verkühlt, so bildet sich ein Kanal, der sich immer erhöht, weil das geschmolzene Material auch unterhalb des Feuerstroms erstarrt, welcher die auf der Oberfläche schwimmenden Schlacken rechts und links gleichförmig hinunterwirft, wodurch sich denn nach und nach ein Damm erhöht, auf welchem der Gluthstrom ruhig fortfließt wie ein Mühlbach. Wir gingen neben dem ansehnlich erhöhten Damme her, die Schlacken rollten regelmäßig an den Seiten herunter bis zu unsern Füßen. Durch einige Lücken des Kanals konnten wir den Gluthstrom von unten sehen und, wie er weiter hinabfloß, ihn von oben beobachten.

Durch die hellste Sonne erschien die Gluth verdüstert, nur ein mäßiger Rauch stieg in die reine Luft. Ich hatte Verlangen, mich dem Punkte zu nähern, wo sie aus dem Berge bricht; dort sollte sie, wie mein Führer versicherte, sogleich Gewölb' und Dach über sich her bilden, auf welchem er öfters gestanden habe. Auch dieses zu sehen und zu erfahren, stiegen wir den Berg wieder hinauf, um jenem Punkte von hinten her beizukommen. Glücklicherweise fanden wir die Stelle durch einen lebhaften Windzug entblößt, freilich nicht ganz; denn ringsum qualmte der Dampf aus tausend Ritzen: und nun standen wir wirklich auf der breiartig gewundenen erstarrten Decke, die sich aber so weit vorwärts erstreckte, daß wir die Lava nicht konnten herausquellen sehen.

Wir versuchten noch ein paar Dutzend Schritte, aber der

Boden ward immer glühender; sonneverfinsternd und erstickend wirbelte ein unüberwindlicher Qualm. Der vorausgegangene Führer kehrte bald um, ergriff mich, und wir entwanden uns diesem Höllenbrudel.

Nachdem wir die Augen an der Aussicht, Gaumen und Brust aber am Weine gelabt, gingen wir umher, noch andere Zufälligkeiten dieses mitten im Paradies aufgethürmten Höllengipfels zu beobachten. Einige Schlünde, die als vulkanische Essen keinen Rauch, aber eine glühende Luft fortwährend gewaltsam ausstießen, betrachtete ich wieder mit Aufmerksamkeit. Ich sah sie durchaus mit einem tropfsteinartigen Material tapezirt, welches zitzen- und zapfenartig die Schlünde bis oben bekleidete. Bei der Ungleichheit der Essen fanden sich mehrere dieser herabhängenden Dunstprodukte ziemlich zur Hand, so daß wir sie mit unsern Stäben und einigen hakenartigen Vorrichtungen gar wohl gewinnen konnten. Bei dem Lavahändler hatte ich schon dergleichen Exemplare unter der Rubrik der wirklichen Laven gefunden, und ich freute mich, entdeckt zu haben, daß es vulkanischer Ruß sei, abgesetzt aus den heißen Schwaden, die darin enthaltenen verflüchtigten mineralischen Theile offenbarend.

Der herrlichste Sonnenuntergang, ein himmlischer Abend erquickten mich auf meiner Rückkehr; doch konnte ich empfinden, wie sinneverwirrend ein ungeheurer Gegensatz sich erweise. Das Schreckliche zum Schönen, das Schöne zum Schrecklichen, Beides hebt einander auf und bringt eine gleichgiltige Empfindung hervor. Gewiß wäre der Neapolitaner ein anderer Mensch, wenn er sich nicht zwischen Gott und Satan eingeklemmt fühlte.

Neapel, den 22. März.

Triebe mich nicht die deutsche Sinnesart und das Verlangen, mehr zu lernen und zu thun als zu genießen, so sollte ich in dieser Schule des leichten und lustigen Lebens noch einige Zeit verweilen und mehr zu profitiren suchen. Es ist hier gar vergnüglich sein, wenn man sich nur ein klein Wenig einrichten könnte. Die Lage der Stadt, die Milde des Klimas kann nie genug gerühmt werden; aber darauf ist auch der Fremde fast allein angewiesen.

Freilich, wer sich Zeit nimmt, Geschick und Vermögen hat,

kann sich auch hier breit und gut niederlassen. So hat sich Hamilton eine schöne Existenz gemacht und genießt sie nun am Abend seines Lebens. Die Zimmer, die er sich in englischem Geschmack einrichtete, sind allerliebst, und die Aussicht aus dem Eckzimmer vielleicht einzig. Unter uns das Meer, im Angesicht Capri, rechts der Posilippo, näher der Spaziergang Villa reale, links ein altes Jesuitengebäude, weiterhin die Küste von Sorrento bis ans Capo Minerva. Dergleichen möcht' es wohl in Europa schwerlich zum zweiten Male geben, wenigstens nicht im Mittelpunkte einer großen, bevölkerten Stadt. Hamilton ist ein Mann von allgemeinem Geschmack und, nachdem er alle Reiche der Schöpfung durchwandert, an ein schönes Weib, das Meisterstück des großen Künstlers, gelangt.

Und nun nach allem diesem und hundertfältigem Genuß locken mich die Sirenen jenseits des Meeres, und wenn der Wind gut ist, geh' ich mit diesem Briefe zugleich ab, er nordwärts, ich südwärts. Des Menschen Sinn ist unbändig; ich besonders bedarf der Weite gar sehr. Nicht sowol das Beharren als ein schnelles Auffassen muß jetzt mein Augenmerk sein. Hab' ich einem Gegenstande nur die Spitze des Fingers abgewonnen, so kann ich mir die ganze Hand durch Hören und Denken wohl zueignen.

Seltsamerweise erinnert mich ein Freund in diesen Tagen an Wilhelm Meister und verlangt dessen Fortsetzung; unter diesem Himmel möchte sie wol nicht möglich sein; vielleicht läßt sich von dieser Himmelsluft den letzten Büchern etwas mittheilen. Möge meine Existenz sich dazu genugsam entwickeln, der Stengel mehr in die Länge rücken und die Blumen reicher und schöner hervorbrechen! Gewiß, es wäre besser, ich käme gar nicht wieder, wenn ich nicht wiedergeboren zurückkommen kann.

Heute sahen wir ein Bild von Correggio, das verkäuflich ist, zwar nicht vollkommen erhalten, das aber doch das glücklichste Gepräg des Reizes unausgelöscht mit sich führt. Es stellt eine Mutter Gottes vor, das Kind in dem Augenblicke, da es zwischen der Mutter Brust und einigen Birnen, die ihm ein Engelchen darreicht, zweifelhaft ist. Also eine Entwöhnung Christi. Mir scheint die Idee äußerst zart, die Komposition

bewegt, natürlich und glücklich, höchst reizend ausgeführt. Es erinnert sogleich an das Verlöbniß der heiligen Katharina und scheint mir unbezweifelt von Correggio's Hand.

Neapel, Freitag den 23. März.

Nun hat sich das Verhältniß zu Kniep auf eine recht praktische Weise ausgebildet und befestigt. Wir waren zusammen in Pästum, woselbst er so wie auf der Hin- und Herreise mit Zeichnen sich auf das Thätigste erwies. Die herrlichsten Umrisse sind gewonnen; ihn freut nun selbst dieses bewegte, arbeitsame Leben, wodurch ein Talent aufgeregt wird, das er sich selbst kaum zutraute. Hier gilt es resolut sein; aber gerade hier zeigt sich seine genaue und reinliche Fertigkeit. Das Papier, worauf gezeichnet werden soll, mit einem rechtwinkeligen Viereck zu umziehen, versäumt er niemals; die besten englischen Bleistifte zuspitzen und immer wieder zuwitzen, ist ihm fast eine ebenso große Lust, als zu zeichnen; dafür sind aber auch seine Konture, was man wünschen kann.

Nun haben wir Folgendes verabredet. Von heute an leben und reisen wir zusammen, ohne daß er weiter für etwas sorgt, als zu zeichnen, wie diese Tage geschehen. Alle Konture gehören mein; damit aber nach unserer Rückkehr daraus ein ferneres Wirken für ihn entspringe, so führt er eine Anzahl auszuwählender Gegenstände bis auf eine gewisse bestimmte Summe für mich aus; da sich denn indessen bei seiner Geschicklichkeit, bei der Bedeutsamkeit der zu erobernden Aussichten und sonst wol das Weitere ergeben wird. Diese Einrichtung macht mich ganz glücklich, und jetzt erst kann ich von unserer Fahrt kurze Rechenschaft geben.

Auf dem zweirädrigen leichten Fuhrwerk sitzend und wechselsweis die Zügel führend, einen gutmüthigen rohen Knaben hintenauf, rollten wir durch die herrliche Gegend, welche Kniep mit malerischem Auge begrüßte. Nun erreichten wir die Gebirgsschlucht, die man, auf dem glattesten Fahrdamme durchrennend, an den köstlichsten Wald- und Felspartien vorbeifliegt. Da konnte denn Kniep zuletzt sich nicht enthalten, in der Gegend von Alla Cava einen prächtigen Berg, welcher sich gerade vor uns scharf am Himmel abzeichnete, nicht weniger die Seiten sowie den Fuß dieser Höhe reinlich und charakteristisch im

Umriß aufs Papier zu befestigen. Wir freuten uns Beide daran als an dem Einstand unserer Verbindung.

Ein gleicher Umriß ward Abends aus den Fenstern von Salerno genommen, welcher mich aller Beschreibung überheben wird, einer ganz einzig lieblichen und fruchtbaren Gegend. Wer wäre nicht geneigt gewesen, an diesem Orte zu studiren zur schönen Zeit der blühenden hohen Schule? Beim frühsten Morgen fuhren wir auf ungebahnten, oft morastigen Wegen einem Paar schön geformter Berge zu; wir kamen durch Bach und Gewässer, wo wir den nilpferdischen Büffeln in die blutrothen wilden Augen sahen.

Das Land ward immer flacher und wüster; wenige Gebäude deuteten auf kärgliche Landwirthschaft. Endlich, ungewiß, ob wir durch Felsen oder Trümmer fuhren, konnten wir einige große, länglich-viereckige Massen, die wir in der Ferne schon bemerkt hatten, als übrig gebliebene Tempel und Denkmale einer ehemals so prächtigen Stadt unterscheiden. Kniep, welcher schon unterwegs die zwei malerischen Kalkgebirge umrissen, suchte sich schnell einen Standpunkt, von wo aus das Eigenthümliche dieser völlig unmalerischen Gegend aufgefaßt und dargestellt werden könnte.

Von einem Landmanne ließ ich mich indessen in den Gebäuden herumführen. Der erste Eindruck konnte nur Erstaunen erregen. Ich befand mich in einer völlig fremden Welt. Denn wie die Jahrhunderte sich aus dem Ernsten in das Gefällige bilden, so bilden sie den Menschen mit, ja, sie erzeugen ihn so. Nun sind unsere Augen und durch sie unser ganzes inneres Wesen an schlankere Baukunst hinangetrieben und entschieden bestimmt, so daß uns diese stumpfen, kegelförmigen, engegedrängten Säulenmassen lästig, ja furchtbar erscheinen. Doch nahm ich mich bald zusammen, erinnerte mich der Kunstgeschichte, gedachte der Zeit, deren Geist solche Bauart gemäß fand, vergegenwärtigte mir den strengen Stil der Plastik, und in weniger als einer Stunde fühlte ich mich befreundet, ja, ich pries den Genius, daß er mich diese so wohl erhaltenen Reste mit Augen sehen ließ, da sich von ihnen durch Abbildung kein Begriff geben läßt. Denn im architektonischen Aufriß erscheinen sie eleganter, in perspektivischer Darstellung plumper, als sie sind; nur wenn man sich um sie her, durch sie durch bewegt, theilt man ihnen das eigentliche Leben mit, man fühlt es wieder aus ihnen heraus, welches der Baumeister beabsichtigte, ja hinein-

ſchuf. Und ſo verbrachte ich den ganzen Tag, indeſſen Kniep nicht ſäumte, uns die genauſten Umriſſe zuzueignen. Wie froh war ich, von dieſer Seite ganz unbeſorgt zu ſein und für die Erinnerung ſo ſichere Merkzeichen zu gewinnen! Leider war keine Gelegenheit, hier zu übernachten; wir kehrten nach Salerno zurück, und den andern Morgen ging es zeitig nach Neapel. Der Weg, von der Rückſeite geſehen, in der fruchtbarſten Gegend, Pappeln pyramidal-koloſſal an der Chauſſee im Vordergrunde. Dies war auch ein angenehmes Bild, das wir durch ein kurzes Stillhalten erwarben.

Nun erreichten wir eine Höhe; der größte Anblick that ſich vor uns auf. Neapel in ſeiner Herrlichkeit, die meilenlange Reihe von Häuſern am flachen Ufer des Golfs hin, die Vorgebirge, Erdzungen, Felswände, dann die Inſeln und dahinter das Meer war ein entzückender Anblick.

Ein gräßlicher Gellang, vielmehr Luſtgeſchrei und Freudegeheul des hintenauf ſtehenden Knaben erſchreckte und ſtörte mich. Heftig fuhr ich ihn an; er hatte noch kein böſes Wort von uns gehört, er war der gutmüthigſte Junge.

Eine Weile rührte er ſich nicht, dann klopfte er mir ſachte auf die Schulter, ſtreckte ſeinen rechten Arm mit aufgehobenem Zeigefinger zwiſchen uns durch und ſagte: „Signor, perdonate! questa è la mia patria!“ Das heißt verdeutſcht: „Herr, verzeiht! Iſt das doch mein Vaterland!“ Und ſo war ich zum zweiten Male überraſcht. Mir armem Nordländer kam etwas Thränenartiges in die Augen.

Neapel, den 25. März. Verkündigung Mariä.

Ob ich gleich empfand, daß Kniep ſehr gern mit mir nach Sizilien gehe, ſo konnte ich doch bemerken, daß er ungern etwas zurückließ. Bei ſeiner Aufrichtigkeit blieb mir nicht lange verborgen, daß ihm ein Liebchen eng und treu verbunden ſei. Wie ſie zuſammen bekannt geworden, war artig genug zu hören; wie ſich das Mädchen bisher betragen, konnte für ſie einnehmen; nun ſollte ich ſie aber auch ſehen, wie hübſch ſie ſei. Hiezu war Anſtalt getroffen, und zwar ſo, daß ich zugleich eine der ſchönſten Ausſichten über Neapel genießen konnte. Er führte mich auf das flache Dach eines Hauſes, von wo man beſonders

den untern Theil der Stadt nach dem Mölo zu, den Golf, die Küste von Sorrento vollkommen übersehen konnte; alles weiter rechts Liegende verschob sich auf die sonderbarste Weise, wie man es, ohne auf diesem Punkte zu stehen, nicht leicht sehen wird. Neapel ist überall schön und herrlich.

Als wir nun die Gegend bewunderten, stieg, obgleich erwartet, doch unversehens, ein gar artiges Köpfchen aus dem Boden hervor; denn zu einem solchen Söller macht nur eine länglich viereckige Oeffnung im Estrich, welche mit einer Fallthüre zugedeckt werden kann, den Eingang. Und da nun das Engelchen völlig hervortrat, fiel mir ein, daß ältere Künstler die Verkündigung Mariä also vorstellen, daß der Engel eine Treppe heraufkommt. Dieser Engel aber war nun wirklich von gar schöner Gestalt, hübschem Gesichtchen und einem guten, natürlichen Betragen. Es freute mich, unter dem herrlichen Himmel und im Angesicht der schönsten Gegend von der Welt meinen neuen Freund so glücklich zu sehen. Er gestand mir, als sie sich wieder entfernt hatte, daß er eben deshalb eine freiwillige Armuth bisher getragen, weil er dabei sich zugleich ihrer Liebe erfreut und ihre Genügsamkeit schätzen lernen; nun sollten ihm auch seine bessern Aussichten und ein reichlicherer Zustand vorzüglich deshalb wünschenswerth sein, damit er auch ihr bessere Tage bereiten könne.

Nach diesem angenehmen Abenteuer spazierte ich am Meere hin und war still und vergnüglich. Da kam mir eine gute Erleuchtung über botanische Gegenstände. Herder'n bitte ich zu sagen, daß ich mit der Urpflanze bald zu Stande bin; nur fürchte ich, daß Niemand die übrige Pflanzenwelt darin wird erkennen wollen. Meine famose Lehre von den Kotyledonen ist so sublimirt, daß man schwerlich wird weiter gehen können.

Neapel, den 26. März.

Morgen geht dieser Brief von hier zu Euch. Donnerstag den Neunundzwanzigsten geh' ich mit der Korvette, die ich, des Seewesens unkundig, in meinem vorigen Briefe zum Rang einer

Fregatte erhob, endlich nach Palermo. Der Zweifel, ob ich reisen oder bleiben sollte, machte einen Theil meines hiesigen Aufenthaltes unruhig; nun, da ich entschlossen bin, geht es besser. Für meine Sinnesart ist diese Reise heilsam, ja nothwendig. Sizilien deutet mir nach Asien und Afrika, und auf dem wunderlamen Punkte, wohin so viele Radien der Weltgeschichte gerichtet sind, selbst zu stehen, ist keine Kleinigkeit.

Neapel habe ich nach seiner eigenen Art behandelt; ich war nichts weniger als fleißig, doch hab' ich viel gesehen und mir einen allgemeinen Begriff von dem Lande, seinen Einwohnern und Zuständen gebildet. Bei der Wiederkehr soll Manches nachgeholt werden; freilich nur Manches; denn vor dem neunundzwanzigsten Juni muß ich wieder in Rom sein. Hab' ich die heilige Woche versäumt, so will ich dort wenigstens den St. Petrstag feiern. Meine sizilianische Reise darf mich nicht allzu weit von meiner ersten Absicht wegleiten.

Vorgestern hatten wir ein gewaltiges Wetter mit Donner, Blitz und Regengüssen; jetzt hat sich's wieder ausgeheitert, eine herrliche Tramontane weht herüber; bleibt sie beständig, so haben wir die schnellste Fahrt.

Gestern war ich mit meinem Gefährten, unser Schiff zu besehen und das Kämmerchen zu besuchen, das uns aufnehmen soll. Eine Seereise fehlte mir ganz in meinen Begriffen; diese kleine Ueberfahrt, vielleicht eine Küstenumschiffung, wird meiner Einbildungskraft nachhelfen und mir die Welt erweitern. Der Kapitän ist ein junger, munterer Mann, das Schiff gar zierlich und nett, in Amerika gebaut, ein guter Segler.

Hier fängt nun Alles an, grün zu werden, in Sizilien sind' ich es noch weiter. Wenn Ihr diesen Brief erhaltet, bin ich auf der Rückreise und habe Trinakrien hinter mir. So ist der Mensch: immer springt er in Gedanken vor- und rückwärts; ich war noch nicht dort, und bin schon wieder bei Euch. Doch an der Verworrenheit dieses Briefes bin ich nicht Schuld; jeden Augenblick werd' ich unterbrochen und möchte doch gern dies Blatt zu Ende schreiben.

So eben besuchte mich ein Marchese Berio, ein junger Mann, der viel zu wissen scheint. Er wollte den Verfasser des Werther's doch auch kennen lernen. Ueberhaupt ist hier großer Drang und Lust nach Bildung und Wissen. Sie sind nur zu glücklich, um auf den rechten Weg zu kommen. Hätte ich nur mehr Zeit, so wollt' ich ihnen gern mehr Zeit geben. Diese

vier Wochen, — was waren die gegen das ungeheure Leben! Nun gehabt Euch wohl! Reisen lern' ich wol auf dieser Reise; ob ich leben lerne, weiß ich nicht. Die Menschen, die es zu verstehen scheinen, sind in Art und Wesen zu sehr von mir verschieden, als daß ich auf dieses Talent sollte Anspruch machen können.

Lebet wohl und liebt mich, wie ich Eurer von Herzen gedenke!

Neapel, den 28. März.

Diese Tage gehen mir nun gänzlich mit Einpacken und Abschiednehmen, mit Besorgen und Bezahlen, Nachholen und Vorbereiten, sie gehen mir völlig verloren.

Der Fürst von Waldeck beunruhigte mich noch beim Abschied; denn er sprach von nichts weniger, als daß ich bei meiner Rückkehr mich einrichten sollte, mit ihm nach Griechenland und Dalmatien zu gehen. Wenn man sich einmal in die Welt macht und sich mit der Welt einläßt, so mag man sich ja hüten, daß man nicht entrückt oder wol gar verrückt wird. Zu keiner Silbe weiter bin ich fähig.

Neapel, den 29. März.

Seit einigen Tagen machte sich das Wetter ungewiß; heute, am bestimmten Tage der Abfahrt, ist es so schön als möglich. Die günstigste Tramontane, ein klarer Sonnenhimmel, unter dem man sich in die weite Welt wünscht. Nun sag' ich noch allen Freunden in Weimar und Gotha ein treues Lebewohl. Eure Liebe begleite mich; denn ich möchte ihrer wohl immer bedürfen. Heute Nacht träumte ich mich wieder in meinen Geschäften. Es ist denn doch, als wenn ich mein Fasanenschiff nirgends als bei Euch ausladen könnte. Möge es nur erst recht stattlich geladen sein!

Sizilien.

Seefahrt, Donnerstag den 29. März.

Nicht wie bei dem letzten Abgange des Packetboots wehte diesmal ein förderlicher frischer Nordost, sondern leider von der Gegenseite ein lauer Südwest, der allerbindlichste, und so erfuhren wir denn, wie der Seefahrer vom Eigensinne des Wetters und Windes abhängt. Ungeduldig verbrachten wir den Morgen bald am Ufer bald im Kaffeehaus; endlich bestiegen wir zu Mittag das Schiff und genossen beim schönsten Wetter des herrlichsten Anblicks. Unfern vom Molo lag die Korvette vor Anker. Bei klarer Sonne eine dunstreiche Atmosphäre; daher die beschatteten Felsenwände von Sorrento vom schönsten Blau. Das beleuchtete, lebendige Neapel glänzte von allen Farben. Erst mit Sonnenuntergang bewegte sich das Schiff, jedoch nur langsam, von der Stelle; der Widerwind schob uns nach dem Posilippo und dessen Spitze hinüber. Die ganze Nacht ging das Schiff ruhig fort. Es war in Amerika gebaut, schnellsegelnd, inwendig mit artigen Kämmerchen und einzelnen Lagerstätten eingerichtet. Die Gesellschaft anständig munter: Operisten und Tänzer, nach Palermo verschrieben.

Seefahrt, Freitag den 30. März.

Bei Tagesanbruch fanden wir uns zwischen Ischia und Capri, ungefähr von letzterm eine Meile. Die Sonne ging

hinter den Gebirgen von Capri und Cape Minerva herrlich auf. Kniep zeichnete fleißig die Umrisse der Küsten und Inseln und ihre verschiedenen Ansichten; die langsame Fahrt kam seiner Bemühung zu Statten. Wir setzten mit schwachem und halbem Winde unsern Weg fort. Der Vesuv verlor sich gegen vier Uhr aus unsern Augen, als Cape Minerva und Ischia noch gesehen wurden. Auch diese verloren sich gegen Abend. Die Sonne ging unter ins Meer, begleitet von Weiten und einem langen, meilenweit reichenden Streifen, Alles purpurglänzende Lichter. Auch dieses Phänomen zeichnete Kniep. Nun war kein Land mehr zu sehen, der Horizont ringsum ein Wasserkreis, die Nacht hell und schöner Mondschein.

Ich hatte doch dieser herrlichen Ansichten nur Augenblicke genießen können; die Seekrankheit überfiel mich bald. Ich begab mich in meine Kammer, wählte die horizontale Lage, enthielt mich außer weißem Brod und rothem Wein aller Speisen und Getränke und fühlte mich ganz behaglich. Abgeschlossen von der äußern Welt, ließ ich die innere walten, und da eine langsame Fahrt vorauszusehen war, gab ich mir gleich zu bedeutender Unterhaltung ein starkes Pensum auf. Die zwei ersten Akte des Tasso, in poetischer Prosa geschrieben, hatte ich von allen Papieren allein mit über See genommen. Diese beiden Akte, in Absicht auf Plan und Gang ungefähr den gegenwärtigen gleich, aber schon vor zehn Jahren geschrieben, hatten etwas Weichliches, Nebelhaftes, welches sich bald verlor, als ich nach neuern Ansichten die Form vorwalten und den Rhythmus eintreten ließ.

Seefahrt, Sonnabend den 31. März.

Die Sonne tauchte klar aus dem Meere herauf. Um sieben Uhr erreichten wir ein französisches Schiff, welches zwei Tage vor uns abgegangen war; um so viel besser segelten wir, und doch sahen wir noch nicht das Ende unserer Fahrt. Einigen Trost gab uns die Insel Ustica, doch leider zur Linken, da wir sie eben, wie auch Capri, hätten rechts lassen sollen. Gegen Mittag war uns der Wind ganz zuwider, und wir kamen nicht von der Stelle. Das Meer fing an höher zu gehen, und im Schiffe war fast Alles krank.

Ich blieb in meiner gewohnten Lage; das ganze Stück

ward um und um, durch und durch gedacht. Die Stunden gingen verüber, ohne daß ich ihre Eintheilung bemerkt hätte, wenn nicht der schelmische Kniep, auf dessen Appetit die Wellen keinen Einfluß hatten, von Zeit zu Zeit, indem er mir Wein und Brod brachte, die treffliche Mittagstafel, die Heiterkeit und Anmuth des jungen tüchtigen Kapitäns, dessen Bedauern, daß ich meine Portion nicht mitgenieße, zugleich schadenfroh gerühmt hätte. Ebenso gab ihm der Uebergang von Scherz und Lust zu Mißbehagen und Krankheit und wie sich dieses bei einzelnen Gliedern der Gesellschaft gezeigt, reichen Stoff zu muthwilliger Schilderung.

Nachmittags vier Uhr gab der Kapitän dem Schiff eine andere Richtung. Die großen Segel wurden wieder aufgezogen und unsere Fahrt gerade auf die Insel Ustica gerichtet, hinter welcher wir zu großer Freude die Berge von Sizilien erblickten. Der Wind besserte sich, wir fuhren schneller auf Sizilien los; auch kamen uns noch einige Inseln zu Gesichte. Der Sonnenuntergang war trübe, das Himmelslicht hinter Nebel versteckt. Den ganzen Abend ziemlich günstiger Wind. Gegen Mitternacht fing das Meer an sehr unruhig zu werden.

Seefahrt, Sonntag den 1. April.

Um drei Uhr Morgens heftiger Sturm. Im Schlaf und Halbtraum setzte ich meine dramatischen Plane fort, indessen auf dem Verdeck große Bewegung war. Die Segel mußten eingenommen werden, das Schiff schwebte auf den hohen Fluthen. Gegen Anbruch des Tages legte sich der Sturm, die Atmosphäre klärte sich auf. Nun lag die Insel Ustica völlig links. Eine große Schildkröte zeigte man uns in der Weite schwimmend, durch unsere Fernröhre als ein lebendiger Punkt wohl zu erkennen. Gegen Mittag konnten wir die Küste Siziliens mit ihren Vorgebirgen und Buchten ganz deutlich unterscheiden, aber wir waren sehr unter den Wind gekommen, wir lavirten an und ab. Gegen Nachmittag waren wir dem Ufer näher. Die westliche Küste vom Lilybäischen Vorgebirge bis Capo Gallo sahen wir ganz deutlich bei heiterm Wetter und hell scheinender Sonne.

Eine Gesellschaft von Delphinen begleitete das Schiff an beiden Seiten des Vordertheils und schossen immer voraus.

Es war lustig anzusehen, wie sie, bald von den klaren, durchscheinenden Wellen überdeckt, hinschwammen, bald mit ihren Rückenstacheln und Flossfedern, grün- und goldspielenden Seiten sich über dem Wasser springend bewegten.

Da wir weit unter dem Winde waren, fuhr der Kapitän gerade auf eine Bucht zu, gleich hinter Capo Gallo. Kniep versäumte die schöne Gelegenheit nicht, die mannichfaltigsten Ansichten ziemlich im Detail zu zeichnen. Mit Sonnenuntergang wendete der Kapitän das Schiff wieder dem hohen Meer zu und fuhr nordostwärts, um die Höhe von Palermo zu erreichen. Ich wagte mich manchmal aufs Verdeck, doch ließ ich meinen dichterischen Vorsatz nicht aus dem Sinne, und ich war des ganzen Stücks so ziemlich Herr geworden. Bei trüblichem Himmel heller Mondschein, der Widerschein auf dem Meer unendlich schön. Die Maler, um der Wirkung willen, lassen uns oft glauben, der Widerschein der Himmelslichter im Wasser habe zunächst dem Beschauer die größte Breite, wo er die größte Energie hat. Hier aber sah man am Horizont den Widerschein am Breitesten, der sich wie eine zugespitzte Pyramide zunächst am Schiff in blinkenden Wellen endigte. Der Kapitän veränderte die Nacht noch einigemal das Manöver.

Seefahrt, Montag den 2. April früh 8 Uhr

fanden wir uns Palermo gegenüber. Dieser Morgen erschien für mich höchst erfreulich. Der Plan meines Dramas war diese Tage der im Walfischbauch ziemlich gediehen. Ich befand mich wohl und konnte nun auf dem Verdeck die Küsten Siziliens mit Aufmerksamkeit betrachten. Kniep zeichnete emsig fort, und durch seine gewandte Genauigkeit wurden mehrere Streifen Papier zu einem sehr schätzbaren Andenken dieses verspäteten Landens.

Palermo, Montag den 2. April.

Endlich gelangten wir mit Noth und Anstrengung Nachmittags um drei Uhr in den Hafen, wo uns ein höchst erfreulicher Anblick entgegentrat. Völlig hergestellt, wie ich war,

empfand ich das größte Vergnügen. Die Stadt gegen Norden gekehrt, am Fuß hoher Berge liegend; über ihr, der Tageszeit gemäß, die Sonne herüberscheinend. Die klaren Schattenseiten aller Gebäude sahen uns an, vom Widerschein erleuchtet. Monte Pellegrino rechts, seine zierlichen Formen im vollkommensten Lichte, links das weit hingestreckte Ufer mit Buchten, Landzungen und Vorgebirgen. Was ferner eine allerliebste Wirkung hervorbrachte, war das junge Grün zierlicher Bäume, deren Gipfel, von hinten erleuchtet, wie große Massen vegetabilischer Johanniswürmer vor den dunkeln Gebäuden hin und wieder wogten. Ein klarer Duft blaute alle Schatten.

Anstatt ungeduldig ans Ufer zu eilen, blieben wir auf dem Verdeck, bis man uns wegtrieb; wo hätten wir einen gleichen Standpunkt, einen so glücklichen Augenblick so bald wieder hoffen können!

Durch die wunderbare, aus zwei ungeheuern Pfeilern bestehende Pforte, die oben nicht geschlossen sein darf, damit der thurmhohe Wagen der heiligen Rosalie an dem berühmten Feste durchfahren könne, führte man uns in die Stadt und sogleich links in einen großen Gasthof. Der Wirth, ein alter behaglicher Mann, von je her Fremde aller Nationen zu sehen gewohnt, führte uns in ein großes Zimmer, von dessen Balkon wir das Meer und die Rhede, den Rosalienberg und das Ufer überschauten, auch unser Schiff erblickten und unsern ersten Standpunkt beurtheilen konnten. Ueber die Lage unseres Zimmers höchst vergnügt, bemerkten wir kaum, daß im Grunde desselben ein erhöhter Alkoven hinter Vorhängen versteckt sei, wo sich das weitläufigste Bett ausbreitete, das, mit einem seidenen Thronhimmel prangend, mit den übrigen veralteten stattlichen Mobilien völlig übereinstimmte. Ein solches Prunkgemach setzte uns gewissermaßen in Verlegenheit; wir verlangten herkömmlicherweise, Bedingungen abzuschließen. Der Alte sagte dagegen: es bedürfe keiner Bedingung, er wünsche, daß es uns bei ihm wohl gefalle. Wir sollten uns auch des Vorsaals bedienen, welcher, kühl und luftig, durch mehrere Balkone lustig, gleich an unser Zimmer stieß.

Wir vergnügten uns an der unendlich mannichfaltigen Aussicht und suchten sie im Einzelnen zeichnerisch und malerisch zu entwickeln; denn hier konnte man grenzenlos eine Ernte für den Künstler überschauen.

Der helle Mondschein lockte uns des Abends noch auf

die Rhede und hielt nach der Rückkehr uns noch eine lange Zeit auf dem Altan. Die Beleuchtung war sonderbar, Ruhe und Anmuth groß.

Palermo, Dienstag den 3. April.

Unser Erstes war, die Stadt näher zu betrachten, die sehr leicht zu überschauen und schwer zu kennen ist: leicht, weil eine meilenlange Straße vom untern zum obern Thor, vom Meere bis gegen das Gebirg sie durchschneidet und diese, ungefähr in der Mitte, von einer andern abermals durchschnitten wird; was auf diesen Linien liegt, ist bequem zu finden; das Innere der Stadt hingegen verwirrt den Fremden, und er entwirrt sich nur mit Hilfe eines Führers in diesem Labyrinthe.

Gegen Abend schenkten wir unsere Aufmerksamkeit der Kutschenreihe, der bekannten Fahrt vornehmerer Personen, welche sich zur Stadt hinaus auf die Rhede begaben, um frische Luft zu schöpfen, sich zu unterhalten und allenfalls zu courtoisiren.

Zwei Stunden vor Nacht war der Vollmond eingetreten und verherrlichte den Abend unaussprechlich. Die Lage von Palermo gegen Norden macht, daß sich Stadt und Ufer sehr wunderbar gegen die großen Himmelslichter verhält, deren Widerschein man niemals in den Wellen erblickt. Deswegen wir auch heute, an dem heitersten Tage, das Meer dunkelblau, ernsthaft und zudringlich fanden, anstatt daß es bei Neapel von der Mittagsstunde an immer heiterer, lustiger und ferner glänzt.

Kniep hatte mich schon heute manchen Weg und manche Betrachtung allein machen lassen, um einen genauen Kontur des Monte Pellegrino zu nehmen, des schönsten aller Vorgebirge der Welt.

Hier noch Einiges zusammenfassend, nachträglich und vertraulich.

Wir fuhren Donnerstag den neunundzwanzigsten März mit Sonnenuntergang von Neapel und landeten erst nach vier Tagen um drei Uhr im Hafen von Palermo. Ein kleines Diarium, das ich beilege, erzählt überhaupt unsere Schicksale. Ich habe nie eine Reise so ruhig angetreten als diese, habe nie eine ruhigere Zeit gehabt als auf der durch beständigen Gegen-

wind sehr verlängerten Fahrt, selbst auf dem Bette im engen Kämmerchen, wo ich mich die ersten Tage halten mußte, weil mich die Seekrankheit stark angriff. Nun denke ich ruhig zu Euch hinüber; denn wenn irgend etwas für mich entscheidend war, so ist es diese Reise.

Hat man sich nicht ringsum vom Meere umgeben gesehen, so hat man keinen Begriff von Welt und von seinem Verhältniß zur Welt. Als Landschaftszeichner hat mir diese große, simple Linie ganz neue Gedanken gegeben.

Wir haben, wie das Diarium ausweist, auf dieser kurzen Fahrt mancherlei Abwechselungen und gleichsam die Schicksale der Seefahrer im Kleinen gehabt. Uebrigens ist die Sicherheit und Bequemlichkeit des Packetboots nicht genug zu loben. Der Kapitän ist ein sehr braver und recht artiger Mann. Die Gesellschaft war ein ganzes Theater, gut gesittet, leidlich und angenehm. Mein Künstler, den ich bei mir habe, ist ein munterer, treuer, guter Mensch, der mit der größten Akkuratesse zeichnet; er hat alle Inseln und Küsten, wie sie sich zeigten, umrissen; es wird Euch große Freude machen, wenn ich Alles mitbringe. Uebrigens hat er mir, die langen Stunden der Ueberfahrt zu verkürzen, das Mechanische der Wasserfarben-Malerei (Aquarell), die man in Italien jetzt sehr hoch getrieben hat, aufgeschrieben: versteht sich den Gebrauch gewisser Farben, um gewisse Töne hervorzubringen, an denen man sich, ohne das Geheimniß zu wissen, zu Tode mischen würde. Ich hatte wol in Rom Manches davon erfahren, aber niemals im Zusammenhange. Die Künstler haben es in einem Lande ausstudirt, wie Italien, wie dieses ist. Mit keinen Worten ist die dunstige Klarheit auszudrücken, die um die Küsten schwebte, als wir am schönsten Nachmittage gegen Palermo anfuhren. Die Reinheit der Konture, die Weichheit des Ganzen, das Auseinanderweichen der Töne, die Harmonie von Himmel, Meer und Erde. Wer es gesehen hat, der hat es auf sein ganzes Leben. Nun versteh' ich erst die Claude Lorrains und habe Hoffnung, auch dereinst in Norden aus meiner Seele Schattenbilder dieser glücklichen Wohnung hervorzubringen. Wäre nur alles Kleinliche so rein daraus weggewaschen als die Kleinheit der Strohdächer aus meinen Zeichenbegriffen. Wir wollen sehen, was diese Königin der Inseln thun kann.

Wie sie uns empfangen hat, habe ich keine Worte auszudrücken: mit frischgrünenden Maulbeerbäumen, immergrünendem

Oleander, Zitronenbecken ꝛc. In einem öffentlichen Garten stehen weite Beete von Ranunkeln und Anemonen. Die Luft ist mild, warm und wohlriechend, der Mond ging dazu voll hinter einem Vorgebirge herauf und schien ins Meer; und diesen Genuß, nachdem man vier Tage und Nächte auf den Wellen geschwebt! Verzeiht, wenn ich mit einer stumpfen Feder aus einer Tuschmuschel, aus der mein Gefährte die Umrisse nachzieht, dieses hinkritzele. Es kommt doch wie ein Lispeln zu Euch hinüber, indeß ich Allen, die mich lieben, ein ander Denkmal dieser meiner glücklichen Stunden bereite. Was es wird, sag' ich nicht; wann Ihr es erhaltet, kann ich auch nicht sagen.

Abends.

Dieses Blatt sollte nun, meine Geliebten, Euch des schönsten Genusses, insofern es möglich wäre, theilhaft machen; es sollte die Schilderung der unvergleichlichen, eine große Wassermasse umfassenden Bucht überliefern. Von Osten herauf, wo ein flacheres Vorgebirg weit in die See greift, an vielen schroffen, wohlgebildeten, waldbewachsenen Felsen hin bis an die Fischerwohnungen der Vorstädte herauf, dann an der Stadt selbst her, deren äußere Häuser alle nach dem Hafen schauen, wie unsere Wohnung auch, bis zu dem Thore, durch welches wir hereinkamen. Dann geht es westwärts weiter fort an den gewöhnlichen Landungsplatz, wo kleinere Schiffe anlegen, bis zu dem eigentlichen Hafen, an den Mole, die Station größerer Schiffe. Da erhebt sich nun, sämmtliche Fahrzeuge zu schützen, in Westen der Monte Peilegrino in seinen schönen Formen, nachdem er ein liebliches, fruchtbares Thal, das sich bis zum jenseitigen Meer erstreckt, zwischen sich und dem eigentlichen festen Land gelassen.

Kniep zeichnete, ich schematisirte, Beide mit großem Genuß, und nun, da wir fröhlich nach Hause kommen, fühlen wir Beide weder Kräfte noch Muth zu wiederholen und auszuführen. Unsere Entwürfe müssen also für künftige Zeiten liegen bleiben, und dieses Blatt giebt Euch blos ein Zeugniß unseres Unvermögens, diese Gegenstände genugsam zu fassen, oder vielmehr unserer Anmaßung, sie in so kurzer Zeit erobern und beherrschen zu wollen.

Palermo, Mittwoch den 4. April.

Nachmittags besuchten wir das fruchtreiche und angenehme Thal, welches die südlichen Berge herab an Palermo vorbeiziehet, durchschlängelt von dem Fluß Oreto. Auch hier wird ein malerisches Auge und eine geschickte Hand aefordert, wenn ein Bild soll gefunden werden, und doch erhaschte Kniep einen Standpunkt, da, wo das gestemmte Wasser von einem halbzerstörten Wehr herunterfließt, beschattet von einer fröhlichen Baumgruppe, dahinter, das Thal hinaufwärts, die freie Aussicht und einige landwirthschaftliche Gebäude.

Die schönste Frühlingswitterung und eine hervorquellende Fruchtbarkeit verbreitete das Gefühl eines belebenden Friedens über das ganze Thal, welches mir der ungeschickte Führer durch seine Gelehrsamkeit verkümmerte, umständlich erzählend, wie Hannibal hier vormals eine Schlacht geliefert, und was für ungeheure Kriegsthaten an dieser Stelle geschehen. Unfreundlich verwies ich ihm das fatale Hervorrufen solcher abgeschiedenen Gespenster. Es sei schlimm genug, meinte ich, daß von Zeit zu Zeit die Saaten, wo nicht immer von Elephanten, doch von Pferden und Menschen zerstampft werden müßten. Man solle wenigstens die Einbildungskraft nicht mit solchem Nachgetümmel aus ihrem friedlichen Traume aufschrecken. Er verwunderte sich sehr, daß ich das klassische Andenken an so einer Stelle verschmähte, und ich konnte ihm freilich nicht deutlich machen, wie mir bei einer solchen Vermischung des Vergangenen und des Gegenwärtigen zu Muthe sei.

Noch wunderlicher erschien ich diesem Begleiter, als ich auf allen feichten Stellen, deren der Fluß gar viele trocken läßt, nach Steinchen suchte und die verschiedenen Arten derselben mit mir forttrug. Ich konnte ihm abermals nicht erklären, daß man sich von einer gebirgigen Gegend nicht schneller einen Begriff machen kann, als wenn man die Gesteinarten untersucht, die in den Bächen herabgeschoben werden, und daß hier auch die Aufgabe sei, durch Trümmer sich eine Vorstellung von jenen ewig klassischen Höhen des Erdalterthums zu verschaffen.

Auch war meine Ausbeute aus diesem Flusse reich genug; ich brachte beinahe vierzig Stücke zusammen, welche sich freilich in wenige Rubriken unterordnen ließen. Das Meiste war eine Gebirgsart, die man bald für Jaspis oder Hornstein bald für Thonschiefer ansprechen konnte. Ich fand sie theils in abge-

rundeten, theils unförmigen Geschieben, theils rhombisch gestaltet, von vielerlei Farben. Ferner kamen viele Abänderungen des ältern Kalkes vor, nicht weniger Breccien, deren Bindemittel Kalk, die verbundenen Steine aber bald Jaspis, bald Kalk waren. Auch fehlte es nicht an Geschieben von Muschelkalk.

Die Pferde füttern sie mit Gerste, Häckerling und Kleien; im Frühjahr geben sie ihnen geschoßte grüne Gerste, um sie zu erfrischen, per rinfrescar, wie sie es nennen. Da sie keine Wiesen haben, fehlt es an Heu. Auf den Bergen giebt es einige Weide, auch auf den Aeckern, da ein Drittel als Brache liegen bleibt. Sie halten wenig Schafe, deren Race aus der Barbarei kommt, überhaupt auch mehr Maulthiere als Pferde, weil jenen die hitzige Nahrung besser bekommt als diesen.

Die Plaine, worauf Palermo liegt, so wie außer der Stadt die Gegend Al Colli, auch ein Theil der Bagaria, hat im Grunde Muschelkalk, woraus die Stadt gebaut ist, daher man denn auch große Steinbrüche in diesen Lagen findet. In der Nähe von Monte Pellegrino sind sie an einer Stelle über funfzig Fuß tief. Die untern Lager sind weißer von Farbe. Man findet darin viel versteinte Korallen und Schaalthiere, vorzüglich große Pilgermuscheln. Das obere Lager ist mit rothem Thon gemischt und enthält wenig oder gar keine Muscheln. Ganz obenauf liegt rother Thon, dessen Lage jedoch nicht stark ist.

Der Monte Pellegrino hebt sich aus Allem diesem hervor; er ist ein älterer Kalk, hat viele Löcher und Spaltungen, welche, genau betrachtet, obgleich sehr unregelmäßig, sich doch nach der Ordnung der Bänke richten. Das Gestein ist fest und klingend.

Palermo, Donnerstag den 5. April.

Wir gingen die Stadt im Besondern durch. Die Bauart gleicht meistens der von Neapel, doch stehen öffentliche Monumente, z. B. Brunnen, noch weiter entfernt vom guten Geschmack. Hier ist nicht, wie in Rom, ein Kunstgeist, welcher die

Arbeit regelt; nur von Zufälligkeiten erhält das Bauwerk Gestalt und Dasein. Ein von dem ganzen Inselvolke angestaunter Brunnen existirte schwerlich, wenn es in Sizilien nicht schönen bunten Marmor gäbe, und wenn nicht gerade ein Bildhauer, geübt in Thiergestalten, damals Gunst gehabt hätte. Es wird schwer halten, diesen Brunnen zu beschreiben. Auf einem mäßigen Platze steht ein rundes architektonisches Werk, nicht gar steckhoch, Sockel, Mauer und Gesims von farbigem Marmor; in die Mauer sind in einer Flucht mehrere Nischen angebracht, aus welchen, von weißem Marmor gebildet, alle Arten Thierkörpe auf gestreckten Hälsen herausschauen: Pferd, Löwe, Kameel, Elephant wechseln mit einander ab, und man erwartete kaum hinter dem Kreise dieser Menagerie einen Brunnen, zu welchem von vier Seiten durch gelassene Lücken marmorne Stufen hinaufführen, um das reichlich gespendete Wasser schöpfen zu lassen.

Etwas Aehnliches ist es mit den Kirchen, wo die Prachtliebe der Jesuiten noch überboten ward, aber nicht aus Grundsatz und Absicht, sondern zufällig, wie allenfalls ein gegenwärtiger Handwerker, Figuren- oder Laubschnitzer, Vergolder, Lackirer und Marmorirer gerade das, was er vermochte, ohne Geschmack und Leitung an gewissen Stellen anbringen wollte.

Dabei findet man eine Fähigkeit, natürliche Dinge nachzuahmen, wie denn z. B. jene Thierköpfe gut genug gearbeitet sind. Dadurch wird freilich die Bewunderung der Menge erregt, deren ganze Kunstfreude nur darin besteht, daß sie das Nachgebildete mit dem Urbilde vergleichbar findet.

Gegen Abend machte ich eine heitere Bekanntschaft, indem ich auf der langen Straße bei einem kleinen Handelsmanne eintrat, um verschiedene Kleinigkeiten einzukaufen. Als ich vor dem Laden stand, die Waare zu besehen, erhob sich ein geringer Luftstoß, welcher, längs der Straße herwirbelnd, einen unendlichen erregten Staub in alle Buden und Fenster sogleich vertheilte. „Bei allen Heiligen! sagt mir," rief ich aus, „woher kommt die Unreinlichkeit Eurer Stadt, und ist derselben denn nicht abzuhelfen? Diese Straße wetteifert an Länge und Schönheit mit dem Corso zu Rom. An beiden Seiten Schrittsteine, die jeder Laden- und Werkstattbesitzer mit unablässigem Kehren reinlich hält, indem er Alles in die Mitte hinunterschiebt, welche dadurch nur immer unreinlicher wird und Euch mit jedem Windshauch den Unrath zurückfendet, den Ihr der Hauptstraße zugewiesen habt. In Neapel tragen geschäftige Esel jeden Tag

das Kehricht nach Gärten und Feldern; sollte denn bei Euch nicht irgend eine ähnliche Einrichtung entstehen oder getroffen werden?"

„Es ist bei uns nun einmal, wie es ist," versetzte der Mann; „was wir aus dem Hause werfen, verfault gleich vor der Thüre über einander. Ihr seht hier Schichten von Stroh und Rohr, von Küchenabgängen und allerlei Unrath; das trocknet zusammen auf und kehrt als Staub zu uns zurück. Gegen den wehren wir uns den ganzen Tag; aber seht, unsere schönen, geschäftigen, niedlichen Besen vermehren, zuletzt abgestumpft, nur den Unrath vor unsern Häusern."

Und, lustig genommen, war es wirklich an dem. Sie haben niedliche Besen von Zwergpalmen, die man, mit weniger Abänderung, zum Fächerdienst eignen könnte; sie schleifen sich leicht ab, und die stumpfen liegen zu Tausenden in der Straße. Auf meine wiederholte Frage, ob dagegen keine Anstalt zu treffen sei, erwiderte er: die Rede gehe im Volke, daß gerade Die, welche für Reinlichkeit zu sorgen hätten, wegen ihres großen Einflusses nicht genöthigt werden könnten, die Gelder pflichtmäßig zu verwenden, und dabei sei noch der wunderliche Umstand, daß man fürchte, nach wegaeschaftem mistbaftem Geströhde werde erst deutlich zum Vorschein kommen, wie schlecht das Pflaster darunter beschaffen sei, wodurch denn abermals die unredliche Verwaltung einer andern Kasse zu Tage kommen würde. Das Alles aber sei, setzte er mit possierlichem Ausdruck hinzu, nur Auslegung von Uebelgesinnten, er aber von der Meinung Derjenigen, welche behaupten, der Adel erhalte seinen Karossen diese weiche Unterlage, damit sie des Abends ihre herkömmliche Lustfahrt auf elastischem Boden bequem vollbringen konnten. Und da der Mann einmal im Zuge war, bescherzte er noch mehrere Polizeimißbräuche, mir zu tröstlichem Beweis, daß der Mensch noch immer Humor genug hat, sich über das Unabwendbare lustig zu machen.

Palermo, Freitag den 6. April.

Die heilige Rosalie, Schutzpatronin von Palermo, ist durch die Beschreibung, welche Brydone von ihrem Feste gegeben hat, so allgemein bekannt geworden, daß es den Freunden gewiß

angenehm sein muß, etwas von dem Orte und der Stelle, wo sie besonders verehrt wird, zu lesen.

Der Monte Pellegrino, eine große Felsenmasse, breiter als hoch, liegt an dem nordwestlichen Ende des Golfs von Palermo. Seine schöne Form läßt sich mit Worten nicht beschreiben; eine unvollkommene Abbildung davon findet sich in dem Voyage pittoresque de la Sicile. Er besteht aus einem grauen Kalkstein der frühern Epoche; die Felsen sind ganz nackt, kein Baum, kein Strauch wächst auf ihnen, kaum, daß die flachliegenden Theile mit etwas Rasen und Moos bedeckt sind.

In einer Höhle dieses Berges entdeckte man zu Anfang des vorigen Jahrhunderts die Gebeine der Heiligen und brachte sie nach Palermo. Ihre Gegenwart befreite die Stadt von der Pest, und Rosalie war seit diesem Augenblicke die Schutzheilige des Volks; man baute ihr Kapellen und stellte ihr zu Ehren glänzende Feierlichkeiten an. Die Andächtigen wallfahrteten fleißig auf den Berg, und man erbaute mit großen Kosten einen Weg, der wie eine Wasserleitung auf Pfeilern und Bogen ruht und in einem Zickzack zwischen zwei Klippen hinaufsteigt.

Der Andachtsort selbst ist der Demuth der Heiligen, welche sich dahin flüchtete, angemessener als die prächtigen Feste, welche man ihrer völligen Entäußerung von der Welt zu Ehren anstellte. Und vielleicht hat die ganze Christenheit, welche nun achtzehnhundert Jahre ihren Beiß, ihre Pracht, ihre feierlichen Lustbarkeiten auf das Elend ihrer ersten Stifter und eifrigsten Bekenner gründet, keinen heiligen Ort aufzuweisen, der auf eine so unschuldige und gefühlvolle Art verziert und verehrt wäre.

Wenn man den Berg erstiegen hat, wendet man sich um eine Felsenecke, wo man einer steilen Felswand nah gegenüber steht, an welcher die Kirche und das Kloster gleichsam festgebaut sind.

Die Außenseite der Kirche hat nichts Einladendes noch Versprechendes; man eröffnet die Thüre ohne Erwartung, wird aber auf das Wunderbarste überrascht, indem man hineintritt. Man befindet sich unter einer Halle, welche in der Breite der Kirche hinläuft und gegen das Schiff zu offen ist. Man sieht in derselben die gewöhnlichen Gefäße mit Weihwasser und einige Beichtstühle. Das Schiff der Kirche ist ein offener Hof, der an der rechten Seite von rauhen Felsen, auf der linken von einer Kontinuation der Halle zugeschlossen wird. Er ist mit Stein-

platten etwas abhängig belegt, damit das Regenwasser ablaufen kann; ein kleiner Brunnen steht ungefähr in der Mitte.

Die Höhle selbst ist zum Chor umgebildet, ohne daß man ihr von der natürlichen rauhen Gestalt etwas genommen hätte. Einige Stufen führen hinauf; gleich steht der große Pult mit dem Chorbuche entgegen, auf beiden Seiten die Chorstühle. Alles wird von dem aus dem Hofe oder Schiff einfallenden Tageslicht erleuchtet. Tief hinten in dem Dunkel der Höhle steht der Hauptaltar in der Mitte.

Man hat, wie schon gesagt, an der Höhle nichts verändert; allein da die Felsen immer von Wasser träufeln, war es nöthig, den Ort trocken zu halten. Man hat dieses durch bleierne Rinnen bewirkt, welche man an den Kanten der Felsen hergeführt und verschiedentlich mit einander verbunden hat. Da sie oben breit sind und unten spitz zulaufen, auch mit einer schmutzig grünen Farbe angestrichen sind, so sieht es fast aus, als wenn die Höhle inwendig mit großen Cactusarten bewachsen wäre. Das Wasser wird theils seitwärts, theils hinten in einen klaren Behälter geleitet, woraus es die Gläubigen schöpfen und gegen allerlei Uebel gebrauchen.

Da ich diese Gegenstände genau betrachtete, trat ein Geistlicher zu mir und fragte mich, ob ich etwa ein Genueser sei und einige Messen wollte lesen lassen. Ich versetzte ihm darauf, ich sei mit einem Genueser nach Palermo gekommen, welcher morgen als an einem Festtage heraufsteigen würde. Da immer Einer von uns zu Hause bleiben müßte, wäre ich heute heraufgegangen, mich umzusehen. Er versetzte darauf, ich möchte mich aller Freiheit bedienen, Alles wohl betrachten und meine Devotion verrichten. Besonders wies er mich an einen Altar, der links in der Höhle stand, als ein besonderes Heiligthum und verließ mich.

Ich sah durch die Oeffnungen eines großen, aus Messing getriebenen Laubwerks Lampen unter dem Altar hervorschimmern, kniete ganz nahe davor hin und blickte durch die Oeffnungen. Es war inwendig noch ein Gitterwerk von feinem geflochtenem Messingdraht vorgezogen, so daß man nur wie durch einen Flor den Gegenstand dahinter unterscheiden konnte. Ein schönes Frauenzimmer erblickt' ich bei dem Schein einiger stillen Lampen. Sie lag wie in einer Art von Entzückung, die Augen halb geschlossen, den Kopf nachlässig auf die rechte Hand gelegt, die mit vielen Ringen geschmückt war. Ich konnte das Bild nicht

genug betrachten; es schien mir ganz besondere Reize zu haben. Ihr Gewand ist aus einem vergoldeten Blech getrieben, welches einen reich von Gold gewirkten Stoff gar gut nachahmt. Kopf und Hände von weißem Marmor sind, ich darf nicht sagen in einem hohen Stil, aber doch so natürlich und gefällig gearbeitet, daß man glaubt, sie müßte Athem holen und sich bewegen. Ein kleiner Engel steht neben ihr und scheint ihr mit einem Lilienstengel Kühlung zuzuwehen.

Unterdessen waren die Geistlichen in die Höhle gekommen, hatten sich auf ihre Stühle gesetzt und sangen die Vesper. Ich setzte mich auf eine Bank gegen dem Altar über und hörte ihnen eine Weile zu; alsdann begab ich mich wieder zum Altare, kniete nieder und suchte das schöne Bild der Heiligen noch deutlicher gewahr zu werden. Ich überließ mich ganz der reizenden Illusion der Gestalt und des Ortes.

Der Gesang der Geistlichen verklang nun in der Höhle, das Wasser rieselte in das Behältniß gleich neben dem Altare zusammen, die überhangenden Felsen des Vorhofs, des eigentlichen Schiffs der Kirche, schlossen die Scene noch mehr ein. Es war eine große Stille in dieser gleichsam wieder ausgestorbenen Wüste, eine große Reinlichkeit in einer wilden Höhle; der Flitterputz des katholischen, besonders sizilianischen Gottesdienstes hier noch zunächst seiner natürlichen Einfalt; die Illusion, welche die Gestalt der schönen Schläferin hervorbrachte, auch einem geübten Auge noch reizend — genug, ich konnte mich nur mit Schwierigkeit von diesem Orte losreißen und kam erst in später Nacht wieder in Palermo an.

Palermo, Sonnabend den 7. April.

In dem öffentlichen Garten unmittelbar an der Rhede brachte ich im Stillen die vergnügtesten Stunden zu. Es ist der wunderbarste Ort von der Welt. Regelmäßig angelegt, scheint er uns doch seenhaft; vor nicht gar langer Zeit gepflanzt, versetzt er ins Alterthum. Grüne Beeteinfassungen umschließen fremde Gewächse, Zitronenspaliere wölben sich zum niedlichen Laubengange, hohe Wände des Oleanders, geschmückt von tausend rothen nelkenhaften Blüthen, locken das Auge. Ganz fremde, mir unbekannte Bäume, noch ohne Laub, wahrscheinlich

aus wärmern Gegenden, verbreiten seltsame Zweige. Eine hinter dem flachen Raum erhöhte Bank läßt einen so wundersam verschlungenen Wachsthum übersehen und lenkt den Blick zuletzt auf große Bassins, in welchen Gold- und Silberfische sich gar lieblich bewegen, bald sich unter bemooste Röhren verbergen, bald wieder schaarenweis, durch einen Bissen Brod gelockt, sich versammeln. An den Pflanzen erscheint durchaus ein Grün, das wir nicht gewohnt sind, bald gelblicher, bald bläulicher als bei uns. Was aber dem Ganzen die wundersamste Anmuth verlieh, war ein starker Duft, der sich über Alles gleichförmig verbreitete mit so merklicher Wirkung, daß die Gegenstände, auch nur einige Schritte hinter einander entfernt, sich entschiedener beiblau von einander absetzten, so daß ihre eigenthümliche Farbe zuletzt verloren ging oder wenigstens sehr überbläut sie sich dem Auge darstellten.

Welche wundersame Ansicht ein solcher Duft entfernten Gegenständen, Schiffen, Vorgebirgen ertheilt, ist für ein malerisches Auge merkwürdig genug, indem die Distanzen genau zu unterscheiden, ja zu messen sind; deswegen auch ein Spaziergang auf die Höhe höchst reizend ward. Man sah keine Natur mehr, sondern nur Bilder, wie sie der künstlichste Maler durch Lasiren aus einander gestuft hätte.

Aber der Eindruck jenes Wundergartens war mir zu tief geblieben; die schwärzlichen Wellen am nördlichen Horizonte, ihr Anstreben an die Buchtkrümmungen, selbst der eigene Geruch des dünstenden Meeres, das Alles rief mir die Insel der seligen Phäaken in die Sinne sowie ins Gedächtniß. Ich eilte, sogleich einen Homer zu kaufen, jenen Gesang mit großer Erbauung zu lesen und eine Uebersetzung aus dem Stegreif Knieen vorzutragen, der wohl verdiente, bei einem guten Glase Wein von seinen strengen heutigen Bemühungen behaglich auszuruhen.

Palermo, den 8. April, Ostersonntag.

Nun aber ging die lärmige Freude über die glückliche Auferstehung des Herrn mit Tagesanbruch los. Petarden, Laufeuer, Schläge, Schwärmer und dergleichen wurden kastenweis vor den Kirchthüren losgebrannt, indessen die Gläubigen sich

zu den eröffneten Flügelpforten drängten. Glocken- und Orgelschall, Chorgesang der Prozessionen und der ihnen entgegnenden geistlichen Chöre konnten wirklich das Ohr Derjenigen verwirren, die an eine so lärmende Gottesverehrung nicht gewöhnt waren.

Die frühe Messe war kaum geendigt, als zwei wohlgeputzte Läufer des Vicekönigs unsern Gasthof besuchten, in der doppelten Absicht, einmal den sämmtlichen Fremden zum Feste zu gratuliren und dagegen ein Trinkgeld einzunehmen, mich sodann zur Tafel zu laden, weshalb meine Gabe etwas erhöht werden mußte.

Nachdem ich den Morgen zugebracht, die verschiedenen Kirchen zu besuchen und die Volksgesichter und Gestalten zu betrachten, fuhr ich zum Palast des Vicekönigs, welcher am obern Ende der Stadt liegt. Weil ich etwas zu früh gekommen, fand ich die großen Säle noch leer; nur ein kleiner, munterer Mann ging auf mich zu, den ich sogleich für einen Malteser erkannte.

Als er vernahm, daß ich ein Deutscher sei, fragte er, ob ich ihm Nachricht von Erfurt zu geben wisse; er habe daselbst einige Zeit sehr angenehm zugebracht. Auf seine Erkundigungen nach der von Dacheröden'schen Familie, nach dem Koadjutor von Dalberg konnte ich ihm hinreichende Auskunft geben, worüber er sehr vergnügt nach dem übrigen Thüringen fragte. Mit bedenklichem Antheil erkundigte er sich nach Weimar. „Wie steht es denn", sagte er, „mit dem Manne, der zu meiner Zeit, jung und lebhaft, daselbst Regen und schönes Wetter machte? Ich habe seinen Namen vergessen, genug aber, es ist der Verfasser des Werther's."

Nach einer kleinen Pause, als wenn ich mich bedächte, erwiderte ich: ‚Die Person, nach der Ihr Euch gefällig erkundigt, bin ich selbst.' Mit dem sichtbarsten Zeichen des Erstaunens fuhr er zurück und rief aus: „Da muß sich viel verändert haben!" — ‚O ja!' versetzte ich, ‚zwischen Weimar und Palermo hab' ich manche Veränderung gehabt.'

In dem Augenblick trat mit seinem Gefolge der Vicekönig herein und betrug sich mit anständiger Freimüthigkeit, wie es einem solchen Herrn geziemt. Er enthielt sich jedoch nicht des Lächelns über den Malteser, welcher seine Verwunderung, mich hier zu sehen, auszudrücken fortfuhr. Bei Tafel sprach der Vicekönig, neben dem ich saß, über die Absicht meiner Reise

und versicherte, daß er Befehl geben wolle, mich in Palermo Alles sehen zu lassen und mich auf meinem Wege durch Sizilien auf alle Weise zu fördern.

Palermo, Montag den 9. April.

Heute den ganzen Tag beschäftigte uns der Unsinn des Prinzen Pallagonia, und auch diese Thorheiten waren ganz etwas Anders, als wir uns lesend und hörend vorgestellt. Denn bei der größten Wahrheitsliebe kommt Derjenige, der vom Abfurden Rechenschaft geben soll, immer ins Gedränge: er will einen Begriff davon überliefern, und so macht er es schon zu etwas, da es eigentlich ein Nichts ist, welches für etwas gehalten sein will. Und so muß ich noch eine andere allgemeine Reflexion vorausschicken: daß weder das Abgeschmackteste noch das Vortrefflichste ganz unmittelbar aus einem Menschen, aus einer Zeit hervorspringe, daß man vielmehr beiden mit einiger Aufmerksamkeit eine Stammtafel der Herkunft nachweisen könne.

Jener Brunnen in Palermo gehört unter die Vorfahren der Pallagonischen Raserei, nur daß diese hier, auf eigenem Grund und Boden, in der größten Freiheit und Breite sich hervorthut. Ich will den Verlauf des Entstehens zu entwickeln suchen.

Wenn ein Lustschloß in diesen Gegenden mehr oder weniger in der Mitte des ganzen Besitzthums liegt und man asso, um zu der herrschaftlichen Wohnung zu gelangen, durch gebaute Felder, Küchengärten und dergleichen landwirthschaftliche Nützlichkeiten zu fahren hat, erweisen sie sich haushältischer als die Nordländer, die oft eine große Strecke guten Bodens zu einer Parkanlage verwenden, um mit unfruchtbarem Gesträuche dem Auge zu schmeicheln. Diese Südländer hingegen führen zwei Mauern auf, zwischen welchen man zum Schloß gelangt, ohne daß man gewahr werde, was rechts oder links vorgeht. Dieser Weg beginnt gewöhnlich mit einem großen Portal, wol auch mit einer gewölbten Halle und endigt im Schloßhofe. Damit nun aber das Auge zwischen diesen Mauern nicht ganz unbefriedigt sei, so sind sie oben ausgebogen, mit Schnörkeln und Postamenten verziert, worauf allenfalls hie und da eine Vase steht. Die Flächen sind abgetüncht, in Felder getheilt

einen Zwerg ausgefüllt, wie denn überall dieses Geschlecht bei geistlosen Scherzen eine große Rolle spielt.

Daß wir aber die Elemente der Tollheit des Prinzen Pallagonia vollständig überliefern, geben wir nachstehendes Verzeichniß. Menschen: Bettler, Bettlerinnen, Spanier, Spanierinnen, Mohren, Türken, Buckelige, alle Arten Verwachsene, Zwerge, Musikanten, Pulcinelle, antik kostümirte Soldaten, Götter, Göttinnen, altfranzösisch Gekleidete, Soldaten mit Patrontaschen und Gamaschen, Mythologie mit fratzenhaften Zuthaten: Achill und Chiron mit Pulcinell. Thiere: nur Theile derselben, Pferd mit Menschenhänden, Pferdekopf auf Menschenkörper, entstellte Affen, viele Drachen und Schlangen, alle Arten von Pfoten an Figuren aller Art, Verdoppelungen, Verwechselungen der Köpfe. Vasen: alle Arten von Mustern und Schnörkeln, die unterwärts zu Vasenbäuchen und Untersätzen endigen.

Denke man sich nun dergleichen Figuren scheckweis verfertigt und ganz ohne Sinn und Verstand entsprungen, auch ohne Wahl und Absicht zusammengestellt, denke man sich diesen Sockel, diese Piedestale und Unformen in einer unabsehbaren Reihe, so wird man das unangenehme Gefühl mit empfinden, das einen Jeden überfallen muß, wenn er durch diese Spitzruthen des Wahnsinns durchgejagt wird.

Wir nähern uns dem Schlosse und werden durch die Arme eines halbrunden Vorhofs empfangen; die entgegenstehende Hauptmauer, wodurch das Thor geht, ist burgartig angelegt. Hier finden wir eine ägyptische Figur eingemauert, einen Springbrunnen ohne Wasser, ein Monument, zerstreut umherliegende Vasen, Statuen vorsätzlich auf die Nase gelegt. Wir treten in den Schloßhof und finden das herkömmliche, mit kleinen Gebäuden umgebene Rund in kleinern Halbzirkeln ausgebogt, damit es ja an Mannichfaltigkeit nicht fehle.

Der Boden ist großentheils mit Gras bewachsen. Hier stehen, wie auf einem verfallenen Kirchhofe, seltsam geschnörkelte Marmorvasen vom Vater her, Zwerge und sonstige Ungestalten aus der neuern Epoche zufällig durch einander, ohne daß sie bis jetzt einen Platz finden können; sogar tritt man vor eine Laube, vollgefroren von alten Vasen und anderm geschnörkelten Gestein.

Das Widersinnige einer solchen geschmacklosen Denkart zeigt sich aber im höchsten Grade darin, daß die Gesimse der kleinen Häuser durchaus schief nach einer oder der andern Seite

hinhängen, so daß das Gefühl der Wasserwage und des Perpendikels, das uns eigentlich zu Menschen macht und der Grund aller Eurhythmie ist, in uns zerrissen und gequält wird. Und so sind denn auch diese Dachreiben mit Hydern und kleinen Büsten, mit musicirenden Affenchören und ähnlichem Wahnsinn verbrämt. Drachen mit Göttern abwechselnd, ein Atlas, der statt der Himmelskugel ein Weinfaß trägt.

Gedenkt man sich aber aus Allem diesem in das Schloß zu retten, welches, vom Vater erbaut, ein relativ vernünftiges äußeres Ansehn hat, so findet man nicht weit vor der Pforte den lorbeerbekränzten Kopf eines römischen Kaisers auf einer Zwergestalt, die auf einem Delphin sitzt.

Im Schlosse selbst nun, dessen Aeußeres ein leidliches Innere erwarten läßt, fängt das Fieber des Prinzen schon wieder zu rasen an. Die Stuhlfüße sind ungleich abgesägt, so daß Niemand Platz nehmen kann, und vor den sitzbaren Stühlen warnt der Kastellan, weil sie unter ihren Sammetpolstern Stacheln verbergen. Kandelaber von chinesischem Porzellan stehen in den Ecken, welche, näher betrachtet, aus einzelnen Schalen, Ober- und Untertassen u. dgl. zusammengekittet sind. Kein Winkel, wo nicht irgend eine Willkür hervorblickte. Sogar der unschätzbare Blick über die Vorgebirge ins Meer wird durch farbige Scheiben verkümmert, welche durch einen unwahren Ton die Gegend entweder verkälten oder entzünden. Eines Kabinets muß ich noch erwähnen, welches aus alten vergoldeten, zusammengeschnittenen Rahmen an einander getäfelt ist. Alle die hundertfältigen Schnitzmuster, alle die verschiedenen Abstufungen einer ältern oder jüngern, mehr oder weniger bestaubten und beschädigten Vergoldung bedecken hier, hart an einander gedrängt, die sämmtlichen Wände und geben den Begriff von einem zerstückelten Trödel.

Die Kapelle zu beschreiben wäre allein ein Heftchen nöthig. Hier findet man den Aufschluß über den ganzen Wahnsinn, der nur in einem bigotten Geiste bis auf diesen Grad wuchern konnte. Wie manches Fratzenbild einer irregeleiteten Devotion sich hier befinden mag, geb' ich zu vermuthen; das Beste jedoch will ich nicht vorenthalten. Flach an der Decke nämlich ist ein geschnitztes Crucifix von ziemlicher Größe befestigt, nach der Natur angemalt, lackirt, mit untermischter Vergoldung. Dem Gekreuzigten in den Nabel ist ein Haken eingeschraubt, eine Kette aber, die davon herabhängt, befestigt sich in den Kopf

eines knieend betenden, in der Luft schwebenden Mannes, der, angemalt und lackirt wie alle übrigen Bilder der Kirche, wol ein Sinnbild der ununterbrochenen Andacht des Besitzers darstellen soll.

Uebrigens ist der Palast nicht ausgebaut: ein großer, von dem Vater bunt und reich angelegter, aber doch nicht widerlich verzierter Saal war unvollendet geblieben; wie denn der grenzenlose Wahnsinn des Besitzers mit seinen Narrheiten nicht zu Rande kommen kann.

Knieper, dessen Künstlersinn innerhalb dieses Tollhauses zur Verzweiflung getrieben wurde, sah ich zum ersten Mal ungeduldig; er trieb mich fort, da ich mir die Elemente dieser Unsicherung einzeln zu vergegenwärtigen und zu schematisiren suchte. Gutmüthig genug, zeichnete er zuletzt noch eine von den Zusammenstellungen, die einzige, die noch wenigstens eine Art von Bild gab. Sie stellt ein Pferdweib, auf einem Sessel sitzend, gegen einen unterwärts altmodisch gekleideten, mit Greisenkopf, Krone und großer Perücke gezierten Kavalier Karte spielend vor und erinnert an das nach aller Tollheit noch immer höchst merkwürdige Wappen des Hauses Pallagonia: ein Satyr hält einem Weibe, das einen Pferdekopf hat, einen Spiegel vor.

Palermo, Dienstag den 10. April.

Heute fuhren wir bergauf nach Monreale. Ein herrlicher Weg, welchen der Abt jenes Klosters zur Zeit eines überschwänglichen Reichthums angelegt hat; breit, bequemen Anstiegs, Bäume hie und da, besonders aber weitläufige Spring- und Röhrenbrunnen, beinah Vallagonisch verschnörkelt und verziert, demungeachtet aber Thiere und Menschen erquickend.

Das Kloster San Martino, auf der Höhe liegend, ist eine respektable Anlage. Ein Hagestolz allein, wie man am Prinzen Pallagonia sieht, hat selten etwas Vernünftiges hervorgebracht, mehrere zusammen hingegen die allergrößten Werke, wie Kirchen und Klöster zeigen. Doch wirkten die geistlichen Gesellschaften wol nur deswegen so viel, weil sie noch mehr als irgend ein Familienvater einer unbegrenzten Nachkommenschaft gewiß waren.

Die Mönche ließen uns ihre Sammlungen sehen. Von Alterthümern und natürlichen Sachen verwahren sie manches

Schöne. Besonders fiel uns auf eine Medaille mit dem Bilde einer jungen Gottin, das Entzücken erregen mußte. Gern hätten uns die guten Männer einen Abdruck mitgegeben; es war aber nichts bei Handen, was zu irgend einer Art von Form tauglich gewesen wäre.

Nachdem sie uns Alles vorgezeigt, nicht ohne traurige Vergleichung der vorigen und gegenwärtigen Zustände, brachten sie uns in einen angenehmen kleinen Saal, von dessen Balkon man eine liebliche Aussicht genoß; hier war für uns Beide gedeckt, und es fehlte nicht an einem sehr guten Mittagessen. Nach dem aufgetragenen Dessert trat der Abt herein, begleitet von seinen ältesten Mönchen, setzte sich zu uns und blieb wol eine halbe Stunde, in welcher Zeit wir manche Frage zu beantworten hatten. Wir schieden aufs Freundlichste. Die Jüngern begleiteten uns nochmals in die Zimmer der Sammlung und zuletzt nach dem Wagen.

Wir fuhren mit ganz andern Gesinnungen nach Hause als gestern. Heute hatten wir eine große Anstalt zu bedauern, die eben zu der Zeit versinkt, indessen an der andern Seite ein abgeschmacktes Unternehmen mit frischem Wachsthum hervorsteigt.

Der Weg nach San Martino geht das ältere Kalkgebirg hinauf. Man zertrümmert die Felsen und brennt Kalk daraus, der sehr weiß wird. Zum Brennen brauchen sie eine starke, lange Grasart, in Bündeln getrocknet. Hier entsteht nun die Calcara. Bis an die steilsten Höhen liegt rother Thon angeschwemmt, der hier die Dammerde vorstellt, je höher, je röther, wenig durch Vegetation geschwärzt. Ich sah in der Entfernung eine Grube fast wie Zinnober. Das Kloster steht mitten im Kalkgebirg, das sehr quellenreich ist. Die Gebirge umher sind wohlbebaut.

Palermo, Mittwoch den 11. April.

Nachdem wir nun zwei Hauptpunkte außerhalb der Stadt betrachtet, begaben wir uns in den Palast, wo der geschäftige Laufer die Zimmer und ihren Inhalt vorzeigte. Zu unserm großen Schrecken war der Saal, worin die Antiken sonst aufgestellt sind, eben in der größten Unordnung, weil man eine neue architektonische Dekoration im Werke hatte. Die Statuen waren von ihren Stellen weggenommen, mit Tüchern verhängt,

mit Gerüsten verstellt, so daß wir trotz allem guten Willen unseres Führers und einiger Bemühung der Handwerksleute doch nur einen sehr unvollständigen Begriff davon erwerben konnten. Am Meisten war mir um die zwei Widder von Erz zu thun, welche, auch nur unter diesen Umständen gesehen, den Kunstsinn höchlich erbauten. Sie sind liegend vorgestellt, die eine Pfote vorwärts, als Gegenbilder die Köpfe nach verschiedenen Seiten gekehrt; mächtige Gestalten aus der mythologischen Familie, Phrixus und Helle zu tragen würdig. Die Wolle nicht kurz und kraus, sondern lang und wellenartig herabfallend, mit großer Wahrheit und Eleganz gebildet, aus der besten griechischen Zeit. Sie sollen in dem Hafen von Syrakus gestanden haben.

Nun führte uns der Lauser außerhalb der Stadt in Katakomben, welche, mit architektonischem Sinn angelegt, keineswegs zu Grabplätzen benutzte Steinbrüche sind. In einem ziemlich verhärteten Tuff und dessen senkrecht gearbeiteter Wand sind gewölbte Oeffnungen und innerhalb dieser Särge ausgegraben, mehrere über einander, Alles aus der Masse, ohne irgend eine Nachhilfe von Mauerwerk. Die obern Särge sind kleiner, und in den Räumen über den Pfeilern sind Grabstätten für Kinder angebracht.

Palermo, Donnerstag den 12. April.

Man zeigte uns heute das Medaillenkabinet des Prinzen Torremuzza. Gewissermaßen ging ich ungern hin. Ich verstehe von diesem Fach zu wenig, und ein blos neugieriger Reisender ist wahren Kennern und Liebhabern verhaßt. Da man aber doch einmal anfangen muß, so beaumte ich mich und hatte davon viel Vergnügen und Vortheil. Welch ein Gewinn, wenn man auch nur vorläufig übersieht, wie die alte Welt mit Städten übersäet war, deren kleinste, wo nicht eine ganze Reihe der Kunstgeschichte, wenigstens doch einige Epochen derselben uns in köstlichen Münzen hinterließ. Aus diesen Schubkasten lacht uns ein unendlicher Frühling von Blüthen und Früchten der Kunst, eines in höhern Sinne geführten Lebensgewerbes, und was nicht Alles noch mehr, hervor. Der Glanz der sizilischen Städte, jetzt verdunkelt, glänzt aus diesen geformten Metallen wieder frisch entgegen.

Leider haben wir Andern in unserer Jugend nur die Fa-

milienmünzen besessen, die nichts sagen, und die Kaisermünzen, welche dasselbe Profil bis zum Ueberdruß wiederholen: Bilder von Herrschern, die eben nicht als Musterbilder der Menschheit zu betrachten sind. Wie traurig hat man nicht unsere Jugend auf das gestaltlose Palästina und auf das gestaltverwirrende Rom beschränkt! Sizilien und Neugriechenland läßt mich nun wieder ein frisches Leben hoffen.

Daß ich über diese Gegenstände mich in allgemeine Betrachtungen ergehe, ist ein Beweis, daß ich noch nicht viel davon verstehen gelernt habe; doch das wird sich mit dem Uebrigen nach und nach schon geben.

Abends.

Heute am Abend ward mir noch ein Wunsch erfüllt, und zwar auf eigene Weise. Ich stand in der großen Straße auf den Schrittsteinen, an jenem Laden mit dem Kaufherrn scherzend; auf einmal tritt ein Lauser, groß, wohlgekleidet an mich heran, einen silbernen Teller rasch verhaltend, worauf mehrere Kupferpfennige, wenige Silberstücke lagen. Da ich nicht wußte, was es heißen solle, so zuckte ich, den Kopf duckend, die Achseln, das gewöhnliche Zeichen, wodurch man sich losjagt, man mag nun Antrag oder Frage nicht verstehen oder nicht wollen. Ebenso schnell, als er gekommen, war er fort, und nun bemerkte ich auf der entgegengesetzten Seite der Straße seinen Kameraden in gleicher Beschäftigung.

Was das bedeute, fragte ich den Handelsmann, der mit bedenklicher Geberde, gleichsam verstohlen, auf einen langen, hagern Herrn deutete, welcher in der Straßenmitte, bohmäßig gekleidet, anständig und gelassen über den Mist einherschritt. Frisirt und gepudert, den Hut unter dem Arm, in seidenem Gewande, den Degen an der Seite, ein nettes Fußwerk mit Steinschnallen geziert: so trat der Bejahrte ernst und ruhig einher; Aller Augen waren auf ihn gerichtet.

„Dies ist der Prinz Pallagonia," sagte der Händler, „welcher von Zeit zu Zeit durch die Stadt geht und für die in der Barbarei gefangenen Sklaven ein Lösegeld zusammenbeischt. Zwar beträgt dieses Einsammeln niemals viel, aber der Gegenstand bleibt doch im Andenken, und oft vermachen Diejenigen, welche bei Lebzeiten zurückhielten, schöne Summen zu solchem

Zweck. Schon viele Jahre ist der Prinz Vorsteher dieser Anstalt und hat unendlich viel Gutes gestiftet!"

‚Statt auf die Thorheiten seines Landsitzes', rief ich aus, ‚hätte er hierher jene großen Summen verwenden sollen. Kein Fürst in der Welt hätte mehr geleistet.'

Dagegen sagte der Kaufmann: „Sind wir doch Alle so! Unsere Narrheiten bezahlen wir gar gerne selbst, zu unsern Tugenden sollen Andere das Geld hergeben."

Palermo, Freitag den 13. April.

Vorgearbeitet in dem Steinreiche Sizilliens hat uns Graf Borch sehr emsig, und wer nach ihm gleichen Sinnes die Insel besucht, wird ihm recht gern Dank zollen. Ich finde es angenehm sowie pflichtmäßig, das Andenken eines Vorgängers zu feiern. Bin ich doch nur ein Vorfahr von künftigen Andern, im Leben wie auf der Reise!

Die Thätigkeit des Grafen scheint mir übrigens größer als seine Kenntnisse; er verfährt mit einem gewissen Selbstbehagen, welches dem bescheidenen Ernst zuwider ist, mit welchem man wichtige Gegenstände behandeln sollte. Indessen ist sein Heft in Quart, ganz dem sizilianischen Steinreich gewidmet, mir von großem Vortheil, und ich konnte, dadurch vorbereitet, die Steinschleifer mit Nutzen besuchen, welche, früher mehr beschäftigt, zur Zeit, als Kirchen und Altäre noch mit Marmor und Achaten überlegt werden mußten, das Handwerk doch noch immer forttreiben. Bei ihnen bestellte ich Muster von weichen und harten Steinen; denn so unterscheiden sie Marmor und Achate hauptsächlich deswegen, weil die Verschiedenheit des Preises sich nach diesem Unterschiede richtet. Doch wissen sie außer diesen beiden sich noch viel mit einem Material, einem Feuererzeugniß ihrer Kalköfen. In diesen findet sich nach dem Brande eine Art Glasfluß, welcher von der hellsten blauen Farbe zur dunkelsten, ja zur schwärzesten übergeht. Diese Klumpen werden wie anderes Gestein in dünne Tafeln geschnitten, nach der Höhe ihrer Farbe und Reinheit geschätzt und anstatt Lapis Lazuli beim Fourniren von Altären, Grabmälern und andern kirchlichen Verzierungen mit Glück angewendet.

Eine vollständige Sammlung, wie ich sie wünsche, ist nicht fertig; man wird sie mir erst nach Neapel schicken. Die Achate

sind von der größten Schönheit, besonders diejenigen, in welchen unregelmäßige Flecken von gelbem oder rothem Jaspis mit weißem, gleichsam gefrorenem Quarze abwechseln und dadurch die schönste Wirkung hervorbringen.

Eine genaue Nachahmung solcher Achate, auf der Rückseite dünner Glasscheiben durch Lackfarben bewirkt, ist das einzige Vernünftige, was ich aus dem Pallagenischen Unsinn jenes Tages herausfand. Solche Tafeln nehmen sich zur Dekoration schöner aus als der ächte Achat, indem dieser aus vielen kleinen Stücken zusammengesetzt werden muß, bei jenen hingegen die Größe der Tafeln vom Architekten abhängt. Dieses Kunststück verdiente wol nachgeahmt zu werden.

Italien ohne Sizilien macht gar kein Bild in der Seele: hier ist der Schlüssel zu Allem.

Vom Klima kann man nicht Gutes genug sagen; jetzt ist's Regenzeit, aber immer unterbrochen; heute donnert und blitzt es, und Alles wird mit Macht grün. Der Lein hat schon zum Theil Knoten gewonnen, der andere Theil blüht. Man glaubt in den Gründen kleine Teiche zu sehen, so schön blaugrün liegen die Leinfelder unten. Der reizenden Gegenstände sind unzählige! Und mein Geselle ist ein excellenter Mensch, der wahre Hoffegut, so wie ich redlich den Treufreund fortspiele. Er hat schon recht schöne Konture gemacht und wird noch das Beste mitnehmen. Welche Aussicht, mit meinen Schätzen dereinst glücklich nach Hause zu kommen!

Vom Essen und Trinken hier zu Land hab' ich noch nichts gesagt, und doch ist es kein kleiner Artikel. Die Gartenfrüchte sind herrlich, besonders der Salat von Zartheit und Geschmack wie eine Milch; man begreift, warum ihn die Alten Lactuca genannt haben. Das Oel, der Wein, Alles sehr gut, und sie könnten noch besser sein, wenn man auf ihre Bereitung mehr Sorgfalt verwendete. Fische die besten, zartesten. Auch haben wir diese Zeit her sehr gut Rindfleisch gehabt, ob man es gleich sonst nicht loben will.

Nun vom Mittagessen ans Fenster, auf die Straße! Es ward ein Missethäter begnadigt, welches immer zu Ehren der heilbringenden Osterwoche geschieht. Eine Brüderschaft führt ihn bis unter einen zum Schein aufgebauten Galgen; dort muß

er vor der Leiter eine Andacht verrichten, die Leiter küssen und wird dann wieder weggeführt. Es war ein hübscher Mensch vom Mittelstande, frisirt, einen weißen Frack, weißen Hut, Alles weiß. Er trug den Hut in der Hand, und man hätte ihm die und da nur bunte Bänder anheften dürfen, so konnte er als Schäfer auf jede Redoute gehen.

Palermo, den 13. und 14. April.

Und so sollte mir denn kurz vor dem Schlusse ein sonderbares Abenteuer beschert sein, wovon ich sogleich umständliche Nachricht ertheile.

Schon die ganze Zeit meines Aufenthalts hörte ich an unserm öffentlichen Tische Manches über Cagliostro, dessen Herkunft und Schicksale reden. Die Palermitaner waren darin einig, daß ein gewisser Joseph Balsamo, in ihrer Stadt geboren, wegen mancherlei schlechter Streiche berüchtigt und verbannt sei. Ob aber Dieser mit dem Grafen Cagliostro nur eine Person sei, darüber waren die Meinungen getheilt. Einige, die ihn ehemals gesehen hatten, wollten seine Gestalt in jenem Kupferstiche wiederfinden, der bei uns bekannt genug ist und auch nach Palermo gekommen war.

Unter solchen Gesprächen berief sich einer der Gäste auf die Bemühungen, welche ein Palermitanischer Rechtsgelehrter übernommen, diese Sache ins Klare zu bringen. Er war durch das französische Ministerium veranlaßt worden, dem Herkommen eines Mannes nachzuspüren, welcher die Frechheit gehabt hatte, vor dem Angesichte Frankreichs, ja man darf wol sagen der Welt, bei einem wichtigen und gefährlichen Prozesse die albernsten Märchen vorzubringen.

Es habe dieser Rechtsgelehrte, erzählte man, den Stammbaum des Joseph Balsamo aufgestellt und ein erläuterndes Memoire mit beglaubigten Beilagen nach Frankreich abgeschickt, wo man wahrscheinlich davon öffentlichen Gebrauch machen werde.

Ich äußerte den Wunsch, diesen Rechtsgelehrten, von welchem außerdem viel Gutes gesprochen wurde, kennen zu lernen, und der Erzähler erbot sich, mich bei ihm anzumelden und zu ihm zu führen.

Nach einigen Tagen gingen wir hin und fanden ihn mit

seinen Klienten beschäftigt. Als er diese abgefertigt und wir das Frühstück genommen hatten, brachte er ein Manuskript hervor, welches den Stammbaum Cagliostro's, die zu dessen Begründung nöthigen Dokumente in Abschrift und das Konzept eines Memoire enthielt, das nach Frankreich abgegangen war. Er legte mir den Stammbaum vor und gab mir die nöthigen Erklärungen darüber, wovon ich hier so viel anführe, als zu leichterer Einsicht nöthig ist.

Joseph Balsamo's Urgroßvater mütterlicher Seite war Matthäus Martelle. Der Geburtsname seiner Urgroßmutter ist unbekannt. Aus dieser Ehe entsprangen zwei Töchter, eine Namens Maria, die an Joseph Bracconeri verheirathet und Großmutter Joseph Balsamo's ward. Die andere, Namens Vincenza, verheirathete sich an Joseph Cagliostro, der von einem kleinen Orte La Noava, acht Meilen von Messina, gebürtig war. Ich bemerke hier, daß zu Messina noch zwei Glockengießer dieses Namens leben. Diese Großtante war in der Folge Pathe bei Joseph Balsamo; er erhielt den Taufnamen ihres Mannes und nahm endlich auswärts auch den Zunamen Cagliostro von seinem Großenkel an.

Die Eheleute Bracconeri hatten drei Kinder: Felicitas, Matthäus und Antonin. Felicitas ward an Peter Balsamo verheirathet, den Sohn eines Bandhändlers in Palermo, Antonin Balsamo, der vermuthlich von jüdischem Geschlecht abstammte. Peter Balsamo, der Vater des berüchtigten Joseph's, machte Bankerott und starb in seinem fünfundvierzigsten Jahre. Seine Wittwe, welche noch gegenwärtig lebt, gab ihm außer dem benannten Joseph noch eine Tochter, Johanna Joseph-Maria, welche an Johann Baptista Capitummino verheirathet wurde, der mit ihr drei Kinder zeugte und starb.

Das Memoire, welches uns der gefällige Verfasser vorlas und mir auf mein Ersuchen einige Tage anvertraute, war auf Taufscheine, Ehekontrakte und Instrumente gegründet, die mit Sorgfalt gesammelt waren. Es enthielt ungefähr die Umstände (wie ich aus einem Auszug, den ich damals gemacht, ersehe), die uns nunmehr aus den Römischen Prozeßakten bekannt geworden sind: daß Joseph Balsamo Anfangs Juni 1743 zu Palermo geboren, von Vincenza Martello, verheirathete Cagliostro, aus der Taufe gehoben sei, daß er in seiner Jugend das Kleid der barmherzigen Brüder genommen, eines Ordens, der besonders Kranke verpflegt, daß er bald viel Geist und Geschick

für die Medizin gezeigt, doch aber wegen seiner übeln Aufführung fortgeschickt worden, daß er in Palermo nachher den Zauberer und Schatzgräber gemacht.

Seine große Gabe, alle Hände nachzuahmen, ließ er nicht unbenutzt, so fährt das Memoire fort. Er verfälschte oder verfertigte vielmehr ein altes Dokument, wodurch das Eigenthum einiger Güter in Streit gerieth. Er kam in Untersuchung, ins Gefängniß, entfloh und ward edikaliter citirt. Er reiste durch Kalabrien nach Rom, wo er die Tochter eines Gürtlers heirathete. Von Rom kehrte er nach Neapel unter dem Namen Marchese Pellegrini zurück. Er wagte sich wieder nach Palermo, ward erkannt, gefänglich eingezogen und kam nur auf eine Weise los, die werth ist, daß ich sie umständlich erzähle.

Der Sohn eines der ersten sizilianischen Prinzen und großen Güterbesitzers, eines Mannes, der an dem Neapolitanischen Hofe ansehnliche Stellen bekleidete, verband mit einem starken Körper und einer unbändigen Gemüthsart allen Uebermuth, zu dem sich der Reiche und Große ohne Bildung berechtigt glaubt. Donna Lorenza wußte ihn zu gewinnen, und auf ihn baute der verstellte Marchese Pellegrini seine Sicherheit. Der Prinz zeigte öffentlich, daß er dies angekommene Paar beschütze; aber in welche Wuth gerieth er, als Joseph Balsamo auf Anrufen der Partei, welche durch seinen Betrug Schaden gelitten, abermals ins Gefängniß gebracht wurde! Er versuchte verschiedene Mittel, ihn zu befreien, und da sie ihm nicht gelingen wollten, drohte er im Vorzimmer des Präsidenten, den Advokaten der Gegenpartei aufs Grimmigste zu mißhandeln, wenn er nicht sogleich die Verhaftung des Balsamo wieder aufhebe. Als der gegenseitige Sachwalter sich weigerte, ergriff er ihn, schlug ihn, warf ihn auf die Erde, trat ihn mit Füßen und war kaum von mehreren Mißhandlungen abzuhalten, als der Präsident selbst auf den Lärm herauseilte und Frieden gebot. Dieser, ein schwacher, abhängiger Mann, wagte nicht, den Beleidiger zu bestrafen; die Gegenpartei und ihr Sachwalter wurden kleinmüthig, und Balsamo ward in Freiheit gesetzt, ohne daß bei den Akten sich eine Registratur über seine Lossassung befindet, weder wer sie verfügt, noch wie sie geschehen.

Bald darauf entfernte er sich von Palermo und that verschiedene Reisen, von welchen der Verfasser nur unvollständige Nachrichten geben konnte.

Das Memoire endigte sich mit einem scharfsinnigen Be-

weise, daß Cagliostro und Balsamo ebendieselbe Person sei, eine These, die damals schwerer zu behaupten war, als sie es jetzt ist, da wir von dem Zusammenhang der Geschichte vollkommen unterrichtet sind.

Hätte ich nicht damals vermuthen müssen, daß man in Frankreich einen öffentlichen Gebrauch von jenem Aufsatz machen würde, daß ich ihn vielleicht bei meiner Zurückkunft schon gedruckt anträfe, so wäre es mir erlaubt gewesen, eine Abschrift zu nehmen und meine Freunde und das Publikum früher von manchen interessanten Umständen zu unterrichten.

Indessen haben wir das Meiste und mehr, als jenes Memoire enthalten konnte, von einer Seite her erfahren, von der sonst nur Irrthümer auszuströmen pflegten. Wer hätte geglaubt, daß Rom einmal zur Aufklärung der Welt, zur völligen Entlarvung eines Betrügers so viel beitragen sollte, als es durch die Herausgabe jenes Auszugs aus den Prozeßakten geschehen ist! Denn obgleich diese Schrift weit interessanter sein konnte und sollte, so bleibt sie doch immer ein schönes Dokument in den Händen eines jeden Vernünftigen, der es mit Verdruß ansehen mußte, daß Betrogene, Halbbetrogene und Betrüger diesen Menschen und seine Possenspiele Jahre lang verehrten, sich durch die Gemeinschaft mit ihm über Andere erhoben fühlten und von der Höhe ihres gläubigen Dünkels den gesunden Menschenverstand bedauerten, wo nicht geringschätzten. Wer schwieg nicht gern während dieser Zeit? Und auch nur jetzt, nachdem die ganze Sache geendigt und außer Streit gesetzt ist, kann ich es über mich gewinnen, zu Kompletirung der Akten dasjenige, was mir bekannt ist, mitzutheilen.

Als ich in dem Stammbaume so manche Personen, besonders Mutter und Schwester noch als lebend angegeben fand, bezeigte ich dem Verfasser des Memoire meinen Wunsch, sie zu sehen und die Verwandten eines so sonderbaren Menschen kennen zu lernen. Er versetzte, daß es schwer sein werde, dazu zu gelangen, indem diese Menschen, arm, aber ehrbar, sehr eingezogen lebten, keine Fremden zu sehen gewohnt seien und der argwöhnische Charakter der Nation sich aus einer solchen Erscheinung allerlei deuten werde; doch er wolle mir seinen Schreiber schicken, der bei der Familie Zutritt habe und durch den er die Nachrichten und Dokumente, woraus der Stammbaum zusammengesetzt worden, erhalten.

Den folgenden Tag erschien der Schreiber und äußerte

wegen des Unternehmens einige Bedenklichkeiten. „Ich habe", sagte er, „bisher immer vermieden, diesen Leuten wieder unter die Augen zu treten; denn um ihre Ehekontrakte, Taufscheine und andere Papiere in die Hände zu bekommen und von selbigen legale Kopien machen zu können, mußte ich mich einer eigenen List bedienen. Ich nahm Gelegenheit, von einem Familienstipendium zu reden, das irgendwo vakant war, machte ihnen wahrscheinlich, daß der junge Capitummino sich dazu qualifizire, daß man vor allen Dingen einen Stammbaum aufsetzen müsse, um zu sehen, inwiefern der Knabe Ansprüche darauf machen könne; es werde freilich nachher Alles auf Negociation ankommen, die ich übernehmen wolle, wenn man mir einen billigen Theil der zu erhaltenden Summe für meine Bemühungen verspräche. Mit Freuden willigten die guten Leute in Alles; ich erhielt die nöthigen Papiere, die Kopien wurden genommen, der Stammbaum ausgearbeitet, und seit der Zeit hüte ich mich, vor ihnen zu erscheinen. Noch vor einigen Wochen wurde mich die alte Capitummino gewahr, und ich wußte mich nur mit der Langsamkeit, womit hier dergleichen Sachen vorwärts gehen, zu entschuldigen."

So sagte der Schreiber. Da ich aber von meinem Verfahren nicht abging, wurden wir nach einiger Ueberlegung dahin einig, daß ich mich für einen Engländer ausgeben und der Familie Nachrichten von Cagliostro bringen sollte, der eben aus der Gefangenschaft der Bastille nach London gegangen war.

Zur gesetzten Stunde, es mochte etwa drei Uhr Nachmittag sein, machten wir uns auf den Weg. Das Haus lag in dem Winkel eines Gäßchens, nicht weit von der Hauptstraße, il Casaro genannt. Wir stiegen eine elende Treppe hinauf und kamen sogleich in die Küche. Eine Frau von mittlerer Größe, stark und breit, ohne fett zu sein, war beschäftigt, das Küchengeschirr aufzuwaschen. Sie war reinlich gekleidet und schlug, als wir hineintraten, das eine Ende der Schürze hinauf, um vor uns die schmutzige Seite zu verstecken. Sie sah meinen Führer freudig an und sagte: „Signer Giovanni, bringen Sie uns gute Nachrichten? Haben Sie etwas ausgerichtet?" Er versetzte: „In unserer Sache hat mir's noch nicht gelingen wollen; hier ist aber ein Fremder, der einen Gruß von Ihrem Bruder bringt und Ihnen erzählen kann, wie er sich gegenwärtig befindet."

Der Gruß, den ich bringen sollte, war nicht ganz in unserer

Abrede; indessen war die Einleitung einmal gemacht. „Sie kennen meinen Bruder?“ fragte sie. ‚Es kennt ihn ganz Europa,‘ versetzte ich, ‚und ich glaube, es wird Ihnen angenehm sein zu hören, daß er sich in Sicherheit und wohl befindet, da Sie bisher wegen seines Schicksals gewiß in Sorgen gewesen sind.‘ „Treten Sie hinein,“ sagte sie; „ich folge Ihnen gleich.“ Und ich trat mit dem Schreiber in das Zimmer.

Es war groß und hoch, daß es bei uns für einen Saal gelten würde; es schien aber auch beinahe die ganze Wohnung der Familie zu sein. Ein einziges Fenster erleuchtete die großen Wände, die einmal Farbe gehabt hatten, und auf denen schwarze Heiligenbilder in goldenen Rahmen herumhingen. Zwei große Betten ohne Vorhänge standen an der einen Wand, ein braunes Schränkchen, das die Gestalt eines Schreibtisches hatte, an der andern. Alte mit Rohr durchflochtene Stühle, deren Lehnen ehemals vergoldet gewesen, standen darneben, und die Backsteine des Fußbodens waren an vielen Stellen tief ausgetreten. Uebrigens war Alles reinlich, und wir näherten uns der Familie, die am andern Ende des Zimmers an dem einzigen Fenster versammelt war.

Indeß mein Führer der alten Balsamo, die in der Ecke saß, die Ursache unseres Besuchs erklärte und seine Worte wegen der Taubheit der guten Alten mehrmals laut wiederholte, hatte ich Zeit, das Zimmer und die übrigen Personen zu betrachten. Ein Mädchen von ungefähr sechzehn Jahren, wohlgewachsen, deren Gesichtszüge durch die Blattern undeutlich geworden waren, stand am Fenster; neben ihr ein junger Mensch, dessen unangenehme, durch die Blattern entstellte Bildung mir auch auffiel. In einem Lehnstuhl saß oder lag vielmehr gegen dem Fenster über eine kranke, sehr ungestaltete Person, die mit einer Art Schlafsucht behaftet schien.

Als mein Führer sich deutlich gemacht hatte, nöthigte man uns zum Sitzen. Die Alte that einige Fragen an mich, die ich mir aber mußte dolmetschen lassen, eh ich sie beantworten konnte, da mir der sizilianische Dialekt nicht geläufig war.

Ich betrachtete indessen die alte Frau mit Vergnügen. Sie war von mittlerer Größe, aber wohlgebildet; über ihre regelmäßigen Gesichtszüge, die das Alter nicht entstellt hatte, war der Friede verbreitet, dessen gewöhnlich die Menschen genießen, die des Gehörs beraubt sind; der Ton ihrer Stimme war sanft und angenehm.

Ich beantwortete ihre Fragen, und meine Antworten mußten ihr auch wieder verdolmetscht werden. Die Langsamkeit unserer Unterredung gab mir Gelegenheit, meine Worte abzumessen. Ich erzählte ihr, daß ihr Sohn in Frankreich losgesprochen worden und sich gegenwärtig in England befinde, wo er wohl aufgenommen sei. Ihre Freude, die sie über diese Nachrichten äußerte, war mit Ausdrücken einer herzlichen Frömmigkeit begleitet, und da sie nun etwas lauter und langsamer sprach, konnt' ich sie eher verstehen.

Indessen war ihre Tochter hereingekommen und hatte sich zu meinem Führer gesetzt, der ihr das, was ich erzählt hatte, getreulich wiederholte. Sie hatte eine reinliche Schürze vorgebunden und ihre Haare in Ordnung unter das Netz gebracht. Je mehr ich sie ansah und mit ihrer Mutter verglich, desto auffallender war mir der Unterschied beider Gestalten. Eine lebhafte, gesunde Sinnlichkeit blickte aus der ganzen Bildung der Tochter hervor; sie mochte eine Frau von vierzig Jahren sein. Mit muntern blauen Augen sah sie klug umher, ohne daß ich in ihrem Blick irgend einen Argwohn spüren konnte. Indem sie saß, versprach ihre Figur mehr Länge, als sie zeigte, wenn sie aufstand; ihre Stellung war determinirt, sie saß mit vorwärts gebogenem Körper und die Hände auf die Kniee gelegt. Uebrigens erinnerte mich ihre mehr stumpfe als scharfe Gesichtsbildung an das Bildniß ihres Bruders, das wir in Kupfer kennen. Sie fragte mich Verschiedenes über meine Reise, über meine Absicht, Sizilien zu sehen, und war überzeugt, daß ich gewiß zurückkommen und das Fest der heiligen Rosalie mit ihnen feiern würde.

Da indessen die Großmutter wieder einige Fragen an mich gethan hatte und ich ihr zu antworten beschäftigt war, sprach die Tochter halblaut mit meinem Gefährten, doch so, daß ich Anlaß nehmen konnte, zu fragen, wovon die Rede sei. Er sagte darauf: Frau Capitummino erzähle ihm, daß ihr Bruder ihr noch vierzehn Unzen schuldig sei; sie habe bei seiner schnellen Abreise von Palermo verletzte Sachen für ihn eingelöst, seit der Zeit aber weder etwas von ihm gehört, noch Geld noch irgend eine Unterstützung von ihm erhalten, ob er gleich, wie sie höre, große Reichthümer besitze und einen fürstlichen Aufwand mache. Ob ich nicht über mich nehmen wolle, nach meiner Zurückkunft ihn auf eine gute Weise an die Schuld zu erinnern und eine Unterstützung für sie auszuwirken, ja, ob ich nicht einen Brief

mitnehmen oder allenfalls bestellen wolle. Ich erbot mich dazu. Sie fragte, wo ich wohne, wohin sie mir den Brief zu schicken habe. Ich lehnte ab, meine Wohnung zu sagen, und erbot mich, den andern Tag gegen Abend den Brief selbst abzuholen.

Sie erzählte mir darauf ihre mißliche Lage: sie sei eine Wittwe mit drei Kindern, von denen das eine Mädchen im Kloster erzogen werde; die andere sei hier gegenwärtig und ihr Sohn eben in die Lehrstunde gegangen. Außer diesen drei Kindern habe sie ihre Mutter bei sich, für deren Unterhalt sie sorgen müsse, und überdies habe sie aus christlicher Liebe die unglückliche kranke Person zu sich genommen, die ihre Last noch vergrößere; alle ihre Arbeitsamkeit reiche kaum hin, sich und den Ihrigen das Nothdürftige zu verschaffen. Sie wisse zwar, daß Gott diese guten Werke nicht unbelohnt lasse, seufze aber doch sehr unter der Last, die sie schon so lange getragen habe.

Die jungen Leute mischten sich auch ins Gespräch, und die Unterhaltung wurde lebhafter. Indem ich mit den Andern sprach, hört' ich, daß die Alte ihre Tochter fragte, ob ich denn auch wol ihrer heiligen Religion zugethan sei. Ich konnte bemerken, daß die Tochter auf eine kluge Weise der Antwort auszuweichen suchte, indem sie, so viel ich verstand, der Mutter bedeutete, daß der Fremde gut für sie gesinnt zu sein schiene, und daß es sich wol nicht schicke, Jemanden sogleich über diesen Punkt zu befragen.

Da sie hörten, daß ich bald von Palermo abreisen wollte, wurden sie dringender und ersuchten mich, daß ich doch ja wiederkommen möchte; besonders rühmten sie die paradiesischen Tage des Rosalienfestes, dergleichen in der ganzen Welt nicht müsse gesehen und genossen werden.

Mein Begleiter, der schon lange Lust gehabt hatte, sich zu entfernen, machte endlich der Unterredung durch seine Geberden ein Ende, und ich versprach, den andern Tag gegen Abend wiederzukommen und den Brief abzuholen. Mein Begleiter freute sich, daß Alles so glücklich gelungen sei, und wir schieden zufrieden von einander.

Man kann sich den Eindruck denken, den diese arme, fromme, wohlgesinnte Familie auf mich gemacht hatte. Meine Neugierde war befriedigt; aber ihr natürliches und gutes Betragen hatte einen Antheil in mir erregt, der sich durch Nachdenken noch vermehrte.

Sogleich aber entstand in mir die Sorge wegen des folgenden Tags. Es war natürlich, daß diese Erscheinung, die sie im ersten Augenblick überrascht hatte, nach meinem Abschiede manches Nachdenken bei ihnen erregen mußte. Durch den Stammbaum war mir bekannt, daß noch mehrere von der Familie lebten; es war natürlich, daß sie ihre Freunde zusammenberiefen, um sich in ihrer Gegenwart dasjenige wiederholen zu lassen, was sie Tags vorher mit Verwunderung von mir gehört hatten. Meine Absicht hatte ich erreicht, und es blieb mir nur noch übrig, dieses Abenteuer auf eine schickliche Weise zu endigen. Ich begab mich daher des andern Tags gleich nach Tische allein in ihre Wohnung. Sie verwunderten sich, da ich hineintrat. Der Brief sei noch nicht fertig, sagten sie, und einige ihrer Verwandten wünschten mich auch kennen zu lernen, welche sich gegen Abend einfinden würden. Ich versetzte, daß ich morgen früh schon abreisen müsse, daß ich noch Visiten zu machen, auch einzupacken habe und also lieber früher als gar nicht hätte kommen wollen.

Indessen trat der Sohn herein, den ich des Tags vorher nicht gesehen hatte. Er glich seiner Schwester an Wuchs und Bildung. Er brachte den Brief, den man mir mitgeben wollte, den er, wie es in jenen Gegenden gewöhnlich ist, außer dem Hause bei einem der öffentlich sitzenden Notarien hatte schreiben lassen. Der junge Mensch hatte ein stilles, trauriges und bescheidenes Wesen, erkundigte sich nach seinem Oheim, fragte nach dessen Reichthum und Ausgaben und setzte traurig hinzu: warum er seine Familie doch so ganz vergessen haben möchte. „Es wäre unser größtes Glück," fuhr er fort, „wenn er einmal hierher käme und sich unserer annehmen wollte"; „aber", fuhr er fort, „wie hat er Ihnen entdeckt, daß er noch Anverwandte in Palermo habe? Man sagt, daß er uns überall verleugne und sich für einen Mann von großer Geburt ausgebe." Ich beantwortete diese Frage, welche durch die Unvorsichtigkeit meines Führers bei unserm ersten Eintritt veranlaßt worden war, auf eine Weise, die es wahrscheinlich machte, daß der Oheim, wenn er gleich gegen das Publikum Ursache habe, seine Abkunft zu verbergen, doch gegen seine Freunde und Bekannten kein Geheimniß daraus mache.

Die Schwester, welche während dieser Unterredung herbeigetreten war und durch die Gegenwart des Bruders, wahrscheinlich auch durch die Abwesenheit des gestrigen Freundes,

mehr Muth bekam, fing gleichfalls an, sehr artig und lebhaft zu sprechen. Sie baten sehr, sie ihrem Onkel, wenn ich ihm schriebe, zu empfehlen, ebenso sehr aber, wenn ich die Reise durchs Königreich gemacht, wiederzukommen und das Rosalienfest mit ihnen zu begehen.

Die Mutter stimmte mit den Kindern ein. „Mein Herr," sagte sie, „ob es sich zwar eigentlich nicht schickt, da ich eine erwachsene Tochter habe, fremde Männer in meinem Hause zu sehen, und man Ursache hat, sich sowol vor der Gefahr als der Nachrede zu hüten, so sollen Sie uns doch immer willkommen sein, wenn Sie in diese Stadt zurückkehren."

„O ja," versetzten die Kinder, „wir wollen den Herrn beim Feste herumführen, wir wollen ihm Alles zeigen, wir wollen uns auf die Gerüste setzen, wo wir die Feierlichkeit am Besten sehen können. Wie wird er sich über den großen Wagen und besonders über die prächtige Illumination freuen!"

Indessen hatte die Großmutter den Brief gelesen und wieder gelesen. Da sie hörte, daß ich Abschied nehmen wollte, stand sie auf und übergab mir das zusammengefaltete Papier. „Sagen Sie meinem Sohn", fing sie mit einer edlen Lebhaftigkeit, ja einer Art von Begeisterung an, „sagen Sie meinem Sohn, wie glücklich mich die Nachricht gemacht hat, die Sie mir von ihm gebracht haben; sagen Sie ihm, daß ich ihn so an mein Herz schließe (hier streckte sie die Arme aus einander und drückte sie wieder auf ihrer Brust zusammen), daß ich täglich Gott und unsere heilige Jungfrau für ihn im Gebet anflehe, daß ich ihm und seiner Frau meinen Segen gebe, und daß ich nur wünsche, ihn vor meinem Ende noch einmal mit diesen Augen zu sehen, die so viele Thränen über ihn vergossen haben."

Die eigene Zierlichkeit der italiänischen Sprache begünstigte die Wahl und die edle Stellung dieser Worte, welche noch überdies von lebhaften Geberden begleitet wurden, womit jene Nation über ihre Aeußerungen einen unglaublichen Reiz zu verbreiten gewohnt ist.

Ich nahm nicht ohne Rührung von ihnen Abschied. Sie reichten mir Alle die Hände, die Kinder geleiteten mich hinaus, und indeß ich die Treppe hinunterging, sprangen sie auf den Balkon des Fensters, das aus der Küche auf die Straße ging, riefen mir nach, winkten mir Grüße zu und wiederholten, daß ich ja nicht vergessen möchte wiederzukommen. Ich sah sie noch auf dem Balkon stehen, als ich um die Ecke herumging.

Ich brauche nicht zu sagen, daß der Antheil, den ich an dieser Familie nahm, den lebhaften Wunsch in mir erregte, ihr nützlich zu sein und ihrem Bedürfniß zu Hilfe zu kommen. Sie war nun durch mich abermals hintergangen, und ihre Hoffnungen auf eine unerwartete Hilfe waren durch die Neugierde des nördlichen Europa's auf dem Wege, zum zweiten Mal getäuscht zu werden.

Mein erster Vorsatz war, ihnen vor meiner Abreise jene vierzehn Unzen zuzustellen, die ihnen der Flüchtling schuldig geblieben, und durch die Vermuthung, daß ich diese Summe von ihm wiederzuerhalten hoffte, mein Geschenk zu bedecken; allein als ich zu Hause meine Rechnung machte, meine Kasse und Papiere überschlug, sah ich wohl, daß in einem Lande, wo durch Mangel von Kommunikation die Entfernung gleichsam ins Unendliche wächst, ich mich selbst in Verlegenheit setzen würde, wenn ich mir anmaßte, die Ungerechtigkeit eines frechen Menschen durch eine herzliche Gutmüthigkeit zu verbessern.[1])

---

[1]) Die Ausgabe vom Jahre 1837 fügt folgende Anmerkung hinzu: Der weitere Verlauf dieser Angelegenheit, wie er von Goethe in dem Aufsatz „Cagliostro's Stammbaum" mitgetheilt wurde, folge hier als Note:

„Ich reiste von Palermo weg, ohne wieder zurückzukehren, und ungeachtet der großen Zerstreuung meiner sizilianischen und übrigen italiänischen Reise verlor ich jenen einfachen Eindruck nicht aus meiner Seele.

„Ich kam in mein Vaterland zurück, und als jener Brief unter andern Papieren, die von Neapel den Weg zur See gemacht hatten, sich endlich auch vorfand, gab es Gelegenheit, von diesem wie von andern Abenteuern zu sprechen.

„Hier ist eine Uebersetzung jenes Blattes, durch welche ich das Eigenthümliche des Originals mit Willen durchscheinen lasse:

„Geliebtester Sohn!

„Den sechszehnten April 1787 hatte ich Nachricht von Dir durch Herrn Milton, und ich kann Dir nicht ausdrücken, wie tröstlich sie mir gewesen ist; denn seit Du Dich aus Frankreich entfernt hattest, konnte ich nichts mehr von Dir erfahren.

„Lieber Sohn, ich bitte Dich, meiner nicht zu vergessen; denn ich bin sehr arm und von allen Verwandten verlassen, außer von meiner Tochter Maria Anna, Deiner Schwester, in deren Hause ich lebe. Sie kann mir nicht den völligen Unterhalt geben, aber sie thut, was sie kann; sie ist Wittwe mit drei Kindern; eine Tochter ist im Kloster der heiligen Katharina, zwei andere sind zu Hause.

„Ich wiederhole, lieber Sohn, meine Bitte, schick mir nur so viel, daß ich mir einigermaßen helfen kann, indem ich nicht einmal die nöthigen Kleidungsstücke habe, um die Pflichten einer katholischen Christin zu erfüllen; denn mein Mantel und Ueberkleid sind ganz zerrissen.

„Wenn Du mir etwas schickst oder auch nur einen Brief schreibst, so

sende ihn nicht durch die Post, sondern übers Meer, weil Don Matteo (Braccenieri), mein Bruder, Oberpostkommissarius ist.

„Lieber Sohn, ich bitte Dich, mir des Tages einen Tari auszusetzen, damit Deiner Schwester einigermaßen die Last abgenommen werde und damit ich nicht vor Mangel umkomme. Erinnere Dich des göttlichen Gebotes und hilf einer armen Mutter, die aufs Letzte gebracht ist! Ich gebe Dir meinen Segen und umarme Dich von Herzen, auch so Donna Lorenza, Deine Frau.

„Deine Schwester umarmt Dich von Herzen, und ihre Kinder küssen Dir die Hände. Deine Mutter, die Dich zärtlich liebt und die Dich an ihr Herz drückt.

„Palermo, den 17. April 1787. Felice Balsamo."

„Verehrungswürdige Personen, denen ich dieses Dokument vorlegte und die Geschichte erzählte, theilten meine Empfindungen und setzten mich in den Stand, jener unglücklichen Familie meine Schuld abtragen zu können und ihr eine Summe zu übermachen, die sie zu Ende des Jahres 1788 erhielt, und von deren Wirkung folgender Brief ein Zeugniß ablegt.

„Palermo, den 25 Dezember 1788.

„Geliebtester Sohn!
Lieber, geliebter Bruder!

„Die Freude, die wir gehabt haben, zu hören, daß Ihr lebt und Euch wohl befindet, können wir mit keiner Feder ausdrücken. Ihr habt eine Mutter und eine Schwester, die von allen Menschen verlassen sind und zwei Töchter und einen Sohn zu erziehen haben, durch die Hilfe, die Ihr ihnen übersendet, mit der größten Freude und Vergnügen erfüllt. Denn nachdem Herr Jakob Joss, ein englischer Kaufmann, sich viele Mühe gegeben, die Frau Joseph-Maria Capitummino, geborne Balsamo, aufzusuchen, weil man mich nur gewöhnlich Marana Capitummino nennt, fand er uns endlich in einem kleinen Hause, wo wir mit der gebührenden Schicklichkeit leben. Er zeigte uns an, daß Ihr uns eine Summe Geldes anweisen lassen, und daß eine Quittung dabei sei, die ich, Eure Schwester, unterzeichnen sollte, wie es auch geschehen ist. Denn er hat uns das Geld schon einzehändigt, und der günstige Wechselcours hat uns noch einigen Vortheil gebracht.

„Nun bedenkt, mit welchem Vergnügen wir eine solche Summe empfangen haben, zu einer Zeit, da wir im Begriff waren, die Weihnachtsfeiertage zu begehen, ohne Hoffnung irgend einer Beihilfe!

„Unser Mensch gewordene Jesus hat Euer Herz bewegt, uns diese Summe zu übermachen, die nicht allein gedient hat, unsern Hunger zu stillen, sondern auch uns zu bedecken, weil uns wirklich Alles mangelte.

„Es würde uns die größte Zufriedenheit sein, wenn Ihr unser Verlangen stillet, und wir Euch nochmals sehen könnten, besonders mir, Eurer Mutter, die nicht aufhört, das Unglück zu beweinen, immer von einem einzigen Sohne entfernt zu sein, den ich vor meinem Tode noch einmal sehen möchte.

„Wenn aber dieses wegen Eurer Verhältnisse nicht geschehen könnte, so unterlaßt doch nicht, meinem Mangel zu Hilfe zu kommen, besonders da Ihr einen so trefflichen Kanal gefunden habt und einen so genauen und redlichen Kaufmann, der, ohne daß wir davon benachrichtigt waren, uns Alles in seiner Hand lag, uns redlich aufgesucht und treulich die übersendete Summe ausgeliefert hat.

Palermo, Sonntag den 15. April.

Gegen Abend trat ich noch zu meinem Handelsmanne und fragte ihn, wie denn das Fest morgen ablaufen werde, da eine große Prozession durch die Stadt ziehen und der Vicekönig selbst das Heiligste zu Fuß begleiten solle; der geringste Windstoß müsse ja Gott und Menschen in die dichte Staubwolke verhüllen.

Der muntere Mann versetzte, daß man in Palermo sich gern auf ein Wunder verlasse. Schon mehrmals in ähnlichen Fällen sei ein gewaltsamer Platzregen gefallen und habe die meist abhängige Straße, wenigstens zum Theil, rein abgeschwemmt und der Prozession reinen Weg gebahnt. Auch diesmal hege man die gleiche Hoffnung nicht ohne Grund; denn der Himmel überziehe sich und verspreche Regen auf die Nacht.

„Für Euch will das wol nichts sagen; aber uns scheint eine jede Beihilfe ein Schatz. Eure Schwester hat zwei erwachsene Mädchen, und ihr Sohn braucht auch Unterstützung. Ihr wißt, daß sie nichts besitzen, und welches treffliche Werk würdet Ihr thun, wenn Ihr so viel sendetet, als nöthig ist, sie schicklich auszuhalten!

„Gott erhalte Euch bei guter Gesundheit! Wir rufen ihn dankbar an und wünschen, daß er Euch das Glück erhalten möge, dessen Ihr genießt, und daß er Euer Herz bewegen möge, sich unserer zu erinnern. In seinem Namen segne ich Euch und Eure Frau als liebevolle Mutter; ich umarme Euch, ich Eure Schwester; dasselbe thut der Vetter Joseph (Bracconeri), der diesen Brief geschrieben hat; wir bitten Euch um Euren Segen, wie es auch die beiden Schwestern Antonie und Therese thun. Die umarmen Euch und nennen uns

Eure Schwester, die Euch liebt,
Joseph-Maria Capitummino
und Balsamo.

Eure Mutter, die Euch liebt und segnet,
die Euch alle Stunden segnet.
Felice Balsamo und Bracconeri."

„Die Unterschriften dieses Briefes sind eigenhändig.

„Ich hatte die Summe ohne Brief und ohne Anzeige von wem sie eigentlich komme, übermachen lassen; um so natürlicher war ihr Irrthum und um so wahrscheinlicher ihre Hoffnung für die Zukunft.

„Jetzt, da sie von der Gefangenschaft und Verurtheilung ihres Verwandten unterrichtet sind, bleibt mir noch übrig, zu ihrer Aufklärung und zu ihrem Trotze etwas zu thun. Ich habe noch eine Summe für sie in Händen, die ich ihnen überschicken und zugleich das wahre Verhältniß anzeigen will. Sollten einige meiner Freunde, sollten einige meiner reichen und edlen Landsleute mir das Vergnügen machen und jene kleine Summe, die noch bei mir liegt, durch Beiträge vermehren wollen, so bitte ich, mir solche vor Michael zuzuschicken und an dem Tank und der Zufriedenheit einer guten Familie Theil zu nehmen, aus welcher eins der sonderbarsten Ungeheuer entsprungen ist, welche in unserm Jahrhundert erschienen sind.

„Ich werde nicht verfehlen, den weitern Verlauf dieser Geschichte und die Nachricht von dem Zustande, worin meine nächste Sendung die Familie antreffen wird, öffentlich bekannt zu machen und vielleicht alsdann einige Anmerkungen beizufügen, die sich mir bei dieser Geschichte aufgedrungen haben, deren ich mich aber gegenwärtig enthalte, um meinen Lesern in ihrem ersten Urtheile nicht vorzugreifen." A. d. H.

Und so geschah es denn auch. Der gewaltsamste Regenguß fiel vergangene Nacht vom Himmel. Sogleich Morgens eilte ich auf die Straße, um Zeuge des Wunders zu sein. Und es war wirklich seltsam genug. Der zwischen den beiderseitigen Schrittsteinen eingeschränkte Regenstrom hatte das leichteste Kehricht die abhängige Straße herunter theils nach dem Meere, theils in die Abzüge, insofern sie nicht verstopft waren, fortgetrieben, das gröbere Geröhde wenigstens von einem Orte zum andern geschoben und dadurch wundersame, reine Mäander auf das Pflaster gezeichnet. Nun waren hundert und aber hundert Menschen mit Schaufeln, Besen und Gabeln dahinterher, diese reinen Stellen zu erweitern und in Zusammenhang zu bringen, indem sie die noch übrig gebliebenen Unreinigkeiten bald auf diese bald auf jene Seite häuften. Daraus erfolgte denn, daß die Prozession, als sie begann, wirklich einen reinlichen Schlangenweg durch den Morast gebahnt sah und sowol die sämmtliche langbekleidete Geistlichkeit als der nettfüßige Adel, den Vicekönig an der Spitze, ungehindert und unbesudelt durchschreiten konnte. Ich glaubte die Kinder Israel zu sehen, denen durch Moor und Moder von Engelshand ein trockener Pfad bereitet wurde, und veredelte mir in diesem Gleichnisse den unerträglichen Anblick so viel andächtige und anständige Menschen durch eine Allee von feuchten Kothhaufen durchbeten und durchprunken zu sehen.

Auf den Schrittsteinen hatte man nach wie vor reinlichen Wandel; im Innern der Stadt hingegen, wohin uns die Absicht, verschiedenes bis jetzt Vernachlässigtes zu sehen, gerade heute geben ließ, war es fast unmöglich durchzukommen, obgleich auch hier das Kehren und Aufhäufen nicht versäumt war.

Diese Feierlichkeit gab uns Anlaß, die Hauptkirche zu besuchen und ihre Merkwürdigkeiten zu betrachten, auch, weil wir einmal auf den Beinen waren, uns nach andern Gebäuden umzusehen; da uns denn ein maurisches, bis jetzt wohlerhaltenes Haus gar sehr ergetzte. Nicht groß, aber mit schönen, weiten und wohl proportionirten, harmonischen Räumen; in einem nördlichen Klima nicht eben bewohnbar, im südlichen ein höchst willkommener Aufenthalt. Die Baukundigen mögen uns davon Grund- und Aufriß überliefern.

Auch sahen wir in einem unfreundlichen Lokal verschiedene Reste antiker marmorner Statuen, die wir aber zu entziffern keine Geduld hatten.

Palermo, Montag den 16. April.

Da wir uns nun selbst mit einer nahen Abreise aus diesem Paradies bedrohen müssen, so hoffte ich heute noch im öffentlichen Garten ein vollkommenes Labsal zu finden, mein Pensum in der Odyssee zu lesen und auf einem Spaziergang nach dem Thale am Fuße des Rosalienbergs den Plan der Nausikaa weiter durchzudenken und zu versuchen, ob diesem Gegenstande eine dramatische Seite abzugewinnen sei. Dies Alles ist, wo nicht mit großem Glück, doch mit vielem Behagen geschehen. Ich verzeichnete den Plan und konnte nicht unterlassen, einige Stellen, die mich besonders anzogen, zu entwerfen und auszuführen.

Palermo, Dienstag den 17. April.

Es ist ein wahres Unglück, wenn man von vielerlei Geistern verfolgt und versucht wird! Heute früh ging ich mit dem festen, ruhigen Vorsatz, meine dichterischen Träume fortzusetzen, nach dem öffentlichen Garten; allein eh ich mich's versah, erhaschte mich ein anderes Gespenst, das mir schon diese Tage nachgeschlichen. Die vielen Pflanzen, die ich sonst nur in Kübeln und Töpfen, ja die größte Zeit des Jahres nur hinter Glasfenstern zu sehen gewohnt war, stehen hier frei und frisch unter freiem Himmel, und indem sie ihre Bestimmung vollkommen erfüllen, werden sie uns deutlicher. Im Angesicht so vielerlei neuen und erneuten Gebildes fiel mir die alte Grille wieder ein, ob ich nicht unter dieser Schaar die Urpflanze entdecken könnte. Eine solche muß es denn doch geben! Woran würde ich sonst erkennen, daß dieses oder jenes Gebilde eine Pflanze sei, wenn sie nicht alle nach einem Muster gebildet wären?

Ich bemühte mich, zu untersuchen, worin denn die vielen abweichenden Gestalten von einander unterschieden seien. Und ich fand sie immer mehr ähnlich als verschieden, und wollte ich meine botanische Terminologie anbringen, so ging das wohl, aber es fruchtete nicht; es machte mich unruhig, ohne daß es mir weiter half. Gestern war mein guter poetischer Vorsatz, der Garten des Alcinous war verschwunden, ein Weltgarten hatte sich aufgethan. Warum sind wir Neuern doch so zerstreut, warum gereizt zu Forderungen, die wir nicht erreichen noch erfüllen können!

Alcamo, Mittwoch den 18. April.

Bei Zeiten ritten wir aus Palermo. Kniep und der Vetturin hatten sich beim Ein- und Aufpacken vortrefflich erwiesen. Wir zogen langsam die herrliche Straße hinauf, die uns schon beim Besuch auf San Martino bekannt geworden, und bewunderten abermals eine der Prachtfontänen am Wege, als wir auf die mäßige Sitte dieses Landes vorbereitet wurden. Unser Reitknecht nämlich hatte ein kleines Weinfäßchen am Riemen umgehängt, wie unsere Marketenderinnen pflegen, und es schien für einige Tage genugsam Wein zu enthalten. Wir verwunderten uns daher, als er auf eine der vielen Springröhren losritt, den Pfropf eröffnete und Wasser einlaufen ließ. Wir fragten mit wahrhaft deutschem Erstaunen, was er da vorhabe, ob das Fäßchen nicht voll Wein sei; worauf er mit großer Gelassenheit erwiderte, er habe ein Drittheil davon leer gelassen, und weil Niemand ungemischten Wein trinke, so sei es besser, man mische ihn gleich im Ganzen; da vereinigten sich die Flüssigkeiten besser, und man sei ja nicht sicher, überall Wasser zu finden. Indessen war das Fäßchen gefüllt, und wir mußten uns diesen alterientalischen Hochzeitsgebrauch gefallen lassen.

Als wir nun hinter Monreale auf die Höhen gelangten, sahen wir wunderschöne Gegenden, mehr im historischen als ökonomischen Stil. Wir blickten rechter Hand bis ans Meer, das zwischen den wundersamsten Vorgebirgen über baumreiche und baumlose Gestade seine schnurgerade Horizontallinie hinzog und so, entschieden rubig, mit den wilden Kalkfelsen herrlich kontrastirte. Kniep enthielt sich nicht, deren in kleinem Format mehrere zu umreißen.

Nun sind wir in Alcamo, einem stillen, reinlichen Städtchen, dessen wohl eingerichteter Gasthof als eine schöne Anstalt zu rühmen ist, da man von hier aus den abseits und einsam belegenen Tempel von Segesta bequem besuchen kann.

Alcamo, Donnerstag den 19. April.

Die gefällige Wohnung in einem ruhigen Bergstädtchen zieht uns an, und wir fassen den Entschluß, den ganzen Tag hier zuzubringen. Da mag denn vor allen Dingen von gestrigen

Ereignissen die Rede sein. Schon früher leugnete ich des Prinzen Pollagenia Originalität; er hat Vorgänger gehabt und Muster gefunden. Auf dem Wege nach Monreale stehen zwei Ungeheuer an einer Fontäne und auf dem Geländer einige Vasen, völlig, als wenn sie der Fürst bestellt hätte.

Hinter Monreale, wenn man den schönen Weg verläßt und in steinichte Gebirge kommt, liegen oben auf dem Rücken Steine im Weg, die ich ihrer Schwere und Anwitterung nach für Eisenstein hielt. Alle Landesflächen sind bebaut und tragen besser oder schlechter. Der Kalkstein zeigte sich roth, die verwitterte Erde an solchen Stellen desgleichen. Diese rothe, thonigkalkige Erde ist weit verbreitet, der Boden schwer, kein Sand darunter, trägt aber trefflichen Weizen. Wir fanden alte, sehr starke, aber verstümmelte Oelbäume.

Unter dem Obdach einer luftigen, an der schlechten Herberge vorgebauten Halle erquickten wir uns an einem mäßigen Imbiß. Hunde verzehrten begierig die weggeworfenen Schalen unserer Würste, ein Betteljunge vertrieb sie und speiste mit Appetit die Schalen der Aepfel, die wir verzehrten, dieser aber ward gleichfalls von einem alten Bettler verjagt. Handwerksneid ist überall zu Hause. In einer zerlumpten Toga lief der alte Bettler hin und wieder als Hausknecht oder Kellner. So hatte ich auch schon früher gesehen, daß, wenn man etwas von einem Wirthe verlangt, was er gerade nicht im Hause hat, so läßt er es durch einen Bettler beim Krämer holen. Doch sind wir gewöhnlich vor einer so unerfreulichen Bedienung bewahrt, da unser Vetturin vortrefflich ist: Stallknecht, Cicerone, Garde, Einkäufer, Koch und Alles.

Auf den höhern Bergen findet sich noch immer der Oelbaum, Caruba, Fraxinus. Ihr Feldbau ist auch in drei Jahre getheilt. Bohnen, Getreide und Ruhe, wobei sie sagen: „Mist thut mehr Wunder als die Heiligen." Der Weinstock wird sehr niedrig gehalten.

Die Lage von Alcamo ist herrlich, auf der Höhe in einiger Entfernung vom Meerbusen; die Großheit der Gegend zog uns an. Hohe Felsen, tiefe Thäler dabei, aber Weite und Mannichfaltigkeit. Hinter Monreale rückt man in ein schönes doppeltes Thal, in dessen Mitte sich noch ein Felsrücken herzieht. Die fruchtbaren Felder stehen grün und still, indeß auf dem breiten Wege wildes Gebüsch und Staudenmassen wie unsinnig von Blüthen glänzt. der Linsenbusch, ganz gelb von Schmetter-

lingsblumen überdeckt, kein grünes Blatt zu ſehen; der Weißdorn Strauß an Strauß; die Aloen rücken in die Höhe und deuten auf Blüthen; reiche Teppiche von amarantrothem Klee; die Inſekten-Ophrys, Alpenröslein, Hyazinthen mit geſchloſſenen Glocken, Borrag, Allien, Asphodelen.

Das Waſſer, das von Segeſta herunterkommt, bringt außer Kalkſteinen viele Hornſteingeſchiebe; ſie ſind ſehr feſt, dunkelblau, roth, gelb, braun, von den verſchiedenſten Schattirungen. Auch anſtehend als Gänge fand ich Horn- oder Feuerſteine in Kalkfelſen, mit Sandband von Kalk. Von ſolchem Geſchiebe findet man ganze Hügel, ehe man nach Alcamo kommt.

Segeſta, den 20. April.

Der Tempel von Segeſta iſt nie fertig geworden, und man hat den Platz um denſelben nie verglichen, man ebnete nur den Umkreis, worauf die Säulen gegründet werden ſollten; denn noch jetzt ſtehen die Stufen an manchen Orten neun bis zehn Fuß in der Erde, und es iſt kein Hügel in der Nähe, von dem Steine und Erdreich hätten herunterkommen können. Auch liegen die Steine in ihrer meiſt natürlichen Lage, und man findet keine Trümmer darunter.

Die Säulen ſtehen alle; zwei, die umgefallen waren, ſind neuerdings wiederhergeſtellt. Inwiefern die Säulen Sockel haben ſollten, iſt ſchwer zu beſtimmen und ohne Zeichnung nicht deutlich zu machen. Bald ſieht es aus, als wenn die Säule auf der vierten Stufe ſtände, da muß man aber wieder eine Stufe zum Innern des Tempels hinab; bald iſt die oberſte Stufe durchſchnitten, dann ſieht es aus, als wenn die Säulen Baſen hätten; bald ſind dieſe Zwiſchenräume wieder ausgefüllt, und da haben wir wieder den erſten Fall. Der Architekt mag dies genauer beſtimmen.

Die Nebenſeiten haben zwölf Säulen ohne die Eckſäulen, die vordere und hintere Seite ſechs mit den Eckſäulen. Die Zapfen, an denen man die Steine transportirt, ſind an den Stufen des Tempels ringsum nicht weggehauen, zum Beweis, daß der Tempel nicht fertig geworden. Am Meiſten zeugt davon aber der Fußboden: derſelbe iſt von den Seiten herein an einigen Orten durch Platten angegeben, in der Mitte aber ſteht noch der rohe Kalkfels höher als das Niveau des angelegten

Bodens; er kann also nie geplattet gewesen sein. Auch ist keine Spur von innerer Halle. Noch weniger ist der Tempel mit Stuck überzogen gewesen; daß es aber die Absicht war, läßt sich vermuthen: an den Platten der Kapitäle sind Vorsprünge, wo sich vielleicht der Stuck anschließen sollte. Das Ganze ist aus einem travertinähnlichen Kalkstein gebaut, jetzt sehr zerfressen. Die Restauration von 1781 hat dem Gebäude sehr wohl gethan. Der Steinschnitt, der die Theile zusammenfügt, ist einfach, aber schön. Die großen besondern Steine, deren Riedesel erwähnt, konnt' ich nicht finden; sie sind vielleicht zu Restauration der Säulen verbraucht worden.

Die Lage des Tempels ist sonderbar: am höchsten Ende eines weiten, langen Thales auf einem isolirten Hügel, aber doch noch von Klippen umgeben, sieht er über viel Land in eine weite Ferne, aber nur ein Eckchen Meer. Die Gegend ruht in trauriger Fruchtbarkeit, Alles bebaut und fast nirgends eine Wohnung. Auf blühenden Disteln schwärmten unzählige Schmetterlinge. Wilder Fenchel stand, acht bis neun Fuß hoch, verdorrt, von vorigem Jahr her so reichlich und in scheinbarer Ordnung, daß man es für die Anlage einer Baumschule hätte halten können. Der Wind sauste in den Säulen wie in einem Walde, und Raubvögel schwebten schreiend über dem Gebälke.

Die Mühseligkeit, in den unscheinbaren Trümmern eines Theaters herumzusteigen, benahm uns die Lust, die Trümmer der Stadt zu besuchen. Am Fuße des Tempels finden sich große Stücke jenes Hornsteins, und der Weg nach Alcamo ist mit unendlichen Geschieben desselben gemischt. Hiedurch kommt ein Antheil Kieselerde in den Boden, wodurch er lockerer wird. An frischem Fenchel bemerkte ich den Unterschied der untern und obern Blätter, und es ist doch nur immer dasselbe Organ, das sich aus der Einfachheit zur Mannichfaltigkeit entwickelt. Man jätet hier sehr steißig; die Männer gehen wie bei einem Treibjagen das ganze Feld durch. Insekten lassen sich auch sehen. In Palermo hatte ich nur Gewürm bemerkt, Eidechsen, Blutegel, Schnecken nicht schöner gefärbt als unsere, ja nur grau.

Castel Vetrano, Sonnabend den 21. April.

Von Alcamo auf Castel Vetrano kommt man am Kalkgebirge her über Riesbügel. Zwischen den steilen, unfruchtbaren

Kalkbergen weite, hügelige Thäler, Alles bebaut, aber fast kein Baum. Die Kieshügel voll großer Geschiebe, auf alte Meeresströmungen hindeutend; der Boden schon gemischt, leichter als bisher, wegen des Antheils von Sand. Salemi blieb uns eine Stunde rechts; hier kamen wir über Gipsfelsen, dem Kalke vorliegend, das Erdreich immer trefflicher gemischt. In der Ferne sieht man das westliche Meer. Im Vordergrund das Erdreich durchaus hügelig. Wir fanden ausgeschlagene Feigenbäume; was aber Lust und Bewunderung erregte, waren unübersehbare Blumenmassen, die sich auf dem überbreiten Wege angesiedelt hatten und in großen bunten, an einander stoßenden Flächen sich absonderten und wiederholten. Die schönsten Winden, Hibiscus und Malven, vielerlei Arten Klee herrschten wechselsweis, dazwischen das Allium, Galegagesträuche. Und durch diesen bunten Teppich wand man sich reitend hindurch, den sich kreuzenden unzähligen schmalen Pfaden nachfolgend. Dazwischen weidet schönes, rothbraunes Vieh, nicht groß, sehr nett gebaut, besonders zierliche Gestalt der kleinen Hörner.

Die Gebirge in Nordost stehen alle reihenweis, ein einziger Gipfel Cuniglione ragt aus der Mitte hervor. Die Kieshügel zeigen wenig Wasser; auch müssen wenig Regengüsse hier niedergehen, man findet keine Wasserrisse noch sonst Verschwemmtes.

In der Nacht begegnete mir ein eigenes Abenteuer. Wir hatten uns in einem freilich nicht sehr zierlichen Lokal sehr müde auf die Betten geworfen; zu Mitternacht wach' ich auf und erblicke über mir die angenehmste Erscheinung: einen Stern so schön, als ich ihn nie glaubte gesehen zu haben. Ich erquicke mich an dem lieblichen, alles Gute weissagenden Anblick, bald aber verschwindet mein holdes Licht und läßt mich in der Finsterniß allein. Bei Tagesanbruch bemerkte ich erst die Veranlassung dieses Wunders; es war eine Lücke im Dach, und einer der schönsten Sterne des Himmels war in jenem Augenblick durch meinen Meridian gegangen. Dieses natürliche Ereigniß jedoch legten die Reisenden mit Sicherheit zu ihren Gunsten aus.

Sciacca, Sonntag den 22. April.

Der Weg hierher, mineralogisch uninteressant, geht immerfort über Kieshügel. Man gelangt ans Ufer des Meers; dort

ragen mitunter Kalkfelsen hervor. Alles flache Erdreich unendlich fruchtbar, Gerste und Hafer von dem schönsten Stande; Salsola Kali gezogen; die Aloen haben schon höhere Fruchtstämme getrieben als gestern und abgeästert. Die vielerlei Kleearten verließen uns nicht. Endlich kamen wir an ein Wäldchen, buschig, die höhern Bäume nur einzeln; endlich auch Pantoffelholz!

Girgenti, Montag den 23. April Abends.

Von Sciacca hierher starke Tagreise. Gleich vor genanntem Orte betrachteten wir die Bäder; ein heißer Quell dringt aus dem Felsen mit sehr starkem Schwefelgeruch; das Wasser schmeckt sehr salzig, aber nicht faul. Sollte der Schwefeldunst nicht im Augenblick des Hervorbrechens sich erzeugen? Etwas höher ist ein Brunnen, kühl, ohne Geruch. Ganz oben liegt das Kloster, wo die Schwitzbäder sind; ein starker Dampf steigt davon in die reine Luft.

Das Meer rollt hier nur Kalkgeschiebe; Quarz und Hornstein sind abgeschnitten. Ich beobachtete die kleinen Flüsse; Caltabelleta und Macaseli bringen auch nur Kalkgeschiebe, Platani gelben Marmor und Feuersteine, die ewigen Begleiter dieses edlern Kalkgesteins. Wenige Stückchen Lava machten mich aufmerksam; allein ich vermuthe hier in der Gegend nichts Vulkanisches, ich denke vielmehr, es sind Trümmer von Mühlsteinen, oder zu welchem Gebrauch man solche Stücke aus der Ferne holt hat. Bei Monte allegro ist Alles Gips: dichter Gips und Fraueneis, ganze Felsen vor und zwischen dem Kalk. Die wunderliche Felsenlage von Caltabelleta!

Girgenti, Dienstag den 24. April.

So ein herrlicher Frühlingsblick wie der heutige bei aufgehender Sonne ward uns freilich nie durchs ganze Leben. Auf dem hohen, uralten Burgraume liegt das neue Girgenti, in einem Umfang, groß genug, um Einwohner zu fassen. Aus unsern Fenstern erblicken wir den weiten und breiten sanften Abhang der ehemaligen Stadt, ganz von Gärten und Weinbergen bedeckt, unter deren Grün man kaum eine Spur ehe-

maliger großer bevölkerten Stadtquartiere vermuthen dürfte. Nur gegen das mittägige Ende dieser grünenden und blühenden Fläche sieht man den Tempel der Concordia hervorragen, in Osten die wenigen Trümmer des Junotempels; die übrigen mit den genannten in gerader Linie gelegenen Trümmer anderer heiligen Gebäude bemerkt das Auge nicht von oben, sondern eilt weiter südwärts nach der Strandfläche, die sich noch eine halbe Stunde bis gegen das Meer erstreckt. Versagt ward heute, uns in jene so herrlich grünenden, blühenden, fruchtversprechenden Räume zwischen Zweige und Ranken hinabzubegeben; denn unser Führer, ein kleiner, guter Weltgeistlicher, ersuchte uns, vor allen Dingen diesen Tag der Stadt zu widmen.

Erst ließ er uns die ganz wohl gebauten Straßen beschauen, dann führte er uns auf höhere Punkte, wo sich der Anblick durch größere Weite und Breite noch mehr verherrlichte, sodann zum Kunstgenuß in die Hauptkirche. Diese enthält einen wohl erhaltenen Sarkophag, zum Altar gerettet: Hippolyt, mit seinen Jagdgesellen und Pferden, wird von der Amme Phädra's aufgehalten, die ihm ein Täfelchen zustellen will. Hier war die Hauptabsicht, schöne Jünglinge darzustellen; deswegen auch die Alte, ganz klein und zwergenhaft als ein Nebenwerk, das nicht stören soll, dazwischen gebildet ist. Mich dünkt, von bald erhobener Arbeit nichts Herrlicheres gesehen zu haben; zugleich vollkommen erhalten. Es soll mir einstweilen als ein Beispiel der anmuthigsten Zeit griechischer Kunst gelten.

In frühere Epochen wurden wir zurückgeführt durch Betrachtung einer köstlichen Vase von bedeutender Größe und vollkommener Erhaltung. Ferner schienen sich manche Reste der Baukunst in der neuen Kirche hie und da untergesteckt zu haben.

Da es hier keine Gasthöfe giebt, so hatte uns eine freundliche Familie Platz gemacht und einen erhöhten Alkoven an einem großen Zimmer eingeräumt. Ein grüner Vorhang trennte uns und unser Gepäck von den Hausgliedern, welche in dem großen Zimmer Nudeln fabricirten, und zwar von der feinsten, weißesten und kleinsten Sorte, davon diejenigen am Theuersten bezahlt werden, die, nachdem sie erst in die Gestalt von gliedslangen Stiften gebracht sind, noch von spitzen Mädchenfingern einmal in sich selbst gedreht, eine schneckenhafte Gestalt annehmen. Wir setzten uns zu den hübschen Kindern, ließen uns die Behandlung erklären und vernahmen, daß sie aus dem besten und schwersten Weizen, Grano forte genannt, fabricirt

würden. Dabei kommt viel mehr Handarbeit als Maschinen- und Formwesen vor. Und so hatten sie uns denn auch das trefflichste Nudelgericht bereitet, bedauerten jedoch, daß gerade von der allervollkommensten Sorte, die außer Girgenti, ja außer ihrem Hause nicht gefertigt werden könnte, nicht einmal ein Gericht vorräthig sei. An Weiße und Zartheit schienen diese ihresgleichen nicht zu haben.

Auch den ganzen Abend wußte unser Führer die Ungeduld zu besänftigen, die uns hinabwärts trieb, indem er uns abermals auf die Höhe zu herrlichen Aussichtspunkten führte und uns dabei die Uebersicht der Lage gab alle der Merkwürdigkeiten, die wir morgen in der Nähe sehen sollten.

Girgenti, Mittwoch den 25. April.

Mit Sonnenaufgang wandelten wir nun hinunter, wo sich bei jedem Schritt die Umgebung malerischer anließ. Mit dem Bewußtsein, daß es zu unserm Besten gereiche, führte uns der kleine Mann unaufhaltsam quer durch die reiche Vegetation an tausend Einzelheiten vorüber, wovon jede das Lokal zu idyllischen Scenen darbot. Hierzu trägt die Ungleichheit des Bodens gar Vieles bei, der sich wellenförmig über verborgene Ruinen hinbewegt, die um so eher mit fruchtbarer Erde überdeckt werden konnten, als die vormaligen Gebäude aus einem leichten Muschelstuff bestanden. Und so gelangten wir an das östliche Ende der Stadt, wo die Trümmer des Junotempels jährlich mehr verfallen, weil eben der leckere Stein von Luft und Witterung aufgezehrt wird. Heute sollte nur eine kursorische Beschauung angestellt werden; aber schon wählte sich Kniep die Punkte, von welchen aus er morgen zeichnen wollte.

Der Tempel steht gegenwärtig auf einem verwitterten Felsen; von hier aus erstrecken sich die Stadtmauern gerade ostwärts auf einem Kalklager hin, welches, senkrecht über dem flachen Strande, den das Meer früher und später, nachdem es diese Felsen gebildet und ihren Fuß bespült, verlassen hatte. Theils aus den Felsen gebauen, theils aus denselben erbaut, waren die Mauern, hinter welchen die Reihe der Tempel hervorragte. Kein Wunder also, daß der untere, der aufsteigende und der

höchste Theil von Girgenti zusammen von dem Meere her einen bedeutenden Anblick gewährte.

Der Tempel der Concordia hat so vielen Jahrhunderten widerstanden; seine schlanke Baukunst nähert ihn schon unserm Maßstabe des Schönen und Gefälligen; er verhält sich zu denen von Pästum wie Göttergestalt zum Riesenbilde. Ich will mich nicht beklagen, daß der neuere löbliche Verein, diese Monumente zu erhalten, geschmacklos ausgeführt worden, indem man die Lücken mit blendend weißem Gips ausbesserte; dadurch steht dieses Monument auch auf gewisse Weise zertrümmert vor dem Auge. wie leicht wäre es gewesen, dem Gips die Farbe des verwitterten Steins zu geben! Sieht man freilich den so leicht sich bröckelnden Muschelkalk der Säulen und Mauern, so wundert man sich, daß er noch so lange gehalten. Aber die Erbauer, hoffend auf eine ähnliche Nachkommenschaft, hatten deshalb Vorkehrung getroffen: man findet noch Ueberreste eines feinen Tünchs an den Säulen, der zugleich dem Auge schmeicheln und die Dauer verbürgen sollte.

Die nächste Station ward sodann bei den Ruinen des Jupitertempels gehalten. Dieser liegt weit gestreckt, wie die Knochenmasse eines Riesengerippes, inner- und unterhalb mehrerer kleinen Besitzungen, von Zäunen durchschnitten, von höhern und niedern Pflanzen durchwachsen. Alles Gebildete ist aus diesen Schutthaufen verschwunden, außer einem ungeheuern Triglyph und einem Stück einer demselben proportionirten Halbsäule. Jenen maß ich mit ausgespannten Armen und konnte ihn nicht erklaftern; von der Kannelirung der Säule hingegen kann dies einen Begriff geben, daß ich, darin stehend, dieselbe als eine kleine Nische ausfüllte, mit beiden Schultern anstoßend. Zweiundzwanzig Männer, im Kreise neben einander gestellt, würden ungefähr die Peripherie einer solchen Säule bilden. Wir schieden mit dem unangenehmen Gefühle, daß hier für den Zeichner gar nichts zu thun sei.

Der Tempel des Herkules hingegen ließ noch Spuren vormaliger Symmetrie entdecken. Die zwei Säulenreihen, die den Tempel hüben und drüben begleiteten, lagen in gleicher Richtung, wie auf einmal zusammen hingelegt, von Norden nach Süden, jene einen Hügel hinaufwärts, diese hinabwärts. Der Hügel mochte aus der zerfallenen Zelle entstanden sein. Die Säulen, wahrscheinlich durch das Gebälk zusammengehalten, stürzten auf einmal, vielleicht durch Sturmwuth niedergestreckt, und sie liegen

noch regelmäßig, in die Stücke, aus denen sie zusammengesetzt waren, zerfallen. Dieses merkwürdige Vorkommen genau zu zeichnen, spitzte Kniep schon in Gedanken seine Stifte.

Der Tempel des Aesculap, von dem schönsten Johannisbrodbaum beschattet und in ein kleines feldwirthschaftliches Haus beinahe eingemauert, bietet ein freundliches Bild.

Nun stiegen wir zum Grabmal Theron's hinab und erfreuten uns der Gegenwart dieses so oft nachgebildet gesehenen Monuments, besonders da es uns zum Vorgrunde diente einer wundersamen Ansicht: denn man schaute von Westen nach Osten an dem Felslager hin, auf welchem die lückenhaften Stadtmauern, so wie durch sie und über ihnen die Reste der Tempel zu sehen waren. Unter Hackert's kunstreicher Hand ist diese Ansicht zum erfreulichen Bilde geworden; Kniep wird einen Umriß auch hier nicht fehlen lassen.

Girgenti, Donnerstag den 26. April.

Als ich erwachte, war Kniep schon bereit, mit einem Knaben, der ihm den Weg zeigen und die Pappen tragen sollte, seine zeichnerische Reise anzutreten. Ich genoß des herrlichsten Morgens am Fenster, meinen geheimen, stillen, aber nicht stummen Freund an der Seite. Aus frommer Scheu habe ich bisher den Namen nicht genannt des Mentors, auf den ich von Zeit zu Zeit hinblicke und hinhorche; es ist der treffliche von Riedesel, dessen Büchlein ich wie ein Brevier oder Talisman am Busen trage. Sehr gern habe ich mich immer in solchen Wesen beispiegelt, die das besitzen, was mir abgeht; und so ist es gerade hier: ruhiger Vorsatz, Sicherheit des Zwecks, reinliche, schickliche Mittel, Vorbereitung und Kenntniß, inniges Verhältniß zu einem meisterhaft Belebenden, zu Winckelmann; dies Alles geht mir ab und alles Uebrige, was daraus entspringt. Und doch kann ich mir nicht feind sein, daß ich das zu erschleichen, zu erstürmen, zu erlisten suche, was mir während meines Lebens auf dem gewöhnlichen Wege versagt war. Möge jener treffliche Mann in diesem Augenblick mitten in dem Weltgetümmel empfinden, wie ein dankbarer Nachfahr seine Verdienste feiert, einsam in dem einsamen Orte, der auch für ihn so viel Reize hatte, daß er sogar hier, vergessen von den Seinigen und ihrer vergessend, seine Tage zuzubringen wünschte.

Nun durchzog ich die gestrigen Wege mit meinem kleinen geistlichen Führer, die Gegenstände von mehreren Seiten betrachtend und meinen fleißigen Freund hie und da besuchend.

Auf eine schöne Anstalt der alten mächtigen Stadt machte mich mein Führer aufmerksam. In den Felsen und Gemäuermassen, welche Girgenti zum Bollwerk dienten, finden sich Gräber, wahrscheinlich den Tapfern und Guten zur Ruhestätte bestimmt. Wo konnten diese schöner zu eigener Glorie und zu ewig lebendiger Nacheiferung beigesetzt werden!

In dem weiten Raume zwischen den Mauern und dem Meere finden sich noch die Reste eines kleinen Tempels als christliche Kapelle erhalten. Auch hier sind Halbsäulen mit den Quaderstücken der Mauer aufs Schönste verbunden und Beides in einander gearbeitet, höchst erfreulich dem Auge. Man glaubt genau den Punkt zu fühlen, wo die dorische Ordnung ihr vollendetes Maß erhalten hat.

Manches unscheinbare Denkmal des Alterthums ward obenhin angesehen, sodann mit mehr Aufmerksamkeit die jetzige Art, den Weizen unter der Erde in großen ausgemauerten Gewölben zu verwahren. Ueber den bürgerlichen und kirchlichen Zustand erzählte mir der gute Alte gar Manches. Ich hörte von nichts, was nur einigermaßen in Aufnahme wäre. Das Gespräch schickte sich recht gut zu den unaufhaltsam verwitternden Trümmern.

Die Schichten des Muschelkalks fallen alle gegen das Meer. Wundersam von unten und hinten ausgefressene Felsbänke, deren Oberes und Vorderes sich theilweis erhalten, so daß sie wie herunterhängende Franzen aussehen.

Haß auf die Franzosen, weil sie mit den Barbaresken Frieden haben und man ihnen Schuld giebt, sie verriethen die Christen an die Ungläubigen.

Vom Meere her war ein antikes Thor in Felsen gehauen. Die noch bestehenden Mauern stufenweis auf den Felsen gegründet.

Unser Cicerone hieß Don Michael Bella, Antiquar, wohnhaft bei Meister Gerio in der Nähe von Santa Maria.

Die Puffbohnen zu pflanzen, verfahren sie folgendermaßen: sie machen in gehöriger Weite von einander Löcher in die Erde, darein thun sie eine Handvoll Mist; sie erwarten Regen, und dann stecken sie die Bohnen. Das Bohnenstroh verbrennen sie, mit der daraus entstehenden Asche waschen sie die Leinwand. Sie bedienen sich keiner Seife. Auch die äußern Mandelschalen verbrennen sie und bedienen sich derselben statt Soda. Erst waschen sie die Wäsche mit Wasser und dann mit solcher Lauge.

Die Folge ihres Fruchtbaus ist: Bohnen, Weizen, Tumenia; das vierte Jahr lassen sie es zur Wiese liegen. Unter Bohnen werden hier die Puffbohnen verstanden. Ihr Weizen ist unendlich schön. Tumenia, deren Namen sich von bimenia oder trimenia herschreiben soll, ist eine herrliche Gabe der Ceres; es ist eine Art von Sommerkorn, das in drei Monaten reif wird. Sie säen es vom ersten Januar bis zum Juni, wo es denn immer zur bestimmten Zeit reif ist. Sie braucht nicht viel Regen, aber starke Wärme; anfangs hat sie ein sehr zartes Blatt, aber sie wächst dem Weizen nach und macht sich zuletzt sehr stark. Das Korn säen sie im Oktober und November, es reift im Juni. Die im November gesäete Gerste ist den ersten Juni reif, an der Küste schneller, in Gebirgen langsamer.

Der Lein ist schon reif. Der Akanth hat seine prächtigen Blätter entfaltet. Salsola fruticosa wächst üppig.

Auf unbebauten Hügeln wächst reichlicher Esparsett. Er wird theilweis verpachtet und bündelweis in die Stadt gebracht. Ebenso verkaufen sie bündelweis den Hafer, den sie aus dem Weizen ausjäten.

Sie machen artige Eintheilungen mit Rändchen in dem Erdreich, wo sie Kohl pflanzen wollen, zum Behuf der Wässerung.

An den Feigen waren alle Blätter heraus, und die Früchte hatten angesetzt. Sie werden zu Johanni reif, dann setzt der Baum noch einmal an. Die Mandeln hingen sehr voll; ein gestutzter Karubenbaum trug unendliche Schoten. Die Trauben

zum Essen werden an Lauben gezogen, durch hohe Pfeiler unterstützt. Melonen legen sie im März, die im Juni reifen. In den Ruinen des Jupitertempels wachsen sie munter ohne eine Spur von Feuchtigkeit.

Der Vetturin aß mit größtem Appetit rohe Artischocken und Kohlrabi; freilich muß man gestehen, daß sie viel zarter und saftiger sind als wie bei uns. Wenn man durch Aecker kommt, so lassen die Bauern z. B. junge Puffbohnen essen, so viel man will.

Als ich auf schwarze, feste Steine aufmerksam ward, die einer Lava glichen, sagte mir der Antiquar: sie seien vom Aetna, auch am Hafen oder vielmehr Landungsplatz ständen solche.

Der Vögel giebt's hier zu Lande nicht viel: Wachteln. Die Zugvögel sind: Nachtigallen, Lerchen und Schwalben. Rinnînen, kleine schwarze Vögel, die aus der Levante kommen, in Sizilien bleiben und weitergehen oder zurück. Rindennen kommen im Dezember und Januar aus Afrika, fallen auf dem Akragas nieder, und dann ziehen sie sich in die Berge.

Von der Vase des Doms noch ein Wort. Auf derselben steht ein Held in völliger Rüstung, gleichsam als Ankömmling, vor einem sitzenden Alten, der durch Kranz und Zepter als König bezeichnet ist. Hinter diesem steht ein Weib das Haupt gesenkt, die linke Hand unter dem Kinn; aufmerksam nachdenkende Stellung. Gegenüber hinter dem Helden ein Alter, gleichfalls bekränzt; er spricht mit einem spießtragenden Manne, der von der Leibwache sein mag. Der Alte scheint den Helden eingeführt zu haben und zu der Wache zu sagen: „Laßt ihn nur mit dem König reden! es ist ein braver Mann.“ Das Rothe scheint der Grund dieser Vase, das Schwarze darauf gesetzt. Nur an dem Frauengewande scheint Roth auf Schwarz zu sitzen.

Girgenti, Freitag den 27. April.

Wenn Kniep alle Vorsätze ausführen will, muß er unablässig zeichnen, indeß ich mit meinem alten kleinen Führer umherziehe. Wir spazierten gegen das Meer, von woher sich Girgenti, wie uns die Alten versichern, sehr gut ausgenommen habe. Der Blick ward in die Wellenweite gezogen, und mein Führer machte mich aufmerksam auf einen langen Wolkenstreif, der südwärts, einem Bergrücken gleich, auf der Horizontallinie aufzuliegen schien: dies sei die Andeutung der Küste von Afrika, sagte er. Mir fiel indeß ein anderes Phänomen als seltsam auf: es war aus leichtem Gewölk ein schmaler Bogen, welcher, mit dem einen Fuß auf Sizilien aufstehend, sich hoch am blauen, übrigens ganz reinen Himmel hinwölbte und mit dem andern Ende in Süden auf dem Meer zu ruhen schien. Von der niedergehenden Sonne gar schön gefärbt und wenig Bewegung zeigend, war er dem Auge eine so seltsame als erfreuliche Erscheinung. Es stehe dieser Bogen, versicherte man mir, gerade in der Richtung nach Malta und möge wol auf dieser Insel seinen andern Fuß niedergelassen haben; das Phänomen komme manchmal vor. Sonderbar genug wäre es, wenn die Anziehungskraft der beiden Inseln gegen einander sich in der Atmosphäre auf diese Art kundthäte.

Durch dieses Gespräch ward bei mir die Frage wieder rege: ob ich den Vorsatz, Malta zu besuchen, aufgeben sollte; allein die schon früher überdachten Schwierigkeiten und Gefahren blieben noch immer dieselben, und wir nahmen uns vor, unsern Vetturin bis Messina zu dingen.

Dabei aber sollte wieder nach einer gewissen eigensinnigen Grille gehandelt werden. Ich hatte nämlich auf dem bisherigen Wege in Sizilien wenig kornreiche Gegenden gesehen, sodann war der Horizont überall von nahen und fernen Bergen beschränkt, so daß es der Insel ganz an Flächen zu fehlen schien und man nicht begriff, wie Ceres dieses Land so vorzüglich begünstigt haben sollte. Als ich mich darnach erkundigte, erwiderte man mir, daß ich, um dieses einzusehen, statt über Syrakus, quer durchs Land gehen müsse, wo ich denn der Weizenstriche genug antreffen würde. Wir folgten dieser Lockung, Syrakus aufzugeben, indem uns nicht unbekannt war, daß von dieser herrlichen Stadt wenig mehr als der prächtige Name geblieben sei. Allenfalls war sie von Catania aus leicht zu besuchen.

Caltanisetta, Sonnabend den 28. April.

Heute können wir denn endlich sagen, daß uns ein anschaulicher Begriff geworden, wie Sizilien den Ehrennamen einer Kornkammer Italiens erlangen können. Eine Strecke, nachdem wir Girgenti verlassen, fing der fruchtbare Boden an. Es sind keine großen Flächen, aber sanft gegen einander laufende Berg- und Hügelrücken, durchgängig mit Weizen und Gerste bestellt, die eine ununterbrochene Masse von Fruchtbarkeit dem Auge darbieten. Der diesen Pflanzen geeignete Boden wird so genutzt und so geschont, daß man nirgends einen Baum sieht, ja alle die kleinen Ortschaften und Wohnungen liegen auf Rücken der Hügel, wo eine hinstreichende Reihe Kalkfelsen den Boden ohnehin unbrauchbar macht. Dort wohnen die Weiber das ganze Jahr, mit Spinnen und Weben beschäftigt, die Männer hingegen bringen zur eigentlichen Epoche der Feldarbeit nur Sonnabend und Sonntag bei ihnen zu, die übrigen Tage bleiben sie unten und ziehen sich Nachts in Rohrhütten zurück. Und so war denn unser Wunsch bis zum Ueberdruß erfüllt; wir hätten uns Triptolem's Flügelwagen gewünscht, um dieser Einförmigkeit zu entfliehen.

Nun ritten wir bei heißem Sonnenschein durch diese wüste Fruchtbarkeit und freuten uns, in dem wohl gelegenen und wohl gebauten Caltanisetta zuletzt anzukommen, wo wir jedoch abermals vergeblich um eine leidliche Herberge bemüht waren. Die Maulthiere stehen in prächtig gewölbten Ställen, die Knechte schlafen auf dem Klee, der den Thieren bestimmt ist, der Fremde aber muß seine Haushaltung von vorn anfangen. Ein allenfalls zu beziehendes Zimmer muß erst gereinigt werden. Stühle und Bänke giebt es nicht; man sitzt auf niedrigen Böcken von starkem Holz; Tische sind auch nicht zu finden. Will man jene Böcke in Bettfüße verwandeln, so geht man zum Tischler und borgt so viel Bretter, als nöthig sind, gegen eine gewisse Miethe. Der große Fuchtentag, den uns Hackert gelieben, kam diesmal sehr zu Gute und ward verläufig mit Häckerling angefüllt.

Vor Allem aber mußte wegen des Essens Anstalt getroffen werden. Wir hatten unterwegs eine Henne gekauft; der Vetturin war gegangen, Reis, Salz und Spezereien anzuschaffen; weil er aber nie hier gewesen, so blieb lange unerörtert, wo denn eigentlich gekocht werden sollte, wozu in der Herberge selbst keine Gelegenheit war. Endlich bequemte sich ein ältlicher Bürger,

Herd und Holz, Küchen- und Tischgeräthe gegen ein Billiges herzugeben und uns, indessen gekocht würde, in der Stadt herumzuführen, endlich auf den Markt, wo die angesehensten Einwohner nach antiker Weise umhersaßen, sich unterhielten und von uns unterhalten sein wollten.

Wir mußten von Friedrich II. erzählen, und ihre Theilnahme an diesem großen Könige war so lebhaft, daß wir seinen Tod verhehlten, um nicht durch eine so unselige Nachricht unsern Wirthen verhaßt zu werden.

Geologisches, nachträglich. Von Girgenti die Muschelkalkfelsen hinab zeigt sich ein weißliches Erdreich, das sich nachher erklärt: man findet den ältern Kalk wieder und Gips unmittelbar daran. Weite, flache Thäler, Fruchtbau bis an die Gipfel, oft darüber weg; älterer Kalk, mit verwittertem Gips gemischt. Nun zeigt sich ein loseres, gelbliches, leicht verwitterndes neues Kalkgestein; in den geackerten Feldern kann man dessen Farbe deutlich erkennen, die oft ins Dunklere, ja ins Violete zieht. Etwas über halben Weg tritt der Gips wieder hervor. Auf demselben wächst häufig ein schön violetes, fast rosenrothes Sedum und an den Kalkfelsen ein schön gelbes Moos.

Jenes verwitterliche Kalkgestein zeigt sich öfters wieder, am Stärksten gegen Caltanisetta, wo es in Lagern liegt, die einzelne Muscheln enthalten; dann zeigt sich's röthlich, beinahe wie Mennige, mit wenigem Violet, wie oben bei San Martino bemerkt worden. Quarzgeschiebe habe ich nur etwa auf halbem Wege in einem Thälchen gefunden, das, an drei Seiten geschlossen, gegen Morgen und also gegen das Meer zu offen stand.

Links in der Ferne war der hohe Berg bei Camerata merkwürdig und ein anderer wie ein gestutzter Kegel. Die große Hälfte des Wegs kein Baum zu sehen. Die Frucht stand herrlich, obgleich nicht so hoch, wie zu Girgenti und am Meeresufer, jedoch so rein als möglich; in den unabsehbaren Weizenäckern kein Unkraut. Erst sahen wir nichts als grünende Felder, dann gepflügte, an feuchtlichen Oertern ein Stückchen Wiese. Hier kommen auch Pappeln vor. Gleich hinter Girgenti fanden wir Aepfel und Birnen, übrigens an den Höhen und in der Nähe der wenigen Ortschaften etwas Feigen.

Diese dreißig Miglien nebst Allem, was ich rechts und

links erkennen konnte, ist älterer und neuerer Kalk, dazwischen Gips. Der Verwitterung und Verarbeitung dieser drei unter einander hat das Erdreich seine Fruchtbarkeit zu verdanken. Wenig Sand mag es enthalten; es knirscht kaum unter den Zähnen. Eine Vermuthung wegen des Flusses Achates wird sich morgen bestätigen.

Die Thäler haben eine schöne Form, und ob sie gleich nicht ganz flach sind, so bemerkt man doch keine Spur von Regengüssen; nur kleine Bäche, kaum merklich, rieseln hin; denn Alles fließt gleich unmittelbar nach dem Meere. Wenig rother Klee ist zu sehen, die niedrige Palme verschwindet auch, sowie alle Blumen und Sträuche der südwestlichen Seite. Den Disteln ist nur erlaubt sich der Wege zu bemächtigen, alles Andere gehört der Ceres an. Uebrigens hat die Gegend viel Aehnliches mit deutschen hügeligen und fruchtbaren Gegenden, z. B. mit der zwischen Erfurt und Gotha, besonders wenn man nach den Gleichen hinsieht. Sehr Vieles mußte zusammenkommen, um Sizilien zu einem der fruchtbarsten Länder der Welt zu machen.

Man sieht wenig Pferde auf der ganzen Tour; sie pflügen mit Ochsen, und es besteht ein Verbot, keine Kühe und Kälber zu schlachten. Ziegen, Esel und Maulthiere begegneten uns viele. Die Pferde sind meist Apfelschimmel mit schwarzen Füßen und Mähnen; man findet die prächtigsten Stallräume mit gemauerten Bettstellen. Das Land wird zu Bohnen und Linsen gedüngt, die übrigen Feldfrüchte wachsen nach dieser Sömmerung. In Aehren geschoßte, noch grüne Gerste in Bündeln, rother Klee desgleichen werden dem Vorbeireitenden zu Kauf angeboten.

Auf dem Berg über Caltanisetta fand sich fester Kalkstein mit Versteinerungen; die großen Muscheln lagen unten, die kleinen obenauf. Im Pflaster des Städtchens fanden wir Kalkstein mit Pektiniten.

Hinter Caltanisetta senken sich die Hügel jäh herunter in mancherlei Thäler, die ihre Wasser in den Fluß Salso ergießen. Das Erdreich ist röthlich, sehr thonig; vieles lag unbestellt; auf dem bestellten die Früchte ziemlich gut, doch mit den vorigen Gegenden verglichen, noch zurück.

Castro Giovanni, Sonntag den 29. April.

Noch größere Fruchtbarkeit und Menschenöde hatten wir heute zu bemerken. Regenwetter war eingefallen und machte den Reisezustand sehr unangenehm, da wir durch mehrere stark angeschwollene Gewässer hindurch mußten. Am Fiume Salso, wo man sich nach einer Brücke vergeblich umsieht, überraschte uns eine wunderliche Anstalt. Kräftige Männer waren bereit, wovon immer zwei und zwei das Maulthier mit Reiter und Gepäck in die Mitte faßten und so durch einen tiefen Stromtheil hindurch bis auf eine große Kiesfläche führten; war nun die sämmtliche Gesellschaft hier beisammen, so ging es auf eben diese Weise durch den zweiten Arm des Flusses, wo die Männer denn abermals durch Stemmen und Drängen das Thier auf dem rechten Pfade und im Stromzug aufrecht erhielten. An dem Wasser her ist etwas Buschwerk, das sich aber landeinwärts gleich wieder verliert. Der Fiume Salso bringt Granit, einen Uebergang in Gneis, breccirten und einfarbigen Marmor.

Nun sahen wir den einzeln stehenden Bergrücken vor uns, worauf Castro Giovanni liegt und welcher der Gegend einen ernsten, sonderbaren Charakter ertheilt. Als wir den langen, an der Seite sich hinanziehenden Weg ritten, fanden wir den Berg aus Muschelkalk bestehend; große, nur calcinirte Schalen wurden aufgepackt. Man sieht Castro Giovanni nicht eher, als bis man ganz oben auf den Bergrücken gelangt; denn es liegt am Felsabhang gegen Norden. Das wunderliche Städtchen selbst, der Thurm, links in einiger Entfernung das Oertchen Caltascibetta stehen gar ernsthaft gegen einander. In der Plaine sah man die Bohnen in voller Blüthe; wer hätte sich aber dieses Anblicks erfreuen können! Die Wege waren entsetzlich, noch schrecklicher, weil sie ehemals gepflastert gewesen, und es regnete immerfort. Das alte Enna empfing uns sehr unfreundlich: ein Eisichzimmer mit Läden ohne Fenster, so daß wir entweder im Dunkeln sitzen oder den Sprühregen, dem wir so eben entgangen waren, wieder erdulden mußten. Einige Ueberreste unseres Reisevorraths wurden verzehrt, die Nacht kläglich zugebracht. Wir thaten ein feierliches Gelübde, nie wieder nach einem mythologischen Namen unser Wegeziel zu richten.

Unterwegs, Montag den 30. April.

Von Castro Giovanni herab führt ein rauher, unbequemer Stieg; wir mußten die Pferde führen. Die Atmosphäre vor uns tief herab mit Wolken bedeckt, wobei sich ein wunderbar Phänomen in der größten Höhe sehen ließ. Es war weiß und grau gestreift und schien etwas Körperliches zu sein; aber wie käme das Körperliche in den Himmel! Unser Führer belehrte uns, diese unsere Verwunderung gelte einer Seite des Aetna, welche durch die zerrissenen Wolken durchsehe; Schnee und Bergrücken abwechselnd bildeten die Streifen, es sei nicht einmal der höchste Gipfel.

Des alten Enna steiler Felsen lag nun hinter uns, wir zogen durch lange, lange einsame Thäler; unbebaut und unbewohnt lagen sie da, dem weidenden Vieh überlassen, das wir schön braun fanden, nicht groß, mit kleinen Hörnern, gar nett, schlank und munter wie die Hirschchen. Diese guten Geschöpfe hatten zwar Weide genug, sie war ihnen aber doch durch ungeheure Distelmassen beengt und nach und nach verkümmert. Diese Pflanzen finden hier die schönste Gelegenheit, sich zu besamen und ihr Geschlecht auszubreiten; sie nehmen einen unglaublichen Raum ein, der zur Weide von ein paar großen Landgütern hinreichte. Da sie nicht perenniren, so wären sie jetzt, vor der Blüthe niedergemäht, gar wohl zu vertilgen.

Indessen wir nun diese landwirthlichen Kriegsplane gegen die Disteln ernstlich durchdachten, mußten wir zu unserer Beschämung bemerken, daß sie doch nicht ganz unnütz seien. Auf einem einsam stehenden Gasthofe, wo wir fütterten, waren zugleich ein paar sizilianische Edelleute angekommen, welche quer durch das Land eines Prozesses wegen nach Palermo zogen. Mit Verwunderung sahen wir diese beiden ernsthaften Männer mit scharfen Taschenmessern vor einer solchen Distelgruppe stehen und die obersten Theile dieser emporstrebenden Gewächse niederhauen; sie faßten alsdann diesen stacheligen Gewinn mit spitzen Fingern, schälten den Stengel und verzehrten das Innere desselben mit Wohlgefallen. Damit beschäftigten sie sich eine lange Zeit, indessen wir uns an Wein, diesmal ungemischt, und gutem Brod erquickten. Der Vetturin

bereitete uns dergleichen Stengelmark und versicherte, es sei eine gesunde, kühlende Speise; sie wollte uns aber so wenig schmecken als der rohe Kohlrabi zu Segesta.

In das Thal gelangt, wodurch der Fluß San Paolo sich schlängelt, fanden wir das Erdreich röthlich schwarz und verwitterlichen Kalk; viel Brache, sehr weite Felder, schönes Thal, durch das Flüßchen sehr angenehm. Der gemischte gute Lehmboden ist mitunter zwanzig Fuß tief und meistens gleich. Die Aloen hatten stark getrieben. Die Frucht stand schön, doch mitunter unrein und, gegen die Mittagseite berechnet, weit zurück. Hie und da kleine Wohnungen; kein Baum als unmittelbar unter Castro Giovanni. Am Ufer des Flusses viel Weide, durch ungeheure Distelmassen eingeschränkt. Im Flußgeschiebe das Quarzgestein wieder, theils einfach, theils breccienartig.

Molimenti, ein neues Oertchen, sehr klug in der Mitte schöner Felder angelegt, am Flüßchen San Paolo. Der Weizen stand in der Nähe ganz unvergleichlich, schon den zwanzigsten Mai zu schneiden. Die ganze Gegend zeigt noch keine Spur von vulkanischem Wesen, auch selbst der Fluß führt keine dergleichen Geschiebe. Der Boden, gut gemischt, eher schwer als leicht, ist im Ganzen kaffeebraun-violettlich anzusehen. Alle Gebirge links, die den Fluß einschließen, sind Kalk- und Sandstein, deren Abwechselung ich nicht beobachten konnte, welche jedoch, verwitternd, die große, durchaus gleiche Fruchtbarkeit des untern Thals bereitet haben.

Unterwegs, Dienstag den 1. Mai.

Gleich unter Molimenti rauften die Bauern den Flachs. Durch ein so ungleich angebautes, obwol von der Natur zu durchgängiger Fruchtbarkeit bestimmtes Thal ritten wir einigermaßen verdrießlich herunter, weil nach so viel ausgestandenen Unbilden unsern malerischen Zwecken gar nichts entgegenkam. Kniep hatte eine recht bedeutende Ferne umrissen; weil aber der Mittel- und Vordergrund gar zu abscheulich war, setzte er, geschmackvoll scherzend, ein Poussin'sches Vordertheil

daran, welches ihm nichts kostete und das Blatt zu einem ganz hübschen Bildchen machte. Wie viel malerische Reisen mögen dergleichen Halbwahrheiten enthalten!

Unser Reitmann versprach, um unser mürrisches Wesen zu begütigen, für den Abend eine gute Herberge, brachte uns auch wirklich in einen vor wenig Jahren gebauten Gasthof, der auf diesem Wege, gerade in gehöriger Entfernung von Catania gelegen, dem Reisenden willkommen sein mußte, und wir ließen es uns bei einer leidlichen Einrichtung seit zwölf Tagen wieder einigermaßen bequem werden. Merkwürdig aber war uns eine Inschrift, an die Wand bleistiftlich mit schönen englischen Schriftzügen geschrieben; sie enthielt Folgendes: „Reisende, wer Ihr auch seid, hütet Euch in Catania vor dem Wirthshause zum goldenen Löwen! Es ist schlimmer, als wenn Ihr Cyclopen, Sirenen und Scyllen zugleich in die Klauen fielet." Ob wir nun schon dachten, der wohlmeinende Warner möchte die Gefahr etwas mythologisch vergrößert haben, so setzten wir uns doch fest vor, den goldenen Löwen zu vermeiden, der uns als ein so grimmiges Thier angekündigt war. Als uns daher der Maulthiertreibende befragte, wo wir in Catania einkehren wollten, so versetzten wir: „Ueberall, nur nicht im Löwen!" worauf er den Vorschlag that, da verlieb zu nehmen, wo er seine Thiere unterstelle, nur müßten wir uns daselbst auch verköstigen, wie wir es schon bisher gethan. Wir waren Alles zufrieden: dem Rachen des Löwen zu entgehen, war unser einziger Wunsch.

Gegen Hybla Major melden sich Lavageschiebe, welche das Wasser von Norden herunterbringt. Ueber der Fähre findet man Kalkstein, welcher allerlei Arten Geschiebe, Hornstein, Lava und Kalk, verbunden hat, dann verhärtete vulkanische Asche, mit Kalktuff überzogen. Die gemischten Kieshügel dauern immer fort bis gegen Catania; bis an dieselben und über dieselben finden sich Lavaströme des Aetna. Einen wahrscheinlichen Krater läßt man links. Wie die Natur das Bunte liebt, läßt sie hier sehen, wo sie sich an der schwarzblaugrauen Lava erlustigt: hochgelbes Moos überzieht sie, ein schön rothes Sedum wächst üppig darauf, andere schöne violete Blumen. Eine sorgsame Kultur beweist sich an den Cactuspflanzungen und Weinranken. Nun drängen sich ungeheure Lavaflüsse heran. Metta ist ein

schöner, bedeutender Fels. Hier stehen die Bohnen als sehr hohe Stauden. Die Aecker sind veränderlich, bald sehr kiesig bald besser gemischt.

Der Vetturin, der diese Frühlingsvegetation der Südostseite lange nicht gesehen haben mochte, verfiel in großes Ausrufen über die Schönheit der Frucht und fragte uns mit selbstgefälligem Patriotismus, ob es in unsern Landen auch wol solche gäbe. Ihr ist hier Alles aufgeopfert; man sieht wenig, ja gar keine Bäume. Allerliebst war ein Mädchen von prächtiger, schlanker Gestalt, eine ältere Bekanntschaft unseres Vetturins, die seinem Maulthiere gleich lief, schwatzte und dabei mit solcher Zierlichkeit als möglich ihren Faden spann. Nun fingen gelbe Blumen zu herrschen an. Gegen Misterbianco standen die Cactus schon wieder in Zäunen; Zäune aber, ganz von diesen wundersam gebildeten Gewächsen, werden in der Nähe von Catania immer regelmäßiger und schöner.

Catania, Mittwoch den 2. Mai.

In unserer Herberge befanden wir uns freilich sehr übel. Die Kost, wie sie der Maulthiertreckt bereiten konnte, war nicht die beste. Eine Henne, in Reis gekocht, wäre dennoch nicht zu verachten gewesen, hätte sie nicht ein unmäßiger Saffran so gelb als ungenießbar gemacht. Das unbequemste Nachtlager hätte uns beinahe genöthigt, Hackert's Juchtensack wieder hervorzuholen; deshalb sprachen wir Morgens zeitig mit dem freundlichen Wirthe. Er bedauerte, daß er uns nicht besser versorgen könne: „Da drüben aber ist ein Haus, wo Fremde gut aufgehoben sind und alle Ursache haben, zufrieden zu sein.“ Er zeigte uns ein großes Eckhaus, von welchem die uns zugekehrte Seite viel Gutes versprach. Wir eilten sogleich hinüber, fanden einen rührigen Mann, der sich als Lohnbedienter angab und in Abwesenheit des Wirths uns ein schönes Zimmer neben einem Saal anwies, auch zugleich versicherte, daß wir aufs Billigste bedient werden sollten. Wir erkundigten uns ungesäumt hergebrachterweise, was für Quartier, Tisch, Wein, Frühstück und sonstiges Bestimmbare zu bezahlen sei. Das war Alles billig, und wir schafften eilig unsere Wenigkeiten herüber, sie in die weitläuftigen, vergoldeten Kommoden einzuordnen. Kniep fand zum ersten Male Gelegenheit, seine Pappen

auszubreiten; er ordnete seine Zeichnungen, ich mein Bemerktes. Sodann, veranügt über die schönen Räume, traten wir auf den Balkon des Saals, der Aussicht zu genießen. Nachdem wir diese genugsam betrachtet und gelobt, kehrten wir um nach unsern Geschäften, und siehe! da drohte über unserm Haupte ein großer goldener Löwe. Wir sahen einander bedenklich an, lächelten und lachten. Von nun an aber blickten wir umher, ob nicht irgendwo eins der Homerischen Schreckbilder hervorschauen möchte.

Nichts dergleichen war zu sehen; dagegen fanden wir im Saal eine hübsche junge Frau, die mit einem Kinde von etwa zwei Jahren herumtändelte, aber sogleich von dem beweglichen Halbwirth derb ausgescholten dastand. Sie solle sich hinweg verfügen, hieß es, sie habe hier nichts zu thun. „Es ist doch hart, daß Du mich fortjagst," sagte sie; „das Kind ist zu Hause nicht zu begütigen, wenn Du weg bist, und die Herren erlauben mir gewiß, in Deiner Gegenwart das Kleine zu beruhigen?" Der Gemahl ließ es dabei nicht bewenden, sondern suchte sie fortzuschaffen; das Kind schrie in der Thüre ganz erbärmlich, und wir mußten zuletzt ernstlich verlangen, daß das hübsche Madamchen dableibe.

Durch den Engländer gewarnt, war es keine Kunst, die Komödie zu durchschauen: wir spielten die Neulinge, die Unschuldigen, er aber machte seine liebreiche Vaterschaft auf das Beste geltend. Das Kind wirklich war am Freundlichsten mit ihm; wahrscheinlich hatte es die angebliche Mutter unter der Thüre gekneipt.

Und so war sie auch in der größten Unschuld dageblieben, als der Mann wegging, ein Empfehlungsschreiben an den Hausgeistlichen des Prinzen Biscaris zu überbringen. Sie dablte fort, bis er zurückkam und anzeigte, der Abbé würde selbst erscheinen, uns von dem Nähern zu unterrichten.

Catania, Donnerstag den 3. Mai.

Der Abbé, der uns gestern Abend schon begrüßt hatte, erschien heute zeitig und führte uns in den Palast, welcher auf einem hohen Sockel einstöckig gebaut ist, und zwar sahen wir zuerst das Museum, wo marmorne und eherne Bilder, Vasen und alle Arten solcher Alterthümer beisammen stehen. Wir

hatten abermals Gelegenheit, unsere Kenntnisse zu erweitern; besonders aber fesselte uns der Sturz eines Jupiter's, dessen Abguß ich schon aus Tischbein's Werkstatt kannte und welcher größere Vorzüge benützt, als wir zu beurtheilen vermochten. Ein Hausgenosse gab die nöthigste historische Auskunft, und nun gelangten wir in einen großen, hohen Saal. Die vielen Stühle an den Wänden umher zeugten, daß große Gesellschaft sich manchmal hier versammle. Wir setzten uns in Erwartung einer günstigen Aufnahme. Da kamen ein paar Frauenzimmer herein und gingen der Länge nach auf und ab. Sie sprachen angelegentlich mit einander. Als sie uns gewahrten, stand der Abbé auf, ich desgleichen; wir neigten uns. Ich fragte, wer sie seien, und erfuhr, die Jüngere sei die Prinzessin, die Aeltere eine edle Catanierin. Wir hatten uns wieder gesetzt; sie gingen auf und ab, wie man auf einem Marktplatze thun würde.

Wir wurden zum Prinzen geführt, der, wie man mir schon bemerkt hatte, uns seine Münzsammlung aus besonderm Vertrauen vorwies, da wol früher seinem Herrn Vater und auch ihm nachher bei solchem Vorzeigen Manches abhanden gekommen und seine gewöhnliche Bereitwilligkeit dadurch einigermaßen vermindert worden. Hier konnte ich nun schon etwas kenntnißreicher scheinen, indem ich mich bei Betrachtung der Sammlung des Prinzen Torremuzza belehrt hatte. Ich lernte wieder und half mir an jenem dauerhaften Winckelmann'schen Faden, der uns durch die verschiedenen Kunstepochen durchleitet, so ziemlich hin. Der Prinz, von diesen Dingen völlig unterrichtet, da er keine Kenner, aber aufmerksame Liebhaber vor sich sah, mochte uns gern in Allem, wornach wir forschten, belehren.

Nachdem wir diesen Betrachtungen geraume Zeit, aber doch noch immer zu wenig gewidmet, standen wir im Begriff, uns zu beurlauben, als er uns zu seiner Frau Mutter führte, woselbst die übrigen kleinern Kunstwerke zu sehen waren.

Wir fanden eine ansehnliche, natürlich edle Frau, die uns mit den Worten empfing: „Sehen Sie sich bei mir um, meine Herren! Sie finden hier Alles noch, wie es mein seliger Gemahl gesammelt und geordnet hat. Dies danke ich der Frömmigkeit meines Sohnes, der mich in seinen besten Zimmern nicht nur wohnen, sondern auch hier nicht das Geringste entfernen oder verrücken läßt, was sein seliger Herr Vater anschaffte und aufstellte; wodurch ich den doppelten Vortheil habe,

sowol auf die so lange Jahre her gewohnte Weise zu leben, als auch, wie von je her, die trefflichen Fremden zu sehen und näher zu kennen, die, unsere Schätze zu betrachten, von so weiten Orten herkommen."

Sie schloß uns darauf selbst den Glasschrank auf, worin die Arbeiten in Bernstein aufbewahrt standen. Der sizilianische unterscheidet sich von dem nordischen darin, daß er von der durchsichtigen und undurchsichtigen Wachs- und Honigfarbe durch alle Abschattungen eines gesättigten Gelbs bis zum schönsten Hyazinthroth hinansteigt. Urnen, Becher und andere Dinge waren daraus geschnitten, wozu man große, bewundernswürdige Stücke des Materials mitunter voraussetzen mußte. An diesen Gegenständen sowie an geschnittenen Muscheln, wie sie in Trapani gefertigt werden, ferner an ausgesuchten Elfenbeinarbeiten hatte die Dame ihre besondere Freude und wußte dabei manche heitere Geschichte zu erzählen. Der Fürst machte uns auf die ernstern Gegenstände aufmerksam, und so flossen einige Stunden vergnügt und belehrend vorüber.

Indessen hatte die Fürstin vernommen, daß wir Deutsche seien; sie fragte daher nach Herrn von Riedesel, Bartels, Münter, welche sie sämmtlich gekannt und ihren Charakter und Betragen gar wohl unterscheidend zu würdigen wußte. Wir trennten uns ungern von ihr, und sie schien uns ungern wegzulassen. Dieser Inselzustand hat doch immer etwas Einsames, nur durch vorübergehende Theilnahme aufgefrischt und erhalten.

Uns führte der Geistliche alsdann in das Benediktinerkloster, in die Zelle eines Bruders, dessen bei mäßigem Alter trauriges und in sich zurückgezogenes Ansehn wenig frohe Unterhaltung versprach. Er war jedoch der kunstreiche Mann, der die ungeheure Orgel dieser Kirche allein zu bändigen wußte. Als er unsere Wünsche mehr erraten als vernommen, erfüllte er sie schweigend; wir begaben uns in die sehr geräumige Kirche, die er, das herrliche Instrument bearbeitend, bis in den letzten Winkel mit leisestem Hauch sowol als gewaltsamsten Tönen durchsäuselte und durchschmetterte. Wer den Mann nicht vorher gesehen, hätte glauben müssen, es sei ein Riese, der solche Gewalt ausübe; da wir aber seine Persönlichkeit schon kannten, bewunderten wir nur, daß er in diesem Kampf nicht schon längst aufgerieben sei.

Bald nach Tische kam der Abbé mit einem Wagen, da er uns den entferntern Theil der Stadt zeigen sollte. Beim Einsteigen ereignete sich ein wunderlamer Rangstreit. Ich war zuerst eingestiegen und hätte ihm zur linken Hand gesessen; er, einsteigend, verlangte ausdrücklich, daß ich herumrücken und ihn zu meiner Linken nehmen sollte; ich bat ihn, dergleichen Zeremonien zu unterlassen. „Verzeiht," sagte er, „daß wir also sitzen! denn wenn ich meinen Platz zu Eurer Rechten nehme, so glaubt Jedermann, daß ich mit Euch fahre; sitze ich aber zur Linken, so ist es ausgesprochen, daß Ihr mit mir fahrt, mit mir nämlich, der ich Euch im Namen des Fürsten die Stadt zeige." Dagegen war freilich nichts einzuwenden, und also geschah es.

Wir fuhren die Straßen hinaufwärts, wo die Lava, welche 1669 einen großen Theil dieser Stadt zerstörte, noch bis auf unsere Tage sichtbar blieb. Der starre Feuerstrom ward bearbeitet wie ein anderer Fels; selbst auf ihm waren Straßen vorgezeichnet und theilweis gebaut. Ich schlug ein unbezweifeltes Stück des Geschmolzenen herunter, bedenkend, daß vor meiner Abreise aus Deutschland schon der Streit über die Vulkanität der Basalte sich entzündet hatte. Und so that ich's an mehreren Stellen, um zu mancherlei Abänderungen zu gelangen.

Wären jedoch Einheimische nicht selbst Freunde ihrer Gegend, nicht selbst bemüht, entweder eines Vortheils oder der Wissenschaft willen, das, was in ihrem Revier merkwürdig ist, zusammenzustellen, so müßte der Reisende sich lang vergebens quälen. Schon in Neapel hatte mich der Lavenhändler sehr gefördert, hier in einem weit höhern Sinne der Ritter Gioeni. Ich fand in seiner reichen, sehr galant aufgestellten Sammlung die Laven des Aetna, die Basalte am Fuß desselben, verändertes Gestein, mehr oder weniger zu erkennen; Alles wurde freundlichst vorgezeigt. Am Meisten hatte ich Zeolithe zu bewundern, aus den schroffen im Meere stehenden Felsen unter Jaci.

Als wir den Ritter um die Mittel befragten, wie man sich benehmen müsse, um den Aetna zu besteigen, wollte er von einer Wagniß nach dem Gipfel, besonders in der gegenwärtigen Jahreszeit, gar nichts hören. „Ueberhaupt", sagte er, nachdem er uns um Verzeihung gebeten, „die hier ankommenden Fremden sehen die Sache für allzu leicht an; wir andern Nachbarn

des Berges sind schon zufrieden, wenn wir ein paarmal in unserm Leben die beste Gelegenheit abgepaßt und den Gipfel erreicht haben. Berdone, der zuerst durch seine Beschreibung die Lust nach diesem Feuergipfel entzündet, ist gar nicht hinaufgekommen; Graf Borch läßt den Leser in Ungewißheit, aber auch er ist nur bis auf eine gewisse Höhe gelangt, und so konnte ich von Mehreren sagen. Für jetzt erstreckt sich der Schnee noch allzu weit herunter und breitet unüberwindliche Hindernisse entgegen. Wenn Sie meinem Rathe folgen mögen, so reiten Sie morgen bei guter Zeit bis an den Fuß des Monte Rosse; besteigen Sie diese Höhe! Sie werden von da des herrlichsten Anblicks genießen und zugleich die alte Lava bemerken, welche dort, 1669 entsprungen, unglücklicherweise sich nach der Stadt hereinwälzte. Die Aussicht ist herrlich und deutlich; man thut besser, sich das Uebrige erzählen zu lassen."

Catania, Freitag den 4. Mai.

Folgsam dem guten Rathe, machten wir uns zeitig auf den Weg und erreichten, auf unsern Maulthieren immer rückwärts schauend, die Region der durch die Zeit noch ungebändigten Laven. Zackige Klumpen und Tafeln starrten uns entgegen, durch welche nur ein zufälliger Pfad von den Thieren gefunden wurde. Auf der ersten bedeutenden Höhe hielten wir still. Kniep zeichnete mit großer Präcision, was hinaufwärts vor uns lag: die Lavenmassen im Vorgrunde, den Doppelgipfel des Monte Rosso links, gerade über uns die Wälder von Nicolosi, aus denen der beschneite, wenig rauchende Gipfel hervorstieg. Wir rückten dem rothen Berge näher, ich stieg hinauf: er ist ganz aus rothem vulkanischem Grus, Asche und Steinen zusammengehäuft. Um die Mündung hätte sich bequem herumgehen lassen, hätte nicht ein gewaltsam stürmender Morgenwind jeden Schritt unsicher gemacht; wollte ich nur einigermaßen fortkommen, so mußte ich den Mantel ablegen; nun aber war der Hut jeden Augenblick in Gefahr, in den Krater getrieben zu werden, und ich hinterdrein. Deshalb setzte ich mich nieder, um mich zu fassen und die Gegend zu überschauen; aber auch diese Lage half mir nichts: der Sturm kam gerade von Osten her über das herrliche Land, das nah und fern bis ans Meer

unter mir lag. Den ausgedehnten Strand von Messina bis Syrakus mit seinen Krümmungen und Buchten sah ich vor Augen, entweder ganz frei oder durch Felsen des Ufers nur wenig bedeckt. Als ich ganz beläubt wieder herunterkam, hatte Kniep im Schauer seine Zeit gut angewendet und mit zarten Linien auf dem Papier gesichert, was der wilde Sturm mich kaum sehen, viel weniger festhalten ließ.

In dem Rachen des goldenen Löwen wieder angelangt, fanden wir den Lohnbedienten, den wir nur mit Mühe uns zu begleiten abgehalten hatten. Er lebte, daß wir den Gipfel aufgegeben, schlug aber für morgen eine Spazierfahrt auf dem Meere zu den Felsen von Jaci andringlich vor: das sei die schönste Lustpartie, die man von Catania aus machen könne! Man nehme Trank und Speise mit, auch wol Geräthschaften, um etwas zu wärmen. Seine Frau erbiete sich, dieses Geschäft zu übernehmen. Ferner erinnerte er sich des Jubels, wie Engländer wol gar einen Kahn mit Musik zur Begleitung genommen hätten, welche Lust über alle Verstellung sei.

Die Felsen von Jaci zogen mich heftig an; ich hatte großes Verlangen, mir so schöne Zeolithe herauszuschlagen, als ich bei Giceni gesehen. Man konnte ja die Sache kurz fassen, die Begleitung der Frau ablehnen. Aber der warnende Geist des Engländers behielt die Oberhand; wir thaten auf die Zeolithe Verzicht und dünkten uns nicht wenig wegen dieser Enthaltsamkeit.

Catania, Sonnabend den 5. Mai.

Unser geistlicher Begleiter blieb nicht aus. Er führte uns, die Reste alter Baukunst zu sehen, zu welchen der Beschauer freilich ein starkes Restaurationstalent mitbringen muß. Man zeigte die Reste von Wasserbehältern, einer Naumachie und andere dergleichen Ruinen, die aber bei der vielfachen Zerstörung der Stadt durch Lawen, Erdbeben und Krieg dergestalt verschüttet und versenkt sind, daß Freude und Belehrung nur dem genauesten Kenner alterthümlicher Baukunst daraus entspringen kann.

Eine nochmalige Aufwartung beim Prinzen lehnte der Pater S. und wir schieden beiderseits mit lebhaften Ausdrücken der Dankbarkeit und des Wohlwollens.

Taormina, Sonntag den 6. Mai.

Gott sei Dank, daß Alles, was wir heute gesehen, schon genugsam beschrieben ist, mehr aber noch, daß Kniep sich vorgenommen hat, morgen den ganzen Tag oben zu zeichnen. Wenn man die Höhe der Felsenwände erstiegen hat, welche unsern des Meerstrandes in die Höhe steilen, findet man zwei Gipfel durch ein Halbrund verbunden. Was dies auch von Natur für eine Gestalt gehabt haben mag, die Kunst hat nachgeholfen und daraus den amphitheatralischen Halbzirkel für Zuschauer gebildet; Mauern und andere Angebäude von Ziegelsteinen, sich anschließend, supplirten die nötigen Gänge und Hallen. Am Fuße des stufenartigen Halbzirkels erbaute man die Scene quer vor, verband dadurch die beiden Felsen und vollendete das ungeheuerste Natur- und Kunstwerk.

Setzt man sich nun dahin, wo ehemals die obersten Zuschauer saßen, so muß man gestehen, daß wol nie ein Publikum im Theater solche Gegenstände vor sich gehabt. Rechts zur Seite auf höhern Felsen erheben sich Kastelle, weiter unten liegt die Stadt, und obschon diese Baulichkeiten aus neuern Zeiten sind, so standen doch vor Alters wol ebendergleichen auf derselben Stelle. Nun sieht man an dem ganzen langen Gebirgsrücken des Aetna hin, links das Meerufer bis nach Catania, ja Syrakus; dann schließt der ungeheure dampfende Feuerberg das weite, breite Bild, aber nicht schrecklich; denn die mildernde Atmosphäre zeigt ihn entfernter und sanfter, als er ist.

Wendet man sich von diesem Anblick in die an der Rückseite der Zuschauer angebrachten Gänge, so hat man die sämmtlichen Felswände links, zwischen denen und dem Meere sich der Weg nach Messina hinschlingt. Felsgruppen und Felsrücken im Meere selbst, die Küste von Kalabrien in der weitesten Ferne, nur mit Aufmerksamkeit von gelind sich erhebenden Wolken zu unterscheiden.

Wir stiegen gegen das Theater hinab, verweilten in dessen Ruinen, an welchen ein geschickter Architekt seine Restaurationsgabe wenigstens auf dem Papier versuchen sollte, unternahmen

sodann, uns durch die Gärten eine Bahn nach der Stadt zu brechen. Allein hier erfuhren wir, was ein Zaun von neben einander gepflanzten Agaven für ein undurchdringliches Bollwerk sei: durch die verschränkten Blätter sieht man durch und glaubt auch hindurchdringen zu können, allein die kräftigen Stacheln der Blattränder sind empfindliche Hindernisse; tritt man auf ein solches kolossales Blatt, in Hoffnung, es werde uns tragen, so bricht es zusammen, und anstatt hinüber ins Freie zu kommen, fallen wir einer Nachbarpflanze in die Arme. Zuletzt entwickelten wir uns doch diesem Labyrinthe, genossen Weniges in der Stadt, kannten aber vor Sonnenuntergang von der Gegend nicht scheiden. Unendlich schön war es zu beobachten, wie diese in allen Punkten bedeutende Gegend nach und nach in Finsterniß versank.

Unter Taormina, am Meer, Montag den 7. Mai.

Knieyen, mir vom Glück zugeführt, kann ich nicht genug preisen, da er mich einer Bürde entledigt, die mir unerträglich wäre, und mich meiner eigenen Natur wiedergiebt. Er ist hinausgegangen, im Einzelnen zu zeichnen, was wir obenhin betrachtet. Er wird seine Bleistifte manchmal spitzen, und ich sehe nicht, wie er fertig werden will. Das hätte ich nun auch Alles wiedersehen können! Erst wollte ich mit hinausgehen, dann aber reizte mich's, hier zu bleiben; die Enge sucht' ich wie der Vogel, der sein Nest bauen möchte. In einem schlechten, verwahrlosten Bauergarten habe ich mich auf Orangenäste gesetzt und mich in Grillen vertieft. Orangenäste, worauf der Reisende sitzt, klingt etwas wunderbar, wird aber ganz natürlich, wenn man weiß, daß der Orangenbaum, seiner Natur überlassen, sich bald über der Wurzel in Zweige trennt, die mit der Zeit zu entschiedenen Aesten werden.

Und so saß ich, den Plan zu Nausikaa weiter denkend, eine dramatische Konzentration der Odyssee. Ich halte sie nicht für unmöglich, nur müßte man den Grundunterschied des Drama und der Epopee recht ins Auge fassen.

Kniep ist herabgekommen und hat zwei ungeheure Blätter, reinlichst gezeichnet, zufrieden und vergnügt zurückgebracht. Beide wird er zum ewigen Gedächtniß an diesen herrlichen Tag für mich ausführen.

Zu vergessen ist nicht, daß wir auf dieses schöne Ufer unter dem reinsten Himmel von einem kleinen Altan herabschauten, Rosen erblickten und Nachtigallen hörten. Diese singen hier, wie man uns versichert, sechs Monate hindurch.

Aus der Erinnerung.

War ich nun durch die Gegenwart und Thätigkeit eines geschickten Künstlers und durch eigene, obgleich nur einzelne und schwächere Bemühungen gewiß, daß mir von den interessantesten Gegenden und ihren Theilen feste, wohlgewählte Bilder, im Umriß und nach Belieben auch ausgeführt, bleiben würden, so gab ich um so mehr einem nach und nach auflebenden Drange nach: die gegenwärtige herrliche Umgebung, das Meer, die Inseln, die Häfen, durch poetische würdige Gestalten zu beleben und mir auf und aus diesem Lokal eine Komposition zu bilden, in einem Sinne und in einem Ton, wie ich sie noch nicht hervorgebracht. Die Klarheit des Himmels, der Hauch des Meeres, die Düfte, wodurch die Gebirge mit Himmel und Meer gleichsam in ein Element aufgelöst wurden, Alles dies gab Nahrung meinen Vorsätzen, und indem ich in jenem schönen öffentlichen Garten zwischen blühenden Hecken von Oleander, durch Lauben von fruchttragenden Orangen- und Zitronenbäumen wandelte und zwischen andern Bäumen und Sträuchen, die mir unbekannt waren, verweilte, fühlte ich den fremden Einfluß auf das Allerangenehmste.

Ich hatte mir, überzeugt, daß es für mich keinen bessern Kommentar zur Odyssee geben könne als eben gerade diese lebendige Umgebung, ein Exemplar verschafft und las es nach meiner Art mit unglaublichem Antheil. Doch wurde ich gar bald zu eigener Produktion angeregt, die, so seltsam sie auch im ersten Augenblicke schien, mir doch immer lieber ward und mich endlich ganz beschäftigte. Ich ergriff nämlich den Gedanken, den Gegenstand der Nausikaa als Tragödie zu behandeln.

Es ist mir selbst nicht möglich abzusehen, was ich daraus würde gemacht haben; aber ich war über den Plan bald mit mir einig. Der Hauptsinn war der: in der Nausikaa eine treffliche, von Vielen umworbene Jungfrau darzustellen, die, sich keiner Neigung bewußt, alle Freier bisher ablehnend behandelt,

durch einen seltsamen Fremdling aber gerührt, aus ihrem Zustand heraustritt und durch eine voreilige Aeußerung ihrer Neigung sich kompromittirt, was die Situation vollkommen tragisch macht. Diese einfache Fabel sollte durch den Reichthum der subordinirten Motive und besonders durch das Meer- und Inselhafte der eigentlichen Ausführung und des besondern Tons erfreulich werden.

Der erste Akt begann mit dem Ballspiel. Die unerwartete Bekanntschaft wird gemacht und die Bedenklichkeit, den Fremden nicht selbst in die Stadt zu führen, wird schon ein Vorbote der Neigung.

Der zweite Akt exponirte das Haus des Alcinous, die Charaktere der Freier und endigte mit dem Eintritt des Ulysses.

Der dritte war ganz der Bedeutsamkeit des Abenteurers gewidmet, und ich hoffte, in der dialogirten Erzählung seiner Abenteuer, die von den verschiedenen Zuhörern sehr verschieden aufgenommen werden, etwas Künstliches und Erfreuliches zu leisten. Während der Erzählung erhöhen sich die Leidenschaften, und der lebhafte Antheil Nausikaa's an dem Fremdling wird durch Wirkung und Gegenwirkung endlich hervorgeschlagen.

Im vierten Akte bethätigt Ulysses außer der Scene seine Tapferkeit, indessen die Frauen zurückbleiben und der Neigung, der Hoffnung und allen zarten Gefühlen Raum lassen. Bei den großen Vortheilen, welche der Fremdling davonträgt, hält sich Nausikaa noch weniger zusammen und kompromittirt sich unwiderruflich mit ihren Landsleuten. Ulysses, der bald schuldig bald unschuldig dieses Alles veranlaßt, muß sich zuletzt als einen Scheidenden erklären, und es bleibt dem guten Mädchen nichts übrig, als im fünften Akte den Tod zu suchen.

Es war in dieser Komposition nichts, was ich nicht aus eigenen Erfahrungen nach der Natur hätte ausmalen können. Selbst auf der Reise, selbst in Gefahr, Neigungen zu erregen, die, wenn sie auch kein tragisches Ende nehmen, doch schmerzlich genug, gefährlich und schädlich werden können; selbst in dem Falle, in einer so großen Entfernung von der Heimath abgelegene Gegenstände, Reiseabenteuer, Lebensverfälle zu Unterhaltung der Gesellschaft mit lebhaften Farben auszumalen, von der Jugend für einen Halbgott, von gesetztern Personen für einen Aufschneider gehalten zu werden, manche unverdiente Gunst, manches unerwartete Hinderniß zu erfahren: das Alles gab mir ein solches Attachement an diesen Plan, an diesen

Vorsatz, daß ich darüber meinen Aufenthalt zu Palermo, ja den größten Theil meiner übrigen sizilianischen Reise verträumte. Weshalb ich denn auch von allen Unbequemlichkeiten wenig empfand, da ich mich auf dem überklassischen Boden in einer poetischen Stimmung fühlte, in der ich das, was ich erfuhr, was ich sah, was ich bemerkte, was mir entgegenkam, Alles auffassen und in einem erfreulichen Gefäß bewahren konnte.

Nach meiner löblichen oder unlöblichen Gewohnheit schrieb ich wenig oder nichts davon auf, arbeitete aber den größten Theil bis aufs letzte Detail im Geiste durch, wo es denn, durch nachfolgende Zerstreuungen zurückgedrängt, liegen geblieben, bis ich gegenwärtig nur eine flüchtige Erinnerung davon zurückrufe.

Auf dem Wege nach Messina, Dienstag den 8. Mai.

Man hat hohe Kalkfelsen links; sie werden farbiger und machen schöne Meerbusen; dann folgt eine Art Gestein, das man Thonschiefer oder Grauwacke nennen möchte. In den Bächen finden sich schon Granitgeschiebe. Die gelben Aepfel des Solanum, die rothen Blüthen des Oleanders machen die Landschaft lustig. Der Fiume Niso bringt Glimmerschiefer sowie auch die folgenden Bäche.

Vom Ostwinde bestürmt, ritten wir zwischen dem rechter Hand wogenden Meere und den Felswänden hin, an denen wir vorgestern oben herabgesehen hatten, diesen Tag beständig mit dem Wasser im Kampfe; wir kamen über unzählige Bäche, unter welchen ein größerer, Niso, den Ehrentitel eines Flusses führt; doch diese Gewässer sowie das Gerölle, das sie mitbringen, waren leichter zu überwinden als das Meer, das heftig stürmte und an vielen Stellen über den Weg hinweg bis an die Felsen schlug und zurück auf die Wanderer spritzte. Herrlich war das anzusehen, und die seltsame Begebenheit ließ uns das Unbequeme übertragen.

Zugleich sollte es nicht an mineralogischer Betrachtung fehlen. Die ungeheuern Kalkfelsen, verwitternd, stürzen herunter, deren weiche Theile, durch die Bewegung der Wellen aufgerieben,

die zugemischten festern übrig lassen, und so ist der ganze Strand mit bunten hornsteinartigen Feuersteinen überdeckt, wovon mehrere Muster aufgepackt worden.

Und so gelangten wir nach Messina, bequemten uns, weil wir keine Gelegenheit kannten, die erste Nacht in dem Quartier des Vetturins zuzubringen, um uns den andern Morgen nach einem bessern Wohnort umzusehen. Dieser Entschluß gab gleich beim Eintritt den fürchterlichsten Begriff einer zerstörten Stadt; denn wir ritten eine Viertelstunde lang an Trümmern nach Trümmern vorbei, ehe wir zur Herberge kamen, die, in diesem ganzen Revier allein wieder aufgebaut, aus den Fenstern des obern Stocks nur eine zackige Ruinenwüste übersehen ließ. Außer dem Bezirk dieses Gebäudes spürte man weder Mensch noch Thier; es war Nachts eine furchtbare Stille. Die Thüren ließen sich weder verschließen noch verriegeln; auf menschliche Gäste war man hier so wenig eingerichtet als in ähnlichen Pferdewohnungen. Und doch schliefen wir ruhig auf einer Matratze, welche der dienstfertige Vetturin dem Wirthe unter dem Leibe weggeschwatzt hatte.

Messina, Mittwoch den 9. Mai.

Heute trennten wir uns von dem wackern Führer; ein gutes Trinkgeld belohnte seine sorgfältigen Dienste. Wir schieden freundlich, nachdem er uns vorher noch einen Lohnbedienten verschafft, der uns gleich in die beste Herberge bringen und alles Merkwürdige von Messina verzeigen sollte. Der Wirth, um seinen Wunsch, uns los zu werden, schleunigst erfüllt zu sehen, half Koffer und sämmtliches Geräck auf das Schnellste in eine angenehme Wohnung schaffen, näher dem belebten Theile der Stadt, das heißt, außerhalb der Stadt selbst. Damit aber verhält es sich folgendermaßen. Nach dem ungeheuern Unglück, das Messina betraf, blieb nach zwölftausend umgekommenen Einwohnern für die übrigen dreißigtausend keine Wohnung; die meisten Gebäude waren niedergestürzt, die zerrissenen Mauern der übrigen gaben einen unsichern Aufenthalt; man errichtete

daher eiligst im Norden von Messina auf einer großen Wiese eine Bretterstadt, von der sich am Schnellsten Derjenige einen Begriff macht, der zu Meßzeiten den Römerberg zu Frankfurt, den Markt zu Leipzig durchwanderte; denn alle Kramläden und Werkstätte sind gegen die Straße geöffnet, Vieles ereignet sich außerhalb. Daher sind nur wenig größere Gebäude, auch nicht sonderlich, gegen das Oeffentliche verschlossen, indem die Bewohner manche Zeit unter freiem Himmel zubringen. So wohnen sie nun schon drei Jahre, und diese Buden-, Hütten-, ja Zeltwirthschaft hat auf den Charakter der Einwohner entschiedenen Einfluß. Das Entsetzen über jenes ungeheure Ereigniß, die Furcht vor einem ähnlichen treibt sie, der Freuden des Augenblicks mit gutmüthigem Frohsinn zu genießen. Die Sorge vor neuem Unheil ward am einundzwanzigsten April, also ungefähr vor zwanzig Tagen, erneuert; ein merklicher Erdstoß erschütterte den Boden abermals. Man zeigte uns eine kleine Kirche, wo eine Masse Menschen, gerade in dem Augenblick zusammengedrängt, diese Erschütterung empfanden. Einige Personen, die darin gewesen, schienen sich von ihrem Schrecken noch nicht erholt zu haben.

Beim Aufsuchen und Betrachten dieser Gegenstände leitete uns ein freundlicher Konsul, der unaufgefordert vielfache Sorge für uns trug; in dieser Trümmerwüste mehr als irgendwo dankbar anzuerkennen. Zugleich auch, da er vernahm, daß wir bald abzureisen wünschten, machte er uns einem französischen Kauffahrer bekannt, der im Begriff stehe, nach Neapel zu segeln. Doppelt erwünscht, da die weiße Flagge vor den Seeräubern sichert.

Eben hatten wir unserm gütigen Führer den Wunsch zu erkennen gegeben, eine der größern, obgleich auch nur einstöckigen Hütten inwendig, ihre Einrichtung und extemporirte Haushaltung zu sehen, als ein freundlicher Mann sich an uns anschloß, der sich bald als französischer Sprachmeister bezeichnete, welchem der Konsul nach vollbrachtem Spaziergange unsern Wunsch, solch ein Gebäude zu sehen, eröffnete mit dem Ersuchen, uns bei sich einzuführen und mit den Seinigen bekannt zu machen.

Wir traten in die mit Brettern beschlagene und gedeckte Hütte. Der Eindruck war völlig wie der jener Meßbuden, wo man wilde Thiere oder sonstige Abenteuer für Geld sehen läßt: das Zimmerwerk an den Wänden wie am Dache sichtbar; ein grüner Vorhang sonderte den vordern Raum, der nicht getheilt,

tennenartig geschlagen schien. Stühle und Tische befanden sich da, nichts weiter von Hausgeräthe. Erleuchtet war der Platz von oben durch zufällige Oeffnungen der Bretter. Wir diskurrirten eine Zeit lang, und ich betrachtete mir die grüne Hülle und das darüber sichtbare innere Dachgebälke, als auf einmal hüben und drüben des Vorhangs ein paar allerliebste Mädchenköpfchen neugierig herausguckten, schwarzäugig, schwarzlockig, die aber, sobald sie sich bemerkt sahen, wie der Blitz verschwanden, auf Ansuchen des Konsuls jedoch, nach so viel verflossener Zeit, als nöthig war sich anzuziehen, auf wohlgeputzten und niedlichen Körperchen wieder hervortraten und sich mit ihren bunten Kleidern gar zierlich vor dem grünen Teppich ausnahmen. Aus ihren Fragen konnten wir wol merken, daß sie uns für fabelhafte Wesen aus einer andern Welt hielten, in welchem liebenswürdigen Irrthum sie unsere Antworten nur mehr bestärken mußten. Auf eine heitere Weise malte der Konsul unsere märchenhafte Erscheinung aus, die Unterhaltung war sehr angenehm, schwer, sich zu trennen. Vor der Thür erst fiel uns auf, daß wir die innern Räume nicht gesehen und die Hauskonstruktion über die Bewohnerinnen vergessen hatten.

Der Konsul, unter andern, sagte, daß es, wo nicht unumgänglich nöthig, doch wohlgethan sei, dem Gouverneur aufzuwarten, der, ein wunderlicher alter Mann, nach Laune und Vorurtheil ebenso gut schaden als nutzen könne; dem Konsul werde es zu Gunsten gerechnet, wenn er bedeutende Fremde vorstelle; auch wisse der Ankömmling nie, ob er dieses Mannes auf eine oder andere Weise bedürfe. Dem Freunde zu Gefallen, ging ich mit.

Ins Vorzimmer tretend, hörten wir drinne ganz entsetzlichen Lärm; ein Laufer mit Pulcinellgeberden raunte dem Konsul ins Ohr: „Böser Tag! Gefährliche Stunde!“ Doch traten wir hinein und fanden den uralten Gouverneur, uns den Rücken zugewandt, zunächst des Fensters an einem Tische sitzen. Große Haufen vergelbter alter Briefschaften lagen vor ihm, von denen er die unbeschriebenen Blätter mit größter Gelassenheit abschnitt und seinen haushältischen Charakter dadurch zu erkennen gab. Während dieser friedlichen Beschäftigung schalt und fluchte er

fürchterlich auf einen anständigen Mann los, der seiner Kleidung nach mit Malta verwandt sein konnte und sich mit vieler Gemüthsruhe und Präcision vertheidigte, wozu ihm jedoch wenig Raum blieb. Der Gescholtene und Angeschriene suchte mit Fassung einen Verdacht abzulehnen, den der Gouverneur, so schien es, auf ihn als einen ohne Befugniß mehrmals An- und Abreisenden mochte geworfen haben; der Mann berief sich auf seine Pässe und bekannten Verhältnisse in Neapel. Dies aber half Alles nichts, der Gouverneur zerschnitt seine alten Briefschaften, sonderte das weiße Papier sorgfältig und tobte fortwährend.

Außer uns Beiden standen noch etwa zwölf Personen in einem weiten Kreise, dieses Thiergefechtes Zeugen, uns wahrscheinlich den Platz an der Thüre beneidend als gute Gelegenheit, wenn der Erzürnte allenfalls den Krückenstock erheben und dreinschlagen sollte. Die Gesichtszüge des Konsuls hatten sich bei dieser Scene merklich verlängert; mich tröstete des Laufers possenhafte Nähe, der draußen vor der Schwelle, hinter mir allerlei Faxen schnitt, mich, wenn ich manchmal umblickte, zu beruhigen, als habe das so viel nicht zu bedeuten.

Auch entwirrte sich der gräßliche Handel noch ganz gelinde; der Gouverneur schloß damit: es halte ihn zwar nichts ab, den Betretenen einzustecken und in Verwahrung zappeln zu lassen, allein es möge diesmal hingehen; er solle die paar bestimmten Tage in Messina bleiben, alsdann aber sich fortpacken und niemals wiederkehren. Ganz ruhig, ohne die Miene zu verändern, beurlaubte sich der Mann, grüßte anständig die Versammlung und uns besonders, die er durchschneiden mußte, um zur Thüre zu gelangen. Als der Gouverneur, ihm noch etwas nachzuschelten, sich ingrimmig umkehrte, erblickte er uns, faßte sich sogleich, winkte dem Konsul, und wir traten an ihn heran.

Ein Mann von sehr hohem Alter, gebückten Hauptes, unter grauen, struppigen Augenbrauen schwarze, tiefliegende Blicke hervorsendend; nun ein ganz Anderer als kurz zuvor. Er hieß mich zu sich sitzen, fragte, in seinem Geschäft ununterbrochen fortfahrend, nach mancherlei, worüber ich ihm Bescheid gab; zuletzt fügte er hinzu, ich sei, so lange ich hier bliebe, zu seiner Tafel geladen. Der Konsul, zufrieden wie ich, ja noch zufriedener, weil er die Gefahr, der wir entronnen, besser kannte, flog die Treppe hinunter, und mir war alle Lust vergangen, dieser Löwenhöhle je wieder nah zu treten.

Meſſina, Donnerſtag den 10. Mai.

Zwar bei heitrem Sonnenſchein in einer angenehmern Wohnung erwachend, fanden wir uns doch immer in dem unſeligen Meſſina. Einzig unangenehm iſt der Anblick der ſogenannten Palazzata, einer ſichelförmigen Reihe von wahrhaften Palästen, die wol in der Länge einer Viertelſtunde die Rhede einſchließen und bezeichnen. Alles waren ſteinerne, vierſtöckige Gebäude, von welchen mehrere Vorderſeiten bis aufs Hauptgeſims noch völlig ſtehen, andere bis auf den dritten, zweiten, erſten Stock heruntergebrochen ſind, ſo daß dieſe ehemalige Prachtreihe nun aufs Widerlichſte zahnlückig erſcheint und auch durchlöchert; denn der blaue Himmel ſchaut beinahe durch alle Fenſter. Die innern eigentlichen Wohnungen ſind ſämmtlich zuſammengeſtürzt.

An dieſem ſeltſamen Phänomen iſt Urſache, daß, nach der von Reichen begonnenen architektoniſchen Prachtanlage, weniger begüterte Nachbarn, mit dem Scheine wetteifernd, ihre alten, aus größern und kleinern Flußgeſchieben und vielem Kalk zuſammengekneteten Häuſer hinter neuen, aus Quaderſtücken aufgeführten Vorderſeiten verſteckten. Jenes an ſich ſchon unſichere Gefüge mußte, von der ungeheuern Erſchütterung aufgelöſt und zerbröckelt, zuſammenſtürzen; wie man denn unter manchen bei ſo großem Unglück vorgekommenen wunderbaren Rettungen auch Folgendes erzählt: Der Bewohner eines ſolchen Gebäudes ſei im furchtbaren Augenblick gerade in die Mauervertiefung eines Fenſters getreten, das Haus aber hinter ihm völlig zuſammengeſtürzt, und ſo habe er, in der Höhe gerettet, den Augenblick ſeiner Befreiung aus dieſem luftigen Kerker beruhigt abgewartet. Daß jene aus Mangel naher Bruchſteine ſo ſchlechte Bauart hauptſächlich Schuld an dem völligen Ruin der Stadt geweſen, zeigt die Beharrlichkeit ſolider Gebäude. Der Jeſuiten Kollegium und Kirche, von tüchtigen Quadern aufgeführt, ſtehen noch unverletzt in ihrer anfänglichen Tüchtigkeit. Dem ſei aber, wie ihm wolle, Meſſina's Anblick iſt äußerſt verdrießlich und erinnert an die Urzeiten, wo Sikaner und Sikuler dieſen unruhigen Erdboden verließen und die weſtliche Küſte Siziliens bebauten.

Und ſo brachten wir unſern Morgen zu, gingen dann, im Gaſthof ein frugales Mahl zu verzehren. Wir ſaßen noch ganz vergnügt beiſammen, als der Bediente des Konſuls athemlos hereinſprang und mir verkündigte, der Gouverneur laſſe

mich in der ganzen Stadt suchen; er habe mich zur Tafel geladen, und nun bleibe ich aus. Der Konsul lasse mich aufs Inständigste bitten, auf der Stelle hinzugehen, ich möchte gespeist haben oder nicht, möchte aus Vergessenheit oder aus Vorsatz die Stunde versäumt haben. Nun fühlte ich erst den unglaublichen Leichtsinn, womit ich die Einladung des Cyklopen aus dem Sinne geschlagen, freh, daß ich das erste Mal entwischt. Der Bediente ließ mich nicht zaudern, seine Vorstellungen waren die dringendsten und triftigsten: der Konsul ristire, hieß es, daß jener wüthende Despot ihn und die ganze Nation auf den Kopf stelle.

Indessen ich nun Haare und Kleider zurechte putzte, faßte ich mir ein Herz und folgte mit heiterm Sinne meinem Führer, Odysseus den Patron anrufend und mir seine Vorsprache bei Pallas Athene erbittend.

In der Höhle des Löwen angelangt, ward ich vom lustigen Laufer in einen großen Speisesaal geführt, wo etwa vierzig Personen, ohne daß man einen Laut vernommen hätte, an einer länglichrunden Tafel saßen. Der Platz zur Rechten des Gouverneurs war offen, wohin mich der Laufer geleitete.

Nachdem ich den Hausherrn und die Gäste mit einer Verbeugung gegrüßt, setzte ich mich neben ihn, entschuldigte mein Außenbleiben mit der Weitläufigkeit der Stadt und dem Irrthum, in welchen mich die ungewöhnliche Stundenzahl schon mehrmals geführt. Er versetzte mit glühendem Blick, man habe sich in fremden Landen nach den jedesmaligen Gewohnheiten zu erkundigen und zu richten. Ich erwiderte, dies sei jederzeit mein Bestreben, nur hätte ich gefunden, daß bei den besten Vorsätzen man gewöhnlich die ersten Tage, wo uns ein Ort noch neu und die Verhältnisse unbekannt seien, in gewisse Fehler verfalle, welche unverzeiblich scheinen müßten, wenn man nicht die Ermüdung der Reise, die Zerstreuung durch Gegenstände, die Sorge für ein leidliches Unterkommen, ja sogar für eine weitere Reise als Gründe der Entschuldigung möchte gelten lassen.

Er fragte darauf, wie lange ich hier zu bleiben gedächte. Ich versetzte, daß ich mir einen recht langen Aufenthalt wünsche, damit ich ihm die Dankbarkeit für die mir erwiesene Gunst durch die genauste Befolgung seiner Befehle und Anordnungen bethätigen könnte. Nach einer Pause fragte er sodann, was ich in Messina gesehen habe. Ich erzählte kürzlich meinen

Morgen mit einigen Bemerkungen und fügte hinzu, daß ich am Meisten bewundert die Reinlichkeit und Ordnung in den Straßen dieser zerstörten Stadt. Und wirklich war bewunderungswürdig, wie man die sämmtlichen Straßen von Trümmern gereinigt, indem man den Schutt in die zerfallenen Mauerstätten selbst geworfen, die Steine dagegen an die Häuser angereiht und dadurch die Mitte der Straßen frei, dem Handel und Wandel offen wieder übergeben. Hiebei konnte ich dem Ehrenmanne mit der Wahrheit schmeicheln, indem ich ihm versicherte, daß alle Messineser dankbar erkennten, diese Wohlthat seiner Vorsorge schuldig zu sein. „Erkennen sie es?" brummte er. „Haben sie doch früher genug über die Härte geschrieen, mit der man sie zu ihrem Vortheile nöthigen mußte." Ich sprach von weisen Absichten der Regierung, von höhern Zwecken, die erst später eingesehen und geschätzt werden könnten, und dergleichen. Er fragte, ob ich die Jesuitenkirche gesehen habe, welches ich verneinte, worauf er mir denn zusagte, daß er mir sie wolle zeigen lassen, und zwar mit allem Zubehör.

Während diesem durch wenige Pausen unterbrochenen Gespräche sah ich die übrige Gesellschaft in dem tiefsten Stillschweigen nicht mehr sich bewegen, als nöthig, die Bissen zum Munde zu bringen. Und so standen sie, als die Tafel aufgehoben und der Kaffee gereicht war, wie Wachspuppen rings an den Wänden. Ich ging auf den Hausgeistlichen los, der mir die Kirche zeigen sollte, ihm zum Voraus für seine Bemühungen zu danken; er wich zur Seite, indem er demüthig versicherte, die Befehle Ihro Excellenz habe er ganz allein vor Augen. Ich redete darauf einen jungen nebenstehenden Fremden an, dem es auch, ob er gleich ein Franzose war, nicht ganz wohl in seiner Haut zu sein schien; denn auch er war verstummt und erstarrt wie die ganze Gesellschaft, worunter ich mehrere Gesichter sah, die der gestrigen Scene mit dem Malteserritter bedenklich beigewohnt hatten.

Der Gouverneur entfernte sich, und nach einiger Zeit sagte mir der Geistliche, es sei nun an der Stunde, zu gehen. Ich folgte ihm; die übrige Gesellschaft hatte sich stille, stille verloren. Er führte mich an das Portal der Jesuitenkirche, das nach der bekannten Architektur dieser Väter prunkhaft und wirklich imposant in die Luft steht. Ein Schließer kam uns schon entgegen und lud zum Eintritt, der Geistliche hingegen hielt mich zurück mit der Weisung, daß wir zuvor auf den Gouverneur zu warten

hätten. Dieser fuhr auch bald heran, hielt auf dem Platze unfern der Kirche und winkte, worauf wir Drei ganz nah an seinem Kutschenschlag uns vereinigten. Er gebot dem Schließer, daß er mir nicht allein die Kirche in allen ihren Theilen zeigen, sondern auch die Geschichte der Altäre und anderer Stiftungen umständlich erzählen solle; ferner habe er auch die Sakristeien aufzuschließen und mich auf alles das darin enthaltene Merkwürdige aufmerksam zu machen. Ich sei ein Mann, den er ehren wolle, der alle Ursache haben solle, in seinem Vaterlande rühmlich von Messina zu sprechen. „Versäumen Sie nicht," sagte er darauf, zu mir gewandt mit einem Lächeln, insofern seine Züge dessen fähig waren, „versäumen Sie nicht, so lange Sie hier sind, zur rechten Stunde an Tafel zu kommen! Sie sollen immer wohl empfangen sein." Ich hatte kaum Zeit, ihm hierauf verbindlich zu erwidern. Der Wagen bewegte sich fort.

Von diesem Augenblick an ward auch der Geistliche heiterer; wir traten in die Kirche. Der Kastellan, wie man ihn wol in diesem entgottesdiensteten Zauberpalaste nennen dürfte, schickte sich an, die ihm scharf empfohlene Pflicht zu erfüllen, als der Konsul und Kniep in das leere Heiligthum hereinstürzten, mich umarmten und eine leidenschaftliche Freude ausdrückten, mich, den sie schon in Gewahrsam geglaubt, wiederzusehen. Sie hatten in Höllenangst gesessen, bis der gewandte Laufer, wahrscheinlich vom Konsul gut pensionirt, einen glücklichen Ausgang des Abenteuers unter hundert Possen erzählte, worauf denn ein erheiternder Frohsinn sich über die Beiden ergoß, die mich sogleich aufsuchten, als die Aufmerksamkeit des Gouverneurs wegen der Kirche ihnen bekannt geworden.

Indessen standen wir vor dem Hochaltare, die Auslegung alter Kostbarkeiten vernehmend. Säulen von Lapis Lazuli, durch bronzene, vergoldete Stäbe gleichsam kannelirt, nach florentinischer Art eingelegte Pilaster und Füllungen; die prächtigen sizilianischen Achate in Ueberfluß, Erz und Vergoldung sich wiederholend und Alles verbindend.

Nun war es aber eine wunderbare kontrapunktische Fuge, wenn Kniep und der Konsul die Verlegenheit des Abenteuers, der Vorzeiger dagegen die Kostbarkeiten der noch wohlerhaltenen Pracht verschränkt vortrugen, Beide von ihrem Gegenstand durchdrungen, wobei ich denn das doppelte Vergnügen hatte, den Werth meines glücklichen Entkommens zu fühlen und zugleich die sizilianischen Gebirgsprodukte, um die ich

mir schon manche Mühe gegeben, architektonisch angewendet zu sehen.

Die genaue Kenntniß der einzelnen Theile, woraus dieser Prunk zusammengesetzt war, verhalf mir zur Entdeckung, daß der sogenannte Lapis Laguli jener Säulen eigentlich nur Calcara sei, aber freilich von so schöner Farbe, als ich sie noch nicht gesehen, und herrlich zusammengefügt. Aber auch so blieben diese Säulen noch immer ehrwürdig: denn es setzt eine ungeheure Menge jenes Materials voraus, um Stücke von so schöner und gleicher Farbe aussuchen zu können, und dann ist die Bemühung des Schneidens, Schleifens und Polirens höchst bedeutend. Doch was war jenen Vätern unüberwindlich?

Der Konsul hatte indessen nicht aufgehört, mich über mein bedrohliches Schicksal aufzuklären. Der Gouverneur nämlich, mit sich selbst unzufrieden, daß ich von seinem gewaltsamen Betragen gegen den Quasi-Malteser gleich beim ersten Eintritt Zeuge gewesen, habe sich vorgenommen, mich besonders zu ehren, und sich darüber einen Plan festgesetzt; dieser habe durch mein Außenbleiben gleich zu Anfang der Ausführung einen Strich erlitten. Nach langem Warten sich endlich zur Tafel setzend, habe der Despot sein ungeduldiges Mißvergnügen nicht verbergen können, und die Gesellschaft sei in Furcht gestanden, entweder bei meinem Kommen oder nach aufgehobener Tafel eine Scene zu erleben.

Indessen suchte der Küster immer wieder das Wort zu erhaschen, öffnete die geheimen Räume, nach schönen Verhältnissen gebaut, anständig, ja prächtig verziert; auch war darin noch manches bewegliche Kirchengeräthe übrig geblieben, dem Ganzen gemäß geformt und geputzt. Von edlen Metallen sah ich nichts, so wenig als von ältern und neuern ächten Kunstwerken.

Unsere italiänisch-deutsche Zuge (denn Pater und Küster psalmodirten in der ersten, Kniep und Konsul in der zweiten Sprache) neigte sich zu Ende, als ein Offizier sich zu uns gesellte, den ich bei Tafel gesehen. Er gehörte zum Gefolge des Gouverneurs. Dies konnte wieder einige Besorgniß erregen, besonders da er sich erbot, mich in den Hafen zu führen, wo er mich an Punkte bringen wolle, die Fremden sonst unzugänglich seien. Meine Freunde sahen sich an, ich ließ mich jedoch nicht abhalten, allein mit ihm zu gehen. Nach einigen gleichgültigen Gesprächen begann ich ihn zutraulich anzureden und gestand, bei Tafel gar wohl bemerkt zu haben, daß mehrere stille Beisitzer

mir durch ein freundliches Zeichen zu verstehen gegeben, daß ich nicht unter weltfremden Menschen allein, sondern unter Freunden, ja Brüdern mich befinde und deshalb nichts zu besorgen habe. Ich halte für Pflicht, ihm zu danken und um Erstattung gleichen Danks an die übrigen Freunde zu ersuchen. Hierauf erwiderte derselbe, daß sie mich um so mehr zu beruhigen gesucht, als sie bei Kenntniß der Gemüthsart ihres Vorgesetzten für mich eigentlich nichts befürchtet hätten; denn eine Explosion wie die gegen den Malteser sei nur selten, und gerade wegen einer solchen mache sich der würdige Greis selbst Vorwürfe, hüte sich lange, lebe dann eine Weile in einer sorglosen Sicherheit seiner Pflicht, bis er denn endlich, durch einen unerwarteten Vorfall überrascht, wieder zu neuen Heftigkeiten hingerissen werde. Der wackere Freund setzte hinzu, daß ihm und seinen Genossen nichts wünschenswerther wäre, als mit mir sich genauer zu verbinden, weßhalb ich die Gefälligkeit haben möchte, mich näher zu bezeichnen, wozu sich heute Nacht die beste Gelegenheit finden werde. Ich wich diesem Verlangen höflich aus, indem ich ihn bat, mir eine Grille zu verzeihen: ich wünsche nämlich auf Reisen blos als Mensch angesehen zu werden; könne ich als ein solcher Vertrauen erregen und Theilnahme erlangen, so sei es mir angenehm und erwünscht; in andere Verhältnisse einzugehen, verböten mir mancherlei Gründe.

Ueberzeugen wollt' ich ihn nicht; denn ich durfte ja nicht sagen, was eigentlich mein Grund war. Merkwürdig genug aber schien mir's, wie schön und unschuldig die wohldenkenden Männer unter einem despotischen Regiment sich zu einander und zu der Fremdlinge Schutz verbündet hatten. Ich verhehlte ihm nicht, daß ich ihre Verhältnisse zu andern deutschen Reisenden recht wohl kenne, verbreitete mich über die löblichen Zwecke, die erreicht werden sollten, und setzte ihn immer mehr in Erstaunen über meine vertrauliche Hartnäckigkeit. Er versuchte alles Mögliche, mich aus meinem Inkognito hervorzuziehen, welches ihm nicht gelang, theils weil ich, einer Gefahr entronnen, mich nicht zwecklos in eine andere begeben konnte, theils weil ich gar wohl bemerkte, die Ansichten dieser wackern Insulaner seien von den meinigen so sehr verschieden, daß ihnen mein näherer Umgang weder Freude noch Trost bringen könne.

Dagegen wurden Abends mit dem theilnehmenden und thätigen Konsul noch einige Stunden verbracht, der denn auch die Scene mit dem Malteser aufklärte. Es sei dieser zwar kein

eigentlicher Abenteurer, aber ein unruhiger Ortwechsler. Der Gouverneur, aus einer großen Familie, wegen Ernst und Tüchtigkeit verehrt, wegen bedeutender Dienste geschätzt, stehe doch im Rufe unbegrenzten Eigenwillens, zaumloser Heftigkeit und ehernen Starrsinns. Argwöhnisch als Greis und Despot, mehr besorgt als überzeugt, daß er Feinde bei Hofe habe, hasse er solche hin- und wiederziehende Figuren, die er durchaus für Spione halte. Diesmal sei ihm der Rothrock in die Quer gekommen, da er nach einer ziemlichen Pause sich wieder einmal im Zorn habe ergehen müssen, um die Leber zu befreien.

Messina und auf der See, Freitag den 11. Mai.

Beide wir erwachten mit gleicher Empfindung, verdrießlich, daß wir, durch den ersten wüsten Anblick von Messina zur Ungeduld gereizt, uns entschlossen hatten, mit dem französischen Kauffahrer die Rückfahrt abzuschließen. Nach dem glücklich beendigten Abenteuer mit dem Gouverneur, bei dem Verhältniß zu wackern Männern, denen ich mich nur näher zu bezeichnen brauchte, aus dem Besuch bei meinem Banquier, der auf dem Lande in der angenehmsten Gegend wohnte, ließ sich für einen längern Aufenthalt in Messina das Angenehmste hoffen. Kniep, von ein paar hübschen Kindern wohl unterhalten, wünschte nichts mehr als die längere Dauer des sonst verhaßten Gegenwindes. Indessen war die Lage unangenehm; Alles mußte gepackt bleiben und wir jeden Augenblick bereit sein zu scheiden.

So geschah denn auch dieser Aufruf gegen Mittag; wir eilten an Bord und fanden unter der am Ufer versammelten Menge auch unsern guten Konsul, von dem wir dankbar Abschied nahmen. Der gelbe Laufer drängte sich auch herbei, seine Ergetzlichkeiten abzuholen. Dieser ward nun belohnt und beauftragt, seinem Herrn unsere Abreise zu melden und mein Außenbleiben von Tafel zu entschuldigen. „Wer absegelt, ist entschuldigt!“ rief er aus; sodann mit einem seltsamen Sprung sich umkehrend, war er verschwunden.

Im Schiffe selbst sah es nun anders aus als auf der Neapolitanischen Korvette; doch beschäftigte uns bei allmählicher Entfernung vom Ufer die herrliche Ansicht des Palastzirkels, der Zitadelle, der hinter der Stadt aufsteigenden Berge. Kalabrien an der andern Seite. Nun der freie Blick in die Meerenge

nord- und südwärts, bei einer ausgedehnten, an beiden Seiten schön beuterten Breite. Als wir dieses nach und nach anstaunten, ließ man uns links in ziemlicher Ferne einige Bewegung im Wasser, rechts aber, etwas näher, einen vom Ufer sich auszeichnenden Felsen bemerken, jene als Charybdis, diesen als Scylla. Man hat sich bei Gelegenheit beider in der Natur so weit auseinanderstehenden, von dem Dichter so nah zusammengerückten Merkwürdigkeiten über die Fabelei der Poeten beschwert und nicht bedacht, daß die Einbildungskraft aller Menschen durchaus Gegenstände, wenn sie sich solche bedeutend vorstellen will, höher als breit imaginirt und dadurch dem Bilde mehr Charakter, Ernst und Würde verschafft. Tausendmal habe ich klagen hören, daß ein durch Erzählung gekannter Gegenstand in der Gegenwart nicht mehr befriedige; die Ursache hievon ist immer dieselbe: Einbildung und Gegenwart verhalten sich wie Poesie und Prosa; jene wird die Gegenstände mächtig und steil denken, diese sich immer in die Fläche verbreiten. Landschaftsmaler des sechzehnten Jahrhunderts, gegen die unsrigen gehalten, geben das auffallendste Beispiel. Eine Zeichnung von Jodocus Momper neben einem Kniep'schen Kontur würde den ganzen Kontrast sichtbar machen. Mit solchen und ähnlichen Gesprächen unterhielten wir uns, indem selbst für Kniep die Küsten, welche zu zeichnen er schon Anstalt getroffen hatte, nicht reizend genug waren.

Mich aber befiel abermals die unangenehme Empfindung der Seekrankheit, und hier war dieser Zustand nicht wie bei der Ueberfahrt durch bequeme Absonderung gemildert; doch fand sich die Kajüte groß genug, um mehrere Personen einzunehmen, auch an guten Matratzen war kein Mangel. Ich nahm die horizontale Stellung wieder an, in welcher mich Kniep gar vorsorglich mit rothem Wein und gutem Brod ernährte. In dieser Lage wollte mir unsere ganze sizilianische Reise in keinem angenehmen Lichte erscheinen. Wir hatten doch eigentlich nichts gesehen als durchaus eitle Bemühungen des Menschengeschlechts, sich gegen die Gewaltsamkeit der Natur, gegen die hämische Tücke der Zeit und gegen den Groll ihrer eigenen feindseligen Spaltungen zu erhalten. Die Karthager, Griechen und Römer und so viele nachfolgende Völkerschaften haben gebaut und zerstört. Selinunt liegt methodisch umgeworfen; die Tempel von Girgenti niederzulegen, waren zwei Jahrtausende nicht hinreichend, Catania und Messina zu verderben, wenige Stunden, wo nicht gar Augen-

blicke. Diese wahrhaft seekranken Betrachtungen eines auf der Wege des Lebens hin und wieder Geschaukelten ließ ich nicht Herrschaft gewinnen.

Auf der See, Sonnabend den 12. Mai.

Meine Hoffnung, diesmal schneller nach Neapel zu gelangen oder von der Seekrankheit eher befreit zu sein, war nicht eingetroffen. Verschiedenemal versuchte ich, durch Kniep angeregt, auf das Verdeck zu treten; allein der Genuß eines so mannichfaltigen Schönen war mir versagt, nur einige Verfälle ließen mich meinen Schwindel vergessen. Der ganze Himmel war mit einem weißlichen Wolkendunst umzogen, durch welchen die Sonne, ohne daß man ihr Bild hätte unterscheiden können, das Meer überleuchtete, welches die schönste Himmelsbläue zeigte, die man nur sehen kann. Eine Schaar Delphine begleitete das Schiff; schwimmend und springend blieben sie ihm immer gleich. Mich däucht, sie hatten das aus der Tiefe und Ferne ihnen als ein schwarzer Punkt erscheinende Schwimmgebäude für irgend einen Raub und willkommene Zehrung gehalten. Vom Schiff aus wenigstens behandelte man sie nicht als Geleitsmänner, sondern wie Feinde; einer ward mit dem Harpun getroffen, aber nicht herangebracht.

Der Wind blieb ungünstig, den unser Schiff, in verschiedenen Richtungen fortstreichend, nur überlisten konnte. Die Ungeduld hierüber ward vermehrt, als einige erfahrene Reisende versicherten: weder Hauptmann noch Steurer verständen ihr Handwerk; jener möge wol als Kaufmann, dieser als Matrose gelten, für den Werth so vieler Menschen und Güter seien sie nicht geeignet einzustehen.

Ich ersuchte diese übrigens braven Personen, ihre Besorgnisse geheim zu halten. Die Anzahl der Passagiere war groß, darunter Weiber und Kinder von verschiedenem Alter; denn Alles hatte sich auf das französische Fahrzeug gedrängt, die Sicherheit der weißen Flagge vor Seeräubern, sonst nichts weiter bedenkend. Ich stellte vor, daß Mißtrauen und Sorge Jeden in die peinlichste Lage versetzen würde, da bis jetzt Alle in der farb- und wappenlosen Leinwand ihr Heil geseben.

Und wirklich ist zwischen Himmel und Meer dieser weiße Zipfel als entscheidender Talisman merkwürdig genug. Wie

sich Abfahrende und Zurückbleibende noch mit geschwungenen weißen Taschentüchern begrüßen und dadurch wechselseitig ein sonst nie zu empfindendes Gefühl der scheidenden Freundschaft und Neigung erregen, so ist hier in dieser einfachen Fahne der Ursprung gebeiligt, eben als wenn Einer sein Taschentuch an eine Stange befestigte, um der ganzen Welt anzukündigen, es komme ein Freund über Meer.

Mit Wein und Brod von Zeit zu Zeit erquickt, zum Verdruß des Hauptmanns, welcher verlangte, daß ich essen sollte, was ich bezahlt hatte, konnte ich doch auf dem Verdeck sitzen und an mancher Unterhaltung Theil nehmen. Kniep wußte mich zu erheitern, indem er nicht wie auf der Korvette, über die vortreffliche Kost triumphirend, meinen Neid zu erregen suchte, mich vielmehr diesmal glücklich pries, daß ich keinen Appetit habe.

Sonntag den 13. und Montag den 14. Mai.

Und so war der Nachmittag vorbeigegangen, ohne daß wir unsern Wünschen gemäß in den Golf von Neapel eingefahren wären. Wir wurden vielmehr immer westwärts getrieben, und das Schiff, indem es sich der Insel Capri näherte, entfernte sich immer mehr von dem Capo Minerva. Jedermann war verdrießlich und ungeduldig; wir Beiden aber, die wir die Welt mit malerischen Augen betrachteten, konnten damit sehr zufrieden sein; denn bei Sonnenuntergang genossen wir des herrlichsten Anblicks, den uns die ganze Reise gewährt hatte. In dem glänzendsten Farbenschmuck lag Capo Minerva mit den daran stoßenden Gebirgen vor unsern Augen, indeß die Felsen, die sich südwärts hinabziehen, schon einen bläulichen Ton angenommen hatten. Vom Kap an zog sich die ganze erleuchtete Küste bis Sorrento hin. Der Vesuv war uns sichtbar, eine ungeheure Dampfwolke über ihm aufgethürmt, von der sich ostwärts ein langer Streif weit hinzog, so daß wir den stärksten Ausbruch vermuthen konnten. Links lag Capri, steil in die Höhe strebend; die Formen seiner Felswände konnten wir durch den durchsichtigen, bläulichen Dunst vollkommen unterscheiden. Unter einem ganz reinen, wolkenlosen Himmel glänzte das ruhige, kaum bewegte Meer, das bei einer völligen Windstille endlich wie ein klarer Teich vor uns lag. Wir entzückten uns an dem Anblick; Kniep trauerte, daß alle Farbenkunst nicht

hinreiche, diese Harmonie wiederzugeben, so wie der feinste englische Bleistift die geübteste Hand nicht in den Stand setze, diese Linien nachzuziehen. Ich dagegen, überzeugt, daß ein weit geringeres Andenken, als dieser geschickte Künstler zu erhalten vermochte, in der Zukunft höchst wünschenswerth sein würde, ich ermunterte ihn, Hand und Auge zum letzten Mal anzustrengen; er ließ sich bereden und lieferte eine der genauesten Zeichnungen, die er nachher kolorirte und ein Beispiel zurückließ, daß bildlicher Darstellung das Unmögliche möglich wird. Den Uebergang vom Abend zur Nacht verfolgten wir mit ebenso begierigen Augen. Capri lag nun ganz finster vor uns, und zu unserm Erstaunen entzündete sich die Vesuvische Wolke sowie auch der Wolkenstreif, je länger je mehr, und wir sahen zuletzt einen ansehnlichen Strich der Atmosphäre im Grunde unseres Bildes erleuchtet, ja wetterleuchten.

Ueber diese uns so willkommenen Scenen hatten wir unbemerkt gelassen, daß uns ein großes Unheil bedrohe; doch ließ uns die Bewegung unter den Passagieren nicht lange in Ungewißheit. Sie, der Meeresereignisse kundiger als wir, machten dem Schiffsherrn und seinem Steuermanne bittere Vorwürfe, daß über ihre Ungeschicklichkeit nicht allein die Meerenge verfehlt sei, sondern auch die ihnen anvertraute Personenzahl, Güter und Alles umzukommen in Gefahr schwebe. Wir erkundigten uns nach der Ursache dieser Unruhe, indem wir nicht begriffen, daß bei völliger Windstille irgend ein Unheil zu befürchten sei. Aber eben diese Windstille machte jene Männer trostlos. „Wir befinden uns", sagten sie, „schon in der Strömung, die sich um die Insel bewegt und durch einen sonderbaren Wellenschlag so langsam als unwiderstehlich nach dem schroffen Felsen hinzieht, wo uns auch nicht ein fußbreit Vorsprung oder Bucht zur Rettung gegeben ist."

Aufmerksam durch diese Reden, betrachteten wir nun unser Schicksal mit Grauen; denn obgleich die Nacht die zunehmende Gefahr nicht unterscheiden ließ, so bemerkten wir doch, daß das Schiff schwankend und schwippend sich den Felsen näherte, die immer finsterer vor uns standen, während über das Meer hin noch ein leichter Abendschimmer verbreitet lag. Nicht die geringste Bewegung war in der Luft zu bemerken: Schnupftücher und leichte Bänder wurden von Jedem in die Höhe und ins Freie gehalten, aber keine Andeutung eines erwünschten Hauches zeigte sich. Die Menge ward immer lauter und wilder. Nicht

etwa betend knieten die Weiber mit ihren Kindern auf dem Verdeck, sondern, weil der Raum zu eng war, sich darauf zu bewegen, lagen sie gedrängt an einander. Sie noch mehr als die Männer, welche besonnen auf Hilfe und Rettung dachten, schalten und tobten gegen den Kapitän. Nun ward ihm Alles vorgeworfen, was man auf der ganzen Reise schweigend zu erinnern gehabt: für theures Geld einen schlechten Schiffsraum, geringe Kost, ein zwar nicht unfreundliches, aber doch stummes Betragen. Er hatte Niemand von seinen Handlungen Rechenschaft gegeben, ja selbst noch den letzten Abend ein hartnäckiges Stillschweigen über seine Manövers beobachtet. Nun hieß er und der Steuermann hergelaufene Krämer, die ohne Kenntniß der Schiffkunst sich aus bloßem Eigennutz den Besitz eines Fahrzeuges zu verschaffen gewußt und nun durch Unfähigkeit und Ungeschicklichkeit Alle, die ihnen anvertraut, zu Grunde richteten. Der Hauptmann schwieg und schien immer noch auf Rettung zu sinnen; mir aber, dem von Jugend auf Anarchie verdrießlicher gewesen als der Tod selbst, war es unmöglich, länger zu schweigen. Ich trat vor sie hin und redete ihnen zu, mit ungefähr ebenso viel Gemüthsruhe als den Vögeln von Malcésine. Ich stellte ihnen vor, daß gerade in diesem Augenblick ihr Lärmen und Schreien Denen, von welchen noch allein Rettung zu hoffen sei, Ohr und Kopf verwirrten, so daß sie weder denken noch sich unter einander verständigen könnten. „Was Euch betrifft," rief ich aus, „kehrt in Euch selbst zurück und dann wendet Euer brünstiges Gebet zur Mutter Gottes, auf die es ganz allein ankommt, ob sie sich bei ihrem Sohne verwenden mag, daß er für Euch thue, was er damals für seine Apostel gethan, als auf dem stürmenden See Tiberias die Wellen schon in das Schiff schlugen, der Herr aber schlief, der jedoch, als ihn die Trost- und Hilflosen aufweckten, sogleich dem Winde zu ruhen gebot, wie er jetzt der Luft gebieten kann, sich zu regen, wenn es anders sein heiliger Wille ist."

Diese Worte thaten die beste Wirkung. Eine unter den Frauen, mit der ich mich schon früher über sittliche und geistliche Gegenstände unterhalten hatte, rief aus: „Ah! il Barlamé! Benedetto il Barlamé!" Und wirklich fingen sie, da sie ohnehin schon auf den Knieen lagen, ihre Litaneien mit mehr als herkömmlicher Inbrunst leidenschaftlich zu beten an. Sie konnten dies mit desto größerer Beruhigung thun, als die Schiffsleute noch ein Rettungsmittel versuchten, das wenigstens in die Augen

fallend war: sie ließen das Boot hinunter, das freilich nur sechs bis acht Männer fassen konnte, befestigten es durch ein langes Seil an das Schiff, welches die Matrosen durch Ruderschläge nach sich zu ziehen kräftig bemüht waren. Auch glaubte man einen Augenblick, daß sie es innerhalb der Strömung bewegten, und hoffte es bald aus derselben herausgerettet zu sehen. Ob aber gerade diese Bemühungen die Gegengewalt der Strömung vermehrt, oder wie es damit beschaffen sein mochte, so ward mit einmal an dem langen Seile das Boot und seine Mannschaft im Bogen rückwärts nach dem Schiffe geschleudert, wie die Schmitze einer Peitsche, wenn der Fuhrmann einen Zug thut. Auch diese Hoffnung ward aufgegeben.

Gebet und Klagen wechselten ab, und der Zustand wuchs um so schauerlicher, da nun eben auf den Felsen die Ziegenhirten, deren Feuer man schon längst gesehen hatte, hohl aufschrieen, da unten strande das Schiff! Sie riefen einander noch viel unverständliche Töne zu, in welchen Einige, mit der Sprache bekannt, zu vernehmen glaubten, als freuten sie sich auf manche Beute, die sie am andern Morgen aufzufischen gedächten. Sogar der tröstliche Zweifel, ob denn auch wirklich das Schiff dem Felsen sich so drohend nähere, war leider nur zu bald gehoben, indem die Mannschaft zu großen Stangen griff, um das Fahrzeug, wenn es zum Aeußersten käme, damit von den Felsen abzudalten, bis denn endlich auch diese brächen und Alles verloren sei. Immer stärker schwankte das Schiff, die Brandung schien sich zu vermehren, und meine durch Alles dieses wiederkehrende Seekrankheit drängte mir den Entschluß auf, hinunter in die Kajüte zu steigen. Ich legte mich halbbekleidet auf meine Matratze, doch aber mit einer gewissen angenehmen Empfindung, die sich vom See Tiberias herzuschreiben schien; denn ganz deutlich schwebte mir das Bild aus Merian's Kupferbibel vor Augen. Und so bewährt sich die Kraft aller sinnlich-sittlichen Eindrücke jedesmal am Stärksten, wenn der Mensch ganz auf sich selbst zurückgewiesen ist. Wie lange ich so in halbem Schlafe gelegen, wüßte ich nicht zu sagen, aufgeweckt aber ward ich durch ein gewaltsames Getöse über mir; ich konnte deutlich vernehmen, daß es die großen Seile waren, die man auf dem Verdeck hin und wieder schleppte. Dies gab mir Hoffnung, daß man von den Segeln Gebrauch mache. Nach einer kleinen Weile sprang Kniep herunter und kündigte mir an, daß man gerettet sei: der gelindeste Windsbauch habe sich erhoben; in

dem Augenblick sei man bemüht gewesen, die Segel aufzuziehen, er selbst habe nicht versäumt, Hand anzulegen. Man entferne sich schon sichtbar vom Felsen, und obgleich noch nicht völlig außer der Strömung, hoffe man nun doch, sie zu überwinden. Oben war Alles stille; sodann kamen mehrere der Passagiere, verkündigten den glücklichen Ausgang und legten sich nieder.

Als ich früh am vierten Tage unserer Fahrt erwachte, befand ich mich frisch und gesund, so wie ich auch bei der Ueberfahrt zu eben dieser Epoche gewesen war, so daß ich also auf einer längern Seereise wahrscheinlich mit einer dreitägigen Unpäßlichkeit meinen Tribut würde bezahlt haben.

Vom Verdeck sah ich mit Vergnügen die Insel Capri in ziemlicher Entfernung zur Seite liegen und unser Schiff in solcher Richtung, daß wir hoffen konnten, in den Golf hineinzufahren, welches denn auch bald geschah. Nun hatten wir die Freude, nach einer ausgestandenen harten Nacht dieselben Gegenstände, die uns Abends vorher entzückt hatten, in entgegengesetztem Lichte zu bewundern. Bald ließen wir jene gefährliche Felseninsel hinter uns. Hatten wir gestern die rechte Seite des Golfs von Weitem bewundert, so erschienen nun auch die Kastelle und die Stadt gerade vor uns, sodann links der Posilippo und die Erdzungen, die sich bis gegen Procida und Ischia erstrecken. Alles war auf dem Verdeck, voran ein für seinen Orient sehr eingenommener griechischer Priester, der den Landesbewohnern, die ihr herrliches Vaterland mit Entzücken begrüßten, auf ihre Frage, wie sich denn Neapel zu Konstantinopel verhalte, sehr pathetisch antwortete: „Ancho questa è una città!“ „Auch dieses ist eine Stadt!“

Wir langten zur rechten Zeit im Hafen an, umsummt von Menschen; es war der lebhafteste Augenblick des Tages. Kaum waren unsere Koffer und sonstigen Geräthschaften ausgeladen und standen am Ufer, als gleich zwei Lastträger sich derselben bemächtigten, und kaum hatten wir ausgesprochen, daß wir bei Moriconi logiren würden, so liefen sie mit dieser Last wie mit einer Beute davon, so daß wir ihnen durch die menschenreichen Straßen und über den bewegten Platz nicht mit den Augen folgen konnten. Kniep hatte das Portefeuille unter dem Arm, und wir hätten wenigstens die Zeichnungen gerettet, wenn jene Träger, weniger ehrlich als die Neapolitanischen armen Teufel, uns um Dasjenige gebracht hätten, was die Brandung verschont hatte.

Neapel.

Neapel, den 17. Mai.

An Herder.

Hier bin ich wieder, meine Lieben, frisch und gesund. Ich habe die Reise durch Sizilien leicht und schnell getrieben; wenn ich wiederkomme, sollt Ihr beurtheilen, wie ich gesehen habe. Daß ich sonst so an den Gegenständen klebte und haftete, hat mir nun eine unglaubliche Fertigkeit verschafft, Alles gleichsam vom Blatt wegzuspielen, und ich finde mich recht glücklich, den großen, schönen, unvergleichbaren Gedanken von Sizilien so klar, ganz und lauter in der Seele zu haben. Nun bleibt meiner Sehnsucht kein Gegenstand mehr im Mittag, da ich auch gestern von Pästum zurückgekommen bin. Das Meer und die Inseln haben mir Genuß und Leiden gegeben, und ich kehre befriedigt zurück. Laßt mich jedes Detail bis zu meiner Wiederkehr aufsparen! Auch ist hier in Neapel kein Besinnens; diesen Ort werde ich Euch nun besser schildern, als es meine ersten Briefe thaten. Den ersten Juni reise ich nach Rom, wenn mich nicht eine höhere Macht hindert, und Anfangs Juli denke ich von dort wieder abzugehen. Ich muß Euch so bald als möglich wiedersehen; es sollen gute Tage werden. Ich habe unsäglich aufgeladen und brauche Ruhe, es wieder zu verarbeiten.

Für Alles, was Du Liebes und Gutes an meinen Schriften thust, danke ich Dir tausendmal; ich wünschte immer, etwas Besseres auch Dir zur Freude zu machen. Was mir auch von Dir begegnen wird und wo, soll mir willkommen sein; wir sind so nah in unsern Vorstellungsarten, als es möglich ist,

ohne eins zu sein, und in den Hauptpunkten am Nächsten. Wenn Du diese Zeit der viel aus Dir selbst geschöpft hast, so hab' ich viel erworben, und ich kann einen guten Tausch hoffen.

Ich bin freilich, wie Du sagst, mit meiner Vorstellung sehr ans Gegenwärtige geheftet, und je mehr ich die Welt sehe, desto weniger kann ich hoffen, daß die Menschheit je eine weise, kluge, glückliche Masse werden könne. Vielleicht ist unter den Millionen Welten eine, die sich dieses Vorzugs rühmen kann; bei der Konstitution der unsrigen bleibt mir so wenig für sie als für Sizilien bei der seinigen zu hoffen.

In einem beiligenden Blatte sag' ich etwas über den Weg nach Salerno und über Pästum selbst; es ist die letzte, und fast möcht' ich sagen herrlichste Idee, die ich nun nordwärts vollständig mitnehme. Auch ist der mittlere Tempel nach meiner Meinung Allem vorzuziehen, was man noch in Sizilien sieht.

Was den Homer betrifft, ist mir wie eine Decke von den Augen gefallen. Die Beschreibungen, die Gleichnisse ꝛc. kommen uns poetisch vor und sind doch unsäglich natürlich, aber freilich mit einer Reinheit und Innigkeit gezeichnet, vor der man erschrickt. Selbst die sonderbarsten erlogenen Begebenheiten haben eine Natürlichkeit, die ich nie so gefühlt habe als in der Nähe der beschriebenen Gegenstände. Laß mich meinen Gedanken kurz so ausdrücken: sie stellten die Existenz dar, wir gewöhnlich den Effekt; sie schilderten das Fürchterliche, wir schildern fürchterlich, sie das Angenehme, wir angenehm u. s. w. Daher kommt alles Uebertriebene, alles Manierirte, alle falsche Grazie, aller Schwulst. Denn wenn man den Effekt sucht und auf den Effekt arbeitet, so glaubt man ihn nicht fühlbar genug machen zu können. Wenn, was ich sage, nicht neu ist, so hab' ich es doch bei neuem Anlaß recht lebhaft gefühlt. Nun ich alle diese Küsten und Vorgebirge, Golfe und Buchten, Inseln und Erdzungen, Felsen und Sandstreifen, buschige Hügel, zahme Weiden, fruchtbare Felder, geschmückte Gärten, gepflegte Bäume, hängende Reben, Wolkenberge und immer heitere Ebenen, Klippen und Bänke und das Alles umgebende Meer mit so vielen Abwechselungen und Mannichfaltigkeiten im Geiste gegenwärtig habe, nun ist mir erst die Odyssee ein lebendiges Wort.

Ferner muß ich Dir vertrauen, daß ich dem Geheimniß der Pflanzenzeugung und -Organisation ganz nahe bin, und daß es das Einfachste ist, was nur gedacht werden kann. Unter diesem Himmel kann man die schönsten Beobachtungen machen. Den Hauptpunkt, wo der Keim steckt, habe ich ganz klar und zweifellos gefunden; alles Uebrige seh' ich auch schon im Ganzen, und nur noch einige Punkte müssen bestimmter werden. Die Urpflanze wird das wunderlichste Geschöpf von der Welt, um welches mich die Natur selbst beneiden soll. Mit diesem Modell und dem Schlüssel dazu kann man alsdann noch Pflanzen ins Unendliche erfinden, die konsequent sein müssen, das heißt, die, wenn sie auch nicht existiren, doch existiren könnten und nicht etwa malerische oder dichterische Schatten und Scheine sind, sondern eine innerliche Wahrheit und Nothwendigkeit haben. Dasselbe Gesetz wird sich auf alles übrige Lebendige anwenden lassen.

Neapel, den 18. Mai.

Tischbein, der nach Rom wieder zurückgekehrt ist, hat, wie wir merken, hier in der Zwischenzeit so für uns gearbeitet, daß wir seine Abwesenheit nicht empfinden sollen. Er scheint seinen sämmtlichen hiesigen Freunden so viel Zutrauen zu uns eingeflößt zu haben, daß sie sich alle offen, freundlich und thätig gegen uns erweisen, welches ich, besonders in meiner gegenwärtigen Lage, sehr bedarf, weil kein Tag vergeht, wo ich nicht Jemand um irgend eine Gefälligkeit und Beistand anzurufen hätte. So eben bin ich im Begriff, ein summarisches Verzeichniß aufzusetzen von dem, was ich noch zu sehen wünschte, da denn die Kürze der Zeit Meisterin bleiben und andeuten wird, was denn auch wirklich nachgeholt werden könne.

Neapel, den 22. Mai.

Heute begegnete mir ein angenehmes Abenteuer, welches mich wohl zu einigem Nachdenken bewegen konnte und des Erzählens werth ist.

Eine Dame, die mich schon bei meinem ersten Aufenthalt vielfach begünstigt, ersuchte mich, Abends Punkt fünf Uhr bei

ihr einzutreffen: es wolle mich ein Engländer sprechen, der mir über meinen Werther etwas zu sagen habe.

Vor einem halben Jahre würde hierauf, und wäre sie mir doppelt werth gewesen, gewiß eine abschlägliche Antwort erfolgt sein; aber daran, daß ich zusagte, konnte ich wohl merken, meine sizilianische Reise habe glücklich auf mich gewirkt, und ich versprach zu kommen.

Leider aber ist die Stadt zu groß und der Gegenstände so viel, daß ich eine Viertelstunde zu spät die Treppe hinaufstieg und eben an der verschlossenen Thüre auf der Schilfmatte stand, um zu klingeln, als die Thüre schon aufging und ein schöner Mann in mittlern Jahren heraustrat, den ich sogleich für den Engländer erkannte. Er hatte mich kaum angesehen, als er sagte: „Sie sind der Verfasser des Werther's!" Ich bekannte mich dazu und entschuldigte mich, nicht früher gekommen zu sein.

„Ich konnte nicht einen Augenblick länger warten," versetzte derselbe; „was ich Ihnen zu sagen habe, ist ganz kurz und kann ebenso gut hier auf der Schilfmatte geschehen. Ich will nicht wiederholen, was Sie von Tausenden gehört; auch hat das Werk nicht so heftig auf mich gewirkt als auf Andere; so oft ich aber daran denke, was dazu gehörte, um es zu schreiben, so muß ich mich immer aufs Neue verwundern."

Ich wollte irgend etwas dankbar dagegen erwidern, als er mir ins Wort fiel und ausrief: „Ich darf keinen Augenblick länger säumen; mein Verlangen ist erfüllt, Ihnen dies selbst gesagt zu haben. Leben Sie recht wohl und glücklich!" und so fuhr er die Treppe hinunter. Ich stand einige Zeit, über diesen ehrenvollen Text nachdenkend, und klingelte endlich. Die Dame vernahm mit Vergnügen unser Zusammentreffen und erzählte manches Vortheilhafte von diesem seltenen und seltsamen Manne.

Neapel, Freitag den 25. Mai.

Mein lockeres Prinzeßchen werde ich wol nicht wiedersehen; sie ist wirklich nach Sorrento und hat mir die Ehre angethan, vor ihrer Abreise auf mich zu schelten, daß ich das steinichte und wüste Sizilien ihr habe vorziehen können. Einige Freunde gaben mir Auskunft über diese sonderbare Erscheinung.

Aus einem guten, doch unvermögenden Hause geboren, im Kloster erzogen, entschloß sie sich, einen alten und reichen Fürsten zu heirathen, und man konnte sie um so eher dazu überreden, als die Natur sie zu einem zwar guten, aber zur Liebe völlig unfähigen Wesen gebildet hatte. In dieser reichen, aber durch Familienverhältnisse höchst beschränkten Lage suchte sie sich durch ihren Geist zu helfen und, da sie in Thun und Lassen gebindert war, wenigstens ihrem Mundwerk freies Spiel zu geben. Man versicherte mir, daß ihr eigentlichster Wandel ganz untadelig sei, daß sie sich aber fest vorgesetzt zu haben scheine, durch ein unbändiges Reden allen Verhältnissen ins Angesicht zu schlagen. Man bemerkte scherzend, daß keine Zensur ihre Tiskurse, wären sie schriftlich verfaßt, könne durchgehen lassen, weil sie durchaus nichts vorbringe, als was Religion, Staat oder Sitten verletze.

Man erzählte die wunderlichsten und artigsten Geschichten von ihr, wovon eine hier stehen mag, ob sie gleich nicht die anständigste ist.

Kurz vor dem Erdbeben, das Kalabrien betraf, war sie auf die dortigen Güter ihres Gemahls gezogen. Auch in der Nähe ihres Schlosses war eine Barake gebaut, das heißt ein hölzernes, einstöckiges Haus, unmittelbar auf den Boden aufgesetzt; übrigens tapezirt, möblirt und schicklich eingerichtet. Bei den ersten Anzeichen des Erdbebens flüchtete sie dahin. Sie saß auf dem Sopha, Knötchen knüpfend, vor sich ein Nähtischchen, gegen ihr über ein Abbé, ein alter Hausgeistlicher. Auf einmal wogte der Boden, das Gebäude sank an ihrer Seite nieder, indem die entgegengesetzte sich emporhob; der Abbé und das Tischchen wurde also auch in die Höhe gehoben. „Pfui!" rief sie, an der sinkenden Wand mit dem Kopfe gelehnt, „schickt sich das für einen so ehrwürdigen Mann! Ihr geberdet Euch ja, als wenn Ihr auf mich fallen wolltet. Das ist ganz gegen alle Sitte und Wohlstand!" Indessen hatte das Haus sich wieder niedergesetzt, und sie wußte sich vor Lachen nicht zu lassen über die närrische, lüsterne Figur, die der gute Alte sollte gespielt haben, und sie schien über diesen Scherz von allen Kalamitäten, ja dem großen Verlust, der ihre Familie und so viel tausend Menschen betraf, nicht das Mindeste zu empfinden. Ein wundersam glücklicher Charakter, dem noch eine Posse gelingt, indem ihn die Erde verschlingen will!

Neapel, Sonnabend den 26. Mai.

Genau betrachtet, möchte man doch wol gut heißen, daß es so viele Heilige giebt; nun kann jeder Gläubige den seinigen auslesen und mit vollem Vertrauen sich gerade an den wenden, der ihm eigentlich zusagt. Heute war der Tag des meinigen, den ich denn ihm zu Ehren nach seiner Weise und Lehre andächtig munter beging.

Philipp Neri steht in hohem Ansehn und zugleich heiterm Andenken; man wird erbaut und erfreut, wenn man von ihm und seiner hohen Gottesfurcht vernimmt; zugleich aber hört man auch von seiner guten Laune sehr viel erzählen. Seit seinen ersten Jugendjahren fühlte er die brünstigsten Religionstriebe, und im Laufe seines Lebens entwickelten sich in ihm die höchsten Gaben des religiösen Enthusiasmus: die Gabe des unwillkürlichen Gebets, der tiefen wortlosen Anbetung, die Gabe der Thränen, der Ekstase und zuletzt sogar des Aufsteigens vom Boden und Schwebens über demselben, welches vor allen für das Höchste gehalten wird.

Zu so vielen geheimnißvollen, seltsamen Innerlichkeiten gesellte er den klarsten Menschenverstand, die reinste Würdigung oder vielmehr Abwürdigung der irdischen Dinge, den thätigsten Beistand in leiblicher und geistlicher Noth, seinem Nebenmenschen gewidmet. Streng beobachtete er alle Obliegenheiten, wie sie auch an Festen, Kirchenbesuchen, Beten, Fasten und sonst von dem gläubigen, kirchlichen Manne gefordert werden. Ebenso beschäftigte er sich mit Bildung der Jugend, mit musikalischer und rednerischer Uebung derselben, indem er nicht allein geistliche, sondern auch geistreiche Themata vorlegte und sonst aufregende Gespräche und Disputationen veranlaßte. Hiebei möchte denn wol das Sonderbarste scheinen, daß er das Alles aus eigenem Trieb und Befugniß that und leistete, seinen Weg viele Jahre stetig verfolgte, ohne zu irgend einem Orden oder Kongregation zu gehören, ja, ohne die geistliche Weihe zu haben.

Doch bedeutender muß es auffallen, daß gerade dies zu Luther's Zeit geschah und daß mitten in Rom ein tüchtiger, gottesfürchtiger, energischer, thätiger Mann gleichfalls den Gedanken hatte, das Geistliche, ja das Heilige mit dem Weltlichen zu verbinden, das Himmlische in das Säkulum einzuführen und dadurch ebenfalls eine Reformation vorzubereiten. Denn hier liegt doch ganz allein der Schlüssel, der die Gefängnisse

des Papstthums öffnen und der freien Welt ihren Gott wiedergeben soll.

Der päpstliche Hof jedoch, der einen so bedeutenden Mann in der Nähe, im Bezirk von Rom, unter seinem Gewahrsam hatte, ließ nicht nach, bis dieser, der ohnehin ein geistliches Leben führte, schon seine Wohnung in Klöstern nahm, daselbst lehrte, ermunterte, ja sogar wo nicht einen Orden, doch eine freie Versammlung zu stiften im Begriff war, endlich beredet ward, die Weihe zu nehmen und alle die Vortheile damit zu empfangen, die ihm denn doch bisher auf seinem Lebenswege ermangelt hatten.

Will man auch seine körperliche wunderbare Erhebung über den Boden wie billig in Zweifel ziehen, so war er doch dem Geiste nach doch über dieser Welt erhoben und deswegen ihm nichts so sehr zuwider als Eitelkeit, Schein, Anmaßung, gegen die er auch immer, als gegen die größten Hindernisse eines wahren gottseligen Lebens, kräftig wirkte, und zwar, wie uns manche Geschichte überliefert, immer mit gutem Humor.

Er befindet sich z. B. eben in der Nähe des Papstes, als diesem berichtet wird, daß in der Nähe von Rom eine Klosterfrau mit allerlei wunderlichen geistlichen Gaben sich hervorthue. Die Wahrhaftigkeit dieser Erzählungen zu untersuchen, erhält Neri den Auftrag. Er setzt sich sogleich zu Maultier und ist bei sehr bösem Wetter und Weg bald im Kloster. Eingeführt, unterhält er sich mit der Aebtissin, die ihm von allen diesen Gnadenzeichen mit vollkommener Beistimmung genauste Kenntniß giebt. Die geforderte Nonne tritt ein, und er, ohne sie weiter zu begrüßen, reicht ihr den kothigen Stiefel hin, mit dem Ansinnen, daß sie ihn ausziehen solle. Die heilige, reinliche Jungfrau tritt erschrocken zurück und giebt ihre Entrüstung über dieses Zumuthen mit heftigen Worten zu erkennen. Neri erhebt sich ganz gelassen, besteigt sein Maultier und findet sich wieder vor dem Papst, ehe dieser es nur vermuthen könnte; denn wegen Prüfung solcher Geistesgaben sind katholischen Beichtvätern bedeutende Vorsichtsmaßregeln aufs Genauste vorgeschrieben, weil die Kirche zwar die Möglichkeit solcher himmlischen Begünstigungen zugiebt, aber die Wirklichkeit derselben nicht ohne die genauste Prüfung zugesteht. Dem verwunderten Papste eröffnete Neri kürzlich das Resultat. „Sie ist keine Heilige!“ ruft er aus; „sie thut keine Wunder! denn die Haupteigenschaft fehlt ihr, die Demuth!“

Dieſe Maxime kann man als leitendes Prinzip ſeines ganzen Lebens anſehen; denn, um nur noch Eins zu erzählen: Als er die Kongregation der Padri dell' Oratorio geſtiftet hatte, die ſich bald ein großes Anſehn erwarb und gar Vielen den Wunſch einflößte, Mitglied derſelben zu werden, kam ein junger Römiſcher Prinz, um Aufnahme bittend, welchem denn auch das Noviziat und die demſelben angewieſene Kleidung zugeſtanden wurde. Da aber ſelbiger nach einiger Zeit um wirklichen Eintritt nachſuchte, hieß es, daß vorher noch einige Prüfungen zu beſtehen ſeien, wozu er ſich denn auch bereit erklärte. Da brachte Neri einen langen Fuchsſchwanz hervor und forderte, der Prinz ſolle dieſen ſich hinten an das lange Röckchen anheften laſſen und ganz ernſthaft durch alle Straßen von Rom gehen. Der junge Mann entſetzte ſich, wie oben die Nonne, und äußerte, er habe ſich gemeldet, nicht um Schande, ſondern um Ehre zu erlangen. Da meinte denn Vater Neri, dies ſei von ihrem Kreiſe nicht zu erwarten, wo die höchſte Entſagung das erſte Geſetz bleibe. Worauf denn der Jüngling ſeinen Abſchied nahm.

In einem kurzen Wahlſpruch hatte Neri ſeine Hauptlehre verfaßt: Spernere mundum, spernere te ipsum, spernere to sperni. Und damit war freilich Alles geſagt. Die beiden erſten Punkte bildet ſich ein Hypochondriſt wol manchmal ein erfüllen zu können, um aber ſich zum dritten zu bequemen, müßte man auf dem Wege ſein, ein Heiliger zu werden.

Neapel, den 27. Mai.

Die ſämmtlichen lieben Briefe vom Ende des vorigen Monats habe ich geſtern alle auf einmal von Rom her durch Graf Frieß erhalten und mir mit Leſen und Wiederleſen etwas Rechts zu Gute gethan. Das ſehnlich erwartete Schächtelchen war auch dabei, und ich danke tauſendmal für Alles.

Nun wird es aber bald Zeit, daß ich von hier flüchte; denn indem ich mir Neapel und ſeine Umgebungen noch recht zu guter Letzt vergegenwärtigen, den Eindruck erneuern und über Manches abſchließen möchte, ſo reißt der Strom des Tages mich fort, und nun ſchließen auch vorzügliche Menſchen ſich an, die ich als alte und neue Bekannte unmöglich ſo geradezu abweiſen kann. Ich fand eine liebenswürdige Dame, mit der ich

vorigen Sommer in Karlsbad die angenehmsten Tage verlebt hatte. Um wie manche Stunde betrogen wir die Gegenwart in heiterster Erinnerung! Alle die Lieben und Werthen kamen wieder an die Reihe, vor Allem der heitere Humor unseres theuern Fürsten. Sie besaß das Gedicht noch, womit ihn bei seinem Wegritt die Mädchen von Engelhaus überraschten. Es rief die lustigen Scenen alle zurück, die witzigen Neckereien und Mystifikationen, die geistreichen Versuche, das Vergeltungsrecht an einander auszuüben. Schnell fühlten wir uns auf deutschem Boden, in der besten deutschen Gesellschaft, eingeschränkt von Felswänden, durch ein seltsames Lokal zusammengehalten, mehr noch durch Hochachtung, Freundschaft und Neigung vereinigt. Sobald wir jedoch ans Fenster traten, rauschte der Neapolitanische Strom wieder so gewaltsam an uns vorbei, daß jene friedlichen Erinnerungen nicht festzuhalten waren.

Der Bekanntschaft des Herzogs und der Herzogin von Ursel konnt' ich ebenso wenig ausweichen. Treffliche Personen, von hohen Sitten, reinem Natur- und Menschensinn, entschiedener Kunstliebe, Wohlwollen für Begegnende. Eine fortgesetzte und wiederholte Unterhaltung war höchst anziehend.

Hamilton und seine Schöne setzten gegen mich ihre Freundlichkeit fort. Ich speiste bei ihnen, und gegen Abend producirte Miß Harte auch ihre musikalischen und melischen Talente.

Auf Antrieb Freund Hackert's, der sein Wohlwollen gegen mich steigert und mir alles Merkwürdige zur Kenntniß bringen möchte, führte uns Hamilton in sein geheimes Kunst- und Gerümpelgewölbe. Da sieht es denn ganz verwirrt aus; die Produkte aller Epochen zufällig durch einander gestellt; Büsten, Torse, Vasen, Bronze, von sizilianischen Achaten allerlei Hauszierrath, sogar ein Kapellchen, Geschnitztes, Gemaltes, und was er nur zufällig zusammenkaufte. In einem langen Kasten an der Erde, dessen aufgebrochenen Deckel ich neugierig beiseite schob, lagen zwei ganz herrliche Kandelaber von Bronze. Mit einem Wink machte ich Hackerten aufmerksam und lispelte ihm die Frage zu, ob diese nicht ganz denen in Portici ähnlich seien. Er winkte mir dagegen Stillschweigen; sie mochten sich freilich aus den Pompejischen Grüften seitwärts hieher verloren haben. Wegen solcher und ähnlicher glücklichen Erwerbnisse mag der Ritter diese verborgenen Schätze nur wol seinen vertrautesten Freunden sehen lassen.

Auffallend war mir ein aufrecht stehender, an der Vorder-

seite offener, inwendig schwarz angestrichener Kasten, von dem prächtigsten goldenen Rahmen eingefaßt. Der Raum groß genug, um eine stehende menschliche Figur aufzunehmen, und demgemäß erfuhren wir auch die Absicht. Der Kunst- und Mädchenfreund, nicht zufrieden, das schöne Gebild als bewegliche Statue zu sehen, wollte sich auch an ihr als an einem bunten, unnachahmbaren Gemälde ergetzen, und so hatte sie manchmal innerhalb dieses goldenen Rahmens, auf schwarzem Grund vielfarbig gekleidet, die antiken Gemälde von Pompeji und selbst neuere Meisterwerke nachgeahmt. Diese Epoche schien vorüber zu sein; auch war der Apparat schwer zu transportiren und ins rechte Licht zu setzen; uns konnte also ein solches Schauspiel nicht zu Theil werden.

Hier ist der Ort, noch einer andern entschiedenen Liebhaberei der Neapolitaner überhaupt zu gedenken. Es sind die Krippchen (Presepe), die man zu Weihnachten in allen Kirchen sieht, eigentlich die Anbetung der Hirten, Engel und Könige vorstellend, mehr oder weniger vollständig, reich und kostbar zusammengruppirt. Diese Darstellung ist in dem heitern Neapel bis auf die flachen Hausdächer gestiegen; dort wird ein leichtes, hüttenartiges Gerüste erbaut, mit immergrünen Bäumen und Sträuchen aufgeschmückt. Die Mutter Gottes, das Kind und die sämmtlichen Umstehenden und Umschwebenden, kostbar ausgeputzt, auf welche Garderobe das Haus große Summen verwendet. Was aber das Ganze unnachahmlich verherrlicht, ist der Hintergrund, welcher den Vesuv mit seinen Umgebungen einfaßt. Da mag man nun manchmal auch lebendige Figuren zwischen die Puppen mit eingemischt haben, und nach und nach ist eine der bedeutendsten Unterhaltungen hoher und reicher Familien geworden, zu ihrer Abendergetzung auch weltliche Bilder, sie mögen nun der Geschichte oder der Dichtkunst angehören, in ihren Palästen aufzuführen.

Darf ich mir eine Bemerkung erlauben, die freilich ein wohl behandelter Gast nicht wagen sollte, so muß ich gestehen, daß mir unsere schöne Unterhaltende doch eigentlich als ein geistloses Wesen vorkommt, die wohl mit ihrer Gestalt bezahlen, aber durch keinen seelenvollen Ausdruck der Stimme, der Sprache sich geltend machen kann. Schon ihr Gesang ist nicht von zusagender Fülle.

Und so mag es sich auch am Ende mit jenen starren Bildern verhalten. Schöne Personen giebt's überall, tiefempfin-

bende, zugleich mit günstigen Sprachorganen versehene viel seltener, am Allerseltensten solche, wo zu Allem diesem noch eine einnehmende Gestalt hinzutritt.

Auf Herder's dritten Theil freu' ich mich sehr. Hebt mir ihn auf, bis ich sagen kann, wo er mir begegnen soll! Er wird gewiß den schönen Traumwunsch der Menschheit, daß es dereinst besser mit ihr werden solle, trefflich ausgeführt haben. Auch, muß ich selbst sagen, halt' ich es für wahr, daß die Humanität endlich siegen wird, nur fürcht' ich, daß zu gleicher Zeit die Welt ein großes Hospital und Einer des Andern humaner Krankenwärter sein werde.

Neapel, den 28. Mai.

Der gute und so brauchbare Volkmann nöthigt mich von Zeit zu Zeit, von seiner Meinung abzugehen. Er spricht z. B., daß dreißig- bis vierzigtausend Müssiggänger in Neapel zu finden wären, und wer spricht's ihm nicht nach! Ich vermuthete zwar sehr bald nach einiger erlangter Kenntniß des südlichen Zustandes, daß dies wol eine nordische Ansicht sein möchte, wo man Jeden für einen Müssiggänger hält, der sich nicht den ganzen Tag ängstlich abmüht. Ich wendete deshalb vorzügliche Aufmerksamkeit auf das Volk, es mochte sich bewegen oder in Ruhe verharren, und konnte zwar sehr viel übel gekleidete Menschen bemerken, aber keine unbeschäftigte.

Ich fragte deswegen einige Freunde nach den unzähligen Müssiggängern, welche ich doch auch wollte kennen lernen; sie konnten mir aber solche ebenso wenig zeigen, und so ging ich, weil die Untersuchung mit Betrachtung der Stadt genau zusammenhing, selbst auf die Jagd aus.

Ich fing an, mich in dem ungeheuern Gewirre mit den verschiedenen Figuren bekannt zu machen, sie nach ihrer Gestalt, Kleidung, Betragen, Beschäftigung zu beurtheilen und zu klassifiziren. Ich fand diese Operation hier leichter als irgendwo, weil der Mensch sich hier mehr selbst gelassen ist und sich seinem Stande auch äußerlich gemäß bezeigt.

Ich fing meine Beobachtung bei früher Tageszeit an, und alle die Menschen, die ich hie und da still stehen oder ruhen fand, waren Leute, deren Beruf es in dem Augenblick mit sich brachte.

Die Lastträger, die an verschiedenen Plätzen ihre privilegirten Stände haben und nur erwarten, bis sich Jemand ihrer bedienen will; die Calessaren, ihre Knechte und Jungen, die bei den einspännigen Kaleschen auf großen Plätzen stehen, ihre Pferde besorgen und einem Jeden, der sie verlangt, zu Diensten sind; Schiffer, die auf dem Molo ihre Pfeife rauchen; Fischer, die an der Sonne liegen, weil vielleicht ein ungünstiger Wind weht, der ihnen auf das Meer auszufahren verbietet. Ich sah auch wol noch Manche hin- und wiedergehen, doch trug meist ein Jeder ein Zeichen seiner Thätigkeit mit sich. Von Bettlern war keiner zu bemerken als ganz alte, völlig unfähige und krüppelhafte Menschen. Je mehr ich mich umsah, je genauer ich beobachtete, desto weniger konnt' ich, weder von der geringen noch von der mittlern Klasse, weder am Morgen noch den größten Theil des Tages, ja von keinem Alter und Geschlecht eigentliche Müssiggänger finden.

Ich gebe in ein näheres Detail, um das, was ich behaupte, glaubwürdiger und anschaulicher zu machen. Die kleinsten Kinder sind auf mancherlei Weise beschäftigt. Ein großer Theil derselben trägt Fische zum Verkauf von Santa Lucia in die Stadt; andere sieht man sehr oft in der Gegend des Arsenals, oder wo sonst etwas gezimmert wird, wobei es Späne giebt, auch am Meere, welches Reiser und kleines Holz auswirft, beschäftigt, sogar die kleinsten Stückchen in Körbchen aufzulesen. Kinder von einigen Jahren, die nur auf der Erde so hinkriechen, in Gesellschaft älterer Knaben von fünf bis sechs Jahren, befassen sich mit diesem kleinen Gewerbe. Sie gehen nachher mit dem Körbchen tiefer in die Stadt und setzen sich mit ihren kleinen Holzportionen gleichsam zu Markte. Der Handwerker, der kleine Bürger kauft es ihnen ab, brennt es auf seinem Dreifuß zu Kohlen, um sich daran zu erwärmen, oder verbraucht es in seiner sparsamen Küche.

Andere Kinder tragen das Wasser der Schwefelquellen, welches besonders im Frühjahr sehr stark getrunken wird, zum Verkauf herum. Andere suchen einen kleinen Gewinn, indem sie Obst, gesponnenen Honig, Kuchen und Zuckerwaare einkaufen und wieder als kindische Handelsleute den übrigen Kindern an-

bieten und verkaufen, allenfalls, nur um ihren Theil daran umsonst zu haben. Es ist wirklich artig anzusehen, wie ein solcher Junge, dessen ganzer Kram und Geräthschaft in einem Brett und Messer besteht, eine Wassermelone oder einen halben gebratenen Kürbis herumträgt, wie sich um ihn eine Schaar Kinder versammelt, wie er sein Brett niedersetzt und die Frucht in kleine Stücke zu zertheilen anfängt. Die Käufer spannen sehr ernsthaft, ob sie auch für ihr klein Stückchen Kupfergeld genug erhalten sollen, und der kleine Handelsmann traktirt gegen die Begierigen die Sache ebenso bedächtig, damit er ja nicht um ein Stückchen betrogen werde. Ich bin überzeugt, daß man bei längerm Aufenthalt noch manche Beispiele solches kindlichen Erwerbes sammeln könnte.

Eine sehr große Anzahl von Menschen, theils mittlern Alters, theils Knaben, welche meistentheils sehr schlecht gekleidet sind, beschäftigen sich, das Kehricht auf Eseln aus der Stadt zu bringen. Das nächste Feld um Neapel ist nur ein Küchengarten, und es ist eine Freude, zu sehen, welche unsägliche Menge von Küchengewächsen alle Markttage hereingeschafft wird und wie die Industrie der Menschen sogleich die überflüssigen, von der Köchin verworfenen Theile wieder in die Felder bringt, um den Zirkel der Vegetation zu beschleunigen. Bei der unglaublichen Konsumtion von Gemüse machen wirklich die Strünke und Blätter von Blumenkohl, Broccoli, Artischocken, Kohl, Salat, Knoblauch einen großen Theil des Neapolitanischen Kehrichts aus; diesem wird denn auch besonders nachgestrebt. Zwei große biegsame Körbe hängen auf dem Rücken eines Esels und werden nicht allein ganz voll gefüllt, sondern noch auf jeden mit besonderer Kunst ein Haufen aufgethürmt. Kein Garten kann ohne einen solchen Esel bestehen. Ein Knecht, ein Knabe, manchmal der Patron selbst, eilen des Tags so oft als möglich nach der Stadt, die ihnen zu allen Stunden eine reiche Schatzgrube ist. Wie aufmerksam diese Sammler auf den Mist der Pferde und Maulthiere sind, läßt sich denken. Ungern verlassen sie die Straße, wenn es Nacht wird, und die Reichen, die nach Mitternacht aus der Oper fahren, denken wol nicht, daß schon vor Anbruch des Tages ein emsiger Mensch sorgfältig die Spuren ihrer Pferde aufsuchen wird. Man hat mir versichert, daß ein paar solche Leute, die sich zusammenthun, sich einen Esel kaufen und einem größern Besitzer ein Stückchen Krautland abpachten, durch anhaltenden Fleiß in dem glücklichen Klima, in welchem

die Vegetation niemals unterbrochen wird, es bald so weit bringen, daß sie ihr Gewerbe ansehnlich erweitern.

Ich würde zu weit aus meinem Wege gehen, wenn ich hier von der mannichfaltigen Krämerei sprechen wollte, welche man mit Vergnügen in Neapel wie in jedem andern großen Orte bemerkt; allein ich muß doch hier von den Herumträgern sprechen, weil sie der letztern Klasse des Volks besonders angehören. Einige gehen herum mit Fäßchen Eiswasser und Zitronen, um überall gleich Limonade machen zu können, einen Trank, den auch der Geringste nicht zu entbehren vermag; Andere mit Kredenztellern, auf welchen Flaschen mit verschiedenen Liqueuren und Spitzgläsern, in hölzernen Ringen vor dem Fallen gesichert, stehen; Andere tragen Körbe allerlei Backwerks, Näscherei, Zitronen und anderes Obst umher; und es scheint, als wolle Jeder das große Fest des Genusses, das in Neapel alle Tage gefeiert wird, mitgenießen und vermehren.

Wie viele Art Herumträger geschäftig sind, so giebt es noch eine Menge kleine Krämer, welche gleichfalls herumgehen und ohne viele Umstände auf einem Brett, in einem Schachteldeckel ihre Kleinigkeiten oder auf Plätzen geradezu auf flacher Erde ihren Kram ausbieten. Da ist nicht von einzelnen Waaren die Rede, die man auch in größern Läden fände, es ist der eigentliche Trödelkram. Kein Stückchen Eisen, Leder, Tuch, Leinewand, Filz u. s. w., das nicht wieder als Trödelwaare zu Markte käme und das nicht wieder von Einem oder dem Andern gekauft würde. Noch sind viele Menschen der niedern Klasse bei Handelsleuten und Handwerkern als Beiläufer und Handlanger beschäftigt.

Es ist wahr, man thut nur wenig Schritte, ohne einem sehr übel gekleideten, ja sogar einem zerlumpten Menschen zu begegnen; aber dies ist deswegen noch kein Faulenzer, kein Tagedieb! Ja, ich möchte fast das Paradoxon aufstellen, daß zu Neapel verhältnißmäßig vielleicht noch die meiste Industrie in der ganzen niedern Klasse zu finden sei. Freilich dürfen wir sie nicht mit einer nordischen Industrie vergleichen, die nicht allein für Tag und Stunde, sondern am guten und heitern Tage für den bösen und trüben, im Sommer für den Winter zu sorgen hat. Dadurch, daß der Nordländer zur Vorsorge, zur Einrichtung von der Natur gezwungen wird, daß die Hausfrau einsalzen und räuchern muß, um die Küche das ganze Jahr zu versorgen, daß der Mann den Holz- und Frucht-

vorrath, das Futter für das Vieh nicht aus der Acht lassen darf u. s. w., dadurch werden die schönsten Tage und Stunden dem Genuß entzogen und der Arbeit gewidmet. Mehrere Monate lang entfernt man sich gern aus der freien Luft und verwahrt sich in Häusern vor Sturm, Regen, Schnee und Kälte; unaufhaltsam folgen die Jahreszeiten auf einander, und Jeder, der nicht zu Grunde gehen will, muß ein Haushälter werden. Denn es ist hier gar nicht die Frage, ob er entbehren *wolle*; er darf nicht entbehren wollen, er *kann* nicht entbehren wollen; denn er kann nicht entbehren; die Natur zwingt ihn, zu schaffen, vorzuarbeiten. Gewiß haben die Naturwirkungen, welche sich Jahrtausende gleich bleiben, den Charakter der in so manchem Betracht ehrwürdigen nordischen Nationen bestimmt. Dagegen beurtheilen wir die südlichen Völker, mit welchen der Himmel so gelinde umgegangen ist, aus unserm Gesichtspunkte zu streng. Was Herr von Pauw in seinen Recherches sur les Grecs bei Gelegenheit, da er von den cynischen Philosophen spricht, zu äußern wagt, paßt völlig hieher. Man mache sich, glaubt er, von dem elenden Zustande solcher Menschen nicht den richtigsten Begriff; ihr Grundsatz, Alles zu entbehren, sei durch ein Klima sehr begünstigt, das Alles gewährt. Ein armer, uns elend scheinender Mensch könne in den dortigen Gegenden die nöthigsten und nächsten Bedürfnisse nicht allein befriedigen, sondern die Welt aufs Schönste genießen; und ebenso möchte ein sogenannter Neapolitanischer Bettler die Stelle eines Vicekönigs in Norwegen leicht verschmähen und die Ehre ausschlagen, wenn ihm die Kaiserin von Rußland das Gouvernement von Sibirien übertragen wollte.

Gewiß würde in unsern Gegenden ein cynischer Philosoph schlecht ausdauern, da hingegen in südlichen Ländern die Natur gleichsam dazu einladet. Der zerlumpte Mensch ist dort noch nicht nackt; Derjenige, der weder ein eigenes Haus hat noch zur Miethe wohnt, sondern im Sommer unter den Ueberdächern auf den Schwellen der Paläste und Kirchen, in öffentlichen Hallen die Nacht zubringt und sich bei schlechtem Wetter irgendwo gegen ein geringes Schlafgeld unterstellt, ist deswegen noch nicht verstoßen und elend; ein Mensch noch nicht arm, weil er nicht für den andern Tag gesorgt hat. Wenn man nur bedenkt, was das fischreiche Meer, von dessen Produkten sich jene Menschen gesetzmäßig einige Tage der Woche nähren müssen, für eine Masse von Nahrungsmitteln anbietet; wie allerlei Obst und

Gartenfrüchte zu jeder Jahreszeit in Ueberfluß zu haben ſind; wie die Gegend, worin Neapel liegt, den Namen Terra di Lavoro (nicht das Land der Arbeit, ſondern das Land des Ackerbaues) ſich verdient hat und die ganze Provinz den Ehrentitel der glücklichen Gegend (Campagna felice) ſchon Jahrhunderte trägt: ſo läßt ſich wol begreifen, wie leicht dort zu leben ſein möge.

Ueberhaupt würde jenes Paradoxon, welches ich oben gewagt habe, zu manchen Betrachtungen Anlaß geben, wenn Jemand ein ausführliches Gemälde von Neapel zu ſchreiben unternehmen ſollte, wozu denn freilich kein geringes Talent und manches Jahr Beobachtung erforderlich ſein möchte. Man würde alsdann im Ganzen vielleicht bemerken, daß der ſogenannte Lazarone nicht um ein Haar unthätiger iſt als alle übrigen Klaſſen, zugleich aber auch wahrnehmen, daß alle in ihrer Art nicht arbeiten, um blos zu leben, ſondern um zu genießen, und daß ſie ſogar bei der Arbeit des Lebens froh werden wollen. Es erklärt ſich hiedurch gar Manches: daß die Handwerker beinahe durchaus gegen die nordiſchen Länder ſehr zurück ſind, daß Fabriken nicht zu Stande kommen; daß außer Sachwaltern und Aerzten in Verhältniß zu der großen Maſſe von Menſchen wenig Gelehrſamkeit angetroffen wird, ſo verdiente Männer ſich auch im Einzelnen bemühen mögen; daß kein Maler der Neapolitaniſchen Schule jemals gründlich geweſen und groß geworden iſt; daß ſich die Geiſtlichen im Müſſiggange am Wohlſten ſein laſſen und auch die Großen ihre Güter meiſt nur in ſinnlichen Freuden, Pracht und Zerſtreuung genießen mögen.

Ich weiß wohl, daß dies viel zu allgemein geſagt iſt und daß die Charakterzüge jeder Klaſſe nur erſt nach einer genauern Bekanntſchaft und Beobachtung rein gezogen werden können; allein im Ganzen würde man doch, glaube ich, auf dieſe Reſultate treffen.

Ich kehre wieder zu dem geringen Volke in Neapel zurück. Man bemerkt bei ihnen wie bei frohen Kindern, denen man etwas aufträgt, daß ſie zwar ihr Geſchäft verrichten, aber auch zugleich einen Scherz aus dem Geſchäft machen. Durchgängig iſt dieſe Klaſſe von Menſchen eines ſehr lebhaften Geiſtes und zeigt einen freien, richtigen Blick. Ihre Sprache ſoll figürlich, ihr Witz ſehr lebhaft und beißend ſein. Das alte Atella lag

in der Gegend von Neapel, und wie ihr geliebter Pulcinell noch jene Spiele fortsetzt, so nimmt die ganz gemeine Klasse von Menschen noch jetzt Antheil an dieser Laune.

Plinius, im fünften Kapitel des dritten Buchs seiner Naturgeschichte, hält Kampanien allein einer weitläufigen Beschreibung werth. „So glücklich, anmuthig, selig sind jene Gegenden," sagt er, „daß man erkennt, an diesem Ort habe die Natur sich ihres Werks erfreut. Denn diese Lebensluft, diese immer heilsame Milde des Himmels, so fruchtbare Felder, so sonnige Hügel, so unschädliche Waldungen, so schattige Haine, so nutzbare Wälder, so lustige Berge, so ausgebreitete Saaten, solch eine Fülle von Reben und Oelbäumen, so edle Wolle der Schafe, so fette Nacken der Stiere, so viele Seen, so ein Reichthum von durchwässernden Flüssen und Quellen, so viele Meere, so viele Hafen! Die Erde selbst, die ihren Schooß überall dem Handel eröffnet und, gleichsam dem Menschen nachzuhelfen begierig, ihre Arme in das Meer hinausstreckt. Ich erwähne nicht die Fähigkeiten der Menschen, ihre Gebräuche, ihre Kräfte und wie viele Völker sie durch Sprache und Hand überwunden haben. Von diesem Lande fällten die Griechen, ein Volk, das sich selbst unmäßig zu rühmen pflegte, das ehrenvollste Urtheil, indem sie einen Theil davon Großgriechenland nannten."

Neapel, den 29. Mai.

Eine ausgezeichnete Fröhlichkeit erblickt man überall mit dem größten theilnehmenden Vergnügen. Die vielfarbigen bunten Blumen und Früchte, mit welchen die Natur sich ziert, scheinen den Menschen einzuladen, sich und alle seine Geräthschaften mit so hohen Farben als möglich auszuputzen. Seidene Tücher und Binden, Blumen auf den Hüten schmücken einen Jeden, der es einigermaßen vermag. Stühle und Kommoden in den geringsten Häusern sind auf vergoldetem Grund mit bunten Blumen geziert. Sogar die einspännigen Kaleschen hochroth angestrichen, das Schnitzwerk vergoldet, die Pferde davor mit gemachten Blumen, hochrothen Quasten und Rauschgold ausgeputzt; manche haben Federbüsche, andere sogar kleine

Fähnchen auf den Köpfen, die ſich im Laufe nach jeder Bewegung drehen. Wir pflegen gewöhnlich die Liebhaberei zu bunten Farben barbariſch und geſchmacklos zu nennen; ſie kann es auch auf gewiſſe Weiſe ſein und werden, allein unter einem recht heitern und blauen Himmel iſt eigentlich nichts bunt; denn nichts vermag den Glanz der Sonne und ihren Widerſchein im Meer zu überſtrahlen. Die lebhafteſte Farbe wird durch das gewaltige Licht gedämpft, und weil alle Farben, jedes Grün der Bäume und Pflanzen, das gelbe, braune, rothe Erdreich in völliger Kraft auf das Auge wirken, ſo treten dadurch ſelbſt die farbigen Blumen und Kleider in die allgemeine Harmonie. Die ſcharlachenen Weſten und Röcke der Weiber von Nettuno, mit breitem Gold und Silber beſetzt, die andern farbigen Nationaltrachten, die gemalten Schiffe, Alles ſcheint ſich zu beeifern, unter dem Glanze des Himmels und des Meeres einigermaßen ſichtbar zu werden.

Und wie ſie leben, ſo begraben ſie auch ihre Todten; da ſtört kein ſchwarzer, langſamer Zug die Harmonie der luſtigen Welt. Ich ſah ein Kind zu Grabe tragen. Ein rothſammetner großer, mit Gold breit geſtickter Teppich überdeckte eine breite Bahre; darauf ſtand ein geſchnitztes, ſtark vergoldetes und verſilbertes Käſtchen, worin das weißgekleidete Todte mit roſenfarbenen Bändern ganz überdeckt lag. Auf den vier Ecken des Käſtchens waren vier Engel, ungefähr jeder zwei Fuß hoch, welche große Blumenbüſchel über das ruhende Kind hielten und, weil ſie unten nur an Drähten befeſtigt waren, ſowie die Bahre ſich bewegte, wackelten und mild belebende Blumengerüche auszuſtreuen ſchienen. Die Engel ſchwankten um deſto heftiger, als der Zug ſehr über die Straßen wegeilte und die vorangehenden Prieſter und Kerzenträger mehr liefen als gingen.

Es iſt keine Jahreszeit, wo man ſich nicht überall von Eßwaaren umgeben ſähe, und der Neapolitaner freut ſich nicht allein des Eſſens, ſondern er will auch, daß die Waare zum Verkauf ſchön aufgeputzt ſei.

Bei Santa Lucia ſind die Fiſche nach ihren Gattungen meiſt in reinlichen und artigen Körben, Krebſe, Auſtern, Schaiden, kleine Muſcheln, jedes beſonders aufgeſtickt und mit grünen Blättern unterlegt. Die Läden von getrocknetem Obſt und

Hülsenfrüchten sind auf das Mannichfaltigste herausgeputzt. Die ausgebreiteten Pomeranzen und Zitronen von allen Sorten mit dazwischen hervorstechendem grünem Laub, dem Auge sehr erfreulich. Aber nirgends putzen sie mehr als bei den Fleischwaaren, nach welchen das Auge des Volks besonders lüstern gerichtet ist, weil der Appetit durch periodisches Entbehren nur mehr gereizt wird.

In den Fleischbänken hängen die Theile der Ochsen, Kälber, Schöpse niemals aus, ohne daß neben dem Fett zugleich die Seite oder die Keule stark vergoldet sei. Es sind verschiedene Tage im Jahr, besonders die Weihnachtsfeiertage, als Schmausseite berühmt; alsdann feiert man eine allgemeine Cocagna, wozu sich fünfhunderttausend Menschen das Wort gegeben haben. Dann ist aber auch die Straße Toledo und neben ihr mehrere Straßen und Plätze auf das Appetitlichste verziert. Die Boutiquen, wo grüne Sachen verkauft werden, wo Rosinen, Melonen und Feigen aufgesetzt sind, erfreuen das Auge auf das Allerangenehmste. Die Eßwaaren hängen in Guirlanden über die Straßen hinüber; große Vaternester von vergoldeten, mit rothen Bändern geschnürten Würsten; welsche Hähne, welche alle eine rothe Fahne unter dem Bürzel stecken haben. Man versicherte, daß deren dreißigtausend verkauft werden, ohne die zu rechnen, welche die Leute im Hause gemästet hatten. Außer diesem werden noch eine Menge Esel, mit grüner Waare, Kapaunen und jungen Lämmern beladen, durch die Stadt und über den Markt getrieben, und die Haufen Eier, welche man hie und da sieht, sind so groß, daß man sich ihrer niemals so viel beisammen gedacht hat. Und nicht genug, daß Alles dieses verzehrt wird: alle Jahre reitet ein Polizeidiener mit einem Trompeter durch die Stadt und verkündigt auf allen Plätzen und Kreuzwegen, wie viel tausend Ochsen, Kälber, Lämmer, Schweine u. s. w. der Neapolitaner verzehrt habe. Das Volk hört aufmerksam zu, freut sich unmäßig über die großen Zahlen, und Jeder erinnert sich des Antheils an diesem Genusse mit Vergnügen.

Was die Mehl- und Milchspeisen betrifft, welche unsere Köchinnen so mannichfaltig zu bereiten wissen, ist für jenes Volk, das sich in dergleichen Dingen gerne kurz faßt und keine wohl eingerichtete Küche hat, doppelt gesorgt. Die Maccaroni, ein zarter, stark durchgearbeiteter, gekochter, in gewisse Gestalten gepreßter Teig von feinem Mehle, sind von allen Sorten überall

um ein Geringes zu haben. Sie werden meistens nur in Wasser abgekocht und der geriebene Käse schmälzt und würzt zugleich die Schüssel. Fast an der Ecke jeder großen Straße sind die Backwerkverfertiger mit ihren Pfannen voll siedenden Oels, besonders an Festtagen, beschäftigt, Fische und Backwerk einem Jeden nach seinem Verlangen sogleich zu bereiten. Diese Leute haben einen unglaublichen Abgang, und viele tausend Menschen tragen ihr Mittag- und Abendessen von da auf einem Stückchen Papier davon.

Neapel, den 30. Mai.

Nachts durch die Stadt spazierend, gelangt' ich zum Molo. Dort sah ich mit einem Blick den Mond, den Schein desselben auf den Wolkensäumen, den sanft bewegten Abglanz im Meere, heller und lebhafter auf dem Saum der nächsten Welle. Und nun die Sterne des Himmels, die Lampen des Leuchtthurms, das Feuer des Vesuv's, den Widerschein davon im Wasser und viele einzelne Lichter ausgesäet über die Schiffe. Eine so mannichfaltige Aufgabe hätt' ich wol von Van der Neer gelöst sehen mögen.

Neapel, Donnerstag den 31. Mai.

Ich hatte das Römische Frohnleichnamfest und dabei besonders die nach Raphael gewirkten Teppiche so fest in den Sinn gefaßt, daß ich mich alle diese herrlichen Naturerscheinungen, ob sie schon in der Welt ihresgleichen nicht haben können, keineswegs irren ließ, sondern die Anstalten zur Reise hartnäckig fortsetzte. Ein Paß war bestellt, ein Vetturin hatte mir den Miethpfennig gegeben; denn es geschieht dort zur Sicherheit der Reisenden umgekehrt als bei uns. Kniep war beschäftigt, sein neues Quartier zu beziehen, an Raum und Lage viel besser als das vorige.

Schon früher, als diese Veränderung im Werke war, hatte mir der Freund einigemal zu bedenken gegeben, es sei doch unangenehm und gewissermaßen unanständig, wenn man in ein Haus ziehe und gar nichts mitbringe, selbst ein Bettgestell flöße den Wirthsleuten schon einigen Respekt ein. Als wir

nun heute durch den unendlichen Trödel der Kastellweitung hindurchgingen, sah ich so ein Paar eiserne Gestelle, bronzeartig angestrichen, welche ich sogleich feilschte und meinem Freund als künftigen Grund zu einer ruhigen und soliden Schlafstätte verehrte. Einer der allezeit fertigen Träger brachte sie nebst den erforderlichen Brettern in das neue Quartier, welche Anstalt Kniepen so sehr freute, daß er sogleich von mir weg und hier einzuziehen gedachte, große Reißbretter, Papier und alles Nöthige schnell anzuschaffen besorgt war. Einen Theil der Konturen, in beiden Sizilien gezogen, übergab ich ihm nach unserer Verabredung.

Neapel, den 1. Juni.

Die Ankunft des Marquis Luccheſini hat meine Abreise auf einige Tage weiter geschoben; ich habe viel Freude gehabt, ihn kennen zu lernen. Er scheint mir einer von den Menschen zu sein, die einen guten moralischen Magen haben, um an dem großen Welttische immer mitgenießen zu können; anstatt daß Unsereiner wie ein wiederkäuendes Thier sich zu Zeiten überfüllt und dann nichts weiter zu sich nehmen kann, bis er eine wiederholte Kauung und Verdauung geendigt hat. Sie gefällt mir auch recht wohl; sie ist ein wackeres, deutsches Wesen.

Ich gehe nun gern aus Neapel, ja ich muß fort. Diese letzten Tage überließ ich mich der Gefälligkeit, Menschen zu sehen; ich habe meist interessante Personen kennen lernen und bin mit den Stunden, die ich ihnen gewidmet, sehr zufrieden, aber noch vierzehn Tage, so hätte es mich weiter und weiter und abwärts von meinem Zwecke geführt. Und dann wird man hier immer unthätiger. Seit meiner Rückkunft von Pästum habe ich außer den Schätzen von Portici wenig gesehen, und es bleibt mir Manches zurück, um dessentwillen ich nicht den Fuß aufheben mag. Aber jenes Museum ist auch das A und Ω aller Antiquitäten-Sammlungen; da sieht man recht, was die alte Welt an freudigem Kunstsinn voraus war, wenn sie gleich in strenger Handwerksfertigkeit weit hinter uns zurückblieb.

Der Lohnbediente, welcher mir den ausgefertigten Paß zustellte, erzählte zugleich, meine Abreise bedauernd, daß eine

ſtarke Lava, aus dem Veſuv hervorgebrochen, ihren Weg nach dem Meer zu nehme; an den ſteilern Abhängen des Berges ſei ſie beinahe ſchon herab und könne wohl in einigen Tagen das Ufer erreichen. Nun befand ich mich in der größten Klemme. Der heutige Tag ging auf Abſchiedsbeſuche hin, die ich ſo vielen wohlwollenden und befördernden Perſonen ſchuldig war; wie es mir morgen ergehen wird, ſehe ich ſchon. Einmal kann man ſich auf ſeinem Wege den Menſchen doch nicht völlig entziehen; was ſie uns aber auch nutzen und zu genießen geben, ſie reißen uns doch zuletzt von unſern ernſtlichen Zwecken zur Seite hin, ohne daß wir die ihrigen fördern. Ich bin äußerſt verdrießlich.

Abends.

Auch meine Dankbeſuche waren nicht ohne Freude und Belehrung; man zeigte mir noch Manches freundlich vor, was man bisher verſchoben oder verſäumt. Cavaliere Benuti ließ mich ſogar noch verborgene Schätze ſehen. Ich betrachtete abermals mit großer Verehrung ſeinen, obgleich verſtümmelten, doch unſchätzbaren Ulyſſes. Er führte mich zum Abſchied in die Porzellanfabrik, wo ich mir den Herkules möglichſt einprägte und mir an den kampaniſchen Gefäßen die Augen noch einmal recht voll ſah.

Wahrhaft gerührt und freundſchaftlich Abſchied nehmend, vertraute er mir dann noch zuletzt, wo ihn eigentlich der Schuh drücke, und wünſchte nichts mehr, als daß ich noch eine Zeit lang mit ihm verweilen könnte. Mein Banquier, bei dem ich gegen Tiſchzeit eintraf, ließ mich nicht los. Das wäre nun Alles ſchön und gut geweſen, hätte nicht die Lava meine Einbildungskraft an ſich gezogen. Unter mancherlei Beſchäftigungen, Zahlungen und Einpacken kam die Nacht heran, ich aber eilte ſchnell nach dem Molo.

Hier ſah ich nun alle die Feuer und Lichter und ihre Widerſcheine, nur bei bewegtem Meer noch ſchwankender, den Vollmond in ſeiner ganzen Herrlichkeit neben dem Sprühfeuer des Vulkans und nun die Lava, die neulich fehlte, auf ihrem glühenden ernſten Wege. Ich hätte noch hinausfahren ſollen, aber die Anſtalten waren zu weitſchichtig; ich wäre erſt am Morgen dort angekommen. Den Anblick, wie ich ihn genoß,

wollte ich mir durch Ungeduld nicht verderben; ich blieb auf dem Molo sitzen, bis mir, ungeachtet des Zu- und Abströmens der Menge, ihres Deutens, Erzählens, Vergleichens, Streitens, wohin die Lava strömen werde, und was dergleichen Unfug noch mehr sein mochte, die Augen zufallen wollten.

Neapel, Sonnabend den 2. Juni.

Und so hätte ich auch diesen schönen Tag, zwar mit vorzüglichen Personen vergnüglich und nützlich, aber doch ganz gegen meine Absichten und mit schwerem Herzen zugebracht. Sehnsuchtsvoll blickte ich nach dem Dampfe, der, den Berg herab langsam nach dem Meer ziehend, den Weg bezeichnete, welchen die Lava stündlich nahm. Auch der Abend sollte nicht frei sein. Ich hatte versprochen, die Herzogin von Gievane zu besuchen, die auf dem Schlosse wohnte, wo man mich denn viele Stufen hinauf durch manche Gänge wandern ließ, deren oberste verengt waren durch Kisten, Schränke und alles Mißfällige eines Hofgarderobewesens. Ich fand in einem großen und hohen Zimmer, das keine sonderliche Aussicht hatte, eine wohlgestaltete junge Dame von sehr zarter und sittlicher Unterhaltung. Als einer geborenen Deutschen war ihr nicht unbekannt, wie sich unsere Literatur zu einer freiern, weit umherblickenden Humanität gebildet; Herder's Bemühungen, und was ihnen ähnelte, schätzte sie vorzüglich; auch Garvens reiner Verstand hatte ihr aufs Innigste zugesagt. Mit den deutschen Schriftstellerinnen suchte sie gleichen Schritt zu halten, und es ließ sich wohl bemerken, daß es ihr Wunsch sei, eine geübte und belobte Feder zu führen. Dahin bezogen sich ihre Gespräche und verriethen zugleich die Absicht, auf die Töchter des höchsten Standes zu wirken; ein solches Gespräch kennt keine Grenzen. Die Dämmerung war schon eingebrochen, und man hatte noch keine Kerzen gebracht. Wir gingen im Zimmer auf und ab, und sie, einer durch Läden verschlossenen Fensterseite sich nähernd, stieß einen Laden auf, und ich erblickte, was man in seinem Leben nur einmal sieht. Hat sie es absichtlich, mich zu überraschen, so erreichte sie ihren Zweck vollkommen. Wir standen an einem Fenster des obern Geschosses, der Vesuv gerade vor uns; die herabfließende Lava, deren Flamme, bei längst niedergegangener Sonne, schon deutlich glühte und ihren begleitenden

Rauch ſchon zu vergolden anfing; der Berg gewaltſam tobend, über ihm eine ungeheure feſtſtehende Dampfwolke, ihre verſchiedenen Maſſen bei jedem Auswurf blitzartig geſondert und körperhaft erleuchtet. Von da herab bis gegen das Meer ein Streif von Gluthen und glühenden Dünſten; übrigens Meer und Erde, Fels und Wachsthum deutlich in der Abenddämmerung, klar, friedlich, in einer zauberhaften Ruhe. Dies Alles mit einem Blick zu überſehen und den hinter dem Bergrücken hervortretenden Vollmond als die Erfüllung des wunderbarſten Bildes zu ſchauen, mußte wohl Erſtaunen erregen.

Dies Alles konnte von dieſem Standpunkt das Auge mit einmal faſſen, und wenn es auch die einzelnen Gegenſtände zu muſtern nicht im Stande war, ſo verlor es doch niemals den Eindruck des großen Ganzen. War unſer Geſpräch durch dieſes Schauſpiel unterbrochen, ſo nahm es eine deſto gemüthlichere Wendung. Wir hatten nun einen Text vor uns, welchen Jahrtauſende zu kommentiren nicht hinreichen. Je mehr die Nacht rückte, deſto mehr ſchien die Gegend an Klarheit zu gewinnen; der Mond leuchtete wie eine zweite Sonne; die Säulen des Rauchs, deſſen Streifen und Maſſen durchleuchtet, bis ins Einzelne deutlich, ja man glaubte mit halbweg bewaffnetem Auge die glühend ausgeworfenen Felsklumpen auf der Nacht des Regelberges zu unterſcheiden. Meine Wirthin, ſo will ich ſie nennen, weil mir nicht leicht ein köſtlicheres Abendmahl zubereitet war, ließ die Kerzen an die Gegenſeite des Zimmers ſtellen, und die ſchöne Frau, vom Monde beleuchtet, als Vordergrund dieſes unglaublichen Bildes, ſchien mir immer ſchöner zu werden, ja ihre Lieblichkeit vermehrte ſich beſonders dadurch, daß ich in dieſem ſüdlichen Paradieſe eine ſehr angenehme deutſche Mundart vernahm. Ich vergaß, wie ſpät es war, ſo daß ſie mich zuletzt aufmerkſam machte: ſie müſſe mich, wiewol ungerne, entlaſſen; die Stunde nahe ſchon, wo ihre Galerien Kloſtermäßig verſchloſſen würden. Und ſo ſchied ich zauberend von der Ferne und von der Nähe, mein Geſchick ſegnend, das mich für die widerwillige Artigkeit des Tages noch ſchön am Abend belohnt hatte. Unter den freien Himmel gelangt, ſagte ich mir vor, daß ich in der Nähe dieſer größern Lava doch nur die Wiederholung jener kleinern würde geſehen haben, und daß mir ein ſolcher Ueberblick, ein ſolcher Abſchied aus Neapel nicht anders als auf dieſe Weiſe hätte werden können. Anſtatt nach Hauſe zu gehen, richtete ich meine Schritte nach dem Mole, um

das große Schauspiel mit einem andern Vordergrund zu sehen; aber ich weiß nicht, ob die Ermüdung nach einem so reichen Tage oder ein Gefühl, daß man das letzte, schöne Bild nicht verwischen müsse, mich wieder nach Moriconi zurückzog, wo ich denn auch Kniepen fand, der aus seinem neu bezogenen Quartier mir einen Abendbesuch abstattete. Bei einer Flasche Wein besprachen wir unsere künftigen Verhältnisse; ich konnte ihm zusagen, daß er, sobald ich etwas von seinen Arbeiten in Deutschland vorzeigen könne, gewiß dem trefflichen Herzog Ernst von Gotha empfohlen sein und von dort Bestellungen erhalten würde. Und so schieden wir mit herzlicher Freude, mit sicherer Aussicht künftiger wechselseitig wirkender Thätigkeit.

Neapel, Sonntag den 3. Juni, Dreieinigkeitsfest.

Und so fuhr ich denn durch das unendliche Leben dieser unvergleichlichen Stadt, die ich wahrscheinlich nicht wieder sehen sollte, bald betäubt hinaus, vergnügt jedoch, daß weder Reue noch Schmerz hinter mir blieb. Ich dachte an den guten Kniep und gelobte ihm auch in der Ferne meine beste Vorsorge.

An den äußersten Polizeischranken der Vorstadt störte mich einen Augenblick ein Marqueur, der mir freundlich ins Gesicht sah, aber schnell wieder hinwegsprang. Die Zollmänner waren noch nicht mit dem Betturin fertig geworden, als aus der Kaffeebudenthüre, die größte chinesische Tasse voll schwarzen Kaffee auf einem Präsentirteller tragend, Kniep heraustrat. Er nahte sich dem Wagenschlag langsam mit einem Ernst, der, von Herzen gehend, ihn sehr gut kleidete. Ich war erstaunt und gerührt; eine solche erkenntliche Aufmerksamkeit hat nicht ihresgleichen. „Sie haben", sagte er, „mir so viel Liebes und Gutes, auf mein ganzes Leben Wirksames erzeigt, daß ich Ihnen hier ein Gleichniß anbieten möchte, was ich Ihnen verdanke."

Da ich in solchen Gelegenheiten ohnehin keine Sprache habe, so brachte ich nur sehr lakonisch vor, daß er durch seine Thätigkeit mich schon zum Schuldner gemacht und durch Benutzung und Bearbeitung unserer gemeinsamen Schätze mich noch immer mehr verbinden werde.

Wir schieden, wie Personen selten von einander scheiden, die sich zufällig auf kurze Zeit verbunden. Vielleicht hätte man viel mehr Dank und Vortheil vom Leben, wenn man sich

wechselsweis gerade herausſprächen, was man von einander erwartet. Iſt das geleiſtet, ſo ſind beide Theile zufrieden, und das Gemüthliche, was das Erſte und Letzte von Allem iſt, erſcheint als reine Zugabe.

Unterwegs, am 4., 5. und 6. Juni.

Da ich diesmal allein reiſe, habe ich Zeit genug, die Eindrücke der vergangenen Monate wieder hervorzurufen; es geſchieht mit vielem Behagen. Und doch tritt gar oft das Lückenhafte der Bemerkungen hervor, und wenn die Reiſe Dem, der ſie vollbracht hat, in einem Fluſſe vorüberzuziehen ſcheint und in der Einbildungskraft als eine ſtetige Folge hervortritt, ſo fühlt man doch, daß eine eigentliche Mittheilung unmöglich ſei. Der Erzählende muß Alles einzeln hinſtellen; wie ſoll daraus in der Seele des Dritten ein Ganzes gebildet werden?

Deshalb konnte mir nichts Tröſtlicheres und Erfreulicheres begegnen als die Verſicherungen Eurer letzten Briefe: daß Ihr Euch fleißig mit Italien und Sizilien beſchäftigt, Reiſebeſchreibungen leſet und Kupferwerke betrachtet; das Zeugniß, daß dadurch meine Briefe gewinnen, iſt mein höchſter Troſt. Hättet Ihr es früher gethan oder ausgeſprochen, ich wäre noch eifriger geweſen, als ich war. Daß treffliche Männer wie Bartels, Münter, Architekten verſchiedener Nationen vor mir hergingen, die gewiß äußere Zwecke ſorgfältiger verfolgten als ich, der ich nur die innerlichſten im Auge hatte, hat mich oft beruhigt, wenn ich alle meine Bemühungen für unzulänglich hielt.

Ueberhaupt, wenn jeder Menſch nur als ein Supplement aller übrigen zu betrachten iſt und am Nützlichſten und Liebenswürdigſten erſcheint, wenn er ſich als einen ſolchen giebt, ſo muß dieſes vorzüglich von Reiſeberichten und Reiſenden giltig ſein. Perſönlichkeit, Zwecke, Zeitverhältniſſe, Gunſt und Ungunſt der Zufälligkeiten, Alles zeigt ſich bei einem Jeden anders. Kenn' ich ſeine Vorgänger, ſo werd' ich auch an ihm mich freuen, mich mit ihm behelfen, ſeinen Nachfolger erwarten und dieſem, wäre mir ſogar inzwiſchen das Glück geworden, die Gegend ſelbſt zu beſuchen, gleichfalls freundlich begegnen.

Philipp Neri, der humoristische Heilige.

Philipp Neri, in Florenz geboren 1515, erscheint von Kindheit auf als ein folgsamer, sittlicher Knabe von kräftigen Anlagen. Sein Bildniß als eines solchen ist glücklicherweise aufbewahrt in des Fidanza Teste Scelte, Tomo V. Blatt 31. Man wüßte sich keinen tüchtigern, gründern, geradsinnigern Knaben zu denken. Als Abkömmling einer edlen Familie wird er in allem Guten und Wissenswerthen der Zeit gemäß unterrichtet und endlich, um seine Studien zu vollenden (man meldet nicht, in welchem Alter), nach Rom gesandt. Hier entwickelt er sich zum vollkommenen Jüngling; sein schönes Antlitz, seine reichen Locken zeichnen ihn aus; er ist anziehend und ablehnend zugleich, Anmuth und Würde begleiten ihn überall.

Hier, zur traurigsten Zeit, wenige Jahre nach der grausamen Plünderung der Stadt, ergiebt er sich, nach Vorgang und Beispiel vieler Edlen, ganz den Uebungen der Frömmigkeit, und sein Enthusiasmus steigert sich mit den Kräften einer frischen Jugend. Unablässiges Besuchen der Kirchen, besonders der sieben Hauptkirchen, brünstiges Beten zu Herannäherung der Hilfe, fleißiges Beichten und Genuß des Abendmahls, Flehen und Ringen nach geistigen Gütern.

In solch einem enthusiastischen Momente wirft er sich einst auf die Stufen des Altars und zerbricht ein paar Rippen, welche, schlecht geheilt, ihm lebenslängliches Herzklopfen verursachen und die Steigerung seiner Gefühle veranlassen.

Um ihn versammeln sich junge Männer zu thätiger Sittlichkeit und Frömmigkeit; sie erweisen sich unermüdet, die Armen zu versorgen, die Kranken zu pflegen, und scheinen ihre Studien hintanzusetzen. Wahrscheinlich bedienen sie sich der Zuschüsse von Haus zu wohlthätigen Zwecken, genug, sie geben und beisen immer und behalten nichts für sich, ja er lehnt nachher ausdrücklich alle Beihilfe von den Seinigen ab, um dasjenige, was Wohlthätigkeit ihnen zuweist, an Bedürftige zu wenden und selbst zu darben.

Dergleichen fromme Handlungen waren jedoch zu herrlich und lebhaft, als daß man nicht hätte suchen sollen, sich zugleich auf eine geistliche und gefühlvolle Weise über die wichtigsten Gegenstände zu unterhalten. Die kleine Gesellschaft besaß noch kein eigenes Lokal; sie erbat sich's bald in diesem bald in

jenem Kloſter, wo dergleichen Räume wol zu finden ſein mochten. Nach einem kurzen ſtillen Gebet ward ein Text der heiligen Schrift verleſen, worüber Ein- und der Andere ſich, auslegend oder anwendend, in einer kurzen Rede vernehmen ließ. Man beſprach ſich auch wol hierüber, Alles in Bezug auf unmittelbare Thätigkeit; dialektiſche und ſpitzfindige Behandlung war durchaus verboten. Die übrige Tageszeit ward immerfort einer aufmerkſamen Verſorgung der Kranken, dem Dienſt in Hospitälern, dem Beiſtande der Armen und Nothleidenden gewidmet.

Da bei dieſen Verhältniſſen keine Beſchränkung verwaltete und man ebenſo mit kommen als gehen konnte, ſo vermehrte ſich die Zahl der Theilnehmenden ungemein, ſo wie ſich denn auch jene Verſammlung ernſter und um ſich greifender beſchäftigte. Auch aus dem Leben der Heiligen ward vorgeleſen, Kirchenväter und Kirchengeſchichte ſtellenweis zu Rathe gezogen, worauf denn vier der Theilnehmenden, jeder eine halbe Stunde, zu ſprechen das Recht und die Pflicht hatten.

Dieſe fromme tagtägliche, ja familiär praktiſche Behandlung der höchſten Seelenangelegenheiten erregte immer mehr Aufmerkſamkeit, nicht allein unter Einzelnen, ſondern ſogar unter ganzen Körperſchaften. Man verlegte die Verſammlungen in die Kreuzgänge und Räume dieſer und jener Kirche, der Zugang vermehrte ſich; beſonders zeigte ſich der Orden der Dominikaner dieſer Art ſich zu erbauen ſehr geneigt und ſchloß ſich zahlreich an die ſich immer mehr ausbildende Schaar an, welche durch die Kraft und den hohen Sinn ihres Anführers ſich durchaus gleich und, wenn auch geprüft durch mancherlei Widerwärtigkeiten, auf demſelben Pfade fortſchreitend finden ließ.

Da nun aber nach dem hohen Sinne des trefflichen Vorgeſetzten alle Spekulation verbannt, jede geregelte Thätigkeit aber aufs Leben gerichtet war und das Leben ſich ohne Heiterkeit nicht denken läßt, ſo wußte der Mann auch hierin den unſchuldigen Bedürfniſſen und Wünſchen der Seinigen entgegenzukommen. Bei eintretendem Frühling führte er ſie nach San Onofrio, welches, hoch und breit gelegen, in ſolchen Tagen die angenehmſte Oertlichkeit anbot. Hier, wo bei der jungen Jahreszeit Alles jung erſcheinen ſollte, trat nach ſtillen Gebeten ein hübſcher Knabe hervor, recitirte eine auswendig gelernte Predigt, Gebete folgten, und ein Chor beſonders eingeladener Sänger ließ ſich erfreulich und eindringlich zum Schluſſe hören, welches um ſo bedeutender war, als die Muſik damals weder ausge-

breitet noch ausgebildet gefunden ward und hier vielleicht zum ersten Mal ein religioser Gesang in freier Luft sich mittheilte.

Immer auf diese Weise fortwirkend, vermehrte sich die Kongregation und wuchs, so wie an Personenzahl, so an Bedeutung. Die Florentiner nöthigten gleichsam ihren Landsmann, das von ihnen abhängige Kloster San Girolamo zu beziehen, wo denn die Anstalt sich immer mehr ausdehnte und auf gleiche Weise fortwirkte, bis ihnen endlich der Papst in der Nähe des Platzes Navona ein Kloster, als eigenthümlich anwies, welches, von Grund aus neu gebaut, eine gute Anzahl frommer Genossen aufnehmen konnte. Hier blieb es jedoch bei der frühern Einrichtung, Gotteswort, das will sagen heilig edle Gesinnungen, dem gemeinen Verstande sowie dem gemeinen Alltagsleben anzunähern und eigen zu machen. Man versammelte sich nach wie vor, betete, vernahm einen Text, hörte darüber sprechen, betete und ward zuletzt durch Musik ergetzt, und was damals öfter, ja täglich geschah, geschieht jetzt noch Sonntags, und gewiß wird jeder Reisende, der nähere Kenntniß von dem heiligen Stifter genommen, sich künftighin, diesen unschuldigen Funktionen beiwohnend, vorzüglich erbauen, wenn er dasjenige, was wir vorgetragen haben und zunächst mittheilen, in Gemüth und Gedanke vorüberwallen läßt.

Hier sind wir nun in dem Falle, in Erinnerung zu bringen, daß diese ganze Anstalt noch immer ans Weltliche grenzte. Wie denn nur Wenige unter ihnen sich dem eigentlichen Priesterstande gewidmet hatten und nur so viel geweihte Geistliche unter ihnen gefunden wurden, als nöthig, Beichte zu sitzen und das Meßopfer zu verrichten. Und so war denn auch Philipp Neri selbst sechsunddreißig Jahre alt geworden, ohne sich zum Priesterthum zu melden; denn er fand sich, wie es scheint, in seinem gegenwärtigen Zustande frei und weit mehr sich selbst überlassen, als er sich mit kirchlichen Banden gefesselt, als Glied der großen Hierarchie, zwar hochgeehrt, aber doch beschränkt gefühlt hätte.

Allein von oben her ließ man es dabei nicht bewenden; sein Beichtvater machte es ihm zur Gewissenssache, die Weihe zu nehmen und in den Priesterstand zu treten. Und so geschah es auch; nun hatte die Kirche klüglich einen Mann in ihren Kreis eingeschlossen, der, unabhängigen Geistes bisher, auf einen Zustand losging, worin das Heilige mit dem Weltlichen, das Tugendsame mit dem Alltäglichen sich vereinigen und vertragen

sollte. Diese Veränderung aber, der Uebergang zur Priesterschaft, scheint auf sein äußeres Benehmen nicht im Mindesten eingewirkt zu haben. Er übt nur noch strenger als bisher jede Entäußerung und lebt in einem schlechten Klösterchen mit Andern kümmerlich zusammen. So giebt er die bei großer Theurung ihm verehrten Brode einem andern Bedürftigern und setzt seinen Dienst gegen Unglückliche immer fort.

Aber auf sein Inneres hat das Priesterthum einen merkwürdig steigernden Einfluß. Die Verpflichtung zum Meßopfer versetzt ihn in einen Enthusiasmus, in eine Ekstase, wo man den bisher so natürlichen Mann gänzlich verliert. Er weiß kaum, wohin er schreitet, taumelt auf dem Wege und vor dem Altare. Hebt er die Hostie in die Höhe, so kann er die Arme nicht wieder herunterbringen; es scheint, als zöge ihn eine unsichtbare Kraft empor. Beim Eingießen des Weins zittert und schaudert er, und wenn er nach vollendeter Wandlung dieser geheimnißvollen Gaben genießen soll, erzeigt er sich auf eine wunderliche, nicht auszusprechende, schwelgerische Weise. Vor Leidenschaft beißt er in den Kelch, indeß er ahnungsvoll das Blut zu schlürfen glaubt des kurz vorher gleichfalls gierig verschlungenen Leibes. Ist aber dieser Taumel vorüber, so finden wir zwar immer einen leidenschaftlich wundersamen, aber immer höchst verständig praktischen Mann.

Ein solcher Jüngling, ein solcher Mann, so lebhaft und seltsam wirkend, mußte den Menschen wunderlich und mitunter gerade durch seine Tugenden beschwerlich und widerwärtig vorkommen. Wahrscheinlich ist ihm dieses in dem Laufe seines frühern Lebens oft begegnet; nachdem er aber zum Priester geweiht ist und sich so eng und kümmerlich, gleichsam als Gast in einem armseligen Kloster behilft, treten Widersacher auf, die ihn mit Spott und Hohn unablässig verfolgen.

Doch wir gehen weiter und sagen, er sei ein höchst ausgezeichneter Mensch gewesen, der aber das einem Jeden dieser Art angeborene Herrische zu beherrschen und in Entsagung, Entbehrung, Wohlthätigkeit, Demuth und Schmach den Glanz seines Daseins zu verhüllen trachtete. Der Gedanke, vor der Welt als thörig zu erscheinen und dadurch in Gott und göttliche Dinge sich erst recht zu versenken und zu üben, war sein andauerndes Bestreben, wodurch er sich und sodann auch seine Schüler ausschließlich zu erziehen unternahm. Die Maxime des heiligen Bernhard:

Spernere mundum, spernere neminem, spernere se ipsum, spernere se sperni,

schien ihn ganz durchdrungen zu haben, ja vielmehr aus ihm frisch wieder entwickelt zu sein.

Aehnliche Absichten, ähnliche Zustände nöthigen den Menschen, in gleichen Maximen sich aufzuerbauen. Man kann gewiß sein, daß die erhabensten, innerlich stolzesten Menschen sich zu jenen Grundsätzen allein bequemen, indem sie das Widerwärtige einer dem Guten und Großen immer widerstrebenden Welt vorauszukosten und den bittern Kelch der Erfahrung, eh er ihnen noch angeboten ist, bis auf den Grund zu leeren sich entschließen. Grenzenlos und in ununterbrochener Reihe machen jene Geschichtchen, wie er seine Schüler geprüft, deren viele bis auf uns gekommen sind, jeden lebenslustigen Menschen, der sie vernimmt, wirklich ungeduldig, so wie diese Gebote Demjenigen, der ihnen gehorchen sollte, höchst schmerzlich und nahezu unerträglich fallen mußten. Deswegen denn auch nicht Alle eine solche Feuerprobe bestanden.

Eh wir aber uns auf dergleichen wunderbare und dem Leser gewissermaßen unwillkommene Erzählungen einlassen, wenden wir uns lieber noch einmal zu jenen großen Vorzügen, welche die Zeitgenossen ihm zugestehen und höchlich rühmen. Er habe, sagen sie, Kenntnisse und Bildung mehr von Natur als durch Unterricht und Erziehung erhalten; Alles, was Andere mühsam erwerben, sei ihm gleichsam eingegossen gewesen. Ferner habe er die große Gabe zu eigen gehabt, Geister zu unterscheiden, Eigenschaften und Fähigkeiten der Menschen zu würdigen und zu schätzen; zugleich habe er mit dem größten Scharfsinn die weltlichen Dinge durchdrungen, auf einen Grad, daß man ihm den Geist der Wahrsagung zuschreiben müssen. Auch ward ihm eine entschiedene Anziehungsgabe, welche auszudrücken die Italiäner sich des schönen Wortes Attrativa bedienen, kräftig verliehen, die sich nicht allein auf Menschen erstreckt, sondern auch auf Thiere. Als Beispiel wird erzählt, daß der Hund eines Freundes sich ihm angeschlossen und durchaus gefolgt sei, auch bei dem ersten Besitzer, der ihn lebhaft zurückgewünscht und durch mancherlei Mittel ihn wiederzugewinnen getrachtet, auf keine Weise verbleiben wollen, sondern sich immer zu dem anziehenden Manne zurückbegeben, sich niemals von ihm getrennt, vielmehr zuletzt nach mehreren Jahren in dem

Schlafzimmer ſeines erwählten Herrn das Leben geendet habe. Dieſes Geſchöpf veranlaßt uns nun, auf jene Prüfungen, zu denen es ſelbſt Gelegenheit gegeben, zurückzukommen. Es iſt bekannt, daß Hundeführen, Hundetragen im Mittelalter überhaupt und wahrſcheinlich auch in Rom höchſt ſchimpflich geweſen. In dieſer Rückſicht pflegte der fromme Mann jenes Thier an einer Kette durch die Stadt zu führen; auch mußten ſeine Schüler daſſelbe auf den Armen durch die Straßen tragen und ſich auf dieſe Weiſe dem Gelächter und Spott der Menge preisgeben.

Auch muthete er ſeinen Schülern und Genoſſen andere unwürdige Aeußerlichkeiten zu. Einem jungen Römiſchen Fürſten, welcher der Ehre, für ein Ordensglied zu gelten, mitgenießen wollte, wurde angeſonnen, er ſolle mit einem hinten angeheſteten Fuchsſchwanze durch Rom ſpazieren, und als er dies zu leiſten ſich weigerte, die Aufnahme in den Orden verſagt. Einen Andern ſchickte er ohne Ueberkleid und wieder Einen mit zerriſſenen Aermeln durch die Stadt. Dieſes Letztern erbarmte ſich ein Edelmann und bot ihm ein Paar neue Aermel an, die der Jüngling ausſchlug, nachher aber auf Befehl des Meiſters dankbar abholen und tragen mußte. Beim Bau der neuen Kirche nöthigte er die Seinen, gleich Taglöhnern die Materialien herbeizuſchaffen und ſie den Arbeitern zur Hand zu langen.

Gleichermaßen wußte er auch jedes geiſtige Behagen, das der Menſch an ſich empfinden mochte, zu ſtören und zu vernichten. Wenn die Predigt eines jungen Mannes wohl zu gelingen und der Redner ſich darin ſelbſt zu gefallen ſchien, unterbrach er ihn in der Mitte des Worts, um an ſeiner Stelle weiter zu ſprechen, befahl auch wol weniger fähigen Schülern, ungeſäumt hinaufzutreten und zu beginnen, welche denn, ſo unerwartet angeregt, ſich aus dem Stegreife beſſer als je zu erweiſen das Glück hatten.

Man verſetze ſich in die zweite Hälfte des ſechzehnten Jahrhunderts und den wüſten Zuſtand, in welchem Rom unter verſchiedenen Päpſten wie ein aufgeregtes Element erſchien, und man wird eher begreifen, daß ein ſolches Verfahren wirkſam und mächtig ſein mußte, indem es durch Neigung und Furcht, durch Ergebenheit und Gehorſam dem innerſten Wollen des Menſchen die große Gewalt verlieh, trotz allem Aeußern ſich zu erhalten, um Allem, was ſich ereignen konnte, zu wider-

stehen, da es befähigt, selbst dem Vernünftigen und Verständigen, dem Herkömmlichen und Schicklichen unbedingt zu entsagen.

Eine merkwürdige, obgleich schon bekannte Prüfungsgeschichte wird man hier wegen ihrer besondern Anmuth nicht ungern wiederholt finden. Dem heiligen Vater war angekündigt, in einem Kloster auf dem Lande thue sich eine wunderwirkende Nonne hervor. Unser Mann erhält den Auftrag, eine für die Kirche so wichtige Angelegenheit näher zu untersuchen; er setzt sich auf sein Maulthier, das Befohlene zu verrichten, kommt aber schneller zurück, als der heilige Vater es erwartet. Der Verwunderung seines geistlichen Gebieters begegnet Neri mit folgenden Worten: „Heiligster Vater, Diese thut keine Wunder; denn es fehlt ihr an der ersten christlichen Tugend, der Demuth. Ich komme, durch schlimmen Weg und Wetter übel zugerichtet, im Kloster an, ich lasse sie in Eurem Namen vor mich fordern; sie erscheint, und ich reiche ihr statt des Grußes den Stiefel hin mit der Andeutung, sie solle mir ihn ausziehen. Entsetzt fährt sie zurück, und mit Schelten und Zorn erwidert sie mein Ansinnen: für was ich sie halte! ruft sie aus; die Magd des Herrn sei sie, aber nicht eines Jeden, der daherkomme, um knechtische Dienste von ihr zu verlangen. Ich erhob mich gelassen, setzte mich wieder auf mein Thier, stehe wieder vor Euch, und ich bin überzeugt, Ihr werdet keine weitere Prüfung nöthig finden." Lächelnd ließ es auch der Papst dabei, und wahrscheinlich ward ihr das fernere Wunderthun untersagt.

Wenn er sich aber dergleichen Prüfungen gegen Andere erlaubte, so mußte er solche von Männern erdulden, welche gleichen Sinnes den nämlichen Weg der Selbstverleugnung einschlugen. Ein Bettelmönch, der aber auch schon im Geruch der Heiligkeit stand, begegnet ihm in der gangbarsten Straße und bietet ihm einen Schluck aus der Weinflasche, die er vorsorglich mit sich führt. Philipp Neri bedenkt sich nicht einen Augenblick und setzt die langhalsige Korbflasche, den Kopf zurückbiegend, dreist an den Mund, indeß das Volk laut lacht und spottet, daß zwei fromme Männer sich dergestalt zutrinken. Philipp Neri, den es ungeachtet seiner Frömmigkeit und Ergebung einigermaßen dürfte verdrossen haben, sagte darauf: „Ihr habt mich gepfrüft, nun ist die Reihe an mir," und drückte zugleich sein viereckes Barett auf den Kahlkopf, welcher nun

gleichfalls ausgelacht wurde, ganz rubig fortging und sagte: „Wenn mir's Einer vom Kopf nimmt, so möget Ihr's haben.“ Neri nahm es ihm ab, und sie schieden.

Freilich dergleichen zu wagen und dennoch die größten sittlichen Wirkungen hervorzubringen, bedurfte es eines Mannes wie Philipp Neri, dessen Handlungen gar oft als Wunder anzusehen waren. Als Beichtiger machte er sich furchtbar und daher des größten Zutrauens würdig; er entdeckte seinen Beichtkindern Sünden, die sie verschwiegen, Mängel, die sie nicht beachtet hatten; sein brünstiges, ekstatisches Gebet setzte seine Umgebungen als übernatürlich in Erstaunen, in einen Zustand, in welchem die Menschen wol auch durch ihre Sinne zu erfahren glauben, was ihnen die Einbildungskraft, angeregt durchs Gefühl, vorbilden mochte. Wozu denn noch kommt, daß das Wunderbare, ja das Unmögliche, erzählt und wieder erzählt, nun endlich vollkommen die Stelle des Wirklichen, des Alltäglichen einnimmt. Hierher gehört, daß man ihn nicht nur verschiedentlich während des Meßopfers vor dem Altare wollte emporgehoben gesehen haben, sondern daß sich auch Zeugnisse fanden, man habe ihn, knieend um das Leben eines gefährlichst Kranken betend, dergestalt von der Erde emporgehoben erblickt, daß er mit dem Haupte beinahe die Decke des Zimmers berührt.

Bei einem solchen durchaus dem Gefühl und der Einbildungskraft gewidmeten Zustande war es ganz natürlich, daß die Einmischung auch widerwärtiger Dämonen nicht ganz ausbleiben schien.

Oben zwischen dem verfallenen Gemäuer der Antoninischen Bäder sieht wol einmal der fromme Mann in äffischer Ungestalt ein widerwärtiges Wesen herumhüpfen, das aber auf sein Geheiß alsogleich zwischen Trümmern und Spalten verschwindet. Bedeutender jedoch als diese Einzelnheit ist, wie er gegen seine Schüler verfährt, die ihn von seligen Erscheinungen, womit sie von der Mutter Gottes und andern Heiligen beglückt werden, mit Entzücken benachrichten. Er, wohl wissend, daß aus dergleichen Einbildungen ein geistlicher Dünkel, der schlimmste und hartnäckigste von allen, gewöhnlich entspringe, versichert sie deshalb, daß hinter dieser himmlischen Klarheit und Schönheit gewiß eine teuflische, häßliche Finsterniß verborgen liege. Dieses zu erproben, gebietet er ihnen, bei der Wiederkehr einer so holdseligen Jungfrau ihr gerade ins Gesicht zu speien; sie gehorchen,

und der Erfolg bewährt sich, indem auf der Stelle eine Teufelslarve hervortritt.

Der große Mann mag dieses mit Bewußtsein oder, was wahrscheinlicher ist, aus tiefem Instinkt geboten haben; genug, er war sicher, daß jenes Bild, welches eine phantastische Liebe und Sehnsucht hervorgerufen hatte, nun durch das entgegenwirkende Wagniß von Haß und Verachtung unmittelbar in eine Fratze sich verwandeln würde.

Ihn berechtigten jedoch zu einer so seltsamen Pädagogik die außerordentlichsten, zwischen den höchst geistigen und höchst körperlichen schwebend erscheinenden Naturgaben: Gefühl einer sich nahenden, noch ungesehenen Person, Ahnung entfernter Begebenheiten, Bewußtsein der Gedanken eines vor ihm Stehenden, Nöthigung Anderer zu seinen Gedanken.

Diese und dergleichen Gaben sind unter mehreren Menschen ausgetheilt, Mancher kann sich derselben ein und das andere Mal rühmen; aber die ununterbrochene Gegenwart solcher Fähigkeiten, die in jedem Falle bereite Ausübung einer so staunenswürdigen Wirksamkeit, dies ist vielleicht nur in einem Jahrhundert zu denken, wo zusammengehaltene, unzersplitterte Geistes- und Körperkräfte sich mit erstaunenswürdiger Energie hervorthun konnten.

Betrachten wir aber eine solche nach unabhängigem, grenzenlosem geistigen Wirken sich hinsehnende und hingetriebene Natur, wie sie durch die streng umfassenden römisch-kirchlichen Bande sich wieder zusammengehalten fühlen muß!

Die Wirkungen des heiligen Xaverius unter den abgöttischen Heiden mögen freilich damals in Rom großes Aufsehn gemacht haben. Dadurch aufgeregt, fühlten Neri und einige seiner Freunde sich gleichfalls nach dem sogenannten Indien gezogen und wünschten mit päpstlicher Erlaubniß sich dorthin zu verfügen. Allein der wahrscheinlich von oben her wohl instruirte Beichtvater redete ihnen ab und gab zu bedenken, daß für gottselige, auf Besserung des Nächsten, auf Ausbreitung der Religion gerichtete Männer in Rom selbst ein genugsames Indien zu finden und ein würdiger Schauplatz für deren Thätigkeit offen sei. Man verkündigte ihnen, daß der großen Stadt selbst zunächst ein großes Unheil bevorstehen möchte, indem die drei Brunnen vor dem Thore St. Sebastian trüb und blutig seit einiger Zeit geflossen, welches als eine untrügliche Andeutung zu betrachten sei.

Mag also der würdige Neri und seine Gesellen, hiedurch beschwichtigt, innerhalb Rom's ein wohlthätiges, wunderwirkendes Leben fortgesetzt haben, so viel ist gewiß, daß er von Jahr zu Jahr an Vertrauen und Achtung bei Großen und Kleinen, Alten und Jungen zugenommen.

Bedenke man nun die wundersame Komplikation der menschlichen Natur, in welcher sich die stärksten Gegensätze vereinigen, Materielles und Geistiges, Gewöhnliches und Unmögliches, Widernatürliches und Entzückendes, Beschränktes und Grenzenloses, dergleichen aufzuführen man noch ein langes Register fortsetzen könnte; bedenke man einen solchen Widerstreit, wenn er in einem vorzüglichen Menschen sich ereignet und zu Tage tritt, wie er durch das Unbegreifliche, was sich aufdrängt, den Verstand irre macht, die Einbildungskraft losbindet, den Glauben überflügelt, den Aberglauben berechtigt und dadurch den natürlichen Zustand mit dem unnatürlichsten in unmittelbare Berührung, ja zur Vereinigung bringt: gehe man mit diesen Betrachtungen an das weitläufig überlieferte Leben unseres Mannes: so wird es uns faßlich scheinen, was ein Solcher, der beinahe ein ganzes Jahrhundert auf einem so großen Schauplatze, in einem ungeheuern Elemente ununterbrochen und unabläßig gewirkt, für einen Einfluß müsse erlangt haben. Die hohe Meinung von ihm ging so weit, daß man nicht allein von seinem gesunden, kräftigen Wirken Nutzen, Heil und seliges Gefühl sich zueignete, sondern daß sogar seine Krankheiten das Vertrauen vermehrten, indem man sie als Zeichen seines innigsten Verhältnisses zu Gott und dem Göttlichsten anzusehen sich bewogen fand. Hier begreifen wir nun, wie er schon lebend der Würde eines Heiligen entgegenging und sein Tod nur bekräftigen konnte, was ihm von den Zeitgenossen zugedacht und zugestanden war.

Deshalb auch, als man bald nach seinem Verscheiden, welches von noch mehr Wundern als sein Leben begleitet war, an Papst Klemens VIII. die Frage brachte, ob man mit der Untersuchung, dem sogenannten Prozeß, welcher einer Seligsprechung vorausgeht, den Anfang machen dürfe, dieser die Antwort ertheilte: „Ich habe ihn immer für einen Heiligen gehalten und kann daher nichts dagegen einwenden, wenn ihn die Kirche im Allgemeinen den Gläubigen als solchen erklären und vorstellen wird."

Nun aber dürfte es auch der Aufmerksamkeit werth ge-

halten werden, daß er in der langen Reihe von Jahren, die ihm zu wirken gegönnt wurden, funfzehn Päpste erlebt, indem er, unter Leo X. geboren, unter Klemens VIII. seine Tage beschloß; daher er denn auch eine unabhängige Stellung gegen den Papst selbst zu behaupten sich anmaßte und als Glied der Kirche sich zwar in ihren allgemeinen Anordnungen durchaus gleichstellte, aber im Einzelnen sich nicht gebunden, ja sogar gebieterisch gegen das Oberhaupt der Kirche bewies. Nun läßt es sich denn auch erklären, daß er die Kardinalswürde durchaus ablehnte und in seiner Chiesa nuova, gleich einem widerspenstigen Ritter in einer alten Burg, sich gegen den obersten Schutzherrn unartig zu betragen herausnahm.

Der Charakter jener Verhältnisse jedoch, wie sie sich am Ende des sechzehnten Jahrhunderts aus den frühern, rohern Zeiten, seltsam genug gestaltet, erhielten, kann durch nichts deutlicher vor Augen gestellt, eindringlicher dem Geiste dargebracht werden als durch ein Memorial, welches Neri kurz vor seinem Tode an den neuen Papst Klemens VIII. ergehen ließ, worauf eine gleich wunderliche Resolution erfolgte.

Wir sehen hieraus das auf eine andere Weise nicht zu schildernde Verhältniß eines bald achtzigjährigen, dem Rang eines Heiligen entgegengehenden Mannes zu einem bedeutenden, tüchtigen, während seiner mehrjährigen Regierung höchst achtbaren souveränen Oberhaupte der römisch-katholischen Kirche.

Memorial des Philipp Neri an Klemens VIII.

Heiligster Vater! Und was für eine Person bin ich denn, daß die Kardinäle mich zu besuchen kommen, und besonders gestern Abend die Kardinäle von Florenz und Cusano? Und weil ich ein Bißchen Manna in Blättern nötig hatte, so ließ mir gedachter Kardinal von Florenz zwei Unzen von San Spirito holen, indem der Herr Kardinal in jenes Hospital eine große Quantität geschickt hatte. Er blieb auch bis zwei Stunden in der Nacht und sagte so viel Gutes von Ew. Heiligkeit, viel mehr, als mir billig schien; denn da Sie Papst sind, so sollten Sie die Demuth selber sein. Christus kam um sieben Uhr in der Nacht, sich mir einzuverleiben, und Ew. Heiligkeit könnte

auch wol einmal in unsere Kirche kommen. Christus ist Mensch und Gott und besucht mich gar manchmal. Ew. Heiligkeit ist nur ein bloßer Mensch, geboren von einem heiligen und rechtschaffenen Mann, jener aber von Gott Vater. Die Mutter von Ew. Heiligkeit ist Signora Agnesina, eine sehr gottesfürchtige Dame, aber Jenes die Jungfrau aller Jungfrauen. Was hätte ich nicht Alles zu sagen, wenn ich meiner Galle freien Lauf lassen wollte! Ich befehle Ew. Heiligkeit, daß Sie meinen Willen thun wegen eines Mädchens, das ich nach Torre de' specchi schaffen will. Sie ist die Tochter von Claudio Neri, dem Ew. Heiligkeit versprochen hat, daß Sie seine Kinder beschützen will, und da erinnere ich Sie, daß es hübsch ist, wenn ein Papst sein Wort hält. Deswegen übergeben Sie mir gedachtes Geschäft und so, daß ich mich im Nothfall Ihres Namens bedienen könne, um so mehr, da ich den Willen des Mädchens weiß und gewiß bin, daß sie durch göttliche Eingebung bewegt wird! Und mit der größten Demuth, die ich schuldig bin, küsse ich die heiligsten Füße.

Eigenhändige Resolution des Papsts, unter das Memorial geschrieben.

Der Papst sagt, daß dieser Aufsatz in seinem ersten Theil etwas vom Geiste der Eitelkeit enthält, indem er dadurch erfahren soll, daß die Kardinäle Dieselben so oft besuchen; wenn uns nicht etwa dadurch angedeutet werden soll, daß diese Herren geistlich gesinnt sind, welches man recht gut weiß. Daß Er nicht gekommen ist, Dieselben zu sehen, darauf sagt Er, daß es Ew. Ehrwürden nicht verdienen, da Sie das Kardinalat nicht haben annehmen wollen, das Ihnen so oft angetragen worden. Was den Befehl betrifft, so ist Er zufrieden, daß Dieselben mit Ihrer gewöhnlichen Befehlshaberei den guten Müttern einen tüchtigen Filz geben, die es Denselben nicht nach Ihrem Sinne machen. Nun befiehlt Er Denselben aber, daß Sie sich wahren und nicht Beichte sitzen ohne Seine Erlaubniß. Kommt aber unser Herr, Dieselben zu besuchen, so bitten Sie für uns und für die dringendsten Nothdurften der Christenheit!

Zu Anfang des sechzehnten Jahrhunderts hatte sich der Geist der bildenden Kunst völlig aus der Barbarei des Mittelalters emporgehoben; zu freisinnigen, heitern Wirkungen war sie gelangt. Was aber sich in der edlen menschlichen Natur auf Verstand, Vernunft, Religion bezog, genoß keineswegs einer freien Wirkung. Im Norden kämpfte ein gebildeter Menschensinn gegen die plumpen Anmaßungen eines veralteten Herkommens; leider waren Worte und Vernunftgründe nicht hinreichend, man griff zu den Waffen. Tausende und aber Tausende, die ihr Seelenheil auf reinem, freiem Wege suchten, gingen an Leib und Gütern auf die grausamste Weise zu Grunde.

Im Süden selbst suchten edlere, schönere Geister sich von der Gewalt der alleberrschenden Kirche loszulösen, und wir glauben an Philipp Neri einen Versuch zu sehen, wie man wohl ein frommer Mann sein, auch ein Heiliger werden könne, ohne sich der Alleinherrschaft des Römischen Papstes zu unterwerfen. Freilich findet Neri für Gefühl und Einbildungskraft gerade in dem Element, welches von der römischen Kirche beherrscht wird, gleichfalls sein Behagen; sich ganz von ihr los zu halten, wird ihm deshalb unmöglich. Wie lange zaudert er, bis er sich in den Priesterstand begiebt, wie löst er sich ab von allem kirchlichen Schlendrian, und wie sucht er Lehre sowol als Leben heiter, sittlich und einwirkend praktisch zu machen!

Daß er zuletzt den Kardinalshut entschieden verschmäht, auf eine den Papst beleidigende Weise, zeugt, wie er sich von Banden frei zu erhalten gesucht hat. Sodann giebt die wunderliche, bis zum Komischen trutzige Korrespondenz, womit wir unsern Vortrag schlossen, ein lebendiges Zeugniß und versetzt uns einigermaßen in das Jahrhundert, welches der außerordentliche Mann beinahe durch sein Leben ausfüllt. Uns war es höchst merkwürdig, einen Heiligen anzutreffen, Zeitgenossen des Weltkindes Cellini, gleichfalls eines Florentiners, dessen Andenken wir so viele Aufmerksamkeit gewidmet. Auch sollte die Parallele zwischen Beiden ausführlicher behandelt werden und vielleicht noch einige andere bedeutende Existenzen, um durch mehrere Individuen ein lebendiges Bild der Zeit eigenthümlich hervorzurufen. Möge jedoch dasjenige, was hier von einem frommen, edlen Enthusiasmus vorgeführt worden, zu anmuthigen Vergleichungen einstweilen Anlaß geben!

Zweiter Römiſcher Aufenthalt.

Vom Juni 1787 bis April 1788.

Longa ſit huic aetas dominaeque potentia terrae,
Siquae sub hac oriens occiduusque dies.

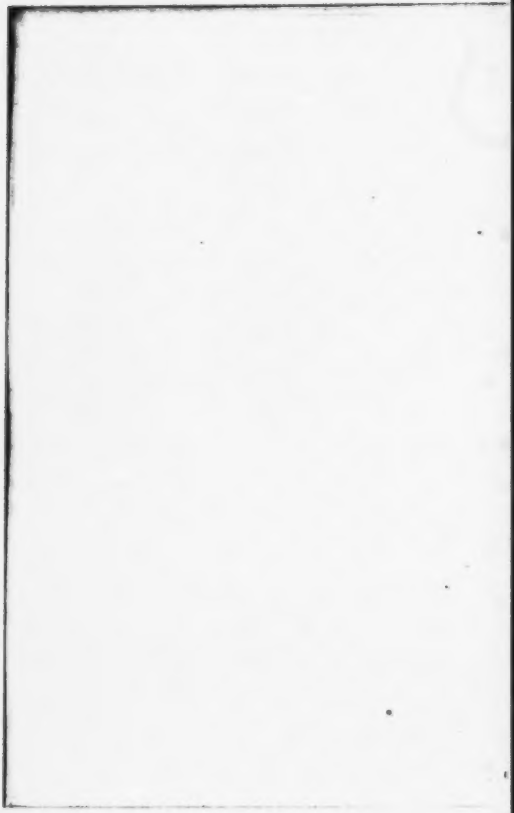

Juni.

Korrespondenz.

Rom, den 8. Juni.

Vorgestern bin ich glücklich wieder hier angelangt, und gestern hat der feierliche Frohnleichnamstag mich sogleich wieder zum Römer eingeweiht. Gern will ich gestehen, meine Abreise von Neapel machte mir einige Pein; nicht sowol die herrliche Gegend als eine gewaltige Lava hinter mir lassend, die von dem Gipfel aus ihren Weg nach dem Meere zu nahm, die ich wol hätte in der Nähe betrachten, deren Art und Weise, von der man so viel gelesen und erzählt hat, ich in meine Erfahrungen hätte mit aufnehmen sollen.

Heute jedoch ist meine Sehnsucht nach dieser großen Naturscene schon wieder ins Gleiche gebracht; nicht sowol das fromme Festgewirre, das bei einem imposanten Ganzen doch hie und da durch abgeschmacktes Einzelne den innern Sinn verletzt, sondern die Anschauung der Teppiche nach Raphael's Kartonen hat mich wieder in den Kreis höherer Betrachtungen zurückgeführt. Die vorzüglichsten, die ihm am Gewissesten ihren Ursprung verdanken, sind zusammen ausgebreitet, andere, wahrscheinlich von Schülern, Zeit- und Kunstgenossen erfundene schließen sich nicht unwürdig an und bedecken die grenzenlosen Räume.

Rom, den 16. Juni.

Laßt mich auch wieder, meine Lieben, ein Wort zu Euch reden! Mir geht es sehr wohl, ich finde mich immer mehr in mich zurück und lerne unterscheiden, was mir eigen und was mir fremd ist. Ich bin fleißig und nehme von allen Seiten ein

und wachse von innen heraus. Diese Tage war ich in Tivoli und habe eins der ersten Naturschauspiele gesehen. Es gehören die Wasserfälle dort mit den Ruinen und dem ganzen Komplex der Landschaft zu den Gegenständen, deren Bekanntschaft uns im tiefsten Grund reicher macht.

Am letzten Posttage habe ich versäumt zu schreiben. In Tivoli war ich sehr müde vom Spazierengehen und vom Zeichnen in der Hitze. Ich war mit Herrn Hackert draußen, der eine unglaubliche Meisterschaft hat, die Natur abzuschreiben und der Zeichnung gleich eine Gestalt zu geben. Ich habe in diesen wenigen Tagen viel von ihm gelernt.

Weiter mag ich gar nichts sagen. Das ist wieder ein Gipfel irdischer Dinge. Ein sehr komplizirter Fall in der Gegend bringt die herrlichsten Wirkungen hervor.

Herr Hackert hat mich gelobt und getadelt und mir weiter geholfen. Er that mir halb im Scherz halb im Ernst den Vorschlag, achtzehn Monate in Italien zu bleiben und mich nach guten Grundsätzen zu üben; nach dieser Zeit, versprach er mir, sollte ich Freude an meinen Arbeiten haben. Ich sehe auch wohl, was und wie man studiren muß, um über gewisse Schwierigkeiten hinauszukommen, unter deren Last man sonst sein ganzes Leben hinkriecht.

Noch eine Bemerkung. Jetzt fangen erst die Bäume, die Felsen, ja Rom selbst an, mir lieb zu werden; bisher hab' ich sie immer nur als fremd gefühlt; dagegen freuten mich geringe Gegenstände, die mit denen Aehnlichkeit hatten, die ich in der Jugend sah. Nun muß ich auch erst hier zu Hause werden, und doch kann ich's nie so innig sein als mit jenen ersten Gegenständen des Lebens. Ich habe Verschiedenes bezüglich auf Kunst und Nachahmung bei dieser Gelegenheit gedacht.

Während meiner Abwesenheit hatte Tischbein ein Gemälde von Daniel von Volterra im Kloster an der Porta del Popolo entdeckt; die Geistlichen wollten es für tausend Skudi hergeben, welche Tischbein als Künstler nicht aufzutreiben wußte. Er machte daher an Madame Angelika durch Meyer den Vorschlag, in den sie willigte, gedachte Summe auszahlte, das Bild zu sich nahm und später Tischbein die ihm kontraktmäßige Hälfte um ein Namhaftes abkaufte. Es war ein vortreffliches Bild, die Grablegung vorstellend, mit vielen Figuren. Eine von Meyer darnach sorgfältig hergestellte Zeichnung ist noch vorhanden.

Rom, den 20. Juni.

Nun hab' ich hier schon wieder treffliche Kunstwerke gesehen, und mein Geist reinigt und bestimmt sich. Doch brauchte ich wenigstens noch ein Jahr allein in Rom, um nach meiner Art den Aufenthalt nutzen zu können, und Ihr wißt, ich kann nichts auf andere Art. Jetzt, wenn ich scheide, werde ich nur wissen, welcher Sinn mir noch nicht aufgegangen ist, und so sei es denn eine Weile genug!

Der Herkules Farnese ist fort; ich hab' ihn noch auf seinen ächten Beinen gesehen, die man ihm nach so langer Zeit wiedergab. Nun begreift man nicht, wie man die ersten von Porta hat so lange gut finden können. Es ist nun eins der vollkommensten Werke alter Zeit. In Neapel wird der König ein Museum bauen lassen, wo Alles, was er von Kunstsachen besitzt, das Herkulanische Museum, die Gemälde von Pompeji, die Gemälde von Capo di Monte, die ganze Farnesische Erbschaft, vereinigt aufgestellt werden sollen. Es ist ein großes und schönes Unternehmen. Unser Landsmann Hackert ist die erste Triebfeder dieses Werks. Sogar der Toro Farnese soll nach Neapel wandern und dort auf der Promenade aufgestellt werden. Könnten sie die Carracci'sche Galerie aus dem Palaste mitnehmen, sie thäten's auch.

Rom, den 27. Juni.

Ich war mit Hackert in der Galerie Colonna, wo Poussin's, Claude's, Salvator Rosa's Arbeiten zusammen hängen. Er sagte mir viel Gutes und gründlich Gedachtes über diese Bilder; er hat einige davon kopirt und die andern recht aus dem Fundament studirt. Es freute mich, daß ich im Allgemeinen bei den ersten Besuchen in der Galerie ebendieselbe Vorstellung gehabt hatte. Alles, was er mir sagte, hat meine Begriffe nicht geändert, sondern nur erweitert und bestimmt. Wenn man nun gleich wieder die Natur ansehen und wieder finden und lesen kann, was Jene gefunden und mehr oder weniger nachgeahmt haben, das muß die Seele erweitern, reinigen und ihr zuletzt den höchsten anschauenden Begriff von Natur und Kunst geben. Ich will auch nicht mehr ruhen, bis mir nichts mehr Wort und Tradition, sondern lebendiger Begriff ist. Von

Jugend auf war mir dieſes mein Trieb und meine Plage; jetzt, da das Alter kommt, will ich wenigſtens das Erreichbare erreichen und das Thuliche thun, da ich ſo lange verdient und unverdient das Schickſal des Sisyphus und Tantalus erduldet habe.

Bleibt in der Liebe und Glauben an mich! Mit den Menſchen hab' ich jetzt ein leidlich Leben und eine gute Art Offenheit; ich bin wohl und freue mich meiner Tage.

Tiſchbein iſt ſehr brav, doch fürchte ich, er wird nie in einen ſolchen Zuſtand kommen, in welchem er mit Freude und Freiheit arbeiten kann. Mündlich mehr von dieſem auch wunderbaren Menſchen. Mein Porträt wird glücklich; es gleicht ſehr, und der Gedanke gefällt Jedermann. Angelika malt mich auch; daraus wird aber nichts. Es verdrießt ſie ſehr, daß es nicht gleichen und werden will. Es iſt immer ein hübſcher Burſche, aber keine Spur von mir.

Rom, den 30. Juni.

Das große Feſt St. Peter und Paul iſt endlich auch herangekommen; geſtern haben wir die Erleuchtung der Kuppel und das Feuerwerk vom Kaſtell geſehen. Die Erleuchtung iſt ein Anblick wie ein ungeheures Märchen, man traut ſeinen Augen nicht. Da ich neuerdings nur die Sachen und nicht, wie ſonſt, bei und mit den Sachen ſehe, was nicht da iſt, ſo müſſen mir ſo große Schauſpiele kommen, wenn ich mich freuen ſoll. Ich habe auf meiner Reiſe etwa ein halb Dutzend gezählt, und dieſes darf allerdings unter den erſten ſtehen. Die ſchöne Form der Kolonnade, der Kirche und beſonders der Kuppel erſt in einem feurigen Umriſſe und, wenn die Stunde vorbei iſt, in einer glühenden Maſſe zu ſehen, iſt einzig und herrlich. Wenn man bedenkt, daß das ungeheure Gebäude in dieſem Augenblick nur zum Gerüſte dient, ſo wird man wol begreifen, daß etwas Aehnliches in der Welt nicht ſein kann. Der Himmel war rein und hell, der Mond ſchien und dämpfte das Feuer der Lampen zum angenehmen Schein, zuletzt aber, wie Alles durch die zweite Erleuchtung in Gluth geſetzt wurde, ward das Licht des Mondes ausgelöſcht. Das Feuerwerk iſt wegen des Ortes ſchön, doch lange nicht verhältnißmäßig zur Erleuchtung. Heute Abend ſehen wir Beides noch einmal.

Nachts.

Auch das iſt vorüber. Es war ein ſchöner, klarer Himmel und der Mond voll; dadurch ward die Erleuchtung ſanfter, und es ſah ganz aus wie ein Märchen. Die ſchöne Form der Kirche und der Kuppel gleichſam in einem feurigen Aufriß zu ſehen, iſt ein großer und reizender Anblick.

Rom, Ende Juni.

Ich habe mich in eine zu große Schule begeben, als daß ich geſchwind wieder aus der Lehre gehen dürfte. Meine Kunſtkenntniſſe, meine kleinen Talente müſſen hier ganz durchgearbeitet, ganz reif werden, ſonſt bring' ich wieder Euch einen halben Freund zurück, und das Sehnen, Bemühen, Krabbeln und Schleichen geht von Neuem an. Ich würde nicht fertig werden, wenn ich Euch erzählen ſollte, wie mir auch wieder Alles dieſen Monat hier geglückt iſt, ja wie mir Alles auf einem Teller iſt präſentirt worden, was ich nur gewünſcht habe. Ich habe ein ſchönes Quartier, gute Hausleute. Tiſchbein geht nach Neapel, und ich beziehe ſein Studium, einen großen, kühlen Saal. Wenn Ihr mein gedenkt, ſo denkt an mich als an einen Glücklichen; ich will oft ſchreiben, und ſo ſind und bleiben wir zuſammen.

Auch neue Gedanken und Einfälle hab' ich genug; ich finde meine erſte Jugend bis auf Kleinigkeiten wieder, indem ich mir ſelbſt überlaſſen bin, und dann trägt mich die Höhe und Würde der Gegenſtände wieder ſo hoch und weit, als meine letzte Exiſtenz nur reicht. Mein Auge bildet ſich unglaublich, und meine Hand ſoll nicht ganz zurückbleiben. Es iſt nur ein Rom in der Welt, und ich befinde mich hier wie der Fiſch im Waſſer und ſchwimme oben wie eine Stückkugel im Queckſilber, die in jedem andern Fluidum untergeht. Nichts trübt die Atmoſphäre meiner Gedanken, als daß ich mein Glück nicht mit meinen Geliebten theilen kann. Der Himmel iſt jetzt herrlich heiter, ſo daß Rom nur Morgens und Abends einigen Nebel hat. Auf den Gebirgen aber, Albano, Caſtello, Frascati, wo ich vergangene Woche drei Tage zubrachte, iſt eine immer heitere, reine Luft. Da iſt eine Natur zu ſtudiren.

Bemerkung.

Indem ich nun meine Mittheilungen den damaligen Zuständen, Eindrücken und Gefühlen gemäß einrichten möchte und daher aus eigenen Briefen, welche freilich mehr als irgend eine spätere Erzählung das Eigenthümliche des Augenblicks darstellen, die allgemein interessanten Stellen auszuziehen anfange, so find' ich auch Freundesbriefe mir unter der Hand, welche hiezu noch vorzüglicher dienen möchten. Deßhalb ich denn solche briefliche Dokumente hie und da einzuschalten mich entschließe und hier sogleich damit beginne, von dem aus Rom scheidenden, in Neapel anlangenden Tischbein die lebhaftesten Erzählungen einzuführen. Sie gewähren den Vortheil, den Leser sogleich in jene Gegenden und in die unmittelbarsten Verhältnisse der Personen zu versetzen, besonders auch den Charakter des Künstlers aufzuklären, der so lange bedeutend gewirkt und, wenn er auch mitunter gar wunderlich erscheinen mochte, doch immer so in seinem Bestreben als in seinem Leisten ein dankbares Erinnern verdient.

Tischbein an Goethe.

Neapel, den 10. Juli.

Unsere Reise von Rom bis Capua war sehr glücklich und angenehm. In Albano kam Hackert zu uns; in Velletri speisten wir bei Kardinal Bergia und besahen dessen Museum, zu meinem besondern Vergnügen, weil ich Manches bemerkte, das ich im ersten Mal übergangen hatte. Um drei Uhr Nachmittags reisten wir wieder ab, durch die pontinischen Sümpfe, die mir diesesmal auch viel besser gefielen als im Winter, weil die grünen Bäume und Hecken diesen großen Ebenen eine anmuthige Verschiedenheit geben. Wir fanden uns kurz vor der Abenddämmerung in Mitte der Sümpfe, wo die Post wechselt. Während der Zeit aber, als die Postillons alle Beredsamkeit anwendeten, uns Geld abzunöthigen, fand ein muthiger Schimmelhengst

Gelegenheit, sich loszureißen und fortzurennen; das gab ein Schauspiel, welches uns viel Vergnügen machte.

Es war ein schneeweißes schönes Pferd von prächtiger Gestalt; er zerriß die Zügel, womit er angebunden war, backte mit den Vorderfüßen nach Dem, der ihn aufhalten wollte, schlug hinten aus und machte ein solches Geschrei mit Wiehern, daß Alles aus Furcht beiseite trat. Nun sprang er übern Graben und galoppirte über das Feld, beständig schnaubend und wiehernd. Schweif und Mähnen flatterten hoch in die Luft auf, und seine Gestalt in freier Bewegung war so schön, daß Alles ausrief: Che bellezze! Che bellezze! Dann lief er nah an einem andern Graben hin und wieder und suchte eine schmale Stelle, um überzuspringen, um zu den Fohlen und Stuten zu kommen, deren viele hundert jenseits weideten. Endlich gelang es ihm hinüberzuspringen, und nun setzte er unter die Stuten, die ruhig grasten. Die erschraken vor seiner Wildheit und seinem Geschrei, liefen in langer Reihe und flohen über das flache Feld vor ihm hin, er aber immer hinterdrein, indem er aufzuspringen versuchte.

Endlich trieb er eine Stute abseits; die eilte nun auf ein ander Feld zu einer andern zahlreichen Versammlung von Stuten. Auch diese, von Schrecken ergriffen, schlugen hinüber zu dem ersten Haufen. Nun war das Feld schwarz von Pferden, wo der weiße Hengst immer drunter herumsprang. Alles in Schrecken und Wildheit. Die Heerde lief in langen Reihen auf dem Felde hin und her; es sauste die Luft und donnerte die Erde, wo die Kraft der schweren Pferde überhinflog. Wir sahen lange mit Vergnügen zu, wie der Trupp von so vielen Hunderten auf dem Feld herumgaloppirte, bald in einem Klump, bald getheilt, jetzt zerstreut einzeln umherlaufend, bald in langen Reihen über den Boden hinrennend.

Endlich beraubte uns die Dunkelheit der einbrechenden Nacht dieses einzigen Schauspiels, und als der klarste Mond hinter den Bergen aufstieg, verloich das Licht unserer angezündeten Laternen. Doch da ich mich lange an seinem sanften Schein vergnügt hatte, konnte ich mich des Schlafs nicht mehr erwehren, und mit aller Furcht vor der ungesunden Luft schlief ich länger als eine Stunde und erwachte nicht eher, bis wir zu Terracina ankamen, wo wir die Pferde wechselten.

Hier waren die Postillons sehr artig wegen der Furcht, welche ihnen der Marchese Lucchesini eingejagt hatte; sie gaben

uns die besten Pferde und Führer, weil der Weg zwischen den großen Klippen und dem Meer gefährlich ist. Hier sind schon manche Unglücke geschehen, besonders Nachts, wo die Pferde leicht scheu werden. Während des Anspannens, und indessen man den Paß an die letzte römische Wache vorzeigte, ging ich zwischen den hohen Felsen und dem Meer spazieren und erblickte den größten Effekt: der dunkle Fels vom Mond glänzend erleuchtet, der eine lebhaft flimmernde Säule in das blaue Meer warf und bis auf die am Ufer schwankenden Wellen heranflimmerte.

Da oben, auf der Zinne des Berges, im dämmernden Blau, lagen die Trümmer von Genserich's zerfallener Burg; sie machte mich an vergangene Zeiten denken; ich fühlte des unglücklichen Konradin's Sehnsucht, sich zu retten, wie des Cicero und des Marius, die sich Alle in dieser Gegend geängstigt hatten.

Schön war es nun fernerhin, an dem Berg zwischen den großen herabgerollten Felsenklumpen am Saume des Meers im Mondlicht herzufahren. Deutlich beleuchtet waren die Gruppen der Olivenbäume, Palmen und Pinien bei Fondi; aber die Vorzüge der Zitronenwälder vermißte man, sie stehen nur in ihrer ganzen Pracht, wenn die Sonne auf die goldglänzenden Früchte scheint. Nun ging es über den Berg, wo die vielen Oliven- und Johannisbrodbäume stehen, und es war schon Tag geworden, als wir bei den Ruinen der antiken Stadt, wo die vielen Ueberbleibsel von Grabmälern sind, ankamen. Das größte darunter soll dem Cicero errichtet worden sein, eben an dem Ort, wo er ermordet worden. Es war schon einige Stunden Tag, als wir an dem erfreulichen Meerbusen zu Mola di Gaeta ankamen. Die Fischer mit ihrer Beute kehrten schon wieder zurück; das machte den Strand sehr lebhaft. Einige trugen die Fische und Meerfrüchte in Körben weg, die Andern bereiteten die Garne schon wieder auf einen künftigen Fang. Von da fuhren wir nach Garigliano, wo Cavaliere Venuti graben läßt. Hier verließ uns Hackert; denn er eilte nach Caserta, und wir gingen, abwärts von der Straße, herunter an das Meer, wo ein Frühstück für uns bereitet war, welches wol für ein Mittagessen gelten konnte. Hier waren die ausgegrabenen Antiken aufgehoben, die aber jämmerlich zerschlagen sind. Unter andern schönen Sachen findet sich ein Bein von einer Statue, die dem Apoll von Belvedere nicht

viel nachgeben mag. Es wär' ein Glück, wenn man das Uebrige dazu fände.

Wir hatten uns aus Müdigkeit etwas schlafen gelegt, und da wir wieder erwachten, fanden wir uns in Gesellschaft einer angenehmen Familie, die in dieser Gegend wohnt, um uns ein Mittagsmahl zu geben, welche Aufmerksamkeit wir freilich Herrn Hackert schuldig sein mochten, der sich aber schon entfernt hatte. Es stand also wieder aufs Neue ein Tisch bereitet; ich aber konnte nicht essen noch sitzen bleiben, so gut auch die Gesellschaft war, sondern ging am Meer trauren zwischen den Steinen, worunter sich sehr wunderliche befanden, besonders Vieles durch Meerinsekten durchlöchert, deren einige aussahen wie ein Schwamm.

Hier begegnete mir auch etwas recht Vergnügliches. Ein Ziegenhirt trieb an den Strand des Meeres; die Ziegen kamen in das Wasser und kühlten sich ab. Nun kam auch der Schweinehirt dazu, und unter der Zeit, daß die beiden Heerden sich in den Wellen erfrischten, setzten sich beide Hirten in den Schatten und machten Musik, der Schweinehirt auf einer Flöte, der Ziegenhirt auf dem Dudelsack. Endlich ritt ein erwachsener Knabe nackend heran und ging so tief in das Wasser, so tief, daß das Pferd mit ihm schwamm. Das sah nun gar schön aus, wenn der wohlgewachsene Junge so nah ans Ufer kam, daß man seine ganze Gestalt sah und er sodann wieder in das tiefe Meer zurückkehrte, wo man nichts weiter sah als den Kopf des schwimmenden Pferdes, ihn aber bis an die Schultern.

Um drei Uhr Nachmittag fuhren wir weiter, und als wir Capua drei Meilen hinter uns gelassen hatten, es war schon eine Stunde in der Nacht, zerbrachen wir das Hinterrad unseres Wagens. Das hielt uns einige Stunden auf, um ein anderes an die Stelle zu nehmen. Da aber dieses geschehen war und wir abermals einige Meilen zurückgelegt hatten, brach die Achse. Hierüber wurden wir sehr verdrießlich; wir waren so nah bei Neapel und konnten doch unsere Freunde nicht sprechen. Endlich langten wir einige Stunden nach Mitternacht daselbst an, wo wir noch so viele Menschen auf der Straße fanden, als man in einer andern Stadt kaum um Mittag findet.

Hier hab' ich nun alle unsere Freunde gesund und wohl angetroffen, die sich alle freuten, dasselbe von Ihnen zu hören. Ich wohne bei Herrn Hackert im Hause. Vorgestern war ich mit Ritter Hamilton zu Pausilippo auf seinem Lusthause. Da

kann man denn freilich nichts Herrlicheres auf Gottes Erdboden schauen. Nach Tische schwammen ein Dutzend Jungen in dem Meere; das war schön anzusehen. Die vielen Gruppen und Stellungen, welche sie in ihren Spielen machten! Er bezahlt sie dafür, damit er jeden Nachmittag diese Lust habe. Hamilton gefällt mir außerordentlich wohl; ich sprach Vieles mit ihm, sowol hier im Haus als auch, da wir auf dem Meer spazieren fuhren. Es freute mich außerordentlich, so viel von ihm zu erfahren, und hoffe noch viel Gutes von diesem Manne. Schreiben Sie mir doch die Namen Ihrer übrigen hiesigen Freunde, damit ich auch sie kennen lernen und grüßen kann. Bald sollen Sie Mehreres von hier vernehmen. Grüßen Sie alle Freunde, besonders Angelika und Reiffenstein!

N. S. Ich finde es in Neapel sehr viel heißer als in Rom, nur mit dem Unterschied, daß die Luft gesünder ist und auch beständig etwas frischer Wind weht, aber die Sonne hat viel mehr Kraft; die ersten Tage war es mir fast unerträglich. Ich habe blos von Eis und Schneewasser gelebt.

Später, ohne Datum.

Gestern hätt' ich Sie in Neapel gewünscht: einen solchen Lärmen, eine solche Volksmenge, die nur da war, um Eßwaaren einzukaufen, hab' ich in meinem Leben nicht gesehen, aber auch so viele dieser Eßwaaren sieht man nie wieder beisammen. Von allen Sorten war die große Straße Toledo fast bedeckt. Hier bekommt man erst eine Idee von einem Volk, das in einer so glücklichen Gegend wohnt, wo die Jahreszeit täglich Früchte wachsen läßt. Denken Sie sich, daß heute 500,000 Menschen im Schmausen begriffen sind, und das auf Neapolitaner Art. Gestern und heute war ich an einer Tafel, wo gefressen ist worden, daß ich erstaunt bin; ein sündiger Ueberfluß war da. Kniep saß auch dabei und übernahm sich so von allen den leckern Speisen zu essen, daß ich fürchtete, er platze; aber ihn rührte es nicht, und er erzählte dabei immer von dem Appetit, den er auf dem Schiff und in Sizilien gehabt habe, indessen Sie für Ihr gutes Geld theils aus Uebelbefinden, theils aus Verdruß gefastet und so gut als gehungert.

Heute ist schon Alles aufgefressen worden, was gestern verkauft wurde, und man sagt, morgen sei die Straße wieder so voll, als sie gestern war. Toledo scheint ein Theater, wo

man den Ueberfluß zeigen will. Die Boutiquen sind alle ausgeziert mit Eßwaaren, die sogar über die Straße in Guirlanden hinüberhängen, die Würstchen zum Theil vergoldet und mit rothen Bändern gebunden; die wälschen Hähne haben alle eine rothe Fahne im Hintern stecken: deren sind gestern 30,000 verkauft worden; dazu rechne man die, welche die Leute im Hause fett machen! Die Zahl der Eier, mit Kapaunen beladen, sowie der andern, mit kleinen Pomeranzen belastet, die großen, auf dem Pflaster aufgeschütteten Haufen solcher Goldfrüchte erschrecken Einen. Aber am Schönsten möchten doch die Boutiquen sein, wo grüne Sachen verkauft werden, und die, wo Rosinentrauben, Feigen und Melonen aufgesetzt sind: Alles so zierlich zur Schau geordnet, daß es Auge und Herz erfreut. Neapel ist ein Ort, wo Gott häufig seinen Segen giebt für alle Sinne.

Später, ohne Datum.

Hier haben Sie eine Zeichnung von den Türken, die hier gefangen liegen. Der „Herkules", wie es erst hieß, hat sie nicht genommen, sondern ein Schiff, welches die Korallenfischer begleitete. Die Türken sahen dieses christliche Fahrzeug und machten sich dran, um es wegzunehmen; aber sie fanden sich betrogen, denn die Christen waren stärker, und so wurden sie überwältigt und gefangen hierher geführt. Es waren dreißig Mann auf dem christlichen Schiffe, vierundzwanzig auf dem türkischen; sechs Türken blieben im Gefechte, einer ist verwundet; von den Christen ist kein einziger geblieben, die Madonna hat sie beschützt.

Der Schiffer hat eine große Beute gemacht; er fand sehr viel Geld und Waaren, Seidenzeug und Kaffee, auch einen reichen Schmuck, welcher einer jungen Mohrin gehörte.

Es war merkwürdig, die vielen tausend Menschen zu sehen, welche Kahn an Kahn dahin fuhren, um die Gefangenen zu beschauen, besonders die Mohrin. Es fanden sich verschiedene Liebhaber, die sie kaufen wollten und viel Geld boten; aber der Kapitän will sie nicht weggeben.

Ich fuhr alle Tage hin und fand einmal den Ritter Hamilton und Miß Harte, die sehr gerührt war und weinte. Da das die Mohrin sah, fing sie auch an zu weinen; die Miß wollte sie kaufen, der Kapitän aber hartnäckig sie nicht hergeben. Jetzt sind sie nicht mehr hier. Die Zeichnung besagt das Weitere.

Nachtrag.

Päpstliche Teppiche.

Die große Aufopferung, zu der ich mich entschloß, eine von dem Gipfel des Bergs bis beinahe ans Meer herabströmende Lava hinter mir zu lassen, ward mir durch den erreichten Zweck reichlich vergolten, durch den Anblick der Teppiche, welche, am Frohnleichnamstag aufgehängt, uns an Raphael, seine Schüler, seine Zeit auf das Glänzendste erinnerten.

In den Niederlanden hatte das Teppichwirken mit stehendem Zettel, Hauteliſſe genannt, sich schon auf den höchsten Grad erhoben. Es ist mir nicht bekannt geworden, wie sich nach und nach die Fertigung der Teppiche entwickelt und gesteigert hat. In dem zwölften Jahrhundert mag man noch die einzelnen Figuren durch Stickerei oder auf sonst eine Weise fertig gemacht und sodann durch besonders gearbeitete Zwischenstücke zusammengesetzt haben. Dergleichen finden wir noch über den Chorstühlen alter Domkirchen, und hat die Arbeit etwas Aehnliches mit den bunten Fensterscheiben, welche auch zuerst aus ganz kleinen farbigen Glasstückchen ihre Bilder zusammengesetzt haben. Bei den Teppichen vertrat Nadel und Faden das Loth und die Zinnstäbchen. Alle frühen Anfänge der Kunst und Technik sind von dieser Art; wir haben kostbare chinesische Teppiche, auf gleiche Weise gefertigt, vor Augen gehabt.

Wahrscheinlich durch orientalische Muster veranlaßt, hatte man in den handels- und prachtreichen Niederlanden zu Anfang des sechzehnten Jahrhunderts diese kunstreiche Technik schon aufs Höchste getrieben; dergleichen Arbeiten gingen schon wieder nach dem Orient zurück und waren gewiß auch in Rom bekannt, wahrscheinlich nach unvollkommenen, in Byzantinischem Sinne gemodelten Mustern und Zeichnungen. Der große und in manchem, besonders auch ästhetischem Sinn freie Geist Leo X. mochte nun auch, was er auf Wänden abgebildet sah, gleichmäßig frei und groß in seiner Umgebung auf Teppichen erblicken, und auf seine Veranlassung fertigte Raphael die Kar-

tone: glücklicherweise solche Gegenstände, welche Christi Bezug zu seinen Aposteln, sodann aber die Wirkungen solcher begabten Männer nach dem Heimgange des Meisters vorstellten.

Am Frohnleichnamstage nun lernte man erst die wahre Bestimmung der Teppiche kennen; hier machten sie Kolonnaden und offene Räume zu prächtigen Sälen und Wandelgängen, und zwar indem sie das Vermögen des begabtesten Mannes uns entschieden vor Augen stellen und uns das glücklichste Beispiel geben, wo Kunst und Handwerk in beiderseitiger Vollendung sich auf ihrem höchsten Punkte lebendig begegnen.

Die Raphaelischen Kartone, wie sie bis jetzt in England verwahrt sind, bleiben noch immer die Bewunderung der Welt; einige rühren gewiß von dem Meister allein her, andere mögen nach seinen Zeichnungen, seiner Angabe, andere sogar erst, nachdem er abgeschieden war, gefertigt sein. Alles bezeugte große, übereintreffende Kunstbestimmung, und die Künstler aller Nationen strömten hier zusammen, um ihren Geist zu erheben und ihre Fähigkeiten zu steigern.

Dies giebt uns Veranlassung, über die Tendenz der deutschen Künstler zu denken, welche Hochschätzung und Neigung gegen seine ersten Werke hinzog und wovon schon damals leise Spuren sich bemerken ließen.

Mit einem talentreichen, zarten Jüngling, der im Sanften, Anmuthigen, Natürlichen verweilt, fühlt man sich in jeder Kunst näher verwandt; man wagt es zwar nicht, sich mit ihm zu vergleichen, doch im Stillen mit ihm zu wetteifern, von sich zu hoffen, was er geleistet hat.

Nicht mit gleichem Behagen wenden wir uns an den vollendeten Mann; denn wir ahnen die furchtbaren Bedingungen, unter welchen allein sich selbst das entschiedenste Naturell zum Letztmöglichen des Gelingens erheben kann, und wollen wir nicht verzweifeln, so müssen wir uns zurückwenden und uns mit dem Strebenden, dem Werdenden vergleichen.

Dies ist die Ursache, warum die deutschen Künstler Neigung, Verehrung, Zutrauen zu dem Aeltern, Unvollkommenen wendeten, weil sie sich daneben auch für etwas halten konnten und sich mit der Hoffnung schmeicheln durften, das in ihrer Person zu leisten, wozu dennoch eine Folge von Jahrhunderten erforderlich gewesen.

Kehren wir zu Raphael's Kartonen zurück und sprechen aus, daß sie alle männlich gedacht sind; sittlicher Ernst, ahnungs-

volle Größe walten überall, und obgleich hie und da geheimnißvoll, werden sie doch Denjenigen durchaus klar, welche von dem Abschiede des Erlösers und den wundervollen Gaben, die er seinen Jüngern hinterließ, aus den heiligen Schriften genugsam unterrichtet sind.

Nehmen wir vor allen die Beschämung und Bestrafung des Ananias vor Augen, da uns denn jederzeit der kleine dem Marc-Anton nicht unbillig zugeschriebene Kupferstich, nach einer ausführlichen Zeichnung Raphael's, die Nachbildung der Karrone von Dorigny und die Vergleichung beider hinlänglichen Dienst leisten. Wenig Kompositionen wird man dieser an die Seite setzen können; hier ist ein großer Begriff, eine in ihrer Eigenthümlichkeit höchst wichtige Handlung in ihrer vollkommensten Mannichfaltigkeit auf das Klarste dargestellt.

Die Apostel, als fromme Gabe das Eigenthum eines Jeden in den allgemeinen Besitz darzubringen erwartend; die herangebrachten Gläubigen auf der einen, die empfangenden Dürftigen auf der andern Seite, und in der Mitte der Defraudirende, gräßlich bestraft: eine Anordnung, deren Symmetrie aus dem Gegebenen hervorgeht und welche wieder durch die Erfordernisse des Darzustellenden nicht sowol verborgen als belebt wird; wie ja die unerläßliche symmetrische Proportion des menschlichen Körpers erst durch mannichfaltige Lebensbewegung eindringliches Interesse gewinnt.

Wenn nun bei Anschauung dieses Kunstwerkes der Bemerkungen kein Ende sein würde, so wollen wir hier nur noch ein wichtiges Verdienst dieser Darstellung auszeichnen. Zwei männliche Personen, welche herankommend zusammengepackte Kleidungsstücke tragen, gehören nothwendig zu Ananias; aber wie will man hieraus erkennen, daß ein Theil davon zurückgeblieben und dem Gemeingut unterschlagen werden? Hier werden wir aber auf eine junge, hübsche Weibsperson aufmerksam gemacht, welche mit einem heitern Gesichte aus der rechten Hand Geld in die linke zählt, und sogleich erinnern wir uns an das edle Wort: „Die Linke soll nicht wissen, was die Rechte giebt," und zweifeln nicht, daß hier Saphira gemeint sei, welche das den Aposteln einzureichende Geld abzählt, um noch Einiges zurückzubehalten, welches ihre heiter lustige Miene anzudeuten scheint. Dieser Gedanke ist erstaunenswürdig und furchtbar, wenn man sich ihm hingiebt. Vor uns der Gatte, schon versenkt und bestraft, am Boden in gräßlicher Zuckung sich windend;

wenig hinterwärts, das Vergehende nicht gewahr werdend, die Gattin, sicher argliſtig ſinnend, die Göttlichen zu bevortheilen, ohne Ahnung, welchem Schickſal ſie entgegengeht. Ueberhaupt ſteht dieſes Bild als ein ewiges Problem vor uns da, welches wir immer mehr bewundern, je mehr uns deſſen Auflöſung möglich und klar wird. Die Vergleichung des Marc-Antoniſchen Kupfers nach einer gleich großen Zeichnung Raphael's und des größern von Dorigny nach dem Karton führt uns abermals in die Tiefe der Betrachtung, mit welcher Weisheit ein ſolches Talent bei einer zweiten Behandlung derſelben Kompoſition Veränderungen und Steigerungen zu bewirken gewußt hat. Bekennen wir gern, daß ein ſolches Studium uns zu den ſchönſten Freuden eines langen Lebens gedient hat.

Juli.

Korrespondenz.

Rom, den 6. Juli.

Mein jetziges Leben sieht einem Jugendtraume völlig ähnlich; wir wollen sehen, ob ich bestimmt bin, ihn zu genießen oder zu erfahren, daß auch dieses wie so vieles Andere nur eitel ist. Tischbein ist fort, sein Studium aufgeräumt, ausgestäubt und ausgewaschen, so daß ich nun gerne drin sein mag. Wie nöthig ist's, in der jetzigen Zeit ein angenehmes Zuhause zu haben! Die Hitze ist gewaltig. Morgens mit Sonnenaufgang steh' ich auf und gehe nach der Acqua acetosa, einem Sauerbrunnen, ungefähr eine halbe Stunde von dem Thor, an dem ich wohne, trinke das Wasser, das wie ein schwacher Schwalbacher schmeckt, in diesem Klima aber schon sehr wirksam ist. Gegen acht Uhr bin ich wieder zu Hause und bin fleißig auf alle Weise, wie es die Stimmung nur geben will. Ich bin recht wohl. Die Hitze schafft alles Flußartige weg und treibt, was Schärfe im Körper ist, nach der Haut, und es ist besser, daß ein Uebel juckt, als daß es reißt und zieht. Im Zeichnen fahr' ich fort, Geschmack und Hand zu bilden; ich habe Architektur angefangen ernstlicher zu treiben; es wird mir Alles erstaunend leicht, das heißt der Begriff; denn die Ausübung erfordert ein Leben. Was das Beste war: ich hatte keinen Eigendünkel und keine Prätension, ich hatte nichts zu verlangen, als ich herkam. Und nun dringe ich nur drauf, daß mir nichts Name, nichts Wort bleibe. Was schön, groß, ehrwürdig gehalten wird, will ich mit eigenen Augen sehen und erkennen. Ohne Nachahmung ist dies nicht möglich. Nun muß ich mich an die Gipskepse setzen. Die rechte Methode wird mir von Künstlern angedeutet. Ich halte mich zusammen, was möglich ist.

Am Anfang der Woche konnt' ich's nicht absagen, hie und da zu essen. Nun wollen sie mich hier- und dahin haben; ich lasse es vorübergehen und bleibe in meiner Stille. Moritz, einige Landsleute im Hause, ein wackerer Schweizer sind mein gewöhnlicher Umgang. Zu Angelika und Rath Reifenstein geh' ich auch, überall mit meiner nachdenklichen Art, und Niemand ist, dem ich mich eröffnete. Luccheſini ist wieder hier, der alle Welt sieht und den man sieht wie alle Welt. Ein Mann, der sein Metier recht macht, wenn ich mich nicht sehr irre. Nächstens schreib' ich Dir von einigen Personen, die ich bald zu kennen hoffe.

Egmont ist in der Arbeit, und ich hoffe, er wird gerathen. Wenigstens hab' ich immer unter dem Machen Symptome gehabt, die mich nicht betrogen haben. Es ist recht sonderbar, daß ich so oft bin abgehalten worden, das Stück zu endigen, und daß es nun in Rom fertig werden soll. Der erste Akt ist ins Reine und zur Reise; es sind ganze Scenen im Stücke, an die ich nicht zu rühren brauche.

Ich habe über allerlei Kunst so viel Gelegenheit zu denken, daß mein Wilhelm Meister recht anschwillt. Nun sollen aber die alten Sachen voraus weg; ich bin alt genug, und wenn ich noch etwas machen will, darf ich mich nicht säumen. Wie Du Dir leicht denken kannst, hab' ich hundert neue Dinge im Kopfe, und es kommt nicht aufs Denken, es kommt aufs Machen an; das ist ein verwünschtes Ding, die Gegenstände hinzusetzen, daß sie nun einmal so und nicht anders dastehen. Ich möchte nun recht viel von der Kunst sprechen, doch ohne die Kunstwerke was will man sagen? Ich hoffe über manche Kleinheit wegzurücken; drum gönnt mir meine Zeit, die ich hier so wunderbar und sonderbar zubringe, gönnt mir sie durch den Beifall Eurer Liebe!

Ich muß diesmal schließen und wider Willen eine leere Seite schicken. Die Hitze des Tages war groß, und gegen Abend bin ich eingeschlafen.

Rom, den 9. Juli.

Ich will künftig Einiges die Woche über schreiben, daß nicht die Hitze des Posttags oder ein anderer Zufall mich hindere, Euch ein vernünftiges Wort zu sagen.

Gestern hab' ich Vieles gesehen und wiedergesehen; ich bin vielleicht in zwölf Kirchen gewesen, wo die schönsten Altarblätter sind. Dann war ich mit Angelika bei dem Engländer Moore, einem Landschaftsmaler, dessen Bilder meist trefflich gedacht sind. Unter andern hat er eine Sündflutd gemalt, das etwas Einziges ist. Anstatt daß Andere ein offenes Meer genommen haben, das immer nur die Idee von einem weiten, aber nicht hohen Wasser giebt, hat er ein geschlossenes hohes Bergthal vorgestellt, in welches die immer steigenden Wasser endlich auch hereinstürzen. Man sieht an der Form der Felsen, daß der Wasserstand sich den Gipfeln nähert, und dadurch, daß es hinten zuvor zugeschlossen ist, die Klippen alle steil sind, macht es einen fürchterlichen Effekt. Es ist gleichsam nur grau in grau gemalt; das schmutzige aufgewühlte Wasser, der triefende Regen verbinden sich aufs Innigste; das Wasser stürzt und trieft von den Felsen, als wenn die ungeheuern Massen sich auch in dem allgemeinen Elemente auflösen wollten, und die Sonne blickt wie ein trüber Mond durch den Wasserflor durch, ohne zu erleuchten, und doch ist es nicht Nacht. In der Mitte des Vordergrundes ist eine flache, isolirte Felsenplatte, auf die sich einige hilflose Menschen retten in dem Augenblick, daß die Fluth heranschwillt und sie bedecken will. Das Ganze ist unglaublich gut gedacht. Das Bild ist groß. Es kann sieben bis acht Fuß lang und fünf bis sechs Fuß hoch sein. Von den andern Bildern, einem herrlich schönen Morgen, einer trefflichen Nacht, sag' ich gar nichts.

Drei volle Tage war Fest auf Ara coeli wegen der Beatifikation zweier Heiligen aus dem Orden des heiligen Franciscus. Die Dekoration der Kirche, Musik, Illumination und Feuerwerk des Nachts zog eine große Menge Volks dahin. Das nah gelegene Kapitol war mit erleuchtet, und die Feuerwerke wurden auf dem Platz des Kapitols abgebrannt. Das Ganze zusammen machte sich sehr schön, obgleich es nur ein Nachspiel von St. Peter war. Die Römerinnen zeigen sich bei dieser Gelegenheit, von ihren Männern oder Freunden begleitet, des Nachts weiß gekleidet mit einem schwarzen Gürtel und sind schön und artig. Auch ist im Corso jetzt des Nachts häufiger Spaziergang und Fahrt, da man des Tags nicht aus dem Hause geht. Die Hitze ist sehr leidlich und diese Tage her immer ein kühles Windchen wehend. Ich halte mich in meinem kühlen Saale und bin still und vergnügt.

Ich bin fleißig, mein Egmont rückt sehr vor. Sonderbar ist's, daß sie eben jetzt in Brüssel die Scene spielen, wie ich sie vor zwölf Jahren aufschrieb; man wird Vieles jetzt für Pasquill halten.

Rom, den 16. Juli Nachts.

Es ist schon weit in der Nacht, und man merkt es nicht; denn die Straße ist voll Menschen, die singend, auf Zithern und Violinen spielend, mit einander wechselnd, auf- und abgehen. Die Nächte sind kühl und erquickend, die Tage nicht unleidlich heiß.

Gestern war ich mit Angelika in der Farnesina, wo die Fabel der Psyche gemalt ist. Wie oft und unter wie manchen Situationen hab' ich die bunten Kopien dieser Bilder in meinen Zimmern mit Euch angesehen! Es fiel mir recht auf, da ich sie eben durch jene Kopien fast auswendig weiß. Dieser Saal oder vielmehr Galerie ist das Schönste, was ich von Dekoration kenne, so viel auch jetzt dran verdorben und restaurirt ist.

Heute war Thierhetze in dem Grabmal des August. Dieses große, inwendig leere, oben offene, ganz runde Gebäude ist jetzt zu einem Kampfplatz, zu einer Ochsenhetze eingerichtet, wie eine Art Amphitheater. Es wird vier- bis fünftausend Menschen fassen können. Das Schauspiel selbst hat mich nicht sehr erbaut.

Dienstag den 17. Juli

war ich Abends bei Albacini, dem Restaurator antiker Statuen, um einen Torso zu sehen, den sie unter den Farnesischen Besitzungen, die nach Neapel gehen, gefunden haben. Es ist ein Torso eines sitzenden Apoll's und hat an Schönheit vielleicht nicht seinesgleichen; wenigstens kann er unter die ersten Sachen gesetzt werden, die vom Alterthum übrig sind.

Ich speiste bei Graf Frieß; Abbate Casti, der mit ihm reist, recitirte eine seiner Novellen, „Der Erzbischof von Prag", die nicht sehr ehrbar, aber außerordentlich schön in Ottave rime geschrieben ist. Ich schätzte ihn schon als den Verfasser meines beliebten Re Teodoro in Venezia. Er hat nun einen

Re Teodoro in Corsica geschrieben, wovon ich den ersten Akt gelesen habe; auch ein ganz allerliebstes Werk.

Graf Frieß kauft viel und hat unter andern eine Madonna von Andrea del Sarto für 600 Zechinen gekauft. Im vergangenen März hatte Angelika schon 450 drauf geboten, hätte auch das Ganze dafür gegeben, wenn ihr attenter Gemahl nicht etwas einzuwenden gehabt hätte. Nun reut sie's Beide. Es ist ein unglaublich schön Bild; man hat keine Idee von so etwas, ohne es gesehen zu haben.

Und so kommt tagtäglich etwas Neues zum Vorschein, was, zu dem Alten und Bleibenden gesellt, ein großes Vergnügen gewährt. Mein Auge bildet sich gut aus, mit der Zeit könnte ich Kenner werden.

Tischbein beschwert sich in einem Briefe über die entsetzliche Hitze in Neapel. Hier ist sie auch stark genug. Am Dienstag soll es so heiß gewesen sein, als Fremde es nicht in Spanien und Portugal empfunden.

Egmont ist schon bis in den vierten Akt gediehen; ich hoffe, er soll Euch Freude machen. In drei Wochen denke ich fertig zu sein, und ich schicke ihn gleich an Herder'n ab.

Gezeichnet und illuminirt wird auch fleißig. Man kann nicht aus dem Hause gehen, nicht die kleinste Promenade machen, ohne die würdigsten Gegenstände zu treffen. Meine Vorstellung, mein Gedächtniß füllt sich voll unendlich schöner Gegenstände.

Rom, den 20. Juli.

Ich habe recht diese Zeit her zwei meiner Kapitalfehler, die mich mein ganzes Leben verfolgt und gepeinigt haben, entdecken können. Einer ist, daß ich nie das Handwerk einer Sache, die ich treiben wollte oder sollte, lernen mochte. Daher ist gekommen, daß ich mit so viel natürlicher Anlage so wenig gemacht und gethan habe. Entweder es war durch die Kraft des Geistes gezwungen, gelang oder mißlang, wie Glück und Zufall es wollten, oder wenn ich eine Sache gut und mit Ueberlegung machen wollte, war ich furchtsam und konnte nicht fertig werden. Der andere, nah verwandte Fehler ist, daß ich nie so viel Zeit auf eine Arbeit oder Geschäft wenden mochte, als dazu erfordert wird. Da ich die Glückseligkeit genieße, sehr

viel in kurzer Zeit denken und kombiniren zu können, so ist mir eine schrittweise Ausführung nejos und unerträglich. Nun dächt' ich, wäre Zeit und Stunde da, sich zu korrigiren. Ich bin im Land der Künste; laßt uns das Fach durcharbeiten, damit wir für unser übriges Leben Ruh und Freude haben und an was Anders gehen können!

Rom ist ein herrlicher Ort dazu. Nicht allein die Gegenstände aller Art sind hier, sondern auch Menschen aller Art, denen es Ernst ist, die auf den rechten Wegen gehen, mit denen man sich unterhaltend gar beauem und schleunig weiter bringen kann. Gott sei Dank, ich fange an, von Andern lernen und annehmen zu können!

Und so befinde ich mich an Leib und Seele wohler als jemals. Möchtet Ihr es an meinen Produktionen sehen und meine Abwesenheit preisen! Durch das, was ich mache und denke, häng' ich mit Euch zusammen; übrigens bin ich freilich sehr allein und muß meine Gespräche modificiren. Doch das ist hier leichter als irgendwo, weil man mit Jedem etwas Interessantes zu reden hat.

Mengs sagt irgendwo vom Apoll von Belvedere, daß eine Statue, die zu gleich großem Stil mehr Wahrheit des Fleisches gesellte, das Größte wäre, was der Mensch sich denken könnte. Und durch jenen Torso eines Apoll's oder Bacchus', dessen ich schon gedacht, scheint sein Wunsch, seine Prophezeiung erfüllt zu sein. Mein Auge ist nicht genug gebildet, um in einer so delikaten Materie zu entscheiden; aber ich bin selbst geneigt, diesen Rest für das Schönste zu halten, was ich je gesehen habe. Leider ist es nicht allein nur Torso, sondern auch die Epiderm ist an vielen Orten weggewaschen; er muß unter einer Traufe gestanden haben.

Sonntag den 22. Juli

aß ich bei Angelika; es ist nun schon hergebracht, daß ich ihr Sonntagsgast bin. Vorher fuhren wir nach dem Palast Barberini, den trefflichen Leonard da Vinci und die Geliebte des Raphael, von ihm selbst gemalt, zu sehen. Mit Angelika ist es gar angenehm, Gemälde zu betrachten, da ihr Auge sehr gebildet und ihre mechanische Kunstkenntniß so groß ist. Dabei

ist sie sehr für alles Schöne, Wahre, Zarte empfindlich und unglaublich bescheiden.

Nachmittags war ich beim Chevalier d'Agincourt, einem reichen Franzosen, der seine Zeit und sein Geld anwendet, eine Geschichte der Kunst von ihrem Verfall bis zur Auflebung zu schreiben. Die Sammlungen, die er gemacht hat, sind höchst interessant. Man sieht, wie der Menschengeist während der trüben und dunkeln Zeit immer geschäftig war. Wenn das Werk zusammenkommt, wird es sehr merkwürdig sein.

Jetzt habe ich etwas vor, daran ich viel lerne; ich habe eine Landschaft erfunden und gezeichnet, die ein geschickter Künstler, Dies, in meiner Gegenwart kolorirt; dadurch gewöhnt sich Auge und Geist immer mehr an Farbe und Harmonie. Ueberhaupt geht es gut fort, ich treibe nur, wie immer, zu viel. Meine größte Freude ist, daß mein Auge sich an sichern Formen bildet und sich an Gestalt und Verhältniß leicht gewöhnt und dabei mein alt Gefühl für Haltung und Ganzes recht lebhaft wiederkehrt. Auf Uebung käme nun Alles an.

Montag den 23. Juli

bestieg ich Abends die Trajanische Säule, um des unschätzbaren Anblicks zu genießen. Von dort oben herab, bei untergehender Sonne nimmt sich das Coliseo ganz herrlich aus: das Kapitol ganz nahe, der Palatin dahinter, die Stadt, die sich anschließt. Ich ging erst spät und langsam durch die Straßen zurück. Ein merkwürdiger Gegenstand ist der Platz von Monte Cavallo mit dem Obelisken.

Dienstag den 24. Juli.

Nach der Villa Patrizi, um die Sonne untergehen zu sehen, der frischen Luft zu genießen, meinen Geist recht mit dem Bilde der großen Stadt anzufüllen, durch die langen Linien meinen Gesichtskreis auszuweiten und zu vereinfachen, durch die vielen schönen und mannichfaltigen Gegenstände zu bereichern. Diesen Abend sah ich den Platz der Antoninischen Säule, den Palast Chigi, vom Mond erleuchtet, und die Säule, von Alter schwarz, vor dem hellern Nachthimmel, mit einem

weißen, glänzenden Piedestal. Und wie viel andere unzählige schöne einzelne Gegenstände trifft man auf so einer Promenade an! Aber wie viel dazu gehört, sich nur einen geringen Theil von Allem diesem zuzueignen! Es gehört ein Menschenleben dazu, ja das Leben vieler Menschen, die immer stufenweis von einander lernen.

Mittwoch den 25. Juli.

Ich war mit dem Grafen Frieß, die Gemmensammlung des Prinzen von Piombino zu sehen.

Freitag den 27. Juli.

Uebrigens helfen mir alle Künstler, alt und jung, um mein Talentchen zuzustutzen und zu erweitern. In der Perspektive und Baukunst bin ich vorgerückt, auch in der Komposition der Landschaft. An den lebendigen Kreaturen hängt's noch, da ist ein Abgrund; doch wäre mit Ernst und Applikation hier auch weiter zu kommen.

Ich weiß nicht, ob ich ein Wort von dem Konzert sagte, das ich zu Ende voriger Woche gab. Ich lud diejenigen Personen dazu, die mir hier manches Vergnügen verschafft haben, und ließ durch die Sänger der komischen Oper die besten Stücke der letzten Intermezzen aufführen. Jedermann war vergnügt und zufrieden.

Nun ist mein Saal schön aufgeräumt und aufgeputzt; es lebt sich bei der großen Wärme aufs Angenehmste darin. Wir haben einen trüben, einen Regentag, ein Donnerwetter, nun einige heitere, nicht sehr heiße Tage gehabt.

Sonntag den 29. Juli

war ich mit Angelika in dem Palast Rondanini. Ihr werdet Euch aus meinen ersten Römischen Briefen einer Meduse erinnern, die mir damals schon so sehr einleuchtete, jetzt nun aber mir die größte Freude giebt. Nur einen Begriff zu haben, daß so etwas in der Welt ist, daß so etwas zu machen möglich war

macht Einen zum doppelten Menschen. Wie gern sagt' ich etwas drüber, wenn nicht Alles, was man über so ein Werk sagen kann, leerer Windhauch wäre. Die Kunst ist deshalb da, daß man sie sehe, nicht daran spreche, als höchstens in ihrer Gegenwart. Wie schäme ich mich alles Kunstgeschwätzes, in das ich ehemals einstimmte! Wenn es möglich ist, einen guten Gipsabguß von dieser Medusa zu haben, so bring' ich ihn mit; doch sie müßte neu gegerbt werden. Es sind einige hier zu Kaufe, die ich nicht möchte; denn sie verderben mehr die Idee, als daß sie uns den Begriff gäben und erhielten. Besonders ist der Mund unaussprechlich und unnachahmlich groß.

Montag den 30. Juli

blieb ich den ganzen Tag zu Hause und war fleißig. Egmont rückt zum Ende, der vierte Akt ist so gut wie fertig. Sobald er abgeschrieben ist, schick' ich ihn mit der reitenden Post. Welche Freude wird mir's sein, von Euch zu hören, daß Ihr dieser Produktion einigen Beifall gebt! Ich fühle mich recht jung wieder, da ich das Stück schreibe; möchte es auch auf den Leser einen frischen Eindruck machen! Abends war ein kleiner Ball in dem Garten hinter dem Hause, wozu wir auch eingeladen wurden. Ungeachtet jetzt keine Jahreszeit des Tanzes ist, so war man doch ganz lustig. Die italiänischen Mäuschen haben ihre Eigenthümlichkeiten; vor zehn Jahren hätten einige passiren können, nun ist diese Ader vertrocknet, und es gab mir diese kleine Feierlichkeit kaum so viel Interesse, um sie bis ans Ende auszuhalten. Die Mondnächte sind ganz unglaublich schön; der Aufgang, eh sich der Mond durch die Dünste heraufgearbeitet hat, ganz gelb und warm, come il sole d' Inghilterra, die übrige Nacht klar und freundlich. Ein kühler Wind, und Alles fängt an zu leben. Bis gegen Morgen sind immer Partien auf der Straße, die singen und spielen; man hört manchmal Duette, so schön und schöner als in einer Oper oder Konzert.

Dienstag den 31. Juli

wurden einige Mondscheine aufs Papier gebracht, dann sonst allerlei gute Kunst getrieben. Abends ging ich mit einem Landsmann spazieren, und wir stritten über den Vorzug von Michel Angelo und Raphael; ich hielt die Partie des Ersten, er des Andern, und wir schlossen zuletzt mit einem gemeinschaftlichen Lob auf Leonard da Vinci. Wie glücklich bin ich, daß nun alle diese Namen aufhören, Namen zu sein und lebendige Begriffe des Werthes dieser trefflichen Menschen nach und nach vollständig werden!

Nachts in die komische Oper. Ein neues Intermezzo: L' Impresario in angustie, ist ganz vortrefflich und wird uns manche Nacht unterhalten, so heiß es auch im Schauspiele sein mag. Ein Quintett, da der Poeta sein Stück vorliest, der Impresar und die prima donna auf der einen Seite ihm Beifall geben, der Komponist und die seconda donna auf der andern ihn tadeln, worüber sie zuletzt in einen allgemeinen Streit gerathen, ist gar glücklich. Die als Frauenzimmer verkleideten Kastraten machen ihre Rollen immer besser und gefallen immer mehr. Wirklich für eine kleine Sommertruppe, die sich nur so zusammengefunden hat, ist sie recht artig. Sie spielen mit einer großen Natürlichkeit und gutem Humor. Von der Hitze stehen die armen Teufel erbärmlich aus.

Bericht.

Juli.

Um Nachstehendes, welches ich nunmehr einzuführen gedenke, schicklicherweise vorzubereiten, halte für nöthig, einige Stellen aus dem vorigen Bande, welche dort im Lauf der Ereignisse der Aufmerksamkeit möchten entgangen sein, hier einzuschalten und die mir so wichtige Angelegenheit den Freunden der Naturwissenschaft dadurch abermals zu empfehlen.

Palermo, Dienstag den 17. April.

Es ist ein wahres Unglück, wenn man von vielerlei Geistern verfolgt und versucht wird! Heute früh ging ich mit dem festen, ruhigen Vorsatz, meine dichterischen Träume fortzusetzen, nach dem öffentlichen Garten; allein eh ich mich's versah, erhaschte mich ein anderes Gespenst, das mir schon dieser Tage nachgeschlichen. Die vielen Pflanzen, die ich sonst nur in Kübeln und Töpfen, ja die größte Zeit des Jahres nur hinter Glasfenstern zu sehen gewohnt war, stehen hier froh und frisch unter freiem Himmel, und indem sie ihre Bestimmung vollkommen erfüllen, werden sie uns deutlicher. Im Angesicht so vielerlei neuen und erneuten Gebildes fiel mir die alte Grille wieder ein, ob ich nicht unter dieser Schaar die Urpflanze entdecken könnte. Eine solche muß es denn doch geben! Woran

würde ich sonst erkennen, daß dieses oder jenes Gebilde eine Pflanze sei, wenn sie nicht alle nach einem Muster gebildet wären?

Ich bemühte mich zu untersuchen, worin denn die vielen abweichenden Gestalten von einander unterschieden seien. Und ich fand sie immer mehr ähnlich als verschieden, und wollte ich meine botanische Terminologie anbringen, so ging das wol, aber es fruchtete nicht; es machte mich unruhig, ohne daß es mir weiter half. Gestört war mein guter poetischer Vorsatz, der Garten des Alcinous war verschwunden, ein Weltgarten hatte sich aufgethan. Warum sind wir Neuern doch so zerstreut, warum gereizt zu Forderungen, die wir nicht erreichen noch erfüllen können!

Neapel, den 17. Mai.

Ferner muß ich Dir vertrauen, daß ich dem Geheimniß der Pflanzenzeugung und -Organisation ganz nahe bin und daß es das Einfachste ist, was nur gedacht werden kann. Unter diesem Himmel kann man die schönsten Beobachtungen machen. Den Hauptpunkt, wo der Keim steckt, habe ich ganz klar und zweifellos gefunden; alles Uebrige seh' ich auch schon im Ganzen, und nur noch einige Punkte müssen bestimmter werden. Die Urpflanze wird das wunderlichste Geschöpf von der Welt, um welches mich die Natur selbst beneiden soll. Mit diesem Modell und dem Schlüssel dazu kann man alsdann noch Pflanzen ins Unendliche erfinden, die konsequent sein müssten, das heißt, die, wenn sie auch nicht existiren, doch existiren könnten und nicht etwa malerische oder dichterische Schatten und Scheine sind, sondern eine innerliche Wahrheit und Nothwendigkeit haben. Dasselbe Gesetz wird sich auf alles übrige Lebendige anwenden lassen.

So viel aber sei hier, ferneres Verständniß vorzubereiten, kürzlich ausgesprochen. Es war mir nämlich aufgegangen, daß in demjenigen Organ der Pflanze, welches wir als Blatt gewöhnlich anzusprechen pflegen, der wahre Proteus verborgen liege, der sich in allen Gestaltungen verstecken und offenbaren könne. Vorwärts und rückwärts ist die Pflanze immer nur

Blatt, mit dem künftigen Keime so unzertrennlich vereint, daß man Eins ohne das Andere nicht denken darf. Einen solchen Begriff zu fassen, zu ertragen, ihn in der Natur aufzufinden, ist eine Aufgabe, die uns in einen peinlich süßen Zustand versetzt.

Störende Naturbetrachtungen.

Wer an sich erfahren hat, was ein reichhaltiger Gedanke heißen will, er sei nun aus uns selbst entsprungen oder von Andern mitgetheilt und eingeimpft, wird gestehen, was dadurch für eine leidenschaftliche Bewegung in unserm Geiste hervorgebracht werde, wie wir uns begeistert fühlen, indem wir Alles dasjenige in Gesammtheit vorausahnen, was in der Folge sich mehr und mehr entwickeln, wozu das Entwickelte weiter führen soll. Dieses bedenkend, wird man mir zugestehen, daß ich von einem solchen Gewahrwerden wie von einer Leidenschaft eingenommen und getrieben worden und, wo nicht ausschließlich, doch durch alles übrige Leben hindurch mich damit beschäftigen müssen.

So sehr nun auch diese Neigung mich innerlichst ergriffen hatte, so war doch an kein geregeltes Studium nach meiner Rückkehr in Rom zu denken; Poesie, Kunst und Alterthum, jedes forderte mich gewissermaßen ganz, und ich habe in meinem Leben nicht leicht operosere, mühsamer beschäftigte Tage zugebracht. Männern vom Fach wird es vielleicht gar zu naiv vorkommen, wenn ich erzähle, wie ich tagtäglich in einem jeden Garten, auf Spaziergängen, kleinen Lustfahrten mich der neben mir bemerkten Pflanzen bemächtigte. Besonders bei der eintretenden Samenreife war es mir wichtig zu beobachten, wie manche davon an das Tageslicht hervortraten. So wendete ich meine Aufmerksamkeit auf das Keimen des während seines Wachsthums unförmlichen Cactus opuntia und sah mit Vergnügen, daß er ganz unschuldig dikotyledonisch sich in zwei zarten Blättchen enthüllte, sodann aber bei fernerm Wuchse sich die künftige Unform entwickelte.

Auch mit Samenkapseln begegnete mir etwas Auffallendes. Ich hatte derselben mehrere von Acanthus mollis nach Hause

getragen und in einem offenen Kästchen niedergelegt; nun geschah es in einer Nacht, daß ich ein Knistern hörte und bald darauf das Umherspringen an Decke und Wände wie von kleinen Körpern. Ich erklärte mir's nicht gleich, fand aber nachher meine Schoten aufgesprungen und die Samen umher zerstreut. Die Trockne des Zimmers hatte die Reife bis zu solcher Elastizität in wenigen Tagen vollendet.

Unter den vielen Samen, die ich auf diese Weise beobachtete, muß ich einiger noch erwähnen, weil sie zu meinem Andenken kürzer oder länger in dem alten Rom fortwuchsen. Pinienkerne gingen gar merkwürdig auf; sie heben sich wie in einem Ei eingeschlossen empor, warfen aber diese Haube bald ab und zeigten in einem Kreuze von grünen Nadeln schon die Anfänge ihrer künftigen Bestimmung.

Galt das Bisherige der Fortpflanzung durch Samen, so ward ich auf die Fortpflanzung durch Augen nicht weniger aufmerksam gemacht, und zwar durch Rath Reifenstein, der auf allen Spaziergängen, hier und dort einen Zweig abreißend, bis zur Pedanterie behauptete, in die Erde gesteckt, müsse jeder sogleich fortwachsen. Zum entscheidenden Beweis zeigte er dergleichen Stecklinge gar wohl angeschlagen in seinem Garten. Und wie bedeutend ist nicht in der Folgezeit eine solche allgemein versuchte Vermehrung für die botanische Gärtnerei geworden, die ich ihm wol zu erleben gewünscht hätte.

Am Auffallendsten war mir jedoch ein strauchartig in die Höhe gewachsener Nelkenstock. Man kennt die gewaltige Lebens- und Vermehrungskraft dieser Pflanze; Auge ist über Auge an ihren Zweigen gedrängt, Knoten in Knoten hineingetrichtert; dieses wird nun hier durch Dauer gesteigert und die Augen aus unerforschlicher Enge zur höchst möglichen Entwickelung getrieben, so daß selbst die vollendete Blume wieder vier vollendete Blumen aus ihrem Busen hervorbrachte.

Zu Aufbewahrung dieser Wundergestalt kein Mittel vor mir sehend, unternahm ich es, sie genau zu zeichnen, wobei ich immer zu mehrerer Einsicht in den Grundbegriff der Metamorphose gelangte. Allein die Zerstreuung durch so vielerlei Obliegenheiten ward nur desto zudringlicher, und mein Aufenthalt in Rom, dessen Ende ich voraussah, immer peinlicher und belasteter.

Nachdem ich mich nun so geraume Zeit ganz im Stillen gehalten und von aller höhern zerstreuenden Gesellschaft fern geblieben, begingen wir einen Fehler, der die Aufmerksamkeit des ganzen Quartiers, nicht weniger der nach neuen und seltsamen Vorfällen sich umschauenden Sozietät auf uns richtete. Die Sache verhielt sich aber also. Angelika kam nie ins Theater, wir untersuchten nicht, aus welcher Ursache; aber da wir als leidenschaftliche Bühnenfreunde in ihrer Gegenwart die Anmuth und Gewandtheit der Sänger sowie die Wirksamkeit der Musik unseres Cimarosa nicht genugsam zu rühmen wußten und nichts sehnlicher wünschten, als sie solcher Genüsse theilhaftig zu machen, so ergab sich Eins aus dem Andern, daß nämlich unsere jungen Leute, besonders Bury, der mit den Sängern und Musikverwandten in dem besten Vernehmen stand, es dahin brachte, daß diese sich in heiterer Gesinnung erboten, auch vor uns, ihren leidenschaftlichen Freunden und entschieden Beifall Gebenden, gelegentlich einmal in unserm Saale Musik machen und singen zu wollen. Dergleichen Vorhaben, öfters besprochen, vorgeschlagen und verzögert, gelangte doch endlich nach dem Wunsche der jüngern Theilnehmer zur fröhlichen Wirklichkeit. Konzertmeister Kranz, ein geübter Violinist in herzoglich weimarischen Diensten, der sich in Italien auszubilden Urlaub hatte, gab zuletzt durch seine unvermuthete Ankunft eine baldige Entscheidung. Sein Talent legte sich auf die Wage der Musikfustigen, und wir saben uns in den Fall versetzt, Madame Angelika, ihren Gemahl, Hofrath Reiffenstein, die Herren Jenkins, Volpato, und wem wir sonst eine Artigkeit schuldig waren, zu einem anständigen Feste einladen zu können. Juden und Tapezier hatten den Saal geschmückt, der nächste Kaffewirth die Erfrischungen übernommen, und so ward ein glänzendes Konzert aufgeführt in der schönsten Sommernacht, wo sich große Massen von Menschen unter den offenen Fenstern versammelten und, als wären sie im Theater gegenwärtig, die Gesänge gehörig beklatschten.

Ja, was das Auffallendste war, ein großer, mit einem Orchester von Musikfreunden besetzter Gesellschaftswagen, der so eben durch die nächtliche Stadt seine Lustrunde zu machen beliebte, hielt unter unsern Fenstern stille, und nachdem er den obern Bemühungen lebhaften Beifall geschenkt hatte, ließ sich eine wackere Baßstimme vernehmen, die eine der beliebtesten Arien eben der Oper, welche wir stückweis vortrugen, von allen

Instrumenten begleitet, hinzugesellte. Wir erwiderten den vollsten Beifall, das Volk klatschte mit drein, und Jedermann versicherte, an so mancher Nachtluft, niemals aber an einer so vollkommenen, zufällig gelungenen Theil genommen zu haben.

Auf einmal nun zog unsere zwar anständige, aber doch stille Wohnung dem Palast Rendanini gegenüber die Aufmerksamkeit des Corso auf sich. Ein reicher Milorde, hieß es, müsse da eingezogen sein; Niemand aber wußte ihn unter den bekannten Persönlichkeiten zu finden und zu entziffern. Freilich, hätte ein dergleichen Fest sollen mit baarem Gelde geleistet werden, so würde dasjenige, was hier von Künstlern Künstlern zu Liebe geschah und mit mäßigem Aufwand zur Ausführung zu bringen war, bedeutende Kosten verursacht haben. Wir setzten nun zwar unser voriges stilles Leben fort, konnten aber das Vorurtheil von Reichthum und vornehmer Geburt nicht mehr von uns ablehnen.

Zu einer lebhaften Geselligkeit gab jedoch die Ankunft des Grafen Frieß neuen Anlaß. Er hatte den Abbate Casti bei sich, welcher durch Vorlesung seiner damals noch ungedruckten galanten Erzählungen große Lust erregte; sein heiterer, freier Vortrag schien jene geistreichen, übermäßig genialen Darstellungen vollkommen ins Leben zu bringen. Wir bedauerten nur, daß ein so gut gesinnter, reicher Kunstliebhaber nicht immer von den zuverlässigsten Menschen bedient werde. Der Ankauf eines untergeschobenen geschnittenen Steines machte viel Reden und Verdruß. Er konnte sich indessen über den Ankauf einer schönen Statue gar wohl erfreuen, die einen Paris, nach der Auslegung Anderer einen Mithras, vorstellte. Das Gegenbild steht jetzt im Museo Pio-Clementino; beide waren zusammen in einer Sandgrube gefunden worden. Doch waren es nicht die Unterhändler in Kunstgeschäften allein, die ihm auflauerten, er hatte manches Abenteuer zu bestehen; und da er sich überhaupt in der heißen Jahreszeit nicht zu schonen wußte, so konnt' es nicht fehlen, daß er von mancherlei Uebeln angefallen wurde, welche die letzten Tage seines Aufenthalts verbitterten. Mir aber war es um so schmerzlicher, als ich seiner Gefälligkeit gar Manches schuldig geworden,

wie ich denn auch die treffliche Gemmensammlung des Prinzen von Piombino mit ihm zu betrachten günstige Gelegenheit fand.

Beim Grafen Fries fanden sich außer den Kunsthändlern auch wol der Art Literatoren, wie sie hier in Abbé-Tracht herumwandern. Mit diesen war kein angenehmes Gespräch. Kaum hatte man von nationaler Dichtung zu sprechen angefangen und sich über ein- und andern Punkt zu belehren gesucht, so mußte man unmittelbar und ohne Weiteres die Frage vernehmen, ob man Ariost oder Tasso, welchen von Beiden man für den größten Dichter halte. Antwortete man, Gott und der Natur sei zu danken, daß sie zwei solche vorzügliche Männer einer Nation gegönnt, deren jeder uns nach Zeit und Umständen, nach Lagen und Empfindungen die herrlichsten Augenblicke verliehen, uns beruhigt und entzückt — dies vernünftige Wort ließ Niemand gelten. Nun wurde Derjenige, für den man sich entschieden hatte, hoch und höher gehoben, der Andere tief und tiefer dagegen herabgesetzt. Die ersten Male sucht' ich die Vertheidigung des Herabgesetzten zu übernehmen und seine Vorzüge geltend zu machen; dies aber verfing nicht, man hatte Partei ergriffen und blieb auf seinem Sinne. Da nun eben dasselbe immer fort und fort sich wiederholte und es mir zu ernst war, um dialektisch über dergleichen Gegenstände zu kontroversiren, so vermied ich ein solches Gespräch, besonders da ich merkte, daß es nur Phrasen waren, die man, ohne eigentliches Interesse an dem Gegenstande zu finden, aussprach und behauptete.

Viel schlimmer aber war es, wenn Dante zur Sprache kam. Ein junger Mann von Stande und Geist und wirklichem Antheil an jenem außerordentlichen Manne nahm meinen Beifall und Billigung nicht zum Besten auf, indem er ganz unbewunden versicherte, jeder Ausländer müsse Verzicht thun auf das Verständniß eines so außerordentlichen Geistes, dem ja selbst die Italiäner nicht in Allem folgen könnten. Nach einigen Hin- und Wiederreden verdroß es mich denn doch zuletzt, und ich sagte, ich müsse bekennen, daß ich geneigt sei, seinen Aeußerungen Beifall zu geben; denn ich habe nie begreifen können, wie man sich mit diesen Gedichten beschäftigen

möge. Mir komme die Hölle ganz abscheulich vor, das Fegefeuer zweideutig und das Paradies langweilig; womit er sehr zufrieden war, indem er daraus ein Argument für seine Behauptung zog: dies eben beweise, daß ich nicht die Tiefe und Höhe dieser Gedichte zum Verständniß bringen könne. Wir schieden als die besten Freunde: er versprach mir sogar, einige schwere Stellen, über die er lange nachgedacht und über deren Sinn er endlich mit sich einig geworden sei, mitzutheilen und zu erklären.

Leider war die Unterhaltung mit Künstlern und Kunstfreunden nicht erbaulicher. Man verzieh jedoch endlich Andern den Fehler, den man an sich bekennen mußte. Bald war es Raphael, bald Michel Angelo, dem man den Vorzug gab, woraus denn am Schluß nur hervorging: der Mensch sei ein so beschränktes Wesen, daß, wenn sein Geist sich auch dem Großen geöffnet habe, er doch niemals die Großheiten verschiedener Art ebenmäßig zu würdigen und anzuerkennen Fähigkeit erlange.

Wenn wir Tischbein's Gegenwart und Einfluß vermißten, so hielt er uns dagegen durch sehr lebendige Briefe möglichst schadlos. Außer manchen geistreich aufgefaßten wunderlichen Vorfällen und genialen Ansichten erfuhren wir das Nähere durch Zeichnung und Skizze von einem Gemälde, mit welchem er sich damals hervorthat. In halben Figuren sah man darauf Oresten, wie er am Opferaltar von Iphigenien erkannt wird und die ihn bisher verfolgenden Furien so eben entweichen. Iphigenie war das wohlgetroffene Bildniß der Lady Hamilton, welche damals auf dem höchsten Gipfel der Schönheit und des Ansehns glänzte. Auch eine der Furien war durch die Aehnlichkeit mit ihr veredelt, wie sie denn überhaupt als Typus für alle Heroinen, Musen und Halbgöttinnen gelten mußte. Ein Künstler, der dergleichen vermochte, war in dem bedeutenden geselligen Kreise eines Ritter Hamilton sehr wohl aufgenommen.

August.

Korrespondenz.

Rom, den 1. August.

Den ganzen Tag fleißig und still wegen der Hitze. Meine beste Freude bei der großen Wärme ist die Ueberzeugung, daß Ihr auch einen guten Sommer in Deutschland haben werdet. Hier das Heu einführen zu sehen, ist die größte Lust, da es in dieser Zeit gar nicht regnet und so der Feldbau nach Willkür behandelt werden kann, wenn sie nur Feldbau hätten.

Abends ward in der Tiber gebadet, in wohl angelegten, sichern Badhäuschen; dann auf Trinità de' Monti spaziert und frische Luft im Mondscheine genossen. Die Mondscheine sind hier, wie man sich sie denkt oder fabelt.

Der vierte Akt von Egmont ist fertig; im nächsten Brief hoff' ich Dir den Schluß des Stückes anzukündigen.

Ohne Datum.

Bei meiner Rückreise durch die Schweiz werde ich auf den Magnetismus achten. Die Sache ist weder ganz leer noch ganz Betrug. Nur die Menschen, die sich bisher damit abgegeben, sind mir verdächtig. Marktschreier, große Herren und Propheten, lauter Menschen, die gern Viel mit Wenigem thun, gern oben sind ꝛc.

Wir haben die famose Hexenepoche in der Geschichte, die mir psychologisch noch lange nicht erklärt ist; diese hat mich aufmerksam und mir alles Wunderbare verdächtig gemacht.

Wie mir die Hexen beim Magnetismus einfallen, ist eine etwas weite Ideenassociation, die ich auf diesem Blättchen nicht ausführen kann.

Gestern nach Sonnenuntergang (man mag früher wegen der Hitze nicht ausgehen) war ich in der Villa Borghese. Wie hab' ich Dich zu mir gewünscht! Gleich vier herrliche Tableaux habe ich gefunden, die man nur abschreiben dürfte, wenn man's könnte. Ich muß in der Landschaft und im Zeichnen überhaupt fortrücken, es koste, was es wolle! Auf eben dem Spaziergange machte ich Anstalten, Egmont zu endigen. Wenn ich dran komme, geht es geschwind. Lebe wohl und gedenke mein!

Rom, den 11. August.

Ich bleibe noch bis künftige Ostern in Italien. Ich kann jetzt nicht aus der Lehre laufen. Wenn ich aushalte, komme ich gewiß so weit, daß ich meinen Freunden mit mir Freude machen kann. Ihr sollt immer Briefe von mir haben, meine Schriften kommen nach und nach; so habt Ihr den Begriff von mir als eines abwesend Lebenden, da Ihr mich so oft als einen gegenwärtig Todten bedauert habt.

Egmont ist fertig und wird zu Ende dieses Monats abgehen können. Alsdann erwarte ich mit Schmerzen Euer Urtheil.

Kein Tag vergeht, daß ich nicht in Kenntniß und Ausübung der Kunst zunehme. Wie eine Flasche sich leicht füllt, die man eben offen unter das Wasser stößt, so kann man hier leicht sich ausfüllen, wenn man empfänglich und bereitet ist; es drängt das Kunstelement von allen Seiten zu.

Den guten Sommer, den Ihr habt, konnte ich hier voraussagen. Wir haben ganz gleichen reinen Himmel und am hohen Tag entsetzliche Hitze, der ich in meinem kühlen Saale ziemlich entgehe. September und Oktober will ich auf dem Lande zubringen und nach der Natur zeichnen. Vielleicht geh' ich wieder nach Neapel, um Hackert's Unterricht zu genießen. Er hat mich in vierzehn Tagen, die ich mit ihm auf dem Lande war, weiter gebracht, als ich in Jahren für mich würde vorgerückt sein. Noch schicke ich Dir nichts und halte ein Dutzend kleine Skizzchen zurück, um Dir auf einmal etwas Gutes zu senden.

Diese Woche ist still und fleißig hingegangen. Besonders hab' ich in der Perspektive Manches gelernt. Verschaffelt, ein Sohn des Mannheimer Direktors, hat diese Lehre recht durchgedacht und theilt mir seine Kunststücke mit. Auch sind einige Mondscheine aufs Brett gekommen und ausgetuscht worden, nebst einigen andern Ideen, die fast zu toll sind, als daß man sie mittheilen sollte.

Ich habe der Herzogin einen langen Brief geschrieben und ihr gerathen, die Reise nach Italien noch ein Jahr zu verschieben. Geht sie im Oktober, so kommt sie gerade zur Zeit in dies schöne Land, wenn sich das Wetter umkehrt, und sie hat einen bösen Spaß. Folgt sie mir in Diesem und Anderm, so kann sie Freude haben, wenn das Glück gut ist. Ich gönne ihr herzlich diese Reise.

Es ist sewol für mich als für Andere gesorgt, und die Zukunft wollen wir geruhig erwarten. Niemand kann sich umprägen und Niemand seinem Schicksale entgehen. Aus eben diesem Briefe wirst Du meinen Plan sehen und ihn hoffentlich billigen. Ich wiederhole hier nichts.

Ich werde oft schreiben und den Winter durch immer im Geiste unter Euch sein. Tasso kommt nach dem neuen Jahre. Faust soll auf seinem Mantel als Courier meine Ankunft melden. Ich habe alsdann eine Hauptepoche zurückgelegt, rein geendigt, und kann wieder anfangen und eingreifen, wo es nöthig ist. Ich fühle mir einen leichtern Sinn und bin fast ein anderer Mensch als vorm Jahr.

Ich lebe in Reichthum und Ueberfluß Alles dessen, was mir eigens lieb und werth ist, und habe erst diese paar Monate meine Zeit hier recht genossen. Denn es legt sich nun aus einander, und die Kunst wird mir wie eine zweite Natur, die gleich der Minerva aus dem Haupte Jupiter's, so aus dem Haupte der größten Menschen geboren worden. Davon sollt Ihr in der Folge tagelang, wol jahrelang unterhalten werden.

Ich wünsche Euch Allen einen guten September. Am Ende Augusts, wo alle unsere Geburtstage zusammentreffen, will ich Eurer fleißig gedenken. Wie die Hitze abnimmt, geh'

ich aufs Land, dort zu zeichnen; indeß thu' ich, was in der Stube zu thun ist, und muß oft pausiren. Abends besonders muß man sich vor Verkältung in Acht nehmen.

Rom. den 18. August.

Diese Woche hab' ich einigermaßen von meiner nordischen Geschäftigkeit nachlassen müssen; die ersten Tage waren gar zu heiß. Ich habe also nicht so viel gethan, als ich wünschte. Nun haben wir seit zwei Tagen die schönste Tramontane und eine gar freie Luft. September und Oktober müssen ein paar himmlische Monate werden.

Gestern fuhr ich vor Sonnenaufgang nach Acqua acetosa; es ist wirklich zum närrisch werden, wenn man die Klarheit, die Mannichfaltigkeit, duftige Durchsichtigkeit und himmlische Färbung der Landschaft, besonders der Fernen ansieht.

Moritz studirt jetzt die Antiquitäten und wird sie zum Gebrauch der Jugend und zum Gebrauch eines jeden Denkenden vermenschlichen und von allem Büchermoder und Schulstaub reinigen. Er hat eine gar glückliche, richtige Art, die Sachen anzusehen; ich hoffe, daß er sich auch Zeit nehmen wird, gründlich zu sein. Wir gehen des Abends spazieren, und er erzählt mir, welchen Theil er des Tags durchgedacht, was er in den Autoren gelesen, und so füllt sich auch diese Lücke aus, die ich bei meinen übrigen Beschäftigungen lassen müßte und nur spät und mit Mühe nachholen könnte. Ich sehe indeß Gebäude, Straßen, Gegend, Monumente an, und wenn ich Abends nach Hause komme, wird ein Bild, das mir besonders aufgefallen, unterm Plaudern aufs Papier gescherzt. Ich lege Dir eine solche Skizze von gestern Abend bei. Es ist die ungefähre Idee, wenn man von hinten das Kapitol heraufkommt.

Mit der guten Angelika war ich Sonntags die Gemälde des Prinzen Aldobrandini, besonders einen trefflichen Leonard da Vinci, zu sehen. Sie ist nicht glücklich, wie sie es zu sein verdiente bei dem wirklich großen Talent und bei dem Vermögen, das sich täglich mehrt. Sie ist müde, auf den Kauf zu malen, und doch findet ihr alter Gatte es gar zu schön, daß so schweres Geld für oft leichte Arbeit einkommt. Sie möchte nun sich selbst zur Freude, mit mehr Muße, Sorgfalt

und Studium arbeiten und könnte es. Sie haben keine Kinder, können ihre Interessen nicht verzehren, und sie verdient täglich auch mit mäßiger Arbeit noch genug hinzu. Das ist nun aber nicht und wird nicht. Sie spricht sehr aufrichtig mit mir; ich hab' ihr meine Meinung gesagt, hab' ihr meinen Rath gegeben und muntere sie auf, wenn ich bei ihr bin. Man rede von Mangel und Unglück, wenn Die, welche genug besitzen, es nicht brauchen und genießen können! Sie hat ein unglaubliches und als Weib wirklich ungeheures Talent. Man muß sehen und schätzen, was sie macht, nicht das, was sie zurückläßt. Wie vieler Künstler Arbeiten halten Stich, wenn man rechnen will, was fehlt!

Und so, meine Lieben, wird mir Rom, das Römische Wesen, Kunst und Künstler immer bekannter, und ich sehe die Verhältnisse ein, sie werden mir nah und natürlich durchs Mitleben und Hin- und Herwandeln. Jeder bloße Besuch giebt falsche Begriffe. Sie möchten mich auch hier aus meiner Stille und Ordnung bringen und in die Welt ziehen; ich wahre mich, so gut ich kann — verspreche, verzögere, weiche aus, verspreche wieder und spiele den Italiäner mit den Italiänern. Der Kardinal Staatssekretär Buoncompagni hat mir es gar zu nahe legen lassen; ich werde aber ausweichen, bis ich halb September aufs Land gehe. Ich scheue mich vor den Herren und Damen wie vor einer bösen Krankheit; es wird mir schon weh, wenn ich sie fahren sehe.

Rom, den 23. August.

Euren lieben Brief Nr. 24 erhielt ich vorgestern, eben als ich nach dem Vatikan ging, und habe ihn unterwegs und in der Sixtinischen Kapelle aber- und abermals gelesen, so oft ich ausruhte von dem Sehen und Aufmerken. Ich kann Euch nicht ausdrücken, wie sehr ich Euch zu mir gewünscht habe, damit Ihr nur einen Begriff hättet, was ein einziger und ganzer Mensch machen und ausrichten kann; ohne die Sixtinische Kapelle gesehen zu haben, kann man sich keinen anschauenden Begriff machen, was ein Mensch vermag. Man hört und liest von viel großen und braven Leuten; aber hier hat man es noch ganz lebendig über dem Haupte, vor den Augen. Ich

habe mich viel mit Euch unterhalten und wollte, es ſtände Alles auf dem Blatte. Ihr wollt von mir wiſſen! Wie Vieles könnt' ich ſagen! denn ich bin wirklich umgeboren und erneuert und ausgefüllt. Ich fühle, daß ſich die Summe meiner Kräfte zuſammenſchließt, und hoffe noch etwas zu thun. Ueber Landſchaft und Architektur habe ich dieſe Zeit her ernſtlich nachgedacht, auch Einiges verſucht und ſehe nun, wo es damit hinaus will, auch wie weit es zu bringen wäre.

Nun hat mich zuletzt das A und O aller uns bekannten Dinge, die menſchliche Figur, angefaßt, und ich ſie, und ich ſage: „Herr, ich laſſe Dich nicht, Du ſegneſt mich denn, und ſollt' ich mich lahm ringen!" Mit dem Zeichnen geht es gar nicht, und ich habe alſo mich zum Modelliren entſchloſſen, und das ſcheint rücken zu wollen. Wenigſtens bin ich auf einen Gedanken gekommen, der mir Vieles erleichtert. Es wäre zu weitläufig, es zu detailliren, und es iſt beſſer zu thun als zu reden. Genug, es läuft darauf hinaus: daß mich mein hartnäckig Studium der Natur, meine Sorgfalt, mit der ich in der komparirenden Anatomie zu Werke gegangen bin, nunmehr in den Stand ſetzen, in der Natur und den Antiken Manches im Ganzen zu ſehen, was den Künſtlern im Einzelnen aufzuſuchen ſchwer wird, und das ſie, wenn ſie es endlich erlangen, nur für ſich beſitzen und Andern nicht mittheilen können.

Ich habe alle meine phyſiognomiſchen Kunſtſtückchen, die ich aus Pik auf den Propheten in den Winkel geworfen, wieder hervorgeſucht, und ſie kommen mir gut zu paſſen. Ein Herkuleskopf iſt angefangen; wenn dieſer glückt, wollen wir weiter gehen.

So entfernt bin ich jetzt von der Welt und allen weltlichen Dingen; es kommt mir recht wunderbar vor, wenn ich eine Zeitung leſe. Die Geſtalt dieſer Welt vergeht; ich möchte mich nur mit dem beſchäftigen, was bleibende Verhältniſſe ſind, und ſo, nach der Lehre des †††, meinem Geiſte erſt die Ewigkeit verſchaffen.

Geſtern ſah ich bei Ritter Worthley, der eine Reiſe nach Griechenland, Aegypten ꝛc. gemacht hat, viele Zeichnungen. Was mich am Meiſten intereſſirte, waren Zeichnungen nach Basreliefs, welche im Fries des Tempels der Minerva zu Athen ſind, Arbeiten des Phidias. Man kann ſich nichts Schöneres denken als die wenigen einfachen Figuren. Uebri-

gens war wenig Reizendes an den vielen gezeichneten Gegenständen; die Gegenden waren nicht glücklich, die Architektur besser.

Lebe wohl für heute! Es wird meine Büste gemacht, und das hat mir drei Morgen dieser Woche genommen.

Rom, den 28. August.

Mir ist diese Tage manches Gute begegnet, und heute zum Feste kam mir Herder's Büchlein voll würdiger Gottesgedanken. Es war mir tröstlich und erquicklich, sie in diesem Babel, der Mutter so vieles Betrugs und Irrthums, so rein und schön zu lesen und zu denken, daß doch jetzt die Zeit ist, wo sich solche Gesinnungen, solche Denkarten verbreiten können und dürfen. Ich werde das Büchlein in meiner Einsamkeit noch oft lesen und beherzigen, auch Anmerkungen dazu machen, welche Anlaß zu künftigen Unterredungen geben können.

Ich habe diese Tage immer weiter um mich gegriffen in Betrachtung der Kunst und übersehe nun fast das ganze Pensum, das mir zu absolviren bleibt, und wenn es absolvirt ist, ist noch nichts gethan. Vielleicht giebt's Andern Anlaß, dasjenige leichter und besser zu thun, wozu Talent und Geschick bestimmt.

Die französische Akademie hat ihre Arbeiten ausgestellt; es sind interessante Sachen drunter. Pindar, der die Götter um ein glückliches Ende bittet, fällt in die Arme eines Knaben, den er sehr liebt, und stirbt. Es ist viel Verdienst in dem Bilde. Ein Architekt hat eine gar artige Idee ausgeführt. Er hat das jetzige Rom von einer Seite gezeichnet, wo es sich mit allen seinen Theilen gut ausnimmt; dann hat er auf einem andern Blatte das alte Rom vorgestellt, als wenn man es aus demselben Standpunkt sähe. Die Orte, wo die alten Monumente gestanden, weiß man, ihre Form auch meistens; von vielen stehen noch die Ruinen. Nun hat er alles Neue weggethan und das Alte wiederhergestellt, wie es etwa zu Zeiten Diokletian's ausgesehen haben mag, und mit ebenso viel Geschmack als Studium und allerliebst gefärbt.

Was ich thun kann, thu' ich und häufe so viel von allen diesen Begriffen und Talenten auf mich, als ich schleppen kann, und bringe auf diese Weise doch das Reellste mit.

Hab' ich Dir schon gesagt, daß Trippel meine Büste arbeitet? Der Fürst von Waldeck hat sie bei ihm bestellt. Er ist schon meist fertig, und es macht ein gutes Ganze. Sie ist in einem sehr soliden Stil gearbeitet. Wenn das Modell fertig ist, wird er eine Gipsform darüber machen und dann gleich den Marmor anfangen, welchen er dann zuletzt nach dem Leben auszuarbeiten wünscht; denn was sich in dieser Materie thun läßt, kann man in keiner andern erreichen.

Angelika malt jetzt ein Bild, das sehr glücken wird: die Mutter der Gracchen, wie sie einer Freundin, welche ihre Juwelen auskramte, ihre Kinder als die besten Schätze zeigt. Es ist eine natürliche und sehr glückliche Komposition.

Wie schön ist es, zu säen, damit geerntet werde! Ich habe hier durchaus verschwiegen, daß heute mein Geburtstag sei, und dachte beim Aufstehen: „Sollte mir denn von Hause nichts zur Feier kommen?“ Und siehe, da wird mir Euer Packet gebracht, das mich unsäglich erfreut. Gleich setzte ich mich hin, es zu lesen, und bin nun zu Ende und schreibe gleich meinen herzlichsten Dank nieder.

Nun möchte ich denn erst bei Euch sein; da sollte es an ein Gespräch gehen, zu Ausführung einiger angedeuteten Punkte. Genug, das wird uns auch werden, und ich danke herzlich, daß eine Säule gesetzt ist, von welcher an wir nun unsere Meilen zählen können. Ich wandle starken Schrittes in den Gefilden der Natur und Kunst herum und werde Dir mit Freuden von da aus entgegenkommen.

Ich habe es heute nach Empfang Deines Briefes noch einmal durchgedacht und muß darauf beharren: mein Kunststudium, mein Autorwesen, Alles fordert noch diese Zeit. In der Kunst muß ich es so weit bringen, daß Alles anschauende Kenntniß werde, nichts Tradition und Name bleibe, und ich zwing' es in diesem halben Jahre; auch ist es nirgends als in Rom zu zwingen. Meine Sächelchen (denn sie kommen mir sehr im Deminutiv vor) muß ich wenigstens mit Sammlung und Freudigkeit enden. Dann zieht mich Alles nach dem Vaterlande zurück. Und wenn ich auch ein isolirtes, privates Leben führen sollte, habe ich so viel nachzuholen und zu vereinigen, daß ich für zehn Jahre keine Ruhe sehe.

In der Naturgeschichte bring' ich Dir Sachen mit, die Du nicht erwartest. Ich glaube dem Wie der Organisation sehr nahe zu rücken. Du sollst diese Manifestationen (nicht Fulgurationen) unseres Gottes mit Freuden beschauen und mich belehren, wer in der alten und neuen Zeit dasselbe gefunden, gedacht, es von eben der Seite oder aus einem wenig abweichenden Standpunkte betrachtet.

Bericht.

Auguſt.

Zu Anfang dieſes Monats reifte bei mir der Vorſatz, noch den nächſten Winter in Rom zu bleiben; Gefühl und Einſicht, daß ich aus dieſem Zuſtande noch völlig unreif mich entfernen, auch daß ich nirgends ſolchen Raum und ſolche Ruhe für den Abſchluß meiner Werke finden würde, beſtimmten mich endlich, und nun, als ich ſolches nach Hauſe gemeldet hatte, begann ein Zeitraum neuer Art.

Die große Hitze, welche ſich nach und nach ſteigerte und einer allzu raſchen Thätigkeit Ziel und Maß gab, machte ſolche Räume angenehm und wünſchenswerth, wo man ſeine Zeit nützlich in Ruh und Kühlung zubringen konnte. Die Sixtiniſche Kapelle gab hiezu die ſchönſte Gelegenheit. Gerade zu dieſer Zeit hatte Michel Angelo aufs Neue die Verehrung der Künſtler gewonnen; neben ſeinen übrigen großen Eigenſchaften ſollt' er ſogar auch im Kolorit nicht übertroffen worden ſein, und es wurde Mode, zu ſtreiten, ob er oder Raphael mehr Genie gehabt. Die Transfiguration des Letztern wurde mitunter ſehr ſtrenge getadelt und die Disputa das beſte ſeiner Werke genannt, wodurch ſich denn ſchon die ſpäter aufgekommene Vorliebe für Werke der alten Schule ankündigte, welche der ſtille Beobachter nur für ein Symptom halber und unfreier Talente betrachten und ſich niemals damit befreunden konnte.

Es iſt ſo ſchwer, ein großes Talent zu faſſen, geſchweige denn zwei zugleich. Wir erleichtern uns dieſes durch Parteilichkeit, deshalb denn die Schätzung von Künſtlern und Schrift-

stellern immer schwankt und einer oder der andere immer ausschließlich den Tag beherrscht. Mich konnten dergleichen Streitigkeiten nicht irre machen, da ich sie auf sich beruhen ließ und mich mit unmittelbarer Betrachtung alles Werthen und Würdigen beschäftigte. Diese Vorliebe für den großen Florentiner theilte sich von den Künstlern gar bald auch den Liebhabern mit, da denn auch gerade zu jener Zeit Bury und Lips Aquarellkopien in der Sixtinischen Kapelle für den Grafen Frieß zu fertigen hatten. Der Kustode ward gut bezahlt, er ließ uns durch die Hintertür neben dem Altar hinein, und wir hausten darin nach Belieben. Es fehlte nicht an einiger Nahrung, und ich erinnere mich, ermüdet von großer Tageshitze, auf dem päpstlichen Stuhle einem Mittagsschlaf nachgegeben zu haben. Sorgfältige Durchzeichnungen der untern Köpfe und Figuren des Altarbildes, die man mit der Leiter erreichen konnte, wurden gefertigt, erst mit weißer Kreide auf schwarze Florrahmen, dann mit Röthel auf große Papierbogen durchgezeichnet.

Ebenermaßen ward denn auch, indem man sich nach dem Aeltern hinwendete, Leonard da Vinci berühmt, dessen hochgeschätztes Bild Christus unter den Pharisäern in der Galerie Aldobrandini ich mit Angelika besuchte. Es war herkömmlich geworden, daß sie Sonntag um Mittag mit ihrem Gemahl und Rath Reiffenstein bei mir vorfuhr und wir sodann mit möglichster Gemüthsruhe uns durch eine Backofenhitze in irgend eine Sammlung begaben, dort einige Stunden verweilten und sodann zu einer wohlbesetzten Mittagstafel bei ihr einkehrten. Es war vorzüglich belehrend, mit diesen drei Personen, deren eine jede in ihrer Art theoretisch, praktisch, ästhetisch und technisch gebildet war, sich in Gegenwart so bedeutender Kunstwerke zu besprechen.

Ritter Worthley, der aus Griechenland zurückgekommen war, ließ uns wohlwollend seine mitgebrachten Zeichnungen sehen, unter welchen die Nachbildungen der Arbeiten des Phidias im Fronton der Akropolis einen entschiedenen und unauslöschlichen Eindruck in mir zurückließen, der um desto stärker war, als ich, durch die mächtigen Gestalten des Michel Angelo veranlaßt, dem menschlichen Körper mehr als bisher Aufmerksamkeit und Studium zugewendet hatte.

Eine bedeutende Epoche jedoch in dem regsamen Kunstleben machte die Ausstellung der französischen Akademie zu Ende des Monats. Durch David's Horatier hatte sich das

Uebergewicht auf die Seite der Franzosen hingeneigt. Tischbein wurde dadurch veranlaßt, seinen Hektor, der den Paris in Gegenwart der Helena auffordert, lebensgroß anzufangen. Durch Drouais, Gagneraux, des Marés, Gauffier, St. Ours erhält sich nunmehr der Ruhm der Franzosen, und Boguet erwirbt als Landschaftmaler im Sinne Poussin's einen guten Namen.

Indessen hatte Moritz sich um die alte Mythologie bemüht; er war nach Rom gekommen, um nach früherer Art durch eine Reisebeschreibung sich die Mittel einer Reise zu verschaffen. Ein Buchhändler hatte ihm Vorschuß geleistet; aber bei seinem Aufenthalt in Rom wurde er bald gewahr, daß ein leichtes, loses Tagebuch nicht ungestraft verfaßt werden könne. Durch tagtägliche Gespräche, durch Anschauen so vieler wichtiger Kunstwerke regte sich in ihm der Gedanke, eine Götterlehre der Alten in rein menschlichem Sinne zu schreiben und solche mit belehrenden Umrissen nach geschnittenen Steinen künftig herauszugeben. Er arbeitete fleißig daran, und unser Verein ermangelte nicht, sich mit demselben einwirkend darüber zu unterhalten.

Eine höchst angenehme, belehrende Unterhaltung, mit meinen Wünschen und Zwecken unmittelbar zusammentreffend, knüpfte ich mit dem Bildhauer Trippel in seiner Werkstatt an, als er meine Büste modellirte, welche er für den Fürsten von Waldeck in Marmor ausarbeiten sollte. Gerade zum Studium der menschlichen Gestalt und um über ihre Proportionen als Kanon und als abweichenden Charakter aufgeklärt zu werden, war nicht wohl unter andern Bedingungen zu kommen. Dieser Augenblick ward auch doppelt interessant dadurch, daß Trippel von einem Apollokopf Kenntniß erhielt, der sich in der Sammlung des Palasts Giustiniani bisher unbeachtet befunden hatte. Er hielt denselben für eins der edelsten Kunstwerke und hegte Hoffnung, ihn zu kaufen, welches jedoch nicht gelang. Diese Antike ist seitdem berühmt geworden und später an Herrn von Pourtalès nach Neufchatel gekommen.

Aber wie Derjenige, der sich einmal zur See wagt, durch Wind und Wetter bestimmt wird, seinen Lauf bald dahin bald dorthin zu nehmen, so erging es auch mir. Verschaffelt eröffnete einen Kurs der Perspektive, wo wir uns des Abends versammelten und eine zahlreiche Gesellschaft auf seine Lehren horchte und sie unmittelbar ausübte. Das Vorzüglichste war dabei, daß man gerade das Hinreichende und nicht zu viel lernte.

Aus dieser kontemplativ thätigen, geschäftigen Ruhe hätte man mich gerne herausgerissen. Das unglückliche Konzert war in Rom, wo das Hin- und Wiederreden des Tags wie an kleinen Orten herkömmlich ist, vielfach besprochen; man war auf mich und meine schriftstellerischen Arbeiten aufmerksam geworden; ich hatte die Iphigenia und Sonstiges unter Freunden vorgelesen, worüber man sich gleichfalls besprach. Kardinal Buoncompagni verlangte mich zu sehen; ich aber hielt fest in meiner wohlbekannten Einsiedelei, und ich konnte dies um so eher, als Rath Reiffenstein fest und eigensinnig behauptete: da ich mich durch ihn nicht habe präsentiren lassen, so könne es kein Anderer thun. Dies gereichte mir sehr zum Vortheil, und ich benutzte immer sein Ansehn, um mich in einmal gewählter und ausgesprochener Abgeschiedenheit zu erhalten.

September.

Korrespondenz.

Rom, den 1. September.

Heute, kann ich sagen, ist Egmont fertig geworden; ich habe diese Zeit her immer noch hie und da daran gearbeitet. Ich schicke ihn über Zürich; denn ich wünsche, daß Kayser Zwischenakte dazu, und was sonst von Musik nöthig ist, komponiren möge. Dann wünsch' ich Euch Freude daran.

Meine Kunststudien gehen sehr vorwärts, mein Prinzip paßt überall und schließt mir Alles auf. Alles, was Künstler nur einzeln mühsam zusammensuchen müssen, liegt nun zusammen offen und frei vor mir. Ich sehe jetzt, wie viel ich nicht weiß, und der Weg ist offen, Alles zu wissen und zu begreifen.

Moritzen hat Herder's Gotteslehre sehr wohl gethan; er zählt gewiß Epoche seines Lebens davon; er hat sein Gemüth dahin geneigt und war durch meinen Umgang vorbereitet; er schlug gleich wie wohlgetrocknet Holz in lichte Flammen.

Rom, den 3. September.

Heute ist es jährig, daß ich mich aus Karlsbad entfernte. Welch ein Jahr und welch eine sonderbare Epoche für mich dieser Tag, des Herzogs Geburtstag und ein Geburtstag für mich zu einem neuen Leben! Wie ich dieses Jahr genutzt, kann ich jetzt weder mir noch Andern berechnen; ich hoffe, es wird die Zeit kommen, die schöne Stunde, da ich mit Euch Alles werde summiren können.

Jetzt gehen hier erst meine Studien an, und ich hätte Rom gar nicht gesehen, wenn ich früher weggegangen wäre. Man denkt sich gar nicht, was hier zu sehen und zu lernen ist; auswärts kann man keinen Begriff davon haben.

Ich bin wieder in die ägyptischen Sachen gekommen. Diese Tage war ich einigemal bei dem großen Obelisken, der noch zerbrochen zwischen Schutt und Koth in einem Hofe liegt. Es war der Obelisk des Sesostris, in Rom zu Ehren des August's aufgerichtet, und stand als Zeiger der großen Sonnenuhr, die auf dem Boden des Campus Martius gezeichnet war. Dieses älteste und herrlichste dieser Monumente liegt nun da zerbrochen, einige Seiten, wahrscheinlich durchs Feuer, verunstaltet. Und doch liegt es noch da, und die unzerstörten Seiten sind noch frisch, wie gestern gemacht und von der schönsten Arbeit in ihrer Art. Ich lasse jetzt eine Sphinx der Spitze und die Gesichter von Sphinxen, Menschen, Vögeln abformen und in Gips gießen. Diese unschätzbaren Sachen muß man besitzen, besonders da man sagt, der Papst wolle ihn aufrichten lassen, da man denn die Hieroglyphen nicht mehr erreichen kann. So will ich es auch mit den besten etruriſchen Sachen thun u. s. w. Nun modellire ich nach diesen Bildungen in Thon, um mir Alles recht eigen zu machen.

Rom, den 5. September.

Ich muß an einem Morgen schreiben, der ein festlicher Morgen für mich wird. Denn heute ist Egmont eigentlich recht völlig fertig geworden. Der Titel und die Personen sind geschrieben und einige Lücken, die ich gelassen hatte, ausgefüllt worden; nun freue ich mich schon zum Voraus auf die Stunde, in welcher Ihr ihn erhalten und lesen werdet. Es sollen auch einige Zeichnungen beigelegt werden.

Rom, den 6. September.

Ich hatte mir vorgenommen, Euch recht viel zu schreiben und auf den letzten Brief Allerlei zu sagen; nun bin ich unterbrochen worden, und morgen geh' ich nach Frascati. Dieser

Brief muß Sonnabends fort, und nun ſag' ich nur noch zum Abſchied wenige Worte. Wahrſcheinlich habt Ihr jetzt auch ſchönes Wetter, wie wir es unter dieſem freiern Himmel genießen. Ich habe immer neue Gedanken, und da die Gegenſtände um mich tauſendfach ſind, ſo wecken ſie mich bald zu dieſer bald zu jener Idee. Von vielen Wegen rückt Alles gleichſam auf einen Punkt zuſammen, ja ich kann ſagen, daß ich nun Licht ſehe, wo es mit mir und meinen Fähigkeiten hinaus will; ſo alt muß man werden, um nur einen leidlichen Begriff von ſeinem Zuſtande zu haben. Es ſind alſo die Schwaben nicht allein, die vierzig Jahre brauchen, um klug zu werden.

Ich höre, daß Herder nicht wohl iſt, und bin darüber in Sorge; ich hoffe, bald beſſere Nachrichten zu vernehmen.

Mir geht es immer an Leib und Seele gut, und faſt kann ich hoffen, radikaliter kurirt zu werden; Alles geht mir leicht von der Hand, und manchmal kommt ein Hauch der Jugendzeit, mich anzuwehen. Egmont geht mit dieſem Brief ab, wird aber ſpäter kommen, weil ich ihn auf die fahrende Poſt gebe. Recht neugierig und verlangend bin ich, was Ihr dazu ſagen werdet. Vielleicht wäre gut, mit dem Druck bald anzufangen. Es würde mich freuen, wenn das Stück ſo friſch ins Publikum käme. Seht, wie Ihr das einrichtet; ich will mit dem Reſt des Bandes nicht zurückbleiben.

Der Gott leiſtet mir die beſte Geſellſchaft. Moritz iſt dadurch wirklich aufgebaut worden; es fehlte gleichſam nur an dieſem Werke, das nun als Schlußſtein ſeine Gedanken ſchließt, die immer auseinanderfallen wollten; er wird recht brav. Mich hat er aufgemuntert, in natürlichen Dingen weiter vorzudringen, wo ich denn, beſonders in der Botanik, auf ein *Ei mal när* gekommen bin, das mich in Erſtaunen ſetzt; wie weit es um ſich greift, kann ich ſelbſt noch nicht ſehen.

Mein Prinzip, die Kunſtwerke zu erklären und das auf einmal aufzuſchließen, woran Künſtler und Kenner ſich ſchon ſeit der Wiederherſtellung der Kunſt zerſuchen und zerſtudiren, find' ich bei jeder Anwendung richtiger. Eigentlich iſt's auch ein Columbiſches Ei. Ohne zu ſagen, daß ich einen ſolchen Kapitalſchlüſſel beſitze, ſprech' ich nun die Theile zweckmäßig mit den Künſtlern durch und ſehe, wie weit ſie gekommen ſind, was ſie haben, und wo es widerſtößt. Die Thüre hab' ich offen und ſtehe auf der Schwelle und werde leider mich von da aus nur im Tempel umſehen können und wieder ſcheiden.

So viel ist gewiß: die alten Künstler haben ebenso große Kenntniß der Natur und einen ebenso sichern Begriff von dem, was sich vorstellen läßt, und wie es vorgestellt werden muß, gehabt als Homer. Leider ist die Anzahl der Kunstwerke der ersten Klasse gar zu klein. Wenn man aber auch diese sieht, so hat man nichts zu wünschen als sie recht zu erkennen und dann in Friede hinzufahren. Diese hohen Kunstwerke sind zugleich als die höchsten Naturwerke von Menschen nach wahren und natürlichen Gesetzen hervorgebracht worden: alles Willkürliche, Eingebildete fällt zusammen; da ist die Nothwendigkeit, da ist Gott.

In einigen Tagen werde ich die Arbeiten eines geschickten Architekten sehen, der selbst in Palmyra war und die Gegenstände mit großem Verstand und Geschmack gezeichnet hat. Ich gebe gleich Nachricht davon und erwarte mit Verlangen Eure Gedanken über diese wichtigen Ruinen.

Freut Euch mit mir, daß ich glücklich bin; ja, ich kann wohl sagen, ich war es nie in dem Maße: mit der größten Ruhe und Reinheit eine eingeborne Leidenschaft befriedigen zu können und von einem anhaltenden Vergnügen einen dauernden Nutzen sich versprechen zu dürfen, ist wol nichts Geringes. Könnte ich meinen Geliebten nur etwas von meinem Genuß und meiner Empfindung mittheilen!

Ich hoffe, die trüben Wolken am politischen Himmel sollen sich zerstreuen. Unsere modernen Kriege machen Viele unglücklich, indessen sie dauern, und Niemand glücklich, wenn sie vorbei sind.

Rom, den 14. September.

Es bleibt wol dabei, meine Lieben, daß ich ein Mensch bin, der von der Mühe lebt. Diese Tage her habe ich wieder mehr gearbeitet als genossen. Nun geht die Woche zu Ende, und Ihr sollt ein Blatt haben.

Es ist ein Leid, daß die Aloe in Belvedere eben das Jahr meiner Abwesenheit wählt, um zu blühen. In Sizilien war ich zu früh, hier blüht dies Jahr nur eine, nicht groß, und sie steht so hoch, daß man nicht dazu kann. Es ist allerdings ein indianisch Gewächs, auch in diesen Gegenden nicht recht zu Hause.

Des Engländers Beſchreibungen machen mir wenig Freude. Die Geiſtlichen müſſen ſich in England ſehr in Acht nehmen, dagegen haben ſie auch das übrige Publikum in der Flucht. Der freie Engländer muß in ſittlichen Schriften ſehr eingeſchränkt einhergehen. Die Schwanzmenſchen wundern mich nicht; nach der Beſchreibung iſt es etwas ſehr Natürliches. Es ſtehen weit wunderbarere Sachen täglich vor unſern Augen, die wir nicht achten, weil ſie nicht ſo nah mit uns verwandt ſind.

Daß B., wie mehr Menſchen, die kein Gefühl ächter Gottesverehrung während ihres Lebens gehabt haben, in ihrem Alter fromm werden, wie man's heißt, iſt auch recht gut, wenn man nur ſich nicht mit ihnen erbauen ſoll.

Einige Tage war ich in Frascati mit Rath Reiffenſtein, Angelika kam Sonntags, uns abzuholen. Es iſt ein Paradies.

Erwin und Elmire iſt zur Hälfte ſchon umgeſchrieben. Ich habe geſucht, dem Stückchen mehr Intereſſe und Leben zu verſchaffen, und habe den äußerſt platten Dialog ganz weggeſchmiſſen; es iſt Schülerarbeit oder vielmehr Sudelei. Die artigen Geſänge, worauf ſich Alles dreht, bleiben alle, wie natürlich.

Die Künſte werden auch fortgetrieben, daß es ſauſt und brauſt.

Meine Büſte iſt ſehr gut gerathen, Jedermann iſt damit zufrieden. Gewiß iſt ſie in einem ſchönen und edlen Stil gearbeitet, und ich habe nichts dagegen, daß die Idee, als hätte ich ſo ausgeſehen, in der Welt bleibt. Sie wird nun gleich in Marmor angefangen und zuletzt auch in den Marmor nach der Natur gearbeitet. Der Transport iſt ſo läſtig, ſonſt ſchickte ich gleich einen Abguß; vielleicht einmal mit einem Schiffstransport; denn einige Kiſten werd' ich doch zuletzt zuſammenpacken.

Iſt denn Kranz noch nicht angekommen, dem ich eine Schachtel für die Kinder mitgab?

Sie haben jetzt wieder eine gar graziöſe Operette auf dem Theater in Valle, nachdem zwei jämmerlich verunglückt waren. Die Leute ſpielen mit viel Luſt, und es harmonirt Alles zuſammen. Nun wird es bald aufs Land gehen. Es hat einigemal geregnet; das Wetter iſt abgekühlt, und die Gegend macht ſich wieder grün.

Von der großen Eruption des Aetna werden Euch die Zeitungen geſagt haben oder ſagen.

Rom, den 15. September.

Nun hab' ich auch Trenck's Leben gelesen; es ist interessant genug, und lassen sich Reflexionen genug darüber machen.

Mein nächster Brief wird meine Bekanntschaft mit einem merkwürdigen Reisenden erzählen, die ich morgen machen soll.

Freut Euch übrigens meines hiesigen Aufenthalts! Rom ist mir nun ganz familiär, und ich habe fast nichts mehr drin, was mich überspannte. Die Gegenstände haben mich nach und nach zu sich hinaufgehoben. Ich genieße immer reiner, immer mit mehr Kenntniß; das gute Glück wird immer weiter helfen.

Hier liegt ein Blatt bei, das ich, abgeschrieben, den Freunden mitzutheilen bitte. Auch darum ist der Aufenthalt in Rom so interessant, weil es ein Mittelpunkt ist, nach dem sich so Vieles hinzieht. Die Sachen des Cassas sind außerordentlich schön. Ich habe ihm Manches in Gedanken gestohlen, das ich Euch mitbringen will.

Ich bin immer fleißig. Nun hab' ich ein Köpfchen nach Gips gezeichnet, um zu sehen, ob mein Principium Stich hält. Ich finde, es paßt vollkommen und erleichtert erstaunend das Machen. Man wollte nicht glauben, daß ich's gemacht habe, und doch ist es noch nichts. Ich sehe nun wohl, wie weit sich's mit Applikation bringen ließe.

Montag geht es wieder nach Frascati. Ich will sorgen, daß doch heute über acht Tage ein Brief abgehen kann. Dann werd' ich wol nach Albano gehen. Es wird recht fleißig nach der Natur gezeichnet werden. Ich mag nun gar nichts mehr wissen, als etwas hervorzubringen und meinen Sinn recht zu üben. Ich liege an dieser Krankheit von Jugend auf krank, und gebe Gott, daß sie sich einmal auflöse!

Rom, den 22. September.

Gestern war eine Prozession, wo sie das Blut des heiligen Franciscus herumtrugen; ich spekulirte auf Köpfe und Gesichter, indeß die Reihen von Ordensgeistlichen vorbeizogen.

Ich habe mir eine Sammlung von zweihundert der besten Antikengemmen-Abdrücke angeschafft. Es ist das Schönste, was man von alter Arbeit hat, und zum Theil sind sie auch wegen

der artigen Gedanken gewählt. Man kann von Rom nichts Kostbareres mitnehmen, besonders da die Abdrücke so außerordentlich schön und scharf sind.

Wie manches Gute werd' ich mitbringen, wenn ich mit meinem Schiffchen zurückkehre! doch vor Allem ein fröhliches Herz, fähiger, das Glück, was mir Liebe und Freundschaft zudenkt, zu genießen. Nur muß ich nichts wieder unternehmen, was außer dem Kreise meiner Fähigkeit liegt, wo ich mich nur abarbeite und nichts fruchte.

Noch ein Blatt, meine Lieben, muß ich Euch mit dieser Post eilig schicken. Heute war mir ein sehr merkwürdiger Tag. Briefe von vielen Freunden, von der Herzogin Mutter, Nachricht von meinem gefeierten Geburtsfeste und endlich meine Schriften.

Es ist mir wirklich sonderbar zu Muthe, daß diese vier zarten Bändchen, die Resultate eines halben Lebens, mich in Rom aufsuchen. Ich kann wol sagen: es ist kein Buchstabe drin, der nicht gelebt, empfunden, genossen, gelitten, gedacht wäre, und sie sprechen mich nun alle desto lebhafter an. Meine Sorge und Hoffnung ist, daß die vier folgenden nicht hinter diesen bleiben. Ich danke Euch für Alles, was Ihr an diesen Blättern gethan habt, und wünsche Euch auch Freude bringen zu können. Sorgt auch für die folgenden mit treuen Herzen!

Ihr verirt mich über die Provinzen, und ich gestehe, der Ausdruck ist sehr uneigentlich. Da kann man aber sehen, wie man sich in Rom angewöhnt, Alles grandios zu denken. Wirklich schein' ich mich zu nationalisiren; denn man giebt den Römern Schuld, daß sie nur von cose grosse wissen und reden mögen.

Ich bin immer fleißig und halte mich nun an die menschliche Figur. O wie weit und lang ist die Kunst, und wie unendlich wird die Welt, wenn man sich nur einmal recht ans Endliche halten mag!

Dienstag den 25sten geb' ich nach Frascati und werde auch dort müßen und arbeiten. Es fängt nun an zu gehen. Wenn es nur einmal recht ginge!

Mir ist aufgefallen, daß in einer großen Stadt, in einem

weiten Kreis auch der Aermste, der Geringste sich empfindet, und an einem kleinen Orte der Beste, der Reichste sich nicht fühlen, nicht Athem schöpfen kann.

Frascati, den 28. September.

Ich bin hier sehr glücklich; es wird den ganzen Tag bis in die Nacht gezeichnet, gemalt, getuscht, geliebt, Handwerk und Kunst recht ex professo getrieben. Rath Reifenstein, mein Wirth, leistet Gesellschaft, und wir sind munter und lustig. Abends werden die Villen im Mondschein besucht und sogar im Dunkeln die frappantesten Motive nachgezeichnet. Einige haben wir aufgejagt, die ich nur einmal auszuführen wünsche. Nun hoff' ich, daß auch die Zeit des Vollendens kommen wird. Die Vollendung liegt nur zu weit, wenn man weit sieht.

Gestern fuhren wir nach Albano und wieder zurück; auch auf diesem Wege sind viele Vögel im Fluge geschossen worden. Hier, wo man recht in der Fülle sitzt, kann man sich was zu Gute thun; auch brenne ich recht vor Leidenschaft, mir Alles zuzueignen, und ich fühle, daß sich mein Geschmack reinigt nach dem Maße, wie meine Seele mehr Gegenstände faßt. Wenn ich nur statt all des Redens einmal etwas Gutes schicken könnte! Einige Kleinigkeiten gehen mit einem Landsmann an Euch ab.

Wahrscheinlich hab' ich die Freude, Xavier'n in Rom zu sehen. So wird sich denn auch noch die Musik zu mir gesellen, um den Reihen zu schließen, den die Künste um mich ziehen, gleichsam, als wollten sie mich verbindern, nach meinen Freunden zu sehen. Und doch darf ich kaum das Kapitel berühren, wie sehr allein ich mich oft fühle und welche Sehnsucht, mich ergreift, bei Euch zu sein! Ich lebe doch nur im Grunde im Taumel weg, will und kann nicht weiter denken.

Mit Moritz hab' ich recht gute Stunden und habe angefangen, ihm mein Pflanzensystem zu erklären und jedesmal in seiner Gegenwart aufzuschreiben, wie weit wir gekommen sind. Auf diese Art kennt' ich allein etwas von meinen Gedanken zu Papier bringen. Wie faßlich aber das Abstrakteste von dieser Vorstellungsart wird, wenn es mit der rechten Methode vorgetragen wird und eine vorbereitete Seele findet, seh' ich an meinem neuen Schüler. Er hat eine große Freude

daran und rückt immer ſelbſt mit Schlüſſen vorwärts. Doch auf alle Fälle iſt's ſchwer zu ſchreiben und unmöglich aus dem bloßen Leſen zu begreifen, wenn auch Alles noch ſo eigentlich und ſcharf geſchrieben wäre.

So lebe ich denn glücklich, weil ich in dem bin, was meines Vaters iſt. Grüßt Alle, die mir's gönnen und mir direkt oder indirekt helfen, mich fördern und erhalten!

Bericht.

September.

Der dritte September war mir heute doppelt und dreifach merkwürdig, um ihn zu feiern. Es war der Geburtstag meines Fürſten, welcher eine treue Neigung mit ſo mannichfaltigem Guten zu erwidern wußte; es war der Jahrestag meiner Hegire von Karlsbad, und noch durfte ich nicht zurückſchauen, was ein ſo bedeutend durchlebter, völlig fremder Zuſtand auf mich gewirkt, mir gebracht und verliehen, wie mir auch nicht Raum zu vielem Nachdenken übrig blieb.

Rom hat den eigenen großen Vorzug, daß es als Mittelpunkt künſtleriſcher Thätigkeit anzuſehen iſt. Gebildete Reiſende ſprechen ein, ſie ſind ihrem kürzern oder längern Aufenthalte hier gar Vieles ſchuldig; ſie ziehen weiter, wirken und ſammeln, und wenn ſie bereichert nach Hauſe kommen, ſo rechnen ſie ſich's zur Ehre und Freude, das Erworbene auszulegen und ein Opfer der Dankbarkeit ihren entfernten und gegenwärtigen Lehrern darzubringen.

Ein franzöſiſcher Architekt mit Namen Caſas kam von ſeiner Reiſe in den Orient zurück; er hatte die wichtigſten alten Monumente, beſonders die noch nicht herausgegebenen, gemeſſen, auch die Gegenden, wie ſie anzuſchauen ſind, gezeichnet, nicht weniger alte, zerfallene und zerſtörte Zuſtände bildlich wiederhergeſtellt und einen Theil ſeiner Zeichnungen, von großer Präziſion und Geſchmack, mit der Feder umriſſen und, mit Aquarellfarben belebt, dem Auge dargeſtellt.

1. Das Serail von Konſtantinopel von der Seeſeite mit

einem Theil der Stadt und der Sophien-Moschee. Auf der reizendsten Spitze von Europa ist der Wohnort des Großherrn so lustig angebaut, als man es nur denken kann. Hohe und immer respektive Bäume stehen in großen, meist verbundenen Gruppen hinter einander; darunter sieht man nicht etwa große Mauern und Paläste, sondern Häuschen, Gitterwerke, Gänge, Kioskn, ausgespannte Teppiche, so häuslich klein und freundlich durch einander gemischt, daß es eine Lust ist. Da die Zeichnung mit Farben ausgeführt ist, macht es einen gar freundlichen Effekt. Eine schöne Strecke Meer bespült die so bebaute Küste. Gegenüber liegt Asien, und man sieht in die Meerenge, die nach den Dardanellen führt. Die Zeichnung ist bei sieben Fuß lang und drei bis vier hoch.

2. Generalansicht der Ruinen von Palmyra, in derselben Größe. Er zeigte uns vorher einen Grundriß der Stadt, wie er ihn aus den Trümmern herausgesucht. Eine Kolonnade, auf eine italiänische Meile lang, ging vom Thore durch die Stadt bis zum Sonnentempel, nicht in ganz gerader Linie; sie macht in der Mitte ein sanftes Knie. Die Kolonnade war von vier Säulenreihen, die Säule zehn Diameter hoch. Man sieht nicht, daß sie oben bedeckt gewesen; er glaubt, es sei durch Teppiche geschehen. Auf der großen Zeichnung erscheint ein Theil der Kolonnade noch aufrecht stehend im Vordergrunde. Eine Karawane, die eben quer durchzieht, ist mit vielem Glück angebracht. Im Hintergrunde steht der Sonnentempel, und auf der rechten Seite zieht sich eine große Fläche hin, auf welcher einige Janitscharen in Carrière sorteilen. Das sonderbarste Phänomen ist: eine blaue Linie wie eine Meereslinie schließt das Bild. Er erklärte es uns, daß der Horizont der Wüste, der in der Ferne blau werden muß, so völlig wie das Meer den Gesichtskreis schließt, daß es ebenso in der Natur das Auge trügt, wie es uns im Bilde anfangs getrogen, da wir doch wußten, daß Palmyra vom Meer entfernt genug sei.

3. Gräber von Palmyra.

4. Restauration des Sonnentempels zu Baalbek; auch eine Landschaft mit den Ruinen, wie sie stehen.

5. Die große Moschee zu Jerusalem, auf den Grund des Salomonischen Tempels gebaut.

6. Ruinen eines kleinen Tempels in Phönizien.

7. Gegend am Fuße des Bergs Libanon, anmuthig, wie man sie denken mag. Ein Pinienwäldchen, ein Wasser,

daran Hängeweiden und Gräber drunter, der Berg in der Entfernung.

8. Türkische Gräber. Jeder Grabstein trägt den Hauptschmuck des Verstorbenen, und da sich die Türken durch den Kopfschmuck unterscheiden, so sieht man gleich die Würde des Begrabenen. Auf den Gräbern der Jungfrauen werden Blumen mit großer Serafalt erzogen.

9. Aegyptische Pyramide mit dem großen Sphinxkopfe. Er sei, sagt Cassas, in einen Kalkfelsen gebauen, und weil derselbe Sprünge gehabt und Ungleichheiten, habe man den Koloß mit Stuck überzogen und gemalt, wie man noch in den Falten des Kopfschmuckes bemerke. Eine Gesichtspartie ist etwa zehn Schuh hoch. Auf der Unterlippe hat er bequem spazieren können.

10. Eine Pyramide, nach einigen Urkunden, Anlässen und Muthmaßungen restaurirt. Sie hat von vier Seiten vorspringende Hallen mit daneben stehenden Obelisken; nach den Hallen gehen Gänge hin, mit Sphinxen besetzt, wie sich solche noch in Oberägypten befinden. Es ist diese Zeichnung die ungeheuerste Architekturidee, die ich zeitlebens gesehen, und ich glaube nicht, daß man weiter kann.

Abends, nachdem wir alle diese schönen Sachen mit behaglicher Muße betrachtet, gingen wir in die Gärten auf dem Palatin, wodurch die Räume zwischen den Ruinen der Kaiserpaläste urbar und anmuthig gemacht worden. Dort, auf einem freien Gesellschaftsplatze, wo man unter herrlichen Bäumen die Fragmente verzierter Kapitäle, glatter und kannelirter Säulen, zerstückte Basreliefs, und was man noch der Art im weiten Kreise umhergelegt hatte, wie man sonst Tische, Stühle und Bänke zu heiterer Versammlung im Freien anzubringen pflegt — dort genossen wir der reizenden Zeit nach Herzens Lust, und als wir die mannichfaltigste Aussicht mit frisch gewäschenen und gebildeten Augen bei Sonnenuntergang überschauten, mußten wir gestehen, daß dieses Bild auf alle die andern, die man uns heute gezeigt, noch recht gut anzusehen sei. In demselbigen Geschmack von Cassas gezeichnet und gefärbt, würde es überall Entzücken erregen. Und so wird uns durch künstlerische Arbeiten nach und nach das Auge so gestimmt, daß wir für die Gegenwart der Natur immer empfänglicher und für die Schönheiten, die sie darbietet, immer offener werden.

Nun aber mußte des nächsten Tages uns zu scherzhaften

Unterhaltungen dienen, daß gerade das, was wir bei dem Künstler Großes und Grenzenloses geseben, uns in eine niedrige, unwürdige Enge zu begeben veranlassen sollte. Die herrlichen ägyptischen Denkmale erinnerten uns an den mächtigen Obelisken, der, auf dem Marsfelde durch August errichtet, als Sonnenweiser diente, nunmehr aber in Stücken, umzäunt von einem Bretterverschlag, in einem schmutzigen Winkel auf den kühnen Architekten wartete, der ihn aufzurichten berufen möchte. (NB. Jetzt ist er auf dem Plaz Monte Citorio wieder aufgerichtet und dient wie zur Römerzeit abermals als Sonnenweiser.) Er ist aus dem ächtesten ägyptischen Granit gehauen, überall mit zierlichen, naiven Figuren, obgleich in dem bekannten Stil, überäet. Merkwürdig war es, als wir neben der sonst in die Luft gerichteten Spize standen, auf den Zuschärfungen derselben Sphinx nach Sphinxen auf das Zierlichste abgebildet zu sehen, früher keinem menschlichen Auge, sondern nur den Strahlen der Sonne erreichbar. Hier tritt der Fall ein, daß das Gottesdienstliche der Kunst nicht auf einen Effekt berechnet ist, den es auf den menschlichen Anblik machen soll. Wir machten Anstalt, diese heiligen Bilder abgießen zu lassen, um das bequem noch vor Augen zu sehen, was sonst gegen die Wolkenregion hinaufgerichtet war.

In dem widerwärtigen Raume, worin wir uns mit dem würdigsten Werke befanden, konnten wir uns nicht enthrechen, Rom als ein Unding anzusehen, aber als einziges in seiner Art; denn auch in diesem Sinne hat diese ungeheure Lokalität die größten Vorzüge. Hier brachte der Zufall nichts hervor, er zerstörte nur; alles Zertrümmerte ist ehrwürdig, die Unform der Ruinen deutet auf uralte Regelmäßigkeit, welche sich in neuen, großen Formen der Kirchen und Paläste wieder hervorthat.

Jene bald gefertigten Abgüsse brachten in Erinnerung, daß in der großen Dehnikeschen Pastensammlung, wovon die Drüke im Ganzen und theilweise verkäuflich waren, auch einiges Aegyptische zu sehen sei; und wie sich denn Eins aus dem Andern ergiebt, so wählte ich aus gedachter Sammlung die vorzüglichsten und bestellte solche bei den Inhabern. Solche Abdrüke sind der größte Schaz und ein Fundament, das der in seinen Mitteln beschränkte Liebhaber zu künftigem großem, mannichfaltigem Vortheil bei sich niederlegen kann.

Die vier ersten Bände meiner Schriften, bei Göschen,

waren angekommen und das Prachtexemplar sogleich in die Hände Angelika's gegeben, die daran ihre Muttersprache aufs Neue zu beloben Ursache zu finden glaubte.

Ich aber durfte den Betrachtungen nicht nachhängen, die sich mir bei dem Rückblick auf meine frühern Thätigkeiten lebhaft aufdrangen. Ich wußte nicht, wie weit der eingeschlagene Weg mich führen würde, ich konnte nicht einsehen, inwiefern jenes frühere Bestreben gelingen und wiefern der Erfolg dieses Sehnens und Wandelns die aufgewendete Mühe belohnen würde.

Aber es blieb mir auch weder Zeit noch Raum, rückwärts zu schauen und zu denken. Die über organische Natur, deren Bilden und Umbilden mir gleichsam eingeimpften Ideen erlaubten keinen Stillstand, und indem mir Nachdenkendem eine Folge nach der andern sich entwickelte, so bedurfte ich zu eigener Ausbildung täglich und stündlich irgend einer Art von Mittheilung. Ich versuchte es mit Moritz und trug ihm, so viel ich vermochte, die Metamorphose der Pflanzen vor; und er, ein seltsames Gefäß, das, immer leer und inhaltsbedürftig, nach Gegenständen lechzte, die er sich aneignen könnte, griff endlich mit ein, dergestalt wenigstens, daß ich meine Vorträge fortzusetzen Muth behielt.

Hier kam uns ein merkwürdiges Buch, ich will nicht fragen, ob zu Statten, aber doch zu bedeutender Anregung: Herder's Werk, das unter einem lakonischen Titel über Gott und göttliche Dinge die verschiedenen Ansichten in Gesprächsform vorzutragen bemüht war. Mich versetzte diese Mittheilung in jene Zeiten, wo ich an der Seite des trefflichen Freundes über diese Angelegenheiten mich mündlich zu unterhalten oft veranlaßt war. Wundersam jedoch kontrastirte dieser in den höchsten frommen Betrachtungen verstrickende Band mit der Verehrung, zu der uns das Fest eines besondern Heiligen aufrief.

Am 21. September ward das Andenken des heiligen Franciscus gefeiert und sein Blut in langgedehnter Prozession von Mönchen und Gläubigen in der Stadt umhergetragen. Aufmerksam ward ich bei dem Vorbeiziehen so vieler Mönche, deren einfache Kleidung das Auge nur auf die Betrachtung des Kopfes hinzog. Es war mir auffallend, daß eigentlich Haar und Bart dazu gehören, um sich von dem männlichen Individuum einen Begriff zu machen. Erst mit Aufmerksamkeit, dann mit Erstaunen musterte ich die vor mir vorüberziehende

Reihe und war wirklich entzückt, zu sehen, daß ein Gesicht, von Haar und Bart in einen Rahmen eingefaßt, sich ganz anders ausnahm als das bartlose Volk umher. Und ich konnte nun wohl finden, daß dergleichen Gesichter, in Gemälden dargestellt, einen ganz unnennbaren Reiz auf den Beschauer ausüben mußten.

Hofrath Reiffenstein, welcher sein Amt, Fremde zu führen und zu unterhalten, gehörig ausstudirt hatte, konnte freilich im Laufe seines Geschäfts nur allzu bald gewahr werden, daß Personen, welche wenig mehr nach Rom bringen als Lust, zu sehen und sich zu zerstreuen, mitunter an der grimmigsten Langweile zu leiden haben, indem ihnen die gewohnte Ausfüllung müssiger Stunden in einem fremden Lande durchaus zu fehlen pflegt. Auch war dem praktischen Menschenkenner gar wohl bekannt, wie sehr ein bloßes Beschauen ermüde, und wie nöthig es sei, seine Freunde durch irgend eine Selbstthätigkeit zu unterhalten und zu beruhigen. Zwei Gegenstände hatte er sich deshalb auserlesen, worauf er ihre Geschäftigkeit zu richten pflegte: die Wachsmalerei und die Pastenfabrikation.

Jene Kunst, eine Wachsseife zum Bindemittel der Farben anzuwenden, war erst vor Kurzem wieder in den Gang gekommen, und da es in der Kunstwelt hauptsächlich darum zu thun ist, die Künstler auf irgend eine Weise zu beschäftigen, so giebt eine neue Art, das Gewohnte zu thun, immer wieder frische Aufmerksamkeit und lebhaften Anlaß, etwas, was man auf die alte Weise zu unternehmen nicht Lust hätte, in einer neuen zu versuchen.

Das kühne Unternehmen, für die Kaiserin Katharina die Raphael'schen Logen in einer Kopie zu verwirklichen und die Wiederholung sämmtlicher Architektur mit der Fülle ihrer Zierrathen in Petersburg möglich zu machen, ward durch diese neue Technik begünstigt, ja wäre vielleicht ohne dieselbe nicht auszuführen gewesen. Man ließ dieselben Felder, Wandtheile, Sockel, Pilaster, Kapitäle, Gesimse aus den stärksten Bohlen und Klötzen eines dauerhaften Kastanienholzes versertigen, überzog sie mit Leinwand, welche grundirt sodann der Enkaustik zur sichern Unterlage diente. Dieses Werk, womit sich besonders Unterberger nach Anleitung Reiffenstein's mehrere Jahre beschäftigt hatte, mit großer Gewissenhaftigkeit ausgeführt, war schon abgegangen, als ich ankam, und es konnte mir nur, was von jenem großen Unternehmen übrig blieb, bekannt und anschaulich werden.

Nun aber war durch eine solche Ausführung die Enkaustik zu hohen Ehren gelangt; Fremde von einigem Talent sollten praktisch damit bekannt werden; zugerichtete Farbengarnituren waren um leichten Preis zu haben; man kochte die Seife selbst; genug, man hatte immer etwas zu thun und zu kramen, wo sich nur ein müssiger, loser Augenblick zeigte. Auch mittlere Künstler wurden als Lehrende und Nachhelfende beschäftigt, und ich habe wol einigemal Fremde gesehen, welche ihre Römischen enkaustischen Arbeiten höchst behaglich, als selbstverfertigt, einpackten und mit zurück ins Vaterland nahmen.

Die andere Beschäftigung, Pasten zu fabriziren, war mehr für Männer geeignet. Ein großes altes Küchengewölbe im Reiffenstein'schen Quartier gab dazu die beste Gelegenheit. Hier hatte man mehr als nöthigen Raum zu einem solchen Geschäft. Die refraktäre, in Feuer unschmelzbare Masse wurde aufs Zarteste pulverisirt und durchgesiebt, der daraus geknetete Teig in Pasten eingedruckt, sorgfältig getrocknet und sodann, mit einem eisernen Ring umgeben, in die Gluth gebracht, ferner die geschmolzene Glasmasse darauf gedruckt, wodurch doch immer ein kleines Kunstwerk zum Vorschein kam, das einen Jeden freuen mußte, der es seinen eigenen Fingern zu verdanken hatte.

Hofrath Reiffenstein, welcher mich zwar willig und geschäftig in diese Thätigkeiten eingeführt hatte, merkte gar bald, daß mir eine fortgesetzte Beschäftigung der Art nicht zusagte, daß mein eigentlicher Trieb war, durch Nachbildung von Natur- und Kunstgegenständen Hand und Auge möglichst zu steigern. Auch war die große Hitze kaum vorübergegangen, als er mich schon in Gesellschaft von einigen Künstlern nach Fraścati führte, wo man in einem wohl eingerichteten Privathause Unterkommen und das nächste Bedürfniß fand und nun, den ganzen Tag im Freien, sich Abends gern um einen großen Abendtisch versammelte. Georg Schütz, ein Frankfurter, geschickt ohne eminentes Talent, aber einem gewissen anständigen Behagen als anhaltender künstlerischer Thätigkeit ergeben, weswegen ihn die Römer auch il Barone nannten, begleitete mich auf meinen Wanderungen und ward mir vielfach nützlich. Wenn man bedenkt, daß Jahrhunderte hier im höchsten Sinne architektonisch gewaltet, daß auf übrig gebliebenen mächtigen Substruktionen die künstlerischen Gedanken vorzüglicher Geister sich hervorgehoben und den Augen dargestellt, so wird man be-

greifen, wie sich Geist und Aug' entzücken müssen, wenn man unter jeder Beleuchtung diese vielfachen horizontalen und tausend vertikalen Linien unterbrochen und geschmückt wie eine stumme Musik mit den Augen auffaßt, und wie Alles, was klein und beschränkt in uns ist, nicht ohne Schmerz erregt und ausgetrieben wird. Besonders ist die Fülle der Mondscheinbilder über alle Begriffe, wo das einzeln Unterhaltende, vielleicht störend zu Nennende durchaus zurücktritt und nur die großen Massen von Licht und Schatten ungeheuer anmuthige, symmetrisch harmonische Riesenkörper dem Auge entgegentragen. Dagegen fehlte es denn auch Abends nicht an unterrichtender, oft aber auch neckischer Unterhaltung.

So darf man nicht verschweigen, daß junge Künstler, die Eigenheiten des wackern Reiffenstein's, die man Schwachheiten zu nennen pflegt, kennend und bemerkend, darüber sich oft im Stillen scherzhaft und spottend unterhielten. Nun war eines Abends der Apoll von Belvedere, als eine unversiegbare Quelle künstlerischer Unterhaltung, wieder zum Gespräch gelangt, und bei der Bemerkung, daß die Ohren an diesem trefflichen Kopfe doch nicht sonderlich gearbeitet seien, kam die Rede ganz natürlich auf die Würde und Schönheit dieses Organs, die Schwierigkeit, ein schönes in der Natur zu finden und es künstlerisch ebenmäßig nachzubilden. Da nun Schütz wegen seiner hübschen Ohren bekannt war, ersuchte ich ihn, mir bei der Lampe zu sitzen, bis ich das vorzüglich gut gebildete, es war ohne Frage das rechte, sorgfältig abgezeichnet hätte. Nun kam er mit seiner starren Modellstellung gerade dem Rath Reiffenstein gegenüber zu sitzen, von welchem er die Augen nicht abwenden konnte noch durfte. Jener fing nun an, seine wiederholt angepriesenen Lehren vorzutragen; man müßte sich nämlich nicht gleich unmittelbar an das Beste wenden, sondern erst bei den Carraccis anfangen, und zwar in der Farneſischen Galerie, dann zum Raphael übergeben und zuletzt den Apoll von Belvedere so oft zeichnen, bis man ihn auswendig könne, da denn nicht viel Weiteres zu wünschen und zu hoffen sein würde. Der gute Schütz ward von einem solchen innerlichen Anfall von Lachen ergriffen, den er äußerlich kaum zu bergen wußte, welche Pein sich immer vermehrte, je länger ich ihn in rubiger Stellung zu halten trachtete. So kann der Lehrer, der Wohlthäter immer wegen seines individuellen, unbillig aufgenommenen Zustandes einer spöttischen Undankbarkeit erwarten.

gangenen Genüsse unsere Schuldigkeit abzutragen. Ja, wir hatten es erreicht, daß wir durch ein künstliches, erst leiseres, dann stärkeres, zuletzt gebietendes Zitti-Rufen, jederzeit mit dem Ritornell einer eintretenden beliebten Arie oder sonst gefälligen Partie, das ganze laut schwatzende Publikum zum Schweigen brachten, weshalb uns denn unsere Freunde von oben die Artigkeit erwiesen, die interessantesten Exhibitionen nach unserer Seite zu richten.

Oktober.

Korrespondenz.

Frascati, den 2. Oktober.

Ich muß bei Zeiten ein Blättchen anfangen, wenn Ihr es zur rechten Zeit erhalten sollt. Eigentlich hab' ich viel und nicht viel zu sagen. Es wird immerfort gezeichnet, und ich denke dabei im Stillen an meine Freunde. Diese Tage empfand ich wieder viel Sehnsucht nach Hause, vielleicht eben weil es mir hier so wohl geht und ich doch fühle, daß mir mein Liebstes fehlt. Ich bin in einer recht wunderlichen Lage und will mich eben zusammennehmen, jeden Tag nutzen, thun, was zu thun ist, und so diesen Winter durch arbeiten.

Ihr glaubt nicht, wie nützlich, aber auch wie schwer es mir war, dieses ganze Jahr absolut unter fremden Menschen zu leben, besonders da Tischbein — dies sei unter uns gesagt — nicht so einschlug, wie ich hoffte. Es ist ein wirklich guter Mensch, aber er ist nicht so rein, so natürlich, so offen wie seine Briefe. Seinen Charakter kann ich nur mündlich schildern, um ihm nicht Unrecht zu thun, und was will eine Schilderung heißen, die man so macht? Das Leben eines Menschen ist sein Charakter. Nun hab' ich Hoffnung, Kayser'n zu besitzen; Dieser wird mir zu großer Freude sein. Gebe der Himmel, daß sich nichts dazwischen stelle!

Meine erste Angelegenheit ist und bleibt, daß ich es im Zeichnen zu einem gewissen Grade bringe, wo man mit Leichtigkeit etwas macht und nicht wieder zurücklernt, noch so lange

still steht, wie ich wol leider die schönste Zeit des Lebens versäumt habe. Doch muß man sich selbst entschuldigen. Zeichnen, um zu zeichnen, wäre wie reden, um zu reden. Wenn ich nichts auszudrücken habe, wenn mich nichts anreizt, wenn ich würdige Gegenstände erst mühsam aufsuchen muß, ja mit allem Suchen sie kaum finde, wo soll da der Nachahmungstrieb herkommen? In diesen Gegenden muß man zum Künstler werden, so dringt sich Alles auf, man wird voller und voller und gezwungen, etwas zu machen. Nach meiner Anlage und meiner Kenntniß des Weges bin ich überzeugt, daß ich hier in einigen Jahren sehr weit kommen müßte.

Ihr verlangt, meine Lieben, daß ich von mir selbst schreibe, und sebt, wie ich's thue; wenn wir wieder zusammenkommen, sollt Ihr gar Manches hören. Ich habe Gelegenheit gehabt, über mich selbst und Andere, über Welt und Geschichte viel nachzudenken, wovon ich manches Gute, wenn gleich nicht Neue auf meine Art mittheilen werde. Zuletzt wird Alles im Wilhelm gefaßt und geschlossen.

Moritz ist bisher mein liebster Gesellschafter geblieben, ob ich gleich bei ihm fürchtete und fast noch fürchte, er möchte aus meinem Umgange nur klüger und richtiger, weder besser noch glücklicher werden, eine Sorge, die mich immer zurückhält, ganz offen zu sein.

Auch im Allgemeinen mit mehreren Menschen zu leben, geht mir ganz gut. Ich sehe eines Jeden Gemüthsart und Handelsweise. Der Eine spielt sein Spiel, der Andere nicht; Dieser wird vorwärts kommen, Jener schwerlich. Einer sammelt, Einer zerstreut. Einem genügt Alles, dem Andern nichts. Der hat Talent und übt's nicht, Jener hat keins und ist fleißig ꝛc. ꝛc. Das Alles sehe ich und mich mitten drin; es vergnügt mich und giebt mir, da ich keinen Theil an den Menschen, nichts an ihnen zu verantworten habe, keinen bösen Humor. Nur alsdann, meine Lieben, wenn Jeder nach seiner Weise handelt und zuletzt noch prätendirt, daß ein Ganzes werden, sein und bleiben solle, es zunächst von mir prätendirt, dann bleibt Einem nichts übrig, als zu scheiden oder toll zu werden.

Albano, den 5. Oktober.

Ich will sehen, daß ich diesen Brief noch zur morgenden Post nach Rom schaffe, daß ich auf diesem Blatt nur den tausendsten Theil sage von dem, was ich zu sagen habe.

Eure Blätter hab' ich zu gleicher Zeit mit den zerstreuten, besser gesammelten Blättern, den Ideen und den vier Saffianbänden erhalten, gestern, als ich im Begriff war, von Frascati abzufahren. Es ist mir nun ein Schatz auf die ganze Villeggiatur.

Persepolis habe ich gestern Nacht gelesen. Es freut mich unendlich, und ich kann nichts dazusetzen, indem jene Art und Kunst nicht herübergekommen ist. Ich will nun die angeführten Bücher auf irgend einer Bibliothek sehen und Euch aufs Neue danken. Fahrt fort, ich bitte Euch, oder fahrt fort, weil Ihr müßt, beleuchtet Alles mit Eurem Lichte!

Die Ideen, die Gedichte sind noch nicht berührt. Meine Schriften mögen nun gehen, ich will treulich fortfahren. Die vier Kupfer zu den letzten Bänden sollen hier werden.

Mit den Genannten war unser Verhältniß nur ein gutmüthiger Waffenstillstand von beiden Seiten, ich habe das wohl gewußt; nur was werden kann, kann werden. Es wird immer weitere Entfernung und endlich, wenn's recht gut geht, leise, lose Trennung werden. Der Eine ist ein Narr, der voller Einfaltsprätensionen steckt. „Meine Mutter hat Gänse", singt sich mit bequemerer Naivetät, als ein: „Allein Gott in der Höh' sei Ehr'". Er ist einmal auch ein: „Sie lassen sich das Heu und Stroh, das Heu und Stroh nicht irren ꝛc. ꝛc." Bleibt von diesem Volke! Der erste Undank ist besser als der letzte. Der Andere denkt, er komme aus einem fremden Lande zu den Seinigen, und er kommt zu Menschen, die sich selbst suchen, ohne es gestehen zu wollen; er wird sich fremd finden und vielleicht nicht wissen, warum. Ich müßte mich sehr irren, oder die Großmuth des Alcibiades ist ein Taschenspielerstreich des Züricher Propheten, der klug genug und gewandt genug ist, große und kleine Kugeln mit unglaublicher Behendigkeit einander zu substituiren, durch einander zu mischen, um das Wahre und Falsche nach seinem theologischen Dichtergemüth gelten und verschwinden zu machen. Hole oder erhalte ihn der Teufel! der ein Freund der Lügen, Dämonologie, Ahnungen, Sehnsuchten ꝛc. ist von Anfang.

Und ich muß ein neues Blatt nehmen und bitten, daß Ihr lest, wie ich schreibe, mit dem Geiste mehr als den Augen, wie ich mit der Seele mehr als den Händen.

Fahre Du fort, lieber Bruder, zu sinnen, zu finden, zu vereinigen, zu dichten, zu schreiben, ohne Dich um Andere zu bekümmern! Man muß schreiben, wie man lebt, erst um sein selbst willen, und dann existirt man auch für verwandte Wesen.

Plato wollte keinen ἀγεωμέτρητον in seiner Schule leiden; wäre ich im Stande, eine zu machen, ich litte Keinen, der sich nicht irgend ein Naturstudium ernst und eigentlich gewählt. Neulich fand ich in einer leidig apostelisch-kapuzinermäßigen Deklamation des Züricher Propheten die unsinnigen Worte: „Alles, was Leben hat, lebt durch etwas außer sich.“ Oder so ungefähr klang's. Das kann nun so ein Heidenbekehrer hinschreiben, und bei der Revision zupft ihn der Genius nicht beim Aermel. Nicht die ersten, simpelsten Naturwahrheiten haben sie gefaßt und möchten doch gar zu gern auf den Stühlen um den Thron sitzen, wo andere Leute hingehören oder Keiner hingehört. Laß das Alles gut sein, wie ich auch thue, der ich es freilich jetzt leichter habe!

Ich mag von meinem Leben keine Beschreibung machen, es sieht gar zu lustig aus. Vor Allem beschäftigt mich das Landschaftszeichnen, wozu dieser Himmel und diese Erde vorzüglich einlädt. Sogar hab' ich einige Idyllen gefunden. Was werd' ich nicht noch Alles machen! Das seh' ich wohl, Unsereiner muß nur immer neue Gegenstände um sich haben, dann ist er geborgen.

Lebt wohl und vergnügt, und wenn es Euch weh werden will, so fühlt nur recht, daß Ihr beisammen seid und was Ihr einander seid, indeß ich, durch eigenen Willen exilirt, mit Vorsatz irrend, zweckmäßig unklug, überall fremd und überall zu Hause, mein Leben mehr laufen lasse als führe und auf alle Fälle nicht weiß, wo es hinaus will.

Lebt wohl, empfehlt mich der Frau Herzogin! Ich habe mit Rath Reiffenstein in Frascati ihren ganzen Aufenthalt projektirt. Wenn Alles gelingt, so ist's ein Meisterstück. Wir sind jetzt in Negotiation wegen einer Villa begriffen, welche gewissermaßen sequestrirt ist und also vermiethet wird, anstatt daß die andern entweder besetzt sind oder von den großen Familien nur aus Gefälligkeit abgetreten würden, dagegen man in Obliga-

tionen und Relationen geräth. Ich schreibe, sobald nur etwas Gewisseres zu sagen ist. In Rom ist auch ein schönes, freiliegendes Quartier mit einem Garten für sie bereit. Und so wünscht' ich, daß sie sich überall zu Hause fände; denn sonst genießt sie nichts: die Zeit verstreicht, das Geld ist ausgegeben, und man sieht sich um wie nach einem Vogel, der Einem aus der Hand entwischt ist. Wenn ich ihr Alles einrichten kann, daß ihr Fuß an keinen Stein stoße, so will ich es thun.

Nun kann ich nicht weiter, wenn gleich noch Raum da ist. Lebt wohl und verzeiht die Eilfertigkeit dieser Zeilen!

Castel Gandolfo, den 8. Oktober, eigentlich den 12ten;

denn diese Woche ist hingegangen, ohne daß ich zum Schreiben kommen konnte. Also geht dieses Blättchen nur eilig nach Rom, daß es noch zu Euch gelange.

Wir leben hier, wie man in Bädern lebt, nur mache ich mich des Morgens beiseite, um zu zeichnen; dann muß man den ganzen Tag der Gesellschaft sein, welches mir denn auch ganz recht ist für diese kurze Zeit; ich sehe doch auch einmal Menschen ohne großen Zeitverlust und viele auf einmal.

Angelika ist auch hier und wohnt in der Nähe; dann sind einige muntere Mädchen, einige Frauen, Herr von Maron, Schwager von Mengs, mit der seinigen, theils im Hause theils in der Nachbarschaft. Die Gesellschaft ist lustig, und es giebt immer was zu lachen. Abends geht man in die Komödie, wo Pulcinell die Hauptperson ist, und trägt sich dann einen Tag mit den Bonmots des vergangenen Abends. Tout comme chez nous — nur unter einem heitern, köstlichen Himmel. Heute hat sich ein Wind erhoben, der mich zu Hause hält. Wenn man mich außer mir selbst herausbringen könnte, müßten es diese Tage thun; aber ich falle immer wieder in mich zurück, und meine ganze Neigung ist auf die Kunst gerichtet. Jeden Tag geht mir ein neues Licht auf, und es scheint, als wenn ich wenigstens würde sehen lernen.

Erwin und Elmire ist so gut als fertig; es kommt auf ein paar schreibselige Morgen an; gedacht ist Alles.

Herder hat mich aufgefordert, Forstern auf seine Reise um die Welt auch Fragen und Muthmaßungen mitzugeben. Ich

weiß nicht, wo ich Zeit und Sammlung hernehmen soll, wenn ich es auch von Herzen gerne thäte. Wir wollen sehen.

Ihr habt wol schon kalte, trübe Tage; wir hoffen noch einen ganzen Monat zum Spazierengehen. Wie sehr mich Herder's Ideen freuen, kann ich nicht sagen. Da ich keinen Messias zu erwarten habe, so ist mir dies das liebste Evangelium. Grüßt Alles, ich bin in Gedanken immer mit Euch, und liebt mich!

Castel Gandolfo, den 12. Oktober.

An Herder.

Nur ein flüchtig Wort und zuerst den lebhaftesten Dank für die Ideen! Sie sind mir als das liebwertheste Evangelium gekommen, und die interessantesten Studien meines Lebens laufen alle da zusammen. Woran man sich so lange geplagt hat, wird Einem nun so vollständig vorgeführt. Wie viel Lust zu allem Guten hast Du mir durch dieses Buch gegeben und erneut! Noch bin ich erst in der Hälfte. Ich bitte Dich, laß mir so bald als möglich die Stelle aus Camper, die Du pag. 159 anführst, ganz ausschreiben, damit ich sehe, welche Regeln des griechischen Künstlerideals er ausgefunden hat. Ich erinnere mich nur an den Gang seiner Demonstration des Profils aus dem Kupfer. Schreibe mir dazu und exzerpire mir sonst, was Du mir nützlich dünkst, daß ich das Ultimum wisse, wie weit man in dieser Spekulation gekommen ist; denn ich bin immer das neugeborene Kind. Hat Lavater's Physiognomik etwas Kluges darüber? Deinem Aufruf wegen Forster's will ich gerne gehorchen, wenn ich gleich noch nicht recht sehe, wie es möglich ist; denn ich kann keine einzelnen Fragen thun, ich muß meine Hypothesen völlig auseinandersetzen und vertragen. Du weißt, wie sauer mir das schriftlich wird. Schreibe mir nur den letzten Termin, wann es fertig sein und wohin es geschickt werden soll. Ich sitze jetzt im Rohre und kann vor Pfeifenschneiden nicht zum Pfeifen kommen. Wenn ich es unternehme, muß ich zum Diktiren mich wenden; denn eigentlich seh' ich es als einen Wink an. Es scheint, ich soll von allen Seiten mein Haus bestellen und meine Bücher schließen. Was mir am

Schwersten sein wird, ist, daß ich absolut Alles aus dem Kopfe nehmen muß; ich habe doch kein Blättchen meiner Kollektaneen, keine Zeichnung, nichts hab' ich bei mir, und alle neusten Bücher fehlen hier ganz und gar.

Noch vierzehn Tage bleib' ich wol in Castello und treibe ein Badeleben. Morgens zeichne ich, dann giebt's Menschen auf Menschen. Es ist mir lieb, daß ich sie beisammen sehe; einzeln wäre es eine große Sekkatur. Angelika ist hier und hilft Alles übertragen.

Der Papst soll Nachricht haben, Amsterdam sei von den Preußen eingenommen. Die nächsten Zeitungen werden uns Gewißheit bringen. Das wäre die erste Expedition, wo sich unser Jahrhundert in seiner ganzen Größe zeigt. Das heiß' ich eine Sodezza! Ohne Schwertstreich, mit ein paar Bomben, und Niemand, der sich der Sache weiter annimmt! Lebt wohl! Ich bin ein Kind des Friedens und will Frieden halten für und für mit der ganzen Welt, da ich ihn einmal mit mir selbst geschlossen habe.

Rom, den 23. Oktober.

Den letzten Posttag, meine Lieben, habt Ihr keinen Brief erhalten; die Bewegung in Castello war zuletzt gar zu arg, und ich wollte doch auch zeichnen. Es war wie bei uns im Bade, und da ich in einem Hause wohnte, das immer Zuspruch hat, so mußte ich mich drein geben. Bei dieser Gelegenheit habe ich mehr Italiäner gesehen als bisher in einem Jahre und bin auch mit dieser Erfahrung zufrieden.

Eine Mailänderin interessirte mich die acht Tage ihres Bleibens; sie zeichnete sich durch ihre Natürlichkeit, ihren Gemeinsinn, ihre gute Art sehr vortheilhaft vor den Römerinnen aus. Angelika war, wie sie immer ist, verständig, gut, gefällig, zuvorkommend. Man muß ihr Freund sein; man kann viel von ihr lernen, besonders arbeiten; denn es ist unglaublich, was sie Alles endigt.

Diese letzten Tage war das Wetter kühl, und ich bin recht vergnügt, wieder in Rom zu sein. Gestern Abend, als ich zu Bette ging, fühlt' ich recht das Vergnügen, hier zu sein. Es war mir, als wenn ich mich auf einen recht breiten, sichern Grund niederlegte.

Ueber ſeinen Gott möcht' ich gern mit Herder'n ſprechen. Zu bemerken iſt mir ein Hauptpunkt: man nimmt dieſes Büchlein wie andere für Speiſe, da es eigentlich die Schüſſel iſt. Wer nichts hineinzulegen hat, findet ſie leer. Laßt mich ein Wenig weiter allegoriſiren, und Herder wird meine Allegorie am Beſten erklären. Mit Hebel und Walzen kann man ſchon ziemliche Laſten fortbringen; die Stücke des Obelisks zu bewegen, brauchen ſie Erdwinden, Flaſchenzüge und ſo weiter. Je größer die Laſt oder je feiner der Zweck (wie z. B. bei einer Uhr), deſto zuſammengeſetzter, deſto künſtlicher wird der Mechanismus ſein und doch im Innern die größte Einheit haben. So ſind alle Hypotheſen oder vielmehr alle Prinzipien. Wer nicht viel zu bewegen hat, greift zum Hebel und verſchmäht meinen Flaſchenzug; was will der Steinhauer mit einer Schraube ohne Ende? Wenn L. ſeine ganze Kraft anwendet, um ein Märchen wahr zu machen, wenn J. ſich abarbeitet, eine hohle Kindergehirnempfindung zu vergöttern, wenn C. aus einem Fußboten ein Evangeliſt werden möchte, ſo iſt offenbar, daß ſie Alles, was die Tiefen der Natur näher aufſchließt, verabſcheuen müſſen. Würde der Eine ungeſtraft ſagen: „Alles, was lebt, lebt durch etwas außer ſich"? würde der Andere ſich der Verwirrung der Begriffe, der Verwechſelung der Worte von Wiſſen und Glauben, von Ueberlieferung und Erfahrung nicht ſchämen? würde der Dritte nicht um ein paar Bänke tiefer hinunter müſſen, wenn ſie nicht mit aller Gewalt die Stühle um den Thron des Lamms aufzuſtellen bemüht wären — wenn ſie nicht ſich ſorgfältig hüteten, den feſten Boden der Natur zu betreten, wo Jeder nur iſt, was er iſt, wo wir Alle gleiche Anſprüche haben?

Halte man dagegen ein Buch wie den dritten Theil der Ideen, ſehe erſt, was es iſt, und frage ſodann, ob der Autor es hätte ſchreiben können, ohne jenen Begriff von Gott zu haben. Nimmermehr; denn eben das Aechte, Große, Innerliche, was es hat, hat es in, aus und durch jenen Begriff von Gott und der Welt.

Wenn es alſo irgendwo fehlt, ſo mangelt's nicht an der Waare, ſondern an Käufern, nicht an der Maſchine, ſondern an Denen, die ſie zu brauchen wiſſen. Ich habe immer mit ſtillem Lächeln zugeſehen, wenn ſie mich in metaphyſiſchen Geſprächen nicht für voll anſahen; da ich aber ein Künſtler bin, ſo kann mir's gleich ſein. Mir könnte vielmehr dran gelegen ſein, daß das Principium verborgen bliebe, aus dem und durch

das ich arbeite. Ich laſſe einem Jeden ſeinen Hebel und bediene mich der Schraube ohne Ende ſchon lange, und nun mit noch mehr Freude und Bequemlichkeit.

Rom, den 27. Oktober.

Ich bin in dieſem Zauberkreiſe wieder angelangt und befinde mich gleich wieder wie bezaubert, zufrieden, ſtille hinarbeitend, vergeſſend Alles, was außer mir iſt, und die Geſtalten meiner Freunde beſuchen mich friedlich und freundlich. Dieſe erſten Tage hab' ich mit Briefſchreiben zugebracht, habe die Zeichnungen, die ich auf dem Lande gemacht, ein Wenig gemuſtert; die nächſte Woche ſoll es an neue Arbeit gehen. Es iſt zu ſchmeichelhaft, als daß ich es ſagen dürfte, was mir Angelika für Hoffnungen über mein Landſchaftszeichnen unter gewiſſen Bedingungen giebt. Ich will wenigſtens fortfahren, um mich dem zu nähern, was ich wol nie erreiche.

Ich erwarte mit Verlangen Nachricht, daß Egmont angelangt und wie Ihr ihn aufgenommen. Ich habe doch ſchon geſchrieben, daß Kayſer herkommt? Ich erwarte ihn in einigen Tagen mit der nun vollendeten Partitur unſerer Scapinereien. Du kannſt denken, was das für ein Feſt ſein wird! Sogleich wird Hand an eine neue Oper gelegt und Claudine mit Erwin in ſeiner Gegenwart, mit ſeinem Beirath verbeſſert.

Herder's Ideen hab' ich nun durchgeleſen und mich des Buches außerordentlich gefreut. Der Schluß iſt herrlich, wahr und erquicklich, und er wird wie das Buch ſelbſt erſt mit der Zeit und vielleicht unter fremdem Namen den Menſchen wohlthun. Je mehr dieſe Vorſtellungsart gewinnt, je glücklicher wird der nachdenkliche Menſch werden. Auch habe ich dieſes Jahr unter fremden Menſchen Acht gegeben und gefunden, daß alle wirklich klugen Menſchen, mehr oder weniger, zarter oder gröber, darauf kommen und beſtehen, daß der Moment Alles iſt, und daß nur der Vorzug eines vernünftigen Menſchen darin beſtehe, ſich ſo zu betragen, daß ſein Leben, inſofern es von ihm abhängt, die möglichſte Maſſe von vernünftigen, glücklichen Momenten enthalte.

Ich müßte wieder ein Buch ſchreiben, wenn ich ſagen ſollte, was ich bei dem und jenem Buch gedacht habe. Ich leſe jetzt

wieder Stellen, so wie ich sie aufschlage, um mich an jeder Seite zu ergetzen; denn es ist durchaus köstlich gedacht und geschrieben.

Besonders schön find' ich das griechische Zeitalter; daß ich am römischen, wenn ich mich so ausdrücken darf, etwas Körperlichkeit vermisse, kann man vielleicht denken, ohne daß ich es sage. Es ist auch natürlich. Gegenwärtig ruht in meinem Gemüth die Masse deß, was der Staat war, an und für sich; mir ist er wie Vaterland etwas Ausschließendes. Und Ihr müßtet im Verhältniß mit dem ungeheuern Weltganzen den Werth dieser einzelnen Existenz bestimmen, wo denn freilich Vieles zusammenschrumpfte und in Rauch aufgehen mag. So bleibt mir das Colisee immer imposant, wenn ich gleich denke, zu welcher Zeit es gebaut worden, und daß das Volk, welches diesen ungeheuern Kreis ausfüllte, nicht mehr das altrömische Volk war.

Ein Buch über Malerei und Bildhauerkunst in Rom ist auch zu uns gekommen. Es ist ein deutsches Produkt und, was schlimmer ist, eines deutschen Kavaliers. Es scheint ein junger Mann zu sein, der Energie hat, aber voller Prätension steckt, der sich Mühe gegeben hat herumzulaufen, zu notiren, zu hören, zu horchen, zu lesen. Er hat gewußt dem Werke einen Anschein von Ganzheit zu geben; es ist darin viel Wahres und Gutes, gleich darneben Falsches und Albernes, Gedachtes und Nachgeschwätztes, Longueurs und Echappaden. Wer es auch in der Entfernung durchsieht, wird bald merken, welch monstroses Mittelding zwischen Kompilation und eigen gedachtem Werk dieses voluminose Opus geworden sei.

Die Ankunft Egmont's erfreut und beruhigt mich, und ich verlange auf ein Wort darüber, das nun wol unterwegs ist. Das Saffianexemplar ist angelangt; ich hab' es der Angelika gegeben. Mit Kayser's Oper wollen wir es klüger machen, als man uns gerathen hat; Euer Vorschlag ist sehr gut; wenn Kayser kommt, sollt Ihr mehr hören.

Die Rezension ist recht im Stil des Alten, zu viel und zu wenig. Mir ist jetzt nur dran gelegen, zu machen, seitdem ich sehe, wie sich am Gemachten, wenn es auch nicht das Vollkommenste ist, Jahrtausende rezensiren, das heißt, etwas von seinem Dasein hererzählen läßt.

Jedermann verwundert sich, wie ich ohne Tribut durchgekommen bin; man weiß aber auch nicht, wie ich mich betragen

habe. Unser Oktober war nicht der schönste, ob wir gleich himmlische Tage gehabt haben.

Es geht mit mir jetzt eine neue Epoche an. Mein Gemüth ist nun durch das viele Sehen und Erkennen so ausgeweitet, daß ich mich auf irgend eine Arbeit beschränken muß. Die Individualität eines Menschen ist ein wunderlich Ding; die meine hab' ich jetzt recht kennen lernen, da ich einerseits dieses Jahr blos von mir selbst abgehangen habe und von der andern Seite mit völlig fremden Menschen umzugehen hatte.

Bericht.

Oktober.

Zu Anfang dieſes Monats, bei mildem, durchaus heiterm, herrlichem Wetter genoſſen wir eine förmliche Villeggiatur in Caſtel Gandolfo, wodurch wir uns denn in die Mitte dieſer unvergleichlichen Gegend eingeweiht und eingebürgert ſahen. Herr Jenkins, der wohlhabende engliſche Kunſthändler, bewohnte daſelbſt ein ſehr ſtattliches Gebäude, den ehemaligen Wohnſitz des Jeſuitengenerals, wo es einer Anzahl von Freunden weder an Zimmern zu bequemer Wohnung noch an Sälen zu heiterm Beiſammenſein noch an Bogengängen zu munterm Luſtwandeln fehlte.

Man kann ſich von einem ſolchen Herbſtaufenthalte den beſten Begriff machen, wenn man ſich ihn wie den Aufenthalt an einem Badorte gedenkt. Perſonen ohne den mindeſten Bezug auf einander werden durch Zufall augenblicklich in die unmittelbarſte Nähe verſetzt. Frühſtück und Mittageſſen, Spaziergänge, Luſtpartien, ernſt- und ſcherzhafte Unterhaltung bewirken ſchnell Bekanntſchaft und Vertraulichkeit; da es denn ein Wunder wäre, wenn, beſonders hier, wo nicht einmal Krankheit und Kur eine Art von Diverſion macht, hier im vollkommenſten Müſſiggange ſich nicht die entſchiedenſten Wahlverwandtſchaften zunächſt hervorthun ſollten. Hofrath Reiffenſtein hatte für gut befunden, und zwar mit Recht, daß wir zeitig hinausgehen ſollten, um zu unſern Spaziergängen und ſonſtigen artiſtiſchen Wanderungen ins Gebirg die nöthige Zeit zu finden, ehe noch der Schwall der Geſellſchaft ſich heranbrängte und uns zur Theilnahme an

gemeinschaftlicher Unterhaltung aufforderte. Wir waren die Ersten und versäumten nicht, uns in der Gegend nach Anleitung des erfahrenen Führers zweckmäßig umzusehen, und ernteten davon die schönsten Genüsse und Belehrungen.

Nach einiger Zeit sah ich eine gar hübsche Römische Nachbarin, nicht weit von uns im Erdgeschoß wohnend, mit ihrer Mutter heraufkommen. Sie hatten Beide seit meiner Malerschaft meine Begrüßungen freundlicher als sonst erwidert; doch hatte ich sie nicht angesprochen, ob ich gleich an ihnen, wenn sie Abends vor der Thür saßen, öfters nah genug vorbeiging; denn ich war dem Gelübde, mich durch dergleichen Verhältnisse von meinem Hauptzwecke nicht abhalten zu lassen, vollkommen treu geblieben. Nun aber fanden wir uns auf einmal wie völlig alte Bekannte; jenes Konzert gab Stoff genug zur ersten Unterhaltung, und es ist wol nichts angenehmer als eine Römerin der Art, die sich in natürlichem Gespräch heiter gehen läßt und ein lebhaftes, auf die reine Wirklichkeit gerichtetes Aufmerken, eine Theilnahme mit anmuthigem Bezug auf sich selbst in der wohllautenden Römischen Sprache schnell, doch deutlich vorträgt, und zwar in einer edlen Mundart, die auch die mittlere Klasse über sich selbst erhebt und dem Allernatürlichsten, ja dem Gemeinen einen gewissen Adel verleiht. Diese Eigenschaften und Eigenheiten waren mir zwar bekannt, aber ich hatte sie noch nie in einer so einschmeichelnden Folge vernommen.

Zu gleicher Zeit stellten sie mich einer jungen Mailänderin vor, die sie mitgebracht hatten, der Schwester eines Commis von Herrn Jenkins, eines jungen Mannes, der wegen Fertigkeit und Redlichkeit bei seinem Prinzipal in großer Gunst stand. Sie schienen genau mit einander verbunden und Freundinnen zu sein.

Diese beiden Schönen, denn schön durfte man sie wirklich nennen, standen in einem nicht schroffen, aber doch entschiedenen Gegensatz; dunkelbraune Haare die Römerin, hellbraune die Mailänderin; jene braun von Gesichtsfarbe, diese klar, von zarter Haut; diese zugleich mit fast blauen Augen, jene mit braunen; die Römerin einigermaßen ernst, zurückhaltend, die Mailänderin von einem offenen, nicht sowol ansprechenden als gelassen anfragenden Wesen. Ich saß bei einer Art Lettespiel zwischen beiden Frauenzimmern und hatte mit der Römerin Kasse zusammen gemacht; im Laufe des Spiels fügte es sich nun, daß

ich auch mit der Mailänderin mein Glück versuchte durch Wetten oder sonst. Genug, es entstand auch auf dieser Seite eine Art von Partnerschaft, wobei ich in meiner Unschuld nicht gleich bemerkte, daß ein solches getheiltes Interesse nicht gefiel, bis endlich nach aufgehobener Partie die Mutter, mich abseits findend, zwar höflich, aber mit wahrhaftem Mutterernst dem werthen Fremden versicherte, daß, da er einmal mit ihrer Tochter in solche Theilnahme gekommen sei, es sich nicht wohl zieme, mit einer Andern gleiche Verbindlichkeiten einzugehen; man halte es in einer Villeggiatur für Sitte, daß Personen, die sich einmal auf einen gewissen Grad verbunden, dabei in der Gesellschaft verharrten und eine unschuldig anmuthige Wechselgefälligkeit durchführten. Ich entschuldigte mich aufs Beste, jedoch mit der Wendung, daß es einem Fremden nicht wohl möglich sei, dergleichen Verpflichtungen anzuerkennen, indem es zu unsern Landen herkömmlich sei, daß man den sämmtlichen Damen der Gesellschaft, einer wie der andern, mit und nach der andern sich dienstlich und höflich erweise, und daß dieses hier um desto mehr gelten werde, da von zwei so eng verbundenen Freundinnen die Rede sei.

Aber leider! indessen ich mich so auszureden suchte, empfand ich auf die wundersamste Weise, daß meine Neigung für die Mailänderin sich schon entschieden hatte, blitzschnell und eindringlich genug, wie es einem müssigen Herzen zu geben pflegt, das in selbstgefälligem, ruhigem Zutrauen nichts befürchtet, nichts wünscht, und das nun auf einmal dem Wünschenswerthesten unmittelbar nahe kommt. Uebersieht man doch in solchem Augenblicke die Gefahr nicht, die uns unter diesen schmeichelhaften Zügen bedroht.

Den nächsten Morgen fanden wir uns Drei allein, und da vermehrte sich denn das Uebergewicht auf die Seite der Mailänderin. Sie hatte den großen Vorzug vor ihrer Freundin, daß in ihren Aeußerungen etwas Strebsames zu bemerken war. Sie beklagte sich nicht über vernachlässigte, aber allzu ängstliche Erziehung. „Man lehrt uns nicht schreiben," sagte sie, „weil man fürchtet, wir würden die Feder zu Liebesbriefen benutzen; man würde uns nicht lesen lassen, wenn wir uns nicht mit dem Gebetbuch beschäftigen müßten; uns in fremden Sprachen zu unterrichten, daran wird Niemand denken; ich gäbe Alles darum, Englisch zu können. Herrn Jenkins mit meinem Bruder, Madame Angelika, Herrn Zucchi, die Herren Volpato und Camuccini

hör' ich oft sich unter einander englisch unterhalten, mit einem Gefühl, das dem Neid ähnlich ist, und die ellenlangen Zeitungen da liegen vor mir auf dem Tische. es stehen Nachrichten darin aus der ganzen Welt, wie ich sehe, und ich weiß nicht, was sie bringen."

„Es ist desto mehr Schade," versetzte ich, „da das Englische sich so leicht lernen läßt; Sie müßten es in kurzer Zeit fassen und begreifen." „Machen wir gleich einen Versuch," fuhr ich fort, indem ich eins der grenzenlosen englischen Blätter aufhob, die häufig umherlagen.

Ich blickte schnell hinein und fand einen Artikel, daß ein Frauenzimmer ins Wasser gefallen, glücklich aber gerettet und den Ihrigen wiedergegeben worden. Es fanden sich Umstände bei dem Falle, die ihn verwickelt und interessant machten; es blieb zweifelhaft, ob sie sich ins Wasser gestürzt, um den Tod zu suchen, sowie auch, welcher von ihren Verehrern, der Begünstigte oder Verschmähte, sich zu ihrer Rettung gewagt. Ich wies ihr die Stelle hin und bat sie, aufmerksam darauf zu schauen. Darauf übersetzt' ich ihr erst alle Substantiva und examinirte sie, ob sie auch ihre Bedeutung wohl behalten. Gar bald überschaute sie die Stellung dieser Haupt- und Grundworte und machte sich mit dem Platz bekannt, den sie im Perioden eingenommen hatten. Ich ging darauf zu den einwirkenden, bewegenden, bestimmenden Worten über und machte nunmehr, wie diese das Ganze belebten, auf das Heiterste bemerklich und katechisirte sie so lange, bis sie mir endlich, unaufgefordert, die ganze Stelle, als stände sie italiänisch auf dem Papiere, vorlas, welches sie nicht ohne Bewegung ihres zierlichen Wesens leisten konnte. Ich habe nicht leicht eine so herzlich geistige Freude gesehen, als sie ausdrückte, indem sie mir für den Einblick in dieses neue Feld einen allerliebsten Dank aussprach. Sie konnte sich kaum fassen, indem sie die Möglichkeit gewahrte, die Erfüllung ihres sehnlichsten Wunsches so nahe und schon versuchsweis erreicht zu sehen.

Die Gesellschaft hatte sich vermehrt, auch Angelika war angekommen; an einer großen gedeckten Tafel hatte man ihr mich rechter Hand gesetzt; meine Schülerin stand an der entgegengesetzten Seite des Tisches und besann sich keinen Augenblick, als die Uebrigen sich um die Tafelplätze komplimentirten, um den Tisch herumzugehen und sich neben mir niederzulassen. Meine ernste Nachbarin schien dies mit einiger Verwunderung

zu bemerken, und es bedurfte nicht des Blicks einer klugen Frau, um zu gewahren, daß hier was vorgegangen sein müsse, und daß ein zeither bis zur trockenen Unhöflichkeit von den Frauen sich entfernender Freund wol selbst sich endlich zahm und gefangen überrascht gesehen habe.

Ich hielt zwar äußerlich noch ziemlich gut Stand; eine innere Bewegung aber gab sich wol eher kund durch eine gewisse Verlegenheit, in der ich mein Gespräch zwischen den Nachbarinnen theilte, indem ich die ältere zarte, diesmal schweigsame Freundin belebend zu unterhalten, und jene, die sich immer noch in der fremden Sprache zu ergehen schien und sich in dem Zustande befand Desjenigen, der, mit einem Mal von dem erwünscht aufgehenden Lichte geblendet, sich nicht gleich in der Umgebung zu finden weiß, durch eine freundlich ruhige, eher ablehnende Theilnahme zu beschwichtigen suchte.

Dieser aufgeregte Zustand jedoch hatte sogleich die Epoche einer merkwürdigen Umwälzung zu erleben. Gegen Abend die jungen Frauenzimmer aufsuchend, fand ich die ältern Frauen in einem Pavillon, wo die herrlichste der Aussichten sich darbot; ich schweifte mit meinem Blick in die Runde, aber es ging vor meinen Augen etwas Anders vor als das Landschaftlich-Malerische; es hatte sich ein Ton über die Gegend gezogen, der weder dem Untergang der Sonne noch den Lüften des Abends allein zuzuschreiben war. Die glühende Beleuchtung der hehen Stellen, die kühlende blaue Beschattung der Tiefe schien herrlicher als jemals in Oel oder Aquarell; ich konnte nicht genug hinsehen, doch fühlte ich, daß ich den Platz zu verlassen Lust hatte, um in theilnehmender kleiner Gesellschaft dem letzten Blick der Sonne zu huldigen.

Doch hatte ich leider der Einladung der Mutter und Nachbarinnen nicht absagen können, mich bei ihnen niederzulassen, besonders da sie mir an dem Fenster der schönsten Aussicht Raum gemacht hatten. Als ich auf ihre Reden merkte, konnt' ich vernehmen, daß von Ausstattung die Rede sei, einem immer wiederkehrenden und nie zu erschöpfenden Gegenstande. Die Erfordernisse aller Art wurden gemustert, Zahl und Beschaffenheit der verschiedenen Gaben, Grundgeschenke der Familie, vielfache Beiträge von Freunden und Freundinnen, theilweis noch ein Geheimniß, und was nicht Alles in genauer Herrzählung die schöne Zeit hinnahm, mußte von mir geduldig angehört werden, weil die Damen mich zu einem spätern Spaziergang festgenommen hatten.

Endlich gelangte denn das Gespräch zu den Verdiensten des Bräutigams; man schilderte ihn günstig genug, wollte sich aber seine Mängel nicht verbergen, in getreuer Hoffnung, daß diese zu mildern und zu bessern die Anmuth, der Verstand, die Liebenswürdigkeit seiner Braut im künftigen Ehestande hinreichen werde.

Ungeduldig zuletzt, als eben die Sonne sich in das entfernte Meer niedersenkte und einen unschätzbaren Blick durch die langen Schatten und die zwar gedämpften, doch mächtigen Streiflichter gewährte, fragt' ich auf das Bescheidenste, wer denn aber die Braut sei. Mit Verwunderung erwiderte man mir: ob ich denn das allgemein Bekannte nicht wisse, und nun erst fiel es ihnen ein, daß ich kein Hausgenosse, sondern ein Fremder sei.

Hier ist es freilich nun nicht nöthig auszusprechen, welch Entsetzen mich ergriff, als ich vernahm, es sei eben die kurz erst so liebgewonnene Schülerin. Die Sonne ging unter, und ich wußte mich unter irgend einem Vorwand von der Gesellschaft loszumachen, die, ohne es zu wissen, mich auf eine so grausame Weise belehrt hatte.

Daß Neigungen, denen man eine Zeit lang unvorsichtig nachgegeben, endlich aus dem Traume geweckt, in die schmerzlichsten Zustände sich umwandeln, ist herkömmlich und bekannt; aber vielleicht interessirt dieser Fall durch das Seltsame, daß ein lebhaftes wechselseitiges Wohlwollen in dem Augenblicke des Keimens zerstört wird und damit die Voraussetzung alles des Glücks, das ein solches Gefühl sich in künftiger Entwickelung unbegrenzt versprieget. Ich kam spät nach Hause, und des andern Morgens früh machte ich, meine Mappe unter dem Arm, einen weitern Weg, mit der Entschuldigung, nicht zur Tafel zu kommen.

Ich hatte Jahre und Erfahrungen hinreichend, um mich, obwol schmerzhaft, doch auf der Stelle zusammenzunehmen. „Es wäre wunderbar genug," rief ich aus, „wenn ein Verderbliches Schicksal Dich in Rom aufgesucht hätte, um Dir so bedeutende, bisher wohl bewahrte Zustände zu verderben!"

Ich wendete mich abermals rasch zu der inzwischen vernachlässigten landschaftlichen Natur und suchte sie so treu als möglich nachzubilden; mehr aber gelang mir, sie besser zu sehen. Das wenige Technische, was ich besaß, reichte kaum zu dem unscheinbarsten Umriß hin; aber die Fülle der Körperlichkeit, die uns jene Gegend in Felsen und Bäumen, Auf- und Abwegen, stillen Seen, belebten Bächen entgegenbringt, war meinem Auge

beinahe fühlbarer als sonst, und ich konnte dem Schmerz nicht feind werden, der mir den innern und äußern Sinn in dem Grade zu schärfen geeignet war.

Von nun an aber hab' ich mich kurz zu fassen. Die Menge von Besuchenden füllte das Haus und die Häuser der Nachbarschaft, man konnte sich ohne Affektation vermeiden, und eine wohl empfundene Höflichkeit, zu der uns eine solche Neigung stimmt, ist in der Gesellschaft überall gut aufgenommen. Mein Betragen gefiel, und ich hatte keine Unannehmlichkeit, keinen Zwist, außer ein einziges Mal mit dem Wirth, Herrn Jenkins. Ich hatte nämlich von einer weiten Berg- und Waldtour die appetitlichsten Pilze mitgebracht und sie dem Koch übergeben, der, über eine zwar seltene, aber in jenen Gegenden sehr berühmte Speise höchst vergnügt, sie aufs Schmackhafteste zubereitet auf die Tafel gab. Sie schmeckten Jedermann ganz herrlich, nur, als zu meinen Ehren verrathen wurde, daß ich sie aus der Wildniß mitgebracht, ergrimmte unser englischer Wirth, obgleich nur im Verborgenen, darüber, daß ein Fremder eine Speise zum Gastmahl beigetragen habe, von welcher der Hausherr nichts wisse, die er nicht befohlen und angeordnet; es ziemte sich nicht wohl, Jemanden an seiner eigenen Tafel zu überraschen, Speisen aufzutragen, von denen er nicht Rechenschaft geben könne. Dies Alles mußte mir Rath Reiffenstein nach Tafel diplomatisch eröffnen, wogegen ich, der ich an ganz anderm Web, als das sich von Schwämmen herleiten kann, innerlichst zu dulden hatte, bescheidentlich erwiderte, ich hätte vorausgesetzt, der Koch würde das dem Herrn melden, und versicherte: wenn mir wieder dergleichen Edulien unterwegs in die Hände kämen, solche unserm trefflichen Wirthe selbst zur Prüfung und Genehmigung vorzulegen. Denn wenn man billig sein will, muß man gestehen, sein Verdruß entsprang daher, daß diese überhaupt zweideutige Speise ohne gehörige Untersuchung auf die Tafel gekommen war. Der Koch freilich hatte mir versichert und brachte auch dem Herrn ins Gedächtniß, daß dergleichen, zwar als besondere Rarität nicht oft, aber doch immer mit großem Beifall in dieser Jahreszeit vorgesetzt worden.

Dieses kulinarische Abenteuer gab mir Anlaß, in stillem Humor zu bedenken, daß ich, selbst von einem ganz eigenen Gifte angesteckt, in Verdacht gekommen sei, durch gleiche Unvorsichtigkeit eine ganze Gesellschaft zu vergiften.

Es war leicht, meinen gefaßten Vorsatz fortzuführen. Ich suchte sogleich den englischen Studien auszuweichen, indem ich mich Morgens entfernte und meiner heimlich geliebten Schülerin niemals anders als im Zusammentritt von mehreren Personen zu nähern wußte.

Gar bald legte sich auch dieses Verhältniß in meinem so viel beschäftigten Gemüthe wieder zurechte, und zwar auf eine sehr anmuthige Weise; denn indem ich sie als Braut, als künftige Gattin ansah, erhob sie sich vor meinen Augen aus dem trivialen Mädchenzustande, und indem ich ihr nun eben dieselbe Neigung, aber in einem höhern, uneigennützigen Begriff zuwendete, so war ich als Einer, der ohnehin nicht mehr einem leichtsinnigen Jüngling glich, gar bald gegen sie in dem freundlichsten Behagen. Mein Dienst, wenn man eine freie Aufmerksamkeit so nennen darf, bezeichnete sich durchaus ohne Zudringlichkeit und beim Begegnen eher mit einer Art von Ehrfurcht. Sie aber, welche nun auch wol wußte, daß ihr Verhältniß mir bekannt geworden, konnte mit meinem Benehmen vollkommen zufrieden sein. Die übrige Welt aber, weil ich mich mit Jedermann unterhielt, merkte nichts oder hatte kein Arges daran, und so gingen Tage und Stunden einen ruhigen, behaglichen Gang.

Von der mannichfaltigsten Unterhaltung wäre viel zu sagen. Genug, es war auch ein Theater daselbst, wo der von uns so oft im Karneval bellachte Pulcinell, welcher die übrige Zeit sein Schusterhandwerk trieb und auch übrigens hier als ein anständiger kleiner Bürger erschien, uns mit seinen pantomimisch-mimisch-lakonischen Absurditäten aufs Beste zu vergnügen und uns in die so höchst behagliche Nullität des Daseins zu versetzen wußte.

Briefe von Haus hatten mich indessen bemerken lassen, daß meine nach Italien so lang projektirte, immer verschobene und endlich so rasch unternommene Reise bei den Zurückgelassenen einige Unruhe und Ungeduld erregt, ja sogar den Wunsch, mir nachzufolgen und das gleiche Glück zu genießen, von dem meine heitern, auch wol unterrichtenden Briefe den günstigsten Begriff gaben. Freilich in dem geistreichen und kunstliebenden Kreise unserer Herzogin Amalie war es herkömmlich, daß Italien jederzeit als das neue Jerusalem wahrer Gebildeten betrachtet wurde und ein lebhaftes Streben dahin, wie es nur Wignen ausdrücken konnte, sich immer in Herz

und Sinn erhielt. Der Damm war endlich gebrochen, und es ergab sich nach und nach ganz deutlich, daß Herzogin Amalie mit ihrer Umgebung von einer, Herder und der jüngere Dalberg von der andern Seite über die Alpen zu gehen ernstliche Anstalt machten. Mein Rath war, sie möchten den Winter vorübergehen lassen, in der mittlern Jahreszeit bis Rom gelangen und sodann weiter nach und nach alles des Guten genießen, was die Umgegend der alten Weltstadt u. s. w., der untere Theil von Italien darbieten könnte.

Dieser mein Rath, redlich und sachgemäß, wie er war, bezog sich denn doch auch auf meinen eigenen Vortheil. Merkwürdige Tage meines Lebens hatte ich bisher in dem fremdesten Zustande mit ganz fremden Menschen gelebt und mich eigentlich wieder frisch des humanen Zustands erfreut, dessen ich in zwar zufälligen, aber doch natürlichen Bezügen seit langer Zeit erst wieder gewahr wurde, da ein geschlossener heimathlicher Kreis, ein Leben unter völlig bekannten und verwandten Personen uns am Ende in die wunderlichste Lage versetzt. Hier ist es, wo durch ein wechselseitiges Dulden und Tragen, Theilnehmen und Entbehren ein gewisses Mittelgefühl von Resignation entsteht, daß Schmerz und Freude, Verdruß und Behagen sich in herkömmlicher Gewohnheit wechselseitig vernichten. Es erzeugt sich gleichsam eine Mittelzahl, die den Charakter der einzelnen Ergebnisse durchaus aufhebt, so daß man zuletzt im Streben nach Bequemlichkeit weder dem Schmerz noch der Freude sich mit freier Seele hingeben kann.

Ergriffen von diesen Gefühlen und Ahnungen, fühlte ich mich ganz entschieden, die Ankunft der Freunde in Italien nicht abzuwarten. Denn daß meine Art, die Dinge zu sehen, nicht sogleich die ihrige sein würde, konnte ich um so deutlicher wissen, als ich mich selbst seit einem Jahre jenen chimärischen Vorstellungen und Denkweisen des Nordens zu entziehen gesucht und unter einem himmelblauen Gewölbe mich freier umzuschauen und zu athmen gewöhnt hatte. In der mittlern Zeit waren mir aus Deutschland kommende Reisende immerfort höchst beschwerlich; sie suchten das auf, was sie vergessen sollten, und konnten das, was sie schon lange gewünscht hatten, nicht erkennen, wenn es ihnen vor Augen lag. Ich selbst fand es noch immer mühsam genug, durch Denken und Thun mich auf dem Wege zu erhalten, den ich als den rechten anzuerkennen mich entschieden hatte.

Fremde Deutsche konnt' ich vermeiden; so nah verbundene, verehrte, geliebte Personen aber hätten mich durch eigenes Irren und Haltgewahrwerden, ja selbst durch Eingehen in meine Denkweise gestört und gehindert. Der nordische Reisende glaubt, er komme nach Rom, um ein Supplement seines Daseins zu finden, auszufüllen, was ihm fehlt; allein er wird erst nach und nach mit großer Unbehaglichkeit gewahr, daß er ganz den Sinn ändern und von vorn anfangen müsse.

So deutlich nun auch ein solches Verhältniß mir erschien, so erhielt ich mich doch über Tag und Stunde weislich im Ungewissen und fuhr unablässig fort in der sorgfältigsten Benutzung der Zeit. Unabhängiges Nachdenken, Anhören von Andern, Beschauen künstlerischen Bestrebens, eigene praktische Versuche wechselten unaufhörlich oder griffen vielmehr wechselseitig in einander ein.

Hiebei förderte mich besonders die Theilnahme Heinrich Meyer's von Zürich, dessen Unterhaltung mir, obgleich seltener, günstig zu Statten kam, indem er als ein fleißiger und gegen sich selbst strenger Künstler die Zeit besser anzuwenden wußte, als der Kreis von jüngern, die einen ernsten Fortschritt in Begriffen und Technik mit einem raschen, lustigen Leben leichtmüthig zu verbinden glaubten.

November.

Korrespondenz.

Rom, den 3. November.

Kayser ist angekommen, und ich habe drüber die ganze Woche nicht geschrieben. Er ist erst am Klavierstimmen, und nach und nach wird die Oper vorgetragen werden. Es macht seine Gegenwart wieder eine sonderbare anschließende Epoche, und ich sehe, man soll seinen Weg nur ruhig fortgehen; die Tage bringen das Beste wie das Schlimmste.

Die Aufnahme meines Egmont macht mich glücklich, und ich hoffe, er soll beim Wiederlesen nicht verlieren; denn ich weiß, was ich hineingearbeitet habe, und daß sich das nicht auf einmal herauslesen läßt. Das, was Ihr daran lobt, habe ich machen wollen; wenn Ihr sagt, daß es gemacht ist, so habe ich meinen Endzweck erreicht. Es war eine unsäglich schwere Aufgabe, die ich ohne eine ungemessene Freiheit des Lebens und des Gemüths nie zu Stande gebracht hätte. Man denke, was das sagen will, ein Werk vornehmen, was zwölf Jahre früher geschrieben ist, es vollenden, ohne es umzuschreiben. Die besondern Umstände der Zeit haben mir die Arbeit erschwert und erleichtert. Nun liegen noch so zwei Steine vor mir: Faust und Tasso. Da die barmherzigen Götter mir die Strafe des Sisyphus auf die Zukunft erlassen zu haben scheinen, hoffe ich auch, diese Klumpen den Berg hinaufzubringen. Bin ich einmal damit oben, dann soll es aufs Neue angehen, und ich will mein Möglichstes thun, Euren Beifall

zu verdienen, da Ihr mir Eure Liebe ohne mein Verdienst schenkt und erhaltet.

Was Du von Klärchen sagst, verstehe ich nicht ganz, und erwarte Deinen nächsten Brief. Ich sehe wohl, daß Dir eine Nüance zwischen der Dirne und der Göttin zu fehlen scheint. Da ich aber ihr Verhältniß zu Egmont so ausschließlich gehalten habe; da ich ihre Liebe mehr in den Begriff der Vollkommenheit des Geliebten, ihr Entzücken mehr in den Genuß des Unbegreiflichen, daß dieser Mann ihr gehört, als in die Sinnlichkeit setze; da ich sie als Heldin auftreten lasse; da sie im innigsten Gefühl der Ewigkeit der Liebe ihrem Geliebten nachgeht und endlich vor seiner Seele durch einen verklärenden Traum verherrlicht wird: so weiß ich nicht, wo ich die Zwischennüance hinsetzen soll, ob ich gleich gestehe, daß aus Nothdurft des dramatischen Pappen- und Lattenwerks die Schattirungen, die ich oben hererzähle, vielleicht zu abgesetzt und unverbunden oder vielmehr durch zu leise Andeutungen verbunden sind; vielleicht bist ein zweites Lesen, vielleicht sagt mir Dein folgender Brief etwas Näheres.

Angelika hat ein Titelkupfer zum Egmont gezeichnet, Lips gestochen, das wenigstens in Deutschland nicht gezeichnet, nicht gestochen werden wäre.

Leider muß ich jetzt die bildende Kunst ganz zurücksetzen; denn sonst werde ich mit meinen dramatischen Sachen nicht fertig, die auch eine eigene Sammlung und ruhige Bearbeitung fordern, wenn etwas daraus werden soll. Klaudine ist nun in der Arbeit, wird, so zu sagen, ganz neu ausgeführt und die alte Spreu meiner Existenz herausgeschwungen.

Rom, den 10. November.

Kayser ist nun da, und es ist ein dreifach Leben, da die Musik sich anschließt. Es ist ein trefflich guter Mann und paßt zu uns, die wir wirklich ein Naturleben führen, wie es nur irgend auf dem Erdboden möglich ist. Tischbein kommt von Neapel zurück, und da muß Beider Quartier und Alles verändert werden; doch bei unsern guten Naturen wird Alles in acht Tagen wieder im Gleis sein.

Ich habe der Herzogin Mutter den Vorſchlag gethan, ſie ſoll mir erlauben, die Summe von zweihundert Zechinen nach und nach für ſie in verſchiedenen kleinen Kunſtwerken auszugeben. Unterſtütze dieſen Vorſchlag, wie Du ihn in meinem Briefe findeſt; ich brauche das Geld nicht gleich, nicht auf einmal. Es iſt dieſes ein wichtiger Punkt, deſſen ganzen Umfang Du ohne große Entwickelung empfinden wirſt, und Du würdeſt die Nothwendigkeit und Nützlichkeit meines Raths und Erbietens noch mehr erkennen, wenn Du die Verhältniſſe hier wüßteſt, die vor mir liegen wie meine Hand. Ich bereite ihr durch Kleinigkeiten großes Vergnügen, und wenn ſie die Sachen, die ich nach und nach machen laſſe, hier findet, ſo ſtille ich die Begierde zu beſitzen, die bei jedem Ankommling, er ſei, wer er wolle, entſteht, und welche ſie nur mit einer ſchmerzlichen Reſignation unterdrücken oder mit Koſten und Schaden befriedigen könnte. Es ließen ſich davon noch Blätter vollſchreiben.

Daß mein Egmont Beifall erhält, freut mich herzlich. Kein Stück hab' ich mit mehr Freiheit des Gemüths und mit mehr Gewiſſenhaftigkeit vollbracht als dieſes; doch fällt es ſchwer, wenn man ſchon Anderes gemacht hat, dem Leſer genugzuthun; er verlangt immer etwas, wie das Vorige war.

Rom, den 24. November.

Du fragſt in Deinem letzten Briefe wegen der Farbe der Landſchaft dieſer Gegenden. Darauf kann ich Dir ſagen, daß ſie bei heitern Tagen, beſonders des Herbſtes, ſo farbig iſt, daß ſie in jeder Nachbildung bunt ſcheinen muß. Ich hoffe, Dir in einiger Zeit einige Zeichnungen zu ſchicken, die ein Deutſcher macht, der jetzt in Neapel iſt; die Waſſerfarben bleiben ſo weit unter dem Glanz der Natur, und doch werdet Ihr glauben, es ſei unmöglich. Das Schönſte dabei iſt, daß die lebhaften Farben in geringer Entfernung ſchon durch den Luftton gemildert werden, und daß die Gegenſätze von kalten und warmen Tönen (wie man ſie nennt) ſo ſichtbar da ſtehen. Die blauen klaren Schatten ſtechen ſo reizend von allem erleuchteten Grünen, Gelblichen, Röthlichen, Bräunlichen ab und verbinden

sich mit der bläulich duftigen Ferne. Es ist ein Glanz und zugleich eine Harmonie, eine Abstufung im Ganzen, wovon man nordwärts gar keinen Begriff hat. Bei Euch ist Alles entweder hart oder trüb, bunt oder eintönig. Wenigstens erinnere ich mich, selten einzelne Effekte gesehen zu haben, die mir einen Vorschmack von dem gaben, was jetzt täglich und stündlich vor mir steht. Vielleicht fände ich jetzt, da mein Auge geübter ist, auch nordwärts mehr Schönheiten.

Uebrigens kann ich wol sagen, daß ich nun fast die rechten, geraden Wege zu allen bildenden Künsten vor mir sehe und erkenne, aber auch nun ihre Weiten und Fernen desto klarer ermesse. Ich bin schon zu alt, um von jetzt an mehr zu thun als zu pfuschen; wie es Andere treiben, seh' ich auch, finde Manchen auf dem guten Pfade, Keinen mit großen Schritten. Es ist also auch damit wie mit Glück und Weisheit, davon uns die Urbilder nur verschweben, deren Kleidsaum wir höchstens berühren.

Kayser's Ankunft, und bis wir uns ein Wenig mit ihm in häusliche Ordnung setzten, hatte mich einigermaßen zurückgebracht; meine Arbeiten steckten. Jetzt geht es wieder, und meine Opern sind nahe, fertig zu sein. Er ist sehr brav, verständig, ordentlich, gesetzt, in seiner Kunst so fest und sicher, als man sein kann, einer von den Menschen, durch deren Nähe man gesunder wird. Dabei hat er eine Herzensgüte, einen richtigen Lebens- und Gesellschaftsblick, wodurch sein übrigens strenger Charakter biegsamer wird und sein Umgang eine eigene Grazie gewinnt.

Bericht.

November.

Nun aber bei dem ſtillen Gedanken an ein allmähliches Loslöſen ward ein neues Anknüpfen durch die Ankunft eines wackern frühern Freundes vorbereitet, des Chriſtoph Kayſer, eines geborenen Frankfurters, der zu gleicher Zeit mit Klinger'n und uns Andern herangekommen war. Dieſer, von Natur mit eigenthümlichem muſikaliſchem Talente begabt, hatte ſchon vor Jahren, indem er Scherz, Liſt und Rache zu komponiren unternahm, auch eine zu Egmont paſſende Muſik zu liefern begonnen. Ich hatte ihm von Rom aus gemeldet, das Stück ſei abgegangen und eine Kopie in meinen Händen geblieben. Statt weitläufiger Korreſpondenz darüber ward räthlich gefunden, er ſolle ſelbſt unverzüglich herankommen, da er denn auch nicht ſäumend mit dem Kurier durch Italien hindurchflog, ſehr bald bei uns eintraf und in den Künſtlerkreis, der ſein Hauptquartier im Corſo Rondanini gegenüber aufgeſchlagen hatte, ſich freundlich aufgenommen ſah.

Hier aber zeigte ſich gar bald ſtatt des ſo nöthigen Sammelns und Einens neue Zerſtreuung und Zerſplitterung. Vorerſt gingen mehrere Tage hin, bis ein Klavier beigeſchafft, probirt, geſtimmt und nach des eigenſinnigen Künſtlers Willen und Wollen zurecht gerückt war, wobei denn immer noch etwas zu wünſchen und zu fordern übrig blieb. Indeſſen belohnte ſich baldigſt der Aufwand von Mühe und Verſäumniß durch die Leiſtungen eines ſehr gewandten, ſeiner Zeit völlig gemäßen, die damaligen ſchwierigſten Werke leicht vortragenden Talentes.

Und damit der musikalische Geschichtskenner sogleich wisse, wovon die Rede sei, bemerke ich, daß zu jener Zeit Schubart für unerreichbar gehalten, sodann auch, daß als Probe eines geübten Klavierspielers die Ausführung von Variationen geachtet wurde, wo ein einfaches Thema, auf die künstlichste Weise durchgeführt, endlich durch sein natürliches Wiedererscheinen den Hörer zu Athem kommen ließ.

Die Symphonie zu Egmont brachte er mit, und so belebte sich von dieser Seite mein ferneres Bestreben, welches gegenwärtig mehr als jemals aus Nothwendigkeit und Liebhaberei gegen das musikalische Theater gerichtet war.

Erwin und Elmire, sowie Klaudine von Villa Bella sollten nun auch nach Deutschland abgesendet werden; ich hatte mich aber durch die Bearbeitung Egmont's in meinen Forderungen gegen mich selbst dergestalt gesteigert, daß ich nicht über mich gewinnen konnte, sie in ihrer ersten Form dahinzugeben. Gar manches Lyrische, das sie enthalten, war mir lieb und werth; es zeugte von vielen, zwar thörig, aber doch glücklich verlebten Stunden, wie von Schmerz und Kummer, welchen die Jugend in ihrer unberathenen Lebhaftigkeit ausgesetzt bleibt. Der prosaische Dialog dagegen erinnerte zu sehr an jene französischen Operetten, denen wir zwar ein freundliches Andenken zu gönnen haben, indem sie zuerst ein heiteres singbares Wesen auf unser Theater herüberbrachten, die mir aber jetzt nicht mehr genügen wollten, als einem eingebürgerten Italiäner, der den melodischen Gesang durch einen recitirenden und deklamatorischen wenigstens wollte verknüpft sehen.

In diesem Sinne wird man nunmehr beide Opern bearbeitet finden; ihre Kompositionen haben hie und da Freude gemacht, und so sind sie auf dem dramatischen Strom auch zu ihrer Zeit mit vorübergeschwommen.

Gewöhnlich schilt man auf die italiänischen Texte, und das zwar in solchen Phrasen, wie Einer dem Andern nachsagen kann, ohne was dabei zu denken; sie sind freilich leicht und heiter, aber sie machen nicht mehr Forderungen an den Komponisten und an den Sänger, als inwieweit beide sich hinzugeben Lust haben. Ohne hierüber weitläufig zu sein, erinnere ich an den Text der heimlichen Heirath; man kennt den Verfasser nicht, aber es war einer der Geschicktesten, die in diesem Fache gearbeitet haben, wer er auch mag gewesen sein. Zu diesem Sinne zu handeln, in gleicher Freiheit nach bestimmten

Zwecken zu wirken, war meine Absicht, und ich wüßte selbst nicht zu sagen, inwiefern ich mich meinem Ziel genähert habe. Leider aber war ich mit Freund Kayser seit geraumer Zeit schon in einem Unternehmen befangen, das nach und nach immer bedenklicher und weniger ausführbar schien.

Man vergegenwärtige sich jene sehr unschuldige Zeit des deutschen Opernwesens, wo noch ein einfaches Intermezzo wie die Serva Padrona von Pergolese Eingang und Beifall fand. Damals nun produzirte sich ein deutscher Bursche, Namens Berger, mit einer hübschen, stattlichen, gewandten Frau, welche in deutschen Städten und Ortschaften, mit geringer Verkleidung und schwacher Musik, im Zimmer mancherlei heiter aufregende Vorstellungen gaben, die denn freilich immer auf Betrug und Beschämung eines alten verliebten Gecken auslaufen mochten.

Ich hatte mir zu ihnen eine dritte mittlere, leicht zu besetzende Stimme gedacht, und so war denn schon vor Jahren das Singspiel Scherz, List und Rache entstanden, das ich an Kayser'n nach Zürich schickte, welcher aber als ein ernster, gewissenhafter Mann das Werk zu redlich angriff uno zu ausführlich behandelte. Ich selbst war ja schon über das Maß des Intermezzo hinausgegangen, und das kleinlich scheinende Sujet hatte sich in so viel Singstücke entfaltet, daß selbst bei einer vorübergehenden sparsamen Musik drei Personen kaum mit der Darstellung wären zu Ende gekommen. Nun hatte Kayser die Arien ausführlich nach altem Schnitt behandelt, und man darf sagen, stellenweis glücklich genug, wie nicht ohne Anmuth des Ganzen. Allein wie und wo sollte das zur Erscheinung kommen? Unglücklicherweise litt es nach frühern Mäßigkeitsprinzipien an einer Stimmenmagerkeit; es stieg nicht weiter als bis zum Terzett, und man hätte zuletzt die Theriaksbüchsen des Doktors gern beleben mögen, um ein Chor zu gewinnen. Alles unser Bemühen daher, uns im Einfachen und Beschränkten abzuschließen, ging verloren, als Mozart auftrat. Die Entführung aus dem Serail schlug Alles nieder, und es ist auf dem Theater von unserm so sorgsam gearbeiteten Stück niemals die Rede gewesen.

Die Gegenwart unseres Kayser's erhöhte und erweiterte nun die Liebe zur Musik, die sich bisher nur auf theatralische

Exhibitionen eingeschränkt hatte. Er war sorgfältig, die Kirchenfeste zu bemerken, und wir fanden uns dadurch veranlaßt, auch die an solchen Tagen aufgeführten solennen Musiken mit anzuhören. Wir fanden sie freilich schon sehr weltlich, mit vollständigstem Orchester, obgleich der Gesang noch immer vorwaltete. Ich erinnere mich, an einem Cäcilientage zum ersten Mal eine Bravour-Arie mit eingreifendem Chor gehört zu haben; sie that auf mich eine außerordentliche Wirkung, wie sie solche auch noch immer, wenn dergleichen in den Opern vorkommt, auf das Publikum ausübt.

Nächst diesem hatte Kayser noch eine Tugend, daß er nämlich, weil ihm sehr um alte Musik zu thun war, ihm auch die Geschichte der Tonkunst ernstlich zu erforschen oblag, sich in Bibliotheken umsah, wie denn sein treuer Fleiß besonders in der Minerva gute Aufnahme und Förderniß gefunden hatte. Dabei aber hatte sein Bücherforschen den Erfolg, daß er uns auf die ältern Kupferwerke des sechzehnten Jahrhunderts aufmerksam machte und z. B. das Speculum Romanae magnificentiae, die Architekturen von Lomazzo, nicht weniger die spätern Admiranda Romae, und was sonst noch dergleichen sein mochte, in Erinnerung zu bringen nicht unterließ. Diese Bücher- und Blättersammlungen, zu denen wir Andern denn auch wallfahrteten, haben besonders einen großen Werth, wenn man sie in guten Abdrücken vor sich sieht: sie vergegenwärtigen jene frühere Zeit, wo das Alterthum mit Ernst und Scheu betrachtet und die Ueberbleibsel in tüchtigem Charakter ausgedrückt wurden. So näherte man sich z. B. den Kolossen, wie sie noch auf dem alten Fleck im Garten Colonna standen; die Halbruine des Septizoniums Severi gab noch den ungefähren Begriff von diesem verschwundenen Gebäude; die Peterskirche ohne Façade, das große Mittel ohne Kuppel, der alte Vatikan, in dessen Hof noch Turniere gehalten werden konnten, Alles zog in die alte Zeit zurück und ließ zugleich aufs Deutlichste bemerken, was die zwei folgenden Jahrhunderte für Veränderungen hervorgerufen und, ungeachtet bedeutender Hindernisse, das Zerstörte herzustellen, das Versäumte nachzuholen getrachtet.

Heinrich Meyer von Zürich, dessen ich schon oft zu gedenken Ursach hatte, so zurückgezogen er lebte, so fleißig er

war, fehlte doch nicht leicht, wo etwas Bedeutendes zu schauen, zu erfahren, zu lernen war; denn die Uebrigen suchten und wünschten ihn, indem er sich in Gesellschaft so bescheiden als lehrreich erwies. Er ging den sichern, von Winckelmann und Mengs eröffneten Pfad ruhig fort, und weil er in der Seydelmann'schen Manier antike Büsten mit Sepia gar löblich darzustellen wußte, so fand Niemand mehr Gelegenheit als er, die zarten Abstufungen der frühern und spätern Kunst zu prüfen und kennen zu lernen.

Als wir nun einen von allen Fremden, Künstlern, Kennern und Laien gleich gewünschten Besuch bei Fackelschein dem Museum sowol des Vatikans als auch des Kapitols abzustatten Anstalt machten, so gesellte er sich uns zu, und ich finde unter meinen Papieren einen seiner Aufsätze, wodurch ein solcher genußreicher Umgang durch die herrlichsten Reste der Kunst, welcher meistentheils wie ein entzückender, nach und nach verlöschender Traum vor der Seele schwebt, auch in seinen vortheilhaften Einwirkungen auf Kenntniß und Einsicht eine bleibende Bedeutung erhält.

„Der Gebrauch, die großen Römischen Museen, z. B. das Museo Pio-Clementino im Vatikan, das Kapitolinische ꝛc. beim Licht von Wachsfackeln zu besehen, scheint in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts noch ziemlich neu gewesen zu sein, indessen ist mir nicht bekannt, wann er eigentlich seinen Anfang genommen.

„Vortheile der Fackelbeleuchtung. Jedes Stück wird nur einzeln, abgeschlossen von allen übrigen betrachtet, und die Aufmerksamkeit des Beschauers bleibt lediglich auf dasselbe gerichtet; dann erscheinen in dem gewaltigen, wirksamen Fackellicht alle zarten Nüancen der Arbeit weit deutlicher, alle störenden Widerscheine (zumal bei glänzend polirten Statuen beschwerlich) hören auf, die Schatten werden entschiedener, die beleuchteten Theile treten heller hervor. Ein Hauptvortheil aber ist unstreitig der, daß ungünstig aufgestellte Stücke hierdurch das ihnen gebührende Recht erhalten. So konnte man z. B. den Laokoon in der Nische, wo er stand, nur bei Fackellicht recht sehen, weil kein unmittelbares Licht auf ihn fiel, sondern blos ein Widerschein aus dem kleinen, runden, mit einer Säulenhalle umgebenen

Hof des Belvedere; daſſelbe war der Fall mit dem Apollo und dem ſogenannten Antinous (Merkur). Noch nöthiger war Fackelbeleuchtung, um den Nil wie auch den Meleager zu ſehen und ihre Verdienſte ſchätzen zu können. Keiner andern Antike iſt Fackelbeleuchtung ſo vortheilhaft als dem ſogenannten Phocion, weil man nur dann, nicht aber bei gewöhnlichem Licht, indem er ungünſtig aufgeſtellt iſt, die wunderſam zart durch das einfache Gewand durchſcheinenden Theile des Körpers wahrnehmen kann. Schön nimmt ſich auch der vortreffliche Sturz eines ſitzenden Bachus aus, ebenſo das obere Theil einer Bacchusſtatue mit ſchönem Kopf und die Halbfigur eines Triten, vor allen aber das Wunder der Kunſt, der nie genug zu preiſende berühmte Torſo.

„Die Denkmale im Kapitoliniſchen Muſeum ſind zwar überhaupt weniger wichtig als die im Muſeo Pio-Clementino; doch giebt es einige von großer Bedeutung, und man thut wohl, um ſich von ihren Verdienſten gehörig zu unterrichten, ſolche bei Fackelbeleuchtung zu ſehen. Der ſogenannte Pyrrhus, vortrefflich gearbeitet, ſteht auf der Treppe und erhält gar kein Tageslicht; auf der Galerie vor den Säulen ſteht eine ſchöne halbe Figur, die für eine bekleidete Venus gehalten wird, welche von drei Seiten ſchwaches Licht erhält. Die nackte Venus, die ſchönſte Statue dieſer Art in Rom, erſcheint bei Tageslicht nicht zu ihrem Vortheil, da ſie in einem Eckzimmer aufgeſtellt iſt, und die ſogenannte ſchön bekleidete Juno ſteht an der Wand zwiſchen Fenſtern, wo ſie blos ein wenig Streiflicht erhält; auch der ſo berühmte Ariadnekopf im Miszellaneenzimmer wird, außer bei Fackellicht, nicht in ſeiner ganzen Herrlichkeit geſehen. Und ſo ſind noch mehrere Stücke dieſes Muſeums ungünſtig aufgeſtellt, ſo daß Fackelbeleuchtung durchaus nothwendig wird, wenn man ſolche recht ſehen und nach Verdienſten ſchätzen ſoll.

„Wie übrigens ſo Vieles, was geſchieht, um die Mode mitzumachen, zum Mißbrauch wird, ſo iſt es auch mit der Fackelbeleuchtung. Sie kann nur in dem Falle Gewinn bringen, wenn verſtanden wird, wenn ſie nütze iſt. Monumente zu ſehen, die, wie vorhin von einigen berichtet worden, blos verkümmertes Tageslicht erhalten, iſt ſie nothwendig, indem alsdann Höhen und Tiefen und Uebergang der Theile in einander richtiger erkannt werden. Vornehmlich aber wird ſie Werken aus der allerbeſten Zeit der Kunſt günſtig ſein (wenn nämlich Der, welcher die Fackel führt, und der Beſchauer wiſſen, worauf

es ankommt); sie wird die Massen derselben besser zeigen und die zartesten Nüancen der Arbeit hervorheben. Werke des alten Kunststils hingegen, die vom mächtigen und selbst die vom hohen haben nicht viel zu gewinnen, wenn sie anders sonst in hellem Lichte stehen. Denn da die Künstler damals noch des Lichts und Schattens nicht kundig waren, wie sollten sie für ihre Arbeiten auf Licht und Schatten gerechnet haben? So ist es auch mit spät gearbeiteten Werken, als die Künstler anfingen, nachlässiger zu werden, der Geschmack schon so weit gesunken war, daß auf Licht und Schatten in plastischen Werken nicht weiter geachtet, die Lehre von den Massen vergessen war. Wozu sollte Fackelbeleuchtung an Monumenten dieser Art dienen?"

Bei einer so feierlichen Gelegenheit ist es der Erinnerung gemäß, auch Herrn Hirt's zu gedenken, der unserm Verein auf mehr als eine Weise nützlich und förderlich gewesen. Im Fürstenbergischen 1759 geboren, fand er nach zurückgelegten Studien der alten Schriftsteller einen unwiderstehlichen Trieb, sich nach Rom zu verfügen. Er war einige Jahre früher daselbst angekommen als ich und hatte sich auf die ernstlichste Weise mit alten und neuern Bau- und Bilderwerken jeder Art bekannt gemacht und sich zu einem unterrichtenden Führer von wißbegierigen Fremden geeignet. Auch mir erwies er diese Gefälligkeit mit aufopfernder Theilnahme.

Sein Hauptstudium war die Baukunst, ohne daß er den klassischen Lokalitäten und so viel andern Merkwürdigkeiten seine Beachtung entzogen hätte. Seine theoretischen Ansichten über Kunst gaben in dem streit- und parteisüchtigen Rom vielfältige Gelegenheit zu lebhaften Diskussionen. Aus der Verschiedenheit der Ansichten kommen, besonders dort, wo immer und überall von Kunst die Rede ist, gar mannichfaltig Hin- und Wiederreden, wodurch der Geist in der Nähe so bedeutender Gegenstände lebhaftest angeregt und gefördert wird. Unseres Hirt's Maxime ruhte auf Ableitungen griechischer und römischer Architektur von der ältesten, notwendigsten Holzkonstruktion, worauf er denn Lob und Tadel der neuern Ausführung gründete und sich dabei der Geschichte und Beispiele geschickt zu bedienen wußte. Andere behaupteten dagegen, daß in der Baukunst wie in jeder andern geschmackvolle Fiktionen stattfänden, auf welche der Baukünstler

niemals Verzicht thun dürfe, indem er sich in den mannichfaltigsten Fällen, die ihm vorkommen, bald auf diese, bald auf jene Weise zu helfen habe und von der strengen Regel abzuweichen genöthigt sei.

In Absicht auf Schönheit gerieth er auch oft mit andern Künstlern in Diskrepanz, indem er den Grund derselben ins Charakteristische legte, da ihm denn insofern Diejenigen beipflichteten, welche sich überzeugt hielten, daß freilich der Charakter jedem Kunstwerk zum Grunde liegen müsse, die Behandlung aber dem Schönheitssinne und dem Geschmack anempfohlen sei, welche einen jeden Charakter in seiner Angemessenheit sowol als in seiner Anmuth darzustellen haben.

Weil aber die Kunst im Thun und nicht im Reden besteht, man aber dennoch immerfort mehr reden als thun wird, so begreift man leicht, daß dergleichen Unterhaltungen damals grenzenlos waren, wie sie es bis in die neusten Zeiten geblieben sind.

Wenn die differirenden Meinungen der Künstler zu gar mancherlei Unannehmlichkeiten, ja Entfernungen unter einander Gelegenheit gaben, so traf es sich auch wol, obgleich selten, daß heitere Vorfälle sich bei solcher Gelegenheit ereigneten. Nachstehendes mag davon ein Beispiel sein.

Eine Anzahl Künstler hatten den Nachmittag im Vatikan zugebracht und gingen spät, um nicht den langen Weg durch die Stadt zu ihrem Quartier zu nehmen, zu dem Thor an der Kolonnade hinaus, an den Weinbergen her bis an die Tiber. Sie hatten sich unterwegs gestritten, kamen streitend ans Ufer und setzten auf der Ueberfahrt die Unterhaltung lebhaft fort. Nun wären sie, bei Ripetta ansteigend, in den Fall gekommen, sich zu trennen, und die von beiden Seiten noch überflüssig vorhandenen Argumente in der Geburt erstickt zu sehen. Sie wurden also einig, beisammen zu bleiben und wieder hinüber und herüber zu fahren und auf der schwankenden Fähre ihrer Dialektik den fernern Lauf zu lassen. Einmal aber fand sich diese Bewegung nicht hinreichend; sie waren einmal im Zuge und verlangten von dem Fährmann mehrmalige Wiederholung. Dieser auch hielt es sich wohl gefallen, indem ein jedesmaliges Herüber und Hinüber ihm von der Personen einen Bajocco eintrug, einen

anſehnlichen Gewinn, den er ſo ſpät nicht mehr zu erwarten hatte. Deshalb erfüllte er ganz ſtillſchweigend ihr Verlangen, und da ihn ſein Söhnchen mit Verwunderung fragte: „Was wollen ſie denn damit?“ antwortete er ganz ruhig: „Ich weiß nicht, aber ſie ſind toll!“

Ungefähr in dieſer Zeit erhielt ich in einem Packet von Hauſe nachſtehenden Brief:

Monsieur, je ne suis pas étonné que vous ayez de mauvais lecteurs; tant de gens aiment mieux parler que sentir, mais il faut les plaindre et se féliciter de ne pas leur ressembler. Oui, Monsieur, je vous dois la meilleure action de ma vie, par conséquent la racine de plusieurs autres et pour moi votre livre est bon. Si j'avais le bonheur d'habiter le même pays que vous, j'irais vous embrasser et vous dire mon secret, mais malheureusement j'en habite un, où personne ne croirait au motif qui vient de me déterminer à cette démarche. Soyez satisfait, Monsieur, d'avoir pu à 300 lieues de votre demeure ramener le coeur d'un jeune homme à l'honnêteté et à la vertu, toute une famille va être tranquille et mon coeur jouit d'une bonne action. Si j'avais des talens, des lumières ou un rang qui me fit influer sur le sort des hommes, je vous dirais mon nom, mais je ne suis rien et je sais ce que je ne voudrais être. Je souhaite, Monsieur, que vous soyez jeune, que vous ayez le goût d'écrire, que vous soyez l'époux d'une Charlotte qui n'avait point vu de Werther, et vous serez le plus heureux des hommes, car je crois que vous aimez la vertu.

Dezember.

Korrespondenz.

Rom. den 1. Dezember.

So viel versichere ich Dir: ich bin über die wichtigsten Punkte mehr als gewiß, und obgleich die Erkenntniß sich ins Unendliche erweitern könnte, so hab' ich doch vom Endlich-Unendlichen einen sichern, ja klaren und mitteilbaren Begriff.

Ich habe noch die wunderlichsten Sachen vor und halte mein Erkenntnißvermögen zurück, daß nur meine thätige Kraft einigermaßen fortkomme. Denn da sind herrliche Sachen und so begreiflich wie die Flachhand, wenn man sie nur gefaßt hat.

Rom, den 7. Dezember.

Diese Woche ist mit Zeichnen zugebracht worden, da es mit der Dichtung nicht fort wollte; man muß sehen und suchen, alle Epochen zu nutzen. Unsere Hausakademie geht immer fort, und wir sind bemüht, den alten Angamur aus dem Schlafe zu wecken; die Perspektive beschäftigt uns des Abends, und ich suche immer dabei einige Theile des menschlichen Körpers besser und sicherer zeichnen zu lernen. Es ist nur alles Gründliche gar zu schwer und verlangt große Applikation in der Ausübung.

Angelika ist gar lieb und gut; sie macht mich auf alle Weise zu ihrem Schuldner. Den Sonntag bringen wir zusammen zu, und in der Woche sehe ich sie Abends einmal. Sie arbeitet so viel und so gut, daß man gar keinen Begriff hat, wie's möglich ist, und glaubt doch immer, sie mache nichts.

Rom, den 8. Dezember.

Wie sehr es mich ergetzt, daß Dir mein Liedchen gefallen hat, glaubst Du nicht, wie sehr es mich freut, einen Laut hervorzubringen, der in Deine Stimmung trifft. Eben das wünscht' ich Egmonten, von dem Du so wenig sagst, und eher, daß Dir daran etwas weh als wohl thut. O, wir wissen genug, daß wir eine so große Kompositien schwer ganz rein stimmen können; es hat doch im Grunde Niemand einen rechten Begriff von der Schwierigkeit der Kunst als der Künstler selbst.

Es ist weit mehr Positives, das heißt Lehrbares und Ueberlieferbares in der Kunst, als man gewöhnlich glaubt, und der mechanischen Vortheile, wodurch man die geistigsten Effekte (versteht sich immer mit Geist) hervorbringen kann, sind sehr viele. Wenn man diese kleinen Kunstgriffe weiß, ist Vieles ein Spiel, was nach Wunder was aussieht, und nirgends glaub' ich, daß man mehr lernen kann, in Hohem und Niederm, als in Rom.

Rom, den 15. Dezember.

Ich schreibe Dir spät, um nur etwas zu schreiben. Diese Woche hab' ich sehr vergnügt zugebracht. Es wollte die vorige Woche nicht gehen, weder mit einer noch anderer Arbeit, und da es am Montage so schön Wetter war und meine Kenntniß des Himmels mich gute Tage hoffen ließ, machte ich mich mit Kayser'n und meinem zweiten Fritz auf die Beine und durchging von Dienstag bis heute Abend die Plätze, die ich schon kannte, und verschiedene Seiten, die ich noch nicht kannte.

Dienstag Abend erreichten wir Frascati, Mittwoch besuchten wir die schönsten Villen und besonders den köstlichen Antinous auf Monte Dragone. Donnerstag gingen wir von Frascati auf Monte Cavo über Rocca di Papa, wovon Du einmal Zeichnungen haben sollst; denn Worte und Beschreibungen sind nichts; dann nach Albano herunter. Freitag schied Kayser von uns, dem es nicht ganz wohl war, und ich ging mit Fritz dem Zweiten auf Aricia, Genzano, am See von Nemi her wieder auf Albano zurück. Heute sind wir auf Castel Gandolfo und Marino gegangen und von da nach Rom zurück. Das Wetter hat uns unglaublich begünstigt; es war fast das schönste Wetter des ganzen Jahrs. Außer den immergrünen Bäumen haben noch

einige Eichen ihr Laub, auch junge Kastanien noch das Laub, wenngleich gelb. Es sind Töne in der Landschaft von der größten Schönheit, und die herrlichen, großen Formen im nächtlichen Dunkel! Ich habe große Freude gehabt, die ich Dir in der Ferne mittheile. Ich war sehr vergnügt und wohl.

Rom, den 21. Dezember.

Daß ich zeichne und die Kunst studire, hilft dem Dichtungsvermögen auf, statt es zu hindern; denn schreiben muß man nur wenig, zeichnen viel. Dir wünsche ich nur den Begriff der bildenden Kunst mittheilen zu können, den ich jetzt habe; so subordinirt er auch noch ist, so erfreulich, weil er wahr ist und immer weiter deutet. Der Verstand und die Konsequenz der großen Meister ist unglaublich. Wenn ich bei meiner Ankunft in Italien wie neu geboren war, so fange ich jetzt an, wie neu erzogen zu sein.

Was ich bisher geschickt habe, sind nur leichtsinnige Versuche. Mit Thurneisen schicke ich eine Rolle, worauf das Beste fremde Sachen sind, die Dich erfreuen werden.

Rom, den 25. Dezember.

Diesmal ist Christus unter Donner und Blitzen geboren worden; wir hatten gerade um Mitternacht ein starkes Wetter. Der Glanz der größten Kunstwerke blendet mich nicht mehr; ich wandle nun im Anschauen, in der wahren, unterscheidenden Erkenntniß. Wie viel ich hierin einem stillen, einsam fleißigen Schweizer, Namens Meyer, schuldig bin, kann ich nicht sagen. Er hat mir zuerst die Augen über das Detail, über die Eigenschaften der einzelnen Formen aufgeschlossen, hat mich in das eigentliche Machen initiirt. Er ist in Wenigem genügsam und bescheiden. Er genießt die Kunstwerke eigentlich mehr als die großen Besitzer, die sie nicht verstehen, mehr als andere Künstler, die zu ängstlich von der Nachahmungsbegierde des Unerreichbaren getrieben werden. Er hat eine himmlische Klarheit der Begriffe und eine englische Güte des Herzens. Er spricht niemals mit mir, ohne daß ich Alles aufschreiben möchte, was er sagt; so bestimmt, richtig, die einzige wahre Linie beschreibend sind

seine Worte. Sein Unterricht giebt mir, was mir kein Mensch geben konnte, und seine Entfernung wird mir unerträglich bleiben. In seiner Nähe, in einer Reihe von Zeit, hoffe ich noch auf einen Grad im Zeichnen zu kommen, den ich mir jetzt selbst kaum denken darf. Alles, was ich in Deutschland lernte, vernahm, dachte, verhält sich zu dieser Leitung wie Baumrinde zum Kern der Frucht. Ich habe keine Worte, die stille wache Seligkeit auszudrücken, mit der ich nun die Kunstwerke zu betrachten anfange; mein Geist ist erweitert genug, um sie zu fassen, und bildet sich immer mehr aus, um sie eigentlich schätzen zu können.

Es sind wieder Fremde hier, mit denen ich manchmal eine Galerie sehe; sie kommen mir wie Wespen in meinem Zimmer vor, die gegen die Fenster fahren und die helle Scheibe für Luft halten, dann wieder abprallen und an den Wänden summen.

In den schweigenden, zurücktretenden Zustand mag ich einen Feind nicht wünschen. Und wie sonst für krank und bornirt gehalten zu werden, geziemt mir weniger als jemals. Denke also, mein Lieber, thue, wirke das Beste für mich und erhalte mir mein Leben, das sonst, ohne Jemanden zu nutzen, zu Grunde geht. Ja, ich muß sagen, ich bin dieses Jahr moralisch sehr verwöhnt worden. Ganz abgeschnitten von aller Welt, hab' ich eine Zeit lang allein gestanden. Nun hat sich wieder ein enger Kreis um mich gezogen, die alle gut sind, alle auf dem rechten Wege, und das ist nun das Kennzeichen, daß sie es bei mir aushalten können, mich mögen, Freude in meiner Gegenwart finden, je mehr sie denkend und handelnd auf dem rechten Wege sind. Denn ich bin unbarmherzig, unduldsam gegen Alle, die auf ihrem Wege schlendern oder irren und doch für Beten und Reisende gehalten werden wollen. Mit Scherz und Spott treib' ich's so lang, bis sie ihr Leben ändern oder sich von mir scheiden. Hier, versteht sich, ist nur von guten, geraden Menschen die Rede; Hald- und Schiefköpfe werden gleich ohne Umstände mit der Wanne gesondert. Zwei Menschen danken mir schon ihre Sinnes- und Lebensänderung, ja dreie, und werden sie mir zeitlebens danken. Da, auf dem Punkte der Wirkung meines Wesens, fühl' ich die Gesundheit meiner Natur und ihre Ausbreitung; meine Füße werden nur krank in engen Schuhen, und ich sehe nichts, wenn man mich vor eine Mauer stellt.

Bericht.

Dezember.

Der Monat Dezember war mit heiterm, ziemlich gleichem Wetter eingetreten, wodurch ein Gedanke rege ward, der einer guten, frohen Geſellſchaft viel angenehme Tage verſchaffen ſollte. Man ſagte nämlich: „Stellen wir uns vor, wir kämen ſo eben in Rom an und müßten als eilige Fremde geſchwind von den vorzüglichſten Gegenſtänden uns unterrichten. Beginnen wir einen Umgang in dieſem Sinne, damit das ſchon Bekannte möchte in Geiſt und Sinn wieder neu werden!“

Die Ausführung des Gedankens ward alſobald begonnen und mit einiger Stetigkeit ſo ziemlich durchgeſetzt; leider, daß von manchem Guten, welches bei dieſer Gelegenheit bemerkt und gedacht worden, nur wenig übrig geblieben. Briefe, Notizen, Zeichnungen und Entwürfe mangeln von dieſer Epoche faſt gänzlich, Einiges werde jedoch hievon kürzlich mitgetheilt.

Unterhalb Rom's, eine Strecke nicht weit von der Tiber, liegt eine mäßig große Kirche, zu den drei Brünnlein genannt; dieſe ſind, ſo erzählt man, bei Enthauptung des heiligen Paulus durch ſein Blut hervorgerufen worden und quillen noch bis auf den heutigen Tag. Ohnehin iſt die Kirche niedrig gelegen, und da vermehren denn freilich die in ihrem Innern hervordringenden Rohrbrunnen eine dunſtige Feuchtigkeit. Das Innere ſteht wenig geſchmückt und beinahe verlaſſen, nur für einen ſeltenen Gottesdienſt reinlich, wenngleich moderhaft gehegt und beſorgt. Was ihr aber zur größten Zierde dient, ſind Chriſtus und ſeine Apoſtel, die Reihe der an den Pfeilern des Schiffs, nach Zeichnungen Raphael's farbig in Lebensgröße gemalt.

Dieser außerordentliche Geist hat jene frommen Männer, die er sonst am rechten Orte in versammelter Schaar als übereinstimmend gekleidet vorgeführt, hier, da jeder einzelne abgesondert auftritt, jeden auch mit besonderer Auszeichnung abgebildet, nicht als wenn er im Gefolge des Herrn sich befände, sondern als wenn er, nach der Himmelfahrt desselben auf seine eigenen Füße gestellt, nunmehr seinem Charakter gemäß das Leben durchzuwirken und auszudulden habe.

Um uns aber von den Vorzügen dieser Bilder auch in der Ferne zu belehren, sind uns Nachbildungen der Originalzeichnungen von der treuen Hand Marc-Anton's übrig geblieben, welche uns öfters Gelegenheit und Anlaß gaben, unser Gedächtniß aufzufrischen und unsere Bemerkungen niederzuschreiben. Wir fügen den Auszug eines Aufsatzes bei, der in dem Jahre 1789 in den Teutschen Merkur aufgenommen worden.[1])

Von diesem kleinen, bescheidenen Kirchlein ist jedoch nicht weit zu dem größern dem hohen Apostel gewidmeten Denkmal: es ist die Kirche St. Paul vor den Mauern genannt, ein aus alten herrlichen Resten groß und kunstreich zusammengestelltes Monument. Der Eintritt in diese Kirche verleiht einen erhabenen Eindruck; die mächtigsten Säulenreihen tragen hohe gemalte Wände, welche, oben durch das verschränkte Zimmerwerk des Dachs geschlossen, war jetzt unserm verwöhnten Auge einen scheunenartigen Anblick geben, obschon das Ganze, wäre die Kontignation an festlichen Tagen mit Teppichen überspannt, von unglaublicher Wirkung sein müßte. Mancher wunderliche Rest kolossaler, höchst verzierter Architektur an Kapitälen findet sich hier anständig aufbewahrt, aus den Ruinen von dem ehemals nahe gelegenen, jetzt fast ganz verschwundenen Palast des Caracalla entnommen und gerettet.

Die Rennbahn sodann, die von diesem Kaiser noch jetzt den Namen führt, giebt uns, wenn schon großentheils verfallen, doch noch einen Begriff eines solchen immensen Raumes. Stellte sich der Zeichner an den linken Flügel der zum Wettlauf Ausfahrenden, so hätte er rechts in der Höhe, über den zertrümmerten Sitzen der Zuschauer, das Grab der Cäcilia Metella mit dessen neuern Umgebungen, von wo aus die Linie der ehemaligen Sitze ins Grenzenlose hinausläuft und in der Ferne

[1]) Hier folgte im ersten Drucke der Aufsatz: „Ueber Christus und die zwölf Apostel", welcher Theil XXVIII. S. 477 bis 481 steht. — A. d. H.

bedeutende Villen und Lusthäuser sich sehen lassen. Kehrt das Auge zurück, so kann es gerade vor sich die Ruinen der Spina noch gar wohl verfolgen, und Derjenige, dem architektonische Phantasie gegeben ist, kann sich den Uebermuth jener Tage einigermaßen vergegenwärtigen. Der Gegenstand in Trümmern, wie er jetzt vor unsern Augen liegt, würde auf jeden Fall, wenn ein geistreicher und kenntnißgewandter Künstler es unternehmen wollte, immer noch ein angenehmes Bild geben, das freilich um das Doppelte länger als doch sein müßte.

Die Pyramide des Cestius ward für diesmal mit den Augen von außen begrüßt, und die Trümmer der Antoninischen oder Caracallischen Bäder, von denen uns Piranesi so manches Effektreiche vorgefabelt, konnten auch dem malerisch gewöhnten Auge in der Gegenwart kaum einige Zufriedenheit geben. Doch sollte bei dieser Gelegenheit die Erinnerung an Hermann van Swanevelt lebendig werden, welcher mit seiner zarten, das reinste Natur- und Kunstgefühl ausdrückenden Nadel, diese Vergangenheiten zu beleben, ja sie zu den anmuthigsten Trägern des lebendig Gegenwärtigen umzuschaffen wußte.

Auf dem Platze vor St. Peter in Monterio begrüßten wir den Wasserschwall der Acqua Paola, welcher durch eines Triumphbogens Pforten und Thore in fünf Strömen ein großes verhältnißmäßiges Becken bis an den Rand füllt. Durch einen von Paul V. wiederhergestellten Aquädukt macht diese Stromfülle einen Weg von fünfunddreißig Miglien hinter dem See Bracciano her durch ein wunderliches, von abwechselnden Höhen gekettetes Zickzack bis an diesen Ort, versieht die Bedürfnisse verschiedener Mühlen und Fabriken, um sich zugleich in Trastevere zu verbreiten.

Hier nun rühmten Freunde der Baukunst den glücklichen Gedanken, diesen Wassern einen offen schaubaren, triumphirenden Eintritt verschafft zu haben. Man wird durch Säulen und Bogen, durch Gesims und Attiken an jene Prachtthore erinnert, wodurch ehemals kriegerische Ueberwinder einzutreten pflegten; hier tritt der friedlichste Ernährer mit gleicher Kraft und Gewalt ein und empfängt für die Ruhen seines weiten Laufes sogleich Dank und Bewunderung. Auch sagen uns die Inschriften, daß Verlebung und Wohlthätigkeit eines Papstes aus dem Hause Borghese hier gleichsam einen ewigen, ununterbrochenen stattlichen Einzug halten.

Ein kurz vorher eingetroffener Ankömmling aus Norden fand jedoch, man würde besser gethan haben, rohe Felsen hier

aufmuthigen, um dieſen Fluthen einen natürlichern Eintritt ans Tageslicht zu verſchaffen. Man entgegnete ihm, daß dies kein Natur-, ſondern ein Kunſtwaſſer ſei, deſſen Ankunft man auf eine gleichartige Weiſe zu ſchmücken gar wohl berechtigt geweſen wäre.

Doch hierüber vereinigte man ſich ebenſo wenig als über das herrliche Bild der Transfiguration, welches man in dem zunächſt gelegenen Kloſter gleich darauf anzuſtaunen Gelegenheit fand. Da war denn des Redens viel; der ſtillere Theil jedoch ärgerte ſich, den alten Tadel von doppelter Handlung wiederholt zu ſehen. Es iſt aber nicht anders in der Welt, als daß eine werthloſe Münze neben einer gehaltigen auch immer eine gewiſſe Art von Cours behält, beſonders da, wo man in der Kürze aus einem Handel zu ſcheiden und ohne viel Ueberlegung und Zaudern gewiſſe Differenzien auszugleichen gedenkt. Wünderſam bleibt es indeß immer, daß man an der großen Einheit einer ſolchen Konzeption jemals hat mäkeln dürfen. In Abweſenheit des Herrn ſtellen troſtloſe Eltern einen beſeſſenen Knaben den Jüngern des Heiligen dar; ſie mögen ſchon Verſuche gemacht haben, den Geiſt zu bannen; man hat ſogar ein Buch aufgeſchlagen, um zu forſchen, ob nicht etwa eine überlieferte Formel gegen dieſes Uebel wirkſam könne gefunden werden, aber vergebens. In dieſem Augenblick erſcheint der einzig Kräftige, und zwar verklärt, anerkannt von ſeinem großen Vorfahren; eilig deutet man hinauf nach ſolcher Viſion als der einzigen Quelle des Heils. Wie will man nun das Obere und Untere trennen? Beides iſt eins: unten das Leidende, Bedürftige, oben das Wirkſame, Hilfreiche, Beides auf einander ſich beziehend, in einander einwirkend. Läßt ſich denn, um den Sinn auf eine andere Weiſe auszuſprechen, ein ideeller Bezug aufs Wirkliche von dieſem losſtrennen?

Die Gleichgeſinnten beſtärkten ſich auch diesmal in ihrer Ueberzeugung. „Raphael“, ſagten ſie zu einander, „zeichnete ſich eben durch die Richtigkeit des Denkens aus, und der gottbegabte Mann, den man eben hieran durchaus erkennt, ſoll in der Blüthe ſeines Lebens falſch gedacht, falſch gehandelt haben? Nein! er hat wie die Natur jederzeit Recht, und gerade da am Gründlichſten, wo wir ihn am Wenigſten begreifen.“

Eine Verabredung wie die unsrige, einen flüchtigen Ueberblick von Rom sich in guter vereinigter Gesellschaft zu verschaffen, konnte nicht ganz, wie es wol der Vorsatz gewesen, in völliger Abgesondertheit durchgeführt werden; Ein- und der Andere fehlte, vielleicht zufällig abgehalten, wieder Andere schlossen sich an, auf ihrem Wege dieses oder jenes Sehenswürdige zu betrachten. Dabei hielt jedoch der Kern zusammen und wußte bald aufzunehmen bald abzusondern bald zurückzubleiben bald vorzueilen. Gelegentlich hatte man freilich gar wunderliche Aeußerungen zu vernehmen. Es giebt eine gewisse Art von empirischem Urtheil, welches seit längerer Zeit, zumal durch englische und französische Reisende, besonders in den Gang gekommen: man spricht sein augenblickliches, unvorbereitetes Urtheil aus, ohne nur irgend zu bedenken, daß jeder Künstler auf gar vielfache Weise bedingt ist, durch sein besonderes Talent, durch Vorgänger und Meister, durch Ort und Zeit, durch Gönner und Besteller. Nichts von Allem dem, welches freilich zu einer reinen Würderung nöthig wäre, kommt in Betrachtung, und so entsteht daraus ein gräßliches Gemisch von Lob und Tadel, von Bejahen und Verneinen, wodurch jeder eigenthümliche Werth der fraglichen Gegenstände ganz eigentlich aufgehoben wird.

Unser guter Volkmann, sonst so aufmerksam und als Führer nützlich genug, scheint sich durchaus an jene fremden Urtheiler gehalten zu haben, deswegen denn seine eigenen Schätzungen gar wunderlich hervortreten. Kann man sich z. B. unglücklicher ausdrücken, als er sich in der Kirche Maria della Pace vernehmen läßt? „Ueber der ersten Kapelle hat Raphael einige Sibyllen gemalt, die sehr gelitten haben. Die Zeichnung ist richtig, aber die Zusammensetzung schwach, welches vermuthlich dem unbequemen Platz beigemessen werden muß. Die zwote Kapelle ist nach des Michael Angelo Zeichnungen mit Arabesken gezieret, die doch geschätzt werden, aber nicht simpel genug sind. Unter der Kuppel bemerkt man drei Gemälde: das erste stellt die Heimsuchung der Maria von Karl Maratti vor, ist frostig gemalt, aber gut angeordnet, das andere die Geburt der Maria vom Cavalier Vanni, in der Manier des Peter von Cortona, und das dritte den Tod der Maria von Maria Morandi. Die Anordnung ist etwas verwirrt und fällt ins Rohe. Am Gewölbe über dem Chor hat Albani mit einem schwachen Kolorit die Himmelfahrt der Maria abgebildet. Die von ihm herrührenden Malereien an den Pfeilern unter der Kuppel sind

beſſer gerathen. Den Hof des zu dieſer Kirche gehörigen Kloſters hat Bramante angegeben."

Dergleichen unzulängliche, ſchwankende Urtheile verwirren durchaus den Beſchauer, der ein ſolches Buch zum Leitfaden erwählt. Manches iſt denn aber auch ganz falſch, z. B. was hier von den Sibyllen geſagt iſt. Raphael war niemals von dem Raume genirt, den ihm die Architektur darbot, vielmehr gehört zu der Großheit und Eleganz ſeines Genies, daß er jeden Raum auf das Zierlichſte zu füllen und zu ſchmücken wußte, wie er augenfällig in der Farneſina dargethan hat. Selbſt die herrlichen Bilder der Meſſe von Boliena, der Befreiung des gefangenen Petrus, des Parnaſſes wären ohne die wunderliche Beſchränkung des Raumes nicht ſo unſchätzbar geiſtreich zu denken. Ebenſo iſt auch hier in den Sibyllen die verheimlichte Symmetrie, worauf bei der Kompoſition Alles ankommt, auf eine höchſt geniale Weiſe obwaltend; denn wie in dem Organismus der Natur, ſo thut ſich auch in der Kunſt innerhalb der genauſten Schranke die Vollkommenheit der Lebensäußerung kund.

Wie dem aber auch ſei, ſo mag einem Jeden die Art und Weiſe, Kunſtwerke aufzunehmen, völlig überlaſſen bleiben; mir ward bei dieſem Umgang das Gefühl, der Begriff, die Anſchauung deſſen, was man im höchſten Sinne die Gegenwart des klaſſiſchen Bodens nennen dürfte. Ich nenne dies die ſinnlich geiſtige Ueberzeugung, daß hier das Große war, iſt und ſein wird. Daß das Größte und Herrlichſte vergehe, liegt in der Natur der Zeit und der gegen einander unbedingt wirkenden ſittlichen und phyſiſchen Elemente. Wir konnten in allgemeinſter Betrachtung nicht traurig an dem Zerſtörten vorübergehen, vielmehr hatten wir uns zu freuen, daß ſo viel erhalten, ſo viel wiederhergeſtellt war, prächtiger und übermäßiger, als es je geſtanden. Die Peterskirche iſt gewiß ſo groß gedacht und wol größer und kühner als einer der alten Tempel, und nicht allein, was zweitauſend Jahre vernichten ſollten, lag vor unſern Augen, ſondern zugleich, was eine geſteigerte Bildung wieder hervorzubringen vermochte. Selbſt das Schwanken des Kunſtgeſchmackes, das Beſtreben zum einfachen Großen, das Wiederkehren zum vervielfachten Kleinern, Alles deutete auf Leben und Bewegung; Kunſt- und Menſchengeſchichte ſtanden ſynchroniſtiſch vor unſern Augen.

Es darf uns nicht niederschlagen, wenn sich uns die Bemerkung aufdringt, das Große sei vergänglich; vielmehr wenn wir finden, das Vergangene sei groß gewesen, muß es uns aufmuntern, selbst etwas von Bedeutung zu leisten, das fortan unsere Nachfolger, und wär' es auch schon in Trümmer zerfallen, zu edler Thätigkeit auffrege, woran es unsere Vorvordern niemals haben ermangeln lassen.

Diese höchst belebenden und geisterbebenden Anschauungen wurden, ich darf nicht sagen gestört und unterbrochen, aber doch mit einem schmerzlichen Gefühl durchflochten, das mich überallhin begleitete; ich erfuhr nämlich, daß der Bräutigam jener artigen Mailänderin, unter ich weiß nicht welchem Vorwande, sein Wort zurückgenommen und sich von seiner Versprochenen losgesagt habe. Wenn ich mich nun einerseits glücklich pries, meiner Neigung nicht nachgebangen und mich sehr bald von dem lieben Kinde zurückgezogen zu haben, wie denn auch nach genauster Erkundigung unter den Vorwänden jener Villeggiatur auch nicht im Mindesten gedacht worden, so war es mir doch höchst empfindlich, das artige Bild, das mich bisher so heiter und freundlich begleitet hatte, nunmehr getrübt und entstellt zu sehen; denn ich vernahm sogleich, das liebe Kind sei aus Schrecken und Entsetzen über dieses Ereigniß in ein gewaltsames Fieber verfallen, welches für ihr Leben fürchten lasse. Indem ich mich nun tagtäglich, und die erste Zeit zweimal erkundigen ließ, hatte ich die Pein, daß meine Einbildungskraft sich etwas Unmögliches hervorzubringen bemüht war, jene heitern, dem offenen, frohen Tag allein gehörigen Züge, diesen Ausdruck unbefangenen, still vorschreitenden Lebens nunmehr durch Thränen getrübt, durch Krankheit entstellt und eine so frische Jugend durch inneres und äußeres Leiden so frühzeitig blaß und schmächtig zu denken.

In solcher Stimmung war freilich ein so großes Gegengewicht als eine Reihenfolge des Bedeutendsten, das theils dem Auge durch sein Dasein theils der Einbildungskraft durch nie verschollene Würde genug zu thun gab, höchst ersehnt und nichts natürlicher, als das Meiste davon mit inniger Trauer anzublicken.

Waren die alten Monumente nach so vielen Jahrhunder-

ten meiſtens zu unförmlichen Maſſen zerfallen, ſo mußte man bei neuern, aufrecht ſtehenden Prachtgebäuden gleichermaßen den Verfall ſo vieler Familien in der ſpätern Zeit bedauern, ja ſelbſt das noch friſch im Leben Erhaltene ſchien an einem heimlichen Wurm zu kranken; denn wie wollte ſich das Irdiſche ohne eigentlich phyſiſche Kraft durch ſittliche und religioſe Stützen allein in unſern Tagen aufrecht erhalten? Und wie einem heitern Sinn auch die Ruine wieder zu beleben, gleich einer friſchen, unſterblichen Vegetation, verfallene Mauern und zerſtreute Blöcke wieder mit Leben auszuſtatten gelingt, ſo entkleidet ein trauriger Sinn das lebendige Daſein von ſeinem ſchönſten Schmuck und möchte es uns gern als ein nacktes Gerippe aufdringen.

Auch zu einer Gebirgsreiſe, die wir noch vor Winters in heiterer Geſellſchaft zu vollbringen gedachten, konnt' ich mich nicht entſchließen, bis ich, einer erfolgten Beſſerung gewiß und durch ſorgfältige Anſtalten geſichert, Nachricht von ihrer Geneſung auch an den Orten erhalten ſollte, wo ich ſie ſo munter als liebenswürdig in den ſchönſten Herbſttagen kennen gelernt hatte.

Schon die erſten Briefe aus Weimar über Egmont enthielten einige Ausſtellungen über dieſes und jenes; hiebei erneute ſich die alte Bemerkung, daß der unpoetiſche, in ſeinem bürgerlichen Behagen beaueme Kunſtfreund gewöhnlich da einen Anſtoß nimmt, wo der Dichter ein Problem aufzulöſen, zu beſchönigen oder zu verſtecken geſucht hat. Alles ſoll, ſo will es der behagliche Leſer, im natürlichen Gange fortgehen; aber auch das Ungewöhnliche kann natürlich ſein, ſcheint es aber Demjenigen nicht, der auf ſeinen eigenen Anſichten verharrt. Ein Brief dieſes Inhalts war angekommen; ich nahm ihn und ging in die Villa Borghese; da mußt' ich denn leſen, daß einige Scenen für zu lang gehalten würden. Ich dachte nach, hätte ſie aber auch jetzt nicht zu verkürzen gewußt, indem ſo wichtige Motive zu entwickeln waren. Was aber am Meiſten den Freundinnen tadelnswerth ſchien, war das lakoniſche Vermächtniß, womit Egmont ſein Klärchen an Ferdinand empfiehlt.

Ein Auszug aus meinem damaligen Antwortſchreiben wird über meine Geſinnungen und Zuſtände den beſten Aufſchluß geben.

„Wie sehr wünscht' ich nun, auch Euren Wunsch erfüllen und dem Vermächtniß Egmont's einige Modifikation geben zu können! Ich eilte an einem herrlichen Morgen mit Eurem Briefe gleich in die Villa Borghese, dachte zwei Stunden den Gang des Stücks, die Charaktere, die Verhältnisse durch und konnte nichts finden, das ich abzukürzen hätte. Wie gerne möcht' ich Euch alle meine Ueberlegungen, mein pro und contra schreiben! Sie würden ein Buch Papier füllen und eine Dissertation über die Oekonomie meines Stücks enthalten. Sonntags kam ich zu Angelika und legte ihr die Frage vor. Sie hat das Stück studirt und besitzt eine Abschrift davon. Möchtest Du doch gegenwärtig gewesen sein, wie weiblich zart sie Alles auseinanderlegte und es darauf hinausging, daß das, was Ihr noch mündlich von dem Helden erklärt wünschtet, in der Erscheinung implicite enthalten sei. Angelika sagte: da die Erscheinung nur vorstelle, was in dem Gemüthe des schlafenden Helden vorgehe, so könne er mit keinen Worten stärker ausdrücken, wie sehr er sie liebe und schätze, als es dieser Traum thue, der das liebenswürdige Geschöpf nicht zu ihm herauf, sondern über ihn hinauf hebe. Ja, es wolle ihr wohl gefallen, daß Der, welcher durch sein ganzes Leben gleichsam wachend geträumt, Leben und Liebe mehr als geschätzt, oder vielmehr nur durch den Genuß geschätzt, daß dieser zuletzt noch gleichsam träumend wache, und uns still gesagt werde, wie tief die Geliebte in seinem Herzen wohne und welche vornehme und hohe Stelle sie darin einnehme. Es kamen noch mehr Betrachtungen dazu: daß in der Scene mit Ferdinand Klärchens nur auf eine subordinirte Weise gedacht werden konnte, um das Interesse des Abschieds von dem jungen Freunde nicht zu schmälern, der ohnehin in diesem Augenblicke nichts zu hören noch zu erkennen im Stande war."

Moritz als Etymolog.

Schon längst hat ein weiser Mann das wahre Wort ausgesprochen: „Der Mensch, dessen Kräfte zu dem Nothwendigen und Nützlichen nicht hinreichen, mag sich gern mit dem Unnöthigen und Unnützen beschäftigen.“ Vielleicht möchte Nachstehendes von Manchem auf diese Weise beurtheilt werden.

Unser Geselle Moritz ließ nicht ab, jetzt, in dem Kreise der höchsten Kunst und schönsten Natur, über die Innerlichkeiten des Menschen, seine Anlagen und Entwickelungen fortwährend zu sinnen und zu spinnen, desshalb er denn auch sich mit dem Allgemeinen der Sprache vorzüglich beschäftigte.

Zu jener Zeit war in Gefolg der Herder'schen Preisschrift Ueber den Ursprung der Sprache und in Gemäßheit der damaligen allgemeinen Denkweise die Vorstellung herrschend: das Menschengeschlecht habe sich nicht von einem Paare aus dem hohen Orient herab über die ganze Erde verbreitet, sondern zu einer gewissen, merkwürdig produktiven Zeit des Erdballs sei, nachdem die Natur die verschiedenartigsten Thiere stufenweis hervorzubringen versucht, da und dort, in mancher günstigen Lage die Menschenart mehr oder weniger vollendet hervorgetreten. Ganz im innerlichsten Bezug auf seine Organe sowol als seine Geistesfähigkeiten sei nun dem Menschen die Sprache angeboren. Hier bedürfe es keiner übernatürlichen Anleitung, so wenig als einer Ueberlieferung. Und in diesem Sinne gebe es eine allgemeine Sprache, welche zu manifestiren ein jeder autochthonische Stamm versucht habe. Die Verwandtschaft aller Sprachen liege in der Uebereinstimmung der Idee, wonach die schaffende Kraft das menschliche Geschlecht und seinen Organismus gebildet. Daher komme denn, daß theils aus innerm Grundtriebe theils durch äußere Veranlassung die sehr beschränkte Vokal- und Konsonantenzahl zum Ausdruck von Gefühlen und Vorstellungen richtig oder unrichtig angewendet worden; da es denn natürlich, ja nothwendig sei, daß die verschiedensten Autochthonen theils zusammengetroffen theils von

einander abgewichen und ſich dieſe oder jene Sprache in der Folge entweder verſchlimmert oder verbeſſert habe. Was von den Stammworten gelte, gelte denn auch von den Ableitungen, wodurch die Bezüge der einzelnen Begriffe und Vorſtellungen ausgedrückt und beſtimmter bezeichnet werden. Dies möchte denn gut ſein und als ein Unerforſchliches, nie mit Gewißheit zu Beſtimmendes auf ſich beruhen.

Hierüber find' ich in meinen Papieren folgendes Nähere.

„Mir iſt es angenehm, daß ſich Moritz aus ſeiner brütenden Trägheit, aus dem Unmuth und Zweifel an ſich ſelbſt zu einer Art von Thätigkeit wendet; denn da wird er allerliebſt. Seine Grillenfängereien haben alsdann eine wahre Unterlage und ſeine Träumereien Zweck und Sinn. Jetzt beſchäftigt ihn eine Idee, in welche ich auch eingegangen bin, und die uns ſehr unterhält. Es iſt ſchwer, ſie mitzutheilen, weil es gleich toll klingt. Doch will ich's verſuchen.

„Er hat ein Verſtands- und Empfindungsalphabet erfunden, wodurch er zeigt, daß die Buchſtaben nicht willkürlich, ſondern in der menſchlichen Natur gegründet ſind und alle gewiſſen Regionen des innern Sinnes angehören, welchen ſie denn auch, ausgeſprochen, ausdrücken. Nun laſſen ſich nach dieſem Alphabet die Sprachen beurtheilen, und da findet ſich, daß alle Völker verſucht haben, ſich dem innern Sinn gemäß auszudrücken; alle ſind aber durch Willkür und Zufall vom rechten Wege abgeleitet worden. Demzufolge ſuchen wir in den Sprachen die Worte auf, die am Glücklichſten getroffen ſind; bald hat's die eine bald die andere; dann verändern wir die Worte, bis ſie uns recht dünken, machen neue u. ſ. w., ja, wenn wir recht ſpielen wollen, machen wir Namen für Menſchen, unterſuchen, ob Dieſem oder Jenem ſein Name gehöre ꝛc. ꝛc.

„Das etymologiſche Spiel beſchäftigt ſchon ſo viele Menſchen, und ſo giebt es auch uns auf dieſe heitere Weiſe viel zu thun. Sobald wir zuſammenkommen, wird es wie ein Schachſpiel vorgenommen und hunderterlei Kombinationen werden verſucht, ſo daß, wer uns zufällig beobachte, uns für wahnſinnig halten müßte. Auch möchte ich es nur den allernächſten Freunden vertrauen. Genug, es iſt das wunderſte Spiel von der Welt und übt den Sprachſinn unglaublich."

Januar.

Korrespondens.

Rom, den 5. Januar 1788.

Verzeiht, wenn ich heute nur wenig schreibe! Dieses Jahr ist mit Ernst und Fleiß angefangen worden, und ich kann mich kaum umsehen.

Nach einem Stillstand von einigen Wochen, in denen ich mich leidend verhielt, habe ich wieder die schönsten, ich darf wohl sagen Offenbarungen. Es ist mir erlaubt, Blicke in das Wesen der Dinge und ihre Verhältnisse zu werfen, die mir einen Abgrund von Reichthum eröffnen. Diese Wirkungen entstehen in meinem Gemüthe, weil ich immer lerne, und zwar von Andern lerne. Wenn man sich selbst lehrt, ist die arbeitende und verarbeitende Kraft eins, und die Vorschritte müssen kleiner und langsamer werden.

Das Studium des menschlichen Körpers hat mich nun ganz, alles Andere verschwindet dagegen. Es ist mir damit durch mein ganzes Leben, auch jetzt wieder sonderbar gegangen. Darüber ist nicht zu reden; was ich noch machen werde, muß die Zeit lehren.

Die Opern unterhalten mich nicht; nur das innig und ewig Wahre kann mich nun erfreuen.

Es spitzt sich bis gegen Ostern eine Epoche zu, das fühl' ich; was werden wird, weiß ich nicht.

Rom, den 10. Januar.

Erwin und Elmire kommt mit diesem Brief; möge Dir das Stückchen auch Vergnügen machen! Doch kann eine Operette, wenn sie gut ist, niemals im Lesen genugthun; es muß die Musik erst dazukommen, um den ganzen Begriff auszudrücken, den der Dichter sich vorstellte. Klaudine kommt bald nach. Beide Stücke sind mehr gearbeitet, als man ihnen ansieht, weil ich erst recht mit Kayser'n die Gestalt des Singspiels studirt habe.

Am menschlichen Körper wird fleißig fortgezeichnet, wie Abends in der Perspektivstunde. Ich bereite mich zu meiner Auflösung, damit ich mich ihr getrosten Muthes hingebe, wenn die Himmlischen sie auf Ostern beschlossen haben. Es geschehe, was gut ist!

Das Interesse an der menschlichen Gestalt hebt nun alles andere auf. Ich fühlte es wohl und wendete mich immer davon weg, wie man sich von der blendenden Sonne wegwendet; auch ist Alles vergebens, was man außer Rom darüber studiren will. Ohne einen Faden, den man nur hier spinnen lernt, kann man sich aus diesem Labyrinthe nicht herausfinden. Leider wird mein Faden nicht lang genug, indessen hilft er mir doch durch die ersten Gänge.

Wenn es mit Fertigung meiner Schriften unter gleichen Konstellationen fortgeht, so muß ich mich im Laufe dieses Jahres in eine Prinzessin verlieben, um den Tasso, ich muß mich dem Teufel ergeben, um den Faust schreiben zu können, ob ich mir gleich zu Beidem wenig Lust fühle. Denn bisher ist's so gegangen: um mir selbst meinen Egmont interessant zu machen, fing der Römische Kaiser mit den Brabantern Händel an, und um meinen Opern einen Grad von Vollkommenheit zu geben, kam der Züricher Kayser nach Rom. Das heißt doch ein vornehmer Römer, wie Herder sagt, und ich finde es recht lustig, eine Endursache der Handlungen und Begebenheiten zu werden, welche gar nicht auf mich gerichtet sind. Das darf man Glück nennen! Also die Prinzessin und den Teufel wollen wir in Geduld abwarten.

Hier kommt aus Rom abermals ein Pröbchen Deutscher Art und Kunst, Erwin und Elmire. Es ward eher fertig

als Klaudine; doch wünsch' ich nicht, daß es zuerst gedruckt werde.

Du wirst bald sehen, daß Alles aufs Bedürfniß der lyrischen Bühne gerechnet ist, das ich erst hier zu studiren Gelegenheit hatte: alle Personen in einer gewissen Folge, in einem gewissen Maß zu beschäftigen, daß jeder Sänger Ruhpunkte genug habe ꝛc. Es sind hundert Dinge zu beobachten, welchen der Italiäner allen Sinn des Gedichts aufopfert; ich wünsche, daß es mir gelungen sein möge, jene musikalisch theatralischen Erforderniße durch ein Stückchen zu befriedigen, das nicht ganz unsinnig ist. Ich hatte noch die Rücksicht, daß sich beide Operetten doch auch müssen lesen lassen, daß sie ihrem Nachbar Egmont keine Schande machten. Ein italiänisch Opernbüchelchen liest kein Mensch als am Abend der Vorstellung, und es in einen Band mit einem Trauerspiel zu bringen, würde hier zu Lande für ebenso unmöglich gehalten werden, als daß man Deutsch singen könne.

Bei Erwin muß ich noch bemerken, daß Du das trochäische Silbenmaß, besonders im zweiten Akt, öfter finden wirst; es ist nicht Zufall oder Gewohnheit, sondern aus italiänischen Beispielen genommen. Dieses Silbenmaß ist zur Musik vorzüglich glücklich, und der Komponist kann es durch mehrere Takte und Bewegungsarten dergestalt variiren, daß es der Zuhörer nie wiedererkennt. Wie überhaupt die Italiäner auf glatte, einfache Silbenmaße und Rhythmen ausschließlich halten.

Der junge Camper ist ein Strudelkopf, der viel weiß, leicht begreift und über die Sachen hinfährt.

Glück zum vierten Theil der Ideen! Der dritte ist uns ein heilig Buch, das ich verschlossen halte; erst jetzt hat es Moritz zu lesen gekriegt, der sich glücklich preist, daß er in dieser Epoche der Erziehung des Menschengeschlechts lebt. Er hat das Buch recht gut gefühlt und war über das Ende ganz außer sich.

Wenn ich Dich nur einmal für alle das Gute auf dem Kapitol bewirthen könnte! Es ist einer meiner angelegensten Wünsche.

Meine titanischen Ideen waren nur Lustgestalten, die einer ernstern Epoche vorspukten. Ich bin nun recht im Studium der Menschengestalt, welche das Non plus ultra alles menschlichen Wissens und Thuns ist. Meine fleißige Vorbereitung im Studium der ganzen Natur, besonders die Osteologie, hilft mir starke Schritte machen. Jetzt seh' ich, jetzt genieß' ich erst das Höchste,

was uns vom Alterthum übrig blieb, die Statuen. Ja, ich sehe wol ein, daß man ein ganzes Leben studiren kann und am Ende doch noch ausrufen möchte: „Jetzt seh' ich, jetzt genieß' ich erst."

Ich raffe alles Mögliche zusammen, um Ostern eine gewisse Epoche, wohin mein Auge nun reicht, zu schließen, damit ich Rom nicht mit entschiedenem Widerwillen verlasse, und hoffe in Deutschland einige Studien bequem und gründlich fortsetzen zu können, obgleich langsam genug. Hier trägt Einen der Strom fort, sobald man nur das Schifflein bestiegen hat.

Bericht.

Januar.

Cupido, loſer, eigenſinniger Knabe,
Du bat'ſt mich um Quartier auf einige Stunden!
Wie viele Tag' und Nächte biſt Du geblieben
Und biſt nun herriſch und Meiſter im Hauſe geworden!

Von meinem breiten Lager bin ich vertrieben,
Nun ſitz' ich an der Erde, Nächte gequälet;
Dein Muthwill' ſchüret Flamm' auf Flamme des Herdes,
Verbrennet den Vorrath des Winters und ſenget mich Armen.

Du haſt mir mein Geräth verſtellt und verſchoben;
Ich ſuch' und bin wie blind und irre geworden.
Du lärmſt ſo ungeſchickt; ich fürchte, das Seelchen
Entflieht, um Dir zu entfliehn, und räumet die Hütte.

Wenn man verſtehendes Liedchen nicht in buchſtäblichem Sinne nehmen, nicht jenen Dämon, den man gewöhnlich Amor nennt, dabei denken, ſondern eine Verſammlung thätiger Geiſter ſich verſtellen will, die das Innerſte des Menſchen anſprechen, auffordern, hin- und wiederziehen und durch getheiltes Intereſſe verwirren, ſo wird man auf eine ſymboliſche Weiſe an dem Zuſtande theilnehmen, in dem ich mich befand, und welchen die Auszüge aus Briefen und die bisherigen Erzählungen genugſam darſtellen. Man wird zugeſtehen, daß eine große Anſtrengung gefordert ward, ſich gegen ſo Vieles aufrecht zu erhalten, in Thätigkeit nicht zu ermüden und im Aufnehmen nicht läſſig zu werden.

Aufnahme in die Gesellschaft der Arcadier.

Schon zu Ende des vorigen Jahrs ward ich mit einem Antrage bestürmt, den ich auch als Folge jenes unseligen Konzerts ansah, durch welches wir unser Incognito leichtsinnigerweise enthüllt hatten. Es konnte jedoch andere Anlässe haben, daß man von mehreren Seiten her mich zu bestimmen suchte, mich in die Arcadia als einen namhaften Schäfer aufnehmen zu lassen. Lange widerstand ich, mußte jedoch zuletzt den Freunden, die hierein etwas Besonderes zu setzen schienen, endlich nachgeben.

Im Allgemeinen ist bekannt, was unter dieser arcadischen Gesellschaft verstanden wird; doch ist es wol nicht unangenehm, etwas darüber zu vernehmen.

Während des Laufes des siebzehnten Jahrhunderts mag die italiänische Poesie sich auf mancherlei Weise verschlimmert haben; denn gegen Ende dieses Zeitraums werfen ihr gebildete, wohlgesinnte Männer vor, sie habe den Gehalt, was man damals innere Schönheit nannte, völlig versäumt; auch sei sie in Absicht auf die Form, die äußere Schönheit, durchaus zu tadeln; denn sie habe mit barbarischen Ausdrücken, unleidlich harten Versen, fehlerhaften Figuren und Tropen, besonders mit fortlaufenden und ungemessenen Hyperbeln, Metonymien und Metaphern auch ganz und gar das Anmuthige und Süße verscherzt, welches man am Aeußern zu schätzen sich erfreue.

Jene, auf solchen Irrwegen Befangenen jedoch schalten, wie es zu gehen pflegt, das Aechte und Vortreffliche, damit ihre Mißbräuche fernerhin unangetastet gelten möchten. Welches denn doch zuletzt von gebildeten und verständigen Menschen nicht mehr erduldet werden konnte, dergestalt, daß im Jahr 1690 eine Anzahl umsichtiger und kräftiger Männer zusammentrat und einen andern Weg einzuschlagen sich berebete.

Damit aber ihre Zusammenkünfte nicht Aufsehn machen und Gegenwirkung veranlassen möchten, so wendeten sie sich ins Freie, in ländliche Gartenumgebungen, deren ja Rom selbst in seinen Mauern genugsame bezirkt und einschließt. Hiedurch

ward ihnen zugleich der Gewinn, ſich der Natur zu nähern und in friſcher Luft den uranfänglichen Geiſt der Dichtkunſt zu ahnen. Da, an gefälligen Plätzen, lagerten ſie ſich auf den Raſen, ſetzten ſich auf architektoniſche Trümmer und Steinblöcke, wo ſogar anweſende Kardinäle nur durch ein weicheres Kiſſen geehrt werden konnten. Hier beſprachen ſie ſich unter einander von ihren Ueberzeugungen, Grundſätzen, Vorhaben; hier laſen ſie Gedichte, in welchen man den Sinn des höhern Alterthums, der edlen toskaniſchen Schule wieder ins Leben zu führen trachtete. Da rief denn Einer in Entzücken aus: „Hier iſt unſer Arkadien!“ Dies veranlaßte den Namen der Geſellſchaft ſowie das Ironiſche ihrer Einrichtung. Keine Protektion eines großen und einflußreichen Mannes ſollte ſie ſchützen; ſie wollten kein Oberhaupt, keinen Präſidenten zugeben. Ein Kuſtos ſollte die arkadiſchen Räume öffnen und ſchließen und in den nothwendigſten Fällen ihm ein Rath von zu wählenden Aelteſten zur Seite ſtehen.

Hier iſt der Name Creſcimbeni ehrwürdig, welcher gar wohl als Mitſtifter angeſehen werden kann und als erſter Kuſtos ſein Amt mehrere Jahre treulich verrichtet, indem er über einen beſſern, reinern Geſchmack Wache hält und das Barbariſche immer mehr zu verdrängen weiß.

Seine Dialogen über die Poesia volgare, welches nicht etwa Volkspoeſie zu überſetzen iſt, ſondern Poeſie, wie ſie einer Nation wohl anſteht, wenn ſie durch entſchiedene, wahre Talente ausgeübt, nicht aber durch Grillen und Eigenheiten einzelner Wirrköpfe entſtellt wird, ſeine Dialogen, worin er die beſſere Lehre vorträgt, ſind offenbar eine Frucht arkadiſcher Unterhaltungen und höchſt wichtig in Vergleich mit unſerm neuen äſthetiſchen Beſtreben. Auch die von ihm herausgegebenen Gedichte der Arcadia verdienen in dieſem Sinne alle Aufmerkſamkeit; wir erlauben uns dabei nur folgende Bemerkung.

Zwar hatten die werthen Schäfer, im Freien auf grünem Raſen ſich lagernd, der Natur hiedurch näher zu kommen gedacht, in welchem Falle wol Liebe und Leidenſchaft ein menſchlich Herz zu überſchleichen pflegt; nun aber beſtand die Geſellſchaft aus geiſtlichen Herren und ſonſtigen würdigen Perſonen, die ſich mit dem Amor jener Römiſchen Triumvirn nicht einlaſſen durften, den ſie deßhalb ausdrücklich beſeitigten. Hier alſo blieb nichts übrig, da dem Dichter die Liebe ganz unentbehrlich iſt, als ſich zu jener überirdiſchen und gewiſſermaßen

Platonischen Sehnsucht hinzuwenden, nicht weniger ins Allegorische sich einzulassen, wodurch denn ihre Gedichte einen ganz ehrsamen, eigenthümlichen Charakter erhalten, da sie ohnehin ihren großen Vorgängern Dante und Petrarch hierin auf dem Fuße folgen konnten.

Diese Gesellschaft bestand, wie ich nach Rom gelangte, so eben hundert Jahr und hatte sich ihrer äußern Form nach durch mancherlei Orts- und Gesinnungswechsel immer mit Anstand, wenn auch nicht in großem Ansehn erhalten, und man ließ nicht leicht einigermaßen bedeutende Fremde in Rom verweilen, ohne dieselben zur Aufnahme anzulocken, um so mehr, als der Hüter dieser poetischen Ländereien blos dadurch sich bei einem mäßigen Einkommen erhalten konnte.

Die Funktion selbst aber ging folgendermaßen vor sich. In den Vorzimmern eines anständigen Gebäudes ward ich einem bedeutenden geistlichen Herrn vorgestellt und er mir bekannt gemacht als Derjenige, der mich einführen, meinen Bürgen gleichsam oder Pathen vorstellen sollte. Wir traten in einen großen, bereits ziemlich belebten Saal und setzten uns in die erste Reihe von Stühlen, gerade in die Mitte, einem aufgerichteten Katheder gegenüber. Es traten immer mehr Zuhörer heran; an meine leer gebliebene Rechte fand sich ein stattlicher ähnlicher Mann, den ich nach seiner Bekleidung und der Ehrfurcht, die man ihm erwies, für einen Kardinal zu halten hatte.

Der Custode, vom Katheder herab, hielt eine allgemein einleitende Rede, rief mehrere Personen auf, welche sich theils in Versen theils in Prosa hören ließen. Nachdem dieses eine gute Zeit gewährt, begann Jener eine Rede, deren Inhalt und Ausführung ich übergehe, indem sie im Ganzen mit dem Diplom zusammentraf, welches ich erhielt und hier nachzubringen gedenke. Hierauf wurde ich denn förmlich für einen der übrigen erklärt und unter großem Händeklatschen aufgenommen und anerkannt.

Mein gegenannter Pathe und ich waren indessen aufgestanden und hatten uns mit vielen Verbeugungen bedankt. Er aber hielt eine wohlgedachte, nicht allzu lange, sehr schickliche Rede, worauf abermals ein allgemeiner Beifall sich hören ließ, nach dessen Verschallen ich Gelegenheit hatte, den Einzelnen zu danken und mich ihnen zu empfehlen. Das Diplom, welches ich den andern Tag erhielt, folgt hier im Original und ist, da

es in jeder andern Sprache seine Eigenthümlichkeit verlöre, nicht übersetzt worden. Indessen suchte ich den Kustode mit seinem neuen Hutgenossen auf das Beste zufrieden zu stellen.

C. U. C.

Nivildo Amarinzio
Custode generale d' Arcadia.

Trovandosi per avventura a beare le sponde del Jebbro uno di quei Genj di prim' Ordine, ch' oggi fioriscono nella Germania qual' è l' Inclito ed Erudito Signor DE GOETHE Consigliere attuale di Stato di Sua Altezza Serenissima il Duca di Sassonia-Weimar, ed avendo celato fra noi con filosofica moderazione la chiarezza della sua Nascita, de' suoi Ministerj, e della virtù sua, non ha potuto ascondere la luce, che hanno sparso le sue dottissime produzioni tanto in Prosa ch' in Poesia per cui si è reso celebre a tutto il Mondo Letterario. Quindi essendosi compiaciuto il suddetto rinomato Signor DE GOETHE d' intervenire in una delle pubbliche nostre Accademie, appena Egli comparve, come un nuovo astro di Cielo straniero tra le nostre selve, ed in una delle nostre Geniali Adunanze, che gli Arcadi in gran numero convocati co' segni del più sincero giubilo ed applauso vollero distinguerlo come Autore di tante celebrate opere, con annoverarlo a viva voce tra i più illustri membri della loro Pastoral società sotto il Nome di Megalio, et vollero altersi assegnare al Medesimo il possesso delle Campagne Melpomenie sacre alla Tragica Musa dichiarandolo con ciò Pastore Arcade di Numero. Nel tempo stesso il Ceto Universale commise al Custode Generale di registrare l' Atto pubblico e solenne di si applaudita annoverazione tra i fasti d' Arcadia, e di presentare al Chiarissimo Novello Compastore Megalio Melpomenio il presente Diploma in segno dell' altissima stima, che fa la nostra Pastorale Letteraria Repubblica de' chiari e nobili ingegni a perpetua memoria. Dato dalla Capanna del Serbatojo dentro il Bosco Parrasio

alla Neomenia di Posideone Olimpiade DCXLI. Anno II dalla Ristorazione d' Arcadia Olimpiade XXIV. Anno IV. Giorno lieto per General Chiamata.

Nivildo Amarinzio Custode Generale.

Das Siegel hat in einem Kranze, halb Lorbeer halb Pinien, in der Mitte eine Pansflöte, darunter:
Gli Arcadi.

Sotto-Custodi.
Corimbo
Melicronio
Florimonte
Egiréo

Februar.

Korrespondenz.

Rom, den 2. Februar.

Wie froh will ich ſein, wenn die Narren künftigen Dienſtag Abend zur Ruhe gebracht werden! Es iſt eine entſetzliche Sekkatur, Andere toll zu ſehen, wenn man nicht ſelbſt angeſteckt iſt.

So viel, als möglich war, habe ich meine Studien fortgeſetzt, auch iſt Klaudine gerückt, und wenn nicht alle Genii ihre Hilfe verſagen, ſo geht heute über acht Tage der dritte Akt an Herder'n ab, und ſo wäre ich den fünften Band los. Dann geht eine neue Noth an, worin mir Niemand rathen noch helfen kann. Taſſo muß umgearbeitet werden: was da ſteht, iſt zu nichts zu brauchen; ich kann weder ſo endigen noch Alles wegwerfen. Solche Mühe hat Gott den Menſchen gegeben!

Der ſechſte Band enthält wahrſcheinlich Taſſo, Lila, Jery und Bätely, Alles um- und ausgearbeitet, daß man es nicht mehr kennen ſoll.

Zugleich habe ich meine kleinen Gedichte durchgeſehen und an den achten Band gedacht, den ich vielleicht vor dem ſiebenten herausgebe. Es iſt ein wunderlich Ding, ſo ein Summa Summarum ſeines Lebens zu ziehen. Wie wenig Spur bleibt doch von einer Exiſtenz zurück!

Hier ſekkiren ſie mich mit den Ueberſetzungen meines

Werther's und zeigen mir sie und fragen, welches die beste sei und ob auch Alles wahr sei! Das ist nun ein Unheil, was mich bis nach Indien verfolgen würde.

Rom, den 9. Februar.

Hier ist der dritte Akt Klaudinens; ich wünsche, daß er Dir nur die Hälfte so wohl gefallen möge, als ich vergnügt bin, ihn geendigt zu haben. Da ich nun die Bedürfnisse des lyrischen Theaters genauer kenne, habe ich gesucht, durch manche Aufopferungen dem Komponisten und Acteur entgegenzuarbeiten. Das Zeug, worauf gestickt werden soll, muß weite Fäden haben, und zu einer komischen Oper muß es absolut wie Marli gewoben sein. Doch hab' ich bei dieser, wie bei Erwin, auch fürs Lesen gesorgt. Genug, ich habe gethan, was ich konnte.

Ich bin recht still und rein und, wie ich Euch schon versichert habe, jedem Ruf bereit und ergeben. Zur bildenden Kunst bin ich zu alt; ob ich also ein Bißchen mehr oder weniger pfusche, ist eins. Mein Durst ist gestillt, auf dem rechten Wege bin ich der Betrachtung und des Studiums, mein Genuß ist friedlich und genügsam. Zu Dem Allem gebt mir Euren Segen! Ich habe nichts Näheres nun, als meine drei letzten Theile zu endigen. Dann soll's an Wilhelm u. s. w.

Die Narren haben noch Montag und Dienstag was Rechts gelärmt. Besonders Dienstag Abends, wo die Raserei mit den Moccoli in völligem Flor war. Mittwochs dankte man Gott und der Kirche für die Fasten. Auf kein Festin (so nennen sie die Redouten) bin ich gekommen; ich bin fleißig, was nur mein Kopf halten will. Da der fünfte Band abgeschrieben ist, will ich nur einige Kunststudien durcharbeiten, dann gleich an den sechsten gehn. Ich habe diese Tage das Buch Leonard da Vinci's über die Malerei gelesen und begreife jetzt, warum ich nie etwas darin habe beurteilen können.

O, wie finde ich die Zuschauer so glücklich! Die dünken sich so klug, sie finden sich was Rechts. So auch die Liebhaber,

die Kenner. Du glaubſt nicht, was das ein behagliches Volk, indeß der gute Künſtler immer kleinlaut bleibt! Ich habe aber auch neuerdings einen Ekel, Jemanden urtheilen zu hören, der nicht ſelbſt arbeitet, daß ich es nicht ausdrücken kann. Wie der Tabaksdampf macht mich eine ſolche Rede auf der Stelle unbehaglich.

Angelika hat ſich das Vergnügen gemacht und zwei Gemälde gekauft, eins von Tizian, das andere von Paris Bordone, beide um einen hohen Preis. Da ſie ſo reich iſt, daß ſie ihre Renten nicht verzehrt, und jährlich mehr dazu verdient, ſo iſt es lobenswürdig, daß ſie etwas anſchafft, das ihr Freude macht, und ſolche Sachen, die ihren Kunſteifer erhöhen. Gleich ſobald ſie die Bilder im Hauſe hatte, fing ſie an, in einer neuen Manier zu malen, um zu verſuchen, wie man gewiſſe Vortheile jener Meiſter ſich eigen machen könne. Sie iſt unermüdet, nicht allein zu arbeiten, ſondern auch zu ſtudiren. Mit ihr iſt's eine große Freude Kunſtſachen zu ſehen.

Kayſer geht auch als ein wackerer Künſtler zu Werke. Seine Muſik zu Egmont avancirt ſtark. Noch habe ich nicht Alles gehört; mir ſcheint Jedes dem Endzweck ſehr angemeſſen. Er wird auch „Cupido, kleiner, leſer ꝛc.“ komponiren. Ich ſchicke Dir's gleich, damit es oft zu meinem Andenken geſungen werde; es iſt auch mein Leibliedchen.

Der Kopf iſt mir wüſte vom vielen Schreiben, Treiben und Denken. Ich werde nicht klüger, fordere zu viel von mir und lege mir zu viel auf.

Rom, den 16. Februar.

Mit dem preußiſchen Kurier erhielt ich vor einiger Zeit einen Brief von unſerm Herzog, der ſo freundlich, lieb, gut und erfreulich war, als ich nicht leicht einen erhalten. Da er ohne Rückhalt ſchreiben konnte, ſo beſchrieb er mir die ganze politiſche Lage, die ſeinige und ſo weiter. Ueber mich ſelbſt erklärte er ſich auf das Liebreichſte.

Rom, den 23. Februar.

Wir haben dieſe Woche einen Fall gehabt, der das ganze Chor der Künſtler in Betrübniß ſetzt. Ein Franzoſe Namens Drouais, ein junger Menſch von etwa fünfundzwanzig Jahren,

einziger Sohn einer zärtlichen Mutter, reich und schön gebildet, der unter allen studirenden Künstlern für den hoffnungsvollsten gehalten ward, ist an den Blattern gestorben. Es ist eine allgemeine Trauer und Bestürzung. Ich habe in seinem verlassenen Studio die lebensgroße Figur eines Philoktet's gesehen, welcher mit einem Flügel eines erlegten Raubvogels den Schmerz seiner Wunde wehend kühlt. Ein schön gedachtes Bild, das in der Ausführung viel Verdienste hat, aber nicht fertig geworden.

Ich bin fleißig und vergnügt und erwarte so die Zukunft. Täglich wird mir's deutlicher, daß ich eigentlich zur Dichtkunst geboren bin, und daß ich die nächsten zehn Jahre, die ich höchstens noch arbeiten darf, dieses Talent erkoliren und noch etwas Gutes machen sollte, da mir das Feuer der Jugend Manches ohne großes Studium gelingen ließ. Von meinem längern Aufenthalt in Rom werde ich den Vortheil haben, daß ich auf das Ausüben der bildenden Kunst Verzicht thue.

Angelika macht mir das Kompliment, daß sie Wenige in Rom kenne, die besser in der Kunst sähen als ich. Ich weiß recht gut, wo und was ich noch nicht sehe, und fühle wohl, daß ich immer zunehme, und was zu thun wäre, um immer weiter zu sehen. Genug, ich habe schon jetzt meinen Wunsch erreicht: in einer Sache, zu der ich mich leidenschaftlich getragen fühle, nicht mehr blind zu tappen.

Ein Gedicht, Amor als Landschaftsmaler, schick' ich Dir ehstens und wünsche ihm gut Glück. Meine kleinen Gedichte hab' ich gesucht in eine gewisse Ordnung zu bringen; sie nehmen sich wunderlich aus. Die Gedichte auf Hans Sachs und auf Mieding's Tod schließen den achten Band und so meine Schriften für diesmal. Wenn sie mich indessen bei der Pyramide zur Ruhe bringen, so können diese beiden Gedichte statt Personalien und Parentation gelten.

Morgen frühe ist päpstliche Kapelle, und die famosen alten Musiken fangen an, die nachher in der Charwoche auf den höchsten Grad des Interesse steigen. Ich will nun jeden Sonntag frühe hin, um mit dem Stil bekannt zu werden. Kayser, der diese Sachen eigentlich studirt, wird mir den Sinn wol darüber aufschließen. Wir erwarten mit jeder Post ein gedrucktes Exemplar der Gründonnerstags-Musik von Zürich, wo sie Kayser zurückließ; sie wird alsdann erst am Klavier gespielt und dann in der Kapelle gehört.

Bericht.

Februar.

Wenn man einmal zum Künſtler geboren iſt und gar mancher Gegenſtand der Kunſtanſchauung zuſagt, ſo kam dieſe mir auch mitten unter dem Gewühl der Faſtnachtstorheiten und Abſurditäten zu Gunſten. Es war das zweite Mal, daß ich das Karneval ſah, und es mußte mir bald auffallen, daß dieſes Volksfeſt wie ein anderes wiederkehrendes Leben und Weben ſeinen entſchiedenen Verlauf hatte.

Dadurch ward ich nun mit dem Getümmel verſöhnt; ich ſah es an als ein anderes bedeutendes Naturerzeugniß und Nationalereigniß; ich intereſſirte mich dafür in dieſem Sinne, bemerkte genau den Gang der Thorheiten, und wie das Alles doch in einer gewiſſen Form und Schicklichkeit ablief. Hierauf notirte ich mir die einzelnen Vorkommniſſe der Reihe nach, welche Vorarbeit ich ſpäter zu dem ſo eben eingeſchalteten Aufſatz benutzte,[1]) bat auch zugleich unſern Hausgenoſſen, Georg Schütz, die einzelnen Masken flüchtig zu zeichnen und zu koloriren, welches er mit ſeiner gewohnten Gefälligkeit durchführte. Dieſe Zeichnungen wurden nachher durch Melchior Kraus von Frankfurt am Main, Direktor des freien Zeicheninſtituts zu Weimar, in Quarto radirt und nach den Originalen illuminirt zur erſten Ausgabe bei Unger, welche ſich ſelten macht.

Zu vorgemeldeten Zwecken mußte man ſich denn mehr, als ſonſt geſchehen wäre, unter die verkappte Menge hinunter drängen,

[1]) Den Aufſatz „Das Römiſche Karneval“ hatte Goethe, obgleich der Karneval am 5. Februar endigte, am Schluſſe des Januar-Berichtes abdrucken laſſen. Er ſteht in unſerer Ausgabe Theil XVI. S. 291 ff. — A. d. H.

welche denn trotz aller künstlerischen Ansicht oft einen widerwärtigen, unheimlichen Eindruck machte. Der Geist, an die würdigen Gegenstände gewöhnt, mit denen man das ganze Jahr in Rom sich beschäftigte, schien immer einmal gewahr zu werden, daß er nicht recht an seinem Platze sei.

Aber für den innern bessern Sinn sollte doch das Erquicklichste bereitet sein. Auf dem Venetianischen Platz, wo manche Kutschen, eh sie sich den bewegten Reihen wieder anschließen, zu halten und die Vorbeiwallenden sich zu beschauen pflegen, sah ich den Wagen der Madame Angelika und trat an den Schlag, sie zu begrüßen. Sie hatte sich kaum freundlich zu mir herausgeneigt, als sie sich zurückbog, um die neben ihr sitzende, wieder genesene Mailänderin mir sehen zu lassen. Ich fand sie nicht verändert: denn wie sollte sich eine gesunde Jugend nicht schnell wiederherstellen? Ja, ihre Augen schienen frischer und glänzender mich anzusehen, mit einer Freudigkeit, die mich bis ins Innerste durchdrang. So blieben wir eine Zeit lang ohne Sprache, als Madame Angelika das Wort nahm und, indessen jene sich vorbog, zu mir sagte: „Ich muß nur den Dolmetscher machen; denn ich sehe, meine junge Freundin kommt nicht dazu, auszusprechen, was sie so lange gewünscht, sich vorgesetzt und mir öfters wiederholt hat, wie sehr sie Ihnen verpflichtet ist für den Antheil, den Sie an ihrer Krankheit, ihrem Schicksal genommen. Das Erste, was ihr beim Wiedereintritt in das Leben tröstlich geworden, heilsam und wiederherstellend auf sie gewirkt, sei die Theilnahme ihrer Freunde und besonders die Übrige gewesen; sie habe sich auf einmal aus der tiefsten Einsamkeit unter so vielen guten Menschen wieder in dem schönsten Kreise gefunden.“ ‚Das ist Alles wahr,‘ sagte Jene, indem sie über die Freundin her mir die Hand reichte, die ich wol mit der meinigen, aber nicht mit meinen Lippen berühren konnte.

Mit stiller Zufriedenheit entfernt' ich mich wieder in das Gedränge der Thoren, mit dem zartesten Gefühl von Dankbarkeit gegen Angelika, die sich des guten Mädchens gleich nach dem Unfalle tröstend anzunehmen gewußt und, was in Rom selten ist, ein bisher fremdes Frauenzimmer in ihren edlen Kreis aufgenommen hatte, welches mich um so mehr rührte, als ich mir schmeicheln durfte, mein Antheil an dem guten Kinde habe hierauf nicht wenig eingewirkt.

Der Senator von Rom, Fürst Rezzonico, war schon früher, aus Deutschland zurückkehrend, mich zu besuchen gekommen. Er hatte eine innige Freundschaft mit Herrn und Frau von Diede errichtet und brachte mir angelegentliche Grüße von diesen werthen Gönnern und Freunden; aber ich lehnte, wie herkömmlich, ein näheres Verhältniß ab, sollte aber doch endlich unausweichlich in diesen Kreis gezogen werden.

Jene genannten Freunde, Herr und Frau von Diede, machten ihrem werthen Lebensgenossen einen Gegenbesuch, und ich konnte mich um so weniger entdecken, mancherlei Art von Einladungen anzunehmen, als die Dame, wegen des Flügelspiels berühmt, in einem Konzerte auf der Kapitolinischen Wohnung des Senators sich hören zu lassen willig war und man unsern Genossen Kayser, dessen Geschicklichkeit ruchtbar geworden, zu einer Theilnahme an jenen Exhibitionen schmeichelhaft eingeladen hatte. Die unvergleichliche Aussicht bei Sonnenuntergang aus den Zimmern des Senators nach dem Coliseo zu mit Allem dem, was sich von den andern Seiten anschließt, verlieh freilich unserm Künstlerblick das herrlichste Schauspiel, dem man sich aber nicht hingeben durfte, um es gegen die Gesellschaft an Achtung und Artigkeit nicht fehlen zu lassen. Frau von Diede spielte sodann, sehr große Vorzüge entwickelnd, ein bedeutendes Konzert, und man bot bald darauf unserm Freunde den Platz an, dessen er sich denn auch ganz würdig zu machen schien, wenn man dem Lobe trauen darf, das er einerntete. Abwechselnd ging es eine Weile fort, auch wurde von einer Dame eine Lieblingsarie vorgetragen, endlich aber, als die Reihe wieder an Kayser'n kam, legte er ein anmuthiges Thema zum Grunde und variirte solches auf die mannichfaltigste Weise.

Alles war gut von Statten gegangen, als der Senator mir im Gespräch manches Freundliche sagte, doch aber nicht bergen konnte und mit jener weichen Venetianischen Art halb bedauernd versicherte: er sei eigentlich von solchen Variationen kein Freund, werde hingegen von den ausdrucksvollen Adagios seiner Dame jederzeit ganz entzückt.

Nun will ich gerade nicht behaupten, daß mir jene sehnsüchtigen Töne, die man im Adagio und Largo hinzuziehen pflegt, jemals seien zuwider gewesen, doch aber liebt' ich in der Musik immer mehr das Aufregende, da unsere eigenen Gefühle, unser Nachdenken über Verlust und Mißlingen uns nur allzu oft herabzuziehen und zu überwältigen drohen. Unserm Senator dagegen konnt' ich keineswegs verargen, ja ich mußte ihm aufs Freundlichste gönnen, daß er solchen Tönen gern sein Ohr lieh,

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
GOETHE,J.W.
3-598-50924-3
FN. 16585452

die ihn vergewisserten, er bewirthe in dem herrlichsten Aufenthalte der Welt eine so sehr geliebte und hochverehrte Freundin.

Für uns andere, besonders deutsche Zuhörer blieb es ein unschätzbarer Genuß, in dem Augenblicke, wo wir eine treffliche, längst gekannte verehrte Dame, in den zartesten Tönen sich auf dem Flügel ergehend, vernahmen, zugleich hinab vom Fenster in die einzigste Gegend von der Welt zu schauen und in dem Abendglanz der Sonne mit weniger Wendung des Hauptes das große Bild zu überblicken, das sich, linker Hand vom Bogen des Septimius Severus, das Campo Vaccino entlang bis zum Minerven- und Friedenstempel erstreckte, um dahinter das Coliseo hervorschauen zu lassen, in dessen Gefolge man denn, das Auge rechts wendend, an dem Bogen des Titus vorbeigleitend, in dem Labyrinthe der Palatinischen Trümmer und ihrer durch Gartenkultur und wilde Vegetation geschmückten Einöde sich zu verwirren und zu verweilen hatte.

(Eine im Jahr 1824 von Fries und Thürmer gezeichnete und gestochene nordwestliche Uebersicht von Rom, genommen von dem Thurme des Capitol's, bitten wir hiernächst zu überschauen; sie ist einige Stockwerke höher und nach den neuern Ausgrabungen gefaßt, aber im Abendlichte und Beschattung, wie wir sie damals gesehen, wobei denn freilich die glühende Farbe mit ihren schattig blauen Gegensätzen und allem dem Zauber, der daraus entspringt, hinzuzudenken wäre.)

Sodann hatten wir in diesen Stunden als Glück zu schätzen, das herrlichste Bild, welches Mengs vielleicht je gemalt hat, das Porträt Klemens' XIII. Rezzonico, der unsern Gönner, den Senator, als Repoten an diesen Platzen gesetzt, mit Ruhe zu beschauen, von dessen Werth ich zum Schluß eine Stelle aus dem Tagebuch unseres Freundes aufführe:

„Unter den von Mengs gemalten Bildnissen, da wo seine Kunst sich am Tüchtigsten bewährte, ist das Bildniß des Papstes Rezzonico. Der Künstler hat in diesem Werk die Venetianer im Kolorit und in der Behandlung nachgeahmt und sich eines glücklichen Erfolgs zu erfreuen; der Ton des Kolorits ist wahr und warm und der Ausdruck des Gesichtes belebt und geistreich; der Vorhang von Goldstoff, auf dem sich der Kopf und das Uebrige der Figur schön abheben, gilt für ein gewagtes Kunststück in der Malerei, gelang aber vortrefflich, indem das Bild dadurch ein reiches, harmonisches, unser Auge angenehm rührendes Ansehn erhält."

März.

Korrespondenz.

Rom, den 1. März.

Sonntags gingen wir in die Sixtinische Kapelle, wo der Papst mit den Kardinälen der Messe beiwohnte. Da die letztern wegen der Fastenzeit nicht rotb, sondern violet gekleidet waren, gab es ein neues Schauspiel. Einige Tage vorher hatte ich Gemälde von Albrecht Dürer gesehen und freute mich nun, so etwas im Leben anzutreffen. Das Ganze zusammen war einzig groß und doch simpel, und ich wundere mich nicht, wenn Fremde, die eben in der Charwoche, wo Alles zusammentrifft, hereinkommen, sich kaum fassen können. Die Kapelle selbst kenne ich recht gut; ich habe vorigen Sommer drin zu Mittag gegessen und auf des Papstes Thron Mittagsrube gehalten und kenne die Gemälde fast auswendig; und doch, wenn Alles beisammen ist, was zur Funktion gehört, so ist es wieder was Anders, und man findet sich kaum wieder.

Es ward ein altes Motett, von einem Spanier Morales komponirt, gesungen, und wir hatten den Vorschmack von dem, was nun kommen wird. Kayser ist auch der Meinung, daß man diese Musik nur hier hören kann und sollte, theils weil nirgends Sänger ohne Orgel und Instrument auf einen solchen Gesang geübt sein können, theils weil er zum antiken Inventarium der päpstlichen Kapelle und zu dem Ensemble der Michel Angelos, des jüngsten Gerichts, der Propheten und biblischen Geschichte einzig passe. Kayser wird dereinst über Alles dieses bestimmte Rechnung ablegen. Er ist ein großer

Verehrer der alten Musik und studirt sehr fleißig Alles, dazu gehört.

So haben wir eine merkwürdige Sammlung Psalmen Hause; sie sind in italiänische Verse gebracht und von ei Venetianischen Nobile, Benedetto Marcello, zu Anfang di Jahrhunderts in Musik gesetzt. Er hat bei vielen die tonation der Juden, theils der spanischen theils der deutsch als Motiv angenommen, bei andern hat er alte griech Melodien zu Grunde gelegt und sie mit großem Verstä Kunstkenntniß und Mäßigkeit ausgeführt. Sie sind theils Solo, Duett, Chor gesetzt und unglaublich original, ob m gleich sich erst einen Sinn dazu machen muß. Kayser sch sie sehr und wird einige daraus abschreiben. Vielleicht la man einmal das ganze Werk haben, das in Venedig 1724 druckt ist und die ersten funfzig Psalmen enthält. Herder s doch aufstellen; er sieht vielleicht in einem Katalogus dies int essante Werk.

Ich habe den Muth gehabt, meine drei letzten Bände a einmal zu überdenken, und ich weiß nun genau, was ich mache will; gebe nun der Himmel Stimmung und Glück, es z machen! Es war eine reichhaltige Woche, die mir in der Er innerung wie ein Monat vorkommt.

Zuerst ward der Plan zu Faust gemacht, und ich hoffe diese Operation soll mir geglückt sein. Natürlich ist es ein ander Ding, das Stück jetzt oder vor funfzehn Jahren aus schreiben; ich denke, es soll nichts dabei verlieren, besonders da ich jetzt glaube, den Faden wiedergefunden zu haben. Auch was den Ton des Ganzen betrifft, bin ich getröstet; ich habe schon eine neue Scene ausgeführt, und wenn ich das Papier räuchere, so dächt' ich, sollte sie mir Niemand aus den alten herausfinden. Da ich durch die lange Ruhe und Abgeschiedenheit ganz auf das Niveau meiner eigenen Existenz zurückgebracht bin, so ist es merkwürdig, wie sehr ich mir gleiche und wie wenig mein Inneres durch Jahre und Begebenheiten gelitten hat. Das alte Manuskript macht mir manchmal zu denken, wenn ich es vor mir sehe. Es ist noch das erste, ja in den Hauptscenen gleich so ohne Konzept hingeschrieben; nun ist es so gelb von der Zeit, so vergriffen (die Lagen waren nie geheftet), so mürbe und an den Rändern zerstoßen, daß es wirklich wie das Fragment eines alten Kodex aussieht, so daß ich, wie ich damals in eine frühere Welt mich mit Sinnen und

Ahnen versetzte, mich jetzt in eine selbstgelebte Vorzeit wieder versetzen muß.

Auch ist der Plan von Tasso in Ordnung und die vermischten Gedichte zum letzten Bande mein ins Reine geschrieben. Des Künstlers Erdewallen soll neu ausgeführt und dessen Apotheose hinzugethan werden. Zu diesen Jugendeinfällen habe ich nun erst die Studien gemacht, und alles Detail ist mir nun recht lebendig. Ich freue mich auch darauf und habe die beste Hoffnung zu den drei letzten Bänden; ich sehe sie im Ganzen schon vor mir stehen und wünsche mir nur Muße und Gemüthsruhe, um nun Schritt vor Schritt das Gedachte auszuführen.

Zur Stellung der verschiedenen kleinen Gedichte habe ich mir Deine Sammlungen der Zerstreuten Blätter zum Muster dienen lassen und hoffe, zur Verbindung so disparater Dinge gute Mittel gefunden zu haben, wie auch eine Art, die allzu individuellen und momentanen Stücke einigermaßen genießbar zu machen.

Nach diesen Betrachtungen ist die neue Ausgabe von Mengsens Schriften ins Haus gekommen, ein Buch, das mir jetzt unendlich interessant ist, weil ich die sinnlichen Begriffe besitze, die nothwendig vorausgehen müssen, um nur eine Zeile des Werks recht zu verstehen. Es ist in allem Sinne ein treffliches Buch; man liest keine Seite ohne entschiedenen Nutzen. Auch seinen Fragmenten über die Schönheit, welche Manchem so dunkel scheinen, habe ich glückliche Erleuchtungen zu danken.

Ferner habe ich allerlei Spekulationen über Farben gemacht, welche mir sehr anliegen, weil das der Theil ist, von dem ich bisher am Wenigsten begriff. Ich sehe, daß ich mit einiger Uebung und anhaltendem Nachdenken auch diesen schönen Genuß der Welteberfläche mir werde zueignen können.

Ich war einen Morgen in der Galerie Borghese, welche ich in einem Jahr nicht gesehen hatte, und fand zu meiner Freude, daß ich sie mit viel verständigern Augen sah. Es sind unsägliche Kunstschätze in dem Besitz des Fürsten.

Rom, den 8. März.

Eine gute, reiche und stille Woche ist wieder vorbei. Sonntags versäumten wir die päpstliche Kapelle, dagegen sah

ich mit Angelika ein sehr schönes Gemälde, das billig für Correggio gehalten wird.

Ich sah die Sammlung der Akademie San Luca, wo Raphael's Schädel ist. Diese Reliquie scheint mir ungezweifelt. Ein trefflicher Knochenbau, in welchem eine schöne Seele bequem spazieren konnte. Der Herzog verlangt einen Abguß davon, den ich wahrscheinlich werde verschaffen können. Das Bild, das von ihm gemalt ist und in gleichem Saale hängt, ist seiner werth.

Auch habe ich das Kapitol wieder gesehen und einige andere Sachen, die mir zurückblieben, vorzüglich Cavaceppi's Haus, das ich immer versäumt hatte zu sehen. Unter vielen köstlichen Sachen haben mich vorzüglich ergetzt zwei Abgüsse der Köpfe von den Kolossalstatuen auf dem Monte Cavallo. Man kann sie bei Cavaceppi in der Nähe, in ihrer ganzen Größe und Schönheit sehen. Leider, daß der beste durch Zeit und Witterung fast einen Strohhalm dick der glatten Oberfläche des Gesichts verloren hat und in der Nähe wie von Pocken übel zugerichtet aussieht.

Heute waren die Exequien des Kardinal Visconti in der Kirche San Carlo. Da die päpstliche Kapelle zum Hochamt sang, gingen wir hin, die Ohren auf morgen recht auszuwaschen. Es ward ein Requiem gesungen zu zwei Sopranen, das Seltsamste, was man hören kann. NB. Auch dabei war weder Orgel noch andere Musik.

Welch ein leidig Instrument die Orgel sei, ist mir gestern Abend in dem Chor von St. Peter recht aufgefallen, man begleitete damit den Gesang bei der Vesper; es verbindet sich so gar nicht mit der Menschenstimme und ist so gewaltig. Wie reizend dagegen in der Sixtinischen Kapelle, wo die Stimmen allein sind!

Das Wetter ist seit einigen Tagen trübe und gelind. Der Mandelbaum hat größtentheils verblüht und grünt jetzt; nur wenige Blüthen sind auf den Gipfeln noch zu sehen. Nun folgt der Pfirschbaum, der mit seiner schönen Farbe die Gärten ziert. Viburnum Tinus blüht auf allen Ruinen, die Attichbüsche in den Hecken sind alle ausgeschlagen, und andere, die ich nicht kenne. Die Mauern und Dächer werden nun grüner, auf einigen zeigen sich Blumen. In meinem neuen Kabinet, wohin ich zog, weil wir Tischbein von Neapel erwarten, habe ich eine mannichfaltige Aussicht in unzählige Gärtchen

und auf die hintern Galerien vieler Häuser. Es ist gar zu lustig.

Ich habe angefangen, ein Wenig zu modelliren. Was den Erkenntnißpunkt betrifft, gehe ich sehr rein und sicher fort, in Anwendung der thätigen Kraft bin ich ein Wenig konfus. So geht es mir wie allen meinen Brüdern.

Rom, den 15. März.

Die nächste Woche ist hier nichts zu denken noch zu thun, man muß dem Schwall der Feierlichkeiten folgen. Nach Ostern werde ich noch Einiges sehen, was mir zurückblieb, meinen Faden ablösen, meine Rechnung machen, meinen Bündel packen und mit Kayser'n davonziehen. Wenn Alles geht, wie ich wünsche und vorhabe, bin ich Ende Aprils in Florenz. Inzwischen hört Ihr noch von mir.

Sonderbar war es, daß ich auf äußere Veranlassung verschiedene Maßregeln nehmen mußte, welche mich in neue Verhältnisse setzten, wodurch mein Aufenthalt in Rom immer schöner, nützlicher und glücklicher ward. Ja, ich kann sagen, daß ich die höchste Zufriedenheit meines Lebens in diesen letzten acht Wochen genossen habe und nun wenigstens einen äußersten Punkt kenne, nach welchem ich das Thermometer meiner Existenz künftig abmessen kann.

Diese Woche hat sich ungeachtet des übeln Wetters gut gehalten. Sonntags hörten wir in der Sixtinischen Kapelle ein Motett von Palestrina. Dienstags wollte uns das Glück, daß man zu Ehren einer Fremden verschiedene Theile der Charwochsmusik in einem Saale sang. Wir hörten sie also mit größter Bequemlichkeit und konnten uns, da wir sie oft am Klavier durchsangen, einen vorläufigen Begriff davon machen. Es ist ein unglaublich großes, simples Kunstwerk, dessen immer erneuerte Darstellung sich wol nirgends als an diesem Orte und unter diesen Umständen erhalten konnte. Bei näherer Betrachtung fallen freilich mancherlei Handwerksburschen-Traditionen, welche die Sache wunderbar und unerhört machen, weg; mit Allem dem bleibt es etwas Außerordentliches und ist ein ganz neuer Begriff. Kayser wird dereinst Rechenschaft davon ablegen können. Er wird die Vergünstigung erhalten, eine

Probe in der Kapelle anzuhören, wozu sonst Niemand gelassen wird.

Ferner habe ich diese Woche einen Fuß modellirt, nach vorgängigem Studium der Knochen und Muskeln, und werde von meinem Meister gelobt. Wer den ganzen Körper so durchgearbeitet hätte, wäre um ein gutes Theil klüger, versteht sich in Rom, mit allen Hilfsmitteln und dem mannichfaltigen Rath der Verständigen. Ich habe einen Skelettfuß, eine schöne auf die Natur gegossene Anatomie, ein halb Dutzend der schönsten antiken Füße, einige schlechte, jene zur Nachahmung, diese zur Warnung, und die Natur kann ich auch zu Rathe ziehen; in jeder Villa, in die ich trete, finde ich Gelegenheit, nach diesen Theilen zu sehen; Gemälde zeigen mir, was Maler gedacht und gemacht haben. Drei, vier Künstler kommen täglich auf mein Zimmer, deren Rath und Anmerkung ich nutze, unter welchen jedoch, genau besehen, Heinrich Meyer's Rath und Nachhilfe mich am Meisten fördert. Wenn mit diesem Winde, auf diesem Elemente ein Schiff nicht von der Stelle käme, so müßte es keine Segel oder einen wahnsinnigen Steuermann haben. Bei der allgemeinen Uebersicht der Kunst, die ich mir gemacht habe, war es mir sehr nothwendig, nun mit Aufmerksamkeit und Fleiß an einzelne Theile zu gehen. Es ist angenehm, auch im Unendlichen vorwärts zu kommen.

Ich fahre fort, überall herumzugehen und vernachlässigte Gegenstände zu betrachten. So war ich gestern zum ersten Mal in Raphael's Villa, wo er an der Seite seiner Geliebten den Genuß des Lebens aller Kunst und allem Ruhm vorzog. Es ist ein heilig Monument. Der Fürst Doria hat sie acquirirt und scheint sie behandeln zu wollen, wie sie es verdient. Raphael hat seine Geliebte achtundzwanzigmal auf die Wand porträtirt, in allerlei Arten von Kleidern und Kostüm; selbst in den historischen Kompositionen gleichen ihr die Weiber. Die Lage des Hauses ist sehr schön. Es wird sich artiger davon erzählen lassen, als sich's schreibt. Man muß das ganze Detail bemerken.

Dann ging ich in die Villa Albani und sah mich nur im Allgemeinen darin um. Es war ein herrlicher Tag. Heute Nacht hat es sehr geregnet, jetzt scheint die Sonne wieder, und vor meinem Fenster ist ein Paradies. Der Mandelbaum ist ganz grün, die Pfirsichblüthen fangen schon an abzufallen, und die Feuerlilien brechen auf dem Gipfel des Baumes auf.

Mein Abſchied von hier betrübt drei Perſonen innigſt. Sie werden nie wiederfinden, was ſie an mir gehabt haben; ich verlaſſe ſie mit Schmerzen. In Rom hab' ich mich ſelbſt zuerſt gefunden, ich bin zuerſt übereinſtimmend mit mir ſelbſt, glücklich und vernünftig geworden, und als einen Solchen haben mich dieſe Dreie in verſchiedenem Sinne und Grade gekannt, beſeſſen und genoſſen.

Rom, den 22. März.

Heute geh' ich nicht nach St. Peter und will ein Blättchen ſchreiben. Nun iſt auch die heilige Woche mit ihren Wundern und Beſchwerden vorüber, morgen nehmen wir noch eine Benediktion auf uns, und dann wendet ſich das Gemüth zu einem ganz andern Leben.

Ich habe durch Gunſt und Mühe guter Freunde Alles geſehen und gehört, beſonders iſt die Fußwaſchung und die Speiſung der Pilger nur durch großes Drängen und Drücken zu erkaufen.

Die Kapellmuſik iſt undenkbar ſchön. Beſonders das Miſerere von Allegri und die ſogenannten Improperien, die Vorwürfe, welche der gekreuzigte Gott ſeinem Volke macht; ſie werden Charfreitags frühe geſungen. Der Augenblick, wenn der aller ſeiner Pracht entkleidete Papſt vom Thron ſteigt, um das Kreuz anzubeten, und alles Uebrige an ſeiner Stelle bleibt, Jedermann ſtill iſt und das Ever anfängt: Populus meus, quid feci tibi? iſt eine der ſchönſten unter allen merkwürdigen Funktionen. Das ſoll nun Alles mündlich ausgeführt werden, und was von Muſik transportabel iſt, bringt Kayſer mit. Ich habe nach meinem Wunſch Alles, was an den Funktionen genießbar war, genoſſen und über das Uebrige meine ſtillen Betrachtungen angeſtellt. Effekt, wie man zu ſagen pflegt, hat nichts auf mich gemacht, nichts hat mir eigentlich imponirt, aber bewundert hab' ich Alles; denn das muß man ihnen nachſagen, daß ſie die chriſtlichen Ueberlieferungen vollkommen durchgearbeitet haben. Bei den päpſtlichen Funktionen, beſonders in der Sixtiniſchen Kapelle, geſchieht Alles, was am katholiſchen Gottesdienſte ſonſt unerfreulich erſcheint, mit großem Geſchmack und vollkommener Würde. Es kann

aber auch nur da geschehen, wo seit Jahrhunderten alle Künste zu Gebote standen.

Das Einzelne davon würde jetzt nicht zu erzählen sein. Hätte ich nicht in der Zwischenzeit auf jene Veranlassung wieder stille gehalten und an ein längeres Bleiben geglaubt, so könnt' ich nächste Woche fort. Doch auch das gereicht mir zum Besten. Ich habe diese Zeit wieder viel studirt und die Epoche, auf die ich hoffte, hat sich geschlossen und gerundet. Es ist zwar immer eine sonderbare Empfindung, eine Bahn, auf der man mit starken Schritten fortgeht, auf einmal zu verlassen; doch muß man sich darein finden und nicht viel Wesens machen. In jeder großen Trennung liegt ein Keim von Wahnsinn; man muß sich hüten, ihn nachdenklich auszubrüten und zu pflegen.

Schöne Zeichnungen habe ich von Neapel erhalten, von Kniep, dem Maler, der mich nach Sizilien begleitet hat. Es sind schöne, liebliche Früchte meiner Reise und für Euch die angenehmsten; denn was man Einem vor die Augen bringen kann, giebt man ihm am Sichersten. Einige drunter sind dem Ton der Farbe nach ganz köstlich gerathen, und Ihr werdet kaum glauben, daß jene Welt so schön ist.

So viel kann ich sagen, daß ich in Rom immer glücklicher geworden bin, daß noch mit jedem Tage mein Vergnügen wächst; und wenn es traurig scheinen möchte, daß ich eben scheiden soll, da ich am Meisten verdiente zu bleiben, so ist es doch wieder eine große Beruhigung, daß ich so lang habe bleiben können, um auf den Punkt zu gelangen.

So eben steht der Herr Christus mit entsetzlichem Lärm auf. Das Kastell feuert ab, alle Glocken läuten, und an allen Ecken und Enden hört man Petarden, Schwärmer und Laufeuer. Um elf Uhr Morgens.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MÜNCHEN

Bericht.

März.

Es ist uns erinnerlich, wie Philipp Neri den Besuch der sieben Hauptkirchen Rom's sich öfters zur Pflicht gemacht und dadurch von der Inbrunst seiner Andacht einen deutlichen Beweis gegeben. Hier nun aber ist zu bemerken, daß eine Wallfahrt zu gedachten Kirchen von jedem Pilger, der zum Jubiläum herankommt, nothwendig gefordert wird und wirklich wegen der weit entfernten Lage dieser Stationen, insofern der Weg an einem Tage zurückgelegt werden soll, einer abermaligen anstrengenden Reise wohl gleich zu achten ist. Jene sieben Kirchen aber sind: San Pietro, Santa Maria Maggiore, San Lorenzo außer den Mauern, San Sebastiano, San Giovanni im Lateran, Santa Croce in Jerusalem, San Paolo vor den Mauern.

Einen solchen Umgang nun vollführen auch einheimische fromme Seelen in der Charwoche, besonders am Charfreitag. Da man aber zu dem geistlichen Vortheil, welchen die Seelen durch den damit verknüpften Ablaß erwerben und genießen, noch einen leiblichen Genuß hinzugethan, so wird in solcher Hinsicht Ziel und Zweck noch reizender.

Wer nämlich nach vollbrachter Wallfahrt mit gehörigen Zeugnissen zum Thore von San Paolo endlich wieder hereintritt, erhält daselbst ein Billet, um an einem frommen Volksfeste in der Villa Mattei an bestimmten Tagen Theil nehmen zu können. Dort erhalten die Eingelassenen eine Kollation von Brod, Wein, etwas Käse oder Eiern; die Genießenden sind dabei im Garten umhergelagert, vornehmlich in dem kleinen daselbst befindlichen Amphitheater. Gegenüber, in dem Casino der Villa,

findet sich die höhere Gesellschaft zusammen, Kardinäle, Prälaten, Fürsten und Herren, um sich an dem Anblick zu ergetzen und somit auch ihren Theil an der Spende, von der Familie Mattei gestiftet, hinzunehmen.

Wir sahen eine Prozession von etwa zehn- bis zwölfjährigen Knaben herankommen, nicht im geistlichen Gewand, sondern wie es etwa Handwerkslehrlingen am Festtage zu erscheinen geziemen möchte, in Kleidern gleicher Farbe, gleichen Schnitts, paarweis; es konnten ihrer vierzig sein; sie sangen und sprachen ihre Litaneien fromm vor sich hin und wandelten still und züchtig.

Ein alter Mann von kräftigem, handwerksmäßigem Ansehn ging an ihnen her und schien das Ganze zu ordnen und zu leiten. Auffallend war es, die vorüberziehende wohlgekleidete Reihe durch ein halb Dutzend bettelhafte, barfuß und zerlumpt einhergehende Kinder geschlossen zu sehen, welche jedoch in gleicher Zucht und Sitte dahinwandelten. Erkundigung deshalb gab uns zu vernehmen: dieser Mann, ein Schuster von Profession und kinderlos, habe sich früher bewogen gefühlt, einen armen Knaben auf- und in die Lehre zu nehmen, mit Beistand von Wohlwollenden ihn zu kleiden und weiter zu bringen. Durch ein solches gegebenes Beispiel sei es ihm gelungen, andere Meister zu gleicher Aufnahme von Kindern zu bewegen, die er ebenfalls zu befördern alsdann besorgt gewesen. Auf diese Weise habe sich ein kleines Häuflein gesammelt, welches er zu gottesfürchtigen Handlungen, um den schädlichen Müssiggang an Sonn- und Feiertagen zu verhüten, ununterbrochen angehalten, ja sogar den Besuch der weit aus einander liegenden Hauptkirchen an einem Tage von ihnen gefordert. Auf diese Weise nun sei diese fromme Anstalt immer gewachsen; er verrichte seine verdienstlichen Wanderungen nach wie vor, und weil sich zu einer so augenfällig nutzbaren Anstalt immer Mehr hinzudrängen, als aufgenommen werden könnten, so bediene er sich des Mittels, um die allgemeine Wohlthätigkeit zu erregen, daß er die noch zu versorgenden, zu bekleidenden Kinder seinem Zuge anschließe, da es ihm denn jedesmal gelinge, zur Versorgung eines und des andern hinreichende Spende zu erhalten.

Während wir uns hievon unterrichteten, war einer der ältern und bekleideten Knaben auch in unsere Nähe gekommen, bot uns einen Teller und verlangte mit gutgesetzten Worten

für die Nackten und Sohlenlosen bescheiden eine Gabe. Er empfing sie nicht nur von uns gerührten Fremden reichlich, sondern auch von den anstehenden, sonst pfennigkargen Römern und Römerinnen, die einer mäßigen Spende mit viel Worten segnender Anerkennung jenes Verdienstes noch ein frommes Gewicht beizufügen nicht unterließen.

Man wollte wissen, daß der fromme Kindervater jedesmal seine Pupillen an jener Spende Theil nehmen lasse, nachdem sie sich durch vorhergegangene Wanderung erbaut, wobei es denn niemals an leidlicher Einnahme zu seinem Zwecke fehlen kann.

Ueber die bildende Nachahmung des Schönen,

von Karl Philipp Moritz. Braunschweig 1788.

Unter diesem Titel ward ein Heft von kaum vier Bogen gedruckt, wozu Moritz das Manuskript nach Deutschland geschickt hatte, um seinen Verleger über den Vorschuß einer Reisebeschreibung nach Italien einigermaßen zu beschwichtigen. Freilich war eine solche nicht so leicht als die einer abenteuerlichen Fußwanderung durch England niederzuschreiben.

Gedachtes Heft aber darf ich nicht unerwähnt lassen; es war aus unsern Unterhaltungen hervorgegangen, welche Moritz nach seiner Art benutzt und ausgebildet. Wie es nun damit auch sei, so kann es geschichtlich einiges Interesse haben, um daraus zu ersehen, was für Gedanken sich in jener Zeit vor uns aufthaten, welche, späterhin entwickelt, geprüft, angewendet und verbreitet, mit der Denkweise des Jahrhunderts glücklich genug zusammentrafen.

Einige Blätter aus der Mitte des Vortrags mögen hier eingeschaltet stehen; vielleicht nimmt man hievon Veranlassung, das Ganze wieder abzudrucken.

„Der Horizont der thätigen Kraft aber muß bei dem bildenden Genie so weit wie die Natur selber sein, das heißt: die Organisation muß so fein gewebt sein und so unendlich viele Berührungspunkte der allumströmenden Natur darbieten, daß gleichsam die äußersten Enden von allen Verhältnissen der Natur im Großen, hier im Kleinen sich neben einander stellend, Raum genug haben, um sich einander nicht verdrängen zu dürfen.

„Wenn nun eine Organisation von diesem feinern Gewebe bei ihrer völligen Entwickelung auf einmal in der dunkeln Ahnung ihrer thätigen Kraft ein Ganzes faßt, das weder in ihr Auge noch in ihr Ohr, weder in ihre Einbildungskraft noch in ihre Gedanken kam, so muß nothwendig eine Unruhe, ein Mißverhältniß zwischen den sich wägenden Kräften so lange entstehen, bis sie wieder in ihr Gleichgewicht kommen.

„Bei einer Seele, deren bloß thätige Kraft schon das edle, große Ganze der Natur in dunkler Ahnung faßt, kann die deutlich erkennende Denkkraft, die noch lebhafter darstellende Einbildungskraft und der am Hellsten spiegelnde äußere Sinn mit der Betrachtung des Einzelnen im Zusammenhange der Natur sich nicht mehr begnügen.

„Alle die in der thätigen Kraft blos dunkel geahnten Verhältnisse jenes großen Ganzen müssen nothwendig auf irgend eine Weise entweder sichtbar, hörbar oder doch der Einbildungskraft faßbar werden: und um dies zu werden, muß die Thatkraft, worin sie schlummern, sie nach sich selber, aus sich selber bilden. Sie muß alle jene Verhältnisse des großen Ganzen und in ihnen das höchste Schöne, wie an den Spitzen seiner Strahlen, in einen Brennpunkt fassen. Aus diesem Brennpunkte muß sich, nach des Auges gemessener Weite, ein zartes und doch getreues Bild des höchsten Schönen runden, das die vollkommensten Verhältnisse des großen Ganzen der Natur, ebenso wahr und richtig wie sie selbst, in seinen kleinen Umfang faßt.

„Weil nun aber dieser Abdruck des höchsten Schönen nothwendig an etwas haften muß, so wählt die bildende Kraft, durch ihre Individualität bestimmt, irgend einen sichtbaren, hörbaren oder doch der Einbildungskraft faßbaren Gegenstand, auf den sie den Abglanz des höchsten Schönen, im verjüngenden Maßstabe, überträgt. Und weil dieser Gegenstand wiederum, wenn er wirklich, was er darstellt, wäre, mit dem Zusammenhange der Natur, die außer sich selber kein wirklich eigenmächtiges Ganze duldet, nicht ferner bestehen könnte, so führt uns dies auf den Punkt, wo wir schon einmal waren: daß jedesmal das innere Wesen erst in die Erscheinung sich verwandeln müsse, ehe es durch die Kunst zu einem für sich bestehenden Ganzen gebildet werden und ungehindert die Verhältnisse des großen Ganzen der Natur in ihrem völligen Umfange spiegeln kann.

„Da nun aber jene großen Verhältnisse, in deren völligem Umfange eben das Schöne liegt, nicht mehr unter das Gebiet

der Denkkraft fallen, so kann auch der lebendige Begriff von der bildenden Nachahmung des Schönen nur im Gefühl der thätigen Kraft, die es hervorbringt, im ersten Augenblick der Entstehung stattfinden, wo das Werk, als schon vollendet, durch alle Grade seines allmählichen Werdens in dunkler Ahnung auf 'einmal vor die Seele tritt und in diesem Moment der ersten Erzeugung gleichsam vor seinem wirklichen Dasein da ist, wodurch alsdann auch jener unnennbare Reiz entsteht, welcher das schaffende Genie zur immerwährenden Bildung treibt.

„Durch unser Nachdenken über die bildende Nachahmung des Schönen, mit dem reinen Genuß der schönen Kunstwerke selbst vereint, kann zwar etwas jenem lebendigen Begriff näher Kommendes in uns entstehen, das den Genuß der schönen Kunstwerke uns erhöht. Allein da unser höchster Genuß des Schönen dennoch sein Werden aus unserer eigenen Kraft unmöglich mit in sich fassen kann, so bleibt der einzige höchste Genuß desselben immer dem schaffenden Genie, das es hervorbringt, selber, und das Schöne hat daher seinen höchsten Zweck in seiner Entstehung, in seinem Werden schon erreicht: unser Nachgenuß desselben ist nur eine Folge seines Daseins — und das bildende Genie ist daher im großen Plane der Natur zuerst um sein selbst, und dann erst um unsertwillen da, weil es nun einmal außer ihm noch Wesen giebt, die selbst nicht schaffen und bilden, aber doch das Gebildete, wenn es einmal hervorgebracht ist, mit ihrer Einbildungskraft umfassen können.

„Die Natur des Schönen besteht ja eben darin, daß sein inneres Wesen außer den Grenzen der Denkkraft, in seiner Entstehung, in seinem eigenen Werden liegt. Eben darum, weil die Denkkraft beim Schönen nicht mehr fragen kann, warum es schön sei, ist es schön. Denn es mangelt ja der Denkkraft völlig an einem Vergleichungspunkte, wornach sie das Schöne beurtheilen und betrachten könnte. Was giebt es noch für einen Vergleichungspunkt für das ächte Schöne als mit dem Inbegriff aller harmonischen Verhältnisse des großen Ganzen der Natur, die keine Denkkraft umfassen kann? Alles einzelne, hin und her in der Natur zerstreute Schöne ist ja nur insofern schön, als sich dieser Inbegriff aller Verhältnisse jenes großen Ganzen mehr oder weniger darin offenbart. Es kann also nie zum Vergleichungspunkte für das Schöne der bildenden Künste, ebenso wenig als der wahren Nachahmung des Schönen zum Vorbilde dienen, weil das höchste Schöne im Einzelnen der

Natur immer noch nicht schön genug für die stolze Nachahmung der großen und majestätischen Verhältnisse des allumfassenden Ganzen der Natur ist. Das Schöne kann daher nicht erkannt, es muß hervorgebracht oder empfunden werden.

„Denn weil, in gänzlicher Ermangelung eines Vergleichungspunktes, einmal das Schöne kein Gegenstand der Denkkraft ist, so würden wir, insofern wir es nicht selbst hervorbringen können, auch seines Genusses ganz entbehren müssen, indem wir uns nie an etwas halten könnten, dem das Schöne näher käme als das Minderschöne, wenn nicht etwas die Stelle der hervorbringenden Kraft in uns ersetzte, das ihr so nahe wie möglich kommt, ohne doch sie selbst zu sein — dies ist nun, was wir Geschmack oder Empfindungsfähigkeit für das Schöne nennen, die, wenn sie in ihren Grenzen bleibt, den Mangel des höhern Genusses bei der Hervorbringung des Schönen durch die ungestörte Ruhe der stillen Betrachtung ersetzen kann.

„Wenn nämlich das Organ nicht fein genug gewebt ist, um dem einströmenden Ganzen der Natur so viele Berührungspunkte darzubieten, als nöthig sind, um alle ihre großen Verhältnisse vollständig im Kleinen abzuspiegeln, und uns noch ein Punkt zum völligen Schluß des Zirkels fehlt, so können wir statt der Bildungskraft nur Empfindungsfähigkeit für das Schöne haben: jeder Versuch, es außer uns wieder darzustellen, würde uns mißlingen und uns leere unzufriedener mit uns selber machen, je näher unser Empfindungsvermögen für das Schöne an das uns mangelnde Bildungsvermögen grenzt.

„Weil nämlich das Wesen des Schönen eben in seiner Vollendung in sich selbst besteht, so schadet ihm der letzte fehlende Punkt so viel als tausend; denn er verrückt alle übrigen Punkte aus der Stelle, in welche sie gehören. Und ist dieser Vollendungspunkt einmal verfehlt, so verlohnt ein Werk der Kunst der Mühe des Anfangs und der Zeit seines Werdens nicht; es fällt unter das Schlechte bis zum Unnützen herab, und sein Dasein muß nothwendig durch die Vergessenheit, worein es sinkt, sich wieder aufheben.

„Ebenso schadet auch dem in das feinere Gewebe der Organisation gepflanzten Bildungsvermögen der letzte zu seiner Vollständigkeit fehlende Punkt so viel als tausend. Der höchste Werth, den es als Empfindungsvermögen haben könnte, kommt bei ihm als Bildungskraft ebenso wenig wie der geringste in Betrachtung. Auf dem Punkte, wo das Empfindungsver-

mögen seine Grenzen überschreitet, muß es nothwendig unter sich selber sinken, sich aufheben und vernichten.

„Je vollkommener das Empfindungsvermögen für eine gewisse Gattung des Schönen ist, um desto mehr ist es in Gefahr, sich zu täuschen, sich selbst für Bildungskraft zu nehmen und auf die Weise durch tausend mißlungene Versuche seinen Frieden mit sich selbst zu stören.

„Es blickt z. B. beim Genuß des Schönen in irgend einem Werke der Kunst zugleich durch das Werden desselben in die bildende Kraft, die es schuf, hindurch und ahnt dunkel den höhern Grad des Genusses eben dieses Schönen, im Gefühl der Kraft, die mächtig genug war, es aus sich selbst hervorzubringen.

„Um sich nun diesen höhern Grad des Genusses, welchen sie an einem Werke, das einmal schon da ist, unmöglich haben kann, auch zu verschaffen, strebt die einmal zu lebhaft gerührte Empfindung vergebens, etwas Aehnliches aus sich selbst hervorzubringen, haßt ihr eigenes Werk, verwirft es und verleidet sich zugleich den Genuß alle des Schönen, das außer ihr schon da ist und woran sie nun eben deswegen, weil es ohne ihr Zuthun da ist, keine Freude findet.

„Ihr einziger Wunsch und Streben ist, des ihr versagten höhern Genusses, den sie nur dunkel ahnt, theilhaftig zu werden: in einem schönen Werke, das ihr sein Dasein dankt, mit dem Bewußtsein von eigener Bildungskraft sich selbst zu spiegeln.

„Allein sie wird ihres Wunsches ewig nicht gewährt, weil Eigennutz ihn erzeugte und das Schöne sich nur um sein selbst willen von der Hand des Künstlers greifen und willig und folgsam von ihm sich bilden läßt.

„Wo sich nun in den schaffenvollenden Bildungstrieb sogleich die Vorstellung vom Genuß des Schönen mischt, den es, wenn es vollendet ist, gewähren soll, und wo diese Vorstellung der erste und stärkste Antrieb unserer Thatkraft wird, die sich zu dem, was sie beginnt, nicht in und durch sich selbst gedrungen fühlt, da ist der Bildungstrieb gewiß nicht rein: der Brennpunkt oder Vollendungspunkt des Schönen fällt in die Wirkung, über das Werk hinaus; die Strahlen gehen aus einander; das Werk kann sich nicht in sich selber ründen.

„Dem höchsten Genuß des aus sich selbst hervorgebrachten Schönen sich so nah zu dünken und doch darauf Verzicht zu

thun, scheint freilich ein harter Kampf, der dennoch äußerst leicht wird, wenn wir aus diesem Bildungstriebe, den wir uns einmal zu besitzen schmeicheln, um doch sein Wesen zu veredeln, jede Spur des Eigennutzes, die wir noch finden, tilgen und jede Vorstellung des Genusses, den uns das Schöne, das wir hervorbringen wollen, wenn es nun da sein wird, durch das Gefühl von unserer eigenen Kraft gewähren soll, so viel wie möglich zu verbannen suchen, so daß, wenn wir auch mit dem letzten Athemzuge es erst vollenden könnten, es dennoch zu vollenden strebten.

„Behält alsdann das Schöne, das wir ahnen, blos an und für sich selbst in seiner Hervorbringung noch Reiz genug, unsere Thatkraft zu bewegen, so dürfen wir getrost unserm Bildungstriebe folgen, weil er ächt und rein ist.

„Verliert sich aber mit der gänzlichen Hinwegdenkung des Genusses und der Wirkung auch der Reiz, so bedarf es ja keines Kampfes weiter, der Frieden in uns ist hergestellt, und das nun wieder in seine Rechte getretene Empfindungsvermögen eröffnet sich zum Lohne für sein bescheidenes Zurücktreten in seine Grenzen dem reinsten Genuß des Schönen, der mit der Natur seines Wesens bestehen kann.

„Freilich kann nun der Punkt, wo Bildungs- und Empfindungskraft sich scheidet, so äußerst leicht verfehlt und überschritten werden, daß es gar nicht zu verwundern ist, wenn immer tausend falsche, angemaßte Abdrücke des höchsten Schönen gegen einen ächten durch den falschen Bildungstrieb in den Werken der Kunst entstehen.

„Denn da die ächte Bildungskraft sogleich bei der ersten Entstehung ihres Werks auch schon den ersten, höchsten Genuß desselben als ihren sichern Lohn in sich selber trägt und sich nur dadurch von dem falschen Bildungstriebe unterscheidet, daß sie den allerersten Moment ihres Anstoßes durch sich selber und nicht durch die Ahnung des Genusses von ihrem Werke erhält, und weil in diesem Moment der Leidenschaft die Denkkraft selbst kein richtiges Urtheil fällen kann: so ist es fast unmöglich, ohne eine Anzahl mißlungener Versuche dieser Selbsttäuschung zu entkommen.

„Und selbst auch diese mißlungenen Versuche sind noch nicht immer ein Beweis von Mangel an Bildungskraft, weil diese selbst da, wo sie ächt ist, oft eine ganz falsche Richtung nimmt, indem sie vor ihre Einbildungskraft stellen will, was vor ihr Auge, oder vor ihr Auge, was vor ihr Ohr gehört.

„Eben weil die Natur die inwohnende Bildungskraft nicht immer zur völligen Reife und Entwickelung kommen oder sie einen falschen Weg einschlagen läßt, auf dem sie sich nie entwickeln kann, so bleibt das ächte Schöne selten.

„Und weil sie auch aus dem angemaßten Bildungstriebe das Gemeine und Schlechte ungebindert entstehen läßt, so unterscheidet sich eben dadurch das ächte Schöne und Edle, durch seinen seltenen Werth, vom Schlechten und Gemeinen.

„In dem Empfindungsvermögen bleibt also stets die Lücke, welche nur durch das Resultat der Bildungskraft sich ausfüllt. Bildungskraft und Empfindungsfähigkeit verhalten sich zu einander wie Mann und Weib. Denn auch die Bildungskraft ist bei der ersten Entstehung ihres Werks, im Moment des höchsten Genusses, zugleich Empfindungsfähigkeit und erzeugt wie die Natur den Abdruck ihres Wesens aus sich selber.

„Empfindungsvermögen sowol als Bildungskraft sind also in dem feinern Gewebe der Organisation gegründet, insofern dieselbe in allen ihren Berührungspunkten von den Verhältnissen des großen Ganzen der Natur ein vollständiger oder doch fast vollständiger Abdruck ist.

„Empfindungskraft sowol als Bildungskraft umfassen mehr als Denkkraft, und die thätige Kraft, worin sich beide gründen, faßt zugleich auch Alles, was die Denkkraft faßt, weil sie von allen Begriffen, die wir je haben können, die ersten Anlässe, stets sie aus sich herausspinnend, in sich trägt.

„Insofern nun diese thätige Kraft Alles, was nicht unter das Gebiet der Denkkraft fällt, hervorbringend in sich faßt, heißt sie Bildungskraft; und insofern sie das, was außer den Grenzen der Denkkraft liegt, der Hervorbringung sich entgegenneigend, in sich begreift, heißt sie Empfindungskraft.

„Bildungskraft kann nicht ohne Empfindung und thätige Kraft, die blos thätige Kraft hingegen kann ohne eigentliche Empfindungs- und Bildungskraft, wovon sie nur die Grundlage ist, für sich allein stattfinden.

„Insofern nun diese blos thätige Kraft ebenfalls in dem feinern Gewebe der Organisation sich gründet, darf das Organ nur überhaupt in alle seinen Berührungspunkten ein Abdruck der Verhältnisse des großen Ganzen sein, ohne daß eben der Grad der Vollständigkeit erfordert würde, welchen die Empfindungs- und Bildungskraft voraussetzt.

„Von den Verhältnissen des großen Ganzen, das uns

umgiebt, treffen nämlich immer so viele in allen Berührungspunkten unseres Organs zusammen, daß wir dies große Ganze dunkel in uns fühlen, ohne es doch selbst zu sein: die in unser Wesen hineingesponnenen Verhältnisse jenes Ganzen streben, sich nach allen Seiten wieder auszudehnen; das Organ wünscht, sich nach allen Seiten bis ins Unendliche fortzusetzen; es will das umgebende Ganze nicht nur in sich spiegeln, sondern, so weit es kann, selbst dies umgebende Ganze sein.

„Daher ergreift jede höhere Organisation ihrer Natur nach die ihr untergeordnete und tränt sie in ihr Wesen über. Die Pflanze den unorganisirten Stoff durch bloßes Werden und Wachsen; das Thier die Pflanzen durch Werden, Wachsen und Genuß; der Mensch verwandelt nicht nur Thier und Pflanze durch Werden, Wachsen und Genuß in sein inneres Wesen, sondern faßt zugleich Alles, was seiner Organisation sich unterordnet, durch die unter allen am Hellsten geschliffene spiegelnde Oberfläche seines Wesens in den Umfang seines Daseins auf und stellt es, wenn sein Organ sich bildend in sich selbst vollendet, verschönert außer sich wieder dar.

„Wo nicht, so muß er das, was um ihn her ist, durch Zerstörung in den Umfang seines wirklichen Daseins ziehen und verheerend um sich greifen, so weit er kann, da einmal die reine, unschuldige Beschauung seinen Durst nach ausgedehntem, wirklichem Dasein nicht ersetzen kann."

April.

Korreſpondenz.

Rom, den 10. April.

Noch bin ich in Rom mit dem Leibe, nicht mit der Seele. Sobald der Entſchluß feſt war, abzugehen, hatte ich auch kein Intereſſe mehr, und ich wäre lieber ſchon vierzehn Tage fort. Eigentlich bleibe ich noch um Kayſer's willen und um Bury's willen. Erſterer muß noch einige Studien abſolviren, die er nur hier in Rom machen kann, noch einige Muſikalien ſammeln; der Andere muß noch die Zeichnung zu einem Gemälde, nach meiner Erfindung, ins Reine bringen, dabei er meines Raths bedarf. Doch hab' ich den 21. oder 22. April zur Abreiſe feſtgeſetzt.

Rom, den 11. April.

Die Tage vergehen, und ich kann nichts mehr thun. Kaum mag ich noch etwas ſehen; mein ehrlicher Meyer ſteht mir noch bei, und ich genieße noch zuletzt ſeines unterrichtenden Umgangs. Hätte ich Kayſer'n nicht bei mir, ſo hätte ich Jenen mitgebracht. Wenn wir ihn nur ein Jahr gehabt hätten, ſo wären wir weit genug gekommen. Beſonders hätte er bald über alle Skrupel im Köpfezeichnen hinausgeholfen.

Ich war mit meinem guten Meyer dieſen Morgen in der franzöſiſchen Akademie, wo die Abgüſſe der beſten Statuen des Alterthums beiſammen ſtehen. Wie könnt' ich ausdrücken, was

ich hier, wie zum Abschied, empfand? In solcher Gegenwart wird man mehr, als man ist; man fühlt, das Würdigste, womit man sich beschäftigen sollte, sei die menschliche Gestalt, die man hier in aller mannichfaltigen Herrlichkeit gewahr wird. Doch wer fühlt bei einem solchen Anblick nicht alsobald, wie unzulänglich er sei! Selbst vorbereitet, steht man wie vernichtet. Hatte ich doch Proportion, Anatomie, Regelmäßigkeit der Bewegung mir einigermaßen zu verdeutlichen gesucht; hier aber fiel mir nur zu sehr auf, daß die Form zuletzt Alles einschließe, der Glieder Zweckmäßigkeit, Verhältniß, Charakter und Schönheit.

Rom, den 14. April.

Die Verwirrung kann wol nicht größer werden! Indem ich nicht abließ, an jenem Fuß fort zu modelliren, ging mir auf, daß ich nunmehr Tasso unmittelbar angreifen müßte, zu dem sich denn auch meine Gedanken hinwendeten; ein willkommener Gefährte zur bevorstehenden Reise. Dazwischen wird eingepackt, und man sieht in solchem Augenblicke erst, was man Alles um sich versammelt und zusammengeschleppt hat.

Bericht.

April.

Meine Korrespondenz der letzten Wochen bietet wenig Bedeutendes; meine Lage war zu verwickelt zwischen Kunst und Freundschaft, zwischen Besitz und Bestreben, zwischen einer gewohnten Gegenwart und einer wieder neu anzugewöhnenden Zukunft. In diesen Zuständen konnten meine Briefe wenig enthalten; die Freude, meine alten geprüften Freunde wiederzusehen, war nur mäßig ausgesprochen, der Schmerz des Loslösens dagegen kaum verdeimlicht. Ich fasse daher in gegenwärtigem nachträglichem Bericht Manches zusammen und nehme nur das auf, was aus jener Zeit mir theils durch andere Papiere und Denkmale bewahrt theils in der Erinnerung wieder hervorzurufen ist.

Tischbein verweilte noch immer in Neapel, ob er schon seine Zurückkunft im Frühling wiederholt angekündigt hatte. Es war sonst mit ihm gut leben, nur ein gewisser Tik ward auf die Länge beschwerlich. Er ließ nämlich Alles, was er zu thun vorhatte, in einer Art Unbestimmtheit, wodurch er oft, ohne eigentlich bösen Willen, Andere zu Schaden und Unlust brachte. So erging es mir nun auch in diesem Falle; ich mußte, wenn er zurückkehrte, um uns Alle bequem logirt zu sehen, das Quartier verändern, und da die obere Etage unseres Hauses eben leer ward, säumte ich nicht, sie zu miethen und sie zu beziehen, damit er bei seiner Ankunft in der untern Alles bereit fände.

Die obern Räume waren den untern gleich, die hintere Seite jedoch hatte den Vortheil einer allerliebsten Aussicht über den Hausgarten und die Gärten der Nachbarschaft, welche, da unser Haus ein Eckhaus war, sich nach allen Seiten ausdehnte. Hier sah man nun die verschiedensten Gärten, regelmäßig durch Mauern getrennt, in unendlicher Mannichfaltigkeit gehalten und bepflanzt; dieses grünende und blühende Paradies zu verherrlichen, trat überall die einfach edle Baukunst hervor: Gartensäle, Balkone, Terrassen, auch auf den höhern Hinterhäuschen eine offene Loge, dazwischen alle Baum- und Pflanzenarten der Gegend.

In unserm Hausgarten versorgte ein alter Weltgeistlicher eine Anzahl wohlgehaltener Zitronenbäume von mäßiger Höhe in verzierten Vasen von gebrannter Erde, welche im Sommer der freien Luft genossen, im Winter jedoch im Gartensaale verwahrt standen. Nach vollkommen geprüfter Reife wurden die Früchte sorgfältig abgenommen, jede einzeln in ein weiches Papier gewickelt, so zusammengepackt und versendet. Sie sind wegen besonderer Vorzüge im Handel beliebt. Eine solche Orangerie wird als ein kleines Kapital in bürgerlichen Familien betrachtet, wovon man alle Jahre die gewissen Interessen zieht.

Dieselbigen Fenster, aus welchen man so viel Anmuth beim klarsten Himmel ungestört betrachtete, gaben auch ein vortreffliches Licht zu Beschauung malerischer Kunstwerke. So eben hatte Kniep verschiedene Aquarellzeichnungen, ausgeführt nach Umrissen, die er auf unserer Reise durch Sizilien sorgfältig zog, verabredetermaßen eingesendet, die nunmehr bei dem günstigsten Licht allen Theilnehmenden zu Freude und Bewunderung gereichten. Klarheit und lustige Haltung ist vielleicht in dieser Art Keinem besser gelungen als ihm, der sich mit Neigung gerade hierauf geworfen hatte. Die Ansicht dieser Blätter bezauberte wirklich; denn man glaubte die Feuchte des Meers, die blauen Schatten der Felsen, die gelbröthlichen Töne der Gebirge, das Verschweben der Ferne in dem glanzreichsten Himmel wieder zu sehen, wieder zu empfinden. Aber nicht allein diese Blätter erschienen in solchem Grade günstig; jedes Gemälde, auf dieselbe Staffelei, an denselben Ort gestellt, erschien wirksamer und auffallender; ich erinnere mich, daß einigemal, als ich ins Zimmer trat, mir ein solches Bild wie zauberisch entgegen wirkte.

Das Geheimniß einer günstigen oder ungünstigen, direkten

oder indirekten atmosphärischen Beleuchtung war damals noch nicht entdeckt, sie selbst aber durchaus gefühlt, angestaunt und als nur zufällig und unerklärbar betrachtet.

Diese neue Wohnung gab nun Gelegenheit, eine Anzahl von Gipsabgüssen, die sich nach und nach um uns gesammelt hatten, in freundlicher Ordnung und gutem Lichte aufzustellen, und man genoß jetzt erst eines höchst würdigen Besitzes. Wenn man, wie in Rom der Fall ist, sich immerfort in Gegenwart plastischer Kunstwerke der Alten befindet, so fühlt man sich, wie in Gegenwart der Natur, vor einem Unendlichen, Unerforschlichen. Der Eindruck des Erhabenen, des Schönen, so wohlthätig er auch sein mag, beunruhigt uns, wir wünschen unsere Gefühle, unsere Anschauung in Worte zu fassen: dazu müßten wir aber erst erkennen, einsehen, begreifen; wir fangen an zu sondern, zu unterscheiden, zu ordnen, und auch dieses finden wir, wo nicht unmöglich, doch höchst schwierig, und so kehren wir endlich zu einer schauenden und genießenden Bewunderung zurück.

Ueberhaupt aber ist dies die entschiedenste Wirkung aller Kunstwerke, daß sie uns in den Zustand der Zeit und der Individuen versetzen, die sie hervorbrachten. Umgeben von antiken Statuen, empfindet man sich in einem bewegten Naturleben, man wird die Mannichfaltigkeit der Menschengestaltung gewahr und durchaus auf den Menschen in seinem reinsten Zustande zurückgeführt, wodurch denn der Beschauer selbst lebendig und rein menschlich wird. Selbst die Bekleidung, der Natur angemessen, die Gestalt gewissermaßen noch hervorhebend, thut im allgemeinen Sinne wohl. Kann man dergleichen Umgebung in Rom tagtäglich genießen, so wird man zugleich habsüchtig darnach; man verlangt solche Gebilde neben sich aufzustellen, und gute Gipsabgüsse, als die eigentlichsten Facsimiles, geben hiezu die beste Gelegenheit. Wenn man des Morgens die Augen aufschlägt, fühlt man sich von dem Vortrefflichsten gerührt; alles unser Denken und Sinnen ist von solchen Gestalten begleitet, und es wird dadurch unmöglich, in Barbarei zurückzufallen.

Den ersten Platz bei uns behauptete Juno Ludovisi, um desto höher geschätzt und verehrt, als man das Original nur selten, nur zufällig zu sehen bekam und man es für ein Glück

achten mußte, sie immerwährend vor Augen zu haben; denn keiner unserer Zeitgenossen, der zum ersten Mal vor sie hintritt, darf behaupten, diesem Anblick gewachsen zu sein.

Noch einige kleinere Junonen standen zur Vergleichung neben ihr, vorzüglich Büsten Jupiter's und, um Anderes zu übergehen, ein guter alter Abguß der Medusa Rondanini; ein wundersames Werk, das, den Zwiespalt zwischen Tod und Leben, zwischen Schmerz und Wollust ausdrückend, einen unnennbaren Reiz wie irgend ein anderes Problem über uns ausübt.

Doch erwähn' ich noch eines Herkules Anar, so kräftig und groß als verständig und mild; sodann eines allerliebsten Merkur, deren beider Originale sich jetzt in England befinden. Halberhobene Arbeiten, Abgüsse von manchen schönen Werken gebrannter Erde, auch die ägyptischen, von dem Gipfel des großen Obelisks genommen, und was nicht sonst an Fragmenten, worunter einige marmorne waren, standen wohl eingereiht umher.

Ich spreche von diesen Schätzen, welche nur wenige Wochen in die neue Wohnung gereiht standen, wie Einer, der sein Testament überdenkt, den ihn umgebenden Besitz mit Fassung, aber doch gerührt ansehen wird. Die Umständlichkeit, die Bemühung und Kosten und eine gewisse Unbehülflichkeit in solchen Dingen hielten mich ab, das Vorzüglichste sogleich nach Deutschland zu bestimmen. Juno Ludovisi war der edlen Angelika zugedacht, wenigstes Andere den nächsten Künstlern; Manches gehörte noch zu den Tischbein'schen Besitzungen, Anderes sollte unangetastet bleiben und von Burv, der das Quartier nach mir bezog, nach seiner Weise benutzt werden.

Indem ich dieses niederschreibe, werden meine Gedanken in die frühsten Zeiten hingeführt und die Gelegenheiten hervorgerufen, die mich anfänglich mit solchen Gegenständen bekannt machten, meinen Antheil erregten, bei einem völlig unangeübten Denken einen überschwänglichen Enthusiasmus hervorriefen und die grenzenlose Sehnsucht nach Italien zur Folge hatten.

In meiner frühsten Jugend ward ich nichts Plastisches in meiner Vaterstadt gewahr; in Leipzig machte zuerst der gleichsam tanzend auftretende, die Zwölfe schlagende Faun auf mich einen tiefen Eindruck, so daß ich mir den Abguß noch jetzt in seiner Individualität und Umgebung denken kann. Nach einer langen Pause ward ich auf einmal in das volle Meer gestürzt,

als ich mich von der Mannheimer Sammlung in dem von oben wohl beleuchteten Saale plötzlich umgeben sah.

Nachher fanden sich Gipsgießer in Frankfurt ein; sie hatten sich mit manchen Originalabgüssen über die Alpen begeben, welche sie sodann abformten und die Originale für einen leidlichen Preis abließen. So erhielt ich einen ziemlich guten Laokoonskopf, Niobe's Töchter, ein Kopfchen, später für eine Sappho angesprochen, und noch jenst Einiges. Diese edlen Gestalten waren eine Art von heimlichem Gegengift, wenn das Schwache, Falsche, Manierirte über mich zu gewinnen drohte. Eigentlich aber empfand ich immer innerliche Schmerzen eines unbefriedigten, sich aufs Unbekannte beziehenden, oft gedämpften und immer wieder auflebenden Verlangens. Groß war der Schmerz daher, als ich, aus Rom scheidend, von dem Besitz des endlich Erlangten, sehnlichst Gehofften mich lostrennen sollte.

Die Gesetzlichkeit der Pflanzenorganisation, die ich in Sizilien gewahr werden, beschäftigte mich zwischen Allem durch, wie es Neigungen zu thun pflegen, die sich unseres Innern bemächtigen und sich zugleich unsern Fähigkeiten angemessen erzeigen. Ich besuchte den botanischen Garten, welcher, wenn man will, in seinem veralteten Zustande geringen Reiz ausübte, auf mich aber doch, dem Vieles, was er dort vorfand, neu und unerwartet schien, einen günstigen Einfluß hatte. Ich nahm daher Gelegenheit, manche seltenere Pflanzen um mich zu versammeln und meine Betrachtungen darüber fortzusetzen, so wie die von mir aus Samen und Kernen erzogenen fernerhin pflegend zu beobachten.

In diese letzten besonders wollten bei meiner Abreise mehrere Freunde sich theilen. Ich pflanzte den schon einigermaßen erwachsenen Piniensprößling, Vorbildchen eines künftigen Baumes, bei Angelika in den Hausgarten, wo er durch manche Jahre zu einer ansehnlichen Höhe gedieh, wovon mir theilnehmende Reisende zu wechselseitigem Vergnügen, wie auch von meinem Andenken an jenem Platze gar Manches zu erzählen wußten. Leider fand der nach dem Ableben jener unschätzbaren Freundin eintretende neue Besitzer es unpassend, auf seinen Blumenbeeten ganz unörtlich Pinien hervorwachsen zu sehen. Späterhin fanden wohlwollende darnach forschende Reisende die Stelle leer und

hier wenigstens die Spur eines anmuthigen Daseins ausgelöscht.

Glücklicher waren einige Dattelpflanzen, die ich aus Kernen gezogen hatte. Wie ich denn überhaupt die merkwürdige Entwickelung derselben durch Aufopferung mehrerer Exemplare von Zeit zu Zeit beobachtete; die übrig gebliebenen, frisch aufgeschossenen übergab ich einem Römischen Freunde, der sie in einen Garten der Sixtinischen Straße pflanzte, wo sie noch am Leben sind, und zwar bis zur Mannshöhe herangewachsen, wie ein erfahrener Reisender mir zu versichern die Gnade hatte. Mögen sie den Besitzern nicht unbequem werden und fernerhin zu meinem Andenken grünen, wachsen und gedeihen!

Auf dem Verzeichnisse, was vor der Abreise von Rom allenfalls nachzuholen sein möchte, fanden sich zuletzt sehr disparate Gegenstände, die Cloaca Maßima und die Katakomben bei St. Sebastian. Die erste erhöhte wol noch den kolossalen Begriff, wozu uns Piranesi vorbereitet hatte: der Besuch des zweiten Lokals gerieth jedoch nicht zum Besten; denn die ersten Schritte in diese dumpfigen Räume erregten mir alsobald ein solches Mißbehagen, daß ich sogleich wieder ans Tageslicht hervorstieg und dort im Freien in einer ohnehin unbekannten fernen Gegend der Stadt die Rückkunft der übrigen Gesellschaft abwartete, welche, gefaßter als ich, die dortigen Zustände getrost beschauen mochte. In dem großen Werke: Roma sotterranea, di Antonio Bosio, Romano, belehrt' ich mich lange Zeit nachher umständlich von Allem dem, was ich dort gesehen oder auch wol nicht gesehen hätte, und glaubte mich dadurch hinlänglich entschädigt.

Eine andere Wallfahrt wurde dagegen mit mehr Nutzen und Folge unternommen: es war zu der Akademie San Luca, dem Schädel Raphael's unsere Verehrung zu bezeigen, welcher dort als ein Heiligthum aufbewahrt wird, seitdem er aus dem Grabe dieses außerordentlichen Mannes, das man bei einer baulichen Angelegenheit eröffnet hatte, daselbst entfernt und hierher gebracht worden.

Ein wahrhaft wundersamer Anblick! Eine so schön als nur denkbar zusammengefaßte und abgerundete Schale ohne eine Spur von jenen Erhöhungen, Beulen und Buckeln, welche,

später an andern Schädeln bemerkt, in der Gallischen Lehre zu so mannichfaltiger Bedeutung geworden sind. Ich konnte mich von dem Anblick nicht losreißen und bemerkte beim Weggehen, wie bedeutend es für Natur- und Kunstfreunde sein müßte, einen Abguß davon zu haben, wenn es irgend möglich wäre. Hofrath Reiffenstein, dieser einflußreiche Freund, gab mir Hoffnung und erfüllte sie nach einiger Zeit, indem er mir wirklich einen solchen Abguß nach Deutschland sendete, dessen Anblick mich noch oft zu den mannichfaltigsten Betrachtungen aufruft.

Das liebenswürdige Bild von des Künstlers Hand, St. Lucas, dem die Mutter Gottes erscheint, damit er sie in ihrer vollen göttlichen Hoheit und Anmuth wahr und natürlich darstellen möge, gewährte den heitersten Anblick. Raphael selbst, noch jung, steht in einiger Entfernung und sieht dem Evangelisten bei der Arbeit zu. Anmuthiger kann man wol nicht einen Beruf, zu dem man sich entschieden hingezogen fühlt, ausdrücken und bekennen. Peter von Cortona war ehemals der Besitzer dieses Werks und hat solches der Akademie vermacht. Es ist freilich an manchen Stellen beschädigt und restaurirt, aber doch immer ein Gemälde von bedeutendem Werth.

In diesen Tagen jedoch ward ich durch eine ganz eigene Versuchung geprüft, die meine Reise zu verhindern und mich in Rom aufs Neue zu fesseln drohte. Es kam nämlich von Neapel Herr Antonio Nega, Künstler und ebenfalls Kunsthändler, zu Freund Meyer, ihm vertraulich ankündigend, er sei mit einem Schiffe hier angekommen, welches draußen an Ripa grande liege, wobin er ihn mitzugeben hiedurch einlade; denn er habe auf demselben eine bedeutende antike Statue, jene Tänzerin oder Muse, welche in Neapel im Hofe des Palasts Caraffa Colobrano nebst andern in einer Nische seit undenklichen Jahren gestanden und durchaus für ein gutes Werk gehalten worden sei. Er wünsche diese zu verkaufen, aber in der Stille, und frage deshalb an, ob nicht etwa Herr Meyer selbst oder einer seiner vertrauten Freunde sich zu diesem Handel entschließen könnte. Er biete das edle Kunstwerk zu einem auf alle Fälle höchst mäßigen Preise von dreihundert Zechinen, welche Forderung sich ohne Frage erhöhen möchte, wenn man nicht in Betracht

der Verkäufer und des Käufers mit Vorsicht zu verfahren Ursache hätte.

Mir ward die Sache sogleich mitgetheilt, und wir eilten selbdritte zu dem von unserer Wohnung ziemlich entfernten Landungsplatze. Rega hob sogleich ein Brett von der Kiste, die auf dem Verdeck stand, und wir sahen ein allerliebstes Köpfchen, das noch nie vom Rumpfe getrennt gewesen, unter freien Haarlocken hervorblickend und nach und nach aufgedeckt eine lieblich bewegte Gestalt, im anständigsten Gewande, übrigens wenig versehrt und die eine Hand vollkommen gut erhalten. Sogleich erinnerten wir uns recht gut, sie an Ort und Stelle gesehen zu haben, ohne zu ahnen, daß sie uns je so nah kommen könnte.

Hier nun fiel uns ein — und wem hätte es nicht einfallen sollen? —: „Gewiß", sagten wir, „wenn man ein ganzes Jahr mit bedeutenden Kosten gegraben hätte und zuletzt auf einen solchen Schatz gestoßen wäre, man hätte sich höchst glücklich gefunden." Wir konnten uns kaum von der Betrachtung losreißen; denn ein so reines, wohlerhaltenes Alterthum in einem leicht zu restaurirenden Zustande kam uns wol niemals zu Gesicht. Doch schieden wir zuletzt mit Vorsatz und Zusage, baldigste Antwort vernehmen zu lassen.

Wir waren beiderseits in einem wahrhaften Kampf begriffen; es schien uns in mancher Betrachtung unräthlich, diesen Ankauf zu machen: wir entschlossen uns daher, den Fall der guten Frau Angelika zu melden, als wohl vermögend zum Ankauf und durch ihre Verbindung zu Restauration und sonstigen Vorkommenheiten hinlänglich geeignet. Meyer übernahm die Meldung, wie früher die wegen des Bildes von Daniel von Volterra, und wir hofften deshalb das beste Gelingen. Allein die umsichtige Frau, mehr aber noch der ökonomische Gemahl lehnten das Geschäft ab, indem sie wol auf Malereien bedeutende Summen verwendeten, sich aber auf Statuen einzulassen keineswegs den Entschluß fassen konnten.

Nach dieser ablehnenden Antwort wurden wir nun wieder zu neuer Ueberlegung aufgeregt. Die Gunst des Glückes schien ganz eigen; Meyer betrachtete den Schatz noch einmal und überzeugte sich, daß das Bildwerk nach seinen Gesammtzeichen wol als griechische Arbeit anzuerkennen sei, und zwar geraume Zeit vor Augustus hinauf, vielleicht bis an Hiero II. geordnet werden könnte.

Den Kredit hatte ich wohl, dieses bedeutende Kunstwerk anzuschaffen; Rega schien sogar auf Stückzahlung eingehen zu wollen, und es war ein Augenblick, wo wir uns schon im Besitz des Bildnisses und solches in unserm großen Saal wohlbeleuchtet aufgestellt zu sehen glaubten.

Wie aber denn doch zwischen einer leidenschaftlichen Liebesneigung und einem abzuschließenden Heirathskontrakt noch manche Gedanken sich einzudringen pflegen, so war es auch hier, und wir durften ohne Rath und Zustimmung unserer edlen Kunstverwandten, des Herrn Zucchi und seiner wohlmeinenden Gattin, eine solche Verbindung nicht unternehmen; denn eine Verbindung war es im ideell-Pygmalionischen Sinne, und ich leugne nicht, daß der Gedanke, dieses Wesen zu besitzen, bei mir tiefe Wurzel gefaßt hatte. Ja, als ein Beweis, wie sehr ich mir hierin schmeichelte, mag das Bekenntniß gelten, daß ich dieses Ereigniß als einen Wink höherer Dämonen ansah, die mich in Rom festzuhalten und alle Gründe, die mich zum Entschluß der Abreise vermocht, auf das Thätigste niederzuschlagen gedächten.

Glücklicherweise waren wir schon in den Jahren, wo die Vernunft dem Verstand in solchen Fällen zu Hilfe zu kommen pflegt, und so mußte denn Kunstneigung, Besitzeslust, und was ihnen sonst beistand, Dialektik und Aberglaube vor den guten Gesinnungen weichen, welche die edle Freundin Angelika mit Sinn und Wohlwollen an uns zu wenden die Geneigtheit hatte. Bei ihren Vorstellungen traten daher aufs Klarste die sämmtlichen Schwierigkeiten und Bedenklichkeiten an den Tag, die sich einem solchen Unternehmen entgegenstellten. Ruhige, bisher den Kunst- und Alterthumsstudien sich widmende Männer griffen auf einmal in den Kunsthandel ein und erregten die Eifersucht der zu solchem Geschäft herkömmlich Berechtigten. Die Schwierigkeiten der Restauration seien mannichfaltig, und es frage sich, inwiefern man dabei werde billig und redlich bedient werden. Wenn ferner bei der Absendung auch Alles in möglichster Ordnung gehe, so könnten doch wegen der Erlaubniß der Ausfuhr eines solchen Kunstwerkes am Schluß noch Hindernisse entstehen, und was alsdann noch wegen der Ueberfahrt und des Anlandens und Ankommens zu Hause Alles für Widerwärtigkeiten zu befürchten seien. Ueber solche Betrachtungen, hieß es, gehe der Handelsmann hinaus, sowol Mühe als Gefahr setze sich in einem großen Ganzen ins Gleichgewicht, dagegen sei ein einzelnes Unternehmen dieser Art auf jede Weise bedenklich.

Durch solche Vorstellungen wurde denn nach und nach Begierde, Wunsch und Vorsatz gemildert, geschwächt, doch niemals ganz ausgelöscht, besonders da sie endlich zu großen Ehren gelangte; denn sie steht gegenwärtig im Museo Pio-Clementino in einem kleinen angebauten, aber mit dem Museum in Verbindung stehenden Kabinet, wo im Fußboden die wunderschönen Mosaiken von Masken und Laubgewinden eingesetzt sind. Die übrige Gesellschaft von Statuen in jenem Kabinet besteht: 1) aus der auf der Ferse sitzenden Venus, an deren Base der Name des Bupalus eingegraben steht; 2) ein sehr schöner kleiner Ganymedes; 3) die schöne Statue eines Jünglings, dem, ich weiß nicht ob mit Recht, der Name Adonis beigelegt wird; 4) ein Faun aus Rosso Antico; 5) der ruhig stehende Diskobolus.

Visconti hat im dritten, gedachtem Museum gewidmeten Bande dieses Denkmal beschrieben, nach seiner Weise erklärt und auf der dreißigsten Tafel abbilden lassen; da denn jeder Kunstfreund mit uns bedauern kann, daß es uns nicht gelungen, sie nach Deutschland zu schaffen und sie irgend einer vaterländischen Sammlung hinzuzugesellen.

Man wird es natürlich finden, daß ich bei meinen Abschiedsbesuchen jene anmuthige Mailänderin nicht vergaß. Ich hatte die Zeit her von ihr manches Vergnügliche gehört: wie sie mit Angelika immer vertrauter geworden und sich in der höhern Gesellschaft, wohin sie dadurch gelangt, gar gut zu benehmen wisse. Auch kannte ich die Vermuthung nähren und den Wunsch, daß ein wohlhabender junger Mann, welcher mit Zuchsen im besten Vernehmen stand, gegen ihre Anmuth nicht unempfindlich und ernstere Absichten durchzuführen nicht abgeneigt sei.

Nun fand ich sie im reinlichen Morgenkleide, wie ich sie zuerst in Castel Gandolfo gesehen; sie empfing mich mit offener Anmuth und drückte mit natürlicher Zierlichkeit den wiederholten Dank für meine Theilnahme gar liebenswürdig aus. „Ich werd' es nie vergessen," sagte sie, „daß ich, aus Verwirrung mich wieder erholend, unter den anstagenden geliebten und verehrten Namen auch den Eurigen nennen hörte; ich forschte mehrmals, ob es denn auch wahr sei. Ihr setzet Eure Erkundigungen durch mehrere Wochen fort, bis endlich mein

Bruder, Euch besuchend, für uns Beide danken konnte. Ich weiß nicht, ob er's ausgerichtet hat, wie ich's ihm auftrug; ich wäre gern mitgegangen, wenn sich's geziemte." Sie fragte nach dem Weg, den ich nehmen wollte, und als ich ihr meinen Reiseplan vorerzählte, versetzte sie: „Ihr seid glücklich, so reich zu sein, daß Ihr Euch dies nicht zu versagen braucht; wir Andern müssen uns in die Stelle finden, welche Gott und seine Heiligen uns angewiesen. Schon lange seh' ich vor meinem Fenster Schiffe kommen und abgehen, ausladen und einladen; das ist unterhaltend, und ich denke manchmal, woher und wohin das Alles." Die Fenster gingen gerade auf die Treppen von Ripetta; die Bewegung war eben sehr lebhaft.

Sie sprach von ihrem Bruder mit Zärtlichkeit, freute sich, seine Haushaltung ordentlich zu führen, ihm möglich zu machen, daß er bei mäßiger Besoldung noch immer etwas zurücklege, in einem vortheilhaften Handel anlegen könne; genug, sie ließ mich zunächst mit ihren Zuständen durchaus vertraut werden. Ich freute mich ihrer Gesprächigkeit; denn eigentlich macht' ich eine gar wunderliche Figur, indem ich schnell alle Momente unseres zarten Verhältnisses, vom ersten Augenblick an bis zum letzten, mir wieder vorzurollen gedrängt war. Nun trat der Bruder herein, und der Abschied schloß sich in freundlicher, mäßiger Prosa.

Als ich vor die Thüre kam, fand ich meinen Wagen ohne den Kutscher, den ein geschäftiger Knabe zu holen lief. Sie sah heraus zum Fenster des Entresols, den sie in einem stattlichen Gebäude bewohnten; es war nicht gar hoch, man hätte geglaubt, sich die Hand reichen zu können.

„Man will mich nicht von Euch wegführen, seht Ihr," rief ich aus; „man weiß, so scheint es, daß ich ungern von Euch scheide."

Was sie darauf erwiderte, was ich versetzte, den Gang des anmuthigsten Gespräches, das, von allen Fesseln frei, das Innere zweier sich nur halbbewußt Liebenden offenbarte, will ich nicht entweihen durch Wiederholung und Erzählung; es war ein wunderbares, zufällig eingeleitetes, durch innern Drang abgenöthigtes lakonisches Schlußbekenntniß der unschuldigsten und zartesten wechselseitigen Gewogenheit, das mir auch deshalb nie aus Sinn und Seele gekommen ist.

Auf eine besonders feierliche Weise sollte jedoch mein Abschied aus Rom vorbereitet werden; drei Nächte vorher stand der volle Mond am klarsten Himmel, und ein Zauber, der sich dadurch über die ungeheure Stadt verbreitet, so oft empfunden, ward nun aufs Eindringlichste fühlbar. Die großen Lichtmassen, klar, wie von einem milden Tage beleuchtet, mit ihren Gegensätzen von tiefen Schatten, durch Reflexe manchmal erhellt zur Ahnung des Einzelnen, setzen uns in einen Zustand wie von einer andern, einfachern, größern Welt.

Nach zerstreuenden, mitunter peinlich zugebrachten Tagen macht' ich den Umgang mit wenigen Freunden einmal ganz allein. Nachdem ich den langen Corso, wol zum letzten Mal, durchwandert hatte, bestieg ich das Kapitol, das wie ein Feenpalast in der Wüste dastand. Die Statue Marc Aurel's rief den Kommandeur in Don Juan zur Erinnerung und gab dem Wanderer zu verstehen, daß er etwas Ungewöhnliches unternehme. Demungeachtet ging ich die hintere Treppe hinab. Ganz finster, finstern Schatten werfend, stand mir der Triumphbogen des Septimius Severus entgegen; in der Einsamkeit der Via Sacra erschienen die sonst so bekannten Gegenstände fremdartig und geisterhaft. Als ich aber den erhabenen Resten des Coliseo mich näherte und in dessen verschlossenes Innere durchs Gitter hineinsah, darf ich nicht leugnen, daß mich ein Schauer überfiel und meine Rückkehr beschleunigte.

Alles Massenhafte macht einen eigenen Eindruck, zugleich als erhaben und faßlich, und in solchen Umgängen zog ich gleichsam ein unübersehbares Summa Summarum meines ganzen Aufenthaltes. Dieses in aufgeregter Seele tief und groß empfunden, erregte eine Stimmung, die ich heroisch-elegisch nennen darf, woraus sich in poetischer Form eine Elegie zusammenbilden wollte.

Und wie sollte mir gerade in solchen Augenblicken Ovid's Elegie nicht ins Gedächtniß zurückkehren, der, auch verbannt, in einer Mondnacht Rom verlassen sollte. Cum repeto noctem! Seine Rückerinnerung, weit hinten am Schwarzen Meere, im trauer- und jammervollen Zustande, kam mir nicht aus dem Sinn; ich wiederholte das Gedicht, das mir theilweis genau im Gedächtniß hervorstieg, aber mich wirklich an eigener Produktion irre werden ließ und hinderte, die auch, später unternommen, niemals zu Stande kommen konnte.

Wandelt von jener Nacht mir das traurige Bild vor die Seele,
Welche die letzte für mich ward in der Römischen Stadt,
Wiederhol' ich die Nacht, wo des Theuren so viel mir zurücklieb,
Gleitet vom Auge mir noch jetzt eine Thräne herab.
Und schon ruhten bereits die Stimmen der Menschen und Hunde,
Luna, sie lenkt' in der Höh' nächtliches Rossegespann.
Zu ihr schaut' ich hinan, sah dann Kapitolische Tempel,
Welchen umsonst so nah unsere Laren gegrenzt.

Cum subit illius tristissima noctis imago,
Quae mihi supremum tempus in Urbe fuit,
Cum repeto noctem, qua tot mihi cara reliqui,
Labitur ex oculis nunc quoque gutta meis.
Jamque quiescebant voces hominumque canumque,
Lunaque nocturnos alta regebat equos.
Hanc ego suspiciens et ab hac Capitolia cernens,
Quae nostro frustra juncta fuere Lari.[1])

---

[1]) Späterer Abschluß in der Ausgabe vom Jahre 1837 statt der Stelle von S. 510, Z. 28 „Tiefes" bis S. 511, Z. 16 „Lari":

„Bei meinem Abschied empfand ich Schmerzen einer eigenen Art. Diese Hauptstadt der Welt, deren Bürger man eine Zeit lang gewesen, ohne Hoffnung der Rückkehr zu verlassen, giebt ein Gefühl, das sich durch Worte nicht überliefern läßt. Niemand vermag es zu theilen, als wer es empfunden. Ich wiederholte mir in diesem Augenblicke immer und immer Ovid's Elegie, wo er dichtete, als die Erinnerung eines ähnlichen Schicksals ihn bis ans Ende der bewohnten Welt verfolgte. Jene Distichen wälzten sich zwischen meinen Empfindungen immer auf und ab:

„Wandelt von jener Nacht mir das traurige Bild vor die Seele,
Welche die letzte für mich ward in der Römischen Stadt,
Wiederhol' ich die Nacht, wo des Theuren so viel mir zurücklieb,
Gleitet vom Auge mir noch jetzt eine Thräne herab.
Und schon ruhten bereits die Stimmen der Menschen und Hunde,
Luna, sie lenkt' in der Höh' nächtliches Rossegespann.
Zu ihr schaut' ich hinan, sah dann Kapitolische Tempel,
Welchen umsonst so nah unsere Laren gegrenzt.

„Nicht lange jedoch konnte ich mir jenen fremden Ausdruck eigener Empfindung wiederholen, als ich genöthigt war, ihn meiner Persönlichkeit, meiner Lage im Besondersten anzueignen. Angebildet wurden jene Leiden den wenigen, und auf der Reise beschäftigte mich dieses innere Thun manchen Tag und manche Nacht. Doch scheute ich mich, auch nur eine Zeile zu schreiben, aus Furcht, der zarte Duft inniger Schmerzen möchte verschwinden. Ich mochte beinahe nichts ansehen, um mich in dieser süßen Qual nicht stören zu lassen. Doch gar bald

drang sich mir auf, wie herrlich die Ansicht der Welt sei, wenn wir sie mit gerührtem Sinne betrachten. Ich ermannte mich zu einer ferneren poetischen Thätigkeit; der Gedanke an Tasso ward angeknüpft, und ich bearbeitete die Stellen mit vorzüglicher Neigung, die mir in diesem Augenblick zunächst lagen. Den größten Theil meines Aufenthalts in Florenz verbrachte ich in den dortigen Lust- und Prachtgärten. Dort schrieb ich die Stellen, die mir noch jetzt jene Zeit, jene Gefühle unmittelbar zurückrufen.

„Dem Zustand dieser Lage ist allerdings jene Ausführlichkeit zuzuschreiben, womit das Stück theilweis behandelt ist und wodurch seine Erscheinung auf dem Theater beinahe unmöglich ward. Wie mit Ovid dem Lesbi nach, so konnte ich mich mit Tasso dem Schicksal nach vergleichen. Der schmerzliche Zug einer leidenschaftlichen Seele, die unwiderstehlich zu einer unwiderruflichen Verbannung hingezogen wird, geht durch das ganze Stück. Diese Stimmung verließ mich nicht auf der Reise trotz aller Zerstreuung und Ablenkung, und sonderbar genug, als wenn harmonische Umgebungen mich immer begünstigen sollten, schloß sich nach meiner Rückkehr das Ganze bei einem zufälligen Aufenthalte zu Belvedere, wo so viele Erinnerungen bedeutender Momente mich umschwebten."

A. d. H.

Ueber Italien.

Fragmente eines Reiſejournals.

1.

Zur Theorie der bildenden Künste.

Baukunst.

Es war sehr leicht zu sehen, daß die Steinbaukunst der Alten, insofern sie Säulenordnungen gebrauchten, von der Holzbaukunst ihr Muster genommen habe. Vitruv bringt bei dieser Gelegenheit das Märchen von der Hütte zu Markte, das nun auch von so vielen Theoristen angenommen und geheiligt worden ist: allein ich bin überzeugt, daß man die Ursachen viel näher zu suchen habe.

Die dorischen Tempel der ältesten Ordnung, wie sie in Großgriechenland und Sizilien bis auf den heutigen Tag noch zu sehen sind, und welche Vitruv nicht kannte, bringen uns auf den natürlichen Gedanken, daß nicht eine hölzerne Hütte zuerst den sehr entfernten Anlaß gegeben habe.

Die ältesten Tempel waren von Holz; sie waren auf die simpelste Weise aufgebaut, man hatte nur für das Nothwendigste gesorgt. Die Säulen trugen den Hauptbalken, dieser wieder die Köpfe der Balken, welche von innen herauslagen, und das Gesims ruhte oben drüber. Die sichtbaren Balkenköpfe waren, wie es der Zimmermann nicht lassen kann, ein Wenig ausgekerbt, übrigens aber der Raum zwischen denselben, die sogenannten Metopen, nicht einmal verschlagen, so daß man die Schädel der Opferthiere hineinlegen, daß Pylades in der Iphigenie auf Tauris des Euripides hindurchzukriechen den Vorschlag thun konnte. Diese ganz solide, einfache und rohe Gestalt der Tempel war jedoch dem Auge des Volks heilig, und da man

anfing, von Stein zu bauen, ahmte man sie, so gut man konnte, im dorischen Tempel nach.

Es ist sehr wahrscheinlich, daß man bei hölzernen Tempeln auch die stärksten Stämme zu Säulen genommen habe, weil man sie, wie es scheint, ohne eigentliche Verbindung der Zimmerkunst dem Hauptbalken nur gerade untersetzte. Als man diese Säulen in Stein nachzuahmen anfing, wollte man für die Ewigkeit bauen; man hatte aber nicht jederzeit die festesten Steine zur Hand; man mußte die Säulen aus Stücken zusammensetzen, um ihnen die gehörige Höhe zu geben; man machte sie also sehr stark im Verhältniß zur Höhe und ließ sie spitzer zugehen, um die Gewalt ihres Tragens zu vermehren.

Die Tempel von Pästum, Segesta, Selinunt, Girgenti sind alle von Kalkstein, der mehr oder weniger sich der Tuffsteinart nähert, die in Italien Travertin genannt wird; ja, die Tempel von Girgenti sind alle von dem losesten Muschelkalkstein, der sich denken läßt. Sie waren auch deßhalb von der Witterung so leicht anzugreifen und ohne eine andere feindliche Gewalt zu zerstören.

Man erlaube mir, eine Stelle des Vitruv hierher zu deuten, wo er erzählt, daß Hermogenes, ein Architekt, da er zu Erbauung eines dorischen Tempels den Marmor beisammen gehabt, seine Gedanken geändert und daraus einen ionischen gebaut habe. Vitruv giebt zwar zur Ursache an, daß dieser Baumeister sowol als andere mit der Eintheilung der Triglyphen nicht einig werden können; allein es gefällt mir mehr zu glauben, daß dieser Mann, als er die schönen Blöcke Marmor vor sich gesehen, solche lieber zu einem gefälligern und reizendern Gebäude bestimmt habe, indem ihn die Materie an der Ausführung nicht hinderte. Auch hat man die dorische Ordnung selbst immer schlanker gemacht, so daß zuletzt der Tempel des Herkules zu Cora acht Diameter in der Säulenlänge enthält.

Ich möchte durch das, was ich sage, es nicht gerne mit Denjenigen verderben, welche für die Form der altdorischen Tempel sehr eingenommen sind. Ich gestehe selbst, daß sie ein majestätisches, ja einige ein reizendes Ansehen haben; allein es liegt in der menschlichen Natur, immer weiter, ja über ihr Ziel fortzuschreiten, und so war es auch natürlich, daß in dem Verhältniß der Säulendicke zur Höhe das Auge immer das Schlankere suchte und der Geist mehr Hoheit und Freiheit dadurch zu empfinden glaubte.

Besonders da man von so mannichfaltigem schönem Marmor sehr große Säulen aus einem Stücke fertigen konnte und zuletzt noch der Urvater alles Gesteins, der alte Granit, aus Aegypten herüber nach Asien und Europa gebracht ward und seine großen und schönen Massen zu jedem ungeheuren Gebrauche darbot. So viel ich weiß, sind noch immer die größten Säulen von Granit.

Die ionische Ordnung unterschied sich bald von der dorischen nicht allein durch die mehrere verhältnißmäßige Säulenhöhe, durch ein verzierteres Kapitäl, sondern auch vorzüglich dadurch, daß man die Triglyphen aus dem Friese ließ und den immer unvermeidlichen Brüchen in der Eintheilung derselben entging. Auch würden nach meinem Begriff die Triglyphen niemals in die Steinbaukunst gekommen sein, wenn die ersten nachgeahmten Holztempel nicht so gar roh gewesen, die Metopen verwahrt und zugeschlossen und der Fries etwa abgetüncht worden wäre. Allein ich gestehe es selbst, daß solche Ausbildungen für jene Zeiten nicht waren, und daß es dem rohen Handwerk ganz natürlich ist, Gebäude nur wie einen Holzstoß über einander zu legen.

Daß nun ein solches Gebäude, durch die Andacht der Völker geheiligt, zum Muster ward, wornach ein anderes von einer ganz andern Materie aufgeführt wurde, ist ein Schicksal, welches unser Menschengeschlecht in hundert andern Fällen erfahren mußte, die ihm weit näher lagen und weit schlimmer auf dasselbe wirkten als Metopen und Triglyphen.

Ich überspringe viele Jahrhunderte und suche ein ähnliches Beispiel auf, indem ich den größten Theil sogenannter gothischer Baukunst aus den Holzschnitzwerken zu erklären suche, womit man in den ältesten Zeiten Heiligenschränkchen, Altäre und Kapellen auszuzieren pflegte, welche man nachher, als die Macht und der Reichthum der Kirche wuchsen, mit allen ihren Schnörkeln, Stäben und Leisten an die Außenseiten der nordischen Mauern anheftete und Giebel und formenlose Thürme damit zu zieren glaubte.

Leider suchten alle nordischen Kirchenverzierer ihre Größe nur in der multiplizirten Kleinheit. Wenige verstanden diesen kleinlichen Formen unter sich ein Verhältniß zu geben, und dadurch wurden solche Ungeheuer wie der Dom zu Mailand, wo man einen ganzen Marmorberg mit ungeheuren Kosten versetzt und in die elendesten Formen gezwungen hat, ja noch

täglich die armen Steine quält, um ein Werk fortzusetzen, das nie geendigt werden kann, indem der erfindungslose Unsinn, der es eingab, auch die Gewalt hatte, einen gleichsam unendlichen Plan zu bezeichnen.

Material der bildenden Kunst.

Kein Kunstwerk ist unbedingt, wenn es auch der größte und geübteste Künstler verfertigt; er mag sich noch so sehr zum Herrn der Materie machen, in welcher er arbeitet, so kann er doch ihre Natur nicht verändern. Er kann also nur in einem gewissen Sinne und unter einer gewissen Bedingung das hervorbringen, was er im Sinne hat, und es wird derjenige Künstler in seiner Art immer der trefflichste sein, dessen Erfindungs- und Einbildungskraft sich gleichsam unmittelbar mit der Materie verbindet, in welcher er zu arbeiten hat. Dieses ist einer der großen Vorzüge der alten Kunst; und wie Menschen nur dann klug und glücklich genannt werden können, wenn sie in der Beschränkung ihrer Natur und Umstände mit der möglichsten Freiheit leben, so verdienen auch jene Künstler unsere große Verehrung, welche nicht mehr machen wollten, als die Materie ihnen erlaubte, und doch eben dadurch so viel machten, daß wir mit einer angestrengten und ausgebildeten Geisteskraft ihr Verdienst kaum zu erkennen vermögen.

Wir wollen gelegentlich Beispiele anführen, wie die Menschen durch das Material zur Kunst geführt und in ihr selbst weiter geleitet werden sind. Für diesmal ein sehr einfaches.

Es scheint mir sehr wahrscheinlich, daß die Aegypter zu der Aufrichtung so vieler Obelisken durch die Form des Granits selbst sind gebracht worden. Ich habe bei einem sehr genauen Studium der sehr mannichfaltigen Formen, in welchen der Granit sich findet, eine meist allgemeine Uebereinstimmung bemerkt: daß die Parallelopipeden, in welchen man ihn antrifft, öfters wieder diagonal geheilt sind, wodurch sogleich zwei rohe Obelisken entstehen. Wahrscheinlich kommt diese Naturerscheinung in Oberägypten, im syenitischen Gebirge, kolossalisch vor; und wie man, eine merkwürdige Stätte zu bezeichnen, irgend einen ansehnlichen Stein aufrichtete, so hat man dort zu öffentlichen Monumenten

die größten, vielleicht selbst in dortigen Gebirgen seltenen Granitkeile ausgesucht und hervorgezogen. Es gehörte noch immer Arbeit genug dazu, um ihnen eine regelmäßige Form zu geben, die Hieroglyphen mit solcher Sorgfalt hineinzuarbeiten und das Ganze zu glätten, aber doch nicht so viel, als wenn die ganze Gestalt ohne einigen Anlaß der Natur aus einer ungeheuren Felsmasse hätte herausgebauen werden sollen.

Ich will nicht zur Befestigung meines Arguments die Art angeben, wie die Hieroglyphen eingegraben sind, daß nämlich erst eine Vertiefung in den Stein gebauen ist, in welcher die Figur dann erst erhaben steht. Man könnte dieses noch aus einigen andern Ursachen erklären; ich könnte es aber auch für mich anführen und behaupten, daß man die meisten Seiten der Steine schon so ziemlich eben gefunden, dergestalt, daß es viel vortheilhafter gewesen, die Figuren gleichsam zu inkassiren, als solche erhaben vorzustellen und die ganze Oberfläche des Steins um so viel zu vertiefen.

2.

Stundenmaß der Italiäner.

Eine von den Fremden meist aus einem falschen Gesichtspunkt betrachtete Einrichtung ist die Art der Italiäner, die Uhr zu zählen. Sie verwirrt jeden Ankömmling, und weil der größte Theil der Reisenden überall seine Art zu sein fortsetzen, in seiner Ordnung und in seinem Gleise bleiben will, so ist es natürlich, daß er sich bitter beschwert, wenn ihm auf einmal ein wichtiges Maß seiner Handlungen gänzlich verrückt wird.

Deutsche Regenten haben in ihren italiänischen Staaten schon die uns gewöhnliche Art, die Stunden zu zählen, eingeführt. Dieser sogenannte französische Zeiger, der zum Trost der Fremden schon lange auf Trinità de' Monti zu sehen ist, wird nun bald auch in und außerhalb St. Peter den Reisenden ihre gewohnten Stunden zeigen. Unsere Art zu zählen wird also wohl nach und nach gemeiner werden, ob sich gleich das Volk schwerlich so bald damit befassen wird, und gewiß verlöre es

auch eine eigenthümliche Landessitte, eine ererbte Vorstellungsart und eine höchst schickliche Gewohnheit.

Wie oft hören wir von Reisenden das glückliche Land, das schöne Klima, den reinen, blauen Himmel, die milde Luft Italiens preisen! Und es ist zum größten Theil wahr und unübertrieben. Daraus folgt nun aber fürs Leben, daß wer nur kann, und so lang er nur immer kann, gern unter freiem Himmel sein und auch bei seinen Geschäften der Luft genießen mag. Wie viele Handwerker arbeiten vor den Häusern auf freier Straße! wie viele Läden sind ganz gegen die Straße zu eröffnet! wie mancherlei geschieht auf den Märkten, Plätzen und in den Höfen! Daß bei einer solchen Lebensart der Moment, wo die Sonne untergeht und die Nacht eintritt, allgemeiner entscheidend sein müsse als bei uns, wo es manchmal den ganzen Tag nicht Tag wird, läßt sich leicht einsehen. Der Tag ist wirklich zu Ende; alle Geschäfte einer gewissen Art müssen auch geendigt werden, und diese Epoche hat, wie es einem sinnlichen Volke geziemt, jahrein jahraus dieselbige Bezeichnung. Nun ist es Nacht (Notte); denn die vierundzwanzigste Stunde wird niemals ausgesprochen, wie man im Französischen Mittag (Midi) und nicht Zwölf Uhr sagt. Es läuten die Glocken, ein Jeder spricht ein kurzes Gebet, der Diener zündet die Lampen an, bringt sie in das Zimmer und wünscht: Felicissima notte!

Von dieser Epoche an, welche immer mit dem Sonnenuntergang rückt, bis zum nächsten Sonnenuntergang wird die Zeit in vierundzwanzig Stunden getheilt; und da nun Jeder durch die lange Gewohnheit weiß, sowol wann es Tag wird, als in welche Stunde Mittag und Mitternacht fällt, so lassen sich alle Arten von Berechnungen gar bald machen, an welchen die Italiäner ein Vergnügen und eine Art von Unterhaltung zu finden scheinen. Natürlicherweise findet sich die Bequemlichkeit dieser Art, die Stunden zu zählen, bei allen Handlungen, welche auf Tag und Nacht die reinste Beziehung haben, und man sieht, wie auf diese Weise die Zeit einer großen sinnlichen Masse Volks eingetheilt werden konnte.

So findet man alle Werkstätten, Studien, Comptoire, Banken durch alle Jahreszeiten bis zur Nacht offen; Jeder kann seine Geschäfte bis dahin verrichten. Hat er müssige Zeit, so kann er seine Spaziergänge bis Sonnenuntergang fortsetzen, alsdann gewisse Zirkel finden und mit ihnen das Nöthige verabreden, sich mit Freunden unterhalten; anderthalb bis zwei Stunden in

der Nacht eilt Alles den Schauspielhäusern zu; und so scheint man sich selbst jahrein jahraus in derselbigen Zeit zu leben, weil man immer in derselbigen Ordnung Alles, was auf Tag und Nacht einen Bezug hat, verrichtet, ohne sich weiter zu bekümmern, ob es nach unserer Art zu rechnen früh oder spät sein möchte.

So wird der große Zusammenfluß von Fahrenden und Fußgängern, welcher in allen großen Städten Italiens, besonders an Sonn- und Festtagen sich gegen Abend in der Hauptstraße, auf dem Hauptplatze sehen läßt, so wird der Römische Corso und im Karneval von Rom eine ungeheure Masse von unhändigen Menschen durch diese Art, die Stunden zu zählen, gleichsam wie an einem Faden gelenkt. Ja dadurch, daß Tag und Nacht so entschieden von einander abiezen, werden dem Luxus, der so gern Tag und Nacht mit einander vermischt und in einander verwandelt, gewissermaßen Grenzen gesetzt.

Ich gebe zu, daß der Italiäner sein ganzes Leben fortführen und doch die Stunden nach unserer Art zählen könne; allein es wird ihm unter seinem glücklichen Himmel die Epoche, welche Abends Tag und Nacht scheidet, immer die wichtigste Zeitepoche des Tages bleiben. Sie wird ihm heilig bleiben, weil die Kirche zum Abendgebete nach dem alten Zeitpunkte fortläuten wird. Ich habe sowol in Florenz als Mailand bemerken können, daß mehrere Personen, obgleich die öffentlichen Uhren alle nach unserm Zeiger gestellt sind, doch ihre Taschenuhren und ihr häusliches Leben nach der alten Zeitrechnung fortführen. Aus Allem diesem, zu dem ich noch Manches hinzufügen könnte, wird man schon genug erkennen, daß diese Art, die Zeit zu rechnen, welche dem Astronomen, dem der Mittag der wichtigste Tagespunkt bleibt, verächtlich scheinen, dem nordischen Fremden unbequem fallen mag, sehr wohl auf ein Volk berechnet ist, das unter einem glücklichen Himmel der Natur gemäß leben und die Hauptepochen seiner Zeit auf das Faßlichste fixiren wollte.

3.

Frauenrollen, auf dem Römischen Theater durch Männer gespielt.

Es ist kein Ort in der Welt, wo die vergangene Zeit so unmittelbar und mit so mancherlei Stimmen zu dem Beobachter spräche, als Rom. So hat sich auch dort unter mehreren Sitten zufälligerweise eine erhalten, die sich an allen andern Orten nach und nach fast gänzlich verloren hat.

Die Alten ließen, wenigstens in den besten Zeiten der Kunst und der Sitten, keine Frau das Theater betreten. Ihre Stücke waren entweder so eingerichtet, daß Frauen mehr und weniger entbehrlich waren, oder die Weiberrollen wurden durch einen Acteur vorgestellt, welcher sich besonders darauf geübt hatte. Derselbe Fall ist noch in dem neuern Rom und dem übrigen Kirchenstaat außer Bologna, welches unter andern Privilegien auch der Freiheit genießt, Frauenzimmer auf seinen Theatern bewundern zu dürfen.

Es ist so viel zum Tadel jenes Römischen Herkommens gesagt worden, daß es wol erlaubt sein möchte, auch etwas zu seinem Lobe zu sagen, wenigstens (um nicht allzu parador zu scheinen) darauf als auf einen antiquarischen Rest aufmerksam zu machen.

Von den Opern kann eigentlich hier die Rede nicht sein, indem die schöne und schmeichelhafte Stimme der Kastraten, welchen noch überdies das Weiberkleid besser als Männertracht angemessen scheint, gar leicht mit Allem aussöhnt, was allenfalls an der verkleideten Gestalt Unschickliches erscheinen möchte. Man muß eigentlich von Trauer- und Lustspielen sprechen und auseinandersetzen, inwiefern dabei einiges Vergnügen zu empfinden sei.

Ich setze voraus, was bei jedem Schauspiele vorauszusetzen ist, daß die Stücke nach den Charaktern und Fähigkeiten der Schauspieler eingerichtet seien: eine Bedingung, ohne welche kein Theater und kaum der größte, mannichfaltigste Acteur bestehen würde.

Die neuern Römer haben überhaupt eine besondere Neigung, bei Maskeraden die Kleidung beider Geschlechter zu ver-

wechseln. Im Karneval ziehen viele junge Burschen im Putz der Frauen aus der geringsten Klasse umher und scheinen sich gar sehr darin zu gefallen. Kutscher und Bediente sind als Frauen oft sehr anständig und, wenn es junge, wohlgebildete Leute sind, zierlich und reizend gekleidet. Dagegen finden sich Frauenzimmer des mittlern Standes als Pulcinelle, die vornehmern in Offizierstracht gar schön und glücklich. Jedermann scheint sich dieses Scherzes, an dem wir uns Alle einmal in der Kindheit vergnügt haben, in fortgesetzter jugendlicher Thorheit erfreuen zu wollen. Es ist sehr auffallend, wie beide Geschlechter sich in dem Scheine dieser Umschaffung vergnügen und das Privilegium des Tirefias so viel als möglich zu usurpiren suchen.

Ebenso haben die jungen Männer, die sich den Weiberrollen widmen, eine besondere Leidenschaft, sich in ihrer Kunst vollkommen zu zeigen. Sie beobachten die Mienen, die Bewegungen, das Betragen der Frauenzimmer auf das Genauste; sie suchen solche nachzuahmen und ihrer Stimme, wenn sie auch den tiefern Ton nicht verändern können, Geschmeidigkeit und Lieblichkeit zu geben; genug, sie suchen sich ihres eigenen Geschlechts so viel, als möglich ist, zu entäußern. Sie sind auf neue Moden so erpicht wie Frauen selbst; sie lassen sich von geschickten Putzmacherinnen herausstaffiren, und die erste Actrice eines Theaters ist meist glücklich genug, ihren Zweck zu erreichen.

Was die Nebenrollen betrifft, so sind sie meist nicht zum Besten besetzt, und es ist nicht zu leugnen, daß Colombine manchmal ihren blauen Bart nicht völlig verbergen kann. Allein es bleibt auf den meisten Theatern mit den Nebenrollen überhaupt so eine Sache, und aus den Hauptstädten anderer Reiche, wo man weit mehr Sorgfalt auf das Schauspiel wendet, muß man oft bittere Klagen über die Ungeschicklichkeit der dritten und vierten Schauspieler und über die dadurch gänzlich gestörte Illusion vernehmen.

Ich besuchte die Römischen Komödien nicht ohne Vorurtheil; allein ich fand mich bald, ohne dran zu denken, versöhnt; ich fühlte ein mir noch unbekanntes Vergnügen und bemerkte, daß es viele Andere mit mir theilten. Ich dachte der Ursache nach und glaube sie darin gefunden zu haben, daß bei einer solchen Vorstellung der Begriff der Nachahmung, der Gedanke an Kunst immer lebhaft blieb und durch das geschickte Spiel nur eine Art von selbstbewußter Illusion hervorgebracht wurde.

Wir Deutschen erinnern uns, durch einen fähigen jungen Mann alte Rollen bis zur größten Täuschung vorgestellt gesehen zu haben, und erinnern uns auch des doppelten Vergnügens, das uns jener Schauspieler gewährte. Ebenso entsteht ein doppelter Reiz daher, daß diese Personen keine Frauenzimmer sind, sondern Frauenzimmer vorstellen. Der Jüngling hat die Eigenheiten des weiblichen Geschlechts in ihrem Wesen und Betragen studirt; er kennt sie und bringt sie als Künstler wieder hervor; er spielt nicht sich selbst, sondern eine dritte und eigentlich fremde Natur. Wir lernen diese dadurch nur desto besser kennen, weil sie Jemand beobachtet, Jemand überdacht hat und uns nicht die Sache, sondern das Resultat der Sache vorgestellt wird.

Da sich nun alle Kunst hierdurch vorzüglich von der einfachen Nachahmung unterscheidet, so ist natürlich, daß wir bei einer solchen Vorstellung eine eigene Art von Vergnügen empfinden und manche Unvollkommenheit in der Ausführung des Ganzen übersehen.

Es versteht sich freilich, was oben schon berührt worden, daß die Stücke zu dieser Art von Vorstellung passen müssen. So konnte das Publikum der Locandiera des Goldoni einen allgemeinen Beifall nicht versagen. Der junge Mann, der die Gastwirthin vorstellte, drückte die verschiedenen Schattirungen, welche in dieser Rolle liegen, so gut als möglich aus. Die ruhige Kälte eines Mädchens, die ihren Geschäften nachgeht, gegen Jeden höflich, freundlich und dienstfertig ist, aber weder liebt noch geliebt sein will, noch weniger den Leidenschaften ihrer vornehmen Gäste Gehör geben mag; die heimlichen, zarten Koketterien, wodurch sie denn doch wieder ihre männlichen Gäste zu fesseln weiß; den beleidigten Stolz, da ihr einer derselben hart und unfreundlich begegnet; die mancherlei feinen Schmeicheleien, womit sie auch diesen anzufixiren weiß, und zuletzt den Triumph, auch ihn überwunden zu haben!

Ich bin überzeugt und habe es selbst gesehen, daß eine geschickte und verständige Actrice in dieser Rolle viel Lob verdienen kann; aber die letzten Scenen, von einem Frauenzimmer vorgestellt, werden immer beleidigen. Der Ausdruck jener unbezwinglichen Kälte, jener süßen Empfindung der Rache, der übermüthigen Schadenfreude werden uns in der unmittelbaren Wahrheit empören, und wenn sie zuletzt dem Hausknechte die Hand giebt, um nur einen Knecht-Mann im Hause zu haben, so wird man von dem schalen Ende des Stücks wenig befriedigt

sein. Auf dem Römischen Theater dagegen war es nicht die lieblose Kälte, der weibliche Uebermuth selbst, die Vorstellung erinnerte nur daran; man tröstete sich, daß es wenigstens diesmal nicht wahr sei; man klatschte dem Jüngling Beifall mit frohem Muthe zu und war ergetzt, daß er die gefährlichen Eigenschaften des geliebten Geschlechts so gut gekannt und durch eine glückliche Nachahmung ihres Betragens uns an den Schönen für Alles, was wir Aehnliches von ihnen erduldet, gleichsam gerächt habe.

Ich wiederhole also: man empfand hier das Vergnügen, nicht die Sache selbst, sondern ihre Nachahmung zu sehen, nicht durch Natur, sondern durch Kunst unterhalten zu werden, nicht eine Individualität, sondern ein Resultat anzuschauen. Dazu kam noch, daß die Gestalt des Acteurs einer Person aus der mittlern Klasse sehr angemessen war.

Und so behält uns Rom unter seinen vielen Resten auch noch eine alte Einrichtung, obgleich unvollkommener, auf, und wenngleich nicht ein Jeder sich daran ergetzen sollte, so findet der Denkende doch Gelegenheit, sich jene Zeiten gewissermaßen zu vergegenwärtigen, und ist geneigter, den Zeugnissen der alten Schriftsteller zu glauben, welche uns an mehrern Stellen versichern: es sei männlichen Schauspielern oft im höchsten Grade gelungen, in weiblicher Tracht eine geschmackvolle Nation zu entzücken.

4.

Einfache Nachahmung der Natur, Manier, Stil.

Es scheint nicht überflüssig zu sein, genau anzuzeigen, was wir uns bei diesen Worten denken, welche wir öfters brauchen werden. Denn wenn man sich gleich auch derselben schon lange in Schriften bedient, wenn sie gleich durch theoretische Werke bestimmt zu sein scheinen, so braucht denn doch Jeder sie meistens in einem eigenen Sinne und denkt sich mehr oder weniger dabei, je schärfer oder schwächer er den Begriff gefaßt hat, der dadurch ausgedrückt werden soll.

Einfache Nachahmung der Natur.

Wenn ein Künstler, bei dem man das natürliche Talent voraussetzen muß, in der frühsten Zeit, nachdem er nur einigermaßen Auge und Hand an Mustern geübt, sich an die Gegenstände der Natur wendete, mit Treue und Fleiß ihre Gestalten, ihre Farben auf das Genauste nachahmte, sich gewissenhaft niemals von ihr entfernte, jedes Gemälde, das er zu fertigen hätte, wieder in ihrer Gegenwart anfinge und vollendete, ein solcher würde immer ein schätzenswerther Künstler sein; denn es könnte ihm nicht fehlen, daß er in einem unglaublichen Grade wahr würde, daß seine Arbeiten sicher, kräftig und reich sein müßten.

Wenn man diese Bedingungen genau überlegt, so sieht man leicht, daß eine zwar fähige, aber beschränkte Natur angenehme, aber beschränkte Gegenstände auf diese Weise behandeln könne.

Solche Gegenstände müssen leicht und immer zu haben sein; sie müssen bequem gesehen und ruhig nachgebildet werden können; das Gemüth, das sich mit einer solchen Arbeit beschäftigt, muß still, in sich gekehrt und in einem mäßigen Genuß genügsam sein.

Diese Art der Nachbildung würde also bei sogenannten todten oder stilliegenden Gegenständen von ruhigen, treuen, eingeschränkten Menschen in Ausübung gebracht werden. Sie schließt ihrer Natur nach eine hohe Vollkommenheit nicht aus.

Manier.

Allein gewöhnlich wird dem Menschen eine solche Art zu verfahren zu ängstlich oder nicht hinreichend. Er sieht eine Uebereinstimmung vieler Gegenstände, die er nur in ein Bild bringen kann, indem er das Einzelne aufopfert; es verdrießt ihn, der Natur ihre Buchstaben im Zeichnen nur gleichsam nachzubuchstabiren; er erfindet sich selbst eine Weise, macht sich selbst eine Sprache, um das, was er mit der Seele ergriffen, wieder nach seiner Art auszudrücken, einem Gegenstande, den er öfters wiederholt hat, eine eigene, bezeichnende Form zu geben, ohne, wenn er ihn wiederholt, die Natur selbst vor sich zu haben, noch auch sich geradezu ihrer ganz lebhaft zu erinnern.

Nun wird es eine Sprache, in welcher sich der Geist des Sprechenden unmittelbar ausdrückt und bezeichnet. Und wie die Meinungen über sittliche Gegenstände sich in der Seele eines Jeden, der selbst denkt, anders reihen und gestalten, so wird auch jeder Künstler dieser Art die Welt anders sehen, ergreifen und nachbilden; er wird ihre Erscheinungen bedächtiger oder leichter fassen, er wird sie gesetzter oder flüchtiger wieder hervorbringen.

Wir sehen, daß diese Art der Nachahmung am Geschicktesten bei Gegenständen angewendet wird, welche in einem großen Ganzen viele kleine subordinirte Gegenstände enthalten. Diese letztern müssen aufgeopfert werden, wenn der allgemeine Ausdruck des großen Gegenstandes erreicht werden soll, wie z. B. bei Landschaften der Fall ist, wo man ganz die Absicht verfehlen würde, wenn man sich ängstlich beim Einzelnen aufhalten und den Begriff des Ganzen nicht vielmehr festhalten wollte.

Stil.

Gelangt die Kunst durch Nachahmung der Natur, durch Bemühung, sich eine allgemeine Sprache zu machen, durch genaues und tiefes Studium der Gegenstände selbst endlich dahin, daß sie die Eigenschaften der Dinge und die Art, wie sie bestehen, genau und immer genauer kennen lernt, daß sie die Reihe der Gestalten übersieht und die verschiedenen charakteristischen Formen neben einander zu stellen und nachzuahmen weiß: dann wird der Stil der höchste Grad, wohin sie gelangen kann, der Grad, wo sie sich den höchsten menschlichen Bemühungen gleichstellen darf.

Wie die einfache Nachahmung auf dem ruhigen Dasein und einer liebevollen Gegenwart beruht, die Manier eine Erscheinung mit einem leichten, fähigen Gemüth ergreift, so ruht der Stil auf den tiefsten Grundfesten der Erkenntniß, auf dem Wesen der Dinge, insofern uns erlaubt ist, es in sichtbaren und greiflichen Gestalten zu erkennen.

Die Ausführung des oben Gesagten würde ganze Bände einnehmen, man kann auch schon Manches darüber in Büchern finden; der reine Begriff aber ist allein an der Natur und den

Kunstwerken zu studiren. Wir fügen noch einige Betrachtungen hinzu und werden, so oft von bildender Kunst die Rede ist, Gelegenheit haben, uns dieser Blätter zu erinnern.

Es läßt sich leicht einsehen, daß diese drei hier von einander getheilten Arten, Kunstwerke hervorzubringen, genau mit einander verwandt sind, und daß eine in die andere sich zart verlaufen kann.

Die einfache Nachahmung leicht faßlicher Gegenstände (wir wollen hier zum Beispiel Blumen und Früchte nehmen) kann schon auf einen hohen Grad gebracht werden. Es ist natürlich, daß Einer, der Rosen nachbildet, bald die schönsten und frischesten Rosen kennen und unterscheiden und unter tausenden, die ihm der Sommer anbietet, herausuchen werde. Also tritt hier schon die Wahl ein, ohne daß sich der Künstler einen allgemeinen, bestimmten Begriff von der Schönheit der Rose gemacht hätte. Er hat mit faßlichen Formen zu thun; Alles kommt auf die mannichfaltige Bestimmung und die Farbe der Oberfläche an. Die pelzige Pfirsche, die fein bestaubte Pflaume, den glatten Apfel, die glänzende Kirsche, die blendende Rose, die mannichfaltigen Nelken, die bunten Tulpen, alle wird er nach Wunsch im höchsten Grade der Vollkommenheit ihrer Blüthe und Reife in seinem stillen Arbeitszimmer vor sich haben; er wird ihnen die günstigste Beleuchtung geben; sein Auge wird sich an die Harmonie der glänzenden Farben gleichsam spielend gewöhnen; er wird alle Jahre dieselben Gegenstände zu erneuern wieder im Stande sein und durch eine ruhige nachahmende Betrachtung des simpeln Daseins die Eigenschaften dieser Gegenstände ohne mühsame Abstraktion erkennen und fassen: und so werden die Wunderwerke eines Huysum, einer Rachel Ruysch entstehen, welche Künstler sich gleichsam über das Mögliche hinübergearbeitet haben. Es ist offenbar, daß ein solcher Künstler nur desto größer und entschiedener werden muß, wenn er zu seinem Talente noch ein unterrichteter Botaniker ist, wenn er von der Wurzel an den Einfluß der verschiedenen Theile auf das Gedeihen und den Wachsthum der Pflanze, ihre Bestimmung und wechselseitigen Wirkungen erkennt; wenn er die successive Entwickelung der Blätter, Blumen, Befruchtung, Frucht und des neuen Keimes einsieht und überdenkt. Er wird alsdann nicht blos durch die Wahl aus den Erscheinungen seinen Geschmack zeigen, sondern er wird uns auch durch eine richtige Darstellung der Eigenschaften zugleich in Verwunderung setzen und belehren. In diesem Sinne würde man sagen können,

er habe ſich einen Stil gebildet, da man von der andern Seite leicht einſehen kann, wie ein ſolcher Meiſter, wenn er es nicht gar ſo genau nähme, wenn er nur das Auffallende, Blendende leicht auszudrücken befliſſen wäre, gar bald in die Manier übergehen würde.

Die einfache Nachahmung arbeitet alſo gleichſam im Vorhofe des Stils. Je treuer, ſorgfältiger, reiner ſie zu Werke geht, je ruhiger ſie das, was ſie erblickt, empfindet, je gelaſſener ſie es nachahmt, je mehr ſie ſich dabei zu denken gewöhnt, das heißt, je mehr ſie das Aehnliche zu vergleichen, das Unähnliche von einander abzuſondern und einzelne Gegenſtände unter allgemeine Begriffe zu ordnen lernt: deſto würdiger wird ſie ſich machen, die Schwelle des Heiligtums ſelbſt zu betreten.

Wenn wir nun ferner die Manier betrachten, ſo ſehen wir, daß ſie im höchſten Sinne und in der reinſten Bedeutung des Worts ein Mittel zwiſchen der einfachen Nachahmung und dem Stil ſein könne. Je mehr ſie bei ihrer leichtern Methode ſich der treuen Nachahmung nähert, je eifriger ſie von der andern Seite das Charakteriſtiſche der Gegenſtände zu ergreifen und faßlich auszudrücken ſucht, je mehr ſie Beides durch eine reine, lebhafte, thätige Individualität verbindet: deſto höher, größer und reſpektabler wird ſie werden. Unterläßt ein ſolcher Künſtler, ſich an die Natur zu halten und an die Natur zu denken, ſo wird er ſich immer mehr von der Grundfeſte der Kunſt entfernen, ſeine Manier wird immer leerer und unbedeutender werden, je weiter ſie ſich von der einfachen Nachahmung und von dem Stil entfernt.

Wir brauchen hier nicht zu wiederholen, daß wir das Wort Manier in einem hohen und reſpektabeln Sinne nehmen, daß alſo die Künſtler, deren Arbeiten nach unſerer Meinung in den Kreis der Manier fallen, ſich über uns nicht zu beſchweren haben. Es iſt uns blos angelegen, das Wort Stil in den höchſten Ehren zu halten, damit uns ein Ausdruck übrig bleibe, um den höchſten Grad zu bezeichnen, welchen die Kunſt je erreicht hat und je erreichen kann. Dieſen Grad auch nur erkennen, iſt ſchon eine große Glückſeligkeit, und davon ſich mit Verſtändigen unterhalten ein edles Vergnügen, das wir uns in der Folge zu verſchaffen manche Gelegenheit finden werden.

5.

Von Arabesken.

Wir bezeichnen mit diesem Namen eine willkürliche und geschmackvolle malerische Zusammenstellung der mannichfaltigsten Gegenstände, um die innern Wände eines Gebäudes zu verzieren.

Wenn wir diese Art Malerei mit der Kunst im höhern Sinne vergleichen, so mag sie wol tadelnswerth sein und uns geringschätzig vorkommen; allein wenn wir billig sind, so werden wir derselben gern ihren Platz anweisen und gönnen.

Wir können, wo Arabesken hin gehören, am Besten von den Alten lernen, welche in dem ganzen Kunstfache unsere Meister sind und bleiben. Wir wollen suchen, unsern Lesern anschaulich zu machen, auf welche Weise die Arabesken von den Alten gebraucht worden sind.

Die Zimmer in den Häusern des ausgegrabenen Pompeji sind meistentheils klein; durchgängig findet man aber, daß die Menschen, die solche bewohnten, Alles um sich her gern verziert und durch angebrachte Gestalten veredelt sahen. Alle Wände sind glatt und sorgfältig abgetüncht, alle sind gemalt; auf einer Wand von mäßiger Höhe und Breite findet man in der Mitte ein Bildchen angebracht, das meistens einen mythologischen Gegenstand vorstellt. Es ist oft nur zwischen zwei und drei Fuß lang und proportionirlich hoch und hat als Kunstwerk mehr oder weniger Verdienst. Die übrige Wand ist in einer Farbe abgetüncht; die Einfassung derselben besteht aus sogenannten Arabesken. Stäbchen, Schnörkel, Bänder, aus denen hie und da eine Blume oder sonst ein lebendiges Wesen hervorblickt, Alles ist meistentheils sehr leicht gehalten, und alle diese Zierrathen, scheint es, sollen nur die einfarbige Wand freundlicher machen und, indem sich ihre leichten Züge gegen das Mittelstück bewegen, dasselbe mit dem Ganzen in Harmonie bringen.

Wenn wir den Ursprung dieser Verzierungsart näher betrachten, so werden wir sie sehr vernünftig finden. Ein Hausbesitzer hatte nicht Vermögen genug, seine ganzen Wände mit kostbaren Kunstwerken zu bedecken, und wenn er es gehabt hätte, wäre es nicht einmal rathsam gewesen; denn es würden ihn Bilder mit lebensgroßen Figuren in seinem kleinen Zimmer nur

geängstigt oder eine Menge kleiner neben einander ihn nur zerstreut haben. Er verziert also seine Wände nach dem Maße seines Beutels auf eine gefällige und unterhaltende Weise; der einfarbige Grund seiner Wände mit den farbigen Zierrathen auf demselben giebt seinen Augen immer einen angenehmen Eindruck. Wenn er für sich zu denken und zu thun hat, zerstreuen und beschäftigen sie ihn nicht, und doch ist er von angenehmen Gegenständen umgeben: will er seinen Geschmack an Kunst befriedigen, will er denken, einen höhern Sinn ergetzen, so sieht er seine Mittelbildchen an und erfreut sich an ihrem Besitz.

Auf diese Weise wären also Arabesken jener Zeit nicht eine Verschwendung, sondern eine Ersparniß der Kunst gewesen! Die Wand sollte und konnte nicht ein ganzes Kunstwerk sein; aber sie sollte doch ganz verziert, ein ganz freundlicher und fröhlicher Gegenstand werden und in ihrer Mitte ein proportionirliches gutes Kunstwerk enthalten, welches die Augen anzöge und den Geist befriedigte.

Die meisten dieser Stücke sind nunmehr aus den Wänden herausgehoben und nach Portici gebracht; die Wände mit ihren Farben und Zierrathen stehen noch meistentheils freier Luft ausgesetzt und müssen nach und nach zu Grunde gehen.

Wie wünschenswerth wäre es, daß man nur einige solche Wände im Zusammenhang, wie man sie gefunden, in Kupfer mitgetheilt hätte! So würde das, was ich hier sage, einem Jeden sogleich in die Augen fallen.

Ich glaube noch eine Bemerkung gemacht zu haben, woraus mir deutlich wird, wie die bessern Künstler damaliger Zeit dem Bedürfniß der Liebhaber entgegengearbeitet haben. Die Mittelbilder der Wände, ob sie gleich auch auf Tünche gemalt sind, scheinen doch nicht an dem Orte, wo sie sich gegenwärtig befinden, gefertigt worden zu sein: es scheint, als habe man sie erst herbeigebracht, an die Wand befestigt und sie daselbst eingetüncht und die übrige Fläche umher gemalt.

Es ist sehr leicht, aus Kalk und Puzzolane feste und transportable Tafeln zu fertigen. Wahrscheinlich hatten gute Künstler ihren Aufenthalt in Neapel und malten mit ihren Schülern solche Bilder in Vorrath; von daher holte sich der Bewohner eines Landstädtchens, wie Pompeji war, nach seinem Vermögen ein solches Bild; Tüncher und subordinirte Künstler, welche fähig waren, Arabesken hinzuzeichnen, fanden sich eher, und so ward das Bedürfniß eines jeden Hausbesitzers befriedigt.

Man hat in dem Gewölbe eines Hauses zu Pompeji ein paar solche Tafeln los und an die Wand gelehnt gefunden, und daraus hat man schließen wollen, die Einwohner hätten bei der Eruption des Vesuv Zeit gehabt, solche von den Wänden abzusägen, in der Absicht, sie zu retten. Allein es scheint mir dieses in mehr als einem Sinne höchst unwahrscheinlich, und ich bin vielmehr überzeugt, daß es solche angeschaffte Tafeln gewesen, welche noch erst in einem Gebäude hätten angebracht werden sollen.

Fröhlichkeit, Leichtsinn, Lust zum Schmuck scheinen die Arabesken erfunden und verbreitet zu haben, und in diesem Sinn mag man sie gerne zulassen, besonders wenn sie, wie hier, der bessern Kunst gleichsam zum Rahmen dienen, sie nicht ausschließen, sie nicht verdrängen, sondern sie nur noch allgemeiner, den Besitz guter Kunstwerke möglicher machen.

Ich würde deswegen nie gegen sie eifern, sondern nur wünschen, daß der Werth der höchsten Kunstwerke erkannt würde. Geschieht das, so tritt alle subordinirte Kunst bis zum Handwerk herunter an ihren Platz, und die Welt ist so groß, und die Seele hat so nöthig, ihren Genuß zu vermannichfaltigen, daß uns das geringste Kunstwerk an seinem Platz immer schätzbar bleiben wird.

In den Bädern des Titus zu Rom sieht man auch noch Ueberbleibsel dieser Malerei. Lange gewölbte Gänge, große Zimmer sollten gleichsam nur geglättet und gefärbt, mit so wenig Umständen als möglich verziert werden. Man weiß, mit welcher Sorgfalt die Alten ihre Mauern abtünchten, welche Marmorglätte und Festigkeit sie der Tünche zu geben wußten. Diese reine Fläche malten sie mit Wachsfarben, die ihre Schönheit bis jetzt noch kaum verloren haben und in ihrer ersten Zeit wie mit einem glänzenden Firniß überzogen waren. Schon also, wie gesagt, ergetzte ein solcher gewölbter Gang durch Glätte, Glanz, Farbe, Reinlichkeit das Auge. Die leichte Zierde, der gefällige Schmuck kontrastirte gleichsam mit den großen, einfachen architektonischen Massen, machte ein Gewölbe zur Laube und einen dunklen Saal zur bunten Welt. Wo sie solid verzieren sollten und wollten, fehlte es ihnen weder an Mitteln noch an Sinn, wovon ein andermal die Rede sein wird.

---

mit sich bringt. Die stillen Kanäle, die hohen Gebäude, der Glanz des Mondes, die tiefen Schatten, das Geistermäßige der wenigen hin und wieder wandelnden schwarzen Gondeln vermehrte das Eigenthümliche dieser Scene, und es war leicht, unter allen diesen Umständen den Charakter dieses wunderbaren Gesangs zu erkennen.

Er paßt vollkommen für einen müssigen einsamen Schiffer, der auf der Ruhe dieser Kanäle in seinem Fahrzeug ausgestreckt liegt, seine Herrschaft oder Kunden erwartet, vor Langerweile sich etwas vermodulirt und Gedichte, die er auswendig weiß, diesem Gesang unterschiebt. Manchmal läßt er seine Stimme so gewaltsam als möglich hören, sie verbreitet sich weit über den stillen Spiegel; Alles ist ruhig umher, er ist mitten in einer großen, volkreichen Stadt gleichsam in der Einsamkeit. Da ist kein Gerassel der Wagen, kein Geräusch der Fußgänger, eine stille Gondel schwebt bei ihm vorbei, und kaum hört man die Ruder plätschern.

In der Ferne vernimmt ihn ein Anderer, vielleicht ein ganz Unbekannter. Melodie und Gedicht verbinden zwei fremde Menschen, er wird das Echo des Ersten und strengt sich nun auch an gehört zu werden, wie er den Ersten vernahm. Konvention heißt sie von Vers zu Vers wechseln; der Gesang kann Nächte durch währen; sie unterhalten sich, ohne sich zu ermüden; der Zuhörer, der zwischen Beiden durchfährt, nimmt Theil daran, indem die beiden Sänger mit sich beschäftigt sind.

Es klingt dieser Gesang aus der weiten Ferne unaussprechlich reizend, weil er in dem Gefühl des Entfernten erst seine Bestimmung erfüllt. Er klingt wie eine Klage ohne Trauer, und man kann sich der Thränen kaum enthalten. Mein Begleiter, welcher sonst kein sehr fein organisirter Mann war, sagte ganz ohne Anlaß: È singolare, come quel canto intenerisce, e molto più, quando lo cantano meglio.

Man erzählte mir, daß die Weiber vom Lido (der langen Inselreihe, welche das adriatische Meer von den Lagunen scheidet), besonders die von den äußersten Ortschaften Malamocco und Palestrina, gleichfalls den Tasso auf diese und ähnliche Melodien sängen. Sie haben die Gewohnheit, wenn ihre Männer, um zu fischen, auf das Meer gefahren sind, sich Abends an das Ufer zu setzen und diese Gesänge anzustimmen und so lange heftig damit fortzufahren, bis sie aus der Ferne das Echo der Ihrigen vernehmen.

mit einiger Bemühung zwei Leute auffinden, welche mir in dieser Art eine Stelle des Tasso vortrugen.

Es gehören immer Zwei dazu, welche die Strophen wechselsweis singen. Wir kennen die Melodie ungefähr durch Rousseau, dessen Liedern sie beigedruckt ist; sie hat eigentlich keine melodische Bewegung und ist eine Art von Mittel zwischen dem Canto fermo und dem Canto figurato; jenem nähert sie sich durch recitativische Deklamation, diesem durch Passagen und Läufe, wodurch eine Silbe aufgehalten und verziert wird.

Ich bestieg bei hellem Mondschein eine Gondel, ließ den einen Sänger vorn, den andern hinten hintreten und fuhr gegen San Giorgio zu. Einer fing den Gesang an, nach vollendeter Strophe begann der Andere, und so wechselten sie mit einander ab. Im Ganzen schienen es immer dieselbigen Noten zu bleiben; aber sie gaben nach dem Inhalt der Strophe bald der einen oder der andern Note mehr Werth, veränderten auch wol den Vortrag der ganzen Strophe, wenn sich der Gegenstand des Gedichtes veränderte.

Ueberhaupt aber war ihr Vortrag rauh und schreiend. Sie schienen nach Art aller ungebildeten Menschen den Vorzug ihres Gesangs in die Stärke zu setzen, Einer schien den Andern durch die Kraft seiner Lunge überwinden zu wollen, und ich befand mich in dem Gondelkästchen, anstatt von dieser Scene einigen Genuß zu haben, in einer sehr beschwerlichen Situation.

Mein Begleiter, dem ich es eröffnete und der den Kredit seiner Landsleute gern erhalten wollte, versicherte mir, daß dieser Gesang aus der Ferne sehr angenehm zu hören sei; wir stiegen deswegen ans Land, der eine Sänger blieb auf der Gondel, der andere entfernte sich einige hundert Schritte. Sie fingen nun an gegen einander zu singen, und ich ging zwischen ihnen auf und ab, so daß ich immer Den verließ, der zu singen anfangen sollte. Manchmal stand ich still und horchte auf Einen und den Andern.

Hier war diese Scene an ihrem Platze. Die stark deklamirten und gleichsam ausgeschrieenen Laute trafen von fern das Ohr und erregten die Aufmerksamkeit; die bald darauf folgenden Passagen, welche ihrer Natur nach leiser gesungen werden mußten, schienen wie nachklingende Klagetöne auf einen Schrei der Empfindung oder des Schmerzes. Der Andere, der aufmerksam horcht, fängt gleich da an, wo der Erste aufgehört hat, und antwortet ihm, sanfter oder heftiger, je nachdem es die Strophe

mit sich bringt. Die stillen Kanäle, die hohen Gebäude, der Glanz des Mondes, die tiefen Schatten, das Geistermäßige der wenigen hin und wieder wandelnden schwarzen Gondeln vermehrte das Eigenthümliche dieser Scene, und es war leicht, unter allen diesen Umständen den Charakter dieses wunderbaren Gesangs zu erkennen.

Er paßt vollkommen für einen müssigen einsamen Schiffer, der auf der Ruhe dieser Kanäle in seinem Fahrzeug ausgestreckt liegt, seine Herrschaft oder Kunden erwartet, vor Langerweile sich etwas vermodulirt und Gedichte, die er auswendig weiß, diesem Gesang unterschiebt. Manchmal läßt er seine Stimme so gewaltsam als möglich hören, sie verbreitet sich weit über den stillen Spiegel; Alles ist rubig umher, er ist mitten in einer großen, volkreichen Stadt gleichsam in der Einsamkeit. Da ist kein Gerassel der Wagen, kein Geräusch der Fußgänger, eine stille Gondel schwebt bei ihm vorbei, und kaum hört man die Ruder plätschern.

In der Ferne vernimmt ihn ein Anderer, vielleicht ein ganz Unbekannter. Melodie und Gedicht verbinden zwei fremde Menschen, er wird das Echo des Ersten und strengt sich nun auch an gehört zu werden, wie er den Ersten vernahm. Konvention heißt sie von Vers zu Vers wechseln; der Gesang kann Nächte durch währen; sie unterhalten sich, ohne sich zu ermüden; der Zuhörer, der zwischen Beiden durchfährt, nimmt Theil daran, indem die beiden Sänger mit sich beschäftigt sind.

Es klingt dieser Gesang aus der weiten Ferne unaussprechlich reizend, weil er in dem Gefühl des Entfernten erst seine Bestimmung erfüllt. Er klingt wie eine Klage ohne Trauer, und man kann sich der Thränen kaum enthalten. Mein Begleiter, welcher sonst kein sehr organisirter Mann war, sagte ganz ohne Anlaß: È singolare, come quel canto intenerisce, e molto più, quando lo cantano meglio.

Man erzählte mir, daß die Weiber vom Lido (der langen Inselreihe, welche das adriatische Meer von den Lagunen scheidet), besonders die von den äußersten Ortschaften Malamocco und Palestrina, gleichfalls den Tasso auf diese und ähnliche Melodien sängen. Sie haben die Gewohnheit, wenn ihre Männer, um zu fischen, auf das Meer gefahren sind, sich Abends an das Ufer zu setzen und diese Gesänge anzustimmen und so lange heftig damit fortzufahren, bis sie aus der Ferne das Echo der Ihrigen vernehmen.

Wie viel schöner und noch eigenthümlicher bezeichnet sich hier dieser Gesang, als der Ruf eines Einsamen in die Ferne und Weite, daß ihn ein Anderer und Gleichgestimmter höre und ihm antworte! Es ist der Ausdruck einer starken, herzlichen Sehnsucht, die doch jeden Augenblick dem Glück der Befriedigung nahe ist.

Rom.

Ritornelli.

Mit einem ähnlichen Gesang, der aber in keinem Sinne gefällig oder reizend ist, pflegt der Pöbel von Rom sich zu unterhalten und beleidigt jedes Ohr außer sein eigenes.

Es ist gleichfalls eine Art von Canto fermo, Recitation oder Deklamation, wie man will. Keine melodische Bewegung zeichnet ihn aus, die Intervalle der Töne lassen sich durch unsere Art, die Noten zu schreiben, nicht ausdrücken, und diese seltsamen Intervalle, mit der größten Gewalt der Stimme vorgetragen, bezeichnen eigentlich diese Gesangsweise. Ebenso ist Ton und Manier der Singenden oder vielmehr Schreienden so vollkommen überein, daß man durch alle Straßen von Rom immer denselben tollen Menschen zu hören glaubt. Gewöhnlich hört man sie nur in der Dämmerung oder zur Nachtzeit; sobald sie sich frei und losgebunden fühlen, geht dieses Geschrei los. Ein Knabe, der nach einem heißen Tag Abends die Fenster aufmacht, ein Fuhrmann, der mit seinem Karren zum Thor herausfährt, ein Arbeiter, der aus einem Haus heraustritt, bricht unmittelbar in das unbändige Geschrei aus. Sie heißen diese Art zu singen Ritornelli und legen dieser Unmelodie alle Worte unter, die ihnen einfallen, weil sich jede Art von Phrasen und Perioden, sie seien metrisch oder prosaisch, leicht damit begleiten läßt. Selten sind die Worte verständlich, und ich erinnere mich nur einigemal einen solchen Sänger verstanden zu haben: es schien mir kein Lied zu sein, obgleich nicht ganz unwitzige Invektiven gegen die Nachbarinnen zu enthalten.

Vaudevilles.

Im Jahr 1786 hörte man noch überall den Marlborough, der bald italiänisch bald französisch, ungefähr auf seine bekannte Melodie, auf allen Straßen gesungen ward.

Zu Anfang 1787 verdrängte ihn ein Vaudeville, welches in kurzer Zeit so um sich griff, daß es die kleinsten Kinder so gut als alle erwachsenen Personen sangen; es ward verschiedentlich komponirt und mehrstimmig in Konzerten aufgeführt. Eigentlich war es eine Liebeserklärung an eine Schöne. Jeder Vers enthielt Lobsprüche und Versprechungen, welche durch den Refrain immer wieder aufgehoben wurden.

Non dico! ist die populäre Redensart, wodurch man etwas, was man selbst oder ein Anderer Uebertriebenes gesagt hat, sogleich in Zweifel zieht. Hier ist der erste Vers:

Ogni uomo, ogni donzella,
Mia dolce Mirami!
Mi dice che sei bella.
E penso anch'io così:
Non dico: bella, bella!
Ma — li la ba te li.

Das letzte Ma —, welches durch die unbedeutenden Refrainsilben aufgefangen wird, giebt dem Ausdruck der Ironie die völlige Stärke.

Die Melodie, welche am Allgemeinsten gehört wurde, ist singbar und angenehm, aber nicht expressiv.

Romanze.

Man hört in Rom wenig von Gespenstergeschichten, und wahrscheinlich ist die Ursache davon, weil kein katholischer Christ, der gebeichtet und die Sakramente empfangen hat, verdammt werden kann, sondern nur noch zur Vollendung der Buße und Reinigung eine Zeit lang im Fegefeuer aushalten muß. Alle Gemüther sind andächtig auf die Erleichterung und Befreiung der guten leidenden Seelen gerichtet. Manchmal erscheint wol das ganze Fegefeuer einem beängstigten Gläubigen im Traum oder Fieber, und alsdann ist die Mutter Gottes in freundlicher Erscheinung gleich dabei, wie man auf so vielen Gelübdetafeln

sehen kann. Allein die eigentlichen Gespenster-, Hexen- und Teufels-Ideen scheinen mehr den nordischen Gegenden eigen zu sein.

Um so viel mehr wunderte ich mich über eine Romanze, welche ein blinder Neapolitanischer Knabe, der sich in Rom herumführen ließ, einige Wochen sang, deren Inhalt und Vorstellungsart so nordisch als möglich ist.

Die Scene ist Nachts bei dem Hochgerichte. Eine Hexe bewacht den Leichnam eines hingerichteten, wahrscheinlich aufs Rad geflochtenen Missethäters; ein frecher Mensch schleicht sich hinzu, in der Absicht, einige Glieder des Körpers zu stehlen. Er vermuthet die Hexe nicht in der Nähe, doch faßt er sich und redet sie mit einem Zaubergruß an. Sie antwortet ihm, und ihr Gespräch mit einer immer wiederkehrenden Formel macht das Gedicht aus. Hier ist der erste Vers. Die Melodie mit den Zeilen, wodurch sich die übrigen Strophen von der ersten unterscheiden, finden sich auf nebenstehendem Blatte.

Ghiurighium a te, ghiurighiu!
Che ne vuoi della vecchia tu?
Io voglio questi piedi.
E che diavol' che ne vuoi far tu?
Per far piedi ai candelieri.
Cadavere! malattia!
Aggi pazienza, vecchia mia.

Hier ist eine ungefähre Uebersetzung zu mehrerer Deutlichkeit.

Ghiurighiu! soll wahrscheinlicherweise ein freundlicher Zaubergruß sein.

Der Dieb. Ghiurighium zu Dir! Ghiurighiu!
Die Hexe. Was willst von der Alten Du?
Der Dieb. Ich hätte gern die Füße!
Die Hexe. Was Teufel damit zu thun?
Der Dieb. Zu machen Leuchterfüße.
Die Hexe. Daß Dich die Pest und Seuche!
Der Dieb. Alte, liebe Alte, Geduld!

Die übrigen Verse unterscheiden sich von dem ersten nur durch die veränderte dritte und fünfte Zeile, worin er immer ein ander Glied verlangt und einen andern Gebrauch davon angiebt.

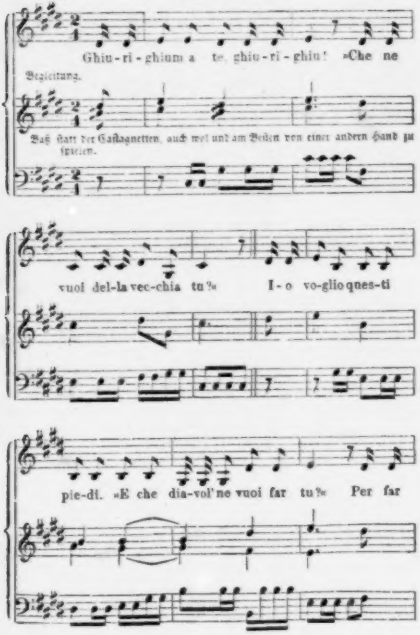
Allegro.
Ghiu-ri-ghium a te ghiu-ri-ghiu! »Che ne
Begleitung.
Baß statt der Castagnetten, auch mit und am Beken von einer andern Hand zu spielen.
vuoi del-la vec-chia tu?« I-o vo-glio ques-ti
pie-di. »E che dia-vol'ne vuoi far tu?« Per far

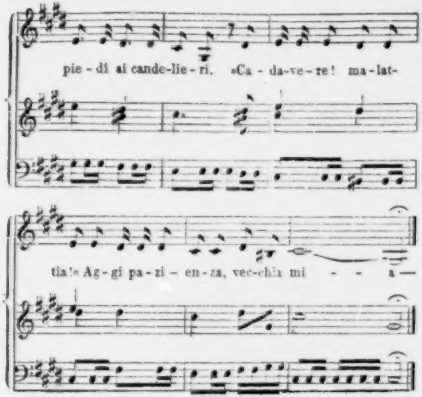

2. Io voglio queste gambe —
Per far piedi alle banche.

3. Io voglio le ginocchia —
Per far rotole alla conocchia.

4. Io voglio questo petto —
Per far tavole per il letto.

5. Io voglio questa pancia —
Un tamburo per il Re di Francia.

6. Io voglio questa schiena —
Una sedia per la Regina.

Ich erinnere mich in keiner italiänischen Liedersammlung ein ähnliches Gedicht gelesen zu haben. Der Abscheu vor solchen Gegenständen ist allgemein. Ebenso glaubt man in der Melodie etwas Fremdes zu entdecken.

Geistliches dialogisirtes Lied.

Artiger, angenehmer, dem Geiste der Nation und den Grundsätzen des katholischen Glaubens angemessener ist die Bearbeitung der Unterhaltung Christi mit der Samariterin zu einem dramatischen Liede. Es hat innerlich die völlige Form eines Intermezzo zu zwei Stimmen und wird nach einer faßlichen Melodie von zwei armen Personen auf der Straße gesungen. Mann und Frau setzen sich in einiger Entfernung von einander und tragen wechselsweis ihren Dialog vor; sie erhalten zuletzt ein kleines Almosen und verkaufen ihre gedruckten Gesänge an die Zuhörer.

Wir geben hier das Lied selbst im Original, das durch eine Uebersetzung alle Grazie verlieren würde, und schalten für diejenigen Leser, welche mit dem Italiänischen nicht ganz bekannt sind, einen kleinen Kommentar zwischen den Dialog ein.

Der Schauplatz ist an einem Brunnen in der Nähe der Stadt Samaria.

Erster Theil.

Jesus kommt und macht die Exposition seines Zustandes und des Ortes.

Sono giunto stanco e lasso
Dal mio lungo camminar.
Ecco il pozzo, e questo è il sasso
Per potermi riposar.

Er erklärt seine Absicht:

Qui mi fermo, quivi aspetto,
Una Donna ha da venir.
Oh bel fonte, oh fonte eletto
Alma infida a convertir!

Pecorella già smarrita
Dall' ovile cercando va,
Ma ben presto convertita
Al Pastor ritornerà.

Die Schöne läßt ſich von Weitem ſehen.

Ecco appunto la meschina,
Che sen vien sola da se.
Vieni, vieni, o poverina,
Vien, t' aspetto, vien da me.

Samariterin. Bleibt in der Ferne ſtehen, ſieht ſich nach dem Brunnen um. Es iſt ihr unangenehm, Jemanden dort zu finden.

Questo appunto ci mancava;
Chi è colui, che siede là?
Io di già me l'aspettava
Di trovar qualcuno quà.

Beſonders will ihr der Jude nicht gefallen.

È un Giudeo, se ben ravviso,
Lo conosco in fin di qui;
Alle chiome, al mento, al viso
Egli è d' esso, egli è, sì sì.

Sie gedenkt des Haſſes der beiden Völker.

Questa gente non è amica
Della patria mia, lo sò;
Vi è una ruggine alta, e antica,
Che levare non si può.

Allein ſie nimmt ſich zuſammen, geht nach ihrem Geſchäfte und ſtellt ſich vor, wenn er nicht freundlich iſt, ſchnippiſch dagegen zu ſein.

Baderò alli fatti miei,
Jo al pozzo voglio andar.
Se dirà, Donna, chi sei?
Gli dirò, son chi mi par.

Jesus überrascht sie mit einem frommen und gefälligen Gruß.

Buona donna, il ciel vi guardi!

Samar. Ist verwundert und gleich gewonnen; sie erwidert freundlich:

Oh buon uomo, a voi ancor!

Jesus. Nähert sich im Gespräche.

Siete giunta troppo tardi.

Samar. Läßt sich weiter ein.

Non potevo più à buon or.

Jesus. Verlangt zu trinken.

O figliuola, che gran sete!
Un po' d' acqua in carità,
Deh, ristoro a mè porgete,
Un po' d' acqua per pietà!

Samar. Es kommt ihr paradox vor, daß ein Jude von ihr zu trinken verlangt.

Voi a me Samaritana
Domandate voi da ber?
A un Giudeo è cosa strana
Chi l' avesse da veder.

Queste due nazion fra loro
Non si posson compatir;
Se vedesse un di coloro,
Cosa avrebbe mai a dir.

Jesus. Macht einen Uebergang vom Paradoxen zum Wunderbaren.

Se sapeste, se sapeste
Chi a voi chiede da ber,
Certo a lui richiedereste
Acqua viva per aver.

Samar. Glaubt, er wolle sie zum Besten haben.

Voi burlate, e dov' è il secchio,
Dove l'acqua, oh buon Signor?
Di Giacobbe il nostro vecchio
Siete voi forse maggior?

Che sia pur benedetto!
Questo pozzo a noi lasciò,
A suoi figli: il suo diletto
Gregge in questo abbeverò.

Jesus. Bleibt bei seinem Gleichnisse und verspricht, Jedem durch sein Wasser den Durst auf immer zu löschen.

Oh figliuola, chi l'acqua mia,
Acqua viva beverà,
Già sia pur chiunque sia,
Mai in eterno sete avrà.

Samar. Findet das sehr bequem und bittet sich davon aus.

Oh Signor, non si potrebbe
Di quest' acqua un po' gustar?
La fatica leverebbe
Di venirla qui a cavar.

Jesus. Versucht sie.

A chiamar vostro marito
Gite, l' acqua vi darò:
Nè temete sia partito,
Perchè vi aspetterò.

Samar. Will von keinem Mann wissen.

Io marito? Guardi il cielo,
Sono libera di me.

Jesus. Beschämt ihre Verstellung.

Che direte, s'io vi svelo,
Che n'avete più di tre?

Cinque già ne avete avuti,
Se vostr' è quel ch' avete or.

Samar. Erschrickt.

Oh che sento! (seitwärts) Il ciel m'ajuti!

Sie bekennt:

Dite vero, oh mio Signor,

und gesteht ihm zu, daß er ein großer Prophet sein müsse, um von ihren Liebeshändeln so genau unterrichtet zu sein.

Certo che siete profeta;
Ben sapete indovinar.

Sie will sich wegschleichen.

Io, per dirlo, cheta, cheta,
Me ne voglio un poco andar.

Jesus. Hält sie und spricht von der Ankunft des Messias.

No, no, no, non gite via,
Che è venuto il tempo già
D'adorare il gran Messia
In spirito e verità.

Samar. Erklärt sich darüber sehr naiv.

Che il Messia abbia a venire,
Io non nego, oh questo no;
Ma se poi avessi a dire,
Se è venuto, non lo so.

Jesus. Stellt sich selbst als den Messias dar.

Oh figliuola, egli è venuto
Il Messia, credete a me;
Se puoi essere creduto,
Chi vi parla, quel Egli è.

Samar. Unverzüglich glaubt sie, betet an und erbietet sich zum Apostelamt.

Io vi credo, oh buon Signore,
E vi adoro; or voglio gir
In Samaria; un tal stupore
Voglio a tutti riferir.

Jesus. Sendet sie.

Gite pur! Sia vostra gloria,
Se vi crede la città.
Per sì nobile vittoria
Tutto il ciel trionferà.

Samar. Ist entzückt über die göttliche Gnade.

Oh divina sì grand' opra
Convertir sì infido cor.

Jesus. Zeugt von der Macht und Liebe Gottes.

Il poter tutto si adopra,
Del gran Dio tutto l'amor.

Zweiter Theil.

Samar. Wie sie überzeugt weggegangen, kommt sie nun ganz bekehrt zurück.

Ecco qui quella meschina,
Che ritorna onde partì;
Oh amabile divina
Maestà, eccomi qui!

L'alma mia in questo pozzo
La vostra acqua sì gustò:
Che ogni fonte dopo sozzo
Qual pantan, gli risembrò.

Mille grazie, oh grand' Iddio,
A voi rendo, e sommo onor,
Che mutò questo cor mio
Dal profano al santo amor!

Jesus. Nimmt sie als Tochter an und erklärt sich selbst für Gott.

Oh mia figlia! tale adesso
Più che mai vi vo' chiamar.
La mia grazia quanto spesso
Si bell' opra ella sa far.

Sono Dio! di già 'l sapete,
E mio braccio tutto può,
Io per voi, se fede avrete,
Quanto più per voi farò.

Samar. Wiederholt ihr Glaubensbekenntniß.

Siete Dio onnipotente,
E veduto l'ho pur or:
Di Samaria la gran gente
Convertita è a Voi, Signor.

Jesus. Hat das von Ewigkeit schon gewußt und sie zum Apostel ersehen.

Ab eterno già sapea
E pero vi mandai là;
Fin d'allora vi sceglica
A bandir la verità.

Samar. Ist beschämt.

Oh Signor, io mi arrossisco
Di vedermi in tanto onor;
Più ci penso, e men capisco,
Come a me tanto favor.

Jesus. Erklärt ihr seine göttliche Methode, große Dinge durch geringe Mittel zu thun.

Questo è già costume mio,
Qual io sono a dimostrar,
Per oprar cosa da Dio
Mezzi deboli adattar.

Er giebt Beispiele aus der Geschichte.

D'Oloferne il disumano
Dite su, chi trionfo?
Donna fral di propia mano
Nel suo letto lo svenò.

Il Gigante fier Golia
Come mai, come morì?
D'un sassetto della via,
Che scagliato lo colpì.

Ebenso ist die ganze Welt aus nichts geschaffen.

Tutto il mondo già creato
Opra fu della mia man,
Ed il tutto fu cavato
Dal suo niente in tutto van.

Und seine göttliche Absicht ist die Verherrlichung seines Namens.

Perchè vo' la gloria mia,
Come è debito, per me.

Und der Nutzen ist den Gläubigen bestimmt.

L'util poi voglio che sia
Sol di quel, che opra con fè.

Samar. Begnügt sich am Evangelium.

Che più potrete darmi?
Mi scoprite il gran Vangel;
E di quel volete farmi
Una Apostola fedel.

Ihr Herz entbrennt in Liebe und Zärtlichkeit. Sie giebt sich ihm ganz hin.

Quanto mai vi devo, quanto,
Cortesissimo Gesù!
A voi m'offro e dono intanto,
Nè sarò d'altri mai più.

Jesus. Acceptirt ihr Herz.

Vi gradisco, sì, vi accetto,
Sì, già accetto il vostro amor,
E gradito e sol diletto
Esser vo' dal vostro cor.

Samar. Umfaßt ihn als Bräutigam.

Sì, sarete sposo mio.

Jesus. Umfängt sie als Braut.

Sposa voi sarete a me.

Samariterin.

Io in Voi —

Jesus.

Ed in voi io —

Zu Zwei.

Serbaremo eterna fe.

Und so endigt sich das Drama mit einer förmlichen und ewigen Verbindung.

Es ließe sich aus diesem Gesange gar leicht die Theorie der Bekehrungs- und Missionsgeschichten entwickeln; er enthält die ganze Heilsordnung und den Fortschritt von der irdischen zur himmlischen Liebe: jeder katholische Christ kann es hören und singen, sich damit unterhalten und erbauen, jedes Mädchen kann dabei an ihren irdischen, jede Nonne an ihren himmlischen Bräutigam denken und jede artige Sünderin in der Hoffnung eines künftigen Apostolats sich beruhigen. Und man möchte hier bemerken, daß es eigentlich der Römischen Kirche am Besten gelungen sei, die Religion populär zu machen, indem sie solche nicht sowol mit den Begriffen der Menge als mit den Gesinnungen der Menge zu vereinigen gewußt hat.

Die Tarantella.

Der Tanz, welcher die Tarantella genannt wird, ist in Neapel unter den Mädchen der geringen und Mittelklasse allgemein. Es gehören wenigstens ihrer drei dazu: die eine schlägt das Tamburin und schüttelt von Zeit zu Zeit die Schellen an demselben, ohne darauf zu schlagen, die andern beiden mit Kastagnetten in den Händen machen die Schritte des Tanzes.

Eigentlich sind es, wie bei allen rohern Tänzen, keine abgesonderten und für sich selbst bestehenden zierlichen Tanzschritte. Die Mädchen treten vielmehr nur den Takt, indem sie eine Weile auf einem Platze gegen einander über trippeln, dann sich umdrehen, die Plätze wechseln u. s. w.

Bald wechselt eine der Tanzenden ihre Kastagnetten gegen das Tamburin, bleibt nun stille stehen, indeß die dritte zu tanzen anfängt, und so können sie sich stundenlang vergnügen, ohne sich um den Zuschauer zu bekümmern. Dieser Tanz ist nur eine Unterhaltung für Mädchen, kein Knabe rührt ein Tamburin an. Allein die weiblichen Geschöpfe scheinen die angenehmsten Stunden ihrer Jugend in diesem Takt wegzuhüpfen, und man hat schon bemerkt, daß eben dieser Tanz bei Gemüthskrankheiten oder bei jenem Spinnenstich, welcher wahrscheinlich durch Transspiration kurirt wird, durch die Bewegung dem weiblichen Geschlechte sehr heilsam sein kann; auf der andern Seite sieht man aber auch, daß dieser Tanz ohne äußere Veranlassung selbst in eine Krankheit ausarten könne. Ueber Beides hat uns Herr von Riedesel in seinen Reisen schöne, genaue Beobachtungen gegeben.

Ich füge noch eine Bemerkung hinzu, daß dieser Tanz Tarantella genannt wird nicht von dem Namen jenes Insekts, sondern Tarantola heißt eine Spinne, die sich vorzüglich im Tarentinischen findet, und Tarantella ein Tanz, der vorzüglich im Tarentinischen getanzt wird. Sie haben also ihren ähnlichen Namen von dem gemeinschaftlichen Vaterlande, ohne deßhalb unter sich eine Gemeinschaft zu bezeichnen. Ebenso werden Tarentinische Austern vorzüglich geschätzt und noch andere Produkte jenes schönen Landes.

Ich merke dieses hier an, weil falsche Namensverwandtschaften oft den Begriff eines falschen Verhältnisses unterhalten und es Pflicht ist, jedem Irrthum und Mißverständniß so viel als möglich vorzubeugen und gegen alles Wunderbare zu arbeiten, damit das Merkwürdige seinen Platz behaupte.

7.

Naturlehre.

Neapel, den 10. Januar 178—.

Wenn ich in diesem schönen Lande, selbst mitten im Winter, eines heitern Himmels, einer schönen Erde, einer fortgesetzten Vegetation genieße, so freut es mich, daß meine Freunde in Norden durch andere Naturerscheinungen wenigstens einigermaßen schadlos gehalten werden.

Sie rühmen mir, theurer Freund, die Schönheit Ihrer gefrorenen Fensterscheiben und können mir nicht genug ausdrücken, wie diese vorübergehenden Erscheinungen sich bei strenger anhaltender Kälte und bei dem Zuflusse von mancherlei Dünsten zu Blättern, Zweigen, Ranken, ja sogar zu Reben bilden. Sie schicken mir einige Zeichnungen, die mich an das Schönste, was ich in dieser Art gesehen, erinnern und durch die besondere Zierlichkeit der Gestalten in Verwunderung setzen. Nur scheinen Sie mir diesen Wirkungen der Natur zu viel Werth zu geben; Sie möchten gern diese Krystallisationen zum Range der Vegetabilien erheben. Das, was Sie für Ihre Meinung anführen, ist sinnreich genug, und wer würde leugnen, daß alle existirenden Dinge unter sich Verhältnisse haben!

Aber erlauben Sie mir zu bemerken, daß diese Art, zu betrachten und aus den Betrachtungen zu folgern, für uns Menschen gefährlich ist.

Wir sollten, dünkt mich, immer mehr beobachten, worin sich die Dinge, zu deren Erkenntniß wir gelangen mögen, von einander unterscheiden, als wodurch sie einander gleichen. Das Unterscheiden ist schwerer, mühsamer als das Aehnlichfinden, und wenn man recht gut unterschieden hat, so vergleichen sich alsdann die Gegenstände von selbst. Fängt man damit an, die Sachen gleich oder ähnlich zu finden, so kommt man leicht in den Fall, seiner Hypothese oder seiner Vorstellungsart zu Lieb' Bestimmungen zu übersehen, wodurch sich die Dinge sehr von einander unterscheiden.

Verzeihen Sie mir, wenn ich in einen dogmatischen Ton falle, und nehmen Sie den Ernst in einer ernstlichen Sache gut auf!

Das Leben, das in allen existirenden Dingen wirkt, können wir uns weder in seinem Umfange noch in allen seinen Arten und Weisen, durch welche es sich offenbart, auf einmal denken.

Es bleibt also einem Geiste, der dahin gerichtet ist, nichts übrig, als eben diese Arten und Weisen so genau, als es ihm möglich ist, kennen zu lernen. Er sieht wohl ein, daß er alle zusammen einem einzigen Begriffe, dem Begriff vom Leben im weitesten Sinne, unterzuordnen hat; aber eben desto sorgfältiger wird er die Gegenstände von einander sondern, in welchen sich die Art zu sein und zu leben verschieden zeigt. Er wird mit Strenge, ja mit Pedantismus darauf halten, daß die großen eingeschlagenen Merkpfähle nicht verrückt werden, welche, wenn sie auch nur willkürlich eingeschlagen waren, ihm doch dazu helfen müssen, das Land zu messen und auf das Genauste zu kennen. Er wird die drei großen in die Augen fallenden Gipfel, Krystallisation, Vegetation und animalische Organisation, niemals einander zu nähern suchen, vielmehr wird er nur ihre Zwischenräume genau zu kennen trachten und mit großem Interesse an den Punkten verweilen, wo die verschiedenen Reiche zusammenzutreffen und in einander überzugehen scheinen.

Dieses Letzte mag wol Ihr besonderer Fall sein, werther Freund, und ich darf Sie deswegen nicht tadeln, weil ich mich selbst in diesen Gegenden oft aufgehalten und noch gern darin verweile. Nur mag ich nicht gerne zugeben, daß man zwei Berge, welche durch ein Thal verbunden werden, für einen Berg halte und dafür ausgebe. Denn ebenso ist es in natürlichen Dingen: die Gipfel der Reiche der Natur sind entschieden von einander getrennt und aufs Deutlichste zu unterscheiden. Ein Salz ist kein Baum, ein Baum kein Thier; hier können wir die Pfähle feststecken, wo uns die Natur den Platz selbst angewiesen hat. Wir können sodann nur desto sicherer von diesen Höhen in ihre gemeinschaftlichen Thäler heruntersteigen und auch diese recht genau durchsuchen und durchforschen.

So hab' ich nichts dagegen, mein Freund, wenn Sie diese Beobachtungen, worauf Sie die Winterzierde Ihrer Fenster aufmerksam gemacht, weiter und genauer fortsetzen; geben Sie Acht, wo Krystallisationen sich einer Ramifikation nähern, und Sie werden finden, daß es gewöhnlich dann geschieht, wenn sich ein Phlogiston zu den Salzen mischt. Sie werden alsdann durch Hülfe kleiner chemischer Versuche angenehme Erfahrungen sammeln. Sie werden von den getrennten Erscheinungen nach und nach bis zur künstlichen Verfertigung der Dendriten übergehen und alsdann mich selbst überraschen und belehren, wenn Sie mir den Punkt genau anzeigen, wo Sie auf diesem Wege das

ganz nahe verwandt scheinende Moos zu erhaschen das Glück hatten.

Uebrigens lassen Sie uns für alle Kunstwörter einen gleichen Respekt haben! Jedes zeigt von der Bemühung des Menschengeistes, etwas Unbegreifliches zu begreifen. Lassen Sie uns die Worte Aggregation, Krystallisation, Epigenese, Evolution nach unserer Bequemlichkeit brauchen, je nachdem eins oder das andere zu unserer Beobachtung am Besten zu passen scheint.

Da wir nicht mit Wenig Viel thun können, so muß es uns nicht verdrießen, mit Vielem Wenig zu thun; und wenn der Mensch die ganze Natur nicht einmal in einem dunkeln Gefühl umfassen kann, so kann er doch Vieles in ihr erkennen und wissen.

Die Wissenschaft ist eigentlich das Vorrecht des Menschen, und wenn er durch sie immer wieder auf den großen Begriff geleitet wird: daß das alle nur ein harmonisches Eins, und er doch auch wieder ein harmonisches Eins sei, so wird dieser große Begriff weit reicher und voller in ihm stehen, als wenn er in einem bequemen Mystizismus ruhte, der seine Armuth gern in einer respektabeln Dunkelheit verbirgt.

Antwort.

Ein lauer Wind hatte schon unsere reizenden Wintergärten aufgelöst, als Ihr Brief ankam, der uns beinahe der Freuden, welche wir im Andenken der zierlichen Erscheinungen empfanden, gleichfalls beraubt hätte. Verzeihen Sie, wenn wir anfangs in Ihrem Schreiben den Uebermuth eines Reichen zu sehen glaubten, wenn es uns schien, als wüßte der Glückliche im Genuß der schönsten Scenen der Natur das Vergnügen entfernter Freunde an den mittlern und geringern Produktionen der Natur nicht zart genug zu schätzen.

Bei dieser Gelegenheit habe ich recht empfunden, wie viel vortheilhafter es sei, sich über wissenschaftliche Gegenstände mündlich als schriftlich zu unterhalten. In der Entfernung und bei schriftlicher Kommunikation glaubt man oft anders zu denken als der Zweite, und man denkt ebenso; man glaubt überein zu denken, und denkt verschieden. Im Gespräche löst sich ein solches Mißverständniß leicht auf, schriftlich fängt es an zu stocken, und leider sehen wir, daß oft kluge und verständige Männer, wenn

einmal ihre Abweichungen von einander gedruckt sind, sich fast nie wieder zusammenfinden können.

Glücklicherweise sind wir nicht in diesem Fall, und ich schreibe diesen Brief eilig, um Ihnen zu sagen, daß wir übereinstimmender denken, als Sie zu glauben scheinen, und ich mich nur vielleicht in meinem ersten Brief zu kurz und unbestimmt ausgedrückt habe; daher Sie denn auf den Argwohn gekommen sein mögen, als wichen wir von dem rechten Wege der Betrachtung und der Wissenschaft ab.

Wir müssen Ihnen leider zugeben, daß es eine ganz andere Empfindung sei, durch einen Orangenwald in vollem und dauerndem Genusse zu spazieren, als hinter einer Fensterscheibe augenblicklichen und vergänglichen Wirkungen der Natur aufzulauern. Auch haben wir nie unsere durchsichtigen Eisflächen zum Range der Hesperischen Gärten erheben wollen. Allein dem anschauenden Auge ist es eine sonderbare Erscheinung, daß, wenn bei strengem Froste sich Dünste an eine Fensterscheibe legen, sie sich daselbst zuerst in kleinen Wasserkügelchen sammeln, die bald, von der am Rande befindlichen größern Kälte zusammengedrängt, sich näher zu verbinden suchen. Manche schießen alsdann sogleich in sternförmige oder andere Gestalten an, manche bilden sich zu langen Fäden oder Schnüren, an deren beiden Seiten sich nach und nach neue Fäden und Schnüre ansetzen, bis zuletzt eine förmliche pflanzen- oder baumähnliche Gestalt entsteht.

Gewiß ist es, wie Sie selbst bemerken, daß das Phlogiston hier keine geringe Rolle spielt. An Orten, wo sich mehrere unreine und phlogistische Dünste versammeln, breiten sich diese Gestalten in zusammenhängenden Formen stets weiter aus einander; es bilden sich in der Mitte gleichsam Stiele und Stämme; aus den tiefen Hohlungen eines Fensterrahmens scheinen sie Nahrung herbeizuschaffen und breiten sich daselbst in wurzelähnlichen Ramifikationen aus.

Wenn auch hier die Einbildungskraft dem äußern Sinne in Manchem zu Hilfe käme, so ist doch nicht zu leugnen, daß diese Gestalten, welche sich, von außen veranlaßt, auf einer Fläche bilden, große Aehnlichkeit wenigstens in der Erscheinung mit den Vegetationen haben, welche sich von innen heraus nach allen Seiten zu bilden die Kraft besitzen.

Gerne wollen wir also jene Gipfel und Merkpfähle stehen lassen; aber um desto mehr wird es uns erlaubt sein, wenn wir streng geschieden und abgesondert haben, auch wieder einmal

zu vergleichen. Wenn beim Trennen und Absondern großer Ernst und große Genauigkeit nöthig ist und es zum Besten der Wissenschaft sehr räthlich sein möchte, das einmal Abgetrennte und Gesonderte in Lehrbüchern gleichsam wie in Archiven stehen zu lassen, so scheint es mir hingegen nicht nachtheilig zu sein, wenn man sich im Vergleichen mehr Willkür erlaubt. Sie gönnen verschiedenen Kunstwörtern gleiche Rechte; auf gleiche Weise lassen Sie mich den verschiedenen Seelenkräften das Wort reden. Wie es gut ist, keine Seelenkraft vom Gebrauch des gemeinen Lebens auszuschließen, so sollte man, dünkt mich, auch jede zu Ausbreitung einer Wissenschaft mitwirken lassen.

Einbildungskraft und Witz, welche, abgesondert betrachtet und auf zerstreute Gegenstände angewandt, einer Wissenschaft mehr gefährlich als nützlich sein möchten, sind doch selbst die Hauptwerkzeuge, womit das Genie weiter reicht, als gewöhnlich die Menschen zu reichen vermögen. Wenn es also Männer giebt, die recht genaue Beobachtungen machen, andere, welche das Erkannte ordnen und bestimmen, und wir es mit den Arbeiten dieser Männer sehr genau nehmen müssen, weil sie selbst ein sehr ernsthaftes Pensum übernommen haben, so wollen wir es mit der dritten Klasse desto leichter nehmen, zu welcher sich vorerst Ihre Freunde bekennen, die Ihnen zusammen einen herzlichen Gruß entbieten. Leben Sie wohl und bleiben Sie versichert, daß es uns gleichfalls Ernst um die Wissenschaft ist, die Ihnen am Herzen liegt; und wenn Sie uns recht gute Beobachtungen zurückbringen, so werden Sie unsere Versuche, das Neue mit dem uns Bekannten zu verbinden, gewiß nicht mißdeuten, und wir werden, wenn unsere Gemüthsart uns gar zu weit verleiten sollte, gern auf einen Wink merken, der uns in Zeiten erinnert.

8.

Aeltere Gemälde.

Neuere Restaurationen in Venedig, betrachtet 1790.

Die ältesten Monumente der neuern Kunst sind hier in Venedig die Mosaiken und die griechischen Bilder; von den ältesten Mosaiken hab' ich noch nichts gesehen, was mir einige Aufmerksamkeit abgewonnen hätte.

Die altgriechischen Gemälde sind in verschiedenen Kirchen zerstreut; die besten befinden sich in der Kirche der Griechen. Der Zeit nach müssen sie alle mit Wasserfarbe gemalt sein und nur nachher mit Oel oder einem Firniß überzogen. Man bemerkt an diesen Bildern noch immer einen gewissen geerbten Kunstbegriff und ein Traktament des Pinsels. Auch hatte man sich gewisse Ideale gemacht; woher sie solche genommen, wird sich vielleicht auffinden lassen.

Das Gesicht der Mutter Gottes, näher angesehen, scheint der kaiserlichen Familie nachgebildet zu sein. Ein uraltes Bild des Kaisers Konstantin und seiner Mutter brachte mich auf diesen Gedanken; auffallend war die Größe der Augen, die Schmäle der Nasenwurzel, daher die lange, schmale Nase, unten ganz fein endigend, und ein ebenso kleiner, feiner Mund.

Der Hauptbegriff griechischer Malerei ruht auf der Verehrung des Bildes, auf der Heiligkeit der Tafel. Sorgfältig ist jederzeit dabei geschrieben, was eine Figur vorstelle. Selbst die Mutter Gottes und das Christkindchen, die man doch nicht verkennen kann, haben noch immer ihre Beischriften.

Man findet halbe Bilder in Lebensgröße oder nahe daran, ganze Bilder immer unter Lebensgröße, Geschichten ganz klein, als Beiwerk und Nebensache, unter den Bildern.

Mir scheint, daß die Griechen mehr als die Katholiken das Bild als Bild verehren.

Hier bliebe nun eine große Lücke auszufüllen; denn bis zum Donato Veneziano ist ein ungeheurer Sprung, doch haben alle Künstler bis zum Johann Bellin herauf den Begriff von der Heiligkeit der Tafel aufrecht erhalten.

Wie man anfing, größere Altarbilder zu brauchen, so setzte man sie aus mehreren Heiligenbildern zusammen, die man in

vergoldeten Rahmenstäben neben und in einander fügte; deswegen auch oft Schnitzer und Vergolder zugleich mit dem Maler genannt ist.

Ferner bediente man sich eines sehr einfachen Kunstgriffs, die Tafel auszufüllen; man rückte die heiligen Figuren um einige Stufen in die Höhe, unten auf die Stufen setzte man musizirende Kinder in Engelsgestalt, den Raum oben darüber suchte man mit nachgeahmter Architektur zu verzieren.

Jener Begriff erhielt sich so lange als möglich; denn er war zur Religion geworden.

Unter den vielen Bildern des Johann Bellin und seiner Vorgänger ist keines historisch, und selbst die Geschichten sind wieder zu der alten Vorstellung zurückgeführt; da ist allenfalls ein Heiliger, der predigt, und so viele Gläubige, die zuhören.

Die ältern historischen Bilder waren mit ganz kleinen Figuren. So ist z. B. in St. Roch der Sarg, worin des Heiligen Gebeine verwahrt sind, von den Vivarinis auf diese Weise gemalt. Selbst die nachherige ungeheure Ausdehnung der Kunst hat ihren Beginn von so kleinen Bildern genommen, wie es die Tintorettischen Anfänge in der Schule der Schneider bezeugen; ja, selbst Tizian konnte nur langsam jenes religiose Herkommen abschütteln.

Man weiß, daß Derjenige, der das große Altarblatt in den Fraris bestellte, sehr ungehalten war, so große Figuren darauf zu erblicken.

Das schöne Bild auf dem Altar der Familie Pesaro ist noch immer die Vorstellung von Heiligen und Anbetenden.

Ueberhaupt hat sich Tizian an der alten Weise ganz nahe gehalten und sie nur mit größerer Wärme und Kunst behandelt.

Nun aber fragt sich: Wann ist die Gewohnheit aufgekommen, daß Diejenigen, welche das Bild bezahlten und widmeten, sich auch zugleich darauf mit malen ließen?

Jeder Mensch mag gern das Andenken seines Daseins stiften; man kann es daher für eine Anlockung der Kirche und der Künstler halten, andächtigen Menschen hiedurch auch eine Art von Heiligkeit zu verleihen. Auch läßt sich es wol als eine bildliche Unterschrift annehmen. So knieen ganz in der Ecke eines großen, halberhoben geschnitzten Marienbildes die Besteller als demüthige Zwerglein. Nach und nach wurden sie familienweis zu Hauptfiguren, und endlich erscheinen sogar ganze Gilden als historisch mitfigurirend.

Die reichen Schulen gaben nun ihre breiten Wände her, die Kirchen alle Flächen, und die Bilder, die sonst nur in Schränkchen über den Altären standen, dehnten sich aus über alle architektonisch leeren Räume.

Tizian hat noch ein wunderthätiges Bild gemalt, Tintoret schwerlich, obgleich geringere Maler zu solchem Glück gelangten.

Das Abendmahl des Herrn erbaute schon längst die Refektorien; Paul Veronese faßte den glücklichen Gedanken, andere fromme weitläufige Gastgebote auf den weiten, breiten Wänden der Refektorien darzustellen.

Indessen aber die Kunst wächst und mit ihr die Forderungen, so sieht man die Beschränktheit der religiosen Gegenstände. In den besten Gemälden der größten Meister ist sie am Traurigsten fühlbar; was eigentlich wirkt und gewirkt wird, ist nicht zu sehen; nur mit Nebensachen haben sich die Künstler beschäftigt, und diese bemächtigen sich des Auges.

Und nun fangen erst die Henkersknechte recht an, die Hauptpersonen zu spielen; hier läßt sich doch etwas Nervig-Nacktes

anbringen; doch ist ihr Beginnen immer Abscheu erregend, und wenn reizende Zuschauerinnen mit frischen Kindern nicht noch gewissermaßen das Gegengewicht hielten, so würde man übel erbaut von Kunst und Religion hinweggehen.

Wie Tintoret und Paul Veronese die schönen Zuschauerinnen zu Hilfe gerufen, um die abscheulichen Gegenstände, mit denen sie sich beschäftigen mußten, mir einigermaßen schmackhaft zu machen, ist bemerkenswerth. So waren mir ein paar allerliebste weibliche Figuren in dem Gefängnisse unerklärlich, in welchem ein Engel dem heiligen Rochus bei Nacht erscheint. Sollte man Mädchen eines übeln Lebens und Heilige mit andern Verbrechern zusammen in einen Kerker gesperrt haben? Auf alle Fälle bleiben diese Figuren, wie jetzt das Bild noch zu sehen ist, bei der bessern Erhaltung, wahrscheinlich von mehr fleißigem Farbenauftrag bewirkt, vorzüglich die Gegenstände unserer Aufmerksamkeit.

Jemand behauptete, es seien verlassene Pestkranke; sie sehen aber gar nicht darnach aus.

Tintoret und Paul Veronese haben manchmal bei Altarblättern sich der alten Manier wieder nähern und bestellte Heilige auf ein Bild zusammen malen müssen, wahrscheinlich die Namenspathen des Bestellers; es geschieht aber immer mit dem größten Künstlersinn.

Die ältesten Bilder, welche mit Wasserfarbe gemalt sind, haben sich zum Theil hier gut erhalten, weil sie nicht wie die Oelbilder dunkler werden; auch scheinen sie die Feuchtigkeit, wenn sie nur nicht gar zu arg ist, ziemlich zu ertragen.

Ueber die Behandlungsweise der Farben würde ein technisch gewandter Maler aufklärende Betrachtungen anstellen.

Die ersten Oelbilder haben sich gleichfalls sehr gut erhalten, obschon nicht ganz so hell wie die Temperabilder. Als Ursache

giebt man an, daß die frühern Künstler in Wahl und Zubereitung der Farben sehr sorgfältig gewesen; daß sie solche erst mit Wasser klar gerieben, sie dann geschlemmt und so aus einem Körper mehrere Tinten gezogen; daß sie gleichmäßig mit Reinigung der Oele verfahren und hierin weder Mühe noch Fleiß gespart. Ferner bemerkt man, daß sie ihre Tafeln sehr sorgfältig grundirten, und zwar mit einem Kreidegrund, wie bei der Tempera; dieser zog unter dem Malen das überflüssige Oel an sich, und die Farbe blieb desto reiner auf der Oberfläche stehen.

Diese Sorgfalt verminderte sich nach und nach, ja sie verlor sich endlich ganz, als man größere Gemälde zu unternehmen anfing. Man mußte die Leinwand zu Hilfe nehmen, welche man nur schwach mit Kreide, manchmal auch nur leicht mit Leim grundirte.

Paul Veronese und Tizian arbeiteten meistens mit Svelaturen; der erste Auftrag ihrer Farben war licht, welchen sie immer mit dunkeln, durchsichtigen Tinten zudeckten; deswegen ihre Bilder durch die Zeit eher heller als dunkler geworden sind, obgleich die Tizianischen durch das viele beim Uebermalen gebrauchte Oel gleichfalls gelitten haben.

Als Ursache, warum Tintoret's Gemälde meistens so dunkel geworden sind, wird angegeben, daß er ohne Grund, auch auf rothen Grund, meist a la prima und ohne Svelatur gemalt. Weil er nun auf diese Weise stark auftragen und der Farbe in ihrer ganzen Dicke schon denjenigen Ton geben mußte, den sie auf der Oberfläche behalten sollte, so liegen nicht wie bei Paul Veronese hellere Tinten zum Grund, und wenn sich das stark gebrauchte Oel mit der Farbe zusammen veränderte, so sind auf einmal ganze Massen dunkel geworden.

Am Meisten schadet das Ueberhandnehmen des rothen Grundes über schwächern Auftrag, so daß manchmal nur die höchsten, stark aufgetragenen Lichter noch sichtbar geblieben.

An der Qualität der Farbstoffe und der Oele mag auch gar Vieles gelegen haben.

Wie schnell übrigens Tintoret gemalt, kann man aus der Menge und Größe seiner Arbeiten schließen, und wie frech er dabei zu Werke gegangen, sieht man an dem einen Beispiel, daß er in großen Gemälden, die er an Ort und Stelle schon aufgezogen und befestigt gemalt, die Köpfe ausgelassen, sie zu Hause einzeln gefertigt, ausgeschnitten und dann auf das Bild geklebt, wie man beim Ausbessern und Restauriren gefunden; besonders scheint es bei Porträten geschehen zu sein, welche er zu Hause bequem nach der Natur malen konnte.

Ein ähnliches Benehmen entdeckte man in einem Gemälde von Paul Veronese. Drei Porträte von Edelleuten waren auf einem frommen Bilde mit angebracht; beim Restauriren fanden sich diese Gesichter ganz leise aufgeklebt, unten drunter drei andere schöne Köpfe, woraus man sah, daß der Maler zuerst drei Heilige vorgestellt, nachher aber, vielleicht durch obrigkeitliche, einflußreiche Personen veranlaßt, ihre Bildnisse in diesem öffentlichen Werke verewigt habe.

Viele Bilder sind auch dadurch verdorben worden, daß man sie auf der Rückseite mit Oel bestrichen, weil man fälschlich geglaubt, den Farben dadurch neuen Saft zu geben. Wenn nun solche Bilder gleich wieder an der Wand oder an einer Decke angebracht worden, so ist das Oel durchgedrungen und hat das Bild auf mehr als eine Weise verwüstet.

Bei der großen Menge von Gemälden, welche in Venedig auf vielerlei Weise beschädigt worden, ist es zu denken, daß sich mehrere Maler, wiewol mit ungleicher Geschicklichkeit und Geschick, auf die Ausbesserung und Wiederherstellung derselben legten. Die Republik, welche in dem herzoglichen Palast allein einen großen Schatz von Gemälden verwahrt, die jedoch zum Theil von der Zeit sehr verletzt sind, hat eine Art von Akademie der Gemälderestauration angelegt, eine Anzahl Künstler versammelt, ihnen einen Direktor gegeben, und in dem Kloster Santi Giovanni e Paolo einen großen Saal nebst anstoßenden

geräumigen Zimmern angewiesen, wohin die beschädigten Bilder gebracht und wiederhergestellt werden.

Dieses Institut hat den Nutzen, daß alle Erfahrungen, welche man in dieser Kunst gemacht hat, gesammelt und durch eine Gesellschaft aufbewahrt werden.

Die Mittel und die Art, jedes besondere Bild herzustellen, sind sehr verschieden nach den verschiedenen Meistern und nach dem Zustande der Gemälde selbst. Die Mitglieder dieser Akademie haben durch vieljährige Erfahrung die mannichfaltigen Arten der Meister sich aufs Genauste bekannt gemacht, über Leinwand, Grundirung, ersten Farbenauftrag, Lasuren, Ausmalen, Akkordiren sich genau unterrichtet. Es wird der Zustand jedes Bildes vorher erst untersucht, beurtheilt und sodann überlegt, was aus demselben zu machen möglich sei.

Ich gerieth zufällig in ihre Bekanntschaft; denn als ich in genannter Kirche das köstliche Bild Tizian's, die Ermordung des Petrus Martyr, mit großer Aufmerksamkeit betrachtet hatte, fragte mich ein Mönch, ob ich nicht auch die Herren da oben besuchen wollte, deren Geschäft er mir erklärte. Ich ward freundlich aufgenommen, und als sie meine besondere Aufmerksamkeit auf ihre Arbeiten gewahr wurden, die ich mit deutscher Natürlichkeit ausdrückte, gewannen sie mich lieb, wie ich wol sagen darf; da ich denn öfters wiederkehrte, immer unterwegs dem einzigen Tizian meine Verehrung beweisend.

Hätte ich jedesmal zu Hause aufgeschrieben, was ich gesehen und vernommen, so käm' es uns noch zu Gute; nun aber will ich aus der Erinnerung nur ein ganz eigenes Verfahren in einem der besondersten Fälle bemerken.

Tizian und seine Nachfahren malten wol auch mitunter auf gemodelten Damast, leinen und ungebleicht, wie er vom Weber kommt, ohne Farbgrund; dadurch erhielt das Ganze ein gewisses Zwielicht, das dem Damast eigen ist, und die einzelnen Theile gewannen ein unbeschreibliches Leben, da die Farbe dem Beschauer nie dieselbe blieb, sondern in einer gewissen Bewegung von Hell und Dunkel abwechselte und dadurch alles Stoffartige verlor. Ich erinnere mich noch deutlich eines Christus von Tizian, dessen Füße ganz nah vor den Augen standen, an denen man durch die Fleischfarbe ein ziemlich derbes Quadratmuster des Damastes erkennen konnte. Trat man hinweg, so schien

eine lebendige Epiderm mit allerlei beweglichen Einschnitten ins Auge zu fassen.

Ist nun an einem solchen Bilde durch die Feuchtigkeit ein Loch eingefressen, so lassen sie nach dem Muster des Grundes einen Metallstempel schneiden, überziehen eine feine Leinwand mit Kreide und drucken das Muster darauf ab; ein solches Läppchen wird alsdann auf der neuen Leinwand, auf welche das Bild gezogen werden soll, befestigt und tritt, wie das alte Bild aufgeklebt wird, in die Lücke, wird übermalt und gewinnt schon durch die Unterlage des Grundes eine Uebereinstimmung mit dem Ganzen.

So fand ich die Männer um ein ungeheures Bild von Paul Veronese, in welches mehr als zwanzig solcher Löcher gefallen waren, beschäftigt; schon sah ich die sämmtlichen gestempelten Läppchen fertig und durch Zwirnsfäden zusammen und aus einander gehalten wie in einem Spinnengewebe auf der gleichfalls ausgespannten neuen Leinwand aufgelegt. Nun war man für Berichtigung der Oertlichkeit besorgt, indem diese kleinen Fetzchen aufgeklebt wurden, die, wenn das große Bild aufgezogen würde, in alle Lücken genau passen sollten. Es gehörte wirklich die Lokalität eines Klosters, eine Art mönchischen Zustandes, gesicherte Existenz und die Langmuth einer Aristokratie dazu, um dergleichen zu unternehmen und auszuführen. Uebrigens begreift man denn freilich, daß bei solchen Restaurationen das Bild zuletzt nur seinen Schein behielt und nur so viel zu erreichen war, daß die Lücke in einem großen Saale wol dem Kenner, aber nicht dem Volke sichtbar blieb.

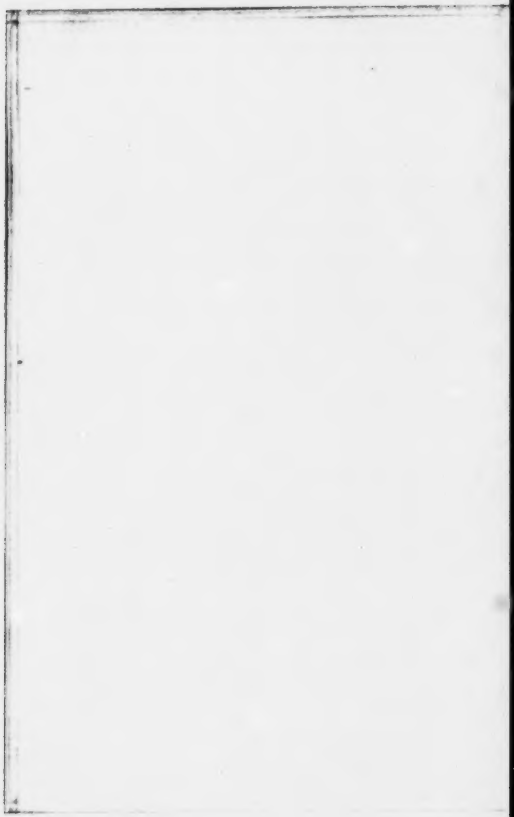

Verzeichniß

verschiedener Gebirgs- und anderer Steinarten,

welche ich auf der italiänischen Reise 1786, 87 und 88 gesammelt.

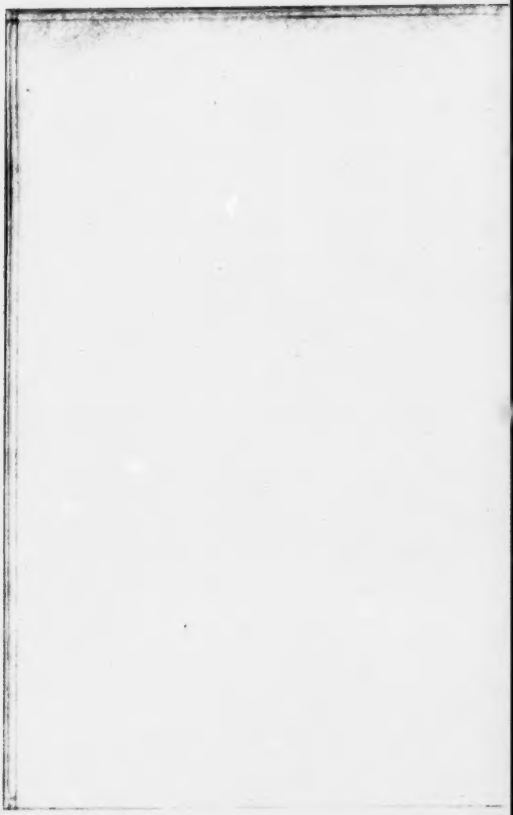

Sammlung von Gebirgsarten

auf der italiänischen Reise von Innsbruck bis Otricoli.

---

1. Gewöhnlicher grauer Kalkstein vor und in Innsbruck.
2. Gneis von den Wegesteinen gegen den Brenner.
3. Gneisart ebendaher.
4. Dieselbe mit sichtbarerm Feldspath, anstehend beim See.
5. Glimmerschiefer mit Quarz und isabellfarbenem Kalkspath.
6. Derselbe mit Kalk.
7. Kalk, wie er auf dem Glimmerschiefer aufliegt.
8. Derselbe an der Ablosung. Gehört der Nummer nach voran.
9. Glimmerschiefer auf dem Kalk.
10. Schieferiger Kalkstein aus der Gegend.
11. Marmor unter dem Brenner nach Sterzing zu.
12. Granit von der Chaussee unter Collman.
13. Gneisart ebendaher.

14—18. Porphyrarten ebendaher.

19. Eine Porphyrart, die sich regelmäßig spaltet.
20. Porphyr mit grünem Talk oder Speckstein flecken vor Bozen.
21. Porphyr, dessen Ferber erwähnt, unter Brandzoll.
22. Kalkstein, weiter hinabwärts.
23. Basalt als Kiesel, auf dem Weg von Roveredo nach Torbole.
24. Granitgeschiebe aus dem Lago di Garda.
26.[1]) Rother Veronesischer Marmor.
27. Bronzino.
28. Weißer Kalkstein, von dem sie Statuen arbeiten.

---

[1]) Die Nummer 25, wie weiter unten 42—49 (auf Seite 568) und 27 (auf Seite 570), ist bei der Zählung übersprungen. — A. d. H.

29. Basaltgeschiebe.
30. Lava vom Monte Berico.
31. Kalksteine daher.
32. Kalksteine, woraus sie in Vicenza schöne Platten arbeiten.
33. Kalksteine, die sie nach Belieben sägen und schneiden.
34. Basalt, aus dem sie schöne Platten hauen, die Hallen zu pflastern, und mit dessen kleinern Stücken sonst gepflastert wird.
35. Eine Lava, die sie auch zu Platten zuhauen.
36. Stein aus dem Paduensischen Gebirg, womit sie in Venedig pflastern. Ob Lava? ob Porphyr?
37. Kalkstein, der mit der Säge geschnitten wird und zu verschiedenen Gebäuden gebraucht, aus dem Vorgebirg der großen Kette. Vitruv gedenkt seiner.
38. Kalksteine, die eine Zeit lang im Meer gelegen und von Meerwürmern angefressen sind.
39. Meeresschlamm, zusammengebacken, wel die neuste Steinart.
40. Basaltgeschiebe aus dem adriatischen Meere.
41. Kalk von der Mauer bei Palestrina, mit Traß gemischt.
50. Verschiedene Arten Kalksteine, auf den Apenninen abgeschlagen.
51. Art Travertin, bei Terni auf einem ganz vulkanischen Boden gefunden, wahrscheinlich von einem Gebäude.
52. Kalkstein mit Eisen, von den Apenninen.
53. Granit, auf den Apenninen von einem losen Stück abgeschlagen.
54. Lava mit weißen Granaten. Gleich über der Tiberbrücke von Otricoli nach Città Castellana.

Zur Naturgeschichte des Bolognefer Schwerspaths.

1. Lettig-sandiges Gebirg, auf dem Weg nach Paderno.
2. Traueneis, von dem ganze Felsen zu Tage ausgehen.
3. Schieferiges Thongestein.
4. Dasselbe Gestein aufgebläht und verändert.
5, 6. Härtere Lagen. Grün und roth.
7. Dasselbe Gestein mit Schwefelkies.
8. Gipslage zwischen dem Lettengestein.

9. Gypsspath.
10. Schöne Stücke des Schwerspaths.
11. Dergleichen noch mit dem Letten, in dem ich sie gefunden.
12. Aufgeschlagen, an denen man die innere Struktur erkennen kann.
13. Ovalgestaltete kleinere.
14. Krystallisirte kleine Stücke, deren Gestalt sich dem sogenannten Rosenspath nähert.
15. Unförmliche Stückchen zu Versuchen.

Vulkanische Produkte aus der Nachbarschaft von Rom.

1. Dichte Lava, wie sie gewöhnlich in Frascati vorkommt.
2. Dergleichen von Remi.
3. Von der Via Appia.
4. Weniger dichte Lava von Frascati auf dem Weg von Jorno nach Borghese.
5. Von einem einzelnen Stück am Lago Albano gegen Palazzuola.
6. Von Albano.
7. Von Remi.
8. Von einem Eckstein des Kapitol.
9. Aus der Gegend von Rom mit geschmolznem Lavaglas, das eine Neigung zeigt, eine krystallinische Form anzunehmen.
10. Von Albano dergleichen Glas- oder Granatpunkte, innig mit Schörl vermischt.
11. Dergleichen von Lariccia, wo die krystallisirten Sechseckchen schon deutlicher werden. Beide Nummern sind schon stark verwittert.
12. Dergleichen. Hier ist der Uebergang der Krystalle am Deutlichsten zu sehen.
13. Aus der Gegend von Rom, Lava mit völlig ausgebildeten Granaten. In vielem Betracht ein sehr merkwürdiges Stück.
14. Vom alten Krater bei Lariccia, wahrscheinlich ein stark veränderter Granit.

15. Dergleichen von daher mit weißen ſtengeligen Kryſtallen, welche ſich, wie es ſcheint, in den Höhlungen erzeugt haben.
16, 17. Stark verglaſte Stücke von ebendaher.
18. Peperin.
19. Dergleichen vom Lago Albano.
20. Peperin vom Lago Albano mit Marmorſtücken.
21. Verwitterter Peperin vom Grabmal des Pompejus.
22. Röthlicher Peperin oder Tuffo.
23. Malziana aus der Gegend von Rom. Wird zu Herden und Kaminen gebraucht, weil er im Feuer hart wird. Siehe Nr. 36 des Katalogus Nr. 1.
24. Schlacke von Albano.
25. Vom Monte cavo.
26. Vulkaniſche Aſche mit Kalk.

Vulkaniſche Produkte von dem Veſuv.

28—33. Verſchiedene Stücke älterer Laven, wovon große Klumpen zufällig hier und da zerſtreut liegen.
34, 35. Lava mit ſchwarzem Glaſe.
36. Lava, welche in Neapel vorzüglich zu Gebäuden gebraucht wird.
37. Lava, worauf Pompeji gebaut iſt.
38. Alte Lava mit ſogenannten weißen Granaten.
39, 40. Dergleichen.
41. Loſe Granaten.
42—45. Vulkaniſche Kalkbreccien.
46. Graublauer Marmor.
47. Granit, auf dem Veſuv gefunden.
48—53. Mehr oder weniger leichte Schlacken des Veſuv's.
54. Bimsſteine, ſogenannte rapilli, womit Pompeji überdeckt worden.
54*. Vulkaniſcher Ruß.
55. Lavaglas mit Glimmer.
56. Lavaglas in abgeſonderten Stücken.
57. Eine weiße glaſige Maſſe, die ſich kryſtalliſirt zeigt, mit Glimmer.
58. Dieſelbige rein.
59. Glimmer mit braunen und röthlichen Kryſtallen.

60. Glimmer mit bräunlichen Krystallen.
61. Glimmeriges Gestein mit braunen Krystallen.
62. Dieselbigen Krystalle abgesondert.
63. Grüne glimmerige und glasartige Masse.
64. Schwarze schörlartige Masse mit schönen Schörlkrystallen.

Vulkanische Produkte von Ischia.

65. Lavaglas.
66. Schwarzes Lavaglas mit weißen Glaspunkten, welche sich der Krystallisation nähern.
67. Dergleichen mit Krystallen verschiedener Form, sehr merkwürdig.
68. Thoniges Gestein von Ischia, von der höchsten Höhe des Berges.
69. Geschiebe vom Ufer des Meers.

Alaunsteine von der Gegend um Tolfa.

Sie sind von 70 bis 74 nummerirt. Siehe von denselben Ferber's Briefe, pag. 247.

Verzeichniß sizilianischer Steinarten.

Vulkanische Produkte.

A. Lava von 1669, welche Catania zerstörte.
Ab. Von derselben, wegen des größern Hyazinthglases mitgenommen.
Ac. Vom Aetna.
Ad. Auf dem Wege nach Nicolosi wegen der Farbe zum Aquarell.
Ae. Verschiedene Stücke Laven allo Ciarre, vom Wege und Bausteinen abgeschlagen.
Af. Letzte Lava nach Taormina zu.
Ag. Lavaglas aus dem Meer bei Taormina.

Ah. Scorien mit Schörl vom Monte Roſſo.

Ai. Aſche über der Fähre des Waſſers, das vom Aetna herunterkommt, gegen Miſterbianco zu.

Ak. Kalktuff mit Aſche, der die vulkaniſchen und andere Geſchiebe des Fluſſes zuſammenbäckt und überdeckt.

Granit und Gneis.

B. Aus dem Fiume ſalſo.

Ba, Bb, Bc. Aus dem Meere bei Taormina.

Bd. Capo San Aleſſio zwiſchen Taormina und Meſſina.

Talkartig Geſtein.

C. Zwiſchen Taormina und Meſſina, wo auch der Glimmerſchiefer mit vielem Quarz häufig vorkommt und mit dem Kalkgebirg abwechſelt.

Breccien.

D. Aus dem Pflaſter von Caltaniſetta.

Da. Aus dem Meer bei Taormina. Dergleichen, im Fiume ſalſo gefunden.

Db. Aus dem Fiume ſalſo.

Dc. Bei Taormina aus dem Meere.

Dd. Zwiſchen Taormina und Meſſina.

Quarzſtein, nähert ſich ſelten feſtem Jaspis.

In Geſchieben.

E. Zwiſchen Alcamo und Caſtel vetrano.

Ea. Aus dem Fluſſe Platani.

Eb. Fiume ſalſo.

Ec. Auf dem Wege von Caſtro Giovanni nach Molimenti, eh man den Fluß mit der Fähre paſſirt, eh noch viele Lavengeſchiebe ſich ſehen laſſen. Man hält's von außen für Lava, wie es in Blöcken liegt.

Jaspisähnliche Steine, von denen ich nicht gewiß bin, ob ſie nicht zu den Feuerſteinen aus dem Kalkgebirge gehören.

F. Aus dem Fluſſe Oreto.

Fa. Aus dem Fluſſe Platani.

Sandstein.

G. Aus dem Fluſſe Oreto.
Ga. Aus dem Thale zwiſchen Caſtro Giovanni und Molimenti. NB. Der Verwitterung dieſes Steins hat Sizilien mit andern noch zu bemerkenden ſein beſtes Erdreich zu danken.

Gips.

H. Aus dem Fiume ſalſo.

Kalk.

I. Monte Pellegrino.
Ia. Dergleichen zu Erinnerung an Loch- und Trennungen.
Ib. Fiume ſalſo.
Ic. Zwiſchen Taormina und Meſſina.
Id. Caltaniſetta.
Ie. Daher.
If. Leicht verwitterlicher Kalkſtein, den fruchtbaren Boden Sizziliens hervorbringend.
Ig. Fiume Platani.
Ih. Fiume ſalſo.

Breccien.

Ii. Monte Pellegrino am Fuße.
Ik. Fiume ſalſo.

Muſchelkalk.

K. Höhe über Caltaniſetta.
Ka. Caſtro Giovanni.
Kb. In Caltaniſetta, loſe.
Kc. Caltaniſetta. Liegt über Kalk. Dergleichen fand ich im Fiume ſalſo.
Kd. Von Terra nuova. Man bedient ſich deſſen in Girgenti als Mühlſtein.
Ke. Von Girgenti. Tempel und alle Mauern ſind davon.
Kf. Von Syrakus. Wird geſägt und verbaut.
Kg. Fiume ſalſo. Verſteinte Madrepore.

Feuerſtein aus dem Kalk, wahrſcheinlich die alten Achate des Fluſſes Drillo.

L. Fluß Oreto.
La. Fluß Platani.

Lb. Aus dem Meere unter Taormina.
Lc. In Palermo gekauft. Wahrscheinlich aus Sizilien und aus dem Kalkgebirg.

Anhang.

M. Anscheinender Eisenstein zwischen Monte real und Alcamo.
Ma. Granatartiges Gestein aus dem Flusse Oreto.
Mb. Quarzgeschiebe aus dem Flusse Oreto.
Mc. Aus dem Meersande bei Palermo. Krystallen.
Md. Calcara von Palermo.
Me. Lava aus dem Flusse Platani.
Mf. Aus einem kleinen Bach bei Monte Allegro. Wahrscheinlich durch Zufall dahin geführt.

Zur Reviſion des Textes.

Verglichen sind von uns folgende Ausgaben der Italiänischen Reise, des Zweiten Römischen Aufenthaltes und der Fragmente Ueber Italien.

A. **Aus meinem Leben. Von Goethe.** Zweiter Abtheilung Erster Theil. Auch ich in Arcadien! Stuttgart und Tübingen, in der Cotta'schen Buchhandlung. 1816. 8. 444 S. Zweyter Theil unter demselben Titel 1817. 8. 448 S.

B. **Goethe's Werke.** Vollständige Ausgabe letzter Hand. Siebenundzwanzigster Band. Unter des durchlauchtigsten deutschen Bundes schützenden Privilegien. 1829. (Italiänische Reise, I.) 16. 286 S. Achtundzwanzigster Band. 1829. (Italiänische Reise, II.) 16. 284 S. Neunundzwanzigster Band. 1829. (Zweyter Römischer Aufenthalt vom Juni 1787 bis April 1788.) 16. 344 S. Achtunddreißigster Band. 1830. 16. (S. 155—213: Ueber Italien. Fragmente eines Reisejournals. S. 215 bis 230: Aeltere Gemälde.)

Ba. Dieselbe Ausgabe in 8. 1830. Siebenundzwanzigster Band. 280 S. Achtundzwanzigster Band. 277 S. Neunundzwanzigster Band. 340 S. Achtunddreißigster Band. S. 153—227.

C. **Goethe's poetische und prosaische Werke** in Zwei Bänden. Stuttgart und Tübingen. Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. 1836. 1837 (Herausgegeben von Riemer und Eckermann). Lexikonformat. Des Zweiten Bandes Zweite Abtheilung 1837. S. 269—380. Italiänische Reise. S. 381—447. Zweiter Aufenthalt in Rom vom Juni 1787 bis April 1788. Von den „Fragmenten über Italien" enthält diese Ausgabe in der ersten Abtheilung des zweiten Bandes S. 559—562 „Zur Theorie der bildenden Künste", „Einfache Nachahmung der Natur, Manier, Stil" und S. 628—630 den Aufsatz „Aeltere Gemälde".

Ca. Dieselbe Ausgabe. 1846. Zweiter Band. S. 866—972; S. 973—1036. Zweiten Bandes zweiter Theil. 1847. S. 27—33. „Ueber Italien. Fragmente eines Reisejournals" (Volksgesang. Stundenmaß der Italiäner). S. 337. „Von Krabeläen". Dem Texte liegt die früher erschienene folgende Ausgabe zu Grunde.

D. **Goethe's sämmtliche Werke** in vierzig Bänden. Vollständige, neugeordnete Ausgabe. Schillerformat. Dreiundzwanzigster Band. Italiänische Reise. I. (Er schließt mit der Rückkehr aus Sizilien nach Neapel.) 404 S. Vierundzwanzigster Band. Enthält ohne eine dem I entsprechende Zahl II den Schluß der Italiänischen Reise, den Zweiten Aufenthalt in Rom und „Ueber Italien. Fragmente eines Reisejournals." (Volksgesang. Stundenmaß der Italiäner. Frauenrollen, auf dem Römischen Theater durch Männer gespielt. Aeltere Gemälde.) 338 S. Stuttgart und Tübingen. J. G. Cotta'scher Verlag. 1840. Davon giebt es wenigstens zwei verschiedene Drucke, die zum Theil auch im Satze von einander abweichen; einer derselben hat eine Anzahl ihm eigenthümlicher Druckfehler. Die erste Abweichung zeigt sich auf dem zweiten Bogen, wo am Ende des ersten Abschnitts „Karlsbad bis auf den Brenner" einer der beiden Drucke „verdrängten" statt „verdrängen" hat. Der offenbaren Fehler des einen Druckes gedenken wir nur zum Beweise des verschiedenen Satzes.

11. **Goethe's sämmtliche Werke in dreißig Bänden. Vollständige, neugeordnete Ausgabe. Neunzehnter Band.** Stuttgart und Tübingen. J. G. Cotta'scher Verlag. 1851. gr. 8. 548 S. Hinter „Italiänische Reise" ist 1 weggelassen, die Fragmente wie in 9 gegeben, der Aufsatz Philipp Neri an die gebührende Stelle versetzt.

11a. Dieselbe Ausgabe 1858. 548 S. Mit manchen Abweichungen der Schreibung.

14a. **Goethe's sämmtliche Werke in vierzig Bänden. Fünfundzwanzigster Band.** Stuttgart, Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. 1869. Schillerformat. 214 S. Sechsundzwanzigster Band. 180 S. Anordnung und Text sonst meist nach 11a.

K. **Bibliothek der Deutschen Nationalliteratur.** Herausgegeben von Heinrich Kurz. **Goethes Werke. Zehnter Band.** Hildburghausen, Verlag des Bibliographischen Instituts. 1869. 8. Italienische Reise, S. 5–269. Zweiter Römischer Aufenthalt, S. 301–483. Ueber Italien, S. 485–518. (1. Rosaliens Heiligthum. 2. Zur Theorie der bildenden Künste. 3. Stundenmaß der Italiener. 4. Frauenrollen, auf dem Römischen Theater durch Männer gespielt. 5. Einfache Nachahmung der Natur, Manier, Stil. 6. Von Arabesken. 7. Volksgesang, wozu der im Inhalt besonders angeführte Aufsatz „Die Tarantella" gehört.)

8. **Goethe's Italiänische Reise, Aufsätze und Aufsprüche über bildende Kunst.** Mit Einleitung und Bericht über dessen Kunststudien und Kunstbildungen. Herausgegeben von Christian Schuchardt. Stuttgart. Cotta'scher Verlag. 1862. 1863. gr. 8. Zwei Bände. Erster Band. – Zweiter Titel: **Goethe's Italiänische Reise.** Mit Einleitung über dessen Kunststudien und Kunstbildungen bis zum Antritt derselben. Herausgegeben von Christian Schuchardt. S. 56–387. Ueber Italien. S. 388–618 (wie in 9). Zweiter Band. S. 148–152. Einfache Nachahmung der Natur, Manier, Stil; S. 186–187, Material der bildenden Künste; S. 198–201, Von Arabesken; S. 493–496, Baukunst.

Wo 6a, 9a, 11a mit 6, 9, 11 stimmen, haben wir diese nicht besonders aufgeführt, ebenso wenig 8a neben 9, von welchem sie abhängig ist.

Die Fragmente „Ueber Italien" erschienen zuerst in Wieland's „Teutschem Merkur" (M) ohne Unterschrift als „Auszüge aus einem Reise-Journal". Sie begannen unter diesem Gesammttitel im Octoberhefte 1788 mit: 1. Rosaliens Heiligthum (S. 32–38). 2. Zur Theorie der bildenden Künste (S. 38–45). 3. Stundenmaß der Italiäner (S. 45–49). Das Novemberheft brachte: 4. Frauenrollen, auf dem Römischen Theater durch Männer gespielt (S. 97–103). 5. Neapel. Volkmann's historisch-kritische Nachrichten von Italien. Dritter Band. Lazaroni (S. 103–114). 6. Plinius Naturgeschichte drittes Buch, fünftes Kapitel. – Lebensgenuß des Volks in und um Neapel (S. 114 bis 121). Am Schlusse des Decemberheftes bemerkt der Herausgeber (S. 247): „Der unter dem bescheidenen Titel Auszüge aus einem Reise-Journal angefangene Artikel, dessen Verfasser wol nicht genannt zu werden braucht da die Hand oder vielmehr der Geist des Meisters Niemand bezweifelt in Zweifel läßt, wird im Jahre 1789 fleißig fortgesetzt werden, und ich zweifle nicht daß er

sowol durch die Abwechslung und Mannichfaltigkeit der Materie als durch ihren innern Gehalt, den Reichthum an feinen Bemerkungen und Kombinationen und das Interessante, das der Verfasser auch da zu finden wußte, wo der gewöhnliche Schlag der leeren und eilfertigen Reisenden nichts sieht, unsern Lesern sehr willkommen sein wird." Das Februarheft 1789 brachte denn auch eine „Fortsetzung der Auszüge aus dem Taschenbuche (sic) eines Reisenden", und zwar 7. Einfache Nachahmung der Natur, Manier, Stil (S. 113—129). 8. Von Arabesken (S. 129—136). 9. Naturlehre. Neapel, den 10. Jan. 1787—. (S. 136 bis 139), und das Märzheft als „Fortgesetzte Auszüge aus dem Taschenbuche des Herrn ***" ohne weitere Nummer: Volksgesang. Benedig. Neun (Kitornelli. Vaudevilles. Romanze. Geistliches dialogisirtes Lied. Die Tarantella (S. 229—252), darauf fortfahrend in der begonnenen Numerirung: 10. Naturlehre. Antwort (S. 252—256). Hiermit schlossen ohne weitere Andeutung diese „Auszüge". Am Ende des Heftes (S. 338) wurde das bevorstehende Erscheinen einer Beschreibung des Römischen Karnevals angezeigt „von eben dem Verfasser, dem wir die Auszüge aus dem Taschenbuch eines Reisenden in unserm Journal zu danken haben". Im Dezemberhefte erschien ohne irgend eine Bezeichnung des Verfassers Goethe's Aufsatz „Ueber Christus und die zwölf Apostel, nach Raphael von Mark-Anton gestochen und von Herrn Prof. Langer in Düsseldorf kopirt" (S. 269—277).

„Goethe's neue Schriften. Berlin. Bei Johann Friedrich Unger" 8. brachten im ersten 1792 erschienenen Bande (2) „Des Joseph Balsamo, genannt Cagliostro, Stammbaum. Mit einigen Nachrichten von seiner in Palermo noch lebenden Familie" (S. 243—334), größtentheils nach seinen in Italien gemachten Aufzeichnungen, und darauf (S. 335—464) „Das Römische Carneval", das schon 1789 mit einer Titelvignette und zwanzig illuminirten Kupfertafeln in zwei Ausgaben in gr. 8 erschienen, dann im folgenden Januarhefte des „Journal des Luxus und der Moden. Herausgegeben von F. J. Bertuch und G. M. Kraus. Weimar und Gotha", für welches es ursprünglich bestimmt war, wieder abgedruckt worden war.

Die zweite Ausgabe von „Goethe's Werken" (2) brachte im zwölften Bande „Tübingen in der J. G Cotta'schen Buchhandlung. 1808" 8. zunächst „Das Römische Carneval" (S. 1—52), dann unter dem Titel: „Ueber Italien. Fragmente eines Reisejournals" die vom „Teutschen Merkur" gebrachten Stücke; nur waren die beiden Briefe „Zur Naturlehre" ausgefallen und als neunte Nummer der dort ohne Numerirung gegebene Aufsatz „Volksgesang" eingetreten. An diese „Fragmente" schloß sich „Des Joseph Balsamo, genannt Cagliostro, Stammbaum" an. Wir finden hier mit wenigen nothwendigen Aenderungen den gedruckten Text wieder.

Einen Abdruck des zwölften Bandes der zweiten Ausgabe lieferte der dreizehnte der dritten, „Goethe's Werke. Stuttgart und Tübingen, in der J. G. Cotta'schen

Buchhandlung". 1817. 8. (4), der nur vor den dort den Schluß bildenden „Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten" noch „Die guten Weiber" einschob. Im Inhalte steht „Fragmente über Italien".

Im neunundzwanzigsten Bande der Ausgabe letzter Hand waren von den „Fragmenten", welche sich in der zweiten und dritten Ausgabe fanden, Nummer 1, 5, 6 gegeben, ebenso der Aufsatz über Cagliostro's Stammbaum, und „Das Römische Karneval" hatte im „Zweiten Römischen Aufenthalt" unmittelbar vor dem Februar 1788 Aufnahme gefunden. Im achtundreißigsten Bande 1830 brachte die Ausgabe letzter Hand an fünfter Stelle (nach den auf Kunst bezüglichen Aufsätzen „Einleitung in die Propyläen", „Ueber Laokoon", „Der Sammler und die Seinigen", „Ueber Wahrheit und Wahrscheinlichkeit") „Ueber Italien. Fragmente eines Reisejournals", in welchen Nr. 5 und 6 weggelassen, „Rosaliens Heiligthum" nur aus Versehen geblieben war. Es folgte auf „Ueber Italien. Fragmente", wie der Inhalt sie bezeichnet, an sechster Stelle der Aufsatz „Aeltere Gemälde. Neuere Restaurationen in Venedig, betrachtet 1791 (-le)", den schon „Ueber Kunst und Alterthum. Von Goethe. Fünften Bandes zweytes Heft. Mit einem Kupfer. Stuttgard, in der Cottaischen Buchhandlung. 1825". 8, S. 5—23, gebracht hatte.

Die Ausgabe in zwei Bänden (8) nahm von den Fragmenten nur die auf Kunst bezüglichen auf, „Zur Theorie der bildenden Künste" und „Einfache Nachahmung der Natur, Manier, Stil", dann „Aeltere Gemälde". Erst als der zweiten Auflage (8a) noch ein dritter Band, auch als Zweiten Bandes zweiter Theil bezeichnet, hinzugefügt wurde, fand das früher Ausgeschlossene Aufnahme; doch ist dieser Druck um so weniger beachtenswerth, als mittlerweile die Ausgabe in vierzig Bänden (9) erschienen war, welche der „Italiänischen Reise" zum ersten Mal „Ueber Italien. Fragmente eines Reisejournals" hinzugefügt hatte; hier war mit Recht „Rosaliens Heiligthum" weggefallen, ebenso die für den einundreißigsten Band bestimmten Aufsätze „Zur Theorie der bildenden Künste" (dieser allgemeine Titel fiel hier weg, blos die besondern Ueberschriften „Baukunst" und „Material der bildenden Kunst" blieben), „Einfache Nachahmung der Natur, Manier und Stil" und „Von Arabesken". An die Spitze trat hier der umfangreichste Aufsatz, „Volksgesang", an den sich nur noch die ursprünglich an dritter und vierter Stelle stehenden in derselben Folge anschlossen. Hinzugefügt war der auf den Aufenthalt zu Venedig im Frühjahr 1790 bezügliche „Aeltere Gemälde".

Kurz (K) ist der Ausgabe letzter Hand gefolgt, nur daß er die dort im achtundreißigsten Bande gegebenen Fragmente der „Italienischen Reise" beifügte. Den Aufsatz „Aeltere Gemälde", den der 38. Band an sechster Stelle giebt, ließ er weg. Schuchardt (S) folgt ganz der Ausgabe in vierzig Bänden, und zwar dem fehlerhaften Drucke. Sein zweiter Band bringt sämmtliche Bemerkungen Goethe's über Kunst nach den Abtheilungen: I. Allgemeines über Kunst. Kunst-

geſchichtliches, Theoretiſches, Praktiſches. II. Ueber einzelne Künſtler und einzelne Kunſtwerke. III. Antike Kunſt und Kunſtwerke. IV. Baukunſt.

„Das Römiſche Karneval“ iſt in unſerer Ausgabe bereits im ſechzehnten Bande, S. 291–328, gegeben, der Aufſatz „Ueber Chriſtus und die zwölf Apoſtel nach Raphael“ im achtundzwanzigſten Bande, S. 477–481.

Als Goethe die zwei Bände der „Italiäniſchen Reiſe“ meiſt aus Tagebüchern und Briefen zuſammenſtellte, wurden die dort oft gebrauchten ältern Formen größtentheils durch neuere erſetzt, aber ohne daß dadurchgehende Gleichmäßigkeit hergeſtellt worden wäre. Dieſe wurde auch in der Ausgabe letzter Hand, die Manches beſſerte, nicht erreicht; ja, der hier hinzutretende „Zweite Römiſche Aufenthalt“ wich mehrfach von der Schreibung in den beiden erſten Bänden ab. Eine größere Gleichmäßigkeit und Verbeſſerung mancher Verſehen wurde in der Ausgabe in zwei Bänden (8) verſucht, in welcher einzelne Briefe hinzutraten. Leider wurden die von Goethe ſelbſt nach dem Drucke von 6 eingeführten Verbeſſerungen in 6a überſehen. Goethe hatte jenen Druck ſelbſt durchgeſehen oder durchſehen laſſen und darnach Verbeſſerungen zum Druck der Oktavausgabe eingeſandt. Durchgreifende Gleichheit der Schreibung und der Wortformen, Berichtigung der Datirungen und Verbindung der von einem Tage datirten Briefe unter demſelben Datum verſuchte ich in der erſten Ausgabe in dreißig Bänden, die vom vierten Bande an mit meinen Herſtellungen erſchien, ohne daß mir ſelbſt die Druckbogen vorlagen, deren Durchſicht ich bei dem zweiten Abdrucke derſelben beſorgte. Die ſpäter im Cotta'ſchen Verlag erſchienenen Ausgaben folgten meiſt dem dort gegebenen Texte.

Die dort angewandten Grundſätze ſind auch hier meiſt befolgt, zunächſt in der richtigen und gleichmäßigen Datirung der Briefe und der Vereinigung der daſſelbe Datum tragenden; nur da, wo die falſche Zeitbeſtimmung Einfluß auf die Redaktion gewonnen hatte, mußte dieſe beibehalten werden. In Bezug auf die Ortsnamen wurden die zur Zeit der Herausgabe der Reiſe gangbaren Formen ſtatt der veralteten geſetzt. Bei den italiäniſchen iſt da, wo die deutſche Form gewöhnlich war, dieſe beibehalten worden, wie in St. Lucas, St. Moſes; dagegen wurden die halb italiäniſchen halb deutſchen Formen, wie St. Carlo, St. Criſoſtomo, San Martin nicht geduldet, ſondern hier überall die italiäniſchen Formen hergeſtellt, wie ſich dieſe zuweilen ſchon richtig fanden, alſo z. B. San Girolamo, San Martino, Santa Lucia. Dagegen ſind abweichend von II, IIa, 14a die Formen Paul Veroneſe, Tintoret u. a. ſtatt der vollen italiäniſchen beibehalten. In der Schreibung wurden die im ſiebzehnten Theile S. 572f. aufgeſtellten Grundſätze befolgt, wo nicht der durchweg in der Italiäniſchen Reiſe herrſchende Gebrauch davon abzuweichen gebot, wie

z. B. hier nie keineswegs, unterwegs sich findet. Als Gesetz galt, daß überall da, wo Goethe eine bestimmte Schreibung in der Ausgabe letzter Hand durchführen gewollt, ohne dies folgerecht durchzusetzen, seine Absicht maßgebend war. In der Elision der Vokale war eine Gleichheit nicht bezweckt. Hiernach erledigen sich auch die Bemerkungen von Schuchardt, II. S. VIf. Besonderes Gewicht wurde auf die beabsichtigten Aenderungen in 6a gelegt, die bisher noch nirgendwo die gebührende Beachtung gefunden hatten, da bei 8 die Duodez-, nicht die verbesserte Oktavausgabe letzter Hand zu Grunde gelegt war. Sämmtliche Abweichungen sind in dem folgenden Verzeichnisse angegeben, mit Ausnahme der hier verbesserten Satzzeichnung, da nur in bedeutenden Fällen die Aenderung erwähnt zu werden verdiente.

Abweichende Lesarten:

Seite Zeile

1, 1. In A steht auf dem Titelblatte: „Aus meinem Leben. Von Goethe. Zweyte Abtheilung. Erster Theil. Auch ich in Arkadien!“ In 6 auf einem besonderen Blatte „Italiänische Reise. I.“, ohne das Motto, in 8 als Ueberschrift: „Italiänische Reise. Auch ich in Arkadien!“ 9 fügt, da die Reise auf zwei Bände unglücklich vertheilt ist, noch 1 zwischen Titel und Motto ein, dem aber fehlt II in den mit dem dritten Aufenthalt in Neapel beginnenden Bänden von A u. 6 entspricht. Die Ausgaben, welche die ganze Reise in einem Bande drucken lassen 1 weg.

3, 1. „Karlsbad 15 auf den Brenner“ und so die folgenden Abtheilungstitel auf einer besondern Seite.

2. Den 3. A—9. S.

3. Den dritten September fehlt nach der Tattung in den Ausgaben.

10. Zwota A—9. S. Zur Zeit von Goethe's Aufenthalt der Ort auch Zwota. Vgl. Briefe an Frau von Stein, III. 171; Knebel's Nachlaß, III. 384.

19. entgegen—köstliche 6-14a.

Seite Zeile

S. K. Goethe pflegt in unsern Briefen in solchen Sätzen das Zeitwort sein auszulassen. Hier hat der Satz die Form des Ausrufs angenommen.

20. 28. Tiefenreith A.

4, 9. Kiesel und alle Ausgaben.

11. kömmt alle Ausgaben; 6 hat an andern Stellen kommt hergestellt, wo es sich auch in den übrigen Ausgaben findet.

20. Schwanendorf A. 6. 8. 8.

28. kleineren 6. 8. 9.

5, 9. Bergulder 6—9. 11a. S. K, während sonst meist die Formen golden, vergoldet, Bergolder eingeführt sind; vgl. S. 6, Z. 17.

27. Hier 6—9. 14a. S. K.

30. äußeren 6—9. 8. K.

sch. abgekämpfte A.

9, 4. Die Jahreszahl 1786 hat hier und sonst + wurst hinzugefügt. Wir haben sie regelmäßig weggelassen, dagegen den oft in A fehlenden Ort im Datum hinzugefügt.

6. Adura A 6. 8; Abba 8a. 9.

7. gegen die Saale. Es A—8. S.

16. Albin vor Hier in allen Ausgaben. — Trojanische A.

17. vergaldet dieselben Aus-

Seite Zeile
haben, die S. 5, Z. 9 Verwandter haben.
6, 2. Anſehen 9. 11. 8.
3. Untergeben alle Ausgaben.
7, 8. Inbruch A—9. 8. K.
9. Mittelwald A—9. 8.
10. unaebenaren 9. 8.
21. Iſer A überall.
27. Lodifabrikshaufen A.
34. man (ſtatt und) ſchreit A.
35. Höfe alle Ausgaben. Offenbar iſt das böſe Wetter der nun zu Ende gehenden ſchönen Jahreszeit gemeint.
8, 1. Benedict Bayern A; Benedictbeuren 8.
2. lang A—9.
3. Walchſee A.
9. beſſerem A—11 (nicht 11a). 8. K.
13. ebenſo S. 31, Z. 4. 20). Haquet A. 6 (nicht 6a).
17. Statt Wallenſee ſtellte erſt 11 Walchenſeeber; S führte Wallenſee zurück, obgleich der Dichter nicht beide Formen neben einander gebraucht haben wird. Wahrſcheinlich ſtand urſprünglich auch Z. 5 Wallenſee, ward aber nur hier verbeſſert.
22. S meinte, entweder mir oder noch beſſer ihren müſſe wegfallen. Mir ſoll wol bezeichnen, daß die große Schachtel auch ihm unbequem ward.
24. Einſiedeln A—9.
26. San haben wir ſtatt St. geſchrieben. Vgl. oben S. 581. Dagegen ſteht S. 57 richtig St. Jakob.
9, 1f. in voraus alle Ausgaben außer 6a. 11a. K.
27. ebenſo S. 13, Z. 28). tiefe-ren A—9.
10, 1. Benedict-Bayern A; vgl. S. 8, Z. 1.
2. Degungen A. 6; Inhingen 8.
7. Zirl A. 11. 14a. K.
27 (28). der Inn A.
28. ergötzte alle Ausgaben außer

Seite Zeile
8 und 11a, während die Ausgabe letzter Hand ſonſt meiſt die Form erhalten hat.
10, 22. Statt wohlthätig hat S irrthümlich mit Recht vermutet und das Komma nach dieſem Worte ſtatt nach Schaaren geſetzt.
23. Wilden A—9.
11, Nach Z. 10 fehlt der Abtheilungsſtrich in allen Ausgaben; ein Theil der unter dem Datum des 22ten folgenden Eintragung iſt nach S. 17, Z. 16. am Abend des 24ten geſchrieben.
17. Das A—9. 8. K.
21. äußeren A—9. 8. K.
12, 4. andere A. K; anderen 6—9. 8.
13. unaehenere A—9. 8. K, wie es auch ſonſt mehrfach gegen das häufigere unaehenre in den angeführten Ausgaben ſich erhalten hat.
22. fünftaſſen 9. 8, und ſo immer fünfzig ſtatt funfzig.
13, 13. Schemberg alle Ausgaben.
27 (30). Walchſee A; vgl. S. 5, Z. 5.
28. den vor Bachthum fehlt in allen Ausgaben.
14, 4. oberen A—9. 8. K.
8. zärter alle Ausgaben, wogegen ſonſt zarter ſteht.
12. Elbogen A—9. 8. K; in dem Verzeichniß von Goethe's Sammlungen ſteht immer Elnbogen.
21. Manneshachtmühen A—9. 8. K.
15, 6. haben! A—9.
16, 7. größeren A—9. 8. K.
12. vielem 11; vgl. S. 378, Z. 4 v. u. nach einigen Hinund Wiederreden.
17. Ein Abend von 9 hat verdrängt.
17, 2. Trent A, aber weiter ſteht zweimal Trient; K hat irrig den toten im Datum geſetzt; denn die funfzig Stunden (Z. 3) ſind damit nicht zu vereinen. Das richtige Datum

Seite Zeile

hat er verändert, dagegen das unrichtige S. 20, Z. 33 stehen lassen.

17, 10. verdrüßlich A.
12. Mondenschein A—9. S. K; Mondschein findet sich meist in unsern Briefen.
25. ungeheuere A—9. S. K; vgl. S. 12, Z. 15.
29. Sterzingen A—9. S. K.

19, 4. (ebenso S. 31, Z. 9, 15) Colman A. 6. 8; Kollmann 9. S; Collmann 11. 14a; Colman K.
7. freuete A—9. K, während sonst meist das mittlere e ausfällt.
11. Teutschen, die ältere Form in allen Ausgaben.
28. zaseliche A.

19, 4 und S. 30, Z. 32 Botzner A —9. S. K.
30. höheren alle Ausgaben.

20, 1. Nach erstickten Punkt A; Punkt und Gedankenstrich (jedenfalls ist nur der letztere beabsichtigt, da beide zusammen hier sinnlos) 6—9. S. K.
3. Attig alle Ausgaben außer 11a. 14a. K.
23. pfeifen, man A. 6; pfeifen. Man 9—11a. S. K. Wir folgen 14a.
29. Seit A lautet das Datum in allen Ausgaben „Trient den 10. September Abends", was zum Datum S. 17, Z. 2 nicht stimmt. Es ist der Nachmittag des 11ten anzunehmen, nicht der Abend, wo Goethe schon in Roveredo war.

21, 27. ungeheuren 14a.
28. älteren 6—9. S. K.
Nach Z. 38 haben wir das Datum eingeschoben, dagegen das früher S. 22, Z. 12 stehende „Den 11. September Abends" (Roveredo setzte 11 hinzu) gestrichen. Offenbar ist das Folgende nicht zu Trient geschrieben, das der Reisende eben verlassen hatte.

22, 9. Vorübergehenden 14a.

Seite Zeile

22, 9. besprützen A.

23, 12. Jetzo A—9. S. K. Sonst ist das gangbare jetzt überall eingetreten. — Nachmittag oder nach Mittag braucht Goethe später, früher nach Mittage oder Nachmittage. Vgl. meine Bemerkung in der Erklärung des Faust, S. 299, Note 2. — wehet A—9. S. K. 14a. Sonst ist das e der Endung in diesem Falle in der Regel ausgestoßen.
Nach Z. 25 fehlt der Abtheilungsstrich A.
28. Umgebung, die und Z. 29 Erklik A.
30. könnte 6—11 (nicht 11a). S. K. Vgl. S. 25, Z. 29f. sei und solle nach sagte.

24, 17. Malfesine habe ich zuerst in 11 dem Datum vorgesetzt, dann auch K; der Name ist aber genauer Malcesine zu schreiben.
21. Limona alle Ausgaben.
23. Ansehen A.

25, 1. Verona fehlt A—9. S.
10. gefunden. Neben A.
11. Das Zeitwort war (hinter Thürgewändel fehlt nach der in unsern Briefen von G. beliebten Weise.
17. Aufsehen, während sonst in unsern Briefen sogar Wiedersehns u. ä. steht, hat sich seit A erhalten.
20. Ansehen in allen Ausgaben, obgleich sonst Ansehn steht. Vgl. S. 24, Z. 23, u. Aufsehen Z. 17.
25. Mon A. — Podesta hier und im Folgenden A—9. S.

26. 21. seltnen A—9. S. K.
31. österreichischen 9. S. 14a.

27, 28. jüngeren A—9. S. K.

28, 3. Die unrichtige Form Alessina in allen Ausgaben. Vgl. von Loeper zu Band XXII, S. 223.
10. genaueste seit 6, während sonst in diesem Falle regelmäßig kein e steht.
13. Verstünde sämmtliche Ausg.

Seite Zeile
29, 16 auf seine A—9. S. K. Zu dem allgemeinen der Mensch paßt seine nicht.
17. flacher alle Ausgaben.
26f. Alle Ausgaben lesen Garignano, Bojaco, Toscolan und Berdom, S. 30 Bartoline Goetheschrieb die Namen auf, wie er sie verstand, nur scheint der Schluß des Namens Berdom auf Druck- oder Schreibfehler zu beruhen.
29. sehen A.
31. von denen A.
30, 1. schichtenweise alle Ausgaben, während Goethe weise nur bei den aus Zusammenschiebung entstandenen Formen wie glücklicherweise gebraucht haben zu wollen scheint.
2. sehen ohne aus, wie Goethe auch sonst das einfache Zeitwort neben aussehen braucht; vgl. S. 140, Z. 4.
11. Fuße 11. 14a.
13. am zehnten A; am 10ten 6—9. 11.
16. dieser alle Ausgaben. Der Sprachfehler beruht auf einem leicht erklärlichen Versehen des Setzers.
29. aqua hier und sonst A—9. S.
31, 2. üble A—9. S.
16. Brandsol und Neumark A—9. S. K.
22. Herunterfahrenden A.
25. Fleisch. Nothwendig alle Ausgaben.
33, 9. Joseph dem Ersten alle Ausgaben. Wäre Goethe auf den Fehler aufmerksam gemacht worden, er würde ihn, wie ähnliche in Dichtung und Wahrheit, unverbessert nicht gesäumt haben.
11. frühesten alle Ausgaben; vgl. S. 28, Z. 10.
19. Breter durchweg in A. 6. S.
21. Absatz vor Kommt das Schauspiel A—9. S. 14a. K. — öfterer A.
28. Zierath hier und sonst A.

Seite Zeile
34, 3. Komma nach Thier statt nach schwankende A—9 an keiner von beiden Stellen K.
6. Duals 14a.
20 (und S. 36, letzte Z. u. S. 40, Z 20, 24). Bra. A—11. S.
21. genug fehlt in 6—9. S.
Vor Z. 23 das Datum Verona, den 16. September A. 6. K; mit der Jahreszahl, wie immer, S. 9.
24. Aura alle Ausgaben.
31. Lorso Druckfehler A.
32. Baraken 6—11. S.
35. Vor Z. 1 u. S. 37, Z. 18 dasselbe Datum wie S. 33, Z. 1 A—9. S. K.
29. Stücken A—9. S. K.
34. Farnesine A—11. S. K.
39. S verlangte statt der irrig dar. Der Sinn ist aber: statt den Tod zu zeigen, stellen sie das Leben des Gestorbenen auf dem Steine her.
38. ein statt kein 6, auch in 6a nicht verbessert.
36, 12. den alle Ausgaben; dann müßte Z. 13 in enge stehen.
22 S meinte, die bliebe besser weg, da man dabei eine bestimmte Angabe der Gattung der Verbrecher erwarte. Es ist eben aus dem früheren Sprachgebrauche genommen.
28. Menschen: A. 6. S.
37, 34. breiten in 14a ausgefallen.
38, 22. St. Giorgio A—9. S. K.
25. unglückseligen A.
39, 11. weit fehlt 6a.
17. Berilaqua alle Ausgaben mit Ausnahme von 6a. S.
40, 8. ergötzen A. 11. S; vgl. S. 10, Z. 19.
22. Nachfolgendes statt Gegenüberstehendes 6. 9. wo die Tafel der folgenden Seite gegenüber, S, wo sie auf dieser sich findet, 11. K, wo eine Seite dazwischen ist, 14a. S, wo die Tafel die Hinterseite des Blattes einnimmt.
28. Absatz vor Morgens A.
42, 8. hiezu fehlt 6—11; hierzu

Seite Zeile
IIa, wie dieses regelmäßig in II, IIa steht auch hierdurch.
43, 13. ergänzt A—11, S.
29. (Siehe die vorige Seite.) fehlt in A, S, Sa, IIa (in letzterer steht dafür Z. 22 vor Figur noch „nebenstehenden"); S; in G, 9 (Siehe das nebenstehende Blatt); in 11 (Siehe die umstehende Seite.); in K Siehe die nachfolgende Seite.
34. Hier steht in A—9, S, K das Datum Verona, den 17. September, zum Theil mit „1796".
35. Werkstätte A.
42, 27. Herren G—9, S, K.
36. Stiefeln A.
44, 14. Vicenz hier und weiter immer A.
45, 1. Dieselbe Tatirung steht voran, wie S. 14, Z. 14, in A—9, S, K.
14. neuere A.
28. kömmt A—9, S, K; vgl. S. 4, Z. 14.
46, 3. übersäten dieselben Ausgab.
11 u. 12a) Vicenza fehlt A.
19. ein 6—11. Die französische Form fordert das schon in A stehende weibliche Geschlecht. — Iterlichers A—9, S, K.
21. lieblich, schön alle Ausgaben.
28) übergeschlagenen 6—11. Man könnte eher an überschlagenden denken, aber das unförmliche übergeschlagenen hat man mit Recht wieder aufgenommen. — Kapitän-Grande A; Capitain Grande Sa, 9, S; Capitän Grande 11 (11a mit c) Capitan Grande.
30. siehe S. 47, Z. 7: Dura alle Ausgaben.
47, 11. praesentabeln A—9, S; vgl. plausibeln S. 137, Z. 19 u. a.
13. Den 21. September Abends A.
18. eigne A—9, S, K.

Seite Zeile
47, 20. Das Datum („Den 22. September" A, 6, seit 8 „Vicenza, den 22. September 1796.") steht in allen Ausgaben erst S. 48, Z. 35, wo wir Abends gesetzt haben.
48, 18. Bachiltone A—9, S.
22. Komma nach genug A—9, S, K.
49, 2. Capitän 9, S, K; Capitano 11 (nicht 11a).
4. obngefähr A überall, so auch ohngeachtet, ohneracht in A und K.
17. knoppert 9—14a.
24. Lioner A—9, K.
50, 1. Vicenza fehlt in A, K; statt 23 haben 22 A—9, S, K.
27. Jendal A—11 (nicht 11a), S. Vgl. S. 37, Z. 4. 14.
51, 9. Letten A.
11. klärte A—9, 14a, S, K.
21. Ansehen alle Ausgaben. Vgl. dagegen S. 53, Z. 11, auch S. 24, Z. 23 u. S. 25, Z. 17.
53, 17. berühmte A.
28. Galilai's A.
29. Costum A—8.
54, 27. älteren A—9, S, K.
55, 1. Absatz nach fanden A.
18. ungeheuere A.
2. nögeschlossnes A.
6. Justine A—9, S, K; später Justina, wie auch oben A.
ovischen Propaganda und Propoganda, Farnesine und Farnesina unaufhörlich wechselt. — S verlangte Sie 14 statt Tiefe vor 14 vor groß; aber obende Licht das Gewerk sein in unsern Preisen häufig bei solchen einfachen Sachen vor.
56, 2. Das Datum wird S. 57, Z. 3 A—9, K, S.
11. neangehäuft sämtliche Ausgaben. Das e steht hoch im dichten Nebel in der Ferne.
27. Padues A, dagegen Padeet S. 15, Z. 4.
57, 18. sehnsuchtsvoll 11, 11a, K.
58, 3. rothfaffianen 6—8.

Seite Zeile
58, 8. Zeddel A.
59, 17. Lombarde 11. 14a.
21. Den 29. Michaelistag, Abends A. 6. K.
60, 14. St. Georgie A—9. S. K. Im A steht magniere.
20. Elbogen A. 6. K.
61, 3. ehrwürdiger 9.
22. Venedig steht bei allen folgenden Trauungen mit Ausnahme der letzten vom 14. Oktober in A. 6.
62, 12. bleiben alle Ausgaben.
32. den Kebrig A. 6. 14a, dagegen Z. 33 Z. 2 das Kebrig.
63, 1. Tri A.
12 zeigen A.
14f. Spatiergehen A—9. S. K; sonst Spasiergehen.
20. Carita A.
61, 24f. theilweise alle Ausgaben.
31. ebenso S. 65, Z. 19a. St. Giorgio, wie S. 60. Z. 14.
65, 17. ebenso S. 66, Z. 4, 32 u. S. 67, Z. 14) steht das Datum des 3. Oktober mit oder ohne Venedig in A—9. S. K.
66, 22. San Mose 11. 14a.
67, 14. sehr statt mehr (Druckf.) 6a.
23. eigner A—9. K.
26. kümmerlichen A.
68, 17. ihrem 6 (nicht 6a). 9. S.
17f. Zendal A—9. S; vgl. S. 50, Z. 27.
69, 2. ergötzt 6—11 (nicht 11a). S.
21. Venedig fehlt A. 6., nach Mitternacht A—9. S. K.
29 ebenso S. 85, Z. 10 u. S. 87, Z. 20. San Luca 11. 14a.
33. aus (statt auf) den A.
70, 3. freuen A—9. S. K.
6. Abschnitt vor Ich habe alle Ausgaben.
11. Statt Abends steht Den 4. Oktober A—9. S. K (1786).
13. Kerle A. 8—14a; Kerles 6; Kerle richtig 6a. Die Form Kerls hat Goethe gemieden, wenn das Wort nicht launig steht, wie S. 191, Z. 27.
20. Hierzu A. 11. 14a.
71, 16. Scivoni A.
18. Das Datum des 5ten A—9. S. K, auch Z. 35 vor Nachts.

Seite Zeile
73, 2. eigne A—9. S. K.
22. Das Datum des 4ten A. des 6ten 6—9. S. K.
26. und S. 74, Z. 7 stünde alle Ausgaben.
27. Absatz vor Und so A—9. S. K.
74, 10. und S. 75, Z. 9. führer A. K.
15. Das falsche Datum des 6ten A—9. S. K und dasselbe vor Z. 31.
27. eilfzilbige, die Ausgaben, wie überall früh, elf nach unserer Schreiweise.
31. Hier steht das Datum des 6ten A—9. S. K.
75, 6. Savit A.
9. Togen alle Ausgaben Aber vgl. S. 68, Z. 15.
76, 1. Das Datum des 6ten ohne Nachts A—9. S. K.
6. Mondenschein A—9. S. K.
25f. kann, über A.
77, 1. und S. 81, Z. 35 Palestrina 6—9.
78, 5. Das Datum Zum 8. Oktober haben A. 6. K. mit der Jahreszahl S. 9. S.
7. eignen A—9. S. K.
10. sehn A—9. S. K.
12. engern A.
23. Absatz vor Tizian alle Ausgaben.
25. viereckigen 6a.
79, 2. Fußboden A—9. S. K.
3. Das Datum des 8ten A—9. S. K.
9f. den Aöspic A.
12. Absatz vor Es sind A—9. S. K.
23. Antonius A. 6; Antonius K.
28. anderes alle Ausgaben.
30. anderes 11a. 14a.
31. Vorbeigehen alle Ausgaben.
32. Nemmn statt des Gedankenstrichs A.
80, 3. erhöhen A—9. S. K.
4. Piranesi A.
6. Baarelieefe A. 6.
14. eignem A—9. S. K.
23. vergaldet A—9. S. K.
30. Auch hier und S. 81, Z. 17 das Datum des 8ten A—9. S. K.

Seite Zeile
91, 6. Frauen statt des sonst von Goethe hergestellten Frau in der Einheit A—9. S. K.
10. als wahlig Druckfehler 9 (auch 8a).
22. unglücklich A.
92, 18. und Fleiß alle Ausgaben.
19. erhöhteren A—11 (nicht 11a).
21. der Lido A.
93, 2. ihr steht wol absichtlich, ist nicht in ihm oder ihnen zu verändern.
8 (m). Kehrig A. 6.
10. allen den und geschobenen A. 6.
17. Souverain A.
20. Das Datum des 9ten A—9. S. K.
85, 19. mir fehlt in allen Ausgaben, kann aber nicht wohl entbehrt werden. Anderer Art ist S. 49, Z. 35: „Es freut sehr, auch dieses erlebt zu haben."
20. Maße A—9. S. K.
86, 22. und S. 91, Z. 29 eignen A—9. S. K.
87, 16. Vorbeigehen alle Ausgaben.
27. wackrer A—9. K.
88, 8. Der Abtheilungsstrich fehlt in allen Ausgaben.
28. Demohngeachtet A. K; Dessen ungeachtet 6; Dessenungeachtet 6a; vgl. S. 92, Z. 18.
89, 16f. des Horaz fehlt in allen Ausgaben.
18. Ein Abschnitt vor Hätte A—11. S. K.
26. Nach Lande ist wol auf ausgefallen, oder besucht Z. 35 statt sucht zu schreiben.
91, 5. Dintenfliefs A. 6. K; Tintenfliefs S.
7. Handwerksburschenartiges A—S. K.
14. Wüstencostume A—S. K.
23. Guercinos 11. 14a, wie sie immer die vollen italiänischen Formen setzen.
26. regnizer A—S; regnigter K.
27. Wetter. Kreanhaltenden alle Ausgaben.

Seite Zeile
92, 8. Vor Guercin ein Absatz A—9. S. K.
19. - mohngeachtet A. K. Vgl. S. 88, Z. 38.
22. Strange A. 6. Vor dem Namen haben A—9. S. K einen Absatz.
25. Eignes A—9. S. K.
29. Gewändern. Diese A—9. S. K.
93, 8. hieher A—9. S. K.
25. Reichsfleck A—9. S. K. Vgl. Bd. XXI. S. 196, 232.
94, 6. Papageyen A; Papagayen 6. 9. S; Papagaien S.
7. portraitirt, immer, wie Portrait, A—9. S. K.
13. Das Komma nach Stadt fehlt 6—9 S. K.
15. herwandten A.
17. ergötzte 6a. 9 S.
29. Statt komme erwartet man wegkomme.
95, 6. graden A—9. K.
18. Tomenchino 11. 14a. K.
24f. fantastisch A.
96, 10. Nach dem Gedankenstrich Absatz in allen Ausgaben.
24. höflich 6, nicht 6a.
97, 2. Gedankenstrich vor Gemalt alle Ausgaben.
4. wär', obgleich es am Ende des Satzes steht, alle Ausgaben mit Ausnahme von 11. — Absatz vor Und alle Ausgaben.
10. Agatha A. 11. 14a.
14. Iphigenie alle Ausgaben seit 6.
23. Iphigenien 11. — Komma nach geschah A; Doppelpunkt 6—9. S.; Fragezeichen K.
28. Absatz vor Indessen A—9. S. K. — Iphigenie alle Ausgaben.
98, 3. von Geschwistern gleichfalls.
20. schockweise gleichfalls.
24f. bilden A.
31. erzählen 6a. 9. 11 (nicht 11a). 14a. S.
32. fehlte alle Ausgaben.
99, 12. Ansehen 11. 14a.

Seite Zeile

99, 19. Bretern A. 6; und so wird durchweg das Wort mit einem t geschrieben. Vgl. S. 33, Z. 19.
24. verschaften A—9. S. K; verschaffteni 11. 14a.
25. Oktober fehlt A—9. K.
100, 5. blättriger, Z. 6 schiefrige A—9. S. K.
6. ändert. Es bieselben Ausgaben.
9. mutchlia; Z. 13 muschligen gleichfalls.
19. bröcklich alle Ausgaben.
24. stack A—9. S. K.
29. gefundenen A. 11a. 14a.
30. Ein 6—14a. S. K.
35. Den 29. Oktober, in der Nacht A—9. S. K (mit 1786 seit 9).
101, 7. sehn A—8. K.
8. Logano alle Ausgaben.
14. zweirädrigen gleichfalls
28. Gireds fehlt A—9. S. K.
30. reiten 6—11 (nicht 11a). S.
34. Archenholz (hier und S. 133, Z. 33), wie der Name früher geschrieben wurde, die Ausgaben mit Ausnahme von 14a. K.
102, 23. Die irrige Datirung Den 25. Abends. Perugia A; mit der Jahreszahl 6—9 S. K. Von S. 103, Z. 3 an ist von der Reise von Perugia nach Foligno die Rede. Vgl. zu S. 104, Z. 8.
27. besät A—6. 14a. K.
103, 26. Ansehen 11. 14a. S.
104, 8. Gestern muß es statt Heute heißen, da Goethe am Morgen des 27sten Perugia verließ und am Abende in Foligno schrieb.
105, 11. einer 6 (nicht 6a).
Vor Z. 38 Abtheilungsstrich 11. 14a.
106, 3. erhalten A. 11a. K. Es fehlt seit 6.
9. ungeheuren A; ungeheueren 6. S. K.
107, 1. Modell A.
2. palmirenisches A; Palmyrisches seit 6 alle Ausg.
23. Kein Absatz vor Ich ging A—9. S. K.
28. derudiget A—9. S. K.

Seite Zeile

108, 12. Kerle A. Vgl. S. 70, Z. 13.
21. nunmehro A—9. S. K; sonst ist immer nunmehr geschrieben, wie auch jetzt statt jetzo.
109, 1. beibeurend A—9. S. K.
10. bieher A—9. S. K.
11. begünstiget bieselben.
110, 2. ununterbrochen gleichfalls.
31. zehen gleichfalls.
37. Aquaduct A—8. 14a. K.
112, 10. Man könnte trachtete vermuthen.
11. Aufwicklungen A—9. S. K.
23. Abends fehlt in den Ausgaben.
113, 14. Bimstein A.
114, 24. eignem A—9. S. K.
115, 3. gesehn A. 6 (nicht 6a). S. 9. K.
4. eignen A—9. S. K.
8. Bicenz A—9. S. K.
11. Bleiben 6—9. 14a. S; die Form mit s ist sonst beibehalten.
13. theilweise alle Ausgaben.
27. stehn A—9. S. K.
116, 14. Caraffe. Der A—9. K.
15. eignes A—9. S. K. Eigenes, 11. 14a.
117, 12. Maratt A.
16. Petronella 11. 14a. K.
17. ehmals 6—9. S. K.
118, 10. wie und warum 6—9. S. K.
119, 7. Kölla s und die übrigen Ausgaben außer K.
10. Die überlieferte Datirung Rom den 7. November (1786) ist irrig, da Goethe am 29. September in Rom angekommen war.
13. gehn A—9. S. K.
27. fünfzehnten 9. 11 (nicht 11a)
120, 2. Ungeheuere A. 6 (nicht 6a). S. 9. S. K.
9. Triumphbögen alle Ausgaben.
14. Die Datirung ausgelassen 11. 14a.
18. kömmt A—9. S.
22. Die falsche Form Pythagoräisches in allen Ausgaben außer 11. 14a.

Seite Zeile
120, 21. Hier steht das Datum An demselben vor Z. 28; S. 121, Z. 35 u. S. 122, Z. 9 das des 7. November in A—9. S. K.
24. Sirocco hier und sonst A. Goethe schrieb in seinen Briefen aus Italien Scirocco.
27. reagnigte A.
121, 17. Alten, Weisen A-9. S. K.
22. ungeheuere A. 6 (nicht 6a). S. 9. S. K.
30–32. welche, dienten und verliehen A—9. S.
32. Absatz vor Der alle Ausgaben.
122, 3. durchgesehn A—9. S. K.
6. eigner A—9. S. K.
13. ahnden A.
19. Absatz vor Und alle Ausgaben. — allen A—9. S. K.; alle 11. 14a (vgl. Bd. XX. S. 225); allem 6a.
29. Reifenstein überall A.
123. 1. benennet A—9. S. K.
18. Nachts fehlt hier und S. 124, Z. 31 in allen Ausgaben.
20. dastehn A—9. S. K.
22. hier dieselben.
25. Mehre 11. 14a, die auch sonst in solchen Fällen das ausgefallene e ergänzen.
124. 5. Absatz vor Der Geist alle Ausgaben.
14. Abends und Z. 30 Nachts fehlen in allen Ausgaben.
24. Coliseé, hier und sonst in A. — dämmrig A—9. S. K.
25. andre dieselben.
125, 8. gehn A—8. K.
30. Das Komma nach menschlichen fehlt; man könnte menschlich vermuthen.
126, 8. Donner und Blitzen. Vgl. die Textrevision in Bd XX, S. 20, Z. 17.
20. Montovio, Druckfehler A.
25. Das Datum des 18ten wird hier A—9. S. K wiederholt.
127. 11. Propagande A—9. S. K.
17. Hier steht das Datum Zum 18. November (17[8]9) in A—9. S. K.
28. treffliche A.

Seite Zeile
127, 30. Franzos A—9. S. K, dagegen 37 Franzose.
34. Winkelmann hier und sonst A.
128, 6 u. öfter gesehn A—9. S. K.
29. Abends fehlt in den Ausgaben.
129, 6 und S. 134, Z. 18 Michel Ange A.
12. ergötzten und S. 131, Z. 24 ergötzen 6a—9. S.
13. allmuedlen A.
19. Ansehen 11. 14a.
22. Soracte A.
29. Komma nach Gesimsen A—9. S. K.
30. Cecilien A—9. S. K.
30. Architekten alle Ausgaben. Architektur vermuthete S.
130, 1. wunden, die 6—11 (nicht 11a). S. K. Der nächste Satz steht ohne Zeitwort, wie die folgenden.
28. Lichtenstein hier und weiter A. 6. K. Vgl. Bd. XX, S. 222.
131, 2. Werther 11. 14a. Vgl. S. 211, Z. 4 v. u.
27. sein. Wie A.
132. 19. Schwendemann A; Schwendeman 6. K. Vgl. die Anmerkungen.
20. Hetlinger A. 6. K.
133. Vor Z. 5 das Datum des 15ten A—9. S. K.
6. höheren A—9. S. K.
12. einem A.
17. kann fehlt A.
20. goldenen alle Ausgaben.
134. Vor Z. 6 das Datum des 2ten A—9. S. K.
12. Platfond A.
15. schwindligen A; Schwindlichen 6—9. S. K.
22. bringe ich 11. 14a und so immer die vollständige Form.
24. gewähren. Denn A.
6 v. u. Tanfilt, wie Goethe damals schrieb, alle Ausgaben.
135, 29. Angeheuren A—11 (nicht 11a). S. K.
30. herausstehen anders A.

Seite Zeile
137, 4 daß A.
13. drinnen seit 6; aber sonst ist drinne erhalten, wie S. 140, S. 19.
31. Franken A—9. S. K.
37. nachzugehn und S. 138, Z. 6 sehn A—9. K.
134, 7. Vergangene A.
21. Lüftigers A—9. S. K. Sonst meist die volle Form.
139, 20. Linn-eischen A.
140, 2. Edle 11. 14a.
3. gütlichen A.
11-16. und der ... hat. Es sollte eigentlich heißen er hat. Ursprünglich hatte Goethe Z. 13 wol geschrieben der meinem Bette ... gegenübersteht.
27. heilgen ' (nicht in 14a).
34. Darinwischenkunft A.
35. Verwundrung A—9. K.
141, 13. Zürch A. — hatt' 6; hatte 9. 11 (nicht 11a). S.
16. hieher A—9. S. K.
Vor Z. 21 und 35 das Datum des 25sten wiederholt A—9. S. K.
142, 13. Punkt nach Zweck A.
18. Jahrzehnd A; Jahrzehnt die neuern Ausgaben hier und sonst.
20. Ort 11. 14a.
143, 6. In S. wo der Brief zuerst eingeschoben ist, ohne Datum; ebenso 9. S; in K folgt er wunderlich erst nach dem Briefe vom 13ten.
13. ungeheuren S. 9. S. Vgl. dagegen Z. 22.
18. vollständigerem S. 9. 11 (nicht 11a). S.
20 sichre S. 9. S.
144, 20. schuppenweise alle Ausgaben.
145, 4. Iphigenie gleichfalls.
10. In den „nachgelassenen Werken", wo der Brief in Band 60 nachgetragen ist, hat 6a zuletzt noch, wie Z. 14 geschehn.
27. Secretair A, wie Portrait.
28 Ahndung A
31. wie S. 147, Z. 30 u. s. w.

Seite Zeile
Iphigenie 11. 14a nach S. 145, Z 4.
146, 9. ding A. — Absatz vor Ebenso A—9. S. K.
20. und S. 160, Z. 33 auf Delphi A—9. S. K. Vgl. S. 97, Z. 24.
22. Man erwartet: Pflichtgefühl.
Vor Z. 33 das wiederholte Datum A—9. S. K.
147, 30. Man erwartet in statt aus.
148, 14. wenig bedeutendere A—11 (nicht 11a). — jene statt diese alle Ausgaben mit Ausnahme von S.
24. früheren A—9. S. K. Man könnte heftiger vordringenden vermuthen.
32. nach der Höhe A—9. K. Auch S vermuthete freier (oder sehr ungehörig frei) die Höhe. Goethe hatte wol ursprünglich nach der Höhe zu drängen geschrieben, aber bei der Aenderung von drinnen in gewinnen aus Versehen nach der stehen lassen.
149, 17. und fehlt A.
18. ehmals A—9.
150, 7. Auditorii A—9. S K, während sonst die deutsche Abbiegung steht.
8. Mages dieselben Ausgaben.
9. verlehnen A.
14. Copthisch A. K. — Hybernisch A—9. S. K.
Vor Z 30 wird das Datum wiederholt A—9. S. K.
151, 8. oberen A—11 (nicht 11a). S. K.
27. Costum A. 6.
153, 6. Statt an könnte man mit Svon vermuthen. — beschrieben 11. 14a.
7. ergötzten 8—11 (nicht 11a). S.
24. doppelt alle Ausgaben.
154, 1. darauf fehlt A—9. S. K.
8. Verwundrung A—9. K.
12. Knochenmaske alle Ausgaben; Knochenmasse vermuthete S.

Seite Zeile
134, 26. Perspectiv A—9. S. K., nach Goethe's früherm schwankenden Gebrauch.
27. 18 (ohne 6) alle Ausgaben.
28. eignes A—9. S. K.
135. Vor Z. 7 wird das Datum wiederholt A—9. S. K.
136, 5. Städte und Paar A.
6. Herrn A.
15. sehn A—9. K.
19. zurück zu sehn A—9. S.
Vor Z. 25 steht das Datum wiederholt A—9. S. K.
28. vorzüglichtes die Ausgaben; aber es müßte seine vorzüglichste heißen.
31. Absatz vor Man hoffe A—9. S. K.
137, 1. Jaquier A. 6.
2. bi Monte A hier und sonst.
„ Franzos A—9. 14a. S. K., vgl. S. 127, Z. 30.
12. Aristodem 11. 14a.
19. gehn A—9. S. K.
27. überjeugte alle Ausgaben.
Statt jeder vermuthete S jener.
138, 17. welchem A.
27. Colisee A.
28. sehn A—S.
139, 4. entgegen stehn A—9. S. K.
15. stehn A—9.
17. Stunden alle Ausgaben.
21. Reitzenstein Druckfehler in A.
140, 12. nächstens A.
20. gehn A—9. S. K.
21. frischeren dieselben Ausgaben.
141, 2. neueren 11.
16. seitner A—9. S. K.
21. darüber 11. 14a.
23. sogleich dieselben Ausgaben.
27. Absatz vor Doch A—9. S. K.
28. gesehn A—9. S. K.
31. Größeren dieselben Ausgaben, doch erwartet man Größten.
32. Absatz vor Taber dieselben.
142, 13. grade A—9. S.
20. Onuphrio A.
26. geschlossnen A.
29. gesehn A—9. K.

Seite Zeile
143, 4. zerbrocksltem A.
28. Nach auch ist vielleicht nicht ausgefallen.
29. vornen A—9. S. K.; vorn 11. Vgl. drinne S. 137, Z. 13.
144, 1. den 17. A—9. K.
21. sehn A—9. S. K.
145, 4. diesen A—9. S.
5. Ungeheueres 6—9. K.
12. den 20. A. 6, wo dieser Brief nach S. 167, Z. 16 folgt.
14. Carnaval und Z. 27 Carnavals A, wogegen das Wort früher mit c steht.
18. Nach empfindet erwartet man ihn.
29. Geist A.
Vor Z. 31 daß Datum des 21sten A—9. S. K.
32. gehn A—9. S. K.
146, 12. so einen alle Ausgaben mit Ausnahme von 14a. Sonst hat die Ausgabe letzter Hand meist die jetzt gewöhnliche Stellung eingeführt, wie S. 196, Z. 19 u. S. 200, Z. 25f.; vgl. Bd. XVII. S. 578.
147, 5. bewegtem A.
14. eignen A—9. S. K.
25. stehn dieselben Ausgaben.
148, 2. Belebt hier und im Folgenden A. — Abends fehlt, wie S. 171, Z. 24, Nachts S. 169, Z. 4 v. u. in allen Ausg.
7. hier A—9. S. K.
9. Genfano hier und sonst A.
15. verfaulen Tod A—9 S. K.
149, 2. freiesten 11. 14a, wie dieselben auch neuere, genauere u. s. haben.
3. Cavalier A.
5. Propaganda A—9. K; aber dieselben haben Propazanda Z. 18. Vgl. S. 127, Z. 12.
10. eignen A—9. S. K.
18. Ein Abdruck von 9 hat den Druckfehler Propaganda.
27. tod A; todt 6—9. K.
31. Fremde A.
150, 1. weitläuftiges A.
15. fänden. Einige A.
17. Gebirge 11a. 14a.
20. Jahrszeit alle Ausgaben,

Seite Zeile
sonst regelmäßig die Form mit e
171, 28. St. Agata hier und weiter A–9. S. K.
31. wohlgeackerte alle Ausgaben.
172, 3. vermögen A.
27. Mole alle Ausgaben.
29. ausgespült. Ein A–9. S. K.
30. Trümmern A–9. K. Vgl. zu S. 177, Z. 19.
173, 5. Sloeß A. Vgl. zu S. 257, Z. 2.
174, 1. klärer A–9. S. K.
10. denari A.
20. di Castello A.
30. mehrern A–9. S. K.
175, 7. haushältig dieselben Ausgaben.
22. Gedankenstrich vor Wir dieselben Ausgaben; Absatz 11. 14a.
28. Paulilipp hier und sonst A.
30. von deren A–9. S. K, während sonst meist den in 6 geändert ist.
176, 10. Palasheß ein Abdruck von 9.
27. Puzzuol hier und weiter A. K; Puzzuoli 6–9. S.
177, 19. Trümmern A–9. S. K. Vgl. Trümmer S. 183, Z. 4; auch S. 172, Z. 29.
27. Natur A–11. S.
178, 4. den 3. A–9. S. K (aber der Ate war kein Freitag, und an einem solchen ist der Brief nach Z. 22 geschrieben), und demnach stellen sie den Brief nach dem folgenden.
17. Cap A. 9. S. K.
18. für Sehnsucht A. K.
24. Zierlicherß A.
27. Den 2. März als Datum oberhalb, wogegen das Datum in der folgenden Zeile fehlt, A–9. S. K.
29. umwölkten A.
31. sauere A–9. S.
170, 6. gehn A–9. K.
23. Oeffe A, wie Goethe damals schrieb und sprach.
27. Absatz vor Dieses A.

Seite Zeile
179, 23. gesehn A–9. K.
25. Veda und mu-re A.
Vor Z. 37 das Datum des Ate A–9.
181, 1. Jerrane A.
21. eigene A.
27. italienischen, durchweg mit e, A.
182, 10 (text). Calessen alle Ausgaben. Wir haben Kalesschen geschrieben, wie S. 317, Z. 8 trotz Calessaren stehn im Merkur Calesschen stand.
27. aschgrauen A, aber ohne Komma vorher, das in allen Ate aber außer 11a. 14a fehlt.
183, 2. Absatz nach emporhilft A–9. S. K.
10. schwereren A–9. 14a. S. K.
, hupften A–9. S. K; Goethe hat sonst in unsern Briefen meist die Form hüpfen.
17. geringeren A–9. S. K wie dieselben Ausgaben auch S. 184, Z. 11 kleineren, Z. 17 älteren und neueren, S. 185, l. Z. stärkeren haben.
I Z Gerille A.
184, 1. ungeheuren A–9 S. K wogegen Z. 8 schon 6 ungeheuren in ungeheuern verändert hat.
Vor Z. 9 und 4 v. u. Abtheilungsstriche A–9.
185, 28. Colombrano alle Ausgaben, wie auch später.
186, 8. St. Carlo A–9. S. K.
Vor Z. 27 ist das Datum des 8ten wiederholt in allen Ausgaben.
28. Ansehenn Z. 37 Aussehen. S. 187, Z. 10 Vorbeigehen alle Ausgaben.
31. aufgesetzt A. K.
187, 10. zu mir haben nur 6a und S, bei mich A–8. 11a. 14a. K; bei mir 11.
21. entfernteren A–9. S. K.
27. grade dieselben Ausgaben.
30. Statt aber verlangte S sind, das wie im vorigen Satze und

Seite Zeile

so häufig sonst in unsern Briefen absichtlich ausgelassen ist.

188, 3. Stein alle Ausgaben.
5. jetzo A—9. S. K.; sonst regelmäßig in jetzt verändert.
9. hierher alle Ausgaben, obgleich es nicht auf den Ort des Schreibenden geht.
27 (28). erzählen erzählen A—9.S.
Vor S. 30 Absetzungsstrich in allen Ausgaben.

190, 16. höheren, Z. 32 jüngeren A—9. S. K.
19f. Abgehen dieselben.
25f. Vor hinter erwartet man noch ein wurden aber. Es ist ein harter Gebrauch des Partizipiums.

191, 13. Herrn A—9. S. K. wegen Z. 33 und S. 192 Z. 16 schon 6 Herren statt Herrn hat.
15. sich nach daß er fehlt A—9. S. K.
18. Die Reden hier und im Folgenden durch Gedankenstriche geschieden, ohne Absatz. A—9. S. K.; ein Absatz erst nach Z. 36.
23. aber alles 14a.

192, 7. Statt des Absatzmittels vor Und so Gedankenstrich, dagegen Absatz Z. 9 vor Ich sprach A—9. S. K.
11. erzähe A—9. S.
20. Desert A.

193, 4. Sorrent hier und im Folgenden A—9. S. K.
6. köstlichen im Morgenblatt 1816, Nr. 269, wo dieser Brief als Probe der Italiänischen Reise abgedruckt wurde.
17. Gedankenstrich vor Es ist A—9. S. K.
23. bei A.
4 v. u. Meeres 13a. 14a.

194, 17 u. S. 197, Z. 06. Zeitgenie alle Ausgaben.
13. aufführen. Den A—14a. K.
21. S. versammle die lustigste oder eine lustige.
26. wechselsweise alle Ausgaben; ebenso S. 207, Z. 30.

195, 7. mehrern A—9. S. K.
8. Höfen; A—9. K.
10. Gebirg 14a. — Naueduct

Seite Zeile

Druckfehler in A. Vgl. S. 110, Z. 32.

196, 19. wachrer wechäufig A—9. K.
22. Anders A—11. K.
25. trunkner A—9. K.

197, 21. öfterem 11. 14a.
Vor Z. 4 v. u. wiederholt das Datum des 16ten A—9. S. K.

198, 8. Kunstfreunde 9 (darauf auch in 8a).
17 (18). Abwechslung A—9. 14a. S. K.
19. tausend fehlt 14a.
25. schöne A.
29. zum statt den A—9. 14a. S. K. obgleich kein Brief vom 17ten vorliegt, in dem die folgenden abgebrochenen Bemerkungen als Zusatz betrachtet werden könnten. Die folgenden Absetzungsstriche sind 11. 14a weggelassen.

200, 2. Tag 6—11 nicht 11a) — mitgeglo 11. 14a.
20. einer A—9. S.
2 v. u. einzelne A; einzelnen 6 (nicht 6a)—9.

201, 6. u und sonst sechszig A.
16. Das Twie nach zufällig fehlt seit 6.
17. ehmals A—9. S. K.
18. Das Komma nach wir fehlt in denselben Ausgaben.
17. empfangen. Doch alle Ausgaben.
3 v. u. erzögen 6—11 nicht 11a). 14a. S. wogegen S. 202, Z. 2 Erzögung nur A. 9. 14a. S.
Vor Z. 20 Neapel vom 19. März (1787) A—9. S. K.

202. 20. Policinel A; vgl. dagegen S. 203, Z. 25 u. S. 202, Z. 7.
21. bei. Reden und Z. 22 darüber alle Ausgaben.
24. erzögen A. 9. S.
26. Irrtaxaler A—14a. K. — Gedächtnesmasser wie S. 203, Z. 1 Gedachtnes A—9. 14a. S. K.; vgl. Gedachtene S. 203, Z. 17.

203, 8 (10). Kringlen dieselben Ausgaben.
12. Vertrauen A. 6.

Seite Zeile

207, 28. beinah A–9. 8. K; vgl. S. 221, Z. 4 v. u.

208, 1 u. S. 207, Z. 29, zweirädrigen alle Ausgaben.

* unerbeuten A–9. 11a. K.

205. 3 erwuarten A.

4. Hellenenwurzel A.

vgl. Tessen A, wie S. 170, Z. 21.

209, 8. Car alle außer A.

10. Absatz vor Hamilton gleichfalls.

14. alten A. S. — hunderte fältigen A–9. 8.

27. die Stangen. Trudeldrehen. Vor Z. 30 Neapel, zum 22. März 1787 A–9. 8. K.

207, 12. rechtwinklichen A–9. 8; rechtwinkligen K.

20. Conture A. 6. K; Conteure 8. 9. 8, und so überall.

209, 5. reformirten alle Ausgaben, werden ein paar 11–14a.

15. überbliebene alle Ausgaben. Statt ist sonst übrig geblieben in der Ausgabe letzter Hand jetzt. Vgl. S. 250, Z. 13.

22. herumtaßren; der alle Ausgaben.

209, 7. gelein A–9. K.

12. armen A.

2 0. 13. herauf kommt A–9. 14a. 8. K.

16. und dem Angesicht 14a.

21. reichlicher alle Ausgaben.

Vor Z. 24: Neapel zum 21. (23. haben G und K) März (1787) A–9. 8. K.

211, 8. eignen A–9. 8. K.

4 v. u. Werther alle Ausgaben, während in unsern Briefen sonst in diesem Falle das s nicht fehlt. Vgl. S. 131, Z. 3, S. 229, Z. 24, auch S. 309, Z. 14.

213, 3 v. u. S. 214, Z. 2–215, 21, 216, 22 fehlt Seefahrer A–9. 8. K, das durchaus nötig, wenn nicht durch eine gemeinsame Ueberfahrt die betreffenden Berichte bezeichnet werden. Richtiger wäre freilich Auf der See, wie das Datum auf der Rückfahrt im Mai lautet.

Seite Zeile

213, 1. letzterem. S. 215, Z. 4 v. u. letzterem alle Ausgaben mit Ausnahme von 11a. 14a.

216, 11. 214 A.

14. und überall Wiederschein A.

21. Kanonere 9. 8; vgl. S. 230, Z. 11.

25. daher A–9. 8. K.

28. Landes 6 (auch 6a).

4 v. u. Montag den 2 April fällt in 11. 14a weg.

217, 3. Beiträge überall A–9. 8.

18. Rekalia alle Ausgaben, aber weiter unten steht regelmäßig Rekalte.

28. weitläuftigste A–11 (nicht 11a). K, während sonst die ältere Schreibart außer eben ist wie S. 254, Z. 27.

218, 26. Rotilien A–9. 8. K, wofür sonst die Zeit alle letzter Hand Modeln bietet.

218, 2. 8 vermuthete wunderbar statt sonderbar.

12. Nur 6 hat richtig in diesem Satz des einfachen diesem. Anderer Art ist S. 214, Z. 14 entwickelten uns diesem Labyrinthe aus denselben.

Vor Z. 29 das Datum des Briefes wiederholt A–9. 8. K.

219, 11. Abwechslungen A–9. 8. K; vgl. S. 198, Z. 7f.

21. Aquarell A–9. K; Aquarelli 8.

6 v. u. Lorrain A–9. 8. K.

220, 2. steha A–9. 8. K.

8. dinkrigle alle Ausgaben; vgl. mitsegele S. 200, Z. 2.

11. wenn A.

12. Palerme, Dienstag den 2. April 1787 A–9. 8 K; jede besondere Datirung fehlt 11. 14a.

17. Häckeres alle Ausgaben.

22. Absatz vor Dann A–9. 8. K.

221, 4. Dreie, wie Goethe wirklich schrieb, A; vgl. die Anmerkungen.

22. Absatz vor Er verwunderte A–9. 8. K.

Vor Z. 5 v. u. Abtheilungsstrich dieselben Ausgaben.

Seite Zeile
221, 4 v. u. beinah A. wie auch früher schon.
222, 15. Baggaria alle Ausgaben.
24. diesen A—8. K.
223, 6 v. u. Cors A.
224, 9. Tag. Aber alle Ausgaben.
17. misthasten A.
4 v. u. Freitag fehlt A—9. S. K.
2 v. u. bis S. 225, Z. 1. ihren und worden M. — es wohl nicht unangenehm sein möchte, hier etwas von dem Orte, wo M. Ein vollständiger Abdruck der Fassung des Merkur, in welcher unser Stück „Asiatiens Heiligthum" überschrieben ist, fast nur mit bloßer Verbesserung der manchen Druckfehler, steht im achtunddreißigsten Bande der Ausgabe letzter Hand am Anfange der Fragmente über Italien. Mir unterlassen die Angabe der unbedeutenden Abweichungen von A.
225, 6. unvollkommene richtig M. 11. 14a. S. K.; vollkommene A—9.
7. bestehet M. 6a.
9. der ersten M.; der frühern A—9. S. K. — Epoche. Die alle Ausgaben außer M.
16. Ablaut vor Die Andächtigen M. und alle Ausgaben.
25. achtzehendundert M.
26. man gleich M.
226, 2. ohn M.
4. von ihrer M. K.
10. wie ich M.
17. großen Indianischen Feigen A.
24. u. S. 227, Z. 7 einen Druckfehler M. — kommen A.
25. immer fehlt M.
26. um mich M.
28. stund M. A.
32. habe M.
34. darvor. Z. 37 darhinter M.
36. geflochtenen A.
37. Ablaut vor Ein M. 11. 14a; Gedankenstrich A—9. S. K.
38. Ablaut vor Sie M. A—9. S. K.

Seite Zeile
227, 4. Golde gewürkten M.
6. weissen M.
7. Ablaut vor Ein und Z. 11 vor Ich setzte M. A—9. S. K.
13. alsdenn M.
14. werden und überließ mich der M.
18. Orte M.
26 ein; es M. A.
Nach Z. 27 steht in M noch folgende Stelle:
„Ich habe nachher manchmal mit mir selbst darüber gescherzt, und das Vergnügen, das ich dort empfunden, meiner glücklichen Stimmung und einigen Gläsern guten sizilianischen Weins als den Gegenständen selbst zuschreiben wollen; allein in meiner Rechtfertigung fand ich in den Voyage pittoresque de la Sicile folgende Stelle: La statue est de bronce doré, avec les mains et la tête en marbre blanc, mais si parfaitement sculptée et dans une position si naturelle, que l'on seroit tenté de la croire vivante. Daß ich also nach diesem Zeugniß mich des Eindrucks, den jene leblose Bild auf mich gemacht, nicht schämen darf.
„An der Seite der Kirche und des kleinen daran gebauten, damit verbundenen Klosters sind noch einige beinahe gleich große Höhlen, welche doch nur den Ziegenhirten zum Schutz und zum natürlichen Stalle dienen."
228, 8. blaulicher alle Ausgaben.
Von S. 228—230 sind unbedeutende Abweichungen der Schreibung nicht angezeigt, da mit der Stammbaum nicht unterbrochen zu werden brauchte.
229, 22. Dachsdischen A.
29. Werther 11. 14a; vgl. S. 211. Z. 4 v. u.
31. gefällig fehlt in 6—9. S.
231, 6 allgemeine A.
232, 6. Buchstäbliche A.
7. antikostumirte A. 6. 8; anticostümirte 9.

Seite Zeile

232, 18 Statt dieſen ſollte es eigentlich des folgenden Reihe wegen dieſe heißen.
27 geſchnörkeltem A.
233, 8 dieſen A.
234, 17 gegen einem A—9. S.
18 und ſpäter Montreal A. Nicolet ſchreibt Moreale S. 238, § 21 Martin A—9. S. K. Vgl. S. 255, § 5.
eugen A. 14a.
b u. begränzten 6a.
235, 10 Mittagseſſen A. K.
20 Abtay vor Taß Kloſter A—9. S. K.
237, 12 Taß Datum lautet in A—9. S. K wie S. 236, § 22, iſt in 11. 14a ganz weggelaſſen.
238, 11 Borck A. 6. K.
14 Vorfahre alle Ausgaben außer 6a; vgl. Nachfahr S. 264, § 4 b u.
239, 13 Palermo den 13. (12. A. 6) April 1787 A—9. S. K (nur von 8 an 13 ſtatt 12).
14 erſt noch nach iſt A. K.
20 ſehr ausgefallen 14a.

Seite Zeile

239, 25 Mittagseſſen A—11 (nicht 11a). S. K; vgl. S. 235, § 10.
240, 7 Zur Tattirung vgl. die Anmerkungen. In 11—14a iſt der Bericht über den Beſuch Caglioſtro's ohne Ueberſchrift nach dem Briefe vom 17ten geſetzt.
7–12 In 2—4 (vgl. oben S. 579f.) beginnt der Aufſatz über Caglioſtro's Stammbaum: „Als ich mich im Jahr 1787 zu Palermo befand, hörte ich an einem öffentlichen".
8 v. u. dieſen Wunſch, Druckfehler von 11 (nicht 11a).
241, 5 einer A.
6 Vor Er legte Abtay in 2. A—9. S. K. Nach vor in 2—4: „wie man ihn auf der beigefügten Tafel gezeichnet findet". Der am Schluſſe des Bandes in 2—4 gleichlautend gegebene Stammbaum, welchen alle ſpätere Ausgaben (außer K) weglaſſen, lautet buchſtäblich, nur beginnt er dort von unten:

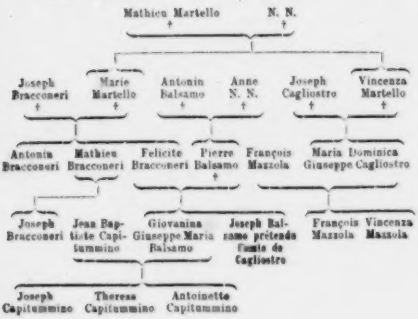

Seite Zeile
241, 8. leichterer Uebersicht derselben 2.
10. Matthaus hier und weiter 2. A.
13. Eine andere A.
15. Noara 2. K.
17. Diese 2. K; Die A–14a. S.
22. Antonio alle Ausgaben im Widerspruch mit dem Stammbaum.
Vor Felicitas Absatz in 2. A–9. S. K.
25. der Sohn Druckfehler A.
26. Bankerut 2.
Vor Z. 31 hatte 2 noch: „Die Abstammungen der Seitenverwandten zeigt der Stammbaum deutlich genug, und die Verstorbenen sind mit einem Kreuze bezeichnet."
33. ersehn 2.
37. Junii 2; Junÿ A. 6.
38. verheiratheter 2.
242, 11 (24). Pelegrini 2.
19. Absatz vor Donna und Z. 23 vor Dieser 2. A–9. S. K.
25. befreyn 2.
32. Lerm 2.
33. wagte es nicht 2.
34. ihre alle Ausgaben; vgl. Z. 29.
243, 2. andre 2.
24. Absatz vor Wer alle Ausgaben.
34. ehrbar und sehr 2.
5 v. u. wolle er 2.
244, 6f. Familienstipendio alle Ausgaben außer 11a.
8. baja wohl 2.
21. Vorlage 2.
28. il Cassero 2; il Cassero A
33. das Ende fehlt.
35. Absatz vor Er versetzte in allen Ausgaben.
37. unsrer 2.
245, 8. so groß 2.
9. beinah 2. A–9. S. K.
12. goldnen 2.
16. ehmals A.
20. versammiet 2. A.
22. unsers 2. A–9. S. K.
25. sechszehn, wie sonst A. — wohl gewachsen 2.
28. verzerrte statt entstellte 2. — auch fehlt 2.

Seite Zeile
246, 1. Absatz nach werden 2. A.
3. unsrer 2.
8. konnte 2.
14. und sie 2.
18. Gestalt statt Bildung 2.
20. lebhaften statt muntern 2.
25. eingelöset 2. A–9. S. K.
247, 7. andre 2.
15. so fehlt A–11. S.
19. hörte 2.
4 v. u. aubeinander 2.
1 v. u. durch das Nachdenken 2.
248, 2 (11). Tages 2.
3. Augenblicke 2.
8. Verwundrung 2.
13. Absatz vor Ich versetzte 2. A–9. S. K.
20 u. 20. Das doppelte fuhr er fort hat Goethe stehen lassen; das zweite sollte ausfallen.
29. bieher 2. A–9. S. K. — unsrer 2.
3 4 v. u. Bekannten 2. A.
249, 3 diese Reise A–9. S. K.
24. ihre A–14a. S. K.
26. unsre 2.
29. viel 2.
30. eigne 2. A–9. S. K.
32. mit welchen statt womit 2.
33. Die schon in A ausgefallenen Worte über ihre Aeußerungen habe ich in 11 zuerst hergestellt, dann auch K.
36. führten statt geleiteten 2.
250, 1–17. Die Stelle fehlt in 2.
Anmkg. In 2 steht Z. 3 ohnerachtet, I. Z. schickest, was 8 beibehalten hat, S. 251, Z. 1 Matthäo, 4 v. u. Ihr so einen, 3 benachrichtiget, S. 252, Z. 8 unsrer, 12 Antonine, 20 Hoffnungen, 25 edeln. 3 v. u. hinzufügen. S. 251, Z. 19 hat 8 getreuer statt geliebtester, 16 weiß nicht mit welchem Rechte, gesetzt. Daß dem Herausgeber etwa der Originalbrief vor? S. 251, Z. 11 habe ich schon in 11 17 statt 18 verbessert.

Zweite Zeile

202, 1. Das Datum fehlt hier, findet sich vor S. 203, Z. 1. A —8. K.; und 8 haben hier das Datum [illegible]

203, 9. Meanders A. die übrigen Ausgaben: Maanders.

11. trocken A—9. S. K.

16. ergetzte A—9. S.; ergötzte. Nicht A.

204, 2. v. u. Feuerum A—9. S. K.

5. v. u. Federungen A. K.

205, 18. weblen gerichteter A—9. S. K.

21. Segete hier und S. 207, Z. 12. 19 als offenbare Verbesserungsnuance; Segeste 11. 11a. (cf. S. 271, Z. 10); die andern Ausgaben Segesta.

206, 7. Heintze A; Heinichte 6.

20. höheren A—11 (nicht 11a). S. K.

207, 1 und S. 209, Z. 7 Aloen nur 6a. 11. 11a, die übrigen Ausgaben Aloes. Vgl. S. 175, Z. 9 u. S. 271, Z. 9.

16. Saldand A.

4 v. u. letzt A—9. S. K.

208, 7. verstreiten A—9. K.

10. verdorret von A—9. K; mit Komma vor von S.

26. unteren und obren A —9. S. K.

32. gätet A—9. S. K. wie ausgäten S. 206, Z. 7 v. u.

5 v. u. Punkt nach bemerkt 11a. 14a.

3 u. 2 v. u. Veterano A; Vetterano 14a.

209, 1. bhalide A—9. S. K. Vgl. S. 271, Z. 15.

8. aubgeschlagne A—9. S.

13. wechselsweise alle Ausgaben.

19. reihenweise 11. 14a.

23. eignes A—9. S. K.

3 v. u. Sonntag fehlt in den frühen Ausgaben, wie S. 200, Z. 8 Montag.

2 v. u. und S. 210, Z. 9 hieher A—11 (nicht 11a). S. K.

210, 6. höheren A—9. S. K.

8. Girgent überall A. — 22 (statt 23) Druckfehler 6 (auch 6a).

Zweite Zeile

210, 20. Calta Bellotta A 8; Calta Bellota 6—9. K; Calata Bellota 6a (nach Calatafimi, Calatabiano, aber v. l. Caltanissetta, Caltabellotta, Caltantirano). — Hierzu alle Ausgaben.

211, 4. belliger 6—9. S.

21. grünende, blühende, fruchtversprechende A.

23. wohlgebauten A—9. S. K.

26. wohlerhaltenen alle Ausgaben.

27. halberhabener alle Ausgaben.

28. Herrlichers A—9. S. K.

212, 4. Girgent A—9. S. K. Vgl. S. 200, Z. 8.

22. lockre (wie wackre) A—9 S. K.

213, 23. höheren und niederen 11 (nicht 11a).

24. ungeheueren A—9. S. K.

214, 27. grade A—9. S. K.

I. Z. hier noch nach Tage A. 6 (nicht 6a).

215, 2. Nacheirrung A. 6 (nicht 6a). 9. K.

24. Im Folgenden fehlen die Abtheilungsstriche 11. 14a.

27. theilweise alle Ausgaben.

29 und 2 v. u. kein Absatz A—9. S. K.

I. Z. San dieselben Ausgaben

216, 1 (in und S. 217, Z. 8 Pufpoynen A.

21. gesäte A. 6. K.

24. Salfalo Druckfehler 9.

26. theilweise und bündelweise 11.

217, 6. gärter alle Ausgaben.

7. wie fehlt in 9. S.

12. stunden alle Ausgaben.

14. Rinnine gleichfalls.

16. Ridene A—9. S.; Ridenne 11. 14a. K.

17. Agracas A.

4 v. u. Absatz vor Das A—9. S. K.

218, 26. wohlgelegenen und wohlgebauten alle Ausgaben.

29. Absatz vor Will A—9. S. K.

270, 2. angesehnsten A.

Seite Zeile
270, 11. zieht Druckfehler 14a.
Vor Z. 10 das Datum wiederholt A—9. S.
16. Girgenti (auch Z. 31 und 4 v. u.) A—9. S. K.
17 älteren dieselben Ausgaben.
17. 19. Biolett alle Ausgaben. Violet ist die in der Nationalbibliothek eingeführte Schreibung.
25. Absatz vor Quarzgeschiebe gleichfalls.
271, 13. hügelichen A—9. Vgl. S. 259, Z. 1.
Vor Z. 5 v. u. Zum 28. April 1787 A—9. S. K.
3 v. u. göd dieselben Ausgaben.
2 v. u. Nürchte 6 (nicht 6a).
272, 8. Reuter A.
13. Stämmen alle Ausgaben.
17. Gneus A. — einfärbigen A. K.
273, 1 und S. 274, Z. 9 v. u. Unterwegs fehlt, dagegen steht vor S. 274, Z. 4 Unterwegs den 30. April (1787) A—9. S. K.
8 v. u. Verwundrung 6—9. S.
5 v. u. stachlichen A—9, stachlichten 14a.
274, 3 Segeste lesen hier alle Ausgaben. Vgl. zu S. 255, Z. 33.
4 (17). St. Paolo A—9. S. K.
5. röthlich-schwarz A.
9. Aloes A—9. S. K; Aloen schen 6a; vgl. S. 257, Z. 2.
26. Thales A.
28. Die Worte haben wir hierher gesetzt: alle Ausgaben haben sie S. 275, Z. 33 in Parenthese nach läßt man links.
2 v. u. Poussinisches A.
275, 15. Syrenen A.
28. Ibla A—9. S. K, was zu dem lateinischen Major nicht stimmt.
31. dieselbe zweimal alle Ausgaben; S wollte dieselben oder das ganz ungebräuchliche Dasselbe.
1 Z. ungeheuere A—6 (nicht 6a). 9. S. K.
276, 11 Gedankenstrich vor Er zeigte A—9. S. K.

Seite Zeile
276, 1. Z. Pappe A—9. K. Vgl. S. 264, Z. 18.
277, 6. goldner A.
14. Gedankenstrich vor „C4 A—9. S. K; Absatz 11. 14a.
17. Herrn A—9. S.
20. Bicari 11. 14a.
21. Nähren A—9. S. K.
1. Z. beisammenstehen dieselben Ausgaben.
278, 7. Vielleicht zeigten.
18. besonderem alle Ausgaben außer 11a.
25. Winckelmannischen A—9. S. K.
33. kleineren A—9. S.
36. Herrn 6 (nicht 6a). 9. S. K.
279, 17. ernsterern A; ersteren 6. 8, ernsteren 9. S. K.
20. ungeheuere A. 6 (nicht 6a). 9. S. K.
5 v. u. Absatz vor Wer in allen Ausgaben.
280, 1. Alle Ausgaben Freitag den 4. aus Versehen, wodurch auch die folgenden Datirungen um einen Tag zu früh gesetzt wurden.
18. theilweise alle Ausgaben.
22 und S. 281, Z. 7 mehrern A—9. S. K.
29. höheren dieselben Ausgaben. — Goeni A (auch 282, 22).
281, 5. Berk, wie S. 248, Z 11 A. 6.
16. Sonnabend den 5. alle Ausgaben; vgl. zu S 280, Z 1.
28. vulkanischen A.
282, 10 v. u. Sonntag den 6. alle Ausgaben.
283, 4. Montag den 7. gleichfalls.
9. ahnfern A. K.
18. ehmals 6—9. S.
21. höheren, zu neueren A—11 (nicht 11a). S. K.
284, 13. Dienstag den 7. A—8; Dienstag den 8. alle folgenden Ausgaben. Vielleicht deutet 7 noch auf die ursprüngliche richtige Datirung.
5 v. u. Epopee A, nach der frühern Schreibung.
285, 7. eigne, Z. 10 v. u. eigner, S. 286, Z. 31 eignen A—9. S. K.

Seite Zeile
2-5. 9. wohlgewählte alle Ausgaben.
2 6. 13. mit Eintritt 6a, vielleicht österliche Änderung.
26. Uhr; vgl. § 19 21 A—9. 14a. S. K.
28. im letzten Druckfehler 14a.
31. abgelegne A—9. S. K.
2-7. 13. Den 8. Mai als besondere Zeile. Auf dem Wege nach Messina A; 1787 setzt 8 hinzu. In einer Zeile 9. S. K. Auf dem Wege nach Messina. Dienstag den 8. Mai (1787) 11. 14a.
14. links6. Sie alle Ausgaben
19(20). Nisi me Goethe wei (zieht) A—9. S. K.
Vor § 21 das unrichtig einen Tag aufgende Datum Mittwoch den 9. März 1787 alle Ausgaben, 11. 14a mit dem vorgesetzten Auf dem Wege nach Messina.
28. Gerville A.
288, 1. ersteren A—9. S. K.
Vor § 1 das zum zweiten Male einen Tag irrig zufegende Datum Messina, Donnerstag den 10. Mai (May) 1787 alle Ausgaben, 11 (nicht 11a) mit dem Druckfehler 10.
6. fürchterlichen 9. S.
13. Gebäudes A.
20. Freitag den 11. alle Ausgaben.
5. v. u. ungeheuren 6—9. S. K.
290. Vor § 21 das Datum Messina, Sonnabend den 12. Mai 1787 alle Ausgaben
23. drinnen 11. 14a. K.
24. vergildter A. 11. 14a. K. Vgl. oben gildlich.
291, 6. bekannte A. K.
292, 1. 13 statt 10 alle Ausgaben.
13. inneren A—9. S. K.
293, 22. Seitläufigkeit dieselben Ausgaben.
3 v. u. genaueste alle Ausgaben außer A.
294, 11. Gedankenstrich vor Erkennen A—9. S. K; neue Zeile 11. 14a.
12. geschrien dieselben Ausgaben.

Seite Zeile
294, 6 v. u. stille nur einmal 8. 9. S.
2 v. u. Man könnte noch ein nach Eintritt erwarten.
295, 12 v. u. vornehmend Druckfehler A.
5. 4 v. u. wohlerhaltenen 9. S.
296, 7. gesehn A—9. S. K.
13 v. u. edeln dieselben Ausgaben.
6 v. u. anstatt in alle Ausgaben.
297, 27. eignem A—9. S. K.
298, 11. Montag den 13. A. 6. K (trotz offenbaren Irrthums); Montag den 14. 8—14a. S.
10 v. u. Ergötzlichkeiten A—14a (nicht 11a) 8; die Mehrheit, weil von Goethe und Kniep die Rede ist.
299, 18. sechszehnten A. 6 (nicht 6a).
20. würde A.
21. Vor Mit Absatz alle Ausgaben
4 v. u. Selinut A; Selinus K.
2 v. u. Girgent A. K.
300, 4. Dienstag den 13. A. 6. K; Dienstag den 15. 8—14a. S.
24. erfahrne A—9. S. K.
25. verstünden alle Ausgaben.
301, 16. Montag den 14. A. 6. K; Mittwochen 16. 8—14a. S.
21 (20). Cap alle Ausgaben.
26. daranstoßenden A—9. S.
28. blaulichen alle Ausgaben; aber vgl. § 35, u. S 228, § 8.
29. Sorrent A—9. S. K.
302, 7. genauesten 11. 14a.
20. bittre A—8. K.
303, 11. Manövres 6—9; Manöpres A; Manöver 11. 14a. K. Vgl. S. 216, § 21.
18. Es muß wol sich anvertraut oder vertraut heißen.
21. Malfetine alle Ausgaben. Vgl. S. 24, § 17.
25. Palarme beidemal 9.
304, 13. Statt des Absatzes Gedankenstrich A—9. S. K.
17. viel' A—9; viele 8. Vgl. S. 316, § 22, und wenig Schritt S. 319, § 29.
1 § Windestrauch A. K.
305, 22. Faustlipp A.

Seite	Zeile	
305,	2.	Gedankenstrich statt Absatz, wie S. 304, Z. 13.
306,	1.	Anfang eines neuen Bandes in 9.
	3.	An Herder geht in allen Ausgaben voraus, als ob sämmtliche folgende Briefe an Diesen gerichtet wären.
	13	und S. 307, Z. 13 Pestum A.
307,	13.	Salern A. K.
	22	Komma nach sonderbarsten A–9. S. K.
	29.	sucht, von S vermuthet, fehlt, auch bei Riemer, I. 318. — auf dem A.
308,	2.	Das Divis fehlt in den Ausgaben.
309,	14.	Werther alle Ausgaben; vgl. zu S. 211, Z. 4 v. u.
	22	darzu A.
	4 v. u.	Sorrent A–9. S. K. wie oben S. 301, Z. 30.
	2 v. u.	steinige A.
310,	9.	untadelich A–9 (nicht 6a). S. K.
311,	8.	Philippus alle Ausgaben, nur 11 Filippo; vgl. unten S. 333ff., 487, Z. 3. — Ansehen 11. 14a.
	29.	Hierbei 11. 14a.
	10 v. u.	eignem A–9. S. K.
312,	26.	genauesten 8–14a. K; Z. 7 und 4 v. u. nur 11. 14a. K.
313,	4.	Ansehen 11. 14a.
	9	und weiter Fries A.
314,	4.	theuren A–9. S. K.
	23.	Hart A. 6.
	24.	Hausgeräth A.
	1. Z.	aufrechtstehender A–9. S. K.
315,	1.	schwarzangestrichener dieselben Ausgaben.
	7.	erzögen A. 6. 9. S.
	8.	goldnen A.
	26.	S vermuthete umfaßt. — Absatz nach einfaßt alle Ausgaben.
	30.	Abänderazöpung A. 6. 9. S.
	9 v. u.	wohldehandelter A–9. S. K.
316,	2.	diesen dieselben Ausgaben.
	12.	Dieser ganze Brief erschien zuerst im Merkur 1798, IV,

Seite	Zeile	
		103–114 als fünfter Abschnitt der „Auszüge aus einem Reise-Journal“. Dort lautet der Anfang (S. 12–zwar Z. 22):
316.		„Neapel.
		„Volkmann's historisch-kritische Nachrichten von Italien. Dritter Band. *)
		„Lazaroni.
		„Es giebt in Neapel zwischen dreißig- u. vierzigtausend müßige Leute, welche keine bestimmte Geschäfte haben und auch nicht verlangen. Sie brauchen einige Ellen Leinwand zu ihrer Kleidung und etwa sechs Pfennige zu ihrem Unterhalte. In Ermangelung der Betten liegen sie des Nachts auf Bänken, und heißen daher spottweise Banchieri oder Lazaroni. **) Sie verachten alle Bequemlichkeiten des Lebens mit solcher Gleichgültigkeit. So viel Müßiggänger sind allerdings ein großes Uebel in einem Staate, allein es hält auch schwer, den ***) Geschmack einer Nation zu ändern und sie arbeitsam zu machen, wenn der Hang zur Faulheit so groß ist. Es gehört Zeit und unermüdete Sorgfalt dazu, um erst eine Art von Nacheiferung bei ihnen zu erregen, und ein König, der im Lande wohnt, der bei seinen Unternehmen geliebt und gefürchtet wird, und thätig ist, einen klug und behutsam entworfenen Plan mit Muth durchzusetzen. Neapel könnte alsdann ein viel mächtigeres Reich werden. Die See bietet die schönste Gelegenheit dar, um so viel tausend Hände durch Fabriken, Handlung und

*) S. 159f.

**) Dieser Name soll wol auf ihre Armuth oder ihren Schmutz gehn. Vgl. Tieck unter Lazaro.

***) Im Merkur steht der Druckfehler dem.

Seite Zeile

Schiffswesen zu beschäftigen. Unter einer solchen Menge von Müssiggängern muß es nothwendig auch viel gottloses Volk geben; sie trennen die Nation in zwei Theile, welche im Grunde nicht schlimmer sind als die übrigen Einwohner.

„Ich komme in Neapel war" ꝛc.

316, 22. viele M. — übelgekleidete alle Ausgaben außer M.

22. Irrig setzt K. unbeschäftigten als Lesart des Merkur an.

24. kein Athen M; — frage Fehler des ersten Druckes von 9; — nach den 10000 M.

25. auch fehlt M.

26. aber hat erst A hinzugefügt.

28. diese M (nicht Ai; — mit der M; — ungeheuren M. A—9. 8. K.

28. Kleidung, Gestalt M.

317, 2. stille M.

7. Neue Zeile vor die Calessiaren oder die Calessiarenz M, wie S. 10 vor Schiffer und Fischer.

8. auf dem M, wol richtiger.

17. konnte M. Der Merkur mied diese Elisien.

23 und S. 319, 3. 28 beschäftiget M.

28. Erden M.

28. beschäftigen (statt beschäftigt) M.

318. 6. versammlet M. A.

12. längerem M. A—9. 8. K.

13. kindischen M; — sammlen M. A. 6 (nicht 50).

21. schafft statt bringt M.

23. Gemülen M.

25. Tages M.

4 v. u. hat mich M.

319, 5. Man erwartet an jedem.

12. Falte M; — Körbe, allerlei Backwerk M. K; Kurz übersieht, daß schon A richtig geändert hat.

18. von kleinen Krämern M; — kleiner Ha.

*) viel ist im Merkur ausgefallen.

Seite Zeile

319, 24. u. s. w. fehlt M.

26. übelgekleideten M. A—9. 8. K.

31. dieser M.

23. proportionirlich statt verhältnißmäßig M.

2. 4 v. u. die Küche im Winter zu M; K ist hier verwirrt.

320, 2. dadurch fehlt M.

3. Einen großen Theil des Jahres statt Mehrere Monate lang M.

8. wolltet Er M.

11. diese Naturwirkungen M.

16. strenge M; — Paw M. A; de Pauw II, 144.

18. hierher 6—145. 8. K.

20. ihren Grundsatz und habe ein M.

24. würde statt möchte M.

30. ausdauren M.

31. einlädet M.

33. wohnet M.

321, 3. Terra di Lavoro und S. 5 Campagna felice alle Ausgaben seit A.

4. verlieret M. A—9. 8. K.

10. Tableau statt Gemälde M.

13. alsdenn M.

14. Lazzarone 6a.

15. übrige M. A; — Classen Man würde aber auch wahrnehmen, daß M.

18. wollen; was dann wohl viel dazu beitragen mag, daß M.

19. nordischen Gegenden M.

20. Fabrianen M.

21. Verhältniß mit M.

23. daher daß M.

25. daher daß sich die M.

30. genaueren 9. 8.

5 v. u. zugleich statt zwar, darauf und statt aber auch M.

4 v. u. dem Geschäfte und Auch statt Durchgängig N.

2 v. u. zeigt durchaus einen richtigen M.

322, 1. Pulcinell M.

3. Nach Laune noch Wenn ein andermal M.

4-6. Statt Plinius . . . werth:

Seite Zeile

„6.
„Plinius' Naturgeschichte
„drittes Buch fünftes Kapitel.
„Ja, Kampanien allein wäre einer weitläuftigen Beschreibung werth." M.*) Der Zwischenstrich fehlt 11. 14a.

322, 7. sagt er fehlt M; — diesen Orte M.
8. Neue Zeile vor Denn, ebenso vor Ich Z. 17 und vor Von diesem (diesen M) Z. 20 M.
10. schattige Hölzchen M; bei Plinius steht nemora.
13 viel M und alle Ausgaben, wie M auch Z. 14f. zweimal und Z. 19 viel hat, das aber schon A in viele veränderte.
21f Die Worte das ehrenvollste Urtheil stehen nach Griechen (Z. 20) M.
23. Statt des Datums als Ueberschrift:
„Lebensgenuß des Volks in und um Neapel" M.
24. man da M.
27. scheint, Druckfehler A, erst in 11 verbessert.
4 v. u. sind nach Caleschen M; vgl. S. 324, Z. 4.
1. Z. ausgeputzt. Manche alle Ausgaben.

323, 7. überglänzen M.
12. scharlachnen M. A—9. S. K; — Rettunno M. A.
15. Meers M.
19. Absatz vor Ich sah M. A—9. S. K; — rothsamtener M.
23. farbnen M. A—9. S. K.
24. hoch angebracht M.
25. Blumenbüschel in Händen über das Kind M.
27. gleichfallsWackelten und über das Kind Blumen- M.
28. Engel bewegten sich nun desto M.

*) Bei Plinius, III. 6 heißt es: Qualiter (narrari debet) Campaniae ora per se felixque illa ac beata amoenitas?

Seite Zeile

323, 29. und die M.
Vor Z. 32 frin Ueberfluß-Kirch M.
1. 2 v. u. u. Scheiben M. A. 6.
1. Z. getrockneten M.

324, 2. grünen M. A.
3. Fette M.
12. es ist alsdann eine M.
19. Straße 14a.
20. gebundenen statt geschnürten M. — Hahnen M.
21. Pörzel M; Burzel A.
24. hier M. A—9. S. K.
29(32). verzehret dieselben Ausgaben. Vgl. Z. 30 verkündigt.
30. verkündiget M.
32. höret M. A—9. S. K.
1 v. u. Makaroni M.

325, 2. S verlangte: An der Ecke fast jeder Straße oder gar: Fast an jeder Ecke der großen Straßen.
5. Fastingen M. K; — beschäftiget, einem jeden Fische und Backwerk M.
9. Nach Papier davon hat M noch folgende Stelle:
„Besonders sind die Werkstädte (sic) dieser Frigitori am Tage des heiligen Joseph's, ihres Patrons, sehr lustig anzusehen. Die Bude ist mit dem Bilde des Heiligen und mit vielen Gemälden von Seelen, welche im Fegefeuer leiden, als eine Anspielung auf die Flammen, wodurch die Fische gar werden, geziert. Eine große Pfanne wird über einem Ofen gehetzet; einige machen den Teig zurechte, andere tragen die Stücke in das siedende Oel; die beiden Personen aber, welche mit großen zweizinkigten Gabeln die gebackenen Krätzchen herausstechen, sind die merkwürdigsten; sie stellen Engel vor, wie sie aber solche vorstellen, wird niemand errathen.
„Durch den Beruf, daß Engel große schöne zierende Haarlocken haben müssen, geziert,

Seite Zeile

mag man wol bei großen Prozessionen den Knaben, welche als Engel dabei erscheinen sollten, blonde Perücken aufgesetzt haben; vielleicht sind diese Perücken durch die Zeitlabl geworden oder man hat sie nicht immer so reichlichzig haben können; genug, in einem Lande, wo meist ein jeder sein eigenes Haar trägt, sind nur die Begriffe von Perücke und Engel in Verbindung geblieben, und der Hauptbegriff von Locke ist ganz verloren gegangen, so daß diese beiden Kerle, welche übrigens so seltsam als der geringste Neapolitaner aussehen, schon ihre Würde als Engel zu behaupten glauten, wenn sie irgend eine alte Perücke auf das eine Ohr setzen. Übrigens sein fleißig in die Pfanne fahren und so die guten Geister verstärken, welche die Seelen aus dem Fegefeuer herausholen. Diese wunderliche Dekoration, ein unbändiges Geschrei, noch mehr aber der wohlfeile Preis an diesem Tage zieht eine Menge Käufer herbei, welche ihren Ablaß für ein Geringes befriedigen und zugleich ein andächtiges Gebet für die gedeckten Seelen im Fegfeuer abtenden."

Goethe ließ die Stelle aus der Italiänischen Reise weg, da er der Sache schon im Briefe vom Josephstage (vgl. S. 202f.) gedacht hatte.

225, 17. ausgesäet A. 6.
21. ich mir A. 14a.
2 v. u. eine Bettgestell A.
326, 13. Irrig führt K Cavaliere Lucchesini aus 6 an.
18. von denen A—9. K.
21. wackres A—9. S. K.
28. Pestum A.
Vor Z. 2 v. u. Zum 1. Juni 1787 A—9. S. K; Neapel, den 1. Juni 11.
327, 10. Cavalier A.

Seite Zeile

327, 17. mir A.
328, 13. Giovine A. 6.
20. gebornen A—9. S. K.
21. freieren dieselben Ausgaben.
329, 2. ungeheuere A—9 (nicht 6a). S. K.
24. köstlichers A—9. S. K.
27. ungern 11. 14a.
33. Tags 11. 14a.
330, 2. beiognen A—9. S. K.
26. ihm A.
331, 1. wechselsweise alle Ausgaben.
3. vom 4. bis 6. Juni 11.
22. Architecte A.
332, 1. Goethe gab diese Skizze über Neri erst im Zweiten Römischen Aufenthalt am Ende des Jahres 1787, während sie doch als Zugabe zum Briefe vom 26. Mai gehört. Diese Stelle gab ich ihr bereits in 11. Der erste Druck ist hier wie beim Zweiten Römischen Aufenthalt überhaupt, in 6
7 v. u. zuweisel 6—9. S. K.
333, 13. stellenweise alle Ausgaben.
17. die fehlt in allen Ausgaben.
20f. Jahrszeit 6—14a (nicht 11a). S. K.
5 v. u. neu statt jung Druckfehler 14a.
334, 2. religiöser 11. 14a.
11 und S. 335, Z. 28 früheren 6—9 S. K.
18. ergötzt 6—9. S.
21f vorüber walten alle Ausgaben.
335, 3. Ablaß vor Er übt gleichfalls.
20. Statt gleichfalls haben alle Ausgaben gleichsam.
24. angeborne 6—9. S. K.
336, Z. 3. mehrern 6—9. S. K.
338, 13. kein 14a.
21. erhub 6—9. S. K.
23. sich fehlt in allen Ausgaben außer 11a. 14a. K.
4 v. u. Ablaß vor Philipp 6—9. S. K.
3 v. u. durfte 6. 8. S. K.
339, 2. mögt' 6—9; mögt 6a. 11a. 14a. S. K; mög't 11; vgl. S. 160, Z. 19.

Seite Zeile
339, 16. unendlich Druckfehler statt nun endlich 6. 8; blos endlich K.
20. herumhupfen 6–9; vgl. S. 160, Z. 17.
340, 25f. unabhängigemgränzenlosen, geistigen 6–9. K (unabhängigem, gränzenlosem 11, ohne das letzte Komma 11a); eigentlich sollte es grenzenlosem oder grenzenlos unabhängigem heissen.
28. Aufsehen 11. 14a.
341, 1. Kein Absatz und hierdurch 11. 14a.
14. aufdringt 6. 8. K.
342, 6. in fehlt vor ihren in allen Ausgaben; 8 verlangte bei.
8. gebietertisch 6 (nicht 6a). 8. K.
14. früheren, roheren 6–9. S. K.
24. Oberhaupt 11. 14a.
34. die Nacht alle Ausgaben.
343, 5. Agnesia (Druckfehler) 9. S.
19. Papstes 11. 14a.
4 v. u. denen guten.
5 v. u. Denenselben (aber Z. 4 Denselben) 6–9. 8. K.
344. Diesen Schluß fügt erst 8 hinzu mit der Ueberschrift Allgemeine Betrachtung, die wol von Riemer oder Eckermann herrührt.
3. heiteren 8. 9. S. K.
10. freien denselben.
23. die Lehre statt Lehre sowol als Leben (Druckfehler) 11. 14a.
28. trotzige 11. 14a.
31. ausfüllte (Druckfehler) 14a.
345, 1f. Zweiter Aufenthalt in Rom 2. 11. 14a.
2. Vom — 1788 fehlt 11. 14a; der Inhaltstitel heißt schon 6 Zweiter Aufenthalt in Rom.
348. 4. zu denen 6–9. K.
9 v. u. Daniel Volterra alle Ausgaben nur 6a Daniel v. Volterra; da statt von 11. 14a. Vgl. S. 306, Z. 12 v. u.
8 v. u. wollen alle Ausgaben außer 11a. 14a.

Seite Zeile
349. 6. andre 6–9. 8.
6 v. u. ansehn 6–9. 8. K.
350, 1. mir ist wol zu streichen.
20. gesehn 6–9. 8. K; vgl. S. 349, Z. 24.
23. und S. 356, Z. 2 Duzend 6 (nicht 6a). 9.
25. sieht, 29 sehn 6–9. 8. K.
351, 1. Nachts und selbst ein Abtheilungsstrich fehlen in 6–9. 8. K.
2 v. u. heitre 6–9. 8. K.
352. 9 v. u. ich beim verlangte 8.
353, 13. Statt des zweiten um könnte man und vermuthen.
16. graseten 6–9. 8. K; - erschracken 9. 8.
8 v. u. unsrer S. 355, Z. 29 unsres, S. 355, Z. 4 v. u. unsre 6–9. 8. K.
354, 19. Monenliche dieselben.
20. Mole alle Ausgaben. Vgl. S. 172, Z. 2.
4 v. u. Mittagsessen 6–9. 8. K.
355, 5. Nach wohnt erwartet man noch etwa und gekommen war.
27. Nachmittags alle Ausgaben. Vgl. oben S. 23, Z. 13.
356, 18. Eis- alle Ausgaben
26. Jahrszeit alle Ausgaben außer 11a.
357, 4. Hahnen 6–9. 8. K; vgl. S. 324, Z. 24.
25. Madonne dieselben Ausgaben.
4 v. u. Hart 6. 8. K; vgl. S. 314, Z. 23.
2. Jetzo 6–9. 8. K.
358. 1. fehlt 11. 14a.
10 v. u. Handels- 6–9. K.
359, 2. begabter 6a.
5. Statt wo erwartet man wie.
7 v. u. Aelteren 6–9. 8. K.
360, 11. Absatz vor Wenig alle Ausgaben.
16. Komma nach Gabe und nach dargebracht 6. 8. Die Kommata fehlen mit Recht in 6a; Komma nach Apostel und dargebracht 9. 11. 8; nur Komma nach Apostel 11a. 14a; Komma nach jeden

Seite Zeile

und dargebracht K. Schauder müßte erwartend nach Apotel sehen. Die Stell. ist durchaus nicht unklar: nur darf man nicht das Zeitwort nach erwartend in ein Hauptwort verändern (s. 11. 14a). Den Apotheke in der Mitte stehen alle übrigen entgegen. In der Mitte z. 18 bezeichnet die Mitte zwischen den beiden eben genannten.

360, 23. Kunstwerks 14a.
2 v. u. fruchtbar vermuthete S.
361, 8. größeren 6—9. S. K.
362, 3. den 5. die Ausgaben. Der 5te war ein Donnerstag, der Brief ist aber am Tage vor dem Festtage geschrieben.
11. Aqua acetosa 6—9; Acqua acetosa 11—14a. S. K.
19. jüdt 6—9. S. K.
25. darauf, wie überall statt drauf 11. 14a.
4 v. u. eignen und sehn 6—9. S. K.
2, 1 v. u. Die Worte Die ... möglich ist in Klammern 6—9. S. K.
363, 1. Kein Absatz in allen Ausgaben; — hier 6—9. S. K.
2. vorübergehn dieselben Ausgaben.
6 v. u. Tags 11. 14a.
2. andrer und hindre 6—9. S. K.
364, 1. Kein Absatz, dagegen ein solcher Z. 3 vor Dann in allen Ausgaben.
6. offnes 6—9. S. K.
16. ungeheuren dieselben Ausgaben.
f 21. wurden fehlt in den Ausgaben. S vermuthete das Feuerwerk wegen war.
365, 9. gehn, Z. 14 angesehn, S. 366, Z. 9 gesehn 6—9. S. K.
17. daran 11. 14a.
24. Dienstag den 17. Juli nicht als Briefdatum, sondern als Anfang eines neuen Abs

Seite Zeile

satzes des Briefes vom 16ten 6—9. S. K.
365, 19 v. u. Karnefinischen 6—9. S. K. Karnese'schen 11. 14a.
366, 7. rent 9.
9. Herder, wie immer in diesem Falle, 11. 14a.
367, 4. Lande 11. 14a.
27. gelesn 6—9. S. K.
7 v. u. Der Brief steht irrig mit diesem Datum (Sonntags) nach dem Briefe vom 25sten in allen Ausgaben, mit dem falschen Datum des 29sten 11. 14a. S. K.
368, 9. zusammen kömmt 6—9. S. K.
22. Coliseum dieselben Ausgaben.
24. Straße alle Ausgaben.
26. Obelisk gleichfalls, obgleich Goethe sonst das Wort abdieret.
l. Z. helleren 6—9. S. K.
369, 19 und S. 370, Z. 12 fehlt Juli 6. 9. 14a. S. K.
26. Perfectiv 6—9. S. K.
370, 6. ehmals dieselben Ausgaben.
14. ruckt gleichfalls.
21. Jahrszeit alle Ausgaben außer 11a.
3 v. u. Particen 6.
371, 11. Intermezi 6—9. S. K.
12. Impresario 9. S. die aber Z. 14f. Impresar haben. — fürtrefflich 6 (nicht 6a)—9. S. K.
372, 2. Juli fehlt 11. 14a und so auch im Folgenden der Monatsname hinter Bericht
374, 4 v. u. fernerem alle Ausgaben außer 11a.
375, 8. Trockne 6—9. S. K.
11. huben dieselben Ausgaben.
376, 2 v. u. wahre gleichfalls.
l. Z. stückweise, wie immer, 6—9. S. K.
377, 7. Mylorde alle Ausgaben.
ff. Die Ausgaben lesen gab sodann auch die und vor neuen noch jedoch. S wollte letzteres einfach streichen; es

Seite	Zeile	
		scheint aber jedoch Verbesserung für sodann auch gewesen und durch Versehen Beides in den Text gekommen zu sein.
378,	8.	ein und 6–9. S.
	11.	seinem (Druckfehler) 9.
	26f.	kontroverstiren alle Ausgaben außer 6a.
379,	10	v. u. daselbst statt damals nach Schuchardt's Vermuthung; sonst müßte in Neapel stehen.
	8	v. u. Ansehens alle Ausgaben.
380,	2.	Rom fehlt 6. 9. S. K.
	16.	Dieser ganze Brief fehlt in 6 und K; ersterer bringt ihn nachträglich in Band 60, wo 6a S. 381, Z. 4 irrig noch oder nach früher hat.
381,	1.	Absatz vor Wie mir alle Ausgaben.
382,	2	und S. 391, Z. 5 v. u. Verschaffeldt 8–11. 14a. 8; aber vgl. Werke, Bd. XXII. S. 216. Vor Z. 8 steht wiederholt das Datum des 11ten 6–9. 8. K.
	13.	andrem 6–9. S. K.
	17.	entgehn, Z. 18 sehn dieselben Ausgaben.
	28.	andrer gleichfalls.
	2	v. u. unsre gleichfalls.
383,	5.	Erklärung 14a.
	11.	Aqua acetosa 6–9. S. K.
	19.	anzusehn dieselben Ausgaben.
384,	4.	munire, Z. 19 verzögre gleichfalls.
	27.	Suern 11.
	9	v. u. viel alle Ausgaben.
385,	2.	wolle' 6 (nicht 6a). 8.
	17.	mich nun mein (trotz nunmehr Z. 19f.) alle Ausgaben.
	9	v. u. *** statt ††† alle Ausgaben; vgl. die Anmerkungen.
	6	v. u. Ch. v. (statt Ritter) 6–9. S. K; Ch. von 11. 14a; vgl. S. 390, Z. 31.
387,	1.	Kein Absatz vor Was ich 9. S.
	28.	unsre 6–9. S. K.
	8	v. u. Diminutiv alle Ausgaben außer 6a.
	4	v. u. Absatz vor Dann alle Ausgaben.
388,	4.	unsres 6–9. S. K.
389,	9	v. u. Letzteren gleichfalls.
390,	5.	für Grafen gleichfalls.
	10.	Hintertüre 11. 14a. — hauseten 6–9. S. K.
	14.	Absatz vor Sorgfältige alle Ausgaben. — unteren 6–9. S. K.
	18.	Ehnermahen 6–9. S. K.
391,	4.	Gagneran, Desmarets, Chauffieu 6; Gagnerean 8; in 11 (nicht 11a) ist Sauffier ausgefallen; Desmarets auch K.
	5.	Boquet 6.
	28.	Portalis 6. 8. K.
392,	4.	Iphigenie alle Ausgaben.
	13.	Ansehen 11. 14a.
393,	5.	hier 6–9. S. K.
394,	1.	gehn gleichfalls.
	6	Obelisk alle Ausgaben.
	16.	(in ihrer Art) 6–9. S. K.
	20.	heturischen 6–9. 8.
395,	3.	feiern 6–9. S. K.
	20.	Absatz vor Vielleicht alle Ausgaben.
	27.	wollten. Es 6–9. S. K. — Er 11. 14a.
	31.	sehn 6–9. S. K.
396,	7.	Frieden 11. 14a.
	16.	mit statt in ein Druck von 9.
	19.	eingeborne 6–9. S. K.
	25.	Unsre dieselben Ausgaben.
	28.	Rom fehlt 6–9. S. K; — 12 statt 14 alle Ausgaben.
397,	3.	einhergehn 6–9. S. K. Vor Die Schwanzmenschen Absatz alle Ausgaben.
398,	6.	Freuet 6–9. S. K; vgl. S. 396, Z. 17.
	15.	und weiter Casus 6 (nicht 6a).
399.		Vor Z. 10 das Datum des 22sten wiederholt 6–9. S. K.
400,	11.	S wollte nur tilgen oder wünsche zwischen nur und einmal setzen

Seite Zeile
401, 5. ruckt 6–9. S. K.
402, 11. eignen dieselben Ausgaben.
13. kürzeren und längeren gleichfalls.
403, 4 teliocentrische 14a.
15. Absatz vor Er 6–9. S.
16. Absatz vor Eine 6–9.
9 v. u. Meere 11 (nicht 11a).
7 v. u. Balbeck alle Ausgaben.
2 v. u. Berges 6–9. 11. 14a. S.
404, 27 u. Z. 417, Z 9 v. u. Capitäler alle Ausgaben.
27. cancelirter 6–9. S.
28. Basreliefe 6–9. S. K.
29. sonsten alle Ausgaben.
405, 26 Wol ausdrücklich steht uns nur einmal.
5. Obelisk alle Ausgaben.
3 v. u. großen, mannigfaltigen 6–9. S. K.
406, 2. Ursach dieselben Ausgaben.
5. früheren gleichfalls.
8. früheren Druckfehler 6 (nicht 6a), wie Z. 3 v. u. männlichem.
407, 11. langen Weile K; Langweile alle übrigen Ausgaben außer 6a.
18. außersehn 6–9. S. K.
22. Kein Absatz vor Jene alle Ausgaben.
27 Katharine 6–9. S.
408, 13. Reiffensteinischen 6–9. S.
21. eignen 6–9. S. K.
27. Augen alle Ausgaben.
409, 6 v. u. Absatz vor Der gute 6–9. S. K.
411, 1. unsres, unser 6–9. S. K.
8 schwätzende dieselben Ausgaben, obgleich Goethe sonst meist die Form schwatzen in der Ausgabe letzter Hand hergestellt hat.
412, 10. Absatz vor Ich alle Ausgaben.
413, 15 (26) Andre 6–9. S. K.
21. klüger, und weder richtiger, besser alle Ausgaben.
414, 14. Jahrer und fahrer 6–9. S. K.
23. Vielleicht schrieb Goethe statt lose noch einmal leise nach der ihm beliebten Art der Verdoppelung.
Seite Zeile
414, 25. gestehn 6–9. S.
415, 3. Andre 6–9. K.
9. will Druckfehler 11, auch 11a. 14a.
19. andre 6–9. S.
20. Laßt 6 (auch 6a). K. 14a.
31. eignen 6 (auch 6a).
416, 9 v. u. Statt außer erwartet man nach hiesigem Sprachgebrauch aus.
417, 4. Spatierachn 6–9. S. K.
5. Hierauf folgt in allen Ausgaben unmittelbar fortlaufend die Stelle, welche wir unter dem 28sten gegeben haben. da diese Zeilen offenbar nicht in Castel Gandolfo, sondern in Rom geschrieben sind, wohin Goethe erst am 22sten zurückkehrte. Fast drei Wochen war er, wie er am 28sten dem Herzog berichtet, in Castel Gandolfo gewesen.
9f. An Herder vor dem Datum 6–9. S. K.
12. liebenswertheste alle Ausgaben; liebwerth bei Goethe sehr häufig.
23. neugeborne 6–9. S. K.
l. Z Vor Was mir Absatz alle Ausgaben.
418, 16. Frieden halten 6–9. S. K.
19. Ohne Datum alle Ausgaben; vgl. zu S. 417, Z. 8.
2 v. u. Vor Gestern Absatz alle Ausgaben.
l. Z Kein Antheilungsstrich alle Ausgaben.
419, 2. andre 6–9. S. K.
9. z. E. 6–9. S.
12. Vor Der Gedankenstrich dieselben Ausgaben.
15ff Statt L, J. C sind die Namen von Lavater, Jacobi, Claudius ausgeschrieben in 11. 14a; (Lavater), J(acobi), C(laudius) K.
21. sich!" 6–9, sich. 11. 14a.
22. Verwechslung alle Ausg.
420, 11. gehn 6–9. S. K.
19. unsrer dieselben Ausgaben.
421, 2. ergötzen 6–9. S.
21. aufgehn 6 9. S. K; Ab-

Seite Zeile
satz vor So bleibt dieselben Ausgaben.
421, 15. ungeheuren gleichfalls.
12 v. u. auch statt auf in einem Druck von 9.
423, 3 (so). heiterem alle Ausgaben außer 11a.
9. Jesuitergenerals 6—9. S. K.
11. munterem 6—9. 14a. S. K.
13. Badeorte 11. 14a.
22. nicht fehlt 6—11 (nicht 11a). S.
3 v. u. unseren 6—9. S. K.
424, 4 v. u. öffnen dieselben Ausgaben.
425, 23. ruhigen 6—9. S. K.
l. Z. Camocini 6 (nicht 6a)—9. S. K; Cammocini 11. 14a.
426, 9. eines 9—14a. S.
27. stünde 6—9. 14a. S. K.
6 v. u. versuchsweise alle Ausgaben.
427, 18. älteren und l. Z. späteren 6—9. S. K.
428, 24. Augenblick 11. 14a.
29. weiteren 6—9. S. K.
429, 7. wohlempfundene dieselben Ausgaben.
3 v. u. Das Komma steht in den Ausgaben nach statt vor selbst. – eignen, auch überall im Folgenden, 6—9. S. K; ebenso eignes.
430, 4. mehreren 6—9. 11a. 14a. S. K.
15. Statt bezeichnete könnte man bezeigte vermuthen.
20. hatten und Z. zu unternommenen Druckfehler 6 (nicht 6a).
431, 4. mittleren 6—9. S. K.
8. Nach u. l. w. könnte man was vermuthen.
24. S forderte Erlebnisse, aber Ergebnisse sind die Wirkungen auf die Empfindung.
432, 3 v. u. jüngeren 6—9. S. K.
434, 12. Purpen- statt Pappen- alle Ausgaben außer 6a.
Vor Z. 23 das Datum des Acts 6—9. S. K. Der Brief mit Ausnahme von K nach S. 435, Z. 17.

Seite Zeile
435, 7. Entwicklung 6—9. S. K.
Vor Z. 18 das Datum des Briefes 6—9. S. K.
3 v. u. da stehn 6—9. S. K.
436, 13. Andre dieselben Ausgaben.
23. von denen gleichfalls.
437, 5. wackeren früheren 6.
6. gebornen 6—9. S. K.
14. soll 6—9.
439, 2. genährt 6, Druckfehler, verbessert in 6a.
17. heitere alle Ausgaben.
20. theilenweise gleichfalls
22. Abs. 3 vor Allein 6—9. S. K.
440, 20. späteren 6—9. S. K.
l. Z. Ursache 6—9. 14a. S. K.
441, 5. Seidelmannischen 6—9. S. K.
18. auf fehlt 6—9. S, letztere hat Einwirkungen: Kenntniß.
22. scheinet 6—9. 14a. S. K.
443, 1. ankömmt dieselben Ausgaben.
14. unserem gleichfalls.
20. Man könnte mannichfaltige vermuthen.
22. Unsres 6—9. 14a. S. K.
444, 3 v. u. ferneren dieselben Ausgaben.
445, 4. antwortet' 6—9. S. K.
11. Gedankenstrich nach ressemblen 6—9; neue Zeile vor Qui 11. 14a.
446, 4. verfichte 6—9. 14a. S. K.
16. Anganthyr 6. S; Aganthyr 6a; Agantyr 9. 11 (nicht 11a). K.
17. Perspektiv 6—9. S. K.
18. sichrer dieselben Ausgaben.
447, 2. erzeugt 6—14a (nicht 11a). S.
16. Niedrem 6—9. 14a. S. K. Niederem 11 (nicht 11a).
18. späte 6—9. 14a. S. K.
20. andrer dieselben Ausgaben.
29. Caro alle Ausgaben außer 6a.
4 v. u. Castell 6. 9. S. K; vgl. S. 416, Z. 11 u. S. 417, Z. 5.
448, 17. Thurneysen 6.
20. Donner; vgl. zu S. 126, Z. 9.
449, 27. handlend 6 (nicht 6a)—9. S.
9 v. u. graden 6—9. S. K.

Seite Zeile
450, 3. heiterem 6—11 (nicht 11a). S. K.
11. Absatz vor Ohnehin 6—9. S. K.
451, 14. 1791 6. 8 K. Seit 9 ist der hier folgende Aufsatz ausgefallen und in einer Parentheſe des Textes auf die Stelle verwiesen, wo derſelbe aufgenommen iſt.
17. größeren 6—9. S. K.
19. Resten hatte s statt Pasten vermuthet, das alle Ausgaben bieten.
29. jetzo alle Ausgaben außer 11a.
4 v. u. neueren ebenso.
452, 12f. von Schwanefeld 6—9. S. K.; von Schwanenfeld 11. 14a. Vgl. Bd. XXI. S. 226.
29 im 6 (nicht Cal. 8.
21. Aqua 6—9. S.
25. fünfundzwanzig alle Ausgaben.
32. ehmals 6—9. S. K. — Nach Ueberwinder ſteht noch ſonſt in allen Ausgaben. S bemerkt, das ſonſt oder ehmals wegzulaſſen ſei.
453, 1. natürlicheren alle Ausgaben außer 11a.
l. Z. ſie ſtatt ihn alle Ausgaben.
454, 4. ein alle Ausgaben.
455, 19. Farneſine 6—9. S. K. Vor Z. 20 Abtheilungsſtrich 6—9. S. K.
9 v. u. Vor Die Peterskirche und Z. 5 vor Selbſt das Absatz alle Ausgaben.
3. Kleineren und l. Z. unſeren 6—9. S. K.
456, 8. Ohne Abtheilungsſtrich und neue Zeile 11.
21. Etwa zugleich ſtatt ſogleich?
457, 2. neueren alle Ausgaben außer 11a.
8. ſpäteren 6—9. S. K.
9. heiteren dieſelben Ausgaben.
18. denen Orten gleichfalls. Vor Z. 21 kein Abtheilungsſtrich 11.
460, 6 v. u. Gedankenſtrich vor Es kamen 6—9. S. K.

Seite Zeile
459, 13. Herderiſchen dieſelben Ausgaben.
14. Sprachen gleichfalls.
19. Autenweiſe 11.
6 v. u. innerem 6—9. S. K.
460, 27 und S. 461 Z. 17. 462, 16 andre dieſelben Ausgaben.
462, 12. S verlangt Loslöſung (was S. 437, Z. 4 ſteht ſtatt Auflöſung. Aber Goethe nimmt die Trennung von Rom als eine Art Tod, den er gelaßt über ſich ergehen läßt: Meinen Faden ablöſen heißt es S. 483, Z. 10f., und ähnlich braucht Goethe Ablöſung, das man auch hier vermuthen könnte.
27. beiden alle Ausgaben.
2 v. u. Das Datum des 10ten bieten 6—9. S. K.
463, 5 v. u. ernſteren dieſelben Ausgaben.
465, 17. nennet 6—9. S. K.
466, 6. mehrern 11a. 14a.
9. hierin 6. K.
13. Alt. Ausgaben außer 6a dem Laufe.
25. Fürtrefflichſte 6—9. S. K.
6 v. u. Aufſehen 11. 14a. K.
467, 8. höheren 6—9. S. K.
17. ſtehn dieſelben Ausgaben.
20. verrichtete alle Ausgaben, trotz des folgenden hält und weiß.
468, 9 und S. 478, l. Z. Anſehen 11. 14a.
469, 11. Saxonia Weimar alle Ausgaben.
13. patato ſtatt potuto 6—9. S. K.
14. sparsa 11 (nicht 11a).
470. Hier ſchließt ſich Das Römiſche Karneval in 6—9. S. K an, das in 11. 14a dem Februarberichte folgt.
471, 8. den 1. alle Ausgaben. Aus „heute über acht Tage“ (Z. 10) folgt, daß auch unſer Brief an einem Poſttage (alſo nicht Freitag den 18ten, ſondern Sonnabend den 21ten) geſchrieben iſt.
11. Herder 11. 14a.

Seite Zeile
471, 25. Gattheli 6.
l. Z. sekiren 6 (nicht 6a); Goethe schrieb sechiren, wie seine gleichzeitigen Briefe zeigen.
472, 4. den 6. alle Ausgaben; aber erst den 9ten wollte Goethe den dritten Akt schicken; es ist derselbe Brief, zu dem die nach dem Striche folgenden Absätze gehören, die in allen Ausgaben das Datum des 9ten tragen.
12. allen 9. S.
21. euern 6–9. S. K.
4 v. u. Bimei dieselben Ausgaben.
473, 1. bedächtliches, z unbehäglich 6–9. S. K; vgl. Lehmann „Goethe's Sprache und ihr Geist", S. 203.
7. Bordone muß es nach Schuchardt's Bemerkung, statt Bourdon, wie in allen Ausgaben steht, heißen.
19. Absatz vor Er 6–9. S. K.
28. unserem dieselben.
4 v. u. den 22. alle Ausgaben; nach S. 474, Z. 9 v. u. ist der Brief an einem Sonnabend geschrieben.
474, 21. sehn 6–9. S. K.
5 v. u. Sache 9. S.
475, 5. Gewühle 11 (nicht 11a). S.
19. Absatz vor Diese alle Ausgaben.
20. Krause (wie Goethe den Namen früher irrig schreibt) 6.
476. Vor Z. 6 v. o. Antheilungsstrich 6–9 S. K.
9. Die Worte zu halten fehlen in allen Ausgaben; aber ein ähnlicher Zusatz ist erforderlich, wenn man es nicht etwa für genügend erachten will, und nach anschließen zu streichen.
17. ins fehlt 6 (nicht 6a).
27. wieder nach einmal, obgleich es Z. 28 folgt, alle Ausgaben.
477, 1. Graf statt Fürst 6.
2 v. u. Absatz vor Unserm alle Ausgaben.
478, 11 Coliseum alle Ausgaben, ob-

Seite Zeile
gleich Coliseo kurz vorher (S. 477, Z. 17) steht.
479, 6. Alberi 6. K.
14. kenne statt kann blos 6a.
16. Fundation alle Ausgaben; S verlangte mit Recht Funktion.
29. Inventario 6–9. S. K.
480, 8. zu andern (Druckfehler) alle Ausgaben.
21. Absatz vor Es war alle Ausgaben.
23. Kein Absatz 11. 14a.
481, 1. ich mich alle Ausgaben.
13. Zu Druckfehler 11 (nicht 11a).
18. Nach ist könnte man mir vermuthen.
3 v. u. den 7. alle Ausgaben; der 7te war ein Freitag.
482, 3. St. Luca 6–9. S. K.
13. ergötzt 6. 9. S.
16. sehn 6–9. S. K.
483, 1. hinteren dieselben.
7. den 14. alle Ausgaben; der Sonnabend fiel auf den 15ten.
12. davon ziehn 6–9. S. K.
23. üblen alle Ausgaben mit Ausnahme von 11a. 14a.
25. Dienstag gleichfalls.
484, 4. Studio 6–9. S. K.
6. nun statt um 6.
9 und S 488, Z 14 Dutzend 6 (nicht 6a).
12. Bille 6–9. S. K.
22. gehn dieselben Ausgaben.
23. S verlangte irrig Endlichen. Die Masse des Einzelnen ist ein Unendliches, das man nie erschöpft.
24. Costüme 6–9. S. K.
2 v. u. schon fehlt 14a.
485, 13. ganz zu einem andern alle Ausgaben; vgl. zu S. 166, Z. 12.
25. fecit (Druckfehler) ein Abdruck von 9. S.
l. Z. vollkommner 6–9. S. K
486, 5 v. u. mochte (Druckfehler) ein Abdruck von 9. S.
487, 2. Philippus 6–9. 14a. S. K; Filippo 11; vgl. S. 311, Z. 8.
11. Absatz vor Jene 6–9. S. K.

Seite Zeile
487, 12. S. Peter dieſelben Ausgaben. St. Peter 11. 14a.
19f. Sebaſtian, San Johann und San Paul 6—9. 14a. S. K. (Sebaſtian auch 11, nicht 11a).
22. San Paul 6—9. S. K; St. Paul 11. 14a.
488, 2. ergötzen 6. 9. S.
3. Vor Wir weder Abtheilungsſtrich noch Abſatz 11; ohne Abtheilungsſtrich 14a.
9. paarweiſe alle Ausgaben.
11. Anſehen 11. 14a.
3 v. u. zur ſtatt zu 6a.
489, 7. v. u. Die Abweichungen der Schreibung von dem Texte von Reriz (M) vergeichnen wir hier, mit Ausnahme der häufig gehörten unnöthigen Gedankenſtriche, von denen bei Goethe nur ein Theil ſich zufällig erhalten hat, die wir gleichfalls weglaſſen.
490, 2 und S. 495, Z. 2. Entwicklung 6—9. S. K. M. — dunklen dieſelben.
3 und S. 491, Z. 3. Ahndung M.
14. geahndeten M. K; geahneten 6—9. S.
19. Gedankenſtrich vor Sie und Z. 21 vor Aus M. 6—9. S. K; — jenen M.
24. und ſo alle Ausgaben gegen M.
31. Gedankenſtrich vor Und M. 6—9. S. K.
32f. eigenmächtiges M.
34. führet M. 6—9. S. K.
35. innre M.
3 v. u. ſpielen alle Ausgaben gegen M.
2 v. u. völligen M.
491, 14. Vor Allein Gedankenſtrich M.
15. ſein geſperrt bei Goethe. — werden M.
16. kann — ſo M.
27. innres M. 6—9. S. K.
28. eignen gleichfalls.
29. Gedankenſtrich vor Denn, Z. 4 v. u. vor Es M.
492, 8. Gedankenſtrich vor Das M.
9. Ermanglung M.

Seite Zeile
492, 12 und Z. 3 v. u. kömmt M. 6—9. S. K.
24. unzufriedner M.
30. Gedankenſtrich vor Und M.
33. nicht ſteht bei Goethe hinter Kunſt (Z. 32).
35. worinn M.
4 v. u. tauſend. — Dem höchſten M.
493, 3. vollkommner M.
6. mißlungne M.
10(23). ahnet M; ahnet 6—9. S. K.
12. dieſer Kraft alle Ausgaben gegen M.
Vor Z. 14, 22 und 31 kein Abſatz 11. 14a.
21. nach findet und Z. 26 nach ſpiegeln Gedankenſtrich M.
494, 7. von iſt bei Goethe ausgefallen.
11. ahnden M.
14. Gedankenſtrich nach iſt M. 6—9. S. K.
Vor Z. 15 und 28 kein Abſatz 11. 14a.
16f. Statt der Kommata nach Reiz, weiter und hergeſtellt Gedankenſtriche M.
18. getreine M.
19. beſcheidnes M. 6—9. S. K.
28. einen nicht geſperrt M.
30. mißlungener, Z. 38 mißlungenen M.
Vor Z. 5 kein Abſatz 11. 14a.
495, 8. Nach Gemeinen Gedankenſtrich M.
10. Nach ausfüllt Gedankenſtrich M. 6—9. S. K.
17. in den Druckfehler M.
27. hervorbringend M. 6—9.
3 v. u. allen die Ausgaben Goethe's.
2 v. u. welche M und alle Ausgaben.
496, 2. unſres M. 6—9. S. K.
12f. Gedankenſtrich ſtatt des Semikolons nach Wachſen und Genuß.
14. innres M.
16. geſchliffne M.
Vor Z. 20 kein Abſatz 11. 14a.
24. wirklichen M.

Seite Zeile
497, 11. Absatz vor Doch alle Ausgaben.
l. Z. 6 lehn 6—9. S. K.
500, 1. oberen derselben Ausgaben.
3. Absatz vor Hier gleichfalls.
17. in weiches 6, wo die Seite mit in schließt, und alle folgenden Ausgaben; in ein weiches blos 6a.
9 v. u. Man könnte winkte vermuthen.
502, 5. Statt vorzüglich muß es wol vorzügliche oder zwei vorzügliche heißen.
14. Absatz vor Halberhobene 6—9. S. K.
18. Obelisk 6—9. S. K; Obelisken 11.
27. Tischbeinischen 6—9. S. K.
4 v. u. auf mich fehlt in allen Ausgaben.
503, 2. wohlbeleuchteten 6—9.
10. über mich zu gewinnen, wie es Bd. XVI. S. 327, Z. 5 heißt: „überall sucht man über den Andern zu gewinnen."
16. Der Abtheilungsstrich fehlt 11. 14a. K.
18. hier und sonst unsres, wie anderwärts unsrer statt unserer steht, 6—9. S. K.
504, 4. Umwicklung dieselben.
6. überbliebenen gleichfalls; vgl. S. 208, Z. 16.
18. S. Sebastian 6—9. 14a. S. K (nicht 6a); San Sebastiano 11.
17. Piranese 6—9. K.
24. Absatz vor In dem 6—9. S. K.
29. San fehlt in den Ausgaben.
505, 2. Es ist wol von statt zu oder gekommen statt geworden zu lesen.
13. Absatz vor Peter alle Ausgaben. — ehmals 6—9. S. K.
20. Colombrano alle Ausgaben; vgl. S. 185, Z. 5f.
3 v. u. bietet ein Abdruck von 9. 8.
506, 2. war alle Ausgaben außer 11a. K.
3. hub 6—9. S. K.
7. Rumpf 6a, Setzfehler; vgl. Z. 20 Zustande.

Seite Zeile
506, 11. Absatz vor Sogleich alle Ausgaben.
14. Kein Absatz vor Hier 11. 14a.
20. Zustande 6a.
27. Vollkommenheiten 6a (Druckfehler).
507, 12. pygmaeonischen 6—9. S. K; vgl. S. 115, Z. 11 v. u.
8 v. u. noch für alle Ausgaben trotz des vorhergehenden noch.
4 v. u. geht ein Abdruck von 9. 8.
3 v. u. setzte 6—9. S.
508, 28. könnte ein Abdruck von 9.
509, 13. zurück in 6—9. S; zurück, in 11.
19. unsers 6—9. S. K.
510, 17. Dessen ungeachtet 6a; vgl. S. 88, Z. 38.
21. Colisseums alle Ausgaben außer 11a.
28. Die ganze Stelle von Dieses an bis zum Schluß fehlt von 8 an.
7 v. u. Dum 6.
4 v. u. theilweise 6.
3 v. u. d. fehlen in 6, nicht in 6a.
511, 4 v. u. manche fehlt 6. 9. S. K.
512, 2. freieren derselben Ausgaben.
515, 2 bis S. 521, l. Z. zuerst im Merkur (M) 1788, IV, 38—49.
3. gebeiligt M. 6—9. S. K.
516, 13. Pethum M. — Segeste alle Ausgaben; vgl. S. 256, Z 33. — Girgent (auch Z. 16) M. 6—9. S. K.
3 v. u. ist (statt liegt) M.
2 v. u. zu fehlt M.
517, 1. schönen 6—9. S. K.
3. Egypten M. — Egypten 6—9.
11. Capital 6—9.
inf. die Brüche (statt den Brüchen) und vermied (statt entging) M.
6 v. u. nordische M. 4.
3. weil (statt indem) M. 4.
2. verfertiget M.
518, 2. Egyptier M.
3. Studio M.
inf. Ober-Egypten und Gebürge M.
519, 1. Gebürgen M.
4. ungeheuern M.

Seite Zeile
519, 5 v. u. bi Monte alle Ausgaben; aber vgl. S. 150, Z. 8 und S. 380, Z. 11; Goethe schrieb, wie seine Briefe aus Italien zeigen, bei Monte.
520, 20. Alle Ausgaben haben den Druckfehler es ist; M richtig ist es.
22. wünschet M. 6—9. S. K.
6 v. u. Werkstätte, Studien, bureaux, Banken M.
5 v. u. Jahrszeiten M. 6—9. S. K.
521, 9. Festtägen M.
25. unserem M. 6—9. S. K.
4 v. u. Tages-Punkt (nicht Tags-Punkt, wie K angiebt) hat auch M.
3 v. u. kalkuliert statt berechnet M.
522. 2 bis S. 525, Z. 24 zuerst im Merkur 1788, IV. 97—103.
14. neueren M. 6—9. S. K.; ebenso S. 523, Z. 6 mittleren, vornehmeren.
28. aussöhnet dieselben Ausgaben.
523, 16 und S. 526, Z. 6 genaueste gleichfalls.
18. tieferen M.
20. Columbine M. 4.
25. andrer; Z. 5 v. u. andre M. 6—9. S. K.
32. bittre dieselben Ausgaben.
524, 1. Teutschen M, wie der Merkur damals regelmäßig schrieb.
8. bringt statt kennt Druckfehler 6—9. S.
20. Absatz vor So und Z. 21 vor Der junge dieselben Ausgaben.
22. bruckte gleichfalls.
3 v. u. Hausknecht 9.
2 v. u. Knecht statt Knecht-Mann M.
525, vf. gerochen M.
12. Absatz vor Dazu M. 6—9. S. K.
15. mittleren dieselben Ausgaben.
18. ergötzen, wie auch S. 531, Z. 9, ergötzte S. 532, Z. 7 v. u., dieselben außer K.
20 bis S. 529, Z. 36 zuerst im Merkur 1789, I. 113—120.

Seite Zeile
523, l. Z. ausgedruckt wie ausdrucken, ausgedruckten S. 526, Z. 4 v. u., S. 529, Z. 20, S. 536, Z. 15 M. 4.
526. 15. behandlen M.
527, 12. letztere M, letzteren 4.
13. z. E. M.
29. berudert M. 4.
528, 29. Hupfums M.
7 v. u. wechselseitige M. 4.
6 v. u. Entwicklung M. 6—9. S. K.
5 v. u. einsiehet dieselben Ausgaben.
4 v. u. alsdenn M.
529, 1. wie statt da M.
7. gehet. Z. 12 lernet M. 6—8. S. K.
14. nur statt nun M.
17. leichterern M, leichteren 6—9. S. K.
29. respektablen M. 6—9. S. K.
4 v. u. nur zu M.
530, 7 bis S. 533, Z. 25 zuerst im Merkur 1789, I. 120—126.
13. bleiben werden M. — Absatz vor Wir 6—9. S. K.
25. bestehet gleichfalls.
27. Schnirkel, S. 533, Z. 17; Schnirkein M.
vf. u. S. 531, Z. 20 Zierarten M.
29. diese (statt die) alle Ausgaben seit 6.
7 v. u. in eine Harmonie M.
531, 1. kleine M.
2. zerstreuet M. 6—9. S. K.
10. ihren Druckfehler M.
15. Mitte sollte sie M.
18. anziehen M.
17. befriedigen sollte M.
22. solche statt sie M.
532, 4. Besuns M.
6 (m). einen (Druckfehler) M.
12. zur Rahm M.
18. Geschicht M.
533, 2. Vatican 11.
Von Z. 6 v. u. bis S. 550, l. Z. zuerst im Merkur 1789, I. 229—252.
4 v. u. Gondolier M.
l. Z. seitner M. 6—9. S. K.
534, vf. und S. 541, Z. 13 wechselsweise dieselben Ausg.

Seite	Zeile	
534,	4.	ohngefähr M. und so im Folgenden immer.
	12.	St. Georgio M. 6—9. S.; St. Giorgio K.
	18.	Im Ganzen oder M.
	28.	mich M.
	28.	angeschrienen M. 6—9. S. K.
	4 v. u.	Klagtöne M.
	3 v. u.	Schwerjens M. 6—9. S. K.
535,	2.	des Satt der (Druckfehler) M.
	28.	und fehlt 9. S.
	7 v. u.	Malamoc u M. 6—9. S. K.
	6 v. u.	Peleſtrina 11.
	5 v. u.	Aſoy vor Sie haben M. 6—9. S. K.
536,	2.	Geſang; alſo M, Geſang alſo 6—9. S. K.
	21.	zu Nachtzeit M.
	24.	Kern M.
	4 v. u.	Statt einigemal kann man einmal vermuthen.
537,	7.	erwachſene M.
	14.	ziehet und Ahlay vor Hier M. 6—9. S. K.; noch ziehet bei M Doppelpunkt.
	24.	wurde, und die wir nebſt dem ganzen Liede nächſtens mittheilen werden, iſt M.
539,	26.	vermuthete M.
	28.	finden ſich am Ende dieſes Stücks M; finden ſich am Schluſſe 6. K. wo das Lied aber fehlt; finden ſich am Schluſſe des Bandes 9 (obgleich es auf einem eingefügten Blatte ſteht) u. S (wo es fehlt); 14a finden ſie auf Seite 162 und 163.
	17 (M).	Gurugium und Gurugiu haben alle Ausgaben; wir folgen hier der Form des Notenblattes, während 11 auf dieſem Gurugiam, Gurugiu ändert; Müller in der Egeria Raccolta di Poesie Italiane popolari (1829), der das Lied Nr. 10 als Dialogo mit der Bezeichnung „Mündlich“ und mit Verweiſung auf Goethe giebt, ſtimmt mit dem Notenblatte.
538,	2.	de la, 3. 21 ai ai M; aber das Richtige ſteht auf dem Notenblatte.
	22.	diavolo und fur? (ohne tu) alle Ausgaben, auch Müller, gegen das Notenblatt.
	4 v. u.	nur vor von dem erſten M.
539.		Der Geſang ſteht im M zwei Töne höher. — Die Anführungszeichen fehlen im Texte, auch die Verſchlingung des Geſangs und der Begleitung in M. — Statt Jo ſteht e-no M. 9. — einer Hand 9. 11. — Die zu ne (nach diavol') gehörende Note fehlt in M, wo der betreffende Takt auch vier Achtelnoten beſitzt.
540.		Str. 2 hat Müller panche, Str. 4 ſteht tafole 9, Str. 5 tamburro M. 9, Str. 6 Regiena 9, regena Müller. Bei Müller fehlt Str. 3 ganz. In 11 ſind auf der leeren Rückſeite durch ein auch in 11a nicht verbeſſertes Verſehen die ſämmtlichen Strophen 2—6 weggefallen.
541,	2ff.	Das Lied hat W. Müller nach einem fliegenden Blatte in der „Egeria“ (E) gegeben, wo es überſchrieben iſt: Canzonetta nuova sopra il colloquio, ch'ebbe nostro Signore colla donna samaritana etc. Durch Reinhold Köhler 8 ſtets bereite Güte habe ich Kenntniß von zwei andern beſondern Drucken. Der eine in 8 iſt zu Venedig 1821 (V), der andere, ein Folioblatt, zu Florenz 1873 (F) gedruckt. Hier führt das Lied die Ueberſchrift: Istoria bellissima della Samaritana quando la medesima (die beiden Worte fehlen in F) ritrovò il Signor (il nostro Signore F) al Pozzo. In beiden Abdrücken finden ſich manche Entſtellungen, Aenderungen und Druck-

Zeile Zeile
lehler: wir führen nur das zur Herstellung unseres Textes Bedeutende an, nicht die U bereinstimmung mit E. Die in Goethe's Ausgaben fehlenden Accente und Satzzeichen und die falsche Schreibung, wie o statt ö, führen wir nicht an.
541, 28. caminar M.
542, 5. weiten sehn M. 6–9 S. K. nur ein Druck von 9 hat sehn.
24. zu Druckfehler M.
6 v. u. und nimmt sich vor M.
543, 6. E und F lassen a aus, wofür V e hat.
18. ma Druckfehler M.
19. Domanda vi dia da her mit Remma. M. 6. 9. 11. S. K (Domandate statt Domanda 6a); Dimandar vi dia V; Dimandar un po' F.
544, 4. Nur E hat il mastro vecchio.
17. Goethe und E geben lasciò; C: E l'suoi figli, il. Das Richtige hat V, wogegen in F steht: lasciò, I suoi figli, e il.
18. avvra M.
3 v. u. Lo Marito, seit 6 fortgepflanzter Druckfehler in allen Ausgaben Goethe's. Das Richtige giebt schon M.
548, 11. opera von M fortgepflanzt in allen Ausgaben.
12. cuor gleichfalls.
15. amer (Druckfehler) 6. 9.
2 v. u. rende (Druckfehler) seit 6 fortgepflanzt.
547, 3. re (Druckfehler) 9.
20. negligea (Druckfehler) M.
21. m' E.
I. 3. adoptar (Druckfehler) M.
549, 4. propria M und alle Ausgaben Goethe's.
5. letto E.
6. Golia E.
8. cassetto (Druckfehler) 6.
17 und S. 549, 3. 5 vuo M.
18 v. u. Cosa statt Che E.
7 v. u. Un' E.

Zeile Zeile
549, 11. Le 6–9; invoi 9.
19. es sei M fortgepflanzter Druckfehler; 11 hat in der vorigen Zeile Liebe statt Gesange gesetzt.
3 v. u. populair M.
550, 9 u. 8. Tarantelle M.
5. die statt das ein Abdruck von 9.
6. dunkelbraun M.
9. roberen M–9 S. K.
16 abgeschmackte und bestehende sterliche M.
21. übertrippeln (Druckfehler) M.
24. still M.
27. Geschlecht 6a.
28. Absatz vor Ueber M. 6–9. S. K.
551. 2 bis S. 555, 3. 8 v. u. nur im Merkur 1789. I. 120–131, 252 bis 276. Die Abweichungen unseres Abdrucks beziehen sich blos auf die Vorkommen oder die Schreibung.
26. ihrer gefrornen, 11 vorübergehende, 17 Würkungen, 18 und weiter Crystallisationen, 20 existirende.
552. 1. Absatz vor Es, 5 weitesten, 11 genaueste, 28 sichrer, 29 gemeinschaftliche. 30 allebenn, 3 v. u. chymischer, 4 v. u. gefrornen.
553. 17. unsrer, 18 respectablen 20 reizende.
554. 7. ausgedruckt, 12 daurenden, 13 Absatz vor Allein, 15 sammlen, 24 entsteht, 28 äußeren.
555. 1. Absatz vor Wenn, 11 mitwürken, 30. 31 unsre.
6 v. u. bis S. 563 zu Ende zuerst in Kunst und Alterthum. V. 2, 2–23 (1825). Wir bezeichnen diesen Druck mit A.
3 v. u. 1791 A. 6. 6a.
556. 6. Tractement A.
4 v. u. bis zu alle Ausgaben.
557. 3. ructe A. 6–9. S. K.
18. älteren bleiben.
4 v. u. Passero alle Ausgaben.

Seite	Zeile	
558,	11.	familienweiſe dieſelben.
560,	1.	früheren A. 6—9. S. K.
	2 v. u.	ſchwächeren dieſelben Ausgaben.
561,	2.	bei ſtatt beim A.
	1 f.	S. Giovani A; St. Giovanni 6—9. S. K.
562,	4.	geſammlet A.
	10.	genaueſte die Ausgaben ſeit 6.
563,	12.	ungeheueres 6—9. S. K.
565 bis 574.		Nach einem Hefte im Beſitze des Geh. Oberregierungsrathes von Loeper in Berlin, in welchem der Titel „Zur Naturgeſchichte des Bolognefer Schwerſpathes“ und das „Verzeichniß ſiciliſcher Steinarten“ von Goethe geſchrieben, das Uebrige von der Hand eines Schreibers. Alles in Folio, nur das genannte „Verzeichniß“ in Quart. Bei der Herausgabe von Goethe's Sammlungen lag Schuchardt eine Abſchrift vor; denn hier finden ſich Bd. III. S. 154—164 „Sammlung von Gebirgsarten, auf der italiäniſchen Reiſe vom Inneſtrud bis Dirioli“, „Sicilianiſche Produkte aus der Nachbarſchaft von Rom“, „Sicilianiſche Produkte von dem Beſuv“, „Sicilianiſche Steinarten“ und „Sicilianiſche Produkte von Iſchia“, freilich mit vielen entſtellenden Druck- oder Leſefehlern und einigen Aenderungen und Vermehrungen. Die argen hiertigen Entſtellungen einzeln aufzuführen, verlohnt nicht der Mühe.
572,	2 v. u.	und weiter ſchreibt Goethe Orete; vgl. S. 221, Z. 4.

Anmerkungen

zu:

Italiäniſche Reiſe, Zweiter Römiſcher Aufenthalt

und

Fragmente über Italien.

Italiänische Reise.

1. Beim Vorspruche: „Auch ich in Arkadien" (S. 1) liegt das Wort: Et in Arcadia ego zu Grunde, welches seine größte Verbreitung durch das Gemälde von N. Poussin im Louvre erhalten hat, auf welchem in einer grünenden Landschaft arkadische Hirten um ein Grabmal mit dieser Inschrift versammelt sind. Ein halbes Jahrhundert früher hatte der 1615 verstorbene Maler Bartolommeo Schidone dieselbe auf einem im Palast Sciarra Colonna zu Rom befindlichen Gemälde unter einen an der Erde liegenden Todtenkopf gesetzt, auf den zwei Hirten bekümmert hinschauen. Vgl. G. Büchmann's „Geflügelte Worte" (S. 6f. der zehnten Auflage). Daß das Wort aus einem mittellateinischen Gedichte entlehnt sei, dürfte die ungewöhnliche, nur durch die Anspielung darauf in einem deutschen Dichter finde ich in Wieland's „Pervonte" (1778):

„Und auch nicht eine dieser Schönen
Schien nach der Grabschrift sich zu sehnen:
Auch ich lebt' in Arkadia!"

und am Schlusse:

„Und ruft mit Wehmuth aus: ‚Du arme Bastola,
Auch Du warst in Arkadia'!"

1786 begann Schiller seine „Resignation": „Auch ich war in Arkadien geboren". Schon 1785 hatte Herder (Ideen, VII. 1, Werke, Th. X, S. 41) geschrieben: „Auch ich war in Arkadien", ist die Grabschrift aller Lebendigen in der sich immer verwandelnden, wiedergebärenden Schöpfung." Desselben erst 1787 gedrucktes Gedicht: „Die Erinnerung. Nach dem Spanischen", schließt:

„Lies die Inschrift glänzend-schön:
Auch hier ist Arkadien!“

sein 1789 gedichtetes „Angedenken an Neapel“ endet:

„Doch ein Hauch wird lispelnd zu Euch wehen:
‚Ich, auch ich war in Arkadien!‘“

Garlieb Merkel's Erzählungen (1800) haben das Motto: „Auch ich war in Arkadien.“ Fünf Jahre später überschrieb der Herzog August von Gotha seinen seltsamen Roman: „Xyllenion, oder: Auch ich war in Arkadien“. Goethe ist von diesen Vorgängern ganz unabhängig; ihm fiel das sprichwörtlich gewordene: Et ego in Arcadia bei der Beschreibung jener Reise ein, auf welcher er sich allein wahrhaft glücklich gefunden hatte.

Von Karlsbad bis auf den Brenner.

Dieser Abschnitt ist das erste Stück des Tagebuchs, das Goethe bis zur Ankunft in Rom für Frau von Stein niederschrieb. Die drei ersten Stücke desselben sandte er von Venedig aus. Die Briefdatirung gehört der späten, Manches weglassenden Bearbeitung an.

2. Von Karlsbad bis Eger (S. 3). — Den dritten September. Es war der Geburtstag des Herzogs Karl August, der gleich nach G.'s Geburtstag von Karlsbad nach Weimar zurückgekehrt war. Man gedachte den Geburtstag des in Karlsbad ungemein beliebten Herzogs daselbst zu feiern. — Hier war nicht länger zu säumen. G. hatte schon an seinem Geburtstage, den 28. August, dann Ende des Monats abreisen wollen, verschob es aber auf den Tag, den er als einen für ihn glückverheißenden betrachtete. — Allein. Den Kanzleisekretär Chr. G. H. Vogel, der ihn nach Karlsbad begleitete, hatte er in Begleitung des Herrn von Imhoff nach Weimar zurückgesandt. Er reiste unter dem Namen eines Kaufmanns Johann Philipp Möller aus Leipzig, auf den er sich Wechsel auf Venedig und Rom vom Kommerzienrath Paulsen in Jena hatte geben lassen. Vom Ziel seiner Reise wußte nur sein vertrauter Diener Philipp Seidel. — Einen Mantelsack, der nur die auf der Reise nöthigen Kleidungsstücke, Bücher, Karten und sonstige Bedürfnisse enthielt. — Den Weg über Zwoda nach Eger hatte er schon 1785 auf der Rückreise von Karlsbad, den umgekehrten im Juli 1785 und 1786 gemacht. Zwoda liegt auf der Hälfte des Weges nach dem 6 Meilen von Karlsbad entfernten Eger. —

Unter dem funfzigsten Grade. Weimar liegt unter dem einundfunfzigsten.

3. Von Eger bis Regensburg (S. 3f.). — Stift Waldsassen (S. 3), zunächst der baierischen Grenze, eine 1133 vom Markgraf Diepold von Vohburg, Cham und Eger gestiftete Cisterzienserabtei mit prächtiger Kirche. Die umfangreichen Klostergebäude waren mit einer Mauer umgeben. — Tirschenreuth, 3 Meilen von Eger, an der Waldnab. — Mir giebt es (S. 4). Vgl. die ähnliche Bemerkung Werke, Bd. XXI. S. 188. — Die verschiedenen Stationen. Es gab eine „Mauthkarte" Baierns von einem Herrn von Kohlenbrenner; G. giebt genau die Meilen von Karlsbad bis Regensburg an. In Baiern bezahlte man sogleich das Passagegeld für die ganze Reise. — In neununddreißig Stunden. G. verzählt sich, oder neun ist Druckfehler statt ein; den er war nur einunddreißig Stunden auf der Reise. — Regenstauf, Marktflecken am Regen, in dessen Nähe die Trümmer eines Bergschlosses. — Der Regenfluß. Der an der böhmischen Grenze bei Zwisel entspringende Regen fließt unterhalb Regensburg in die Donau, nachdem diese die Isar, die Vils und den Inn aufgenommen hat. — Polder, feuchte Niederungen.

4. Regensburg (S. 4—6). Vgl. „Goethe in Regensburg", von Karl Woldemar Neumann im „Archiv für Literaturgeschichte" von Schnorr von Carolsfeld, IV. S. 185—212. G. stieg in dem ansehnlichen Gasthofe „Zum weißen Lamm" ab, dessen Besitzer der Weinwirth Johann Georg Eberhard war. Der Gasthof lag in unmittelbarer Nähe der Brücke am sogenannten Donauquai, gerade gegenüber das freundliche Stadtamhof. Der Gasthof hieß später „Zum Kaiser von Oesterreich"; jetzt ist das längst als Privatwohnung dienende, zum Wittwanger Distrikt gehörende Haus mit Lit. F. Nro. 89 bezeichnet. — Der französischen Inschrift eines Barons an einem Fenster gedachte Goethe in Botzen (S. 18f.). — Stift gegen Stift, das Hochstift Regensburg und die Stifter St. Emmeran, Nieder- und Obermünster. — Das Jesuiten-Kollegium (Kollegium St. Paul) wurde mit der dazu gehörigen Kirche St. Paul 1809 zerstört; in die Hände der Jesuiten waren sie 1589 gekommen; die Jesuiten waren längst aufgehoben, die Kirche an das Hochstift gefallen. — Das Ende der Oper und den Anfang des Trauerspiels. Das am 4. und 6. September von dem

„hochfürstlich bischöflichen Schulhause bei St. Paul“ aufgeführte Trauerspiel war „Die sogenannte Menschenliebe, ein bürgerliches Trauerspiel in drei Aufzügen“, welches die jetzt so selten gewordene Tugend der Menschenliebe „wie in einem Schattenbilde, besser als eine Predigt vorstellen“ sollte. Das Singspiel „Der liebloſe Knecht“ (nach der Parabel Matth. 18) zerfiel in zwei Theile. Der liebloſe Knecht war, wofür ihn „der edle Schriftausleger Tirin hält“, Oberaufseher über die Güter seines Herrn. Der Chor der Hausbeamten und Bedienten bestand aus 18 Personen. Darin finden sich mehrere als Oden bezeichnete Singstücke. Aber nicht blos bei den Jesuiten, sondern auch bei dem evangelischen reichsstädtischen Gymnasium zu Regensburg, dem Gymnasium poeticum, wurden seit 1722 in einem eigens dazu hergerichteten Saale Stücke aufgeführt. — Ein Stück war gar zu instruktiv (S. 5). Es muß ihm bei einem Spaziergange um Regensburg aufgefallen sein. Ueber die Gebirgsbildungen des sogenannten Regensburger Beckens vgl. B. Cotta's „Deutschlands Boden, sein geologischer Bau und seine Einwirkung auf das Leben der Menschen“, §. 749. — Von Regensburg (S. 6). Sein Reisegefährte war ein Domherr von Brentano.

5. München (S. 6 f.). — Abach oder Abbach, Marktflecken an der Donau mit dem berühmten Wildbad. Oberhalb des Ortes die Trümmer der Heinrichsburg. — Saal, 2½ Meilen von Regensburg. — Bei Osteroda, im Harze. Auf der in den Sommer 1784 fallenden Harzreise hatte G. die Gebirgsbildung des Harzes genau beobachtet und Zeichnungen von seinem Landsmanne, dem Maler G. M. Kraus, machen lassen, unter denen sich auch „Gipswände von Osteroda“ finden. — In München. Vgl. den Aufsatz „Goethe in München. Zum 28. August“ von Dr. Hlld. in der „Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ vom 27. August 1869. — In der Bildergalerie. Diese befand sich im obern Stockwerk der Arkaden des Hofgartens, die Karl Theodor zur Aufnahme der sämmtlichen Bilder der Residenz wie auch der Schlösser von Nymphenburg und Schleisheim hatte errichten lassen; doch waren die letztern noch nicht hierher gebracht. Vgl. „Die Bildergalerie in München. Ein Handbuch für Liebhaber und Kunstfreunde. München 1787“. — Die Skizzen von Rubens, die bekannten Darstellungen aus dem Leben der Maria von Medicis. Vgl. R. Marggraff, „Katalog der älteren König-

lichen Pinakothek. S. 182 (3. Ausg.). In dem Briefe aus Bologna vom 18. Oktober äußert G., er habe in München auch ein paar Stücke von Albrecht Dürer gesehen, die von unglaublicher Großheit gewesen. — Das Modell der Trajanischen Säule (S. 6), das jetzt in der Schatzkammer (in der alten Residenz) steht. Eine genaue Beschreibung desselben findet sich in dem Buche von Rittershausen: „Die vornehmsten Merkwürdigkeiten der Residenzstadt München für Liebhaber der bildenden Künste", München 1787, S. 356 f. Kurfürst Karl Theodor hatte sie 1783 in Rom angekauft. Sie ist ein Werk des berühmten Römischen Goldschmieds Luodovigi (sein eigentlicher Name war Lodovico Paladier), der zwanzig Jahre daran gearbeitet haben wollte und das Kunstwerk noch vier Jahre behielt, bis der Kurfürst die dafür geforderten 6000 Zechinen gab. Die Figuren von vergoldetem Silber wurden nach den Gipsabgüssen von der Säule gemacht, welche Ludwig XIV. hatte nehmen lassen. Das Modell steht auf einem drei Fuß hohen Postament von Carrarischem Marmor, die Säule selbst ist sechs Fuß hoch und ganz mit Lapis Lazuli bedeckt. Vgl. Archenholz, „England und Italien", V. 89 ff. — Im Antikensaale, im sogenannten Antiquarium in der alten Residenz, wozu der Eingang im neu hergestellten Grottenhöfchen. Man weiß jetzt, daß die von G. erwähnten Büsten keine Antiken sind. — Der Saal. Der schön gewölbte Saal wurde durch Peter Candid im Jahre 1600 unter Kurfürst Max I. erbaut und mit allegorischen Bildern und Ansichten baierischer Märkte und Schlösser bemalt. Als das Antiquarium größtentheils nach dem Nationalmuseum versetzt wurde, blieben die genannten Büsten als zur Architektur des Saals gehörig in demselben zurück. — Im Naturalienkabinet, im Jesuitenkollegium, wohin die Akademie schon 1784 übergesiedelt war. — Die kleinen Musterstücke aus Tirol verdankte G. seinem Freunde Knebel. Vgl. Goethe's Briefe an Diesen vom 1. und 11. September 1785 und den folgenden Brief (S. 7, Z. 25), G.'s Brief an Knebel unten Anm. 42. G.'s mineralogische Sammlung enthält manche Stücke aus Tirol. — Für den achtundvierzigsten Grad. Nach der „Berlinischen Sammlung astronomischer Messungen" (1776) 48°. 9'. 55''. Vgl. Nicolai's „Beschreibung einer Reise durch Deutschland und die Schweiz im Jahre 1781", VI. 508. — Vom Thurm, wol dem auch heute von Fremden gern bestiegenen Thurm der Peterskirche. So bestieg G. in Padua, um sich die Aussicht der Umgegend zu

verschaffen, das Observatorium, in Venedig den Markusthurm, ebenso Kirchthürme in Bologna und Pisa. Auch in seiner Vaterstadt pflegte man der Aussicht wegen den Pfarrthurm zu besuchen. — An den alten Thurm, der mir vor dem Fenster steht (S. 65.). Es ist der längst abgebrochene sogenannte schöne Thurm gemeint, der zunächst dem Gasthofe „Zum schwarzen Adler" in der Kaufingerstraße (jetzt Hotel Deßer) stand, wo G. nach dem Münchener Wochenblatt vom 13. September 1786 bei dem „Weingastgeber" Franz Joseph Albert, dem sogenannten „lateinischen Wirth", einkehrte. 1775 war hier Lessing, 1778 Lavater abgestiegen. Gleichzeitig mit G. wohnten der genannte Domherr von Regensburg, der Würzburger Domherr Baron von Greifenklau und die Professoren Steinacker und Andreas von Würzburg in dem Gasthofe. — In dem Berichte aus München sind mehrere Stellen ausgefallen. Riemer nahm hieraus die Mittheilung (I. 245): „Auf der Reise nach Italien giebt er sich in München, trotzdem, daß er von Jemanden, der in Weimar gewesen, erkannt wird, für einen Andern aus, zu großem Gewinn für eine ungehemmte Fortsetzung seiner Reise." Wörtlich führt derselbe (I. 184) aus dem handschriftlichen Bericht aus München vom 6ten die Worte ein: „Herder hat wol Recht, zu sagen, daß ich ein großes Kind bin und bleibe, und jetzt ist es mir so wohl, daß ich ungestraft meinem kindischen Wesen (nämlich unerkannt herumzugehen) folgen kann." Schon in meiner Schrift „Die drei ältesten Bearbeitungen von G.'s Iphigenie" konnte ich S. 150 ff. aus dem handschriftlichen Tagebuch aus München die Stelle anführen: „Noch eine böse Arbeit steht mir bevor. Nach einer letzten Konferenz mit Herder'n mußte ich die Iphigenie mitnehmen und muß sie nun gelegentlich durchgehen und ihr wenigstens einige Tage widmen. Das will ich auch thun, sobald ich ein Plätzchen finde, wo ich bleiben mag." Wahrscheinlich sind in München auch die Worte geschrieben, die Riemer (II. 204) aus der Handschrift des Reisetagebuchs anführt: „Auf dieser Reise, hoffe ich, will ich mein Gemüth über die schönen Künste beruhigen, ihr heilig Bild recht in die Seele prägen und zu stillem Genuß bewahren." Etwa auch (Riemer, II. 243, ***): „Was andern Menschen gemein und leicht ist, wird mir sauer gemacht." Von den Gelehrten München's besuchte G. keinen; nur zufällig wissen wir, daß er den mit Knebel befreundeten Maler Franz Kobell aufsuchte, den er aber verfehlte. Auch ihm würde er seinen Namen nicht verrathen haben. Vgl. den Brief an Knebel unten, Anm. 42.

6. **Bis Mittenwald** (S. 7—9). Der Weg beträgt 16 Meilen. — **Strömungen des uralten Meeres**, nach der von G. angenommenen, von Brünnich, Bergman und besonders Werner vertretenen neptunistischen Lehre, welche den Ocean zum Schöpfer der Erdbildung machte. — **Fand ich.** Goethe konnte nicht unterlassen, an einigen Stellen auszusteigen. — **Knebel'n.** Vgl. oben S. 625. — **Wolfrathshausen** oder **Wolfertshausen**, 4 Meilen von München, Marktflecken an der Loisach, die in der Nähe in die Isar fällt, mit hochliegenden Schloßtrümmern. — **Benediktbeuern** (S. 8). **Buren** oder **Burin**, Benediktinerabtei, von drei adligen Brüdern aus Tirol gestiftet und von Bonifaz geweiht, $3^1/_2$ Meilen von Wolfrathshausen. — **Der Kochelsee**, von der Loisach genährt, die nördlich aus ihm fließt, ist halb so groß als der $1^1/_2$ Stunden lange, von hohen Kalkgebirgen eingeschlossene **Walchen-** oder **Wal (Walden) see**, der durch die Zachenau ausfließt. — **Hacquet.** Belsazer (nicht Balthasar) Hacquet, Professor der Naturgeschichte in Lemberg, hatte damals drei Bände seiner „Oryctographia Carniolica, Physikalische Geographie von Kärnthen, Istrien und einem Theil der benachbarten Länder", und die ersten Bände seiner „Physikalischen Reise auf die dinarischen, julischen, käruthner, rhätischen und norischen Alpen" erscheinen lassen; vgl. S. 31. — **Walchensee**, 3 Meilen von Benediktbeuern. — **San Jago von Compostell**, ein auch damals noch von deutschen Pilgern viel besuchter Wallfahrtsort in der Kathedrale der Hauptstadt der Provinz Galicien; vgl. S. 57. — **Wir schieden** (S. 9). Wol in dem 3 Meilen von Walchensee entfernten Marktflecken Mittenwald an der Isar.

7. **Von Mittenwald bis auf den Brenner** (S. 9—11, Z. 10). Am Abend nach der Ankunft geschrieben. — **Gleichsam gezwungen**, da es ihn unwiderstehlich nach Italien trieb. Vgl. den Schluß des Briefes aus München (S. 7). Auch in Innsbruck „ließ es ihm keine Ruhe". — **Scharnitz.** „An der baierischen Grenze ist außer einer Festung am Bach Achen die Festung bei dem Dorf Scharnitz am Iser, Scarbia, bei den Römern Scarantia, die von der Erzherzogin Claudia Medicea, auf deren Befehl sie zuerst angelegt worden, Porta Claudia genennet wird." Büsching, „Erdbeschreibung", VI. 598 (der Ausgabe von 1789). — **Seefeld**, Pfarrdorf mit einem Augustinerkloster, $2^1/_2$ Meilen von Mittenwald. **Inzingen** (S. 10) bleibt rechts liegen. — **Zirl**, 2 Meilen von Seefeld. „Zirl oder

Zirl, lat. Circola, ein Dorf am Fluß, zwischen welchem und Martinsberg der steile Felsen Martinswald (Martinswand) ist, auf dem sich Maximilian I. bei allzu hitziger Verfolgung eines Gemsen dergestalt verstiegen haben soll, daß er nicht anders als durch Hilfe und Führung eines Engels aus der augenscheinlichen Todesgefahr habe befreiet werden können; daher er auch an dem gefährlichen Ort, wo er gestanden, ein hölzernes Kreuz errichten lassen, welches 40 Fuß hoch ist, und neben welchem die Bilder Johannes und Maria in Lebensgröße stehen; von unten aber scheint das Kreuz der Höhe des Felsens wegen kaum 2 Schuhe hoch zu sein." Büsching. — Die Martinswand (S. 10), ½ Stunde unterhalb Zirl, ist 1776 Fuß über dem Inn. Die Geschichte hat an die Stelle des Engels einen Bergmann Zips gesetzt. Vgl. Anastasius Grün zu seinem Gedichte „Die Martinswand". — Marientag, Mariä Geburt. G. selbst giebt das Fest gleich darauf an. — Innsbruck. Die herrliche Alpenstadt liegt 2 Meilen von Zirl. — Söller, der leichtsinnige Schwiegersohn des Wirthes in G.'s „Mitschuldigen". — Wilten, auch Wiltau, lateinisch Viltina, an der Stelle des römischen Veldidena, mit einem Stift der Prämonstratenser-Chorherren, dessen Gründung auf den Riesen Haymon zurückgeführt wurde. — Zu meiner Welterschaffung, zu meiner Ansicht von der Bildung der Erde. G. hatte sich seit 1776 lebhaft mit der Geologie beschäftigt, auch seine Freundin Frau von Stein, an die das Tagebuch gerichtet ist, daran lebhaften Antheil nehmen lassen. Seine Ueberzeugung über die Bildung der Erdoberfläche und deren Epochen wurde so bestimmt, daß er daran dachte, sie in einem Modell zur Darstellung zu bringen. — Diese Felsenkluft (S. 11), in welcher das Posthaus auf dem Brenner lag.

8. Auf dem Brenner (S. 11—16). Daß er das erste Stück seines Tagebuchs am 9ten Abends geschlossen, sagt er selbst (S. 17). Wahrscheinlich begann er die Fortsetzung seines Tagebuchs am 9ten mit: „Ich füge noch einige Bemerkungen hinzu" (S. 11, Z. 11); wir haben aber nicht gewagt, die jedenfalls ausgelassene Datirung vom 9ten zu setzen, weil die Fortsetzung des Tagebuchs auch erst S. 12, Z. 28 begonnen haben könnte. — Eine Grille. Fast vierzig Jahre später führte er in dem Aufsatze „Versuch einer Witterungslehre" (Werke, Bd. XXXIV. S. 47 ff.) seine Ansicht aus, daß die Hauptbedingungen der Witterungslehre tellurisch und einer veränderlich pulsirenden

Schwerkraft der Erde in gewissem Sinne zuzuschreiben seien. — Wie ein Rocken ... abgesponnen (S. 12). Vgl. G.'s Erklärung des Cirrus und Cirro-cumulus in dem Aufsatze „Wolkengestalt nach Howard" (Werke, Bd. XXXIV. S. 25) und die dichterische Beschreibung in der Abtheilung der Gedichte „Gott und Welt" (Werke, Bd. II. S. 233 ff.). — Ambulanten, wie er sich auch einen Wanderer nennt. — Unter dem einundfunfzigsten Grade, in dem rauhen Thüringen, dessen leidiges Klima er gleich sehr unangenehm empfand, besonders in Weimar, wogegen er in Jena sich viel wohler fühlte. — Gosen, der beste Strich Aegyptens, von Gott dem Jakob und seinen Nachkommen angewiesen. 1. Mos. 45, 10 f.; 46, 28. 34; 47, 1 ff. Es heißt auch Land Raemses'. Vgl. 1. Mos. 47, 11. — Blende (S. 13). Vgl. S. 31. Ohne Zweifel ist Blende das mittellateinische bladum, italiänisch bliada, provençalisch blat, woher das französische blé. — Schönberg oder Schenberg, die erste Postistation (2 Meilen) hinter Innsbruck. — Linné, dessen Species plantarum. In dem Aufsatze „Geschichte meines botanischen Studiums" (Werke, Bd. XXXIII. S. 61) erzählt G.: „Linné's Terminologie, die Fundamente, worauf das Kunstgebäude sich stützen sollte, Johann Geßner's Dissertationen zur Erklärung Linnéischer Elemente, Alles in einem schmächtigen Hefte vereinigt, begleiteten mich auf Wegen und Stegen." — Die Pflanzen betreffend. In der „Geschichte meines botanischen Studiums" bemerkt G., „seine Richtung gegen die Pflanzenwelt sei bei einem schnellen Uebergang über die Alpen lebhaft angeregt worden. Der Lärchenbaum, häufiger als sonst, die Zirbelnuß, eine neue Erscheinung, machten sogleich auf klimatischen Einfluß dringend aufmerksam. Andere Pflanzen, mehr oder weniger verändert, blieben bei eiligem Vorüberrollen nicht unbemerkt" (a. a. O. S. 70). — Des obern Sees (S. 14), des zweiten der Seen auf dem Brenner. — Ueber seine in Innsbruck und nach dem Brenner zu gesammelten Steinarten vgl. oben S. 567. — Elbogen, Elnbogen, Loket, in Böhmen an der Eger. — Vom Aeußern des Menschengeschlechts. Winckelmann schreibt an Frank den 7. Dezember 1755, er habe in Tirol überall die schönsten Menschen gesehen. — Manche Packete (S. 15). Am 6. Januar 1787 (S. 146) berichtet er, daß er auf dem Brenner die Iphigenie aus dem größten Packet genommen. Enthielt das größte Packet die Handschriften zu allen Stücken, welche die folgenden Bände seiner

Schriften (die beiden ersten Bände und der vierte waren schon abgesandt) bringen sollten? Hier würden dann die „manchen Packete" die einzelnen zu einem großen Packet vereinigten Handschriften bezeichnen, von denen jede wieder für sich verpackt war.

Der Schluß von den Worten: „Ich hatte nach Karlsbad" (S. 15, Z. 7) muß später wenigstens stark verändert und weiter ausgebildet sein. Der Iphigenie hatte er schon im Berichte von München (vgl. S. 626) gedacht. — Vogel. Vgl. oben S. 622. — Herder's (S. 15). Am Abend des 27. Juli war G. nach Karlsbad gekommen. Den 14. August begleitete er die nach Weimar zurückkehrende Frau von Stein bis Schneeberg; am 17ten kehrte er nach Karlsbad zurück, wo er zunächst eine bedeutende Eindichtung im „Werther" vollendete. An den Abenden las er seine ungedruckten Sachen vor; so am 21sten die „Vögel", die „unsägliches Glück" machten, am 22sten „Iphigenie", die „gut sentirt" wurde. „Jetzt, da sie in Verse geschnitten ist, macht sie mir neue Freude; man sieht auch eher, was noch Verbesserung bedarf. Ich arbeite daran und denke morgen damit fertig zu werden." — Treufreund, der die Vögel so geschickt zu berücken weiß, daß sie ihn zu ihrem Herrscher machen. Die Vögel sind die Vertreter des Publikums, und so werden sie in den Briefen aus Italien mehrfach launig bezeichnet. — Ist mehr Entwurf als Ausführung (S. 16). Aber eine weitere Ausführung beabsichtigte er auch auf der Reise nicht. Als G. dieses später schrieb, war ihm das Verhältniß der gedruckten „Iphigenie" zur ersten Fassung nicht mehr gegenwärtig. — Es ist in poetischer Prosa geschrieben. Daß er sie in Verse hatte theilen lassen und er diese Bearbeitung mit sich führte, entging ihm, als er diese Aeußerung that, die erst der Anordnung der Briefe für den Druck angehören kann.

Vom Brenner bis Verona.

Es ist dies das zweite Stück des Tagebuches. Vgl. S. 30.

9. Vom Brenner bis Trient (S. 17—20, Z. 32). — Trient, auch Trent, nach Trento, an der Etsch. — Funfzig Stunden. Seit der Ankunft auf dem Brenner, die demnach um 6 Uhr erfolgte. Von dem, was er am 3ten auf dem Brenner gethan, bringt unser Tagebuchbericht nichts. — Meinem innern Triebe, möglichst rasch nach Italien zu gelangen. Vgl. weiter unten (S. 19): „Der Trieb, die Unruhe, die hinter mir ist, läßt mich nicht rasten", und oben S. 7, Z. 6 ff. — Etschfluß. Schon Dr. Hüb. in der „Allgemeinen Zeitung" (Beilage zum 27. August 1869), dann

Steub auf der Innsbrucker Philologenversammlung des Jahres 1874 haben darauf hingewiesen, daß hier und im Folgenden G. die Etsch mit dem Eisack verwechselt. Der Fluß kommt vom Brenner, fließt erst eine Stunde unterhalb Botzen in die in Tirol bei dem Dorfe am Reschen entspringende Etsch. Der Name deutet auf den rhätischen Stamm der Isarken (Isarci). — Sterzing (S. 17), auch Sterzingen, Störzing, eine kleine Stadt am Eisack, liegt 2 Meilen vom Posthause auf dem Brenner. Von Sterzing hatte er ein Stück Marmor mitgenommen: vgl. oben S. 567. Später besaß er auch einen Rhätizit von Sterzing. Vgl. Goethe's Kunstsammlungen. III. 99. — Bis Mittenwald (S. 18), zur Unterscheidung auch Obermittenwald genannt, sind wieder 2 Meilen. — Brixen, Sitz eines Fürstbischofs, liegt gleichfalls am Eisack, 2 Meilen von Mittenwald. — Collman liegt am Ausgange des wegen seiner Dolomiten und des Kunstfleißes seiner Bewohner berühmten Grödnerthales, 3 Meilen hinter Brixen. Ueber die Witterung vgl. S. 30. Hinter Collman fand er einen Porphyr; vgl. S. 31. — Deutschen, Teutschen, liegt 2 Meilen weiter, Botzen in gleicher Entfernung von diesem. Die Zeit seiner Ankunft daselbst übergeht G., er gedenkt nur des heitern Sonnenscheins. — Ein absichtliches, immer auf den bestimmten Zweck des Geschäfts gerichtetes. Winckelmann sah in Botzen nur hübsche, ja schöne Mädchen; auch Goethe erwähnt später S. 32 der hübschen Mädchengesichter. — Die Botzener Messe (S. 19), zu der auch das Harfenmädchen hinzog, von dem er sich vor Mittenwald „in Hoffnung eines baldigen Wiedersehns" getrennt hatte (S. 9). Die heiter belebte, volkreiche Handelsstadt am Eisack hat vier von Deutschen und Italiänern zahlreich besuchte Messen. Ein Gespräch mit der Wirthstochter in Botzen theilt er später (S. 31 f.) mit. — In unsern statistischen Zeiten. Vgl. die Bemerkung des Laertes in „Wilhelm Meister's Lehrjahren", IV. 17 (Werke, Bd. XVII. S. 258). Auf der Landstraße unterhalb Collman fand G. Gneiß- und Porphyrstücke; vgl. S. 567. — Die sich in mein Gemüth geschlagen und gedrückt haben, in Folge seiner angestrengten Beschäftigung mit großentheils an sich kleinlichen, aber zum Zwecke der Verwaltung nöthigen Dingen und seines Hockens und Stockens an demselben kleinen, durch das Hoftreiben nicht behaglichern Orte. Auch hatte ihn die Sehnsucht nach einem glücklichern Himmel und einer gesegnetern Erde gequält. Wie schön das Reiseleben ihn erfrische, spricht er bezeichnend aus. — Neun Meilen. Von Botzen bis Branzoll

oder Brandzoll am Rennbache (vgl. S. 31) zählt man 2, ebenso viel Meilen bis Egna oder Enn an der Etsch und von da bis Salurn oder Neumarkt an der Etsch, das letzte vorwiegend deutsche Dorf (vgl. S. 31). 2½ nach Lavis am Avisio, und dann wieder 2 bis Trient. Vor Neumarkt fand er nach S. 31 wieder einen Porphyr. — Heinrich Roos (S. 20). Der berühmte Landschafts- und Thiermaler Johann Heinrich Roos hatte die größte Zeit seines Lebens in G.'s Vaterstadt verlebt, wonach ihn G. in seiner Rheinreise (Bd. XXV. S. 293) zu den Frankfurter Malern zählt. — Der vaterländische Staub, der ihm im Vaterland oft so lästig gefallen war, aber nicht in diesem feuchten Jahre; vgl. Venediger Epigramme, 4. 1 (Werke, Bd. II. S. 138). — Der Heuschrecken, der sogenannten italischen, auch an manchen Punkten Deutschlands sich findenden Heuschrecken.

10. Trient und Roveredo (S. 20—22). In der Kirche, Santa Maria Maggiore, wo das Konzil gehalten wurde und das Gemälde mit den Bildnissen aller Mitglieder des Konzils sich findet. — Die Kirche dieser Väter. Sie ist mit den verschiedensten fremden Marmorarten reich verziert. Nur die Bauart zog ihn nach dieser Kirche. Der manchen sonstigen Kirchen, selbst der in griechischem Stile aufgeführten prächtigen Kathedrale gedenkt er nicht. — Das Seminarium (S. 21), das damit verbunden war. — Erst die Spanier haben sie vertrieben. Das ist nicht richtig. 1759 wurde der Orden aus Portugal verbannt, aus Spanien erst 1767. — Des Teufels Haus. Ueber ähnliche Sagen vgl. Grimm's Mythologie, S. 977; Zingerle, „Sagen, Märchen und Gebräuche aus Tyrol", S. 277 f.; Lutolf, „Sagen, Gebräuche und Märchen aus den fünf Orten Luzern u. s. w.", S. 183 f. — Bespritzen mit Kalk (S. 22), was auch sonst in Deutschland Sitte ist, auch wol zum Theil schon damals war. — Roveredo, Rovereith am Leno, 4 Meilen hinter Trient. Die Stadt gehörte noch zur Grafschaft Tirol und stand unter einem Prätor, dessen Bezirk auch die Thäler Valarso (Valarz), Teragnol (im Leim) und Trembeleno (Tramleben) gehörten, in denen Deutsch gesprochen wurde. — Die geliebte Sprache. Schon am 26. Januar hatte er an Frau von Stein geschrieben: „Hätte ich nur vor zwanzig Jahren gewußt, was ich weiß. Ich hätte mir wenigstens das Italiänische so zugeeignet, daß ich fürs lyrische Theater hätte arbeiten können, und ich hätte es ge-

zwungen. Der gute [Komponist] Kayser dauert mich nur, daß er seine Musik an diese barbarische Sprache [in seiner Operette „Scherz, List und Rache"] verschwendet." Vgl. Venediger Epigramme. 29. 4 ff. (Werke, Bd. II. S. 143).

11. Torbole (S. 22—24). — In Verona, das nur zwölf Meilen von Trient entfernt ist. Auf dem Wege von Roveredo nach Torbole nahm G. einen Basalt mit; vgl. oben S. 567. — Der Gardasee. Der Weg führt von Trient über das von seinen Maulbeerbäumen benannte Dorf Mori, dann am schwermüthigen Lago di Loppio vorüber zu dem malerisch auf der Höhe gelegenen Nago, unterhalb dessen ein befestigtes Thor vor dem Felsriegel steht; durch die Pforte desselben hinausfahrend, sieht man unten Torbole mit dem See vor sich liegen. — Gräfin Lanthieri (S. 23), geborene Gräfin von Wagensperg aus Grätz, welche G. und den Herzog vor Kurzem in Karlsbad besonders angezogen hatte. — Verheißen hatte, wenn er einmal nach Italien kommen sollte. — Aus dem Zimmer, im jetzigen Hôtel d'Olives. — In seiner ganzen Länge, bis Desenzano, das, wie die Hauptorte Salo und Riva, auf der entgegengesetzten Seite des Sees liegt. — Volkmann, Dr. Johann Wilhelm Volkmann, von dessen „Historisch-kritischen Nachrichten aus Italien" er hier den dritten Band benutzte. Volkmann bemerkt (III. 790), der See habe ehemals Benacus geheißen; Virgil gedenke seiner (Georg., II. 159, 160) zugleich mit dem Larius, dem heutigen Comersee. „Er beschreibt den ersten stürmisch, und es ist wahr, daß die Wirbelwinde von den benachbarten Bergen ihn plötzlich in Bewegung bringen und Wellen wie das Meer verursachen." Bei Virgil steht statt resonans (widerhallend) assurgens (sich erhebend). Die unrichtige Anführung des Verses beruht auf einem Versehen G.'s, nicht Volkmann's. — Aus dem Gardasee nahm G. ein Granitgeschiebe mit; vgl. S. 567. — In Torbole begann G. auch wol an demselben oben erwähnten Tische die Umschrift seiner „Iphigenie"; denn in seinem handschriftlichen Tagebuche schreibt er an diesem Tage: „Heute habe ich an der „Iphigenie" gearbeitet; es ist im Angesichte des Sees gut von Statten gegangen." In diesem „neuen Lande", in dieser „ganz fremden Umgebung" konnte er sich wol in die Lage seiner Heldin an der taurischen Küste versetzen. — Der Bach (S. 24), das Flüßchen Sarca. — Der Kaiser. Torbole gehört noch zu Tirol. — Forelle, die Lachsforelle, Carpione, die wirklich zuweilen in einer Schwere von 25 Pfund gefangen wird,

während die eigentliche Forelle (Trutta) nur 1 bis 1½ Pfund wiegt.

12. **Von Torbole bis Verona** (S. 24—32). **Limone**, am entgegengesetzten Ufer, von seinen bedeutenden Limonengärten benannt. — **Malcésine**. Noch Büsching schreibt den Namen Malsesine. Es gehörte zu der Republik Venedig, und zwar zum Gebiete von Verona (il Veronese), während der Monte Baldo größtentheils noch tirolisch war. — **Das alte Schloß** (S. 25), das man in die Zeiten Karl's des Großen verlegt, ist jetzt hergestellt. Vgl. über Malcésine Laube's „Reisenovellen", III. 188 ff. — **Zeit und Gunst zu gewinnen suchte** (S. 26), gerade wie der genannte Treufreund bei den ihn bedrohenden Vögeln. — **Bolongaro** (S. 27). Giuseppe Maria Marco Bolongaro, geboren am 25. März 1712 zu Stresa am Lago maggiore, hatte in Frankfurt, wo er sich am 28. Februar 1751 mit Anna Maria d'Angelo verheirathete, ein bedeutendes Fabrik- und Handelshaus gegründet. Schon 1768 finden wir als Firma des Geschäftes **Gebrüder Bolongaro** (Fratelli Bolongari); Marco Bolongaro hatte nämlich seinen Bruder Filippo Giacomo mit in das Geschäft aufgenommen, der eine Filiale in Amsterdam gründete. Ueber den Streit des Marco Bolongaro im Jahre 1772 mit der Stadt Frankfurt und die spätere Geschichte der Bolongari vgl. A. Frank in der „Didaskalia" 1867, Nr. 359, 360. Marco Bolongaro war schon 1779 gestorben. — **In meine jüngern Jahre**, in die funfziger Jahre. — **Allesina** (S. 28). Ueber diese Familie vgl. Bd. XXII. S. 130 u. 382. Johann Maria Allesina hatte am 30. Mai 1724 seine 1705 geborene Gattin Franziska Klara Brentano geheirathet. Rüppel hat die G. später abhanden gekommene Münze im „Archiv für Frankfurt's Geschichte und Kunst", VII. S. 37, herausgegeben. — **Meister, Maestro**. Welches Gewerbe er getrieben, wird nicht gesagt. — **Gegen Mitternacht** (S. 29), da erst nach dieser der Wind die Fahrt auf dem See gestattete. — **Lästrygonisch**, verderblich, in launiger Uebertreibung, da er für sein Leben nicht zu fürchten hatte, wie etwa Treufreund bei den Vögeln. — **Nun von meiner Seefahrt**. Der schroffe Uebergang deutet darauf, daß Goethe die Erzählung mit der Abfahrt abgebrochen hatte. Die Fortsetzung fügte er mit Benutzung der Tagebücher später hinzu. — **Brescianischen**, auf der westlichen Seite des Sees. Das Gebiet von Brescia (il Bressano) erstreckte sich bis zum See. — **Gargnano**, früher, wie G. schrieb,

Garignano, ist einer der schönsten Punkte des Sees, dessen Oliven- und Limonenpflanzungen durch die südöstliche Wendung des Sees begünstigt werden. Es war Hauptpunkt einer der sechs Quadre der Riviera del Lago di Garda, wie auch Maderno und Salò. — Vogliacco (S. 29, G. schrieb Vojaco), ganz nahe bei Garignano. — Pardolino, auf der östlichen Seite des Sees, unterhalb Garda, mit gutem Hafen, liegt amphitheatralisch; seine Feigen sind berühmt. — Das Thal der Etsch. Bei Chiusa di Verona hat sich die Etsch einen Engpaß durch den Fels gebrochen. Der Weg führt über Volargine. — Von der Witterung diese Tage her (S. 30). Das Folgende scheint auch späterer Zusatz nach den Aufzeichnungen auf der Reise. — In der Nacht vom Neunten auf den Zehnten, zwischen dem Brenner und Collman. — Morgens gegen fünf Uhr, hinter Collman. — Mitternächtlich, nördlich, wie gleich darauf mitternächtig steht. — Gestern, in Malcésine oder auf der Fahrt von Torbole. — Ferber's (S. 31). Der Professor der Naturgeschichte Johann Jakob Ferber zu Mitau hatte „Briefe aus Wälschland über natürliche Merkwürdigkeiten dieses Landes" 1773 erscheinen lassen, die 1776 einen französischen Uebersetzer an dem Baron von Dietrich fanden. G. bezeichnet ihn in dem späten Aufsatze „Karl Wilhelm Nose" als einen sehr mäßig gesinnten Vulkanisten (Werke, Bd. XXXIII. S. 371). — Hacquet's. Vgl. oben S. 627. — Voigtische Kabinetchen. Der von G. besonders geförderte Bergsekretär Johann Karl Wilhelm Voigt zu Weimar ließ in den drei ersten Heften von Wieland's „Merkur" 1785 „Drei Briefe über die Gebirgslehre" erscheinen. In einem Nachtrag zum ersten Briefe (S. 89 f.) erklärte Wieland dessen Entschluß, zur Verdeutlichung derselben „kleine Kabinette für Liebhaber zu machen, die wo möglich alle angeführte Steinarten von Grundgebirgen, Flötzgebirgen und Vulkanen, ohngefähr vierzig bis funfzig Stück zusammen, enthalten sollen". Von jeder Steinart sollten schöne frische Stücke, etwa 8 Kubikzoll groß, mit Angabe ihres Ursprungsorts, ihrer Eigenschaften und Beschaffenheit geliefert werden. Die Versendung begann im Juli. Später hielt Voigt gepackte Kistchen stets vorräthig. — Ueber Brandzoll und Neumarkt vgl. oben S. 631 f. — Ueber die gefundenen Porphyre vgl. S. 567. — Eine entschiedene Veränderung der Gestalt. Winckelmann schreibt: „Wo sich Deutschland und Italien scheidet, waren alle Menschen wie die Mausefallenträger; die Natur aber, die hier gleichsam mit sich selbst streitig ist, wie sie die wälsche Natur bilden will, erklärt

sich weiter hin und ist erträglich." — Blende (S. 31). Vgl. oben S. 629.

Verona bis Venedig.

Auch dieser Abschnitt hatte ursprünglich die Form eines Tagebuches.

13. Die ersten Tage bis zum 16ten in Verona (S. 33—38). Das Datum des 16ten ist willkürlich bestimmt; es würde voraussetzen, daß G. erst am dritten Tage dem Eindruck, den das Amphitheater auf ihn gemacht, schriftlichen Ausdruck gegeben hätte. Wahrscheinlich ist erst die Eintragung „Als ich heute wieder" (S. 37) am 16ten geschrieben, so daß das dort sich findende vorhin der späteren Zusammenstellung angehört. — Das Amphitheater (S. 33), von dem Volkmann (III. 759 ff.) eine ausführliche Beschreibung giebt, mit Verweisung auf die Schrift von Maffei Degli Anfiteatri o singolaremente del Veronese libri due (Verona 1782). Nach Maffei's Berechnung faßte es mehr als 22,000 Zuschauer. — Joseph II. „Man gab dem Kaiser im Jahre 1771 bei seiner Durchreise ein Fest, welches das einzige in seiner Art war und ihn außerordentlich überraschte. Es war zwar nur ein Stiergefecht, allein es wurde im alten römischen Amphitheater gegeben" u. s. w. S. Archenholz' „England und Italien", IV. 74 ff. — Pius VI. Im Jahre 1782 auf der Reise nach Wien. Zuweilen wurden hier Thierhetzen gehalten. Herder sah hier eine Komödie spielen. — Eine Inschrift (S. 34). Sie lautet (Maffei hat sie nicht) nach Nathan Chyträus: Variorum itinerum deliciae (1594): Hieronymo Marmoreo V. C. cuius incredibili studio, dum urbi praeest, quod temporis iniuria huic amphitheatro perierat, reddi coeptum est, Veronenses P. P. MDLXIX. G. scheint seine Angabe aus einem kleinen Fremdenführer für Verona genommen zu haben. An dem neu hergestellten Theile des Amphitheaters stand auch die spätere Inschrift: Jacobo Foscareno, quod amphitheatrum instaurandum curavit quodque eius prudentia in maxima Italiae frumenti inopia una Verona abundavit, Praetori Patrique optimo Veronenses P. P. MDLXX. — Die untern Gewölbe, die zum Ein- und Ausgange dienten. — Il Brà (eigentlich Bràido, das deutsche Breite), jetzt Piazza Vittorio Emanuele, der größte Platz der Stadt, auf dem rechten Ufer der Etsch (Adige). An der östlichen Seite dieses im Westen der Stadt, südöstlich von der Strada di Porta Stuppa gelegenen Platzes erhebt sich das Amphitheater. Stuppa heißt eben ver-

schlossen. — Del Pallio oder, wie man jetzt sagt, Palio, scheint auf die Gestalt des Thores zu gehen; denn pallio, palio wird der Traghimmel genannt. Das 1557 von Sammichele erbaute Thor macht gegen die Stadt zu eine fünfbogige Halle, an deren breiten Pfeilern je zwei dorische Säulen stehen. Seit 1866 ist das Thor geöffnet. — Das Nonnenkloster (S. 34) ist nicht mehr vorhanden. — Des Theatergebäudes (S. 35), des 1718 erbauten Teatro Filarmonico, „dessen auswendige Vorderseite hat eine schöne Kolonnade von sechs großen tonischen Säulen. Sie ist mit dem Bildnisse des um sein Vaterland in Ansehung des Alterthums so sehr verdienten Marquis Maffei geziert. Man setzte ihm solches während seiner Abwesenheit im Jahre 1727 mit der Unterschrift: Marchioni Scipioni Maffeio adhuc viventi Academia Philarmonica decreto et aere publico. Er ließ es aber aus Bescheidenheit wieder wegnehmen, und es ward erst nach seinem Tode wieder hingestellt, mit dem Zusatze: Marchionis Scipionis Maffei Musei Veronensis conditoris protomen ab ipso amotam post obitum Academia Philarmonica restituit anno MDCCLV." Voltmann, III. 762. — Die gemalte Nische ist verschwunden. — Der schönen Anstalt, des Museo lapidario, das, bereits 1719 angelegt, durch Maffei und nach dessen Tod durch den Marchese Muselli vermehrt und gefördert wurde. „Man geht durch einen mit Galerien umgebenen Hof, dessen Wände eine Sammlung von Inschriften und andern Monumenten enthalten. Man sieht hier Altäre, Basreliefs, Grabmale, Meilensäulen, orientalische, griechische und lateinische Inschriften auf Bronze, Porphyr und andern Arten von Marmor. Eine vollständige Nachricht davon giebt das Museum Veronense hoc est antiquarum inscriptionum atque anaglyphorum collectio etc. Veronae 1749." Voltmann, III. 762. — Verona illustrata, zuerst 1731 und 1732 in zwei Bänden erschienen. — Farnesina, dem Palaste zu Rom, auch Piccolo Farnese genannt. Vgl. S. 126. — Die Grabmäler. Vgl. Herder's Reise, S. 61. — Kein geharnischter Ritter, wie auf mittelalterlichen Grabmälern. — Nur die einfache Gegenwart der Menschen hingestellt. Vgl. Venediger Epigramme, 1 (s. a. O. S. 137). Die auf griechischen und römischen Grabsteinen sich findenden Mahlzeiten sind äußerst zahlreich, doch finden sich auch griechische Reliefdarstellungen, in welchen sich die Gestorbenen im Jenseits als Selige des Mahles erfreuen. Vgl. Conze in der „Archäologischen Zeitung" 1871, 81ff. — Der kostbare Dreifuß (S. 36) ist dort nicht mehr vorhanden. — Palast des Proveditore. „Man hat angefangen, auf dem Brà ein schönes Gebäude für den

Proveditore aufzuführen, welches unten mit Arkaden und oben im ersten Stockwerke nach dorischer Ordnung gebaut ist. Unter den Arkaden ist die Hauptwache." — In einem Gäßchen der entferntesten Vorstadt (S. 36); auf dem linken Ufer der Etsch nahe der Kirche Santa Maria di Organo. — Als ich. Hier (S. 36, Z. 16) beginnt eine spätere Eintragung, wol vom Abend des 15ten. — Palast der Justiz, der Palazzo della Prefettura an der östlichen Seite der Piazza de' Signori, 1272 erbaut. Das Portal ist ein Werk Sammichele's von 1532. Hier befindet sich auch das Gefängniß (le carceri). — Meine Vögel abgefertigt hatte, zu Malcésine. Vgl. S. 25 ff. — Auf der Kante des amphitheatralischen Kraters, auf den obersten Sitzen, mit einer herrlichen Aussicht auf die Stadt, über die weite Ebene und nach den Bergen bis zu den tiroler Alpen. — Der Zendale (S. 37) ist eigentlich vom Stoffe benannt, dem Zendale, franz. cendal, Sendel, Zindel. — Von der Arena, dem Amphitheater. Vgl. S. 26, Z. 26 f. — Oeffentliche Schauspiel. Das in ganz Italien übliche, von den großen Bällen Pallone genannte Spiel, das meist von zwölf Personen oft um ansehnliche Summen gespielt wird; nicht selten kommt die eine Partei von andern Orten, wie hier von Vicenza. Das einfache Ballspiel war eine der gewöhnlichsten Uebungen der Römer auf dem Campus Martius, das selbst der weichliche Mäcenas hier mit Horaz am Abende trieb (Hor. Sat., II. 6, 49), ja auch auf der Reise nicht aussetzte (Sat., I. 5, 48, 49). Vgl. Moritz, Reisen in Italien, I. 19 f.; Archenholz, I. 12. Des Ballspiels gedenkt schon Homer in anschaulicher Beschreibung (Odyssee, VIII. 372—377).

14. Umschrift der „Iphigenie". Im handschriftlichen Tagebuch meldet Goethe am Abend des 16ten: „Ich fühle mich müde und ausgeschrieben; denn ich habe den ganzen Tag die Feder in der Hand. Ich muß nun die „Iphigenie" selbst abschreiben."

15. Den 17. September (S. 38—44). San Giorgio, die Kirche San Giorgio, jetzt mit dem Zusatze in Bräido, nach dem Plane von Sammichele hergestellt. „Auf den Seiten des Hauptaltars hängen zwei große Gemälde, das Wunderwerk der fünf Brode von Paul Farinati, und ein kräftig gemalter Mannaregen von Brusasorzi." Volkmann, III. 765. Nach der Inschrift malte Farinati das Bild 1603 in seinem 79sten Jahre; den Mannaregen vollendeten die Schüler Brusasorzi's († 1605)

nach deſſen Entwurf. — Ein Künſtler (S. 38), Caroto. Das Bild befindet ſich auf dem erſten Altar links. Volkmann erwähnt dieſes nicht. Urſula hält Fahne und Kreuz; ſie iſt von Genoſſinnen umgeben. — Die Himmelfahrt Mariä (S. 39), auf dem erſten Altar links. Auf Wolken ruhend, ſegnet ſie in der Himmelsglorie das unten ſtehende Volk. Volkmann fand (III. 764) die Maria „etwas hart kolorirt", lobte aber die ſchöne Anordnung des untern Theiles des Gemäldes. Man hat (Allgemeine Zeitung, Beilage, 1869, S. 3693, Anm.) nicht begreifen wollen, wo G. ſeine Augen gehabt, da Maria wirklich himmelwärts blicke. Wir haben hier eben eine ungenaue ſpätere Faſſung; nur Mariens Gedanken ſind ihren Freunden zugewendet, die ſie ſegnet, während ſie zum Himmel ſchwebt. — In der Galerie Gherardini. Vgl. Volkmann, III. 768. — Orbetto. Aleſſandro Turchi, genannt Orbetto, ſtarb 1648; Dresden beſitzt viele Gemälde von ihm. — Im Palaſt Canoſſa, vom Biſchof Ludwig von Canoſſa 1527 begonnen, 1560 beendigt. Volkmann gedenkt (III. 769) nur der Naturalienſammlung des Marcheſe Canoſſa. — Der Palaſt Bevilacqua, deſſen Straßenſeite zum Muſeum beſtimmt war. Abbildung bei Gell-Felſé; vgl. Volkmann, III. 768. — Ein hingeſtreckter Sohn der Niobe, der dritte, der von hier nach München kam (Glyptothek, VII. 141). Außer der Florenzer Gruppe findet ſich dieſer Niobide auch in Dresden aus der Sammlung Albani. Vgl. Meyer in G.'s „Propyläen", II. 76 f.; Welcker, „Alte Denkmäler", I. 226. Einen Abguß davon beſaß G. — Iſt das ſeligſte aller Gefühle. K. von Strombeck's „Darſtellung aus einer Reiſe durch Deutſchland und Italien", I. 220, ſieht in G.'s Briefen aus Verona eine unerhörte Uebertreibung. — Zu der Ausführung über die Stundenzählung in Italien (S. 40ff.) vgl. das zweite Fragment, oben S. 519ff. — Felicissima notte. Vgl. S. 72, 125. — Vergleichungskreis (S. 41, Tabelle). Abweichend Volkmann, I. 21. — Das Liedchen von Marlborough (S. 43). Vgl. S. 537 und Römiſche Elegien, 2, 9f. (Werke, Bd. II. S. 18). In der franzöſiſchen Geſtalt, wo es beginnt:

Malbrough s'en va-t-en guerre,
Mironton, mironton, mirotaine,
Malbrough s'en va-t-en guerre,
Ne sait, quand reviendra —

erhielt es dadurch die weiteſte Verbreitung, daß Beaumarchais

(mit Aenderung des zweiten Verses in: Que mon coeur a de peine) es in seine „Hochzeit des Figaro" einlegte. — Aus dem Garten Giusti (S. 44), auf dem linken Etschufer, jenseit S. Maria di Organo in der Via Giardino Giusti. „Palazzo Giusti in einem romantischen, der Isola bella ähnlichen Garten mit hundertjährigen hohen Zypressen, Tropfsteingewölben, Orangen, Myrten, Lorbeer, Akanthus, antiken Grabmälern. Auf der Terrasse, zu welcher eine gedeckte Wendeltreppe führt, Ruhebänke und künstliche Tempelruinen. Herrliches Panorama." Esel-Fels. Vgl. Herder's Reise, S. 63 f. — Von Verona nahm G. mehrere Kalksteine mit, einen, dessen sich die Bildhauer bedienen. Vgl. S. 567.

16. Am 18. September wandte sich G. zuerst

An Philipp Seidel.

„Du erhältst Gegenwärtiges aus Verona, von wo ich heute abgehen werde. Es ist mir Alles nach Wunsch geglückt, und wenn die Reise durchaus so fortgeht, so erreiche ich meinen Zweck vollkommen. Vorbereitet, wie ich zu Allem bin, kann ich gar viel in kurzer Zeit sehn. Von Venedig erhältst Du wieder einen Brief; auch werde ich von dort die „Iphigenia" abschicken; sie kann vor Ende Oktober bequem in Weimar sein. Auch [ist] noch eine Stelle in der „Stella" zu ändern. In beiliegenden Briefen ist kein Ort angegeben, auch durch nichts angedeutet, wo ich sei. Laß Dich auch, indem Du sie bestellst, weiter nicht heraus. Du schickest mir nichts nach, es wäre denn höchst nöthig; denn ich will Rom ohne Erwartung nordischer Nachrichten betreten. Von Rom schreibe ich gleich, und dann ist es Zeit. Diese Reise ist wirklich wie ein reifer Apfel, der vom Baum fällt; ich hätte sie nur ein halb Jahr früher nicht wünschen mögen. Lebe wohl! Ich bin fleißig im Aufschreiben und Notiren. Es ist mir eine gute Uebung, allein zu sein, da ich für mich selbst sorgen, Alles selbst thun muß, nachdem ich mich so lange habe gängeln und bedienen lassen. [Vgl. oben S. 19.] Leb wohl!"

Von den beigefügten, den Aufenthaltsort verschweigenden Briefen (wol an Karl August, Frau von Stein, Herder und Hofrath Ch. G. Voigt) sind nur zwei bekannt.

An den Herzog Karl August.

„Aus der Einsamkeit und Entfernung einen Gruß und gutes Wort! Ich bin wohl und wünsche, daß Sie glücklich mögen in dem Ihrigen angekommen sein. Ich bin fleißig und arbeite die

„Iphigenie" durch. Sie quillt auf, das ſtockende Silbenmaß wird in fortgehende Harmonie verwandelt. Herder hat mir dazu mit wunderbarer Geduld die Ohren geräumt. Ich hoffe glücklich zu ſein. Alsdann geht's an die „Zueignung" [zum erſten Bande ſeiner „Schriften"], und ich weiß ſelbſt noch nicht, was ich denen Avibus [dem Publikum, nach der ihm gangbar gewordenen Beziehung auf ſeine „Vögel"] ſagen werde. Und dann ſoll es immer ſo weiter [an ſeinen Schriften] gehen. Wo ich bin, verſchweige ich noch eine kleine Zeit. Es geht mir ſo gut, daß mich es nur oft betrübt, das Gute nicht theilen zu können. Schon fühl' ich in meinem Gemüth, in meiner Vorſtellungsart gar merklichen Unterſchied, und ich habe Hoffnung, einen wohl ausgewaſchenen, wohl ausſtaffirten Menſchen wieder zurückzubringen. Manchmal wünſcht' ich denn doch zu wiſſen, was es in B[erlin] giebt und wie der neue Herr ſich beträgt? was Sie für Nachricht haben? was Sie für Theil daran nehmen? Leben Sie wohl und empfehlen Sie mich Ihrer Frau Gemahlin, die ich mir mit dem Kleinen [der zwei Monate alten Prinzeſſin] gern wohl denke, aufs Beſte! Es wäre möglich, daß der Fall käme, da ich Sie unter fremdem Namen etwas zu bitten hätte. Erhalten Sie einen Brief von meiner Hand, auch mit fremder Unterſchrift, ſo gewähren Sie die Bitte, die er enthält." [1])

An Chriſtian Gottlob Voigt in Weimar. [2])

„Daß ich Ihrer und unſerer gemeinſamen Geſchäfte auch in der Entfernung nicht vergeſſe, glauben Sie mir ohne Betheurung. Dieſes Blättchen erneuere mein Andenken auch bei Ihnen und ſei wenigſtens ein Lebenszeichen. Da wir in dem, was uns gemeinſchaftlich obliegt, ganz eines Sinns ſind und nach einerlei Grundſätzen handeln, da mir Ihre Thätigkeit ſo bekannt iſt, kann es nie Sorge werden, wenn ich nach Hauſe denke und mich dieſer Gegenſtände erinnere. Es iſt mehr Neugierde, und ehſtens werde ich anzeigen, wo ein Briefchen von Ihnen mich finden kann, deſſen Empfang mir recht erfreulich ſein ſoll.

„Das üble Wetter dieſes Sommers hat, fürcht' ich, die Ilmenauer Meſſung manchmal geſtört; vielleicht iſt der Herbſt

[1]) Der Herausgeber hat den Brief irrig hinter den (ſpätern (von Benedix) geſetzt.

[2]) Voigt war kein Genoſſe bei der Kommiſſion für das Bergwerk in Ilmenau. Otto Jahn verlegt den Brief in die erſte Zeit des Aufenthalts zu Rom, wogegen entſchieden die Aeußerung über den gegenwärtigen Herbſt ſpricht, der im Norden zur Arbeit vortheilhafter ſei.

günstiger, der überhaupt in der nördlichen Gegend zu aller Arbeit im Freien vortheilhafter scheint. Indessen ist ein Anfang und manche Erfahrung gemacht; man wird die Zeit, in der das Ganze beendigt werden kann, und die Kosten eher überschlagen können. Die Ordnung bei der Kasse dauert fort, und wir sehen zwar einer langsamen, aber gewissen Genesung entgegen. Von unserm Bergwerke raunt mir ein böser Geist ins Ohr, daß das Wasser noch nicht herbeigebracht sei; zwar von der Treibe bis zum Treibhaus sei der Graben in Ordnung, aber beim Kohlenwerke mache das Gesluder zu schaffen, wie an andern Orten der Graben auch noch Wasser durchlasse ꝛc.; übrigens gehe das Abteufen des Schachts in seiner Ordnung und Maß fort ꝛc. Von Allem diesen werden Sie die Güte haben, mir eine kurze Nachricht zu geben und meine Vermuthungen zu rectificiren. Es kommt dann auch auf die zweite Nachricht ans Publikum[1]) an: Sie werden mir zu erkennen geben, ob sie gefertigt und publicirt werden kann, auch wie die Resultate ausfallen möchten; das Uebrige überlasse ich Ihnen gänzlich. Was die Bestellung der Bevollmächtigten betrifft, wünscht' ich doch auch, nach unsrer letzten Abrede, diese Geschäfte in Ordnung und Sicherheit für die Zukunft; wir waren auch da über die Grundsätze einig, und es wird nur darauf ankommen, einige ansehnliche Gewerken zur Annahme des Auftrags zu vermögen; da sie nach unserer Meinung Andere wieder substituiren können, so wird kein Bedenken sein. Bertuch, Pflanz in Gera, Schlözer ꝛc., Wieland ꝛc.[2]) verstehen sich wol dazu. Ob übrigens sich neue Gewerken gefunden haben? wie es mit der Kasse aussieht? ob die Rechnung des vorigen Jahrs nun völlig berichtigt? u. s. w. Was mir zu wissen wünschenswerth, werden Sie die Güte haben mir auf mein Nächstes gefällig zu melden. Ebenso verlangend bin ich zu wissen, wie Sie und die Ihrigen sich befinden und ob sonst nichts vorgekommen. Daß ich Tag und Stunden vollständig nutze, um den größten Vortheil von der kürzesten Zeit zu gewinnen, können Sie leicht denken. Gewiß werd' ich auch von sehr interessanten Gegenständen der Natur und Kunst bei meiner Rückkunft Rechenschaft geben können. Ich wünsche sehnlich, Sie recht wohl anzutreffen, und versichere, daß ich noch nichts unterwegs angetroffen habe, das mein Verlangen, bald nach [Weimar] zurückzukommen, hätte vermindern können. Leben Sie recht wohl!"

[1]) Die erste war 1785 erschienen.
[2]) Herausgeber von Zeitschriften.

17. Von Verona nach Vicenza (S. 44), 30 italiänische Meilen, eine kurze Tagereise. Volkmann sagt vom umgekehrten Wege (III. 753): „Der Boden ist etwas steinigt, er bringt aber eine unzählige Menge Maulbeerbäume hervor. An manchen Orten sind die Weinstöcke an Bäume hinangeleitet, welche oben von einem Baum zum andern gehen und Festonen formiren, wodurch die Gegend einen angenehmen und malerischen Anblick bekommt." Derselbe bemerkt (III. 748): „Die Gegend um Vicenza ist ungemein angebauet und der Boden zwar etwas steinigt, aber doch so fruchtbar, daß man in einem Jahre so viel Getreide erbauet, daß die Einwohner drei Jahre davon Brod haben können. Man macht jährlich ungefähr 200,000 italiänische Pfund Seide, wovon das Meiste in Vicenza verarbeitet wird. — Die Fruchtbarkeit des Landes kommt von den vielen Bächen her, die es durchströmen. Die Viehzucht ist daher vortrefflich, und man nennt Vicenza gemeiniglich die Schlachtbank und wegen der vielen guten Gartengewächse den Garten von Venedig." — Tellerartig, platt. — Einem Bacchischen Triumphzug, wobei Bacchus auf dem Wagenstuhl steht.

18. In Vicenza vom 19. bis zum 21. September (S. 45—47). Von der unregelmäßigen Gestalt der Stadt und den durch dieselbe fließenden Flüssen Bacchiglione und Retrone sagt G. nichts, da ihn Vicenza zunächst nur als Stadt des berühmten, hier am 30. November 1518 geborenen Baumeisters Andrea Palladio (er starb am 19. August 1580 als Baumeister der Republik Venedig), der in Vicenza allein zwanzig Paläste und viele andere Bauten vollendet oder entworfen hatte, dann aber auch seiner Mignon wegen anzog. G. verehrte in Palladio den reinen Ernst, den tiefen Kunstverstand und das Streben nach edler Einfachheit, durch die er als Baumeister ganz einzig in seiner Zeit da stand. Die Einsicht, daß dem Palladio die einfache Größe der griechischen Baukunst abgehe, hat G. frühe genug gewonnen; unsere Briefe aber sollen eben seine allmähliche Ausbildung in Italien darstellen. Seit er Rom betreten hat, ist von Palladio keine Rede mehr, ja vor der Façade des alten Minerventempels bei Assisi, von der Palladio einen falschen Riß gab, ging G. das Ungenügende dieses immer geistreichen Meisters auf, der gegen die spätere Verwilderung des Geschmacks so rein und groß da steht. — Das Olympische Theater, eine der berühmtesten Bauten Vicenza's, nach Palladio's Entwurf

ausgeführt; den Namen hat es von der Accademia Olimpica. — Ein sehr artiges Büchelchen (S. 45), der von Volkmann angeführte Discorso del teatro Olimpico mit Kupfern von Grafen Andreas Montenari. — Ein Theater der Alten, zum Theil nach den Angaben Vitruv's, aber mit manchen Neuerungen. Palladio starb gleich nach dem Beginne des erst 1584 vollendeten Theaters. — Die Vögel, das Publikum (vgl. S. 630, 641), die Menschen, wie es eben hieß. — Meine Freunde (S. 46), die Italiäner, die er am 23sten (S. 50) „meine Italiäner" nennt. — Die Basilika des Palladio, ein großartiger Umbau des alten gothischen Rathhauses, eine der ersten Arbeiten Palladio's (1549), doch erst lange nach dessen Tod vollendet (1614). Das alte Gebäude blieb, ward nur von einem prachtvollen Neubau umgeben, der aus einem untern Geschosse in dorischer, einem obern in ionischer Säulenordnung, beide mit Attiken versehen, bestand. — Die drei Sultaninnen, „Soliman II. oder die drei Sultaninnen" von Favart. — „Die Entführung aus dem Serail", von Mozart nach dem Text von Bretzner 1781 geschrieben. — Des Capitan Grande, Capitano grande, wie der Podestà hieß. — Doktor Turra. „Beständiger Sekretär der Accademia d'Agricoltura ist der gelehrte Dr. med. Anton Turra, welcher eine schöne Sammlung von Fossilien aus den Vicentinischen Salzgebirgen, vornehmlich vom Berge Brendola und Bolca, besitzt, ferner eine Sammlung von Insekten und ein treffliches Herbarium, wie er denn auch eine Floram Italicam zum Drucke fertig hat. Der hiesige Bischof Corner hat eine schöne botanische Bibliothek und Garten zu seinem Vergnügen angelegt, wobei ihm gedachter Turra behilflich ist. Der Doktor Turra hat eine gelehrte Frau, die Elisabeth Caminer." Volkmann, III. 748. — Scamozzi (S. 47). Er gehörte einer berühmten Vicentinischen Baumeisterfamilie an. Seine ausgezeichnete Ausgabe des Palladio war in vier Bänden 1776—1783 unter dem Titel: A. Palladio le fabbriche e disegni raccolti ed illustrate da Ottavio Bertotti Scamozzi erschienen, woran sich 1785 Le terme degli Antichi Romani anschloß. — Seine eigene Wohnung. Palladio's Haus am Ende des Corso in der Nähe des Teatro Olimpico wird von Einigen dem Pietro Cogolo zugeschrieben. Volkmann erwähnt es nicht, G. kannte es längst aus Abbildungen. „Im Erdgeschoß ein großes Rundbogenportal mit sehr schönen Verhältnissen, flankirt von zwei ionischen Säulen, über den Säulen korinthische Pilaster,

welche das zweite Geschoß gliedern; die obere Mezzana ungeschmückt." Gsell-Fels.

19. Vom 21. bis zur Abfahrt von Vicenza am 26. September (S. 47—50). Den 22sten. Die Rotonda genannt. „La Rotonda oder das Landhaus des Marquis von Capra liegt eine Meile vor der Stadt und ist gleichfalls von Palladio angegeben. Jede von den vier Seiten des Gebäudes hat eine besondere Treppe und eine Kolonnade von sechs ionischen Säulen auf einem fortlaufenden Fuß, welche einen Giebel trägt. Das Gebäude sieht von außen einer Kirche ähnlich. In das unterste Stockwerk geht man vermittelst Thüren, welche in der Mitte der Treppen angebracht sind. Im ersten Stockwerke ist ein runder Saal angelegt mit vier Arten von Galerien, welche zu den Kolonnaden führen und mit zum Saale gehören, weil sie keine Thüren haben. Der Saal ist mit dorischen Säulen vermalt, und oben geht eine Galerie umher. Das Gewölbe ist in Felder mit Gemälden und Nischen abgetheilt. Die Gemälde stellen Tugenden vor, die untersten Gottheiten. Fiamingo hat diese Freskomalereien verfertigt. Die Zeichnung ist nicht gar zu richtig, das Kolorit aber ziemlich kräftig und hat viel vom Paul Veronese. Die Verzierungen fallen etwas schwer und plump aus." Volkmann, III. 748. — In der Inschrift (S. 48) bezeichnet magna via die Straße nach Venedig. Bei dum sustinet ac abstinet könnte man denken, daß der Wahlspruch des Besitzers gewesen: Sustine ac abstine. — Den 22sten schrieb G. in sein Tagebuch: „Ich war lange Willens, Verona oder Vicenz dem Mignon[1]) zum Vaterland zu geben; aber es ist ohne allen Zweifel Vicenz. Ich muß darum auch einige Tage länger hier bleiben." So hatte der Reiz von Vicenza selbst die ihn nach Rom treibende Ungeduld überwunden. — Auch dieses erlebt zu haben (S. 49), einer solchen akademischen Sitzung von Italiänern beigewohnt zu haben. — Den 23sten. Tiene (S. 50) am Bachiglione, 4 Miglien südwestlich von Breganze. In Vicenza selbst finden wir einen Palazzo Tiene, jetzt Banca popolare. Den Bau des Schlosses nach einem vorgefundenen ältern Entwurfe leitete vielleicht Scamozzi. — Die Vicentiner. Daß die Vicentiner für rachsüchtig galten, wie Volkmann (III. 747) mit Bezug auf das Sprichwort: Vincentini

[1]) Noch in der ersten Ausgabe von „Wilhelm Meister's Lehrjahren" steht immer „der Mignon".

assassini bemerkt, übergeht G., wie auch das Veronesische Wort: Vincentini cani gatti, das die Vicentiner mit: Veronesi mezzi matti erwiderten. — Die Frauen (S. 50). „Das andere Geschlecht ist in Vicenza schön und hat vornehmlich eine frische, blühende Gesichtsfarbe. Die Weiber von niedrigem Stande haben ein artiges Ansehen und tragen gemeiniglich Strohhüte. Einige durchflechten ihre Haare auch mit Bändern und stecken eine Blume auf den Kopf, was ihnen artig steht." Volkmann, III. 747. — Eine schwarzlockige Sorte. Sie schwebte ihm bei Mignon vor, von der es bei ihrem ersten Auftreten heißt: „Lange schwarze Haare waren in Locken und Zöpfen um den Kopf gekräuselt und gewunden", und sie wirft Wilhelm einen „scharfen, schwarzen" Seitenblick zu.

Vom 23sten bis 25sten erhalten wir keine einzige Aufzeichnung. Hier ist Vieles gestrichen. Ein paar Aeußerungen dieser Tage, die Riemer ausgezogen, habe ich schon im Jahre 1854 mitgetheilt. Unter dem 23sten bemerkte er: „Ich schreibe nun an meiner „Iphigenie" ab; das nimmt mir manche Stunde, und doch giebt mir's unter dem fremden Volke, unter den neuen Gegenständen ein gewisses Eigenthümliches und ein Rückgefühl ins Vaterland. Meine angefangene Zueignung ans deutsche Publikum werfe ich ganz weg und mache eine neue, sobald die „Iphigenie" fertig ist." Tags darauf schrieb er: „Es geht immer den alten Weg. Früh wird an der „Iphigenie" gearbeitet, und ich hoffe, sie soll Euch freuen, da sie unter diesem Himmel reif geworden, wo man den ganzen Tag nicht an seinen Körper denkt, sondern wo es Einem gleich wohl ist. Gestern ging ich mit dem Stück auf dem Campo Marzo [vor der Stadt, einem am Abend belebten Spaziergang] und sah am Berge gegenüber ein paar artige Gegenstände; ich zeichnete sie geschwind auf das vordere und hintere weiße Blatt des Stücks, und Du erhältst sie mit diesem. Viele hundert, ja tausend dieser Blättchen könnte man im Bezirk einer Stunde hier zeichnen; ich darf mich nur jetzt nicht darauf einlassen." Die Freundin übte sich selbst in landschaftlichen Zeichnungen, und G. hatte sie oft mit eigenen Versuchen von seinen Ausflügen erfreut. Auch aus Italien wird er ihr Manches dieser Art geschickt, wol auch dem Tagebuche Einiges beigelegt haben. Ohne Zweifel hatte er auch „eine Iphigenie von griechischem Marmor, welche man bei den Dominikanern sieht", deren Volkmann (III. 745) gedenkt, nicht unbeachtet gelassen. Von Kirchen, Gemälden und Bildwerken in Vicenza fehlt jetzt jede

Andeutung. Von hier nahm G. Kalk- und Basaltsteine, auch eine Lavaart mit. Vgl. S. 568.

20. Fahrt nach Padua und Aufenthalt daselbst (S. 50—55). „Von Padua bis Vicenza werden 18 Meilen gerechnet; der Weg geht durch ein fruchtbares, ebenes Thal." Volkmann, III. 738. Anziehend ist es, mit G.'s Schilderung des Eindruckes, den Padua auf ihn gemacht, Stolberg's Bericht seines Besuches (Werke, IX. 413 f.) zu vergleichen. — Vom Observatorium (S. 51), der Universität; G. liebte es, gleich von dem höchsten Punkt sich eine Uebersicht der Stadt zu verschaffen. Vgl. S. 625f. — Ohne eine Spur von Erhöhung. Die Stadt liegt in völliger Ebene am Bacchiglione; sie bildet in Folge der Umwallungen von 1509 die Gestalt eines Dreiecks. — Konsul Smith. Seinen in Venedig erschienenen Nachdruck der ächten Ausgabe von Palladio setzt Ebert, der den Veranstalter nicht nennt, zwischen 1770 und 1780. Die erste Ausgabe, welche wegen der guten Abdrücke der auch zu den spätern verwandten Holzschnitte besonders geschätzt wird, erschien zu Venedig 1570 in zwei Bänden, von denen der erste: I due libri dell' antichità, der andere: I due libri dell' architettura betitelt war, dann aber auch noch in demselben Jahre als ein Band: I quatro libri dell' architettura. Des Grabes von Smith auf dem Lido zu Venedig gedenkt G. am 8. Oktober (S. 81). — Steht zwischen ionischen Säulen (S. 52), in der Kirche San Antonio. Schon Volkmann gedenkt (III. 711) des marmornen Brustbildes des Kardinals Bembo von Cataneo aus Carrara, ohne die Inschrift anzuführen. Die Kirche, in welcher der heilige Antonius von Padua begraben liegt, erwähnt Mephistopheles im „Faust". — Das Universitätsgebäude, „il Bo genannt, ist von einer majestätischen Bauart", Volkmann, III. 723. Der stattliche Bau fällt 1493—1552. — Als Studiosus deutscher Akademien. Man erinnert sich dabei der Klage des akademischen Schülers im „Faust". — Das anatomische Theater, 1594 errichtet, bezeichnet Volkmann (III. 724) als „klein und finster". — Der botanische Garten wird genau von Volkmann (III. 726 ff.) beschrieben, der des Ueberbauens im Winter nicht gedenkt. Der Gärtner, nicht der auch hier wohnende Professor der Botanik, hatte dies G. mitgetheilt. Vgl. G.'s Bericht in der „Geschichte meines botanischen Studiums", Werke, Bd. XXXIII. S. 70 f. Auch Stolberg rühmt (IX. 417 f.) den Garten als den schönsten

in Italien. „Nirgends sah ich die Mimosa, die Bignonia Catalpa, den Tulpenbaum, die Staphylaea pinnata (Prinzennußbaum) so groß als in diesem Garten." Vgl. Ludwig Foglar, „Die Goethepalme zu Padua"-in Gutzkow's „Unterhaltungen am häuslichen Herde", V (1860). Nr. 23. — Der große Platz (S. 53), jetzt Piazza Vittorio Emmanuele, vor der Kirche Santa Giustina, soll der Campus Martius gewesen sein; nach Andern stand hier das alte Theater. Vgl. Volkmann, III. 715 f. Man feierte hier früher an diesem Tage durch ein Wettrennen die Befreiung der Stadt von dem Tyrannen Ezzelino. Wenn Niebuhr klagt (Lebensnachrichten, II. 290), G. sehe in Padua nicht die Kapelle der Annunziata, sondern gefalle sich auf dem weiten sumpfigen, mit Statuen, die so erbärmlich seien, daß sie in der Peterskirche stehen könnten, staffirten Platz, so schmäht er leidenschaftlich den geschichtlich denkwürdigen Platz und übersieht, daß in G.'s Tagebuch bei der späteren Redaktion Vieles ausgefallen ist. Seine Herabsetzung der Kirche Santa Giustina kann G.'s gemüthlicher Neigung zu dem prachtvollen Tempel nicht zum Vorwurf gereichen. — Fiera, Jahrmarktshalle. Auf der Westseite des Platzes errichtete man 1863 eine Halle im gothischen Stile. — Ueber Gustav Adolph's Besuch der Universität ward viel gestritten. — Die Statuen von Petrarca und Galilei sind von Danieletti, der auch die des Livius lieferte; auch Ariosto und Tasso stehen hier. — Eine völlige Vergangenheit, da die Blüthezeit der Universität, wo man von allen Seiten hierher zusammenströmte, vorüber war. — In dem Versammlungsorte einer Brüderschaft (S. 54). „La Scuola del Santo ist ein Bethaus einer Brüderschaft über der Kirche [San Antonio], worin sechzehn merkwürdige Gemälde anzutreffen sind. Das vierte auf der rechten Seite und das sechste und siebente zur Linken sind Freskomalereien von Tizian. Sie stellen Mirakel des heiligen Antonius vor und brachten den Tizian in solchen Ruf, daß der Rath zu Venedig ihm den Saal des großen Raths zu malen auftrug, welcher durch das Feuer verdorben worden. Es giebt einige gute Köpfe in diesem Stücke; sie sind aber etwas hart." Hierauf beschränken sich die Bemerkungen von Volkmann, III. 713. Vgl. die Angabe der sechzehn Bilder bei Gsell-Fels. — Sah ich. G. sagt nicht, wo er diese gesehen. — Piazzetta. Vgl. Werke, Bd. XX. S. 108, 216, 321; Meyer, „Entwurf einer Kunstgeschichte des achtzehnten Jahrhunderts" in G.'s Schrift

„Winckelmann und sein Jahrhundert", S. 240. — In der Kirche der Eremitaner (S. 54). „Der Eremitaner oder der Augustiner ihre Kirche ist den Aposteln Philippus und Jakobus gewidmet. Die Kapelle des rechten Kreuzganges hat Freskomalereien von Andreas Mantegna. Sie sind zwar gothisch und sehr maniert, doch ist auch viel Natürliches und eine gute Perspektiv in der Architektur der Hintergründe." Volkmann. Später hat G. Mantegna's „Triumphzug Cäsar's" mit eingehender Würdigung seines Talents besprochen (Werke, Bd. XXVIII. S. 482ff.). — Der Audienzsaal des Rathhauses. „Il Salone oder der Audienzsaal des Rathhauses in Padua ist vielleicht der größte Saal der Welt. Er ist 300 Fuß lang, 100 Fuß breit und inwendig ebenso hoch. Er ruht inwendig auf 90 Pilastern in der Wand. Dieser Saal wurde im Jahre 1272 angefangen, aber erst im Jahre 1306 gewölbet; im Jahre 1756 stürzte das Gewölbe bei einem Sturme ein. Der Rath zu Venedig ließ es aber durch einen geschickten Künstler, Bartholomäus Ferracino, wieder aufführen." Volkmann, III. 720, der auch manches Andere davon berichtet. Vgl. dagegen jetzt Gsell-Fels. — In der Kirche der heiligen Justina (S. 55). „Die Kirche der heiligen Giustina ist eine der herrlichsten in ganz Italien. — Andreas Riccio hat solche im Jahre 1520 nach seinen Rissen auf dem Platze eines alten Tempels der Eintracht zu bauen angefangen. Sie ist 485 Fuß lang, 108 hoch, 129 breit und in dem Kreuzgange 332 breit. Ihr Ansehen ist prächtig majestätisch und die Proportion nach den schärfsten Regeln gut gewählt." Volkmann, III. 713. Nur der ungeheuren Maßverhältnisse und der stillen Einsamkeit, die sein Gefühl sehnsüchtig erregten, gedenkt G., nicht der Denkmäler und der Gemälde der Kirche, so wenig wie er irgend etwas von der Capella Annunciata dell' Arena mit Giotto's prachtvollen Fresken sagt. Es ist hier eben Manches ausgefallen. — Einen Stein aus dem Paduanischen Gebirg, von der Art, womit sie in Venedig pflastern, brachte G. mit. Vgl. S. 568. — Nun wäre auch hier wieder einmal eingepackt. Das erste Stück des Tagebuchs hatte er geschlossen, als er auf dem Brenner zur Abreise am folgenden Tage Alles vorbereitet hatte, das zweite nach der Ankunft in Verona.

Venedig.

21. Ankunft in Venedig (S. 56—59). Venedig war die erste der drei großen Städte Italiens, die G. seit den frühesten Jugendjahren in Abbildungen und den Erzählungen

seines Vaters so wunderbar angezogen hatten. Daher die feierliche Ankündigung, daß ihm das wirklich gelungen, wonach er so lange sich gesehnt hatte, woran er aber bei dem ihm eigenen Aberglauben nicht glauben konnte, bis es zur Wirklichkeit geworden. — So oft (S. 56), wenn er in der Gesellschaft davon sprechen hörte. — Mein Vater, der im Jahre 1740 Venedig besucht hatte. Vgl. seine Briefe aus Venedig in den „Briefen aus dem Freundeskreise von Goethe, Herder, Höpfner und Merck“ (1847), S. 1 ff. — In der Königin von England, wol nicht weit vom Canal Grande. Den nahen Gasthof wird ihm der befreundete Lombarde angegeben haben; er fühlte sich aber hier wol nicht ganz behaglich, weshalb er, als er im Jahre 1790 Venedig wieder besuchte, sich einen andern wählte. — Mein Packet, das außer den Tagebüchern die vollendete „Iphigenie“ und die „Zueignung“ seiner Schriften enthalten sollte. — Ein Mensch (S. 57), wol eine in Weimar oder an einem andern der von ihm besuchten kleineren Höfe gemachte Bekanntschaft. — Die Fahrt auf der Brenta. Der Baumeister und Maler Costa gab in zwei Bänden in Abbildung und Beschreibung Le Delizie della Brenta zu Venedig in den Jahren 1750 und 1756 heraus. Man kommt bei Noventa (mit dem Palast Giovanelli), Stra (mit der prächtigen Villa Pisani), Dolo, wo man in die Brentone fährt, Mira und hinter der Schleuse del Morazano am Palast Foscari vorüber. Vgl. Stolberg, IX. 419 f. — Der große Kragen u. s. w. (S. 58). Vgl. Tasso, V. 4: „Die Pilgermuschel und den schwarzen Kittel, den langen Stab erwählst Du Dir.“ — Konventionsthaler, nach dem 20-Guldenfuße in Folge der Wiener Konvention (1753) geschlagene Thaler. — Kloster (S. 59), Santa Maria della Carità (vgl. unten S. 652 f.), auf der linken Seite des Canal Grande, wohin von dem rechten Ufer Ponte Serra führt. — Einen Dreier, einen Bajocco oder eine Gazetta. — In die Lagunen. „Fünf Miglien vor Venedig erreicht man das offene Meer und sieht die prächtige Stadt, die schwimmend aus ihm sich zu erheben scheinet.“ Stolberg. „Von Fusina an wird das Schiff durch zwei kleine Schiffe mit vier Ruderern durch die Lagunen gezogen; der Weg ist durch Stangen bezeichnet.“ Volkmann, III. 700.

22. Den 29. und 30. September (S. 59—62). Den 29sten. Auf diese Inseln geflüchtet. „Um das Jahr 421 wurde die Insel Rialto von Padua aus bevölkert. Die Haupt-